# Arioſt's
# raſender Roland.

Neu überſetzt

von

**Hermann Kurtz.**

Erſtes Bändchen.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1840

An [illegible]

[illegible]

# Lodovico Arioſto.

Der Dichter des raſenden Roland wurde den 8. September 1474 zu Reggio, wo ſein Vater Kommandant der Citadelle war, im Hauſe Malaguzzi, aus dem ſeine Mutter, Daria, ſtammte, geboren. Lodovico Giovanni war unter fünf Brüdern und eben ſo vielen Schweſtern das erſtgeborne Kind; ſeine Jugend war, wie das bei wohlgebornen Söhnen häufiger der Fall iſt als bei Kindern geringerer Herkunft, nicht die heiterſte: Niccolo Arioſto, ein ferrareſiſcher Edelmann von altem guten Adel und dem regierenden Haus Eſte verwandt, war ein harter, ſtrenger Mann, und die durchgreifende Härte, wodurch er ſpäter ſeine Statthalterſchaft in der Romagna einbüßte, hätte dem jungen Ludwig das Leben völlig verbittern müſſen, wenn ihm nicht die Natur das Gepräge des wahren dichteriſchen Talents, eine unverwüſtliche Heiterkeit, geſchenkt hätte. Er beſuchte die öffentliche Schule in Ferrara und zeigte daſelbſt in frühſter Jugend bewundernswürdige Gaben; beſondern Beifall fand eine lateiniſche Rede, die er bei Eröffnung ſeiner Studien hielt. Zugleich erwachte das dramatiſche Talent in ihm, die erſte Form, in welcher ſich die Poeſie an Kindern zu offenbaren pflegt: er verfertigte kleine Schauſpiele, und wenn die Eltern ausgegangen waren, ſo bekleidete er ſeine kleinen Brüder und Schweſtern mit den nächſten beſten Lappen, die er auftreiben konnte, und ließ ſie ſeinen Dialog recitiren; das erſte Stück dieſer Art war Pyramus und Thisbe.

Im ſechszehnten Jahre zeigte ſich ihm der Ernſt des Lebens in Geſtalt des Corpus juris, das ihm der Vater in die Hände gab, der ihn, wie er in einer ſeiner Satyren, an Bembo, ſagt, nicht nur mit Sporen, ſondern mit Spießen und Lanzen in Text und Gloſſen hineintrieb und ihn fünf Jahre lang mit ſolchen Narrheiten beſchäftigte. Aber die Muſe beſchlich ihn auch über Juſtinian, und er ſchrieb um dieſe Zeit zwei Komödien, Caſſaria und die Unterſchobenen, in Proſa, welche er ſpäter in versi sdruccioli umarbeitete. Von der heitern Geiſtesfreiheit, welche dieſe Dichtungen gebar, gibt die folgende vielerzählte Anekdote Zeugniß: Der Vater hielt ihm einſt — vielleicht hatte er ihn über ſeinen Allotrien ertappt, oder war es ein anderer Anlaß — eine derbe und lange Strafrede, welche Ludwig mit geſpannter Aufmerkſamkeit anhörte, ohne ein Wort zu entgegnen. Nachdem ſich der Vater entfernt hatte, ging ihm ſein Bruder Gabriel, durch ſeine ſcheinbare Hülfloſigkeit herausgefordert, nun ſeinerſeits ebenfalls zu Leibe, aber Ludwig wußte ſich ſo glänzend zu rechtfertigen, daß ihn der Bruder fragte, warum er das nicht dem Vater geantwortet habe. Er ſei, verſetzte Ludwig, ſo eben ſtark mit ſeiner Caſſaria beſchäftigt geweſen, und habe für ſeinen Helden Erophilo, der ſich ganz im nämlichen Fall wie er befinde, einer väterlichen Strafrede bedurft, ſo daß ihm dieſe Studie ſehr willkommen geweſen ſei, und er vor lauter Aufmerkſamkeit vergeſſen habe ſich zu rechtfertigen. — Man denkt hier an Tieck zur Zeit ſeiner Ariſtophaniſchen Luſtſpiele, der von ſich ſagt, alle Geſtalten der Wirklichkeit, die ihn ſonſt ärgern oder quälen konnten, hätten ſich ihm damals in Geſtalten der komiſchen Muſe umgeſetzt.

Arioſt's Jugend fiel in eine gährende Zeit: philoſophiſche und religiöſe Revolutionen bereiteten ſich vor, und eine neue Religion errichtete ihre Altäre in der ganzen civiliſirten Welt, die Religion des Schönen, durch die aus dem eroberten Konſtantinopel fliehenden Griechen verbreitet. Daher waren es vornämlich die alten Klaſſiker, welche den griechiſchen Kaiſer von Ludwig's Studirpult vertrieben — ſeine Luſtſpiele ſind in der Form der lateiniſchen Komödien geſchrieben — und endlich ſogar die Strenge des unbeugſamen Vaters zu brechen im Stande waren. Als dieſer alle ſeine Bemühungen, den Sohn bei der Rechtswiſſenſchaft feſtzuhalten, für fruchtlos erkannte, ſetzte er ihn in Freiheit und überließ ihn ſeinen Neigungen. Jetzt ergab ſich Ludwig mit verdoppeltem Eifer ſeinen humaniſtiſchen Studien unter der Leitung Gregorio's von Spoleto, namentlich beſchäftigte er ſich mit den lateiniſchen Dichtern ſo liebevoll, daß er durch Entdeckung noch unbekannter Feinheiten und kunſtreicher Wendungen und durch Erklärung dunkler Stellen ſich am römiſchen Hof unter Leo X. große Ehre und Zuneigung erwarb. So verlebte er, ganz der Poeſie gewidmet, einige glückliche Jahre, theils im Hauſe ſeiner Eltern, theils in einer reizenden Villa bei Reggio, als Gaſt des ihm verwandten Hauſes Malaguzzi.

Aber dieſe ſchöne Zeit ging unverhofft zu Ende: der erſte Stoß, den er erlitt, war der Verluſt ſeines Lehrers Gregorio, der im Jahr 1499 die Herzogin Iſabella von Mailand nebſt ihrem Sohn in die Gefangenſchaft nach Frankreich begleitete, und ein Jahr darauf ſetzte der Tod ſeines Vaters ſeinem ſorgenfreien Leben ein Ziel. Doch entſtanden neben den Geſchäften, welche dieſes Ereigniß dem ſechsundzwanzigjährigen Dichter auflud — Ordnung der häuslichen Angelegenheiten, Sorge für Mutter, Brüder und Schweſtern — ſehr viele ſeiner lyriſchen Gedichte in italieniſcher und lateiniſcher Sprache.

Ungefähr um's Jahr 1503 wurde er den Prinzen des Hauſes Eſte bekannt, und der Kardinal Hippolyt, den wir in ſeinem Heldengedichte ſo vielfach gefeiert finden, nahm ihn in ſeine Dienſte. Arioſt hätte vielleicht glorioſer und pathetiſcher auftreten müſſen, um eine Stellung an dieſem Hofe zu erlangen, wie ſie ſpäter Taſſo, aber nicht zu ſeinem Glücke, fand. Der Kardinal, ein geiſtreicher, ſelbſtſüchtiger Staatsmann, ſpielte bei dem beſcheidenen Dichter die Rolle ſeines Vaters fort und hielt ihn ſtreng an Geſchäfte, die ihm ihrer Natur nach wenig zuſagen konnten. Für die Poeſie hatte er Sinn, ſo weit ſie zur Dekoration ſeines Hofes diente, und während er vielleicht gegen andere Fürſten ſeines Dichters ſich rühmte, ſagte er zu Hauſe, es wäre ihm lieber, wenn Meiſter Ludwig arbeitete, ſtatt Bücher zu ſchreiben. Die Dienſte, die man von ihm verlangte, ſcheinen ſehr verſchiedener Art geweſen zu ſein, daher auch ſeine Biographen nicht ganz mit einander einig ſind: der eine nennt ihn nicht ſonderlich tüchtig und gewandt in ſeinen öffentlichen Verrichtungen, der andere widerlegt dieſe Angabe mit den ehrenvollen Aufträgen, die ihm zu Theil wurden. Und gewiß iſt es, daß ihm der Kardinal zwei wichtige Sendungen nach Rom, an Julius II., anvertraut hat. Die erſte war im December 1509: Hippolyt und ſein Bruder, der regierende Herzog Alphons, waren hart von den Venetianern bedrängt, und Arioſt ſollte den Pabſt um Geld und Hülfstruppen bitten; dieſer war wenig dazu geneigt, obgleich er ſich im Sommer dieſes Jahres durch den Beitritt zur Liga von Cambray dazu verbindlich gemacht hatte; aber die eindringliche Beredſamkeit des Dichters ſiegte über „dieſe ungelehrige Seele“, wie der Biograph ſich ausdrückt, und Arioſt kehrte wohlverrichteter Dinge nach Ferrara zurück, wo ihm inzwiſchen der Kardinal durch den glänzenden Sieg auf dem Po ſein ganzes Verdienſt entriſſen hatte. Um die Zeit dieſer erſten Sendung ſcheint es geweſen zu ſein, daß unſer Dichter in ritterlichem Muthe nebſt einigen andern Edelleuten dem Feind ein wohlbemanntes Proviantſchiff abnahm. Indeſſen war Julius II. öffentlich von ſeinen Verbündeten abgefallen, und wüthete gegen die Fürſten von Eſte, die den Verträgen treu zu bleiben wagten; er ſchleuderte den Bannſtrahl gegen ſie, und unter dieſen bedenklichen Ausſichten ging Arioſt, denn kein anderer Hofmann wollte es wagen, im Sommer 1510 zum zweitenmal als Geſandter nach Rom, um „dieſe Beſtie von Pabſt“, mit Benvenuto Cellini geſprochen, zu beſänftigen; der Auftrag war doppelt gefährlich, denn die Straßen waren unſicher, und in Rom erwartete ihn nichts Gutes. Auch gerieth der Pabſt bei ſeinem Anblick in die furchtbarſte Wuth, er wollte ihn in die Tiber werfen laſſen, und der Dichter, dem bei dieſer Studie zum raſenden Roland doch etwas bange geworden ſein mag, reiste eilig und heimlich von Rom wieder ab. Anſpielungen auf dieſe Ereigniſſe finden ſich in ſeinem Epos, im dritten und zu Anfang des vierzigſten Geſangs.

Fragt man nun, womit der Kardinal den geiſtreichen Mann bei andern als ſo außerordentlichen Gelegenheiten betraut haben möge, und liest man in ſeinen Satyren, er würde von ſeinem Herrn für die gemeinſten Bedienten- und Küchendienſte mehr Dank erhalten haben, als für die Ueberreichung ſeines Gedichts, ſo laſſen ſich die widerſprechenden Behauptungen ſeiner Biographen gar wohl vereinigen: in einem ſo kleinen Hofhalte, zumal bei willkührlicher Beſetzung der Aemter, unter einem Herrn, der für Niemanden als ſich ſelbſt verſchwenderiſch war, mochte es hergehen wie bei einem kleinen Theater, wo ein Schauſpieler neben ſeiner Hauptrolle noch einige Nebenrollen ſpielen muß. Wenn nun zum Beiſpiel eine dieſer Nebenrollen des römiſchen Geſandten Küchenſchreiberei geweſen wäre, ſo würde es ihm nicht eben ſehr zur Schande gereichen, in ſolchen „öffentlichen Verrichtungen nicht ſonderlich tüchtig und gewandt“ geheißen zu werden. Nach einer ſeiner Satyren, die er bei der Trennung von Hippolyt an ſeinen Bruder Aleſſandro und Lodovico da Bagno richtete, ſcheint ſeine jährliche Beſoldung in 75 Scudi beſtanden zu haben, die er ungern und unregelmäßig ausbezahlt erhielt.

Inzwiſchen hatte er, etwa im Jahr 1505, ſeinen

Roland begonnen, dieſes holde Labyrinth von Laune, Leidenſchaft, Muthwillen und Weisheit, in welchem uns alle Ergebniſſe eines Menſchenlebens begegnen, allegoriſche Geſtalten und doch dabei Geſchöpfe einer poetiſchen Wirklichkeit. Ein reiches Leben voll Anſchauungen des menſchlichen Treibens an Höfen und im Volk, in Krieg und Frieden, hatte ihm die Farben dazu geliefert, den Grundgedanken gab ihm ein mäßiger, edler Sinn, der, ſüßen Täuſchungen nicht abhold, doch unbeſtechlich der Wahrheit opferte. Den Stoff endlich überkam er von Bojardo, deſſen Orlando innamorato damals in friſcher Wirkung war und den er fortzuſetzen beſchloß, nachdem er ſchon früher mit großer Vorliebe die alten ſpaniſchen und franzöſiſchen Romanzen übertragen hatte und durchaus in jenen Sagenkreiſen einheimiſch war. Er begann ſein Gedicht in Terzinen, ging aber bald zu der ihm mehr zuſagenden Versart der Ottaven über, und nach beinahe eilf Jahren oft unterbrochener Arbeit glaubte er damit ſo weit zu ſein, daß er ſich zum Druck entſchließen konnte. Es waren vierzig Geſänge, die im Jahr 1516 erſchienen. — Wenn man bedenkt, daß Luther ein Jahr darauf ſeine Theſen an die Kirche in Wittenberg anſchlug, ſo ſieht man freilich, welche tiefe und unausgleichbare Trennung zwiſchen Teutſchland und Italien eingeriſſen war. — Im Oktober 1532 erſchien die Ausgabe letzter Hand, faſt ganz umgearbeitet und mit den ſechs letzten Geſängen bereichert: er hatte, wie Giraldi erzählt, ſein Gedicht nicht nur den bedeutendſten Gelehrten Italiens zur Prüfung mitgetheilt, ſondern es auch, nach Art des Apelles, in einem Saale ſeines Hauſes aufgelegt, wo Jedermann Zutritt und freies Urtheil hatte.

Der vorzüglichſte Schmuck ſeines Werkes ſollte die Verherrlichung des Hauſes Eſte und beſonders des Kardinals, ſeines Gönners, ſein. Wenn man nicht die Verblendung der Dichter kennte, ſo müßte man es unbegreiflich finden, wie er ſich eilf Jahre lang über den Erfolg, den er bei Hippolyt erwartete, täuſchen konnte. Man hat Arioſten die Schmeicheleien, wovon ſein Gedicht allerdings voll iſt, zum Vorwurf gemacht, aber einestheils darf man getroſt annehmen, daß der gerecht und lebhaft fühlende Dichter, auch beim Gefühl perſönlicher Zurückſetzung, von der Großheit ſeines Gönners, namentlich wie ſie in den Waffenthaten der Jahre 1509 und 1510 ſich offenbarte, wirklich begeiſtert war, anderntheils muß man bedenken, daß die Huldigungen der ältern Poeſie ihren Kanzleiſtyl hatten, dem ſich Niemand entziehen konnte, und der weder vom Geber noch vom Empfänger ſo ernſtlich gemeint war. Nimmt es doch ein rechtſchaffener, unabhängig denkender Mann auch nicht ſo genau, wenn er ſich für den gehorſamen Diener des nächſten beſten Vorübergehenden bekennt.

Aber wenn der Dichter bis dahin jede Verkennung und Herabwürdigung mit Gleichmuth ertragen zu haben ſcheint, ſo konnte er jetzt ſeinem Herrn die kalte ſchnöde Aufnahme, die ſein Gedicht bei ihm fand, nicht vergeben. Der Kardinal ſcheint es geradezu als einen Zeitverderb behandelt zu haben; bekannt iſt die Sage, er habe, nachdem er ein wenig darin geblättert, Arioſten ſpöttiſch gefragt: Meiſter Ludwig, wo habt Ihr alle die Narrenspoſſen her? —

Von nun an begann ſein Verhältniß zum Kardinal locker zu werden, und als dieſer im Jahr 1517 nach Ungarn in ſein Erzbisthum abging und den Dichter mitnehmen wollte, entſchuldigte ſich dieſer mit dem Zuſtand ſeiner Geſundheit — er litt häufig am Katarrh — und mit der Sorge für ſeine Familie; den Zorn und die Ungnade Hippolyt's erwiderte er mit der oben erwähnten Satyre, die er ſeinem Bruder und Freunde, die in des Kardinals Gefolge waren, nach Ungarn nachſandte. Doch ſcheint er bis zu deſſen Tode, der im Jahr 1520 erfolgte, für ſeinen Diener gegolten zu haben, auch muß angeführt werden, daß er mit der Gnade des Kardinals ſeine Rente nicht verlor. Pigna verſichert, der Kardinal würde ſich beſänftigt haben, wenn nicht Einflüſterungen übelgeſinnter Menſchen in ſeinem Gefolge ſeinen Zorn von Neuem angeſchürt hätten.

Bald jedoch nach der Abreiſe des Kardinals finden wir den Dichter in Dienſten ſeines Bruders, des Herzogs Alphons von Ferrara, der ihn zur Entſchädigung für dieſen halben Verluſt ſeiner Stelle unter ſein adliges Gefolge nahm. Drei Jahre lang konnte er in dieſem Dienſte mit ungeſtörter Muſe ſeinen Studien obliegen, da der Herzog ſelten die Stadt verließ; auch war das perſönliche Verhältniß zu dieſem edlen, gebildeten und humanen Fürſten durchaus ſeinen Wünſchen und Neigungen angemeſſen. Aber auch Alphons ſcheint ſo wenig wie ſein Bruder auf die irdiſchen Bedürfniſſe ſeines Dichters Rückſicht genommen zu haben. Meiſter Ludwig befand ſich um jene Zeit in vielfacher Bedrängniß: von dem ſchmalen väterlichen Vermögen war nach der Theilung unter eine zahlreiche Familie wenig auf ihn übergegangen; einige Güter, die er geerbt hatte, verwickelten ihn in einen Prozeß mit dem herzoglichen Fiscus, und die Einkünfte, die er von ſeinem Fürſten genoß, waren nicht baar, ſondern beſtanden in Anweiſungen auf Zölle, auf die mailändiſche Kanzlei u. dgl., unſichere Quellen, die, abgerechnet davon, daß ſie ſehr dürftig floßen, jeden Augenblick, theils bei den Kriegen in der Lombardie, theils bei den Veränderungen in der Verwaltung, z. B. wenn Zölle aufgehoben wurden, ausblieben.

Gereizt durch alle dieſe Unannehmlichkeiten ging er endlich den Herzog um eine entſchiedene Aenderung ſeiner Lage an, und ſtellte ihm frei, entweder ernſtlich für ihn zu ſorgen oder ihn zu entlaſſen. Der Erfolg dieſer Bitte, ſo ehrenvoll er war, entſprach ſeinen Abſichten keineswegs. Der Herzog ernannte ihn auf drei Jahre zum Statthalter der kleinen Provinz Garfagnana, welche, aus dem Beſitz des Hauſes Eſte in die Gewalt des Pabſtes gekommen, ſich nach Leo's X. Tode empört und wieder zu Ferrara geſchlagen hatte. Hier hatte er von 1522 an in den Gebirgen zwiſchen Modena, Lucca und Maſſa einen harten Stand mit dem wilden, an kein Geſetz gewöhnten Gebirgsvolk, ſchlug aber doch während dieſer Zeit den Auftrag, der ihm nach der Wahl Clemens des VII. zum Pabſte wurde, als herzoglicher Geſandter in Rom zu wohnen, aus, und zog es vor, im Vaterlande zu bleiben. Man darf wohl auch die Ausbrüche von Unzufriedenheit, wovon ſeine Satyren zeugen, mehr einer augenblicklichen Mißſtimmung zuſchreiben. Wenn ſich z. B. der Dichter in einer aus der Garfagnana an Sigismund Malaguzzi gerichteten Satyre, worin er ſich wehmüthig jener ſchönen Tage zu Reggio erinnert, ganz unfähig zur Verwaltung einer ſo ſtürmiſchen Landſchaft nennt, ſo wird dagegen von andern Seiten verſichert, daß er ſeinem Auftrag auf's Vollkommenſte genügt, Ruhe und geſetzliche Ordnung daſelbſt wiederhergeſtellt, und ſich ſowohl die Zuneigung ſeiner Untergebenen als die Zufriedenheit des Herzogs erworben habe. Hieher gehört auch die oft wiederholte Anekdote: Als er mit einem Gefolge von ſechs oder ſieben Pferden in ſeine Statthalterſchaft kam, begegnete er bei Rodea einem bewaffneten Haufen, an dem er nicht ohne Beſorgniß vorüber ritt, da dieſe Berge von räuberiſchen Horden voll waren, die ſich unter zwei Todfeinden, Domenico Morotto und Philippo Pacchione, befehdeten. Als er einen Steinwurf von ihnen entfernt war, fragte der Hauptmann der Bande den nachreitenden Diener, wer der Herr wäre, und als ihm dieſer antwortete: Lodovico Arioſto! ſo lief er ihm, wie er war, mit Küraß und Säbel nach; der Dichter ahnte nichts Gutes, jener aber begrüßte ihn ehrerbietig, gab ſich ihm als Philippo Pacchione zu erkennen, bat ihn um Verzeihung, daß er ihn habe ſo vorüberreiten laſſen, und nachdem er den berühmten Dichter von Angeſicht geſehen, beurlaubte er ſich unter demüthigen Einladungen von ihm.

Nach dieſen drei letzten Prüfungsjahren genoß er den Abend ſeines Lebens in der freundlichſten Lage. Den erſten Grund zu dem innigen Einverſtändniß mit Alphons legten deſſen dramatiſche Neigungen. Nach der Rückkehr des Dichters aus der Garfagnana kam die lateiniſche Komödie im herzoglichen Palaſte zu hohen Ehren, auch Arioſt ſuchte die vier Luſtſpiele, die er geſchrieben, wieder hervor und begann ein fünftes, das er aber nicht vollendete. Aus dem Statthalter wurde jetzt ein Theaterdirektor; unter ſeiner Leitung entſtand ein prachtvoller Theaterſaal im Palaſte, wo ſeine Ueberſetzungen des Plautus und Terenz nebſt ſeinen eignen Stücken mit großem Beifall aufgeführt wurden; ja, Prinz Francesco, der zweite Sohn des Herzogs, trat im Jahr 1528 als Prologus in einem derſelben auf.

Von nun an war Meiſter Ludwig der unzertrennliche Genoſſe des Herzogs, der ihn täglich lieber gewann und unter ſeinen vertrauteſten Freunden, von jedem Hofdienſt befreit, um ſich hatte. Außerdem war er in ganz Italien gefeiert und mit allen literariſchen Berühmtheiten ſeiner Zeit in freundſchaftlicher Verbindung; doch fehlte es dem Licht auch hier nicht an Schatten, denn mehrere jener Gelehrten, deren er im letzten Geſang ſeines Gedichtes namentlich erwähnt, fühlten ſich, ſei es durch die Art, wie er ihrer Erwähnung that, oder durch die Sparſamkeit des Lobes, höchlich beleidigt. — Die größten Fürſten Europa's wetteiferten, ihm ihre Achtung zu bezeigen, vor allen die Mediceer, Leo X., die Kardinäle Gonzaga, Farneſe, Salviati, Bibiena, Campeggi; der Marcheſe del Vaſto, der ihm einen Jahrgehalt von hundert Golddukaten ausſetzte; der Hof von Urbino, der immer großen Männern offen ſtand; Fürſten und Könige luden ihn vergebens an ihren Hof; Kaiſer Karl V., als er 1532 in Mantua war, erwies ihm die höchſten Ehrenbezeugungen, wenn es auch nicht ganz verbürgt iſt, daß er ihm mit eigner Hand den Lorbeer auf's Haupt gedrückt haben ſoll.

Nach einem ſo reichen Leben war es ihm eben noch vergönnt, die letzte Ausgabe ſeines Roland beendigt zu ſehen, als ihn eine Krankheit ergriff, von der er nicht wieder erſtand. Die Aerzte ſcheinen, nach Pigna, ein Halsgeſchwür, an dem er litt, mit ätzenden Waſſern behandelt zu haben; mit dieſen verdarben ſie ihm den Magen, und die Mittel, die ſie gegen dieſes neue Uebel anwandten, zogen ihm die Schwindſucht zu. In der vorletzten Nacht des Jahres 1532, erzählt Pigna, in derſelben Nacht, wo ſeine Krankheit ſich auffallend verſchlimmerte und zuerſt für unheilbar erkannt wurde, geriethen die Buden am herzoglichen Palaſt in Brand, ſteckten mehrere Gebäude deſſelben an, und unter dieſen brannte auch der Theaterſaal ab, in welchem die Gebilde ſeiner komiſchen Muſe Leben und Darſtellung gefunden hatten. Seine Krankheit dauerte bis zum 6. Juni 1533, an deſſen Abend er, nicht ganz neunundfünfzig Jahre alt, verſchied.

Seine edle Geſinnung und ſeine freundlichen Sitten hat ſein Bruder Gabriel in ſchönen lateiniſchen Verſen beſchrieben und alle ſeine Zeitgenoſſen ſtimmen mit dieſer Schilderung überein. Er war nach ihrem Zeugniß leutſelig, aufrichtig, rechtſchaffen, beſcheiden, voll Achtung gegen Jedermann, gerecht, ſanft, gefällig, mäßig im Ehrgeiz, ein Freund von anſtändigem Reichthum, ein Feind aller Ehren, die durch Sclaverei erkauft werden müſſen, nüchtern, koſtbaren Mahlzeiten abgeneigt, behutſam, ſcharfſinnig, aufgeweckt und doch der Einſamkeit und Betrachtung hold, ein

Mann von ſparſamen, aber gewiegten Worten, feind allem Müßiggang, leerem Gepräng und höfiſcher Schmeichelei, ſeinem Vaterland innig ergeben, anhänglich an ſeine Fürſten und ein treuer Freund ſeiner Freunde. Ein Mann voll Witz und Laune, lachte er doch nicht öfter, als es einem ernſthaften Mann gebührt; man ſieht aus dieſem Zuge, daß er, ein ächter Dichter, ſprach wie er ſchrieb. Der anſtändige Ernſt, mit dem er ſeine launigen Einfälle maskirte, war beſonders nach dem Geſchmack des Herzogs, der ihn auf ſeinen kleinen Reiſen und überall mit ſich nahm. Am liebenswürdigſten war er bei kleinen freundſchaftlichen Gelagen.

Arioſt war eine hohe Geſtalt mit ausdrucksvollem, hagerem, gelbbräunlichem Geſicht, gewölbter Stirn und ſchwarzem, krauſem Haar. Seine Augen, von hohen Brauen überwölbt, waren tiefliegend, ſchwarz und ſtrahlten von muntrem Leben. Darunter eine große gebogene Adlernaſe, ſchmale Lippen, weiße Zähne, dünner Bart um's Kinn. Ein wohlgebauter Hals, breite, etwas eingezogene Schultern, hagere Hände, ſchmale Hüften, und Beine — wie man ſie in der Regel bei Gelehrten trifft.

Ihm war das Loos zu Theil geworden, das ſich ein Dichter wünſchen mag:

Liebesgluth der ſchönſten Frauen
Und ein eigenſter Geſang.

Das Erſte, wenn man es auch nicht aus ſeinem Leben wüßte, würden ſeine Lieder ſchalkhaft genug verrathen. Doch ſind die Notizen ſparſam: Arioſt, ſo freimüthig er im Allgemeinen von ſeinen Liebesabenteuern ſpricht, ſo verſchwiegen iſt er im Einzelnen darüber. In der Venetianer Ausgabe, 4°, 1772, befindet ſich neben der Abbildung ſeines Hauſes, ſeines Lehnſtuhls, ſeiner Handſchrift, ſeines Kopfes und ſeines Grabmals auch eine ſeines Tintenfaſſes, einer ſchönen Arbeit in der Art wie die Cellini'ſchen geſchildert werden: es iſt von zwei Sphinxen getragen, und auf dem Deckel ſteht ein Amor mit zerbrochenem Bogen, der, den Finger an die Lippen legend, Stillſchweigen gebietet. — Er hat ſeine glücklichen und unglücklichen Stunden in reizenden Gedichten gefeiert. Die dauerndſte, wiewohl ſtets verheimlichte Verbindung ſchloß er im Jahr 1513 zu Florenz, wohin er häufig kam; erſt eine ſpätere Zeit hat den Namen dieſer Geliebten entdeckt: ſie hieß Aleſſandra Strozza, und war Wittwe eines edlen Ferrareſen. Schon vorher hatte er einen Sohn von einer gewiſſen Orſolina, Virginio, den er kurz vor ſeinem Tode legitimirte und zu ſeinem Haupterben einſetzte; er wurde ſpäter Kanonikus. Ein andrer, Giambatiſta, von einer unbekannten Mutter, war Hauptmann in herzoglichen Dienſten.

Virginio hat einige kurze Notizen hinterlaſſen, welche die Grundzüge zu einem ſpäter auszuführenden Leben ſeines Vaters abgeben ſollten, und worin ſich einige charakteriſtiſche Züge befinden, die in alle Biographien übergegangen ſind. Er ſchildert ihn als geſund und ſtark, bis auf einen Katarrh, den er erſt nach langen Leiden durch guten alten Wein vertrieben habe. Er ſei ein guter Fußgänger geweſen und eines Morgens von Carpi aus, in Pantoffeln ſpazieren gehend, in der Zerſtreuung bis nach Ferrara gekommen. Seine Verſe genügten ihm nie, er ſchrieb ſie hundertmal um und hatte ſich mit der letzten Ausgabe ſeines Gedichts noch lange nicht genug gethan. Daſſelbe Schickſal hatte ſein Haus, das er in ſeinen letzten Lebensjahren, obgleich er das väterliche ererbt, in einem Garten baute; er änderte beſtändig daran, war nie zufrieden, und beklagte ſich oft, daß man Häuſer nicht ſo leicht umbauen könne, wie Stanzen. Am Fries dieſes Hauſes, das in einfachem, edlem Geſchmack erbaut iſt, ſteht die ſchöne Inſchrift:

> **Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non**
> **Sordida, parta meo sed tamen aere Domus.**

Freunden, welche ihn neckten, daß er, der Erbauer von Feenpaläſten, ſich mit einem ſo einfachen Hauſe begnüge, pflegte er zu antworten, jene ſchönen Bauten hätten ihn kein Geld gekoſtet. — In ſeinem Garten ließ er die Pflanzen keine drei Monate an ihrem Platz, er ſah täglich darnach, wühlte ungeduldig in der Erde nach dem Keim, bis er ihn verdorben hatte, und da er keine Gartenkenntniſſe beſaß, ſah er das Unkraut, das an der Stelle ſeiner Sämereien aufwuchs, für die erwarteten Pflanzen an. Einmal ſäte er Kapern, ging täglich nachzuſehn und freute ſich ihres ſchönen Wachsthums, bis er ſie endlich für Hollunder erkannte. — Bücher las er in ſpätern Jahren wenig mehr. — Er aß ſehr ſchnell, immer von der nächſten Schüſſel vor ihm, ohne zu bemerken, was er aß, weil er beſtändig mit ſeinen Stanzen oder Bauten beſchäftigt war. Einſt aß er in Gedanken einem Gaſt alles weg, was für dieſen aufgetragen war, ohne ſich nachher aus den Vorwürfen ſeines Bruders ſonderlich viel zu machen. Rüben aß er beſonders gerne. Seine Zerſtreutheit bei Tafel wollte einſt ein Freund auf die Probe ſtellen, und ihm ſtatt eines Rebhuhns eine Krähe vorſetzen; aber ein launiger Zufall verhinderte es und führte den ungeſchickten Bedienten zum Nachbar.

Italien hat ſeinen Dichter den Göttlichen genannt: wer in Ferrara das prächtige Denkmal ſieht, das ihm ſein Urenkel Lodovico errichtet hat, möchte eher in die Worte jener Göthe'ſchen Grabſchrift ausbrechen:

Das iſt fürwahr ein Menſch geweſen!

---

Einer Ueberſetzung kann man kaum eine Vorrede voranſchicken: der Leſer, dem ſie vor Augen liegt, mag ſie beurtheilen. Ich will hier nur in kurzen Worten meinen Dank gegen den ehrwürdigen Gries ausſprechen, dem ich ſehr viel ſchuldig geworden bin. Ich habe ſeine Ueberſetzung häufig benützt, auch da, wo kein Reim, kaum ein Ausdruck derſelbe iſt; oft aber iſt dies der Fall, theils wo ich ſeine Ueberſetzung unverbeſſerlich fand, theils wo das Original eine gleichlautende Ueberſetzung wörtlich an die Hand gab und jede Umgehung eine bloße Eitelkeit geweſen wäre. Grieſens Verdienſt kann nur der ermeſſen, der ihm ſeinen Weg Schritt für Schritt nachgeht: wie viel war hier urbar zu machen, und wie erklärlich iſt es, wenn unebene Strecken zurückgeblieben ſind! wie leicht hat es ein Späterer nach einem ſolchen Vorgänger! Demungeachtet wird Niemand, der eine Vergleichung anſtellt, ſagen können, daß ich auf den Lorbeern meines Vorgängers ausgeruht hätte.

Deſto lebhafter aber fühl' ich, wie weit meine Ueberſetzung hinter dem Original zurückſteht: die trockene Ernſthaftigkeit dieſes Humors läßt ſich im Teutſchen wiedergeben, aber nicht das piacevole des Tons, womit er vorgetragen iſt.

Die Streckfuß'ſche Ausgabe iſt mehr für die Biographie als für die Ueberſetzung benützt, doch hie und da auch für dieſe.

Ausdrücke, wie Amuren, Courtoiſie ꝛc., welche längſt durch unſre romantiſche Poeſie eingebürgert ſind und ſich durch teutſche Ausdrücke doch nicht wiedergeben laſſen, wird man hoffentlich nicht befremdlich finden.

# Erſter Geſang.

1.

Die Frauen, Ritter, Waffen und Amuren,
Die Courtoiſie beſing' ich und den Muth
Der Tage, da die Mohren überfuhren
Aus Afrika, gehetzt von Zornesgluth,
Und Trauer lag auf Frankreichs ſchönen Fluren
Durch Agramante's jugendliche Wuth,
Der ſeinen Vater wollt' in blut'gen Bächen
An König Karl, dem röm'ſchen Kaiſer rächen.

2.

Im ſelben Zug will ich von Roland ſingen,
Was nie in Reim noch Proſa ward erhört,
Wie ihm der Liebe Pfeil gelähmt die Schwingen,
Den Weiſen bis zur Raſerei bethört,
Wenn dieſe, die mich hält in gleichen Schlingen,
Mir mehr und mehr mein bischen Witz verſtört,
Sich mir ſo viel zu laſſen will bequemen,
Als eben reicht zu meinem Unternehmen.

3.

Nimm, edler Fürſt, von Herkules entſprungen, *
Stolz des Jahrhunderts, nimm's denn freundlich an,
Was, Hippolyt, dein Knecht, von Dank durchdrungen,
Dir bieten will und einzig bieten kann.

---

* Der Kardinal Hippolyt von Eſte, Sohn Herkules' des I., des zweiten Herzogs von Ferrara.

Nur halb, was ich von deiner Huld errungen,
Zahl' ich durch Wort und Schrift, die ich erſann.
Doch nicht zu tadeln iſt die kleine Gabe:
Geb' ich mit ihr doch alles, was ich habe.

4.

Beim Lob ſo mancher ritterlichen Blume,
Die mein Geſang im erſten Reihen preiſt,
Vernimmſt du auch von jenes Rüd'gers Ruhme,
Der dein und deiner Väter Ahnherr heißt:
Von ſeinem Muth und hohen Heldenthume
Erzähl' ich dir, wenn du Gehör mir leihſt,
Und etwas ſäumſt mit deinen Hochgedanken,
Daß meine Reime noch an ihnen ranken.

5.

Roland, der für Angelica ſeit Jahren
Geglüht und, ihre Ehre zu erhöh'n,
In Indien, bei den Medern und Tartaren
Erfochten hatt' unſterbliche Trophä'n,
War nach dem Abendland zurückgefahren
Mit ihr, wo an den hohen Pyrenä'n
Der Franken Völker und der Allemannen
Mit König Karl jetzt ihre Zelte ſpannen,

6.

Die Könige, Marſil und Agramante,
Bereu'n zu machen ihren tollen Drang:
Den, weil mit ihm, wer Schwert und Lanze kannte,
Aus Afrika geführt, die Waffen ſchwang,
Und den, weil Spanien frevelhaft entbrannte,
Auf ſeinen Wink, zu Frankreichs Untergang.
So kam Roland den Seinen ſehr zum Frommen,
Doch bald bereut' er's, daß er hergekommen.

### 7.

Denn ſeine Schöne ward ihm abgeſprochen,
— Wie täuſcht ſich oft der menſchliche Verſtand! —
Zu deren Schutz er manchen Speer gebrochen,
In Oſt und Weſt ſo manchen Kampf beſtand,
Im Kreis der Freunde ward ſie, ungerochen,
Von ihm genommen, in dem eignen Land:
Der weiſe Kaiſer that es, der nicht wollte,
Daß ſich ein wilder Brand erheben ſollte.

### 8.

Erſt kurz war zwiſchen den verwandten Degen,
Roland und Reinald, bittrer Zwiſt entglommen,
Der unvergleichbar ſeltnen Schönheit wegen,
Die beider Herzen ſiegreich eingenommen;
Doch Karl, um ihren Beiſtand jetzt verlegen,
Hieß dieſe Fehde keineswegs willkommen,
Er nahm das Fräulein ihren beiden Freiern
Und gab ſie an den Herzog Naims von Baiern,

### 9.

Zum Preiſe ſie verheißend dem von beiden,
Der heute, wo der große Kampf erwacht,
Die meiſten würd' erlegen von den Heiden,
Und ſich den Dank erwerben in der Schlacht: —
Doch wider Hoffen mußte ſich's entſcheiden,
Denn in die Flucht ging der Getauften Macht,
Der Herzog ward mit vielen andern Kriegern
Gefangen, und ſein Zelt verblieb den Siegern;

### 10.

Das Zelt, in dem das ſchöne Fräulein lag,
Die man zum Preis der heut'gen Schlacht erkoren;
Sie ſaß im Sattel, fertig vor dem Schlag,
Und als es Noth that, gab ſie raſch die Sporen;

Die Ahnung ſagt' ihr längſt, daß dieſen Tag
Das Glück dem Chriſtenglauben falſch geſchworen.
Sie kommt in ein Gehölz: auf engem Steg
Tritt ihr zu Fuß ein Ritter in den Weg.

11.

Das Haupt behelmt, den Leib in Eiſenſchienen,
Das Schwert zur Seiten und den Schild zur Hand,
Lief er doch leichter, als beim Feſt im Grünen
Der nackte Bauer nach dem rothen Band;
Und ſchneller, wenn ihr eine Schlang' erſchienen,
Hat keine ſcheue Hirtin ſich gewandt,
Als jetzt Angelica die Zügel wendet,
Wie nach dem Mann zu Fuß den Blick ſie ſendet.

12.

War es doch jener tapfre Ritter eben,
Der Sohn Haimon's, des Herrn von Montalban,
Mit dem ſich's ſeltſam kurz zuvor begeben,
Daß ihm ſein Schlachtroß, der Bayard, entrann; —
Er darf die Augen nur zum Fräulein heben,
Von fern erkennt ſie der beglückte Mann,
Am Engelsantlitz, an den holden Blicken,
Die mit der Liebe Feſſeln ihn beſtricken.

13.

Die Schöne wirft ihr Roß herum voll Zagen,
Den Wald durcheilt ſie mit verhängtem Zügel,
Und wird durch Dick und Dünn davongetragen,
Auf keinen Weg bedacht, in flücht'gem Bügel,
Bleich, zitternd, außer ſich — ſie läßt es jagen,
Das Roß bahnt ſich den Weg durch Thal und Hügel,
Schweift auf und ab auf ungebahntem Pfade,
Und kommt zuletzt an eines Bachs Geſtade.

14.

An dieſem Bach befand ſich Ferragu,
Mit Schweiß bedeckt, von Staub ganz überzogen,
Von Durſt getrieben und dem Wunſch nach Ruh',
War er aus dem Gefecht hieherge̊flogen;
Gezwungen bracht' er jetzt die Zeit hier zu,
Weil er, zu gierig nach den kühlen Wogen,
Achtlos den Helm in's Waſſer fallen ließ,
Auf den er immer noch nicht wieder ſtieß.

15.

Heran im wilden Ritte brauste Jene,
Mit Angſtgeſchrei und mit verwirrtem Haar:
Bei dieſer Stimme ſpringt der Sarazene
Vom Ufer auf und nimmt ihr Antlitz wahr,
Und ſchnell erkennt er, wie ſie naht, die Schöne,
Obgleich ſie bleich und voll Beſtürzung war,
Obgleich er lange nichts von ihr vernommen,
Er ſieht Angelica, die Holde, kommen!

16.

Ihn trieb die Courtoiſie, das Herz trieb ihn
Vielleicht nicht minder denn die beiden Vettern:
Als wär' ſein Haupt nicht bloß, iſt er zu zieh'n
Für ſie bereit, und kühnlich dreinzuſchmettern.
Schon blitzt ſein Schwert und drohend rennt er hin,
Wo Reinald ſtand, nicht bang vor ſolchen Wettern;
Die Helden ſah'n ſich nicht zum erſten Mal,
Sie hatten ſich erprobt ſchon mit dem Stahl.

17.

Gleich ſchritten ſie, zu Fuße wie ſie waren,
Mit bloßem Schwert zu einem grimmen Strauß;
Die Schiene muß, der Panzerring zerfahren,
Kein Ambos hielte ſolche Schläge aus.

Doch während ſie ſo mörderiſch ſich paaren,
Lebt unſer wackres Roß in Saus und Braus,
Denn Jene ſpornt es, was die Ferſen können,
Und läßt es durch den Wald in's Freie rennen.

18.

Ermüdet hatten ſich die beiden Degen,
Und keiner war es, der den Preis gewann,
Denn keiner war dem andern überlegen
Im edlen Waffenhandwerk, — da begann
Zum ſpan'ſchen Ritter nach viel hundert Schlägen
Das erſte Wort der Herr von Montalban,
Dem ſolches Feuer durch die Adern rollte,
Daß er nicht wußte, wo er bleiben ſollte.

19.

Er ſprach zu ihm: Mich hoffſt du zu verletzen,
Und dir bereiteſt du dieſelben Weh'n,
Geſchieht dieß, weil in ihren Strahlennetzen
Dich dieſe neue Sonne läßt vergeh'n.
Mich hier zu halten, wird dich ſchlecht ergetzen:
Du magſt mich todt, magſt mich gefangen ſeh'n,
So wirſt du doch die Schöne nicht gewinnen:
Indeß wir zaudern, iſt ſie weit von hinnen.

20.

Weit beſſer wär's, den Weg ihr abzuſchneiden,
Wenn gleiche Flamme dir im Buſen glüht,
Sie aufzuhalten und es nicht zu leiden,
Daß ſie uns weiter, daß ſie ganz entflieht.
Wenn wir ſie haben, mag das Schwert entſcheiden,
Für welchen dieſe ſpröde Blume blüht;
Sonſt ſeh' ich nicht, was aus ſo viel Beſchwerden
Uns andres mag als Spott und Schaden werden.

21.

Dem Heiden war der Vorſchlag nicht zuwider,
Auf dieſe Weiſe ward der Kampf verſchoben,
Und ſie vertrugen plötzlich ſich als Brüder;
So ſehr war aller Haß und Zorn verſtoben,
Daß Jener Haimons guten Sohn nicht wieder
Die Stärke ſeiner Schenkel ließ erproben:
Er nöthigt ihn, ſein Pferd mit ihm zu theilen,
Und reitet zu, das Fräulein zu ereilen.

22.

O große Biederkeit der alten Ritter!
Sie waren Nebenbuhler und entzweit
Im Glauben, fühlten noch das Ungewitter
Der harten Schläge ſchmerzlich von dem Streit,
Und ritten jetzt, argwöhniſch nicht noch bitter,
Auf krummem Waldpfad, in der Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Weg ſich in zwei Straßen theilte.

23.

Und da ſie jetzt nicht konnten unterſcheiden,
Auf welchem Weg die Schöne ſich geflüchtet,
— Denn friſche Spuren zeigen ſich auf beiden,
Von denen keine Sicheres berichtet —
Gefiel der Weg auf gutes Glück dem Heiden,
Indeß ſich Reinald auf den andern richtet.
Den Wald durchkreuzt der Heide hier und dort,
Und findet ſich zuletzt am alten Ort.

24.

Er findet ſich nach langem Dreh'n und Winden
An jenem Bach, der ihm den Helm entwandt;
Da er nicht hofft, das Fräulein aufzufinden,
Will er den Helm, der ſich verbirgt im Sand,

Und ihn zu holen aus den tück'ſchen Gründen,
Steigt er hinab zum letzten feuchten Rand;
Doch iſt der Helm ſo tief im Sand begraben,
Daß es viel Arbeit koſtet, ihn zu haben.

25.

Mit einem Aſte, den er abgeſchlagen,
Und eine lange Stange d'raus gemacht,
Sucht er im Fluß, den tiefſten Grund zu fragen,
Kein Ort, den er mit Stößen nicht bedacht!
Wie er nun lange Zeit ob ſo viel Plagen
Im größten Aerger von der Welt verbracht,
Hebt ſich ein Ritter mitten aus den Fluthen,
Bis an die Bruſt, im Auge Zornesgluthen.

26.

Er war bewaffnet bis auf's Haupt, vollkommen,
Und einen Helm trug ſeine rechte Hand,
Den Helm, den Ferragu, wie Ihr vernommen,
Im Bach ſo lange ſucht' und nimmer fand.
Er ſprach zu ihm, von Ingrimm übernommen:
Nichtswürd'ger, den nicht Treu' noch Glauben band,
Wie kannſt du mir ob meines Helmes grollen,
Den du mir längſt ſchon hätteſt bringen ſollen?

27.

Denk', Heide, als den Bruder du erſchlagen
Angelica's, der ich geweſen bin,
Verſprachſt du mir den Helm nach wenig Tagen
Hier zu verſenken, zu der Rüſtung hin:
Nun, da das Glück, was du mir zu verſagen
Im Sinne hatteſt, fügt nach meinem Sinn,
So gräm' dich nicht, und willſt du je dich grämen,
So thu's, weil Trug und Meineid dich beſchämen.

28.

Willſt du in einem feinen Helme prangen,
Such' einen andern, trag' ihn mehr mit Ehren!
Dergleichen mag Roland, kannſt du's erlangen,
Reinald noch einen beſſern dir gewähren,
Den von Almont, den von Mambrin empfangen, —
Such' einen mit dem Schwerte zu begehren;
Doch dieſen, den du längſt mir ſollteſt laſſen,
Du thäteſt wohl, wenn du ihn wollteſt laſſen.

29.

Beim Anblick dieſes Schatten, der der Fluth
Entſtiegen, ſträubt dem Heiden ſich das Haar,
Aus ſeinem Angeſichte weicht das Blut,
Und in der Kehle ſtockt das Wort ihm gar.
Wie er ſich von Argalia, der hier ruht,
— So hieß er, deſſen Mörder Jener war —
So hart ob ſeines Meineids ſchelten hört,
Da ſteht er, ganz von Scham und Wuth verſtört.

30.

Er hat nicht Zeit, Entſchuld'gung anzuheben,
Auch fühlt er wohl, daß der die Wahrheit ſprach,
Stumm bleibt er, ohne Antwort ihm zu geben,
Doch nagt an ſeinem Herzen ſo die Schmach,
Daß er betheuert bei Lanfuſen's* Leben,
Zu jagen keinem andern Helme nach,
Als jenem guten, den in Aſpramonte
Roland vom Haupt geriſſen des Almonte.

31.

Und beſſer hat er dieſen Eid gehalten,
Als jenen, den er dem Erſchlagnen ſchwur.
Er ging, und lang noch war er ungehalten
Ob der Beſchimpfung, die er hier erfuhr.

---

* Ferragu's Mutter.

Roland zu ſuchen in den tiefſten Spalten
Der Erde, war ſein einzig Streben nur.
Ein andres Abentheu'r beſtand indeſſen
Reinald, der jenen andern Weg gemeſſen.

32.

Reinald war noch nicht lange zugeſchritten,
Da ſprang ſein wildes Schlachtroß vor ihm her:
Halt, mein Bayard! und lerne beſſre Sitten!
Denn ohne dich ſein fällt mir allzuſchwer!
Das taube Roß hört nicht auf ſeine Bitten,
Je mehr er ruft, es rennt nur immer mehr.
Reinald verfolgt es, faſt von Grimm vernichtet,
Doch folgen wir der Schönen, die ſich flüchtet.

33.

Sie flieht auf grauſen, düſtern Waldeswegen,
Durch wilde menſchenleere Stätten weit;
Wenn Eichen, Ulmen oder Buchen regen
Die Blätter in der ſtummen Einſamkeit,
Vertraut ſie ſich noch unbetretnern Stegen,
Der Wahn iſt und der Schrecken ihr Geleit,
Und wo nur Schatten in den Zweigen ſpielen,
Meint ſie Reinald im Nacken ſchon zu fühlen.

34.

So flieht ein Rehlein mit gewagtem Satze,
Das durch's Gebüſch in ſeinem heim'ſchen Wald
Die Mutter ſah in eines Panthers Pratze,
Die Seite grimmig ſchon, die Bruſt zerkrallt.
Von Wald zu Walde jagt's vor ſeiner Tatze,
Und ſcheu und bange macht es nirgends Halt;
So oft, im Flieh'n geſtreift, die Zweige krachen,
Glaubt es ſich in des wilden Thieres Rachen.

35.

Der Tag, die Nacht ſind ohne Rath verfloſſen,
Den halben Tag noch irrt ſie her und hin,
Da ſieht ſie ſich von einem Holz umſchloſſen,
Das friſche Lüfte leicht und lind durchzieh'n.
Zwei Bächlein, die ſich murmelnd rings ergoſſen,
Erhielten hier den Raſen jung und grün,
Und, ſanft gebrochen zwiſchen kleinen Kieſeln,
Ertönte ſüß der Wellen leiſes Rieſeln.

36.

Hier glaubt ſie ſich geborgen und geſchützt,
Und fern von Reinald wohl an tauſend Meilen;
Müd von dem Ritt, von Sommergluth erhitzt,
Beſchließt ſie hier ſich ruhend zu verweilen,
Steigt unter Blumen ab, wo's hold ſich ſitzt,
Und läßt ihr Pferd zur Weide zaumlos eilen:
Es ſchweift umher am Rand der klaren Fluth,
Wo friſches Grün in üpp'ger Fülle ruht.

37.

Sieh, nahe winkt, von hohen Roſenſträuchen
Und blüh'ndem Dorn gewölbt, ein freundlich Dach,
Das, vor der Gluth geſchirmt von ſchatt'gen Eichen,
Sich ſchimmernd ſpiegelt in dem klaren Bach;
Die Bäume bauen, wo ſie ſich erreichen,
In ſchatt'ger Mitte frei ein kühl Gemach,
Und wo die Zweige mit dem Laub ſich miſchen,
Da kommt kein Blick, der Sonne ſelbſt, dazwiſchen.

38.

In dieſer Laube bilden zarte Kräuter
Ein Bett, das ſie dem müden Wandrer weih'n.
Das ſchöne Fräulein tritt hinein, und heiter
Legt ſie ſich nieder, ruhig ſchläft ſie ein;

Allein nicht lang, ſo tönt von einem Reiter
Ein Hufſchlag nah und näher durch den Hain;
Leis ſteht ſie auf, ſpäht durch der Zweige Gitter
Und ſieht am Bach in Waffen einen Ritter.

39.

Ob Freund, ob Feind, ſie kann es nicht entſiegeln,
Von Furcht und Hoffnung iſt ihr Herz bewegt.
Sie will's erwarten, ſucht die Bruſt zu zügeln,
So daß kein Athemzug die Lüfte regt.
Der Ritter ſteigt am Ufer aus den Bügeln,
Er ruht, die Wange in die Hand gelegt,
Und ſcheinet bald, verſenkt in tiefes Sinnen,
Das Ausſeh'n eines Steines zu gewinnen.

40.

Geſenkten Haupts ſtand der betrübte Ritter
Nachdenkend, Herr, wohl über eine Stunde,
Dann klagte ſeiner Stimme ſanft Gezitter
Matt, doch wohllautend ſeines Herzens Wunde,
So daß vor Mitleid ging' ein Fels in Splitter,
Erbarmen ſpräch' aus eines Tigers Munde;
Ein Schmerz, daß man die Wangen hätte können
Ein Stromgebiet, die Bruſt den Aetna nennen

41.

Gedanke, der in Froſt und Gluth mich ſetzt!
Sprach er, — an deſſen Stachel ich vergehe!
Was ſoll ich thun? ich kam zu ſpät! und jetzt
Genießt die Frucht ein Andrer mir zum Wehe.
Mich hat ſie kaum mit Blick und Wort geletzt,
Und einem Andern ward die Haupttrophäe!
Fällt keine Frucht, mir keine Blüthe zu,
Was opfr' ich ihr noch länger meine Ruh'?

42.

Die Jungfrau gleicht der unſchuldsvollen Roſe,
Gewiegt in einem ſchönen Gartenplan,
In ihrer Dornen mütterlichem Schooße;
Ihr können weder Hirt noch Heerde nah'n;
Ihr iſt der Morgenthau, der Luft Gekoſe,
Waſſer und Erde ſind ihr zugethan.
Der ſchmucke Knabe, die verliebte Dirne
Begehren ſie zur Zier für Bruſt und Stirne.

43.

Doch kaum iſt ſie vom mütterlichen Stengel,
Von ihrem grünen Zweige abgepflückt,
Iſt jede Gunſt der Menſchen und der Engel,
Jedwede Huld und Schönheit ihr geknickt:
Die Maid, wenn ſie die Blüthe ohne Mängel,
Die mehr als Auge ſie und Leben ſchmückt,
Dem Einen läßt, wird bei den Andern allen,
Die ihr gehuldigt, tief im Preiſe fallen.

44.

Gering ſei ſie den Andern, ihm nur werth,
Dem ſie ihr Selbſt ſo willig überlaſſen!
Undankbar Glück! du haſt den Sieg beſchert
Dem Andern, und ich muß in Noth erblaſſen!
Was bin ich, wenn ich mich von ihr gekehrt?
Und kann ich denn mein eignes Leben haſſen?
Nein, eher enden meine Tage heut,
Als leben, wenn mich dieſe Liebe reut! —

45.

Und will mich jemand nach dem Ritter fragen,
Der ſo viel Thränen dort am Bach verwandte,
So werd' ich ihm Circaſſiens König ſagen,
Der Liebe armen Spielball, Sacripante;

Auch ſag' ich ihm: die Quelle ſeiner Plagen
War lediglich, daß er in Liebe brannte,
Und zwar in Liebe für Angelica,
Die ihn erkannte, gleich wie ſie ihn ſah.

46.

Er war bis wo die Sonne ſinkt gekommen
Vom fernſten Orient, im Liebesbrand,
Da er mit großem Schmerz daſelbſt vernommen,
Sie habe mit dem Grafen ſich gewandt
Zum Occident; daß Karl ſie weggenommen,
Erfuhr er endlich in dem Abendland,
Und daß ſie dem verſprochen, der am meiſten
Den goldnen Lilien würde Hülfe leiſten.

47.

Er war im Feld und ſah die Niederlage,
Die König Karl an jenem Tag erfuhr;
Dann ſucht' er eifrig ſeine ſchöne Plage,
Und kam bis jetzt ihr nirgends auf die Spur.
Dieß die Geſchichte ſeiner Noth und Klage,
Der Grund warum er ſeufzt' und Treue ſchwur
Und weint' und ſchrie, und ſolche Dinge ſagte,
Daß kaum die Sonne noch zu ſcheinen wagte.

48.

Indeß er jammert, ohne ſich zu zähmen,
Daß einem lauen Quell ſein Auge gleicht,
Indeß er dieß und andres läßt vernehmen,
Was zu berichten mir nicht nöthig däucht,
Will es ſein Glück, daß all' ſein Schmerz und Grämen
Angelica's ſtill lauſchend Ohr erreicht,
Und läßt ihn einen Augenblick erleben,
Den kein Jahrtauſend je wird wieder geben.

49.

Die Schöne hört, vom grünen Dach umſchloſſen,
Die Klagen, Reden und den ganzen Sinn
Des Mannes, der ſie liebt ſo unverdroſſen;
Ihr iſt's nicht neu, ihm iſt's nicht zum Gewinn,
Denn hart und kalt, gleichwie aus Erz gegoſſen,
Gibt ſie auch jetzt ſich keinem Mitleid hin,
Sie, die die ganze Welt wagt zu verſchmähen,
In der ſie Keinen ihrer werth geſehen.

50.

Doch einſam jetzt in Büſchen und Geſträuchen,
Beſchließt ſie zum Geleit ihn zu erkieſen,
Denn wem die Fluthen bis zur Kehle reichen,
Hat niemals noch den Beiſtand abgewieſen;
Läßt ſie die günſt'ge Stunde jetzt verſtreichen,
So trifft ſie keinen Führer mehr wie dieſen,
Den ſie von je nach ſo viel tauſend Proben
Vor allen als den treuſten mußte loben.

51.

Doch will ſie jetzt nicht etwa von dem Leiden,
Das ihn verzehrt, den Liebenden befrei'n,
Und zum Erſatz für alle Noth die Freuden,
Wornach zumeiſt die Liebe ſtrebt, ihm weih'n:
Er ſoll ſich nur an leerer Hoffnung weiden,
Sie ſinnt auf Liſt und trügeriſchen Schein,
Ihn zu gebrauchen recht zu ihren Zwecken,
Und dann ihn mit dem alten Hohn zu necken.

52.

Und plötzlich aus dem dämmernden Geſträuch
Sieht er ſie hold und überraſchend ſchreiten,
Dianen oder Cythereen gleich,
Wenn ſie aus Wald und Fels zur Bühne gleiten.

Sie naht und redet: Friede ſei mit Euch!
Gott mag mit Euch für unſre Ehre ſtreiten,
Und nicht zugeben gegen alles Recht,
Daß Ihr von mir ſo fälſchlich denkt und ſchlecht.

### 53.

Mit ſolchem ſüßen Schreck, mit ſolcher Freude
Hat nie die Mutter auf den Sohn geblickt,
Den ſie für todt beweint mit bangem Leide,
Da ohne ihn die Heerſchaar eingerückt,
Als ſeine trunknen Blicke jetzt der Heide
Verzaubert nach der hohen Herrin ſchickt,
Nach ihrer Anmuth, nach den Engelsmienen,
Womit ſie ihm ſo unverhofft erſchienen.

### 54.

Er ſtürzt mit ſüßem, liebendem Verlangen
Auf ſeine Dame, ſeine Göttin zu,
Die ihn umſchlingt und drückt an Bruſt und Wangen;
In Catay hätt' er davor gute Ruh'!
Zum Vaterland, nun ſie von ihm umfangen,
Zum heim'ſchen Reiche fliegt ihr Geiſt im Nu,
Und plötzlich fühlt ſie Hoffnung und Vertrauen,
Bald wiederum ihr reiches Schloß zu ſchauen.

### 55.

Nun gibt ſie ihm vollkommne Rechenſchaft
Seit jenem Tage, da im Morgenlande
Sie ihn mit dem Geſuch um Heereskraft
Zum Könige der Sericaner ſandte,
Von Roland auch, wie oft er ſie entrafft
Dem Tod und Mißgeſchicken und der Schande,
Von ihrer Blüthe dann, die fleckenlos
Noch ſei wie einſt in ihrer Mutter Schooß.

56.

Vielleicht iſt's wahr, doch kaum zu glauben möglich
Für Augen die noch richtig ſeh'n und klar,
Ihm aber ſchien es faſt unwiderleglich,
Der in noch ärg'rem Wahn befangen war;
Die Lieb' entzieht uns was wir ſeh'n alltäglich,
Und ſtellt uns leicht das Unſichtbare dar.
Er fand es glaublich, denn die Armen glauben
Gern an die Süßigkeit erſehnter Trauben.

57.

Hat er ſo blöd, der Ritter von Anglant,
Die Zeit benutzt, die ihn mit ihr vereint,
Hab' er den Schaden nun! denn abgewandt
Iſt ihm das Glück, das zweimal nicht erſcheint:
— So ſpricht zu ſich im Stillen Sacripant —
Ich bin ihm nachzuahmen nicht gemeint,
Das Gut nicht laſſ' ich, das mir ſo geſchenkt,
Daß mich hernach mein feiges Zaudern kränkt.

58.

Die friſche Morgenroſe pflück' ich mir,
Die thauig glänzt, — Verzug iſt hier Verluſt!
Ich weiß gar wohl, dem Weibe machen wir
Mit nichts ſo ſüße, wonnevolle Luſt,
Auch wenn ſie ſcheint zu zürnen der Begier,
Und kläglich jammert aus verletzter Bruſt.
Trotz falſchen Zorns und Sträubens fördre dich,
Mein Plan, vom Umriß bis zum letzten Strich!

59.

So ſpricht er, doch indeß er ſtill ſich rüſtet
Zum ſüßen Sturm, horch! aus dem Wald ertönt
Ein groß Geräuſch, ſo daß ihn nicht gelüſtet,
Dem Plan zu folgen, wie er ſich's erſehnt;

Er nimmt den Helm, ſonſt war er ganz gerüſtet
Und ſtets an volle Waffentracht gewöhnt,
Geht zu dem Pferd, es wieder aufzuzäumen,
Steigt auf und faßt die Lanze ohne Säumen.

60.

Und ſieh, es bricht ein Ritter durch die Büſche,
Recht eine kecke, trutz'ge Mannsgeſtalt,
Das Kleid weiß wie der Schnee in aller Friſche,
Den Helm von weißen Federn überwallt;
Daß dieſer ihm am reich beſetzten Tiſche
Der Luſt ſo ungeſchickt dazwiſchenprallt,
Kann Sacripant den Zorn nicht unterdrücken,
Und muſtert ihn mit ſchnöden, ſcheelen Blicken.

61.

Er fordert ihn, ſo wie er kommt geritten,
Und hofft ihn aus dem Sattel leicht zu heben,
Doch dieſer, deſſen ritterliche Sitten
Kein Quentchen minder im Gewichte geben,
Zerſchneidet ihm ſein Pochen in der Mitten,
Er ſpornt ſein Roß und läßt die Lanze ſchweben;
Der König dreht ſich ſchnell wie Blitzesflammen,
Und Aug' in Auge treffen ſie zuſammen.

62.

Nicht treffen Leu und Stier, zum Kampf erhoben,
Sich Bruſt an Bruſt und Stirn an Stirn ſo wild,
Als dieſe beiden auf einander ſtoben,
So hart, daß jedem ward durchbohrt der Schild.
Der Stoß durchzuckt von unten bis nach oben
Die nackten Höh'n, des Thales grün Gefild,
Und gut war's, daß die Panzer tüchtig waren,
Um ihre Bruſt vor'm Stoße zu bewahren.

63.

Die Roſſe waren auch nicht ſchief gelaufen,
Sie trafen wie die Widder ſich im Zorn;
Todt fiel des Heiden Renner übern Haufen,
Im Reih'n der beſten ſtand er lebend vorn.
Auch jener fiel, doch fuhr er auf mit Schnaufen,
Als in den Flanken er empfand den Sporn.
Indeſſen lag des Saracenen Mähre
Auf ihrem Herrn mit ihrer ganzen Schwere.

64.

Der unbekannte Held, der aufrecht blieb,
Als er am Boden ſahe Mann und Roß,
Fühlt' er zu weitrer Fehde keinen Trieb,
Und hatte g'nug an dieſem Einen Stoß;
Er jagte mehr als ſeinem Renner lieb,
Wo ſich ein grader Waldweg ihm erſchloß,
Und eh' der Heide ſtehen hat gelernt,
Iſt er faſt eine Meile ſchon entfernt.

65.

Wie der beſtürzte, der betäubte Bauer
Empor ſich rafft nach einem Donnerſchlag,
Und noch einmal die Stätte ſchaut mit Schauer,
Wo er bei den getroffnen Stieren lag, —
Die Fichte ſteht entlaubt, in kahler Trauer,
Die er von ferne ſonſt zu ſehen pflag:
So auf die Beine trat der Saracene,
Zur Zeugin ſeines harten Falls die Schöne.

66.

Er ſtöhnt und ächzt, nicht weil der Schmerz ihn ſtach,
Als hätt' er Arm' und Beine ſich beſchädigt,
Aus Scham nur, wie ſie früher und hernach
Aus ſeinem Antlitz nie ſo laut gepredigt;

Und mehr noch als ſein Fall reizt' ihn die Schmach,
Daß ihn die Dame ſeiner Laſt entledigt;
Ich ſchwör's, er wäre ſtumm geblieben dort,
Hätt' ſie ihm nicht verholfen zu dem Wort.

67.

Ei, ſprach ſie, Herr, wollt Euch darob nicht grämen,
Die Niederlage ging von Euch nicht aus:
Das Pferd iſt ſchuld, denn Ruh' und Futter kämen
Ihm weit gelegner als ſolch neuer Strauß.
Auch ſoll ſich Jener nicht den Lorbeer nehmen,
Gab er doch ſelber für beſiegt ſich aus;
Denn ſo muß ich's, nach meiner Einſicht, faſſen,
Da er's zuerſt war, der das Feld verlaſſen.

68.

Indem ſie Troſt dem Freunde will bereiten,
Da fliegt in großer Eil' ein Bote her,
Auf einem Klepper, Taſch' und Horn zur Seiten,
Er ſcheint bekümmert und ermüdet ſehr,
Und fragt den Heidenkönig ſchon von weiten,
Ob ihm ein Ritter nicht begegnet wär',
Im Wald, mit einem weißen Schild verſehen
Und einem Helm, drauf weiße Federn wehen.

69.

So wie du ſiehſt, erwiedert Sacripant,
Warf er mich nieder und entfernt ſich eben;
Doch möcht' ich wiſſen, wer mich warf in Sand,
D'rum laß mich länger nicht im Zweifel ſchweben
D'rauf Jener ihm: iſt Euch das unbekannt,
So will ich unverweilt Euch Antwort geben:
Wer aus dem Sattel Euch gehoben, wißt,
Daß es ein tapfres Edelfräulein iſt.

70.

Groß iſt ihr Muth, noch größer ihre Schöne,
Und ihren hohen Namen nenn' ich laut:
Durch Bradamantens Arm — ſo nennt ſich Jene —
Verlort Ihr, was Ihr je von Ruhm geſchaut.
Er ſprach's und flog davon. Der Saracene
War ob der Kunde nicht gar hoch erbaut,
Er weiß nicht was zu thun noch was zu ſagen,
Indeß ihm Flammen aus dem Antlitz ſchlagen.

71.

Wie er ſo eine gute Weile jetzt
Vergebens über das Ereigniß denkt,
Muß er beſiegt von einem Weib zuletzt
Sich nennen, was ihn immer ärger kränkt;
Still ſchwingt er ſich auf's andre Roß und ſetzt
Das Fräulein, dem er nicht ein Wörtchen ſchenkt,
Ganz ſachte hinter ſich, und reitet fort
Zu beſſrem Spiel an einem ſtillern Ort.

72.

Sie waren nicht zwei Meilen weit gedrungen,
Als in dem Walde, der ſie rings umſchloß,
Ein ſolcher Lärm, ein ſolch Getös erklungen,
Daß ſelbſt der Forſt zu zittern ſchien vom Stoß;
Nicht lang, ſo kam gewaltig hergeſprungen
Mit goldnem Zeug ein reich geſchmücktes Roß,
Das wilden Laufs durch Buſch und Waldſtrom wetterte
Und Bäum' und jedes Hinderniß zerſchmetterte.

73.

Gezweig und Dämm'rung hindern mich am Sehen,
Spricht Jene jetzt, ſonſt hätt' es mich gemahnt,
Es ſei Bayard, der über Thal und Höhen
So donnernd den verſperrten Weg ſich bahnt;

Es iſt Bayard! jetzt kann ich ihn erſpähen!
Wie er doch unſre Noth ſo glücklich ahnt!
Ein Klepper würd' uns wenig Nutzen bringen,
Und ſieh! er iſt bereit, uns beizuſpringen.

74.

Der Fürſt ſteigt ab, den Renner zu begrüßen,
Und denkt den Zaum zu faſſen mit der Hand;
Der Renner gibt ihm Antwort mit den Füßen,
Nachdem er wie ein Blitz ſich umgewandt.
Der Schlag ging fehl, ſonſt müßt' er's theuer büßen,
Träf' dich Bayard, dann armer Sacripant!
Denn ſolche Kraft iſt in der Hufe Schlägen,
Daß ihnen Berge von Metall erlägen.

75.

Nun eilt das Roß, demüthig ſich und zahm
Und freundlich zu der Schönen hinzuwenden:
So ſpringt, wenn er von kurzer Reiſe kam,
Zum Herrn der Hund, und will vor Luſt nicht enden.
Der Zeit, da ſie ihn in die Pflege nahm,
Gedenkt Bayard, mit ihren eig'nen Händen,
Dort in Albracca, wo ſie bittern Schmerz
Erlitt durch Reinalds hart undankbar Herz.

76.

Sie faßt den Zügel mit der linken Hand,
Um Hals und Bruſt ihm ſchmeichelnd zu berühren;
Bewundernswürdig war Bayard's Verſtand,
Er ließ von ihr ſich wie ein Lämmlein führen.
Den Augenblick erſieht ſich Sacripant,
Steigt auf, mit Sporn und Zaum ihn zu regieren;
Das Fräulein, da ihr Roß an Laſt verlor,
Steigt nun von hinten in den Sattel vor.

77.

Kaum ſaß ſie feſt und warf den Blick nach drüben,
Als waffentönend ihr ein Mann erſchien:
Sie wendet ſich, von Haß und Zorn getrieben,
Für Herzog Haimon's Sohn erkennt ſie ihn.
Er muß ſie mehr als ſeine Seele lieben,
Sie mehr ihn als der Falk den Kranich flieh'n.
Einſt haßt' er ſie mehr als des Todes Plagen,
Sie liebt' ihn einſt: jetzt hat ſich's umgeſchlagen.

78.

Und dieſes kommt von zweien Quellen her,
Von Gegenwirkung, die ihr Waſſer thut,
In dem Ardennerwald, nicht ferne ſehr:
Mit Liebesſchmerz erfüllt der einen Fluth,
Wer von der andern trinkt, wird liebeleer,
Und ſchnell in Eis verkehrt ſich ſeine Gluth;
Von dieſer trank Reinald und muß erglühn,
Angelica von der, und muß ihn fliehn.

79.

Dieß Waſſer, das ein gift'ger Zauber bannte,
Daß es in Haß der Liebe Sehnen kehrt,
Macht, wie das Fräulein ihren Feind erkannte,
Ihr helles Auge dunkel und verſtört:
Sie wendet traurig ſich zu Sacripante,
Den ſie mit Zittern bittet und beſchwört,
Er möge nicht, bis Jener komme, weilen,
Vielmehr mit ihr in ſchneller Flucht enteilen.

80.

So iſt denn, ſprach der König der Tſcherkeſſen,
So iſt mein Anſeh'n denn bei Euch ſo klein,
Daß Ihr zu ſchlecht mich achtet, wider deſſen
Vermeſſenheit Euch meinen Arm zu leih'n?

Habt Ihr Albracca's Schlachten ſchon vergeſſen?
Und jener Nacht, da ich entblößt, allein
Der Schild war Eures Lebens, Eurer Ehre
Vor Agrican und ſeinem ganzen Heere?

81.

Das Fräulein ſchweigt, und weiß ſich nicht zu rathen,
Indeſſen Reinald immer näher rennt,
Und ſchon von Weitem droht mit wilden Thaten,
Wie er den Heiden, den Bayard erkennt,
Den Engel ſieht, von fremder Hand berathen,
Für den ſein Herz in Liebesflammen brennt.
Was ſich mit dieſen Stolzen zugetragen,
Will ich im folgenden Geſang euch ſagen.

---

## Zweiter Geſang.

1.

Warum ſo ſelten, arger Gott der Liebe,
Stimmſt du den Wunſch der Herzen überein?
Warum doch freut es dich, die holden Triebe
In zweien Herzen bitter zu entzwei'n?
Mich von der ſchönen, klaren Furth in trübe
Grundloſe Tiefen reißeſt du hinein:
Von der, die mich erſehnt, willſt du mich trennen,
Und die mich haßt, für die ſoll ich entbrennen.

2.

Du machſt Angelica dem Reinald theuer,
Sie aber ſieht ihn für abſcheulich an:
Als ihm gewidmet war ihr ganzes Feuer,
Da haßt' er ſie, ſo ſehr man haſſen kann,

Und jetzt iſt er der abgewieſ'ne Freier,
Der gleiches Maß für gleiches ſich gewann:
Jetzt war's ein ſolcher Haß, der ſie beſeelte,
Daß eher ſie den Tod als ihn erwählte.

3.

Reinald rief ſtolzen Tons dem Saracenen:
Herunter, ſchnöder Dieb, von meinem Pferd!
Still zuzuſehn konnt' ich mich nie gewöhnen,
Wenn wer nach meinem Eigenthum begehrt;
Auch geb' ich Urlaub dir von dieſer Schönen,
Ließ' ich ſie dir, ich wäre wenig werth:
Solch wackres Roß, ſolch edle Dame wäre,
Däucht mich, für einen Räuber zu viel Ehre.

4.

Ein Lügner, wer mich einen Räuber heißt!
Erwidert ihm nicht minder ſtolz der Heide:
Hieß' einer dich's, wie das Gerücht beweiſt,
Thät' er der Wahrheit weniger zu Leide.
Laß ſeh'n, ob ich, ob du der beſſre ſeiſt,
Dem Dam' und Roß gebührt: das Schwert entſcheide!
Wiewohl, darin ſtimm' ich dir gerne bei,
Daß ſie die Edelſte auf Erden ſei.

5.

Wie oft zwei Hunde, die von Neid erglühen
Und Haß, ſich biſſig mit gefletſchtem Zahn
Mit ſcheelen Augen, welche Funken ſprühen,
Und aufgeſperrtem Rachen bellend nah'n, —
Dann fallen, wenn's zu Biſſen iſt gediehen,
Sie mit geſträubtem Pelz einander an:
So kamen der von Clermont und der Heide
Vom Schrei'n und Schimpfen endlich zu der Schneide.

6.

Zu Fuße der, und der zu Pferd: wie groß
Mögt ihr nun wohl des Heiden Vortheil glauben?
So klein — ein unerfahrner Knapp' im Troß
Konnt' ihm vielleicht die Siegespalme rauben,
Weil Triebe der Natur dem edlen Roß
Den Herrn nicht zu beſchädigen erlauben.
Mit Hand und Sporn verſucht's der Saracen
Umſonſt, nach ſeinem Willen es zu dreh'n.

7.

So wie er's halten will, ſo trabt es munter,
Und treibt er's an, ſo ſteht es felſenfeſt,
Dann drückt es auf die Bruſt den Kopf herunter,
Bäumt ſich und feuert aus nach Oſt und Weſt;
Der Heide ſieht, wie's bunter kommt und bunter,
Daß ſich das ſtolze Thier nicht bänd'gen läßt,
Er ſtemmt ſich auf den Sattelknopf zum Schwunge,
Und unten ſteht er mit behendem Sprunge.

8.

Wie nun der Heide durch ſein leichtes Springen
Bayard's hartnäck'gem Wüthen ſich entrafft,
Sieh, da erhebt ſich ein gewalt'ges Ringen,
Werth eines Paar von ſolcher Ritterſchaft;
Bald hoch bald tief hörſt du die Schwerter klingen,
Vulkan führt nicht mit ſo bebender Kraft
Den Hammer, wenn er in berußter Grotte
Die Blitze ſchmieden muß dem Donnergotte.

9.

Mit langen Stößen, Finten, kurzen Schlägen
Beweiſen ſie als Meiſter ihre Größe,
Jetzt gehn ſie hoch ſich, jetzt geduckt entgegen,
Und jetzt gedeckt, und jetzt mit einer Blöße,

Indem ſie vor- und rückwärts ſich bewegen,
Empfangen ſie und fliehen jetzt die Stöße,
Und wo der eine einen Zoll muß räumen,
Da ſetzt der andre feſt ſich ohne Säumen.

10.

Reinald dringt auf den Saracenen ein
Vorſtürzend, und ſein Schwert blitzt hoch im Bogen;
Der deckt ſich mit dem Schilde, der von Bein
Und dicht mit hartem Stahl iſt überzogen,
Doch ihn durchhaut, ſei er auch feſt wie Stein,
Fusberta, daß die Stücke weithin flogen,
Wie Eis zerſchellt, der Wald erklang im Ring,
Und lahm des Heiden Arm herunterhing.

11.

Wie nun das ſchöne Fräulein von den Streichen
Des Ritters ſieht ſolch Unheil angeſtellt,
Da macht der Schreck ihr Angeſicht erbleichen,
Dem Sünder gleich, der am Gerichte hält.
Es ſcheint ihr Zeit, in Eile zu entweichen,
Damit ſie nicht in Reinald's Hände fällt,
In Reinald's, den ſie haßt ſo unzugänglich,
Als er ſie kläglich liebt und überſchwänglich.

12.

Sie ſchwenkt das Roß, und jagt es ohne Weilen
Auf rauhen, engen Pfaden durch den Wald,
Sieht blos zurück, um ſtärker dann zu eilen,
Denn überall droht ihr des Feinds Geſtalt.
Geflohen war ſie noch nicht viele Meilen,
Da kam ein Eremit herangewallt,
Der Bart floß ihm bis auf die Bruſt hernieder,
Ehrwürdig war ſein Antlitz, fromm und bieder.

13.

Vom Alter morſch und von des Faſtens Pflicht,
Ritt er auf einem Eſel ganz gemächlich,
Und ſein Gewiſſen ſchien, wie keines, ſchlicht,
Und gegen jede Lockung unbeſtechlich.
Doch ſieht er kaum das reizende Geſicht
Der Schönen, wie ſie näher kommt, — ſo ſchwächlich,
So ausgebrannt er iſt, im Nu erglüht
Vom wärmſten Trieb ſein chriſtliches Gemüth.

14.

Die Dame fragt das Mönchlein nach dem Stege,
Der ſie zu einem Meereshafen bringt:
Sie will aus Frankreich auf dem nächſten Wege,
Daß Reinald's Nam' ihr nie in's Ohr mehr klingt;
Der Bruder iſt mit ſeinem Troſt nicht träge:
Ein Negromant, dem manches Stück gelingt,
Will er mit Hülfe gleich ſie überraſchen,
Und greift behend in eine ſeiner Taſchen.

15.

Er bringt ein Buch, das ſelt'ne Kraft entfaltet,
Denn kaum die erſte Seite las er ab,
So kam ein Geiſt, als Edelknecht geſtaltet,
Dem er die nöthigen Befehle gab.
Der eilt, weil über ihm der Zauber waltet
Des Buches, zu den Rittern ſchnell hinab,
Die in dem Buſch, doch nicht im Kühlen ſtehen,
Und wagt es kecklich, zwiſchen ſie zu gehen.

16.

Habt doch die Gnade, ſprach er, mir zu ſagen,
Wenn Ihr Euch tödtet, was der Nutzen iſt?
Was Ihr gewonnen habt mit Euren Plagen,
Wenn Ihr beendet Euren blut'gen Zwiſt?

Da, ohne einen Panzerring zu wagen,
Graf Roland nach Paris zu dieſer Friſt
Sich auf den Weg mit Eurer Schönen machte,
Die dieſen böſen Hader Euch entfachte.

17.

Ich traf Roland von hier kaum eine Stunde,
Die Straße ziehend mit Angelica:
Sie lachten, ſpotteten aus Einem Munde
Ob Eures eitlen Streits, als ich ſie ſah.
Es wäre beſſer wohl, wenn Ihr im Bunde
Die Spur verfolgtet, denn noch ſind ſie nah.
Und kann ſie Roland in Paris verſtecken,
So werdet Ihr ſie nicht ſobald entdecken. —

18.

Da hättet ihr die Ritter ſehen können,
Verwirrt, verblüfft, mit trauriger Gebärde,
Wie ſie ſich blind, wie ſie ſich ſinnlos nennen,
Geäfft vom Nebenbuhler ohne Fährde!
Mit Seufzern macht ſich, die wie Feuer brennen,
Der gute Reinald auf nach ſeinem Pferde,
Und ſchwört, wo er ihn ſäh', mit grimmen Eiden,
Das Herz Rolanden aus der Bruſt zu ſchneiden.

19.

Er ging zu ſeinem Roß, das ſtill geharrt,
Stieg auf und jagte, daß die Funken ſprühten,
Dem Ritter, der zu Fuß zurückblieb, ward
Kein Gott mit Euch, kein höflich Anerbieten,
Geſpornt von ſeinem Herrn, zerſchlug Bayard,
Was ihm im Wege ſtand, mit blindem Wüthen;
Nicht Gräben, Flüſſe hielten in dem Lauf,
Nicht Fels, nicht Dorn den wilden Renner auf.

20.

Nennt es nicht ſeltſam, Herr, wenn ich erzählte,
Wie Reinald den Bayard ſo willig fand,
Nach dem er ſich ſo viele Tage quälte,
Und nicht einmal den Zaum bekam zur Hand.
Das Roß, das menſchlicher Verſtand beſeelte,
War nicht aus Bosheit ihm ſo weit gerannt,
Nein, ſeinen Herrn zur Schönen hinzuweiſen,
Die's ihn ſo oft ſehnſüchtig hörte preiſen.

21.

Als ſie aus jenem Zelte ſich geflüchtet,
Sah und belauſchte ſie das gute Pferd,
Sein Sattel war von ungefähr gelichtet,
Sein Reiter, weil er gleichen Kampf begehrt,
War gegen einen Herrn zu Fuß gerichtet,
Der in den Waffen war nicht minder werth.
Nun folgt' es ihr von fern und immer weiter,
Um ſie zu überliefern ſeinem Reiter.

22.

Um auf den Weg ihn, den ſie floh, zu bringen,
Lief's vor ihm her in dieſer Waldesnacht,
Und ließ ihn deßhalb nicht in Sattel ſpringen,
Weil er es ſonſt auf andern Weg gebracht.
So konnt' es ein- und zweimal ihm gelingen,
Ihr nah zu ſein, doch nicht wie er's gedacht,
Weil Ferragu zuerſt, dann Sacripante,
Wie ihr vernommen, ihm den Paß verrannte.

23.

Dem Dämon, der ſo ſchlau die beiden Streiter
Dem Fräulein nach auf falſche Spuren wies,
Glaubt' auch Bayard, fromm folgt' er ſeinem Reiter,
Dem er jetzt den gewohnten Dienſt erwies;

Der jagt ihn, Zorn und Liebe die Begleiter,
Verhängten Zügels, immer gen Paris;
Mit ſeiner Sehnſucht gleichen Schritt zu gehen,
Vermag kein Roß, ſelbſt nicht des Windes Wehen.

24.

Die Nacht kaum bricht er ab, voll vom Verlangen,
Sich mit dem Herrn zu meſſen von Anglante,
So ſehr vom Lügenwort iſt er befangen
Des Boten, den der ſchlaue Zaubrer ſandte;
Da läßt ſein Schickſal endlich ihn gelangen
Zu einer Stadt, die er für die erkannte,
Wo König Karl ſich, übel zugerichtet,
Mit ſeines Heeres Trümmern hingeflüchtet.

25.

Und weil ihm von den afrikan'ſchen Waffen
Schlacht und Belag'rung droh'n, eilt er gar ſehr,
Sich tücht'ges Volk und Proviant zu ſchaffen,
Läßt Gräben ziehn und ſtellt die Mauern her,
Und iſt nicht ſäumig, alles aufzuraffen,
Was irgend dienlich ſcheint zur Gegenwehr;
Nach England will er ſenden, und Soldaten
Von dorther ziehn zu neuen Kriegesthaten.

26.

Denn in das Feld will er noch einmal rücken
Und ſehen wie das Kriegsglück ſich gewandt,
D'rum will er Reinald nach Britannien ſchicken,
Britannien, das jetzt England wird genannt.
Wohl mag den Paladin die Sendung drücken,
Nicht zwar als haßt' er etwa jenes Land,
Nein, weil er gehen ſollte ſo im Fluge
Und ihm kein Tag vergönnt war zum Verzuge.

27.

Reinald that nie, in ſeinem Leben nicht,
So ungern einen Gang. da's ihm benommen,
Zu forſchen nach dem heitern Angeſicht,
Das aus dem Buſen ihm das Herz genommen,
Doch er gehorchte ſeiner Lehenspflicht,
Eilt' auf den Weg, der ihm ſo unwillkommen,
Nach wenig Stunden war er in Calais,
Und ſtach am ſelben Tag noch in die See.

28.

Dem ganzen Schiffsvolk war's zum Trotz geſchehen,
Aus großer Sehnſucht nach der Wiederkehr,
Denn ſchon begann die Woge hoch zu gehen,
Und drohend zog ein heft'ger Sturm einher,
Der Wind, unwillig, ſich verhöhnt zu ſehen
Von ſolchem Trotz, empörte rings das Meer,
Und ſandte Stöße, die ſo heftig ſtürmten,
Daß bis zum Maſtkorb ſich die Wellen thürmten.

29.

Die wohlberathenen Matroſen refften
Die Segel ein, gedachten umzukehren,
Und fuhren nach dem Port aus allen Kräften,
In dem ſie beſſer heut geblieben wären.
Nein! bei ſo übermüthigen Geſchäften
Will ich die Gaſſe, ſpricht der Wind, euch kehren!
Er bläst und heult, und droht ſie zu ertränken,
Wenn ſie das Schiff ihm wollten anders lenken.

30.

Von vorn und hinten ſucht er ſie zu plagen
Und läßt nicht ab, da hilft kein Widerſtreben:
Von kleinen Segeln kümmerlich getragen,
Bleibt auf dem hohen Meer das Schifflein ſchweben.

Doch da ich alles denke einzuſchlagen,
Brauch' ich der Fäden viel zu viel Geweben,
Und laſſe Reinald in der ſchwanken Fähre,
Indeß ich mich zu Bradamanten kehre.

31.

Von jener hohen Jungfrau will ich melden,
Der König Sacripant erlegen war,
Die, würd'ge Schweſter eines ſolchen Helden,
Beatrix Haimon, ihrem Herrn, gebar.
Ihr ſtarker Arm, ihr kühner Eifer gelten
Bei König Karl ſo viel und ſeiner Schaar
— Denn mehr als einmal ſah'n ſie ihre Stärke —
Als Reinald's, ihres Bruders, Heldenwerke.

32.

Ein Ritter liebte ſie, der, mit den Mohren
Gekommen unter König Agramant,
Aus Rüd'ger's hohem Samen war geboren
Vom unglückſel'gen Kind des Agolant.
Ihr war's kein Abſcheu, daß er ſie erkoren,
Da ſie kein Bär, kein Leu zur Welt geſandt;
Obgleich nur einmal ihre Sterne wollten,
Daß ſie bis jetzt ſich ſeh'n und ſprechen ſollten.

33.

Nach ihrem Ritter zog ſie in die Weite,
Der ſeines Vaters Namen trug, zu fragen;
Als hätte ſie ein tauſendfach Geleite,
So ſicher ward ſie durch die Welt getragen.
Nachdem ſie Sacripant in jenem Streite
Die alte Mutter ließ in's Antlitz ſchlagen,
Ritt ſie durch's Holz, dann über einen Hügel,
Und kam zu eines Quells kryſtallnem Spiegel,

34.

Der einen Anger tränkt mit ſanftem Blinken,
Und, ſchattig überwölbt von alten Bäumen,
Den Wandrer murmelnd ladet, hier zu trinken
Und raſtend in dem kühlen Grund zu ſäumen;
Ein wohlbebauter Hügel hält zur Linken
Die Mittagsgluthen ab von dieſen Räumen.
Wie ſie die ſchönen Augen hub zur Stelle,
Da ſah ſie einen Ritter an der Quelle.

35.

Ein Ritter iſt's, den ihr die Büſche zeigen
Am grün und weiß und roth und gelben Strand,
Einſam, gedankenvoll, in tiefem Schweigen
Saß er an des kryſtallnen Bornes Rand.
Sein Helm und Schild hing in der Buche Zweigen,
An der ſein Rößlein angebunden ſtand.
Die Blicke, die ſich feucht zu Boden heften,
Verkünden, daß ihn Gram und Schmerz entkräften.

36.

Der Wunſch trieb, den wir all' im Herzen tragen,
Zu wiſſen was den andern quält und freut,
Das Fräulein an, den Ritter zu befragen,
Was ihn ergriffen für ein ſchweres Leid;
Er zeigt ſich willig, alles ihr zu ſagen,
Bewegt von ihrer Reden Artigkeit,
Die ſo mit hohem Weſen iſt verbündet,
Daß ſich ein Mann, ein Held ſich ihm verkündet.

37.

Herr, fing er an: raſch kam ich hergeflogen
Mit Fußvolk und mit Rittern in das Feld,
Wo König Karl mit ſeinen Heereswogen
Den Paß dem nahenden Marſil verſtellt.

Ein ſchönes Mädchen war mit mir gezogen,
Für mich das liebſte Kleinod auf der Welt;
Da ſah ich einen Mann ein Roß mit Flügeln
Bewaffnet nahe bei Rodonna zügeln.

38.

Sobald der Räuber, war er ſterblich, war
Er ein Geſpenſt vom tiefſten Höllenſchooß,
Mein ſchönes, holdes Liebchen ward gewahr,
Schoß er, ſo wie der Falke ſchießt zum Stoß,
Herab und auf, indem er wunderbar
Bebend mit einem Griffe ſie umſchloß:
Noch hatt' ich mich des Angriffs nicht verſeh'n,
Da hört' ich ihr Geſchrei ſchon aus den Höh'n.

39.

So nimmt der räuberiſche Weihe jach
Das Küchlein, wenn die Glucke ſteht daneben:
Nun ſchreit und kräht ſie ob dem Ungemach,
Und klagt, daß ſie nicht beſſer Acht gegeben.
Wenn einer fliegt, da kann ich doch nicht nach,
Zumal von Fels und Bergen rings umgeben;
Das Roß war müde von ſo rauher Bahn
Und konnte kaum noch einen Schritt voran.

40.

Jedoch als einer dem es lieber wäre,
Wenn man das Herz ihm aus dem Buſen riß,
Trennt' ich mich von dem herrenloſen Heere,
Das ich allein die Straße ziehen ließ,
Und ſtieg durch das Geröll, wo minder ſchwere
Verborgne Pfade mir die Liebe wies,
Und wo ich den verworfnen Räuber glaubte,
Der meinen Troſt mir, meinen Frieden raubte.

41.

Sechs Tage war ich früh und ſpät geſtiegen,
Auf Felſen und in ſeltſam grauſe Klüfte;
Kein Pfad und keine Menſchenſpur! es ſchwiegen,
Von keinem Laut bewegt, die öden Lüfte.
Da ſah ich einen wüſten Thalgrund liegen
Und Klippen rings und ſchauerliche Grüfte,
Und mitten d'rin, ein Felſenſtück bekränzend,
Ein Schloß, feſt, wohlgelegen, herrlich glänzend.

42.

Von Ferne ſtrahlt es wie ein Feuerbrand,
Aus Ziegeln nicht gebaut noch Marmelſtein:
Mir ſchien's, als ich dem Glanze näher ſtand,
Das ſchönſte, wunderſamſte Werk zu ſein;
Geſchickte Geiſter, wie mir ward bekannt,
Durch Zauberſpruch gebannt und Räucherei'n,
Belegtens ganz mit Stahl, der in der Gluth
Gehärtet ward der acheront'ſchen Fluth.

43.

Von Stahl glänzt jeder Thurm in ſolcher Glätte,
Daß ihn kein Roſt, kein Flecken je ergreift.
Hier hat der Räuber ſeine ſichre Stätte,
Wenn er die Lande Tag und Nacht durchſchweift.
Nichts iſt zu hüten, wenn er's gerne hätte:
Vergebens, daß man ihm nachſchilt und keift.
Dort ſitzt mein Liebchen, ja mein Herz gefangen,
Und nimmer hoff' ich's, nimmer zu erlangen!

44.

Was kann ich Armer, ach! als nach der Feſte
Von weitem ſchau'n, die mir mein Gut verwehrt,
So wie ein Fuchs, der in dem Adlerneſte
Von unten bang ſein Junges ſchreien hört:

Er kreist, und weiß nicht was zu thun: die Aeſte
Sind ihm zu hoch, und Flügel nicht gewährt.
So ſchroff iſt dieſer Fels, daß Schloß ſo eigen,
Daß nur des Vogels Flug es kann erſteigen.

45.

Indem ich ſo verweile, da erſcheinen,
Geführt von einem Zwerg, zwei Ritter hier,
Die mit dem Wunſch die Hoffnung gleich vereinen,
Doch leider, Wunſch und Hoffnung logen mir.
Es war ein kühnes Heldenpaar: den einen
Nenn' ich Gradaß, den Sericaner, dir,
Den andern Rüd'ger, ritterlich von Sitten,
Am afrikan'ſchen Hofe wohl gelitten.

46.

Sie kommen, um den Herrn von dieſem Schloß
— So ſprach der Zwerg — im Kampfe zu erlegen,
Der reiſig mit dem ſeltnen Flügelroß
Sich tummelt auf ſo ungewohnten Wegen.
O Herrn! ſprach ich, mein Mißgeſchick iſt groß,
Laßt euch von Mitleid gegen mich bewegen!
Winkt euch — ich hoff' es feſt — das Siegesglück,
So bitt' ich, gebt mein Mädchen mir zurück.

47.

Dann ſagt' ich, wie ich mir ſie ließ entreißen,
Und meinen Schmerz bewährt' ein Thränenbad.
Nachdem ſie Hülfe mir, Gott lohn's! verheißen,
Bergunter ſtiegen ſie auf rauhem Pfad:
Von fern ſah ich dem Kampfe zu im heißen
Gebet um Sieg für ihre kühne That.
Ein Raum war unten an des Schloſſes Seite,
Von zwei Steinwürfen etwa in der Weite.

48.

Wie ſie der hohen Klippe Fuß erreichen,
Will Jeder bei dem Kampf der erſte ſein;
Gradaſſen trifft es, mocht' ihm Rüd'ger weichen,
Mocht' ihm das Loos den erſten Rang verleihn.
Das Horn ſetzt Jener an und gibt das Zeichen,
Von Grund aus beben Schloß und Felsgeſtein:
Sieh, auf dem Flügelroſſe ſtürmt der Ritter
In voller Rüſtung aus des Thores Gitter.

49.

Und nach und nach begann er ſich zu heben,
So wie der Kranich auf der Reiſe pflegt,
Den wir erſt laufen ſeh'n, dann aufwärts ſtreben,
So daß der Schwung zwei Ellen kaum beträgt,
Bis ſeine Flügel ganz geſpreitet ſchweben,
Die er nun plötzlich wunderſchnell bewegt:
So ſchlägt der Zaubrer droben ſeine Schwingen,
Hoch wie nur kaum der Aar vermag zu dringen.

50.

Er warf das Roß herum, als ihm's gelegen,
Das ſeine Flügel ſchnell zuſammenſchloß,
Und niederfuhr, wie's Falken nur vermögen,
Wenn Enten oder Tauben gilt ein Stoß.
Mit gradem Speer kam er dem Feind entgegen,
Indem er ſauſend durch die Lüfte ſchoß.
Kaum kann Gradaß den jähen Sturz erblicken,
So fühlt er ſeine Lanze ſchon im Rücken.

51.

Des Zaubrers Speer zerſplittert an Gradaß,
Indeß Gradaſſens Stoß in's Blaue trifft,
Und der Beſchwingte, der ohn' Unterlaß
Die Flügel rührt, ſchon in den Lüften ſchifft.

Vom Stoße mit den Hinterbeinen ſaß
Die muth'ge Stute auf die grüne Trift;
Gradaſſens Stute war das ſchönſte Pferd,
Das beſte, das ein Sattel je beſchwert.

52.

Bis zu den Sternen ſchoß der Negromante,
Zu Boden dann im ſelben Augenblick,
Wo er den Rüd'ger unverſeh'ns berannte,
Der auf Gradaſſen heftete den Blick.
Kaum daß ſich Rüd'ger vor dem Stoß noch wandte,
Sein Roß fuhr einen guten Schritt zurück.
Wie er ſich dreht, den Gegner anzugreifen,
Sieht er ihn ferne ſchon gen Himmel ſchweifen.

53.

Jetzt dem Gradaß, dem Rüd'ger jetzt entgegen
Fliegt er und haut nach Stirn und Bruſt und Rücken,
Und jedesmal entgeht er ihren Schlägen,
Und iſt ſo ſchnell, daß ſie ihn kaum erblicken.
Er kreiſt um ſie herum in weiten Bögen,
Trifft Den, wenn er nach Jenem ſcheint zu zücken,
Und hat die Augen ihnen ſo geblendet,
Daß keiner ſieht, wohin ſein Stoß ſich wendet.

54.

Ein Krieger oben ficht mit zweien unten
Beharrlich bis zur Stunde, wo die Nacht
Den ſchwarzen Schleier um die Welt gewunden,
Der alle ſchönen Dinge farblos macht.
Und das geſchah! kein Haar d'ran iſt erfunden,
Ich weiß es, ſah's! und trage doch Bedacht
Es einem andern kecklich zu berichten,
Denn minder gleicht's der Wahrheit als Gedichten.

### 55.

Mit einem ſchönen ſeidnen Flor umſchlagen,
Am Arm trug der Beſchwingte ſeinen Schild;
Warum er ihn ſo lang verhüllt getragen,
Und dieß gefährlich wunderbare Bild
Nicht aufgedeckt, ich weiß es nicht zu ſagen,
Denn wer ihn anſieht, wird von Nacht umhüllt,
Stürzt plötzlich hin, als ob ſein Leben ſchwände,
Und fällt dem Negromanten in die Hände.

### 56.

Vom Schilde geht ein Licht, wie vom Karfunkel,
Mit ſolchem Glanze ſtrahlt kein andres Licht:
Zur Erde mußten ſie vor dem Gefunkel,
Die Sinne ſchwanden, Nacht umgab ſie dicht;
Auch mir, von ferne, ward das Auge dunkel,
Und ſpät erſt fand ich Leben und Geſicht,
Doch ſah ich keine Ritter, nichts vom Zwerge,
Leer war das Feld, und finſter Thal und Berge.

### 57.

Nun mußt' ich denken, daß der Negromante
Das Paar zumal in ſeine Macht bekam,
Und durch den Zauber, der im Schilde brannte,
Die Freiheit ihnen, mir die Hoffnung nahm,
Worauf ich mich von jener Stätte wandte,
Wo er mein Herz verſchloß, in bittrem Gram:
Nun ſagt, ob von der Liebe Qualen eine
So groß genannt kann werden wie die meine. —

### 58.

Jetzt fiel er in den erſten Klageton
Zurück, nachdem ſie deſſen Grund vernommen:
Der Ritter war Graf Pinabel, der Sohn
Anſelm's von Hauterive, aus Maynz gekommen.

Schlecht war ſein ganzer Stamm von jeher ſchon,
Und er begehrte nicht allein den Frommen
Zu ſpielen, ſondern dem verworfnen Chor
That er's nicht blos zugleich, nein, weit zuvor.

### 59.

In tiefem Schweigen hört die ſchöne Dame,
Die Mienen wechſelnd, was der Maynzer ſpricht:
Als ihr zuerſt des theuren Ritters Name
Erklang, verklärte ſich ihr Angeſicht,
Dann aber wich die Luſt dem ſchweren Grame
Bei ſeines Unfalls ſchmerzlichem Bericht;
Sie läßt's ihn mehr als ein- und zweimal ſagen,
Und wird nicht ſatt, von Neuem ihn zu fragen.

### 60.

Und als ſie alles klar zu ſehen meint,
Spricht ſie zu ihm: gib, Ritter, dich zur Ruh!
Ein günſt'ger Tag wohl iſt's, der dir erſcheint,
Und dieß Zuſammentreffen ſegne du:
Raſch! gehen wir dem geiz'gen Ort vereint,
Der allen unſern Reichthum hütet, zu!
Gewiß, wir kehren nicht getäuſcht zurück,
Wenn mir nicht allzufeindlich iſt das Glück.

### 61.

Noch einmal ſoll ich denn mit dir mich wenden,
Verſetzt der Ritter, in's Gebirg hinein!
Mir gilt's nicht viel, die Schritte zu verſchwenden,
Büßt' ich doch meine ganze Habe ein!
Du aber gehſt an wilden Felſenwänden
In dein Gefängniß, und ſo mag's denn ſein!
Doch haſt du keinen Grund, auf mich zu ſchmähen:
Ich warnte dich, und dennoch willſt du gehen.

62.

Er ſteigt auf's Roß, indem er dieſes ſagt,
Und ſchickt ſich an, die Muth'ge zu geleiten,
Die jegliche Gefahr für Rüd'gern wagt,
Und ſich den Kerker will, den Tod bereiten.
Da kommt der Bote raſch herangejagt,
Und Halt! Halt! ruft er ihr in vollem Reiten:
Der Bote, der dem Sacripant entdeckt,
Wer Jene ſei, die ihn in Sand geſtreckt.

63.

Der Bote bringt dem Fräulein üble Mähre
Von Montpellier, Narbonne, und von dem Strand
Von Aiguesmortes, daß ſie zu dem Heere
Des Kaſtilianers ſämmtlich ſich gewandt;
Und meldet weiter, ſeit ſie ferne wäre,
Hätt' ihre Stadt Marſeille harten Stand,
Die ſich an ſie um Rath und Hülfe wende
Und ihn mit dringender Empfehlung ſende.

64.

Der Kaiſer hatte dieſe Stadt, daneben
Die Landſchaft zwiſchen Meer und Rhon' und Var,
Der Tochter Herzog Haimon's übergeben,
Die ſeine Hoffnung, ſeine Stütze war,
Denn er nahm ſtets ihr heldenkühnes Streben
Im Schlachtgetümmel mit Bewundrung wahr;
Nun kam der Bote, wie ihr hört, geritten,
Durch den Marſeille ließ um Hülfe bitten.

65.

Unſchlüſſig, welcher Antrieb ſtärker mahne,
Schwankt nun die Jungfrau zwiſchen Ja und Nein:
Dort winken Ehr' und Pflicht zu ihrer Fahne,
Hier drängt die Liebe, Rüd'gern ſich zu weih'n.

Zuletzt bleibt ſie bei ihrem erſten Plane,
Vom Zauberkerker will ſie ihn befrei'n,
Und iſt ihr Arm zu ſchwach zu ſolchem Streite,
Will ſie gefangen bleiben ihm zur Seite.

### 66.

Sie gab ſo triftige Entſchuldigungen,
Daß in Geduld der Bote ſtill ſich faßte,
Und fürder ritt ſie, als ihr das gelungen,
Mit Pinabeln, der unmuthsvoll erblaßte:
Nun wußt' er ſie von einem Stamm entſprungen,
Den er im Stillen längſt und offen haßte,
Und ahnte ſchon die künft'ge Noth und Bürde,
Wenn ſie als Maynzer ihn erkennen würde.

### 67.

Haus Maynz und Clermont waren längſt verhetzt:
Hier gab es tiefen Haß und grimme Thaten;
Oft hatt' es blut'ge Köpfe ſchon geſetzt,
Und reiche Früchte blut'ger, alter Saaten.
D'rum denkt der Graf im argen Sinne jetzt,
Die unbedachte Jungfrau zu verrathen,
Wo nicht, die günſt'ge Stunde zu erpaſſen,
Ihr zu entflieh'n und ſie allein zu laſſen.

### 68.

So ſehr umdrängt' ihn ein Dämonenchor
Von angebornem Haß und Furcht und Bangen,
Daß unverſehens er den Weg verlor;
Er war in einem düſtern Wald befangen,
Aus deſſen Mitte ragt' ein Berg empor,
In ſpitzen Fels nach oben ausgegangen.
Des Herzogs von Dordone Tochter, dicht
Hält ſie ſich hinter ihm und läßt ihn nicht.

69.

Kaum daß der Maynzer ſich im Walde ſieht,
So ſinnt er d'rauf, mit Liſt davon zu gehen,
Und ſpricht: Eh' ſich der Himmel ganz umzieht,
Wär's beſſer, uns ein Obdach zu erſpähen;
Dort hinterm Berge, ſagt mir mein Gemüth,
Muß eine reiche Burg im Thale ſtehen.
Du warte hier, bis ich mich von der Spitze
Des Felſen umgeſeh'n nach dieſem Sitze.

70.

So ſprechend ritt er nach dem höchſten Grathe
Des öden Berges in verzagtem Haß,
Und ſann umher nach irgend einem Rathe,
Ihr zu entflieh'n, die ihm im Nacken ſaß,
Als er im Felſen einer Höhle nahte,
Die dreißig Ellen in der Tiefe maß,
Und ſenkrecht ausgemeiſelt war das glatte
Geklüft, das unten eine Pforte hatte.

71.

Im Grund war eine große, breite Pforte,
Und führt' in einen weitern Raum hinein;
Ein heller Schimmer drang aus dieſem Orte,
Als wär' im hohlen Berg ein Fackelſchein.
Indeß er zweifelhaft und ohne Worte
Dort zögert, kommt das Fräulein hintendrein,
Beſorgt, daß ſie des Führers Spur verfehle,
Und überraſcht den Buben an der Höhle.

72.

Als der Verräther ſeinen erſten Plan,
Der Feindin zu entkommen, ſah geſtört,
Sie zu entfernen, ja zu morden, ſann
Er auf ein Mittel, neu und unerhört:

Er ging zu ihr und führte ſie hinan
Zum Schlunde, der ſich durch den Felſen röhrt,
Und ſprach, dort unten habe, tief verſteckt,
Sich eine holde Jungfrau ihm entdeckt,

### 73.

Die, nach der Schönheit und dem reichen Kleide,
Von nicht geringem Stande ſchien' entſprungen,
Doch fühle ſie, man ſeh's an ihrem Leide,
Sich unfreiwillig hier vom Grab verſchlungen;
Auch ſei er, zu erfahren was ſie leide,
Ein wenig in den Schacht hinabgedrungen,
Doch aus dem Innern ſei ein Mann gekommen,
Der zornig ſie mit ſich zurückgenommen.

### 74.

Bradamante, die eben ſo verwegen
Als vorſchnell war, glaubt dieſem Trug mit Haſt:
Schnell weiht ſie der Gefangnen ihren Degen,
Nur das Hinunterkommen macht ihr Laſt.
Da ſieht mit laub'gen Wipfel ihr entgegen
Ein Ulmenbaum, und d'ran ein langer Aſt,
Den haut ſie alsbald mit dem Schwert vom Baume
Und ſenkt ihn nieder in dem tiefen Raume.

### 75.

Hierauf gibt ſie das abgeſchnittne Ende
Dem Pinabel zu halten ſorgenlos,
Faßt dann die Stange feſt in beide Hände
Und ſchwingt die Füße in den düſtern Schooß.
Wie ſie ſo hängt, da lächelt der Elende,
Fragt, ob ſie ſpringen könne, läßt ſie los,
Und ruft: o hätt' ich alle deines Namens
Beiſammen ſo zur Tilgung eures Samens!

76.
Doch dachte der's mit allem ſeinem Witze
Ganz anders als es in den Sternen ſtund:
Der frommen Jungfrau war der Baumaſt nütze,
Der, ſtark und feſt, zuerſt aufſtieß im Grund;
Zwar er zerbrach, doch ward er ihre Stütze
Und rettete ſie aus des Todes Schlund.
Das Fräulein lag betäubt, nicht allzulange,
Wie ihr vernehmt im folgenden Geſange.

---

# Dritter Geſang.

1.
Wer wird die Stimme mir, die Worte ſchicken,
Die würdig wären ſolches hohen Plans?
Wer Flügel meinem Lied, es zu entrücken
Zu dieſer Höhe mit dem Flug des Schwans?
Erhabner muß mir jetzt die Bruſt durchzücken,
Als ſonſt, die Flamme meines holden Wahns,
Denn meinem Herrn will ich dieß Blatt hier bringen,
Und ſeine Ahnen, ſeinen Urſprung ſingen.

2.
Von allen hohen Häuſern, die beſchieden
Vom Himmel ſind zur Herrſchaft dieſer Welt,
Siehſt du kein herrlichers in Krieg und Frieden,
O Phöbus, der das weite Rund erhellt!
Und keins das länger blieb erlaucht hienieden,
Und bleiben wird, ſo lang das Himmelszelt
— Iſt meine Seherkunſt nicht eine hohle
Geburt des Hirns — ſich ſchwingt um ſeine Pole.

3.

Schwellt' ich mit ſeinem vollen Ruhm die Saiten,
Nicht meine Leier, jene müßt' es ſein,
In die du griffſt, nach den Titanenſtreiten
Dem Herrn des Aethers deinen Dank zu weih'n.
Magſt du mir beſſres Werkzeug je bereiten,
Geſchickt zum Meiſeln in ſo würd'gen Stein,
Will ich an dieſen edlen Gegenſtänden
All' meinen Fleiß, all' meinen Geiſt verſchwenden.

4.

Indeſſen zu den erſten rohen Schlägen
Setz' ich den ungeſchickten Meiſel an:
Vielleicht, wenn ich ihm ernſter obgelegen,
Vollend' ich einſt das Werk, das ich begann.
Doch jetzt zurück zu Jenem, den kein Degen,
Kein Harniſch und kein Schild beſchützen kann,
Zu Pinabeln von Maynz, der tief begraben
Das Fräulein und ermordet glaubt zu haben.

5.

Der Bube denkt, das Fräulein ſei zerſchellt,
Und Zeit ſei's, daß er ſich von hinnen ſtehle:
Mit bebendem Gebein, blaß und entſtellt,
Verläßt er jene Schuldbefleckte Höhle,
Schwingt ſich auf's Roß, das in der Nähe hält,
Und als ein Menſch mit einer ſchwarzen Seele,
Der Schuld auf Schuld, Unthat auf Unthat häuft,
Raubt er des Fräuleins Roß, das ledig läuft.

6.

Doch laſſen wir ihn flieh'n, der, fremdem Leben
Nachſtellend, ſelbſt das Todesnetz ſich wand,
Und ſehen unſre Schöne ſich beleben,
Die hier zugleich Tod und Begräbniß fand.

Kaum kann ſie ſich, betäubt vom Sturz, erheben,
Sie ſchwankt und hält ſich an der Felſenwand,
Bis ſie durch die geräum'ge Pforte ſchreitet,
Die in die zweite größre Höhle leitet.

7.

Die weite Halle, im Geviert gehauen,
Scheint eine andachtsvolle, heil'ge Stelle,
Und ſeltne Alabaſterſäulen bauen,
Zum Tragen ſchön geordnet, die Kapelle;
Vor'm Altar, der inmitten iſt zu ſchauen,
Hängt eine Lampe, deren ſanfte Helle,
Von Unſichtbaren ewig angefeuchtet,
Mit vollem Strahl durch beide Säle leuchtet.

8.

In frommer Demuth weilt' an dieſem Orte
Die Maid, wo heil'ge Lüfte ſie umwehten,
Auf's Knie geſenkt, ergoß ſie gläub'ge Worte
Mit Herz und Mund zu brünſtigen Gebeten.
Da knarrt ihr gegenüber eine Pforte
Und eine Frau iſt baarfuß eingetreten,
Das Kleid gelöst, die Haare niederfließend,
Die ruft ſie an bei ihrem Namen grüßend.

9.

Sie ſprach: o heldenmüth'ge Bradamante,
Nicht ohne Gottes Fügung biſt du hier;
Der Sehergeiſt Merlin's, des Weiſen, nannte
Schon längſt die Stunde deiner Ankunft mir;
Zu ſeinen heiligen Gebeinen ſandte
Dich eine Wundermacht, das wußten wir;
D'rum blieb ich, daß ich alles dir enthülle,
Was über dich verhängt des Himmels Wille.

### 10.

Dieß iſt die Grotte, alt und vielbeſungen,
Die von Merlin, dem weiſen Zaubrer, ſtammt,
Wo ihn, wie dir wohl oft im Lied erklungen,
Zum ew'gen Schlaf die Frau vom See verdammt.
Hier iſt das Grab, das ſeinen Leib verſchlungen,
Wo er, getäuſcht und von Begier entflammt,
Ihr zu gefallen, die ihn angetrieben,
Sich lebend eingeſargt und todt geblieben.

### 11.

Lebendig weilt der Geiſt im Marmorgrabe,
Bis des Gerichts Trommete hieher dröhnet,
Die ihm, nachdem er Taub' iſt oder Rabe,
Den Himmel öffnet oder ihn verpönet.
Es lebt die Stimme bei der Sehergabe,
Du kannſt ſie hören, wie ſie hell ertönet,
Da ſie noch jedem, der ſie d'rum befragte,
Vergangne Dinge wie zukünft'ge ſagte.

### 12.

Aus Landen kam ich, welche weit entlegen,
Vor vielen Tagen in dieß Heiligthum,
Geheime Zwieſprach' mit Merlin zu pflegen,
Beſchäftigt durch ein groß Myſterium,
Und blieb noch einen Monat deinetwegen,
Der Seher ſtimmte meinen Vorſatz um,
Denn dieſer mit dem unfehlbaren Munde
Verſprach dein Kommen mir auf dieſe Stunde.

### 13.

Haimon's beſtürzte Tochter hörte ſchweigend
Und regungslos der Zauberin Bericht,
Die ſtarren Augen von Verwundrung zeugend;
Ob ſchlafend, ob erwacht, ſie wußt' es nicht.

Dann ſprach ſie, ſchamhaft ihre Blicke neigend,
Und von den Wangen ſtrahlt' ein holdes Licht:
Was bin ich? welch' Verdienſt wird mir vergolten,
Daß Seher meine Ankunft melden ſollten?

14.

Ergötzt durch dieſes neue Abenteuer,
Folgt ſie der Zaub'rin raſch und ohne Arg
Zu jenem hohen Grabmal, das ein theuer
Vermächtniß, Merlin's Geiſt und Aſche barg,
Ein einz'ger harter Stein, ſo roth wie Feuer,
Hellleuchtend und geglättet, war ſein Sarg,
Den Ort, der vor der Sonne war verſchloſſen,
Erhellend durch das Licht das er ergoſſen.

15.

Ob's manchen Marmorn die Natur gewähre,
Daß ſie gleich Fackeln alle Schatten ſcheuchen,
Sei's durch Geſang, Rauch, Zaubercharaktere,
Gefügt nach wunderbaren Sternenzeichen,
Was mir die glaublichſte Vermuthung wäre, —
Genug, der Glanz in dieſen heil'gen Reichen
Ließ manches Wunderwerk, in Stein gebauen,
Und manches das in Farben prangte, ſchauen.

16.

Kaum wagt ſich Bradamante ſacht und ſtille
In dieſer Gruft geheimnißvolle Ruh',
Da regt der Geiſt ſich in der todten Hülle
Und ruft ihr mit der klarſten Stimme zu:
Daß dir das Schickſal jeden Wunſch erfülle,
Erlauchtes Blut, o reine Jungfrau du,
Die jenen reichen Samen ſoll gebären,
Den einſt Italien wird, die Welt wird ehren!

17.

Das alte Blut, von Troja her dir eigen,
Durch die zwei beſten Ström' in dir vereint,
Wird einſt die Blüthe, Zier und Luſt erzeugen
Von jedem Stamm, ſo weit die Sonne ſcheint,
Daß Indus, Tajo, Donau, Nil ſich neigen,
Mittag und Mitternacht, und Freund und Feind.
Aus deinem Stamm erblüh'n die höchſten Reiſer,
Markgrafen heißen ſie, Herzoge, Kaiſer.

18.

Feldherrn und Ritter werden d'raus entſpringen,
Die ſtarken Krieger, die mit Schwert und Geiſt
Den alten Ruhm Italiens wiederbringen,
Daß es das unbeſiegte wieder heißt,
Gerechte Herrſcher, die den Scepter ſchwingen,
Die man als Numa's, als Auguſte preist;
Mit reichem Füllhorn werden unter ihnen
Die alten goldnen Zeiten neu ergrünen.

19.

Daß bald nun in Erfüllung möge gehen
Des Himmels Wille, deſſen hoher Rath
Von je zu Rüd'ger's Gattin dich erſehen,
Verfolge heldenmüthig deinen Pfad!
Kein falſcher Anſchlag ſoll ſich unterſtehen,
Dich zu verhindern, keine Miſſethat,
Und jenen Räuber wirſt du, der verwegen
Dein Kleinod nahm, beim erſten Stoß erlegen. —

20.

Es ſchweigt Merlin nach dieſen Worten ſtille
Und läßt die Zaub'rin ſich an's Werk verfügen,
Daß ſie dem Fräulein ihr Geſchlecht enthülle
Und ihre Erben zeig' in Geiſterzügen.

Sie hatte deren eine große Fülle,
Ich weiß nicht, ob der Hölle Schlund entſtiegen,
Ob einem andern Ort, — die an Geſtalten
Verſchieden ſich auf Einem Fleck entfalten.

### 21.

Sie nahm das Fräulein wieder zur Kapelle,
Wo ſie zuvor gezogen einen Ring,
Der ſie der Länge nach mit ſichrer Schwelle,
Und eine Handbreit weiter noch, umfing;
Sie brachte ferner, für die ſchlimmſten Fälle,
Ein Amulet, womit ſie ſie behing,
Befahl ihr, ſtill den Blick auf ſie zu richten,
Oeffnet' ihr Buch, und ſprach zu den Geſichten.

### 22.

Und ſiehe! aus der erſten Höhle glitten
Die Geiſter zu dem Kreis in großer Menge,
Doch fanden ſie den Weg hier abgeſchnitten,
Als ob ein Wall den heil'gen Ring umfänge,
Worauf ſie zu dem ſchönen Grabmal ſchritten
Merlin's in immer wachſendem Gedränge.
Dort hielten ſie, nachdem ſie erſt im Kreiſe
Dreimal gewandelt nach gewohnter Weiſe.

### 23.

Wollt' ich die Namen dir, die Thaten ſagen
— So zu dem Fräulein ſpricht die Zauberin —
Von allen die ich, lang vor ihren Tagen,
Heraufzuführen dir verpflichtet bin,
Du könnteſt's in die Länge nicht ertragen,
Denn Eine Nacht reicht nicht zu allen hin;
D'rum geb' ich nach Gelegenheit der Stunde
Dir nur von ein'gen Ausgewählten Kunde.

24.

Sieh' dieſen Erſten, dieſen Schönen an,
Wie er, dir ähnlich, kommt einhergegangen:
Er wird in Welſchland deines Stammes Ahn,
Aus Rüd'ger's Samen einſt von dir empfangen.
Mit Poitiers' Blut wird er die Heldenbahn
Benetzen und mit Siegeszeichen prangen,
Indem er den Verrath wird an den Frechen,
Die ſeinen Vater ihm gemordet, rächen.

25.

Sein Eifer wird dem Deſider entraffen,
Dem Longobardenkönig, Land und Thron,
Und dieß Verdienſt wird ihm vom Reich verſchaffen
Die ſchönen Lehen Eſte, Calaon.
Der nach ihm kommt, das iſt der Stolz der Waffen
Und des heſperiſchen Lands, Hubert, ſein Sohn,
Der mehr als einmal wird mit Schwertesblitzen
Die heil'ge Kirche vor Barbaren ſchützen.

26.

Alberten ſieh', den großen Feldhauptmann,
Der mit Trophä'n wird ſo viel Tempel zieren;
Hugo, den Sohn, bei ihm: der wird Milan
Erobern und das Schlangenbanner* führen;
Azzo, der nach des Bruders Tod ſodann
Im Reiche der Inſubrer wird regieren;
Dann Albertazzo, deſſen kluges Weſen
Italien wird von Berengar erlöſen.

27.

Werth wird er ſein, den kaiſerlichen Lohn,
Alda, die Tochter Otto's, zu empfangen.
Ein and'rer Hugo, ſieh'! O würd'ger Sohn,
Der ganz des Vaters Tugend wird erlangen!

---

* Das Panier der Viſconti, der damaligen Herrn von Mailand.

Vor ſeinem Richterſchwerte wird der Hohn
Der übermüth'gen Römer bald erhangen;
Den Kaiſer * und den Pabſt aus ihren Händen
Wird er befrei'n und die Belag'rung enden.

28.

Sieh' Folco dort, der alle ſeine Güter
Dem Bruder läßt und aus Italien flieht,
Zu werden eines Herzogthums Gebieter,
Das ihn zum fernen teutſchen Lande zieht.
Dem Stamme Sachſen wird er da zum Hüter,
Der an dem einen Zweige ſonſt verblüht;
Ihm iſt's beſtimmt, daß er dem Muttererbe
Mit ſeinem Nachwuchs neu Gedeih'n erwerbe.

29.

Der jetzt kommt, iſt der Courtoiſie mehr hold,
Der zweite Azzo, als den wilden Kriegen;
Von zweien Söhnen, Albertazz, Berthold,
Wird einer über Kaiſer Heinrich ſiegen,
Daß reich durch Parma's ſonn'ge Fluren rollt
Das Blut der Teutſchen, die erſchlagen liegen;
Der and're nimmt zur Gattin ſich die milde
Gräfin, die hohe, züchtige Mathilde.

30.

Sein Werth beſchert ihm dieſe heil'gen Bande,
Und jener Zeit acht' ich den Ruhm nicht klein,
Mit faſt der Hälfte der ital'ſchen Lande
Des erſten Heinrichs Enkelin zu frei'n.
Nach dieſes Berthold's theurem Liebespfande,
Sieh' nach Rinald! der höchſte Ruhm wird ſein:
Er wird die heil'ge Kirche aus den Ketten
Des Ketzers Friedrich Barbaroſſa retten.

---

* Otto III.

31.

Ein and'rer Azzo! der Verona leiten,
Genießen wird des ſchönen Landes Mark,
Vom vierten Otto dann, Honor dem Zweiten
Ernannt zum Grafen von Ancona's Mark.
Lang wär's, wollt' ich auf jeden einzeln deuten,
Der deinem Blut entſpringen wird, um ſtark
Und fromm das päbſtliche Panier zu ſchwingen,
Und wollt' ich ihre Kirchenſiege ſingen.

32.

Obizo, Folco, Azzo's und Hugonen,
Zwei Heinriche, der Sohn an Vaters Hand;
Zwei Guelfen: einer wird als Herzog thronen
Spolet's, nachdem er Umbrien überwand.
Sieh', dieſer, der dem Wüthrich bitter lohnen,
Befreien wird ſein ſeufzend Vaterland,
Iſt Azzo, der als Retter aus den Nöthen
Der Ezzelin wird ſchlagen, fah'n und tödten;

33.

Den Ezzelin, den ſcheußlichſten Tyrannen,
Den man wird halten für des Teufels Sohn;
Der wird Italien auf die Folter ſpannen
Und martern mit ſo ausgeſuchtem Hohn,
Daß mild heißt, was in alter Zeit erſannen
Ein Sulla, Nero, Cajus und Anton: —
Derſelbe Azzo wird in harten Kämpfen
Den Kaiſer Friederich den Zweiten dämpfen.

34.

Dann wird er glücklich herrſchen in dem ſchönen
Gelände[*], das an jenem Fluß hinab
Sich dehnt, wo Phöbus einſt mit Trauertönen
Den Sohn ſah ſtürzen in ſein feuchtes Grab,

---

[*] Ferrara, am Po, dem Eridanus des Phaeton, gelegen.

Wo Bernſtein ward aus zarter Bäume Thränen,
Und Cygnus ſich mit weißem Flaum umgab:
Und dieſes Land wird ihm für tauſend Dienſte
Vom höchſten Oberhirten zum Gewinnſte.

### 35.

Daß ich den Bruder nicht, Aldobrandinen,
Vergeſſe, der dem Pabſt zu Hülfe fliegt
Vor'm vierten Otto und der Ghibellinen
Feldlager, das vor'm Kapitol ſchon liegt;
Vor jedem Nachbarort ſind ſie erſchienen,
Die Umbrer, die Picener ſind beſiegt:
Er ſieht, hier iſt nicht ohne Gold zu helfen,
D'rum in Florenz entlehnt er's von den Guelphen.

### 36.

Zum Pfande wird er ſeinen Bruder geben,
Da er kein Kleinod hat, ſich zu verpflichten;
Dann läßt er hoch die Siegerfahne ſchweben,
Er wird der Teutſchen ſtolzes Heer vernichten,
Auf ihren Sitz die Kirche wieder heben,
Die Grafen von Celano ſtrenge richten,
Und das im Dienſt des heil'gen Stuhls bemühte
Daſein beſchließen in der ſchönſten Blüthe.

### 37.

Sein Bruder Azzo wird nach ihm Regent
Der Mark Ancona, des Piſaurerlands,
Und jeder Stadt inmitten des Troent,
Iſaur, des Apennin's und Meeresſtrands,
Und Erbe jeder Tugend die man nennt,
Die heller ſtrahlt als ſeiner Schätze Glanz:
An dieſen kann Fortuna nach Belieben,
Doch an der Tugend ihre Macht nicht üben.

38.
Rinald! in ihm auch wird die Flamme dauern
Des Muthes der ſein ganz Geſchlecht belebt;
Doch neidiſch ſeh' ich Tod und Schickſal lauern,
Den Stamm zu ſtürzen, der ſo ſchön ſich hebt,
Und fernher dringt die Klag' aus Napel's Mauern,
Wo er als Geiſel für den Vater lebt.
Nun kommt Obizo, der in zarter Jugend
Vom Ahn den Thron wird erben und die Tugend.
39.
Er wird die reiche Herrſchaft durch das ſchöne
Reggio, das wilde Modena vermehren;
Die Völker werden, daß ſein Werth ſich kröne,
Einſtimmig, laut zum Herrſcher ihn begehren.
Azzo der ſechſte, einer ſeiner Söhne,
Wird ſich als Kirchenbannerherr bewähren;
Der zweite Karl Siciliens ſchenkt die Blume
Der Frauen ihm ſamt Adria's Herzogthume.
40.
Und jetzo von erlauchten Fürſtennamen
Betrachte jenen freundlich ſchönen Kranz,
Obiz, Aldobrandin, Niccol den Lahmen,
Alberten in der Lieb' und Güte Glanz.
Nicht ſag' ich wie ſie zu Faenza kamen,
Zu lang hielt' ich dich auf, erzählt' ich's ganz,
Und wie ſie Adria mit ihren Landen,
Wornach das Meer heißt, feſter noch verbanden.
41.
So auch die Stadt* die, roſenreich zu ſehen,
Den holden Namen trug in griech'ſchen Zungen,
Und jene** noch, an fiſcherfüllten Seen
Von beiden Mündungen des Po umſchlungen,

---

* Rovigo, einſt Rhodigium, die Roſenſtadt.
** Comacchio, auf den Fiſchfang angewieſen.

Wo man ſich freut, wenn wilde Winde wehen,
Wenn ſtürmiſch iſt die See herangedrungen.
Von Lugo ſchweig' ich, von Argent und tauſend
Bergſchlöſſern, hoch, und Städten, völkerbrauſend.

42.

Sieh', Niccolo! ihm macht das Volk ſich pflichtig,
Das ihn als Knaben mit dem Scepter ehrt,
Tideo's Plane werden null und nichtig,
Der gegen ihn die Bürgerwaffen kehrt.
Dem zarten Knaben iſt kein Spiel ſo wichtig
Wie Kampfesſchweiß, wie Lanze, Schild und Schwert:
Durch früher Jugend krieg'riſche Beſchwerden
Wird er die Blume aller Ritter werden.

43.

Er wird jedweden Anſchlag leicht beſchämen,
Den Haß und Aufruhr wider ihn erſann,
Und ſo bewandert ſein in Stratagemen,
Daß ihn kein Witz, kein Trug umgarnen kann.
Zu ſpät wird's Otobon zu Herzen nehmen,
Reggio's und Parma's grauſamer Tyrann,
Dem er verkürzen wird mit Einem Schlage
Die ſchöne Herrſchaft und die ſchnöden Tage.

44.

Und ohne je zu weichen von den Pfaden
Des Rechts, wird ſtets das ſchöne Reich ſich mehren,
Und nimmer wird es andern irgend ſchaden,
Die nicht zuerſt Unrecht zu thun begehren,
Darob der höchſte Lenker wird in Gnaden
Nach keiner Seite ſein Gedeih'n verwehren,
Vielmehr es grünen laſſen, blüh'n und wachſen,
So lang der Himmel kreiſt um ſeine Achſen.

45.

Sieh' Leonell, — die Zierde ſeiner Zeit
Sieh', Borſo, mit dem Herzogshut ſich ſchmücken:
Er ſitzt im Frieden[*], doch mehr Lorbeern beut
Das Glück ihm, als es wird Erob'rern ſchicken.
Er ſtürzt den Mars in ew'ge Dunkelheit,
Und ſchnürt der Wuth die Hände auf den Rücken.
Es wird in dieſes ſtolzen Fürſten Bruſt
Ein Wunſch nur leben: ſeines Volkes Luſt.

46.

Nun Herkules! er wirft mit ſchwachen Schritten
Und halb verbranntem Fuß dem Nachbar[**] vor,
Wie er bei Budrio für ihn geſtritten,
Das Heer gehalten, das ſich ſchon verlor:
Er ſoll' ihn nicht mit Krieg dann überſchütten
Zum Dank, und jagen bis an Barco's Thor. —
Nicht weiß ich, wenn ich dir von dieſem melde,
Ob er im Frieden größer, ob im Felde.

47.

Puglieſen, Calabreſen und Lucanen,
Bei dieſen wird ſein Name lang beſteh'n:
Dort von dem Könige der Catalanen
Erringt er ſich die früheſten Trophä'n
Im Zweikampf; — bei den unbeſiegten Fahnen
Wird ſein Panier mit manchem Siege weh'n,
Und ſeine Kraft wird ihm die Herrſchaft bringen,
Nach der er dreißig Jahre mußte ringen.

48.

Ward einem Herrn je ew'ger Dank geſchworen,
So iſt es dieſer, dem die Hymne gilt,
Nicht weil er ſeine Stadt aus feuchten Mooren
Verwandelt in das fruchtbarſte Gefild,

---

[*] Anſpielung auf die Statue Borſo's, des erſten Herzogs von Ferrara, auf der Piazza vom Volk errichtet.

[**] Venedig.

Nicht weil er ihr mit Graben, Mauern, Thoren
Den erſten Wunſch, den dringendſten erfüllt,
Theater, Plätze, Tempel und Gebäude
Zum Nutzen ihr errichtet und zur Freude,

49.

Nicht weil er ſie vor den verweg'nen Klauen
Des Leuen, des geflügelten, beſchützt,
Nicht weil nur ſie, wenn durch die ſchönen Auen
Italiens die galliſche Fackel blitzt,
Mit ihrem Land in Frieden, ohne Grauen
Und von der Schatzung ungefährdet, ſitzt:
Für dieſe nicht ſowohl und andre Gaben
Wird Herkules ſein Volk zum Schuldner haben,

50.

Als weil er läßt, zur Stillung jeder Klage,
Den graden Alphons, güt'gen Hippolyt:
Sie werden blüh'n, wie in der alten Sage
Das Zwillingspaar der Schwanenſöhne blüht,
Von denen einer ſich entzieht dem Tage,
Daß er den andern neid'ſcher Nacht entzieht:
So werden beide für einander ſtehen,
Kühn und bereit, in ew'gen Tod zu gehen.

51.

In dieſes edlen Paares Liebe finden
Die frohen Völker größ're Sicherheit,
Als würde ſie ein Doppelwall umwinden,
Aus Erz gegoſſen, von Vulkan gefeit.
Alphons wird mit der Weisheit ſo verbinden
Die Güte, daß die ſpäte Folgezeit
Aſträen wird herabgeſtiegen halten
Zu dieſer Welt, wo Hitz' und Kälte walten.

52.

Auch thut ihm Muth und Klugheit Noth wie nie,
Daß man in ihm den Vater mög' erkennen:
Er hat ein Häuflein nur, indeſſen hie
Venedig's Schaaren drohend ihn berennen,
Dort Jene[*], die — ich weiß nicht, ſoll ich ſie
Stiefmutter, ſoll ich Mutter ſie benennen:
Wenn Mutter, keine beſſere fürwahr
Für ihn, als Progne und Medea war.

53.

So oft er wird in Nächten oder Tagen
Mit ſeinem treuen Volk die Stadt verlaſſen,
So oft wird er glorreiche Schlachten ſchlagen,
Zu Land und See all' ſeine Feinde faſſen.
Romagna's Völker habens zu beklagen,
Daß ſie den alten Freund, den Nachbar, haſſen, —
Wenn einſt ihr Blut wird auf den Boden fließen,
Den Po, Santern und Zanniol umſchließen.

54.

Der Spanier auch wird zu erzählen wiſſen,
Des Pabſtes Miethling, dort von ſeiner Kraft:
Kaum iſt dem Herzog die Baſtei entriſſen,
Der Kaſtellan erſchlagen frevelhaft,
So faßt er ihn, und läßt's ihn theuer büßen,
Daß auch kein Fußknecht ſich dem Tod entrafft,
Der vom Verluſt und von der Niederlage
In Rom die ſchreckenvolle Botſchaft ſage.

55.

In der Romagna Feldern wird ſein Muth,
Sein Geiſt an jenem großen Tag[**] nicht wanken:

---

[*] Die Kirche, oder vielmehr Julius II., der gegen Alphons ſehr erbittert war, und bei welchem Arioſt einmal als Geſandter ſein Leben wagte.

[**] In der großen Schlacht von Ravenna, am Oſtertage 1512.

Ihm gegen Julius' und des Spaniers Wuth
Wird das Franzoſenheer den Sieg verdanken.
Das Pferd wird ſchwimmen bis zum Bauch im Blut:
Die Teutſchen, Spanier, Griechen, Welſchen, Franken —
Man wird nicht Hände g'nug und Erde haben,
Die Maſſe der Gefall'nen zu begraben.

56.

Sieh', dieſer mit dem Purpurhut Gekrönte,
In den Gewanden prieſterlicher Wahl,
Iſt Hippolyt, der Hohe, der Erſehnte,
Der röm'ſchen Kirche großer Kardinal,
Ein Stoff, wie keiner je ein Lied verſchönte,
Für jede Sprach' und Kunſt ein Ideal;
Der weiſe Himmel wird, ihn zu erheben,
Wie dem Auguſt, ihm einen Maro geben.*

57.

An ſeinen Glanz ſchmiegt ſich ſein ſchön Geſchlechte,
Wie an die Sonne ſich die Erde ſchmiegt,
Mehr als an Luna und das Heer der Nächte,
Da jene jedes and're Licht beſiegt.
Mit wen'gen Streitern zieht er zum Gefechte
Bekümmert aus und kehrt hernach vergnügt:
Fünfzehn Galeeren bringt er aus dem Streite
Gefangen mit noch tauſendfacher Beute.

58.

Nun ſieh'! hier kommen beide Sigismunde,
Zuſamt Alphonſens fünf geliebten Söhnen;
Ihr Ruhm wird auf dem ganzen Erdenrunde,
Trotz Berg und Meer, allüberall ertönen.
Der zweite Herkules, im hohen Bunde
Mit Frankreichs Königstochter, kommt nach Jenen,
Und Hippolyt, um Keinen zu vergeſſen,
Wird mit dem Oheim ſich an Glanze meſſen.

---

* Andrea Marone, ein beliebter Improviſator am Hofe Hippolyt's, diente dieſer geiſtreichen Wendung zur Maske.

59.

Der dritte Franz! die beiden andern tragen
Alphonſens Namen. Doch, wie ich dir ſchwor,
Wenn ich dir jeden zeigen ſollt' und ſagen,
Durch den dein Stamm ſo hoch ſich ſtreckt empor,
Da müßt's am Himmel nachten oft und tagen,
Bis ganz geſättigt mein Bericht dein Ohr:
Nun wär's an mir — willſt du dich willig zeigen —
Die Schatten zu entlaſſen und zu ſchweigen.

60.

Worauf, denn alſo war des Fräuleins Wille,
Die weiſe Zauberin ihr Buch verſchloß,
Der Geiſterzug am Grabmal, wo die Hülle
Merlin's verborgen lag, in Luft zerfloß,
Und Bradamante, die bis dahin ſtille
Geſchwiegen hatte, nun den Mund erſchloß:
Wer ſind die beiden[*] mit ſo trüben Mienen,
Die bei Alphons und Hippolyt erſchienen?

61.

Sie kamen ſeufzend, mit geſenktem blaſſen
Geſicht, als läg' ihr Muth und Stolz im Grab,
Von ihren Brüdern weit zurückgelaſſen,
Als wendeten ſich die von ihnen ab. —
Worauf die Zaubrin kummervoll mit naſſen
Beſtrömten Augen ihr die Antwort gab:
Unſel'ge! rief ſie, welche Bitterkeiten
Wird böſer Menſchen Rathſchlag euch bereiten!

62.

Erſtick' ihr Fehler, o ihr güt'gen Sproſſen
Des güt'gen Herkules, nicht eure Huld!

---

[*] Ferrante und Giulio, Brüder des Herzogs und des Kardinals, die ſich, durch boshafte Einflüſterungen verleitet, in eine Verſchwörung gegen dieſelben einließen; ſie wurden entdeckt und zum Tode verurtheilt, welche Strafe Alphons in ewige Gefangenſchaft verwandelte.

Sind doch die Armen eure Blutsgenoſſen.
Laßt Gnad' ergeh'n für Recht ob ihrer Schuld!
— Und leiſer ſprach ſie: Hiemit ſei's beſchloſſen,
Mehr darf ich nicht, ſo habe denn Geduld,
Laß von dem Holden, Heitern dich umwittern,
Ich mag es dir am Ende nicht verbittern.

63.

Sobald der Tag am Himmel aufgegangen,
Wirſt du mit mir die gradſte Straße geh'n,
Die dich zum hellen Stahlſchloß läßt gelangen,
Wo Rüd'ger ſolche Prüfung muß beſteh'n.
Ich führe dich, bis du aus dieſem langen
Unwirthbarn Walde kannſt in's Freie ſeh'n:
Und weiſe dich, wenn wir am Meer uns trennen,
So deutlich, daß du nicht wirſt fehlen können.

64.

Die kühne Jungfrau blieb an dieſem Ort
Die ganze Nacht mit achtſamem Gemüth,
Und ſprach mit Merlin manches ernſte Wort,
Der bald ihr Rüd'gern zu erhören rieth.
Schnell zieht ſie aus den nächt'gen Räumen fort,
Sobald im Oſt der junge Tag erglüht,
Auf einem Pfade, finſter, endlos, rauh,
Doch an der Seite ſtets die Geiſterfrau.

65.

Aus einem Keſſel kommen ſie hervor,
Der zwiſchen Klippen ſchroff hinab ſich ſtürzt:
Durch Ströme geht ihr Weg, an Höh'n empor,
Den ganzen Tag, durch keine Raſt verkürzt;
Doch wird der ſaure Gang dem will'gen Ohr
Durch hold vertrauliches Geſpräch gewürzt,
Durch manches Wort von dem was jetzt zumeiſt
Beſchäft'gen und erheitern mag den Geiſt.

66.

Vor allen Dingen aber kündet Jene
Der tapfern Jungfrau Weg und Mittel an,
Wie ſie durch Klugheit und durch liſt'ge Pläne
Rüd'gern, wenn ſie ihn liebt, befreien kann.
Und wärſt du Mars, ſprach ſie, und wärſt Athene,
Und führteſt du mehr Mannſchaft auf den Plan,
Als König Karl vereint mit Agramanten,
Du ſtündeſt doch nicht vor dem Negromanten.

67.

Denn nicht nur iſt aus glatt geſchliffnem Stahle
Gebaut das unzugänglich ſteile Schloß,
Nicht nur entſchwingt er über Berg und Thale
Sich auf dem wunderbaren Flügelroß:
Er trifft noch mit des Schildes jähem Strahle
Die Augen, wie mit tödtlichem Geſchoß,
Und blendet das Geſicht, umhüllt die Sinnen
Und läßt das Blut zu ſtarrem Eis gerinnen.

68.

Und wenn du etwa glaubſt, daß es dir nütze,
Die Augen zuzumachen in der Schlacht,
Wie kannſt du weichen in des Kampfes Hitze,
Wie treffen, wenn dein Blick ihn nicht bewacht?
Um dich zu wahren vor dem Todesblitze
Und zu vereiteln jede Zaubermacht,
Will ich ein einfach Mittel dir verkünden,
Denn keines iſt auf Erden ſonſt zu finden.

69.

Ein Ring vom Mohrenkönig Agramant,
Bei einer ind'ſchen Königin erbeutet,
Ward einem ſeiner Herrn, Brunell genannt,
Der eben wenig Meilen vor uns reitet:

Wer dieſen Reifen trägt an ſeiner Hand,
Iſt gegen jeden Zauber vorbereitet.
Brunell iſt gleich geübt in Diebesſtücken,
Wie Rüd'gers und dein Feind in Zauberſtücken.

70.

Und dieſer iſt ſo ſchlau, wie ich dir ſage,
So liſtig, und von ſeinem Herrn geſchickt,
Daß er mit ſeinem ganzen Witz es wage
Und mit dem Ring, dem ſolcher Zauber glückt,
Zu enden des gefangnen Rüd'gers Klage,
Den auf dem ſchroffen Fels die Feſſel drückt;
Und er verſprach's, dem König zu Gefallen,
Der Rüd'gern hoch hält vor den andern allen.

71.

Doch daß er nicht dem königlichen Wort,
Daß dir allein dein Rüd'ger ſei verpflichtet
Für die Befreiung aus dem Zauberort,
Darin ſeiſt du von mir jetzt unterrichtet:
Drei Tage gehſt du an der Küſte fort,
Die bald ſich zeigt, da nun der Wald ſich lichtet;
Am dritten triffſt du eine Heerberg' an,
Und dort mit dir zugleich erſcheint dein Mann.

72.

Sein Wuchs — daß du ihn kennſt — reicht nicht zu vollen
Sechs Spannen; auf dem Kopfe, rauh und ſchuppig,
Sind ſchwarze Haare, die verwirrt ſich rollen;
Unmäß'ger Bart; das Antlitz blaß und ruppig;
Die Blicke ſcheel, die Augen rothgeſchwollen,
Die Naſe platt, die Augenbraunen ſtruppig;
Sein Rock, daß ich ihn ganz vor's Aug' dir führe,
Iſt kurz und knapp, nach Weiſe der Kuriere.

73.

Es bietet dir ſich wohl ein Anlaß dar,
Mit ihm von dieſem Zauberſchloß zu ſprechen;
Dann zeige Luſt, ſo wie's auch wirklich wahr,
Dich an dem Zaubrer Schwert an Schwert zu rächen;
Doch werd' er deine Kunde nicht gewahr
Des Rings, der jeden Bann vermag zu brechen.
Er wird ſich dir erbieten, nach dem Schloß
Den Weg zu zeigen als dein Reiſ'genoß.

74.

Geh' hinter ihm, und wenn du aus den Gründen
Des Thals die Zauberklippe ragen ſiehſt,
Gib ihm den Tod! kein Mitleid darf dich binden,
Daß du nicht meinen Anſchlag raſch vollziehſt.
Laß ihn nichts merken, laß nicht Zeit ihn finden,
Daß Ring und Mann dir nicht in Luft zerfließt:
Denn gleich wird er dir aus den Augen kommen,
Wie er den Ring nur in den Mund genommen. —

75.

Und alſo redend kommen ſie zum Strande,
Wo die Garonn' in's Meer bei Bordeaux fällt:
Hier trennen ſich die Frauen in die Lande,
Nicht ohne Thränen. Haimon's Tochter hält,
Begierig, zu zerhau'n des Freundes Bande,
Den Schritt nicht an, raſch fliegt ſie durch die Welt,
Und ſie erreicht zu abendlichen Stunden
Den Ort, wo ſich Brunell ſchon eingefunden.

76.

Wie ſie ihn ſieht, erkennt ſie gleich Brunellen,
So gut war ihr ſein Bildniß eingeprägt.
Sie fragt: woher? wohin? Er gibt ihr ſchnellen
Beſcheid, und lügt bei allem, was ſie frägt.

Sie, ſchon gewitzigt, weicht nicht dem Geſellen,
Indem ſie Gleiches ihm zu Gleichem wägt,
Weiß Heimath, Glauben, Stamm, Geſchlecht zu wenden,
Und ſieht dabei ihm fleißig nach den Händen.

77.

Sie ſieht ihm auf die Finger, allzeit bange,
Ob er ſie zu beſtehlen nicht begehrt,
Und läßt ihn nicht zu nah', von ſeinem Hange
Zu böſen Streichen ſchon genau belehrt.
Und alſo ſteh'n ſie bei einander lange,
Als plötzlich ſie ein großer Lärm verſtört.
Gleich ſag' ich, Herr, was ſich bei jenem Hauſe
Begab, — erſt im Geſang die ſchuld'ge Pauſe!

## Vierter Geſang.

1.

Obgleich Verſtellung meiſt den Menſchen ſchändet
Und einer ſchwarzen Seele Zeichen heißt,
So iſt ſie's doch, die oftmals glücklich endet,
Vielfält'gen Vortheil offenbar erweist,
Und Schaden, Schande, ja den Tod abwendet;
Verkehrt man doch mit Freunden nicht zumeiſt
In dieſem dunklen mehr als hellen Leben
Der Sterblichen, das Neid und Haß umgeben.

2.

Kannſt du nach langer Prüfung einen wahren
Verläß'gen Freund mit Mühe nur erkennen,
Vor dem du nichts im Herzen willſt bewahren
Und magſt ihm jeglichen Gedanken gönnen,

Wie ſoll die Schöne nun mit dieſem fahren,
Der weder rein noch redlich iſt zu nennen,
Der voll Verſtellung, Falſchheit iſt und Lügen,
Dem Bild der Zaubrin gleich in allen Zügen?

3.

Sie heuchelt auch, und braucht ſich nicht zu ſchämen
Bei ihm, der lauter Trug und Lügen heckt,
Behält im Auge ſtets, um ihn zu lähmen,
Die Hand, die voller Diebeskniffe ſteckt.
Da läßt ein mächt'ger Lärmen ſich vernehmen:
Glorreiche Mutter! ruft ſie ſehr erſchreckt:
O Himmelskönig! was werd' ich erleben?
Und eilt, ſich zu dem Aufſtand zu begeben.

4.

Sie ſieht den Wirth am Fenſter mit den Seinen,
Man drängt ſich: der ruft das, der andre diß,
Und alles ſchaut empor, als gäb' es einen
Kometen, eine Sonnenfinſterniß.
Sie ſieht ein hohes Wunder dort erſcheinen,
Das ſchwerlich jeder nähme für gewiß:
Ein großes Flügelroß läßt ſich erblicken
In Lüften, einen Ritter auf dem Rücken.

5.

Groß und buntſchillernd waren ſeine Flügel,
Ein Ritter wiegte ſich, wie ich berichtet,
Von blankem, glattem Stahl umhüllt, im Bügel,
Gen Weſten war ſein Wunderflug gerichtet,
Und dort verſank er hinter einem Hügel;
Der Wirth ſprach, und ſein Wort war nicht erdichtet,
Es ſei ein Negromant, der ſolcher Weiſe
Bald fern bald näher oft die Luft bereiſe.

6.

So fliegend hebt er bald ſich zu den Sternen,
Bald ſtreift er niedrig hin, beinah' im Staube,
Und nimmt die Schönen all' in nah' und fernen
Geländen, die er findet, ſich zum Raube,
So daß die armen Mädchen ganz verlernen,
Die ſchönen, ſei's in Wahrheit, ſei's ihr Glaube,
— Denn eigentlich nimmt er ſie unbeſehen —
An's liebe Sonnenlicht hervorzugehen

7.

Er hat ein Schloß, hoch auf den Pyrenäen,
Erzählt der Wirth, durch Zauberkunſt gemacht,
Aus lauter Stahl, ſo leuchtend ſchön zu ſehen,
Daß keins auf Erden reicht an ſeine Pracht.
Schon viele Ritter wagten, hinzugehen,
Doch keinen hat ſein Roß zurückgebracht;
D'rum denk' ich, Herr, und fürcht' es aus der Maſſen,
Daß ſie ſich fangen oder tödten laſſen. —

8.

Das Fräulein hört's, und hofft ſchon im erfreuten
Gemüth, wie ſie auch thun wird ſicherlich,
So glücklich durch den Zauberring zu ſtreiten,
Daß bald der Zaubrer läßt von jedem Schlich.
Sie ſpricht: gib einen mir von deinen Leuten,
Der dieſes Weges kund'ger iſt als ich;
Kaum kann ich's vor Begierde noch ertragen,
Mit dieſem Zaubrer einen Kampf zu wagen. —

9.

An einem Führer ſoll dir's nicht gebrechen,
Verſetzt Brunell, ich gebe ſelbſt mit dir:
Ich hab' den Plan des Wegs und — mein Erfrechen
Wirſt du nicht ſchmäh'n! — noch and'res hab' ich hier.

Er meint den Ring, doch deutlicher zu ſprechen
Will er ſich nicht getrau'n, ihm bangt dafür.
Dein Antrag, ſagt ſie, iſt mir ſehr gelegen,
Und denkt dabei für ſich: des Ringes wegen.

10.

Sie ſagte nur was nützlich war, und ſagte
Nichts was ihr Schaden drohte zuzuziehn.
Der Wirth beſaß ein Roß, das ihr behagte
Und das zur Schlacht und Reiſe tüchtig ſchien.
So wie der nächſte ſchöne Morgen tagte,
Ritt ſie auf dem erkauften Renner hin;
Sie mußten durch ein enges Thal ſich winden,
Der Heide ritt bald vorn, bald dicht dahinten.

11.

Bis zu der Pyrenäen höchſten Zacken
Durch Wälder, über Berge ritten ſie;
Bei hellem Himmel ſieht man Frankreichs Nacken
Und Spanien und zwei Meeresufer hin,
Gleichwie Toscana's Meer und der Slawacken
Vom Apennin, nah bei Camaldoli.
Dann geht's auf rauhem Weg, der ſchwer zu finden,
Hinunter zu des Thales tiefen Gründen.

12.

Inmitten ragt ein Fels, in eine Mauer
Von blankem Stahl gehüllt ſein trotzig Haupt;
Er ſteht ſo luſtig ſtrebend auf der Lauer,
Daß er den Bergen rings die Höhe raubt:
Dem wird der Weg, dem wird die Mühe ſauer,
Wer ohne Flügel hinzudringen glaubt.
Dieß iſt der Ort, wo hinter Schloß und Gitter,
So ſpricht Brunell, die Frauen ſind und Ritter.

### 13.

An allen Seiten iſt er glatt behauen,
Senkrecht, als wär' es mit dem Blei gethan,
Und ringsum keine Möglichkeit zu ſchauen,
Kein Pfad und keine Treppe führt hinan;
Man ſieht, daß hier nur Vögel können bauen,
Nur ein geflügelt Weſen niſten kann.
Hier, ſieht das Fräulein, iſt es nun vonnöthen,
Den Ring zu nehmen und Brunell zu tödten.

### 14.

Doch ſcheint es ihr gering, ſich zu beflecken
Mit des wehrloſen, ſchlechten Mannes Blut:
Sie braucht ihn wahrlich nicht erſt hinzuſtrecken,
Um zu empfah'n ſein wunderſames Gut.
Sie faßt und bindet ihn im erſten Schrecken,
Denn der Brunell war nicht auf ſeiner Hut,
Und ſchnürt ihn feſt an eine hohe Fichte,
Doch nimmt ſie erſt den Zauberring dem Wichte.

### 15.

Kein Seufzer, keine Klag' und Thräne macht
Sie ſanfter fahren mit dem armen Wurme,
Sie reitet an des Berges Seite ſacht
Herunter, bis ſie anhält unterm Thurme,
Dann greift ſie zu dem Hifthorn, das mit Macht
Den dieb'ſchen Negromanten ruft zum Sturme,
Und fordert ihn nach dem verhallten Ton
In's Feld und zum Gefecht mit lautem Droh'n.

### 16.

Der Negromant erſcheint am Thor im Nu,
Von dieſem Hornſtoß, dieſem Ruf geladen;
Sein Flügelroß führt ihn der Feindin zu,
Die einem Manne gleicht, auf luft'gen Pfaden.

Die Schöne bleibt vorerſt in guter Ruh',
Sie ſieht gar wohl, er kann ihr wenig ſchaden,
Da er nicht Speer, noch Schwert, noch Keule ſchwingt,
Nichts was den Harniſch oder Schild durchdringt.

### 17.

Die Linke trägt den Schild, vor deſſen Glanze
Für jetzt ein Tuch von rother Seide ſchützt,
Die Rechte hält ein Buch, d'rin eine ganze
Rüſtkammer wunderbarer Waffen ſitzt;
Denn jetzt zu ſtürmen ſcheint er mit der Lanze,
Die manchem drohend ſchon in's Aug' geblitzt,
Jetzt ſchlägt er mit der Keule, mit dem Degen,
Und iſt ſtets fern und außer allen Schlägen.

### 18.

Sein Roß iſt wirklich nicht aus Rauch und Wind:
Von einem Greif gebar es eine Stute.
Gefieder, Schwingen, Vorderfüße ſind
Und Kopf und Schnabel aus des Vaters Blute,
Im andern iſt es ſeiner Mutter Kind,
Ein Hippogryph von ungeſtümem Muthe;
In den Rhiphäen trifft man ſie, doch ſelten,
Verſchlagen aus des Nordpols fernen Welten.

### 19.

Von dort hat er's geholt durch Zaubermacht,
Und mühevoll durch unabläſſig Streben
In eines Mondes Friſt ſo weit gebracht,
Daß er ihm Zaum und Sattel konnte geben;
Jetzt nimmt es folgſam jeden Wink in Acht,
Ob er will reiten, ob in Lüften ſchweben.
Es iſt nicht wie das andre Trug und Schein,
Wahr iſt's, natürlich, wie es ſcheint zu ſein.

### 20.

Das Uebrige dient alles nur zum Blenden,
Ein Zauberſpuk, der Roth in Gelb verkehrt;
Doch bei dem Fräulein iſt's nicht anzuwenden,
Sie trägt den Ring, der jeder Täuſchung wehrt.
Inzwiſchen muß ſie manchen Hieb verſchwenden
Und hin und her ſich werfen mit dem Pferd,
Sie müht und quält ſich ab, wie ſie zu dieſen
Wagſtücken im Voraus ward unterwieſen.

### 21.

Nachdem ſie eine Zeit ſich umgetrieben
Zu Roſſe, ſpringt ſie auf den Boden hin,
Um ihren Sieg nicht länger zu verſchieben,
Ganz nach dem Rath der klugen Zauberin.
Der Zaubrer kommt, ſein Letztes auszuüben,
Und an kein Gegenmittel denkt ſein Sinn:
Er bringt den Schild hervor, und zweifelt nimmer,
Sie hinzuſtrecken durch den Zauberſchimmer.

### 22.

Zwar hätt' er gleich den Schild enthüllen können
Und nicht gebraucht die Ritter aufzuhalten,
Doch ihm behagte dieſes Lanzenrennen,
Dieß Schwerterſchwingen und dieß Luftzerſpalten,
Wie Katzen oft ſich das Vergnügen gönnen,
Sich mit den Mäuslein noch zu unterhalten,
Und endlich, wenn's genug iſt mit dem Dahlen,
Mit ſcharfem Biß die Armen zu bezahlen.

### 23.

In jenen frühern Kämpfen war die Katze
Der Zaubrer, und die Ritter ſeine Mäuſe,
Doch ſeit das Fräulein kam mit ihrem Schatze,
Verhielt ſich's nicht mehr in der alten Weiſe.

Sie ſtand wie angewurzelt auf dem Platze
Und gab wohl Acht auf ſeine ſchlauen Kreiſe,
Kaum ſah ſie, daß er jetzt den Schild aufdeckte,
Als ſie geſchloſſnen Aug's ſich niederſtreckte.

24.

Nicht daß ſie von dem leuchtenden Metalle
Getroffen wär' mit jenem Zauberſchlag,
Nein, um vom Roß den Zaubrer in die Falle
Zu ziehn, entgegen ſeinem letzten Tag;
Und ihre Liſt gelang ihr über alle
Erwartung: kaum daß ſie zu Boden lag,
Schlug der Beſchwingte ſchneller ſein Gefieder
Und ſenkte ſich in weiten Kreiſen nieder.

25.

Er läßt den Schild am Sattel, mit dem Flor
Bedeckt, und geht zu Fuß, den Streit zu enden,
Zur Schönen hin, die, wie der Wolf im Rohr
Des Rehbocks, ſeiner harrt mit gier'gen Händen:
Jetzt ohne Säumen ſchnellt ſie ſich empor,
So wie er naht, und faßt ihn um die Lenden.
Der Arme nahm das Zauberbuch nicht mit,
Mit dem er ſonſt den ganzen Krieg beſtritt.

26.

Mit einer Kette war er angerückt,
Mit der er ſich zu dieſem Zweck umwunden,
Und glaubte ſie nicht minder ſchnell umſtrickt,
Als er die andern Gegner all' gebunden:
Schnell hat ſie auf den Boden ihn gedrückt,
Und daß ſie nicht mehr Widerſtand gefunden,
Verdenkt's ihm nicht, zu ungleich war der Streit:
Ein ſchwacher Greis und eine ſtarke Maid!

27.

Schon iſt ſie Willens, ihm den Kopf zu ſpalten
Und hebt die Siegerhand ſchon zum Gericht,
Da nöthigt ſie ſein Anblick einzuhalten,
So ſchmählich niedre Rache will ſie nicht:
Sie ſieht im Gegner einen würd'gen Alten,
Der vor ihr liegt mit traurigem Geſicht;
Die Furchen auf der Stirn, die weißen Haare
Bezeugen ihm zum Mindſten ſiebzig Jahre.

28.

Bei Gott! nimm, Jüngling, dieſes Leben hin,
So ruft der Greis, den Zorn und Unmuth faſſen;
Doch es zu nehmen iſt die Siegerin
So träg, als er bereit iſt, es zu laſſen.
Nun regt die Neugier ſich in ihrem Sinn,
Wer dieſer Zaubrer ſei, und welchermaßen
Er ſolch' ein Schloß erbaut auf wilden Höh'n,
Um an der ganzen Welt ſich zu vergeh'n?

29.

Aus Habſucht nicht, um Beute zu beſitzen,
So hub der Zaubergreis mit Thränen an,
Baut' ich das Schloß auf dieſen Felſenſpitzen,
Auch hab' ich es aus Bosheit nicht gethan,
Nein, einen edlen Ritter zu beſchützen
Vor'm Tode, war mein liebevoller Plan,
Der bald ſonſt, nach der Sterne Wort, ſein Leben
Als Chriſt muß in Verräthershände geben.

30.

Nie ſchaute zwiſchen ihren beiden Thoren
Solch' Jünglingsbild die Tageskönigin!
Er nennt ſich Rüd'ger, ward, ſeit er geboren,
Von mir gepflegt, von Atlas, der ich bin;

Ihn trieb nach Frankreich mit dem Herrn der Mohren
Sein böſer Stern und ruhmbegier'ger Sinn:
Ich, der ich ſtets ihn meinen Sohn geheißen,
Will Frankreich und dem Unglück ihn entreißen.

31.

Die ſchöne Feſte, die ich mir gebaut,
Dient blos, um ſicher Rüdigern zu hegen;
Ich fing ihn, wie ich heute mir vertraut,
Daß ich dich gleichfalls würd' in Bande legen.
Die Frau'n und Ritter, die man dorten ſchaut,
Sie alle raubt' ich meines Schützlings wegen,
Daß, wenn ich ihm den Kerker nicht erſchließe,
Es in Geſellſchaft minder ihn verdrieße.

32.

Nur keine Freiheit, ſonſt in jeder Weiſe
Iſt ihnen jede andre Luſt gewährt;
Was man nur findet auf dem Erdenkreiſe,
Das wird auf dieſer Feſtung nicht entbehrt,
Sang, Saiten, Kleider, Spiel und Trank und Speiſe,
Was nur das Herz erdenkt, der Mund begehrt.
Ich ſä'te ſchön und pflückte ſchöne Früchte,
Da kommſt du her, und alles wird zu nichte.

33.

Gleicht deinem ſchönen Antlitz deine Seele,
So ſtöre nicht, was ich ſo treu bereitet!
Nimm dieſen Schild, ich gönn' ihn dir, und wähle
Den Renner, der die Luft ſo ſchnell durchgleitet.
Doch dringe nicht in meines Schloſſes Säle!
Ja, Einen, Zwei, wenn Freundſchaft dich geleitet,
Nein, alle nimm! du magſt nach Luſt hier ſchalten, —
Nur meinen Rüd'ger! ihn laß mich behalten.

34.

Doch bleibſt du hart, und ſoll ich ihn verlieren,
So mache mir, eh' ihr nach Frankreich jagt,
Erſt die betrübte Seele los aus ihren
Halbmorſchen Banden, d'rin ſie ſcheidend zagt! —
Das Fräulein ſpricht: Ihn komm' ich zu entführen,
Du ſchwatz' und krächze, wie es dir behagt.
Und biete mir nicht Schild und Roß zur Gabe:
Sie ſind ſchon meine, nicht mehr deine Habe.

35.

Und könnt'ſt du auch noch ſchenken oder mindern,
Ich würde mich zum Tauſche nicht verſteh'n:
Den Einfluß ſeines böſen Sterns zu hindern,
Verbargſt du Rüd'gern hier auf dieſen Höh'n?
Du kannſt's nicht wiſſen oder kannſt nicht lindern,
Was über ihn der Himmel läßt ergeh'n.
Dein nahes Loos verſchwiegen dir die Sterne:
Wie willſt du fremdes ſchauen in der Ferne?

36.

Du willſt den Tod? vergebens, ich erfülle
Dein Flehen nicht, doch wenn du ihn begehrſt,
Von ſelber findet ihn ein ſtarker Wille,
Ob du von allen auch verlaſſen wärſt.
Doch eh' du ſcheideſt aus des Fleiſches Hülle,
Löſ' aus dem Kerker die Gefangnen erſt. —
Das Fräulein ſpricht's, und führt mit feſtem Sinne
Den Zaubrer nach dem Fuß der Felſenzinne.

37.

An ſeiner eignen Kette nun gefangen
Geht Atlas mit dem Fräulein in die Haft;
Noch immer wohnt in ihr ein heimlich Bangen,
Obgleich er muthlos ſcheint und ohne Kraft.

Nur wenig Schritte ſind ſie ſo gegangen,
Als an des Berges Fuß die Spalte klafft,
Und auch die Wendeltreppe zeigt ſich dorten,
Die ſie emporführt zu des Schloſſes Pforten.

38.

Die Schwelle ruht auf einem Felſenſtollen,
Auf dem ein Talisman geſchrieben ſtand.
Gefäße birgt der Stein, man nennt ſie Ollen,
Sie rauchen ſtets von innerlichem Brand.
Zerbrochen läßt er ſie zu Boden rollen,
Und öd auf einmal ſteht die Felſenwand,
Die Mauern und die Thürme ſind verſchwunden,
Als hätte nie ſich hier ein Schloß befunden.

39.

Der Greis weiß ſich dem Fräulein zu entwinden,
Schnell wie die Droſſel aus dem Netze fährt.
Mit ihm iſt auch ſein Schloß nach allen Winden,
Frei die Geſellſchaft, die er ſo bethört,
Und ihre ſtolzen Prunkgemächer finden
Die Herrn und Frau'n in Haideland verkehrt.
Doch mancher kommt, zu ſeinem ſchweren Leide,
Durch dieſe Freiheit um die größte Freude.

40.

Dort finden ſich Gradaß und Sacripante,
Praſild ſtellt ſich, ein edler Ritter dar,
Der jüngſt mit Reinald kam aus der Levante,
Irold bei ihm, dieß wahre Freundepaar.
Zuletzt wird auch die ſchöne Bradamante
Dort ihres theuren Rüdigers gewahr,
Der, als er ſie untrüglich wahrgenommen,
Auf's beſte, freundlichſte ſie heißt willkommen,

41.

An der er mehr als an dem eignen Leben,
An ſeinem Herzen, ſeinen Augen hing,
Seit jenem Tage, da ſie ſeinetwegen
Den Helm abnahm und einen Streich empfing.
Lang wär's zu ſagen, wie ſich das begeben,
Wie's ihnen in dem rauhen Walde ging,
Durch den ſie ſuchend Nacht und Tag ſich wanden
Und eher nicht als hier ſich wieder fanden.

42.

Als er ſie ſah und als er klar erkannte,
Daß ſie alleine ſeine Rett'rin hieß,
O wie ihm da ſein Herz vor Freuden brannte,
Wie er ſich glücklich, einzig ſelig pries!
Nun ſtiegen alle von der Felſenkante
In's Thal, wo ſie den Hippogryphen ließ;
Er ſtand noch, wo ſie ihren Sieg gefeiert,
Den Schild am Sattelbogen, doch verſchleiert.

43.

Das Fräulein kam und griff ihm nach dem Zügel,
Und er blieb ſtill, wie er ſie kommen ſah,
Dann in die Lüfte breitet' er die Flügel
Und ſaß auf einem Bühl, nicht weit von da.
Sie folgt' ihm nach, von Hügel ſtets zu Hügel,
Und er flog immer fort, blieb immer nah,
So wie die Kräh'n ſich auf dem Sand ergetzen,
Den Hund vergebens nach ſich her zu hetzen.

44.

Gradaß und Sacripant und Rüd'ger liefen
Und alle Ritter, die beiſammen dort,
Bergauf, bergunter nach dem Hippogryphen,
Wie ſeine Flucht ſie zog von Ort zu Ort,

Die einen jagten durch die ſumpf'gen Tiefen,
Die andern über Felſenſpitzen fort;
Er aber, wie er alle ſo betrogen,
Kommt endlich dicht zu Rüd'gern hergeflogen.

45.

Dieß war vom alten Atlas angeſtellt,
Den Eins beſchäftigt, den nur Eins betrübt:
Es iſt ſein Mündel, ſein bedrohter Held,
Den er noch jetzt voll treuer Sorge liebt.
Er will ihn retten aus der Chriſtenwelt,
Daher er dieſen Wink dem Vogel gibt.
Der Ritter faßt und will ihn mit ſich ziehn,
Er aber weicht, und ſträubt ſich gegen ihn.

46.

Herunter vom Frontin ſpringt er verwegen
— Frontin, ſo hieß ſein vielgetreues Roß —
Auf jenes, das die Lüfte kann durchfegen,
Und reizt es auf mit ſcharfem Sporenſtoß.
Da ſtemmt's dem Boden plötzlich ſich entgegen
Nach kurzem Lauf, und zu den Wolken ſchoß
Es ſchneller auf, als, ledig ſeiner Haube,
Der Falke ſchießt nach dem erſpähten Raube.

47.

Das Fräulein, wie ihr zu Geſicht gekommen
In ſolcher grauſen Höh' der liebſte Mann,
Steht von dem jähen Schrecken ſo beklommen,
Daß ſie ſich lange nicht beſinnen kann.
Was ſie dereinſt von Ganymed vernommen,
Den Jovis Adler führte himmelan,
Sie zweifelt nicht, daß es auch ihm begegnet,
Der gleich mit Reiz und Adel iſt geſegnet.

48.

Das Aug' am Himmel folgt ſie ihrem Glücke,
So lang der Flüchtling durch die Lüfte fuhr,
Doch als er ganz entſchwunden ihrem Blicke,
Folgt ſie noch mit der Seele ſeiner Spur.
Mit Seufzern, Klagen kehrt ſie ſich zurücke,
Und hat nicht Raſt, nur Jammer, Thränen nur.
Wie Rüd'ger ſich verloren in den Höhen,
Sieht ſie das gute Roß, Frontinen, ſtehen.

49.

Und ſie beſchließt bei ſich vor allen Dingen,
Ihn zu behalten, daß ihn niemand raubt,
Und ſeinem Ritter ihn zurückzubringen,
Den ſie doch wieder einſt zu ſehen glaubt. —
Der Vogel ſteigt, von Rüd'gern nicht zu zwingen,
Schon ſchwindet unten der Gebirge Haupt,
Und alles ſchmilzt in ferne graue Maſſen,
Wo Berg und Ebne ſich nicht ſcheiden laſſen.

50.

So hoch, daß er den Untern, die ihn ſah'n,
Nur noch als kleiner Punkt die Augen blendet,
Fliegt er dahin, wo auf der weiten Bahn
Die Sonne ſinkt, wenn ſie im Krebs ſich wendet.
Er ſegelt durch die Lüfte wie ein Kahn,
Dem Aeolus geneigte Winde ſendet.
Wir laſſen ihn, er iſt auf guten Wegen,
Und gehn Reinald, dem Paladin, entgegen.

51.

Reinald fährt weithin auf den wüſten Meeren,
Zwei Tage lang, verſchlagen von dem Wind,
Nach Weſten heut, und morgen nach den Bären,
Denn Tag und Nacht bleibt er ihm ungelind,

Bis er erlaubt, in Schottland einzukehren,
Da wo die kaledon'ſchen Wälder ſind,
In deren alten ſchattenkühlen Eichen
Der Hall oft dröhnt von kriegeriſchen Streichen.

52.

Die Ritter ziehn, die irrenden, durch dieſe
Wildniß, in ganz Britannien bekannt,
Vereint von nah und fern mit Schwert und Spieße,
Aus Frankreich, Norweg, aus dem teutſchen Land.
Hier dringe keiner ein, wenn er kein Rieſe,
Da mancher hier den Tod ſtatt Ehre fand.
Hier muß vor Triſtan, Lancelot, Galaſſen,
Artus und Gawein mancher Held erblaſſen.

53.

Viel andre Ritter ſind's noch, von der alten
Berühmt und von der neuen Tafelrunde.
Manch hohes Denkmal zeugt von ihrem Walten,
Und manche Sage von dem ſchönen Bunde.
Reinald ſteigt aus und geht unaufgehalten
Mit Roß und Waffen nach dem Eichengrunde,
Er heißt den Schiffer ſchnell nach Berwick eilen
Und ſeiner harrend in dem Hafen weilen.

54.

Und ohne Knappen irrt er und Geleite
Durch dieſen ungeheuren Forſt allein,
Geht abentheuernd aus nach jeder Seite,
Und ſchlägt bald dieſen Weg, bald jenen ein.
Zu einer Waldabtei gelangt er heute,
Die ihre Habe dargibt insgemein,
Die Ritter und die Frauen zu bewirthen
Im ſchönen Raum, die ſich hieher verirrten.

55.

Gaſtfreundlich von den Mönchen und vom Abt
Ward Reinald in dem Kloſter hier empfangen,
Der, als er ſich mit Speiſen wohl gelabt,
Von ſeinen Wirthen Kunde will erlangen,
Wie ſich ein Held in dieſem Forſt gehabt,
Um bald zu Abentheuern zu gelangen,
Daran der Ritter kühnlich ſich bewährt,
Ob er ſei lobes- oder tadelnswerth.

56.

Sie ſagen ihm, in dieſem Wald gerathen
Viel Abentheuer und von ſeltner Art,
Doch dunkel bleiben, wie der Ort, die Thaten,
Weil meiſt kein Menſchenauge ſie gewahrt.
Geh' dahin, heißt's, und ſtreue deine Saaten,
Wo ſie die Sonne würdig offenbart,
Damit auf die Gefahr und auf die Plage
Der Nachruhm folg' und das Verdiente ſage.

57.

Doch willſt du deine Tapferkeit bewähren,
Dir winkt die würdigſte Gelegenheit
Und mehr als je ein Ritter ſich an Ehren
Gewonnen in der alt' und neuen Zeit:
Die Tochter unſres Königs iſt in ſchweren
Gefahren, ihr ſei dieſer Arm geweiht!
Ein Edelmann, Lurcanio ſein Name,
Bedräuet Ehr' und Leben dieſer Dame.

58.

Aus Haß vielleicht mehr als dem Recht zur Steuer,
Verklagt bei ihrem Vater ſie Lurcan,
Er hab's geſehen, wie ſie einen Freier
Um Mitternacht emporzog zum Altan.

Das Reichsgeſetz ſpricht ihr den Tod durch's Feuer,
Nimmt ſich kein Ritter der Bedrängten an,
Der binnen eines Monds, faſt ſchon verflogen,
Den Falſchen überführt, daß er gelogen.

59.

Das ruchlos harte Schottenrecht verkündet
Jedweder Frau, von jedem Stand, den Tod,
Wenn ſie mit einem Manne ſich verbindet,
Dem ſie die Hand nicht am Altare bot.
Nichts rettet ſie, ihr Holzſtoß wird entzündet,
Wenn nicht ein Held erſcheint in ihrer Noth,
Der ihre Sache führt, und mit dem Degen
Beweist, daß ſie der Sünde nicht erlegen.

60.

Der König, um Ginevra ſehr in Nöthen,
Wie ſeine ſchöne Tochter iſt genannt,
Hat kund gemacht in Burgen und in Städten,
Wer's wagt, für ſie zu treten auf den Sand,
Und der Verläumdung Drachen zu ertödten
Vermag, — wofern er nur von edlem Stand,
Wird ihr Gemahl mit einer Morgengabe,
Wie ſich's geziemt, daß ſolche Braut ſie habe.

61.

Doch wenn kein Ritter kommt in dieſer Friſt,
Und, wenn er kommt, nicht ſiegt, ſo muß ſie ſterben.
Seht hier ein Werk, das ritterlicher iſt,
Als ſo die Zeit im Walde zu verderben;
Und zu der Ehre noch, zum Ruhme, wißt,
Den Ihr Euch unvergänglich ſollt erwerben,
Wird Euch die Blume aller Frau'n zu Theile,
Vom Indus zur herkul'ſchen Doppelſäule.

62.

Mit ihr ein Eigenthum, ſo prinzenhaft,
Daß Ihr für immer könnt zufrieden leben,
Des Königs Gnade, wenn durch Eure Kraft
Frei ſeine Ehre darf ihr Haupt erheben; —
Und dann verpflichtet Euch die Ritterſchaft,
So ſchändlichem Verrath zu widerſtreben
Und ſie zu retten, die des Volkes Lob
Als Muſter ächter Reinheit ſtets erhob.

63.

Reinald verſetzt, nachdem er ſich bedacht:
So ſoll ein Mädchen ſterben, die den armen
Geliebten ſeine Gluth um Mitternacht
Verrauchen ließ in liebevollen Armen?
Verflucht ſei, wer ein ſolch Geſetz gemacht!
Verflucht, wer es noch zugibt ohn' Erbarmen!
Die Spröde ſterbe, die den Treuen kränkt,
Doch keine, die dem Freund das Leben ſchenkt!

64.

Daß ſie den Freund zu ſich hinaufgehoben,
Mag's wahr, mag's falſch ſein, mir gilt's einerlei.
Wenn ſie's gethan, von Herzen würd' ich's loben,
Nur zu! doch komme man nicht in's Geſchrei.
Gern will ich meinen Arm für ſie erproben,
Gebt mir nur einen ſichern Führer bei,
Der zu des Klägers Aufenthalt mich bringe:
Ich trau' auf Gott und kenne meine Klinge.

65.

Ich will nicht ſagen, ſie beging es nicht:
Da ich's nicht weiß, könnt' ich's mit Unrecht ſagen.
Ich ſage nur, es gebe kein Gericht,
Sie einer ſolchen Handlung anzuklagen,

Und ein Verrückter nur, ein Böſewicht
Hab' dieſe ſchnöde Satzung vorgeſchlagen,
D'rum ſei es Zeit, als ſchlecht ſie aufzuheben
Und eine beſſere dafür zu geben.

### 66.

Wenn gleiche Sehnſucht in verwandten Flammen
Die zwei Geſchlechter, zum Verein getrennt,
Im holden Ziel der Liebe führt zuſammen,
Was dummer Pöbel eine Schandthat nennt,
Warum ein Weib gleich ſchelten und verdammen,
Wenn's Einem oder mehr als Einem gönnt,
Was ungeſtraft der Mann, der ſich noch brüſtet,
Mit Jeder thut, nach der es ihn gelüſtet?

### 67.

Ein klares Unrecht iſt den Frauen allen
Durch dieß parteiiſche Geſetz geſchehn,
Und zeigen will ich, ſollt' es Gott gefallen,
Daß man's zum Unheil ließ ſo lang beſteh'n. —
Ihm wird von allen Mönchen beigefallen,
Die auf die ſchlechtberathnen Alten ſchmäh'n,
Daß ſie ſolch' ſchändliches Geſetz gebilligt,
Auch auf den König, daß er noch drein willigt.

### 68.

Als nun der junge Tag an jenen Küſten
Mit ſeinem weiß und rothen Licht erſchien,
Begann der Ritter Roß und Wehr zu rüſten,
Um aus dem frommen Kloſter fortzuziehn,
Mit einem Knappen, der ihn in der wüſten
Furchtbaren Wildniß viele Meilen hin
Zu jener Stadt des Königskinds geleitet,
Wo ſolch' ein ſeltner Streit ſich jetzt bereitet.

69.

Sie hatten einen nähern Pfad erkoren
Anſtatt der großen Straße durch den Wald;
Da ſchlägt ein Klageton an ihre Ohren,
Der rings im ganzen Forſte wiederhallt.
Der Klepper und Bayard empfahn die Sporen
Nach einem Thal, aus dem die Stimme ſchallt.
Ein Mädchen, gegen das zwei Mörder zücken,
Iſt, reizend in der Ferne, zu erblicken;

70.

Doch weinend, und ſo ſchmerzvoll als nur immer
Weib, Mädchen oder Irgendwer vermag:
Die Klingen funkeln ſchon mit grauſem Schimmer,
Schon nah und näher rückt ihr letzter Tag;
Sie ſucht mit kläglich bittendem Gewimmer
Noch aufzuhalten den gedrohten Schlag,
Da ſprengt Reinald heran mit lautem Schreien
Und wilden Drohungen, ſie zu befreien.

71.

Die Mörder wandten alſobald den Rücken,
Wie ſie von weitem Hülfe kommen ſahn,
Sich in die tiefſte Thalesſchlucht zu drücken; —
Ihm iſt nichts dran gelegen, ſie zu fah'n.
Er naht ſich ihr und fragt mit holden Blicken,
Was ſie ſo Todeswürdiges gethan.
Der Knapp' auf ſeinen Wink, Zeit zu gewinnen,
Nimmt ſie zu ſich auf's Roß, dann geht's von hinnen.

72.

Im Reiten kann er ſie genauer ſehen,
Daß ſie ſehr ſchön iſt und von art'gen Sitten,
Doch ganz entſtellt noch von den Todeswehen,
Die ihr gedroht vom Schwerte der Banditten.

Er fragt von Neuem, wie es denn geſchehen,
Daß ſie ſolch' unglückſelig Loos erlitten:
Was ſie mit leiſer Stimme angehoben,
Sei auf den folgenden Geſang verſchoben.

# Fünfter Geſang.

1.

Die andern Thiere ſämmtlich, ſie verkehren
Nun friedlich mit einander und vergnügt,
Sie mögen ſich bekämpfen und verheeren,
Das Weibchen wird vom Männchen nie bekriegt:
Die Bärin lebt in Frieden mit dem Bären,
So wie die Löwin ſich zum Löwen ſchmiegt,
Die Wölfin ruhig kann beim Wolfe leben,
Und vor dem Stier die Kuh nicht braucht zu beben.

2.

Welch' eine Furie hat ihre Stätte
In Menſchenherzen, welch' Scheuſal von Peſt,
Die Mann und Weib an ihrer heil'gen Kette
Mit kränkend ſchnöden Worten rütteln läßt,
Die braun und blau das Antlitz färbt, das Bette
Der holden Liebe ſelbſt mit Thränen näßt;
Und nicht mit Thränen nur, ſogar mit Blute
Ward's ſchon genetzt in ſinnlos wildem Muthe.

3.

Mir ſcheint nicht blos, daß er's verwerflich treibe,
Nein, gegen Gott und die Natur ergrimmt
Scheint mir der Mann, der einem ſchönen Weibe
In's Antlitz ſchlägt, ihr nur ein Härchen krümmt.

Doch wer mit Gift die Seel' ihr aus dem Leibe,
Mit Strang und Meſſer ihr das Leben nimmt,
Den halt' ich nimmer für ein Kind der Erde,
Der iſt ein Teufel, Menſch nur von Gebärde.

4.

So muß ich auch die beiden Schelme finden,
Von denen Reinald Jene frei gemacht;
Sie führten ſie zu dieſen dunklen Gründen,
Sie zu verſenken hier in ew'ge Nacht.
Ich ließ ſie, wie von ihrem ungelinden
Geſchicke ſie, auf Dankbarkeit bedacht,
Dem tapfern Freund ſo eben will berichten,
Und folge nun dem Faden der Geſchichten:

5.

Ich unterrichte dich, begann die Schöne,
Von einer Gräuelthat, ſo ausgeſucht,
Wie Theben, Argos ſie nicht kennt, Mycene,
Noch ſonſt ein Ort, um Grauſamkeit verflucht.
Und wenn die Sonne mit der goldnen Mähne
Uns ſeltner als ein andres Land beſucht,
So glaub' ich, ſie empfindet wohl ein Grauen
Und ſträubt ſich, ſolch' entmenſchtes Volk zu ſchauen.

6.

Daß man dem Feinde ſtrebt nach Gut und Leben,
Das galt zu allen Zeiten für gerecht,
Allein dem treuſten Freunde nachzuſtreben,
Der nur dein Beſtes will, iſt gar zu ſchlecht.
Um dir die ganze Wahrheit kund zu geben,
Warum die beiden bübiſch ſich erfrecht,
Mir meine grünen Jahre abzuſtehlen,
Will ich von Anfang dir den Grund erzählen.

7.
So wiſſe, Herr, daß man in zarter Jugend
Mich in den Dienſt der Königstochter nahm,
Mit welcher ich, in Ehre, Luſt und Tugend
Erwachſen, in die Blüthenjahre kam.
Amor, nach meinem Glücke neidiſch lugend,
Verlockte mich zu meinem ew'gen Gram,
Und ließ mir vor den Herrn und Rittern allen
Den Herzog von Albanien gefallen.

8.
Weil er mich mehr als innig ſchien zu lieben,
Liebt' ich ihn wieder mit der wärmſten Luſt.
Ach! nicht in Stimm' und Antlitz iſt's geſchrieben,
Was heimlich wohnt in der verſchloſſnen Bruſt.
Ich glaubte, liebte, nahm, von Gluth getrieben,
Ihn in mein Bett, und war mir nicht bewußt,
Daß wir von allen Zimmern das erleſen,
Was ſtets Ginevrens heimlichſtes geweſen,

9.
Das ihre Koſtbarkeiten hielt befangen,
Und wo ſie ſelber oft zu Zeiten ſchlief.
Man konnte dort auf den Altan gelangen,
Der frei von außen um die Mauer lief.
Dort kam mein Buhle ſtets zu mir gegangen,
So oft ihn nächtlich meine Sehnſucht rief;
Ich ſelber ließ ihm nieder vom Balkone
Die Leiter, die ihn trug zum ſüßen Lohne.

10.
So pflegt' er nun zu kommen und zu gehen,
So oft Ginevra mir die Muße ließ,
Die dieß Gemach oft bei dem gift'gen Wehen
Des Nords und vor der Sommergluth verließ.

Von keinem Auge ward er je geſehen,
Denn dieſer Flügel des Palaſtes ſtieß
An unbewohnte halbzerfallne Hütten,
Wo Niemand Tags und Nachts vorbeigeſchritten.

11.

Gar manchen Tag und manchen Monat währte
Dieß ſüße Spiel in heimlichem Verband.
Stets wuchs die Liebe, die mich ſo verzehrte,
Daß ich zuletzt in lichten Flammen ſtand;
Ich war ſo blind, daß mich kein Blick belehrte,
Wie viel er log, wie wenig er empfand,
Obgleich den Heuchler mir, den ränkevollen,
Viel tauſend Spuren hätten zeigen ſollen.

12.

Bald ließ er merken, daß er, mein vergeſſen,
Ginevren liebe. Mir iſt nicht bewußt,
Ob ſie ſein Herz vor meiner Zeit beſeſſen,
Ob wirklich erſt begonnen mein Verluſt.
Sieh, wie er herriſch ward und wie vermeſſen,
Wie er ſo ganz gebot in meiner Bruſt,
Daß er mir's zu bekennen nicht erbangte
Und ſchamlos meine Hülfe noch verlangte.

13.

Zwar ſagt' er mir, daß er ſie minder liebe
Als mich, ja nicht einmal mit wahrem Sinn:
Er heuchle gegen ſie die heißen Triebe
Und wolle ihre Hand nur zum Gewinn.
Nicht hoff' er, daß der Fürſt ungünſtig bliebe,
Ging' nur einmal ihr Wille feſt dahin,
Da er im ganzen Reich an Blut und Ehre
Der erſte Große nach dem König wäre.

14.

Er überredet mich, wenn meine Künſte
Ihn machten zu des Königs Schwiegerſohn,
— Der nächſte Platz, den Rang nicht und Verdienſte
Gewähren können, an des Königs Thron —
So werd' er bei ſolch' fürſtlichem Gewinnſte
Mein nimmermehr vergeſſen, und zum Lohn
Verheißt er, daß ich ihm vor ſeinem Weibe
Und jeder andern ſtets die Liebſte bleibe.

15.

Ich, die ſich jedes Widerſpruchs entſchlagen,
Bedacht ihn zu erfreuen immerdar,
Die nur zufrieden war an ſolchen Tagen,
Wo er mit meinem Dienſt zufrieden war,
Beginne Gutes gleich von ihm zu ſagen,
Nehm' jeden Anlaß, ihn zu loben, wahr,
Und wirke beim Entſchlafen und Erwachen,
Ginevren freundlich meinem Freund zu machen.

16.

Ich ſparte Fleiß und Mühe nicht, Gott weiß!
Ich war nicht läſſig, mich für ihn zu quälen,
Doch fruchtlos bei Ginevren war mein Fleiß,
Ich konnt' ihr meinen Herzog nicht empfehlen;
Denn ſchon war ſie für einen Andern heiß
Entbrannt, mit all' der Stärke hoher Seelen:
Es war ein ſchöner Ritter, hoch von Stand,
Weither gekommen nach dem Schottenland.

17.

Er war mit einem Bruder, jung von Jahren,
Aus welſchen Landen an den Hof gekommen,
Und bald in Waffenkünſten ſo erfahren,
Daß kein Britanne war wie er vollkommen.

Der König liebt' ihn, und zu offenbaren,
Wie ſehr er ihn in ſeine Gunſt genommen,
Gab er ihm Schlöſſer, Landſchaft und Vogteien
Und ſtellt' ihn in der großen Freiherrn Reihen.

18.

Hold war der König, und noch holder Sie
Dem Edelmann — er heißt Ariodante —
Weil er ſo kühn und ritterlich gedieh,
Und mehr noch, da ſie ſeine Lieb' erkannte:
Veſuv's und Aetna's Krater flammten nie
Von ſolcher Gluth, noch Troja, da es brannte,
Als dieſes Jünglings Buſen, wie ſie ſieht,
Im vollen erſten Liebesfeuer glüht.

19.

Die Liebe machte, die in Ehr' und Sitten
Sie ihm mit reinem, treuem Sinn erwies,
Den Herzog bei der Fürſtin ſchlecht gelitten,
So daß ſie nie mich für ihn hoffen ließ;
Daher, ſo oft ich kam für ihn zu bitten,
Sie mich mit ſchnöden Worten von ſich ſtieß,
Den Herzog tadelte, herunterſetzte
Und mehr und mehr ſich gegen ihn verhetzte;

20.

Weßhalb ich oft ermahnte meinen Theuern,
Zu laſſen ſolch' vergebliches Bemüh'n,
Und die Bewerbung nicht mehr zu erneuern,
Da jene Liebe ſchon zu weit gedieh'n;
Ich ließ ihn deutlich ſeh'n, in welchen Feuern
Ariadant und die Prinzeſſin glühn,
So daß das Meer mit allen ſeinen Fluthen
Kein Fünkchen löſchen könnte dieſer Gluthen.

21.

Als Polyneß — dieß iſt des Herzogs Name —
Das oft von mir gehört, und ſelbſt gewahrt,
Da ſah er endlich ein mit bittrem Grame,
Er hätte beſſer ſeine Gluth geſpart.
Nicht nur erloſch die Liebe zu der Dame,
Nein, daß ein Andrer vorgezogen ward,
Das war's, was ſo ſein ſtolzes Herz verzehrte,
Daß es ſich ganz in Zorn und Haß verkehrte.

22.

Nun denkt er ihre Liebe zu vergiften,
Zu ſtürzen ſie in unheilbaren Streit,
Und fern zu halten zwiſchen ſolchen Klüften,
Die ſich nicht ſchließen mehr in Ewigkeit,
Dazu Ginevren eine Schmach zu ſtiften,
Daraus nicht Tod noch Leben ſie befreit;
Und dieſen Plan voll Scheußlichkeit und Grauen
Wollt' er nicht mir noch andern anvertrauen.

23.

Als er dieß ausgedacht, ſprach er: Dalinde!
— Denn dieſes iſt mein Name — laß dir ſagen:
Stets aus der Wurzel wieder ſproßt die Linde,
Du magſt ſie vier, du magſt ſie ſechsmal ſchlagen;
So auch mein Starrſinn, der unſelig blinde,
Er läßt nicht nach, von neuem auszuſchlagen;
So oft er auch gefällt ward vom Mißlingen,
Er will zum Ziele ſeiner Wünſche dringen.

24.

Auch will ich's minder zum Vergnügen thun,
Als vielmehr um die Wette zu gewinnen:
Kann ich's nicht in der That und Wahrheit, nun!
Dann mit dem Wahn ergötz' ich meine Sinnen.

Wenn du mich künftig bei dir läſſeſt ruh'n,
Und nackt Ginevra liegt in ihren Linnen,
Dann nimm die Kleider, die ſie abgelegt,
Und kleide dich wie ſie zu gehen pflegt.

25.

Ganz wie ſie ihre Haare trägt, und wie
Sie ihren Schmuck anlegt, daſſelbe thu'!
Ahm' nach, ſo ſehr du kannſt, und ganz als Sie
Wirf mir die Leiter vom Altane zu.
Dann ſeh' ich dich mit meiner Phantaſie,
Wo beide ſich verſchmelzen, ſie und du,
Und hoffe ſo mich ſelber zu betrügen
Und meine Luſt in Kurzem zu beſiegen.

26.

So ſprach er: ich, in meinem Fieberwahn
Sinnlos, betäubt und ganz von mir gekommen,
Hab' nicht den klaren Trug in dieſem Plan,
Den er mit Bitten durchſetzt, wahrgenommen;
In ihren Kleidern ſend' ich vom Altan
Ihm jene Leiter, die er oft erklommen,
Und eher nicht entdeck' ich ſeine Liſt,
Als bis das Unheil ganz vollendet iſt.

27.

Nun ſprach der Herzog zu Ariodanten
Mit dieſen Worten um dieſelbe Zeit:
— Indem ſich beide große Freunde nannten,
Eh' ſie Ginevrens halber ſich entzweit —
Ich wundre mich: vor jeglichem Bekannten
Von unſrem Range war ich ſtets bereit,
Mit Achtung dich, mit Liebe zu umfaſſen,
Und muß mich jetzt ſo ſchlecht belohnen laſſen.

28.

Ich weiß gewiß, du kennſt die alten Bande,
Die mit Ginevren mich vereinigen:
Bald bin ich's zu erreichen nun im Stande,
Daß ſie mein König macht zur Meinigen.
In dieſem hoffnungsloſen Liebesbrande
Warum beharrſt du, mich zu peinigen?
Ich wäre dir ein beſſerer Geſelle,
Wär' ich an deiner, du an meiner Stelle.

29.

Und ich, erwidert ihm Ariodant,
Ich bin noch weit erſtaunter im Gemüthe:
Kaum ſahſt du ſie, kaum war ſie dir genannt,
Da ſtand ſchon unſre Lieb' in voller Blüthe.
Auch weiß ich, dieſe Lieb' iſt dir bekannt,
Und daß noch niemals eine heißer glühte:
Mein Weib zu ſein, iſt ihre höchſte Luſt,
Und daß ſie dich verſchmäht, iſt dir bewußt.

30.

Warum willſt du die Freundſchaft mir verſagen,
Die du von mir verlangſt? ich ſtünde gern
Für dich zurück, und müßt' es auch ertragen,
Erblickte ſie in dir den hellern Stern.
Um ſie zu frei'n, nicht minder darf ich's wagen,
Giltſt du auch hier für einen größern Herrn:
Denn beide gelten wir gleich viel beim König,
Doch bei der Tochter gelt' ich viel, du wenig.

31.

O! rief der Herzog aus: wie tief betrogen
Hat dich der Liebe tolle Raſerei!
Von uns hält jeder ſich für vorgezogen,
Nun laß uns ſehen, wer's in Wahrheit ſei:

Entdecke mir, wie weit ſie dir gewogen,
Und ich enthülle mein Geheimniß frei;
Und wer von uns ſich wird geſchlagen ſehen,
Der weicht und mag ſich anderswo verſehen.

32.

Auch ſag' ich dir, daß ich auf dein Begehren
Mit einem Schwur zum Schweigen mich verpfände,
Daſſelbe, will ich, ſollſt du mir gewähren:
Zu ſchweigen ſchwörſt du mir bis an dein Ende. —
So kamen ſie denn überein, zu ſchwören,
Und legten auf die Bibel ihre Hände,
Und wie die Eide nun geleiſtet waren,
Beginnt Ariodant zu offenbaren,

33.

Und zu bekennen treu und unerdichtet,
Wie zwiſchen ihm und ihr die Sachen ſteh'n,
Wie ſie mit Schrift und Mund ſich ihm verpflichtet,
Mit ihm alleinig zum Altar zu geh'n,
Und wenn der König dieſen Bund vernichtet,
Jedweden andern ewig zu verſchmäh'n,
Und ſtandhaft, aus der öden Welt verwieſen,
In Einſamkeit ihr Leben zu beſchließen.

34.

Und wie er hoffe, durch ſein muthig Streben,
Das er bewieſen mehr als einmal ſchon,
Und denke zu beweiſen all' ſein Leben,
Zu Ehre, Ruhm und Heil für Land und Thron,
Sich ſo in ſeines Königs Gunſt zu heben,
Daß dieſer ihn für einen würd'gen Sohn
Erkenne, dem er ſeine Tochter ſchenke,
Wenn er vernommen, daß auch ſie ſo denke.

35.

Du ſiehſt nun, ſagt' er ferner, wie ich ſtehe:
Ich fürchte keinen, der dieß Gut mir raubt,
Auch wünſch' ich nicht, daß ſie noch weiter gehe
In ihrer Liebe, da mein Herz ſchon glaubt,
Noch möcht' ich mehr von ihr als was die Ehe
Nach Gottes Zulaſſung als recht erlaubt.
Vergebens wär' auch jede ſolche Bitte
Bei ihr, die ich ein Muſter weiß von Sitte.

36.

Als treulich nun Ariodant berichtet,
Welch' einen Lohn er hofft ſo langer Weh'n,
Spricht Polyneß, der nicht darauf verzichtet,
Ginevren mit dem Freund entzweit zu ſeh'n:
Weit ſtehſt du nach! der Streit iſt ſchon geſchlichtet,
Du ſollſt es mir mit eignem Mund geſteh'n
Und, werd' ich dir mein Glück von Grund aus nennen,
Mich für den einzig Glücklichen bekennen.

37.

Sie ſpielt mit dir, ſie liebt und ſchätzt dich nicht.
Mit Hoffnung will ſie dich, mit Worten ſpeiſen:
Wenn ſie mit mir von deiner Liebe ſpricht,
Pflegt ſie ſie Thorheit, Kinderei zu heißen.
Nicht mit Verſprechung, Fabel und Gedicht,
Mir zeigt ſie ihre Liebe mit Beweiſen,
Die ich dir im Vertrau'n bekennen will,
Obgleich es beſſer wär', ich ſchwiege ſtill.

38.

Kein Mond vergeht, wo ich nicht drei, vier Nächte,
Ja ſechs und zehn, von ihrem Arm umſchloſſen,
Ganz nackt, in jener Liebesluſt verbrächte,
Worin die höchſte Wonne wird genoſſen.

Sieh ſelbſt nun zu, wie ſich mit meinem Rechte,
Mit meiner Luſt vergleichen deine Poſſen.
So geh' denn, anderswo dich zu verſehen,
Da du ſo tief dich unter mir geſehen.

39.

Dir glaub' ich nicht, erwidert unmuthsvoll
Ariodant: du legſt mir eine Schlinge!
Daß ich von meinem Plane laſſen ſoll,
Erſannſt du hinterliſtig ſolche Dinge.
Doch gar zu ſchimpflich ſpricht dein gift'ger Groll,
Du mußt dein Wort behaupten mit der Klinge;
Heran! ich will's beweiſen ohne Friſt,
Daß du ein Lügner, ein Verräther biſt. —

40.

Wenn wir, ſo läßt der Herzog ſich vernehmen,
Gleich griffen zu dem Schwert, es wär' nicht fein:
Kann ich doch deine Zuverſicht beſchämen,
Wenn dir's beliebt, durch eignen Augenſchein. —
Ariodanten ſchien dieß Wort zu lähmen,
Ein kalter Schauder lief ihm durch's Gebein,
Und hätt' es vollen Glauben bei ihm funden,
Ihm wäre gleich ſein Leben hingeſchwunden.

41.

Das Herz zerknirſcht, mit blaſſem Angeſicht,
Mit ſchwacher Stimme, Bitterkeit im Munde,
Verſetzt er ihm: bewährt ſich dein Gedicht,
Und bin ich überzeugt im Herzensgrunde,
Dann laß ich ihre Spur, die dir ſich nicht
So geizig zeigt wie mir, zur ſelben Stunde;
Doch denke nicht, daß dir mein Herz vertraut,
Bevor nicht dieſes Auge klar geſchaut. —

Universitäts- u. Landesbibliothek

42.

Sobald es Zeit, werd' ich dir Nachricht bringen,
Sprach Polyneß, indem er Abſchied nahm.
Nun glaub' ich, daß zwei Nächte kaum vergingen,
So war die Reihe, daß er zu mir kam.
Jetzt, zuzuziehn die leis gelegten Schlingen,
Ging er zu dem getäuſchten Bräutigam,
Und hieß ihn, wenn die Nacht erſt vorgeſchritten,
Sich bergen hinter den verfallnen Hütten.

43.

Und gegenüber dem Altan gelegen
Zeigt er ihm einen ſichern Lauſcherort.
Ariodanten muß das Sorg' erregen,
Als lauert' eine Falle ſeiner dort,
Als wollt' ihn Jener zu dem Gang bewegen,
Um ſein ſich zu entledigen durch Mord,
Und lockt' ihn unterm Vorwand, zu beweiſen,
Was doch ſein Herz unmöglich mußte heißen.

44.

Zuletzt entſchließt er ſich, den Gang zu wagen,
Doch ſo, daß er den Gegner kann beſteh'n
Und nicht vor jähem Tode braucht zu zagen,
Wofern ein Angriff ſollt' auf ihn geſchehn.
Nun hatt' er einen Bruder, keck, verſchlagen,
Als Fechter an dem Hof ſehr angeſehn,
Lurcan genannt, und war an deſſen Seite
Beherzter als mit Zehen zum Geleite.

45.

Er hieß ihn ſich bewaffnen, und bereit
Sich halten, auf die Nacht mit ihm zu gehn;
Allein er ſagt' ihm nichts von ſeinem Leid,
Noch ihm noch andern mocht' er das geſtehn.

Er ſtellt' ihn von ſich einen Steinwurf weit:
Du nahſt uns, hörſt du meinen Ruf ergehn,
Sprach er: doch eh' dir dieſer klingt an's Ohr,
Wenn du mich liebſt, tritt, Bruder, nicht hervor.

46.

Komm nur, ſpricht dieſer, und ſei ohne Bangen.
Still geh'n ſie, wie die Nacht den Schleier webt,
Bis ſie zu jenem öden Ort gelangen,
Dem gegenüber mein Balkon ſich hebt.
Von jenſeits kommt der Böſewicht gegangen,
Der meiner Fürſtin nach der Ehre ſtrebt;
Er naht und gibt mir das gewohnte Zeichen,
Mir, die nichts ahnt von ſeinen Bubenſtreichen.

47.

Und ich, von einem weißen Kleid umfloſſen,
Das ganz bebortet war mit goldnen Streifen,
Das Haar von einem goldnen Netz umſchloſſen,
Das rings durchflochten war mit rothen Schleifen,
— Wie ſich allein von allen Hofgenoſſen
Ginevra trug — erſchein' ich auf ſein Pfeifen
Auf dem Altan, der frei wie eine Brücke
Von allen Seiten mich verrieth dem Blicke.

48.

Lurcan indeß, nicht achtend der Verweiſe,
Vielleicht, daß eine Sorg' in ihm erwacht,
Vielleicht nach der gewohnten Menſchenweiſe,
Die immer ſpähn will was der Andre macht,
Folgt ſeines Bruders Schritten leiſe, leiſe,
Im Schatten ſtets und in der tiefſten Nacht,
Und birgt mit ihm ſich endlich, nicht zehn Schritte
Von ſeinem Stand entfernt, in Einer Hütte.

49.

Ich, die von nichts gewußt, ging unbefangen
In der beſchriebnen Tracht auf den Altan,
So wie ich mehr als einmal ſchon gegangen,
Und wie ich's ſtets mit gutem Glück gethan.
Die Kleider glänzten in des Mondes Prangen,
Und leicht war hier ein eiferſücht'ger Wahn,
Da ich von jeher an Geſtalt und Mienen
So ziemlich meiner Herrin gleich geſchienen.

50.

Und um ſo mehr, als des Palaſtes Mauer
Noch fern von jenen Hütten ſich befand,
So daß den Brüdern dort auf ihrer Lauer
Die Augen Polyneß gar leicht verband.
Nun denke ſelber dir, in welchem Schauer
Ariodant, in welchem Schmerz er ſtand.
Der Herzog naht, die Leiter laſſ' ich fliegen,
Er faßt ſie an und kommt heraufgeſtiegen.

51.

Ich ſchling' ihm, ohne mich belauſcht zu wiſſen,
Die Arme um den Hals, ſo wie er naht,
Und deck' ihm Mund und Angeſicht mit Küſſen,
So wie ich ſtets bei ſeinem Kommen that.
Auch er ſchien mehr von Liebe hingeriſſen
Als ſonſt, und unterſtützte den Verrath.
Und jener Andre muß von ferne ſtehen,
Und jammervoll dieß arge Schauſpiel ſehen;

52.

Mit ſolchem Jammer, daß er der Beſchwerde
Des öden Lebens will zur Stund' entgehn:
Er ſtemmt den Griff des Schwertes an die Erde,
Mit Einem Stoß zu enden ſeine Wehn.

Lurcan, der mit verwunderter Geberde
Den Herzog hatte zu mir ſteigen ſehn,
Doch ohne zu erkennen, wer es wäre,
Eilt zu dem Bruder, daß er dieſem wehre.

### 53.

Er hält ihn ab, daß er mit eignen Händen
In blinder Wuth ſich nicht das Leben nahm.
Faſt war's zu ſpät, das Unglück abzuwenden,
Wenn er nicht ſchnell, nicht aus der Nähe kam.
Was kann dich, armer Bruder, ſo verblenden?
Rief er: raubt alle Sinne dir der Gram?
Und heißt dich um ein Weib zum Tode gehen?
Sie mögen all' wie Rauch im Wind verwehen!

### 54.

Sie, die den Tod verdienet, magſt du morden,
Allein dein Tod muß ehrenvoller ſein.
Du mochteſt lieben, eh' dir's klar geworden,
Wie falſch ſie ſei; jetzt gilt es Haß allein:
Wie ſehr ſie Metze ſei, von welchem Orden,
Bewies ſo eben dir der Augenſchein.
Das du auf dich gewandt, brauch' dieſes Eiſen,
Um ihre Schuld vor'm König zu erweiſen.

### 55.

Ariodant, wie er dazu gekommen
Den Bruder ſah, gab ſeinen Bitten nach,
Doch der Entſchluß, den er ſich vorgenommen,
Den Tod zu ſuchen, ward darum nicht ſchwach.
Er ging, das Herz durchbohrt nicht, doch beklommen
Von Qual, die ſchärfer als ein Meſſer ſtach.
Doch gab er bei dem Bruder vor, das Fieber
Der erſten tollen Wuth ſei faſt vorüber.

56.

Am nächſten Morgen ging er, ohn' ein Wort
Dem Bruder oder Jemand ſonſt zu ſagen,
Mit ſeiner tödtlichen Verzweiflung fort
Und ließ den Hof vergebens nach ſich fragen.
Niemand als jene Beiden wußte dort,
Wer ihn verjagt und was ſich zugetragen.
Am Hof und in ganz Schottland überall
Sprach man von dieſem räthſelhaften Fall.

57.

Da kam ein Wandersmann in böſer Stunde
Zur Fürſtin nach acht Tagen oder mehr,
Sie zu erſchüttern mit der Trauerkunde,
Ertrunken ſei Ariodant im Meer,
Verſenkt freiwillig in dem tiefen Grunde,
Nicht durch der Winde Schuld von ungefähr:
Von einem Fels, hoch ob den Fluthen ragend,
Sei köpflings er hinabgeſtürzt, verzagend.

58.

Vor ſeinem Tod hat er mir aufgetragen,
Der ich an ihm vorüber wollte gehn,
— Erzählt der Mann — Ginevren anzuſagen,
Wo ich ihn traf, und was mit ihm geſchehn:
Sag' ihr, ſprach er, die Quelle meiner Klagen
Und deſſen, was du wirſt zur Stunde ſehn,
Sei einzig die, daß meine Augen haben
Zu viel geſehn, — o wären ſie begraben!

59.

Wir ſtanden eben, Irland zugewendet,
Auf eines Vorgebirges ſteiler Höh';
Da ſprang er, als er dieſes Wort beendet,
Von einer Klippe köpflings in die See.

Ich ließ ihn d'rin, und lief, von ihm geſendet,
In Eile, dir zu melden dieſes Weh.
Ginevra ſtand, halb an des Todes Pforten,
Erſtarrt bei dieſen grauenhaften Worten.

60.

O Gott! was that ſie, als ſie einſam war,
Auf dem vertrauten Bett, mit ihrem Leid!
Sie ſchlug den Buſen, raufte ſich das Haar,
Die goldnen Locken, und zerriß ihr Kleid,
Und wiederholte weinend immerdar
Des armen Freundes ſeltſamen Beſcheid,
Die Quelle ſeiner herben, ſchweren Weh'n
Sei einzig die, daß er zu viel geſeh'n.

61.

Bald hört man das Gerücht im Land erſchallen,
Der Ritter habe ſich aus Schmerz ertränkt,
Und manche Thräne wird in ſeinen Hallen
Vom König ihm, von Herrn und Frau'n geſchenkt.
Am meiſten grämt der Bruder ſich von allen,
Der ſich ſo tief in ſeinen Schmerz verſenkt,
Daß er, gleich Jenem, bald ihm zu gehören,
Die Hand will nach dem eignen Buſen kehren.

62.

Und immer wieder ſagt' er ſich im Stillen,
Ginevra ſei's, die ihm den Bruder nahm,
Der nur um ihres ſchnöden Frevels willen,
Den er geſehn, zu ſolchem Ende kam.
Dieß muß ſein Herz mit blinder Rache füllen,
Und ſo ſehr übermannt ihn Zorn und Gram,
Daß er nicht bangt, des Königs Huld zu wagen,
Und ſeinen und des Reiches Haß zu tragen.

63.

Und vor den König, als von vielen Rittern
Der Saal gefüllt war, trat er hin und ſprach:
Was meines Bruders Sinne ſo erſchüttern,
Ihn tödten konnte, Herr, vernimm die Schmach!
Die Tochter iſt's, für die du mußt erzittern,
Durch deren Schuld ſein Herz vor Jammer brach:
Er ſah ſie unkeuſch, böſer Luſt ergeben,
Und fand den Tod willkommner als das Leben.

64.

Er liebte ſie, und da nun ſein Begehren
Rein war und ehrbar, ſo will ich's geſtehn:
Er hoffte ſie von dir im Feld der Ehren
Durch treuen Dienſt zum Weibe zu erflehn.
Allein indeß der Arme mit Entbehren
Sich labt' am Duft der Blätter, mußt' er ſehn,
Wie ihm ein Andrer ſtieg in ſeinen Garten,
Und ihm den Baum beſtahl, den lang geſparten.

65.

Und nun beſchwört er, ſie geſehn zu haben,
Wie ſie die Leiter vom Balkone ſtieß,
Und aufnahm einen buhleriſchen Knaben,
Von welchem er nicht wiſſe wie er hieß,
Das Kleid vertauſcht, das Haar im Hut begraben,
Damit ihn keine Spur erkennen ließ.
Und fügt hinzu, daß er mit ſeinem Schwerte
Die Wahrheit ſeiner Rede gern erhärte.

66.

Du kannſt dir denken, mit wie bittrem Gram
Der Vater hörte ſo ſein Kind verklagen,
Theils weil er ſtaunend Dinge hier vernahm,
Die ihm doch nimmermehr im Sinne lagen,

Theils weil er einſah, wenn kein Krieger kam,
Bereit, ſein Schwert zu ihrem Schutz zu wagen,
Daß er durch's Recht genöthigt würde ſein,
Sie zu verdammen und dem Tod zu weih'n.

67.

Du haſt wohl Kunde vom Geſetz empfangen,
Das Mädchen oder Frau'n den Tod ertheilt,
Jedweder, die mit liebendem Verlangen
Bei einem andern als dem Gatten weilt.
Sie ſtirbt, wenn nicht, eh' noch ein Mond vergangen,
Ein tapfrer Ritter ihr zu Hülfe eilt,
Der vor dem falſchen Kläger mit dem Degen
Beweist, daß ſie der Sünde nicht erlegen.

68.

Der König, um dem Tod ſie zu entreißen,
— Denn immer noch mißtraut er dem Lurcan —
Hat ſie mit großer Mitgift dem verheißen,
Der von der Schande, ſo ihr angethan,
Sie ledig macht; doch keiner will ſich weiſen,
So ſcheint's, und einer ſieht den andern an:
Lurcan iſt ſo gewaltig mit dem Degen,
Daß ihm der Ritter keiner will entgegen.

69.

Nun iſt Zerbin, ſo will's ein böſer Stern,
Ihr Bruder, jetzt nicht in den heim'ſchen Reichen,
Er irrt umher ſeit vielen Monden fern,
Gekrönt mit Waffenthaten ohne Gleichen.
Wär' er nur näher dieſem ſtolzen Herrn,
Könnt' ihn nur irgendwo ein Wort erreichen!
Empfing' er noch zu rechter Zeit Bericht,
An Beiſtand fehlt' es ſeiner Schweſter nicht.

70.

Der König ließ indeſſen, zu erfahren,
Und zwar auf andrem Weg als im Gefecht,
Ob er nach falſchen Klagen oder wahren
Sein Kind, mit Unrecht tödtet oder Recht,
Von ihren Frauen einige verwahren,
Die wiſſen mußten, ob ſie ſich erfrecht,
Daher ich ſah, daß, wenn man mich vernähme,
In große Noth nebſt mir der Herzog käme.

71

Ich floh noch in derſelben Nacht verborgen
Vom Hof, und warf mich an des Herzogs Bruſt,
Und macht' ihm die Gefahr, wenn man mich morgen
Verhaften würde, beiderſeits bewußt.
Er lobte mich und hieß mich nichts beſorgen,
Und ſprach mir zu, mich ohne Zeitverluſt
Nach ſeinem Schloß, nicht weit von hier, zu wenden,
Wohin er mit Geleit mich wollte ſenden.

72.

Du ſahſt nun, Herr, durch welche ſtarke Proben
Der Herzog meiner Liebe ſicher war;
Und ob er Dank und Liebe zu geloben
Mir ſchuldig war, ob nicht, du ſiehſt es klar.
Nun ſieh den großen Lohn, den ich erhoben
Für meine großen Dienſte, blank und baar,
Sieh, ob noch Hoffnung einem Weibe bliebe,
Sich je belohnt zu ſehn durch Lieb' um Liebe.

73.

Denn der Tyrann, der treulos Undankbare,
Schöpft endlich Argwohn gegen meine Treu',
Und fürchtet, daß ich's doch noch offenbare,
Wie ſchändlich boshaft er geweſen ſei.

Nun gibt er vor, daß er mich fern verwahre,
Bis meines Königs Zorn und Wuth vorbei,
Daß er auf ſeine feſte Burg mich ſende, —
Und ſendet mich entgegen meinem Ende.

### 74.

Von ihm geheißen, wollten jene Zwei
Mich hier im Wald zu morden ſich erkühnen,
Und dieſen würd'gen Lohn für meine Treu'
Hätt' ich empfangen, wärſt nicht du erſchienen,
Mein Schutz und Retter, auf mein Angſtgeſchrei:
Sieh, ſo lohnt Amor denen, die ihm dienen! —
Dieß ſagt Dalinde dem Erretter an,
Indem ſie fürder ziehn auf ihrer Bahn.

### 75.

Ihm war's vor allen andern Abentheuern
Erwünſcht und lieb, daß er dieß Mädchen fand:
Ginevren's Unſchuld konnt' er jetzt betheuern,
Nach allem, was die Dien'rin ihm bekannt.
Dieß mußt' ihn gänzlich zu der That befeuern:
Da er zuvor auf ihrem Schutz beſtand,
Als noch gerecht die Klage ſchien und triftig,
Wie mehr jetzt, da ſie falſch ſich zeigt und giftig.

### 76.

Der König und ſein ganzes Hofgeſinde
Verweilen ſich in Sankt Andreas ſchon;
Dort ſchwebt das Urtheil über ſeinem Kinde,
Dort harren Lüg' und Wahrheit auf den Lohn.
Dorthin begibt der Ritter ſich geſchwinde,
Und iſt nur wenig Meilen mehr davon.
Nicht lang, ſo ſieht er einen Knappen reiten,
Von dem erfährt er friſche Neuigkeiten.

77.

Ein Ritter habe, wider alles Hoffen,
Sich eingeſtellt, Ginevren beizuſtehn.
Fremd ſei ſein Wappen, nie ſein Helmſturz offen,
Und unbekannt pfleg' er einherzugehn,
Auch habe Niemand, ſeit er eingetroffen,
Sein Angeſicht bis jetzt enthüllt geſehn,
Ja ſelber, der ihm diene, ſeinem Knappen,
Sei unbekannt ſein Name wie ſein Wappen.

78.

Sie waren kurz geritten, als die Mauer,
Als ihnen ſchon das Thor der Stadt erſchien.
Dalinde hält, erfaßt von bangem Schauer,
Doch Reinald ſpricht ihr zu, mit ihm zu ziehn.
Das Thor war zu, der Wächter auf der Lauer:
Was ſoll das heißen? fragte Reinald ihn.
Das ganze Volk, gibt der ihm zu verſtehen,
Sei ausgezogen, um den Kampf zu ſehen,

79.

Den Kampf des fremden Ritters mit Lurcan,
Die ſich am andern Thor zuſammenwagen,
Auf einem großen, ebnen Wieſenplan,
Schon ſei'n die Schwerter blank, läßt er ſich ſagen.
Geöffnet ward dem Herrn von Montalban,
Und hinter ihm gleich wieder zugeſchlagen.
Reinald zog durch die leere Stadt, und gab
Das Fräulein in dem erſten Wirthshaus ab.

80.

Hier ſolle ſie, befiehlt er, ruhig weilen,
Er werde kehren, und in kurzer Zeit.
Dann bricht er auf, dem Kampfplatz zuzueilen,
Wo ſich die beiden Ritter, tief im Streit,

Schon längſt vollwichtigen Beſcheid ertheilen.
Hart wird Ginevra von Lurcan bedräut,
Der Andre, der zu ihrem Schutz gekommen,
Führt gut die Sache, die er übernommen.

81.

Sechs Ritter ſind, gehüllt in Eiſenſchienen,
Zu Fuß, im Feld des Kampfs um ſie geſchaart,
Der Herzog von Albanien mit ihnen,
Auf einem mächt'gen Roß von edler Art,
Der, als Großconnetable heut erſchienen,
Die Schrankenwache hat und Ordnung wahrt.
Mit frohem Herzen, übermüth'gem Blicke
Labt' er ſich an Ginevrens Mißgeſchicke.

82.

Reinald bricht durch das Volk ſich ſchnelle Bahn,
Die Gaſſe fegt Bayard, das gute Roß.
Wer dieſen Reiter hört im Sturme nahn,
Der weicht nicht lahm noch langſam vor dem Stoß.
Hoch überragend kommt er auf den Plan,
Die Blume aller Helden, ſchön und groß.
Der Ritter hält am Thron des Königs ſtill,
Und alles eilt, zu hören was er will.

83.

Erhabner Herr, ſpricht er, zu ihm gewendet:
Hör' mich, laß dieſen Kampf nicht weiter gehn!
Denn wer von beiden auch ſein Leben endet,
Mit Unrecht, wiſſe, läſſeſt du's geſchehn.
Der glaubt im Recht zu ſein, und iſt verblendet,
Er lügt, und kann's doch anders nicht verſtehn:
Der Wahn, an dem ſein Bruder iſt geſtorben,
Hat ihn bewehrt und zu dem Kampf geworben.

84.

Der Andre weiß nicht, ob er ſeinen Degen
Dem Unrecht oder Recht zu eigen gibt;
Er thut's, weil Güt' und Mitleid ihn bewegen,
Der Tod ſo ſeltner Schönheit ihn betrübt.
Ich bringe hier der Unſchuld Heil und Segen,
Und Fluch und Unheil dem, der Falſchheit übt.
Doch erſt, bei Gott! gebeut den Kämpfern dorten,
Dann neige dich zu meinen treuen Worten.

85.

Bewogen von dem würd'gen Blick und Tone,
Womit der Fremdling vor den Schranken ſtand,
Gebot der König Stillſtand vom Balkone
Und hieß die Waffen ruh'n, mit Mund und Hand,
Worauf der Herr und ſeine Reichsbarone,
Die Ritter und das Volk von Stadt und Land
Die volle Kunde des Betrugs empfangen,
Den an Ginevren Polyneß begangen.

86.

Und er erbietet ſich, dem falſchen Mann
Im Kampfe zu beweiſen ſein Verbrechen.
Man ruft den Polyneß; er kommt heran,
Verſtört und bleich, doch will er ſich erfrechen
Und hebt zu läugnen und zu trotzen an.
Reinald verſetzt: ſo mag der Ausgang ſprechen.
Sie ſind in Waffen, und das Feld bereit,
D'rum ohne Säumen eilen ſie zum Streit.

87.

Wie iſt der König, wie ſein Volk ſo froh,
Ginevren rein von jeder Schuld zu ſehen!
Denn alles hofft gewiß, Gott lenk' es ſo,
Daß ſiegreich ihre Ehre müſſ' erſtehen.

Da Polyneß für grauſam gilt und roh,
Da ſtolz und falſch und ſchlecht ihn alle ſchmähen,
So ſtaunt Niemand, und alle ſtimmen bei,
Daß er der Stifter des Betruges ſei.

88.

Bleich und bekümmert ſteht der falſche Schranze,
Der in den Gliedern kalte Schauer fühlt;
Beim dritten Tuſch erhob er ſeine Lanze,
So wie ihm Reinald gegenüber hielt,
Der, um ein baldig Ende dieſem Tanze
Zu machen, ſcharf ihm nach dem Herzen zielt,
Und dem die Abſicht auch ſo gut gelungen,
Daß ihm der halbe Speer die Bruſt durchdrungen.

89.

Am Schaft geſpießt, fliegt er von ſeinem Pferde
Sechs Ellen weit, nicht wieder aufzuſtehn.
Reinald ſpringt ab, faßt ihn, eh' von der Erde
Er ſich erhebt, am Helm und löst ihm den,
Doch jener kann mit kläglicher Geberde,
Wehrlos gemacht, nur noch um Gnade flehn;
Er beichtet vor dem König und dem Hofe,
Den er jetzt büßt, den Frevel mit der Zofe.

90.

Er endet nicht, weil mitten in der Rede
Die Stimme mit dem Leben ihm entflieht.
Der König, der von ſeiner Tochter beede,
Tod und Verachtung, abgewendet ſieht,
Iſt fröhlicher, als wenn nach einer Fehde,
Die ihm die Krone nahm und das Gebiet,
Ihm alles neu zurückgegeben wäre,
Und ſinnt nun wie er ſeinen Retter ehre.

91.

Doch wie er ihn, vom Helm entblößt, erkannte,
Den er ſchon ſonſt geſehn im Heldenchor,
Hob er zu Gott, der ſolchen Beiſtand ſandte
In ſeiner Noth, die Hände fromm empor.
Der andre Ritter, jener Unbekannte,
Der zu Ginevrens Rettung ihm zuvor
Gekommen war, bewehrt zu edlem Streite,
Sah alles dieß mit an und ſtand bei Seite.

92.

Der König bat, daß er den Namen ſage,
Daß er zum Mindſten das Geſicht enthülle
Und ſeinen ſchuld'gen Lohn von dannen trage,
Wie ihn ſo reich verdient ſein guter Wille.
Nach mancher Bitte, manch' fruchtloſer Frage
Löst' er den Helm von ſeinem Antlitz ſtille
Und war, was ich, wofern's euch wird behagen,
Im folgenden Geſang euch gern will ſagen.

---

## Sechster Geſang.

1.

Weh', wenn ſie meinen, die da Böſes üben,
Vergeſſenheit ſei des Verbrechens Schild!
Die Lüfte ſchrei'n, wenn's Jedem fremd geblieben,
Die Erde ſchreit es aus, die es verhüllt;
Die That hat ſelbſt den Thäter ſchon getrieben,
Auf Gottes Wink, der laß oft ſcheint und mild,
Daß er den Frevel, den kein Menſch gewahrte,
Von ſelbſt und unverſehens offenbarte.

2.

So der unſel'ge Polyneß: er träumte,
Verdeckt ſei ſeine That auf immerdar,
Wenn er Dalinden aus dem Wege räumte,
Die einzige Genoſſin der Gefahr.
Indem ſein Sündenbecher überſchäumte,
Beſchleunigt', er was aufzuhalten war,
Was aufzuhalten war, vielleicht zu fliehen,
Und eilte, ſelbſt ſein Schickſal herzuziehen.

3.

Und ſo verlor er Freunde, Gut und Leben
Und Ehre, was der größte Schaden hieß.
Von jenem Unbekannten ſprach ich eben,
Der ſich ſo lang vergebens bitten ließ:
Zuletzt hob er den Helm mit Widerſtreben,
Worunter ſich ein theures Antlitz wies:
Der fremde Ritter iſt Ariodante,
Den Schottlands tiefer Schmerz geſtorben nannte,

4.

Ariodant, um den Ginevra klagte,
Den ſein beſtürzter Bruder todt gemeint,
Er, der ſo hoch an Muth und Güte ragte,
Daß König. Hof und Volk um ihn geweint,
Er iſt's, ſo daß, was jener Wandrer ſagte
Von ſeinem Tod, jetzt lauter Lüge ſcheint;
Und doch iſt's wahr, daß er von jenen Höhen
Ihn köpflings hatt' in's Waſſer ſpringen ſehen.

5.

So mag es oft Verzweifelten begegnen:
Man ruft ſehnſüchtig nach dem Tod von fern,
Doch wenn er kommt, ſo pflegt man ſich zu ſegnen,
Und thut den letzten ſauren Schritt nicht gern.

Kaum überlief die Welle den Verwegnen,
So reut' es ihn, und da ſein guter Stern
Ihm Muth und Fertigkeit gegeben hatte,
So ſchwamm er leicht zurück zur Felſenplatte.

6.

Jetzt ſchien der Wunſch, dem Leben zu enteilen,
Verächtlich ihm und eine Raſerei.
Naß und gebadet ging er etlich Meilen,
Und kam zu eines Klausners Siedelei;
Hier wollt' er in Verborgenheit verweilen,
Bis ihm die Nachricht zugekommen ſei,
Ob ſich Ginevra ſeines Tods erfreute,
Ob ſie ihm Thränen, ihm ihr Mitleid weihte.

7.

Er hört zuerſt von ihrem Schreck und Bangen,
Und daß ihr faſt das Herz vor Jammer brach.
Die Sage war ſo eilig ausgegangen,
Daß man davon im ganzen Lande ſprach:
Ein Widerſpiel von dem, was er, befangen
Im Irrthum, ſah zu großer Pein und Schmach.
Und ferner dringt zu ihm die Schreckensſage
Von ſeines Bruders öffentlicher Klage.

8.

Da glüht er gegen ſeinen Bruder endlich
So heiß, als für Ginevren er geglüht:
Es dünkt ihm gar zu grauſam, gar zu ſchändlich,
Obgleich er weiß, daß es für ihn geſchieht.
Ihr Loos, vernimmt er jetzt, iſt unabwendlich,
Die Ritter ſchweigen, und der Schutz verzieht,
Denn an Lurcan, dem Starken und dem Kühnen,
Traut keiner ſich den Lorbeer zu verdienen;

9.

Und wer ihn näher kennt, der kann beſchwören,
Er ſei ſo klug, behutſam und geſcheid,
Daß, wenn nicht ſeine Klagen triftig wären,
Er hätte nicht dem Tode ſich geweiht;
Daher die Meiſten ſcheu'n, und nicht begehren
Sich einzulaſſen in den ſchiefen Streit;
So daß Ariodant nach langem Schwanken
Sich ſtellt, des Bruders Gegner, vor den Schranken.

10.

Weh' mir! ſprach er, ich müßte ja verzagen!
Vor mir, durch mich verderben ſoll ſie nicht!
Nach ihr zu ſterben, könnt' ich nicht ertragen,
Ihr todtes Bild vor meinem Angeſicht.
Sie iſt mein Lieb, was auch die Leute ſagen,
Iſt meine Göttin, meiner Augen Licht!
Sei's Unrecht oder Recht, ich muß ſie retten
Und todt für ſie mich auf dem Kampfplatz betten.

11.

Für's Unrecht kämpf' ich, ſei's! und muß verderben,
Ich weiß es, und es macht mich nicht betrübt;
Wüßt' ich nur nicht, daß dann mein Tod den herben
Schmachvollen Tod dem ſchönſten Fräulein gibt.
Nur Einen Troſt hab' ich bei meinem Sterben:
Wie ſehr ihr treuer Polyneß ſie liebt,
Sie wird es klar in ihren Nöthen ſehen:
Er rührt nicht eine Hand, ihr beizuſtehen.

12.

Und mich, den ſie gekränkt ſo bitterlich,
Mich ſieht ſie ſterben, auf ihr Heil bedacht.
Zugleich an meinem Bruder räch' ich mich
Mit Einem Streich, der dieſen Brand entfacht;

Er wird's bereuen, wenn er ſieht, wie ſich
So unverhofft ſein ſchnöder Plan vollbracht:
Er glaubt des Bruders Tod gerächt zu haben,
Den ihm jetzt ſeine eignen Hände gaben.

### 13.

Und wie er ausgeſonnen dieſen Plan,
Verſah er ſich mit Roß und Waffen neu,
Mit ſchwarzen Kleidern war er angethan,
Sein Schild war ſchwarz, mit gelber Malerei
Durch Zufall traf er einen Knappen an,
Fremd hier zu Lande, den behielt er bei,
Und unerkannt, wie euch ſchon offenbar,
Stellt' er ſich dem bewehrten Bruder dar.

### 14.

Ihr habt gehört, wie alles das geſchehen,
Und wie man den verlornen Freund erkannt.
Der König ſelbſt empfand dieß Wiederſehen,
Wie er die Rettung ſeines Kinds empfand;
Kein Liebender, ſo mußt' er ſich geſtehen,
Iſt treu und redlich wie Ariodant,
Der die Geliebte, bis zum Tod beleidigt,
Noch gegen ſeinen Bruder ſelbſt vertheidigt.

### 15.

Und weil er ſtets ihn hielt in ſeiner Gnade,
Und weil ihn baten alle Frau'n und Herrn,
Zumal ihr Retter aus dem Feuerbade,
So gab er ihm die ſchöne Tochter gern.
Das Herzogthum Albanien, das gerade
Heimfiel durch Polyneſſens ſchlimmen Stern,
Nicht fallen konnt' es zu bequem'rer Stunde:
Es war die Mitgift bei dem Ehebunde.

16.

Und auch Dalinden ſchien die Gnadenſonne,
Denn Reinald flehte für die Sünderin:
Satt dieſer Welt und aller ihrer Wonne,
Erhob ſie jetzt zum Himmel Herz und Sinn,
Verlobte ſich nach Dacien als Nonne,
Und ging aus Schottland unverweilt dahin. —
Doch iſt's nun Zeit, nach Rüdigern zu ſehen,
Mit ſeinem flinken Thier in Himmelshöhen.

17.

Zwar iſt des Ritters Wange nicht erblichen,
Zwar iſt ſein Herz aus feſtem Stoff gewebt,
Doch ſchwör' ich nicht, daß in ſo fremden Strichen
Es innen nicht wie eine Eſpe bebt.
Schon iſt Europa fern zurückgewichen,
Und weit ſchon hinter jenem Zeichen ſchwebt
Sein Flug, das Schiffern Ziel und Grenze kündet,
Vom unbeſiegten Herkules gegründet.

18.

Dieß große Wunderroß, der Hippogryphe,
Trug ihn ſo ſchnellen Fittigs himmelan,
Daß er die Blitze ließ in ferner Tiefe,
Und Jupiters geſchwindem Aar entrann.
Kein Thier iſt, das den Aether ſo durchliefe,
Das ſich mit ihm an Schnelle meſſen kann.
Der Donner ſelbſt, glaub' ich, und ſeine Keile
Fahren zur Erde nicht mit ſolcher Eile.

19.

Nachdem der Vogel nun gar weit geflogen,
Gerade ſtets, nie rechts noch links gewandt,
Begann er, ſatt der Luft, in weitem Bogen
Herabzuſinken auf ein Inſelland,

Dem Eiland* gleich, wohin, bedeckt von Wogen,
Auf dunklem Pfad ſich Arethuſa fand,
Umſonſt verborgen vor des Buhlen Drohen,
Den ſie ſo lang gequält, ſo lang geflohen.

20.

Ein Land, wie ihm aus ſeinen luft'gen Gleiſen
Sich keines wies, ſo lieblich und ſo ſchön;
Und würd' er auch die ganze Welt umreiſen,
Er könnte keine hold're Gegend ſehn.
Hier läßt mit Rüd'gern ſich in weiten Kreiſen
Der Wundervogel nieder aus den Höhn:
Bebaute Flächen, ſanfte Hügel laden
Zu klarer Bäche ſchattigen Geſtaden;

21.

Und Lorbeern bilden freundliche Gebüſche,
Und Palmen, Cedern, allerſchönſte Myrthen,
Orangen blühn, mit farbigem Gemiſche
Zu reizen und mit Früchten zu bewirthen,
Und bau'n ein Sommerhaus voll kühler Friſche,
Das ſie mit lindem Schatten dicht umgürten,
Dazwiſchen ſingen in der Zweige Hallen
Mit ungeſtörtem Flug die Nachtigallen.

22.

Und auf dem Roſ- und Lilienreichen Raſen,
Den immer laue Lüfte friſch erhalten,
Ergehn Kaninchen ruhig ſich und Haſen,
Und Hirſche mit den prächtigen Geſtalten,
Die ohne Furcht vor Pfeil und Schlinge graſen
Und wandeln oder wiederkäuend halten.
Dambirſche hüpfen mit den flinken Rehen,
Die dichtgeſchaart in dieſer Wildniß gehen.

---

* Sicilien.

23.

So wie der Vogel über einem Hügel
So nahe gleitet, daß er unbeſchwert
Abſpringen kann, verläßt ſein Herr den Bügel
Und findet gleich ſich auf dem grünen Werd.
Doch in der Hand behält er feſt die Zügel,
Damit das Roß nicht in die Lüfte fährt,
Und zwiſchen Ficht' und Lorbeer mit dem Zaume
Macht er es feſt an einem Myrthenbaume.

24.

Und nah' bei einem Quell, an deſſen Rande
Fruchtbare Palmen, ſchlanke Cedern blühn,
Legt er den Schild weg, löst des Helmes Bande,
Wirft beide Handſchuh' ab und ſtreckt ſich hin,
Und kehrt bald nach dem Meer, bald nach dem Lande
Das Antlitz, das die Lüfte friſch umziehn,
Und es ergötzt ihn, nach dem heitern Rauſchen
Der Buchen und der Tannen hinzulauſchen.

25.

Er netzt die Lippen in der klaren Fluth,
Und mit den Händen kost er der Najade,
Wie kühl! nachdem er ſtak im Eiſenhut
Und Panzer, wie in einem heißen Bade.
Kein Wunder auch, die fieberiſche Gluth,
Er kam nicht eben von der Marktparade:
In Waffen, raſtlos und in Einem Zug
Dreitauſend Meilen, dächt' ich, wär' genug.

26.

Auf einmal bäumt ſein Roß, daß er, umgittert
Von Zweigen, ließ in Waldesdunkelheit,
Sich wie zur Flucht, indem es etwas wittert
Tief innen im Gebüſch, woran es ſcheut.

Es reißt ſo heftig, daß die Myrthe ſchüttert
Und ihren Fuß mit Blättern überſtreut;
Die Myrthe ſchüttert und die Zweige krachen,
Doch nicht gelingt es ihm, ſich loszumachen.

27.

So wie ein Baumklotz ohne Mark und Schoſſen,
Vertrocknet, faul, den man zum Feuer bringt —
Die feuchten Dünſte, die in ihm verſchloſſen,
Dehnt immer mehr die Gluth, die ihn durchdringt;
Da knallt's und ſiedet's, bis, herausgeſchoſſen,
Sich einen Ausweg dieſe Wuth erzwingt:
So murmelt, ächzt und zankt die Myrth' im Winde,
Und krachend endlich öffnet ſie die Rinde.

28.

Woraus mit heller, klarer Stimme ſcholl
Ein traurig Wort, die Frevelthat zu rügen:
Biſt du ſo edel und ſo mitleidsvoll,
Wie es geſchrieben ſteht in deinen Zügen,
So nimm dieß Thier von meinem Baum! Es ſoll
An meinem eignen Jammer mir genügen:
Ich brauche keine Marter, keine Pein,
Die noch von außen dringt zu mir herein.

29.

Als Rüdiger den erſten Ton vernahm,
Da wandt' er ſein Geſicht und ſprang empor,
Und wie er merkte, daß die Stimme kam
Vom Baum, ſtand er beſtürzt, wie nie zuvor.
Er eilt das Roß zu löſen, und die Scham
Tritt auf die Wangen brennend ihm hervor:
Wer du auch ſeiſt, rief er: vergib in Gnade,
Seiſt du ein Menſchengeiſt, ſeiſt du Dryade.

### 30.

Ich wußte nicht, daß ein lebend'ger Geiſt
In dieſe rauhe Rinde ſich verirrte,
Sonſt hätt' ich nicht dein ſchönes Laub ſo dreiſt
Verdorben und beſchädigt deine Myrthe:
Doch gönne mir zu wiſſen wer du ſeiſt,
Und was dir auferlegt die ſchwere Bürde,
Mit Stimm' und Geiſt in dieſem Stamm zu wohnen:
So möge dich des Himmels Hagel ſchonen!

### 31.

Und wenn ich je, was ich an dir verbrochen,
Vergüten kann, jetzt und in künft'ger Zeit,
Bei jener ſchönen Dame ſei's verſprochen,
Bei ihr, die meinem beſſern Theil gebeut:
Du ſollſt zufrieden ſein; ja, ohne Pochen!
Mit Wort und That bin ich für dich bereit. —
Kaum ſchließt der Ritter ſeinen Mund, da zittert
Der Baum, vom Wipfel bis zum Fuß erſchüttert.

### 32.

Aus ſeiner Rinde dringt ein ſtarker Schweiß,
So wie ein Holz, das friſch im Saft geſchlagen,
Im Feuer ſchwitzt, wenn's endlich gar zu heiß
Ihm wird, nach langem Kampf und zorn'gem Zagen.
Und er beginnt: dein freundliches Geheiß
Macht mir's zur Pflicht, dir alles anzuſagen,
Wer ich einſt war, und wer an dieſem Strand
Mich in die holde Myrthe hat gebannt.

### 33.

Ich nannte mich Aſtolf, war Paladin
Von Frankreich, und gefürchtet in den Kriegen,
Und wiſſe, daß ich Roland's Vetter bin
Und Reinald's, deren Namen dir genügen;

Und wenn mein Vater Otto einſt dahin,
Hätt' ich Britanniens großen Thron beſtiegen;
Mein Reiz entflammte manches Weiberherz,
Und brachte mir zuletzt den größten Schmerz.

### 34.

Ich kam von jenen fernen Inſellanden,
An die des indiſchen Meeres Welle ſchlägt,
Wo Reinald ſich und andre noch befanden
Mit mir, in dunkle, tiefe Haft gelegt.
Und nun, nachdem uns aus den ſchnöden Banden
Roland erlöst durch ſeine Kraft, bewegt
Sich weſtwärts unſer Zug, längs dem Geſtade,
Auf dem der Nordwind wüthet ohne Gnade.

### 35.

Von unſrem Weg und von dem rauhen, harten
Geſchick geführt, ziehn wir von ungefähr
An einem Morgen in den ſchönen Garten,
Wo ſich Alcinens Schloß erhebt am Meer.
Wir ſehen ſie am Meeresufer warten:
Sie ſtand allein und rief die Welle her,
Aus welcher, ohne Netz und ohne Hamen,
Fiſche, ſo viel ſie wollte, zu ihr kamen.

### 36.

Behende zogen Schaaren von Delphinen,
Da kam der dicke Thun mit offnem Maul,
Seekälber ſchwammen mit verdroſſnen Mienen
Herbei, vom Schlummer aufgeſcheucht und faul.
Truppweis, mit großer Schnelligkeit erſchienen
Karauſchen, Salmen, und ein dichter Knaul
Wallfiſche, die nebſt andern Ungeheuern
Mit Rieſenrücken an das Ufer ſteuern.

37.

Da war ein Wallfiſch, wie das ganze Meer
Noch nimmer einen größeren geſehen:
Eilf Schritte ſahen wir, wo nicht noch mehr,
Die dicken Schultern aus dem Waſſer ſtehen.
Wir irrten alle gleich, denn er lag ſchwer
Und ſtill, und mochte nicht vom Platze gehen,
Und hielten ihn für einen Inſelſtreif,
So lang war er vom Kopf bis zu dem Schweif.

38.

Die Fee rief ihre ſtummen Unterthanen
Mit ſchlichten Worten, bloßem Zauberſang.
Alcina iſt die Schweſter von Morganen,
Weiß nicht, ob ſie zugleich mit ihr entſprang.
Alcina ſah mich, und ihr Blick ließ ahnen,
Daß ihr mein Anblick ſchnell zu Herzen drang.
Gleich hoffte ſie durch Ränke den Genoſſen
Mich zu entziehn, und hat nicht fehlgeſchloſſen.

39.

Dann trat ſie auf uns zu mit heitrer Güte,
Mit feinem Anſtand, ehrerbietig hold:
Wenn ihr die Wohnung, die ich anerbiete,
Ihr Ritter, euch belieben laſſen wollt,
So zeig' ich euch in meinem Jagdgebiete,
Was mir das Waſſer nur von Fiſchen zollt,
Die ſchuppigen, die glatten, die behaarten,
Mehr als es Sterne gibt, und aller Arten.

40.

Wollt ihr die ſingende Sirene ſehen,
Die von der Stirn dem Meer die Falten ſtreicht?
Laßt uns zu jener hohen Düne gehen,
Wohin ſie ſtets um dieſe Stunde ſchleicht. —

Damit heißt ſie uns auf das Unthier ſtehen,
Das, wie ich ſagte, einer Inſel gleicht.
Ich, der ich leider immer zu verwegen,
Zu vorſchnell war, ließ mich dazu bewegen.

41.

Reinald und Dudo winkten gleicherweiſe,
Nicht hinzugehn, doch half ihr Winken nicht.
Alcina wandte ſich von ihnen leiſe
Und ſprang mir nach mit lächelndem Geſicht.
Auf einmal zog der Wallfiſch ſeine Gleiſe
Die Fluth hindurch, gehorſam ſeiner Pflicht;
Nun reute mich die Thorheit, die ich büßte,
Zu ſpät, denn weit ſchon war ich von der Küſte.

42.

Gleich warf ſich Reinald hülfreich in die Wogen,
Und ſchwamm mir nach und ging zu Grunde ſchier,
Denn wüthend kam ein Südwind aufgezogen,
Und ſteckt' am Himmel auf ſein ſchwarz Panier;
Ich weiß nicht wie's ihm ging. Die mich betrogen,
Alcina wandte tröſtend ſich zu mir;
Der ganze Tag und noch die nächſte Nacht
Ward auf des Unthiers Rücken hingebracht.

43.

Bis wir zu dieſer ſchönen Inſel kamen,
Wovon Alcinens iſt der größre Part,
Den beide Schweſtern einer dritten nahmen,
Die ihres Vaters einz'ge Erbin ward;
Denn ſie alleine trägt den ächten Namen,
Die andern beiden — ſo geoffenbart
Iſt mir von einer wohlbelehrten Zungen —
Die andern ſind blutſchänderiſch entſprungen.

44.

Und wie im Laſter dieſe Zwei geboren,
So ſind ſie auch voll Sünd' und Schlechtigkeit,
Dagegen Jene ſich die Zucht erkoren
Und ganz ihr Herz der Tugend hat geweiht.
D'rum ſind die beiden gegen ſie verſchworen,
Und haben, mehr als einmal ſchon im Streit,
Sie zu vertreiben, kriegeriſch gekommen,
Ihr mehr als hundert Schlöſſer ſchon genommen.

45.

Und nicht mehr Herrin wär' ſie von zwei Schritten,
Die Gute, die ſich Logiſtilla nennt,
Wär' nicht das Land von einem Golf durchſchnitten,
Von einem ſchroffen Berg der Paß verrennt,
So wie das Land der Schotten und der Britten
Fluß und Gebirge von einander trennt.
Doch werden Jene keine Ruhe finden,
Bis ſie ihr auch den letzten Reſt entwinden.

46.

Dieß böſe Paar iſt voll von ſchwarzem Neide
Und haßt ſie, weil ſie heilig iſt und rein.
Doch, kehr' ich zum verſprochenen Beſcheide,
Und ſage, wie ich kam in dieſen Hain:
Alcina wiegte mich in Luſt und Freude
Und konnte wahrlich nicht verliebter ſein,
Indeß in mir kein klein'res Feuer brannte,
Da ich ſo ſchön, ſo liebreich ſie erkannte.

47.

Und ich genoß die anmuthvollen Glieder;
Hier ſah ich denn verſammelt jeden Reiz,
Den ſonſt Natur verleiht nur hin und wieder,
Hier mehr, dort minder, und doch ſtets mit Geiz.

Vergeſſen hatt' ich Frankreich und die Brüder,
Uneingedenk war ich des edlen Streits,
Ihr holdes Bild war meiner Augen Schranke,
In ihr verlor ſich jeglicher Gedanke.

48.

Alcina ſchien mit gleichem Maß zu meſſen,
Fremd waren ihr die andern allzumal,
Und jeder andre Buhle war vergeſſen,
Denn freilich war ſchon mancher ihr Gemahl.
Mich hat ſie innig Tag und Nacht beſeſſen,
Mir that ſie, was den andern ſie befahl;
Ich war ihr Rath, auf mich ſchien ſie zu bauen
Und mochte keinem ſonſt ein Wort vertrauen.

49.

Doch ach, warum berühr' ich meine Wunden,
Da keine Hoffnung, ſie zu heilen, blieb?
Warum denk' ich des Guts das mir entſchwunden,
Gezüchtigt jetzt mit ſchwerem Geißelhieb?
Ich glaubt' in jenen wonnereichen Stunden,
Ich ſei Alcinen über alles lieb,
Und plötzlich hat ſie mir ihr Herz genommen,
Und iſt von einer neuen Lieb' entglommen.

50.

Zu ſpät erkannt' ich ihren flücht'gen Sinn,
Gewohnt, zugleich zu lieben und zu haſſen:
Zwei Monde waren meiner Herrſchaft hin,
Da macht' ein Andrer meinen Stern erblaſſen,
Und plötzlich war ich von der Zauberin
Mit Schimpf und Hohn aus ihrer Gunſt entlaſſen;
Viel tauſend andern, ſo erfuhr ich dann,
Hat ſie das gleiche Unrecht angethan.

51.

Und daß ſie nicht ihr laſterhaftes Treiben
Entfliehend durch die ganze Welt verriefen,
Weiß ſie die Armen ganz einzuverleiben
Dem ſchönen Land, als Tannen, als Oliven,
Als Cedern und als Palmen; manche bleiben,
Geſtaltet wie ich ſelbſt, an dieſen Tiefen;
Der wird zum Thier, und der zum klaren Bronnen,
So wie's die ſtolze Fee ſich ausgeſonnen.

52.

Und du, der die verhängnißvolle Stätte
Betritt in fernen unbekannten Meeren,
Um wiederum ein Glied der langen Kette
Zu Stein und Quell und derlei zu verkehren,
Erlangſt Alcinens Scepter, Reich und Bette,
Und throneſt wie ein Gott in hohen Ehren,
Und dennoch biſt du auf dem nächſten Pfade
Zu Thier, Dryade, Nix' und Oreade.

53.

Gern hab' ich dir dieß alles anvertraut,
Nicht daß ich meint', es ſei zu deinem Frieden,
Doch beſſer iſt's, du kennſt die feine Braut,
So iſt die erſte Täuſchung doch vermieden:
Wie man verſchieden die Geſichter ſchaut,
So iſt vielleicht auch Witz und Geiſt verſchieden,
Und ſo kannſt du vielleicht dem Loos entgehn,
Das tauſend Andre nicht vorhergeſehn. —

54.

Held Rüd'ger, dem als ſeiner Dame Vetter
Aſtolfen das Gerücht ſchon längſt genannt,
War traurig, daß er ihn in Holz und Blätter,
In einen kahlen Baum verwandelt fand.

Und ihr zu lieb, wie gern wär' er ſein Retter,
Wüßt' er nur irgend, wie zu helfen ſtand!
Doch da ihm jedes Mittel war benommen,
Wußt' er ihm nur mit Tröſtung beizukommen.

### 55.

Er thut ſein Beſtes, dann befragt er ihn,
Ob nicht ein Weg zu Logiſtillen führe,
Sei's eben, ſei es über Hügel hin,
So daß er nicht Alcinens Reich berühre.
Wohl könne man auf ſolcher Straße ziehn,
Verſetzt der Baum, durch eine Felſenthüre,
Wofern er rechts ſich wende nach den Höhn,
Doch ſei die Straße rauh und ſteil zu gehn,

### 56.

Und keine Hoffnung, auf dem abgelegnen
Bergpfade zu vollenden ſeine Bahn:
Bald werd' ein wild Geſchwader ihm begegnen
Und ihn mit großer Heftigkeit empfahn.
Es ſei Alcinens Mauer, den Verwegnen,
Der ihrem Garn entgehen will, zu fahn. —
Der Myrthe nennt ſich Rüd'ger hoch verpflichtet,
Und ſcheidet wohl belehrt und unterrichtet.

### 57.

Er geht zu ſeinem Pferd und macht es los
Und zieht es hinter ſich am Zügel her,
Doch ſteigt er nicht mehr auf das Flügelroß,
Damit's ihn nicht entführe, wie vorher.
Dann denkt er wie zu Logiſtillens Schloß
Am ſicherſten wohl zu gelangen wär',
Und iſt entſchloſſen, alles aufzubieten
Und vor Alcinens Schlingen ſich zu hüten.

58.

Dann denkt er wieder ſich auf's Roß zu ſchwingen
Und neuen Laufs die Lüfte zu durchfliegen,
Doch fürchtet er, dieß könnt' ihm gar mißlingen,
Weil ſich das Thier nicht will dem Zaume fügen.
Nun! mit Gewalt doch hoff' ich durchzudringen!
Spricht er bei ſich, doch wird er ſich betrügen.
Er eilt, und nach Zweimeilenlangem Reiten
Sieht er Alcinens ſchöne Stadt von Weiten.

59.

Und eine lange Mauer ſieht er hier,
Die bis zum himmliſchen Gewölbe reicht;
Sie ſchließt in ihren Ring ein groß Revier
Und iſt von lautrem Golde, wie ihm däucht.
In dieſem Punkt weicht Jemand ab von mir,
Und nennt es Alchymie, und irrt vielleicht,
Und iſt vielleicht mir dennoch überlegen:
Mir ſcheint es Gold, des hellen Glanzes wegen.

60.

Wie ihm die prächt'ge Mauer ſtrahlt entgegen,
Die auf der Welt nicht ihres Gleichen hat,
Läßt er die Ebne, die auf graden Wegen
Zum großen Thore führt und zu der Stadt,
Und wendet ſich zu jenen ſichrern Stegen
Der Berge, wo die Straße nicht ſo glatt,
Da ſtürmt das wilde Heer in vollem Wüthen
Ihm in den Weg, um Stillſtand zu gebieten.

61.

Nein! ſolche Mißgeſtalten, ſolche Fratzen
Sah man in Reih' und Glied noch nimmer ſtehn!
Hier ſind es Affen von Geſicht, dort Katzen,
Vom Hals herunter menſchlich anzuſehn;

Hier ſtampfen ſie den Sand mit Ziegentatzen,
Dort ſind's Centauren, die behend ſich drehn,
Die Jungen frech, die Alten abgeſchmackt,
In tollen Pelzen die, und jene nackt.

62.

Der jagt auf einem ungezäumten Roſſe,
Der hinkt als Ochſen=, der als Eſelsritter,
Der ſitzt bei dem Centaur als Streitgenoſſe,
Und jene zügeln Strauß, Aar, Kranich, Widder,
Schlachthorn und Becher ſieht man in dem Troſſe,
Hier Weiber, Männer dort, dazu noch Zwitter,
Strickleiter trägt und Haken der und Keile,
Brecheiſen der, der eine leiſe Feile.

63.

Mit einem Wanſt, großmächtig aufgetackelt,
Mit fetten Backen kommt der Feldhauptmann
Auf einer großen Schildkröt' angequackelt,
Die ſchiebt ſich gar bedächtiglich heran.
Er iſt betrunken und ſein Dickkopf wackelt,
Und rechts und links hält ihn ein Flügelmann:
Der eine muß ihm Kinn und Stirne wiſchen,
Der andre fächelnd ihn mit Luft erfriſchen.

64.

Einer, mit einem Hundekopf verſehen,
Doch ſonſt an Bauch und Fuß vom Menſchenſchlag,
Bellt Rüd'gern an, er habe mitzugehen
Zur ſchönen Stadt, die ſchon im Rücken lag.
Verſetzt der Ritter: das ſoll nicht geſchehen,
So lang ich Den zu führen noch vermag.
Mit dieſen Worten zeigt er ihm den Degen
Und kehrt die Spitze ſeinem Aug' entgegen.

65.

Nun will das Unthier mit der Lanze fechten,
Doch Rüd'ger wirft ſich unverſehens drauf los,
Und trifft es auf den Bauch, den unbeblechten,
Daß Handbreit durch den Rücken fährt der Stoß.
Er faßt den Schild, zur Linken und zur Rechten
Haut er, doch das Geſindel iſt zu groß:
Der ſticht ihn hier, der weiß ihn dort zu packen,
Er wettert drein und muß ſich weidlich placken.

66.

Den einen ſpaltet er bis auf die Zähne,
Den andern gar bis auf die Bruſt herab,
Denn ohne Helm und Panzer ſinken jene
Vor ſeinem Degen in ein ſchlechtes Grab.
Doch immer enger ward es auf der Scene,
Und das Geſindel, das ihn dicht umgab,
Vom Leib zu halten, kräftig und behende,
Braucht' er, wie Briarnus, wohl hundert Hände.

67.

Hätt' er daran gedacht, den Zauberſchild
Zu blößen, der den Kühnſten macht erblaſſen,
Ich meine jenen, der mit Nacht umhüllt,
Den Atlas ihm am Sattelknopf gelaſſen,
Gleich ſtürzten, die ihn jetzt ſo frech und wild
Umdrängen, blind vor ihm die wüſten Maſſen;
Doch dünkt ihm dieß vielleicht nicht ſeiner werth,
Da er den Sieg durch Tapferkeit begehrt.

68.

Sei's wie es will, eh' gibt er ſich verloren,
Als ſolchem ſchnöden Volk in Haft und Bann.
Da, ſiehe, kommen aus der Mauer Thoren,
Die, wie geſagt, in lichtem Golde brann,

Zwei Jungfrau'n, die man nicht für ſchlecht geboren
Nach ihrem Kleid und Anſtand achten kann,
Erzogen nicht im Drangſal armer Bauern,
Nein, in der Wolluſt königlicher Mauern.

69.

Stattlich auf einem Einhorn reitet jede,
Noch weißer als der weiße Hermelin,
In wunderbaren Kleidern prangen beede,
In denen ſie ſo fremd und reizend blühn,
Daß Menſchenaugen wären allzublöde,
Und keiner, dem ein göttlichs nicht verliehn,
Sie unterſcheiden könnte. So geſtaltet
Wär' Schönheit ſelbſt, in einem Leib entfaltet.

70.

Sie gehn zur Wieſe hin, wo von dem groben
Geſindel Rüdiger gepeinigt ſtand;
Gleich aus einander iſt der Troß geſtoben,
Und hold dem Ritter reichen ſie die Hand.
Er dankt für ihren Dienſt, die Bruſt gehoben,
Das Angeſicht getaucht in Roſenbrand,
Und iſt bereit, den Damen zu gefallen,
Mit ihnen nach dem goldnen Thor zu wallen.

71.

Sieh! über dieſer ſchönen Pforte ragen
Verzierungen noch außerhalb des Rands;
Kein Fleck, der nicht mit Golde wär' beſchlagen,
Nicht ſtrahlt' in öſtlich ſeltner Steine Glanz.
Auf den vier Seiten wird das Thor getragen
Von dicken Säulen ganzen Diamants.
Du magſt ſie ächt, du magſt ſie unächt nennen,
Du wirſt nichts Schöners, Feiners ſchauen können.

72.

Durch Thor und Säulen hüpft mit Scherz und Necken
Leichtfertig eine holde Mädchenſchaar,
Die, wüßte ſie den Reiz mehr zu verſtecken,
Vielleicht noch reizender, noch ſchöner war.
Sie waren angethan mit grünen Röcken,
Und trugen grüne Kronen in dem Haar.
Mit manchem Anerbieten führen dieſe
Den Ritter freundlich nach dem Paradieſe.

73.

So kann man dieſen Ort wohl füglich nennen,
Der, möcht' ich glauben, Amorn ließ entſtehen,
Den Ort, von dem ſich Tanz und Scherz nicht trennen
Und wo die Stunden feſtlich nur vergehen,
Und wo graubärige Gedanken können
Kein Herz zu ihrer Wohnung ſich erſpähen,
Wo ohne Mühſal, Mangel und Verdruß
Mit vollem Horn regiert der Ueberfluß.

74.

Hier wo auf heitrer, ſanfter Lüfte Flügel
Ein ew'ger Frühling ſchwebt und alles blüht,
Sind Jünglinge mit Mädchen: dort am Spiegel
Der Quelle tönt ein hold entzückend Lied;
Im Schatten dieſes Baums, an jenem Hügel
Iſt Spiel und Tanz und was ſonſt Wonne ſprüht;
Und dort klagt einer, fern von Spiel und Scherzen,
Dem treuen Freunde ſeine Liebesſchmerzen.

75.

Und in den Fichten, in dem Lorbeer wühlen,
In hohen Buchen, nadelreichen Tannen,
Die Amoretten mit gar art'gen Spielen,
Auf Siege jene ſtolz, die ſie gewannen,

Indeſſen dieſe nach den Herzen zielen
Mit goldnem Pfeil, und andre Netze ſpannen,
Dort einer Bolzen härtet in dem Rieſeln
Des Bachs, und hier ſie einer ſchleift an Kieſeln.

76.

Nun wurde Rüdigern ein Renner, groß,
Stark, muthig, Fuchs von Farbe, vorgeführt.
Den ſchönſten Reitzeug trug das ſchöne Roß,
Mit Gold und Edelſteinen ausſtaffirt.
Das andre kam, ſein luſt'ger Reiſ'genoß,
Den Niemand als der alte Mohr regiert,
Mit einem Knappen, und nicht eben gern
So langſam hinter ſeinem guten Herrn.

77.

Die beiden ſchönen liebevollen Frauen,
Die ihn von jenem ſchnöden Troß befreit,
Von jenem Troſſe, der, ihm zu verbauen
Den Weg zur Rechten, drohend ihn umreiht,
Herr, ſprachen ſie, was Ihr uns ließet ſchauen
Von Eurer ritterlichen Tapferkeit,
Macht uns ſo kühn, Euch freundlich anzuſprechen,
Ihr möchtet uns vertheidigen und rächen.

78.

Bald wird ein Fluß auf unſrem Weg ſich weiſen,
Der dieſes Blachfeld in zwei Hälften trennt:
Ein grauſam Weib, Eriphyle geheißen,
Iſt dort, die keinem unbeſtohlen gönnt
Den Steg, den ſie behauptet, zu bereiſen,
Ein Rieſenweib, das man voll Schrecken nennt;
Sie kann mit langen, gift'gen Zähnen hauen,
Und ſpitze Krallen hat ſie, Bärenklauen.

79.

Und nicht allein verlegt ſie Weg und Brücke,
Die ohne ſie ganz frei und ſicher wären,
Sie läuft auch oft, erpicht auf Bubenſtücke,
Durch unſern Garten, etwas zu verheeren.
Und wißt, der Troß, der Euch mit ſolcher Tücke
Vor jenem Thor die Straße wollte wehren,
Beſteht aus ihren Knechten, ihren Kindern,
Die, wie ſie ſelbſt, ungaſtlich ſind und plündern.

80.

Verſetzt der Ritter: Nicht nur Eine Schlacht,
Nein, hundert will ich gern für Euch beginnen.
Mich und was irgend iſt in meiner Macht,
Gebraucht nach Eurer Luſt, Gebieterinnen.
Ich zog in dieſer ritterlichen Tracht
Nicht aus, um Geld, um Länder zu gewinnen,
Nein, andern beizuſtehn, befiehlt mein Eid,
Zumal den ſchönen Frau'n, wie Ihr es ſeid.

81.

Gar vielen Dank bezeugten ihm die Damen,
So wie er ſolches Helden würdig war,
Und in ſo zierlichen Geſprächen kamen
Sie zu dem Fluß und zu der Brücke dar,
Dort nahmen ſie das Weib mit wunderſamen
Kleinoden und in goldner Rüſtung wahr.
Doch ſei der Gang des Ritters mit der Alten
Dem folgenden Geſange vorbehalten.

# Siebenter Geſang.

## 1.

Wer fern von Hauſe geht, wird manches ſehen,
Sehr fern von dem, was ihm ſonſt glaublich war.
Erzählt er's dann, wird man ihn Lügner ſchmähen,
Und Niemand glaubt von dem Bericht ein Haar.
Das abgeſchmackte Volk will nichts verſtehen,
Was nicht handgreiflich iſt und flach und klar:
Die Unerfahrenheit, ich kann mir's denken,
Wird meinem Liede wenig Glauben ſchenken.

## 2.

Viel oder wenig, mich ſoll's nicht verletzen,
Was auch der dumme, blinde Pöbel ſpricht;
Ihr, weiß ich, werdet's nicht herunterſetzen,
Denn helle ſtrahlt Euch des Verſtandes Licht:
Mit meiner Arbeit Frucht Euch zu ergetzen,
Iſt mein Beſtreben, meine einz'ge Pflicht.
Ich ließ Euch an dem Fluß und an der Brücke,
Eriphila, die trotz'ge, vor dem Blicke.

## 3.

Ihr Leib war mit dem feinſten Stahl bewehrt,
Auf dieſem prangten bunte Edelſteine,
Rubin und Chryſolith von ſeltnem Werth,
Smaragd und Hiazynth mit lichtem Scheine.
Sie war beritten, aber nicht zu Pferd, —
Auf einem Wolf ging's über Stock und Steine,
Auf einem Wolf ritt ſie zum Fluß daher,
Mit einem Sattel, reich wie keiner mehr.

4.

Kein größ'rer Wolf iſt in Apuliens Gauen:
Er war ſehr dick und höher als ein Stier,
Kein Zaum, in den er ſchäumte, war zu ſchauen,
Und ſie regiert', ich weiß nicht wie, das Thier.
Das Oberkleid des Scheuſals glich der grauen
Mißfarbe ſand'ger Wüſtenſteppen ſchier,
Und trug ſich, von der Farbe abgeſehen,
Wie Biſchof und Prälat zu Hofe gehen.

5.

Und auf dem Schild und Helmſchmuck, giftgeſchwollen,
War eine große Kröte angebracht.
Die Fräulein zeigten ſie dem Thatenvollen,
Jenſeits des Stroms, gerüſtet zu der Schlacht;
Ihm Schmach zu thun, den Weg ihm zu verzollen,
Hat ſie, dem Erſten nicht, ihm zugedacht.
Sie ruft dem Ritter zu, ſich umzuwenden,
Er aber naht ihr keck, den Speer in Händen.

6.

Da ſpornt nicht minder ſchnell und trotzig dieſe
Den großen Wolf, und ſetzt ſich feſt im Bügel,
Und rennt ihn an mit eingelegtem Spieße;
Vor ihrem Stoß erzittern Thal und Hügel,
Und dennoch fliegt ſie auf die grüne Wieſe,
Denn Rüd'ger trifft ſie durch des Helmes Riegel
Mit hartem Stoß, und läßt ſie wohl ſechs Ellen
Und weiter aus dem Sattel rückwärts prellen.

7.

Und ſchon hob er das Schwert, ihr abzuhau'n
Den ſtolzen Kopf, und leichtlich konnt' er das,
Indem, ein Bild des Todes, auf den Au'n
Das Rieſenweib in Blumen lag und Gras,

Allein, genug! ſo riefen beide Frau'n:
Genieße nicht des Siegs im Uebermaß!
Steck' wieder ein den Degen, edler Held!
Geh'n wir zur Brücke, frei iſt nun das Feld.

8.

Sie hatten eine Straße zu beſtehen,
Die mitten im Gebüſche ſich verlor;
Sie war unfreundlich, ſteinig, eng zu gehen,
Und führte ſenkrecht faſt den Berg empor,
Doch als ſie oben waren auf den Höhen,
Da kamen ſie auf eine Au hervor,
Und ritten einem ſchönen Schloß entgegen,
Lieblich, wie keins auf Erden iſt gelegen.

9.

Alcina trat aus dieſes Schloſſes Pforten
Dem Paladin entgegen etlich Schritte,
Und ehrenvoll, mit fürſtlich holden Worten,
Empfing ſie ihn in ihres Hofes Mitte;
Ein glänzendes Gefolge ſtritt ſich dorten,
Mit Achtung ihm zu nah'n und feiner Sitte:
Gott ſelbſt, aus ſeinem Sitz herabgekommen,
Nicht ehrenvoller würd' er aufgenommen.

10.

Das Schloß war herrlich, minder weil's an Güte
Und Reichthum über jedem andern ſtand,
Als weil man dort vor jeglichem Gebiete
Der Welt die artigſte Geſellſchaft fand,
Die ſich an Schönheit und an Jugendblüthe
Vollkommen glich, — nur vor Alcinen ſchwand
Jedweder Reiz, jedwede Schönheit ferne,
Wie vor der Sonne Glanz das Licht der Sterne.

11.

Und herrlicher als Maler je vermochten,
War ihrer Glieder Bau, dazu von langen,
Lichtgelben Locken, wallend, ſchön geflochten,
Ihr Antlitz mit ſo hellem Glanz umfangen,
Daß ſie vom Golde ſelbſt den Sieg erfochten;
Mit Lilien ſpielten Roſen auf den Wangen,
Die heitre Stirn, in ihres Maßes Reine,
Schien wie geformt aus glattem Elfenbeine.

12.

Und ſieh dort unter zwei ſchwarzſeidnen Bögen
Zwei ſchwarze Augen, nein! zwei helle Sonnen,
Huldvoll im Blick, doch ſparſam im Bewegen,
Die Amor ſelbſt umſpielt mit ſeinen Wonnen,
Von dort entſendet er des Köchers Regen,
Der Dieb, der ſichtbar jedes Herz gewonnen.
Von dort ſenkt ſich durch's Angeſicht die Naſe
Und ſchlägt den Neid mit ihrem Ebenmaße.

13.

Und zwiſchen zweien Grübchen unter ihr,
Wiegt ſich der Mund, mit Purpur übergoſſen,
Wo hinter einer zarten, ſüßen Thür'
Zwei auserleſ'ne Perlenreihen ſproſſen,
D'raus jene holden Worte gehn herfür,
Die immer ſelbſt das härtſte Herz erſchloſſen:
Dort blüht das Lächeln auf, ſo zaubriſch ſüß,
Das dieſe Erde macht zum Paradies.

14.

Der Hals iſt Schnee, und Milch des Buſens Gründe,
Der Hals iſt rund, und voll und breit die Bruſt;
Zwei Aepfel, herb und Elfenbein an Ründe,
Gehn auf und ab, wie in geheimer Luſt

Die Welle ſpielt, erregt von ſanftem Winde;
Der Reſt iſt keinem Argus zwar bewußt,
Allein der Reiz, den die Gewande wahren,
Gleicht, wie ſich denken läßt, dem offenbaren.

15.

Den Armen iſt das rechte Maß verliehen,
Die weißen, länglich ſchmalen Hände zeigt
Sie oft, durch die nur leis die Adern ziehen,
Kein Knöchel unſchön in die Höhe ſteigt.
Den Leib, an dem die höchſten Reize blühen,
Beſchließt ein Fuß, klein, rund und ſanftgeneigt.
Die Engelsſchönheit, die aus Himmelsfeuer
Geboren ward, verräth der dichtſte Schleier.

16.

Und ob ſie ging, ſprach, lachte, ſang und girrte,
An jedem Gliede war ein Netz geſtellt.
Und eine Huld, die ihm den Sinn verwirrte!
Kein Wunder, wenn er in die Schlingen fällt
Und von den Warnungen der armen Myrthe,
Wie falſch, wie ſchlimm ſie ſei, kein Wort behält;
Er kann's nicht glauben, daß Verrath und Lüge
Beſtehn kann mit dem Lächeln ſolcher Züge.

17.

Er glaubt vielmehr, wenn an dem Meeresſande
Aſtolf verwandelt von der Zaubrin grünt,
So hab' er wohl durch Undank dieſe Schande,
Ja härtern noch, gerechten Lohn verdient,
Und in der Rache, in des Zornes Brande
Hab' er ſie zu verläumden ſich erkühnt,
Ja, nur von Neid und Groll und Haß bewogen,
Hab' er's geſagt, und alles ſei erlogen.

18.

Das Bild der Schönen, die in ſeinem Herzen
Allein gebot, iſt neuerdings verwiſcht:
Alcina heilt durch Zauber ſeine Schmerzen,
Und jene alte Liebesgluth erliſcht.
Sie weiß jedwede Regung auszumerzen
Und hat ihn ganz in ihrem Netz gefiſcht;
Man muß dem guten Rüdiger verzeihen,
Wenn er zum Falſchen wird durch Zaubereien.

19.

Bei Tiſche tönten Cithern, Harfen, Leiern,
Und manches andre holde Spiel durchdrang,
Die Fröhlichkeit zu wecken und erneuern,
Die Lüfte rings mit wonnevollem Klang
Auch fehlt' es, um der Liebe Luſt zu feiern
Und ihren ſüßen Schmerz, nicht an Geſang,
Der mit Erfindung und mit holden Bildern
Vermochte, was in Herzen lebt, zu ſchildern.

20.

Und welches üpp'ge, ſtolze Bacchanal,
Gefeiert auf dem Throne der Aſſyrer,
Und welches Feſt, das in Egyptens Saal
Die ſchöne Kön'gin gab dem röm'ſchen Führer,
Kann ſich vergleichen mit dem Göttermahl,
Das des geliebten Ritters harrt und ihrer?
Kein ſolches, glaub' ich, iſt in jenen Höhn,
Wo Ganymed den Becher reicht, zu ſehn.

21.

Und nach der Tafel ſetzten ſie im Kreiſe
Sich insgeſamt zu einem heitern Spiel,
Und jeder fragte ſeinen Nachbar leiſe
Etwas Geheimes, wie es ihm gefiel:

Die Liebenden gelangen ſolcher Weiſe
Ganz ohne Zwang zu ihrer Wünſche Ziel,
Sie beichten ihre Flammen, und beſchließen
Der nächſten Nacht zuſammen zu genießen.

22.

Bald, und viel früher iſt das Spiel geendet,
Als man ſich ſonſt allhier zu trennen pflag;
Die Pagen kommen, und das Auge blendet
Ihr Fackellicht, und macht die Nacht zum Tag.
Von freundlichem Geleit umgeben wendet
Sich Rüdiger zu ſeinem Schlafgemach,
Zum nettſten, friſcheſten von allen Zimmern,
Die in dem räumigen Palaſte ſchimmern;

23.

Worauf noch mit Konfekt und guten Weinen,
Wie üblich, Anerbietungen geſchehn,
Die andern dann mit ehrerbietig feinen
Begrüßungen nach ihren Kammern gehn.
Der Held ſich bettet in die duft'gen Leinen,
Die wie gewoben von Arachne ſehn,
Und immer mit geſpanntem Ohre lauſchet,
Ob nicht der Tritt der ſchönen Fürſtin rauſchet.

24.

So wie er hört, daß leis ſich etwas rühre,
Hebt er das Haupt empor, und hofft, ſie ſei's,
Und immer glaubt er, daß er Tritte ſpüre,
Und ſeufzt, wenn er ſein Ohr betrogen weiß;
Oft ſpringt er aus dem Bett, eilt nach der Thüre,
Macht auf, und horcht im Gange draußen leis,
Und ſieht ſie nirgends, und verflucht die Stunden,
Die ihm heut Nacht vergehn, wie angebunden.

25.

Dann ſagt er oft zu ſich: jetzt geht ſie fort!
Dann fängt er an, die Schritte nachzuzählen
Von ihrem Zimmer zu dem Lauſcherort,
Wo ſie verſprochen ſich zu ihm zu ſtehlen,
Und macht ſich viel Gedanken, bis ſie dort
Erſcheinen will, ihn wieder zu beſeelen,
Und fürchtet immer eine Scheidewand,
Die ihm getreten zwiſchen Frucht und Hand.

26.

Alcina, die den köſtlichen Gerüchen
Nach langer Zeit zuletzt ein Ende macht,
Wie nun Geräuſch und Hinderniß entwichen
Und Niemand mehr im ganzen Schloſſe wacht,
Kommt ſie aus ihrer Kammer leis geſchlichen,
Und auf geheimen Wegen durch die Nacht
Geht ſie zu Rüdigern, dem Furcht und Hoffen
Die Bruſt mit tauſendfachem Schmerz betroffen.

27.

Wie nun Aſtolf's Nachfolger dieſe Sonnen
So hold und lächelnd über ſich erſchaut,
Iſt's ihm wie Schwefel durch das Blut geronnen,
Kaum daß er ſich noch hält in ſeiner Haut!
Bis an die Augen in dem Meer der Wonnen,
Der Anmuth ſchwimmt er, und ſein Herze graut:
Er ſpringt zum Bett heraus, ſie zu umfaſſen,
Und will ihr Zeit nicht zum Entkleiden laſſen.

28.

Auch iſt kein Kleid, noch Reifrock ihm zuwider,
Ein leichter Zendel überwallt allein,
Und unter ihm ein Hemdchen, ihre Glieder,
Schneeweiß und über alle Maßen fein.

Vor Rüd'ger's Drucke fällt der Mantel nieder,
Sie hüllt nur noch der dünne Schleier ein,
Der vorn und hinten ſie verſteckt ſo loſe
Wie reines Glas die Lilie birgt und Roſe.

### 29.

Kein Epheu kann ſo eng den Baum umſtricken,
In den er ſeine Wurzeln eingeſenkt,
Als ſich die Beiden an einander drücken,
Die, Geiſt in Geiſt und Leib in Leib verſchränkt,
Sich von den Lippen ſüßre Blüthen pflücken,
Als Saba's Flur auf duft'gem Boden tränkt:
Sie ſtammeln von der Wonne dieſer Stunde,
Und oft mit mehr als Einer Zung' im Munde.

### 30.

Die Dinge ſind geheim, die hier geſchehen,
Verſchwiegen mindſtens die Zuſammenkunft,
Denn ſelten war das Schweigen ein Vergehen,
Weit öfter heißt es Tugend, heißt Vernunft.
Der Ritter darf des Beſten ſich verſehen,
Des Freundlichſten bei dieſer ſchlauen Zunft;
Man beugt ſich ihm mit ehrerbiet'ger Miene,
Denn alſo will's, von Lieb' entflammt, Alcine.

### 31.

Und keine Luſt, die man ſich hier verſage,
Sie blüht in dieſem Garten überall;
Zwei, dreimal wechſeln ſie das Kleid am Tage
Für dieſen bald und bald für jenen Fall;
Sie halten Feſte ſtets, und oft Gelage,
Turnier und Ringen, Schauſpiel, Bad und Ball,
Und oft am Quell, im Schatten zarter Hügel,
Sind alte Dichter ihrer Liebe Spiegel.

32.

Heut gilt's, ſich über Berg und Thal zu ſchwingen
Und das erſchrockne Haſenvolk zu fahn,
Und morgen, durch Geſträuch und Dorn zu dringen,
Wo kluge Hunde hetzen den Faſan.
Jetzt greifen ſie mit feuchtem Leim und Schlingen
Im duft'gen Buſch den Krametsvogel an,
Und jetzt mit Angeln gehen ſie und Netzen
Den friedlich ſtillen Fiſchen nachzuſetzen.

33.

So macht ſich unſer Freund hier gute Tage,
Indeſſen Karl ſich plagt mit Agramanten,
Doch nicht vergeſſ' ich deßhalb ihre Lage,
Noch will ich ſtille ſein von Bradamanten,
Die tiefbetrübt mit thränenvoller Klage
Den Freund vermißt, der ihr auf unbekannten
Seltſamen Pfaden aus dem Blick entſchwunden,
Und ohne daß ſie kann ſein Loos erkunden.

34.

Von dieſer will ich euch zuerſt verkünden:
Sie ſucht' ihn manchen Tag in Berg und Thal,
Auf offnen Feldern und in Waldesgründen,
In Städten und in Dörfern allzumal,
Doch nimmer kann ſie den Geliebten finden,
Mit dem der Vogel ſich ſo ferne ſtahl;
Zuweilen trifft ſie auf das Heer der Mohren,
Doch iſt von Rüd'gern jede Spur verloren.

35.

Sie fragt des Tags wohl mehr als hundert Leute
Und fruchtlos immer muß ſie weiter ziehn,
Denn Niemand findet ſich, der ſie bedeute;
In Hütten, Buden, Zelten ſucht ſie ihn,

Und kann's! ſie geht mit trefflichem Geleite
Durch Reiter und durch Fußvolk unbeſchrien:
Es iſt der Zauberring, der ſie zur Stunde
Unſichtbar macht, wenn ſie ihn führt zum Munde.

36.

Iſt er denn todt? ſie kann's und mag's nicht denken,
Denn ſolches großen Manns erhabner Fall,
Vom Land, das des Hydaspes Wellen tränken,
Bis in den Weſten weckt' er lauten Schall.
Wohin ihm nach? wohin die Schritte lenken?
Auf Erden? himmelwärts? Allüberall
Sucht ſie mit Gram, und gramvoll zieht ſie weiter,
Den Seufzer nur, die Thräne zum Begleiter.

37.

Am Ende will ſie ſich zurückbegeben
Zu jener Höhle, zu Merlin's Gebein,
Und ſolche Klage bei der Gruft erheben,
Bis ſich erbarmt der kalte Marmorſtein.
Ob Rüd'ger athmet, ob ſein freundlich Leben
Das Schickſal abgekürzt, wird dort allein
Ihr kund, dort iſt der beſte Rath zu holen,
Und treulich will ſie thun was der befohlen.

38.

In dieſer Abſicht lenkte ſie die Reiſe
Zum nächſten Walde, bei Poitiers gelegen,
Wo hohe Felſen, rauh und wild, im Kreiſe
Merlin's beredtes Grab verſteckt umhegen.
Doch jene Zaubrin, die ſie immer leiſe
Mit ihrem Geiſt begleitet allerwegen,
Dieſelbe mein' ich, die im Felſengrunde
Von ihrem Stamm der Jungfrau gab die Kunde,

39.

Dieſelbe Zauberin, ſo weiſ' und gut,
Die ſeitdem immer Sorg' um ſie getragen,
Die eine Helden=, eine Götterbrut
Von ihr entſproſſen ſieht in künft'gen Tagen —
Stets will ſie wiſſen, was ſie ſpricht und thut,
Und pflegt das Loos tagtäglich zu befragen;
Rüdiger's Befreiung iſt ihr, ſein Verluſt,
Sein Flug nach Indien, alles ihr bewußt.

40.

Wohl hat ſie ihn auf jenem Roß geſehen,
Das ungezügelt ſich mit ihm entſchwang,
Und ungemeſſnen Raum in Himmelshöhen
Auf ſeltner ſchauerlicher Bahn durchdrang,
Auch weiß ſie, was ſeitdem mit ihm geſchehen,
Wie er in Spiel, Tanz, Schmaus und Müſſiggang
Vergeſſen ſeines Herrn und beider Heere,
Vergeſſen ſeiner Liebe, ſeiner Ehre.

41.

So ſoll denn in der Blüthe ſeiner Jahre
Solch' edler Ritter müſſig untergehn?
Daß Leib und Seele in's Verderben fahre,
Vermag ſie das ſo ruhig anzuſehn?
Und was von uns zurückbleibt an der Bahre,
Wenn dieſe morſchen Reſte nun verwehn,
Was uns emporhält über Grab und Sterben,
Der Ruhm ſoll ihm im Keime ſchon verderben?

42.

Die weiſe Zauberin, die ſeinetwegen
Weit mehr in Noth und Sorgen iſt, als er,
Will ihn zur Tugend ziehn auf rauhen Wegen,
Und wenn's auch wider ſeinen Willen wär':

So braucht ein guter Arzt den Schmerz zum Segen,
Nimmt Feuer, Stahl, ja Gift zur Gegenwehr,
Und wenn er Anfangs auch verletzt den Kranken,
Es hilft zuletzt, er muß ihm ſelber danken.

43.

Sie war ihm nicht ſo milde, nicht verblendet
Vom Liebesübermaß, wie Atlas war,
Der einzig ſeinen Sinn darauf gewendet,
Sein Leben zu beſchützen vor Gefahr,
Der ihm den Ruhm, die Ehre lieber ſchändet,
Nur daß er lange lebe, der kein Jahr
Von ſeines Daſeins frohen Bacchanalen
Für allen Ruhm der Erde will bezahlen.

44.

Er ſchickt' ihn deßhalb nach Alcinens Lande,
Ihn zu entwöhnen aller Ritterſchaft,
Und da er alles iſt zu thun im Stande,
Ein Zaubrer von der höchſten Wiſſenſchaft,
Schlägt er Alcinens Herz in ſolche Bande,
Entzündet es für ihn mit ſolcher Kraft,
Daß ſie nicht los kann werden ihrer Bürde,
Wenn Rüd'ger älter auch als Neſtor würde.

45.

Doch um zu Jener, die die Zukunft kannte,
Zurückzukehren, ſag' ich denn: ſie nahm
Den gradſten Weg zur armen Bradamante,
Die irr und unſtät ihr entgegen kam.
Wie dieſe ihre Zaubrin ſah, da wandte
Zu lauter Hoffnung ſie den langen Gram,
Worauf die Freundin wahrhaft ihr verkündet,
Daß Rüd'ger bei Alcinen ſich befindet.

46.

Die Jungfrau iſt bei dieſem Wort halbtodt,
Wie ſie vernimmt, ihr Liebſter ſei ſo weit,
Noch mehr, welch' Schickſal ihrer Liebe droht,
Wenn mächt'ge Hülfe, ſchnelle nicht bereit;
Worauf die güt'ge Zaubrin Troſt ihr bot
Und Salbe für des Schmerzes Tödtlichkeit;
Ja, ſie verſpricht und ſchwört, in wenig Tagen
Soll ſie nicht mehr um ihren Rüd'ger klagen.

47.

Du biſt ja, Fräulein, mit dem Ring verſehen,
So fährt ſie fort, der jeden Zauber bricht:
Wenn ich dahin, wo dieſer Raub geſchehen,
Mit ihm bewaffnet komme, zweifl' ich nicht
Die Fehde mit Alcinen zu beſtehen
Und dir zu bringen dein erſehntes Licht.
Ich gehe, wenn die Dämmerung begonnen,
Und komme hin beim erſten Strahl der Sonnen;

48.

Worauf ſie fortfuhr, ihren Anſchlag nannte,
Und welches Mittel ihr das beſte ſchien,
Vom Reich der Luft, in das ihn Atlas ſandte,
Nach Frankreich ihren Freund zurück zu ziehn.
Vom Finger zog die will'ge Bradamante
Den Zauberring, und hätte nicht nur ihn,
Sie hätt' ihr Herz, ja freudig ſelbſt ihr Leben
Für ihres Rüd'ger's Rettung hingegeben.

49.

Sie gab ihr dieſes Kleinod ohne Klagen,
Und als ſie ſich, und ihren Freund noch mehr
Empfohlen, manchen Gruß ihr aufgetragen,
Ging ſie nach der Provence zu dem Heer.

Schon iſt die andre Straße eingeſchlagen
Vom Geiſterweib: ſie ruft ein Roß daher,
Mit einem rothen Fuß, ſonſt ſchwarz von Leibe,
Damit ſie raſch ihr großes Werk betreibe.

50.

Ich glaube, dieſes ſchnellgeſchaffne Roß,
Daß es ein Dämon aus der Hölle war;
Entgürtelt ſteigt ſie auf, die Füße bloß,
Mit aufgebundnem, gräßlich wildem Haar,
Doch erſt, nachdem ſie wohl den Ring verſchloß, —
Sonſt brächt' er ihren Zauber in Gefahr.
Sie eilt ſo ſchnell, daß, wie der Morgen graut,
Sie ſchon ſich in Alcinens Eiland ſchaut.

51.

Gleich hat ſie wunderbar ſich umgeſtaltet,
Um eine Hand an Länge zugelegt,
Und in dem Wuchs der derbern Glieder waltet
Das ganze Maß, das ihre Größe trägt:
Es iſt der Negromant, der, unerkaltet,
Mit ſo viel Sorge ſeinen Rüd'ger hegt:
Ein langer Bart fließt ihr vom Kinn hernieder,
Die Stirn iſt runzlicht, wie die andern Glieder.

52.

Im Angeſicht, in Sprache, Gang und Miene
Ahmt ſie ihn nach, bis es ihr ganz gelang
Und ſie dem Alten ſelber Atlas ſchiene;
Und nun verborgen lauſchte ſie ſo lang,
Bis einſt einmal die liebende Alcine
Sich ſeufzend los von ihrem Freunde rang:
Ein großes Glück! denn ſich von ihm zu ſcheiden
War in der ganzen Welt ihr größtes Leiden.

53.

Sie traf ihn ganz nach ihrem Wunſch alleine,
Wie er die heitre Morgenluft genoß,
An einem ſchönen Bach, der von dem Raine
Nach einem klaren, holden Weiher floß.
Von Wolluſt zeugt' und Müßiggang das feine
Koſtbare Morgenkleid, das ihn umſchloß;
Alcine wob es ihm aus Gold und Seide
Mit eigner Hand und liebevoller Freude.

54.

Kleinodien, gefügt zur Kette, hingen
Vom Hals ihm mitten auf die Bruſt herein,
Und beide Arme, männlich einſt, umfingen
Jetzt Reifchen von dem wunderbarſten Schein;
Die beiden Ohren waren ihm mit Ringen
Durchbohrt von goldnen Dräthchen, zart und fein;
Zwei große Perlen wiegten ſich an dieſen,
Wie Indien ſie, Arabien nimmer wieſen.

55.

Getränkt war mit den köſtlichſten Balſamen
Sein Haar, in hundert Löckchen aufgeſteckt,
Als hätt' er nur bedient Valenza's Damen,
So liebelnd war ſein Weſen, ſo vergeckt.
Nichts hatt' er mehr Geſundes als den Namen,
Sonſt war er mehr als halb mit Roſt bedeckt.
So ließ ſich Rüd'ger finden, ſo verwandelt,
Durch Zauber ſo ſein edles Bild mißhandelt.

56.

In der Geſtalt kommt Jene zum Gericht,
Auf die ſie ihren ganzen Anſchlag baute,
Mit jenem ernſten, würd'gen Angeſicht,
In welches Rüd'ger ſtets mit Ehrfurcht ſchaute,

Mit jenem Aug', aus dem der Unmuth ſpricht,
Vor dem ſo oft ihm ſchon als Knaben graute:
Und dieſes iſt die Frucht, ſo fragt ſie ihn,
Die ich ſo lang erhofft von meinen Mühn?

57.

Mußt' ich mit Mark der Leu'n und Bären, traun!
Dich darum in den zartſten Jahren ſpeiſen,
In Kluft und Höhle dich, voll Nacht und Grau'n,
Die Schlangen zu erdroſſeln unterweiſen,
Dem Panther zu zerbrechen ſeine Klau'n,
Den Zahn dem wilden Eber auszureißen,
Daß du nach ſolcher Schule, mir zum Hohn,
Alcinen dienſt als Atys, als Adon?

58.

Hab' ich darum die Sterne ſo betrachtet
Und meine Punkte früh und ſpät geſetzt,
Auf Träum', Orakel, Zeichen ſtets geachtet,
Mit jener Kunſt mich nur zu ſehr gehetzt,
Mit der ich, ſeit du Säugling warſt, getrachtet,
Von dir mich zu verſichern, daß du jetzt,
Wo deine Jünglingsjahre ſich vollenden,
Der erſte Ritter ſeiſt an allen Enden.

59.

Fürwahr, das iſt ein ſchöner Anfang ſo!
Bald biſt du, wenn du fortfährſt ſo zu praſſen,
Ein Alexander, Cäſar, Scipio!
Weh mir! wer glaubt' es je, wer kann es faſſen?
Mein Zögling in Alcinens Knechtſchaft froh!
Und um es jeden deutlich ſehn zu laſſen,
Hat er mit Ketten Hals und Arm geziert,
Womit ſie ihn nach ihrem Willen führt.

60.

Und willſt du dir die Ehre nicht erwerben,
Den hohen Ruhm, zu dem dich Gott erwählt,
Warum betrügſt du deine künft'gen Erben
Um jenes Gut, von dem ich oft erzählt?
Verſchloſſen läſſeſt du den Leib verderben,
Der nach des Himmels Willen dir vermählt,
Der hohen Samen ſoll, den göttergleichen,
Empfah'n, vor dem die Sonne muß erbleichen?

61.

O wolle nicht die höchſten Geiſter hindern,
Die je erzeugt aus ewigen Gedanken,
Von Zeit zu Zeit zu wohnen in den Kindern,
Die aus der Wurzel deines Stammes ranken.
Nicht hindre ſie, Italiens Noth zu lindern,
Das ihnen ſoll für tauſend Siege danken,
Dem ſeine alten kriegeriſchen Ehren
Durch deine Sproſſen ſollen wiederkehren.

62.

Doch daß dein widerſpenſt'ger Sinn ſich biegt,
Braucht es ſo vieler edler Seelen kaum,
Die groß, erlaucht, ſchön, heilig, unbeſiegt,
Entblühen ſollen deinem reichen Baum.
Da dir ein einzig Brüderpaar genügt,
Alphons und Hippolyt: der Weltenraum
Hat wen'ge noch geſehn, die dieſen gleichen
Auf allen Stufen, die zur Tugend reichen.

63.

Ich pflegte dir von dieſen mehr zu ſagen,
Als von den andern allen insgeſamt,
Weil ſie an Tugend werden höher ragen
Als jeder, der aus deinem Samen ſtammt;

Auch hörteſt du ihr Lob mit mehr Behagen
Als aller andern, warſt von Freud' entflammt
Und hohem Stolz, als du von ſolchen Helden
Mich unter deinen Enkeln hörteſt melden.

64.

Was hat die Kön'gin deiner Liebelei
Voraus vor hundert andern Buhlerinnen?
Sie die ſo vielen ſchon ſich legte bei!
Du weißt, was ſie zu guter Letzt gewinnen.
Doch daß du ſchaueſt, was Alcina ſei,
Soll jetzt ihr Trug und Zauber all' zerrinnen:
Steck' dieſen Reifen an, dann wirſt du ſehn,
Wenn du ihr nahſt, wie hold ſie iſt, wie ſchön. —

65.

Beſchämt ſtand Rüd'ger, ſchweigend und beklommen,
Er ſah zu Boden, wußte nichts zu ſprechen;
Da ſteckt die Zauberin zu ſeinem Frommen
Den Ring ihm an, um ſeinen Schlaf zu brechen.
Doch kaum iſt Rüd'ger zu ſich ſelbſt gekommen,
So fühlt er ſolche Schmach im Buſen ſtechen,
Daß er ſich tauſend Klafter wünſcht begraben,
Um keinen Lauſcherblick um ſich zu haben.

66.

Nun eilt die Zauberin, ſich ihm zu weiſen
In eigener Geſtalt, wie dieß geſchehn;
Sie brauchte nicht mehr die des Zaubergreiſen,
Da ihrer Worte Wirkung ſie geſehn.
Auch ſag' ich euch nunmehr, wie ſie geheißen:
Meliſſa — vorhin ließ ich mir's entgehn;
Sie gab von ſich dem Ritter wahre Kunde,
So wie Bericht von ihres Kommens Grunde.

67.

Von ihr, die bang um ihn getrauert hätte,
Das Herz von Sehnſucht und von Gluth durchwallt,
Sei ſie hiehergeſandt, von dieſer Kette
Ihn zu befrei'n der magiſchen Gewalt,
Und habe, daß ſie ihn gewiſſer rette,
Von Atlas angenommen die Geſtalt;
Doch nun, da er vollkommen ſei geneſen,
Soll' er mit Augen ſehn das ganze Weſen.

68.

Das edle Fräulein, das für dich nur lebt,
So werth, daß deine Liebe ſie beglückt,
Die dich, was dir wohl noch vor Augen ſchwebt,
Der Haft in jenem Felſenſchloß entrückt,
Schickt dir den Ring, der jeden Zauber hebt,
Und hätt' nicht minder gern ihr Herz geſchickt,
Wär' in dem Herzen ſolche Zauberkraft,
Wie in dem Ringe, der dir Rettung ſchafft. —

69.

Dann fährt ſie fort, die Liebe zu erzählen,
Die Bradamante zu ihm trug und trägt,
Auch ihren Heldenwerth ihm zu empfehlen,
So weit die Neigung nicht die Wahrheit ſchlägt,
Und Art und Ausdruck wußte ſie zu wählen,
So wie es die geſchickte Botin pflegt,
Und ihm Alcinen ſo verhaßt zu machen,
Wie man nur haßt die abſcheuwerthſten Sachen.

70.

Er haßt ſie nun, und mit derſelben Stärke,
Wie er ſie liebte: nennt's nicht wunderſam,
Denn ſeine Flammen waren Zauberwerke
Und loſchen aus, ſo wie Meliſſa kam.

---

Der Ring erſchließt ſein Auge, daß es merke,
Woher Alcina ihre Reize nahm:
Sie waren fremd, vom Knöchel zu den Schläfen,
Der Schaum verſchwand, es blieben nur die Hefen.

### 71.

Dem Knaben gleich, der eine Frucht verwahrt,
Und dann vergißt, wo er ſie hingetragen,
Bis ihm der Schatz ſich wieder offenbart,
Durch einen Zufall, erſt nach vielen Tagen;
Doch iſt's ein Scheuſal, was er jetzt gewahrt,
An welchem Fäulniß, Wurm und Schimmel nagen,
Und was er einſt bewundert und geliebt,
Das wirft er weg, verächtlich und betrübt:

### 72.

So Rüdiger, geſendet von Meliſſen,
Die zu der Fee ihn wiederkehren hieß,
Mit jenem Ring, vor dem die Nebel riſſen
Des Zaubers, wenn man ihn am Finger ließ,
Muß wider Hoffen ſeine Schöne miſſen
Und findet jetzt ſtatt der die er verließ,
Ein ungeſtaltet Weib, wie keins auf Erden
So alt und häßlich kann gefunden werden.

### 73.

Weh, ihm erſcheint mit dünnen, weißen Haaren
Ein bleiches, hagres, runzlichtes Geſicht,
Ein Mund, dem alle Zähne ſind entfahren,
Ein Wuchs, dem zu ſechs Spannen viel gebricht;
So alt iſt Hekuba mit ihren Jahren
Und die cumäiſche Sibylle nicht,
Allein durch Künſte, die uns längſt verloren,
Iſt ſie verjüngt und ſchön und neugeboren;

---

74.

Schön und verjüngt durch einen Zauberſegen,
Der Viele ſchon, wie Rüdigern, betrog.
Da kommt der Ring, die Karten auszulegen,
Womit ſie ſchon ſo viele Jahre log.
Kein Wunder, wenn bei ſolchen Schandgeprägen
Die Liebe zu Alcinen ganz verflog,
Da Rüdiger, durch ihre Zauberwaffen
Nicht mehr beſiegt, nun ſah wie ſie beſchaffen.

75.

Jedoch Meliſſa dämpft ihm ſeine Gluthen,
Er hält ſich ſtill — ſo weist ihn dieſe an —
Bis er von Kopf zu Fuß ſich mit den guten,
Den lang vergeſſnen Waffen angethan:
Er will, damit die Fee nichts kann vermuthen,
Erproben ob er ſie noch tragen kann,
So gibt er vor, und ob er zugenommen,
Seitdem ſie nicht auf ſeinen Leib gekommen.

76.

Und Baliſarden jetzt, ſo hieß ſein Schwert,
Hat er bebend in's Wehrgehäng geſteckt,
Worauf er ſich mit jenem Schild bewehrt,
Der nicht die Augen nur mit Blindheit deckt,
Nein, auch die Seele mörderiſch verſtört
Und wie entſeelt den Leib zu Boden ſtreckt,
Nun hängt er ihn, ſo wie er ihn gefunden,
Sich um den Hals, mit jenem Flor umwunden.

77.

Er geht zum Stall und nimmt ein pechſchwarz Roß,
Legt ihm den Sattel auf, die Zügel an;
Sie will's, denn ſeine Schnelligkeit iſt groß,
Und wer es kennt, der nennt es Rabican:

Dieß rettet dich allein aus dieſem Schloß,
Spricht ſie: es kam mit jenem Rittersmann,
Den jetzt die Winde ſchaukeln an dem Strande,
Getragen von dem Fiſch, zu dieſem Lande.

78.

Leicht konnt er zwar den Hippogryphen nehmen,
Er fand ihn neben Rabican gebunden,
Allein Meliſſa ſprach, ihn zu bezähmen,
Sei allzuſchwer, wie er bereits empfunden:
So wie die erſten Morgenſtrahlen kämen,
Sei ſie mit ihm aus dieſem Land verſchwunden;
Er werd' ihn wiederſehn in weiten Fernen,
Und ſoll' ihn zügeln dort und reiten lernen;

79.

Auf dieſe Art, ſagt ſie, vermeid' er jeden
Verdacht der Flucht, wenn er ihn laſſe dort. —
Der Ritter folgt der weiſen Freundin Reden,
Er ſieht ſie nicht, doch hört er jedes Wort.
So ſich verſtellend, eilt er aus dem ſchnöden,
Wollüſt'gen Schloß der alten Hure fort,
Er kommt zu einem Thore, ganz im Stillen,
Das öffnet ihm den Weg zu Logiſtillen.

80.

Leicht iſt die träge Wache zu beſiegen:
Er ſprengt hindurch, den Degen in der Fauſt,
Den läßt er todt und den verwundet liegen,
Indem er jählings über die Brücke ſaust.
Eh' zu Alcinen kann die Kunde fliegen,
Iſt Rüd'ger meilenweit davongebraust.
Im nächſten Sang will ich den Weg euch ſagen,
Den er zu Logiſtillen eingeſchlagen.

## Achter Geſang.

### 1.

O wie viel Zaubrer, wie viel Zauberinnen
Gibt's unter uns, die, nicht dafür bekannt,
Durch ein verſtellt Geſicht des Mannes Sinnen
Beſtochen und des Weibes Herz entwandt!
Sie brauchen keine Geiſter zu gewinnen
Und nicht zu forſchen nach der Sterne Stand:
Die Schlingen ſind Verſtellung, Lügen, Tücken,
Die unauflöslich unſer Herz beſtricken.

### 2.

Wer Bradamantens Ring am Finger trüge,
Vielmehr der Wahrheit ächten Zauberring,
Der ſähe jegliches Geſicht der Lüge
Entkleidet, unverfälſcht jedwedes Ding.
Wie manche ſchöne, gute, holde Züge
Erſchienen ohne Schminke ſehr gering!
Ein großes Glück fürwahr, daß Rüd'gern ſchickte
Den Ring, mit dem er wahr und ſicher blickte.

### 3.

Der Ritter, ſich verſtellend, wie ich ſagte,
Kam auf dem Rabican zum Thor bewehrt,
Wo er ſich mitten durch die Wächter wagte,
Die unberichtet waren und verſtört,
Durch Todte und durch Halberſchlagne jagte,
Das Brückengitter ſpaltend mit dem Schwert:
Er ſprengt dem Walde zu auf rauhen Wegen,
Da kommt ein Knecht Alcinens ihm entgegen.

4.

Auf ſeiner Fauſt trug dieſer einen Geier,
Den er an jedem Tage ſteigen ließ,
Bald auf dem Feld und bald am nahen Weiher,
Wo er beſtändig rings auf Beute ſtieß;
Zur Seite war der Hund, ſein Vielgetreuer,
Er ritt ein Roß, das wahrlich Niemand pries;
Gleich dacht' er, daß der Ritter wolle fliehen,
Da er ihn ſah mit ſolcher Eile ziehen.

5.

Er tritt ihn an, und: Jagt man ſo ſpazieren?
So ſchnell? fragt er mit troß'gem Angeſicht.
Der gute Rüd'ger mag kein Wort verlieren,
Was jenen ſtärkt in ſeiner Zuverſicht,
So daß er ihn beſchließt in Haft zu führen;
Er ſtreckt den Arm bedräuend aus und ſpricht:
Was ſagteſt du, würd' ich den Lauf dir ſtören?
Und könnt'ſt du dieſes Vogels dich erwehren?

6.

Er läßt ihn los, der Vogel ſchlägt die Flügel
Und jagt ſich mit dem Rabican nicht faul;
Nun ſpringt der Jäger eilig aus dem Bügel
Und ſtreift dem Klepper das Gebiß vom Maul;
Furchtbar von Huf und Zähnen, ohne Zügel,
So wie der Pfeil vom Bogen, fliegt der Gaul;
Der Knecht rennt hinterher, als wie vom Winde,
Als wie geführt vom Feuer, ſo geſchwinde.

7.

Der Hund will ſich nicht läſſiger betragen,
Er folgt mit ſolcher Haſt dem Rabican,
Wie Parder nur die ſchnellen Haſen jagen;
Da ſchämt ſich Rüd'ger, hält den Rappen an,

Um auf den frechen Läufer loszuſchlagen,
Doch da er nur ein Rüthchen ſehen kann,
Beſtimmt, dem Hund Gehorſam beizubringen,
Verſchmäht er's, ihm zu drohen mit der Klingen.

8.

Der aber haut ihm derb auf alle Glieder,
Der Hund zugleich beißt nach dem linken Fuß;
Das zügelloſe Roß trifft hin und wieder
Die rechte Seite mit verwünſchtem Gruß,
Der Vogel fährt in tauſend Kreiſen nieder
Und macht ihm mit den Krallen viel Verdruß,
So daß das Pferd, verſchüchtert durch ſein Schreien,
Trotz Sporns und Zügels ſtark beginnt zu ſcheuen.

9.

Gezwungen endlich zieht der Held den Degen,
Mit einmal der Beſchwerde los zu ſein,
Und bald den Thieren, bald dem Kerl entgegen
Mit Schneid' und Spitze wechſelsweis zu dräu'n.
Schon wird der wilde Schwarm ihm überlegen,
Den ganzen Weg ſchon nehmen ſie ihm ein:
Er ſieht, daß Schimpf und Schaden ihn ereilen,
Läßt er ſich länger auf der Flucht verweilen.

10.

Er weiß es, läßt er länger hier ſich ſtören,
So kommt die Fee mit ihrem Volk heran:
Trompeten, Trommeln, Glocken ſind zu hören
Aus jedem Thal, ein Höllenlärm geht an.
Und doch! das Schwert nach einem Knecht zu kehren,
Nach einem Hund, ſcheint ihm nicht wohl gethan;
Weit beſſer iſt's und kürzer, mit dem Schilde
Des Atlas zu empfangen dieſe Gilde.

11.
Er macht den rothen Schleier los, und offen
Hält er den Schild, befreit aus langer Haft,
Und ſieh! das Zauberlicht wirkt ganz nach Hoffen:
Wie's in die Augen ſtrahlt mit voller Kraft,
So fällt der Jäger und der Hund getroffen,
Der Klepper fällt, der Flügel iſt erſchlafft,
Mit dem der Vogel nicht kann weiter fliegen,
Und gern läßt Rüd'ger ſie im Schlafe liegen.

12.
Alcina, der indeſſen ward berichtet,
Wie Rüd'ger durch das Thor mit bloßem Schwert,
Die halbe Wache tödtend, ſich geflüchtet,
War faſt entſeelt, zerriß, von Gram verzehrt,
Die Kleider, ſchlug die Wange, halbvernichtet,
Und ſchalt ſich thöricht, ungeſchickt, verkehrt;
Sie eilt, zuſammen all' ihr Volk zu raffen,
Und ruft ſie unverzüglich zu den Waffen.

13.
Sie theilt zwei Haufen, einen nach den Wegen
Entſendend, wo ſie weiß ihr flücht'ges Reh,
Der andre muß ſich nach dem Port bewegen,
Sie ſchifft ihn ein und ſchickt ihn auf die See;
Die Welle bräunt ſich unter ihren Schlägen,
Verzweiflungsvoll mit dieſen geht die Fee,
Die, ganz vom Schmerz um Rüdiger beſeſſen,
Die Stadt mit Wache zu verſehn vergeſſen.

14.
Durch Niemand läßt ſie den Palaſt bewachen;
Meliſſa nun, die auf der Lauer ſtand,
Um all' die armen Opfer frei zu machen
Von Tyrannei und von dem Zauberband,

Sucht ganz gemächlich nach den Siebenſachen,
Verbrennt die Bilder, ſtört der Zeichen Stand,
Löst Knoten, Cirkel, Pentagramme, Siegel,
Zerbricht die Mispeln und die Zauberſpiegel.

15.

Dann fördert ſie die Schritte durch's Gefild,
Die alten Buhlen, die in großen Schaaren
Stein, Bäume, Quellen worden und Gewild,
In das zu wandeln, was ſie früher waren;
Und dieſe, nun von Lebenskraft erfüllt,
Sind all' dem guten Rüd'ger nachgefahren,
Zu Logiſtillen, und zu den Gebieten
Von hier der Inder, Griechen, Perſer, Scythen.

16.

Meliſſa ließ ſie alleſamt von dannen
Mit ew'gem Dank nach ihrer Heimath ziehn.
Vor allen ward dem Herzog der Britannen
Die alte menſchliche Geſtalt verliehn;
Die Bitten und die Vetterſchaft gewannen
Des guten Rüdigers gar viel für ihn,
Der zu den Bitten ihr den Ring gegeben,
Um deſto leichter ſeinen Bann zu heben.

17.

So ward dem Paladin auf Rüd'ger's Flehen
Sein Leben und ſein menſchlich Angeſicht.
Meliſſa glaubt ſo gut wie nichts geſchehen,
Schafft ſie dem Ritter ſeine Waffen nicht,
Den goldnen Speer, dem nichts kann widerſtehen,
Der jeden Gegner von dem Pferde ſticht,
Der dem Argalia früher, dann Aſtolfen
In Frankreich einſt zu großem Ruhm verholfen.

18.

Sie fand die goldne Lanze in den Thoren
Des Schloſſes, bei Alcinens ganzem Kram,
Samt allen Waffen, die der Prinz verloren,
Als er auf die verruchte Inſel kam.
Meliſſa ſtieg auf's Flügelroß des Mohren,
Indem ſie hinter ſich Aſtolfen nahm,
Und kam zu Logiſtillen eine Stunde
Eh' Rüd'ger dort war, mit der frohen Kunde.

19.

Durch rauhe Felſen, dichtes Dorngeniſte
Bemüht ſich Rüd'ger zu der weiſen Fee,
Von Steig zu Steig, unwirthbar, öd' und wüſte,
Durch einſames Geröll, von Höh' zu Höh';
Nach großer Müh' erreicht er eine Küſte,
Zur Mittagszeit, die zwiſchen Berg und See
Verſchloſſen liegt, nur gegen Süden offen,
Nackt, arm, vom glüh'ndſten Sonnenſtrahl getroffen.

20.

Der nahe Hügel bricht der Sonne Blitze,
Und mehrt die Mittagsgluth im Uebermaß;
Es kochen Luft und Sand in ſolcher Hitze,
Daß es zu viel wär' ſelbſt für ſchmelzend Glas.
Der Vogel ſchweigt in ſeinem ſchatt'gen Sitze,
Nur aus dem dicht verwachſnen Dünengras
Betäubt den Himmel und das Meer die Grille,
Und Berg und Thal, mit widrigem Geſchrille.

21.

Dort gaben Mühſal, Durſt und Sonnengluth,
Denn dieſen war der Wandrer hier zur Beute,
Auf dem verſengten Pfade längs der Fluth
Ihm ein beſchwerlich trauriges Geleite.

Doch iſt's euch nicht genehm, und iſt nicht gut,
Wenn ich nur ſtets denſelben Klepper reite,
D'rum laſſ' ich Rüd'gern dort im Sonnenbrand,
Und ſuche Reinald auf im Schottenland.

22.

Der tapfre Reinald war gar ſehr empfohlen
Beim König, bei der Tochter und dem Reich:
Den Zweck von ſeiner Ankunft unverholen
Macht' er bekannt, und ſprach: ich bin bei euch,
Um Hülfe für den König Karl zu holen,
Von Schottland und von Engelland zugleich;
Und fügte Gründe zu des Kaiſers Bitten,
Die keinen Widerſpruch noch Aufſchub litten.

23.

Darauf verſetzt der König ohne Weilen,
Mit aller Macht, die fähig ſei zum Streit,
Werd' er zu Nutz und Ehre ſich beeilen
Des Kaiſers und des Reichs, treu und bereit,
Und ſeiner Ritterſchaft Befehl ertheilen,
So viel nur deren ſei, in nächſter Zeit;
Ja wär' er ſelbſt nicht gar zu hoch bei Jahren,
Er zög' als Feldhauptmann mit ſeinen Schaaren.

24.

Auch hielt' er es noch ſo für eine Schande,
Zurückzubleiben, wenn ſein Sohn nicht wäre,
Ein Ritter, hoch an Kraft und an Verſtande,
Als Führer werth zu ziehen mit dem Heere;
Zwar ſei er eben jetzt entfernt vom Lande,
Doch ſei zu hoffen, daß er wiederkehre,
Indeſſen ſeine Truppen ſich verbinden;
Dann werd' er alles gleich beiſammen finden.

25.

Schatzmeiſter läßt er gleich in alle Kreiſe
Des Reichs nach Roſſen und nach Leuten ziehn:
Man rüſtet Schiffe, Kriegsvorrath und Speiſe,
Und Geld wird allenthalben dargeliehn.
Reinald verfolgt inzwiſchen ſeine Reiſe
Nach England; liebevoll geleitet ihn
Der alte König bis zu Berwick's Mauern,
Und herzlich ſah man ihn beim Abſchied trauern.

26.

Es haucht ein günſt'ger Wind in die Galeere,
Reinald ſteigt ein, zum Abſchied alle grüßend;
Der Ruf ertönt, der Schiffer löst die Fähre;
Man kommt zur Stelle bald, wo, bitter fließend,
Die ſchöne Themſe ſich vermählt dem Meere.
Mit hoher Fluth in ihre Mündung ſchießend,
Sind ſie mit Segeln und mit Ruderſchlägen
In London bald auf zuverläß'gen Wegen.

27.

Von Karl und König Otto kommt der Held
— Otto iſt mitbelagert in Paris —
Zum Herzoge von Wallis, und beſtellt
Die Schreiben, deren Unterſchrift ihn hieß,
Er ſolle Mannſchaft ſtellen in das Feld,
Fußvolk und Reiterei, mit Schwert und Spieß,
Und nach Calais die Truppen überſetzen,
Um Frankreich und den Kaiſer zu entſetzen.

28.

Der Prinz, der auf dem königlichen Throne
An Otto's Statt geblieben als Regent,
Erweist mehr Ehre Haimon's tapfrem Sohne,
Als er dem König ſelber kaum vergönnt;

Dann folgt er dem Befehl, indem er ohne
Verzug dem Brittenvolk den Tag benennt,
So wie der Inſeln krieg'riſchen Geſellen,
Auf welchen ſie am Meer ſich ſollten ſtellen.

29.

Herr, mir geziemt es, wie auf ſeinen Saiten
Der gute Spieler thut mit ſeinem Sinn:
Er läßt die Töne durch einander gleiten,
Schwebt jetzt zur Höhe, jetzt zur Tiefe hin.
Angelica ſteht plötzlich mir zur Seiten,
Indem ich eben noch bei Reinald bin:
Ich ließ ſie, wie ſie dieſem ſich entwunden,
Und einen Eremiten aufgefunden.

30.

Folg' ich ein wenig ihren Abentheuern:
Sie will zum Meere, wie ich ſchon geſagt;
Sie ſtirbt, kann ſie nicht fern hinüber ſteuern,
Weil ſie vor Reinald's ſtürm'ſcher Liebe zagt,
Wie man vor Schlangen zagt und Ungeheuern,
Und in Europa nicht zu bleiben wagt;
Allein der Eremit läßt ſie nicht eilen,
Denn es vergnügt ihn ſehr, bei ihr zu weilen.

31.

Ihr ſeltner Reiz entflammt ſein kalt Gekröſe,
Sein altes Herz mit wunderſamer Gluth;
Doch wie er ſieht, daß er hier wenig löſe,
Daß ſie ihn überhole wohlgemuth,
Da gibt er ſeinem Eſel hundert Stöße,
Bringt doch in Wallung nicht ſein träges Blut;
Kaum will der Schritt, der Trab noch minder flecken,
Die Beſtie will ſich unter ihm nicht ſtrecken.

32.

Und weil ſie fern ſchon war im raſchen Trotte
Und er mit Nächſtem ihre Spur verlor,
So ging der Bruder in die ſchwarze Grotte,
Und rief ein großes Geiſterheer empor,
Erlas ſich einen aus der ganzen Rotte,
Gab ihm den nöthigen Befehl zuvor,
Worauf er in des Roſſes Leib ihn bannte,
Das mit der Schönen ihm ſein Herz entwandte.

33.

So wie ein Hund, geübt auf Felſenſtegen,
Gar liſtig mit dem Fuchs und Haſen iſt,
Der, wenn das Wild entflieht auf dieſen Wegen,
Sich dorthin wendet, und der Jagd vergißt —
Doch plötzlich ſehn ſie ihn den Paß verlegen,
Er ſchnaubt und beißt und freut ſich ſeiner Liſt:
So geht der ſchlaue Bruder auf die Seite,
Und wird die Schöne ſah'n, wohin ſie reite.

34.

Ich weiß gar wohl, wornach das Mönchlein trachte,
Auch ſag' ich's euch, allein an andrem Ort;
Angelica, die an nichts Arges dachte,
Ritt Tag für Tag, bald ſchnell bald langſam fort,
Indeß ſich in ihr Roß der Dämon machte;
So birgt ſich oft, und Niemand weiß ein Wort,
Das Fünkchen, bald zum großen Brand entglommen,
Wo Niemand löſchen kann, ja kaum entkommen.

35.

Das ſchöne Fräulein iſt den Weg gezogen
Zum großen Meer, das die Gascogn' umſpühlt;
Sie hält ihr Roß dicht an des Ufers Bogen,
Wo es den feuchten, feſtern Boden fühlt.

Da zog's der freche Dämon in die Wogen,
Daß es ſich nur durch Schwimmen oben hielt.
Die Jungfrau weiß ſich keinen Rath vor Bangen,
Und ſucht nur feſt den Sattel zu umfangen.

36.

Kein Zügel macht's in ſeinem Wahnſinn ſtocken,
Stets weit und weiter dringt's in's hohe Meer;
Sich ſchürzend hält ſie die Gewande trocken,
Und zieht den Fuß hinauf, beklommen ſehr.
Wild um die Schultern flattern ihre Locken,
Wollüſtig wühlt d'rin leichter Winde Heer,
Indeß ſtill mit dem Meer die größern liegen,
Vielleicht, an ſolchem Reiz ſich zu vergnügen.

37.

Die ſchönen Augen, die zum Lande blicken,
Benetzen Buſen ihr und Angeſicht,
Sie ſieht das Ufer fern und ferner rücken,
Kaum ſieht ſie's noch, und endlich ſieht ſie's nicht.
Da ſchwimmt das Roß zu einem Landesrücken
Nach weiter Bahn, der rechts die Fluth durchbricht,
Wo düſtre Felſen, grauſe Höhlen lauern,
Und ſchon beginnt die Nacht heranzuſchauern.

38.

Als ſie am öden Strand ſich ſieht verlaſſen,
Deß' bloßer Anblick ſchon mit Schrecken füllt,
Zur Zeit, da Phöbus anfängt zu erblaſſen,
Und Luft und Erde ſich in Schatten hüllt,
Da ſteht ſie ſtarr und weiß ſich nicht zu faſſen,
So daß, wer käm' und säh' dieß Trauerbild,
Im Zweifel ſtünd', ob er ein Weib erblickte,
Ob einen Stein, den man mit Farben ſchmückte.

39.

Kaum von dem ungewiſſen Sand getragen,
Mit aufgelösten Locken, ſtarr, verſteint,
Den matten Blick zum Himmel aufgeſchlagen,
Die Hände faltend, ſteht ſie ſtumm und ſcheint
Den großen Weltenlenker anzuklagen,
Der alle Looſe gegen ſie vereint.
So bleibt ſie lang, bis ſich in Schmerzenstönen
Die Zunge löst, das Auge ſich in Thränen.

40.

Was ſoll ich dir, o Schickſal, weiter geben,
Um deinen Hunger, deinen Durſt zu ſtillen,
Sprach ſie, als dieß bejammernswerthe Leben?
Doch dazu haſt du nicht einmal den Willen,
Denn aus dem Meere zogſt du es ſo eben,
Statt meine armen Tage zu erfüllen:
Du ſcheinſt geſonnen, mich noch mehr zu quälen,
Eh' du erbarmungsvoll mich willſt entſeelen.

41.

Doch ſeh' ich nicht, wie du noch mehr beladen
Mich könnteſt, als du mich beladen ſchon:
Du führteſt mich von Haus auf rauhen Pfaden,
Und nimmer ſoll ich ſchauen meinen Thron.
Du nahmſt die Ehre mir, der größte Schaden!
Denn bin ich ſchuldlos auch, ſo kann der Hohn
Der Menſchen leicht nach dieſem Kleinod greifen,
Weil ich allein muß durch die Lande ſchweifen.

42.

Was hat ein Mädchen auf der Welt noch Gutes,
Wenn ſie der Keuſchheit iſt, der Ehre baar?
Satt bin ich, weh' mir! meines jungen Blutes,
Der Schönheit, die man preist, ob falſch, ob wahr.

Dem Himmel dank' ich nicht ob dieſes Gutes,
Es bringt mich ſtets in Jammer und Gefahr.
Dieß hat Argalia, mein Bruder, müſſen
Trotz ſeiner goldnen Zauberwaffen büßen.

43.

Durch Agrican, den Herrſcher der Tartaren,
Fiel Galafron, mein Vater, in der Schlacht,
Catay's Groskhan, bemüht, mich zu bewahren,
Und dieß hat mich zu dieſem Loos gebracht,
Daß ich die Welt landflüchtig muß durchfahren;
Nahmſt du mir Ehre, Freunde, Gut und Macht,
Und ließeſt deine ganze Tücke walten,
Zu welchem Leid haſt du mich noch erhalten?

44.

War dir's, den Tod im Meere mir zu geben,
Nicht grauſam g'nug, ſo ſend' ein wildes Thier,
Das mich verſchlingt! ich will nicht widerſtreben:
Still' deine Wuth und mach' es kurz mit mir!
Für jede Qual — nur ende ſie mein Leben! —
Dank' ich — wie müßt' ich's nicht? — mit Freuden dir.
So klagt das Fräulein, aufgelöst in Weinen,
Da ſieht ſie neben ſich den Mönch erſcheinen.

45.

Von einer hohen Felſenzinne ſah
Der Eremit, nach ſeinem Wink, verſchlagen
An dieſer Klippe Fuß Angelica,
Wie ſie beſtürzt war, nahe dem Verzagen.
Der Alte war ſchon ſeit ſechs Tagen da,
Ihn hatt' ein Geiſt in Lüften hergetragen.
Er tritt zu ihr und ſpricht mit frömm'rem Ton
Als Paulus jemals und Hilarion. *

* Zwei Einſiedler.

46.

Das Fräulein tröſtet ſich beim erſten Blicke,
Wie ſie ihn ſieht, denn ſie erkennt ihn nicht,
Und drängt im Buſen Sorg' und Angſt zurücke,
Obgleich noch todtenbleich im Angeſicht:
Erbarm' dich, Vater, meiner Mißgeſchicke!
Ruft ſie ihm zu, ſo wie er naht, und ſpricht
Ihm Alles vor, von Schluchzen oft gehemmt:
Ihm war es freilich weder neu noch fremd.

47.

Worauf er ſie zu tröſten angefangen
Mit manchem ſchönen, gottgefäll'gen Schluß:
Bald auf die Bruſt, bald auf die feuchten Wangen
Legt' er die kühne Hand im Redefluß,
Und endlich, ſichrer, will er ſie umfangen,
Sie aber ſtößt, in reizendem Verdruß,
Ihn vor die Bruſt, mit einer Hand ſich wehrend,
Und keuſches Roth bedeckt ſie wie verklärend.

48.

Schnell von der Seite holt er eine Taſche,
Und nimmt ein Fläſchchen d'raus mit Zauberſaft,
Und in die Augen, wo der helle, raſche
Brandpfeil der Liebe flammt mit ſolcher Kraft,
Spritzt er nur leicht ein Tröpfchen aus der Flaſche,
Und gleich im Schlummer ſinkt ſie hin erſchlafft;
Rücklings im Sande liegt ſie, ohne Leben,
Dem Diebsgelüſt des Alten preisgegeben.

49.

Und er umarmt ſie, taſtet hin und wieder,
Wie's ihm behagt; ſie ſchläft und wehrt ſich nicht;
Er küßt den Mund, die Bruſt, die ſchönen Glieder,
Kein Auge ſieht es, was er hier verbricht. —

Doch ſein Turnierroß fällt im Anlauf nieder,
Das, ſchwachen Leibs, dem Willen nicht entſpricht;
Es iſt zu alt, nicht mehr zum Dienſte pflichtig,
Je mehr er's quält, je minder wird es tüchtig.

50.

Auf jede Weiſe ſucht er's aufzuwecken, —
Der faule Klepper rafft ſich nicht empor,
Umſonſt läßt er ihn Sporn und Zügel ſchmecken,
Er hebt den Kopf nicht auf, er ſpitzt kein Ohr;
Zuletzt muß er zum Schlaf ſich niederſtrecken.
Schon ſteht der Schönen neues Leid bevor,
Denn wen Fortuna ſich zum Spiel erleſen,
Den ſtäupt ſie nicht mit dünngebundnen Beſen.

51.

Doch eh' ich zur Erzählung mich bereite,
Bieg' ich vom graden Pfad ein wenig aus:
Im Nordmeer hebt ſich, auf der Abendſeite,
Ein Eiland, über Irland noch hinaus;
Ebuda heißt's, dort wohnen wenig Leute,
Der Kraken nahm faſt alle ſich zum Schmaus,
Den mit noch andrem Meervieh der gekränkte
Proteus aus Rache nach dem Ufer lenkte.

52.

Ein König, ſo erzählen alte Lieder,
Regierte mächtig einſt in dieſem Land,
Und hatt' ein Kind, von ſolchem Reiz der Glieder,
Von ſolcher Huld, daß, wenn ſie weilt' am Strand,
Und neigte ſich zur blauen Tiefe nieder,
Proteus im Meer gerieth in lichten Brand;
Er traf ſie eines Tags auf grünem Anger,
Umarmte ſie und ließ ſie von ſich ſchwanger.

53.

Der Vater war darüber ſehr erbittert,
Der mehr als einer hart und grauſam war:
Durch keine Bitte wird ſein Spruch erſchüttert,
So blind iſt tolle Wuth, ſo unlöſchbar;
Selbſt nicht die Schwangre hinzurichten zittert,
Wie er's entdeckt, der raſende Barbar,
Sein zarter Enkel auch, der nichts begangen,
Muß ſterben, eh' das Licht ihm aufgegangen.

54.

Proteus hat in kryſtallenen Gefilden
Neptunens Heerden unter ſeiner Hand,
Und kaum vernimmt er ſeiner Braut Unbilden,
So ſprengt er jeder Zucht und Ordnung Band,
Und ſendet unverzüglich ſeine wilden
Seelöwen, ſeine Kraken an das Land,
Die nicht die Schafe nur und Ochſen tödten,
Nein, Menſchen ſelbſt, und Dorf und Hof veröden.

55.

Oft kommen ſie bis vor der Städte Mauern,
Umſchließen ſie wie ein Belag'rungsheer,
Und Tag und Nacht muß man bewaffnet lauern
Mit großer Angſt und widriger Beſchwer.
Verlaſſen ſind die Felder von den Bauern,
Und da der Schrecken zunimmt mehr und mehr,
Beſchließt man, an's Orakel ſich zu wenden,
Und dieß erwidert denen, die ſie ſenden:

56.

Ein Mädchen ſuche man, ſo ſchön wie jene,
Die dem ergrimmten Meergott theuer war,
Und biete, daß ſie ſeine Wuth verſöhne,
Ihm ſtatt der Todten ſie am Strande dar;

Gefällt ſie ihm, ſo wird er dieſe Schöne
Behalten, und vorbei iſt die Gefahr;
Will er ſie nicht, ſo müßt ihr andre bieten,
Bis er am Ende nachläßt mit dem Wüthen. —

57.

Und ſo begann denn eine harte Noth
Für Mädchen, die im Reih'n der Schönſten zählen,
Indem man jenem täglich eine bot,
Bis er ſich endlich eine würde wählen.
Die erſte litt, die andern all' den Tod
Durch einen Kraken, der, das Land zu quälen,
Am Uferrand geblieben auf der Wacht,
Nachdem die andern ſich davongemacht.

58.

Ob jene Sage wahr ſei, ob erlogen,
Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll,
Doch wird ſeit jenem Tage dort vollzogen
Die alte Satzung, wild und grauenvoll:
Tagtäglich kommt der Kraken aus den Wogen,
Und fordert ſich der Mädchen Fleiſch zum Zoll;
Ein Weib zu ſein, iſt immer zu beklagen,
Dort aber iſt's die größte aller Plagen.

59.

O arme Mädchen, die zu dieſem Strande
Das Schickſal herführt, tückiſch und ergrimmt!
Stets an dem Ufer lauert eine Bande,
Die euch zum grauſen Opfertod beſtimmt;
Denn minder ſchmilzt die Zahl der Frau'n im Lande,
Je mehr man Fremde zu der Unthat nimmt;
Doch da nicht alle Winde Beute ſenden,
So ſuchen ſie darnach an allen Enden.

### 60.

Das ganze Meer iſt, Opfer zu erlangen,
Mit Kaperſchiffen jeder Art bedroht;
Und immer brachten ſie, wohin ſie drangen,
Von nah' und ferne Lind'rung ihrer Noth.
Die Armen wurden mit Gewalt gefangen,
Mit Schmeichelei, mit Golde, das man bot,
So daß ſich immer aus verſchiednen Landen
In Thurm und Kerker tauſend Frau'n befanden.

### 61.

Nun fügte ſich's, daß eine der Galeen
An dieſer öden Bucht vorüberlief,
Wo zwiſchen Büſchen auf den Raſenhöhen
Angelica, die Unglückſel'ge, ſchlief;
Mit Waſſer ſich und Bauholz zu verſehen,
Gehn etlich' Rud'rer an das Land, die tief
Entſchlummert bei dem heil'gen Vater ſchauen
Die ſchönſte, lieblichſte von allen Frauen.

### 62.

O allzu theure Beute, um zu beben
Vor ſolchem Loos! darf ſolches Volk dich fahn?
Wer ſollt' es glauben, daß das Menſchenleben,
Grauſames Glück, ſo ſehr dir unterthan,
Daß du zum Fraß kannſt einem Unthier geben
Die große Schönheit, die den Agrican
Vom Kaukaſus und ſeinen Felſenbogen
Einſt mit halb Scythien in den Tod gezogen?

### 63.

Die große Schönheit, der einſt Sacripante
Sein Reich und ſeine Ehre nachgeſetzt,
Die Schönheit, die dem Ritter von Anglante
Den hellen Ruhm, den hohen Geiſt verletzt,

Um die das ganze Morgenland entbrannte,
Zum Sturm und zur Empörung aufgehetzt,
Hat Keinen nun in ihres Jammers Oede,
Der nur ein Wort zu ihren Gunſten rede.

64.

Das ſchöne Fräulein, ganz vom Schlaf bezwungen,
Iſt gleich gefeſſelt, ehe ſie erwacht,
Der Bruder Zaubrer, dem ſein Stück mißlungen,
Wird auf das düſtre Schiff mit ihr gebracht.
Das Segel treibt, am Maſte feſtgeſchlungen,
Zum Unglücksſtrand das Schiff mit ſeiner Fracht;
Die Jungfrau wird verwahrt in Felſenhallen,
Bis zu dem Tag, da ihr das Loos gefallen.

65.

Doch ihre Schönheit rührt ſelbſt die Barbaren,
Die zu erwecken ſolche Huld vermag,
Daß ſie ſie bis zum letzten Opfer ſparen
Und ihren Tod verziehn von Tag zu Tag.
So lang im Kerker fremde Mädchen waren,
Bedrohte dieſen Engelsreiz kein Schlag;
Doch endlich mußt' auch ihr der Tag erſcheinen,
Und alles Volk ging hinter ihr mit Weinen.

66.

Wer nennt die Angſt, die Thränen und den Jammer,
Die laute Klage, die zum Himmel drang?
Mich wundert's, daß des Ufers Felſenkammer,
Ihr kaltes Todtenbette, nicht zerſprang.
Allein, umfaßt von einer Eiſenklammer,
Harrt ſie dem Tod entgegen, ſtill und bang.
Hinweg! ſchon hab' ich anderswo, durchdrungen
Von Schmerz, der Reime Faden angeſchlungen,

67.

Und Verſe ſuch' ich, minder thränenſchwere,
Bis heiter meine müde Seele wird;
Nennt mir die Schlange, welche kalt hier wäre,
Die Tigrin, auch von Mutterwuth verwirrt!
Nichts, was vom Atlas bis zum rothen Meere
Mit gift'gem Zahn den heißen Sand durchirrt,
Vermöcht' es, ohne Leid und Herzenswehen
Am nackten Fels Angelica zu ſehen.

68.

O wenn ihr Roland dieſes Schickſal wüßte,
Der nach Paris, ſie aufzufinden, flog!
Die beiden, die der Mönch, der alte, wüſte,
Mit ſeinem Boten aus dem Styx betrog!
Durch tauſend Tode, zu der fernſten Küſte
Enteilten ſie! doch, wie auch Sehnſucht zog,
Ja ſelbſt wenn ſie ihr Loos erkundet hätten,
Wie könnten ſie, ſo ferne, ſie erretten?

69.

Paris war unterdeſſen hart beengt
Vom Mohrenherrn, Trojan's berühmtem Sohne,
Und eines Tags von ſolcher Noth bedrängt,
Daß Karl verloren hätte Land und Krone,
Hätt' nicht der Himmel Regen ausgeſprengt,
In dunkler Fluth, dem frommen Fleh'n zum Lohne;
Sonſt hätte dieſen Tag des Mohren Schwert
Das heil'ge Reich und Frankreichs Ruhm verzehrt.

70.

Der höchſte Schöpfer wendet ſeine Blicke
Dem Angſtgebet des alten Kaiſers zu:
Ein ſchneller Regen hemmt des Feuers Tücke, —
Hier ſchafften keine Menſchenkünſte Ruh'.

D'rum wenn du weiſe biſt, dein ganz Geſchicke
Dem, der am beſten hilft, vertraue du.
Dem frommen Kaiſer war es nicht verborgen,
Daß Gott ihm half aus ſeinen ſchweren Sorgen.

71.

Die Nacht mit eilig ziehenden Gedanken
Verkehrt Roland im läſt'gen Bette viel;
Bald fliehn ſie hier-, bald dorthin, bald in Schranken
Verſchließt er ſie, und findet doch kein Ziel:
Gleichwie des Waſſers irre Lichter wanken,
Wenn d'rauf ein Mond-, ein Sonnenſchimmer fiel,
Mit langem Schritt an hohen Häuſern gleitend,
Rechts, links, jetzt hoch, jetzt in der Tiefe ſchreitend.

72.

Das Fräulein, die an's Herz ihm wieder rührt,
Ach, deren Bild ſich nie von ihm getrennt,
Sie iſt's, die ſeine Flamme wieder ſchürt,
Daß ſie nun heller als am Tage brennt.
Er hatte von Catay ſie hergeführt,
Und hier verlor er ſie im Occident,
Und jede Spur entſchwand ihm ſeit dem Tag,
Wo bei Bordeaux der Kaiſer unterlag.

73.

Er ſchalt ſich thöricht, ſchalt ſich unbeſonnen
Mit bittrem Leid und großer Ungeduld.
O Quelle meiner Schmerzen, meiner Wonnen!
Wie reut mich meine Feigheit, meine Schuld!
Ich konnte Tag und Nacht an dir mich ſonnen,
Da mir's verſtattet war durch deine Huld,
Und dennoch ließ ich dieſen Naims gewähren,
Und wußte nicht die Kränkung abzuwehren!

74.

Hatt' ich denn keine Gründe vorzubringen?
Und hätte mir's mein Oheim wohl verſagt?
Und wenn auch das, wer hätte mich zu zwingen,
Dich mit Gewalt mir zu entziehn gewagt?
Konnt' ich mich nicht erwehren mit der Klingen?
Das Herz ausreißen laſſen unverzagt?
Doch wären weder Karl noch ſeine Horden
In dieſem Kampfe meiner Herr geworden.

75.

Hätt' er ſie doch gelaſſen in Paris!
Was ließ er ſie in keine Feſte führen?
Er gab dem Baier ſie, das iſt gewiß,
Daß ich ſie ſollte ganz und gar verlieren.
Wer war ein beſſrer Wächter? wer befliß
Sich ſo wie ich? wem konnte ſie gebühren
Zu hüten, mehr als Herz und Augenlicht?
Ich ſollt' und konnt' es thun, und that es nicht!

76.

Wo bliebſt du ohne mich, mein ſüßes Leben,
Wo bliebſt du ohne mich, ſo jung und ſchön?
Wie ein verirrtes Lamm, von Nacht umgeben:
Es bleibt verloren im Gebüſche ſtehn,
Dann hofft es ſich dem Hirten kund zu geben,
Beginnt mit Klagen hin und her zu gehn,
Bis es der Wolf hört, der von ferne lauert,
Und fruchtlos nun der arme Hirte trauert.

77.

Wo biſt du nun, o mein geliebtes Hoffen,
Irrſt du allein vielleicht noch immerdar?
Wie? hat dich ſchon der böſe Wolf getroffen,
Weil dir dein treuer Roland ferne war?

Die Blüthe, die mir wies den Himmel offen,
Die ich gehütet vor mir ſelbſt ſogar,
Um deine keuſche Seele nicht zu trüben,
Ach, iſt ſie friſch und ungepflückt geblieben?

78.

Unſeliger, was bleibt mir als der Tod,
Wenn meine ſchöne Blüthe iſt gepflückt?
O höchſter Gott, gib mir jedwede Noth,
Nur halt' nicht dieſen Dolch auf mich gezückt!
Iſt's wahr, dann ſtröme, Leben, blutigroth
Dahin, und qualvoll ſei der Geiſt entrückt! —
So ſpricht der Graf bei ſich, der traurig wacht,
Weinend und ſeufzend in der ſtillen Nacht.

79.

Schon ſenkt ſich Ruhe auf die müden Glieder
Und die gequälten Geiſter gehn zur Raſt,
Sie laſſen ſich auf Pflaum, auf Felſen nieder,
Sie ruhn im Gras und auf dem grünen Aſt:
Du, Roland, ſenkeſt kaum die Augenlieder,
Von quälenden Gedanken hart erfaßt,
Und ſelbſt den kurzen, flücht'gen Schlummer können
Sie nicht einmal dir ungeſtört vergönnen.

80.

Es träumt der Graf, im Schmelze grüner Auen,
Wo manche duft'ge Wunderblume ſtand,
Das Elfenbein, den Purpur zu erſchauen,
Von Amor ſelbſt gemalt mit ſeiner Hand,
Die klaren Sterne unter dunklen Brauen,
Von deren Licht er lebt in Amor's Band,
Das Antlitz mein' ich und die holden Augen,
Die ihm die Seele aus dem Buſen ſaugen.

81.

Vom Hauch der Wonne fühlt er ſich umwoben,
Wie nie ein glücklich Liebender gefühlt;
Da, ſieh! hat plötzlich ſich ein Sturm erhoben,
Der Bäume fällt, die Blumen all' zerwühlt.
So ſtürmt' es nie, auch wenn mit grauſem Toben
Nord, Süd und Oſt ein Ringelrennen hielt:
Ihm war's, als ob er nun durch eine Wüſte
Fruchtlos nach einem Obdach irren müßte.

82.

Indeß verliert der Arme ſeine Dame,
Und weiß nicht wie, in dieſer Schreckensnacht,
Er ſucht ſie allwärts, und ihr ſchöner Name
Ertönt in Wald und Feld mit aller Macht.
Ich Armer! ruft er aus mit bittrem Grame:
Wer hat den Honig mir zu Gift gemacht?
Auf einmal hört er ihre Stimme tönen,
Sie ruft ihn her mit Hülfsgeſchrei und Stöhnen.

83.

Und wo der Ruf erſcholl im Waldesgrunde,
Müht er ſich, hier und dort ihr nachzugehn.
Umſonſt! mit Schmerz beſchließt er ſeine Runde,
Und kann die Strahlenaugen nicht erſpähn;
Da, horch! ertönt's von einem andern Munde:
Nicht hoffe ſie auf Erden mehr zu ſehn!
Der Graf, bei dieſer ſchauerlichen Stimme,
Erwacht und fühlt, daß er in Thränen ſchwimme.

84.

Er denkt nicht d'ran, daß ſolche Bilder trügen,
Wenn man aus Angſt, wenn man aus Sehnſucht träumt;
Er glaubt die Jungfrau in den letzten Zügen,
Glaubt ſie beſchimpft, wenn er noch länger ſäumt,

Raſch ſpringt er auf, und ſeine Pulſe fliegen,
Er legt ſich Schien' und Panzer an, und zäumt
Den Briliador mit ſeinen eignen Händen,
Und will ſich nicht an einen Knappen wenden.

85.

Und um auf jedem Pfade fortzukommen,
Und ſeine Würde nicht dabei zu wagen,
Hat er das edle Wappen nicht genommen
Mit Weiß und Roth, geehrt ſeit alten Tagen,
Vielleicht geſchah's auch ſeinem Schmerz zum Frommen,
Daß er das ſchwarze Zeichen wollte tragen,
Das er von einem Ritter ſich erworben,
Der noch nicht lang durch ſeine Hand geſtorben.

86.

Stumm zog er, von der tiefſten Nacht umſchloſſen,
Und ohne Gruß an ſeinen Oheim fort,
Und ſagte ſeinem treueſten Genoſſen,
Dem Brandimart, kein einzig Abſchiedswort.
Doch als vom goldnen Haar die Sonn' umfloſſen
Hervortrat aus dem wundervollen Port,
Und nun die ſchwarzen Schatten ſchnell zerrannen,
Erfuhr der Kaiſer, Roland ſei von dannen.

87.

Der Kaiſer hört mit großem Mißvergnügen,
Sein Neffe ſei vergangne Nacht davon,
Da er ſo nöthig iſt zu dieſen Kriegen;
Er klagt und ſchilt, beſorgt um ſeinen Thron,
Er kann den Unmuth nicht, den Zorn beſiegen,
Und ſagt manch' ſchlimmes Wort, man hört ihn drohn:
Wenn er nicht wiederkehrt in allen Treuen,
So ſoll er dieſen Fehler ſchwer bereuen.

88.

Nun fühlt's auch Brandimart im Buſen gähren,
Er eilt ihm nach, dem er ſein Herz geſchenkt,
Sei's, daß er hofft, er werde mit ihm kehren,
Sei's, daß ihn dieſes Schmähn und Schelten kränkt.
Kaum kann er ſich der Ungeduld erwehren,
Bis ſich die Sonne dieſes Tages ſenkt;
Er ſagt kein Wort zu ſeiner Flordeliſe,
Denn ſonſt in ſeinem Plane ſtört' ihn dieſe.

89.

Dieß war ein Fräulein, hoch von ihm gefeiert,
Von der er ſelten ſich zu trennen pflag,
Mit Sitten, Huld und Schönheit ausgeſteuert,
In deren Geiſt Verſtand und Klugheit lag;
Und wenn er ſeine Flucht vor ihr verſchleiert,
Geſchieht es, weil er noch denſelben Tag
Zu kehren glaubt; — doch hat es ſich getroffen,
Daß er verzögert wurde wider Hoffen.

90.

Wie ſie gewartet einen Monat faſt
Und endlich auf die Wiederkehr verzichtet,
Da fühlt ſie ſich von Sehnſucht ſo erfaßt,
Daß ſie allein und in der Stille flüchtet;
Durch viele Lande zieht ſie ohne Raſt,
Wie die Geſchichte ſeiner Zeit berichtet.
Ich laſſ' inzwiſchen dieſe beiden ruhn,
Denn mit dem Grafen hab' ich mehr zu thun.

91.

Als der Almonte's Zeichen umgetauſcht,
Die hochberühmten, reitet er zum Thor:
Ich bin der Graf, ſo ſagt er unbelauſcht
Dem Hauptmann, der die Wache hat, in's Ohr,

Worauf alsbald die Brücke niederrauſcht,
Und Roland auf der Straße ſich verlor
Dem Feinde zu: was er daſelbſt getrieben,
Das ſteht im folgenden Geſang geſchrieben.

## Neunter Geſang.

### 1.

Wozu kann Amor nicht die Herzen bringen,
Der arge Unhold, voll Verrath und Liſt,
Wenn er dem Grafen kann die Treu' entringen,
Die er dem Herrn, dem Oheim ſchuldig iſt?
Einſt war er weiſe, treu in allen Dingen,
Und ein Vertheidiger des heil'gen Chriſt:
Jetzt gilt der Ohm, die Ehre gilt ihm wenig,
Noch weniger der höchſte Himmelskönig.

### 2.

Nur allzuſehr deck' ich ihn mit dem Schild,
Ein ſolcher Bruder macht mir viel Behagen:
Auch ich bin krank, wo es mein Beſtes gilt,
Geſund, wenn's heißt, dem Schaden nachzujagen. —
Roland entflieht, in ſchwarze Tracht gehüllt
Und unbekümmert um der Freunde Klagen;
Er irrt im Feld, wo die vereinte Schaar
Von Spanien, Afrika gelagert war.

### 3.

Doch nicht in Zelten, das verwehrt der Regen,
Der unter Baum und Dach ſie hingedehnt,
Zu zwanzig, zehn, acht, ſechs und vier gelegen,
Bald näher, bald entfernter: alles gähnt

Und ſchläft ermüdet nach ſo harten Schlägen,
Der ausgeſtreckt, der auf die Hand gelehnt;
Es wär' ein leichtes Spiel, ſie abzuſchlachten,
Doch Durindana hegt kein niedres Trachten.

4.

Zu edelmüthig iſt das Herz des Grafen,
Und ſchlummernd Volk ermorden will er nicht;
Er geht durch Feinde hin, die arglos ſchlafen,
Nach einem Strahl von ſeinem holden Licht:
Wenn einen Wachen ſeine Blicke trafen,
Gleich malt' er ihm ihr Kleid und Angeſicht,
Und bat ihn um die Gunſt, mit heißen Klagen,
Ihm ihre Spur und ihr Geſchick zu ſagen.

5.

Kaum war der Tag hellleuchtend aufgegangen,
Als er ſich ſuchend durch die Mohren wand,
Und leicht konnt' er ſich deſſen unterfangen
In ſeinem ganz arabiſchen Gewand;
Auch ob der Sprache braucht' er nicht zu bangen,
Weil er nicht blos die Fränkiſche verſtand
Und ſo geübt die Zunge ſprach der Mohren,
Als ob er wär' in Tripolis geboren.

6.

Drei Tage blieb er bei den Heidenſchaaren,
Auf nichts bedacht, als auf des Fräuleins Spur,
Dann ging er fort, durch Stadt und Dorf zu fahren,
Und ſuchte nicht in Frankreichs Grenzen nur,
Auch die Auvergne, die Gascogne waren
Sein Ziel bis zu dem letzten Hof: er fuhr
Vom Provenzalen bis zu dem Bretagner,
Und vom Picarden bis zur Mark der Spanier.

7.

Wo ſich Oktober und November ſcheidet,
Zur Herbſtzeit, wo bei wildem Windgebraus
Der Baum ſich ſeines Laubgewands entkleidet
Und zitternd ſeine Blöße beut dem Graus,
Und wo der Vogel, dem die Noth entleidet,
In dichten Schaaren fliebt, da zog er aus
Auf ſeine Liebesfahrt, und ruhte nimmer,
Im Winter nicht, noch bei des Lenzes Schimmer.

8.

So kam er einſt, von Land zu Land ſich träumend,
An eines Fluſſes Rand mit ſeinem Roß,
Der ſonſt zum nahen Meere ſtill und ſäumend
Durch die Normannen und Bretonen floß,
Doch jetzt von Schnee und Regengüſſen ſchäumend
Und mächtig angeſchwellt hinunterſchoß;
Die Brücke war vom Waſſer mitgenommen,
Der Ritter weiß nicht wie hinüberkommen.

9.

Auf allen Seiten ſpäht er am Geſtade,
Ob es ihm nirgends eine Fuhrt gewährt,
Die er durchreiten kann, da er nicht grade
Zum Vogel- oder Fiſchgeſchlecht gehört;
Da zieht ein Schifflein ſeine feuchten Pfade
Zu ihm heran, in dem ein Fräulein fährt,
Die, daß ſie zu ihm will, gibt zu verſtehen,
Doch nicht den Nachen läßt an's Ufer gehen.

10

Sie landet nicht, ſie ſteht vielleicht im Bangen,
Hier wider Willen Ladung zu empfahn.
Er bittet, um hinüber zu gelangen,
Sie möchte ſich mit ihrem Fahrzeug nahn.

Nein, ich erfülle keinem ſein Verlangen,
Spricht ſie, der nicht zuvor den Schwur gethan,
Und einen Streit verheißen auf mein Flehen,
Den edelſten, gerecht'ſten zu beſtehen.

11.

Wenn Ihr, Herr Ritter, mich bereit wollt finden,
Und gern mit mir zum andern Ufer gingt,
So ſchwört mir, eh' die letzten Tage ſchwinden
Des nächſten Monats, daß Ihr unbedingt
Euch mit dem Irenkönig wollt verbinden,
Der jetzt ein ſchönes Heer zuſammenbringt,
Ebuda, jenes Eiland, zu zerſtören,
Das grauſamſte von allen in den Meeren.

12.

Bei vielen andern Inſeln, laßt Euch ſagen,
Liegt jenſeits Irlands dieſes Land im Meer;
Ebuda heißt's, und ſchickt ſeit alten Tagen
Sein räub'riſch Volk auf Beute rings umher.
Sie fangen Frau'n für eines Unthiers Magen,
Nach einer alten Satzung, ſtreng und ſchwer;
Das läßt ſich täglich an dem Strande ſchauen
Und holt der Mädchen eine oder Frauen.

13.

Als Handelsleute ziehn ſie, als Piraten,
Und bringen viele, ſtets die ſchönſten mit.
Nun könnt Ihr leichtlich, Tag für Tag, errathen,
Welch' eine Menge ſchon den Tod erlitt.
Wenn Ihr ein Freund nun ſeid von edlen Thaten,
Nicht Amor ganz aus Eurem Herzen glitt,
So freut Euch, mit der tapfern Schaar zu ziehen,
Die ausgeht auf ſo ſegensreiche Mühen.

14.

Der Ritter läßt ſie nicht zu Ende ſprechen,
Er ſchwört, zu kämpfen in den erſten Reih'n,
Denn unerträglich iſt ihm ein Verbrechen,
Auch nur davon zu hören, macht ihm Pein.
Zugleich kommt ihm der Argwohn, von den Frechen
Möcht' auch Angelica geſtohlen ſein,
Da er auf jedem Weg ihr nachgegangen,
Und nirgends kann auf ihre Spur gelangen.

15.

Dieß Bild iſt ihm ſo ſcheußlich und verhaßt,
Er wechſelt ſeinen Plan ſo ſchnell und kühn,
Daß er ſich vornimmt, in der größten Haſt
Nach der verruchten Inſel hinzuziehn.
Noch war die zweite Sonne nicht erblaßt,
Als bei Sanct Malo ihm ein Schiff erſchien,
Das er beſtieg, die Segel lichten hieß
Und Nachts den Michelsberg im Rücken ließ.

16.

Breac und Landrillier bleibt ihm zur Linken,
Bretagne's lange Küſte ſtreift er ſchon,
Schon ſieht er jene Kreidefelſen blinken,
Die England umgetauft in Albion,
Da plötzlich fängt der Südwind an zu hinken,
Und aus Nordweſt ſitzt einer auf den Thron,
Der bläst ſo ſtark, daß ſie die Segel ſtreichen
Und ſeinen Sporn bekommen in die Weichen.

17.

So weit ſie in vier Tagen fortgeſchliffen,
So weit zurück in Einem geht ihr Lauf;
Sie müſſen ſtets auf hohem Meere ſchiffen,
Denn käm' das Schiff an's Land, wie Glas ging's d'rauf.

Nachdem der Wind vier Tage ſo gepfiffen,
Zog er am fünften andre Saiten auf,
Und ließ das Schiff zur Mündung gehn in Bälde,
Wo bei Antwerpen fällt in's Meer die Schelde.

18.

Kaum daß die Schiffer in die Mündung fahren,
Und das bedrängte Fahrzeug ſtößt an's Land,
Da kommt ein Greis herunter, hoch an Jahren,
Aus einer Stadt, die rechts am Fluſſe ſtand;
Sein Haupt, geſchmückt mit ſilberweißen Haaren,
Bezeugt ſein Alter ihm, er naht dem Strand
Und wendet höflich grüßend ſich zum Grafen,
Als Haupt des Schiffes, das er ſieht im Hafen.

19.

Er ladet ihn von eines Fräuleins Seiten
Gar dringend ein: er möcht' es nicht verſchmähn,
Den Inbegriff von allen Artigkeiten,
Das ſchönſte Mädchen auf der Welt zu ſehn;
Doch wollt' er bleiben hier bei ſeinen Leuten,
Sei ſie bereit, zu ihm auf's Schiff zu gehn:
Er möchte ſeinen Adel offenbaren,
Wie all' die Ritter, die hier durchgefahren.

20.

Kein andrer Ritter, der auf dieſer Rheede
Zu Waſſer ankam oder auch zu Land,
Sei gegen dieſes arme Fräulein ſpröde,
Und rath' ihr nicht in ihrem harten Stand.
Kaum hat der Graf vernommen dieſe Rede,
So ſpringt er ohne Zögern auf den Strand,
Und voll von Courtoiſie und milden Sitten,
Folgt er ſogleich des alten Mannes Schritten.

21.

Der Ritter wird zu eines Schloſſes Thoren
Geführt, und wie er dort die Trepp' erſteigt,
Sieht er ein Fräulein, ganz in Schmerz verloren,
Wie auf den erſten Blick ihr Antlitz zeigt,
So wie die Wände, die ſich ſchwarz umfloren
In Zimmer, Saal und Gallerie; — ſie neigt
Sich ihm, empfängt ihn ſittſam, hold und herzlich,
Führt ihn zum Sitz, und dann beginnt ſie ſchmerzlich:

22.

Wißt, daß des Grafen Gattin mich gebar
Von Holland, der ſo lieb mich hielt und werth,
— Nicht ſeiner Lenden einz'gen Sprößling zwar,
Denn noch zwei Brüder waren mir beſchert —
Daß er mit keinem Wort entgegen war,
Wenn ich von ihm was immer auch begehrt.
Indeß mir heiter ſo die Tage ſchwanden,
Erſchien ein Herzog hier in unſern Landen.

23.

Der Herzog war's von Seeland, nach Biscayen,
Die Mohren zu bekämpfen, ausgezogen.
Der Schönheit und der Jugend hohe Weihen,
Mein Herz, noch nicht verſehrt von Amors Bogen,
Das alles macht' ihm's leicht, um mich zu freien,
Zumal da, von dem Außenſchein bewogen,
Ich glaubte, glaub' und glaube recht zu glauben,
Er liebte mich und nichts kann mir ihn rauben.

24.

So lang der Wind, die andern all' zu plagen,
Mich zu erfreu'n, bei uns ihn hielt zurück,
— Für ſie war's eine Zeit von vierzig Tagen,
Mir aber nur ein flücht'ger Augenblick —

Geſchah es oft, daß wir Geſpräche pflagen
Und gegenſeitig ſchworen, unſer Glück
Durch feierliches Bündniß zu beſiegeln,
Sobald er kehre auf der Liebe Flügeln.

25.

Kaum daß Biren von unſrem Hof gegangen
— Denn alſo iſt mein treuer Freund genannt —
Als wir ein plötzlich Angebot empfangen
Vom Frieſenkönig aus dem Nachbarland:
Der denkt mich zur Gemahlin zu verlangen
Für ſeinen einz'gen Sohn — er hieß Arbant —
Und ſchickt die erſten Frieſiſchen Vaſallen,
Um mich zu frei'n, in meines Vaters Hallen.

26.

Ich, die den Eid, dem Freunde zu gehören,
Den ich ihm ſchwur, nicht ſchlagen kann in Wind,
— Und könnt' ich's, würd's die Liebe mir verwehren,
Daß ich es wollte, niedrig, ſchlecht geſinnt —
Ich ſage, die Verhandlungen zu ſtören,
Die raſch im Gang und faſt zu Ende ſind,
Zu meinem Vater, eher wollt' ich ſterben,
Als willigen in dieſes Frieſen Werben.

27.

Mein Vater, der ſich gütig ſtets bewieſen,
Dem nichts gefallen, als was mir gefiel,
Ließ die Verhandlung unverweilt beſchließen
Und ſetzte meinen Thränen ſchnell ein Ziel;
Doch dieß beleidigte den ſtolzen Frieſen,
Der ſo in Zorn, in ſolchen Haß verfiel,
Daß er in Holland einen Krieg entfachte,
Der all' mein Blut bald in den Boden brachte.

28.

Denn außerdem, daß wenige Geſtalten
In unſrer Zeit ihm ſind an Kraft verwandt,
Und außer ſeines Geiſtes ſchlauen Falten,
Die jeden Muth bezwingen und Verſtand,
Dient eine Waff' ihm, unbekannt den Alten,
Und, außer ihm, den Neuern unbekannt,
Ein Rohr, zwei Ellen lang, aus Erz gegoſſen,
In das er Pulver pflegt und Blei zu ſtoßen.

29.

Ein Loch berührt er, klein, kaum zu erkennen,
Da wo das Rohr hat hinten einen Schluß,
Mit Feuer, wie der Arzt pflegt leicht zu brennen,
Wo er die Ader unterbinden muß:
Man kann es Blitz, man kann es Donner nennen,
Mit ſolchem Knall entladet ſich der Schuß,
Nicht minder kann er, gleich dem Strahl in Wettern,
Verbrennen, ſtürzen, ſpalten und zerſchmettern.

30.

Zweimal durch dieſe tück'ſche Liſt geſchlagen
Ward unſer Heer, die Brüder umgebracht,
Dem erſten ward das Blei in's Herz getragen
Durch ſeine Rüſtung, in der erſten Schlacht,
Den andern ſandt' er, mitten in dem Jagen
Der Flucht, im andern Treffen in die Nacht;
Er wußt' ihn, fern, von hinten zu erlangen,
So daß die Kugel durch die Bruſt gegangen.

31.

Mein Vater, der in einem feſten Ort,
Dem einz'gen, der ihm blieb, ſich eingeſchloſſen,
Denn rings war alles voll von Brand und Mord,
Ward ſchmählich auf die gleiche Art erſchoſſen:

Als er, die Werke zu beſicht'gen dort,
Die Mauer auf und abging unverdroſſen,
Da nahm ihn der Verräther auf das Korn,
Und traf ihn fernher in die Stirne vorn.

32.

Da Vater jetzt und Brüder mir entriſſen,
Und ich die einz'ge Erbin war vom Land,
So that der Frieſenkönig, ſehr befliſſen,
In meinem Reich zu haben feſten Stand,
Mir ſelbſt und allem meinem Volk zu wiſſen,
Er reiche mir zum Frieden gern die Hand,
Wenn ich mich ſeinem Willen jetzt bequeme
Und ſeinen Sohn Arbant zum Gatten nehme.

33.

Ich, nicht ſowohl vom Haß, den ich ihm ſchwor
Und ſeinem ganzen ſchnöden Stamm, erbittert,
Durch den ich Vater, Brüder, Reich verlor,
Der mir mein Vaterland verſengt, zerſplittert,
Als weil ich Jenen mir zum Herrn erkor
Mit einem Eid, den nur der Tod erſchüttert,
Daß ich, eh' ich ihn würde wiederſehn,
Mit keinem wollte zum Altare gehn,

34.

Ich laſſ' ihm ſagen: ſtatt der Einen Qual
Will ich weit lieber hundert noch empfinden:
Ermorde mich, verbrenne mich am Pfahl
Und ſtreue meinen Staub nach allen Winden! —
Nun aber fleh'n die Meinen allzumal
Mich an, bis ſie mir endlich drohend künden,
Die Burg und mich in ſeine Hand zu geben,
Eh' alle ſcheitern durch mein Widerſtreben.

35.

Als ich die Bitten in den Wind geſchlagen,
Als jede Drohung ſelbſt vergeblich war,
Beſchloß man, mit dem Feind ſich zu vertragen,
Und bot ihm mich und meine Feſtung dar.
Er, ohne eine Miſſethat zu wagen,
Verhieß mein Leben mir, mein Reich ſogar,
Dafern ich nur den harten Sinn erweiche
Und ſeinem Sohn die Hand als Gattin reiche.

36.

Nun denk' ich d'rauf, das Leben mir zu nehmen,
Um nicht mit Zwang zu werden ſeine Schnur.
Doch ungerächt? das muß mich mehr beſchämen
Als jede Kränkung, die ich ſchon erfuhr!
Ich ſinne lang, und ſeh' mit bittrem Grämen,
In dieſer Lage hilft Verſtellung nur;
D'rum heuchl' ich, nicht nur daß ich mich entſchließe,
Nein, daß ich gerne ſeine Tochter hieße.

37.

Nun wähl' ich aus den vielen Dienerſchaaren,
Die mir mein Vater ließ, zwei Brüder mir,
Die reich an Muth und an Verſtande waren,
Doch reicher noch an ächter Treue Zier:
Sie waren an dem Hof ſeit zarten Jahren
Erwachſen und erzogen ſo wie wir,
Und ſo ſehr mein, daß ohne viel Bedenken
Sie meinem Heil ihr Leben würden ſchenken.

38.

Und willig find' ich einen wie den andern,
So wie ich ihnen meinen Plan vertraut:
Der eine geht und holt ein Schiff aus Flandern,
Der andre bleibt bei der bedrängten Braut;

Wie nun die Gäſte zu der Hochzeit wandern
Von fern und nah, da wird's auf einmal laut,
Gerüſtet ſei Biren, und ſchon mit Schiffen
Von Spanien auf der Ueberfahrt begriffen.

39.

Denn gleich nach jener unglückſel'gen Schlacht,
In der mein erſter Bruder war geblieben,
Hatt' ich an meinen Freund Biren gedacht
Und ihm durch einen Eilenden geſchrieben:
Indeß ſich dieſer müht und fertig macht,
Wird auch der Reſt vom Frieſen aufgerieben.
Biren, dem Niemand hievon Nachricht gab,
Macht ſich bereit und ſegelt ſchleunig ab.

40.

Kaum hat der Frieſe den Bericht empfangen,
Läßt er die Sorge für das Feſt dem Sohn,
Schnell mit der Flott' iſt er zur See gegangen,
Beſiegt, zerſchmettert iſt der Herzog ſchon,
Und, nach des Schickſals Willen, gar gefangen;
Jedoch bei uns verlautet nichts davon.
Der Jüngling hält das Feſt, und iſt geſonnen
Zu Bett zu gehn beim Untergang der Sonnen.

41.

Schon lauert, wohlverdeckt von den Gardinen,
Mein treuer Diener, der ſich nicht bewegt,
Bis der Gemahl an meinem Bett erſchienen;
Er wartet nicht, bis der ſich niederlegt,
Schnell mit dem Beile ſtraft er ſein Erkühnen,
Indem er ihn auf's Haupt ſo kräftig ſchlägt,
Daß er zugleich ihm Sprache raubt und Seele,
Und, raſch empor, durchſchneid' ich ihm die Kehle.

42.
Der unglückſel'ge Jüngling ſank darnieder,
Wie an der Schlachtbank der getroffne Stier,
Zimosk zum Hohn — ſo heißt Frieslands Gebieter,
Der ärgſte Böſewicht auf Erden hier,
Der mir den Vater ſchlug, die beiden Brüder,
Und der mich wollte nöthigen, aus Gier
Nach meinem Reich, in ſeines Sohnes Bette,
Ja der mich wohl auch noch ermordet hätte.

43.
Wir nahmen ſchnell, eh' Schreck und Lärm erwachte,
Die leichtſten Koſtbarkeiten mit uns fort,
Dann ließ der Freund am Seil vom Fenſter ſachte
Mich nieder, und ſo kamen wir zum Port;
Der andre, der das Schiff aus Flandern brachte,
War ſchon, getreulich uns erwartend, dort;
Mit allen Segeln fliehn wir vom Geſtade,
Und unſre Flucht gelingt, durch Gottes Gnade.

44.
Ich weiß nicht, ob der König mehr in Schmerzen
Um ſeinen Sohn, ob mehr in Flammen ſtand
Des Zorns, als er durch mich die Freudenkerzen
Verlöſcht und ſich ſo tief beleidigt fand.
Er kam mit einem ſiegestrunknen Herzen
Und dem gefangenen Biren an's Land,
Er kehrte ſtolz zu einem Hochzeitſchmauſe,
Und fand ſich nun in einem Trauerhauſe.

45
Schmerz um den Sohn, Haß gegen die Entfloh'ne,
Dieß quält' ihn Tag und Nacht mit bittrer Pein;
Doch Trauer half ihm nicht zu ſeinem Sohne,
Und Rache macht dem Haſſe Luft allein:

D'rum lenkt' er ſo das Herz, wo auf dem Throne
Der Schmerz mit Seufzern, Thränen ſollte ſein,
Daß Schmerz und Haß vereint zuſammen trafen
Im Streben, mich zu fangen und zu ſtrafen.

46.

Die mir, die jenem Paar befreundet waren,
Durch deſſen Treu' ich meinem Loos entrann,
Sie müſſen alle ſeinen Zorn erfahren,
Er tödtet ſie, er thut ſie in den Bann;
Auch meines Freundes Blut will er nicht ſparen,
Er weiß, daß er nicht mehr mich kränken kann:
Doch fällt ihm ein, wenn er ihn leben laſſe,
So ſei's ein Netz, das mich gewiß noch faſſe.

47.

Doch eine grauſame Bedingung iſt
Bei ſeinem Spruch: er läßt ein Jahr ihn leben,
Und kündet ihm den Tod nach dieſer Friſt,
Wenn ſein und ſeiner nächſten Freunde Streben,
Durch jedes Mittel, durch Gewalt und Liſt,
Mich nicht vermag in ſeine Hand zu geben:
So iſt mein Tod das einz'ge auf der Welt,
Das letzte Mittel, das den Freund erhält.

48.

Was ich zu ſeinem Heil nur konnte wagen,
Mit eigner Sicherheit, das iſt gethan:
Sechs Schlöſſer ſind in Flandern losgeſchlagen,
Das Einzige, was mir noch unterthan,
Und alles wandt' ich, was ſie mir ertragen,
Theils zur Beſtechung ſeiner Wachen an,
Theils ſucht' ich dieſem Böſewicht entgegen
Die Britten und die Teutſchen aufzuregen.

49.

Sei's, daß den Unterhändlern dieß mißrathen,
Sei's, daß ſie nicht gethan was ſie geſollt,
Sie zeigen Worte mir, doch keine Thaten,
Und fliehen mich nach eingenomm'nem Sold.
Die Zeit iſt um, verſtreut ſind meine Saaten,
Und jegliche Gewalt, und alles Gold
Kommt jetzt zu ſpät, um meinen Theuren, Treuen
Von Martern und vom Tode zu befreien.

50.

Vater und Brüder ſind um ihn geſtorben,
Mein ganzes Land verlor ich ihm zu lieb,
Durch ihn iſt jenes Wenige verdorben,
Was mir zu meinem Unterhalte blieb,
Und doch hab' ich ihm Freiheit nicht erworben!
Jetzt bleibt mir nichts mehr, als mit freiem Trieb
Als Löſegeld für ſein geliebtes Leben
Mich in des grimmen Feindes Hand zu geben.

51.

Und bleibt mir denn nichts andres mehr zu thun,
Kann ich ſonſt auf kein Rettungsmittel denken,
Als ihm zu ſchenken dieſes Leben, nun!
So will ich gern ihm dieſes Leben ſchenken.
Nur Eine Sorge läßt mich nimmer ruhn,
Ob ich den Wüthrich ſicher kann beſchränken
Und feſſeln mehr als durch Vertrag und Blatt,
Daß er mich nicht betrügt, wenn er mich hat.

52.

Ich fürchte ſehr, wenn er mich einmal bindet,
Wenn er mir alle Qualen angethan,
Daß dann Biren doch nicht die Freiheit findet
Und mir für meine That nicht danken kann;

Denn treulos iſt und ſo von Wuth entzündet,
Daß ihn mein Tod nicht ſättigt, der Tyrann,
Und was er mir gethan, den Sohn zu rächen,
Wird er auch gegen jenen ſich erfrechen.

53.

Die Urſach' nun, daß ich Euch zu mir bat
Und Euch erzählte, was mit mir geſchehen,
Wie ich's viel andern Herrn zu wiſſen that,
Iſt bloß, wenn ich ſo viele nun geſehen,
Von einem zu erlangen einen Rath,
Wie ich zum König kann verſichert geben,
Daß er nicht meinen Freund in Banden hält,
Und nicht daſſelbe Loos, wie mir, ihm fällt.

54.

Schon manchen Krieger fleht' ich an, im Bunde
Mit mir zum Frieſenkönig hinzugehn,
Doch bat ich um ſein Wort mit Hand und Munde,
Bei dieſer Auswechslung mir beizuſtehn,
Und ſo zu wirken, daß zur ſelben Stunde
Gefangen ich und ledig ſei Biren;
Denn gerne ſterb' ich, wenn ich meinen Treuen
Durch meinen Tod vom Tode kann befreien.

55.

Doch fand ich bis zu dieſem Tage keinen,
Der auf ſein Wort mich zu verſichern wagt,
Mit mir vor jenem Wüthrich zu erſcheinen,
Und wenn dem Freunde nicht die Freiheit tagt,
Mich ihm zu weigern: ach, ich ſprach nicht einen,
Der nicht vor meines Feindes Waffe zagt,
Vor jener Feuerwaffe, die das Eiſen,
Die auch den ſtärkſten Panzer kann zerreißen.

56.

Wenn Eure Tugend Eurem kühnen Weſen
Und der herkuliſchen Geſtalt entſpricht,
Wenn Ihr mich geben könnt, und auch erlöſen
Aus ſeiner Hand, wenn er die Treue bricht,
Dann willigt ein! dann ſeid Ihr auserleſen,
Mich zu geleiten! ich befürchte nicht,
Wenn ich mit Euch darf jene Straße wandeln,
Er werde meinen Herrn, wie mich, mißhandeln. —

57.

Das Fräulein endet ihre Rede hie,
Von Seufzern oft und Thränen unterbrochen.
Roland, wie ſie verſtummt, der Held, der nie
Langſam zu einer guten That gekrochen,
Ergießt ſich nicht in Worten gegen ſie,
Weil von Natur er nie zu viel geſprochen,
Doch er verheißt auf ſeine Treu' und Ehre,
Noch mehr zu thun, als ſie von ihm begehre.

58.

Für ihren Freund, er duldet's nimmermehr,
Daß ſie dem wilden Feinde ſoll erliegen!
Er rettet beide noch, wenn ſeine Wehr
Und ſein gewohnter Muth ihn nicht betrügen.
Am ſelben Tage ſind ſie auf dem Meer,
Der Wind iſt günſtig und die Segel fliegen;
Der Ritter eilt, von der Begier entflammt,
Bald an dem Kraken zu vollziehn ſein Amt.

59.

Jetzt hierhin und jetzt dorthin fährt beſonnen
Der gute Schiffer durch die hohe Fluth.
Zeeland taucht auf: ein Eiland iſt zerronnen,
Indeß das nächſte breit vor'm Blicke ruht.

In Holland iſt der Graf nach dreien Sonnen,
Sie bleibt am Bord, ſo findet er's für gut:
Es iſt ſein Plan, eh' ſie an's Ufer käme,
Daß ſie zuvor des Feindes Tod vernehme.

60.

Bewaffnet kommt der Paladin an's Land,
Auf einem Roß mit ſchwärzlich grauem Haar,
Mehr groß und ſtark, als zierlich und gewandt,
Das Flandern zog, doch Dänemark gebar.
Sein eigen Roß blieb an Bretagne's Strand,
Als er daſelbſt zu Schiff geſtiegen war,
Der Briliador, ſo feurig und ſo ſchön,
Daß nur Bayard ihm kann zur Seite ſtehn.

61.

Nach Dordrecht kommt der Paladin, und findet
Von viel bewehrtem Volk das Thor bewacht,
Denn jede Macht, zumal wenn neu gegründet,
Hat immer im Geleite den Verdacht,
Und außerdem war neu der Krieg entzündet,
Indem aus Seeland, ſo ward kund gemacht,
Ein Vetter von dem Herrn, der hier gefangen,
Mit Schiffen und mit Mannſchaft abgegangen.

62.

Durch einen läßt der Graf dem König ſagen,
Ein Ritter ſei auf ſeiner Fahrt allhier,
Mit ihm auf Schwert und Lanze ſich zu ſchlagen,
Jedoch beding' er ſich vor dem Turnier:
Wofern der Fürſt den Sieg davon getragen,
Geb' er die Mörd'rin ihm Arbants dafür,
Die ſich nicht fern an einem Ort befände,
Ihm anvertraut, als Kampfpreis in die Hände.

63.

Dagegen ſoll der König ihm verſprechen,
Wenn heut' ſein Stern im Kampfe würd' erblaſſen,
Sogleich Birenens Feſſeln zu zerbrechen
Und frei ihn ſeine Straße ziehn zu laſſen.
Der Diener eilt zum König, zu dem Frechen,
Der keine Tugend kann noch Sitte faſſen,
Und all' ſein Denken gleich und all' ſein Dichten
Auf Argliſt und Verrath beginnt zu richten.

64.

Ihm däucht, bekäm' er dieſen in die Hände,
Hab' er auch die verhaßte Mörderin,
Wofern ſie wirklich ſich bei ihm befände
Und nicht der Diener ſich geirrt hierin.
Er ſendet dreißig Mann zu dieſem Ende
Auf einem Umweg zu dem Thore hin,
Die, da ſie einen weiten Kreis genommen,
Dem guten Roland in den Rücken kommen.

65.

Indeß hält der Verräther ihn mit Worten
Ein Weilchen hin, und wie er in dem Thal
Fußvolk erblickt und Roſſe, zu den Pforten
Zieht er hinaus mit einer gleichen Zahl,
Wie der erfahrne Jäger aller Orten
Das Wild umſchließt und ſeinen grünen Saal,
Und wie Volana's [*] Fiſcher pflegt mit langen
Zugnetzen Fiſch und Welle zu umfangen.

66.

So auch der Frieſe: daß ihm nicht entfliehn
Der Ritter möge, legt er rings ihm Schlingen,
Lebendig und nicht anders will er ihn,
Und glaubt, es werd' ihm das ſo leicht gelingen,

---

[*] Eine der Mündungen des Po.

Daß ihm der Erdenblitz nicht nöthig ſchien,
Der ſchon ſo viele ſchlug, hier mitzubringen;
Er ſchweigt für jetzt mit ſeinem Donner ſtill,
Da er nur fangen und nicht tödten will.

67.

So läßt der ſchlaue Vogler gern lebendig
Die erſte Beute, die ihm noch zu klein;
Denn ſingt's und jubilirt's im Netz beſtändig,
So geben um ſo mehr der andern d'rein:
Ein ſolch' Verfahren däucht auch ihm nothwendig,
Doch Roland will nicht unter denen ſein,
Die auf den erſten Zug ſich fangen laſſen,
Und ſprengt den Kreis, mit dem ſie ihn umfaſſen.

68.

Der Ritter von Anglant, wo ihn die Frieſen
Am dichtſten drängen, läßt den Speer herab,
Um dieſen, den und jenen aufzuſpießen,
Und dieſen noch, als wären ſie von Papp;
Sechs reiht er auf, und läßt ſich's nicht verdrießen,
Auf Einen Speer, da wird der Raum zu knapp,
Um noch den Siebenten hinzuzufügen.
Er fällt herab, und ſterbend bleibt er liegen.

69.

So ſieht man in Kanälen oft und Gräben
Den Froſchfang an, ein gar ergötzlich Spiel.
Sie zappeln an dem Eiſen, einer neben
Dem andern, wie ſein Loos ihm eben fiel,
Und erſt, wenn an dem Froſchſpieß alle ſchweben,
Die Platz d'ran haben, hat die Jagd ein Ziel. —
Roland läßt ſeine ſchwere Lanze fallen
Und Durindanens kräft'ge Hiebe ſchallen.

70.

Die Lanze brach, nun zieht er jenen Degen,
Der nie vergebens aus der Scheide fährt,
Die Klinge, deren Stößen oder Schlägen
Der hier zu Fuß erliegt, der dort zu Pferd,
Die, wo ſie trifft, die Farben allerwegen,
Blau, grün, weiß, ſchwarz und gelb in Roth verkehrt.
Zimosk bereut's — jetzt wär' es ihm willkommen —
Daß er ſein Feuerrohr nicht mitgenommen.

71.

Mit lauter Stimme, mit gewalt'gem Drohn
Ruft er darnach, doch Niemand hat's verſucht;
Man hört ihn nicht: wer in die Stadt ſich ſchon
Geflüchtet, mag nicht aus der ſichern Bucht.
Der Frieſe, wie er alle ſieht entflohn,
Kehrt um und macht ſich gleichfalls auf die Flucht.
Er kommt zum Thor und will die Brücke ziehn,
Doch ihn erreicht zu bald der Paladin.

72.

Der König wendet ſich, und läßt die Brücke,
So wie das Doppelthor in Rolands Macht;
Er flieht und läßt die andern weit zurücke,
Von ſeinem ſchnellen Roß davongebracht.
Der Ritter mißt dieß Volk mit keinem Blicke,
Er iſt nur auf des Frevlers Tod bedacht;
Doch geht ſein Roß ſo ſchlecht, daß es im Jagen
Wie ſtätiſch ſcheint, das andre ſturmgetragen.

73.

Er flieht durch Seitengaſſen, doch es dauert
Nicht lange, bis er wieder kommt hervor;
Er hat ſich neu bewehrt indeß, und lauert
Dem Grafen auf mit ſeinem Feuerrohr,

Indem er hinter einer Ecke kauert,
So wie der Jäger mit der Hunde Chor
Und mit dem Spieß des Ebers harrt gerüſtet,
Der wüthend niederbraust und rings verwüſtet,

74.

Der Aeſte wild zerbricht, und Steine ſplittert,
Und wo er ſeine ſtolze Stirne weist,
Den Wald mit furchtbarem Getös erſchüttert
Und faſt den Berg aus ſeinen Wurzeln reißt.
Zimosk, wie er des Feindes Nähe wittert,
Der hier ſo furchtbar hauſet und ſo dreiſt,
Will ihn ſein Wageſtück bereuen machen,
Legt Feuer auf, und plötzlich hört man's krachen.

75.

Da flammt es hinten wie ein Wetterſtrahl
Und vorn mit Donnerton geht's in die Lüfte;
Die Mauern zittern und des Himmels Saal,
Die Erde bebt bis in die tiefſten Klüfte:
Das glühende Geſchoß, das ohne Wahl,
Was es erreicht, hinabſchickt in die Grüfte,
Es pfeift und saust, doch wider alles Hoffen
Des Mordknechts hat es dießmal fehlgetroffen.

76.

Sei's allzugroße Gier, den Feind zu tödten,
Sei's Eile, was vom Ziel ihn abgebracht,
Sei es das Herz, das, in ſo großen Nöthen
Erbangend, Arm und Hand ihm zittern macht,
Sei Gottes Huld ihm in den Weg getreten,
Die über ihrem treuen Streiter wacht:
Der Schuß muß in den Bauch des Roſſes gehen,
Und wirft es hin, um nicht mehr aufzuſtehen.

77.

Zur Erde mit dem Roſſe ſtürzt der Reiter;
Das drückt ſie, Er berührt ſie kaum, und rafft
Vom Boden ſich ſo ſchnell, ſo leicht und heiter,
Als wüchſ' er noch an Athem und an Kraft.
So ſprang Antäus einſt, der mächt'ge Streiter,
Empor vom Sande, doppelt rieſenhaft:
Roland erhob ſich ſo, als ob, die Erde
Berührend, ſeine Macht verdoppelt werde.

78.

Wer jemals ſah, wie aus des Himmels Hallen
Mit Donnertone Jovis Feuer fliegt,
Und wer es ſah auf eine Stätte fallen,
Wo Kohle, Schwefel und Salpeter liegt, —
Kaum kommt es an, als ſchon in Feuerballen
Die Erde ſich, der hohe Himmel wiegt;
Es ſprengt die Mauern, marmorne Paläſte,
Und wirft die Steine bis zur Himmelsfeſte:

79.

So war, als er im Fall berührt die Erde,
Der Paladin, wie er vom Boden ſprang
Mit wilder und ſo gräßlicher Gebärde,
Daß ſelbſt dem Mars im Himmel würde bang.
Der Frieſe wandte ſich mit ſeinem Pferde,
Indem er fliehend ſich von hinnen ſchwang,
Doch ſchneller als der ſchnellſte Pfeil vom Bogen
Iſt ihm der mächt'ge Franke nachgeflogen.

80.

Und was ihm nicht gelungen war beritten,
Das kann er jetzt, mit Lauf und Sprung vertraut:
Er folgt ihm nach mit ungeheuren Schritten,
Niemand würd's glauben, wer es nicht geſchaut;

Bald hat er ihm die Straße abgeſchnitten,
Er hebt das Schwert nach ſeinem Helm, und haut
So kräftig, daß er ihm den Schädel ſpaltet
Bis auf den Hals, — er ſtürzt und iſt erkaltet.

### 81.

Und ſiehe, ſchon iſt neuer Lärm erklungen
Und neues Waffenklirren gibt ſich kund:
Der Vetter des Biren iſt eingedrungen
Mit ſeinen Schaaren, die er bringt vom Sund,
Und einzuziehen iſt ihm leicht gelungen,
Da unbewacht das Thor und offen ſtund
Und ſo die Stadt vor Roland war in Nöthen,
Daß Niemand wagt', ihm in den Weg zu treten.

### 82.

In Eile flieht das Volk und unentſchieden,
Wer dieſe Schaar, was ihre Abſicht ſei,
Doch wie nun Tracht und Sprache bald verriethen,
Von Seeland's Küſten ziehen ſie herbei,
Zeigt es die weiße Fahne, ruft um Frieden
Und bietet ihrem Hauptmann Pflicht und Treu
Zum Bündniß wider dieſe falſchen Frieſen,
Die in dem Kerker ſeinen Herrn verſchließen.

### 83.

Der Frieſenkönig war ſeit vielen Tagen
Bei dieſem Volk verhaßt mit ſeiner Schaar,
Weil er ihm ſeinen alten Herrn erſchlagen,
Und räubriſch ſich bewies und unduldbar
Nun unternahm's der Graf, ſie zu vertragen,
Der beiden Theilen gleich befreundet war,
Worauf ſie lebend oder ledig keinen
Vom Frieſenheer zu laſſen ſich vereinen.

84.

Zu Boden ſtürzen muß die Kerkerpforte,
Man hat nicht Zeit, den Schlüſſeln nachzuſpähn;
Dem Grafen zeigt Biren durch holde Worte,
Er fühle ganz den Dienſt, der ihm geſchehn,
Worauf ſie nun zuſammen nach dem Porte
Mit viel Begleitern zu Olympien gehn: —
Denn alſo nennt ſich jene Holde, Kühne,
Auf welche Holland harrt, daß es ihr diene;

85.

Sie, die mit Roland hergekommen war,
Doch keinen ſolchen Sieg erwartet hatte,
Die gern beſtehen wollte die Gefahr,
Wofern nur ungefährdet blieb ihr Gatte.
Das ganze Volk bringt ihr die Huld'gung dar.
Es wird zu lang, wenn ich dem Lied geſtatte,
Die Liebkoſungen dieſer frohen Seelen
Und ihren Dank an Roland zu erzählen.

86.

Das Volk ſetzt ſie auf ihres Vaters Thron,
Und ſchwört, treu ſeine Pflichten zu erfüllen;
Sie gibt dem Herrn, dem ſie ſo lange ſchon
Durch ſtarke Bande war verknüpft im Stillen,
Sich und ihr Reich jetzt als der Liebe Lohn,
Und er, um einer andern Sorge willen,
Gibt ſeinem Vetter Feſtung, Stadt und Land
Als wohlbeſtalltem Wächter in die Hand.

87.

Nach Seeland will er ſeine Wimpel wenden,
Und ſein getreues Weib ſoll mit ihm ziehn,
Dann will er ſich der Frieſen Reich verpfänden
Und ſehen, was das Glück will thun für ihn:

Es war ein Unterpfand in ſeinen Händen,
Das ihm ſehr ſicher und bedeutend ſchien,
Die Königstochter, die beim großen Haufen
Gefangner war: ſie ſollt' ihm dieß erkaufen.

88.

Mit einem Bruder will er ſie verbinden,
So gibt er an, der jünger iſt als er.
Am Tage, wo Biren mit günſt'gen Winden
Abfährt, geht auch des röm'ſchen Reiches Pair,
Und was man mag von Siegesbeute finden,
Aus all' dem Reichthum nimmt er ſich nicht mehr
Als jene Waffe, die, wie wir berichtet,
Den Wetterſtrahlen gleich ihr Ziel vernichtet.

89.

Doch wenn er dieſes Feuerrohr begehrt,
So iſt's zu ſeinem Schutze nicht geſchehen:
Er hielt es ſtets nur feiger Seelen werth,
Mit einem Vortheil in den Kampf zu gehen;
Auf ewig ſei es dieſem Rohr verwehrt,
Blind wüthend gegen Menſchen loszugehen.
Das Pulver und die Kugeln nimmt er auch
Sammt allem was erheiſcht wird zum Gebrauch.

90.

Und fern von der bewegten Fluth am Lande,
Wie er ſich ganz dem hohen Meer vertraut,
Wo er vom rechten wie vom linken Strande
Nicht einen fernen Streifen mehr erſchaut,
Nimmt er's und ſpricht: Daß, Denkmal feiger Schande,
Auf dich kein Ritter ſeinen Adel baut,
Und nicht der Schlechte ſich vergleicht dem Guten,
Ruh' ewig hier begraben in den Fluthen!

91.

O ſcheußlich Werkzeug aus verruchten Händen,
Geſchmiedet in dem tiefſten Tartarus,
Du gräßlichſte von allen Höllenſpenden,
Vor der die ganze Welt erliegen muß,
Dem, der dich gab, will ich dich wieder ſenden! —
So ſprechend wirft er's in den ſalz'gen Fluß.
Indeß beginnt ein friſcher Wind zu wehen,
Ebuda zu die Segel aufzublähen.

92.

Der Ritter war ſo ſehr vom Wunſch entflammt,
Zu wiſſen, ob dort ſeine Dame ſchmachte,
Die er mehr liebt' als alle Welt geſammt,
Und ohne die ihm keine Stunde lachte,
Daß er, vor einem neuen Ritteramt
In Furcht, nach Irland ſich zu gehn bedachte,
Um nicht zu ſich zu ſagen: Armer ich!
Daß ich ſo langſam zu der Rettung ſchlich!

93.

An England wie an Irland ſchnell vorüber
Lenkt er ſein Schiff, und nirgends ſteigt er aus.
Doch laſſen wir ihn ſeinem Liebesfieber,
Dem blinden Schützen, der ihn treibt hinaus:
Für's Erſte wend' ich mich nach Holland lieber
Und lad' euch dort zu einem Hochzeitſchmaus,
Ich weiß ja doch, 's würd' euch wie mich verdrießen,
Wenn ſie uns nicht zu dieſer Hochzeit ließen.

94.

Zu dieſer Hochzeitfeier, ſchön und prächtig,
Doch lange nicht ſo prächtig und ſo ſchön,
Wie ſie in Seeland werden ſoll, doch dächt' ich,
Es wäre noch nicht Zeit, dorthin zu gehn:

Ein neues Abentheuer, übernächtig,
Tritt leider ſtörend ein; wie dieß geſchehn,
Sollt ihr ſogleich im nächſten Sang vernehmen,
Wenn ihr euch wollt zum nächſten Sang bequemen.

## Zehnter Geſang.

1.

Vor allen, die der Liebe Joch getragen,
Vor allen, die ein treues Herz bewährt,
Vor allen, die in gut' und böſen Tagen,
In Freud' und Leid ihr beſſres Theil verklärt,
Muß in dem erſten Rang Olympia ragen,
Und iſt ſie nicht ſo einz'ger Ehre werth,
So ſag' ich doch, daß nie von größrer Treue
Die alte Zeit berichtet noch die neue.

2.

Ja, mit ſo großen Proben und ſo klaren
Bewies ſie ihre Liebe dem Biren,
Daß ſich kein Weib kann ſchöner offenbaren,
Ließ' ſie der Mann in's offne Herz auch ſpähn.
Wenn je ſo treue Seelen würdig waren,
Durch Gegenliebe ſich belohnt zu ſehn,
Verdient ſie, daß er mit nicht mindrem Triebe,
Nein, daß er mehr ſie als ſich ſelber liebe.

3.

Ich ſag', er darf ſich nimmer von ihr ſcheiden
Um eine andre, wenn's auch jene wär',
Die Aſien und Europen ſolche Leiden
Bereitet, noch um Schöngeprieſ'ne mehr;

Eh' müßt' er gar der Sonne Strahlen meiden,
Der Stimm' entſagen, dem Geſchmack, Gehör,
Dem Leben, Ruhm, den köſtlichſten Geſchenken,
Die nur ein Menſch kann nennen oder denken.

4.

Ob nun Biren in gleicher Liebe brannte,
Ob er mit ihrer Treue trieb kein Spiel,
Ob er niemals nach andern Bahnen wandte,
Als nur nach ihren Gleiſen, ſeinen Kiel,
Weh, oder ob er ſeine Schuld verkannte,
Ob er in Undank und Verrath verfiel,
Vernehmt's von mir, die Augen aufgeriſſen
Vor Staunen und den Mund vor Groll verbiſſen.

5.

Und wenn ihr, Frau'n, vernehmt von dieſer Tücke,
Dem Lohn für ſolche Treue, dann, empört,
Wird eurer keine mehr in keinem Stücke
Den Eiden trau'n, die ein Verliebter ſchwört,
Denn ein Verliebter, daß ſein Plan ihm glücke,
Nicht achtend, daß Gott alles ſieht und hört,
Ergießt ſich in Gelübden und in Schwüren,
Die in die Lüfte loſe Winde führen.

6.

Die Schwüre, die Verheißungen verwehen,
Schnell in die leichte Luft zerſtreut vom Wind,
So wie des Durſtes Flammen erſt vergehen,
Von dem die Männer heiß geſtachelt ſind.
D'rum ſeid bei ihrem Bitten, ihrem Flehen,
Belehrt durch dieſes Beiſpiel, ungelind.
Wohl glücklich iſt, ihr meine werthen Frauen,
Wer lernt auf andrer Koſten vor ſich ſchauen.

7.

Nehmt euch in Acht vor jenen glatten Wangen,
Die in dem Flor der ſchönſten Jahre blühn:
Schnell wächst, ſchnell ſtirbt in ihnen das Verlangen,
Strohflammen gleich, die augenblicks verglühn.
So mag der Jäger, um das Wild zu fangen,
Durch Hitz' und Froſt, in Berg und Thal ſich mühn,
Der, wenn er es erreicht, ſein nicht mehr achtet
Und nach dem fernen nur, dem flücht'gen trachtet.

8.

So dieſe Knaben: laßt ſie nicht gewähren!
So lang ihr ſie mit Trotz und Härte plagt,
So werden ſie euch lieben und verehren,
Wie nur der treuſte Freund; doch wenn ihr's wagt
Und laßt ſie ſiegen, wird's nicht lange währen,
So wandeln ſie die Herrin um zur Magd;
Dann werdet ihr die falſche Liebe ſehen
Von euch ſich wenden und zu andern gehen.

9.

Doch deßhalb keineswegs gebiet' ich euch,
— Sehr unrecht wär's — die Liebe zu beſiegen:
Ihr wärt der unbebauten Rebe gleich,
Die keinen Pfahl hat, ſich daran zu ſchmiegen.
Nein, nur den Milchbart, gutes Mädchen, fleuch,
Der nichts kann als nur flattern und betrügen;
Sei nicht auf hartes, herbes Obſt erpicht,
Doch darum auch auf überreifes nicht.

10.

Des Frieſen Tochter, wie ihr werdet wiſſen,
Erduldete daſelbſt des Kerkers Schmach,
Und ward vom Herzog ihrer Haft entriſſen,
Und zwar für ſeinen Bruder, wie man ſprach.

Allein ſie iſt ein gar zu leckrer Biſſen,
Birenen wäſſert ſelbſt der Mund darnach:
Sie andern geben, ſich vom Munde nehmen,
Die Höflichkeit wär' von den unbequemen.

11.

Noch war das Mädchen vierzehn nicht geweſen,
Schön, friſch, der jungen Roſe glich ſie ganz,
Die eben ſich aus ihrer Knoſpe löſen
Und wachſen will im neuen Sonnenglanz.
Er war nicht bloß verliebt in dieſes Weſen,
Er war das Opfer eines ſolchen Brands,
Wie keiner je das reife Feld der Aehren,
Von tück'ſcher Hand entzündet, wird verheeren.

12.

Ein ſolcher iſt's, der plötzlich ihn entzündet,
Ein ſolcher iſt's, den er im Marke fühlt,
Wie er ſie an des Vaters Sarge findet,
Das holde Angeſicht von Schmerz durchwühlt.
Und wie des heißen Waſſers Blaſe ſchwindet,
Durch friſchen Zuguß plötzlich abgekühlt,
So ſchnell verlöſchen jene erſten Flammen,
Die von Olympiens reiner Liebe ſtammen.

13.

Sie iſt ihm ſo alltäglich, ja entleidet,
Daß er ſie kaum noch kann vor Augen ſehn,
Indeß der neue Pfeil ſein Herz durchſchneidet,
Daß er bei läng'rem Harren muß vergehn.
Doch bis zum Tag, der ſeine Sehnſucht weidet,
Wie er beſchloß, weiß er zu widerſtehn,
Er ſcheint Olympien liebend zu verehren,
Und nichts als was ihr Wunſch iſt zu begehren.

14.

Wenn er nun auch der andern koſt — und er
Iſt hier nicht ſtets beim rechten Maß geblieben —
Verdenkt ihm Niemand dieſe Neigung ſehr,
Sie wird dem reinſten Mitleid zugeſchrieben:
Denn einen tröſten, den das Glück ſo ſchwer
Getroffen, ſo auf's Aeußerſte getrieben,
Iſt keine Schmach, heißt öfter eine Tugend,
Zumal ein ſchuldlos Kind in ſolcher Jugend.

15.

O höchſter Gott, welch' dunkle Nacht umhüllt
Verblendend oft den menſchlichen Verſtand!
Biren's verruchtes, ſchnödes Trachten gilt
Für heil'ger, mitleidsvoller Triebe Pfand!
Indeß ein günſt'ger Wind die Segel ſchwillt,
Fährt froh der Schiffer von dem ſichern Strand,
Und rudert durch die Fluth nach Seeland fort,
Den Herzog und ſein ganz Geleit an Bord.

16.

Rückwärts iſt Holland, nicht mehr zu erreichen
Dem Blick, indeß das Schiff von dannen fliegt,
Und um dem frieſ'ſchen Ufer auszuweichen,
Hält man ſich linker Hand, wo Schottland liegt;
Doch jetzt beginnt ein Wind heranzuſtreichen,
Der ſie auf hohem Meer drei Tage wiegt;
Am dritten Abend zeigt ſich eine Küſte,
Es war ein Eiland, unbewohnt und wüſte.

17.

Sie fahren dort in einen kleinen Hafen,
Olympia landet, fröhlich zugeſellt
Dem Falſchen, den die Götter werden ſtrafen,
Und ohne daß ein Argwohn ſie befällt,

Speiſt ſie mit ihm und legt mit ihm ſich ſchlafen,
Auf anmuthvoller Flur, in einem Zelt;
Die andern kehren zu den Schiffen wieder
Und legen ſich daſelbſt zur Ruhe nieder.

18.

Das Ungemach des Meers, das große Bangen,
Das ſie ſo viele Tage wach erhielt,
Die ſichre Ruhe, die hier zu erlangen,
Der ſtille Hain, den kein Geräuſch durchwühlt,
Wo keine Sorge kann ihr Herz befangen,
Wo ſie im Arme ſich des Liebſten fühlt,
Dieß ſenkt Olympien in des Schlummers Tiefen,
So feſt wie Ratzen je und Bären ſchliefen.

19.

Der Falſche, der mit ſeiner Tücke wachte,
Wie er ſie ſah in ſanften Schlafes Hort,
So ſchlich er von dem Lager ſachte ſachte
Sich nackt mit einem Kleiderbündel fort:
Als wären Flügel ihm gewachſen, machte
Vom Zelt er ſich davon und flog an Bord,
Er weckte ſeine Leute, hieß ſie lichten
Und lautlos nach dem Meer die Segel richten.

20.

Das Ufer blieb zurück, und ohne Gnade
Olympia: ſie ſchlummerte ſo ſüß,
Bis daß Aurora von dem goldnen Rade
Den eiſ'gen Reif zur Erde niederblies,
Die Halcyone ſchrillend am Geſtade
Ihr altes Klagelied erſchallen ließ;
Halbwach ſtreckt ſie die Hand nach ihrem Lieben,
Ihn zu umfah'n: — die Hand iſt leer geblieben.

21.

Sie zieht die Hand zurück, mit holdem Sehnen
Streckt ſie ſie wieder aus, nichts findet ſie;
Hier ſchlingt ſie dieſen Arm herum, dort jenen,
Hier dieß, dort jenes Bein: verlorne Müh!
Der Schreck erſchließt ihr Auge; nach Birenen
Sieht ſie, umſonſt! nicht länger will ſie hie
Auf ihrem Wittwenlager müßig träumen,
Auf! aus dem Zelte ſtürzt ſie ohne Säumen.

22.

Sie rennt an's Meer; als ob ſie alles wüßte,
Was ihr noch droht, zerfleiſcht ſie ſich die Wangen,
Zerrauft das Haar und ſchlägt ſich an die Brüſte
Und ſpäht — der Mond war leuchtend aufgegangen —
Ob nichts ihr Blick erlangt als nur die Küſte,
Doch nur die Küſte kann ihr Blick erlangen:
Biren! ruft ſie, Biren! – von ihm erzählen,
Mitleidig wiederhallend, alle Höhlen.

23.

Am Ufer ſtand ein Felſen, den die Wogen
Mit ihrem ewig wiederholten Schlag
Von unten ausgehöhlt, daß er, ein Bogen,
Gekrümmt und hängend über'm Meere lag.
Schnell hat ſie ſeinen höchſten Grath erflogen,
So ſtark macht ſie das Herz: von dort vermag
Sie fern die Segel, die ſich luſtig blähen,
Des falſchen Gatten auf der Flucht zu ſehen.

24.

Fern ſieht ſie's, oder glaubt doch, daß ſie's ſeh',
Denn noch war nicht der Himmel hell genug.
Sie ſchrack zuſammen, daß ſie, weiß wie Schnee
Und kalt im Angeſicht, zu Boden ſchlug.

Doch als ſie aufſtehn konnt' in ihrem Weh',
Da folgte ſie des Schiffes fernem Zug
Mit Schrei'n, ſo laut und wild ſie konnte ſchreien,
Und rief den Namen ihres Ungetreuen.

25.

Und wo die ſchwache Stimme will verſagen,
Da führen Thrän' und Händeſchlag das Wort.
Wohin, Grauſamer? und was ſoll dieß Jagen?
Das Schiff hat nicht die volle Laſt an Bord!
Ich fehle noch: es wird ihm nichts verſchlagen,
Trägt's meinen Leib mit meiner Seele fort. —
Und mit den Armen winkt ſie, den Gewanden
Dem Schiffe, daß es kehren ſoll und landen.

26.

Allein die Winde, die aus dieſer Bai
In's hohe Meer den falſchen Jüngling wehen,
Verwehen auch die Thränen, das Geſchrei
Der Armen, ihre Klagen und ihr Flehen;
Dreimal vom Ufer in der Raſerei
Strebt ſie, im Meer zu enden ihre Wehen,
Am Ende doch entreißt ſie ſich der Fluth
Und kehrt dahin, wo ſie die Nacht geruht.

27.

Sie wirft im Bett ſich auf ihr Antlitz nieder,
Und ſpricht, indem ſie's feucht mit Thränen macht:
Zwei nahmſt du auf, doch zwei erſtehn nicht wieder,
Warum bin ich ſo einſam aufgewacht?
Biren, treuloſer Gatte! falſche Hyder!
Verfluchter Tag, der mich zur Welt gebracht!
Was ſoll ich thun? was kann ich hier alleine?
Wer iſt, der mir mit Hülf' und Troſt erſcheine?

28.
Kein Menſch iſt, keine Spur iſt zu erblicken,
Woraus ich ſchlöße, daß ein Menſch hier lebt,
Kein Schiff, das mich entführt auf ſeinem Rücken!
So ſterb' ich elend! ach, und hier erhebt
Sich keine Hand, die Augen zuzudrücken,
Kein Spaten, der mein Ruhebette gräbt,
Wenn mich die Wölfe nicht im Bauch begraben,
Die hier im Walde hin und wieder traben.

29.
Ich bin in Furcht: ſchon glaub' ich ſie zu ſchauen,
Die Bären, Leu'n, die Tiger! weh', ſie nah'n!
Und alle Thiere, die mit ſcharfen Klauen
Natur bewehrt hat und mit ſpitzem Zahn!
Und doch, welch' Unthier brächte mir ſo rauhen,
So ſchlimmen Tod, wie du mir angethan,
Grauſames Unthier? jene haben, ſchmauſend,
An Einem Tod genug: du gabſt mir tauſend!

30.
Geſetzt auch, daß ein Schiff, hieher verſchlagen,
Mich hörte, mich aus Mitleid nähme fort
Und von den Wölfen, Bären, Leu'n, den Plagen
Des Hungers rettete, vom grauſen Mord,
Wie? ſollt' es mich vielleicht nach Holland tragen,
Wo jede Feſtung dein iſt, jeder Port?
Soll ich in jenes Land, das mich geboren,
Nachdem ich es durch deine Liſt verloren?

31.
Dort nahmſt du unterm Vorwand dir der Ehe,
Der Freundſchaft all' mein ſchönes Reich zur Beute,
Und daß es um ſo ſicherer geſchehe,
Beſetzteſt du es ſchnell durch deine Leute.

Was hilft es mir, wenn ich nach Flandern gehe,
Wo ich durch Kauf den kleinen Reſt verſtreute,
Der mir noch blieb, dich aus der Haft zu ziehen?
Weh' mir, wohin? ich weiß nicht wohin fliehen?

32.

Soll ich nach Friesland, wo ich Kön'gin wäre,
Hätt' ich dich nicht geliebt mit treuer Gluth?
So daß ich Vater, Brüder nun entbehre
Um deinetwillen, und mein ganzes Gut!
Nicht nennt' ich, Undankbarer, dir die ſchwere
Verpflichtung, die auf deiner Seele ruht:
So wenig haſt du ſie wie ich vergeſſen,
Nun ſieh den Lohn, den du mir zugemeſſen.

33.

Weh', wenn mich nur kein Sklavenloos bedroht,
Wenn nur nicht hier Korſaren mich ergreifen!
Eh' treffe mich vom Wolf und Leu der Tod,
Und was noch ſonſt für Thier' im Walde ſchweifen;
In ihren Zähnen ende meine Noth,
Todt mögen ſie mich nach der Höhle ſchleifen! —
So ſprechend riß ſie, irre wie ſie war,
Sich Lock' um Locken aus dem goldnen Haar.

34.

Und wieder läuft ſie nach den Felſenzacken
Des Uferrands, und ihre Haare wehn,
Sie wirft das Haupt und raſt, als ob im Nacken
Ihr nicht Ein Teufel ſäß', nein, ihrer zehn;
So Hekuba, die Wuth und Wahnſinn packen,
So wie ſie Polydoren todt geſehn.
Dann ſetzt ſie ſich auf einen Stein, erbleichend,
Und ſchaut in's Meer, ſelbſt einem Steine gleichend.

35.

Doch mag ſie trauern bis ich wiederkehre,
Indem ich euch von Rüd'gern ſagen muß,
Der in der ärgſten Mittagsgluth am Meere
Den Pfad hinreitet, müd und voll Verdruß.
Die Sonne drückt den Berg mit aller Schwere,
Der weiße Sand kocht unter ſeinem Fuß,
Und wenig fehlt den Waffen, die ihn preſſen,
Daß ſie nicht wieder glühn wie in der Eſſen.

36.

Indeß der Durſt hier und die Sonnengluth
Im tiefen Sand, auf den verbrannten Pfaden,
Sich bei dem Wandrer längs der öden Fluth
Auf ein beſchwerliches Geleite laden,
Sieht er in eines alten Thurmes Hut,
Den dicht am felſ'gen Strand die Wellen baden,
Drei Fräulein von Alcinens Hofgeſind,
Die ihm an Tracht und Ausſehn kenntlich ſind,

37.

Und die auf prächtigen Tapeten liegen,
Um ſich der friſchen Kühlung zu erfreu'n,
Von Wein umſtellt in mannigfalt'gen Krügen,
Und jeder feinen Art von Bäckerei'n.
Ein Schifflein, das die Wellen loſe wiegen,
Harrt ihrer dicht am Strand und lädt ſie ein,
So wie ein günſt'ger Wind ſich würde zeigen,
— Denn noch ſchwieg jeder Hauch — es zu beſteigen.

38.

Wie die den Ritter in dem lockern Sande
Hinreiten ſehen die gerade Richte,
Verſengt die Lippen von des Durſtes Brande,
Mit ſchweißbedecktem, matten Angeſichte,

So baten ſie, daß er am heißen Strande
Auf dieſen eigenſinn'gen Weg verzichte,
Um nach dem holden Schatten einzulenken
Und ſeinen müden Gliedern Raſt zu ſchenken.

39.

Die eine will des Roſſes Zaum ergreifen,
Und lädt ihn abzuſteigen in das Gras,
Die andre gießt, um ſeinen Durſt zu häufen,
Schäumenden Wein in ein kryſtallnes Glas.
Doch Rüd'ger tanzte nicht nach ihren Pfeifen,
Denn jede Stunde, die er hier vergaß,
Gewann Alcine, um ihn einzuholen,
Die immer dicht ſich hält auf ſeinen Sohlen.

40.

Das feinſte Pulver kann ſich nicht entzünden,
Vom Funken angefacht, mit ſolcher Wuth,
Nicht braust und tobt in ihren tiefſten Schlünden,
Vom dunklen Sturm gefaßt, die Meeresfluth,
Wie jetzt, da Rüd'ger in den ſand'gen Gründen
Den Weg hinzieht und nicht desgleichen thut,
Und ſie verſchmäht, die doch auf Schönheit pochen,
Der Grimm, die Wuth der dritten ausgebrochen:

41.

Du biſt nicht deines Ritternamens werth!
Schrie ſie ihm nach, ſo laut ſie konnte ſchrei'n:
Geraubt ſind deine Waffen, und dieß Pferd
Ward wohl auch nicht auf andre Weiſe dein!
Und ſo gewiß mein Argwohn iſt bewährt,
Mög' auch dein Tod einſt deiner würdig ſein,
Gehängt, verbrannt, geviertheilt mögſt du werden,
Du undankbarſter, ſchnödſter Dieb auf Erden!

42.

Nach ſolchen Redensarten, und noch feſtern,
Die ihm das hochgeſinnte Fräulein weiht,
Obwohl der Ritter ſtill ſich läßt verläſtern,
Der wenig Ehre hofft von ſolchem Streit,
Rennt ſie zum Strande ſchnell mit ihren Schweſtern,
Beſteigt das Fahrzeug, das für ſie bereit,
Und ſie verfolgen ihn mit ſchnellem Nachen,
Indem ſie ſeinen Ritt am Strand bewachen.

43.

Und jene droht und ſchimpft: aus jedem Splitter
Macht ſie ein Scheltwort, unermüdlich zäh.
Jetzt zu der Meeresenge kommt der Ritter,
Wo man hinüberſchifft zur ſchönern Fee;
Ein Alter, unter dieſem Ungewitter,
Fährt ſchon vom andern Ufer durch die See,
Als hätt' er ſichre Kunde ſchon vernommen
Und wartete daſelbſt auf Rüd'gers Kommen.

44.

Er eilt, wie er ihn kommen ſieht, vergnügt,
Zu einem beſſern Ufer ihn zu führen,
Ein Alter, den, wenn nicht das Antlitz trügt,
Verſtand, Beſcheidenheit und Güte zieren.
Der Held ſteigt in den Kahn, dankt Gott und fliegt
Durch's Meer, in dem ſich keine Wellen rühren,
Indem der kluge, vielerfahrne Greis
Gar holde Reden anzuſpinnen weiß.

45.

Der lobt den Ritter, daß er ſo im Stillen
Vermochte von Alcinen fortzugehn,
Eh' ſie den Zauberkelch ihm würde füllen,
Wie's all' den andern zum Beſchluß geſchehn;

Und daß er ſich gewandt zu Logiſtillen,
Allwo er heil'ge Sitten könne ſehn,
Endloſe Schönheit, Huld, die ewig währe,
Von der das Herz ſich, ungeſättigt, nähre.

46.

Ehrfurcht erweckt, ſprach er, und heil'ges Grauen,
Der erſte Blick, der auf die Reine fiel:
Wirſt du dieß hohe Weſen näher ſchauen,
Hältſt du von keinem andern Gute viel;
Auch liebt man anders ſie als andre Frauen:
Dort iſt das Herz der Furcht und Hoffnung Spiel,
Bei ihr verſtummt jedweder Wunſch beſcheiden,
Und froh, an ihrem Anblick ſich zu weiden.

47.

Sie wird dich lieblichere Künſte lehren,
Als Tanz, Muſik, Gerüche, Bad und Mahl:
Dein Sinnen, Denken wird ſich neu verklären
Und adlersgleich erhöh'n zum Himmelsſaal,
Und dich die Herrlichkeit der ſel'gen Sphären
Schon koſten laſſen hier im Erdenthal. —
So ſprechend zog der Fährmann ſeine Pfade,
Noch immer fern vom rettenden Geſtade.

48.

Sieh, da bedeckt mit Segeln ſich das Meer,
Die insgeſammt nach Einem Ziele ſtreben:
Alcina kommt, die wüthende, daher
Mit allen Schaaren, die ſie konnt' erheben,
An des entriſſnen Kleinods Wiederkehr
Sich ſelber und ihr ganzes Reich zu geben;
Wohl treibt die Liebe ſie mit ſcharfem Sporn,
Doch auch mit ſtumpfem nicht die Scham, der Zorn.

49.

Nie konnten Groll und Wuth ſie ſo verſtören,
Seit ihr das erſte Licht in's Auge drang:
Sie läßt mit Ruderſchlag die Well' empören,
So daß der Schaum zu beiden Ufern ſprang.
Nicht Meer, nicht Strand will ſtumm den Lärmen hören,
Und Echo ruft von allen Seiten bang.
Zum Schilde, Rüdiger! es iſt vonnöthen:
Wo nicht, wird ſie dich fangen oder tödten!

50.

Ihm ruft's der Fährmann zu von Logiſtillen,
Und faßt mit eigner Hand, indem er ſpricht,
Den Flor, die Zauberwaffe zu enthüllen
Und frei zu wirken mit dem grellen Licht.
Der Wunderglanz, den er ihr läßt entquillen,
Blitzt ſchmerzhaft den Verfolgern in's Geſicht,
So daß ſie plötzlich, blind bei ſeinem Blinken,
Von ihren Schiffen vorn und hinten ſinken.

51.

Ein Wächter, der von ſeinem hohen Sitze
Alcinens Macht herüberfahren ſah,
Stürmt mit der Glocke von des Thurmes Spitze,
Sogleich iſt Beiſtand aus dem Hafen da,
Und ihren Hagel ſchleudern die Geſchütze
Auf Jeden, der dem Ritter kommt zu nah.
Auf allen Seiten ſo von Schutz umgeben,
Errettet er die Freiheit und das Leben.

52.

Schon angekommen ſind vier Frau'n am Strand,
In Eile hergeſchickt von Logiſtillen,
Andronica, die muthige genannt,
Die weiſe Phroneſia mit Dicillen,

Der keuſchen, — Sophroſyne. deren Hand
Vor allen eilt, zu thun der Herrin Willen.
Zugleich bewegt ein unvergleichlich Heer
Sich aus der Burg, und ſtellt ſich auf am Meer.

53.

Am Fuß der Burg lag, in des Hafens Frieden,
Von ſtarken Schiffen eine große Macht,
Von einem Glockenſchlage leicht beſchieden,
Auf einen Ruf bereit bei Tag und Nacht.
So ward zu Land und Waſſer denn entſchieden
Die blut'ge, die verhängnißvolle Schlacht,
Durch die das Reich in Trümmer wieder ſtürzte,
Um das Alcine Logiſtillen kürzte.

54.

Wie manche Schlacht wird anders doch geſchlagen,
Als man zuvor geglaubt im ſtolzen Wahn!
Denn nicht nur, den ſie hoffte zu erjagen,
Entging der Fee ihr Freund in ſeinem Kahn,
Auch von den Schiffen, die ſo zahlreich lagen,
Daß ihre Laſt kaum trug der Ocean,
Ward eins nur durch die Flamme nicht vernichtet,
Ein kleiner Kiel, auf dem ſie elend flüchtet.

55.

Alcine floh und ließ ihr Volk gefangen,
Verbrannt, ertränkt nach dieſem Waffenſtück,
Allein daß Rüd'ger ihrer Jagd entgangen,
Das ſchmerzt ſie mehr als jedes Mißgeſchick:
Der Sehnſucht Thränen näſſen ihre Wangen,
Ihr Seufzer ruft ihn Tag und Nacht zurück,
Und oft beklagt ſie. daß die harten Sterne
Den einz'gen Troſt, den Tod ihr halten ferne.

56.

Den Todeskelch hat keine Fee getrunken,
So lang die Sonne nicht vom Himmel fiel.
Sonſt hätt' ihr Schmerz die Parze hergewunken,
Ja, ſelber eilte ſie zu ihrem Ziel:
Wie Dido wär' ſie in das Schwert geſunken,
Wie jene ſtolze Königin am Nil
Verſtand ſie ſchmeichelnd um den Tod zu werben;
Allein die Feen können niemals ſterben.

57.

Doch jetzt zu ihm, der ew'gen Ruhmes werth!
Alcina bleib' in ihren Mißgeſchicken.
Von Rüd'gern ſag' ich: wie der Kahn ihn fährt
An's ſichre Land, mit fromm ergebnen Blicken
Dankt er dem Himmel, der ihn unverſehrt
Hieher gebracht, und kehrt der See den Rücken;
Schnell ſchreitet er auf trocknen Pfaden fort
Und kommt zu jenem feſt gebauten Ort.

58.

Nie hat ein Menſchenaug' in Nord und Süden,
Nicht vor noch nach, ein beſſer Schloß geſehn:
Den Mauern iſt ein größrer Werth beſchieden,
Als würden ſie aus Diamant beſtehn.
Von ſolchen Steinen ſpricht man nicht hienieden,
Und wer ſie kennen will, muß ſelbſt hingehn,
Denn, glaub' ich, ſolche ſtrahlende Juwelen
Trifft man vielleicht nur in des Himmels Sälen.

59.

Doch was den Steinen gibt den größten Werth,
Iſt daß der Menſch tief in ſein Innres ſchaut
Und jede Tugend, jeden Fehl erfährt,
So wie er ſich an ihrem Glanz erbaut,

So daß er keinen ſchiefen Tadel ehrt
Und auch den Schmeicheleien nicht vertraut,
Daß er im hellſten Spiegel ſich erblickt,
Und, ſich erkennend, klug wird und beglückt.

### 60.

Ihr klares Licht iſt gleich dem Sonnenſcheine
Und ſtrahlt mit ſolcher Fülle rings umher,
Daß wer da geht im Glanze dieſer Steine,
Im Tage wandelt, wo's auch immer wär.
Und wunderwürdig ſind nicht ſie alleine,
Nein, Stoff und Kunſt wetteifern hier ſo ſehr,
Daß es kaum möglich wäre zu entſcheiden,
Was für ein Glanz der höchſte ſei von beiden.

### 61.

Dort ſieht man Bögen, kühn und leicht wie Träume,
Und hoch, als wär' der Himmel d'rauf geſtützt:
Sie tragen weite, ſchöne Gartenräume,
Wie keine faſt das ebne Land beſitzt;
Dort grünen, blühn und duften zarte Bäume,
Von Mauerzinnen hie und da durchblitzt,
Und ſind im Sommer wie bei Winters Wüthen
Stets reichgeſchmückt mit Früchten und mit Blüthen.

### 62.

Wohl nirgends als in dieſen ſchönen Gründen
Wird man ſo edle Bäume ſehen blühn,
Noch ſolche Roſen, ſolche Lilien finden,
Violen, Amaranthen und Jasmin.
Mit Einer Sonne Strahlen ſonſt entzünden
Die Blumen ſich und leuchten und verglühn,
Verwittwet trauern laſſen ſie die Stiele,
Und bleiben ſtets des laun'ſchen Himmels Spiele.

63.

Hier aber iſt ein wechſelloſes Grünen,
Ein wechſelloſer Glanz der ew'gen Blüthe,
Nicht zwar weil ſo gemäßigt über ihnen
Der Himmel waltet aus beſondrer Güte;
Hier müſſen keine höhern Kräfte dienen,
Kein Zauber, dem die weiſe Fee gebiete:
Durch Kunſt und Fleiß, für andre kaum zu glauben,
Hält ſie den Frühling feſt in ihren Lauben.

64.

Es ſchien die Fee mit Freude zu erfüllen,
Daß ſie ſolch' edlen Herrn bei ſich empfing;
Ihm neigten alle ſich, nach ihrem Willen,
Die Ehre war, die Liebe nicht gering.
Auch Prinz Aſtolf war ſchon bei Logiſtillen,
Dem Rüd'ger ſehr vergnügt entgegen ging,
Und alle kamen bald darauf in Schaaren,
Die durch Meliſſens Ring entzaubert waren.

65.

Nachdem ſie einen Tag geruht und zwei,
Entſchließt ſich Rüd'ger, zu der Fee zu gehn;
Aſtolf ſteht ſeinem Unternehmen bei
Und will wie er die Heimath wiederſehn.
Meliſſa ſpricht für beide zu der Fei
Und tritt ſie an mit unterthän'gem Flehn
Um Rath und That zu ihrer beider Frommen,
Damit ſie kehrten, wo ſie hergekommen.

66.

Geduldet euch, bis ich die Sache prüfe,
Spricht d'rauf die Fee: ſie reiſen nach zwei Tagen.
Dann ſinnt ſie, wie ſie ihnen Hülfe ſchüfe,
Da ſie ihr beide ſehr am Herzen lagen;

Und ſie beſchließt zuletzt, der Hippogryphe
Soll Rüd'gern zu den Aquitanen tragen,
Doch erſt will ſie ihm einen Zügel ſchenken,
Womit er ihn kann halten oder lenken.

67.

Sie zeigt ihm, wie er ihn zur Höhe führt,
Und wie er's macht, wenn er will niederfliegen,
Wie er im Kreis ihn, wie gradaus regiert,
Wie er ſich ſtill muß auf den Schwingen wiegen.
Wenn ſich ein Ritter auf der Ebne rührt,
Mit ſeinem guten Roß ſich zu vergnügen,
So thut es Rüd'ger hoch in Lüften hier,
Bis ihm's gehorcht, mit ſeinem Flügelthier.

68.

Als Rüd'ger ſich in allem unterrichtet,
Reicht' er der edlen Fee die Abſchiedshand
— Doch blieb er ihr ſein Leben lang verpflichtet
Mit Herz und Sinn — und zog aus dieſem Land.
Zuvörderſt ſei von ſeiner Fahrt berichtet,
Dann ſag' ich, wie der Prinz von Engelland
Nach läng'rer Zeit und größerer Beſchwerde
Zum großen Karl und ſeinen Freunden kehrte:

69.

Rüd'ger zieht ab, doch will's ihm nicht behagen,
Den unfreiwill'gen Weg zurückzugehn,
Da ihn das Roß ſtets über'm Meer getragen,
Und wo er kaum das feſte Land geſehn.
Jetzt, da das Thier muß ſeine Flügel ſchlagen,
Wie es dem Herrn beliebt, den Zaum zu drehn,
Will er auf neuem Wege rückwärts reiſen,
Wie einſt, Herodes meidend, jene Weiſen.

70.

Von Spanien war der Held auf graden Wegen
Beim erſten Flug nach Indien verſetzt,
Da wo die beiden Feen im Streit gelegen
Um jenes Land, vom Morgenmeer benetzt:
Jetzt will er ſich wo anders hinbewegen
Als da, wo Aeolus die Winde hetzt,
Und will den weiten Kreis, den er begonnen,
Durchwandeln mit dem ganzen Lauf der Sonnen.

71.

Catay und Mangiana ſah er an,
Hoch über'm großen Quinſai* ſich wiegend,
Flog über'n Imaus, und Serican
Blieb rechts, und immer weiter ſeitwärts biegend
Kam er zu der hyrcan'ſchen Welle dann,
Von Scythien zu den Sarmaten fliegend,
Und d'rauf an Aſiens Grenze zu den Reußen
Kam er, und zu den Pommern nach den Preußen.

72.

Obgleich nun all' ſein Denken war und Sehnen,
Bei Bradamanten bald zurück zu ſein,
So trieb's ihn doch nach allem dem Geſeh'nen,
Die Reiſe durch der Länder weite Reih'n
Nach Polen noch und Ungarn auszudehnen,
Ja, ſelber bei den Teutſchen kehrt' er ein,
Worauf er jenen grauſen Nord umkreiſte,
Und bis zu Englands fernſten Grenzen reiſte.

73.

Doch glaubt nicht, Herr, daß Rüd'ger unnachſichtig
Den weiten Weg nur immer hingeſchwirrt:
Heerberge ſucht' er jeden Abend pflichtig,
Und mied nach Kräften jeden ſchlechten Wirth.

---

* Von Marco Polo ſo benannt; wahrſcheinlich Nanking.

So war er Tage, war er Monde flüchtig,
Und als er Land und Meer mit Luſt durchirrt,
Senkt' er an einem Morgen ſein Gefieder
Bei London über'm Strom der Themſe nieder.

74.

Und in der Nähe ſieht er auf den Wieſen
Zu Fuß und Roß ein groß verſammelt Heer:
Die Glieder, die ſich ſchöngeordnet ſchließen,
Ziehn vor Reinald, dem Paladin daher,
Den ſie mit Trommeln und Trommeten grüßen,
Der, wenn ihr euch erinnert, über Meer
In dieſes Land, wie König Karl befohlen,
Beiſtand für ihn gekommen war zu holen.

75.

Held Rüdiger war angelangt zur Stunde,
Wo juſt die ſchöne Muſterung begann:
So wie er wieder ſtand auf feſtem Grunde,
Naht' er ſich fragend einem Rittersmann,
Und dieſer gab leutſelig ihm die Kunde,
Aus Schottland, Irland ſei der Heeresbann,
Aus England, von den Inſeln dieſe Maſſen,
Die hier ſo viele Banner wehen laſſen.

76.

Und iſt die große Heerſchau dann beendet,
So werden ſie am Meeresſtrand ſich reih'n;
Dort ſind bereits die Schiffe hingeſendet,
Worauf ſie bald in Frankreich werden ſein:
Der Franke hofft ſein Schickſal abgewendet
Durch dieſe Hülfsmacht, die ihn ſoll befrei'n;
Doch daß du alles gründlich mögeſt kennen,
Will ich dir Mann für Mann mit Namen nennen.

77.
Du wirſt dort jene große Fahne ſehen,
Die Lilie ſchmückt ſie ſammt den Leoparden:
Der Feldhauptmann läßt ſie in Lüften wehen,
Ihr folgen all' die anderen Standarten.
Sein Name, reich an kriegriſchen Trophäen,
Iſt Leonett, die Blum' im Heldengarten,
Ein Kriegsmann, ein zu Rath und That gefaßter,
Des Königs Neffe, Herzog von Lancaſter.

78.
Die ſich zunächſt der Königsfahne rührt,
Nach dem Gebirge flatternd, jene zweite,
— Im grünen Feld drei weiße Flügel — führt
Der Graf von Warwick, Richard, in dem Streite.
Der halbe Hirſchkopf mit zwei Hörnern ziert
Das Banner Gloſter's, auf der andern Seite.
Den Herzog Clarence zeigt die Fackel dir,
Und jener Baum iſt Herzog York's Panier.

79
Sieh jenen Speer, zerbrochen in drei Splitter,
Dort führt der Herzog Norfolk ſeine Schaar.
Der Blitz dort ſtellt Graf Kent, den guten Ritter,
Es ſtellt der Greif den Grafen Pembroke dar.
Der Herzog Suffolk führt im Ungewitter
Die Wage. Nimm den Grafen Eſſex wahr
Am Joch, um welches ſich zwei Schlangen wanden;
Am Kranz im blauen Feld Northumberlanden.

80.
Der Graf Arundel ſchwingt in ſtolzem Bogen
Den untergeh'nden Kahn; im weißen Feld
Verkündet Marquis Berkley ſich verwogen
Mit dem geborſtnen Berg; die Palme ſtellt

Den Grafen March, die Fichte in den Wogen
Den Grafen Richmond dar; ſo Held an Held:
Graf Dorſet hier, und dort Graf Hampton, tragen
Die Krone dieſer, und ſein Freund den Wagen.

## 81.

Den Falken, der ſein Neſt ſo treu bewacht,
Trägt Raimund, Graf von Devonſhire, mit Ehren:
Mit Gelb und Schwarz prangt Bigot in der Schlacht;
Graf Derby führt den Hund, Oxford den Bären.
Das heilige Kryſtallkreuz nimm in Acht:
Bath's reicher Biſchof trägt es vor den Heeren.
Und ſiehe, das zerbrochne Taburet
Im grauen Feld führt Herzog Somerſet.

## 82.

Der Reiter und berittnen Bogenſchützen
Ziehn zwei und vierzigtauſend durch die Au,
Die anderen, die nicht zu Roſſe ſitzen,
Sind noch ſo viel, auf's Hundert faſt genau.
Sieh grau und grün und gelb die Fahnen blitzen,
Und dort noch eine, ſchwarz, geſtreift mit blau:
Gottfrieden, Heinrich, Hermann, Eduarden,
Des Fußvolks Führer, künden die Standarten.

## 83.

Der Erſt' iſt Herzog Buckingham genannt,
Und Heinrich hat die Grafſchaft Sal'sbury,
Der alte Hermann herrſcht in Burgens Land,
Und Eduard iſt Graf von Crosberry.
Die öſtlich dort genommen ihren Stand,
Das ſind die Britten: jetzt gen Weſten ſieh
Wo dreißigtauſend Mann aus Schottland ziehn,
Geführt von ihrem Königsſohn Zerbin.

84.

Sieh, dort, ein ſilbern Schwert in ſeinen Krallen,
Auf jeder Seit' ein Einhorn, prangt der Leu:
Das Schottenbanner iſt's, du ſiehſt es wallen,
Dort zieht Zerbin mit ſeinem Volk herbei,
So ſchön iſt keiner unter dieſen allen,
Ihn ſchuf Natur und brach die Form entzwei;
Herzog von Roſſe heißt er, und iſt an Tugend,
An Huld und Kraft ein Vorbild aller Jugend.

85.

Ein goldner Balken im azurnen Feld:
Dort zieht Graf Ottonley mit ſeinen Roſſen.
Ein andres Banner führt Graf Marr in's Feld,
Den Leopard, im Rothſtall eingeſchloſſen.
Das ſeltſamſte hat Alcabrun, der Held,
Mit Farben ganz und Vögeln übergoſſen,
Er, den kein Grafen-, Herzogsname ſchmückt,
Allein der Erſte, den das Hochland ſchickt.

86.

Der Herzog trägt von Strafford im Panier
Den Vogel, der zur Sonne ſchaut ſo frei.
Lurcan, der Graf von Angus, hat den Stier
Und zwei Windhunde, jagdentbrannt, dabei.
Den Herzog von Albanien künden dir
In Einem Feld der Farben zweierlei,
Die blau' und weißen; mit Graf Buchan wallt
Der Geier, der den grünen Drachen krallt.

87.

In Forbes waltet Armand, ſtark im Fechten,
Sein Banner iſt mit Weiß und Schwarz geziert;
Der Graf von Erel reitet ihm zur Rechten,
Der jenes Licht im grünen Felde führt.

Zwei Schaaren ſtehn von iriſchen Waffenknechten
Dort, wo die Ebne ſich zum Strand verliert:
Die erſte führt der Graf Kildare zum Streite,
Graf Desmond bringt von wilden Höhn die zweite.

88.

Der erſte führt den Fichtenbaum im Brande,
Desmond das rothe Band im weißen Feld.
Doch Hülfe wird nicht nur vom Brittenlande,
Von Irland nicht und Schottland nur geſtellt,
Von Schweden auch und Norweg's fernem Strande,
Von Thule, ja von Island's Fabelwelt.
Von allen Ländern, kurz, die dorthin liegen
Und von Natur befreundet ſind mit Kriegen.

89.

Wohl nicht viel weniger als ſechszehntauſend
Sind aus dem höchſten Norden hier geſchaart,
Die, gleich dem Wild in Wald und Höhle hauſend,
Dem Wilde gleich am Leibe ſind behaart.
Um's weiße Banner reihen ſie ſich brauſend,
So daß zum Lanzenwald die Ebne ward;
Ein weißes Banner hat ihr Haupt erkoren,
Morat, und will es färben bei den Mohren. —

90.

Indeſſen Rüd'ger auf die ſchöne Macht,
Beſtimmt zu Frankreich's Schutz, die Blicke kehrt,
Und jener ihm die Banner kenntlich macht
Und ihn die Namen ihrer Träger lehrt,
Läuft mancher zu, von Neugier hergebracht,
Der dieſes Wunderthier zu ſchau'n begehrt,
Das, ohne Gleichen, die Natur beſchwingt,
Und bald iſt er von einem Kreis umringt.

91.

Daher, daß jetzt noch mehr des Staunens werde,
Und mehr des Spaßes noch für Rüdigern,
Rückt er den Zügel leicht dem Flügelpferde
Und ſtreift es mit dem Sporn, faſt nur von fern:
Auf ſchießt der Vogel plötzlich von der Erde,
Und unten ſtehen die verblüfften Herrn.
Nachdem er ſich in England umgeſehen,
Läßt Rüd'ger ſeinen Flug nach Irland gehen.

92.

Er ſah dieß fabelhafte Land, worinnen
Der heil'ge Greis einſt jenen Schlund [*] geweiht,
In welchem man die Gnade kann gewinnen
Und ſich der Menſch von aller Schuld befreit.
Dann lenkt' er über's Meer den Flug von hinnen,
Wo ſich Bretagne's Strand den Wellen beut,
Und unterwegs, den Blick gewandt nach unten,
Sah er am Fels Angelica gebunden.

93.

Am nackten Fels, in jenem Thränenlande,
Denn Thränenland, ſo nannte man ſeit lang
Die Inſel, wo die wilde Räuberbande,
Das unnatürliche Geſchlecht entſprang,
Das ſeinen Anker wirft an jedem Strande,
Wie ich euch oben ſagt' in einem Sang,
Um alle ſchönen Frau'n in allen Weiten
Zum Futter eines Unthiers zu erbeuten.

94.

Juſt heute war ſie angebunden worden,
Da wo der Kraken, jener Rieſenfiſch,
An der lebend'gen, ſcheußlich ſie zu morden,
Gekommen war zu halten ſeinen Tiſch.

---

[*] St. Patrick's Purgatorium, auch im Fortunat gefeiert.

Ich ſagt' euch oben, wie man an den Borden
Des Ufers ſie gefunden im Gebüſch,
Vom Schlaf bei jenem Zaubergreis umſchlungen,
Der ſie mit ſeiner Kunſt dahin gezwungen.

95.

Dieß rohe Volk, obgleich faſt wider Willen,
Setzt dieſes ſchönſte Weib dem Wellenſchlag,
Dem Unthier aus, um ſeine Wuth zu ſtillen,
Nackt, wie Natur ſie ſchuf am erſten Tag.
Ihr blieb kein Schleier ſelbſt, worein ſie hüllen
Die zarten Lilien und die Roſen mag,
Die Sommer nicht noch Winter je bedräute,
Und die Natur auf dieſe Glieder ſtreute.

96.

Er hielt' ſie für ein Bild, in kaltem Frieden
Aus lichtem Alabaſter ausgehau'n,
Von ſeinen Bildnern und geſchickten Schmieden
An dieſen Felſen angeſchmiegt zu ſchau'n,
Hätt' er nicht deutlich Thränen unterſchieden,
Die zwiſchen dieſen friſchen Blüthen thau'n,
Der herblich runden Aepfel Paar befeuchtend,
Und goldnes Haar, bewegt im Winde leuchtend.

97.

Kaum ſieht er in das ſchöne Aug' der Schönen,
Als Bradamante ſich zu ihm geſellt:
Mitleid durchzückt ihn und der Liebe Sehnen,
Kaum daß er noch der Thränen ſich enthält!
Er ſpricht zu ihr herab mit ſanften Tönen,
Nachdem er ſeinen Flug erſt eingeſtellt:
O Fräulein, werth nur jener Goldgeflechte,
Mit welchen Amor bindet ſeine Knechte:

98.
O du, für die ſich dieſe nicht geziemen
Noch andre Leiden, welcher Böſewicht
Hat dir gezeichnet mit unedlen Striemen
Dieß Elfenbein der Hände, glatt und licht? —
Da ſich das Fräulein höret alſo rühmen,
Wird ſie wie Scharlach, der das Weiß durchbricht
Des Elfenbeins, ob den verrathnen Reizen,
Womit, ſo ſchön ſie ſind, Scham pflegt zu geizen.

99.
Wenn ſie nicht an den Fels gefeſſelt wären,
Gern mit den Händen deckte ſie die Wangen,
Doch Thränen kann das Schickſal nicht verwehren,
Die dicht aus den geſenkten Augen drangen;
Von Schluchzen läßt ſie ſich die Bruſt beſchweren,
Worauf ſie matt und heißer angefangen: —
Allein der Laut verſagt ihr auf der Zungen,
Beim großen Lärm, der aus dem Meer gedrungen.

100.
Sieh, da erſcheint das Rieſenungeheuer,
Halb frei, und von den Fluthen halb benetzt.
Wie auf dem Meer ein langgeſtrecktes Steuer
Zum Hafen ſtrebt, vom Nord und Süd gehetzt,
So naht das Unthier, und die Zeit iſt theuer,
Dem zarten Schmaus, den man ihm vorgeſetzt.
Das Fräulein iſt halbtodt vor Schreck und Grauen
Und kann auf keine Hülfe mehr vertrauen.

101.
Nicht lang währt's, bis der Held die Lanze findet,
Er legt ſie gegen dieſen Kraken ein.
Nur einem Klumpen, der ſich dreht und windet,
Sonſt wüßt' ich nicht, wem er ſollt' ähnlich ſein;

Der Kopf allein iſt's, der das Thier verkündet,
D'ran Aug' und Zahn hervorſteht wie beim Schwein.
Der Ritter trifft die Stirne mit dem Spieße,
Doch iſt's, als ob auf Stahl und Fels er ſtieße.

102.

Noch härter auf das Unthier fällt der zweite,
Da ihm der erſte Stoß ſo wenig thut.
Der Kraken ſieht den Schatten, den das breite
Gefieder wirft, hinlaufen auf der Fluth,
Und läßt am Ufer die gewiſſe Beute,
Indem er dieſer eiteln folgt mit Wuth;
Und hinterher wälzt er ſich mit Getöſe:
Der Ritter ſinkt und gibt ihm hundert Stöße.

103.

Dem Adler gleich, wenn auf den grünen Auen
Im hohen Gras verſteckt die Natter ſitzt,
Wenn ſie ſich läßt auf ſonnigem Felſen ſchauen
Und golden die geputzte Schuppe blitzt:
Er wagt es nicht, die Krallen einzuhauen
Von vorne, wo die Gift'ge ziſcht und ſpritzt,
Im Rücken packt er ſie und ſchlägt die Schwingen,
Und läßt ſie nicht ſich drehn noch ihn umſchlingen:

104.

So zielt der Held mit Stößen und mit Streichen,
Nicht wo der Rüſſel ſtarrt von Zähnen ganz,
Vielmehr die Ohren ſtrebt er zu erreichen,
Stößt nach dem Rücken, wettert auf den Schwanz.
Dreht ſich das Thier, ſo eilt er auszuweichen,
Und ſenkt und hebt ſich, aber von dem Glanz
Der harten Schale prallen Speer und Degen,
Sie widerſteht wie Jaspis allen Schlägen.

105.

So pflegt die kecke Fliege ſich zu ſchlagen
Mit einem Hund im ſtaubigen Auguſt
— Sei's auch in frühern oder künft'gen Tagen,
Sei es im Wein-, im Erntemonat juſt — :
An Aug' und Schnauze weiß ſie ihn zu plagen,
Sie fliegt um ihn, ſtets iſt er im Verluſt,
Und kann oft lang mit trocknem Zahne hacken,
Doch gleich iſt's aus, gelingt's ihm, ſie zu packen.

106.

Der Kraken peitſcht mit ſeinem Schwanz das Meer,
So daß die Fluth zum Himmel ſpritzt ergrimmt:
Der Held mit ſeinem Vogel weiß nicht mehr,
Ob er in Lüften fliegt, im Meere ſchwimmt;
Nach einem trocknen Brette ſeufzt er ſehr,
Denn wenn die Trauſe nicht ein Ende nimmt,
Durchnäßt die Flügel ſich der Hippogryph,
Und ohne Kürbis oder Kahn geht's ſchief.

107.

Zuletzt, um dieſen grauſen Kampf zu ſchlichten,
Kommt ihm ein neuer Rath, der beſſer fleckt:
Er will das Unthier mit dem Strahl vernichten,
Der in dem Zauberſchilde liegt verſteckt.
Doch um nicht neues Unheil anzurichten,
Fliegt er zum Fräulein an dem Fels, und ſteckt
Ihr an den kleinen Finger jenen Reifen,
Damit die Zauber nicht auch ſie ergreifen.

108.

Den Ring, den Bradamante, ihn zu retten,
Von dem gefeſſelten Brunell empfing,
Mit dem Meliſſa, aus Alcinens Ketten
Ihn zu befreien, jüngſt nach Indien ging.

Meliſſa that an jenen argen Stätten,
Wie ich geſagt, viel Gutes mit dem Ring,
Worauf ihn Rüdiger zurückerhalten,
Der ihn ſeitdem am Finger ſtets behalten.

### 109.

Er gibt ihn nun der Schönen, daß dem Strahl
Des Zauberſchilds er ſich nicht widerſetze,
Und zu der hellen Augen Schutz zumal,
Die ihn ſchon tief verſtrickt in ihrem Netze.
Jetzt kommt, halb aufgebäumt, das Meerſcheuſal
Zum Strand, daß es an ſeinem Raub ſich letze:
Der Held nimmt ſeinen Stand, und hebt den Flor,
Und eine zweite Sonne ſteigt empor.

### 110.

Des Unthiers Augen trifft die Zauberhelle,
Und wirkt wie er es weiß und es begehrt.
So wie im Bache rücklings die Forelle,
Den man getrübt mit Kalk, hinunterfährt,
So zeigt ſich auf der ſchaumgekrausten Welle
Das Ungeheuer ſcheußlich umgekehrt:
Der Ritter ſendet rechts und links die Stöße,
Doch nirgends trifft ſein Stahl auf eine Blöße.

### 111.

Indeſſen bittet ihn die Schöne ſehr,
Nicht fruchtlos auf den Panzer loszudröhnen:
Um Gott, Herr, komm und löſe mich vorher,
Eh' dieſes Thier erwacht! ruft ſie mit Thränen:
Nimm mich mit dir, wirf lieber mich in's Meer,
Nur laß mich nicht in dieſes Scheuſals Zähnen! —
Worauf er, vom gerechten Flehn gerührt,
Das Fräulein löst und von dem Strand entführt.

112.

Der Vogel ſchlägt den Boden mit den Füßen,
Erhebt ſich und beginnt mit Ungeſtüm,
Den Ritter auf dem Rücken, fortzuſchießen,
Und auf dem Kreuz die Jungfrau hinter ihm.
Und alſo ward um einen allzuſüßen,
Zu leckern Schmaus getäuſcht das Ungethüm.
Der Ritter wendet ſich, um von den Augen
Und tauſend Küſſe von der Bruſt zu ſaugen.

113.

Den Vorſatz, Spanien völlig zu durchſtreichen,
Gibt er jetzt auf, der ihm zuvor behagt,
Und eilt die nächſte Küſte zu erreichen,
Wo in die Fluthen die Bretagne ragt.
Am Ufer iſt ein Hain von ſchatt'gen Eichen,
In welchem ewig Philomele klagt,
Mit einer Au, von einem Quell durchfloſſen
Und rings von ſtillen Bergen eingeſchloſſen.

114.

Hier läßt der Ritter ſeine Sehnſucht walten,
Und hemmt den Flug, der nach der Wieſe geht;
Er läßt ſein kühnes Roß die Flügel falten,
Doch jenes nicht, das ſie noch ſtärker bläht.
Vom Roß geſprungen, kann er kaum ſich halten,
Ein andres zu beſteigen, doch ihm ſteht
Der ſchwere Harniſch allzuſehr im Wege,
Er muß herab, daß er ſich frei bewege.

115.

Die Waffen reißt er ab im Liebesdrange,
Sie liegen in Verwirrung dort und hier.
Nie währte das Entkleiden ihm ſo lange:.
Löst' er ein Band, verſchlang er zwei dafür.

Doch jetzt, Herr, wird's zu lang mit dem Geſange,
Und ſchwerlich gerne weiter hörtet Ihr,
D'rum will ich die Geſchichte nun verſchieben,
Bis Euch's ein andermal wird mehr belieben.

---

## Eilfter Geſang.

1.

Wohl mag ein ſchwacher Zaum die Hufen kehren
Des Roſſes, wie ſein Muth auch feurig brennt,
Doch der Vernunft Gebiß wird ſelten wehren
Der Luſt, die toll nach ihrem Ziele rennt,
Wenn das Vergnügen winkt; nach Art des Bären,
Der ſich vom Honig nicht ſo balde trennt,
Wenn der Geruch ihm aufſtieg in die Naſe,
Wenn er ein Tröpfchen koſtete vom Glaſe.

2.

Wie ſoll Vernunft den guten Rüd'ger zähmen,
Der mit der herrlichen Angelica,
Der nackten, in dem einſamen, bequemen
Gebüſch ſich Meiſter ihrer Reize ſah?
Auf Bradamanten noch Bedacht zu nehmen,
Das kam ihm auch nicht in Gedanken nah,
Und käm's ihm nah, wär's thöricht, wenn er dieſe
Nicht ebenfalls geziemend ſchätzt' und prieſe,

3.

Bei welcher ſelbſt Xenokrates, der ſtrenge,
So wenig würd' enthaltſam ſein als er.
Schon lag von Waffenſtücken eine Menge
Bei Schild und Speer am Boden rings umher,

Als, niederblickend in der Scham Gedränge
An ihrem ſchönen Leib, von ungefähr
Das Fräulein jenen werthen Ring erkannte,
Den in Albracca ihr Brunell entwandte.

4.

Dieß iſt der Ring, mit dem ſie ſich bewehrte,[*]
Als ſie das erſtemal nach Frankreich ging
Mit ihrem Bruder, dem der Spieß gehörte,
Den ſpäterhin Aſtolf, der Held, empfing;
Der Ring, der jede Zauberkunſt zerſtörte
Des Malegys am Stein Merlin's; der Ring,
Mit dem ſie Roland einſt und andre Leute
Aus Dragontinens Sklaverei befreite;

5.

Mit dem ſie unſichtbar des Thurmes Mauern,
Wo ſie ein böſer Alter hielt, entwich.
Doch ſoll das alte Lied noch länger dauern?
Ihr wißt ja alles ſelbſt ſo gut wie ich!
Auf ihn ließ Agramant begierig lauern,
Und ſeit Brunell damit von dannen ſchlich,
War ihr Fortunens Gnade ganz entriſſen
Und ließ ſie endlich Reich und Heimath miſſen.

6.

Wie ſie ihn jetzt an ihrer Hand entdeckt,
Iſt ſie von Staunen ſo und Luſt bewegt,
Daß ſie ſich glaubt von einem Traum geneckt,
Und kaum Vertrau'n zu Aug' und Händen trägt.
Schnell von der Hand, und in den Mund geſteckt!
Und ſchneller als der Blitz herniederſchlägt,
Iſt ſie hinweg, er kann ſie nicht mehr ſehn,
Der Sonne gleich, wenn Wolken drüber gehn.

---

[*] Eine der oft wiederkehrenden Anſpielungen auf Bojardo's Epos.

7.

Er läßt den Blick nach allen Seiten ſchweifen
Und wie verrückt beginnt er ſich zu drehn.
Auf einmal denkt er an den Zauberreifen,
Fühlt ſich verhöhnt und bleibt verſteinert ſtehn;
Nun kann er ſeinen Unverſtand begreifen,
Sich und das Fräulein fängt er an zu ſchmähn,
Daß ſie mit dieſem undankbaren Streiche
Ihm ſeinen Lohn für ihre Rettung reiche.

8.

Undankbar Mädchen! ruft er zu der Tauben:
Iſt das der Dank, mit dem du mir vergiltſt;
Erfreut's dich mehr, mir meinen Ring zu rauben,
Als daß du zum Geſchenk ihn nehmen willſt?
Ihn will ich dir, mein Schild und Roß erlauben,
Mich ſelber nimm, vor dem du dich verhüllſt!
Nur mögſt du mir dein holdes Antlitz zeigen.
Ich weiß, du hörſt, Grauſame, und kannſt ſchweigen.

9.

Nun fängt er an, die Quelle zu umſchleichen,
Dem Blinden gleich, indem er tappt und ruft.
Oft glaubt er ſeine Schöne zu erreichen,
Und ſchlingt den Arm nur um die leere Luft.
Indeſſen läßt er ferne ſie entweichen;
Sie raſtet nicht, und kommt zu einer Schluft,
Die weit ſich unter einem Berge mündet,
Und wo ſie Speiſe nach Bedürfniß findet.

10.

Ein alter Schäfer hielt an dieſer Stelle
Sich auf mit einer großen Heerde Stuten.
Sie weideten thalab, wo Quell' um Quelle
Ein zartes Futter bot an friſchen Fluthen;

Und rechts und links im Felſen waren Ställe,
Wohin ſie flohen vor des Mittags Gluthen.
Dort weilt' Angelica nach langem Gehen
Den ganzen Tag, und ließ ſich noch nicht ſehen.

11.

Und als der Abend endlich Kühlung bot,
Da mochte ſie der Ruh' nicht länger pflegen;
Sie fand ein grobes Kleid für ihre Noth,
Ach, jenen heitern Trachten ſehr entgegen,
Die ſie dereinſt, grün, gelb und blau und roth,
In jeder Art gewohnt war anzulegen.
Doch ſelber in ſo niedrem, rauhem Flaus
Sah ſie noch ſchön und hochgeboren aus.

12.

Mag Phyllis, Galathee geprieſen werden,
Und Amaryllis ſei der Kränze Ziel,
Hier ſteht die ſchönſte Schäferin auf Erden,
Mit eurer Gunſt, ihr Schäfer des Virgil!
Das holde Fräulein nahm ſich aus den Heerden
Die Stute, die am beſten ihr gefiel.
Von Stund an tritt ein Plan vor ihre Seele,
Wie ſie den Weg nach ihrer Heimath wähle.

13.

Held Rüd'ger, der indeß in langem Schweigen
Gewartet hat, ob ſie ſich nicht verräth,
Muß ſich von ſeinem Irrthum überzeugen,
Er ſieht, daß ſie entflohen iſt, und geht
Zurück, um ſeinen Renner zu beſteigen,
Der ſich mit Erd' und Himmel gleich verſteht,
Und ſieht, daß der dem Zügel ſich entrungen,
Und ſich zu freierm Flug emporgeſchwungen.

14.

Das iſt zum andern Schaden hart zu tragen,
Daß er den Vogel jetzt entbehren muß,
Und weckt ſo ſehr als Jene ſeine Klagen,
Die ihn betrog, allein noch mehr Verdruß
Erregt es ihm, als alle andern Plagen,
Daß er den Ring verlor zum Ueberfluß,
An dem ihm nicht ſowohl des Zaubers wegen,
Als um der Liebſten willen viel gelegen.

15.

Nun warf er, traurig über alle Maßen,
Die Waffen um, und hinterrücks den Schild,
Und ging vom Meer auf ſchönbegrüntem Raſen
Nach einem langen Thale durch's Geſild,
Wo er auf breiter und betretner Straßen
Gelangt zu Wäldern, [illegible] und dicht und wild:
Er geht nicht lang, da hört er von der Rechten,
Grad aus dem dichtſten Wald, ein ſtarkes Fechten.

16.

Er hört ein Schwertgeklirr, das mächtig ſchallt
Und ſchrecklich, und er eilt von Baum zu Baum,
Und ſieht zwei Gegner mitten in dem Wald
In großem Kampf auf einem engen Raum,
Für jedes Mitleid, jede Schonung kalt,
Und Rachentflammt, wodurch? ich weiß es kaum.
Es war ein Rieſe, der ſehr trotzig ſchien,
Im Streit mit einem Ritter, frei und kühn.

17.

Der wehrt ſich mit dem Schild und mit dem Degen,
Indem er rechts und links behende ſpringt,
Um zu entgehn der Keule Wetterſchlägen,
Die jener hoch mit beiden Händen ſchwingt;

Todt liegt ſein Schlachtroß, ohne ſich zu regen.
Held Rüd'ger ſchaut, wie ſich der Streit verſchlingt;
Bald neigt ſein Herz ſich zu dem Rittersmanne,
Und wünſcht, daß er den Rieſen übermanne.

18.

Doch will er ſich deßhalb nicht zu ihm wenden,
Er ſchaut, indem er ſich zur Seite hält,
Als plötzlich, ſiehe, von des Stärkern Händen
Ein ſchwerer Hieb auf's Haupt des Kleinern fällt.
Der Ritter ſtürzt, ſein Leben ſcheint zu enden;
Wie ihn der andre liegen ſieht im Feld,
Löst er den Helm, den Kopf ihm abzuhauen,
So daß ihm Rüd'ger kann in's Antlitz ſchauen.

19.

Und Rüd'ger ſieht ein theures Angeſicht!
Die Schönſte, Liebſte liegt in ſolchen Nöthen,
Auf Bradamanten zielt der Böſewicht,
Sie will der Gottverhaßte Rieſe tödten.
Gleich fordert er den Frevler zum Gericht,
Und eilt, das Schwert in ſeinem Blut zu röthen,
Doch der will nichts von neuem Kampfe wiſſen:
Schnell hat er ſie in ſeinen Arm geriſſen,

20.

Und trägt ſie durch die Wildniß auf dem Rücken,
So wie der Wolf ein junges Lamm umfängt,
So wie der Aar die Luft pflegt zu durchzücken,
In deſſen Klau'n ein armes Täubchen hängt.
Der Ritter folgt ihm nach, und nicht auf Krücken,
Er fühlt gar wohl, wie ſehr die Hülfe drängt,
Allein der Rieſe hält ein ſolches Rennen,
Daß Rüd'gers Augen kaum nur folgen können.

21.

So kommen ſie, zu jähem Lauf gehetzt,
Der Ritter hinterher, voraus der Rieſe,
Auf dunklem Pfad, der weiter ward zuletzt,
Zum Wald heraus auf eine große Wieſe.
Nichts mehr davon! zu Roland kehr' ich jetzt:
Er hat den Blitzſtrahl, den ihm ließ der Frieſe,
Dem tiefſten Grund des Meeres anvertraut,
Daß nimmer ihn ein ſterblich Auge ſchaut.

22.

Doch wenig half es uns: der immer wachte,
Der arge Feind jedweder Kreatur,
Der dieß Geſchoß nach jenem andern machte,
Das aus den Wolken donnert auf die Flur,
Und uns dadurch nicht mindern Schaden brachte,
Als uns durch Evens Apfel widerfuhr,
Wußt' es in eines Zaubrers Hand zu tragen,
Nur kurze Zeit vor unſrer Väter Tagen.

23.

Das Höllenwerkzeug lag im Schooß der Wogen
Wohl hundert Klafter tief, viel Jahre lang;
Dann ward's durch Zauberei emporgezogen,
Worauf's am erſten zu den Teutſchen drang;
Und die verſuchten es ſtatt Pfeil und Bogen,
Bis es zuletzt dem klugen Volk gelang,
Gewitzigt durch den Teufel, uns zum Schaden [*]
Das unglückſelige Gewehr zu laden.

24.

Italien, Frankreich und die andern Lande
Begrüßten dieſe Kunſt bald insgemein.
Der eine gießt aus eines Ofens Brande
Geſchmolznes Erz in hohle Formen ein,

---

[*] Bekanntlich ſoll die verhängnißvolle Waffe zuerſt in dem Krieg zwiſchen den Venetianern und Genueſern, im Jahr 1380, gebraucht werden ſein.

Der andre bohrt es, bald mit weitem Rande,
Mit engem bald, ſoll's ſchwer, ſoll's leichter ſein;
Von Donnerbüchſen kannſt du, Feuerröhren,
Einfachen, doppelten Kanonen hören.

25.

Nachdem's der Künſtler will, der ſie geſchaffen,
Feldſchlange, Falconett ſind ſie genannt:
Sie brechen Erz, und Mauern müſſen klaffen,
Wohin ſich der gewalt'ge Schuß gewandt.
Trag', armer Kriegsknecht, trag' nur deine Waffen
Zum Schmid, behalte nur das Schwert zur Hand,
Und auf dem Rücken laß die Büchſe hangen,
Sonſt wirſt du wahrlich wenig Sold erlangen.

26.

Wie fandſt du nur, o frevelhafte, ſchnöde
Erfindung, Raum in einer Menſchenbruſt?
Durch dich iſt nun das Waffenhandwerk öde,
Zerſtört durch dich des Krieges Ruhm und Luſt,
Von Tapferkeit und Ehre keine Rede,
Der Gute vor dem Schlechten im Verluſt,
Durch dich iſt Kühnheit, Heldenthum vertrieben,
Und kann ſich nicht mehr auf dem Schlachtfeld üben.

27.

Durch dich erlag und wird hinfort erliegen
Ein Kranz von Herrn und Rittern, reich an Ehren,
Eh' es zu Ende geht mit dieſen Kriegen,
Die jetzt Italien und die Welt verzehren;
Und wenn ich's ſage, wird mein Wort nicht trügen,
Der ſchlimmſte aus den böſen Geiſterheeren,
Die je gewandelt in dem Licht der Sonnen,
Iſt wer dieß ſcheußliche Geſchütz erſonnen.

28.

Auch glaub' ich, daß des Richters ew'ge Strafen
Im tiefſten Schlund der ſchwarzen Unterwelt
Die Gottverfluchte Seele ſchrecklich trafen,
Dem Gottverfluchten Judas zugeſellt.
Doch wenden wir uns jetzt zu unſrem Grafen,
Der auf Ebuda ſeinen Sinn geſtellt,
Wo man der Frauen ſchönſte Blüth' und Friſche
Zur Speiſe gibt dem grauſenhaften Fiſche.

29.

Allein je mehr der Paladin ſich hetzt,
Je minder eilig ſcheint der Wind zu ſein:
Ob er zur Rechten bläst, zur Linken jetzt,
Von hinten, — ſtets verdroſſen bläst er drein,
So daß die Reiſe langſam geht; zuletzt
Stellt er mitunter gar das Blaſen ein.
Oft iſt er widrig, daß man ihm entgegen
Muß wenden oder auf die Seite legen.

30.

So wollt' es Gott: er ſoll nach dieſem Land
Den König nicht von Irland übereilen,
Dann hat er bei dem Wagniß leichtern Stand,
Wovon ich bald euch Nachricht werd' ertheilen.
Die Inſel ſtieg empor, da ſprach Roland
Zu ſeinem Steuermann: hier magſt du weilen,
Und gib mir ohne Säumen einen Kahn:
Ich will allein mich jenem Felſen nahn.

31.

Gib mir das größte Tau in dieſe Fähre,
Dazu den größten Anker, den du haſt:
Du wirſt ſchon ſehn, wozu ich das begehre,
Wenn meine Hand dieß Ungeheuer faßt. —

Schon ſchaukelt ſich der Nachen auf dem Meere,
Sammt allem, was zu ſeinem Plane paßt;
Die Waffen läßt er, bis auf's Schwert, im Schiffe,
Und fährt allein nach jenem Felſenriffe.

32.

Die Ruder hält er an die Bruſt gepreßt,
Den Rücken hält er nach dem Strand gerichtet,
So wie der Seekrebs aus dem ſalz'gen Neſt
Sich rückwärts nach dem trocknen Ufer flüchtet.
Es war zur Stunde, wo Aurora läßt
Die goldnen Locken, eben friſch geſchlichtet,
Vor Phöbus ſehn, der, halb im Meer verſteckt,
Halb ſichtbar, Tithon's Eiferſucht erweckt.

33.

Wie er dem nackten Fels ſo nah gekommen,
Als einer ſtarken Hand der Steinwurf glückt,
Da dringt ein Ton der Klage, halb vernommen,
Ihm in das Ohr, gebrochen und erſtickt.
Gleich iſt er mit dem Nachen links geſchwommen,
Und wie er über's Meer hinunterblickt,
Sieht er ein Weib, ganz nackt und ausgezogen,
An einem Strunk, den Fuß umſpühlt von Wogen.

34.

Er iſt zu ferne von der Unglücksſtelle,
Ihr Kopf zu tief, als daß er ſie erkennt;
Er braucht die beiden Ruder, ſtark und ſchnelle,
Weil er vor Sehnſucht ſie zu ſehen brennt.
Auf einmal aber brüllen Strand und Welle,
Und es empört ſich jedes Element:
Das Waſſer ſchwillt, das Unthier kommt gezogen
Und deckt beinah' mit ſeiner Bruſt die Wogen.

35.

So wie aus einem finſtern, feuchten Grunde
Die ſturm- und regenſchwangre Wolke ſteigt,
Und über dem erſchrocknen Erdenrunde
So ſchwarz ſich lagert, daß der Tag ſich neigt,
So kommt der Kraken aus dem Waſſerſchlunde,
Das ganze Meer faſt unter ihm gebeugt.
Die Welle tobt: ſtolz ruhig ſchaut der Kühne
Auf ihn, und wechſelt weder Herz noch Miene.

36.

Und als ein Kämpe, der in allen Sachen
Beim erſten Vorſatz bleibt, regt er ſich ſchnell:
Die Frau zu ſchützen vor des Unthiers Rachen,
Und dieß zugleich zu treffen auf das Fell,
Wirft er ſich zwiſchen beide mit dem Nachen,
Und in der Scheide bleibt ſein Kampfgeſell;
Er faßt das Tau mit ſamt dem Doppelhaken
Und wartet heldenmüthig auf den Kraken.

37.

Sobald den Rittersmann der Rieſenfiſch
Im Nachen ſieht auf wenig Schritte hin,
Sperrt er ein Maul auf, ſo verſchwenderiſch,
Ein Mann zu Roſſe hätte Platz darin.
Hinein fährt Roland mit dem Anker friſch,
Und, wenn ich irgend recht berichtet bin,
Auch mit dem Kahn, und läßt des Ankers Zacken
Den Gaumen und die weiche Zunge packen,

38.

So daß der Kiefer ſich nicht mehr zu ſchließen
Und auch nicht weiter aufzuthun vermag.
So pflegt man einen Schacht zuvor zu ſprießen,
Eh' man den Abſchied nimmt vom goldnen Tag.

Um nicht das unbedachte Werk zu büßen,
Wenn ſich die Grube ſenkt mit jähem Schlag.
Der Anker iſt ſo groß, daß nur durch Springen
Roland den obern Haken kann erringen.

39.

Wie nun die Stütze ſteht im Rachen feſte,
So daß das Maul nicht zuſchnappt ſo geſchwind,
Greift er zum Schwert in dieſem finſtern Neſte,
Und haut und ſticht nach allen Seiten blind.
So gut ſich noch kann halten eine Feſte,
In deren Mauern ſchon die Feinde ſind,
So kann der Kraken, hinter deſſen Zähnen
Der Ritter hauſt, ſich noch zu halten wähnen.

40.

Vom Schmerz beſiegt, ſchnellt er ſich über's Meer,
Und zeigt die Seiten und den Rücken bloß;
Dann taucht er unter, raſt im Grund umher,
Und wühlt den Sand auf in dem grünen Schooß.
Dem Ritter ward des Waſſers mehr und mehr,
Er ſchwamm heraus, und ließ den Anker los,
Feſt eingebiſſen wie er war, und fing
Das Tau, das von dem Anker niederhing.

41.

Mit dieſem ſchwamm er eilig weg vom Kraken
Dem Felſen zu, und wie er den erreicht,
Zog er die Angeln, die im Kiefer ſtaken
Des Thiers, am Seile zu ſich her gar leicht.
Das Ungeheuer folgt an ſeinem Haken,
Gezwungen durch die Kraft, der keine gleicht,
Die Kraft, die mehr vermag mit Einem Rucke,
Als Hebelkraft mit zehenfachem Drucke.

42.

Dem Waldſtier gleich, der unverſeh'ns die Schlinge
Am Horne fühlt: er wehrt ſich mit Gebraus,
Dreht ſich im Kreis herum, macht tauſend Sprünge,
Stürzt hin, fährt auf, und kann doch nicht heraus:
So folgt, gezogen mit ſo ſtarker Zwinge
Aus ſeinem alten, holdgewohnten Haus,
Mit tauſend Sprüngen, wunderlichen Kreiſen
Der Fiſch dem Tau, und kann es nicht zerreißen.

43.

Das rothe Meer: der Nam' iſt nicht erlogen,
Er paßt für's Blut, das aus dem Rachen fließt.
Der Kraken peitſcht mit ſolcher Kraft die Wogen,
Daß ſich das Meer bis in den Grund erſchließt:
Es netzt den Himmel, deckt am hellen Bogen
Die Sonne, wie es in die Höhe ſchießt.
Wald, Berg und Strand ertönen von dem Toben,
Das ſich in dieſem grauſen Kampf erhoben.

44.

Der alte Proteus kommt aus ſeiner Grotte
Bei dieſem Lärm hervor, und wie er ſieht
Was Roland thut, der gar dem armen Gotte
Sein Ungeheuer nach dem Ufer zieht,
Erſchrickt er ſo, daß er die ſtumme Rotte
Vergißt zu weiden und durch's Meer entflieht;
Der Aufruhr wächſt: Neptun's Delphinenwagen
Fährt Aethiopien zu in vollem Jagen.

45.

Die Nereiden mit zerſtreuten Haaren,
Und Ino, Melicerten an der Bruſt,
Tritonen, Glauken und die andern Schaaren
Fliehn rechts und links, ſich keines Ziels bewußt.

Roland iſt mit dem Fiſch an's Land gefahren;
Der macht ihm weiter keinen Zeitverluſt,
Denn eh' er auf den Sand mit ihm gekommen,
Hat Angſt und Noth das Leben ihm genommen.

46.

Nicht wen'ge von der Inſel, hingeriſſen
Von Neugier zu dem ſeltnen Kampfe, ſahn
Im heil'gen Werke Frevel, ihr Gewiſſen
Zur Reu' geſtachelt durch den falſchen Wahn.
Wir werden's, riefen ſie, bezahlen müſſen,
Und Proteus wird von Neuem zornig nahn,
Und nach dem Lande ſenden ſeine Heerde.
Damit der alte Krieg erneuert werde.

47.

Und beſſer iſt es, Gnade zu erflehen,
Eh' Schlimmeres verhängt des Gottes Wuth:
Dieß wird durch einen Opfertod geſchehen,
D'rum werfe man den Frevler in die Fluth!
So wie von Brand zu Brand die Flammen wehen,
Und bald ein ganzer Landſtrich ſteht in Gluth,
So ſtrömt von Bruſt zu Bruſt, wild aufgelodert,
Die Rache, die den Tod des Grafen fodert.

48.

Der hat die Schleuder, jener führt den Bogen,
Der zuckt das Schwert, und jener ſchwingt den Speer;
Von vorn und hinten, links und rechts umzogen
Hat ihn das viehiſch undankbare Heer.
Daß ſeine Hoffnung ihn ſo ſchnöd betrogen,
Verwundert ſich der Paladin gar ſehr:
Der Tod des Kraken wird an ihm gerochen,
Wovon er Lohn und Ehre ſich verſprochen.

49.
Doch wie der Bär nichts fürchtet, wenn auf Märkte
Mit ihm die Ruſſen oder Letten ziehn,
Und Hündchen, deren Muth die Zahl verſtärkte,
Ein frech Gekläff erheben rings um ihn, —
Er thut gar nicht als ob er ſie bemerkte:
So wenig fürchtet ſich der Paladin
Vor dem Geſindel, deſſen ganze Schaaren
Vor einem Hauch nach allen Winden fahren.

50.
Und augenblicklich hat er Raum gemacht,
Wie er ſich dreht und Durindanen zieht:
Das dumme Volk war auf den Wahn gebracht,
Es werde fertig werden unbemüht
Mit ihm, der keinen Harniſch bringt zur Schlacht,
Bei dem's nicht Schild noch andre Waffen ſieht.
Daß ſeine Haut ſo hart wie Diamant
Von Kopf zu Fuß, war ihnen nicht bekannt.

51.
Was nicht an ihm die andern können üben,
Iſt ihm darum an ihnen nicht verwehrt:
Er tödtet ihrer dreißig mit zehn Hieben;
Verrechn' ich mich, iſt's nicht der Rede werth.
Bald hat er alle von dem Strand vertrieben
Und ſchon zu jener Frau ſich hingekehrt,
Als neuer Aufruhr und Geſchrei und Brüllen
Den Strand von einer andern Seite füllen.

52.
Indeß dem Paladin auf dieſem Strand
Der Haufen der Barbaren muß erliegen,
Sind Irlands Völker ohne Widerſtand
Auf mehrern Seiten an das Land geſtiegen,

Von deren ſchonungsloſer Rächerhand
Tod und Verwüſtung durch die Inſel fliegen,
Und, ſei's nun grauſam oder ſei's gerecht,
Sie achten weder Alter noch Geſchlecht.

53.

Kaum mit den Inſulanern kam's zum Streite,
Theils war der Anfall unverſeh'ns genaht,
Theils hielt die kleine Stadt nur wenig Leute,
Und dieſe wen'gen wußten keinen Rath.
Sie ſind des Schwerts, die Stadt des Feuers Beute,
Und ihre Habe raubt ſich der Soldat.
Die Mauern werden gleich gemacht dem Boden,
Und die Bewohner wandern zu den Todten.

54.

Roland, als ging' ihn nichts die allgemeine
Verwüſtung an, Geſchrei und Mord und Brand,
Geht hin zu ihr, die an dem nackten Steine
Dem Rieſenunthier preisgegeben ſtand.
Er ſieht, und gar bekannt ſcheint ihm die Kleine,
Je mehr er naht, je mehr wird ſie bekannt:
Olympia! denkt er, und ſie iſt es freilich,
Belohnt für ihre Treue ſo abſcheulich.

55.

Olympia, die Arme, die, geſchändet
Von Amor erſt, auch noch des Glückes Schlag
Empfand, das die Korſaren ihr geſendet
Und ſie entführen ließ am ſelben Tag.
Den Freund erkennt ſie, der ſich zu ihr wendet,
Doch da ſie ſich zu decken nicht vermag,
Senkt ſie den Blick, und kann ſich nicht entblöden
Ihn anzuſehn, geſchweig' ihn anzureden.

56.

Der Ritter fragt ſie, welch' ein hart Geſchick
Zu dieſer Inſel ſie von dort verſchlagen,
Wo er ſie mit dem Gatten ließ zurück,
Und glücklich, mehr als Worte können ſagen.
Ich weiß nicht, ſprach ſie, ſoll ich für das Glück
Der Rettung danken oder ſoll ich klagen?
Ihr habt mich heute von dem Tod befreit,
Allein geendet wär' mein Elend heut!

57.

Ich muß Euch danken, daß Ihr mich errettet,
Mein Schutz vor einem graſſen Tode wart:
In dieſes Thieres ſchnödem Bauch gebettet,
Zu gräßlich wäre ſolche Todesart.
Wenn Ihr nur auch mein Leid beſchloſſen hättet;
Das dank' ich nicht, daß Ihr mein Blut geſpart.
Wie dankt' ich's, gäbt Ihr mir mit Euren Händen
Das einz'ge Mittel, meinen Schmerz zu enden! —

58.

Und nun erzählt ſie unter tauſend Zähren,
Wie ihr Gemahl im Schlafe ſie verrieth,
Nicht achtend ſeiner Pflichten, ſeiner Ehren,
Und welch' ein grauſam Loos ihr dann geblüht.
Sie ſucht, indem ſie ſpricht, ſich abzukehren,
Wie man in Stein und Bild Dianen ſieht,
Mit ihren Nymphen in dem Bade ſitzend
Und Waſſer nach Actäon's Stirne ſpritzend.

59.

So gut ſie kann, bedeckt ſie Leib und Brüſte,
Und lieber gibt ſie Seit' und Rücken frei.
Der Ritter wünſcht ſein Fahrzeug an die Küſte,
Und wünſcht, damit ihr ganz geholfen ſei,

Ein Kleidungsſtück, das ſie verhüllen müßte;
In dieſen Nöthen kommt Obert herbei,
Obert, der König Irlands, der vernommen,
Das Ungeheuer ſei ſchon umgekommen:

60.

Es habe ſchwimmend ihm ein Rittersmann
Mit einem Anker aufgeſperrt den Rachen,
Und nach dem Ufer es gezogen d'ran,
Wie man ſtromauf mit Schiffen pflegt zu machen.
Obert eilt zur Erkundigung heran,
Ob man ihm wahr berichtet dieſe Sachen,
Indeß ſein Volk mit Feuer und mit Schwert
Das ganze Thräneneiland rings verheert.

61.

War gleich mit Blut der Paladin begoſſen,
Naß und entſtellt von dieſer Waſſerſchlacht,
Entſtellt vom Blut, das über ihn gefloſſen,
Als er herauskam aus dem rothen Schacht,
Erkannte doch der König den Genoſſen
Des großen Kaiſers, weil er's gleich gedacht,
Als er vernahm von dieſem kühnen Streiche,
Daß das Roland wie keinem andern gleiche.

62.

Er kannt' ihn, weil er ward am Hof erzogen
Von Frankreich, unter der Infanten Schaar,
Den er, durch ſeines Vaters Tod bewogen,
Verließ als König, erſt vor einem Jahr.
Er hatt' ihn dort geſehn, Geſpräch gepflogen
Mit ihm, ſo oft als nicht zu zählen war,
Und nun umarmt' er ihn, hieß ihn willkommen,
Nachdem er ſich den Helm vom Haupt genommen.

63.

Es zeigte Roland nicht geringre Freude,
Den König, als der König ihn zu ſehn.
Nachdem ſie Willkomm und Umarmung beide
Noch wiederholten einmal oder zween,
Erzählt ihm Roland von Olympiens Leide,
Wie und von wem Verrath an ihr geſchehn,
Von einem, der's am allermindſten ſollen,
Von dem Biren, dem Falſchen, Ränkevollen.

64.

Hierauf erzählt er alle die Beweiſe
Von Liebe, die ſie dem Verräther bot,
Wie ſie für ihn ward Bettlerin und Waiſe,
Ja, für ihn wollte gehen in den Tod;
Und daß er ſie mit vollem Rechte preiſe,
Ein Augenzeuge ihrer Treu und Noth.
Indeß er ſprach, ſah man aus ihren hellen
Geſenkten ſchönen Augen Thränen quellen.

65.

Ihr ſchönes Antlitz war, wie Nebelgrauen
Im Frühling oft ſich ſtreitet mit dem Licht:
Ein Regenſchleier deckt die grünen Auen,
Indeß die Sonne rings den Flor durchbricht;
Und wie die Nachtigall, erquickt vom lauen
Sprühquell, die Töne durch einander flicht,
Netzt Amor in den Thränen ſein Gefieder,
Und ſonnt ſich an den klaren Augen wieder.

66.

An dieſer holden Sterne Feuer glüht
Er ſeinen Pfeil, und kühlt ihn in der Quelle,
Die ſich durch roth- und weiße Blumen zieht,
Dann ſchießt er nach dem Jüngling ſcharf und ſchnelle,

Der ſich der jähen Wunde nicht verſieht,
Und keinen Schild noch Harniſch hat zur Stelle:
Indeß er ſich vergnügt, ſie anzuſehn,
Fühlt er den Schmerz, weiß nicht wie ihm geſchehn.

67.

Fürwahr, Olympia's Reize waren ſelten,
Und nicht vereinzelt: nicht die Stirn allein,
Die Locken, Augen, Wangen konnten gelten,
Nicht nur Mund, Naſe, Hals und Schultern: nein,
Von da hinab, wo ſich die Brüſte ſchwellten,
Was vom Gewande pflegt verhüllt zu ſein,
War ſo erleſen, glänzend, daß auf Erden
Kein Reiz damit verglichen konnte werden.

68.

Den friſchen Schnee an Schimmer überwindet,
Das Elfenbein an Glätte, die Geſtalt,
Die Brüſte gleichen, wunderzart geründet,
Der Milch, die ſchäumend im Gefäß noch wallt,
Und zwiſchen ihnen iſt ein Raum gegründet,
Wie zwiſchen kleinen Hügeln oft ein Spalt
Hinunterführt in ſchatt'ge, ſchöne Thale,
Wo noch der Schnee nicht ſchmolz vom Frühlingsſtrahle.

69.

Die ſchlanken Seiten und die weißen Lenden,
Der Leib, mehr als ein Spiegel rein und eben,
Von Phidias, ja noch von geſchicktern Händen
Gemeiſelt ſchienen ſie im Bild zu leben.
Soll ich mich noch zu jenen Theilen wenden,
Die ſie verdecken will mit eitlem Streben?
Ich ſage kurz: vom Kopf bis zu den Füßen
Könnt ihr hier ſehn, was jemals Reize hießen.

70.

Wenn ſie der Phryger Hirt auf Ida's Weiden
Geſehen hätte, weiß ich nicht zu ſagen,
Ob Venus, übertraf ſie gleich die beiden
Göttinnen, wohl den Preis davon getragen.
Dann hätte wohl ob den verletzten Eiden
Des Gaſtrechts der Atride nichts zu klagen.
Nein, hätt's geheißen, bleibe nur, Helene.
Bei Menelas! ich will kein Weib als jene!

71.

Und wäre ſie in Kroton einſt geweſen,
Als Zeuxis jenes Bildniß unternahm
Für Juno's Tempel, und, von ihm erleſen,
Der Preis der nackten Schönen zu ihm kam,
Und er, zu ſchaffen ein vollkommnes Weſen,
Von dieſer dieß, von jener jenes nahm,
Er durfte nur von ihr allein entlehnen,
Er fand in ihr den Inbegriff des Schönen.

72.

Ich glaube nicht, daß jemals vor Biren
Nackt dieſer holde Leib ſich ſehen laſſen,
Wie konnt' er ſonſt die Grauſamkeit begehn,
Und in der öden Wüſte ſie verlaſſen?
Der König glüht, wie er ſie ſieht ſo ſchön,
Und kann's nicht bergen, kann ſich kaum noch faſſen;
Er tröſtet ſie, und regt die Hoffnung an,
Daß all' ihr Leid in Glück noch enden kann.

73.

Er ſchwört ihr, ſie nach Holland zu begleiten,
Sie wieder einzuſetzen in ihr Recht,
Den Frevler zum Gedächtniß aller Zeiten
Zu ſtrafen, der ſo treulos war und ſchlecht,

Mit Irlands ganzer Macht für ſie zu ſtreiten,
Und nicht zu ruhen bis er ſie gerächt.
Man ſucht indeſſen jedes Haus im Lande
Nach Röcken durch und weiblichem Gewande.

74.

Nicht ſehr von ferne werden ſie verſchrieben,
Und braucht man aus der Inſel nicht zu fahren,
Da ihrer täglich von den Frauen blieben,
Die jenes Thier verſchlang in großen Schaaren.
Nicht lang, ſo hat Obert ſie aufgetrieben,
Die groß an Zahl und bunt von Farben waren,
Und läßt Olympien kleiden, doch von allen
Will ihm kein Kleid, ganz ihrer werth, gefallen.

75.

So ſchöne Seide, Gold, ſo fein geſponnen,
Hat nimmer ſelbſt Florenz hervorgebracht,
Und keine Stickerei ward je erſonnen
Mit Fleiß und Witz und eifrigem Bedacht,
Die für dieß Götterbild ſein Lob gewonnen,
Auch von Minerva, von Vulcan gemacht,
Daß ſie's verdiente, Glieder zu umhüllen,
Die ihn mit ſehnender Erinn'rung füllen.

76.

Aus mancher Rückſicht zeigt der Paladin
Sich über dieſe Liebe ſehr zufrieden,
Denn außer daß der König, wie es ſchien,
Nicht dacht' in ſeiner Rache zu ermüden,
So wurde durch dieß Mittel auch für ihn
Ein ſchwer und läſtig Hinderniß vermieden:
Er war ja nicht Olympiens wegen da,
Sein Ziel, ſein Schützling war Angelica.

77.

Daß ſie nicht da ſei, war er bald im Klaren,
Doch nicht, ob ſie nicht da geweſen ſei,
Weil todt nun von der Inſel alle waren,
Und keins entging der großen Metzelei.
Den nächſten Tag ward wieder abgefahren,
In Einer Flotte lief man aus der Bai.
Graf Roland zog zuſammen mit den Iren,
Denn dieſer Weg ſollt' ihn nach Frankreich führen.

78.

Kaum einen Tag kann er ſich angewöhnen,
Kein Flehn, kein Bitten hält den Paladin,
Die Liebe ſendet ihn nach ſeiner Schönen,
Und läßt ihn keinen Augenblick verziehn.
Er geht, und bittet, ſeine Treu zu krönen,
Den König, mahnt an ſein Verſprechen ihn,
Was für Olympien er zu thun erbötig:
Unnütze Müh! er hielt ihr mehr als nöthig.

79.

Nach kurzer Zeit berief er die Vaſallen,
Mit Britten und mit Schotten im Verband,
Und nahm ihm Holland aus den Räuberkrallen,
Ließ bei den Frieſen ihm nicht Stadt noch Land,
Bewog auch Seeland von ihm abzufallen,
Und machte weder Raſt noch Stilleſtand,
Bis er ihn umgebracht. Der Lohn indeſſen
War immer noch der That nicht angemeſſen.

80.

Nun darf der König bei Olympien ſchlafen,
Die Gräfin wird zur großen Königin.
Doch kehren wir zum ritterlichen Grafen:
Der fährt mit vollen Segeln raſch dahin,

Bis er ſie einzieht in demſelben Hafen,
Wo er ſie aufgeſpannt; mit friſchem Sinn
Springt er auf ſeinen Briliador in Waffen,
Und hat nichts mehr mit Wind und Fluth zu ſchaffen.

81.

Gewiß hat er den Winter viel verrichtet,
Preiswürdig und der Welt nicht zu verhehlen,
Doch iſt von dieſen Thaten nichts berichtet,
D'rum fällt's nicht mir zur Laſt, wenn ſie hier fehlen.
Denn Roland war ſtets mehr darauf gerichtet,
Ein Heldenwerk zu thun, als zu erzählen:
Nie hat man eine That von ihm erfahren,
Wenn keine Zeugen ihm zur Seite waren.

82.

Des Winters Reſt verbracht' er ſo verborgen,
Daß Niemand kam auf eine ſichre Spur,
Bis in des Thieres* Kreis, auf dem in Sorgen
Phryxus den breiten Helleſpont durchfuhr,
Die Sonne trat, des Jahres holden Morgen
Ein heitrer Wind zurücktrug auf die Flur:
Da offenbarten Roland's Wunderthaten
Mit ſchönen Blumen ſich und neuen Saaten.

83.

Durch Berg und Thal, auf Feld- und Uferwegen
Irrt' er umher, in Kümmerniß und Gram,
Da ritt er einſtmals einem Wald entgegen,
Wo er ein ſchmerzliches Geſchrei vernahm.
Er ſpornt ſein Roß und faßt den treuen Degen,
Und eilt dahin, woher die Stimme kam.
Allein ich will ein andermal euch ſagen,
Wenn's euch beliebt, was hier ſich zugetragen.

---

* Widder.

Anmerkung. Für den eilften Geſang iſt die Ueberſetzung ſehr ſtark benützt, welche der St. Chriſtophorus und Schutzpatron der überſetzenden Muſe, A. W. v. Schlegel, ſeiner Zeit im Athenäum gegeben hat.

Möge es auch dem neueſten Ueberſetzer dieſes reizenden Gedichts zu Gute kommen, und möge es erlaubt ſein, die Klage zu wiederholen, welche der kanoniſirte Meiſter daſelbſt in den begleitenden Worten an Tieck anſtimmt: „Endlich wird Niemand, der in dieſem Fache Erfahrungen gemacht hat, behaupten, die Sprache laſſe es einem durch Gefügigkeit und Ueberfluß an metriſchen Mitteln und Freiheiten leicht werden. Die Armuth an Reimen iſt unter andrem von der Art, daß ſie einem Ueberſetzer des raſenden Roland, der nicht eher loskommen ſollte, als bis er fertig wäre, Flüche und Verwünſchungen abdringen könnte, wie die Verdammten ſie ausſtoßen.“

# Zwölfter Geſang.

## 1.

Ceres, von der idäiſchen Mutter kehrend,
Wie ſie dem ſtillen Thale wieder naht,
Wo Aetna dem Enceladus beſchwerend,
Dem Blitzgefällten, auf den Nacken trat,
Mißt ſie ihr Kind, wo ſie's gelaſſen, während
Sie fort war, ferne von betretnem Pfad:
Sie wüthet gegen Bruſt, Geſicht und Haare,
Und greift zuletzt nach einem Fichtenpaare,

## 2.

Entflammt ſie an der Eſſe des Vulkan,
Mit einem ew'gen Feuer ſie durchdringend;
Und tritt die Fahrt im Drachenwagen an,
In jeder Hand der Fackeln eine ſchwingend;

Durch Wälder und durch Felder geht die Bahn,
Durch Berg und Thal, Fluß, Strom und See ſich
ſchlingend,
Durch Land und Meer, — und wie das Erdenrund
Durchſucht iſt, ſteigt ſie zu dem Höllenſchlund.

3.

Wenn Roland dieſer an Vermögen gliche,
Der er an heißer Sehnſucht iſt ſo gleich,
So ſucht' er, ohne daß ſein Eifer wiche,
Sein Lieb in Feld, Wald, Ebne, Fluß und Teich,
Zu Land und Meer, in jedem Himmelsſtriche,
Selbſt in des ewigen Vergeſſens Reich;
Doch da er weder Wagen hat noch Drachen,
Muß er nach Möglichkeit die Wallfahrt machen.

4.

Durchſucht iſt Frankreich; jetzt kommt an die Reihe
Italien, dann will er Teutſchland ſehn,
Kaſtilien dann, das alte wie das neue,
Dann über's ſpan'ſche Meer nach Libyen gehn.
So ſinnt er noch in Sehnſucht und in Treue,
Als an das Ohr ihm Klagetöne wehn.
Er braust dahin, ſchnell wie ein Ungewitter,
Da trabt vor ihm auf hohem Roß ein Ritter,

5.

Der mit den Armen vor ſich auf dem Pferde
Ein ſehr betrübtes Fräulein hält umſpannt.
Sie ſträubt ſich, und mit kläglicher Gebärde
Ruft ſie dem tapfern Ritter von Anglant
Lautweinend zu, daß er ihr Retter werde;
Dem däucht die ſchöne Jungfrau ſehr bekannt,
Ihm däucht, ſie ſei's, nach der er, faſt von Sinnen,
Frankreich durchſucht von außen und von innen.

6.

Ich ſage nicht, ſie war's, allein es ſchien
Angelica, ſein Lieben und ſein Sehnen:
Er ſieht ſein Fräulein, ſeine Göttin fliehn,
Gewaltſam hingeführt in Schmerz und Thränen.
Da treibt die Wuth, der Wahnſinn ſtachelt ihn,
Er ruft dem Ritter nach mit Donnertönen;
Er ruft ihm wilde Drohungen in's Ohr
Und jagt verhängten Zaums den Briliador.

7.

Der Räuber hält nicht an, und will nicht ſprechen,
Auf die koſtbare Beute nur bedacht;
Man ſieht ihn ſo geſchwind das Laub durchbrechen,
Daß hinter ihm die Windsbraut wär' zu ſacht.
Der eine flieht, der andre folgt dem Frechen,
Die Klagen ſchallen, daß der Wald erwacht.
Zu einer Au gelangen ſie im Ritte,
Ein reiches Schloß ſteigt auf aus ihrer Mitte.

8.

Ein feines Werk, aus bunten Marmorſtücken
Baut er ſich auf, der herrliche Palaſt;
In ſeine goldnen Pforten ſprengt, voll Tücken,
Der Räuber ein, die Beute feſt umfaßt.
Den hochergrimmten Roland auf dem Rücken,
Kommt bald auch Briliador in voller Haſt.
Roland, im Innern, ſpäht nach allen Ecken,
Doch nirgends kann er jenes Paar entdecken.

9.

Schnell ſpringt er ab, und tobt umher im Schloß,
Und dringt in's Innerſte des ſchönen Bau's,
Rennt hier- und dorthin, wie ein wildes Roß,
Sucht jedes Zimmer, jede Kammer aus,

Und wie kein Winkel mehr im Erdgeſchoß
Vergeſſen iſt, ſteigt er hinauf in's Haus,
Und, wie er oben auch ſein Suchen endet,
Hat er, wie unten, Müh' und Zeit verſchwendet.

10.

Die Betten ſind geziert mit Gold und Seide,
Von einer Mauer wird hier nichts erblickt,
Denn mit Gardinen, Teppichen ſind beide,
So Wand als Boden überreich geſchmückt.
Allwärts ſucht Roland ſeine Augenweide,
Doch nimmer wird dieß Auge ſo beglückt,
Zu ſehn Angelica, zu ſehn den Räuber,
Der ihm entführt das ſchönſte aller Weiber.

11.

So geht er hier- und dort- und hierhin, hart
Gequält von Noth und Zweifel, ohne Ruh:
Da ſieht er Sacripant und Brandimart,
Gradaß, den König, wie auch Ferragu
Und andre Ritter, die, wie er, genarrt,
Hinauf, hinunter gehen, immer zu,
Und auf den unſichtbaren, ränkevollen
Gebieter dieſes Schloſſes ſchmähn und grollen.

12.

Und alle ſuchen dieſen und verklagen
Ihn wegen irgend einer dieb'ſchen That.
Der tobt, weil er ſein Liebchen fortgetragen,
Der klagt, weil er ſein Roß geſtohlen hat,
Und andre fluchen über andre Plagen,
Und alles ſteckt im Käfig ohne Rath,
Ja, viele ſind, ſo liſtig hintergangen,
Seit Wochen und ſeit Monden hier gefangen.

13.

Graf Roland, wie er dreimal oder vier
Das Zauberſchloß durchſucht nach allen Enden,
Spricht er zu ſich: da könnt' ich lange hier
Verweilen und ſo Zeit als Müh' verſchwenden;
Der Räuber floh durch eine andre Thür
Vielleicht, und läßt mich hier mit leeren Händen.
So denkend ging er auf die Au hinaus,
Wovon umgeben war dieß ſchöne Haus.

14.

Geſenkten Blicks herab ſteigt er die Stufen;
Indeß er nun das Waldhaus ſtill umkreiſt,
Zu ſehn, ob nicht von Tritten oder Hufen
Rechts oder links ein neuer Weg ſich weiſt,
Da hört er ſich aus einem Fenſter rufen:
Er hebt die Augen auf, ihm ſagt der Geiſt,
Die Götterſtimme ſei's, es ſei die Miene,
Der er ſo lang, von Grund verwandelt, diene.

15.

Er höre, däucht ihm, und er ſteht auf Kohlen,
Die Liebſte jammervoll um Hülfe ſchrei'n:
Laß meine Mädchenehre dir empfohlen,
Mehr als mein Leben, meine Seele, ſein!
So wird ſie mir von dieſem Dieb geſtohlen
Vor meines theuren Roland's Augen? nein!
Mögſt du den Tod mit eigner Hand mir geben,
Eh' du mich läſſeſt ſolch' ein Loos erleben!

16.

Ihn feſſelt dieſe Stimme ſo, daß er
Noch ein- und zweimal Haus und Hof durchſtreicht,
Mit Leidenſchaft und mächtiger Beſchwer,
Doch eine ſchöne Hoffnung macht ſie leicht.

Oft bleibt er ſtehn, gibt einem Ton Gehör,
Der ſeiner Freundin ſüßer Stimme gleicht,
Der rechts erſchallt, wenn er zur Linken eilt,
Und Hülfe ruft, und nirgends feſt verweilt.

17.

Doch nun zu Rüd'gern, der in vollem Trabe
Auf einem dunkeln Waldpfad, wie ihr wißt,
Dem Rieſen folgt' und ſeiner ſüßen Habe,
Und aus dem Walde ward gelockt mit Liſt;
Wohlan, wenn ich mich nicht betrogen habe,
Er kam dahin, wo nun auch Roland iſt.
Der Rieſe wird vom Roß durch's Thor getragen,
Und Rüd'ger läßt nicht ab, ihm nachzujagen

18.

Und kaum liegt hinter ſeinem Fuß die Schwelle,
Sucht er im großen Hof und in dem Haus,
Doch Rieſ' und Jungfrau ſind nicht mehr zur Stelle,
Vergebens ſucht er innerhalb des Bau's,
Sucht auf und ab, und geht und kehret ſchnelle,
Und ſendet Blick auf Blick vergebens aus;
Leer bleibt ſein Wunſch: er kann ſich's nicht erklären,
Wohin die Zwei ſo ſchnell gekommen wären.

19.

Vier-, fünfmal hat er Kammer, Zimmer, Saal
Der Reihe nach durchſtöbert ohne Frucht;
Da kehrt er um, und thut's zum ſechsten Mal,
Und läßt die Treppe ſelbſt nicht undurchſucht.
Zum nahen Wald weist ihn ein Hoffnungsſtrahl
Zuletzt: dort, meint er, ſei'n ſie auf der Flucht;
Doch eine theure Stimme ruft auch ihn
Zurück, ſo wie den fränk'ſchen Paladin.

20.

Die nämliche Geſtalt mit fleh'ndem Tone,
Die Roland erſt Angelica genannt,
Schien Rüdigern das Fräulein von Dordone,
Das ſeine Seele hielt aus ihm verbannt.
Rief ſie der Fürſten einem und Barone,
Der irrend durch die Zimmer kam gerannt,
So ſchien es jedem, daß er das vernehme,
Wonach er ſich am meiſten ſehn' und gräme.

21.

Dieß war ein ſeltner Zauberſtreich, ein neuer,
Auf welchen Atlas von Carena fiel,
Den Jüngling zu beſchäft'gen, der ihm theuer,
Durch dieſe ſüße Noth, dieß neck'ſche Spiel,
Und abzulenken ſeines Lebens Steuer
Von jenem düſtern, allzufrühen Ziel.
Das Stahlſchloß war umſonſt, umſonſt Alcine:
Atlas verſucht's mit einer neuen Mine.

22.

Und nicht nur dieſen, auch die andern alle,
Die in dem fränk'ſchen Heldengarten blühn,
Daß Rüd'ger nicht von ihren Händen falle,
Sinnt Atlas in ſein Zauberſchloß zu ziehn;
Doch während er ſie hält in dieſer Falle,
— Daß ihrer keines Hunger ſtirbt durch ihn —
Hat er ſein ganzes Schloß ſo gut verſehen,
Daß Frau'n und Ritter dort ganz wohl beſtehen.

23.

Doch zu Angelica nunmehr zurücke,
Die jenen wunderbaren Ring beſitzt,
Der ſie, im Mund, entzieht jedwedem Blicke,
Am Finger ſie vor jedem Zauber ſchützt:

Sie fand in jenem Felſen Kleidungsſtücke,
Nahrung, ein Roß und was auf Reiſen nützt;
Und nun beſchloß ſie, nach Catay's Geländen
Sich in ihr ſchönes Reich zurückzuwenden.

24.

Graf Roland war es oder Sacripante,
Die ſie gar gerne zu Begleitern nahm,
Nicht zwar, daß ſie für ihrer einen brannte,
Denn gleich ſehr war ſie Beider Wünſchen gram;
Doch da ſie auf der Reiſe zur Levante
Durch ſo viel Städte, ſo viel Schlöſſer kam,
Bedurfte ſie zu Schutz und Leitung ihrer,
Und nirgends fand ſie einen treuern Führer.

25.

Nachdem ſie lange hin und her gewallt,
Ohn' einen von den beiden zu erfaſſen,
In Städten, Dörfern, in dem tiefſten Wald,
Und wo ſich irgend Spuren denken laſſen,
Lenkt ſie Fortunens ſeltſame Gewalt
Zu Roland, Rüd'gern, Ferragu, Gradaſſen,
Zu Sacripant und vielen andern Rittern,
Die Atlas hier verſperrt mit Zaubergittern.

26.

Sie tritt hinein, dem Zaubrer unſichtbar,
Und ſucht umher, geſchützt von ihrem Ringe:
Roland's wird ſie und Sacripant's gewahr,
Die nach ihr ſpähen hier vergebner Dinge.
Sie ſieht, wie Atlas dieſes Heldenpaar,
Ihr Bild nachäffend, fängt in arger Schlinge;
Nun ſinnt ſie hin und her, des Zweifels voll,
Wen ſie von beiden mit ſich nehmen ſoll.

27.

Sie weiß nicht, wer ſie beſſer wird bewachen,
Ob Roland, ob der König der Tſcherkeſſen?
Roland iſt ihr in zweifelhaften Sachen
Der ſtärkſte Schutz, das kann ſie wohl ermeſſen;
Doch ihn zum Führer, heißt zum Herrn ihn machen:
Und wird er des Gehorſams nicht vergeſſen,
Wenn ſie ihn, ſeiner ſatt, will niederdrücken,
Und endlich ihn zurück nach Frankreich ſchicken?

28.

Den Sacripant kann ſie bei Seite legen,
Wenn ſie ihn erſt auch himmelhoch geſtellt,
Und dieſes iſt der einz'ge Grund, weswegen
Sie zeigen will, wie viel ſie auf ihn hält.
Sie nimmt den Ring vom Mund, tritt ihm entgegen,
Und ſieh, der Schleier ſeiner Augen fällt;
Sie glaubt, er hab' allein ſie wahrgenommen,
Da müſſen Ferragu und Roland kommen.

29.

Es kommt Roland mit Ferragu dazwiſchen,
Die auf und ab, und draußen und darin
Nach ihrer Göttin dieſen trügeriſchen
Palaſt durchſpähn mit gleich ergebnem Sinn.
Jetzt, da ſich jeder Zauber muß verwiſchen,
So rennen alle zu dem Fräulein hin,
Weil durch den Reifen, den ſie hat in Händen,
Der Anſchlag muß des Negromanten enden.

30.

Zwei von den Helden, die ich ſinge, tragen
Den Helm und Panzer ſtets bereit zur Schlacht,
Und haben ſich des Eiſens nicht entſchlagen,
Seit ſie hier eingetreten, Tag und Nacht:

Da ſie gerüſtet ſtets zu gehen pflagen,
Empfanden ſie's wie eine leichte Tracht.
Der dritte, Ferragu, geht auch in Waffen,
Nur hat er nichts mit einem Helm zu ſchaffen,

31.

Bis er dem Roland jenen Helm entwunden,
Den einſt der Paladin Almonten nahm;
Er ſchwur's am Fluß, wo ihm ſein Helm verſchwunden,
Argalia's Eigenthum, in Zorn und Scham.
Noch hatt' er nicht mit Roland angebunden,
Obgleich der Graf ihm hier ſo nahe kam;
Denn keiner kann den andern hier erkennen,
So lang ſie blindlings durch einander rennen.

32.

Der Zauber dieſes Orts war ſo beſchaffen,
Daß keiner für den andern kenntlich war.
Täglich und nächtlich trugen ſie die Waffen,
Und nimmer ward ihr Arm des Schildes baar.
Den Sattel auf dem Rücken, mit dem ſchlaffen
Gebiß am Halſe, ſtand der Pferde Schaar
In einem Stall, nah' bei der Thür' in's Freie,
Stets wohl verſehn mit Hafer und mit Streue.

33.

Ohnmächtig ſah es Atlas und erſchrocken,
Wie die drei Ritter in die Sättel ſtiegen,
Den rothen Wangen und den goldnen Locken,
Den ſchönen ſchwarzen Augen nachzufliegen
Des Fräuleins, dem vor Angſt die Pulſe ſtocken;
Die Stute ſcheint ſich in der Luft zu wiegen,
So ſchnell ſucht ſie drei Freunden zu entkommen,
Die ſie der Reihe nach vielleicht genommen.

### 34.

Scharf ſtachelt ſie ihr Rößlein in die Rippen,
Und wie ſie ſich vom Hauſe ſieht ſo weit,
Daß ſie nun keine Schlingen, keine Klippen
Des böſen Zaubrers mehr für jene ſcheut,
Schnell nimmt ſie zwiſchen ihre Roſenlippen
Den Ring, der ſie aus mancher Noth befreit,
Und plötzlich ſchwindet ſie aus ihrem Blicke,
Und läßt wie toll und thöricht ſie zurücke.

### 35.

Wenn ſie zuvor auch den Entſchluß gefaßt,
Sich mit dem Grafen oder Sacripant
In jenes Reich, wo Galafron erblaßt,
Zu wenden nach dem fernſten Morgenland,
So ſind ihr beide plötzlich nun verhaßt,
So hat auf einmal ſich ihr Sinn gewandt;
Sie will nun keinem mehr verpflichtet ſein,
Und denkt, für beide gnügt der Ring allein.

### 36.

Mit Blicken, die verblüfft und ſtaunend fragen,
Sehn ſie nach dem entfloh'nen Schmetterling,
So wie ein Hund, dem mitten unterm Jagen
Ein Haſe unverſehns, ein Fuchs entging,
Der ſich in's dichteſte Gebüſch geſchlagen,
Den eine Grube, eine Schlucht empfing.
Angelica, mit ausgelaſſnem Lachen,
Betrachtet ungeſehen was ſie machen.

### 37.

Durch das Gebüſch führt nur ein einz'ger Steg,
Daher einmüthig unſre Ritter ſchließen,
Das Fräulein flüchte ſich auf dieſem Weg,
Denn keinen hat ſie ſonſt zur Flucht als dieſen:

Roland iſt eilig, Ferragu nicht träg,
Und Sacripante läßt die Zügel ſchießen;
Angelica dagegen zieht ſie an
Und ſchlendert hinterdrein dieſelbe Bahn.

38.

Als ſie dahin gekommen, wo die Straße
Auf einmal in dem dichten Forſt verſchwand,
Und die drei Ritter ſpähten in dem Graſe,
Ob nirgends eine ſichre Spur ſich fand,
Kehrt Ferragu ſich plötzlich, dem die Naſe
Am höchſten unter allen Stolzen ſtand,
Zu jenen beiden andern, macht ein gräulich
Geſicht und ſchreit ſie an: wohin ſo eilig?

39.

Fort, wenn ich euch nicht hauen ſoll in Trümmer!
Links um, wenn ihr nicht aufgehn wollt in Rauch!
Denn wißt, Geleite duld' ich nun und nimmer,
Ich lieb' und ſuch' allein, ſo iſt's mein Brauch. —
Spricht Roland zum Tſcherkeſſen: könnt' er ſchlimmer
Wohl zu uns reden, und hätt' er uns auch
Erfunden als die feigſten, ſchnödſten Betteln,
Die irgend Wolle von dem Rocken zetteln?

40.

Du Vieh von einem Menſchen, ſpricht er dann
Zu Ferragu, wenn du nicht baarhaupt wärſt,
Im Nu bewieſ' ich dir, ſo gut ich's kann,
Ob's gut, ob's übel iſt, was du begehrſt. —
Verſetzt der Spanier: was geht dich das an,
Wenn's mich nicht kümmert? ſorg' für dich zuerſt!
Ich will allein und helmlos mit der Schneide
Mein Wort behaupten gegen Euch zwei Beide.

41.

O leih ihm deinen Sturmhut, mir zu lieb!
Spricht Roland zu dem König der Tſcherkeſſen,
Nur bis ich ihm den Schwindelgeiſt vertrieb,
Den ärgſten, der ein Menſchenkind beſeſſen. —
Der König ſagt: fürwahr ein ſondrer Hieb!
Doch ſcheint dir dieſe Fordrung angemeſſen,
Leih deinen ihm: es taugt vielleicht mein Garn
So gut wie deins, zu fangen einen Narr'n. —

42.

Drauf Ferragu: ihr abgeſchmackten Thoren!
Wenn mir's genehm wär', einen Helm zu tragen,
So hättet ihr die euren längſt verloren:
Ich nähm' ſie, ohne eben viel zu fragen.
Doch ohne Helm hab' ich zu gehn geſchworen,
Um euch etwas von meinem Fall zu ſagen,
Bis ich mir jenen ausgeſuchten raubte,
Den Roland trägt, der Graf, auf ſeinem Haupte.

43.

Wie denn? gibt lächelnd ihm der Graf zurück,
So glaubſt du dich mit bloßem Haupt im Stand,
An Roland zu verüben jenes Stück,
Das er verübt am Sohn des Agolant?
Eh' glaub' ich, wirſt du auf den erſten Blick
Von Kopf zu Fuß erbeben, und zum Pfand
Des Friedens nicht nur ſeinem Helm entſagen,
Nein, aller deiner Waffen dich entſchlagen. —

44.

Der ſpan'ſche Prahler ſpricht: in mancher Schlacht
Hatt' ich in ſolcher Klemme dieſen Franken,
Daß ich ihm ſeine ganze Waffentracht,
Nicht nur den Helm, gar leichtlich konnte danken;

Und that ich's nicht — man iſt nicht gleich bedacht,
Und hinterher oft kommen die Gedanken.
Einſt hatt' ich keine Luſt, ich hab' ſie nun,
Und hoff', ich werd's mit leichter Mühe thun.

45.

Da bricht dem Grafen die Geduld. Er ſchreit:
Du Lügner! o du niederträcht'ger Wicht!
In welchem Lande denn, zu welcher Zeit
Ward ich vor deiner Waffenkunſt zunicht?
Der Paladin — du glaubſt ihn etwa weit? —
Bin ich, und widerſprech' dir in's Geſicht.
Jetzt ſieh, ob du mir dieſen Helm entführſt,
Ob du die andern Waffen nicht verlierſt?

46.

Und keinen Vortheil will ich, nie, geſchweige
Bei dir! — Er ſpricht's und macht den Helm ſich los
Und hängt ihn auf an einem Buchenzweige,
Und augenblicks iſt Durindana bloß.
Der ſpan'ſche Ritter zeigt ſich d'rum nicht feige,
Er zieht ſein Schwert, bereitet ſich zum Stoß
Und ſucht mit ihm und mit dem Schild zugleich
Sein nacktes Haupt zu ſchützen vor dem Streich.

47.

Und ſo begannen nun die beiden Gegner,
Die Roſſe tummelnd, ſchnell ſich zu umkreiſen;
Wo ſich die Rüſtung ſchloß, zum Streich gelegner,
Das Eiſen dünner war, da traf das Eiſen.
Noch nie vermochte, kräft'ger und verwegner,
Die Welt ein Paar von Rittern aufzuweiſen:
Sie durften Mannheit gegen Mannheit ſetzen,
Und keiner war von beiden zu verletzen.

48.

Geſeit war Ferragu am ganzen Leibe,
Wovon man euch bereits, mein Herr, belehrt,
Bis auf die Stelle, wo im Mutterleibe
Zuerſt das ungeborne Kind ſich nährt:
D'rum trug er dieſe preisgegebne Scheibe,
Bis ihn das Grab bedeckte, wohl bewehrt
Und deckte ſie mit ſiebenfacher Platte,
Die man vom beſten Stahl geſchmiedet hatte.

49.

Deßgleichen war der Ritter von Anglant
Durchaus geſeit, nur an den Ferſen nicht,
Daher er alle Sorgfalt aufgewandt
Und Kunſt, dort feſt zu ſein und feuerdicht.
Sonſt waren beide hart wie Diamant,
— Wenn nicht der Ruf der Wahrheit widerſpricht —
Und beide trugen mehr zu Schmuck und Putz
In Kämpfen ihre Rüſtung, als zum Schutz.

50.

Stets härter wird der Kampf: nicht auszuſprechen,
Wie wild, wie grauſam ſich dieß Paar beſteht:
Der Spanier, mag er hauen oder ſtechen,
Führt keinen Streich, der nicht in's Volle geht;
Kein Hieb von Roland, der an Ringen, Blechen
Nicht etwas trifft, entnagelt, bricht, verdreht.
Unſichtbar iſt Angelica zugegen,
Die einz'ge Zeugin von ſo tücht'gen Schlägen.

51.

Indeſſen folgt der König Sacripant,
Im Wahn, ſie ſei voraus nur wenig Schritte,
Als ſich der Graf und Ferragu entbrannt
Bekämpften, wie er meint, ihr auf dem Tritte:

Seitdem ſie ihnen aus den Blicken ſchwand,
Glaubt er, daß ſie auf dieſem Pfade ritte,
So daß die Tochter Galafron's allein
Zuſchauerin des Kampfes ſollte ſein.

52.

Nachdem ſie dieſem fürchterlichen Streiten
Ein wenig von der Seite zugeſehn,
Und es ihr ſchien, daß es auf beiden Seiten
Bedenklich und gefährlich könnte gehn,
Beſchließt ſie ſich ein Schauſpiel zu bereiten,
Den Helm zu nehmen, und dabei zu ſtehn
Und anzuſchaun wie jene ſich gebärden,
Doch denkt ſie bald ihn wieder los zu werden.

53.

Bald ſoll der Graf ihn wieder haben, bloß
Spielt ſie zuvor ein wenig Blindekuh:
Sie nimmt den Helm und legt ihn in den Schooß,
Und ſieht den Rittern noch ein wenig zu,
Dann geht ſie, gibt auch nicht ein Wörtchen los,
Und reitet ferne ſchon in guter Ruh,
Eh' einer noch bemerkt was ſie verübt:
So war ihr Blick von blindem Zorn getrübt.

54.

Doch Ferragu, der es zuerſt entdeckte,
Riß ſich von Roland los: was ſeh' ich hier!
Rief er: wie ſchnöd uns jener Ritter neckte,
Der bei uns war! wie thöricht waren wir!
Wo iſt der Preis, der unſre Kampfluſt weckte?
Er ſtahl den Helm, ſei's mir nun oder dir! —
Roland hält ein, blickt nach dem Zweig und findet
Den Helm nicht mehr, und iſt von Wuth entzündet.

55.

Er muß mit Ferragu die Meinung theilen,
Daß ihn der Ritter hat, der ſich verlor,
D'rum wendet er die Zügel ohne Weilen
Und ſeine Sporen ſchmeckt der Briliador.
Der Spanier, der ihn ſieht vom Kampfplatz eilen,
Sprengt ſchleunig nach: ſo kommen ſie hervor,
Wo friſche Spuren ſich im Graſe weiſen
Von Sacripants und von des Fräuleins Gleiſen.

56.

Der Graf kehrt links nach einem Thal die Zügel,
Wohin der König der Tſcherkeſſen ritt,
Der Spanier hält ſich näher zu dem Hügel,
Wohin Angelica gelenkt den Schritt.
Sie kam indeß zu einer Quelle Spiegel,
Die anmuthvoll durch ſchatt'ge Büſche glitt,
Dem Wandrer Raſt verhieß mit holdem Winken
Und keinen fortließ, ohne d'raus zu trinken.

57.

Angelica hält an der klaren Quelle
Und denkt an keine Störung ihrer Raſt:
Der Zauberring entzieht ſie auf der Stelle
Jedwedem Mißgeſchick, das ſie erfaßt.
Gleich bei der Ankunft an der grünen Schwelle
Der Fluth hängt ſie den Ring an einen Aſt,
Dann ſucht ſie in dem Wald die ſchönſten Aeſte,
Und bindet dort ihr Roß zum Weiden feſte.

58.

Der ſpan'ſche Ritter kommt inzwiſchen dar,
Durch ihre Spuren zu dem Quell gebracht.
Doch kaum ward ſein Angelica gewahr,
Da ſchwand ſie hin und ſpornt' ihr Roß mit Macht.

Der Helm lag, der in's Gras gefallen war,
Zu weit, ſie hat ihn nicht mit fortgebracht.
Kaum ſah ſie der erſtaunte Ferragu,
So lief er voll Entzücken auf ſie zu.

59.

Sie ſchwand, wie ich geſagt, aus ſeinen Blicken,
So wie ein Traumbild beim Erwachen flieht.
Er ſucht im Wald, und da's ihm nicht will glücken,
Daß ſie ſein armes Auge wieder ſieht,
Beginnt er Mahom Flüche zuzuſchicken
Und Treviganten, und vor wem er kniet;
Dann geht er rückwärts zu dem Quell die Straße:
Da liegt der Helm des Grafen in dem Graſe.

60.

Er kennt ihn gleich, wie er dazu gekommen,
An Zeichen die, geſchrieben auf den Rand,
Beſagten, wem ihn Roland abgenommen,
Auf welche Weiſe, wann, in welchem Land.
Der ſeltne Fund mag ſeinem Haupte frommen:
Troß ſeines Leids hat er ihn ſchnell entwandt,
Troß ſeines Leids um ſie, die ihm entſchwunden,
Wie ein Phantom in mitternächt'gen Stunden.

61.

Er eilt, den guten Helm ſich feſtzubinden,
Und da er ſieht, jetzt fehle nichts für ihn,
Als auch die Schöne wieder aufzufinden,
Die Blitzen gleich verſchwand wie ſie erſchien,
So ſucht er in des Forſtes tiefen Gründen;
Doch da ihn jede Hoffnung ſchien zu fliehn,
Daß eine Spur von ihr zu finden wäre,
So zog er gen Paris zum ſpan'ſchen Heere,

62.

Indem er allen Schmerz, der in ihm brannte,
Daß er ſo großer Sehnſucht nicht genug
Gethan, durch den Gedanken bald verbannte,
Daß er den Helm, wie er geſchworen, trug.
Der Graf, dem man des Helmes Räuber nannte,
Sucht' ihn in Sturm und Schlachten lang genug,
Doch ſollt' er ihm den Helm nicht wieder geben,
Bis zwiſchen zweien Brücken mit dem Leben.

63.

Unſichtbar ritt, einſam durch öde Strecken,
Angelica mit trübem Angeſicht:
Sie ſchmerzt der Helm, den ſie vor Eil' und Schrecken
An jenem Quell gelaſſen, und ſie ſpricht:
Wozu braucht' ich den Grafen ſo zu necken?
Es ſchickte ſich für dieſe Hände nicht!
Ich hab' ihm ſchön zu lohnen angefangen
Für jeden Dienſt, den ich von ihm empfangen.

64.

Das weiß der liebe Gott, mit beſtem Willen,
So ſehr's verkehrt auch ging und ſchlimm zuletzt,
Nahm ich den Helm; nur um den Streit zu ſtillen,
That ich's, und nicht, wie ich erlebe jetzt,
Daß dieſer plumpe Spanier ſeine Grillen
Mit meiner Hülfe glücklich durchgeſetzt. —
So zog ſie hin, und ſchalt ſich unverholen,
Daß ſie dem Grafen ſeinen Helm geſtohlen.

65.

Verſtimmt und übellaunig zog ſie fort,
Den nächſten beſten Weg zu Oſtens Gauen;
Hier machte ſie ſich unſichtbar, und dort,
Wie's ihr gefiel, ließ ſie manchmal ſich ſchauen.

So ging's von Land zu Land, von Ort zu Ort,
Da traf ſie einen Wald, wo ſie mit Grauen
Bei zween Erſchlagnen einen Jüngling fand,
Vom Eiſen mitten durch die Bruſt gerannt.

66.

Doch wend' ich mich von ihren Engelsmienen,
Denn andres gibt's zu ſingen lang und breit;
Auch Ferragu und Sacripant zu dienen
Mit meinen Reimen, hat's noch gute Zeit:
Der Ritter von Anglant entzieht mich ihnen,
Und will, daß ich vor andern ſoll ſein Leid,
Sein Elend und die große Sehnſucht künden,
Die nie ſich wird zu ihrem Ziele finden.

67.

Gleich in der erſten Stadt, wohin er kommen,
Da ihm ſehr d'ran liegt, unerkannt zu reiſen,
Hat er ſich einen neuen Helm genommen;
Er fragt nicht lang, ob gut, ob ſchlecht das Eiſen:
Es kann ihm weder ſchaden, weder frommen,
Denn keine Wehr kann ſeine Haut zerreißen.
Geſchloſſnen Gitters fördert er den Schritt,
Nimmt Nacht und Tag, und Sonn' und Regen mit

68.

Zur Stunde war's, wo Phöbus aus den Wellen
Die Roſſe führt, von thauigen Perlen feucht,
Aurora durch den Himmel, ihre hellen
Lichtblumen, roth und gelb, verſtreuend, zeucht,
Und Stern um Stern, den Reigen abzuſtellen,
Den Schleier umnimmt und von hinnen ſchleicht,
Als er, der an Paris vorüber wollte,
Gar herrlich ſich als Held bewähren ſollte.

69.

Zwei Schaaren trifft er: eine führt in's Feld
Fürſt Manilard, der graue Sarazen,
Noriziens König, einſt ein ſtarker Held,
Zu rathen tücht'ger jetzt als beizuſtehn;
Die andre hat zum Banner ſich geſellt
Des tapfern Königes von Tremiſen,
Den Libyen den vollkommnen Ritter nennt:
Alzird, ſo heißt ihn jeder, der ihn kennt.

70.

Die hatten hier des Winters lange Wochen,
Vereint mit der geſammten Heidenmacht,
Theils nah, theils ferner in's Quartier geſprochen,
In Flecken und in Schlöſſern zugebracht:
Als Agramant, Paris zu unterjochen,
Umſonſt verſucht in mehr als einer Schlacht,
Will er zur förmlichen Belag'rung ſchreiten,
Da er den Platz nicht anders kann erſtreiten.

71.

Dazu vereint' er große Heereswogen:
Zum Heer, das Afrika mit ihm verließ,
Und dem, das mit Marſil herangeflogen,
Dem Spanier, der zu ſeinen Schaaren ſtieß,
Hatt' er aus Frankreich Mannſchaft noch bezogen,
Denn alles Land von Arles bis Paris,
Auch die Gascogne theilsweis, ausgenommen
Etwelche Schlöſſer, war an ihn gekommen.

72.

Jetzt da das Bächlein zitternd aufzuthauen
Sein kaltes Eis in laue Fluth beginnt,
Mit jungem Gras bekleidet ſtehn die Auen
Und Baum und Strauch ſein zartes Laub gewinnt.

Verſammelt Agramant die im Vertrauen
Auf ſeinen Stern mit ihm gezogen ſind,
Um Muſt'rung über ſeine Macht zu halten,
Und dann die Sachen beſſer zu geſtalten;

73.

Weßhalb der Tremiſener König ſich
Hieher mit dem Norizier aufgemacht,
Um zeitig da zu ſein, wenn Männiglich
Gar ſtreng gemuſtert wird zur großen Schlacht.
Zufällig ſtieß Roland auf ſeinem Strich,
Wie ich bereits geſagt, auf dieſe Macht,
Noch immer Jene ſuchend, wie er pflegte,
Die grauſam ihn in Amors Kerker legte.

74.

So wie Alzird den Grafen nahe ſieht,
Dem keiner ſich an Tapferkeit vergleicht,
Die Stirn, auf der ſich malt ein ſtolz Gemüth,
Und die Geſtalt, der ſelbſt der Kriegsgott weicht,
Das Antlitz, welches Trotz und Ingrimm ſprüht,
Den ſichern Blick, vor dem er faſt erbleicht,
Da dünkt's ein Krieger ihm vom höchſten Rang,
Doch lüſtet's ihn zu ſehr nach einem Gang.

75.

Jung war Alzird, zum Uebermuth verwegen
Ob ſeiner Kraft, und voll von Kampfesluſt.
Gleich ſpornt' er ihm zum Streit ſein Roß entgegen;
Blieb' er zurück, ihm wär' es kein Verluſt,
Da er dem Fürſten von Anglant erlegen
Beim erſten Stoß, getroffen durch die Bruſt.
Sein Pferd reißt aus und ſucht erſchreckt das Weite:
Der Reiter fehlt, der es am Zügel leite.

76.

Da hebt ſich ein entſetzliches Geſchrei,
Das rings mit ſeinem Schall die Luft erfüllt,
So wie man ſieht, daß er gefallen ſei,
So wie das Blut dem Jüngling reich entquillt.
Mit Hieb und Stich auf Roland ſtürzt herbei
Die Schaar, die ungeordnet knirſcht und brüllt;
Doch mehr noch wird die Blume kühner Ritter
Beſtürmt von flücht'ger Bolzen Ungewitter.

77.

So wie das borſt'ge Heer in vollem Trotte
Durch Berg und Feld mit großem Schreien läuft,
Wenn dort der Wolf aus der verborgnen Grotte,
Der Bär hier nach den niedern Höhen ſtreift
Und ſich ein zartes Ferkel aus der Rotte
Trotz allem Grunzen, allem Lärm ergreift:
So auf den Grafen ſtürzt der wilde Haufen
Und ſchreit: auf ihn! auf ihn! in vollem Laufen.

78.

Der Lanzen, Schwerter nehmen und der Pfeile
Wohl tauſend Schild und Harniſch gleich auf's Korn:
Der ſchlägt ihn auf den Rücken mit der Keule,
Und der bedroht ihn ſeitwärts, der von vorn.
Doch ihm, bei dem die Furcht nicht wohnt, die feile,
Gilt dieſe Schaar, ihr Angriff und ihr Zorn
Und ihre Waffen, was bei nächt'gem Dämmer
Im Stall dem Wolfe gilt die Zahl der Lämmer.

79.

Nackt leuchtet jenes Schwert in ſeiner Hand,
Das ſchon ſo viele Mohren hieß erblaſſen;
Der hat wohl einen harten, böſen Stand,
Wer aufzuzählen wagt die todten Maſſen.

Schon röthet ſich die Straße bis zum Rand
Und kaum noch kann ſie die Erſchlagnen faſſen,
Weil weder Helm noch Tartſche ſchützen mag
Vor Durindan's verhängnißvollem Schlag;

80.

Kein Kleid, mag's noch ſo viele Wolle halten,
Kein Turban, mag er dicht um's Haupt ſich ſchmiegen.
Nicht Seufzer fliegen nur umher, geſpalten
Sieht man hier Arme, Schultern, Köpfe fliegen.
In mancherlei ſtets ſchrecklichen Geſtalten
Durchirrt der Tod das Schlachtfeld mit Vergnügen,
Und ſpricht bei ſich: In Roland's Händen brauſend
Gilt Durindana meiner Sicheln tauſend.

81.

Die Hiebe fallen hageldicht gemeſſen,
Kaum auf einander wartend. Alles ſucht
Das Weite: die ihn glaubten aufzufreſſen,
Weil er allein beſtand des Angriffs Wucht,
Die haben jetzt der Freund des Freunds vergeſſen,
Und keiner ſucht Geſellſchaft auf der Flucht;
Zu Fuß, zu Roß entfliehn ſie aus der Lauge,
Und keiner fragt, ob auch der Weg was tauge.

82.

Die Tugend mit dem Spiegel ging im Kreis,
Der jede Runzel an der Seele rügte;
Doch Niemand ſah hinein, als nur ein Greis,
Dem wohl das Blut, doch nicht der Muth verſiegte;
Und dieſer Alte dachte, beſſer ſei's
Zu ſterben, denn zu fliehen als Beſiegte.
Noriziens König rettet ſeine Ehre
Am Frankenritter mit erhobnem Speere.

83.

Die Lanze brach am Schild des Grafen ab,
Doch ohne nur den Stolzen zu bewegen,
Der im Vorübergehn ihm eines gab,
Geeignet, ihn in ew'ge Ruh' zu legen;
Doch half das Glück ihm dießmal aus dem Grab,
Im Niederfahren wandte ſich der Degen;
Man kann nicht immer hauen nach der Schnur,
D'rum ſtürzte Manilard vom Pferde nur.

84.

Vom Pferde ſtürzt der alte Mann betäubt,
Nicht wendet ſich der Graf, ihn lang zu tödten,
Der ſticht und haut und auseinander treibt,
Und jedem auf die Ferſen ſcheint zu treten.
Wie durch die Luft, wo Raum zum Flüchten bleibt,
Die Staare von dem Falken fliehn in Nöthen,
So die geſchlagne Schaar: der ſtürzt erwürgt,
Der flieht, indeß ſich der am Boden birgt.

85.

Nicht hört der blut'ge Degen auf zu blinken,
Bis ganz das Feld iſt von Lebend'gen leer.
Jetzt will's dem Grafen zweifelhaft bedünken,
— Obgleich er kundig war des Lands umher —
Ob er zur Rechten gehn ſoll, ob zur Linken,
Denn eines wird ihm wie das andre ſchwer:
Er fürchtet, nach Angelica zu ſpähen
Wo ſie nicht iſt, und immer faſch zu gehen.

86.

Stets fragend, ob Niemand von ihr vernommen,
Verfolgt er ſeinen Weg durch Feld und Wald,
Und wie er aus ſich ſelbſt herausgekommen,
Geräth er auch aus ſeinem Pfade bald;

Ihn hemmt ein Berg, aus dem, in Nacht entglommen,
Ein Schimmer glänzt durch einen Felſenſpalt:
Roland tritt zu dem Stein, daß er entdecke,
Ob ſich daſelbſt Angelica verſtecke.

87.

So wie man oft auf ungebahnten Straßen,
Bis in den niedern Holderbuſch hinein,
Durch Stoppelfelder folgt dem ſcheuen Haſen,
Durch Furchen quer, und über Stock und Stein,
Und jeden Strauch durchſucht und jeden Raſen,
Ob er wohl dort verborgen könnte ſein,
So ſuchte Roland mit viel Noth und Grame,
Wohin ihn Hoffnung zog, nach ſeiner Dame.

88.

Der Graf geht eilig jenem Strahle nach,
Und kommt dahin, wo er, im Wald ergoſſen,
Aus jenes Berges engem Munde brach,
In welchem eine Höhle war verſchloſſen;
Und findet an dem vordern Felſendach
Geſtrüpp und Dorn wie Mauern aufgeſchoſſen,
Zum Schutze der Bewohner dieſer Schlucht
Vor jedem, der ſie zu verletzen ſucht.

89.

Bei Tage hätte man ſie nicht gefunden,
Allein bei Nacht verrieth ſie jener Schein.
Der Graf will dieſes Ding genau erkunden,
Obgleich er kaum im Zweifel konnte ſein:
Nachdem er Briliadoren angebunden,
So geht er in die Grotte ſtill hinein,
Dringt durch's Geſtrüpp und tritt mit kühner Seele
Unangemeldet in die dunkle Höhle.

90.

Tief ſenkt das Grab ſich zu dem Felſengrunde,
Das die Lebendigen begraben hält.
Der Fels iſt ausgemeiſelt in die Runde,
Und ſehr geräumig dieſes ſtille Zelt.
Nicht fehlt's an Tageslicht in dieſem Schlunde,
Obgleich es ſpärlich auf den Eingang fällt;
Genug des Lichts iſt einem Fenſter blieben,
In einem Spalt zur Rechten eingetrieben.

91.

Bei einem Feuer mitten in der Höhle
Hielt ſich ein Fräulein auf, gar hold und ſüß;
Daß ſie kaum mehr als fünfzehn Jahre zähle,
War Roland auf den erſten Blick gewiß;
Sie war ſo ſchön, daß ſie die Felſenſäle,
Die wilden, wandelte zum Paradies;
Doch ſtanden ihr die Augen voll von Thränen,
Den klaren Zeugen von dem Schmerz der Schönen.

92.

Und eine Alte war dabei; ſie ſtritten,
Wie's leicht bei Frauen zu geſchehen pflegt;
Kaum aber war der Graf hereingeſchritten,
So war die Zungenfehde beigelegt.
Roland begrüßte ſie mit feinen Sitten,
Wie man ſie gern zur Schau bei Frauen trägt,
Worauf ſie ſich erhoben augenblicklich,
Den Gruß ihm zu erwiedern hold und ſchicklich.

93.

Wahr iſt's, ſie waren etwas doch verſtört,
Als dieſe Stimme ſcholl in ihren Rath,
Und nun zugleich, von Kopf zu Fuß bewehrt,
Die trotzige Geſtalt zu ihnen trat.

Der Ritter fragte, wer ſo unerhört,
So grauſam, ſchändlich, frech ſich dieſer That
Vermeſſen, und verſperrt in dieſem Grabe
Solch' edles, liebenswerthes Antlitz habe.

94.

Die Jungfrau kann kaum eine Antwort lallen,
Da heißes Schluchzen oft ſie unterbricht,
Und halb nur aus den Perlen und Korallen
Die holden Töne zittern, die ſie ſpricht.
Süß unter Lilien, unter Roſen fallen
Die Thränen, eingeſaugt von ihrem Licht. —
Ein Mehreres im nächſten Sang, denn dieſen,
Beliebt's Euch, Herr, iſt's an der Zeit, zu ſchließen.

## Dreizehnter Geſang.

1.

Wohl glücklich waren jene Rittersmänner,
Von welchen uns die alten Sagen künden,
Die durch die Welt hinbrausten auf dem Renner,
Und in der Wildniß fanden, und in Gründen,
Wo Bär und Schlange hausten, was die Kenner
In herrlichen Paläſten kaum noch finden:
Jungfrauen, die in ihren grünſten Tagen
Der Schönheit Titel würdiglich getragen.

2.

Ich ſagt' euch oben, daß im Felſenſchacht
Roland gefunden eine junge Schöne,
Und daß er fragte, wer ſie hergebracht.
Nun fahr' ich fort, und ſage wie ihm jene,

Von Seufzern unterbrochen oft mit Macht,
Mit einem holden Mund voll ſüßer Töne
Berichtet ihres Jammers ganze Laſt,
Wobei ſie ſich ſo kurz als möglich faßt:

3.

Wohl weiß ich, wenn ich Euch, was mich betroffen,
Erzähle, Ritter, kommt mich's hoch zu ſtehn;
Denn ſicherlich kann ich von Dieſer hoffen,
Daß ſie gleich wird zu meinem Henker gehn:
Doch ſag' ich Euch die Wahrheit frei und offen,
Und mag mein Leben dann im Wind verwehn!
Und kann mir denn von ihm mehr Freude werden,
Als wenn er mich hinwegtilgt von der Erden?

4.

Mein Nam' iſt Iſabella — deren Vater
Galiziens unglückſel'ger König war.
Wohl ſag' ich, war, denn ohne den Berather
Gehör' ich jetzt dem Leid nur, der Gefahr.
Durch Amors Schuld: aus ſeirem Flammenkrater
Bot er mir anfangs ſüßes Feuer dar,
Das bald in wilde Flammen ausgeſchlagen:
Nur ſeine Tücke hab' ich anzuklagen.

5.

Ich lebte glücklich, mir geſchah mein Wille,
Jung war ich, edel, ehrbar, reich und ſchön;
Jetzt leb' ich arm, und in des Jammers Fülle,
Verwaiſt und mit Verachtung angeſehn.
Doch daß ich Euch die Wurzel nun enthülle
Der Prüfungen, die über mich ergehn,
So hört, und könnt Ihr mir nicht Beiſtand geben,
So wird mich Euer Mitleid doch erheben.

6.

Mein Vater hielt ein Stechen in Bayonne,
Es werden etwa nun zwölf Monden ſein;
Gelockt vom Ruf und von des Ruhmes Sonne,
Zog viele Ritterſchaft zu uns herein.
Sei's überredet von der Liebe Wonne,
Sei's, daß die Tugend durch ſich glänzt allein,
Mir wollte nur von dieſen Rittern allen
Zerbin, des Schottenkönigs Sohn, gefallen.

7.

Er ſtrahlt' im Feld vor meinem Angeſicht
Mit Wunderproben ſeiner Ritterſchaft:
Ich fiel in Liebe; lang gewahrt' ich's nicht,
Bis ich erkannt, ich ſei mir ſelbſt entrafft.
Wenn auch mein Herz durch dieſe Liebe bricht,
So gibt mir ſtets doch der Gedanke Kraft,
Daß ich's auf nichts Unwürdiges gelenkt,
Vielmehr dem Edelſten der Welt geſchenkt.

8.

An Tapferkeit und Schönheit hab' ich keinen
Von all' den Herrn Zerbinen gleich erkannt.
Er liebte mich, und ſchien es treu zu meinen,
Und war nicht weniger als ich entbrannt.
Und unſer beider Flammen zu vereinen,
Fehlt' es uns nicht an einer Freundeshand,
So daß, wenn wir von ferne mußten lieben,
Die Herzen immer doch beiſammen blieben.

9.

Am Schluß des Feſtes mußten wir uns trennen,
Nach Schottland kehrte mein Zerbin zurück.
Wer kennt was Lieben iſt, der wird erkennen,
Wie ich ihm nachgeſchaut mit trübem Blick.

Er konnte ja nicht minder ſchmerzlich brennen.
Und dieß zu wiſſen war mein ſtündlich Glück.
Er konnte ſeine Sehnſucht nicht beſchränken,
Und mußt' auf Mittel mich zu haben denken.

10.

Es wehrt ihm die verſchiedne Glaubenslehre
— Denn ich bin Sarazenin, er ein Chriſt —
Daß er zum Weib vom Vater mich begehre,
Daher er mich zu rauben denkt mit Liſt.
Bei meiner Vaterſtadt, die nah am Meere
In grünen Feldern ſchön gelegen iſt,
Lag an dem Fluß mein Garten, ringsum Hügel,
Und vor dem Blick der ganze Meeresſpiegel.

11.

Der Ort ſcheint ihm geſchickt, das zu beſorgen,
Was uns verbot des Glaubens Scheidewand;
Dann macht er mir, was einen frohen Morgen
Für unſres Grames Nacht verhieß, bekannt.
Nah bei Sankt Martha lag ein Schiff verborgen,
Das er, mit tücht'gen Kriegern wohlbemannt,
In Od'richs von Biscaya Hut vertraute,
Den Land und Waſſer ſtets als Sieger ſchaute.

12.

Er kann nicht ſelbſt ausführen den Gedanken,
Weil eben ihn ſein alter Vater hieß
Mit Truppen ziehn zum Könige der Franken,
Daher er's dieſem Od'rich überließ,
Den er von allen Freunden, die nicht wanken,
Stets als den freundlichſten, den treuſten pries;
Auch mußt' er's ſein, wenn je in offnen Händen
Der Zauber ruht, uns Freunde zuzuwenden.

13.

Der ſollte kommen denn mit der Galeere
Und mich entführen zur beſtimmten Zeit.
So kam der Tag, der längſterſehnte, ſchwere,
Und fand in meinem Garten mich bereit.
Nachts landet Oderich mit einem Heere,
Das tüchtig iſt zu Waſſer wie im Streit,
Nah bei der Stadt, an jenem Flußgeſtade,
Und zieht dem Garten zu auf ſtillem Pfade.

14.

Schnell ward ich zur Galeere hingetragen,
Eh' in der Stadt der Vorfall war bekannt;
Die nackten Diener, wehrlos und voll Zagen,
Entflohen theils, theils fielen ſie am Strand,
Und theils in Ketten wurden ſie geſchlagen.
So ſchied ich denn von meinem Vaterland,
Doch wie erfreut, das könnt Ihr ſelber ſchließen:
Hofft' ich doch bald Zerbinen zu genießen.

15.

Kaum waren wir an Mongia vorüber,
Als unverſehens uns ein Wind ergriff
Vom linken Ufer: Luft und Meer ward trüber,
Es bäumte ſich die Welle vor dem Schiff.
Da kam ein mächtiger Nordweſtwind drüber,
Und trieb uns quer und wuchs und pfiff und pfiff,
Und pfiff und pfiff und wuchs mit ſolchem Wüthen,
Daß ſelbſt Laviren konnte nicht behüten.

16.

Umſonſt, daß man die Segel niederläßt,
Die Maſten kappt und das Kaſtell zerſtört,
Schon ſind wir jenem ſpitzen Klippenneſt,
Das auftaucht bei Rochelle, zugekehrt,

---

Und ſitzen nächſtens an dem Strande feſt,
Wenn der im Himmel nicht den Sturm beſchwört;
Denn ſchneller jagt er uns das Meer entlang,
Als je ein Pfeil von ſeinem Bogen ſprang.

17.

Wie der Biscaner dieſe Noth erblickt,
Kommt ihm ein Rath, der oft zu täuſchen pflegt:
Er nimmt die Zuflucht zu dem Boot, und ſchickt
Es in das Meer; ich werde drein gelegt;
Zwei ſteigen ein; gern wären nachgerückt
Viel andre, wenn ſich jene nicht geregt
Und ſie zurückgedrängt mit Hieb und Drohn:
Man kappt das Seil, und ſchleunig geht's davon.

18

Wir Viere kamen glücklich an's Geſtade,
Die wir entflohen waren in den Kahn;
Die andern gingen unter in dem Bade,
Und Schiff und Ladung fraß der Ocean.
Der ew'gen Huld, der väterlichen Gnade
Dankt' ich, und hob die Hände himmelan,
Daß ſie dem wilden Meer nicht ließ gelingen,
Mich um das Wiederſehn Zerbin's zu bringen.

19.

Von Kleid und Kleinod, und was ſonſt mir lieb,
Mußt' ich mich auf der Flucht vom Schiffe trennen,
Doch da mir Hoffnung auf Zerbinen blieb,
So mocht' ich alles gern dem Meere gönnen.
Wo unſer Nachen an das Ufer trieb,
War weder Pfad noch Wohnung zu erkennen,
Ein Berg nur, deſſen höchſte wald'ge Höh'
Die Windsbraut geißelt, und den Fuß die See.

20.

Durch Amor hier, den grauſamen Tyrannen,
Der nimmer doch erfüllt, was er verſpricht,
Der, was Vernunft und Redlichkeit begannen,
Durch jede ſchlechte Tücke löſt und bricht,
Flog plötzlich mein erträumtes Glück von dannen,
Troſt ward verkehrt in Schmerz, in Nacht mein Licht:
Denn jenem Freund, auf den Zerbin vertraute,
Gefror die Treu, indeß das Herz ihm thaute.

21.

Ob ſeine Gluth ſchon auf dem Meer entfacht,
Und nur zu ſchüchtern war, ſich zu enthüllen,
Ob ſein Verlangen eben erſt erwacht,
Der öde Strand genährt den böſen Willen?
Genug, der Frevler war ſogleich bedacht,
Hier ohne Zögern ſeine Gier zu ſtillen,
Doch ſollt' ihm einer erſt von jenen Zwei'n,
Die uns begleiteten, vom Halſe ſein.

22.

Almon hieß der, im Schottenland geboren,
Ein Diener des Zerbin, und treu wie Gold;
Er war ein Kriegsmann, kühn und auserkoren,
D'rum gab er ihn dem Oderich in Sold.
Dem ſagt' er, Schmach wär's, wenn man zu den Thoren
Der Stadt mit mir zu Fuße kommen wollt';
D'rum bat er ihn, geſchwind vorauszugehen
Und einen Klepper für mich zu erſtehen.

23.

Almon, bei dem es keinen Argwohn weckte,
Willfahrt' ihm ohne Zögerung hierin,
Und ging zur Stadt, die uns ein Wald verſteckte;
— Es waren mehr nicht als ſechs Meilen hin —

Und der Verräther Oderich entdeckte
Dem andern endlich ſeinen ſchnöden Sinn,
Theils weil er ihn nicht loszuwerden wußte,
Theils weil er blindlings ihm vertrauen mußte.

24.

Der bei uns blieb, der Mann, von dem ich ſpreche,
War Coreb von Bilbao zubenannt,
Mit ihm erzogen ſeit der zarten Schwäche
Der Kinderzeit, und ihm genau bekannt,
Daher ihm zuverſichtlich dieſer Freche
Den undankbaren Anſchlag auch geſtand,
In Hoffnung, daß dem Freunde lieber wäre
Des Freundes Luſt, als ſeine Pflicht und Ehre.

25.

Coreb, der wohlgeſittet war und gut,
Konnt' ihn nicht ohne großen Unmuth hören,
Schalt ihn Verräther und beſaß den Muth,
Mit Wort und That der Schnödigkeit zu wehren.
Darob entzündet beiden ſich das Blut,
Was auch die nackten Schwerter gleich erklären;
Ich wende mich, wie Schlag auf Schlag erſchallt,
Und fliehe durch den tiefen dunklen Wald.

26.

Doch Oderich, der Meiſter war im Kriegen,
Erlangt bald ſolchen Vortheil über ihn,
Daß er für todt ihn läßt am Boden liegen,
Und mich verfolgt, die ſchon geborgen ſchien.
Fürwahr, ſo blitzgeſchwind mir nachzufliegen,
Hat Amor ſeine Flügel ihm geliehn
Und Schmeichelei'n ihm eingeflößt und Bitten,
Um mich zu locken von dem Pfad der Sitten.

27.
Allein umſonſt, denn eher wollt' ich ſterben,
Das ſchwor ich mir, als ihm zu Willen ſein.
Er ſchmeichelt, bittet, droht mich zu verderben,
Doch unerſchüttert bleib' ich wie ein Stein;
Zuletzt beginnt er mit Gewalt zu werben:
Umſonſt gemahn' ich ihn, wie ſchön und rein
Zerbin auf ſeine Freundestreue baute,
Wie gern ich ſeinen Händen mich vertraute.

28.
Wie meine Bitten in den Wind zerfließen,
Und Hülfe nicht erſcheint und Rettung nicht,
Wie er ſich plumper, gier'ger ſtets bewieſen,
Dem Bären gleich auf ſeinen Raub erpicht,
Da wehr' ich mich mit Händen, Zähnen, Füßen,
Rauf' ihm den Bart, zerkratz' ihm das Geſicht;
Da muß er meine Nägel kennen lernen,
Und mein Geſchrei dringt zu den hohen Sternen.

29.
Ich kann nicht ſagen, war's ein Ungefähr,
War's mein Geſchrei, hörbar auf Meilenweite,
War es Gewohnheit, daß man lief an's Meer,
Wenn ſeiner Wuth der Sturm ein Fahrzeug weihte, —
Ein Haufen Leute kam zu uns daher,
Vom nächſten Berge nach der Meeresſeite.
So wie ſie der Biscayer kommen ſieht,
Läßt er von ſeinem Angriff ab und flieht.

30.
Und dieſe Schaar entriß mich dieſem Frechen,
Doch ſo beſchaffen, Herr, war mein Aſyl,
Wie man im Volke bildlich pflegt zu ſprechen,
Daß ich in's Feuer aus der Pfanne fiel.

Zwar ſtand ihr Sinn ſo ſehr nicht auf Verbrechen,
Noch war ich nicht ſo ſehr des Unglücks Spiel,
Daß ſie gewagt, die Luſt an mir zu ſtillen,
Doch nicht aus Tugend noch aus gutem Willen:

31.

Wenn ſie mich laſſen wie ſie mich gefangen,
So hoffen ſie mehr Zins von mir zu haben.
Schon iſt der achte Monat hingegangen,
Seit ich allhier lebendig bin begraben;
Zerbinen hoff' ich nicht mehr zu umfangen,
Da ſie, wie ihre Reden mir ergaben,
Mit einem Kaufmann den Vertrag eingingen,
Der bald mich wird dem Sultan überbringen. —

32.

Dieß war es, was das edle Fräulein ſprach,
Wobei gar mancher Seufzer, manches Stöhnen
Die engelſüßen Reden unterbrach
Und Schlangen zwang und Nattern ſelbſt zu Thränen.
Indeß ihr Jammer wird von Neuem wach,
Vielleicht ſich auch durch Reden läßt verſöhnen,
Da treten in das düſtre Felsverließ
Wohl zwanzig Mann, bewehrt mit Senſ' und Spieß.

33.

Der Vordermann, gar ſcheußlich anzuſchauen,
Mit Einem Aug', das ſcheel und finſter ſieht,
— Das andre war von einem Hieb zerhauen,
Der Wangen auch und Naſe ſchlimm berieth —
Wie der den Ritter bei den beiden Frauen
Erblickt, ſagt er mit fröhlichem Gemüth
Den andern: ſchaut, ein neuer Vogel flattert
In unſrem Netz, mit leichter Müh' ergattert.

34.

Nie iſt ein Menſch gelegner mir gekommen,
Spricht er zu ihm, erwünſchter mir als du!
Ich weiß nicht, haſt du's aus dir ſelbſt genommen,
Wie, oder ſteckt' es dir ein andrer zu?
Längſt wünſcht' ich ſolche Waffen zu bekommen,
Und ſolch' ein hübſches braunes Wamms dazu.
Du kommſt wahrhaftig, Freund, zur rechten Stunde,
Um meiner Noth zu helfen aus dem Grunde. —

35.

Der Paladin ſtand bitter lächelnd auf
Vom Steinſitz und erwiderte dem Dieb:
Du machſt an meinen Waffen einen Kauf,
Wie ihn kein Kaufmann in die Rechnung ſchrieb.
Zum Feuer eilt' er dann in Einem Lauf,
Nahm einen Brand voll Rauch und Gluth, und hieb
Dem Räuber eines mitten in's Geſicht,
Wo ſich die Naſe mit den Brau'n verflicht.

36.

Der Schlag trifft zwiſchen beide Augenlieder,
Am meiſten wird das linke doch verletzt:
Auch dieſer arme Reſt zwei edler Glieder
Erliſcht, der ihm geleuchtet noch bis jetzt;
Doch nicht damit zufrieden, wirft ihn nieder
Der grauſe Schlag, und ſendet ihn zuletzt
Zu jenen Seelen, die mit den Genoſſen
In glühnden Seen Chiron[*] hält verſchloſſen.

---

[*] Chiron, nicht Charon: Arioſt folgt hier einer Erfindung Dante's, in deſſen Hölle die Tyrannen und Gewaltigen — unter welche ein Räuberhauptmann füglich gerechnet werden mag — in Seen kochenden Blutes ihre Strafe leiden, und von Chiron nebſt ſeinen Centauren mit Pfeilen bedroht werden, ſo oft einer den Kopf aus den Wellen zu erheben wagt.

37.

In dieſer Höhle war ein Tiſch zu ſchauen,
Ein Viereck, in der Dicke von zwei Spannen,
Auf einem Fuße, plump und ſchlecht behauen,
Woran der Räuber ſaß mit ſeinen Mannen:
Leicht ſchleudert, wie beim Spiel auf grünen Auen
Der ſpan'ſche Majo wirft das Rohr von dannen,
Der Graf dorthin die große, ſchwere Platte,
Wo das Geſindel ſich verſammelt hatte.

38.

Hier iſt ein Kopf, ein Schenkel dort zerſchmettert,
Hier eine Bruſt, ein Arm, ein Bauch zerfetzt:
Der ſtirbt, der iſt gelähmt, und jener klettert
Hinaus in's Freie, nicht ſo ſehr verletzt.
Wie oft ein ſchwerer Stein herunterwettert,
Wo eine Schaar von Schlangen ſich ergötzt,
Die ſich im Strahl der Frühlingsſonne ſchmücken,
Daß Köpfe, Seiten, Bäuche gehn zu Stücken: —

39.

Was gibt's nicht da verſchiedne Capriolen!
Die ſtirbt, die flieht und hat ihr Schwänzchen feil,
Die eine kommt von vorn nicht auf die Sohlen,
Und kreiſt und wirbelt mit dem Hintertheil,
Die andre, bei den Heil'gen mehr empfohlen,
Ziſcht durch das Gras von hinnen wie ein Pfeil. —
Der Wurf war ſchrecklich, doch nicht wunderſam,
Weil er aus Rolands ſtarken Händen kam.

40.

Wem wenig oder nichts der Tiſch gethan
— Es waren ihrer ſieben, ſchreibt Turpin —
Vertraut ſein Heil den ſchnellen Füßen an,
Doch vor die Thür ſtellt ſich der Paladin.

Um einen nach dem andern abzufah'n,
Und keiner ſträubt und wehrt ſich gegen ihn,
Worauf er ſie mit einem Stricke band,
Den er gelegen in dem Mordloch fand.

41.

Er ſchleppt ſie einem alten Baum entgegen,
Der großen Schatten auf den Felſen warf;
Die Zweige ſtutzt er mit dem guten Degen
Und gibt den Raben ihren Mundbedarf.
Um dieſe Krankheit aus der Welt zu fegen,
Braucht keiner Eiſenhaken: ſpitz und ſcharf
Leiht ihm der grüne Galgen ſeine Zacken,
Die läßt er nun das Kinn der Sünder packen.

42.

Die alte Frau, die Freundin von den Dieben,
Floh mit Geſchrei und mit der Hand im Haar,
Nachdem ſie ſah wie alle todt geblieben,
Durch Buſch und Wald, wo keine Straße war:
Sie kam mit ſchwerem Schritt, von Furcht getrieben,
Auf rauhem Weg zu einem Fluſſe dar,
Wo ſie auf einen Mann in Waffen ſtieß,
Doch bleibt's für jetzt Geheimniß, wie er hieß.

43.

Zur andern kehr' ich, die mit holdem Flehen
In Roland dringt, nicht ohne ſie zu fliehn:
Sie will mit ihm nach jedem Lande gehen,
Und höflich tröſtet ſie der Paladin.
Als nun im Purpurkleid an Himmelshöhen
Aurora hold im Roſenſchmuck erſchien,
Und in dem Licht ſich rötheten die Wellen,
Da zog der Paladin mit Iſabellen.

44.

Sie ritten auf ereignißleerem Steg
Wohl manchen Tag zuſammen querfeldein.
Da kam ein Ritter ihnen in den Weg,
Den man, gefangen, ſchien dem Tod zu weih'n.
Wer's war, ſag' ich hernach: mich ruft hinweg
Jemand, der euch nicht minder lieb wird ſein.
Nach Haimon's Heldentochter muß ich gehn,
Die ich verließ in ihren Liebeswehn.

45.

Die Schöne ſchirmt, in unerfülltem Sehnen
Nach ihres theuren Rüd'gers Wiederkehr,
Marſeille's Mauern vor den Sarazenen,
Und macht das Leben täglich ihnen ſchwer.
Die ſtreiften raubend auf den Höh'n und Plänen
Von Languedoc und von Provence umher,
Und ſie verſtand des klugen Feldherrn Pflichten
So wie des beſten Kriegers zu verrichten.

46.

Da nun die Zeit, wo Rüd'ger ſollt' erſcheinen,
Auf den ſie wartet hier, vorüber war,
Muß ſie den theuren Freund verunglückt meinen
Und bebt vor tauſendfältiger Gefahr.
So weilt ſie eines Tags einſam, mit Weinen,
Da tritt die weiſe Freundin zu ihr dar,
Die jenes Herz mit ihrem Ringe heilte,
Das einſt Alcinens Liebespfeil zertheilte.

47.

Doch iſt dieß Wiederſehn gar ſehr verbittert,
Denn nicht erſcheint mit ihr der theure Mann.
Das Fräulein ſteht erbleicht, halbtodt, und zittert,
Daß ſie ſich kaum noch aufrecht halten kann.

Die edle Zaub'rin, die ſie ſieht erſchüttert
Von ſolchem Schrecken, blickt ſie lächelnd an
Und tritt mit frohem Antlitz ihr entgegen,
So wie die Bringer guter Botſchaft pflegen.

48.

Um Rüd'gern, ſpricht ſie, brauchſt du nicht zu bangen:
Er lebt, iſt wohl, und glüht, wie ſtets, für dich;
Doch leider iſt er wiederum gefangen,
Ihn fing dein Feind durch einen klugen Schlich;
D'rum, wünſcheſt du ihn wieder zu erlangen,
So ſteig' auf's Pferd und folge williglich:
Denn folgſt du mir werd' ich den Weg dir künden,
Auf dem du ihn der Feſſeln magſt entbinden.

49.

Nun fährt ſie fort, ihr alles aufzuſchließen,
Wie ihn der Alte zauberiſch betrog,
Der, als Gefangne jenes argen Rieſen
Sie zeigend, ihm ihr holdes Antlitz log,
Und dann, um in die Lüfte zu zerfließen
Vor ſeinem Blick, in's Zauberſchloß ihn zog;
Und wie er ſo die Ritter und die Damen
Verlockt und eingeſperrt, die dorthin kamen.

50.

Und jeder, bei des Zaubrers Anblick, meint
Das was am meiſten er begehrt zu ſehen:
Geliebte, Knappen, Kampfgefährten, Freund,
Denn vieles iſt's, um das die Menſchen flehen;
Daher ſie denn, zu eitler Müh' vereint,
Im Schloſſe ſuchend hin und wieder gehen;
Die Hoffnung iſt, die Sehnſucht iſt zu groß,
Und keinen läßt die Zauberkette los.

51.

So wie du wirſt der Gegend näher rücken
Und jenem unglückſel'gen Aufenthalt,
Wirſt du den alten Atlas gleich erblicken,
Und zwar in deines Rüdiger's Geſtalt;
Dann ſiehſt du ihn, getäuſcht durch ſeine Tücken,
Beſiegt von einer ſtärkeren Gewalt,
Womit er dich verlockt, ihm beizuſpringen,
Um zu den andern dich in's Schloß zu bringen.

52.

Damit der Trug, der Tauſende befangen,
Dich nicht befängt, hör' meine Warnung an:
Vernimmſt du ſeinen Hülferuf voll Bangen
Und ſiehſt du Rüdigern im Zauberwahn,
Du glaub' es nicht: ſo wie er kommt gegangen,
So laß ihn nach Verdienſt den Tod empfah'n,
Und fürchte nicht, den Liebſten zu beſchädigen:
Du wirſt dich nur des argen Feinds entledigen.

53.

Es wird dir bitter ſein, ich kann mir's denken,
Zu tödten deines Rüd'gers Ebenbild:
Du mußt nur nicht dem Auge Glauben ſchenken,
Weil Zauberdunſt die Wahrheit ihm verhüllt.
Beſtärke dich, eh' wir zum Walde lenken,
Daß dein Beſchluß dir unumſtößlich gilt:
Auf ewig haſt du Rüd'gers dich entſchlagen,
Wenn du den Zaub'rer ſchonſt aus feigem Zagen. —

54.

Das Leben dem Betrüger zu entreißen,
Beſchließt die Jungfrau gleich mit muth'gem Sinn:
Sie nimmt die Waffen, folgt der Freundin Gleiſen,
Sie kennt ſie ja, die treue Warnerin;

Dann geht's in wohlgemeſſnen Tagereiſen
Durch Feld und Wald in großer Eile hin,
Und jene ſucht, wie ſie die harten Wege
Durch freundliches Geſpräch erleichtern möge.

55.

Vor allem wiederholt ſie jene frohen
Geſpräche gern mit anmuthreichem Mund
Vom Stamm der großen Fürſten und Heroen,
Der ihr entſproſſen ſoll aus Rüd'gers Bund.
Meliſſens Geiſte waren alle hohen
Geheimniſſe der ew'gen Götter kund,
D'rum konnte ſie die künftigen Geſchichten
Wohl um Jahrhunderte voraus berichten.

56.

Da ich durch dich, o weiſe Führerin,
Hebt das erlauchte Fräulein an zu fragen,
Von ſolchen Helden unterrichtet bin,
Die mein' und Rüd'gers Namen ſollen tragen,
Nenn' eine Frau mir, die durch reinen Sinn
Und Schönheit wird vor vielen andern ragen,
Wenn eine ſolche ſproßt aus meinem Reiſe;
Sag' mir auch das! — Und freundlich ſpricht die Weiſe:

57.

Ja, dir entſproſſen ſie, ich darf ſie ſchauen,
Die Mütter großer Herrn im Fürſtenkranz:
Sie werden hohe Häuſer neu erbauen
Und feſte Säulen ſein manch' ſchönen Lands,
Nicht minder würdig im Gewand der Frauen,
Als jene Ritter in der Waffen Glanz
Des höchſten Lobs, das Frömmigkeit und Adel,
Klugheit erwirbt und Keuſchheit ohne Tadel.

58.
Doch wollt' ich dir von jeder jetzt erzählen,
Die dein Geſchlecht durch hohe Tugend ehrt,
Zu lange wär's: es dürfte keine fehlen,
Des Namens iſt, des Preiſens jede werth;
D'rum will ich ein'ge nur aus tauſend wählen,
Damit es dir nicht gar zu lange währt.
Warum haſt du am Grab Merlin's geſchwiegen?
Dort konnten ihre Bilder dich vergnügen.

59.
Sie will ich nennen an der erſten Stelle,
Die Freundin ſchöner Kunſt und hoher Werke, —
Ich weiß es kaum, wie ich mein Urtheil fälle,
Ob ich den Körper, ob den Geiſt bemerke —
Die güt'ge, hochgeſinnte Iſabelle,
Sie, deren holdes Licht in voller Stärke
Bei Tag und Nacht an Menzo's Ufer brennt,
In jener Stadt[*], die ſich nach Manto nennt.

60.
Dort wird ſie einen edlen Wettſtreit halten
Mit ihrem ebenbürtigen Gemahl,
Wer lieber laſſe jede Tugend walten
Und feine Sitten lade in den Saal.
Wenn er ſich rühmt, wie er von Feindsgewalten
Italien befreit mit Blitzesſtrahl,
Sagt ſie: die nie der Treue Band zerriſſen,
Penelope glänzt würdig bei Ulyſſen.

61.
So kann ich viel mit wenig Worten ſagen
Von dieſer Frau: noch mehr verſchweig' ich dir,
Was fern vom Volk, in jenen heil'gen Tagen,
An Merlin's Grabmal ich vernahm von ihr;

---

[*] Mantua.

Wollt' ich auf dieſes große Meer mich wagen,
Ließ ich im Schiffen Tiphys[*] hinter mir:
Sie hat, daß ich mit Einem Wort ſie kröne,
Vom Himmel und der Tugend alles Schöne.

62.

Beatrix iſt es, die ſie Schweſter nennt;
Sie wird mit Recht in dieſem Namen glänzen:
Vom Guten, das hienieden iſt vergönnt,
Wird ihr ein Gott den vollſten Kelch kredenzen,
Noch mehr, ſie wird des Gatten Regiment
Vor allen großen Herrn mit Glück umkränzen,
Der, wenn das Schickſal dann ihr Leben kürzt,
Vor allen in des Unglücks Abgrund ſtürzt.

63.

Moro, Sforza, Visconti's Schlangen wehen,
Der andern Banner Schreck, ſo lang ſie lebt,
Vom rothen Meer bis zu des Nordens Schneen,
Vom Indus bis wo Calpe ſich erhebt:
Mit ihrem Tode wird das Glück ſich drehen
Und werden ſie, daß ganz Italien bebt,
Sammt der Inſubrer Reich in Knechtſchaft kommen,
Und Zufall mehr als alle Klugheit frommen.

64.

Noch andre Frauen werden, viele Jahre
Vor ihr, denſelben hohen Namen führen,
Von welchen eine wird die heil'gen Haare
Mit Ungarns reicher Königskrone zieren,
Und eine andre, auf der Todtenbahre,
In des Auſonen gläubigen Revieren,
Gerechnet zu den Heil'gen, ihre Gaben,
Den Weihrauch und Gelübdetafeln haben.

---

[*] Der Steuermann der Argonauten.

65.

Von andern ſchweig' ich; denn wollt' ich das Ganze
Berichten, währt' es, wie geſagt, zu lang,
Obgleich jedwede prangt im höchſten Glanze,
Ein Ziel für der Poſaune hellſten Klang.
D'rum bleibe manche Bianca und Conſtanze,
Lucrezia und andre aus dem Sang,
Herſtellerinnen hocherlauchter Häuſer
Und Mütter vielgenannter Heldenreiſer.

66.

Ja, mehr als jedes andre glücklich ſein
Wird dein Geſchlecht in ſeinen hohen Frauen,
Nicht mein' ich in den Töchtern nur allein,
Auch zücht'ge Bräute werdens neu erbauen;
Und nun dich mit der Kunde zu erfreu'n,
Die Merlin's Mund mir wollte anvertrauen,
Vielleicht, daß ich dir's wieder ſagen ſoll,
Bin ich des dringendſten Verlangens voll.

67.

Am erſten will ich von Ricciarden ſagen,
Dem Muſterbild von Zucht und Heldenmuth,
Die Wittwe wird in ihren jungen Tagen,
Ein Beiſpiel, was das Glück den Edlen thut:
Sie wird um die verbannten Söhne klagen,
Die ſie als Kinder ſieht in Feindeshut,
Des Vaterreichs beraubt, in fremden Ländern,
Doch all' ihr Unglück wird ſich glorreich ändern.

68.

Vom hohen Stamm der alten Aragonen
Verſchweig' ich nicht die prächt'ge Königin:
Es zeigt uns die Geſchichte aller Kronen
An keiner Frau ſo weiſen, keuſchen Sinn;

Bei keiner wird das Glück ſo treulich wohnen,
Denn Gottes Güte, zu der Welt Gewinn,
Wird ihr das herrliche Geſchlecht beſtellen,
Alphons und Hippolyt, und Iſabellen.

69.

Sieh dieſe weiſe Frau, ſieh Leonoren,
Gepfropft auf deinen hochbeglückten Baum!
Was ſag' ich dir von Ihr, die auserkoren
Zu ihrer Schnur und Folgerin der Traum
Mir zeigt, Lucrezia? die zum Ruhm geboren,
Der jungen Pflanze gleich in lockrem Raum,
Wo Feuchtigkeit und Sonnenſtrahlen treiben,
In Schönheit, Glück und Tugend wird bekleiben.

70.

So wie dem Gold das Kupfer ſteht zur Seiten,
Der Mohn wetteifert mit der Roſe Schein,
Die Weide mit dem Lorbeer wagt zu ſtreiten,
Gefärbtes Glas mit einem Edelſtein,
So wird mit ihr, die ich vor ihren Zeiten
Schon ehre, jede zu vergleichen ſein
An Schönheit, Tugend und den höchſten Gaben,
Die Sonn' und Mond vor ihr geſehen haben.

71.

Jedoch vor jedem andern hohen Preiſe,
Der ihr im Leben und im Tod gebührt,
Steht der, daß ſie zur königlichen Weiſe
Den Herkules und ſeine Brüder führt,
Den Grund zu jener Hoheit legt mit Fleiße,
Der ſie fortan in Krieg und Frieden ziert:
Laßt einen Duft ein neu Gefäß durchwehen,
Gut oder ſchlecht, er wird nicht leicht vergehen.

72.

Nicht will ich, daß mein Mund vor dir Renaten
Von Frankreich, ihre holde Schnur, verſchweigt,
Sie, von des zwölften Ludwigs ſchönen Thaten
Die ſchönſte, mit Bretagnes Stolz erzeugt.
Jedweder Reiz, womit ein Weib berathen,
Seitdem der Himmel um die Pole fleugt,
Seitdem das Waſſer netzt, das Feuer zündet,
Jedwede Tugend iſt in ihr verbündet.

73.

Lang wär' es, nennt' ich Alden von Sagſogna,
Die edle Gräfin von Celano dir,
Bianca Maria dort von Catalonia,
Siciliens holde Königstochter hier,
Und jene ſchöne Lippa[*] von Bologna
Sammt andern noch: denn zählt' ich für und für
Sie einzeln auf mit ihrer hohen Ehre,
Ich trieb' auf einem uferloſen Meere! —

74.

Nachdem ſie der entzückten Bradamante
Von ihrem Stamm ſo viel nun prophezeit,
Hebt ſie von Atlas, wie er Rüd'gern bannte,
Nun wieder an, und was den Freund befreit.
Meliſſa blieb zurück, als ſie erkannte,
Des böſen Alten Schloß ſei nicht mehr weit;
Sie hielt es nicht für räthlich, mitzugehen,
Damit ſie nicht der Alte möge ſehen.

75.

Nachdem ſie nochmals ihr auf's Herz gebunden,
Was ſie ihr wohl ſchon tauſendmal geſagt,
Verläßt ſie ſie: noch hat ſie kaum zwei Stunden
Auf einem engen Weg ſich fortgewagt,

---

[*] Aus dem Geſchlecht der Arioſte.

Da kommt ihr edles Wild, gleich wie von Hunden,
Von zweien Rieſen fürchterlich gejagt;
Sie drängen ihn mit mordentbrannten Mienen,
Und nicht mehr lange, ſo erliegt er ihnen.

76.

Kaum ſieht ſie ihn in ſolche Noth gebracht,
Der Rüd'gern gleicht in jeglicher Gebärde,
Vertauſcht ſie das Vertrau'n mit dem Verdacht,
Und jeder ſchöne Vorſatz fällt zur Erde:
Auf Rache glaubt ſie jene Frau bedacht
Ob irgend einer heimlichen Beſchwerde;
Den unerhörten Fallſtrick legt ihr Groll,
Daß Rüd'ger durch die Freundin ſterben ſoll.

77.

Sie ſpricht bei ſich: Soll das nicht Rüd'ger ſein,
Den ſtets mein Herze ſah, jetzt meine Augen?
Sagt jetzt mein Herz und ſagt mein Auge Nein,
Was kann ich noch zu ſehn, zu kennen taugen?
Soll ich nicht aus dem klaren Augenſchein
Mehr Glauben als aus fremdem Zeugniß ſaugen?
Kennt doch mein Herz im Dunkeln ſeinen Stern,
Und ſagt mir, ob er nah iſt oder fern.

78.

So ſinnt ſie noch, da hört ſie eine Stimme,
Die Rüd'gers ſcheint, um Hülfe kläglich ſchrei'n,
Und ſieht, wie er verhängten Zaums, das ſchlimme
Geſchick vermeidend, fortſprengt durch den Hain;
Auch regen ſich die beiden Iſegrimme
Und jagen vollen Laufes hinterdrein.
Da will das Fräulein nicht dahinten bleiben,
Und läßt ſich ſo zum Zauberſchloſſe treiben.

79.

Kaum eingetreten in des Schloſſes Pforten,
Erliegt auch ſie dem allgemeinen Wahn:
Nun ſucht ſie, grad und krumm, an allen Orten,
Vergebens Tag und Nacht, hinab, hinan,
Und drin und draußen; ja, ſo ſehr war dorten
Der Macht des Zaubers jeder unterthan,
Daß ſie und Rüd'ger oft zuſammenrannten,
Sich ſprachen, und ſich dennoch nicht erkannten.

80.

Doch weg von ihr! und laßt's euch nicht verdrießen,
Daß ſie gefangen ward durch dieſe Liſt:
Ich werde ihren Kerker ſchon erſchließen
Und Rüd'gers, wenn die Zeit gekommen iſt.
So wie der Wechſel reizet zum Genießen
Und man verſchiedne Speiſen lieber ißt,
So, däucht mir, wenn's bald hier- bald dorthin eilet,
Daß euch mein Lied dann minder langeweilet.

81.

Mir däucht, ich brauche gar verſchiedne Fäden
Zu dem Gewebe, das ich aufgeſtellt:
D'rum ſei's vergönnt, von Agramant zu reden,
Wie er die Mohren aus dem Winterzelt,
Bereit, die goldnen Lilien zu befehden,
In voller Wehr verſammelt auf dem Feld;
Er will zu einer neuen Muſt'rung ſchreiten,
Daß er die Zahl erkennt von ſeinen Leuten.

82.

Denn außer vielem Volk, zu Fuß und Roß,
Von ſeiner Macht, das dieſer Streit verſchlungen,
War auch an Feldherrn der Verluſt gar groß,
Zumal an guten, und von manchen Jungen,

Und mancher Haufen irrte Führerlos,
Ja, manche Völkerſchaft, die er gedungen.
Um allen Haupt und Ordnung zu erneu'n,
Ruft er zur Muſt'rung alle ſeine Reih'n.

83.
Und um Erſatz für die, die im Gewitter
Der Schlacht und im Gefecht geblieben waren,
Schickt er nach Spanien einen ſeiner Ritter,
Ein andrer muß nach Libyen überfahren;
In Reihen ſtellt er dieſe neuen Schnitter
Und ordnet Feldherrn über alle Schaaren.
Ich will die Muſt'rung, mög' es Euch belieben,
Herr, auf den folgenden Geſang verſchieben.

# Vierzehnter Geſang.

1.
In jenen großen Schlachten mit den Franken
Ward in der Spanier und der Mohren Schaar
Gewaltig aufgeräumt, und viele ſanken,
Dem Wolf zum Fraß, dem Raben und dem Aar,
Und war auch Frankreich mehr gebracht zum Wanken,
Das gänzlich aus dem Feld geſchlagen war,
So hatte doch der Heide mehr zu klagen,
Daß ſo viel Fürſten ihm und Herrn erlagen.

2.
Er rühmte ſich ſo theurer, blut'ger Siege,
Daß ihm kein Freudenfeuer wollte brennen.
Wenn mit den alten unſre neuen Kriege,
Alphons, Glorreicher, ſich vergleichen können,

So darf das Treffen, deſſen Heldenflüge
Vor allen ſich nach deinem Namen nennen,
An das Ravenna ſtets mit Thränenquellen
Gedenken wird, ſich neben jene ſtellen.

3.

Schon weichen die Morinen und Picarden,
Die Aquitanen, die Normannen fliehn,
Da dringſt du mitten unter die Standarten
Des Spaniers ein, der faſt ſchon Sieger ſchien;
Dir folgen deine tapfern jungen Garden,
Und ihrer heldenkühnen Hand erblühn,
Die du zum Preiſe jenes Tags erkoren,
Die goldnen Griffe mit den goldnen Sporen.

4.

Mit dieſem jugendlichen Heldenleben,
Das in dem großen Kampfe dich umgab,
Wie machteſt du die goldnen Eicheln[*] beben,
Wie bracheſt du den roth- und gelben Stab![**]
Dein iſt der Ruhm, vom Lorbeerkranz umgeben,
Daß nicht die Lilie fiel entblättert ab.
Mit ihm iſt noch ein andrer Kranz verkettet,
Denn du haſt Rom's Fabricius gerettet:

5.

Die große Säule[***] Rom's, die du in Nöthen
Ergriffen, unverſehrt erhalten haſt,
Bringt dir mehr Ruhm, als wär' bei jenem Tödten
Das ganze ſtolze Heer vor dir erblaßt,
Die alle die Ravenna's Felder röthen,
Und die entflohen, fahnenlos, mit Haſt,
Die Aragonen und die Navareſen,
Die nicht durch Spieß und Wagen dort geneſen.

---

[*] Das Familienwappen Julius des II.

[**] Spanien.

[***] Fabrizio Colonna.

6

Doch hat uns dieſer Sieg mehr Troſt errungen
Als Siegesluſt, denn jede Luſt zerrann
Und bald war jeder Jubelton verklungen,
Da Frankreichs und des Krieges Feldhauptmann
Von dieſem wilden Sturme ward verſchlungen,
Mit ſo viel Fürſten, die im Heeresbann,
Für Staaten und Verbündete zu kriegen,
Hernieder von den kalten Alpen ſtiegen.

7.

Ein neues Heil ward uns, ein neues Leben
Durch dieſe Schlacht, mit Lorbeern dicht umlaubt,
Daß wir nicht mehr vor Sturm und Winter beben,
Und Jovis Zorn nicht wächſt ob unſrem Haupt.
Doch kein Frohlocken können wir erheben,
Betrachten wir, wie viel uns ward geraubt,
Sehn wir im Trauerkleid, mit naſſen Wangen
So viele Wittwen jetzt in Frankreich bangen.

8.

Nun muß der große König Ludwig wieder
Auf neue Führer ſeiner Schaaren denken,
Zum Ruhm der Lilie jener wilden Hyder
Die räuberiſchen Klauen auszurenken,
Die Braut und Tochter, Mutter, Schweſtern, Brüder,
Weiß, ſchwarz und grau, ſo ſchnöd gewagt zu kränken,
Die Chriſt im Sakrament zu Boden ſchmiſſen,
Und ihm die ſilberne Monſtranz entriſſen.

9.

Hättſt du das Siegerheer nicht aufgehalten,
Ravenna, beſſer, Arme, wärſt du dran,
Und Brescia dir als Spiegel vorgehalten,
Wie Rimini, Faenza dir gethan.

Send' uns Trivulzio, den guten Alten,
Ludwig, damit die Deinen Zucht empfahn:
Er mög' es ihnen ſagen, wie viel Bürger
Italien ſchon verlor durch ſolche Würger.

10.

Und wie jetzt Ludwig neu den Bogen ſpannt
Und neu ſein Heer mit Feldherrn muß verſehen,
So ließen einſt Marſil und Agramant,
Zum neuen Streit zu ordnen die Armeen,
Von dort, wo ſie der Winter hielt gebannt,
In's Feld die Völker zu der Muſt'rung gehen,
Um neue Leitung einer jeden Schaar
Zu geben, wo es etwa nöthig war.

11.

Erſt läßt Marſil, dann Agramant, der Mohr,
Die Völker Schaar um Schaar vorüberziehn:
Die Catalanen gehen allen vor,
Mit Doriphöbus' Fahne, frei und kühn,
Dann, ohne Folvirant, den es verlor —
Denn längſt ſchlug Reinald's tapfrer Degen ihn —
Navarra's Volk, jetzt durch den ſpan'ſchen König
Dem Iſolier als Hauptmann unterthänig.

12.

Das Volk Leon's führt Balugant zum Streite,
Und die Algarben hütet Fürſt Grandon;
Aus Kleinkaſtilien folgen tapfre Leute
Dem Bruder des Marſil, dem Falſiron;
Von Malaga's und von Sevilla's Seite
Zieht Madaraß mit ſeiner Legion,
Mit Völkern, die von Cadix zu den Auen
Von Cordova die fetten Felder bauen.

13.

Teſſira, Baricond und Stordilan
Entfalten nach einander ihre Reihen:
Lisboa iſt dem erſten unterthan,
Majorca und Granada jenen zweien.
Vom jüngſt verſtorbenen Larbin empfahn,
Darf ſich Teſſira jenes Reichs erfreuen;
Galizien dann, das, ſtatt des Maricold,
Dem Serpentin als Herrn Gehorſam zollt.

14.

Die aus Toledo, Calatrava zogen,
Und denen Sinagon einſt Führer war,
Was badet in des Guadiana Wogen
Und trinkt aus ſeinen Fluthen, hell und klar,
Folgt jetzt dem kühnen Mataliſt verwogen,
Und Blanzardin führt der Aſturier Schaar
Und die von Salamanca, von Plagenza,
Von Avila, Zamorra und Palenza.

15.

Mit Ferragu ziehn Saragoſſa's Sieger,
Und die vom Hof Marſil's, des Heeres Kern,
Ein wohlbewaffnet Volk, und kühn wie Tiger.
Dort iſt auch Malgarin und Balinvern,
Morgant und Malzaris, berühmte Krieger,
Die aus der Heimath trieb Ein böſer Stern,
Und die, als ſie um Land und Reich gekommen,
Marſil an ſeinen Königshof genommen.

16.

Hier iſt Marſil's gewaltiger Baſtard,
Fürſt Follicon mit Doricont, dem Braven;
Dabei ſind Argaliff und Analard
Mit Archidant, dem Saguntiner Grafen,

Mit Ammirant, mit Langhiran, Bavart
Und Malagur, deß' Liſte nimmer ſchlafen,
Und andre noch und andre Heldenreihn,
Wovon bei Zeiten wird die Rede ſein.

17.

Als nun das ſpan'ſche Heer vor Agramante
In ſchöner Muſterung vorüber war,
Da ſtellt' im Feld, an Wuchs faſt ein Gigante,
Sich Oran's König mit den Truppen dar.
Um ihren Martaſin, den Bradamante
Zum Tod getroffen, klagt die nächſte Schaar:
Schmach, daß ein Weib den Ruhm davongetragen,
Den Garamantenkönig zu erſchlagen!

18.

Dann folgt die dritte Schaar, Marmonda's Leute,
Die in Gascogne ließ Argoſten todt:
Auch ſie bedarf des Hauptes, wie die zweite,
Und auch der vierten thut ein Führer noth.
Der König hatte zwar nicht dichtgeſtreute
Feldherrn, doch that er was die Zeit gebot,
Daher er den Burald, Argan, Ormiden
Zu Führern, wo es nöthig war, beſchieden.

19.

So gab er dem Argan die Libicanen,
Noch trauernd um den ſchwarzen Dudrinaß.
Ihm folgt Brunell mit ſeinen Tingitanen,
Geſenkten Angeſichts, betrübt und blaß:
Denn ſeit ihm den von ſeinem Herrn empfah'nen
Ring in dem Wald, wo jenes Luftſchloß ſaß,
Die kühne Bradamante weggenommen,
War er um Agramantens Gunſt gekommen.

20.

Und fand ihn Iſolier nicht feſtgebunden
An jenem Baum, der Bruder Ferragu's,
Und ſagt's dem König, wie er ihn gefunden,
Er wäre wahrlich längſt ein Rabenmus.
Auf vieler Bitten, ſchon vom Strick umwunden,
Und ſchon im Grabe mit dem einen Fuß
Ließ ihn der König los, doch mit Betheuern,
Beim nächſten Fehl das Halsband zu erneuern;

21.

Daher Brunell gerechte Urſach' fand,
Geſenkten Kopfs zu gehn und trüber Miene.
Gleich hinter ſeiner Schaar zog Farurant
Mit Reiterei und Fußvolk von Maurine;
Darauf Liban, zum König jüngſt ernannt,
Und mit ihm war das Volk von Conſtantine,
Indem die Krone und den goldnen Stab
Des Pinador ſein Oberherr ihm gab.

22.

Das Volk von Setta kommt mit Dorilonen,
Und die Hesperier mit Soridan,
Fürſt Agricalt treibt rüſtig die Amonen,
Die Naſamonen ziehn mit Pulian,
Malabuſers bringt die ſo Fez bewohnen,
Die andre Schaar führt Finadur heran,
Die von Canaria kommt und von Marocco,
Balaſtro die des Königes Tardocco.

23.

Zwei Schaaren nahn, von Mulga und Arzill:
Die zweite folgt des alten Herrn Panieren,
Die erſte nicht mehr, und der König will,
Sein treuer Freund ſoll, Corineus, ſie führen.

Kaiken gab er die von Almanſill;
Sie mußten den Tanfirion verlieren.
Getuliens Volk gab er dem Rimedont;
Das Volk von Cosca kommt mit Balinfront.

24.

Das Volk von Bolga zieht heran: ſie leitet
Als Fürſt an Mirabaldens Statt Clarind.
Sieh Baliverzen, wie er trutzig ſchreitet,
Im ganzen Heer das ärgſte Teufelskind.
Ich glaube nicht, daß ein Panier ſich breitet,
Worunter felſenfeſt're Krieger ſind,
Als dort ſich, von Sobrin befehligt, dehnen,
Dem weiſeſten von allen Sarazenen.

25.

Die Belmariner, die Gualciott betrauren,
Führt Rodomont von Sarza in das Feld,
Der König Algier's, der zum Heer der Mauren
Ein neues Volk zu Fuß und Roß geſtellt;
Denn während dem die Sonne des Centauren
Und Steinbocks kalten Bildern war geſellt,
War er vom König heimgeſendet worden,
Und ſeit drei Tagen erſt an Frankreichs Borden.

26.

Im ganzen Heere war kein Held wie dieſer,
Kein Sarazene war ſo ſtark und kühn.
Drum zittern die belagerten Pariſer,
Und zwar mit gutem Grund, und fürchten ihn
Weit mehr als all' die andern Blutvergießer,
Die mit Marſil und Agramante ziehn;
Auch war er mehr als jeder Mohrenritter
Dem heil'gen Chriſtenglauben feind und bitter.

27.

Der König Alvaracchiens, Pruſion,
Zieht an mit Dardinell, Zumara's König;
Weiß nicht, ob Fledermaus und Krähe ſchon,
Und was ſonſt krächzt, dem Unheil unterthänig,
Von Dach und Zweig, mit geiſterhaftem Drohn
Der beiden Loos verkündet heiſertönig:
Denn ſchon im Himmel iſt es ausgemacht,
Daß beide ſterben in der nächſten Schlacht.

28.

Nun hatte Niemand mehr in's Feld zu gehen,
Als Tremiſen zuſammt Noriziens Schaar,
Doch nirgends ſah man ihre Fahne wehen
Und keine Kunde kam von dieſem Paar.
Der König wußte nicht was hier geſchehen,
Der ſehr erſtaunt ob dieſer Trägheit war,
Bis ſie zuletzt ihm einen Knappen brachten,
Der ihm die Kunde gab von Roland's Schlachten.

29.

Der ſagt' ihm, daß Alzird und Manilard
Mit vielen andern lägen auf dem Feld.
Herr, fuhr er fort, der uns ſo furchtbar ward,
Der Rittersmann hätt' all' dein Heer gefällt,
Wenn ſie ihr Leben nicht gleich mir bewahrt
Und nicht ſo ſchnell gedacht auf's Ferſengeld.
Dem müſſen Fußvolk ſich und Reiter ſchmiegen,
So wie dem Wolf die Hämmel und die Ziegen. —

30.

Vor wenig Tagen hatte zu dem Heere
Des Mohren ſich ein fremder Herr gewandt,
Durch ſeinen Muth und ſeines Armes Schwere
Berühmt im Morgen- und im Abendland.

Fürſt Agramant erwies ihm große Ehre,
Da er als Sohn und Erben ihn erkannt
Des Agrican, des kühnen Tartarhelden:
Als wilder Mandricard iſt er zu melden.

31.

Sein Name war ſchon weit herumgekommen
Durch manche Thaten, groß und wunderbar;
Am meiſten aber war ſein Ruhm erglommen,
Seit er in Syrien, trotzend der Gefahr,
Den Harniſch aus dem Feenſchloß genommen,
Der einſt vor tauſend Jahren Hektors war;
Ein Abentheuer, ſchrecklich aus der Maſſen,
Von dem ſchon die Erzählung macht erblaſſen.

32.

Der war zugegen in dem Augenblick,
Als Nachricht kam von jenem grauſen Schlag;
Er ſchwur, und warf den Kopf ſtolz in's Genick,
Dem Ritter nachzuziehn am ſelben Tag.
Doch hielt er den Entſchluß bei ſich zurück,
Sei's, weil ihm wenig an den andern lag,
Sei's, weil er keinem ſich entdecken wollte,
Damit ihn keiner überholen ſollte.

33.

Dann fragt er nach des Ritters Tracht den Knappen,
Und der verſetzt: ſchwarz iſt er angezogen,
Ein ſchwarzer Schild, kein Zeichen und kein Wappen. —
Und dieſe Antwort, Herr, war nicht erlogen,
Denn Roland wollte wirklich ſich verkappen,
Durch ſein tieftrauerndes Gemüth bewogen,
Dem, wie es innen düſter war beſchaffen,
An Schwärze gleichen ſollten Kleid und Waffen.

34.

Kaſtanienbraun, doch ſchwarz an Fuß und Haar,
Hat Mandricard ein Schlachtroß von Marſil,
Ein Füllen, das, erzeugt in Spanien zwar,
Von einem frieſiſchen Mutterpferde fiel.
Er ſchwang ſich auf, bewaffnet wie er war,
Und ſauste durch das Feld nach ſeinem Ziel;
Er ſchwur, nicht eh' zum Heer zurückzugehn,
Bis er den ſchwarzen Ritter würde ſehn.

35.

Jetzt auf die Schaar, von Roland's Arm geſchlagen,
Trifft er und ſieht ſie bang und ängſtlich nahn;
Er hört um Söhne, hört um Brüder klagen,
Die ſie vor ihren Augen fallen ſahn.
Noch kündet ſich die Trauer und das Zagen
In ihren blaſſen, düſtern Zügen an,
Noch wühlt der Schreck in allen ihren Sinnen,
Und thöricht fliehn ſie, ſtumm und bleich von hinnen.

36.

Noch war er auf dem Weg nicht weit gerathen,
Als er ein graus unmenſchlich Schauſpiel fand,
Jedoch ein Zeugniß jener Wunderthaten,
Die man erzählt dem König Agramant.
Neugierig forſcht er in den blut'gen Saaten
Und mißt die Wunden aus mit ſeiner Hand,
Und gegen jenen der dieß Volk erſchlagen,
Fühlt er ſeltſamen Neid am Herzen nagen.

37.

So ſieht ein Wolf, ein Köter auf den Auen
Den Stier, der jüngſt das Mahl der Bauern war,
Er kommt zu ſpät, trifft nur noch Hörner, Klauen,
Gebein; das andre fraß der Vögel Schaar —

Jetzt kann er auf den leeren Schädel ſchauen:
So macht es hier der grauſame Barbar,
Er flucht, von ungeheurem Neid beſeſſen,
Daß dieſes reiche Mahl ſchon abgegeſſen.

38.

Den ganzen Tag ſucht er den ſchwarzen Rieſen,
Und noch den andern halben ſucht er ihn;
Da kommt er, ſieh, zu einer ſchatt'gen Wieſen,
Die eines Fluſſes Wellen ſo umziehn,
Daß da nur wo die Waſſer ſeitwärts fließen,
Zur Noth ein kleiner offner Raum erſchien.
Nah bei Otricoli zieht gleicherweiſe
Um einen Ort die Tiber ihre Kreiſe.

39.

In Waffen ſtanden viele Rittersleute
Da wo der Eingang war vom Fluſſe frei;
Der Heide fragt, was dieſe Schaar bedeute,
Von wem, warum ſie hier verſammelt ſei:
Der Hauptmann, der ſein herriſch Ausſehn ſcheute,
Zumal an ſeiner goldnen Stickerei
Und an dem Schmuck, der von Juwelen brannte,
Er einen Herrn von hohem Rang erkannte,

40.

Granada's König hat uns ausgewählt,
Verſetzt er, ſeine Tochter zu geleiten;
Dem König Sarza's hat er ſie vermählt,
Doch darf man das Gerücht noch nicht verbreiten.
Wenn nun, die jetzt allein die Flur beſeelt,
Die Grille ſchweigt bei abendlichen Zeiten,
Dann führen wir zum Vater ſie in Eil,
In's ſpan'ſche Lager hin: ſie ſchläft derweil. —

41.
Er, der Gefahr und Streit nie angeſchlagen,
Beſchließt ſogleich, ſich eins zu unterſtehn:
Dieß Volk zu prüfen, macht ihm viel Behagen,
Ob ſie die Wache gut, ob ſchlecht verſehn.
Er ſpricht: So viel ich weiß vom Hörenſagen,
Iſt ſie ſehr reizend; laßt mich einmal ſehn!
Bringt mich — doch nein, ſie ſoll ſich herbemühen,
Denn ich muß augenblicklich weiter ziehen. —

42.
Du mußt ein Narr ſein von dem erſten Range,
Verſetzt der Hauptmann ihm: mehr ſagt er nicht,
Weil der Tartar ihm mit geſenkter Stange
In einem Umſehn gleich die Bruſt durchſticht,
Der Harniſch widerſteht dem Stoß nicht lange,
Der Mann ſtürzt nieder, und ſein Auge bricht;
Der Sohn des Agrican zieht ſchnell die Lanze
Zurück — ſonſt hat er nichts zum Waffentanze.

43.
Er trug kein Schwert, denn als er einſt verwegen
Die Waffen des Trojaners an ſich riß,
Und bei der andern Wehr nicht fand den Degen,
Schwur er, und nicht vergebens ſchwur er dieß,
Die Rechte nimmer an ein Schwert zu legen,
Als bis er Durindanens wär' gewiß:
Denn dieſes Schwert, Almonte's höchſte Freude,
Jetzt Roland's, war einſt Hektor's Augenweide.

44.
Groß iſt des Tartars Muth, daß er begehrt,
Mit ſolchem Nachtheil gegen ſie zu ſtreiten:
Er ſchreit: wer iſt's, der mir die Straße wehrt?
Und wagt es mitten unter ſie zu reiten.

Der ſenkt die Lanze, jener zieht das Schwert,
Und gleich iſt er umringt von allen Seiten;
Doch raubt er einer ganzen Schaar das Licht
Des Lebens erſt, eh' ihm die Lanze bricht.

45.

Doch wie ſie bricht, faßt er den großen Splitter
Mit beiden Händen an, der ganz noch blieb,
Und macht ein ſo entſetzliches Gewitter,
Daß man niemals von grauſern Schlachten ſchrieb.
Wie mit dem Knochen jener Judenritter
Gewaltig unter die Philiſter hieb,
Zerſchlägt er Helm und Schild: an jenem Tage
Fiel Roß und Reiter oft von Einem Schlage.

46.

Die Armen gehen in die Wette ſterben,
Des einen Tod hält nicht den andern ab:
Die Todesart nur war es, was die herben
Gefühle dieſen wackern Kriegern gab;
Durch einen Lanzenſplitter zu verderben,
War ihnen jammervoller als das Grab,
Und ſchmählich, daß gleich Schlangen oder Fröſchen
Ein ſolcher Stumpf ſie ſoll zu Tode dreſchen.

47.

Doch da auf eigne Koſten ſie erfahren,
Daß Sterben ſei in keiner Weiſe ſchön,
Auch faſt zwei Drittel ſchon erſchlagen waren,
Beginnt der ganze Reſt davonzugehn.
Als hätten ſie beſtohlen den Barbaren,
So thut er jetzt, und will nicht zugeſtehn,
Daß auch nur einer vom erſchrocknen Haufen
Durch dieſe Flucht ſein Leben ſoll erkaufen.

48.

Wie dürres Rohr im Sumpfe nicht kann dauern,
Und nicht die Stoppel, die im Felde pfeift,
Vor'm Nordwind und dem Feuer kluger Bauern,
Das, angelegt zugleich, ſchnell um ſich greift
Und rings den Platz umgibt mit Flammenmauern,
Und kniſternd, ſauſend durch die Furchen läuft,
So wenig können vor den Zornesblitzen
Des Mandricard ſich dieſe Armen ſchützen.

49.

Nun iſt der Eingang, welchen das Geſinde
So übel hat verfochten, bald erreicht;
Den Weg, geführt durch friſcher Spur Gewinde
Und Klagetöne, findet er gar leicht,
Und geht zu ſchauen nach dem Königskinde,
Ob ihre Schönheit ihrem Ruhme gleicht.
Er reitet durch die Leichname der Todten,
Da wo die Wellen ihm den Eingang boten.

50.

Und angekommen ſieht er Doraliſen
— Dieß iſt des Fräuleins Name — hingedehnt
In ihrem Jammer mitten auf den Wieſen,
An einer alten Eſche Fuß gelehnt.
Wie Quellen aus lebend'ger Ader fließen,
So ſtrömt die Fluth, die ihre Bruſt bethränt;
Dem lieblichen Geſicht iſt's anzuſehen,
Daß Hand in Hand hier Furcht und Mitleid gehen.

51.

Wie ſie ihn kommen ſieht, da wächst ihr Zittern:
Er tritt heran, mit grauſam düſtern Mienen
Und blutbefleckt; die hohen Lüfte ſchüttern
Macht wildes Angſtgeſchrei von ihr und ihnen,

Die außer der geſchlagnen Schaar von Rittern
Noch dieſer lieblichen Infantin dienen;
Bejahrte Greiſe, Frauen ſind's, Jungfrauen,
Und zwar die ſchönſten aus Granada's Gauen.

52.

Kaum hat er in dieß Angeſicht geſehen,
Das Seinesgleichen hat in Spanien nicht,
Und weinend — wie wird ihm das Lachen ſtehen? —
Ein unauflöslich Netz der Liebe flicht,
Da weiß er nicht, ob er in Himmelshöhen,
Ob er noch wandelt in dem ird'ſchen Licht,
Und mehr nicht durch den Sieg erwirbt er heute,
Als daß er der Gefangnen wird zur Beute.

53.

Doch will er ihr d'rum nicht ſo viel gewähren,
Daß er die Frucht ihr ſeiner Arbeit ſchenkt,
Obgleich, ſo ſehr ein Weib nur kann, durch Zähren
Sie ſich in Schmerz und Jammer zeigt verſenkt.
Er hofft ihr Leid in Wonne zu verkehren,
Daher er gleich ſie mitzunehmen denkt:
Er ſetzt ſie auf ein weißes Roß, und reitet
Den alten Weg, von Lieb' und Luſt begleitet.

54.

Frau'n, Jungfrau'n und die ganze Cavalcade,
Die ſie geleitet aus Granada's Reich,
Entließ er hier und ſprach mit vieler Gnade:
Sie hat an mir genug, ich bin zugleich
Hofmeiſter, Amme, Diener auf dem Pfade,
Für jedes Fach; d'rum Freunde, Gott mit euch! —
Und ſie, die ihn nicht konnten übermannen,
Mit Leid und Thränen zogen ſie von dannen.

55.

Und ſprachen bei ſich ſelbſt: mit welchem Gram
Wird nicht ihr Vater und mit welcher Pein
Den Unfall hören! und ihr Bräutigam!
Wie fürchterlich wird ſeine Rache ſein!
Ach, daß er nicht zur rechten Stunde kam,
Nicht da iſt, von dem Räuber zu befrei'n
Das edle Blut des Königs Stordilan,
Eh' er kann weiter ziehen ſeine Bahn! —

56.

Der Heide, mit dem großen Raub zufrieden,
Den Glück und Muth in ſeine Hände gab,
Fühlt nun den Drang nicht halb im Buſen ſieden
Nach jenem Schwarzen: vorher ging's im Trab,
Jetzt zieht er langſam und in gutem Frieden,
Und denkt nur allezeit: wo ſteig' ich ab?
Und ſucht nach einem Ort, ſtill und geheuer,
Um zu verhauchen all' ſein Liebesfeuer.

57.

Indeß übt er bei ihr das Tröſteramt,
Durch deren Antlitz Thrän' auf Thräne rollt,
Und lügt ihr vieles vor: wie er, entflammt
Von ihrem Ruf, ſchon längſt ihr wohlgewollt,
Wie er das große Reich, dem er entſtammt,
Dem jedes andre ſeine Huld'gung zollt,
Verließ, und nicht um Spaniens, Frankreichs Gauen,
Nein, ihre ſchönen Wangen nur zu ſchauen.

58.

Wenn Liebe je verdient geliebt zu werden,
Mußt du mich lieben, denn ich liebe dich;
Wenn Adel, wer kann ſtolzer ſich gebärden?
Denn Agrican, der mächt'ge, zeugte mich;

Wenn Reichthum, wer hat mehr Beſitz auf Erden?
Nur Gott beherrſcht ein größer Reich denn ich;
Wenn Muth, ſo däucht mir, ließ ich heute ſpüren,
Ob Liebe meinem Muthe mag gebühren.

59.

Mit dieſem und noch manchem andern Wort,
Das Amor ſelbſt ihm in den Mund gegeben,
Weiß er der armen Jungfrau ſänftlich dort
Das Zittern zu vertreiben und das Beben.
Angſt flieht, und mit ihr flieht der Kummer fort,
Der ihr zuvor genagt an ihrem Leben;
Schon faßt ſie ſich und hört mit größrer Ruh'
Und Freundlichkeit dem neuen Freunde zu.

60.

Worauf ſie ihm Erwiedrung gibt und gerne
Mit holdem Ton geſellig zu ihm ſpricht;
Auch weigert ſie ſich nicht, die hellen Sterne
Ihm zuzuwenden mit ſtets mildrem Licht.
Der Heide, Amors Pfeil nicht fremd noch ferne,
Gewinnt draus Hoffnung, wenn Gewißheit nicht,
Das ſchöne Fräulein werde wohl ſein Sehnen
Nicht immer gar ſo ſpröde ſein zu krönen.

61.

Mit ſolcher Reiſ'geſellſchaft hoch zufrieden,
Die ihm ſo viele Luſt und Wonne ſchenkt,
Zieht er dahin, bis über allen Müden
Der kühle Abend ſich hernieder ſenkt.
Die Sonne geht, und iſt ſchon halb geſchieden,
Weßhalb er eiliger die Roſſe lenkt,
Bis ſie Schalmei'n und Flöten hören klingen,
Und ſehen Rauch aus Hof und Hütte dringen.

62.

Es waren Wohnungen für Hirtenleute;
Hier herrſchte mehr Bequemlichkeit als Zier.
Der gute Hüter der gehörnten Meute
Empfing den Ritter und das Fräulein hier
So höflich, daß es beide ſehr erfreute:
Denn nicht in Stadt und Schloß nur findet ihr,
In Scheunen findet ihr und niedern Hütten
Oft Menſchen auch von nicht gemeinen Sitten.

63.

Was zwiſchen dieſem Paar ſodann für Fragen
Verhandelt wurden in der ſtillen Nacht,
Das wag' ich euch nicht ſo genau zu ſagen,
Drum denke jeder was ihm Freude macht.
Zu glauben iſt, daß ſie ſich gut vertragen,
Dieweil ſie früh ganz munter aufgewacht;
Auch ward dem Hirten Dank von Doraliſen
Für all' die Ehre, ſo er ihr erwieſen.

64.

Hierauf, von einem Ort zum andern reitend,
Gelangten ſie an eines Fluſſes Rand,
Der nach dem Meere ſank, ſich ſtill verbreitend,
Man ſah nicht deutlich, ob er floß ob ſtand.
Er war ſo klar, daß, über ihm hingleitend,
Das Licht ſich kecklich auf den Boden fand.
Hier trafen ſie zwei Ritter, die im Schatten
Mit einem Fräulein ſich gelagert hatten.

65.

Die hohe Phantaſie mit ihrer Gluth,
Die mich nicht läßt an Einem Zweige ranken,
Ruft plötzlich mich zu jener Mohrenbrut,
Die mit Geſchrei und Lärm betäubt die Franken,

Und zu dem Zelt, wo Agramante's Wuth
Das heil'ge Reich will fordern in die Schranken,
Und Rodomont, mit drohendem Gebrüll,
Paris verbrennen, Roma ſchleifen will.

66.

Es war dem König Agramant verkündet,
Der Britten Flotte ſei ſchon über Meer;
Drum rief er alle Fürſten, ihm verbündet,
Sammt ſeinen Feldhauptleuten zu ſich her;
Sie faßten den Beſchluß, von Muth entzündet,
Sogleich zu rüſten das Belag'rungsheer.
Gewiß, die Hauptſtadt nimmermehr zu nehmen,
Wenn nicht ſogleich, noch eh' die Freunde kämen.

67.

Schon kamen aus den Orten um Paris
Unzähl'ge Leitern zu dem Sturm herbei,
Und Bretter, Balken, was nur brauchbar hieß,
Und Weidenruthen, gut für allerlei,
Nebſt Schiffen, Brücken — ja, noch mehr als dieß,
Bereit war ſchon die erſt' und zweite Reih'
Zum Angriff, und der König ſelbſt begleitet
Die Heeresmaſſe, die zum Sturme ſchreitet.

68.

Doch Karl läßt in Paris mit ſeinen Theuern
Den Tag, bevor die große Schlacht entbrannt,
Das heil'ge Amt durch Mönch und Prieſter feiern,
Im weißen, ſchwarzen, grauen Meßgewand;
Und alle die das Beichtgelübd' erneuern
Und ſich der argen Höllenmacht entwandt,
Gehn freudig zu dem heil'gen Wein und Brote,
Als ob den Tod die nächſte Sonne drohte.

69.

Umringt von Rittern, Fürſten und Baronen
Und Predigern, geht er zum großen Tempel,
Um andachtsvoll dem Hochamt beizuwohnen,
Und dient den andern allen zum Exempel,
Hebt Händ' und Augen zu den höchſten Thronen
Und ſpricht: O Herr, ruht gleich der Sünde Stempel
Auf meiner Stirn, ſo laß für meine Schulden
Dein treues Volk die Strafe nicht erdulden.

70.

Doch iſt's dein heil'ger Wille, daß es leide,
Willſt du uns ſtrafen für ſo manch Vergehn,
So zögre noch mit deines Schwertes Schneide,
Und laß es nicht durch deinen Feind geſchehn,
Denn wenn uns niederwirft der wilde Heide,
Uns, die ſie deines Namens Freunde ſchmäh'n,
So werden ſie ſich deiner Ohnmacht freuen,
Daß du verderben läſſeſt deine Treuen.

71.

Für Einen dann, der ſich von dir gewendet,
Fliehn Hunderte von deinen Fahnen fort,
Durch Babel's falſche Satzung wird geſchändet
Dein Tempel und geſtürzt dein göttlich Wort.
Hilf dieſem Volke, das ſich dir verpfändet,
Gereinigt deines Grabes heil'gen Ort
Von Hunden, und der Kirche Schooß nebſt ihren
Verweſern oft beſchützt vor wilden Thieren.

72.

Nicht können unſere Verdienſte reichen,
Auch nur ein Loth zu tilgen unſrer Schuld:
Bedenken wir, wie oft wir von dir weichen,
Iſt's ſchwer, auf Nachſicht hoffen und Geduld.

Doch leicht iſt's, unſre Rechnung auszugleichen,
Gewährſt du uns freiwillig deine Huld,
Nichts kann die Hoffnung deiner Hülf' uns rauben,
Weil wir, o Herr, an deine Gnade glauben. —

73.

So ſprach der fromme Kaiſer am Altar,
Das Haupt geſenkt und mit zerknirſchtem Herzen.
Noch andre viele Bitten bracht' er dar,
Nach ſeinem hohen Rang und ſeinen Schmerzen;
Ein heißes Flehn, das nicht vergeblich war:
Sein Engel ſchwang ſich ob den Tempelkerzen
Empor zum Himmel mit dem frommen Ton,
Und trug ihn dort vor des Erlöſers Thron.

74.

Und ſieh, unzähl'ge ſolcher Boten kamen
Zugleich mit ſolchem Flehn zu Gott empor,
Und als die heil'gen Seelen das vernahmen,
So ſprachen ſie, vereint im vollen Chor,
Zur ew'gen Lieb' ein mitleidsvolles Amen
Und trugen den gemeinen Wunſch ihr vor,
Der Chriſtenheit gerechtes Flehn zu hören
Und Rettung in der Noth ihr zu gewähren.

75.

Die Güte, die nicht Grenzen kennt noch Ende,
Die nie ein treues Herz vergebens bat,
Hebt mild die Augen auf und ſtreckt die Hände
Zum Engel Michael, der zu ihr trat.
Geh, ſprach ſie, und zum Chriſtenheer dich wende,
Das aus der Picardie dem Lager naht;
Das führe nach Paris, und ſo verſtohlen,
Daß es den Feinden ewig bleibt verhohlen.

76.

Zum Schweigen geb' zuerſt: ſag' ihm von mir,
Daß es mit dir ſich zu der That verbindet:
Mit ſeinem beſten Rathe wird es dir
In allem helfen, was ſich nöthig findet.
Wenn dieß gethan, ſo geh' zu dem Revier,
Wo ihren Sitz die Zwietracht hat gegründet:
Sag' ihr, ſie ſoll mit Stahl und Zunder gehn,
Um Feuer bei den Mohren anzuwehn.

77.

Dann ſoll ſie ihre ſtärkſten Helden faſſen
Mit ſolchem Haber, ſolcher Zornesgluth,
Daß es zum Kampfe kommt, daß die erblaſſen,
Um Freiheit jene kommen, Gut und Blut,
Und andre gar vor Grimm das Heer verlaſſen,
So daß dem König keiner kommt zu gut. —
Der Engel, zur Erwiedrung dieſer Worte,
Schwingt ſtill ſich nieder von der Himmelspforte.

78.

Und wo er ſeine Flügel breitet leiſe,
Da wird der Himmel wolkenlos und ſchön.
Er iſt umglänzt von einem goldnen Kreiſe,
Wie wir's bei Nacht oft wetterleuchten ſehn.
Der Himmelsbote ſinnt auf ſeiner Reiſe,
Wohin ſich wenden, um nicht irr zu gehn,
Um jenen Feind des Redens aufzufinden,
Dem er den erſten Auftrag ſoll verkünden.

79.

Er trachtet, wie er wohne, wo er ſei,
Bis er zuletzt den Schluß zuſammenbringt,
Daß es im Tempel ihm, in der Abtei
Bei den verſchloſſnen Mönchen wohl gelingt,

Wo Worte ſo verbannt ſind und ſo neu,
Daß ſich das Schweigen, wo man Pſalmen ſingt,
Und in den Sälen, wo man ſchläft und ſpeist,
Kurz, aller Orten angeſchrieben weist.

80.

Und in dem Glauben, dort es aufzufinden,
Läßt er die goldnen Flügel ſchneller wehn;
Auch meint er dort den Frieden zu ergründen,
Und Liebe, Ruh' und Frömmigkeit zu ſehn.
Allein, wie plötzlich muß ſein Irrthum ſchwinden!
Er kann im Kloſter nichts davon erſpähn:
Das Schweigen, hört er, ſei ſchon längſt vertrieben,
Man find' es dort nicht anders als geſchrieben.

81.

Auch Ruhe, Demuth, Liebe, Frömmigkeit
Und Frieden findet er daſelbſt nicht mehr.
Sie waren da, doch in der alten Zeit,
Und wichen längſt ſchon vor der Laſter Heer,
Geiz, Zorn, Stolz, Trägheit, Freßgier, Rohheit, Neid:
Darob verwundert ſich der Engel ſehr,
Und bei der Muſt'rung dieſer ſchmutz'gen Schaar
Sah er, daß auch die Zwietracht dorten war;

82.

Die er erſt ſuchen ſollte nach dem Schweigen,
Wie ihm der ew'ge Vater anbefahl.
Zu dem Avernus dacht' er ſchon zu ſteigen:
Er glaubte ſie in der Verdammten Zahl.
Nun muß ſie ſich in dieſer Hölle zeigen
— Wer dächte das? — beim heil'gen Abendmahl.
Der Engel ſtaunt gar ſehr, ſie hier zu ſehen,
Nach der er glaubt, er habe weit zu gehen.

83.

Am hundertfarb'gen Kleid erkennt er ſie,
Genäht aus vielen bunt ungleichen Streifen;
Sie decken wohl den Leib, doch ſicher nie,
Weil ſie bei jedem Schritt im Winde ſchweifen.
Die Haare ſind von Gold, von Silber die,
Die ſchwarz, die grau, und ſcheinen ſtets zu keifen;
Dieß iſt geflochten, dieß in's Band geknüpft,
Indeß die Schultern dieß, die Bruſt umhüpft.

84.

Von Akten und derlei papiernen Giften
Trug ſie die Bruſt und beide Hände voll:
Vorladungen, Verhöre, Klageſchriften,
Gutachten, Gloſſe, Vollmacht, Protokoll,
Die ſtets den armen Städtern Unruh ſtiften,
Wovon die Menſchheit thöricht wird und toll;
Und vorn und hinten und zur Seite traten
Procuratoren auf und Advocaten.

85.

Der Engel ruft ſie her, mit dem Geheiß,
Daß ſie ſich zu den Mohrenhelden wende
Und einen Streit entflamme, wild und heiß,
Durch den ihr Anſchlag ſchnell und ſchrecklich ende.
Dann nach dem Schweigen fragt er ſie mit Fleiß,
Denn da ſie unſtät ihre Feuerbrände
Von Land zu Lande feil hat, aus und ein,
So mag ſie dieſem auch begegnet ſein.

86.

Die Zwietracht ſpricht, und ſchüttelt ihre Mähnen:
Ich ward es ſchwerlich irgendwo gewahr,
Doch ſeinen Namen hört' ich oft erwähnen,
Man ſtellte mir's als ſehr verſchlagen dar.

Allein die Tücke, eine unſrer Schönen,
Mit der es manchmal in Geſellſchaft war,
Ich denke, daß die wohl den Weg dir wieſe;
Sie ſtreckt den Finger aus und ſpricht: Hier dieſe. —

87.

Hold war ihr Blick, ihr Gang war ehrbar, jede
Gebärde demuthsvoll, die Kleidung ſchlicht,
Nach ihrer ſanften und beſcheidnen Rede
Schien ſie ein Gabriel, der Ave ſpricht.
Sonſt aber war ſie mißgeſtalt und ſchnöde,
Doch dieſe Häßlichkeiten ſah man nicht,
Sie barg ſie unter ihrem langen Kleide:
Dort trug ſie auch den Dolch mit giſt'ger Schneide.

88.

Der Engel fragt, wohin er müſſe fahren,
Das Schweigen aus dem Dunkel zu befrei'n.
Verſetzt die Tücke drauf: Vor vielen Jahren
Hielt es ſich zu den Tugenden allein;
Bei Benedikt und, als ſie neu noch waren,
In den Eliasklöſtern kehrt' es ein;
Auch durch die Schulen pflegt' es hinzuſchreiten
Zu des Pythagoras, Archytas Zeiten.

89.

Die Weiſen ſind, die Heiligen nicht mehr,
Die's zu der Bahn der Tugend einſt erhuben:
Nun ließ es von den guten Sitten ſehr,
Und warf ſich luſtig in des Laſters Gruben:
Erſt ging es Nachts mit Liebenden umher,
Mit Dieben dann und jedem böſen Buben;
Mit dem Verrathe geht es da und dort,
Ja, und ich ſah es ſelbſt ſchon bei dem Mord.

90.

Mit dem Geſindel oft in dunklen Zellen
Verbirgt es ſich, das falſche Münzen macht.
Es wechſelt häufig Wohnung und Geſellen;
Wer's trifft, den hat ein Glück dahin gebracht.
Doch hoff' ich noch zufrieden dich zu ſtellen,
Wenn du nur Sorge trägſt, um Mitternacht
Dich in dem Haus des Schlafes ſehn zu laſſen:
Dort ſchlummert es: dort kannſt du es erfaſſen. —

91.

Ob auch die Tücke ſtets zu lügen pflege,
So ſcheint es dießmal doch ein wahres Wort:
Drum glaubt ihr Michael, und iſt nicht träge
Und ſetzt die Reiſe von dem Kloſter fort.
Er regt die Schwingen ſacht auf ſeinem Wege,
Daß er zur rechten Zeit erreicht den Ort,
Wo in des Schlummers wohlbekannter Klauſe
Die Tücke ſagte, daß das Schweigen hauſe.

92.

Ein holdes Thal im Lande der Araben
Birgt ſich von Städten und von Dörfern weit,
Um das zwei Berge ſich geſchloſſen haben,
Mit Tannen und mit Buchen dicht beſtreut.
Vergebens ſucht die Sonne durchzugraben,
Es dringt kein Strahl in dieſe Dunkelheit,
So dicht ſind Laub und Aeſte hier verwachſen:
Da gähnt ein Schlund bis zu der Erde Achſen.

93.

Dort öffnet in des Waldes ſchwarzen Gründen
Sich ein geräum'ger, tiefer Felſengang,
Um deſſen Stirne ſich in krummen Winden
Folgſamer Epheu, ſtets begleitend, ſchlang.

Dort iſt das Bett des ſchweren Schlafs zu finden:
Rechts ſitzt der dicke, fette Müſſiggang,
Faulheit am Boden links, in mürriſcher Muße,
Sie kann nicht gehn, und iſt gar ſchwach zu Fuße.

94.

Vergeſſenheit hält an dem Thor die Wacht,
Wehrt jedem, kann auf keinen ſich beſinnen,
Sie hört nichts an, hat nie was hinterbracht,
Und jagt, wer ſich am Thore zeigt, von hinnen.
Das Schweigen, als der Hüter, wandelt ſacht
In Filzſchuh'n und im braunen Mantel drinnen,
Und wen es nur von weitem hat geſehn,
Dem winkt es mit der Hand, hinwegzugehn.

95.

Der Engel naht ſich ihm und ſagt ihm leiſe
In's Ohr: Gott will, der nach Paris dich ſchickt,
Daß du dem Heer des Reinald zeigſt die Gleiſe,
Mit dem er ſeinem Herrn zu Hülfe rückt;
Doch ſollſt du's thun nach deiner ſtillen Weiſe,
Daß auch kein Heide beim Geräuſch erſchrickt,
Und, eh' noch das Gerücht es ihm verkündet,
Das Mohrenheer ſie ſchon im Nacken findet.

96.

Das Schweigen ſagt zu dem Befehl kein Wort,
Ein Nicken mit dem Haupt dient ihm zum Pfande:
Gehorſam ſchwebt es mit dem Engel fort,
In Einem Flug ſind ſie am Meeresſtrande.
Er rückt die muth'ge Schaar von Ort zu Ort,
Und macht den Weg ſo kurz durch weite Lande,
Daß ſie Paris in Einem Tag erreichen;
Und keiner merkt das Wunder ohne Gleichen.

### 97.

Das Schweigen lief geſchäftig hin und wieder,
Und zog um's ganze Heer auf ſeinem Gang
Rings einen großen, ſchweren Nebel nieder,
Der Mann und Roß am hellen Tag verſchlang.
Er legte ſich ſo dicht um ihre Glieder,
Daß weder Horn noch Trommel ihn durchdrang.
Dann ging es zu den Heiden hin und brachte
Ein Etwas mit, das blind und taub ſie machte.

### 98.

Indeß Reinald in ſolcher Eile kam,
Daß man wohl eines Engels Führung ſpürte,
Und leiſe, daß man keinen Laut vernahm
Im Sarazenenheer, wie er ſich rührte,
War Agramant inzwiſchen auch nicht lahm,
Der all' ſein Fußvolk in die Vorſtadt führte,
Dicht an die Mauern, die er hart bedräut,
Gewillt, ſein Aeußerſtes zu wagen heut.

### 99.

Wer zählen kann, wie viel im Heere zogen,
Das Agramant heut wider Karl bewegt,
Der kann auch zählen, was auf wald'gem Bogen
Der Apennin an grünen Pflanzen trägt,
Der kann auch zählen, mit wie vielen Wogen
Das Meer den Fuß des hohen Atlas ſchlägt,
Der zählt die Lichter, ſo die Diebesthaten
Der Lieb' in ſtiller Mitternacht verrathen.

### 100.

Die Hämmer ſchlagen mächtig auf die Glocken
Und geben einen grauſenvollen Klang;
Zu allen Kirchen ſtürzt das Volk erſchrocken
Und fleht mit Lippen und mit Händen bang.

Wenn Schätze könnten ſo den Höchſten locken,
Wie ſie oft reizen unſern thör'gen Hang,
Gewiß, ihm würde ſeine goldnen Säulen
Allwärts der heil'ge Kirchenrath ertheilen.

### 101.

Wehklagen hört man von gerechten Greiſen,
Daß ſie zu ſolchem Jammer aufgeſpart,
Indem ſie heil'ge Leiber glücklich preiſen,
Daß ſie die Erde ſchon ſo lang bewahrt;
Die Jugend aber eilt ſich loszureißen,
Der kaum das nahe Leid ſich offenbart;
Sie wagt der Alten Sorge zu verachten,
Und ſtürzt den Mauern zu mit kühnem Trachten.

### 102.

Die waren von Baronen, Paladinen,
Von Kön'gen, Fürſten, Grafen, Rittern voll,
Und Kriegern, die von nah und fern erſchienen,
Chriſto zu bringen ihres Blutes Zoll.
Kampfdürſtend flehn zum Kaiſer dieſe Kühnen,
Daß er die Brücken niederlaſſen ſoll;
Er freut ſich, ihren Heldengeiſt zu ſchauen,
Doch mag er nicht auf einen Ausfall bauen.

### 103.

Und er vertheilt ſie an gelegne Stellen
Und macht den Heiden einen harten Strauß.
Hier oben reichen wen'ge Kampfgeſellen,
Da drunten reicht ein ganzes Heer nicht aus.
Die einen müſſen die Maſchinen ſchnellen,
Und Feuer werfen andere heraus.
Karl ſteht nicht ſtill, man ſieht ihn hier und dorten;
Er hilft und ſchirmt und treibt an allen Orten.

### 104.

Es liegt Paris in einem ebnen Feld,
Im Nabel Frankreichs, ja im Herzen drin:
Die Seine, wie zur Wächterin beſtellt,
Fließt mitten durch die große Stadt dahin;
Ein Eiland bildet ſie: daſelbſt erhält
Der beſte Theil der Stadt Schutz und Gewinn,
Die beiden andern aber von den drei'n
Schließt drin der Fluß, der Graben draußen ein.

### 105.

Die Stadt begreift im Umkreis viele Meilen,
Von mancher Seite kann der Sturm ergehn,
Doch um nicht nutzlos ſeine Macht zu theilen,
Will Agramant ſich eine nur erſehn:
Drum rückwärts über'n Fluß geht's ohne Weilen
Gen Weſten, wo der Angriff ſoll geſchehn;
Nicht Stadt noch Landſchaft iſt in ſeinem Rücken,
Die ſein nicht wär', bis zu den ſpan'ſchen Brücken.

### 106.

Wohin ſich die gewalt'ge Mauer windet,
Hat Karl ſie noch verſchanzt mit aller Macht,
An jedem Ufer einen Damm gegründet,
Zwerchmauern, Kaſematten rings gemacht,
Und wo der Fluß auf beiden Seiten mündet,
Sind überſtarke Ketten angebracht;
Zumeiſt doch hat er jenen Punkt geborgen,
Wo er am meiſten Urſach hat zu ſorgen.

### 107.

Ein Argus, hat der Erbe des Pipin
Vorausgeſehn den Plan des Agramant:
Der Heide kann nach keinem Punkte ziehn,
Wo er nicht gleich vom Kaiſer wird erkannt.

Mit Ferragu, Grandon und Serpentin,
Iſolier, Falſiron und Balugant,
Und mit den Schaaren, die er ſelbſt geſtellt,
Verblieb Marſil bewaffnet in dem Feld.

108.

Am linken Ufer harren blut'ger Stöße
Sobrin, und Pulian ſammt Dardinellen
Und Oran's König mit der Rieſengröße,
Der wohl von Kopf zu Fuße mißt ſechs Ellen.
O träger Kiel, wie eilen zum Getöſe
Der Waffen dir voraus die Kampfgeſellen!
Ja, Rodomont, den Zorn und Unmuth faſſen,
Schreit, flucht und will die Fahne gar verlaſſen.

109.

So wie auf Milchgefäße, ſüß vor allen,
Wie auf die leckern Reſte vom Gelag
Die unverſchämten Fliegen niederfallen,
Zur Sommerzeit, mit ſchrillem Flügelſchlag,
Wie Staare ſich in reife Trauben krallen,
Geröthet ſchon, am herbſtlich warmen Tag,
So ſchwärmen hier vor den Pariſer Thoren
Mit wildem Lärm und Sturmgeſchrei die Mohren.

110.

Das Chriſtenheer ſteht oben auf der Lauer
Mit Lanze, Schwert, Beil, Feuergluth und Stein,
Es ſchirmt die Feſtung ohne Furcht noch Schauer
Und achtet des Barbaren Trotz für klein;
Und wirft der Tod den einen von der Mauer,
So ſteht der andre freudig für ihn ein.
Der Heide wird von Stößen und von Hieben
In ſeine Gräben ſchnell zurückgetrieben.

111.

Nicht nur das Eiſen hilft den Sieg gewinnen,
Auch große Steine treffen das Geſchmeiß,
Thurmdächer, Erkerſtücke, ganze Zinnen,
Und Mauern, abgeſprengt mit großem Fleiß.
Von Waſſern, welche ſiedend niederrinnen,
Wird es den Mohren unerträglich heiß;
Und jeder Kampf iſt bei der Fluth verſchwendet,
Die durch den Helm dringt und die Augen blendet.

112.

Und die vermag mehr als der Stahl zu freſſen:
Wer will nun noch dem heißen Kalk entfliehn,
Und jenen Keſſeln, jenen Feuereſſen
Voll Oel und Schwefel, Pech und Terpentin?
Auch jene Kränze hat man nicht vergeſſen,
An welchen rings die Flammenhaare ſprühn,
Und die geſchleudert von verſchiednen Seiten,
Den Heiden arge Kronen zubereiten.

113.

Indeß hat Rodomont die zweite Schaar
Wildſtürmend zu der Mauer hingetrieben:
Burald und Ormid theilen die Gefahr,
Marmonde hier und Garamante drüben,
Clarind und Soridan, das treue Paar,
Und Setta's König, der nicht fern geblieben;
Auch folgen Coſca's und Marocco's Herrn,
Denn jeder zeigte ſeine Thaten gern.

114.

In ſeinem Banner, glänzendroth zu ſchauen,
Führt Rodomont den Löwen, der's erträgt
Und ſeinen wilden Rachen einer Frauen
Erſchließt, die ihm Zaum und Gebiß anlegt:

Der Löwe ſtellt ihn ſelber dar, den Rauhen,
Und die ihn zähmt und ihn in Bande ſchlägt,
Die ſchöne Tochter Stordilan's iſt dieſe,
Die Blume von Granada, Doraliſe;

115.

Sie, welche Mandricard — ich ſagt' euch wie
Und wem — im tollen Muth entführt ſo eben.
Der arme Fürſt von Sarza liebte ſie
Mehr als ſein Königreich, mehr als ſein Leben:
Ihr weiht' er Heldenthum und Courtoiſie,
Und wußte nicht, was ſich mit ihr begeben.
Hätt' er's gewußt, ſo hätt' er gleich gethan,
Was er am ſelben Tage noch begann.

116.

An jeder Zinne lehnt ſchon eine Leiter,
Und keine Sproſſe, wo ein Paar nicht klimmt;
Der Zweite treibt, gedrängt, den Erſten weiter,
Weil ihm der Dritte ſeine Sproſſe nimmt.
Den macht der Muth, und den die Furcht zum Streiter,
Denn heute muß ertrinken wer nicht ſchwimmt:
Der wilde Rodomont haut ohne Gnade
Nach jedem, der nicht eilt auf ſeinem Pfade.

117.

Zur Mauerzinne ſtrebt durch Gluth und Trümmer
Ein jeder auf, genöthigt und bedräut.
Die andern Krieger aber ſpähen immer,
Ob irgendwo ein leichtrer Weg ſich zeigt;
Nur Rodomont verſchmäht das Heil: je ſchlimmer
Der Weg, je mehr das Steigen ihn erfreut;
Wenn jene, von Gefahr und Angſt umrungen,
Gelübde thun, ſo brüllt er Läſterungen.

118.

Von einem Panzerhemd war er umgeben,
Gemacht aus eines Drachen ſchupp'ger Haut,
Das jener Jäger trug bei ſeinem Leben,
Sein ſtolzer Ahn, der Babylon gebaut,
Der aus dem Sternenſaal, mit frechem Streben,
Den höchſten Gott zu jagen ſich getraut;
Auch waren Schwert, Schild und die andern Waffen
Vollkommen, nur zu dieſem Zweck, geſchaffen.

119.

Er, Nimrod gleich vom Kopf bis zu den Zehen
An Stolz und Wuth und Zügelloſigkeit,
Der noch vor Nacht zum Himmel würde gehen,
Wär' in der Welt ein Weg dazu bereit,
Er bleibt nicht prüfend vor der Mauer ſtehen,
Fragt nicht ob einen Grund das Waſſer beut,
Er ſtürzt hinein, durchläuft, durchfliegt den Graben,
Und muß im Schlamm bis an die Kehle traben.

120.

Vom Schlamme ſchmutzig und vom Waſſer feucht
Naht er durch Pfeil und Stein und Gluth empor,
Wie unaufhaltſam oft ein Eber ſtreicht
Durch unſrer ſumpfigen Mallea Rohr,
Der mit der Bruſt, mit Rüſſel, Hauern leicht
Sich Fenſter einbricht, wo er fährt hervor.
So kommt er mit erhobnem Schild zum Stoß,
Des Himmels ſpottend, nicht der Mauer bloß.

121.

Kaum auf dem trocknen Land mit Einem Satze,
Iſt er auf den Gerüſten ſchon erſchienen,
Die zu den innern Werken in dem Platze
Den Franken als geräum'ge Brücken dienen.

Er ſpaltet Schädel, macht hier eine Glatze,
Die ſich kein Mönch zu tragen würd' erkühnen;
Dort fliegt ein Bein, ein Arm; ein Regenſchauer
Von Blut ſprüht in den Graben von der Mauer.

### 122.

Er wirft den Schild weg, faßt das grauſe Schwert,
Und plötzlich ſprudelt Herzog Arnulph's Blut:
Der kam von dort, wo ſich die Welle kehrt
Des grünen Rheines nach der ſalz'gen Fluth.
Der Arme hat ſich beſſer nicht gewehrt,
Als Schwefel kämpfen kann mit Feuergluth;
Er ſtürzt dahin und zuckt zum letzten Mal,
Tief in den Hals geſpalten von dem Stahl.

### 123.

Er ſchlägt mit einem einz'gen Hieb im Kreiſe
Den Anſelm, Oldrad, Spineloc und Prand;
Wohl kann der Degen mähn auf dieſe Weiſe,
Der Raum iſt eng, und viele ſind zur Hand.
Das erſte Paar macht Flanderns Volk zur Waiſe,
Die andern ſind der Normandie entwandt.
Dann kann Orgett von Mainz das Lachen halten,
Vom Kopf bis auf den Bauch herab geſpalten.

### 124.

Moskin und Andropon ſtürzt er in's Waſſer:
Der war ein Prieſter von gar frommem Sinn,
Der andre glaubt' an Bacchus nur, der Praſſer,
Und nahm in Einem Zug den Humpen hin;
Der lautre Trunk war ihm, dem Brunnenhaſſer,
Wie Gift und Vipernblut: nun ſtirbt er drin,
Und nichts verdrießt ihn ſo bei ſeinem Sterben,
Als das Gefühl, im Waſſer zu verderben.

125.

Der Provenzale Ludwig fiel dem Kühnen,
Der Arnold von Touloufe dann durchſtieß.
Drauf ſind vier Herrn aus Tours zum Tod erſchienen,
Hubert ſammt Claudius, Hugo, Dionys.
Den Satallon und Ambald trifft's nach ihnen,
Walther und Odo, dieſe von Paris,
Nebſt vielen noch: wie könnt' ich denn von allen
Heimath und Namen ſagen, die gefallen?

126.

Die Schaaren hinter Rodomonten richten
Die Leitern auf und kommen bald an's Ziel,
Daher die Franken auf den Punkt verzichten,
Denn dieſe erſte Schutzwehr gilt nicht viel:
Sie wiſſen wohl, drin gibt's noch gnug zu lichten,
Der Sarazene hat kein leichtes Spiel;
Denn dieſe Mauer trennt vom zweiten Damme
Ein Graben noch mit greulich tiefem Schlamme.

127.

Und außer dieſem thun die Unſern alles
Im Kampf nach oben, was man fordern kann;
Auch kommt am ſteilen Hang des innern Walles
Stets neue Mannſchaft kampfbereit heran,
Und hält den Sturm des ungeheuren Schwalles
Mit Lanzen und mit Pfeilen wohl im Bann;
Auch, glaub' ich, würden die ſich minder regen,
Wär' nicht der Sohn des Ulien[*] zugegen.

128.

Mit Lob und Schelten treibt er die Barbaren,
Sie müſſen wider Willen vorwärts gehn;
Er haut nach Kopf und Bruſt, wenn aus den Schaaren
Sich einer läßt zur Flucht gewendet ſehn.

---

[*] Rodomont.

Er treibt und ſtößt: den nimmt er bei den Haaren,
Den an dem Hals, und an den Armen den,
Und wirft ſo viele köpflings in den Graben,
Daß kaum noch Raum drin die Gefallnen haben.

129.

Indeß nun der Barbarenhaufen nieder
Mehr ſtürzt als ſteigt in dieſe grauſe Schlucht,
Und dann auf ſeinen hundert Leitern wieder
Am zweiten Wall emporzuſteigen ſucht,
Hebt Sarza's Fürſt, als wüchſen ihm Gefieder
An jedem Glied, des ſchweren Leibes Wucht
Sammt ſeiner ganzen Rüſtung keck zum Schwunge
Und iſt jenſeits der Kluft mit Einem Sprunge.

130.

Auf dreißig Fuß kann man den Graben ſchätzen,
Und er ſpringt drüber wie ein Windſpiel leicht,
Und macht ſo viel Geräuſch im Niederſetzen,
Wie einer, der auf Filzpantoffeln ſchleicht.
Schon haut er dem und dem das Hemd in Fetzen,
So daß das Eiſen dünnem Zinne gleicht
Und ſchwachem Kork die felſenharten Waffen;
So iſt ſein Schwert und ſeine Kraft beſchaffen.

131.

Die Unſern geben jetzt, die in dem Grund
Des tiefen Grabens eine Liſt bereitet
Und Reiſig und Faſchinen in dem Rund
Und drunter eine Maſſe Pechs verbreitet,
Doch ohne daß das Unheil würde kund,
Indeß das Mohrenheer darüber ſchreitet,
Obgleich das Zeug den Graben füllt zum Rand,
Dazu Gefäße mit verborgnem Brand,

132.

In großer Zahl, gefüllt mit Oel und Schwefel,
Salpeter und dergleichen Zündſtoff mehr: —
Die Unſern geben, um den tollen Frevel
Dem Heiden zu bezahlen voll und ſchwer,
Der aus dem Graben ſtrebt nach dem Getäfel
Des Damms, im Wahn, daß es das letzte wär',
Auf ein Signal den ungeladnen Gäſten
Ein wunderſames Feuerwerk zum Beſten.

133.

Die Flammen gehn, ſchnell in einander leckend,
Von einem Ufer zu dem andern los;
Zum hohen Himmel ihre Zungen reckend,
Faſt trocknen ſie des Mondes feuchten Schooß.
Darüber wälzt, der Sonne Schein verdeckend,
Lichtraubend ſich ein Nebel, ſchwarz und groß.
Ein Praſſeln dann, das unaufhörlich tönet,
Dem Donner gleich, der lang und gräßlich drönet.

134.

O ſchreckliche Muſik von Seufzern, Klagen,
Geheul und Winſeln, Angſt und Schmerz und Wuth
Des armen Volks, in dieſe Todesplagen
Gehetzt durch ſeines Führers tollen Muth!
Wie ſeltſam dieſe Töne ſich vertragen
Mit dem Geziſch der mörderiſchen Gluth!
Nicht weiter, Herr, nicht weiter mit dem Liede!
Ich bin ganz heiſer und ein wenig müde.

# Fünfzehnter Geſang.

1.

Ruhmwürdig war der Sieg zu allen Zeiten,
Ob ihn Verſtand erkämpft, das Glück beſchert.
Wiewohl, nach einem allzublut'gen Streiten
Verringert er gar oft des Feldherrn Werth.
Der iſt glorreich in alle Ewigkeiten
Und Götterruhm wird einem Siegerſchwert,
Das unverletzt ſein eigen Volk erhalten
Und doch den Feind gebrochen und zerſpalten.

2.

Ihr wart, Gebieter, würdig dieſer Ehre,
Als Ihr den Leu'n, im Meer ſo zügellos,
Der ſchon von Francolin bis zu dem Meere
Die beiden Ufer einnahm unſres Po's,
So ſchlugt, daß, wenn ich ihn auch brüllen höre,
Seh' ich auf Euch, mein Bangen iſt nicht groß.
Ihr zeigtet, wie man ſiegen muß: Ihr blitztet
Dem Feinde Tod, indem Ihr uns beſchütztet.

3.

Und das, zu ſeinem Schaden kühn, verſtand
Der Heide nicht, der ſeine arme Heerde
Zum Graben trieb, wo nun der jähe Brand
Gefräßig ſie, erbarmungslos verzehrte.
Nicht hätte ſie des Grabens weiter Rand
Gefaßt, allein zuſammenrücken lehrte
Das Feuer ſie: die Leichen ſchrumpften ein,
Verſtäubten — und der Raum war nicht zu klein.

4.

Eilftauſend acht und zwanzig Mohren haben
Das Leben eingebüßt in Flamm' und Graus;
Sie ſtiegen mißvergnügt in dieſen Graben,
Der Führer trieb ſie blind vom Wall hinaus.
Verlöſcht nun bei ſo vielem Lichte, gaben
Sie dem gefräß'gen Feuer einen Schmaus,
Und Rodomont, der ſie ſo ſchlimm gebettet,
Bleibt von dem bittern Martertod errettet.

5.

Denn zu den Feinden auf die innre Wand
War er mit einem Wunderſprung geſetzt;
Wär' er hinabgeſtiegen an dem Rand,
So wär' es wohl ſein letzter Angriff jetzt.
Er kehrt die Augen nach dem Höllenbrand,
Und da er ſieht, wie ſich die Flamme letzt,
Und hört der Seinen Angſtgeheul und Pein,
Flucht er zu Gott mit fürchterlichem Schrei'n.

6.

Indeſſen wirft der König Agramante
Sich auf ein Thor mit ungeſtümem Schlag:
Er glaubt, indeſſen hier die Mordſchlacht brannte,
Worin ſo ſchmählich vieles Volk erlag,
Daß man vielleicht die Pforte ſchlecht bemannte,
Daher er ſtürmt; bei ihm iſt Bambirag,
Der König von Urzilla, gegenwärtig,
Und Baliverz, zu jedem Laſter fertig;

7.

Sammt Corineus von Mulga, Pruſion,
Der ſel'gen Inſeln König, reich und werth,
Malabuſers von Fez, an deſſen Thron
Der Brand des Sommers unauslöſchlich zehrt;

Dazu noch mancher Herr und Martisſohn,
In Schlachten aufgewachſen, wohlbewehrt,
Nebſt vielen ohne Waffen, nackt und bloß,
Und unter tauſend Schilden tugendlos.

8.

Allein ganz anders fand's der Sarazene,
Als er ſich vorgeſtellt, an der Baſtei:
Er ſah das Reichshaupt auf der Mauerlehne,
Karln ſelbſt, und manchen Paladin dabei:
Der König Salomon, Ogier der Däne,
Die beiden Guido's, Angeline zwei,
Avol, Avin, Berlinghier, Naims von Baiern,
Otto und Ganelon, will keiner feiern.

9.

Und noch unzählig Volk von mindrem Rang
Steht dort, Lombarden, Alemannen, Franken,
Voll Muth und voll Begier, daß ihrem Drang
Der Kaiſer ſoll das Glück des Tages danken.
Hievon jedoch im folgenden Geſang:
Nach einem Herzog ſchweifen die Gedanken,
Der ruft von ferne mir und winkt und treibt,
Und fürchtet, daß er in der Feder bleibt.

10.

Ihn muß ich ſuchen, wo ich ihn verlaſſen,
Den glücklichen Aſtolf von Engelland.
Er will die Zeit nicht länger ſo verpaſſen,
Und ſehnt ſich nach dem fernen Vaterland;
Wozu ihn jene Fee ließ Hoffnung faſſen,
Die im Gefecht Alcinen überwand:
Sie rüſtet ſorglich ſich mit eignen Händen,
Ihn auf dem beſten Wege heimzuſenden.

11.

Bereitet wird die trefflichſte Galeere,
Die eines Meeres Furchen je durchſchnitt;
Und daß den Weg ihm nicht Alcina ſtöre,
Der ſie nicht traut, auf keinem Schritt und Tritt,
Gibt ihm die Fee, nebſt einem ſtarken Heere,
Andronica und Sophroſynen mit,
Bis in Arabiens oder Perſiens Golfen
Sie glücklich angelandet mit Aſtolfen.

12.

Sie zieht es vor, er ſoll durch's Land der Scythen,
Der Inder, Nabathäer ziehn die Bahn,
Und nach ſo langem Umweg den Gebieten
Der Perſer oder Erythräer nahn,
Als ſich dem Meer, wo wilde Winde wüthen,
Vertrau'n, dem nordbeſtürmten Ocean,
Und jenes Land durchziehn, in deſſen Grauen
Die Sonne mondenlang ſich ſträubt zu ſchauen.

13.

Und wie nun endlich günſt'ge Winde blieſen
Und alles fertig war, entließ ſie ihn,
Nachdem ſie ihn zuvor noch unterwieſen
In mancher Lehre, die ihr nöthig ſchien.
Daß ihn kein Zauber fürder mög' umſchließen,
Woraus ſo leicht nicht wäre zu entfliehn,
Gab ſie ein ſchönes Buch ihm, mit Begehren,
Er ſollt's ſtets bei ſich tragen, ihr zu Ehren.

14.

Wie man dem Zauber müſſe widerſtehen,
Zeigt dieſe Gabe, die ſie ihm verehrt;
Aus Inhalt und Regiſter iſt zu ſehen,
Was dieſes Büchlein vorn und hinten lehrt.

Und ein Geſchenk noch gibt ſie ihm beim Gehen,
Das jedes andre überſteigt an Werth:
Dieß iſt ein Horn von fürchterlichem Schalle,
Wo man es hört, ſchreckt und verjagt es alle.

15.

Ich ſage, daß das Horn ſo gräßlich klang,
Daß jeder fliehen muß vor ſeinen Tönen:
So feſt iſt keiner, dem's zu Ohren drang,
Daß er kann ſtehn und ſich daran gewöhnen.
Erdbeben, Donner, Windesbraut ſind lang
So ſchrecklich nicht als dieſes Hornes Dröhnen.
Mit vielem Dank beurlaubt von der Fee
Der gute Britte ſich und geht zur See.

16.

Den Hafen laſſend und die ſtillern Wogen
Mit günſt'gem Wind, der in die Segel weht,
Kommt er zum duft'gen Indien hingezogen,
Wo manche Stadt, reich und bevölkert, ſteht;
Zur rechten und zur linken Seite flogen
Viel tauſend Inſeln auf; die Reiſe geht
Der Stadt des Thomas zu; an ihren Borden
Wendet das Schiff und ſegelt mehr nach Norden.

17.

Um goldnen Cherſones vorüberſchweifend,
Schießt's durch den weiten Ocean daher;
Oft an den Saum der reichen Küſten ſtreifend,
Sieht's, wie der Ganges weißlich ſtrömt in's Meer,
Sieht Taproban und Cori, ſieht, durchgreifend,
Das Meer, beengt vom Doppelſtrand, nunmehr,
Bis ſie, nach langer Fahrt, gen Cochin kamen,
Wo ſie von Indiens Grenzen Abſchied nahmen.

18.

Der Herzog, gar behaglich bei den blonden
Getreulichen Begleiterinnen, frägt
Andronica voll Wißbegier, ob von den
Gebieten, wo ſich Phöbus ſchlafen legt,
Auch wohl ein Schiff in Wochen oder Monden
Zum Morgenmeere zu gelangen pflegt,
Und ob aus Indien, fort und fort zu Meere,
Nach Frankreich, England wohl zu kommen wäre.

19.

Verſetzt Andronica: laß dich belehren,
Daß rings die Erde wird vom Meer umfriedet;
Und Eine Strömung iſt's von allen Meeren,
Da wo die Welle friert und wo ſie ſiedet.
Doch läßt man ſich durch Anthiopien ſtören,
Das, wo die Sonne ihre Pfeile ſchmiedet,
Sich weithin ſtreckt, daher der Wahn entſproſſen,
Daß hier Neptunen ſei der Weg verſchloſſen.

20.

Daher zu europäiſchen Geſtaden
Sich aus dem Morgenmeer kein Schiff will trauen;
Noch will ſich eins in unſern Wellen baden,
Das man gezimmert in des Weſtens Gauen.
Dieß Land ſchreckt jedes Schiff von ſeinen Pfaden
Zurück, das beide Theile vor ſich ſchauen;
Denn beide glauben wegen ſeiner Länge,
Daß es am andern Theil der Kugel hänge.

21.

Doch ſeh' ich aus dem fernſten Abendland,
Dem äußerſten, bereits im Lauf der Zeiten,
Die neuen Argonauten ausgeſandt,
Die unbekannte Straße zu bereiten.

Die einen ſegeln kühn um Libyens Strand,
Und folgen ſtets der Negerküſte Seiten;
Da hält das Ziel ſelbſt für der Sonne Lauf,
Der Steinbock, die verwegne Fahrt nicht auf.

22.

Sie finden jenes langen Landſtrichs Ende,
Der dieſes Meer entzweizuſchneiden ſchien,
Und ſehen alle Inſeln und Gelände
Der Inder, Araber und Perſer blühn.
Da wo des Herkules gewalt'ge Hände
Eins in zwei Ufer abgetheilt, da ziehn
Die andern aus und mit der Sonne Bahnen,
Die neue Welt entdeckend, die ſie ahnen.

23.

Das heil'ge Kreuz, die kaiſerlichen Zeichen,
Seh' ich erhöht am grünen Strande ſchon:
Der wird, als Wacht, nicht von den Schiffen weichen,
Und der beſetzt die Lande für den Thron.
Zehn jagen Tauſende, den mächt'gen Reichen
Von Indien gebietet Aragon.
Die Feldherrn Karl's des fünften ſeh' ich ſiegen,
Wo ihre ruhmbekränzten Banner fliegen.

24.

Gott wollte dieſen Weg verborgen halten
Von Alters her, und wird's noch lange thun,
Bis ſechsmal das Jahrhundert wird veralten,
Bis auch das ſiebente verläuft: und nun,
Nun wird er ihn zu einer Zeit entfalten,
Wo die Gewalt wird in den Händen ruhn
Des Herrſchers, der gerechter iſt und weiſer,
Als alle ſeit dem erſten röm'ſchen Kaiſer.

25.

Aus Aragon's und Oeſtreichs edlem Blute
Entſpringt am linken Rheinesufer dann
Der große Fürſt, dem keiner ſich an Muthe,
Wovon man ſpricht und ſchreibt, vergleichen kann.
Auf ihren Thron, auf dem ſie lang nicht ruhte,
Ruft er Aſträen aus des Todes Bann,
Und ruft den Tugenden, die von der Erde
Mit ihr vertrieben ſind, ein neues Werde.

26.

Und weil er wird ſo edle Thaten üben,
Wird ihm die höchſte Güte nicht allein
Das große Reich, das von Auguſt verblieben,
Der Antonine Diadem verleih'n,
Nein, auch die fernſten Länder hier und drüben,
Wo Jahr und Sonne werden ewig ſein,
Und unter dieſem großen Kaiſer wird
Nur Eine Heerde ſein, und nur Ein Hirt.

27.

Und daß es um ſo leichter ihm gedeihe,
Was in des Himmels ew'gem Rathſchluß liegt,
Gibt ihm die höchſte Vorſicht eine Reihe
Feldherrn, zu Land und Waſſer unbeſiegt.
Fernando Cortez ſeh' ich, welcher neue
Landſchaften zu des Kaiſers Herrſchaft fügt,
Und Königreiche, ſo entfernt im Morgen,
Daß ſie uns hier in Indien ſind verborgen.

28.

Prosper Colonna ſeh' ich Ruhm verdienen,
Pescara's Markgraf geht auf blut'gen Weiden,
Ein junger Vaſto gürtet ſich nach ihnen,
Welſchland der goldnen Lilie zu verleiden.

Und dieſen ſeh' ich ſchon im Feld erſchienen,
Wie er den Lorbeer nimmt den andern beiden,
Dem guten Renner gleich, der aus der Schranke
Der Letzte ſetzt, und kommt zuerſt zum Danke.

29.

Ich ſeh' den Muth ſo ſchön ſich offenbaren,
Die Treu' Alphonſens — alſo heißt der Held —
Daß ihm ſelbſt in ſo unreif grünen Jahren
(Kaum ſechs zu zwanzigen) der Herr der Welt,
Der Kaiſer wird vertrauen ſeine Schaaren,
Der, ſie erhaltend, all' ſein Reich erhält,
Und nicht nur dieß: er wird durch ſeinen Degen
Die ganze Erde ſich zu Füßen legen.

30.

Wie er durch Dieſe wird ſein altes Reich,
Wo man zu Lande gehen kann, vermehren,
So iſt er zwiſchen Afrika zugleich
Und Eurem Abendland auf allen Meeren,
In allen Kriegen ſieg- und lorbeerreich,
Wenn er als Freund wird den Andreas ehren,
Den Doria, deſſen Flotte weit und breit
Von den Piraten Euer Meer befreit.

31.

Pompejus kommt mit allen ſeinen Thaten,
Der große Räuberjäger, ihm nicht nah,
Denn nicht gewachſen waren die Piraten
Dem größten Reich, das je die Erde ſah;
Mit eigner Kraft, vom eignen Geiſt berathen,
Allein vollbringt es dieſer Doria,
Er wird von Calpe bis zum Nil von Räubern
Durch ſeines Namens Klang die Meere ſäubern.

32.

Geſtützt auf ſeine Treu, geführt durch dieſen
Feldherrn, den ich im Geiſt dich laſſe ſehn,
Der ihm daſelbſt die Pforte wird erſchließen,
Wird Karl nach Welſchland zu der Krönung gehn.
Den Lohn behält er, der ihm wird erſprießen,
Für ſich nicht, ſeiner Heimath gibt er den
Und wirkt ihr Freiheit aus durch ſeine Bitten:
Manch andrer wär' mit Feſſeln eingeritten.

33.

Und dieſe Treu, erzeigt dem Vaterlande,
Iſt größern Ruhmes werth als jede Schlacht,
Die Cäſar auf Theſſaliens, Libyens Sande,
In Frankreich, Spanien und bei Euch vollbracht.
Octavius im fürſtlichen Gewande,
Und der die Krone ſtreitig ihm gemacht,
Antonius, reichen nicht zu dieſer Höhe,
Denn beide thaten ihrer Heimath wehe.

34.

Erröthe jeder, der in ſchwarzen Tagen
Dem freien Vaterlande Ketten bringt,
Und wage nicht die Augen aufzuſchlagen,
Wenn ihm des großen Doria Name klingt!
Er wird noch größern Lohn von hinnen tragen,
Zu dem, den er mit andern ſich erringt,
Die reiche Stadt in den apul'ſchen Gauen,
Wo einſt Normannen ihren Thron erbauen.

35.

Und nicht an dieſem Feldherrn nur allein
Wird Karl ſein hochgeſinntes Herz bekunden,
Auch jedem andern wird er gnädig ſein,
Den er nicht karg mit ſeinem Blut gefunden:

Durch Städte, ja durch ganze Länderei’n
Sich einen ſeiner Treuen ſehn verbunden,
Das wird ihn mehr erfreu’n, als Kron’ und Reich
Vergrößert ſehn durch einen Waffenſtreich. —

36.

So löst von jenem Schlachtenruhm das Siegel,
Bewahrt für eine ſpäte ferne Welt,
Und ſpricht von Karln und ſeinem Heldenſpiegel
Andronica, dem Herzog zugeſellt;
Und die Genoſſin hält der Winde Zügel,
Die ſie bald nachläßt und bald feſter hält,
Bald den, bald den von den gewognen Winden
Löst, und nach Laune wachſen läßt und ſchwinden.

37.

Inzwiſchen war das Perſermeer erſchienen,
Das ſich ſo weithin dehnt an ſeinem Strand;
Nach wenig Tagen lag der Golf vor ihnen,
Der nach den alten Magiern genannt.
Sie liefen ein, jetzt ſicher vor Alcinen,
Und kehrten ihren Spiegel nach dem Land;
Worauf dann wohlgemuth der Fürſt der Briten
Den fernern Weg zu Lande fortgeritten.

38.

Er kam durch manches Feld, durch manchen Hain,
Wohl über Berg und Thal, in Einem Strich:
Bei Nacht und auch im hellen Sonnenſchein
Hatt’ er oft Räuber vor und hinter ſich,
Und wilde Thiere grüßten, grimme Leu’n,
Giftvolle Drachen, oft ihn ſchauerlich,
Doch hatt’ er kaum das Horn an Mund geſetzt,
Da flohen ſie vor ſeinem Ton entſetzt.

39.

Durch Yemen dann, das glücklich wird geheißen,
An Myrrhen reich und Weihrauch, dringt er vor,
Und das vor allen Ländern, die wir preiſen,
Der einz'ge Phönix ſich zum Sitz erkor.
Dann kommt er zu dem Meer auf ſeinen Reiſen,
Wo Pharao das Leben einſt verlor,
Wo Israel, wie heil'ge Bücher melden,
Gerächt ward, und von da zum Land der Helden.

40.

Lang reitet er dem Fluß Trajan zur Seiten
Auf jenem Roß, dem keins auf Erden gleicht:
Es läßt im Sande keine Spur vom Reiten,
So trabt und ſetzt es, ſo behend und leicht;
Es drückt nicht Gras noch Schnee im Drüberſchreiten,
Und macht im Meere ſeinen Huf nicht feucht,
Es ſtreckt im Laufe ſich, von hinnen fliegend,
An Schnelle Wind und Blitz und Pfeil beſiegend.

41.

Dieß iſt das Roß, erzeugt aus Wind und Feuer;
Einſt dem Argalia gehört' es an;
Es frißt kein Heu, ſein Futter iſt nicht theuer,
Es lebt von Luft und nennt ſich Rabican.
Der Herzog hat den Fluß zu ſeinem Steuer,
Bis wo die Wogen ihn des Nils empfahn;
Doch eh' er an die Mündung noch gekommen,
Iſt ſchnell ein Fahrzeug auf ihn zugeſchwommen.

42.

Drin ſitzt ein Eremit, gar fromm und bieder,
Mit weißem Bart bis auf die Bruſt herab;
Er winkt den Ritter in den Kahn hernieder,
Dem er manch innig Warnungszeichen gab:

Mein Sohn, iſt dir dein Leben nicht zuwider,
Und willſt du nicht noch heute gehn in's Grab,
Komm auf den andern Strand in meinem Nachen,
Denn dieſer Weg führt in des Todes Rachen!

43.

Du reiteſt nicht ſechs Meilen mehr von hinnen,
Da führt dein Weg zu einem blut'gen Haus:
Es wohnt ein fürchterlicher Rieſe drinnen,
Der reicht acht Fuß wohl über dich hinaus.
Es kann kein Wandrer Hoffnung hier gewinnen,
Kein Ritter, lebend zu entgehn dem Schmaus:
Den ſchlachtet er, dem nimmt er Haut und Sehnen,
Den viertheilt er, lebendig frißt er jenen.

44.

Und unter ſeinen andern böſen Werken
Beluſtigt ihn ein Netz, gar fein gemacht,
Das er, den Spaß beim Schmauſe zu verſtärken,
Nah bei dem Haus im Staube birgt ſo ſacht,
Daß, wer's nicht weiß, es nimmer wird bemerken,
So fein iſt es, ſo künſtlich angebracht;
Mit Tönen ſchreckt er dann, die gräßlich ſchallen,
Die Wandrer, daß ſie in die Schlinge fallen.

45.

Dann ſchleppt er ſie mit ſcheußlichem Gelächter,
Im Netz verwickelt, in ſein Haus hinein;
Nichts kümmern ihn die ſchönſten Erdentöchter,
Die Ritter nichts, wie auch ihr Werth mag ſein:
Er frißt das Fleiſch, ſaugt Hirn und Blut, der Schlächter,
Und in die Wüſte ſtreut er das Gebein,
Und ſchmückt mit Menſchenhäuten rings im Kreiſe
Sein ganzes Haus auf ſchauerliche Weiſe.

46.
O geh, mein Sohn, geh dieſen andern Pfad!
Er wird dich ſicher zu dem Meere tragen. —
Ich danke, Vater, dir für deinen Rath,
Erwidert ihm der Ritter ohne Zagen:
Mich treibt die Ehre zu Gefahr und That,
Der Ehre ſchuld' ich mehr als meinen Tagen!
Vergebens, daß dein ſorglich Herz mir ruft,
Ich gehe grades Wegs zur Mörderkluft.

47.
Zwar Flucht kann mir ein ſchmählich Leben ſchenken,
Doch mehr als Tod iſt mir ſolch Heil verhaßt.
Der ſchlimmſte Fall iſt, den ich weiß zu denken,
Daß mich der Tod, gleich tauſend andern, faßt:
Doch wenn mir Gott will ſo die Waffen lenken,
Daß ich entkomme, daß der Feind erblaßt,
Für Tauſende bereit' ich ſichre Pfade,
Und größer iſt der Vortheil als der Schade.

48.
Ich ſehe für das Wohl von ganzen Schaaren
Ein einzig Leben ein bei dieſem Schritt. —
So magſt du denn, mein Sohn, in Frieden fahren,
Und gebe Gott dir ſeinen Engel mit,
Den Michael, dein Leben zu bewahren! —
Drauf ſegnet ihn der ſchlichte Eremit.
Der Herzog folgt am Nil hin ſeiner Fährte,
Und hofft mehr von dem Horn als von dem Schwerte.

49.
Von Fluß und Sumpf umgeben, zeigt ſich dort
Ein kleiner Fußweg in dem Uferſand;
Er führt zu jenem öden Hauſe fort,
Woraus Verkehr und Menſchlichkeit verbannt,

Wo manches Glied und mancher Schädel dorrt
Des armen Volks, das ſich dahin gewandt.
Kein Fenſter, kein Geſims iſt rings umher
Zu ſchau'n, wo nicht Ein ſolcher Greuel wär'.

50.

Wie in den Alpenſchlöſſern oder Flecken
Der Jäger nach beſtandener Gefahr
Den Bärenkopf am Thor pflegt aufzuſtecken,
Die grauſen Klau'n, das Fell mit rauhem Haar,
So ſtellt der Rieſe hier an allen Ecken
Die kühnſten, ſtärkſten ſeiner Gegner dar;
Der andern Knochen ſtreut er hin, der Bube,
Und voll von Menſchenblut iſt jede Grube.

51.

Am Thore ſteht und wartet auf den Schmaus
Caligorant, wie ſich das Scheuſal heißt,
Das Leichen nimmt zur Zierrath für ſein Haus,
Wie bei den andern Gold und Purpur gleißt.
Er weiß vor Freude nicht wo ein und aus,
Da ſich von Weitem ihm der Herzog weißt:
Zwei Monde ſchon, und jetzt begann ein dritter,
Kam dieſen Weg zu ſeinem Haus kein Ritter.

52.

Dem Sumpf beginnt er, deſſen grünes Rohr
Gar dicht und dunkel war, ſchnell zuzuſpringen:
Er nahm ſich eine Bogenwendung vor,
Um rücklings auf den Ritter einzudringen.
Er hofft ihn jählings, nahe bei dem Moor,
Zu treiben in die wohlverſteckten Schlingen,
Wie er's mit andern Wanderern gemacht,
Die zu dem Haus ihr böſer Stern gebracht.

53.

Wie ihn Aſtolf ſieht kommen durch's Geſtrüppe,
Hält er ſein Roß zurück, des Argwohns voll,
Die Schlinge könnt' ihn machen zum Gerippe,
Wie jenes guten Greiſes Warnung ſcholl.
Er greift zum Horn und ſetzt es an die Lippe,
Es donnert los und wirkt ganz wie es ſoll:
Der Rieſe, wie er's hört, das Herz durchſchnitten
Von Schrecken, wendet ſich mit ſchnellen Schritten.

54.

Der Ritter bläst, doch hält er immer ſtill,
Denn immer glaubt er vor dem Netz zu ſtehen.
Der Wicht entflieht, weiß nicht wohin er will,
Denn mit dem Muth verlor er auch das Sehen;
Der wilde Schrecken ſchickt ihn in April,
Er kann der eignen Schlinge nicht entgehen:
Eh er's gewahrt, iſt er im Netze drin,
Es thut ſich auf, umſchließt und ſtreckt ihn hin.

55.

Wie er das ſchwere Stück ſieht in den Schlingen,
So eilt Aſtolf, für ſich von Sorge frei,
Vom Sattel abgeſprungen, mit der Klingen,
Um Tauſende zu rächen, ſchnell herbei;
Doch däucht's ihm, den Gefangnen umzubringen,
Daß das weit eher feig als tapfer ſei:
Er ſieht ihn ſo verſtrickt in ſeinen Schnüren
Mit Hals, Arm, Bein, daß er ſich nicht kann rühren.

56.

Sehr künſtlich ward dieß Netz dereinſt aus feinen
Stahlfäden angefertigt von Vulcan;
Ob alle Menſchenkräfte ſich vereinen,
Sie löſen nicht die kleinſte Maſche dran.

Es iſt daſſelbe Netz, das einſt an Beinen
Und Armen Mars und Venus mußte fahn.
Er macht' es blos, in eiferſücht'gem Haſſen,
Um ſie im Bett zuſammen abzufaſſen.

57.

Merkur hat drauf dem Schmied das Netz geſtohlen,
Da er der ſchönen Chloris nachgeſtellt,
Die mit Auroren zieht auf luft'gen Sohlen,
Wenn ſich die Sonne zeigt am Himmelszelt,
Und aus dem aufgehobnen Saum Violen
Und Roſen ſtreut und Lilien auf die Welt.
Er ſtellt' ihr nach, ſo lang bis er in Lüften
Der Nymphe warf das Stahlnetz um die Hüften.

58.

Da wo der große Nil ſich wälzt in's Meer,
Scheint's daß im Flug die Göttin ward gefangen;
Drauf in Canopus ward das Netz, als hehr,
Im Tempel des Anubis aufgehangen.
Der Rieſe, drei Jahrtauſende nachher,
Wagt' es, nach dieſem Heiligthum zu langen;
Der Räuber nahm's und hat mit frecher Hand
Beraubt den Tempel und die Stadt verbrannt.

59.

Dann weiß er's liſtig in den Sand zu drücken,
Und wen er ſchreckt und jagt, der fällt hinein,
Er fühlt die Ketten, die ihn ſchnell beſtricken,
Wie er dran rührt, an Hals und Arm und Bein.
Aſtolf ſchnürt ihm die Hände auf den Rücken
Mit einer dieſer Ketten, ſtark und fein,
Und bindet Arm und Bruſt, daß ihn kein Streben
Befreien kann; dann darf er ſich erheben,

60.

Nachdem er ihn aus ſeinem engen Neſte
Gelöst, der wie ein Mädchen zahm ſich beugt.
Er nimmt ihn mit ſich, und verſpricht ſich Feſte,
Wenn er in Stadt und Dorf und Schloß ihn zeigt.
Das Netz auch ſoll ſein eigen ſein, das beſte,
Das jedes Künſtlers Arbeit überſteigt.
Er macht den Feind zum Laſtthier, triumphirend
Ihn an dem Eiſenbande nach ſich führend.

61.

Den Helm und Schild gibt er ihm auch zu tragen,
Wie einem Knecht; dann folgt er ſeinem Pfad.
Daß man ſich frei kann auf die Straße wagen,
War alles hocherfreut, wohin er trat.
Der Herzog zieht, bis ihm die Gräber ragen
Von Memphis, dem er ehrfurchtsvoll ſich naht:
Memphis, die Pyramidenſtadt, die bleiche,
Cairo ſieht er dann, die völkerreiche.

62.

Den ungeheuren Rieſen anzuſehen,
Lief alles Volk, wo er nur ging und ſtand,
Und jeder fragt: wie konnt' es denn geſchehen,
Daß dieſer Kleine jenen Großen band?
Mit Mühe kann der Herzog vorwärts gehen,
Der ſich gedrängt auf allen Seiten fand,
Indem ihn jeder anſah, jeder ehrte
Als einen Rittersmann von hohem Werthe.

63.

So groß war damals noch Cairo nicht,
Wie wir in unſrer Zeit uns ſagen laſſen,
Wo achtzehntauſend Straßen, wie man ſpricht,
Das ungeheure Volk nicht können faſſen,

Dreiſtock'ge Häuſer ſind, und mancher Wicht
Doch heimathlos muß ſchlafen auf den Gaſſen,
Und wo der Sultan wohnt in einem Schloß,
Prunkvoll und ſchön und zum Verwundern groß;

64.

Und das der Renegaten fünfzehntauſend,
Die unter ſeinen Scepter ſich geſtellt,
Mit Weib und Kind und Roß zuſammen hauſend,
Vereinigt unter Einem Dache hält.
Aſtolf will ſehn, wie mächtig niederbrauſend
Der Nilſtrom in die ſalz'gen Fluthen fällt
Bei Damiette, wo, wie er vernommen,
Frei oder lebend keiner ſoll entkommen.

65.

Denn an des Niles Mündung, hart am Strande,
Da ſteht ein Thurm, woraus ein Räuber jagt,
Und bis Cairo plündernd durch die Lande
Die Heimiſchen ſo wie die Fremden plagt.
Kein Menſch iſt ihm zu widerſtehn im Stande,
Er iſt nicht umzubringen, wie man ſagt:
Viel tauſend Hiebe hat er ſchon empfangen,
Und keiner iſt an's Leben ihm gegangen.

66.

Um zu verſuchen, ob der Lebensfaden
Nicht abzuſchneiden wäre dem Orril —
So heißt ſich dieſer — kam auf ſeinen Pfaden
Aſtolf nach Damiette, wo der Nil,
Des Räubers großen Thurm an den Geſtaden
Beſpülend, in die Meereswellen fiel,
Und wo ſich aufhielt das verhexte Weſen,
Deß' eine Fee von einem Geiſt geneſen.

67.

Er findet den Orril in wilder Schlacht
Mit zweien Rittern, die nicht müßig gaffen:
Orril iſt ganz allein, und dennoch macht
Er jenen beiden andern viel zu ſchaffen.
Längſt hat's der Ruf in aller Mund gebracht,
Wie hoch dieß Paar zu ſchätzen in den Waffen:
Olivier's Söhne ſind ſie, Grypb, genannt
Der Weiße, und der ſchwarze Aquilant.

68.

Wahr iſt's, es hat der Zaubrer auf dem Sande
Mit einem großen Vortheil ſich geſtellt:
Er hat ein Thier, wie es in jenem Lande
Allein zu finden iſt, ſich zugeſellt,
Das bald im Fluſſe lebt und bald am Strande,
Und nur von Menſchenkörpern ſich erhält;
Denn häufig werden arme Wandersleute
Und unvorſicht'ge Schiffer ihm zur Beute.

69.

Schon lag das Unthier, durch die Hand der Brüder
Getödtet, auf dem Sande bei dem Hafen;
Drum war es nun dem Rechte nicht zuwider,
Wenn ihn zugleich der beiden Hiebe trafen.
Oft abgehauen flogen ſeine Glieder:
Allein umſonſt! er wird drum nicht entſchlafen,
Denn ob ein Arm, ein Bein auch liegen bleibe,
Gleich wieder ſitzen ſie, wie Wachs, am Leibe.

70.

Grypb ſpaltet ihm das Haupt bis auf die Zähne,
Bis auf die Bruſt hernieder Aquilant:
Er lacht ſie aus; ſie hauen ihn in Späne,
Allein umſonſt und immer mehr entbrannt.

Wer je das Silber fallen ſah, das jene
Chymiſten den Mercurius genannt,
Und ſeine Glieder löſen und vereinen,
Dem wird dieß Bild bei dieſem Kampf erſcheinen.

### 71.

Hau'n ſie den Kopf ihm ab — er bückt ſich ſchnelle
Und tappt umher, bis er ihn wieder hat,
Und ſetzt ihn wieder auf die alte Stelle,
Nach Haar und Naſe greifend, feſt und glatt.
Oft nimmt ihn Gryph und wirft ihn in die Welle,
Doch macht er ſich den Arm vergebens matt:
Orril taucht wie ein Fiſch zum Grunde nieder
Und kehrt geſund mit ſeinem Kopfe wieder.

### 72.

Zwei Frauen, ehrbarlich geſchmückt und ſchön,
Die eine weiß, die andre ſchwarz gekleidet,
Die dieſe wilde Schlacht veranlaßt, ſtehn
Dabei und ſchauen, wie ſie ſich entſcheidet.
Und dieſes ſind die beiden güt'gen Feen,
Die an des Paars Gedeihen ſich geweidet,
Das ſie erzogen und zur Kinderzeit
Aus zweier großer Vögel Klau'n befreit,

### 73.

Die ſie nach einem fernen Himmelsſtrich
Vom Arm Gismondens räubriſch fortgetragen.
Doch die Geſchichte weiß ja Männiglich,
Drum brauch' ich ſie nicht wieder herzuſagen;
Im Vater zwar, da irrt der Autor ſich,
Weiß nicht wie's kommt, und möcht' ihn ſelber fragen.
Nun ſind die beiden Jungen hier erſchienen
Zum Kampf, dem Wunſch der beiden Feen zu dienen.

74.

Schon ſank der Tag in dieſer Gegend nieder,
Der hoch noch auf den ſel'gen Inſeln ſtand;
Die Nacht kam, die mit ſchattigem Gefieder
Bei ſchwachem Mondenlicht die Welt umwand.
Da kehrt' Orril in ſeine Feſte wieder,
Weil jenes Schweſterpaar für gut befand,
Für heut zu enden mit dem wilden Kriege,
Bis neu im Oſt empor die Sonne ſtiege.

75.

Der Herzog, der den Gryph und Aquilant
Am Schild, und mehr noch an den tapfern Schlägen
Gleich bei dem erſten Blicke hatt' erkannt,
Ging ihnen weder ſtolz noch träg entgegen;
Und als das Paar im Rieſenbänd'ger fand
Den Pardelritter, jenen hohen Degen,
— So war der Herzog an dem Hof geheißen —
Eilt' es, nicht mindre Lieb' ihm zu beweiſen.

76.

Zu einem nahgelegenen Palaſt
Geht nun das Kleeblatt, von den Frau'n geleitet,
Wo ihnen Dienerſchaft, in froher Haſt,
Mit Fackeln in der Hand entgegen ſchreitet.
Man führt die Roſſe fort zu Pfleg' und Raſt;
Entwaffnet finden ſie ein Mahl bereitet
In einem Garten, ſchön und lampenhell,
An einem klaren, anmuthvollen Quell.

77.

Dann laſſen ſie im grünen Hain den Rieſen
Mit einer andern Kette, ſchwer und groß,
An einen hochbejahrten Eichbaum ſchließen,
Der nicht zerbrechen wird von einem Stoß;

Worauf ſie noch zehn Wächter bei ihm ließen,
Damit er nicht bei Nacht ſich reiße los
Und, überfallend, etwa Böſes mache,
Indeß ſie ruhig ſchlafen ohne Wache.

78.

Beim reichen, üpp'gen Mahle, wo die Speiſe
Das mindeſte Vergnügen noch gewährt,
Kommt auch zur Sprache wiederholter Weiſe
Orril und dieſer Fall, ſo unerhört,
Der allen wie ein Traum erſcheint: man reiße
Kopf oder Arm ihm von dem Leib, er fährt
Herab und holt's, erneuert ſeine Glieder
Und kehrt mit neuer Wuth zum Kampfe wieder.

79.

Es hatt' Aſtolf in ſeinem Buch geleſen,
Das in den Gegenzaubern unterweist,
Es habe dieſes wunderbare Weſen
In einem Zauberhaar den Lebensgeiſt:
Der werd' ihm von dem Leib die Seele löſen,
Wer ihm dieß Haar abſchneidet oder reißt.
So ſpricht das Buch; doch wie das Haar zu finden
Im dichten Schopf, das will es nicht verkünden.

80.

Der Herzog freut ſich dieſes Sieges wegen,
Als hätt' er ſchon die Palme in der Hand:
Dem Zaubrer ſieht er ſchon nach wenig Schlägen
Das Leben mit dem Wunderhaar entwandt.
Er will die Laſt auf ſeine Schultern legen,
Er hält allein dem Hexenmenſchen Stand:
Orril ſoll ſterben, wenn die Brüder können
Das Unternehmen ihm allein vergönnen.

81.

Die aber wollens ihm gar gern gewähren,
Gewiß, daß er umſonſt ſich müde macht.
Man ſieht Orrilen aus den Mauern kehren,
Sobald die Morgenröthe neu erwacht.
Mit einer Keule kommt er ſich zu wehren,
Und mit dem Schwert beginnt Aſtolf die Schlacht;
Er hofft, daß einer doch von tauſend Stößen
Die Seel' ihm aus dem Leibe werde löſen.

82.

Jetzt hieb er ihm die Fauſt ab mit der Keule,
Jetzt dieſen Arm, jetzt den, zuſammt der Hand,
Jetzt ſchnitt er ihn in lauter kleine Theile,
Jetzt mitten auseinander, doch erſtand
Orril ſtets wieder, hob in aller Eile
Die Glieder auf, und war im alten Stand.
Und haut der Held ihn auch in hundert Stücke,
Er ſieht ihn wieder ganz im Augenblicke.

83.

Nach tauſend Hieben kam nun doch gefahren
Ein Hieb, der zwiſchen Kinn und Schultern fiel,
Daß Kopf und Helm ſogleich am Boden waren;
Aſtolf ſpringt ab, nicht träger als Orril;
Die Hand umwickelt mit den blut'gen Haaren
Steigt er im Nu zu Roß, und nach dem Nil
Trägt er das Haupt im ſchnellſten Trab von hinnen,
Damit's Orril nicht wieder ſoll gewinnen.

84.

Der Thor, der dießmal nicht recht aufgepaßt,
Sucht ſeinen Kopf inzwiſchen auf der Erde,
Doch wie er merkt, daß er in voller Haſt
Vom Renner durch den Wald getragen werde,

Da ſpringt er auf, und ſäumt ſich nicht, und faßt
Den Zaum, und jagt ihm nach auf flücht'gem Pferde.
Er wollte ſchreien: Halt! kehr um! ſacht! ſacht!
Doch mundtodt hat der Herzog ihn gemacht.

85.

Daß er nicht auch die Ferſen ihm genommen,
Das gibt ihm Muth, er folgt in vollem Trab;
Doch Rabican läßt ihn nicht nahe kommen,
Das Wunderroß, dem er den Vorſprung gab.
Der Herzog ſucht indeß am Schopf beklommen,
Sucht von der Stirn bis in's Genick herab,
Um jenes Haar des Todes zu erkunden,
Woran Orril's Unſterblichkeit gebunden.

86.

Doch unter dieſen vielen, unzählbaren
Iſt keins, das länger oder krümmer wäre;
Drum welches ſoll er wählen von den Haaren,
Das dieſen ſchlimmen Böſewicht verſehre?
Am beſten iſt's, mit allen gleich zu fahren;
Und da er weder Meſſer hat noch Scheere,
Greift er zum Schwert, und das hat ſolche Schneide,
Man kann wohl ſagen, daß ein Bart es leide.

87.

Er macht den Kopf von vorn und hinten kahl,
Indem er feſt ihn bei der Naſe [illegible]
Da trifft er jenes Haar mit Einem Mal,
Und plötzlich wird das Angeſicht entſtellt,
Verdreht die Augen und zeigt, todesfahl,
Durch klare Zeichen, daß ſein Loos jetzt fällt,
Worauf der Rumpf, der kopflos hinten ritt,
Im Todeskrampfe von dem Sattel glitt.

88.

Aſtolf kehrt zu den Rittern und den Frauen
Nunmehr zurück, den Kopf in ſeiner Hand,
An dem ſie alle Todeszeichen ſchauen,
Und zeigt den Rumpf, der ferne liegt im Sand.
Ich weiß nicht ob ſie ſich an ihm erbauen,
Obgleich ſie freundlich ſich zu ihm gewandt.
Der Neid, daß ſie durch ihn den Sieg verſcherzen,
Nagt doch vielleicht an beider Brüder Herzen.

89.

Auch ſchienen, daß der Herzog Sieger blieben,
Die beiden Feen gar nicht ſehr beglückt:
Sie hatten, um das Loos hinauszuſchieben,
Wovon ſie eine Ahnung ſchmerzlich drückt,
Und das der Brüder harrt in Frankreich drüben,
Die beiden gegen den Orril geſchickt,
In Hoffnung, ſie ſo lange hier zu halten,
Als über ihnen böſe Sterne walten.

90.

Sobald der Kaſtellan von Damiette
Erfahren, daß Aſtolf Orrilen ſchlug,
Ließ er die Taube los, die an der Kette
Das Brieflein unter ihren Flügeln trug,
Cairo zu: da flogen in die Wette
Brieftauben aus; ſo iſt's dort Brauch und Fug,
Und ganz Egypten wußt' in wenig Stunden,
Daß nun der Räuber ſeinen Tod gefunden.

91.

Der Herzog, da das Abentheur geendet,
Ermuntert ſehr das edle Jünglingspaar,
Obgleich der eigne Wille ſie entſendet,
Und weder Sporn noch Stachel nöthig war,

Der Noth der heil'gen Kirche zugewendet
Und des erhabnen röm'ſchen Reichs Gefahr,
Zu laſſen von des Morgenlandes Schlachten,
Und bei dem eignen Volk nach Ruhm zu trachten.

92.

Worauf denn Gryph und Aquilante ſcheiden
Und Urlaub nehmen von den beiden Feen,
Die, ob ſie's gleich erfüllt mit ſchwerem Leiden,
Vermögen ſie doch nicht zu widerſtehn.
Der Herzog wendet rechts ſich mit den beiden,
Gewillt, die heil'gen Orte noch zu ſehn,
Wo Gott im Fleiſch gelebt, und ſie zu ehren,
Eh' ſie nach Frankreich ihre Schritte kehren.

93.

Den Weg zur Linken konnten ſie nicht minder
Erwählen, der ſich dehnt am Meergeſtad,
Wo's freundlicher zu gehn iſt und gelinder;
Doch wählten ſie den rauhen, öden Pfad,
Weil man der hohen Stadt der Gotteskinder
Auf dieſem Weg ſechs Tage früher naht.
Auch fehlt es hier an Waſſer nicht und Graſe,
Doch arm an allem andern iſt die Straße.

94.

Daher ſie, eh' ſie auf den Weg ſich machten,
Mit allem Nöth'gen ſich verſahn zur Gnüge;
Der Rieſe mußte ſich damit befrachten,
Der Thürme wohl auf ſeinem Nacken trüge.
Und als ſie nun den rauhen Weg vollbrachten,
Sahn ſie von eines Berges hohem Stiege
Die heil'ge Stadt, wo einſt ob unſrer Schulden
Den Tod die ew'ge Liebe mußt' erdulden.

95.

Es grüßte ſie beim Eintritt in's Gebiete
Ein edler Jüngling, ihnen wohlbekannt,
Von Mecca Sanſonett, der mit der Blüthe
Des Alters einen klugen Geiſt verband,
Von hoher Ritterſchaft und hoher Güte,
Mit Ruhm und Ehre bei dem Volk genannt,
Den Roland für das Chriſtenthum gewonnen,
Und ſelbſt benetzt mit dem geweihten Bronnen.

96.

Er hatte eine Feſtung angefangen,
Die dem Kalifen von Egypten dräut,
Auch wollt' er den Calvarienberg umfangen
Mit einer Mauer, an zwei Meilen weit.
Mit jener Miene wurden ſie empfangen,
Dem klaren Zeugniß innrer Freundlichkeit,
Und in ſein königliches Schloß geleitet,
Wo die bequemſte Wohnung ward bereitet.

97.

Er trug das heil'ge Land von Karl zu Lehen
Und herrſcht' an ſeiner Statt gerecht und mild.
Der Herzog, der ſo freundlich ihn geſehen,
Schenkt ihm das ungeheure Menſchenbild,
Das ſo gewaltig iſt, daß es für zehen
Saumthiere wohl im Laſtentragen gilt.
Aſtolf ſchenkt ihm den Rieſen, und daneben
Das Netz, das ihn in ſeine Hand gegeben.

98.

Dem Herzog ſchenkte Sanſonett dagegen
Ein Wehrgehäng, das war gar reich und fein,
Dazu ein Sporenpaar von großem Segen,
Dran Rad und Schnalle blitzt in goldnem Schein;

Vom Ritter, dem der Lindwurm einſt erlegen,
Und der die Jungfrau ſchützte, ſoll es ſein.
In Jaffa hatt' es Sanſonett bekommen
Nebſt andrem Zeug, als er die Stadt genommen.

99.

In einem Kloſter rein gemacht von Sünden,
Das heilig iſt durch manch' ein ſchön Exempel,
Gehn ſie, um die Myſterien zu ergründen
Von Chriſti Paſſion, durch alle Tempel,
Wo jetzt die Heiden ihre Stätte finden,
Ein Hohn für uns und ew'ger Schande Stempel!
Europa iſt in Waffen, ihr Gebot iſt
Krieg überall und Krieg! nur nicht wo's Noth iſt.

100.

Indeß ſie dort zu Gott um Gnade riefen
Und ſich der Buß' und Andacht zugewandt,
Da bracht' ein Pilger, der bekannt mit Gryphen,
Ihm üble, traurige Mähr' aus Griechenland,
Die ſeinem Plan, in Gott ſich zu vertiefen,
Und den Gelübden allzuferne ſtand,
Und ihm die Bruſt mit ſolchem Schmerz durchſchneidet,
Daß das Gebet ihm ganz und gar entleidet.

101.

Der Ritter liebt zu ſeinem Mißgeſchicke
Ein reizend Kind, das Origille hieß,
Gar ſchön von Wuchs, hold von Geſicht und Blicke,
Daß ſich in Tauſenden nichts Schön'res wies,
Doch treulos, üppig, und von ſolcher Tücke,
Daß ſich nichts Gleiches nirgends finden ließ,
Im Feſtland, auf den Meeresinſeln allen,
In Stadt und Dorf, in Hütten und in Hallen.

102.

Er hat ſie in der Stadt des Konſtantin,
An einem ſchweren Fieber krank, verlaſſen.
Jetzt, wo er wieder hofft dahinzuziehn,
Und ſchöner ſie als jemals zu umfaſſen,
Hört er, ſie ſei nach Antiochien hin,
In eines neuen Buhlen Arm zu praſſen;
Ihr war's vermuthlich gar nicht einerlei,
Allein zu ſchlafen in des Lebens Mai.

103.

Und ſeit er dieſe Trauermähr empfangen,
Verſeufzt er Tag und Nacht, trüb und ergrimmt,
Und jede Luſt die andern aufgegangen,
Macht ſeine Seele nur noch mehr verſtimmt.
Bedenke jeder, den ſie ſchon durchdrangen,
Ob Amor ſchwachgeſtählte Pfeile nimmt!
Worüber er ſich noch am meiſten grämte,
Das war, daß er es zu geſtehn ſich ſchämte.

104.

Und zwar weil ihn ſchon tauſendmal vorher
— Weßhalb ſie oft ſchon mit einander grollten —
Sein Bruder, der vernünft'ger war als er,
Ob dieſes Hangs zu einem Weib geſcholten,
Die, wie er ſtets behauptet, ſchlimmer wär',
Als alle Frau'n, die je für ſchlimm gegolten.
Doch Gryph entſchuldigt ſie, wenn jener ſchmählt,
Wie denn faſt ſtets das eigne Urtheil fehlt.

105.

Drum, ohne nur ein Wort mit ihm zu ſprechen,
Will er allein nach Antiochien reiſen,
Und ſie, ſo ſchön in allen ihren Schwächen,
Die ihm das Herz entriß, von dort entreißen,

Und am Verführer ſich ſo ſchrecklich rächen,
Daß dieſe Rache ſoll unſterblich heißen.
Ich ſag' euch, wie er dieſes unternommen,
Im nächſten Sang, und was darauf gekommen.

## Sechszehnter Geſang.

### 1.

Die Liebe hat gar manche ſchwere Plage,
Die ich faſt alle hab' erfahren ſtündlich
Und ſo erlernt, daß ich, zu meiner Klage,
Davon kann reden wie ein Kenner gründlich:
Drum, wenn ich ſchon geſagt und wenn ich ſage,
Sei's auf lebend'gen Blättern oder mündlich,
Dieß Leid ſei leicht, und jenes müſſe kränken,
So dürft ihr meinem Urtheil Glauben ſchenken.

### 2.

Ich ſprach's und ſprech' es aus ſo lang ich lebe:
Wer einem würd'gen Band ſich hat verpfändet,
Ob ihm auch die Geliebte widerſtrebe,
Die ſich von ſeiner heißen Sehnſucht wendet,
Ob Amor nimmer einen Lohn ihm gebe,
Nachdem er Zeit und Mühe ſo verſchwendet,
Er klage nicht! um Hohes durft' er werben,
Und ob er auch verſchmachten muß und ſterben.

### 3.

Der aber klage, welchen holde Blicke
Und welchen ſchöne Locken überwunden,
Worunter ſich ein Herz verbirgt voll Tücke,
In dem er Hefe mehr als Reines funden.

Er möchte fliehn vor ſeinem Mißgeſchicke,
Und trägt den Pfeil mit fort in ſeinen Wunden:
Er ſchämt ſich ſeiner ſelbſt und ſeiner Ketten,
Und ſchweigt und ſtrebt vergebens ſich zu retten.

4.

In dieſem Falle war der junge Gryppe:
Er ſieht die Krankheit, kann ſie doch nicht heilen,
Er ſieht in Origillens Buſen tief,
Sieht wie er ſich entehrt bei dieſer Feilen,
Nur daß Vernunft mit der Begier entlief,
Und muß den Thron mit der Verblendung theilen.
Sie ſei undankbar, ſchlecht und ungetreu!
Er aber, er muß ſuchen wo ſie ſei.

5.

Die ſchöne Mähre wieder aufzunehmen,
Sag' ich, daß er die Stadt ganz ſtill verließ.
Dem Bruder ſagt er nichts, er muß ſich ſchämen,
Weil der's ihm ſchon ſo oft umſonſt verwies.
Nach Rama biegt er links, auf den bequemen
Und ebnen Pfad, der guten Ritt verhieß.
Damascus grüßt am ſechsten Tag den Reiter;
Von dorten geht's nach Antiochien weiter.

6

Nah bei Damascus traf er auf den Ritter,
Dem ihre Flammen Origille weiht.
Die paßten, wie die Laute paßt zur Cither,
Wie Blum' und Stengel, in der Schlechtigkeit;
Denn beider Herz beſtand aus leichtem Flitter:
Sie treulos, er zu jeder Schmach bereit,
Und beide wußten ihre garſt'gen Flecken,
Zu andrer Leid, mit edlem Schein zu decken.

7.

Wie ich geſagt, der Ritter zog daher,
Auf einem großen Roß, im Waffenprangen,
Mit ihm die Ungetreue, ſorgenleer,
In einem blauen Kleid, mit Gold umfangen.
Zwei Knappen kamen, Helm und Schild und Speer
Zur Seite tragend, mit heran gegangen;
Der Ritter will mit dieſer Pracht und Zier
Erſcheinen in Damascus zum Turnier.

8.

Der König läßt ein glänzend Feſt bereiten,
Der' in Damascus iſt, auf dieſen Tag,
Daher von nah und fern die Ritter reiten,
Geſchmückt ein jeder, wie er's nur vermag.
Kaum ſieht die Buhlerin den Grypho von weiten,
So zittert ſie vor einem böſen Schlag:
Sie weiß, ihr Freund wird nicht die Kraft beſitzen,
Um ſie vor ſeinem Racheſchwert zu ſchützen.

9.

Doch, wie ſie iſt, durchtrieben und verwegen,
Obgleich noch immer durch und durch erſchreckt,
Weiß ſie das Angeſicht zurecht zu legen,
Daß Niemand eine Spur von Furcht entdeckt.
Sogleich fliegt ſie dem alten Freund entgegen,
Nachdem ſie's mit dem Buhlen ausgeheckt;
Sie heuchelt ein unendliches Entzücken,
Und läßt nicht ab, ihn an die Bruſt zu drücken.

10.

Und herzgewinnend zu der Liebe Zeichen
Fügt ſie noch Thränen und den holden Ton
Der Rede: Für die Liebe ſonder Gleichen,
Mein Herr und Freund, iſt dieß ein würd'ger Lohn?

Wie? ohne dich ſoll mir ein Jahr verſtreichen?
Dir thut's nicht weh, und geht in's zweite ſchon!
Und wollt' ich länger in Erwartung ſtehen,
So hätt' ich ſchwerlich dieſen Tag geſehen.

11.

Nachdem ich lange dich erwartet, Lieber,
Aus Nicoſia's großem Hofgewühl,
Wohin du gingeſt, mich im böſen Fieber
Verlaſſend nah an meines Lebens Ziel,
Hört' ich, du ſeiſt nach Syrien hinüber,
Was mir ſo hart, ſo ſchwer zu tragen fiel,
Daß ich, nicht wiſſend wie dir nachzukommen,
Beinah das Leben ſelber mir genommen.

12.

Und ſieh, da will das Glück mich doppelt ſegnen,
Das mehr als du auf meine Wohlfahrt denkt:
Es ſendet mir den Bruder als gelegnen
Begleiter, der mich herführt ungekränkt,
Und endlich darf ich gar dir ſelbſt begegnen,
Und fühle nun mich mehr als je beſchenkt.
Zur rechten Zeit: denn wärſt du länger blieben,
Es hätte mich, mein Freund, zum Tod getrieben. —

13.

Und alſo fährt die trügeriſche Frau,
Die einem Fuchſe gleicht auf ihren Pfaden,
In ihrer Klage fort ſo fein und ſchlau,
Bis ſie auf Gryphen alles abgeladen.
Sie macht ihm weiß, daß jener ſaubre Pfau
Vom ſelben Vater habe Bein und Waden,
Und ſchien, wie ſie die Lügennetze ſpann,
Glaubwürdiger als Lucas und Johann.

14.
Er ſchmäht ſie nicht nur nicht um ihr Verbrechen,
Die Reizende, die ſchlechter iſt als ſchön,
Er will ſich nicht nur nicht an jenem rächen,
Der mit ſo derben Hörnern ihn verſehn:
Ihm gnügt es, ſich nur etwas freizuſprechen,
Um nur nicht ganz als Sünder dazuſtehn,
Und jenem beut er alle Lieb' und Ehre,
Als ob er in der That ſein Schwager wäre.

15.
Nun zieht er mit ihm gen Damascus fort,
Und läßt ſich auf dem Wege von ihm ſagen,
Daß Syriens prächtiger Beherrſcher dort
Zu einem Feſt den Hofhalt aufgeſchlagen,
Und jeder, glaub' er nun an Chriſti Wort,
Leucht' eine andre Sonne ſeinen Tagen,
Sei ſicher in und außerhalb der Stadt,
So lang das Kampfſpiel ſeine Dauer hat.

16.
Doch bin ich nicht gewillt, ſo fortzuſchreiten
An dieſer falſchen Origille Hand,
Die mit den Netzen ihrer Schlechtigkeiten
Nicht Einen nur, nein, tauſend wohl umwand,
Daß ich zu zweimal hunderttauſend Leuten,
Mehr noch als Funken im erregten Brand,
Nicht kehren ſollte, die mit Angſt und Trauern
Ringsum erfüllen die Pariſer Mauern.

17.
Ich ließ euch dort bei König Agramante.
Er glaubt' ein Stadtthor unbewacht und leer,
Daher er's mit der ganzen Macht berannte;
Doch nirgends fand er größre Gegenwehr,

Indem's der Kaiſer in Perſon bemannte,
Und ſeine beſten Helden, Berlingbier
Sammt beiden Guido's, beiden Angelinen,
Avol, Avin und Otto dort erſchienen.

18.

Wetteifernd buhlen dieſe beiden Heere
Um Karls und Agramantens Angeſicht:
Reich iſt der Lohn, noch reicher iſt die Ehre
Für die Erfüllung der gebotnen Pflicht.
Doch ernten nichts die Mohren, was an Schwere
Dem unermeßlichen Verluſt entſpricht;
Denn ihre Todten bilden einen Hügel,
Den Lebenden des tollen Muthes Spiegel.

19.

Die Unſern laſſen einen ganzen Wald
Von Pfeilen auf die Feinde niederdringen;
Das Schreien, das von beiden Seiten ſchallt,
Scheint Schrecken in den Himmel ſelbſt zu bringen.
Doch halt ein wenig, Mohr und Franke, halt!
Vom Mars der Afrikaner will ich ſingen,
Von Rodomont, dem wilden Schreckensmann,
Der mitten durch die Hauptſtadt rennt heran.

20.

Ich weiß nicht, Herr, könnt Ihr Euch noch entſinnen
Des ſichern Heiden mit dem Feldherrnſtab,
Der ſeine Mannſchaft ließ im Graben drinnen,
Dort an dem zweiten Wall, vielmehr im Grab,
Die das gefräß'ge Feuer nahm von hinnen,
Ein düſtres Schauſpiel, wie's noch keines gab!
Ich hab' erzählt, wie er, mit Einem Satze
Den Graben überſpringend, war im Platze.

21.

Kaum daß den Heiden, wild von Blick und Thaten,
Die Schuppenhaut und ſeine fremde Wehr
Den Alten und dem ſchwächern Volk verrathen,
Das müßig und neugierig ſteht umher,
Da ſchrei'n ſie auf, weiß keiner ſich zu rathen,
Man ringt die Hände, flieht die Kreuz und Queer,
Und wer noch laufen kann, der will nicht ſäumen,
Und birgt in Häuſern ſich und Tempelräumen.

22.

Doch wen'ge läßt das grimme Schwert entgehn,
Das der gewalt'ge Saracene ſchwingt.
Hier bleibt ein Fuß mit halbem Beine ſtehn,
Indeß ein Kopf dort weit vom Rumpfe ſpringt;
Hier kannſt du Einen quer durchſchnitten ſehn,
Indeß der Hieb dort bis zum Nabel dringt;
Und wo er jagt und wettert, haut und ſticht,
Er zeichnet keinen in das Angeſicht.

23.

So wie der Tiger auf Hyrkaniens Wieſen
Dem unbewehrten Vieh die Knochen bricht,
Auf jenem Berg, dem Flammengrab des Rieſen,
Der Wolf die Ziegen fordert in's Gericht,
So fährt der grimme Sarazen mit dieſen
Geſchwadern und Phalangen ſag' ich nicht,
Nein Pöbelhaufen, ſchlechten, niedern Maſſen,
Schon ungeboren würdig zu erblaſſen.

24.

Und keiner wagt in's Antlitz ihm zu blicken,
Von allen die er blutig niederlegt.
Durch jene Straße, welche nach der Brücken
Sanct Michels grad und volkreich ſich bewegt,

Rennt er, indem er alles haut in Stücken
Und mit dem blut'gen Schwert im Kreiſe ſchlägt.
Er ſchont nicht Herrn noch Diener, und nicht minder
Verfolgt er den Gerechten als den Sünder.

25.

Den Prieſter ſchützt ſein Gott nicht vor dem Eiſen,
Dem Kinde hilft nicht Unſchuld noch Vertrau'n,
Ein heitrer Blick, ein roth Geſicht verheißen
Den Jungfrau'n keine Gnade noch den Frau'n,
Und wie den Jüngling ſchlägt er auch den Greiſen,
Und läßt nicht größere Beweiſe ſchau'n
Von Muth als Grauſamkeit, blutdürſtig ſchlachtend,
Und weder Stand, Geſchlecht noch Alter achtend.

26.

Doch Menſchenblut genügt dem Argen nicht,
Ihm, aller Argen Oberhaupt und Herrn:
Er ſteckt die Häuſer an, auf Brand erpicht,
Und die entweihten Tempel nah und fern.
Es ſoll faſt jedes Haus, nach dem Bericht,
Von Holz geweſen ſein; ich glaub' es gern,
Denn heute noch könnt ihr Paris durchgehn,
Ihr werdet ſechſe finden unter zehn.

27.

Die Feuersbrunſt mit ihrem grauſen Scheine
Genügt ihm nicht, ſein Haß iſt allzugroß;
Er faßt die Häuſer an, da ſtürzen Steine
Und Trümmer in den Schutt bei jedem Stoß:
Ich kann Euch, Herr, verſichern, daß Ihr keine
Bombarde ſaht bei Padua, kein Geſchoß,
Das Mauern ſo mit ſeinem Druck zerſpellte,
Wie Rodomont mit Einem Ruck ſie fällte.

28.

Wenn nun, indeß mit Feuer und mit Schwert
Hier alles der Verruchte zittern macht,
Auch ſo von außen Agramant verfährt,
So endet Frankreichs Loos in dieſer Schlacht.
Allein er thut es nicht, ihm iſt's verwehrt
Vom Paladin, der mit der großen Macht
Aus England kommt, nach göttlichem Befehl
Geführt vom Schweigen und von Michael.

29.

Gott wollte während dieſer grauſen Stücke,
Die Rodomont verübt ſo wunderſam,
Daß Clermont's Blume zu der Franken Glücke,
Reinald, mit Britten und mit Schotten kam.
Drei Meilen oberhalb ſchlug er die Brücke,
Worauf er ſeinen Weg zur Linken nahm,
Im Bogen, daß beim Sturm auf die Barbaren
Der Fluß nicht hindern möge ſeine Schaaren.

30.

Sechstauſend Schützen hatt' er ſchon vorher,
Fußgänger unter Eduard's Panieren,
Dazu zweitauſend Reiter oder mehr
Mit Armand, welchen Heldenkränze zieren,
Geſchickt auf jenen Wegen, die zum Meer
Der Picardie in gradem Striche führen,
Durch's Thor von Sanct Martin und Sanct Denis
Als Beiſtand einzuziehen in Paris.

31.

Die Wagen und das übrige Gepäcke
Schickt er mit ihnen auf demſelben Pfad,
Indem die Hauptmacht eine gute Strecke
Mehr oberhalb dem Fluß der Seine naht,

Mit Brücke, Schiff und Floß zu dieſem Zwecke,
Denn zum Durchwaten gibt es keinen Rath.
Wie ſie hinüber ſind, bricht er die Brücken
Schnell ab, und läßt ſein Volk in Ordnung rücken.

32.

Nachdem er einen großen Kreis am Ende
Von Herrn und Führern um ſich her gemacht,
Da wo das Ufer aufſteigt vom Gelände,
So daß ihn jeder ſieht und nimmt in Acht,
Spricht er: Ihr Herrn, wohl dürft ihr Herz und Hände
Zu Gott erheben, der Euch hergebracht,
Um Euch, vor allen andern Nationen,
Nach kurzem Schweiß, mit Ehr' und Ruhm zu lohnen.

33.

Ihr werdet zwei der größten Fürſten retten,
Wenn ihr die Stadt aus ihrer Noth befreit:
Erſt euren König, den ihr vor den Ketten
Und vor dem Tod zu ſchützen ſchuldig ſeid,
Dann einen Kaiſer, der in allen Stätten
Der Welt wie keiner wird gebenedeit;
Und Kön'ge, Fürſten, Herzoge mit ihnen,
Und Ritter, die von nah und fern erſchienen.

34.

So werdet ihr, der einen Stadt ein Schild,
Nicht die Pariſer nur zum Dank verbinden,
Die, mehr als von der eignen Noth erfüllt,
Angſt, Schrecken und Bekümmerniß empfinden,
Da's ihren Weibern, ihren Kindern gilt,
Die in demſelben Drangſal ſich befinden,
Und ihren frommen Kloſterjungfrau'n heut
Entbindung von den heil'gen Schwüren dräut;

35.

Euch, ſag' ich, dieſer Stadt Befreiern, werden
Nicht nur verbunden die Pariſer ſein,
Nein, jedes Land und jedes Volk auf Erden,
Und nicht von Nachbarn red' ich nur allein:
Die ganze Chriſtenheit theilt die Gefährden,
Die ihre Bürger hat in dieſen Reih'n,
So daß, wenn ihr die hohe That verrichtet,
Euch mehr als Frankreich iſt zu Dank verpflichtet.

36.

Wer einem Bürger rettete das Leben,
Dem bot das alte Rom die Krone dar:
Was wird man euch zum würd'gen Lohn erſt geben,
Den Rettern dieſer ungeheuren Schaar?
Doch wird durch Feigheit, Neid dieß ſchöne Streben
Gehemmt, und fällt der kaiſerliche Aar, —
Glaubt mir, wenn dieſe Mauern übergehen,
Wird Teutſchland und Italien nicht beſtehen;

37.

Noch irgend ſonſt ein Land, in allen Theilen
Der Welt, wo man zum heil'gen Kreuze ſchwor.
Glaubt ruhig nicht in eurem Meer zu weilen,
Und glaubt nicht, ferne ſei von euch der Mohr:
Wenn aus Gibraltar, wenn er aus den Säulen
Der Herkules ſchon früher brach hervor,
Sich Beute zu erſpähn an eurem Strande,
Was wird er thun als Meiſter unſrer Lande?

38.

Ja, würd' auch Ehre nichts und Vortheil wiegen,
Euch zu beſeelen wider dieß Gezücht,
Uns, die wir unter Einer Kirche kriegen,
Iſt ſolcher Beiſtand eine hohe Pflicht.

Daß ich den Feind euch gebe zu beſiegen,
Und zwar nach kurzem Kampfe, zweifelt nicht:
Mir däucht, ihr habt mit ſchlechtem Volk zu ſchaffen,
Kraft-, muthlos, ungeübt und ohne Waffen. —

39.

So redend, in entſchiednem, hellen Ton,
Mit dieſen und noch andern beſſern Gründen,
Ward ihm's nicht ſchwer, manch feurigen Baron
Und manchen kühnen Krieger zu entzünden.
Er ließ ein Roß, von ſelber muthig ſchon,
Wie man im Sprichwort ſagt, den Sporn empfinden.
Als er geſprochen hatte, zog ſein Heer
In guter Ordnung ſacht und ſtill einher.

40.

Er läßt das Heer geräuſchlos vorwärts führen,
Nachdem er's in drei Haufen aufgeſtellt:
Die größte Ehre wird Zerbin's Panieren,
Der längs dem Fluß zuerſt den Feind anfällt;
Den weitern Umweg hat das Heer der Iren,
Die ſich im Bogen ſchwenken durch das Feld;
Mit Fußvolk ſteht und Reiterei der Britten
Der Herzog von Lancaſter in der Mitten.

41.

Und wie nun alle ſo geordnet ziehn,
Fängt Reinald an, am Fluß hinabzureiten,
Sprengt wie ein Blitz vorüber an Zerbin,
Dem guten Herzog, und an ſeinen Leuten,
Und fällt dem König Oran's, dem Sobrin
Und ſeinen Kampfgenoſſen in die Seiten,
Die, eine halbe Meile von der Macht
Der Spanier, hier im Felde halten Wacht.

42.

Das Heer der Chriſten, welches in ſo treuer,
So ſichrer Leitung kam zu dieſen Reihn,
Das Schweigen und den Michael zum Steuer,
Kann's nicht ertragen, länger ſtumm zu ſein:
Laut jauchzt es auf beim erſten Blick in's Feuer,
Und gellend ſchmettern die Trompeten drein,
Und dieſer Lärm, von dem die Himmel dröhnen,
Durchdringt mit Eis das Herz der Sarazenen.

43.

Der Feldherr ſpornt ſein Roß weit vor dem Heere,
Er läßt die Schotten einen Bogenſchuß
Zurück, und kommt mit eingelegtem Speere,
Denn jeder Aufenthalt macht ihm Verdruß.
Oft kommt ein Wirbelwind, und eine ſchwere
Windsbraut folgt dieſem Boten auf dem Fuß:
So ſtürzt der Ritter vorwärts auf die Mohren,
Und der Bayard empfindet ſeine Sporen.

44.

Wie die den Paladin von Frankreich wittern,
Kommt eine böſe Ahnung über ſie:
Du ſiehſt in jeder Hand die Lanze zittern,
Den Fuß im Bügel, und am Roß das Knie.
Nur Pulian iſt nimmer zu erſchüttern,
Der ſah den Herrn von Montalban noch nie,
Und denkt nicht dran, ſo harten Stand zu finden:
Er ſprengt hervor, um mit ihm anzubinden.

45.

Anrennend bückt er ſich auf ſeine Lanze,
So daß er ſich in ſich zuſammenpreßt;
Dann ſpornt er ſeinen Renner zu dem Tanze,
Indem er vorn den Zaum ihm überläßt.

Sein Feind iſt auch nicht karg mit ſeinem Glanze,
Bereitet ſeinem Ruhm ein neues Feſt,
Und zeigt die Kunſt und Anmuth, die im Streiten
Den Sohn des Haimon, ja des Mars, begleiten.

46.

Sie gleichen ſich in wohlgezielten Streichen,
Denn jeder hat des andern Haupt berührt:
In Kunſt und Waffen ſind ſie nicht die Gleichen,
Der fällt, indeß der andre triumphirt.
Zum Heldenthum gehören beſſre Zeichen,
Als daß man zierlich ſeine Lanze führt;
Mehr noch gehört das Glück dazu, denn ſelten
Wird ohne Glück der Muth, ja niemals gelten.

47.

Der Paladin faßt ſeinen guten Speer
Und wirft auf Oran's König ſich mit Macht:
Der war in ſeinem Herzen arm und leer,
Doch reich mit Waden und Gebein bedacht.
Nicht zu den ſchlechten Stößen zählt ſich der,
Obwohl er auf den Rand des Schildes kracht;
Entſchuld'ge wer ihn nicht vermag zu loben:
Er konnt' einmal nicht weiter gehn nach oben.

48.

Der Schild bricht nicht den Stoß, der ſo getroffen,
Obgleich der Schild von Palmenholz und Stahl,
Daß der gewalt'ge Bauch war ſperrweit offen,
Woraus ſich die geringe Seele ſtahl.
Das Roß, das keine Rettung durfte hoffen,
Den lieben langen Tag, von ſeiner Qual,
Bedankt ſich bei dem Ritter ſehr im Stillen
Um des erſparten vielen Schweißes willen.

49.

Die Lanze bricht, der Ritter ſchwenkt ſein Roß
So leicht und ſo behend, als hätt' es Schwingen,
Um, wo ſich das Gedräng am dichtſten ſchloß,
Mit ungeſtümem Angriff einzudringen.
Die blutige Fusberta funkelt bloß,
Vor der, wie Glas, die Waffen all' zerſpringen.
Kein Stahl kann ihren Hieben widerſtehn,
Die in's lebend'ge Fleiſch beſtändig gehn.

50.

Wohin er hauen mag, der ſcharfe Mähder,
Iſt wenig Eiſen, wenig Stahl zu finden:
Auf Tartſchen trifft er nur, von Holz, von Leder,
Geſteppte Wämſer, vielverſchlungne Binden;
So muß er denn mit jedem Schlag, mit jeder
Bewegung ſtechen, hau'n, zerreißen, ſchinden;
Man ſchützt ſich beſſer nicht vor ſeiner Schneide,
Als vor der Sichel Gras, vorm Sturm Getreide.

51.

Schon flieht der erſte Haufen der Barbaren,
Da kommt Zerbin mit ſeinem Vortrab her
Der Ritter kommt, voraus vor ſeinen Schaaren,
Herangejagt mit eingelegtem Speer.
Die Krieger unter ſeiner Fahne fahren
So muthig auf die Feinde los, wie er:
Sie ſchienen lauter Wölfe, lauter Leuen,
Die Ziegen oder Lämmerheerden dräuen.

52.

Ein jeder gab zumal den Sporn dem Pferde,
Wie ſie genaht, und augenblicks verſchwand
Der kurze Raum, das kleine Fleckchen Erde,
Das zwiſchen beiden Völkern ſich befand.

Fürwahr, ein ſondrer Tanz! vom Schottenſchwerte
Nur fielen Wunden, von der Schottenhand,
Und nur das Heidenvolk ward aufgerieben,
Als wär' es bloß zum Tode hergetrieben.

53.

Wie Eis ſo kalt iſt jeder Sarazene,
Und jeder Chriſt wie Feuergluth ſo warm.
Der Heide glaubt, im Heer der Chriſtenſöhne
Sei jeder Arm ſo ſtark wie Reinald's Arm.
Schnell rückt Sobrin, und will nicht auf die Töne
Des Herolds warten, vor mit ſeinem Schwarm.
Der war dem erſten Haufen allerwegen
An Feldherrn, Muth und Waffen überlegen.

54.

Die Beſten noch vom Afrikaner Lande
Stehn hier, doch ſind auch dieſe nicht viel werth.
Hierauf kommt Dardinell mit ſeiner Bande,
Des Krieges ungewohnt und ſchlecht bewehrt,
Er zwar in einem feſten Stahlgewande,
Das Haupt mit einem blanken Helm beſchwert.
Ich glaube, beſſer war der vierte Haufen;
Der kam mit Iſolier zum Kampf gelaufen.

55.

Der gute Graf von Marr indeß, erfreut,
Bei dieſen hohen Thaten mitzuglänzen,
Erſchließt die Schranken ſeinen Rittern weit,
Und ladet ſie mit ſich zu Lorbeerkränzen,
Wie er den Iſolier ſieht kampfbereit
Mit ſeiner Mannſchaft von Navarra's Grenzen;
Dann kam Ariodant mit ſeiner Schaar,
Der nunmehr Herzog von Albanien war.

56.
Der Tuba heller Klang, das Paukenſchlagen
Und der Barbaren gellendes Metall,
Sammt dem Getöſe der Maſchinen, Wagen,
Der Bogen, Schleudern und Geſchütze Schall,
Mehr noch das Schlachtgeſchrei, das Stöhnen, Klagen,
Woron der Himmel bebt im Wiederhall,
Das brauſet wie der Nil, der Schreckerregend
Mit ſeinem Fall betäubt die Nachbargegend.

57.
Ein dichter Schatten wälzt ſich zu dem Himmel,
Aus beider Heere Pfeilen, rings empor.
Der Athem, Schweißdampf und das Staubgewimmel
Umwölkt die Luft mit einem dunklen Flor.
Jetzt hierhin wogt, jetzt dorthin das Getümmel,
Hier zieht man ſich zurück, dort dringt man vor;
Manch Todter deckt den Platz, wo ſeinem Degen
Vor einem Augenblick ein Feind erlegen.

58.
Es rückt ein andrer Haufen ſchnell, gleich Aaren,
Hervor, wenn einer wankt vor Müdigkeit.
Dieſſeits und jenſeits wachſen ihre Schaaren,
Hier kommen Reiter, Fußvolk dort zum Streit.
Die Erde, die den Sturm der Schlacht erfahren,
Vertauſcht ihr Grün mit einem blut'gen Kleid,
Und da wo blau' und gelbe Blumen ſchienen,
Liegt Mann und Roß getödtet über ihnen.

59.
Der Schottenprinz verſucht die jungen Schwingen,
Wie keiner ſeines Alters ſie verſucht:
Die Heiden, die ihn hageldicht umringen,
Schlägt er auf's Haupt und jagt ſie in die Flucht.

Ariodant zeigt ſeinen Edelingen
Von ſeiner Tugend manche ſchöne Frucht,
Und hält ein fürchterliches Aehrenleſen
Bei den Caſtiliern und den Navarreſen.

### 60.

Edelind und Mosk, des todten Aragonen,
Des Calabrun Baſtarde, Muthentbrannt,
Ein Mann, bei welchem Kraft und Kühnheit wohnen,
Calamidor von Barcelon genannt,
Die trachten alle drei nach Siegeskronen,
Verlaſſen ihr Panier und ihren Stand,
Zerbinen zu erlegen in dem Streite,
Und ſchnell durchbohrt iſt ſeines Roſſes Seite.

### 61.

Es ſtürzt, indem drei Lanzen es durchſtechen,
Allein Zerbin iſt auf mit einem Sprung,
Und zögert nicht, an ihnen ſich zu rächen
Ob ſeines guten Roſſes Mißhandlung:
Dem Nächſten, der ſich mehr ſchon will erfrechen,
Dem Mosk, der unbeſonnen war und jung,
Traf er die Seite mit behendem Schwerte,
So daß er kalt und bleich den Sattel leerte.

### 62.

Wie ſich Edelind den Bruder ſieht genommen,
Stürzt er ſich mit dem Roß auf den Zerbin,
Und droht ihm einen Streich, von Wuth entglommen;
Der zieht das Roß am Zaum zu Boden hin;
Von dorten denkts nicht wieder aufzukommen,
Stellt nicht auf Heu noch Hafer mehr den Sinn,
Da es Zerbin mit ſolcher Kraft geſchlagen,
Daß Roß und Herr todt auf dem Platze lagen.

63.

Als dieſen Streich Calamidor erblickte,
Wandt' er zur Flucht die Zügel alſobald,
Doch einen Hieb zum Schädelſpalten ſchickte
Zerbin ihm nach, rief: Halt, Verräther, halt!
Der Hieb fiel nicht dahin, wohin er zückte,
Doch iſt er nicht gar weit davon geprallt:
Ihn ſelbſt erreicht' er nicht, doch ſeinem Pferde
Traf er das Kreuz, und ſtreckt' es todt zur Erde.

64.

Er ließ es, während er zur Flucht ſich wandte
Auf allen Vieren, doch die Flucht mißlang,
Indem der Graf von Marr ihn überrannte,
Der juſt dorthin gerieth im wilden Drang.
Lurcan begab ſich mit Ariodante
Dahin, wo den Zerbin der Feind umrang,
Und andre Herrn und Grafen ſind erſchienen,
Ein neues Roß zu ſchaffen für Zerbinen.

65.

Im Kreiſe führt Ariodant den Degen,
Margan nnd Artalic empfinden ihn;
Doch mehr noch wird die Kraft in ſeinen Schlägen
Von Etearch und Caſimir beſchrie'n:
Denn dieſe ſind dem Heldenſchwert erlegen,
Indeß verwundet jene beiden fliehn.
Lurcan entfaltet ſeine ganze Stärke
Gewitterähnlich in dem Todeswerke.

66.

Glaubt nicht, o Herr, daß auf der Ebne Bahnen
Das Treffen kleiner als am Fluſſe ſei:
Nicht lange vorwärts läßt das Heer ſich mahnen,
Das mit Lancaſter's Herzog zieht herbei.

Der macht den Angriff auf die ſpan'ſchen Fahnen,
Und unentſchieden ſchwankt die Metzelei;
Feldherrn, Fußvolk und Reiter ſind behende,
Dieſſeits und jenſeits brauchen ſie die Hände.

67.

Die Herzoge von York und Gloſter ſchreiten,
Fieramont und Oldrad, dem Heer voran,
Richard, Graf Warwick, iſt an ihrer Seiten,
Und Heinrich Clarence, der verwegne Mann,
Mit Mataliſt und Follicon zu ſtreiten,
Mit Baricond und ihrem Heeresbann.
Almeria und Granadà dienen jenen,
Und Bariconden muß Majorca fröhnen.

68.

Ein Weilchen ſchwankt das Glück für beide Heere,
Und Niemand ſieht voraus, wohin ſich's ſchlägt.
Sie weichen und ſie kehren, wie die Aehre,
Wenn leicht der Maiwind eine Saat bewegt,
Und wie der Strand geſchlagen wird vom Meere,
Das kommt und geht, und ſich beſtändig regt:
So ſpielt das Glück und will ſich nicht entſcheiden,
Da wendet es ſich endlich von den Heiden.

69.

Der Herzog Gloſter macht den Mataliſt
Mit einem Stoß auf einmal unberitten;
Die rechte Schulter wird zur ſelben Friſt
Dem Follicon von Fieramont durchſchnitten,
Und beide Mohren endigen den Zwiſt,
Und gehen als Gefangne zu den Britten;
Und Bariconden ſchlägt zur ſelben Stunde
Der Herzog Clarence eine Todeswunde.

70.

Nun ſind die Heiden ſo in Furcht gebracht,
Nun iſt das Heer der Gläubigen ſo kühn,
Daß jene nichts mehr können als die Schlacht
Verloren geben und zerſplittert fliehn,
Und dieſe, Feld gewinnend, ſie mit Macht
Verfolgen, drängen, immer vorwärts ziehn;
Wenn keine Hülfe jetzt die Schlacht erneute,
Verloren war das Feld auf dieſer Seite.

71.

Doch Ferragu, der unterdeſſen nicht
Sich allzuweit entfernte von Marſilen,
Wie nun das Heer vor ſeinem Angeſicht
In Trümmer ging und ſeine Banner fielen,
Jagt er dahin wo man am ſtärkſten ficht,
Und kommt noch eben recht, um mitzuſpielen,
Und um den Tod Olympio's zu ſchau'n,
Der mit geſpaltnem Haupte deckt die Au'n.

72.

Das war ein Jüngling, der mit ſüßem Singen,
Vom Ton begleitet der gewundnen Laute,
Jedwedes Herz ſich rühmte zu durchdringen,
Das härteſte, das niemals aufgethaute.
Wohl ihm, wenn er ſo rühmlichem Gelingen
Genügſam all' ſein Lebensglück vertraute,
Dem Bogen feind, dem Schild, dem Schwert, der Lanze,
Woran er ſtirbt in ſeiner Jugend Glanze.

73.

Wie Ferragu den Knaben fallen ſieht,
Den er von ganzem Herzen liebt' und ſchätzte,
Fühlt er die Bruſt von wildrem Schmerz durchglüht,
Als ihn der Tod von Tauſenden verletzte;

Daher er gegen ſeinen Mörder zieht,
Dem er mit einem Hieb den Helm zerſetzte
Und Stirn und Augen und Geſicht durchhieb
Bis auf die Bruſt, daß er am Boden blieb.

74.

Er ſchwingt das Schwert im Kreis, und ſäumt nicht lange,
Indem er Helm und Harniſch rings durchſchlägt;
Dem zeichnet er die Stirn, und dem die Wange,
Dort iſt ein Kopf und dort ein Arm zerſägt,
Und Blut und Leben flieht im Ueberſchwange;
Worauf der Kampf an jenem Ort ſich legt,
Und die erſchrocknen, die gemeinen Haufen
Zerſprengt in wirrer Flucht von hinnen laufen.

75.

In's Treffen kommt der König Agramant,
Auf Mord erpicht und einen Heldenſchlag,
Und mit ihm Baliverz und Farurant,
Auch Pruſion, Soridan und Bambirag
Nebſt ſo viel tauſend Leuten, ungenannt
Und Einem Grab geweiht auf dieſen Tag:
Man zählte leichter jedes einzle Blatt,
Wenn Baum und Strauch der Herbſt entblättert hat.

76.

Ein großes Volk ließ Agramant marſchiren
Vom Sturm der Mauer weg, zu Roß und Fuß;
Von Fez der König ſoll die Truppe führen,
Die hinten ſich um's Lager wenden muß,
Um dort zu treffen auf das Heer der Iren,
Das eben jetzt erſchien in Einem Schuß;
Es kam nach manchem Umweg, weitem Bogen
Zum Angriff auf die Zelte hergezogen.

77.

Der Fürſt von Fez gehorcht in aller Schnelle,
Denn Zögern hätte viel Gefahr gebracht.
Indeſſen ſammelt Agramant zur Stelle
Sein Heer, und theilt's und führt es in die Schlacht.
Es geht dem Fluſſe zu, an deſſen Welle
Sein Kommen ſcheint am Nöthigſten gemacht;
Auch war von dort ein Bote von Sobrinen,
Der ihn um Beiſtand bitten ließ, erſchienen.

78.

Er führt mehr als die Hälfte ſeiner Schaaren
In Einem Zug, und von dem wilden Schrei'n
Erfaßt ein Schreck die Schotten bei den Haaren,
Sie laſſen ihre Ehr' und ihre Reih'n.
Zerbin, Lurcan, Ariodante waren
Mit dieſer Wuth im Kampfe ganz allein;
Zerbin, zu Fuße, wär' wohl umgekommen,
Wenn's Reinald nicht noch zeitig wahrgenommen.

79.

Inzwiſchen hat der Paladin den Mohren
Wohl hundert Banner in die Flucht gejagt;
Da kommt die ſchlimme Nachricht ihm zu Ohren,
Daß in die Feinde ſich Zerbin gewagt;
Er ſei zu Fuß, allein, umringt, verloren,
Und ſeine Schaaren fliehn von ihm verzagt.
Er ſchwenkt ſein Roß, ſpäht nach dem Heer der Schotten,
Und ſprengt ergrimmt zu ihren flücht'gen Rotten.

80.

Wo er die Schotten fliehen ſieht in Haſt,
Kommt er und ruft: Was muß ich nicht erblicken?
Wo wollt ihr hin? ſeid ihr ſo ſchlecht und laßt
Das Feld ſo ſchlechtem Volk und kehrt den Rücken?

Jſt dieß die Beute, die ihr heute faßt,
Womit ihr eure Kirchen werdet ſchmücken?
O Lob, o Ruhm, daß eurem Königsſohn,
Verlaſſen und zu Fuß, die Feinde drohn!

81.

Ein Knecht muß ihm die ſchwere Lanze geben;
Er ſieht den König Alvaracchiens nahn,
Den Pruſion, und gleich iſt er daneben
Und wirft ihn todt vom Sattel auf den Plan,
Nimmt Agricalt und Bambirag das Leben,
Mit hartem Stoß trifft er den Soridan,
Und hätt' ihn, wie die andern, todt geſtochen,
Wär' nicht im Stoß der Speer entzwei gebrochen.

82.

Wie ihm die Lanze bricht, zieht er Fusberten
Und haut auf den von Stella, Serpentin;
Gefeite Waffen trug er, doch zur Erden
Wirft ihn der ſchwere Streich ohnmächtig hin.
So muß ein ſchöner Raum denn endlich werden
Um den bedrängten, muthigen Zerbin,
Der unverwehrt ſich auf ein Roß kann ſchwingen,
Von denen die mit leerem Sattel gingen.

83.

Ein Glück, daß er ſo zeitig aufgeſtiegen;
That er's nicht jetzt, er that es nimmermehr,
Denn im Geleit des Agramante fliegen
Sobrin, Balaſtro, Dardinell daher;
Doch er, zur rechten Zeit auf's Roß geſtiegen,
Schlägt ringsum mit der Klinge, voll und ſchwer,
Schickt den und jenen zu der Hölle Gründen,
Um von dem heut'gen Leben zu verkünden.

84.

Der gute Reinald, welchem dran gelegen,
Stets die Gefährlichſten vom Roß zu ziehn,
Schwingt gegen König Agramant den Degen,
Der ihm zu ſtolz und allzu tapfer ſchien;
— Auch war er mehr als Tauſende verwegen —
Drum ſtürzt er ſich mit dem Bayard auf ihn,
Und ſchlägt zugleich und wirft ihn von der Seiten,
Daß rücklings Mann und Roß zu Boden gleiten.

85.

Indeſſen Haß und Grimm und Wuth hier außen
Sich Wunden ſchlagen in der wilden Schlacht,
Kann jener Rodomont Paris durchbrauſen,
Der alles mordet und den Brand entfacht.
Karl, bei den Thoren, läßt ihn ruhig hauſen,
Dem Niemand die Verwüſtung kund gemacht,
Und der die Britten, die mit Armand kommen
Und Eduard, ſo eben aufgenommen.

86.

Da kam ein Knappe, bleich im Angeſichte,
Der aus der Bruſt kaum Athem holen kann:
Ach, Herr, ach! rief er, eh' er die Geſchichte
Vernehmlich zu verkündigen begann:
Heut wird das röm'ſche Reich, heut wird's zunichte,
Heut ſieht uns Chriſtus mit dem Rücken an!
Der Teufel iſt herabgehagelt heute,
Um zu verderben Stadt und Land und Leute!

87.

Ja, Satan, denn kein andrer kann es ſein,
Verheert und ſtürzt die unglückſel'ge Stadt.
Sieh hin, ſchon zehrt an ganzen Häuſerreih'n
Die Rauchumhüllte Flamme, nimmer ſatt;

Und horch, wie zu dem Himmel ſchlägt das Schrei'n,
Und glaube was dein Knecht geſprochen hat.
Ein Einziger verheert mit Brand und Schwert
Die ſchöne Stadt, und Niemand der ihm wehrt! —

88.

Wie einer, der den Feuerlärm vernommen
Und heil'ger Glocken wiederholten Ton:
Das Feuer iſt ſchon überall entglommen,
Er ſieht es erſt, und es erreicht ihn ſchon:
So König Karl, wie der Bericht gekommen,
Wie er vernimmt und ſieht den neuen Hohn;
Er nimmt den Kern von ſeinen beſten Degen,
Und eilt dem Lärm und dem Geſchrei entgegen.

89.

Er nimmt von ſeinen Rittern und Soldaten
Die beſten mit ſich, eine große Schaar;
Zum Markte, wo der Heide hingerathen,
Weht ſein Panier, zum Orte der Gefahr.
Er hört den Lärm, und nimmt der Gräuelthaten
Furchtbare Spur, zerſtreute Glieder, wahr.
Genug! zu einer andern Stunde kehre,
Wer gerne lauſchen mag der ſchönen Mähre.

---

## Siebenzehnter Geſang.

1.

Gott der gerechte, wenn wir's arg begannen,
Der ſeiner Langmuth übt die Strenge gleich,
Wenn wir der Sünde Bogen überſpannen
Weit über ſeine Huld, gibt oft das Reich

Grauſamen Ungeheuern und Tyrannen,
Gibt ihnen Kraft und Witz zum ſchlimmſten Streich.
Er ſchuf den Sulla, Marius, und gab Kronen
Dem tollen Cajus und den zwei Neronen;

2.

So wie dem letzten von den Antoninen
Und dem Domitian; er hob vom Koth
Des Volks zum Kaiſerthrone Maximinen,
Und Thebens Kreon ward durch ihn Deſpot;
Er gab Mezenz dem Volk der Agilinen,
Den Mörder, der den Boden färbte roth,
Und gab Italien, in ſpätern Zeiten,
Lombarden, Gothen, Hunnen zum Erbeuten.

3.

Was ſag' ich noch von Attila? dem frechen
Ezzelin von Roman? und von der Zahl
Der andern, für unzählige Verbrechen
Von Gott geſandt zu unſrer Pein und Qual?
Nicht nur von alten Tagen läßt ſich ſprechen,
Auch heute zeigt manch klares Wundenmal,
Wie Gott uns ſchlechten, uns unnützen Heerden
Schnaubende Wölfe ließ zu Hirten werden.

4.

Sie, denen ihre Gier nicht ſcheint zu reichen,
Ihr Bauch zu ſchmal für ſo viel Fleiſch zu ſein;
Drum laden ſie aus transalpin'ſchen Reichen
Noch hungrigere Wölfe zu ſich ein.
Bei Cannä, an der Trebia die Leichen,
Am Thraſimen das bleichende Gebein,
Sind kaum beim Anblick jener Au'n zu ſchätzen,
Die Adda, Mella, Ronco, Tarro netzen.

5.

Gott gibt es zu, daß wir jetzt Strafe leiden
Durch Völker, die wohl ſchlechter ſind als wir,
Da wir geſündigt, ſchändlich wie die Heiden,
Zu zählen nicht, nicht zu vergeben ſchier.
Einſt werden wir an ihrem Land uns weiden,
Wenn wir gebeſſert ſind, und ihre Gier
Und ihre Sünden ſich ſo weit erſtrecken,
Daß ſie der ew'gen Güte Zorn erwecken.

6.

Wohl war durch ihren Frevel einſt und Hohn
Der Gottheit Stirn getrübt, die heitre, reine:
Drum hausten Mohr und Türke dort zum Lohn
Mit Mord und Raub und Nothzucht im Vereine;
Doch mehr als jeder andre Jammer drohn
Die Thaten Rodomont's im Feuerſcheine.
Ich ſagte, daß die Nachricht Karl empfing
Und nach dem Markt, ihn zu beſtehen, ging.

7.

Er findet unterwegs ſein Volk zerhauen,
Paläſte, Tempel brennend und zerſtört.
Ein großer Theil der Stadt iſt öd, voll Grauen,
Noch nie ward ſolche Gräuelthat erhört
Wohin? will keiner ſeinen Schaden ſchauen?
Wohin, erſchrocknes Volk, flieht ihr bethört?
Wird eine Stadt euch, eine Zuflucht bleiben,
Wenn ihr ſo ſchnöd euch laßt aus dieſer treiben?

8.

Ein Einz'ger, der ſich hier gefangen findet,
Wo keine Flucht iſt, in der Mauern Bann,
Er ſollt' entgehn, indeß ihr müßig ſtündet?
Euch alle ſchlagen, dieſer eine Mann? —

So ruft der Kaiſer aus, von Zorn entzündet,
Der dieſe Schande nicht ertragen kann,
Und kommt, und ſieht an ſeiner Hofburg Thoren
Sein Volk erbärmlich ſterben durch den Mohren.

9.

Der größte Theil des Volkes aus der Stadt
Hat Hülfeſuchend dieſen Ort erklommen:
Er iſt verſehn mit Mauern, hoch und glatt,
Und allem, was bei langem Streit mag frommen.
Der Heide, toll vor Zorn und Hochmuth, hat
Den ganzen Platz für ſich allein genommen;
Die eine Hand ſchwingt, trotzend aller Welt,
Das Schwert, indeß den Brand die andre hält.

10.

Der königlichen Burg erhabne Pforten
Erſchüttert' er, daß alles dröhnt' und klang,
Indeß der Franke von den höchſten Orten
Thurmſpitzen, Mauerzinnen niederſchwang;
Auf Dach und Mauer achtet keiner dorten,
Und Holz und Steine gehn denſelben Gang,
Goldbalken, Quader, Säulen, von den Alten,
Dem Vater und dem Ahn, ſo hoch gehalten.

11.

Am Thor ſteht Rodomont im Waffenprangen,
Von blankem Stahle Haupt und Leib umdräut,
Wie, aus der finſtern Kluft hervorgegangen,
Ein Drache glänzend ſeine Haut erneut,
Der, rein vom Schmutz, ein neu Gewand empfangen
Und neuer Jugend, neuer Kraft ſich freut;
Drei Zungen blitzen und die Augen glühen,
Und alle Thiere, wo er naht, entfliehen.

12.

Nicht Pfeile, Schleudern, Balken, Steine, Zinnen
Und was ſonſt auf den Heiden niederfällt,
Nichts hemmt ihn in dem blutigen Beginnen,
Wie er das Thor zerhaut, zerſprengt, zerſpellt.
Schon klafft durch ihn ein großes Fenſter drinnen,
Wodurch er ſieht und ſich vor Augen ſtellt
Den Schaaren, die mit todesblaſſen Mienen,
Den Raum erfüllend, in dem Hof erſchienen.

13.

Von gellendem Geſchrei und Weiberklagen
Dröhnen die Hallen des geräumigen Bau's:
Bedrängte Frau'n, die an die Brüſte ſchlagen,
Durchirren bleich und jammervoll das Haus,
Umarmen Thür' und Ehebett voll Zagen,
Die bald verfallen ſind dem wilden Graus.
In ſolchen Nöthen muß die Hofburg zittern,
Als Karl zu Hülfe kommt mit ſeinen Rittern.

14.

Karl ſprach, zu jener tapfern Schaar gewandt,
Auf die er ſtets in Nöthen rechnen konnte:
Seid ihr es nicht, die gegen Agolant
Mir beigeſtanden dort in Aſpramonte?
Iſt eure Kraft ſo ſchwach und eure Hand,
Nachdem ihr ihn erſchlugt, Trojan, Almonte
Und Tauſende, daß ihr vor Einem jetzt,
Von gleichem Blut und Namen, euch entſetzt?

15.

Was ſollt' ich euren Muth in dieſer Stunde
Geringer ſehen, als zu jener Friſt?
Zeigt eure Tapferkeit vor dieſem Hunde,
Vor dieſem Hunde, der die Menſchen frißt!

Ein edles Herz ſcheut nicht die Todeswunde:
Früh oder ſpät, wenn er nur ehrlich iſt!
Doch wo ihr ſeid, da kann ich mich nicht trügen;
Ich zweifle nicht! ihr ließt mich immer ſiegen. —

16.

Bei dieſen Worten ſenkt er ſeine Lanze,
Und wirft ſich jählings mit dem Roß auf ihn;
Zu gleicher Zeit kommt Ogier zum Tanze,
Und Naims, und Olivier, der Paladin,
Mit jenem untrennbaren Heldenkranze,
Mit Otto, Berlinghier, Avol, Avin;
Und alle treffen, wie ſie auf ihn reiten,
Den Rodomont auf Bruſt und Stirn und Seiten.

17.

Doch Herr, bei Gott! jetzt mag's zur Gnüge ſein,
Vom Zorn zu reden und vom Tod zu ſingen;
Und laſſen wir den Heiden nun allein
Sein ſchrecklich Werk, ſo wild als kühn, vollbringen.
Zeit iſt's, uns umzuſehn nach jenen Drei'n,
Die mit einander nach Damascus gingen,
Nach Gryph und Origillen, die ich ließ,
Nebſt jenem Buhlen, der ihr Bruder hieß.

18.

Fern von Jeruſalem ſechs Tagereiſen,
Wird bei den Städten in dem Morgenland,
Die ſchön und völkerreich und mächtig heißen,
Damascus in dem erſten Rang genannt.
Sie liegt in einer Au, fruchtbar zu preiſen,
Und hold im Lenz wie in des Sommers Brand.
Die erſten Strahlen geben von Auroren
Durch einen nahen Hügel ihr verloren.

19.

Zwei klare Flüſſe, wie Kryſtall, ergießen
Sich in verſchiednen Bächen durch die Stadt:
Unzähl'ge Gärten ſind's, die ſie durchfließen,
In welchen nimmer Blüthe fehlt noch Blatt.
Auch ſagt man, daß ſich Mühlen treiben ließen,
So iſt die Au von duft'gen Waſſern ſatt;
Auch fühlt, wer jene Straßen wird durchgehen,
Den Wohlgeruch aus allen Häuſern wehen.

20.

Die große Straße iſt belegt mit langen
Teppichen, heiter, bunt und mannigfalt,
Der Boden und die Häuſerwände prangen
Mit duft'gem Kraut und Zweigen aus dem Wald,
Und alle Thüren, alle Fenſter hangen
Mit Tüchern und Tapeten überwallt;
Der reichſte Schmuck iſt in den ſchönen Frauen,
In ihren Kleidern, ihrem Putz zu ſchauen.

21.

Und innerhalb der Thore herrſcht die Freude:
Dort wirſt du angenehmen Tanz gewahr,
Hier führt man, in dem reichlichſten Geſchmeide,
Der ſchönſten Renner auserleſne Schaar;
Doch beut der Hof die erſte Augenweide
Von Herrn, Baronen und Vaſallen dar,
Sammt allem, was aus Indiens Wunderſälen
Von Perlen kommt, von Gold und von Juwelen.

22.

Gryph mit den Seinen ſah bei jedem Schritte
Behaglich hier und dort bald das bald dieß;
Da hielten ſie auf eines Ritters Bitte,
Der ſie vor ſeine Wohnung reiten hieß,

Aus Höflichkeit und nach der Landesſitte
Die Gäſte nirgends Mangel leiden ließ,
Und als ſie ſich gebadet hatten, ihnen
Ein köſtlich Nachtmahl bot mit heitern Mienen.

23.

Dann ſagt er von dem König Norandin,
Der Damaſcener und der Syrer Herrn,
Der jeden, dem die goldnen Sporn verliehn,
Er ſei im Land geboren oder fern,
Auf morgen lade, bei des Tags Erglühn,
Im Kampfſpiel zu erproben ſeinen Stern,
Sie könnten ihren Muth, ohn' erſt zu reiſen,
Wenn er dem Ausſehn gliche, hier beweiſen.

24.

Obgleich nun Gryph nicht dieſerhalb gekommen,
So war er bei der Ladung doch bereit;
Denn allerdings mag es dem Ritter frommen,
Den Muth zu zeigen nach Gelegenheit.
Dann, weil er gern des Feſtes Grund vernommen,
Fragt er, ob's jährlich ſei von alter Zeit,
Ob dieſen Brauch der König erſt geſchaffen,
Um ſeine Ritterſchaft zu ſehn in Waffen.

25.

Das ſchöne Feſt, verſetzt der Ritter, fällt
Je auf des vierten Mondes erſten Tag;
Das erſte iſt's von allen, die man hält,
Da man vor dieſem keins zu feiern pflag.
Es iſt dem Tag zu Ehren angeſtellt,
An dem der König einem ſchweren Schlag
Entging, nachdem er, halb in Todesnacht,
In Noth und Leid vier Monde zugebracht.

26.

Doch, daß Ihr alles gründlich ſollt erfahren,
War unſer König, Norandin genannt,
Mit heißer Herzensgluth ſeit vielen Jahren
Für Cyperns reizend Königskind entbrannt;
Und als ſie endlich nun vereinigt waren,
Und ſie, als Weib, ihm bot die ſchöne Hand,
Zog er mit ihr, mit Rittern und mit Frauen,
Auf gradem Weg zurück in Syriens Gauen.

27.

Doch als wir uns vom Port mit günſt'gen Winden
In das Karpath'ſche, ſchlimme Meer gewagt,
Da ließ ſich ein ſo heft'ger Sturm empfinden,
Daß ſelbſt der alte Schiffer ward verzagt.
Drei Tag' und Nächte ward das Fahrzeug in den
Ergrimmten Wogen kreuz und quer gejagt,
Da grüßt, durchnäßt, ermattet, uns am Ende,
An Bach und Hügel reich, ein ſchön Gelände.

28.

Nun werden gleich die Zelte aufgeſchlagen,
Die Bäume rings verhangen, froh und friſch;
Hier macht man Feuer, bringt den Küchenwagen,
Und auf den Teppich ſtellt man dort den Tiſch.
Indeſſen geht der König, um zu jagen,
Zum nahen Thal, in's heimlichſte Gebüſch,
Ob er auf Hirſche, Rehe ſtoßen möchte,
Und ſeinen Bogen tragen ihm zwei Knechte.

29.

So ſitzen wir behaglich um das Feuer,
Und warten auf des Herren Wiederkehr;
Da ſehn wir plötzlich, wie das Ungeheuer,
Der Oger, auf uns zurennt längs dem Meer.

Behüt' Euch Gott, Herr, vor dem Abenteuer,
Den Oger je zu ſehn von ungefähr!
Denn beſſer iſt's, man hat von ihm vernommen,
Als ihm ſo nah, daß man ihn ſieht, zu kommen.

### 30.

Nicht dienen kann ich Euch, wie lang er ſei,
Ob ſeiner unverhältnißmäß'gen Dicke.
Anſtatt der beiden Augen ſitzen zwei
Schwammfarb'ge Knorpel, jeder in der Lücke.
Er kam, wie ich geſagt, am Strand herbei,
Als ob ein Berg auf uns herüber rücke.
Die Naſ' iſt lang, die Zähne Hauern gleich,
Die Bruſt an Schmutz und eklem Geifer reich.

### 31.

Er läuft daher, und hat die Schnauze ſtehen,
So wie der Hund, der in der Fährte ſpringt.
Mit bleichem Antlitz, wie wir ihn erſpähen,
Entfliehen wir wohin die Furcht uns bringt.
Uns tröſtet's wenig, daß wir blind ihn ſehen,
Da ihm durch bloßes Schnoppern mehr gelingt
Als andern Weſen Naſ' und Augen frommen,
Und ohne Schwingen war nicht zu entkommen.

### 32.

Wir fliehen da und dort wie Feuerflammen,
Doch wehe, windsſchnell iſt er hinterdrein,
Und aus der Zahl von vierzig Leuten ſchwammen
Gerettet nach dem Schiffe zehn allein.
Die einen rafft er untern Arm zuſammen,
In Schooß und Buſen ſteckt er andre ein,
Noch andre läßt er in dem weiten Ranzen,
Nach Hirtenart, an ſeiner Seite tanzen.

33.

Das Unthier trägt uns fort zu ſeiner Höhle,
Die er am Meer in einem Felſen hat.
Von Marmor ſind die weiten Felſenſäle,
Und weißer als ein unbeſchrieben Blatt.
Dort wohnte ſeine Frau, die arme Seele,
Den Kummer im Geſicht und lebensſatt,
Und Jungfrau'n waren viel bei ihr und Frauen,
Schön oder häßlich, jung und alt, zu ſchauen.

34.

Nah bei der Höhle, ſeinem eignen Herde,
Faſt auf dem Gipfel von dem höchſten Joch,
War eine zweite Kluft für ſeine Heerde,
So groß wie jene, ja faſt größer noch,
Ein unzählbares Heer, das ohne Fährde
Im Sommer wie im Winter mit ihm kroch;
Er trieb ſie aus und ein, wie's ihm gelegen,
Doch war es mehr der Unterhaltung wegen.

35.

Das Menſchenfleiſch, das ſchien er mehr zu lieben,
Und eilt', eh' er zur Höhle kam, den Spaß
An drei von unſern Leutchen auszuüben,
Die er verzehrte, ja, lebendig fraß.
Er ging zum Stall, ein Felsſtück wegzuſchieben,
Verſchloß uns in dem düſteren Gelaß
Und führte ſeine Heerde fort zum Graſen,
Indeß beſchäftigt, die Schalmei zu blaſen.

36.

Inzwiſchen findet unſer Herr, entſetzt,
Den ſchweren Schlag bei ſeiner Wiederkehr;
Denn ſtumm und todt iſt's in der Runde jetzt,
Die Lauben, Hütten und die Zelte leer.

Er kann's nicht denken, wer ihn ſo verletzt,
Und eilt in großer Angſt hinab an's Meer;
Da ſieht er, wie ſein Schiffsvolk an dem Strand
Die Anker lichtet und die Segel ſpannt.

37.

Sobald ſie ihn an's Ufer ſehen kommen,
So halten ſie und ſenden ihm den Nachen;
Doch nicht ſo bald hat Norandin vernommen,
Die Opfer ſeien in des Ogers Rachen,
Als er ſogleich beſchließt, von Muth entglommen,
Wo er auch ſei, nach ihm ſich aufzumachen.
Lucina ſchmerzt ihn ſo, daß er will ſterben,
Wenn er ſie nicht errettet vom Verderben.

38.

Wo er die friſche Spur im Sand erblickt,
Da folgt er ihr mit unabläß'gem Schritte,
So ſchnell als ihn die Wuth der Liebe ſchickt,
Bis er zur Kluft kommt in der Felſen Mitte,
Wo, von der ſchauerlichſten Angſt durchzückt,
Wir immer harren auf des Ogers Tritte.
Ein jedes Kniſtern droht uns, das wir hören,
Er werde hungrig zu uns wiederkehren.

39.

Nun führt das Glück den König ſo gelegen,
Daß juſt die Frau allein zu Hauſe war.
Wie ſie ihn ſieht: Flieh! ruft ſie ihm entgegen:
Unſel'ger, flieh! der Oger nimmt dich wahr. —
Er mag mich ſchonen, tödten, meinetwegen!
Spricht er: mein Elend bleibt unwandelbar.
Sehnſucht, bei meinem Weibe zu erblaſſen,
Nicht Irrthum hat den Weg mich gehen laſſen.

40.

Dann fährt er fort und frägt ſie aus nach ihnen,
Die an dem Strand der Oger aufgerafft;
Vor allen aber frägt er nach Lucinen,
Ob ſie ermordet ſei, ob noch in Haft:
Die Frau getröſtet ihn mit güt'gen Mienen,
Sie lebe noch, zwar in Gefangenſchaft,
Auch dürf' er ſicher auf ihr Leben bauen:
Denn niemals, ſagt ſie, ißt der Oger Frauen.

41.

Du kannſt's aus meinem eignen Daſein ſchließen,
Und aller Frauen, die hier bei mir ſind:
Nie that er Böſes weder mir noch dieſen,
Wofern nur keine ſeiner Haft entrinnt.
Wenn eine fliehen will, die muß es büßen,
Ihr wird er nimmer wieder gut geſinnt,
Er gräbt ſie lebend ein, ſchlägt ſie in Bande,
Stellt ſie auch nackt der Sonne bloß im Sande.

42.

Als er hieher getragen deine Schaaren,
Ließ er beiſammen Männer noch und Frau'n,
Und warf ſie durcheinander, wie ſie waren,
In dieſe Höhle; was er nicht kann ſchau'n,
Wird ihm die Naſe ſicher offenbaren:
Den Frauen braucht nicht vor dem Tod zu grau'n.
Ein Mann kann ſeinen letzten Willen machen:
Vier, ſechſe gehn ihm täglich durch den Rachen.

43.

Von hier ſie wegzubringen, weiß ich dir
Kein Mittel, aber ruhig kannſt du gehen:
Sie iſt in Sicherheit, wie alle wir,
Sie wird nicht beſſer und nicht ſchlechter ſtehen.

Doch geh mit Gott, mein Sohn, geh fort von hier!
Spürt dich der Oger, iſt's um dich geſchehen.
So wie er kommt, durchſchnüffelt er das Haus,
Und wittert jedes Weſen, bis zur Maus. —

44.

Der König ſpricht, er wolle nicht von hinnen,
Eh er geſehn Lucinens Angeſicht;
Sein Leben mög' in ihrem Arm verrinnen,
Eh als verſchmachten fern von ſeinem Licht.
Wie nun die Frau erfahren, ſein Beginnen
Sei felſenfeſt, und ſie verhindr' es nicht,
Sinnt ſie auf Rath nach einer neuen Weiſe
Mit aller Schlauheit und mit allem Fleiße.

45.

Geſchlachtet lagen ihr zu allen Zeiten
Viel Schafe, Böcke, Ziegen da, zum Schmaus
Für ſie und ihre Frau'n, und von den Häuten
War mehr als eine Wand bedeckt im Haus:
Sie ſucht ihm Fett, den Anſchlag zu bereiten,
Von eines großen Bocks Gedärmen aus;
Mit dieſem muß er ſich die Glieder reiben
Und den natürlichen Geruch vertreiben.

46.

Und als er den Geruch zu haben ſchien,
Den garſt'ge Stinkeböcke ſtets bewieſen,
Eilt ſie, die rauhe Haut ihm anzuziehn,
Die groß genug iſt, ganz ihn zu umſchließen;
In dieſer ſondern Larve bringt ſie ihn,
Wobei er kriechen muß auf Händ' und Füßen,
Zu jener Kluft, wo unter ſchwerem Steine
Das Antlitz ſchmachtete, das ſchöne, reine.

47.

Der Fürſt gehorcht und ſtellt ſich an die Schwelle
Der räuberiſchen, vielgeliebten Gruft,
Um mit dem Vieh zu kommen in die Ställe,
Und wartet bis zum Abend vor der Kluft.
Am Abend hört er, wie die Pfeife helle
Das Vieh von ſeinen feuchten Kräutern ruft;
Sie kommen blökend zu der Kluft gelaufen,
Und blaſend folgt der wilde Hirt dem Haufen.

48.

Nun denkt euch, ob ein Schreck ſein Herz durchzückt,
Wie er den Oger hört, wie er ſogar
Das grauſe, ſcheußliche Geſicht erblickt,
Das zu der Höhle kommt mit ſeiner Schaar.
Doch Lieb iſt's, die die Angſt von hinnen ſchickt;
Seht nun, ob falſch ob ächt ſein Feuer war!
Der Oger kommt, und hebt den großen Stein,
Und Norandin ſchlüpft mit dem Vieh hinein.

49.

Dann ſteigt der Oger auch zu uns hernieder,
Doch ſchließt er erſt den Ausgang über ſich;
Er ſchnuffelt rings, und holt zwei unſrer Brüder,
Die er verſpeiſen will, der Wütherich.
Gedenk' ich jener grauſen Zähne wieder,
So kommt ein kalter Angſtſchweiß über mich.
Der König wirft, ſo wie er fortgegangen,
Sein Bockskleid ab, die Gattin zu umfangen.

50.

Allein ſtatt Freud' und Troſt in ihrem herben
Geſchick, fühlt ſie nun Kummer und Verdruß:
Sie ſieht ihn hier, wo, ohne ſie vom Sterben
Zu retten, er unrettbar ſterben muß.

Mir war es, ſagt ſie, mitten im Verderben,
Herr, immer noch ein tröſtlicher Genuß,
Daß ich dich durft' in unſrer Zahl vermiſſen,
Als uns der Oger aus dem Zelt geriſſen.

51.

Und war mir auch des Todes grauſe Nähe
Ein bittres, kaum erträgliches Gebot,
So galt mein Schmerz doch meinem eignen Wehe,
Dem allgemeinen, wie es jedem droht.
Doch jetzt, ob's vor, ob es nach mir geſchehe,
Schmerzt mich dein Loos mehr als der eigne Tod. —
So fährt ſie fort und ſeufzt mit heiß'rer Klage
Um Norandin's als um die eignen Tage.

52.

Hoffnung, ſprach er, gebot mir herzuſchleichen,
Dich und die andern alle zu befrei'n;
Und kann ich's nicht, eh will ich auch erbleichen,
Als ohne dich blind, meine Sonne, ſein.
Wie ich gekommen bin, kann ich entweichen,
Ihr andern alle könnt' es hinterdrein,
Wenn ihr, wie ich, den Ekel könnt bezähmen,
Den Duft des ſchnöden Thieres anzunehmen.

53.

Dem Oger lehrt er uns die Naſe drehen,
Wie's ihn die Frau des Ungeheuers lehrte,
Auch in die Häute ſchlüpfen beim Entgehen,
Wenn er zu taſten mit der Hand begehrte.
Und wie nun dieß ein jeder eingeſehen,
So ſchlachten wir von Böcken aus der Heerde
So viel für unſre Zahl uns nöthig dünken,
Und zwar die älteſten, die am meiſten ſtinken.

54.

Wir ſalbten mit dem reichen Fett uns ſchnelle
Von den Gedärmen, wie er uns befahl,
Und hüllten uns in ihre ſtrupp'gen Felle.
Indeß verließ der Tag den goldnen Saal;
Da kam zurück zu unſrer düſtern Zelle
Der Schäfer mit dem erſten Sonnenſtrahl.
Sein klangvoll Rohr beſeelten muntre Lieder,
Und riefen aus dem Stall die Heerde wieder.

55.

Er hält die Hand an's Loch, als einen Zaun,
Daß wir nicht ſollen mit dem Vieh entfliehen,
Und wem er kann in Haar und Wolle krau'n,
Den läßt er ungehindert fürbaß ziehen.
Und ſo, in Fellen, flohn die Herrn und Frau'n
Auf wunderſamem Weg und unbeſchrieen,
Und keinem war des Ogers Naſe gram,
Bis endlich, herzbeklemmt, Lucina kam.

56.

Sei's daß ſie's ſchlechter mit dem Salben machte
Als wir, aus Ekel vor dem ſchnöden Vieh,
Sei es, daß ſie zu langſam ging und ſachte
Für jenes Thier, das ihr die Rolle lieh,
Sei es, als ſeine Hand der Oger brachte
An ihren Leib, daß ſie vor Schrecken ſchrie,
Sei's, daß die Locken frei am Halſe lagen:
Sie ward ertappt, ich weiß kaum wie? zu ſagen.

57.

Wir hatten ſo mit uns zu thun, daß wir
Von andrer Treiben gar nichts wollten wiſſen.
Ich ſah mich um beim Schrei'n, und ſah wie ihr
Das Ungeheuer ſchon die Haut entriſſen,

Und ſie zurückſchleppt zu der finſtern Thür;
Wir andern kriechen zu, ſo lang wir müſſen;
Der Schäfer führt uns mit der Heerde fort,
Den Hügeln zu, an einen ſchönen Ort.

58.

Hier warten wir, bis auf den kühlen Matten
Dem Schlafe ſich der Oger überläßt.
Der läuft an's Meer, der ſucht der Berge Schatten,
Der Fürſt nur bleibt zurück, getreu und feſt;
Die Liebe zu der Gattin ſpornt den Gatten,
Daß er zurück will zu dem Felſenneſt
Und bis zum Tode nicht von dannen gehen,
Wenn er nicht kann befreit die Liebſte ſehen.

59.

Wie er vorhin beim Ausgang zugeſehen,
Wie ſie allein erfaßt ward im Gewühle,
Da wählt' er ſchon, verwirrt von ſeinen Wehen,
Des Ogers Rachen ſich zu ſeinem Ziele.
Er lief und ſah die Schnauze offen ſtehen,
Und war faſt ſchon ergriffen von der Mühle,
Die Hoffnung nur erhielt ihn bei der Heerde,
Daß er die Arme noch befreien werde.

60.

Als nun der Oger Nachts die Heerde trieb
Zur Kluft, und wir Entflohne nicht erſchienen,
Und er gewahrte, daß er brodlos blieb,
Da rief er, als die Schuldige, Lucinen:
Am Felſen, war die Strafe, die er ſchrieb,
Soll ſie in Ketten ſchmachten nach Verdienen.
Der König ſieht die Noth, in die er ſie
Gebracht, und zehrt ſich ab, und ſtirbt doch nie.

### 61.

Am Morgen und am Abend kann der Arme
Sie ſehen, wie ſie klagt und weint um ihn,
Wenn er vorbeigeht mit dem Ziegenſchwarme,
Er mag in's Feld, er mag zum Stalle ziehn.
Sie winkt ihm flehend und im tiefſten Harme,
Er möge doch um Gotteswillen fliehn;
Denn von Gefahr umrungen iſt ſein Leben,
Und doch kann er ihr keine Hülfe geben.

### 62.

Des Ogers Weib auch ſucht ihn zu erweichen,
Und fleht, er möge gehn, doch hilft es nicht.
Er will nicht ohne ſeine Gattin weichen,
Und feſter ſtets beharrt er in der Pflicht.
Lang dauert dieſe Knechtſchaft ohne Gleichen,
In welche Lieb' und Mitleid ihn verflicht,
Bis endlich ſich am Felſen blicken laſſen
Der Sohn des Agrican zuſammt Gradaſſen.

### 63.

Und es gelang durch ihre kühne Hand,
Der ſchönen Fürſtin Feſſeln zu zerſchlagen
— Das Glück war größer zwar als ihr Verſtand* —
Und eilig ſie an's Meer hinabzutragen,
Woſelbſt ihr Vater ſie empfing am Strand;
Und dieß geſchah des Morgens, vor dem Tagen;
Der König war beim Wiederkäuen noch
Zuſammt dem andern Vieh im Felſenloch.

### 64.

Doch als der Tag erſchloß die goldnen Pforten,
Und er erfuhr, Lucina ſei davon,
— Des Ogers Weib erzählt' ihm, wie es dorten
Ergangen war — rief er zu Gottes Thron

---

* Ironiſche Anſpielung auf Bojardo.

Voll Dank, und bat mit flehentlichen Worten,
Da ſie aus ſolchem Elend nun entflohn,
Sie ſo zu führen, daß durch Waffen, Schätze,
Durch Flehn er ſie in Freiheit wieder ſetze.

65.

Voll Freude geht er mit der andern Heerde
Plattnaſigen Viehs auf die begrünten Au'n,
Und wartet, bis im Schatten auf der Erde
Entſchlafen iſt das Ungethüm zu ſchau'n.
Den ganzen Tag und Abend, ohne Fährde,
Läuft er, und, ſicher vor des Ogers Klau'n,
Steigt er zu Schiff an Satalia's Strande,
Und iſt drei Monde jetzt in ſeinem Lande.

66.

In Rhodus, Cypern und in jedem Theile
Egyptens, Afrika's und der Türkei
Ließ er erforſchen wo Lucina weile,
Doch Kunde kam vorgeſtern erſt herbei.
Vorgeſtern meldet' ihm ſein Schwäh'r in Eile,
Daß ſie bei ihm zu Nicoſia ſei,
Nachdem ein Wind, der ihm ſeit vielen Tagen
Sich feindlich anließ, endlich umgeſchlagen.

67.

Voll Freuden über dieſe gute Mähr
Bereitet Norandin das reiche Feſt,
Das er hinfort, je bei der Wiederkehr
Des vierten Monats wieder feiern läßt,
Zum Angedenken jener Zeit, wo er
Vier Monde lang, und ſtinkend wie die Peſt,
Im Fell des Ogers Heerden war geſellt,
Und der Befreiung, die auf morgen fällt.

68.

Theils ſelbſt hab' ich geſehn was ich euch ſagte,
Theils aus des beſten Zeugen Mund gehört,
Des Königs, der ſich manche Wochen plagte,
Bis ſich in Luſt zuletzt ſein Leid verkehrt;
Und wer es anders Euch zu pfeifen wagte,
Dem ſagt Ihr nur, er ſei nicht recht belehrt. —
So ward dem Gryph vom Edelmann verkündet,
Worauf die hohe Feſtlichkeit ſich gründet.

69.

Ein großer Theil der Nacht verfloß in dieſen
Geſprächen unſern Rittern wie ein Nu:
Daß er in Lieb' und Treu ſich groß bewieſen,
Geſtehn ſie Norandinen freudig zu.
Die Gäſte gehn, wie ſie das Mahl beſchließen,
In einem freundlichen Gemach zur Ruh,
Und ſtehen auf, erweckt an einem ſchönen
Und heitern Morgen von des Feſtes Tönen.

70.

Nun kommt Trompeten-, Paukenton heran,
Und heißt die Stadt zum großen Platze wallen,
Und als die Roſſe nun und Wagen nahn,
Und von Geſchrei die Straßen wiederhallen,
Legt Gryph ſein leuchtendes Gewaffen an;
Das iſt eins von den ſeltenſten Metallen,
Denn undurchdringlich iſt es und gefeit,
Und von der weißen Fee, die's ihm geweiht.

71.

Als ſein Geſelle rüſtet ſich und reitet
Der Antiochier, feig wie keiner war.
Der Wirth hat ihnen Lanzen zubereitet
Und ſtarke Stangen reicht er ihnen dar;

Worauf er ſelber ſie zum Platz geleitet,
Mit ſeiner Sippſchaft nicht unedler Schaar,
Und auch von Knappen läßt er ſie umringen,
Zu Fuß und Roß, geſchickt zu ſolchen Dingen.

72.

Sie ſtellen auf die Seite ſich der Scene,
Und ſetzen ſich dem Blick des Volks nicht aus,
Und hübſch zu ſehn, wie Martis wackre Söhne
Zu eins, zu zwei'n und dreien ziehn zum Strauß.
Dort einer bringt ſein Glück vor ſeine Schöne,
Sein Leid in einem bunten Farbenſtrauß,
Der zeigt am Helm, auf dem bemalten Schilde,
Ob ungelind ihm Amor iſt, ob milde.

73.

Zu jener Zeit bedienten ſich die Syrer
Der Waffentracht, die in Europa galt;
Bei ihnen übte wohl das Beiſpiel ihrer
Nachbarn, der Franken, einige Gewalt,
Damals noch jener heil'gen Gau'n Regierer,
Wo der allmächt'ge Gott im Fleiſch gewallt,
Die jetzt die elend ſtolzen Chriſtenmächte
Schmachvoll geſchenkt dem hündiſchen Geſchlechte.

74.

Da wo ſie ſenken ſollten ihre Lanze,
Das Reich des heil'gen Glaubens zu vermehren,
Verwunden ſie ſich ſelbſt im wilden Tanze,
Um noch das bischen Glauben zu zerſtören.
Du Volk der Spanier, hör' mich, und du Franze,
Hinweg von hier, und Schweizer, laß dir wehren,
Und Teutſche, ſucht euch würdigere Beute:
Was ihr hier ſucht, iſt ſchon auf Chriſti Seite.

75.

Ihr wollt die Allerchriſtlichſten, nicht minder
Wollt ihr katholiſch ſein, und ſeid's genannt:
Weswegen denn erſchlagt ihr Chriſti Kinder?
Weswegen raubt ihr ihnen Gut und Land?
Was nehmt ihr nicht Jeruſalem dem Sünder,
Dem Renegaten, der es euch entwandt?
Und warum hauſt im herrlichſten Bezirke
Der Welt und in Byzanz der ſchnöde Türke?

76.

Haſt du nicht, Spanien, Afrika zur Seiten,
Das mehr dich als Italien hat gekränkt?
Doch haſt du, Noth der Armen zu bereiten,
Von jenem ſchönen Vorſatz abgelenkt.
Und du, o Abgrund aller Scheußlichkeiten,
Italien, biſt in trunknen Schlaf verſenkt,
Und grämſt dich nicht, daß du die Magd von Horden,
Die deine Sklaven waren, biſt geworden.

77.

Treibt, Schweizer, dich die Furcht vor'm Hungertode
Aus deinen Löchern in die Lombardei,
Gehſt du in unſrem ſchönen Land nach Brode,
Suchſt du den Tod, der dein Erlöſer ſei?
Der Türk' iſt nah mit ſeinen Schätzen: rode
Ihn aus, mach' Griechenland zum mindſten frei.
So kannſt du vor dem Hunger dich bewahren,
Wo nicht, mit größrem Ruhm gen Himmel fahren.

78.

Was dir, iſt deinem Nachbar auch zu ſagen,
Dem Teutſchen. Noch ſind jene Schätze dort,
Die Konſtantin aus Rom dahin getragen;
Das Beſte trug, das andre ſchenkt' er fort.

Paktolus, Hermus, die den Goldſand tragen,
Mygdonien, Lydien ſind von dieſem Ort,
Und jenes Land, berühmt in den Geſchichten,
Nicht allzu fern, um dich dahin zu richten.

79.

Du, großer Leo, der auf ſeinem Rücken
Die ſchwere Laſt der Himmelsſchlüſſel trägt,
Laß nicht Italien ganz vom Schlummer drücken,
In deſſen Locken du die Hand gelegt.
Gott wollte dieſen Hirtenſtab dir ſchicken,
Hat dir den ſtolzen Namen aufgeprägt,
Damit du brülleſt, deine Arme reckeſt,
Und ſo die Wölfe von der Heerde ſchreckeſt.

80.

Wie doch ein Wort das andre geben kann!
Wohin gerieth ich denn von meinen Pfaden?
Doch bin ich hoffentlich ſo ſchlimm nicht dran,
Daß ich nicht wieder fände meinen Faden.
Die Syrerwaffen, ſagt' ich, ſehn ſich an,
Als kämen ſie aus Frankreichs Waffenladen,
So daß gar ſchön geſchmückt der Kampfplatz war
Von der geharn'ſchten und behelmten Schaar.

81.

Die ſchönen Frauen ſtreuen vom Balkone
Den Rittern roth und gelbe Blumen hin,
Indeſſen die bei der Trompeten Tone
Die Roſſe tummeln und nach Beifall glühn.
Ob ihm die Reitkunſt gut, ob übel lohne,
Ein jeder will die Augen auf ſich ziehn:
Mit Ruhm und Preis belohnt wird dieſer Fechter,
Und jener mit Geſchrei und mit Gelächter.

82.

Und eine Rüſtung war geſetzt zum Preiſe,
Die man dem König kurz zuvor verehrt;
Ein Kaufmann fand ſie juſt auf ſeiner Reiſe,
Der aus Armenien zurückgekehrt.
Ein Oberkleid, gewebt mit feinſtem Fleiße,
Ward von dem König noch dazu gewährt,
Mit Perlen reich geſchmückt, Gold und Juwelen,
Und wohl den größten Schätzen beizuzählen.

83.

Würd' erſt der König dieſe Waffen kennen,
So ſchätzt' er ſie vor jeder andern Wehr,
Und nimmer würd' er ſie dem Sieger gönnen,
Obgleich kein Fürſt freigeb'ger iſt als er.
Lang würd' es dauern, euch den Mann zu nennen,
Der ſie verachtet und verſchmäht ſo ſehr,
Daß er ſie auf der Straße ließ, zur Beute
Jedwedem, der hin oder wieder reite.

84.

Ich hab' euch dieß für ſpäter zugedacht.
Jetzt hört von Gryph, der, wie er dort erſchienen,
Schon mehr als eine Lanze fand zerkracht
Und manchen Hieb gefallen von den Kühnen.
Acht Ritter hatten einen Bund gemacht,
Die treuſten, liebſten, die dem König dienen,
Jünglinge, rüſtig und geübt im Strauß,
Und Ritter oder doch von edlem Haus.

85.

Und in den Schranken, die den Platz umhegen,
Stand jeder einzeln, aller Welt ein Ziel,
Erſt mit der Lanze, dann mit Keul' und Degen,
So lang's dem König zuzuſehn gefiel;

Und ſie bedienten ſich mit guten Schlägen.
Mit Einem Wort, ſie übten hier im Spiel,
Was Feinde, kämpfend auf den Tod, verüben;
Nur trennte ſie der König nach Belieben.

86.

Der Antiochier, ohne viel Verſtand,
— Der Schurke nannte ſich Martan den Feigen —
Als wär' ihm, weil er ſich bei Gryph befand,
Auch deſſen Kraft und Rittertugend eigen,
Nahm kecklich in den Schranken ſeinen Stand,
Und hielt zur Seite wartend, ſich zu zeigen,
Bis daß ein wilder Kampf zu Ende war,
Den eben jetzt begann ein Ritterpaar.

87.

Der Ritter von Seleucia, von denen,
Die ſich verbunden zu der Kampfespflicht,
Trifft den Ombrun, ſo daß er fällt mit Stöhnen,
Mit einem Stoße mitten in's Geſicht.
Er ſtirbt: das Mitleid weiht ihm ſeine Thränen,
Denn einen beſſern Ritter gab es nicht,
Und keinen, der geſchmückt mit feinern Sitten,
Im ganzen Land, von allen unbeſtritten.

88.

Martan erſchrak bei dieſem erſten Stücke,
Und fürchtete das gleiche Loos zu ziehn;
Ihm kam die vorige Natur zurücke,
Und er gedachte ſchleunig zu entfliehn.
Gryph ſteht dabei in dieſem Augenblicke,
Sieht's, und auf jede Weiſe treibt er ihn
Nach einem Ritter, der ſich juſt will regen,
Wie man den Köter hetzt dem Wolf entgegen;

89.

Der zehn und zwanzig Schritte, wenn's nun gilt,
Ihm naht, dann ſtehen bleibt, und bellend ſieht,
Wie er die Zähne fletſcht, ſo grimmig wild,
Und ſchrecklich Feuer aus den Augen ſprüht.
Hier wo der Platz von Fürſten iſt erfüllt
Und ſo viel edlem, tapfrem Volk, hier zieht
Der furchtſame Martan ſich aus dem Streite
Und wendet Zaum und Kopf zur rechten Seite.

90.

Noch war die Schuld dem Roſſe beizulegen,
Wer ihn losſprechen wollte von der Schmach;
Doch hielt er dann ſo ſchlecht ſich mit dem Degen,
Daß wohl kein Demoſthen die Rede ſprach.
Er fürchtete ſich ſo vor allen Schlägen,
Als wär' Papier, nicht Stahl ſein Schirm und Dach.
Am Ende bricht er durch die Reihen fliehend,
Der ganzen Schaar Gelächter nach ſich ziehend.

91.

Ein Händeklatſchen, Lachen, Jauchzen, Brüllen
Des ganzen Pöbels iſt des Helden Lohn;
Wie ein begoſſner Hund macht ſich im Stillen
Martan bebend in ſein Quartier davon.
Gryph bleibt zurück mit höchſtem Widerwillen,
Wie ſelbſt beſchmutzt von dieſem Schimpf und Hohn,
Und möchte lieber in dem Feuer ſitzen,
Als hier an dem verwünſchten Orte ſchwitzen.

92.

Er brennt im Herzen, glüht im Angeſicht,
Als wäre dieſe ganze Schande ſein;
Denn man erwartet und iſt ganz erpicht,
Ein Seitenſtück zu ſehn, gleich groß und fein.

Sein Muth muß heller ſtrahlen als das Licht,
Das Eine leuchtet ihm jetzt deutlich ein:
Nur einen Zoll breit mag er ſich vergeſſen,
Das Vorurtheil wird's gleich nach Ellen meſſen.

93.

Er hat die Lanze ſchon am Schenkel liegen,
Er, trefflich in der Waffenkunſt beſtellt;
Er läßt das Roß verhängten Zügels fliegen;
Die Lanze, die er etwas höher hält,
Trifft auf das Härteſte, gewohnt zu ſiegen,
Den Ritter von Sidonien, und er fällt.
Und jeder hebt ſich ſtaunend auf den Zehen,
Weil man gehofft das Gegentheil zu ſehen.

94.

Gryph wendet ſich, denſelben Speer zu zücken,
Den er noch feſt und wohlerhalten ſchwingt,
Bis er beim Stoß, zerſplittert zu drei Stücken,
Am Schild des Herrn von Lodicea ſpringt.
Drei, viermal will der fallen: auf dem Rücken
Des Pferdes liegt er ausgeſtreckt, doch ringt
Er endlich ſich empor, und zieht den Degen,
Und ſchwenkt ſein Roß und eilt dem Feind entgegen.

95.

Gryph, wie er ſah, daß er im Sattel blieb
Und ihn der harte Stoß nicht warf vom Pferd,
Denkt: was er nicht der Lanze that zulieb,
Erlangt mit fünf, ſechs Hieben wohl das Schwert;
Und auf die Schläfe führt er einen Hieb,
Der blitzſchnell wie vom Himmel niederfährt,
Dem einer und noch einer ſich geſellt,
Bis er betäubt iſt und zu Boden fällt.

96.

Zwei Brüder aus Apamia, in Gefährden
Und Kampf ſtets Meiſter, ſtehen auf dem Sand,
Corimb und Thyrſis, und die beiden werden
Von Olivier's Erzeugtem übermannt.
Der eine fällt vom Lanzenſtoß zur Erden,
Und an den andern wird das Schwert verwandt.
Und alle müſſen ſchon ſich überzeugen,
Ihm ſei des Kampfes Preis ſo gut wie eigen.

97.

Jetzt aber tritt der tapfre Salintern,
Der Großvezier und Marſchall, in die Schranken:
Er herrſcht, der erſte Diener ſeines Herrn,
Im Reich, ein Mann, vor dem die Feinde wanken.
Der ſah den fremden Krieger gar nicht gern,
Der heut den Preis gewinnen ſoll, den Franken:
Er nahm den Speer und rannte gegen Gryph,
Den er mit lautem Drohn zum Kampfe rief.

98.

Der gibt ihm gleich Beſcheid und dämpft die Hitze
Mit einem Speer, den er aus zehn erkor:
Er zielt auf's Schild, daß dem kein Irrthum nütze,
Und bahnt durch Schild, Harniſch und Bruſt ein Thor.
Durch Ripp' und Rippe dringt die grimme Spitze
Und ragt wohl handbreit aus dem Rücken vor.
Der Stoß war jedem lieb, nur nicht dem König:
Er war ein Geizhals, und man liebt' ihn wenig.

99.

Nun wirft er zwei, die von Damaſkus waren,
Zu Boden, den Carmond und Hermophil:
Der führt die Krieger, die den Herrn bewahren,
Und ſeine Seemacht folgt des andern Kiel.

Der eine ließ ſogleich den Sattel fahren
Beim erſten Stoß, und auf den andern fiel
Sein ſchlechtes Roß, das beim Zuſammenſchlagen
Des Gegners mächt'gen Stoß nicht konnt' ertragen.

### 100.

Der Ritter von Seleucia kam, der letzte,
Der beſte Krieger jener Acht, zum Stoß:
Zu jener Kraft, ob der ihn jeder ſchätzte,
War er gar wohl verſehn mit Wehr und Roß.
Ein jeder von den beiden Gegner ſetzte
Die Lanze an, wo das Viſier ſich ſchloß,
Doch führte Gryph den beſſern Stoß von beiden,
Zur Linken macht' er bügellos den Heiden.

### 101.

Man wirft die Splitter weg, und muthentbrannt
Trifft man zuſammen mit dem nackten Degen.
Da fällt ein Hieb von Gryph's gewalt'ger Hand,
Vor dem ein Ambos hätte ſplittern mögen.
Des Heiden Schild thut keinen Widerſtand,
Der unter tauſenden ihm war gelegen.
Und war der Harniſch doppelt nicht und fein,
So drang der Stoß noch in den Schenkel ein.

### 102.

Der von Seleucia traf von ſeiner Seite
Den Gryph zugleich auf das Viſier ſo ſchwer,
Daß er's zerſplittert auf den Boden ſtreute,
Wenn nicht gefei't die ganze Rüſtung wär'.
Der Heide hat nur Zeitverluſt vom Streite,
So hart iſt überall des Gegners Wehr;
Er fühlt, daß Gryph die Rüſtung ihm zerhaue
An manchem Ort; dem geht kein Streich in's Blaue.

103.

Ein jeder konnte ſehn, wie ſehr im Schache
Der Ritter von Seleucia ſich befand,
Und ſchlimm verloren wäre ſeine Sache,
Wenn Norandin ihm nicht zur Seite ſtand.
Der König gibt Befehl an ſeine Wache,
Zu löſchen dieſes Kampfes wilden Brand.
Gewaltſam trennte man die beiden Streiter,
Und alles Volk war ob des Ausgangs heiter.

104.

Die Achte, die's mit aller Welt aufnahmen,
Und die geworfen dieſer eine Held,
Die machten ſich, die Hinkenden und Lahmen,
Gar ſchlecht vollbrachter Sachen aus dem Feld.
Die andern, die ſie zu beſtehen kamen,
Die bleiben ſtehen, wie ſie ſich geſtellt,
Ohn' allen Kampf, da Gryph allein vollbrachte,
Was ſie zuſammen wollten gegen Achte.

105.

So konnte dieſes Feſt nicht lange währen,
In einer kleinen Stunde war's vorbei;
Doch will der König, um die Luſt zu mehren,
Daß es verlängert bis zum Abend ſei;
Er ſteigt herab, und läßt den Kampfplatz leeren,
Und theilt nunmehr die große Schaar in Zwei;
Als ſie gepaart nach Blut und Ahnenproben,
Ward das Turnier von Neuem angehoben.

106.

In ſeine Wohnung war inzwiſchen Gryph
Zurückgekehrt, von Zorn und Wuth durchdrungen:
Die Schmach des Kampfgenoſſen ſchmerzt ihn tief,
Mehr als die Ehr' ihn freut, die er errungen.

Martan, um ſich zu reinigen, berief
Auf manches ſich mit ſeiner Lügenzungen,
Wobei die Metze; trügriſch und verſchmitzt,
Den Schelm nach beſten Kräften unterſtützt.

107.

Ob's nun der Jüngling glaubte oder nicht,
Er ſchwieg und nahm die Sache für geſchehen;
Ihm ſchien es jetzt der Klugheit erſte Pflicht,
Ganz heimlich und ganz ſtill davonzugehen;
Aus Furcht, bekäm' das Volk ihn zu Geſicht,
So möcht' um den Martan ein Lärm entſtehen:
Und alſo ritten ſie, der Spiele ſatt,
Durch Nebengaſſen leiſe vor die Stadt.

108.

Ob Gryph nun, ob ſein Roß die Laſt empfunden
Der Mattheit, ob ihn zwang des Schlafs Gewalt,
Genug, ſie ritten kaum zwei volle Stunden,
Da macht' er an dem erſten Wirthshaus Halt.
Gleich hatt' er ſich die Rüſtung losgebunden,
Und ausgezäumt die Renner alſobald;
Dann legt' er die ermüdeten Gebeine
In einer Kammer nieder, nackt, alleine.

109.

Kaum war ſein Haupt auf's Kiſſen hingeſunken,
Da ſchloſſen von der Kraft des Schlummerthau's
Sich ſeine Augen, ſo umwölkt und trunken,
Als jemals ſchliefen Dachs und Haſelmaus.
Indeß ergötzten die zwei gift'gen Unken
In einem Garten ſich, nah bei dem Haus,
Wo ſie den ſeltſamſten Betrug erſannen,
Den jemals eines Menſchen Sinne ſpannen.

110.

Gryph's Wehr, Gewand und Roß an ſich zu reißen,
Das war es, was der Böſewicht beſchloß,
Und als den Ritter ſich bei Hof zu weiſen,
Dem heut im Kampfe ſolch ein Lorbeer ſproß.
Gedacht, gethan! er ſtahl dem Freund mit leiſen
Diebskniffen aus dem Stall ſein milchweiß Roß,
Und eilte, Rock und Schild und Helm und Waffen,
Die ganze Rittertracht ihm wegzuraffen.

111.

Mit ſeinen Knappen und der Dame wendet
Er ſich zum Platz zurück, der noch belebt,
Und kommt juſt an, wie ſich das Kampfſpiel endet,
Und ſich kein Speer, kein Degen mehr erhebt.
Schon ward nach jenem Ritter ausgeſendet,
Auf deſſen Helm die weiße Feder ſchwebt,
Der weiße Kleider hat und einen Schimmel; —
Sein Name blieb verſchwiegen im Getümmel.

112.

Und jener nun mit fremdem Fell behangen,
Wie einſt der Eſel in der Löwenhaut,
Geht zu dem König, als der Ruf ergangen,
Den er erwartet und vorhergeſchaut.
Der Fürſt ſteht auf, ihn freundlich zu empfangen,
Küßt ihn und ſetzt ihn neben ſich vertraut;
Ihm gnügt's nicht, ihn zu preiſen und zu ehren,
Er will, daß jeder ſeinen Ruhm ſoll hören.

113.

Und man verkündet bei Trompetentone
Ihn als den Sieger in dem heut'gen Strauß.
Laut ruft der Herold rings durch die Balkone
Den Namen des unwürd'gen Feiglings aus.

Der König nimmt ihn, zum beſondern Lohne,
Zu Pferd an ſeiner Seite mit nach Haus,
Und überhäuft ihn ſo mit Gunſt und Gnaden,
Als hätt' er Herkules, ja Mars geladen.

### 114.

Er gibt ihm ſchönes, prächtiges Quartier
Bei Hof, und ehrt mit ihm auch Origillen:
Die erſten Edelknaben dienen ihr
Und ſeine Ritter ſind ihr all zu Willen.
Genug jetzt, und zu Gryphen kehren wir,
Dem keine Sorgen das Gemüth erfüllen
Ob irgend eines Feinds, und kein Verdacht,
Und der mit Abends Anbruch erſt erwacht.

### 115.

Wie er erwacht bei vorgerückten Stunden
Und dies bemerkt, ſo geht er ſchnell dahin,
Wo ſich der falſche Schwager erſt befunden,
Und mit dem andern Troß die Lügnerin.
Die Leute, Waffen, Kleider ſind verſchwunden,
Ihm fährt's wie eine Ahnung durch den Sinn;
Da macht die Rüſtung ihm die Augen helle,
Die ſein Gefährte ließ an ihrer Stelle.

### 116.

Nun kommt der Wirth und ſagt, daß ſein Genoſſe
Schon längſt, mit jener weißen Tracht bewehrt,
Zuſammt der Frau und mit dem Reſt vom Troſſe
Eilfertig nach der Stadt zurückgekehrt.
Da merkt er nach und nach die Gaukelpoſſe,
Mit welcher Amor ihn bis heut bethört,
Und ſieht mit großem Leid auf dieſe Weiſe,
Es ſei ihr Buhle, den ſie Bruder heiße.

### 117.

Nun ſchilt er ſich vergebens: der Bericht
Des Pilgers, wußt' er doch, war nicht erlogen,
Und glaubte doch dem heuchelnden Geſicht
Des Weibs, das ihn ſchon tauſendmal betrogen.
Da er ſich rächen konnte, that er's nicht,
Jetzt will er's, da der Feind ſich ihm entzogen;
Auch zwingt ſein Fehler ihn — ach, allzuſchwer! —
Noch zu des Niederträcht'gen Roß und Wehr.

### 118.

Wohl beſſer ging' er nackt und ohne Waffen,
Als in dem Harniſch, deſſen Schmach ihn drückt,
Als Helm und Schild des Buben aufzuraffen,
Aus deren Spiegel Hohn und Schande blickt.
Ihm hat der Wunſch, die Metze und den Laffen
Zu ſah'n, die Zügel der Vernunft entrückt,
Und ſo gelangt er nach der Stadt, als eben
Der Tag noch eine Stunde hat zu leben.

### 119.

Hart an dem Thore, welches Gryph betreten,
Zur linken Seite, liegt ein glänzend Schloß,
Das nicht nur ſtark und feſt in Kriegesnöthen,
Das reich an Zimmern iſt, gar ſchön und groß.
Der König, den von ſeinen Herrn und Räthen
Und hohen Frau'n ein edler Kreis umſchloß,
Saß hier in einem angenehmen Saale
Beim prächt'gen, königlichen, frohen Mahle.

### 120.

Die Mauern von Damascus überragte
Die hohe Feſtung und der ſchöne Saal,
Von wo das Aug' in weite Fernen jagte
Und Ebnen ſah und Straßen ohne Zahl.

Wie unſer Gryph ſich nun zum Thore wagte,
In ſeiner Wehr, von Schimpf und Feigheit fahl,
Zog er, nicht eben ſehr zu ſeinem Glücke,
Auf ſich des Königs und des Hofes Blicke.

121.

Für den gehalten, der er mußte ſcheinen,
Macht er die Frau'n und Ritter hochergetzt.
Martan, der ſchnöde Wicht, den man als einen
Günſtling zunächſt am Könige geſetzt,
Saß neben jener Frau, der würd'gen Seinen;
Mit heitrer Miene will der König jetzt
Von beiden wiſſen, wer der Feigling wäre,
Der ſo vergeſſen könnte ſeiner Ehre,

122.

Daß er an dieſen Ort mit ſolcher Stirn
Rückkehrte nach ſo großer Schmach und Schande.
Er ſprach zu ihm: Das will mir nicht zu Hirn,
Daß Ihr, ein ſolcher Meiſter auf dem Sande,
Den Freund habt, der von Nadel ſtammt und Zwirn,
Den feigſten Wicht im ganzen Morgenlande.
Vielleicht daß Ihr es nur um deshalb thut,
Durch's Gegentheil zu heben Euren Muth.

123.

Doch ſchwör' ich bei den ew'gen Göttern droben,
Wenn mir's um Euch nicht wär', mein werther Gaſt,
Sollt' er den öffentlichen Schimpf erproben,
Der, eingeführt, für Seinesgleichen paßt,
Und feſt in ſein Gedächtniß wär's gewoben,
Wie mir von je die Feigheit war verhaßt.
Er wiſſe, kommt er ſtraflos von der Stelle,
So dankt er's Euch, als Euer Reiſ'geſelle. —

124.

Und jener, ein Gefäß für alle Sünden,
Spricht: Hoher Herr, er iſt, ich weiß nicht wer.
Der Zufall ließ mich auf dem Weg ihn finden,
Als ich von Antiochien kam hieher.
Sein Ausſehn ſchien mir einen zu verkünden,
Der meiner Reiſ'geſellſchaft würdig wär'.
Auch hab' ich nichts vernommen noch geſehen
Von ihm, als was heut', ſchlimm genug, geſchehen;

125.

Und was mir ſo mißfiel, mit Einem Wort,
Daß ich zum Lohn, wie er ſich aufgeführt,
Faſt einen Spaß gemacht, auf den ſofort
Er nimmer hätte Speer noch Schwert berührt.
Nur Ehrfurcht hielt mich, wie ſie dieſem Ort,
Und wie ſie Ew. Majeſtät gebührt.
Ihm aber biet' es keinen Vortheil dar,
Daß er zwei Tage mein Geſelle war.

126.

Ich ſelber fühle mich befleckt davon,
Und ewig wird's mich in der Seele kränken,
Wenn Ihr, der edlen Ritterſchaft zum Hohn,
Ihm unverſehrt die Freiheit würdet ſchenken,
Weit beſſer, und für mich ein größrer Lohn,
Wenn Ihr ihn laßt an eine Zinne henken;
Das iſt ein fürſtlich löblicher Beſchluß,
Worin ſich jeder Feige ſpiegeln muß. —

127.

Nicht braucht Martan zu winken ſeiner Frechen,
Sie ſtimmt von ſelbſt in ſeinen Vorſchlag ein.
Ich finde, ſagt der König, ſein Verbrechen
Nicht ſo, daß er des Todes ſollte ſein;

Ich will ihm ein gebührend Urtheil ſprechen:
Er ſoll dem Volke blos das Feſt erneu'n. —
Sodann berief er einen der Vaſallen
Und gab ihm den Befehl, der ihm gefallen.

128.

Sogleich beeilte ſich der Edelmann,
Mit vielem Volk zum Stadtthor hinzurücken;
In tiefſtem Schweigen ſtellt' er ſich ſodann
Und wartete, bis Gryph ſich ließ erblicken;
Er fiel den Ritter unverſehens an
Und fing ihn ſicher zwiſchen beiden Brücken;
Dann hielt er ihn in einem dunklen Saal
Mit Schimpf und Hohn bis zu dem Morgenſtrahl.

129.

Kaum läßt die Sonne ihre goldnen Locken
Dem Schooß der alten Nährerin entragen,
Spinnt um die Alpengipfel Purpurrocken
Und ſchickt ſich an, die Schatten zu verjagen,
Als ſich Martan, der Schuft, gar ſehr erſchrocken,
Gryph möcht' am Ende keck die Sache ſagen,
Den wahren Schuld'gen nennend und beſchämend,
Von hinnen macht, den ſchnellſten Abſchied nehmend.

130.

Er weiß den Bitten klüglich auszulenken
Des Königs, der ihn zu dem Schauſpiel lädt,
Und ſo erkenntlich iſt, ihn mit Geſchenken
Zu ehren für den Nichtſieg, der ihn bläht,
Ja, gar mit einem Freibrief zu bedenken,
Worin ſein Name hochgeprieſen ſteht.
Mög' er denn ziehn! ich kann euch feſt verſprechen,
Sein harrt der würd'ge Lohn für ſein Verbrechen.

131.

Gryph ward geſchleppt, mit großem Schimpf und Spotte,
Zum Platz, ſobald er voll von Pöbel war;
In einem ſchlechten Wams ward er der Rotte
Gezeigt, des Helmes und des Panzers bar.
Und, gleich als führten ſie ihn zum Schaffotte,
Saß er auf einem hohen Karren gar,
An dem zwei Kühe langſam, langſam zogen,
Von langem Hunger ſchwach und ausgeſogen.

132.

Dem ſchnöden Fuhrwerk zum Geleite gehen
Schamloſe Vetteln, unehrbare Metzen,
Die wechſelsweis den Fuhrmannsdienſt verſehen,
Und alle ſich mit Schimpfen an ihm letzen.
Die Knaben ſind's, die außer garſt'gem Schmähen,
Gemeinem, in die größte Noth ihn ſetzen,
Da ſie mit Steinen auf den Tod ihn plagten,
Wenn's ihnen nicht die Klügern unterſagten.

133.

Die Waffen, die ihm dieſe ganze Noth
Zuwegebringen, die ihn falſch verklagen,
Empfangen den verdienten Lohn im Koth
Und werden hintennach geſchleppt vom Wagen.
Vor einer Bühne hält, nach dem Gebot,
Das Fuhrwerk, und der Arme muß es tragen,
Daß ihm den Schimpf, der fremder Schandthat gilt,
Ein Herold unter ſeine Augen brüllt.

134.

An allen Tempeln, Häuſern, Waarenbuden
Ward er zur Schau geſtellt im ganzen Ort,
Und bei dem Hohn, womit ſie ihn beluden,
Vermißte man kein ſcheußlich grobes Wort.

So geht es fort, bis ſie zuletzt ſich ſputen
Und vor die Stadt mit ihm gelangen; dort
Mit etlich Schlägen ihn hinwegzuſenden
Vermeinen ſie, nicht wiſſend, wen ſie ſchänden.

135.

Kaum laſſen ſie ihn Hand und Fuß bewegen
Und machen ihn der ſchweren Feſſeln quitt,
So greift er nach dem Schild und nach dem Degen,
Der lange Furchen in den Boden ſchnitt.
Nicht Spieß noch Lanze ſtehen ihm entgegen,
Denn wehrlos lief der dumme Pöbel mit.
Im folgenden Geſang will ich's beſchließen,
Denn jetzt iſt's gnug, Herr, und ich ende dieſen.

Schluß des erſten Bandes.

# Arioſt's

# raſender Roland.

Neu überſetzt

von

Hermann Kurtz.

Zweites Bändchen.

Kreis Volks-
Bibliothek
Salzwedel.
Abt. Kb No 4

Büchereiprüfungskommission
Stadt Salzwedel

K 82 c
47

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1840

# Achtzehnter Geſang.

1.
Großmüth'ger Herr, ich lobte ſtets und lobe
All Euer Thun, gewiß mit gutem Grund,
Macht gleich mein Kiel, der ungeſchickte, grobe,
Den kleinſten Theil nur Eures Ruhmes kund.
Doch eine Tugend hält die ſchönſte Probe,
Vor allen preiſ' ich ſie mit Herz und Mund:
Pflegt Ihr auch jedem Euer Ohr zu gönnen,
Er wird ſo leicht nicht Glauben finden können.

2.
Oft hör' ich ſelber, wie Ihr den geſchmähten
Abweſenden entſchuldigt, hoch und zart,
Ihm mindeſtens, bis er vor Euch kann treten,
Verſchloſſen Euer andres Ohr bewahrt,
Und vor dem Urtheil, dem durchdachten, ſpäten,
Ihn ſeht und hört was er Euch offenbart,
Ja, Tage, Monde, Jahre laßt verſcheiden,
Eh' Ihr ein Urtheil ſprecht, wo andre leiden.

3.
Wenn Norandin auch ſo gehandelt hätte,
Wär' Gryphen dieſe Schmach nicht zugefügt:
Euch folgen Ehr' und Vortheil an der Kette,
Indeß er ſich um ſeinen Ruhm betrügt:
Er führt ſein armes Volk zur Todesſtätte,
Denn von zehn Hieben und zehn Stichen liegt,
Die Gryph voll Wuth und Ingrimm führt, erſchlagen
Ein Schock von Dreißig um den Prangerwagen.

4.

Die andern fliehen, von der Furcht getrieben,
Die hier, die dort, durch Straßen und durch's Feld,
Sie ſtürzen ſich zur Stadt vor ſeinen Hieben,
Zum Thor, wo einer auf den andern fällt.
Gryph, welchem jedes Mitleid fremd geblieben,
Von dem kein Wort und keine Drohung gellt,
Fegt mit dem Schwert die waffenloſe Bande,
Und rächt ſich fürchterlich für alle Schande.

5.

Von denen die zuerſt an's Thor gelangen,
Weil ſie die Beine flinker brauchen, ziehn
Die einen, die für eigne Noth mehr bangen,
Als fremde, ſchnell die Brück' auf, andre fliehn
Verſtört und bleich, und keiner trägt Verlangen,
Sich umzuwenden, und zu ſehn auf ihn,
Und in der Stadt erhebt, durch alle Straßen,
Sich Lärm, Geſchrei, und Aufruhr aus der Maßen.

6.

Zwei faßt im Augenblick der ſtarke Held,
Wo ſich die Brücke hebt zu ihrer Pein:
Des einen Hirn, an einem Stein zerſchellt,
Sprißt er umher auf Feld und Gras und Stein,
Den andern faßt er an der Bruſt und ſchnellt
Ihn über die Mauer in die Stadt hinein.
Den Städtern läufts wie Eis durch alle Glieder,
Wie dieſer Arme fällt vom Himmel nieder.

7.

Und viele glaubten, daß der wilde Gryph
Mit einem Sprung die Mauer ſchon betreten.
Kaum ſtünd' es in Damaſk ſo wirr und ſchief,
Erklängen ſelbſt des Sultan's Sturmtrommeten.

Indeſſen Waffen klirrten, alles lief,
Erſcholl der Ruf von allen Minareten;
Die Trommel wirbelt, die Trompete tönt,
Laut wird der Erdkreis und der Himmel dröhnt.

8.

Doch will ich euch ein andermal berichten
Wie dieſer wilde Sturm ein Ende nahm.
Für Kaiſer Karl muß ich den Anker lichten,
Der Rodomonten faßt, voll Wuth und Gram,
Den Heiden, der ihm will ſein Volk vernichten;
Ich ſagt' euch ſchon, wer mit dem König kam,
Olivier, Berlinghier, Naims und der Däne,
Avol, Avin, Otto, die Heldenſöhne.

9.

Acht Lanzenſtöße von dem kräft'gen Stahle
Acht ſolcher Ritter auf den Feind geführt,
Beſteht zu gleicher Zeit die ſchupp'ge Schale,
Womit der grimme Mohr die Bruſt umſchnürt.
So wie ein Schiff ſich dreht mit Einem Male,
Wenn man das Tau löst, weil der Wind ſich rührt,
Mit ſolcher Schnelle dreht ſich Rodomonte
Bei dieſer Wucht, die Berge ſtürzen konnte.

10.

Guido, Rainer, Richard und Salomon,
Turpin der Treue, Ganelon der Wicht,
Angiolier, Angiolin, Hugett, Ivon,
Auch Marcus und Matthäus, fehlen nicht; —
Der erſten Acht erwähnt' ich vorhin ſchon: —
Die alle ſchwärmen um den Heiden dicht,
Sammt Eduard und Armand, von der Macht
Der Britten, welche Beiſtand hergebracht.

11.

So knirſcht kein Schloß auf ſteilen Alpenhöhen,
Das in den wohlgefügten Mauern zittert,
Wenn bei des Nordes oder Weſtes Wehen
In dem Gebirg die Eſch' und Tanne ſplittert,
Wie dieſer Sarazene knirſcht beim Drehen,
Von Stolz entbrannt, blutdürſtig und erbittert,
Und wie ſich niemals Blitz und Donner ſcheiden,
So folgt dem Zorn die Rache ſchnell des Heiden.

12.

Dem Nächſten Beſten gibt der Sarazene,
Hugetten von Dordona, einen Streich,
Der ſpaltet ihm das Haupt bis auf die Zähne,
Obgleich ſein Helm nicht mürbe war noch weich.
Im ſelben Athem hau'n und ſtechen jene
Und treffen ihn am ganzen Leib zugleich;
Wie ſich der Ambos läßt von Nadeln ritzen,
So ſeine Drachenhaut von ihren Spitzen.

13.

Es war die Stadt, es waren alle Wälle
Im ganzen weiten Kreis von Truppen leer,
Denn mit dem Kaiſer zog zu dieſer Stelle,
Wo jetzt die größte Drängniß war, das Heer.
Auch wandte rückwärts ſich der Flücht'gen Welle,
Da ſo die Flucht mißglückte. rings umher.
Karl's Ankunft hat die Herzen ſo entzündet,
Daß jeder Muth und jeder Waffen findet.

14.

Wie man im Käfig, feſt und wohlumhegt,
Zur alten Löwin, die gewöhnt an's Streiten,
Den ungezähmten Stier zu ſperren pflegt,
Um eine Luſt dem Volke zu bereiten;

Die jungen Löwen ſehen, furchterregt,
Ihn ſtolz und brüllend in dem Sande ſchreiten,
Und da ſie ſolche Hörner nie geſehn,
So bleiben ſie verſtört bei Seite ſtehn:

15.

Doch wenn die Mutter ihn mit wilden Blicken
Faßt und in's Ohr ihm ſchlägt den grauſen Zahn,
Dann wollen ſie ſich auch am Blut erquicken,
Und wagens keck, mit Beiſtand ihr zu nahn;
Der beißt ihn in den Bauch, der in den Rücken:
So rennt nun dieſes Volk den Heiden an;
Von Dächern und aus Fenſtern ſtürzt ein Regen
Von Waffen und von Steinen ihm entgegen.

16.

Des Fußvolks und der Reiterei Gedränge
Wächst ſo, daß kaum der Platz ſie faſſen kann;
Aus allen Straßen brauſend fliegt die Menge
So dicht wie nur ein Bienenſchwarm heran.
Und wär' ſie nackt, und wenn es ihm gelänge,
Zu mäh'n, wie Kraut und Rüben, Mann für Mann,
Ja, wenn man ſie in lauter Schichten bände,
In zwanzig Tagen käm' er nicht zu Ende.

17.

Dem Heiden, der nicht weiß, wie's enden werde,
Entleidet nachgerade dieſes Spiel,
Denn färbt er auch mit Tauſenden die Erde,
Vermindert ſich doch nicht des Volks Gewühl.
Das Athmen macht ihm mehr und mehr Beſchwerde,
Und er begreift, macht er nicht jetzt ein Ziel,
Da er noch friſch und heil und hoch am Bret iſt,
Wird er eins machen wollen, wenn's zu ſpät iſt.

18.

Er läßt die fürchterlichen Augen ſchweifen
Und ſieht, daß rings der Weg verſchloſſen ſei,
Doch wenn er Leichen will auf Leichen häufen,
So macht er bald ſich eine Straße frei.
Sieh, mit dem Schwerte ſchlägt er einen Reifen,
Sieh, der Verruchte kommt in Wuth herbei,
Sich durch das Heer der Britten durchzumähen,
Die unter Eduard und Armand ſtehen.

19.

Wer jemals einen ungezähmten Stier,
Um den ein dichtes Meer von Menſchen ſchwimmt,
Zerbrechen ſieht die feſte Gitterthür,
Den ganzen Tag gehetzt, gereizt, ergrimmt, —
Es flieht das Volk erſchrocken vor dem Thier,
Das den und jenen auf die Hörner nimmt:
So oder noch viel ärger war der Mohr,
Der grauenhafte, wie er brach hervor.

20.

Fünfzehn und zwanzig ſahſt du queer durchſchneiden,
Und gleich ſo vielen iſt der Kopf geſtutzt.
Von Einem Hieb fällt jeder, wie man Weiden
Und Reben mit dem großen Meſſer putzt.
Da fliegen Arm' und Köpfe vor dem Heiden,
Und um und um iſt er mit Blut beſchmutzt;
Nachdem er Schultern, Schenkel, Beine, Hände
In Einem Zug gemäht, geht er am Ende.

21.

Er zieht ſich ſo gelaſſen aus dem Streite,
Daß Niemand Furcht in ſeinen Mienen lieſt,
Doch immer ſinnt und ſieht er in die Weite,
Ob ſich ein ſichrer Ausweg wohl erſchließt.

So wirft er endlich ſich nach jener Seite,
Von wo die Seine aus den Mauern fließt.
Das Heer und Volk, die jetzt von Muth erglühen,
Sind mit und laſſen ihn nicht ruhig ziehen.

22.

So in Numidiens, in Maſſiliens Oede
Beweißt das königliche Thier, gejagt,
Sein edles Herz auch fliehend: aus der Fehde
Geht es zum Wald, langſam und unverzagt.
So Rodomont, in keiner Handlung ſchnöde:
Von einem grauſen, wilden Wald umragt
Von Schwert und Speer, bedroht von manchem Schuſſe,
Zieht er ſich ſacht und langſam nach dem Fluſſe.

23.

Drei, viermal hält ihn Zorn und Uebermuth:
Schon draußen, kehrt er wieder in die Speere,
Färbt noch einmal ſein Schwert mit Chriſtenblut,
Und ſchlägt wohl hundert mitten in dem Heere.
Vernunft beſiegt am Ende ſeine Wuth,
Daß nicht ſein Thun ſich wider Gott empöre;
So ſtürzt er ſich, auf beſſern Rath bedacht,
In's Waſſer, und entgeht der Uebermacht.

24.

Mit allen Waffen ſchwimmt er durch die Wogen,
Leicht wie mit luftgefüllten Blaſen faſt.
So haſt du keinen, Libya, groß gezogen,
Obgleich du Hannibal geboren haſt.
Nun ſteht er, grimmig, daß er ſich betrogen,
Am Fluß, und ſchaut mit unmuthvoller Haſt
Zur Stadt zurücke, die er ganz durchrannte
Und doch nicht ganz zerſtörte noch verbrannte.

25.

Der Zorn und Hochmuth nagt an ihm ſo ſehr,
Daß er drauf ausgeht, gleich zurückzukehren;
Aus tiefem Herzen ſeufzt und ſtöhnet er,
Und will ſie ganz verbrennen und verheeren.
Da kommt, entlang dem Fluſſe, Jemand her,
Wohl fähig, ſeinem Haß und Groll zu wehren.
Gleich ſollt ihr hören wer es war, doch nun
Hab' ich euch erſt noch etwas kund zu thun.

26.

Zur ſtolzen Zwietracht wend' ich meine Gleiſe,
Der Michael, der Engelfürſt, befahl,
In Agramante's beſtem Heldenkreiſe
Zu zünden Haß und Streit mit ihrem Strahl.
Denſelben Abend ging ſie auf die Reiſe,
Nachdem ſie Freundeshand ihr Amt empfahl:
Die Tücke hieß ſie, bis ſie würde kehren,
In der Abtei des Haders Feuer nähren.

27.

Auch ſchien es ihr, ſie würde beſſer fahren,
Wenn ſie den Hochmuth hieße mit ſich gehn,
Und da ſie alle dort beiſammen waren,
So brauchte ſie nicht lang ſich umzuſehn.
Der Hochmuth ging, doch wählt' er aus den Schaaren,
Inzwiſchen ſeinem Amte vorzuſtehn,
Daß nicht verwaiſet ſei'n die frommen Väter,
Die Heuchelei zu ſeinem Stellvertreter.

28.

Die unverſöhnte Zwietracht zog die Bahn
Zuſammen mit dem Hochmuth nun daher,
Als ſie auf einmal auf demſelben Plan,
Auch auf dem Weg zum Sarazenenheer,

Die Eiferſucht, die Troſtberaubte, ſahn;
Ein kleiner Zwerg ging bei ihr nebenher,
Durch welchen Doraliſ' in ihrer Noth
Den König Rodomont zu ſich entbot.

29.

Gleich als ſie fiel in Mandricardens Hände,
— Ich ſagt' euch oben ſchon das Wo und Wie —
Da ſprach ſie zu dem Zwerg leis und behende:
Auf, und zum Könige von Sarza flieh!
Sie hoffte, daß ſie nicht vergebens ſende,
Und große Wunderthaten hoffte ſie
Von ſeiner ſtarken Hand, um an dem Frechen,
Der ihm die Braut entführte, ſich zu rächen.

30.

Nun traf die Eiferſucht den Boten heute,
Der that ihr ſeines Kommens Abſicht kund;
Sie machte ſich ſogleich an ſeine Seite,
Denn ſolch ein Gang war ihr ein wahrer Fund.
Die Zwietracht war vergnügt, ſolch ein Geleite
Zu finden, doch noch mehr, als ſie den Grund
Der Wanderung erfuhr zu Rodomonte,
Die ſehr zu ihren Zwecken dienen konnte.

31.

Den Mandricard in Rodomonte's Degen
Zu hetzen, dieſes bot ſich jetzt ihr dar:
Die andern laſſen ſich auf andern Wegen
Entzwei'n, doch dieſer reicht für dieſes Paar.
Sie ging ihm ſchleunig mit dem Zwerg entgegen,
Als juſt Paris in ſeinen Klauen war,
Und eben ſind ſie an den Fluß gekommen,
Wie er an das Geſtade kommt geſchwommen.

32.

Sobald der fürchterliche Heidenſtreiter
Den Boten ſeiner Dame hat erblickt,
Erliſcht ſein Zorn und ſeine Stirn wird heiter,
Es brennt ſein Herz, er fühlt ſich ganz beglückt;
Kein Argwohn liegt von ſeiner Seele weiter,
Als daß ihm ſeine Blume Wer gepflückt.
Wie geht's mit unſrer Herrin? froh verblendet
Ruft er's ihm zu: wohin biſt du geſendet?

33.

Verſetzt der Zwerg: nicht nenn' ich dein noch mein
Die Magd, die ſich ein andrer beigelegt;
Denn geſtern traf ein Ritter unſre Reih'n,
Der ſie uns nahm und jetzt von hinnen trägt. —
Die Eiferſucht dringt plötzlich auf ihn ein,
Die Natternkalt um ihn die Arme ſchlägt.
Nun ſagt der Kleine, wie ein einz'ger Held
Sie fing und wie er ihre Schaar gefällt.

34.

Die Zwietracht nimmt den Feuerſtein jetzunder,
Und rührt ein wenig mit dem Stahl daran;
Der Hochmuth ſteht dabei und hält den Zunder,
Und augenblicklich geht das Feuer an:
Des Heiden Seele brennt, ein grauſes Wunder,
So daß ſie keinen Raum mehr finden kann;
Er ſeufzt und knirſcht mit ſchrecklicher Gebärde,
Und droht dem hohen Himmel und der Erde.

35.

Der Tigrin gleich, die nach den lieben Jungen
Rückkehrend in dem leeren Neſte ſpäht,
Und, wenn ſie fruchtlos lang umhergeſprungen,
Den Raub am Ende merkt, doch allzuſpät:

Sie iſt von ſolcher Rachegluth durchdrungen,
Daß Berg, Fluß, Nacht ihr nicht im Wege ſteht;
Kein langer Weg und kein Gewitter zügelt
Den Haß, der nach dem Räuber ſie beflügelt:

36.

Alſo der Mohr, den Wuth und Ingrimm ſchlagen:
Er wendet ſich zum Zwerge: Mach dich fort!
Und wartet auf kein Roß und keinen Wagen,
Und ſagt zur ganzen Sippſchaft nicht ein Wort.
Eidexen gleich, die quer den Weg durchjagen,
Wenn's an dem Himmel flammt, ſchießt er von Ort.
Er hat kein Roß, doch macht's ihm wenig Grämen,
Das erſte beſte, das er trifft, zu nehmen.

37.

Die Zwietracht braucht den Vorſatz kaum zu hören,
So lächelt ſie dem Hochmuth zu und ſpricht:
Nun will ich gehn und ihm ein Roß beſcheeren,
Das ihn in neuen Zank und Streit verflicht.
Sie nimmt ſich vor, den ganzen Weg zu leeren,
Daß ihm kein andres komme zu Geſicht.
Schon weiß ſie wo ein ſolches zu erſpähen,
Doch laßt uns jetzt zurück zum Kaiſer gehen.

38.

Als nach des Heiden Abgang rings umher
Die fürchterliche Gluth erloſchen war,
So ſtellt' er ſeine Reihen wieder her,
Ließ an dem ſchwachen Poſten eine Schaar
Und warf die andern auf das Heidenheer,
Bot ihnen Schach und nahm den Vortheil wahr.
Er ſendet ſeine Macht aus jedem Thor,
Von St. Germain hinab bis St. Victor.

39.

Und er befiehlt, an St. Marcellens Pforten,
Von wo ſich eine große Ebne ſenkt,
Soll jedes Fähnlein halten, bis er dorten
Das Heer zu einer Schaar zuſammen lenkt;
Und dann vermahnt er ſie zu einem Morden,
Woran man noch in ſpäten Zeiten denkt,
Heißt alle Banner Glied für Glied erheben,
Und läßt das Zeichen zu dem Treffen geben.

40.

Trotz allem Drang hat Agramant indeſſen,
Der Kühne, neu beritten ſich gemacht,
Und wieder mit dem Gegner ſich gemeſſen,
Mit Iſabellens Freund, in wilder Schlacht.
Lurcan hat den Sobrin in ſeiner Eſſen,
Reinald ſteht gegen eine ganze Macht,
Der unter ſie mit Glück und Kühnheit wettert,
Und ſie zerſprengt, davontreibt und zerſchmettert.

41.

So ſtand's auf jenem Flügel mit dem Streite,
Als nun der Kaiſer auf den Nachtrab fiel,
Dort wo ſich um das Königsbanner reihte
Der Spanier Kern, befehligt von Marſil;
Fußvolk inmitten, Reiterei zur Seite,
Trieb Karl ſein tapfres Volk zum Heldenſpiel
Mit ſolchem Schall von Pauken und Trompeten,
Daß dröhnend ſich des Himmels Angeln drehten.

42.

Der Mohr begann ſich ſchon zurückzuziehn,
Und auf dem Punkte ſtanden ſeine Schaaren,
Gelöſt, zerſprengt, geworfen zu entfliehn,
So daß ſie nimmermehr zu ſammeln waren,

Als Falſiron zuſammt Grandon erſchien,
Die wohl ſchon einen härtern Sturm erfahren,
Und Balugant, und Serpentin mit ihm,
Und Ferragu, der rief mit Ungeſtüm:

43.

Ha, wackre Männer, rief er, Kameraden,
Ha, Brüder, haltet Stand und weichet nicht!
Der Feind zieht nichts als dünne Spinnenfaden,
Wenn wir nur eifrig ſind in unſrer Pflicht.
Seht, welch ein Ruhm, und welche Schätze laden,
Die, wenn wir ſiegen, uns das Glück verſpricht,
Und ſeht die Schmach, die unheilbare Wunde,
Die uns Beſiegten droht in dieſer Stunde! —

44.

Er ſpricht's, und einen Speer faßt er mit Macht
Und trifft auf Berlinghier in vollem Jagen;
Der hatte juſt den Argaliff bedacht
Und ihm den Helm auf ſeiner Stirn zerſchlagen.
Er warf ihn hin, und ſtürzte wohl noch Acht,
Die alle ſeinem grimmen Schwert erlagen.
Von jedem Hiebe mindſtens, den er ſchlägt,
Wird an den Grund ein Ritter hingelegt.

45.

Reinald erlegt auf einer andern Seite
So viele, daß es nicht zu zählen iſt.
Vor ihm weicht jede Schaar und ſucht das Weite,
So daß er frei das ganze Feld durchmißt.
Zerbin, Lurcan ſind auch nicht kalt im Streite,
Verrichten Thaten, die man nie vergißt.
Balaſtern hat der erſte Held erſtochen,
Der zweite Finadur'n den Helm zerbrochen.

46.

Geführt erſt von Tardocco, hatte jenen
Alzerbe's Schaar zu ihrem Feldhauptmann;
Der andre führte bei der Tuba Tönen
Zamora, Saſſi und Marocco an.
Wie? iſt kein Ritter bei den Sarazenen,
Der mit dem Speer, dem Schwerte ſtreiten kann?
So hör' ich fragen, aber ſachte, ſachte!
Ich laſſe keinen, den ich würdig achte.

47.

Zumara's König ſei zuerſt beſungen,
Der edle Dardinell, Almonte's Sohn:
Mirford und Ely hat ſein Speer durchdrungen,
Dulphin vom Berg, vom Walde Claudio'n.
Anſelm von Stafford hat ſein Schwert bezwungen,
Raimund von London, Pinamont, obſchon
Gewalt'ge Helden, ſind's die ihm erlagen,
Ohnmächtig zwei, wund einer, vier erſchlagen.

48.

Allein mit aller Kühnheit, aller Stärke
Vermag er nicht ſo viel bei ſeinem Heer,
Daß es auf ſeine Feldherrnworte merke
Und vor den Unſern ſteh' zur Gegenwehr,
Der kleinern Zahl, doch jedem Kriegeswerke
Gewachſener, zumal in Schwert und Speer.
Es flieht das Mohrenvolk, die von Zumara,
Von Setta, von Marocco, von Canara.

49.

Doch mehr als alle fliehn die von Alzerbe;
Der ritterliche Jüngling hemmt die Flucht,
Der ſie, bald flehend, ſchmähend bald und herbe
Mit neuem Muthe zu beleben ſucht:

Nun will ich ſehen, rief er, ich, ſein Erbe,
Ob noch Almonte lebt in Eurer Zucht,
Ob er's verdient, daß ihr ſein denkt, Soldaten,
Und ob ihr ſeinen Sohn jetzt könnt verrathen.

### 50.

Steht, ſteht! ich fleh' bei meinen jungen Tagen,
Auf die ihr ſonſt ſo hoffnungsvoll vertraut!
Laßt euch nicht von des Schwertes Schärfe ſchlagen,
So daß von uns kein Same Libyen ſchaut!
Wenn wir nicht feſt wie eine Mauer ragen,
Iſt für die Rückkehr jeder Weg verbaut.
Das Bollwerk iſt zu hoch, zu breit der Graben,
Die wir am Meer und am Gebirge haben.

### 51.

Weit beſſer, als den Hunden uns ergeben,
Ertragen wir den Tod auf dieſer Flur.
So laßt uns feſt, ihr treuen Freunde, ſtreben!
Sonſt zeigt ſich nirgends einer Rettung Spur.
Der Feind hat, wie wir ſelber, nur Ein Leben,
Nur Eine Seele, und zwei Hände nur. —
Der tapfre Jüngling, wie er ſo geſprochen,
Hat ſchon den Grafen Ottonlev durchſtochen.

### 52.

Almonte's Nam' erregte ſo die Leute
Zumara's, daß es ihnen beſſer ſchien,
Sie brauchten Arm' und Hände zu dem Streite,
Als ihren Rücken, um mit Schmach zu fliehn.
Wilhelm von Burnich war auf britt'ſcher Seite
Der Größte: Dardinell entgipfelt ihn,
Macht ihn den andern gleich; zur ſelben Stunde
Liegt Aramon's von Cornwall Haupt am Grunde.

53.

Schon lag am Boden Aramon, da flog
Sein Bruder Hülf- und Kampfbereit herbei,
Doch Dardinell, der hoch die Klinge wog,
Hieb ihn bis auf den Magenmund entzwei.
Dann ſprach er noch von ſeiner Schuld den Bog,
Indem er ihm den Bauch durchrannte, frei:
Er hatte ſeiner Frau verſprechen müſſen,
Sie nach ſechs Monden wiederum zu küſſen.

54.

Von ferne ſieht der kühne Dardinell
Lurcan, der wacker ſich im Morden übt,
Dorkinens Hals durchbohrt, dem Gardo ſchnell
Den Todeshieb bis auf die Zähne gibt;
Altheo will entfliehen, ſein Geſell,
Den er wie ſeine eigne Seele liebt;
Zu ſpät! ihn traf des wilden Schotten Schlag
Im Nacken, daß er todt am Boden lag.

55.

Er greift zu einem Speer, um ihn zu rächen,
Und ruft zu ſeinem Mahom — wenn er's hört —:
Die Rüſtung will er der Moſchee verſprechen,
Wenn er Lurcan zu tödten ihm gewährt.
Er jagt durch's Feld, den Speer mit ihm zu brechen,
Der ihm ſo mächtig in die Hüfte fährt,
Daß beide Seiten ſeine Spitze küſſen,
Worauf die Seinen ihn entwaffnen müſſen.

56.

Man frage nicht, ob nicht Ariodant
Den Fall des Bruders angeſehn mit Leide,
Ob er nicht wünſchte, daß von ſeiner Hand
Zur Hölle ſollte gehn der blut'ge Heide:

Doch undurchdringlich trat die Scheidewand
Der Heiden und der Chriſten zwiſchen beide.
Nun rächt er ſich, ſo gut er's nur vermag,
Und fegt das Feld mit manchem Schwertesſchlag.

57.

Er ſtößt, haut, jagt, und trennt, wie mit der Säge,
Was ihn verhindert, was ihm widerſteht.
Der König will ihm nah'n, und iſt nicht träge,
Indem er ſeine Abſicht wohl verſteht.
Allein auch ihm iſt das Gewühl im Wege,
Das immer wieder ſeinen Plan verdreht.
Und wenn vor dem die Mohren niederſanken,
Schlug der die Schotten, Britten und die Franken.

58.

Fortuna wehrt es ihnen, ſich zu nah'n,
Den ganzen Tag ſind ſie umſonſt bemüht:
Der eine liegt in eines Größern Bahn,
Wie man denn ſelten ſeinem Stern entflieht.
Sieh, Reinald kommt denſelben Weg heran,
Damit ſein ſchwarzes Loos der eine zieht;
Sieh, Reinald, von Fortunens Hand gelenkt,
Die Ruhm durch Dardinellens Tod ihm ſchenkt.

59.

Allein genug für jetzt von jenen hehren,
Glorreichen Thaten in dem Abendland.
Nun iſt es Zeit, zu Gryph zurückzukehren,
Der, ganz von Zorn und wildem Grimm entbrannt,
Noth bringt dem Volk mit Morden und Verheeren,
Und einen Schrecken, wie es nie empfand.
Der König kam zu dieſem wilden Streiten
Mit einer Schaar von mehr als tauſend Leuten.

### 60.

Der König Norandin mit der Cohorte
Sieht, wie die Flucht ſein Volk von binnen reißt;
Er kommt in guter Ordnung zu der Pforte,
Die er bei ſeiner Ankunft öffnen heißt.
Grypho hat inzwiſchen die erſchrockne Horde,
Der's an Beſinnung fehlt und kühnem Geiſt,
Verjagt, und eilt nun, die beſchimpften Waffen,
Wie ſie auch ſei'n, von Neuem aufzuraffen.

### 61.

Ein feſtgebauter Tempel war zur Hand,
Von einem tiefen Graben rings umfangen;
Dort nimmt er auf der Brücke ſeinen Stand,
Daß Niemand ihm in Rücken ſoll gelangen,
Als ſchreiend, ſieh, und drohend auf den Sand
Viel hundert Krieger aus dem Thore drangen.
Der kühne Grypho bewegt ſich nicht vom Fleck
Und zeigt in ſeiner Miene wenig Schreck.

### 62.

Kaum kommt ihm dieſes Fähnlein vor die Blicke,
So wagt er auf die Straße ſich mit Haſt,
Stürzt auf den Feind und haut ihn ganz in Stücke,
Da er das Schwert mit beiden Händen faßt.
Dann zieht er ſich zurück auf ſeine Brücke,
Doch läßt er dort dem Feinde wenig Raſt:
Stets fällt er aus, und weicht, und kehret wieder,
Und ſtets verkünden ihn zerſtückte Glieder.

### 63.

Mit Hieben, grad und in die Quer geſendet,
Wirft er die Reiter und der Knechte Heer.
Das ganze Volk iſt gegen ihn gewendet
Und das Gefecht erhitzt ſich mehr und mehr.

Jetzt fürchtet Gryph, daß er die Kraft verſchwendet
Und unterſinkt, ſo wächſt um ihn das Meer;
An Bein und Schulter iſt er wund geſchlagen,
Und nächſtens will der Athem ihm verſagen.

64.

Allein der Muth, der oft die Seinen ſchirmt,
Läßt ihn bei Norandin Verzeihung finden:
Der König, wie er zu dem Aufruhr ſtürmt,
Sieht Wunden, die von einem Hektor künden,
Und ſieht die Zahl der Todten aufgethürmt,
Ein gutes Zeugniß, draus er kann ergründen,
Daß er am beſten Ritter, den es gibt,
Mit dieſem Streich unwürd'ge Schmach verübt.

65.

Wie er nun kommt und ſieht ihn in der Nähe,
Vor dem ſein Volk auf allen Seiten fällt,
Der einen Hügel baut von ſolcher Höhe,
Des Grabens Waſſer ſo durch Blut entſtellt,
Da iſt es ihm, als ob er Cocles ſähe,
Der gegen Porſena die Brücke hält;
Verdruß und Ehre glühn in ſeiner Seelen,
Er ruft ſein Heer, und braucht's kaum zu befehlen.

66.

Dann hebt er ſeine Hand zum alten Pfande
Des Friedens nackt empor und waffenlos,
Und ſpricht zu Gryph: Bekenn' ich meine Schande!
Mein Unrecht iſt und meine Reue groß;
Doch fremder Antrieb brachte dich in Bande,
Gab meiner Ueberlegung dieſen Stoß.
Wo ich den Feigſten glaubte zu beſtrafen,
Vergriff ich mich am Bravſten aller Braven.

67.

Und wenn das Unrecht auch, das du erlitten,
Den Schimpf, der dir unwiſſentlich geſchehn,
Die Ehre ausgleicht, die du dir erſtritten,
Ja überſteigt, wenn wir's beim Licht beſehn,
So ſei zur Sühne doch von mir geſchritten,
So gut ich's kann, ſo gut ich's mag verſtehn,
Wenn ich mit Gold, mit Städten oder Schlöſſern
Den Fehler kann, den ich beging, verbeſſern.

68.

Verlange du die Hälfte meiner Lande,
Ich gebe ſie noch heute dir: fürwahr,
Dein hoher Muth verdient noch ſchön're Bande,
Als dieſes nur, verdient mein Herz ſogar.
Inzwiſchen reiche deine Hand zum Pfande
Der Treue mir und ew'ger Liebe dar. —
So ſprechend eilt er ſich vom Roß zu ſchwingen
Und Gryphen ſeine Rechte darzubringen.

69.

Wie Gryph den König ſieht ſo hold und gütig
Sich zur Verſöhnung, zur Umarmung nahn,
So läßt er Schwert und Groll, um ehrerbietig
Ihn unter ſeiner Hüfte zu umfahn.
Der König ſieht ihn wund, und edelmüthig
Ruft er ſogleich ihm einen Arzt heran;
Dann wird er ſänftlich in die Stadt getragen,
Und ihm bei Hof ein Lager aufgeſchlagen.

70.

Dort lag er etlich Tage feſtgebannt,
Bis daß er waffenfähig war, darnieder.
Genug von ihm, und nun zu Aquilant
Und zu Aſtolf nach Paläſtina wieder,

Die Gryphen, als er nächtlich fortgerannt,
Wohl manchen Tag geſucht, als treue Brüder,
An jedem heil'gen Ort in Solyma,
Und noch an vielen andern, fern und nah.

71.

Und keiner weiß das Räthſel zu durchdringen,
Und keiner räth, wohin ſich Gryph gewagt;
Da muß der Zufall jenen Pilger bringen,
Den Griechen, der es im Geſpräche ſagt:
Nach Antiochien, auf der Liebe Schwingen,
Erzählt er ihnen, ſei die falſche Magd,
Die einen neuen Buhlen ſich erkoren,
In ſchnellen Flammen, welcher dort geboren.

72.

Nun fragt ihn Aquilant, ob er von dieſen
Vorfällen Gryphen etwas mitgetheilt;
Wie der's bejaht, ſo kann er leichtlich ſchließen,
Was ihn von hinnen trieb ſo unverweilt:
Nach Antiochien, klar iſt's und bewieſen,
Iſt er der ſchlechten Freundin nachgeeilt,
Sie wieder abzujagen jenem Frechen,
Und unauslöſchlich ſich an ihm zu rächen.

73.

Nicht duldet Aquilant, daß ohne ihn
Sein Gryph dieß Unternehmen ſoll beſtehen,
Er nimmt die Waffen, um ihm nachzuziehn,
Doch ſetzt er erſt dem Herzog zu mit Flehen,
Eh er aus Syrien zurück erſchien',
Nach Frankreich nicht, zur Heimath nicht zu gehen.
Er ſchifft ſich ein zu Joppe, denn zu Meer
Scheint kürzer ihm der Weg und minder ſchwer.

74.

Und ein Südoſtwind kommt herangezogen,
Der ihn ſo freundlich durch die Wellen wiegt,
Daß Surro ſchon am Morgen iſt erflogen,
Worauf er an Saffett vorüber biegt.
Barutt entſteigt und Zibelett den Wogen;
Er hört, daß Cypern links verborgen liegt;
Dann nach Tortoſa, Lizza und am Ende
Zum Buſen von Lajazzo geht's behende.

75.

Dem Oſten fährt der Schiffer nun entgegen,
Der leicht das Fahrzeug und behende kehrt,
Um ſich nach dem Orontes zu bewegen,
Wo er beſonnen in die Mündung fährt.
Der Ritter läßt an's Land die Brücke legen
Und kommt heraus auf wildem Roß, bewehrt,
Worauf er ſeinen Weg ſtromauf genommen,
Bis er nach Antiochien gekommen.

76.

Dort ſoll er Nachricht von Martan erlangen:
Er hört, daß dieſer nach Damask von hier
Mit ſeiner Origille ſei gegangen,
Zum feierlichen, glänzenden Turnier.
Gewiß, daß ſie ſein Bruder eingefangen,
Eilt' er ſo ſehr, entflammt von der Begier,
Daß er die Stadt am ſelben Tag verlaſſen,
Doch wollt' er mit dem Meer ſich nicht befaſſen.

77.

Aleppo läßt er oberhalb vermieden,
Nach Lydien und Lariſſa geht's in Eile.
Gott, um zu zeigen, daß er ſchon hienieden
Dem Guten Lohn, dem Böſen Sraf' ertheile,

Hat den Martan dem Aquilant beſchieden:
Er trifft ihn von Mamuga eine Meile.
Martan ließ vor ſich her mit Wohlbehagen
Das ſchöne Schauſtück, den Turnierpreis, tragen.

78.

Im erſten Augenblick meint Aquilant,
Der Schurke ſei ſein Bruder in der That,
Da ihn die Rüſtung täuſcht und das Gewand,
So weiß wie Schnee, den Niemand noch betrat.
Mit jenem Oh! der Freude wohlbekannt,
Beginnt er, aber wie er jetzt ihm naht,
Verändert er ſo Sprache wie Geſicht,
Da er entdecken muß, er ſei es nicht.

79.

Im Argwohn, daß durch Origillens Trug,
Die ihn begleitet, Gryph erlegt ſein werde,
Ruft er: Sag' an, du, der in jedem Zug
Des Diebes trägt, des Böſewichts Geberde,
Wo ſind die Waffen her? mit welchem Fug
Sitzſt du auf meines Bruders gutem Pferde?
Sprich, lebt mein Bruder? liegt er in dem Grab?
Und wie nahmſt du ihm Roß und Waffen ab? —

80.

Kaum hört das falſche Weib die zorn'ge Stimme,
Als ſie ihr Roß zur Flucht ausgreifen läßt;
Doch Aquilant iſt ſchneller als die Schlimme:
Vergebens ſträubt ſie ſich, er hält ſie feſt.
Martan erblaßt vor dieſes Ritters Grimme,
Der ihn ſo hart und unverſehens preßt;
Er zittert wie ein Laub, vom Wind geſchlagen,
Und weiß nicht was zu thun und was zu ſagen.

81.

Der hört nicht auf, zu wettern und zu brüllen,
Und ſetzt das Schwert ihm an die Kehle dicht,
Und droht und ſchwört, an ihm und Origillen
Gleich zu vollziehn ein peinlich Halsgericht,
Wenn ſie die ganze That ihm nicht enthüllen.
Er ſchluckt ein wenig erſt, der arme Wicht,
Und ſinnt bei ſich, ob er ſein ſchwer Verbrechen
Nicht mindern kann; dann hebt er an zu ſprechen:

82.

Herr, wiſſe, dieß iſt meine Schweſter hier,
Erzeugt von guten, tugendhaften Leuten,
Obgleich ſie Gryph zu lauter Ungebühr,
Zu Schimpf und Schande wußte zu verleiten.
Dieß ſchnöde Laſterleben wurmte mir,
Doch da ich ſie im Kampf nicht zu erbeuten
Von einem Mann vermocht von ſolcher Macht,
So hab' ich mich auf eine Liſt bedacht.

83.

Mit ihr, die längſt nach einem beſſern Leben
Aufrichtig ſich geſehnt, beredet' ich,
Daß, als einſt Gryph dem Schlafe ſich ergeben,
Sie ſich ganz ſtill von ſeiner Seite ſchlich.
Sie that's, und daß er ſich nicht mög' erheben,
Nicht folgen, nicht durchkreuzen unſern Strich,
So haben wir ihm Roß und Wehr genommen,
Und ſind, wie du uns ſiehſt, hieher gekommen. —

84.

Beinah gelang die Liſt den beiden Dieben,
Und leichtlich hätt' ihm Aquilant geglaubt;
Er wäre heil und ungeſtraft geblieben,
Bis auf das Gut, das er dem Gryph geraubt,

Hätt' er die Sache nicht zu weit getrieben,
Und nicht die ſchlimme Lüge ſich erlaubt:
Denn gut war alles, bis auf jene Mähre,
Daß Origille ſeine Schweſter wäre.

### 85.

Denn daß ſie ſeine Metze ſei, erfuhr
Bereits in Antiochien Aquilante;
Drum war er gleich dem Schurken auf der Spur:
Das lügſt du, rief er, der von Wuth entbrannte,
Und gab ihm einen Fauſtſchlag, Einen nur,
Doch der zwei Zähn' ihm in den Rachen ſandte;
Und, ohne weitern Streit, mit einem Strick
Band er ihm beide Arme ſchnell zurück.

### 86.

Die Falſche hat daſſelbe Loos empfunden,
So viel ſie auch für ihre Unſchuld ſprach;
Dann ſchleppt' er ſie von Ort zu Ort gebunden,
Erbarmungslos, bis nach Damascus nach,
Und hätte ſie wohl hunderttauſend Stunden
Beſtändig fortgeſchleppt mit Qual und Schmach,
Bis ihm's gelang, den Bruder aufzufinden,
Der ihnen dann ihr Urtheil ſollte künden.

### 87.

Die Dienerſchaft zuſammt dem kleinen Heere
Des Laſtviehs nahm er nach Damascus mit,
Wo Gryphens Name, reich an Ruhm und Ehre,
Beflügelt ſchon durch alle Straßen ſchritt.
Schon wußte Groß und Klein, daß er es wäre,
Der ſich den Dank im Lanzenſpiel erſtritt,
Bis der Genoſſe, der das Volk verblendet,
Betrügriſch ihm den Preis des Tags entwendet.

88.

Das ganze Volk, erbittert auf den Wicht,
Erkennt ihn gleich und ruft, mit Fingern weiſend:
Iſt das die niederträcht'ge Memme nicht,
Die Ruhm ſich macht, mit fremden Federn gleißend,
Der Tugend, der's an Wachſamkeit gebricht,
Die Schande laſſend und die Ehr' entreißend?
Dieß nicht die Undankbare, die Verrath
Den Guten ſpinnt und Böſen hilft zur That?

89.

Ein andrer ſpricht: Wie ſie ſo gut ſich ſchicken!
Sie ſind von Einem Stempel, Einem Schrot!
Der flucht, und der knirſcht hinter ihrem Rücken,
Der ſchreit: Verbrennt, hängt, viertheilt, ſchlagt ſie todt!
Die Menge ſtößt und drängt, ſie zu erblicken,
Und folgt und weidet ſich an ihrer Noth.
Die Neuigkeit fliegt zu des Königs Throne:
Den freut ſie mehr als eine zweite Krone.

90.

Er heißt nicht viele Knappen ihn begleiten,
So wie er iſt, macht er ſich auf in Haſt,
Entgegen unſrem Aquilant zu reiten,
Der ſeines Bruders Dieb ſo hart gefaßt.
Mit edler Sitte grüßt er den Erfreuten,
Und ladet ihn und bringt ihn zum Palaſt,
Und läßt, da Aquilant es gut geheißen,
Die Zwei in einen tiefen Thurm verweiſen.

91.

Drauf zu dem Lager gehen ſie zuſammen,
Wovon der wunde Gryph noch nicht erſtand;
Wie der den Bruder ſieht, wird er wie Flammen,
Er ſieht ihm an, daß alles ihm bekannt.

Auch nimmt ihn der ein wenig in die Klammen,
Worauf man einen Rath für gut befand,
Verdiente Strafe jenen beiden Frechen,
Gefallen in der Gegner Macht, zu ſprechen.

92.

Nach Aquilant's und nach des Königs Willen
Erlitten ſie wohl tauſendfache Pein;
Doch Gryph, der nicht allein für Origillen
Zu reden wagt, will beiden gleich verzeihn.
Viel ſagt er, weiß es trefflich einzuhüllen;
Man widerſpricht: am Ende ſtimmt man ein,
Martanen in des Henkers Hand zu geben,
Der ſoll ihn ſtäupen, doch nicht bis auf's Leben.

93.

Er wird gebunden, nicht im Blumengarten,
Und wohl geſtäupt, ſobald der Morgen kehrt;
Und Origille muß im Thurme warten,
So lang der ſchönen Kön'gin Reiſe währt:
In ihrer Weisheit ſteht's, ob man mit harten,
Mit milden Strafen gegen ſie verfährt.
Hier ließ ſich Aquilant die Raſt behagen,
Bis Gryph genas und Waffen konnte tragen.

94.

Fürſt Norandin, der weiſer, mäß'ger denkt,
Nachdem ihm ſolch' ein Fehler widerfahren,
Hat nun ſein ganzes Herz in Reu verſenkt,
Und kann ſich nimmer vor dem Schmerz bewahren,
Daß er ſo ſchmählich einen Mann gekränkt,
Für welchen Lohn und Lob kaum gnügend waren;
Drum ſinnt er unabläßig, Nacht und Tag,
Wie er ihn wohl zufrieden ſtellen mag.

95.
Und er beſchloß, ihm in dem Angeſichte
Der Stadt, die ſolche Schmach ihm angethan,
So rühmlich, wie's ein Ritter von Gewichte
Nur je von einem König fordern kann,
Den Preis zu geben, der von jenem Wichte
Ihm abgeſtohlen ward, und ſo fortan
Ließ er ein neu Turnier im Land verkünden,
Das ſollte Statt in einem Monde finden.

96.
Er macht die feierlichſten Zurüſtungen,
Wie's möglich iſt dem Königspompe nur.
Sogleich hat das Gerücht ſich aufgeſchwungen,
Und hat das Syrerland auf jeder Spur,
Phönicien und Judäa ſchnell durchdrungen,
So daß es endlich auch Aſtolf erfuhr,
Worauf denn er und Sanſonett beſchließen,
Es ſoll das Feſt nicht ohne ſie verfließen.

97.
Als hochberühmter Held wird von der wahren
Geſchichte dieſer Sanſonett genannt:
Roland hat ihn getauft, und zu bewahren
Gab Karl ihm, wie ihr wißt, das heil'ge Land.
Sie rüſten ſich, zuſammen hinzufahren,
Wohin der Ruf mit tauſendfacher Hand
Sie weißt, der rings auf flücht'gen Sohlen ſchreitet,
Zum Feſte, das ſich in Damask bereitet.

98.
Indeß ſie nun in kleinen Tagereiſen
Durch jene Lande ziehn bequem und ſacht,
Um friſche Kraft und Mannheit zu beweiſen,
Wenn jener Feſttag in Damask erwacht,

Da treffen ſie auf eines Kreuzwegs Gleiſen
Ein Weſen, das nach Haltung, Gang und Tracht
Ein Mann erſcheint, doch iſt es eine wilde,
Furchtbare Feindin auf dem Kampfgefilde.

### 99.

Marfiſa heißt der jungfräuliche Ritter:
Sie iſt ſo muthig, daß ſie auf der Bahn
Der Ehren oft das Leben machte bitter
Dem Roland und dem Herrn von Montalban;
Und Tag und Nacht ſtreift ſie durch Waldesgitter,
Durch Berg und Thal, mit Waffen angethan,
Von Rittern, die nach Abenteuern reiten,
Unſterblichkeit und Ruhm ſich zu erſtreiten.

### 100.

Wie ſie den Herzog und den Vicekönig,
Die beide ſich bewaffnet nahn, erſchaut,
Hofft ſie von ihrer Ritterſchaft nicht wenig,
Denn beide waren groß und ſtark gebaut.
Entbrannt von Kampfluſt, naht ſie löwenmähnig,
Und ſpornt ihr Roß und ruft zum Kampfe laut,
Als ſie, wie ſie die Augen näher wandte,
Den Herzog, jenen Paladin, erkannte.

### 101.

Sogleich gedenkt ſie an die holden Sitten,
Die ihr der Ritter in Catay bewies:
Da iſt die Hand dem Handſchuh ſchnell entglitten,
Sie hebt den Helm, ruft ſeinen Namen ſüß,
Und kommt, ihn zu umarmen, angeritten,
Obgleich ſie ſtolz, wie keine andre, hieß;
Indeß nicht minder er von ſeiner Seite
Dem hohen Fräulein ſeine Ehrfurcht weihte.

102.

Sie fragen ſich hierauf nach ihren Wegen:
Der Herzog ſpricht zuerſt und meldet ihr,
Daß ſie ſich nach Damascus hinbewegen,
Wo, ſeine Ritterſchaft zu zeigen hier,
Jedweden Krieger, tüchtig und verwegen,
Der König eingeladen zum Turnier;
Da ſprach Marfiſa, deren Pulſe glühen
Nach Heldenthaten: Ich will mit euch ziehen.

103.

Der Herzog iſt erfreut ob dieſem Bunde,
So wie der Vicekönig, ungemein.
Am Tage vor dem Feſt, zu ſpäter Stunde,
In einer Vorſtadt kehrt das Kleeblatt ein,
Und bis Aurora mit dem Roſenmunde
Den einſt geliebten Greis beim Dämmerſchein
Erweckt, genießen ſie der ſchönſten Raſt,
Vielleicht bequemer ſelbſt als im Palaſt.

104.

Und wie die neue Sonne hell und klar
Herab mit ihren goldnen Strahlen blickt,
Da waffnet ſich die Schöne ſammt dem Paar,
Nachdem ſie Boten in die Stadt geſchickt,
Die ihnen, als die Zeit gekommen war,
Die Nachricht brachten, daß ſchon, hochgeſchmückt,
Am Platz der wilden Spiele Norandin,
Dem Lanzenbrechen zuzuſehn, erſchien.

105.

Nun ritten ſie zur Stadt in aller Eile,
Die große Straße zu dem Kampfplatz hin,
Wo, auf das Zeichen harrend, beide Theile
Sich aufgeſtellt mit ritterlichem Sinn.

Dem Sieger winkt ein Degen, eine Keule,
Mit reichem Schmucke, heut als Kampfgewinn,
Nebſt einem ſchönen Roß; gar hohe Gaben,
Und würdig, ſie von ſolchem Herrn zu haben.

### 106.

Dem König war es ganz unzweifelhaft,
Daß, wie den erſten Preis, ſo auch den zweiten
Und beider Spiele Ruhm mit ſeiner Kraft
Der weiße Gryph beſtimmt ſei zu erſtreiten:
Um, was ein Mann von ſolcher Ritterſchaft
Nur fordern kann, ihm alles zu bereiten,
Fügt er deßhalb noch Degen, Keul' und Pferd
Zu jener Rüſtung, die ihm ſchon gehört.

### 107.

Die Rüſtung, welche von dem frühern Ringen
Dem Gryph gebührt, der alles überwand,
Und die Martan mit traurigem Gelingen
Ihm ſtahl, der fälſchlich ſich für ihn bekannt,
Ließ Norandin auch heute wieder bringen,
Indem er noch das Schwert damit verband,
Und an des Pferdes Sattel hing die Keule,
Daß Gryphen ſei der ganze Preis zu Theile.

### 108.

Doch dieſe Sühne, die er ihm bereitet,
Verhinderte die hohe Kriegerin.
Von Sanſonett und von Aſtolf begleitet,
Kommt ſie ſo eben zu dem Platze hin,
Und wie ihr Blick auf dieſe Waffen gleitet,
Erkennt ſie ſie mit ſehr erſtauntem Sinn,
Weil ſie ſie einſt beſaß und hochgehalten,
Hoch wie nur jemals ſeltne Güter galten;

### 109.

Obgleich ſie jüngſt ſie auf die Straße warf,
Weil ſie beſchwerten ihre ſchnellen Sohlen,
Als ſie dem Galgenſtrick Brunell ſo ſcharf
Nachſetzte, der ihr gutes Schwert geſtohlen.
Ich glaube nicht, daß ich euch nochmals *) darf
Dieß Stück berichten: d'rum ſei's hier verhohlen.
Genug, daß ihr nun wißt, wie auf dem Sand
Marfiſa ihre Rüſtung wiederfand.

### 110.

Nun wißt auch, daß ſie, wie ſie ihre Waffen
Erkennt untrüglich auf den erſten Blick,
Um keinen Preis der Welt, wie er beſchaffen,
Nur eine Stunde ließ' ihr Gut zurück.
So oder ſo ſie wieder zu erraffen,
Darüber ſinnt ſie keinen Augenblick:
Sie tritt herzu, die Hand darnach zu lenken,
Und nimmt ſie ohne weiteres Bedenken.

### 111.

Und in der Eile nimmt ſie dort was mit,
Hier wirft ſie was zu Boden, nicht gar ſacht.
Der König, dem es durch die Seele ſchnitt,
Hat ihr mit Einem Blick den Krieg entfacht:
Das Volk, das dieſen Schimpf durchaus nicht litt,
Hebt Spieß und Schwert, und kommt heran mit Macht,
Und hat vergeſſen wie man büßen muß,
Wenn man den irrenden Rittern macht Verdruß.

### 112.

Nicht weilt in roth- und blauer Blumen Kranze
Ein holdes Kind ſo gern im jungen Mai,
Nicht fliegt ein Mädchen zu Muſik und Tanze,
In ihrem Reiz und Schmuck, ſo froh herbei,

---

*) Nach Bojardo.

Als hier im Kampf, umſauſt von Pfeil und Lanze,
In Waffenklirren, Wiehern und Geſchrei,
Von Blut und Tod umgeben, ſich die Starke
Behagt, den Sieg in ihrem Göttermarke.

### 113.

Sie ſpornt ihr Roß dem tollen Volk entgegen,
Und kommt geſenkten Speeres, Kampfentbrannt;
Gleich iſt ein Paar des Roſſes Wucht erlegen,
Dem iſt der Hals, und dem die Bruſt durchrannt;
Dann trifft ſie den und jenen mit dem Degen,
Und dort liegt einer ohne Kopf im Sand,
Indeß durchbohrt, zerſchmettert andre ſinken,
Verſtümmelt an der Rechten oder Linken.

### 114.

Aſtolf und Sanſonett, die kühnen Ritter,
Die Blech und Schiene mit ihr angelegt,
Wie ſie entzündet ſehen dieß Gewitter,
Obgleich ſie nicht deßhalb ſich herbewegt,
Gleich ſenken ſie des Helmes ſchirmend Gitter,
Mit ihm den Speer, der dieß Geſindel fegt,
Und laſſen dann die ſcharfe Klinge ſchmettern,
Um rechts und links ſich eine Bahn zu wettern.

### 115.

Die Ritter alle, die ſich hier verbündet,
Aus vielen Landen, im Turnier bewährt,
Wie ſie die Waffen ſehn zur Wuth entzündet,
In Trauer die gehoffte Luſt verkehrt,
Da keiner dieſes Räthſels Löſung findet,
Was das erzürnte Volk ſo aufgeſtört,
Und welch' ein Schimpf dem Könige geſchehen, —
Verwundert blieben ſie und zweifelnd ſtehen.

116.

Die einen kamen, was ſie bald bereuten,
Mit ihrem Arm dem Volke beizuſtehn;
Vermittlung ſuchten andre einzuleiten,
Gleichgültig gegen dieſen Theil und den;
Die Klügſten aber hielten ſtill zur Seiten,
In aller Ruh dem Ausgang zuzuſehn.
Gryph hielt zu jener Schaar nebſt Aquilante,
Die ſeine Rüſtung zu verfechten brannte.

117.

Denn dieſe ſahn, wie plötzlich Norandinen
Das Auge roth von Gift und Galle war;
Zugleich erzählten viele Zeugen ihnen
Den Anlaß, welcher dieſen Streit gebar;
Auch war ja Gryph, ſo wie es ihm erſchienen,
Beſchimpft nicht minder als der Fürſt fürwahr:
Drum machten ſie mit ihm gemeine Sache,
Und kamen donnernd angeſprengt zur Rache.

118.

Aſtolf kommt von der andern Seite her
Auf Rabican den andern vorgeritten,
In ſeiner Hand den goldnen Zauberſpeer,
Vor dem noch jeder von dem Roß geglitten;
Mit dieſem trifft und wirft er Gryphen ſchwer,
Dann wird ſein Bruder Aquilant beſtritten,
Und kaum berührt er ihm des Schildes Rand,
So fliegt er ſchon kopfüber in den Sand.

119.

Manch hohen Ritter, der bewährt im Streite,
Zwingt Sanſonett, daß er den Sattel räumt.
Nun leert das Volk den Platz und ſucht das Weite,
Indeß der Fürſt vor Zorn und Unmuth ſchäumt;

Worauf die erſte Rüſtung und die zweite
Marfiſa ſammt den Helmen ungeſäumt,
Da alles flieht vor ihrer ſcharfen Klingen,
Als Siegerin zur Heerberg' eilt zu bringen.

### 120.

Aſtolf und Sanſonett ſind auch nicht träge,
Sie folgen ihr zum Thor in Einem Lauf,
Denn alles Volk geht ihnen aus dem Wege;
Dort ſtellen ſie ſich an dem Gatter auf.
Für Gryph und Aquilant ſind jene Schläge,
Die ſie erlitten, ein ſo harter Kauf,
Daß ſie vor großer Scham die Häupter neigen,
Nicht wagend, vor dem König ſich zu zeigen.

### 121.

Sogleich beſteigen ſie die Roſſe wieder,
Und ſpornen ſie in Eile zu dem Streit.
Mit den Vaſallen iſt dem Feind zuwider
Der Fürſt, zur Rache wie zum Tod bereit.
Der tolle Pöbel ſchreit nur: Nieder! nieder!
Und wartet fern, welch' Schauſpiel ihm ſich beut.
Gryph kam zur Brücke, wo die drei Gefährten
Die Stirne kühnlich ihm entgegen kehrten.

### 122.

Auf Einen Blick hat er Aſtolf erkannt:
Der Herzog hatte noch dieſelben Zeichen,
Daſſelbe Roß, das kriegriſche Gewand
Vom Tag, da er Orrilen macht' erbleichen.
Als er vorhin im Kampf ihn angerannt,
Hatt' er nicht Zeit, zu ſehn und zu vergleichen.
Doch jetzt erkennt er ihn und grüßt ihn fein,
Und fragt ihn, wer denn die Gefährten ſei'n;

123.

Und was ſie jene Rüſtung umgeſtoßen,
Dem Könige getrotzt in's Angeſicht?
Dem Ritter gibt von ſeinen zwei Genoſſen
Der tapfre Freund wahrhaftigen Bericht;
Doch was die Wehr, woraus der Streit entſproſſen,
Bedeute, ſagt' er, wiſſ' er ſelber nicht;
Nur, weil er mit Marfiſen hergekommen,
So hätten ſie ſie auch in Schutz genommen.

124.

Indeß der Ritter mit dem Paladin
Dort im Geſpräche ſtand, kam Aquilante:
Wie er bei Gryph ihn ſah, erkannt' er ihn,
Und ließ den Groll, ſo wie er ihn erkannte.
Nun kamen viele her von Norandin,
Doch keiner war, der ſich zu nähern brannte;
Und wie ſie nun die Unterhandlung ſehn,
So horchen ſie und bleiben ruhig ſtehn.

125.

Und einer hört, daß es Marfiſa wäre,
Von deren Heldenthaten alle wiſſen:
Er fliegt und bringt dem Könige die Mähre,
Wenn er den ganzen Hof nicht wolle miſſen,
Soll' er ihn aus den Händen der Megäre
Befrei'n, eh' alle dort verderben müſſen:
Marfiſa ſei es, ſicher und beglaubt,
Die ihm die Rüſtung auf dem Platz geraubt.

126.

Wie Norandin den Namen muß vernehmen,
Der ſo gefürchtet iſt im Morgenland,
Der Haare ſträuben kann und Hände lähmen,
Wird er auch noch ſo fern von ihr genannt,

Glaubt er gewiß, er habe ſich zu grämen,
Wenn er den böſen Geiſt nicht zeitig bannt:
Drum ruft er ſeine Schaaren, deren Glieder
Den Zorn in Furcht verwandelt, ſchleunig wieder.

127.

Und jenſeits ſind mit Sanſonett die Söhne
Des Olivier und unſer Paladin
Befliſſen, daß Marfiſa ſich verſöhne,
Bis es gelingt, den Frieden zu vollziehn.
Sie tritt den König an, die ſtolze Schöne:
Ich weiß nicht, Herr, wer dir das Recht verliehn,
Spricht ſie, die Waffen, die nicht dir gehören,
Dem Sieger deiner Spiele zu gewähren.

128.

Mein ſind die Waffen, die ich jüngſt ließ liegen
Am Wege, der ſich aus Armenien zieht,
Um einem ſchnöden Räuber nachzufliegen
Mit leichtrer Müh, der ſchändlich mich berieth.
Mein Wappen wird den Zweifel ganz beſiegen,
Wenn du es kennſt, das man hier innen ſieht. —
Und eine Krone, die dreifach zerbrochen,
Zeigt ſie ihm in den Harniſch eingeſtochen.

129.

Verſetzt der König: Ich geſteh' es dir,
Ein Kaufmann aus Armenien bot ſie feil.
Und hätteſt du ſie nur verlangt von mir,
Dein oder nicht, ſie wurden dir zu Theil.
Obgleich ſie Gryph erhalten im Turnier,
So trau' ich ihm doch zu, daß er in Eil',
Damit ich dir ſie wieder geben ſollte,
Mit beſtem Willen drauf verzichten wollte.

130.

Um zu beweiſen, daß ſie deine ſei'n,
Bedarf es deines edlen Wappens ſchwerlich:
Du ſagſt's, das iſt genug; dein Wort allein
Macht jedes andre Zeugniß ganz entbehrlich.
Gern gönnt man dir die Waffen, die ſchon dein:
Iſt doch der Preis für deinen Werth zu ſpärlich.
So nimm ſie hin, geendet ſei der Streit:
Für Gryphen iſt ein größrer Lohn bereit. —

131.

Gryph, dem die Waffen nicht am Herzen lagen,
Wie König Norandin's Zufriedenheit,
Sagt: Meinen Lohn denk' ich davonzutragen,
Wenn Ihr erklärt, daß Ihr mir gnädig ſeid. —
Marfiſa ſpricht bei ſich: das iſt ein Jagen,
Wo man mir ganz allein die Ehre beut,
Und will dem Gryph die Waffen freundlich ſchenken,
Und nimmt ſie endlich an zum Angedenken.

132.

Sie kehrten in die Stadt mit Lieb' und Frieden,
Wo neu und doppelt nun das Feſt begann.
Dann ward im Spiel der Ritter Werth entſchieden,
Wo Sanſonett ſo Ehr' als Preis gewann;
Die beiden Brüder und der Herzog mieden
Den Kampf, und Sie die mehr als alle kann,
Da ſie, als gute Freunde und Gefährten,
Für Sanſonett den ganzen Dank begehrten.

133.

So blieben ſie in Luſt und Sang und Klange
Bei Norandin acht Tage oder zehn;
Da konnten ſie dem ſehnſuchtsvollen Drange
Nach Frankreichs Strand nicht länger widerſtehn:

Sie ſchieden, und Marfiſa, die ſchon lange
Sich hingewünſcht, erbot ſich mitzugehn;
Schon lange war ſie von dem Wunſch beſeſſen,
Mit jenen Paladinen ſich zu meſſen;

### 134.

Um zu erfahren, ob die Wirklichkeit
So großen Ruhm und Namen wohl erreiche.
Es bleibt in Sanſonett's Abweſenheit
Ein Stellvertreter in dem heil'gen Reiche.
Die Fünfe ziehn, zum Heldenthum bereit,
Zuſammen, und die Welt hat wenig Gleiche.
Beurlaubt ziehen ſie von Norandin
Nach Tripolis und zu dem Meere hin.

### 135.

Dort ſahen ſie ein fertig Schiff befrachten
Mit Kaufmannswaaren für das Abendland;
Mit einem Schiffspatron aus Luna machten
Sie den Vertrag für Mann und Roß am Strand.
Die Lüfte zeigten, welche ringsum lachten,
Daß mancher ſchöne Tag zu hoffen ſtand:
Sie ſtießen ab, das Wetter war gelinde,
Und jedes Segel voll von gutem Winde.

### 136.

Schon hat dem Schiff Cytherens heil'ge Flur
Den erſten Port bei einem Wind gegeben,
Der nicht Verderben bringt den Menſchen nur,
Er frißt auch Stahl, und kurz iſt dort das Leben.
Schuld iſt ein Sumpf: verſündigt hat Natur
An Famaguſta ſich, die dicht daneben
Coſtanza ſchuf voll Gift und voll Gefahr,
Da ſie für Cypern ſonſt ſo gnädig war.

137.

Die ſchweren Dünſte, die der Sumpf entſendet,
Vergönnen nicht dem Schiffe lange Raſt,
Daher es rechts ſich um die Inſel wendet,
Von griech'ſchem Oſt die Schwingen angefaßt.
Es kommt nach Paphos, wo, von Reiz geblendet,
Zum ſchönen Strande ſteigt manch froher Gaſt:
Der will ſich Waaren und Gewinn erhandeln,
Und der im Land der Luſt und Liebe wandeln.

138.

Sechs oder ſieben Meilen weit vom Strande
Steigt man den holdſten Hügel ſacht hinan;
Ihn füllen, üppig wachſend, bis zum Rande
Orangen, Lorbeern, Myrthen, Cedern an.
Der Krokus ſendet von dem würz'gen Lande,
Lavendel, Roſe, Lilie, Majoran
So ſüßen Duft, daß er erfüllt die Wellen,
So oft vom Strand die leichten Lüfte ſchwellen.

139.

Ein Bächlein netzt aus einer klaren Quelle
Den ganzen Abhang mit fruchtbarem Thau.
Wohl kann man ſagen, daß in Morgenhelle
Die frohe Venus herrſcht auf dieſer Au:
So lieblich iſt an keiner andern Stelle
Der weiten Welt kein Mädchen, keine Frau,
Und alle ſind, die Alten wie die Jungen,
Bis an den Tod von ihrer Gluth durchdrungen.

140.

Hier hören ſie, was ſie im Land der Syrer
Vom Oger hörten und Lucinens Qual,
Und daß ſie Zurüſtungen trifft zu ihrer
Rückkehr aus Nicoſia zum Gemahl.

Wie nun mit allem fertig iſt ihr Führer,
Und ſich ein günſt'ger Wind erhebt zumal,
Spannt er die Segel, läßt die Anker lichten
Und ſeines Schiffes Lauf gen Weſten richten.

141.

Das Schiff ſpannt links die Segel beim Nordweſt
Und zieht im hohen Meere ſeine Gleiſe,
Bis ein Südweſtwind, der aus ſeinem Neſt,
So lang die Sonne hoch ſtand, blies ganz leiſe,
Sich gegen Abend ſtärker hören läßt,
Das Meer erregend auf ſo grimme Weiſe,
Daß bei dem Donner und der Blitze Glühn
Der Himmel flammend zu zerreißen ſchien.

142.

Die Wolken weben eine ſchwarze Hülle,
Die weder Sonne, weder Stern durchdringt, —
Und Meer und Himmel machen ein Gebrülle,
Wobei der Sturm mit dem Gewitter ringt,
Hagel und dunkle Regenfluth in Fülle
Den armen Schiffern, grimmig peitſchend, bringt;
Und auf den wilden, fürchterlichen Wogen
Kommt ſchwarz die Nacht und ſchwärzer aufgezogen.

143.

Die Schiffer ſind in dieſen Fährlichkeiten
Auf ihre vielbelobte Kunſt bedacht:
Der geht, die ganze Thätigkeit zu leiten,
Mit ſeiner hellen Pfeife durch die Nacht,
Der iſt bemüht, Nothanker zu bereiten,
Der hat auf's Tau, der auf das Segel Acht,
Der ſteht am Steuer, der bewacht die Maſten,
Der räumt das Deck, und keiner denkt zu raſten.

144.

Nachts wächst das grauſe Wetter mehr und mehr,
Die Nacht iſt ſchwarz und finſter wie die Hölle.
Der Schiffsherr ſteuert nach dem hohen Meer,
— Dort bricht ſich minder, wie er glaubt, die Welle —
Daß er das Vordertheil des Schiffes queer
Dem Meer und wilden Sturm entgegen ſtelle,
Nicht ohne Hoffnung, daß der neue Tag
Den Sturm vertreiben oder brechen mag.

145.

Er hört nicht auf, und will ſich nimmer legen,
Und wächst am Tage, wenn das iſt ein Tag,
Den man nur an den wiederholten Schlägen
Der Stunde, nicht am Licht erkennen mag.
Der arme Schiffsherr geht dem Wind entgegen,
Schon mit geſunkner Hoffnung, bang und zag;
Er läßt das Schiff vom Sturme weiter ſchnellen,
Und läuft mit niedern Segeln durch die Wellen.

146.

Plagt dieſe ſo das Glück auf dünnen Planken,
Läßt's auch den andern keine Ruh zu Land,
Wo mit den Mohren vor der Stadt der Franken
Sich haut und ſticht das Volk von Engelland.
Reinald dringt ein und bringt die Reih'n zum Wanken,
Sprengt ſie und wirft die Fahnen in den Sand.
Ich ſagt' euch, wie er dem Bayard ſo eben
Die Sporen wider Dardinell gegeben.

147.

Reinald erblickt des Grafen Roland Zeichen *),
Womit der Sohn Almonte's ſich geſchmückt;
Ihm ſcheint's ein Held, ein Krieger ohne Gleichen,
Der Roland's Zier zu tragen nicht erſchrickt,

---

*) S. VIII., 85. 91.

Und wie er naht und ſieht den Berg von Leichen
Um ihn, da ſieht er, daß er recht geblickt:
Ich thue beſſer, ruft er aus, bei Zeiten,
Eh's größer wird, dieß Unkraut auszureuten!

### 148.

Wohin der Ritter mag das Auge heben,
Ringsum wird ihm die Straße ſchnell geleert:
Chriſt eilt und Mohr, ihm weiten Raum zu geben,
So ſehr geſcheut iſt das berühmte Schwert.
An keinem andern bleibt ſein Auge kleben,
Als an dem Dardinell, den er begehrt,
Und, Knabe, ruft er, der war dein Verderben,
Der dich gemacht zu dieſes Schildes Erben!

### 149.

Ich komme her zu dir, um zu erfahren,
Wie du vertheidigſt dieſes Roth und Weiß;
Denn kannſt du's heut nicht gegen mich bewahren,
So raubt dir Roland leichter noch den Preis. —
Drauf Dardinell: Ich will dir offenbaren,
Daß, wenn ich's trag', ich's zu verfechten weiß;
Es ſoll des Vaters roth und weißes Zeichen
Zum Ruhm, nicht zum Verderben mir gereichen.

### 150.

Den Knaben wirſt du nimmer fliehen ſehn,
Auch glaub' ihm nicht das Zeichen abzujagen.
Mit meinem Leben nur ſoll das geſchehn,
Doch hoff' ich noch, Gott ſei mit meinen Tagen.
Sei's wie es wolle, mich ſoll keiner ſchmähn,
Ich ſei aus meines Stammes Art geſchlagen. —
Er ſpricht's, und auf den Herrn von Montalban
Stürmt er mit hochgeſchwungnem Schwert heran.

151.

Da hört der Mohren Herzblut auf zu fließen,
Ein kalter Schreck hemmt plötzlich ſeine Fluth,
Als ſie den Paladin herniederſchießen
Auf ihren König ſehn mit ſolcher Wuth,
Wie nur ein Löwe, der auf grünen Wieſen
Den Stier ſieht, frei noch von der Liebe Gluth.
Der Sarazene trifft zuerſt, verwegen,
Doch prallt vom Helme des Mambrin ſein Degen.

152.

Der Ritter lacht und ſpricht: Nun ſei belehrt,
Ob ich die Ader beſſer weiß zu bohren.
Er ſpornt und läßt die Zügel ſeinem Pferd,
Und trifft mit einem Stoß den jungen Mohren,
Mit einem Stoß, der in die Bruſt ihm fährt
Und aus dem Rücken dringt: er iſt verloren,
Die Seele mit dem Blute folgt dem Stahl,
Und kalt und blutlos fällt der Leib zumal.

153.

Wie, wenn gleichgültig ſie der Pflug zerſchneidet,
Die Purpurblume fällt von ihrem Thron,
Wie, wenn er an zu reichem Safte leidet,
Sein trauernd Haupt im Garten neigt der Mohn,
So, mit entfärbtem Angeſichte, ſcheidet
Vom Leben Dardinell, der Heldenſohn;
Vom Leben ſcheidet er, und nimmt von dannen
Kraft, Muth und Hoffnung aller ſeiner Mannen.

154.

Wie Waſſer, das von künſtlichen Gewalten
Gehemmt, verſchloſſen eine Weile ſteht,
Auf einmal aber, wenn der Damm zerſpalten,
Mit großem Rauſchen aus einander geht,

So auch die Mohren, die ſich noch gehalten,
So lang der Geiſt des Königs ſie durchweht:
Nun fliehen ſie zerſtreut nach allen Seiten,
Wie ſie ihn todt vom Sattel ſehen gleiten.

155.

Reinald läßt fliehn, was ſich zur Flucht gewandt,
Und treibt, was ſich will ſtellen, von der Stätte.
Niemand bleibt ſtehen vor Ariodant,
Der faſt gereicht heut an Reinalden hätte.
Zerbin und Leonett ſind heiß entbrannt,
Zu kämpfen, zu zerſchmettern in die Wette.
Karl, Olivier, Turpin, und minder nicht
Ogier und Salomon, thun ihre Pflicht.

156.

Heut droht es ſehr, daß zu den Heidenreichen
Entrinnen ſolle nicht ein einzig Haupt;
Doch Spaniens kluger Fürſt eilt einzuſtreichen,
Und geht mit dem, was ihm das Glück erlaubt;
Denn beſſer iſt es, mit Verluſt zu weichen,
Bevor das Spiel ſo Rock als Börſe raubt;
Und beſſer iſt's, ein Häuflein wegzuführen,
Als Stand behauptend, alles zu verlieren.

157.

Und nach dem Lager wendet er die Fahnen,
Das Wall und Graben rings gar feſt umſchließen
Mit Andaluſiens Herrn, mit Stordilanen
Zieht er vereint, und mit dem Portugieſen,
Und läßt den Herrn der Barbarei ermahnen,
Daß ſeine Hörner ſchnell zum Rückzug blieſen,
Da er nicht wenig ſchon geleiſtet heute,
Wenn er ſich ſelber und den Platz befreite.

### 158.

Der hielt ſich für verkauft, verloren ſchon,
Und glaubte nie Biſerta mehr zu ſehn:
Niemals mit ſolchem Zorn und ſolchem Hohn
Sah er das Glück in ſeinem Wege ſtehn.
Als er nun hörte, daß Marſil entflohn
Mit einem Reſt, wie klang das Wort ihm ſchön!
Er läßt zum Lager die Paniere wallen,
Und zu dem Rückzug die Trompeten ſchallen.

### 159.

Doch nicht Trompete, Trommel noch Panier
Kann das verſprengte Volk zur Ordnung bringen.
So mächtig iſt der Schreck, die Feigheit hier,
Daß viele blindlings in die Seine ſpringen.
Sobrin und Agramant verzweifeln ſchier,
Und jagen rechts und links, um ſie zu zwingen,
Indeß ſich alle guten Führer mühn,
In Schanz' und Wall ihr Volk zurückzuziehn.

### 160.

Doch keine Mühe hilft, kein Drohn und Bitten,
Wie ſich Sobrin, der König, alle rühren,
Nicht jeden ſag' ich, nein, auch nur den dritten
Den ſchlecht gefolgten Fahnen zuzuführen.
Furchtbar iſt der Verluſt, den ſie erlitten:
Auf einen fehlen zwei bei den Panieren,
Ganz heil iſt keiner, der und jener blutig,
Zum Tod ermattet alle, keiner muthig.

### 161.

So werden ſie, von Angſt und Noth zerſpalten,
Zu den Verſchanzungen zurück geſendet;
Doch dieſe ſelbſt, ſo ſtark und feſt ſie galten,
Sie hätten ſchwerlich ihre Noth geendet,

Denn Karl verſtand am Schopf das Glück zu halten,
Sobald es ihm das Antlitz zugewendet,
Wär' nicht die dunkle Nacht herabgeſtiegen,
In deren Frieden alle Dinge ſchwiegen;

162.

Vielleicht weil's ihr der Schöpfer ſchnell geboten,
Der gern den Mord der Kreatur gehemmt.
Das Feld und alle Straßen ſind von rothen,
Gewalt'gen Strömen weithin überſchwemmt,
Und dieſe Fluth von achtzigtauſend Todten,
Die heut durch's Schwert gefallen, eingedämmt.
Jetzt kommen Wölf' und Bauern aus den Höhlen,
Sie Nachts zu freſſen oder zu beſtehlen.

163.

Karl iſt nicht in die Stadt zurückgegangen,
Dem Feind entgegen legt er ſeine Reihn,
Belagernd ſeine Zelte zu umfangen,
Und ſchließt ihn rings mit hohen Feuern ein.
Der Heide ſieht ſich vor, ihn zu empfangen,
Schanzt und macht Wälle, Gräben und Baſtei'n;
Er geht umher und hält die Wachen munter,
Und bringt heut Nacht die Rüſtung nicht herunter.

164.

Im Lager der geſchlagnen Sarazenen
Wird dieſe Nacht gar traurig hingebracht:
Da gibt's ein Jammern, Weinen und ein Stöhnen,
Jedoch ſo ſehr wie möglich leis und ſacht.
Verwandten, Freunden gelten dieſe Thränen,
Auch mancher klagt um ſich, der in der Schlacht
Verwundet ward, den Noth und Elend drücken,
Mehr noch aus Furcht vor künft'gen Mißgeſchicken.

165.

Zwei Mohren waren unter andern hie,
Aus dunklem Stamm in Tolomitt geboren:
Von wahrer Lieb' ein ſeltner Zug, ſoll nie
Erſterben die Geſchichte dieſer Mohren.
Medor und Cloridan, ſo hießen ſie,
Die ſtets, in Glück und Unglück auserkoren,
Den Dardinell geliebt, und mit dem Heer
Nach Frankreich ihn begleitet über's Meer.

166.

Sein ganzes Leben durch der Jagd gewogen,
War Cloridan von Sehnen ſtraff und dicht;
Medorens Wange, röthlich überflogen,
War, in der Jugend Lenze, hold und licht;
Von allen, die zu dieſem Kampfe zogen,
Trug keiner ſo ein lieblich Angeſicht.
Mit ſchwarzen Augen, goldnen Lockenhaaren
Schien er ein Engel aus den höchſten Schaaren.

167.

Und auf den Wällen ſtanden dieſe beeden
Mit vielen andern Kriegern auf der Wacht,
Als zu dem Himmel auf mit tauſend blöden
Schlaftrunknen Augen traurig ſah die Nacht.
Medor kann ſich in allen ſeinen Reden
Nicht halten, daß er nicht des Herrn gedacht,
Des Königs, ſeine Reſte zu beklagen,
Die ungeehrt im blut'gen Felde lagen.

168.

Er ſpricht zu ſeinem Freund: O Cloridan,
Nicht ſagen kann ich dir, wie weh mir's thut
Um meinen Herrn, der drunten auf dem Plan,
Für Rab' und Wolf zu theure Speiſe! ruht.

Denk' ich, wie er mir immer wohlgethan,
So ſcheint mir's, daß mit allem meinem Blut,
Wenn ich's verſchwendete zu ſeiner Ehre,
Die große Schuld nicht ausgeglichen wäre.

169.

Damit nicht unbegraben bleibt der Held,
Will ich hinunter, um nach ihm zu ſpähen;
Vielleicht läßt Gott verborgen mich durch's Feld
Und durch des Kaiſers ſtilles Lager gehen.
Du bleibe, daß, wenn ihm mein Tod gefällt,
Du kannſt erzählen was mit mir geſchehen,
Daß, macht das Glück die ſchöne That zunicht,
Der Ruf von meinem guten Herzen ſpricht. —

170.

Es ſtaunet Cloridan, daß ſolche Liebe,
Daß ſolche Treu' ein Knabenherz erfüllt,
Und ſucht, wie er den Vorſatz ihm vertriebe,
Da ihm der arme Jüngling alles gilt.
Vergebens redet er ihm zu; wo bliebe
Ein Troſt, der ſolche bittre Schmerzen ſtillt?
Medor bleibt unbewegt, und will ſein Leben
An eine Ruhſtatt für den König geben.

171.

Wie er nun ſieht, daß nichts zurück ihn hält,
Spricht Cloridan: So geh' ich auch mit dir;
Solch edle That iſt's, was auch mir gefällt,
Und reizend winkt ein ſchöner Tod auch mir.
Was blieben mir für Freuden in der Welt,
Ließ' mein Medor, mein Freund, mich einſam hier?
Weit beſſer iſt's, mit dir in Waffen ſterben,
Als durch den Gram um deinen Tod verderben. —

172.

Nachdem ſie andre mit dem Dienſt beladen.
Der Wache, gehen ſie beherzt davon;
Sie laſſen Graben, Wall und Palliſaden,
Und bei den ſichern Chriſten ſind ſie ſchon.
Kein Feuer leuchtet tückiſch ihren Pfaden,
Denn Niemand fürchtet jetzt der Heiden Drohn;
Das Lager ſchläft, von Wein und Schlummer trunken,
Stumm zwiſchen Wehr und Wagen hingeſunken.

173.

Da weilt' ein wenig Cloridan und ſprach:
Nicht darf man die Gelegenheit verſäumen.
Bei dieſem Volk, das meinen Herrn erſtach,
Wie wär's, Medor, ein wenig aufzuräumen?
Du halt indeſſen Ohr und Auge wach,
Daß keiner uns ertappt, eh wir's uns träumen.
Dir ſoll mein Schwert dafür zu Dienſten ſein,
Und weite Straße hau'n durch ihre Reihn. —

174.

Er ſprach's, und, ſeine Worte zu erfüllen,
Ging er in des gelehrten Alpheus Zelt,
Den Karl, um ſeines tiefen Wiſſens willen,
Als Arzt und Aſtrologen angeſtellt.
Doch ſeine Kunſt ſah durch gefärbte Brillen,
Die ihn für dießmal ganz und gar geprellt:
Er würde, war ihr Spruch, nach langen Jahren
An ſeines Weibes Bruſt von hinnen fahren.

175.

Nun findet ihn der Heide, ſchlau und kühn,
Und eilt, das Schwert ihm in den Hals zu ſtechen.
Vier aus der Nachbarſchaft begleiten ihn,
Und keiner nimmt ſich Zeit, ein Wort zu ſprechen.

'ſ iſt alt und von den Namen ſchweigt Turpin,
Daher uns alle Spuren ganz gebrechen.
Dann traf er Palidon von Moncalier,
Der zwiſchen zweien Pferden ſchlief, gar ſchwer.

### 176.

Dann kommt er hin, wo mit dem Kopf am Faſſe,
Das er geleert, der arme Grillo ruht.
Er hofft, daß man ihn friedlich ſchlafen laſſe,
Und hat ſich hingeſtreckt in gutem Muth.
Da köpft ihn Cloridan mit wildem Haſſe,
Aus einem Spundloch ſchießt ihm Wein und Blut.
Er hat im Leib wohl mehr als Eine Kanne,
Und trinkt im Traum, da ſtört ihn der Tyranne.

### 177.

Dann einen Teutſchen, einen Griechen macht
Der Würger kalt, Konrad und Andropon;
Die hatten ſich erfreut der kühlen Nacht
Beim Becherklang und bei der Würfel Ton.
Glückſelig, hätten ſie am Tiſch gewacht,
Bis Phöbus aufging an des Himmels Thron!
Doch wär' es um des Schickſals Macht geſchehn,
Wenn jeder in die Zukunft könnte ſehn.

### 178.

So wie ein Leu in einem vollen Stalle,
Von langem Hunger dürr und abgezehrt,
Das ſchwache Vieh mit ſeiner furchtbarn Kralle
Zerreißt, und frißt und mordet und verheert,
So würgt der wilde Mohr die Schläfer alle,
Der mordend durch das Chriſtenlager fährt.
Medorens Schwert iſt auch nicht ſtumpf geworden,
Doch er verſchmäht's, unedles Volk zu morden.

179.

Da ſah er wie der Herzog von Labrett
Den Schlaf in ſeines Liebchens Arm genoß.
Sie ſchliefen ein ſo inniges Duett,
Daß auch kein Lüftchen mehr dazwiſchenſchoß.
Medor enthauptet ſie im Freudenbett.
O ſüßer Tod, o ſel'ges Endeloos!
Denn, wie die Leiber, hat er ſo umſtrickt
Gewiß die Seelen auch emporgeſchickt.

180.

Worauf Malind und Artalie erlagen,
Die Flanderns Graf, ihr Vater, hergeſandt,
Der Kaiſer heut zu Rittern erſt geſchlagen,
Und ihrem Schild die Lilien zuerkannt,
Weil ſie ein blutig Schwert davongetragen
In dieſer Schlacht, weßhalb er ihnen Land
Verſprochen bei den Frieſen und gegeben,
Hätt's nicht Medor genommen ſammt dem Leben.

181.

Schon nahe ſind die meuchleriſchen Degen
Den Zelten, welche um des Kaiſers Zelt,
Bewohnt von Paladinen, rings gelegen,
Wo jeder nach der Reihe Wache hält.
Doch weiter wagt ſich keiner zu bewegen,
Die Schwerter ſinken, die ſo viel gefällt;
Unmöglich ſcheint es in dem großen Heere,
Daß auch nicht Einer wach und rüſtig wäre.

182.

Hier können ſie mit Beute ſich beladen:
Gewinn genug, entfliehn ſie ſelber nur!
So gut er wählen kann, auf ſichern Pfaden
Geht Cloridan; der Freund folgt ſeiner Spur.

Sie kommen zu den blutigen Geſtaden,
Wo zwiſchen Schwert, Schild, Speer auf Einer Flur
Die Armen, Reichen, Könige, Vaſallen,
Und über Menſchen Roſſe hingefallen.

### 183.

Die Maſſe Leichen, die im Felde lag,
In grauſigem Gemiſche nicht zu trennen,
Die hätte Sorg' und Eifer bis zum Tag
Den treuen Freunden wohl vereiteln können;
Doch Luna wollt' aus dunkler Wolken Hag
Medorens Flehn ihr Angeſicht vergönnen.
Gen Himmel andachtsvoll ſein Aug' empor
Nach Lunen wendend, alſo ſprach Medor:

### 184.

O heil'ge Göttin, du, die unſre Alten
Mit vollem Recht die Dreigeſtalt'ge hießen,
Da deine Schönheit in ſo viel Geſtalten
Von Himmel, Erd' und Hölle wird geprieſen,
Die du in Wald und düſtern Bergesſpalten
Dem Wild als Jäg'rin folgſt mit ſchnellen Spießen,
Zeig' mir bei dieſen vielen meinen König,
Der lebend deinem Dienſt war unterthänig! —

### 185.

Und Luna, bei dem ſanften Flehen, bricht
Den Flor, ſei's Zufall, ſei's der Treue Lohn,
Schön wie ſie war, als ſie zu ſüßer Pflicht
Sich nackt ergeben dem Endymion.
Paris und beide Lager zeigt ihr Licht,
Von Berg und Blachfeld iſt die Nacht entflohn,
Die beiden Hügel ſieht man ferne blinken,
Montmartre rechts, und Montleri zur Linken.

186.

Am hellſten aber ruht ein Strahlenkranz
Zärtlich auf Dardinell's geliebter Leichen.
Medor eilt weinend hin, wie er im Glanz
Erkennt das theure, roth und weiße Zeichen,
Und badet ihm die Heldenwangen ganz
In bittern Thränen, welche Fluthen gleichen,
Mit Klagen und Gebärden, alſo ſüß,
Daß ſelbſt der Wind ſich lauſchend feſſeln ließ;

187.

Doch leiſe wagt er nur und dumpf zu ſprechen,
Nicht, weil er denkt, es möchte Jemand nah'n
Und blutig die gefallnen Brüder rächen:
Er haßt ſein Leben, gerne gäb' er's d'ran;
Allein aus Furcht, man möcht' ihn unterbrechen,
Eh völlig er ſein frommes Werk gethan.
Die beiden laden nun die Königsleiche
Den Schultern auf, und bringen ſie in's Gleiche.

188.

So ſehr ſie können, fördern ſie die Schritte
Und eilen unter der geliebten Laſt.
Des Lichtes Herrin naht mit leiſem Tritte,
Vor welcher Nacht und Sternenſchein erblaßt;
Da kommt Zerbin, deß' hohe Kriegerſitte,
Sobald es nöthig iſt, kein Schlummer faßt;
Und der die ganze Nacht gejagt die Mohren,
Im erſten Frühroth zu des Lagers Thoren,

189.

Und ein'ge Reiter mit, die ihn begleiten.
Die ſehn von Weitem unſre Freunde nun;
Da eilen ſie ſogleich nach jener Seiten,
Und hoffen einen hübſchen Fang zu thun.

Jetzt, Bruder, laß die Bürde niedergleiten!
Spricht Cloridan: das Heil ruht in den Schuh'n;
Nicht weiſe wär's, wenn zwei Lebend'ge fielen,
Um eines Todten Rettung zu erzielen. —

190.

Er wirft die Laſt vom Nacken ohne Weile,
Und meint, Medoren ſei es einerlei.
Der Arme nimmt ſie ganz zu ſeinem Theile,
Der hat für ſeinen Herrn mehr Lieb' und Treu.
Der andre flieht davon mit großer Eile,
Als ob der Freund ihm an den Ferſen ſei.
Wüßt' er das Schickſal, dem er ihn gelaſſen,
Er würde lieber tauſendfach erblaſſen.

191.

Der Feind theilt ſich und nimmt ſie in die Mitten:
Lebendig ſie zu fangen oder todt,
Iſt ſein Beſchluß, und bald iſt abgeſchnitten
Jedweder Ausweg, der noch Rettung bot.
Der Führer iſt zunächſt herangeritten,
Der ihnen wilder als die andern droht:
Da ſie auf dieſe Weiſe Furcht verrathen,
So ſind's gewißlich feindliche Soldaten.

192.

Ein alter Wald ſtand dort in jenen Tagen,
Wo düſter Baum ſich und Geſtrüpp verſchlang,
Wo enge Wege labyrinthiſch lagen,
Und nur das Wild durch die Gebüſche ſprang.
Dort haben ſich die Mohren hingeſchlagen,
Und hoffen Schutz und freundlichen Empfang.
Doch wen mein Lied ergötzt, mag ſich bequemen,
Ein andermal das Weitre zu vernehmen.

# Neunzehnter Geſang.

1.

Von wem er ſei geliebt, kann Niemand wiſſen,
So lang ſich nicht das Glücksrad mit ihm neigt,
Ihn werden wahr' und falſche Freunde küſſen,
Von denen jeder gleiche Treue zeigt.
Erliſcht ſein Licht in öden Finſterniſſen,
Dann wendet ſich die Schmeichlerſchaar und ſchweigt;
Doch wer von Herzen liebt, wird nicht verſtieben
Und ſeinen Herrn auch nach dem Tode lieben.

2.

Wenn man, wie das Geſicht, das Herz erblickte,
Wohl mancher, der am Hof in ſchlechtem Glück,
Und mancher Große, der die andern drückte,
Vertauſchten mit einander ihr Geſchick.
Der Niedre würde plötzlich der Beglückte,
Der Große träte zu dem Troß zurück.
Doch wollen wir uns zu Medor begeben,
Der ſeinen Herrn geliebt in Tod und Leben.

3.

Er irrt und ſucht zu fliehen, krumm und grad,
Der arme Jüngling, auf verworrnen Wegen;
Doch ſeine Laſt vereitelt jeden Rath,
Kaum kann er ſich noch unter ihr bewegen.
Er kennt das Land nicht und ihn täuſcht der Pfad,
Der ihn umſtrickt mit dornigen Gehegen.
Der andre, deſſen Schulter leichter war,
Iſt fern von ihm und längſt aus der Gefahr.

4.

Schon iſt der gute Mohr ſo weit von hinnen,
Daß er den Lärm der Feinde nicht mehr hört;
Da fühlt er ſeine Seele ſich entrinnen,
Wie er gewahrt, daß er den Freund entbehrt.
Wie war ich doch, ruft er, ſo ganz von Sinnen!
Wie war ich doch ſo achtlos, ſo verſtört,
Von dir zu fliehn, Medor! ich muß mich haſſen,
Und weiß nicht wann und wo ich dich gelaſſen.

5.

So ſprechend, eilt er in den Wald beklommen,
Und jagt auf dem verworrnen Weg zurück,
Er kehrt auf jenen Pfad, den er gekommen,
Den Todespfad! ihn leitet ſein Geſchick.
Schon hat er Hufſchlag und Geſchrei vernommen
Und feindlich Drohn; zuletzt entdeckt ſein Blick
Von vielen Feinden, hoch auf ihren Roſſen,
Allein, zu Fuß, Medoren eingeſchloſſen.

6.

Hundert zu Roß, und alle dicht um ihn.
Zerbin befiehlt und ruft, man ſoll ihn faſſen.
Er dreht ſich wie ein Kreiſel her und hin,
Und kämpft, ſo gut er's kann, mit dieſen Maſſen,
Wo Eichen, Buchen, Ulmen Schutz ihm liehn,
Und will die theure Bürde nimmer laſſen;
Am Ende legt er ſie, wie er nicht mehr
Vermag, in's Gras, und ſchweift um ſie umher.

7.

So, wenn der Alpenjäger eingedrungen,
Steht eine Bärin in der Felſenhut
Mit ungewiſſer Seele bei den Jungen,
Und knirſcht vor tiefem Jammer, knirſcht vor Wuth.

Von Zorn und angebornem Grimm bezwungen,
Streckt ſie die Klauen aus und lechzt nach Blut;
Doch Liebe rührt und feſſelt ſie nicht minder,
Und noch im Zorn ſchaut ſie auf ihre Kinder.

8.

Unwiſſend, wie er helfen mag Medoren,
Will Cloridan im Tode bei ihm ſein,
Doch eh das Leben für ihn ſelbſt verloren,
Will er dem Tode mehr als Einen weih'n:
Den ſchärfſten Bolzen hat er ſich erkoren,
Und zielt, verſteckt, ſo gut auf ihre Reihn,
Daß plötzlich einer von Zerbin's Genoſſen
Den Sattel fahren läßt, durch's Hirn geſchoſſen.

9.

Nun wenden alle ſich nach jener Seite,
Von wo der meuchleriſche Pfeil gefegt.
Vom Sarazenen aber kommt der zweite,
Der einen zweiten zu dem erſten legt.
Er fragt ſo eben heftig ſeine Leute,
Lautſchreiend, wer den Bogen angelegt:
Da kommt der Schuß herbeigeziſcht, und mitten
Iſt in dem Hals das Wort ihm abgeſchnitten.

10.

Nun läßt Zerbin, der Führer jener Schaar,
Dem Unmuth und dem Zorn die Zügel ſchießen.
Wild rennt er auf den armen Jüngling dar,
Und ruft voll Wuth: Das ſollſt du, Bube, büßen!
Er ſtreckt die Hand nach jenem goldnen Haar
Und ſchleppt ihn mit Gewalt zu ſeinen Füßen.
Doch wie er ſchaut in dieſes Angeſicht,
Da fühlt er Mitleid, und erſchlägt ihn nicht.

11.

Zu bitten wagt er nun, der holde Knabe:
Ich fleh' bei deinem Gott! geſtatte, Ritter,
Daß ich den König, meinen Herrn, begrabe;
Verſag' es grauſam nicht dem armen Bitter!
Ich will kein Mitleid, keine andre Gabe,
Und glaube nicht, daß Sterben ſei mir bitter:
So viel und mehr nicht ſorg' ich für mein Leben,
Als Noth iſt, meinem Herrn ein Grab zu geben.

12.

Doch reißt die Wuth dich des Thebaners fort,
Des Kreon, willſt du Wild und Vogel ätzen,
Gib meinem König einen ſtillen Ort,
Und laß ſie ſich an meinen Gliedern letzen! —
So ſprach Medor mit holdem Blick und Wort,
Gebärden, fähig Berge zu verſetzen,
Und ſo bewegt iſt ſchon Zerbin's Gemüth,
Daß er von Zärtlichkeit und Mitleid glüht.

13.

Doch während dem traf einer aus dem Heere,
Der alle Achtung vor dem Herrn verlor,
Ein roher Reitersmann, mit ſeinem Speere
Die zarte Bruſt des flehenden Medor.
Zerbinen kränkte dieſe ſchnöde, ſchwere
Unthat, und doppelt, da der junge Mohr
Betäubt zur Erde ſank und ohne Leben,
Daß jeder ihn verloren mußte geben.

14.

Der Ritter, der von Schmerz und Zorn erglühte,
Rief: Dieſe Schandthat bleibt nicht ohne Lohn!
Und warf ſich mit erbittertem Gemüthe
Auf jenen, der ihm zugefügt den Hohn.

Der aber, deutlich ahnend was ihm blühte,
Nahm ſeinen Vortheil wahr und floh davon.
Wie er Medoren ſieht am Boden liegen,
Springt Cloridan hervor zu offnem Kriegen.

15.

Er wirft den Bogen weg, und wuthentfacht
Läßt er die Feinde ſeinen Degen fühlen,
Mehr um zu ſterben, als daß er gedacht,
Mit voller Rache ſeinen Zorn zu kühlen.
Schon färbt ſein Blut den Sand, ſchon wird es Nacht
Um ihn, den hundert Klingen rauh durchwühlen,
Und wie er fühlt, daß ſeine Stunde ſchlägt,
Da hat er ſich zu ſeinem Freund gelegt.

16.

Die Schotten folgen ihres Prinzen Pferde,
Den tiefer Unmuth jagt im tiefen Wald,
Und laſſen beide Mohren an der Erde,
Den einen ganz, den andern halb ſchon kalt.
Lang liegt Medor in tödtlicher Beſchwerde
Und ſtrömt ſein Blut aus ſolchem weiten Spalt,
Daß es ein Ende hätte bald genommen,
Wär' ihm zu Hülfe Jemand nicht gekommen.

17.

Ein Mädchen kommt, ſo will's der Zufall fügen,
In einem niedern, hirtlichen Gewand,
Doch fürſtlich von Geſtalt, mit holden Zügen,
Und hochgeſinnt, ehrbar und voll Verſtand.
Ich habe ſchon ſo lang von ihr geſchwiegen,
Daß euch wohl ganz ihr ſchönes Bild entſchwand:
Es iſt ein Fürſtenkind, wenn ihr's vergeſſen,
Angelica, die einſt Catay beſeſſen.

18.

Seit ſie den Zauberring zurück bekommen,
Den ihr der diebiſche Brunell geraubt,
Da iſt ihr Stolz, ihr Hochmuth ſo entglommen,
Daß ſie die ganze Welt geringe glaubt.
Sie reiſt allein, Niemand wird mitgenommen,
Und wär's ein himmelhochberühmtes Haupt;
Sie denkt's mit Groll, daß ſie den Sacripante,
Daß ſie den Roland ihren Liebſten nannte.

19.

Am ärgſten fühlt ſie ſich's im Herzen graben,
Daß ſie dem Reinald günſtig ſich erwies:
Zu ſehr erniedrigt glaubt ſie ſich zu haben,
Daß ſie ſo tief die Augen ſinken ließ.
Ein ſolcher Hochmuth reizt den blinden Knaben,
Den er gewaltig vor das Köpfchen ſtieß.
Er ſtellt ſich zu Medor, und auf die Stolze
Harrt er verſchmitzt mit aufgelegtem Bolze.

20.

Und wie den Jüngling nun Angelica
Verblutend und bereit vom Licht zu ſcheiden,
Doch mehr um ſeinen Herrn bekümmert ſah,
Den unbegrabnen, als um's eigne Leiden,
Da trat ihr eine fremde Rührung nah,
Sie fühlt' ein Leid den Buſen ihr zerſchneiden,
Das ihr das Herz erweichte wunderſam,
Noch mehr, als ſie ſein Loos von ihm vernahm.

21.

Nun fällt ihr jene Kunſt zur guten Stunde
Noch ein, die ſie erlernt in Indien ſchon,
Die Kunſt, die heilen kann die tiefſte Wunde,
Und adlig iſt und reich an Ehr' und Lohn,

Die ohne Bücherleſen ſich von Munde
Zu Mund, vom Vater fortpflanzt auf den Sohn; —
Sie denkt mit Saft von Kräutern zu verfahren,
Der ihn erhalten ſoll zu reifern Jahren.

22.

Es fällt ihr bei: ſie ſah zu ihren Füßen,
Im Gehn, an einer ſanften, ſchönen Höh',
Ein Kraut von großer Kraft und Wirkung ſprießen,
Sei's Diptam oder ſei es Panacee,
Sei es, was ſonſt dem Blut verbeut zu fließen
Und hebt den Krampf und jedes ſchlimme Weh.
Es iſt nicht fern; ſie geht, daß ſie es pflücke,
Und eilet wieder zu Medor zurücke.

23.

Ein Hirt begegnet' ihr auf dieſem Gang,
Der durch die Büſche kam auf einem Roß,
Nach einer Kuh, die ſchon zwei Tage lang
Verlaufen war von dem gehörnten Troß.
Sie nahm ihn mit dahin, wo tode=bang
Der Jüngling lag, dem Kraft und Blut entfloß,
Und der den Boden rings gefärbt ſo roth,
Daß er, verlöſchend, nahe war dem Tod.

24.

Schnell iſt die Schöne von dem Roß geſtiegen,
Der Hirt ſteigt ab auf ihren Wink behende;
Sie quetſcht das Kraut mit Steinen, die dort liegen,
Und fängt den Saft in ihre weißen Hände,
Und gießt ihn, daß die Wunde muß verſiegen,
Auf Wund' und Bruſt und Bauch bis an die Lende,
Und ſtillt ihm mit den wunderreichen Säften
Das Blut, und hilft ihm zu erneuten Kräften,

25.

Und macht ihn fähig, ſich auf's Roß zu heben,
Das bei dem Zaum der Hirt von dannen leitet.
Allein Medor will ſich nicht fort begeben,
Bevor man ſeinem Herrn ein Grab bereitet,
Und ſeinem treuen Cloridan daneben;
Worauf er ſie, wohin ſie will, begleitet.
Aus Mitleid will ſie, um ihn ganz zu heilen,
Im niedern Haus des guten Hirten weilen.

26.

Und eher nicht, als bis er wird geſunden,
So viel gilt ihr der Jüngling, will ſie gehn;
So wächſt das Mitleid, das ſie gleich empfunden,
Als ſie zuerſt am Boden ihn geſehn.
Bald aber fühlt ihr Herz verborgne Wunden,
Da er ſich ihr ſo ſittig zeigt wie ſchön;
Ihr Herz fühlt Wunden, und der Liebe Flammen
Schlagen allmählig über ihm zuſammen.

27.

Der Hirt hatt' eine Wohnung, nett und traut,
Im Wald, von zweien Bergen eingeſchloſſen:
Er hatte ſie vor kurzem neu gebaut,
Und wohnte drin mit ſeinen Hausgenoſſen.
Hier war Medorens Wunde durch das Kraut
Und durch die Hand der Jungfrau bald geſchloſſen;
Doch bald, in ihres Herzens Grund, zum Dank,
Iſt ſie an einer größern Wunde krank.

28.

Sie krankt an einer weitern, tiefern Wunde,
Von jenem Pfeil, den aus dem blonden Haar,
Den ſchönen Augen und dem holden Munde
Der Flügelſchütz geſendet unſichtbar.

Sie brennt, es wächſt die Gluth von Stund zu Stunde
Sie ſorgt nicht für die eigene Gefahr,
Ihr ganzes Denken iſt, ihr ganzes Hoffen,
Zu heilen ihn, der ſie ſo ſchwer getroffen;

29.

Stets größer wird ihr Schmerz und ihre Klage,
Je mehr des Jünglings Wunde heilt und ſchließt;
Er lebt: ſie liegt in eines Fiebers Plage,
Das Froſt und Gluth in ihre Adern gießt.
Sein Reiz blüht ſchöner auf mit jedem Tage:
Die Arme, wie ein ſpäter Schnee zerfließt,
Wenn ihn der Sonne Strahlen aufgefunden,
Verzehrt ſich trauernd, und kann nicht geſunden. —

30.

Soll nicht die Gluth zum Tode ſie verſengen,
Muß ſie ſich ſelber helfen, eh's zu ſpät;
Das ſieht ſie wohl, daß die Minuten drängen,
Daß ſie nicht warten darf, bis er ſie lädt;
So wagt ſie denn, das Band der Scheu zu ſprengen,
Und wie ihr Auge wird ihr Mund beredt:
Sie fleht um Mitleid mit der Wunde Plagen,
Die er, vielleicht unwiſſend, ihr geſchlagen.

31.

O Roland, o Tſcherkeſſenkönig, ſprecht,
Was euer Muth euch nützt und eure Ehre,
Welch Anſehn euer adliges Geſchlecht,
Und welchen Lohn euch euer Dienſt gewähre?
Nennt eine Gunſt, nennt mir ein einzig Recht,
Das euch jetzt oder je geworden wäre,
Als Lohn, Vergeltung, Dank für alle Müh
Und Noth, die ihr erduldet habt für ſie!

32.

O wenn du kehren könnteſt aus dem Grabe,
Wie hart erſchien dir's, König Agrican,
Daß ſie dein Herz wie eine ſchlechte Gabe
Zurückwies! Ferragu, verſchmähter Mann!
Ihr Tauſende, die ich verſchwiegen habe,
Die ihr ſo viel umſonſt für ſie gethan!
Wie bitter wär's euch, wenn ihr ſehen müßtet,
Wie ſie ſich jetzt in dieſen Armen brüſtet!

33.

Medoren läßt ſie nun die Roſe pflücken,
Die erſte, die noch nimmer ward berührt;
Noch keinen wollte ſie ſo hoch beglücken,
Daß ſie in dieſen Garten ihn geführt.
Doch um die Sache ehrbar aufzuſchmücken,
Hält man ein Hochzeitfeſt, wie ſich's gebührt:
Brautführer war der blinde Schalk, der kleine,
Des Hirten Frau Brautmutter beim Vereine.

34.

Als ſie das Feſt ſo hoch gefeiert hatten,
Als möglich war in jenem niedern Haus,
Da hielten ſie vergnügt in ſeinem Schatten
Wohl länger noch als einen Monat aus.
Angelica ſah nichts als ihren Gatten,
Und ward nicht ſatt bei dieſem holden Schmaus,
Und ließ nicht ab, an ſeinem Hals zu hangen,
Und ſtillte doch nie völlig ihr Verlangen.

35.

War ſie im Haus, verließ ſie ſeine Schwelle,
Der Jüngling war bei Tag und Nacht um ſie.
Nun ging's zu dieſer, nun zu jener Quelle,
Ging's auf begrünte Wieſen, ſpät und früh.

Mittags war ihre kühle Lagerſtelle
In einer Grotte, ſo bequem wie die,
Die einſt zur Zeugin ihrer Heimlichkeiten,
Beim Regen, Dido und Aeneas weihten.

36.

Und mitten in ſo innigem Ergötzen,
Wo nur ein Baum an Bach und Quelle ſtand,
Da ſäumt man nicht das Meſſer anzuſetzen,
Und wo ein Felſen minder hart ſich fand.
So ſtand im Freien denn auf tauſend Plätzen,
Auf tauſend andern an des Hauſes Wand:
Angelica, Medor, in mancher Weiſe
Verſchlungen mit gar liebevollem Fleiße.

37.

Ihr ſcheint es endlich, in den trauten Wänden
Dürf' nun nicht länger ihres Bleibens ſein:
Sie denkt ſich nach Catay zurückzuwenden
Und ihrem Freund die Krone zu verleihn.
Ein goldner Armring war in ihren Händen,
Reich ausgeſchmückt mit herrlichem Geſtein,
Graf Rolands Liebespfand, ſeit vielen Tagen
Gar hoch von ihr geachtet und getragen.

38.

Morgana[*] gab ihn einſt dem Ziliant,
Den ſie im See verbarg, in feuchter Nacht,
Und dieſer, zu dem Vater Monodant
Durch Roland's Kraft und Arm zurückgebracht,
Schenkt' ihn dem Grafen, der, von Lieb' entbrannt,
Den Arm ſich ſchmückte mit der goldnen Pracht,
Die er für ſeine Königin erwählt:
Ich meine die, von der mein Lied erzählt.

[*] Nach Bojardo.

39.

Als Kunſtwerk, reich und werth, es zu begehren,
Und nicht aus Liebe zu dem Paladin,
Hielt ſie den Reifen ſtets ſo hoch in Ehren,
Als je ein Gut, worauf die Sonne ſchien.
Im Thränenland — ich weiß nicht zu erklären,
Durch was für eine Gunſt — erhielt ſie ihn,
Als jene rohen, unwirthbaren Leute
Dem Meerſcheuſal ſie ausgeſetzt zur Beute.

40.

Sie konnte keinen andern Lohn erdenken
Für all die Treu, womit, ſeit ihr Geſchick
Sie wollte zu den Hirtenleuten lenken,
Sie ihr gedient bis dieſen Augenblick,
Und zog den Ring, um ihnen den zu ſchenken,
Vom Arm, und ließ ihn freundlich hier zurück.
Dann nach den Bergen ziehn die ſel'gen Beiden,
Die Frankreich von Hiſpaniens Grenze ſcheiden.

41.

Valenza oder Barcelona nehmen
Sie ſich zum Ziel und Raſtort, um zu ſehn,
Ob ſie vielleicht ein gutes Schiff bekämen,
Bereit, in's theure Morgenland zu gehn.
Sie ſehn das Meer Girona's Fuß umſtrömen,
Wie ſie herniederſteigen von den Höhn,
Und wenden ſich, am linken Meergeſtade,
Gen Barcelona auf betretnem Pfade.

42.

Noch ſind ſie unterwegs, als ſie, geſtreckt
Im Sand des Ufers, einen Narrn erblicken,
Mit Schlamm und Unflath, wie ein Schwein, bedeckt,
Und ſchmutzig im Geſicht, auf Bruſt und Rücken.

Er fährt ſie an, wie ſich ein Hund erkeckt,
Die Fremden anzufahren und zu zwicken,
Und ſucht ein Unheil ihnen anzuthun.
Doch wenden wir uns zu Marfiſen nun.

43.

Zu ihr, Aſtolfen, Aquilanten, Gryphen
Und zu den andern in der höchſten Noth,
Die ſchon ſo lang geplagt das Meer durchliefen,
Hülflos, und vor den Augen ſtets den Tod;
Der ſtolze Sturm erregt des Meeres Tiefen,
Der immer herriſcher und wilder droht.
Drei Tage währt er ſchon mit ſolchem Grolle,
Und noch kein Zeichen, daß er ſinken wolle!

44.

Kaſtell und Galerie ſind ganz zerſpalten
Von Sturm und Meer in gräßlichem Verein.
Hat ſich im Wind noch etwas feſt erhalten,
So wirft's der Schiffer in die Fluth hinein.
In der Kajüte bückt, mit tiefen Falten,
Sich der, bei einer kleinen Lampe Schein,
Auf eine Karte, Weg und Steg ergründend,
Der ſteht im Schiffsraum, mit der Fackel zündend.

45.

Am vordern und am hintern Rande ſtehen
Die Schiffer, vor der Sanduhr feſtgebannt,
Um jede halbe Stunde nachzuſehen,
Wohin man lief, wie ſich der Lauf gewandt,
Worauf ſie mit den Karten vorwärts gehen
Und ihre Meinung ſagen von dem Stand,
Wenn ſich die Mannſchaft in dem ſchwanken Staate
Bei dem Patron verſammelt zu dem Rathe.

46.

Der eine ſpricht: wir ſind bei Limiſſo,
Und auf der Sandbank, bin ich recht berichtet!
Der andre: Nein, bei Tripolis, allwo
Das Riff die Schiffe meiſt zu Grunde richtet!
Der ruft — die Schiffer hören's wenig froh —:
Wir ſind in Satalia, ſind vernichtet!
Ein jeder ſagt ſein Urtheil, wie er's denkt,
Doch alle ſind in gleiche Furcht verſenkt.

47.

Noch wilder läßt ſich an dem dritten Tag
Die Wuth des Sturmes und des Meeres an:
Der nimmt den Fockmaſt weg, zur größten Plage,
Und dieß das Steuer ſammt dem Steuermann.
Es iſt ein Herz von marmorhartem Schlage,
Das ruhig dieſe Noth ertragen kann.
Marfiſa, ſonſt ſo kühn und unerſchüttert,
Geſtand es, daß ſie jenen Tag gezittert.

48.

Zu Pilgerfahrten will man ſich bequemen,
Schwört Reiſen nach Galizien und nach Rom,
Zur Jungfrau von Ettin zu unternehmen,
Zum Grab und jedem andern heil'gen Dom.
Das Schifflein ſchwebt, das Wind und Welle lähmen,
Am Himmel jetzt, jetzt unterm Wirbelſtrom;
Ihn um ein größres Opfer zu betrügen,
Läßt man den Hauptmaſt in den Abgrund fliegen.

49.

Man wirft von vorn, von hinten, von den Seiten
Die Ballen, Kiſten, und was ſonſt iſt ſchwer,
Die Waaren, ja die reichſten Koſtbarkeiten
Hinab, und macht Kajüt' und Schiffsraum leer.

Der eine will die Fluth hinausarbeiten,
Und pumpt und pumpt, und gießt das Meer in's Meer,
Indeß zum untern Raum ſich andre drängen,
Wo Brett um Brett die wilden Waſſer ſprengen.

50.

Verzweifelnd mußten ſie in ſolcher Wiege
Vier Tage ſchwanken ob dem ſichern Grab,
Und nahe war das Meer am vollen Siege,
Ließ nicht der Sturm jetzt augenblicklich ab;
Als plötzlich Hoffnung, daß das Toben ſchwiege,
St. Elms erſehntes Feuer ihnen gab,
Das an dem Vordertheil das Bugſpriet wählte,
Weil jeder Maſt und jedes Segel fehlte.

51.

Kaum ſah man dieſe ſchöne Fackel leuchten,
Da fiel das Schiffsvolk auf die Knie, und flehte
Zum Meer um Fried' und Ruh, und ſprach mit feuchten
Bethränten Augen zitternde Gebete,
Die endlich auch den wilden Sturm verſcheuchten,
Daß er nicht mehr die düſtern Schwingen blähte:
Die Gegenwind' aus Weſt und Norden ruhten,
Und ein Südweſtwind blieb der Herr der Fluthen.

52.

Und blieb ſo ſtark auf dem bewegten Meere,
Und blies aus ſchwarzem Mund mit ſolchem Stoß,
Auch trieb ein Strom ſo mächtig die Galeere,
Da nun das Meer in niedern Wellen floß,
Daß ſie geſchwinder flog, die ſchwache Fähre,
Als je ein Falk, der Lüfte Pilger, ſchoß;
Der Schiffer war beſorgt, daß er das Ende
Der Welt, wo nicht den Grund des Meeres fände.

53.

Er wirft die Bündel von dem Vordertheil,
Indem er hiefür auch ein Mittel findet,
Und ſorgt, um zu vermindern dieſe Eil,
Daß man das Kabeltau herunterwindet.
Dieß Mittel war der Schwerbedrängten Heil,
Und mehr noch jener, der das Licht entzündet:
Dem Schiff gelang's, ſo ſchlimm es ſtand und ſchief,
Daß es im hohen Meere ſicher lief.

54.

Vor eine Stadt auf eine kleine Strecke
Kam's in Lajazzo's Buſen Syrien nah,
So hart am Ufer, daß man vom Verdecke
Zwei Schlöſſer, die den Hafen ſchloßen, ſah.
Der Schiffsherr ſtand mit nicht geringem Schrecke,
Als er die Gegend wahrgenommen, da:
Er wollte nicht das Schiff zum Hafen treiben,
Noch konnt' er fliehn, noch ruhig liegen bleiben.

55.

Er kann nicht liegen bleiben, kann nicht fliehn:
Verloren hat er Maſt' und Segelſtangen;
Auch ſind die Planken, ſind die Bretter hin,
Die von der Welle heft'gem Schlag zerſprangen.
Zum Hafen, heißt zum ſichern Tode ziehn,
Wo nicht, ein ewig Sklavenloos erlangen,
Da Kerker oder Tod jedweden trifft,
Der in den unheilvollen Hafen ſchifft.

56.

Gefährlich iſt's, auch nur ſich zu beſinnen:
Vom Hafen kann inzwiſchen eine Macht
Kriegsſchiffe kommen, und ſein Schiff gewinnen,
Das nicht auf's Meer, noch minder taugt zur Schlacht.

So bangt er nun und weiß nicht was beginnen:
Da fragt Aſtolf, der ſeinen Blick bewacht,
Warum er ſich ſo zweifelhaft bedenke,
Und ſeinen Kiel nicht nach dem Hafen lenke.

### 57.

Drauf hebt der Schiffsherr an, ihn zu beſcheiden:
Dieß iſt der mörderiſchen Weiber Strand;
Haft oder Tod muß jeder hier erleiden,
Nach altem Recht, wer fällt in ihre Hand,
Und dieſes Schickſal kann nur der vermeiden,
Der erſt im Feld zehn Männer überwand,
Und dann bei Nacht mit fleiſchlichem Ergetzen
Zehn Mädchen noch im Bett vermag zu letzen.

### 58.

Und wer die erſte Prüfung nun beſtanden,
Jedoch die zweite nicht vollenden kann,
Der ſtirbt; wer bei ihm iſt, der bleibt in Banden,
Als Ochſenhüter oder Ackersmann.
Wenn ſie in beiden tüchtig ihn erfanden,
Erlangt er Freiheit ſonſt für Jedermann,
Nur nicht für ſich: er muß als Gatte bleiben
Von zehn, die er nach Luſt ſich kann verſchreiben. —

### 59.

Nicht ohne Lachen hört' Aſtolf von dieſen
Seltſamen Bräuchen in dem nahen Land,
Als Sanſonett dazukam mit Marfiſen,
Und Gryph an ſeines tapfern Bruders Hand;
Sie wurden auch vom Schiffsherrn unterwieſen,
Was ihn ſo ferne hielt von dieſem Strand:
Weit lieber will ich in dem Meere liegen,
Rief er, als mich in's Joch der Knechtſchaft fügen. —

60.

Die Meinung iſt den Schiffern ganz gelegen,
Und auch die andern billigen ſie ſehr.
Marfiſa mit den Ihren ſtimmt dagegen,
Den Strand für ſichrer achtend als das Meer:
Umgeben ſein von hunderttauſend Degen,
Scheint ihnen nicht wie Sturmeswuth ſo ſchwer,
Und dieſe, ſo wie jede andre Stätte
Nicht ſchrecklich, wo man nur zu fechten hätte.

61.

Die Krieger wünſchen ſehr an's Land zu kommen,
Allein Aſtolf mit mehr Verwegenheit:
Er weiß, ſein Horn, wenn man den Lärm vernommen,
Wird räumen in dem Lande weit und breit.
Der Hafen iſt dem einen Theil willkommen,
Dem andern gräulich, und ſo kommt's zum Streit;
Doch muß der Schiffsherr, den die Stärkern zwingen,
Zuletzt ſein Fahrzeug in den Hafen bringen.

62.

Gleich anfangs, als man auf dem hohen Meere
Sie von der mörderiſchen Stadt geſehn,
Mußt' eine wohlgerüſtete Galeere,
Mit tücht'gem Volk bemannt, vom Stapel gehn.
Die naht ſich graden Wegs der armen Fähre,
Indeß ſie noch in Ungewißheit ſtehn;
Gleich wird, an's niedre Hintertheil gebunden,
Das hohe Schiff dem falſchen Meer entwunden.

63.

Und man bugſirt es in den Port ſodann,
Mit Segeln minder als mit Ruderſchlägen,
Weil ihm der Sturm, der feindliche Tyrann,
Die Mittel nahm, ſich rechts und links zu legen.

Indeß umgürtet ſich der Rittersmann
Die harte Haut und den getreuen Degen;
Der Schiffspatron und jeder der noch bebt,
Wird neu durch Hoffnung und durch Troſt belebt.

64.

Mondförmig iſt der Hafen, in der Runde
Vier Meilen groß, nach hinten und nach vorn.
Sechshundert Schritte hält er in dem Munde,
Und eine Feſtung ſteht an jedem Horn.
Wofern nicht aus des Mittags heißem Schlunde,
Hat er zu ſcheuen keines Sturmes Zorn
Wie ein Theater legt die Stadt die Flügel
Um ihn im Kreis, und lehnt an einem Hügel.

65.

Kaum ließ das Schiff ſich in dem Hafen ſchauen,
Gleich flog die Nachricht in der Stadt umher.
Und zeigten ſich am Strand ſechstauſend Frauen
In Kriegertracht, mit Bogen und mit Speer,
Und um der Flucht auf einmal vorzubauen,
Schloß zwiſchen beiden Feſten ſich das Meer;
Mit Schiffen und mit Ketten, ſtets zu dieſen
Abſichten in Bereitſchaft, ließ man's ſchließen.

66.

Und eine, die der Hekuba an Jahren
Und der cumäiſchen Sibylle gleicht,
Ruft den Patron, um ihm zu offenbaren,
Daß ihrer keiner ſeinem Tod entweicht,
Wofern er nicht, das Leben zu bewahren,
Dem Joch der Knechtſchaft ſeinen Nacken reicht:
So ſollten ſie nun wählen zwiſchen beiden,
Und hier den Kerker oder Tod erleiden.

67.

Zwar, ſagte ſie, wenn unter euch ſich fände
Ein Mann von ſolchem Muth und ſolcher Macht,
Daß er zehn unſrer Männer überwände,
So daß ſie fielen all' in Einer Schlacht,
Und obendrein zehn Weiber noch beſtände,
Mit Ehgenoſſenſchaft, in Einer Nacht,
Den würden wir auf unſern Thron erhöhen,
Ihr aber könntet eurer Wege gehen.

68.

Auch ihr könnt, alle oder ein'ge, bleiben,
Wenn's euch beliebt, jedoch mit dem Vertrag,
Daß als zehnfacher Mann ſich zu beweiben,
Wer bleiben und frei bleiben will, vermag.
Allein wenn euer Krieger nicht entleiben
Die zehn Verbundnen kann auf Einen Schlag,
Und kann er nicht den zweiten Preis erwerben,
So müßt ihr Sklaven ſein, und er muß ſterben.

69.

Die Ritter hofft das Weib verzagt zu ſchauen,
Sie aber ſind beherzt und brennen ganz,
Und keiner, der nicht dächte zu verdauen
Das ganze Abenteu'r mit Kopf und Schwanz.
Ja, ſelbſt Marfiſens Herz iſt ohne Grauen,
Obgleich ſie wenig taugt zum zweiten Tanz:
Wenn die Natur bei ſolchen Heldenſtreichen
Im Stich ſie läßt, da wird der Degen reichen.

70.

Die Antwort wird dem Schiffsherrn aufgetragen,
Nachdem man zur Berathung ſich geſellt:
Sie hätten Leute, die es könnten wagen,
Ein Pröbchen zu beſtehn in Bett und Feld;

Worauf man jeder Feindſchaft ſich entſchlagen,
Der Schiffer landet und die Brücke fällt,
Die Ritter dann mit Waffen zum Turnieren
Ausſteigen, und die Roſſe nach ſich führen.

71.

Indem ſie mitten nun die Stadt durchſchreiten,
Sehn ſie die hochgeſinnten Frauen hier
Hochaufgeſchürzt durch alle Straßen reiten,
Und auf dem Markt ſich tummeln im Turnier.
Die Männer haben nie ein Schwert zur Seiten,
Noch Sporn am Fuß, noch andre Waffenzier,
Woferns nicht zehn auf einmal ſind, verpflichtet
Durch das Geſetz, von dem ich euch berichtet.

72.

Die andern ſind beſtimmt zu Webſtuhl, Spindel,
Zu Nadel; Haſpel, Kamm und ſolchen Sachen,
Gehüllt in Weiberkleider, die zum Schwindel,
Zur Weichlichkeit geneigt und Trägheit machen.
In Feſſeln muß das ärmlichſte Geſindel
Den Boden pflügen und das Vieh bewachen.
Kaum hundert Männer ſind auf tauſend Frauen
In Stadt und Dorf umher zerſtreut zu ſchauen.

73.

Die Ritter wollten durch das Loos verfügen,
Wer auserleſen ſei, mit ſeiner Macht
Den erſten zehn im Kampfe obzuliegen,
Und dann den andern in der andern Schlacht.
Zwar auf Marfiſen ward bei dieſen Kriegen
Nicht ſtark gerechnet, weil ſie auf die Nacht
Behindert wäre bei dem zweiten Stechen,
Wo die fürnehmſten Waffen ihr gebrechen;

74.
Allein auch ſie will mit den andern ſpielen,
Und ſie wird juſt getroffen von dem Loos.
Sie ſpricht: Eh ſoll mein heißes Blut erkühlen
Im Tod, eh ihr durch mich nicht werdet los;
Doch unter dem ſollt ihr euch ſicher fühlen!
— Mit dieſem Wort macht ſie den Degen bloß —
All' dieß Gewebe hau' ich aus einander,
Wie einſt den gord'ſchen Knoten Alexander.

75.
Nie ſoll ein Fremder, eh' der Weltball bricht,
Ob dieſer Stadt hinfüro ſich beklagen. —
So ſprach ſie; die Genoſſen konnten nicht
Verhindern, was ein Gott ihr aufgetragen,
Und ließen ihr die zweifelhafte Pflicht,
Auf Einen Würfel aller Heil zu wagen.
Doch ſie, umhüllt von ihrem Eiſenkleid,
Erſcheint ſogleich im Felde zu dem Streit.

76.
Ein runder Platz, von Sitzen eingeſchloſſen,
Liegt an dem obern Ende dieſer Stadt,
Den ſie zu ihren kriegeriſchen Poſſen,
Zum Ringen, Ballſpiel und dergleichen hat;
Vier Pforten ſtehen dort, aus Erz gegoſſen,
Durch dieſe ſtrömen zu der Kampfesſtatt
Die Kriegerinnen, die verwirrt ſich drängen;
Dann darf Marſiſa durch den Eingang ſprengen.

77.
Auf einem Schimmel kam ſie angeritten,
Von lauter bunten Flecken überwallt,
Mit kleinem Haupt, mit königlichen Schritten,
Mit muth'gem Blick und herrlich von Geſtalt.

Aus tauſenden, die Zaum und Sattel litten,
Ließ dieſes Roß, das für das größte galt
Und ſchönſte, König Norandin erkieſen,
Und ſchenkt' es, fürſtlich aufgeſchmückt, Marfiſen

78.

Die hohe Heldin aus dem Frauenorden
Kam durch das Südertbor, und ſtand nicht lang,
Da bald ein Ton von Hörnern laut geworden,
Der nah und näher zu dem Platze klang;
Dann ſah ſie, wie durch's andre Thor aus Norden
Die zehenfache Schaar der Gegner drang.
Der erſte, den ſie ſah zum Kampfe fliegen,
Schien alle neun Genoſſen aufzuwiegen.

79.

Er kam auf einem Roß zum Waffengruße,
Das groß und dunkel wie ein Rabe war,
Schwarz, außer Stirn und linkem Hinterfuße,
An dieſen ſah man etwas weißes Haar.
Er trug des Roſſes Farbe, wie zur Buße,
Als wollt' er ſagen, wie faſt gänzlich baar
Des Lichts das Dunkle, gleichgeſtalter Sachen
Sei er dem Weinen näher als dem Lachen.

80.

Man gibt das Zeichen zu dem Kampfgericht:
Neun von den Rittern ſenken ihre Speere;
Allein der Schwarze will den Vortheil nicht,
Und zeigt, daß er nach keinem Kampf begehre.
Er will das Reichsgeſetz und ſeine Pflicht
Verletzen, lieber als die Ritterehre.
Er reitet ſeitwärts, und will Zeuge ſein,
Was Ein Speer wird vermögen gegen neun.

### 81.

Das Roß, von raſchem, angenehmem Gange,
Trägt ſeine Herrin eilig zu der Schlacht.
Sie hebt im Lauf den Speer, ſo ſchwer und lange,
Daß er vier Männern große Mühe macht.
Gewählt aus vielen, hat ſie dieſe Stange,
Als ſie das Schiff verlaſſen, mitgebracht.
Dieß wilde Weſen, zu dem Kampfe brauſend,
Macht Mienen blaß, bewegt der Herzen tauſend.

### 82.

Dem erſten hat, als wär' ſie nackt und bloß,
Der gute Speer ſogleich die Bruſt durchſtochen,
Nachdem er erſt den Schild, ſtark, dick und groß,
Sodann Halsberg' und Panzer noch zerbrochen.
Dann drang der Speer vom ungeheuren Stoß
Noch eine Elle durch den Schulterknochen.
Geſpießt nimmt ſie ihn mit in guter Ruh,
Und fliegt verhängten Zaums den andern zu,

### 83.

Von denen gleich, berührt mit jenem Speere,
Vom Pferd der zweite wie der dritte fällt;
Sie gehen beide mit verlorner Ehre
Und mit zerbrochnem Rückgrath aus der Welt,
So hart iſt dieſer Stoß, von ſolcher Schwere,
Und jene Kriegerſchaar ſo dicht geſellt.
Bombarden ſah ich ſchon in Heere ſchlagen,
Wie dieſen Trupp Marfiſa ſprengt im Jagen.

### 84.

Noch manche Lanze ward auf ihr zerſplittert,
Allein ſie ward nicht mehr davon bewegt,
Als eine feſte Mauerwand erzittert,
Wenn man im Spiel den Ball dagegen ſchlägt.

Ihr Harniſch iſt ſo hart und unerſchüttert,
Daß er den ſtärkſten Stoß und Hieb erträgt;
Er iſt geſchmiedet an der Gluth der Hölle,
Und abgekühlt in des Avernus Welle.

85.

Sie lenkt das Roß bis an des Platzes Ende;
Hier hält ſie's an, und wendet dann den Lauf,
Zerſchmettert und zerſprengt den Reſt behende,
Und färbt ihr Schwert mit Blut bis an den Knauf.
Dort nimmt ſie einen Kopf, hier Arm' und Hände,
An dieſem wickelt ſie die Klinge auf,
Daß Arme, Bruſt und Kopf zu Boden fliegen,
Und Bauch und Beine ſich im Sattel wiegen.

86.

Sie theilt ihn, ſag' ich, daß er, wo ſich Weichen
Und Rippen treffen, aus einander kracht,
Und läßt ihn ſo als Halbfigur, dergleichen,
Aus Silber, mehr aus reinem Wachs gemacht,
Von vielem Volk aus nah' und fernen Reichen
Vor Heil'genbildern werden dargebracht,
Gelübde zu bezahlen, Dank zu bringen,
Wenn fromme Bitten in Erfüllung gingen.

87.

Dann jagte ſie noch einem nach, der floh,
Und fing ihn mitten auf dem Platz, und theilte
Ihm Kopf und Hals auf ſolche Art entzwo,
Daß nimmer ſie ein Arzt zuſammenheilte.
Kurz, alle traf ſie, theils zum Tod, theils ſo,
Daß ihnen jede Lebenskraft enteilte;
Sie weiß gewiß, daß keiner von den Neun
Erſtehn wird, um die Fehde zu erneu'n.

88.

Der Ritter war zur Seite ſtets geblieben,
Der jene Neun begleitet auf den Sand:
Er ſchien den ſchnöden Vortheil nicht zu lieben,
Womit ein Haufen gegen Einen ſtand.
Nun, da er die Geſellen aufgerieben,
Und ſo geſchwinde, ſieht von Einer Hand,
Beweiſt er, daß ihn ritterliche Sitten,
Nicht Furcht gebannt, und kommt herangeritten.

89.

Er winkt ihm zu, er habe was zu ſagen
Vor dem Turnier, und nicht darauf bedacht,
Daß hinter ſolchem männlichen Betragen
Ein Mädchen ſteckt und in der Männertracht,
Spricht er: Die vielen, welche du erſchlagen,
O Ritter, haben wohl dich müd gemacht,
Und mehr als ſchon geſchehn dich zu ermatten,
Will mir die Ritterſitte nicht geſtatten.

90.

Du magſt dich ruhen bis zum neuen Tage,
Dann kehre wieder zu der Kampfesſtatt.
Kein Ruhm iſt's, wenn ich heut mit dir mich ſchlage,
Denn du biſt müd, und haſt es, glaub' ich, ſatt. —
Es iſt ſchon lang, daß ich die Waffen trage,
Und ſo ein Bischen macht mich noch nicht matt,
— Sprach ſie — und dieſes hoff' ich mit dem Eiſen
Dir bald auf deine Koſten zu beweiſen.

91.

Dank für dein freundlich Anerbieten dir,
Obgleich ich noch zu ruhen nicht begehre;
Der Tag iſt noch gar lang, und brächten wir
Ihn müßig hin, es wär' uns ſchlechte Ehre. —

Daß doch mit allem, was ich wünſche, mir
So reiche Sättigung beſchieden wäre,
— Verſetzt der Ritter — wie dir eine winkt:
Sieh zu, daß dir der Tag nicht plötzlich ſinkt! —

92.

Er ſpricht's, läßt ſich zwei dicke Lanzen reichen,
Vielmehr zwei Segelſtangen, ſchwer und feſt,
Will in der Wahl Marfiſen gerne weichen,
Und nimmt die zweite, die ſie liegen läßt.
Sie ſind bereit, nichts fehlt mehr als das Zeichen,
Das ſchmetternd laden ſoll zum blut'gen Feſt:
Wohlan! horch, Erde, Meer und Himmel hallen,
Wie ſie beim erſten Ton zuſammenprallen.

93.

Zu athmen, Mund und Auge zu bewegen,
Wagt keins von allen, die zugegen ſind;
So reizt es ſie, wer von den beiden Degen
Die Palme dieſes Tages ſich gewinnt.
Den Schwarzen aus dem Sattel wegzufegen,
Daß er vom Boden nicht erſtehe, ſinnt
Und zielt Marfiſa, und der Schwarze trachtet
Nicht minder, wie er ſeine Feindin ſchlachtet.

94.

Die Lanzen ſchienen mehr aus dürrer Weide
Geſchnitzelt, als aus Eichen, ſtark und groß,
Denn bis zum Griff zerſplitterten ſie beide,
Und für die Roſſe war ſo hart der Stoß,
Daß es juſt ſchien, die ſchärfſte Sichel ſchneide
An ihren Beinen alle Nerven los;
Sie ſtürzten hin, doch beide Kämpfer ließen
Die Sättel los, und ſtanden auf den Füßen.

95.

Wohl tauſend Ritter hatten vor Marfiſen
Beim erſten Stoß den Sattel ſchon geleert,
Doch keiner je ein Gleiches ihr erwieſen,
Und dieſesmal geſchah es, wie ihr hört.
Der unverhoffte Fall, vom Pferd zu ſchießen,
Macht ſie nicht nur beſtürzt, nein, ganz verſtört;
Den Schwarzen ſcheint es gleichfalls zu beſtürzen,
Denn er auch pflegte nicht ſo leicht zu ſtürzen.

96.

Sie ſprangen ſchnell zum Angriff von der Erde,
Die ſie im Fallen flüchtig nur berührt.
Hier ſtößt und haut man wüthend mit dem Schwerte,
Mit Klinge, Schild und Sprung wird dort parirt.
Ob leer ob voll der Hieb gegeben werde,
Es ziſcht die Luft, die weit den Schall hin führt,
Und dieſe Helme, Panzer, Schilde weichen
Noch minder als ein Ambos dieſen Streichen.

97.

Und iſt der Arm des rauhen Fräuleins ſchwer,
So iſt auch ihres Gegners Arm nicht leicht:
Was einer nimmt, das gibt er wieder her,
So daß das Maß ſich ganz bei beiden gleicht.
Wer nach zwei tapfern Herzen trägt Begehr,
Der hat genug an dieſen, wie mir däucht,
Und geh' nach Kunſt und Stärke keinen Tag,
Denn dieſen haben, was man haben mag.

98.

Die Frauen, die ſo ungeheuren Streichen
Schon eine gute Weile zugeſehn,
Und ohne daß von Müdigkeit ein Zeichen
An einem ſich der Ritter läßt erſpähn,

Erklären ſie für Kämpen ohne Gleichen,
So weit des Meeres Wellen wandernd gehn;
Wenn ſie nicht mehr als heldenmäßig wären,
So müßte ſchon die Mühe ſie verzehren.

99.

Bedenklich ſprach bei ſich Marfiſa leiſe:
Gut war's für mich, daß der ſich nicht geregt!
Hätt' er gekämpft in der Genoſſen Kreiſe,
Ich fürchte wahrlich, daß er mich erlegt,
Da man mit Mühe ſchon auf dieſe Weiſe
Die heft'gen Schläge ſeines Schwerts erträgt. —
Marfiſa ſpricht's, und ſchwingt die blanke Klinge,
Indem ſie's denkt, unausgeſetzt im Ringe.

100.

Gut war's, ſo ſpricht auch jener in der Stille,
Daß ich nicht ließ den Widerſacher ruhn:
Ihm, der gefochten hat die Hüll' und Fülle,
Dem Müden kaum vermag ich's gleich zu thun;
Hätt' er bis morgen, wie es war mein Wille,
Sich Kraft geſammelt, wie erging' mir's nun?
Fürwahr, das größte Glück das mir gekommen,
Daß er was ich ihm bot nicht angenommen! —

101.

Bis an den Abend währt die lange Schlacht,
Und immer noch will keins dem andern weichen,
Und beide Streiter wiſſen in der Nacht
Sich nicht zu ſchirmen vor des Gegners Streichen.
Da hebt zuerſt der Ritter an, und macht
Der hohen Kriegerin ein Friedenszeichen:
Was thun wir, da, noch immer gleichgeſtellt,
Die Nacht uns ungelegen überfällt?

### 102.

Mir ſcheint es beſſer, du erhältſt dein Leben,
So lange mindſtens bis die Sonne kehrt.
Zwar mehr noch deinen Tagen zuzugeben,
Als eine kleine Nacht, iſt mir verwehrt.
Doch bitt' ich, wolle mir die Schuld nicht geben,
Wenn länger nicht dein edles Leben währt:
Gib nur die Schuld dem unbarmherz'gen Rechte,
Und, das hier herrſcht, dem weiblichen Geſchlechte.

### 103.

Ob ich dich und die deinen möchte ſchonen,
Ob ihr mich ſchmerzt, weiß er der alles ſieht.
Du kannſt mit den Gefährten bei mir wohnen,
Sonſt findeſt du kein ſicheres Gebiet;
Denn übel wollen dir die Weiber lohnen,
Die deine Hand von ihren Männern ſchied,
Und jeden haben, den du heut erſchlagen,
Zehn Frau'n als Ehgenoſſen zu beklagen.

### 104.

So ſind denn neunzig Frau'n voll Rachbegier
Ob des Verluſts, den ſie durch dich erlitten,
Und nimmſt du deine Wohnung nicht bei mir,
So wirſt du ſicher dieſe Nacht beſtritten. —
Marfiſa ſprach: Wohlan, ich folge dir,
Damit erglänzen deine edlen Sitten,
Die Herzensgüt' und Treu, nicht minder weit,
Als deine Körperkraft und Tapferkeit.

### 105.

Voreilig — denn dein Stern kann anders walten —
Beklagſt du, daß du mich zu tödten haſt;
Bis jetzo ſcheint's, daß du beim Schädelſpalten
Mich auszulachen nicht vonnöthen haſt.*

Ob du das Feld zu laſſen, ob zu halten,
Ob heut ob morgen zu betreten haſt,
Du wirſt, ſobald mir's deine Winke künden,
Und wie und wann du willſt, bereit mich finden. —

106.

So wurde denn, bis aus des Ganges Tiefen
Die Sonne ſtieg, das Fechten ausgeſetzt,
Und es verblieb dem neuen Tag, zu prüfen,
Wen von den zwei'n Fortuna höher ſchätzt.
Huldreich zu Aquilanten und zu Gryphen
Und zu den andern ging der Ritter jetzt
Und lud ſie ein, ſie möchten ſich bequemen,
Bis morgen früh Quartier bei ihm zu nehmen.

107.

Sie nahmen arglos ſeine Ladung an,
Und gingen dann bei lichtem Fackelſchimmer
Zu einem königlichen Schloß hinan,
Vertheilt in viele reichgeſchmückte Zimmer.
Die Kämpfer lösten ſich den Helm, und ſahn
Einander in's Geſicht, erſtaunt wie nimmer:
Der Ritter, wenn nicht trügt der äußre Schein,
Kann älter nicht als achtzehn Jahre ſein.

108.

Das Fräulein ſtaunt, daß in ſo jungen Jahren
Er's in den Waffen ſchon ſo weit gebracht.
Der andre ſtaunt, wie er an ihren Haaren
Erkennt, wer ihm den Tag ſo heiß gemacht.
Sie wünſchen ihre Namen zu erfahren,
Und gleich in's Reine wird die Schuld gebracht.
Doch wie er hieß, der Held von ſolchen Thaten,
Das will ich euch im nächſten Sang verrathen.

## Zwanzigſter Geſang.

1.

Die Frau'n der Vorzeit thaten Wunderproben
Im Krieg und in der Muſen heil'ger Pflicht,
Von ihren Werken, ſchön und hoch zu loben,
Erging in alle Welt ein glänzend Licht.
Harpalyce, Camilla ſind erhoben,
So lange man von kühnen Schlachten ſpricht;
Sappho, Korinna ſind mit Dichterkränzen
Geſchmückt, die Nacht und Dunkel überglänzen.

2.

In allen Künſten, die ſie noch getrieben,
Gelangten ſtets die Frau'n zur Trefflichkeit,
Und wem Geſchichte nicht umſonſt geſchrieben,
Dem tönt ihr Ruf mit hellem Klang noch heut.
Iſt er auch lang der Welt verborgen blieben,
So währt der böſe Stern nicht allezeit;
Vielleicht auch ging durch Neid und der Autoren
Unwiſſenheit ihr ſchuld'ger Ruhm verloren.

3.

Wie anders heut! mir iſt ſchon als beginnte
Den Frau'n ein neuer Tag in voller Pracht!
Jetzt gibt's zu ſchaffen für Papier und Dinte,
Daß dieſer Glanz der Zukunft ſei vermacht;
Und euer Läſtern decke, ſchlechtgeſinnte,
Boshafte Zungen, ſchmachvoll ew'ge Nacht!
Ja, himmelhoch wird ihre Ehre fliegen,
Und ſelbſt Marfiſens Ruhm noch weit beſiegen.

4.

Das Fräulein, um zu dieſer mich auf's Neu'
Zu wenden, will dem Ritter nicht verhehlen,
Der ſie ſo freundlich aufnahm, wer ſie ſei,
Wenn er ihr nur das Gleiche will erzählen;
Drum macht ſie ſchnell von ihrer Schuld ſich frei,
Daß Neugier ſie nicht länger möge quälen.
Marfiſa, ſpricht ſie, bin ich; dieß genügt,
Da längſt ihr Ruhm ſchon alle Welt durchfliegt.

5.

Der andre nun, als ihn die Reih' getroffen,
Beginnt von ſich weitläuftigern Beſcheid:
Ich kann, ſpricht er, wohl von euch allen hoffen,
Daß ihr bekannt mit meinem Hauſe ſeid;
Ihm ſind nicht Frankreich nur und Spanien offen,
Auch Indien, Aethiopien weit und breit,
Sie hörten klar den Namen Clermont ſchallen,
Den jener trug, durch den Almont gefallen;

6

Und er, der dem Clarell und dem Mambrin
Das Reich zerſtört' und beide macht' erblaſſen.
Aus dieſem Blute hat, wo den Euxin
Der Iſter mit zehn Hörnern eilt zu faſſen,
Mich Herzog Haimon, der daſelbſt erſchien
Als Fremdling, meiner Mutter hinterlaſſen;
Vor einem Jahr ließ ſie mich weinend gehn,
Um bei den Franken mein Geſchlecht zu ſehn.

7.

Doch bracht' ich meine Reiſe nicht zu Stande,
Da mich ein ſtürm'ſcher Süd hieher verſchlug.
Zehn Monde weil' ich oder mehr im Lande,
Denn Tag und Stunde zähl' ich ſtets im Flug.

Guido der Wilde heiß' ich, auf dem Sande
Noch unbekannt und nicht bewährt genug
Von Meliböa hab' ich überwunden
Den Argilon, ſammt zehn die bei ihm ſtunden.

8.

Dann wußt' ich auch die Mädchen zu erbau'n,
Und habe zehn zu meiner Luſt zur Seite;
Die ſchönſten las ich aus in dieſen Gau'n,
Die zartſten wurden meine luſt'ge Beute.
Und die beherrſch' ich, und die andern Frau'n,
Denn Hoheit gab man mir, und Land und Leute;
Und jedem gibt man's, dem Fortuna lacht,
Und der zehn Feinden obliegt in der Schlacht. —

9.

Worauf den Guido unſre Ritter fragen,
Warum allhier ſo wenig Männer ſei'n,
Und ob ſie hier das Joch der Weiber tragen,
Wie dieſe ſonſt der Männer insgemein. —
Verſetzt der Gaſtfreund: Oft ſchon hört' ich ſagen,
Woher es kommt, ſeitdem ich kam herein;
Wenn's euch ergötzt, ſo will ich die Geſchichten,
Wie ich's vernahm, euch wiederum berichten.

10.

Als vom Trojanerkrieg die Griechen kehrten,
Nach zwanzig Jahren, — (bis die Stadt geſtürzt,
Vergingen zehn, und ihre Fahrten währten
Zehn andre, von Verdruß und Noth gewürzt) —
Da fanden ſie, daß ihre Ehgefährten
Die Qual der langen Trennung abgekürzt,
Indem ſie junge Buhlen ſich beſtellten,
Um nicht, allein, im Bett ſich zu erkälten.

11.

Die Griechen fanden ihre Häuſer voll
Von fremden Kindern, doch dieß ward vergeben,
Und anerkannt einmüthig, ohne Groll,
Daß ſie ſo lang nicht konnten nüchtern leben.
Allein die Kinder, dieſer Nebenzoll,
Die ſollten anderwärts ihr Glück erſtreben;
Natürlich, dazu gab ſich keiner her;
Vom eignen Gut zu füttern ſolch' ein Heer.

12.

Die werden ausgeſetzt, die im Geheimen
Erhalten von den Muttern und gehegt;
In vielen Schaaren zieht, das Land zu räumen,
Was ſchon erwachſen iſt und Waffen trägt;
Die lernen fechten, pflügen, Roſſe zäumen,
Indeſſen jener ſchöne Künſte pflegt;
Der dient am Hof, und jener hütet Heerden,
Wie's der gefällt, die alles lenkt auf Erden.

13.

Und unter andern aus der Mutter Schoße
Ward Klytemneſtrens junger Sohn geriſſen,
Von achtzehn Jahren, friſch wie eine Roſe,
Wie eine Lilie, in der Sonne Küſſen;
Er ging zu Schiff mit ſeinem rauhen Looſe,
Um die Korſarenflagge aufzuhiſſen,
Ihm gleich an Jahren, hundert junge Leute,
In Griechenland erwählt, an ſeiner Seite.

14.

Die Kreter hatten den Idomeneus
Zur ſelben Zeit vertrieben, den Tyrannen,
Worauf ſie ihren neuen Staat mit Fleiß
Durch Rüſtung zu befeſtigen begannen,

Und den Phalant, ſo hieß das Heldenreis,
Zum Feldhauptmann um guten Sold gewannen;
Sie legten ihn mit allen ſeinen Reih'n
Zum Schutz in Dicte als Beſatzung ein.

15.

Wohl hundert Städte, die in Kreta lagen,
An Pracht und Anmuth überragte die,
Verliebter Frauen voll zu allen Tagen,
Und voll geſell'ger Spiele ſpät und früh;
Und wie ſie ſtets beſondre Freundſchaft pflagen
Den Fremden gerne zu erweiſen hie,
So ging's auch jetzt: in Kurzem fehlte wenig,
So ſpielten die in jedem Haus den König.

16.

Sie waren jung und ſchön von Wuchs und Mienen,
Phalant erlas den Kern von Griechenland;
Daher ſie denn, ſo wie ſie nur erſchienen,
Den holden Frauen gleich das Herz entwandt;
Und als man, zu der Schönheit, dieſe Kühnen
Nun auch im Bette ſtark und tüchtig fand,
So mußten ſie ja wohl in wenig Tagen
Den Freundinnen ganz überaus behagen.

17.

Als durch Vertrag nun jener Krieg beſchloſſen,
Weßhalb man den Phalant in Löhnung nahm,
Und von dem Sold, den ſie bisher genoſſen,
Den Jünglingen nichts mehr zu Gute kam,
Daher ſie denn hinwegzuziehn beſchloſſen,
Verfielen jene Frau'n in tiefern Gram
Und ließen reichlichere Thränen fließen,
Als hätten ſie die Väter todt zu Füßen.

18.

Als jede nun für ſich umſonſt mit Weinen
Den Freund gebeten, länger zu verziehn,
Beſchließen ſie von ihren armen Kleinen,
Von Eltern und Geſchwiſtern wegzufliehn,
Nachdem ſie erſt an Gold und Edelſteinen
Entwandt ſo viel als ihnen gnügend ſchien,
Und ſo geheim ward alles dieß betrieben,
Daß ihre Flucht ganz unbekannt geblieben.

19.

So günſtig war der Wind, ſo gut die Zeit
Gewählt, die ſich Phalant zur Flucht erſehen,
Daß ſie ſchon fuhren viele Meilen weit,
Eh Kreta ſah, welch Leid ihm ſei geſchehen.
Zu ihrem Schutz war dieſer Strand bereit,
Nachdem ſie lang erprobt der Winde Wehen.
Hier ruhten ſie, in Sicherheit die Frucht
Zu koſten ihres Raubs und ihrer Flucht.

20.

Hier weilten ſie zehn Tage lang in Frieden,
Die Inſel war voll holder Tändelei'n.
Allein wie junge Herzen leicht ermüden,
Wenn ſie zu ſehr der Ueppigkeit ſich weih'n,
So waren ſie zu guter Letzt entſchieden,
Sich von den armen Weibern zu befrei'n;
Denn keine Laſt, fürwahr, iſt ſo beſchwerlich,
Als die Geliebte, die uns wird entbehrlich.

21.

Sie die nach Beute, nach Gewinn begehren,
Und beſſer gern das Baare möchten nützen,
Sehn wohl daß, ſo viel Weiber zu ernähren,
Mehr nöthig iſt, als Pfeil und Lanze ſpitzen.

Daher ſie mit den Schätzen ſich beſchweren,
Und laſſen die betrognen Weiber ſitzen.
Sie haben in Apulien, wie ich höre,
Die Stadt Tarent hernach erbaut am Meere.

22.

Die Frauen, wie ſie ſich verrathen ſehen
Von Freunden, denen ſie ſo ſehr vertraut,
Verſteinert bleiben ſie am Ufer ſtehen,
Betäubt, von jammervoller Nacht umgraut.
Doch endlich, wie das Weinen, Schreien, Flehen
Vergeblich bleibt und keinen Stein erbaut,
So fangen ſie zu ſorgen an, zu ſinnen,
Was in ſo ſchwerem Unglück zu beginnen.

23.

Sie halten Rath. Da ſagen nun die einen,
Nach Kreta ſich zu wenden, ſei jetzt Pflicht:
So grauſam iſt das Urtheil, wie ſie meinen,
Gekränkter Gatten, ſtrenger Väter nicht,
Als wenn am öden Strand, in wilden Hainen
Der Gram und Hunger ihre Herzen bricht.
Nein! ehrenvoller iſt's, im Meer ertrinken,
Schrei'n andre, als ſo tief herunterſinken!

24.

Noch beſſer iſt's, wir ziehn als Buhlerinnen,
Als Mägde, Bettlerinnen durch die Welt,
Der wohlverdienten Strafe zu entrinnen,
Als daß ſie, ſo beſchworen, auf uns fällt! —
Indem ſie dieß und Aehnliches erſinnen,
Eins härter als das andere geſtellt,
Hat Orontea ſich emporgeſchwungen,
Aus Minos königlichem Stamm entſprungen,

25.

Die Jüngſte ſie, die Reizendſte von allen,
Die Klügſte, die verdient den mildern Lohn.
Als Jungfrau war ſie durch Phalant gefallen,
Und ihm zu Lieb' dem Vaterhaus entflohn.
Im Blitz der Augen, in der Stimme Schallen
Zeigt ſich das große Herz, entflammt vom Hohn.
Die andern Meinungen verwarf ſie ſcheltend,
Gab ihren Rath, und macht' ihn wirklich geltend.

26.

Sie gab nicht zu, daß man dieß Land verließe,
Das ſo geſund, ſo ſchön und üppig war,
Manch ſchatt'ger Wald, zumeiſt doch ebne Wieſe,
Dazu durchſtrömt von Flüſſen, rein und klar,
Wo manche Mündung, manche Bai verhieße,
Fremd Volk zu locken aus des Sturms Gefahr,
Wenn ſie aus Libyen, aus Egypten kämen
Mit manchem Nöth'gen, manchem Angenehmen.

27.

Hier war ihr Vorſchlag, daß ſie wohnen blieben,
Um an dem frevlen männlichen Geſchlecht
Mit jedem Schiffe, das, vom Sturm getrieben,
An ihrem Strand zu ankern ſich erfrecht,
Durch Raub und Mord und Brand Gericht zu üben,
Und keinen zu verſchonen mit dem Recht.
So ward geſprochen, ſo mit Einem Munde
Beſchloſſen, und gethan ſeit dieſer Stunde.

28.

Wenn ſich die Luft begann zu trüben, rannte
Bewehrt die Weiberſchaar zur Küſte hin,
Geführt von ihr, die unverſöhnlich brannte,
Von Oronteen, ihrer Königin,

Und wo ein Schiff ſich zu dem Ufer wandte,
Da hatt' es Raub und Plünd'rung zum Gewinn,
Und nicht ein einz'ger Mann behielt das Leben,
Der Nachricht da und dorthin konnte geben.

29.

So lebten ſie manch Jahr, in blut'gem Trachten,
Dem männlichen Geſchlechte feind, allein;
Doch ſahn ſie bald, wenn ſie's nicht anders machten,
So konnt' ihr Vortheil nicht dabei gedeih'n:
Denn wenn ſie nicht mit Kindern ſich bedachten,
Mußt' ihr Geſetz bald leer und nichtig ſein,
Und mit dem unfruchtbaren Reich verſchwinden,
Da ſie gedacht, es ewig feſt zu gründen.

30.

Sie ließen alſo nach in ihrer Wuth,
Und wählten im Verfluß vier ganzer Jahre
Zehn ſchöne Ritter, und von gutem Muth,
Aus der vom Ocean vergönnten Waare,
Die hundert zu bekämpfen waren gut,
Und auszudauern auf dem Luſtaltare;
Denn hundert waren ſie, und je zehn Frau'n
Beſchloß man einem Gatten anzutrau'n.

31.

Erſt mußte mancher mit dem Kopf bezahlen,
Der in der Liebesprobe ſchlecht beſtand,
Bis ſie den zehen Bett und Reich befahlen,
Die ſie zu ihren Zwecken recht erkannt,
Doch mit dem Schwur, daß, wenn in Meerdrangſalen
Je wieder Männer kämen an das Land,
Sie ohne Schonung, ohne Unterſcheiden
Den Tod des Schwertes müßten alle leiden.

32.

Die Weiber werden ſchwanger und gebären,
Nun fürchten ſie und ſagen ſich am Ende,
Es möchten ſo die Männer ſich vermehren,
Daß ihnen keine Macht mehr widerſtände,
Und daß das Reich, das ſie ſo ſchwer entbehren,
Zuletzt doch fiele jenen in die Hände;
Daher ſie gleich in ihren zarten Tagen
Sie völlig zu entwaffnen Sorge tragen.

33.

Damit die Männer ſie nicht unterdrücken,
Läßt Einen Sohn der grauſame Beſchluß
Der Mutter, die die andern all' erſticken,
Wo nicht, ſie außer Lands verkaufen muß.
Daher ſie ſie in viele Lande ſchicken,
Und wer ihn fortträgt, dieſen Reichsverdruß,
Hat ſich im Tauſch mit Mädchen zu verſehen,
Wo nicht, doch andre Waaren zu erſtehen.

34.

Auch wär' nicht Einer von dem Loos befreit,
Wär' nicht die ganze Heerde ſonſt vernichtet.
Dieß iſt die Schonung, die Barmherzigkeit,
Zu der ſie für die Ihren ſich verpflichtet:
Die andern ſterben ohne Unterſcheid,
Und Eines nur iſt anders eingerichtet.
Daß ſie nicht mehr, wie ſie's zuerſt gemacht,
Die Fremden morden in verworrner Schlacht.

35.

Zehn, zwanzig, und ſo viel gekommen eben,
Warf man in Kerker, alles Mitleids baar,
Und einer mußte jeden Tag ſein Leben,
Der durch das Loos dazu beſchieden war,

In Oronteens grauſem Tempel geben,
Vor dem der Rache heiligen Altar,
Und einer aus den zehn, die's zugeſchworen,
Ward von dem Loos zum Opferamt erkoren.

36.

Nun kam einmal, als manches Jahr verſchwunden,
Ein junger Mann an dieſen Todesſtrand,
Von Herkules entſtammt nach alten Kunden,
Groß in den Waffen, und Elban genannt.
Eh er's nur dachte, war er überwunden.
Denn ſonder Argwohn ſtieg er an das Land;
Und, ſtark bewacht, an engem Ort verſchloſſen,
Sollt' ihm ſein Recht geſchehn ſammt den Genoſſen.

37.

Doch er war fein und angenehm von Sitten,
Dazu gar ſchön und hold von Angeſicht;
Den Worten, die dem ſüßen Mund entglitten,
Entzöge ſelbſt ſich eine Natter nicht;
Daher, weil er bei allen wohlgelitten,
Gar bald zu Alexandren das Gerücht,
Zur hohen Tochter Oronteens, ſchwebte,
Die noch, beſchwert von hohen Jahren, lebte.

38.

Sie lebte noch, doch waren die Genoſſen
Nicht mehr, die ſie an dieſen Ort gebracht;
Jetzt lebten mehr als zehnmal ſo viel Sproſſen,
Gewachſen war ihr Anſehn, ihre Macht:
Zehn Schmieden waren, freilich oft geſchloſſen,
Mit einer einz'gen Feile nur bedacht;
Dazu noch wachten immerfort zehn Klingen,
Und fuhren übel mit den Ankömmlingen.

39.

Nun weiß die junge Fürſtin, voll Verlangen,
Den Mann zu ſehen, der ſo hochgeehrt,
Erlaubniß von der Mutter zu erlangen,
Aus großer Gunſt, daß ſie ihn ſieht und hört.
Ihr Herz, wie ſie nun ſcheiden will, bleibt hangen,
Sie fühlt, daß etwas an ihm nagt und zehrt,
Sie fühlt unwiderſtehlich ſich gebunden,
Denn ihr Gefangner hat ſie überwunden.

40.

Er ſprach zu ihr: Wenn hier, o Fräulein, ſich
Noch Kunde von dem Mitleid würde finden,
So wie in jedem andern Himmelsſtrich,
Wohin der Sonne milde Strahlen zünden,
Bät' ich bei deinen holden Reizen dich,
Die jedes edle Herz mit Lieb' umwinden,
Mich von dem harten Tode zu befrei'n,
Um allezeit mein Leben dir zu weih'n.

41.

Doch da hier jedes Mitleid abgeſchnitten
Und menſchlich nicht die Menſchenherzen wallen,
So will ich dich nicht um mein Leben bitten,
Denn fruchtlos würde doch mein Flehn verhallen.
Als Ritter nur, der ehrlich ſtets geſtritten,
Gut oder ſchlecht, möcht' ich im Kampfe fallen,
Nur nicht dem Miſſethäter gleich geachtet,
Dem Thiere nicht, das man als Opfer ſchlachtet. —

42.

Und Alexandra, deren Augen mild
Vor Mitleid mit dem armen Jüngling thauen,
Verſetzt: und iſt auch dieſe Küſte wild
Und grauſam, mehr als alle andern Gauen,

Glaub' ich doch nicht, daß deine Rede gilt,
Daß hier Medea wohnt in allen Frauen;
Ja, wär' auch jede andre hart wie Stein,
Will ich allein doch ausgenommen ſein.

43.

Doch war ich hart und grauſam auch den Bräuchen
Ergeben, wie ſo viele hier zu Land,
So kann ich ſagen, daß, mich zu erweichen,
Bis jetzt kein Einziger ſich würdig fand.
Doch müßt' ich ja an Wuth dem Tiger gleichen,
Und härter wär' mein Herz als Diamant,
Wenn Schönheit, Muth und Adel, die dich zieren,
Mein Herz nicht ganz zur Milde würden rühren.

44.

Wenn nur ſo ſtreng nicht die Geſetze wären,
Die hier den Fremdling dem Verderben weihn,
Wie würd' ich gern den eignen Tod begehren,
Dein würdigeres Leben zu befrei'n!
Allein kein Rang iſt hier in ſolchen Ehren,
Daß er dir freie Hülfe könnte leih'n.
Selbſt deinen wenn auch ſehr beſcheidnen Willen
Kann ich nur ſchwer in dieſem Land erfüllen.

45.

Doch will ich ſehn, daß ich's für dich erlange,
Dich noch vor deinem Tod vergnügt zu ſehn;
Ich fürchte nur, verzieht dein Tod ſo lange,
So mußt du längre Qualen nur beſtehn. —
Verſetzt Elban: Vielmehr im Waffengange
Fühl' ich ſo muthig mich vor dieſen zehn,
Daß ich mein Leben hoffe zu erretten,
Und wenn ſie Waffen auch im Leibe hätten. —

46.

Die Fürſtin ſeufzt aus tiefſtem Herzensgrunde,
Und geht hinweg, und ſpricht kein einzig Wort,
Und trägt der Liebe tauſendfache Wunde
Unheilbar mit ſich in dem Herzen fort.
Sie geht zur Mutter, die aus treuem Munde
Nicht einzuwill'gen ſchwört in ſeinen Mord,
Wenn er ſo wacker in dem Kampf beſtände,
Daß er allein die zehen überwände.

47.

Die Königin verſammelt ihre Frauen:
Uns kommt es zu, ſo ſpricht ſie zu dem Rath,
Daß wir dem Beſten, den wir immer ſchauen,
Mit Port und Strand befehlen unſern Staat.
Doch wen wir miſſen können, wem vertrauen,
Das muß man ſtets erproben durch die That,
Auf daß mit Unrecht nicht, uns zum Verderben,
Die Feigen herrſchen und die Tapfern ſterben.

48.

Ich ſchlage vor, wofern ihr einverſtanden,
Daß jeder Ritter für die künft'ge Zeit,
Den ſeine Sterne treiben, hier zu landen,
Eh man im Tempel ihn dem Tode weiht,
Allein mit zehn, die wir für tüchtig fanden,
Wenn's ihm behagt, ſich meſſen kann im Streit;
Iſt er ſo ſtark und kann ſie niedermachen,
Darf er den Port mit Kriegsmannſchaft bewachen.

49.

Ich rede ſo, weil einer ſitzt gefangen,
Der dieß verheißt in ritterlichem Zwiſt.
Kann er allein ſich deſſen unterfangen,
Schwör' ich, daß er der Rettung würdig iſt.

Doch ſoll er den verdienten Lohn empfangen,
Wenn er umſonſt und tollkühn ſich vermißt. —
Die Kön'gin ſchloß, und ihr erwidert' eine
Der Aeltſten in der weiblichen Gemeine:

### 50.

Der Grund, der uns zuerſt dahingebracht,
Mit dieſem Männervolke zu verkehren,
War nicht, daß wir je ihrer Hülf' und Macht
Zu unſres Reiches Schutz bedürftig wären;
Denn dazu ſind wir mit Verſtand bedacht,
Mit Muth und Kraft, ſo viel wir nur begehren.
Wenn nur ein Gott das Mittel uns verlieh',
Uns auch ſo fortzupflanzen ohne ſie!

### 51.

Da wir ſie aber hier nicht miſſen können,
So ließen wir ſie zu, doch nicht zu viel;
Daß ſie uns nie die Herrſchaft abgewönnen,
Dient' einer nur für ihrer zehn zum Spiel.
Daß ſie die Kraft uns ihrer Lenden gönnen,
Dieß, nicht ihr Schutz, war unſer Zweck und Ziel.
Nur hierin handelt ſich's um ihre Stärke:
Feig ſei'n ſie, ſchlecht in jedem andern Werke!

### 52.

Solch einen Starken unter uns zu haben,
Iſt unſerm erſten Plan durchaus zuwider:
Wenn er allein zehn Männer kann begraben,
Was ſingt er dann den Weibern erſt für Lieder?
Ja, waren unſre zehn von ſolchen Gaben,
Am erſten Tage lag das Reich darnieder!
Das iſt der Weg zur Herrſchaft nicht, den Degen
Dem Stärkern ſelbſt noch in die Hand zu legen.

53.

Bedenk' auch: wenn das Glück ihm alſo will,
Daß er der Meiſter jener zehn geworden,
Hörſt du ein hundertfaches Rachgebrüll
Und Wehgeſchrei beraubter Weiberhorden.
Denk' er auf andre Rettungsmittel, ſtill!
Als uns zehn Jünglinge ſo wegzumorden.
Könnt' er etwa für hundert Weiber ſein,
Was zehen ſind, dann mag man ihm verzeihn. —

54.

So ſprach Artemia, die ungelinde,
Und wahrlich, faſt gelangte ſie zum Ziel,
Daß in dem Tempel mit der Opferbinde
Elban vor den erzürnten Göttern fiel.
Doch Orontea, ihrem armen Kinde
Zu Lieb', erwiderte der Alten viel
Und wußte klüglich Grund auf Grund zu bauen,
Bis ihre Meinung ſiegt' im Rath der Frauen.

55.

Daß jener ſchön ſei über alle Maßen,
Wovon der Ruf das ganze Land durchdrang,
War bei den Jungen, die im Rathe ſaßen,
Von ſolchem Nachdruck, ſo beſondrem Klang,
Daß man den herben Spruch der alten Baſen,
Die mit Artemien ſtimmten, überſprang,
Und wenig fehlte noch zu dem Beſchluſſe,
Den Jüngling zu befrei'n von jeder Buße.

56.

Und kurz, die Gnade trat auf ſeine Seite,
Das heißt, wenn er die zehn erſt überwand,
Und wohlbewährt auch in dem andern Streite
Die zehn, doch nicht die hundert Frau'n beſtand;

Worauf am andern Tage der Befreite
Ein Roß und Waffen nach Gefallen fand,
Sich gegen jene zehn zum Kampfe ſtellte,
Allein, und einen nach dem andern fällte.

57.

Mit zehen Jungfrau'n wird ſodann gerungen,
Allein und nackend, in der nächſten Nacht,
Wo ihm die Unternehmung ſo gelungen,
Daß er ſie alle koſtet mit Bedacht,
Wodurch er ſo in Gunſt ſich aufgeſchwungen,
Daß Orontea ihn zum Sohne macht
Und gibt ihm zur Gemahlin Alexandren,
Die er die Nacht geküßt, ſammt den neun andren.

58.

Ihn und die Tochter macht ſie d'rauf zu Erben,
— Sie iſt's, die dieſer Stadt den Namen gab —
Doch er, und wer ihm folgt nach ſeinem Sterben,
Bedingt ſie, ſchaffe das Geſetz nicht ab,
Und jeder, der hieher, ſich zum Verderben,
Setzt den verhängnißvollen Wanderſtab,
Der hat die Wahl, im Tempel zu erliegen,
Wo nicht, allein zehn Krieger zu beſiegen.

59.

Und treibt er Tags die Männer erſt zu Paaren,
So hat er Nachts die Frauen zu beſtehn;
Und ſollt' ihm hierin auch das Glück willfahren,
Daß ihnen allen iſt ihr Recht geſchehn,
Sei er der Fürſt und Herr der Weiberſchaaren,
Erneure ſich nach ſeiner Wahl die zehn,
Und freue ſich mit ihnen ſeiner Krone,
Bis daß ein Stärk'rer kommt, der ihn entthrone.

60.

Zweitauſend Jahre ſind es nun, daß man
Die gräuelhafte Satzung hielt und hält;
Kaum kommt ein Tag noch, wo dem alten Wahn
Im Tempel nicht ein armer Fremdling fällt.
Wenn er zum Kampf mit zehn, wie einſt Elban,
Was dann und wann geſchehen mag, ſich ſtellt,
So fällt er oft ſchon in dem erſten Streite;
Von Tauſenden kaum Einem glückt der zweite.

61.

Dem einen und dem andern glückt' er ſchon,
Doch kann man leicht ſie an den Fingern zählen.
Von dieſen einer war nun Argiron,
Doch hatt' er hier nicht lange zu befehlen:
Hieher geführt von wilder Winde Drohn,
War ich beſtimmt, den Wackern zu entſeelen.
O daß ich doch mit ihm geendet hätte,
Statt ſchmählich hinzuſchleppen dieſe Kette.

62.

Denn Lachen, Spiel und all die Liebesluſt,
Wornach die jungen Herzen ſo begehren,
Geſtein und Purpur, und der Stolz der Bruſt,
Daß ſie als Erſten in der Stadt mich ehren,
Bei Gott! es iſt nichts gegen den Verluſt
Des Mannes, der die Freiheit muß entbehren.
Und daß ich nicht von hier entkommen kann,
Iſt mir der ſchwerſte, unleidbarſte Bann.

63.

Daß ich nun hier der Jugend ſchöne Blüthe
In ſchnödem, weib'ſchem Thun verzehren ſoll,
Hält immer mir den Stachel im Gemüthe,
Und trübt mir jede Luſt mit bittrem Groll.

Der Ruhm von meinem fürſtlichen Geblüte
Macht alle Welt mit hoher Kunde voll:
Vielleicht daß mir auch Lorbeern würden ſprießen,
Vermöcht' ich mich den Brüdern anzuſchließen.

### 64.

Wohl hab' ich Recht, mein Schickſal anzuklagen,
Das mich zu niedrer Sklaverei erwählt.
So mag man wohl ein Roß zur Heerde jagen,
Dem's an den Augen, an den Beinen fehlt,
Mit dem ſich ſonſt ein Unfall zugetragen,
Daß man's zum Waffendienſt untüchtig ſchmählt.
Nur ſterbend hoff' ich Freiheit zu erlangen,
Drum ſehn' ich mich, den Tod bald zu empfangen. —

### 65.

Hier ſchloß der wackre Guido den Bericht
Und fluchte jenem Tag voll bittrer Wehen,
Der ihn ſo glücklich jenes Kampfgericht
Mit Rittern und mit Frauen ließ beſtehen.
Aſtolf hört' immer zu, und ſprach noch nicht,
Bis er aus mehr als Einem Zug erſehen,
Daß Guido, wie er ſprach, gewiß und klar
Ein Sohn von ſeinem Vetter Haimon war.

### 66

Ich bin Aſtolf, der Fürſt vom Brittenlande,
Ruft er, und ſchließt ihn in die Arme ein,
Mit einem Kuß des Blutes theure Bande,
Nicht ohne Thränen, zärtlich einzuweihn:
Kein Zeichen durfte, zu der Wahrheit Pfande,
Mein lieber Vetter, dir die Mutter leihn;
Daß du der Unſre ſeiſt, dieß zu beweiſen,
Genügt dein Muth und dein bewährtes Eiſen. —

67.

Wär' ihm der Vetter anderswo erſchienen,
Wie wär' des armen Guido Freude groß!
Doch hier empfängt er ihn mit trüben Mienen,
Denn ihn zu ſehn, kann ihn betrüben bloß.
Lebt er, ſo muß Aſtolf als Sklave dienen,
Und ſchon am nächſten Tage fällt das Loos!
Entkommt Aſtolf, ſo muß er ſelber ſterben:
Was dieſem frommt, wird jenem zum Verderben.

68.

Ihn ſchmerzt's, daß er die andern durch ſein Siegen
In ewige Gefangenſchaft verweist,
Und, ſollt' er auch in dieſem Kampf erliegen,
Sie dennoch ihrem Schickſal nicht entreißt:
Denn iſt ſie aus dem einen Sumpf geſtiegen,
Und bleibt im andern ſtecken, ſo verheißt
Marfiſa nutzlos nur zu überwinden:
Sie wird den Tod, die Knechtſchaft jene finden.

69.

Des Jünglings Alter von der andern Seite,
Sein hoher Muth und ritterlicher Sinn
Riß unſ're Freundin und ihr ganz Geleite
Zum Mitleid und zu zarter Liebe hin,
Und daß man ſich durch ſeinen Tod befreite,
Erklärten ſie für ſchmählichen Gewinn.
Ja, kann ſie anders Rettung nicht erſehen,
So will ſie lieber ſelbſt von hinnen gehen.

70.

Sie ſpricht zu Guido: Komm, laß uns von hinnen,
Laß ſehen was vereinte Macht nicht kann. —
Ach, ruft er, du magſt fallen, magſt gewinnen,
Laß jede Hoffnung, zu entgehn dem Bann. —

Sie ſpricht: Noch nie hat es geklopft hier innen,
Wenn ich vollendete was ich begann,
Und ſichrer iſt mir keine Bahn bereitet,
Als jene, wo mein treues Schwert mich leitet.

### 71.

So wie ich deine Kraft heut durfte ſchauen,
Bin ich mit dir zu jedem Gang bereit.
Wenn morgen am Gerüſt die Schaar der Frauen
Erſchienen, und das Schauſpiel ſich erneut,
Dann wollen wir nach allen Seiten hauen,
Ob man entflieht, ob man ſich ſtellt zum Streit,
Und wollen dann dem Wolfe hier und Geier
Die Körper laſſen, und die Stadt dem Feuer. —

### 72.

Und Guido ſpricht: Du ſollſt mich bei dir ſehn,
Nicht werd' ich, bis zum Tod, von dir mich trennen.
Doch hoffe lebend nicht hinwegzugehn:
Genug, wenn wir uns etwas rächen können.
Zehntauſend Frauen ſind's, die uns umſtehn
Auf jenem Platz; gleich viele kann ich nennen,
Die Wall und Thor bewachen, Schloß und Bucht:
Ich ſehe keinen ſichern Weg zur Flucht. —

### 73.

Marfiſa ſpricht: Und ſeiens mehr Bewehrte,
Als Xerxes einſt geführt nach Griechenland,
Und mehr als jene mit dem Fluch beſchwerte
Rebellengeiſter, die der Herr verbannt,
Eins oder nicht bedroht mit deinem Schwerte,
Schlägt ſie in Einem Tage meine Hand. —
Guido verſetzt: Kein Mittel kann ich ſagen,
Als etwa dieſes noch, uns durchzuſchlagen.

74.

Nur dieſes hilft, gelingt's uns vorzubauen,
Denn eben kommt mir etwas in den Sinn:
Niemand darf hier, als nur allein die Frauen,
Bei ſchwerer Pön zum ſalz'gen Ufer hin;
Drum muß ich einer nun mich anvertrauen
Der zehn, mit denen ich verbunden bin:
Schon größre Proben hat ſie oft beſtanden
Vollkommner Treu', als eine jetzt vorhanden.

75.

Sie wünſcht mich frei und pflegt mit mir zu ſinnen,
Wie das zu thun, nur will ſie mit mir fort:
So hofft ſie ohne Nebenbuhlerinnen
Sich mein zu freu'n an einem beſſern Ort.
So lang den Himmel Schatten noch umſpinnen,
Wird ſie ein Schiff bereiten in dem Port;
Das finden eure Steuerleute fertig,
Sobald ſie kommen, und der Fahrt gewärtig.

76.

Ihr alle, feſt zu einer Schaar gedrängt,
Ihr Ritter, Steuermänner, Handelsleute,
Die heute gaſtlich dieſes Dach umfängt,
Das eure Freundlichkeit zur Zuflucht weihte,
So wie ihr uns die Straße ſeht beengt,
Dann braucht die Bruſt und macht uns eine Weite:
So, mit des Schwertes Hülfe, hoff' ich kühn,
Mit euch aus dieſer Schreckensſtadt zu ziehn. —

77.

Mach du's, verſetzt Marfiſa, nach Behagen:
Was mich betrifft, ſo hoff' ich auszudauern;
Denn eher werd' ich alle hier erſchlagen,
Die drinnen ſind und außerhalb der Mauern,

Eh du mich fliehen ſiehſt, eh du kannſt ſagen,
Du hätteſt mich erſchrecken ſehn und ſchauern.
Ich will bei Tag heraus, durch Macht der Klingen,
Denn jedes andre ſcheint mir Schmach zu bringen.

78.

Wenn man für eine Frau mich würd' erkennen,
Ich weiß, ich würde von den Frau'n geehrt:
Sie würden gerne mich die Ihre nennen,
Sie hielten mich vielleicht des Vorrangs werth.
Doch Reiſ'genoſſen ſollen nie ſich trennen,
Schmach dem, der ein beſondres Recht begehrt!
Zu weit gefehlt wär's, wenn ich mich befreite,
Und meine Freunde ſchnöder Knechtſchaft weihte. —

79.

Mit dieſen Worten und noch andern mehr
Bewies Marfiſa, daß nur die Gefährde,
Es möcht' ihr Muth, wie ſchön er ſei und hehr,
Die Freunde doch noch bringen in Beſchwerde,
Sie abhielt, ohne Zaudern mit der Wehr
Ihn zu beweiſen an der Weiberheerde:
Drum ließ ſie Guido'n, wie's ihm paſſend ſchien,
Die Sorge, ſie aus der Gefahr zu ziehn.

80.

Alerien ſagt' er Nachts von dieſen Schritten,
Denn alſo war ſein treuſtes Weib genannt,
Und brauchte ſie nicht lange zu erbitten,
Weil er ſie ganz nach ſeinem Wunſche fand.
Sie nahm ein Schiff und rüſtet' es inmitten
Der Nacht zu einem tapfern Widerſtand,
Belud's mit Schätzen, und gab vor, ſie ziehe
Auf eine Streifjagd in der erſten Frühe.

81.

Sie hatte Panzer, Speere, Schild' und Degen
Vorſorglich bringen laſſen zum Palaſt,
Der Schiffer und der Handelsleute wegen,
Denn wehrlos waren die und nackend faſt.
Die einen bleiben wach, die andern pflegen
Der Ruh' indeß, ſo theilt man Dienſt und Raſt.
Oft, ſtets bewaffnet, gehn ſie hin und ſchauen,
Ob noch der Tag nicht will im Oſten grauen.

82.

Die Sonne ließ die dunkle, ſchwarze Hülle
Noch auf der Erde hartem Angeſicht;
Lykaon's Kinder wandten ſacht und ſtille
Den Pflug noch von der blauen Furche nicht,
Als ſchon das ganze Weiberheer in Fülle,
Den Kampf zu ſehn, auf nach dem Platze bricht,
Wie Bienen an des Korbes Schwelle rauſchen,
Wenn ſie im Lenz das Regiment vertauſchen.

83.

Die Hörner, Trommeln und Trompeten drohn
Den Himmel und die Erde zu bewegen;
Sie rufen ihren Herrn mit wildem Ton,
Die große Fehde ſiegreich beizulegen.
Die beiden Brüder ſtehn gerüſtet ſchon,
Den Brittenherzog drängt's dem Feind entgegen,
Guido, Marfiſa, Sanſonett, die ganze
Schaar ſteht zu Fuß und Roß im Waffenglanze.

84.

Der Weg geht mitten durch den Platz zum Port,
Wer vom Palaſt zum Meer will niederſteigen;
Kein läng'rer und kein kürz'rer führt nach dort:
Dieß ſagte Guido ſeinem Heldenreigen.

Er ſpornte ſie mit manchem muth'gen Wort,
Betrat ſodann den Weg in tiefem Schweigen,
Und kam zum Platz, wo die Verſammlung war,
Mit einer mehr als hundert ſtarken Schaar.

85.

Er treibt zur größten Eile ſein Geleite,
Um zu dem andern Thor hinauszuziehn;
Allein die Menge, die auf jeder Seite
Bewaffnet harrt, ſtets kampfbereit und kühn,
Denkt gleich, ſo wie ſie ihn und dieſe Leute
In ſeiner Führung ſieht, er wolle fliehn;
Und alles eilt, den Bogen anzulegen,
Und ſchon am Thor ſteht ihm ein Theil entgegen.

86.

Guido, gefolgt von jenen andern Kühnen,
Vor allen aber unſre Kriegerin,
Sie zaudern nicht, des Arms ſich zu bedienen,
Und dringen ſtürmend zu dem Thore hin;
Doch eine Fluth von Pfeilen über ihnen,
Die Tod und Wunden regnen, hält ſie inn'
Und drängt ſie vorn, zur Rechten und zur Linken,
Daß ſie beſorgen ſchmählich hinzuſinken.

87.

Die Panzer waren ſtark und gut bei allen,
Sonſt hätt' man ſich des Schlimmſten zu verſehn.
Des Vicekönigs Roß iſt ſchon gefallen,
Und auch Marfiſens kann nicht weiter gehn.
Da ſpricht Aſtolf: Jetzt, Hörnlein, magſt du ſchallen,
Vermagſt du je mir beſſer beizuſtehn?
Nun will ich ſehn, wenn mir verſagt der Degen,
Ob ich mit dir nicht kann die Straße fegen.

88.

Wie er ſich ſtets beim allerſchlimmſten Strauß
Zu helfen pflegt, bringt er das Horn zum Mund.
Kaum iſt der ſchreckenvolle Ton heraus,
So bebt die Erde und des Meeres Grund;
Das Volk der Weiber faßt ein wilder Graus,
Sie ſtürzen ſich von des Theaters Rund,
Betäubt, vernichtet brechen ſie hervor,
Und Niemand denkt an eine Wach' am Thor.

89.

So ſtürzen Hausgenoſſen oft in Schaaren
Verzweifelt ſich vom Fenſter, vom Balkon,
Die aufgeſchreckt aus ihrem Bette fahren,
Wenn rings um ſie die nächt'gen Flammen loh'n;
So lang ſie ſchwer vom Schlaf gefeſſelt waren,
Erwuchs das Feuer, und nun wirbelt's ſchon:
So fliehen ſie und achten nicht das Leben,
Wie von dem Schreckenston die Lüfte beben.

90.

Von oben und von unten, da und dorten
Macht die verſtörte Schaar zur Flucht ſich auf.
Auf einmal dringen tauſend zu den Pforten,
Sie ſtürzen ſchichtenweis, es ſtockt ihr Lauf.
Die eine ſtürzt ſich von den höchſten Orten,
Die andre geht in dem Gedränge drauf.
Da wird ein Arm und dort ein Hals gebrochen,
Die liegt entſeelt, die mit verrenkten Knochen.

91.

Zum Himmel ſchlägt das Heulen, Schrei'n und Klagen,
Rings bricht's und kracht's mit fürchterlichem Schall.
Wohin das Horn den Schreckenston getragen,
Fliehn die beſtürzten Haufen überall.

Wenn ihr vernehmt, daß feig, voll Angſt und Zagen,
Sich hier bewies des niedern Volkes Schwall,
So ſtaunet nicht: hat ja Natur dem Haſen
Den Heldenmuth nicht in das Herz geblaſen.

92.

Doch wiſſen möcht' ich, das verlangt mich ſehr,
Was ihr von Guido denkt und von Marfiſen,
Und von dem Heldenpaar des Olivier,
Die ihres Stamms ſo werth ſich ſtets bewieſen?
Sie hielten Hunderttauſende vorher
Für eine Null; nun fliehen ſie mit dieſen,
Wie Tauben, wie Kaninchen, ſchreckdurchbebt,
Wenn nebenan ſich ein Geräuſch erhebt.

93.

So war den Seinen minder nicht zuwider,
Als wie dem Feind, des Hornes Zaubermacht.
Es fliehen Guido, Sanſonett, die Brüder
Marfiſen nach, die ſchnell ſich fortgemacht.
Doch wie ſie fliehen, ſtets erreicht ſie wieder
Das Horn, das gräßlich in die Ohren kracht.
Aſtolf durchſtreift die Stadt an allen Enden,
Und läßt es immer laut're Töne ſenden.

94.

Die ſucht, wie ſie ſich in die Büſche drücke,
Sie klettert in's Gebirg, die flieht zum Port;
Die wendet ihr Geſicht nicht mehr zurücke,
Und läuft zehn Tage lang in Einem fort;
Die rennt und ſieht nicht auf den Rand der Brücke,
Und kommt nicht mehr an einen trocknen Ort.
Sie ſtürzen aus den Tempeln, Häuſern, Plätzen,
Die Stadt iſt bald für ausgeleert zu ſchätzen.

95.

Marfiſa, Guido und die beiden Brüder
Und Sanſonett, blaß und von Schrecken ſchwer,
Fliehn insgeſammt den Weg zum Meere nieder,
Schiffsvolk und Handelsleute hinterher.
Im Hafen finden ſie Alerien wieder,
Die zwiſchen beiden Schlöſſern ſie nunmehr
An Bord empfängt, und ſchnell die Anker lichtet,
Und ſich mit Rudern und mit Segeln flüchtet.

96.

Indeß durchſprengt Aſtolf die Stadt mit Blaſen
Vom Hügel, bis zum Meer, an allen Ecken:
Vor ſeinem Horne leeren ſich die Straßen,
Die Weiber fliehn und bergen ſich voll Schrecken;
Ja, manche finden ſich, die feiger Maßen
An finſtern, ſchmutz'gen Orten ſich verſtecken,
Und viele, die nicht wiſſen wie entlaufen,
Verſuchen ſich im Schwimmen und erſaufen.

97.

Nun wandte ſich der Herzog zu dem Strand,
Dort, meint' er, harre ſein Geleit auf ihn.
Er blickt' umher auf dem verlaſſnen Sand,
Doch Niemand von den Seinigen erſchien.
Er hob das Aug', und ſah, ſchon fern vom Land,
Aleriens Schiff mit vollen Segeln fliehn.
Nun war er, da ſich jene fortgemacht,
Auf einen andern Reiſeplan bedacht.

98.

Er gehe denn: ihr könnt das Mitleid ſparen,
Daß er allein ſo weiten Weg muß gehn,
Durch's Land der wilden Heiden und Barbaren,
Wo Niemand kann der Sorge widerſtehn.

Er zieht ſich leicht aus ſolcherlei Gefahren
Mit ſeinem Horn, wie ihr bereits geſehn.
Erſt wollen wir zu jenen uns begeben,
Die auf dem Meere fliehn, mit Furcht und Beben.

99.

Von dieſer grauſen, blut'gen Küſte nahm
Das Fahrzeug ſeinen Lauf in vollem Rennen,
Und wie es nun ſo weit vom Lande kam,
Daß ſie das Horn nicht fürder hören können,
Da überfällt ſie ungewohnte Scham,
Daß die Geſichter wie von Flammen brennen,
Daß ſie nicht wagen, nur ſich anzuſehn,
Und ſchweigend, mit geſenkten Augen ſtehn.

100.

Der Schiffer, ganz bedacht auf ſeine Reiſe,
Läßt Cypern liegen, Rhodus nebenbei,
Fliegt im ägeiſchen Meer am Inſelkreiſe
Und an Malea's falſchem Kap vorbei.
Ein günſt'ger Wind, der ihn begleitet leiſe,
Zeigt ihm Morea dann, und bleibt ihm treu;
Sicilien winkt; durch die Tyrrhener Wogen
Iſt bald Italiens holder Strand erflogen.

101.

Er lenkt zuletzt zur wohlbekannten Küſte
Von Luna hin, wo er die Seinen ließ,
Gott dankend, daß er aus der Waſſerwüſte
Ihn ohne größre Noth nach Hauſe wies.
Dort war ein Schiffer, der ſie freundlich grüßte
Und gleich mit ſich nach Frankreich fahren hieß;
Sie ſegeln noch am ſelben Tag von hinnen,
Worauf ſie bald Marſeille's Port gewinnen.

102.

Gerade war nicht Bradamante dort,
Die hier die Herrſchaft pflegte zu verwalten;
Sie hätte ſonſt gewiß manch freundlich Wort
Sich's koſten laſſen, um ſie aufzuhalten.
Sie landeten; doch mußte gleich im Port
Marfiſens und der andern Weg ſich ſpalten:
Sie ließ die Vier und Guido's Gattin ſtehn,
Um ihren Weg auf gutes Glück zu gehn.

103.

Ihr ſchien's nicht löblich, dieß Zuſammenfahren
So vieler Rittersleute, für und für,
Wie es die Tauben machen und die Staaren,
Und Gemſ' und Hirſch, und jedes ſcheue Thier:
Bei kühnen Falken und bei ſtolzen Aaren
Braucht's keinen Beiſtand und kein fremd Panier,
Und einſam gehn die Bären, gehn die Leuen
Und Tiger, weil ſie keinen Stärkern ſcheuen. —

104.

Die andern wieſen dieſes von der Hand;
So blieb ſie denn allein auf ihrem Wege,
Wo ſie ſich durch verworrne Pfade wand,
Verlaſſen, und durch dichte Waldgehege.
Der weiße Gryph, der ſchwarze Aquilant
Und jene zogen auf gebahntem Stege.
Am nächſten Tag erreichte man ein Schloß,
Wo man des höflichſten Empfangs genoß.

105.

Des höflichſten zum Scheine, laßt's euch ſagen,
Doch fanden ſie das Gegentheil gar bald:
Der Schloßherr, der das freundlichſte Betragen
Erheuchelte, gab ihnen Aufenthalt,

Und wie ſie Nachts in ſichrem Schlummer lagen,
Ließ er im Bett ſie greifen mit Gewalt,
So daß ſie nicht aus ihrem Kerker traten,
Als bis ſie ihm ein ſchnöd Gelübde thaten.

### 106.

Ich laſſe ſie in dieſen Mißgeſchicken,
Da ich zu unſrer Heldin kehren muß.
Sie läßt Druenz, Rhon' und Saon' im Rücken,
Und kommt an eines wald'gen Berges Fuß.
Da zeigt ein altes Weib ſich ihren Blicken,
Die ſchwarzgekleidet kommt an einem Fluß
Und müde ſcheint und laß vom langen Gehen,
Allein noch mehr gebeugt von innern Wehen.

### 107.

Dieß iſt der Räuber alte Dienerin,
Die ſchändlich hausten in der Felſenhöhle,
Und die der Graf erſchlug, der Paladin,
Geführt durch des gerechten Gotts Befehle.
Die Alte floh in Todesfurcht dahin,
Aus Gründen, die ich euch hernach erzähle.
Schon irrt ſie durch die Wälder manchen Tag,
Wo kein Bekannter ihr begegnen mag.

### 108.

Marfiſa ſcheint, nach Rüſtung und Gewande,
Ein fremder Ritter ihr, drum flieht ſie nicht,
Wie ſie zu fliehen pflegt, wenn aus dem Lande
Sich einer zeigt; vielmehr ſtellt ſie ſich dicht
Zur Furth und wartet ihrer auf dem Sande,
Mit Dreiſtigkeit und kecker Zuverſicht;
Am Rand des Waldſtroms, den ſie muß durchreiten,
Tritt ſie ſie an, und grüßt ſie ſchon vom Weiten;

109.

Und bittet ſie, zum Vorwand ſchnell entſchloſſen,
Sie durch den Fluß zu bringen auf dem Pferd.
Freundlich, ſeit ſie dem Mutterſchoß entſproſſen,
Erfüllt Marfiſa gern was ſie begehrt;
Sie thut noch mehr, und trägt ſie unverdroſſen,
Bis wo die beſſre Straße wiederkehrt,
Durch einen großen Sumpf. Auf dieſen Wegen
Kommt unſrem Paar ein Rittersmann entgegen.

110.

Der Ritter will, von blankem Stahl umfangen,
In prächt'gem Kleid, auf ſchön geziertem Roß,
Mit einer Jungfrau zu dem Fluß gelangen,
Ein einz'ger Knappe iſt ſein ganzer Troß
Die Dame mit ihm hat wohl hübſche Wangen,
Doch ihre Anmuth iſt nicht eben groß:
Hochfahrend und verdrießlich iſt ihr Weſen,
Und ganz des Ritters werth, der ſie erleſen.

111.

Graf Pinabel, der Mainzer einer, nannte
Sich jener Rittersmann, der mit ihr ritt;
Er iſt's, durch deſſen Falſchheit Bradamante
Vor wenig Monden in die Höhle glitt.
Die Thräne, die faſt blind ſein Auge brannte,
Der Seufzer, der ihm faſt das Herz zerſchnitt,
Galt alles ihr, die jetzt mit ihm gekommen,
Und die ihm Atlas damals weggenommen.

112.

Doch als darauf von ſeinen Felſenhöhen
Das Zauberſchloß des alten Atlas ſchwand,
Und jeder konnte ſeiner Wege gehen,
Befreit durch Bradamantens tapfre Hand,

Da kam auch ſie, die Pinabellens Flehen
Nie ſtreng noch ungefällig widerſtand,
Zu ihm zurück, und in Geſellſchaft wandern
Die Buhlen nun von einem Schloß zum andern.

### 113.

Und wie ſie neckiſch war und ſchlimmer Art,
So kann ſie ſich beim Anblick jener Alten,
Da ſie ſie hinten auf dem Roß gewahrt,
Des Spottens und des Lachens nicht enthalten.
Marfiſa, die gar leicht beleidigt ward
Und keinen Schimpf in keinerlei Geſtalten
Ertrug, entbrannte ganz von Zorn und ſchrie,
Daß dieſe Alte ſchöner ſei als ſie;

### 114.

Und ihrem Ritter wolle ſie es zeigen,
Ihr aber Kleid ſodann und Roß entraffen,
Würd' ſich der Sieg auf ihre Seite neigen
Und ſie den Gegner von dem Pferde ſchaffen.
Graf Pinabel, denn ſchimpflich wär's zu ſchweigen,
Bereitet ſich zur Antwort mit den Waffen,
Nimmt Schild und Speer, und wirft ſein Roß zur Seiten,
Um zornig auf Marfiſen einzureiten.

### 115.

Marfiſa kommt mit einem großen Spieße,
Und trifft den Grafen mächtig in's Geſicht;
Er ſtürzt betäubt auf eine ſumpf'ge Wieſe,
Und hebt den Kopf wohl eine Stunde nicht.
Die Siegerin in dieſem Kampf, Marfiſe,
Uebt nun das ausbedungene Gericht
Und reißt der Schönen Kleid und Schmuck vom Leibe,
Und gibt es alles ihrem alten Weibe.

116.

Mit dieſem ſchmucken, jugendlichen Kleide
Iſt ſie ſie wirklich anzuthun gemeint;
Dann nimmt ſie auch das Roß, zum großen Leide
Der Jungen, die den Doppelſchlag beweint,
Und zieht mit jener fort, die im Geſchmeide,
Je mehr geziert, je häßlicher erſcheint.
Drei Tage zogen ſie gar lange Wege,
Doch nichts geſchah, was euch am Herzen läge.

117.

Am vierten Tage ſprengt ein Mann herbei,
Er iſt allein und eilig jagt er hin.
Und wüßtet ihr wohl gern, wer dieſer ſei,
So ſag' ich euch, der Königsſohn Zerbin,
Von Kraft und Reiz ein ſeltnes Conterfei,
Doch Unmuth jetzt und Schmerz verzehren ihn:
Er jagt vergebens einem Frevler nach,
Der in der ſchönſten That ihn unterbrach.

118.

Er glüht vor Zorn, den Diener nicht zu treffen,
Der ihn gekränkt, wo es die Ehre galt;
Doch dieſer weiß die Segel einzureffen
Und flieht ſo klüglich durch den dichten Wald,
Zugleich muß ſeinen Herrn ein Nebel äffen,
Der juſt die Morgenſonne überwallt,
Daß er Zerbinens Händen ganz entkommen,
Bis Grimm und Wuth in ſeiner Bruſt verglommen.

119.

Der Ritter hält, obgleich von Zorn entzündet,
Wie er die Alte ſieht, das Lachen nicht,
Indem er's gar zu widerſprechend findet,
Solch junges Kleid, ſolch garſtig alt Geſicht.

Marfiſen ſagt er: deine Wahl verkündet,
Mein Reitersmann, du ſeiſt ein großes Licht:
Ein Dämchen dieſer Art dir beizulegen,
Das wird dir ſicher keinen Neid erregen. —

### 120.

Das Weib war auch gewißlich, nach der ſchlaffen
Verſchrumpften Haut, ſo alt wie Hekuba;
Und in dem Putze glich ſie einem Affen,
Dem ſolche Ehre zum Geſpött geſchah.
Der Aerger macht ſie vollends mißgeſchaffen,
Der blitzend aus den rothen Augen ſah;
Denn nimmer kann man größern Schimpf erweiſen,
Als alt und häßlich eine Frau zu heißen.

### 121.

Das hohe Fräulein ſtellt ſich zornig an,
Doch innerlich ergötzt ſie dieſer Zwiſt:
Die Dame, ſagt ſie drauf, iſt wohlgethan,
Bei Gott! und ſchöner als du höflich biſt.
Doch ſcheint es mir, du ſpielſt den Grobian
Von Herzen nicht, du ſpielſt ihn nur aus Liſt:
Du ſtellſt dich, ihren Reiz nicht zu entdecken,
Um deine tiefe Feigheit zu verſtecken.

### 122.

Und welcher Ritter müßte nicht ſich freu'n,
Die Reizendſte, die Jüngſte aller Schönen
Im Walde ſo zu finden, faſt allein,
Und ſich nach einem Kampf um ſie nicht ſehnen. —
Sie ſcheint, verſetzt er, dir gerecht zu ſein,
Sie dir zu rauben, gäbe leichtlich Thränen.
So unbeſcheiden bin ich wahrlich nie,
Ich nehme ſie dir nicht; behalte ſie.

123.

Doch ſpielſt du mir ein andres Lied zum Reigen,
Leiſt' ich von Herzen gerne dir Gewähr;
Allein ſo blind will ich mich dir nicht zeigen,
Daß ich um die erhöbe meinen Speer.
Ob häßlich oder ſchön, ſie ſei dein eigen,
So große Freundſchaft trenn' ich nimmermehr.
Ihr ſeid ein wackres Pärchen: ja, ich ſchwöre,
Dein Muth macht ihrem Reiz gewiß viel Ehre. —

124.

Marfiſa: du magſt wollen oder nicht,
Du mußt verſuchen ſie mir abzujagen.
Umſonſt erblickſt du nicht ſolch' ſchön Geſicht,
Das du nicht ſtrebſt als Preis davonzutragen. —
Verſetzt Zerbin: Ich ſehe keine Pflicht,
Warum ein Menſch ſich ſchinden ſoll und plagen
Um einen Sieg, wo nach geſchlagner Schlacht
Der Sieger flucht und der Beſiegte lacht. —

125.

Willſt du dich nicht in dieſen Antrag fügen,
So darfſt du doch den andern nicht verſchmähn,
Verſetzt Marfiſa: wirſt du mich beſiegen,
So wird mit mir die holde Schöne gehn;
Wo nicht, ſo ſollſt du mit Gewalt ſie kriegen;
Wer wird ſie los? das wollen wir denn ſehn.
Verlierſt du, dann behältſt du ſie zur Seiten,
Und wirſt ſie ſtets wohin ſie will begleiten. —

126.

So ſei's, verſetzt Zerbin, von Muth erfüllt,
Und ſchnell zum Anlauf wendet er die Zügel;
Er ſetzt ſich feſt, und kommt durch das Gefild
Herangeſprengt, und hebt ſich hoch im Bügel,

Und zielt dem Fräulein mitten auf den Schild,
Doch ſtößt er wie auf einen erznen Hügel.
Sie aber traf ihn auf den Helm ſo ſcharf,
Daß ſie betäubt ihn aus dem Sattel warf.

127.

Zerbinen will der Unfall ſchlecht behagen,
Denn nie ward ihm ſo etwas eingetränkt:
Tauſend und tauſend hat er ſchon geſchlagen,
Daher die Schmach ihn unauslöſchlich kränkt.
Lang bleibt er liegen, ohn' ein Wort zu ſagen,
Und wie er nun an ſein Verſprechen denkt,
Wie grämt er ſich! nun muß er ſich bequemen,
Die alte garſt'ge Vettel mitzunehmen.

128.

Zu dem Erbosten ſprengt die Sieg'rin jetzt,
Die lachend ſpricht: Hier ſei ſie dir beſchieden;
Je mehr dieß Weſen Aug' und Herz ergetzt,
Je mehr bin ich mit deinem Fang zufrieden.
Statt meiner biſt du ihr zum Schutz geſetzt:
Gedenke nicht im Amte zu ermüden,
Und ſei nicht laß, als Führer und Geleit
Gehorſam ihr zu halten deinen Eid. —

129.

Schnell reitet ſie davon durch's Waldesgitter,
Da ſie die Antwort nicht für nöthig hält.
Der Prinz von Schottland glaubt, ſie ſei ein Ritter,
Und fragt die Alte: Sag wer iſt der Held?
Und die verhehlt die Wahrheit nicht, die bitter
Wie Gift und Brand in ſeine Seele fällt:
Ein Fräulein hat dir dieſen Stoß gegeben,
Der aus dem Sattel dich vermocht zu heben.

130.

Sie maßt ſich an des Ritters Schild und Speer,
Doch muß man's ihrem Muthe zuerkennen;
Vom Morgenlande kommt ſie eben her
Und will mit Frankreichs Paladinen rennen.
Jetzt aber ſchämt ſich unſer Freund ſo ſehr,
Daß ihm vor Schmach nicht nur die Wangen brennen,
Nein, wenig fehlt, ſo würd' in ſolcher Noth
An ſeinem Leibe jede Schiene roth.

131.

Und als er wieder auf ſein Roß geſtiegen,
Da ſchilt er ſich, daß er nicht feſter ſchloß.
Der Alten macht es heimliches Vergnügen,
Sie ſtichelt noch und gibt ihm manchen Stoß,
Und mahnt ihn, welche Pflichten auf ihm liegen;
Zerbin erkennt's, und wie ein müdes Roß,
Das nicht mehr kann, und an dem Bauch die Sporen,
Im Maul die Stange fühlt, hängt er die Ohren.

132.

O welch ein Tauſch, abſcheuliches Geſchick,
Den du mir gönnſt: ſprach er mit tiefem Stöhnen.
Die bei mir ſollte ſein, mein ganzes Glück,
Nahmſt du mir weg, die Schönſte aller Schönen,
Und willſt, ſtatt daß du mir ſie gibſt zurück,
Mich durch ſo ſchmählichen Erſatz verſöhnen?
Noch beſſer, wenn man all' ſein Gut vermißt,
Als ſolch ein Tauſch, der gar zu ungleich iſt!

133.

Sie, der ſich keine darf zur Seite ſtellen
An Reiz und Tugend, meine Königin,
An ſpitzen Klippen ließ't du ſie zerſchellen,
Gabſt ſie dem Fiſch, dem Meeresvogel hin:

Und die, die längſt in dunklen Grabeszellen
Den Würmern liegen ſollte zum Gewinn,
Die ließt du zwanzig Jahre länger währen,
Als recht war, nur um meine Qual zu mehren. —

### 134.

So ſprach Zerbin, und zeigt' in ſeinen Wehen,
Durch Blick und Wort, nicht minder tiefen Gram
Ob dieſer Beute, die er muß verſchmähen,
Als daß er um ſein holdes Liebchen kam.
Die Alte, die ihn zwar noch nie geſehen,
Verſtand aus allem doch, was ſie vernahm,
Daß er es ſei, der heimliche Vermählte,
Von dem ihr Iſabella viel erzählte.

### 135.

Ich hoffe, daß ihr euch zurechte findet,
Wie ſie aus jener Höhle fortgerannt,
Wo jene, welche den Zerbin entzündet,
So manchen Tag in Ketten ſich befand.
Oft hatt' ihr Iſabella dort verkündet,
Wie ſie verließ den väterlichen Strand,
Und wie ſie, da ihr Schiff ein Sturm vernichtet,
Zum Ufer von Rochelle ſich geflüchtet.

### 136.

Auch ſprach ſie ihr gar viel zu ſeinen Ehren,
Beſchrieb ihr ſtets Geſtalt und Angeſicht:
Daher, wie ſie ihn ſehen kann und hören,
Blickt ſie ihn näher an und zweifelt nicht,
Es ſei Zerbin, um den mit bittern Zähren
Die Fürſtin klagt', als um ihr Lebenslicht,
Die's ſchwerer trug, den Liebſten zu vermiſſen,
Als jener Räuber Sklavin ſich zu wiſſen.

137.
Die Alte, wie ſie aufmerkſam vernommen,
Was der betrübte Jüngling murrt und weint,
Sieht gleich, er ſei in falſchem Wahn beklommen,
Da er im Meer verſenkt die Fürſtin meint.
Doch ob ſie wußte, was ihm konnte frommen,
Verſchwieg ſie doch, ſo war ihr Herz ihm feind,
Erbarmungslos das Gute, das ſie wußte,
Und ſagt' ihm nur was ihn bekümmern mußte.

138.
Hör' an, ſpricht ſie, du ſtolzer Spötter du,
Von dieſer Todten könnt' ich dir beweiſen —
Ja, wüßteſt du's, du ließ'ſt mir keine Ruh'
Und würd'ſt mir Artigkeiten gnug erweiſen.
Jetzt ſchmäh' und höhne nur! mein Mund bleibt zu!
Und würd'ſt du mich in tauſend Stücke reißen.
Bedenke, hätt'ſt du mir's nicht ſo gemacht,
Vielleicht hätt'ſt du's aus mir herausgebracht. —

139.
So wird ein Hund, der anfangs ganz ergrimmt,
Sich auf den Räuber ſtürzt, auf einmal zahm,
Wenn ſeine Naſ' in Käſedüften ſchwimmt,
Wenn ihm ein Zauberſpruch die Kraft benahm,
Wie jetzt Zerbin die Saiten tiefer ſtimmt,
Der gierig lauſcht und gar zu gern den Gram
Beſchwicht'gen möcht' um ſie, die ihm entriſſen,
Mit dem, was dieſe Alte ſcheint zu wiſſen.

140.
Er wendet ſich mit freundlicherm Geſichte
Zu ihr und fleht und bittet und beſchwört
Bei Gott und Menſchen ſie, daß ſie berichte,
Was Gutes oder Schlimmes ſie gehört.

Erwarte keine tröſtliche Geſchichte,
Verſetzt ſie, hart und immer noch empört:
Sie iſt nicht todt, ſie lebt, allein in Leiden,
Und ſo, daß ſie die Todten kann beneiden.

### 141.

Die kurze Zeit daß ſie dir ferne war
Iſt ſie durch zwanzig Hände wohl gegangen,
Und werdet ihr je wiederum ein Paar,
So mußt du nach der Blüthe nicht verlangen. —
Verruchtes Weib, wie lügſt du doch ſo baar,
Und weißt es ganz vortrefflich anzufangen!
Und warens zwanzig auch, dir iſt's bekannt,
Daß keiner ihr nach ihrer Blüthe ſtand.

### 142.

Zerbin beſtürmt das alte Weib mit Fragen
Vergebens, wo und wann ſie ſie geſehn,
Doch dieſe will ihm keine Silbe ſagen,
Und bleibt verſtockt bei allem ſeinem Flehn.
Wie er's verſucht mit gütlichem Betragen,
Droht er zuletzt den Hals ihr umzudrehn;
Doch Drohen will und Bitten nichts erzwingen,
Er kann die Hexe nicht zum Reden bringen.

### 143.

Am Ende gönnt er Ruhe ſeiner Zungen,
Denn all ſein Reden macht dem Weib nur Scherz:
Das Lied, das ihm die Alte vorgeſungen,
Zerreißt mit eiferſücht'gem Gram ſein Herz;
Er wäre gern in's Feuer gleich geſprungen,
So treibt zur Freundin ihn der Sehnſucht Schmerz,
Doch darf er keinen andern Weg erkieſen,
Als jene will, denn er verſprach's Marfiſen.

144.
Auf öden Wegen, Gram im Herzen habend,
Folgt ihr Zerbin, gehorſam ſeiner Pflicht;
Wohin ſie ziehn, durch Berg' und Thale trabend,
Keins ſieht das andre an, und keines ſpricht.
Doch als die flücht'ge Sonne ſinkt am Abend,
Da kommt ein Ritter, der ihr Schweigen bricht,
Wie er die Alte ſieht, die ſchnöde Schlange.
Fortſetzung folgt im kommenden Geſange.

---

## Einundzwanzigſter Geſang.

1.
Nicht glaub' ich, daß ein Seil die Laſt umwindet,
Ein Nagel Bretter je ſo feſt geſellt,
Als wie die Treu' ein edles Herze bindet,
Das unauflöslich feſt ihr Knoten hält.
Auch wurde von den Alten, wohlbegründet,
Die heil'ge Treue ſtets nur dargeſtellt
Im weißen Schleier, der ſie ganz bedeckte,
Und den ein einzigs Pünktchen ſchon befleckte.

2.
Das Wort der Treue werde nie zum Spotte,
Sei's Einem, ſei es Tauſenden gegeben,
In einem dichten Wald, in einer Grotte,
Fern von der Dörfer, von der Städte Leben,
Wie vor Gericht, von einer ganzen Rotte
Von Zeugen und von Aktenhöhn umgeben;
Eidſchwur und Zeichen braucht's nicht beizufügen:
Das Wort muß ein für allemal genügen.

3.

Und dieſes hielt, wie man es halten ſoll
Bei jedem Schritt, Zerbin, der biedre Ritter:
Er gab der Treue redlich ihren Zoll,
Verließ den eignen Weg und ging, wie bitter!
Der Alten nach, ob auch das Herz ihm ſchwoll,
Als wär' die Peſt ihm nah, der ſchwarze Schnitter
Schon vor der Thür; doch mehr als Wunſch und Sehnen
Galt das Verſprechen, das er gab der Schönen.

4.

Ich hab' erzählt von ihm, wie dieß Verſprechen
Und dieß Geleit ihn ſo darniederbeugt,
Daß er vor Wuth kein Wort vermag zu ſprechen,
Und daß ſie ſtille ziehn, und jedes ſchweigt,
Und wie, dieß Schweigen nun zu unterbrechen,
Als Phöbus juſt den Rand der Räder zeigt,
Ein Ritter auf der Irrfahrt, den ſie mitten
In ihrem Wege treffen, kommt geritten.

5.

Die Alte, die den Ritter gleich erkannt,
— Hermon von Holland, ſo ließ er ſich nennen,
Und war an einem purpurrothen Band
Auf ſeinem ſchwarzen Schilde zu erkennen, —
Hat allen Stolz und Hochmuth ſchnell verbannt
Und fleht Zerbinen an, ihr Schutz zu gönnen,
Und ruft ihm in den Sinn, was er verhieß
Der Krieg'rin, die in ſeiner Hand ſie ließ;

6.

Denn dieſer Mann, der ihnen komm' entgegen,
Sei ihr und ihres Hauſes ärgſter Feind;
Unſchuldig ſei ihr Vater ihm erlegen,
Ihr einz'ger Bruder ſei mit dem vereint,

Und auch den Reſt zu weihen ſeinem Degen,
Wie jene, ſei der Böſewicht gemeint. —
Weib, ſpricht der edle Schottenfürſt, ſo lange
Du mich zu deinem Schutz haſt, ſei nicht bange. —

7.

Wie nun der Ritter im Geſicht der Alten
Sich ſpiegeln kann, die er ſo grimmig haßt,
Ruft er mit einer Stirn voll wilder Falten:
Mach dich im Augenblick zum Kampf gefaßt!
Wo nicht, gib's auf, dieß Weib hier zu erhalten,
Daß ſie, wie ſie's verdient, durch mich erblaßt.
Kämpfſt du mit mir, ſo kommſt du um dein Leben,
Wie Jeder, der dem Unrecht Schutz will geben. —

8.

Zerbin erwidert ihm voll Höflichkeit,
Es ſei ein ſchnödes und geringes Trachten
Und unwerth eines Ritters jederzeit,
Wenn man geſonnen ſei, ein Weib zu ſchlachten.
Gelt's einen Kampf, ſo ſei er gern bereit,
Doch Eines möcht' er noch zuvor beachten,
Ob ſich ein Ritter von ſo edlem Muth,
Wie er, beflecken ſoll mit Weiberblut? —

9.

Er ſagt ihm dieß und mehr, doch nichts will frommen,
So kommt's am End' von Worten doch zu Schlägen.
Sie ſtürzen, wie ſie Raum im Feld genommen,
Einander mit verhängtem Zaum entgegen.
Raketen können nicht der Hand entkommen,
Bei einer Luſtbarkeit, auf luſt'gen Wegen,
Schnell wie die Roſſe jetzt, in vollem Jagen,
Die beiden Herrn zum Stoß zuſammentragen.

10.

Hermon von Holland zielte tief und ſtach
Rechts in die Seite, die er ſich erkoren;
Doch ging, da ſeine ſchwache Lanze brach,
Am Schottenritter dieſer Stoß verloren.
Allein der andre war nicht leer noch ſchwach,
Er reichte, Schild und Schulter zu durchbohren,
Durch die er bis zur andern Seite drang
Und Hermon ſeinen Sitz zu räumen zwang.

11.

Zerbin glaubt ſchon, ſein Ende ſei erſchienen,
Springt ab und nimmt, von Mitleid angefacht,
Den Helm vom blaſſen Antlitz, ihm zu dienen,
Und jener Krieger, wie vom Schlaf erwacht,
Hält ſtumm ſein Aug' geheftet auf Zerbinen,
Und endlich ſpricht er: daß mich deine Macht
So unſanft niederwarf, iſt mir nicht bitter,
Denn du ſcheinſt mir die Blüthe aller Ritter.

12.

Das aber ſchmerzt mich, darum muß ich klagen,
Daß dieß ein treulos Weib mir angethan:
Ihr Schutz zu ſein, wie kann dir's nur behagen?
Denn deinem Muthe ſteht es wenig an.
Und wenn ich erſt den Grund dir würde ſagen,
Warum ich gegen ſie auf Rache ſann,
So oft dir's einfällt, würdeſt du dich grämen,
Daß du um ſie mich ließeſt Schaden nehmen.

13.

Und könnt' ich noch ſo vielen Athem ſparen,
Doch kaum, befürcht' ich, bin ich das im Stand,
So ſollteſt du von dieſem Weib erfahren,
Wie ſchlimm ſie iſt und welch' ein Höllenbrand.

Mir war ein Bruder, der in jungen Jahren
Aus Holland wegging, unſrem Heimathland,
Um dem Heraklius mit ſeinem Schwerte
Zu dienen, den als Kaiſer Hellas ehrte.

14.

Ein edler Freiherr war daſelbſt in Pflichten,
Mit welchem er ein Bruderbündniß ſchloß.
Da wo die Straßen ſich nach Serbien richten,
Hatt' er ein wohlgelegnes, feſtes Schloß.
Argeus hieß der, von dem ich will berichten,
Hier dieſes ſchnöden Weibes Ehgenoß;
Die feſſelt' ihn mit ſtärkern Liebesbanden,
Als es ſolch' würd'gem Ritter angeſtanden.

15.

Sie aber, leicht beweglich, wie ein Blatt,
Das, wenn der Herbſt die Säfte macht verſiegen,
Ein kalter Wind vom Baum geriſſen hat
Und läßt es vor ſich her im Zorne fliegen,
Wird nur zu bald des edlen Mannes ſatt,
Der ihr zuvor am Herzen ſchien zu liegen:
Sie läßt von ihm, und wendet Herz und Sinn
Verführeriſch auf meinen Bruder hin.

16.

Allein ſo feſt ſteht bei der Wuth der Welle
Akroferaun, den jeder Schiffer ſcheut;
So ſteht die Fichte bei des Nords Gebelle,
Die hundertmal die Haare ſchon erneut,
Und, wie ſie überragt die Alpenwälle,
Gleich tief dem Boden auch die Wurzeln beut:
Als wie mein Bruder feſt blieb bei dem Flehen
Des Ausbunds aller Laſter und Vergehen.

17.

Wie's einem Ritter geht voll Muth und Feuer,
Der Händel ſucht und den ſie niemals fliehn,
Mußt' ihm ein Hieb in einem Abenteuer,
Ganz nah bei ſeines Freundes Schloß, erblühn.
Da er, auch ungeladen, oft als treuer
Geſelle hinkam, mit und ohne ihn,
Begab er ſich dahin, um zu verweilen,
So lang bis ſeine Wunde würde heilen.

18.

Indeß er krank nun lag in jenen Tagen,
Verreiſt' Argeus und ließ ihn dort allein.
Da kam die Freche gleich, um ihn zu plagen,
Und ſpielt' ihm die gewohnten Melodei'n;
Allein der Treue konnt' es nicht ertragen,
In beiden Seiten ſo geſpornt zu ſein,
Und will, um in der Treue nicht zu fehlen,
Von vielen Uebeln ſich das kleinſte wählen.

19.

Von vielen ſchien ihm dieſes noch das beſte,
Der alten Freundſchaft zu entſagen nun:
So weit zu gehn von dieſem Sündenneſte,
Daß er kann vor dem ſchnöden Weibe ruhn.
Obgleich es hart war und das Herz ihm preßte,
War's ehrlicher als ihren Willen thun,
Und als das Weib bei ihrem Herrn verſchwärzen,
Der er mehr hold war als dem eignen Herzen.

20.

Obgleich er matt noch von den Wunden iſt,
Zieht er die Waffen an, um fortzugehen,
Wobei er ſich im Herzen hoch vermißt,
Nie dieſe ſchlimme Gegend mehr zu ſehen.

Was hilft es ihm? das Glück, mit neuer Liſt,
Macht jeden Widerſtand im Wind verwehen.
Inzwiſchen kehrt der Mann von ſeinem Zug,
Und findet ſeine Frau betrübt genug,

21.

Und mit zerzaustem Haar und glühnden Wangen;
Er fragt ſie, was ſie denn ſo ſehr betrübt?
Sie aber läßt ihn lange flehn und bangen,
Bis ſie ihm endlich eine Antwort gibt,
Stets ſinnend wie ſie Rache könnt' erlangen
An jenem Flüchtling, den ſie ſo geliebt;
Zu ihrem Wankelmuthe mocht' es paſſen,
Daß ſie vom Lieben überſprang zum Haſſen.

22.

Ach, ſprach ſie, warum ſollt' ich's nicht entdecken,
Wie ich, ſo lang du ferne warſt, gefehlt?
Und wollt' ich's auch der ganzen Welt verſtecken,
Doch bleibt es dem Gewiſſen unverhehlt.
Die Seele, weil ſie fühlt die ſünd'gen Flecken,
Wird innerlich von ſolcher Reu gequält,
Daß jede Pein dagegen iſt gelinde,
Die man mir anthut wegen meiner Sünde.

23.

Wenn's Sünde heißt, was ein gezwungner Wille
Verübt, doch was es ſei, vernimm den Schlag,
Damit dein Schwert aus dieſer ſchmutz'gen Hülle
Den reinen, blanken Geiſt erlöſen mag,
Und ew'ge Nacht die Augen mir erfülle,
Daß ich ſie nicht, nachdem ich ſo erlag,
Beſtändig ſenken muß vor innrem Grämen,
Und mich vor jedem, der mich anſieht, ſchämen.

24.

Dein Freund hat meine Ehre mir entriſſen,
Hat dieſen Leib geſchändet mit Gewalt,
Und weil er bange war, ich ließ' dich's wiſſen,
So räumt' er heimlich dieſen Aufenthalt.
So macht ſie ihm mit dieſen Alberniſſen
Den Freund verhaßt, der ſonſt ihm alles galt:
Argeus glaubt ihr und weiß auf nichts zu denken,
Als ſich zu waffnen und ihm's einzutränken.

25.

Da er die Gegend kennt auf allen Seiten,
Erreicht er ihn gar bald, nicht weit von dort,
Denn nur mit Mühe kann mein Bruder reiten
Und harmlos zieht er und gemächlich fort.
Kurz, jener kommt, den Grimm und Rache leiten,
Und überfällt ihn an entlegnem Ort.
Entſchuld'gung kann mein Bruder nicht erſinnen,
Denn Argeus will durchaus den Kampf beginnen.

26.

Der eine heil, und voll von Wuth und Tücke,
Der andre krank, und ganz wie ſonſt ſein Freund —
Da ſtand mein Bruder denn gar ſehr zurücke
Vor dem Geſellen, nunmehr ſeinem Feind:
Philander drum, zu gut für ſolch Geſchicke,
— Der unglückſel'ge Jüngling iſt gemeint,
Der alſo hieß — hält vor ſo wildem Streben
Nicht Stand, und muß ſich ihm gefangen geben.

27.

Nicht laſſe Gott dem Zorn die Zügel ſchießen,
Noch mich gedenken wie du mich betrübt,
Sprach Argeus, daß dein Blut mir ſollte fließen,
Der du mich liebteſt, den auch ich geliebt.

Obgleich du mir's am Ende ſchlecht bewieſen,
Doch will ich, daß die Welt mir Zeugniß gibt,
Ich hätte mich, wie in der Liebe Tagen,
Im Haß auch als der Beſſere betragen.

28.

Ich ſtrafe dich auf eine andre Weiſe,
Dein Blut beflecke meine Hände nicht! —
Sodann befiehlt er, daß aus grünem Reiſe
Man eine Bahr' ihm auf dem Roſſe flicht.
Auf dieſer macht er, halbentſeelt, die Reiſe
Zum Schloſſe, wo er ihm das Urtheil ſpricht
Und läßt, zum Lohn für nicht begangne Sünden
Ihn ew'ge Haft im feſten Thurme finden.

29.

Im andern darf er ſeiner Milde danken:
Um ſeine Freiheit iſt es zwar gethan,
Sonſt aber iſt er frei und ohne Schranken,
Befiehlt, und alles iſt ihm unterthan.
Doch will des ſchnöden Weibes Sinn nicht wanken,
Sie brütet ſtets noch über ihrem Plan,
Und iſt im Thurme faſt zu allen Tagen,
Hat Schlüſſel, und gebraucht ſie nach Behagen.

30.

Sie unternimmt den Angriff denn auf's Neue,
Und zwar mit größrer Kühnheit als zuletzt.
Was bringt dir deine Tugend nun, als Reue,
Spricht ſie, da jeder ſie für Falſchheit ſchätzt?
O ſtolzer o erhabner Sieg der Treue,
O fette Beute, die es abgeſetzt!
O welch ein Lohn, den dein Verdienſt errungen,
Als Schuft zu wandeln über alle Zungen!

31.
Mit welchem Vortheil und wie ehrenvoll
Hättſt du dich können meinem Wunſch bequemen!
Von deiner Strenge, ſo verſtockt und toll,
Magſt du die wohlverdiente Frucht dir nehmen.
Du biſt in Haft, die nimmer enden ſoll,
Wenn du den harten Sinn nicht willſt bezähmen.
Thuſt du's, ſo ſinn' ich auf ein Freundſchaftsſtück,
Das Freiheit dir und Ehre gibt zurück. —

32.
Nein, nein, verſetzt Philander, hoffe nimmer,
Daß ſich verändern ſoll mein treu Gemüth,
Und wenn mir auch in dieſem Kerkerzimmer
Ganz gegen Recht und mein Verdienſt geſchieht,
Und ſpricht die Welt von mir auch ſchlimm und ſchlimmer,
Genug, wenn er, der in's Verborgne ſieht,
Der mich mit ew'ger Gnade kann erquicken,
Mein ſchuldlos Leiden ſchaut mit hellen Blicken.

33.
Wenn dieſe Haft ihn nicht zufrieden ſtellt,
So tödte Argeus doch den Lebensmüden!
Vielleicht verſagt den Lohn mir jene Welt
Für meine Tugend nicht, verkannt hienieden.
Und ihm, der jetzt für ſeinen Feind mich hält,
Wenn dieſer Geiſt einmal vom Leib geſchieden,
Vielleicht daß ihm mein Unrecht klar erſcheint
Und er des treuen Freundes Tod beweint. —

34.
So ſtrebt die frechſte aller Sünderinnen,
Ihn zu verführen, immer ohne Frucht,
Doch Vortheil will die blinde Luſt gewinnen
Aus dieſer Liebe, thöricht und verrucht,

Und muſtert in dem tiefſten Herzen drinnen
Die alten Laſter, keins bleibt undurchſucht,
Und tauſend Plane müſſen erſt ſich jagen,
Bis ſie es wagt, den Nagel einzuſchlagen.

35.

Sechs volle Monde ſetzt ſie keinen Fuß
In ſeinen Kerker mehr, wie ſonſt geſchehen
Der Arme hofft und glaubt ſchon den Beſchluß
Der unvernünft'gen Leidenſchaft zu ſehen.
Allein die launiſche Fortuna muß,
Die gerne pflegt dem Böſen beizuſtehen,
Den Weg ihr zeigen, der den Wunſch gewährt,
Durch eine That, gräu'lvoll und unerhört.

36.

In alter Feindſchaft iſt ihr Mann gelegen
Mit einem, der Morand der Schöne heißt,
Und oftmals, wenn der Burgherr nicht zugegen,
Bis in die Burg ſich wagt, allein und dreiſt,
Doch, iſt er da, ſich nicht gedenkt zu regen,
Und ſich auf zehen Meilen ihm nicht weiſt;
Und dieſer nun, daß er ihn endlich habe,
Gibt vor, er ziehe zu dem heil'gen Grabe.

37.

Er ſagt's, und ging, ſo daß es jeder ſchaute,
Und daß es bald das ganze Land erfuhr;
Und Niemand, als das Weib, dem er vertraute,
Wußt' um den Plan, und kam ihm auf die Spur.
Er kehrte heim, ſo oft der Abend graute,
Und blieb nie länger, als zum Morgen nur,
Und wußte täglich, mit verſtellten Zeichen,
Beim Frühroth ungeſehen zu entweichen.

38.

Nach allen Seiten ſchweift er hin bei Tage,
Indem er immer ſich um's Schloß bewegt,
Nur um zu ſehen, ob Morand es wage,
Leichtgläubig herzukommen, wie er pflegt;
Den Tag verbringt er in des Waldes Hage,
Doch wenn ſich in das Meer die Sonne legt,
Kommt er zum Schloß, und an verborgnen Pforten
Empfängt das ungetreue Weib ihn dorten.

39.

Und alle, außer dieſem Unhold, wähnen,
Der gute Argeus ſei ſchon Meilenweit.
Da kommt ſie nun, die ärgſte der Hyänen,
Zu meinem Bruder bei gelegner Zeit,
Geſicht und Buſen überſtrömt mit Thränen,
Denn dieſe regnen, auf den Wink bereit:
Wo, ruft ſie, werd' ich Hülfe ſuchen müſſen,
Um nicht die Ehre gänzlich einzubüßen?

40.

Und meines Gatten Ehre mit der meinen!
Wär' dieſer hier, dann trotzt' ich ihm ja gern.
Du kennſt Morand, und weißt, ob er noch einen
Gott oder Menſchen ſcheut, iſt jener fern.
Ach, Bitt' und Drohung weiß er zu vereinen,
Und nun beſticht er wider ihren Herrn
Noch meine Diener, um mich zu beſitzen:
Ich weiß mich nicht zu retten noch zu ſchützen.

41.

Nun, da er weiß um meines Gatten Reiſe,
Daß ſie für bald'ge Wiederkehr zu groß,
Nun wagt er unentſchuldigt, frecher Weiſe,
Und ohne jeden Vorwand ſich in's Schloß.

Ja, wär' mein Herr allhier, dann wär' er weiſe,
Und unterließ' nicht dieſe Keckheit bloß,
Bei Gott! ich bin gewiß, er würde zagen,
Sich auf drei Meilen an dieß Thor zu wagen.

42.

Und was er ſonſt durch Boten ließ erſtreben,
Das hat er mündlich heut von mir begehrt,
Auf ſolche Weiſe, daß ich mußte beben,
Mich ſchon beſchimpft zu ſehen und entehrt;
Hätt' ich ihm gute Worte nicht gegeben
Und ſeinen Wünſchen mich geneigt erklärt,
So hätt' er mit Gewalt mir das genommen,
Was er jetzt hofft in Frieden zu bekommen.

43.

Ich ſagt' ihm zu, nicht um mein Wort zu halten,
Denn ein Vertrag aus Furcht hat keine Kraft:
Mein Plan war nur, ihn davon abzuhalten,
Was er durch Zwang ſich hätte ſonſt verſchafft.
So iſt der Fall: nur du kannſt mich erhalten,
Wo nicht, ſo iſt die Ehre mir entrafft;
Auch die, ſo du mir ſtets entgegenſetzeſt,
Des Argeus, die du mehr als deine ſchätzeſt.

44.

Und weigerſt du mir dieß, ſo werd' ich ſagen,
Daß die gerühmte Treu' dich nicht erfüllt,
Und daß du meine flehentlichen Klagen
Aus bloßer Grauſamkeit mir nicht geſtillt, –
Nicht weil du Achtung vor dem Freund getragen,
Obwohl du ſtets mir zeigteſt dieſen Schild.
Wir hätten's können im Verborgnen treiben,
Doch davon wird mir laute Schande bleiben. —

45.

Den Vorbericht, ſprach jener, kannſt du ſparen,
Für meinen Argeus bin ich ſtets bereit.
Sag' mir nur was du willſt: was wir uns waren,
Werd' ich dem Freunde ſein zu jeder Zeit.
Und hab' ich Unrecht auch von ihm erfahren,
Ich bin es nicht, der ihn der Sünde zeiht.
Wie gern will ich für ihn zum Tode gehen,
Ob mir auch Welt und Schickſal widerſtehen. —

46.

Die Schnöde ſpricht: Ich will, daß du den Tod
Dem Frevler gebeſt, der uns ſo will beugen.
Beſorge nicht, daß dir ein Unheil droht:
Ich will dir eine ſichre Straße zeigen.
Zur dritten Stund' erhebt ſich meine Noth,
Wenn dicht und ſchwarz die Schatten niederſteigen;
Dann kommt er: auf ein Zeichen, das er mir
Zu geben hat, öffn' ich ihm leis die Thür.

47.

Und laß dir nur das Warten nicht entleiden,
In meiner Kammer, auf dem finſtern Stand:
Er muß ſich ſeiner Waffen erſt entkleiden,
Dann liefr' ich ihn halbnackt in deine Hand. —
So kann das Weib, treulos den höchſten Eiden,
Den Gatten führen an des Abgrunds Rand,
Wenn ſie mit Recht noch iſt ein Weib zu nennen,
Von der die Höllenfurien lernen können.

48.

Als die verbrecheriſche Nacht erſchien,
Da eilt ſie, meinen Bruder mit dem Schwerte
Zu jener dunklen Kammer hinzuziehn,
Bis daß der arme Burgherr wiederkehrte.

Auch iſt ihr alles ganz nach Wunſch gediehn,
Denn ſelten geht die Schuld auf falſche Fährte:
So fiel denn, unterm Namen des Morand,
Der gute Argeus durch Philanders Hand.

49.

Er ſpaltet Haupt und Hals mit Einem Schlage,
Denn ohne Helm war jener, nackt und bloß;
Zum bittern Ende ſeiner armen Tage
Kommt Argeus ohne Zucken, ahndungslos,
Durch den, der nie gedacht an ſolche Lage,
Der's nie geglaubt: o ſonderbares Loos!
Er, der ihm helfen wollte, that dem Freunde
Das Aergſte, was man irgend thut dem Feinde.

50.

Wie Argeus unerkannt zu Boden fällt,
Gibt er Gabrinen ſeine Wehr zurücke.
Gabrina nennt ſich dieſe, die zur Welt
Gekommen iſt nur zu Verrath und Tücke.
Sie, die bis jetzt geſchwiegen hat, verhält
Die Wahrheit länger nicht, und ſeine Blicke,
Wie ſie das Licht ihm in die Hände gibt,
Erkennen ihn, den ſeine Seele liebt.

51.

Und nun bedroht ſie ihn, wenn er nicht endlich
Den langen Liebesſchmerzen Stillung gönne,
Dem Schloſſe zu entdecken unabwendlich,
Was er gethan und nicht beſtreiten könne,
So daß er einen Tod, gemein und ſchändlich,
Als Mörder und als Böſewicht gewönne;
Und ſeine Ehre führt ſie ihm zu Herzen,
Wenn er den Tod auch könnte leicht verſchmerzen.

52.

Voll Schrecken ſteht, voll Jammer und voll Graus
Philander, wie er ſeinen Irrthum ſieht:
Die erſte Wuth, wie gern ließ' er ſie aus!
Und eine Zeitlang zweifelt ſein Gemüth;
Nur daß er weilt in einem Feindeshaus,
Dieß iſt's, warum Vernunft ihm widerrieth,
Sonſt hätt' er, eben ohne Waffen jetzt,
Sie mit den Zähnen Stück für Stück zerſetzt.

53.

So wie ein Fahrzeug oft auf hohen Wogen,
Um das zwei Winde ſind in vollem Streit:
Wenn's vorwärts bei des einen Drang geflogen,
So wirft's der andre rückwärts, juſt ſo weit;
Doch endlich, lang im Kreis umhergezogen,
Gehorcht's, wie ihm der ſtärkere gebeut:
So faßt Philander jetzt, nach langem Schwanken,
Den minder widrigen von zwei Gedanken.

54.

Vernunft zeigt ihm ſein Loos: ſchmachvoll, entehrt!
Ein Tod, der bittrer iſt als bloßes Sterben,
Harrt ſein, wenn man den Mord im Schloß erfährt:
Kurz iſt die Wahl, und nahe das Verderben.
So muß er denn am Ende d'ran, und leert
Den Sündenbecher abſcheuvoll, den herben;
Siegreich am Ende treiben Noth und Graus
Den Stolz aus der bedrängten Bruſt heraus.

55.

Die Furcht vor'm ſchnöden, ſchmählichen Gerichte
Bewegt zu vielen tauſend Schwüren ihn,
Daß er ſich ihrem Willen ganz verpflichte,
Wofern ſie ſicher dieſem Ort entfliehn.

So brach ſie mit Gewalt der Sehnſucht Früchte,
Worauf ſie denn aus jenen Mauern ziehn.
So kam mein Bruder zu dem Heimathlande,
Und bei den Griechen blieb ihm Schmach und Schande.

56.

Den Freund hat er beſtändig an der Seite,
An welchem er beging ſo blinden Mord,
Und zieht mit ſeiner traurig ekeln Beute,
Mit der Medea, mit der Progne fort.
Fühlt' er den harten Zügel nicht, und ſcheute
Er nicht den Eid und das gegebne Wort,
Am erſten Ruhplatz ging's ihr um die Kehle;
So aber haßt er ſie von ganzer Seele.

57.

Nun wird kein Lächeln mehr an ihm geſehen,
Und trüb iſt alles, was er ſpricht fortan,
Und Seufzer ſind's, die aus dem Buſen wehen,
Er iſt Oreſt in ſeiner Reue Wahn,
Dem, wie der grauſe Elternmord geſchehen,
Qualvoll die Göttinnen der Rache nahn;
Und ſo durchdringt ihm dieſer Schmerz die Glieder,
Daß er ihn krank auf's Lager wirft darnieder.

58.

Die Buhlerin, der's allzuklar geworden,
Wie wenig ſie ihr zweiter Gatte ſchätzt,
Hat ihre Liebesflamme drauf im Norden
In wilde Gluth des Haſſes umgeſetzt,
Und gegen meinen Bruder, bis zum Morden,
Sich wie einſt gegen Argeus aufgehetzt;
Ja, wie dem Erſten, ſo nun auch dem Zweiten
Beſchließt ſie ſein Verderben zu bereiten.

59.

Sie findet einen Arzt von ſchlauem Geiſt,
Gewandt und paſſend zu den ſchlimmſten Ränken,
Der beſſer mit verruchten Giften weißt
Den Kranken, als mit Syrup zu bedenken;
Und eher mehr denn weniger verheißt
Sie ihm, als er verlangen wird, zu ſchenken,
Wenn er mit einem mörderiſchen Saft
Schnell ihren Herrn ihr aus den Augen ſchafft.

60.

Ich war mit andern Leuten juſt dabei,
Als er das Gift, der ſchlimme Alte, brachte;
Er ſprach, daß dieß ein gutes Tränklein ſei,
Das er ſehr heilſam für den Kranken achte.
Doch ſie, die ſchon auf neue Schelmerei,
Eh der ſich den Geſchmack verdürbe, dachte,
— Sei's, um den Mitverſchwornen los zu ſein,
Sei's, ſich von der Verpflichtung zu befrei'n —

61.

Hält ihm die Hand, bevor von ihm der Kranke
Den Becher nimmt mit jenem gift'gen Saft,
Und ſpricht: Nicht kränken darf dich mein Gedanke,
Da meine Lieb' und Treu' nur Sorge ſchafft:
Ich will gewiß ſein, ob in dieſem Tranke
Nichts Gift'ges iſt und keine böſe Kraft;
Und darum will ich, ehe ſeine Lippen
Den Trank berühren, ſollſt du ſelber nippen. —

62.

Wie ſehr erſchrocken und beſtürzt er iſt,
Der arme Greis, das kannſt du, Herr, dir denken.
Was ſoll er thun? ihn drängt die kurze Friſt,
Er kann den Sinn auf keinen Ausweg lenken.

Um den Verdacht nicht zu vermehren, küßt
Er den Pokal und eilt ſich einzuſchenken;
Dem Kranken iſt das Mittel nun bewährt:
Er folgt, indem er froh den Becher leert.

### 63.

Dem Sperber gleich, der in den krummen Krallen
Das Rebhuhn hat, ſchon auf den Schmaus geſtellt —
Da wird er unverſehens überfallen
Vom Hund, den er für ſeinen Treuen hält:
So geht's dem Arzte, der voll Gift und Gallen
Sich, Hülf' und Nutzen hoffend, ſieht geprellt.
Du ſollſt ein Beiſpiel höchſter Frechheit hören:
Daß alle Geiz'gen ſo den Raub verlören!

### 64.

Als dieß gethan, da will der Alte gehen,
Um auf ſein Zimmer ſich zurückzuziehn
Und jenem ſchnöden Gift zu widerſtehen
Durch irgend eine ſchnelle Medicin.
Allein Gabrina läßt es nicht geſchehen,
Und zwingt, wie ſie erklärt, zum Bleiben ihn,
Bis in dem Magen die verdauten Säfte
Genugſam erſt erwieſen ihre Kräfte.

### 65.

Kein Flehn, kein Anerbieten hilft ihm fort,
Er kann die Unbarmherz'ge nicht bewegen.
Verzweiflungsvoll, wie ihm die Zunge dorrt,
Der Tod ſchon wühlt in ſeines Herzens Schlägen,
Bekennt er laut uns dieſen grauſen Mord,
Und es vermag ihr Läugnen nichts dagegen.
So that der gute Arzt ſich ſelber nun,
Was er an andern oft gewagt zu thun.

### 66.

Der Seele, die ſich ſchon vorausgeſchwungen,
Des Bruders folgte gleich die ſeine nach.
Als ſo der Alte, dem es ſchlecht gelungen,
Zu uns Bekümmerten die Wahrheit ſprach,
Da ſind wir auf dieß Unthier eingedrungen,
Grauſamer als die Wälder eins durchbrach;
Wir warfen ſie in Thurm, ſie zu den Flammen,
Den wohlverdienten, ſchmählich zu verdammen. —

### 67.

So ſprach Hermon, und gerne ſagt' er mehr,
Wie aus dem Kerker jene ſich befreite,
Allein der Schmerz der Wunde wuchs zu ſehr,
Und bleich und kraftlos ſank er auf die Seite.
Auf einer grünen Bahre, die bisher
Geflochten ward von zweien ſeiner Leute,
Setzt der Verwundete die Reiſe fort,
Denn anders kam er freilich nicht vom Ort.

### 68.

Der Prinz eilt, um Verzeihung ihn zu bitten:
Er ſei ſich ſelbſt ob dieſer Wunde gram,
Doch hab' er nur gethan nach Ritterſitten,
Und die vertheidigt, welche mit ihm kam;
Es hätte ſonſt ſein Ehrenwort gelitten,
Das er, als er in ſeinen Schutz ſie nahm,
Gegeben, ſie nach Kräften zu vertheidigen
Vor jedem, der ſie käme zu beleidigen.

### 69.

Doch könnt' er irgend ſonſt ihm dienſtbar ſein,
So ſei er ihm bereit zu allen Dingen. —
Der Ritter ſpricht, er mahn' ihn ganz allein,
Sich von Gabrinen baldigſt loszuringen,

Eh' ſie Gelegenheit zu Schelmerei'n
Gewinne, die ihm Leid und Reue bringen. —
Gabrina ſenkt die Augen tief herab,
Weil's auf die Wahrheit ſchwer ſich Antwort gab.

70.

Das leidige Gelübde zu erfüllen,
Entfernt Zerbin ſich mit der Alten jetzt.
Den ganzen Tag verflucht er ſie im Stillen,
Daß er um ſie den edlen Herrn verletzt.
Durch einen Zeugen von dem böſen Willen
Des Ungethüms in Kenntniß nun geſetzt,
— Zuvor vermocht' er ſie kaum auszuſtehen —
Haßt' er ſie jetzt und konnte ſie nicht ſehen.

71.

Sie kennt Zerbinens Haß, den ganzen, vollen,
Und weicht ihm d'rum an üblem Willen nicht,
Er hat die Unze nicht voraus im Grollen,
Auf ſeine Quart fällt ihre Quinte dicht.
Sie iſt im Herzen ganz von Gift geſchwollen,
Doch andre Farbe zeigt ihr Angeſicht.
In dieſer Eintracht, die ich male, zogen
Sie nun zuſammen durch des Waldes Bogen.

72.

Sieh, wie die Sonne ſich zum Abend kehrte,
Erſcholl Geſchrei und Lärm und Hieb und Stoß,
So daß es ſchien, daß man ſich ſchlug und wehrte,
Und zwar ganz nahe, denn der Lärm war groß.
Der Ritter, der ſich gern das Ding erklärte,
Ritt auf den Lärm in großer Eile los;
Gabrina folgt, und nicht gar träg, dem Helden.
Im nächſten Sang will ich das Weitre melden.

# Zweiundzwanzigſter Geſang.

1.

Ihr edlen Frau'n, dem Freunde werth und theuer,
Die ihr für gnügend Eine Liebe ſchätzt,
Obwohl in dieſer Hinſicht freilich euer
Geſchlecht nicht allzu reichlich iſt beſetzt,
Verdenkt mir's nicht, wenn ich gerieth in's Feuer,
Als mich Gabrinens Schlechtigkeit verhetzt,
Und laßt noch einen und zwei Verſe gelten,
Die über ihre ſchwarze Seele ſchelten.

2.

So war ſie: daß ich Wahres überſpringe,
Verbeut mein Meiſter mir zu jeder Friſt.
Ich mache darum nicht den Ruhm geringe
Von der und der, die reines Herzens iſt.
Was Judas that um dreißig Silberlinge,
Hat Petrus und Johannes nicht gebüßt,
Und ungeſchmälert ſtets bleibt Hypermneſtern
Ihr Ruhm trotz ihrer ungerechten Schweſtern.

3.

Für eine, die ich im Geſang muß ſchmähen,
Weil's nun einmal mein Plan nicht anders fügt,
Gelob' ich hundert andre zu erhöhen,
Daß ihre Tugend jeden Glanz beſiegt.
Doch, an das bunte Werk zurückzugehen,
Das viele, wie ich dankbar weiß, vergnügt,
So ſagt' ich euch, daß ein gewaltig Toben
Um unſern Schottenprinzen ſich erhoben.

4.

Aus einem Thal, das hohe Berge drücken,
Kam das Geſchrei: er iſt nicht lang gerannt
Auf engem Pfad, da zeigt ſich ſeinen Blicken
Ein Ritter, der ermordet liegt im Sand.
Wer's war, hernach; jetzt wend' ich meinen Rücken
Den Franken zu, und geh' in's Morgenland,
Bis ich zum Paladin Aſtolf gekommen,
Der gegen Abend ſeinen Weg genommen.

5.

Ich ließ ihn in der gräuelvollen Stadt,
Wo er mit ſeines Hornes Donnerklängen
Das ungetaufte Volk vertrieben hat,
Gefahren trotzend, die ihn wild umdrängen,
Doch leider auch die Freunde, ſchreckensmatt,
Zu ſchwerem Hohne mußt' in's Meer verſprengen,
Zu ihm mich wendend, ſag' ich, daß er drauf
Von dorten nach Armenien nahm den Lauf.

6.

Natolien war erreicht nach etlich Tagen,
Worauf er gegen Burſa ſich gekehrt,
Sodann den Weg nach Thracien eingeſchlagen,
Jenſeits der See, von wo er weiter fährt,
Um Ungarn längs der Donau zu durchjagen;
Dann trägt in zwanzig Tagen ihn ſein Pferd,
Als ob es Flügel hätt' an jedem Beine,
Durch Mähren, Böhmen, Franken, bis zum Rheine.

7.

Er ging durch den Ardennenwald nach Aachen
Und nach Brabant, in Flandern dann auf's Meer.
Die Wellen, die ihm günſt'ge Fahrt verſprachen,
Trieb ihm der Wind nach Norden, und ſo ſehr,

Daß ſie ſich bald an Englands Küſte brachen;
Dort ſteigt er aus um Mittag ungefähr,
Springt auf das Roß, und treibt es ſo behende,
Daß er in London iſt mit Tages Ende.

8.

Der alte Otto, wird er hier empfangen,
Sei in Paris ſeit vielen Monden ſchon,
Und ſeinen würd'gen Spuren nachgegangen
Faſt jeder Pair und jeglicher Baron.
Nun treibt ihn gleich nach Frankreich ſein Verlangen,
Zum Themſehafen kehrt der edle Sohn,
Er eilt und läßt die Anker wieder lichten
Und nach Calais den Kiel des Schiffes richten.

9.

Ein Lüftchen, das erſt von der Linken blies
Ganz leicht, das Fahrzeug födernd in die Wogen,
Kam nach und nach zu Kräften, und bewies
Dem Schiffer ſich ſo ſtark und ungewogen,
Daß man zuletzt das Hintertheil ihm ließ,
Sonſt hätt's das Fahrzeug unter Meer gezogen.
Jetzt durch des Meeres Rücken ſtreicht gerad
Der Kiel, ganz gegen den erwählten Pfad.

10.

Jetzt läuft er rechts, jetzt links, auf irren Wegen,
Dahin und dort, wie juſt der Wind ihn führt;
Erſt bei Rouen vermag er anzulegen.
Kaum hat er dieſen holden Strand berührt,
So nimmt er ſeine Waffen und den Degen,
Dem Roſſe wird der Sattel aufgeſchnürt;
Er wählt den Weg, und hat ſein Horn zur Seite,
Das mehr gilt als ein tauſendfach Geleite.

11.

Nun muß er einen großen Wald durchſchneiden,
Und kommt zu einer Quelle klarer Fluth,
Zur Stunde, wo der Widder von dem Weiden
Im Stall, in einer Felſenſpalte ruht.
Er eilt, das Haupt des Helmes zu entkleiden,
Denn mächtig plagt ihn Durſt und Sonnengluth,
Und macht das Streitroß feſt an den Gebüſchen,
Mit einem kühlen Trunk ſich zu erfriſchen.

12.

Doch eh die Lippen einen Tropfen ſahn,
Da ſpringt ein Bäuerlein aus den Geſträuchen,
Bis jetzt verſteckt, und nimmt den Rabican,
Springt auf und ſtößt ihn tüchtig in die Weichen.
Der Herzog hört's, blickt auf und ſieht's mit an,
Den Schaden und die Frechheit ohne Gleichen:
Er fährt empor, der Durſt und Trunk vergißt,
Und rennt ihm nach, ſo ſchnell er's fähig iſt.

13.

Der Dieb entflieht; er ſpannt nicht alle Flügel,
Sonſt käm' er jenem allzuſchnell vom Ort.
Jetzt zieht er an, jetzt lockert er die Zügel,
Jetzt geht's Galopp, jetzt geht's im Trabe fort.
Sie kommen aus dem Wald, durch Thal und Hügel,
Und finden beide ſich am Ende dort,
Wo edle Ritter, ſchöne Frau'n in Schaaren
Zwar keine Haft, doch mehr als Haft erfahren.

14.

Der Bauer jagt in's Schloß auf jenem Pferde,
Das ſchneller als der Wind die Luft durchfuhr.
Aſtolf, dem ſeine Rüſtung macht Beſchwerde,
Und Schild und Helm, folgt ihm von ferne nur.

Er kommt zuletzt; da plötzlich von der Erde
Verſchwindet ihm die lang verfolgte Spur;
Kein Rabican, kein Dieb iſt mehr zu ſehen,
Umſonſt, wohin er blicken mag und gehen.

15.

Er geht umher, und ſucht und ſucht, geblendet,
In allen Zimmern, Kammern, Sälen hier;
Doch ſeine Müh' und Arbeit iſt verſchwendet,
Und nirgends tritt der ſchurk'ſche Dieb herfür.
Ihm wird's nicht klar, wo er ſich hingewendet
Mit ſeinem treuen, wunderſchnellen Thier,
Und unten ſucht er, oben, außen, innen,
Den ganzen Tag, doch ſoll er nichts gewinnen.

16.

Verwirrt und müd von dieſer Plackerei,
Merkt er, daß er im Zauber iſt befangen;
Da fällt ihm plötzlich jenes Büchlein bei,
Das er von Logiſtillen einſt empfangen,
Daß er ſich helfen könnte, wenn auf's Neu
Er in ein zauberiſches Netz gegangen.
Gleich ſchlug er im Regiſter nach und fand
Das Blatt, wo dieſer Fall verzeichnet ſtand.

17.

Weitläufig war vom Zauberſchloſſe dorten
Geſchrieben, und der Mittel auch gedacht,
Wie man den Zaubrer ſchlägt, mit klaren Worten,
Und wie man die Gefangnen ledig macht.
Ein Geiſt liegt nämlich unterhalb der Pforten,
Durch den wird dieſer ganze Trug vollbracht:
Wird man den Stein, der ihn verſchließt, erheben,
So wird durch ihn das Schloß in Rauch verſchweben.

18.

Der Paladin, voll Luſt und Muth, zu Ende
Solch ruhmbekrönte That zu führen, faßt
Hinunter nach der Schwelle Stein behende,
Um zu erproben dieſes Marmors Laſt.
Wie aber Atlas nahe ſieht die Hände,
Die ihm gefährlich ſind und dem Palaſt,
So ahnt er gleich, was draus entſtehen werde,
Und macht mit neuen Zaubern ihm Beſchwerde.

19.

Er wandelt ihn mit hundertfachem Schein
Durch jene Teufelsgeiſter, die ihm dienen:
Dem ſcheint's ein Rieſe, dem ein Bäuerlein,
Und dem ein Ritter mit verhaßten Mienen;
Und jedem ſcheint es die Geſtalt zu ſein,
In der der Zaubrer ihm im Wald erſchienen,
So daß, zu fordern was ihm Atlas nahm,
Ein jeder auf ihn zugelaufen kam.

20.

Rüd'ger, Gradaß. Irold und Bradamante,
Praſild und Brandimart, in tollem Zorn,
Die ganze Schaar, auf's Neu geblendet, rannte
Den Herzog an von hinten und vorn,
Der's für den rechten Augenblick erkannte,
Ihr Müthlein abzukühlen mit dem Horn.
Hätt' er ſich nicht mit dieſem Ton geholfen,
Geſchehn war's ohne Rettung um Aſtolfen.

21.

Doch kaum hat er das Horn zum Mund gebracht,
Als jene Töne Berg und Thal betäuben,
Und gleich den Tauben, wenn die Flinte kracht,
Die Ritter fliehend aus einander ſtäuben.

Der Zaubrer auch empfindet ihre Macht:
Er läßt ſich aus der finſtern Höhle treiben,
Und flüchtet bleich und zitternd und verſtört
So lang, bis er den Gräuel nicht mehr hört.

22.

Der Wächter floh mit den Gefangnen allen,
Die Roſſe flohn vom Stall in vollem Lauf,
Und eilten nach, wohin's den Herrn gefallen;
Kein Strick und keine Kette hielt ſie auf.
Nicht Katze blieb noch Maus in dieſen Hallen
Vor'm Horn, das ſtets zu donnern ſchien: drauf! drauf!
Auch Rabican wär' mit davongegangen,
Hätt' ihn am Ausgang nicht Aſtolf empfangen.

23.

Der, wie der Zaubrer eilt ſich fortzumachen,
Hebt von der Schwelle jenen ſchweren Stein,
Sieht dort ein Bild mit andern Siebenſachen,
Die zu beſchreiben kaum wird nöthig ſein,
Und läßt den ganzen Fund in Stücke krachen,
Die Welt von dieſem Zauber zu befrei'n,
So wie es ihm das Büchlein vorgeſchrieben:
Da muß das Schloß in Rauch und Dunſt verſtieben.

24.

Hier ſieht er unverhofft, wie Rüd'gers Pferd
Sich muß an goldner Kette mißbehagen;
Das Thier mein' ich, das Atlas ihm beſchert,
Um mit ihm zu Alcinen hinzujagen,
Das Logiſtilla mit dem Zaum beſchwert,
Und das nach Frankreich ihn zurückgetragen,
Nachdem von Indien bis zum Brittenland
Sein flücht'ger Weg die halbe Welt umſpannt.

25.

Ich weiß nicht, denkt's euch noch, wie's, angebunden
An jenem Baum, aus ſeinen Zügeln brach,
Den Tag, als nackt vor Rüd'gers Blick verſchwunden
Die Tochter Galafrons, zur tiefſten Schmach.
Drauf ſchoß das Flügelthier in wenig Stunden,
Zu großem Staunen, ſeinem Meiſter nach,
Bei dem es bis auf dieſen Tag geblieben,
Wo durch Aſtolf der Zauber ward vertrieben.

26.

Nichts kann dem Herzog ſo willkommen heißen,
Als dieſer Zufall, neu und wunderbar;
Denn Land und Meer nach Wunſche zu durchreiſen,
Was zu durchreiſen ihm noch übrig war,
Die Welt in wenig Tagen zu umkreiſen,
Bot ſich der Hippogryph gelegen dar,
Auch wußt' er ihn ſehr tauglich, ihn zu tragen,
Und hatt' ihn ſchon erprobt in frühern Tagen.

27.

An jenem Tag in Indien iſt's geſchehen,
Wo ihn Meliſſa der verruchten Hand
Und jenem harten Schickſal ließ entgehen,
Das er als wilder Myrthenbaum beſtand.
Er ſah's und merkte ſich, wie er's geſehen,
Wie dieſer trutz'ge Kopf den Zügel fand
Durch Logiſtillen, die nach allen Seiten
Den guten Rüd'ger fliegen lehrt' und reiten.

28.

Er will das wunderbare Roß nicht miſſen,
Legt ihm den Sattel auf von ſeinem Thier,
Und macht ihm aus verſchiedenen Gebiſſen
Eins, wie es paßt zu ſolcher Reitmanier.

Die Roſſe, welche flüchtig ausgeriſſen,
Vergaßen eine Menge Zügel hier.
Nun hält ihn nur die Sorg' um Rabicanen,
Daß er ſich nicht erhebt zu luft'gen Bahnen.

29.

Wohl liebt' er ihn und war mit ihm zufrieden:
Das beſte Roß war's in Turnier und Schlacht,
Und hatt' ihn, ohne jemals zu ermüden,
Von Indien bis nach Frankreich hingebracht.
Nein, lieber ſei er einem Freund beſchieden,
Spricht er, nachdem er lange nachgedacht,
Als hier ihn ſtehn zu laſſen auf dem Wege,
Daß ihn der erſte beſte haben möge.

30.

Er ſteht und ſchaut, ob durch des Waldes Zweige
Vielleicht ein Jäger kommt, ein Bauersmann,
Der nach der nächſten Stadt den Weg ihm zeige
Und mit ſich führe ſeinen Rabican.
In eitlem Warten geht der Tag zur Neige,
In eitlem Warten bricht der Morgen an:
Da kommt, ſo ſcheint es ihm, durch's grüne Gitter
Im erſten grauen Dämmerlicht ein Ritter.

31.

Doch jetzt, wenn ihr das andre hören ſollt,
Zu Rüd'gern erſt und ſeiner Bradamante.
Wie nicht mehr jenes Hornes Donner rollt,
Und weit genug das ſchöne Pärchen rannte,
Sieht Rüd'ger, was ſein Alter nicht gewollt,
Und was er gleich mit hellem Aug' erkannte.
Sie waren, ſo hat Atlas ſie gehemmt,
Bis dieſen Augenblick einander fremd.

32.

Nun ſehen ſie ſich an mit großen Blicken
Und ſind verwundert ob der langen Noth,
Daß ſie ſich blenden ließen und berücken
Vom Zauber, der dem Aug' und Geiſt gebot.
Er eilt, ſein ſchönes Lieb an's Herz zu drücken,
Und ſie wird drob wie eine Roſe roth;
Er wagt's, den erſten Kelch von ihren Lippen,
Den Kelch der Lieb' und Seligkeit zu nippen.

33.

Und ſie umarmen ſich auf's Neu' und Neue,
Wohl tauſendmal, und halten ſich umfaßt,
Die Glücklichen, ſo voll von Lieb' und Treue,
Daß kaum ihr Buſen all' die Wonne faßt.
Nur eins macht ihnen Leid genug und Reue,
Daß ſie in jenem neck'ſchen Irrpalaſt
Sich nicht erkannt, vom Zaubertrug geblendet,
Und ſo viel ſchöne Zeit umſonſt verſchwendet.

34.

Das Fräulein, willig, alles zu gewähren,
Was eine kluge Jungfrau einem Mann,
Mit dem ſie ſich verlobt, in allen Ehren,
Zur Lindrung ſeiner Qual, gewähren kann,
Sagt ihm, die letzte Frucht nicht zu entbehren
Und hart und ſpröde ſie zu ſehn fortan,
Müſſ' er vom Vater Haimon ſie verlangen
In Treu' und Zucht, doch erſt die Tauf' empfangen.

35.

Rüd'ger, der nicht allein, ihr zu behagen,
Sein Leben Chriſto gäbe, ohne Strauß,
So wie ſein Vater, und in alten Tagen
Sein Ahn, mit ſeinem ganzen edlen Haus,

Nein, der, ſie zu erfreuen, ohne Klagen
Den ganzen Reſt des Daſeins gäb' heraus:
Mehr nicht? ſagt er: nicht bloß in's Waſſerbecken,
Für dich will ich den Kopf in's Feuer ſtrecken. —

36.

Um ſich demnach zur Taufe zu bereiten
Und die Geliebte dann zu freien, ließ
Sich Rüdiger von Bradamante leiten
Nach Vallombroſa, wie ein Kloſter hieß,
So reich als fromm, das ſich zu allen Zeiten
Gaſtfreundlich gegen Fremdlinge bewies.
Da ſteht, beim Ausgang aus des Waldes Gründen,
Ein Mädchen, deren Züge Gram verkünden.

37.

Rüd'ger, ſtets menſchlich, ſtets von edlen Sitten,
Mild gegen jeden, meiſt doch gegen Frauen,
Kaum ſah er, wie die holden Thränen glitten,
Das zarte Antlitz herbe zu bethauen,
Fühlt er ſein Herz von ſanftem Gram zerſchnitten
Und wünſcht dem Uebel auf den Grund zu ſchauen:
Er geht und fragt ſie, nach beſcheidnem Grüßen,
Durch welche Schuld ſo bittre Thränen fließen.

38.

Mit einem Blick der holdſten Freundlichkeit
Hebt ſie zu ihm die ſchönen feuchten Sterne,
Und gibt ihm über ihren Gram Beſcheid,
Kaum daß er fragt, vertrauensvoll und gerne:
Vernimm, o Herr, den Grund von meinem Leid,
Spricht ſie: in einem Schloß, von hier nicht ferne,
Stirbt heut ein Jüngling den Verbrechertod,
Und meine Thränen fließen ſeiner Noth.

39.

Er liebt' ein Fräulein, ſchön und hoch von Stande,
Des ſpan'ſchen Königs Tochter, des Marſil:
In weißem Schleier, weiblichem Gewande,
Schüchtern in Blick und Ton, trieb er ſein Spiel,
Schlang jede Nacht mit ihr die ſüßen Bande,
Und ohne daß ein Argwohn auf ihn fiel.
Doch nichts kann in der Welt ſo ſtill geſchehen,
Daß es nicht endlich Jemand muß erſpähen.

40.

Erſt ſah es einer, der verrieth es zweien,
Und dieſe drei'n, bis es zum König kam.
Nun kommt vorgeſtern einer ſeiner Treuen,
Der unſer Paar im Bett gefangen nahm,
Und in dem Schloß, den Fehltritt zu bereuen,
Getrennt verſperren ließ in Schmach und Scham.
Kaum wird der Jüngling, dem ein Tod voll Grauen,
Voll Qual bevorſteht, dieſen Abend ſchauen.

41.

Entflohn bin ich der grauſen Augenweide,
Denn lebend will man ihn den Flammen ſenden.
Nichts hat mich je erfüllt mit ſolchem Leide,
Als daß ſolch holder Jüngling ſo muß enden;
Und nimmer werd' ich ſchmecken eine Freude,
Die nicht ſogleich ſich wird in Kummer wenden,
Gedenk' ich jener wilden Flamme wieder,
Wie ſie verzehrt die ſchönen, zarten Glieder. —

42.

Wie Bradamante dieſe Nachricht hört,
Da ſcheint ihr Herz gepreßt von großer Schwere.
Sie iſt ob des Gefangnen ſo verſtört,
Als ob es einer ihrer Brüder wäre.

Auch iſt ſie ganz und gar nicht hier bethört;
Ihr werdet's einſehn im Verlauf der Mähre.
Sie wandte ſich zu Rüd'gern, und begann:
Mich dünkt, hier müſſen unſre Schwerter dran.

43.

Muth, Muth! ſpricht ſie zur Trauernden mit warmen
Troſtworten: bring' uns nur zu dem Gericht.
Wenn ſie noch nicht geendet mit dem Armen,
Verlaß dich ruhig d'rauf, ſo ſtirbt er nicht. —
Wie er die Sorge ſieht und das Erbarmen
In ſeiner Herrin mildem Angeſicht,
Fühlt Rüd'ger ſich durchflammt von dem Verlangen,
Den Jüngling ſeinen Quälern abzufangen.

44.

Er ſpricht zum Mädchen, dem ein Thränenregen
Aus ihren Augen fällt: Was harren wir?
Führ' uns nur deinem Schützling ſchnell entgegen,
Der Hülfe braucht's und nicht der Thräne hier.
Aus tauſend Lanzen und aus tauſend Degen
Ziehn wir den Jüngling, wir verſprechen's dir.
Doch fördre deinen Schritt! die Zeit iſt theuer,
Sonſt frißt ihn, eh' die Hülfe kommt, das Feuer. —

45.

Der Stolz, die Zuverſicht in Blick und Wort,
Die dieſes wunderkühne Paar bewies,
Belebte noch einmal die Hoffnung dort,
Wo ſie ſchon ganz die Flügel ſinken ließ.
Doch mehr noch als der Abſtand von dem Ort,
Wohin die Reiſe ging, erſchreckte ſie's,
Daß dieſe ſelbſt verlegt war und bedroht;
Drum ſtand ſie zweifelnd und in großer Noth.

46.

Ja, wenn wir den von beiden Wegen nähmen,
Sprach ſie, auf dem man grad und eben zeucht,
Dann glaub' ich, daß wir noch bei Zeiten kämen,
Und, eh das Feuer loderte, vielleicht;
Doch müſſen wir zum längſten uns bequemen,
Zum ſchlechteſten, für den ein Tag nicht reicht:
Drum fürcht' ich, wenn wir endlich hingelangen,
So hat der Jüngling ſchon den Tod empfangen.

47.

Und warum gehn wir nicht, ſpricht er zu ihr,
Auf jenem kürzern Weg? — Und ſie berichtet:
Ein Schloß der Grafen von Poitiers liegt hier,
Hart an dem Weg; dort ward ein Brauch errichtet,
Vor kaum drei Tagen, der zur Ungebühr
Die Herrn und Frau'n auf's ſchnödeſte verpflichtet;
Das that Graf Pinabel, Sohn des Anſelm
Von Hauterive, ein niederträcht'ger Schelm.

48.

Kein Ritter kann den Schritt vorüberlenken
Und keine Dame ſonder Schmach und Leid:
Zu Fuße müſſen ſie auf's Wandern denken,
Der Ritter läßt die Wehr, die Frau das Kleid.
Kein beſſrer Krieger kann die Lanze ſenken,
Und ſenkt' in Frankreich ſie ſeit langer Zeit,
Als viere, die ſich Pinabel erkoren,
Und die im Schloß auf ſein Geſetz geſchworen.

49.

Woher die Satzung, erſt ſeit dreien Tagen,
Entſtanden iſt, will ich, wenn's euch gefällt,
Erzählen, und dann könnt ihr ſelber ſagen,
Ob er mit Recht die Ritter aufgeſtellt.

Er hat ein Mädchen, ſchändlich von Betragen,
Und ihres Gleichen gibt's nicht auf der Welt,
Die, als ſie jüngſt mit ihm wohin geritten,
Von einem Ritter Schimpf und Schmach erlitten.

50.

Er zog, von ihr verhöhnt ob einer Alten,
Die hinter ihm auf ſeinem Roß getrabt,
Und jener konnt' ihm nicht die Stange halten,
Mit wenig Kraft und vielem Stolz begabt.
Nun will er ſehen, wie ihr Schritt geſpalten,
Und ob ſie leidlich ſich im Gehn gehabt,
Und heißt ſie auch von dem Gewande ſcheiden,
Mit ihm das alte Weiblein zu bekleiden.

51.

Doch jene, die zu Fuß zurückgeblieben,
Nach Rache dürſtend und in bittern Wehn,
Bei ihm, der, wenn ſie Böſes will verüben,
Ihr immerdar bereit iſt beizuſtehn,
Von ew'ger Unruh Tag und Nacht getrieben,
Sagt ſie, er werde ſie nicht fröhlich ſehn,
Wenn ſie nicht tauſend Ritter, tauſend Frauen
Zu Fuß und ohne Waffen könnte ſchauen.

52.

Am ſelben Tage, wie es denn ſo geht,
Empfängt ſein Schloß vier muth'ge Rittersleute,
Aus weit entfernten Landen hergeweht,
Und kürzlich erſt gelangt nach dieſer Seite,
Vier Krieger, denen keiner widerſteht
Von allen Helden unſrer Zeit im Streite;
Sie heißen Sanſonett, Gryph, Aquilant,
Dazu Guido, der Wilde zubenannt.

53.

Ihr Wirth gibt ihnen keinen Grund zur Klage,
Der große Gaſtfreundſchaft an ihnen übt;
Nachts aber fängt er ſie mit Einem Schlage,
Und ſagt, daß er nicht eher frei ſie gibt,
Als erſt nach einem Jahr und einem Tage;
Dieß iſt genau die Friſt, die ihm beliebt:
So lang den Rittern allen, die da kämen,
Geloben ſie die Waffen abzunehmen,

54.

Dazu den Frauen, die ſie bei ſich hätten,
Den Zelter zu entreißen und das Kleid.
So ſchwuren ſie, der Eid band ſie mit Ketten,
Sie halten ihn, obgleich mit ſchwerem Leid.
Niemand kann ſich vor ihren Schlägen retten,
So ſcheint's bis jetzt, Niemand beſteht den Streit:
Unzählige ſchon wurden hier empfangen,
Die ohne Roß und Waffen fortgegangen.

55.

Der Graf hat ihnen dieß Geſetz gegründet,
Daß einer nach dem Loos allein ſich ſtellt;
Doch wenn er ſeinen Feind ſo mächtig findet,
Daß der im Sattel bleibt, er aber fällt,
So muß der Reſt, zu einer Schaar verbündet,
Den Kampf ausfechten, bis zum Tod geſellt.
Iſt einer ſchon ſo ſtark, ſo kannſt du ſehen,
Was ſie erſt ſind, wenn ſie zuſammen ſtehen.

56.

Auch will ſich's bei ſo wicht'gem Zweck nicht ziemen,
Der keinen Aufenthalt geſtatten kann,
Euch aufzuhalten mit dem ungeſtümen
Turnier: gern nehm' ich euch für Sieger an;

Deß darf ſich euer Heldenausſehn rühmen;
Doch iſt's in einer Stunde nicht gethan,
Und fürcht' ich ſehr, der Jüngling iſt gebraten,
Indeß ihr weilt bei euren Heldenthaten. —

57.

Verſetzt der gute Rüd'ger: Nichts davon!
Wir wollen thun, was unſre Kräfte faſſen;
Das andre ſei dem auf dem Himmelsthron,
Und mag er nicht, Fortunen überlaſſen.
Auch kannſt du dran erſehn, aus welchem Thon
Wir ſind, und ob wir wohl zu Rettern paſſen
Des Armen, dem ob ſolcher Kleinigkeit,
Wie du erzählt, der Holzſtoß iſt bereit. —

58.

Die Jungfrau ſagt nichts weiter, die in Eile
Den Weg vor ihnen her, den kürzern, geht.
Noch iſt vollendet nicht die dritte Meile,
Da ſehn ſie Brück' und Thor, bereits zu ſpät,
Wo Wehr und Kleid, oft mit dem ganzen Heile
Des Manns, gefährlich auf dem Spiele ſteht.
Kaum ſieht man ſie auf dem gemiednen Wege,
Da tönen von dem Thurm zwei Glockenſchläge.

59.

Und aus dem Thore kommt in eil'gem Trab
Ein Alter, ſieh, auf einem ſchlechten Thier;
Der ſchreit und reitet gegen ſie herab:
Halt, holla, halt! denn Zoll bezahlt man hier!
Und wenn man euch noch keine Nachricht gab
Vom hieſ'gen Brauch, ſo hört ihn denn von mir! —
Worauf er von dem tollen Recht begann
Zu melden, welches Pinabel erſann.

60.

Dann will er ſie mit ſeinem Rath bedenken,
Wie er bei andern Rittern that vorher:
Laßt, Kinder, dieſe Frau das Kleid verſchenken,
Seid ihr auch klug, und laſſet Roß und Wehr;
Sucht gütlich den Gefahren auszulenken,
Denn ſolchen Kriegern widerſtehn iſt ſchwer.
Wehr, Roß und Kleid, das gibt's in allen Fällen,
Allein das Leben iſt nicht herzuſtellen. —

61.

Genug, ſagt Rüd'ger: g'nug und allzuviel!
Ich habe längſt zu eurer Thür die Klinke,
Und wählte ſelbſt dieß Schloß zu meinem Ziel,
Zu ſehn, ob ich auch bin, was ich mir dünke.
Kleid, Wehr und Roß geb' ich nicht ſo im Spiel,
Da braucht es mehr als Drohungen und Winke;
Auch mein Genoſſe gibt, ich zweifle ſehr,
Die ſeinen nicht auf bloße Worte her.

62.

Laß endlich ſehn, und gib uns die Belege,
Wer uns beraubt und uns die Stirne beut;
Denn über dieſen Berg gehn unſre Wege,
Und hier zu zaudern iſt es gar nicht Zeit. —
Erwidert ihm der Greis: Dort auf dem Stege
Kommt euer Mann. — So war's in Wirklichkeit:
Ein Ritter kam heraus, nach Streit verlangend,
Im rothen Kleid, mit weißen Blumen prangend.

63.

Das Fräulein bittet ihren künft'gen Gatten,
Er möcht' ihr aus Gefälligkeit den Stoß
Auf dieſes reichverzierte Kleid geſtatten,
Sie würf' es gar zu gerne von dem Roß.

Allein die Bitte kam ihr nicht zu ſtatten,
Sie mußte thun was Rüdiger beſchloß:
Er will das ganze Werk allein beſtehen,
Und Bradamante hat's mit anzuſehen.

64.

Der gute Rüd'ger wüßte gern Beſcheid,
Wer jener Erſte ſei, und fragt den Alten.
's iſt Sanſonett; am roth und weißen Kleid,
Spricht der, erkenn' ich ihn, den Wohlbeſtallten. —
Stumm rücken ſie von da und dort zum Streit,
Und keiner denkt ſich lange aufzuhalten;
Sie ſuchen ſich mit dem geſenkten Speer,
Und blitzſchnell fliegen ihre Roſſe her.

65.

Indeſſen kommt Graf Pinabel mit vielen
Fußknechten aus dem Schloß hervorgerannt,
Beſtimmt, den Rittern, die vom Sattel fielen,
Die Wehr zu nehmen, hurtig und gewandt.
Die kühnen Ritter nahen ſich und zielen,
Die ungeheuren Lanzen in der Hand,
Zwei Speere, die ſich bis auf's Eiſen gleichen,
Zwei Spannen dick der Schaft, aus ſtarken Eichen.

66

Sie waren von dem grünen Stamm geſchlagen,
Wohl ihrer zehn, wie Sanſonett befahl,
In Wäldern, welche nah beim Schloſſe lagen,
Zwei aber hergebracht für dieſesmal.
Um ſolcher Lanzen Stöße zu ertragen,
Muß Schild und Harniſch härter ſein wie Stahl.
Die eine ließ er gleich an Rüd'ger ſenden,
Die andre Lanze blieb in ſeinen Händen.

67.
Mit dieſen, die durch einen Ambos gingen,
So ſtark und wohlgeſtählt ſind ihre Spitzen,
Sucht einer durch den andern Schild zu dringen,
So daß zugleich die beiden Stöße ſitzen.
Nichts kann dem Schilde Rüd'ger's Unheil bringen,
Ob dem einſt nackte Teufel mußten ſchwitzen;
Ich meine jenen Schild, den Atlas machte,
Und deſſen ich ſchon anderwärts gedachte.

68.
Ihr habt vernommen, wie ſein Zauberlicht
Die Augen ſtets mit ſolcher Kraft geſchlagen,
Daß die Beſinnung ſchwand und das Geſicht,
Und die Getroffnen todt am Boden lagen.
Drum pflegt' er auch. drängt' ihn die Nothwehr nicht,
Mit einem Schleier ihn verhüllt zu tragen.
Auch ſchien er undurchdringlich ganz und gar,
Weil er ſelbſt dieſem Stoß gewachſen war.

69.
Der andre kann nicht ſo den Meiſter preiſen,
Der ſchlecht dem harten Stoße widerſteht.
Des Himmels Blitze gleich, durchſchlägt das Eiſen,
Das mitten durch den Bauch des Schildes geht;
Der Speer ſchlägt durch, der alles will zerreißen,
Und findet ſeinen Aermel ſchlecht genäht:
Der Vicekönig muß, mit Mißvergnügen
Am Arm verwundet, aus dem Sattel fliegen.

70.
Dieß war der erſte nun von den Geſellen,
Durch deren Arm der ſchnöde Brauch beſtand.
Er muß ſich ohne Raub zufrieden ſtellen,
Und als Beſiegter liegt er auf dem Sand.

So weiß das Glück die Freude zu vergällen,
Und wer da lacht, der weint oft nach der Hand.
Da tönt ein neuer Glockenſchlag vom Thurme,
Und ruft die andern Ritter zu dem Sturme.

71.

Inzwiſchen reitet Pinabel, der Graf,
Neugierig hin zu unſrer Bradamante,
Um zu erfahren, wer ſo kühn und brav
Den Ritter ſeines Schloſſes niederrannte.
Hier war's, wo Gottes Richterarm ihn traf,
Der den verdienten Lohn ihm zuerkannte:
Er führt' ihn juſt auf dem geſtohlnen Thier,
Das er durch ſchnöden Trug erlangt, zu ihr.

72.

Der achte Mond war eben jetzt verſchwunden,
Seit ränkevoll, wenn ihr noch denkt an dieß,
Der Mainzer, den ſie unterwegs gefunden,
Sie in das Grab Merlin's hinunterſtieß.
Ein Baumaſt ſchützte ſie in jener Stunden,
Vielmehr ihr Glück, das ſie nicht ſterben ließ.
Der Schurke, der ſie glaubte zu verderben,
Vermaß ſich noch, das Roß von ihr zu erben.

73.

Sogleich erkannt' ihr Streitroß Bradamante,
Und auch den Grafen, wie er ihr genaht,
Indem ſie ſcharf nach ihm die Augen wandte
Und bei dem Ton der Stimme näher trat.
Dieß iſt der Wicht, der wider mich entbrannte,
Rief ſie, der einen ſolchen Schimpf mir that.
Da kommt er, ſieh, geführt von ſeiner Sünde,
Daß er die wohlverdiente Strafe finde! —

74.

Das Drohn, der Griff nach dem getreuen Degen,
Der Ueberfall, das alles ging gleich ſchnell;
Doch eilt ſie erſt den Weg ihm zu verlegen,
Daß er ihr nicht entflieht in ſein Kaſtell.
In's Loch zu ſchlüpfen, wie die Füchſe pflegen,
Die Hoffnung ſchwand dem guten Pinabel,
Und ſchreiend, ohne nur den Kopf zu drehen,
Flieht er und ſucht im Wald ihr zu entgehen.

75.

Verſtört und bleich ſucht er ihr auszureißen,
Und ſpornt und ſetzt das Heil nur in das Fliehn.
Das Fräulein von Dordona hat das Eiſen
An ſeiner Seite, haut und ängſtigt ihn.
Sie folgt und läßt nicht ab von ſeinen Gleiſen;
Der Wald ertönt, der rings zu ſeufzen ſchien.
Im Schloſſe merkt man nichts von dieſem allen,
Weil nur auf Rüd'gern alle Blicke fallen.

76.

Die andern Ritter hatten ſich, die drei,
Vom Schloß inzwiſchen auf den Weg gemacht;
Die Schlechtgeartete war auch dabei,
Die dieſe ſchnöde Satzung ausgedacht.
Sie denken, daß im Tod mehr Ehre ſei,
Als ſo beſchimpft zu leben und verlacht.
Scham glüht im Antlitz, in der Bruſt Verdruß,
Daß ſolche Schaar mit Einem kämpfen muß.

77.

Die Buhlerin, ein Weib vom ſchnödſten Schlage,
Die ſich genug durch dieß Geſetz erprobt,
Spornt mit dem Eidſchwur ſie, mit dem Vertrage,
Den ſie zu ihrer Rache angelobt.

Wenn ich allein mit dieſem Speer ihn ſchlage,
Wozu daß man zu dreien pocht und tobt?
Guido der Wilde ſpricht's: und ſollt' ich lügen,
Nimm mir den Kopf, ich werde mich drein fügen. —

78.

Dieß iſt's, was Gryph und Aquilant beſcheiden:
Sie wollen Einer gegen Einen gehn,
Und eh' Gefangenſchaft und Tod erleiden,
Als alle drei den Einzigen beſtehn. —
Wozu ſo viele Worte nur vergeuden?
Sagt ſie: da kann ich keinen Nutzen ſehn.
Ich bracht' euch her, mit dieſem Mann zu fechten,
Und nicht auf's Neu' zu tagen und zu rechten.

79.

Da wär' die Ausred an der Zeit erſchienen,
Als ihr gefangen wart; jetzt iſt's zu ſpät.
Ihr müßt der feſtgeſetzten Ordnung dienen,
Daß über euer Wort nicht Schmach ergeht. —
Seht doch die Waffen an! ruft Rüd'ger ihnen:
Das Roß, mit neuem Zeug und Sattel, ſeht!
Der Dame Kleid! es iſt vom erſten Range:
Ihr wollt es ja, was zaudert ihr ſo lange? —

80.

Von ihrer Herrin ſind ſie hier gedrängt,
Und Rüd'ger neckt ſie von der andern Seite;
Zuletzt, doch ganz von Scham geröthet, ſprengt
Das tiefgereizte Kleeblatt zu dem Streite.
Vor Rüdigern erſcheint, den Zaum verhängt,
Das Paar der Brüder als der erſt' und zweite;
Doch Guido, denn ſein Roß geht nicht ſo leicht,
Kommt eine Strecke hintendrein gekeucht.

81.

Held Rüd'ger naht ſich mit derſelben Lanze,
Womit er Sanſonetten warf in Sand,
Und mit dem Schild, den auf der Felſenſchanze
Der Pyrenäen trug der Nekromant,
Ich meine jenen mit dem Zauberglanze,
Dem nie ein menſchlich Auge widerſtand,
Und den er in äußerſten Gefahren
Gebrauchen will, ſein Leben zu bewahren.

82.

Nur dreimal, in den größten Ungewittern,
Macht' er Gebrauch von ſeinem mächt'gen Strahl,
Die erſten, als er aus den goldnen Gittern
Der Wolluſt ſich zu beſſern Landen ſtahl,
Dann, um mit unſchmackhafter Koſt zu füttern,
An jenem öden Strand, das Meerſcheuſal,
Als es die ſchöne Nackte freſſen ſollte,
Die drauf ſo übeln Dank dem Retter zollte.

83.

Sonſt immer, die drei Schlachten ausgenommen,
Trug er verhüllt in einem Schleier ihn,
So leicht, daß, wo der Schild ihm ſollte frommen,
Er jenen ſchnell vermochte wegzuziehn.
So iſt er heut mit ihm zum Kampf gekommen,
Wie ich euch ſchon gemeldet, und ſo kühn,
Daß er die drei bewährten Helden minder
Zu fürchten ſchien, als wären's kleine Kinder.

84.

Er traf den Gryph an die bewehrte Wange,
Wo ſich Viſier und Schild zuſammenſchloß.
Er taumelte nach beiden Seiten lange,
Fiel endlich und lag weit von ſeinem Roß.

Grypb zielt' ihm auf den Schild mit ſeiner Stange,
Doch ſchief und nicht gerade ging der Stoß,
Und auf dem blank geglätteten Metalle
Gab's einen Streifſtoß von beſondrem Falle.

85.

Und der zerriß und öffnete den Flor,
Der den verhängnißvollen Zauber bannte,
Den Zauber, der, ein furchtbar Meteor,
Blind jeden, rettungslos zu Boden ſandte.
Gleich hinter ihm brach Aquilant hervor,
Zerriß ihn vollends und der Schild entbrannte,
Der beiden Brüdern die Beſinnung nahm,
Und Guido'n auch, der hinter ihnen kam.

86.

Sie ſtürzen hier und dort zu Boden nieder.
Nicht nur die Augen blendet dieſes Licht,
Nein, mit Betäubung feſſelt's alle Glieder.
Rüd'ger merkt noch des Kampfes Ende nicht,
Er ſchwenkt ſein Roß, und greift im Schwenken wieder
Zum Degen, der ſo trefflich haut und ſticht;
Doch keinen ſieht er von den Gegnern allen,
Denn alle ſind im erſten Sturm gefallen.

87.

Die Ritter und das Fußvolk und die Frauen,
Kurz, was nur zu dem Kampf gekommen war,
Die Roſſe ſelbſt, ſind anders nicht zu ſchauen,
Als hätte ſie der Tod ſchon bei dem Haar.
Der Ritter ſtaunt, ihn überfällt ein Grauen,
Da wird er jenen ſeidnen Flor gewahr,
Zerfetzt am Schilde links herniederſchwebend
Und frei den fürchterlichen Schimmer gebend.

88.

Er dreht ſich ſchnell; ſein Aug', wie er ſich dreht,
Sucht rings nach der geliebten Kriegerin,
Wo ſie, wie er geboten und gefleht,
Zur Seite hielt bei dieſes Kampfs Beginn.
Er denkt, ſie ſei, da er ſie nicht erſpäht,
Als Retterin nach jenem Schloſſe hin,
Aus Furcht vielleicht, der Jüngling möchte brennen,
Indeß ſie hier verweilt beim Lanzenrennen.

89.

Nun ſieht er bei den andern im Gefild
Das Fräulein auch, das ihn hieher geleitet,
Und ſetzt ſie vor ſich hin, des Schlummers Bild,
Indem er ganz verſtört von dannen reitet.
Mit einem Mantel deckt er ſeinen Schild,
Der ihr von dem Gewande niedergleitet,
Und alſobald erwacht ſie von dem Tod,
Wie er dem mörderiſchen Schein gebot.

90.

Er zieht mit glühendrothem Angeſichte,
Das er vor großer Scham nicht heben kann.
Um dieſes Kampfs nicht ehrenvolle Früchte
Hört er ſich ſchon geſchmäht von Jedermann.
Wie mach' ich jemals dieſe Schuld zu nichte,
Die mir ſo ſchmählich iſt? was fang' ich an?
Und jeden Sieg hinfort, den ich errungen,
Glaubt man durch Zauber, nicht durch Muth gelungen. —

91.

Indem er ſo auf ſeinem Ritt geſonnen,
Trifft er auf einmal, was er nöthig hat:
Denn mitten auf dem Wege liegt ein Bronnen,
Mit tiefem Grund, umhegt von Zweig und Blatt,

Wohin das Vieh beim Brand der Mittagsſonnen
Zur Tränke kommt, vom Weiden müd und ſatt.
Und Rüd'ger ſpricht: Hier magſt du, Schild, dich kühlen;
Du ſollſt mir ferner keinen Poſſen ſpielen.

92.

Wir ſcheiden nun: dieß ſoll die letzte Schande,
Die du auf Erden mir bereiteſt, ſein. —
So ſprechend geht er zu des Bronnens Rande,
Nimmt einen großen und gewicht'gen Stein,
Knüpft dran den Schild mit einem feſten Bande,
Und wirft die beiden in die Fluth hinein,
Und ſpricht dabei: Hier ſollſt du Ruhe haben,
Und meine Schande ſei mit dir begraben. —

93.

Tief war der Bronnen, und von Waſſer voll,
Schwer war der Schild, und jener Stein war ſchwer.
Sie ſanken fort bis auf den Grund, da quoll
Die feuchte ſtille Decke drüber her.
Von dieſer edlen That voll Glanz erſcholl
Die Kunde bald, der Ruf ſchwieg nimmermehr:
Er ſtieß in's Horn, ſo daß ein hoher Klang
Frankreich und Spanien und die Welt durchdrang.

94.

Und kaum daß, ruhmgekrönt, von Mund zu Munde
Die ſeltne Sage durch die Länder fliegt,
Als eine Schaar von Rittern auf die Kunde
Allwärts begierig ſich im Sattel wiegt;
Doch keiner weiß den Born, in deſſen Grunde,
Vom Wald umrauſcht, die heil'ge Waffe liegt,
Da jene Jungfrau, die die That erzählte,
So Land als Bronnen Jedermann verhehlte.

95.
Als ſie und Rüdiger das Schloß verließen,
Vor welchem er ſo leichten Sieg errang,
Und Pinabel's vier große Kampfesrieſen
Strohmännern gleich zu Boden niederzwang,
Muß mit dem Schild auch jenes Licht zerfließen,
Das mörderiſch in Aug' und Seele drang,
Und die wie todt zur Erde ſtürzten nieder,
Verwundrungsvoll erheben ſie ſich wieder.

96.
Nun wird den ganzen Tag von nichts geſprochen,
Als von dem wunderbaren Zauberſchlaf,
Und wie ſo plötzlich ihre Kraft gebrochen,
Als jener ſchreckenvolle Glanz ſie traf.
Noch reden ſie: auf einmal heißt's, erſtochen
Im dickſten Walde draußen ſei der Graf:
Die Nachricht kommt von ſeinem jähen Ende,
Doch keine Seele weiß, durch welche Hände.

97.
Denn unterdeſſen hatte Bradamante
In einem Hohlweg Pinabeln gefaßt,
Dem ſie das Schwert in Bruſt und Seiten rannte,
Wohl hundertmal, bis zum Gefäße faſt.
Zufrieden, daß ſie den Geſtank verbannte,
Den rings umher das ganze Land gehaßt,
Läßt ſie die Büſche, die die Mordthat wiſſen,
Auf jenem Pferd, das ihr der Dieb entriſſen.

98.
Sie will zurück zu ihrem Rüd'ger gehen,
Doch findet ſie den rechten Weg nicht mehr.
Sie windet ſich durch Thäler, über Höhen,
Und ſucht beinah im ganzen Land umher.

Ihr falſches Glück läßt ſie den Freund nicht ſehen,
Und gönnt ſo bald ihr keine Wiederkehr
Wer gerne wandeln mag auf meinen Pfaden,
Der iſt zum folgenden Geſang geladen.

## Dreiundzwanzigſter Geſang.

### 1.

Den Nächſten ſtrebe jeder zu berathen,
Ein hülfreich Werk bleibt ſelten ohne Lohn,
Und wenn auch je, ſo tragen edle Thaten
Nie Tod, nie Schaden oder Schimpf davon.
Wer andre kränkt, dem blühen üble Saaten,
Früh oder ſpät, denn man gedenkt's ihm ſchon.
Das Sprichwort ſagt: der Berg iſt unbeweglich,
Für Menſchen iſt ein Wiederſehen möglich.

### 2.

Nun ſeht, wie's dieſem Pinabel ergangen,
Der ſich ſo ungebührlich aufgeführt:
Er hat zuletzt den ſchuld'gen Lohn empfangen,
Der ſeinem ungerechten Sinn gebührt.
Und Gott, der ſelten ſieht die Unſchuld bangen,
Vom unverdienten Leiden nicht gerührt,
Half Bradamanten, und ſo hilft er allen,
Die nicht in Falſchheit und in Sünde fallen.

3.

Er glaubt das Fräulein umgebracht zu haben,
Und hofft ſie nie mit Augen mehr zu ſehn,
Er hält ſie längſt für todt und für begraben,
Und träumt von keinem Lohn für ſein Vergehn.
In ſeines Vaters Burg, von Wall und Graben
Umhegt, ſollt' er vor ihr nicht ſicher ſtehn.
Hier lag das Bergſchloß Hauterive, neben
Poitiers' Gebiet, von Bergen rings umgeben.

4.

Hier herrſcht der alte Graf, noch immer grün,
Anſelm, dem dieſer Böſewicht entſproſſen,
Der jetzt, den Händen Clermonts zu entfliehn,
Den Beiſtand miſſen muß und die Genoſſen.
An eines Berges Fuße traf ſie ihn
Und alsbald war ſein ſchlechtes Blut vergoſſen,
Mit leichter Müh': der Feige war allein,
Und konnte nur um Hülf' und Gnade ſchrei'n.

5.

Als ihr der falſche Ritter nun erlegen,
Der ihr getrachtet nach dem Lebenslicht,
Will ſie zurück und Rüdigern entgegen,
Allein ihr hartes Schickſal leidet's nicht
Und führt ſie kreuz und quer, auf irren Wegen,
Da wo die Bäume dunkel ſtehn und dicht,
Da wo der Wald recht einſam iſt und ſtille;
Und rings ſchon ruht die Welt in brauner Hülle.

6.

Und da ſie nun kein andres Obdach findet,
So bleibt ſie unter Zweigen dieſe Nacht,
Wo ihr auf jungem Grün ein Bett gegründet;
Theils ſchläft ſie, bis der neue Tag erwacht,

Theils ſieht ſie, wie am Himmelsdom entzündet
Die alten Götter gehn in ſtiller Pracht,
Doch immer, wachend und vom Schlaf umfangen,
Sieht ſie den Freund mit liebendem Verlangen.

7.

Oft ſeufzt ſie tief, ihr Herz iſt ſchwer und trübe,
Das ganz in Kummer und in Reue brennt,
Daß Zorn, ach! mehr bei ihr vermocht als Liebe:
Zorn, ſprach ſie, hat von Liebe mich getrennt.
Hätt' ich nur Acht gehabt, eh ich dem Diebe
Mit jenem böſen Vorſatz nachgerennt,
Daß ich nun wüßte, wie zurückzukommen;
Mir war Gedächtniß und Geſicht benommen! —

8.

Dieß und noch andres kann ſie nicht verſchweigen,
Mehr iſt's, was ſie dem Herzen nur vertraut.
Der Seufzerſturm und Thränenregen zeugen
Vom Ungewitter ihres Schmerzes laut.
Am Ende doch, nach langem Harren, ſteigen
Die Morgenwolken auf, der Tag ergraut;
Sie nimmt das Roß, das in des Walds Gehegen
Geweidet hat, und zieht dem Licht entgegen.

9.

Sie kam nicht weit, als ſich der Wald erſchloß,
Der ſie in ſolche Noth und Trübſal brachte,
Juſt da, wo ihr ſo lang in ſeinem Schloß
Der tück'ſche Zaubergreis zu ſchaffen machte.
Hier ſtand Aſtolf mit ſeinem Flügelroß
Noch immer, der auf luft'ge Reiſen dachte:
Er hat's gezäumt, und ſteht gedankenvoll,
Wem er den Rabican vertrauen ſoll.

10.
Zufällig ſah den Herzog Bradamante,
Als er ſich juſt den Helm vom Haupte nahm,
Daher ſie ihren Vetter gleich erkannte,
So wie ſie aus dem Wald geritten kam.
Sie grüßte ſchon von Weitem ihn, und rannte
An ſeine Bruſt, vergeſſen war ihr Gram;
Sie nannte ſich, und hob des Helmes Gitter,
Und zeigt' ihm wer er war, der fremde Ritter.

11.
Dem Herzog käme Niemand ſo gelegen
Für ſeinen Rabican, das gute Pferd,
Daß er indeß ihn hegen ſollt' und pflegen,
Bis er von ſeiner Reiſe wiederkehrt,
Als ſeine Muhme, die ihm tritt entgegen;
Er glaubt, Gott ſelber hab' ſie ihm beſcheert.
Er ſah ſie immer gern, doch jetzt am meiſten,
Wo ſie erſcheint, ihm einen Dienſt zu leiſten.

12.
Nachdem von beiden Seiten das Umfangen
Zwei oder dreimal vetterlich geſchehn,
Und, wie es ihnen unterdeß ergangen,
Die Fragen zärtlich hin und wieder gehn,
Spricht er: Wenn ich zum Reiche will gelangen
Der Vögel, darf ich hier nicht länger ſtehn;
Nun geht er, ſeinen Plan ihr zu vertrauen,
Und läßt ſie dann das Roß mit Flügeln ſchauen.

13.
Sie wundert ſich nicht ſehr, wie das Gefieder
Des Hippogryphen ſich vor ihr erhebt:
Er war ja ſchon vom Felſenſchloſſe nieder
Mit jenem Alten auf ſie zu geſchwebt,

Und Augen ſchmerzten ihr und Augenlieder,
Mit denen ſie dem Vogel nachgeſtrebt,
Als er in weitem, wunderbaren Bogen
Mit ihrem Rüdiger davongeflogen.

14.

Der Herzog ſprach zu ihr, daß er ſein Roß,
Den guten Rabican, ihr geben wolle,
Der ſchneller ſei als Pfeile vom Geſchoß,
Und ſchneller als der Stein vom Berge rolle,
Dazu die Rüſtung auch, die ſie im Schloß
Zu Montalban derweil bewahren ſolle,
Bis daß er wiederkäme von dem Flug;
Für jetzt ſei er auch ſo bewehrt genug.

15.

Um auf dem Vogel durch die Luft zu reiten,
Will er ſo leicht als irgend möglich ſein:
Nur Schwert und Horn behält er an der Seiten,
— Zwar reicht das Horn in jeder Noth allein.
Auch jene Lanze, die in frühern Zeiten
Argalia trug, gibt er ihr obendrein,
Die Lanze, die noch jeden der ſie ſchmeckte
Sogleich vom Sattel auf den Boden ſtreckte.

16.

Schon hat Aſtolf das Flügelroß beſtiegen,
Mit dem er ſachte ſachte ſich erhebt;
Dann läßt er's plötzlich ſo behende fliegen,
Daß er im Nu dem Haimonskind entſchwebt.
So, mit dem Lootſen, mag ein Schiff ſich wiegen,
Erſt leiſe, das vor Wind und Klippen bebt,
Dann aber, wenn es Port und Strand verlaſſen,
Läßt es den Wind die Segel alle faſſen.

17.

Das Fräulein, als Aſtolf von hinnen ſchoß,
In ſchweren Seelennöthen bleibt ſie ſtehen:
Sie weiß nicht wie mit ihres Vetters Roß
Und Armatur nach Montalban zu gehen;
Denn in dem Herzen iſt die Sehnſucht groß
Und kocht und nagt, den theuren Freund zu ſehen,
Den ſie, wenn er auch eher nicht erſcheint,
In Vallombroſa doch zu finden meint.

18.

So ſteht ſie noch, und weiß ſich nicht zu rühren,
Da kommt ein Bauer gegen ſie daher;
Der muß, was ſie empfing, zuſammenſchnüren,
Den Rabican beladen mit der Wehr,
Und hintennach die beiden Roſſe führen,
Das eine wohlbepackt, das andre leer.
Sie war bereits mit zweien hergekommen,
Nachdem ſie eins dem Pinabel genommen.

19.

Nach Vollombroſa denkt ſie ſich zu wenden,
Dort, hofft ſie, ſei ihr Freund in der Abtei;
Doch fürchtet ſie den Weg kaum zu vollenden,
Und weiß nicht welcher beſſer, kürzer ſei.
Der Bauer auch iſt fremd in den Geländen:
So werden ſie denn irren alle zwei.
Doch will ſie auf gut Glück den Weg erküren,
Der ihr nach jenem Orte ſcheint zu führen.

20.

Sie ſucht wohl da und dort, doch trifft ſie keinen,
Den nach dem Weg ſie könnte fragen, an.
Um Mittag tritt ſie aus den dichten Hainen;
Da liegt ein Schloß, nicht fern von ihrer Bahn,

Auf eines Hügels Haupt: ihr will es ſcheinen,
Wie ſie's beſchaut, als wär' es Montalban;
Und wahrlich, Montalban ſieht auf ſie nieder,
Wo ihre Mutter wohnt und ihre Brüder.

21.

Kaum ſieht das Fräulein ſich an dieſem Ort,
Wird ſie betrübter als ich kann beſchreiben.
Verweilt ſie, ſo entdeckt man ſie von dort,
Dann wird ſie lange Zeit gefeſſelt bleiben,
Und kommt ſie nicht nach ihrem Wunſche fort,
Wird ſie die Liebesgluth zum Grabe treiben:
Sie wird den theuren Freund nicht wieder ſehn,
Und nichts von ihren Planen wird geſchehn.

22.

Sie ſann ein wenig, doch im Augenblicke
Entſchloß ſie ſich, von Montalban zu fliehn,
Und wandte ſich zu der Abtei zurücke;
Von hier aus wußte ſie den Weg dorthin.
Da ließ ihr gutes oder böſes Glücke,
Noch eh ſie aus dem Thale konnte ziehn,
Sie einen Bruder, den Alard, entdecken;
Schon war's zu ſpät, vor ihm ſich zu verſtecken.

23.

Er hatte juſt das Fußvolk und die Reiter
Vertheilt in die Quartiere rings umher,
Die er in dieſen Landen und ſo weiter
Auf Karls Befehl geworben für das Heer.
Geſchwiſterlich begrüßte ſich und heiter
Das Paar mit manchem Kuß, und zieht nunmehr,
Indeß die Reden wechſelſeitig fließen,
Nach Montalban, die Mutter zu begrüßen.

24.

Die Schöne kehrt zu ihrer Väter Hallen,
Nach der Beatrix ſchon ſeit langer Zeit
Umhergeſendet in den Landen allen
Und manche Thräne fruchtlos ihr geweiht.
Ihr aber will nicht der Empfang gefallen,
Und Kuß und Händedruck ſind Kleinigkeit,
Die ihr die Mutter und die Brüder bringen,
Vor Rüd'gers unvergeßlichem Umſchlingen.

25.

Und da ſie jetzt nicht ſelbſt vermag zu gehn,
Sinnt ſie wie ſie nach Vallombroſa ſende,
Daß unverzüglich mög' ihr Freund verſtehn,
Warum ihr jetzt gebunden ſei'n die Hände;
Auch will ſie flehn, wenn's nöthig iſt zu flehn,
Daß er ſich dort zur heil'gen Taufe wende,
Und alsdann komme, ſeine Pflicht zu thun
Und Ernſt zu machen mit der Hochzeit nun.

26.

Derſelbe Bote, hat ſie noch beſchloſſen,
Bringt Rüdigern auch ſein getreues Pferd,
Das ihm das liebſte iſt von allen Roſſen
Und wahrlich ſeiner ganzen Liebe werth.
Von allen die im Mohrenland entſproſſen
Und wo der Franken Herr ſein Reich vermehrt,
Iſt keines ſchöner, muthiger geboren,
Bayarden ungezählt und Briliadoren.

27.

An jenem Tag, da Rüd'ger, allzukühn,
Gen Himmel mit dem Hippogryphen ſchwand,
Da ließ er Bradamanten den Frontin;
— Frontin, ſo war ſein edles Roß genannt —

Und ſie, nach dieſem Schloſſe ſchickt ſie ihn,
Wo er in Ruh und guter Pflege ſtand.
Im Schritt, und niemals weit, ritt man ihn hie,
Daher er dick und glänzend war wie nie.

28.

Sie eilt die feinſte Arbeit zu beſchicken
Mit allen ihren Mädchen, ihren Frau'n,
Und weiß' und braune Seide zu durchſticken
Mit Gold, dem feinſten das man nur kann ſchau'n,
Um Zaum und Sitz zu decken und zu ſchmücken
Des guten Pferds; dann ruft ſie im Vertrau'n
Die Tochter Kallitrephia's, die erwählte
Milchſchweſter, der ſie nie etwas verhehlte.

29.

Wie Rüd'ger ihr in's Herz gegraben war,
Geſtand ſie ihr zu hundert Malen ſchon,
Sein Ritterthum, in Frieden und Gefahr,
Erhob ſie bis zum höchſten Himmelsthron.
Sie rief ſie: Niemand beſſerem fürwahr
Kann ich beſtimmen dieſen Botenlohn,
Als dir, Hippalka, ſprach ſie, denn gewandter
Und treuer iſt mir nimmer ein Geſandter. —

30.

Hippalka hieß die Botin ihrer Wahl.
Geh, ſprach ſie und belehrte ſie, wohin,
Indem ſie jedes Wort an den Gemahl
Ihr oft und tief einprägt' in ihren Sinn
Und ihr Entſchuldigungen anbefahl,
Daß ſie vor ihm nicht gelt' als Lügnerin,
Da nur das Glück, das oft des Menſchen Walten
Durchkreuzt, ſie fern von der Abtei gehalten.

31.

Sie läßt ſie denn auf einen Klepper ſteigen,
Gibt ihr den reichen Zaum Frontin's zur Hand,
Und ſollte wer ſo blind und grob ſich zeigen,
Daß er das edle Roß ihr gern entwandt,
Dem ſoll ſie einzig ſagen wem es eigen,
Sein Hirn zu ſetzen in geſunden Stand;
Denn keiner ſei von allen kühnen Rittern,
Der nicht vor Rüd'ger's Namen müßte zittern.

32.

Sie wird nicht müd, ihr alles einzuüben,
Was ſie durch ihren Mund zu Rüd'gern ſpricht.
Hippalka, da ſie ſich's in's Herz geſchrieben,
Begann den Weg und weilte länger nicht.
Zehn Meilen hatte ſie ihr Pferd getrieben,
Durch Weg und Feld, und Wälder tief und dicht,
Und keiner kam, ſie irgendwie zu plagen,
Ja keiner, nur nach ihrem Weg zu fragen.

33.

Mittags, wie ſie von einer Bergesfirn
Auf engem, ſchlechtem Pfade niederfährt,
Bringt ihr den Rodomont ihr bös Geſtirn,
Der einem Zwerg zu Fuße folgt bewehrt.
Der Mohr erhebt zu ihr die ſtolze Stirn,
Und flucht der heil'gen Kirche, wild empört,
Daß er ſolch ſchönes Roß, ſo wohl geſchmückt,
In eines Ritters Händen nicht erblickt.

34.

Das erſte Roß, das ihm begegnen würde,
Gewaltſam wegzunehmen, war ſein Eid.
Dieß iſt das erſte: ſchön iſt's und voll Würde,
Und ihm gerecht, wie keines weit und breit.

Nur Raub an einem Weib iſt ihm zur Bürde,
Und doch das Roß zu miſſen wär' ihm leid
Es ſteht und ſchaut und murmelt der Geſelle:
Ach, warum iſt ſein Herr doch nicht zur Stelle! —

### 35.

O wär' er, ſagt Hippalka, nur zugegen,
Er hätte bald den Anſchlag dir vergällt.
Der dieſen reitet, iſt dir überlegen;
Ihm gleicht kein andrer Krieger auf der Welt. —
Wer iſt's? ſpricht er: wer iſt der mächt'ge Degen? —
Rüd'ger, verſetzt ſie, wenn es dir gefällt. —
Nun erſt, ruft er, ſoll mein der Renner werden,
Da er dem kühnſten Mann gehört auf Erden.

### 36.

Und iſt es wie du ſagſt, iſt er ſo greulich,
Daß ſich kein andrer Krieger ihm vergleicht,
So muß ich ihm das Roß erſtatten, freilich,
Und auch das Miethgeld, wie's ihm billig däucht.
Ich bin der Rodomont, das meld' ihm treulich,
Und ſucht er Streit mit mir, er trifft mich leicht:
Denn wo ich irgend gehen mag und ſtehen,
Bin ich im Scheine meines Lichts zu ſehen.

### 37.

Wohin ich geh, bleibt eine Spur zurück,
Größer als wo der Blitz ſich hingeſchwungen. —
Er ſpricht's, und hat dem Roß im Augenblick
Die goldnen Zügel über's Haupt geſchlungen;
Er ſchwingt ſich auf, und mit bethräntem Blick
Verbleibt Hippalka, und von Schmerz durchdrungen,
Mit Drohn und Schmähn verfolgt ſie ſeinen Lauf;
Er hört ſie nicht und jagt den Berg hinauf;

38.

Auf jenem Wege den der Zwerg ihn leitet,
Wo Mandricard und Doraliſe ziehn.
Hippalka folgt von ferne, wie er reitet,
Und flucht und ſchilt in Einem fort auf ihn.
Das andre bleibt für künftig vorbereitet:
Der dieſe ganze Mähr erzählt, Turpin,
Macht einen Abſprung hier nach jenem Lande,
Da wo der Mainzer liegt mit ſeiner Schande.

39.

Kaum war von hier die Tochter Haimon's fort,
Die auf bebendem Roß von hinnen rannte,
Als ſich auf andrem Weg zu dieſem Ort
Zerbin mit ſeiner falſchen Alten wandte.
Er ſah den Leichnam eines Ritters dort,
Und ob er gleich den Todten nicht erkannte,
So war er doch, als frommgeſinnt und mild,
Von Mitleid ob des grauſen Falls erfüllt.

40.

Der Graf liegt leblos, der im Ueberſchwange
Sein rothes Blut aus ſo viel Wunden weint,
Als hätten ſich zu ſeinem Untergange
Der Schwerter mehr als hunderte vereint.
Der Schottenritter zaudert hier nicht lange;
Der friſchen Spur, die in dem Gras erſcheint,
Geht er begierig nach, um zu erkunden,
Wer dieſer grauſen That ſich unterwunden.

41.

Beim Gehen wendet er ſich zu Gabrinen
Und heißt ſie warten bis er wiederkehrt.
Die naht dem Leichnam ſich mit gier'gen Mienen,
Späht an ihm hin und wieder, und begehrt

Nach irgend etwas, das ihr könnte dienen,
Und das, als Schmuck, den Todten nur beſchwert.
Denn ſie beſaß, noch zu den andern Gaben,
Von Geiz ſo viel ein Weib nur konnte haben.

42.

Wär' nur die Beute heimlich fortzuſchaffen,
Gäb's nur ein Mittel, eine Hoffnung nur,
Dann bliebe bald von ſeinen ſchönen Waffen,
Von ſeinem reichen Kleide keine Spur.
Sie eilte, was nur möglich, wegzuraffen,
Indem ihr mancher Stich das Herz durchfuhr;
Ein ſchöner Gürtel fand ſich bei der Beute,
Den band ſie unterm Rock ſich um die Seite.

43.

Bald kam Zerbin zurück, der Bradamanten
Vergebens nachgefolgt, indem der Pfad
In Aeſte, die ſich auf und abwärts wandten,
Gar mannigfaltig aus einander trat.
Da nur noch matt des Tages Lichter brannten
Und ſchlecht ſich's unter dieſen Felſen that,
So zog er, um ein Obdach zu erhalten,
Aus dieſem Jammerthal mit ſeiner Alten.

44.

Empor vor ihnen ſtieg, nach kaum zwei Meilen,
Ein großes Schloß, das Hauterive hieß,
Und dort beſchloſſen ſie die Nacht zu weilen,
Die ſchon die Welt in dunkle Schatten ſtieß.
Kaum langten ſie dort an, als ſich ein Heulen
Von allen Seiten her vernehmen ließ,
Indeß aus aller Augen Thränen troffen,
Als ob der Schmerz das ganze Volk betroffen.

45.
Zerbin fragt nach dem Grund von dem Geſchrei,
Und hört, daß Graf Anſelm erfuhr ſo eben,
Im Hohlweg, zwiſchen zweien Bergen, ſei
Sein Sohn, Graf Pinabel, gebracht um's Leben.
Zerbin ſtellt ſich, als wär' ihm alles neu,
Und ſieht hinweg, um nicht Verdacht zu geben,
Obgleich er zuverläßig denken mag,
Es ſei der Todte, der am Wege lag.

46.
Bald wird die Leichenbahre hergetragen
Beim hellen Schein der Fackeln und der Kerzen,
Und macht noch lauter an die Sterne ſchlagen
Der Jammerruf aus den zerknirſchten Herzen,
Und mehrt das Händeringen und das Klagen
Und tränkt die Wangen mit dem Strom der Schmerzen;
Doch finſtrer war, umwölkt von Nacht und Grauen,
Des armen Vaters Angeſicht zu ſchauen.

47.
Indeß man nun mit Pomp und trüber Pracht
Beginnt die Leichenfeier zu bereiten,
Den edlen Brauch, vom Alterthum erdacht,
Der mehr und mehr verfällt im Lauf der Zeiten,
Wird ein Befehl vom Herrn bekannt gemacht,
Der Ruhe ſchafft bei den empörten Leuten,
Und reichliche Belohnung dem verheißt,
Der ſeines Sohnes Mörder überweiſt.

48.
Von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohre klingen
Der Ruf und der Befehl im Schloß umher,
Bis ſie auch zu der ſchnöden Alten dringen,
Die grimmer iſt als Tiger oder Bär.

Zerbinen in's Verderben jetzt zu bringen,
Beſchließt das Weib; ſei nun ihr Haß ſo ſchwer,
Sei's daß der Preis ſie reizt vor allen Preiſen,
Ein Menſch, entblößt von Menſchlichkeit, zu heißen;

49.

Sei's daß ſie nur den Lohn ſich will gewinnen:
Sie geht zum Grafen, der vor Rache brennt,
Und weiß ein glaublich Vorwort zu erſinnen,
Worauf ſie den Zerbin als Mörder nennt.
Sie zeigt, um weiter noch den Trug zu ſpinnen,
Den Gürtel, den der Arme gleich erkennt
Und nach dem Zeugniß und dem Schwur der Alten
Für den genügendſten Beweis muß halten.

50.

Gen Himmel hebt er weinend ſeine Hände
Und ſchwört, den Sohn nicht ungerächt zu laſſen;
Schnell iſt das Haus umſtellt an jedem Ende,
Erhoben hat ſich ſchon das Volk in Maſſen.
Zerbin träumt nicht, daß er hier Feinde fände,
Und kann die That nicht glauben und nicht faſſen,
So daß ihn Graf Anſelm, in ſeinem Wahn,
Im erſten Schlafe greifen läßt und fah'n.

51.

In harten Feſſeln, traurigen Beſchwerden
Kommt er in's Burgverließ für dieſe Nacht.
Eh' noch ihr Licht die Sonne ſchickt zur Erden,
Iſt ſchon der ungerechte Spruch erdacht:
Er ſoll geviertheilt an dem Orte werden,
Wo er den vorgegebnen Mord vollbracht.
Verhört wird weiter nicht in dieſem Falle:
Der Lehnsherr glaubt's, und das genügt für alle.

52.

Und kaum beginnt der Himmel ſich zu färben,
Weiß, gelb und purpurn, bei Aurorens Gruß,
Da ſchreit der blinde Pöbel: Sterben! ſterben!
Und drängt und hetzt zum blutigen Beſchluß,
Begleitet dann ſein Opfer zum Verderben,
Ohn' Ordnung, der zu Roß und der zu Fuß.
Der Schotte zieht auf einem kleinen Roſſe,
Geſenkten Haupts, gebunden, unterm Troſſe.

53.

Doch Gott, bereit der Unſchuld beizuſtehn,
Nicht laſſend die auf ſeine Hülfe trauen,
Hat einen ſolchen Schutz ihm auserſehn,
Daß heut ihm nicht vor'm Tode braucht zu grauen:
Graf Roland kommt hernieder von den Höhn,
Und ſieht das Trauerſpiel auf dieſen Auen.
Graf Roland kommt, und ſchon ſein bloßes Nahn
Eröffnet für Zerbin der Rettung Bahn.

54.

Ihm folgt, die er in jener Felſenzelle,
Im Schlunde jenes wald'gen Berges, fand,
Die Fürſtin von Galizien, Iſabelle,
Damals gefallen in der Räuber Hand,
Nachdem der Sturm auf wildempörter Welle
Des Oceans ihr Fahrzeug überwand;
Sie die Zerbinen näher, ach mit Schmerzen!
Als ihre eigne Seele trug am Herzen.

55.

Der Graf hat ſie zu ſich auf's Roß erhoben,
Und zieht mit ihr, ſeit ſie durch ihn iſt frei.
Wie ſie den Troß nun ſieht im Felde toben,
Da fragt ſie ihn, wer dieſer Haufen ſei:

Ich weiß es nicht, ſpricht Roland, läßt ſie oben,
Und ſprengt vom Berg in raſchem Flug herbei.
Er ſieht und ſchätzt, kaum daß er ihm erſchienen,
Für einen Mann von hohem Werth Zerbinen.

### 56.

Er naht ſich und gebietet ihm zu ſagen,
Warum, wohin man ihn ſo ſchmählich reißt.
Der Arme hebt ſein Haupt bei dieſen Fragen,
Als er verſtanden was der Graf ihn heißt,
Und weiß ſo gut die Wahrheit vorzutragen,
Daß er ſich ſeines Schutzes werth beweist.
Für ſchuldlos muß ihn Roland gleich erkennen
Und ſeine Hinrichtung ein Unrecht nennen.

### 57.

Und wie er nun vernimmt, das Urtheil ſei
Durch Graf Anſelm von Hauterive erlaſſen,
Von dem nichts kommen kann als Büberei,
Da kann er klar des Spruches Unrecht faſſen.
Verfeindet ſind die Beiden noch dabei,
Da ſich die Häuſer Mainz und Clermont haſſen,
Ein Krieg der aus den ältſten Zeiten ſtammt
Und ſie zu Schaden, Schimpf und Mord entflammt.

### 58.

Gleich macht ihn los, den Ritter, ihr Geſindel!
Ruft er: wo nicht, mach' ich euch alle ſtill! —
Wer iſt der Held? der hat gewalt'gen Schwindel!
Schreit einer, der der Keckſte ſcheinen will:
Ja, wären wir von Wachs, von Stroh und Schindel,
Von Feuer er, genug wär' dieß Gebrüll. —
So rennt er auf den Paladin zum Tanze;
Roland ſenkt wider ihn die gute Lanze.

59.
Die Rüſtung, die ihn deckt in lichtem Blitzen,
Die er dem Prinzen dieſe Nacht genommen
Und angelegt, kann nicht den Mainzer ſchützen
Und wider Roland's mächt'gen Arm nicht frommen.
Der Stoß bleibt auf der rechten Wange ſitzen;
Der Helm iſt gut, da iſt nicht durchzukommen,
Allein ſo hart vermag der Speer zu packen,
Daß er ihn hinwirft mit zerbrochnem Nacken.

60.
In Einem Lauf — er hebt nicht erſt den Speer —
Iſt einem andern ſchon die Bruſt durchrannt;
Dort läßt er ihn, und in das dichtſte Heer
Stürzt er mit Durindanen in der Hand.
Der hat zwei halbe Köpfe noch, und der
Verliert den ſeinen glatt vom Rumpf im Sand.
Den Hals durchbohrt er vielen; hundert ſchon
Sind theils erſchlagen, theils hinweggeflohn.

61.
Erlegen war ein Drittheil ſeinem Schwerte,
Die andern ſchlug er, ſprengt' und hieb und ſtieß.
Ein jeder warf hinweg, was ihn beſchwerte,
Der Helm und Schild, ein andrer Hipp' und Spieß.
Der ſucht gradaus, der queerfeldein die Fährte,
Der rennt zum Wald, der in ein Felsverließ.
Roland, der heut kein Mitleid ſcheint zu kennen,
Will auch nicht Einem Flucht und Leben gönnen.

62.
Von Hundertzwanzigen — ſo zählt Turpin —
Sind mindſtens achtzig auf dem Platz geblieben.
Nun geht der Sieger endlich zu Zerbin,
Der ſich indeß in Nöthen aufgerieben.

Ob er ſich freute, wie der Graf erſchien,
Das wird in Verſen lieber nicht geſchrieben.
Wie gern hätt' er ſein Knie an's Herz gepreßt!
Doch Ketten hielten ihn am Klepper feſt.

### 63.

Indeß von dieſen Roland ihn befreite
Und ihm die Waffen wieder gab zur Hand,
Die er dem Führer abnahm jener Leute,
Der ſie zu ſeinem Schaden lockend fand,
Da fiel des Prinzen Blick nach jener Seite,
Wo Iſabelle von des Hügels Rand,
Als ſie den Kampf vollbracht ſieht und geendet,
Sich näher jetzt mit ihren Reizen wendet.

### 64.

Wie nun Zerbin vor ſeinem Angeſichte
Die Schöne ſieht, die er ſo innig liebt,
Um die er ſich, durch fälſchliche Berichte
An ihr Ertrinken glaubend, ſo betrübt,
Als ob ſein Blut ſich all zu Eis verdichte,
Steht er erſtarrt und zitternd da, doch giebt
Ihr Blick ihm Wärme bald und Leben wieder,
Und Liebesgluth durchſchauert ihm die Glieder.

### 65.

Ihr um den Hals zu fallen, hemmt ihn bloß
Die Achtung vor dem Ritter von Anglant;
Denn ach! er glaubt, und hält's für zweifellos,
Daß dieſer ſeine Lieb' ihr zugewandt.
Er fällt von Qual in Qual, ſein Schmerz iſt groß,
So wenig war die Freude von Beſtand,
Und dieſer Wechſel macht' ihm größern Gram,
Als da er ihren Tod im Meer vernahm.

66.

Am meiſten aber muß ihn dieſes grämen,
In ſeines Retters Händen ſie zu ſehn:
Unedel wär' es, dieſem ſie zu nehmen,
Und möcht' auch wohl nicht allzu leicht geſchehn.
Mit keinem andern würd' er ſich bequemen,
Daß er ſie ohne Lärmen ließe gehn;
Doch gegen jenen hat er ſolche Schulden,
Daß er im Nacken ſeinen Tritt muß dulden.

67.

Stillſchweigend reiten ſie zu einer Quelle,
Und ſteigen ab, ein wenig auszuruhn.
Der Graf enthelmt ſich an der kühlen Welle,
Und heißt Zerbinen dann ein Gleiches thun.
Kaum ſieht den Treugeliebten Iſabelle,
Als ſie erblaßt; doch ſie erholt ſich nun
Und hebt das Haupt, wie feuchte Blumen pflegen,
Wenn ſie die Sonne ſehn nach langem Regen.

68.

Und ohne Zögern, ohne Rückſicht fliegt
Sie an des Liebſten Hals, ihn zu umfangen.
Indeß das Wort ihr in der Bruſt verſiegt,
Strömt eine Fluth auf Buſen hin und Wangen.
Roland, dem ſolche Leidenſchaft genügt,
Braucht nicht nach größrer Klarheit zu verlangen:
Er ſieht aus dieſen Zeichen deutlich ein,
Dieß könne nur Zerbin, kein andrer, ſein.

69.

Als Iſabellens Sprache wiederkehrte,
Obwohl die Wange noch von Thränen feucht,
Da ſprach ſie nur vom Edelmuth und Werthe
Des Frankenritters, dem kein andrer gleicht.

Zerbin, dem die Geliebte, die Verehrte
So koſtbar wie das eigne Leben däucht,
Wirft ſegnend ſich zu Roland's Füßen nieder:
Zwei Leben dankt er ſeiner Hülfe wieder.

70.

Mit Dank und Anerbieten ſich zu letzen
Iſt eben noch das edle Paar im Streit,
Da klingt ein Lärm zu dieſen ſtillen Plätzen
Durch der bewachsnen Wege Dunkelheit.
Schnell auf die unbedeckten Häupter ſetzen
Sie ſich die Helme, machen ſich bereit,
Und ſieh, ein Ritter und ein Fräulein kommen,
Kaum daß die Herrn den Sattel eingenommen.

71.

Der Rittersmann iſt jener Mandricard,
Der eilig herrennt hinter unſrem Grafen,
Zu rächen den Alzird und Manilard,
Die mächtig ſeine ſchweren Streiche trafen;
Zwar ſchien, ſeit ihm die ſchöne Fürſtin ward,
Sein Eifer freilich etwas einzuſchlafen;
Sie, die er mit dem Schaft von ſeinem Speer
Entriß dem ganzen wohlbewehrten Heer.

72.

Doch dem er ſchwur als Rächer nachzugehen,
Er wußte nicht, daß es Graf Roland war;
Daß er's auf einen Großen abgeſehen,
Nur das iſt ihm aus vielen Zeichen klar.
Ihn ſieht er an und läßt Zerbinen ſtehen,
Mißt ihn genau und zählt jedwedes Haar;
Er ſieht die Zeichen, die man ihm gegeben,
An dem vereint, und ruft: dich ſuch' ich eben!

73.
Zehn Tage, fügt er bei, ſind nun vergangen,
Daß ich von deinen Spuren nimmer ließ;
So trieb mich ein geſtacheltes Verlangen
Seit deinem Ruf im Lager vor Paris,
Da Einer kaum von Tauſenden entgangen,
Die deine Hand zum Styx hinunter ſtieß,
Den Schlag erzählend, den Noriziens Schaaren
Und Tremiſen's durch deine Kraft erfahren.

74.
Und ſeitdem folg' ich dir mit dem Begehren,
Dich von Perſon zu ſehn und in der Schlacht;
Von deinen Zeichen ließ ich mich belehren,
Die dich verrathen, und der Waffentracht;
Und wenn auch Waffen nicht und Zeichen wären,
Und hättſt du auch dich unſichtbar gemacht,
Ich müßte dich aus Hunderten erkennen,
Weil dich dein ſtolzes Ausſehn würde nennen. —

75.
Roland verſetzt: Man kann dir nicht beſtreiten,
Daß du ein hochgeſinnter Ritter ſeiſt;
Denn keine niedre Seele kann bedeuten
So edle Gluth, ſo ritterlicher Geiſt.
Du kommſt, um mich zu ſehn: von allen Seiten,
Sieh mich von innen und von außen dreiſt.
Ich will den Helm von meinem Haupte nehmen
Und ganz nach deinem Wunſche mich bequemen.

76.
Und wenn du dich an dieſer Schau behagteſt,
Dann hab' wohl Acht: dein zweiter Wunſch kommt dran.
Weßhalb du ſo in meinen Spuren jagteſt,
Die Kampfbegier befriedige ſodann,

Ob dieſem ſtolzen Ausſehn, wie du ſagteſt,
Sich meine Kraft, mein Muth vergleichen kann. —
Auf! ſpricht der Mohr: laß uns an's Zweite gehen;
Dem erſten Wunſch iſt völlig gnug geſchehen. —

77.

Von Kopf zu Fuß, nach ſeinen Seiten kehrt
Und nach dem Sattelknopf der Graf die Blicke,
Und ſpäht nach ſeiner Keule, ſeinem Schwert,
Doch nirgends hängen dieſe Waffenſtücke.
Nun fragt er ihn, womit er ſich bewehrt,
Wenn ihm etwa der Lanzenſtoß mißglücke? —
Verſetzt der Mohr: da mach' dir gar nichts d'raus;
Schon manchen bracht' ich ſo in Furcht und Graus.

78.

Kein Schwert hab' ich geſchworen anzulegen,
Bis mich deß Grafen Durindana ſchmückt.
Ihn ſuch' ich nun auf allen ſeinen Wegen
Und hätt' manch Hühnchen gern mit ihm gepflückt.
Ich that den Schwur, wofern dir dran gelegen,
Als ich mir dieſen Helm auf's Haupt gedrückt;
Er und die andern Waffenſtücke waren
Einſt Hektors, welcher ſtarb vor tauſend Jahren.

79.

Das Schwert nur mangelt dieſen guten Waffen.
Wie es geraubt ward, iſt mir nicht bekannt;
Doch wußte ſich's Graf Roland zu verſchaffen,
Und darum iſt er ſo von Muth entbrannt.
Doch, denk' ich, wird ſein Trotz gar bald erſchlaffen,
Wenn ich ihn endlich einmal angerannt.
Auch möcht' ich eine Lanze mit ihm brechen,
Den großen Vater Agrican zu rächen.

80.

Roland hat ihn getödtet durch Verrath;
Unmöglich daß ſich's anders zugetragen. —
Der Graf ſchweigt länger nicht, ihn treibt's zur That:
Du lügſt, ruft er, und wer dieß wagt zu ſagen.
Du biſt dem Ziele deiner Fahrt genaht:
Ich bin's, und ehrlich hab' ich ihn erſchlagen.
Dieß iſt das Schwert, von dem du mir geprahlt:
Dein ſoll es ſein, wenn deine Kraft es zahlt.

81.

Obgleich es billig mein iſt, dir zur Gnüge
Verſuchen wir uns drum mit edlem Sinn!
Es ſei nicht mein noch dein in dieſem Kriege:
Ich häng' es hier an dieſe Zweige hin.
Nimm du es frei hinweg, wenn ich erliege,
Wenn ich am Ende dein Gefangner bin. —
Und Roland nimmt das Schwert mit dieſen Worten,
Und hängt's an einen Baum im Felde dorten.

82.

Schon auseinander ſind die beiden Degen,
Auf einen halben Pfeilſchuß ungefähr.
Schon ſpornen ſie die Roſſe ſich entgegen,
Und ſtürmen mit verhängten Zügeln her.
Schon kommen ſie, die Lanzen anzulegen
Am Helmſturz, und ſie treffen voll und ſchwer
Doch brechen ſie wie Eis an dieſen Gittern
Und fliegen himmelan in tauſend Splittern.

83.

Und freilich müſſen beide gehn zu Stücken,
Denn beide Ritter ſitzen feſt dabei,
Die mit den Stumpfen auf einander rücken,
Als ob's die neuſte Kampfmethode ſei;

Sie, nur gewöhnt das Eiſen ſonſt zu zücken,
Beginnen jetzt die ärgſte Prügelei,
Wie Bauern pflegen, die beim Grenzentrennen,
Beim Waſſerſcheiden oft in Wuth entbrennen.

84.

Die Schäfte dauern nicht bis zu vier Hieben
Und gehen auf in dieſem großen Dampf.
Die Wuth erhitzt ſo hüben ſich als drüben,
Und nichts iſt übrig als die Fauſt zum Kampf.
Kein Ring und keine Schien' iſt ganz geblieben,
Wo dieſe hinfaßt mit gewalt'gem Krampf,
Und keiner wünſcht zum Sieg in dieſem Gange
Sich ſchwerern Hammer oder härtre Zange.

85.

Wie ſoll der Heide nun zu Ende führen
Den Kampf, mit dem ſich's, wie er ſieht, nicht ſcherzt?
Toll wär's, die Zeit im Boxen zu verlieren,
Was mehr den Schläger als Geſchlagnen ſchmerzt.
Nun gilt es ſich im Ringen zu umſchnüren:
Der Heide packt den Grafen feſt, und herzt
Ihn mörderiſch, und denkt ihn zu beſtreiten,
Wie den Antäus Jovis Sohn vor Zeiten.

86.

Voll Ungeſtüm faßt er ihn von der Seite,
Indem er bald ihn ſtößt, bald an ſich zieht,
Und iſt ſo ganz verloren in dem Streite,
Daß er nur wenig auf die Zügel ſieht.
Roland ſitzt feſt in ſeiner ganzen Breite,
Und hat wohl Acht von wo der Sieg ihm blüht.
Schlau weiß er nach des Roſſes Stirn zu greifen
Und über's Haupt den Zaum herabzuſtreifen,

87.

Der Heide ſtrebt mit aller Leidenſchaft,
Ihn hinzuwerfen oder zu erſticken,
Doch Roland, ſeine Kniee feſt geſtrafft,
Läßt ſich nicht dahin und nicht dorthin drücken.
Zuletzt geht durch des Heiden wilde Kraft
Des guten Grafen Sattelgurt zu Stücken.
Er iſt herab und merkt es kaum, den Fuß
Im Bügel, und den Schenkel feſt im Schluß.

88.

Ein Klirren, wie ein Sack voll Waffen fällt,
Erhebt ſich, als der Graf den Grund berührt.
Des Feindes Roß, das frei die Stirne hält
Und keinen Zügel mehr im Munde ſpürt,
In grauſem Lauf, der alles rings zerſchellt,
Wird es durch Feld und Wald hinweggeführt,
Da und dorthin, von blindem Schreck und Graus,
Und mit ſich trägt es ſeinen Herrn hinaus.

89.

Die Schöne, die ihn ſieht von dannen ſtäuben,
Und ſeines Schutzes nun entbehren muß,
Getraut ſich nicht allein zurückzubleiben,
Und folgt auf ihrem Rößlein voll Verdruß.
Der Heide, welchen Stolz und Aerger treiben,
Ruft ſeinem Pferd und ſchlägt's mit Hand und Fuß,
Droht ihm, als wär's kein Thier, und heißt's verweilen,
Und macht's mit alle dem noch wilder eilen.

90.

Die ſcheue Beſtie läuft in ihrem Schrecke
Blindlings drei Meilen weit, die Kreuz und Queer,
Und liefe wohl noch eine gute Strecke,
Wenn nicht ein Graben ihr im Wege wär'.

In dieſen, freilich ohne Bett und Decke,
Fällt Roß und Reiter, wie vom Himmel her.
Hart ſchlägt der Ritter auf den Boden nieder,
Doch unzerbrochen bleiben ſeine Glieder.

91.

Hier hält das Roß und thut nicht mehr ſo toll,
Doch freilich, ohne Zügel folgt es kaum.
Der Fürſt der Tartarei, von Aerger voll,
Hat's feſt beim Haar, und läßt ihm keinen Raum;
Er ſinnt und weiß nicht was er machen ſoll:
Gib ihm von meinem Zelter doch den Zaum,
Sagt Doraliſe, die ihn hier erreicht;
Mit oder ohne Zaum gehorcht er leicht.

92.

Nicht allzu höflich ſcheint's dem kühnen Degen,
Zu nehmen was ihm Doraliſe beut.
Da bringt ihm einen Zaum auf andern Wegen
Fortuna, die ihm gnädig lächelt heut.
Gabrina kommt, der Unhold, ihm entgegen,
Die, ſeit Zerbinen ſie dem Tod geweiht,
Wie eine Wölfin flieht im Waldesgrunde,
Die hinter ſich die Jäger hört und Hunde.

93.

Sie war noch angethan mit den Gewanden
Und trug denſelben jugendlichen Staat,
Der jener Spötterin ſo ſchön geſtanden,
Bis ihr Marfiſa für die Laune that,
Und ritt den Zelter, dem in allen Landen
An Pracht und Anſtand ſelten einer naht.
Das Weib iſt an der Seite des Barbaren,
Noch ehe ſie ſein Hierſein kann gewahren.

94.
Sie gleicht vollkommen einem Pavian,
Von ihren Kleidern lächerlich verjüngt,
So daß ſie auch das Kind des Stordilan
Und Mandricarden ſehr zum Lachen bringt.
Der Sarazene faßt ſogleich den Plan,
Ihr das Gebiß zu nehmen: es gelingt,
Er nimmt den Zügel, ſchreckt das Pferd durch Drohn,
Schreit es gewaltig an, und jagt's davon.

95.
Es flieht waldein und trägt zu den Gehegen
Die Alte, die vor Aengſten will vergehn,
Durch Graben, Schlucht, auf grad' und krummen Wegen,
So wie es kommt, durch Thäler, über Höhn.
Doch iſt mir nicht ſo viel an ihr gelegen,
Daß ich nicht erſt nach Roland ſollte ſehn,
Der ſeinen Sattel, den der Mohr zerſtückte,
Indeß in allem Frieden wieder flickte.

96.
Die Hände kreuzend über'm Sattelbogen,
Harrt er, ob nicht der Heide wiederkehrt.
Doch da er in der Hoffnung ſich betrogen,
Will er ihm ſelber nach, und ſpornt ſein Pferd.
Doch iſt der Paladin gar wohlerzogen,
Daher er eher nicht von dannen fährt,
Bis er mit Worten, die vom Herzen kommen,
Urlaub von dem vereinten Paar genommen.

97.
Zerbin iſt ſehr betrübt ob dieſem Scheiden,
Und Iſabella weint vor Traurigkeit.
Sie wollen mit, doch will's der Graf nicht leiden,
So ſehr ihn ihr Geleite ſonſt erfreut.

Mit dieſem Grunde trennt er ſich von beiden,
Ein Krieger ſei beſchimpft auf ew'ge Zeit,
Der je, wenn er nach einem Feinde ſpähe,
Mit einem Freund, mit einem Schirmer gehe.

98.

Dann bat er ſie, dem Mandricard zu ſagen,
Wenn ſie ihn etwa ſollten vor ihm ſehn,
Roland ſei in der Nähe zu erfragen;
Noch eine Zeitlang woll' er Rede ſtehn,
Doch werd' er nach Verfluß von dreien Tagen
Zurück zu ſeinen goldnen Lilien gehn,
Um mit des Kaiſers Heer ſich zu verbinden;
Damit er wiſſe wo er ſei zu finden.

99.

Und ſie verſprachen's ihm mit Mund und Hand,
So dieß wie jedes andre zu vollziehn.
Dann trennten ſich die Ritter: Graf Roland
Zog dahinaus, und dort der Prinz Zerbin.
Doch eh der Graf ſich auf den Weg gewandt,
Nimmt er das Schwert, das er dem Baum geliehn,
Und geht, indem er ſeinen Renner lenkt,
Wo er dem Mohren zu begegnen denkt.

100.

Dem tollen Roß, das ſcheu davongeflogen,
Das ohne Pfad durch die Gebüſche fuhr,
Iſt Roland nun zwei Tage nachgezogen,
Und nirgends findet er des Heiden Spur.
Er kommt zu eines Bachs kryſtallnen Wogen;
An ſeinem Rand blüht eine ſchöne Flur,
Die angeborne, zarte Farben ſäumen,
Und die geſchmückt iſt mit den ſchönſten Bäumen.

101.

Der Mittag macht dem Vieh im harten Kleid,
Dem nackten Schäfer ſüß die friſchen Winde:
So waren ſie dem Grafen auch nicht leid,
In ſeines Schilds und Helms und Panzers Rinde.
Er ſuchte Ruhe für die ſchwüle Zeit,
Ihm aber war der Raſtort ungelinde,
Ein Ort der Qual, mehr als ich ſagen mag,
An dieſem unglückſel'gen Jammertag.

102.

Er ſieht ſich um, ſieht Zeichen eingeſchnitten
In Bäume, bei des ſchatt'gen Ufers Rand.
Kaum iſt ſein Auge drüber hingeglitten,
Erſchien ihm deutlich ſeiner Göttin Hand!
Dieß war ein Ort, wohin ſich aus der Hütten
Des Schäfers oft zu holdem Liebesband
Angelica mit dem geliebten Mohren,
Die ſchöne Fürſtin von Catay, verloren.

103.

Angelica, Medor! lieſt er, entſeelt,
An hundert Stellen, hundertfach verſchlungen.
Ein Nagel, hart von Amors Hand geſtählt,
Iſt jede Ziffer ihm durch's Herz gedrungen.
Er kämpft und ſucht zu läugnen was ihn quält,
Was er zu glauben dennoch iſt gezwungen;
Zwingt ſich und glaubt, daß eines andern Lieb,
Deſſelben Namens, dieſen Namen ſchrieb.

104.

Dann ſpricht er: Nein, ich kenne dieſe Züge,
Die ich ſo oft geſehen und geleſen.
Doch der Medor vielleicht iſt eine Lüge,
Vielleicht bin ich dabei gemeint geweſen.

So ſucht er wie er ſich in Täuſchung wiege,
Um von dem böſen Schrecken zu geneſen,
Und wagt, um neue Hoffnung zu gewinnen,
Den Trug, doch nur mit halbem Muth, zu ſpinnen.

105.

Doch immer mehr entzündet und belebt
Er den Verdacht, je mehr er löſcht und zwingt,
Dem Vogel gleich, der an der Ruthe klebt,
Der in des Netzes Fäden ſich verſchlingt:
Je mehr er flattert und zu fliehen ſtrebt,
Je enger ſeine Feſſel ihn umringt.
Er kommt an einen Ort, wo zu dem Bach
Der Berg ſich beugt und bildet ein Gemach.

106.

Es ſchmückte dieſen Ort mit krummen Füßen
Epheu und wildgewachſner Wein am Thor,
Wohin das Paar, zu ſeligem Umſchließen,
Sich in der ſchwülſten Mittagsgluth verlor.
Vor allen andern Orten füllten dieſen,
Den ſich am liebſten ihre Lieb' erkor,
Indem ſie Kohle bald und Kreide nahmen,
Und bald die Meſſerſpitze, — ihre Namen.

107.

Hier ſtieg der tiefbetrübte Graf vom Roß,
Und ſah am Höhleneingang viele Worte,
Die der beglückte Mohr in Verſe ſchloß,
Ganz friſch geſchrieben an die Felſenpforte.
Sie ſprachen von der Luſt, die er genoß
An dieſem holden, dieſem ſtillen Orte.
In ſeiner Sprache, denk' ich, klang es fein;
Der Sinn mag in der unſern dieſer ſein:

108.

Euch klaren Fluthen und euch heitern Bäumen,
Dir, dunkle Grotte, hold im friſchen Schatten,
Wo oft die Fürſtin, die in eitlen Träumen
Gar viele fruchtlos ſchon umworben hatten,
Angelica, genannt in allen Räumen,
Mir nackt im Arme lag auf ſanften Matten,
Euch hat zum Lohne keine andre Gabe
Als ew'gen Preis Medor, der arme Knabe:

109.

Dazu an alle Liebenden die Bitte,
An alle hochbeglückten Frau'n und Herrn,
An jeden, welcher hieher lenkt die Schritte,
Aus Zufall oder Wahl, von nah und fern,
Daß er den Ort mit Segen überſchütte:
Hold ſei dir Sonne, Mond und jeder Stern;
Der Chor der Nymphen hüte Bach und Raſen,
Daß nie ein Hirt hier läßt die Heerde graſen! —

110.

Arabiſch war die Schrift, und das verſtand
Der gute Graf ſo fertig wie Latein.
Von vielen, vielen Sprachen, ihm bekannt,
Mocht' ihm wohl keine ſo geläufig ſein;
Auch wußt' er ſich dadurch im Heidenland
Gar oft von Noth und Schande zu befrei'n.
Doch rühm' er's nicht, daß dieß ihm Nutzen trug:
Der Schaden überwiegt ihn weit genug!

111.

Drei, vier, ſechsmal hat er die Schrift geleſen,
Der Arme, der vergebens ſich bemüht,
Zu glauben, daß es nur ein Traum geweſen,
Was er doch klarer ſtets und voller ſieht,

Indeß ſein Herz, das nimmer kann geneſen,
Ihm eine kalte Hand zuſammenzieht.
Er klebt mit Aug' und Sinn, im tiefſten Leiden,
Am Stein, vom Steine nicht zu unterſcheiden.

112.

Er kann ſich die Beſinnung nicht bewahren,
So hat der Kummer ſchon ſein Wild erreicht.
O glaubt es einem, der es ſelbſt erfahren,
Daß dieß ein Schmerz iſt, dem kein andrer gleicht.
Sein Haupt hängt auf der Bruſt mit wirren Haaren,
Der Muth iſt von der blaſſen Stirn verſcheucht;
Er findet vor den Qualen die ihn nagen,
Kein Naß zu Thränen, keinen Laut zu Klagen.

113.

Der ungeſtüme Kummer haftet innen,
Der ſich herausdrängt mit zu großer Haſt.
So kann das Waſſer nicht dem Krug entrinnen,
Wenn viel der Bauch, die Mündung wenig faßt;
Es will den Ausgang allzuſchnell gewinnen,
Wenn man ihn umkehrt, ohne Ruh und Raſt,
Und muß ſich ſelbſt den engen Weg verſtopfen,
So daß es nur mit Mühe fließt in Tropfen.

114.

Dann kommt er etwas zu ſich ſelbſt zurück,
Und ſinnt, und hat den Trug noch ſtets vonnöthen,
Und glaubt und wünſcht, es ſei ein Bubenſtück,
Um ſeiner Dame Ruf in Staub zu treten,
Vielleicht ihn ſelbſt in ſeinem Liebesglück
Zu ſtören und durch Eiferſucht zu tödten,
Wobei der Schelm, der dieſen Trug erdacht,
Der Schönen Hand ſehr treffend nachgemacht.

115.
In dieſem kleinen, dieſem ſchwachen Hoffen
Ermuntert er ein wenig ſein Gemüth;
Es eilt ſein Briliador, vom Sporn getroffen,
Indeß die Sonne vor der Schweſter flieht.
Er zieht nicht weit, da liegt die Landſchaft offen,
Worin er Rauch von Dächern wirbeln ſieht;
Er hört die Heerden brüllen, Hunde bellen,
Und kommt zum Hof, ſich Wohnung zu beſtellen.

116.
Matt ſteigt er ab und läſſet Briliadoren
Zu Pfleg' und Wartung einem klugen Knecht;
Man nimmt die Waffen ihm, die goldnen Sporen,
Und putzt die Rüſtung, ſchartig vom Gefecht.
Dieß war das Haus, worin das Glück Medoren
Für jenen Stoß von Chriſtenhand gerächt.
Vom Kummer ſatt und nicht auf andre Weiſe,
Begehrt der Graf nach Ruh und nicht nach Speiſe.

117.
Je mehr er kämpft, daß er die Ruhe fände,
Je mehr erkämpft er Kümmerniß und Pein,
Denn die verhaßte Schrift nimmt alle Wände,
Nimmt alle Thüren, alle Fenſter ein.
Oft will er fragen, doch er ſchweigt am Ende:
Nur allzu deutlich, ſorgt er, möcht's ihm ſein,
Nur allzu hell, was er mit Nebelgrauen
Bedeckt; und minder tödtlich möchte ſchauen.

118.
Doch wenig hilft's, daß er ſich ſo berückt,
Denn er erfährt es, ohne nur zu fragen:
Der Schäfer, der ihn ſieht von Gram gedrückt,
Möcht' ihm die Grillen gar zu gern verjagen;

Da er ſchon manchen mit der Mähr' entzückt,
Der alten, die er gerne pflegt zu ſagen,
Von jenem Paar, das Liebe hier gewann,
So hebt er unbedacht zu reden an:

119.

Wie auf Angelica's, der ſchönen, Bitten
Er den Medor auf ſeinen Hof gebracht,
Der ſchwer an einem tiefen Stich gelitten,
Und den die Schöne bald geſund gemacht;
Wie Amor tiefer noch ihr Herz durchſchnitten,
Und ſie mit einem Fünkchen ſo entfacht,
Daß ſie in lichterlohen Flammen brannte,
Und keine Flucht und keine Rettung kannte;

120.

Und wie ſie ihres Vaters ſo vergeſſen,
Des größten Fürſten einſt im Morgenland,
Und ſo von blinder Liebe war beſeſſen,
Daß ſie dem Knecht die Ehe zugeſtand. —
Zum Schluſſe zeigt der Hirt, ihn recht zu preſſen,
Das Kleinod vor, des Grafen Liebespfand,
Das ſcheidend ihm das Fräulein zur Belohnung
Gegeben hatte für die gute Wohnung.

121.

Dieß war das Beil, das ihm mit Einem Mal
Das ſorgenmüde Haupt vom Halſe ſchlug;
So hatte denn, nach tauſendfacher Qual,
Der Henker Amor endlich ſatt und gnug.
Der Graf, der Ruhe ſeinem Schmerz befahl,
Vermehrt' ihn, daß er das Gefäß zerſchlug;
Und wider Willen jetzt, nach langem Strauß,
Brach er in Thränen und in Schluchzen aus.

122.

Nun läßt er ſeinem Schmerz die Zügel ſchießen,
Wie er ganz unbewacht iſt und allein,
Und Ströme flammenheißer Thränen fließen
Von ſeinen Augen in die Bruſt hinein.
Er ſeufzt und ſtöhnt, und kann kein Auge ſchließen,
Und wälzt ſich auf dem Bett in ſeiner Pein,
Und ſtechender und härter will's ihm ſcheinen,
Als wär's gefüllt mit Neſſeln oder Steinen.

123.

In dieſen harten Qualen fiel's ihm bei,
Daß in daſſelbe Bett, in dem er lag,
Die Undankbare wohl zur Liebelei
Mit ihrem Buhlen ſich zu legen pflag.
Nun überfällt ihn plötzlich Wuth und Scheu,
Und aus dem Bett fährt er mit Einem Schlag,
Dem Bauer gleich, der ſich zum Schlafe ſtreckt
Und neben ſich im Gras die Schlang' entdeckt.

124.

Dieß Bett und Haus ſind ihm mit Einem Male
Und dieſer arme Schäfer ſo verhaßt,
Daß er noch lange vor Aurorens Strahle,
In mondlos finſtrer Nacht, ſein Streitroß faßt
Und ſeine Wehr, und in die tiefſten Thale
Des dichten Waldes ſtürmt mit wilder Haſt;
Hier, wo er ſich allein ſieht, ſprengt ſein Jammer
Mit Schreien und mit Heulen jede Klammer.

125.

Er läßt nicht nach mit Weinen und mit Schrei'n,
Und gönnt bei Tag und Nacht ſich keinen Frieden,
Vermeidet Städt' und Dörfer, und der Hain
Gibt obdachloſe, harte Raſt dem Müden.

Er wundert ſelber ſich, daß ſeiner Pein
So reiche Thränenquelle ſei beſchieden,
Und ſolche Seufzer, wie er's nie gehofft;
Drum ſpricht er bei ſich unter Thränen oft;

### 126.

Dieß ſind nicht Thränen, die aus meinen Augen
So reiche Ader unverſiegbar ſpendet;
Nicht Thränen können dieſem Schmerze taugen,
Sie waren aus, eh' halb der Schmerz geendet.
Die Gluth will mir den Lebensſaft entſaugen
Auf dieſem Weg, der ſich zum Auge wendet.
Er iſt's, der ſich ergießt in ſolchen Strömen,
Und Schmerz und Leben wird er mit ſich nehmen.

### 127.

Und dieſe Zeugen meiner tiefen Schmerzen
Sind Seufzer nicht: die ſchweigen hin und wieder;
Allein der wilde Sturm in meinem Herzen
Tobt laut und lauter ſtets, und will nicht nieder.
Amor erregt ihn, der die Todeskerzen
In meiner Bruſt entfacht mit dem Gefieder.
Durch welches Wunder, Amor, kann's geſchehen?
Du ſengſt mein Herz, und läßt es nicht vergehen.

### 128.

Ich bin nicht das, was meine Züge ſagen:
Todt und verſcharrt iſt, der ſich Roland nannte.
Ihn hat ſein undankbares Lieb erſchlagen,
Die ihm den Tod durch ihren Treubruch ſandte.
Ich bin ſein Geiſt, den unter Pein und Plagen
Sein elend Loos in dieſe Hölle bannte,
Damit der Schatten, der von mir zu ſchauen,
Ein Beiſpiel allen ſei, die Amorn trauen. —

129.

Im Walde ſchweift der Graf die ganze Nacht;
Ihn führt' im Kreiſe ſein Geſchick, und trieb
Ihn rückwärts, wie das Tagsgeſtirn erwacht,
Zur Quelle, wo Medor die Verſe ſchrieb.
Von dieſem Hohne ward er ſo entfacht,
Daß ihm kein Tropfen in den Adern blieb,
Der nicht in Haß, Wuth, Raſerei ſich kehrte,
Und ohne Zögern griff er zu dem Schwerte.

130.

Und Schrift und Felſen fliegen in die Höh'
Zu Splittern und zu Staub zerhackt empor.
Weh dieſer Höhle, jedem Baume weh,
An dem man lieſt: Angelica, Medor!
Kein Hirt und keine Heerde ſuche je
Hier Schatten wieder, Kühlung, wie zuvor!
Selbſt der ſo klare, der ſo reine Born
Iſt wenig ſicher vor ſo großem Zorn.

131.

Denn Aeſte wirft er, Klötze, Felſen, Schollen
In dieſe ſchönen Fluthen wild hinein,
Daß ſie von Grund aus trüb und ſandig rollen,
Und nimmer helle werden, nimmer rein.
Ermattet und voll Schweiß, denn ſeinem Grollen
Kann die erſchöpfte Bruſt nicht dienſtbar ſein
Und ſeinem ſchweren Haß und glüh'nden Grimme,
Sinkt er in's Gras, und ſtöhnt mit heiſ'rer Stimme.

132.

Betrübt und müde ſinkt er in die Kräuter,
Und ſtarrt gen Himmel auf, und ſpricht kein Wort.
Ein Tag vergeht, und es vergeht ein zweiter,
Ein dritter: nüchtern, ſchlaflos liegt er dort.

Und immer frißt der herbe Kummer weiter
Und nimmt zuletzt ihm alle Sinne fort.
Am vierten ſpringt er auf mit wilder Miene,
Und reißt mit Wuth vom Leibe Ring und Schiene.

### 133.

Hier liegen Helm und Schild, und dorthin fliegt
Der Harniſch ſammt den andern Waffenſtücken;
Mit einem Wort, die ganze Rüſtung liegt
Im Wald umher zerſtreut, im Dünn- und Dicken.
Dann reißt er auch die Kleider ab, und gibt
Den rauchen Leib zur Schau, und Bruſt und Rücken.
So war es, wie die Raſerei begann,
Die gräßlichſte, von der man hören kann.

### 134.

Tollheit und Wuth ſind ihm ſo überlegen,
Daß ſeine Seele ſinkt in tiefe Nacht.
Ihm fällt's nicht ein, die Hand an's Schwert zu legen,
Sonſt hätt' er Wunder, denk' ich wohl, vollbracht:
Ihm aber ſind auch Beil und Axt und Degen
Entbehrlich bei ſo grenzenloſer Macht.
Hier zeigt' er dieſe Macht im vollſten Lichte,
Und ſtürzt' auf Einen Ruck die höchſte Fichte;

### 135.

Dann reißt er noch viel andre aus deßgleichen,
Als wär' es Fenchel, Attich oder Dill,
Auch alle Ulmen, Buchen, Tannen, Eichen,
Was Baum nur heißt, und nimmer hält er ſtill.
So wie ein Vogelſteller mit Geſträuchen,
Der ebnes Land für ſeine Netze will,
Und Binſen ſucht und Neſſeln wegzuräumen,
Fährt er mit Eichen und mit alten Bäumen.

136.

Die Hirten, die das Krachen weit vernommen,
Im Walde laſſen ſie ihr Vieh zerſtreut,
Und ſtürzen rechts und links herbei, beklommen,
Zu ſehn was hier ſich für ein Schauſpiel beut.
Doch bin ich jetzt zu einem Ziel gekommen,
Wo die Geſchichte lang ſich macht und breit,
Und will ſie lieber etwas unterbrechen,
Als euch zur Langenweile weiter ſprechen.

## Vierundzwanzigſter Geſang.

1.

Haſt du den Fuß geſetzt auf Amors Falle,
Zieh' ihn zurück, halt dir die Flügel frei!
Einſtimmig ſagen ja die Weiſen alle,
Daß Liebe nichts als eine Tollheit ſei.
Iſt einer auch nicht juſt in Rolands Falle,
So zeigt er eine andre Raſerei;
Und kann man größre Narrheit wohl erleben,
Als ſich um andre ſelber wegzugeben?

2.

So mannigfach die Folgen ſich beweiſen,
Die Thorheit, die ſie zeugt, iſt immer gleich.
Sie iſt ein großer, dichter Wald zu heißen:
Wo man verirrt in Dornen und Geſträuch.
Der irrt in dieſen, der in jenen Gleiſen.
Mit Einem Wort zu ſchließen, ſag' ich euch:
Wer bis zum Alter geht in Amors Neſſeln,
Verdient, zu jeder andern Strafe, Feſſeln.

3.

Du zeigſt den Splitter, Bruder, kann man ſagen:
Dein Balken kommt dir niemals zu Geſicht.
Drauf ſag' ich euch: ich bin nicht ganz geſchlagen,
An lichten Augenblicken fehlt mir's nicht;
Auch ſtreb' und hoff' ich, in den nächſten Tagen
Den Krug zu ziehn vom Brunnen, eh er bricht.
Vielleicht auch werden aus den Tagen Wochen,
Denn ach, das Uebel drang mir bis zum Knochen.

4.

Im vor'gen Sange habt Ihr, Herr, gehört,
Wie Roland ſich die Waffen abgeriſſen,
Im Feld verſtreut und, raſend und bethört,
Die Kleider und den Degen hingeſchmiſſen,
Wie er die Bäum' entwurzelt, daß, empört,
Vom Lärmen Fels und Wald erſchallen müſſen,
Und wie jetzt Unſtern oder Schuld vielleicht
Zu dieſen Gründen etlich Hirten zeucht.

5.

Wie die den Tollen in der Nähe ſehen
Und ſeine Stärke, die man kaum nur glaubt,
Fliehn ſie, doch keiner weiß wohin zu gehen,
Wie denn der Schreck oft die Beſinnung raubt.
Der Tolle folgt, und ſchnell wie Windeswehen,
Packt einen feſt und reißt ihm ab das Haupt,
Mit ſolcher Leichtigkeit, wie man die Pflaume,
Wie man den Apfel etwa bricht vom Baume.

6.

Er faßt den ſchweren Rumpf an einem Beine,
Schwingt ihn, indem er ihn zur Keule macht,
Und ſtreckt ein Paar entſchlummert auf die Steine,
Das an dem jüngſten Tag vielleicht erwacht.

Die andern machen ſchnell das Schlachtfeld reine,
Auf flinken Lauf und flinken Rath bedacht.
Der Tolle wäre nicht zurückgeblieben,
Hätt' ihn die Wuth nicht auf ihr Vieh getrieben.

7.

Die Bauern, durch den fremden Schaden witzig,
Verließen in dem Felde Hack' und Pflug,
Erſtiegen Häuſer, Kirchen, was nur ſpitzig,
— Denn Ulm' und Weide war nicht ſicher g'nug —
Und ſahn von hier die große Wuth, die hitzig
Die Ochſen und die Pferde ſtieß und ſchlug,
Mordend mit Fuß und Fauſt, mit Biß und Geifer,
Und was entkam, das war ein guter Läufer.

8.

Schon könnt ihr hören, wie den Lärm und Zorn
Der nahen Dörfer Echo bringt erſchrocken,
Die ländliche Trompete, Pfeif' und Horn,
Vor allem aber das Geläut der Glocken.
Mit Spieß und Schleuder humpeln tauſend vorn
Vom Berge nieder, um's ihm einzubrocken;
Vom Thal kommt hinten eine gleiche Macht,
Dem Tollen bietend eine Bauernſchlacht.

9.

So wie, vom Süd bewegt, die Meereswellen
Im Anfang ſpielen an dem ſalz'gen Strand, —
Die zweite wagt es, voller ſchon zu quellen,
Und mächtig kommt die dritte hergerannt;
Mit jedem Male wächst der Guß, ſie ſchwellen,
Und immer wilder peitſchen ſie den Sand:
So um den Grafen wächst die Schaar von Zwergen,
Die aus den Thälern ſtürmt und von den Bergen.

10.

Zehn ſchlägt der Tolle todt und aber zehn,
Die ihm verworren in die Hände rennen,
Und ſo viel zeigt er klar, von ferne ſtehn;
Das ſei hier wohl das Sicherſte zu nennen.
Ein Aderlaß an ihm will gar nicht gehn;
Die Haut iſt nicht zu ſchneiden noch zu brennen,
Weil über ihm der Himmelskönig wacht,
Der ihn zum Schutz des heil'gen Glaubens macht.

11.

Doch, wäre Roland irgend zu erlegen,
Hier war er zu erliegen in Gefahr.
Hier lernt' er was es heißt, ſich ohne Degen
Und nackt zu ſtürzen auf der Feinde Schaar.
Die eilten jetzt, ſich rückwärts zu bewegen,
Weil jeder Streich auf ihn vergeblich war,
Und Roland, dem kein Gegner mehr geblieben,
Ging nun zu einem kleinen Flecken drüben.

12.

Nicht Groß noch Klein iſt mehr in dieſem Flecken,
Denn alles iſt geflohn in wildem Graus,
Und Speiſen ſind genug hier zu entdecken,
Schlecht, wie man's trifft in einem Bauerhaus.
Der Tolle läßt ſich's, hungrig, haſtig, ſchmecken,
Liest nicht das Brod erſt von den Eicheln aus,
Und packt, was er erwiſcht von Gegenſtänden,
Roh und gekocht, mit Zähnen und mit Händen.

13.

So irrt er hin und her in dieſen Gauen,
Indem er Menſchen und Gewild bekriegt.
Am liebſten läßt er ſich in Wäldern ſchauen,
Wo er den ſchnellen Hirſch im Lauf erfliegt.

Mit Bären ringt er oft und wilden Sauen,
Die er mit ſeiner nackten Hand beſiegt;
Dann ſtopft er ſich, mit gräßlichem Behagen,
Ihr Fleiſch ſammt Haut und Haar in ſeinen Magen.

### 14.

So rennt er auf und ab im Frankenlande,
Bis er ſich einſt an einer Brücke ſieht,
Worunterhin an hohem, ſteilem Strande
Ein breiter Fluß mit reichen Wellen zieht.
Es ſteht ein Thurm an ſeines Ufers Rande,
Der überſchaut ein groß und weit Gebiet.
Was er hier that, will ich wo anders melden,
Doch muß ich erſt zu meinem Schottenhelden.

### 15.

Zerbin, nach Rolands Abſchied, weilte dort
Ein wenig noch; dann zieht er auf den Wegen
Des Paladins mit Iſabellen fort,
Indem die Pferde langſam ſich bewegen.
Zwei Meilen iſt er kaum von jenem Ort,
Da kommt in ſtarken Banden ihm entgegen
Ein Reitersmann, auf einem kleinen Pferd,
Und rechts und links ein Reiter, wohl bewehrt.

### 16.

Zerbin erkennt ihn gleich, auch Iſabelle,
So wie ſie den Gefangnen näher ſchaut:
Es iſt der Oderich, der Schandgeſelle,
Es iſt der Wolf, dem man das Lamm vertraut.
Er hatte bei Zerbin die erſte Stelle
Vor allen Freunden, ihm gab er die Braut,
Und hoffte, wie er ihm in allen Sachen
Die Treue hielt, ſo werd' er's hier auch machen.

17.

Das ſchöne Königskind erzählt ſo eben,
Wie jene Sache ging, dem Bräutigam,
Wie ſie in einem Boot erhielt ihr Leben,
Eh ihr der Meerſturm Schiff und Leben nahm,
Wie ſie in Oderichs Gewalt gegeben,
Und wie ſie drauf in jene Höhle kam:
Noch war ſie ganz zu Ende nicht, da ſahen
Sie den Verbrecher als Gefangnen nahen.

18.

Die beiden, die den Oderich geleiten,
Erkennen gleich das Fräulein; jeder meint
Und ahnt, der Rittersmann an ihrer Seiten
Sei ihr Gebieter und der Fürſtin Freund;
Mehr noch, wie auf dem Schild im Näherreiten
Das Zeichen ſeines hohen Stamms erſcheint,
Und wie ſie endlich ſein Geſicht betrachten,
Erkennen ſie, daß ſie die Wahrheit dachten.

19.

Und ſchnell, indem ſie von den Roſſen ſprangen,
Zum Prinzen eilten ſie, umfingen ihn,
So wie ſich's ſchickt den Höhern zu umfangen,
Mit bloßem Haupt und mit gebognen Knie'n.
Er maß den einen, wie ſie ihn umſchlangen,
Der ihm der Coreb von Biscaya ſchien,
Almon der andre, die er nach dem Meere
Geſendet mit dem Feinde ſeiner Ehre.

20.

Almon hub an: Nun, da es Gott gefallen,
— Dank ihm! — daß Iſabella bei dir iſt,
Bild' ich mir leichtlich ein, daß du von allen
Den Gründen, hoher Herr, zu dieſer Friſt,

Warum wir dieſen frevelnden Vaſallen
Gebunden führen, unterrichtet biſt,
Da ſie, an der er ſich zumeiſt verfehlte,
Dir wohl den ganzen Hergang ſchon erzählte.

21.

Wie ich mich von dem Schurken ließ bethören,
Und nach der Stadt ging, weißt du ſchon vorher,
Und auch, wie Coreb, der ihn wollte ſtören,
Im Streite ward verwundet tödtlich ſchwer;
Das aber konnte ſie nicht ſehn noch hören,
Was ſich begab bei meiner Wiederkehr,
So daß ſie dir's vermöchte zu berichten:
Drum höre nun die weiteren Geſchichten.

22.

Schnell kehrt' ich von der Stadt zum Meere wieder,
Mit Roſſen, die ich fand zum guten Glück.
Die Fürſtin ſuch' ich und die Waffenbrüder,
Die weit dahinten ſind, mit meinem Blick;
Ich eile vorwärts und zum Strande nieder,
Zu jenem Ort, wo ich ſie ließ, zurück.
Ich ſeh' mich um, doch find' ich nichts von ihnen,
Als friſche Spuren, die im Sand erſchienen.

23.

Ich folge dieſen, die zum wilden Wald
Mich führen, wo ich auch nicht lange gehe,
Als mir ein Aechzen in die Ohren ſchallt,
Und ich am Boden dieſen liegen ſehe.
Ich frag' ihn nach dem Thäter alſobald,
Und wie's mit Od'rich und dem Fräulein ſtehe.
Ich ging ſogleich, als ich die That erfuhr,
Und folgt' im Walde des Verräthers Spur.

24.

Ich ſucht' und ſuchte, bis der Tag geendet,
Doch ohne daß ſich eine Fährte bot,
Worauf ich mich zum Freund zurückgewendet,
Um den der Raſen war von Blut ſo roth,
Daß, hätt' ich länger noch die Zeit verſchwendet,
Ihm wahrlich mehr war eine Grube noth,
Und Pfaff' und Mönch, um ihn hineinzulegen,
Als Arzt und Bett, um ſeinen Leib zu pflegen.

25.

Vom Walde ließ ich zu der Stadt ihn tragen,
Zu einem Wirth, der mir befreundet war;
Dort riß ihn, klug und treu, nach wenig Tagen
Ein alter Arzt aus jeglicher Gefahr.
Dann eilten wir dem Od'rich nachzujagen,
Ein wohlberittnes und bewehrtes Paar;
Am Hofe von Biscaya war er eben,
Und dort bekämpft' ich ihn auf Tod und Leben.

26.

Des Königs Billigkeit, der mir zum Streite
Frei Feld vergönnt; das Recht, für das ich ſtand;
Dazu das Glück, das dieſen fördert heute
Und morgen den, mit launenhafter Hand,
Dieß alles war ſo ſehr auf meiner Seite,
Daß ich im Kampf den Frevler überwand.
Der König, wie er hörte ſein Verbrechen,
Gab mir die Macht, ſein Urtheil ſelbſt zu ſprechen.

27.

Nicht tödten wollt' ich ihn und nicht befreien,
Und ſo gebunden mußt' er mit uns gehn:
Von dir ſoll ihm ſein Urtheil angedeihen,
Es mag in Tod, es mag in Haft beſtehn.

Der Ruf, du weileſt in des Kaiſers Reihen,
Bringt mich, und das Verlangen dich zu ſehn.
Ich danke Gott, daß ich dich hier getroffen,
Wo ich's am allermindſten konnte hoffen.

28.

Ihm dank' ich, der mich ſehen läßt, daß du
— Mir unerklärt! — die Fürſtin haſt zurücke;
Ich glaubte ſie ſchon längſt in tiefer Ruh',
Und ewig ſtumm nach dieſem Bubenſtücke. —
Zerbin hört ſchweigend dem Getreuen zu,
Und richtet feſt auf Oderich die Blicke,
Mit Haß nicht eben, doch mit bittrem Gram,
Daß ſolche Freundſchaft ſolch' ein Ende nahm.

29.

Almon vollendet hier mit dem Berichte.
Zerbin ſteht wie betäubt, um ihn iſt's Nacht;
Daß grade dieſer ward zum Böſewichte,
Von dem er's doch am mindeſten gedacht!
Doch wie er zu dem unerwünſchten Lichte
Mit einem Seufzer wie vom Schlaf erwacht,
Kehrt er ſich zum Gefangnen mit der Frage,
Ob's wahr ſei, was von ihm der Ritter ſage.

30.

Der Frevler ſtürzt, der ſich verloren hält,
Auf's Knie, und ſpricht: du kannſt mir keinen nennen,
Herr, der nicht ſündig wär' auf dieſer Welt;
Vom Schlechten iſt der Gute kaum zu trennen,
Nur daß in jedem Kampf der eine fällt,
Den ihm ein kleiner Antrieb macht entbrennen;
Der andre ſetzt ſich ritterlich zur Wehr,
Doch einem ſtarken Feind erliegt auch er.

31.

Geſetzt, du würd'ſt auf eine Burg mich ſenden
Als Hauptmann, und ich ließ' beim erſten Sturm
Sie ohne Schwertſtreich in des Feindes Händen,
Und ließe ſeine Fahnen wehn vom Thurm,
Dann ſollt' ein Brandmal meine Stirne ſchänden,
Verachtet wär' ich wie der feigſte Wurm;
Doch müßt' ich der Gewalt am Ende weichen,
Statt Schimpfs erlangt' ich Lohn und Ehrenzeichen.

32.

Je größer hier des Feindes Kräfte waren,
Je kleiner wird die Schuld deß der beſiegt.
Nun hatt' ich anders nicht die Treu' zu wahren,
Als wie ein Schloß, das rings der Feind bekriegt.
So rief ich Klugheit, Geiſt und Muth zu Schaaren,
So viel in mir durch Gottes Gnade liegt,
Und hielt mich, bis ich vor des Feinds Gewalten
Mich länger nicht vermögend war zu halten. —

33.

So ſprach der arme Od'rich, und bewies,
— Doch allzulange wär' es zu berichten —
Daß ihn ein ſtarker Stachel vorwärts ſtieß,
Kein leichter Reiz ihn trieb aus ſeinen Pflichten.
Wenn je ein Zorn durch Flehn bezwungen hieß,
Wenn jemals Demuth kam zu Siegesfrüchten,
So war es hier; denn was ein Herz erweicht,
Hat Oderich gefunden und erreicht.

34.

Zerbin, ob er ſich ſoll am Frevler rächen,
Steht lange zweifelnd zwiſchen Ja und Nein.
Bedenkt er ſolch ein ſchändliches Verbrechen,
So ſinnt er Blut'ges, und ſein Herz wird Stein.

Doch hört er auch die alte Freundſchaft ſprechen:
Soll dieß das Ende ſolcher Liebe ſein?
Sie löſcht die Wuth mit des Erbarmens Zähren,
Und ſucht ſein Herz der Gnade zuzukehren.

### 35.

Indeſſen noch Zerbin im Zweifel ſtand,
Ob er dem Falſchen ſoll die Freiheit geben,
Ob der Verbrecher zu dem finſtern Strand
Entwandeln, ob in ew'ger Haft ſoll leben,
Da kam der Zelter ſchnaubend angerannt,
Dem Mandricard den Zaum entriß ſo eben,
Und trug die Alte her, die den Zerbin
Vor Kurzem in's Verderben wollte ziehn.

### 36.

Der Zelter, der von Weitem Leute hörte,
Kam hergejagt, und prallte zwiſchen ſie
Mit jenem Unhold, der umſonſt ſich wehrte,
Und weint' und jammervoll um Hülfe ſchrie.
Er, dem das Blut von Neuem ſich empörte,
Pries Gott, der ihm ſo große Gunſt verlieh,
Die beiden ſeiner Macht zu überlaſſen,
Die er allein auf Erden mußte haſſen.

### 37.

Die böſe Alte ſoll ihm Strafe leiden:
Er läßt ſie greifen, und beſinnt ſich nun.
Er denkt ihr Naſ' und Ohren abzuſchneiden,
Zur Warnung allen, die da Böſes thun.
Der Geier Schaar mit ihrem Fleiſch zu weiden,
Scheint ihm noch beſſer, doch er kann nicht ruhn;
Von vielen Strafen, die er ausgeſonnen,
Hat die zuletzt die Oberhand gewonnen:

38.

Das Leben ſchenk' ich dieſem Ungetreuen,
Dieß iſt's, was er zu den Genoſſen ſpricht:
Wenn ich ihm auch nicht völlig kann verzeihen,
Verdient er doch ſo ſchwere Strafe nicht.
Er lebe denn! ſo geht, ihn zu befreien,
Denn Amor ſtand ja mit ihm vor Gericht.
Entſchuldigung iſt leichtlich anzunehmen,
Wo Amor ſich zur Mitſchuld muß bequemen.

39.

Ihm konnte mancher ſchon nicht widerſtreben,
Der feſtern Sinnes war als Oderich;
Er hat ſchon größ're Frevel angegeben,
Als dieſen, der uns freilich arg beſchlich.
So ſei's! dem Oderich muß man vergeben;
Mir kommt die Strafe zu, denn blind war ich,
Ihm zu vertrauen, und nicht zu erkennen,
Wie leicht das Stroh am Feuer kann entbrennen.

40.

Er blickt auf Oderich: Für dein Vergehn,
Spricht er, ſoll dieſe Strafe dir erblühen:
Mit dieſer Alten, freilich nicht gar ſchön,
Sollſt du ein Jahr lang unzertrennlich ziehen,
Und wo du gehen mögeſt oder ſtehn,
Ihr keine Stunde, Tag und Nacht, entfliehen,
Und ſollſt ſie treu beſchirmen, bis zum Tod,
Vor jedem der ihr einen Angriff droht.

41.

Ich will, daß ſie dich immer folgſam finde,
Wenn ſie dich irgend ſchickt in Kampf und Streit;
Auch will ich, daß du alle Höhn und Gründe
Frankreichs durchwandern ſollſt in dieſer Zeit. —

So ſpricht Zerbin, und da die ſchwere Sünde
Des Oderich nach ſeinem Blute ſchreit,
So heißt ihm dieſes eine Grube graben,
Der zu entgehn er großes Glück muß haben.

42.

An vielen Männern ward ſie zum Verräther,
Viel Frau'n hat ſie beleidigt und betrübt,
So daß es Händel früher oder ſpäter
Und Streit genug für ihren Schirmer gibt.
Gleich ſehr geſtraft ſind beide Miſſethäter,
Sie für die Frevel, die ſie einſt verübt,
Er, daß er ſie mit Unrecht muß beſchützen:
So wird ihm bald der Tod am Herzen ſitzen.

43.

Zerbin läßt ſich's von Oderich verſprechen,
Und nimmt ihn feierlich in Eid und Pflicht,
Mit dem Beding, ſollt' er die Treue brechen,
Und käm' ihm wieder vor das Angeſicht,
So würd' er's grauſam, ohne Mitleid, rächen,
Und hörte dann auf ſeine Bitte nicht.
Almon und Coreb müſſen, die Getreuen,
Auf ſein Gebot den Oderich befreien.

44.

Almon, dem Coreb ungern beigeſtanden,
Befreit den Frevler, doch er eilt nicht ſehr:
In ihrer Rache ſichrem Lauf zu ſtranden,
Fällt dieſen wackern Dienern allzuſchwer.
Der Ungetreue, ledig von den Banden,
Flieht mit dem ſchnöden Weib die Kreuz und Queer.
Man liest nicht bei Turpin, was drauf geſchehen,
Doch hab' ich's jüngſt in einem Buch geſehen.

45.

Es ſchreibt dieß Buch, deß' Namen ich verhehle,
Daß nicht ein Tag auf ihrem Ritt verging,
Als Oderich, dem läſtigen Befehle
Sich, und dem Eid zuwider, unterfing,
Mit einem Strick umſchlang Gabrinens Kehle,
Und ſie damit an eine Ulme hing.
Almon dann habe — wo, ſteht nicht geſchrieben —
Auf's Jahr daſſelbe Spiel mit ihm getrieben.

46.

Der Prinz, der immer noch den Paladin
Verfolgt, und ſeine Spur nicht mag vermiſſen,
Schickt zu den Schotten, die da ferne ziehn
Und ſeinetwillen ſind in Kümmerniſſen;
Almonen ſchickt er, und beauftragt ihn
Mit manchem, was nicht nöthig iſt zu wiſſen.
Almon und Coreb gehn zu ihren Reihn,
Und Iſabella bleibt bei ihm allein.

47.

Des Prinzen Liebe war ſo groß für jenen
Hochherz'gen Grafen, und nicht minder groß
War Iſabellens Liebe, ſeiner Schönen,
Und die Begier, wie ſich der Kampf beſchloß,
Zu hören; ob er fand den Sarazenen,
Der mit dem Sattel ihn geſtürzt vom Roß,
Daß ſie nicht eher zu dem Lager kehren,
Als bis drei Tage hingegangen wären;

48.

So lange hieß der Graf den Ritter ſäumen,
Der ſtets noch keinen Degen hat zur Hand.
Der Schottenritter kam zu allen Räumen,
Wo ſich zuvor der hohe Graf befand;

Und ſo gelangt er auch zu jenen Bäumen,
Wo einſt der Undankbaren Name ſtand,
Und findet die Verwüſtung und den Schrecken
An Bäumen, Quell und nahen Felſenblöcken.

49.

Nicht ferne ſieht er etwas, blank und licht,
Und ſieht, daß es des Grafen Harniſch ſei;
Den Helm auch ſieht er, doch Almonte's nicht,
Den hochberühmten in der Barbarei.
Da wieh'rt das Roß; das ſteht im Walde dicht,
Und hebt bei dem Geräuſch die Stirne frei.
Fürwahr, im Graſe weidet Briliador,
Der noch den Zaum vom Sattel nicht verlor.

50.

Nun ſucht er auch im Walde Durindanen,
Und findet von der Scheide ſie befreit,
So auch das Kleid, in Fetzen und in Fahnen,
Die rings umher der arme Graf geſtreut.
Da will's dem edlen Paare traurig ahnen,
Sie ſehen hin mit Staunen und mit Leid,
Und würden eher alles andre glauben,
Als daß ſich Roland die Vernunft ließ rauben.

51.

Sie dächten an ein blutiges Geſchicke,
Wär' irgend eine Spur von Blut zu ſehn.
Indeſſen ſahn ſie mit verſtörtem Blicke
Entlang des Baches einen Hirten gehn,
Der kurz zuvor des Armen tolle Stücke
Betrachtet hatte von den Felſenhöhn,
Wie er der Wehr und Kleidung ſich entrathen,
Der Hirten Mord, und tauſend ſchlimme Thaten.

52.

Und dieſer gibt dem Ritter und der Frauen,
Befragt, von allem treulichen Bericht.
Zerbin erſtaunt, und möcht' ihm gern mißtrauen,
Doch alles zeugt, daß er die Wahrheit ſpricht.
Sei's wie es will, er ſteigt vom Roß mit Grauen,
Voll Mitleid, bittre Thränen im Geſicht,
Und geht umher, und ſammelt die zerſtreuten
Reliquien des Freunds von allen Seiten.

53.

Auch Iſabella ſteigt von ihrem Thier,
Und hilft zum frommen Werk mit vielen Thränen.
Da kommt ein Fräulein aus dem Wald herfür,
Voll Traurigkeit, mit Seufzen und mit Stöhnen.
Und fragt mich Jemand, wer ſie ſei, was ihr
Das Herz beklemme, welches Leid und Sehnen,
Dem ſag' ich, daß ſie Flordeliſe heißt
Und in den Spuren des Geliebten reist.

54.

Sie war, wie euch bewußt, von Brandimarten
Ganz ſtill verlaſſen worden in Paris,
Und als er nach ſechs Monde langem Warten
Noch immer nichts von ſich vernehmen ließ,
Da zog ſie rings durch Frankreichs ſchönen Garten,
Doch ohne daß ſie auf die Spuren ſtieß,
Sucht' in den Alpen, in den Pyrenäen;
Nur jenes Schloß vergaß ſie zu durchſpähen.

55.

Wär' ſie zum Zauberſchloß, zu den Gebannten
Gekommen, hätte ſie ihn auch geſehn
Mit Rüdigern, Gradaſſen, Bradamanten,
Ferragu, Roland in der Irre gehn.

Doch als Aſtolf vertrieb den Negromanten
Mit ſeines Hornes ſchrecklichem Getön,
Da ging er wieder zu des Kaiſers Schaaren;
Doch Flordeliſe hatt' es nicht erfahren.

### 56.

Wie ich euch ſage, kommt ſie nun ſo eben
Zu unſern Liebenden herangeſtreift:
Sie ſieht die Waffen und das Roß daneben,
Das ohne Herrn und ohne Zügel läuft.
Sie ſieht das Unglück, das ſich hier begeben,
Und hört auch was ihr durch die Seele greift,
Indem der Hirt nicht ſäumt, ihr zu geſtehen,
Wie er den Grafen habe raſen ſehen.

### 57.

Nun hängt der Prinz, als ſtattliche Trophäe,
An einen Fichtenbaum die ganze Wehr,
Und daß ſich nie ein Ritter unterſtehe,
Nach ihr zu greifen, ſchreibt er drüber her,
Mit großen Zügen, daß es jeder ſehe:
Des Grafen Roland Rüſtung! und nicht mehr,
Ein kurz und deutlich Warnungswort für jeden,
Der's nicht vermag, den Roland zu befehden.

### 58.

Kaum hat er ihm gebracht den frommen Zoll,
Und wendet ſich, ſein Streitroß zu beſteigen,
Sieh, da kommt Mandricard, von Eifer voll,
Und wie er ſieht die Waffen an den Zweigen,
Fragt er den Prinzen, was dieß heißen ſoll,
Und der erzählt's ihm nach dem Wort des Zeugen.
Der Heide geht zum Baum, und zaudert nicht,
Und nimmt das Schwert mit fröhlichem Geſicht,

59.

Und ſagt: Wer kann mich ſchmähn und mich beſchämen?
Dieß Schwert gehört nicht erſt ſeit heute mir.
Was ich beſaß, das darf ich wieder nehmen,
Mit Recht, an jedem Orte, für und für.
Roland will ſich zum Kampfe nicht bequemen,
Und hat ſich toll geſtellt, und ließ es hier.
Doch will er ſeine Feigheit ſo verſtecken,
Mich wird er nicht aus meinem Rechte ſchrecken. —

60.

Wags nicht, ſo ruft Zerbin, ſie anzurühren!
Ich ſchwör' dir's, es geſchieht nicht ungerächt.
Wenn Hektor's Waffen, ſo erlangt, dich zieren,
So haſt du ſie durch Diebſtahl, nicht mit Recht. —
Die Gegner, die kein Wörtchen mehr verlieren,
Schon ſind ſie, ebenbürtig, im Gefecht.
Von Streichen hallt's mit hundertfachem Klange,
Und noch iſt kaum der Zweikampf recht im Gange.

61.

Dem Blitze gleicht Zerbin an Schnelligkeit,
Und weicht wo Durindana niederfährt;
Und hin und her, ſo wie's der Boden beut,
Wirft er, der flücht'gen Gemſe gleich, ſein Pferd.
Auch muß er geizen mit dem Sandkorn Zeit;
Denn faßt ihn nur Ein Schwung von jenem Schwert,
So wird er in Elyſiums Myrthenhain
Gar bald bei den verliebten Seelen ſein.

62.

Wie mit dem Schweine pflegt der Hund zu ſtreiten,
Das er im Felde, fern vom Trieb, erſpäht:
Er kreist umher, ſpringt an von allen Seiten,
Doch jenes harrt, bis ihm ein Sprung mißräth:

So, mag das Schwert hoch oder niedrig gleiten,
Stets ſieht Zerbin, wie er dem Streich entgeht;
Er gibt wohl Acht, — es geht um Ehr' und Leben —
Zur rechten Zeit zu weichen und zu geben.

### 63.

Hingegen, wenn der Mohr den grimmen Degen,
Ob voll ob leer, mit ſtarkem Arme ſchwingt,
Da ſcheint ein Alpenwind heranzufegen,
Wie er im März in grüne Wälder dringt,
Die er zerſplittert bald mit ſeinen Schlägen,
Bald bis zum Boden ſich zu beugen zwingt.
Entwich Zerbin auch noch ſo vielen Streichen,
Doch kann er einem endlich nicht entweichen.

### 64.

Nicht meiden kann er einen graden Streich,
Der zwiſchen Schild und Degen niederfährt.
Halsberge, Schien' und Panzer ſind nicht weich,
Vollkommen ſind ſie und im Streit bewährt;
Doch keins kann widerſtehen, und zugleich
Empfinden ſie das fürchterliche Schwert,
Das, wo es niederfällt mit ſcharfem Laut,
Durch Harniſch, Sattelknopf und Küraß haut.

### 65.

Wär' nicht der Hieb etwas zu kurz gemeſſen,
Er hätt' ihn wie ein Rohr entzwei geſchlitzt;
Doch ſo vermag er nicht in's Fleiſch zu freſſen,
So daß er auf der Haut unſchädlich ſitzt.
Die gar nicht tiefe Wunde bleibt indeſſen
Wohl mehr als eine Spanne lang geritzt.
Das warme Blut bethaut im Niederfließen
Die blanke Wehr mit Roth bis zu den Füßen.

66.

So ſah ich wohl mit einem Purpurband
Ein ſilbernes Gewebe ſchön durchzogen,
Von jener alabaſterweißen Hand,
Der aus der Bruſt mein Herze zugeflogen.
Was half's ihm nun, daß er den Krieg verſtand?
Zerbinen hat ſo Kraft als Muth betrogen:
An ſeinen Waffen und an Stärke war
Ihm allzu überlegen der Tartar.

67.

Für größer war dem Scheine nach zu halten,
Als er es wirklich war, des Heiden Streich,
Und Iſabella fühlt ihr Herz zerſpalten
In eiſ'ger Bruſt, und ſteht betäubt und bleich.
Zerbin, in dem noch Kraft und Kühnheit walten,
Entbrennt von Grimm und tiefer Scham zugleich,
Und eilt, den ſtärkſten Hieb mit beiden Händen
Dem Heiden mitten auf den Helm zu ſenden.

68.

Der Stolze bückt ſich unter dieſem Hiebe
Bis auf des Roſſes Hals; der Hieb iſt fein,
Der tief in's Haupt ihm wohl den Degen triebe,
Wär' nicht der Helm gefeit und hart wie Stein.
Er iſt der Mann nicht, der was ſchuldig bliebe,
Sagt nicht: ich bring' dir's mit der Zeit herein;
Er ſchwang den Degen ob des Schotten Haupte,
Das er bis auf die Bruſt zu ſpalten glaubte.

69.

Zerbin, der Aug' und Sinn beiſammen hält,
Hat ſchnell zur rechten Hand ſein Roß gelenkt,
Doch nicht ſo ſchnell, daß, wie die Schneide fällt,
Er ihr entginge, die den Schild noch fängt,

Den ſie der ganzen Länge nach zerſpellt,
Und unter ihm am Arm die Schiene ſprengt,
Den Arm verwundet, durch den Harniſch fährt,
Und endlich auch den Schenkel noch verſehrt.

70.

Zerbin verſucht es nun auf allen Wegen,
Doch will's ihm nirgends glücken, wie er's meint,
So daß kein Fleck von allen ſeinen Schlägen
Auf jener Rüſtung, keine Spur erſcheint;
Der König der Tartaren kommt dagegen
Zu ſolchem Vortheil über unſern Freund,
Daß er ihm ſechs und achtmal beigekommen,
Den Schild zerhackt, den halben Helm genommen.

71.

Es ſtrömt ſein Blut dahin, und muß ihn ſchwächen,
Ihm ſinkt die Kraft, doch ſcheint's, er fühl' es nicht:
Ihm will ſein heldenmüthig Herz nicht brechen,
Obgleich der Körper faſt zuſammenbricht.
Doch ſeine Schöne ſprengt, mit Thränenbächen,
Zu Doraliſen, bleich im Angeſicht,
Und fleht und bittet ſie, um Gotteswillen
Den ungeheuren, grauſen Kampf zu ſtillen.

72.

Und Doraliſe, mildgeſinnt wie ſchön,
Und ungewiß, wie ſich der Handel wende,
Will Iſabellens Bitte nicht entſtehn
Und bindet zärtlich ihrem Freund die Hände.
Die Rachſucht weicht, auf Iſabellens Flehn,
Der Zorn, auch aus Zerbinens Bruſt am Ende;
Er nimmt den Weg wohin ſie ihm gebeut,
Und unentſchieden bleibt um's Schwert der Streit.

73.

Doch Flordeliſe, die den guten Degen
Des armen Grafen ſchlecht vertheidigt ſieht,
Grämt ſchweigend ſich, und quält die Stirn mit Schlägen,
Und weint vor Zorn, daß ſolche Schmach geſchieht.
Ach! denkt ſie, wäre Brandimart zugegen!
Und hofft, wenn ſie ihn jemals wiederſieht
Und ihm's erzählt, daß Mandricard nicht lange
Im Uebermuth mit dieſem Degen prange.

74.

So ſucht ſie früh und ſpät, doch fruchtlos nur,
Nach ihrem Brandimart im ganzen Land,
Und weit entfernt ſie ſich von ſeiner Spur,
Da er ſich nach Paris zurückgewandt.
Sie zieht durch Berg und Thal, durch Wald und Flur,
Da kommt ſie einſt an eines Fluſſes Rand;
Dort findet ſie den armen Paladin.
Doch wenden wir uns jetzo zu Zerbin,

75.

Den mehr als alle Stiche, alle Spalten
Die Schmach, die Durindanen traf, verdrießt,
Obgleich er kaum ſich kann zu Pferde halten
Vor Blut, das er vergoß und noch vergießt.
Doch währt's nicht lang, ſo muß der Zorn erkalten,
Der mit der Lebensgluth von hinnen fließt;
Nun wächst der Schmerz, und wächst ſo übermächtig,
Daß ihm's vor'm Auge dunkel wird und nächtig.

76.

Er fühlt den Tod, und kann nicht weiter reiten;
So hält er denn an einer Quelle matt.
Die fromme Jungfrau kniet an ſeiner Seiten,
Die keinen Rath und keine Hülfe hat.

Sie ſieht, die Noth muß ihm den Tod bereiten,
Denn gar zu fern von hier iſt jede Stadt,
Wo ſich ein Arzt für ihren Freund erhübe,
Den Mitleid oder Lohn zur Hülfe triebe.

77.

Sie kniet bei ihm, unthätig und vernichtet,
Und fruchtlos klagt ſie Glück und Himmel an:
Warum, als ich den Anker dort gelichtet,
Warum verſchlang mich nicht der Ocean? —
Zerbin, den matten Blick auf ſie gerichtet,
Vernimmt dieß Leid, das tiefer ſchmerzen kann,
Als alle Qualen, die ihn ſelbſt durchdringen
Und ihn dem Tode nah und näher bringen.

78.

So, ſpricht er, mögſt du mich noch ferner lieben,
Mein theures Herz, wenn ich geſtorben bin,
So wie auch mich mein Tod nicht kann betrüben,
Nein, nur dein Schickſal, meine Königin.
O wär' nur dir ein ſichrer Ort geblieben,
Und brächt' ich dort die letzten Stunden hin,
Dann ſchied' ich gern, beglückt und voller Freude,
Weil ich, o Herz, an deinem Buſen ſcheide.

79.

Doch muß ich hier in dieſer bittern Stunde
Dich laſſen, ungewiß, in welcher Hand,
So ſchwör' ich dir bei dieſem Aug' und Munde,
Bei dieſem Haar, das mich in Liebe band:
Verzweifelnd ſink' ich zu dem ſchwarzen Schlunde
Der Hölle, wo mich nichts in Qual und Brand
So nagend wird und peinigend erfaſſen,
Als der Gedanke, wenn ich dich verlaſſen. —

80.

Auf dieſes beugt die arme Iſabelle
Das Antlitz nieder, gramvoll und erbleicht,
Und drückt den Mund mit einer Thränenwelle
Auf ſeinen, der der blaſſen Roſe gleicht,
Die ungepflückt verblüht an ſchatt'ger Stelle,
Indeß die günſt'ge Frühlingszeit verſtreicht;
Und ſpricht: O denke nicht, du ſollſt, mein Leben,
Auf dieſen Pfad dich ohne mich begeben.

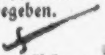

81.

Darum, mein Herz, laß jede Sorge fliehen:
Zur Hölle wie zum Himmel folg' ich dir.
Vereinigt ſollen unſre Seelen ziehen,
In Ewigkeit vereinigt bleiben wir.
Wenn ich dein theures Auge ſeh' verglühen,
Rafft mich der Gram an deiner Leiche hier;
Und thut er's nicht, ſo ſei dir zugeſchworen:
Noch heute ſoll dieß Schwert mein Herz durchbohren.

82.

Von unſern Körpern hoff' ich, daß mit denen
Dieß herbe Glück im Tode beſſer ſpielt.
Vielleicht kommt Jemand, der, uns zu verſöhnen,
Für ſie zuſammen eine Grube wühlt. —
Sie ſpricht's, und ſammelt unter tauſend Thränen
Den Reſt der Geiſter, die der Tod ſchon ſtiehlt,
Mit blaſſen Lippen ein vom Mund des Lieben,
So lang ihm noch ein ſchwacher Hauch geblieben.

83.

Ich bitte dich, mein Liebſtes! ruft Zerbin
Und ſucht die matte Stimme zu erheben:
Bei jener Liebe, die ſo reich erſchien,
Als du vom Vaterhaus dich fortbegeben,

Ja, ich befehle dir, nicht zu entfliehn,
Und ſtill, ſo lang es Gott gefällt, zu leben,
Auch nimmer zu vergeſſen, daß ich dich
Geliebt, bis Seel' und Athem mir entwich.

84.

Gott wird vielleicht auch künftig dich bewahren
Und ſtets dein Schirmer ſein in Schmach und Leid,
So wie er's war, da von den Räuberſchaaren
Der römiſche Senator dich befreit.
So war er's in des Oceans Gefahren
Und wider des Biscayers Schändlichkeit.
Und bleibt nichts übrig, als vom Licht zu ſcheiden,
So wähle denn das kleinere der Leiden. —

85.

Dieß letzte Scheidewort, ich glaube nicht,
Daß er es hörbar noch vermocht zu ſprechen;
Und dann erloſch er, wie ein ſchwaches Licht,
Dem es beginnt an Nahrung zu gebrechen.
Vom Schmerz des Mädchens ſchweige mein Bericht!
Durch ihre Seele ſchien ein Schwert zu ſtechen,
Als bleich und ſtarr und kalt, vom Tod beſiegt,
Der theure Mann in ihren Armen liegt.

86.

Sie wirft ſich über ſeine blut'ge Leiche,
Und badet ſie mit einem Strom von Thränen,
Und ſchreit ſo laut, daß ringsum Fels und Eiche,
Gebüſch und Feld wohl Meilenweit ertönen.
Nicht Bruſt noch Wange ſchonen ihre Streiche,
Sie ſchlägt und peinigt ſie mit wildem Stöhnen,
Zerrauſt die Locken, die ſo goldig wallen,
Und läßt umſonſt den theuren Namen ſchallen.

87.

Nun läßt ſie frei den ganzen Jammer walten,
Der ſich in Wuth und Raſerei verkehrt,
So daß ſie wahrlich ſich die Bruſt zerſpalten,
Uneingedenk, mit ihres Freundes Schwert,
Hätt' nicht ein Eremit ſie abgehalten,
Und ihren Vorſatz väterlich gewehrt,
Der oft aus ſeiner nah gelegnen Zelle
Zu dieſer friſchen kam und reinen Quelle.

88.

Der fromme Mann, ſo klug als gut, bereit
Zu der Erfüllung ſeiner heil'gen Pflichten,
Die Milde ſelbſt und hohe Freundlichkeit,
Beredt und voll der herrlichſten Geſchichten,
Bewegt die Jungfrau zur Geduld im Leid,
Und weiß die Gründe trefflich einzurichten,
Indem er ihr, als Spiegel, Frauen nennt
Vom alten und vom neuen Teſtament.

89.

Dann zeigt er ihr, daß Niemand ſei zufrieden,
Wahrhaft zufrieden, als in Gott allein,
Und daß die andern Hoffnungen hienieden
Vorübergehend nur und trüglich ſei'n;
Und endlich weiß er ſo der Lebensmüden
Die böslichen Gedanken zu zerſtreu'n,
Daß ſie nur eins noch wünſcht, ihr künft'ges Leben
Dem Dienſte Gottes völlig hinzugeben.

90.

Nicht aber läſſet ſie die theuren Reſte,
Und nicht die große Liebe für Zerbin;
Sie hält den Leichnam in den Armen feſte,
Er ſoll mit ihr auf allen Wegen ziehn.

Ihr half der gute Eremit auf's Beſte,
Der für ſein Alter ſtark und tüchtig ſchien;
Sie luden auf ſein traurig Roß den Ritter,
Und zogen lange durch des Waldes Gitter.

### 91.

So einſam führt' er nicht, der kluge Alte,
Die ſchöne Jungfrau, dieſen Feuerbrand,
In ſeine Zelle, die in wilder Spalte
Des Felſen nahe ſich verſteckt befand.
Er ſprach zu ſich: Nicht räthlich iſt's, ich halte
Die Fackel und das Stroh in Einer Hand.
Er traute nicht der Klugheit noch den Jahren,
Und wollte ſolche Schule ſich erſparen.

### 92.

In die Provence wollt' er ſie geleiten,
Wo bei Marſeille, reich und wohlgebaut,
Ein Kloſter lag von heil'gen Gottesbräuten,
Zu tröſten die verlaſſne Erdenbraut.
Erſt aber ließ er einen Sarg bereiten
In einem Schloß, das er am Weg erſchaut,
Geräumig, lang, mit Pech wohl ausgegoſſen,
Darin der todte Ritter ward verſchloſſen.

### 93.

Sie zogen, immer auf dem ödſten Pfad,
Viel Tage lang durch weite Länderſtrecken,
Und ſo verborgen, als ſich's immer that,
Denn ringsum war der Krieg an allen Ecken;
Bis ihnen in den Weg ein Ritter trat,
Mit unehrbarem Angriff ſie zu ſchrecken;
Das Weitere hievon an ſeinem Ort:
Erſt vom Tatarenkönig noch ein Wort.

94.

Nachdem zu Ende jener Kampf geſchlagen,
So ging der Jüngling zum kryſtallnen Spiegel,
An deſſen Rande friſche Schatten lagen,
Und nahm dem Roſſe Sattel ab und Zügel,
So daß es weiden konnte nach Behagen
Im zarten Grün der Wieſe bis zum Hügel.
Nicht lange währt es, als ſie von den Höhen
In's Blachfeld einen Ritter reiten ſehen.

95.

Wie ſie nach ihm die Augen hebt, erkennt
Und zeigt ihn Mandricarden Doraliſe;
Sieh, Rodomont iſt's, der vor Rache brennt,
Ruft ſie ihm zu, wenn ich nicht irrig ſchließe;
Er kommt vom Berg zum Kampf mit dir gerennt;
Noth iſt's, daß dich der Kühnheit Schild umſchließe.
Gewaltig kränkt und reizt ihn der Verluſt
Der Braut, und Rache kocht in ſeiner Bruſt.

96.

Ein guter Falke, wenn er Enten fliegen,
Rebhühner, Schnepfen oder Tauben ſieht,
Hebt ſo den Kopf, mit innigem Vergnügen,
Indeß der Stolz ihm aus den Augen ſprüht,
Wie Mandricard, ſchon ganz gewiß, zu ſiegen,
Und Rodomonten zu zerſchmettern, zieht
Sein Streitroß froh und keck heran: im Bügel
Ruht ſchon der Fuß, und in der Fauſt der Zügel.

97.

Wie ſie ſo nah ſind, daß an beiden Enden
Die ſtolzen Worte hörbar werden, dräut
Der König von Algier mit Haupt und Händen
Dem König vom Tartarenland, und ſchreit,

Er woll' es ihm gewiß zur Reue wenden,
Daß er in frecher Luſt ſich nicht geſcheut,
Ihn ſo zu reizen und ihm Hohn zu ſprechen,
Ihn, der ſich jetzt auf's Höchſte werde rächen. —

### 98.

Der andre ſpricht: der macht mir noch kein Grau'n,
Der mir durch Drohen Furcht denkt einzujagen.
So magſt du Kinder ſchrecken oder Frau'n,
Und wer nicht weiß wie Waffen ſind zu tragen,
Nicht mich, der lieber bloße Schwerter ſchau'n
Als Ruhe will, und der zu allen Tagen
Kampffertig iſt, bewehrt und unbewehrt,
In Feld und Platz, zu Fuße wie zu Pferd. —

### 99.

Und nun ergeht ein Schmähen, Schrei'n und Raſen,
Ein Schwerterziehn und wilder Klang von Streichen,
Dem Winde gleich, der leis beginnt zu blaſen,
Doch bald die Eſchen ſchüttelt und die Eichen,
Und dunkeln Staub aufwirbelt von den Straßen,
Und Bäume ſtürzt und macht die Häuſer weichen,
Das Schiff verſenkt, das Meer mit Leichen röthet
Und das zerſtreute Vieh im Walde tödtet.

### 100.

Das kühne Herz, die ungeheure Macht
Der unvergleichbar rieſenhaften Heiden
Bringt Streiche hier zu Tag und eine Schlacht,
An der ſich mag ſo wilder Same weiden.
Wenn gräßlich Schwert auf Schwert zuſammenkracht,
So bebt die Erd' in ihren Eingeweiden,
Und Funken ſprühen von den Klingen dann,
Ja, tauſendfache Fackeln, himmelan.

### 101.

Das Königspaar, in dieſem wilden Streite,
Denkt nicht an Athemholen noch an Raſt;
Der zielt von dieſer, der von jener Seite,
Nach jedem Ring, nach jeder Schiene faſt,
Und keiner gibt und keiner nimmt die Weite:
Als wären ſie von Mauern eingefaßt,
Als wär' ein Zollbreit Raums zu hoch im Preiſe,
So feſt hält jeder in dem engen Kreiſe.

### 102.

Der Tartarfürſt, nach tauſend Hieben, prägt
Dem König der Algierer eins auf's Haupt,
Daß dieſer nicht nach einem zweiten frägt,
Von tauſend Lichtern ſich umfackelt glaubt,
Auf's Kreuz des Roſſes mit dem Kopfe ſchlägt,
Als wär' ihm plötzlich alle Kraft geraubt,
Die Bügel losläßt, und vor Doraliſen,
Der heißgeliebten, will vom Sattel ſchießen.

### 103.

Doch wie ein Balken, ſtark und tüchtig ſehr,
Aus gutem Stahl, von ſchwerer Laſt gebogen,
Je tiefer er ſich niederläßt, je mehr
Ihn Wind' und Hebebaum hinabgezogen,
Um deſto heft'ger kommt er, wieder leer,
Selbſt unverletzt, verletzend aufgeflogen:
So hebt ſich Rodomont im Augenblick,
Und doppelt gibt er jenen Streich zurück.

### 104.

Er richtet nach derſelben Stelle nieder,
Wo der Tartar ihn faßte, ſeinen Schlag.
Dort iſt ihm des Trojaners Helm zuwider,
Daher die Waffe wenig ſchaden mag;

Doch lähmt ſie dem Tartaren ſo die Glieder,
Daß er nicht weiß, ob's Nacht iſt oder Tag.
Der Libyer behält das Glück am Schopfe,
Haut noch einmal, und zielt ihm nach dem Kopfe.

105.

Des andern Renner, vor dem Schwerte ſcheu,
Das niederfährt mit ungeheurem Ziſchen,
Springt ſeinem Herrn, zum eignen Schaden, bei:
Er fährt zurück, und hat den Kopf dazwiſchen.
Den ſpaltet ihm das Schlachtſchwert glatt entzwei,
Das ſeinen Herrn will, und nicht ihn, erwiſchen.
Er hat nicht, wie ſein Herr, des Trojers Helm,
Und iſt des Lebens quitt, der arme Schelm.

106.

Er fiel, und Mandricard ſtand auf den Füßen,
Der, nicht betäubt mehr, Durindanen ſchwang.
Der Tod des Roſſes mußt' ihn ſo verdrießen,
Daß ihm das Feuer aus den Augen ſprang.
Der andre ſprengte her, ihn hart zu grüßen,
Allein er wich ſo wenig dieſem Drang
Als wie ein Fels, an den die Wogen prallen:
Er ſteht, — das Roß des Feindes iſt gefallen.

107.

Der Libyer, unberitten ſo gemacht,
Stemmt auf den Sattel ſich, und läßt die Bügel,
Und ſteht auf ſeinen Füßen, ſchnell und ſacht;
Nun ſind ſie gleich, wie zwei geſträubte Igel,
Und mehr als je entbrennt die heiße Schlacht,
Haß, Wuth und Hochmuth kennen keine Zügel;
Nun ſoll es ſich entſcheiden: ſieh, da rennt
Ein Bote her in Eile, der ſie trennt.

108.

Ein Bote kommt herbei vom Volk der Heiden,
Wie viele ſind durch Frankreich ausgeſandt,
Um ſchnell zu ihren Fahnen zu beſcheiden
Feldherrn und Ritter, die zerſtreut im Land:
Der Kaiſer, den die goldnen Lilien kleiden,
Hat ſie in ihrem Lager hart berannt,
Und dauert's noch mit ihrem Beiſtand lange,
So geht es raſch mit ihrem Untergange.

109.

Der Bote kannte gleich die beiden Degen,
Und nicht an Zeichen und Gewand allein,
Am Schwung der Schwerter und den wilden Schlägen,
Die nicht von andern Händen können ſein.
Doch wagt er's nicht, ſich zwiſchen ſie zu legen:
Er bangt, bei dieſer Wuth und dieſem Schrei'n
Werd' ihm des Königs Auftrag wenig nützen,
Noch die Geſandtenheiligkeit ihn ſchützen.

110.

Doch Doraliſen ſagt er, Agramant
Sei mit Marſilen und mit Stordilanen,
Nebſt einer kleinen Mannſchaft, hart berannt,
In ſchwachem Lager, von den Chriſtenfahnen.
Sodann beſchwört er ſie, bei ſolchem Stand
Das wilde Paar zum Frieden zu ermahnen,
Sie zu vertragen und zum Heil geſellt
Des Mohrenvolks zu führen in das Feld.

111.

Das Fräulein wirft ſich zwiſchen ihre Hiebe,
Von großem Muth entflammt: Halt! ruft ſie aus:
Halt! ich befehl's bei eurer ganzen Liebe:
Spart euer Schwert zu einem beſſern Strauß,

Und wendet alsbald eure Heldentriebe
Auf unſer Mohrenlager, das in Graus
Und Noth iſt, ſo berennt in ſeinen Zelten,
Daß ſchneller Beiſtand oder Tod nur gelten. —

### 112.

Der Bote drauf erzählt, ſie anzutreiben,
Das Unheil das den Mohren iſt geſchehn,
Und bringt vom Sohne des Trojan ein Schreiben,
Gerichtet an den Sohn des Ulien.
So muß es endlich beim Beſchluſſe bleiben,
Von allem Groll und Hader abzuſtehn,
Und Friede wird bis zu dem Tag beſchworen,
Wo die Belag'rung enden wird der Mohren.

### 113.

Doch wird man erſt das Volk der Noth entraffen,
Und hat erſt die Belag'rung aufgehört,
Dann hat man nichts zuſammen mehr zu ſchaffen,
Und Fehde ſei und blut'ger Haß erklärt,
Bis ſich's entſcheidet durch Gewalt der Waffen,
Wer von den beiden ſei der Schönen werth.
Sie übernimmt's, die Gegner zu beeiden,
Und leiſtet die Gewährſchaft für die beiden.

### 114.

Die ungeduld'ge Feindin von Verträgen,
Die Zwietracht ſteht dabei, von Grimm erfüllt,
Der Hochmuth auch, der trotzig und verwegen
Die Mähne ſchüttelt und den Frieden ſchilt.
Doch mächt'ger iſt die Liebe noch zugegen,
Die mehr als alle andern Mächte gilt;
Sie läßt den goldnen Bogen mächtig walten,
Um Zwietracht ſo wie Hochmuth fern zu halten.

115.

So endete der Krieg; bei welchem Bunde
Im Thron die größte der drei Mächte ſaß.
Nun fehlt' ein Pferd, da von der ſchweren Wunde
Der Renner des Tartaren nicht genaß.
So kam denn Briliador zur guten Stunde,
Der längs dem Bache ging im friſchen Gras.
Ich bin am Ende des Geſangs, ermattet,
Und mach' ein Punctum, wenn ihr mir's geſtattet.

## Fünfundzwanzigſter Geſang.

1.

O großer Kampf in jugendlichen Seelen!
Die Liebe da, und dort die Ruhmbegier!
Schwer ſagt ſich's, welche ſtärker kann befehlen:
Dort ſiegt die eine, und die andre hier.
In ihrer Pflicht und Ehre nicht zu fehlen,
Trieb dieſe Ritter wohl ein ſtark Panier,
Daß ſie die Liebeshändel unterließen,
Bis ſie den Feind von ihrem Lager ſtießen.

2.

Mehr noch die Liebe: wenn mit Herrſchermienen
Nicht ihre Herrin jenes Halt geſprochen,
Des Kampfes Ende wäre nicht erſchienen,
Bis einer ſich den Lorbeer abgebrochen,
Vergebens ſendet' Agramant nach ihnen
Und läge längſt mit ſeinem Volk erſtochen.
Die Lieb' iſt drum nicht immer bös zu ſchelten:
Sie ſchadet oft, doch frommt ſie auch nicht ſelten.

3.

Nun zogen beide Ritter, froh geſellt,
Als ihre Händel aufgeſchoben waren,
Mit ihrer Dame nach Paris in's Feld,
Um zu befrei'n die Sarazenenſchaaren.
Der Zwerg war auch dabei, der kleine Held,
Der ſtets gefolgt den Spuren des Tartaren,
Bis er ihm Aug' in Aug', zu wilder Schlacht,
Den eiferſücht'gen Rodomont gebracht.

4.

Man kam zu einem Bach, wo Ritter lagen,
Zwei mit, zwei ohne Helm, auf einer Au,
Die hier vergnüglich ihrer Ruhe pflagen,
Und unter ihnen eine ſchöne Frau.
Wer dieſe waren, will ich ſchon noch ſagen,
Jetzt nicht, da ich zuerſt nach Rüd'gern ſchau',
Dem guten Rüd'ger, der, wie ich berichtet,
Den Zauberſchild in jenen Born geflüchtet.

5.

Er iſt von dort noch keine Meile fern,
Da kommt ein Bote ſchleunig angerückt,
Von denen die nach den zerſtreuten Herrn
Der Sohn Trojan's durch Frankreich ausgeſchickt;
Und der erzählt ihm von dem böſen Stern
Des Mohrenvolkes, wie's der Kaiſer drückt,
So daß, wenn nicht die Hülfe bald ſich rührt,
Es Leben oder Ehre bald verliert.

6.

Von mancherlei Gedanken angefallen
Zu gleicher Zeit, ſtand Rüd'ger zweifelnd dort.
Doch welcher wohl der beſte ſei von allen,
Dieß zu bedenken war's nicht Zeit noch Ort.

Er ließ den Boten ſtehn, die Hufe ſchallen,
Und weiter zog er mit der Jungfrau fort;
Er trieb ſie ohne Unterlaß, zu eilen,
Und ließ ihr keine Zeit, ſich zu verweilen.

7.

Er kam, nachdem er lang ſo fortgeritten,
Zu einem Schloß, als Phöbus niederſtieg,
Das Fürſt Marſil beſaß in Frankreichs Mitten,
Der es dem Kaiſer nahm in dieſem Krieg.
Nicht Thor noch Brücke wehrte ſeinen Schritten,
Man ließ ihn ruhig durch, und alles ſchwieg,
Obwohl ringsum das Gatter und den Graben
Mannſchaft und Waffen übergnug umgaben.

8.

Weil alles Volk das junge Mädchen kannte,
Von dem der Ritter hergeleitet war,
Ließ man ihn durch; nicht einmal fragend wandte
Man ſich an ihn; er kam zum Platze dar,
Auf welchem ſchon ein großes Feuer brannte,
Und fand ihn voll von einer böſen Schaar;
Der Jüngling ſtand mit leichenblaſſen Mienen,
Den man zum Tod verurtheilt, unter ihnen.

9.

Wie ihm, der tiefgebeugt, in Thränen, ſchmachtet,
Der Ritter näher ſah in's Angeſicht,
Hat er für Bradamanten ihn geachtet,
Denn größ're Gleichheit gibt's auf Erden nicht.
Je mehr er Antlitz und Geſtalt betrachtet,
Je lauter jeder Zug an's Herz ihm ſpricht.
Dieß iſt ja Bradamante, ſagt er leiſe:
Sie iſt's, wenn ich noch irgend Rüd'ger heiße.

10.

Vielleicht, von allzugroßem Muth entzündet,
Iſt ſie geeilt, dem Jüngling beizuſtehn,
So daß ſie nun gefangen ſich befindet;
Denn daß die Sache fehlſchlug, muß ich ſehn.
Warum ſo raſch, daß ich, mit ihr verbündet,
Nicht ſollte zu dem Abenteuer gehn?
Doch dank' ich Gott, daß ich hieher gekommen,
Da es noch immer Zeit iſt, ihr zu frommen. —

11.

Und ohne Zögern greift er nach dem Schwert,
— Die Lanze brach bei jenem vor'gen Gange —
Spornt auf das waffenloſe Volk ſein Pferd,
In Seite, Bruſt und Bauch, vor großem Drange,
Schwingt ſeinen Degen, der im Kreiſe fährt,
Und zeichnet dem die Stirn, und dem die Wange.
Mit Schreien flieht das Volk; doch mancher bleibt
Gelähmt, beſchädigt oder ganz entleibt.

12.

Ein Vögelſchwarm an eines Teiches Wellen,
Fliegt auf der Weide ſo in guter Ruh;
Da ſehn ſie plötzlich himmelher den ſchnellen
Raubvogel ziehn, der einen faßt im Nu;
Sie fliehn, und alle laſſen den Geſellen,
Und jeder kehrt ſich ſeinem Heile zu:
So dieſe Schaar, die aus einander brauste,
Wie unſer Rüd'ger unter ihnen hauste.

13.

Vier, ſechſe köpft' er glatt mit guten Schlägen,
Die dann ihr Fuß nicht ſchnell von hinnen trug;
Gleich viele warens, die der grauſe Degen
Bis auf den Hals, bis auf die Bruſt durchſchlug.

Ihm ſtanden freilich Helme nicht entgegen,
Sturmhauben doch von lichtem Eiſen gnug;
Und wär' er feinen Helmen auch begegnet,
Die Streiche hätten ſchwächer kaum geregnet.

14.

An Rüd'gers ungeheure Stärke reicht
Kein Ritter mehr, wie wir ſie heute finden;
Kein Bär, kein Leu, kein Unthier, das ihm gleicht,
In unſern oder fernen Waldesgründen.
Vielleicht ein Erdſtoß reichte dran, vielleicht
Der große Teufel;[*] nicht der aus den Schlünden
Der Hölle, vielmehr meines Herrn Vaſall,
Der flammend fährt und krachend durch das All.

15.

Von jedem Hieb fiel mindſtens Eine Leiche,
Am meiſten aber fielen zwei zumal;
Vier, fünfe ſtürzten oft von Einem Streiche,
Und bald auf hundert ſtieg der Todten Zahl.
Der mächt'ge Degen ſchnitt, als wie durch weiche
Milch oder Butter, durch den harten Stahl;
Geſchmiedet ward dieß Schwert durch Phalerinen,[**]
Um einſt zu Roland's Untergang zu dienen;

16.

Im Garten von Organa, welchen ſie
Zu ihrem großen Leid dadurch verheerte.
Welch gräßlich Metzeln nun vollbrachte hie,
Welch Unheil ſolche Hand mit ſolchem Schwerte!
Wenn je ein Gott ihm Wuth und Stärke lieh,
Wenn je ſich Rüd'gers hoher Muth bewährte,
Hier war's, hier ſetzt' er's dran, hier ließ er's ſehn,
Wo er der Liebſten hoffte beizuſtehn.

[*] Eine Kanone des Herzogs Alphons.

[**] Nach Bojardo.

17.

Wie ſich der Haſe hält vor led'gen Hunden,
So hält das ſchlechte Volk ſich gegen ihn.
Nicht wen'ge ſind es die den Tod gefunden,
Unzähl'ge ſind's die noch bei Zeit entfliehn.
Indeſſen iſt der Jüngling los gebunden
Durch jene Jungfrau, die zugleich erſchien;
Sie rüſtet' ihn, ſo ſchnell ſie ihn befreite,
Gab ihm ein Schwert zur Hand, ein Schild zur Seite.

18.

Er eilt, mit Macht auf jenes Volk zu ſchlagen,
Das ihn ſo übermäßig ſchwer gekränkt,
Und zeigt ein alſo ritterlich Betragen,
Daß man von ihm das Ehrenvollſte denkt.
Die Sonne hatte ſchon den goldnen Wagen
In's abendliche Meer hinabgeſenkt,
Als Rüdiger, der ſich den Sieg erſtritten,
Und jener Jüngling aus dem Schloſſe ritten.

19.

Als nun der Jüngling war in Sicherheit,
Und mit dem Ritter außerhalb der Pforte,
War er zu tauſendfachem Dank bereit,
Mit edler Art und mit gewandtem Worte,
Daß er ſein Leben ſeinem Heil geweiht,
Des Unbekannten, an ſo fremdem Orte;
Dann fragt' er ihn nach ſeinem Namen frei,
Zu wiſſen wem er ſo verpflichtet ſei.

20.

Ich ſeh', denkt Rüdiger, die ſchönen Züge,
Die Wohlgeſtalt, das liebliche Geſicht,
Allein die holde Stimme fehlt zur Gnüge:
Ich höre meine Bradamante nicht.

Auch hofft' ich, daß ſie andern Dank mir trüge,
Wenn ſie mit ihrem treuen Freunde ſpricht.
Doch iſt ſie's, iſt es wirklich Bradamante,
Wie kommt's, daß ſie nicht meinen Namen nannte?

21.

Um nun gewiß zu ſein, ſpricht er mit Liſt
Zu ihm: Ich ſah Euch irgendwo auf Erden;
Ich ſinn' und ſinne, wo's geweſen iſt,
Doch find' ich's nicht, wie ich mich mag geberden.
Sagt Ihr es doch, wenn Ihr's noch etwa wißt,
Und laßt mich auch des Namens inne werden,
Damit ich weiß, wen mit dem treuen Stahl
Ich heut errettet aus der Feuerqual. —

22.

Es kann wohl ſein, daß Ihr mich ſchon geſehen,
Spricht dieſer, doch ich weiß nicht wo noch wann.
Wohl pfleg' auch ich durch alle Welt zu gehen,
Um Abenteu'r zu ſuchen, wo ich kann.
Vielleicht iſt's mit der Schweſter Euch geſchehen,
Die Schwert und Rüſtung trägt, ganz wie ein Mann.
Zwillinge ſind wir, zum Verwundern ähnlich:
Die Unſern ſelbſt verwechſeln uns gewöhnlich.

23.

Ihr ſeid der Erſte nicht, und nicht der Zweite,
Der dieſer Täuſchung ſchon zur Beute ward.
Die Eltern und Geſchwiſter ſind im Streite,
Uns zu bezeichnen, wenn man uns gewahrt.
Zwar dieſes kurze Haar, das wild zerſtreute,
Wie ich es trage nach der Männer Art,
Und ihres, lang und um den Kopf gewunden,
Das unterſchied uns ſehr in vor'gen Stunden.

24.

Doch ſeit ſie an dem Haupt verwundet war
— Zu lange wär's, Euch dieſes zu erklären —
Und ihr ein Diener Jeſu all ihr Haar
Bis mitten auf die Ohren mußte ſcheeren,
Schwand jedes Unterſcheidungszeichen gar;
Nam' und Geſchlecht nur kann dem Irrthum wehren.
Ich heiße Richardett, ſie Bradamante;
Reinald iſt unſer Bruder, der bekannte.

25.

Und würdet Ihr nicht meiner Rede müd,
So würd' ich Euch was Staunenswerthes ſagen,
Was mir aus dieſer Aehnlichkeit erblüht,
Zu Anfang Luſt, am Ende ſchwere Plagen. —
Held Rüd'ger, welchem freundlicher kein Lied,
Und keine Mähre ſüßer kann behagen,
Als von der Heißgeliebten ein Bericht,
Dringt ſehr in ihn mit Bitten, und er ſpricht:

26.

Im nahen Walde jüngſt, zu ſchwerem Leiden,
Ward meine Schweſter ohne Helm gefunden
Von einer meuchleriſchen Schaar der Heiden,
Und ließ von ihnen ſich am Haupt verwunden;
Nun mußte ſie die langen Haare ſchneiden,
Um von dem harten Schlage zu geſunden,
Der ſie verſetzt in tödtliche Gefahren,
Und zog nun durch den Wald mit kurzen Haaren.

27.

Da lockte ſie ein ſchatt'ger Quell herbei:
Erſchöpft und müde von den langen Müh'n,
Steigt ſie vom Roſſe, macht die Stirne frei,
Und bald entſchlummert ſie im zarten Grün.

Nicht glaub' ich, daß ein Mährchen hübſcher ſei,
Als dieſes Abenteuer: Nun erſchien
Die ſpan'ſche Fürſtin Flordeſpina hier,
Die jagen ging in dieſem Waldrevier.

28.

Die findet meine Schweſter, froh erſchrocken,
Bis auf's Geſicht mit Waffen angethan,
Und in der Hand den Degen für den Rocken,
Und glaubt, es ſei ein junger Rittersmann.
Ihr männlich Weſen, bei den kurzen Locken,
Sieht ſie, getäuſcht, mit heißer Sehnſucht an,
Lädt ſie zur Jagd, und unter ſchatt'gen Zweigen
Birgt ſie mit ihr ſich endlich ohne Zeugen.

29.

Nun hat ſie ſie an einem ſtillen Ort,
Und darf vor keinem Ueberfall erbangen:
Sie zeigt allmählig ihr, mit Blick und Wort,
Die ſchwere Wunde, die ihr Herz empfangen;
Aus heißen Seufzern leuchtet fort und fort,
Und aus den Flammenaugen das Verlangen,
Daß ſie erröthen und erbleichen muß;
Sie wird ſo kühn, und raubt ihr einen Kuß.

30.

Wohl lag es meiner Schweſter klar und offen,
Daß dieſes Fräulein ſich getäuſcht in ihr.
Nun war ſie ſehr verlegen und betroffen,
Denn dafür hatte ſie kein Elixier.
Am beſten iſt's, ich tödt' ihr thöricht Hoffen,
Sprach ſie bei ſich, den Wahn ſammt der Begier;
Ich will mich als ein edles Weib beweiſen,
Um nicht bei ihr ein ſchlechter Mann zu heißen.

31.

Sehr wohlgedacht! das wär' die rechte Höhe,
Das wär' ein Strohmannsſtück, ein Lumpenſtreich,
In eines ſolchen ſchönen Weibes Nähe,
An holden, Nektarſüßen Säften reich,
Bei Worten bleiben, und, erbärmlich zähe,
Den Fittig hängen, einem Kukuk gleich.
Nun lenkt ſie das Geſpräch an klugen Fädchen,
Und thut ihr endlich kund, ſie ſei ein Mädchen,

32.

Die wie Camilla, wie Hippolyta
Ruhm in den Waffen ſuche, die, geboren
In Libyens Arzill, dem Meere nah,
Als Kind ſchon Speer und Schild zum Spiel erkoren. —
Das arme Fräulein ſtand betroffen da,
Doch ging kein Fünkchen ihrer Gluth verloren.
Das Mittel kam zu ſpät für ſolchen Schmerz:
So tief ſchon grub ihr Amor's Pfeil in's Herz.

33.

Ihr ſcheinen drum nicht minder hold die Mienen,
Der Blick und Anſtand ihr nicht minder hold;
Ihr treulos Herz entfloh und hängt an ihnen,
Und läßt nicht der geliebten Augen Gold.
Sieht ſie die Tracht, in der ſie ihr erſchienen,
So hofft ſie doch auf ſüßen Minneſold;
Dann denkt ſie d'ran, was ſie auf ewig ſcheide,
Und ſeufzt und weint mit namenloſem Leide.

34.

Wohl keiner iſt, der ohne Thränen bliebe,
Bei ihren Thränen, ihrer ſchweren Pein.
Wo iſt wohl eine Qual, ſo ſprach ſie trübe,
Die meiner zu vergleichen ſollte ſein?

Bei jeder ſchnöden oder heil'gen Liebe
Könnt' ich mich des erſehnten Ziels erfreu'n;
Die Roſe könnt' ich aus den Dornen pflücken:
Doch dieſe Sehnſucht ſoll kein Ziel erblicken.

35.

Doch haſt du Martern, Amor, mir beſchieden,
Weil dir mein Glücksſtand Galle war und Gift,
So ſei mit einer andern Qual zufrieden,
Wie ſie auch andre, die da lieben, trifft.
Doch immer ward das Weib vom Weib gemieden,
Bei Menſchen fand ich's ſo und auf der Trifft:
Die Hirſchkuh wird nicht für die Hirſchkuh brennen,
Das Mutterſchaf ſich von dem Schafe trennen.

36.

In Erde, Luft und jeder Region
Bin ich's allein, die ſolche Qual empfindet!
Dieß thateſt du, auf daß durch meinen Hohn
Der Umfang werde deiner Macht verkündet.
Das Weib des Ninus war für ihren Sohn,
Myrrha für ihren Vater gar entzündet,
Und der Kretenſerin gefiel der Stier,
Mich aber quält die raſendſte Begier

37.

Dort ward das Weib zum Manne hingezogen,
Hofft' auf Erfüllung, und erlangte ſie;
Der Stier ward durch die Kuh von Holz betrogen;
So glückt' es dieſen, andern anderswie.
Doch käm' auch Dädalus zu mir geflogen,
Er löſte dennoch dieſen Knoten nie;
Denn dieſen ſchlang ein zu geſchickter Meiſter,
Natur, die mächt'ger iſt als alle Geiſter. —

38.

So klagt das holde Kind, und gibt ſich nicht
Zufrieden, und ihr armes Herz will brechen.
Sie rauft ihr Haar und ſchlägt ſich in's Geſicht,
Und will ſich ſelber an ſich ſelber rächen.
Die Schweſter weint mit ihr aus zarter Pflicht,
Und fühlt, gezwungen, halb dieſelben Schwächen.
Sie redet ihr die Thorheit aus dem Sinn,
Doch fruchtlos fließen ihre Worte hin.

39.

Sie, die nach Hülfe, nicht nach Troſt verlangte,
Fuhr immer ſtärker mit den Klagen fort.
Inzwiſchen ſank der Tag: die Sonne prangte
Im Weſt mit Flammen an des Himmels Bord,
Und wer heut Nacht nicht gern im Walde bangte,
Der ſuchte jetzt bei guter Zeit den Port;
Die Fürſtin bat die Urſach' ihrer Wehen,
Auf dieß ihr nahes Schloß mit ihr zu gehen.

40.

Die Schweſter wußt' es ihr nicht abzuſchlagen;
So kamen ſie zuſammen denn hieher,
Wo ich die ſchnöden Bande mußte tragen,
Und ohne dich ein Raub des Feuers wär',
Doch wo ſie freundlichſt meiner Schweſter pflagen,
Auf Flordeſpinens fürſtliches Begehr;
Sie ward umhüllt mit weiblichen Gewanden,
Daß alle ſie für eine Frau befanden.

41.

Denn da ſie ſah, daß aus dem Männerkleide
Für ſie gar nichts Erklecklichs ſei zu ziehn,
So wollte ſie der Schmähſucht und dem Neide
Auf dieſe Weiſe ganz und gar entfliehn.

Vielleicht auch that ſie dieß, um ihrem Leide,
Das aus den Männerkleidern ihr gediehn,
Mit dieſen, die die Wahrheit nun verriethen,
Wofern es irgend möglich, zu gebieten.

42.

Daſſelbe Bett empfängt die beiden Schönen,
Doch ihre Ruh' iſt gar nicht einerlei:
Die eine ſchläft, die andre klagt mit Thränen,
Daß ihre Gluth nur immer wilder ſei.
Und kann ſie je zum Schlummer ſich gewöhnen,
So iſt er kurz, voll eitler Phantaſei:
Ihr iſt's, als wäre jetzt ein beſſrer Orden
Der Freundin durch des Himmels Gunſt geworden.

43.

Ein Kranker, den das Fieber hart gefaßt,
Schläft ein, nachdem der Durſt ihn ſchrecklich drückte,
Und ſieht in kurzer, oft geſtörter Raſt
Das Waſſer alles, das er je erblickte.
So ſie, die mit Erleichtrung ihrer Laſt
Ein holdes Traumbild trügeriſch entzückte.
Sie fuhr empor und ſuchte mit der Hand,
Indeß der Traum in leere Lüfte ſchwand.

44.

Wie viel Gelübde brachte ſie mit Flehen
Dem Mahomet und allen Göttern dar,
In beſſern Stand die Freundin zu erhöhen,
Mit Wunderzeichen, klar und offenbar.
Doch fruchtlos muß ſie alle Bitten ſehen,
Verlacht ſie nicht vielleicht der Himmel gar?
Die Nacht vergeht; Phöbus hebt aus den Wellen
Sein blondes Haupt, die Erde zu erhellen.

45.

Doch wie ſie aufſtehn bei dem neuen Licht,
Muß Flordeſpinens Kummer ſich vermehren,
Da Bradamante ſchon vom Scheiden ſpricht,
Um zu entfliehn ſo wunderlichen Ehren.
Das Fräulein eilt, mit naſſem Angeſicht,
Ein trefflich ſpaniſch Roß ihr zu verehren,
Mit Gold geſchmückt, dazu ein Oberkleid,
Gar reich geſtickt, und eigne Handarbeit.

46.

Sie will ſie noch ein Stück begleitet haben,
Und kehrt dann weinend um mit ihrem Wahn.
Die Schweſter läßt ihr Rößlein wacker traben,
Und iſt noch jenen Tag in Montalban,
Die Brüder und die Mutter zu erlaben,
Die wir die lang Entbehrte froh umfahn:
Wir waren, da wir nichts von ihr vernommen,
In großer Furcht, ob ſie nicht umgekommen.

47.

Wir ſtaunen ob der Haare, nun verſchnitten,
Die ſie zuvor um's Haupt ſich wand als Zier.
Das fremde Kleid, in dem ſie angeritten,
Vermehrt das Staunen und die Neubegier.
Nun ſagt ſie alles uns, was ſie erlitten,
So bös als gut, wie du's vernahmſt von mir:
Wie ſie im Wald verwundet ward am Haupte,
Und ſich das ſchöne Haar, zur Heilung, raubte;

48.

Wie ſie am Bach vom Schlaf ſich ließ beſiegen,
Und wie ſodann die ſchöne Jäg'rin kam,
Die ſie, verliebt, getäuſcht von ihren Zügen,
Fern vom Gefolge, mit in's Dickicht nahm.

Auch ihre Klagen ließ ſie unverſchwiegen.
Und rührte jedes Herz mit zartem Gram;
Dann ſagt ſie, wie ſie Wohnung dort genommen,
Und was ſie that, bis ſie zurückgekommen.

49.

Gar wohl bekannt war Flordeſpina mir,
Von Saragoſſa her, von Frankreich lange;
Da reizten meine lüſterne Begier
Die ſchönen Augen und die feine Wange;
Doch keinen Raum noch Wachsthum gönnt' ich ihr:
Lieb' ohne Hoffnung iſt von ſchlechtem Klange.
Nun aber, da die Hoffnung ſo erwacht,
Schlägt auch die alte Gluth empor mit Macht.

50.

Aus Hoffnung wob mir Amor dieſe Schlingen,
Wozu er keinen andern Faden fand,
Und gab mir Mittel an, das zu erringen,
Worauf mein heißer Wunſch gerichtet ſtand.
Leicht, kann ich hoffen, muß die Liſt gelingen:
Ich ward von andern hundertmal verkannt;
Die Aehnlichkeit mit meiner Schweſter Zügen
Wird auch vielleicht das ſchöne Kind betrügen.

51.

Thu's, thu' ich's nicht? gar bald war ich im Klaren:
Das Beſte ſtets iſt was uns Freude macht.
Doch Niemand ſollte meinen Plan erfahren,
Auch war ich nicht auf fremden Rath bedacht.
Dann ſucht' ich wo der Schweſter Waffen waren,
Als ſie ſie abgelegt für dieſe Nacht.
Ich nahm ſie weg, und nahm das Roß mit ihnen,
Und harrte nicht erſt, bis der Tag erſchienen.

52.
Ich gehe Nachts, geführt von Amors Hand,
Um Flordeſpinen wieder aufzufinden,
Und komme hin, eh' noch, in goldnem Brand,
Im Abendmeer der Sonne Strahlen ſchwinden.
Heil ihm, der vor den andern hergerannt,
Der Erſte kommt, der Fürſtin es zu künden,
Für dieſe Nachricht, voll von Freud' und Luſt,
Sich hoher Gnade, reichen Lohns bewußt!

53.
Und alle hielten, eben ſo betrogen,
Wie du vorhin, für Bradamanten mich,
Zumal, da ich die Kleider angezogen
Und ihr auf dem geſchenkten Roß entwich.
Bald kam die Königin herbeigeflogen,
Umfing und herzte mich ſo inniglich,
Und war ſo heiter, ſo von Grund zufrieden,
Daß es nicht größre Freude gibt hienieden.

54.
Sie ſchlingt mir um den Hals die ſchönen Arme,
Drückt mich gar ſüß und küßt mich auf den Mund.
Nun denke dir, wie Amor jetzt das warme
Geſchoß mir trieb tief in des Herzens Grund.
Dann zog ſie an der Hand mich aus dem Schwarme
Zur Kammer, wo ſie's keinem zugeſtund,
Mir Helm noch Wehr noch Sporen abzuziehen;
Sie wollte ſich allein für mich bemühen.

55.
Drauf läßt ſie ſich ein Kleid zurechte legen,
Gar reich und ſchön, reicht mir es ſelber dar,
Putzt mich, wie Mädchen ſich zu tragen pflegen,
Und bindet in ein goldnes Netz mein Haar.

Ich weiß die Augen ſittſam zu bewegen,
Und keine Wendung bringt mich in Gefahr.
Die Stimme, welche leicht Verdacht erweckte,
Verſtellt' ich ſo, daß Niemand was entdeckte.

### 56.

Dann kamen wir zu einem Saal gegangen,
Wo eine Menge Frau'n und Ritter ſtand,
Und wurden ehrfurchtsvoll daſelbſt empfangen,
Wie Fürſtinnen und Frau'n von hohem Stand,
Und Mancher, der, was hinter dieſen Spangen
Sich Rüſt'ges und Verwegenes befand,
Nicht ahnte, reizte heimlich mich zum Lachen,
Und wagt's mit Aeugeln gar zu frech zu machen.

### 57.

Als nun die Nacht zur Ruh' begann zu laden,
Und auch die Tafel aufgehoben ward,
Die mit den feinſten Speiſen war beladen,
So wie das Jahr ſie bot in jeder Art,
Hatt' ich nicht Zeit zu bitten Ihro Gnaden,
Was eigentlich der Grund war meiner Fahrt:
Sie lud mich ſelbſt mit freundlich holdem Dringen,
Die Nacht in ihrem Bette zu verbringen.

### 58.

Wie Frau'n und Jungfrau'n, ledig ihrer Pflicht,
Pagen und Kammerherrn von hinnen eilen,
Und wir bei tageshellem Kerzenlicht
Allein und unverhüllt im Bette weilen,
So heb' ich an: Erſtaunt, o Herrin, nicht,
Daß ich ſo ſchnell zurückgereiſt die Meilen,
Die uns geſchieden, während Ihr gedacht,
Mich eher nie zu ſehn, als dieſe Nacht.

59.

Vernehmt zuerſt warum ich bin geſchieden,
Und dann vernehmt was mich zurückgebracht.
Hätt' Euch mein Bleiben je gedient zum Frieden,
Und hätt' es lauer Eure Gluth gemacht,
Ich hätt' Euch keinen Augenblick gemieden,
Ich wär' geblieben bis zur ew'gen Nacht;
Doch da ich ſah, mein Bleiben müſſ' Euch quälen,
So war nichts übrig als die Flucht zu wählen.

60.

Das Glück zog mich aus meinem Wege fort,
In ein Gebüſch von dichtverſchlungnen Zweigen.
Da dringt ein Schrei'n aus einem nahen Ort,
Ein Hülfgeſchrei, ſo wie es Weibern eigen.
Ich eile hin, zu eines Weihers Bord,
Da muß ein Faun ſich meinen Blicken zeigen,
Der in dem Netz ein nacktes Mädchen fing;
Roh freſſen wollt' er juſt das arme Ding.

61.

Ich hin, und ſäume nicht das Schwert zu heben,
Denn anderswie konnt' ich ſie nicht befrei'n;
Dem plumpen Fiſchersmann nehm' ich das Leben,
Sie aber ſpringt ſchnell in die Fluth hinein:
Nicht fruchtlos haſt du Freiheit mir gegeben,
Spricht ſie, und reich ſoll die Belohnung ſein;
Du wage, was du willſt, mir zuzumuthen:
Ich bin die Nymphe dieſer klaren Fluthen.

62.

Ich habe Macht zu großen Wunderdingen,
Und mir gehorcht der Elemente Kreis.
Du fordre was ich irgend kann vollbringen,
Und ſorge nicht ob ich's zu machen weiß.

Den Mond kann ich vom Himmel niederſingen,
Hart wird die Luft, das Feuer wird zu Eis.
Mit einem Wort laſſ' ich die Erde geben,
Und kann die Sonne zwingen, ſtill zu ſtehen. —

63.

Sie ſprach's. Nicht Schätze waren mein Begehren,
Noch irgend Herrſchaft über Volk und Land,
Nicht jeden Krieg zu endigen mit Ehren,
Nicht gleicher Muth, noch eine ſtärk're Hand,
Nein, einzig mir ein Mittel zu gewähren,
Das Eure Sehnſucht ſtillt und Euren Brand.
Doch bat ich's nicht ſo oder ſo zu wenden;
Das überließ ich alles ihren Händen.

64.

Kaum hab' ich meine Bitte vorgebracht,
So taucht ſie ſich von Neuem in die Wogen;
Statt aller Antwort ſpritzt ſie mir mit Macht
Ihr Zauberwaſſer zu in weitem Bogen.
Ich bin verwandelt, eh' ich's nur gedacht,
So wie die Fluth in's Antlitz mir geflogen.
Ich ſeh's und fühl's, und zweifle ſelbſt daran:
Ich bin kein Mädchen mehr, ich bin ein Mann.

65.

Ihr würdet ſelbſt den Glauben mir verſagen,
Doch winkt Euch ja der eigne Augenſchein.
Wie einſt, da ich den Weiberrock getragen,
Werd' ich als Mann Euch meinem Willen weih'n;
Gebietet nur: jetzt und in allen Tagen
Soll er für Euch ſtets wach und munter ſein. —
So ſagt' ich ihr, und führt' ihr ſelbſt die Hände,
Daß ſie die Wahrheit voll und deutlich fände.

66.

Wie's einem geht, der lange hoffnungslos
Nach irgend einem theuren Gute ſpähte,
Den die Entbehrung immer mehr verdroß,
Daß er vor Jammer weinte, tobt' und ſchmähte; —
Fällt ihm das Glück dann endlich in den Schoß,
Schmerzt's ihn, daß er in Sand ſo lange ſä'te;
Verzweiflung hat ihm ſo den Sinn geraubt,
Daß er, verwirrt, ſich ſelber nicht mehr glaubt.

67.

So die Prinzeſſin, die das lang Erſehnte
Nun endlich ſah und in den Händen hielt;
Da fragt ſie noch, ob ſie ein Traum verhöhnte,
Ob Aug' und Hand ihr einen Streich geſpielt,
Und ſtarke Proben braucht's, um die Bethränte
Zu überzeugen, daß ſie richtig fühlt.
Wenn's Träume ſind, ruft ſie mit frohem Lachen,
So laß mich nie mehr, guter Gott, erwachen!

68.

Zum Sturme braucht's, den Amor uns befahl,
Nicht Trommelklang und nicht Trommetenſtoß:
Nur Taubenküſſe waren das Signal,
Ob man zurückging oder ſtärker ſchoß.
Nicht Pfeil noch Schleuder war nach unſrer Wahl,
Und ohne Leiter ſtieg ich in das Schloß.
Dort pflanz' ich meine Siegsſtandarte munter,
Und kriege glücklich meine Feindin unter.

69.

Wenn dieſem Bett in vor'ger Nacht ein Heer
Von Klagen und von Seufzern ſich entrungen,
So war's in dieſer folgenden noch mehr
Von Lachen, Jubel, Spiel und Scherz durchdrungen,

Und feſter nicht um Säul' und Balken her
Hat ſich der biegſame Akanth geſchlungen,
Als wir verſchlungen waren, liebewarm,
Mit Hals und Hüfte, Bruſt und Bein und Arm.

70.

Die Sache blieb verborgen eine Zeit,
Und etlich Monde währte das Vergnügen;
Da mußt' es Jemand merken, mir zum Leid,
Und dann blieb's auch dem König nicht verſchwiegen.
Euch, der von ſeinen Mannen mich befreit,
Als ſchon die Flammen auf dem Platze ſtiegen,
Euch kann das Weitre nun kein Räthſel ſein;
Doch wie betrübt ich bin, weiß Gott allein. —

71.

So endet Richardett, durch den die Länge
Des nächt'gen Weges minder unhold ward,
Indeß, zur Seite grauſe Felſenhänge,
Aufwärts und ſtets beſchwerlich ging die Fahrt.
Ein ſteiler Pfad, von Steinen voll und enge,
Eröffnet einen Durchgang: man gewahrt
Schloß Agrismont auf höchſter Bergeszinne;
Herr Aldiger von Clermont hat es inne,

72.

Ein Baſtardſohn von Bovo; ſeine Brüder
Sind Vivian und jener Malegys;
Der aber ſprach der Wahrheit ganz zuwider,
Der ihn den ächten Sohn von Gerhard hieß.
Wie aber dem auch ſein mag, er war bieder,
Kühn, klug, ein Mann der keinen noch verließ,
Und wachſam, Tag und Nacht mit ſeinen Schaaren
Die brüderlichen Mauern zu verwahren.

73.

Von dieſem wird, wie ſtets, voll Freundlichkeit
Herr Richardett, ſein Vetter, aufgenommen,
Den er wie einen Bruder liebt; auch beut
Er Rüdigern ein freundliches Willkommen.
Doch fröhlich kommt er nicht entgegen heut,
Wie er's gewohnt, vielmehr gar ſehr beklommen:
Denn heut ward eine Nachricht ihm gebracht,
Die ihm Gemüth und Antlitz traurig macht.

74.

Und Richardetten ſagt er zum Empfange:
Mein Bruder, Fröhliches vernimmſt du nicht;
Man meldet mir ein Wort von üblem Klange:
Der Bertolaz hat ſich, der Böſewicht,
Vereinigt mit Lanfuſen, jener Schlange,
Indem er ihr koſtbaren Raub verſpricht;
Sie gibt ihm unſre beiden guten Brüder,
Den Vivian und Malegys, hinwieder.

75.

Seit jenem Tag, da Ferragu ſie fing,
Hat dieſe ſie in ſchnöder Haft bewacht,
Bis ſie mit jenem den Vertrag einging,
Den ſchändlichen, den ich dir kund gemacht;
Und Morgen wird vom Maynzer ſchon das Ding
Nah bei Bayonn' in Richtigkeit gebracht.
Er bringt das Handgeld ſelbſt, um das ſie's thut,
Und ſchachert ſo um Frankreichs beſtes Blut.

76.

Ich ließ es unſrem Reinald gleich bedeuten,
Im Sturme ſandt' ich ihm den Boten nach,
Doch hoff' ich ſeine Ankunft nicht in Zeiten:
Der Weg iſt gar zu weit für ihn; und ach!

Um auszuziehn, gebricht es mir an Leuten;
Der Geiſt iſt willig, doch die Kraft iſt ſchwach.
Hat ſie der Frevler, wird er ſie erſchlagen;
Ich weiß nicht was zu thun und was zu ſagen. —

77.

Dem Freund mißfällt der traurige Bericht,
Und, ſeinethalb, mißfällt er Rüdigern;
Der, da er ſieht, daß keiner etwas ſpricht,
Und ſtille jeder ſinnt, vom andern fern,
Ruft er mit großer Kühnheit: fürchtet nicht!
Laßt mir das Abenteuer ganz, ihr Herrn:
Mein Degen ſoll euch gut für tauſend ſein,
Um eure beiden Brüder zu befrei'n.

78.

Ich will kein andres Volk zu dieſem Streite,
Ich gnüge mir zu ſolcher That allein.
Gebt mir nur einen Führer zum Geleite
Nach jener Stätte, wo der Tauſch wird ſein.
Ihr ſollt ſie hören bis zu dieſer Seite,
Des Schandvertrages Zeugen, wie ſie ſchrei'n. —
So ſagt er, und dem einen von den beiden
Sagt er nichts Neues, der ſein Schwert ſah ſchneiden.

79.

Der andre hört nur halb, wie auf ein Wort,
Das wohlfeil iſt, und das Vollbringen theuer;
Doch Richardett zieht ihn zur Seite fort,
Erzählt ihm von dem heut'gen Abenteuer,
Und ſchwört ihm zu, es werden Zeit und Ort
Glanzvoll bethät'gen ſeiner Worte Feuer;
Worauf er ihn mit größrem Glauben hört,
Ihn achtet, ſchätzt und endlich hoch verehrt.

80.

Bei Tiſche, wo der Ueberfluß in Strömen
Sein Füllhorn ausgoß, ehrt' er fürſtlich ihn.
Dort, ohne weitern Beiſtand anzunehmen,
Beſchloſſen ſie, den Brüdern zuzuziehn,
Bis, jedes Aug' und jedes Glied zu lähmen,
Bei Herrn und Knecht der träge Schlaf erſchien;
Nur Rüd'gern nicht: ein läſtiger Gedanke
Hält ihm die Sinne wach mit innrem Zanke.

81.

Was er von jenem Boten heut vernahm,
Die Noth des Königs muß ihn ſehr beſchweren.
Der mindeſte Verzug, ſieht er mit Gram,
Den er ſich jetzt erlaubt, wird ihn entehren.
Und o des Unrechts, o der Schmach und Scham,
Hielt' er ſich jetzo zu des Feindes Heeren!
Wie würd' man's ihm für Feigheit, wie für Schmach
Ausrechnen, lief' er jetzt der Taufe nach!

82.

Zu jeder andern Stunde ließ' man's gelten,
Daß wahre Frömmigkeit der Antrieb ſei;
Doch jetzt, wo Agramant in ſeinen Zelten
Sehr ſeines Arms bedarf und ſeiner Treu',
Jetzt wird ihn jeder ob des Abfalls ſchelten,
Jetzt gilt's für Feigheit und Verrätherei,
Und nicht für Sehnſucht nach dem wahren Glauben.
Dieß mußte wohl dem Freund die Ruhe rauben.

83.

Auch quält es ihn, daß er nun iſt bewogen,
Ohn' Urlaub ſeiner Schönen fortzugehn.
Er wird im Geiſte hin und her gezogen,
Und ſchwebt im Zweifel und in bittern Wehn.

Auch jene Hoffnung hatt' ihn ſchwer betrogen,
In Flordeſpinens Schloſſe ſie zu ſehn,
Wohin ſie wollte ziehn, um Richardetten,
Wie ich erzählt, vom Feuertod zu retten.

84.

Dann kommt ihm ſein Verſprechen in den Sinn,
Nach Vallombroſa ſich mit ihr zu finden.
Er muß ſich ſagen: Kommt ſie nun dahin,
Und ſieht mich nicht, ſo wird ſie's doch empfinden.
Ich könnt' ihr mindſtens ſchreiben, wo ich bin,
Um jeden Grund zur Klag' ihr zu entwinden,
Daß ſie nicht ſagt, ich halte ſchlecht mein Wort,
Und reiſe gar noch in der Stille fort.

85.

Und er beſchließt nach langem Ueberlegen,
Ihr zu berichten, was ihn alles hält.
Zwar weiß er nicht, ob auf ſo ſchlimmen Wegen
Der Brief ihr wirklich in die Hände fällt;
Doch unterlaſſen will er's nicht deßwegen:
Er trifft wohl jemand, der ihn treu beſtellt.
Er zögert nicht, vom Lager aufzuſpringen,
Und läßt Papier, Licht, Feder, Tinte bringen.

86.

Die klugen, aufmerkſamen Diener eilen,
Und bringen Rüdigern was er begehrt.
Nun fängt er an, und füllt die erſten Zeilen
Mit ſeinen Grüßen, wie es ſich gehört.
Dann fährt er fort, ihr Nachricht zu ertheilen,
Sein König bitte dringend um ſein Schwert,
Und helf' er ihm nicht ſchnell in ſeinen Nöthen,
So werde man ihn fangen oder tödten.

87.

Dann führt er's aus, da nun in ſolchem Stande
Sein König ſich um Schutz gewandt an ihn,
So ſehe ſie, unendlich wär' die Schande,
Wenn er ihm jetzt die Treue wollt' entziehn;
Und in der Hoffnung auf ſo ſchöne Bande
Müſſ' er ja zwiefach jeden Makel fliehn,
Da ſich mit ihr, der Fleckenloſen, Reinen
Nichts Trübes dürfe, nichts Beflecktes einen.

88.

Und wenn er je in Kampf und in Gefahren
Nach eines hohen Namens Klang geſtrebt,
Und dann geſtrebt, ihn rein ſich zu bewahren,
Und nur für das errungne Gut gelebt,
Sei er ihn geizig jetzt beſtrebt zu ſparen,
Da er nun bald dem ihren ſei verwebt,
Die er, in zweien Körpern Eine Seele,
Mit Einem Eigenthum, zum Weib erwähle.

89.

Und wie er's ihr verſprochen mit dem Munde,
Verſprech' er's ihr durch dieſes Schreiben treu,
So wie von ſeiner Pflicht die letzte Stunde
Verronnen, und er noch am Leben ſei,
So werd' er, was er ſtets im Herzensgrunde
Gethan, Chriſtum bekennen frank und frei,
Und ſie vom Vater, Reinald und den Ihren
Erbitten, um als Weib ſie heimzuführen.

90.

Ich will, ſo ſchreibt er, meinen Herrn erlöſen
Von der Belagerung, wenn's Euch gefällt,
Damit das Volk der Dummen oder Böſen
Zu meiner Schande nicht das Urtheil fällt:

So lang als Agramant im Glück geweſen,
War Rüd'ger Tag und Nacht ihm treu geſellt;
Nun geht Fortuna auf des Kaiſers Bahnen,
Und bei dem Sieger wehen ſeine Fahnen.

91.

Ich bitt' um Friſt von zehn bis zwanzig Tagen,
Um einmal zu erſcheinen in dem Streit,
Und für die Afrikaner mich zu ſchlagen,
Bis ich ſie von dem harten Drang befreit.
Inzwiſchen ſuch' ich, ihnen zu entſagen,
Nach einer paſſenden Gelegenheit.
Dieß bitt' ich meiner Ehre zuzugeben,
Und Euer ſei der Reſt von meinem Leben. —

92.

So ſchrieb, um zu rechtfertigen ſein Thun,
Der treue Ritter ſeiner fernen Lieben,
Und manches noch: nicht eher konnt' er ruhn,
Als bis er voll das ganze Blatt geſchrieben.
Er faltete den Brief und ſchloß ihn nun,
Um ihn verſiegelt in die Bruſt zu ſchieben,
In Hoffnung, daß er Jemand fände morgen,
Ihn heimlich an das Fräulein zu beſorgen.

93.

Und als der Brief geſchloſſen war, da ſchloß
Er auch die Augen: leiſe kam gezogen
Der Schlaf, der auf den Müden Ruhe goß
Mit ſeinem Zweig, getaucht in Lethe's Wogen,
Bis über Berg und Thal ein Nebel floß,
Aus welchem roth' und weiße Blumen flogen,
Der Oſten ganz in ſanftem Lichte lag,
Und aus dem goldnen Hauſe trat der Tag.

94.

Und wie nunmehr, das junge Licht zu grüßen,
Die Vögel ſingen aus den grünen Zweigen,
Iſt Aldiger der Erſte auf den Füßen,
Dem Vetter und dem Freund den Weg zu zeigen,
Damit ſie nicht die guten Brüder ließen
Dem argen Feinde Bertolaz zu eigen;
Und als die beiden andern ihn vernommen,
So ſind ſie eilig, aus dem Bett zu kommen.

95.

Und wie ſie angethan mit Kleid und Wehr,
Macht ſich der gute Rüd'ger auf mit ihnen,
Nachdem er ſie gebeten, lang und ſehr,
Er möchte ſich allein der That erkühnen.
Aus Liebe zu den Brüdern, und noch mehr,
Weil's ihnen nicht gar ritterlich erſchienen,
Beharrten ſie wie Felſen auf dem Nein,
Und ließen ihn um keinen Preis allein.

96.

Sie kommen auf den Tag und auf die Stunde
An den zum Tauſche feſtgeſetzten Ort.
Ein weites Blachfeld dehnt ſich in die Runde,
Das nackt im heißen Strahl der Sonne dorrt.
Kein Lorbeer grünt auf dem verbrannten Grunde,
Cypreſſe, Myrthe, Buche fehlen dort.
Ein ſchlecht Geſtrüppe kriecht auf kahlem Boden,
Wo Niemand denkt zu hacken noch zu roden.

97.

Das kühne Kleeblatt hält, wo, kaum befahren,
Ein Pfad zu dieſer Oede ſich geſellt,
Auf dem ſie einen Rittersmann gewahren,
In goldner Rüſtung, der im grünen Feld

Den ſchönen Vogel trägt, den wunderbaren
Aus einer mehr als hundertjähr'gen Welt.
Nicht weiter, Herr: der Sang iſt hier zu Ende,
Daher ich billig mich zur Ruhe wende.

# Sechsundzwanzigſter Geſang.

## 1.

Das Alterthum war reich an edlen Frauen,
Die mehr die Tugend liebten als das Gold.
In unſrer Zeit kannſt du nicht viele ſchauen,
Die andrem ſind als dem Gewinne hold,
Doch jene die auf innre Schätze bauen,
Nicht auf der Geizbefleckten Mehrheit Sold,
Verdienen jedes reine Glück hienieden,
Und ew'gen Ruhm, wenn ſie dahin geſchieden.

## 2.

Des höchſten Lobes werth iſt Bradamante,
Sie die nicht Herrſchaft liebte, noch Gewinn,
Nur jenen Muth, den ſie an Rüd'gern kannte,
Sein edles Herz und ſeinen hohen Sinn.
Drum war ſie werth, daß er für ſie entbrannte,
Der tapfre Ritter ſeiner Königin,
Und ihr zu Liebe Dinge that, bewundert
Noch in dem fernſten, ſpäteſten Jahrhundert.

3.

Rüd'ger, wie ich euch oben ſagte, war
Zu der gefangnen beiden Brüder Frommen
Mit jenem brüderlichen Heldenpaar
Aus Clermont's Haus auf jenen Platz gekommen.
Auch ſagt' ich euch, wie dieſe wackre Schaar
Dort einen ſtolzen Ritter wahrgenommen,
Den Vogel auf dem Schild, der ſich verjüngt
Und einzig iſt, ſo weit die Sonne dringt.

4.

Als dieſer Ritter ſah, daß jene Kühnen
Sich ſtellten, wie bereit zum Flügelſchlagen,
War er begierig, ihre ſtolzen Mienen
Nach dem, was wohl dahinter ſei, zu fragen:
Iſt einer unter euch, ruft er zu ihnen,
Wohl einen Gang mit mir bereit zu wagen,
Auf Degen oder Lanze, nach Belieben,
Bis dieſer fällt und jener ſitzen blieben? —

5.

Gern ſtellt' ich mich, ſagt Ald'ger, gegen dich
Zum Schwerterſchlage wie zum Lanzenſtechen,
Jedoch ein andrer Anſchlag hindert mich,
— Es ſoll dir hier am Zuſehn nicht gebrechen —
Und läßt mir keine Zeit zu Hieb und Stich,
Ja wahrlich kaum, um nur mit dir zu ſprechen:
Sechshundert Mann erwarten wir und mehr,
Und rüſten uns zum Kampf mit dieſem Heer.

6.

Um ihnen zwei der Unſern zu entreißen,
Hat Mitleid uns hieher geführt und Pflicht. —
Dann gibt er ihm, warum in Stahl und Eiſen
Sie hier zu ſehn, ausführlichen Bericht.

Was du mir ſagſt, das iſt nicht abzuweiſen,
Sagt jener drauf: ich widerſpreche nicht.
Ihr ſeid, wie ſichre Zeichen mir verkünden,
Drei Ritter, die nicht ihres Gleichen finden.

7.

Ein oder zweimal wollt' ich mit euch rennen,
Um euren Muth und eure Kraft zu ſehn.
Laßt ihr's auf fremde Koſten mich erkennen,
So kämpf' ich nicht: mir iſt genug geſchehn.
Nur bitt' ich euch, ihr wollet mir vergönnen,
Mit dieſem Helm und Schild euch beizuſtehn.
Ich hoffe mich, nehmt ihr mich mit zum Reigen,
Nicht unwerth der Genoſſenſchaft zu zeigen. —

8.

Mich dünkt, daß Mancher ſchon im Stillen frage,
Wer dieſer ſei, der hier im Feld erſchien
Und ſich erbot, an dieſem heißen Tage
Mit unſrem Kleeblatt in den Kampf zu ziehn?
Nun, dieſe — daß ich nicht mehr dieſer ſage —
Marfiſa war's, die kürzlich dem Zerbin,
Dem armen Freund, Gabrinen aufgezwungen,
Den Unhold, ganz von Schändlichkeit durchdrungen.

9.

Die rüſtigen Genoſſen gönnten gern
Ihr einen Platz in ihrer kleinen Schaar.
Sie hielten ſie für einen tapfern Herrn,
Nicht für das Weſen, das ſie wirklich war.
Nicht lange drauf ſieht Ald'ger in der Fern,
Und macht's den drei Geſellen offenbar,
Ein Fähnlein, das ſich in den Lüften ſchwingt
Und einen großen Haufen mit ſich bringt.

10.

Schon ſind ſie nah, und ſchon zu unterſcheiden
Die Mohrentracht, woran die viere ſehn,
Dieß ſeien ihre Gegner von den Heiden;
Auch ſehen ſie in ihrer Mitte gehn
Zwei kleine Klepper, und darauf die Beiden
Gebunden, die der Maynzer will erſtehn.
Marfiſa ſpricht: Wer wird ſich noch beſinnen?
Da ſind ſie ja; nun kann das Feſt beginnen. –

11.

Der Saal, ſagt Rüd'ger drauf, iſt noch zu leer;
Noch fehlen viele der geladnen Leute.
Es wird ein großer Ball, und man muß ſehr
Drauf ſehn, daß man ihn glänzend zubereite.
Doch ſicher zögern ſie nicht lange mehr. —
Und währenddem ſieht man von jener Seite
Den Haufen der Verräther nahn von Maynz;
Und jetzo kann der Tanz beginnen, ſcheint's.

12.

Die Maynzer kamen dort heraufgezogen:
Auf reichbeladnen Mäulern führten ſie
Gold, Kleider und wem ſonſt der Geiz gewogen;
Und traurig zogen beide Brüder hie,
In einem Kreis von Lanzen, Degen, Bogen,
Ihr ſichres Loos erwartend, ach, ſo früh!
Und hörten ſchon den Bertolaz, den ſchnöden
Verräther, mit dem Mohrenhauptmann reden.

13.

Der Sohn des Haimon, ſo wie Bovo's Sohn,
Sie halten ſich beim Anblick nicht des Frechen.
Gefällt ſind ihre beiden Speere ſchon,
Um hier und dort zugleich auf ihn zu ſtechen.

Der eine gibt ihm in den Bauch den Lohn,
Der andre liebt's, die Zähn' ihm auszubrechen.
Daß jeder Frevler doch deſſelben Bads
Gewärtig wär', wie dieſer Bertolaz!

14.

Marfiſa flog mit Rüdigern zum Tanze,
Noch eh' es ihnen die Trompete hieß.
Der erſten brach die eingelegte Lanze
Nicht eher, bis ſie drei zu Boden ſtieß.
Der Hauptmann fiel, geehrt von ſolchem Glanze,
Und ſchied vom Leben ſchnell durch Rüd'ger's Spieß;
Und von demſelben Stoß getroffen fuhren
Mit ihm zwei andre zu den finſtern Fluren.

15.

Daraus entſtand ein Irrthum bei den beiden
Parteien, welcher ihr Verderben war.
Die Maynzer glaubten hier ſich von den Heiden
Verrathen und in ſchmählicher Gefahr.
Die Mohren, welche dort daſſelbe leiden,
Schrei'n Meuchelmörder! zu der andern Schaar;
Worauf ſie unter ſich ein gräßlich Schlachten
Mit Bogen, Lanzen und mit Schwertern machten.

16.

Rüd'ger läßt hin und her den Renner ſchweifen,
Und zehn und zwanzig fallen hier und dort.
Gleich tüchtig weiß die Jungfrau einzugreifen,
Und gleich in beiden Schaaren würgt der Mord.
Wohin die fürchterlichen Schwerter ſtreifen,
Da muß auch alles aus dem Sattel fort;
Und Helm und Panzer freſſen dieſe Klingen,
Wie Flammen, die zum trocknen Holze dringen.

17.

Ihr habt's vielleicht ſchon ſelbſt mit angeſehn,
Ihr wißt es wenigſtens vom Hörenſagen:
Wenn zwiſchen Bienen ſoll ein Streit geſchehn,
Und ſie empört aus ihrem Korbe jagen,
Schießt wohl ein hungrig Schwälbchen aus den Höhn,
Und frißt und mordet, ohne lang zu fragen:
So denkt euch Rüd'gers und Marfiſens Spiel,
Vor denen ringsum Mohr und Maynzer fiel.

18.

Nicht alſo Richardett mit ſeinem Vetter:
Sie tanzen wechſelnd nicht mit beiden Reih'n;
Die Heiden laſſend, bleiben ſie im Etter,
Und halten an die Maynzer ſich allein.
In Reinald's jungem Bruder braust ein Wetter,
Sein Muth iſt groß, und ſeine Kraft nicht klein;
Und beide läßt er heute doppelt ſehen
Beim alten Haß, in dem die Maynzer ſtehen.

19.

Und aus demſelben Grunde zeigt ſich heute
Der Baſtard Bovo's wie ein wilder Leu;
Wo ihm ein Helm entgegen kommt im Streite,
Zerſchlägt er ihn zur Stunde wie ein Ei.
Wer wär' auch, deſſen Herz ſich nicht erfreute,
In wem erſtünde nicht ein Hektor neu,
Wenn er mit Rüd'gern kämpft und mit Marfiſen,
Dem Flor und Kern der kühnen Kampfesrieſen?

20.

Die hohe Jungfrau, unter ihren Streichen,
Blickt oft nach den Genoſſen rings umher,
Und wie ſie ſieht ſo hoher Stärke Zeichen,
Iſt ſie erſtaunt und preist ſie alle ſehr.

Doch Rüd'ger iſt ein Wunder: ſeines Gleichen,
So ſcheint's ihr, hat die weite Welt nicht mehr;
Oft däucht es ihr, daß Mars, um hier zu kriegen,
Vom fünften Himmel ſei herabgeſtiegen.

21.

Sie ſieht die Hiebe, wie ſie ſchrecklich kreiſen,
Und ſieht wie keiner fruchtlos niederfährt,
Es ſcheint Papier, und nicht Metall das Eiſen,
Vor Baliſarden, ſeinem ſcharfen Schwert.
Das ſchneidet Helme, Panzer müſſen reißen,
Die Menſchen ſind geſpalten bis auf's Pferd,
Und liegen, gleich getheilt nach gutem Maße,
Die Hälfte hier, die Hälfte dort im Graſe.

22.

Die Hiebe fahren weiter noch, und hacken
Zuſammt dem Reiter auch das Roß entzwei.
Sie hauen Köpfe ſchockweis von den Nacken,
Und machen Rümpfe von den Hüften frei.
Fünf, ſechs vermag ein Streich zugleich zu packen. —
Ich ſagte mehr noch, doch ich trage Scheu:
Wahrheit gleicht hier der Lüge, wenn ich's wage;
Drum wird es Noth thun, daß ich wen'ger ſage.

23.

Turpin, der Gute, der ſich wahrhaft weiß,
Und jedem ſeinen Glauben läßt allhie,
Ertheilt dem Rüd'ger wunderbaren Preis,
Daß leicht für Lügen, wer es hört, verſchrie'.
Und ſo auch vor Marfiſen ſchien von Eis
Jedweder Krieger, und die Fackel ſie,
Die Rüd'gers Blick nicht minder auf ſich zieht,
Als ſie mit Staunen ſeine Thaten ſieht.

24.

Und wenn der Ritter ihr ein Mars geſchienen,
So hielt' er für Bellonen ſie vielleicht,
Hätt' er gewußt um das Geſchlecht der Kühnen,
Die freilich gänzlich einem Manne gleicht.
Vielleicht entſtand Wetteifer unter ihnen,
Der jenen Armen nicht zum Glück gereicht,
An deren Fleiſch, Blut, Nerven, Mark und Knochen
Von beiden eins zum Meiſter wird geſprochen.

25.

So wurde heut durch Muth und Kraft von Vieren
Vernichtet und geſprengt ein doppelt Heer.
Die beſte Waffe, die die Flücht'gen führen,
Iſt dießmal jenes untere Gewehr.
Wohl denen, deren Roſſe galoppiren,
Denn Paß und Trab verwerthen ſich nicht ſehr;
Und wer kein Roß hat, kann ſich's heute ſagen,
Wie traurig 's iſt, als Fußſoldat zu ſchlagen.

26.

Den Siegern bleibt das Schlachtfeld und die Beute,
Denn Fußvolk ſo wie Säumer eilen fort.
Maynz flieht nach der, der Mohr nach jener Seite;
Die Ladung bleibt ſammt den Gefangnen dort.
Die Sieger löſen eilig ihre Leute
Mit frohem Antlitz und mit frohem Wort.
Nicht minder ſind die Diener bei der Hecke,
Und ſtöbern friſch in Ladung und Gepäcke.

27.

Sie finden viele ſilberne Geräthe,
Gar zierlich in verſchiedne Form gebracht,
Auch weibliche Gewänder, ſchöngenähte,
Mit Stickerei von großer Kunſt und Pracht,

Für Königszimmer eine Wandtapete,
Ein flandriſch Werk, von Seid' und Gold gemacht,
Viel andre Sachen, ſchön und reich zu preiſen,
Und endlich Flaſchen Weins, nebſt Brod und Speiſen.

28.

Und als es nun am Helmabnehmen war,
Sahn ſie, daß ſie ein Weib zum Beiſtand nahmen.
Sie ward erkannt am goldnen Ringelhaar,
Und am Geſicht, dem feinen, wunderſamen.
Sie boten ihr gar viele Ehre dar,
Und fragten ſie um ihren edlen Namen.
Sie, artig ſtets, wenn ſie mit Freunden ſpricht,
Verweigert ihnen dieſe Kunde nicht.

29.

Sie ſehen ſich nicht ſatt an dieſer Kühnen,
Die ſie ſo herrlich ſahn in Feindes Reih'n.
Sie ſieht nur Rüd'gern, ſpricht kein Wort mit ihnen,
Und achtet keinen als nur ihn allein.
Auch das Gefolge kommt, ſie zu bedienen,
Und lädt zum Mahle ſie mit jenen ein,
Das fertig harrt an eines Brunnens Rande,
Durch einen Berg geſchützt vor'm Sonnenbrande.

30.

Ein Brunnen des Merlin war dieſe Quelle,
Von denen er in Frankreich vier gemacht,
Von feinem Marmorſtein umgeben, helle,
Weißer als Milch, ein Werk in lichter Pracht,
Und Bilder eingebau'n an ſeiner Schwelle,
Von hoher Arbeit, göttlich ausgedacht.
Ja, würden ſie der Stimme nicht entbehren,
Auf Leben würdet ihr und Athem ſchwören.

31.

Hier kam ein Unthier aus dem Wald gerannt,
Gar grauſam, häßlich, ſcheußlich anzuſchauen,
Mit Eſelsohren, ſonſt dem Wolf verwandt
An Kopf und Zähnen, unten Löwenklauen,
Das Ganze Fuchsgeſtalt; das lief von Land
Zu Land, durch Frankreichs, Spaniens, Welſchlands Auen,
Und Engellands, vom Hunger ſehr entſtellt,
Durch Aſien und die ganze weite Welt.

32.

Das hatte weit und breit viel Volks erſchlagen,
In niedrer Hütte wie im ſtolzen Saal;
Doch mehr noch ſchien's den Großen nachzujagen,
Den Kön'gen, Herrn und Fürſten allzumal.
Am meiſten hat der röm'ſche Hof zu klagen,
Denn dort erſchlug es Pabſt und Kardinal.
Es hatte Petri heil'gen Stuhl geſchändet,
Und in die Kirche Aergerniß geſendet!

33.

Es ſcheint, als ſeien Wälle, Mauern, Gräben
An dieſem fürchterlichen Thier verloren.
Nicht Eine Stadt vermag zu widerſtreben
Und jedes Schloß empfängt's mit offnen Thoren.
Auch leider ſieht man's Göttergleich erheben,
Man ſieht's anbeten von den blinden Thoren;
Es ſcheint ſogar, mit übermüth'gem Raſen,
Sich Höll' und Himmelsſchlüſſel anzumaßen.

34.

Den kaiſerlichen Lorbeer in dem Haar,
Sah man daneben einen Ritter ſtehen,
Drei Jünglinge mit ihm, auf dem Talar
Die goldnen Lilien ſchön geſtickt zu ſehen.

Ein Löwe bot daſſelbe Zeichen dar,
Und ſchien auf jenes Unthier loszugehen.
Der Helden Namen waren eingebau'n
Am Haupt und an des Kleides Saum zu ſchau'n.

35.

Der ihm den Degen in den Bauch getrieben,
Bis an den Griff, dem argen Ungethüm,
Trug Franz von Frankreich über'm Haupt geſchrieben,
Und Max, der Oeſterreicher, ſtand bei ihm.
Der fünfte Karl, der Kaiſer, bohrte drüben
Den Speer ihm durch den Hals mit Ungeſtüm;
Und der ihm in die Bruſt den Bolzen brachte,
Der hieß Heinrich von Engelland, der Achte.

36.

Der Zehnte, ſteht auf jenes Löwen Rücken,
Der in das Ohr ihm ſchlägt den ſcharfen Zahn,
Und nicht mit Schütteln nachläßt und mit Drücken,
Bis andre ſich mit gleichem Muthe nahn.
Die Welt ſcheint alle Furcht nun fortzuſchicken,
Und abzuſtellen jenen alten Wahn
Eilt edles Volk herbei, zwar nicht zu viele,
Und mit dem Unthier kommt es ſchnell zum Ziele. —

37.

Die Ritter ſind zuſammt der kühnen Frau'n
Voll Neugier, mehr von ihnen zu erfahren,
Durch deren Hand erlegen jenes Grau'n,
Der Fluch und das Verderben ganzer Schaaren.
Zwar ſind die Namen in den Stein gehau'n,
Doch Näheres kann Niemand offenbaren.
Sie bitten unter ſich, wenn's einer könnte,
Daß er den andern auch die Kunde gönnte.

38.

Zum Malegys nun kehrt ſich Vivian,
Zum Bruder, der bis jetzt kein Wort geſprochen:
Du weißt's, ich ſeh' dir's an den Augen an;
Laß unſre Kenntniß nicht ſo abgebrochen.
Wer ſind ſie, die dieß Unthier abgethan,
Mit Schwert, Pfeil, Speer die Welt an ihm gerochen? —
Das ſind Geſchichten, redet Malegys,
Wovon bis jetzt ſich nirgends leſen ließ.

39.

Wißt, deren Namen hier ſind eingeſchnitten,
Die haben noch das Aug' nicht aufgeſchlagen:
Wenn ſiebenhundert Jahre hingeglitten,
Dann werden ſie berühmte Scepter tragen.
Merlin, der weiſe Zaub'rer bei den Britten,
Schuf dieſen Quell in König Artus Tagen,
Und Dinge, die die Welt noch hat zu ſchauen,
Ließ er durch Meiſter in den Marmor hauen.

40.

Dieß Unthier ſchlich ſich aus der Hölle Schlund
Zu jener Zeit, da man zuerſt ſich plackte,
Markſteine ſetzen ließ auf feſten Grund,
Maß und Gewicht erfand und die Kontrakte;
Doch ging es nicht gleich über's Erdenrund,
Indem es nur erſt einz'le Länder packte.
In unſrer Zeit hat's manchen Ort im Joch,
Doch weilt's beim Landvolk und beim Pöbel noch.

41.

Von ſeinem Urſprung bis auf unſre Zeiten
Iſt's ſtets gewachſen, wächst noch immerdar,
Und wachſen wird's und alles überſchreiten,
Was jemals graus und ungeheuer war.

Der Python ſelbſt, von deſſen Scheußlichkeiten
So vieles ſchon geſchrieben iſt, fürwahr!
Er kann ſich dieſem nicht von fern vergleichen,
Und muß an Schmach und Häßlichkeit ihm weichen.

42.

Es wird entſetzlich hauſen, wird entweihen,
Verderben und vergiften jedes Land.
Von ſeinen Freveln, ſeinen Quälereien
Macht dieſer Stein das Wenigſte bekannt.
Wenn heiſer iſt die Welt vom Hülfeſchreien,
So werden dieſe, die uns hier genannt,
Die den Karfunkel auch an Glanz beſiegen,
Ihr in der höchſten Noth zu Hülfe fliegen.

43.

Das Thier wird keinen größern Feind als Franz,
Den hohen König der Franzoſen, ſehen;
Denn hierin raubt ihm keiner je den Kranz,
Und wen'ge werden ihm zur Seite gehen.
Ihm hat in Größe, königlichem Glanz
Und jeder Tugend mancher nachzuſtehen,
Der vorher trefflich und vollkommen ſchien,
Wie Sterne müſſen vor der Sonne fliehn.

44.

Noch eh' ihm feſtſitzt auf dem Haupt die Krone,
Im erſten Jahr von ſeinem Regiment,
Zerreißt er auf der Alpen ſteilem Throne
Die Plane deß, der ihm den Paß verrennt,
Aus höchſt gerechtem Zorn ob jenem Hohne,
Der bis dahin noch ungerochen brennt,
Den von der Wuth aus jenen Sennenhütten,
Aus jenen Matten, Frankreichs Heer erlitten.

45.

Dann wird er in das Blachfeld niederſtreben
Der Lombardei, und Frankreichs Kern ihm nach,
Und nimmer wird die Schweiz ihr Horn erheben,
Das ſein gewalt'ger Arm in Stücke brach.
Zu des Hiſpaniers und der Kirche Beben,
Und zu des Florentiners ew'ger Schmach
Wird er die Feſtung[*] nehmen, die noch immer
Bis jetzt geglänzt in jungfräulichem Schimmer.

46.

Ihm aber hilft zu dieſem ſchönen Siege
Vor jeder Wehr das ruhmgekrönte Schwert,
Durch das in jenem ehrenvollen Kriege
Der Unhold fiel, der jedes Land verheert.
Und kein Panier, ſo hoch es immer fliege,
Das nicht vor dieſem ſich zu Boden kehrt,
Und keine Stadt, mit Gräben, Wall und Thürmen
Wird vor der ſtarken Waffe ſich beſchirmen.

47.

An dieſem Fürſten wird man alles ſehn,
Was große Feldherrn zierte: Cäſar's Geiſt,
Die Klugheit deſſen, der am Thraſimen
Und an der Trebia wies, was Klugſein heißt,
Und Alexander's Glückſtern, ohne den
Wie Rauch und Nebel jeder Plan zerreißt.
Freigebig iſt er ſo, daß mir hierin
Kein Muſter und nichts Gleiches kommt in Sinn. —

48.

So ſagte Malegys, und die Getreuen
Erſuchten ihn, von Neubegier erregt,
Von dem und jenem noch zu prophezeien,
Der dieſes Thier, das andre ſchlug, einſt ſchlägt.

---

[*] Das Schloß von Mailand.

Ein Bernhard war dort in den Vorderreihen,
Und von Merlin viel Ruhm ihm beigelegt:
Berühmt durch dieſen, ſprach er, wird Bibiena,
So wie Florenz, die Nachbarin, und Siena.

49.

Gleich würdig nehmen ihren hohen Lohn
Sigmund Gonzaga, keinem Mann der Zweite,
Johann Salviati, Ludwig Aragon,
Sie alle mit dem Thier in hartem Streite;
Auch Franz Gonzaga; und ſein edler Sohn,
Herr Friedrich, weicht ihm nimmer von der Seite.
Ferrara's Herzog, und der von Urbin,
Sein Schwager und ſein Eidam, ſind um ihn.

50.

Nicht will, daß Jemand ſich des Vortritts rühme,
Der Sohn des einen dulden, Guidobald;
Das Unthier drängt mit gleichem Ungeſtüme,
Nebſt Ottobon dal Flisco, Sinibald;
Ludwig Gazolo bohrt dem Ungethüme
In ſeinen Hals den Pfeil, der ſiegreich ſchallt
Vom goldnen Bogen, den Apoll ihm weihte,
Indeß ihm Mars den Degen gab zur Seite.

51.

Zwei Herkules, zwei Hippolyts von Eſte,
Ein andrer Herkules und Hippolyt,
Gonzaga, Medici ſind nicht im Reſte,
Sie hetzen wacker und das Thier wird müd;
Mit ſeinem Sohn iſt Julian auf's Beſte,
Ferrant mit ſeinem Bruder gleich bemüht.
Andreas Doria bleibt nicht dahinten;
Franz Sforza hält ſich zu den Gutgeſinnten.

52.

Vom Blut Avalo's, rein und hochgeprieſen,
Sind zwei dabei, den Felſen[*] in dem Schild,
Der von dem Haupt bis zu den Schlangenfüßen
Den frechen Typheus unter ſich verhüllt;
Kein andrer Held hat ſeinen Fuß vor dieſen
Beim Angriff auf das grauenhafte Wild:
Franz von Pescara, nie beſiegt im Streiten,
Alphons del Vaſto, leſt ihr bei dem zweiten.

53.

Doch Ferdinand Gonſalvo, Spaniens Stern,
Wo ließ ich ihn, den Malegys vor allen
So hoch erhob, daß von den andern Herrn
Nur wen'ge mit dem gleichen Ruhm erſchallen?
Wilhelm von Montferrat war auch nicht fern
Vom Heldenchor, durch den das Thier gefallen.
Doch nannt' ich wen'ge von der großen Schaar,
Durch die's verwundet und getödtet war. —

54.

Mit art'gem Spiel und heitrem Wort verbrachte
Das Häuflein dann den ſchwülen Nachmittag
Im Buſchwerk, das den Brunnen überdach'te,
Wo man auf wunderfeinen Decken lag.
Doch Malegys mit ſeinem Bruder wachte,
Gewaffnet und bereit zu jedem Schlag;
Da ſehen ſie ein Mädchen, unbegleitet,
Das ihnen zu in großer Eile reitet.

55.

Dieß war Hippalka, welche den Frontin,
Das gute Roß, durch Rodomont verlor.
Den ganzen vor'gen Tag war ſie um ihn,
Doch traf ihr Flehn und Schmähn ein taubes Ohr;

---

[*] Iſchia, nach Petrarca.

Und ſie beſchloß zu Rüdigern zu ziehn,
Und nahm den Weg gen Agrismont empor.
Denn ſie erfuhr — doch weiß ich nicht durch wen —
Sie werd' ihn hier mit Richardetten ſehn.

56.

Sie nahm den Weg zum Schloſſe, das ſie kannte,
Und wo ſie öfters ſchon geweſen iſt,
Und da der Weg ſich grad zum Brunnen wandte,
So fand ſie ihn allhier, wie ihr ſchon wißt.
Doch ſie, als treu verſtändige Geſandte,
Die ihrer Botſchaft Sinn gar wohl ermißt,
Wie ſie hier ſieht der Herrin Bruder ſtehen,
Thut ſie, als hätt' ſie Rüd'gern nie geſehen.

57.

Als käme ſie bloß Richardettens wegen,
Geht ſie gerade auf ihn zu, und er,
Der ſie ſogleich erkennt, tritt ihr entgegen
Und fragt die Eilige: Wohin? woher?
Sie ſäumt nicht, ihm ihr Leid an's Herz zu legen,
Mit rothen Augen noch, und ſeufzt gar ſchwer;
Doch ſpricht ſie laut, daß Rüd'gern in der Nähe
Von ihrer Rede ja kein Wort entgehe.

58.

Ich führte, hob ſie an, gar treu und fleißig,
So wie mich's deine hohe Schweſter hieß,
Ein ſchönes Roß, zum Staunen gut, und reiſig,
Frontin genannt, und das ſie liebt' und pries.
Auch zog ich wohl mit ihm der Meilen dreißig
Marſeille zu, wohin ſie mich verwies,
Wohin ſie ſelbſt in Kurzem kommen wollte,
Und wo ich, ſprach ſie, ihrer harren ſollte.

59.

Ich dachte wohl in meinem kühnen Glauben,
Es hätte Niemand ſolche Herzensruh,
Daß er es wagte, mir dieß Roß zu rauben,
Schrieb' ich's, als eigen, Reinalds Schweſter zu.
Doch meine Nüſſe waren von den tauben:
Ein kecker Heide nahm es mir im Nu,
Indem ihn ſelbſt die Nachricht, wem's gehörte,
Im mind'ſten nicht in ſeinem Treiben ſtörte.

60.

Ich hab' ihn geſtern und noch heut gebeten,
Und da vergebens war ſo Flehn als Drohn,
Macht' ich mit Fluch und Scheltwort ihn erröthen,
Ließ ihn nicht fern von hier, und ging davon.
Nun iſt er ſammt dem Roß in großen Nöthen,
Und kämpft mit einem Ritter, der ihn ſchon
So weich geſchlagen, daß ich faſt kann hoffen,
Es hab' ihn meine Rache ſchon getroffen. —

61.

Bei dieſem Wort ſpringt Rüd'ger ſchnell empor,
Noch eh' er ganz die Rede konnte faſſen,
Hält Richardetten ſeine Dienſte vor,
Und will zum Lohn, ſoll er nicht ſtets ihn haſſen,
Und ſtürmt ihm tauſend Bitten noch in's Ohr,
Allein ihn mit der Jungfrau ziehn zu laſſen,
Bis ſie zu jenem Mohren ihn gebracht,
Der ſich mit ſeinem Roß davongemacht.

62.

Zwar ſcheint es Richardetten nicht gar ſchicklich,
Die eignen Händel andern zu vertrau'n;
Doch ſcheint's, er mache ſeinen Retter glücklich,
Drum gibt er's zu, und ſucht es zu verdau'n.

Der Held läßt die Gefährten augenblicklich,
Und reitet mit Hippalken durch die Au'n.
Die andern bleiben ſtarr auf ihrem Sitze,
Nicht bloß erſtaunt, ob ſolcher Kampfeshitze.

63.

Wie ihn Hippalka fern den andern hat,
Beginnt ſie ihm die Wahrheit nun zu ſagen:
Von jener, die nicht müde wird noch matt,
An ſeinem Heldenbild ſich zu behagen,
Sei ſie geſchickt; und, der Verſtellung ſatt,
Sagt ſie, was ihr die Herrin aufgetragen;
Wenn er zuvor was anderes gehört,
So hätte ſie Herr Richardett geſtört.

64.

Sie ſagt ihm auch, der ihr das Pferd entriſſen,
Hab' ihr geſagt: Gehört es Rüdigern,
So freut's mich ſehr, und laß es ihn nur wiſſen:
Ich nehm' es grade deßhalb doppelt gern.
Hat er nicht Luſt, es lange zu vermiſſen,
So ſag' ihm nur, der Räuber ſei nicht fern,
Sei Rodomont, und ſeine Thaten glänzen
Fernhin bis zu der Erde letzten Grenzen. —

65.

Der Ritter zeigte ſich von Grimm verzehrt,
Sein Auge flammte, da er dieß vernahm,
Theils weil Frontin ihm theuer war und werth,
Theils weil die Gabe kam, woher ſie kam,
Theils weil er durch den Raub ſich ſah entehrt;
Er ſah, es ſei ihm Schmach und ew'ge Scham,
Nicht augenblicks Frontinen zu befrei'n,
Und würdig ſich zu rächen obendrein.

66

Das Fräulein führt den Ritter ohne Weile,
Damit er bald den Heiden möge ſehn.
Nun aber trennt der Weg ſich in zwei Theile:
Der führt durch's Blachfeld, jener über Höhn;
Doch jeder kehrt, der ebne wie der ſteile,
Zum Thale, wo ſie ließ den Heiden ſtehn.
Rauh iſt der Bergweg, aber kurz und grade;
Doch eben geht ſich's auf dem längern Pfade.

67.

Die Sehnſucht trieb, Frontinen zu bewahren,
Und ſich zu rächen an der Frevlerhand,
Hippalken, jenen Bergweg zu befahren,
Wo man ſich freilich ſchnell am Ziel befand
Der Fürſt von Algier trabt mit dem Tartaren
Und mit den andern, die ich euch genannt,
Auf jenem längern, ebnen Weg indeſſen,
Und kommt nicht dran, mit Rüd'gern ſich zu meſſen.

68.

Sie haben ihre Händel aufgegeben,
Bis Agramant vom Feinde wär' befreit,
— Dieß wißt ihr ſchon — und haben auch daneben
Die Urſach' ihres Haders im Geleit.
So höret, was ſich weiter nun begeben:
Ihr Weg führt ſie zum Quell, juſt um die Zeit,
Da Richardett und Ald'ger, ſammt Marfiſen
Und Vivian dort ruhn, und Malegyſen.

69.

Marfiſa hat mit einer Weibertracht
Auf ihrer Freunde Bitten ſich geſchmückt,
Von jenen, die der Schelm aus Maynz gebracht,
Der gern Lanfuſen mit der Pracht beglückt.

Obwohl ſie ſelten anders als zur Schlacht
Gerüſtet, Stahlgepanzert ward erblickt,
So ließ ſie heut ſich auf der Freunde Flehn
Als Weib in einem Weiberrocke ſehn.

70.

Kaum ſieht der tolle Mandricard Marfiſen,
Denkt er — im Wahn, daß ſie ſich gleich bequeme —
Mit Rodomonten einen Tauſch zu ſchließen,
So daß ſie der für Doraliſen nähme;
Als ob ſich Amors Triebe lenken ließen,
Daß ein Verliebter ſich nicht weiter gräme,
Und fähig ſei, wie andre Waaren eben,
In Kauf und Tauſch ſein Liebchen herzugeben.

71.

Um nun mit einer Liebſten ihm zu dienen,
Und ſeine zu behalten, fällt's ihm ein,
Marfiſen ihm, die ihm von holden Mienen
Und jedes Ritters würdig ſchien zu ſein,
— Als wär' der Wechſel gar ſo leicht mit ihnen,
Als ging' es über Hals und Kopf — zu frei'n;
Und ihr geſammtes ritterlichs Geleite
Bedroht er keck und fordert ſie zum Streite.

72.

Die beiden Brüder waren in den Waffen,
Als zu der andern Schutz und Sicherheit.
Sie eilen, ſich vom Boden aufzuraffen,
Und kommen beide ſchleunig zu dem Streit,
Im Wahn, als hätten ſie's mit zwei'n zu ſchaffen;
Doch findet's Rodomont nicht an der Zeit;
Er rührt ſich nicht vom Platz, er gibt kein Zeichen,
Und Einer hat's zu thun mit ihren Streichen.

73.

Zuerſt kommt Vivian mit großem Muth,
Der einen ſtarken Speer im Nahen ſenkt,
Indeß der Heidenfürſt daſſelbe thut;
Doch ihm iſt Ruhm und größre Kraft geſchenkt.
Es zielt der eine wie der andre gut,
Wo er am ſchwerſten hinzuſtoßen denkt.
Der Franke trifft den Heiden in's Geſicht:
Verlorner Stoß! er fällt, er beugt ſich nicht.

74.

Der Heidenfürſt hat eine beſſre Lanze,
Bricht ihm den Schild wie Eis mit ſeinem Stoß,
Und wirft ihn von dem Pferd bei dieſem Tanze
Den Kräutern und den Blumen in den Schooß.
Jetzt rüttelt Malegys an ſeinem Kranze,
Und kommt zu rächen ſeines Bruders Loos;
Allein er bringt, gar eilig bei der Sache,
Dem Vivian Geſellſchaft mehr als Rache.

75.

Der andre Bruder ſpringt, noch vor dem Vetter,
Auf's Roß, mit ſeinen Waffen angethan,
Und rennt den Heiden wie ein Donnerwetter,
Gefordert, mit verhängten Zügeln an;
Und mitten auf dem Helme mit Geſchmetter
Sitzt ihm der Stoß, dicht am Viſiere dran.
Die Lanze fliegt gen Himmel in vier Splittern,
Allein der Heide läßt ſich nicht erſchüttern.

76.

Der Heide, felſenfeſt in ſeinem Sitze,
Trifft ihm die linke Seite mächtig ſchwer.
Da ſind ihm Schild und Panzer wenig nütze,
Und wie durch eine Rinde trifft der Speer.

Zur weißen Schulter dringt die grauſe Spitze
Und ſchwer verletzt wankt Ald'ger hin und her;
Bald liegt auch er, von Blum' und Gras umfangen,
Mit rothen Waffen und mit blaſſen Wangen.

77.

Nun kommt auch Richardett heran, und neigt
So ſchweren Speer, mit ſo beherzten Mienen,
Daß er es zeigt, ſo wie er's ſtets gezeigt,
Er ſei ein Stern in Frankreichs Paladinen.
Auch hätte ſich der Mohr vor ihm gebeugt,
Wär' gleicher nur die Wage zwiſchen ihnen;
Kopfüber mit dem Roſſe ſtürzt der Held,
Und ohne Schuld verliert er ſo das Feld.

78.

Da nun kein Ritter weiter auf der Scene,
Der ſich dem König der Tartaren ſtelle,
So denkt er ſchon, gewonnen hab' er jene,
Und ſiegestrunken geht er zu der Quelle,
Und meldet: Ihr ſeid unſer, meine Schöne,
Zeigt ſich für Euch kein andrer Kampfgeſelle.
Auch könnt Ihr Euch nicht weigern noch verwahren,
Denn alſo wird nach Kriegsgebrauch verfahren. —

79.

Marfiſa hebt das Antlitz ſtolz und hehr,
Und ſpricht zu ihm: Da irrſt du dich genug.
Ich geb' es zu, dein Reden wär' nicht leer,
Ich wäre dein nach allem Recht und Fug,
Wenn einer nur mein Herr, mein Ritter wär'
Von dieſen vieren, die dein Eiſen ſchlug.
Doch ich bin mein, gehöre keinem hier,
Und wer mich will, der nehme mich von mir.

80.

Auch ich verſtehe Schild und Speer zu führen,
Und manchen Ritter warf ich auf den Plan.
Mein Roß und meine Waffen! ruft ſie ihren
Schildknappen, und ſie bringen's ſchnell heran.
Sie läßt den Rock, im Wamſe zu ſtolziren,
Und zeigt am Leibe ſich ſo wohlgethan,
Daß ſie in allem, nur nicht in den Mienen,
Dem ſtrengen Gott der Schlachten gleich erſchienen.

81.

Wie ſie bewaffnet iſt, das Schwert zur Seite,
So ſpringt ſie auf ihr Streitroß, leicht und kühn,
Schwenkt's hin und her, zwei, dreimal, in die Weite,
Und läßt ſich's bäumen, läßt es wieder fliehn.
Dann fordert ſie den Heiden zu dem Streite,
Und rennt mit einem ſchweren Speer auf ihn.
So mocht' im Trojerfeld einſt an Achillen
Den Schlachtendurſt Pentheſilea ſtillen.

82.

Die Lanzen gehn bis an den Griff in Stücke,
Wie Glas von dieſem grimmen Stoß verſpreut.
Doch keines von den Kämpfern wankt zurücke,
Und keines weicht nur einen Finger breit.
Marfiſa, welche gern des Heiden Glücke
Verſuchen möcht' auch in dem engern Streit,
Und ſehn, was er vermöge mit dem Degen,
Schwenkt um, und eilt ihm mit dem Schwert entgegen.

83.

Auf Gott und Elemente flucht der Heide,
Der ſie im Sattel ſieht nach ſolchem Stoß.
Sie, die ihm ſeinen Schild wie dünne Seide
Zu ſchlitzen meinte, iſt nicht minder bös.

Nun ſchwingen ſie mit Wuth die nackte Schneide
Und hämmern auf die Zauberwaffen los.
Der beiden Wehr iſt feſt vor jedem Schlage,
Und nie war's nöth'ger als an dieſem Tage.

84.

So gut war Ring und Schiene hier gemacht,
Daß weder Schwert noch Lanze ſie verſehrte,
So daß wahrhaftig dieſe wilde Schlacht
Den ganzen Tag und noch den andern währte,
Wenn Rodomont, auf beſſern Zweck bedacht,
Dem Gegner nicht den Aufenthalt verwehrte:
Willſt du, ſo ſprach er, einen Kampf beſtehn,
Muß unſer alter erſt zu Ende gehn.

85.

Wir haben uns mit dem Beding vertragen,
Du weißt's, zu helfen unſrem Feldpanier,
Und dürfen eher keine Stunde ſchlagen,
Eh dieß geſchehn, in Schlacht noch in Turnier. —
Marfiſen auch, mit höflichem Betragen,
Kehrt er ſich zu und zeigt den Boten ihr,
Und ſagt, daß er zu ihnen ſei geritten,
Um Beiſtand ſie für Agramant zu bitten.

86

Er bittet ſie, es mög' ihr doch gefallen,
Nicht nur nicht weiter in dem Kampf zu gehn,
Auch ihnen und den übrigen Vaſallen
Zu ihres Königs Gunſten beizuſtehn.
Dort werd' ihr Ruhm erſt durch die Welt erſchallen,
Mit weitrem Flug und zu den höchſten Höhn,
Als wenn ſie hier, ſo kleinen Handels wegen,
Sich ſolcher großen Abſicht ſtell' entgegen.

87.

Marfiſa, längſt von der Begier entglommen,
Die Helden Karl's zu prüfen auf dem Sand,
War ja aus keinem andern Grund gekommen,
Aus ſo entfernten Gau'n, in's Frankenland,
Als um zu ſehen, ob, was ſie vernommen
Von ihrem Ruhme, wahr ſei oder Tand;
Sobald ſie hörte von der Heiden Nöthen,
War ſie entſchloſſen, dieſen beizutreten.

88.

Indeß zog Rüd'ger über jenen Grath
Hippalkens falſchen Weg, in aller Schnelle,
Und fand, daß Rodomont auf andrem Pfad
Gegangen war von der bewußten Stelle.
Er denkt, er ſei nicht weit, und ganz gerad
Führ' ihn von hier die Straße zu der Quelle.
Er wendet ſich, und folgt in ſchnellem Trab
Den friſchen Spuren zu dem Born hinab.

89.

Hippalken ſendet er auf dieſem Wege
Zurück nach dem nicht fernen Montalban,
Denn wenn ſie wieder mit zur Quelle zöge,
So käme ſie zu weit aus ihrer Bahn.
Er bittet, daß ſie keinen Zweifel hege,
Er werde bald Frontinen wieder ſahn,
Ein Glück, das er ihr alſogleich verkünde,
Nach Montalban, und wo ſie ſich befinde.

90.

Dann gibt er ihr den Brief, den er geſchrieben
In Agrismont, und noch im Buſen trägt;
Ihn zu entſchuldigen bei ſeiner Lieben,
Dieß iſt's, was er an's Herz ihr mündlich legt.

Sie ſcheidet nun, und wendet ſich nach drüben,
Nachdem ſie alles wohl ſich eingeprägt.
Nicht ſäumt die gute Botin, wacker trabend,
Als bis ſie Montalban erreicht am Abend.

91.

Und Rüd'ger folgt dem Heiden nun mit Macht,
Die friſchen Spuren führen ihn feldein.
Doch erſt als ihn ſein Roß zum Quell gebracht,
Sah er ihn mit dem andern im Verein.
Sie hatten juſt zuſammen ausgemacht,
Einander auf dem Weg nicht gram zu ſein,
Bis ſie ihr Lager von dem Feind befreit,
Dem Kaiſer, der's mit Brand und Mord bedräut.

92.

Der Held erkennt Frontinen aus der Weite,
Und durch Frontinen den, der ihn beſteigt.
Er fordert wild den Libyer zum Streite,
Indem er ſchon ſich auf die Lanze neigt.
Doch Rodomont thut mehr als Hiob heute,
Der ſeinen wilden Hochmuth niederbeugt,
Und ihm den Kampf verſagt, den er mit Fluchen
Und Toben ſonſt beſtändig pflegt zu ſuchen.

93.

Dieß war der erſte Tag und auch der letzte,
Daß eine Forderung bei ihm verhallt;
Doch daß er ſeinen armen Herrn entſetzte,
Dieß war's, was ihm ſo hoch, ſo ernſtlich galt,
Daß, wenn er Rüd'gern für den Haſen ſchätzte,
Sich für den Panther, der ihn ſchon umkrallt,
Er nicht ſo lang bei ihm verweilen könnte,
Daß er ihm auch nur zwei, drei Hiebe gönnte.

94.

Nun weiß er noch, daß dieſes Rüd'ger iſt,
Der um ſein Roß ihn fordert zum Gefechte.
Der Mann, mit welchem ſich kein andrer mißt
An Ruhm, im ganzen männlichen Geſchlechte,
Der Held, den er im ritterlichen Zwiſt
So gern ſeit Jahren ſchon erproben möchte,
Und weigert doch den Kampf, den der ihm bot;
So ſehr bedrückt ihn ſeines Königs Noth.

95.

Sonſt würd' er gern wohl tauſend Meilen ziehen,
Sich zu erkaufen eine ſolche Schlacht,
Doch wär' er von Achill heut angeſchrieen,
Er hätt' es anders nicht als ſo gemacht.
So mächtig hatt' er ſeines Muthes Glühen
Erſtickt mit Aſchen und in Schlaf gebracht.
Er ſagt, weßhalb er heut nicht könne ſtreiten,
Und bittet ſeinen Feind, ihn zu begleiten.

96.

Denn thu' er dieß, werd' er die Tugend üben
Des treuen Ritters gegen ſeinen Herrn;
Und wenn erſt die Belag'rung abgetrieben,
So ſei'n ſie ſich zum Kampfe niemals fern. —
Der Held verſetzt: den Handel aufzuſchieben,
Dazu verſteh' ich mich von Herzen gern,
Bis Karl an Agramanten muß ermatten;
Doch erſt ſollſt du mir den Frontin erſtatten.

97.

Soll ich verziehn, bis wir am Hof erſchienen,
Dir zu beweiſen, daß es iſt zum Schämen,
Sich gegen eine Jungfrau zu erkühnen,
Ein Mann, und ihr mein Streitroß wegzunehmen,

So ſtell' in meine Willkühr erſt Frontinen;
Sonſt glaube nicht, ich werde mich bequemen,
Daß ich den Zweikampf zwiſchen uns verſchöbe,
Und dir nur eine Stunde Stillſtand gäbe. —

98.

Indeß der zum Erſtatten des Frontin
Den Feind auffordert oder zu dem Streite,
Und jener weder länger will verziehn
Noch weichen, und die Sache zieht in's Weite,
Kommt Mandricard, dem Helden auch nicht grün
Mit andrem Zwiſt von einer andern Seite,
Wie er ſein Zeichen, jenen Vogel ſieht,
Den Herrſcher in dem luftigen Gebiet.

99.

Er trug das Wappen, das einſt Troja führte,
Im himmelblauen Feld den weißen Aar,
Womit er ſich aus guten Gründen zierte,
Weil er vom Stamm des tapfern Hektor war,
Doch was gar übel der Tartar verſpürte;
Denn ſeinem Hochmuth ſchien es gar nicht klar
Und ſchimpflich, daß ein andrer ſollte wagen,
Den Adler Hektors in dem Schild zu tragen.

100.

Und ſo trug auch der König der Tartaren
Den Vogel, den der Götterſchenke ritt.
Wie er ihn in dem Schloſſe der Gefahren[*]
Zum Lohn erhielt, da er den Sieg erſtritt,
Ihr wißt's und könnt mir den Bericht erſparen;
Auch wißt ihr, wie ihm jene Fee damit
Die ganze ſchöne Zauberrüſtung brachte,
Die einſt Vulkan für Troja's Helden machte.

---

[*] Nach Bojardo.

101.
Schon längſt einmal war dieß die Drachenſaat,
Schon einmal hatten ſie ſich drob geſchlagen;
Doch welcher Zufall dort dazwiſchen trat,
Das wißt ihr, und ich brauch' es nicht zu ſagen.
Seit dieſem waren ſie ſich nicht genaht
Bis heut; nun aber kommt's zu neuen Fragen.
Wie Mandricard ihn ſieht, ſo bläht er ſich,
Und droht, und ſchreit ihm zu: Ich fordre dich!

102.
Tollkopf, du wagſt's, mein Wappen zu erheben,
Und nicht zum erſten Male ſag' ich's heut.
Glaubſt du, weil ich es einmal zugegeben,
Du Thor, ich ſei wohl immer ſo bereit?
Doch da von deines tollen Hirns Geweben
Dich weder Zuſpruch, weder Drohn befreit,
So ſollſt du ſehn, wie ſehr dir's wär' zum Glücke,
Hätt'ſt du gehorcht im erſten Augenblicke. —

103.
Wie warmes, trocknes Holz von einem ſchwachen,
Geringen Windhauch ſchnell in Brand geräth,
So plötzlich muß auch Rüd'gers Zorn erwachen
Beim erſten Wort, womit ihn jener ſchmäht.
Leicht denkſt du mich, verſetzt er, zahm zu machen,
Da mir ſchon dieſer hier zu Leibe geht.
Allein ich kann, und werde dir's beweiſen,
Ihm den Frontin, dir Hektor's Schild entreißen.

104.
Daſſelbe hat uns ſchon einmal verhetzt,
Noch iſt's nicht lange her ſeit jenem Streite;
Allein damals entkamſt du unverletzt,
Du hatteſt keinen Degen an der Seite.

Das waren Winke: Thaten kommen jetzt;
Gib Acht, was dir der weiße Aar bedeute!
Seit alten Zeiten trug ihn mein Geſchlecht:
Mit Unrecht führſt du ihn, und ich mit Recht. —

105.

Du führſt vielmehr mit Unrecht meine Zeichen,
Ruft Mandricard, und zieht mit Zornesgluth
Das Schwert, daſſelbe, welches den Geſträuchen
Jüngſt Roland überließ in ſeiner Wuth.
Der gute Rüd'ger, der nicht abzuweichen
Vermag vom ritterlichen Edelmuth,
Wie er den andern ſieht mit bloßem Degen,
So eilt er gleich, die Lanze wegzulegen.

106.

In ſeiner Hand blitzt Baliſarde, ſieh!
Und feſter ſtrebt er ſeinen Schild zu faſſen,
Da ſprengt der Afrikaner zwiſchen ſie,
Er und Marfiſa, die den Aufſchub haſſen.
Der hält den einen, und den andern die,
Und bitten ſie, dem Zorn nicht Raum zu laſſen.
Und jener klagt, daß, was er ihm verſprach,
Nun Mandricard zum zweiten Male brach.

107.

Erſt hab' er mehr als einen Kampf, im Glauben,
Marfiſen zu erobern, angefacht,
Nun woll' er Rüdigern ſein Wappen rauben,
Und zeige ſeine Treu in voller Pracht.
Darfſt du, ſo ſpricht er, dieſes dir erlauben,
So ſei erſt unſer Handel abgemacht,
Der mehr ſich ſchickt und mehr hat zu bedeuten,
Als dieſe neuen Angelegenheiten.

108.

Auf die Bedingung ſchloſſen wir den Frieden,
Die allen andern Händeln Ruhe ſchafft.
Hab' ich erſt meinen Streit mit dir entſchieden,
So ſteh' ich dem für's Roß zur Rechenſchaft.
Dann um dein Schild, wenn du noch weilſt hienieden,
Magſt du an ihm verſuchen deine Kraft.
Doch denk' ich dir ſo viel zu thun zu geben,
Daß Rüd'ger wird nicht allzuviel erheben. —

109.

O glaube nicht, es geht, wie du da prangſt,
Verſetzt ihm Mandricard mit Zornesblitzen:
Ich gebe dir wohl mehr, als du verlangſt,
Vom Kopf zu Fuß ſollſt du mir lernen ſchwitzen.
Dann hab' ich noch — mir iſt's ſo wenig Angſt,
Als Quellen, die des Waſſers g'nug beſitzen —
Um Rüd'gern und mit ihm der ganzen Welt
So viel zu geben als man nur beſtellt. —

110.

Der Zorn vermehrt ſich, und die Worte jagen
Auf beiden Seiten ſchnell ſich hin und her.
Zugleich mit beiden Feinden ſich zu ſchlagen,
Iſt nun des zorn'gen Mandricard's Begehr.
Rüd'ger, der niemals einen Schimpf ertragen,
Will Streit und Kampf, und keinen Frieden mehr.
Marfiſa ſpringt beſänft'gend hin und wieder,
Doch ſie, allein, kämpft dieſe Wuth nicht nieder.

111.

Dem Bauer gleich, wenn durch die hohen Dämme
Der Fluß durchſickernd neue Bahn ſich ſucht:
Er wehrt bebend, daß er nicht überſchwemme
Die grünen Weiden, die gehoffte Frucht,

Strebt da und dort, bedrängt, wie er ihn hemme,
Doch zwingt er ihn auch hier in eine Bucht,
So weicht der lockre Damm an andern Stellen,
Und über ſtrömt die Fluth in hundert Quellen:

### 112.

So, während dieſer ganze Heldenreigen
Toll und verworren durch einander ſchreit,
Sich jeder als den Kühnern will bezeigen
Und die Genoſſen überſchreien weit,
Sucht immerfort Marfiſa ſie zu ſchweigen,
Allein umſonſt verliert ſie Muth und Zeit;
Kaum faßt ſie einen, um ihn wegzubringen,
Als die zwei andern wild zuſammenſpringen.

### 113.

Marfiſa, die den Frieden möchte, ſpricht:
Ihr Herrn, nun laßt euch was Vernünftigs ſagen.
Die Fehde zu verſchieben, iſt euch Pflicht,
Bis Agramant nicht länger braucht zu zagen.
Iſt jeder ſo auf ſeinen Fall erpicht,
So will auch ich mit Mandricard mich ſchlagen,
Und ſehn, ob er, wie er ſich groß gemacht,
Mich an ſich reißen kann durch Waffenmacht.

### 114.

Doch, iſt es dran, dem König beizuſtehen,
So ſtehn wir bei, und ſtreiten uns nicht mehr! —
Ich will's nicht hindern, daß wir weiter gehen,
Spricht Rüd'ger, nur will ich mein Roß vorher.
Eins von den beiden will ich alsbald ſehen,
Mit Einem Wort, Roß oder Gegenwehr.
Denn eher will ich gleich den Tod hier haben,
Als nicht auf meinem Pferd in's Lager traben. —

115.

Verſetzt ihm Rodomont: Dieß zu erlangen,
Wird nicht ſo leicht wie jenes andre ſein.
Und weiter ſpricht er: Bleibt der König hangen,
Das ſag' ich dir, ſo biſt du Schuld allein.
Ich habe dieſen Streit nicht angefangen,
Ich ſage nicht zu meinen Pflichten Nein. —
Doch Rüd'ger läßt ſich durch dieß Wort nicht halten,
Und zieht ſein Schwert, von Grimm und Wuth zerſpalten.

116.

Und wie ein Eber ſtürzt er auf ihn los,
Stößt mit dem Schild den König von Algier,
Macht an dem einen Fuß ihn bügellos,
Verwirrt und wirft ihn aus dem Sattel ſchier.
Da ſchreit der Mandricard: Mein iſt der Stoß!
Verſchieb' ihn, Rüd'ger, oder ficht mit mir! —
Und mehr als je ein Wüthrich und ein Schelm,
Haut er, indem er ſpricht, auf Rüd'gers Helm.

117.

Er duckt bis auf des Roſſes Hals zuſammen,
Vermag auch nicht gleich wieder aufzuſchau'n,
Denn Rodomont kommt raſch wie Blitzesflammen,
Und macht's ihm mächtig vor den Augen grau'n.
Wär' nicht der Helm geſchützt vor allen Schrammen,
Er hätt' ihn bis auf's Kinn entzweigehau'n.
Betäubt, kann Rüd'ger nicht die Hände ſchließen,
Läßt hier das Schwert und dort die Zügel ſchießen.

118.

Es trägt das Roß ihn mit ſich in die Weite,
Indeß am Boden Baliſarde ruht.
Marfiſa, ſeine Kampfgenoſſin heute,
Geräth in Feuer und in lichte Gluth,

Daß ihm, dem Einen, beide ſind zur Seite,
Und fliegt, ganz Kühnheit und ganz Edelmuth,
Auf Mandricarden zu, um nach Vermögen
Ihm auf den Schädel einen Streich zu legen.

119.

Der Afrikaner folgt dem Rüd'ger nach:
Noch einen Treff, und ihm gehört Frontin.
Doch Richardett und Vivian ſind wach,
Und drängen zwiſchen Rüd'gern ſich und ihn.
Der eine ſtößt den Heiden hundertfach,
Gewaltſam ihn von Rüd'gern abzuziehn;
Der andre, Vivian, gibt ihm ſein Schwert,
Wie die Beſinnung ihm zurückgekehrt.

120.

Wie Rüd'ger wieder zu ſich ſelbſt gekommen,
Und nun ein Schwert erhält von Vivian,
Rennt er, von voller Rachbegier entglommen,
Den Afrikaner ohne Zaudern an,
Ein Löwe, den der Stier auf's Horn genommen,
Und der nicht wird den Schmerzen unterthan;
So treiben, jagen, hetzen, ſpornen, ſtechen
Ihn Unmuth, Zorn und Hitze, ſich zu rächen.

121.

Er wettert auf das Haupt des Sarazenen,
Und hätt' er ſeinen Degen nur zur Hand,
Den, wie geſagt, beim Anfang dieſer Scenen
Ihm eine große Büberei entwand,
So wäre wohl dem Heiden, muß ich wähnen,
Sein Helm das Haupt zu ſchützen nicht im Stand;
Der Helm, den man für Babels König machte,
Als er die Sterne zu bekriegen dachte.

122.

Die Zwietracht meint, hier könne nun nichts weiter
Als Hader, Zank und ew'ger Kampf entſtehn,
Und nimmer werden dieſe wilden Streiter
Den Frieden und den Waffenſtillſtand ſehn;
Und ſagt daher ruhig zum Begleiter,
Sie könnten wieder zu den Mönchlein gehn.
Wir laſſen ſie und bleiben auf den Auen,
Wo Rüdiger den Rodomont gehauen.

123.

Der wußt' ihm alſo mit dem Schwert zu winken,
Daß der mit ſeinem Helm auf's Kreuz dem Pferde
Und mit der harten Rinde mußte ſinken,
Womit der Mohr den Rücken ſich bewehrte.
Dreimal wankt' er zur Rechten und zur Linken,
Und neigte ſich gebognen Haupts zur Erde;
Auch hätt' ihm dieſer Hieb ſein Schwert entwunden,
Hätt' er's nicht feſt ſich an die Hand gebunden.

124.

Marfiſa ließ indeß an Bruſt, Geſicht
Und Stirn den König der Tartaren ſchwitzen,
Und er wog nicht mit ſchlechterem Gewicht;
Doch beider Waffen ſind ſo gute Stützen,
Daß auch kein Ring, an keiner Stelle, bricht,
Und beide ſich bis jetzt gleich gut beſchützen;
Doch eine Wendung von Marfiſens Pferd
Macht plötzlich Rüd'gers Arm ihr wünſchenswerth.

125.

Marfiſens gutes Roß, indem ſich's eben
Kurz wenden will auf etwas feuchtem Feld,
Glitſcht aus, und kann ſich keine Hülfe geben,
So daß es auf die rechte Seite fällt;

Und wie es ſich in Eile will erheben,
Kommt Briliador juſt quer herangeprellt,
Geſpornt von dem nicht ritterlichen Heiden;
Nun muß es einen zweiten Fall erleiden.

126.

Rüd'ger ſäumt nicht, zum Schutz heranzujagen,
Wie er das Fräulein ſieht ſo hart berennt:
Auch hat er Zeit, denn, fern hinaus getragen,
Irrt jener andre, dem der Schädel brennt.
Er kommt, den König auf das Haupt zu ſchlagen,
Und hätt's wie einen Krautſtrunk auch getrennt,
Wär' ihm in ſeiner Hand der eigne Degen,
Auf jenes Haupt ein andrer Helm gelegen.

127.

Der Afrikaner, der indeß erwacht,
Dreht ſich herum; da ſieht er Richardetten:
Er denkt daran, wie ſau'r ihm's der gemacht,
Um den bedrängten Rüdiger zu retten,
Und ſprengt auf ihn, ſo daß ihm Liebe, Macht
Und Muth gar ſchlechten Lohn getragen hätten,
Wenn nicht mit ſeltnem Zauber Malegys
Ihm hülfreich ſeine große Kunſt bewies.

128.

Denn Malegys, der jeden Zauber kannte,
Dem beſten Negromanten gleich hierin,
Obwohl ſein Buch, das auch die Sonne bannte,
Ihm nicht zur Stelle war und zum Gewinn,
War ihm der Spruch, der ihm der Geiſter ſandte
So viel ihm nöthig waren, wohl im Sinn.
Und ſchnell in Doraliſens Zelter brachte
Er einen Dämon, der es raſend machte.

### 129.

In's zahme gute Rößlein, das das Kind
Des Stordilan auf ſeinem Rücken trägt,
Hat er von Minos' Engeln, wie der Wind
So hurtig, einen in's Quartier gelegt;
Und dieſes, das ſonſt, ſchüchtern, frommgeſinnt,
Nicht anders ſich als nach der Hand bewegt,
Setzt in die Luft, wie toll und ungeſcheit,
Wohl ſechszehn Ellen hoch und dreißig weit.

### 130.

Der Sprung war größer als es ſich gebührte,
Doch mit dem Fallen hatt' es keine Noth.
Wie ſich das Fräulein in den Lüften ſpürte,
So ſchrie ſie ſtark und hielt ſich ſchon für todt.
Nun lief das Roß, als ob's der Teufel führte,
Mit ihr davon, indem ſie, ſo bedroht,
Um Hülfe ſchrie, und rannte ſo behende,
Daß es der ſchnellſte Pfeil nicht träf' und fände.

### 131.

Der Sohn des Ulien vergißt das Streiten,
Der ſich beim erſten Ton der Stimme ſchwenkt,
Und wo ihr Zelter hinrast in die Weiten,
Dem Fräulein ſchnell ſein Roß zu Hülfe lenkt.
Auch der Tartar ſäumt nicht, ihm nachzureiten,
Der nicht an Rüd'gern noch Marfiſen denkt,
Und ohne Frieden noch Vertrag zu ſchließen,
Dem Afrikaner folgt und Doraliſen.

### 132.

Marfiſa ſpringt empor, vor Aerger bleich
Und ganz von Grimm und wilder Wuth verblendet.
Zu rächen glaubt ſie ſich mit Einem Streich,
Indeß ihr Feind ſchon ferne ſich gewendet.

Rüd'ger ſeufzt nicht, er brüllt, dem Löwen gleich,
Wie er den Handel alſo ſieht geendet.
Sie wiſſen wohl, Frontin und Briliador
Gehn ihren Roſſen allzukräftig vor.

133.

Rüd'ger hat keine Ruh, bis er entſchieden
Mit Rodomont den Handel hat um's Pferd;
Marfiſa will noch den Tartaren ſchmieden,
Den ſie noch nicht erprobt, wie ſie's begehrt.
Begnügt zu ſein mit einem ſolchen Frieden,
Dieß ſchiene beiden unter ihrem Werth;
Daher ſie zuſammen ſich verſteben,
Den Spuren ihrer Feinde nachzugeben.

134.

Im Heidenlager müſſen ſie ſie finden,
Wofern es nicht noch früher kann geſchehn.
Dort ſind ſie hin, wie alle Zeichen künden,
Zu retten, eh' die Mohren untergehn,
Und dorthin muß das Paar die Bahn verbinden,
Wo's ihnen ſicher hoffen kann zu ſtehn.
Doch er will nicht ſo über's Knie abbrechen,
Und nicht ein Wort erſt mit den Freunden ſprechen.

135.

Und Rüd'ger eilt, ſein Roß zurückzuſchwingen,
Wo ſeiner Dame Bruder ſteht beiſeit,
Erbietet herzlich ſich, in allen Dingen,
Zu ſeinem Freund, in gut' und böſer Zeit,
Und auch der Schweſter einen Gruß zu bringen
Erſucht er ihn mit ſeiner Artigkeit;
Das letzte macht er ſo geſchickt und prächtig,
Daß er nicht ihm noch andern wird verdächtig.

136.
Und ihn und Vivianen, Malegyſen
Grüßt er, den wunden Ald'ger auch im Gras,
Die gleichfalls ihm ſich hochverpflichtet hießen
Zum Dienſt, und Schuldner in dem vollſten Maß.
Der Drang war ſo gewaltig in Marfiſen,
Daß ſie das Abſchiednehmen ganz vergaß;
Doch eilte Malegys nebſt Vivianen,
Sie noch mit einem fernen Gruß zu mahnen;

137.
Und ſo auch Richardett; mit trüben Mienen
Blieb Ald'ger liegen, der verwundet war.
Die erſten waren nach Paris, und ihnen
Folgt ſchlachtendurſtig nun das zweite Paar.
Ich hoff' Euch, Herr, im nächſten Sang zu dienen,
Wie übermenſchlich und wie wunderbar
Zum Schaden Karl's und ſeiner armen Leute
Sich dieſes Doppelpaar bewegt' im Streite.

## Siebenundzwanzigſter Geſang.

1.
Weit beſſer oft gelingt ein Rath den Schönen,
Der aus dem Stegreif kommt, als lang bedacht;
Denn mit den andern Gaben, die ſie krönen,
Ward ihnen dieſe durch des Himmels Macht.
Doch ſchlecht geräth er bei den Menſchenſöhnen,
Den reife Ueberlegung nicht gemacht,
Auf den ſie nicht, bis er mit Thaten endet,
Ein gut Stück Zeit, und Müh' und Fleiß gewendet.

2.

So auch der Rath, den Malegys erkoren,
Der ſchlecht gerieth, obwohl er nach dem Schein
Der beſte war, um von dem blut'gen Mohren
Den hartbedrängten Vetter zu befrei'n.
So hat er nun den Zaubergeiſt beſchworen,
Um jene beiden Heiden los zu ſein,
Und denkt nicht dran, wohin ſie jagen werden,
Die Heeresmacht der Chriſten zu gefährden.

3.

Doch hätt' er Zeit gehabt, ſich zu beſinnen,
So konnte Richardett, und gar nicht ſchwer,
Mit ſeiner Hülfe der Gefahr entrinnen,
Ganz ohne Schaden für das Chriſtenheer.
Noch immer konnte ja der Geiſt von hinnen,
Und ob's nach Oſten oder Weſten wär',
Und ſich ſo weit entfernen mit der Kleinen,
Daß ſie in Frankreich nimmer würd' erſcheinen.

4.

Die Buhlen ſäumten nicht, ihr nachzugeben,
Nach jedem andern Ort wie nach Paris;
Doch dieſe Vorſicht hat er überſehen,
Und unbedachtſam heut war Malegys.
Die Bosheit nun, verbannt aus Himmelshöhen,
Die dort ein blutig Schauſpiel ſich verhieß,
Da ihr der Meiſter ſchwieg von ihren Pfaden,
Nahm den, der Karln am mehrſten mußte ſchaden.

5.

Der Zelter, der den Teufel hat im Leib,
Hat manchen Fluß und Graben ſchon durchſchnitten,
Trägt über Stock und Stein das bange Weib,
Nicht Sumpf noch Wald gebietet ſeinen Schritten;

Durch's Lager ſelbſt, zu ſeinem Zeitvertreib,
Streicht er dahin, durch Franken und durch Britten,
Und was zur Fahne Chriſti ſich geſellt,
Bis er beim König von Granada hält.

6.

Ihr haben jene beiden, voll Vertrauen,
Am erſten Tag ein Stück weit nachgeſetzt;
Da war ſie noch von hinten, fern, zu ſchauen,
Allein ſie ſchwand aus ihrem Blick zuletzt.
Nun folgen ſie den Spuren durch die Auen,
Dem Hunde gleich, den man auf's Reh gehetzt,
Und halten nicht, bis ſie zum Heer gelangen
Und ihres Hierſeins Kunde dort empfangen.

7.

Karl, ſieh dich vor! nun drängen Wuth und Haß
Dich ſo, daß ich nicht kann an Rettung glauben.
Nicht dieſe nur: dort kommen auch Gradaß
Und Sacripant, die dir Verderben ſchnauben.
Und jetzt, dir zu verrennen jeden Paß,
Muß dir Fortuna beide Lichter rauben,
Von Kraft und Klugheit, die für dich gewacht;
Und blind verbleibſt du, einſam, in der Nacht.

8.

Von Roland und von Reinald iſt die Rede:
Dem einen iſt der Kopf nun ganz verdreht,
Der Berg und Thal durchrennt und Feld und Oede,
Und nackt im Sonnenſchein und Regen geht.
Der andre läßt in deiner Noth dich ſchnöde,
Mit deſſen Hirn es nicht viel beſſer ſteht,
Und will, die er nicht in Paris gefunden,
Ringsum die Spur Angelica's erkunden.

9.

Ein alter kriegeriſcher Zauber brachte,
Wie ihr von Anfang wißt, den Wahn ihm bei,
Durch ein phantaſtiſch Blendwerk, das er machte,
Daß ſie mit Roland fortgegangen ſei;
Was eine Eiferſucht in ihm entfachte,
Die ihn beinahe trieb zur Raſerei.
So kam er nach Paris, und, kaum erſchienen,
Mußt' er nach England, ſeinem Herrn zu dienen.

10.

Nach jener Schlacht, wo ihm des Tages Ehre
Zufiel, den Mohrenkönig einzukeilen,
Da kehrt' er nach Paris zurück vom Heere,
Um Klöſter, Häuſer, Schlöſſer zu durcheilen,
Wo er auch ſicher ihr begegnet wäre,
Sie ſtünde denn vermauert in den Säulen.
Doch da er weder ſie noch Roland ſieht,
Verfolgt er ſie mit ſehnendem Gemüth.

11.

Er denkt, ob nicht der Graf ſich ihrer freue
Zu Brava, zu Anglant bei Scherz und Spiel.
Nun ſucht er dort und hier die Ungetreue,
Doch kommt er weder hier noch dort zum Ziel.
Dann kehrt er nach Paris zurück auf's Neue,
Und denkt, des Zögerns ſei nun allzuviel,
Und Roland müſſe nächſter Tage kehren,
Soll nicht ſein Bleiben ſeinen Ruf beſchweren.

12.

Wie dieſer nicht erſcheint nach zweien Tagen,
Da fühlt er, daß die Ungeduld ihn tödte,
Und eilt zurück, in Brava bald zu fragen,
Bald in Anglant, ob ſich nichts Neues böte.

So iſt er Tag und Nacht in ew'gem Jagen,
Bei Sonnengluth, bei friſcher Morgenröthe,
Und macht den Weg, bei Sonn'= und Mondesſtrahlen,
Nicht einmal nur, nein, wohl zu hundert Malen.

### 13.

Allein der alte Feind, der Evens Hand
Nach dem verbotnen Apfel machte langen,
Erhob zu Karl den ſcheelen Blick, und fand,
Daß nun der gute Reinald fortgegangen,
Und ſah die Schlappe, die bei ſolchem Stand
Das Lager der Getauften könnt' empfangen;
Drum führt' er ſchnell den ganzen Flor und Kern
Der Sarazenen her von nah und fern.

### 14.

So ließ er Sacripanten und Gradaſſen,
Die jetzt zuſammen zogen durch die Gau'n,
Seit ſie des Atlas Zauberſchloß verlaſſen
Mit jenen vielgetäuſchten Herrn und Frau'n,
Die beiden ließ er den Gedanken faſſen,
Den Muth der armen Mohren zu erbau'n,
Und Karln zu ſtürzen, und durch fremde Lande
Führt' er ſie hin und bracht' es ſchnell zu Stande.

### 15.

Dann hat er einen andern angewieſen,
Der den Tartaren und den Libyer treibt,
Den Spuren nach, auf welchen Doraliſen
Ein andrer trägt, erſchrocken und betäubt.
Ein andrer ſorgt dafür, daß mit Marfiſen
Der gute Rüd'ger nicht dahinten bleibt;
Der aber hielt dem letzten Paar die Zügel,
Und etwas ſpäter kam es aus dem Bügel.

16.

So kam denn Rüd'ger mit der Heldenfrau
Ein halbes Stündchen ſpäter zu dem Heere.
Der ſchwarze Engel war nicht wenig ſchlau:
Bedacht, wie er die Chriſten tüchtig ſcheere,
Sah er voraus, daß ihm ſein ganzer Bau
Durch den Frontin gleich umgeworfen wäre;
Denn wie ſich Rodomont und Rüd'ger ſehn,
So muß der Handel auch von vorn angehn.

17.

Zufällig trafen ſich die erſten viere
An einem Ort, wo beiden Lagern nah
Man die im Winde wehenden Paniere
Der Drängenden und der Bedrängten ſah.
Hier hielten ſie, nicht lange ſinnend, ihre
Berathung, wo denn der Beſchluß geſchah,
Sich Agramanten hülfreich zuzuwenden,
Trotz Karln, und die Belagerung zu enden.

18.

Sie ſchließen feſt zuſammen ſich, und fallen
In's Chriſtenlager ein, und brechen Bahn.
Spanien und Afrika! ſo hört man's ſchallen,
Und ganz als Heiden laſſen ſie ſich an.
Der Waffenruf tönt in den Zelten allen,
Doch ſind's die Schläge, die noch früher nahn,
Zuſammt der Nachricht, daß, kaum angegriffen,
Ein großer Theil vom Nachtrab ausgekniffen.

19.

Das Chriſtenheer, von dieſem Lärm erregt,
Rennt hin und her, und will den Kopf verlieren.
Man glaubt, was häufig zu geſchehen pflegt,
Daß Schweizer und Gascogner rebelliren;

Doch weil faſt Niemand weiß, wo man ſich ſchlägt,
So ſchaart ſich jedes Volk bei den Panieren,
Dort bei Trompeten-, hier bei Trommelklang;
Und bis zum Himmel tönt der Lärm und Drang.

20.

Der große Kaiſer, mit den Paladinen,
Kommt, bis auf's Haupt in voller Waffentracht,
Und fragt, was es gegeben unter ihnen,
Und was das Volk in Unordnung gebracht,
Hält den und jenen auf mit droh'nden Mienen,
Sieht Wunden, wie aus einer großen Schlacht,
Sieht Leute, die am Kopf und Kehle bluten,
Und andre ohne Arm und Hand ſich ſputen.

21.

Er reitet weiter fort, und muß mit Grauen
Am Boden, ja vielmehr im rothen Meer,
Im eignen Blut begraben viele ſchauen;
Da hilft kein Arzt und hilft kein Zaubrer mehr.
Die Köpfe ſind den Rümpfen abgehauen,
Und ſcheußlich liegen Arm' und Bein' umher;
Und von der einen bis zur andern Seite
Des Lagers ſieht er Haufen todter Leute.

22.

Wo ſich das kleine Häuflein durchgeſchlagen,
Das ew'gen Ruhm erwarb auf dieſer Flur,
Da blieb, um aller Welt davon zu ſagen,
Ein langer Streif als denkenswerthe Spur.
Karl ſieht mit Staunen und mit wilden Klagen,
Welch' grauſer Mord ihm durch ſein Lager fuhr,
Wie einer, dem der Blitz in's Haus gekommen,
Nach jedem Wege ſieht, den er genommen.

23.

Und kaum hat dieſe erſte Retterſchaar
Des Königs Agramant erreicht die Wälle,
Als dort auch Rüd'ger mit Marfiſen war,
Nicht weit davon, an einer andern Stelle.
Ein- oder zweimal warf das würd'ge Paar
Die Augen rings umher von dieſer Schwelle;
Als es den nächſten Weg in's inn're Haus
Zu ſeinem Herrn erſehn, — raſch fiel es aus.

24.

Wie wenn man eine Mine angezündet,
Und durch die lange ſchwarze Furche dann
Die Flamme ſich, die losgelaſſne, windet,
So ſchnell, daß kaum das Auge folgen kann;
Und wie ſich das Verderben nun entſchlündet
Und Felſen faßt und dicke Mauern an:
So kommt vernichtend Rüd'ger mit Marfiſen,
So haben ſie ſich heut im Kampf bewieſen.

25.

Sie hauen ein, der Länge nach und Quere,
Und Arm und Bein und Kopf und Schulter fleucht
Umher in dem beſtürzten Chriſtenheere,
Das allzu langſam aus dem Wege weicht.
Habt ihr den Sturm geſehn in ſeiner Schwere,
Der einen Theil von Berg und Thal durchſtreicht,
Den andern ſchont, dann könnet ihr begreifen,
Wie dieſe zwei durch dieſe Schaaren ſtreifen.

26.

Gar viele, die vor Rodomontens Wuth
Und jener andern flüchtig ausgezogen,
Lobprieſen Gott, der ihnen ſolch' ein Gut,
So flinke Bein' und Füße zugewogen;

Doch nun, mit Rüd'gers und Marfiſens Gluth
Zuſammentreffend, ſehn ſie ſich betrogen,
Und ſehn, daß nicht durch Bleiben noch durch Fliehn
Der Menſch ſich ſeinem Schickſal kann entziehn.

### 27.

Wer einer drohenden Gefahr entſprungen,
Zahlt in der zweiten oft mit Fleiſch und Bein.
So fährt der bange Fuchs mit ſeinen Jungen
Dem Hund oft in den Rachen juſt hinein,
Wenn aus dem Loch der Nachbar ihn verdrungen,
Der ihn beſtraft für tauſend Dieberei'n,
Und liſtig ihn mit Rauch erſchreckt und Feuer
In ſeiner Höhle ſicherem Gemäuer.

### 28.

Marfiſa kommt mit Rüdigern nunmehr
Im Heidenlager an zu rechter Zeit,
Und alles dankt bei dieſer frohen Mähr
Mit Aug' und Mund dem Himmel hocherfreut.
Kein Paladin macht jetzt die Herzen ſchwer,
Der feigſte Mohr ruft hundert zu dem Streit,
Und man beſchließt im Eifer, nicht zu ruhn,
Und gleich den Angriff auf den Feind zu thun.

### 29.

Poſaunen, Hörner, Mohrenpauken ſchallen
Mit fürchterlichen Tönen himmelan,
Und in dem friſchen Hauch der Lüfte wallen
Die Fahnen und Standarten rings heran.
Dort ſammeln ſich um Kaiſer Karls Vaſallen
Die Teutſchen und Bretonen, Mann für Mann,
Die Franken und die Welſchen und die Britten,
Und blutig wird und gräßlich ſchon geſtritten.

30.

Die Kraft des fürchterlichen Rodomonte,
Und Mandricards, der brüllend ſtürzt zur Schlacht,
Und Rüd'gers Stern, ſo hell am Horizonte,
Mit Sacripants und mit Gradaſſens Macht,
Marfiſa's Muth, den keiner beugen konnte,
Dieß gräßliche Geſtirn von Feinden macht,
Daß St. Johann und St. Denys beſchwören
Der Kaiſer muß und in die Hauptſtadt kehren.

31.

Marfiſens und der übrigen Genoſſen
Höchſt kühner Muth und unbeſiegte Kraft
War, hoher Herr, von einer Art entſproſſen,
An welcher jede Phantaſie erſchlafft.
Nun iſt daraus mit Leichtigkeit geſchloſſen,
Was dieſer Tag für Schaaren weggerafft,
Und welch' ein Schlag den Kaiſer traf. Zu ihnen
Zählt dann noch Ferragu und manchen Kühnen.

32.

Im Seinefluß iſt mancher hingeſchwommen,
Weil allzu wenig Raum die Brücke bot,
Wie Ikarus wünſcht mancher zu entkommen,
Denn vorne hemmt und hinten treibt der Tod.
Ogier und Olivier nur ausgenommen,
Ißt jeder Paladin das Kerkerbrod;
Der Markgraf von Viane kehrt mit Wunden
Am rechten Arm, Ogier, das Haupt verbunden.

33.

Und wenn, wie's Reinald und Graf Roland machten,
Auch Brandimart dieß ſchlimme Spiel verließ,
So mußte Karl, um den die Trümmer krachten,
Wenn's lebend möglich war, fort aus Paris.

Doch Brandimart that bei dem wilden Schlachten
Sein Möglichſtes, bis es unmöglich hieß.
So lächelte das Glück heut Agramanten,
Daß Karln die Mohren noch einmal berannten.

34.

Der Klageruf der Wittwen und der Waiſen
Drang aus dem trüben Nebeldunſt der Welt
Mit dem Geſchrei von kinderloſen Greiſen
Zu Michael in's heitre blaue Zelt,
Und macht' ihm kund, wie, Rab' und Wolf zu ſpeiſen,
Die Schaaren ſeiner Gläubigen das Feld,
Die Teutſchen und die Britten und die Franken,
Bedecken, und des Kaiſers Fahnen wanken.

35.

Im Antlitz wird der ſel'ge Engel roth;
Er ſieht, gar übel ſei das Wort vollzogen,
Das ihm der Herr in Himmelshöhn gebot,
Und von der Zwietracht nennt er ſich betrogen.
Im Heidenheer zu ſtiften Mord und Tod,
Verſprach ſie ihm, und hat ihn ſchwer belogen;
Es ſcheint vielmehr, nach allem, was zu ſehn,
Von ſeinem Plan das Gegentheil geſchehn.

36.

So wie ein treuer Knecht, mit deſſen Herzen
Nicht das Gedächtniß gleiche Schritte geht:
Er ſieht, daß er etwas vergaß, mit Schmerzen,
Das näher ihm als ſeine Seele ſteht,
Und ſucht den Fehler eilig auszumerzen,
Und gibt nicht zu, daß ihn der Herr erſpäht;
So will der Engel nicht zu Gott ſich ſchwingen,
Eh' nicht gebeſſert wäre dieß Mißlingen.

37.

Zum Kloſter, wo er ſie das vor'ge Mal
Geſehn, ſchwebt er eilig und verſchwiegen,
Und ſieht ſie im Kapitel, bei der Wahl
Zu den Offizien, ſich im Seſſel wiegen.
Da ſchaut ſie mit Ergötzen durch den Saal,
Wie um die Köpfe die Breviere fliegen.
Der Engel faßt ſie mit der Hand am Haar,
Und gibt ihr Schläg' und Tritte, unzählbar;

38.

Zerſchlägt ihr dann auf Rücken, Kopf und Armen
Noch eines Kruzifixes ſchwere Laſt.
Mit lauter Stimme ruft ſie um Erbarmen,
Indem ſie jammernd ſeine Knie' umfaßt.
Allein der Engel läßt nicht von der Armen,
Treibt ſie zum Mohrenlager ohne Raſt,
Und ſagt ihr dort: Noch ſchlimm'res darfſt du hoffen,
Wirſt du von dieſem Lager fern betroffen.

39.

Obgleich der Zwietracht Kopf und Arm und Rücken
Zerdroſchen iſt von fürchterlichen Schlägen,
Hat ſie doch Angſt, ſich noch einmal zu bücken,
Und ſolchen Grimm noch einmal zu erregen.
Drum eilt ſie ſchnell, den Blasbalg zu beſchicken
Und Nahrung zum entfachten Brand zu legen;
Noch andre ſteckt ſie an, und ungeheuer
Entbrennt mit eins ein allgemeines Feuer.

40.

Und Rüd'ger, Rodomont und Mandricard
Entbrennen ſo an ihren tück'ſchen Flammen,
Daß ſie, da jetzt vom Kaiſer Friede ward,
Je mehr noch, vor den Mohren gehn zuſammen.

Hier ſagen ſie denn jeder ſeinen Part,
Und geben an, woher die Händel ſtammen.
Dann legen ſie es in des Königs Hand,
Welch Paar zuerſt betreten ſoll den Sand.

41.

Auch iſt Marfiſa nicht zurückgeblieben;
Sie kommt und will den angefangnen Gang,
Zu welchem der Tartar ſie angetrieben,
Vollenden, und begehrt den erſten Rang.
Und will ihn, ob der andern, nicht verſchieben,
Nicht einen Tag, ja keine Stunde lang;
Sie bleibt dabei, will nimmermehr verzichten,
Er ſoll ſogleich mit ihr zum Kampf ſich richten.

42.

Nicht minder will auch Rodomont die Ehre;
Vor allen ſoll ſein Kampf zuerſt geſchehn,
Den er bis jetzt verſchob, um zu dem Heere
Des Mohrenvolks als Hülf' und Schutz zu gehn.
Nun bringt auch Rüd'ger vor, was er begehre,
Und ſagt, es ſei fürwahr nicht einzuſehn,
Wie Rodomont ſein Roß behalten könne,
Und nicht den erſten Zweikampf ihm vergönne.

43.

Doch um den Handel mehr noch zu verflechten,
Kommt mit dem weißen Adler der Tartar,
Und ſpricht ihn Rüd'gern ab nach allen Rechten,
Und iſt ſo toll und wüthend, daß er gar
Vorſchlägt, auf einmal alles auszufechten,
Wenn dieß beliebig ſei der andern Schaar.
Und wahrlich, alle hätten eingewilligt,
Doch ward es von dem König nicht gebilligt.

44.

Der König ſucht die Sache beizulegen
Mit guten Worten und mit mancher Bitte;
Doch wie ſie ſich bei alle dem nicht regen,
Taub für den Frieden und für jede Sitte,
So ſinnt er, wie ſie wären zu bewegen,
Daß mindſtens einer nach dem andern ſtritte,
Bis ihm's der beſte ſcheint von allen Fällen,
Wenn jeder nach dem Loos ſich hat zu ſtellen.

45.

Vier Zettel läßt er ſchreiben: Mandricard
Und Rodomont, ſo heißt das erſte Loos;
Dann kommen Rüdiger und Mandricard,
Dann Rodomont und Rüd'ger an den Stoß;
Marfiſa kommt zuletzt mit Mandricard.
Nun legt er's in der blinden Göttin Schooß,
Und heißt die Looſe ziehen, und ihr Stern
Beruft mit Mandricarden Sarza's Herrn;

46.

Und Mandricard und Rüd'ger ſind im zweiten,
Rüd'ger und Rodomont im dritten Rang;
Marfiſa blieb mit Mandricard im Weiten,
Wofür ſie keine Freudenlieder ſang.
Auch Rüd'gern ſchien es Aerger zu bereiten:
Er kannte jener Erſten Kraft ſchon lang,
Und wußte wohl, ſie würden's ſo beſchließen,
Daß ihm nichts übrig bliebe, noch Marfiſen.

47.

Nicht ferne von Paris, da liegt ein Ort,
Der iſt wohl eine Meile weit im Kreiſe,
Und ringsum zieht ein hoher Damm ſich fort,
Den Platz umſchließend nach Theaterweiſe.

Es ſtand ein großes Schloß vor Zeiten dort,
Doch ward's des Schwertes und des Feuers Speiſe.
Wenn Parmeſaner hin nach Borgo gehn,
So können Sie am Weg ein ähnlichs ſehn.

48.

Der ward gewählt, die Rennbahn abzuſtecken,
Ringsum von niedern Schranken eingemacht,
Ein räumig Viereck, gut zu ſolchen Zwecken,
Mit zweien Pforten, wie es hergebracht.
Am Tage, den der König ſeinen Recken,
Die ſich nicht ſträubten, feſtgeſetzt zur Schlacht,
Ließ er die Zelte auf den beiden Seiten
Im Angeſicht des Doppelthors bereiten.

49.

Im Zelte, welches gegen Abend ſchaut,
Iſt Rodomont mit Gliedern des Giganten,
Und ihn bewehrt mit ſchupp'ger Drachenhaut
Der kühne Ferragu nebſt Sacripanten.
Dort rüſteten, von wo der Morgen graut,
Gradaß und Falſiron, die muthvoll brannten,
Den Sprößling König Agrican's zum Strauß
Mit des Trojaners hohen Waffen aus.

50.

Auf einer Bühne, weit und hoch errichtet,
War Spaniens Fürſt, Granada's, Afrika's,
Bei welchen, heut zum Kampfgericht verpflichtet,
Der höchſte Flor des Mohrenadels ſaß.
Glückſelig, wer ſich auf den Damm geflüchtet,
Auf Baumesgipfel! denn im Uebermaß
Drängt ſich das Volk, wie große Wellen ſchwanken,
Auf allen Seiten rauſchend um die Schranken.

51.
Kaſtiliens hohe Kön'gin war umgeben
Von Königinnen und von hohen Frau'n,
Sevilla's, Aragon's, Granada's Leben,
Und Blumen aus den allerfernſten Gau'n.
Die Tochter Stordilan's ließ ſich daneben
In doppelfarbigen Gewändern ſchau'n,
Das eine roth, das andre grün gewoben,
Doch jenes matt, die Farbe wie verſtoben.

52.
In aufgeſchürztem Kleid erſchien Marfiſe,
Wie's einem ſolchen Heldenweibe glich.
So trug wohl einſt, bewehrt mit Schwert und Spieße,
Hippolyta nebſt ihren Schaaren ſich.
Schon kam im Waffenrock, mit der Deviſe
Des Agramant, der Herold feierlich,
Der alle warnt, die hier ſich muthig drängen,
Mit Wort und That ſich in den Streit zu mengen.

53.
Das dichte Volk erwartet ſehnſuchtsvoll
Den Kampf, und ſchilt auf das Verziehn nicht wenig
Der zwei berühmten Ritter. Da erſcholl
Mit eins aus Mandricardens Zelt, mißtönig,
Ein Lärmen, lauter ſtets, wie Grimm und Groll.
Nun wiſſet, Herr, daß Sericana's König
Mit dem gewalt'gen Herrn der Tartarei
Den Lärmen anfing und das Wuthgeſchrei.

54.
Von beiden Freunden, die ihn heut umgaben,
Schon ganz gewaffnet prangte der Tartar;
Er brauchte nichts mehr als das Schwert zu haben.
Nun reicht Gradaß ihm Roland's Degen dar:

Da liest er: Durindana, eingegraben,
Und ſieht das Wappen, das Almonte's war,
Das einſt der junge Roland, bei dem Bronnen
In Aspramont, dem Armen abgewonnen.

55.

Er merkt ſogleich, wie er's erblickt vom Weiten,
Dieß ſei das Schwert des Ritters von Anglant,
Um das er mit den allerbeſten Leuten,
Die jemals kamen aus dem Morgenland,
Kaſtilien vor nicht gar langen Zeiten
Erobert' und dann Frankreich überwand;
Doch kann er ſich nicht denken, wie's gekommen,
Daß Mandricard davon Beſitz genommen.

56.

Er fragt ihn, ob ihm's durch Vertrag der Held,
Ob er es ihm gezwungen übertragen.
Und Mandricard verſetzt, im offnen Feld
Hab' er ſich ſtark mit Roland drum geſchlagen;
Und jener habe dann ſich toll geſtellt
Und ſo verſteckt ſein Bangen und ſein Zagen
Denn ewig hätten Haß und Krieg gewährt,
So lang er trüge dieſes gute Schwert.

57.

Dem Biber, ſagt er, ſei er gleich zu heißen,
Der, wenn der gier'ge Jäger ihn beſchwert,
Sich eilt die Zeugungsglieder auszureißen,
Die dieſer, wie er weiß, allein begehrt. —
Nicht dir noch andern laſſ' ich dieſes Eiſen,
So ruft Gradaß, der nicht zu Ende hört:
Ich habe ſo viel Gold und Müh' und Leute
Darauf verwandt, daß ich's mit Recht erbeute.

58.

Mach' immer dir ein andres Schwert zu eigen,
Denn dieſes hier iſt mein; erſtaune nicht.
Mag Roland närriſch oder klug ſich zeigen,
Ich nehm' es, wo mir's kommt vor's Angeſicht.
Du haſt es auf der Straße, ohne Zeugen,
Dir angemaßt: dich ruf' ich in's Gericht.
Die Gründe wird mein Säbel dir verkünden
Und in den Schranken ſich das Urtheil finden.

59.

Erſt rüſte dich, dieß Schwert dir zu erringen,
Dann brauch' es wider Rodomontens Macht.
Die Wehr erwirbt man ſich vor allen Dingen,
— Das iſt ein alter Brauch — dann geht's zur Schlacht. —
Nichts kann mir ſüßer in den Ohren klingen,
Spricht der Tartar, der übermüthig lacht,
Als wenn mich Jemand fordert vor die Schneide;
Doch mach' nur erſt, daß Rodomont es leide.

60.

Wohlan, verſchaffe dir den erſten Schlag,
Und Rodomonten ſoll der zweite gnügen;
Und zweifle nicht, ob ich mich ſtellen mag,
Um dich und jeden andern zu bekriegen. —
Ich geb's nicht zu! ruft Rüd'ger: der Vertrag
Steht feſt, und Niemand ſoll ihn weiter biegen.
Im Felde ſtellt ſich Rodomont voran;
Wo nicht, wenn ich den Handel abgethan.

61.

Und iſt es richtig mit Gradaſſens Sagen,
Daß man die Wehr erwirbt, und dann enthüllt,
So darfſt du auch den weißen Aar nicht tragen,
Eh' du mir abgejagt den eignen Schild.

Doch will ich meines Worts mich nicht entſchlagen,
Ich hab' es ausgeſprochen, und es gilt:
Ich will mich mit dem zweiten Kampf beſcheiden,
Wenn Rodomont den erſten hat von beiden.

### 62.

Doch wolltet ihr zum Theil die Ordnung ſtören,
Bin ich ſie ganz zu ſtören gleich bereit.
Dann will ich gleich den Schild von dir begehren,
Und augenblicklich kommt's mit uns zum Streit.
Ihr ſeid die Leute nicht, die mir's verwehren,
Iſt des Tartaren zorniger Beſcheid,
Und wär' in jedem auch ein Mars zu ſpüren,
Dieß gute Schwert, dieß edle Schild zu führen. —

### 63.

Die Fauſt geballt, vom Jähzorn übermannt,
Stürzt er mit dieſen Worten auf Gradaſſen,
Und ſchlägt ihn alſo auf die rechte Hand,
Daß der des Grafen Schwert muß fallen laſſen.
Nicht ahnend, daß er bis zum Unverſtand
Die Keckheit werde treiben, ſtand gelaſſen
Der Sericaner bei ſo wildem Wort; —
Da fliegt das Schwert ihm aus den Händen fort.

### 64.

Er fühlt wie Scham und Zorn ſein Herz durchſtechen,
So daß ihm Funken aus den Augen ſprühn;
Und um ſo mehr entflammt ihn das Verbrechen,
Da's an ſo öffentlichem Ort erſchien.
Er tritt, um augenblicklich ſich zu rächen,
Etwas zurück, und eilt ſein Schwert zu ziehn.
Doch Mandricard iſt ſo im Hochmuthsdampfe,
Daß er den Rüd'ger auch noch ruft zum Kampfe.

### 65.

Er ruft: Kommt nur heran, ihr beiden Recken,
Und nehmt auch Rodomonten noch mit euch!
Die ganze weite Welt mag ſich erkecken,
Verſucht es nur, denn keiner macht mich bleich. —
So ſpricht der Held, den nichts vermag zu ſchrecken,
Und hebt Almonte's Schwert zu Stoß und Streich!
Und eilt ſich, gegen Rüd'gern und Gradaſſen
Wild und verächtlich ſeinen Schild zu faſſen.

### 66.

O laß mir doch, ſo ruft Gradaß, die Freude,
Den Narrn zu heilen von der Albernheit! —
Bei Gott, ſagt Rüd'ger, denk' nicht daß ich's leide,
Denn mir gebührt vor allen dieſer Streit.
Geh du zurück! geh du! ſo rufen beide,
Und keiner weicht nur einen Finger breit.
Zu dreien wollte ſich der Kampf erheben,
Und hätte ſich ein toller Spaß begeben,

### 67.

Wenn viele nicht dazwiſchen ſich gedrängt,
Nicht wohl berathen, bei ſo wildem Brand.
Die lernten hier, was der für Lohn empfängt,
Der andre retten will auf eigne Hand.
Umſonſt hätt' alle Welt ſich eingemengt,
Wär' mit dem ſpan'ſchen König Agramant
Nicht hergeeilt, vor dem, wie er ſich zeigt,
Sich alles ſtumm und ehrerbietig neigt.

### 68.

Sogleich gebietet er, ihm auszulegen,
Wie dieſer neue Handel konnt' entſtehn,
Und ſucht den Sericaner zu bewegen,
Mit aller Müh', mit Bitten und mit Flehn,

Er möchte Mandricarden Hektor's Degen
Für dieſen Einen Tag nur zugeſtehn,
Bis jener Kampf zu Ende wär' gegangen,
Den er mit Rodomonten angefangen.

69.

Indeß ſich Agramant dazwiſchen ſtellte
Und bald mit dieſem, bald mit jenem ſprach,
Erſcholl ein andrer Streit vom andern Zelte,
Wo Sacripant mit Rodomonten brach.
Der König von Cirkaſſien geſellte
Mit Ferragu ſich unter dieſes Dach,
Um jenen mit der Wehr, wie ich berührte,
Zu rüſten, die ſein Ahnherr Nimrod führte.

70.

Sie waren, dieß gethan, zum Roß gekommen,
Das ſchäumend in den reichen Zügel biß,
Frontin, um welchen Rüd'gers Zorn entglommen
So ſehr, daß er jedweden Damm zerriß.
Der König, der die Rüſtung übernommen
Solch eines Manns, und eifrig ſich befliß,
Beſchläg und Zeug des Roſſes zu betrachten,
Ob's auch gerüſtet ſei zu ſolchen Schlachten,

71.

Nahm jedes einzle Zeichen in die Schau,
Sah wie das Thier ſich trug, leicht und gewandt,
Und ſieh! da hat er plötzlich, ganz genau,
Sein werthes Roß, den Frontalatt,[*] erkannt;
Es war des Thieres Haltung, war ſein Bau,
Um das er tauſend Kämpfe ſchon beſtand,
Nach deſſen Raub er wollte gehn zu Fuß;
So lieb war's ihm, ſo groß war ſein Verdruß.

---

[*] Nach Bojardo.

72.

Ihm nahm's Brunell einſt vor Albracca's Thoren,
Am ſelben Tage, da der Zauberring
Der Fürſtin von Catay durch ihn verloren
Sammt Roland's Horn und Baliſarden ging,
So wie Marfiſens Schwert; als zu den Mohren
Er wiederkam nach Libyen, da empfing
Es Rüdiger von ihm ſammt Roland's Schwerte,
Der ſeinen Namen in Frontin verkehrte.

73.

Wie endlich Sacripant iſt im Gewiſſen,
Spricht er, zum König von Algier gewandt:
Dieß Roß, Herr, iſt das meine, ſollſt du wiſſen;
Ein Dieb hat's bei Albracca mir entwandt.
Ich würde wahrlich keine Zeugen miſſen,
Doch weil ſie allzu ferne ſind vom Land,
So ſteh' ich dem der's läugnet mit den Waffen,
Um meinen Worten Glauben zu verſchaffen.

74.

Ich will der Brüderſchaft ſo viel vergönnen,
Die uns in dieſer kurzen Zeit gediehn:
Du ſollſt dich heute von dem Roß nicht trennen,
Sonſt, ſeh' ich, kannſt du nicht zum Kampfe ziehn;
Jedoch mit dem Beding: du mußt bekennen,
Es ſei mein eigen und dir nur geliehn.
Auf andre Weiſe hoff' es nicht zu haben,
Du müßteſt denn zuvörderſt mich begraben. —

75.

Und Rodomont, der ſtolzeſte Tyrann,
Den je das Waffenhandwerk nur gebar,
Mit dem kein alter Held ſich meſſen kann
An Rieſenkraft und Kühnheit in Gefahr:

Freund Sacripant, wofern ein andrer Mann,
Verſetzt er, ſo geſprochen, dann fürwahr!
Sollt' er gar bald erſehn zu ſeiner Pein,
Es wär' ihm beſſer, ſtumm geboren ſein.

76.

Doch ob der Brüderſchaft, wie du geſprochen,
Die uns vereint in dieſer jüngſten Zeit,
Geb' ich den Rath dir ohne vieles Pochen,
So lang zu warten noch mit dieſem Streit,
Bis ich den Speer mit Mandricard gebrochen,
Wozu wir ja ſo eben ſind bereit;
Da hoff' ich ſolch ein Beiſpiel dir zu zeigen,
Daß du noch ſtehſt: Behalt das Roß zu eigen! —

77.

Grob ſein, ſo ſcheint's, iſt Höflichkeit bei dir,
Ruft zornentbrannt der König der Cirkaſſen:
Allein nun ſag' ich's klar und deutlich hier:
Gedenke nicht mein Streitroß anzufaſſen!
Verfechten werd' ich es, ſo lange mir
In meiner Hand mein rächend Schwert gelaſſen;
Ja, Zahn und Nagel ſelbſt verſchmäh' ich nicht,
Wenn mir's an einer andern Wehr gebricht. —

78.

Von Worten kommt's zu ſtarken Artigkeiten,
Zum Schrei'n, zum Drohn, und endlich zu der Hand,
Und ſchneller iſt der Kampf auf beiden Seiten,
Als jemals an dem Feuer Stroh entbrannt.
Die volle Wehr hat Rodomont zum Streiten,
Nicht Ring noch Schiene deckt den Sacripant;
Allein er iſt im Fechten ganz erfahren,
Und kann ſich mit dem bloßen Schwerte wahren.

79.

Nicht ſtärker iſt die Kraft und Wuth zu fühlen
Des Rodomont, zwar wild und unerſchlafft,
Als die Geſchicklichkeit, das kluge Zielen,
Womit der Gegner nachhilft ſeiner Kraft.
Der Stein dreht ſich nicht ſchneller in den Mühlen,
Der das Getreide durch die Gänge ſchafft,
Als Sacripant mit Füßen und mit Händen
Sich, wie es noth thut, immer weiß zu wenden.

80.

Kühn ſteuert Ferragu mit Serpentinen
Gezognen Schwertes dieſem tollen Kram,
Worauf Grandon mit Iſolier zu ihnen
Und vielen Herrn vom Mohrenvolke kam.
Dieß war der Lärm und Aufruhr dieſer Kühnen,
Den man in jenem andern Zelt vernahm,
Wo ſie umſonſt bemüht um den Tartaren,
Um Rüd'gern und den Sericaner waren.

81.

Indeſſen kommt zu König Agramant
Die Kunde, daß um jenes Roſſes willen
Auch Rodomont nunmehr und Sacripant
Das Lager mit Geſchrei und Schlacht erfüllen.
Er, den ſo viele Zwietracht übermannt,
Sagt zu Marſilen: Suche hier zu ſtillen,
Damit's nicht ſchlimmer wird um dieſe drei;
Inzwiſchen ſteur' ich drüben dem Geſchrei. —

82.

Kaum merkt er, daß ſein Herr ſich ſehen laſſe,
Weicht Rodomont und beugt ſein ſtolz Genick;
Nicht minder ehrfurchtsvoll tritt der Cirkaſſe
In ſeines Königs Gegenwart zurück.

Nun fragt er nach dem Grund von ſolchem Haſſe,
Mit ernſtem Wort und königlichem Blick,
Und ſucht, wie ſie den ganzen Fall berichten,
Den neuen Streit, jedoch umſonſt, zu ſchlichten.

83.

Der König der Cirkaſſen will ſein Pferd
Nicht länger dem Algierer zugeſtehen,
Wofern er ſich zur Demuth nicht bekehrt,
Und ſich entſchließt, auf Borg es zu erflehen;
Worauf der, ſtolz wie immer, ihn belehrt:
Du und der Himmel mögt vergebens ſehen,
Wie ihr mich zwingt, daß ich, was ich dem Schwert
Verdanken kann, von andern will gewährt. —

84.

Mit welchem Recht er dieſes Roß begehre,
Fragt ihn der Fürſt, und wie man's ihm genommen;
Und Sacripant erzählt die ganze Mähre,
Das Angeſicht von tiefer Scham entglommen,
Wie in Gedanken er geweſen wäre,
Und jenen Räuber auf die Liſt gekommen,
Den Sattel auf vier Lanzen aufzupfählen
Und ſacht das Roß darunter wegzuſtehlen.

85.

Marfiſa, die mit andern dem Geſchrei
Genaht und Zeugin iſt von dieſer Klage,
Wird finſter im Geſicht: es fällt ihr bei,
Daß ſie ihr Schwert verlor am ſelben Tage;
Und auch das Roß erkennt ſie zweifelsfrei,
Das vor ihr herlief wie mit Flügelſchlage;
Nun kennt ſie auch den guten Sacripant,
Den ſie bis auf die Stunde nicht erkannt.

86.

Die andern, die ſchon häufig mußten hören,
Wie ſich Brunell der Dieberei gerühmt,
Beginnen jetzt ſich nach ihm umzukehren
Und geben Zeichen, laut und unverblümt.
Sie ſchöpft Verdacht, doch will ſie ſich belehren,
Fragt den und jenen, wie es ſich geziemt,
Bis ſie zuletzt ganz ſicher drauf gekommen,
Es ſei Brunell, der ihr das Schwert genommen.

87.

Und nun erfährt ſie, daß für dieſe That,
Die man mit einem Stricke ſollte rächen,
Ihn Agramant mit Tingitana's Staat
Belehnt, vom Unrecht auch nicht frei zu ſprechen.
Marfiſa, der der alte Unmuth naht,
Will Rache haben für ſolch ſchnöd Verbrechen.
Nun ſoll er Strafe für den Hohn empfahn,
Den er ihr ob des Schwertes angethan.

88.

Sie läßt den Helm ſich von dem Knappen geben,
Sonſt iſt ſie mit der vollen Wehr geſchmückt.
Ich finde nicht, daß man in ihrem Leben
Sie mehr als zehnmal unbewehrt erblickt,
Seit jenem Tage, da mit kühnem Streben
Sie in's Gewand von Eiſen ſich geſchickt.
Dann geht ſie hin, mit Helm und Wehr gerüſtet,
Wo in den Fürſtenreihn Brunell ſich brüſtet.

89.

Sie packt ſogleich den ſchnöden Kronvaſallen
Feſt an der Bruſt und hebt ihn vom Altan —
So packt manchmal mit den gekrümmten Krallen
Der räuberiſche Aar den armen Hahn —

Und trägt ihn dahin wo die Händel ſchallen,
Zum königlichen Sohne des Trojan.
Brunell muß ſich in ſchlimmen Händen ſehen,
Und läßt nicht ab, zu weinen und zu flehen.

90.

Aus all dem Lärmen, Schrei'n und Widerbellen,
Wovon das ganze Lager iſt empört,
Wird doch das laute Rufen von Brunellen,
Um Gnad' und Hülfe, ſo herausgehört,
Daß bei dem herzzerſchneidend ſcharfen Gellen
Das ganze Volk zuſammenrennt verſtört.
Marfiſa iſt vor Agramant erſchienen,
Und ſpricht alſo zu ihm mit ſtolzen Mienen:

91.

Ich will dem Dieb hier, der dein Lehnsmann heißt,
Mit meiner eignen Hand den Strick umlegen.
Am ſelben Tage, da er dem ſo dreiſt
Das Roß entwandte, ſtahl er mir den Degen.
Iſt Jemand hier, der mir die That verweiſt,
Er trete vor und ſag' ein Wort dagegen.
Ich will's beweiſen, dir vor'm Angeſicht:
Er lügt, ich aber thue meine Pflicht.

92.

Allein weil man vielleicht mir könnte ſagen,
Daß ich damit gewartet auf die Zeit,
Wo eben ſich die erſten Helden ſchlagen
Und abgehalten ſind von dieſem Streit,
So ſoll es erſt geſchehn nach dreien Tagen:
Wer helfen will, der mache ſich bereit;
Denn, ſollte dann mir Niemand widerſtreben,
Will ich den Raben was zum Beſten geben.

93.

An jenem Thurm, drei Meilen weit von da,
Der an des kleinen Waldes Rand zu ſchauen,
Nehm' ich den Stand, und Niemand iſt mir nah,
Als nur ein Knecht und eine meiner Frauen.
Glaubt einer, daß dem Schuft zu viel geſchah,
So komm' er hin, um ihn herauszuhauen. —
Sie ſpricht's, und eh man noch erwidern kann,
Tritt ſie den Weg nach jener Gegend an.

94.

Sie hat Brunellen vor ſich auf dem Pferde,
Den ſie beſtändig an den Haaren hält.
Der Arme ruft mit jammernder Gebärde,
Auf wen er irgend ſeine Hoffnung ſtellt.
Verwirrt von tauſendfältiger Beſchwerde,
Weiß Agramant nicht, wie in aller Welt
Zu helfen ſei: er kann es kaum ertragen,
Daß ſie ſo mit Brunellen fort ſoll jagen.

95.

Er iſt ihm juſt nicht von den Angenehmen,
Er haßt ihn vielmehr ſeit geraumer Zeit,
Und ſeit er ſich den Ring ließ wieder nehmen,
War ihm der Galgen manchmal ſchon bereit.
Doch eine ſolche That muß ihn beſchämen,
Die ſeine Ehre gar zu ſehr entweiht,
Und, feuerroth, will er ſie ſelber faſſen
Und ſeine ganze Rache fühlen laſſen.

96.

Allein Sobrin, der hier zugegen, räth
Ihm eifrig ab von dieſem Wageſtücke,
Und ſagt ihm, daß es für die Majeſtät
Und Würde ſeines Amts ſich wenig ſchicke,

Auch wenn die Hoffnung ſicher ſei und ſtet,
Daß ihm der Sieg bei dieſer Wilden glücke:
Nicht eben allzu rühmlich ſei das Lob,
Daß er ein Weib mit Müh' vom Sattel hob.

### 97.

Nicht klein ſei die Gefahr, nicht groß die Ehre
Bei jedem Kampf mit dieſer kühnen Frau,
Daher er ihm den guten Rath beſcheere,
Er nähm' es mit Brunell nicht ſo genau;
Und wenn ein Augenwink genügend wäre,
Ihn zu befrei'n von ſeiner Vögelſchau,
Sollt' er's nicht thun, und nicht ſein Schickſal lindern,
Um nicht das Recht in ſeinem Lauf zu hindern.

### 98.

Du kannſt ja ſenden, ſprach er, und ſie bitten,
Daß ſie das Richteramt dir überläßt.
Verſprich ihr nur, für das was ſie erlitten
Den Strick zu drehn für dieſe ſchnöde Peſt.
Doch bleibt ſie feſt bei den gethanen Schritten,
So ſei es drum, und gönn' ihr dieſes Feſt.
Laß ſie nur nicht das Band der Freundſchaft ſprengen:
Sie mag Brunell ſammt allen Dieben hängen! —

### 99.

Sogleich ergreift den Rathſchlag des Sobrin
Der König Agramant als weiſ' und gut.
Er läßt die trutz'ge Heldin unbeſchrien,
Und hütet auch der andern heißes Blut;
Auch läßt er keinen Boten zu ihr ziehn,
Und hält ſich ſtill, Gott weiß mit welchem Muth,
Um vorzubeugen jenen ſchwerern Kämpfen
Und ſolchen Lärm in ſeinem Heer zu dämpfen.

100.

Darüber lacht die Zwietracht wie beſeſſen,
Nicht mehr vor Frieden bang und vor Verträgen.
Sie weiß die Freude gar nicht zu ermeſſen,
Und rennt umher und ſpendet ihren Segen.
Der Hochmuth tanzt und jubelt um die Eſſen,
Geſchäftig, neues Holz zum Brand zu legen,
Und ſein Geſchrei bringt zu den höchſten Reichen,
Zum Engel Michael des Sieges Zeichen.

101.

Paris erzittert, und der Seine Wellen
Ergießen trüb ſich bei dem Schreckenstone;
Er ſchlägt an des Ardennerwaldes Schwellen,
Das Wild hofft nicht mehr, daß es ſicher wohne;
Die Alpen hören's, die Cevennen gellen,
Und Rhein und Saon' erbebt, Garonn' und Rhone,
Von Arles, Blaye und von Rouen die Küſte;
Und Mütter drücken Kinder an die Brüſte.

102.

Fünf Ritter ſind's, und jeder tobt und klirrt,
Daß ſeine Fehde ſoll die erſte ſein;
Und jede mit der andern ſo verwirrt,
Daß ſelbſt Apoll verlegen ſchaute drein.
Und nun beginnt der bange Völkerhirt,
Sich von dem erſten Knoten zu befrei'n,
Den der Tartar und Libyer geflochten,
Als ſie um's Kind des Stordilan gefochten.

103.

Der König Agramant geht hin und her,
Um dem und jenem ſeinen Sinn zu beugen,
Und dieſem ſich und jenem immer mehr
Als treuen Bruder, milden Herrn zu zeigen;

Doch wie er ſieht, ſie hören beide ſchwer,
Und beide ſträuben ſich und beide ſchweigen,
Und keiner gibt das Fräulein aus der Hand,
Um deren willen dieſer Streit entſtand:

104.

Thut er zuletzt, um alles abzuſchneiden,
Wozu ſich auch die Liebenden verſtehn,
Den Spruch, das ſchöne Fräulein ſoll von beiden
Den einen ſich zum Gatten auserſehn;
Doch bleibt's dabei, wie dieſe wird entſcheiden,
Und vorwärts kann man nicht noch rückwärts gehn.
Und keiner iſt's der dieſen Spruch beſtreitet,
Da jeder ihn zu ſeinen Gunſten deutet.

105.

Der König Rodomont, der Doraliſen
Vor Mandricarden lange Zeit geliebt,
Und dem ſie ihre höchſte Gunſt erwieſen,
So weit ein keuſches Mädchen es verübt,
Freut ſich von ganzem Herzen über dieſen
Vermittlungsſpruch, der ihm den Vortheil gibt,
Und ſteht in dieſem Glauben nicht alleine:
Das ganze Lager folgt demſelben Scheine.

106.

Ein jeder weiß, wie er für ſie erbaulich
Sich ſchon bemüht in Krieg und in Gefahr;
Daß Mandricarden der Vertrag verdaulich,
Gilt allen für Verblendung offenbar.
Er aber, der ſchon gar zu oft und traulich,
So lang die Sonne ruhte, bei ihr war,
Und der den ſichern Glauben hat in Händen,
Lacht, wie das Volk ſich thöricht läßt verblenden.

107.

Sodann beſchwören in des Königs Hand
Die großen Nebenbuhler den Vertrag,
Worauf ſie zu dem Fräulein ſich gewandt;
Und ſie, mit blödem Augenniederſchlag,
Hat ſanft für den Tartaren ſich bekannt:
Ein Wort, das jedem ſchwer im Ohre lag;
Und Rodomont war ſo beſtürzt darob,
Daß er die Augen lange nicht erhob.

108.

Doch wie der alte Zorn zurückekehrte
Und ſich das Roth vom Angeſicht verlief,
Hieß er das Urtheil falſch, griff nach dem Schwerte,
Womit er ſchon umgürtet war, und rief,
Daß Agramant und alles Volk es hörte:
Entſcheide dieß den Fall, ob gut ob ſchief,
Nicht eines Weibes Spruch, die, leicht und willig,
Sich immer dahin wendet, wo's nicht billig. —

109.

Von Neuem ſprach der König der Tartaren:
Wohlan, ſo geh' es denn wie dir's gefällt. —
Nun iſt ein weites Meer noch zu befahren,
Bis in dem Hafen erſt ihr Fahrzeug hält.
Doch Agramant läßt Rodomonten fahren,
Verbeut, worauf er ſeinen Sinn geſtellt,
Den Mandricard noch einmal aufzubieten,
Und refft die Segel ein von dieſem Wüthen.

110.

Der Afrikaner, dem in Einem Strich
Vor allen hier zwiefacher Schimpf geſchah,
Da er vom Herrn, dem er aus Ehrfurcht wich,
Und von dem Fräulein ſich beleidigt ſah,

Nicht eine Stunde mehr verweilt' er ſich,
Und von dem ganzen Haufen, der ihm nah,
Nahm er nicht mehr als nur zwei Knappen mit,
Mit denen er vom Mohrenlager ritt.

111.

So wie ein Stier im Jammer pflegt zu ſcheiden,
Wenn bei der Kuh das Recht des Siegers gilt,
Und nun in Wäldern, auf verlaſſnen Heiden,
Auf dürrem Sand, fern von der Weide, brüllt
Im Sonnenſchein und Schatten, und ſein Leiden
Doch nimmermehr, die Wuth der Liebe ſtillt,
So geht, mit Gram und unterdrücktem Stöhnen,
Fürſt Rodomont, verbannt von ſeiner Schönen.

112.

Ihm folgt, ſein gutes Schlachtroß zu erſtreiten,
Held Rüd'ger nach, ſchon ganz in Waffentracht;
Da denkt er Mandricardens noch bei Zeiten,
Dem er zum Streit verbindlich ſich gemacht;
Drum folgt er nicht, und kehrt, ſich zu bereiten
Mit dem Tartaren zu der wilden Schlacht,
Eh noch der Sericanerkönig käme,
Und Durindanens Streit in Anſpruch nähme.

113.

Daß ihm Frontin vor'm Antlitz wird entwendet
Und er's nicht wehren kann, verdrießt ihn ſehr;
Allein ſo wie er dieſen Streit geendet,
So will er unaufhaltſam hinterher.
Doch Sacripant, der nicht ſein Schwert verpfändet,
Wie Rüd'ger, findet keinen Aufſchub mehr:
Er darf mit keinem ſich als dieſem ſchlagen,
Drum eilt er Rodomonten nachzujagen;

### 114.

Und hätt' ihn bald erreicht, wofern ihm nicht
Ein ſeltſam Abenteuer vorgekommen,
Das ihn verweilt bis zu dem Abendlicht
Und die geſuchten Spuren ihm benommen:
Ihn mahnt' ein Weib an ſeine Ritterpflicht,
Das kam den Seinefluß herabgeſchwommen,
Und wär' ertrunken ohne ſeine Hand;
Er zog ſie aus der Fluth und an den Strand.

### 115.

Dann als er ſich in Sattel wollte ſchwingen,
Ließ ihn ſein launenhaftes Roß nicht nahn;
Es zwang ihn, bis zum Abend nachzuſpringen,
Und ließ ſich nur mit großer Mühe fah'n.
Er fing's zuletzt; nun wollt's ihm nicht gelingen,
Zurückzukehren auf die alte Bahn;
Er irrt' in Berg und Thal zweihundert Meilen,
Bis er den Feind vermochte zu ereilen.

### 116.

Wie und wo er ihn fand, und welcher Art
Der Kampf ausfiel, zu Sacripante's Schaden,
Wie der das Roß verlor, gefangen ward,
Sag' ich jetzt nicht: erſt muß ich noch den Pfaden
Des andern folgen, der ſich ſchlimm gebart,
Bei dem nicht hoch zwei Leute ſtehn in Gnaden,
Die ſchöne Braut und König Agramant,
Und der ſich zürnend gegen ſie gewandt.

### 117.

Die heißen Seufzer ſeiner Bruſt entzünden
Die Luft, wo der betrübte Heide geht,
Und Echo's Ruf, aus hohlen Felſenſchlünden,
Antwortet ihm, von Mitleid angeweht.

O Weiberſinn, ruft er, ich muß empfinden,
Wie leicht du biſt verwandelt und verdreht;
Du eigenthümlich Widerſpiel der Treue,
Wer dir vertraut, wie bald faßt ihn die Reue!

### 118.

Nicht lange Dienſtbarkeit, nicht große Liebe,
Die ich gezeigt in tauſend Proben dir,
Vermochten, daß dein Herz beſtändig bliebe,
Ja, ſelbſt nicht zu verzögern dieſe Gier.
Nicht daß ſich Mandricard ſo hoch erhübe,
Und ich ſo klein dir ſchien', entzog dich mir.
Sonſt find' ich keine Urſach' deiner Sünde:
Du biſt ein Weib, dieß dient ſtatt aller Gründe.

### 119.

Gott und Natur ſchickt dich zu dieſer Erde,
Abſcheuliches Geſchlecht, nur darum her,
Daß du zur Strafe ſeieſt und Beſchwerde
Dem Mann, der ohne dich ſo glücklich wär'.
So ſchuf er auch die Schlange voll Gefährde,
Bevölkerte den Wald mit Wolf und Bär,
Die Luft mit Bremſ' und Weſp', um uns zu ſchaden,
Das Korn mit Schwindelhafer und mit Raden.

### 120.

Warum kann's die Natur nicht ſo geſtalten,
Daß ohne dich geboren wird der Mann,
So wie gepfropft, durch menſchlich Werk und Walten,
Der Apfel und die Birne wachſen kann?
Allein nicht ſtets vermag ſie recht zu ſchalten,
Vielmehr, ſeh' ich nur ihren Namen an,
So iſt ihr nichts Vollkommnes zuzutrauen,
Weil die Natur genannt iſt nach den Frauen.

121.

Drum ſeid nicht aufgebläht, daß eurem Schooße
Der Mann entkeimt, nennt ihn nicht euren Sohn;
Denn aus den Dornen auch erblüht die Roſe,
Und iſt ein ſtinkend Kraut der Lilie Thron.
O Lieb- und Treu-, Rath- und Gedankenloſe,
O Läſtige, voll Hochmuth und voll Hohn!
Unbillig, grauſam, undankbar, verblendet,
Zur ew'gen Peſt in dieſe Welt geſendet! —

122.

So klagt' und redete wohl tauſendfach
Der Herr von Sarza, bittern Jammers voll;
Bald ließ er gänzlich mit der Stimme nach,
Bald rief er alſo, daß es weithin ſcholl.
Auf alle Frauen häuft er Schimpf und Schmach,
Und irrt gewiß im ungerechten Groll:
Für eine, zwei, die man verwerflich fand,
Sind immer hundert Gute bei der Hand.

123.

Ob ich von allen auch, die ich erleſen,
Nicht eine treu und redlich nennen kann,
So zähl' ich doch nicht alle zu den Böſen;
Ich klage nur mein hartes Schickſal an.
Gar viele ſind, und mehr noch ſind geweſen,
Die nie zur Klage trieben einen Mann;
Doch iſt bei hundert Nüſſen eine taube,
So gibt mein Unſtern dieſer mich zum Raube.

124.

Doch ſuch' ich noch vor meinem ew'gen Frieden,
Vielmehr, eh' ſich mein Haar noch ſtärker bleicht,
Ob nicht auch mir noch iſt ein Weib beſchieden,
Die nicht aus ihrer Treue Pfaden weicht.

Geſchieht mir dieß, dann will ich nicht ermüden,
— Denn immer denk' ich noch: vielleicht, vielleicht! —
Sie zu erhöhn als meine weiße Roſe,
In Wort und Schrift, in Reimen und in Proſe.

### 125.

Nicht minder zeigt ſich gegen ſeinen Herrn
Der Mohr empört, als gegen Doraliſen,
Und geht auch hier von allem Maß ſo fern
Im Schmähen, als er's gegen ſie bewieſen,
Wünſcht ſeinem Reiche jeden böſen Stern,
Und wünſcht ihm Stürme, die es ſo begrüßen,
Daß Trauer durch die Häuſer Libyens geht,
Bis auch kein Stein mehr auf dem andern ſteht.

### 126.

Und Agramant ſoll Bettellieder ſingen,
Aus ſeinem Reich verjagt mit Schmach und Hohn;
Er aber ſoll ihm alles neu erringen,
Ihn wieder ſetzen auf den alten Thron,
Und ſo ihm ſeine ganze Treue bringen
Und zeigen, daß ein wahrer Freund zum Lohn
In Recht und Unrecht muß bevorzugt werden,
Wenn alles auch dawider wär' auf Erden.

### 127.

So zieht der Mohr in großen Tagereiſen,
Und lenkt bald auf den König, bald auf ſie
Sein trübes Herz, das Gram und Groll zerreißen,
Treibt immer den Frontin, und raſtet nie.
Am dritten Tag begegnet er den Gleiſen
Der Saone, da er Willens iſt, von hie
Sich zu begeben zum Provencermeere,
Daß er von dort in ſeine Heimath kehre.

### 128.

Der Fluß war ganz mit Barken und mit Kähnen
Voll von dem einen zu dem andern Rand;
Die hatten für das Heer der Sarazenen
Mundvorrath hergebracht aus manchem Land.
Denn ach, in all' den Gau'n, die rechts ſich dehnen,
Wer von Paris ſich zu dem holden Strand
Von Aiguesmortes und nach Spanien wendet,
Iſt ſchon der Sieg des Mohrenſchwerts vollendet.

### 129.

Auf Wagen und auf Thiere ward geladen
Die aus den Barken ausgeſchiffte Fracht,
Und wo kein Nachen ging, auf trocknen Pfaden
Hinweggeführt, von Leuten wohl bewacht.
Das fette Vieh drängt ſich an den Geſtaden,
Von den verſchiednen Gränzen hergebracht;
Nun ſuchen ſich die Treiber dieſer Thiere
In Häuſern rings am Ufer Nachtquartiere.

### 130.

Der müde Sarazenenkönig kehrt,
Da plötzlich ihm erliſcht des Tages Schein,
Bei einem Landwirth, welcher ihn beehrt
Mit Bitten und Erbieten, willig ein.
Die Tafel wird, nachdem verſorgt das Pferd,
Mit Speiſe wohlbeſetzt und feinem Wein.
Denn Rodomont, zwar ſonſt ein guter Mohr,
Zog doch die Frankenart im Trinken vor.

### 131.

Der Wirth bemüht ſich ſeinem Gaſt zu dienen
Mit gutem Tiſch, noch beſſerem Geſicht;
Denn wie er ihm beim erſten Blick erſchienen,
Iſt er ein Mann von Muth und von Gewicht.

Doch der erwiedert's mit zerſtreuten Mienen,
Er hat ſein Herz heut bei ſich ſelber nicht,
Es iſt zurückgeblieben wider Willen
Bei der verlornen Braut, und macht den Stillen.

132.

Der Gaſtwirth, einer von den höchſt Gewandten,
Von denen man in Frankreich je gehört,
Da er, ſo lang des Krieges Flammen brannten,
Sein Haus und Gut gerettet unverſehrt,
So hatt' er liebreich etlichen Verwandten,
Zum Dienſt geſchickt, hier Aufenthalt gewährt,
Von denen keiner jetzt zu reden wagte,
So lang der Heide ſann und auch nichts ſagte.

133.

Der König ſitzt allein mit ſeinem Kummer,
Gedanken auf Gedanken im Gemüth;
Er ſenkt den Blick, iſt ſtumm und immer ſtummer,
Indem er keinem in das Antlitz ſieht.
Wie einer der erwacht aus langem Schlummer,
Fährt er mit einem Schüttern auf, und zieht
Tief Athem, läßt umher die Blicke gleiten,
Und wendet ſie zum Wirth und ſeinen Leuten.

134.

Dann bricht er, etwas freundlicher geſinnt,
Mit minder trübem Angeſicht das Schweigen,
Und fragt den Wirth ſammt ſeinem Hausgeſind,
Ob ihrer einer hätt' ein Weib zu eigen;
Und daß ſie alleſammt verehlicht ſind,
Das wird ihm kund aus ihrem tiefen Neigen.
Nun fragt er jeden, was er in der Treu
Von ſeinem Weib geneigt zu halten ſei.

135.

Und jeder ſpricht, den Wirth nur ausgenommen,
Sie glaubten ihre Weiber gut und rein.
Der ſagt: der Glaube bleib' euch unbenommen,
Weiß ich ja doch, ihr redet nach dem Schein.
Mit eurem Wahn ſeid ihr dazu gekommen,
Daß ich euch Narren heiße insgemein;
Und alſo muß auch dieſer Herr euch ſchelten,
Läßt er nicht Schwarz für Weiß euch etwa gelten.

136.

So wie der Phönix einzig iſt auf Erden,
So ſagt man auch von Einem Manne bloß,
Daß ihm von ſeinem Weib nicht drohn Gefährden,
Die ihm die Treue hält bei jedem Stoß.
Ein jeder hofft, der Glückliche zu werden,
Ein jeder hofft, daß ihm die Palme ſproß.
Doch wie iſt's möglich? wie kann jeder hoffen,
Da Einer nur auf Erden wird getroffen?

137.

Ich war im ſelben Irrthum einſt, wie ihr,
Daß mehr als Eine keuſche Frau ſich fände;
Da war ein edler Venezianer hier,
— Ein guter Stern führt' ihn in meine Hände —
Der hat durch Beiſpiel' und Geſchichten mir
Gezeigt, daß mich ein falſcher Wahn verblende.
Gian Franceſco Valer[*], ſo hieß der Mann,
Ein Name, den ich nie vergeſſen kann.

138.

Von allen Tücken wußt' er zu berichten,
Wie Freundinnen ſie brauchen oder Frau'n,
Dazu mit alt- und neueren Geſchichten,
Und was er ſelbſt erlebt, mich zu erbau'n,

---

[*] Ein Zeitgenoſſe und Freund des Dichters, großer Weiberfeind.

Daß ich wohl ſah, es ſei den Frau'n mit nichten,
Den reichen noch den armen, je zu trau'n,
Und wenn auch eine keuſch vor andern ſchiene,
Sei's, weil ſie beſſer ſich der Liſt bediene.

### 139.

Von vielen, die mir dieſer vorgelegt
— Es iſt mir kaum der dritte Theil geblieben —
Hab' ich mir Ein Geſchichtchen eingeprägt,
So feſt als man in Marmor je geſchrieben;
Und wer es hört und wer es wohl erwägt,
Denkt wohl, wie ich, von dieſen böſen Sieben.
Und macht es Euch, mein Herr, nicht Ueberdruß,
So hört, wie dieſes Volk ſich ſchämen muß. —

### 140.

Der Heide ſagt: Was könnt' ich dir befehlen,
Was wüßt' ich für ein beſſeres Gericht,
Als eine Mähr', ein Beiſpiel zu erzählen,
Das meiner eignen Meinung ſo entſpricht?
Du magſt den Platz mir gegenüber wählen,
So ſeh' ich dir dabei in's Angeſicht. —
Im nächſten Sange hab' ich euch zu ſagen,
Was nun der Wirth dem Heiden vorgetragen.

---

# Achtundzwanzigſter Geſang.

1.

Ihr Frau'n, und ihr, die ihr die Frauen achtet,
Bei Gott, leiht dieſer Mähre nicht das Ohr!
Der Mähre, die der Wirth zu ſagen trachtet,
Der Böſewicht, der Schimpf und Hohn euch ſchwor.
Zwar macht's euch weder ruhmvoll noch verachtet,
Was von euch ausſagt ſolch ein niedrer Thor;
Iſt's doch des Pöbels Weiſe, ſtets zu ſchmähen,
Und das am meiſten, was ſie nicht verſtehen.

2.

Laßt dieſen Sang! er iſt von den verſchrie'nen,
Und die Geſchichte bleibt auch ſo im Gleis.
Wenn ich ihn bringe, folg' ich nur Turpinen;
Aus Bosheit thu' ich's nicht, der Himmel weiß.
Wie ich euch lieb' und ſtets euch werde dienen,
Das zeigt mein Mund, nie karg in eurem Preis,
Und Proben zeigten's, die ich ſtets erneure,
Daß ich nichts bin noch ſein kann, als der Eure.

3.

Wer will, der mag zehn Blätter überſchlagen;
Wer aber dennoch ſie zu leſen denkt,
Mag ihnen juſt ſo vielen Glauben tragen,
Als man den Fabeln und den Schwänken ſchenkt.
Doch laſſen wir den Wirth ſein Mährchen ſagen:
Da Rodomont ſein Ohr zu ihm gelenkt,
So nimmt er Platz, den Ritter im Geſichte,
Und alſobald beginnt er die Geſchichte:

4.

Aſtolf, der König in der Lombardei,
Der nach dem Bruder Mönch den Thron beſeſſen,
War alſo ſchön in ſeines Lebens Mai,
Daß wenige mit ihm ſich konnten meſſen.
Apelles käm' ihm nur mit Mühe bei,
Und Zeuxis hätte ſeiner Kunſt vergeſſen.
Schön war er, und ſo ſchien's für Jedermann,
Am meiſten aber glaubt' er ſelbſt daran.

5.

Nicht weil an Rang ihm jeder mußte weichen,
War's, daß er alſo ſehr ſich übermaß,
Noch weil er unter allen Nachbarreichen
Das größte Volk, den reichſten Schatz beſaß,
Nein, weil er rings als Schönheit ohne Gleichen
Sich hörte preiſen ohne Ziel und Maß;
Auch pflegt' ihm weit vor allen andern Dingen
Dieß Lob erwünſcht und angenehm zu klingen.

6.

Vor andern ſeines Hofs war ihm erkieſen
Ein röm'ſcher Ritter, Fauſt Latin genannt,
Dem er gar oft ſchon ſeinen Reiz geprieſen,
Sein ſchönes Antlitz, ſeine ſchöne Hand;
Und ſo auch, eines Tages, fragt' er dieſen,
Ob er jemals, in nah und fernem Land,
Auf eine ſolche Wohlgeſtalt getroffen:
Da klang die Antwort wider ſein Verhoffen.

7.

Ich ſag', erwidert Fauſt, der Augenſchein
Lehrt's, und der Preis, den dir ein jeder reicht:
Es werden wen'ge deines Gleichen ſein,
Und von den wen'gen Einer nur vielleicht.

Giocondo iſt's, mein Bruder, den ich mein';
Ihn ausgenommen, ragſt du, wie mir deucht,
An Schönheit über alle hoch empor;
Er aber thut's dir gleich, ja noch zuvor. —

8.

Dem König wollt' es nicht zu Kopfe gehen,
Da jeder ihm bis jetzt die Palme ließ.
Er konnte nicht der Sehnſucht widerſtehen,
Zu ſehn den Jüngling, den man alſo pries,
Und drang in Fauſten, bis er auf ſein Flehen
Den Bruder herzubringen ihm verhieß,
Obwohl es ſchwer ſei, dieſen zu bewegen;
Auch ſagt' er ihm die Urſach' an, weßwegen:

9.

Sein Bruder hab' in ſeinem ganzen Leben
Noch niemals einen Fuß aus Rom geſetzt,
Sich an dem Gut, das ihm das Glück gegeben,
Stets ruhig und von Sorgen frei ergetzt,
Und nie nach minder oder mehr zu ſtreben,
Als ihm der Vater ließ, für recht geſchätzt;
Pavia lieg' ihm ferner noch, als andern
Der Einfall, an den Tanais zu wandern.

10.

Allein von ſeinem Weib ihn loszureißen,
Dieß ſei die allergrößte Schwierigkeit.
Er häng' an ihr, wie der Magnet am Eiſen,
Und was ihr nicht genehm, das ſei ihm leid.
Doch willig ſich dem Kön'ge zu beweiſen,
Sei er nach Kräften und noch mehr bereit. —
Der König fügt Geſchenke zu den Bitten,
Bis er ihm jede Weig'rung abgeſchnitten.

11.

Er ſchied, und kam in wenig Tagen an
Zu Rom, allwo ſein Vaterhaus gelegen.
Den Bruder wußt' er hier nach ſeinem Plan
Und nach des Königs Wünſchen zu bewegen;
Ja, er bewog, was nicht ſo leicht gethan,
Die Schwäg'rin auch, daß ſie nichts ſprach dagegen,
Stellt' ihr den Nutzen vor, der gar nicht klein,
Und wie er ſtets ihr dankbar würde ſein.

12.

Giocond verſieht mit Roſſen ſich und Leuten,
Und hat den Tag der Reiſe ſchon beſtimmt,
Auch läßt er Feſtgewande ſein bereiten,
Weil Schönheit gern ſich ſchöne Kleider nimmt.
Bei Tag um ihn, bei Nacht an ſeiner Seiten,
Sagt ihm die Gattin, die in Thränen ſchwimmt,
Sie wüßte nicht, wie ſie dieß lange Scheiden
Ertragen ſollt' und nicht den Tod erleiden.

13.

Schon der Gedanke bloß, ihn zu entbehren,
Reiß' ihr das Herz aus ihrem Buſen ſchier.
Giocondo ſpricht: Mein Leben, laß die Zähren!
Und weint indeß nicht weniger mit ihr:
Wird mir der Himmel Glück zum Weg beſcheren,
So bin ich mindſtens in zwei Monden hier;
Und länger bleib' ich keinen Tag beim König,
Sei auch ſein halbes Reich mir unterthänig! —

14.

Allein die Arme tröſtet das nicht ſehr:
Sie will ſich nicht zu dieſer Friſt bequemen,
Und wenn er ſie bei ſeiner Wiederkehr
Noch lebend finde, dürf's ihn Wunder nehmen.

Sie kann nicht eſſen und nicht ſchlafen mehr,
Und hört nicht auf, ſich Tag und Nacht zu grämen;
Giocond, dem faſt das Herz im Buſen brach,
Bereute bitterlich, was er verſprach.

15.

Von ihrem Halſe nahm ſie eine Kette,
Woran ein Kreuz von Edelſteinen hing
Und Knochen, die an mancher heil'gen Stätte
Ein Böhm' auf ſeiner Pilgerfahrt empfing;
Der lag bei ihrem Vater krank zu Bette,
Da er zurück von Paläſtina ging,
Worauf der Schmuck ihm, als er ſtarb, verblieben; —
Sie nahm ihn ab, und gab ihn ihrem Lieben.

16.

Und bat ihn, ſtets zu ihrem Angedenken
An ſeinem Hals zu tragen die Juwele.
Der Gatte ließ ſich gern damit beſchenken,
Nicht daß ſie ſein Gedächtniß je beſeele:
Nicht Zeit noch Ferne ſoll ihn von ihr lenken,
Nicht Glück noch Unglück je aus ſeiner Seele
Das ſtarke Bild, das dauerhafte, merzen,
Das überſtehn wird ſelbſt die Todesſchmerzen.

17.

Die Nacht vor jenem letzten Morgenroth,
Da nun Giocond die Theure ſollte miſſen,
Da war es ihm, als ob der bittre Tod
Sie ihm ſchon in den Armen hätt' entriſſen:
Sie ſchlief nicht ein, und ſo, in großer Noth,
Ging er vor Tag zum Abſchied ſie zu küſſen.
Er ſtieg zu Pferd, und reist' im Augenblick,
Die Gattin aber ging in's Bett zurück.

18.

Er iſt noch nicht zwei Meilen weit am Morgen,
Da fällt auf einmal jenes Kreuz ihm ein:
Er hat es unterm Kiſſen Nachts verborgen,
Und dort muß es vergeſſen blieben ſein.
Ich Armer! ſpricht er bei ſich ſelbſt in Sorgen:
Wie ſoll ich mich von dieſer Schuld befrei'n,
Damit mein gutes Weib nicht glaubt, ich bliebe
Gleichgültig bei ſo grenzenloſer Liebe?

19.

Er ſinnt, wie das zu thun, doch will's ihm ſcheinen,
Es wär' nicht gut, und fruchtlos jedes Wort,
Geſchäh's durch Fremde oder von den Seinen,
Und zeigt' er ſich nicht ſelbſt entſchuld'gend dort.
Er hält und ſpricht zu Fauſt: Zieh mit den Meinen
Zum erſten Wirthshaus nach Baccano fort;
Ich muß nach Rom zurück: reit' nur mit Maße,
So treff' ich dich gar wohl noch auf der Straße.

20.

Die Sache taugt für keinen meiner Mannen,
Doch glaub' es, bald wirſt du mich wieder ſehn.
Leb' wohl! ruft er, kehrt um und jagt von dannen,
Und läßt der Diener keinen mit ſich gehn.
Er ritt und kam zum Fluſſe; ſchon begannen
Die Schatten vor der Sonne zu verwehn.
Er hielt am Hauſe, kam zum Bett gegangen,
Und fand die Frau von tiefem Schlaf umfangen.

21.

Er hebt den Vorhang leis empor, und ſchaut
Was er am mindſten hoffte zu erſchauen:
Es liegt ein junger Mann gar feſt und traut
Im Arme ſeiner treuen, keuſchen Frauen

Er kennt's nur gar zu gut, das feine Kraut,
Und wagt' ihm ſchon ſeit lange zu vertrauen:
Es war ein Knab' aus ſeiner Dienerſchaft,
Den er erzogen, niedrem Loos entrafft.

22

Ob er beſtürzt und bös war bei der Sache,
Dieß denke man und glaub' es andern eh',
Als daß man ſelber die Erfahrung mache,
Die er gemacht zu ſeinem großen Weh.
Er zückt das Schwert auf beide ſchon zur Rache,
Ein wilder Unmuth überfällt ihn jäh;
Allein die Liebe zu der Undankbaren
Muß wider Willen ſie vor ihm bewahren.

23.

Auch ließ ihn dieſe peinigende Liebe
— Seht wie er ihr vermag zu widerſtehn —
Sie nicht erwecken, daß ſie's nicht betrübe,
Sich in ſo ſchwerem Fehl ertappt zu ſehn.
Er ſchlich die Trepp' hinab, gleich einem Diebe,
Warf ſich auf's Pferd, und raſch wie Windeswehn
Jagt' er, von Liebe ſo geſpornt, von dannen,
Daß er noch auf der Straße traf die Mannen.

24.

Und allen ſchien er ein verwandelt Weſen,
Sie nahmen ſeinen ſtillen Kummer wahr,
Allein die Urſach' konnte keiner leſen,
Und keinem ward das Räthſel offenbar.
Sie glaubten all', er ſei in Rom geweſen,
Da er in Hornberg doch geweſen war.
Von Liebe, ſehn ſie, kommen ſeine Leiden,
Doch keiner weiß das Wie zu unterſcheiden.

25.

Der Bruder glaubt, daß er ſich ſo gebärde
Vor Schmerz, daß er die Gattin ließ allein:
Er hält ſich kaum, daß er nicht raſend werde,
Denn juſt vom Gegentheil kommt ſeine Pein.
Der Unglückſel'ge ſtarrt nur auf die Erde,
Und kraust die Stirn und kneift die Lippen ein.
Fauſt thut, was er vermag, ihm beizuſtehen:
Umſonſt! er kennt den Grund nicht ſeiner Wehen.

26.

Mit falſchem Balſam ſalbt er ihm die Wunde,
Die, ſtatt zu heilen, immer ärger ſticht:
Er wühlt und ätzt in ihrem tiefſten Grunde,
Da er ihm ſtets von ſeinem Weibe ſpricht.
Bei Tag und Nacht ruht er nicht eine Stunde,
Schlaf, Eßluſt fliehn, und er erholt ſich nicht,
Und ſein Geſicht, ſo reizend einſt zu nennen,
Iſt ganz entſtellt und kaum mehr zu erkennen.

27.

Die Naſe will das Angeſicht bedecken,
Indeß ſich kaum ein Auge ſchauen läßt.
Zum Wettſtreit kann er nimmer ſich erkecken,
Denn von der Schönheit blieb ihm kaum ein Reſt.
Nun muß der Schmerz ein Fieber ihm erwecken;
Das hält an Arbia ihn und Arno feſt.
Blieb ihm je was von ſeinem alten Ruhme,
Gleicht's der im Sonnenbrand verwelkten Blume.

28.

Fauſt grämt ſich ſehr, daß ſolch ein Leid geſchehen,
Das ſeinen Bruder ſo verwandeln kann,
Allein noch mehr, als Lügner zu beſtehen,
Vor jenem Herrn, mit dieſem Jammermann.

Den Allerſchönſten hofft der Fürſt zu ſehen,
Und ſieh, der Allerhäßlichſte kommt an.
Allein das Weiterziehn iſt unabwendlich,
Und nach Pavia kommt er mit ihm endlich.

29.

Nicht ungewarnt ſoll ihn der König ſchauen,
Damit er nicht ihn ſelbſt für ſinnlos hält.
Drum eilt er erſt ihm brieflich zu vertrauen,
Wie ſehr der Bruder ihm den Sieg vergällt:
Es habe jeden Reiz an ihm zum Grauen
Ein unbekanntes Herzensleid entſtellt,
Mit dem ein böſes Fieber ſich vereine,
So daß er gar nicht mehr der Vor'ge ſcheine.

30.

Den Fürſten freut Giocondens Ankunft ſehr,
Er eilt, als Freund entgegen ihm zu gehen;
Er hat ſeit lang auf Erden nichts ſo ſehr
Gewünſcht, als dieſen ſchönen Mann zu ſehen.
Auch fällt ihm die Enttäuſchung gar nicht ſchwer,
Daß er an Schönheit muß zurückeſtehen,
Obgleich er einſieht, wär' das Leiden nicht,
Er wär' ihm gleich, ja ſchöner von Geſicht.

31.

Er läßt ihm Zimmer im Palaſte geben,
Beſucht ihn täglich, ſtündlich will er Kunde;
Für ihn zu ſorgen iſt ſein einzig Streben,
Und ihn zu ehren, weiht er jede Stunde.
Giocondo ſiecht, ſein Weib raubt ihm das Leben,
Und die Erinn'rung frißt an ſeiner Wunde;
Nicht Spiel und nicht Muſik dringt ihm zu Herzen,
Und nimmt ihm nicht ein Loth von ſeinen Schmerzen.

32.

An ſeine Zimmer, die zunächſt dem Dach
Die letzten waren, ſtieß ein alter Saal;
Hier pflegt' er einſam, weil ihm Ungemach
Jedweder Umgang ſchuf und jedes Mahl,
Sich aufzuhalten, und zum Weh und Ach
Hinzuzufügen ſtets erneute Qual.
Ein Mittel fand er hier — wer glaubte das? —
Wodurch er von der Wunde ſchnell genas.

33.

Er ſieht dort, an des Saales dunklem Ende,
In welchem nie ein Fenſter offen ſtund,
Schlecht eingefugt die Dielen in die Wände,
So daß ein Strahl hervorbrach aus dem Grund.
Da ſieht er nun, was Niemand glaublich fände,
Wenn er's auch hörte von dem treuſten Mund.
Er hört es nicht, er muß es ſelber ſchauen,
Und wagt doch ſeinen Augen kaum zu trauen.

34.

Sein Auge kann ſich in der Königin
Geheimſtem, reizendſtem Gemach ergehen;
Hier kommen nur die treuſten Diener hin,
Die bei der Herrin hoch in Gnaden ſtehen.
Er ſchaut und muß ſie, mit betäubtem Sinn,
Mit einem Zwerg in ſeltnem Ringen ſehen,
Und der iſt ſo geſchickt in dieſer Schlacht,
Daß er die Kön'gin unter ſich gebracht.

35.

Giocondo ſtarrte, ſeine Augen flogen
Wie wirr und blind hinab, er glaubt' es kaum;
Doch wie er ſah, daß er ſich nicht betrogen,
So gab er endlich doch dem Glauben Raum.

Dem Ungeheuer, ſcheußlich, krumm gebogen,
Ergibt ſich dieſe? — ſprach er wie im Traum —
Die Frau des größten, ſchönſten, beſten Fürſten?
Welch ein Geſchmack, nach einem Zwerg zu dürſten!

### 36.

Nun denkt er, wie er mit geringem Rechte
Auf ſeine Frau geſcholten dann und wann,
Daß ſie ſich gütlich that mit jenem Knechte,
Ein Fehler, den er jetzt verzeihen kann.
Er gibt's ihr minder ſchuld als dem Geſchlechte,
Das nicht zufrieden iſt mit Einem Mann;
Und legen alle Frauen Kukukseier,
Nahm ſich die ſeine doch kein Ungeheuer.

### 37.

Er kommt am nächſten Tag, und ſieht hinunter,
Vom gleichen Ort, beim ſelben Glockenſchlag;
Das Pärchen iſt ſchon da, und treibt's noch bunter,
Den König höhnend, wie es nur vermag;
Und auch am dritten geht die Arbeit munter,
Am vierten noch, und nie wird's Feiertag:
Und immer klagt — wer da bei Sinnen bliebe? —
Die Kön'gin über ſeine karge Liebe.

### 38.

So ſieht er eines Tags ihr Auge thauen,
Sie iſt verſtört und bleich im Angeſicht:
Die Zofe ging zweimal — er konnt' es ſchauen —
Den Zwerg zu holen, und der Zwerg kam nicht.
Zum drittenmal! Er hört wie ſie zur Frauen:
Er iſt beim Spiele, hohe Herrin! ſpricht,
Und um nur keinen Kreuzer einzubüßen,
Verweigert Euch der Racker zu begrüßen. —

39.

Wie ſolch ein ſeltſam Schauſpiel ihm ſich wies,
Erheitert er die Augen, Stirn und Wangen;
Nun ward Giocondo wirklich was er hieß,
Verbannt war alles Weinen, Grübeln, Bangen!
Er ſchien ein Cherub aus dem Paradies,
So war er voll und blühend aufgegangen,
So ſehr, daß Fürſt und Bruder und Geſind
Ob dieſes Wechſels hoch verwundert ſind.

40.

Wünſcht nun von ihm der König zu erfahren,
Woher ein ſo geſchwinder Troſt ihm kam,
Wünſcht er's nicht minder ihm zu offenbaren,
Und zu entdecken ſolche Schmach und Scham;
Allein die Frau möcht' er vor Leid bewahren,
Er iſt ihr mehr nicht [illegible] der eignen gram:
Drum läßt er, um den Schaden abzuwehren,
Den König auf das Agnus Dei ſchwören.

41.

Was er auch höre, muß er ihm verſprechen,
Ja, ſäh' er auch die größte Schändlichkeit,
Und fänd' er gradezu durch ein Verbrechen
Die Ehre ſeiner Majeſtät entweiht,
Sich niemals, weder früh noch ſpät, zu rächen,
Und auch zu ſchweigen jetzt und allezeit,
So daß der Sünder nicht aus Wort und Thaten
Verſtehen möge, daß man ihn verrathen.

42.

Der König, der ſich eher alles dachte,
Als ſolch ein Stück, ſchwor ihm mit Mund und Hand,
Worauf Giocond ihn zum Vertrauten machte
Und ihm entdeckte, wie ſein Schmerz entſtand:

Weil er ſein Weib, das treulos ihn verlachte,
In eines niedern Knechtes Armen fand;
Und daß der Gram das Leben ihm genommen,
Wär' nicht der Troſt noch eben recht gekommen.

### 43.

Nun aber hab' er was mit angeſehn
In dieſem Haus, was ihm ſchmerzſtillend ſcheine;
Denn ſei ihm gleich ein großer Schimpf geſchehn,
So wiſſ' er nun, er trag' ihn nicht alleine.
Er ſprach's und hieß ihn zu der Spalte gehn,
Und zeigt' ihm das Alräumchen dort, das feine,
Das luſtig auf der fremden Stute ritt,
Die zappelnd den Galopp gar gerne litt.

### 44.

Wie mag der arme König ſich gebärden?
Ihr werdet's ohne Schwur mir glauben können.
Er wollte toll, er wollte raſend werden,
Und mit dem Kopf an alle Wände rennen.
Laut will er ſchrei'n und den Vertrag gefährden,
Und darf ſich dennoch nicht den Mund verbrennen;
Er muß den bittern Zorn hinunterwürgen:
Giocondo hat die Hoſtie zum Bürgen.

### 45.

Was ſoll ich thun? was räthſt du, Bruder, mir?
Spricht er, nachdem du mir das Ziel verſchoben,
Durch eine grauſe Rache nach Gebühr
Zu ſättigen mein höchſt gerechtes Toben? —
Verlaſſen wir die Falſchen, ſuchen wir,
Verſetzt Giocondo, andre zu erproben;
Thun wir in ihren Frauen andern an,
Was andre uns in unſern Frau'n gethan.

### 46.

Wir ſind ja jung, und ſind von ſolcher Schöne,
Daß wir wohl ſchwerlich unſres Gleichen ſehn;
Wo iſt die Frau, die uns verſchmäh' und höhne,
Da ſie ſelbſt keinem Scheuſal widerſtehn?
Und ob umſonſt uns Reiz und Jugend kröne,
So wird's durch unſer Geld am beſten gehn.
Nicht eher, will ich, ſollſt du wiederkehren,
Bis tauſend Frau'n dir den Triumph gewähren.

### 47.

Das lange Schweifen an verſchiednen Orten,
Umgang mit andern Frau'n im fremden Land,
Soll ja gewöhnlich aus des Herzens Pforten
Den Schmerz vertreiben und den Liebesbrand.
Der König ſpendet Beifall ſeinen Worten
Und duldet keine Stunde Stilleſtand;
Er ſteigt zu Roß, und iſt ſchon in der Weite,
Zwei Knappen und den röm'ſchen Freund zur Seite.

### 48.

Verkleidet zogen ſie durch Welſchland hin,
Durch Frankreich, Flandern und das Land der Britten,
Und fanden überall den Weiberſinn
Gar willig und geneigt bei ihren Bitten.
Sie gaben und empfingen den Gewinn,
Und oft erſetzten ſie, was ſie beſtritten.
Sie baten viele Weiber, fruchtlos nie;
Gleich viele huben an und baten ſie.

### 49.

Sie blieben einen und zwei Monde liegen
In jeder Stadt, bis daß ſie klar erkannt,
Daß andrer Frau'n nicht ſchwerer zu beſiegen,
Nicht feſter ſind als die im eignen Land.

Doch immerfort nach Neuem auszufliegen,
War ihnen endlich ein zu theurer Tand;
Denn ohne ſich dem Tode nah zu bringen,
War's ſchwer, in Andrer Thüren einzudringen.

50.

Weit beſſer iſt's doch, Eine zu erkieſen,
Die beiden taugt nach Sitten und Geſicht,
Und ihrer in Gemeinſchaft zu genießen,
Und ohne daß die Eiferſucht ſie ſticht.
Sollſt du mich, ſprach der König, mehr verdrießen,
Als wenn ein Andrer Aepfel mit mir bricht?
Es iſt ja doch im ganzen Weiberheere
Nicht Eine, die vergnügt mit Einem wäre.

51.

Mit dieſer brauchen wir uns nicht zu plagen;
Wir können, wenn Natur es uns gebeut,
In Luſt und Freuden uns mit ihr behagen,
Und haben niemals Hader oder Streit.
Und ſie auch kann ſich nicht dabei beklagen;
Denn hätte jede zwei zu gleicher Zeit,
Sie wäre dieſen zweien Männern treuer,
Und würden dann vielleicht die Händel theuer. —

52.

So ſpricht der König, und mit ſeinem Wort
Zeigt ſich der junge Römer ſehr zufrieden.
Nun ziehn ſie über Berg und Ebne fort,
Nachdem ſie ſich zu dieſem Schluß entſchieden.
Zuletzt wird ihnen in Valenza's Port
Der Gegenſtand, nach dem ſie ſpähn, beſchieden:
Ein ſpan'ſcher Gaſtwirth hat ein Töchterlein,
Fein von Manieren und von Antlitz fein.

53.

Faſt unreif tritt ſie, zart dem Paar entgegen,
Sie ſteht noch in des Lenzes erſter Zeit.
Der Vater hat gar ſtarken Kinderſegen
Und iſt ein Todfeind der Bedürftigkeit;
Drum iſt er leicht nach Wunſche zu bewegen,
Und gleich mit ſeinem Töchterlein bereit.
Er läßt ſie gerne mit ihr ziehn und ſchalten,
Nachdem ſie zugeſagt, ſie wohl zu halten.

54.

Nun geht es zum Genuß der ſüßen Speiſe,
Was auch in Fried' und Freudigkeit geſchehn,
Gleich Blaſebälgen, welche wechſelsweiſe,
Nun der, nun jener, in den Ofen wehn.
Sie ziehen ab; durch Spanien ſoll die Reiſe
Und dann nach Afrika hinüber gehn.
Am Tage, da ſie von Valenza kommen,
Wird in Zattiva Nachtquartier genommen.

55.

Die Straßen, die Paläſte zu betrachten,
Die Plätze, Kirchen, gehn die Herren fort;
Dieß iſt die Art, wie ſie die Zeit verbrachten,
Wenn angelangt an einem fremden Ort.
Das Mädchen blieb bei dem Geſind; ſie machten
Die Betten, ſorgten für die Roſſe dort,
Und rüſteten die Mahlzeit zum Empfange,
Sobald die Herren kehrten von dem Gange.

56.

Ein Burſche diente hier von glattem Kinn,
Der einſt in ihres Vaters Hauſe diente;
Er hatte ſie geliebt von Anbeginn,
Wie ihm auch ihre junge Liebe grünte.

Sie ſahen, doch verſtohlen, her und hin,
Weil keines vor den andern ſich erkühnte;
Allein ſobald die Diener wie die Herrn
Raum gaben, ſtanden ſie nicht mehr ſo fern.

57.

Der Burſche fragte ſie, wohin ſie ginge
Und wer von beiden ihr Gebieter wär'.
Fiammetta ſagt' ihm alle dieſe Dinge,
Denn ſo hieß ſie; der Grieche, ſo hieß er.
Ach, da ich eben Freudenlieder ſinge,
Sprach er, in Hoffnung meiner Wiederkehr,
Willſt du, Fiammetta, meine Seele, geben,
Und niemals wohl werd' ich dich wiederſehen.

58.

Verbittert werden meine ſüßen Plane,
Du gehſt mit andern auf ſo weite Fahrt,
Da ich den Weg mir nach Valenza bahne,
Durch etlich Thaler, mühevoll gepaart,
Die ich, den Lohn und mancherlei empfah'ne
Trinkgelder geizig ſammelnd, mir geſpart;
Juſt bin ich auf dem Weg, zu dir zu kehren
Und dich zum Weib vom Vater zu begehren. —

59.

Das haſt du leider nun zu ſpät beſtellt,
Erwiedert ſie und zuckt die Achſeln trübe.
Der Grieche weint und ſeufzt, zum Theil verſtellt:
So willſt du, daß ich ſterben ſoll vor Liebe?
Sei mir zum Mindſten einmal nur geſellt,
Umfaſſe mich und ſtille dieſe Triebe!
Denn eh' du gehſt, iſt jeder Augenblick
In deinen Armen noch im Tod mein Glück. —

60.

Die Kleine kann ihr Mitleid nicht verhehlen:
Glaub' mir, ich wünſch' es minder nicht als du;
Doch weiß ich weder Zeit noch Ort zu wählen,
Denn dieſe Menge läßt mir keine Ruh. —
Der Grieche ſpricht: Dir kann's fürwahr nicht fehlen,
Wenn du nur halb ſo liebſt, wie ich es thu',
In dieſer Nacht ein Oertchen auszuſinnen,
Wo wir ein wenig könnten Seide ſpinnen. —

61.

Wie kann ich das? verſetzt das gute Kind:
Ich muß ja immer zwiſchen zweien liegen;
Und jetzt kommt der, und jener dann geſchwind,
Um ſich in meinen Armen zu vergnügen. —
Was das, verſetzt er, für Geſchichten ſind!
Leicht kannſt du dieſes Hinderniß beſiegen;
Du kommſt, wenn du nur willſt, aus dieſer Laſt,
Und wollen mußt du, wenn du Mitleid haſt. —

62.

Sie ſinnt und ſagt ihm dann, er könn' es wagen
Und kommen in der tiefſten Mitternacht;
Auch ſagt ſie ihm, wie er ſich ſoll betragen,
Und daß er komm' und gehe mit Bedacht.
Der Grieche läßt ſich das nicht zweimal ſagen,
Und wie er merkt, daß keine Seele wacht,
Kommt er zur Thür, die ſacht ſich läßt erſchließen;
Leis tritt er ein und tappend mit den Füßen.

63.

Er ſchreitet mächtig aus, ſteht immer lange
Auf einem Fuß, indeß der andre ſchleicht,
Als wär' es ihm in Glas zu treten bange,
Als geh's auf Eiern, nicht am Boden leicht.

Er ſtreckt die Hand aus, und wie eine Schlange
Schiebt er ſich vor, bis er das Bett erreicht,
Und wo die andern ihre Füße haben,
Sucht er, den Kopf voraus, ſich einzugraben.

64.

Er kam herein, ganz ſachte, bei Fiammetten,
Von ihr umſchlungen, die ſchon rücklings lag.
Da weiß er ſich gar weich und eng zu betten,
Und alſo hält er aus bis an den Tag.
Der Ritt geht ſcharf, und nicht wie bei Staffetten,
Da er das Rößlein nimmer wechſeln mag,
Und dieſes wackre Rößlein trabt ſo munter,
Daß er die ganze Nacht nicht will herunter.

65.

Giocondo hat es, wie der Fürſt, gehört,
Wie ohne Raſt und Ruh das Bett gezittert;
Doch jeder glaubt, vom gleichen Wahn bethört,
Es ſei der Schwager, der es ſo erſchüttert.
Der Grieche geht von hinnen ungeſtört,
Wie er das gute Roß wohl abgefüttert;
Die Sonne wirft von Oſten ihren Schein,
Die Maid ſteht auf und läßt die Diener ein.

66.

Der König ſagt zum Freund, um ihn zu necken:
Du haſt heut einen ſchönen Weg gemacht,
Herr Bruder, und die Ruhe wird dir ſchmecken,
Da du zu Pferde warſt die ganze Nacht. —
Giocondo ſagt: du wirfſt mich hier mit Säcken,
Die ich dir wahrlich ſelber zugedacht:
Dir ziemt's zu ruhn, und möge dir's behagen!
Du hörteſt ja heut Nacht nicht auf zu jagen. —

67.

Gern hätt' auch ich, erwidert ihm der König,
Den Sporn gebraucht für etliche Sekunden,
Wenn du mir nur den Renner auch ein wenig
Geliehen hätteſt, bis ich Ruh gefunden. —
Darauf Giocond: Ich bin dir unterthänig,
Und wenn du willſt, ſo biſt du ungebunden;
Du brauchſt mir gar nichts der Art hinzudrehen,
Du durfteſt ja nur ſagen: Laß ſie gehen! —

68.

Die Rede, die ſo hin und wieder geht,
Erwächst zuletzt zu einem harten Zwiſt.
Von ſcherzen kommt's zu ſpitzerem Geräth,
Denn jeden kränkt's, daß er gehänſelt iſt.
Man ruft Fiammetten, die nicht ferne ſteht,
In großer Furcht, verrathen ſei die Liſt,
Und jeder will mit ihr den andern ſchlagen,
Und Lügen ſtrafen, welche beide ſagen.

69.

Sag' mir, ſo ruft mit ſtrengem Angeſicht
Der König: fürchte weder mich noch dieſen!
Wer war die ganze Nacht ſo ſehr erpicht,
Dich ohne alle Theilung zu genießen? —
Und beide ſind begierig was ſie ſpricht,
Und jeder hofft den andern überwieſen.
Fiammetta wirft ſich zitternd auf die Knie;
Verrathen, für ihr Leben fürchtet ſie.

70.

Sie fleht, ihr zu verzeihn in Huld und Gnaden,
Was ſie, aus Mitleid und aus Liebe ſchwach,
Mit einem jungen Herzen, ſchwerbeladen,
Das viel für ſie gelitten ſchon, verbrach,

Geſtebt, ſie ſei verirrt auf falſchen Pfaden,
Und ohne Trug erzählt ſie nach und nach,
Wie ſich der Jüngling zwiſchen ſie geſchoben,
In Hoffnung, jeder glaub' den andern oben.

### 71.

Die beiden ſehn ſich an, gleichwie verſtört,
Und Staunen ſpricht aus ihren ſtarren Zügen;
So etwas hatten ſie noch nie gehört,
Daß ſich zwei andre ließen ſo betrügen.
Jetzt lachen ſie, ganz toll und ganz bethört,
Den Mund weit auf, die Augen zu, ſo liegen
Sie auf dem Bette rücklings hingeſtreckt,
Und lachen, bis im Hals der Athem ſteckt.

### 72.

Nachdem ſie lange ſo gelacht, daß ihnen
Die Augen thränen und die Bruſt ſie ſchmerzt,
So ſagen ſie: Wer dürfte ſich erkühnen,
Ein Weib zu hüten, das nicht mit ihm ſcherzt,
Da zwei für dieſe nicht genug erſchienen,
Die ſie ſo eng umſchloſſen und geherzt?
Und ſei mit Augen mehr verſehn als Haaren,
Du kannſt dich doch nicht vor Verrath bewahren.

### 73.

Wir prüften tauſend, lauter ſchöne Frauen,
Und trafen keine, die um Hülfe ſchrie;
Das Gleiche würden wir bei allen ſchauen,
Allein als letzte Probe gnüg' uns die.
Die unſern ſind, drauf dürfen wir vertrauen,
Nicht ſchlechter und nicht minder keuſch als ſie.
Und wenn ſie denn nun ſind, wie alle andern,
So laß uns heim in ihre Arme wandern.

74.

Wie dieß beſchloſſen, gibt vor vielen Zeugen
Fiammetta, die den Burſchen holen muß,
Auf ihr Geheiß ſich ihm als Weib zu eigen,
Mit einer Mitgift auf den beſten Fuß;
Worauf ſie alſobald zu Roſſe ſteigen
Und ſich nach Oſten wenden zum Beſchluß;
Zu ihren Weibern kehren ſie nach Hauſe,
Und machen ſich nicht Grille mehr noch Flauſe. —

75.

Hier endete der Gaſtwirth den Bericht,
Und rings begierig lauſchten alle Seelen.
Der Heide hörte zu, und ſtört' ihn nicht,
Bis er zu Ende war mit dem Erzählen.
Das glaub' ich wohl, an Weibertücken, ſpricht
Er endlich, wird es nie auf Erden fehlen,
Und nicht ein Tauſendtheil erfahren wir,
Verſchriebe man auch ſämmtliches Papier.

76.

Ein alter Mann war da, der beſſre Lehre
Empfangen als die andern, kühn und klug,
Und der's nicht duldete, daß man die Ehre
Der armen Frauen ſo darniederſchlug.
Gewendet zum Erzähler dieſer Mähre,
Sprach er: Wir hören ja der Dinge g'nug,
Die ſich auf keinen Span von Wahrheit lehnen,
Und deine Fabel iſt wohl auch von denen.

77.

Dem, der ſie dir erzählt, kann ich nicht trauen,
Und wär' er ſonſt auch ein Evangeliſt.
Nur Meinung, nicht Erfahrung von den Frauen
Hieß ihn erzählen, was erlogen iſt.

Er wagt es," ſchnöd auf alle loszuhauen,
Weil er vielleicht mit einer ſteht im Zwiſt;
Doch warte nur, bis ſich ſein Zorn gehoben:
Er wird ſie mehr als er ſie ſchmähte loben.

78.

Und will er loben, wird es ihm nicht fehlen;
Weit größer als zum Tadel iſt das Feld.
Denn hundert Ehrenwerthe ſind zu zählen
Auf Eine, die ſich tadelnswürdig hält.
Unzähl'ge, ſtatt auf alle Frau'n zu ſchmählen,
Sind auszunehmen als der Stolz der Welt.
Wenn's anders dein Vater zu Markte brachte,
Sprach er aus Zorn, nicht weil ſein Herz ſo dachte.

79.

Sagt, welcher unter euch wird's redlich meinen,
Und halten, was er ſeinem Weibe ſchwor,
Und nicht bei andern nebenher erſcheinen,
Die er ſich nach Gelegenheit erkor?
Glaubt ihr, es geb' auf Erden auch nur Einen?
Wer's ſagt, der lügt, wer's glaubt, der iſt ein Thor.
Dann nennt mir Eine, die euch rufen ließe, —
Ich meine nicht die von der Allmandwieſe.

80.

Wen kennt ihr, der ſein Weib nicht ließe ſtehn,
Und möchten ſie die beſten Reize zieren,
Um einer andern ſchleunig nachzugehn,
Bei der er hoffte leicht zu triumphiren?
Was würd' er vollends thun, wollt' ihn mit Flehn,
Mit Lohn ein Mädchen oder Weib verführen?
Ich glaub', wir würden gleich zu Willen ſein,
Und ſetzten unſre Haut bei jeder ein.

81.

Wenn eine Frau dem Mann nicht treu geblieben,
So hat ſie's meiſt mit gutem Grund gethan,
Weil er, von Gier nach fremdem Gut getrieben,
Das eigne ließ in überdrüß'gem Wahn.
Denn wer geliebt ſein will, der muß auch lieben,
Und nach dem Maß, mit dem er gibt, empfahn.
Ich gäbe, dürft' ich je Geſetze geben,
Eins, welchem keiner könnte widerſtreben.

82.

Dieß hieße ſo: Vom Leben ſoll man ſcheiden
Jedwede Frau, die ihre Ehe bricht,
Wofern ſie nicht beweiſt mit guten Eiden,
Daß auch ihr Mann vergeſſen ſeiner Pflicht.
Kann ſie's beweiſen, ſoll ſie nichts erleiden,
Und fürchten nicht den Mann noch das Gericht.
Denn Chriſtus fand für gut, uns vorzuſchreiben:
Was ihr nicht wollt, laßt auch bei andern bleiben.

83.

Das Einz'ge, weſſen man ſie kann verklagen,
Doch alle nicht, iſt Unenthaltſamkeit.
Und wer hat ſchwerer dran als wir zu tragen,
Bei denen Maß und Tugend nie gedeiht?
Wir haben mehr an unſre Bruſt zu ſchlagen,
Denn was von Läſt'rung, Wucher ungeſcheut,
Von Trug, Raub, Mord ſich brüſtet, das begeben
Faſt immer nur die Männer, muß ich ſehen. —

84.

Zu ſeinen Gründen kommt der wackre Greis
Mit einem guten Beiſpiel angefahren
Von edlen Frau'n, die immer lilienweiß
In ihren Werken und Gedanken waren;

Allein dem Heiden macht die Wahrheit heiß,
Er ſchnaubt und heißt ihn die Geſchichte ſparen,
So daß er wohl ihn ſchreckt und unterbricht,
Doch bringt er ihn von ſeinem Glauben nicht.

85.

Als jeder Streit und Handel ſo geendet,
Erhebt der Heidenkönig ſich vom Tiſch,
Worauf er ſich zu ſeinem Bette wendet,
Bis daß der Himmel würde hell und friſch.
Doch mehr in Seufzern iſt die Nacht verſchwendet
Ob ſeiner Dame, die ſo trügeriſch;
Er geht, wie ſich im Thau die Fluren netzen,
Und denkt den Weg zu Schiffe fortzuſetzen.

86.

So ſehr auf eines guten Pferdes Frommen
Ein guter Reiter immer denken muß,
Sorgt er für jenes, das er mitgenommen
Zu Sacripant's und Rüdiger's Verdruß;
Nun iſt er ſchon zwei Tage hergekommen
Und hat es angeſtrengt im Ueberfluß;
Drum ſetzt er's auf ein Schiff, damit es ruhe
Und er die Reiſe um ſo ſchneller thue.

87.

Der Schiffer ſtößt ſogleich von den Geſtaden
Und vor den Ruderſchlägen flieht der Strand;
Das Schifflein iſt nicht groß, iſt leicht beladen,
Und kommt die Saone raſch hinabgerannt.
Doch ſein Gedanke folgt auf allen Pfaden
Dem Armen nach, zu Waſſer wie zu Land;
Er trifft ihn an dem Stern und an dem Spiegel,
Und wenn er reitet, ſteigt er mit in Bügel.

88.

Vielmehr in Kopf und Herz hat er ihn ſitzen,
Worin ſchon lange Troſt und Hoffnung ſchwieg.
Was kann dem Armen die Vertheid'gung nützen,
Da ihm der Feind ſchon in die Feſtung ſtieg?
Ihm ſchwindet jeder Rath: wer ſoll ihn ſchützen?
Denn ihm erklärt das eigne Volk den Krieg!
Und Tag und Nacht muß er den Kampf erneuen
Mit dieſen Argen, dieſen Ungetreuen.

89.

Er fährt den Tag und auch die Nacht dahin,
Das Herz von Noth und Kummer ſchwer berannt,
Und bringt das Unrecht nimmer aus dem Sinn,
Das ihm ſein Fräulein that und Agramant.
Es nagt derſelbe Schmerz im Herzen drin
Zu Schiffe jetzt, den er zu Roß empfand;
Die Gluth brennt ungelöſcht zu Waſſer fort,
Er wechſelt nicht den Zuſtand mit dem Ort.

90.

So wird dem Kranken, der zerſchlagen, müde
Zur Rechten ſich und ſich zur Linken kehrt,
Ob ſo der Schmerz des Fiebers minder ſiede,
Ob ſo vielleicht ihm Lind'rung ſei beſchert,
Zur Rechten nicht und nicht zur Linken Friede,
Und gleich wird überall die Qual genährt:
So kann der Heidenkönig ſeinen Wehen
Zu Land nicht und zu Waſſer nicht entgehen.

91.

Es wird ihm endlich auf dem Schiff zu ſchwer,
Er läßt ſich wieder an das Ufer ſchicken,
Und ſieht Lyon, Viane nebenher,
Valence und Avignon mit ſeiner Brücken.

Denn dieſe Gegenden und andre mehr,
Vom Fluſſe* bis zu Celtiberiens Rücken,
Sind beiden Mohrenkön'gen unterthan,
Seit ſie die Meiſter wurden auf dem Plan.

92.

Er reitet Aiguesmortes rechts entgegen,
Mit dem Entſchluß, raſch nach Algier zu gehn.
Da iſt ein Dorf, an einem Fluß gelegen,
Von Bacchus und von Ceres reich verſehn,
Wo nach des Krieges wiederholten Schlägen
Vor den Soldaten leer die Häuſer ſtehn.
Hier wogt das weite Meer, und dort im Thale
Der blonden Aehren Feld im Sonnenſtrahle.

93.

Ein Kirchlein fand er hier auf hohen Matten,
Erſt neu auf einem Hügel aufgebaut,
Das ſeine Prieſter ſcheu verlaſſen hatten,
Weil rings der Krieg das Land mit Blut bethaut.
Der Ort kommt Rodomonten ſehr zu Statten;
Vom Lager fern, woher ihm jeder Laut
Verhaßt, iſt er ſo angenehm gelegen,
Daß er Algier vertauſchen will dagegen.

94.

Er gab es auf, nach Afrika zu eilen,
So ſchien der Reiz ihm dieſes Ortes groß.
Auch ſeine Diener hieß er hier verweilen,
Im ſelben Hauſe, ſammt Gepäck und Roß.
Entfernt von Montpellier nur wenig Meilen,
Und nah bei manchem andern reichen Schloß,
Lag dieſes holde Dorf dem Fluß zur Seiten;
Drum fehlt's ihm hier nicht an Bequemlichkeiten.

---

* Rhone.

95.

Gedankenvoll ſteht eines Tags der Heide,
Wie er faſt immer in die Lüfte ſtiert;
Da ſieht er mitten durch die grüne Weide,
Durch welche ſich ein kleiner Pfad verliert,
Ein Fräulein ziehn, geſchaffen wie zur Freude,
Von einem Mönch mit langem Bart geführt;
Ein großes Roß folgt willig ihren Pfaden,
Mit einer ſchwarzverhüllten Laſt beladen.

96.

Wer dieſes Fräulein ſei und wer der Greis,
Und wen ſie bringen, iſt euch wohl bekannt;
Ihr kennt ja noch das edle Fürſtenreis,
Das mit Zerbinens Leiche zieht durch's Land.
Ich ließ ſie, wie ſie auf des Mönchs Geheiß
Mit ihm ſich der Provence zugewandt,
Um dort den Reſt von ihrem keuſchen Leben
In Trauer und in Demuth Gott zu geben.

97.

Zwar iſt die Jungfrau ſchmerzentſtellt und bleich,
Zwar fliegen wild in Unordnung die Locken;
Zwar ſind die Augen Waſſerquellen gleich,
Indeß die Seufzer ihrer Bruſt nie ſtocken;
Zwar iſt ſie noch an vielen Zeichen reich,
Ihr Leben ſei nicht Luſt und nicht Frohlocken;
Doch blieb ihr Schönheit g'nug, und Wohnung war
Darin für Amorn und der Grazien Schaar.

98.

Kaum ſieht der Mohr dieß Bild vorübergehen,
Da ſieht er jenen Vorſatz ſich entführt,
Die holde Schaar zu haſſen und zu ſchmähen,
Die dieſe Welt doch einzig ſchmückt und ziert.

In Iſabellen glaubt er die zu ſehen,
Der ſeine zweite Liebe nun gebührt;
Die erſte weicht: ſo muß ein Nagel wühlen,
Um einen andern aus dem Brett zu ſpielen.

99.

Er tritt ſie an mit freundlichem Betragen,
Nach Kräften, und mit zärtlichen Gebärden;
Dann hebt er an, nach ihrem Stand zu fragen;
Sie ſagt ihm, was ſie duldet für Beſchwerden,
Und wie der eitlen Welt ſie will entſagen,
Durch heil'ge Werke Gottes Freundin werden.
Stolz lacht der Heide, der an Gott nicht glaubt
Und gegen jede fromme Satzung ſchnaubt.

100.

Verkehrt und eitel nennt er ihr Beginnen,
Und ſagt, ſie handle, wie ein Geizhals pflegt,
Der, ohne für ſich ſelbſt was zu gewinnen,
Nur daß er keinem andern Früchte trägt,
Vor Habſucht und vor Mißgunſt ganz von Sinnen,
Den ſchönen Reichthum in den Boden legt;
Die Leu'n verſchließe man, die Schlangen, Bären,
Nicht Dinge, die ſo ſchön und ſchuldlos wären.

101.

Der Mönch merkt auf bei dieſer falſchen Weiſe,
Bangt für die unbedachte Jugend ſehr,
Und lenkt, daß ſie nicht in die alten Gleiſe
Verirre, klug das Schifflein durch das Meer;
Er ſtellt ſogleich von geiſtlich edler Speiſe
Die reichlichſte, die feinſte Tafel her;
Der Mohr, mit zartem Gaumen nicht geboren,
Schmeckt's kaum, ſo hat er ſchon die Luſt verloren.

102.

Als er den Mönch vergebens unterbrochen,
Und nimmer ihn zum Schweigen bringen kann,
Fühlt er den Zügel der Geduld zerbrochen
Und faßt den Greis gewaltſam, wüthend an.
Doch hab' auch ich nun faſt zu viel geſprochen,
Entleiden könnt' es ſelbſt dem beſten Mann:
Drum will ich enden, und das Loos des Alten,
Der zu beredt war, mir vor Augen halten.

## Neunundzwanzigſter Geſang.

1.

O Männerſinn, wie ſchwach, wie gar leichtblütig!
Wie wechſeln wir den Vorſatz ſo geſchwind!
Wie ſind wir alle doch ſo wankelmüthig!
Zumal wenn wir im Liebesgrolle ſind.
Ich ſah den Heiden eben noch ſo wüthig
In ſeinem Weiberhaß, ſo toll und blind,
Daß mir's nicht möglich ſchien, daß ſolche Gluthen
Verkühlten je, geſchweige gänzlich ruhten.

2.

Ihr edlen Frau'n, was euch zur Schmach der Heide
Mit Unrecht ſprach, das war mir ſo zur Pein,
Daß ich's ihm hoch will ſchreiben auf die Kreide,
Und eher nicht bis er's gebüßt verzeihn.
Mit Tint' und Feder wirk' ich ihm zum Leide,
Daß jeder ſieht, wie gut's ihm würde ſein,
Hätt' er die Zunge lieber ſich zerbiſſen,
Statt ſo viel Schlechtigkeit von euch zu wiſſen.

3.

Daß er unwiſſend, daß er dumm geſprochen,
Seht ihr aus allem, was mit ihm geſchieht.
Blindlings hat er auf alle losgeſtochen
Mit ſeinem gift'gen Schwert, ohn' Unterſchied;
Und nun, wie ſchnell legt ſich des Zornes Kochen,
Da er in Iſabellens Augen ſieht!
Er ſah ſie kaum, und, ohne ſie zu kennen,
Wünſcht er ſie ſtatt der erſten ſein zu nennen.

4.

Er rückt heraus mit etlich ſchwachen Gründen
Von dieſer neuen Liebe ſehr erhitzt,
Um jenen ſtarken Sinn zu überwinden,
Der auf den Schöpfer aller Welt ſich ſtützt.
Doch daß dieß keuſche Herz nicht fall' in Sünden,
Wird es vom frommen alten Mönch geſchützt,
Der mit noch ſtärkern, dauerhaftern Schlüſſen
Ihm Wall und Schanze gibt, nach beſtem Wiſſen.

5.

Als nun der böſe Mohr den kecken Mann
Gar lang ertragen hat mit Grimm und Grollen,
Nachdem er ihm umſonſt den Rath erſann,
Allein in ſeine Wildniß ſich zu trollen,
Und da er ſieht, er greif' ihn offen an
Und ſcheine keinen Frieden je zu wollen,
So fährt er ihm an's Kinn mit wilder Haſt,
Und reißt ihm aus, ſo viel die Hand gefaßt.

6.

So wächst die Wuth, daß er die Hand dem Greiſe
Um ſeinen Hals wie eine Zange ſchlingt,
Ihn ein= und zweimal wirbeln läßt im Kreiſe
Und durch die Luft hin nach dem Meere ſchwingt.

Ich weiß nicht wie es ging mit dieſer Reiſe,
Da das Gerücht bald ſo bald anders klingt:
Er ſei zerſchellt an einer Felſenkante,
So daß man Fuß und Haupt nicht mehr erkannte;

7.

Ein andrer ſagt, er ſei in's Meer geflogen,
Das ſich drei Meilen fern von dort befand,
Und betend umgekommen in den Wogen,
Weil er das Schwimmen leider nicht verſtand.
Nach andern ward er noch herausgezogen
Durch einen Heil'gen, mit ſichtbarer Hand.
Doch was man auch, wahr oder falſch, berichte,
Es ſchweigt von ihm hinführo die Geſchichte.

8.

Wie ſich der grauſe Rodomont befreit
Von dieſem Redner, der ihn machte gähnen,
So kehrt er ſich mit größrer Freundlichkeit
Zu der beſtürzten, tief betrübten Schönen,
Mit Reden, wie ſie ein Verliebter beut,
Nennt ſie ſein Herz, ſein Leben, all ſein Sehnen,
Sein Hoffen, ſeinen Troſt, und hold und ſchön,
Nebſt andern Namen, die zuſammen gehn.

9.

Er zeigt vorerſt ganz lobenswerthe Sitten
Und läßt kein Zeichen blicken von Gewalt;
Er fühlt ſich jenen Hochmuth abgeſchnitten
Vom Reize dieſer himmliſchen Geſtalt.
Leicht wäre zwar der ſüße Kern erſtritten,
Doch macht er jetzt noch an der Schale Halt;
Ihm däucht, daß er ihm gar nicht munden könnte,
Wenn ſie ihn nicht als frei Geſchenk ihm gönnte.

10.

So hofft er ſie allmählig zu umketten
Und zu bewegen ganz nach ſeinem Sinn.
Sie findet ſich in dieſen öden Stätten
Wie eine Maus vor einem Katzenkinn.
Sie möchte lieber ſich im Feuer betten,
Und ſinnt und ſinnt beſtändig vor ſich hin,
Ob keine Wege, keine Mittel ſeien,
Sie unberührt und ſicher zu befreien.

11.

Sie iſt in ihrer Seele feſt entſchloſſen,
Zu rufen ihren letzten Augenblick,
Bevor der Heide ſeine Luſt genoſſen,
Und ſie verlockt zu einem ſchlechten Stück
An jenem Ritter, der ſein Blut vergoſſen
In ihrem Arm durch ungetreues Glück,
Dem ſie mit fromm ergebenen Gemüthe
Gelobt auf ewig ihre reine Blüthe.

12.

Sie ſah, wie wilder ſtets die Gluth erwachte
Des Heiden, und war rathlos und allein.
Sie merkte wohl, wie er auf Thaten dachte,
Wo jeder Kampf vergebens würde ſein.
Nachdem ſie tauſend Rettungspläne machte,
Gab ihr der Geiſt zuletzt ein Mittel ein,
Um zu bewahren ihrer Keuſchheit Blume,
Ich ſag' es euch, zu ihrem ew'gen Ruhme.

13.

Dem Heiden, der ihr, plump wie jederzeit,
Mit Worten und mit Thaten kommt entgegen,
Gar weit entfernt von jener Artigkeit,
Wie ſie in ſeinem erſten Gruß gelegen,

Sagt ſie: Gebt Ihr mir ſicheres Geleit,
Daß ich nicht bangen muß der Ehre wegen,
Geb' ich, zum Gegendienſt, von größtem Werth
Euch ein Geſchenk, als wenn Ihr mich entehrt.

14.

Für eine Luſt, gering und bald vergangen,
An der es nirgends in der Welt gebricht,
Verſchmäht ein Glück, das dauert, zu empfangen,
Verſchmäht die erſte aller Freuden nicht.
Ihr könnt ja hundert finden, nach Verlangen,
Und tauſend Frau'n von holdem Angeſicht;
Doch ein Geſchenk, wie ich's Euch kann verheißen,
Das werden wen'ge, wird Euch keine weiſen.

15.

Ich habe Wiſſenſchaft von einem Kraute,
Und ſah's bei meinem Kommen noch zuletzt,
Das gibt, gekocht mit Epheu und mit Raute,
Und bei Cypreſſenfeuer zugeſetzt,
Wofern es eine reine Jungfrau braute,
Euch einen Saft, mit dem Ihr Euch benetzt
Und dreimal kommt den Leib darin zu baden:
Dann wird Euch nimmer Stahl noch Feuer ſchaden.

16.

Ich ſage, wer ſich dreimal drin gewaſchen,
Dem bleibt es einen Monat vortheilhaft;
Dann aber greift Ihr wieder zu der Flaſchen,
Denn länger dauert nicht die Wunderkraft.
Noch heute ſollt Ihr dieſes Glück erhaſchen:
Ich kann's, und gern bereit' ich Euch den Saft.
Und irr' ich nicht, ſo wird Euch mehr dran liegen,
Als heut noch ganz Europa zu erſiegen.

17.

Ihr aber ſchwört auf Eure Treue hier,
Zum Lohn für das, was ich Euch will gewähren,
In's Künftige die Keuſchheit nimmer mir
Mit Worten noch mit Thaten zu verſehren. —
Dieß bringt zurück des Heiden wilde Gier
Zur Ehrbarkeit: ſo groß iſt ſein Begehren
Nach der verſprochnen Unverwundbarkeit,
Daß er ihr mehr verſpricht, als ſie gebeut.

18.

So lange halten will er ſein Verſprechen,
Bis er geprüft des Wundertranks Gehalt,
Sich zwingen und ſich keiner That erfrechen,
Ja, nicht des kleinſten Zeichens von Gewalt.
Dann aber denkt er den Vertrag zu brechen,
Er, dem kein Gott noch Heil'ger jemals galt,
Der in der Kunſt, ſein Wort zu drehn und biegen,
Ganz Afrika beſiegt, das Land der Lügen.

19.

Der König ſchwört der Jungfrau tauſend Eide,
Daß er ſie nimmermehr beläſt'gen will,
Nur daß ſich's mit dem Waſſer bald entſcheide,
Das ihn zum Cycnus macht und zum Achill.
Sie ſtreift durch Berg und Thal, durch Wald und Heide,
Von Stadt und Dorf entlegen, öd und ſtill,
Und ſammelt rings der Blätter viel und Kräuter,
Und Rodomont iſt immer ihr Begleiter.

20.

Nachdem ſie nun genug, nach manchem Schritte,
Der Kräuter mit und ohne Wurzeln hat,
So kehrt der Keuſchheit Muſter und der Sitte
Mit dem Barbaren zu der Lagerſtatt,

Wo ſie die ganze Nacht in einer Hütte
Die Kräuter kocht, achtſam und nimmer matt;
Beim ganzen Werk und ſeinem Zauberſegen
Iſt allezeit der wilde Mohr zugegen.

21.

Mit ſeiner kleinen Dienerſchaft im Spiel
Verbringt er die geheimnißvolle Nacht.
Vom Feuer wird's den Heiden alſo ſchwül,
Das in dem engen Raume angefacht,
Daß ſie, bald wenig trinkend und bald viel,
Zwei Fäſſer Weins in Kurzem leer gemacht,
Die ſie vor einem oder zweien Tagen
Von Reiſenden als Raub davongetragen.

22.

Der Heidenkönig kannte nicht den Wein,
Weil ſein Geſetz ihn ausſchließt und verbietet;
Nun ſcheint es ihm ein Götterſaft zu ſein,
Der Manna, ja und Nektar überbietet.
Er gießt ihn Flaſchenweis in ſich hinein,
Indem er gegen Mahom's Satzung wüthet.
Der gute Wein muß oft die Runde gehn,
Und macht wie Kreiſel alle Köpfe drehn.

23.

Wie nun das Feuer war im vollſten Brennen,
Da nahm das Fräulein jenen Keſſel ab,
Und ſprach zu Rodomont: Du ſollſt erkennen,
Daß ich fürwahr kein leer Verſprechen gab;
Sie, welche Wahrheit kann von Lüge trennen
Und ſelbſt dem Dummen gibt den Richterſtab,
Erfahrung ſoll dir jeden Zweifel nehmen,
Und ich will ſelbſt zur Probe mich bequemen.

24.

Ich will die Erſte ſein, und dir erproben
Des Wundermittels ſegenvolle Kraft;
So iſt zugleich der Argwohn auch gehoben,
Es ſei ein Gift, das dich von hinnen rafft.
Sieh zu, ich ſalbe mich vom Wirbel oben
Bis auf den Hals und Buſen mit dem Saft;
Dann prüfe deine Stärke, deinen Degen,
Was dieſer ſchneiden, jene wird vermögen. —

25.

Sie waſcht ſich, wie ſie ſprach, und beut vergnügt
Den nackten Hals dem unbedachten Mohren.
Bedachtlos und wohl auch vom Wein beſiegt,
Vor welchem Helm und Schild die Kraft verloren,
Haut jenes Unthier, das ſie leicht betrügt,
So kräftig zu, der größte aller Thoren,
Daß er das ſchöne Haupt, der Liebe Sitz,
Von Bruſt und Rücken ſchlägt mit Einem Blitz.

26.

Drei Sprünge macht es noch, und hell erſchallen
Hört man, indem es fliegt, den Ruf: Zerbin!
Dem ſie ſo ſeltne Straße nachzuwallen
Erſann, und dem Barbaren zu entfliehn.
O Seele, der die Treue mehr gefallen
Und jener Name, der verklungen ſchien
Seit lang, und fremd in unſrer Zeit, der Tugend,
Noch theurer war, als Leben ſelbſt und Jugend:

27.

Geh', ſchöne, heil'ge Seele, geh' in Frieden!
Wär' meinem Liede ſolche Kraft beſchert,
Ich würde nimmer in der Kunſt ermüden,
Die ſo viel Schmuck und Glanz dem Wort gewährt,

So daß nach tauſend Jahren noch hienieden
Genannt dein Name wär' und hochgeehrt.
In Frieden geh' zu jenem höchſten Tempel,
Und laß den andern deiner Treu' Exempel.

28.

Auf dieſe That, die unvergleichlich große,
Sah Gott herab von ſeinem Sitz, und ſprach:
Dich lob' ich mehr noch als die Fleckenloſe,
Durch deren Tod das Reich Tarquin's zerbrach.
Und ein Geſetz zur Feier deiner Looſe
Erheb' ich, unverrückt jetzt und hernach,
Und bei den ew'gen Fluthen will ich ſchwören,
Kein kommendes Jahrhundert ſoll's zerſtören:

29.

Es ſollen die, ſo deinen Namen führen,
In Zukunft alle hohen Geiſtes ſein,
Schönheit, Verſtand und Sitte ſoll ſie zieren
Und Tugend im erhabenſten Verein;
Und allen edlen Dichtern ſoll's gebühren,
Den hohen Namen ſtets zu benedei'n,
Und von den hohen Muſengipfeln allen
Soll's Iſabella, Iſabella ſchallen. —

30.

So ſprach der Herr; die Lüfte wurden hell,
Und ruhig legten ſich des Meeres Wogen.
Indeſſen war die keuſche Seele ſchnell
Zum dritten Himmel, zu Zerbin geflogen,
Und auf der Erde blieb der Schandgeſell,
Voll Schmach und Hohn, um ſeinen Raub betrogen,
Der, als er den zu vielen Wein verdaut,
Sich ſchilt und traurig auf die Leiche ſchaut.

31.

Er will den Geiſt der ſel'gen Iſabelle
Beſänft'gen, ja befried'gen, wie er kann:
Vergoß er ihres Blutes reine Welle,
Leb' ihr Gedächtniß ewiglich fortan!
Nun macht er jene einſame Kapelle,
— Dieß iſt das Mittel, das er ſich erſann —
Allwo er hauſt und wo er ſie erſchlagen,
Zu einem Grabmal: wie? will ich euch ſagen.

32.

Von allen Seiten bringt er zum Errichten,
Freiwillig und gezwungen, Meiſter her;
Sechstauſend Menſchen hat er ſo in Pflichten,
Schlägt Steine von den Bergen, groß und ſchwer,
Und läßt ein ungeheures Werk errichten,
Die Höhe neunzig Ellen oder mehr;
In dieſem iſt das Kirchlein eingeſchloſſen,
Und mitten drin die liebenden Genoſſen.

33.

Es ſcheint dem ſtolzen Werke gleich zu ſehen,
Mit welchem Hadrian ſein Rom geziert.
Ein hoher Thurm ſoll bei dem Grabe ſtehen,
Den er zu einem Aufenthalt erkürt.
Ein Brücklein ohne Rand und ſchmal zu gehen
Wird über jenen nahen Fluß geführt,
Lang, aber nur zwei Ellen in der Breite:
Zwei Roſſe gehen kaum ſich hier zur Seite.

34.

Zwei Ritter können kaum zuſammen reiten,
Kaum ſich begegnen, weil der Raum zu klein;
Und keine Bruſtwehr iſt auf beiden Seiten,
Und leichtlich fällt man in den Fluß hinein.

Der Uebergang ſoll allen Rittersleuten,
So Heiden als Getauften, theuer ſein:
Der armen Jungfrau Grab, ſie zu verſöhnen,
Will er mit tauſend Siegeszeichen krönen.

35.

In zehen Tagen oder wen'ger ſind
Sie mit dem Stege fertig ob den Wellen;
Doch mit dem Grabmal geht's nicht ſo geſchwind,
Und langſam will der Thurm ſich beigeſellen.
Doch geht's auch hier voran, und er beginnt
Schon einen Wächter oben aufzuſtellen,
Der jeden Ritter, welcher kommt zum Fluß,
Dem Herrn mit ſeinem Horne melden muß.

36.

Der waffnet ſich ſogleich, und kommt geflogen,
Von dieſer Seite bald und bald von der:
Denn kommt der Krieger von dem Thurm gezogen,
Sprengt er hinweg und kommt von drüben her.
Das Brücklein iſt das Feld, das Grab die Wogen;
Denn tritt der Renner nur ein wenig quer,
Muß Roß und Mann in's tiefe Waſſer nieder:
Dergleichen Fährlichkeiten gibt's nicht wieder.

37.

Der Heide glaubt in ſeiner ſtumpfen Seele,
Daß die Gefahr, vom Brücklein in den Fluß
Hinabzuſtürzen, wo er dann die Kehle
Sich freilich ſehr mit Waſſer füllen muß,
Ihn rein und ſauber mache von dem Fehle,
Den ihm erzeugt zu großer Weingenuß,
Als ob das Waſſer, wie des Weines Dämpfen,
So ſeinen Sünden könnt' entgegen kämpfen.

38.

Es kamen viele her in wenig Tagen.
Die einen hat der Weg vorbeigebracht,
Weil, wer nach Welſchland ſich hinab will ſchlagen,
Nach Spanien, nirgends einen kürzern macht.
Die andern führt' ein ritterliches Wagen,
Und Ruhm, der mehr noch als das Leben lacht.
Doch alle laſſen, die den Sieg erſtreben,
Die Waffen, viele noch dazu das Leben.

39.

Wenn's Heiden waren, die zu Falle kamen,
Begnügt' er ſich mit Waffen und Gewand,
Schrieb drauf der frühern Eigenthümer Namen
Und hing ſie prahlend an die Marmorwand.
Jedoch in Haft blieb aller Chriſtenſamen
Und wurde nach Algier hernach geſandt.
Noch iſt das Werk zu Ende nicht gediehen,
Da muß der tolle Graf herüberziehen.

40.

Roland gelangt, vom Zufall hergeſchickt,
Zu jenem großen Strom und zu der Brücke,
Wo zwar die Arbeit ſchleunig vorwärts rückt,
Doch unvollendet ſind die größern Stücke,
Und eben erſt der Fluß iſt überbrückt.
Der Heide trägt in dieſem Augenblicke,
Bis auf den Helmſturz, ſeine ganze Wehr:
Da kommt der Narr zu Fluß und Brücke her.

41.

Der Nackte ſpringt, und muß der Tollheit dienen,
Auf's Brücklein über'n Schlagbaum unbeſchwert;
Der Heidenkönig, mit empörten Mienen,
Zu Fuße, wie er juſt am Thurm verkehrt,

Schreit ihm von Weitem zu, bedräut den Kühnen,
Und hält ihn nicht einmal des Degens werth:
Du unverſchämter Grobian, bleib' ſtehen!
Tollkühnſter, Frechſter, den ich je geſehen!

42.

Den Herrn und Rittern nur, den waffenpflichtigen,
Dient dieſer Steg, dir nicht, blödſinnig Thier. —
Doch Roland läßt ſich nicht dadurch beſchwichtigen,
Und kommt gedankenvoll und taub und ſtier.
Wahrhaftig, dieſen Narren muß ich züchtigen,
Spricht Rodomont, und naht ſich, voll Begier,
Ihn in den Fluß zu werfen, der dort gleitet,
Auf einen ſolchen Feind nicht vorbereitet.

43.

Ein edles Fräulein kommt in dieſer Zeit
Zum Fluß, um über jenen Steg zu gehen,
Zierlich geſchmückt, voll kluger Sprödigkeit,
Und hold und ſchön von Angeſicht zu ſehen.
Sie iſt es, Herr, Ihr denkt wohl noch der Maid,
Die längſt ſchon überall, mit bittern Wehen,
Nach Brandimarten jede Straße mißt,
Nur in Paris nicht, wo er eben iſt.

44.

Zu jenem ſchmalen Brücklein eben wandte
Sich Flordeliſe, — denn ſo hieß ſie ja —
Als unſer Graf den Rodomont umſpannte,
Von welchem ſolch ein Angriff ihm geſchah.
Das Fräulein, das den Grafen lange kannte,
Erkannt' ihn gleich, ſo wie ſie ihn erſah,
Und blieb voll Staunen und Verwund'rung ſtehen,
Ihn von der Wuth ſo nackt geführt zu ſehen.

### 45.

Am Ufer hält, um zuzuſehn, die Schöne,
Wie dieſe Wuth der Rieſen enden muß.
Der Paladin ſtrebt wie der Sarazene
Mit Macht, den Feind zu werfen in den Fluß.
Wie hat ein Narr, ſo murmelt durch die Zähne
Der Heide, ſolche Kraft in Hand und Fuß?
Wobei er ſich, von Wuth und Stolz entzündet,
Blitzſchnell nach allen Seiten dreht und windet.

### 46.

Wo ihm ein Vortheil winkt, bald mit der einen,
Bald mit der andern Hand iſt er bemüht,
Indem er liſtig zwiſchen ſeinen Beinen
Den Fuß bald hat und bald zurückezieht.
Wer ihn am Grafen ſieht, der ſollte meinen,
Er ſei ein dummer Bär, der wutherglüht
Den Baum, von dem er ſtürzte, will zerkrallen,
Als trüge der die Schuld, daß er gefallen.

### 47.

Roland, dem der Verſtand von dannen ging,
Weiß nicht wohin? und nur die Kraft der Glieder,
Die rieſ'ge, blieb, die auf dem weiten Ring
Der Welt nicht findet ihres Gleichen wieder,
Wirft ſich, ſo wie er ſeinen Feind umfing,
So wie er ſtand, plötzlich vom Stege nieder;
Sie fallen und verſinken, Chriſt und Mohr;
Das Ufer ſeufzt, das Waſſer ſchlägt empor.

### 48.

Die Welle muß ſie aus einander drücken;
Roland, ganz nackt, ſchwimmt wie ein Fiſch ſo leicht,
Er rudert raſch mit Arm und Bein und Rücken,
Und kommt an's Land, und wie er dieß erreicht,

Läuft er davon, ſchnell, ohne umzublicken,
Ob's ihm zum Tadel, ob zum Lob gereicht;
Allein der Mohr, gehindert von den Waffen,
Vermag ſich langſam nur herauszuraffen.

49.

Das Fräulein iſt mit aller Sicherheit
Inzwiſchen über Brück' und Fluß gegangen.
Sie ſpäht am Grab, ſo lang es iſt und breit,
Ob Brandimartens Zeichen aufgehangen;
Doch da ſie weder Rüſtung ſieht noch Kleid,
Hofft ſie den Theuren ſonſt wo zu umfangen.
Allein wir kehren zu des Grafen Weg,
Der Thurm und Grabmal ließ und Fluß und Steg.

50.

Wohl Tollheit wär's, wollt' ich die tollen Streiche
Des Grafen alle Stück für Stück erzählen;
Es iſt ſo übervoll in dieſem Reiche,
Daß mir's an Zeit zum Ende würde fehlen.
Drum will ich euch nur etlich wundergleiche,
Sangswerth und zur Geſchichte paſſend, wählen;
Zuvörderſt nun berichte, meine Muſe,
Was im Gebirge vorfiel bei Toulouſe.

51.

Durchſtrichen hat der Graf ſchon manches Land,
Mit ſeiner Wuth und Tollheit ſchwer beladen,
Bis er ſich endlich im Gebirg befand,
Das zu dem Spanier führt auf rauhen Pfaden,
Nach jener Seite ſtets die Stirn gewandt,
Wo ſich die Sonne pflegt im Meer zu baden.
Hier traf er einen engen, ſteilen Pfad;
Der lief ob einem Thal, auf hohem Grath.

52.

Wie er am Eingang dieſes Wegs erſchienen,
Begegnen ihm zwei Jungen aus dem Wald;
Ein Holzbeladner Eſel iſt bei ihnen.
Die merken, wie ſie kommen, alſobald
Den Mangel ſeines Hirns aus ſeinen Mienen,
Und ſchrei'n und dröhen, daß es mächtig ſchallt,
Er ſolle rückwärts oder ſeitwärts weichen,
Und jedenfalls ſich aus dem Wege ſtreichen.

53.

Der Graf erwidert nichts auf ſolch Begehren,
Als daß er wüthend mit dem Fuße zielt,
Um einen Tritt dem Eſel zu beſcheren,
Mit jener Kraft, der nichts die Stange hielt.
Der Eſel fliegt und will nicht wiederkehren,
Gleich einem Vogel, der in Lüften ſpielt;
Auf einen Hügel läßt er ſein Gefieder,
Jenſeits des Thals wohl eine Meile, nieder.

54.

Dann ſtürzt er ſich auf jene beiden Jungen:
Der eine, der mehr Glück hat als Verſtand,
Kommt in der Todesangſt herabgeſprungen
Die ſechszig Ellen hohe Felſenwand;
Und glücklich iſt das Wageſtück gelungen,
Da unterwegs Geſtrüpp' ihn ſanft umwand,
Das ihm ein wenig das Geſicht zerfetzte,
Doch ſonſt ihn unverſehrt in Freiheit ſetzte.

55.

Der andre hält an einem Strunk ſich feſt,
Der aus dem Felſen ragt, um drauf zu ſpringen:
Er hofft, ſitzt er nur oben erſt im Neſt,
So ſoll des Narren Abſicht nicht gelingen.

Der aber, welcher keine Friſt ihm läßt,
Packt ihn am Fuß, wie er ſich juſt will ſchwingen,
Und reißt, ſo weit er mit den Armen reicht,
Bis daß ihm jener in zwei Stücke weicht.

56.

So findet wohl bei einem Huhn und Reiher
Ein hochnothpeinliches Verfahren Statt,
Wenn es geſchehen ſoll, daß Falk' und Geier
Am warmen Eingeweide werden ſatt.
Wie gut, daß bei dem jähen Abenteuer
Der andre nicht den Hals gebrochen hat!
Sonſt wär' dieß Wunder ja verborgen blieben,
Und hätt's Turpin gehört nicht noch geſchrieben.

57.

Dergleichen Wunderdinge ſind geſchehen,
So lang er durch die Pyrenä'n gerannt.
Nach langem Suchen ſteigt er von den Höhen
Gen Mittag nieder in das ſpan'ſche Land,
Um immer an dem Meere hin zu gehen,
Das ſpühlend wogt um Tarracana's Strand,
Wo er, der Wuth gehorſam, die ihn leitet,
Sich eine Wohnung in dem Sand bereitet.

58.

Er deckt ſich etwas vor der Sonne Strahl,
Und ihn umhüllt der Sand, der dürre, wüſte.
Inzwiſchen kommt hieher mit dem Gemahl
Angelica, die holde, langvermißte.
Sie ſtiegen, wie ich euch das vor'ge Mal
Berichtet, vom Gebirg zur ſpan'ſchen Küſte.
Auf eine Elle wohl kam ſie ihm nah,
Bevor ſie etwas von dem Tollen ſah.

59.

Nicht ahnt, daß dieſes Roland ſei, die Schöne,
So ganz iſt er verwandelt und verkehrt:
Er läuft, ſeit ihn ergriffen die Hyäne,
In Sonn' und Schatten nackt und rauhbehärt.
Wär' er erzeugt im glühenden Siene,*
Und wo der Garamant den Ammon ehrt,
Und wo der Nil von Bergen rauſcht hernieder,
Nicht ausgedörrter wären ſeine Glieder.

60.

Die Augen ſind tief in den Kopf geſchwunden,
Hohl das Geſicht und wie ein Knochen dürr,
Das Haar zerzauſt, geſträubt und wild verwunden,
Der Bart beſchmutzt und ſcheußlich, dicht und wirr.
Kaum hat der Blick der Fürſtin ihn gefunden,
Fährt ſie zurück, entſetzt und ſelbſt wie irr.
Sie bebt, ihr Schreien dringt in alle Weite,
Und hülferufend ſucht ſie ihr Geleite.

61.

Kaum nimmt der tolle Graf die Schöne wahr,
Springt er empor, um ſie an ſich zu preſſen;
So ſchnell wird ſein Verlangen offenbar,
So gerne hätt' er dieſen Reiz beſeſſen.
Daß ſie ſein Stern und ſeine Liebe war,
Das hat er bis zur letzten Spur vergeſſen.
Er rennt ihr voll Begierde nach, und ſetzt
Dem Hunde gleich, wenn er ein Rehlein hetzt.

62.

Der Jüngling, wie er ſieht den Narren brennen
Nach ſeiner Schönen, ſpornt auf ihn ſein Pferd,
Und haut und ſticht nach ihm in vollem Rennen,
So wie er ſieht, daß er den Rücken kehrt.

---

* Stadt an Egyptens und Aethiopiens Grenzen.

Er hofft, das Haupt ihm von dem Rumpf zu trennen,
Doch hart wie Bein iſt unter ſeinem Schwert,
Wie Stahl, die Haut, und jeder Streich verloren;
Denn Roland iſt gefeit und feſt geboren.

## 63.

Kaum daß der Hieb in Roland's Nacken ſaß,
Fährt er herum, und ballt dabei die Fauſt,
Die mit der Kraft, die Ziel nicht hat noch Maß,
Auf ſeines Feindes Roß herniederſaust
Und ihm das Haupt zerſchellt, als wär's von Glas;
Am Boden bleibt das Roß, vom Tod umgraust,
Er aber wendet ſich im Augenblick
Zu jener, welche vor ihm flieht, zurück.

## 64.

Sie treibt die Stute fort in höchſter Eile,
Und peitſcht und ſpornt und treibt aus Herzensgrunde,
Doch flöge ſie ſchnell wie vom Bogen Pfeile,
Zu langſam ſchien' es ihr in dieſer Stunde.
Da denkt ſie an den Ring, und ohne Weile
Sitzt ihr der vielerprobte Reif im Munde.
Der läßt auch nicht von ſeinem alten Brauche,
Und ſie verſchwindet wie ein Licht vor'm Hauche.

## 65.

War's nun die Furcht, kam ſie in Unordnung,
Als ſie den Ring vom Finger abgezogen,
Macht' auch vielleicht ihr Zelter einen Sprung?
Ich weiß es nicht, und hätt' nicht gern gelogen:
Im Augenblick, da ihr der Streich gelung,
Da in die Luft ihr holdes Bild verflogen,
Hob ſie die Beine, ließ den Sattel los
Und lag im Sande, rücklings, von dem Stoß.

66.

Zwei Zoll nur kürzer brauchte ſie zu fliegen,
So fiel juſt über ſie der Tolle her,
Und ſicher läg' ſie in den letzten Zügen,
Doch dießmal half das gute Glück ihr ſehr.
Nun ſuche ſie ein ander Pferd zu kriegen,
Wie ſie das erſte nahm von ungefähr!
Denn dieſes wird ſie, das in vollem Traben
Vor'm Narr'n den Sand zerſtampft, nicht wieder haben.

67.

Sie wird ſich ſchon verſorgen, zweifelt nicht!
Verfolgen wir indeſſen unſern Tollen,
Den Wuth und Ungeſtüm noch ärger ſticht,
Da jene ſich nicht fangen laſſen wollen.
Er folgt im nackten Sand der Stute dicht,
Und nah und näher, wie zwei Kugeln rollen:
Jetzt ſtreift er ſie, jetzt faßt er ſie am Haar,
Am Zaum, und jetzt hat er ſie ganz und gar.

68.

Der Paladin faßt ſie ſo froh am Zügel,
Als wie ein andrer nur ein Mädchen faßt;
Er ordnet ihr Gebiß und Zaum und Bügel,
Springt auf und ſitzt, ein unwillkommner Gaſt,
Und jagt ſie flüchtig über Thal und Hügel,
Viel Meilen weit, in ruheloſer Haſt;
Er denkt nicht dran, das Zeug ihr abzuſchnallen,
Noch daß ihr könnte Heu und Gras gefallen.

69.

Nun wollt' er über einen Graben ſpringen,
Wobei er mit dem Pferd ſich überſchlug:
Ihm thut es nichts, er weiß ſich loszuringen,
Allein das Thier hat ſich verrenkt den Bug.

Nun wußt' er es nicht weiter fortzubringen,
Daher er's endlich auf den Schultern trug,
Und weiter ging er mit der ſchweren Bürde,
Als auf drei Mal ein Bogen ſchießen würde.

70.

Zuletzt wird ihm die Mähre doch zu ſchwer:
Er ſetzt ſie ab, und will ſie nach ſich ziehn.
Sie geht mit lahmen Schritten hinterher:
Fort! ruft er, doch umſonſt iſt ſein Bemühn.
Wenn ſie auch im Galopp gegangen wär',
Der Narr hätt' immer noch Voran! geſchrie'n.
Zuletzt nimmt er den Halfter ihr vom Kopf
Und ſchlingt ihn um den Fuß mit einem Knopf.

71.

Er ſchleift ſie fort, und tröſtet ſie im Schleifen,
Sie komme nun bequemer hinterdrein.
Die Steine, die im Wege liegen, ſtreifen
Ihr Haut und Haar vom Leib, das Fleiſch vom Bein.
Die arme Stute kann das nicht begreifen,
Und ſtirbt zuletzt vor Ungemach und Pein.
Roland denkt nicht daran, ſieht nicht zurücke,
Und läuft, wie's grade kommt, durch's Dünn' und Dicke.

72.

Auch todt noch muß ſie mit dem Blindbemühten,
Der ſtets nach Weſten läuft, ſo ſehr er kann.
Er raubt in Haus und Hof mit tollem Wüthen,
Und fragt nicht lang, kommt ihn der Hunger an,
Nimmt Früchte, Fleiſch, Brod, was ſich nur mag bieten,
Und plündert und mißhandelt Jedermann;
Den einen läßt er todt und lahm den andern,
Und hält ſich nirgends auf bei ſeinem Wandern.

73.
Daſſelbe Schickſal hatte ſie zu leiden,
Wär' ſie ihm nicht entgangen durch den Ring:
Er weiß nicht Schwarz von Weiß zu unterſcheiden,
Und glaubt zu helfen, wenn er ſchaden ging.
Verwünſcht ſei dieſer Ring bei Chriſt' und Heiden!
Der Ritter auch, von dem ſie ihn empfing!
Weil ſie der Rache Strahlen durch den Grafen
Für ihn ſonſt und für tauſend andre trafen.

74.
Nicht ſie allein! daß ſeinen grauſen Waffen
Doch Preis gegeben wär' die ganze Schaar!
Denn alle ſind ſie, alle gleich beſchaffen,
Und nicht an Einer iſt ein gutes Haar.
Doch ehe meine Saiten ganz erſchlaffen
Und ungleich ſind zu tönen in Gefahr,
Will ich den Sang für künft'ge Zeit verſchieben:
Er möchte ſonſt dem Hörer nicht belieben.

## Dreißigſter Geſang.

1.
Wenn die Vernunft vom Zorne wird geblendet
Und ſich nicht raſch dem Anfall widerſetzt,
Wenn blinde Wuth den Menſchen alſo ſchändet,
Daß er die beſten Freunde ſelbſt verletzt,
Die Thränen ſind, die Seufzer dann verſchwendet,
Die Scharte wird darum nicht ausgewetzt:
Weh mir! mich ſchmerzt umſonſt, was ich im Drange
Des Zorns geſagt im vorigen Geſange.

2.

Doch ich bin einem Kranken zu vergleichen,
Der, wenn er lang ſich der Geduld befliß,
Nun, da den Gipfel ſeine Weh'n erreichen,
In Wuth, in Fluchen fällt und Aergerniß.
Es weicht der Schmerz, nun muß der Grimm auch weichen,
Der ſeine Zunge ſo von hinnen riß;
Er kommt zu ſich, ihn reut des Zornes Kochen,
Doch was er ſprach, das iſt und bleibt geſprochen.

3.

Ihr edlen Frau'n, ihr werdet mir verzeihen,
Ich hoff' und fleh's von eurem Edelmuth;
Entſchuldigt meine wilden Faſeleien,
Ihr kennt die Leidenſchaft und ihre Gluth.
Ihr müßt der Schuld nur meine Feindin zeihen,
Die mich verfolgt und peinigt bis auf's Blut
Und ſagen läßt, was ich hernach bereue:
Gott kennt ihr Unrecht und auch meine Treue.

4.

Ich bin nicht minder als mein Held verbrannt,
Bin minder nicht als er des Mitleids werth,
Der ſinnlos durch das halbe ſpan'ſche Land,
Durch das Gebirg und durch die Eb'ne fährt.
Mit ſeiner Stute kommt er hergerannt,
Der todten, ohne daß er ſich dran kehrt,
Bis er zuletzt an einem großen Fluß,
Der ſich in's Meer ergießt, ſie laſſen muß.

5.

Er ſpringt hinein und hat ihn bald durchſchnitten,
Fiſchottern ſchwimmen nicht ſo gut wie er.
Da kommt ein Hirt auf einem Roß geritten,
Zur Tränke, von dem andern Ufer her.

Der ſieht ihn zwar in ſeinem Wege mitten,
Doch fürchtet er den nackten Mann nicht ſehr.
Den Klepper, ſpricht der Graf im tollen Muthe,
Mußt du vertauſchen gegen meine Stute.

6.

Todt liegt ſie auf der andern Seite, Lieber.
Du kannſt ſie ſehn, wenn dir's beliebt, von hier.
Dann heilſt du ſie von ihrem Sterbefieber,
Denn außerdem mißfällt mir nichts an ihr.
Du gibſt mir dieſes Roß, und etwas drüber;
Nun ſei ſo gut, ſteig' ab, ich rath' es dir. —
Der Schäfer lacht, läßt ihn auf Antwort harren,
Spornt ſeinen Gaul, und reitet weg vom Narren.

7.

Ich will dein Roß! holla, kannſt du nicht hören?
Ruft Roland, und mit Wuth verfolgt er ihn.
Der Schäfer ſchlägt, und läßt ſich gar nicht ſtören,
Mit einem Knotenſtock den Paladin.
Das aber muß den Grafen ganz bethören,
Und macht ihn wilder als er jemals ſchien;
Mit ſeiner Fauſt trifft er des Hirten Stirne
Und wirft ihn nieder mit zerſchlagnem Hirne.

8.

Er ſpringt auf's Roß und reitet große Strecken;
Auf Raub iſt überall ſein Sinn geſtellt.
Der Klepper darf nicht Heu noch Hafer ſchmecken,
Daher er auch nach wenig Tagen fällt.
Doch nicht behaglich iſt das Gehn dem Recken,
Wozu denn gäb' es Stoſſe auf der Welt?
So viel er trifft, ſo viele muß er plagen,
Nachdem er ihre Herrn zuvor erſchlagen.

9.

Am Ende kam er gar nach Malaga,
Das er faſt gänzlich dem Verderben weihte;
Denn außer daß er bei dem Volke da
So vielen Raub ſich nahm und ſolche Beute,
Daß man noch manches Jahr den Schaden ſah,
Erſchlug der arge Narr ſo viele Leute,
Und hauste mit Zerſtörung ſo und Brand,
Daß wohl der dritte Theil verdarb vom Land.

10.

Er kommt, nachdem er ſchied von jenen Gauen,
Zu einer Stadt, die man Zizera nennt,
Am Meere von Gibraltar zu erſchauen,
Wo Afrika ſich von Europa trennt.
Da ſieht er, wie im friſchen Morgengrauen
Vom Strand ſo eben eine Barke rennt,
Von Leuten voll, die durch die ſtillen Wogen
Mit Luſt und Freude kommen hergezogen.

11.

Halt! hat der Narr die Stimme laut erhoben,
Dem eine ſolche Schifffahrt luſtig däucht.
Allein vergebens iſt ſein Schrei'n und Toben,
Denn ſolche Waare nimmt man nicht ſo leicht.
Schnell iſt das Schifflein auf dem Meer verſtoben,
Wie eine Schwalbe durch die Lüfte ſtreicht;
Er aber hört nicht auf, ſein Roß zu ſchlagen,
Zu ſtoßen und zuletzt in's Meer zu jagen.

12.

Das Rößlein muß zuletzt in's Waſſer gehen,
Das ſich umſonſt aus Leibeskräften wehrt.
Es ſinkt hinein, beinah nicht mehr zu ſehen,
Von ſeinem tollen Reiter hart beſchwert.

Nicht hoff' es mehr auf trocknem Land zu ſtehen,
So lang die Gert' ihm um die Ohren fährt:
Das arme Thier muß unterwegs ertrinken,
Wenn ihm zuletzt nicht Libyens Küſten winken.

### 13.

Das Schifflein iſt indeß davongeflogen,
Das ihn in's Meer gelockt vom trocknen Strand,
Und wird dem Blick des Grafen bald entzogen
Durch die bewegte, hohe Wellenwand.
Er jagt ſein Roß beſtändig durch die Wogen
Und will durchaus nicht mehr zurück an's Land.
Es athmet ſtatt der Luft nur Waſſermaſſen
Und muß das Schwimmen ſammt dem Leben laſſen.

### 14.

Es geht zu Grund, und zög' ihn ſelber mit,
Doch er iſt heimiſch in den ſalz'gen Reichen,
Braucht Hand und Fuß bei dieſem feuchten Ritt,
Und bläst, die Fluth vom Munde wegzuſcheuchen.
Die Luft war heiter, und die Welle glitt
In Ruh: fürwahr ein Glücksſtern ſonder Gleichen!
Denn regte ſich ein wenig nur die Fluth,
Büßt' er im Meere den verrückten Muth.

### 15.

Allein das Glück, ſtets ſorgſam für die Thoren,
Bringt ihn bei Setta aus dem Meer an's Land,
Etwa zwei Bogenſchüſſe von den Thoren
Der Stadt, und ſetzt ihn glücklich auf den Sand.
Nun eilt er längs des Meers, in Wahn verloren,
Auf gutes Glück, dem Oſten zugewandt,
Und trifft zuletzt ein Heer von ſchwarzen Leuten,
Die endlos ſich am Ufer hin verbreiten.

16.

Doch laſſen wir ihn ſeinem Wanderleben!
Von ihm zu reden wird es ſchon noch Zeit.
Was, Herr, ſich mit Angeliken begeben,
Die, als ſie aus des Tollen Hand befreit,
Ein gutes Schiff und guten Wind daneben
Zur Rückkehr fand in's Heimathland bereit,
Und dort Medoren gab des Vaters Krone,
Das ſingt ein andrer wohl in beſſerm Tone.

17.

Ich muß den Athem für ſo vieles ſparen,
Daß mir die Zeit nicht mehr für dieſe reicht.
Die ſchöne Mähre kehrt ſich zum Tartaren,
Der, ſeit der Nebenbuhler nun verſcheucht,
Der Schönheit froh genießt, der wunderbaren,
Der keine mehr in ganz Europa gleicht,
Seitdem Angelica hinweggezogen
Und Iſabella himmelan geflogen.

18.

So ſtolz er mag auf jenen Ausſpruch ſein,
Wornach als Herrn die Fürſtin ihn erkennt,
So iſt doch ſeine Luſt nicht völlig rein,
Weil noch ſo mancher andre Handel brennt.
Da ſtürmt der junge Rüd'ger auf ihn ein,
Der ihm nicht jenen weißen Adler gönnt;
Dort kommt der Sericaner zu dem Streit,
Der nach dem Schwerte Durindana ſchreit.

19.

Es quält ſich, dieſe Händel beizulegen,
Vergebens mit Marſilen Agramant:
Er kann ſie nicht nur nicht dazu vermögen,
Zu knüpfen ein erfreulich Freundſchaftsband,

Nein, nicht einmal iſt Rüd'ger zu bewegen,
Daß er den Schild in des Tartaren Hand,
Noch auch Gradaß, daß er das Schwert ihm ließe,
So lang bis ſich der eine Streit beſchließe.

20.

Doch Rüd'ger gibt ihm gegen keinen Zweiten
Den Schild; Gradaß erklärt's für Recht und Fug,
Daß er nur ihn ſoll mit dem Schwert beſtreiten,
Das jüngſt der ruhmgekrönte Roland trug.
So mag das Loos denn unſern Ausſpruch leiten,
Sagt Agramant, der Worte ſind's genug.
Wohlan, laßt ſehen, wem das Glück gewogen,
Und wen es vorzieht, der ſei vorgezogen.

21.

Und wenn ihr mich für alle meine Tage
Verbinden wollt und mir gefällig ſein,
Loost um den Kampf, jedoch mit dem Vertrage,
Daß, wer gezogen wird im erſten Reihn,
Den Doppelzwiſt beſchließt mit Einem Schlage,
So daß er für den andern obendrein
Den Sieg erringt; und wird das Glück ihm fehlen,
Soll der Verluſt für alle beide zählen.

22.

Gradaß und Rüd'ger, glaub' ich, unterſcheiden
An Tapferkeit ſich wenig oder nicht,
Und wen das Loos auch treffen mag von beiden,
Ich weiß gewiß, daß er vortrefflich ficht.
Nun mag der Sieg den ſuchen, jenen meiden,
So wie es Gott in ſeiner Weisheit ſpricht.
Den Ritter treffen keinerlei Beſchwerden;
Dem Glück ſoll alles zugerechnet werden. —

23.

So Agramant, worauf mit dem Vergleich
Die beiden ſchweigend einverſtanden bleiben,
Daß man den Doppelzwiſt mit Einem Streich
Beenden ſolle nach des Glücks Belieben.
Man nahm zwei Zettel, die ſich völlig gleich,
Worauf die beiden ihre Namen ſchrieben.
In eine Urne wurden ſie gelegt
Und wohl geſchüttelt, wie man immer pflegt.

24.

Ein ſchlichtes Kind ſtand auf des Schickſals Seite.
Griff in die Urne mit der Hand, und zog
Das Loos, das Rüd'gers Schwert dem Kampfe weihte,
Den Sericaner um ſein Glück betrog.
Nicht ſagen läßt ſich, wie ſich Rüd'ger freute,
Als aus der Urne nun ſein Name flog,
Und wie Gradaß ſich ſchmerzlich abgewendet;
Doch muß man nehmen was der Himmel ſendet.

25.

Mit allem Eifer und mit allem Fleiß
Iſt jetzt Gradaß zu Rüd'gers Frommen rege,
Und ſagt ihm jeden Vortheil, den er weiß,
Damit er ja den Sieg erringen möge,
Wie man mit Schild und Schwert gewinnt den Preis,
Was Finten ſind, was zuverläß'ge Schläge,
Und wie man ausfällt und zurück ſich zieht,
Das führt er jetzt ihm einzeln zu Gemüth.

26.

Der Reſt des Tags, da der Beſchluß gerathen,
Wird von den Freunden damit zugebracht,
Die beiden Gegner treulich zu berathen,
Der den, der jenen, wie man's immer macht.

Das Volk, begierig nach ſo kühnen Thaten,
Iſt zeitig auf den beſten Platz bedacht;
Zufrieden nicht, vor Tage hinzueilen,
Will mancher gar die Nacht daſelbſt verweilen.

27.

Daß bald die Helden in den Zweikampf gehen,
Das wünſcht das dumme Volk, blind und erhitzt;
Es weiß nicht mehr und kann nicht weiter ſehen,
Als was ihm dicht vor ſeinen Augen ſitzt.
Allein Sobrin, Marſil, die mehr verſtehen,
Und wer da weiß, was ſchadet oder nützt,
Die tadeln dieſen Kampf und Agramanten,
Daß er ſich fügte jenen Zornentbrannten.

28.

Sie hören nimmer auf, ihm zu beſchreiben,
Welch ein Verluſt den Sarazenen droht,
Mag der Tartarenfürſt, mag Rüd'ger bleiben,
Nachdem das Schickſal Leben wägt und Tod.
Denn um den Sohn Pipin's zurückzutreiben,
Sei Einer mehr von dieſen zweien Noth,
Als zehentauſend andre von dem Heere,
Worunter kaum ein Einz'ger tüchtig wäre.

29.

Dieß leuchtet Agramanten freilich ein,
Jedoch er kann mit ſeinem Wort nicht ſpaſſen.
Er fleht die zwei, ſie möchten billig ſein
Und ihm, was er verſprochen hab', erlaſſen,
Und um ſo mehr, da jene Zänkerei'n
Doch wahrlich für den ernſten Kampf nicht paſſen,
Doch wären ſie zum Frieden nicht bereit,
So möchten ſie nur warten mit dem Streit.

30.

Sie möchten dieſen Zweikampf doch verſchieben,
Nur fünf, ſechs Monde, minder oder mehr,
Bis aus dem Reich erſt Kaiſer Karl vertrieben,
Und ohne Scepter, Kron' und Mantel wär'. —
Die beiden wären gern gehorſam blieben
Und doch gab keiner ſeinen Beifall her;
Denn keiner konnte dieſe Schmach ertragen,
Zuerſt zu ſolchem Vorſchlag Ja zu ſagen.

31.

Mehr als der Fürſt und die ſich Mühe geben,
Den Zorn des Mandricard herumzudrehn,
Weiß ihn die ſchöne Freundin zu umweben
Mit einem Netz von Thränen, Gram und Fleh'n.
Sie bittet ihn, dem König nachzuleben,
Und auf den Wunſch des ganzen Heers zu ſehn.
Sie klagt und jammert, daß um ſeinetwillen
Sie Angſt und Sorgen tauſendfach erfüllen.

32.

Weh mir! ſpricht ſie, wo ſoll ich Mittel finden,
Um endlich auszuruhn von meiner Noth,
Wenn immer neue Händel ſich entzünden,
Die immer neu dich führen in den Tod?
Was half mir's, ſolche Freude zu empfinden,
Als ſich der Streit beſchloß, der mich bedroht,
Den du mit jenem andern unternommen,
Da nun ein neuer, kleiner nicht, entglommen?

33.

O wie mein Stolz ſich ſo vergebens freute!
Ein Fürſt ſo würdig, und ein Held ſo groß,
Bot ſeine Bruſt in wildem, blut'gen Streite
Um meinetwillen gern dem Todesſtoß!

Doch beut er dieſe Bruſt, das ſeh' ich heute,
Ob einer Kleinigkeit demſelben Loos.
Dich ſpornten nur die angebornen Triebe
Des wilden Herzens, und nicht meine Liebe.

34.

Doch iſt dein Lieben wirklich ſo beſchaffen,
Wie du mir's zeigen willſt zu jeder Zeit,
So bitt' ich dich, dem Schmerz mich zu entraffen,
Der mich durchbohrt mit ſeiner Heftigkeit,
Und nicht zu zürnen, daß bei ſeinen Waffen
Des weißen Vogels Rüd'ger ſich erfreut.
Ich ſeh' dir keinen Nutzen, keinen Schaden,
Sei er ihn los, ſei er damit beladen.

35.

Nur wenig Vortheil bringt und viel Verderben
Der eingegangne Kampf dir offenbar:
Denn läßt dich Rüd'ger auch den Adler erben,
So haſt du wenig Lohn für viel Gefahr;
Doch wenn das Glück dein Hoffen ſchlägt in Scherben,
— Du haſt's bei alle dem noch nicht am Haar —
So trifft mich ein Verluſt, den nur zu denken
Mein Herz mit Galle muß und Wermuth tränken.

36.

Iſt dir an deinem Leben nichts gelegen,
Und iſt dir lieber ein gemaltes Thier,
So liebe doch dein Leben meinetwegen,
Denn deines flieht nicht ohne meins von hier.
Der Tod mit dir wird mir nicht Schmerz erregen,
Im Leben und im Tode folg' ich dir;
Nur wünſch' ich mir das Scheiden nicht ſo herbe,
Als es mir ſein wird, wenn ich nach dir ſterbe. —

37.

Mit vielen ſolchen Worten, treu und ſchlicht,
Die ſie verſtärkt mit Weinen und mit Stöhnen,
Fleht ſie die ganze Nacht und raſtet nicht,
Und ſucht den Freund zum Frieden zu gewöhnen.
Und er, aufſaugend von dem feuchten Licht
Der Augen jene bitterſüßen Thränen
Und alle Klagen von dem Roſenmund,
Weint ſelbſt, indem er ſpricht, von Herzensgrund.

38.

Gräme dich nicht, ſprach er, mein theures Leben,
Um einen Anlaß, der ſo leicht und leer;
Denn wollt' auch Karl, und Agramant daneben,
Mit ihrem Mohren-, ihrem Frankenheer
Die Fahnen gegen mich allein erheben,
Ganz ohne Noth wär' dir das Herze ſchwer.
Fürwahr, nicht hoch ſcheinſt du mich anzuſchlagen,
Macht ſo ein einz'ger Rüdiger dich zagen.

39.

Denkſt du daran, wie einſt mein Lanzenſplitter,
Denn ohne Säbel war ich, ohne Schwert,
Von einem Haufen wohlbewehrter Ritter,
Von einer dichten Schaar das Feld geleert?
Gradaß, obgleich es leid ihm iſt und bitter,
Wird's jedem ſagen, der's von ihm begehrt,
Wie ich ihn einſt in Syrien gefangen,
Und kann mit andrem Ruhm als Rüd'ger prangen.

40.

So wird's auch nicht geläugnet von Gradaſſen,
Auch weiß es Iſolier und Sacripant,
Der Sacripant, der König der Circaſſen,
Und der berühmte Gryph und Aquilant,

Und hundert, die ſich haben fangen laſſen
Bei jenem Paß, die ich mit meiner Hand,
Mahomedaner und getaufte Leute,
Nach wenig Tagen allzumal befreite.

41.

Ein Wunder iſt's, wie ich mein Schwert geſchwungen,
Das ihrer keiner je vergeſſen kann:
Das war ein Tag, an dem mir mehr gelungen,
Als ſtürmte Chriſt und Mohr jetzt auf mich an.
Von Rüd'gern nun, dem unerfahrnen Jungen,
Was ſoll für Schmach mir droh'n, Mann gegen Mann?
Mit Hektor's Rüſtung und mit Durindanen,
Wie kann von Rüdigern dir Uebles ahnen?

42.

O warum iſt der Zweikampf nicht geſchehen,
Als ich dich mit dem Schwerte konnt' erwerben!
Du hätteſt offen meine Kraft geſehen
Und wüßteſt ſicher, daß mein Feind muß ſterben.
Laß deine Thränen meinen Muth nicht ſchmähen
Und prophezeie, Herz, mir kein Verderben;
Und glaub's, mich treibt die Ehr' in's Kampfgefilde,
Nicht der gemalte Adler auf dem Schilde. —

43.

Er ſprach's, ſie aber, deren Thräne rann,
Stellt' ihre Gründe gut und klug dagegen,
So-daß ſie nicht den Liebſten bloß gewann,
Nein, eine Säule müßte ſich bewegen.
Und ſie beſiegt ihn, den bewährten Mann,
Sie, welche Frauenkleider ſanft umhegen;
Und er verheißt, wenn ihm vom Frieden nun
Der Fürſt noch einmal ſpräche, wollt' er's thun.

44.

Auch hielt' er Wort, wenn nicht, als ihren Reigen
Aurora führt' auf dem gewohnten Zug,
Der kühne Rüd'ger, Willens, klar zu zeigen,
Daß er mit Recht den ſchönen Adler trug,
Der länger mit der That nicht wollte ſchweigen,
Und an Verträgen hatt' und Worten g'nug,
Zum Kampfplatz, den die Schaaren dicht umfangen,
Bei Hörnerſchall gerüſtet käm' gegangen.

45.

Sobald dem Wilden dieſer Ton erklingt,
Der ſtolz und hoch ihn fordert zu dem Streite,
Will er von Frieden nichts mehr wiſſen, ſpringt
Vom Bett und ruft um Waffen zum Geleite,
Wobei ſein Antlitz ſolch ein Grimm durchdringt,
Daß Doraliſe ſelbſt, die ſchwerbedräute,
Nicht mehr von Stillſtand ſpricht und Friedensſchluß,
Und endlich doch der Kampf erfolgen muß.

46.

Er waffnet ſich und duldet kaum die Weile,
Die ihm mit ſchuld'gem Dienſt der Knappe macht;
Dann ſteigt er auf das gute Roß in Eile,
Das einſt den Schirmer Frankreichs trug zur Schlacht,
Und kommt zum Platze ſchnell gleich einem Pfeile,
Wo dieſer Kampf zu Ende wird gebracht.
Der König iſt, der ganze Hof zur Stelle,
Und nun ergeht der Streit in aller Schnelle.

47.

Die Helme heißt man, die von lichtem Schein,
Aufſetzen und die Lanzen ihnen reichen.
Blaß werden tauſend Wangen in den Reihn,
Wie die Trompete gibt das grauſe Zeichen.

Die Ritter legen ihre Lanzen ein
Und ſpornen ihre Renner an den Bäuchen;
Sie treffen ſich mit ungeſtümem Stoß:
Der Himmel fällt, es ſpringt der Erde Schooß.

48.

Von da und dort ſieht man den Vogel wehen,
Der einſt das Pferd des Götterkönigs war,
Wie man ihn in Theſſalien[*] oft geſehen,
Allein mit einem andern Flügelpaar.
Wie hoch der beiden Muth und Stärke gehen,
Nimmt man am Schwung der ſchweren Lanzen wahr,
Noch mehr daran, daß jeder gleich dem Thurme,
Dem Felſen ſteht im Wetter und im Sturme.

49.

Die Splitter flogen bis zum Himmelsbogen,
So ſchreibt Turpin, wahrhaft in dieſem Stück;
Denn da ſie bis zum Feuerkreis geflogen,
So kamen etliche verbrannt zurück.
Die Ritter haben ſchon das Schwert gezogen,
Und fallen, keine Furcht im Heldenblick,
Sich an, und richten jeder, ſchnell wie Blitze,
Nach dem Viſier des andern ſeine Spitze.

50.

Nur nach den Helmen lenkt ſich das Gefecht,
Sie ſuchen nicht die Roſſe zu erſchlagen,
Um ſich herabzuziehn; denn das iſt ſchlecht,
Weil dieſe nicht die Schuld des Krieges tragen.
Wer glaubt, ſie hätten ein beſondres Recht,
Soll beſſer nach dem alten Brauche fragen:
Schnöd war's, auch ohne daß man ſich vertrug,
Und ew'ge Schande, wer ein Roß erſchlug.

---

[*] In den römiſchen Bürgerkriegen.

51.

Sie wüthen auf dem doppelten Viſiere,
Das ſolcher Wuth mit Mühe widerſteht.
Verdoppelt nach einander fallen ihre
Schwertſtreiche, dichter als der Hagel weht,
Der, wenn die Ernte eben vor der Thüre,
In Blatt und Zweig, in Korn und Stoppel mäht.
Was Baliſarda, Durindana ſpenden,
Kennt ihr, und ihre Kraft in ſolchen Händen!

52.

Doch mit dem Hauptſtreich wollen ſie noch ſparen,
Denn beide nehmen ſich gar ſehr in Acht.
Der erſte Schaden kommt von dem Tartaren,
Der faſt den guten Rüd'ger umgebracht.
Mit einem Hieb, von jenen wunderbaren,
Trifft er den Schild, daß der in Stücke kracht;
Umſonſt ſtellt ſich der Panzer ihm entgegen,
Und bis auf's Fleiſch dringt der verruchte Degen.

53.

Bei dieſem Schlag entſteht ein tiefes Schweigen,
Da alles Blut für Rüdigern gerinnt,
Zu deſſen Gunſten ſich die meiſten neigen,
Wo nicht gar alle, die zugegen ſind;
Und wollte ſich Fortuna willig zeigen
Der größern Zahl, und was ihr Wunſch erſinnt,
Todt wär' der Gegner, oder ſchon gefangen;
Daher der Hieb durch jedes Herz gegangen.

54.

Ein Engel, glaub' ich, hat hier abgewehrt,
Um von dem Hieb den Ritter zu erlöſen.
Doch der entgegnet ſchnell, von Wuth verzehrt
Und fürchterlicher als er je geweſen.

Er ſchwingt auf Mandricardens Haupt ſein Schwert,
Doch macht er nur zu wenig Federleſen;
Entſchuld'gen muß ich ihn mit ſeinem Groll:
Der Hieb fährt ſeitwärts ab, und trifft nicht voll.

55.

Fiel' dießmal Baliſarda grad hernieder,
Vergebens wäre Hektors Helm gefeit.
Der Hieb löst dem Tartaren alle Glieder,
Der Zaum entfällt der Hand vor Mattigkeit.
Dreimal im Sattel wankt er hin und wieder;
Indeſſen rennt im Felde weit und breit
Der Briliador — ihr kennt der Roſſe Zierde —,
Noch trauernd über die verlorne Bürde.

56.

Nie war die Schlange, die man trat, entglommen,
Der wunde Löwe, ſo von Zorn und Wuth,
Wie der Tartar, als er zu ſich gekommen
Vom Hieb, der ihm erſchüttert allen Muth;
So viel ſein Stolz und Ingrimm zugenommen,
Um ſo viel wuchs auch ſeine Kraft und Gluth.
Er ſpornt zu einem Satz, dem Feind entgegen,
Den Briliador, und hoch ſchwingt er den Degen.

57.

Und in den Bügeln hebt er ſich zugleich,
Zielt nach dem Helm, und hofft den Feind nunmehr
Bis auf die Bruſt zu ſpalten mit dem Streich;
Doch Rüd'ger iſt geſchwinder noch als er,
Der, eh' der Arm ſich ſenkt, verderbenreich,
Das Schwert hinauf ihm jagt von unten her
Und in die Schien' ein weites Fenſter ſchlitzt,
Die ihm die rechte Schulter unten ſchützt.

58.

Und Baliſarda bringt, zurückgezogen,
Sein Blut mit ſich, das roth und kochend ſprüht,
Und Durindan' iſt um ihr Ziel betrogen,
Da nun ihr Hieb mit mind'rer Kraft geſchieht,
Obgleich, bis auf des Roſſes Kreuz gebogen,
Ihr Held vor Schmerz die Brau'n zuſammenzieht;
Wär' auf dem Haupt ein ſchlechter Helm geſeſſen,
Er würde nimmer dieſen Hieb vergeſſen.

59.

Rüd'ger gibt keine Ruh, er ſpornt ſein Pferd
Und findet jenen auf der rechten Seiten;
Und da iſt auch der feinſte Stahl nichts werth,
Die beſte Härtung hat nichts zu bedeuten
Vor dieſem nie umſonſt geführten Schwert,
Vor dem zu keinem andern Zweck gefeiten,
Als daß an Schien' und Ring, wo's niederkracht,
Verloren ſei jedwede Zaubermacht.

60.

Durch haut es alles, was es kann erfaſſen,
Und wund iſt an der Seite der Tartar.
Der flucht zu Gott und will vor Wuth erblaſſen,
Wilder als je das Meer im Sturme war.
Die höchſte Kraft nun will er ſehen laſſen,
Den Schild mit dem verhängnißvollen Aar
Wirft er hinweg, den Wuth und Ingrimm blenden,
Und faßt das Rolandsſchwert mit beiden Händen.

61.

Ha! ſagt ihm Rüd'ger, deutlich läßt du ſchau'n,
Daß dich mit Unrecht dieſes Wappen ziert:
Jetzt wirfſt du's weg, vorhin haſt du zerhau'n,
Kannſt nicht mehr ſagen, daß es dir gebührt. —

Noch ſpricht der Ritter, als er ſchon mit Grau'n
Der mächt'gen Durindana Wuth verſpürt,
Die auf der Stirn ihm laſtet alſo ſchwer,
Daß leichter drauf ein Berg gefallen wär'.

62.

Sie hat ihm mitten durch's Viſier geſchnitten,
Gut daß es abſteht von dem Angeſicht!
Iſt dann zum Sattelknopf hinabgeglitten,
Den ſchützt die doppelte Bekleidung nicht.
Der Harniſch und der Waffenrock erlitten
Wie Wachs des Schwertes furchtbares Gewicht;
Am Schenkel ſchwer iſt Rüdiger getroffen,
Und lange darf er auf Geneſung hoffen.

63.

Schon lange ſind die Waffen dieſer beiden
Mit einem Doppelſtreifen Bluts benetzt,
Und noch kann Niemand deutlich unterſcheiden,
Wen er für beſſer bei dem Handel ſchätzt.
Doch Rüd'ger hebt, den Zweifel abzuſchneiden,
Das Schwert, das ſchon ſo manchem zugeſetzt,
Und ſucht mit ſchwerem Stoß den Ort zu faſſen,
Den frei der weggeworfne Schild gelaſſen.

64.

Das Schwert durchbohrt des Panzers linke Seite
Und findet ſich zum Herzen eine Bahn;
Dort dringt es ein wohl über Spannenbreite,
Und Mandricard beendet ſo den Span
Um jenen weißen Aar, der ſie entzweite,
Um's Schwert, das ſo viel Herrliches gethan,
Gibt alles auf, ja ſelbſt das theure Leben,
Das mehr ihn ſchmerzt, als Schild und Schwert zu geben.

65.

Nicht ungerächt ſoll er von ihm ſich trennen:
Zur ſelben Zeit, da ihn ſein Loos ereilt,
Führt er das Schwert, das kaum mehr ſein zu nennen,
Und hätte Rüd'gern das Geſicht zertheilt,
Wenn nicht ihm Kraft und Leben ſchon zerrännen
Durch jenen Stoß, den auch kein Kraut mehr heilt:
Ja, Kraft und Leben ſind in ihm gebrochen,
Seit er ihn in den rechten Arm geſtochen.

66.

Im Augenblick, da Mandricard erlegen,
Gibt er noch Rüd'gern ein Gedenkemein:
Ein Eiſenring zerbricht vor ſeinen Schlägen,
Und eine Pickelhaube hintendrein;
Durch Haut und Knochen geht der grimme Degen
Zwei Finger tief in Rüd'gers Haupt hinein.
Er ſinkt zur Erde hin, von Nacht umfloſſen:
Ein Strom von Blut kommt aus dem Haupt geſchoſſen.

67.

Er war der erſte, der am Boden lag,
Indeß ſein Gegner es ſo lange machte,
Daß jeder Zeuge Mandricardens Schlag
Von Ruhm und Siegesglanz umrungen dachte.
Auch Doraliſe, die an dieſem Tag
Gar oft in ſchnellem Wechſel weint' und lachte,
Hob ihre Hände dankend himmelan,
Daß er ſo große Huld an ihr gethan.

68.

Doch als nunmehr, nach offenbaren Zeichen,
Lebend der lebt, der Todte todt erſcheint,
Da wechſeln Luſt und Leid in ihren Reichen,
Hier lacht man jetzt, und drüben wird geweint.

Fürſt, Herr und Ritter eilt nach ſolchen Streichen
Zu Rüdigern, der kaum ſich lebend meint;
Sie freuen ſich, ſie geben ihm die Hände,
Und überſchütten ihn mit Ruhm ohn' Ende.

69.

Mit Rüd'gern freut ſich jeder und im Herzen
Empfindet er, was aus dem Munde bricht.
Gradaß allein muß wider Willen ſcherzen
Und denkt nicht das, was ſeine Zunge ſpricht.
Er zeigt ſich froh, indeß mit ſtillen Schmerzen
Der Neid ihn wegen dieſes Sieges ſticht.
Er flucht dem Zufall oder dem Geſchicke,
Das Rüd'gers Namen zog zu ſolchem Glücke.

70.

Was ſag' ich von der Gunſt, von dem Ergetzen,
Den vielen Liebkoſungen, treu und wahr,
Womit der König Rüd'gern eilt zu letzen,
Der nicht ohn' ihn ſich wagen in Gefahr,
Aus Afrika den Fuß nicht wollte ſetzen,
Und nicht vertrauen ſeiner großen Schaar.
Nun da er dieſen Mandricard erſchlagen,
Schätzt er ihn mehr noch als in vor'gen Tagen.

71.

Und wie es von den Männern ihm geſchah,
So kamen auch die Frau'n, ihn zu erheben,
Die ſich aus Spanien und aus Afrika
Nach Frankreich mit den Heeren hinbegeben;
Die Fürſtin ſelbſt: — ſie ſtand in Thränen da,
Bleich lag ihr Freund vor ihr und ohne Leben;
Doch, legt' ihr Scham nicht ſtrenge Zügel an,
Vielleicht daſſelbe hätte ſie gethan.

72.

Vielleicht ſag' ich: nicht will ich es beſchwören,
Doch läge der Gedanke nicht gar fern
Bei ſolcher Schönheit, ſolchen hohen Ehren
Und ſolchen Sitten dieſes wackern Herrn;
Denn wie uns ihre Abenteuer lehren,
So war ſie etwas leicht und lauſchte gern,
So daß, um nicht beraubt zu ſein der Liebe,
Sie leicht ihm konnte widmen ihre Triebe.

73.

Gut war ihr der Tartar, als er lebendig,
Allein was mit ihm thun jetzt da er todt?
Sie muß nach einem ſehn, der ihr anſtändig
Bei Nacht und Tage ſei für jede Noth.
Indeſſen kommt, erfahren und verſtändig,
Ein Hofarzt auf des Königes Gebot,
Der, als er Rüd'gers Wunden eingeſehen,
Erklärt, er könne für ſein Leben ſtehen.

74.

Mit vieler Sorgfalt läßt der Fürſt der Schaaren
Den kranken Rüd'ger bringen in ſein Zelt;
Denn Tag und Nacht will er von ihm erfahren,
So theuer iſt er ihm, ſo hochgeſtellt.
Den Schild und alle Waffen des Tartaren
Hängt ihm an's Bett der königliche Held,
Nur Durindanen nicht, weil die Gradaſſen
Als altes Eigenthum ward überlaſſen.

75.

Bei jenen Waffen war und all der Habe,
Die er gewann aus Mandricardens Blut,
Das Roß, ſchön von Geſtalt und gut von Trabe,
Das Roland jüngſt verließ in ſeiner Wuth;

Und dieß bekam der Fürſt als Freundesgabe:
Er ſah, es war ihm ein erwünſchtes Gut.
Nichts mehr von ihm! zu jener muß ich kehren,
Die Gram und Noth um Rüdigern verzehren.

76.

Von Bradamantens Liebesqual fortan
Und langem Harren hab' ich euch zu ſagen.
Hippalca kam zu ihr nach Montalban,
Ihr Nachricht von dem Freunde zuzutragen.
Zuerſt, was jener Rodomont gethan
Mit dem Frontin, beginnt ſie ihr zu klagen;
Dann ſagt ſie, wie ſie Ihn am Brunnenrand
Mit Richardetten und den andern fand.

77.

Und wie ſie dann zuſammen aufgebrochen,
In Hoffnung, Rodomonten zu erſpähn,
Auf daß er büße, was er ſchwer verbrochen,
Daß ihn ein Weib muß ob des Raubes ſchmähn;
Und wie die That dem Wunſche nicht entſprochen,
Weil ſie verſchied'nen Weg erwählt zu gehn;
Und ſagt den Grund, den ſie von ihm vernommen,
Weßhalb er nicht nach Montalban gekommen.

78.

Worauf ſie ihr von Wort zu Wort erklärte,
Wie Rüd'ger ſich entſchuld'ge, treu und klug,
Und den Bericht durch jenen Brief bewährte,
Den er ihr zur Beſorgung übertrug.
Mit trüben mehr als heitern Mienen hörte
Und las die edle Kriegerin im Flug;
Das Schreiben würde beſſer ſie erbauen,
Wofern ſie nicht gehofft, ihn ſelbſt zu ſchauen.

79.

Sein ſo zu harren und an ſeiner Stelle
Nun abgeſpeiſt mit einem Brief zu ſein,
Trübt ihres klaren Angeſichtes Helle
Mit Kummer, mit Verdruß und Herzenspein.
Sie netzt den Brief mit einer Thränenwelle,
Und küßt ihn, denn ſein Schreiber fällt ihr ein;
Mit Thränen half die arme Bradamante,
Daß er an ihren Seufzern nicht verbrannte.

80.

Sie las wohl fünf-, ſechsmal, was er geſchrieben,
Indem ſie die Geſandtin gleich ſo viel
Zur Wiederholung jedes Worts getrieben,
Die ſie mit dieſer Botſchaft überfiel.
Sie hörte nimmer auf, ſich zu betrüben;
Ich glaube wohl, ſie fände gar kein Ziel,
Wenn ihr nicht noch der Troſt geblieben wäre,
Daß bald ihr Rüd'ger wieder zu ihr kehre.

81.

Auf fünfzehn, zwanzig Tage wollt' er ſcheiden,
So ſprach er zu Hippalken noch auf's Neu',
Der er's bekräftigte mit theuren Eiden,
Daß für ſein Kommen nichts zu fürchten ſei.
Wie kann er, ruft ſie aus, den Zufall meiden,
Der aller Orten kommt dem Menſchen bei,
Zumal im Krieg? wer ſichert mir den Glauben,
Daß er mir ihn nicht wird auf ewig rauben?

82.

Wer hatte, Rüd'ger, das geglaubt von dir,
Da ich dich liebte, wärmer als mein Leben,
Du ſeieſt nicht bloß andern mehr als mir,
Nein, deinen ärgſten Feinden ſo ergeben?

Mit einem haſſenswürdigen Panier
Kannſt du den Hülfewerthen widerſtreben?
Hoffſt du, daß man dich lobt, daß man dich ſchilt,
Da dir ſo wenig Dank und Strafe gilt?

83.

Dein Vater ward dir durch Trojan entriſſen,
Die Steine wiſſen's, und du weißt es nicht?
Und du biſt für den Sohn Trojan's befliſſen,
Um abzuwehren jedes Strafgericht.
Iſt's ſo, daß deine Feinde zahlen müſſen?
Und die, die ihn gerächt nach Treu' und Pflicht,
Belohnſt du ſo, daß ich, aus ihrem Blute,
In Kummer und in Todesqual verblute? —

84.

Mit dieſem und noch manchem Wort, in Thränen,
Ruft ſie dem fernen theuren Freunde zu,
Nicht einmal nur, nein, hundertmal, ihr Sehnen.
Hippalka ſtrebt für ſie nach Troſt und Ruh:
Es werde Rüd'ger ſeinen Eid nicht höhnen,
Sagt ſie, ſie möge warten was er thu',
Da ihr nichts anders bleib' in ihrer Lage,
Doch mindeſtens bis zum beſtimmten Tage.

85.

Hippalkens Troſt und jener Hoffnungsſchimmer,
Verliebter Herzen treuliches Geleit,
Bewirken, daß das arme Herz nicht immer
Der Furcht, dem Kummer ihre Thränen weiht.
Allein von Montalban entweicht ſie nimmer,
Sie bleibt daſelbſt bis zur beſtimmten Zeit,
Da Rüd'ger ihr die Wiederkehr verſprochen
Mit Schwüren, die er doch hernach gebrochen.

86.

Doch daß ihm mehr nicht dieſe Schwüre galten,
Davon hat er die Schuld wahrhaftig nicht,
Da ſich die Sachen mählig ſo geſtalten,
Daß er ſein Wort zuletzt gezwungen bricht.
Er iſt genöthigt, ſich im Bett zu halten,
Weil mehr als einen Mond ſein Lebenslicht
Erlöſchend kämpft mit tödtlichen Gefahren:
So wächst ſein Schmerz vom Streit mit dem Tartaren.

87.

Vergebens harrt die arme Bradamante
Den ganzen Tag in liebevollem Gram,
Weiß nichts, als was die Freundin ihr bekannte,
Und was ſie von dem Bruder dann vernahm,
Wie Rüd'ger ihn dem Flammentod entwandte
Und ſeinen Vettern kühn zu Hülfe kam.
Die Neuigkeit war ganz nach ihrem Sinne,
Doch war ein bittrer Beigeſchmack darinne.

88.

Auch von Marfiſens Heldenmuthe war
Und Schönheit viel in dem Bericht zu hören;
Und nun vernahm ſie, daß das kühne Paar
Zuſammen hin ſei, um den Mohrenheeren
In ſchwachem Stand und dringender Gefahr
Den Beiſtand ihrer Arme zu gewähren.
Das Fräulein lobt ſo würdigen Verein,
Doch ihr Vergnügen iſt, ihr Beifall klein;

89.

Jedoch nicht klein der Argwohn, der ſie peinigt:
Denn iſt Marfiſa ſchön, ſo wie man ſagt,
Und gingen ſie bis dieſen Tag vereinigt,
So iſt's ein Wunder, wenn nicht Lieb' ihn plagt.

Doch glaubt ſie's nicht, ſo lang es nicht beſcheinigt,
Sie ſeufzt und ſehnet ſich, ſie hofft und zagt,
Und harrt des Tags, der Luſt bringt oder Klagen,
Und will den Fuß aus Montalban nicht tragen.

90.

Der Burgherr kam inmitten dieſer Schwere,
Der Erſte von der ganzen Brüderſchaar,
Ich ſage nicht an Alter, doch an Ehre,
Da zwei vor ihm die Mutter ſchon gebar,
Reinald, der wie die Sonn' im Sternenheere
Der Urquell ihres Ruhms und Glanzes war,
Um Mittag einſt auf's Schloß, und ihm zur Seiten
Ein Page nur von allen ſeinen Leuten.

91.

Er hatte — dieß der Grund von ſeinem Kommen —
Auf ſeinem Weg von Brava nach Paris,
Den er, ſo wie ihr wißt, gar ſehr beklommen
Ob ſeiner ſchönen Fürſtin, nie verließ,
Die ſchreckenvolle Neuigkeit vernommen
Von ſeinem Vivian und Malegys,
Wie ſie der ſchnöde Maynzer ſollt' erlangen,
Und war deßhalb nach Agrismont gegangen.

92.

Dort hört' er, daß ſie Hülfe ſchon gefunden,
Und ihre Gegner ſeien abgethan,
Da Rüd'ger und Marfiſa für ſie ſtunden,
Die ſie herausgeführt auf freie Bahn;
Die Brüder und die Vettern ſei'n verbunden
In Einem Zuge hin nach Montalban.
Nun wollt' ein Jahr ihm jede Stunde ſcheinen,
Bis er dort in den Armen wär' der Seinen.

93.

Nun kommt Reinald nach Montalban gefahren,
Der Mutter, Brüder, Weib und Kinder küßt,
Und auch die Vettern, die gefangen waren;
Er ſcheinet, wie er unter ihnen iſt,
Der Schwalbe gleich, wenn ſie den Kinderſchaaren
Friſch Futter bringt, an denen Hunger frißt.
Als er dort einen Tag und zwei geblieben,
So ging er, und mit ihm die andern Lieben.

94.

Richard, Alard, und Richardett mit dieſen,
Der Aelteſte von Herzog Haimon's Haus,
Und Vetter Vivian ſammt Malegyſen
Ziehn mit dem Helden wohlbewehrt zum Strauß.
Nur Bradamante kann ſich nicht entſchließen,
Sie hält in ihrem langen Harren aus:
Unpäßlich ſei ſie, ſagt ſie ihren Treuen,
Und will nicht ziehn in ihren tapfern Reihen.

95.

Wohl ſprach ſie wahr, und ſchwer war ſie zu heilen,
Obgleich ihr Körper keinen Schmerz erlitt:
Die Sehnſucht war's mit ihren Feuerpfeilen,
Die Liebe, die ihr armes Herz durchſchnitt.
Reinald will nicht in Montalban verweilen
Und nimmt die Blüthe ſeines Hauſes mit.
Wie er Paris erreicht, für Karln geſchlagen,
Das wird der folgende Geſang euch ſagen.

# Einunddreißigſter Geſang.

1.

Was kann es Süßers, Angenehmers geben,
Als wenn ein junges Herz in Liebe ſchlägt?
Wer kann ſo glücklich, wer ſo ſelig leben,
Als wer die holden Ketten Amor's trägt?
Wenn nicht der Menſch beſtändig müßte beben,
Von Furcht und ſchnödem Argwohn aufgeregt,
Von jener Marter, jenem glüh'nden Eiſen,
Von jenem Wahnſinn, Eiferſucht geheißen.

2.

Denn jede andre Bitterkeit, die zwiſchen
So wunderholde Süßigkeit ſich ſtellt,
Iſt Zuwachs nur, ein inniges Erfriſchen,
Wodurch die Liebe feinern Reiz erhält.
Der Hunger würzt das Mahl auf unſern Tiſchen,
Der Durſt macht, daß das Waſſer uns gefällt,
Und keiner weiß den Frieden recht zu ſchätzen,
Der nicht den Krieg erfuhr und ſein Entſetzen.

3.

Und können auch die Augen das nicht ſehen,
Was ſtets im Herzen lebt, man trägt den Schluß:
Entfernung, wird ſie einſt zu Ende gehen,
Je länger, deſto heitrer der Genuß.
In Dienſtbarkeit, und ohne Lohn, zu ſtehen,
Nur daß nicht ganz die Hoffnung ſterben muß,
Man trägt es auch: der Lohn wird treuem Dienſte,
Wenn auch erſt ſpät, zuletzt doch zum Gewinnſte.

4.

Das Schmollen, das Verſchmähn, — um's kurz zu ſagen,
Die Liebesqualen alle, wild vereint,
Vermehren durch Erinn'rung das Behagen
An einer Luſt, die doch zuletzt erſcheint.
Doch wenn die Höllenpeſt mit ihren Plagen
Ein krankes Herz vergiftet und verſteint,
Dann mögen ſchöne, frohe Tage ſchimmern,
Den armen Kranken wird es nichts bekümmern.

5.

Dieß iſt die gift'ge, grauſenvolle Wunde,
Die weder Balſam je noch Pflaſter heilt,
Kein Zauberbild, kein Spruch aus Hexenmunde,
Noch langes Schauen wo der Glücksſtern weilt,
Noch was dem Stifter war der Zauberkunde,
Dem großen Zoroaſter, zugetheilt;
Sie iſt's, die, ſtärker als ſonſt jedes Leiden,
Den Menſchen läßt vom Tag verzweifelt ſcheiden.

6.

O Todeswunde, die den Zugang findet
In eine liebekranke Bruſt ſo leicht,
Sei falſch der Argwohn, oder wohlbegründet,
Und die ſo tief in's Mark des Menſchen reicht,
Daß die Vernunft ihm, die Beſinnung ſchwindet,
Und ſich ſein ganzes Weſen nimmer gleicht.
O Scheuſal, das der armen Bradamante
So ſehr mit Unrecht jeden Troſt entwandte!

7.

Nicht mein' ich, was ſich Herbes ſog ihr Herz
Aus ihres Bruders und Hippalkens Sagen,
Nein, einen grimmen, jammervollen Schmerz,
Den ihr ein Wort gebracht nach wenig Tagen.

Denn gegen dieß war jenes nur ein Scherz:
Ihr ſollt's erfahren ohne langes Fragen.
Doch erſt zum wackern Reinald kehrt mein Lied,
Der nach Paris mit ſeinen Freunden zieht.

8.

Am nächſten Tage ſtieß man, gegen Abend,
Auf einen Rittersmann mit einer Frau,
Der, Schild und Kleid von ſchwarzer Farbe habend,
Quer einen weißen Streifen trug zur Schau.
Er fordert Richardett, der, vorne trabend,
Ein kecker Ritter ſchien, zum Kampfe rauh,
Und der, der's keinem je verſagen können,
Schwenkt gleich ſein Roß und nimmt ſich Platz zum Rennen.

9.

Und ohne Red' und Antwort ſich zu geben,
Geht's unverzüglich auf einander los.
Reinald hält mit den Seinigen daneben,
Um den Erfolg zu ſehn von dieſem Stoß.
Der wird in einem Nu zu Boden ſchweben,
Treff' ich ihn auf gewohnte Weiſe bloß,
So ſpricht der gute Richardett im Stillen;
Doch der Erfolg war nicht nach ſeinem Willen.

10.

Denn an dem Helme traf, juſt unterm Gitter,
So heftig ihn des kühnen Gegners Speer,
Daß er getroffen, wie vom Ungewitter,
Zwei Lanzen weit vom Roſſe flog einher.
Nun wirft Alard ſich auf den fremden Ritter,
Zur Rache ſeines Bruders; doch auch er
Fliegt hin, betäubt und übel zugerichtet;
Sein Schild iſt von dem harten Stoß vernichtet.

11.
Guiscard hebt augenblicklich ſeine Stange,
Wie er die Brüder ſieht am Boden hier.
Zwar Reinald ruft: Halt! thu' was ich verlange!
Denn mir gebührt das dritte Stechen, mir! —
Allein ſein Helm ſitzt noch nicht feſt zum Gange,
Und Guiscard ſpornt ſogleich ſein raſches Thier;
Doch hält er ſich nicht länger als die andern,
Und muß beim erſten Stoß zu Boden wandern.

12.
Richard und Vivian und Malegys
Wetteifern alle nach des Kampfes Ehren.
Allein der Paladin verhindert dieß,
Und ſprengt bewaffnet vor, um abzuwehren!
's iſt Zeit, ſpricht er: wir müſſen nach Paris,
Der Aufenthalt würd' allzulange währen,
Erwartet' ich's in guter Ruh fortan,
Bis ihr zu Boden wäret, Mann für Mann. —

13.
Er ſprach's bei ſich, und Niemand konnt's verſtehen,
Denn kränkend würd' es für die andern ſein.
Sie nehmen Raum, um kräftig dran zu gehen,
Und drehn und ſprengen auf einander ein.
Um Reinald war es nicht ſo leicht geſchehen,
Der mehr wog als die andern insgemein.
Die Lanzen gehn wie ſprödes Glas in Splitter,
Doch wanken nicht um einen Zoll die Ritter.

14.
So mächtig ſtießen ſich die beiden Pferde,
Daß ſie den Boden rührten hier und dort.
Doch alsbald hebt Bayard ſich von der Erde,
Und rennt, im Lauf kaum unterbrochen, fort.

Das andre Roß erleidet mehr Beſchwerde,
Bricht Bug und Rückgrath, und kann nicht vom Ort.
Der Ritter läßt, gar trefflich unterwieſen,
Die Bügel los, und ſteht auf ſeinen Füßen.

15.

Zu Haimon's Sohne ſpricht er, der ſo eben
Zu ihm zurücke kehrt mit leerer Hand:
Das Roß, Herr, welchem du den Tod gegeben,
War mir ſehr lieb, ſo lang's noch aufrecht ſtand,
Und meiner Ehre würd' es widerſtreben,
Ließ' ich es ungerächt hier auf dem Sand;
So komm denn her, nimm alle Kraft zur Seiten!
Wir müſſen wahrlich mit einander ſtreiten. —

16.

Erwidert Reinald: Wenn das todte Pferd,
Und weiter nichts, uns ſoll zum Kampfe lenken,
Nimm eins von meinen, das nicht minder werth,
Und ſei getroſt: ich will dir's gerne ſchenken. —
Du biſt, verſetzt der andre, ſchlecht belehrt,
Wofern du glaubſt, mich werd' ein Streitroß kränken.
Doch da du meine Meinung nicht gefaßt,
So red' ich klar, bis du begriffen haſt.

17.

Es müßte mich in ſchlechtem Lichte zeigen,
Verſucht' ich nicht auch mit dem Schwerte dich,
Zu ſehn, ob du mir gleich in dieſem Reigen,
Ob mehr du oder minder ſeiſt als ich.
Du magſt nun reiten, magſt vom Pferde ſteigen,
Gleich viel! nur brauch' die Hände wider mich.
Ich gönne jeden Vortheil dir, mit Freude:
So drängt mich's, dich zu prüfen mit der Schneide. —

18.
Reinald läßt ihn nicht lang im Zweifel ſtehn:
Wohlan! ſpricht er, ſo will ich mit dir ſtreiten;
Und daß es ohne Argwohn kann geſchehn
Vor dieſen, welche mich allhier begleiten,
So mögen ſie ein Stück weit vorwärts gehn,
Und nur ein Knappe bleibt von meinen Leuten,
Mein Roß zu halten. — Und mit ſtrengem Wort
Schickt er die muthigen Geſellen fort.

19.
Der fremde Ritter preiſet mit Entzücken
Des tapfern Paladin's erhabnen Sinn.
Nun ſpringt Reinald von ſeines Pferdes Rücken
Und wirft die Zügel ſeinem Diener hin;
Und wie ſein Fähnlein nicht mehr zu erblicken,
Das ſchon in weiter Ferne zieht dahin,
Faßt er den Schild, und zieht den grimmen Degen,
Und geht zum Kampf dem Rittersmann entgegen.

20.
Und nun erhebt ſich eine ſolche Schlacht,
Daß keine wild're jemals ward geſehen.
So hoch ſchätzt keiner ſeines Gegners Macht,
Daß er nicht glaubt, es ſei gar bald geſchehen.
Allein wie keiner ſeufzt und keiner lacht,
Und immer gleich die Wage ſcheint zu ſtehen,
Da laſſen ſie ſo Stolz als Wuth entfliehn
Und ſuchen Vortheil aus der Kunſt zu ziehn.

21.
Es bringt von ihren fürchterlichen Streichen
Ein grauſer Hall, ſo weit man hören mag.
Hier muß ein Ring, dort eine Schiene weichen,
Ein Schildrand dort von einem ſchweren Schlag.

Man muß, wenn einer will dem andern gleichen,
Mehr auf das Schirmen ſehn an dieſem Tag,
Als auf das Hau'n, denn einen ew'gen Schaden
Kann man durch Einen Fehler auf ſich laden.

22.

Der Kampf hat faſt zwei Stunden ſchon gedauert,
Die Sonne hat ſich ſchon zum Meer gewandt,
Und an dem ganzen Horizonte lauert
Der dunkle Schleier bis zum fernſten Rand;
Doch mit den Streichen, drob der Erdkreis ſchauert,
Gibt's keine Ruhe, keinen Stilleſtand
Bei dieſen Kriegern, nicht von Haß noch Grimme,
Nein, nur getrieben von der Ehrſucht Stimme.

23.

Inzwiſchen ſinnt bei ſich der Paladin,
Wer wohl der Fremde ſei, der ſtarke Degen,
Der ihn nicht wacker bloß beſteht und kühn,
Nein, in den Sand für immer droht zu legen,
Und ihn zu mächtig ſchwitzen macht und glühn,
Daß er kaum wagt das Ende zu erwägen.
Gern, wär' nur ſeine Ehre nicht im Spiel,
Wünſcht' er dem mörderiſchen Kampf ein Ziel.

24.

Der fremde Ritter von der andern Seite,
Den ebenfalls Niemand davon belehrt,
Es ſei der tapfre Held von Clermont heute,
Er, unter allen Kriegern hochgeehrt,
Den ſo geringe Feindſchaft ihm zum Streite
Entgegenführte mit gezücktem Schwert,
Iſt überzeugt, daß ihm die Kunſt der Waffen
Zur Stelle keinen Größern könnte ſchaffen.

25.

Er ließe gern von ſeinem Unternehmen,
Sein Pferd zu rächen, wie er erſt gedacht,
Und könnt' er's irgend ohne ſich zu ſchämen,
Hätt' er ſich gern in's Trockene gebracht.
Inzwiſchen kommt, um ihren Zorn zu zähmen,
Und äfft faſt jeden Hieb die dickſte Nacht.
Das Hau'n will kaum, das Schirmen gar nicht gehen,
Da ſie die Schwerter kaum in Händen ſehen.

26.

Da ſpricht zuerſt von Montalban der Held,
Sie ſollten nicht verſchwenden ihre Streiche,
Und beſſer ſei der Zweikampf eingeſtellt,
Bis erſt der träge Bär vom Himmel weiche.
Er könnt' inzwiſchen ruhn in ſeinem Zelt,
Wo er an Sicherheit ihm ſelber gleiche,
Wo er bedient ſei, gern geſehn, geehrt,
So gut als wo er irgend eingekehrt.

27.

Er braucht nicht lange Bitten anzuheben,
Der edle Ritter nimmt die Ladung an,
Worauf die beiden nach dem Orte ſtreben,
Wo ſchon das Fähnlein ruht von Montalban;
Denn Reinald ließ indeß ein Pferd ſich geben
Vom Knappen, ſchöngeſchmückt und wohlgethan,
Zu Speer und Schwert, zu jedem Kampf beritten,
Das er dem Fremden gab mit edlen Sitten.

28.

Der fremde Rittersmann indeß erkannte,
Wer dieſer Held ſei, der ihn mit ſich nahm,
Weil Reinald ſich von ſelbſt durch Zufall nannte,
Noch eh' man zu dem Zelt von Clermont kam;

Und weil ſie Brüder waren, übermannte
Ein ſüß Gefühl den andern wunderſam:
Er fühlt' im Herzen zärtlich fromme Triebe
Und weinte laut vor Freuden und vor Liebe.

29.

Und dieſer Krieger war Guido der Wilde,
Der mit Marfiſa, Gryph und Aquilant
Und Sanſonett die grünen Meergefilde
Gar lang durchlaufen hat, wie euch bekannt.
Was er nicht eher kam zu Clermont's Schilde?
Ihn hielt der Schurke Pinabel gebannt,
Der ihn gefangen nahm, um zu verfechten
Das ſchnödeſte von allen ſchnöden Rechten.

30.

Guido, ſo wie er Reinald's Namen hört,
Vor deſſen Ruhm kein andrer hat Gewicht,
Den er ſo lange ſchon zu ſehn begehrt,
Mehr als der Blinde das verlorne Licht,
Herr! ruft er aus, von Freud' und Luſt verklärt,
Welch Loos bringt mich als Feind Euch vor's Geſicht,
Euch, den ich längſt ſchon liebte, lieb' und ehr',
Wie keinen andern auf der Erde mehr.

31.

Am letzten Ufer, vom Euxin umfloſſen,
Ward ich Conſtanzens Sohn, Guido genannt,
Haimon's erlauchtem, edlem Blut entſproſſen,
So wie Ihr ſelbſt, aus zartem Liebesband.
Die Sehnſucht, Euch zu ſehn und die Genoſſen,
Bringt mich hieher aus jenem fernen Land;
Und ich, der Euch nur ehren wollt' und achten,
Ich mußte hier nach Eurem Blute trachten.

32.

Mög' es mir zur Entſchuldigung gereichen,
Daß Ihr mir fremd wart ſammt der ganzen Schaar;
Und iſt ſo großer Irrthum auszugleichen,
Sagt was ich thun ſoll! alles biet' ich dar. —
Als mit Umarmungen und Freundſchaftszeichen
Man hier und dort zum Ziel gekommen war,
Erwidert Reinald ihm: Sei nicht verlegen,
Dich zu entſchuld'gen dieſes Kampfes wegen.

33.

Denn um dich der Behauptung zu erkühnen,
Du ſeiſt vom alten Stamm ein ächter Aſt,
Konntſt du dich keines Zeugen mehr bedienen,
Als jener Kraft, die du bewieſen haſt.
Wärſt du friedfert'ger, ſtiller uns erſchienen,
Schwer hätt'ſt du Wurzel nur bei uns gefaßt;
Denn nimmer kann vom Reh der Leu entſpringen,
Der Aar und Falke keine Tauben bringen. —

34.

Sie laſſen nicht zu ſprechen ab im Gehen,
Zu gehn im Sprechen nicht; und nicht mehr weit,
So ſind ſie dort, allwo die Zelte ſtehen;
Nun ſagt der gute Reinald dem Geleit,
Dieß ſei der Bruder Guido, den zu ſehen
Sie ſich geſehnt ſchon ſeit ſo langer Zeit;
Groß war die Freude da, die brüderliche,
Und allen ſchien's, daß er dem Vater gliche.

35.

Nicht ſag' ich, wie die Brüder ihn umfahn,
Alard und Richardett und jene beiden,
Wie ſich die Vettern, Ald'ger, Vivian
Und Malegys an ſeinem Anſchau'n weiden,

Was all' die Ritter und die Herrn gethan,
Was er, was ſie geſagt in Wechſelfreuden;
Nur dieß ſoll ſchließlich euch gemeldet ſein:
Er ward ſehr gern geſehn in dieſen Reihn.

36.

Ich glaube wohl, daß er zu allen Stunden
Den Seinen lieb und werth geweſen wär',
Zumeiſt doch, da er jetzt ſich eingefunden,
Wo eben große Noth bedrängt das Heer.
Als nun, mit ihrem Strahlenkranz umwunden,
Die Sonne ſich emporhub aus dem Meer,
Zog Guido, mit der Vettern und der Brüder
Panier, kriegsluſtig nach der Seine nieder.

37.

Zwei Tage ſchwanden auf dem Zug; da ſtieß
Das Häuflein endlich auf der Seine Wellen,
Zehn Meilen vom belagerten Paris,
Wo ihm das Glück, um alles herzuſtellen,
Den Gryph und Aquilant begegnen ließ,
Die beiden edlen, reiſigen Geſellen,
Den ſchwarzen Aquilant, den weißen Gryph,
Die aus Gismonden Olivier berief.

38.

Mit einem Fräulein ſprechen beide Brüder,
Das nicht ſich ſeines Standes braucht zu ſchämen.
Ein weißes Sammtkleid fließt an ihr hernieder,
Das goldne Streifen rings umher verbrämen;
Ein großer Reiz umſpielt Geſicht und Glieder,
Obgleich ſie weint und ſcheinet ſich zu grämen.
Man ſieht an ihren Mienen und Geberden,
Es müſſe Wicht'ges hier verhandelt werden.

39.

Guido erkennt die beiden, wie ſie ihn,
Da ſie vor Kurzem noch vereint gefahren:
Sieh dieſe Brüder! die ſind ſtark und kühn,
Spricht er zu Reinald, wie noch wen'ge waren;
Und wollten die mit uns zum Kaiſer ziehn,
So trieben wir die Heiden ſchnell zu Paaren. —
Reinald beſtätigt was der Bruder ſpricht,
Zwei trefflichere Krieger geb' es nicht.

40.

Denn ſchon erkannte Reinald gleicher Weiſe
Die beiden an der altgewohnten Wehr:
Der war der Schwarze, jener war der Weiße,
Und immer gingen ſie geſchmückt einher.
Sie kannten auch und grüßten rings im Kreiſe
Reinald und Guido und die andern mehr.
Der alte Groll ſchien ganz und gar vergangen,
Und Reinald ward von ihnen froh umfangen.

41.

Was ſie vor Zeiten unterlaſſen hätten,
Ob Truffaldie's, — ein altes, langes Lied!
Nun aber wiſſen ſie die Stirn zu glätten,
Und herzen ſich mit freundlichem Gemüth.
Dann wendet Reinald ſich zu Sanſonetten,
Der ſpäter ankommt und mit jenen zieht;
Er eilt, ihm ſchuld'ge Ehre zu erweiſen,
Ihm, deſſen Thaten alle Zungen preiſen.

42.

Sobald das Fräulein näher ſich gewandt,
Erkannte ſie Reinalden auch zur Stunde
— Denn jeder Paladin war ihr bekannt —
Und gab ihm eine trauervolle Kunde:

Dein Vetter, Herr, begann ſie, Graf Roland,
Der Reich und Kirche hielt auf feſtem Grunde,
Der einſt ſo weiſe, hochgeehrte Held,
Iſt raſend, und ſo ſchweiſt er durch die Welt.

43.

Woher dieß Loos, ſo ſeltſam und ſo bitter,
Gekommen, dieß zu ſagen fällt mir ſchwer.
In Feld und Wald zerſtreut, wie ſchlechte Splitter,
Sah ich ſein Schwert und ſeine ganze Wehr.
Auch ſah ich einen edlen, frommen Ritter,
Der ſammelte von allen Seiten her
Und hing ſie, ſchön und prächtig anzuſehen,
An einen Baum, nach Weiſe der Trophäen.

44.

Allein das Schwert nahm noch am ſelben Tage
Der Sohn des Agrican, und ward nicht roth.
Nun denke dir, von welchem ſchweren Schlage
Die Chriſten ſind bedrängt, von welcher Noth,
Da ihnen eine zweite Niederlage
Durch Durindan' in Heidenhänden droht;
Auch Briliadoren, um die Waffen ſchweiſend,
Nahm jener Heide, frech nach allem greifend.

45.

Vor Kurzem noch ſah ich den Grafen rennen:
Nackt, ſcham- und ſinnlos, durch das weite Land
Und fürchterlich war ſein Geheul zu nennen:
Mit Einem Wort, er iſt um den Verſtand.
Würd' ich nicht dieſe treuen Augen kennen —
Sonſt keinem glaubt' ich ſolchen harten Stand.
Dann trägt ſie vor, wie er, in ſeiner Tücke,
Mit Rodomonten ſprang von jener Brücke.

46.

Und dieß erzähl' ich allen, fährt ſie fort,
Die keine Feindſchaft gegen Roland hegen,
Daß einer, der es hört, da oder dort,
Vielleicht von Mitgefühl ſich läßt bewegen,
Und mit ihm geht nach einem Freundesort,
Sei's nach Paris, das Hirn ihm rein zu fegen.
Wohl weiß ich, ſagt man's Brandimarten an,
So thut er was er irgend weiß und kann. —

47.

Ihr fragt mich, wie die edle Botin hieße?
Die Jungfrau iſt's, die Brandimarten liebt,
Mehr als ſich ſelbſt, die ſchöne Flordeliſe,
Die in Paris ihn ſuchen will. Sie gibt
Von Durindanen Kunde noch, was dieſe
Im Heer der Sarazenen ausgeübt,
Und wie, als Mandricard dahin gegangen,
Gradaß zuletzt das theure Schwert empfangen.

48.

Ob dieſem wunderbaren, ſchmerzensreichen
Ereigniß klagt und ſeufzt der Paladin;
Er fühlt ſein Herz nicht minder ſich erweichen,
Als Eis erweicht wird von der Sonne Glühn,
Und er beſchließt, in nah' und fernen Reichen
Unwandelbar dem Armen nachzuziehn,
Und hofft, wenn er ihn irgend könnt' ereilen,
Ihn endlich doch von dieſer Wuth zu heilen.

49.

Doch im Verein mit ſo viel Tapfern, Lieben,
Mag's Zufall, mag's des Himmels Wille ſein,
Will er die Sarazenen weiter ſchieben,
Und die Pariſer Mauern erſt befrei'n.

Doch will er dieſen Angriff noch verſchieben
Bis auf die Nacht, — der Vortheil iſt nicht klein —
Wenn um die dritte Wache, um die vierte,
Mit Lethe's Fluth der Schlaf die Augen rührte.

50.

Er läßt die Schaar in einem Walde liegen,
Dort ruht ſie wohlverſteckt den ganzen Tag.
Doch als die Sonne nun, hinabgeſtiegen,
Der alten Mutter in den Armen lag,
Und jene Bären, Schlangen, Hunde, Ziegen
Und andres Wild, das Niemand ſchaden mag,
Die vor dem größern Lichte ſich verhüllen,
Den Himmel ſchmückten, zog er aus im Stillen.

51.

Er kommt mit Guido, Gryph und Aquilant,
Mit Vivian, Alard und Sanſonetten,
Den andern eine Meile vorgerannt,
Mit leiſem Schritte zu der Mohren Stätten.
Im Schlafe liegt die Wacht des Agramant,
Und alles fällt und keiner kann ſich retten;
Schnell wie der Blitz greift er die andern an,
Noch eh' ihn Jemand ſehn und hören kann.

52.

Die Wache ward ſo übel zugerichtet
Bei dieſem dunklen, unverhofften Strauß,
Daß alles lag in Leichen aufgeſchichtet,
Und nicht ein einziger entging dem Graus.
Als nun die erſte Spitze ſo vernichtet,
War's bei den Heiden mit dem Lachen aus.
Sie konnten unbewehrt, ſchlaftrunken, bange,
Nicht widerſtehn bei ſolcher Krieger Drange.

53.

Der hohe Reinald läßt, zu größ'rem Schrecken,
Beim Sturm auf's erſte Sarazenenzelt
Die Hörner plötzlich und Trommeten wecken,
Und ſeinen Namen rufen, daß es gellt.
Bayard, geſpornt, ſäumt nicht ſich auszuſtrecken,
Setzt über hohe Schanzen weg, zerſchellt
Die Reiterei, zerſtampft des Fußvolks Glieder,
Und wirft Baracken und Gezelte nieder.

54.

So kühn iſt keiner von den Mohren allen,
Dem nicht die Haare plötzlich ſtehn bergan,
Wie durch die Luft mit Donnerton erſchallen
Die furchtbarn Namen Reinald! Montalban!
Es fliehn Marſil's wie Agramant's Vaſallen,
Und nehmen des Gepäcks nicht lang ſich an;
Denn keiner will erſt dieſe Wuth erwarten,
Die er aus frühern Proben kennt und harten.

55.

Guido folgt ihm und braucht ſein Schwert nicht minder,
Die Söhne Olivier's thun manchen Schlag,
Und ſo Alard und jene Haimonskinder;
Mit Sanſonetten kommt der jüngſte Tag.
Die Vettern zeigen manchem armen Sünder,
Was ihre Kraft und Waffenkunſt vermag;
Und alle, die mit Clermont's Banner kamen,
Beſtehn als Leute von erprobtem Namen.

56.

Denn ſiebenhundert ſtehn in Montalban
Und in den Dörfern, die zum Schloſſe frohnen,
In Schnee und Gluth mit Waffen angethan,
Und ſchlechter nicht als jene Myrmidonen.

Die ſtellen ihren Mann, geht's drauf und dran,
Und Einer riſſ' nicht aus vor Legionen;
Ja, mancher dient bei dieſer wilden Jagd,
Der manchen Hochberühmten überragt.

57.

Iſt Reinald auch nicht reich an Silberminen,
Noch reich an Städten ſeiner Baronie,
Wirkt er mit Red' und Freundlichkeit bei ihnen,
Und was er hat, vertheilt er unter ſie,
So daß noch keiner andern wollte dienen,
Durch höhern Sold verlockt, nicht dort noch hie.
Und nie vom Schloß entfernt er dieſe Mannen,
Es riefe denn die höchſte Noth von dannen.

58.

Um nun den großen Kaiſer zu bewahren,
Läßt er ſein Schloß in wen'ger Leute Hut,
Und kommt mit dieſem Fähnlein hergefahren,
Das auf die Heiden ſtürzt in voller Wuth.
Es thut, was mit den wollenreichen Schaaren
Der ſchlimme Wolf an dem Galeſus[*] thut,
Und wie an des Cyniphius[**] Geſtaden
Der Leu ſich bei den bärt'gen pflegt zu laden.

59.

Karl, welchem Reinald Botſchaft zugeſandt,
Er ſei nah bei Paris, und dieſe Nacht
Entſchloſſen einen Sturm zu wagen, ſtand
In Waffen und gerüſtet zu der Schlacht,
Und kam, als er die Stunde ſchicklich fand,
Heraus mit ſeiner Paladine Macht,
Und mit dem Sohn des Monodant vereint,
Mit Flordeliſens treuem, klugem Freund,

---

[*] Fluß bei Tarent.

[**] Fluß in Afrika.

60.

Nach dem ſie Frankreich ſeit ſo vielen Tagen
Durchwandert unter einem irren Stern.
Hier, an den Zeichen, die er pflegt zu tragen,
Erkennt ſie den Geliebten ſchon von fern.
Kaum ſieht ſie Brandimart im Streite ragen,
Läßt er die Fehde froh den andern Herrn,
Eilt auf ſie zu, umarmt ſie liebeſelig,
Und küßt ſie tauſendmal und überzählig.

61.

Fürwahr, auf ihre Mädchen, ihre Frauen
Vertrauten ſie gar ſehr in jener Zeit:
Sie ließen ſie im Weiten und im Blauen
Umherziehn, ohne Führung und Geleit,
Und kamen ſie zurück aus fernen Gauen,
War alles arglos und in Richtigkeit.
Die Schöne nun berichtet unter andern
Von Roland's Unfall und verrücktem Wandern.

62.

So ſeltner böſer Mähr' ſein Ohr zu gönnen,
Hätt' er ſich ſchwer bei andern nur erlaubt;
Doch ſeiner Lieben muß er glauben können,
Er hat ihr wohl ſchon Größeres geglaubt.
Auch braucht ſie keinen Zeugen ihm zu nennen,
Sie ſah ja ſelbſt den Armen ſinnberaubt;
Sie kennt ihn längſt ſchon, von Geſtalt und Mienen,
Und ſagt auch, wann und wo er ihr erſchienen.

63.

Und ſie erzählt von jener böſen Brücke,
Die Niemand kann vor Rodomonten gehn;
Wie er ein Grab mit Wehr und Kleidern ſchmücke
Von ſolchen, die nicht konnten widerſtehn.

Sie habe grauenhafte, mächt'ge Stücke
Von Roland dort, dem Raſenden, geſehn,
Wie er, ſehr mit Gefahr, drin umzukommen,
Den Heiden mit ſich in den Fluß genommen.

64.

Der wackre Ritter, der den Grafen liebt,
Wie nur den Freund, ja Bruder oder Sohn,
Iſt über dieſe Nachricht ſehr betrübt,
Und will ihn ſuchen, jeder Müh' zum Hohn:
Vielleicht daß dieſe Wuth ſich endlich gibt,
Durch einen Arzt, vor eines Zaubrers Drohn;
Daher er, wie er iſt, ſich aus der Schlacht
Mit ſeiner Schönen auf die Reiſe macht.

65.

Sie richten ſich dahin auf gradem Wege,
Wo Flordeliſe jüngſt den Grafen ſah,
Und ziehen Tag für Tag, bis zu dem Stege,
Dem Niemand kommt vor Rodomonten nah.
Der Wächter gibt das Zeichen, immer rege,
Die Knappen ſind mit Roß und Waffen da,
Und fertig iſt der Mohr im Augenblicke,
Da Brandimart gekommen iſt zur Brücke.

66.

Mit Tönen, wie ſie ſeiner Wuth gebühren,
Schreit er dem Franken zu: Halt an, Kam'rad!
Wer du auch ſeiſt, mag dich dein Muth verführen,
Dein Stern dich leiten dieſen böſen Pfad,
Steig' ab und gib, dieß hohe Grab zu zieren,
Die Waffen her, eh' dir mein Degen naht
Und dich als Opfer ſchlachtet dieſem Schatten:
Du mußt es ohne dein Verdienſt geſtatten. —

67.

Auf ſolchen ſtolzen Ruf, der ihn entehrt,
Weiß Brandimart nichts als den Speer zu fällen;
Flugs ſpornt er den Batold, ſein edles Pferd,
Und ſtürzt mit ſolchem Muth auf den Geſellen,
Daß der wohl ſehen muß, er ſei bewährt
Und könne jedem in der Welt ſich ſtellen;
Worauf der Mohr, die Lanze eingelegt,
Mit vollem Huf die enge Brücke ſchlägt.

68.

Sein Roß, gewohnt die Brücke zu beſchreiten,
Vor deſſen Stoße ſchon ſo oft im Nu
Bald dieß, bald jenes mußt' in's Waſſer gleiten,
Kam dießmal auch zum Streit in guter Ruh.
Doch bange bei ſo ungewohntem Reiten,
Verwirrt und zitternd ſchritt das andre zu.
Der ſchmale Steg, von keinem Rand umgeben,
Erzittert noch dazu, als bräch' er eben.

69.

Die Ritter, Meiſter in dem Kampf, mit Schäften,
Die armsdick waren und wie Balken groß,
Im Wald geſchlagen noch bei grünen Säften,
Begegnen [illegible] gnad- und erbarmungslos.
Die Roſſe, gleich an Leichtigkeit und Kräften,
Ertragen nicht den fürchterlichen Stoß,
Sie ſtürzen auf den Steg, der laut erklungen,
Mit ihren Herrn zu Einem Knäu'l verſchlungen.

70.

Wie ſie nun aufzuſtehn mit aller Schnelle
Verſuchen, ihren Sporen unterthan,
Da iſt der Steg ſo ſchmal und ohne Schwelle,
Daß keines ſeinen Fuß aufſetzen kann;

Daher ein gleiches Loos ſie in die Welle
Hinunterwirft; ein Schall ſteigt himmelan,
Wie einſt aus unſrem Fluß,* in deſſen Wogen
Der Sonne ſchlechter Lenker hergeflogen.

71.

Die beiden Roſſe gehn mit dem Gewicht
Der ſattelfeſten Herrn, mit Zeug und Decke,
Bis auf den Grund, zu ſehn, ob fern vom Licht
Ein hübſches Nymphchen ſich allda verſtecke.
'S iſt nicht das erſte Mal, das zweite nicht,
Daß von dem Steg der wilde Heidenrecke
Mit ſeinem kühnen Pferd hinuntermuß;
Drum weiß er wohl, wie's ausſieht in dem Fluß.

72.

Er kennt die feſten, kennt die weichen Stellen,
Tiefe wie Seichtigkeit der Waſſerbahn.
Er hebt Kopf, Bruſt und Seiten aus den Wellen
Und greift den Feind mit großem Vortheil an.
Der läßt ſich von dem Strom im Kreiſe ſchnellen;
Sein Roß, wie ein in Grund gebohrter Kahn,
Muß immer tiefer in dem Sand verſinken,
Und Roß und Reiter ſind ſchon am Ertrinken.

73.

Da wirbelt ſie empor der Welle Toben,
Die ſie zum tiefſten Schlund zu führen droht,
Den Ritter unten und das Streitroß oben,
So daß das Fräulein in der höchſten Noth
Ein Flehn und Weinen von dem Steg erhoben:
O Rodomont, bei jener die du todt
Verehrſt, ſei nicht ſo grenzenlos im Haſſen,
Solch einen Ritter untergehn zu laſſen.

---

* Po.

74.

Wenn, edler Herr, du jemals Liebe kannteſt,
Sei gnädig mir, die dieſen liebt, geſinnt!
Genüg' es dir, daß du ihn übermannteſt,
Daß des Gefangnen Wehr dein Fels gewinnt!
Viel haſt du der Trophä'n, die du drauf wandteſt,
Doch keine, welche würd'ger, ſchöner ſind! —
Sie ſprach ſo gut, daß ſelbſt der nie gerührte,
Grauſame Heidenkönig Mitleid ſpürte.

75.

Der eilt dem Freund der Schönen beizuſpringen,
Der unter ſeinem Pferd erſticken muß;
Er ſcheint verzweifelt mit dem Tod zu ringen,
Und trank ohn' allen Durſt im Ueberfluß.
Doch will er ihm nicht eher Hülfe bringen,
Bis er ihm Helm und Degen nahm; zum Schluß
Entreißt er ihn halbtodt des Stromes Spielen,
Und wirft ihn in den Thurm zu andern vielen.

76.

Die Schöne muß ſich jeder Freud' entſchlagen,
Wie ſie den Liebſten ſieht zum Thurme gehn;
Doch immer kann ſie's leichter noch ertragen,
Als ihn im wilden Fluſſe ſterben ſehn.
Nur über ſich ergießt ſie ihre Klagen:
Daß er hieherkam, iſt durch ſie geſchehn,
Die ihm erzählt, daß ſie bei dieſer Brücke
Den Grafen ſah mit ſeinem Mißgeſchicke.

77.

Sie geht hinweg, und ſinnt, wer wohl ſo kühn,
Ihr nachzufolgen zu den Unglücksſtätten:
An Reinald denkt ſie gleich, den Paladin,
Den wilden Guido, und an Sanſonetten,

Und wer zu Land und Waſſer tüchtig, ihn
Von dieſem Sarazenen zu erretten,
Und wenn auch muth'ger nicht in der Gefahr,
Doch glücklicher als ihr Geliebter war.

78.

Sie geht hinweg, und mißt gar manche Spanne,
Und keiner zeigt ſich, den ſie tüchtig meint,
Den Rodomont zu hauen in die Pfanne,
Und zu befreien ihren theuren Freund.
So ſucht ſie lange nach dem rechten Manne,
Bis endlich ihr ein Rittersmann erſcheint,
In einem Kleid, von reichem Schmuck umgeben,
Und das Cypreſſen ſchön geſtickt durchweben.

79.

Wer dieſer war, will ich euch nicht verhehlen;
Erſt aber muß ich kehren nach Paris,
Und von der Noth des Mohrenvolks erzählen,
Die Reinald ihm erregt und Malegys.
Die Zahl nicht weiß ich der entfloh'nen Seelen,
Noch jener, die das Schwert zum Styx verwies.
Das tiefe Dunkel hinderte Turpinen;
Sonſt würd' ich euch mit ſeiner Rechnung dienen.

80.

Im Zelt, im erſten Schlaf liegt Agramant.
Da weckt ein Ritter ihn, ach, nicht zu frühe!
Und ſagt, er falle in des Feindes Hand,
Wenn er nicht ſchneller noch als ſchnell entfliehe.
Der König ſieht umher, ſieht Mord und Brand,
Und ſieht die Seinen rennen, gleich dem Viehe,
Nackt, unbewaffnet, da und dort zerſtreut;
Den Schild zu nehmen haben ſie nicht Zeit.

81.

Beſtürzt und rathlos bei ſo böſer Metten
Wirft ſich der König raſch in ſeine Wehr.
Da kommen Falſiron, um ihn zu retten,
Grandon und Balugant und andre mehr,
Und zeigen die Gefahr ihm, hier in Ketten,
Wo nicht, zu fallen in der Feinde Speer,
Und daß, entkomm' er nur für ſich dem Toben,
Er wohl Fortunen preiſen dürf' und loben.

82.

So ſagen auch Marſil, Sobrin und alle
Die andern ihm mit Einer Stimme frei,
Er ſei gewiß ſo nah' an ſeinem Falle,
Als er dem ſchnellen Reinald nahe ſei;
Denn wollt' er warten, bis mit ſolchem Schwalle
Der wildentbrannte Held ihm käme bei,
So ſei es klar, daß er und ſeine Freunde
Todt bleiben oder in der Hand der Feinde.

83.

Mit der geringen Schaar, die zu erraffen,
Könn' er nach Arles, nach Narbonne gehn,
Von welchen Städten jede ſo beſchaffen,
Um lang genug dem Feind zu widerſtehn.
Entgeh' er ſelber nur dem Drang der Waffen,
So könn' er noch den Tag der Rache ſehn,
Indem er raſch ein neues Heer errichte,
Und endlich doch den Kaiſer noch vernichte.

84.

Der König Agramant folgt ihrem Rath,
Obgleich er's hart und bitterlich empfindet.
Er zieht nach Arles, dem er fliegend naht,
Auf einem Wege, den er ſicher findet.

Ihm zeigen gute Führer dieſen Pfad,
Und freundlich iſt die Nacht mit ihm verbündet.
Von Afrika's und Spaniens Heeresbann
Entflohn dem Reinald zwanzigtauſend Mann.

85.

Was Reinald und die Brüder niederhieben,
Was vor Gismonda's Heldenſproſſen ſank,
Was jene Siebenhundert aufgerieben,
Die Reinald führte zu der Tummelbank,
Was durch des Vicekönigs Schwert geblieben,
Was auf der Flucht im Seinefluß ertrank,
Wer alles zählen kann, der zählt nicht minder
Im Lenze Florens und Favonens Kinder.

86.

Vom weiſen Malegys wird auch gehalten,
Er habe Theil am Siege jener Nacht;
Nicht zwar weil er der Köpfe viel geſpalten,
Und das Gefild mit Blute roth gemacht,
Allein weil er durch magiſche Gewalten
Ein Heer von Höllenengeln aufgebracht,
Die mit dem Schwall von Bannern und von Speeren
Zu viel ſelbſt für ein doppelt Frankreich wären;

87.

So daß man ſo verſchiedene Metalle,
Trompeten, Trommeln rings umher vernahm,
Dazu der Roſſe Wiehern ſammt dem Schalle
Von Fußvolk, das mit Schrei'n und Lärmen kam,
Daß fern hinaus vom nächt'gen Wiederhalle
Berg, Thal und Feld ertönte wunderſam;
Wodurch ein ſolcher Schreck befiel die Mohren,
Daß ſie ſich in die ſchnellſte Flucht verloren.

88.

Auch Rüdigern vergißt der König nicht,
Den man noch immer, ſchwerverwundet, pflegt;
Man ſetzt ihn achtſam, daß ihm nichts gebricht,
Auf einen Zelter, der ihn ſänftlich trägt,
Und wie die Gegend Sicherheit verſpricht,
Wird er zuletzt in einen Kahn gelegt,
Um ihn bequem nach Arles hinzufahren,
Dem Sammelplatze der geſchlagnen Schaaren.

89.

Die Schaaren, die vor Karl's und Reinald's Hand,
Ich glaube wohl an hunderttauſend, fliehn,
Durchſchweifen Berg und Thal und ebnes Land,
Um ſich dem Schwert der Franken zu entziehn;
Allein ſie finden meiſt den Weg verrannt,
Und färben roth, was weiß war oder grün.
Doch iſt der Sericaner nicht zu ſchelten,
Der ſich gelagert in den fernſten Zelten.

90.

Vielmehr, wie ihm der Herr von Montalban
Genannt wird als der Führer dieſer Klingen,
Kommt ihn ein ſolcher Freudentaumel an,
Daß er vor Jubel tanzen muß und ſpringen.
Er preiſt das Werk des Schöpfers wohlgethan,
Der dieſe Nacht ihm alles läßt gelingen,
Und ihm das edle Roß Bayard verſchafft,
Dem keines gleicht an Schnelligkeit und Kraft.

91.

Seit lange war Gradaß drauf ausgegangen,
— Ich glaub' ihr wißt es ſchon wo andersher —
Die gute Durindana zu erlangen,
Und dieſes Roß, berühmt wie keines mehr;

Weßhalb er einſt, zu dieſem Unterfangen,
Nach Frankreich kam mit einem großen Heer
Und zornig dort, ob ſolcher edlen Beute,
Den Reinald forderte zum wilden Streite.

92.

Und ſchon am Strande war er aufgezogen,
Wo die Trompete zu dem Treffen klang;
Doch ward er ſehr durch Malegys betrogen,
Der ſeinen Vetter, wider Willen, zwang,
Auf einem Schiff zu flüchten durch die Wogen,
— Doch die Geſchichte wäre gar zu lang.
Seit dieſem Vorfall achtete der König
Des edlen Ritters Ehr' und Muth für wenig.

93.

Wie nun Gradaß vernimmt, Reinald ſei der,
Der in das Lager fiel, iſt er vergnügt:
Er waffnet ſich, ruft ſeine Stute her,
Worauf er ſuchend durch das Dunkel fliegt.
Wer ihm begegnet, fühlt ſein Wüthen ſchwer,
Dem durch einander alles bunt erliegt,
Es ſei von Libyen, ſei vom Frankenreich —
Der gute Speer behandelt alles gleich.

94.

Er ſucht ihn, den er laut mit Flüchen ſegnet,
Ringsum, und ſeine Ungeduld iſt groß;
Und wo's die dichtſten Wunden hat geregnet,
Da lenkt er immer wieder hin ſein Roß,
Bis er ihm endlich Schwert an Schwert begegnet;
Denn ihre Lanzen brach ein gleicher Stoß,
In tauſend Splitter flogen ſie zerſchlagen
Hinauf bis zu der Nacht geſtirntem Wagen.

95.

Sobald Gradaß den Paladin erkannte,
Nicht an den Zeichen, die die Nacht bedeckt,
Nein, an den grauſen Schlägen, die er ſandte,
Am Roß, das über's ganze Feld ſich ſtreckt,
Da ſchalt er zornig, und ſein Auge brannte,
Ob jenes Streiches ihn, der ihn befleckt,
Daß er nicht am beſtimmten Tag erſchienen,
An dem der Kampf ſein ſollte zwiſchen ihnen.

96.

Er ſetzt hinzu: Du mochteſt wohl drauf zählen,
Wenn du mir nur entgingſt durch jenen Schlich,
So könnt'ſt du dich aus meinen Augen ſtehlen
Für ew'ge Zeit; doch ſieh, nun hab' ich dich!
Und ob du gingeſt zu den fernſten Höhlen
Des Styx, ob in den Himmel, ſicherlich!
Wo du dieß Pferd haſt, will ich nicht ermatten,
Ich folge dir zum Licht und zu den Schatten.

97.

Doch kehrt dein Herz vor meiner Hand ſich um,
Siehſt du, daß du mir nicht vermagſt zu ſtehen,
Gilt dir das Leben höher als der Ruhm,
So thu' was der Gefahr dich macht entgehen:
Du gibſt mir dieſes Roß zum Eigenthum,
Und kannſt das liebe Licht noch länger ſehen,
Doch unberitten, keines Roſſes werth,
Wenn du ſo tief die Ritterſchaft entehrt. —

98.

Bei dieſem Wort iſt Richardett zugegen,
Zuſammt dem Wilden, beide ſehr empört,
Und beide ziehn zu gleicher Zeit den Degen,
Ihm zu beweiſen, wie er ſei bethört.

Doch Reinald widerſetzt ſich ihren Schlägen,
Und duldet nicht, daß Jemand ihn verſehrt:
Bin ich ohn' euch, ſagt er zu ſeinen Brüdern,
Nicht tüchtig, eine Kränkung zu erwiedern?

## 99.

Drauf, zu dem Sarazenen hingewandt,
Spricht er: Hör' mich, Gradaß! Kannſt du's ertragen,
So ſollſt du klar erſehn, daß ich am Strand
Geweſen bin, um mich mit dir zu ſchlagen.
Dann will ich mit den Waffen in der Hand
Die Wahrheit erſt dir zu beweiſen wagen,
Und zeigen, daß du lügſt, ſagſt du mir nach,
Daß ich jemals die Ritterpflichten brach.

## 100.

Doch bitt' ich dich, daß, ehe wir noch fechten,
Entſchuld'gung und Beweis du höreſt an:
Sie ſind von den gegründeten und echten,
Und zeigen klar dir deinen falſchen Wahn.
Dann wollen wir um dieſes Streitroß rechten,
Zu Fuße, wie wir's hätten einſt gethan,
Allein, an einem abgelegnen Orte,
Kurz, ganz nach deinem eignen frühern Worte. —

## 101.

Der Sericaner war von edlem Sinn,
So wie es große Seelen immer waren.
Er gönnt dem andern gerne den Gewinn,
Was ihn entſchuld'gen mag, zu offenbaren.
Sie gingen nach dem Fluß zuſammen hin,
Wo Reinald ihm in einem ſchlichten, klaren
Bericht den Schleier von der Sache zog,
Und Gott zum Zeugen rief, daß er nicht log.

### 102.

Dann läßt er auch des Bovo Sohn beſchicken,
Denn Niemand weiß ſo viel davon wie der,
Und der berichtet ihm nach allen Stücken
Sein Zauberwerk, nicht minder und nicht mehr.
Reinald fügt bei: Was du mit klaren Blicken
Hier ſehen konnteſt, will ich nebenher
Zu jeder Zeit und Stunde mit dem Eiſen,
Wann du's begehrſt, dir klarer noch beweiſen. —

### 103.

Der Sericanerkönig, welcher nicht
Den erſten Handel läßt um dieſen zweiten,
Nimmt ganz im Frieden hin was Reinald ſpricht,
Und läßt, ob's Trug ob Wahrheit ſei, im Weiten.
Nicht laſſen ſie, wie einſt, das Kampfgericht
An Barcelona's feuchtem Strand bereiten;
Nein, morgen ſoll es, wie ſie ſich verſtehn,
An einer nahen Quelle vor ſich gehn.

### 104.

Dahin ſoll Reinald auch ſein Streitroß bringen,
Und in die Mitte ſtellen auf den Plan.
Läßt er ſich tödten, läßt er ſich bezwingen,
Gehört es ohne Weitres jenem an;
Doch ſollte dem Gradaß der Streit mißlingen,
So daß die letzten Schauer ihn umfahn,
So daß er ſich zu Ketten muß bequemen,
Soll Reinald Durindanen an ſich nehmen.

### 105.

Mit großem Staunen und noch größrem Leide
Vernahm der Ritter, wie euch ſchon bekannt,
Aus Flordeliſens traurigem Beſcheide,
Daß Roland, ach! verloren den Verſtand.

So auch erfuhr er von dem Wehrgeſchmeide
Und von dem Streite, welcher drob entſtand,
Kurz, daß Gradaſſen ward dieß Schwert gegeben,
Um welches Roland's tauſend Palmen ſchweben.

### 106.

Nun kehrte dieſer, wo die Diener ihn
Erwarteten, nach ſo beſprochnen Dingen,
Obgleich ihn freundlich lud der Paladin,
Er möchte doch die Nacht bei ihm verbringen.
Der Heide nahm, ſobald der Tag erſchien,
Die Waffen; ſo Reinald; und beide gingen
Zu jener Quelle, wo das Kampfgericht
Das Urtheil über Roß und Degen ſpricht.

### 107.

Ob dieſes Streits, den Reinald ſoll beſtehen,
Mann gegen Mann allein, mit dem Gradaß,
Sind alle ſeine Freunde ſehr in Wehen
Und vor dem Falle ſchon vor Schrecken blaß.
Mit Muth, Kraft, Kühnheit iſt der Mohr verſehen;
Nun kommt ihm noch das gute Schwert zu paß,
Das Milon's großer Sohn dereinſt getragen,
So daß um Reinald all' die Seinen zagen.

### 108.

Am meiſten aber war ob dieſem Wetter
Der Bruder Vivian's in Sorg' und Leid;
Er machte gerne wieder hier den Retter,
Und miſchte gern die Hand in dieſen Streit,
Nur mußt' er fürchten, daß er ſeinen Vetter
Zum Feinde dann bekäm' auf ew'ge Zeit,
Der ihm ob jenes Streichs noch gram geblieben,
Da er ihn auf dem Schiff hinausgetrieben.

109.

Sei Zweifel, Furcht und Schmerz den andern eigen,
Reinald geht froh, der nicht den Muth verlor:
Ihn ſoll der harte Tadel nicht mehr beugen,
Jetzt hebt er frei die reine Stirn empor,
Jetzt müſſen die von Hautefeuille ſchweigen,
Und von Poitiers, ſo ſtill wie nie zuvor.
Er geht mit Kühnheit, geht mit ſichrem Hoffen,
Ihm ſei der Weg zum Siegeslorbeer offen.

110.

Und als von da und dort zur gleichen Stunde
Die Gegner kamen zu dem klaren Quell,
Da grüßten beide ſich mit heitrem Munde,
Und ihre Stirne war ſo froh und hell,
Als wär', durch Lieb' und Blut im ſchönſten Bunde
Der Heide Clermont's treulicher Geſell.
Doch wie es dann zu Stößen kam und Hieben,
Das will ich auf ein andermal verſchieben.

Schluß des zweiten Bandes.

Arioſt's

# raſender Roland.

Neu überſetzt

von

**Hermann Kurtz.**

Drittes Bändchen.

Mit einem Stahlſtich.

Pforzheim.
Verlag von Dennig Finck & Co
1841.

# Zweiunddreißigſter Geſang.

### 1.

Es fällt mir eben bei, ich ſollt' euch ſingen
— Ich hab's verſprochen, und vergaß es dann —
Von einem Argwohn, den auf ſchwarzen Schwingen
Die Freundin Rüd'gers, deren Thräne rann,
Gefährlicher ließ in die Seele dringen,
Und der ein giftiger Gewebe ſpann,
Als jener der aus Richardettens Munde
Ihr Herz ſchon krank gemacht im tiefſten Grunde.

### 2.

Das wollt' ich ſingen. Es iſt unterblieben,
Weil Reinald mitten drin mich unterbrach,
Dann Guido, der ſich auch nicht ließ verſchieben —
Und mir und jenem ſchuf groß Ungemach.
So ward ich dann von dem zu dem getrieben,
So daß ich ganz vergaß, was ich verſprach.
Nun denk' ich wieder dran, und will's euch ſagen,
Noch eh' ſich jene beiden Helden ſchlagen.

### 3.

Doch eh' ich von ihr reden kann mit Fug,
Kehr' ich ein wenig zu dem Herrn der Mohren,
Der mit den Trümmern ſich nach Arles ſchlug,
Die er in jenem Brande nicht verloren,
Da er die Stadt als feſt und tüchtig g'nug
Zum Vorraths- und zum Sammelplatz erkoren.
Ganz nah bei Spanien, Libyen zugewandt,
Liegt er am Fluſſe bei dem Meeresſtrand.

4.

Marſil läßt ſeinen Eifer nicht erkalten
Und ſammelt, was nur Beine hat, zum Streit;
Er nimmt, und läßt bald Zwang, bald Liebe walten,
Was Barcelonens Port von Schiffen beut.
Bei Agramant wird täglich Rath gehalten,
Der keine Mühe, keine Koſten ſcheut,
Indeß an Steuern, wiederholten, ſchweren,
Die afrikan'ſchen Städte ſich verzehren.

5.

Auf daß er Rodomonten ſich verpflichte,
Den er zur Rückkehr nicht bewegen kann,
Beut er Almonte's Tochter ihm, die Nichte,
Sammt Oran's ſchönem Reich als Mitgift an.
Doch nicht gefällig iſt's dem ſtolzen Wichte,
Er will nicht weg vom Raub, den er gewann
Im Kampf mit Rittern, die er niederſtreckte,
Und von dem Fels, den er damit bedeckte.

6.

Nicht ſo wie dieſer Pflichtvergeßne, liegt
Marfiſa ſtill; vielmehr, als ſie vernommen,
Daß Agramant vom Kaiſer ſei beſiegt,
Sein Heer gefangen, wehrlos, umgekommen,
Und er mit wen'gem Volk in Arles, fliegt
Sie ungeladen her, von Muth entglommen,
Und bietet, ſeinen Thron aus der Gefahr
Zu retten, ihm ihr Gut und Leben dar.

7.

Auch bringt ſie, und begibt ſich ihrer Rechte,
Brunellen Heil in ſeine Hand zurück,
Den ſie zehn Tage lang und zehen Nächte
In ſteter Furcht ließ ſchweben vor dem Strick.

Doch da mit Bitten nicht noch im Gefechte
Jemand ſich kümmern wollt' um ſein Geſchick,
Da wollt' auch ſie die ſtolze Hand bewahren
Vor ſo verworfnem Blut, und ließ ihn fahren.

8.

Kurz, ſo verzeiht ihm die Beleidigungen
Und bringt ihn mit zu Agramant herein.
Nun denkt euch wie die Botſchaft dem geklungen,
Marfiſa woll' ihm ihre Hülfe weihn;
Von welcher Achtung er für ſie durchdrungen,
Soll ihr Brunell die erſte Probe ſein,
So daß er, was ſie ihm zu thun verzichtet,
Den Galgen ihm in vollem Ernſt errichtet.

9.

Den Raben und den Geiern läßt zur Beute
Der Henker ihn an einem öden Ort.
Rüd'ger, der ihn bereits einmal befreite,
Wär' auch in dieſer Fährlichkeit ſein Hort,
Doch der gerechte Himmel läßt ihn heute
Zur Rettung nicht aus ſeinem Bette fort.
Als er's hernach erfuhr, da war's geſchehen,
Und hülflos hing Brunell in luft'gen Höhen.

10.

Indeß ſchilt Bradamante ſehnſuchtsvoll
Die lange Dauer jener zwanzig Tage,
Nach deren Ablauf Rüd'ger kehren ſoll
Zum Glauben und zu ihr, mit bittrer Klage.
Ach, wem das Herz in Haft, Verbannung ſchwoll,
Der wartet nicht der Zeit mit größrer Klage,
Wo er die Freiheit endlich ſoll, die Au'n
Der Heimath, die erſehnten, theuren ſchau'n.

11.

In dieſem langen Harren und Entbehren
Schien ihr das Paar der Sonnenroſſe lahm,
Ja gar das Rad zerbrochen, das in ſchweren,
Langſamen Kreiſen angezogen kam,
Und länger ſchien ihr jeder Tag zu währen,
Als Joſua's, der gar kein Ende nahm,
Und jede Nacht ſo lang ſich hinzudehnen,
Als da ſich Zeus erfreute mit Alkmenen.

12.

Wie muß ſie Dachs und Ratze jetzt beneiden,
Den Siebenſchläfer und den trägen Bär!
Wie gern verſchliefe ſie die Zeit der Leiden,
Und öffnet' Ohr und Auge nimmermehr,
Um gänzlich ſo vom Leben abzuſcheiden,
Bis neubelebt durch Rüd'ger's Wiederkehr!
Doch will ihr nicht nur ſolches nicht erſprießen,
Sie kann die ganze Nacht kein Auge ſchließen.

13.

Kein Schlummer kommt der Armen, Ruheloſen,
Sie wälzt ſich auf den Federn her und hin;
Oft pflegt ſie Nachts das Fenſter aufzuſtoßen,
Ob Tithon's Braut, die holde Siegerin,
Die weißen Lilien nicht, die rothen Roſen,
Vorm Licht her ſtreue, bei des Tags Beginn,
Und kommt der Tag, mit fröhlichem Getümmel,
Wünſcht ſie die Sterne wieder an den Himmel.

14.

Und als die Tage nun zu Ende gehen,
— Noch fünf, noch vier, ſo iſt die Stunde da!
Erwartet ſie den Boten ſtets zu ſehen,
Der ihr verkündet: Rüdiger iſt nah!

Auf einem Thurme pflegt ſie oft zu ſtehen,
Der ringsum Wald und Auen überſah,
Und einen Theil der Straße, die im Bogen
Aus Frankreich kam nach Montalban gezogen.

15.

Erblickt ſie einen Waffenglanz vom Weiten,
Etwas, das einem Ritter ähnlich ſieht,
So ſieht ſie ſchon den Langerſehnten reiten,
Indeß vor Luſt ihr ſchönes Auge glüht.
Sieht ſie es wehrlos und zu Fuße ſchreiten,
So ſingt die Hoffnung ihr ein Botenlied;
Und ob auch die ſich trügeriſch zerſtreuen,
So überſchleicht ſie wieder eine neue.

16.

Hoffnung treibt ſie, die Waffen anzulegen
Und von dem Berg zu reiten auf den Plan;
Trifft ſie ihn nicht, hofft ſie auf andern Wegen
Inzwiſchen ihn gelangt nach Montalban.
Und mit der Sehnſucht, die ſie ihm entgegen
Vom Schloſſe trieb, kommt ſie dort wieder an.
Er iſt nicht hier, nicht dort, und unterdeſſen
Verſtreicht die Friſt, die er ihr zugemeſſen.

17.

Die Friſt verſtreicht, verſtreicht mit einem, zwei
Und vier, und ſechs, und acht, und zwanzig Tagen;
Ihr Liebſter kommt noch immer nicht herbei,
Und meldet nichts. Nun hebt ſie an zu klagen,
Daß auch mit ihr die ſchlangenhaar'gen Drei
Im dunklen Reiche Mitleid würden tragen,
Sie thut den ſchönen Augen, thut dem Schnee
Des Buſens, thut den goldnen Locken weh.

18.

Wie? ruft ſie, ſoll ich mich ſo wenig ſchonen,
Um den zu ſuchen, der ſich von mir wendet?
Soll dem Verſchmähenden mit Achtung lohnen?
Den bitten, der mir niemals Antwort ſendet?
Soll, der mich haßt, in meinem Herzen wohnen?
Ein Mann, von ſeinem Werthe ſo verblendet,
Daß, um in Liebe dieſes Herz zu beugen,
Gar eine Göttin müßte niederſteigen?

19.

Der Stolze weiß, wie ich ihn lieb' und ehre,
Der mich als Freundin wie als Magd verachtet.
Der Arge weiß es, daß ich mich verzehre,
Der zögern kann, bis mich der Tod umnachtet.
Und daß ihn ja die Botſchaft nicht bekehre
Vom Leid, in welchem meine Seele ſchmachtet,
Verbirgt er ſich vor mir, wie ſich die Schlange,
Um bös zu bleiben, birgt vor dem Geſange.

20.

O halt' ihn, Amor, der ſo ungebunden
Vorauseilt meinen kummerſchweren Schritten!
Wo nicht, ſo gib mir wieder jene Stunden,
Da ich, noch frei, nicht deine Macht erlitten!
Doch jede Hoffnung, ach, iſt mir verſchwunden,
Dich rühre Mitleid je bei ſolchen Bitten,
Da Thränen, die durch dich dem Aug' entſpringen,
Dir Luſt, ja Nahrung ſelbſt und Leben bringen!

21.

Ach, mein Verlangen nur iſt anzuklagen,
Das jede Feſſel ſprengt und jeden Riegel,
Das mich emporträgt bis zum Sonnenwagen,
Und an den Strahlen ſich verbrennt die Flügel,

Und ſtürzt, nicht länger fähig, mich zu tragen;
Doch dann auch kennt das Unheil keinen Zügel:
Der Fittig wächst, die Gluth verbrennt ihn wieder,
Und immer ſo von Neuem ſtürz' ich nieder.

22.

Mehr noch verklag' ich mich als das Verlangen,
Dem ich die Bruſt erſchloß ſo gar behende.
Es nahm Vernunft auf ihrem Thron gefangen
Und machte meiner ganzen Kraft ein Ende.
In immer herbern Qualen muß ich bangen;
Es duldet keinen Zügel, der es wende,
Und zeigt mir an, daß nichts zum Tode leitet,
Weil ſich's, im Harren, ſchlimmer ſtets verbreitet.

23.

Doch welchen Vorwurf hab' ich mir zu machen?
Was war mein Fehler ſonſt, als dich zu lieben?
Was Wunder auch, wenn ſolche Macht den ſchwachen,
Den armen Muth des Weibes bald vertrieben?
Wozu wär' ich, mit Kämpfen, Schirmen, Wachen,
Beim Glanz der höchſten Schönheit ſtumpf geblieben,
Bei ſo erhabner Art, ſo weiſer Rede?
Armſel'ger Menſch, wer vor der Sonn' iſt blöde!

24.

Und nicht nur vom Geſchick ließ ich mich weiſen,
Mich trüben Worte, werth, daß ich drauf baute.
Mir ward die höchſte Seligkeit verheißen
Aus dieſem Bündniß, mit Prophetenlaute.
Wenn dieſe Nebellieder nun zerreißen,
Wenn ich auf einen falſchen Rath vertraute,
Merlinen kann ich wohl mit Recht verklagen,
Doch Rüd'ger's Liebe kann ich nicht entſagen.

25.

Ihn hab' ich anzuklagen und Meliſſen,
Und ewig wird mein Vorwurf ſie begleiten,
Die mir durch Geiſter aus der Hölle Flüſſen
Die Früchte meines Stammes prophezeiten,
Um ſo, durch falſche Hoffnung hingeriſſen,
Mir tückiſch dieſe Knechtſchaft zu bereiten;
Warum, ich weiß es nicht, vielleicht erbittert,
Daß meine ſtille Ruh noch nichts erſchüttert. —

26.

So greift der Schmerz um ſich, daß ihr auch kein
Schlupfwinkel bleibt, wo Troſt noch könnte wohnen;
Und dennoch zieht die Hoffnung wieder ein
Und will in Mitten ihres Buſens thronen,
Und wieder zeigt ſie ihr, in friſchem Schein,
Was er beim Scheiden ſprach, und den Dämonen
Zum Trotz, die wild ihr durch die Seele gehn,
Verheißt ſie ſtündlich ihr das Wiederſehn.

27.

Und dieſe Hoffnung hielt ſie noch vier Wochen,
Nachdem die zwanzigtäg'ge Friſt entglitt,
So daß der Schmerz in etwas war gebrochen
Und nicht ſo ſcharf durch ihre Seele ſchnitt.
Doch eines Tags, da ſie mit Herzenspochen
Nach Rüd'gern die gewohnte Straße ritt,
Da kam ihr eine Neuigkeit entgegen,
Die auch ihr letztes nahm, der Hoffnung Segen.

28.

Denn ein Gascogner kam in Waffentracht
Vom Heer der Afrikaner hergeritten,
Wo er gefangen lag ſeit jener Nacht,
Da man ſo heftig vor Paris geſtritten.

Nachdem ſie manche Fragen vorgebracht,
Kommt ſie zum vorgeſteckten Ziel geſchritten,
Sie fragt nach Rüd'gern, bleibt auch bei ihm ſtehn
Und will nicht ab von dieſer Frage gehn.

29.

Der Ritter weiß Beſcheid auf alle Fragen,
Da ihm gar wohl der ganze Hof bekannt;
Drum hebt er an, von Rüdigern zu ſagen,
Wie er im Zweikampf Mandricarden ſtand,
Doch ſchwerverwundet, als er ihn erſchlagen,
Sich einen Mond dem Tode nah befand,
Und hätt' er die Geſchichte hier beendet,
War jede Schuld von Rüd'gern abgewendet.

30.

Allein er fügt hinzu, es ſei allhie
Ein Fräulein auch, das ſich Marfiſa nenne,
Und der ein Gott ſo Reiz als Muth verlieh,
Ein Heldenweib, das jede Waffe kenne;
Sie liebe Rüd'gern, Rüd'ger liebe ſie,
So daß er ſelten nur von ihr ſich trenne,
Und ſie von ihm; und jeder glaube dort,
Es binde ſie bereits ein heimlich Wort;

31.

Und wenn es nur erſt Rüd'gers Wunden leiden,
So mache man das Bündniß förmlich kund;
Und jeder König, jeder Fürſt der Heiden
Sei drob vergnügt und froh von Herzensgrund;
Denn von der ungeheuren Kraft der beiden
Erhoffe man aus dieſem Ehebund
In kurzer Zeit ſo kriegeriſche Sproſſen,
Als jemals Blut in dieſer Welt vergoſſen. —

32.

Was der Gascogner da vernehmen ließ,
Sagt' er, nicht ohne Grund, in allen Treuen,
Indem es wirklich bei den Mohren hieß,
Der Ritter werde bald Marfiſen freien.
Die Freundſchaft, die ſich dieſes Paar bewies,
War Schuld an allen dieſen Schwätzereien;
Denn jedes gute, jedes ſchlimme Wort,
Das einer ſpricht, wächst gleich unendlich fort.

33.

Daß ſie mit ihm zu Hülfe kam den Mohren,
Und ſtets nach ſeiner Nähe nur begehrt,
Das hatte dieſen Glauben gleich geboren;
Doch ward er erſt mit Macht durch dieß gewährt,
Daß, als ſie aus dem Lager ſich verloren,
Mit dem Brunell, wie ich euch ſchon belehrt,
Sie, ohne daß ihr Jemand angelegen,
Zurückgekehrt, und einzig Rüd'gers wegen.

34.

Sie kam nur ihn zu ſehn, ohne Frage,
Den Schwerverletzten, dem ſie ſo geneigt,
Und das nicht einmal, nein, faſt alle Tage,
Und ging erſt fort, wenn ſich der Tag geneigt.
Am meiſten aber nährte dieß die Sage,
Daß ſie, die immer ſich ſo ſtolz gezeigt,
Die alle Welt als niedrig ſchien zu meiden,
Nur gegen Rüd'gern mild war und beſcheiden.

35.

Wie der Gascogner alles dieß berichtet,
Fühlt Bradamante ſich von ſolcher Gluth,
Von ſolcher Macht der tiefſten Qual vernichtet,
Daß ſie mit Mühe noch im Sattel ruht.

Lautlos reißt ſie ihr Roß herum, und flüchtet,
Erfüllt von Eiferſucht und Zorn und Wuth,
Und, jedes Scheins von Hoffnung ſich entſchlagend,
Kehrt ſie zum Schloß, den Tod im Herzen tragend.

36.

In voller Rüſtung, unverkleidet, ſtreckt
Sie ſich aufs Bett, das Antlitz in den Kiſſen,
Und daß ihr Schreien nicht Verdacht erweckt,
Hat ſie ſich in den Tüchern feſt verbiſſen.
Nun wiederholend was man ihr entdeckt,
Fühlt ſie ihr Inn'res ſo von Schmerz zerriſſen,
Daß ſie ihn länger nicht ertragen kann,
Und, ſich erleichternd, hebt ſie alſo an:

37.

Unſelige, wem darf ich noch vertrauen?
Nun muß ich Alle falſch und grauſam nennen,
Da Rüd'ger grauſam iſt und falſch zu ſchauen,
Den ich als fromm geglaubt und treu zu kennen.
Wo gäb' es Dichter, die voll Schmerz und Grauen
In einen Frevel und Verrath erſännen,
Dem deinen gleich, gedenkeſt du an beide,
An mein Verdienſt und deine Pflicht, du Heide!

38.

Warum, da keiner dir im Ritterthume
An Schönheit gleicht und kriegeriſchen Proben,
Da du durch Kraft zur erſten Heldenblume,
Durch Sitten biſt und Edelmuth erhoben,
Warum, bei ſolchem göttlich hohen Ruhme,
Iſt nicht auch deine Feſtigkeit zu loben?
Warum ſoll man die erſte in der Reihe
Der Tugenden bei dir nicht rühmen: Treue?

39.

Wie? weißt du nicht, daß, wo nicht ſie zu ſehen,
Auch jede Sitte, jede Kraft verſchwindet,
So wie das Schönſte muß in Nacht verwehen,
Wenn's nicht im Strahl der Sonne lebt entzündet?
Leicht war es dir, ein Weib zu hintergehen,
Das dich als ihren Herrn und Gott empfindet;
Ein gläubig Herz, ja, dem du ohne Strahlen
Und froſtig ſelbſt die Sonne könnteſt malen.

40.

Grauſamer, welche Sünde wird dich drücken,
Wenn's dich nicht reut, die ſo dich liebt, zu tödten?
Kannſt du ſo leicht die Treu' von hinnen ſchicken,
Wie ſeh' ich dein Gewiſſen je in Nöthen?
Und ach, wie wirſt du erſt den Feind zerſtücken,
Kannſt du die Freundin ſo darniedertreten?
Gerechtigkeit des Himmels, o erwache!
Ich läugne dich, verziehſt du mit der Rache.

41.

Iſt Undank als der ſchwerſte Fehl zu zählen,
Der jede ſchwarze That in ſich vereinigt;
Ward dort der ſchönſte Engel in die Höhlen
Der Nacht herabgeſtoßen und gepeinigt:
Wird ſchwerer Schuld nicht ſchwere Strafe fehlen,
Wenn ſchuld'ge Buße nicht das Herz gereinigt,
So fürchte, Rüd'ger, Harles zu begrüßen,
Denn du biſt undankbar, und willſt nicht büßen.

42.

Auch wegen Raubs hab' ich dich anzuklagen,
Grauſamer, wie du ſchmählich mich betrogen!
Nicht weil du mir das Herz nahmſt, will ich ſagen;
Nein, dieſe Sünde werde nicht gewogen!

Doch ſag' ich, daß du mir dich angetragen
Und ohne Recht dann wieder dich entzogen,
Gib, Böſer, dich zurück! du mußt ja wiſſen:
Nicht ſelig wird, wer fremdes Gut entriſſen.

43.

Du ließeſt mich, ich will dich nicht verlaſſen;
Und wollt' ichs, nie könnt' ich von dir mich wenden.
Doch zu entfliehn den Qualen, die mich faſſen,
Kann ich und will mein traurig Leben enden.
Nur arm an deiner Liebe zu erblaſſen
Schmerzt mich: o, hätte mir aus gnäd'gen Händen
Ein Gott, da du mir lieb und hold begegnet,
Den Tod geſandt, wie hätt' ich ihn geſegnet! —

44.

Sie ſpricht's und ſpringt, den Sinn auf Tod geſtellt,
Vom Bett, Wuth und Verzweiflung zu Genoſſen;
Doch wie ſie an die Bruſt den Degen hält,
Da fühlt ſie von den Waffen ſich umſchloſſen,
Und ſieh, ihr beſſrer Geiſt, zu ihr geſellt,
Spricht ihr im Herzen zu: O Weib, entſproſſen
So hohem Stamm, willſt du, gering und ſchwach,
Dein Leben endigen mit ſolcher Schmach?

45.

Wie? iſt's nicht beſſer, in das Feld zu gehen,
Wo man mit Ruhm ja ſtündlich ſterben mag.
Vielleicht kann er dem Leid nicht widerſtehen,
Trifft dich vor Rüdigern der Todesſchlag.
Doch ſollt' es gar durch ſeine Hand geſchehen,
Wie freundlich wäre dir dein letzter Tag!
Ihm kommt es zu, das Leben dir zu nehmen,
Da er die Urſach' iſt von ſolchem Grämen.

46.

Vielleicht auch kannſt du vor den letzten Sonnen
Dich an Marfiſen rächen, die durch Trug
Und freche Liebe dir ihn abgenommen,
Und ſo die Mörd'rin iſt, die dich erſchlug. —
Dieß ſcheint dem Fräulein beſſer ausgeſonnen,
Sie rüſtet ſich ſogleich zu ihrem Zug
Mit einer Tracht, aus welcher zu erſehen,
Daß ſie, verzweifelt, wolle untergehen.

47.

Das Oberkleid trägt jene falbe Bläſſe,
In welcher ſich ein welkes Laub verzehrt,
Wenn es, vom Baum gepflückt, der holden Näſſe,
Des Saftes vom lebend'gen Stamm, entbehrt,
Und war geſtickt mit Zweigen der Cypreſſe,
In die kein friſches Leben wieder kehrt,
Wenn ſie einmal die harte Axt empfunden:
Der Anzug paßte gut zu ihren Wunden.

48.

Sie nimmt das Roß, das ihr Aſtolf gegeben,
Und jenen goldnen Speer, der, kaum berührt,
Die Ritter machte von dem Sattel ſchweben;
Wer den Aſtolf mit dieſem Speer geziert,
Und wie ſie ihn erhielt, das wird nicht eben
Zu wiederholen nöthig ſein. Sie führt
Die Zauberwaffe, ohne drum zu wiſſen,
Daß alle Lanzen dieſer weichen müſſen.

49.

Sie reitet ohne Knappen und allein
Von ihrem Berg herab, Paris entgegen,
Und ſchlägt den Weg durch jene Gegend ein,
Wo jüngſt der Sarazenen Heer gelegen.

Noch war die Neuigkeit nicht allgemein,
Daß Reinald unverhofft, der kühne Degen,
Vom Kaiſer unterſtützt und Malegys,
Das Heidenvolk von dieſen Mauern wies.

50.

Die Landſchaft Quercy hat ſie ſchon durchflogen,
Die Stadt Cahors und des Gebirges Höhn,
Worauf enſpringen der Dordogne Wogen,
Und Montferand und Clermont ſind zu ſehn;
Da kommt ein Fräulein gegen ſie gezogen,
Denſelben Weg, gar freundlich und gar ſchön,
Mit einem Schild am Sattel, und zur Seite
Drei wohlbewehrte Ritter als Geleite.

51.

Vor ihr und hinter ihr ſah Bradamante
Viel Frau'n und Knappen noch, in langen Reihn,
Daher ſie fragend ſich zu einem wandte,
Der juſt vorbeiritt, wer das möge ſein.
Dieß Fräulein, ſpricht er, kommt als Abgeſandte
Zum großen Herrn des Frankenvolks herein:
Vom Nordpol her, durch weite Meeresgleiſe,
Von der verlornen Inſel geht die Reiſe

52.

Denn ſo wird ſie von einigen geheißen,
Von andern Island. Ihre Königin,
An Schönheit über alle hoch zu preiſen,
Die je gelebt ſeit dieſer Welt Beginn,
Läßt dieſen Schild dem Kaiſer überweiſen,
Damit er — dieß iſt ihrer Botſchaft Sinn —
Dem allerbeſten Rittersmann ihn gebe,
Der, ſeinem Urtheil nach, auf Erden lebe.

53.

Und da ſie nun ſich unter allen Frauen
Die ſchönſte glaubt, und das mit Recht, ſo wißt,
Daß ſie auch einen Ritter wünſcht zu ſchauen,
Mit dem an Kraft und Muth ſich keiner mißt.
Auf dieſen Grund wagt ſie den Plan zu bauen,
Der feſt vor hunderttauſend Stößen iſt:
Nur wer der Erſte heißt beim Waffenblitzen,
Soll als Geliebter ſie und Herr beſitzen.

54.

In Frankreich, im erlauchten Ritterkreiſe
Des großen Kaiſers, hofft ſie einen Mann
Zu finden, der auf tauſendfält'ge Weiſe
Den erſten Kranz der Ritterſchaft gewann.
Die drei, die ſie begleiten auf der Reiſe,
Sind Fürſten, die ich all' Euch nennen kann:
In Schweden, Gothland, Norweg ſind ſie Könige;
Im Feld gleicht ihnen keiner oder wenige.

55.

Die drei, nicht nah, doch minder fern geboren
Von der verlornen Inſel, — ſo genannt,
Weil ſelten ſich ein Schiff dahin verloren
Und ſelbſt ihr Name wenigen bekannt —
Sie alle haben unſre Frau erkoren
Und ſind für ſie in heißer Lieb' entbrannt,
Und haben ſchon um ſie gebuhlt mit Proben,
Berühmt, ſo lang noch kreist der Himmel droben.

56.

Doch ſie will keines Mannes Herrſchaft leiden,
Den nicht die ganze Welt zum Meiſter ſpricht.
Die Thaten pflegt ſie immer zu entſcheiden,
Die ihr hier nah begangen, ſchätz' ich nicht;

Und glänzt auch einer vor den andern beiden,
So wie die Sonne vor der Sterne Licht,
Recht gut! doch ſcheint er mir drum nicht zu ragen
Als Haupt von allen, die da Waffen tragen.

57.

Zu Karl dem Großen ſoll, den ich auf Erden
Als weiſeſten von allen Fürſten ehre,
Ein reicher goldner Schild geſendet werden,
Mit dem Beding, daß er ihn dem beſchere,
Der dort zu Land, in jederlei Gefährden,
Als erſter Ritter gilt mit Schwert und Speere,
Hab' er, hab' ihn ein andrer zum Vaſallen.
Die Meinung dieſes Herrn ſoll mir gefallen.

58.

Hat Karl ſofort empfangen dieſen Schild
Und ihn gegeben jenem Hohen, Kühnen,
Der für den erſten Mann in Waffen gilt,
Bei ſeinen und bei fremden Paladinen,
Dann mag, iſt er ſo ſehr von Muth erfüllt,
Mir euer einer ihn zurückverdienen;
Dem will ich meine ganze Liebe weihn,
Der ſoll mein Herr und mein Gebieter ſein.

59.

Und dieſes Wort hat aus ſo fernen Meeren
Die drei gewalt'gen Kön'ge hergeführt.
Sie ſind entſchloſſen, mit dem Schild zu kehren,
Wo nicht, durch den zu ſterben, den er ziert. —
Aufmerkſam ſteht das Fräulein, um zu hören,
Was ihr der Knappe ſagt. Doch der verliert
Der Worte nicht zu viel, und ſprengt von hinnen,
Die fernen Reiſ'genoſſen zu gewinnen.

60.

Doch Bradamante jagt nicht hintendrein,
Sie reitet ſacht und ruhig ihre Straße,
Und unterwegs fällt ihr ſo manches ein,
Was kommen kann. Sie denkt, in welchem Maße
Durch dieſen Schild in Frankreich Zänkerei'n
Entſtehen werden, Feindſchaft und Geraſe,
Wenn Karl den beſten Ritter aus den Reihn
Erwählen, und den Schild ihm will verleihn.

61.

Sie fühlt ihr Herz bedrückt durch den Gedanken,
Doch mehr noch iſt's gedrückt und todesmatt,
Daß Rüd'ger von der Treue konnte wanken,
Und nun Marfiſa ſeine Liebe hat.
Da ihre Sinne ganz hierin verſanken,
So ſieht ſie nicht, ob rauh der Weg, ob glatt,
Denkt nicht, wohin ſie will, noch ob ſie heute
Noch eine gute Nachtherberg' erreite.

62.

Gleichwie ein Schiff, wenn es der Wind vom Strande,
Wenn es ein andrer Zufall abgelöſt,
Hinabgeht, bald im Strudel, bald im Sande,
Wie es der Fluß im Kreiſe treibt und ſtößt:
So zieht die arme Jungfrau durch die Lande,
Rüd'gern im Sinn, von Willen ganz entblößt,
Wie Rabican ſie trägt durch Thal und Hügel;
Ihr Geiſt iſt fern, und denkt nicht an die Zügel.

63.

Am Ende blickt ſie auf, und ſieht die Flamme
Des Tages fern von Mauritanien ſchon,
Ja ſchon, dem Taucher gleich, der alten Amme
Jenſeits Marocco's in den Schooß geflohn.

Die Nacht im Freien unter einem Stamme
Hier zuzubringen, fände ſchlechten Lohn:
Ein ſchneidend kalter Wind bläst ihr entgegen,
Auch droht die ſchwere Luft mit Schnee und Regen.

64.

Sie treibt ihr gutes Roß zu ſtärkern Springen,
Und kommt nicht weit, ſchon halb und halb durchnäßt,
Da muß das Glück ihr einen Schäfer bringen,
Der mit der Heerde juſt das Feld verläßt.
Das Fräulein ruft ihn an mit großem Dringen,
Ihr doch ein gutes oder ſchlechtes Neſt
Zu nennen; denn ſo ſchlecht ſei keins auf Erden,
Daß es nicht ſchlimmer ſei, durchnäßt zu werden.

65.

Der Schäfer ſpricht: Ich weiß Euch keinen Ort
Auf ſechs und ſieben Meilen anzuweiſen
Im ganzen Umkreis, als den einen dort,
Den man die Burg des Triſtan pflegt zu heißen.
Doch muß da mancher ungeherbergt fort,
Wenn er den Einlaß nicht ſich mit dem Eiſen
Erkämpfen, und den Aufenthalt ſodann,
Wenn er zu bleiben denkt, verfechten kann.

66.

Ein Ritter, welcher kommt, wird wohl empfangen
Vom Herrn der Burg, wenn noch die Zinnen leer,
Doch mit Beding, wenn mehr noch angelangen,
Sie draußen zu beſtehn mit Schwert und Speer.
Er ſchläft in Ruh, wenn keiner kommt gegangen;
Doch kommt Jemand, ſo nimmt er ſeine Wehr
Und kämpft; und wer beſiegt wird von den Zweien,
Räumt ſein Quartier und ſucht ſich eins im Freien.

67.

Wenn zwei, drei, vier und mehr zugleich erſcheinen,
So finden ſie ganz ſichre Lagerſtatt;
Jedoch ein ſchlimmer Stand bedroht den Einen,
Der ſpäter kommt und ſo viel Gegner hat.
So auch, wenn Einer früher kommt, vereinen
Sich gegen ihn und nehmen ihn auf's Blatt
Die zwei, drei, vier und mehr, die ſpäter kommen,
Und wenn er Kraft beſitzt, ſo mag's ihm frommen.

68.

Und zeigt ſich eine Frau, ein Fräulein hier,
Sie ſei allein, ſie ſei von wem begleitet,
Und eine andre kommt noch an die Thür,
Die ſchönſte bleibt im Schloß, die andre reitet. —
Das Fräulein fragt nach dieſem Ort, den ihr
Der gute Hirt auch alſobald bedeutet,
Nicht mit dem Munde nur, auch mit der Hand,
Sechs Meilen fern, auf einer Felſenwand.

69.

Zwar Rabican iſt keiner von den Trägen,
Und doch, ſo ſehr die Herrin ihm gebeut,
Kommt ſie auf dieſen ſchmutz'gen, ſchlechten Wegen,
Zerriſſen von der feuchten Jahreszeit,
Nicht eher zu dem Schloß, bis Nacht und Regen
Die Welt in Schatten hüllen weit und breit.
Verſchloſſen iſt das Thor; ſie ruft den Wachen,
Sie wünſche hier ſich Nachtquartier zu machen.

70.

Der Platz iſt ſchon beſetzt, ſo hört ſie ſagen,
Von Herrn und Frau'n, die früher eingekehrt
Und um das Feuer ſtehn mit leerem Magen,
Der nach dem zugeſetzten Mahl begehrt. —

Ich glaube, nicht für ſie wird's aufgetragen,
Wenn's noch vorhanden iſt und nicht verzehrt,
Erwiedert Bradamante: geht nach ihnen!
Ich weiß den Brauch und bin deßhalb erſchienen. —

71.

Die Wache geht und bringt ſogleich die Kunde
Den Rittern, die es ſich bequem gemacht.
Das Wort kommt ihnen nicht zur guten Stunde,
Das ſie hinaustreibt in die kalte Nacht;
Denn eben regnet es aus Herzensgrunde.
Sie gehn und nehmen ihre Waffen ſacht;
Die andern bleiben; jene gehn im Chore,
Nicht eben allzu haſtig, zu dem Thore.

72.

Drei Ritter waren es, mit deren Klingen
Sich wen'ge konnten meſſen in der Welt,
Dieſelben, welche dieſen Weg heut gingen,
Der nordiſchen Geſandtin zugeſellt,
Die ſich, den Goldſchild wieder heimzubringen,
Berühmten hinter jenem großen Belt,
Und, weil ſie beſſer ſpornten ihre Roſſe,
Vor Bradamante waren in dem Schloſſe.

73.

In Waffen mögen ihnen wen'ge gleichen,
Doch ſie wird eine von den wen'gen ſein,
Die nicht gedenkt, im Dünnen und im Weichen
Da draußen Nachts dem Faſten ſich zu weihn.
Die drinnen ſehn den ritterlichen Streichen
Von Gang und Fenſter zu im Mondenſchein,
Der troz der Wolken an dem Himmel lauert,
Obgleich der Regen ſtark herniederſchauert.

74.

Wie ſich ein heißentbrannter Buhle freut,
Lüſtern, zum ſüßen Diebſtahl einzugehen,
Wenn er nun endlich, nach ſo langer Zeit,
Im Schloſſe hört den leiſen Schlüſſel drehen:
So Bradamante, gierig und bereit,
Den Zweikampf mit den Rittern zu beſtehen,
Wie ſich das Thor erſchließt, die Brücke fällt,
Und jenes Kleeblatt ſich zum Kampfe ſtellt.

75.

Kaum ſieht ſie ſie zuſammen auf der Brücke,
Dicht, oder doch in kurzem Zwiſchenraum,
So nimmt ſie freies Feld ſich, kehrt zurücke,
Jagt ihren Renner mit verhängtem Zaum
Und ſenkt des Vetters Speer mit gutem Glücke,
Den Speer, mit dem man zielen kann im Traum,
Durch welchen jeder, der ihn kaum empfunden,
Und wär' es Mars, dem Sattel wird entwunden.

76.

Der Schwedenkönig, der zuerſt ſich regt,
Muß auch der Erſte auf den Boden ſchießen,
So kräftig hat, nie fruchtlos eingelegt,
Der Speer den Helm durchſchmettert dieſes Rieſen.
Dann kommt der Gothenkönig her, und fegt,
Weit von dem Roß, die Lüfte mit den Füßen.
Der dritte wird kopfüber hingeſtreckt
Und liegt in Koth und Waſſer halb verdeckt.

77.

Sobald auf die drei Stöße die drei ſchweren,
Ergötzlich raſchen Fälle nun geſchehn,
Kommt ſie zur Burg, das Lager zu begehren,
Das ſie verdient durch muth'ges Widerſtehn

Doch ehe man ſie einläßt, muß ſie ſchwören,
Bei jedem Ruf zum Kampf herauszugehn.
Der Herr der Burg, der dieſen wackern Reigen
Mit angeſehn, läßt ihr viel Ehr' erzeigen.

78.

So auch das Fräulein, das mit jenen dreien
Heut durch die Pforte dieſes Schloſſes ritt,
Sie, die, den Herrn von Frankreich zu erfreuen,
Von jener Inſel durch die Meere glitt.
Wie Bradamante grüßend, mit den freien
Anmuthigen Sitten, ihr entgegentritt,
So ſteht ſie artig auf, mit heitrer Miene,
Nimmt ihre Hand und führt ſie zum Kamine.

79.

Wie ſie beginnt die Waffen abzuſchnallen
Und Schild und Helm in eine Niſche ſtreckt,
Muß mit dem Helm die goldne Haube fallen,
Worunter ſie ihr langes Haar verſteckt,
Und von den Locken, die hernieder wallen,
Sind ihre Schultern alſobald bedeckt;
Ein Mädchen ſteht im hellen Kerzenlichte,
So wild im Streit, als ſchön von Angeſichte.

80.

So wie ſich, wenn der Vorhang aufgezogen,
Die Bühne zeigt im vollen Lampenſchein,
Mit ſtolzen Schlöſſern und mit hohen Bogen,
Mit Gold, mit Bildern und mit Malerei'n;
Und wie, vorbrechend durch des Nebels Wogen,
Die Sonn' ihr Antlitz heiter zeigt und rein,
So öffnete die ſchöne Bradamante
Ein Paradies, da ſie den Helm verbannte.

81.

Schon lang gewachſen ſind die ſchönen Haare,
Die einſt des Mönches Scheere mußte mähn,
— Obgleich noch nicht ſo wie vor einem Haare —
So daß ſie einen Knoten konnte drehn.
Daß Bradamante ſich ihm offenbare,
Die er zu andern Malen ſchon geſehn,
Erkennt der Herr der Burg beim erſten Blicke,
Und zeigt, wie ſehr ihn ihr Beſuch beglücke.

82.

Sie ſitzen um das Feuer und ergötzen
Mit heitrem, ehrbarem Geſpräch das Ohr;
Indeß, die andern Glieder auch zu letzen,
Bereitet man die Abendtafel vor.
Das Fräulein fragt den Wirth nach den Geſetzen,
Durch die ſchon mancher Gaſt die Ruh' verlor,
Ob alt, ob neu, von wem und wann errichtet,
Worauf der Ritter Folgendes berichtet:

83.

Zur Zeit als Pharamond die Krone trug,
Beſaß ſein Sohn, der Clodion ſich nannte,
Ein Liebchen, reizend, ſchön und artig g'nug,
Das holdſte Mädchen, das man damals kannte.
Er liebte ſie ſo heiß, ſo wenig klug,
Daß er die Augen nimmer von ihr wandte,
Und nie, wie Jo's Schäfer, von ihr wich,
Da ſeine Eiferſucht der Liebe glich.

84.

In dieſem Schloß, vom Vater ihm gegeben,
Hielt er ſie feſt, und ſelten ging er fort.
Zehn Ritter, und die allerbeſten eben,
Bewachten mit ihm dieſen ſtillen Ort.

Und nun erſcheint, indem ſie alſo leben,
Mit einer Frau der gute Triſtan dort,
Die er vor wenig Stunden erſt im Streite
Aus eines wilden Rieſen Hand befreite.

85.

Triſtan erſcheint, da ſchon Sevilla's Strande
Den Rücken kehrt die Sonne, hier als Gaſt;
Denn da auf zehen Meilen in dem Lande
Kein andrer Ort iſt, bittet er um Raſt.
Doch Clodion, im gleichgemeßnen Brande
Der Lieb' und Eiferſucht, iſt kurz gefaßt,
Daß hier kein Fremder, ſei er wer er wolle,
So lang ſein Liebchen da ſei, weilen ſolle.

86.

Wie er mit langen wiederholten Bitten
Durchaus ſich keinen Einlaß kann erflehn,
Ruft er: Wohlan, was ich mit guten Sitten
Nicht haben kann, ſoll mit Gewalt geſchehn.
Mit ſtolzem Ruf kommt er herangeritten
Und fordert Clodion ſammt allen zehn:
Mit Schwert und Lanze will er ihm beweiſen,
Wie grob er ſei und wie gemein zu heißen;

87.

Mit dem Beding: wenn er mit ſeinem Troſſe
Den Sattel räumt, Er aber ſitzen bleibt,
Will er allein herbergen in dem Schloſſe,
Indem er all' die andern draus vertreibt.
Den Schimpf zu wenden, ſteigt der Prinz zu Roſſe,
Und wird in dieſem Kampfe faſt entleibt;
Er muß mit allen zehn vom Pferde fallen,
Und Triſtan ſchließt ſie aus den eignen Hallen.

88.

Er tritt in's Schloß hinein, und findet dorten
Die Schöne, die der Prinz ſo heftig liebt,
An der Natur, ſo karg ſonſt aller Orten,
All' ihre Huld und Großmuth ausgeübt.
Er ſpricht mit ihr, indeſſen vor den Pforten
Die Wuth dem Buhler tauſend Stiche gibt;
Er zaudert nicht, den Ritter anzuflehen,
Er möcht' ihm doch ſein Liebchen zugeſtehen.

89.

Triſtan, den ihre Reize nicht verwunden,
Der keiner als Iſolden angehört,
(Seit jenem Zaubertrank, der ihn gebunden
Und jede andre Neigung ihm verwehrt)
Doch für die Härte, die er hier gefunden,
An Clodion zu rächen ſich begehrt,
Sagt ihm: Ich dächte wahrlich ſchlecht zu handeln,
Ließ' ich vom Schloſſe ſolche Schönheit wandeln.

90.

Allein wenn Clodion nicht gern alleine
In dieſer Nacht mag ſchlafen im Gebüſch,
So iſt ein Mädchen da bei mir, zwar keine
So große Schönheit, doch ein hübſcher Fiſch;
Sie mag ihm folgen über Stock und Steine
Und ſeinem Wink gehorchen frei und friſch;
Allein die ſchönſte, ſcheint mir recht und billig,
Die ſei dem Stärkſten von uns beiden willig. —

91.

So büßt der Prinz, der ſchnaubend bis zum Schimmer
Des Tages, ausgeſperrt, die Runde macht,
Als dient' er jenen, die im ſtillen Zimmer
Ganz friedlich ſchlafen, zur getreuen Wacht;

Doch Wind und Kälte ſchmerzten ſo ihn nimmer,
Wie ſeiner Liebſten Raub, in dieſer Nacht.
Triſtan, den es erbarmte, gab am Morgen
Sie ihm zurück und ſtillte ſeine Sorgen.

92.

Denn er bewies ihm klar und zur Genüge,
Daß er ſie wiedergab wie er ſie fand,
Und obgleich ſeine Grobheit jede Rüge
Und jede Schmach verdient von ſeiner Hand,
So ſchien's ihm, daß er vollauf daran trüge,
Daß er die ganze Nacht im Freien ſtand.
Doch die Entſchuld'gung ließ er nicht beſtehen,
Daß ihn die Liebe trieb zu dem Vergehen.

93.

Denn Liebe ſoll ein niedres Herz erheben,
Ein hohes aber nicht herunterziehn. —
Kaum ſah er jenen auf dem Pferde ſchweben,
So trieb's den Clodion, die Burg zu fliehn.
An einen Ritter, der ihm ſehr ergeben
Und werth war, hat er ſcheidend ſie verliehn;
Doch er und wer ihm folgt in ſeiner Feſte,
Soll's alſo halten gegen ſeine Gäſte:

94.

Der beſte Ritter trifft an dieſem Orte,
Die ſchönſte Frau ſtets eine Lagerſtatt;
Doch die Beſiegten wandeln aus der Pforte,
Und ſchau'n, und eſſen ſich wo anders ſatt.
Und ſo entſtand der Brauch, mit Einem Worte,
Der ſich — Ihr ſeht's — bis heut erhalten hat. —
Indeß ſie an der Mähre ſich behagen,
Wird von dem Speiſemeiſter aufgetragen.

95.

Die Tafel wartet in dem großen Saal:
Kein ſchön'rer iſt, ſo weit man immer reiſe,
Und nun geleitet man die Frau'n zum Mahl,
Umringt von einem weiten Fackelkreiſe.
Das Fräulein ſieht ſich nun beim hellen Strahl,
Die nordiſche Geſandtin gleicher Weiſe: —
Die ſtolzen Wände ſind in langen Reihn
Bedeckt mit wundervollen Malerei'n.

96.

Der Ort iſt voll ſo herrlicher Geſtalten,
Daß man vor Schau'n vergißt das Abendbrod,
Obgleich, vom Reiſen und vom Schädelſpalten
Erſchöpft, der Leib ſo Speiſ' als Ruh' gebot.
Daß auf dem Tiſch die Speiſen nun erkalten,
Setzt Koch und Speiſemeiſter ſehr in Noth;
Und einer ſagt, es würde beſſer taugen,
Zuerſt den Leib zu weiden, dann die Augen.

97.

Sie ſaßen ſchon und wollten ſich bedienen,
Da merkt der Herr, es ſei ein groß Verſehn,
Daß hier zwei Frau'n zu gleicher Zeit erſchienen.
Denn eine muß ja bleiben, eine gehn.
Die Schönſte bleibt, die mit den ſchlechtern Mienen
Geht hin, wo Regen netzt und Winde wehn;
Denn weil ſie nicht zur gleichen Zeit gekommen,
Wird Eine nur von beiden aufgenommen.

98.

Er holt zwei Greiſe her und etlich Frauen
Aus ſeinem Haus, zu ſolchem Spruch geſchickt,
Läßt ſie die beiden ſchönen Gäſte ſchauen
Und ruft ſie auf zum kitzlichen Edikt.

Zuletzt wird mit dem Preiſe nach genauen
Berathungen das Haimonskind geſchmückt;
Nicht minder ſiegreich wird ihr Reiz erfunden,
Als ihre Kraft die Ritter überwunden.

99.

Zur andern, die mit ängſtlich düſtern Zügen
Bei dieſem Urtheil auf der Seite ſtand,
Spricht er: Wenn wir uns dem Geſetze fügen,
So ſei es, Dame, nicht von Euch verkannt.
Ihr müßt nun ſuchen anderswo zu liegen,
Nachdem der ganze Rath für klar befand,
Daß dieſe ſiegt durch Schönheit und Manieren,
Obgleich ſie jetzt nicht Schmuck noch Kleidung zieren.

100.

Wie ſich auf einmal Wolken, ſchwarz und dicht,
Aus feuchtem Thale himmelan bewegen
Und um der Sonne reines Angeſicht
Verbergend einen dunklen Schleier legen,
So wechſelt, wie man ihr das Urtheil ſpricht,
Das ſie hinaus verbannt in Froſt und Regen,
Der Schönen Antlitz, das noch kurz vorher
So heiter war, und gleicht ſich gar nicht mehr.

101.

Verwandelt iſt ſie ganz, und muß erblaſſen,
Denn ſolch ein Urtheil däucht ihr gar nicht ſchön.
Doch Bradamante weiß ſich klug zu faſſen
Und läßt die Arme nicht in's Freie gehn.
Mir ſcheint, ſpricht ſie, nie wird ein Urtheil paſſen,
Und nimmer wird ein rechter Spruch geſchehn,
Hört man die Gründe nicht von beiden Seiten,
Was ſie bejahen und was ſie beſtreiten.

102.

Ich, die ich dieſe Sache mir erkieſe,
Ich ſage: feiner oder minder fein,
Ich kam nicht her als Weib, woraus ich ſchließe,
Daß ich als Weib nicht ſoll behandelt ſein.
Allein wer ſagt mir, ob ich ſei wie dieſe,
So lange mich umgibt ein andrer Schein?
Was man nicht weiß, das darf man nicht entſcheiden,
Am mindeſten, wenn andre drunter leiden.

103.

Noch andre gibt's, die lange Haare tragen,
Und ſind doch Männer, trotz dem langen Haar.
Ob ich als Mann mir Wohnung und Behagen,
Ob ich's als Weib erobert, das iſt klar.
Wer darf mir nun, ich ſei ein Mädchen, ſagen,
Da all' mein Thun bis jetzt ſo männlich war?
Iſt euer Brauch doch nur dem Weib entgegen,
Das einem Weib, nicht einem Mann erlegen.

104.

Geſetzt, ich wäre, was ihr ſcheint zu glauben,
Ein Weib, — doch will ich's drum nicht zugeſtehn —
Und dürfte nicht mir ſolchen Kampf erlauben
Mit ihr, ſo ließ' ich's dennoch nicht geſchehn,
Daß ihr mir auch den Preis noch ſolltet rauben
Der Tapferkeit, — dann wär' ich minder ſchön,
So dürft' ich billig deßhalb nicht verlieren,
Was mir die Waffen in die Hände führen.

105.

Und mög' auch zehnmal ſo die Satzung heißen,
Die minder Schöne müſſe fort von hier,
Ich wäre wahrlich nicht hinauszubeißen,
Mein Trotz bekomme wie er wolle mir.

Mit allem dieſem wollt' ich euch beweiſen,
Der Kampf ſei ungleich zwiſchen mir und ihr:
Sie mag erliegen oder überwinden,
Verluſt wird ſie und keinen Vortheil finden.

106.

Unrecht iſt jeder Handel, wo nicht eben
Sich der Verluſt mit dem Gewinn vergleicht.
Drum als ein Recht und eine Gunſt daneben
Verlang' ich, daß ſie nicht von hinnen weicht.
Und iſt jemand ſo kühn, mir anzugeben,
Daß ihm mein Spruch nicht gut und richtig däucht,
So will ich ihn mit Freuden überzeugen,
Ich habe Recht, er aber müſſe ſchweigen. —

107.

Das Haimonskind, von Mitleid ſanft erfüllt,
Daß man des Rechts ſich alſo kann entſchlagen,
Die edle Frau, wo Regen niederquillt,
Wo Dach und Fach gebricht, hinauszujagen,
Beredet ſo den Burgherrn ernſt und mild,
Durch Gründe, die ſie klüglich weiß zu ſagen,
Am meiſten doch durch ihrer Rede Schluß,
Daß er ſich ſtill und gütlich fügen muß.

108.

Wie in des Sommers allzuheißem Segen,
Wenn laut nach einem Trunk das Grün begehrt,
Die Blume, die den Gluthen faſt erlegen,
Beraubt des Saftes, der ihr Leben nährt,
Sich neu erholt in dem geliebten Regen,
So wird die Abgeſandtin, da ſie hört,
Welch' ſtolze Reden ihr zum Schutze dienen,
So ſchön und froh, wie ſie zuerſt erſchienen.

109.

Das Mahl, das unberührt bei ſolchem Schreiten
Gar lang geſtanden, nahm man endlich ein,
Und hört' auch Niemand vor die Pforte reiten,
Um dieſe Ruh' auf's Neue zu beſchrei'n;
Und alles war vergnügt auf allen Seiten,
Bekümmert Bradamante nur allein,
Indem die Furcht, mit der ſie immer kämpfte,
Und falſcher Argwohn ihr die Eßluſt dämpfte.

110.

Schnell war's vorüber, denn die Neugier ſpannte
Die Augen auf die ſeltne Pracht im Saal;
Zuerſt erhob die edle Bradamante,
Und mit ihr die Geſandtin ſich vom Mahl.
Der Herr winkt' einem Diener, und es brannte
Sogleich von Kerzen eine große Zahl,
Die hell den Saal in jeder Ecke machten.
Was folgt, ſollt ihr im nächſten Sang betrachten.

---

# Dreiunddreißigſter Geſang.

1.

Timagoras zuſammt Apollodr[illegible].
Protogenes, Parrhaſius, T[illegible]h,
Apelles, zu noch größrem Ruhm geboren,
Zeuxis und wer aus jener Zeit bekannt,
Sie, deren Ruhm — Dank ſei es den Autoren —
Ob auch ihr Leben ſammt den Werken ſchwand,
Doch leben wird in dieſer Welt und bleiben,
So lange man noch leſen wird und ſchreiben.

2.

Und was in unſern Tagen ſchwingt die Fahnen,
Mantegna, Leonardo, Gian Bellin,
Und auf des Pinſels wie des Meißels Bahnen
Ein Held, vielmehr den Engel nennt man ihn!
Dann Baſtian, Raphael mit Tizianen,
— Sie ehrt Cador, Venedig und Urbin —
Und andre noch, die uns vor Augen halten,
Was man nur lieſt und glaubt von jenen Alten;

3.

Sie alle, deren Kunſt wir heute ſehen,
Und die ſchon manch' Jahrtauſend ſtehn in Pracht,
Erſchufen Dinge, die bereits geſchehen,
Auf Brett und Mauer, durch des Pinſels Macht.
Doch keiner ließ durch ſeine Kunſt entſtehen,
Was noch begraben in der Zukunft Nacht;
Und dennoch läßt ſich von Geſchichten ſagen,
Die man gemalt, eh' ſie ſich zugetragen.

4.

Doch rühme keiner ſich, dieß auszuüben,
Kein Maler alter oder neuer Zeit!
Dieß iſt allein der Zauberkunſt verblieben,
Vor der ſich ſelbſt das Heer der Hölle ſcheut.
Den Saal, den ich im vor'gen Sang beſchrieben,
Hieß einſt Merlin mit ſeinem Buch, geweiht,
Sei's am Avernus, ſei's in Norcia's Grotten,
In einer Nacht erbau'n durch Geiſterrotten.

5.

Nun iſt die Kunſt, mit der ſo wunderbar
Die Alten wirkten, ganz für uns verſchwunden.
Doch kehr' ich nun zurück zu meinem Paar,
Dem ich den Saal zu zeigen bin verbunden.

Ein Diener ſteckte, dem's befohlen war,
Die Fackeln an, ſo daß nun, überwunden
Vom hellen Strahle, rings die Nacht entwich,
Und Schein und Glanz dem Tageslichte glich.

6.

Der Burgherr ſprach: Zuvörderſt muß ich ſagen,
Daß von den Schlachten, welche hier zu ſehn,
Bis heute ſich nur wen'ge zugetragen;
Sie ſind gemalt, noch ehe ſie geſchehn.
Der ſie gemalt, ſah ſie im Geiſt geſchlagen.
Wann unſre Völker ſiegreich werden ſtehn,
Und wann erliegen auf Italiens Auen,
Das könnt ihr hier auf dieſen Bildern ſchauen.

7.

Wie Frankreich wird mit Glück und Unglück ſtreiten
Jenſeits der Alpen, jeden künft'gen Strauß
Sagt der Prophet Merlin von ſeinen Zeiten
Für tauſend Jahr' in Bildern hier voraus.
Der Britte ſandt' ihn, jenen zu bedeuten,
Der Marcomir'n gefolgt im Königshaus;
Wozu die Sendung und die Bilder waren,
Das ſollt ihr nun auf Einen Schlag erfahren.

8.

Fürſt Pharamond, der mit dem Heer der Franken
Zuerſt in Gallien eindrang übern Rhein,
Faßt', als er dieß erobert, den Gedanken,
Italien ſeiner Herrſchaft anzureihn;
Denn wie die Römer täglich mehr in's Wanken
Geriethen, konnt' ihm nicht verborgen ſein;
Daher er ſehr nach einem Bündniß ſtrebte
Mit Artus, der zu ſeinen Zeiten lebte.

9.

Artus, der, ohne den Merlin zu fragen,
Zu keinem Anſchlag zu bewegen war,
Ihn, den ein Weib vom Satan hat getragen
Und der das Künft'ge deutlich ſah und klar,
Erfuhr von ihm und ließ es jenem ſagen,
Wie er ſein Volk in tödtliche Gefahr
Beim Einzug auf den Boden würde zerren,
Den Alpe, Meer und Apennin verſperren.

10.

Merlin belehrt' ihn, daß nach ſeinem Sterben
Die Herrn, die nach Italien ziehn zu Gaſt,
Daſelbſt nichts werden als das Heer verderben,
Vom Schwert, vom Hunger, von der Peſt gefaßt,
Und kurze Freude, langen Jammer erben,
Gewinn nicht viel, doch eine ſchwere Laſt
Von Schimpf und Schaden, da in dieſer Erde
Die Lilie nun und nimmer wurzeln werde.

11.

Ihm ſchenkte Pharamond ein ſolch Vertrauen,
Daß er den Süden mied mit ſeinem Heer.
Merlin, der in der Zukunft Nebelgrauen
So deutlich ſah, als ob's Vergangnes wär',
Ließ dieſen König auf ſein Bitten ſchauen
Durch Zauberkunſt in dieſem Saal umher,
Als würd' es längſt in den Annalen ſtehen,
Was künftig mit den Franken wird geſchehen.

12.

Um jedem Erben ſeines Throns zu zeigen,
Wie Gott ihm werde Sieg und Ruhm verleihn,
Wenn er nach Welſchland werde niederſteigen,
Um es von andern Feinden zu befrei'n;

Doch werd' er kommen, um das Land zu beugen
Und heimzuſuchen und ſein Herr zu ſein,
So mög' er hinter jener Berge Schlünden
Verſichert ſein, ein offnes Grab zu finden. —

### 13.

Er ſpricht's, und führt die Frauen zu der Wand,
Um an dem erſten Bild ſich zu ergötzen.
Schau, Siegbert ſchwingt die Fahnen muthentbrannt:
Mauritius, der Kaiſer, lockt mit Schätzen.
Vom Jovisberge ſteigt er in das Land
Hinab, das Lambro und Ticino netzen.
Sieh den Eutar, der ihn nicht bloß verdrängt,
Nein, in die Flucht ſchlägt und ſein Heer zerſprengt.

### 14.

Seht, Chlodwig wirft ſich von den Alpenhöhen
Mit Hunderttauſenden herab in's Thal,
Und ſeht, wie ihm der Herzog wagt zu ſtehen
Von Benevent mit nicht gewachſner Zahl.
Er thut als wollt' er aus dem Lager gehen,
Und liegt im Hinterhalt: ein Todesmal
— Dem Fiſch am Köder gleich bei dieſem Schranke —
Hält ſchmählich im lombard'ſchen Wein der Franke.

### 15.

Sieh Childebert, wie furchtbar ausgerüſtet
Mit Volk und Führern er herniederzieht,
Der doch nicht ſtolzer ſich als Chlodwig brüſtet,
Daß zahm vor ihm die Lombardei gekniet.
Das Schwert des Himmels hat ſein Heer verwüſtet,
Daß man die Straßen voll von Leichen ſieht.
Die Ruhr und Hitze trafen ſich zum Schmauſe,
Und heil von zehn kehrt Einer nicht nach Hauſe.

16.

Pipin und Karl ſind ferner zu erblicken,
Die nach einander ziehn gen Süden fort;
Und beiden muß die Unternehmung glücken,
Denn nicht als Herrn und Feinde ſind ſie dort:
Der, um den Hirten Stephan zu erquicken,
Der kommt als Hadrian's, als Leo's Hort.
Der beugt Aiſtulph, der deſſen Erben nieder
Und gibt dem Pabſte ſeine Ehre wieder.

17.

Dort iſt der jüngere Pipin* zu ſchauen,
Der mit den Völkern deckt Venedig's Feld,
Die Inſeln rings und viele Nachbarauen,
Und dann mit langer Müh' und vielem Geld
Die Brücke läßt bei Malamocco bauen
Und ein Gefecht auf dem Rialto hält.
Er flieht und läßt die Seinen in den Wellen,
Weil ihm die Brücke Wind und Meer zerſchellen.

18.

Sieh, Ludwig von Burgund! Er ſteigt hernieder
Und iſt gefangen in des Gegners** Reihn,
Der ihn zum Schwure nöthigt, niemals wieder
Ihm mit den Waffen in der Hand zu dräu'n.
Und ſieh, meineidig regt er ſein Gefieder,
Und fällt von Neuem in das Netz hinein;
Er läßt die Augen dort***, und wird, mit Klagen,
Gleich einem Maulwurf wieder heimgetragen.

19.

Hugo von Arles hält ſich zu den Geiern
Und wirft die Berengare von dem Thron;
Die Hunnen helfen ihnen und die Baiern,
Doch zwei- und dreimal jagt er ſie davon.

---

* Karl's des Großen Sohn. ** Berengar I. *** Von Berengar II. geblendet.

Gezwungen, von der ſtärkern Macht zu feiern,
Verträgt er ſich und ſtirbt, und auch ſein Sohn
Kann nicht mehr lang das Reich nach ihm bewahren,
Das ganz zurückefällt an Berengaren.

20.

Seht hier, ein andrer Karl, der Feuer zündet
In Welſchland, auf des guten Hirten Rath,
Zwei Fürſten in zwei Schlachten überwindet,
Manfred und Konradin, die Heldenſaat;
Und kaum hat er ſein neues Reich gegründet,
So wird, nach tauſendfacher Frevelthat,
Zerſtreut durch alle Straßen und erſchrocken,
Sein Volk erwürgt beim Schall der Veſperglocken.

21.

Ein Frankenfeldherr! Dieſer, heißt es, werde
— Nachdem verfloſſen eine lange Zeit —
Herniederſteigen auf die welſche Erde,
Um die Visconti zu bedrohn mit Streit.
Von Frankenvölkern ſeht zu Fuß und Pferde
Die Mauern Aleſſandria's bedräut;
Der Herzog ſtellt im Innern ſeine Mannen,
Und einen Hinterhalt nicht weit von dannen.

22.

Da iſt das arme Frankenvolk zu ſchauen
In's Garn gelockt, das man mit Liſt gemacht,
Und mit dem Grafen Armagnac zerhauen,
Der ſie ſo ſchlecht geführt in dieſe Schlacht.
Theils ſeht ihr ſie erſchlagen auf den Auen,
Und theils gefangen in die Stadt gebracht.
Von Blut geſchwollner als von Waſſerwogen
Kommt der Lanaro zu dem Po gezogen.

23.

Dann einen de la Marche zeigt er ihnen,
Drei Anjou's nach einander auch, und ſagt:
Ihr ſeht die Dauier, Marſen, Salentinen
Und Bruetier von dieſen viel geplagt;
Doch werden, die ſo ſiegesſtolz erſchienen,
So Franken als Lateiner leicht verjagt:
So oft ſie kommen, müſſen ſie den Streichen
Aſtolfens erſt, dann Ferdinandens weichen.

24.

Der achte Karl! Der von der Alpen Kranze,
Mit ihm die Blüthe Frankreichs, niederſteigt,
Der ohne Schwertſchlag, ohne Schwung der Lanze
Das Reich, den Liris überſchreitend, beugt,
Nur nicht den Felſen, unter deſſen Schanze
Vom Zorngericht der Götter Typhens zeugt:
Dort ſteht Avalo's Heldenblut, der Degen
Des Inico del Vaſto ihm entgegen. —

25.

Der Burgherr, wie er dieſes Bild im Reihn
An Bradamanten ließ vorübergleiten,
Sprach, da er Iſchia gezeigt: Allein,
Eh' ich kann weiter im Berichte ſchreiten,
Hört an, was ich erfuhr, noch jung und klein,
Vom Urgroßvater, in den frühſten Zeiten,
Und was, wie ich zugleich von ihm vernahm,
Auch er von ſeinem Vater überkam;

26.

Der's ebenfalls von einem Ahn vernommen,
Und einer ſo vom andern bis auf den,
Dem's aus des Mannes eignem Mund gekommen,
Der ohne Pinſel alles ließ entſtehn,

Was ihr hier ſeht in bunter Pracht entglommen.
Als er, die Burg auf dieſen Felſenhöhn,
Die ich euch weiſe, wies dem Königshelden,
Da ſagt' er ihm, was ich auch euch will melden:

27.

Daß dieſer Burg, der ächten Heldenamme,
Von oben jenem guten Rittersmann,
Der ſie ſo kühn beſchützt, daß er die Flamme
Nicht achtet, die zum Pharus leckt hinan,
Zur ſelben Zeit ein großer Held entſtamme,
— Auch gab er treulich Jahr und Tag ihm an —
Ein Ritter, welchem alle weichen werden,
Die bis dahin ruhmvoll geglänzt auf Erden.

28.

So ſchön war Nirnus nicht, ſo ſtark und wilde
War nicht Achill, Ulyſſes nicht ſo kühn,
Und der zu eines weiſen Alters Bilde
Geworden iſt, reicht, Neſtor, nicht an ihn;
So große Güte hat, ſo große Milde
Selbſt Cäſarn nicht der alte Ruf geliehn,
Daß vor dem Mann, den Iſchia ſoll gebären,
Nicht ihre Namen leicht gewogen wären.

29.

Durft' einſt das alte Kreta ſich erheben,
Weil es den Sprößling des Saturn gebar,
Sind Bacchus, Herkules der Stolz von Theben,
Iſt Delos fröhlich mit dem Zwillingspaar,
So braucht dieß Eiland auch nicht nachzugeben,
Darf ſich erheben bis zum Himmel gar,
Wenn ihm der große Markgraf wird entſpringen,
Mit dem der Himmel iſt in allen Dingen.

30.
So ſprach Merlin, und oft hört' man's ihn ſagen,
Er bewahrt auf eine Zeit voll Graus,
Wo Rom erleiden werde ſchwere Plagen,
Daß er der Retter ſei dem heil'gen Haus.
Doch hab' ich mehr von ihm noch vorzutragen
In dieſen Reihn; drum ſag' ich nichts voraus. —
Er ſpricht's, um wieder an das Bild zu gehen,
Wo Karl's erhabne Thaten ſind zu ſehen.

31.
Sieh, ſprach er, Ludwig* ſcheint es zu bereuen,
Daß König Karl auf ſeinen Ruf erſchien:
Dem alten Nebenbuhler nur zu dräuen,
Doch nicht ihn zu verjagen, rief er ihn;
Venedig muß ihm ſeine Hülfe leihen,
Er läßt ihn ruhig nicht zurückeziehn.
Doch ſieh, die Lanze ſenkt der kühne König,
Bricht ſich die Bahn, und fragt nach ihnen wenig.

32.
Allein ganz anders geht es ſeinem Heere,
Das er zum Schutze läßt dem neuen Reich;
Auf dieß fällt Ferdinand mit ſolcher Schwere,
Durch Mantua's willkommne Hülfe reich;
Daß auch kein Kopf entgeht, zu Land und Meere,
In wenig Monden, ſeinem Todesſtreich.
Durch Einen, der durch Hinterliſt geſtorben,
Wird ihm jedoch die Siegesluſt verdorben.

33.
Er ſpricht's, und läßt die Frauen den Marcheſen
Alphons Pescara mit den Worten ſehn:
Nachdem er tauſend Toden nah geweſen,
Leuchtend, wie kein Karfunkelglanz, ſo ſchön,

---

* Sforza.

Muß er zuletzt verblendet in des böſen,
Verhaßten Negers Doppelſchlingen gehn,
Und ſo der beſte Ritter unter allen
Aus jener Zeit, vom Pfeil getroffen fallen.

34.

Der zwölfte Ludwig iſt hierauf zu ſchauen;
Er kommt herab, mit Welſchen im Verein,
Den Maulbeerbaum[*] reißt er aus jenen Auen,
Visconti's einſt, und pflanzt die Lilie drein,
Läßt Brücken übern Garigliano bauen
Und ſchickt in Karl's Fußſtapfen ſeine Reihn;
Doch bald ſieht man ſein ganzes Volk bezwungen,
Zerſtreut, getödtet und vom Fluß verſchlungen.

35.

Nicht minder in Apulien mähn die Klingen
Im Frankenheer, das ſchon zur Flucht gewandt,
Und zweimal ſchon gerieth es in die Schlingen
Des Spaniers Gonſalvo Ferdinand,
Doch will das Glück dem König hier entſpringen,
So lacht's ihm freundlich in dem reichen Land,
Das zwiſchen beider Hochgebirge Bogen
Der Po durchſchneidet bis zu Adria's Wogen. —

36.

Der Burgherr ſchilt ſich, daß er übergangen,
Was erſt zu ſagen war, und zeigt den Mann,
Der ein Kaſtell von ſeinem Herrn empfangen
Und es dem Feind um Gold verkaufen kann;
Den, der den eignen Kriegsherrn nimmt gefangen,
Den falſchen Schweizer zeigt er ihnen dann;
Denn dieſen Freveln hat der Herr der Franken
Den Sieg ohn' einen Schwertſtreich zu verdanken.

---

[*] Sforza.

37.

Er zeigt, von dieſem König auserkoren,
Wie Cäſar Borgia in die Höhe ſtrebt,
Der jedem röm'ſchen Freiherrn Haß geſchworen
Und alles austreibt, alles untergräbt;
Zeigt, wie der König aus Bologna's Thoren
Die Säge[*] jagt und hoch die Eicheln[**] hebt,
Und wie vor ihm die Genueſer weichen,
Die ſich empört, und ihm die Schlüſſel reichen.

38.

Seht, ſpricht er ferner, von erſchlagnen Leuten
Die Ebne Ghiaradadda's überſä't,
Sie Städte, wie ſie ihm Quartier bereiten,
Wie ihm Venedig kaum noch widerſteht.
Seht, wie er kommt, um mit dem Pabſt zu ſtreiten,
Der aus den Grenzen der Romagna geht,
Schon Modena dem Herzog hat genommen
Ferrara's, und den Reſt auch will bekommen.

39.

Er läßt dafür Bologna ihm entringen
Und ſetzt die Bentivoglio's wieder ein.
Seht, wie die Franken hier nach Brescia dringen,
Zum zweitenmal, und es der Plündrung weihn,
Und faſt zugleich Felſina Hülfe bringen,
Der Kirche Heer verwirren und zerſtreu'n,
Und wie die beiden Schaaren auf die naſſe,
Beſpülte Niederung ſich ziehn von Claſſe.

40.

Hier läßt der Franke neue Völker traben,
Der Spanier dort; gewaltig wird der Streit,
Und reichlich deckt das Futter für die Raben
Das Feld von beiden Theilen weit und breit,

---

[*] Das Haus Bentivoglio. [**] Pabſt Julius II.

Und voll von Menſchenblut iſt jeder Graben;
Mars weiß noch nicht, wem er die Palme beut.
Alphonſens Tapferkeit zuletzt entſcheidet
Für Frankreich, daß den Platz der Spanier meidet.

41.

Ravenna muß die Plünderung empfinden,
Daß ſich der Pabſt vor Schmerz die Lippen beißt
Und von den Höh'n, gleich wilden Wirbelwinden,
Die teutſche Wuth in Eile kommen heißt,
Die wie ein Blitz die Franken macht verſchwinden
Und über das Gebirg zurückeweist;
Sie wirft im Beet die goldne Lilie nieder,
Und pflanzt ein Reis vom Maulbeerbaume wieder.

42.

Der Franke kehrt zurück; ſeht ihn geſchlagen
Vom falſchen Schweizer, den zu ſeinem Schutz
Der Jüngling* rief mit allzu kühnem Wagen,
Dem er den Vater fing aus Eigennutz.
Die Schaaren ſeht, die unterm Rade lagen
Fortunens, wie ſie ſich mit neuem Trutz
Für jene Schlappe auf Novara's Flächen,
Geführt vom neuen König, wollen rächen.

43.

Sie kehren wieder, und mit beſſrem Glücke:
Seht, wie ſich König Franz vor allen regt!
Er trifft den Stier der Alpen in's Genicke,
Daß er ihn faſt für immer niederſchlägt.
Den ſtolzen Titel gibt er nun zurücke,
Den ſich der grobe Bauer beigelegt;
Denn Fürſtenbänd'ger und das Ja und Amen
Der heil'gen Kirche, das ſind ſeine Namen.

---

* Maximilian Sforza.

44.

Sieh, wie er, trotz des Bunds und ſeiner Schranken,
Mailand erobert und den Sforza ſchweigt.
Sieh, Bourbon, der dem Könige der Franken
Die Stadt erhält, die Wuth der Teutſchen beugt.
Doch ſieh, indeß der König die Gedanken
Zu andern ritterlichen Dingen neigt
Und nichts vom Stolz der Seinen ſcheint zu wiſſen
Und ihrem Druck, wird ihm die Stadt entriſſen.

45.

Seht einen andern Franz, der ſeinem Ahnen
An Kraft und nicht allein im Namen gleicht.
Für ihn entrollt die Kirche ihre Fahnen,
Bis ihm vom Heimathland der Franke weicht.
Der kehrt zurück und läßt ſich nicht ermahnen,
Doch fliegt er dießmal nicht, wie ſonſt, ſo leicht:
Denn Mantua's guter Fürſt ſperrt ihm die Pfade
Und ſchließt den Paß an des Ticin's Geſtade.

46.

Friedrich *, die Wange mit den erſten Blüthen
Noch nicht beſtreut, iſt ew'gen Ruhmes werth,
Er, der Pavia vor dem fränk'ſchen Wüthen
Mit ſeiner Lanze, ſeinem guten Schwert,
Mehr noch durch Geiſt und Wachſamkeit wird hüten,
Und hindern was der Leu des Meers begehrt.
Seht zwei Markgrafen, für die fränk'ſchen Heere
Schreckbilder beide, beide Welſchlands Ehre;

47.

Aus Einem Blut, in Einem Neſt geboren;
Der erſte iſt Markgraf Pescara's Sohn,
Der, in den Hinterhalt gelockt des Mohren,
Die Steine roth gefärbt der Baſtion.

---

* Gonzaga, Herzog von Mantua.

Seht, wie die Franken oft das Feld verloren,
Durch ſeinen klugen Rath, mit Schmach und Hohn.
Der andre, mit ſo güt'gen heitern Mienen,
Heißt auch Alphons, und ihm muß Vaſto dienen.

48.

Der Held, von dem ihr ſchon berichtet ſeid,
Iſt dieß, den ich euch ließ bei Iſchia ſehen,
Von dem Merlin dem Kön'ge prophezeit,
Was Großes ſoll durch ſeinen Arm geſchehen,
Und daß er kommen ſoll zu einer Zeit,
Wo mehr als jemals wird um Hülfe flehen
Von der Barbaren droh'ndem Feindesſtreich
Italien, die Kirche und das Reich.

49.

Seht, wie er, von dem Vetter angeleitet,
Von Prospero Colonna treu bewacht,
Aus der Bucocca mit dem Schweizer ſtreitet
Und mehr ſie noch dem Franken theuer macht.
Seht, wie von Neuem Frankreich ſich bereitet,
Auf Beſſ'rung ſeines ſchlechten Glücks bedacht.
Der König führt ein Heer zu den Lombarden,
Und ſchickt ein andres in Neapels Garten.

50.

Doch ſie, die mit uns ſpielt, wie Windesweben
Mit dürrem Staub, den es im Kreiſe dreht,
In einem Nu zum Himmel kann erheben,
Und dann zurückwirft, wo's ihn aufgeweht,
Macht, daß von hunderttauſend Mann umgeben
Der Fürſt ſich glaubt, der bei Pavia ſteht,
Nur ſehend, was er zahlt für ſeine Heerden,
Nicht ob ſie größer oder kleiner werden.

51.
So durch die Schuld der geizigen Betrüger,
Und durch des Herrn Vertrau'n und Gütigkeit,
Verſammeln ſich zur Fahne wenig Krieger,
Wie Nachts das Lager zu den Waffen ſchreit,
Und der Hiſpanier ſtürmt, der ſchlaue Sieger,
Schon innerhalb des Walls, der im Geleit
Der beiden von Avalo würde wagen
Zu Höll' und Himmel ſich hindurchzuſchlagen.

52.
Seht, Frankreichs beſter Adel, ſchön geſellt,
Deckt blutig das Gefild und ohne Leben.
Seht, wie der König hoch zu Roſſe hält,
Nach dem ſich tauſend Speer' und Schwerter beben.
Seht an, wie unter ihm ſein Streitroß fällt,
Doch wankt er nicht und will ſich nicht ergeben,
Obgleich auf ihn nur zielt, auf ihn nur dringt
Der Feind, und Niemand ihm zu Hülfe ſpringt.

53.
Der König, ganz beſpritzt mit Feindesblute,
Vertheidigt ſich zu Fuße, ſtolz und kühn.
Zuletzt gebeut die Uebermacht dem Muthe:
Seht ihn gefangen, ſeht in Spanien ihn.
Und ſeht, nun trägt Peſcara, trägt der gute
Del Vaſto, welche ſtets zuſammen glühn,
Die erſten Kränze von dem großen Schlage
Und von des Königs Haft und Niederlage.

54.
Da bei Pavia nun ein Heer erlegen,
So bleibt das andre, das nach Süden fährt,
Um Neapel zu bedrohn mit harten Schlägen,
Dem Lichte gleich, das Oel und Wachs entbehrt.

Seht, wie in Spanien Franz, des Friedens wegen,
Die Söhne läßt, wie er nach Hauſe kehrt,
Seht, wie er nach Italien trägt die Waffen,
Indeß daheim ein Feind[*] ihm macht zu ſchaffen.

55.

Nun ſeht dort Raub und Mord auf jeder Seite!
Seht Rom in ſeiner tauſendfachen Pein![**]
Seht dort mit Brand und Nothzucht im Geleite
So Heiliges wie Irdiſches entweihn!
Das Heer der Liga ſteht, aus kleiner Weite,
Den Gräuel, hört das Klagen und das Schrei'n,
Und läßt, fortziehend, ſtatt ſich hinzuwenden,
Petri Statthalter in des Feindes Händen.

56.

Der König ſchickt Lautrec mit neuen Schaaren,
Doch nicht als Feind zu den Lombarden, nein,
Um aus den Räuberhänden der Barbaren
Der Kirche Haupt und Glieder zu befrei'n.
Der zaudert ſo, daß er von den Gefahren
Schon frei den Hirten findet und der Pein.
Nun weist er jener Stadt, wo die Sirene
Begraben liegt, die grimmen Löwenzähne.

57.

Vom Strande ſtößt die kaiſerliche Flotte,
Um zu erretten die bedrängte Stadt;
Seht, wie der Doria, gleich dem Wellengotte,
Sie hier verſenkt, verbrannt, zerſplittert hat!
Seht, wie Fortuna nun zu ihrem Spotte
Die Franken macht, der Huld und Gnade ſatt:
Sie ſchlägt ſie mit dem Fieber, ſtatt dem Speere,
Und heil kehrt nicht der Tauſendſte vom Heere. —

---

[*] England.

[**] Durch Bourbon.

und er läßt jede Rückſicht ſchwinden. Mit dürren Worten erklärt er, daß die Kaſſen erſchöpft und überhaupt keine disponiblen Mittel mehr vorhanden ſeien.

Noch an demſelben Abende kam Herr Heiſter von ſeiner Reiſe zurück. Frau Julia erzählt ihm den Vorfall mit ungläubigem Lachen und verlangt, er ſolle den inſolenten Kaſſier auf der Stelle entlaſſen. Aber Herr Aloys ſcheint keine Neigung dazu zu haben; ſie wird ernſter und dringender, er bleibt zerſtreut und nachdenklich, endlich giebt er zu, daß momentane Verlegenheiten wohl vorhanden ſein könnten. Frau Julia bietet ihr ganzes Vermögen an, er zuckt die Schultern. Mein Kind, du haſt vergeſſen, daß dies längſt in das Geſchäft geſteckt worden iſt. — Und dein Compagnon? fragt ſie. — O, das iſt ein vorſichtiger Mann, der hat ſich, als ich heirathete, gleich die größere Hälfte des Geſchäfts verſchreiben laſſen, und heute gehört ihm alles, wenn uns dein alter Herr, der General, nicht hilft. Er allein kann uns noch retten!

Noch in der Nacht eilte die junge Frau heraus, um dem Alten ihren Beſuch zu machen, den erſten, ſeit er mit auf dem Hofgute wohnte. Der alte Schnorrigl war nämlich erſt herausgezogen, ſeitdem er penſionirt war, und Juliens Mutter hatte ihm längſt zu ihren Lebzeiten das Hofgut verpfändet. Herr Aloys Heiſter hatte ſich nämlich ſchon früher mehreremale unter der Hand an ſie gewendet, und die leichtgläubige, gutmüthige Frau hatte Hypothek über Hypothek aufgenommen. —

Als ſie ſtarb, beſchwor ſie den General, alle dieſe Papiere an ſich zu bringen, und ſo war der Alte factiſcher Eigenthümer von Juliens Familiengut geworden. Von alledem wußte die junge Frau keine Silbe, als ſie ſich auf den Rath ihres Mannes an den Alten wendete.

Aha, kommſt du endlich? rief der alte General; iſt die Stunde da, wo dir die Augen aufgehen, wie es mit dir beſtellt iſt? — Er ließ ſie gar nicht zu Worte kommen, als wüßte er Alles, was ſie wollte, Alles, wie es ſtand. Du bleibſt jetzt hier, ſagte er noch, ich werde morgen früh meinen Secretär zu dem Menſchen ſchicken, der ſich deinen Mann nennt, um ſeine Bücher zu unterſuchen. Dann wollen wir ein letztes Wort mit einander reden.

Die Nacht war zu weit vorgerückt, als daß Frau Julia zurückkonnte, und ſie mochte ſich durch eine übereilte Entſchiedenheit nicht die letzte Hoffnung rauben, die ſie auf eine Unterſuchung der Bücher ſetzte. Sie hielt Alles nur für eine momentane Calamität, und um den alten General bei guter Laune zu erhalten, blieb ſie die kurzen Stunden.

Am andern Morgen in aller Frühe — es war juſt um dieſelbe Zeit, wie jetzt, wo die Himbeeren reif werden, und ich war gerade hier im Gartenhäuschen auf der nämlichen Stelle — da höre ich plötzlich ein Traben und Raſſeln, und ein bepackter Reiſewagen kommt angefahren und hält dort an der Brücke. Neugierig, was das zu bedeuten hat, trete ich an das Fenſter, da ſehe ich, wie Herr Aloys Heiſter aus dem Wagen ſteigt und auf das Hofgut losgeht; aber ehe er noch an die Thüre kommt, tritt der alte General auf die Treppenrampe vor dem Hauſe und befiehlt ihm, draußen zu bleiben. Ueber den Gartenzaun weg haben ſie die letzte Unterhandlung geführt; ſie war kurz genug, denn auf eine Unterſuchung der Bücher wollte ſich der Herr Heiſter nicht einlaſſen, da es doch zu Nichts helfen würde. —

So, mein Herr, ruft der Alte, aber von mir erwarten Sie Hülfe — es thut mir leid, Ihnen zu ſagen, daß Sie umſonſt gekommen ſind. Von mir haben Sie nichts zu erwarten, nicht einmal nach meinem Tode!

So verlange ich meine Frau von Ihnen! ruft er. In demſelben Augenblick tritt Julia auf die Gallerie, um zu hören, was es gebe. —

Zu welchem Zwecke verlangen ſie meine Enkelin, die Sie angeblich ſchon Frau nennen? ruft der alte General.

Können Sie es über das Herz bringen, uns in das Elend zu ſtoßen, ſo wird Julia mein Schickſal theilen. Ich bin im Begriff, in das Ausland zu gehen, und rufe meine Frau zu ihrer Pflicht, mir zu folgen!

Ja wohl, um ein Pfand zu haben, um uns auszubeuten, ruft der Alte mit Ingrimm, daraus wird nichts, mein Freund!

So zwingen Sie mich, Gewalt zu brauchen, ſchreit Aloys und ſtürmt auf die Thür los.

In demſelben Moment ruft Julia: Ich komme zu dir! und will ſich von dem niedrigen Altan hinunterſtürzen, um ihrem Gatten zu folgen, ſie that es auch wirklich, brach aber mit einem Schrei zuſammen. Im Nu der alte Schnorrigl zu ihr, um ſie aufzuheben und zurückzuhalten, und im ſelben Augenblick zieht Herr Heiſter ein Terzerol und ſchießt auf den Alten. Der Schuß ging fehl, glücklicherweiſe; aber er brachte die ganze Nachbarſchaft in Aufruhr. Frau Julia hatte den Fuß gebrochen und mußte in das Haus zurückgetragen werden. Von allen Seiten ſtürzten Menſchen herbei, um — wie es hieß — den Mörder zu fangen. Herr Heiſter konnte nur mit genauer Noth den Wagen erreichen, um dann ſofort allein abzufahren. Es war ein Zeter und Mordio auf dem Platz hier, ein Aufruhr und Getümmel, grade wie auf der Bühne, recht dramatiſch, Herr Vetter, recht tragiſch, rein zum Herzzerreißen!

Nun, und weiter?

Was weiter, Herr Vetter! Die Sache iſt zu Ende. Die Behörden erließen einen Haftbefehl gegen den Flüchtling, der aber hatte längſt die Grenze erreicht. Frau Julia lag lange Wochen zwiſchen Leben und Sterben, und als ſie wieder aufſtand, war die ſchöne, junge Frau kaum mehr zu erkennen. Leider fiel die Unterſuchung der Bücher noch ungünſtiger aus, als man gefürchtet hatte. Die Bücher waren überhaupt völlig in Unordnung. Juliens Vermögen war längſt verbraucht, beide Fabriken, ſofern ſie nicht ſchon dem Compagnon gehörten, hoch überſchuldet; auch von dem Verbrauch der Summen, die Juliens Mutter als Hypothek aufgenommen und dadurch ihr eigenes Beſitzthum preisgegeben, waren keinerlei Nachweiſe zu finden. Trotz alledem traf den Herrn Heiſter doch nicht die ganze Schuld des Unglücks. Er verſtand allerdings nicht viel vom Geſchäft, er kaufte die Rohproducte zur Fabrication zur unrechten Zeit ein und bekümmerte ſich wenig um deren Verwendung. Dann kamen bedeutende Diebſtähle vor, die er theils aus falſcher Furcht, ſich lächerlich zu machen, theils aus falſcher Humanität, Anderen nicht ſchaden zu wollen, verſchwieg. Inwiefern der Kaſſier ſelbſt mittelbar oder unmittelbar bei den letzten verzweifelten Finanzoperationen betheiligt war, iſt nie zu Tage gekommen; gleich nach der Abreiſe Heiſter's war auch er unſichtbar geworden, und es läßt ſich vermuthen, daß er ſein Schäfchen längſt vorher ins Trockene gebracht hat. Herr Aloys hatte außerdem oftmals Bürgſchaft geleiſtet für lockere Zechbrüder; ſeine Güte war oft mißbraucht worden von allerlei Abenteurern und leichten Geſellen. Vielleicht hätte ihn die Bürgſchaft des alten Generals und eine neue, überwachte Ordnung noch einmal herausreißen können, aber die moraliſche Bürgſchaft fehlte vollkommen, daß Aloys jemals ein anderer Menſch werden könne. Es war ihm von Jugend auf zu gut gegangen, und das Feuer der Noth und Trübſal hatte ihn noch niemals ſtählen können. Genug, das Factum ſtand feſt: er war ein Bettler geworden, und Frau Julia ward in denſelben Abgrund mit hinuntergeriſſen. Die Gläubiger belegten Alles mit Beſchlag, ſoweit nicht der Compagnon Anſprüche erhob. So ging Alles verloren, und die Philiſter behielten vollſtändig Recht, die von Anfang an Unheil prophezeit hatten. Die arme Julia mußte aber noch froh ſein, daß der alte Schnorrigl ihr ein Aſyl auf dem Hofgut gab und ſie als Waiſe zu ſich nahm, als hilfloſe Waiſe, der man das Gnadenbrod giebt, ja, Vetterchen, das Gnadenbrod, das iſt das Ende der ſogenannten Poeſie und der ſogenannten Ideale!

Eine lange Weile ſaß der Herr Vetter Iſidor wie verſteinert, dann ſagte er mit kleinlautem Ton:

Aber damit kann doch die Geſchichte nicht zu Ende ſein. Was iſt denn aus dem Mann geworden?

Doch, die Geſchichte iſt zu Ende, Vetterchen, auf immer zu Ende. Eine Weile kamen aus dem Auslande noch flehende, bald drohende Briefe aus tiefſter Noth heraus. Es hieß, er ſei Apotheker geworden, nachher Commiſſionär, zuletzt Zettelträger und Colporteur; wer weiß, was Wahres daran iſt. Zuerſt verlangte er wiederholt, daß Julia zu ihm kommen ſolle, und auf jeden ſolcher Briefe fiel das arme Kind wieder in lebensgefährliche Krankheit. Zuletzt hieß es, er ſei geſtorben; ſeitdem iſt ſie ruhiger geworden und ergiebt ſich in ihr trauriges Schickſal. —

Sie iſt Wittwe? rief Vetter Iſidor, mit Begeiſterung aufſpringend und mit langen Schritten das Gartenhäuschen durchmeſſend, warum haben Sie denn das nicht gleich geſagt, Frau Conrectorin, und ſpannen mich auf eine ſo entſetzliche Folter!

Ja wohl, Vetterchen, ſie iſt Wittwe, aber der alte General macht ein Geheimniß daraus, um etwaige neue Annäherungen und Romane unmöglich zu machen. Das arme Kind lebt unter ſtrengſter Aufſicht, darf keinen Brief fortſchicken und keinen empfangen, den der Alte nicht geleſen, ebenſowenig darf ſie Beſuche annehmen oder erwidern, ach, und das thut mir grade am allerwehſten, daß mir der Alte ſo zu ſagen das Haus verboten hat, denn mich hält er für die Anſtifterin des ganzen Unglücks, und er hätte mir wohl ſchon das Haus über dem Kopfe weggekauft, wenn es feil wäre, oder wenn ich Schulden hätte. Nun wiſſen Sie Alles, Vetter Iſidörchen, wie die Sachen ſtehen. Am beſten, Sie laſſen ſich jeden Gedanken an die ſchöne Frau Julia vergehen und machen, daß Sie in das Theater kommen. Die Poeſie, die Traumwelt, das iſt Ihr Reich, Vetterchen, die Wirklichkeit iſt nichts für Sie! —

Vetter Iſidor ſtand noch eine geraume Weile am Fenſter und ſchaute mit gleichſam andächtigen Blicken zu dem Hofgut hinüber. Seine Hände waren auf dem Rücken gekreuzt und ſtützten ſich dort auf den Knopf des Regenſchirmes. Seine waſſerblauen Augen hatten den ſchwärmeriſchſten Ausdruck, deſſen ſie fähig waren, und der flohfarbige Sommerpaletot ſchien ſeine dunkle Farbe noch um einen Grad tiefer nachgedunkelt zu haben, um den Ausdruck der Trauer und Wehmuth dieſer ganzen wunderlichen Geſtalt zu vervollſtändigen.

Plötzlich griff er wieder nach dem Strohhut mit dem himmelblauen Bande, ſtülpte ihn auf die blonden Locken, ſo daß dieſe mit dem Hute jetzt aus demſelben Stoffe zu ſein ſchienen, und reichte der Frau Conrectorin mit tiefſtem, innigſtem Gemüthsausdruck die Hand, ohne weiter ein Wort vorbringen zu können.

Dann ſchritt er träumeriſch davon. Das Billet zu Romeo und Julia, welches er vorher in der Zerſtreuung aus der Taſche gezogen, blieb auf dem Tiſche liegen.

Lange ſah die Frau Conrectorin von dem Fenſter des Gartenhäuschens dem wunderlichen Vetter nach, und ſie bemerkte trotz der Dämmerung recht gut, daß er mehrmal ſtehen blieb und ſich umſah; auf der Brücke verweilte er eine gute Viertelſtunde, zog ſein Opernglas wieder hervor und ſtarrte nach dem Hofgut: ein moderner Toggenburg in den Anblick des Kloſters verloren, der ſein Idol, ſein Theuerſtes umſchloß.

Ein ſpöttiſcher Zug umſpielte die Lippen der Frau Conrectorin, als ſie endlich das Gartenhaus verließ. — Aha, hab' ich dich endlich ſo weit? ſagte ſie vor ſich hin, indem ſie das Strickzeug zuſammenräumte und das Kaffeegeſchirr durch den Garten trug, wo die Sommerlevkoyen dufteten — endlich ſo weit und doch noch lange nicht am Ziele; dieſem blöden Schäfer gilt immer nur das Unerreichbare, das Verbotene, das Tragiſche, Alles ſonſt hat kein Intereſſe für ihn. Natürlich, bei ſeinem

Vermögen hat man ihm die Eroberungen immer ſo nahe gelegt, daß ſie den Reiz verloren, und ſein Mißtrauen verdarb Alles. Na nur zu, Iſidörchen, nur zu, ich wollte mich freuen und ſelbſt gerne vergeſſen, was ich vor Jahren geträumt habe. Das wäre eine Partie für dich, wie keine, aber man darf's um Himmels willen nicht verrathen, daß man die Sache wünſcht und begünſtigt, ſonſt iſt Alles wieder verſchüttet. Nun ich denke, jetzt iſt er auf dem beſten Wege.

Damit trippelte die gutmüthige Frau in das Haus zurück und lächelte ſtillvergnügt in ſich hinein, wie Jemand, der ein gutes Werk gethan hat.

Die Nacht ſank herab auf Wald und Strom, auf den Fahrweg und die Brücke, auf das ſchindelgedeckte Landhäuschen und das weitläufige Hofgut, mit ſeinem ſchönen, eiſernen Geländer, mit ſeinen hohen Mauern und ſeiner palaſtähnlichen Front. Durch die laue Nacht klang von einem nahen Wirthshauſe her Geſang und Citherſpiel — bisweilen ſchlug ein Hund in der Ferne an oder klappte ein Fenſter in den luſtigen Villen und Landhäuſern. Ferner aber brauſ'te wie ein meilenweites Stromesrauſchen das Geräuſch der großen Stadt, mit ihren rollenden Wagen, ihren wimmelnden Menſchenmaſſen, ihren tauſenden von Gasflammen, deren Widerſchein wie ein blaßrothes Nordlicht am dunklen Himmel ſtand. Das Hofgut des Herrn von Schnorrigl und das Landhaus der Frau Conrectorin lagen in einer der weitläufigen Vorſtädte, die, von Gärten und Wald umgeben, zugleich ländlichen Charakter haben und entlang dem Strom eine Menge anmuthiger Einſiedeleien bieten, den Weltmüden ein Aſyl, den Kranken eine Erholung und den Ausgeſtoßenen eine ſichere Zuflucht, dahin die böſen Zungen nicht dringen, noch die Laſter der Großſtadt.

## II.

Und es war wieder an einem Sonntage, und die treffliche Frau Conrectorin ſaß wieder in ihrem Gartenhäuschen am Waſſer, philoſophirte über Menſchen und Dinge und ſchälte Aepfel, welche gewelkt werden ſollten.

Vetter Iſidörchen war einen Sonntag ausgeblieben, und das ſtimmte die gute Frau Conrectorin, die über Alles die regelmäßige Ordnung liebte, ziemlich verdrießlich; ſie hatte ſich an den wunderſamen Pedanten, der von nichts träumte, als von Idealen und Abenteuern, nicht erſt ſeit geſtern gewöhnt.

Sonderbar — zuerſt war ſie gefaßt darauf, den Schwärmer in Folge ihrer Mittheilung ſchon am nächſten Tage wieder erſcheinen zu ſehen, denn er hatte freie Zeit genug, und ſein Intereſſe für die ſchöne Nachbarin war doch ſicher kein Strohfeuer geweſen. Sollte ſie den empfindlichen alten Junggeſellen wirklich beleidigt haben, daß er nun ſchon vierzehn Tagen hingehen ließ, ohne etwas von ſich hören zu laſſen oder ſich ſelbſt zu zeigen — oder war ihm ein Unfall zugeſtoßen, war er krank geworden? Die weichmüthige Frau Conrectorin beſchloß

58.
Dieß und viel Andres noch in großer Zahl,
— Es wär' zu lang, damit ſich zu befaſſen —
In ſchönen, bunten Farben, hält der Saal,
Und iſt geräumig g'nug für ſolche Maſſen.
Sie ſehn's zum zweiten und zum dritten Mal,
Und können die Gemälde kaum verlaſſen;
Und öfters leſen ſie die goldne Schrift,
Die man am Fuß der ſchönen Arbeit trifft.

59.
Die ſchönen Frauen und die andern Gäſte,
Die an dem Schau'n und Sprechen ſich ergötzt,
Führt nun der Herr zum Lager, der aufs Beſte
Sich Gaſtfreundſchaft zu üben vorgeſetzt.
Schon iſt es ſpät, und Alles ſchlummert feſte,
Da legt auch Bradamante ſich zuletzt;
Sie läßt nicht ab mit Drehen und mit Winden,
Und kann nicht links noch rechts die Ruhe finden.

60.
Ein wenig ſenkt ſie erſt die Augenlider
Beim Morgenroth, als Rüd'ger ihr erſcheint;
Der ſagt ihr: Welcher trügeriſchen Hyder
Gibſt du dich hin, du, mir ſo eng vereint?
Eh' kehrt der Fluß zu ſeiner Quelle wieder,
Eh' ich begehe was dein Kummer meint.
Ich würde, hört' ich auf, für dich zu brennen,
Mein Herz, mein Auge nicht mehr lieben können.

61.
Zur Taufe hab' ich hier mich eingefunden
Und halte jetzt mein Wort, fügt' er hinzu:
Und komm' ich ſpät, ſo hielten andre Wunden,
Als die der Liebe, mich in träger Ruh. —

etwas zu thun, nur war ſie noch unentſchieden, ob ſie ſelbſt in die Stadt fahren, oder durch den Milchmann vorerſt Erkundigungen einziehen ſollte.

Das Letztere erſchien als das Empfehlenswerthere, und ſie hatte bereits dem lahmen Joſeph eingehende Aufträge gegeben, wie er ein ſchönes Compliment von der Frau Conrectorin ausrichten ſolle und ſo weiter. Zur Unterſtützung ihrer Einladung hatte ſie einen großen Korb voll friſcher Butter in grünen Weinblättern, nebſt einem gerupften Huhn, zwei Paar junger Tauben und einer Schale friſchgepflückter Himbeeren beigefügt. Der lahme Joſeph wollte ſich ſo eben mit vielen Kratzfüßen entfernen, als plötzlich ſchwere Tritte auf der kleinen Brücke erklangen.

Frau Conrectorin ſah auf und erkannte mit freudiger Ueberraſchung den Vetter, der mit großen Schritten einhergeſtiefelt kam. Er war diesmal in ſchwarzem, altmodiſchem Frack, und ſtatt des Strohhutes mit himmelblauem Bande thronte der unvermeidliche Cylinder auf den gelben Locken, auch die rothe Cravatte war von einer ſchwarzen verdrängt, ſo daß Vetter Iſidor heut halb wie ein Candidat der Theologie, halb wie ein Oberkellner oder Leichenbitter ausſah.

Was hat denn das zu bedeuten? ſagte die Frau Conrectorin faſt erſchrocken und ließ den eben geſchälten Apfel zu Boden gleiten.

Zwei Minuten ſpäter ſtand Vetter Iſidor im Gartenhauſe. Sein ganzes Weſen hatte heute etwas Feierliches, Gehobenes, Verjüngtes. Seine Stirne ſtrahlte wie die eines Predigers, der eben eine weihevolle Predigt gehalten, ſeine Augen ſchimmerten in einem verklärten Glanze, und die weiße Weſte, wie die neuen weißen Handſchuhe vervollſtändigten den Ausdruck des Feſttäglichen.

Nun, wo kommen Sie denn heut her, Vetterchen? ſagte die Frau Conrectorin. Ich dachte ſchon, Sie wären krank, oder hätten etwas übel genommen. — Und wie feierlich Sie kommen, ganz in Gala, als müßten Sie zur Audienz bei Hof! Ja, was hat es denn nur gegeben? Eigentlich ſollte ich Ihnen recht böſe ſein, Vetterchen, nicht einmal eine Entſchuldigung ſeit vierzehn Tagen.

Vetter Iſidor ſtrich in halber Verlegenheit mit der Ellenbogenſeite des Aermels den ſchwarzen Seidenhut glatt, und ſeine waſſerblauen Augen umſchleierten ſich verſchämt mit den großen Augenlidern und ihren dichten, hellblonden, faſt weißen Wimpern.

Es iſt wahr, es mag den Anſchein haben, hochverehrte Frau Conrectorin, ſagte er beklommen wie unter einer unſichtbaren Centnerlaſt — aber ich ſage Ihnen, ich habe Welten erlebt, Welten überwunden, Welten in mich aufgenommen! O meine theure Frau Conrectorin — und dabei haſchte er nach ihrer Hand — wenn ich Ihnen nur eine ſchwache Ahnung geben könnte von der erhabenen Freude, von dem heiligen Entzücken — von den unſagbaren Wonnen — alle Worte unſerer irdiſchen

Sprache würden unvermögend ſein, es auszudrücken — und doch, um wie viel leichter würde es mir ſein, wenn ich den Entſchluß faſſen könnte — o, meine theure Freundin, Sie müſſen meine Vertraute werden, Sie müſſen mir einen Rath geben, Sie müſſen das Steuer meines Lebensſchiffleins in Ihre liebe Hand nehmen —

Die gutmüthige Frau Conrectorin ſtellte raſch die Schüſſel mit den Aepfeln weg und betrachtete den Vetter halb mit freudigem Staunen, halb mit forſchendem Zweifel, ob er etwa von einem luxuriöſen Diner käme und ein Glas zu viel erwiſcht hätte. Seine ſchwächliche Conſtitution konnte niemals viel vertragen.

Sehen Sie, fuhr er mit geſteigertem Pathos fort, ich komme mit einer großen, zwar ſchüchternen, nichtsdeſtoweniger aber dringenden Bitte zu Ihnen — einer Bitte, an welcher Leben und Sterben für mich hängt —

Mein Gott, machen Sie's nur nicht gar ſo grauslich, Vetterchen! Was giebt's denn?

Mit Einem Worte, ich befinde mich in einer hochtragiſchen Situation.

Hochtragiſch, das iſt ja Ihr Lebenselement, Vetterchen. Nur heraus damit! Sie machen ja ein Geſicht, als wäre es eine ernſthafte Angelegenheit? Haben Sie Verluſte gehabt, iſt Ihnen ein Schuldner durchgegangen, oder eine erwartete Einnahme ausgeblieben? Dergleichen kommt ja vor.

O wie proſaiſch! Wie ſchmerzt es mich, Frau Conrectorin, daß Sie eine hochgeſtimmte Seele, ein fühlendes Herz ſo wenig verſtehen wollen, verſtehen können! — Ich ſehe, ich muß ausführlicher ſein, fuhr er nach einer Pauſe fort. Sie waren das Letztemal ſo freundlich, ein erſchütterndes Lebensgemälde zu entwerfen von einer Dulderin, einem Seraph, einem Weſen, welches — —

Nehmen Sie mir's nicht übel, Vetterchen, wenn ich Sie unterbreche, ſagte die Conrectorin etwas verdrießlich. Ich habe es ſchon hundertmal bereut, daß ich fremde Geheimniſſe nicht beſſer zu bewahren verſtand. Es thäte mir ſehr leid, wenn Ihr reines, unerfahrenes Gemüth dadurch alterirt und mit unheiligen Dingen erfüllt würde.

Unheilige Dinge — ich verſtehe Sie heute nicht, Frau Conrectorin, ſagte der Vetter und richtete den matten Blick ſeiner waſſerblauen Augen, ſo feſt er konnte, auf die ſchelmiſche Frau.

Sprechen Sie mir, wovon Sie wollen, fuhr die Frau Conrectorin fort — nur nicht von Der da drüben.

Nur nicht von Der da drüben? — Vetter Iſidor ſaß in der That jetzt mit offenem Munde.

Ja wohl, Vetterchen, fuhr die Frau fort, und diesmal mit eifrigſtem Tone. Gott weiß, was für eine Schilderung ich gemacht habe, und wie ich dazu gekommen bin, Ihnen jene dumme Geſchichte zu erzählen. Es war eben das reine Mitleid, aber man iſt immer noch unbedacht in ſeinen alten Tagen; inzwiſchen ſind mir die Augen aufgegangen, und ich habe Dinge erfahren, Vetterchen, Sachen von haarſträubender Art. Wollen Sie wohl vom Fenſter weg? Was haben Sie denn da zu ſuchen? Das Gucken hilft Ihnen doch nichts, und wenn Sie ein Rieſenteleskop nähmen, ſtatt Ihres Opernglaſes, — wirklich, es thäte mir leid, wenn Sie jene Perſon nicht längſt wieder vergeſſen hätten —

Perſon! rief Iſidor mit zorniger Fiſtelſtimme. Ich muß ſchon bitten, Frau Conrectorin, ſich näher zu erklären: was in aller Welt kann Sie veranlaſſen, ſich eines ſolchen gravirenden Ausdrucks zu bedienen?

Mein Gott, ſagte die Frau Conrectorin verdrießlich, wer lernt ganz aus in der Menſchenkenntniß? Ja, ja, dieſe Perſon habe ich einſt auf meinen Knieen geſchaukelt als Kind und habe ſie beten gelehrt und in die Kirche geführt. Nachher iſt Glück und Unglück über ſie gekommen, und ſie lebte wie eine Heilige, wie eine Büßerin, ehrbar und ſtreng und ein wahres Muſter von Tugend, und nun macht ſie mir auf einmal ſolche Streiche!

Streiche! und Iſidor ſchnellte abermals empor, wie ein Hahn, der mitten im Krähen von einem Stein getroffen wird.

Ich will nichts davon ſagen, daß ſie ſeit einiger Zeit in die Stadt läuft, fuhr die Conrectorin fort, obſchon es ſich nicht ſchickt; aber was ſagen Sie dazu, Vetterchen: ich bin dahinter gekommen, daß ſie heimliche Zuſammenkünfte hat, ganz offen im Stadtpark, die unvorſichtige Perſon, die alle Welt für blind anſieht. O, ich laſſe mir kein X für ein U vormachen, ich habe ihr den lahmen Joſeph nachgeſchickt, und der hat Alles geſehen, Alles, Vetterchen. Nein, daß ich das an ihr erleben muß! Und was ſagen Sie denn dazu, Vetter? Sie ſind ja auf einmal ganz ſtill geworden?

Auf Vetter Iſidor's Antlitz hatte während deſſen ein merkwürdiger Mienenwechſel ſtattgefunden. Der Ausdruck der Entrüſtung war erſt in den des Staunens und Verblüfftſeins, dann des Spottes, endlich der völligen Ruhe übergegangen.

In den Stadtpark geht ſie? ſagte er phlegmatiſch langſam; nun, wenn es weiter nichts iſt —!

Wenn es weiter nichts iſt, Vetterchen? Ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen!

Man kann ja nicht wiſſen, wen ſie dort ſpricht, ſagte er mit unverwüſtlicher Ruhe; es kann ja ein ordentlicher Menſch ſein.

Ja wohl, „ordentlicher Menſch“! rief die Conrectorin in voller Empörung. Ich habe mich auch darnach erkundigt. Ein Wüſtling ſoll es ſein, ein frecher Mädchenjäger, ein Menſch voll Schulden und vom allerſchlechteſten Ruf — aber ſo ſind die Weiber — ja leider muß ich's ſelbſt ſagen — ſtatt ſich einen ehrbaren, discreten, ſoliden Anbeter zu wählen, werfen ſie ſich dem erſten, beſten Abenteurer an den Hals, und ein Patron, der mit allen ſieben Todſünden gezeichnet iſt, der iſt ihnen dann der intereſſanteſte — das nennen ſie dann romantiſch und dämoniſch, und Zucht und Ehre und Tugend zerſtieben wie Spreu im Winde. — Ja wohl, das iſt dann das hohe Lied von der Leidenſchaft — na, ihr Großvater ſollte nur eine Ahnung davon haben, und er jagte ſie aus dem Hauſe, dazu kenne ich den Alten!

Damit dieſes eben nicht geſchieht, Frau Conrectorin, deßhalb bin ich hier, ſagte der Vetter mit räthſelhaft lakoniſcher Kürze und Beſtimmtheit.

Sie, Vetterchen? rief die Conrectorin erſtaunt. Ja, wiſſen Sie denn ſchon darum und laſſen mich reden und reden? So kennen Sie wohl auch dieſen verruchten Wicht ohne Ehre und Gewiſſen, — o ich könnte ihn vergiften, wenn ich ihn hier hätte — noch ein Täßchen Kaffee gefällig, Herr Vetter? warf ſie mit geſchwätziger Zunge ein, fuhr aber doch gleich wieder fort in ihrem Zorne: aber ich weiß ſchon, was ich thue; was meinen Sie, Vetterchen? die Polizei muß uns helfen, dies berüchtigte Subject unſchädlich zu machen.

Nein, nein, Frau Conrectorin, laſſen wir die Polizei lieber aus dem Spiel, ſagte Vetter Iſidor mit ſelbſtgefälligem und verſchmitztem Lächeln. Ich glaube, wir ſind immer noch beſſer, als unſer Ruf.

Vetterchen, wie meinen Sie das? fragte die Conrectorin faſt erſchrocken.

Nun, flüſterte der verſchämte Idealiſt, indem er die Hand an ſeinen Munde führte, als handelte es ſich um ein wichtiges Staatsgeheimniß: was ſagten Sie dazu, Frau Conrectorin, wenn jenes berüchtigte Subject kein Anderer wäre — als ich ſelbſt?

Frau Conrectorin betrachtete den Verwegenen einen Augenblick, dann brach ſie in ein lautes, unaufhaltſames Lachen aus.

Sie, Vetterchen? Nein, das machen Sie mir nicht weiß — mir nicht, um die Welt nicht!

Vetter Iſidor ſtand beleidigt auf.

Wenn Sie ausgelacht haben werden, Frau Conrectorin, bitte ich, es mir mitzutheilen. Ich werde dann in Erwägung ziehen, ob ich Ihnen noch mehr ſagen darf, einſtweilen Gott befohlen, ich werde im Garten promeniren — und damit wollte er zur Thüre hinaus.

Aber eilfertig folgte ihm die Conrectorin und hielt ihn am Zipfel ſeines Frackes feſt.

Nein, nein, mein Schatz, hier geblieben, hier geblieben und gebeichtet! Wenn es ſich wirklich ſo verhält, wie Sie ſagen, ſo könnte ja Alles gut werden; denn Sie, Vetterchen, ſind doch höchſt ungefährlich!

Meinen Sie, Frau Conrectorin? ſagte der Vetter mit entſchieden verletztem Selbſtbewußtſein. Nun, das käme denn doch immer noch ſehr darauf an, meine hochverehrte Frau.

Frau Conrectorin war nahe daran, wieder in lautes Lachen herauszuplatzen, aber ſie nahm ſich zuſammen.

Ja, ja, ja, ich will ja glauben, daß Sie ein wahrer Don Juan ſein können, wenn Sie wollen, Vetterchen, aber nun erzählen Sie! — Damit ſetzte ſie ſich, ſtrich ihre Schürze glatt und rückte ihre Hornbrille zurecht, als wenn ſie dann deutlicher ſehen könnte, was ſie hörte.

Frau Conrectorin ſind wohl ſehr neugierig, ſagte der Vetter mit neckendem Zögern.

Mein Gott, machen Sie ſich nur nicht ſo koſtbar, rief die Frau zwiſchen Lachen und Unwillen. Wenn Sie nicht beichten wollen, ſo behalten Sie lieber Alles für ſich, ich bin gar nicht begierig darauf. Es wird auch was Rares ſein, was Sie zu erzählen haben.

Seit wann kennen Sie denn die junge Frau? fragte ſie dann mit verändertem Ton.

Seit einigen Wochen bereits, ja ich kann ſagen, ſeit zwei Monaten ſchon genoß ich das unausſprechliche Glück, zuweilen mit dieſem ſeltnen Weſen zu verkehren, ohne jedoch ſie zu kennen, und deßhalb ſahen Sie mich vor vierzehn Tagen ſo erſtaunt, ſie plötzlich hier zu ſehen.

Damals kannten Sie ſie ſchon — und ſpielten alſo den Duckmäuſer? O Sie ſchlaues, heimtückiſches, durchtriebenes Vetterchen!

Die Sache war ſo, fuhr Iſidor fort. — Sie wiſſen, Frau Conrectorin, ich bin gewöhnt, jeden Nachmittag meinen Kaffee in Achatsried zu trinken und dann auch wohl ein Bad zu nehmen. Die Regelmäßigkeit geht mir über Alles, und deshalb bin ich auch Gottlob immer geſund geblieben und habe die Skropheln endlich aus dem Felde geſchlagen — dieſes Erbübel unſrer Familie. Doch wo blieb ich doch ſtehen? Ganz recht, in Achatsried — Sie kennen doch den lieblichen Ort, Frau

Conrectorin? Man geht durch den Stadtpark über die Brücken, man ſieht dort weit in das Thal hinaus, und flußabwärts in die unermeßliche Ebene. Das iſt mein Lieblingsplätzchen, weil es allerlei Gedanken anregt. Man hört die Waſſerfälle rauſchen im Seitenthälchen, man überſieht die menſchlichen Wohnungen und Vorſtädte mit ihren Gärten und Wieſen. Man kommt in einen Zuſtand contemplativer Beſchaulichkeit nach innen und außen, und wie Schiller ſo ſchön ſagt — — —

Nur keine Citate, Vetterchen, und keine Beſchreibungen. Sie wollten ja von Frau Julia erzählen —

Ich nähere mich ſchon dieſem Gegenſtand, Frau Conrectorin. Sie wiſſen alſo, der Weg nach Achatsried geht durch den Stadtpark. Man kommt dabei an einem luſtigen Buchenwäldchen vorüber, dicht neben den alten Ulmen. — Schon einigemal im Frühling ſah ich dort eine Dame auf einer Bank ſitzen, oder vielmehr ich ſah ſie nicht, denn die Bank ſteht ziemlich verſteckt, aber ein ſchöner Schwalbenſchwanz, dem ich ſchon lange nachſtellte, führte mich eigentlich auf die Spur, denn er flatterte vom breiten Wege in das Dickicht, und als ich ihm folgte, fand ich ihn ſitzen auf den Schultern einer ſchönen, jungen Frau, die dort unbeweglich ſaß und in einem Buche las.

Ohne an etwas Arges zu denken, wollte ich meinen ſchönen Schwalbenſchwanz, papilio machaon heißt er, Frau Conrectorin, ergreifen, als mir ein weißes Hündchen entgegenfuhr. Ich entſchuldigte mich und ſetzte meinen

Bei dieſen Worten iſt der Schlaf verſchwunden,
Und mit dem Schlaf entſchwebt der Freund im Nu.
Das arme Herz erneuert ſeine Klagen,
Das zu ſich ſelber ſo beginnt zu ſagen:

62.

Was mich erfreute, war ein falſcher Traum,
Und wahres Wachen, ach, ſind meine Wehen;
Das Glück entfloh gar ſchnell, ein leerer Schaum,
Doch was mich quält und martert, bleibt beſtehen.
Warum entflieht dem wachen Sinn, was kaum
Noch der Gedanke hören durft' und ſehen?
Wie ſeid ihr, Augen, doch! ihr ſeht das Glück
Geſchloſſen, offen nur das Mißgeſchick.

63.

Der ſüße Schlaf beſchwor die wilden Wogen,
Das bittre Wachen kündet Krieg mir an;
Der ſüße Schlaf hat Frieden nur gelogen,
Das bittre Wachen, ach, das iſt kein Wahn,
Iſt mir die Wahrheit feind, der Trug gewogen,
O ſäh' und hört' ich nimmermehr fortan!
Bringt mir der Schlummer Luſt, das Wachen Qualen,
O möchte nimmer mir ein Morgen ſtrahlen!

64.

Beglückte Thiere! feſter Schlaf läßt euch
Sechs Monden lang das Auge nicht erheben:
Daß ſolch' ein Schlaf dem Tod, dem Leben gleich
Ein ſolches Wachen ſei, ſag' ich nicht eben,
Da, durch ein ſeltſam Loos, den Todesſtreich
Mir gibt das Wachen, und der Schlaf das Leben.
Doch gleicht dir ſolcher Schlaf, ſo drücke du,
O Tod, mir gleich die Augenlider zu! —

Weg weiter fort. Einige Tage ſpäter ſah ich abermals die ſchöne, junge Dame, aber auf einer anderen Bank. Ich muß es geſtehen, daß mir dies höchſt gleichgültig war, Sie kennen ja meine Anſichten über die modernen Frauen, aber nicht gleichgültig war mir der kleine, weiße Köter, der mir jedesmal kläffend entgegenfuhr — nun habe ich aber von Natur aus dieſelbe Averſion gegen Hundegebell, wie der große Goethe — Sie wiſſen Frau Conrectorin, der Dichterfürſt konnte drei Dinge nicht leiden — —

Bitte, keine Literaturgeſchichte, Vetterchen, nur bei der Sache geblieben —

Gut alſo, um auf beſagtes Hündchen zurückzukommen, ſo trug ich glücklicherweiſe ein Stückchen Zucker bei mir. Sie wiſſen, Frau Conrectorin, ich nehme niemals den ganzen Zucker, den man ſo verſchwenderiſch in den Kaffeehäuſern vergeudet — denn der allzuſüße Trank verurſacht mir leicht Zahnweh — gut alſo, ich nahm das Stückchen Zucker und warf es dem kleinen, kläffenden Köter hin, der es begierig verſchlang. Den zweiten Tag verſuchte ich denſelben Kunſtgriff mit etwas Semmel, und ich kann ſagen, mit nicht viel weniger Glück, o man muß nur die Eigenthümlichkeiten der Thiere ſtudieren — ein jegliches Thier hat ſeine individuellen, man könnte ſagen, perſönlichen Qualitäten — —

Ich bitte Sie, Vetterchen, um des Himmels willen keine Naturgeſchichte. Wie benahm ſich denn Frau Julia dabei?

Darauf wollte ich eben kommen; ſie rief jedesmal das Hündchen zurück und wollte es nicht leiden, daß es etwas aus fremder Hand annähme. Da mußte ich denn natürlicher Weiſe das Hündchen vertheidigen, und ſo kamen wir allmählich in das Geſpräch — zuerſt einige gleichgültige Worte, das nächſtemal wurden es mehr —

Sie ſind köſtlich, Vetterchen, rief die Conrectorin; was gäbe ich darum, wenn ich Sie hätte ſehen können in dieſer romantiſchen Situation! Wovon haben Sie denn geſprochen? —

O von allerhand, von Hunden und Eichhörnchen, von Shakeſpeare und Linné und ſo weiter. Die Dame war unendlich gütig, aber ſie ſchien auch unendlich traurig zu ſein. Ein ſüßes, dunkles Geheimniß ſchien um ihre Geſtalt zu ſchweben, und jedes Wiederſehen hatte einen unſagbaren magiſchen Reiz für mich. Sie war nicht täglich dort, nur zuweilen, und immer ſchien es ein holder Zufall zu ſchein, der uns wieder zuſammenführte, denn faſt niemals traf ich ſie auf derſelben Bank wieder. — Einmal wagte ich es, neben ihr Platz zu nehmen, da erhob ſie ſich ſofort, ein andermal bat ich ſie um die Gunſt, meine Begleitung anzunehmen — da ſagte ſie mit entſchiedenſter Zurückweiſung: Ich muß bitten, mein Herr, mich zu verlaſſen. O wenn Ihnen dieſe Begegnung unangenehm iſt, mein Fräulein, ſagte ich, ſo koſtet es Ihnen nur ein Wort, mich nie wiederzuſehen. Da ſah ſie mich mit einem Blicke an, Frau Conrectorin, mit einem Blicke, ſo wehmüthig und innig, ſo vertraut, leidvoll und doch ſo zurückhaltend ſchüchtern, daß mein ganzes Herz aufging. Was ich zu ihr geſagt, ich weiß es nicht mehr, aber es mußte wohl eine Frage nach ihrer Familie dabei geweſen ſein, denn ſie ſagte: Wollen Sie mich nicht auf immer von meinem Lieblingsplätzchen verſcheuchen, ſo bitte ich, nie eine ſolche Frage an mich zu richten, ja ſie beſchwor mich ausdrücklich, nie nach ihrem Namen zu fragen, ihr auch niemals zu folgen, und dabei gewann ſie ganz ihre vorige Würde und ihren zurückhaltenden Ernſt wieder — o, Frau Conrectorin, ich kann Ihnen nicht ſagen, welche wonnevollen Stunden, welche erhabenen Momente ich an der Seite dieſes herrlichen Weſens verlebt habe! Die bloße Vorſtellung, ſie wieder zu ſehen, ſetzte mich in einen Zuſtand des Entzückens und der Seligkeit, wofür die Sprache keinen Ausdruck hat. — O glauben Sie mir, Frau Conrectorin, ich bin in dieſen Tagen, in dieſen Wochen ein anderer Menſch geworden! —

Die Frau Conrectorin hatte mehreremal den Kopf geſchüttelt.

Das iſt ja eine höchſt ſonderbare Geſchichte — nein, nein, nein, dieſe unvorſichtige, dieſe argloſe Frau! Wie leicht hätte ein Anderer ſie compromittiren können, nun Gottlob, diesmal war es nur der Herr Vetter —

Was wollen Sie damit ſagen, Frau Conrectorin? rief der gekränkte Idealiſt.

Mein Himmel, liebes Vetterchen, merken Sie denn noch immer Nichts? Sie ſind nur ein harmloſes Spielzeug für ſie geweſen —

Nun, nun, Frau Conrectorin, es wird ſich zeigen, ob man harmlos bleiben wird, es wird ſich zeigen, wie lange man Widerſtand leiſten wird — o, meine verehrte Frau Conrectorin, man weiß immer noch ſeinen Mann bei den Frauen zu ſtellen —

Ja wohl, Sie ſind unwiderſtehlich, Sie ſind höchſt gefährlich, Vetter Iſidörchen, lachte die Frau, ohne ſich mehr Zwang anzuthun. Sagen Sie einmal, wie viel Abenteuer haben Sie wohl ſchon erlebt in Ihren ſchönen Zeiten?

Vetter Iſidor ſchlug die waſſerblauen Augen nieder und erröthete. Ich werde Niemand compromittiren, ſagte er, ſonſt könnte ich wohl erzählen von einer Dame —

Der Sie einmal aus dem Wagen geholfen haben, und da ſie den Tritt verfehlte, ſprang ſie und lag Ihnen plötzlich an der Bruſt; das iſt bekannt, Vetterchen; weiter! —

Von einem Fräulein —

Das Ihnen einmal eine Brieftaſche geſtickt hat, weil Sie die Briefe ihres Verlobten heimlich beſorgten — iſt auch bekannt! —

Von einer Gräfin —

Der Sie ein verlorenes Taſchentuch zurück brachten, und die Ihnen dafür eine Sonate von Beethoven vorſpielte —

Dann von einem Mädchen vom Lande —

Ja wohl, das Sie beinahe geheirathet hätten, wenn ſie nicht ſchon verlobt geweſen wäre, oder vielmehr, mit der Sie ſich verlobt hätten, wenn Sie nicht einen dummen Zank angefangen hätten wegen Romeo und Julia — wiſſen Sie noch, Vetterchen? Sie ſind doch eigentlich ſchon in der Jugend unter die Leute gegangen, die einen Zopf tragen, einen ellenlangen Zopf.

Spotten Sie nur, Frau Conrectorin, ſpotten Sie nur, ſagte Iſidor mit einem Seufzer. Sehen Sie, das war ewig mein Unglück mitten im Glück — mein tragiſcher Punkt. Immer ſtieß ich auf Andere, auf elende Schranken, auf unglückliche Barrieren, die der freien Entwicklung meines Genius entgegentraten! Der alte Neid der Götter gegen die allzu Glücklichen — —

Sie ſind ein komiſcher Philoſoph, Vetterchen, ſagte die Frau Conrectorin, aber wie ſteht es denn diesmal? Ich dächte, Sie wären noch nicht zu Ende mit Ihrer neueſten romantiſchen Geſchichte.

Doch, ich war zu Ende, in dieſem Stadium zu Ende, Frau Conrectorin. Von dem Augenblick an, wo Frau Julia mich hier entdeckte und daraus ſchließen konnte, daß ich ihre Wohnung, ihren Namen, ihre Familie endlich ausfindig gemacht, iſt ſie niemals wieder im Stadtpark erſchienen.

Aha, ſie fürchtet den Verfolger, den Don Juan, ſagte die Conrectorin lachend — nun, gehen Ihnen noch nicht die Augen auf, Vetter?

O, was wollen Sie, Frau Conrectorin, wie häßlich ſind Ihre Deutungen, ich ſage Ihnen, ich durchſchaue dieſes himmliſche Geſchöpf — ſie will eben nicht, daß eine heilige, reine Neigung vor den Augen der Welt entweiht werde, ſie will meine gütige Fee, mein Seraph, meine Iſis ſein im Schleier des Geheimniſſes. Aus dieſem Grunde allein bin ich auch vierzehn Tage ausgeblieben und nicht einmal zu Ihnen gekommen, Frau Conrectorin, um Frau Julien zu beweiſen, daß ich ſie nicht verfolge, daß es reiner Zufall war, der ſie mich hier entdecken ließ.

Das muß man ſagen, Sie ſind ein discreter Mann, Vetterchen.

Auch ein vorſichtiger, Frau Conrectorin. Ich bin auch deßhalb weggeblieben, um mich ſelbſt auf die Probe zu ſtellen, ob ich wirklich ſchon in Feſſeln ſchmachtete — das Reſultat war das günſtigſte: ich habe überwunden, ich bin in keinen Feſſeln!

Und zur Belohnung dafür kommen Sie wieder, Vetterchen? Sie ſind wirklich köſtlich, aber auf dieſe Manier kommen Sie keinen Schritt weiter.

Das wird ſich zeigen, Frau Conrectorin; ich bin nicht ſo prüde, mich ſelbſt zu verleugnen. Alles, was ich Ihnen ſage, habe ich ihr auch geſchrieben —

Sie haben geſchrieben, Unglücksmenſch? — rief die Conrectorin wirklich erſchrocken, — dann iſt Alles aus!

Vetter Iſidor lächelte mit voller Ueberlegenheit des Geiſtes und ſagte:

Sie werden ſchon noch daran glauben lernen, Frau Conrectorin.

Was in aller Welt, Vetterchen?

Daß man nicht ohne Eindruck auf dieſes himmliſche Frauengemüth geblieben iſt — Sie hat mir auch geantwortet.

Geantwortet! Vetter, entweder Sie ſind nicht bei Sinnen, oder Frau Julia hat den Kopf verloren — übrigens, was liegt an einer Antwort? Sie wird Sie ſchon in Ihre Schranken zurückgewieſen haben —

Sie belieben ſich ſeltſam auszudrücken, Frau Conrectorin. Der Brief iſt ſo wie ich vermuthete und erwartete, hier leſen Sie ſelbſt — und er zog ein zerknittertes Blättchen aus ſeinem dicken Notizbuch, das er aus der Bruſttaſche des Frackes nahm. Die Frau Conrectorin mußte wieder lachen, als ſie ſah, daß er dies Heiligthum „auf dem Herzen“ trug und ſie las:

„Verehrter Herr! Wiederholt muß ich Sie bitten, eine Unglückliche nicht zu verfolgen, die ihr letztes Aſyl verlöre, wenn es jemals ihren Verwandten bekannt würde, daß ſie ſo unvorſichtig geweſen, mit einem Fremden zuſammenzutreffen. Sie haben ſich zwar in den Schranken des Anſtandes gehalten, und dieſe Zartheit hatte bereits mein Vertrauen gewonnen. Seit ich jedoch erfahren mußte, daß Sie mich bis in meine Wohnung verfolgen, ſeit ich vermuthen darf, daß Sie nun die traurige Lage, in der ich mich befinde, in ihrem ganzen Umfange kennen, muß ich darauf verzichten, Sie wiederzuſehen. Ich würde damit meinen guten Namen auf das Spiel ſetzen und mir unabſehbare Verlegenheiten bereiten. Ich weiß Niemand auf der Welt, der etwas zu meiner Rettung beitragen könnte, und geſetzt auch, Sie wären vielleicht der Einzige geweſen, der mein Befreier werden konnte, ſo hat Ihre Zudringlichkeit dieſes Vertrauen im Keim zerſtört."

Gottlob! ſagte die Conrectorin, nachdem ſie den wunderlichen Brief geleſen, die arme Julia iſt doch brav geblieben und weiß am Beſten, was ſie ſich ſchuldig iſt. Nun, was wollen Sie noch, Vetterchen? Die Sache iſt aus.

Aus in jener Form, aber ſie muß in einer neuen Form beginnen, und dazu müſſen Sie mir rathen und helfen, Frau Conrectorin.

Ja, wie ſoll ich in aller Welt?

Mit Einem Wort, wertheſte Freundin, Sie müſſen geſtatten, daß wir in dieſem Gartenhauſe Zuſammenkünfte haben dürfen, Sie kennen Frau Julien, und es wird ſich ſicherlich leicht machen laſſen. Leſen Sie dieſen merkwürdigen Brief noch einmal — fällt Ihnen nichts daran auf? — o ich ſage Ihnen, Frau Conrectorin, wir kennen die Sprache der unterdrückten Leidenſchaft, der verſchleierten Glut, der reizendſten Schalkheit und der fieberhaften, ſich vergebens verleugnenden Ungeduld; leſen Sie nur, leſen Sie; im Grunde wünſcht Julia nichts Anderes, als ein baldiges Wiederſehen, eine ſchleunige Erlöſung, o man muß nur die Lettern zu deuten verſtehen! Was Talleyrand von der Sprache ſagt, daß ſie die Gedanken verberge, gilt in noch viel höherem Grade von der Schrift. Nun, was meinen Sie, Frau Conrectorin?

Sie ſind ein Narr, Vetterchen, ein completer Narr! rief die Conrectorin in heller Entrüſtung. In dieſem Gartenhaus ein Rendezvous? Das fehlte noch!

Aber — warf der Idealiſt etwas eingeſchüchtert ein — Sie haben doch damals ihre Liebe protegirt, wenn ich Ihrer Erzählung Glauben ſchenken darf!

Das war ganz etwas Anderes — das war ein ſolides Verhältniß, ein loyaler Brautſtand vor der Hochzeit. Ja, wenn Sie im Stande wären, einen Entſchluß zu faſſen, Vetterchen — einen muthigen Entſchluß — wenn Sie Frau Julien wirklich heirathen wollten, wozu dann die krummen Wege? — Gehen Sie einfach zu ihrem Großvater und halten Sie um ihre Hand an wie ein ehrlicher Mann, nachher können Sie Ihre Braut alle Tage bei mir ſehen, Vetterchen. — Das wäre auch für mich der einzige Weg, beim General wieder in Gnaden zu kommen.

Vetter Iſidor ging mit ſtarken Schritten im Gartenhaus auf und ab; ſeine langen Arme fuhren wiederholt mit kühnem Schwunge empor, um die ausgeſpreizten Finger in den hobelſpanblonden Locken wühlen zu laſſen.

Sie ſind grauſam, Frau Conrectorin, Sie ſind ohne Idealität, ohne Poeſie — Sie haben kein Verſtändniß, kein Herz, kein ſympathiſches Gefühl für die erhabenſten Regungen der Seele. — Sie ſuchen nach Ausflüchten und Vorwänden, um zu verbergen, daß in Ihrem Gemüth alle Altäre umgeſtürzt, jeder letzte Funke des heiligen Feuers längſt erloſchen iſt!

Vetterchen, hören Sie endlich auf mit Ihren bombaſtiſchen Redensarten, oder Sie machen mich ernſtlich böſe, ſagte die Frau, indem ſie ſich dicht vor ihn ſtellte. Ich denke, ich habe mich deutlich genug ausgeſprochen. Wollen Sie Frau Julien heirathen — ja oder nein?

Heirathen — auf keinen Fall!

Die brave Frau Conrectorin ſtand ſtarr. Ja, was wollen Sie denn, Vetterchen? wollte ſie ſagen, aber der Laut erſtarb auf ihren offenen Lippen.

Sie wiſſen, fuhr der Vetter mit geſteigerter Emphaſe fort, wie ich in dieſem Punkte denke — kommen Sie mir nicht mit Ihrer Philiſtermoral, mit dem Kochlöffel der Tugend und Sittlichkeit. Muß es denn gleich geheirathet ſein, wenn die Seelen einig ſind in heiliger Weihe? Würden Sie nicht ſelbſt lachen und ſpotten, wenn Fauſt höflichſt um Jungfer Gretchen angehalten hätte, würden Sie es nicht ſelbſt verächtlich und gemein finden, wenn alle jene hohen, ewigen Geſtalten einer Beatrice, Vittoria, Laura, Magdalena und ſo weiter glücklich unter die Haube gekommen wären, damit ſie vor dem Richterſtuhl der Kaffeeſchweſtern und Stadtfraubaſen beſtänden — damit die Nachwelt den Troſt hätte, daß nunmehr jedes Penſionsfräulein, jeder Backfiſch ihre Ge-

65.

Schon röthet in der Sonne goldnem Prangen
Der Horizont ſich, und die Wolken fliehn,
So daß der Tag, der eben angefangen,
Dem vor'gen Tage nicht zu gleichen ſchien;
Da kommt das Fräulein aus dem Bett gegangen,
Und waffnet ſich, um ihren Weg zu ziehn,
Dem Burgherrn dankend, der ſich freundlich neigte,
Für all' die Ehre, die er ihr erzeigte.

66.

Sie fand auf ihrem Weg die Abgeſandte,
Die früh am Morgen ſchon die Burg verließ
Und ſich mit Frau'n und Knappen dahin wandte,
Wo ſie mit jenen Drei'n zuſammenſtieß,
Die an dem vor'gen Abend Bradamante
Vom Roſſe warf mit ihrem goldnen Spieß,
Und die heut' Nacht mit großem Mißbehagen
Wind, Regen und die froſt'ge Luft ertragen.

67.

Zu alle dem kommt noch die größre Noth:
So Herrn als Roſſe haben nichts zu kauen,
Und zähneklappernd ſtampfen ſie den Koth.
Das Schlimmſte doch iſt noch vorauszuſchauen,
Was ärger iſt, als der leibhaft'ge Tod:
Verſchweigt's wohl die Geſandtin ihrer Frauen,
Daß dieſes Kleeblatt von dem erſten Stoß
Des erſten Frankenſpeers zu Boden ſchoß?

68.

Sie ſind entſchloſſen, auf dem Platz zu ſterben,
Wo nicht zu rächen die erlittne Schmach,
Um es nicht bei Ullanien zu verderben,
— Erſt jetzo hol' ich ihren Namen nach —

ſchichte leſen dürfe, ohne an ihrem ewigen Seelenheil Schaden zu leiden?

Ja, aber um des Himmels willen, was wollen Sie denn ſonſt, Vetter? Die Sache muß doch einen Zweck haben und ein Ziel!

Ziel und Zweck — die Sprache der nüchternen Utilitarier, der Nützlichkeitsmenſchen, die keine blaſſe Ahnung haben, was es heißt, wenn eine heilige Leidenſchaft, eine ſüße Neigung gleichgeſtimmte Seelen beflügelt und in göttlicher Vereinigung verſchmilzt. Nein, Frau Conrectorin, Sie haben mich niemals verſtanden, niemals verſtehen können!

Gehen Sie mit Ihren hohlen Redensarten, Vetter. Sie haben ſich närriſch geleſen und paſſen nur noch zum Don Quixote. Ich aber werde mich hüten, Ihre Dulcinea in die Falle zu locken, auch wenn Ihre Schwärmerei ganz unſchädlich und bloß lächerlich wäre. Schade, daß Frau Julia nicht Ihren Sermon gehört hat, ſie würde doch etwas zu lachen haben in ihrer traurigen Einſamkeit.

Frühes Lachen wird ſpätes Leid haben, ſagte Vetter Iſidor mit ſalomoniſchem Ton, — lachen Sie nur, lachen Sie nach Herzensluſt, ſo viel und ſo lange Sie mögen. Ich aber werde Ihnen beweiſen, daß ich Manns genug bin, dieſes holde Weſen dennoch aus ſeinem Elend zu erlöſen, und die Stunde wird kommen, Frau Conrectorin, wo wir über Sie lachen werden — die Stunde, in welcher ſich unſere Seelen verſchwiſtert und in ewiger Freundſchaft vermählt haben werden!

Höre mir nur einer dieſen alten, verliebten Schäfer. lachte die Frau Conrectorin. Vetter, Sie ſind doch eigentlich ein recht unſittlicher Menſch geworden. Wer hätte das von Ihnen denken ſollen! Wiſſen Sie denn auch — und dies muß ich Ihnen jetzt noch als Warnung mit auf den Weg geben — wiſſen Sie auch, daß, ſelbſt wenn Sie ernſtlich eine Heirath im Sinne hätten, dies ſeine bedeutenden Schwierigkeiten haben würde? Denn es ſtände dann noch eine Scheidung dazwiſchen oder wenigſtens eine Nichtigkeitserklärung ihrer erſten Ehe. Das vorigemal erzählte ich Ihnen, daß Juliens Mann, Herr Aloys Heiſter, geſtorben ſei — inzwiſchen habe ich erfahren, daß er noch am Leben iſt. Nun wiſſen Sie, an welchem Abgrund Sie ſtehen!

Vetter Iſidor ſtand einen Augenblick wie verdutzt, dann rief er: Bah, was liegt an hundert ſolchen Männern? Gar nichts liegt an dieſem Patron, gar nichts an dieſem Caliban! Hat er dieſen Engel in das Elend ſtürzen können, ſo verdient er auch keine Schonung. Ich bin zu jeder Schandthat fähig!

Ja, das glaub' ich, rief die Conrectorin empört. Und nun kein Wort mehr, Sie ruchloſer Menſch. Nein, nein, ich will nichts mehr hören, nichts in der Welt, nichts in der Welt! und indem ſie ſich mit beiden Händen die Ohren zuhielt, lief die ehrliche Frau aus dem Gartenhäuschen in den Garten und von dort in das Wohnhaus.

Noch eine geraume Weile ſtand der „ruchloſe Menſch“ in Gedanken und knüpfte dann vor dem kleinen Spiegel ſeine ſchwarze Cravatte von Neuem, die in der Hitze des Gefechts aufgegangen war. Auch ein kleiner Kamm durchfurchte ſeine blonden Locken, die auf dem Scheitel ſichtlich dünn waren und an einzelnen Stellen in das Graue hinüberſpielten. Dann zog er wieder ſein unvermeidliches Opernglas aus der Taſche und recognoscirte das „feindliche Terrain“, wie er es nannte. Mit der Alten iſt nichts zu machen, ich muß auf eigene Fauſt handeln, ſagte er und verließ voll unbeſtimmter, aber gleichwohl kühner Entwürfe das Gartenhaus.

Bereits war er bis zur Ausgangspforte gekommen, die über eine kleine Brücke auf die Landſtraße führte, als er plötzlich ſeinen Namen hörte.

Er wandte ſich und ſah, wie die Frau Conrectorin ihm winkte, ſie ſtand halb verdeckt von den mannshohen Himbeerſträuchern.

Mühſam ſchlug ſich der Vetter durch die grüne, duftende Pflanzenwildniß, und beide gingen dann den engen Kiesweg, bis ſie zu dem kleinen Platz vor dem Hinterhauſe kamen, wo die Bienenſtöcke ſtanden.

Vetterchen, ſagte die Conrectorin mit weichem, verſöhnlichem Ton, ich will nicht, daß Sie in Unfrieden von mir gehen. Obwohl Sie alt genug ſind, um verantwortlich für Ihre Handlungen zu ſein, liegt mir doch daran, daß Sie unſerem Namen und unſerer Familie keine Unehre machen, und daß Sie — dabei ſtahl ſich ein Seufzer über ihre Lippen — noch glücklich werden. Eigentlich dauern Sie mich, daß Sie in ihrem langen Leben immer ſo um das Glück herumgekommen ſind.

Ich bitte die Einleitung abzukürzen, Frau Conrectorin, ſagte der Vetter mit Ungeduld. Was haben Sie mir noch zu ſagen?

Alſo hören Sie mich ruhig zu Ende. Laſſen Sie vorerſt jeden Gedanken an irgend eine Unbeſonnenheit aus dem Spiel. Sie ſollen Frau Julien ſprechen —

Aha, Sie ſind zur Vernunft gekommen, Frau Conrectorin.

Laſſen Sie mich ruhig ausreden, Vetter. Beſtimmt kann ich Ihnen jenes Verſprechen noch nicht geben, ich muß erſt Mittel und Wege ausfindig machen, und es wird ſeine großen Schwierigkeiten haben. Außerdem aber habe ich meine Bedingungen.

Laſſen Sie hören, ſagte der Vetter, und ſtützte ſich rückwärts auf ſeinen Regenſchirm.

Meine erſte Bedingung iſt, daß Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben, die Sache gleich richtig zu machen. Ein bloßes Abenteuer oder ein unſittliches Verhältniß begünſtige ich unter keiner Bedingung. — Mir liegt ſelbſt daran, daß die arme Frau Julia eine neue Ehe ſchließt und in beſſere Verhältniſſe kommt. Die erſte Civilheirath war ja eigentlich keine echte, und es wird ihr nur ein Segen ſein, wenn ſie ſich auf immer von dem Schwindler und Windbeutel losmachen kann, dem ſie ihre Jugend geopfert hat. Bitte, laſſen Sie mich nur ausreden, Vetterchen, ich will's Ihnen jetzt ſagen, daß es lange ſchon mein Lieblingsgedanke war, Sie könnten vielleicht der Rechte ſein für die arme Frau, aber Ihnen darf man ja keinen Vorſchlag machen, ſonſt denken Sie gleich, man wolle Sie verkuppeln. Nun iſt der Zufall zu Hülfe gekommen, und Sie kannten das liebe Kind ſchon, ehe ich nur ein Wort davon geſprochen. Die erſten Schritte ſind auch nicht unglücklich geweſen, denn als ordentliche Frau konnte die brave Julia nicht anders handeln, und ſie hat ſich ganz taktvoll aus der Affaire gezogen, aber nun heißt's hübſch im Geleis geblieben, ſonſt ziehe ich meine Hand zurück.

Und was belieben Sie das Geleis zu nennen, Frau Conrectorin?

Sie verſtehen mich recht gut, Vetterchen; wenn Sie mir, wie geſagt, verſprechen wollen, der jungen Frau einen beſtimmten Antrag zu machen, ſo will ich Alles veranſtalten, daß Sie ſie hier ſprechen können.

Vetter Iſidor ſtand eine Weile in nachdenklicher Erwägung und bohrte mit ſeinem Regenſchirm in einen Maulwurfshügel, als könne er ſeinen Entſchluß da herausgraben. Es iſt alſo doch richtig — dachte er — wie ich immer fürchtete, die Alte will mich verkuppeln. — Sie iſt eben ſo, wie alle anderen. — Himmel und Hölle, aber wiederſehen muß ich den Engel, ſo oder ſo — ein bloßes Wort verbindet ja zu Nichts — warum ſoll ich der guten Frau nicht den Gefallen thun?

Wenn Sie es denn ſo wünſchen, Frau Conrectorin, ſagte er nach einer langen Pauſe, gut, ſo ſeien Sie unſer Pater Lorenzo — dabei lächelte der blaſſe Idealiſt ſchalkhaft und ſchlug mit dem Regenſchirm nach einer Hummel, die mit drohendem Summen ſeine Naſe umſchwärmte.

Gut, ſo gehen Sie jetzt, ſagte die Frau; ich muß nun erſt verſuchen, mich mit Frau Julien in Verbindung zu ſetzen; wie ich das anſtellen ſoll, weiß ich noch nicht, aber ich werde es Ihnen ſagen laſſen, Vetterchen, ob und wann Hoffnung vorhanden iſt, daß Sie das liebe Kind hier ſprechen können.

Aber kann denn das nicht gleich geſchehen?

Nur nicht ſo ungeduldig, Beſter! Jetzt gehen Sie dort hinaus zur Hinterthür, damit Sie nicht geſehen werden. Ich will ſehen, was ich thun kann und wie ſich die Sache arrangiren läßt. Morgen vielleicht bekommen Sie Nachricht durch den Milchmann — ſtolpern Sie nur nicht, ſondern ſchauen Sie hübſch auf den Weg.

Vetter Iſidor wandte ſich noch einmal um und ſtreckte ihr mit überſchwänglicher Wärme ſeine Hand entgegen. Sie bleiben doch meine gute, alte Freundin!

Ja wohl, viel zu gut für Sie, Vetterchen, viel zu gut — aber was will man machen, wenn altes Holz einmal Feuer fängt, wie bei Ihnen, ſo ſchlägt die Flamme gleich zum Dach hinaus. — Gute Nacht, Vetterchen, gute Nacht; vor allen Dingen Geduld, Beſonnenheit und — ehrliches Spiel, hören Sie, ehrliches Spiel!

Damit ſchob ſie ihn zur Thür hinaus. Die hohen Himbeerbüſche nickten hinter ihm, und die Bienen ſummten. Die Roſen dufteten, und die Schwalben flogen niedriger in der Abendkühle um das ſchindelgedeckte. Wohnhaus und die grüne, dichte Gartenwildniß am Waſſer

## III.

Die gute Frau Conrectorin hatte genau genommen mehr verſprochen, als ſie halten konnte, ja ſie hatte im Grunde etwas zugeſagt, was gefährlich für alle Theile war. Frau Julien ſelbſt hatte ſie ſeit Monaten nicht geſprochen, denn der alte Schnorrigl hatte ihr peremptoriſch das Haus verboten, als ſie nach den erwähnten Unglücksfällen einen Beſuch machen wollte. Zwar fehlte es nicht an Gelegenheiten, Frau Julien indirect eine Botſchaft zukommen zu laſſen. Da war zuerſt der lahme Milchmann, dann der rothe Hansjürge, der zuweilen Fiſche brachte, auch die Zeitungsfrau und der Poſtbote ließen ſich gewinnen, aber die brave Frau Conrectorin wollte einmal keine krummen Wege gehen.

Außerdem aber war ſie unzufrieden mit ſich ſelbſt, denn ſie hatte ſich gleichſam überrumpeln laſſen und dem Vetter Dienſte angeboten, die ihr Gewiſſen nicht gutheißen konnte.

Dann war noch ein ſonderbarer Umſtand dazugekommen, der ihre Unruhe nicht wenig vermehrte.

Als ſie nämlich mit hereinſinkender Nacht das Gatterthor des Gartens abſchloß, wie es ihre Gewohnheit war — es fiel dies eine Stunde ſpäter, nachdem Vetter Iſidor Abſchied genommen, — da geſchah es, daß das Gatterthor haſtig aufgeriſſen wurde und ein Mann ihr entgegenſtürmte.

Erſchrocken trat die Frau Conrectorin zurück.

Wer ſind Sie? Wo wollen Sie hin? fragte ſie. Es war ſchon ziemlich dunkel, und da ſie ihre Hornbrille bereits abgelegt hatte, konnte ſie nichts mehr deutlich unterſcheiden.

Erſchrecken Sie nur nicht, kam es mit athemloſer Stimme zurück. Ich bin es ja, Frau Conrectorin.

Staunend erkannte ſie — Vetter Iſidor.

Ja, Vetter, um Alles in der Welt, was fällt Ihnen denn ein, was wollen Sie denn noch? — Die brave Frau hatte ſich auf eine Gartenbank ſetzen müſſen; es zitterten ihr die Kniee, ſo war ihr der Schrecken in die Glieder gefahren.

Das iſt ſehr einfach, liebe Frau Conrectorin, ſagte der Vetter, und ich bin ein Pecus campi, daß es mir nicht gleich eingefallen iſt. Ich will bei Ihnen wohnen, einige Tage, einige Wochen, jenachdem — —

Bei mir wohnen? — Der Conrectorin erſtarb das Wort im Munde.

Und was wäre dabei? Sehen Sie, morgen gehen ohnehin unſere Sommervacanzen an, ich hatte das ganz vergeſſen. Anfangs hatte ich mir einen Ausflug in den

Seewald vorgenommen, daran iſt natürlich nun nicht mehr zu denken. Sie, Frau Conrectorin, haben Feuer in meine Seele geworfen — nun helfen Sie es auch löſchen. Ich werde meine Sommervacanz bei Ihnen zubringen. Es könnte ſich gar nicht günſtiger treffen. Sie haben ein hübſches Fremdenſtübchen, einen großen Garten, alte Bücher und friſche Butter, geſunde Landluft und luhwarme Milch, was will ich mehr? —

Vetter, ich durchſchaue Sie, ſagte die Conrectorin. Sie wollen noch ganz andere Dinge hier. Sie ſtreuen mir keinen Sand in die Augen.

Nun ja, erwiderte der Vetter flüſternd, wozu ein Geheimniß daraus machen? Ich will die Entwickelung der Sache hier abwarten, vor allen Dingen Eine Luft mit ihr athmen, mit der Göttlichen, bis Sie Wort gehalten haben werden, Frau Conrectorin.

Vetterchen, thun Sie mir den einzigen Gefallen und fangen Sie nicht wieder von Neuem an zu ſchwärmen, ich bin wirklich zu müde dazu. Sie ſind doch der curioſeſte Kauz von der Welt — hätten Sie mir heute Nachmittag den Vorſchlag gemacht, ich würde Nein geſagt haben und hundertmal Nein — nun ſind Sie einmal da und thun mir beinah leid, daß Sie den weiten Weg hin und zurück und wieder heraus dreimal gemacht haben.

Sie wollen mich alſo behalten, einzigſte, goldenſte Frau Conrectorin?

Unter einer Bedingung, Vetterchen: wenn Sie mir verſprechen, keinerlei Scenen zu machen, keinerlei Wirrwarr anzurichten, ſich immer ſtill auf dem Fremdenſtübchen zu halten und dort ruhig zu ſtudiren, jetzt aber vor allen Dingen gleich zu Bett zu gehen —

Mit tauſend Freuden — eingeſchlagen, Frau Conrectorin! Und ſofort war er der braven Frau in das kleine Fremdenſtübchen gefolgt, das nach der Kirche zu über dem Kuhſtall an der Weſtſeite des Hauſes lag.

Eine Stunde ſpäter ſchlief Iſidor bereits den Schlaf des Gerechten, nachdem er zuvor noch eine Satte ſaure Milch, einige weiche Eier und ein umfangreiches Butterbrod verzehrt hatte. Vetter Iſidor konnte trotz ſeiner leicht entzündlichen Seele jederzeit ſchlafen, wann er wollte, und er hatte ſicher keine Ahnung davon, daß ſeine unvermuthete Zurückkunft und ſeine kühne Idee der guten Frau Conrectorin allen Schlaf genommen hatten. — Daß ein fremder Mann — wenngleich ein Verwandter — als ungebetener Gaſt im Hauſe ſei, daß es gerade Vetter Iſidor ſein mußte, der dies bisher noch nie gewagt hatte, und endlich, daß ſie bei ſeiner ſteten Gegenwart gleichſam nicht mehr Herrin ihrer Entſchlüſſe war, die jeden Augenblick von dem Phantaſten gekreuzt werden konnten: das Alles ließ die brave Frau nicht zur Ruhe kommen, und ſie trippelte noch in ſpäter Abendſtunde raſtlos durch das Haus und den Garten.

Die Nacht war inzwiſchen völlig hereingeſunken. Schwarz ſtanden die Wipfel der Obſtbäume gegen das

Und eine beſſre Meinung zu erwerben
Bei ihr, die ſah wie ihre Wehr zerbrach;
Drum rufen ſie das Heimonskind zum Streiten,
Wie ſie es von der Brücke ſehen reiten;

69.

Nicht ahndend, eine Jungfrau hier zu ſehen,
Denn Niemand hielte ſie für keinen Mann,
Das Fräulein ſträubt ſich, in den Kampf zu gehen,
Sie habe große Eile, gibt ſie an.
Doch da die Drei hartnäckig drauf beſtehen,
So, daß ſie's ohne Schimpf nicht weigern kann,
Senkt ſie den Speer, die Drei zu Boden ſendend
Mit dreien Stößen, und den Streit beendend.

70.

Denn ohne einen Blick noch zu empfangen,
Sehn ſie ſie ſchon enteilt und weit von dort.
Sie, die, den reichen Goldſchild zu erlangen,
Gekommen waren von ſo fernem Ort,
Nachdem ſie lautlos von dem Boden ſprangen,
— Denn mit dem Muth war auch die Sprache fort —
Erſtarrt vor Staunen ſtehen ſie und wagen
Den Blick nicht vor Ullanien aufzuſchlagen.

71.

Sie hatten ſich vor ihr zu vielen Malen
Gerühmt mit allzugroßem Uebermuth,
Kein Paladin, wie er auch möge ſtrahlen,
Sei vor dem Schwächſten unter ihnen gut.
Das Fräulein, ihren Hochmuth zu bezahlen
Und abzukühlen ihr erhitztes Blut,
Sagt ihnen, keiner von den fränk'ſchen Großen,
Es habe ſie ein Weib vom Pferd geſtoßen.

ſternhelle Firmament. Die Luft war ſo ſtill, daß man deutlich das ferne Brauſen der Hauptſtadt, das leiſe Rauſchen des Hauptſtromes jenſeits des Stadtwaldes hören konnte. Frau Conrectorin wandelte wie die weiße Frau immer noch durch ihr Anweſen, ſie hatte immer noch keinen vernünftigen Gedanken gefunden, der ihr gefiel. Jetzt trippelte ſie wieder hinauf in ihr Schlafzimmer, das im oberen Stock des Vorderhauſes an einer offenen Gallerie lag. Ein Licht hatte ſie nicht angezündet, denn ſie war ſehr ſparſam in dieſem Punkt — wie alle wirthſchaftlichen Frauen.

Jetzt ſtand ſie an dem offenen Fenſter und ſchaute in die duftige Nacht hinaus, hinüber zu dem ſtolzen, reichen Hofgut, wo der alte General Schnorrigl mit ſeiner ſchönen Enkelin wohnte.

Auch hier, an der öſtlichen Front des palaſtähnlichen Schloſſes, ſtand ein Fenſter offen, und durch das hohe Zimmer ſchimmerte ein ungewiſſer Lichtſchein. Die Thüre zum Familienzimmer mußte offen ſtehen, es kam der Frau Conrectorin vor, als ob dort laut geſprochen würde. Lauſchend blieb ſie noch eine Weile am Fenſter ſtehen. Es war ſonſt gar nicht die Art der braven Frau, zu horchen, aber wenn ſich die Leute ſo wenig genirten, daß man ſie ſogar auf der Landſtraße hören konnte, weßhalb ſollte ſie dann Rückſicht nehmen? Stand ſie doch auf ihrem Eigenthum.

Die Stimmen dort wehten bald näher, bald entfernter herüber; man ſchien ſich in verſchiedenen Zimmern zu bewegen; jetzt kamen die Stimmen in das nächſtgelegene. Es war offenbar die Stimme des alten Generals ſelbſt und ſeiner Enkelin Julia. Die Conrectorin war ſchon öfter unfreiwilliger Zeuge ſolcher Auftritte geweſen, aber ſo arg wie diesmal ſchien der Sturm noch niemals geweſen zu ſein.

Sagen Sie, was Sie wollen, Herr General, — es war Juliens Stimme, die dies ſagte — es muß endlich einmal klar zwiſchen uns werden. Sie haben unverantwortlich an mir gehandelt, und jetzt wollen Sie die unerträgliche Tyrannei auf die Spitze treiben.

Das iſt immer die Art der Undankbaren, meine Liebe, kam es mit heiſerem Tone zurück. Wenn man ſich ſchuldig fühlt, ſo kommt man mit Vorwürfen zuvor. Es bleibt dabei, was ich dir geſagt habe, du wirſt dich entſchließen müſſen zu heirathen. Herr von Senkenberg iſt ein braver Mann, ein reicher, ein angeſehener Mann und glücklicher Weiſe längſt über alle Jugendthorheiten hinaus. Er wird ſich morgen die Antwort auf ſeinen Antrag holen.

Der Herr wird ſich dieſe Mühe ſparen können. Sie wiſſen, Herr General, daß mein Mann noch lebt.

Der Menſch iſt todt für uns alle — ich muß bitten, ſeiner nie mehr zu erwähnen, es wird kaum einer regelrechten Scheidung bedürfen, um ſich von ihm loszumachen.

Das dürfte wohl noch auf mich ankommen, Herr General — Sie zwingen mich zu der Forderung, mich zu meinem Manne zu ſchicken!

Bah — was willſt du dort, meine Liebe? Du würdeſt in dein Verderben gehen. Wovon will er dich ernähren? — Eines Packträgers Frau kann meine Enkelin nicht ſein.

Und wenn es meine Pflicht iſt, jedes Leid mit ihm zu tragen —

Pflichten — faule Fiſche, meine Liebe! Die Schande zu theilen iſt Niemand verpflichtet. Ihm könnte es wohl paſſen, dich als Pfand bei ſich zu haben zu neuen Erpreſſungen, das kennt man ſchon, das kennt man, mein Kind.

Bitte ſehr, Herr General. Sie belieben ſeine Lage anders darzuſtellen, als ſie wirklich iſt. Ich wiederhole Ihnen, daß es Ihnen nicht mehr gelingt, mich zu täuſchen. Ich weiß es beſtimmt, daß er ſich wieder aufgeſchwungen hat. Ich will ſeinen Leichtſinn in früheren Jahren nicht entſchuldigen. Ich war vielleicht ſelbſt mit ſchuldig daran, daß ich nicht bei Zeiten ſeinen Verſchwendungen Einhalt that. Sein Elend und mein Unglück — wir haben es Beide verdient, aber jedes Leid muß ſeine Grenzen haben. Mögen Sie es immerhin wiſſen, ich habe allerdings an ſeinem Charakter, an ſeiner Redlichkeit gezweifelt, ſeit jenem ſchrecklichen Morgen, aber er hat ſich alle meine Achtung und Liebe wiedergewonnen, ſeit ich weiß, daß er ein anderer Menſch geworden, daß er ſich wieder emporgerafft hat durch Fleiß und Arbeit und redliche Thätigkeit. — Sie haben kein Recht mehr, mich ihm vorzuenthalten, denn er iſt fähig, eine Frau zu erhalten, und ſeine neue, achtungswerthe Stellung muß jeden Verdacht entkräftigen, als wäre es ihm um etwas Anderes zu thun, als ſeine Schuld wieder gut zu machen.

Phantaſieen, meine Liebe, Phantaſieen! Wenn es ſo wäre, wie du dir einbildeſt, warum hat er nichts mehr von ſich hören laſſen —?

Weil Sie ſeine Briefe zurückbehalten haben! rief die Stimme Juliens mit Heftigkeit. Sie ſehen, ich weiß Alles und kenne Ihre ſogenannten Maßregeln. Oder wollen Sie leugnen angeſichts dieſer Briefe? — Hier ſind ſie!

In dem Geſpräche des Generals und ſeiner Enkelin trat eine minutenlange Pauſe ein. Dann erhob ſich die heiſere Stimme wieder mit drohendem Tone.

Die Frau Conrectorin verſtand nur: Du erlaubſt dir, ungerathenes Ding! — dann ging es in unverſtändliches Grollen und Poltern über.

Wagen Sie es nur, rief Juliens Stimme wieder, mir mit Mißhandlungen zu drohen, es wird wohl noch Geſetze und Behörden geben. Meine Art iſt es nicht, heimlich Schränke zu öffnen. Sie haben heute Ihre Papiere vermuthlich offen liegen laſſen, und der Wind wehte ein Blatt in den Garten, dort hab' ich es gefunden, und aus dieſem einen Briefe ſchließe ich auf die anderen. Können Sie noch leugnen? Leſen Sie, es iſt Aloys' Hand — es ſind die rührendſten Klagen, die bitterſten Vorwürfe, die unbeſtreitbarſten Zeugniſſe — und dies Alles haben Sie mir verheimlicht, — wie können Sie dieſe große Sünde verantworten?

Wieder vernahm die Frau Conrectorin ein dumpfes Poltern und Brummen, dann unterſchied ſie deutlicher die Worte:

Alles Lug und Trug und Schwindel. Ja, es iſt wahr, ich habe jene Briefe zurückbehalten, weil ſie reines Gift für dich waren, weil du die Welt nicht kennſt, und weil ein Menſch niemals ſeinen Charakter ändern kann. Mich täuſchen die ſchönen Worte dieſes Patrons nicht. Er iſt und bleibt, was er war — ein Lump in Folio!

Sie vergeſſen, daß es mein vor Gott angetrauter Mann iſt.

Und du vergiſſeſt, daß wir dieſe Ehe niemals anerkannt haben. Wir waren von Anfang an dagegen, weil ich den Menſchen durchſchaute. Er hat ſich wie ein Dieb in unſere Familie eingeſchlichen, und wie ein Mörder iſt er davongegangen zum großen Glück für uns alle!

Sie wiſſen wohl nicht, was Sie ſagen, Herr General. Sagen Sie lieber, daß Sie ihn gehaßt haben und noch haſſen, daß Sie ihn verfolgt haben vom erſten Tage an und eigentlich ſein Unglück verſchuldet haben, denn Sie konnten ihm helfen, wenn Sie wollten.

Hat auch ſeinen guten Grund gehabt; denn wir können dir leider mit Zahlen beweiſen, wie viel wir ſelbſt mitverloren haben. Du weißt doch, daß deine gute, ſelige Mutter ſich ſelbſt vollſtändig ruinirt hat, und daß du ſelbſt, mein Kind — eben nur ein Aſyl hier haſt.

Meine gute, ſelige Mutter — ach, wenn ſie noch lebte! — und lautes Schluchzen unterbrach die nächtliche Stille.

Aber die heiſere Stimme fuhr fort:

Du weißt ferner, Julia, daß dieſer Patron, der bis auf den letzten Faden fertig war, ſeine gewaffnete Hand gegen mich erhoben hat, und daß ich es nur der Fügung der Vorſehung zu danken habe, daß ich am Leben geblieben bin. Du weißt auch, daß er als Verbrecher hier verhaftet werden würde, wenn er ſich jemals blicken ließe.

Ja wohl, das mag wahr ſein. Ihr habt dieſe unglückliche Sache nicht umſonſt an die große Glocke gehängt, ſonſt würde er mich längſt geholt haben.

Wie es ſcheint, mein Kind, biſt du noch immer ſo verblendet wie am erſten Tage, aber man wird Sorge tragen, meine Liebe, daß du keine neuen Streiche mehr machſt.

Was wollen Sie damit ſagen, Herr General?

Ho, die Spatzen auf den Bäumen zwitſchern ja bereits davon, daß man in gewiſſen Waldpartieen abermals auf zärtliche Abenteuer ausgeht. Dabei finden ſich denn immer hülfreiche Freundinnen, ſchlaue Kupplerinnen, wie die da drüben zum Beiſpiel —

Erſchrocken trat die Frau Conrectorin zurück. Ja, ja, es iſt wahr, der Horcher an der Wand hört ſeine eigene Schand'.

Sie verläſtern eine brave Frau, ebenſo wie mich! rief Julia.

Nimm dich in Acht, meine Liebe. Leider iſt's ebenſo wahr, was das Sprichwort ſagt: es iſt leichter einen Sack voll kleiner brauner Huſaren zu hüten, als ein leichtſinniges Frauenzimmer; aber nimm dich in Acht, diesmal wird man keine Gnade üben!

Wenn es Ihnen ſo ſchwer fällt, mich zu hüten, Herr General, ſo laſſen Sie mich ziehen, ſtoßen Sie mich hinaus. Es wird mir immer noch eine Wohlthat ſein.

Ja wohl, damit du Kapital macheſt aus dem Mitleid der Leute und ſie gegen uns verhetzen kannſt; was wollteſt du ſonſt draußen ohne alle Mittel, ohne alle Kenntniß und Welterfahrung? — etwa dich durchbetteln bis zu jenem Halbgott, der Zettel herumträgt und vielleicht auch Laternen anzündet? Nein, mein Kind, diesmal werden wir anders verfahren. Die wohlthätige Strenge, mit welcher du bis jetzt bewacht wurdeſt, war noch nicht hinreichend. Wir werden ſie verdoppeln und nöthigenfalls an ein Kloſter denken.

Dazu wird doch wohl meine Einwilligung nothwendig ſein.

So wenig, wie für ein Correctionshaus oder eine Irrenanſtalt, meine Gute, wenn der ärztliche Nachweis geführt iſt, daß man es mit einer Verlorenen zu thun hat, der mit einer Detention nur ein Dienſt geſchieht.

Die Frau Conrectorin hörte einen lauten Aufſchrei, dann war Alles ſtill — eine lange, lange Weile. Alsbald aber begann die heiſere Stimme des Alten von Neuem auf die Gebeugte und Zerknickte hineinzureden und ihre Schwäche zu nützen, um ſie nach ſeinem Willen zu beugen. Die Frau drüben konnte jedes einzelne Wort hören.

Nimm du Vernunft an, Frau Julia! Der Name jenes Patrons, der ſich deinen Mann nannte, iſt für immer geſtrichen in unſrer Familie. Machſt du den geringſten Verſuch, dich mit ihm in Verbindung zu ſetzen, ſo weißt du, was deiner harrt. Sei klug. Du kannſt deine Vergangenheit nur durch Ein Mittel vergeſſen machen; ich habe es dir ſchon angedeutet. Baron von Senkenberg fragt nach nichts, er nimmt deine Perſon und deine Vergangenheit in Pauſch und Bogen — an ſeiner Seite kannſt du wieder in die Geſellſchaft treten, und ich werde dich wieder unſere liebe Enkelin nennen.

Die Schluchzende antwortete nichts.

Bis du nicht einen Entſchluß faſſeſt in unſerem Sinne, fuhr die alte Stimme fort, iſt dir jeder Ausgang unterſagt.

Auch in die Kirche? — ſtöhnte die junge Frau.

Von der Kirche will ich dich nicht zurückhalten. Bete du immerhin, bete, damit der Himmel dein Herz erleuchte und deinen Hochmuth und Eigenſinn in den Staub beuge. Ich werde Herrn Baron von Senkenberg bitten, noch einige Tage zu warten, dann entweder Kloſter oder — Correctionshaus!

Haben Sie Gnade, General! — und der Conrectorin ſchien es, als ob die junge Frau ſich zu den Füßen ihres Tyrannen geworfen hätte.

Nichts da, nichts da, nur keine Komödienſcenen, meine Liebe! ſagte der Alte. Du machſt mir ja die ganze Nachbarſchaft rebelliſch. Ein Glück, daß die alte Eule da drüben ſchläft; aber ſie könnte doch etwas hören —

Wieder trat die gute Frau erſchrocken zurück, und im nächſten Momente wurde das offene Fenſter im Hofgut zugeſchlagen, daß die Scheiben klirrten. Sie hatte übrigens genug gehört, und ihr Entſchluß war gefaßt.

Für den Vetter konnten die Ausſichten nicht günſtiger ſtehen, wie nämlich die Frau Conrectorin meinte. — Er war offenbar mit Frau Julien im Stadtpark geſehen worden, man wollte ſie zu einem neuen, verhaßten Bündniß zwingen, um ſie los zu werden — warum nicht? — eine neue und beſſere Heirath konnte ſie allein retten, die Unglückliche — und hatte ſie nicht ſelbſt an den Vetter geſchrieben mit ausdrücklichen Worten: „Sie wären vielleicht der Einzige geweſen, der mein Befreier werden konnte“? — O, der Vetter hatte alle Urſache, zu hoffen, und ſie ſelbſt die ſchönſte Ausſicht, ſich an dem alten Bären zu rächen, der ſie eine Kupplerin — ja noch entſetzlicher — eine Eule genannt hatte.

Und wie es anzuſtellen ſei, um zum gewünſchten Ziele zu kommen, wußte ſie nun auch und begab ſich zufrieden zur Ruhe. Dieſer ereignißvolle Tag hatte ganz nach Wunſch geendet, und die brave Frau entſchlief mit ſo ruhigem Gewiſſen, als habe ſie wunder was für ein treffliches Werk gethan.

## IV.

Die Nacht, eine ſchöne, klare, ſternhelle Sommernacht, war für die Inſaſſen des Hofgutes ziemlich unruhig vergangen, deſto ſanfter ſchliefen die Bewohner des ſchindelgedeckten Landhauſes der Conrectorin — namentlich war es Vetter Iſidor, der einen Rieſenſchlaf that und nicht eher erwachte, als bis die rothe Morgenſonne durch die kleinen, bleigefaßten Fenſter auf ſeinen „Geſichtserker“ ſchien und ihn dadurch heftig zum Nieſen brachte. Jäh erweckt durch dieſe unerwartete Eruption ſah ſich Vetter Iſidor erſchrocken um und entdeckte ſich in einem gänzlich fremden Raume.

Ziemliche Zeit brauchte es, bis er ſeine Gedanken geſammelt und ſich völlig wieder auf alle Vorgänge beſonnen hatte. Dann dachte er über den tiefen Traum nach, aus dem er durch das Nieſen erweckt worden war, und es war ihm höchſt unlieb, daß er mit aller Anſtrengung ſeiner nicht mehr habhaft werden konnte — unlieb aus dem Grunde, weil er ihn benieſ’t hatte und nun ſicher auf Erfüllung desſelben zählen durfte. — Während er noch nachdachte, hörte er ein leiſes Pochen an der Thür.

Mit kräftigem Tone rief er Herein! aber die Frau Conrectorin ſteckte nur den Kopf durch die Thür und ſagte:

72.
Was müßt ihr, — fährt ſie fort, um ſie zu kränken,
Wenn eine Frau den Sieg euch abgewinnt,
Von Reinald, von dem großen Roland denken,
Die ohne Grund nicht ſo gefeiert ſind?
Wird Karl den Goldſchild ihrer einem ſchenken,
Meint ihr, beſiegt von dieſem ſchönen Kind,
Mit größrem Glück vor jenen zu erſcheinen?
Ich mein' es nicht; ihr werdet's auch nicht meinen.

73.
Dieß kann euch g'nügen, und ihr ſeid im Stande,
Euch ſelbſt zu kennen ohne weitern Streit,
Und wer von euch hinfort im Frankenlande
Noch einem neuen Strauß die Stirne beut,
Der ſucht ſich nur den Schaden zu der Schande,
In der ihr ſteckt ſeit geſtern und ſeit heut,
Er müßt' es denn für gut und rühmlich halten,
Durch ſolcher Krieger Hände zu erkalten. —

74.
Wie nun Ullania die beiden rügte,
Daß ſie ein Mädchen ſchlug in dieſer Schlacht,
Und ihren Ruhm, der alles ſonſt beſiegte,
So ſchwarz, wie Pech, auf ew'ge Zeit gemacht,
Und wie noch zehn, wo eine ſchon genügte,
Als wahr bezeugten, was ſie vorgebracht,
Da kehren ſie faſt wider ſich die Klingen,
Weil Wuth und Schmerz unbändig ſie durchdringen.

75.
Und wie an ihnen Grimm und Unmuth nagen,
Ziehn ſie, ſo viel ſie deren angelegt,
Die Waffen ab; die Schwerter, die ſie tragen,
Empfängt der Graben, der die Burg umhegt.

Vetterchen, machen Sie, daß Sie aus den Federn kommen, ich gehe jetzt in die Kirche, bald bin ich wieder da. Laſſen Sie ſich finden unten im Gartenhäuschen, da kann etwas Großes geſchehen; verſtanden?

Mit dieſen Worten war ſie eilig davon.

Hm! — dachte Vetter Iſidor, — dieſe bevorſtehenden großen Ereigniſſe könnten wir alſo benieſ't haben.

Dann erhob er ſich langſam und war mit einem entſchloſſenen Sprunge aus dem Bett. Zunächſt wuſch er ſich und kämmte ſich den Schlaf aus den Haaren, dann revidirte er das wohlaſſortirte Pfeifenſyſtem des ſeligen Herrn Conrectors. Richtig fand er eine ſchöne Meerſchaumpfeife, welche noch geſtopft war. Dieſe ſetzte er in Brand, öffnete das Fenſter und ſah in die klare, ſonnige Morgenlandſchaft hinaus, zunächſt auf den alten Gottesacker hin. Dort ſtanden die eiſernen und hölzernen Kreuze von der ſtillen, goldenen Morgenſonne beſchienen. Die Bienen ſummten um die Blumen, hoch im Aether ſchoſſen die Schwalben vorüber, und über dem Flußarm am Wald tanzen die Mücken im rothen Sonnenduft. — Neben dieſem lautloſen Leben war die ſchöne Landſchaft menſchenöde und friedlich wie an einem Sonntag; ſonntäglich wenigſtens hallte ein leiſer Orgelklang, der durch die geöffnete Thür der Dorfkirche, durch die Blätter und die blumenreiche Stille zitterte.

Vetter Iſidor befand ſich in eigenthümlicher Stimmung. Es war ihm ſo feierlich zu Muth. Der Geruch des Kuhſtalles und der Duft verſchiedener Obſtſorten ſtimmten ihn entſchieden idylliſch, elegiſch — in der Hauptſache „Geßneriſch“ mit einigem „Beigeſchmack von Mathiſſon“, wie ſich Vetter Iſidor ausdrückte. Plötzlich tönte ein Klirren und Klappern wie von Taſſen an ſein Ohr; er beugte ſich aus dem Fenſter und ſah, wie der lahme Milchmann Joſeph den Kaffee in das Gartenhäuschen trug. Dieſer Anblick rief ſeine Gedanken zu den irdiſchen Dingen herab.

Zugleich fielen dem Vetter die letzten Worte der Frau Conrectorin ein. Wie ein ertappter Sünder ſtellte er raſch die Meerſchaumpfeife hin und warf ſich mit höchſter Geſchwindigkeit in ſeine Kleider, um noch zur rechten Zeit am Platze zu ſein. Beſonderen Schmerz machte ihm dabei der ſchwarze Frack, er hatte ſich ſo darauf gefreut, in einem alten Schlafpelz des ſeligen Conrectors es ſich bequem zu machen — nun mußte er ſchon des Morgens in unbequemer Gala erſcheinen.

In der Kirche verhallten jetzt die Orgelklänge.

Seit Beginn der Meſſe kniete in der erſten Reihe eine ſchwarzverſchleierte Dame, auch ihre Wange war mit einem ſchwarzſeidenen Tuch verbunden. Neben ihr beteten einige Dorfkinder und alte Frauen der Nachbarſchaft. Eine Weile nachher war auch die Frau Conrectorin erſchienen und hatte in der letzten Reihe Platz genommen; ſie hatte nur einen grauen Shawl übergeworfen und eine wollene Kapuze aufgeſetzt.

Jetzt, als die Wandlung vorüber und der dicke Meßprieſter mit dem Sacriſtan davongeſchritten war, zerſtreute ſich die kleine Gemeinde, aber die Dame in Schwarz lag noch lange im Gebete; endlich, als ſchon Alle das Kirchlein verlaſſen, erhob ſie ſich und ſchritt zum Ausgang; ſie war ſchon über die Schwelle getreten, als die Frau Conrectorin ſie einholte und neben ihr hinſchritt.

Nun, Frau Julia, kennen wir uns gar nicht mehr? ſagte ſie leiſe.

Bitte, reden Sie mich nicht an, Frau Conrectorin, erwiderte die junge Frau und wagte kaum aufzuſehen. Sie ſtürzen mich in tauſend Verlegenheiten.

Ach was! — hier zwiſchen den Gräbern, wo uns nur der liebe Gott ſieht, hat's nicht Gefahr; haben Sie nur keine Angſt. Sie arme Julia, wie hat es mich gedrängt, Sie einmal zu ſprechen, Sie zu küſſen und Ihnen zu ſagen, wie innig Theil ich an Ihrem Schickſal nehme. Du meine Güte, wer hätte es gedacht, daß es ſo kommen ſollte! Und nun ſeien Sie einmal ohne Sorgen und richten Ihr Köpfchen auf.

Aber Frau Julia ſchien dieſem Zuſpruch wenig Gehör zu ſchenken, noch zu vertraulichem Geplauder aufgelegt zu ſein. Ihre Miene behielt einen ernſten und gedrückten Zug.

Was wünſchen Sie von mir, Frau Conrectorin? Bitte, ſagen Sie es ſchnell. Haben Sie etwa Nachrichten von ihm?

Von ihm, von Herrn Heiſter, meinen Sie? Gott behüte — nein, ich miſche mich auch in keine fremden

Dinge mehr, nein, um keinen Preis, dabei kommt nichts Gutes heraus!

Aber was wollen Sie denn von mir? — und Frau Julia blieb zwiſchen den Gräbern ſtehen, und ihr dunkles, großes Auge richtete ſich forſchend auf die Begleiterin.

Mein Gott, was kann man wollen? — Sich das Herz ausſchütten, von alten Zeiten reden, von Ihrer ſeligen Frau Mutter, meiner geliebten Freundin — ach, daß ſie ſo früh von hinnen mußte! Wäre ſie noch am Leben, vielleicht wäre Alles jetzt anders — und dann Ihre Lage! Man kann dabei vielleicht Rath und That brauchen, meine Theure?

Wieder ſah Julia ſie forſchend an, aber die redſelige Frau ließ ſich nicht ſtören.

Ja, was ich noch ſagen wollte: mögen Sie nicht einmal wieder unſere Himbeeren verſuchen? Früher war das ein Freudenfeſt für Sie — o, ich ſehe Sie noch als Kind, als meine kleine Lulu, wie Sie in weißen Höschen durch die grünen Büſche ſchlüpften und vor Freude ſprangen, wenn Sie wieder eine reife Beere erwiſcht hatten — und jetzt gerade iſt Alles reif.

Ja, die ſchönen Jugendjahre, ſagte Julia, wo ſind ſie hin? Kommen Sie, Frau Conrectorin, Sie haben Recht, wir wollen ein Stündchen verplaudern und verträumen. Zwar — Sie wiſſen, es iſt mir verboten, zu Ihnen zu kommen.

Ach was, der alte Herr ſoll ſich was ſchämen, Sie wie ein kleines Kind zu halten! Er ſoll nur kommen, ich will's ihm ſchon zeigen. Uebrigens gehen wir durch das Hinterthürchen, und wenn der alte Bär aufſteht, ſind Sie längſt wieder zu Hauſe; kommen Sie nur ſchnell, mein Schätzchen.

Noch einmal blieb die junge Frau ſtehen und muſterte die Nachbarin mit mißtrauiſchem Blicke.

Ich weiß nicht, was mich warnt, Frau Conrectorin, aber mir iſt, als ſollte ich nicht gehen.

Mein Gott, ich glaube gar, Sie mißtrauen mir, liebe Frau Julia. Sie wiſſen ja, wie ſehr mir zu aller Zeit Ihr Glück am Herzen gelegen iſt, und wie ich noch jetzt Alles thun könnte, Sie wieder glücklich zu ſehen. Hab' ich Sie doch immer wie mein eigenes Kind geliebt. Du meine Güte, es geht Alles ſo raſch vorüber auf der Welt — Jugend und Liebe, Glück und Leid, Sorgen und Freuden, und eh man ſich umſieht, iſt man eine alte Frau geworden. Man würde es gar nicht merken, wenn nicht Alles um uns heranwüchſe. Geſtern kleine Krabben und heute große Menſchen, da ſchaut man wohl einmal in den Spiegel und merkt allmählich, daß man ins Hintertreffen gekommen.

So und noch weiter plaudernd ſchritt die Conrectorin trippelnd voran, indeß Frau Julia in wunderlich gemiſchter Stimmung von Bangen und Neugier folgte.

Jetzt kamen ſie an die Dorfſtraße. Die Conrectorin ging über den Bach, dann durch die verſteckte Gartenthür und durch die hohen, grünen Himbeerſtauden.

Endlich ſtand ſie am Gartenhäuschen und faßte die Klinke.

Spazieren Sie nur herein, liebe Julia, hier wollen wir es uns bequem machen und werden auch von Niemand geſehen.

Mit dieſen Worten öffnete ſie die Thür.

Ah, da ſind Sie ja, Vetterchen! rief ſie mit geheucheltem Staunen und wandte ſich dann zu Julien; ach, ich hab' ganz vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß mein Vetter, der Archivſecretär Iſidor Schnittlauch, bei mir einen kleinen Landaufenthalt genommen hat. Er iſt eine gute Haut, ſetzte ſie leiſer hinzu; Sie können mit ihm machen, was Sie wollen. Ich bin gleich wieder da.

Damit ſchlüpfte ſie behende fort.

Julia ſtand einen Augenblick überraſcht und auf das Peinlichſte berührt, nun dennoch in eine „Falle" gegangen zu ſein; doch die komiſche Art des Vetters, der aufgeſprungen war und mit Grandezza und Pathos eine Fülle von Complimenten entwickelte, ließ ſie zu keinem ernſthaften Zorn kommen.

Meine hochverehrteſte gnädigſte Frau — wie ſoll ich dem Himmel für die namenloſe Gnade danken, die Sie mir Unwürdigen durch Ihre huldvolle Herablaſſung zu erweiſen nicht verſchmähen! rief er mit Ekſtaſe.

Ihnen, mein Herr? ſagte Frau Julia erſtaunt; ich muß bemerken, daß ich von Ihrer Anweſenheit erſt in dieſem Augenblick erfahren, und hätte ich früher davon gewußt, ſo würde ich Bedenken getragen haben, hier einzutreten.

Mein Himmel, gnädigſte Frau! rief der Vetter beſtürzt. Was können Sie gegen meine unbedeutendſte Wenigkeit haben? Noch immer jenes unglückſeligſte Mißverſtändniß, das mich ſeit vierzehn Tagen Ihres beglückendſten Anblicks beraubt? O, dieſe Mißverſtändniſſe, das Verhängniß unſeres Jahrhunderts, das Geſpenſt zwiſchen Völkern und Königen, — wäre es möglich, daß es auch hier feſten Fuß faſſen ſollte?

Ganz ſcheint es doch nicht beſeitigt zu ſein, Herr Secretär, ſagte Julia, ſich nach dem Ausgang umſehend, ob die Frau Conrectorin nicht bald zurückkehren würde. Sie kennen mich ja gar nicht.

Sagen Sie das nicht! rief der Vetter mit leidenſchaftlicher Emphaſe. Ich kannte Sie nicht, meine Gnädigſte, ſo lange ich nur das unſagbarſte Glück hatte, Sie zuweilen im Walde zu begrüßen. Damals umſchwebte der zarteſte Schleier eines ſüßeſten, unauflöslichſten Geheimniſſes Ihr räthſelhaftes Sein. Sie waren mir, ſo zu ſagen, eine Fee des Waldes, eine Dryade, eine Shakeſpear'ſche Roſalinde; allein ſeit der willenloſeſte Zufall mich Sie hier entdecken ließ, kenne ich auch Ihre Geſchichte, und ich darf wohl ſagen, daß ſie mich auf das Tiefſte erſchüttert hat. Ich weiß um all Ihre Leiden, Ihre Enttäuſchungen, Ihre traurigen Erfahrungen — doch rühren wir nicht an dieſe heiligen Dinge. Laſſen Sie mir die Befriedigung, zu ſagen: ich kenne Sie, ich verſtehe Sie, ich blicke in die Tiefe eines Menſchenſchickſals. Sie ſind eine Unglückliche, eine Dulderin, ein Opfer feindlicher Mächte. O, meine liebe, gnädige Frau — und pathetiſch ſtreckte dieſer Malvolio ſeine dürre Hand aus —, wohin wir auch blicken mögen im Leben, in der Kunſt, in der Geſchichte und Legende, was iſt das Erhebendſte, das unwiderſtehlich Rührendſte, das philoſophiſch, ethiſch und pſychiſch ſtets ungelöſ'te heilige Myſterium? Es iſt das duldende Weib! — das ewig Weibliche in ſeiner Verklärung des Leides! — Gleichviel, ob es uns als mater dolorosa, als Niobe, Antigone oder Sakuntala entgegentritt — gleichviel, ob wir es in Hekuba und Ariadne, in Medea oder Magdalene, Andromache oder Gretchen verkörpert ſehen — überall iſt das leidende Weib heilig geweſen und hat die edelſten Geiſter zu den edelſten Thatenwerken und Offenbarungen inſpirirt!

Julia blickte den Schwärmer einen Augenblick von der Seite an. Sie empfand zugleich Lachluſt über die maßloſen Uebertreibungen des Pedanten und Buchmenſchen und zugleich eine Art Mitleid mit ſich ſelbſt, in eine ſo fatale Situation gebracht zu ſein.

Das möchte doch wohl zu viel geſagt ſein, flüſterte ſie mit halber Stimme — eigentlich nur um etwas zu ſagen.

Zu viel — was denken Sie, meine Gnädige! begann er von Neuem. O, Sie ſcheinen es nicht zu ahnen, mit welch geiſtigem Zauber der Schmerz verſchönt.

Das haben die Bildhauer und Maler aller Zeiten und aller Nationen mehr oder weniger klar gewußt und haben aus dieſem Inſtinct heraus ihre bedeutendſten Ideale geſchaffen. Und wie in der Kunſt ſo im Leben. Sehen Sie, ſelbſt dies reizende Zahntuch, welches Sie um die Wange tragen, offenbar um gegen Rheumatismen geſchützt zu ſein — es giebt Ihrem edelſten Antlitz ein je ne sais quoi, einen nonnenhaft leidenden, einen intereſſant languiſſanten Ausdruck — o ſolches Zahntuch allein wäre hinreichend — —

Nun laſſen wir den Scherz bei Seite! ſagte Julia ernſt.

Ich ſcherze niemals, gnädige Frau, ſagte der Vetter mit feierlicher Erhebung ſeiner dürren Hand, aber laſſen Sie mich nochmals den ergebenſten hochachtungsvollſten Dank ausſprechen für den ſeltenſten Beweis von Vertrauen und Sympathie, daß Sie, himmliſche Dulderin, ſich herabgelaſſen haben, dieſe ſchlechte Zelle zu betreten. Nein, keine Erklärungen weiter, meine Hochverehrteſte; ich bin nur der Vetter der Frau Conrectorin, nichts weiter, und habe deßhalb nur mit tiefſter Betrübniß und Seelentrauer vernehmen müſſen, daß Sie dem Wahngebild huldigten, ich könne Sie verfolgen — entſetzlich! — verfolgen! —

Dies betrifft die Situation, mein Herr, ſagte Julia. Ich ſetze voraus, Sie beziehen ſich auf meinen Brief.

Ja wohl, auf dies unerklärlichſte, reizendſte, geheimnißvollſte aller Documente. O Sie ahnen nicht, hochgeehrteſte Frau, wie unzähligemal ich dieſe theuren

Zeilen ſtudirt, Geiſt und Charakter dieſer zierlichen, feinen Handſchrift zu entziffern geſucht habe. Sie müſſen wiſſen, daß ich mich einigermaßen darauf verſtehe. Dieſe kühnen und doch leichten Züge deuten auf Unternehmungsgeiſt, dieſe zierlichen Anfangsbuchſtaben auf hohe Idealität, dieſe Gleichmäßigkeit des Fluſſes endlich auf vollkommene Harmonie der Seele — und zugleich auf feſten Willen; — mitten im Leid und Zweifel haben Sie durch die Handſchrift allein mich zum Glücklichſten gemacht!

Ich ſehe jetzt, ſagte Julia für ſich, es war eine große Unvorſichtigkeit, ihm zu ſchreiben, — und ſie ſah ſich wiederholt unruhig um, ob noch keine Erlöſung komme.

Da Sie nun übrigens meine Familienverhältniſſe kennen, mein Herr, ſagte ſie jetzt mit Entſchiedenheit, ſo wird es Sie kaum überraſcht haben, daß ich ſo und nicht anders handeln durfte. Ich bin in keiner freien, unabhängigen Lage, und in dieſer Situation hat eine Frau noch ſorgfältiger auf ihren Ruf zu achten. Seien Sie im Uebrigen überzeugt, daß mir nichts ferner lag, als Sie etwa beleidigen zu wollen.

Beleidigen! rief Iſidor, und ſeine Stimme ſchmolz zum ſüßeſten Tone, während er mit unerwarteter Kühnheit Juliens Hand ergriff. O Julia, Sie können mich zwar tödten — foltern — zu Grunde richten, aber beleidigen können Sie mich niemals, Julia, niemals! Dabei neigte er ſich, um ihre kleine Hand zu küſſen.

Julia entzog ihm raſch ihre Hand und ſtand auf.

Sie ſchwören doch, da ſie ein Weib geſchlagen
Und rücklings von dem Roß herabgefegt,
Zur Buße für ſolch' ſchmähliches Verſehen
Ein ganzes Jahr lang waffenlos zu gehen;

76.

Und überdem zu Fuß, im Brand der Sonnen,
Im Regenguß, auf grad' und krummer Bahn;
Und dann auch noch, wenn dieſes Jahr verronnen,
Sich keiner Schiene, keinem Roß zu nahn,
Bis daß ſie andre Roſſe ſich gewonnen
Und andre Wehr, auf blutbethautem Plan.
So zogen ſie, im Haufen ihrer Reiter,
Zur Strafe wehrlos und zu Fuße weiter.

77.

In einem Schloß, das an dem Wege lag,
Bleibt Abends Bradamante, ſich zu pflegen;
Dort ſchallt die Kunde von dem großen Schlag
Durch Karl und ihren Bruder ihr entgegen.
Quartier und Tiſch, ſo gut man's nur vermag,
Gewährt man ihr, doch ohne großen Segen:
Sie ißt nur wenig, findet wenig nur
Zum Schlafen Raum, von Ruhe keine Spur.

78.

Doch will ich nicht ſo ſehr an ſie mich binden,
Daß ich nicht kehrte zu der Ritter Paar,
Die an der Quelle ſich zuſammenfinden
Mit ihren Roſſen, wie's bedungen war.
Die Fehde ſetzt, von der ich will verkünden,
Kein Land und keine Herrſchaft in Gefahr,
Doch darf der Sieger den Bayard beſteigen,
Und Roland's Durindana wird ihm eigen.

Und ſomit denke ich, mein Herr, können wir dieſe Unterredung beendigen; oder was wollen Sie eigentlich von mir?

Was ich will, o Julia, und Sie fragen noch? Glauben Sie denn — geſtatten Sie mir dieſe ergebenſte Aeußerung — glauben Sie, daß jene wonnevollen Augenblicke im Stadtwald, jene unſterblichen Nachmittage, welche in jeder Minute Ewigkeit enthielten, jemals aus meinem Gedächtniß entſchwinden könnten? Zwar die Philoſophen aller Zeiten und Nationen ſind nicht einig, ob eine wahre und innige Freundſchaft zwiſchen Mann und Frau beſtehen könne, ohne je in häßliche Leidenſchaft umzuſchlagen; aber laſſen Sie uns wenigſtens die erhabene Vorſtellung, ſei es auch ein ſelbſtloſer idealer Traum: daß bevorzugte Naturen, daß höhere Weſen, denen ein Abglanz jener urewigen Bilder des Vollkommenen in das Leben hereinleuchtet — daß dieſe vielleicht dennoch berufen ſein dürften, in der That eine ſolche Freundſchaft zu ſchließen. Erlauben Sie mir hochachtungsvollſt hinzuzuſetzen, daß es bei ſolchen Naturen höherer Ordnung wirklich noch eine rein geiſtige Leidenſchaft giebt — eine Leidenſchaft, geläutert von allen Schlacken gemeiner Sinnlichkeit, eine Leidenſchaft, welche froh und glückſelig iſt in ſtillem Verkehr, in unbewußter Verſchmelzung der Seelenatmoſphären, in der heiligen Vermählung der Gedankenſtrahlen. — Erlaſſen Sie mir zu ſchildern, welchen wohlthuenden Einfluß Ihre bloße Nähe, Ihr Bildniß, Ihre Stimme auf mein geiſtiges und leibliches Daſein auszuüben im Stande iſt. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich zu behaupten wage, daß ſeit dieſer Zeit meine ganze Anſchauung von Kunſt und Religion, Geſchichte und Politik, von Literatur und Nationalökonomie einen bedeutendſten Umſchwung erfahren hat, zu ſchweigen von den glücklichſten Umwälzungen, die ſich in der rein ſomatiſchen Sphäre, in den materiellen Gebieten der Blutbildung und Blutbewegung, des Schlafens und Wachens, der Reſpirations- und Tranſpirationsorgane vollzogen haben.

Die ſchöne Julia ſchien endlich zu wiſſen, weß Geiſtes Kind ſie vor ſich hatte.

Momentan blitzte ein Lächeln auf ihren Lippen auf, zugleich aber wurde ihr dieſe Situation doch unerträglich; ſie trat zur Thür, um hinauszugehen; aber im ſelben Moment öffnete ſich dieſelbe, und die Frau Conrectorin erſchien mit Früchten, Kuchen und Wein auf einer ſilbernen Platte, die ſie mit freundlichen Worten auf den Tiſch ſtellte, während ihre forſchenden Augen vom Vetter zu Julien eilten, um das Reſultat dieſes ſeltſamen Rendezvous zu entziffern.

Vetter Iſidor hatte die unwillkürliche Bewegung Juliens, ihm zu entfliehen, ganz anders gedeutet.

Meine Erläuterung der reinen Freundſchaft iſt offenbar unbefriedigend geweſen. Dieſes ſchöne Weib will mehr! — Bah, auch ſie iſt eine Evastochter wie alle! — Während er ſo dachte, ſtieß ihn die Frau Conrectorin an und flüſterte ihm zu:

Vorwärts, Vetterchen, vorwärts! ich habe Ihr Wort; ſchmieden Sie das Eiſen, ſo lange es warm iſt. Courage! Ich will jetzt nur noch Zucker holen, meine Herrſchaften, die Himbeeren brauchen viel — gleich bin ich wieder da. Und abermals entſchlüpfte ſie.

Sie haben wohl ſchon oft ſolche Erklärungen gemacht, Herr Secretär? ſagte Julia, als ſie ſich dem Vetter wieder allein gegenüber ſah. Sie maß ihn dabei mit einem ſchalkhaften Blick ihrer ſchönen Augen.

Wie meinen Sie das, hochgeehrte Frau? antwortete Iſidor Schnittlauch mit gekränkter Würde.

Oh, ich halte das nicht für gefahrlos, fuhr Julia mit munterem Tone fort. Die Unglücklichen zu tröſten, ſich der Verlaſſenen anzunehmen, das iſt ja immer ein Amt jener, wie Sie es nennen, bevorzugten höheren Naturen geweſen. Wie Viele haben Sie wohl ſchon getröſtet, Herr Vetter?

Iſidor Schnittlauch balancirte mit Grazie auf dem Griffe ſeines Parapluies, den er geſtern hier ſtehen gelaſſen hatte, dann fuhr er mit geſpreizten Fingern wieder durch die hobelſpanblonden Locken.

Sie belieben zu fragen, meine Hochverehrte, wie mich geſtern ſchon die treffliche Frau Conrectorin fragte. Ich kann keine andere Antwort geben; ich will mich wirklich nicht rühmen. Die Grenzen der Moral und Kunſt ſind ebenſo verſchieden, wie Natur und Geiſt, — — halt — ich will ſie auf eine Probe ſtellen, dachte er für ſich und ſtürzte raſch ein Glas Wein hinunter, um ſich Muth zu machen; dann mit einem kühnen Anlauf, begann er: Sie belieben da Fragen zu berühren von der weitgehendſten Bedeutung, meine Gnädige, aber das Iſisbildniß Ihres eigentlichen Denkens bleibt mir noch verſchleiert. Was halten Sie zum Beiſpiel von der Ehe?

Frau Julia blickte den Vetter einen Moment prüfend und zweifelnd an wo er mit dieſer Frage hinaus wolle.

Offen geſtanden, Herr Vetter, dieſe Frage überraſcht mich einigermaßen in Ihrem Munde, da Sie jedenfalls nicht beſonders günſtig über jenes Thema denken.

Nicht beſonders günſtig — weßhalb, meine Gnädige?

Sonſt wären Sie doch wohl nicht Garçon geblieben.

Es iſt richtig, dachte Vetter Iſidor, ſie beißt an, ſie ſteuert drauf los. — O, ſagte er dann möglichſt unbefangen, das hat hundert metaphyſiſche, pſychologiſche und ſociale Gründe; aber bitte, beantworten Sie mir doch meine Frage.

Wieder ſah ihn Julia forſchend an und ſagte ſeufzend:

Die Ehe iſt eine Schule der Leiden.

Nicht wahr? rief Iſidor aus, deſſen entzündliches Herz wieder Feuer fing, eine Schule der Enttäuſchungen, Aufopferungen ...

Der Prüfungen, warf Frau Julia ein.

Eine Bahn ſittenloſer Erniedrigungen!

Wenigſtens der Selbſtverläugnung!

O ſagen Sie, der Entwürdigung alles Menſchenwerths, der Entweihung alles Seelenadels! rief Iſidor begeiſtert und wie von einem Alp befreit, daß ſie keine Abſichten auf ihn habe und daß ſomit die Frau Conrectorin angeführt ſei. O wir verſtehen uns, Frau Julia! rief er. Sehen Sie, Sie wären ein Weib, eine Freundin nach meinem Herzen, hoch erhaben über den Dunſt ſpießbürgerlicher Vorurtheile, geheiligt durch die Läuterung der Leiden, ein Ideal, dem man Leben und Lieben, Träumen, Denken und Fühlen hingeben kann, ohne befürchten zu müſſen, in Bande geſchlagen zu werden.

Jetzt machen Sie ja doch eine Erklärung, ſagte Julia lachend.

Ja, Frau Julia, aber eine Erklärung der ſelbſtloſeſten Leidenſchaft, der andächtigſten Verehrung. Der Eindruck Ihres Seins und Weſens wirkt immer unwiderſtehlicher auf mich ein; ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. Ich will Ihr Freund, Ihr Bruder, Ihr Diener und Sklave ſein — o laſſen Sie mir dieſe kleine Hand mit den feinen, durchſichtigen Fingern, mit den ſchmalen, roſigen Nägeln, die jeder Chiromant als Symbol ariſtokratiſchen Hochſinns und erregbarer Phantaſie verehren würde — laſſen Sie mir dies weiche Händchen und ſeien Sie meine Elſa und Iſold, die mir Liebe zugetrunken hat in dieſem magiſchen Becher!

Lieber Freund, erwiderte Julia mit heiterem Tone, ich glaube, Sie wären im vorigen Jahrhundert ein trefflicher und gefährlicher Abbé geweſen, aber in dieſem ſind Sie nur ein — deutſcher Träumer.

In dieſem Augenblick ſchlug die Thurmuhr der Kirche die neunte Stunde — die Zeit, um welche der alte Großpapa Juliens aufzuſtehen pflegte.

Ich muß fort, rief ſie und wandte ſich zur Thür.

Fort, o Julia? und ſollen dieſe göttlichen Minuten ſo ſchnöde enden — o Julia, Sie ſind eine Sirene, eine Meluſine! — Hier iſt Ihr Brief, nehmen Sie ihn wieder hin, ich verſtehe dieſe Phraſen von Rettung nicht. — Nehmen Sie — ich werde Sie niemals retten, ich gebe Sie auf, denn Sie haben nur mit mir geſpielt!

Frau Julia ſtand ſchon auf der Schwelle der Thür; ſie mußte bei den Worten Iſidors laut auflachen. Dann kam ſie noch einmal zurück.

Sind Sie ein Mann, Vetter Iſidor?

Gnädige Frau, antwortete der Vetter mit plötzlicher Verlegenheit, ich trage die toga virilis bald ein Vierteljahrhundert.

Wohl — es könnte eine Art geben, wie ich Ihr Bündniß vielleicht annehmen würde.

Julia! rief er wieder begeiſtert, Sie ſind meine Göttin, befehlen Sie über mich!

Still, nicht ſo laut, fuhr ſie haſtig und flüſternd fort. Ich ſagte Ihnen vorher ſchon — höher als alle anderen Rückſichten ſteht mein Ruf. Hier ſind wir beobachtet und von hundert Hinderniſſen umgeben. Ich bin unfrei, ich bin arm und mittellos — würden Sie Muth und Entſchloſſenheit haben — mich zu entführen?

Entführung! — wie mit himmliſchen Harmonieen und Poſaunenklängen rauſchte das Wort über Iſidor hin. Seine entflammte Einbildungskraft ſah Gondeln und Pferde, Fackeln und Masken, Gensdarmen und Piraten, Schwerter und Särge, Gift und Dolch — Alles, was die Romantik und Criminalrechtspflege an die Geſchichte der Entführungen knüpft, ſchwirrte vor ſeinen Sinnen. Er war berauſcht und entzückt und doch zugleich wieder erſchrocken, daß ſeine kühne Schwärmerei für die Heilige zu ſolchen höchſt realen Entſcheidungen drängen könne.

Sie zaudern, Herr Secretär — Sie zweifeln und bedenken ſich, ſagte Julia. O, ich wußte es wohl, daß ich mit jenem Wort Ihr Mißtrauen erwecken, meiner eigenen Würde Alles vergeben würde. Sie verwerfen mich als eine Abenteurerin — leben Sie wohl!

Nicht doch, nicht doch, gnädige Frau, rief Iſidor und ergriff noch einmal ihre Hand. Heute, gleich, im Augenblick, wenn Sie befehlen!

Nicht heute, Herr Vetter, ſagte ſie beruhigt. Hören Sie wohl an, was ich ſage. Es wird eine Entführung ſeltſamer Art ſein, und Sie geloben mir im voraus Gehorſam bis zum Ziel! Wir werden zuſammen reiſen, wir werden in den Gaſthöfen verſchiedene Zimmer beziehen, Sie werden für alles Nöthige Sorge tragen und meine Wünſche ſtets als Befehle anſehen. Das Eine, was ich Ihnen erlaube, wird die Freiheit ſein, ſich in den Fremdenbüchern als meinen Bruder einzutragen, bis wir vollkommen in Sicherheit ſind.

Und dann, Julia?

Und dann ſollen Sie belohnt werden. — Frau Julia ſagte dieſe Worte mit geſenkten Augen und unſicherer Stimme. Wollen Sie alles Das geloben?

Ich gelobe es! rief Vetter Iſidor und erhob ſeine Hand.

Nur nicht ſo laut, Vetter — gut, jetzt gehen Sie und treffen Sie zu Hauſe alle Vorbereitungen, ich ſchicke Ihnen heute noch durch einen Boten weitere Weiſungen, wie die Sache zu arrangiren iſt. Bedenken Sie aber wohl, ſetzte ſie mit feierlichem Tone hinzu: es wird mein Tod ſein, wenn Sie nicht in allen Stücken gehorchen.

Vetter Iſidor überlief es wie eine tragiſche Gänſehaut — zu ſeinem höchſten Entzücken.

Frau Julia mußte faſt wieder laut auflachen, als ſie die verklärte Miene ihres „Helden" ſah. — Nun, nehmen Sie die Sache nur nicht gar ſo ernſt, Herr Vetter. Beſorgen Sie im voraus einen Wagen für morgen und machen Sie ſich reiſefertig zu einem Ausflug auf ein Vierteljahr. Adieu, mein heldenmüthiger Vetter, Adieu. — Halt! noch Eines. Geloben Sie mir das tiefſte Schweigen!

Ich gelobe, kam es mit grabeshohlem Tone zurück.

Schweigen gegen Jedermann, wer es immer ſei — auch gegen die Frau Conrectorin, hören Sie wohl? Jetzt bleiben Sie hier. Mich rufen meine Pflichten. Adieu auf morgen!

Mit einem Anfall ritterlicher Galanterie wollte der entzückte Vetter die junge, ſchöne Frau umarmen; ſie aber wich ihm gewandt aus und entſchlüpfte. Einen Augenblick ſpäter war der Vetter Iſidor allein in einem Sturm von Empfindungen und Gedanken, den keine ſterbliche Feder auch nur annähernd würde beſchreiben können.

Die Frau Conrectorin hatte Julien davoneilen ſehen.

Neugierig eilte ſie zum Gartenhäuschen, aber ehe ſie noch öffnete, that ſich die Thür auf, und Vetter Iſidor erſchien auf der Schwelle. Sein Antlitz ſtrahlte von innerer Verklärung; daneben hatte es auch den Ausdruck kühner Entſchloſſenheit, und jede ſeiner Bewegungen war von einer Wichtigthuerei und Feierlichkeit, daß die Conrectorin auf den erſten Blick merkte, etwas Entſcheidendes müſſe geſchehen ſein. — Den Knopf des Regenſchirms unter das Kinn geſtützt, die Rechte weit von ſich geſtreckt, den Hut mit trotziger Entſchloſſenheit tief in die Stirn gedrückt — ſo erſchien er auf der Schwelle des Gartenhauſes.

Nun, Vetterchen, was giebt's? haben Sie geworben? fragte die Frau Conrectorin.

Vetter Iſidor nickte ſtumm und legte zur Bekräftigung noch den Finger auf den Mund.

Wirklich Alles in Richtigkeit, Vetterchen?

Wieder nickte er, und die ausgeſtreckte Hand beſchrieb einen horizontalen Halbkreis, als gehöre nun die ganze Welt ihm.

Ja, mein Gott, ſo gehen Sie geſchwind hinüber zum alten General und werben Sie offen.

Da aber machte Vetter Iſidor eine verneinende Bewegung mit dem Zeigefinger. Laſſen Sie mich, Frau Baſe, halten Sie den Retter der Tugend nicht länger zurück. Ich muß fort — weit fort. Leben Sie wohl, Frau Baſe!

Er war ſchon nahe an der Gitterthür; vergeblich ſchickte ihm die enttäuſchte Conrectorin eine wahre Flut dringender Fragen nach. — Jetzt ſtand er ſtill, jetzt wandte er ſich noch einmal. Sein Auge hatte einen weichen, zärtlichen Ausdruck.

Leben Sie wohl, Frau Conrectorin, ſagte er mit innigem Tone. Wir werden uns vielleicht lange Zeit nicht ſehen, ſehr lange Zeit. Denken Sie gut von mir, behalten Sie mich lieb, Frau Conrectorin. Es werden vielleicht wichtige, verhängnißvolle Dinge geſchehen. Sollten Sie Glückliches hören, ſo dürfen Sie meines Dankes auf Lebenszeit verſichert ſein. Sollten Sie aber ernſte Nachrichten bekommen, vielleicht von meinem Tode oder meiner Verwundung — er dachte dabei offenbar an eine mögliche Verfolgung — ſo betrauern Sie mich chriſtlich; ich habe Sie immer lieb gehabt,

79.

Nicht der Trompeten und nicht andrer Zeichen
Bedarf es, zu entflammen ihren Muth;
Kein Meiſter winkt zum Schlagen und zum Weichen,
Und füllt ihr Herz mit kriegeriſcher Gluth.
Sie ziehn zugleich das Schwert zu Heldenſtreichen
Und treffen auf einander flink und gut.
Die ſchweren, hageldichten Hiebe fallen
Und ſchon beginnt der Zorn emporzuwallen.

80.

Nicht wüßt' ich noch zwei Schwerter, deren Schneiden
So ſicher wären, hart und auserwählt,
Um drei von dieſen Hieben zu erleiden,
Für deren Wucht es ganz am Maße fehlt.
Doch ſo vollkommen waren dieſe beiden
Und zeigten ſich ſo oft ſchon wohlgeſtählt,
Daß ſie in tauſend ſich und tauſend Hieben
Begegnen könnten und dieſelben blieben.

81.

An Kunſt und an Geſchick nicht zu beſiegen,
Setzt Reinald da und dorthin ſeinen Schritt
Und weicht vor Durindanens ſchweren Flügen;
Er wußte längſt wie ſie das Eiſen ſchnitt.
Gradaß läßt ſchwerer ſeine Hiebe wiegen,
Doch nimmt er nur die leeren Lüfte mit,
Und trifft er ja, ſo trifft er nur an Plätzen,
Wo wenig iſt zu hau'n und zu verletzen.

82.

Der andre neigt bedächt'ger ſeinen Degen,
Und macht gar oft den Arm des Heiden müd;
Die Seiten trifft er ihm mit guten Schlägen
Und wo der Panzer ſich vom Helme ſchied;

Frau Baſe, lieb wie den Genius meiner Jugend, und nun geben Sie mir einen Kuß und dann Ihren Segen.

Bewegt ſchloß er ſie in ſeine Arme, küßte ſie und ſchritt dann raſch davon, alle weiteren Fragen gleichſam mit der Hand abwehrend.

Lange ſtand die Frau Conrectorin, in ſprachloſes Staunen verſunken.

Ja, mein Gott, iſt denn der Vetter ein Narr geworden, ein capitaler Narr? — murmelte ſie vor ſich hin. Ich kenne ihn ja gar nicht mehr. Aber ſo viel iſt richtig, Frau Julia hat ihm den Laufpaß gegeben. Es iſt aus, es iſt Alles aus; er will ja abreiſen, wenn ich recht verſtanden habe. O ich thörichte, unbeſonnene Frau, was habe ich da angeſtellt! das hätte ich doch vorausſehen können, vorausſehen müſſen.

Kopfſchüttelnd und brummend über die Räthſelhaftigkeit der Menſchen im Allgemeinen und der Männer insbeſondere, trippelte ſie den ganzen Tag in ihrem Anweſen herum und verwünſchte von Herzensgrund die Koketterie und den Eigenſinn der unbegreiflichen, ſchönen Frau Julia.

## V.

Der Tag ging ohne bemerkenswerthen Vorfall vorüber, ſonnig und ſtill, langſam und mit den gewöhnlichen Erſcheinungen, wie ſonſt ein Sommertag auf dem Lande. Die Enten plätſcherten unter der Brücke, die Pferde wurden in die Schwemme des Stromarmes getrieben. Fernher klang das Dengeln der Senſen aus den Wieſengründen, welche zum zweitenmale gemäht wurden, und in den Wipfeln des Stromwaldes zog das leiſe Rauſchen der warmen Sommerluft, und der vielſtimmige Geſang der Vögel wechſelte zu den verſchiedenen Tageszeiten.

Es war das Bild eines ländlichen Idylls voll Frieden und Behagen; nur die Frau Conrectorin fand heute keinen Frieden. Vergeblich ſpähte ſie zum Hofgut hinüber und lauſchte aus den oberen Fenſtern ihres Häuschens. Alles blieb dort lautlos, gleichwie ausgeſtorben, und nur einmal klang die Pforte. Es war am Nachmittag, und der lahme Joſeph erſchien. Die Frau Conrectorin ſah deutlich, wie er ein weißes Blatt verſteckte und ſeinen Milchwagen dann auf der Landſtraße zur Stadt lenkte. Dieſe Entdeckung gab der braven Frau viel zu denken; erſt am ſpäten Abend gelang es ihr, einigen Aufſchluß zu erhalten, denn der lahme Sepp war zurückgekehrt. Sie rief ihn an, während er ſich in ſeinem ſteinernen Kruge den Abendtrunk holte.

Sepp, an wen war das Billet heute Nachmittag?

An den Herrn Vetter, ſagte der Milchmann und zog ſeine Kappe. Er hat mir einen Thaler gegeben, fügte er mit verſchmitzter Miene hinzu.

Dieſe Freigebigkeit lag ganz außer der ſonſtigen Natur Vetter Jſidor's und riß die kluge Frau Conrectorin in einen neuen Strudel von Vermuthungen und Combinationen, die jedoch endlich zu dem erfreulichen Schluß kamen, daß keineswegs Alles ſchon verloren ſein könne. — Infolge dieſer Betrachtung ſchlief die Frau Conrectorin die ganze Nacht durch auf das Vortrefflichſte. Wie gewöhnlich ward ſie durch den Schlag der Thurmuhr um Sechs geweckt. Behaglich gab ſie ſich noch eine Weile allerhand tröſtlichen Ueberlegungen hin, bevor ſie aufſtand, und die meiſten derſelben betrafen natürlich Vetter Jſidor, ſowie ſeine möglichen Pläne und Ausſichten.

Um ſieben Uhr begann die Meſſe in der Dorfkirche; wieder kam der Frau Conrectorin die Erinnerung an die geſtrigen Auftritte, und folgerichtig knüpfte ſich der Gedanke daran, heute noch einmal mit Frau Julien zu reden und von ihr Aufſchluß zu erhalten.

Eilfertig ſtand ſie auf, es war wirklich ſpäter geworden, als gewöhnlich, und kleidete ſich an. Dabei trat ſie zufällig auch an das Fenſter, und zwar im Augenblick, als Frau Julia unten vorüberging; ſie war ſorgfältig angezogen und dicht verſchleiert; in der Hand trug ſie eine kleine Taſche.

Die Conrectorin öffnete ſofort das Fenſter und verſuchte der raſch Davonſchreitenden nachzurufen. Wirklich ſtand Frau Julia ſtill und grüßte mit der Hand herauf. Nun machte die Frau Conrectorin Geſten mit Beziehung auf ſich und die Kirche, als wenn ſie ſagen wollte, daß ſie auch kommen würde.

Darauf hin nickte Frau Julia flüchtig und ſchritt raſcher als vorher davon.

Die gute Dame beeilte ſich jetzt, ihren Anzug zu vollenden, aber ſeltſamerweiſe war gerade heute Alles verlegt und verwirrt, nichts wollte recht „klappen“ und paſſen, und ſo dauerte es noch über eine halbe Stunde, bis ſie über das Brückchen trippelte und zum Gottesacker hinaufſchritt, wo die Bienen ſummten und der Flieder duftete, wo die eiſernen Täfelchen an den Kreuzen blitzten und ein milder Lufthauch über die ſammetnen Gräſer der Gräber ſtrich. Es war heute öde und einſam auf dem Friedhofe; nur fern auf der Landſtraße raſſelte eilig eine Chaiſe davon, und weißqualmend hob ſich der Staub über die grünen Hecken.

Die Conrectorin trat in die Kirche. Es war Niemand mehr darin, die Meſſe war längſt zu Ende, nur ein leiſer Weihrauchduft ſchwebte noch in der Luft, und ein taubes, altes Mütterchen kniete in der letzten Bank.

Frau Conrectorin war offenbar zu ſpät gekommen, und doch wußte ſie nicht, was ſie denken ſollte, daß ſie Julien nicht mehr fand. — Sollte ſie wirklich wieder eine Promenade in den Stadtwald gemacht haben, wie es ſonſt ihre Gewohnheit war? — wohl möglich, aber dann hätte ſie ihr begegnen müſſen. — Um etwas zu thun, erwartete ſie das taube, alte Mütterchen und verſuchte ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. — Es war unmöglich.

Voll ſeltſamer und von Neuem zweifelhafter Gedanken kam ſie in ihr Gartenhäuschen zurück und begann wieder Aepfel zu ſchälen, um ſich die Grillen zu vertreiben.

Der Vormittag ging vorüber, der Nachmittag war gekommen. — Die Conrectorin hatte, auch während ſie einſam zu Mittag aß, unabläſſig an Frau Julien denken müſſen und an den Vetter. So eben war die Mahlzeit, vorüber, und ſie überlegte, ob ſie es nicht vorziehen ſollte, ein Nachmittagsſchläfchen zu machen, als heftig an der Hausglocke gezogen wurde.

Gleich darauf trappten ſchwere Schritte auf dem feinen Kies der Gartenwege, und eine heiſere Mannsſtimme fragte nach der Frau Conrectorin, welche ſo eben aus dem Gartenhäuschen trat und mit halbem Schrecken ihren ungemüthlichen Nachbarn, den greiſen General von Schnorrigl, erkannte.

Der alte Mann ſtand jetzt ſtill und ſtieß ſeinen Krückſtock in den Sand. Die maſſive, breitſchultrige Geſtalt des Alten ſchien ſich nur mit Mühe auf dem wankenden Pedal zu halten, und in ſeinem broncefarbigen, von Wind und Wetter gebräunten, von tauſend Furchen und Fältchen zerriſſenen Antlitz blitzte und wetterleuchtete es wie an einem ſchwülen Gewitterhimmel.

Kreuz Bataillon! — raſſelte die heiſere Falſtaffſtimme. Das iſt alſo das ſaubere Neſt, wo man intriguirt und conſpirirt. Iſt's nicht bald gefällig, zu erſcheinen? — hola!

Ah, Herr General! flüſterte die Frau Conrectorin, indem ſie hervortrat, welche ſeltene Ehre widerfährt meinem beſcheidenen Hauſe!

Keine Urſach, Frau Nachbarin, keine Urſach zu einer Ehre. Sie werden ſo gefällig ſein, nur Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu thun, indem Sie mir die ungerathene Perſon herausgeben, meine Enkelin Julia mein' ich!

Frau Julia Heiſter? — Dieſe Forderung iſt mir auffallend, Herr General; ich weiß nichts von der jungen Frau.

Aber der General ſchien dieſe Antwort nicht als eine ſolche gelten laſſen zu wollen.

Sie wiſſen, ich habe es auf das Strengſte verboten daß ſie jemals wieder Ihr Haus betritt, und ich habe meine Gründe dazu. Kreuz Bataillon! — und jetzt verſtecken Sie die ungehorſame, undankbare, ſittenloſe Perſon vor meinen Augen!

Ich muß bitten, Herr General, Ihre Ausdrücke zu mäßigen, ſagte die Frau, indem ſie etwas furchtſam vor dem alten Herrn zurückwich, der mit ſeinem Krückſtock ziemlich ungenirt in der Luft herumfuchtelte. Ihre

Enkelin iſt nicht in meinem Hauſe. Hätte ſie mir wirklich die Ehre ihres Beſuches geſchenkt, ſo wäre es auch kein Unglück, denn wir wiſſen etwas auf uns zu halten, Herr General, und Ihr Verbot macht uns weniger Unehre als Ihnen, beſonders da uns Ihre ſogenannten Gründe gar nicht unbekannt ſind. Wenn Sie es wiſſen wollen, ſo ſage ich es Ihnen ganz offen: ich bedauere Frau Julia und würde ſie recht gern vor Ihnen verſtecken, aber leider iſt ſie nicht in meinem Hauſe.

Mit ſtarrem Blick maß der General einen Moment die Frau, welche ihm ſo entſchieden entgegenzutreten wagte, dann platzte er heraus:

Aber bei mir iſt ſie auch nicht. Sie fehlt ſchon ſeit heute früh, ſeitdem ſie in die Meſſe ging.

Der guten Frau fuhr es wie ein jäher Schreck in die Glieder; ſie zitterte und empfand das Bedürfniß, ſich auf einen Stuhl niederzulaſſen, wenn ſie nicht zu Boden fallen wollte. Julia verſchwunden! — Ein Heer von ſchwarzen Gedanken ſtürmte auf ſie ein.

Nun, wird's bald, Frau Nachbarin? begann wieder der Alte. Ich erwarte Erklärungen, Aufſchlüſſe, Nachweiſe; oder wollen Sie abwarten, bis man die Behörden in Kenntniß ſetzt? Sie ſind eine Kupplerin, meine Liebe, Sie haben Zuſammenkünfte begünſtigt, Stelldicheins arrangirt und den ganzen Techtelmechtel von Neuem eingerührt. Wiſſen Sie, was darauf ſteht? Die Polizei wird es Ihnen ſagen; Kreuz Bataillon, bisher hab' ich noch

Rückſicht genommen, Schonung angedeihen laſſen, aber jetzt iſt dem Faß der Boden ausgeſchlagen!

Der Angriff des „alten Schweden“ war ſo jäh und heftig, daß die brave Frau Conrectorin ganz aus dem Concept gebracht war; lange rang ſie nach Athem und faltete die Hände, endlich gewann ſie wieder Stimme.

Heilige Mutter Gottes, ſtehen wir ſchon ſo? — Thun Sie was Ihnen beliebt, Herr General; rufen Sie auch die Polizei, dann wird ſich zeigen, wer daran Schuld iſt, wenn wirklich ein Unglück geſchehen iſt!

Unglück? Kreuz Bataillon! was wollen Sie damit ſagen?

Aber nun waren die Schleuſen der weiblichen Beredſamkeit geöffnet, und mit unaufhaltſamem Erguſſe ſtrömte die aufgeſtaute Empörung über.

O man hat auch ſeine fünf Sinne, Herr Nachbar, ſchloß ſie die zornige Rede, und es iſt nichts ſo fein geſponnen, daß es nicht käme ans Licht der Sonnen. O, man weiß es recht gut — die ganze Nachbarſchaft weiß es, wie Sie die arme Waiſe malträtiren und behandeln, daß es eine Schande iſt. Rufen Sie nur die Polizei, ich werde auch Zeugen finden und ehrliche Leute. Glauben Sie, man hat keine Ohren, oder man klappt ſie zu, wenn drüben das Gepolter losgeht? Alle Abende faſt hab’ ich es hören müſſen, und wenn einer hätte nachſchreiben können, ſo hätte er das ſchönſte Protocoll. Ja, ja, ja, Herr General, wir wiſſen Alles: wie Sie es waren, der ſchon den Herrn Heiſter nicht in die Familie laſſen wollte, weil Sie Juliens Vermögen nicht gern herausgeben mochten, wie Sie mit Ihren Vorwürfen die arme Mutter Juliens zu Tode geärgert haben, wie Sie das ganze ſchöne Beſitzthum, das einzige Muttergut Juliens an ſich gebracht haben — wie Sie die arme Frau torquiren und ihr das Leben ſauer machen, um ſie mit guter Manier wieder loszuwerden an dieſen elenden Herrn von Senkenberg, dieſen ausgenommenen Häring — wir wiſſen Alles — ich an Frau Juliens Stelle wäre längſt ins Waſſer gegangen. Nun haben Sie's, nun iſt's vielleicht geſchehen, und wenn Sie ihre Leiche finden — — hier konnte die brave Frau nicht weiter, ſondern brach in lautes Schluchzen aus.

Na, na, ſo arg wird's doch nicht ſein, Kreuz Mohren Element! rief der General und wiſchte ſich mit ſeinem rothſeidenen Tuche die Stirn. Der alte Mann war blaß geworden bis in die Lippen hinein; auch ſeine Füße knickten ein, und er ſank kraftlos auf den nächſten Stuhl.

Beide ſaßen ſich auf dieſe Weiſe eine Weile gegenüber, ſprachlos, bewegungslos. Nur die Lungen arbeiteten und die Hände.

In dieſem Augenblicke kam Johann, der alte Bediente des Generals, und zerrte den lahmen Sepp mit ſich.

Hier haben wir Einen, der was weiß, Herr General! rief er ſchon von Weitem.

Beide erhoben ſich ſofort, bleich von Schrecken und gefaßt darauf, irgend etwas Entſetzliches vernehmen zu müſſen. Wenigſtens ſchien die Miene des armen Burſchen, den der bärenſtarke Johann ſtampfend und ſtoßend hereinſchleppte, nichts Gutes zu verkünden.

Seien Sie doch gut, Herr Johann, ſeien Sie doch gut, jammerte er, ich will ja Alles ſagen.

Da iſt der Herr General ſelber; nun wiederhol Alles, oder der Schwarze ſoll dich lothweis holen, ſagte der ſchnauzbärtige Johann, der wie ſein Herr das Fluchen bei den Küraſſieren gelernt hatte und etwas darauf hielt.

Du meine Güte, was iſt denn weiter dabei? jammerte Sepp; ich hab' geſtern dem Herrn Secretär ein Billet gebracht von Eurer gnädigen Frau.

Kreuz Bataillon! wer iſt dieſer Herr Secretär?

Das iſt mein Vetter, ſagte die Frau Conrectorin, mein braves Vetterchen, ein lieber, guter Menſch, der macht keine Fliege todt.

Alſo doch der gewiſſe Herr Galan; weiter, weiter, jetzt werden wir Licht bekommen.

Der Herr Secretär gaben mir einen Thaler und ſchickten mich gleich zum Lohnkutſcher Kachel in der Strumpfwirkergaſſe. Dort ſollte ich einen Wagen beſtellen auf heute früh um ſechs Uhr hier an die Kirche.

Einen Wagen! — Beide, der General und die Frau Conrectorin, wurden jetzt aufmerkſam.

Herr Gott! rief die gute Frau auf einmal. Ich hab' ja den Wagen fahren ſehen heute früh, hinter den Hecken auf der Landſtraße!

Weiter, weiter! ſchrie der General. Bombenelement! Wird man endlich einmal hinter die Wahrheit kommen?

Doch harter Diamant ſteht ihm entgegen,
Und keine Schiene weicht, es weicht kein Glied.
Und findet er ſo ſtark und feſt die Waffen,
So wißt, ſie ſind durch Zauberei erſchaffen.

83

So ſtehn ſie eingewurzelt auf dem Sand
Gar lange Zeit, und ruhen nicht, und können
Die Blicke keinem andern Gegenſtand
Als ihren zornverſtörten Mienen gönnen,
Doch ſiehe, da entſteht ein andrer Brand,
Um plötzlich dieſe große Wuth zu trennen:
Ein Lärm, der ihnen umzuſehn gebot,
Zeigt ihnen den Bayard in großer Noth.

84.

Mit einem Unthier ſahen ſie ihn ringen;
Ein Vogel war's, ragt' über ihn hinaus,
Sein Schnabel ſchien drei Ellen vorzuſpringen,
Sonſt glich er an Geſtalt der Fledermaus,
Und ſchwarz wie Dinte waren ſeine Schwingen,
Und ſeine Klauen groß und ſcharf und graus,
Die Augen Feuer, grauſam ſeine Mienen,
Die Flügel groß, daß ſie zwei Segel ſchienen.

85.

Vielleicht ein Vogel, doch woher gekommen,
Und wo es ſolche gibt, das wußt' ich nie,
Und hab' auch nichts geſehen noch vernommen,
Als bei Turpin, von einem ſolchen Vieh.
In ſolchem Fall muß mir der Glaube frommen,
Daß dieſes Flügelthier die Hölle lieh,
Und daß es Form empfing von Malegyſen,
Um unverſehens die Fehde zu beſchließen.

Und dann hat mich der Herr Secretär beſtellt, daß ich Wache ſtehen ſollte am Gottesacker und ausſchauen, bis der Wagen käme, dann ſollte ich der gnädigen Frau ein Zeichen geben, wenn ſie zur Kirche ging. Und ſo iſt's auch gekommen. Punkt ſechs Uhr kam der Wagen mit dem Herrn Secretär, und ein paar Minuten ſpäter die gnädige Frau; ſie waren recht lieb und freundlich mit mir und haben mir noch einen Gulden gegeben, ehe ſie in die Kirche gegangen ſind.

In die Kirche? -- und der General fuhr wieder in die Höhe, als müßte er noch Unerhörteres vernehmen.

Nun ja, ſagte der lahme Sepp, ſie haben zuvor eine ſtille Meſſe gehört, nachher ſind ſie in den Wagen geſtiegen und fort; wahrſcheinlich ſind ſie ſpazieren gefahren.

Spazieren — Kreuz Bataillon! eine complette Entführung, da haben wir die Beſcherung! wetterte der alte General, der blauroth vor Zorn geworden war, während ſeine Augen hervorquollen, wie bei einem geſchlachteten Kalbe. Frau Conrectorin indeſſen hatte völlig ihre Ruhe wiedergewonnen. Kopfſchüttelnd ſchlug ſie mehreremal die Hände zuſammen und lachte ſtill vor ſich hin; aber damit fachte ſie den Zorn des Alten nur von Neuem an.

Nun, Sie Kupplerin, fuhr er mit erhöhtem Grimm heraus, wollen Sie jetzt noch leugnen, daß Sie Ihre Hände im Spiel gehabt haben — daß Sie die ganze Geſchichte eingefädelt und ausgebrütet haben. -- Kreuz

Bataillon! da ſoll ja gleich ein heiliges Gewitter — — aber der alte Herr konnte den Kernfluch nicht vollenden, denn ſeine ſchmalzige, heiſere Stimme ward von einem kollernden Huſten unterbrochen.

Dadurch gewann aber die Frau Conrectorin wieder Zeit, zum Worte zu kommen.

Laſſen Sie mich in Frieden, Herr General, rief ſie, und vor Allem muß ich wiederholt bitten, ſich in Ihren Ausdrücken zu menagiren. Wenn Sie meine Meinung wiſſen wollen, ſo ſage ich, mir iſt's ganz recht, daß es ſo gekommen iſt. — Ich habe nichts geahnt von der verwünſchten Geſchichte, aber nun es einmal geſchehen iſt, ſage ich: Glück auf und Glück zu! Es wird ſchon Alles recht werden.

Den Teufel wird es werden! brach der Alte von Neuem los, nachdem er ſich kaum erholt hatte. Glauben Sie, man wird ruhig zuſehen und abwarten? Heute noch laſſe ich den Telegraphen ſpielen nach allen Richtungen; ich ſetze mich ſelbſt auf die Eiſenbahn, ich biete ein ganzes Regiment auf von Menſchen, dann wollen wir doch einmal ſehen.

Thun Sie nur, was Sie nicht laſſen können, ſagte die Conrectorin und lachte dem Alten geradezu in das Geſicht. Was geſchehen ſoll, das wird doch geſchehen, da beißt keine Maus mehr ein Fädchen ab.

So, und was ſoll denn etwa geſchehen? Bilden Sie ſich vielleicht ein, daß ich jemals einwilligen würde in eine ſolche Verbindung, in eine Winkelheirath mit einem

Winkelſchreiber? Da müßten Sie eher das Blau vom Himmel herunterraiſonniren. Daraus wird nichts, ſag' ich Ihnen; triumphiren Sie nicht zu früh, Sie verblindeter Tugendſpiegel. Eh' biet' ich Gott und die Welt auf, und wenn ich bis an den König gehen müßte!

Nur zu, nur zu, Herr General! ſagte die Conrectorin mit behaglichem Schmunzeln. Ich habe dabei ſo meine Gedanken, und die können Sie mir nicht nehmen; nein, Gott ſei Dank, die können Sie mir nicht nehmen. Dabei lachte ſie auf das Herzlichſte.

Lachen Sie nur, lachen Sie nur, polterte der Alte. Wir wollen ſehen, wer am letzten lachen wird. — Jean, mein Reitpferd, ich muß in die Stadt!

Noch einmal ſtellte ſich die Frau Conrectorin in den Weg.

Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr General, aber ich halte es für ſehr unklug, die Sache an die große Glocke zu ſchlagen. Sie thäten am beſten, gute Miene zum böſen Spiel zu machen; es hilft Ihnen doch nichts mehr. Und vor allen Dingen abwarten, Herr General, abwarten!

Bis die Ehre verſpielt iſt und die Schande am Himmel ſteht; nein, meine Liebe, verſchonen Sie mich mit Ihrem Rath, ich weiß ſchon allein, was ich zu thun und zu laſſen habe. Wir wollen ſehen, wer den Kürzeren zieht. Gott befohlen, Frau Nachbarin, Gott befohlen. — Damit humpelte er an ſeinem Krückſtock ächzend und fluchend davon, fluchend über das verdammte Zipperlein.

Dabei verblieb es denn auch. Das Reitpferd wurde zwar geſattelt, aber bald darauf wieder in den Stall geführt; endlich wurde ſogar der Landarzt geholt, der eine ſehr bedenkliche Miene machte, als er das Hofgut wieder verließ. Der alte Herr hatte aus lauter Alteration einen heftigen Gichtanfall bekommen und mußte das Bett hüten; von einer Verfolgung war keine Rede mehr.

Nachdenklich ſah die Frau Conrectorin dieſer Entwicklung der Dinge zu, und ein ſonderbares Lächeln, eine ſtille Freudigkeit, ein ſonntäglicher Glanz wollte nicht von ihrem Antlitz verſchwinden. Das Vetterchen ein Entführer, das Vetterchen, das eigentlich nicht bis fünf zählen konnte; nein, was man nicht Alles erlebt auf dieſer wunderlichen Welt! Dieſer trockene, pappendeckelne Menſch weiß ſich eine junge, ſchöne Frau wegzufiſchen — nein, nein, aber etwas kann dabei doch nicht ganz richtig ſein, etwas muß noch ein Geheimniß ſein — ſo ſprach die Frau Conrectorin zu ſich ſelbſt in den erſten zwei Tagen, dann wartete ſie noch zwei Tage — aber es kam kein Brief und keine Kunde. Da wurde ſie ſichtlich ernſter und ernſter. Man konnte nicht ſagen, daß es der Ernſt der Sorge oder des Kummers ſei, nein, es war ein Inſichgekehrtſein, wie es wichtigen Lebensentſcheidungen vorherzugehen pflegt. Oft in den Nachmittagsſtunden kramte ſie in alten Briefen und Papieren; ſie ſuchte alte Stickereien und Stammbücher wieder vor, beſſerte auch einige Coeffuren wieder aus und durchmuſterte alte, zurückgelegte Schmuckſachen.

Dabei nickte ſie oft bedeutſam vor ſich hin, als wenn ſie nun Alles hinlänglich reif bedacht hätte.

So verging eine Woche, auch die zweite verfloß, und es kam wieder ein Sonntagnachmittag, wo die Frau Conrectorin abermals in dem Gartenhäuschen ſaß und an einer alten Börſe häkelte. In einem Käſtchen vor ihr lagen himmelblaue und weiße Perlen, Schmelz und perlgraue nebſt grüner Seide. — Die Börſe aber, welche ein Vergißmeinnicht auf grauem Grunde zeigte nebſt ſchweren Quaſten aus Schmelz, war offenbar eine alte Liebesgabe aus verſchollenen Tagen. — eine Gabe, welche einſt nicht fertig geworden, nicht weggeſchenkt worden war. Ihre Hornbrille hatte die Frau Conrectorin wie gewöhnlich auf der Naſe; in einer altmodiſchen Porzellankanne, welche auf einem Rechaud ſtand, dampfte Chokolade.

Eine lange Stunde ſchon hatte die Frau Conrectorin gehäkelt, und ſie überlegte eben, ob ſie nicht doch lieber die Arbeit enden ſolle, als plötzlich ein Schritt auf der Brücke klang, der ihr bekannt vorkam.

Zwei Minuten ſpäter öffnete ſich die Thür des Gartenhäuschens nach ſchüchternem Anklopfen, und als die Frau Conrectorin aufblickte, ſah ſie den Vetter, aber in einem Aufzuge, daß ſie faſt erſchrak. Müd, abgeſpannt und beſtaubt machte er einen Eindruck der Verkommenheit und Verwitterung, als wenn er einen ganzen Sommer hindurch auf der Landſtraße gelegen und halbverhungert auf der Wanderung durch alle Länder Europa's ſich hätte von Thür zu Thür durchbetteln müſſen. Seine Kleider und ſein Hut, ſeine Fußbekleidung wie ſeine Wäſche, Alles erſchien abgenutzt, verſchoſſen in der Farbe, vielfach ausgebeſſert und defect. Es war eine jammervolle Erſcheinung.

Da bin ich wieder, Frau Conrectorin, ſagte er mit ſchüchterner, kleinlauter Stimme, die mit tiefſter Melancholie gefärbt erſchien, und ſtellte bedachtſam ſeinen Regenſchirm in die Ecke.

Die Conrectorin muſterte ihn immer noch mit ſtaunendem Blicke und nickte dabei ſonderbar vor ſich hin.

Nun, grüß' Gott, Vetterchen, ſagte ſie, ohne ſich von ihrem Platz zu erheben. Das haben Sie ja brav gemacht — eine reizende, junge Frau entführen und kein Wort davon ſagen, die Welt in Schrecken und Angſt ſetzen mit romantiſchen Heldenthaten und ſich den Pfifferling darum kümmern. Ich bin Ihnen recht böſe, Vetterchen, Sie verwetterter Don Juan, Sie abenteuerlicher Romeo — Sie böſer, gefährlicher Menſch! — Sterben wollen und Abſchied nehmen auf ewig, hu, hu, das klang ja ganz grauslich und tragiſch. Wie viel haben Sie denn todtgeſchlagen unterdeſſen, Sie unvergleichlicher Held?

Spotten Sie nur, Frau Conrectorin, ſpotten Sie nur, ſagte der Vetter. Ich verdien' es.

Na, meinen Glückwunſch haben Sie im Voraus, Vetter. Sie ſind doch jedenfalls verheirathet, oder, wie es poetiſcher heißt, vermählt. — Wo haben Sie denn die gnädige Frau Gemahlin? Vielleicht drüben beim Großpapa?

Da ſchaute ſie der Vetter mit ſeinen waſſerblauen Augen ſo unſäglich wehmüthig und tiefſinnig an, ſchlug die Wimpern aber ſofort wieder nieder wie in jungfräulicher Schüchternheit, daß die Conrectorin laut auflachen mußte.

Nun das muß ich ſagen, Vetter, wie ein glücklicher Ehemann oder hoffnungsvoller Bräutigam ſehen Sie nicht aus.

Nein, wie ein Eſel — ſagen Sie es nur ungenirt heraus, wie ein unſterblicher Eſel in Folio, der ich bin! rief Vetter Iſidor mit ausbrechendem Ingrimm und fuhr mit den geſpreizten Fingern wieder durch die hobelſpanblonden Locken, als wollte er ſie ſämmtlich ausreißen.

Da endlich ſtand die Conrectorin auf und klopfte ihm begütigend auf die Schultern, obgleich ſie ſich des Lachens immer noch nicht erwehren konnte.

Na, machen Sie es nur nicht zu arg, Vetterchen; allzu ſcharf macht ſchartig, hab' ich immer geſagt, aber Ihre Scharte läßt ſich wohl noch auswetzen. Jetzt nehmen Sie ein Täßchen Chokolade — es war ja immer Ihr Lieblingsgetränk.

Ah, Sie erwarten Geſellſchaft, rief der Vetter und wollte erſchrocken die Flucht ergreifen.

Ja wohl erwarte ich Geſellſchaft, und ſie iſt ſchon da, Vetterchen, Sie ſind es, den ich erwarte, und die Chokolade war ſchon alle die Tage her für Sie bereit. Ich wußte ja ſchon, daß es ſo kommen würde, wie es gekommen iſt. Und nun keine Complimente weiter und keine Umſtände. Langen Sie zu, Vetterchen, und dann erzählen Sie. Wie war es denn, ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich darauf brenne.

Was in aller Welt ſoll ich Ihnen erzählen! rief Vetter Iſidor und ſetzte die goldgeränderte Taſſe ſo heftig hin, daß ſie beinahe in Stücke geſprungen wäre.

Nun die bewußte Entführung, Vetterchen; Sie ſind ja jetzt ein berühmter Mann, eine poetiſche Perſönlichkeit geworden, Herr Secretarius. — Ich habe Reſpect vor Ihnen bekommen, und bei vorkommender Gelegenheit wird man zuerſt an Sie denken müſſen, ſetzte ſie ſchalkhaft hinzu. Aber nun erzählen Sie hübſch der Reihe nach, Tag für Tag.

Sie ſpannen mich auf die Folter, Frau Conrectorin! rief Iſidor tief melancholiſch. Sie wiſſen wirklich nicht, was Sie verlangen. Was ſoll ich alle die alten Wunden aufreißen, und was ſoll ich eigentlich erzählen? Es iſt ſo unerhört, es iſt namenlos, es iſt unqualificirbar. So lange die Welt ſteht, iſt ſolch ein Streich nicht dageweſen! O Weiber! Weiber! Weiber!

Na, ereifern Sie ſich nur nicht von Neuem, warf die Conrectorin begütigend ein und füllte abermals eine Taſſe. Wie war's denn, als ſie von hier fortfuhren? So weit bin ich unterrichtet. — Dann reißt der Faden ab.

Der Vetter ſchwieg eine Weile und kämpfte ſichtlich, ob er die Hiſtorie ſeiner Schmach erzählen ſolle oder nicht; doch mochte es ihm unzweifelhaft ein Bedürfniß ſein, ſich durch offenes Ausſprechen endlich das Herz zu erleichtern, und darauf hatte die Frau Conrectorin gerechnet.

Wir kamen zunächſt auf die Eiſenbahn, begann er mit trockenem Tone, das heißt, ich ließ auf Frau Juliens Befehl zur Eiſenbahn fahren, denn ſie behandelte mich gleich von Anfang an als ihren Untergebenen und Reiſecourier. Wohin wollen Sie? fragte ich. — Nehmen Sie nur gleich Billets bis Chur. — Gut, das geſchah. Am Nachmittag ſchon waren wir in Rorſchach. Was ſoll ich Sie mit allen Einzelheiten beläſtigen? Es war keine ſehr romantiſche Fahrt. Mitten auf dem Bodenſee, den ich zum Erſtenmal ſah, begann es zu regnen, und wir mußten hinab in die Kajüte. — Drunten aber waren allerlei Kornmäkler und Viehzüchter, die uns mit zudringlichen Augen anſtarrten, ſo daß wir es lieber vorzogen, wieder auf das Verdeck zu ſteigen. Ich ſage Ihnen, wir haben elend gefroren in der Näſſe, und dazu die miſerable Angſt. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich ſah überall Gefahren. Jeder Paſſagier kam mir vor wie ein Spion, und da ſich ein leichter Nebel über das weite Waſſer legte, fürchtete ich, daß wir unfehlbar einen Zuſammenſtoß mit einem anderen Dampfſchiff erleben würden, wie es erſt neulich vorgekommen war. In Rorſchach blieben wir einige Stunden, denn wir waren doch nun auf freiem ſchweizeriſchem Boden. Frau Julia wollte durchaus einen Spaziergang durch die ſaubere Stadt machen, aber ich fürchtete immer, wir könnten zuſammen geſehen werden, und ſo ließ ich ſie allein gehen.

Aber Vetter, was ſind Sie für ein Haſenfuß mitten im Heldenthum!

Es hatte Alles ſeine Gründe, werthe Freundin. Uebrigens war ich nicht unthätig inzwiſchen, während ſich Frau Julia von einem Hausknecht des Hotels auf das Telegraphenamt begleiten ließ, — wo ſie eine Depeſche aufgeben wollte. Ich beſchwor ſie zuerſt, dieſes gefährliche Unternehmen zu unterlaſſen oder mir zu übertragen; aber ſie beſtand auf ihrem Kopf und verheimlichte mir ſogar den Inhalt der Depeſche — in der Zwiſchenzeit alſo ſchlenderte ich in die Stadt, um mich für alle Fälle zu rüſten, denn die perſönliche Sicherheit iſt auch etwas werth; glücklicherweiſe fand ich auch bei einem Händler, was ich ſuchte, ein Paar ſolide, alte Feuerwaffen, zwar noch mit Steinſchloß, ſonſt aber gut erhalten. Ein bischen theuer waren ſie, das iſt wahr.

Die Conrectorin mußte abermals lachen.

Warum lachen Sie, Frau Conrectorin?

Nun, ich kann es mir denken, wie Sie bei dem Trödler ſtanden und ſich ein Paar alte, verroſtete Donnerbüchſen aufhängen ließen, die zu nichts mehr zu brauchen waren. Das ſieht Ihnen ähnlich, Vetterchen, das ſieht Ihnen ähnlich; aber fahren Sie nur fort.

Merkwürdig, ſagte Vetter Iſidor. Frau Julia war auch nicht damit zufrieden, als ſie es erfuhr, und äußerte ſich in demſelben Sinne; ſie wollte ſogar, ich ſollte ſie

86.

Dieß glaubt' auch Reinald, und daraus entſprangen
Für Malegys noch große Zänkerei'n.
Doch der geſteht nicht zu, daß er's begangen,
Und ſchwört, um von der Schuld ſich zu befrei'n,
Beim Licht, von dem die Sonne Licht empfangen,
Er ſei bei dieſem Zufall gänzlich rein.
Sei's Vogel oder Teufel nach Gefallen:
Das Unthier faßt Bayard mit ſeinen Krallen.

87.

Der braucht die Kraft, den Zügel zu zerreißen,
Und, toll vor Ungeduld und Zorn und Grau'n,
Sucht er den Feind zu ſchlagen und zu beißen;
Der aber läßt ſich ſchnell in Lüften ſchau'n,
Kehrt dann zurück, umſchwirrt das Roß in Kreiſen,
Und haut es mächtig mit den ſcharfen Klau'n.
Bayard, verletzt und ohne Wehr und Waffen,
Denkt ſich dem Feind durch Fliehen zu entraffen.

88.

Bayard kommt zu dem nahen Wald geflogen,
Und ſucht im dichteſten Gebüſche Rath.
Der Feind folgt durch die Luft in engen Bogen
Und ſpäht mit gier'gem Aug' auf ſeinen Pfad.
Doch ſchon hat ihn das gute Roß betrogen,
Das tief im Wald ſich einer Grotte naht.
Der Vogel, wie ihm jede Spur vergangen,
Schwingt ſich empor, um neuen Raub zu fangen.

89.

Gradaß und Reinald, die den Gegenſtand
Des Kampfes unvermuthet ſehn entſprungen,
Sind gleich bereit zu einem Stilleſtand,
Bis ſie Bayarden jenen Klau'n entrungen,

fortwerfen oder zurücklaſſen; ich aber verſteckte ſie heimlich in meiner Hutſchachtel. Nach ein Paar Stunden ging die Reiſe weiter durch das herrliche Rheinthal. — Das Wetter war jetzt ſchön geworden, wir ſaßen zuſammen in einem Coupé erſter Klaſſe, und Frau Julia plauderte ganz harmlos und faſt in ausgelaſſener Laune mit mir. Ich kann ſagen, dies war die glücklichſte Strecke der Reiſe, und ich fühlte mehr und mehr meine Beſorgniſſe ſchwinden. — Abends waren wir in Chur, in dieſer wohlhäbigen, ſauberen Stadt in dem weiten Thale, das von drei Seiten von majeſtätiſchen Gebirgen eingeſchloſſen iſt. Wir logirten in dem reizenden Gaſthaus zur Stadt Bern. — Rings Balkone vor jedem Fenſter, ſchon wie in Italien, nur daß ſie von Holz ſind. Wir bekamen zwei reizende Zimmer. Mein Vorſchlag war, den Thee oben zu nehmen, aber Frau Julia beſtand darauf, in den großen Saal an die Abendtafel zu gehen. Was wollt' ich machen? So ſetzten wir uns mitten zwiſchen die fremden Leute hinein, von hundert Augen beobachtet, von hundert Zeugen bekrittelt; ich kann ſagen, ich befand mich wie auf glühenden Kohlen, Frau Julia aber war von einer Sicherheit und Unbefangenheit, die mich in Erſtaunen ſetzte. Dabei ſprach ſie ziemlich reichlich den vorgeſetzten Speiſen zu und verſchmähte auch nicht ein Glas Wein. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich fand plötzlich den Muth, ſie um ein Plauderſtündchen nach dem Souper zu bitten. Warum denn nicht? ſagte Frau Julia. Wir haben ja einen

Balkon vor dem Fenſter, und die Nacht iſt warm und ſternhell.

Die Conrectorin begann hier von Neuem zu lachen.

Sie lachen ſchon wieder, Frau Conrectorin?

Nun ja, ich kann mir's ſchon denken, ſie hat Ihnen das Plauderſtündchen auf dem Balkon gewährt.

Allerdings, ſo war es, Frau Conrectorin.

Und der Balkon war natürlich getrennt?

Auch das war er, Frau Conrectorin; aber woher wiſſen Sie das Alles?

O ich weiß ja gar nichts, bitte, erzählen Sie doch weiter — ich male mir das nur ſo in meinen Gedanken aus.

Vetter Iſidor hielt eine Weile inne und betrachtete die Frau Baſe mit dem Blicke des Mißtrauens. Dann fuhr er kleinlaut fort:

Allerdings, dort auf dem Balkon unter dem Glanz des erhabenen Firmaments verlebte ich noch eine glückliche Stunde, und ohne die Tücke der ſchönen Frau Julia ... ja ſo, unterbrach er ſich plötzlich, das gehört nicht hierher.

Erſt recht gehört es hierher, Vetter, rief die Conrectorin und erhob drohend ihren Finger. Vetterchen, Vetterchen, ich glaube, Sie ſind ein ganz ſchlechter Menſch geworden.

Aber wie können Sie glauben, Frau Conrectorin?

Nur losgebeichtet, nur Farbe bekannt, Vetterchen;

nicht wahr, Sie haben à la Romeo über den Balkon ſteigen wollen?

Ich verſichere Sie auf Ehre, Frau Julia ſtellte zuerſt die Frage, ob dieſes möglich ſei.

Und Sie ſind wirklich hinübergeklettert?

Schweigen Sie doch, Frau Conrectorin, es hat mir ja nichts geholfen!

Weil Frau Julia gleich in ihr Zimmer geflohen iſt und die Thür hinter ſich abgeſchloſſen hat.

Aber woher wiſſen Sie? — und der Vetter Iſidor ſaß mit offenem Munde.

Woher — weil ich Sie kenne, Vetterchen, und weil ich meinen loſen Schalk Julia auch kenne. Nun, und was wurde daraus, Vetterchen? Sie haben einige Minuten gepocht und gefleht, dann haben Sie denſelben Weg wieder zurückklettern müſſen.

Vetter Iſidor nickte mit einer unbeſchreiblichen Armenſündermiene. Mit Lebensgefahr, Frau Conrectorin, mit Lebensgefahr.

Die Frau brach jetzt in ein wahrhaft convulſiviſches Gelächter aus, das um ſo ſtärker wurde, je mehr ſie es zurückdrängen wollte. Die Thränen ſtrömten ihr aus den Augen, nachdem ſie den Erſtickungsanfall überwunden hatte.

Vetter Iſidor hatte beleidigt nach ſeinem Hute gegriffen und wollte ſich entfernen, aber die Frau Conrectorin nahm ihn am Arme und führte ihn an ſeinen Platz zurück.

Dageblieben, Vetterchen, dageblieben. Sie ſind ja Zeitlebens ein ſolider, braver Menſch geweſen, dem man nichts Schlechtes nachſagen konnte. Natürlich haben Sie auch einmal ein Abenteuer erleben wollen, wie andere leichte Geſellen, aber Sie ſehen, was dabei herauskommt. Nun und wie ging es denn weiter? Denn die ſchöne Geſchichte kann doch noch nicht zu Ende ſein.

O wollte Gott, ſie wäre es damals geweſen, denn Frau Julia wollte ja nur nach Chur gebracht ſein, obgleich ich ſchon damals nicht begreifen konnte, was ſie gerade dort wollte. Ohne mich weiter zu fragen, hatte ſie noch Abends, und zwar hinter meinem Rücken, auf den andern Tag Extrapoſt nach Thuſis und Bellinzona beſtellt. Wohl oder übel mußte ich mich darein ergeben und ſchon um neun Uhr waren wir auf der göttlichen via mala, zwiſchen himmelhohen Felſenwänden und Abgründen.

Aber wie war denn ihr Benehmen gegen Sie Vetterchen?

Kühl und ſtolz und in ſich gekehrt, als wenn gar nichts zwiſchen uns vorgefallen wäre. Von da an behandelte ſie mich vollſtändig als ihren Packträger. Als wir bei einer ſteilen Strecke ausſteigen mußten, lud ſie mir Schirme und Plaids, Taſchen und Tücher auf, ſo daß ich von der großen Naturſcenerie nicht mehr genoſſen habe, als das erſte beſte Saumthier. Und was das Tollſte war, in Thuſis mußte ich wieder ihren Ritter machen.

Ah, in Thuſis; wie war denn die Geſchichte?

Es iſt die letzte Poſtſtation vor dem Bernardin, und es iſt immer viel Leben von Fremden dort aus Nord und Süd. Wir nahmen ein Dejeuner, und Frau Julia ſaß vis-à-vis einem ſchwarzbraunen Herrn, der ſofort mit der zudringlichſten Unverſchämtheit ein Geſpräch mit ihr anknüpfte. — Ich achtete erſt nicht viel darauf, bis mir Julia in hellrothem Zorn zurief, ich möchte ſie in Schutz nehmen, das ſei meine Pflicht als ihr Bruder; ich hatte ſchon eine unzarte Antwort auf der Zunge, aber ſie zwang mich mit ihren Augen, zu thun, was ſie wollte. Ich mußte ſie aus dem Saal führen. Der Fremde kam uns nach und verſuchte einen Wortwechſel mit mir anzufangen. Da zeigte es ſich, Frau Conrectorin, wozu die Vorſicht gut iſt; ich griff nach meiner Hutſchachtel und begann eine der beiden Donnerbüchſen, wie Sie es nennen, auszupacken und zu putzen.

Das war ſehr unvorſichtig, Vetterchen, denn der Fremde wird Sie einfach ausgelacht haben.

Ja, das hat er auch, ſagte Iſidor, aber er entfernte ſich; nachher kam er noch einmal wieder und wollte mir die koſtbaren Waffen abkaufen, denn er ſei ein Archäolog, wie er ſagte; aber nun war die Reihe des Lachens an mir. Glücklicherweiſe ging die Reiſe gleich weiter. Eine Stunde darauf erreichten wir die Schneegrenze. Man ſtieg aus, und je zwei Paſſagiere mußten einen Schlitten beſteigen: auch bekamen wir blaue Brillen gegen die Blendung des Schnees. Frau Julia wollte zwar anfangs Umſtände machen, daß wir in Einen Schlitten zuſammen kämen, aber ſie mußte ſich darein ergeben, und überhaupt hatte ſie ſeit dem letzten Auftritt in Thuſis mildere Saiten aufgezogen — ſie duldete es, daß ich meinen Arm um ſie legte, als wir durch die unermeßliche Schneewüſte fuhren. Ich weiß nicht, was ich in dieſen Stunden Alles zu ihr geſagt habe; ſie hörte Alles ruhig an und flüſterte nur einmal, indem ſie ſich wegen ihrer Zurückhaltung entſchuldigte: „Morgen werde dieſer Zwang zu Ende ſein und ſich jedes Räthſel löſen.“ Erſt ſpät in der Nacht erreichten wir Bellinzona, nachdem wir auf der ſüdlichen Höhe des Bernardin abermals die Poſt beſtiegen. Dort war es, wo uns das erſte buona sera entgegenklang. — In dem elenden Albergo all' angelo zu Bellinzona erhielten wir abermals zwei Zimmer mit verblichener Pracht — kein Fenſter und keine Thür ſchloß vollſtändig; als dies Frau Julia entdeckte, erklärte ſie, aufbleiben zu wollen; ſie beſtellte Lichter und ein — Dominoſpiel, was ſagen Sie dazu, Frau Conrectorin? ich war todtmüde und mußte Domino ſpielen noch die ganze Nacht hindurch; o es war eine Qual ohne Gleichen; aber ich kann ſagen, daß mich weniger der Zorn wach hielt als die Neugier, was nun am andern Tage eigentlich geſchehen ſolle. Noch bis gegen Mittag blieben wir in dem verwünſchten Neſt; endlich ſagte Frau Julia: es ſei Zeit zum See zu fahren nach Magadino. Der kleine Ort liegt an der Nordſpitze des Lago maggiore. Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe war. Wollte ſie mich wirklich in das Paradies von Italien entführen und dort erſt die Meine ſein, wo wir in Sicherheit vor jeder ſtörenden Begegnung mit Deutſchen waren?

Endlich waren wir in Magadino — das Dampfſchiff von Arona brauſ't heran. Die Brücke wird angelegt. Endlich bin ich am Ziel, ruft Frau Julia und läßt ein weißes Tuch wehen: vorwärts, Vetter, ſagte ſie zu mir, wir eilen über die Brücke auf das Dampfſchiff. Da drängt ſich unter dem Gewühl der Ausſteigenden uns ein Herr entgegen — ein völlig unbekannter Herr, der ſchreit auf, als er Julien erblickt, und Julia — ſtürzt ſich in ſeine Arme!

Natürlich, und es wird kein Anderer geweſen ſein, als Heiſter, ihr Gatte.

Aber woher wiſſen Sie, Frau Conrectorin?

Nun, das ließ ſich doch ſchon lange errathen; ſie wird doch die Herren einander vorgeſtellt haben?

Allerdings that ſie das, und der Vetter wiederholte es pantomimiſch, „mein lieber Mann,“ und dabei küßte ſie ihn von Neuem, „und hier mein Befreier, mein Beſchützer, mein Cavalier, Secretär Vetter Iſidor Schnittlauch“ — ſie hat mir keinen Tropfen des Giftes erſpart. Ich muß dageſtanden ſein wie eine Heerde Schafe, wenn es donnert — o ich muß eine unſterblich lächerliche Rolle geſpielt haben, Frau Conrectorin; ſchonen Sie meiner nicht, lachen Sie nur zu, lachen Sie nur zu.

Was ich damals empfunden, wird keine ſterbliche Seele jemals wieder empfinden.

Mein Himmel, Vetterchen, Ihnen iſt nur ganz recht geſchehen. Aber Sie werden doch wenigſtens gute Miene gemacht haben zum böſen Spiel?

O, was für eine Miene, ich weiß es nicht, jedenfalls eine ſehr dumme; ich kam erſt völlig wieder zu mir, als ſie gleichſam zur Entſchuldigung auseinanderſetzte, ſie hätte abſolut kein anderes Mittel gewußt, ſich jenen leidigen Verhältniſſen zu entziehen und ein neues Leben zu beginnen. Ihr Mann ſelbſt hätte ſich hier nicht wieder zeigen dürfen, ohne ſeine Freiheit auf das Spiel zu ſetzen. Unterwegs in Rorſchach hatte ſie ihm telegraphiſche Nachricht gegeben, daß ſie entflohen ſei und daß er ihr bis Bellinzona oder Magadino entgegenkommen ſolle. Er hat bei Genua und auch bei Nizza eine neue Parfümeriefabrik errichtet — dort, wo die Veilchencultur in höchſter Blüte ſteht, und dieſem neuen Parfüm verdankt er ſeine jetzige glänzende Stellung und auch ein namhaftes Vermögen. Mir war es allerdings unbegreiflich, daß ſie nicht früher zu ihrem Gatten hat zurückkehren können!

Mir gar nicht, ſagte die Conrectorin; ſie wußte ja nichts davon, daß ihr Mann ſich wieder emporgeſchwungen hatte. — Nun aber, wie war er gegen Sie, Vetterchen?

O, er war höchſt liebenswürdig und charmant mit mir. Sie wollten mich mit nach Genua und Nizza nehmen und luden mich ein, den ganzen Sommer dort zuzubringen. Es mochte recht gut gemeint ſein, aber es litt mich nicht eine Stunde neben ihnen; kam es mir doch vor, als wenn ſie mich nur zum Beſten hielten, und namentlich dieſe Julia, dieſe reizende kleine Teufelin; ich konnte ſie nicht mehr anſehen, ohne mir wie ein Capitaleſel vorzukommen; o Weiber, Weiber, Weiber! Mit Einem Wort: mit demſelben Dampfſchiff bin ich nach Magadino wieder zurückgefahren, nachdem ſie glücklich auf der Bahn von Arona weitergereiſ't waren.

Nun, liebes Vetterchen, ſagte die Conrectorin mit Behagen, ſo haben Sie wenigſtens unfreiwillig einen Vacanzausflug gemacht. Sie haben ja um jeden Preis einmal ein Abenteuer erleben wollen; nun werden Sie hoffentlich von der Romantik curirt ſein.

Ja wohl, Frau Conrectorin, das bin ich — gründlich bin ich curirt worden. Es nutzt nichts, das Außerordentliche zu begehren, und die Ideale haben eine ganz heilloſe Kehrſeite. Ich bin über die Geſchichte ganz dumm geworden; jeder Pfahlbauer und Philiſter, der nie etwas erlebt hat, kommt mir wie ein Salomo und Ariſtoteles vor, hundertmal klüger und erfahrener als ich. O, die Sache hat noch ihre böſen Folgen gehabt. Daß ich verſchiedene meiner Sachen unterwegs in meiner grenzenloſen Zerſtreutheit liegen gelaſſen habe — auch die Hutſchachtel mit den Reiterpiſtolen, die auf dem Dampfſchiff oder in Magadino geblieben iſt — das war noch das Wenigſte — nein, da ich auch vergeſſen hatte, mir meine Auslagen zurückerſtatten zu laſſen, war ich mit meinem Reiſegeld bald zu Ende, ſo daß ich von Chur aus zu Fuß hierher zurückmarſchieren mußte, ſonſt wäre ich längſt wieder daheim geweſen.

Sie armes Vetterchen, ſagte die Conrectorin mit weichſtem Tone, da haben Sie freilich ein hartes Martyrium durchmachen müſſen; aber nun ſollen Sie auch gepflegt werden zur Entſchädigung, daß Sie Ihre Strapazen vergeſſen.

Und ſie nahm aus dem Wandſchrank eine jener Flaſchen und zwei von den grünen Römern, welche ſchon vor drei Wochen jenes entſcheidende Dejeuner verherrlicht hatten; jetzt füllte ſie dem Vetter und ſich ein Glas mit edlem Rüdesheimer und ſtieß mit ihm an — auf neues Leben.

Raſch trank der Vetter aus und verſank dann wieder in brütende Betrachtung.

Seine alte Baſe, die Frau Conrectorin, kam ihm heute liebenswürdiger und, ſo zu ſagen, jugendlicher als ſonſt vor.

Endlich fragte er: Was ſticken Sie denn eigentlich, Frau Conrectorin?

Kennen Sie die Börſe noch, von vor zwanzig Jahren?

Ach Gott, das iſt doch nicht etwa . . . ſtotterte der Vetter in halber Verlegenheit.

Ja wohl, das iſt die verhängnißvolle Börſe mit dem traurigen Vergißmeinnicht; ſie wurde niemals vollendet, weil ein gewiſſer böſer Pedant ſeine Freude daran hatte,

Vor denen er zum finſtern Wald gerannt,
Mit dem Beding, wem es zuerſt gelungen,
Der kehre zu dem Quell mit ihm zurück,
Wo über ihn entſcheiden ſoll das Glück.

90.

Die Spuren, die im Graſe friſch erſchienen,
Verfolgend, eilen ſie hinweg vom Quell.
Allein Bayard entfernt ſich weit von ihnen;
Der iſt für ihre Beine gar zu ſchnell.
Gradaſſen mag die wackre Stute dienen,
Er ſchwingt ſich ſchleunig auf und ſein Geſell,
Den Groll und Unmuth, wie noch nie, entzünden,
Bleibt weit zurück in dieſen Waldesgründen.

91.

Reinalden täuſchten bald des Roſſes Spuren,
Das ſeltſam ſich im tiefſten Wald verlor,
Und fern wie möglich von den offnen Fluren,
Durch Dorn, Geſtrüpp, durch Bäume, Bach und Rohr,
Um vor den Klauen, die vom Himmel fuhren
Sich zu verſtecken, ſeinen Weg erkor.
Nachdem er lang ſich ließ und fruchtlos narren,
Kehrt er zum Quell, um ſeiner dort zu harren;

92.

Ob, wie ſie's mit einander ausgemacht,
Er mit Gradaſſen würde dort erſcheinen.
Doch ſieht er um die Hoffnung ſich gebracht
Und kehrt zu Fuß und traurig zu den Seinen.
Verfolgen wir Gradaſſen jetzt: ihm lacht
Fortuna beſſer als man ſollte meinen:
Durch Glück mehr als Verſtand wird's ihm beſchert,
Daß er Bayarden nahe wiehern hört.

ſich und mich unglücklich zu machen. Die Stimme der braven Frau hatte dabei einen etwas verſchleierten, zitternden Ton angenommen.

Merkwürdig, murmelte Vetter Iſidor in einer ſonderbaren Schüchternheit.

Ja wohl, merkwürdig iſt's, Vetterchen, ſagte die Conrectorin mit ſichrerem Tone; ſoll ich Ihnen etwa die Geſchichte erzählen? Es wäre ſchon der Mühe werth, denn auf dem Gedächtniß wiſchen allerhand unberufene Schwämme herum, jeden Tag ein Stückchen und an manchem Tage gleich ein großes Stück. Da waren einmal zwei junge Leute beinah im gleichen Alter, die manches liebe lange Jahr miteinander in die Schule gegangen und zuſammen aufgewachſen waren. Als er die Univerſität verließ, waren ſie ſo gut wie Verlobte. Es iſt noch ein ganzes Packet Briefe vorhanden, ſo zärtliche und feurige Briefe, daß ſich jede Motte daran die Flügel verſengen könnte. Da war es eines Tages — es war ein Sommertag ſo ſchön wie heute — da hatte ſie eine Börſe angefangen mit einem Vergißmeinnicht, denn ſein Geburtstag war in einigen Wochen: da überraſchte er ſie unvermuthet, und er kam dahinter, für wen das Geſchenk ſei, und das empörte ihn — ja, ja, Vetter, es empörte ihn; es war ihm nicht ideal, nicht ſchwärmeriſch genug, ſondern bloß praktiſch, und er warf die Frage auf, ob Shakeſpeare's Julia ihrem Romeo wohl auch eine Börſe gehäkelt haben würde mit einem Vergißmeinnicht. Warum denn nicht, ſagte das junge Mädchen, wenn es gerade Mode geweſen wäre; und darüber kam es zum Zank, ein Wort gab das andere, und im hellen Zorne ging der moderne Romeo fort, ohne ſich wieder ſehen zu laſſen. Ein halbes Jahr verging; er war auf Reiſen gegangen und hatte ſeine Braut vergeſſen. Da nahm ſie einen anderen, einen älteren Freund von ihrem Verlobten, einen braven, redlichen, praktiſchen Mann. Den nahm ſie, und ſie waren ganz glücklich miteinander, bis er nach zehn Jahren ſtarb als Conrector am hieſigen Gymnaſium; Gott geb' ihm die ewige Ruhe. Der Andere aber, der ungetreue Romeo, blieb ewig ein verdorbener Student. Sie hat noch oft an ihn gedacht und bittere Thränen um ihn geweint; — indeß ihr Mann raſch emporſtieg, weil er ſich in die Welt ſchickte, verkam jener und wurde nichts Rechtes, weil er nur Großes und Erhabenes erleben, weil er ſeine ganze Exiſtenz in lauter Poeſie verwandeln wollte. — Wo eine neue Oper oder ein neues Trauerſpiel gegeben wurde, mußte er dabei ſein. Auf jedem Turnertag und Schützenfeſt, bei jeder Künſtlerverſammlung und jeder Säcularfeier von Dichtern mußte er ſeine Rede halten und ſeine Rolle ſpielen. Und bei alledem hatte er es noch ganz beſonders auf die Frauen abgeſehen. Ich glaube, es giebt keine Sängerin und Schauſpielerin, keine junge Wittwe und keine Schönheit in der ganzen Stadt, für die er nicht eine Zeit lang geſchwärmt hat, und darüber iſt ſein Leben zerfahren und ſeine ſchöne Jugendzeit vergangen; denn einen feſten, muthigen Enſchluß hat er niemals faſſen können, und das Einzigemal, wo er ſich zu einer That aufraffte, hat er nur für Andere die Kaſtanien aus dem Feuer geholt oder vielmehr hineingeſchoben. Seine alte Freundin hat ihn immer noch lieb und hätte ihn um jeden Preis glücklich geſehen, wenn auch mit einer Anderen, mit einer jungen, ſchönen Frau. Nun iſt auch dieſe letzte Hoffnung vereitelt.

Frau Conrectorin ſchwieg eine Weile, als erwarte ſie eine Antwort, und wirklich nahm der Vetter ihren Ton auf.

Ja wohl, Frau Conrectorin, ſagen Sie es nur offen. Er war ſchon in jungen Jahren ein Kalb, und iſt es geblieben bis an ſeine alten Tage.

Auf dieſes Eingeſtändniß trat eine lange Pauſe ein. Die Chocolade war längſt getrunken, und die Dämmerung ließ kaum mehr die Farben der Perlen an der Stickerei erkennen.

Wann wollen Sie denn die Börſe fertig ſticken, Frau Conrectorin? fragte er mit ſchüchternem Tone.

Ja, mein Freund, das iſt eine weitläufige Frage.

Nun, der Geburtstag jenes Jugendfreundes könnte doch noch einmal wieder kommen.

Was hilft's, ſagte ſie, ich bin eine alte Frau geworden.

Das kann man nicht ſagen, Emilie, du biſt immer noch eine hübſche, ſtattliche Frau — aber kaum waren dieſe Worte heraus, ſo erſchrak der Vetter über ſeine Kühnheit und ſetzte raſch in kleinlautem Tone hinzu: Ich hab' erſt eine Reiſe machen wollen in der Vacanz, aber du haſt Recht, ein Landaufenthalt in der Nähe der Stadt iſt viel geſünder und empfehlenswerther. Ich war dir damals ſehr dankbar, daß du mich in deinem Hauſe aufgenommen. Könnte man jetzt dieſen Aufenthalt nicht verlängern? Ich würde recht ſchön darum gebeten haben.

Die Conrectorin muſterte einen Augenblick den Vetter, deſſen Kühnheit ihr durchaus nicht zu mißfallen ſchien.

Wird das aber auch gehen? ſagte ſie langſam. Der Herr Nachbar iſt wüthend auf dich als den Entführer ſeiner Enkelin. Er ſchießt dich nieder, wenn er dich zu Geſicht bekommt.

O, dagegen gäbe es wohl ein Mittel, ihn zu überzeugen, daß ich keinen Theil an ſeiner Enkelin habe.

Und dies Mittel wäre?

Hm, ich meine — der Vetter machte eine Pauſe und nahm dann einen neuen Anlauf. Wie wär's, wenn wir ihm weiß machen, wir wären verheirathet. Der Schein wäre nur für uns. Ich habe die Stadt ohnehin ſatt und könnte hier in der ländlichen Ruhe meine wiſſenſchaftlichen Werke zu Ende bringen.

Wenn wir es ihm weißmachten? — die Frau Conrectorin mußte wirklich laut auflachen. Vetterchen, Sie ſind über alle Maßen komiſch.

Ich meine nur deinethalben, Emilie, ſagte er mit feſtem Tone. Im Ernſt wirſt du es mit einem ſolchen Pedanten nicht wagen wollen.

Na, es käme denn doch auf einen Verſuch an, ſagte die Frau leiſe und beugte ſich über ſeine Schultern, und damit es nicht wieder mißglückt, machen wir es lieber gleich feſt. — Vetter Iſidor legte ſeinen Kopf mit den blonden Locken und den waſſerblauen Augen, die im Dunkeln leuchteten, an ihre Bruſt, und ſie zog ihn an ſich. — Die Augen wurden ihr feucht. Die dummen romantiſchen Thränen! ſagte ſie, indem ſie die Augen raſch trocknete. Was wollen Die denn jetzt? Die hab' ich ja im Stillen manchmal geweint und ſie haben mir nichts geholfen, und die Börſe wäre längſt fertig geworden, wenn Thränen Perlen wären. O Vetterchen, jetzt wollen wir Alle auslachen, die das Glück über den Wolken ſuchen, während es ihnen vor den Füßen auf Erden zu finden iſt!

# Das Gericht im Walde.

Von Julie Ludwig.

Altes und Neues. Düſſeldorf. H. Budich. 1868.

Julie Ludwig, eine Nichte Otto Ludwig's, am 23. Nov. 1832 in der kleinen thüringiſchen Wald- und Bergſtadt Gräfenthal geboren, verlebte ihre Kindheit theils hier, theils an andern Orten des Herzogthums Meiningen, bis ihr Vater im Jahre 1848 zu dauerndem Aufenthalt nach der Reſidenz verſetzt wurde. Als die Aelteſte von vier Geſchwiſtern von den Sorgen des Haushalts früh in Anſpruch genommen, konnte ſie nur wenig Zeit ihren dichteriſchen Neigungen widmen. Erſt als die Familie nach dem 1864 erfolgten Tode des Vaters nach Düſſeldorf überſiedelte, wurde dort ein Band Erzählungen vollendet, der 1868 unter dem Titel „Altes und Neues“ erſchien. Seitdem iſt Nichts mehr von Julie Ludwig's novelliſtiſchen Arbeiten in die Oeffentlichkeit getreten, ſo entſchieden günſtige Aufnahme das erſte Bändchen gefunden hat. Was darin im Stil von Familienmemoiren enthalten iſt, möchte, ſo feſt die Charakterzeichnung und ſo gewandt und ſicher die Entwicklung der Ereigniſſe ſich darſtellt, mancher weiblichen Feder gelingen, ohne über die Anſprüche hinauszugehen, die bei glücklichem Naturell und erfreulichem Stoff ſelbſt von Dilettanten zu erfüllen ſind. Die kleine von uns hier mitgetheilte Erzählung indeſſen zeigt, daß das Talent Julie Ludwig's auch künſtleriſchen Aufgaben von freier Erfindung und tieferer pſychologiſcher Anlage gewachſen iſt; die Feinheit der ſeeliſchen Züge, die Energie der landſchaftlichen Schilderungen erregen das höchſte Intereſſe und berechtigen zu dem Wunſche, daß die Verfaſſerin aus ihrer Zurückhaltung heraustreten möge, um uns an der vollen Entfaltung ihres Talents Theil nehmen zu laſſen.

Wer ſie ſo geſehen hätte, die hübſche Roſe-Marie, die Bäuerin vom Weidenhofe drunten, wie ſie dahinſchritt, ſchmuck im Sonntagsſtaate und mit feſten Füßen, der würde nicht errathen haben, wenn er es ſonſt nicht wußte, welche Bewandtniß es mit ihrem heutigen Stadtgange hatte. Denn Jahrmarkt, wie man allenfalls vermuthen konnte, war ſo wenig, als es Sonntag war, und das Körbchen, welches ſie am Arme trug, deutete ſo ſicher nicht auf Einkäufe, wie das große, baumwollene Regentuch darin feſt auf Regen zu rechnen ſchien. Ein Gewitter hatte ſchon vor der Sonne geſtanden; die Roſe-Marie hätte kein Landkind ſein müſſen, um nicht zu wiſſen, daß es im Laufe des Tages wiederkommen würde — alſo drittens war die Reiſe auch nicht zum bloßen Vergnügen unternommen.

Sauber wie immer, hatte ſie doch heute mit faſt zu peinlicher Sorgfalt das krauſe Haar über der Stirn geglättet und die Schleife des buntſeidnen Kopftuches in faſt zu ſteifer Symmetrie darüber aufgebunden. Die bauſchigen Hemdärmel blendeten durch ihre Weiße, und die feinen Zwickelſtrümpfe ſchimmerten wie friſch erblühter

93.

Von der gehabten Angſt noch ſehr beklommen,
Fand er ihn aus in jener dunklen Kluft,
Wo er ihn leicht an ſeine Hand genommen,
Da er ſich nicht herauswagt in die Luft.
Zwar iſt ihm ſeine Pflicht in Sinn gekommen,
Die mit dem Roß ihn zu der Quelle ruft;
Doch iſt er nicht geneigt ſie zu erfüllen,
Und alſo ſpricht er bei ſich ſelbſt im Stillen:

94.

Mag's wer da will mit Kampf und mit Gefährde,
Mit Frieden ihn zu haben freut mich mehr.
Vom einen zu dem andern Stand der Erde
Kam ich, und einzig um Bayarden her.
Nun hab' ich ihn, und wer da meint, ich werde
Ihn wieder laſſen, der betrügt ſich ſehr.
Will Reinald ihn, mag er nach Indien eben,
Wie ich zuvor nach Frankreich, ſich begeben.

95.

Er kommt ſo ſicher zu den Saricanen,
Wie ich ſchon zweimal kam in Frankreichs Port. —
Der Heide ſprach's, und zog auf ebnen Bahnen
Nach Arles hin, fand ſeine Truppen dort,
Und reiste mit Bayard und Durindanen
Auf einem wohlverpichten Schiffe fort.
Ein andermal davon: ich muß Gradaſſen,
Reinalden und ganz Frankenland verlaſſen.

96.

Aſtolfen folg' ich, der mit Zeug und Zaum
Sein Flügelthier, als ob's ein Renner wäre,
Raſch durch die Lüfte jagt, daß raſcher kaum
Ein Falk' und Adler theilt die Atmoſphäre.

Schlehdorn durch das ſaftige Grün der Wieſen; ſtraff ſaß das Mieder mit den blanken Knöpfen, und der dunkle, dreimal mit grünem Taffetband umnähte Tuchrock fiel in tiefen Falten von der kräftigen Hüfte. Kein „Unthätchen“ ſollte an ihrem Anzuge, kein Makel an ihr ſelbſt gefunden werden — das ſtand auf ihrem von der Schläfe bis zum Kinn in feſten, ſchönen Linien gezeichneten Geſichte geſchrieben. In dieſem Geſichte vermißte man weder die Roſen der Geſundheit, noch den ſchwellenden Flaum der Jugend, und nur Eins fehlte der ländlichen Erſcheinung, um ſie zu einer in ihrer Art vollendeten zu machen: lachende Heiterkeit.

Zwar, ſo lange ſich die Roſe-Marie noch im Bereiche der Häuſer und der Blicke wußte, hielt ſie den Nacken ſteif und warf den Kopf faſt übermüthig auf, wie es ſo ihre Art war, wobei ſie bald nach rechts und bald nach links ſehr freundlich grüßte; ja, ſie erzwang ſogar ein Lächeln, welches ihre weißen Zähne prächtig zwiſchen den hochroth ſchwellenden Lippen hervorblitzen ließ, aber ihr Auge lachte nicht mit, wie es ſonſt gewöhnlich that, und auch die Stirn ſchien wenig genug von dem zu wiſſen, was weiter unten im Geſicht geſchah. Kaum hatte ſie denn auch die letzte Hütte des langgeſtreckten Dorfes hinter ſich, als ſie, plötzlich ſtehend bleibend, die ganze fremde Laſt mit einem tiefen Athemzuge gleichſam von ſich abſtieß.

Ei, was da! ſagte ſie und fuhr ſo gewaltſam mit dem rechten Arme aus, als gälte es, die Feſtigkeit der Aermelnaht zu prüfen, — was da! gebt Raum, ihr Allerweltsgeſichter! Das ſoll ein Ende haben mit dem abſonderlichen Gucken, als wär' was an mir, was nicht dürfte ſein — mit dem wehleidigen Gethue und der Bedauerniß von wegen dem — Sie lachte höhniſch auf. Satt hab' ich's, fuhr ſie fort, das unnütze Reden hin und wider, wo jeder Narr meint, er muß mir ſeinen Dreibatzenrath aufſchwatzen für 'ne Schal' Kaffee und: hab' ich's nit geſagt? kommt alleweil dahinter vorgeguckt. Geht! geht! ich kann's allein machen — laßt mich nur erſt frei ſein — frei! ſagte ſie noch einmal und ſchritt trotzig weiter.

Es war ein ſchwüler Morgen, und der Wieſenpfad, den ſie mit einem Blicke auf die ſpiegelblanken Sonntagsſchuhe einſchlug, zeigte ſich zum Glücke für dieſelben trocken. Es hatte nicht gethaut — ein zweites Zeichen, daß die rings um den Horizont aufſteigenden Wolken das Verſäumte früher oder ſpäter nachzuholen dächten. Eine tiefe Stille lag in der Luft, die Gräſer ſtanden und rührten ſich nicht, und manche kräftige Feldblume hing das feine Köpfchen, wie ein ſchmachtendes Stadtkind. Die Roſe-Marie ſah mit einer Art hochmüthigen Mitleids darauf hernieder, bald jedoch hatte ſie des Himmels über ſich ſo wenig mehr Acht, wie der Erde unter ihren Füßen; ſie ſah und ging gerade vor ſich hin. Was ſie dachte, hätte ſelbſt ein Phyſiognom und Pſycholog von Profeſſion nicht von ihrer Stirne abgeleſen, aber was ſie auch vorhatte — und ſie hatte etwas vor, das war deutlich — ſie war in ihrem Rechte; ſie glaubte es wenigſtens zu ſein.

Eine gute Viertelſtunde mochte ſie auf dieſe Art mit der mechaniſchen Gleichmäßigkeit einer wohlaufgezogenen Uhr fortgegangen ſein, als ſich plötzlich etwas in dem innern Räderwerke zu verſchieben ſchien. Ein Schritt, noch in der Ferne hinter ihr, hatte das Ohr der Bäuerin getroffen, vielleicht zugleich ihr Herz, denn ſie zuckte unwillkürlich mit der Hand darnach, um gleich darauf mit dem Fuße aufzuſtoßen, voller Zorn, daß jenes, ſo mit eins und ohne ſie zu fragen, den Geſchwindſchritt eingeſetzt für dieſen.

Das wäre! dachte ſie, wenn er mich hier halten ſähe! — und mit dem Gedanken ſchoß das rebelliſche Blut vom Herzen um ſo höher wieder in die Backen, ja! bis unter das krauſe Schläfenhaar hinauf. Daß wir uns überhaupt begegnen müſſen — hier — ſie ſchüttelte den Kopf — — — Und wenn er vor dich träte, zu dir ſpräche — Roſe-Marie! wie dann? Der Korb an ihrem Arme zitterte, und faſt hätte ſie noch einmal ſtill gehalten vor der Frage. Keinen Blick, kein Wort! gelobte ſie ſich zornig. Ha! daß er meinen müßt', ich hätt' auf ihn gepaßt! — es thät' mich reu'n! Sie biß die Zähne knirſchend auf einander, und eine Flamme leidenſchaftlichen Haſſes ſchlug aus den blauen Augen, über denen ſich die Brauen finſter zuſammenzogen. Und ſie hob den Kopf nur um ſo höher und ſetzte ihre Füße um ſo feſter auf, je näher ſie die bekannten Schritte hinter ſich vernahm.

Sie wandte ſich nicht um, ſie zögerte ſo wenig, als ſie ſich beeilte, und ſie beſann ſich keinen Augenblick, ſtatt der weiter hinauf liegenden bequemen Brücke den erſten beſten aus Baumſtämmen gebildeten Steg zu betreten, der über den tiefen Mühlbach hinüber auf den Fahrweg lenkte. Das Waſſer ſchoß und rauſchte unter ihr dahin; die ſchwanke Brücke bog ſich unter ihrer und bald darauf auch unter einer zweiten Laſt. Ohne zu zittern, hörte ſie einen ſchweren, nägelbeſchlagenen Schuh hart hinter ſich geräuſchvoll auf das Holz aufſetzen, und ſelbſt als ſie, ſich dem Ende des ſchmalen, ſchlüpfrigen Weges nähernd, die Nähe des ihr Folgenden faſt körperlich empfinden mußte, glitt ihr Fuß um keines Haares Breite ſeitwärts, und keine Bewegung ihres Körpers, keine Muskel ihres Geſichtes verrieth auch nur die leiſeſte Spur einer Gemüthsbewegung.

Der junge Mann dagegen, der ihr folgte, zeigte ſich um ſo erregter, je mehr ſich die Entfernung zwiſchen ihm und ihr verringerte. Er hatte den dunklen Filzhut, den die Bauern jener Gegend auch im Sommer tragen, abgenommen und die ſchwere Jacke ausgezogen, aber während er jenen in der Hand und dieſe über einer Schulter trug, ſchien er noch gleich ſehr unter dem Drucke der ſchwülen Luft zu leiden. Sein Athem war faſt hörbar, der ungleiche Schritt ſetzte bald aus, bald um ſo haſtiger voran, und mehrmals fuhr er ſich wie rathlos über die gebräunte Stirn und durch das dichte Blondhaar, ehe er das Ende der Brücke und mit ihr die Bäuerin erreichte.

Aber war es erſt geweſen, als wolle er die Lippen öffnen, um ſie anzureden, ſo mußte er ſich ſehr raſch eines Anderen beſonnen haben, denn ſchon im nächſten Augenblicke ſchritt er ſtumm und mit abgewandtem Kopfe an ihr vorüber. Da er ſeine Augen beim Vorübergehen ſo hartnäckig ſeitwärts in die Felder richtete, als gälte es, die Aehren an den Halmen und die Körner in den Aehren einer genauen Zählung zu unterwerfen, ſo gewann die Roſe-Marie Zeit, einen halb erſtaunten, halb neugierigen Blick, entgegen ihrem Vorſatz von vorhin, auf ihn zu richten.

Das trotz der ſommerlichen Bräunung bleiche Geſicht, die wirren Haare, die düſtern Augen, — Alles das konnte ihr nicht wohl entgehen, ebenſowenig eine gewiſſe Haltungsloſigkeit, die an dem jungen, wohlgebauten Manne, der ſich auch in Herrenkleidern ſtattlich ausgenommen haben würde, etwas Neues, durchaus Fremdes war, aber — alle Himmel! hätte ſie faſt laut gerufen, war da nicht ein Knopf abgeriſſen, gerade vorn an der feinen Mancheſterjacke, welche über ſeiner Schulter hing? Wie will er vor den Herrn beſtehen? dachte ſie beſtürzt, und unwillkürlich fuhr ſie mit der Hand ans Mieder, wo ſie immer Zwirn und Nadel für ſolche Fälle bei ſich zu tragen pflegte, doch, als ob ſie hier auf ein Nadelkiſſen voll glühender Spitzen geſtoßen wäre, zog ſie dieſelbe wieder jäh zurück. Eine helle Röthe ſchlug ihr über das Geſicht und heftig warf ſie den Kopf über die rechte Schulter herum, um nun eben ſo ſtarr nach dieſer, wie der junge Mann nach jener Seite auszuſehen.

Was geht es mich an? ſagte ſie in ſich hinein und ſchnippte mit dem Finger in die Aehren — — nichtsdeſtoweniger tanzte der abgeriſſene Knopf, mit allerlei wunderlichem Gedankenkram vermiſcht, noch eine gute Weile vor ihr her.

Die Begegnung, ſo kurz ſie war, und an welch abgelegenem Orte ſie auch ſtattfand, hatte doch Zuſchauer gehabt, von denen freilich die Betreffenden, Dank ihrer beiderſeitigen Erregung, nichts gemerkt. Aus dem mit hohem Graswuchs und Gebüſch beſetzten Feldrande, der ſich am Ufer des Baches hinzog, tauchten zwei Köpfe und denſelben folgend zwei Geſtalten auf, von denen ſich die eine halb, die andere ganz in die Höhe richtete — friedliche Wegelagerer, wenn auch bewaffnet und zwar mit ſchneidigen Sicheln.

Ach, Bärbele! ſagte das eine der graſenden Mädchen, indem ſie die Hand zum Auge hob, um den Beiden auf dem Fahrweg beſſer nachzuſehen, ſollt' man's denn meinen, Bärbele! daß Die da drunten — Mann und Frau —

Geweſen ſind — ergänzte Bärbele, von heute an, da wird es richtig werden. Die Klage iſt ſchon aufgeſetzt drin im Gericht, und heute — hat der Schulz geſagt — iſt der Termin zur Scheidung.

Was? rief die Erſte wieder und ſchlug die Hände ſchallend in einander und hätte faſt den Graskorb umgeworfen vor „Verwunderniß“, ſo weit iſt's ſchon gekommen da mit Denen?

Ja, ja, verſicherte das kluge Bärbele, indem ſie ihre volle „Hucke“ gleichmüthig auf die Schultern hob, mit der Herrlichkeit iſt's juſt am Ende. Sie haben ſich gehaſtet mit der Lieb' — nun ſind ſie fertig. Hübſch ſtetig alldieweil! hat meine Großmutter ſelig oft geſagt und: allzuheiß macht Blaſen. Seit vierzehn Tagen ſchafft er ſchon beim Hövelgrundherrn wieder als Verwalter, der Johannes; ſie hauſ't allein und plackt ſich mit den Knechten. Zu Recht geſchieht ihr ſchon — was trug ſie ihren Kopf ſo hoch und war ihr Keiner gut genug im Orte? — —

Ganz kleinlaut fragte Margareth, die ſich weder einer ſo flinken Zunge, noch einer ſo klugen, ſeligen Großmutter rühmen konnte, wie ihre Gefährtin, wodurch es eigentlich ſo weit gekommen ſei?

Da frag! Das Fragen haſt umſonſt. Wird dir's keiner auf die Naſe binden, der das Sein' gethan hat zu der Sach'; 's ſind Viele, die's vorausgeſagt, daß es ſo kommen müßt' — ob das Dieſelbigen geweſen ſind, die hinterher geholfen haben und geſchürt? Weißt, wie die Leute ſind: der Ein' hat ſein Plaiſir dabei, der Ander' ſeinen Vortheil. Es hat vielleicht ſchon lang gekocht, bis daß es gar geworden iſt und offenkundig. Immer die zweite Violin' zu ſpielen, das hat vermuthlich dem Johannes nicht mehr angeſtanden — er hat vielleicht gern König wollen ſein über ſeine Königin. — Im Anfang war's ein Spaß, dann wurd' es Ernſt, und ſo iſt das ſo unvermerkt gekommen, wie Unkraut unterm Buſche, und gewachſen. — — Zuletzt — wenn's Maß ſchon voll iſt, noch ein Tröpfle drauf, und es läuft über. Das Tröpfle iſt für diesmal nun der Damm geweſen, den der Johannes höher richten wollt'. Der Mühlbach — guck, das iſt ein reißend Waſſer; nach jedem Wetter ſchwillt er an und mächtig Schaden hat er ſchon gethan drunten im Weidenhofe an den beſten Feldern. Recht hat er, der Johannes, das hat ſelbſt der Schulz geſagt, freilich nur daheim bei ſeinen Leuten; der Bäurin gegenüber hat er mit dem Müller, der's nit leiden wollt' von wegen ſeinem Mühlwerk, ins nämlich' Horn geſtoßen und geſtichelt auf die neumodiſche Weisheit von der Ackerbauſchulen, bis daß ſie ganz rabbiat geworden iſt, die Roſe-Marie, und hat es durchgeſetzt nach ihrem Kopf. Wer hat den Weidenhof ererbt? ich oder du? Wer hat zu ſagen, wie es werden ſoll? So hat's der Urahn ſchon gemacht — ſo muß es bleiben. Nun gut, hat der Johannes drauf geſagt: dann magſt mit deinem Urahn hauſen — ich will gehen.

Biſt du dabei geweſen oder — der Schulz? unterbrach die mit dem Aufbinden ihres Korbes beſchäftigte Margareth das redſelige Bärbele, indem ſie halb neckiſch, halb zweifelhaft an ihr hinaufſah.

Ja, der Schulz, ſagte die Gefragte, indem ſie geſchickt ablenkte, der hat von Anfang an ſchon ſcheel geſehen zu der Heirath. Der fremde Burſch im Dorf, der iſt ihm lang ein Dorn im Aug' geweſen.

Ja, ja, von wegen ſeinem Fritz, dem hätt' der Weidenhof auch angeſtanden —

Und hat's ihm ſchwer genug gemacht, hereinzukommen.

Margareth ſeufzte. Sie wußte wohl auch um einen fremden Burſchen, dem es ſchwer genug gemacht wurde, „hereinzukommen". Sie hatte ja um dieſes Leides willen ſo lange in der Stadt gedient, daß all die „alten Geſchichten pure Neuigkeiten" für ſie waren. Die Roſe-Marie, meinte ſie faſt neidiſch, konnte ſich's freilich ein Stücklein Geldes koſten laſſen, ihn zu kriegen.

Und jetzt, tröſtete Bärbele, giebt ſie vielleicht das Doppelt', um ihn wieder los zu werden. Doch nun — biſt endlich fertig? Steck deine Sichel ein und mach, daß wir von dannen kommen, eh' das von dort — ſie zeigte nach dem Walde, hinter dem es ſchwarz heraufſtieg — uns auf die Hacken ſetzt. Das iſt die Wetterecken, und was da gebraut wird — gnad' uns Gott! das iſt nix Gutes!

Die Mädchen liefen dem Dorfe zu, in dem ſämmtliche Hähne durch einander krähten, während die Schwalben, immer tiefere Ringe ziehend, ängſtlich den Teich umkreiſ'ten und mancher beſorgte Hausvater auf den Heuboden ſtieg, um durch die Luke nach dem Himmel auszuſehen. Trotz der Haſt jedoch, mit der die Beiden ihre Heimat zu erreichen ſuchten, ward noch Manches hin und her geredet zwiſchen ihnen, was jenes Paar betraf, das wir dem dunklen Walde, der dunklen Wetterwolke und ſeinem dunklen Schickſale entgegengehen ſehen.

Weiter und weiter dehnte ſich bei dem raſchen Schritte des jungen Landmannes die Entfernung zwiſchen den Beiden, aus und bald — das ließ ſich leicht berechnen — mußte der Wald, in den der Weg einbog, die ſtattliche Geſtalt den Augen der Roſe-Marie entziehen, die ſich mit bald mehr, bald minder feindlichem Ausdruck, aber doch fort und fort auf dieſelbe hefteten.

Es war keine neue Geſchichte, die Geſchichte dieſer Beiden. Sie hatten dem Sturme getrotzt und ſein Brüllen verachtet, und nun, da es ſtille geworden war um ſie und ſie ſich wiegten in glückſeliger Sicherheit — nun lauſchten ſie dem Flüſtern der Schlange, die heute noch, wie zu Adam's Zeiten, jedes junge Menſchenparadies umſchleicht. Und der Feind von außen hatte leichtes Spiel, da ihm die Feinde von innen, die da ſind der Stolz, der Trotz, die falſche Scham und die Verblendung, ſo geſchickt entgegenarbeiteten. Das kluge Bärbele konnte ſich in Manchem täuſchen, in der Hauptſache hatte ſie Recht, ſehr Recht: es war ſo weit gekommen mit den Beiden, und jener Weg, auf dem ſie ſich noch einmal, wie von Gott gefügt, begegnet waren, ohne dieſe Gottesfügung zu verſtehen oder verſtehen zu wollen, es war der Weg zum Gerichte, wo Menſchenſpruch das Band löſen ſollte, das der Himmel geknüpft hatte.

Frankreich durchfliegt er ſchnelle, wie im Traum,
Von dem Gebirg zum Rhein, von Meer zu Meere,
Worauf er ſich nach Weſten wieder dreht,
Wo Spaniens·Grenze hochgegipfelt ſteht.

97.

In Staunen ſetzend, die ihn ſehen fliegen,
Eilt er Navarra durch und Aragon,
Läßt Tarracona weit zur Linken liegen,
Biscaya rechts; Caſtilien fliegt davon;
Galizien, Portugal macht ihm Vergnügen;
In Cordova, Sevilla iſt er ſchon,
Und ihm entgeht im ganzen ſpan'ſchen Lande
Nicht Eine Stadt, ſo drinnen als am Strande.

98.

Auch Cadix muß das Ziel ihm offenbaren,
Das Herkules den Schiffen hat geſetzt.
Er nimmt ſich vor, durch Afrika zu fahren,
Bis wo das Meer Egyptens Küſte netzt.
Jetzt ſieht er die berühmten Balearen,
Eviza liegt an ſeinem Wege jetzt,
Jetzt nach Arzika wendet er die Zügel
Und über's Mittelmeer trägt ihn ſein Flügel.

99.

Er ſieht Marocco, Fez, Oran, Hippone,
Algier, Buzer, ſtolze Städte das,
Die vor jedweder andern Stadt die Krone
Von Golde tragen, nicht von Laub und Gras.
Biſerta, Tunis ſind von Otto's Sohne,
Alzerbe, Tripolis und Afrika's
Erlaucht'ſte Städte nach der Reih' durchflogen,
Bis wo der Nil zum Meere rollt die Wogen.

„Der Himmel voll Wolken,
Die Seele voll Leid!
Geſchieden, geſchieden,
Auf ewige Zeit!“

So ſang, näher und näher klingend, eine morgenfriſche Stimme in den trüben Tag hinein. War die Roſe-Marie ſchon bei den erſten Worten erſchrocken aus ihren Gedanken aufgefahren, ſo ſteigerte ſich ihre Unruhe mit jedem folgenden, und ein beinahe feindſeliger Blick ſtreifte den ihr entgegenkommenden Sänger, einen harmloſen, ihr gänzlich fremden Wanderer, der es gewiß nicht auf ſie „gemünzt“, ſondern nur geſungen hatte, was ihm eben, vielleicht beim Anblick des umwölbten Himmels, auf die Zunge gekommen war. Daß die Stimmung der Natur übrigens nicht die ſeines Innern, verrieth der muntre Schritt und das der dunklen Strophe folgende helle Pfeifen des Studenten, deſſen Reiſeziel gewiß noch irgendwo in den Sonnengegenden des Zufalls lag, oder das, wie man zu ſagen pflegt, ins Blaue ging.

„Ade, mein Feinsliebchen!
Muß wandern nun gehn —
Du wirſt mich nicht drunten,
Nicht droben mehr ſehn.
So bleibe im Lande,
Ich fahre zur See —
Nach Abend! nach Morgen!
Feinsliebchen — ade!
Und droben am Tage
Vom jüngſten Gericht —“

Hier hielt der Sänger plötzlich ein, um ſein buntes Käppchen zu ziehen und mit einer luſtigen Studentenneckerei die ländliche Erſcheinung zu begrüßen, der er mittlerweile nahe genug gekommen war, um ſie „famos“

zu finden. Der Roſe-Marie aber war der Hals wie zugeſchnürt; nichts lag ihr jetzt ferner, als Lachen und Scherzen und ſchon wollte ſie mit einem flüchtigen Neigen des Kopfes und einer jener Handbewegungen an ihm vorübergehen, mit denen ſie ſo bezeichnend als gebieteriſch Einen von ſich fern zu halten wußte, als ſie in demſelben Augenblicke Johannes vor dem Walde halten und ſich haſtig nach ihr herumwenden ſah. Wollte er ſie dort erwarten oder nur ihre Begegnung mit dem Fremden beobachten? Das Erſte weckte eine dunkle Angſt, das Zweite ihren ganzen Trotz in ihr. Biſt auch noch eiferſüchtig, dachte ſie, willſt ſpioniren? Sie warf den Kopf faſt heftig auf, und ihr Auge blitzte noch einmal finſter unter den dunklen Brauen nach ihm hin.

Eben ſchoß auch die Sonne einen rothen Strahl aus ſchwarzer Wolke ſchräg herüber und gerade an die Stelle, wo er hielt, ſo daß er, von dem dunkeln Rahmen des Waldeinganges überwölbt, in Blut und Feuer zu ſtehen ſchien. Seine ganze Geſtalt war wie durchleuchtet, und es war ein ſo wunderſames Bild, daß ſie einem ſchreckhaft-abergläubigen Gefühle bei ſeinem Anblick nicht zu wehren vermochte. Es zuckte ihr im Arme, ihm zu winken, daß er warten ſolle; es war, als müſſe ſie ihn warnen, jenen finſtern Pfad nicht zu betreten. Aber nein! ſo hätte ſie ſich nicht vergeſſen können, die Roſe-Marie — ſie hatte nicht daran gedacht zu winken, es hatte nicht in ihrem Arm gezuckt! und gleichſam zum Beweiſe deſſen blieb ſie vor dem Studenten ſtehen, indem ſie, denſelben Arm in die Seite ſtemmend, den luſtigen Geſellen mit einer ſo treffenden Erwiderung bediente, daß dieſer anfangs ganz verdutzt dreinſchaute, dann aber, fröhlich einſtimmend in ihr übermüthiges Gelächter, dem geſunden Mutterwitze und der flinken Zunge alle Anerkennung widerfahren ließ.

Doch konnte er kaum mehr erſtaunt ſein, als ſie ſelbſt es war; die Worte waren ihr auf die Zunge gekommen, ſie wußte nicht, wie. Ihre eigene Stimme kam ihr fremd vor, und ſie erſchrak vor dieſem Lachen, das „eine Andere aus ihr herausgelacht.“ Dabei hatte ſie eine ſonderbare Angſt nach dem Waldeingange hinzuſehen, und als ſie dennoch aufzublicken wagte, da war Alles fort — verſchwunden, als ob es niemals dort geweſen wäre! die Sonne und Johannes — fort — aus ihren Augen — ihrem Herzen — ihrem Leben —

„Und droben am Tage
Vom jüngſten Gericht —
Zur Rechten! zur Linken!
Wir treffen uns nicht!“

verhallte hinter ihr das Lied, deſſen wehmüthige Weiſe ſeltſam mit dem friſchen Tone contraſtirte, in dem es vorgetragen wurde. Der junge Wanderer befolgte trotz ſeines Wohlgefallens an der hübſchen Spötterin ihre letzte ſehr vernünftige Weiſung, ſtatt des erbetenen Aſyles unter ihrem Regentuche das bequemere und ſichrere eines feſten Daches aufzuſuchen, indem er im Sturmſchritt die Richtung gegen das Dorf einſchlug, während ſie ſelbſt weit langſamer als vorher und mit einem Drucke auf dem Herzen, welchen ſie dem anſteigenden Wetter zuſchrieb, ſich dem Walde näherte.

Immer ſchwerer ward die unſichtbare Laſt, unter der ſie keuchte, und kaum hatten ſie die erſten Bäume unter ihr bergendes Dunkel genommen, als ſie vor Erſchöpfung faſt zuſammenbrechend, mit geſchloſſnen Augen gegen einen derſelben lehnte. Ihre Hände ſuchten nach einem Halt und umſchlangen ein daneben ſtehendes Birkenſtämmchen, aber erſchrocken riß ſie die Hand zurück und die Augen wieder auf, als es unter der Berührung plötzlich nachgab und die zitternde Blätterkrone ſeufzend an die Erde gleiten ließ.

Raſch ernüchtert ſprang ſie einen Schritt zurück. Das fehlte noch, — eiferte ſie in ſich hinein — daß ich es machte, wie das dumme Ding da. Auf! ſagte ſie und ſchüttelte die fremde Schwäche von ſich ab, indem ſie kräftig wieder vorwärts ſchritt, wobei ſie jedoch nicht umhin konnte, einen halb ängſtlichen, halb erſtaunten Blick auf den geknickten Baum zurückzuwerfen, deſſen Stamm, wenn auch noch jung, doch ſtark genug erſchien, der ſehnigſten Männerfauſt zu widerſtehen. Bin ich behext oder iſt's der Baum? murmelte ſie gedankenvoll vor ſich hin.

Das war wohl Beides nicht der Fall. Aber vor kaum fünf Minuten hatte hier ein Mann geſtanden, an derſelben Stelle, wo ſie ſtand, und dieſelbe junge Birke mit der Hand umſchlingend, die die ihrige umſchlungen hielt. Nun iſt es aus — ganz aus zwiſchen uns, hatte er gerufen und dazu die geballte Fauſt zum Himmel und zornige Thränen aus dem Auge geſchüttelt. Daß ſie lachen konnte, wo er, ein Mann, geweint! Mit Studenten ſcherzen, wo ſo eben doch dieſelbe Mahnung an ihr Ohr geſchlagen hatte, wie an das ſeine:

„Und droben am Tage
Vom jüngſten Gericht —“

das nahm Alles, was noch für ſie in ſeinem Herzen ſprach, mit ſich fort.

Hatte er ſich erſt vorgenommen, ihr noch einmal die Hand zur Verſtändigung zu bieten, ehe es zu ſpät und keine Rückkehr möglich war, ſo erröthete er jetzt in wilder Scham über den Gedanken. Er ſchlug ſich vor die Stirne, daß es dröhnte. Narr, der er war, ſich um ihretwillen auch noch aufzuhalten! Dennoch ſetzte er ſeinen Weg auch jetzt nicht ſogleich fort, ſondern blieb wie feſtgebannt in ſeiner Stellung, die düſterflammenden Augen hinaus auf die ſtaubige Landſtraße gerichtet, wo er die Roſe-Marie von dem Studenten Abſchied nehmen und, das Geſicht dem Walde zugekehrt, demſelben nah und näher kommen ſah.

Immer wilder rollten ſeine Augen dem langſam ſchreitenden Weibe entgegen, immer feſter legte ſich ſeine Hand um den Stamm der jungen Birke, ſeine Schläfe pochten, die Stirnader ſchwoll an, und auf dem Geſichte, das mitunter ein unheimliches Zucken überflog, wechſelte fieberhafte Röthe mit einer wahren Leichenfarbe ab. Die

Zähne ſchlugen auf einander, aber die Lippen blieben geſchloſſen, krampfhaft geſchloſſen; ſie arbeiteten in gewaltiger Anſtrengung, einen Fluch hervorzuſtoßen, doch nur ein heiſeres Stöhnen drang herüber. Kalter Schweiß brach ihm aus der Stirn, und mit jedem Schritte, der ſie näher brachte, ſie, die ihm das Alles angethan, umnachtete ſein Geiſt ſich mehr und mehr. Es war ein Zuſtand halben Wahnſinns, dem Vernichten zur Wolluſt wird. Johannes fühlte Leben unter ſeiner Fauſt, junges, vollpulſirendes Leben — ha! während ihm der Tod in allen Adern ſaß — ſeine Finger zogen ſich zum eiſernen Griffe zuſammen — wüthend packte er den Stamm der Birke — Weib! ſchrie er auf, unſeliges Weib! mit einem Wuthſchrei der Verzweiflung, der ſich endlich Luft verſchaffte. Da fühlte er es krachen unter ſeiner Fauſt und mit aufathmender Befriedigung vernahm er den ſchneidenden Wehlaut des geknickten Baumes. Ein Opfer war gefallen. Der Druck auf ſeinem Herzen löſ'te ſich, die fürchterliche Spannung wich, und wie die ſtockenden Ströme des Blutes wieder zurück in die gewohnten Wege wallten, entflog der zornige Rauſch, um einem männlichen Schmerze, einer tiefen Beſchämung Platz zu machen. Von den Geiſtern ſeiner eigenen Gedanken verfolgt, eilte der unglückliche Mann den Tiefen des Waldes zu.

Auch die Roſe-Marie ſetzte ihren Weg fort; es galt jetzt auszuſchreiten, wenn ſie das Wetter, wie es allen Anſchein hatte, nicht noch im Walde ereilen ſollte. Der Himmel hatte ſich mit erſchreckender Schnelle umzogen; immer maſſiger und ſchwärzer ſchoben die Wolken mit bleifarbenen Rändern herauf, eine Schichte drängte die andere, und ſchwerer und ſchwerer drückte das Gewölbe droben auf die untere Luft herab, die bald regungslos unter ihrer Laſt erzitterte. Nicht der leiſeſte Flügelſchlag wehrte dieſer Schwüle, die alles Leben zu erſticken ſchien; der Schatten gewährte keine Kühle mehr, und der ſonſt ſo gewürzig-friſche Nadelduft vermehrte durch ſein betäubendes Arom nur noch die Unerträglichkeit des Luſtdruckes, unter dem die Pflanzen ſo gut wie Menſchen und Thiere litten. Büſche und Bäume ſtanden, wie von einer mächtigen Hand niedergehalten, furchtſam in ſich hineingeſchmiegt, die Blumen legten ſich an die Erde hin, wie ſterbend. Dazu das Schweigen, das unheilbrütend in den Lüften lag, dieſen Lüften, die keine mehr zu nennen waren — dieſes Schweigen, das fürchterliche Nichts, dem das lauſchend geſpannte Ohr zu erliegen meint, es ward von keinem Tone, nicht dem Zirpen eines Vögelchens, nicht dem Summen eines Inſectes unterbrochen.

Wer einmal im Walde war, einſam, vor dem Ausbruch eines ſchweren Wetters, der weiß, was es zu bedeuten hat, dieſes Schweigen, und wie das Herz des Muthigſten ſich beengt fühlt unter ſeinem Drucke. Dann verſucht man wohl, es zu unterbrechen, indem man leiſe vor ſich hin zu ſingen oder zu pfeifen beginnt, man ſpricht am Ende mit ſich ſelbſt, um nur den Troſt einer Menſchenſtimme zu vernehmen, aber das Singen bleibt uns in der Kehle ſtecken, das Pfeifen kommt nicht über die erſten Tacte hinaus, und unſere eignen Worte erſchrecken uns durch ihren fremden Klang und die ſo nahe Körperlichkeit des Tones in der dunſtig-nebelhaften Atmoſphäre. Allmählich wird der helle Tag zur halben Nacht, der Donner beginnt in der Ferne dumpf und drohend aufzugrollen, und ein fahles Leuchten, wie der Widerſchein von fernen Blitzen, durchzuckt von Zeit zu Zeit die dämmernde, ſchlaftrunkene Luft. Schwerer wird das Herz, beklemmter die Bruſt, ſchleppender der Schritt des einſamen Wanderers. Die Natur, ſonſt die liebliche Freundin des Menſchen, ſteht mit einem Mal vor ihm da als ſtarres, unheimliches Räthſel; es iſt etwas Feindſeliges getreten zwiſchen ihn und ſie. Die Thiere des Waldes, deren Inſtinct ſie die nahende Gefahr erkennen und ihr entfliehen lehrt, haben ihre Schlupfwinkel aufgeſucht — kein Lebendiges läßt ſich blicken. Die Bäume, ſo freundlich ſonſt von Sonnenlichtern durchſpielt, von ſingenden Vögeln belebt, nehmen in der Düſterheit geſpenſtiſch-drohende Formen an — geiſterhaft im Hintergrunde ſtehen die bleichen Stämme — Schatten ſcheinen an ihnen vorüber zu huſchen, Geſtalten ſich dahinter zu verſtecken — wie mit weißen Armen greifen ihre Aeſte aus der grünen Nacht heraus, um uns in ſie hineinzuziehen. Wir meinen es athmen zu hören, bald vor, bald hinter uns, das unbekannte Etwas, den unſichtbaren Alp, den wir verzaubert ſchleppen müſſen. Scheu blicken wir uns nach ihm um, und wenn wir dann durch

Straucheln erinnert werden, des Weges zu achten, ſo ſcheinen ſelbſt die Wurzeln am Wege lebendig zu werden; ſie liegen zuſammengerollt, ſie verſchlingen ſich, wie giftiges Gewürm, in Knoten und umringeln den Fuß des halbverwirrten Wanderers, dem die bekannteſte Gegend plötzlich ein fremdes Ausſehen gewinnt.

Wenn die Roſe-Marie ſich auch nicht in dergleichen Phantaſieen erging, wie ſie empfänglicheren Gemüthern nahe liegen, ſo konnte ſie ſich vielleicht gerade darum um ſo weniger dem dunkeln, beängſtigenden Einfluſſe entziehen, den das ſich vorbereitende Naturereigniß auch auf ſie ausübte. Wohl hatte ſie feſte Nerven und einen offenen, allezeit auf das Nächſte gerichteten Sinn, doch ſelbſt ihr ſicherer Fuß ſtrauchelte mitunter, der ortskundige Blick fand ſich nicht immer gleich zurecht in den vielfach ſich kreuzenden Windungen der Wege. Schon miſchten ſich einzelne ſchwere Regentropfen mit den Perlen kalten Schweißes, die auf ihrer Stirne ſtanden, aber trotz der Angſt, die ſie im Herzen trug, verleugnete ſie keinen Augenblick die Frau, der es näher liegt, das Kleid, als den Leib zu ſchützen. Das Regentuch über Kopf und Schultern ſchlagend und den Rock ſo hoch aufſchürzend, als es ſich für die Bäuerin vom Weidenhofe „ſchickte“, ſuchte ſie ihre Schritte zu beſchleunigen, um den Ausgang aus dem Walde zu gewinnen, in dem es ihr immer unheimlicher zu Muthe ward.

Aber je mehr ſie ſich haſtete, um ſo weniger kam ſie voran; ihre Füße waren wie mit Blei ausgegoſſen, ſie hörte das ſchwerfällige Schleifen derſelben in dem vor Trockenheit kniſternden Heidelbeerkraut, das Pochen ihres Herzens, das Keuchen ihres Athems — ſonſt keinen Laut. Eine große Schlaffheit überkam ſie, die Elaſticität der Glieder löſ'te ſich, das ſonſt ſo hoch getragene Haupt ſank zur Bruſt herab, und die ſchweren Lider überdeckten halb das Auge. Es war ein Zuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen, in dem ſie vorwärts ſchritt; die Welt lag hinter ihr, die Einſamkeit umfing ſie wie ein Traum. — Mit einemmal ſchien es ihr, als ob ſie ſchon geſtorben wäre — das war ſo recht ein Wandeln durch die Schatten des Todes. Plötzlich fuhr ſie auf, holte Athem, tief aus der Bruſt herauf, und ſtrich ſich mit der Hand wie beſinnend über ihre Stirne. Wohin, fragte ſie ſich ſelbſt, führte ſie denn dieſer Weg? und mit dem Blitze, welcher eben über ſie dahinfuhr, durchleuchtete ſie jählings der Gedanke: zum Gericht!

Freilich nur zum Gerichte in der Stadt, wo Menſchenkinder ſaßen von Fleiſch und Bein in ſchwarzen Fracks und weißen Binden um runde oder lange Tiſche her; Menſchen wie ſie, die Acten vor ſich liegen und Federn in den Händen oder hinter ihren Ohren hatten. Der Schreiber ſchrieb, der Actuar verlas das Protocoll, der Herr Amtmann ſprach das Recht in dürren Worten und der Diener händigte den Zettel ein mit Sporteln und Gebühren. Aber nein! das war es nicht, wovor ihr bangte, ihr Sinnen verwirrte ſich, und wie aus weiter,

100.

Vom Meer bis zu den waldbewachsnen Höhen
Des wilden Atlas ſah er jedes Land,
Ließ dann die Berge von Carena ſtehen,
Zu dem Gebirg Cyrene's hingewandt,
Um drauf nach Albajada ſich zu drehen,
An Nubiens Grenze, durch der Wüſte Sand.
Des Battus Grab ließ er im Rücken ſchimmern,
Und Ammon's großen Tempel, jetzt in Trümmern.

101.

Ein andres Tremiſen, den trügeriſchen
Geboten Mahom's hold, taucht nun herfür,
Und die ſich drüben in dem Nil erfriſchen,
Die andern Aethiopen trifft er hier,
Und lenkt ſodann zur Hauptſtadt Nubiens, zwiſchen
Dobade und Coalle hin, ſein Thier.
Da wohnen Chriſten, Sarazenen drüben,
Die an den Grenzen ſtets im Krieg ſich üben.

102.

Senap, der Aethiopenkaiſer, der
Anſtatt des Scepters hält das Kreuz in Händen,
Iſt reich von da bis zu dem rothen Meer
An Volk, an Gold, an Städten und Geländen,
Der Chriſtenglaube gibt ihm die Gewähr,
Die ew'gen Strafen von ſich abzuwenden.
Hier iſt der Brauch, bin ich nicht ganz betrogen,
Daß man den Täufling führt durch Feuerwogen.

103.

Da er zum weitern Flug die Luſt verlor,
So ſtieg Aſtolf hier zum Beſuch vom Roß.
Die Hofburg, die der Kaiſer ſich erkor,
Iſt minder feſt, als prachtvoll, ſchön und groß;

weiter Ferne hörte ſie es ſingen, aber nicht mehr mit der Stimme des Studenten:

„Und droben am Tage
Vom jüngſten Gericht —
Zur Rechten! zur Linken!
Wir treffen uns nicht.“

Da ſtand ſie ſtill, die Roſe-Marie, beide Hände vor die Bruſt gedrückt, die ein ſtechender Schmerz durchzuckte, und die Stirne ſo tief geſenkt, als ob ſie einer neuen, fremden Weiſe tief in ihrem Innern lauſche. Ach! es war nicht mehr die Stimme der Zuverſicht, die ihr ſagte, daß ſie in ihrem Recht und auf geradem Wege ſei — der Blitz hatte ihr auf einen Moment die Nacht ihres Herzens enthüllt, mit dem Donner traf der Ruf des Herrn: „Adam, wo biſt du?“; zum erſtenmale fürchtete ſie ſich vor ihm und hatte nicht den Muth, zu rufen: hier! Wenn Er ſie nun vor Seinen Richterſtuhl berief mit dieſem Wetter, Er, der in alle Falten der Menſchenſeele blickt? Hochauf ſchlug ihr das Herz in plötzlicher Ahnung, daß Er wohl anders richten könne, als der irdiſche Richter, und zum erſtenmale konnte ſie nicht ſagen: geh! zu dem unliebſamen Gedankengange. Er drängte ſich ihr auf, und ſie verſuchte es umſonſt, ihn abzuſchütteln, bis der langverhaltene Sturm ihr durch ſeinen endlichen Ausbruch zu Hülfe kam.

Was ſie noch kaum als Unglück angeſehen hätte, das begrüßte ſie jetzt als Glück. Sie ſeufzte laut und freudig auf, wie ein Erſtickender, der wieder freien, friſchen

Luftzug fühlt; er erſchien ihr als ein Retter und Befreier aus der bangen Noth der Seele, der wilde Sturm, und ihr ganzes Herz flog ihm entgegen, wie er einhergezogen kam, mit brauſender Gewalt die Bäume in die grünen Scheitellocken faſſend und ſie mit Rieſenfäuſten vor ſich niederbiegend, daß die ſtolzen ſich neigten und beugten vor ſeiner Macht, wie die Aehren eines Feldes, über das der Wind dahinſtreicht. Das war doch noch ein Feind, mit dem ſich kämpfen ließ, Kraft gegen Kraft, kein „Gedankending“ wie jenes von vorhin, das aus den Tiefen des eignen Herzens ſteigt — wir wiſſen nicht, woher es kommt, noch wohin es will — es zeigt uns Abgründe in uns, vor denen wir erzittern, es ruft uns Worte zu, die wir von keinem Andern dulden würden, doch können wir es nicht zum Schweigen bringen, durch keinerlei Gründe oder Entſchuldigung, mit denen man ſich ſonſt ſo gerne ſelbſt beſticht, und es zu tödten fehlt uns jede Waffe. Wohl Jedem, der ſie nicht zu tödten verlangt, ſie nicht zu betäuben verſucht, ſondern ſie ſich zur Freundin macht, die allezeit gerechte Stimme des Gewiſſens!

So weit war die ſtolze Bäuerin vom Weidenhof noch lange nicht. Im Gegentheil, es that ihr wohl, nach außen, ſtatt nach innen hinzuhorchen, und das wilde Toſen um ſie her war ihr Muſik gegen jenes Flüſtern ihres Innern. Sie fühlte ihre Adern wieder kräftig ſchwellen, alle Muskeln ſich zum Widerſtande ſpannen, ſie reckte die Arme aus und zog ſie wieder ein, wie um ſich ihrer ungeſchwächten Kräfte zu verſichern; ſie hob den Kopf und ſtreckte ſich zu ihrer vollen Höhe aus, und ſiehe da! es war noch Alles gut und heil an ihr. Die „leidigen unnützigen“ Gedanken hatten ihr noch keinen Schaden gethan — ſo konnte ſie dem Herrn Juſtizrath ſelbſt vor das „ſpitzfindige“ Geſicht und unter ſeine ſcharfen Brillenaugen treten mit ihrem guten Recht — ſo mußte alle Welt vor ihr Reſpect bekommen, der „patzigſte“ Knecht pariren und die „ſchneidigſte“ Großmagd ihrer Zunge wahren — und ſo ging ſie getroſten Muthes einem Feinde entgegen, deſſen Macht ſie jedoch diesmal unterſchätzt haben ſollte.

Wohl hatte ſie ſchon manchen Sturm erlebt und nicht gezittert. Sie kannte die fernen Jammerlaute wie das nahe Brüllen des entfeſſelten Naturgeiſtes, aber etwas Aehnliches, wie heute, hatte ſie noch nicht vernommen. War das Ohr erſt dem Schweigen erlegen, ſo erlag es jetzt dem heulenden Brauſen, welches durch die Lüfte ging und immer mächtiger anſchwellend, den Untergang alles Lebens zu bedeuten ſchien. Es war der Ausbruch einer lange unterdrückten Wuth, die ſich plötzlich Bahn verſchafft und die nun Alles zerſtörend mit ſich nimmt, was ſie auf ihrem Wege findet. In ununterbrochenen, immer ſtärkeren Stößen raſ'te die Windsbraut durch den Wald; ſie warf vor ſich nieder, was ihr widerſtehen wollte, und mit ihr flog ein Gewirbel von kleinen Zweigen, Blättern, Moos und leichter Erde durch die Luft.

Ihr Tuch feſt an Augen, Mund und Naſe preſſend, ſegelte die Roſe-Marie blindlings durch den Sturm. Sehen und Hören vergingen, und vom Gehen, was man eben Gehen heißt, war bald keine Rede mehr bei ihr. Jetzt vorwärts geblaſen, wie eine Feder, jetzt in die Höhe gehoben, daß ihr der Boden unter den Füßen wich — was half ihr alles Stemmen und Ringen, alle Kraft des Körpers und des Willens gegen eine ſolche Macht? Plötzlich in die Seite gefaßt und herumgedrillt, daß ihr der Athem ausging, ſah ſie manchen Baum von gleich feſtem und geſundem Kern ſein Leben laſſen bei dem wilden Spiele. Vor und hinter ihr fielen die Rieſen des Waldes, bald in der Krone gebrochen, bald mit den Wurzeln aus der Erde gehoben, und vermehrten durch das Krachen ihrer Stämme und die dumpfen Schläge ihres wuchtigen Falles das betäubende Getöſe des Sturmes.

Nicht lange, und die Roſe-Marie mußte ihren Kampf aufgeben gegen dieſen übermächtigen Feind; um nicht in die Lüfte fortgeführt oder von einem fallenden Baume erſchlagen zu werden, warf ſie ſich an einer freien Stelle platt auf die Erde hin und ließ es über ſich dahin ziehen, wie das wilde Heer, von dem ſie wohl gehört, das aber nicht der Aberglaube ihrer Gegend und alſo auch nicht der ihre war. So ſaß ihr wohl das Grauen in allen Gliedern, aber nicht im Herzen, und ſie hatte Muth genug, von Zeit zu Zeit den Kopf zu erheben, um zu ſehen, ob ſich der „Wütherich“ noch nicht müde getobt.

Plötzlich ſprang ſie auf mit bleichem, entſetztem Geſicht und mit beiden Händen gleichſam ein neues „Gedankenungethüm" von ſich abwehrend. War ihr doch geweſen, als hätte der Wind ein blutbeflecktes Tuch an ihr vorbeigewirbelt — hatte ſie ſich getäuſcht? Doch nein! dort flog noch etwas Weißes — jetzt hielt's ein Dornenſtrauch gepackt — ſie eilt ihm nach, ſie will, ſie muß Gewißheit haben — da warf ihr der Sturm ganze Hände voll Moos und Erdſtaub ins Geſicht; ſie ſtürzte über einen Baumaſt, der im Wege lag, und ehe ſie ſich wieder aufgerichtet und die Augen klar gerieben hatte, war's verſchwunden — ob Papier, ob Tuch, wer will's behaupten? Aber weiß mit rothen Flecken iſt's geweſen — das hat ſie deutlich geſehen, die Roſe-Marie, und ſie glaubt es auch erkannt zu haben — jenes Tuch. —

Wie lag ſie doch ſo weit, weit hinter ihr zurück jetzt, jene Zeit, in der ſie ſaß und eine als Kind gelernte Kunſt wieder emſig übte? Ja, ſie ſelbſt hatte es „gehohlnädelt", jenes Tuch, und jeder Stich war ein Gedanke der Liebe für ihn geweſen — für Johannes. Am Hochzeitsmorgen ſchenkte ſie es ihm, er trug es auf dem Wege zum Altar — er hatte es ſeitdem nicht mehr getragen — zu ſeinem Todesgange wollt' er's wieder tragen, hatte er einſt im Scherze geſagt. —

Wie kam das Alles jetzt hierher? Ganz erſchöpft von der wilden Jagd warf ſie ſich an einem Baume hin; unbekümmert um den Sturm, der ſich gerade hier an einer halboffenen Wegſcheide mit verdoppelter Wuth brach, unbekümmert um die Gefahr, der ſie ſich ausſetzte, umſchlang ſie den einzelnſtehenden Baum mit beiden Armen; ſie drückte ihr erregtes Geſicht, ihre keuchende, wogende Bruſt ſtürmiſch an ſeinen Stamm; ſie ſchloß die Augen und öffnete ſie wieder vor dem Bilde, das jenes blutbefleckte Tuch in ihr heraufbeſchworen hatte. — — Unter welchem Baume lag er wohl erſchlagen? Wer hatte ihn in dieſen ſchauerlichen Tod gejagt?

Er ſelbſt! rief ſie aus ihrer Angſt heraus, ſo laut und heftig, als ob ſie ſich vertheidigen müſſe, und es hatte ſie doch Keiner angeklagt — ſein Eigenſinn und ſeine Bosheit ſind's geweſen — er iſt von mir gegangen, nicht ich von ihm —"

Aber — wer hat ihn denn ſo weit gebracht? Und — hat er dir nicht warten wollen dort am Walde — hat nicht ſein ganzes Weſen nach dir hingezittert — ſein Angeſicht geleuchtet, wie Verſöhnen? —

Sie ſah ihn wieder vor ſich unter dem ſchwarzen Bogenthore, von der Sonne angeglüht, in Blut und Feuer ſtehen — hatte ſie ihn zum letzten, allerletzten Male dort geſehen?

„Ade, mein Feinsliebchen!
Muß wandern nun gehn —
Du wirſt mich nicht drunten,
Nicht droben mehr ſehn! —"

Nein! fuhr ſie auf, er hat nicht warten wollen dort am Walde, er hat nur ſehen wollen — hören — weiter nichts!

Und ſie? — Sie hatte nicht gelacht mit dem Studenten. Wie hätte ſie gekonnt? Das Herz war ihr ja zugeſchnürt — im Halſe drückte es — Nicht? Roſe-Marie! wer war es denn geweſen?

Die Schlange — keuchte ſie, die iſt's geweſen.

Aber Johannes konnte ſie nicht hören, er ſah nicht ihre angſterfüllten Blicke, und wenn er nicht erſchlagen lag unter einem jener Bäume, die ſo dicht im Grunde ſtehen, daß kein Entrinnen möglich iſt, ſo war er ihr ſchon weit voraus — auf dem Wege zum Gericht. Es iſt aus, hatte er geſagt, ganz aus zwiſchen uns — und Johannes war der Mann, ſein Wort zu halten. Er bot ihr nicht die Hand mehr zur Verſöhnung, — würde ſie es thun?

Heftig ſprang ſie auf, den Baum, den ſie erſt ſo heiß umarmt, wieder zornig von ſich ſtoßend. Nichts da! ſagte ſie, das iſt Alles dummes Zeug, und das Weiße iſt nur ein Papier geweſen; die rothen Flecken ſind vom Heidelbeerkuchen, und das alte Weiblein, das ihn hier verzehrt beim Zapfenleſen oder Beerenſuchen, das würde gewaltig lachen, wenn es wüßte, was ich Alles drin geſehen hätte. Sie lachte ſelber, aber es war nur ein mattes Beginnen, dieſes Lachen.

Nachdem der Sturm noch eine Weile fortgeraſ't, ſtanden er und die Roſe-Marie mit einander ſtill — er, um die Flügel einzuziehen vor dem Mächtigeren, der nach ihm kam, — ſie, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie überhaupt noch lebe. Sie hatte jedoch kaum Zeit gefunden, ſich aus ihrer Betäubung zu erholen und die Bruſt voll Athem zu ſchöpfen, als die Natur den ruhenden Kampf ſchon wieder aufnahm, um ihn aus dem Bereiche der niederen Luftſchicht in die höhere hinaufzuziehen. Der Sturm war nur Verkündigung geweſen; jetzt erſt brach das eigentliche Wetter los.

Und es waren neue furchtbare Gewalten, die da oben aufeinanderſtießen und ſich gegenſeitig zu verdrängen ſuchten. Erde und Himmel zitterten, wo ſie ſich begegneten, und immer tiefer ſenkte ſich unter den Erſchütterungen der feindlichen Zuſammenſtöße, die von einem faſt ununterbrochenen Krachen und Dröhnen und fortlaufendem elektriſchen Aufleuchten begleitet waren, die ſchwere Wolkendecke zur Erde herab. Noch fielen nur einzelne ſchwere Tropfen, wie die Schweißperlen ringender Rieſen herab; um ſo ängſtlicher war dieſes zögernde Verhalten, und die Bäuerin wagte kaum, zu den hängenden, ſchwebenden Waſſermaſſen hinaufzuſehen, die ſich nicht lange mehr da oben halten konnten.

Finſter und finſterer wurde es um das einſame Menſchenkind im Walde, das ſich geblendet und betäubt von Baum zu Baume taſtete und nicht mehr wußte, wo es ſich befand, als ein Blitz, faſt fünf Secunden lang anhaltend, ihr nicht nur die Umgebung, den wildeſten und ſchauerlichſten Theil des Waldes, ſondern auch ganz in der Nähe das Dach einer Hütte zeigte, die freilich nur einem ſolchen Unwetter gegenüber eine gaſtliche zu nennen war.

Recht wie die Eule hockt im hohlen Stamme, ſo lag es da mit ſeinem von Moos und Schlingkraut überwachſenen Schindeldache, das verwitterte Häuschen, tief in einem von Felſentrümmern und vielhundertjährigen zerklüfteten Eichen gebildeten höhlenartigen Hintergrunde des Waldes — und wie die Augen jenes tagſcheuen Vogels dem Kommenden entgegenfunkeln aus dem Dunkel, ſo hatten die beiden Fenſter des Häuschens aufgeleuchtet im Scheine des Blitzes aus ihrer grauſigen Umgebung, der verirrten Frau den Weg zu zeigen zu dem ſchützenden Obdache, das ſie denn auch glücklich mit der letzten Anſtrengung ihrer Kräfte noch erreichte.

Sie kannte es wohl, das einſame Haus, aber betreten hatte ſie es nie, und nur die Schreckniſſe eines Sturmes, wie der heutige, verbunden mit der inneren Aufregung, vermochten ihre abergläubiſche Furcht vor demſelben zu beſiegen, oder vielmehr in dieſem Augenblicke ganz vergeſſen zu machen. Die Hütte war verrufen und gemieden, wie ihre einſtige Bewohnerin, die „Kräuter-Ev'“ es war; Erwachſene machten gerne einen Umweg um dieſelbe — das ſchönſte Leſeholz, die beſten Erd- und Heidelbeeren verdarben ungeſucht und ungepflückt in ſeiner Nähe und ſchon die kleinſten Kinder zeigten mit ſcheuen Fingern nach der Gegend, während der Schreckensruf: „Sie kommt!“ die ganze Heerde eiligſt flüchten machte.

Die alte Eva, eine arme Ausgeſtoßene aus dem Dorfe, die vielleicht erſt Grimm und Groll zu dem böſen Weibe machten, als welches ſie verrufen war, war freilich nun ſchon lange todt, doch ſollte ſie als Geiſt noch umgehen und die Leute ſchrecken. Ihr Häuschen hatte keinen Erben; es verfiel, und die Wenigen, die es gewagt, in das Innere zu dringen, wußten Schauerliches zu berichten. Auch die Roſe-Marie wäre gerne ſchon in der Thüre wieder umgewandt, einen ſo unheimlichen Eindruck machte der Anblick des verfallenen Raumes auf ſie. Dazu kam, daß ſie beim Eintreten ein ſeltſames Geräuſch zu hören glaubte, ein Huſchen, Rauſchen und Dielenknacken, welches ſie auf den Gedanken brachte, daß irgend ein Thier, durch ſie verjagt, ſein Lager in der verlaſſenen Wohnung aufgeſchlagen haben könne. Aber ehe ſie ſich noch entſchließen konnte, welches Uebel dem andern vorzuziehen ſei, brach die Schleuſe, die den Regen ſo lange gefangen hielt, und er fiel, nicht wie ſonſt in Tropfen, ſondern wie ein umgeſtürztes Meer herab. Unwillkürlich überſprang ſie nun die Schwelle, und in demſelben Augenblick warf ein Windſtoß die Thüre ſo gewaltſam hinter ihr ins Schloß, daß ſie deutlich hörte, wie es einſchlug, und nun ſo wenig mehr zurück konnte, als ſie ſich vorwärts wagte. So fiel ſie mehr, als daß ſie ſich niederſetzte, auf die kleine, morſche Fenſterbank nahe dem Eingang hin, wobei ſie die Augen ſchloß und die Hände krampfhaft im Schooße faltete.

Wie lange ſie ſo geſeſſen hatte, regungslos, wie eine Todte, wußte ſie wohl ſelber nicht. Ihr Geſicht war weiß, wie die Kalkwand, an der es lehnte, und ſo oft ſie auch den Blick mit dem muthigen Entſchluſſe erhob, ihre Umgebung kennen zu lernen, ſo oft kehrte er auf dem halben Wege ſcheu zurück. So viel jedoch erkannte ſie beim flüchtigen Scheine der Blitze, daß die Hütte zwei Abtheilungen umfaßte, deren zweite ſich vermuthlich als natürliche Höhle in den Felſen hinein erſtreckte. Die Verbindungsthüre zwiſchen den beiden Räumen war faulend aus den roſtigen Angeln gefallen; ſie lag quer über den Eingang hin am Boden, und darüber gähnte die ſchwarze Oeffnung dem armen Weibe drohend entgegen. Was ſich ſonſt noch in der Stube befand an altem Lattenwerke, Reiſigreſten und Scherbenhaufen, Alles von dem Flockenwulſte vieljährigen Staubes überdeckt, ließ ſich in ſeiner Formloſigkeit und bei der Dunkelheit, die ringsum herrſchte, kaum erkennen.

Der unheimliche Ort war wohl dazu angethan, eine abergläubiſche Phantaſie in Thätigkeit zu verſetzen; wohl kannte ſie auch Geſchichten, die Roſe-Marie, eine ſchauerlicher als die andere, und in jeder anderen Gemüthsverfaſſung würden ſie ihr gerade jetzt zu ihrer Verzweiflung eingefallen ſein; heute aber hatte die Wirklichkeit noch ganz andere Schrecken, als die Märchen ihrer heimatlichen Spinnſtuben. Noch niemals hatte ſie einen ſo unerſchöpflichen Feuerherd ſich jagender Blitze geſehen; ihr ſonſt ſo ſtarkes Herz erbebte vor der Nähe und der Gräßlichkeit dieſer Donnerſchläge, die die Wände der Hütte zittern machten und die loſen Dielen des Fußbodens in einer wellenförmigen Bewegung erhielten, ſo daß ſie ſich mit zugedrückten Augen hätte einbilden können, ſie treibe in der Arche Noah hoch auf den Wogen der Sindflut. Und wahrlich! es ſchien auch nichts Geringeres, als eine zweite Sindflut im Anzuge zu ſein. Der Regen brach mit immer heftigerer Gewalt herab; die halb abgeriſſenen Fenſterläden ſtöhnten unter ſeiner Wucht — Fluten auf Fluten ſchütteten herunter — ſchon hörte ſie das ferne Brauſen der von den Bergen ſtürzenden Waſſer, und da ſie wußte, wie furchtbar raſch ſchon bei gewöhnlichen Gewittern der kleine Strom anſchwoll, über den der Weg zur Stadt ging, ſo ſah ſie im Geiſte bereits die Brücke abgebrochen und ſich damit die Möglichkeit genommen, heute noch in die Gerichte zu gelangen. —

Doch das war es nicht, was ſie erſchreckte. Ihre Erklärung lag ſchon bei den Acten, und ihr Advocat hatte Vollmacht, für ſie einzutreten. Die Sache konnte ihren Gang gehen ohne ſie, wenn nur Johannes keinen Einſpruch that. Und daß er das nach Allem, was vorausgegangen und heute noch dazu gekommen war, nicht thun würde, das wußte ſie ſo gewiß, als daß das die Bänder ihrer Schürze waren, an denen ihre heißen Finger immer eifriger herunterzupften, je mehr ſich ihr Geiſt in fieberhafter Erregung abarbeitete. Wenn es ihm „preſſirte“, und gewiß, es mußte ihm preſſiren, ſo bald als möglich von ihr loszukommen, ſo hielt ihn ſelbſt die abgebrochene Brücke nicht zurück — er war ein guter Schwimmer, der Johannes. Sie durfte alſo ruhig ſein und bleiben, wo ſie war.

Laßt mich nur erſt frei ſein! hatte ſie vorhin geſagt und dazu aus tiefſter Seele aufgeathmet — jetzt ſaß ſie ſtill in ſich hineingekehrt bei dem Gedanken. Nur wenn ſich die Läden ächzend in den roſtigen Angeln drehten und die vom Regen getrillte kleine Wetterfahne über ihrem Haupte kreiſchte, daß es klang wie ferner Hülfeſchrei, zuckte ſie von ihrem Sitze auf, als ob ſie vorwärts und zur Thüre wolle, um hinauszuſtürzen in das wilde Wetter. Dann ſchüttelte ſie wohl den Kopf und ſetzte ſich auch wieder, ruhig hin, ohne darum das Bild, das ſie verfolgte, los zu werden.

Sie hatte es einmal als Kind mit angeſehen, wie Einer jämmerlich ertrinken mußte; damals war ihr der Anblick lange nicht aus dem Sinn gekommen, und mehr als einmal hatte er ſie ſeitdem im Traume erſchreckt. So mochte es auch jetzt wohl eine Art von Träumen ſein, das ſie überkam. Denn wieder lief es vor ihr hin das gelbe, hochaufſchäumende Gewoge des heimathlichen Mühlbachs — der ſchwere Himmel hing darüber her, und aus ſeinem ſchwarzen Schooße fuhren die blendenden Blitze über das Waſſer. Mitten in der bläulichen Beleuchtung aber tauchte bald ein Fuß, bald ein Arm, bald der ganze Körper eines Menſchen auf, der verzweifelnd mit den Wellen rang, ohne daß man ihm zu Hülfe kommen konnte — zuletzt war es nur der Kopf noch, der ſich über Waſſer hielt — aber es war jetzt nicht der Kopf des fremden Knechtes mehr, der jenes Mal beim Wolkenbruche umgekommen war; ſie kannte es, kannte es nur zu gut, das bleiche Geſicht, die wirren Haare, die traurigen Augen — — ach! ſie wußte jetzt erſt, wie tief ſich ihr das Alles eingeprägt bei jenem einen, flüchtigen Blicke, von welchem ſie ſich eingeredet hatte, daß er nur der Mancheſterjacke und ihrem abgeriſſenen Knopf gegolten habe. Was that ein Knopf jetzt mehr oder weniger an der Jacke, wenn ſie den Strom hinunter ſchwamm, vielleicht an einem Weidenbuſche hängen blieb, während der, dem ſie gehörte — — —

Sie ſprang auf mit einem ſo entſetzten Schrei, als ob ihr ſelbſt das Waſſer an die Kehle trete, und wunderbar! mit dieſem Schrei flog auch der Deckel von dem Sarge, darin die Liebe lag, die niemals todt geweſen war. Der fremde Haß war fort, wie fortgeflogen; ſie hatte ſich ſelbſt wieder, die Roſe-Marie, und ihn dazu, Johannes, und wenn ſie noch an allen Gliedern zitterte von der ausgeſtandenen Todesangſt um ihn, ſo war ihr doch ſo unbeſchreiblich wohl zu Muthe, als ob ſie blind geweſen und durch einen großen Schmerz wieder ſehend geworden ſei. Der Donner rollte über ihr dahin, wie die Stimme des zürnenden, ſtrafenden Gottes; ein Blitzſtrahl ſchlug gerade vor dem Fenſter in die Erde. Herr! gehe nicht mit uns ins Gericht! rief ſie laut mit aufgehobenen Händen. Alles lag jetzt in ſeinem wahren Lichte vor ihr da, und an ihr vorüber flog die Reihe glücklicher und unglücklicher Tage, vom erſten leiſen Händedrucke bis zum letzten, tödtlich-ſcharfen Worte — ſie ſah, wie es ſo nach und nach ſich trübte und verfinſterte um ſie, bis aus dem Himmel eine Hölle wurde, und ſtatt wie ſonſt Andere anzuklagen, ſtand ſie vor ſich ſelbſt in der ganzen Nacktheit ihrer falſchen Seele da. Dennoch, ſo groß die Schuld, athmete ſie erleichtert auf, denn eine größere Laſt, die der Lüge, war von ihr abgefallen. Mit grauſamer Luſt nahm ſie auch den letzten Vorwurf von Johannes, um ihn zu ihrer eigenen Sündenlaſt zu legen; es dünkte ihr ſo ſüß, für ihn zu tragen, und in allem Jammer war ſie glücklich, ihn ſo rein, ſo hoch über ſich zu ſehen.

Seine Augen ſtanden vor ihr da, dieſe tiefen, treuen, heute ſo traurigen Augen, und ſie wußte nun mit einmal, daß ſie mit ihr gegangen waren auf den Fahrweg, durch den Wald, bis hierher; daß nicht die ſchwüle Luft, nicht der ſchwere Himmel, nicht Sturm und Wetter es geweſen, die ihr das Herz zuſammendrückten, bis es aufgeſchrieen und ſich entladen hatte von der fremden, lange getragenen Laſt; es waren ſeine Augen geweſen, die ſie bei jenem einen, flüchtigen Blicke auf den Vorübergehenden in ſich aufgeſogen hatte mit der ganzen Leidenſchaft ihres Weſens. Und nun wichen ſie nicht mehr von ihr; ſie lachten und ſie zürnten, wie ſie ſonſt gethan, und beides dünkte ihr gleich ſchön, ja! wenn ſie zürnten, war es faſt noch ſchöner. Wie hatte ſie in dieſes Auge ſehen und ſich ſo lange verſtocken können gegen ihn? Es hatte nie gelogen — nie. Auch ſeine Stimme hörte ſie, bald in Liebesworten, bald im Zorne, und ſie hätte fort und fort nur lauſchen mögen. Jedes Wort, mit dem ſie ihn gereizt, fiel ihr glühend auf die Seele zurück, während Alles, was er ihr entgegnet hatte, ſie mit einer ſtolzen Luſt erfüllte. Die Art, wie er erſt ſtumm den Kopf geſchüttelt, der Blick, den er ihr zugeworfen hatte — ſein Stehen und ſein Gehen, die leiſeſte Bewegung, ſein Reden mit den Leuten und mit ihr und jedes kleinſte Thun und Laſſen — das Alles zeigte ihr mit einem Male den Mann, den ſie mit quellendem Jubel im Herzen der ganzen Welt als den Ihren hätte zeigen mögen.

Und ſeltſam! hatte ſie nicht immer ſo gedacht? trotz Allem, was die Leute ſagten, trotz Allem, was ſie ſelbſt geredet und gethan? Auch das Letzte wurde klar in ihr und mit dem furchtbaren Gedanken, daß Alles nun zu ſpät —

„Geſchieden, geſchieden
Auf ewige Zeit“ —

ging es wie ein gewaltiger Riß durch ihr ganzes Weſen.

Aber ich hab' ihn und ich halt' ihn feſt, und keine Macht des Himmels und der Erden ſoll ihn mir entreißen, ſchrie die Geängſtigte aus ihren Qualen auf; wir Zwei gehören zu einander — für Zeit und Ewigkeit — ſo hat der fromme Pfarrherr ſelbſt geſagt. Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden —

Und wer iſt's denn geweſen, der auf Scheidung hat geklagt? Leid's nicht, mein Herr und Gott! rief ſie wieder und rang die Hände immer heißer ineinander — ich kann nicht leben ohne ihn — nicht ſterben — — — Johannes! ſchrie ſie mit einem dumpfen Wehlaut, dann glitt ſie lautlos von der Bank herab und faltete die Hände auf derſelben zu heißem brünſtigen Gebete.

Roſe-Marie! klang es hinter ihr. Sie fuhr erſchreckt herum; es war dunkel, leer — ſie hatte ſich getäuſcht. Plötzlich kam ihr die Erkenntniß des ſchauerlichen Ortes, wo ſie ſich befand. Grauſen faßte ſie, jedes Haar auf ihrem Scheitel hob ſich langſam, langſam in die Höhe, ein kalter Schauer lief durch ihre Glieder. Es war ſeine Stimme geweſen, geiſterähnlich, dumpf — hatte er ſie gerufen? war er — todt?

„Und droben am Tage
Vom jüngſten Gericht“ —

Ein Stoß erfolgte und ein Krachen, ſo gewaltig, als ob Erd' und Himmel auf einander ſtießen, und als zu gleicher Zeit ein Blitz die Stube unter Feuer ſetzte, da ſtierte das bebende Weib mit weit aufgeriſſenen Augen nach der Kammerthüre hin, auf deren Schwelle noch ſo eben eine Geſtalt geſtanden hatte — undeutlich, geiſterhaft in dem blauen Lichte, zerfließend und verſchwimmend in der Dunkelheit des Nebenraumes. Sie hatte ſie erkannt: es war ſein Geiſt.

Das Entſetzen trieb ſie an die Thüre. Sie wußte nicht mehr, was ſie wollte — hinaus! ihn ſuchen, mit ihm untergehen! Ihre Gedanken verwirrten ſich, alle Kraft hatte ſie verlaſſen, und ihre Hände zitterten ſo heftig, daß ſie nicht im Stande waren, die Thüre einzuſtoßen, die der Wind ins Schloß geworfen hatte. Dann eilte ſie zum Fenſter; ſie riß es auf mit ihrer letzten Kraftanſtrengung, um im gleichen Augenblicke wieder jäh zurückzutaumeln, während Sturm und Regen in die Hütte peitſchten. Sie hatte in ein weites, offenes Feuerthor geblickt, die Roſe-Marie; ſie hatte den Blitzſtrahl ſich aus ſeiner Mitte löſen, in ſcharfen Zickzacklinien niederzüngeln und ſich ſein Opfer ſuchen ſehen — das war das Letzte, was ſie ſah. Ein Donnerſchlag, der zerſchmetternd in ihr Hirn fiel, erſtickte ihren letzten Angſtſchrei. Tief in die Stube hineingeſchleudert, ſtand das junge Weib noch ſecundenlang hochaufgerichtet, mit ausgeſtreckten Armen, todtenbleich in der gräßlichen Beleuchtung — dann lag ſie regungslos, lang ausgeſtreckt auf dem Boden.

Roſe-Marie! ſchrie es aus der Kammerthüre; ein Mann ſtürzte über die Schwelle und warf ſich verzweifelnd neben den ſtarren Körper an die Erde hin. „Todt?“ fragte er und: „todt!“ grollte der noch immer fortrollende Donner über dem Dache der Hütte und den Häuptern der Beiden hin. Aber die Wuth des Wetters war gebrochen mit dem vernichtenden Schlage; es ſchien mit dem Opfer zufrieden, das gefallen war, es entfloh, wie der Mörder flieht von dem Schauplatze ſeiner Thaten, und weiter und weiter in raſender Eile gen Oſten zogen die gelichteten, zerriſſenen und zerflatternden Wolken über den Himmel dahin. Bald murrte und zuckte es nur aus der Ferne noch matt herüber, und der Regen weinte ſich nur noch leiſe aus, wie zornige Liebe, die ſich zum Vergeben neigt. Es wurde hell und heller in der Luft, um ſo dunkler aber war die Scene, die das wiederkehrende Tageslicht drinnen in der unheimlichen Hütte beleuchtete.

Roſe-Marie! mein Weib! einzig geliebtes, theures Weib! du ſollſt, du darfſt nicht ſterben! rief Johannes mit dem Wahnſinn der Verzweiflung, indem er ſich auf ſie niederwarf und ihre kalten Lippen, ihre geſchloſſenen Augen mit ſeinen Küſſen bedeckte. Nichts darf uns ſcheiden — hörſt du? nicht einmal der Tod. Es iſt nicht wahr — o ſag's, daß es nicht wahr iſt — bat er mit erſtickter Stimme und verſuchte es, den ſchweren Oberkörper in ſeinen Armen aufzurichten. Mit zitternden Fingern ſtrich er ihr das Haar aus der bleichen, kaltfeuchten Stirne; er rief ſie mit hundert ſüßen Namen, aber keine Wimper zuckte in dem ſchönen, regloſen Geſicht, aus dem alle Härte, aller Stolz gewichen war, und das nun vor ihm lag mit den reinen Zügen des Kindes und der weichen Wehmuth eines liebenden, unglücklichen Weibes.

All die alte Liebe, verbunden mit einem neuen, heißen Schmerze zog aus dieſem Angeſichte in die Seele des Mannes hinüber, der ſich als ihren Mörder anklagte. War er nicht zehnmal im Begriff geweſen, hervorzuſtürzen und ſich in ihre Arme zu werfen, verzeihend und um Verzeihung bittend, ſeit er ſie ſo hülflos, ſo gebrochen, ſo offenbar unglücklich faſt ſtundenlang vor ſich geſehen hatte? Aus ihren einzelnen, abgebrochenen, wie im Fieber hervorgeſtoßenen Worten war ihm ihr ganzer Zuſtand klar geworden; er ſah, wie wenig er dies Weib erkannt, wie falſch er es behandelt hatte — tiefe Reue erfaßte ihn, bitterſte Beſchämung, und dennoch — dennoch — wer ergründet das Menſchenherz, dies trotzige und verzagte Ding? — hatte er ſo lange gezögert, hervorzukommen, bis es nun zu ſpät war.

Auch Johannes war, von jenem fürchterlichen Blitzſtrahl wie mitten in den Stern des Auges getroffen, jäh zurückgetaumelt, und ſchon am Klange des Donners hatte er erkannt, daß es dicht in ſeiner Nähe eingeſchlagen — es war kein kalter Schlag geweſen, aber, wie er auch mit zuckenden Händen nach der Stelle ſuchte, wo der Blitz ſein Weib getroffen haben könne, er fand kein blaues Mal, nicht am Halſe und nicht an den Armen, kein verſengtes Fleckchen an ihren Kleidern — konnte der Schreck allein ein ſo warmes, lebenskräftiges Weſen getödtet haben? Der Schrecken nicht, aber du, du biſt's geweſen — hallte es in ihm. Er wußte nicht mehr, was er that, nicht, was er dachte. Bald legte er das Ohr auf ihr Herz, ohne vor dem angſtvollen Klopfen des ſeinigen hören zu können, ob es noch ſchlug, bald verſuchte er es, indem er ſeinen Mund auf den ihren preßte, ihr ſeinen eigenen Athem, ſein eigenes Leben einzuhauchen. Umſonſt! nichts regte ſich an dem erſtarrten Körper — Leichenfarbe lag auf Mund und Stirne, ſchlaff hingen die Arme und Hände — vergebens waren alle ſeine ſinnloſen Bemühungen, Liebkoſungen, Schmeichelworte, Drohen — Alles.

Johannes hatte ſeine ungeſchickten Belebungsverſuche eingeſtellt, um ſich einer dumpfen Troſtloſigkeit zu ergeben, als er plötzlich in die Höhe fuhr. Schon ſeit mehreren Minuten hätte er ein ſeltſames Kniſtern hören, einen ſtinkenden Schwefelgeruch verſpüren können, wenn ihm die Außenwelt nicht ſo ganz verſchwunden geweſen wäre — jetzt benahm ihm eine ſich näher und näher wälzende Rauchwolke ſchier den Athem. Ein Aufblick genügte, ihn die Gefahr erkennen zu laſſen. Die Hütte brannte; heißhungrig fraß die Flamme das dürre Holzgebälke des Dachſtuhls, und ſchon leckte ſie züngelnd an den Wänden in den wüſten Raum herunter, wo ſich faſt nichts befand, als ſolche Stoffe, die ihr Nahrung boten. Eben fiel eine glimmende Schindel in das alte Stroh,

107.

Von allen Herrn bei Chriſten und bei Heiden
War keiner je ſo mächtig, reich und hoch.
Trotz ſeiner Herrſchaft, Schätzen und Geſchmeiden,
Verlor er jämmerlich die Augen doch;
Und dieß iſt noch das Kleinſte ſeiner Leiden;
Weit ſchlimmer und verhaßter iſt es noch,
Daß ihn, obgleich der reichſte Fürſt geheißen,
Des Hungers Tigerklauen ſtets zerreißen.

108.

Will er an Speiſe ſich, an Trank erfriſchen,
Treibt ihn der Durſt und quält der Hunger ihn,
So kommt ſogleich die Höllenſchaar dazwiſchen,
Die ſchnöden, die entſetzlichen Harpy'n,
Die, mit den Klau'n die Schüſſeln auf den Tiſchen
Umſtürzend, mit der Speiſe ſchnell entfliehn,
Und was nicht ihre gier'gen Bäuche faſſen,
Beſudelt und verdorben hinterlaſſen.

109.

Er war noch jung — den Grund nicht zu vergeſſen —
Und ſtieg ſo früh zu Ehr' und Macht empor,
Und außer allem Glück, das er beſeſſen,
Ragt er an Muth und Stärke weit hervor;
Da ward er dann, wie Lucifer, vermeſſen,
So daß er ſeinem Schöpfer Fehde ſchwor,
Und ſtieg, von einem großen Heer begleitet,
Zum Berg, woher der Nilſtrom ſich verbreitet.

110.

Denn er vernahm, auf dieſes Berges Höhen,
Der durch die Wolken ſich zum Himmel hebt,
Da ſei das ird'ſche Paradies zu ſehen,
Wo Adam einſt mit Eva froh gelebt,

welches aufgehäuft in einer Ecke lag, als ſich Johannes, dem Erſticken nahe, raſch beſann. Sein Weib vom Boden auf und in ſeine Arme reißen, die Thüre mit einem gewaltigen Stoße eintreten und in das Freie ſtürzen, war das Werk weniger Secunden.

Draußen hatte ſich indeß die Scene wie mit Zauberſchlag verwandelt. Es regnete nicht mehr, ein köſtlich erfriſchender Hauch wehte ihm entgegen, und inmitten des zerſpaltenen und fliehenden Gewölkes ſah der blaue Himmel wie das verſöhnte Auge Gottes nieder auf die Stätte der Verwüſtung. Die Waſſer verliefen ſich nach den tieferen Stellen des Waldes zu; die Sonne kam und ſtrich mit liebkoſender Mutterhand über die Wunden hin, die der Sturm ihrer lieben Erde geſchlagen. Ich lebe noch und ihr ſollt wieder leben — ſprach ihr tröſtender Blick. Und die gebeugten Büſche richteten ſich auf, die Bäume ſchüttelten die überſtandene Angſt in ſchweren Tropfen von ſich ab, die Blumen hoben die geſenkten Köpfchen, und die Vögel, die, der Himmel wußte wo, indeß in Sicherheit geſeſſen hatten, flatterten hervor; ſie putzten die geſträubten Federn glatt, ſie öffneten die Schnäbel und probirten, ob es ſich nach alledem noch ſingen und noch fliegen laſſe in der Welt.

Johannes aber eilte, ohne ſich umzuſehen und wie gejagt von den Flammen, welche hinter ihm aus der Hütte ſchlugen, keuchend vorwärts. Er kannte einen erhöhten Weg durch das Geſtein; dieſen dachte er mit ſeiner Laſt einzuſchlagen, als er nach kaum zwanzig Schritten plötzlich ſtehen blieb. Ein jäher Schmerz am Fuße verhinderte ihn weiter zu gehen. Rathlos blickte er umher, und ſchon wollte er den ſchweren Körper auf einen der großen, zerſtreut umherliegenden Steine niedergleiten laſſen, als er ſeinen Vorſatz raſch vergeſſend, den Athem anzuhalten begann und mit dem Ausdruck der äußerſten Anſpannung in ſeinen Zügen zitternd an ſich niederlauſchte. War es eine Täuſchung? Aber nein! er fühlte es, fühlte deutlich, wie ſich die Laſt an ſeiner Bruſt bewegte, wie es an ſeinem Halſe leiſe athmete, und ehe er noch die Fülle ſeiner neuen Hoffnung zu faſſen vermochte, legten ſich zwei Arme feſt, feſt um ſeinen Nacken her, ein lebenswarmer Mund an ſeine Wange, und eine Stimme dicht an ſeinem Ohre flüſterte, ſo leis und doch ſo wunderbar vernehmlich: Mein Johannes!

Roſe-Marie! jubelte Johannes, von dem mit einem Male jeder Körperſchmerz und jegliche Erſchöpfung gewichen war, und er hob ſie empor, wie man ein kleines Kind emporhebt, als ob er ſie dem Himmel zeigen wolle, triumphirend, ein ihm abgerungenes Beſitzthum.

Kein Wörtlein vom Vergangenen! kein Bitten um Vergeben und Vergeſſen! O wie lag das Alles hinter ihnen, ein Abgrund, über den hinweg ſie der Flügel des Sturmes getragen hatte! Sie hing an ſeinem Halſe wie ein Kind; bisweilen hob ſie wohl den Kopf, als ob ſie reden wolle, aber ihre Lippen bebten nur, und wortlos drückte ſie ihn an ſeine Bruſt zurück; ſie ſchlug die Augen auf und ſchloß ſie wieder mit einem Lächeln ſüßeſter Befriedigung. Sind wir denn im Himmel, mein Johannes?

Gewiß waren ſie im Himmel, die zwei Seligen. Auch die alte, gute Erde hat noch zuweilen ihren Himmel, und wo der Engel der Verſöhnung neben einer echten Liebe ſteht, um wieder Hand in Hand, Herz an Herz zu legen — wo Gott der Herr als Hoherprieſter von ſeinem flammenden Altar den Segen über einen Bund ſpricht, der ſortan kein Zerreißen mehr zu fürchten hat — da, wenn nirgends ſonſt, ragt noch ein Stücklein Paradieſes in das begnadete Menſchenleben herein.

Von nun an bis in alle Ewigkeit! flüſterten die Gatten, die ſich verloren hatten und wiedergefunden, die geſtorben waren und auferſtanden zu einem neuen Leben und „ewig! ewig!“ hallte ein majeſtätiſches Nachdonnern des vorübergezogenen Gewitters den öſtlichen Horizont entlang, wie die austönenden Klänge der Orgel.

Ein dumpfes Krachen, ganz in ihrer Nähe, rief die beiden von der Weihe des Augenblicks Ueberwältigten in die Wirklichkeit zurück. Sie hatten einen ſchaurig ſchönen Anblick, indem ſie ihre Blicke dahin zurückwandten, wo vor Kurzem noch das unheimliche Häuschen geſtanden hatte. Das Dachgebälke war eingeſtürzt, eine lodernde Flammengarbe ſtieg empor und hob die wunderlichen Felsgebilde ſammt den alten, verwitterten Bäumen in rothglühender Beleuchtung phantaſtiſch von dem dunklen Hintergrunde ab, während die Lichtung, auf der ſie ſtanden, mit ihren verrinnendn Waſſern und den Millionen Tropfen an Zweigen und Geſträuch dem ſchönſten Sonnenſcheine eben ſo viele Spiegel entgegenhielt. Noch ſtanden die Wände der alten Bretterhütte wie durchglüht, da ſtürzte ein verkohlter Balken nach dem andern in die Glut, und bald bezeichnete nur noch ein ſtill glimmender Aſchenherd die Stätte des Gerichtes, das die himmliſche Barmherzigkeit allda über zwei verirrte Seelen hatte ergehen laſſen.

Johannes drückte ſein Weib mit einem unſäglich dankbaren Blicke zum Himmel an ſeine Bruſt; er trug ſie triumphirend noch einige Schritte fort und hätte ſie am liebſten durch den ganzen Wald, durch das ganze Leben ſo getragen. Jetzt war ſie ja erſt richtig ſein, die Roſe-Marie und die Bäuerin vom Weidenhof dazu. So übermüthig und doch dabei ſo fromm war er ſelbſt in ſeinen Bräutigamstagen nicht geweſen. Er lachte ihres ohnmächtigen Widerſtandes, indem er ſie nur um ſo feſter hielt, und zu gleicher Zeit ſtanden ihm bei ihren ſanften Bemühungen, ſich von ihm loszumachen, die Thränen in den Augen.

Laß mich — bat ſie — ich kann es jetzt allein ermachen — das mit dem Gehen — meinte ſie erröthend, und mehr von ihrem Tone, als von ihren Worten bezwungen, ließ er ſie augenblicklich zur Erde niedergleiten. Ich dachte — ſagte er — du wäreſt mein Kind — nun bin ich deines — ſieh! ſo kannſt du mit mir machen, was du willſt.

Aber du bluteſt — rief ſie tödtlich erſchrocken aus und wies mit der Hand nach ſeinem rechten Fuße, an dem der Stiefelſchaft der Länge nach aufgeſchnitten erſchien, während durch den Schnitt einzelne rothe Tropfen quollen. Wieder mußte ſich Johannes erſt beſinnen. Freilich — ſagte er — das iſt es ja geweſen, was mich in die Hütte trieb, kurz vor dir. Ich habe mir den Fuß unterſuchen und verbinden wollen, ehe ich weiter ging, und war gerade bei dem Geſchäfte, als du kamſt. Kaum, daß ich mich noch in die Kammer retiriren konnt' — da aber — ſetzte er mit einem tiefen Athemzuge hinzu — hatte ich dann mehr zu thun, als an den dummen Fuß zu denken.

Auch die Roſe-Marie ſeufzte tief aus Herzensgrund herauf. Es iſt doch nicht gefährlich? fragte ſie.

Bewahre! lachte er — ein Eichenaſt hat mich im Falle nur geſtreift. Ein ſchöner Sturm! er hat mir auch das Tuch noch aus der Hand geriſſen, mit welchem ich das Blut zu ſtillen verſuchte — das Tuch — doch das erzähl' ich dir ein ander Mal, ſchloß er ſehr ernſt.

Alſo doch — ſagte ſie leiſe vor ſich hin, und ohne daß es Johannes ſah, faltete ſie die Hände über ihrem Herzen, indem ſich ihre Lippen leiſe lispelnd bewegten. Alſo doch — und durch Blut und Feuer war ſein Weg gegangen, wie der ihre durch die Schatten des Todes, ehe ſie die Taufe ihres neuen Menſchen erhielten dort an der Stätte des himmliſchen Gerichtes.

Und nun ſtanden ſie wieder an derſelben Stelle, wo ſie vor kaum drei Stunden in den Wald hineingetreten waren. Länger hatte der himmliſche Richter nicht Zeit gebraucht, ſeinen Spruch zu fällen, der nicht auf Tod, ſondern auf Leben lautete, nicht auf Trennung, ſondern auf ewige, ſelige Vereinigung. Wie lange wohl die Herren drin im Stadtamt die Vorgeladenen auf ihren bittern Entſcheid hätten warten laſſen? Diesmal ſollten ſie vergebens auf die Vorgeladenen warten.

Wie dieſe durch den verwüſteten Wald bis hierher gekommen, konnten ſie ſich kaum ſelber ſagen. Das Glück hatte ſie über die rinnenden Waſſer, über geſtürzte Stämme und hereingeſchwemmtes Steingerölle wie mit

Flügeln getragen; die Roſe-Marie ſpürte keine Erſchöpfung und Johannes ſeinen wunden Fuß nicht mehr. Sie hielten ſich an den Händen gefaßt, wie die Kinder, und ſo traten ſie unter die erſten Bäume hinaus, die ſich zum Rieſenthore wölbten, durch das ein Strom von Licht und Glanz herein auf den dunklen Waldweg flutete und die niederhängenden, tropfenden Gezweige mit Rubinen, Smaragden und Diamanten überfunkelte. Und draußen, ſchöner noch, weit ſchöner lag die weite Welt wie aufgethan vor den Blicken der Beiden, deren Lippen ein leiſes, gemeinſames Ah! entſchlüpfte. Von der Sonne beglänzt und wie in neugeborner Schöne, jung und friſch hervorgegangen aus der Hand des Schöpfers, die hehre Gotteswelt! und als wäre jetzt erſt das Zeichen des Bundes aufgerichtet zwiſchen ihm und ſeinen Menſchen, ſo ſtrahlend ſiebenfarbig ſchwang ſich der Bogen des Friedens von den weſtlichen zu den öſtlichen Bergen hinüber — mitten innen aber, recht wie im Schooße der Ruhe und des Glückes gebettet, lag ihr heimathliches Dörfchen.

Siehſt du den Weidenhof? fragte die Roſe-Marie mit glänzenden Augen. Johannes ſah ihn wohl, aber er glaubte zu träumen. Stieg nicht der ſchlichte, weiße Bau wie ein richtiges, goldenes Zauberſchloß aus roſenrothem Dufte auf? Ueberraſcht, tief aufathmend ſtand er neben ſeinem Weibe. Was iſt das? fragte er.

Sie lachte glücklich auf, obgleich ihr ſcharfes Auge längſt geſehen und erkannt hatte, was ihr zu jeder andern Zeit als ein großes Unglück erſchienen wäre. Aecker, Felder, Wieſen, das ganze Gut war eine einzige Waſſerfläche, in welcher ſich die rothe Sonne ſpiegelte, während die aufſteigenden Dünſte in ihren Strahlen verdampften. Johannes! der Damm iſt gebrochen! — rief ſie aus.

Ha! murmelte Johannes — hab' ich's nicht geſagt?

Freilich — du haſt's geſagt — und darum mußt' es kommen — daß du in Allem Recht haſt — o mein Gott, mein Gott! der Damm iſt gebrochen —

Johannes ſah ſie halb erſtaunt und halb verweiſend an.

Der Damm hier innen — frohlockte ſie noch einmal und führte ſeine Hand auf ihr hochklopfendes Herz, hier innen, wie dort draußen, mein Johannes!

Aber die Felder, Frau! die Wieſen, die verſchlemmten Wieſen!

O! das wirſt du ſchon zu machen wiſſen — nun ſind ſie dein — ich hab' kein Theilchen mehr daran; 's iſt Alles fortgewaſchen von der Sindflut. Ich freue mich — o ich freue mich, wie du es nun den Leuten zeigen wirſt, was du gelernt haſt in der Schul' und draußen in der Welt — o mein Johannes! daß ſie ſehen müſſen, was für ein Mann du biſt!

Die Thränen ſchoſſen ihr aus den glänzenden Augen. Johannes zog ſie an ſich; erſt jetzt verſtand er ſie. Sie weinte ſich leiſe aus an ſeiner Bruſt, und ſchweigend ſchritten ſie alsdann unter dem himmliſchen Verſöhnungsbogen hinweg ihrer Heimath zu, die ihnen unter dem äußeren Anblicke der Verwüſtung den innerlich beſeligenden eines Friedens bot, der über allen irdiſchen Stürmen ſteht.

# Deutſcher Novellenſchatz.

Vierte Serie.

Dritter Band.

(Der ganzen Reihe einundzwanzigſter Band.)

Ein ſtolzes Fußvolk läßt die Fahnen wehen,
Mit Elephanten und Kameelen ſtrebt
Er auf, begierig, wenn ein Volk dort wohne,
Es raſch zu unterwerfen ſeiner Krone.

111.

Gott aber zähmte ſein verblendet Wagen,
Der ſeinem Engel gab das Richteramt:
Wohl hunderttauſend fielen da erſchlagen,
Er aber ward zu ew'ger Nacht verdammt
Und ſeinem Tiſch geſendet, ihn zu plagen,
Die Ungeheuer, die, der Höll' entſtammt,
Die Speiſen ihm entreißen und beflecken,
Und nimmer ihm vergönnen, ſie zu ſchmecken.

112.

Verzweiflung hat ihn rettungslos ergriffen,
Seitdem ihm gar ein Seher prophezeit,
Es werde von den räuberiſchen Griffen
Nur dann ſein Tiſch und vom Geſtank befreit,
Wenn durch die Lüfte werd' ein Ritter ſchiffen
Auf einem Flügelroß, zur That bereit;
Und in dem Wahn, daß dieß unmöglich bliebe,
Schwand ihm ſein Leben hoffnungslos und trübe.

113.

Und wie die Leute nun die Augen heben,
Und von dem höchſten Thurm und Mauer ab
Mit großem Staunen ſehn den Ritter ſchweben,
Lief einer, der dem König Nachricht gab
Der denkt des Troſtes, den man ihm gegeben,
Vergißt vor Freude den getreuen Stab
Und wankt dem Fliegenden, wie Blinde pflegen,
Mit vorgeſtreckten Händen ſchnell entgegen.

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vierte Serie.

Dritter Band.

(Der ganzen Reihe einundzwanzigſter Band.)

München.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite

Die Marzipan-Liſe. Von Friedrich Halm . . . . 1

Germelshauſen. Von Friedrich Gerſtäcker . . . . 71

Der Gebirgspfarrer. Von Julius von der Traun (A. J. Schindler) . . . . 121

Auf Wiederſehen! Von Leo Goldammer . . . . 157

Eine Hochzeitnacht. Von Leo Goldammer . . . . 187

Das letzte Recht. Von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus) 205

# Die Marzipan-Liſe.

## Von Friedrich Halm.

Friedrich Halm's (Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghauſen) Werke. Elfter Band. Erzählungen. (Nachlaß.) Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1872.

Eligius Franz Joſeph Freiherr von Münch-Bellinghauſen, Sohn des Staatsraths Freiherrn Cajetan von Münch-Bellinghauſen, wurde am 2. April 1806 zu Krakau geboren, begann ſchon 1819 ſeine „philoſophiſchen" Studien an der Wiener Hochſchule und trat, erſt zwanzig Jahre alt, zugleich in den Staatsdienſt und in den Eheſtand. Seinen poetiſchen Neigungen, die er bisher in großer Einſamkeit gepflegt hatte, nahm ſich um dieſe Zeit der Dichter Michael Enk in väterlicher Freundſchaft an und führte den jungen Dichter in das ſpaniſche Theater ein, deſſen Einfluß durch alle Folgezeit in den Vorzügen und Schwächen Halm's erkennbar blieb. Am 30. December 1835 debutirte er mit Glanz am Burgtheater (Griſeldis), für welches er eine Reihe ſehr erfolgreicher, mehr durch geſchickte und effectvolle Anlage, als durch charakteriſtiſche Lebendigkeit bedeutſame Dramen dichtete. Die Reihe dieſer allbekannten Werke, von denen „der Sohn der Wildniß" und „der Fechter von Ravenna" einen Weltruhm erlangten, ſoll hier eben ſo wenig aufgezählt werden, als es unſere Aufgabe ſein kann, die lyriſchen Dichtungen Halm's, die über Oeſterreich hinaus nur wenig bekannt geworden ſind, einer kritiſchen Würdigung zu unterziehen. An dieſer Stelle muß vor Allem der merkwürdigen Erſcheinung gedacht werden, daß aus dem Nachlaß des Dichters (er ſtarb am 22. Mai 1871) eine Anzahl Novellen ans Licht gezogen worden ſind, die den vielangefochtenen Dramatiker und Lyriker als einen reifen und innerhalb des ihm gemäßen Stiles muſterhaften Novelliſten darſtellen, von deſſen Meiſterſchaft auf dieſem Gebiet bei ſeinen Lebzeiten nur wenige Eingeweihte Kunde hatten. Denn obwohl die Erzählung „die Marzipan-Liſe" bereits in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen

Herd“ veröffentlicht worden war, hatte Halm dennoch Bedenken getragen, als Novelliſt hervorzutreten, vielleicht um den Anſtoß zu vermeiden, denn gerade die bedeutendſte dieſer Dichtungen, „das Haus an der Veronabrücke“, vielfach erregt haben würde.

Auch wir haben es uns verſagen müſſen, dies ſein Meiſterſtück unſerem Novellenſchatz einzuverleiben. Die ſouveräne Kunſt, mit welcher der Dichter ein höchſt verfängliches und in der That ſittlich empörendes Thema behandelt hat, ohne die Grenzen weltmänniſcher Feinheit zu verletzen, kann doch nicht fällig mit dem Widerwärtigen des Stoffes ſelbſt ausſöhnen, der Rückſichten zu geſchweigen, die ein Sammelwerk wie das unſere auf ein ſehr gemiſchtes Publikum zu nehmen hat. Von der Art und Kunſt des Erzählers giebt auch die geringere Arbeit, die wir aufgenommen haben, hinreichendes Zeugniß. Es möge uns geſtattet ſein, aus dem geiſtvollen Vorwort des Herausgebers Emil Kuh die Worte anzuführen, in denen der Stil dieſer Novellen auf das Treffendſte geſchildert wird.

„Ein herber Anſtrich iſt den meiſten dieſer Erzählungen eigen. Wir können dieſe Herbheit zum Theil auf den Umſtand zurückführen, daß unſerem Dichter das Tragiſche ſeit jeher in der Geſtalt des Grauſamen aufgegangen iſt. Immer mehr gewann eine dunkle Welt- und Lebensanſchauung in Halm die Oberhand, und als Zeugen derſelben dürfen wir ohne Weiteres ſeine Erzählungen anſehen, die in den fünfziger und ſechziger Jahren entſtanden ſind. Im Uebrigen weiſ't ſchon der fünfte Act der „Begum Somru“ und Halm's Beſchäftigung mit Brevio's Novellen „von der Erbärmlichkeit des menſchlichen Lebens“ auf ſolche Anſchauung hin.

Den künſtleriſchen Charakter dieſer Erzählungen bezeichnet vor Allem das Hervortreten des Unerhörten der Begebenheit, das mit dem Begriffe der romaniſchen Novelle verknüpft iſt. Wem die italieniſchen Fabuliſten geläufig ſind, der wird den Zögling derſelben in Halm ſofort erkennen: in dem Eigenſinn, womit er einſetzt, der paſtöſen Farbe, ſowie in der Wahl verfänglicher Themen. Wo jedoch der Italiener, ſo ernſt ſein Blick auch iſt, nur ſpielt und mit einer graziöſen Leichtfertigkeit die Entwickelung locker hält, dort zeigt ſich unſer deutſcher Erzähler gründlich, dort ſpinnt er lange pſychologiſche Fäden, welche nicht ſelten das Bündniß der ſchauluſtigen Phantaſie mit grübelnder Verſtandesarbeit verrathen.

Seine Neigung: die Wirkungen des merkwürdigen Vorfalls, auf den er den Ton legt, dialektiſch in die Seelen ſeiner Helden zu verpflanzen, ferner die Art ſeiner Darſtellung erinnern an Heinrich von Kleiſt. Der Dichter des „Kohlhaas“ und der „Marquiſe von O.“ hat ihm eingeſtandenermaßen als Muſter vorgeſchwebt. Wie Kleiſt bringt er die heftigen und detaillirten Gemüthsbewegungen ſeiner Perſonen in einen auffallenden Contraſt zu dem antheilloſen, der Relation verwandten Vortrage, ſetzt er das Unaufhaltſame des Schickſalsganges in ein unheimliches Gleichgewicht mit der Gelaſſenheit des epiſchen Berichts. Nicht weniger deutlich machen ſich die Unterſchiede Beider bemerkbar. Wenn Kleiſt uns durch die Naturgewalt der Leidenſchaften erſchüttert, ſo reizt Halm unſere Einbildungskraft, indem er ſeltſame Charakterräthſel aufgiebt; wenn Kleiſt eine reine und unſchuldige Menſchheit malt, welche nach Tieck's ſchönem Worte durch die Finſterniſſe uns anblickt, ſo ſtellt Halm in das Zwielicht von Unglück und Schuld entſchloſſene oder verſtockte Menſchen, welche unſere Reflexion lebhafter in Anſpruch nehmen, als unſere Empfindung; wenn endlich Kleiſt durch die Trauer über die Gebrechlichkeit der Welt, die von ſeinen Bildern auf uns übergeht, in uns jene Wehmuth erzeugt, die unſere Spannung gelinde löſ't, ſo ſtarrt uns in Halm's Erzählungen ein tückiſches, ſchadenfrohes Schickſal an, das den Dichter ſelbſt

114.
Weitkreiſend kommt der Herzog und im Nu
Schießt er im Schloßhof nieder zu der Erde.
Dort führt man ihm den blinden König zu;
Der kniet und ſpricht mit flehender Gebärde:
Du Engel Gottes, neuer Heiland du,
Verdien' ich nicht, daß mir Verzeihung werde,
So ſieh doch an: die Sünd' iſt unſer Theil,
Und euer Amt zerknirſchter Sünder Heil.

115.
Der Schuld bewußt, will ich mir nicht erlauben,
Zu bitten um der Augen altes Licht.
Zwar, daß du's geben könneſt, muß ich glauben,
O gottgeliebter Geiſt vom höchſten Licht!
Sei dies genug, die Augen mir zu rauben,
Nur daß mir's nicht an Speiſe ſtets gebricht!
Vertreibe nur die ſcheußlichen Harpyen,
Daß ſie nicht ſtets die Mahlzeit mir entziehen!

116.
Ein Tempel werde dir aus Marmorſteinen
Erbaut in meinem hohen Königshaus
Von Golde ſollen Dach und Thore ſcheinen,
Und Edelſteine leuchten drin und drauß;
Dein heil'ger Name ſoll ſich ihm vereinen,
Und deine Wunderthat hau' ich drin aus. —
So ſpricht der Fürſt, dem das Geſicht entriſſen,
Und ſucht umſonſt des Herzogs Fuß zu küſſen.

117.
Kein Engel Gottes, ſpricht Aſtolf dawider,
Kein neuer Heiland komm' ich himmelher;
Auch ich bin Menſch, die Sünde drückt mich nieder,
Und unwerth ſolcher Gnade bin ich ſehr,

mit dämoniſcher Freude zu erfüllen ſcheint. Mit Einem Worte: Kleiſt bringt das einfach Menſchliche in ungewöhnliche Lagen, die ſeinem Weſen nichts anhaben können, während Halm verwickelte Seelenzuſtände und außerordentliche Vorgänge beziehungsvoll in einander verflicht. Aber für die mangelnde Naivetät des Dichters entſchädigt uns in Halm die geſammelte Kraft des Künſtlers, und für die geringere Macht des Tons leiſtet die Vornehmheit des Anſchlags Erſatz. Ueber alles Künſtliche, hebt er uns mit der Geſchicklichkeit des Artiſten hinüber, und den einzelnen pſychologiſchen Fehlgriff gleicht die Virtuoſität der ganzen Zeichnung wieder aus. Das Originelle dieſer Erzählungen beruht auf dem innigen Verweben der landſchaftlichen, architektoniſchen, nationalen, geſchichtlichen Beſonderheiten und Zuſtände mit den Charakteren und Situationen, wobei man an Beſchreibung auch nicht von Ferne denken darf. Klima, Stammesart, Epoche und locale Umgebung üben auf die Perſonen dieſer Erzählungen einen beſtimmenden Einfluß. Der Dichter hat das Sittencoſtüm und die Staffage zu treibenden Motiven erhöht. Hierin ſind dieſe Erzählungen geradezu einzig.“

Zu Weßprim in Ungarn lebte in den erſten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts kurze Zeit nach dem Abſchluſſe des Szathmárer Friedens ein Kaufmann, Namens Paul Horváth, in Wohlſtand und Fülle des Gedeihens. Er beſaß vor den Thoren der Stadt ein großes Haus mit tiefen Kellern und geräumigen Vorrathskammern, die gleichwohl zur Aufbewahrung der Berge von Ballen, Fäſſern und Kiſten, die ſie aufnehmen ſollten, oft kaum hinreichten; denn zunächſt mit dem Umſatze von Tüchern beſchäftigt, die er aus Steiermark und Kärnten bezog, betrieb Horváth nebenbei auch einen ausgebreiteten Handel mit Wein und Getreide. Das Beſtreben, ſein Geſchäft in Schwung zu bringen, und das Bedürfniß, vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen, hatte ihn in früheren Jahren genöthigt, ſich bald hier bald dort auf Märkten und Meſſen herumzutreiben, und ihn nach Venedig, in das Deutſche Reich, bis nach Holland geführt, ſo daß die Erziehung ſeiner einzigen Tochter Crescenzia und die Verwaltung ſeines verwaiſ'ten Haushalts monatelang der alten Margit, einer Baſe ſeiner verſtorbenen

Frau, überlaſſen blieb. Später ſah er ſich dieſer Anſtrengungen überhoben; ſein Ruf wie ſein Wohlſtand waren feſt begründet, und Käuſer wie Verkäufer, die er ſonſt hatte ſuchen müſſen, pochten nun an ſeine Thür; mit Ausnahme einiger Tage, die er jährlich auf dem Michaelismarkte zu Ofen zuzubringen pflegte, mochte er nun in ſeinen eigenen vier Pfählen in Bequemlichkeit ſein Geſchäft betreiben, ſeine Tochter vom Kinde zur blühenden Jungfrau heranwachſen ſehen und in heiterer Behaglichkeit die dem Ungar angeborene Tugend der Gaſtfreundſchaft ſo glänzend und freigebig üben, als Neigung und Klugheit ihm geboten; denn in jenen Tagen waren bei dem Mangel zureichender Verkehrsmittel und entſprechender Unterkunft die Handelsleute darauf angewieſen, in ihren Geſchäftsfreunden auch Gaſtfreunde zu finden, und in dem Hauſe des reichen Horváth, unmittelbar an der Straße gelegen, die Ofen mit Grätz und Warasdin verbindet, fehlte es weder an häufigem Zuſpruch noch an freundlichem Willkomm.

Eines Tages hatte Horváth einem ſeiner Gäſte auf der Straße nach Stuhlweißenburg bis gegen Palota hin das Geleite gegeben und fuhr nun in ſeinem leichten, einſpännigen Wagen, Dies und Jenes erwägend, wieder ſeinem Wohnorte zu. Er ließ eben vorſichtig und bedächtig, wie er war, ſein Rößlein eine kleine Anhöhe im Schritt hinangehen und hüllte ſich feſter in ſeine Bunda — denn es war ein rauher Herbſtabend, und aus der Richtung von Vörös-Berény pfiff der Seewind ſcharf und ſchneidend vom Balaton herüber, als er an der Einmündung eines Seitenwegs in die Hauptſtraße einen jungen Menſchen gewahrte, deſſen Haltung auf den erſten Blick ebenſo entſchieden tiefe Erſchöpfung und Niedergeſchlagenheit ausdrückte, als der Schnitt ſeiner abgenutzten und ſtaubbedeckten Kleidung ihn als einen Nichtungar kundgab. Er ſaß hart am Wege auf einem halbverſunkenen Grenzſtein; neben ihm lag ein Knotenſtock, ein kleines Bündel und ſein Käppchen, während ſeine langen, fahlblonden Haare, vom Herbſtwinde hin- und hergetrieben, die feinen, gefälligen Züge ſeines blaſſen, abgezehrten Antlitzes bald zeigten, bald verbargen und ſeine graublauen Augen wie in gedankenloſem Trotze trüb vor ſich hinſtarrten. — Da, heb auf, Junge! rief Horvá'th indem er in die Taſche griff und ihm ein Geldſtück hinwarf. Der Burſche fuhr bei dem Anrufe in die Höhe; ſeine erſte Bewegung war auf Flucht gerichtet, die zweite ein haſtiger Griff nach ſeinem Knotenſtocke; als er aber das Geldſtück gewahrte, ſchien er ſich wieder zurechtzufinden; er ließ den Stock niedergleiten und ſank wieder auf den Stein zurück. Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben! ſagte er und ſchleuderte die vor ihm liegende Münze mit einem Fußſtoß in den Staub der Straße hinaus. — Eszem adta! rief Horváth, indem er die Zügel anhielt, und fügte dann zornig in deutſcher Sprache hinzu: Iſt Er ein Millionär? Oder iſt Ihm kaiſerliche Münze zu ſchlecht, um ſie aufzuheben? Will Er Antwort geben, Landſtreicher? Der Jüngling wechſelte die Farbe und ſchoß einen ſcheuen, ſtechenden Blick voll feindlichen Ingrimms nach dem Sprechenden; aber er ſchien Gründe zu haben, ſich zurückzuhalten, denn er biß ſich in die Lippen und verſetzte nach einer Pauſe mit gepreßter Stimme: Ich will kein Almoſen! Ich will ein Unterkommen, ich will Arbeit finden! Pah, Arbeit! rief Horváth, mit den feinen, zarten Händen! Was für Arbeit will Er damit verrichten? Der Jüngling richtete ſich empor und erwiederte mit verächtlichem Lächeln und dem ſichtlichen Gefühle geiſtiger Ueberlegenheit, mit der Feder ſei mehr Arbeit zu verrichten, als mit der Holzaxt; er ſei des Rechnens und der Buchführung kundig; er ſpreche und ſchreibe zwar nicht Ungariſch, aber Deutſch, Welſch und Latein und verſtehe ſich auch noch auf andere nützliche Dinge. Horváth hörte die zuverſichtlichen Worte mit beifälligem Kopfnicken an und warf nach kurzem Beſinnen die Frage hin, wie er heiße, was er bisher getrieben und ob er Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens habe? Der Fremde ſtockte eine Weile, aber bald geſammelt berichtete er mit geläufiger Zunge, er heiße Franz Bauer, ſei aus Wien gebürtig, habe dort bei einem Advocaten ſervirt, dieſen aber verlaſſen, um ſich in der Welt umzuſehen; in Fünfkirchen ſei er ſchwer erkrankt und durch Diebſtahl ſeiner Zeugniſſe und des beſten Theils ſeiner Habe beraubt worden; geſtern ſei er über den Plattenſee herübergekommen und ſitze nun hier und wiſſe ſich nicht Rath noch Hilfe. Horváth's Beifallnicken hatte ſich während dieſes Berichts mehrmals in ein bedenkliches Kopfſchütteln verwandelt, aber das gefällige Aeußere des Fremden ſchien ſeinen einfachen Sinn beſtochen zu haben. Gut, ſagte er endlich, ich will Ihm für heute Nacht Herberge geben, und morgen, wenn ſich zeigt, daß Er arbeiten kann und will, ſoll ſich auch das Unterkommen finden! Sitz' Er auf! Und damit rückte er in die Ecke des Wagenſitzes, ihm Platz zu machen. Der junge Mann bedachte ſich einen Augenblick und muſterte mißtrauiſch ſcheu die offenen, ehrlichen Züge des Kaufmanns; dann warf er Bündel und Knotenſtock in das Korbgeflecht am Hintertheil des Wagens und ſchwang ſich an Horváth's Seite, der nun ſein Rößlein die Anhöhe hinunter raſch auf Weßprim zutraben ließ.

Am nächſten Morgen, als Horváth dem jungen Manne zur Probe eine der vielen Rechnungen vorlegte, die zu ſeiner großen Verlegenheit durch den vor einigen Wochen erfolgten Tod ſeines Buchhalters in Unordnung gerathen waren, zeigte ſich bald, daß Franz Bauer den Verſtorbenen nicht nur an Richtigkeit der Auffaſſung, Gewandtheit und Scharfſinn, ſondern auch an Kenntniſſen weit übertraf, ſo daß Horváth ſich auf der Stelle der Dienſte des jungen Mannes zum Abſchluß der unvollendeten Rechnungen und zur Ausarbeitung der in Briefwechſel und Buchführung erwachſenen Rückſtände verſicherte. Die Löſung dieſer Aufgaben konnte beiläufig ſechs Wochen in Anſpruch nehmen; allein der Eifer, den Franz in der Erfüllung der übernommenen Pflichten bewährte, und die Leichtigkeit, mit der er die verwickeltſten

Geſchäfte gleichſam ſpielend bewältigte, ohne daß ſeine Arbeiten dabei an Gehalt und Genauigkeit auch nur im Mindeſten verloren hätten, machten ihn ſeinem Dienſtgeber bald ganz unentbehrlich.

Schon nach Verlauf eines Monats ſchlug Horváth dem neuen Hausgenoſſen vor, die Stelle ſeines Vorgängers mit allen damit verbundenen Ehren und Genüſſen bleibend einzunehmen, und legte ihm die Annahme ſeines Antrags ſo nahe, daß es dem jungen Manne ein Leichtes geweſen wäre, durch ſcheinbare Weigerung auch noch höheren Anſprüchen Geltung und Gewährung zu verſchaffen. Allein Franz war zu klug, um für einen kargen Gewinn in der Gegenwart vielleicht für alle Zukunft an Gunſt und Vertrauen verlieren zu wollen. Er nahm Horváth's Antrag als unverdiente Huld und Ehre demüthig-dankbar an und pries ſich hochbeglückt, fortan dauernd einem Hauſe angehören zu dürfen, deſſen Mitglieder ihm insgeſammt mit ſo freundlichem Wohlwollen, ſo herzlicher Theilnahme entgegenkämen.

Der Schreiber Ferencz, wie er nun nach ſeiner Beförderung genannt wurde, war wirklich in kürzeſter Zeit der Liebling aller Hausgenoſſen geworden. Schon in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft hatte er allmählich den menſchenſcheuen, argwöhniſch-finſtern Trotz, mit dem er zuerſt aufgetreten war, gegen ein ſanftes, leidendes Weſen, gegen eine ſtille, ſchüchterne Freundlichkeit und das rührende Beſtreben vertauſcht, Jedermann in jedem Wunſche zuvorzukommen und Allen Dienſte zu leiſten, ohne je welche für ſich in Anſpruch zu nehmen. Die Regentin des Hauſes, die alte Margit, wußte er durch ſeine ungewöhnliche Frömmigkeit, durch die laute Anerkennung der Vortrefflichkeit ihrer Haushaltung, vor Allem aber durch die dankbare Bereitwilligkeit einzunehmen, mit der er bei ſeinen häufig wiederkehrenden Augenleiden die unerſchöpfliche Fülle ihrer Heilmittel über ſich ergehen ließ; die Knechte des Hauſes machte er ſich theils durch kleine Geſchenke, theils durch die Wärme geneigt, mit der er ihre Bitten um Urlaub oder Zulage bei ihrem Dienſtherrn befürwortete; die Mägde aber beſtach er durch freundliches Grüßen, beſcheidenes Lobpreiſen ihrer Reize und durch die ſchwermüthig klagenden Töne, die er in ſchönen Mondnächten, am Brunnenrande hingelehnt, ſeiner Flöte zu entlocken wußte. Czenczi, die Tochter des Hauſes, war es, der er ſich von Allen zuletzt, aber nicht minder erfolgreich, näherte.

Das erſte Auftreten Ferencz's hatte einen abſtoßenden Eindruck auf das ſiebzehnjährige, einfach ſchlichte Mädchen gemacht; es war ihr unheimlich in ſeiner Nähe, ſie fürchtete ſich vor dem ſtarren Blicke ſeines hellblauen Auges, aber die Lobeserhebungen des Vaters, das gefällige Aeußere, das feine Weſen des jungen Mannes verwiſchten bald dieſen erſten Eindruck; die Berichte der Mägde und der Baſe Margit von der Niedergeſchlagenheit, dem ſichtlichen Kummer des armen Schreibers gewannen ihm allmählich in demſelben Maße ihre Theilnahme, als die von allen Seiten geprieſene Fülle ſeiner Kenntniſſe ihre beneidende Bewunderung erregte. Bei allem Reichthum Horváth's war nämlich der Unterricht, den Czenczi in jenen Tagen in einer Landſtadt Ungarns empfangen konnte, weit hinter den Wünſchen des Vaters wie der Tochter zurückgeblieben; vor Allem war ihre Kenntniß der deutſchen Sprache äußerſt mangelhaft, und dieſen Umſtand wußte Ferencz zu benutzen, um auch nach dieſer Seite hin ſeine Stellung zu befeſtigen. Sein Anerbieten, ihr in ſeinen freien Stunden in dieſer Sprache Unterricht zu ertheilen, wurde von Horváth mit Beifall, von Czenczi mit Entzücken angenommen, ja dieſe Letztere beſtand darauf, ihrem Lehrer dafür die Elemente der ungariſchen Sprache beizubringen. Der wechſelſeitige Unterricht begann und wurde von den jungen Leuten, die ſich anfangs nur nothdürftig verſtanden, mit ſo ungewöhnlichem Erfolge fortgeſetzt, daß Czenczi ſchon nach einigen Monaten der Baſe unter dem Siegel der Verſchwiegenheit vertrauen konnte, daß die Braut des armen Ferencz ihn treulos verlaſſen und einen Andern geheirathet habe; daß er darüber verzweifelnd in die weite Welt gegangen und erſt jetzt wieder ſo weit ſei, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben und Troſt anzunehmen; ein Bericht, der, mit ſeltſamer Unruhe und häufigem Erröthen vorgetragen, eine weltkundigere Zuhörerin als die alte Margit über die Perſon der Tröſterin und die Art und Weiſe der Tröſtung wohl kaum in Zweifel gelaſſen hätte.

Indeſſen hatten die raſchen Fortſchritte des Schreibers Ferencz in der Gunſt der Hausgenoſſen dem Glücklichen im Stillen einen Feind erweckt, der allmählich hervortretend ihn aus der ſiegreich eingenommenen Stellung wieder hinauszudrängen oder ihm doch die Ausbeutung derſelben bedeutend zu erſchweren drohte. Dieſer Feind war Antal, der Schaffner des Hauſes. Sei es, daß Ferencz ihn zu geringer Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte, oder konnte Antal, aus der Marmaroſch gebürtig und ein Ungar mit Leib und Seele, es nicht verſchmerzen, dem verhaßten „Schwaben“ eine Stelle vertraut zu ſehen, zu deren Uebernahme er ſelbſt früher ſich unfähig bewieſen hatte, genug, er ſcheute keine Mühe, jedem Schritt des Schreibers nachzuſpüren, und es gelang ihm auch mit dem Scharfblicke des Haſſes Bemerkungen zu machen, die, vergiftet durch die Folgerungen des Argwohns und mit der Beredſamkeit der Mißgunſt verbreitet, allerdings geeignet waren, ſeinem Gegner Verlegenheiten aller Art zu bereiten. Vor Allem wußte Antal hervorzuheben, daß die Duplicate der Zeugniſſe, die dem Schreiber zu Fünfkirchen geſtohlen worden, von Wien nicht eintreffen wollten, wobei er nicht verfehlte, zugleich auf den ſeltſamen Umſtand hinzuweiſen, daß die heftigen Anfälle von Kopfgicht und Augenleiden, denen der Schreiber unterworfen war, und die ihn jedesmal nöthigten, ſein Antlitz mit Binden und Schirmen aller Art zu umhüllen, ihn faſt regelmäßig an den Tagen heimzuſuchen pflegten, an denen Handelsfreunde des Herrn

Doch will ich alles thun, um dir die Hyder
Zu nehmen und die ſcheußliche Beſchwer;
Doch dann ſei Gott allein, nicht ich, geprieſen,
Der dir zum Schutze mich hieher gewieſen.

118.

Gelübde thue Gott, dem ſie gebühren,
Ihm ſei Altar und Kirche zubereitet. —
Nun läßt der König ſich zum Schloſſe führen,
Vom Herzog und den erſten Herrn geleitet.
Die Diener müſſen raſch das Feuer ſchüren,
Worauf der König zu dem Mahle ſchreitet:
Er hofft, der Höllenſpuk werd' ihm die Speiſen
Für dieſesmal nicht aus den Händen reißen.

119.

Das Mahl wird alſobald mit großer Pracht
Gerüſtet, und in einem reichen Saale
Setzt ſich mit dem Senap, wie es gebracht,
Aſtolf allein zu Schüſſel und Pokale.
Da ſieh', auf allen Seiten rauſcht mit Macht
Der grauſe Flügelſchlag mit einem Male:
Es kommen die Harpyen durch die Luft,
Herabgezogen von der Speiſen Duft.

120.

Sie kommen angeflogen, ihrer ſieben,
Mit Frauenangeſichtern, welk und blaß,
Vom langen Hunger dürr und aufgerieben,
Und mehr noch als der Tod furchtbar und graß;
Die Flügel häßlich, ſchnöd und großgetrieben,
Krumm, räuberiſch die Klau'n ohn' Unterlaß;
Die Bäuche groß und ſtinkend; drunter lange
Gerollte Schwänze, ganz wie bei der Schlange.

aus Steiermark oder Kärnten im Hauſe zu Gaſte wären; ja, er behauptete, Beweiſe in Händen zu haben, daß Ferencz die Augenwäſſer, Salben und Kräuterſäckchen der Baſe Margit, wie ſehr er deren Heilkraft auch rühme, meiſt ungebraucht, wie er ſie empfangen, beiſeite werfe.

Aber auch noch von anderer Seite her bemühte ſich Antal den beneideten Günſtling ins Gedränge zu bringen, indem er ganz unverhohlen ſein Erſtaunen, ja ſeine Entrüſtung äußerte, daß ein ſo gewiegter, weltläufiger Mann, wie Herr Horváth, ſeine einzige Tochter und Erbin mit einem von der Straße aufgeleſenen, ſo ganz „unvorhergeſehenen“ Menſchen, wie der Schreiber wäre, ſtundenlang in einer Sprache verkehren laſſe, die den übrigen Hausgenoſſen mehr oder weniger unverſtändlich ſei; ſo viel wäre wenigſtens gewiß, daß die Wangen Czenczi's nach ſolchen Zuſammenkünften mit dem ſchönſten Scharlachtuch in dem Waarenlager ihres Vaters an Farbenpracht wetteifern könnten, während Ferencz, wenn er ſeine Schülerin verließe, nicht anders einhergehe, als ſollte er nächſtens Palatin oder gar König von Ungarn werden. Solche Aeußerungen pflegte er mit häufigem Kopfſchütteln und bedauerndem Achſelzucken zu begleiten, oder ſie mit einigen Sprichwörtern, als: „Der Bock tauge nicht zum Gärtner“, „Fette Biſſen wären leicht verſchlungen“, und „Gelegenheit mache Diebe“, zu beſchließen, und ſo laut und ſo unabläſſig wiederholte er aller Orten dieſe und andere Redensarten, daß ſie endlich auch zu Horváth's Ohr drangen. Dieſer jedoch, durch Antal's

Benehmen über alles Maß hinaus verletzt und aufgebracht, ſtellte ſich mit höchſter Entſchiedenheit auf die Seite des verdächtigten Ferencz und wies laut und öffentlich alle gegen ihn gerichteten Beſchuldigungen als ſchändliche Verleumdungen von ſich. Ferencz hatte ſeinem Dienſtherrn in der Gegenwart zu ſchlagende Beweiſe ſeiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit gegeben, als daß dieſer an deſſen Rechtlichkeit in der Vergangenheit hätte zweifeln können. Ebenſo widerſinnig erſchien dem leichtſinnig gutmüthigen, in das Weſen der Dinge ſelten tief eindringenden Manne die Annahme, ſeine Tochter könne ſich mit einem ſolchen hergelaufenen, wildfremden Menſchen in einen Liebeshandel einlaſſen.

Weit entfernt, durch Entlaſſung des Schreibers jede Möglichkeit der Fortdauer eines ſolchen Verhältniſſes abzuſchneiden, beſorgte er vielmehr, eben dadurch einestheils den von Antal verbreiteten Gerüchten einen Anſchein von Begründung zu geben, anderntheils ſich ſelbſt ohne Noth eines vortrefflichen, nicht leicht zu erſetzenden Arbeitsgehülfen zu berauben. Um Czenczi's Ruf vor Verleumdung ſicherzuſtellen, erſchien es ihm genügend, den jungen Leuten die Fortſetzung des wechſelſeitigen Unterrichts zu unterſagen, und ſo unterbrach er eines Tags die Lehrſtunde, wies den Schreiber dahin zurück, wohin er gehöre, nämlich in die Schreibſtube zu ſeinen Büchern, verbot ſeiner Tochter allen ferneren Verkehr mit dem flötenſpielenden Betteljungen, legte dem mit Entlaſſung bedrohten, in tiefſter Zerknirſchung um Gnade flehenden Antal ewiges, unverbrüchliches Schweigen auf, und Alles war abgethan. Die jungen Leute, die erſt ganz vernichtet ſchienen, fanden ſich, ehe man es erwarten konnte, in den ihnen auferlegten Beſchränkungen zurecht und gaben ſich, wenn nicht heiter, doch gefaßt und ruhig; Antal knurrte und murrte innerlich, ballte die Fäuſte in der Taſche und fletſchte die Zähne gegen die Wand, und Horváth, dem keine Verdächtigung weiter zu Ohr kam, und der nichts Ungebührliches mehr bemerkte, ließ allgemach die Dinge, die er glücklich in das richtige Geleiſe gebracht zu haben glaubte, wieder ruhig nach wie vor ihren Gang nehmen.

So waren zwei Jahre verfloſſen; ein ſchöner Herbſt lag über dem Lande, und in wenig Tagen ſollte der Michaelimarkt zu Ofen beginnen, den Horváth jährlich zu beſuchen pflegte. Zwei Frachtwagen mit ſeinen Tüchern waren auch diesmal ſchon dahin abgegangen, und der Kaufmann gedachte eheſtens ſeiner Waare nachzufolgen. Es war Mittag; den Schreiber hatte Horváth Gelder einzukaſſiren ins Kloſter nach Bakony-Bél geſandt, und er ſelbſt kramte unter Papieren und Waarenmuſtern, als Antal, der Schaffner, in die Schreibſtube trat und die Anrede des Herrn erwartend demüthig an der Thür des Gemachs ſtehen blieb. Antal hatte vor einigen Wochen eine für ſeine Verhältniſſe nicht unbedeutende Erbſchaft gemacht und in Folge deſſen Herrn Horváth ſeine Dienſte gekündigt, um in ſeiner Heimath ſelbſt einen Kramladen zu eröffnen. Seine Dienſtzeit war abgelaufen, das Wägelchen, das ihn heimwärts führen ſollte, ſtand vor der Thür, und er war nun gekommen, Abſchied von dem Manne zu nehmen, der ihm durch zehn Jahre ein mitunter ungeberdiger und auffahrender, aber bei alledem ein wohlwollender und freundlicher Herr geweſen. Horváth hatte die Feder weggelegt und war auf den nicht eben mehr jungen, aber von Kraft und Geſundheit ſtrotzenden Burſchen zugeſchritten, der durch ein ſeltſames Zucken in ſeinen offenen Zügen und durch ein krampfhaftes Drehen des wohlgewichſten Schnurrbarts unverkennbar heftige innere Bewegung verrieth. Als nun Horváth in gewohnter Gutmüthigkeit die Hand auf ſeine breite Schulter legte, ihm für die guten Dienſte, die er ihm geleiſtet, für Redlichkeit und Treue, die er ihm durch lange Jahre bewieſen, freundlich dankte und bedauerte, daß er trotz aller Abmahnungen, ſtatt in ſeinem Hauſe beſſere Tage abzuwarten, ſich in ſo mißlicher Zeit auf ſeine eigenen Beine ſtellen und ſein Glück im Handel verſuchen wolle, da rollten große Thränen über Antal's braune Wangen. Herr, ſtieß er ſchluchzend heraus, ich weiß, es kann mein Unglück ſein, daß ich gehe, und gewiß werde ich's nirgends mehr ſo gut haben, als ich's bei Euch hatte, aber ich muß fort! Gott ſtraft mich; weil ich zur Unzeit Ungebührliches ins Blaue hineinſchwatzte, darf ich nun zur rechten Zeit das Nothwendige nicht ſagen, und zuſehen kann ich auch nicht mehr, oder mir drückt es das Herz ab! Was ſieht Er denn, rief Horváth, den die Erſchütterung des Burſchen anzuſtecken begann, und warum muß Er es verſchweigen?

— Ich muß! Ich muß! verſetzte Antal, indem er ſich mit der mächtigen Hand vor die Stirne ſchlug, ich habe im Zorn meine Seele dem Teufel verſchworen, wenn noch ein Wort über meine Lippen käme, das Einen hier im Hauſe beträfe; ich darf nur Eins, fuhr er fort, indem er die Hände faltete, bitten, bitten darf ich Euch, macht die Augen auf und ſehet den Weg, den Ihr geht! Schafft Rath, da es noch Zeit iſt! Denkt nach, warum der hübſche Kis Sándor zu jung und der wackere Barna Láßló zu alt war, Euer Schwiegerſohn zu werden! Denkt nach, nehmt Euer Herz in die Hand und Gott — ſegne Euch! und damit küßte er ſchluchzend dem Herrn die Hände und den Saum des Kleides und fuhr zur Thür hinaus.

Horváth ſtand betroffen und von Staunen und ungewiſſer Angſt wie gelähmt; als er, wieder zur Beſinnung gekommen, Antal nacheilte, war dieſer längſt auf ſein Wäglein geſprungen, hatte mit Zunge und Peitſchenknall das Geſpann angetrieben und flog von Staubeswirbeln umhüllt, in echt ungariſchem Jagen der Heimath zu.

Spät am Abend desſelben Tages, als die Dämmerung längſt hereingebrochen war, kehrte der Schreiber Ferencz in ſeinen Szür eingehüllt, einen ſchweren Geldſack unter dem Arm, von Bakony-Bél zurück. Die heller als gewöhnlich durch das Küchenfenſter herleuchtende Flamme des Herdfeuers und ein ihm unbekannter Knecht, der ein paar ſichtlich ermüdete Roſſe pfeifend im Hofe herumführte, damit ſie langſam ſich abkühlten, ließen ihn bald gewahren, daß ein Gaſt im Hauſe wäre. Er ſtand eine Weile unſchlüſſig unter dem Thorweg; als er aber ſpäter den Burſchen, die Pferde in den Stall weiſend, ein luſtiges „Schnadahüpfl" anſtimmen hörte, ſtampfte er unmuthig mit dem Fuße und wandte ſich dann haſtig einem dunklen Gange zu, der vom Thorwege zur Küche führte. Das Raſſeln und Klirren eines mächtigen Schlüſſelbundes und trippelndes Pantoffelklappern verkündete ihm bald die Nähe der Baſe Margit, die er eben ſuchte und die er demüthig mit einem Handgruß begrüßend um die Gefälligkeit erſuchte, den Geldſack an ſeiner Statt dem Herrn zu überbringen und ihm zu ſagen, ſeine Aufträge ſeien ausgerichtet; denn ihn habe wieder ſein Kopfrheuma gepackt, er fröſtle und wolle zu Bett! Ei wo denkt Er hin, mein Sohn! verſetzte die Alte, Er will nicht zum Abendeſſen kommen, und wir haben Beſuch, den Herrn Steidler, den reichen Hammerherrn aus Mürzhofen, der nach Ofen zum Markte will! Und ich ſollte dem Herrn den Geldſack bringen und mich ausſchelten laſſen, wenn ich ihm die Auskünfte nicht geben kann, die er verlangt? Zu Bette gehen! Zu Tiſche ſoll Er gehen und ſich zuſammennehmen, wie es einem jungen Burſchen geziemt, das ſoll Er! Auf dieſe und ähnliche Vorſtellungen erwiderte Ferencz in kläglichem Tone, er leide heute mehr als je, er wolle lieber glühend Eiſen anfaſſen, als nur den Kiefer bewegen, dabei thräne ſein Auge wie ein lecker Eimer und empfinde jeden Lichtſtrahl wie einen Nadelſtich! Die Alte aber meinte, er ſolle ſich mit ihrem Wunderwaſſer waſchen, den Kopf einbinden und den Lichtſchirm nehmen, ſo werde es ihm nicht ans Leben gehen. Er ſolle an das Gerede der Leute denken, und wie ungern eben darum der Herr ſein Wegbleiben vom Tiſche ſähe, wenn Gäſte da wären; zudem ſei er Mittags fortgeweſen, und der Czenczi würde es leid thun, wenn ſie auch Abend ihn nicht ſehen ſollte! Sei es nun, daß dieſe letzte Rückſicht den jungen Mann überredete, oder gab Herr Horváth den Ausſchlag, der eben ſeinen Gaſt zu Tiſche geleitend am obern Treppenrande vorbeikam und in den Flur hinabrief, was es gäbe und ob der Schreiber noch nicht zurück wäre? genug, er erwiderte auf den Anruf, er ſei zurück und werde gleich Rapport erſtatten! worauf er haſtig in ſein Stübchen ſprang, um, wie er der Baſe Margit zuflüſterte, vorerſt ihre ärztlichen Vorſchriften zu befolgen.

Die Mahlzeit hatte bereits begonnen, als Ferencz, ein Tuch um die Backen geſchlungen und einen Schirm über die Augen gezogen, in die Stube trat, und ſich dem Herrn des Hauſes näherte, der das obere Ende eines Tiſches in einer ernſtern und nachdenklichern Stellung einnahm, als er ſonſt bei dem Empfange lieber Gäſte zu zeigen pflegte. Horváth warf einen verdrießlichen Blick auf den Schreiber, nahm ſeinen Bericht mit ſtummem Kopfnicken entgegen, winkte ihm, ſich an ſeinen Platz am untern Ende der Tafel zu begeben, und wandte ſich dann wieder zu ſeinem Gaſte, während Czenczi mit einem Blicke der Freude und des Bedauerns dem Verſpäteten zunickte. Das Tiſchgeſpräch erging ſich lange Zeit in Klagen über die mißlichen Ergebniſſe der Ernte und in Vermuthungen über den Einfluß derſelben auf die Waarenpreiſe des bevorſtehenden Marktes, um ſich dann den Witterungsverhältniſſen zuzulenken, die einen regneriſchen Hochſommer mit einem anhaltend ſchönen, hellen Herbſte zu vergelten verſprachen. Dieſe Wendung des Geſprächs gab dem Gaſte Anlaß, auf die grundlos ſchlechten Wege zurückzukommen, die er von Steinamanger bis über Sávár hinaus gefunden, und die ihm wenigſtens zwei Stunden Aufenthalt verurſacht hätten. Uebrigens, ſetzte der ganz verſtändige, nur etwas umſtändliche Mann hinzu, übrigens hätten mich meine Schimmel doch noch vor dem Abenddunkel hierhergebracht, hätte ich nicht heute früh mit dem armen Sünder zu viel Zeit verſäumt! Mit welchem armen Sünder? fragte Horváth, und Steidler, die allgemein ſich kundgebende Neugier zu befriedigen, berichtete nun in ſeiner breiten Redeweiſe, wie ein Tiſchlergeſelle zu Steinamanger vor zwei Jahren ſeinen Meiſter erſchlagen, aber allen Verdacht abzulenken gewußt, ſich ſpäter auf die Wanderſchaft begeben und auch ſein gutes Fortkommen gefunden hätte, vor drei Wochen aber, von der nie ruhenden, unerträglichen Folter des Gewiſſens getrieben, plötzlich nach Steinamanger zurückgekehrt wäre, um ſich ſelbſt als den Mörder ſeines Dienſtherrn dem Gerichte zu überliefern, worauf er denn am heutigen Tage bereuend und mit Gott verſöhnt zur höchſten Erbauung der tieferſchütterten Menge ſein Verbrechen auf der Richtſtatt mit dem Leben gebüßt hätte.

Steidler's Bericht war nicht ohne Wirkung auf ſeine Hörer geblieben, dafür bürgte die tiefe Stille, mit der er aufgenommen wurde und die ihm folgte. Horváth war es, der ſie zuerſt unterbrach. Ja, ſagte er mit nachdrücklicher und bewegter Stimme, Gott weiß jeden zu finden, und nichts, fuhr er fort, indem er einen ernſten und forſchenden Blick auf die jungen Leute warf, nichts iſt ſo fein geſponnen, es kommt zuletzt ans Licht der Sonnen! Der Eindruck, den dieſe ziemlich ſcharf betonte Bemerkung machte, war ein ſehr verſchiedener: auf Czenczi's Wangen rief ſie dunkle Röthe hervor, Ferencz dagegen, der ſtumm und gleichgültig wie zuvor mit vor ihm liegenden Brodkrumen ſpielte, ſchien ſie gar nicht zu beachten, während Herr Steidler nachdenklich den Kopf ſchüttelte und ſie mit dieſen Worten erwiderte: Ja, die Leute ſagen ſo! Aber es kommt nicht Alles ans Licht der Sonne! Ich ſelbſt weiß von einem Fall zu erzählen, von einer ſchauerlichen Mordthat, die ſich vor etwa dritthalb Jahren begeben, ohne daß ſeither auch nur eine Spur des Mörders entdeckt worden wäre! Ei was, verſetzte Horváth ärgerlich, denn ihm war, als ſähe er die Lippen des Schreibers ſpöttiſch zuſammenzucken, es iſt nicht aller Tage Abend! und kann nicht eine Stunde entdecken, was dritthalb Jahre verſchwiegen blieb? Wenn ihn auch die Menſchen nicht erreichen, Gott weiß ſeinen Mann zu finden, dabei bleibe ich! Aber laßt uns doch die Geſchichte hören, deren Ihr eben gedachtet! Noch ein Glas Somlyóer, werther Herr Steidler; dem Wein dürft Ihr trauen, er iſt eigenes Baugut und vom beſten Jahrgang, und nun gebt uns Eure Mordthat zum Beſten! Horváth hatte während dieſer Worte die Gläſer gefüllt, und Steidler, der vergebens vorſtellte, daß jener Vorfall an und für ſich nicht beſonders ſpannend und nur vielleicht für Jene, welche die betheiligten Perſonen gekannt, merkwürdig wäre, fügte ſich endlich dem Andringen ſeines freundlichen Wirthes und begann folgendermaßen ſeine Erzählung:

Ihr müßt wiſſen, ſagte Steidler, daß mich meine Geſchäfte mehr als einmal des Jahres nach Bruck führen, einem hübſchen Städtchen, das einige Meilen von meiner Heimath am Zuſammenfluß der Mürz und der Mur gelegen iſt. Ich pflege dort beim Kreuzwirth Herberge zu nehmen und habe mich, ſeit Jahren ein Stammgaſt des Hauſes, unter ſeinem Dache immer ſo wohl beſorgt und aufgehoben gefühlt, wie nur am eigenen Herd. Eines Tages, es mögen nicht ganz drei Jahre ſein, gegen Abend ankommend, finde ich jedoch das Haus von oben bis unten erleuchtet, Gänge und Treppen von Menſchen wimmelnd und vor dem Hauſe ein Gewirr ineinandergefahrener Wagen, daß ich nur mit Mühe an den Thorweg gelangen konnte. Kreuzwirth, ſage ich abſteigend, Euer Haus ſieht heute nicht anders aus als die leibhaftige Arche Noäh, da werde ich denn wohl rechtsum

121.

Kaum hörte man ſie in der Luft, ſo ſaßen
Sie auf der wohlbeſetzten Tafel auch,
Und ſtürzten alle Schüſſeln um, und fraßen,
Und großer Unrath fuhr aus ihrem Bauch,
Und ſchnell verſtopfen mußte man die Naſen,
Denn unerträglich war der garſt'ge Hauch.
Aſtolf, von Zorn getrieben, zieht den Degen
Und eilt den gier'gen Vögeln raſch entgegen.

122.

Die haut er auf den Hals, die auf's Gefieder,
Die auf die Bruſt, und jene auf den Steiß;
Doch wie auf einen Sack mit Werg hernieder
Fällt jeder Hieb; umſonſt macht er ſich heiß;
Und eher gehn ſie nicht vom Saale wieder,
Bis alles iſt berührt von dem Geſchmeiß,
Und bis ihr Raub, ihr ekelhaftes Freſſen
Beſudelt jeden Trank und jedes Eſſen.

123.

Der König glaubte ſchon, daß ihm's nicht fehle,
Und daß Aſtolf verjage die Harpy'n;
Doch nun geht ihm das Waſſer an die Kehle,
Er ächzt und ſeufzt, Verzweiflung martert ihn.
Da tritt ſein Horn dem Herzog vor die Seele,
Das oft ihm hülfreich in Gefahr erſchien;
Er weiß, dieß wird das beſte Mittel bleiben,
Um dieſe Ungeheuer zu vertreiben.

124.

Erſt ſtopft der Fürſt ſammt ſeinen Kronvaſallen
Die Ohren ſich mit warmem Wachſe zu,
Damit nicht, wenn die grauſen Töne ſchallen,
Sie ſchreckvoll aus der Stadt entfliehn im Nu.

machen und im Brauhaus einſprechen müſſen! Der aber krummbuckelt und entſchuldigt ſich, die Schützengilde feiere heute unter ſeinem Dach einen Ehrenſchmaus, dem ein Tanz folgen ſollte; die Stube, die ich gewöhnlich einnehme, diene als Bankettſaal, aber für mich hätte er immer Unterkunft; er würde mir, wenn ich es nicht übel nehmen wolle, eine hübſche Kammer im Hinterhauſe einräumen, und an Aufmerkſamkeit und ſchuldiger Rückſicht für meine Bequemlichkeit ſolle es nicht fehlen! Was war zu thun? Im Hauſe war ich einmal, und im Handumdrehen ſah ich mich eine Hintertreppe hinauf in die verheißene Kammer geſchoben, die denn auch wirklich ganz bequem und ſo abgelegen war, daß ich darin ungeſtört von dem Geſtampfe der Tanzenden und dem Geſchwirre der Muſik ganz ruhig und behaglich die Nacht zubrachte.

Es war helllichter Tag, als ich erwache, mich in die Kleider werfe und das Fenſter öffne, um ein Viertelſtündchen friſche Luft zu ſchöpfen, wie dies im Sommer und Winter, bei Sonnenſchein wie Schneegeſtöber mein Gebrauch iſt. Das Fenſter der Kammer ging in ein Gäßchen, das ich, ſo oft ich auch durch Bruck gekommen, niemals bemerkt, noch weniger betreten hatte. Mir gerade gegenüber lag ein alterthümliches, wettergeſchwärztes Haus mit hohem Giebel, und unter dem Spitzbogen der Hausthür, zu der einige Stufen hinaufführten, ſah ich zwei Perſonen in eifrigem Geſpräch begriffen, deren Vertraulichkeit bei der großen Verſchiedenheit ihres Alters und ihrer bürgerlichen Stellung meine Aufmerkſamkeit erregte. Die eine der beiden Perſonen nämlich, ein junger Mann in zierlicher blonder Stutzperrücke, in einem anſtändigen braunen Tuchkleide und geflammten Seidenſtrümpfen, gehörte unzweifelhaft zu den Honoratioren der Stadt, während das Frauenzimmer, das den Abſchiednehmenden bis zur Hausthür begleitet zu haben ſchien, in Tracht und Haltung nur wie eine gewöhnliche Bürgersfrau ausſah. Sie war alt und überaus häßlich; die kleinen ſtechenden Augen und das ſpöttiſche Grinſen des zahnloſen Mundes gaben dem gelben, runzlichten Geſichte einen widerlich hämiſchen Ausdruck, den das wirre graue Haar, das unter der ſchwarzen Drahtflügelhaube hervorhing, nicht zu mildern vermochte. Die kleine, hagere Geſtalt war mit einem etwas abgenützten Kleide von ſchwarzem Kamelot und einem mit verſchoſſenem Sammetband beſetzten Halbmäntelchen von demſelben Stoffe angethan, aus deſſen Armſchlitzen ihre dürren Hände mit den gichtgekrümmten Fingern wie Adlerklauen hervorſahen. Dazu trug ſie blauwollene, ſchlechte Strümpfe, grobe Schuhe, Zinnſchnallen, ein grellgelbes Halstuch und eine feuerfarbene Schleife auf der Drahthaube; kurz und gut, nur der Beſen fehlte, ſo war die Hexe fertig.

Ach, du dreieiniger Gott! ſtöhnte Baſe Margit, indem ſie ſich bekreuzte; Czenczi aber ſchlug die Hände vors Geſicht und rief: Gott behüt' uns, mir iſt, als ſähe ich es vor mir ſtehen, das häßliche Weib!

Denkt Euch nun mein Erſtaunen, werthe Jungfer, fuhr Herr Steidler fort, als ich plötzlich den jungen, hübſchen Mann die dürren, krummen Knochenfinger der Alten erfaſſen und mit einer Andacht und Inbrunſt küſſen ſah, als wäre ſie eine kaiſerliche Prinzeſſin und der Ausbund aller Schönheit! Alle Wetter, ſage ich zu mir ſelbſt, mit welchem Halſter ſind die zwei Leute zuſammengekoppelt? Und da eben der Kreuzwirth mit der dampfenden Weinſuppe, meinem Frühſtück, in die Stube tritt, winke ich ihn zu mir heran und frage ihn, wer die Zwei wären? Ei, ſagte Der, ans Fenſter tretend, das iſt die Marzipan-Liſe, und da ich neugierig wiederhole: Die Marzipan-Liſe? berichtete er, die Alte wäre die Wittwe eines reichen Lebküchlers, nach deſſen Tode ſie jedoch ſein Geſchäft aufgegeben, um ein minder ſüßes, aber bei weitem einträglicheres zu betreiben; ſie leihe nämlich auf Pfänder, drücke ihren Schuldnern wucheriſche Zinſen ab, verkaufe ihnen Haus und Hof, und wenn die armen Leute dann ihre Hartherzigkeit verfluchten, pflegte ſie zu ſagen, wenn ſie nur ihr Geld habe, das Andere wäre ihr Marzipan, welcher Redensart ſie denn auch ihren Spitznamen verdanke. Sie wäre nun an die Siebzig, beſäße zwei Häuſer zu Bruck, drei Häuſer zu Grätz und auch ſonſt noch Grundſtücke, Weingärten und ſcheffelweiſe Geld, aber nicht Kind noch Kegel, und kein Menſch wiſſe, wem nach ihrem Tod all der Reichthum zufallen werde. Und da der junge Mann, ſage ich darauf, wer iſt er, und macht er der Alten den Hof und will er ſie etwa heirathen? Worauf der Kreuzwirth lachte und meinte, die Alte wolle Der nicht, nur ihr

Geld, denn er wäre armer Leute Kind und hätte ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit, vorzüglich aber durch die Gunſt der Weiber emporgearbeitet, mit denen er als ein hübſcher, pfiffiger Burſche gar gut umzugehen wiſſe, ſo daß er jetzt Regiſtrant im Magiſtrat und ſehr beliebt bei Rath und Bürgerſchaft wäre; nur der Herr Lamprechter, der Kaufmann auf dem Markte, ſei ihm nicht grün, weil er der Nanni, ſeiner einzigen Tochter, nachgehe, die um ſeinetwillen ſchon drei Freier und darunter den Syndicus der Stadt abgewieſen habe. — Da ich aber meine Frage wiederhole, was denn doch wohl der Herr Regiſtrant mit der boshaften Alten wolle, ſagte der Kreuzwirth: Nun, er iſt ihr Miethsmann, und ſeit er in ihr Haus gezogen, hätſchelt und pflegt er die Alte, beſorgt ihre Geſchäfte, redet ihr in aller Weiſe zu Gehör, und alles Das in der Hoffnung, ſie werde ihm ein tüchtig Stück Geld hinterlaſſen, damit er nach ihrem Tode die Lamprechter Nanni heirathen könne. Es ſolle auch, ſetzte der Kreuzwirth hinzu, ſchon Alles in Richtigkeit ſein; ja der Regiſtrant behaupte ſogar, er ſelbſt habe der Alten auf ihr Verlangen den Entwurf zu einem Teſtamente aufſetzen müſſen, in dem ſie ihn zu ihrem Univerſalerben erklärte; die Alte dagegen wolle es nicht Wort haben, ſie lächle boshaft, wie ſie pflege, wenn ſie darüber zur Rede geſtellt werde, und meine, es ſei nicht Alles Gold was glänze; es gäbe wohl noch Tauben auf dem Dache, aber darum ſtäken ſie noch nicht am Spieße, und manche Henne auf ihrem Ei wiſſe nicht, was ſie ausbrüte, und dergleichen Dinge mehr, ſo daß im Grunde doch Niemand recht wiſſe, welchen Ausgang die Geſchichte nehmen werde! — Während dieſer und anderer Reden war im Gäßchen unten der Regiſtrant ſeine Wege gegangen und der alte Drache in ſeine Höhle zurückgeſchlüpft, und ich —

Hier hielt der Erzähler inne, denn einer ſeiner Zuhörer hatte in dem Beſtreben, ſich leiſe zu erheben und ſeinen Stuhl recht unbemerkt zurückzuſchieben, mehr Geräuſch verurſacht, als dies vielleicht bei minderer Vorſicht der Fall geweſen wäre. Es war der Schreiber Ferencz, der nicht wenig verwirrt ſchien, die allgemeine Aufmerkſamkeit durch dieſe Störung ſo ausſchließend auf ſich gezogen zu haben. Erſt auf den wiederholten Anruf Horváth's, was es gäbe, ſtammelte er die Entſchuldigung hervor, auf dem Platze, den er bisher eingenommen, verletze das grelle Kerzenlicht ſeine leidenden Augen, und er gedächte ſich daher in die dunkleren Räume der Stube zurückzuziehen. Geh' Er nur lieber gleich zu Bette; kranke Leute taugen nicht zu den Geſunden! gab ihm Horváth rauh und hart zur Antwort, worauf aber Ferencz nach kurzem Beſinnen mit unſicherer Stimme erwiderte, er wolle nichts von der anziehenden Erzählung des Herrn Steidler verlieren und daher, wenn es ihm vergönnt wäre, auf der Bank hinter dem Ofen Platz nehmen! — Auch gut, krieche er hinter den Ofen, brummte Horváth; gleich darauf aber Czenczi's Erbleichen und Erröthen, ihre beſorgten Blicke, die ſchlecht verhehlte

Unruhe gewahrend, mit der ſie den Bewegungen des Schreibers folgte, rief er, mit der derben Fauſt auf den Tiſch hinſchlagend, daß Flaſchen und Gläſer klirrten: Kreuz — ſchwere Noth! Rühre dich, Mädel! Das Glas des Herrn Steidler iſt leer! Schenk ein und präſentire ihm den Kuchenteller! Donnerwetter, paß auf! Während Czenczi zuſammenfuhr und, ſo rauher Mahnung ungewohnt, zitternd die Aufträge des Vaters erfüllte, hatte dieſer, ſeinen Unmuth, unter einer ſcherzenden Miene verbergend, ſich wieder zu ſeinem Gaſte gewandt und ihn aufgefordert, nach dieſer unliebſamen Unterbrechung den Faden ſeiner Erzählung wieder aufzunehmen.

Liebwertheſter Freund, begann Herr Steidler, ich habe Euch wohl vorausgeſagt, daß an jenem Vorfall, von dem ich Euch durchaus berichten ſollte, nicht eben viel Merkwürdiges wäre; Ihr habt mir aber nicht glauben wollen; erſtaunt alſo nicht, wenn ich an den Anfang meiner Geſchichte ſtatt ihrer Fortſetzung, die Ihr erwartet und begehrt, gleich unmittelbar ihr Ende knüpfen muß. Nachdem ich nämlich auf die Art und Weiſe, wie ich eben berichtet, die Marzipan-Liſe und ihren Miethsmann kennen gelernt hatte, ging ich meinen Geſchäften nach und kehrte dann in meine Heimath zurück, ohne von jenen Beiden weiter zu hören, oder ihrer auch nur von ferne zu gedenken. Nach etwa ſechs Wochen hatte ich wieder eine Geſchäftsreiſe nach Bruck anzutreten, und dieſe Gelegenheit benützte ich, einen Freund auf einem von Bruck kaum eine halbe Stunde entfernten Hammerwerke zu beſuchen; dort abgeſtiegen, wurde ich nicht mehr fortgelaſſen; ich mußte bei meinem Freunde übernachten und ſetzte erſt ziemlich ſpät morgens meine Reiſe wieder fort.

Ich wußte, daß an jenem Tage zu Bruck der Wochenmarkt abgehalten werde, und gedachte von dieſem Umſtande zur Beſorgung mancher nothwendiger Einkäufe Nutzen zu ziehen; ich war daher nicht wenig erſtaunt, als ich bei meiner Ankunſt zu Bruck zwar den Marktplatz mit Waaren aller Art bedeckt, aber weder Käufer noch ſelbſt Verkäufer, nur einige Kinder und alte Weiber, die Waaren zu behüten, zur Stelle fand. Vor dem Kreuzwirthshauſe angelangt ſah ich weder Hausknecht noch Kellnerin herzuſpringen, noch ſchwenkte mir der Kreuzwirth ſein grünes Sammtmützlein entgegen, dagegen bemerkte ich an der Ecke des Hauſes einen Knäuel von Menſchen, den immer neuer Zulauf vermehrte. Dies erregte meine Neugier; ich ſchritt auf das Gewimmel zu und hatte kaum einige Schritte gethan, als ich den Kreuzwirth erkannte, der mir zuwinkte und ſchrie: Hierher, nur hierher, kommt nur, Herr Steidler! — Kreuzwirth, ſage ich, als ich ihn endlich erreicht hatte, beißt Euch das Mäuslein, daß Ihr hier Maulaffen feil habt? Giebt's Feuer, oder iſt ſonſt ein Unglück geſchehen? — Der aber, ganz erhitzt und verwirrt, meiner Worte nicht achtend, ſchnaubt mir entgegen: Wollt Ihr ſie ſehen? Ich führe Euch hin, wenn Ihr ſie ſehen wollt! — Potz Hammer und Ambos! rufe ich, wer oder was iſt denn zu ſehen? — Was zu ſehen iſt? war die Antwort; nun, die Marzipan-Liſe, nach der Ihr letzthin fragtet! Kommt nur mit! Eben iſt der Syndicus hinein und die Herren vom Rathe! — Und ohne mir weiter Auskunft zu geben, faßte er mich beim Arm, rief mit barſcher Stimme der vorwärtsdrängenden Menge ein: Platz da! Vorgeſehen! zu; und zog mich, mit breiten Schultern und derben Fäuſten mir Luft machend, in das Gäßchen hinein, deſſen ich früher gedachte, und das nun mit Menſchen jeden Geſchlechts und Alters ſo vollgepfropft war, daß nirgends auch nur ein Apfel hätte zur Erde fallen können.

Endlich hatten wir das Haus erreicht, waren die Eingangsſtufen hinangeſtolpert und hatten uns durch den dunklen Hausflur an der ſteilen, finſtern Treppe vorbei durch mehrere Stuben des Erdgeſchoſſes in ein kleines, gewölbtes Gemach gedrängt, das, wie ſich ſpäter auswies, die Schlafſtube der Hausfrau war. Das Erſte, was mir hier in die Augen fiel, war die über einen Haubenſtock geſtülpte Drahthaube mit der feuerfarbenen Schleife; über der Lehne eines Stuhls hing das Kamelotkleid und das dazu gehörige Halbmäntelchen; die Beſitzerin dieſer Gewänder aber lag unfern von ihrer Bettſponde, nur nothdürftig bedeckt, auf dem Boden; das dünne, graue Haar hing aufgelöſ't um das runzlichte, ſchwarzblaue Geſicht und den pergamentähnlichen Nacken, den ſcharf ins emporquellende Fleiſch gedrückt das grellgelbe Halstuch umſchlang, mit dem die Unglückliche nach kurzer, vergeblicher Gegenwehr erdroſſelt worden war; dafür bürgten die ſtarren, blutunterlaufenen Augen, der halboffene Mund, der ſich zu einem gräßlichen Hohngelächter zu verzerren ſchien, und die verkrümmten Hände, die offenbar in dem vergeblichen Beſtreben erſtarrt waren, den erdroſſelnden Knoten des gelben Halstuches zu löſen! Es war ein entſetzlicher Anblick. Als ich endlich im Stande war, meine Blicke von dem furchtbaren Schauſpiele abzuwenden, auf das ich lange voll Schaudern und Entrüſtung hingeſtarrt hatte, gewahrte ich in einer Ecke des Gemachs mehrere mir bekannte, anſehnliche Bürger der Stadt um einen ſtattlichen Herrn verſammelt, der, an dem geöffneten Schreibtiſch der Ermordeten ſitzend, die darin enthaltenen Papiere durchmuſterte, und den mir der Kreuzwirth als den Syndicus der Stadt und einen der Freier der Lamprechter Nanni zu erkennen gab. Die Herren waren, der Leiche kaum mehr eingedenk, in ein leiſes, aber höchſt lebhaftes Geſpräch verwickelt, das, allmählich lauter werdend, durch einzelne Worte erkennen ließ, daß es ſich um den Nachlaß der Ermordeten handelte. Dieſer Umſtand hatte mich zu der Frage veranlaßt, was denn mit dem Regiſtranten, dem Miethsmann und muthmaßlichen Erben der Todten und dem glücklichen Nebenbuhler des Syndicus, geworden wäre, und der Kreuzwirth theilte mir eben halblaut mit, daß derſelbe, mit der Verſteigerung eines in der Laming in Gant verfallenen Anweſens beauftragt, ſchon ſeit ſechs Tagen abweſend wäre, als ſich ein immer zunehmendes

Gewirre von Stimmen im Hausflur erhob, die ärgerlich abmahnend einen ungeſtüm Vorwärtsdringenden zurückzuweiſen bemüht ſchienen. Gleichwohl drang der laute Ruf: Ich muß hinein! Platz da! Ich muß ſie ſehen! immer näher, bis zuletzt der Schwall der Menge plötzlich ſich theilte und verſtört, geiſterbleich, große Schweißtropfen auf der Stirn, ein junger Mann ins Gemach ſtürzte, in dem ich augenblicklich den Regiſtranten wiedererkannte, von dem wir ſoeben geſprochen. Bei dem Anblick der Ermordeten bebte er zurück, rang die Hände und rief einmal über das andere: O Jammer! O Entſetzen! O unglückſeliger, grauenvoller Tag! — Mittlerweile war der Syndicus, der ſich bei dem Eintritt des jungen Mannes erhoben und ihn eine Weile von fern mit finſterem, faſt feindlichem Blicke gemeſſen hatte, auf ihn zugeſchritten und begann jetzt in langſam feierlichem Tone, in dem mir aber Hohn und Schadenfreude ganz deutlich durchzuklingen ſchienen: Ja! beklage Er das gräßliche Ende ſeiner mütterlichen Freundin! Beklage und beweine Er ſie, wie wir ſie beklagen und beweinen, wie bald ganz Bruck dies edle Herz, dieſe vielverkannte Seele, dieſe Mutter der Armen, dieſe Zuflucht der Betrübten, beklagen und beweinen wird! Denn, hört und beherzigt es, ſchätzbarſte Anweſende, dieſe oft geſchmähte und verleumdete, dieſe mit Schimpf und Hohn verfolgte, mit Spottnamen verunehrte Frau hat feurige Kohlen auf euer Haupt geſammelt und ihr ganzes großes Vermögen ungetheilt und ausſchließend hieſiger Stadt zur

Der Herzog ſpringt auf's Flügelroß vor allen
Und faßt ſein ſchönes Horn in guter Ruh;
Dem Truchſeß winkt er dann, ihm zu bedeuten,
Er ſolle ſchnell ein neues Mahl bereiten.

125.

Ein andrer Tiſch wird gleich mit andrer Speiſe
In eine nahe Galerie geſtellt:
Sieh, die Harpy'n, nach ihrer alten Weiſe!
Der Herzog ſtößt in's Horn, das mächtig gellt.
Mit unverſtopftem Ohr kam das Geſchmeiße,
Das keinen Stand vor dieſen Tönen hält;
Sie ſind von jähem Schreck erfüllt, und flüchten,
Und wollen nichts mehr rauben noch verrichten.

126.

Der Paladin gibt ſeinem Roß die Sporen,
Das ſtürzt ſich brauſend in der Lüfte Meer;
Bald iſt das Schloß aus dem Geſicht verloren,
Und flugs geht's hinter den Harpyen her.
Aſtolf bläst ihnen immer in die Ohren;
Zur glüh'nden Zone fliehen ſie ſo ſehr,
Daß ſie gar bald zu jenem Berg gedrungen,
Auf dem, wenn irgendwo, der Nil entſprungen.

127.

Am Fuß des Berges öffnet in die Erde
Weitgähnend ſich ein tiefer Höhlenſpalt,
Wo dem ein ſichres Thor erſchloſſen werde,
So ſagt man, der zur Hölle niederwallt.
Dort birgt ſich auch die räuberiſche Heerde,
Wohl kennt ſie dieſen ſichern Aufenthalt,
Und nieder zu des Styx uraltem Bette
Fährt ſie, daß ſie vor dieſem Ton ſich rette.

Gründung eines Bürgerſpitals und Waiſenhauſes in beſter Form Rechtens letztwillig hinterlaſſen! — Ein Murmeln und Flüſtern des Staunens zog brauſend durch die Verſammlung, während der junge Mann eine Weile ſtumm und gedankenlos den Sprechenden anſtarrte; als aber hier und dort in der Menge ein: Gott ſegne ſie! ein: Ruhe ſie in Frieden! laut wurde, als die erſt ſtumpfe und mehr neugierige als erſchütterte Menge plötzlich vom Drang des Dankgefühls hingeriſſen wie Ein Mann ſich auf die Kniee warf und ein Gebet für ihre ermordete Wohlthäterin anſtimmte, da flammte in ſeinem Auge die Glut des feindlichſten Haſſes auf, die, als ſein Blick ſich abwendend wieder auf die Leiche fiel, in den Ausdruck wahnſinniger Wuth ſich verwandelte; er knirſchte mit den Zähnen, wühlte mit den Händen in ſeinem Haar, dann ſtieß er einen Schrei aus, der halb wie Schmerzgeheul, halb wie Gelächter der Verzweiflung erklang, taumelte, verdrehte die Augen und ſchlug im nächſten Augenblick leblos wie ein Stück Holz neben der Leiche hin!

Herr Steidler, der in dem Bemühen, ſeinen Zuhörern die Eindrücke des vorlängſt Erlebten recht anſchaulich zu vergegenwärtigen, ungewöhnlich lebhaft geworden war, hielt hier inne, um ſich zu ſammeln und ſeine Erinnerungen für die Fortſetzung ſeiner Erzählung zu ordnen, als vom Ofen her, hinter dem ſchon lange ſchwere Athemzüge hörbar geworden, nun plötzlich ein dumpfes, ängſtliches Stöhnen wie das Röcheln eines Erſtickenden erſcholl. Herr Jeſus, jammerte Baſe Margit, es ſpukt!

und verbarg das Geſicht in ihre Schürze; Horváth war vom Stuhle aufgeſprungen, Czenczi aber ſtürzte mit dem Angſtſchrei: Um Gotteswillen, was iſt geſchehen? auf den Ofen zu. Noch ehe ſie aber das mächtige, grüne Kachelgebäude erreicht hatte, ſchwankte ſchon Ferencz, wie Einer, dem die Kniee brechend verſagen, krampfhaft an das Geſimſe des Ofens geklammert und daran ſich forthelfend, hinter demſelben hervor. Er war kreideweiß bis in die Lippen, ſeine Bruſt flog und arbeitete nach Luft: fieberhaftes Zittern durchlief ſeine Glieder und ließ ſeine Zähne hörbar aneinanderklappern. — Ihm ſei todesübel geworden, es verlege ihm den Athem, ächzte er, aber es werde wohl vorübergehen, wenn er nur erſt zu Bette wäre! — Waſſer, Waſſer! ſchrie Czenczi, er ſtirbt! Hülfe! und damit ſtürzte ſie auf ihn zu und unterſtützte den Schwankenden. Aber kaum daß ſie ihn berührt hatte, fühlte ſie auch ſchon die ſchwere Hand des Vaters auf ihrer Schulter, die ſie wie eine Flaumfeder fortdrehte, daß ſie taumelnd in einer Ecke des Gemachs niederſank. — Schickt ſich das? rief Horváth, deſſen Grimm nur des zündenden Funkens geharrt hatte, um aufzuflammen wie eine Pulvertonne; iſt's hier zu Lande Brauch, daß ſittſame Mädchen ſich nach Belieben den jungen Burſchen an den Hals werfen? Gott's Donnerwetter! Ich will dich lehren, Dirne, was ſich ſchickt! — und damit erhob er die Hand; aber er beſann ſich und winkte die Baſe Margit heran: Helft dem Burſchen auf ſeine Stube, ſagte er, und macht fort! Ich bin des Gewinſels ſatt und will Ruhe haben! — Margit gehorchte und entfernte ſich mit dem halbohnmächtigen Ferencz, zu deſſen Wiederbelebung der eben ſtattgehabte Auftritt auch freilich nicht ſehr geeignet war.

Kaum war die Thüre hinter den Beiden zugefallen, als Horváth, der ihren Abgang mit unmuthig düſtern Blicken beobachtet hatte, ſich wieder zu Czenczi wandte, die blaß und regungslos daſaß, und von deren Wimpern große Thränen auf die in ihrem Schooße gefalteten Hände niederträuften. Geh auf dein Zimmer, ſprach er in milderem Tone, die Erzählung unſeres Gaſtes hat dich aufgeregt, und wenn bei euch Weibsleuten das Rädlein einmal ins Laufen gekommen iſt, ſo will's nicht mehr ſtille ſtehen! Geh und ein andermal ſei klüger! und damit gute Nacht! — Czenczi wiederholte tonlos und kaum vernehmlich die letzten Worte des Vaters, verneigte ſich ſchweigend vor dem Gaſte und verließ langſam das Gemach. Horváth's Blicke folgten ihr mit dem Ausdrucke ſchmerzlichen Bedauerns und bitterer Kränkung. Die leidenſchaftliche Theilnahme, die Czenczi für den Schreiber bei einem ſo unbedeutenden Anlaß, wie ſeine Unpäßlichkeit es war, an den Tag gelegt hatte, ließ über den Zuſtand ihres Herzens keinen Zweifel übrig, und in Horváth's Bruſt, der ſich in ſeiner blinden Zuverſicht getäuſcht, in ſeinem Stolze verletzt und in die bittere Nothwendigkeit verſetzt ſah, dem Herzen wehe thun zu müſſen, das er am meiſten liebte, kämpften die widerſprechendſten Gefühle einen harten, peinlichen Kampf. Endlich ſeines Gaſtes gedenkend, faßte er ſich und nahm wieder an ſeiner Seite Platz; aber ſei es, daß er es für unnütz hielt, ihn über die Bedeutung des Vorganges täuſchen zu wollen, oder daß er ſich in dieſem Augenblick unfähig fühlte, demſelben irgend einen andern annehmbaren Sinn unterzuſchieben, er erwähnte des Vorgefallenen mit keiner Silbe und begnügte ſich, ſeinen Tiſchgenoſſen zu bitten, die angefangene Erzählung zu Ende zu bringen.

Meine Geſchichte zu Ende bringen? ſagte Herr Steidler, der ein ſtummer, aber nicht theilnahmsloſer Zeuge der Ereigniſſe des Abends geweſen und mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, ſeinen Hauswirth auf irgend eine Weiſe zu zerſtreuen, — theuerſter Freund, ſie iſt zu Ende; denn was noch zu berichten bleibt, iſt kaum der Rede werth und läuft auf unbeſtimmte Gerüchte und Vermuthungen hinaus. Nur Das iſt gewiß, daß die Marzipan-Liſe mit unerhörtem Gepränge zur Erde beſtattet wurde, daß es mit ihrem Teſtamente ſeine volle Richtigkeit hatte, und daß ihrem erbſchleicheriſchen Miethsmanne, dem Regiſtranten, wirklich nicht ein Heller aus ihrem Nachlaſſe zufiel, wodurch denn auch jede Möglichkeit ſeiner Verbindung mit der Lamprechter Nanni zu Waſſer wurde.

Der junge Mann, der alle ſeine Anſchläge vereitelt ſah und wie gewöhnlich zum Schaden auch noch den Spott hatte, lief ſeit jenem Tage verſtört und halb wahnſinnig in der Stadt herum, bis er nach drei Wochen plötzlich verſchwand. Sein Hut und ſein Oberrock, die an den Ufern der Mur gefunden wurden, laſſen vermuthen, daß der arme Teufel in ſeiner Verzweiflung ſich erträuft habe. Was den Mörder der Marzipan-Liſe betrifft, ſo führten die ſorgfältigſten Nachforſchungen auf keine Spur. Ein ehemaliger Schuldner der Ermordeten, den ſie um Haus und Hof gebracht hatte, und der ſich zur Zeit des Mordes in der Gegend von Bruck herumtrieb, wurde auf Veranlaſſung des Regiſtranten als der That verdächtig eingezogen, mußte aber entlaſſen werden, da er ein Alibi ſtandhältig nachzuweiſen vermochte. Dagegen ging ſpäter und zwar kurze Zeit nach dem Verſchwinden des Regiſtranten das Gerücht, er ſelbſt wäre es geweſen, der in der ſichern Hoffnung, die Alte zu beerben, ihr hingeholfen hätte, um früher zu Geld und Gut und in den Beſitz ſeiner Liebſten zu kommen. Man erzählt ſich nämlich, zwei Bräuknechte hätten dem Syndicus angezeigt, daß ſie in der Nacht des Mordes, von einem Beſuch bei ihren Mädchen gegen Morgen nach der Stadt heimkehrend, dem, wie geſagt, damals in der Laming ſtationirten Regiſtranten, haſtig von der Stadt kommend, begegnet wären und ih[illegible]tlich erkannt hätten, obgleich er bei ihrem Hera[illegible]n von der Straße weg in den Buſch geſprungen wäre. Wenn nun auch der Hauswirth des Regiſtranten in der Laming dagegen ſteif und feſt behauptete, dieſer Letztere habe ſich daſelbſt in jener Nacht wie gewöhnlich zu Bette begeben und ſei frühmorgens von ihm ſelbſt geweckt worden, ſo ſchließe das doch nicht aus, daß der verruchte Mörder heimlich in ſtiller Nacht das Haus verlaſſen, die Unthat vollbracht habe und dann unbemerkt wieder zurückgekehrt ſei, wofür auch der Umſtand ſpreche, daß der Mörder die Gelegenheit im Hauſe der Marzipan-Liſe ſehr wohl gekannt haben müſſe, da kein Einbruch ſtattgefunden habe und Thür und Fenſter unverletzt geweſen wären.

Mehrere aber wußten mit dieſer Angabe noch eine andere zu verbinden und berichteten, zu ſelbiger Zeit habe der Syndicus, den Nachlaß der Marzipan-Liſe ordnend, unter ihrer Wäſche ein Päckchen mit der Ueberſchrift: „Legat für meinen Miethsmann“ gefunden. Dieſes Päckchen habe ein Tellertüchlein, einen von dem Regiſtranten für die Marzipan-Liſe aufgeſetzten Teſtamentsentwurf und ein Schreiben dieſer Letztern enthalten, worin ſie dem Regiſtranten für die Mittheilung jenes Entwurfes danke, den ſie auch nach ihrer Abſicht und zu ihrem Zwecke endlich benutzt habe; ihn zum Erben einzuſetzen, wäre ihr nie eingefallen; ſie hätte ihn damit nur hingehalten, damit ſie ohne viele Koſten zu einem brauchbaren Teſtamentformular käme; wohl aber würde ſie ihn für die guten Dienſte, die er ihr geleiſtet, mit einem hübſchen Capital bedacht haben, wenn nicht ihre Katze von dem Kuchen, denn er ihr unlängſt verehrt, genaſcht hätte und daran verreckt wäre; ſie habe darüber ihre eigenen Gedanken und meine demnach vollkommen genug zu thun, wenn ſie ihm das anliegende Tellertüchlein hinterlaſſe, um — ſich das Maul zu wiſchen. Nach Leſung dieſer Papiere habe der Syndicus, wie die Leute wiſſen wollten, ſich in großer Verlegenheit befunden, indem dieſelben, in Verbindung mit den Ausſagen der Brauknechte, den Regiſtranten allerdings ſchwer verdächtigten; endlich aber habe er beſchloſſen, zwei Fliegen mit Einem Schlage zu erlegen: nämlich einestheils das unliebſame Aufſehen zu vermeiden, das die Eröffnung des hochnothpeinlichen Verfahrens gegen ein Mitglied des Magiſtrats nach ſich gezogen hätte, anderntheils aber durch den Anſchein ritterlicher Großmuth gegen ſeinen Nebenbuhler ſich des Beſitzes der Lamprechter Nanni um ſo beſtimmter zu verſichern. Er habe ſich alſo zu dieſer Letztern verfügt, ihr den Sachverhalt mitgetheilt und ihr ans Herz gelegt, wie der Mann ihrer Neigung, falls er ſich nicht ganz rein wüßte, ſehr wohl daran thäte, ungeſäumt das Weite zu ſuchen; dabei aber nicht undeutlich merken laſſen, auf welche Weiſe er die zarte Rückſicht, die er für ihre Perſon an den Tag lege, belohnt zu ſehen hoffe. Auf dieſem Wege, meinten die Leute, habe der Regiſtrant Wind bekommen, ſich aus dem Staube gemacht und der Syndicus die Hand ſeiner Liebſten gewonnen. Das Letztere hat nun allerdings ſeine Richtigkeit; die Lamprechter Nanni hat wirklich den Syndicus geheirathet; das Uebrige iſt wohl nur eitles Gerede, mit dem böſe Mäuler unbarmherzig genug den armen Regiſtranten noch im Grabe verfolgen. Das Ende der ganzen Geſchichte iſt aber denn doch, daß der Mörder

der Marzipan-Liſe bis jetzt noch nicht entdeckt worden iſt, und daß ihn daher Gott wird finden müſſen, wie Ihr ſagt, da ihn die Menſchen nicht erreicht haben.

Dieſe Bemerkung, abſichtlich von Herrn Steidler hingeworfen, um den in Gedanken verlorenen Horváth ins Geſpräch zu ziehen, blieb ohne Erwiderung. Horváth hörte ſie nicht; den Kopf in die Hand geſtützt, ſtarrte er vor ſich hin und hatte die Worte ſeines Gaſtes unbeachtet an ſich vorüberrauſchen laſſen. Ihn beſchäftigte nur Eins: daß Antal Recht hatte, daß er ſelbſt in thörichter Verblendung ſein Kind ins Verderben hatte rennen laſſen; daß er nun ein Ende machen müſſe, und daß es ſelbſt dazu vielleicht zu ſpät ſein könnte. Die tiefe Stille, die eingetreten war, nachdem Steidler ſeine Erzählung vollendet hatte, entriß ihn endlich ſeinem Hinbrüten; er fuhr auf, und ohne weitere Vorbereitung, als daß er die zunehmende Kränklichkeit ſeines Schreibers beklagte, fragte er Herrn Steidler, ob er ihm einen Buchhalter empfehlen könne. Dieſe Frage wurde von dem umſtändlichen und in Geſchäften ſehr pünktlichen Gaſte mit der Gegenfrage nach den Eigenſchaften, die er fordere, und den Genüſſen, die er gewähren wolle, und nach entſprechender Erörterung dieſer Punkte mit dem Verſprechen erwidert, ehe drei Wochen ins Land gingen, wolle er ihm einen ältlichen, aber noch rüſtigen Mann zuweiſen, der ihm genügen würde, worauf Herr Steidler, da er frühmorgens aufbrechen müſſe, für den freundlichen Empfang dankſagend, ſich vom Tiſche erhob und von ſeinem Wirthe mit den beſten Wünſchen für eine „ruhigſchlafende“ Nacht auf ſeine Stube geleitet wurde.

Der Morgen dämmerte herauf, und die erſten blaſſen Strahlen des Zwielichts, die in die Kammer des Schreibers Ferencz brachen, fanden ihn wach und halb angekleidet auf ſeinem zerwühlten Lager ſitzend, dem dieſe Nacht Ruhe und Schlummer fern geblieben zu ſein ſchienen. Der Lichtſchirm und das ſchwarzſeidene Tuch, das er Tags zuvor um die Backen geſchlungen hatte, lagen inmitten der Stube auf den Boden hingeſchleudert, der mit zerriſſenen Papieren bedeckt war; Schrank und Lade ſtanden weit offen; Kleidungsſtücke, Wäſche und andere Habſeligkeiten lagen theils da und dort auf Tiſchen und Stühlen, theils neben dem Felleiſen aufgehäuſt, das in einer Ecke des Gemachs halbgepackt daſtand und nach dem die Blicke des Schreibers von Zeit zu Zeit unruhig düſter hinüberglitten, als überlegte er, ob er das angefangene Werk nicht doch vollenden ſolle. Wenn die Umgebung des jungen Mannes durch dieſe und andere Züge einen ſeltſamen Ausdruck des Unfriedens und der Verworrenheit erhielt, ſo zeigten ſich dieſe letztern ihm ſelbſt und ſeiner ganzen Erſcheinung noch viel deutlicher aufgeprägt. Seine zuſammengeknickte Haltung, das tief auf die Bruſt herabgeſenkte Haupt, die fahle Bläſſe der Wangen verrieth die äußerſte Erſchöpfung, während die ſchweren Seufzer, die von Zeit zu Zeit aus der beklommenen Bruſt ſich losrangen, und das unter den krampfhaft zuſammengezogenen Brauen düſter hervorblitzende

Auge, das bald minutenlang auf das erlöſchende Flämmchen der Nachtlampe gedankenlos hinſtarrte, bald in ängſtlich ſcheuer Haſt von Gegenſtand zu Gegenſtand ſchweifte, von einer innern Ruheloſigkeit, von einer Gottverlaſſenheit der Seele zeugten, wie nur Verzweiflung oder Schuld ſie empfinden. — Jetzt fuhr er auf und horchte. — Schritte — waren das nicht Schritte? Nein, es war nichts! Er trocknete ſich den Schweiß von der Stirn, ſtrich die wirren Haare zurück, die ſie bedeckten, und ſchritt unruhig im Zimmer auf und nieder. — Warum gab ich auch dem Drängen der alten Margit nach, murmelte er vor ſich hin, und was beſtand ich ſpäter darauf, mich nicht zu entfernen? Der alte Schwätzer mußte freilich im Auge behalten werden, und wer konnte wiſſen, daß mich das dumme Fieber packen würde, und daß ich wie ein Schulknabe — Er vollendete nicht, denn jetzt ſchallten wirklich draußen raſche Schritte nah und näher, denen bald ein derbes Pochen an der verſchloſſenen Thür folgte. Ferencz ſtand einen Augenblick wie erſtarrt, dann ſich ermannend, ſprang er in die Ecke der Stube, riß mit zitternden Händen ſeinen Mantel von der Wand, breitete ihn über das offene Felleiſen hin und wankte dann zur Thür, den Riegel zurückzuſchieben; nun öffnete ſie ſich, und Horváth ſtand auf ihrer Schwelle dem bis in die Lippen erbleichenden Ferencz gegenüber, der vergebens ſeine tödtliche Unruhe unter Bücklingen und ehrerbietigen Morgengrüßen zu verbergen ſtrebte.

128.
An dieſem finſtern, unterird'ſchen Schlunde,
Den man betritt, verbannt vom Tagesſchein,
Setzt nun ſein Horn der Herzog von dem Munde
Und zieht der Hippogyph die Flügel ein.
Doch eh' er vordringt zu dem Höllengrunde,
Will ich, der alten Sitte treu zu ſein,
Da rings das Blatt beſchrieben iſt zu ſehen,
Den Sang beſchließen und zur Ruhe gehen.

---

## Vierunddreißigſter Geſang.

1.
Ihr hungrigen, ihr ſcheußlichen Harpyen,
Die unſer blindes, wahnerfülltes Land,
Vielleicht für alte Sünden, überziehen,
Jedwedem Tiſch durch Gottes Zorn geſandt!
Unſchuld'ger Kinder zarte Seelen fliehen,
Und frommer Mütter, an des Todes Hand;
Verhungernd ſehn ſie, was ſie ſollte nähren,
Von dieſem Schwarm in Einem Mal verzehren.

2.
Unſel'ger, wer geöffnet jene Höhlen,
Vor denen wir ſo lange nicht gezagt,
Woraus die Gier und jener Peſthauch ſchwelen,
Der nun Italien ſchwer mit Krankheit plagt!
Nun freilich muß das ſchöne Leben fehlen,
Nun iſt ſo gänzlich Fried' und Ruh' verjagt,
Daß Armuth, Krieg und jede Noth der Erden
Seitdem gehaust und lang noch hauſen werden.

Horváth hatte ſeinerſeits die Nacht nicht beſſer zugebracht, als ſein Schreiber. Gekränkt in ſeinem Stolze, erbittert durch den Mangel an Vertrauen, den ſeine Tochter gegen ihn bewieſen, und voll Zorns gegen den treuloſen Diener, der ſeine Wohlthaten mit Undank vergolten hatte, war er zu Bette gegangen; aber in der Stille der Nacht, die ihn immer deutlicher der eigenen Mitſchuld an der Verirrung der jungen Leute ſich bewußt werden ließ, verloſchen allmählich die Flammen ſeines Zornes. Dagegen faßte er den feſten Entſchluß, geſchehe was da wolle, am nächſten Morgen, ſobald nur Herr Steidler abgereiſ't ſein würde, unverzüglich mit aller Entſchiedenheit einem Verhältniſſe ein Ende zu machen, das ihm ebenſo ſchmachvoll als unnatürlich und ganz und gar unmöglich erſchien. Gleichwohl war ſein Weſen ſo durch und durch Milde und Gutmüthigkeit, und ſo ſehr widerſtrebte es ſeiner innerſten Natur, irgend Jemand, außer im erſten Auflodern des Zorns, etwas vorſätzlich zu Leide zu thun, daß er nach Steidler's Abreiſe kaum minder ſchweren Herzens den Gang nach der Kammer des Schreibers antrat, als dieſer ihn in derſelben erſcheinen ſah.

Iſt Er wieder hergeſtellt? ſagte er langſam in die Stube tretend und die Thüre hinter ſich zuziehend. Nun, das ſehe ich gern; denn ich habe mit Ihm zu reden, und es freut mich, daß Er Seine fünf Sinne beiſammen hat! Er ſetzte ſich mit dieſen Worten auf den Stuhl, den ihm Ferencz hingerückt hatte, und blickte wie verlegen im

Zimmer herum. — Ja, ich habe mit Ihm zu reden, wiederholte er mit barſchem, ja rauhem Tone, aber es war etwas in dieſem Tone, als thäte er ſich Gewalt an, feſter und entſchloſſener zu ſcheinen, als er war. — Ich will Ihm ſagen, daß ich heute nach Váſárhely hinüberreite, um in den Weingärten nachzuſehen, und morgen, ſetzte er nach einigem Zögern hinzu, morgen reiſe ich nach Ofen. — Hier hielt er wieder inne, dann aber ſich ein Herz faſſend und das Unvermeidliche herausſtoßend, ſagte er, indem er aufſtand und dem Schreiber den Rücken kehrend an dem Tiſch trat: Und dann will ich Ihm ſagen, daß ich einen Andern zu meinem Buchhalter beſtellt habe, und daß Er mein Haus noch heute verlaſſen muß! Ferencz zuckte bei dieſen Worten zuſammen wie Einer, dem ein Blitzſtrahl hart vor den Füßen in die Erde ſchlägt. — Hier iſt Sein Dienſtzeugniß, fuhr Horváth fort, ein Papier aus der Taſche ziehend und es abgewandt ihm hinreichend, und hier iſt Sein rückſtändiger Lohn und ein Reiſe- und Zehrpfennig dazu! und damit warf er eine Rolle hin, die, im Falle berſtend, den Tiſch mit Goldſtücken bedeckte. — Er ſchwieg, als ob er eine Antwort erwartete; als dieſe aber ausblieb, wandte er ſich um, und ein Blick auf den wie vernichtet daſtehenden Schreiber genügte, ihn vollends zu entwaffnen. Er ſchritt auf Ferencz zu, und ihm mit der Hand auf die Schulter ſchlagend, ſagte er: Er iſt ein braver, geſchickter, fleißiger Menſch, ich entbehre Ihn ungern und habe Ihn auch in meinem Zeugniß als treu und fleißig beſtens recommandirt: aber Er ſelbſt wird einſehen, daß Er nicht bleiben kann. Morgen reiſe ich nach Ofen, und darum muß Er noch heute, dieſe Stunde fort! Hört Er? — Ferencz lallte einige unverſtändliche Worte, während Horváth der Thüre zuſchritt, die Klinke in der Hand aber noch einmal ſich umwandte und ſagte: Daß Er ſich aber nicht einbilde, Er könne ſich in der Gegend herumtreiben und um mein Haus herumlungern! Das verbitte ich mir und werde Ihm auch das Handwerk zu legen wiſſen! Er muß fort, gleich und ganz fort! Und damit Gott befohlen! Mit dieſen Worten öffnete er die Thüre und verließ, froh, das ihm peinliche Geſchäft kurz und entſchieden abgethan zu haben, raſchen Schrittes das Gemach.

So lange noch der Schall von Horváth's Schritten auf Gang und Treppe zu hören war, verharrte Ferencz in zerſchmetterter Haltung, die ihm in ſeiner Gegenwart ſo gute Dienſte geleiſtet hatte; dann aber ſchnellte er aus der gebückten Stellung empor; das kaum noch tiefgeſenkte Auge funkelte, ſich wieder erhebend, von Selbſtbewußtſein, das farblos blaſſe Antlitz glühte vor Freude, und ein häßliches Lächeln hämiſchen Spottes zuckte um die noch ſchreckensbleichen Lippen. — Nichts, gar nichts wiſſen ſie, rief er, raſchen, ſchwungkräftigen Schritts die Stube auf- und niedermeſſend, nur dumme Selbſtquälerei war es, die mich heute Nacht halb verrückt machte! Aber nun iſt Alles gut, ſelbſt daß er mir den Abſchied gegeben! Zur Entſcheidung muß es doch einmal kommen, und diesmal bin ich meiner Sache gewiß; die Czenczi habe ich feſt! Aus dieſen und andern Gedanken weckten ihn die Hufſchläge des Pferdes, das Horváth nach Váſárhely trug; die Zeit ſeiner Entfernung mußte benutzt werden, jetzt oder nie raſch und entſchieden gehandelt werden. Haſtig ſeinen Anzug vollendend, überlegte er, welche Wege er einzuſchlagen hätte, erwog die Hinderniſſe, die ihm entgegentreten könnten, die Mittel, die ihm zu Gebote ſtünden, ſie zu beſeitigen, und eben da er endlich ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, ſah er Czenczi's ſchlanke Geſtalt den Hofraum entlang dem Garten zuſchweben, wohin er ihr augenblicklich folgte.

Die Züge des jungen Mannes, die noch von Siegesfrohlocken und hämiſcher Zuverſicht ſtrahlten, als er die Stufen zur Gartenthüre emporſtieg, hatten den Ausdruck tiefen Schmerzes und mühſam errungener Faſſung angenommen, als er dem jungen Mädchen ſich nahte, das ihm mit der rührendſten Hingebung entgegeneilte und ihn mit zärtlicher Beſorgniß nach dem Zuſtande der böſen Augen fragte, die ihr geſtern ſo viel Kummer gemacht hätten. Seine Antwort war kurz, ernſt, gemeſſen; mit gepreßter Stimme, aus deren Klang das Ohr der Liebe unterdrückte Thränen heraushörte, berichtete er ihr das harte Urtheil, das ihr Vater ihm geſprochen, und ſchloß mit zärtlichen Abſchiedsworten und heißen Segenswünſchen für die Zukunft der Geliebten, wenn auch die ſeine für immer vernichtet und ein früher Tod fortan das einzige Ziel ſei, dem er noch hoffend entgegenſchaue! Die

Wirkung, die dieſe Worte auf Czenczi's thatkräftige und freie Seele machen mußten, war eine wohlberechnete geweſen. Einen Moment von Schreck und Schmerz überwältigt, raſſte ſie ſich bald empor, ſchloß ihn in ihre Arme und fragte ihn, ob er an ihr zweifle, ob ſie ihm nicht Treue, unverbrüchliche Treue verheißen, ob er ſie für wortbrüchig halten könne, und durch das ſchmerzliche Lächeln, mit dem Ferencz dieſe Frage erwiderte, nur noch mehr bewegt und erregt, überhäufte ſie ihn mit Liebkoſungen und Vorwürfen und ſchwor ihm zu, ſich noch heute ihrem Vater zu Füßen zu werfen und vor aller Welt zu geſtehen, daß ſie ihn liebe, daß ſie ihm, nur ihm angehöre, und daß nicht Drohung, Gewalt noch jahrelange Trennung ihr Herz jemals dem ſeinen entfremden könnte! Dieſem Ueberſtrömen der Leidenſchaft ſetzte Ferencz das düſtere Schweigen hoffnungsloſen Schmerzes, die dumpfe Ruhe der Verzweiflung entgegen. Was ihre Bitten fruchten würden? fragte er ſie endlich; ob ſie meine, der ſtolze Horváth werde im Handumdrehen ſich entſchließen, dem von der Straße aufgeleſenen Schreiber die reiche Erbtochter in die Arme zu werfen? Ob ſie die beſten Tage des Lebens, den Frühling ihrer Jugend vertrauern wolle, um ihm nach jahrelanger Trennung endlich über dem Grabe ihres Vaters die Hand zu reichen? Nein, hier gelte es, jede Selbſttäuſchung ſich fern zu halten; nur Ein Mittel gebe es, die berechtigte Forderung ihrer Herzen, roher Willkür gegenüber, durchzuſetzen und den Vater zum Glücke ſeines Kindes zu zwingen, und dieſes Eine Mittel — er zögerte es auszuſprechen; endlich ſprach er es doch aus — dies Eine Mittel ſei — Flucht aus dem Vaterhauſe!

Czenczi, ſchon in der Wiege der Mutter beraubt, hatte ſich während der häufigen und langwierigen Reiſen des Vaters und bei dem geringen Anſehen, das die alte Margit dem feurigen, lebhaften Sinne des jungen Mädchens gegenüber zu behaupten vermochte, frühzeitig mit großer Entſchiedenheit des Willens und ſeltener Selbſtſtändigkeit des Geiſtes entwickelt. Zwang und Willkür waren ihr verhaßt, aber ſo heilig berechtigt ſie ſich fühlte, ihr Glück auf eigenem Wege zu ſuchen und zu finden, ebenſo innig überzeugt war ſie auch, daß dies nicht auf Koſten Anderer, am wenigſten auf die ihres raſchen und heftigen, aber ſie ſo zärtlich liebenden Vaters geſchehen dürfe. Es war ein harter Kampf, den Ferencz zu kämpfen hatte, bis das Pflichtgefühl des Kindes dem Drange der Leidenſchaft erlag; endlich aber ſiegte er doch. Die Flucht wurde beſchloſſen und als der geeignetſte Zeitpunkt ſie anzutreten die erſte Nacht feſtgeſetzt, die auf Horváth's Abreiſe nach Ofen folgen würde, weil ſie dann hoffen durften, wenigſtens die erſten Tage unverfolgt zu bleiben. Schwieriger war die Löſung der weiteren Frage, wo Ferencz bis zu jenem Zeitpunkt ſich aufhalten ſolle. Sich in der Nähe zu verbergen, erſchien bei dem einmal erweckten Mißtrauen Horváth's gefährlich; die Wahl eines entfernteren Verſtecks aber ſtellte einestheils bei der Schwierigkeit, ſich gegenſeitig in Kenntniß etwa eintretender Wechſelfälle zu erhalten, das Gelingen des Fluchtplans in Frage; anderntheils hatte Czenczi ſich mit ſolchem Widerſtreben herbeigelaſſen, mit ihrer Vergangenheit ſo gewaltſam zu brechen, und zeigte ſich von ihrem Unrecht ſo durchdrungen, in ihrem Gewiſſen ſo beunruhigt, daß Ferencz nur den fortdauernden Einfluß ſeiner Anweſenheit und die auf Czenczi's Seele gewälzte Verantwortlichkeit für die Sicherheit ſeiner Perſon als ein hinlängliches Gegengewicht erkannte, um die Zweifelnde, ängſtlich hin und her Schwankende bei dem kaum gefaßten Entſchluſſe feſtzuhalten.

Bei dieſer Lage der Dinge mußte gewagt werden, um zu gewinnen, und ſo erklärte denn Ferencz, daß er ſich von Czenczi nicht trennen könne, daß er bleiben und im Hauſe ſich verborgen halten müſſe, wenn ihr Vorhaben gelingen ſolle. Czenczi ließ ſich von der Richtigkeit dieſer Anſicht überzeugen, und ein ſicheres Verſteck wurde nach kurzem Ueberlegen ausgefunden. Ein Stübchen, daß Horváth im unterſten Geſchoſſe ſeiner weitläufigen Keller hatte herſtellen laſſen, um dort während der Weinleſe in aller Bequemlichkeit die Einlieferung der Erträgniſſe ſeiner Weingärten überwachen und nach derſelben mit den Abnehmern ſeiner Weine, die Weinproben gleich vom Faß weg durchkoſtend, über die Preiſe der verſchiedenen Sorten ſich behaglich beſprechen zu können, erſchien zu dieſem Zwecke um ſo geeigneter, als es in dieſer Jahreszeit nie benutzt und erſt nach der Heimkehr Horváth's vom Ofener Markte für ſeine Beſtimmung wieder in Stand geſetzt zu werden pflegte. Nachdem die Liebenden ſich über die Wahl dieſes Verſtecks geeinigt und ſich noch in wenigen haſtigen Worten über die Art und Weiſe, in der Ferencz es beziehen ſollte, verſtändigt hatten, trennten ſie ſich, um ihr Vorhaben noch vor Horváth's Heimkehr ins Werk zu ſetzen.

Ferencz eilte in ſeine Kammer zurück, packte ſchleunig ſeine Habſeligkeiten zuſammen, ſchloß ſein Felleiſen und begab ſich gegen Mittag in das Gemach der Frau Margit, um ihr das Vorgefallene mitzutheilen und von ihr Abſchied zu nehmen. Die gute Alte gerieth über die Nachricht von der Verabſchiedung ihres Günſtlings völlig außer Faſſung; Feren[illegible] bat ſie mit der Geberde des tiefſten Schmerzes, den Hausgenoſſen ſeine letzten Grüße darzubringen, denn ihm ſelbſt gebräche es dazu an Muth; dann erbat er ſich ihren Segen, und nachdem er ihn empfangen und ihr empfohlen hatte, ſein Felleiſen in Obhut zu nehmen, bis er es abholen laſſen würde, entwand er ſich den Armen der ſchluchzenden und vor Schreck und Kummer halb gelähmten Alten, um, wie er ſagte, einſam in die weite, weite Welt hinauszuwandern. Ehe Frau Margit ſich recht beſinnen und dem Fortſtürzenden das Geleite geben konnte, war er die Treppe hinabgeeilt, hatte ſich, an der Küche vorüberſchlüpfend, überzeugt, daß das Hausgeſinde ſich daſelbſt wie gewöhnlich um dieſe Stunde zum Mittagsmahle verſammelt habe, und war zum Thore hinausgeſprungen.

Er ſchlug den Weg nach der Stadt ein; um die Ecke des Hauſes gekommen, bog er abermals links ab, lief an der Gartenmauer hin, bis er an das angelehnte Hinterpförtchen gelangte und durch dasſelbe ſich wieder ins Haus ſtehlend, an der Hinterwand der Stallungen ſich fortſchleichend, den Holzhof erreichte. Dort erwartete ihn Czenczi mit einem mit Eßwaaren gefüllten Korbe an der Kellerthür und geleitete ihn die Treppe hinab in das Kellerſtübchen, das in einer Ecke des unterſten Kellergeſchoſſes aus ſtarken, mit Backſteinen verkleideten Bohlenwänden erbaut war und in das die Fürſorge der Liebe ſchon früher Betten, Kerzen und was ſonſt zur Bequemlichkeit des freiwillig Gefangenen dienen konnte, hinuntergeſchafft hatte. Hier verließ ſie ihn mit dem Verſprechen, Nachts, wenn Alles zur Ruhe wäre, Nachricht zu bringen, wie es im Hauſe ſtehe: Ferencz aber, nun des Gelingens ſeines Anſchlages gewiß und voll der ſichern Hoffnung, dem Hauſe, in deſſen einſamſten Winkel er nun ſich verbergen mußte, dereinſt als Herr und Eigenthümer zu gebieten, erquickte ſich an den im Korbe befindlichen Lebensmitteln und ſtreckte ſich dann auf das ihm zubereitete Lager, um die entbehrte Nachtruhe nachzuholen.

Horváth kehrte erſt ſpät Nachmittags von Váſárhely zurück; die Niedergeſchlagenheit Czenczi's und ihre verweinten Augen ſchien er nicht zu bemerken; die alte Margit, die in unkluger Geſchwätzigkeit die Entfernung ihres Lieblings zur Sprache zu bringen verſuchte, fertigte er kurz und barſch ab und ging dann, Geſchäfte vorwendend, nach der Stadt, wahrſcheinlich um Nachforſchungen anzuſtellen, ob Ferencz ſich nicht irgendwo in der Nähe verborgen halte. Die Ergebniſſe ſeiner Wanderungen ſchienen ihn befriedigt zu haben, denn wieder heimgekehrt, zeigte er ſich milder und geſprächiger als früher; des Schreibers gedachte er mit keiner Silbe, dagegen erklärte er beim Nachtmahl, daß die Weinleſe dieſes Jahr ſo ergiebige Ausbeute verſpreche, daß er, um das nöthige Geſchirr, die Fechſung aufzunehmen, verlegen ſei und genöthigt ſein würde, ſelbſt alte, ſchon halb ausgediente Fäſſer wieder in Gebrauch zu nehmen, und da er, um nach Möglichkeit wieder auszubeſſern, auf morgen den Küfermeiſter mit ſeinen Geſellen beſtellt habe, ſo könne er erſt übermorgen die Reiſe nach Ofen antreten. Dieſe Nachricht war für Ferencz allerdings eine bittere Zuthat zu den Leckerbiſſen, die Czenczi in tiefer Nacht ihm zitternd in das Kellerſtübchen hinunterſchmuggelte, denn er ſah dadurch nicht nur ſeine Gefangenſchaft verlängert, ſondern auch ihre Bequemlichkeit wie ſeine Sicherheit weſentlich beeinträchtigt. Zwar befanden ſich die Fäſſer, die wieder hergeſtellt werden ſollten, im obern Kellergeſchoſſe, aber wie leicht konnte es Horváth oder einem der Küfer beifallen, auch in das untere hinabzuſteigen? Er mußte nicht nur, da ihm ſonſt das ganze untere Kellergewölbe zu Gebote ſtand, ſich fortan ſtreng auf den engen Raum des Stübchens beſchränken, ſondern auch, wenigſtens während der Arbeits-

3.

Bis eines Tags die ärmſte aller Frauen
Am Haar die Kinder aus dem Schlummer zeucht
Und ruft: Iſt keiner unter euch zu ſchauen,
Der einem Kalais und Zetes gleicht?
Der, reinigend, die wilden Diebesklauen
Und den Geſtank von meinen Tiſchen ſcheucht,
Wie jene zwei dem Phinens einſt geholfen
Und der Senap erlöst ward durch Aſtolfen?

4.

Mit ſeinem Horne jagt der Paladin
Die ſcheußlichen Harpyen durch die Lüfte,
Bis ſie zu eines Berges Fuße fliehn,
Wo ſie ſich ſchnell verbergen im Geklüfte.
Er hält das Ohr dicht an die Oeffnung hin,
Und hört im Dunkel dieſer tiefen Grüfte
Ein Heulen und ein ew'ges Klaggeſchrei,
Woraus er merkt, daß hier die Hölle ſei.

5.

Aſtolf beſchließt, auch hier ſich durchzuringen,
Und die dem Tag verloren ſind zu ſehn,
Bis in der Erde Mittelpunkt zu dringen
Und alle Höllenſchlünde zu durchſpähn.
Ich fürchte nichts, was ſollt' es mir mißlingen?
Ruft er: mein Horn vermag mir beizuſtehn.
Den Pluto ſammt dem Satan wird's vertreiben,
Der Höllenwächter wird vor ihm nicht bleiben.

6.

Er ſchwingt ſich ſchnell von ſeinem Flügelpferde
Und bindet es an einen nahen Strauch;
Ihm folgt ſein Horn, ſein Hort in jeder Fährde,
Und muthig ſteigt er in der Höhle Bauch.

zeit der Küfer, auf alle Beleuchtung verzichten, damit ihn nicht etwa der Lichtſchimmer, der durch eine Ritze der Thür dringen konnte, verrathe; ja es ſchien ſogar nöthig, die Thüre des Stübchens, damit kein Unberufener, abſichtlich oder zufällig, ſie öffne, zu verſchließen, was nur von Außen geſchehen konnte, da an der innern Seite derſelben Schloß oder Riegel anzubringen bei der Beſtimmung des Stübchens niemals auch nur in Frage gekommen war. Wie läſtig und unangenehm alles dies auch ſein mochte, es mußte gleichwohl von Ferencz als ein Unvermeidliches ruhig ertragen werden, wenn nicht die Unruhe und Beklommenheit Czenczi's, die mit jedem Augenblicke zuzunehmen ſchien, ſich zur vollkommenen Faſſungsloſigkeit ſteigern ſollte. Dieſer Gefahr zu begegnen, bemühte er ſich auf alle Weiſe, die Bedeutung ihrer Mittheilung zu verringern, durch Liebkoſungen ihre Beſorgniß zu übertäuben, und als ſie endlich halbgetröſtet Abſchied nahm, hieß er ſie ſcherzend ihr Vöglein in ſeinem Käfich wohl verſchließen, aber auch ja auf die Schüſſel wohl Acht haben, daß er nicht etwa durch ihren Verluſt in ſeiner freiwilligen Haſt zu einem höchſt unfreiwilligen Faſten gezwungen werde.

Tags darauf erſchienen am frühen Morgen wirklich der Küfer und ſeine Geſellen im obern Kellergeſchoß und weckten alsbald, den ſchadhaften Fäſſern neue Bänder und Reifen antreibend, mit dem Gepoch ihrer Schlägel den Wiederhall ſeiner Gewölbe. Horváth ging ab und zu, überwachte den Fortgang der Arbeit, unterließ aber nicht, von Zeit zu Zeit in der Gegend herumzuſtreifen, um zu erkunden, ob Ferencz ſich denn auch wirklich ganz und gar entfernt habe. Dem Kellerſtübchen aber nahte den ganzen Tag hindurch weder er noch einer der Küfer, die, von allen Seiten in Anſpruch genommen, nur auf Förderung ihrer Arbeit bedacht waren. Dagegen mußte Ferencz, als Czenczi ihrem Gefangenen gegen Mitternacht wieder Speiſe und Trank zutrug, von ihr in Erfahrung bringen, daß der Vater, ſei es der Küfer wegen, oder weil das plötzliche, ſpurloſe Verſchwinden des Schreibers ihn mehr beunruhigte als zufriedenſtellte, ſeine Abreiſe wieder um einen Tag hinausgeſchoben hätte. Ferencz nahm die Nachricht von dieſer neuen Verzögerung bei weitem weniger gefaßt und gleichmüthig auf, als er ſich am vorigen Tage der Nothwendigkeit des engeren Verſchluſſes in ſeinen Käfich gefügt hatte.

Während Czenczi durch die wechſelnden Gemüthsbewegungen des vorigen Tages in ſolche Aufregung und in ſo fieberhafte Spannung gerathen war, daß eben dieſe Steigerung ihres geſammten Seelenlebens ihr jetzt wieder, trotz aller innern Erſchöpfung, den Anſchein von Kraft, ja ſelbſt von Ruhe gab, war bei Ferencz das Gegentheil eingetreten; ſeine Seelenſtärke war in Folge der einſam dunklen Haft erlahmt und haltlos in ſich zuſammengebrochen. Selbſt die Ausſicht, in naher Zukunft das Ziel langjährigen, unermüdeten Beſtrebens zu erreichen und in Fülle des Reichthums die langentbehrten Mittel zur Fülle des Lebensgenuſſes zu beſitzen, ſchien ihren

Zauber für ihn verloren zu haben und unfähig geworden zu ſein, die finſtern Geſtalten zurückzudrängen, die Nachts in der lautloſen Stille des dunklen Kellerſtübchens vor ihm emportauchen mochten. Er war es, der jetzt verwirrt, beängſtigt und vor jedem Geräuſch zuſammenſchreckend von Czenczi beruhigt und getröſtet werden mußte; Gefahren würde er muthig beſtanden haben, den Schrecken der Einſamkeit vermochte er nicht die Stirn zu bieten; und als Czenczi Abſchied nahm und wieder die Thür des Stübchens hinter ſich verſchließen mußte, hielt er ſie zurück und gehabte ſich nicht anders, als ſollte er für immer von Licht, Luſt und Leben abgeſchieden werden.

Endlich, am dritten Tage gegen Mittag, machte ſich Horváth fertig, die längſt beſchloſſene Reiſe nach Ofen anzutreten. Der Wagen war angeſpannt, und Horváth, von Baſe Margit und ſeiner Tochter begleitet, trat aus dem Hauſe, vor dem ſich das Geſinde, der Abfahrt ihres Herrn gewärtig, verſammelt hatte. Horváth ertheilte ſeine letzten Aufträge; den Knechten befahl er, das Haus vor Zigeunern, Bettlern und anderem Geſindel in Acht zu nehmen und Thor und Thüren wohl verſchloſſen zu halten; die Mägde hieß er Feuer und Licht behüten, und nachdem er Frau Margit die Aufſicht über das Geſinde und die während ſeiner Abweſenheit zu vollendenden Arbeiten, vorzüglich jene der Küfer, ans Herz gelegt hatte, wandte er ſich an ſeine Tochter. Dieſe, in tiefſter Seele von Vorwürfen und Reue zerriſſen und gefoltert von dem Bewußtſein, ihren alten, liebevollen Vater ſo grauſam zu täuſchen und für lange Zeit, vielleicht für immer, unkindlich verlaſſen zu wollen, warf ſich krampfhaft ſchluchzend in ſeine Arme, und ſo groß war ihre Erſchütterung, daß es nur wenig rührend eindringlicher Worte bedurft hätte, dem ſchwerbeladenen Gemüthe des verirrten Kindes ſein Geheimniß abzulocken und die Anſchläge Ferencz' für immer zu vereiteln. Aber der Unſtern Horváth's hatte über ihn verhängt, daß er, wie früher durch thörichten Leichtſinn, jetzt durch unzeitige Strenge begünſtigen ſollte, was er am liebſten vermieden hätte. Er zog das zitternde Mädchen auf die Seite und ſagte ihr in rauhem, barſchem Tone, das Geweſene und Geſchehene wolle er vergeſſen und vergeben, aber auch ferner eitle Ausflüchte nicht mehr gelten laſſen; er habe Herrn Farkas, dem reichen Spezereihändler in Fünfkirchen, ihre Hand zugeſagt, und vor Allerheiligen müſſe ſie Hochzeit gemacht haben. Mit dieſem Worte wälzte ſich wieder der Grabſtein des Trotzes über die Tiefen ihrer in kindlichem Vertrauen ſich eröffnenden Seele; ſie weinte, aber ſie ſchwieg, und als Horváth, von den beſten Wünſchen der Hausgenoſſen begleitet, dahingerollt war, ſchwankte ſie ſtumm und blaß in ihre Kammer zurück, um die wenigen Habſeligkeiten, die ſie auf ihrer Flucht mitzunehmen gedachte, in ein Bündel zuſammenzuraffen. Nur mit Mühe gelang es ihr, ihren Vorſatz auszuführen; denn der Rückſchlag der übermäßigen Aufregung, der verzehrenden Unruhe, in der ſie die letzten Tage zugebracht hatte, machte allmählich in dumpfer Abſpannung des Geiſtes, in gänzlicher Erſchöpfung ihrer Kräfte immer fühlbarer ſeine Rechte auf ſie geltend. Bleierne Schwere lagerte ſich auf ihre Glieder; bald von Froſt geſchüttelt, bald in Fieberhitze glühend, vermochte ſie nicht mehr die Wucht des heißen, von dumpfem Schmerz wie mit einem Eiſenringe umfangenen Kopfes aufrechtzuhalten, und erſchöpft und leidend wie ſie war, ſtreckte ſie ſich auf ihr Lager, um in erquickender Ruhe neue Kräfte zu ſammeln. Dort lag ſie ſtumpf und ſtill, die zuckenden Hände über die Bruſt gefaltet, und vor ihren halbgeſchloſſenen Augen zogen in langer, buntverworrener Reihe die Bilder ihres Lebens ſchattenhaft vorüber. Hier lächelten die Spiele der Kindheit ſie an, dort ſaß ſie, eine emſige Schülerin, an Ferencz' Seite; auch Antal's Züge ſah ſie lauernd durchs Fenſter hereingrinſen, wie damals, als Ferencz zum erſten Male die Liebeglühende umſchlang; dann vernahm ſie Herrn Steidler's Stimme, die von der Marzipan-Liſe erzählte, das Aufſtöhnen Ferencz' und das Drohen und Schelten des Vaters, und dann — dann ward es trüb und dunkel vor ihren Augen, ſchwarz wie die Nacht, in der ſie dem Vaterhauſe den Rücken kehren ſollte, und finſter, wie die Zukunft, der ſie entgegenging.

Viele Stunden mochte ſie in fieberhaftem Halbſchlummer dagelegen haben, als von der Stadt her der Glockenſchlag Mitternacht verkündete und ſie gebieteriſch ins Leben, in die Wirklichkeit zurückrief. Sie raffte ſich mit der Entſchloſſenheit, die alle Erſchöpfung überwindet, von ihrem Lager auf, langte nach ihrem Bündel, und mit der Blendlaterne verſehen, die ſie ſchon früher auf ihren nächtlichen Wanderungen begleitet hatte, verließ ſie ihr Stübchen. Auf der Schwelle ſtand ſie ſtill und blickte zurück in den friedlichen, trauten Raum des Gemachs, in dem ſie heiter und ſorglos, unberührt von allen Stürmen des Lebens, vom Kinde zur Jungfrau aufgeblüht war, als ob ſie jetzt erſt, da ſie es verlaſſen ſollte, empfände, was ſie verließ! Aber Ferencz wartete ihrer, ſie durfte nicht ſäumen! Sie ſchritt leiſe über den Gang hin, den nur der blaſſe Schimmer des von dichten Wolken halb bedeckten Mondes erhellte. An die Thür gekommen, die in das Gemach des Vaters führte, ſtockten ihre Schritte. Es war ihr, als öffnete ſie ſich, als träte ſeine hohe, mannhafte Geſtalt daraus hervor, ſie zu fragen, was ſie ſuche, wohin ſie gehe? Aber es war nur der Wipfel des Lindenbaumes draußen im Garten, der ſeinen zitternden Schatten auf die Thüre hinwarf, und ſie mußte fort, denn Ferencz wartete. Sie war die Treppe hinabgeeilt, und nun im Hofe angelangt, wehte ihr die friſche Herbſtluft erquickend und kräftigend entgegen. Sorgfältig den Schimmer der Laterne verbergend, ſchlüpfte ſie, an den Wänden ſich hindrückend, dem fernen Holzhofe zu; endlich war der Keller erreicht, und pochenden Herzens öffnete ſie mit den mitgebrachten Schlüſſeln die Thür. Im Begriff die erſten Stufen hinabzuſteigen, war es ihr, als ob ihr von unten, wo die Treppe zum unterſten Geſchoſſe ſich hinabdrehte, ein

Lichtſchimmer entgegendränge. Was war das? Von Ferencz, der im Kellerſtübchen eingeſchloſſen war, konnte das nicht kommen. Sollte ein Fremder in den Keller ſich eingeſchlichen haben? Hier war Vorſicht nöthig! — Ihre Kniee zitterten, aber Muth und Entſchloſſenheit verließen ſie keinen Augenblick. Sie verlöſchte das Licht der Laterne, damit ſein Schimmer ſie nicht verrathe, und drückte ſich hinter einen Pfeiler, zu erwarten, was da kommen würde. Aber es kam nichts; Alles blieb ſtill und ſtumm wie zuvor. Nach einer Weile ſtreckte ſie lauſchend den Kopf hinter dem Pfeiler hervor; der Lichtſchimmer war verſchwunden, und nur ſchwarze Finſterniß glotzte ihr entgegen. Sollte jene Lichterſcheinung nur Selbſttäuſchung geweſen ſein, oder war die veranlaſſende Urſache derſelben im untern Kellergeſchoß zu ſuchen? — Mit einemmale erfaßte ſie eine niegefühlte Beklommenheit; ihre Pulſe hämmerten, ihre Zähne klapperten an einander; aber Ferencz harrte ihrer, und wenn er etwa in Gefahr wäre — — dieſe Rückſicht überwog alle Bedenken, und haſtig ſtieg ſie beiläufig die Hälfte der Treppe hinunter, als plötzlich dort, wo die Treppe zum unterſten Geſchoß hinabbog, ſich wieder ein dämmernder Lichtſchimmer zeigte, der eine weibliche Geſtalt in dunklen Gewändern zu umfließen ſchien, die mitten auf der Treppe mit weit ausgebreiteten Armen ihr drohend und abwehrend entgegenwinkte. Raſche Flucht war bei dieſem Anblick die erſte Bewegung des zitternden, halbohnmächtigen Mädchens, und ſchneller, als ſie hinabgeſtiegen, war ſie die Stufen wieder hinaufgeeilt. An der halb offenen Kellerthüre ſtand ſie ſtill; ſie ſchämte ſich ihrer Flucht, und zweifelhaft, ob ſie nicht wieder umkehren ſollte, wendete ſie ſich athemlos, die Hand auf das krampfhaft zuckende Herz drückend, nach rückwärts und ſah kaum, betroffen und erſtaunt, jenen Lichtſchimmer abermals verſchwunden, als er jetzt auch ſchon dicht vor ihren Füßen wieder aus dem Boden aufdämmerte und in ſeinem grauen Schimmer ein Weib vor ihr emportauchte, das, die welken, runzligen Züge grinſend verzerrt, mit ſtechenden, zornglühenden Augen ſie anſtarrte und, während Czenczi's Blicke wie magiſch angezogen an der feuerfarbenen Schleife ihrer Flügelhaube und ihrem grellgelben Halstuche hafteten, aus dem ſchwarzen Halbmäntelchen dürre Hände mit gekrümmten, klauenähnlichen Fingern nach ihrem Halſe ſtreckte. — Da zuckte es wie ein Blitz durch Czenczi's Seele! „Die Marzipan-Liſe!" ſchrie ſie gellend auf, ſprang zum Keller hinaus, warf die Thüre hinter ſich zu, wankte taumelnd noch einige Schritte in den Hofraum hinein und brach dann dumpfächzend bewußtlos zuſammen.

Zwei Knechte des Hauſes, die ſich in der Schenke verſpätet hatten und lange nach Mitternacht auf Schleichwegen ihr Lager ſuchten, fanden die erſtarrt und wie leblos Hingeſtreckte, erkannten ſie mit namenloſem Erſtaunen und trugen ſie nach dem Hauſe zurück, wo alsbald, von dem Lärmen und Jammern der Mägde geweckt, Frau Margit herbeieilte und den ganzen Schatz ihrer

Heilmittel an der Bewußtloſen verſuchte, ohne ſie jedoch aus ihrer todesähnlichen Betäubung erwecken zu können. Selbſt die Kunſt des mittlerweile herbeigeholten Arztes zeigte ſich lange erfolglos, und erſt gegen Morgen gelang es der ſorgfältigſten Bemühung, in der Ohnmächtigen ein halbes Bewußtſein zurückzurufen, aber nur, um es ſogleich wieder in den wilden Phantaſieen eines wüthenden Fieberanfalls untergehen zu ſehn. Dem Irrereden und dem erſten entſetzlichen Ausbruche unheimlicher Tobſucht folgte dann gänzliche Erſchöpfung und dumpfes, gedankenloſes Hinbrüten, aus dem die Kranke nur, wenn das Gehämmer und Gepoche der Küfer vom Keller her ihr Ohr erreichte, in grauenvollen Zuckungen und krampfhaft ängſtlichem Stöhnen emporfuhr, ſo daß Frau Margit alsbald den Küfern ihre Arbeit gänzlich einzuſtellen und den Keller zu ſchließen befahl. Als nun aber der Arzt gegen Abend achſelzuckend erklärte, es unterliege keinem Zweifel mehr, daß Czenczi von einem in der Umgegend herrſchenden, höchſt bedenklichen und mörderiſchen Nervenfieber ergriffen ſei, wurde unverzüglich Herrn Horváth ein reitender Bote nachgeſandt, um ihn ſchleunigſt an das Krankenlager ſeines einzigen Kindes zurückzurufen.

Als Horváth am vierten Tage nach dem Ausbruche der Krankheit wieder in Weßprim eintraf, fand er die Kranke eher ſchlimmer als beſſer, noch immer beſinnungslos in dumpfer Betäubung daliegend, aus der ſie aber regelmäßig gegen Mitternacht in peinlicher Unruhe erwachte, nach den Kellerſchlüſſeln verlangte, Miene machte, das Bett zu verlaſſen, und nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, bis ſie dann, plötzlich mit einem lauten Angſtſchrei in ſich zuſammenbrechend, wieder in den früheren fieberhaften Halbſchlummer zurückſank; dabei nahmen ihre Kräfte ſo ſichtlich ab, und ihr Ausſehen veränderte ſich ſo auffallend, daß der Arzt nicht umhin konnte, den Zuſtand der Kranken als höchſt bedenklich, ihre Rettung als ſehr zweifelhaft zu bezeichnen.

So war die ſiebente Nacht ſeit dem Beginne der Krankheit herangekommen. Die Kranke hatte den Abend ruhiger als ſonſt zugebracht und lag in heftigem Schweiße. Hinter dem Wandſchirme, der das Krankenbett umfing, kniete Herr Horváth, der die Erkrankung des geliebten Kindes in verzweifelndem Schmerze einzig und allein ſeiner liebloſen Härte zuſchrieb, und betete brünſtig um ſeine Erhaltung, während Frau Margit, erſchöpft von den Anſtrengungen ſechs durchwachter Nächte, an Czenczi's Bette eingenickt war. Es mochte Mitternacht ſein, als die Kranke mit einem tiefen Seufzer die Augen aufſchlug und erſtaunt und wie allmählich ſich beſinnend umherſah. Als ſie mühſam ihre Gedanken geſammelt hatte, verſuchte ſie ſich aufzurichten, ein Verſuch, der bei ihrer Kraftloſigkeit gänzlich mißlang und keine andere Folge hatte, als daß Frau Margit, durch denſelben geweckt, emporfuhr und ſich beſorgt über ſie hinbeugte. Wie froh erſtaunt war die gute Alte, als ſie den ſonſt trüb und gläſern vor ſich hinſtarrenden Blick des lieben Auges ruhig und klar dem ihrigen begegnen ſah.

Nicht lange geht er, als ihm mit Beſchwerde
So Aug' als Naſe füllt ein ſchwarzer Rauch,
Wie Pech- und Schwefeldampf ſo dicht und bitter;
Doch unaufhaltſam vorwärts dringt der Ritter.

7.

Allein je mehr er geht, je mehr verdicken
Sich Rauch und Finſterniß; ihm ſcheint's nunmehr,
Es ſei unmöglich, weiter vorzurücken,
Und eben denkt er auf die Wiederkehr,
Da, ſiehe, zeigt ſich etwas ſeinen Blicken,
Das ſchwankt an dem Gewölbe hin und her,
Wie ſich im Wind ein Leichnam mag bewegen,
Der lange hing in Sonnenſchein und Regen.

8.

Von Licht drang ſo ein ſchwacher, dünner Streifen
Durch dieſen Gang voll Rauch und Dunkelheit,
Daß er nicht ſehen kann und nicht begreifen,
Was hier in Lüften ſeinem Blick ſich beut.
Er läßt ein paarmal ſeine Klinge pfeifen,
Vielleicht daß die den Zweifel ihm zerſtreut;
Nun aber glaubt er einen Geiſt zu ſchauen:
Ihm iſt's als hätt' er Nebel nur durchhauen.

9.

Da, horch, wird eine Klageſtimme laut:
Geh' weiter und laß ab, mir Qual zu bringen;
Ich bin vom Rauche ſchlecht genug erbaut,
Den hieher läßt die Gluth der Hölle dringen. —
Der kühne Herzog hemmt den Schritt; ihm graut;
Er ſpricht zum Schatten: Hemme Gott die Schwingen
Dem Rauche, ſo daß er nicht mehr dich ſtöre!
Doch gönne mir, daß ich dein Schickſal höre.

als es ihr leiſe von Czenczi's entfärbten Lippen entgegentönte: Baſe, liebe Baſe Margit! In einen lauten Freudenruf ausbrechend, umarmte ſie die geliebte Kranke; dieſe aber winkte ihr, zu ſchweigen. Ihr müßt mir einen Dienſt erweiſen, Baſe, flüſterte ſie in unruhiger Haſt ihr zu, einen wichtigen Dienſt! Ihr müßt mir in den Keller hinabſteigen! — Ach lieber Gott, nun redet ſie wieder irre, ſeufzte Frau Margit. — Nein, ich rede nicht irre, verſetzte Czenczi, ich weiß, was ich ſage, und ich ſage Euch, Ihr müßt vollbringen, woran mich geſtern mein plötzliches Erkranken verhinderte! Ferencz iſt im Kellerſtübchen eingeſchloſſen; Ihr müßt ihn befreien! — Geſtern? Du Unglückſelige! ſtammelte Frau Margit, beſtürzt die Hände ringend. — In dieſem Augenblicke wurde der Wandſchirm zurückgeſchoben, und Horváth ſtürzte nicht minder entſetzt als Frau Margit aus ſeinem Verſteck hervor. Du barmherziger Gott, Ferencz im Kellerſtübchen! rief er, und damit riß er die Kellerſchlüſſel von der Wand, ſchrie nach Licht und eilte mit einigen Knechten, die er ſchleunig geweckt hatte, dem Keller zu.

Es war ein gräßlicher Anblick, der ſich ihnen darbot, als ſie das Kellerſtübchen betraten. Sein unglücklicher Bewohner hatte an zwei Stellen die Wände desſelben zu durchbrechen verſucht, und auch die innere Seite der Thür trug ſichtliche Spuren der gewaltſamen Anſtrengung an ſich, mit der an der Oeffnung derſelben gearbeitet worden war. Erſchöpfung ſchien den Verzweifelnden genöthigt zu haben, ſeine fruchtloſen Bemühungen aufzugeben, denn man fand den Leichnam des unglückſeligen Ferencz in ſeinem Blute ſchwimmend, auf dem Lager hingeſtreckt, das ihm von Czenczi zubereitet worden, und auf dem er, ſei es, um ſeinen brennenden Durſt mit ſeinem eigenen Blute zu ſtillen oder um den Folterqualen langſamen Verſchmachtens in dieſem Hungerthurme durch raſchen Tod zu entgehen, mit einem Taſchenmeſſer die Adern geöffnet und in Verzweiflung und Entſetzen geendet hatte.

Czenczi war ſchon durch die überraſchende Erſcheinung des Vaters an ihrem Krankenlager und die unwillkürliche Einweihung desſelben in ihr Geheimniß aufs Tiefſte erſchüttert worden und hielt nur mit äußerſter Anſtrengung die Beſinnung feſt, zu der ſie kaum wieder erwacht war. Als nun aber die unbedachte Geſchwätzigkeit einer der Mägde ihr die Kunde von dem gräßlichen Ende des Geliebten hinterbrachte, ſtieß ſie einen Schrei aus, gerieth in furchtbare Zuckungen und Krämpfe und bald ſteigerte ſich die Wuth des Fiebers, in das ſie zurückfiel, zu ſolcher Höhe, daß der Arzt jede Hoffnung aufgab und ſtündlich ihr Ende erwartete. Allein die Vorſehung hatte anders beſchloſſen. Horváth, hatte nun Kummer und Schrecken ſeine Geſundheit untergraben, oder vergiftete ſie ſein hartnäckiges Verweilen am Krankenlager Czenczi's, der ſtarke, rüſtige Horváth war es, der, von der Krankheit dieſer Letztern ergriffen, in wenig Tagen ihr erlag, während das ſchwache Mädchen nach mondenlangem Siechthum ſiegreich aus dem Kampfe hervorging, in dem ſie unfreiwillig um den Preis ihrer Jugend und ihrer Jugendblüte das nackte Leben gewonnen hatte. Sich ſelbſt als Mörderin des Vaters wie des Geliebten anklagend, verlebte ſie die Tage des Winters in ſtillem, dumpfem Trübſinn, dem ſie nur zeitweiſe die Sorge um Baſe Margit entriß, die, von übermäßigen Anſtrengungen und verzehrender Gemüthsbewegung erſchöpft, nun ihrerſeits zu kränkeln und ſichtlich hinzuwelken begann. Mit dem herannahenden Frühjahr aber erwachte in Czenczi's Seele der Wunſch, den Angehörigen des geliebten Ferencz einen Theil des reichen Beſitzes zuzuwenden, den ſie einſt mit ihm zu theilen geträumt hatte. In der Hoffnung, über den ihr unbekannten Aufenthaltsort derſelben vielleicht einige Andeutungen in Ferencz' Papieren zu finden, beſchloß ſie, das Felleiſen zu öffnen, das der Hingeſchiedene in Baſe Margit's Verwahrung zurückgelaſſen hatten. Ihre Erwartung wurde auch nicht getäuſcht; in dem Felleiſen fanden ſich wirklich einige Papiere, die zwar auf den Namen Anton Lenhart lauteten, aber nichtsdeſtoweniger ſich ganz entſchieden auf Ferencz zu beziehen ſchienen; eines derſelben war nämlich ein Schreiben von weiblicher Hand, womit Anton Lenhart in Beziehung auf eine frühere mündliche Verabredung aufgefordert wurde, nicht zu ſäumen, ſich auf den Weg zu machen und die Straße über Grätz und Marburg nach Kroatien einzuſchlagen, denn auf dieſer werde er nicht verfolgt werden. Dieſer Ermahnung waren einige Worte des Abſchiedes und die Erklärung beigefügt, nach dem Vorgefallenen könne eine weitere Verbindung zwiſchen der Schreiberin des Briefes und deſſen Empfänger nicht mehr beſtehen; ſie bäte ihn daher um Zurückſtellung ihres Porträts, wie ſie ihm hier das ſeine zurückſtelle. Das dem Briefe beiliegende Porträt zeigte aber unverkennbar Ferencz' Züge, der alſo früher den Namen Anton Lenhart geführt und ſich in Steiermark aufgehalten haben mußte. Dieſe Umſtände bewogen Czenczi, die aufgefundenen Papiere an Herrn Steidler, den Geſchäftsfreund ihres Vaters, einzuſenden und ihn um Auskunft über Anton Lenhart zu erſuchen, obwohl ſie nur ſchaudernd des Mannes gedachte, der einſt das furchtbare Bild der Marzipan-Liſe ihrer Seele eingeprägt hatte.

Sie erhielt lange Zeit keine Antwort, und immer ſchwerer und finſterer war der Trübſinn, der ſich ihrer bemächtigte; immer nichtiger und eitler erſchien ihr das Leben, das ſie nur noch in Gebeten und Kaſteiungen oder an dem Krankenbett der ihrer nahen Auflöſung entgegeneilenden Frau Margit hinbrachte. Endlich kam die langerwartete Antwort des Herrn Steidler; in ihr Stübchen zurückgezogen öffnete ſie das Schreiben und durchflog begierig ſeinen Inhalt; aber bald begann ſie ſo heftig zu zittern, daß die Blätter des Briefes in ihren Händen hin- und herrauſchten, und immer bleicher und verſtörter wurden ihre Züge, je weiter ſie las. Endlich hatte ſie vollendet, und nun warf ſie unter einem Strome bitterer Thränen ſich auf die Kniee, um in heißer Inbrunſt zu dem gerechten Richter zu beten, der ſie zum willenloſen Werkzeuge ſeiner Rache gebraucht, der ſie gezüchtigt und gerettet, der ſie dunkle Wege, aber zum Lichte geführt hatte. Dann erhob ſie ſich, warf den empfangenen Brief und das Porträt Ferencz', das ſie von Herrn Steidler zurückerhalten hatte, ins Feuer und ſah zu, wie die Flamme kniſternd und knatternd es verzehrte. Denſelben Abend verſchied Frau Margit ſtill und ſchmerzlos in Czenczi's Armen. Der Tod hatte das letzte Band irdiſcher Neigung gelöſ't, das die Unglückliche noch ans Leben feſſelte; ſie ſah darin einen Fingerzeig, ſich allein und für immer Gott zuzuwenden. Am nächſten Morgen verſchrieb ſie ihre ganze reiche Habe dem Kloſter der Ciſtercienſerinnen im Thal zu Weßprim, in dem ſie bald darauf den Schleier nahm, den Reſt ihrer Tage in Gebet und Buße für das eigene Vergehen und für das Seelenheil des gerichteten Mörders hinzubringen, den die Menſchen nicht erreicht, den aber Gott gefunden hatte.

# Germelshauſen.

Von Friedrich Gerſtäcker.

Für Haus und Herd. Ein deutſches Volksbuch zur Unterhaltung
und Belehrung herausgegeben von Müller von der
Werra. Erſtes Bändchen.

Leipzig, Hermann Mendelsſohn. 1860.

Friedrich Gerſtäcker, am 16. Mai 1816 in Hamburg geboren, nach des Vaters Tode (1825) in Braunſchweig, Kaſſel, dann in Leipzig auf der Nicolaiſchule, erlernte 1835 bis 1837 auf Döben bei Grimma die Landwirthſchaft und ging im Frühjahr 1837 nach Amerika. Hier blieb er bis 1843, lernte, zu Fuß als Jäger die ganze Union durchwandernd, Land und Leute wie wenige Deutſche kennen und erwarb ſich auf die mannichfachſte Weiſe, beſtändig ſeinen Beruf wechſelnd, ſeinen Unterhalt. Auszüge aus ſeinen Tagebüchern, die in amerikaniſchen Zeitungen und in Robert Heller's „Roſen" veröffentlicht wurden*), machten ihn zuerſt auch von der literariſchen Seite bekannt und brachten ihn ſelbſt auf den Gedanken, ſich als Schriftſteller in Deutſchland niederzulaſſen.

Auf ſein erſtes größeres Werk „Die Regulatoren in Arkanſas" (Leipzig 1845, 3 Bände) folgten raſch „Der deutſchen Auswanderer Fahrten und Schickſale" (1847), „Miſſiſſippibilder" (1847), „Reiſen um die Welt" (1847—1848, 6 Bände), „Die Flußpiraten des Miſſiſſippi" (1848, 3 Bände), „Amerikaniſche Wald- und Strombilder" u. ſ. w. Seinen weiteren Weltfahrten nachzugehen und all ihre literariſchen Ergebniſſe zu verzeichnen, iſt hier nicht der Ort. Die Friſche der Beobachtung und die anſpruchslos lebendige Gabe der Darſtellung haben dem Reiſebeſchreiber Gerſtäcker ſo viel Freunde gewonnen, daß ſein Name denen der populärſten neueren Erzähler anzureihen iſt. Er ſtarb am 31. Mai 1872 zu Braunſchweig.

Statt eines ſeiner unzähligen Cultur- und Genrebilder, die in den ſeltenſten Fällen auf den Namen „Novelle" Anſpruch machen können, theilen wir hier eine kleine phantaſtiſche

---

*) Unter dem Titel „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika" im Jahre 1844 geſammelt in Dresden erſchienen.

Erzählung mit, die zwar auch den Kreis des eigentlich Novelliſtiſchen, wie wir ihn im Allgemeinen feſthalten, durchbricht, aber für den tieferen poetiſchen Zug in Gerſtäcker's Naturell ein höchſt charakteriſtiſches Zeugniß ablegt. Die zarte und doch überall ſichere Hand, mit der hier ein ſagenhafter Stoff behandelt iſt, und die muſterhafte Einfachheit des Vortrags werden den Wunſch rechtfertigen, dieſe kleine Dichtung aus ihrer Verſchollenheit in einem wenig verbreiteten Volksbuch hervorzuziehen.

Im Herbſt des Jahres 184— wanderte ein junger, lebensfriſcher Burſch, den Torniſter auf dem Rücken, den Stab in der Hand, langſam und behaglich den breiten Fahrweg entlang, der von Marisfeld hinauf nach Wichtelhauſen führt.

Es war kein Handwerksburſch, der Arbeit ſuchend von Ort zu Ort ging; das ſah man ihm auf den erſten Blick an, hätte ihn nicht ſchon die kleine, ſauber gefertigte Ledermappe verrathen, die er auf den Torniſter geſchnallt trug. Den *Künſtler* konnte er überhaupt nicht verleugnen. Der keck auf einer Seite ſitzende, ſchwarze, breiträndige Hut, das lange, blonde, gelockte Haar, der weiche, noch ganz junge, aber volle Bart — Alles ſprach dafür, ſelbſt der etwas abgetragene ſchwarze Sammetrock, der ihm jedoch bei dem warmen Morgen ein wenig zu heiß werden mochte. Er hatte ihn aufgeknöpft, und das weiße Hemd darunter — denn er trug keine Weſte — wurde um den Hals von einem ſchwarzſeidenen Tuche nur locker zuſammengehalten.

Als er ein Viertelſtündchen von Marisfeld ſein

10.

Willſt du, daß ich von dir zur Oberwelt
Nachricht hinbringe, gerne ſoll's geſchehn. —
Der Schatten ſagt: Dem holden Licht geſellt
Auch nur im Ruf zu ſein, däucht mir ſo ſchön,
Daß länger nicht ſich meine Sehnſucht hält
Und mir die Worte raſch vom Munde gehn,
Obwohl ich ungern rede, mühſam blos;
So hör' denn meinen Namen und mein Loos.

11.

Herr, Lydia — begann ſie zu erzählen —
Bin ich, dem König Lydiens entſtammt,
Und muß mich hier vom Rauche laſſen quälen,
Durch Gottes höchſt gerechten Spruch verdammt,
Weil ich mit ſchnöder, undankbarer Seelen
Den Freund geplagt, der treu für mich entflammt.
Unzähl'ge büßen noch in dieſen Gründen,
Zu gleichem Loos verdammt um gleiche Sünden.

12.

Noch tiefer unten ſchwebt Anaxarete,*
Wo größer noch der Rauch iſt und die Pein;
Die Seele duldet hier, die aufgeblähte,
Und droben iſt ihr Leib verkehrt in Stein,
Weil ſie den Freund, der lang vergebens flehte,
Am Strick ſah, ohne mitleidsvoll zu ſein.
Hier mag auch Daphne ſich die Haare raufen,
Daß ſie ſo fruchtlos ließ Apollen laufen.

13.

Ich würde wahrlich gar nicht reden können,
Wollt' ich die undankbaren Frauen dir,
Die Leidensſchweſtern, nach einander nennen;
Denn zahllos in dem Rauche hängen wir.

---

* Geliebte des Iphys, der ſich ihretwegen erhing.

mochte, läutete es dort zur Kirche, und er blieb ſtehen, ſtützte ſich auf ſeinen Stecken und lauſchte aufmerkſam den vollen Glockentönen, die gar wunderſam zu ihm herüberſchallten.

Das Läuten war lange vorüber, und noch immer ſtand er dort und blickte träumeriſch hinaus auf die Bergeshänge. Sein Geiſt war daheim bei den Seinen, in dem kleinen, freundlichen Dorfe am Taunusgebirge, bei ſeiner Mutter, bei ſeinen Schweſtern, und es ſchien faſt, als ob ſich eine Thräne in ſein Auge drängen wollte. Sein leichtes, fröhliches Herz aber ließ die trüben und ſchwermüthigen Gedanken nicht aufkommen. Nur den Hut nahm er ab und grüßte mit einem herzlichen Lächeln der Richtung zu, in der er die Heimath wußte, und dann feſter ſeinen derben Stock faſſend, ſchritt er munter die Straße entlang, der begonnenen Bahn folgend.

Die Sonne brannte indeſſen ziemlich warm auf den breiten, eintönigen Fahrweg nieder, auf dem der Staub in dicker Kruſte lag, und unſer Wanderer hatte ſich ſchon eine Zeitlang nach rechts und links umgeſchaut, ob er nirgend einen bequemeren Fußpfad entdecken könne. Rechts zweigte allerdings einmal ein Weg ab, der ihm aber keine Beſſerung verſprach und auch zu weit aus ſeiner Richtung führte; er behielt alſo den alten noch eine Zeitlang bei, bis er endlich an ein klares Bergwaſſer kam, an dem er die Trümmer einer alten, ſteinernen Brücke erkennen konnte. Drüben hin lief ein Raſenweg, der in den Grund hineinführte, doch mit keinem beſtimmten Ziel vor ſich, da er ja nur dem ſchönen Werrathale zu zog, ſeine Studienmappe zu bereichern, ſprang er auf einzelnen, großen Steinen trockenen Fußes über den Bach zur kurz gemähten Wieſe drüben und ſchritt hier, auf dem elaſtiſchen Raſen und im Schatten dichter Erlenbüſche, raſch und ſehr zufrieden mit ſeinem Tauſche vorwärts.

Jetzt hab' ich den Vortheil, lachte er dabei vor ſich hin, daß ich gar nicht weiß wohin ich komme. Hier ſteht kein langweiliger Wegweiſer, der einem immer ſchon Stunden vorher ſagt, wie der nächſte Ort heißt, und dann jedesmal mit der Entfernung Unrecht hat. Wie die Leute hier nur ihre Stunden meſſen, möcht' ich wiſſen! Merkwürdig ſtill iſt's aber hier im Grunde, — freilich, am Sonntage haben die Bauern draußen Nichts zu thun, und wenn ſie die ganze Woche hinter ihrem Pfluge oder neben dem Wagen herlaufen müſſen, halten ſie am Sonntag nicht viel vom Spazierengehen, ſchlafen Morgens erſt in der Kirche tüchtig aus und ſtrecken die Beine dann nach dem Mittagseſſen unter den Wirthstiſch. — Wirthstiſch — hm — ein Glas Bier wäre jetzt bei der Hitze gar nicht ſo übel — aber bis ich das bekommen kann, löſcht auch die klare Flut hier den Durſt. — Und damit warf er Torniſter und Hut ab, ſtieg zum Waſſer nieder und trank nach Herzensluſt.

Dadurch etwas abgekühlt, fiel ſein Blick auf einen alten, wunderlich verwachſenen Weidenbaum, den er raſch und mit geübter Hand ſkizzirte, und jetzt vollſtändig erfriſcht und ausgeruht, nahm er ſeinen Torniſter wieder auf und ſetzte ſeinen Weg, unbekümmert wohin er ihn führte, fort.

Eine Stunde mochte er noch ſo gewandert ſein, hier ein Felsſtück, dort ein eigenthümliches Erlengebüſch, da wieder einen knorrigen Eichenaſt in ſeine Mappe ſammelnd; die Sonne war dabei höher und höher geſtiegen, und er nahm ſich eben vor, nun rüſtig auszuſchreiten, um wenigſtens im nächſten Dorfe das Mittagseſſen nicht zu verſäumen, als er vor ſich im Grunde, dicht am Bache und an einem alten Steine, auf dem früher vielleicht einmal ein Heiligenbild geſtanden, eine Bäuerin ſitzen ſah, die den Weg, den er kam, herabſchaute.

Von Erlen gedeckt, hatte er ſie früher ſehen können, als ſie ihn; dem Ufer des Baches aber folgend, trat er kaum über das Gebüſch hinaus, das ihn bis dahin ihren Blicken entzogen hatte, als ſie aufſprang und mit einem Freudenſchrei auf ihn zuflog.

Arnold, wie der junge Maler hieß, blieb überraſcht ſtehen und ſah bald, daß es ein bildhübſches, kaum ſiebzehnjähriges Mädchen war, das in eine ganz eigenthümliche, aber äußerſt nette Bauerntracht gekleidet, die Arme gegen ihn ausgeſtreckt, auf ihn zuflog. Arnold wußte freilich, daß ſie ihn jedenfalls für einen Andern hielt und dieſes freudige Begegnen nicht ihm galt — das Mädchen erkannte ihn auch kaum, als ſie erſchrocken ſtehen blieb, erſt blaß und dann über und über roth wurde und endlich ſchüchtern und verlegen ſagte:

Nehmt's nicht ungültig, fremder Herr — ich — ich glaubte —

Daß es dein Schatz wäre, mein liebes Kind, nicht wahr? lachte der junge Burſch, und jetzt biſt du verdrießlich, daß dir ein anderes, fremdes und gleichgültiges Menſchenbild in den Weg läuft? Sei nicht böſe, daß ich's nicht bin.

Ach wie könnt Ihr nur ſo reden, flüſterte die Maid ängſtlich — wie dürft' ich böſe ſein — aber wenn Ihr wüßtet, wie ſehr ich mich darauf gefreut hatte!

Dann verdient er's aber auch nicht, daß du noch länger auf ihn warteſt, ſagte Arnold, dem jetzt erſt die wahrhaft wunderbare Anmuth des ſchlichten Bauernkindes auffiel. Wär' ich an ſeiner Stelle, du hätteſt nicht eine einzige Minute vergebens meiner harren ſollen.

Wie Ihr nur ſo wunderlich redet, ſagte das Mädchen verſchämt, wenn er hätt' kommen können, wär' er gewiß ſchon da. Vielleicht iſt er wohl krank oder — oder gar — todt, ſetzte ſie langſam und recht aus vollem Herzen aufſeufzend hinzu.

Und hat er ſo lange nichts von ſich hören laſſen?

Gar ſehr, ſehr lange nicht.

Dann iſt er wohl weit von hier daheim?

Weit? gewiß — ſchon eine recht lange Strecke von da, ſagte das Mädchen, in Biſchofsroda.

Biſchofsroda? rief Arnold, da hab' ich jetzt vier Wochen gehauſ't und kenne jedes Kind im ganzen Dorfe. Wie heißt er?

Heinrich — Heinrich Vollgut, ſagte das Mädchen verſchämt — des Schulzen Sohn in Biſchofsroda.

Hm, meinte Arnold, bei dem Schulzen bin ich ein- und ausgegangen, der aber heißt Bäuerling, ſoviel ich weiß, und den Namen Vollgut hab' ich im ganzen Dorfe nicht gehört.

Ihr werdet wohl nicht alle Leut' dort kennen, meinte das Mädchen, und durch den traurigen Zug, der über dem lieben Antlitze lag, ſtahl ſich doch ein leiſes, verſchmitztes Lächeln, das ihr gar ſo gut und noch viel beſſer wie die vorige Schwermuth ſtand.

Aber von Biſchofsroda, meinte der junge Maler, kann man über die Berge recht gut in zwei Stunden, höchſtens in dreien, herüberkommen.

Und doch iſt er nicht da, ſagte die Maid, wieder mit einem ſchweren Seufzer, und doch hat er mir's ſo feſt verſprochen.

Dann kommt er auch gewiß, verſicherte Arnold treuherzig; denn wenn man d i r einmal etwas verſprochen hat, müßte man ja ein Herz von Stein haben, wenn man nicht Wort hielte — und das hat dein Heinrich gewiß nicht.

Nein, ſagte die Maid treuherzig, — aber jetzt wart' ich doch nicht länger auf ihn, denn zu Mittag muß ich daheim ſein, ſonſt ſchilt der Vater.

Und wo biſt du daheim?

Dort gleich im Grunde drin — hört Ihr die Glocke? — eben wird der Gottesdienſt ausgeläutet.

Arnold horchte auf, und gar nicht weit entfernt konnte er das langſame Anſchlagen einer Glocke hören; aber nicht voll und tief tönte es zu ihm herüber, ſondern ſcharf und disharmoniſch, und als er nach der Gegend dort hinſchaute, war es faſt, als ob ein dichter Höhenrauch über jenem Theile des Thales läge.

Eure Glocke hat einen Sprung, lachte er, die klingt bös.

Ja, ich weiß wohl, erwiderte gleichmüthig das Mädchen, hübſch klingt ſie nicht, und wir hätten ſie ſchon umgießen laſſen, aber es fehlt immer an Geld und an Zeit dazu, denn hier herum ſind keine Glockengießer. Doch was thut's; wir kennen ſie einmal und wiſſen, was es bedeutet, wenn es anſchlägt — da verrichtet's auch die geſprungene.

Und wie heißt dein Dorf?

Germelshauſen.

Und kann ich von dort nach Wichtelhauſen kommen?

Recht leicht — den Fußweg hinüber iſt's kaum ein halbes Stündchen — vielleicht nicht einmal ſo weit, wenn Ihr gut ausſchreitet.

Dann geh ich mit durch dein Dorf, Schatz, und wenn ihr ein gut Wirthshaus im Orte habt, eſſ' ich dort auch zu Mittag.

Das Wirthshaus iſt nur zu gut, ſagte das Mädchen ſeufzend, indem ſie einen Blick zurückwarf, ob der Erwartete denn noch nicht käme.

Und kann ein Wirthshaus je zu gut ſein?

Für den Bauer ja, ſagte das Mädchen ernſt, indem es jetzt an ſeiner Seite langſam im Grunde hinſchritt, der hat auch des Abends nach der Arbeit noch Manches im Hauſe zu thun, was er verſäumt, wenn er bis ſpät in die Nacht im Wirthshauſe ſitzt.

Aber ich verſäume heut' nichts mehr.

Ja mit den Stadtherren iſt es etwas anderes — die arbeiten doch nichts und verſäumen deßhalb auch nicht viel; muß doch der Bauer das Brod für ſie verdienen.

Nun eigentlich doch nicht, lachte Arnold; — bauen wohl, aber verdienen müſſen wir es ſelber, und manchmal ſauer genug, denn was der Bauer thut, läßt er ſich auch gut bezahlen.

Aber Ihr arbeitet doch nichts?

Und warum nicht?

Eure Hände ſehen nicht danach aus.

Dann will ich dir gleich einmal beweiſen, wie und was ich arbeiten kann, lachte Arnold. Setz dich einmal da auf den flachen Stein unter den alten Fliederbuſch —

Aber was ſoll ich dort?

Setz dich nur hin, rief der junge Maler, der raſch ſeinen Torniſter abwarf und Mappe und Bleiſtift vornahm.

Aber ich muß heim!

In fünf Minuten bin ich fertig — ich möchte auch gern eine Erinnerung an dich mitnehmen in die Welt, gegen die ſelbſt dein Heinrich nichts wird einzuwenden haben.

Eine Erinnerung an mich? — wie Ihr geſpaßig ſeid!

Ich will dein Bild mitnehmen.

Ihr ſeid ein Maler?

Ja.

Das wär' ſchon gut — dann könntet Ihr in Germelshauſen gleich die Bilder in der Kirche wieder einmal friſch anmalen, die ſehen ſo gar bös und mitgenommen aus.

Wie heißt du? frug jetzt Arnold, der indeſſen ſchon ſeine Mappe geöffnet hatte und die lieblichen Züge des Mädchens raſch ſkizzirte.

Gertrud.

Und was iſt dein Vater?

Der Schulze im Dorfe. — Wenn Ihr ein Maler ſeid, dürft Ihr auch nicht ins Wirthshaus gehn; da nehm' ich Euch gleich mit zu Haus, und nach dem Eſſen könnt Ihr Alles mit dem Vater beſprechen.

Ueber die Kirchenbilder? lachte Arnold.

Ja gewiß, ſagte ernſthaft das Mädchen, und Ihr müßt dann bei uns bleiben, recht, recht lange Zeit bis — wieder unſer Tag kömmt und die Bilder fertig ſind.

Nun, davon ſprechen wir nachher, Gertrud, ſagte der junge Maler, fleißig dabei ſeinen Bleiſtift handhabend, — aber wird dein Heinrich nicht bös werden, wenn ich auch manchmal — oder recht oft bei euch bin, und — recht viel mit dir plaudere?

Der Heinrich? ſagte das Mädchen, der kommt jetzt nicht mehr.

Heut wohl nicht, aber dann vielleicht morgen?

Nein, ſagte Gertrud vollkommen ruhig, da er bis elf Uhr nicht da war, bleibt er aus, bis einmal wieder unſer Tag iſt.

Euer Tag? was meinſt du damit?

Das Mädchen ſah ihn groß und ernſt an, aber ſie antwortete nicht auf ſeine Frage, und während ihr Blick nach den hoch über ihnen hinziehenden Wolken ſchweifte, haftete er mit einem eigenen Ausdrucke von Schmerz und Wehmuth an ihnen.

Gertrud war in dieſem Augenblick wirklich engelſchön, und Arnold vergaß in dem Intereſſe, das er an der Vollendung des Porträts nahm, alles Andere. Es blieb ihm auch nicht mehr viel Zeit. Das junge Mädchen ſtand plötzlich auf, und ein Tuch über den Kopf werfend, ſich vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen, ſagte ſie:

Ich muß fort — der Tag iſt ſo kurz, und ſie erwarten mich daheim.

Arnold hatte aber ſein kleines Bild auch fertig, und mit ein paar kecken Strichen den Faltenwurf der Kleidung angebend, ſagte er, ihr das Bild entgegenhaltend:

Hab' ich dich getroffen?

Das bin ich! rief Gertrud raſch und faſt erſchreckt.

Nun wer denn ſonſt? lachte Arnold.

Und das Bild wollt Ihr behalten und mit Euch nehmen? frug das Mädchen ſchüchtern, faſt ängſtlich.

Gewiß will ich, rief der junge Mann, und wenn ich dann weit, weit von hier bin, noch oft und fleißig an dich denken.

Aber wird das mein Vater leiden?

Daß ich an dich denke? — kann er mir das verwehren?

Nein — aber — daß Ihr das Bild da mit Euch — in die Welt hinaus nehmt?

Er kann es nicht hindern, mein Herz, ſagte Arnold freundlich — aber wäre es dir ſelber unlieb, es in meinen Händen zu wiſſen?

Mir? — nein! erwiderte nach kurzem Ueberlegen das Mädchen, — wenn — nur nicht — ich muß doch den Vater darum fragen.

Du biſt ein närriſch Kind, lachte der junge Maler, ſelbſt eine Prinzeſſin hätte Nichts dagegen, daß ein Künſtler ihre Züge für ſich erwirbt. Dir geſchieht kein Schade dadurch. Aber ſo lauf doch nur nicht ſo, du wildes Ding; ich gehe ja mit — oder willſt du mich hier ohne Mittagseſſen zurücklaſſen? Haſt du die Kirchenbilder vergeſſen?

Ja die Bilder, ſagte das Mädchen, ſtehen bleibend und auf ihn wartend; Arnold aber, der ſeine Mappe raſch wieder zuſammengebunden, war auch ſchon im nächſten Augenblicke an ihrer Seite, und weit ſchneller als vorher ſetzten ſie ihren Weg, dem Dorfe zu, fort.

Doch mehr noch ſind's der Männer, die hier brennen,
Die ungroßmüth'gen Undank büßen hier;
An ſchlimm'rem Orte dulden ihre Rotten,
Vom Rauch geblendet, von der Gluth geſotten.

### 14.

Da leicht die Frau'n zum Glauben zu bewegen,
Verdient auch härtern Lohn, wer ſie bethört.
Das können Theſeus, Jaſon hier belegen,
Und der das alte Reich Latin's geſtört,
Und jener, der entzügelt, Thamar's wegen,
Des Abſalon blutdürſt'gen Zorn empört,
Und andre noch in unzählbaren Maſſen,
Die Frauen oder Männer ſchnöd verlaſſen.

### 15.

Jedoch vernimm, denn dieß iſt mein Begehr,
Vernimm jetzt meine ganze Sündenbeichte:
Schön war ich, aber ſtolzer noch, ſo ſehr,
Daß auch der höchſte Stern vor mir erbleichte.
Nicht kann ich ſagen, was von beiden mehr,
Stolz oder Schönheit, an den Gipfel reichte,
Wiewohl der Stolz aus meinem Reiz entſprang,
Der allen ſiegreich in die Augen drang.

### 16.

Nun lebt' in Thracien, in denſelben Tagen,
Ein Ritter, welcher für den erſten galt;
Der hörte mehr als Einen Zeugen ſagen
Von meiner Schönheit ſeltener Gewalt,
Und nahm ſich vor, ſein Herz mir anzutragen,
Vertrauend, ſeine männliche Geſtalt
Verdiene wohl ſammt ſeinem Heldenwerthe,
Daß ich ſein ritterliches Werben ehrte.

Dieſes aber lag viel näher, als Arnold dem Klange der geſprungenen Glocke nach vermuthet hatte, denn das, was der junge Mann von weitem nur für ein Erlendickicht gehalten, zeigte ſich, als ſie näher kamen, als eine heckenumzogene Reihe von Obſtbäumen, hinter denen dicht verſteckt, aber im Norden und Nordoſten von weiten Feldern umgeben, das alte Dorf mit ſeinem niedrigen Kirchthurme und ſeinen rauchgeſchwärzten Häuſern lag.

Hier auch betraten ſie zuerſt eine gut angelegte und feſte Straße, an beiden Seiten mit Obſtbäumen bepflanzt. Ueber dem Dorfe aber hing der düſtere Höhenrauch, den Arnold ſchon von weitem geſehen, und brach das helle Sonnenlicht, das nur mit einem gelblich unheimlichen Scheine auf die alten, grauen, verwitterten Dächer fallen konnte. — Arnold aber hatte für das Alles kaum einen Blick, denn die an ſeiner Seite hinſchreitende Gertrud faßte, als ſie ſich den erſten Häuſern näherten, langſam ſeine Hand, und dieſe in der ihren haltend, ſchritt ſie mit ihm in die nächſte Straße ein.

Ein wunderbares Gefühl durchzuckte den jungen, lebensfriſchen Burſchen bei der Berührung dieſer warmen Hand, und unwillkürlich faſt ſuchte ſein Blick dem des jungen Mädchen zu begegnen. Aber Gertrude ſchaute nicht zu ihm hinüber; das Auge züchtig am Boden haftend, führte ſie den Gaſt ihres Vaters Hauſe zu, und Arnold's Aufmerkſamkeit wurde endlich auch auf die ihm begegnenden Dorfbewohner gelenkt, die alle ſtill an ihm vorüber gingen, ohne ihn zu grüßen.

Das fiel ihm zuerſt auf, denn in all den benachbarten Dörfern hätte man es faſt für ein Vergehen gehalten, einem Fremden nicht wenigſtens einen „Guten Tag“ oder ein „Grüß' Gott“ zu bieten. Hier dachte Niemand daran, und wie in einer großen Stadt gingen die Leute entweder ſtill und theilnahmslos vorbei, oder blieben auch hie und da ſtehen und ſahen ihnen nach — aber es redete ſie Niemand an. Selbſt das Mädchen grüßte Keiner von Allen.

Und wie wunderlich die alten Häuſer mit ihren ſpitzen, mit Schnitzwerk verzierten Giebeln und feſten, wettergrauen Strohdächern ausſahen — und trotz dem Sonntag war kein Fenſter blank geputzt, und die runden, in Blei gefaßten Scheiben ſahen trüb und angelaufen aus und zeigten auf ihren matten Flächen den ſchillernden Regenbogenglanz. Hie und da öffnete ſich aber ein Flügel, als ſie vorüberſchritten, und freundliche Mädchengeſichter oder alte, würdige Matronen ſchauten heraus. Auch die ſeltſame Tracht der Leute fiel ihm auf, die ſich weſentlich von der der Nachbardörfer unterſchied. Dabei herrſchte eine faſt lautloſe Stille überall, und Arnold, dem das Schweigen endlich peinlich wurde, ſagte zu ſeiner Begleiterin:

Haltet ihr denn in eurem Dorfe den Sonntag ſo ſtreng, daß die Leute, wenn ſie einander begegnen, nicht einmal einen Gruß haben? Hörte man nicht hie und da einen Hund bellen oder einen Hahn krähen, ſo könnte man den ganzen Ort für ſtumm und todt halten.

Es iſt Mittagszeit, ſagte Gertrud ruhig, und da ſind die Leute nicht zum Reden aufgelegt; heint Abend werdet Ihr ſie deſto lauter finden.

Gott ſei Dank! rief Arnold, da ſind wenigſtens Kinder, die auf der Straße ſpielen — mir fing es hier ſchon an ganz unheimlich zu werden; da feiern ſie in Biſchofsroda den Sonntag auf andere Art.

Dort iſt auch meines Vaters Haus, ſagte Gertrud leiſe.

Dem aber, lachte Arnold, darf ich nicht ſo unverſehens Mittags in die Schüſſel fallen. Ich könnte ihm ungelegen kommen, und habe beim Eſſen gern freundliche Geſichter um mich her. Zeig mir deßhalb lieber das Wirthshaus, mein Kind, oder laß mich es ſelber finden, denn Germelshauſen wird von anderen Dörfern keine Ausnahme machen. Dicht neben der Kirche ſteht auch gewöhnlich die Schenke, und wenn man nur dem Thurme folgt, geht man nie fehl.

Da habt Ihr Recht; das iſt bei uns gerade ſo, ſagte Gertrud ruhig; aber daheim erwarten ſie uns ſchon, und Ihr braucht nicht zu fürchten, daß man Euch unfreundlich aufnimmt.

Erwarten ſie uns? ah, du meinſt dich und deinen Heinrich? Ja, Gertrud, wenn du mich heute an deſſen Stelle nehmen wollteſt, dann bliebe ich bei dir — ſo lange — bis du mich ſelber wieder fort gehen hießeſt.

Er hatte die letzten Worte faſt unwillkürlich mit herzlicher Stimme geſprochen und leiſe dabei die Hand gedrückt, die noch immer die ſeine gefaßt hielt, da blieb Gertrud plötzlich ſtehen, ſah ihn voll und groß an und ſagte:

Wolltet Ihr das wirklich?

Mit tauſend Freuden, rief der junge Maler, von der wunderbaren Schönheit des Mädchens ganz übermannt. Gertrud erwiderte aber Nichts weiter darauf, und ihren Weg fortſetzend, als ob ſie ſich die Worte ihres Begleiters überlege, blieb ſie endlich vor einem hohen Hauſe ſtehen, zu dem eine mit Eiſenſtäben verwahrte, breite, ſteinerne Treppe hinauf führte, und ſagte ganz wieder mit ihrem früheren ſchüchternen und verſchämten Weſen:

Hier wohne ich, lieber Herr, und wenn's Euch gefreut, ſo kommt mit hinauf zu meinem Vater, der ſtolz darauf ſein wird, Euch an ſeinem Tiſche zu ſehen.

Ehe Arnold aber nur etwas darauf erwidern konnte, trat oben auf der Treppe ſchon der Schulze in die Thüre, und während ein Fenſter geöffnet wurde, aus dem der freundliche Kopf einer alten Frau herausſchaute und ihnen zunickte, rief der Bauer:

Aber Gertrud, heint biſt du lang ausgeblieben, und ſchau, ſchau, was ſie ſich für einen ſchmucken Geſellen mitgebracht hat!

Mein beſter Herr —

Nur keine Umſtände auf der Treppe — kommt herein, die Klöße ſind fertig und werden ſonſt hart und kalt.

Das iſt aber nicht der Heinrich, rief die alte Frau aus dem Fenſter. Hab' ich's denn nicht immer geſagt, daß der nicht wiederkäme?

Schon gut, Mutter; ſchon gut! meinte der Schulze, der thut's auch, und dem Fremden die Hand entgegenſtreckend fuhr er fort: Schön Willkommen in Germelshauſen, mein junger Herr, wo Euch das Mädel auch mag aufgeleſen haben. Und jetzt kommt herein zum Eſſen und langt zu nach Herzensluſt — alles Weitere können wir nachher beſprechen.

Er ließ dem jungen Maler auch wirklich keinen weiteren Raum zu irgend einer Entſchuldigung, ſondern derb ſeine Hand ſchüttelnd, die Gertrud losgelaſſen hatte, ſobald er den Fuß auf die ſteinerne Treppe ſetzte, faßte er ihn zutraulich unter den Arm und führte ihn in die breite und geräumige Wohnſtube ein.

Im Hauſe ſelber herrſchte eine dumpfe, erdige Luft, und ſo gut Arnold die Gewohnheit des deutſchen Bauern kannte, der ſich in ſeinem Zimmer am liebſten von jeder friſchen Luft abſchließt und ſelbſt im Sommer nicht ſelten einheizt, um die ihm behagliche Brathitze zu erzeugen, ſo fiel es ihm doch auf. Der ſchmale Hausgang hatte dabei ebenfalls wenig Einladendes. Der Kalk war von den Wänden gefallen und ſchien eben nur flüchtig bei Seite gekehrt zu ſein. Das einzige erblindete Fenſter im hintern Theile deſſelben konnte kaum ein nothdürftiges Licht hereinwerfen, und die Treppe, die in das obere Stockwerk führte, ſah alt und zerfallen aus.

Es blieb ihm aber nur wenig Zeit, das zu beobachten, denn im nächſten Augenblicke ſchon warf ſein gaſtlicher Wirth die Thüre der Wohnſtube auf, und Arnold ſah ſich in einem nicht hohen, aber breiten und geräumigen Zimmer, das friſch gelüftet, mit weißem Sand geſtreut und mit dem großen, von ſchneeigen Linnen bedeckten Tiſch in der Mitte, gar freundlich gegen die übrige etwas verwilderte Einrichtung des Hauſes abſtach.

Außer der alten Frau, die jetzt das Fenſter geſchloſſen hatte und ihren Stuhl zum Tiſch rückte, ſaßen noch ein paar rothbäckige Kinder in der Ecke, und eine rüſtige Bauerfrau — aber auch in ganz anderer Tracht als die der Nachbardörfer — öffnete eben der mit einer großen Schüſſel hereinkommenden Magd die Thüre. Und jetzt dampften die Klöße auf dem Tiſche, und Alles drängte an die Stühle der willkommenen Mahlzeit entgegen; Keines aber ſetzte ſich, und die Kinder ſchauten mit, wie es Arnold vorkam, faſt ängſtlichen Blicken auf den Vater.

Dieſer trat zu ſeinem Stuhle, lehnte ſich mit dem Arm darauf und ſah ſtill und ſchweigend, ja finſter vor ſich nieder. — Betete er? Arnold ſah, daß er die Lippen feſt zuſammengepreßt hielt, während ſeine rechte Hand zuſammengeballt an der Seite niederhing — in dieſen Zügen lag kein Gebet, nur ſtarrer, und doch unſchlüſſiger Trotz.

Gertrud ging da leiſe auf ihn zu und legte ihre Hand auf ſeine Schulter, und die alte Frau ſtand ihm ſprachlos gegenüber und ſah ihn mit ängſtlich bittenden Blicken an.

Laßt uns eſſen! ſagte da barſch der Mann — es hilft doch Nichts! und ſeinen Stuhl bei Seite rückend und ſeinem Gaſte zunickend, ließ er ſich ſelber nieder, ergriff den großen Schöpflöffel und legte Allen vor.

Arnold kam das ganze Weſen des Mannes faſt unheimlich vor, und in der gedrückten Stimmung der Uebrigen konnte er ſich ebenfalls nicht behaglich fühlen. Der Schulze war aber nicht der Mann, der ſein Mittagseſſen mit trüben Gedanken verzehrt hätte. Wie er auf den Tiſch klopfte, trat die Magd wieder herein und brachte Flaſchen und Gläſer, und mit dem koſtbaren alten Wein, den er jetzt einſchenkte, kam bald ein ganz anderes, fröhlicheres Leben in alle Tiſchgenoſſen.

Durch Arnold's Adern ſtrömte das herrliche Getränk wie flüſſiges Feuer — nie im Leben hatte er etwas Aehnliches gekoſtet —, und auch Gertrud trank davon und die alte Mutter, die ſich nachher an ihr Spinnrad in die Ecke ſetzte und mit leiſer Stimme ein kleines Lied von dem luſtigen Leben in Germelshauſen ſang. Der Schulze ſelber aber war wie ausgewechſelt. So ernſt und ſchweigſam er vorher geweſen, ſo luſtig und aufgeräumt wurde er jetzt, und Arnold ſelber konnte ſich dem Einfluſſe dieſes koſtbaren Weines nicht entziehen. Ohne daß er eigentlich genau wußte, wie es gekommen, hatte der Schulze eine Violine in die Hand genommen und ſpielte einen luſtigen Tanz, und Arnold, die ſchöne

Gertrud im Arm, wirbelte mit ihr in der Stube ſo toll herum, daß er das Spinnrad umwarf und die Stühle und gegen die Magd anrannte, die das Geſchirr hinaustragen wollte, und allerhand luſtige Streiche trieb, daß ſich die Uebrigen darüber vor Lachen ausſchütten wollten.

Plötzlich ward Alles ſtill in der Stube, und als ſich Arnold erſtaunt nach dem Schulzen umſchaute, deutete dieſer mit ſeinem Violinbogen nach dem Fenſter und legte dann das Inſtrument wieder in den großen Holzkaſten zurück, aus dem er es vorher genommen. Arnold aber ſah, wie draußen auf der Straße ein Sarg vorbeigetragen wurde.

Sechs Männer, in weiße Hemden gekleidet, hatten ihn auf den Schultern, und hinterher ging ganz allein ein alter Mann mit einem kleinen, blondhaarigen Mädchen an der Hand. Der Alte ſchritt wie ineinandergebrochen auf der Straße hin; die Kleine aber, die kaum vier Jahre zählen mochte und wohl noch keine Ahnung hatte, wer da in dem dunklen Sarge lag, nickte überall freundlich hin, wo ſie ein bekanntes Geſicht traf, und lachte hell auf, als ſich ein paar Hunde vorüber hetzten und der eine gegen die Treppe des Schulhauſes anrannte und ſich überkugelte.

Nur aber ſo lange der Sarg in Sicht war, dauerte die Stille, und Gertrud trat zu dem jungen Maler heran und ſagte:

Jetzt gebt aber auf kurze Zeit eine Ruh' — Ihr habt genug getollt, und der ſchwere Wein ſteigt Euch ſonſt immer mehr in den Kopf. Kommt, nehmt Euren Hut, und wir wollen einen kleinen Spaziergang zuſammen machen. Bis wir zurückkommen, wird es Zeit in die Schenke zu gehen, denn heute Abend iſt Tanz.

Tanz? — das iſt recht, rief Arnold vergnügt, da bin ich grad zur guten Zeit gekommen; und du giebſt mir den erſten Tanz, Gertrud?

Gewiß, wenn Ihr wollt.

Arnold hatte ſchon Hut und Mappe aufgegriffen.

Was wollt Ihr mit dem Buche? frug der Schulze.

Er zeichnet, Vater, ſagte Gertrud — er hat auch mich ſchon abgemalt. Seht Euch einmal das Bild an.

Arnold öffnete die Mappe und hielt dem Manne das Bild entgegen.

Der Bauer betrachtete es ſtill und ſchweigend eine Weile.

Und das wollt Ihr mit zu Haus nehmen? ſagte er endlich, und vielleicht in einen Rahmen machen und in die Stube hängen?

Und warum nicht?

Darf er, Vater? frug Gertrud.

Wenn er nicht bei uns bleibt, lachte der Schulze, hab' ich Nichts dagegen — aber da hinten fehlt noch etwas.

Was?

Der Leichenzug von vorhin. — Malt den mit auf das Blatt, und Ihr mögt das Bild mitnehmen.

Aber der Leichenzug zu Gertrud?

Da iſt noch Platz genug, ſagte hartnäckig der Schulze, der muß mit drauf ſein, ſonſt leid' ich nicht, daß Ihr meines Mädels Bild ſo ganz allein mit fortnehmt. In ſo ernſter Geſellſchaft kann aber Niemand etwas Uebles davon denken.

Arnold ſchüttelte über den wunderlichen Vorſchlag, dem hübſchen Mädchen einen Leichenzug als Ehrenwache mitzugeben, lachend den Kopf. Der Alte ſchien aber einmal die fixe Idee zu haben, und um ihn zufrieden zu ſtellen, that er ihm den Willen. Später konnte er die traurige Beigabe ſchon leicht wieder entfernen.

Mit geübter Hand hatte er auch die eben vorbeigezogenen Geſtalten, wenn auch nur aus der Erinnerung, auf das Papier gebracht, und die ganze Familie drängte ſich dabei um ihn her und ſah mit offenbarem Staunen die raſche Ausführung der Zeichnung.

Hab ich's ſo recht gemacht? rief Arnold endlich, als er von ſeinem Stuhle aufſprang und das Bild in Armeslänge von ſich hielt.

Vortrefflich! nickte der Schulze, — hätt's nimmer gedacht, daß Ihr's ſo ſchnell fertig brächtet. Jetzt mag's ſein, und nun geht mit dem Mädel hinaus und ſeht Euch das Dorf an — möchtet es doch ſobald nicht wieder zu ſehen bekommen. Bis um fünf Uhr ſeid aber fein wieder da — wir feiern ein Feſt heint, und da müßt Ihr dabei ſein!

Arnold ſelber wurde es in der dumpfigen Stube, den Wein im Kopfe, eng und beklemmt zu Muthe, und

17.
Ihn hielt, als er in Lydien erſchienen
Und mich geſehen, ein noch feſtres Band.
Er kam an meines Vaters Hof zu dienen,
Wo er ſich bald in hohem Ruf befand.
Den Muth, die Thaten dieſes Wunderkühnen
Zu nennen, wär' ein weiter Gegenſtand,
Und ſeine Dienſte, die unendlich hießen,
Hätt er ſie einem dankbarn Mann erwieſen.

18.
Mein Vater hatte ſchon durch ihn bezwungen
Pamphilien, Karien und Ciliciens Reich,
Und war nie mit dem Heere vorgedrungen,
Als wenn ihm dieſer rieth zu einem Streich.
Im Wahn, daß er ſich hoch genug geſchwungen
Durch ſein Verdienſt, ja einem Fürſten gleich,
Trat er vor meinen Vater, mit Begehren,
Ihm meine Hand zum Lohne zu gewähren.

19.
Mein Vater dämpfte dieſes ſtolze Streben,
Der einen höhern Eidam ſich erlas,
Denn ihn, der als ein bloßer Ritter eben
Nichts weiter als ſein tapfres Schwert beſaß.
Mein Vater war dem Geize ſehr ergeben,
Der immer jedes Laſters ſich vermaß,
Und Sitte war und Tugend ihm ſo theuer,
Wie einem Eſel juſt der Ton der Leier.

20.
Alceſt — ſo hieß der Mann, von dem ich rede —
Wie er ſein Werben abgewieſen ſieht
Von ſeinem größten Schuldner, und ſo ſchnöde,
So nimmt er Abſchied und ſein Auge glüht.

er ſehnte ſich ins Freie, und wenige Minuten ſpäter ſchritt er an der ſchönen Gertrud Seite die Straße entlang, die durch das Dorf führte.

Jetzt lag auch der Weg nicht mehr ſo ſtill da wie vorhin; die Kinder ſpielten auf der Straße, die Alten ſaßen hie und da vor ihren Thüren und ſahen ihnen zu, und der ganze Ort mit ſeinen alten, wunderlichen Gebäuden hätte ſicherlich ſogar ein freundliches Anſehen gehabt, wäre die Sonne nur im Stande geweſen, durch den dichten, bräunlichen Rauch zu dringen, der wie eine Wolke über den Dächern lag.

Iſt hier ein Moor- oder Waldbrand in der Nähe? frug er das Mädchen; derſelbe Rauch liegt über keinem anderen Dorfe und kann nicht von den Schornſteinen herrühren.

Es iſt Erdrauch, ſagte ruhig Gertrud — aber habt Ihr nie von Germelshauſen gehört?

Nie.

Das iſt ſonderbar, und das Dorf iſt doch ſchon ſo alt — ſo alt.

Die Häuſer ſehen wenigſtens darnach aus, und auch die Leute haben alle ein ſo wunderliches Benehmen, und eure Sprache klingt ſo ganz anders, wie in den Nachbarorten. Ihr kommt wohl wenig hinaus aus euerm Orte?

Wenig, ſagte Gertrud einſilbig.

Und keine einzige Schwalbe iſt mehr da? — Die können doch noch nicht fortgezogen ſein?

Schon lange — antwortete eintönig das Mädchen; — in Germelshauſen baut ſich keine mehr ihr Neſt. — — Sie können vielleicht den Erdrauch nicht vertragen.

Aber den habt ihr doch nicht immer?

Immer.

Dann iſt der auch Schuld daran, daß eure Obſtbäume keine Früchte tragen, und noch in Marisfelde mußten ſie dieſes Jahr die Aeſte ſtützen, ſo reich geſegnet iſt das Jahr.

Gertrud erwiderte kein Wort darauf und wanderte ſchweigend an ſeiner Seite, immer im Dorfe hin, bis ſie das äußerſte Ende desſelben erreichten. Unterwegs nickte ſie nur manchmal einem Kinde freundlich zu oder ſprach mit einem der jungen Mädchen — vielleicht über den heutigen Tanz und Ballſtaat — ein paar leiſe Worte. Und die Mädchen ſahen dabei den jungen Maler mit recht mitleidsvollen Blicken an, daß es dieſem, er wußte ſelber nicht recht warum, ganz warm und weh ums Herz wurde — aber er getraute ſich nicht, Gertrud deßhalb zu fragen.

Jetzt endlich hatten ſie die äußerſten Häuſer erreicht, und ſo lebendig es im Dorfe ſelber auch geweſen, ſo ſtill und einſam, ja ſo todtenähnlich wurde es hier. Die Gärten ſahen aus als ob ſie ſeit langen, langen Jahren nicht betreten wären; in den Wegen wuchs Gras, und merkwürdig ſchien es beſonders dem jungen Fremden, daß kein einziger Obſtbaum auch nur eine Frucht trug.

Da begegneten ihnen Menſchen, die von draußen hereinkamen, und Arnold erkannte augenblicklich den rückkehrenden Leichenzug. Die Leute zogen ſtill an ihnen vorüber wieder in das Dorf hinein, und faſt unwillkürlich lenkten ſich Beider Schritte dem Friedhof zu.

Arnold ſuchte jetzt ſeine Begleiterin, die ihm gar ſo ernſt vorkam, aufzuheitern, erzählte ihr von anderen Orten, wo er geweſen, und wie es draußen in der Welt ausſähe. Sie hatte noch nie eine Eiſenbahn geſehen, ja nie davon gehört, und horchte aufmerkſam und erſtaunt ſeiner Erklärung. Auch von den Telegraphen hatte ſie keine Ahnung, eben ſo wenig von all den neueren Erfindungen, und der junge Maler begriff nicht, wie es möglich ſei, daß noch Menſchen in Deutſchland ſo abgeſchieden, ſo förmlich getrennt von der übrigen Welt und außer der geringſten Verbindung mit ihr leben konnten.

In dieſen Geſprächen erreichten ſie den Gottesacker, und hier fielen dem jungen Fremden gleich die alterthümlichen Steine und Denkmale auf, ſo einfach ſie auch im Ganzen waren.

Das iſt ein alter, alter Stein, ſagte er, als er ſich zu dem nächſten niederbog und mit Mühe die Schnörkelſchrift desſelben entziffert hatte, „Anna Maria Berthold, geborene Stieglitz, geboren am 1ſten Dcbr. 1188 — geſtorben den 2ten December 1224 —“

Das iſt meine Mutter, ſagte Gertrud ernſt, und ein paar große, helle Thränen drängten ſich in ihr Auge und ſielen langſam auf ihr Mieder nieder.

Deine Mutter, mein gutes Kind? ſagte Arnold erſtaunt, deine Ur-Ur-Elternmutter, ja, die könnte es geweſen ſein.

Nein, ſagte Gertrud, meine rechte Mutter — der Vater hat nachher wieder gefreit, und die zu Haus iſt meine Stiefmutter.

Aber ſteht da nicht „geſtorben 1221“?

Was kümmert mich das Jahr, ſagte Gertrud traurig, — es thut gar weh, wenn man ſo von der Mutter getrennt wird, und doch — ſetzte ſie leiſe und recht ſchmerzlich hinzu — war es vielleicht gut — recht gut, daß ſie vorher zu Gott eingehen durfte.

Arnold bog ſich kopfſchüttelnd über den Stein, die Inſchrift genauer zu erforſchen, ob die erſte 2 in der Jahreszahl vielleicht eine 8 ſei, denn die alterthümliche Schrift machte das nicht unmöglich; aber die andere 2 glich der erſten auf ein Haar und 1884 ſchrieben ſie noch lange nicht. Vielleicht hatte ſich der Steinmetz geirrt, und das Mädchen war ſo in das Andenken an die Verſtorbene vertieft, daß er ſie nicht weiter durch vielleicht läſtige Fragen ſtören mochte. Er ließ ſie deßhalb bei dem Steine, an dem ſie niedergeſunken war und leiſe betete, um einige andere Denkmäler zu unterſuchen; aber alle ohne Ausnahme trugen Jahreszahlen viele hundert Jahre zurück, ſelbſt bis 930, ja 900 n. Chr. G., und kein neuerer Stein ließ ſich auffinden, und doch wurden die Todten ſelbſt jetzt noch hier beigeſetzt, wie das letzte, ganz friſche Grab bezeugte.

Von der niederen Kirchhofmauer aus hatte man aber auch einen trefflichen Ueberblick über das alte Dorf, und Arnold benutzte raſch die Gelegenheit, eine Skizze davon zu entwerfen. Aber auch über dieſem Platz lag der wunderliche Höhenrauch, und weiter dem Walde zu konnte er doch die Sonne hell und klar auf die Berghänge niederfallen ſehen.

Da ſchlug im Dorfe wieder die alte, zerſprungene Glocke an, und Gertrud, ſich raſch emporrichtend und die Thränen aus den Augen ſchüttelnd, winkte freundlich dem jungen Manne, ihr zu folgen.

Arnold war raſch an ihrer Seite.

Jetzt dürfen wir nicht mehr trauern, ſagte ſie lächelnd, die Kirche läutet aus, und nun geht es zu Tanze. Ihr habt bis jetzt wohl geglaubt, daß die Germelshauſer lauter Kopfhänger wären; heut Abend ſollt Ihr das Gegentheil gewahr werden.

Aber da drüben iſt doch die Kirchenthüre, ſagte Arnold, und ich ſehe Niemanden heraus kommen?

Das iſt ſehr natürlich, lachte das Mädchen, weil Niemand hinein geht, der Pfarrer ſelber nicht einmal. Nur der alte Sacriſtan gönnt ſich keine Ruhe und läutet die Kirche aus und ein.

Und keins von euch geht in die Kirche?

Nein — weder zur Meſſe — noch Beichte, ſagte das Mädchen ruhig, wir liegen in einem Streite mit dem Papſte, der bei den Welſchen wohnt, und der will es nicht leiden, bis wir ihm wieder gehorchen.

Aber davon hab' ich im Leben Nichts gehört.

Ja, iſt auch ſchon lange her, ſagte das Mädchen leicht hin, — ſeht Ihr, da kommt der Sacriſtan ganz allein aus der Kirche und ſchließt die Thür zu; der geht auch nicht Abends ins Wirthshaus, ſondern ſitzt ſtill und allein daheim.

Und der Pfarrer kommt?

Das ſollt' ich meinen — und iſt der luſtigſte von Allen. Er nimmt ſich's nicht zu Herzen.

Und weßhalb iſt das Alles geſchehen? ſagte Arnold, der ſich faſt weniger über die Thatſachen, als über des Mädchens Unbefangenheit wunderte.

Das iſt eine lange Geſchichte, meinte aber Gertrud, und der Pfarrer hat das Alles in ein großes, dickes Buch aufgeſchrieben. Wenn's Euch Spaß macht und Ihr lateiniſch verſteht, mögt Ihr's darin leſen. — Aber ſetzte ſie warnend hinzu — ſprecht nicht davon, wenn mein Vater dabei iſt, denn er hat's nicht gern. Seht Ihr — da kommen die Burſchen und Mädchen ſchon aus den Häuſern, jetzt muß ich machen, daß ich heim komme und mich auch anziehe, denn ich möchte nicht die Letzte ſein.

Und den erſten Tanz, Gertrud? —

Tanze ich mit Euch, Ihr habt mein Verſprechen.

Raſch ſchritten die Beiden in das Dorf zurück, wo jetzt aber ein ganz anderes Leben herrſchte, als am

Morgen. Ueberall ſtanden lachende Gruppen von jungen Leuten; die Mädchen waren zu der Feſtlichkeit geſchmückt und die Burſchen ebenfalls in ihrem beſten Staate, und an dem Wirthshauſe, an dem ſie vorbeigingen, hingen Blatt-Guirlanden von einem Fenſter zum anderen und zogen über der Thüre einen weiten Triumphbogen.

Arnold mochte ſich, da er Alles aufs Beſte herausgeputzt ſah, nicht in ſeinen Reiſekleidern zwiſchen die Feſttägler miſchen, ſchnallte deßhalb in des Schulzen Hauſe ſeinen Torniſter auf, nahm ſeinen guten Anzug heraus und war eben mit ſeiner Toilette fertig, als Gertrud an die Thüre klopfte und ihn abrief. Und wie wunderbar ſchön ſah das Mädchen jetzt in ihrem einfachen und doch ſo reichen Schmucke aus, und wie herzlich bat ſie ihn, ſie zu begleiten, da Vater und Mutter erſt ſpäter nachfolgen würden!

Die Sehnſucht nach ihrem Heinrich kann ihr das Herz nicht beſonders abdrücken, dachte der junge Mann freilich, als er ihren Arm in den ſeinen zog und mit ihr durch die jetzt einbrechende Dämmerung dem Tanzſaale zuſchritt; aber er hütete ſich wohl, einem derartigen Gedanken Worte zu geben, denn ein eigenes, wunderliches Gefühl durchzuckte ſeine Bruſt, und ſein Herz klopfte ihm ſelber ungeſtüm, als er das der Jungfrau an ſeinem Arme pochen fühlte.

Und morgen muß ich wieder fort, ſeufzte er leiſe vor ſich hin. Ohne daß er es ſelber wollte, waren aber die Worte zu dem Ohre ſeiner Begleiterin gedrungen, und ſie ſagte lächelnd:

Sorgt Euch nicht um das — wir bleiben länger zuſammen — länger vielleicht als Euch lieb iſt.

Und würdeſt du es gerne ſehen, Gertrud, wenn ich bei euch bliebe? frug Arnold, und er fühlte dabei, wie ihm das Blut mit voller Gewalt in Stirn und Schläfe ſchoß.

Gewiß, ſagte das junge Mädchen unbefangen, Ihr ſeid gut und freundlich — mein Vater hat Euch auch gern, ich weiß es, und — Heinrich iſt doch nicht gekommen! ſetzte ſie leiſe und wie zürnend hinzu.

Und wenn er nun morgen käme?

Morgen? ſagte Gertrud und ſah ihn mit ihren großen, dunklen Augen ernſt an — dazwiſchen liegt eine lange — lange Nacht. Morgen! Ihr werdet morgen begreifen, was das Wort bedeutet. Aber heint ſprechen wir nicht davon, brach ſie kurz und freundlich ab, heint iſt das frohe Feſt, auf das wir uns ſo lange, ſo ſehr ſehr lange gefreut, und das wollen wir uns ja nicht durch trübe Gedanken verkümmern. Und hier ſind wir auch am Orte — die Burſchen werden nicht ſchlecht ſchauen, wenn ich mir einen neuen Tänzer mitbringe.

Arnold wollte ihr etwas darauf erwidern, aber lärmende Muſik, die von innen heraustönte, übertäubte ſeine Worte. Wunderliche Weiſen ſpielten auch die Muſikanten auf — er kannte keine einzige davon und ward durch den Glanz der vielen Lichter, die ihm entgegenfunkelten, im Anfang faſt wie geblendet. Gertrud führte ihn jedoch mitten in den Saal hinein, wo eine Menge junger Bauernmädchen plaudernd zuſammenſtanden, dort erſt ließ ſie ihn los, ſich, bis der wirkliche Tanz begann, erſt ein wenig umzuſehen und mit den übrigen Burſchen bekannt zu werden.

Arnold fühlte ſich im erſten Augenblicke zwiſchen den vielen fremden Menſchen nicht behaglich; auch die wunderliche Tracht und Sprache der Leute ſtieß ihn ab, und ſo lieb dieſe harten, ungewohnten Laute von Gertrud's Lippen klangen, ſo rauh tönten ſie von anderen an ſein Ohr. Die jungen Burſchen waren aber alle freundlich gegen ihn, und Einer von ihnen kam auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und ſagte:

Das iſt geſcheut von Euch, Herr, daß Ihr bei uns bleiben wollt — führen auch ein luſtiges Leben, und die Zwiſchenzeit vergeht raſch genug.

Welche Zwiſchenzeit? frug Arnold, weniger erſtaunt über den Ausdruck, als daß der Burſche ſo feſt ſeine Ueberzeugung ausſprach, daß er dieſes Dorf zu ſeiner Heimath machen wollte. Ihr meint, daß ich hierher zurückkehre?

Und Ihr wollt wieder fort? frug der junge Bauer raſch.

Morgen — ja — oder übermorgen — aber ich komme wieder.

Morgen? — ſo? lachte der Burſch — ja dann iſt's ſchon recht — na, morgen ſprechen wir weiter darüber. Jetzt kommt, daß ich Euch unſere Vergnüglichkeit einmal zeige, denn wenn Ihr morgen ſchon wieder fort wollt, bekämet Ihr die am Ende nicht einmal zu ſehen.

Die Anderen lachten heimlich mit einander, der junge Bauer aber nahm Arnold an der Hand und führte ihn im ganzen Hauſe herum, das dicht gedrängt voll luſtig ſchwärmender Gäſte war. Erſt kamen ſie durch Zimmer, in denen Kartenſpieler ſaßen und große Haufen Geldes vor ſich liegen hatten, dann betraten ſie eine Kegelbahn, die mit hellglänzenden Steinen ausgelegt war. In einem dritten Zimmer wurden Ringel- und andere Spiele geſpielt, und die jungen Mädchen liefen lachend und ſingend aus und ein und neckten ſich mit den jungen Burſchen, bis auf einmal ein Tuſch von den Muſikanten, die bis dahin luſtig fortgeſpielt, das Zeichen zum Beginn des Tanzes gab und Gertrud jetzt auch an Arnold's Seite ſtand und ſeinen Arm faßte.

Kommt, wir dürfen nicht die letzten ſein, ſagte das ſchöne Mädchen, denn als des Schulzen Tochter muß ich den Tanz eröffnen.

Aber was für eine ſeltſame Melodie iſt das? ſagte Arnold, ich finde mich gar nicht in den Takt.

Es wird ſchon gehen, lächelte Gertrud; in den erſten fünf Minuten findet Ihr Euch hinein, und ich ſage Euch wie.

Laut jubelnd drängte jetzt Alles, nur die Kartenſpieler ausgenommen, dem Tanzſaale zu, und Arnold

Beim Scheiden droht er noch mit bittrer Fehde:
Du ſollſt bereu'n, daß ich umſonſt gekniet!
Und dem Armenier trägt er ſeinen Degen,
Dem alten Todfeind Lydiens, entgegen.

21.

Den ſpornt er ſo, bis er das Schwert gezogen,
Um Lydien mit Krieg zu überziehn.
Ob ſeines Ruhms, der weit umher geflogen,
Ernennt zum Kronfeldherrn der König ihn.
Armenien ſei der Vortheil zugewogen,
Verheißt er, und begehrt für ſein Bemühn,
Wenn ihm gefallen ſei die letzte Zinne,
Nur meine ſchönen Glieder zum Gewinne.

22.

Ich weiß dir nicht den Schaden auszudrücken,
Den dieſer Mann dem Vater zugefügt:
Vier Heere ſchlug er, alles ging in Stücken,
In Jahresfriſt war alles Land erſiegt.
Nur eine Burg auf hohem Felſenrücken
Blieb frei, worin der König mißvergnügt
Mit Schätzen, die er eilig noch gerettet,
Und mit den liebſten Seinen ſich gebettet.

23.

Dort ſehn wir bald uns von Alceſt berannt
Und ſo verzweifelt werden unſre Plagen,
Daß ſich mein Vater gern dazu verſtand,
Als Frau, ja mich als Magd ihm anzutragen,
Und noch ſein halbes Reich mit meiner Hand,
Daß er vor weiter Noth nicht müſſe zagen.
Denn daß er bald auch noch den Reſt verlor
Und dann im Kerker ſtarb, ſtand klar bevor.

vergaß in dem einen ſeligen Gefühle, das wunderbar ſchöne Mädchen in ſeinen Armen zu halten, bald alles Andere.

Wieder und wieder tanzte er mit Gertrud, und kein Anderer ſchien ihm ſeine Tänzerin ſtreitig machen zu wollen, wenn ihn die übrigen Mädchen im Vorbeiſliegen auch manchmal neckten. Eines nur fiel ihm auf und ſtörte ihn; dicht neben dem Wirthshauſe ſtand die alte Kirche, und im Saale konnte man deutlich die grellen, mißtönenden Schläge der zerſprungenen Glocke hören. Bei dem erſten Schlage derſelben aber war es, als ob der Stab eines Zauberers die Tanzenden berührt hätte. Die Muſik hörte mitten im Takte auf zu ſpielen, die luſtig durcheinander wogende Schaar ſtand, wie an ihre Plätze gebannt, ſtill und regungslos, und Alles zählte ſchweigend die einzelnen langſamen Schläge. Sobald aber der letzte verhallt war, ging das Leben und Jauchzen von Neuem los. So war es um acht, ſo um neun, ſo um zehn Uhr, und wenn Arnold nach der Urſache ſo ſonderbaren Betragens fragen wollte, legte Gertrud ihren Finger an die Lippen und ſah dabei ſo ernſt und traurig aus, daß er ſie nicht um die Welt hätte mehr betrüben mögen.

Um zehn Uhr wurde im Tanzen eine Pauſe gemacht, und das Muſikchor, das eiſerne Lungen haben mußte, ſchritt dem jungen Volke voran in den Eßſaal hinab. Dort ging es luſtig her; der Wein floß nur ſo, und Arnold, der nicht gut hinter den Uebrigen zurückbleiben konnte, berechnete ſich ſchon im Stillen, welchen Riß dieſer verſchwenderiſche Abend in ſeiner beſcheidenen Kaſſe machen würde. Aber Gertrud ſaß neben ihm, trank mit ihm aus Einem Glaſe, und wie hätte er da einer ſolchen Sorge Raum geben können! — Und wenn ihr Heinrich morgen kam?

Der erſte Schlag der elften Stunde tönte, und wieder ſchwieg der laute Jubel der Zechenden, wieder dieſes athemloſe Lauſchen den langſamen Schlägen. Ein eigenes Grauen überkam ihn: er wußte ſelber nicht weßhalb, und der Gedanke an ſeine Mutter daheim zog ihm durch das Herz. Langſam hob er ſein Glas und leerte es als Gruß den fernen Lieben.

Mit dem elften Schlage aber ſprangen die Gäſte von den Tiſchen auf; der Tanz ſollte aufs Neue beginnen, und Alles eilte in den Saal zurück.

Wem habt Ihr zuletzt zugetrunken? frug Gertrud, als ſie ihren Arm wieder in den ſeinen gelegt hatte.

Arnold zögerte mit der Antwort. Lachte ihn Gertrud vielleicht aus, wenn er es ihr ſagte? — Aber nein — ſo brünſtig hatte ſie ja noch an dem Nachmittage an ihrer eigenen Mutter Grabe gebetet, und mit leiſer Stimme ſagte er:

Meiner Mutter.

Gertrud erwiderte kein Wort und ging ſchweigend neben ihm die Treppe wieder hinauf — aber ſie lachte auch nicht mehr, und ehe ſie wieder zum Tanze antraten, frug ſie ihn:

Habt Ihr Eure Mutter ſo lieb?

Mehr als mein Leben.

Und ſie Euch?

Liebt eine Mutter ihr Kind nicht?

Und wenn Ihr nicht wieder heim zu ihr kämet?

Arme Mutter, ſagte Arnold — ihr Herz würde brechen.

Da beginnt der Tanz wieder, rief Gertrud raſch — kommt, wir dürfen keinen Augenblick mehr verſäumen!

Und wilder als je begann der Tanz; die jungen Burſchen, von dem ſtarken Wein erhitzt, tobten und jubelten und kreiſchten, und ein Lärmen entſtand, das die Muſik zu übertäuben drohte. Arnold fühlte ſich nicht mehr ſo wohl in dem Toben, und auch Gertrud war ernſt und ſtill dabei geworden. Nur bei den anderen Allen ſchien der Jubel zu wachſen, und in einer Pauſe kam der Schulze auf ſie zu, ſchlug dem jungen Manne herzhaft auf die Schultern und ſagte lachend:

Das iſt recht, Herr Maler, nur luſtig die Beine geſchwenkt den Abend; wir haben Zeit genug, uns wieder auszuruhen. Na, Trudchen, weßhalb ſchneideſt denn du ein ſo ernſtes Geſicht? — paßt das zu dem Tanze heint? Luſtig — hei da geht's wieder los! Jetzt muß ich meine Alte auch ſuchen, mit ihr den letzten Tanz zu machen. Stellt Euch an; die Muſikanten blaſen ſchon wieder die Backen auf! — und mit einem Jauchzen drängte er ſich durch den Schwarm der luſtigen Menſchen.

Arnold umſchlang wieder Gertrud zu neuem Tanze, als dieſe ſich plötzlich von ihm losmachte, ſeinen Arm ergriff und leiſe flüſterte:

Kommt!

Arnold behielt keine Zeit, ſie zu fragen wohin, denn ſie glitt ihm unter den Händen weg und der Saalthüre zu.

Wohin, Trudchen? riefen ſie ein paar der Geſpielinnen an.

Bin gleich wieder da, lautete die kurze Antwort, und wenige Secunden ſpäter ſtand ſie mit Arnold draußen in der friſchen Abendluft vor dem Hauſe.

Wo willſt du hin, Gertrud?

Kommt! — Wieder ergriff ſie ſeinen Arm und führte ihn durch das Dorf, an ihres Vaters Haus vorbei, in das ſie hineinſprang und mit einem kleinen Bündel zurückkehrte.

Was haſt du vor! fragte Arnold erſchreckt.

Kommt! war das Einzige, was ſie erwiderte, und an den Häuſern vorbei ſchritt ſie mit ihm, bis ſie die äußere Ringmauer des Dorfes hinter ſich ließen. Sie waren bis jetzt der breiten, feſten und hartgefahrenen Straße gefolgt; jetzt bog Gertrud links vom Wege ab und ſchritt einen kleinen, flachen Hügel hinauf, von dem aus man gerade auf die hellerleuchteten Fenſter und Thüren des Wirthshauſes ſehen konnte. Hier blieb ſie ſtehen, reichte Arnold die Hand und ſagte herzlich:

Grüßt Eure Mutter von mir — lebt wohl!

Gertrud, rief Arnold ſo erſtaunt wie beſtürzt — jetzt mitten in der Nacht willſt du mich ſo von dir ſchicken? Habe ich dir mit irgend einem Worte weh gethan?

Nein, Arnold, ſagte das Mädchen, ihn zum erſten Male bei ſeinem Vornamen nennend, — eben — eben weil ich Euch gern hab', müßt Ihr fort.

Aber ſo laß ich dich nicht von mir im Dunklen allein in das Dorf zurück — bat Arnold; Mädchen, du weißt nicht, wie lieb ich dich habe, wie du mir das Herz in wenigen Stunden feſt und ſicher gefaßt haſt. Du weißt nicht —

Sprecht nichts weiter, unterbrach ihn Gertrud raſch, wir wollen keinen Abſchied nehmen. Wenn die Glocke zwölf geſchlagen hat — es kann kaum noch zehn Minuten dauern — ſo kommt wieder an die Thüre des Wirthshauſes — dort werd' ich Euch erwarten.

Und ſo lange —

Bleibt Ihr hier auf dieſer Stelle ſtehen. Verſprecht mir, daß Ihr keinen Schritt zur Rechten oder zur Linken gehen wollt, bis die Glocke zwölf ausgeſchlagen hat.

Ich verſpreche es, Gertrud, — aber dann —

Dann kommt, ſagte das Mädchen, reichte ihm die Hand zum Abſchied und wollte fort.

Gertrud! rief Arnold mit bittendem, ſchmerzlichem Tone.

Gertrud blieb einen Augenblick wie zögernd ſtehen, dann plötzlich wandte ſie ſich gegen ihn um, warf ihre

Arme um ſeinen Nacken, und Arnold fühlte die eiskalten Lippen des ſchönen Mädchens feſt auf den ſeinen. Aber es war nur ein Moment, in der nächſten Secunde hatte ſie ſich losgeriſſen und floh dem Dorfe zu, und Arnold blieb beſtürzt über ihr wunderliches Betragen, aber ſeines Verſprechens eingedenk, an der Stelle ſtehen, wo ſie ihn verlaſſen.

Jetzt erſt ſah er auch, wie ſich das Wetter in den wenigen Stunden verändert hatte. Der Wind heulte durch die Bäume, der Himmel war mit dichten, jagenden Wolken bedeckt, und einzelne große Regentropfen verriethen ein nahendes Gewitter.

Durch die dunkle Nacht glänzten hell die Lichter aus dem Wirthshauſe heraus, und wie der Wind dort herüber ſauſ'te, konnte er in einzelnen unterbrochenen Stößen den lärmenden Klang der Inſtrumente hören — aber nicht lange. Nur wenige Minuten hatte er auf ſeiner Stelle geſtanden, da hob die alte Kirchthurmglocke zum Schlagen aus — in demſelben Moment verſtummte die Muſik oder wurde von dem heulenden Sturm übertäubt, der ſo arg über den Hang tobte, daß Arnold ſich zum Boden niederbiegen mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Vor ſich auf der Erde fühlte er da das Packet, das Gertrud aus dem Hauſe geholt, ſeinen eigenen Torniſter und ſeine Mappe, und erſchreckt richtete er ſich wieder empor. Die Uhr hatte ausgeſchlagen, die Windsbraut heulte vorüber, aber nirgends im Dorfe entdeckte er mehr ein Licht. Die Hunde, die kurz vorher gebellt und geheult, waren ſtill, und dichter, feuchter Nebel quell aus dem Grunde herauf.

Die Zeit iſt um, murmelte Arnold vor ſich hin, indem er ſeinen Torniſter auf den Rücken warf, und ich muß Gertrud noch einmal ſehen, denn ſo kann ich nicht von ihr ſcheiden. Der Tanz iſt aus — die Tänzer werden jetzt zu Hauſe gehen, und wenn mich der Schulze auch nicht über Nacht behalten will, bleib' ich im Wirthshauſe — in der Dunkelheit fänd' ich überdies nicht meinen Weg durch den Wald.

Vorſichtig ſtieg er den leiſen Abhang wieder hinunter, den er mit Gertrud heraufgekommen, dort den breiten und weißen Weg zu treffen, der in das Dorf hineinführte, aber umſonſt tappte er unten in den Büſchen darnach herum. Der Grund war weich und ſumpfig, mit ſeinen dünnen Stiefeln ſank er bis tief über die Knöchel ein, und dichtes Erlengebüſch ſchoß überall dort empor, wo er den feſten Weg vermuthet hatte. Gekreuzt konnte er ihn in der Dunkelheit auch nicht haben, er mußte ihn fühlen, wenn er darauf trat, und außerdem wußte er, daß die Ringmauer des Dorfes querüber lief — dieſe konnte er nicht verfehlen. Aber umſonſt ſuchte er mit einer ängſtlichen Haſt darnach: der Boden wurde weicher und ſumpfiger, je weiter er darin vordrang, das Geſtrüpp dichter und überall von Dornen durchzogen, die ſeine Kleider zerriſſen und ſeine Hände blutig ritzten.

War er rechts oder links abgekommen und an dem

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dorfe vorbei? Er fürchtete, ſich noch weiter zu verirren, und blieb auf einer ziemlich trockenen Stelle, dort zu erwarten, bis die alte Glocke *Eins* ſchlagen würde. Aber es ſchlug nicht an, kein Hund bellte, kein menſchlicher Laut tönte zu ihm herüber, und mit Mühe und Noth, durch und durch naß und vor Froſt zitternd, arbeitete er ſich wieder zu dem höher gelegenen Hügelhang zurück, an dem ihn Gertrud verlaſſen. Wohl verſuchte er von hier aus noch ein paar Mal, in das Dickicht einzudringen und das Dorf zu finden, aber vergebens; zum Tode erſchöpft, von einem eigenthümlichen Grauſen erfaßt, mied er zuletzt den tiefen, dunklen, unheimlichen Grund und ſuchte einen ſchützenden Baum, die Nacht dort zu verbringen.

Und wie langſam zogen die Stunden an ihm vorüber! Denn zitternd vor Froſt war er nicht im Stande, der langen Nacht auch nur eine Secunde Schlaf abzuſtehlen. Immer wieder horchte er dabei in die Dunkelheit hinein, denn immer aufs Neue glaubte er den rauhen Schlag der Glocke zu vernehmen, um immer aufs Neue ſich getäuſcht zu ſehen.

Endlich dämmerte der erſte lichte Schein aus fernem Oſten; die Wolken hatten ſich verzogen, der Himmel war wieder rein und ſternenhell, und die erwachenden Vögel zwitſcherten leiſe in den dunklen Bäumen.

Und breiter wurde der goldene Himmelsgürtel und lichter — ſchon konnte er deutlich um ſich her die Wipfel der Bäume erkennen — aber vergebens ſuchte ſein Blick den alten braunen Kirchthurm und die wettergrauen Dächer. Nichts als ein wildes Erlengeſtrüpp, mit einzelnen verkrüppelten Weiden dazwiſchen, dehnte ſich vor ihm aus. Kein Weg war zu erkennen, der links oder rechts abführte, kein Zeichen einer menſchlichen Wohnung in der Nähe.

Heller und heller brach der Tag an; die erſten Sonnenſtrahlen fielen auf die weite, grüne, vor ihm ausgebreitete Fläche, und Arnold, nicht im Stande ſich dieſes Räthſel zu erklären, wanderte ein ganzes Stück den Grund zurück. Er mußte ſich in der Nacht, während er den Ort ſuchte, ohne daß er es wußte, verirrt und weiter davon entfernt haben, und war jetzt feſt entſchloſſen ihn wieder aufzufinden.

Endlich erreichte er den Stein, an dem er Gertrud gezeichnet; den Platz hätte er unter tauſenden wieder erkannt, denn der alte Fliederbuſch mit ſeinen ſtarren Aeſten bezeichnete ihn zu genau. Er wußte jetzt genau, woher er gekommen war, und wo Germelshauſen liegen mußte, und ſchritt raſch das Thal zurück, genau dieſelbe Richtung beibehaltend, der er geſtern mit Gertrud gefolgt war. Dort erkannte er auch die Biegung des Hanges, über dem der düſtere Höhenrauch gelegen; nur das Erlengebüſch ſchied ihn noch von den erſten Häuſern. Jetzt hatte er es erreicht — drängte ſich hindurch und — befand ſich wieder in dem nämlichen ſumpfigen Moraſte, in dem er in der letzten Nacht herumgewatet.

Vollſtändig rathlos und ſeinen eigenen Sinnen nicht trauend, wollte er die Paſſage hier erzwingen, aber das ſchmutzige Sumpfwaſſer zwang ihn endlich, das trockene Land wieder zu ſuchen, und vergebens wanderte er dort jetzt auf und ab. Das Dorf war und blieb verſchwunden.

Mit dieſen unnützen Verſuchen mochten mehrere Stunden vergangen ſein, und die müden Glieder verſagten ihm zuletzt den Dienſt. Er konnte nicht weiter und mußte ſich erſt ausruhen; was half ihm auch das nutzloſe Suchen? von dem erſten Dorfe, das er erreichte, konnte er leicht einen Führer nach Germelshauſen bekommen und dann den Weg nicht wieder verfehlen.

Todesmatt warf er ſich unter einen Baum — und wie war ſein beſter Anzug zugerichtet! — Aber das kümmerte ihn jetzt nicht; ſeine Mappe nahm er vor und aus der Mappe Gertrud's Bild, und mit bitterem Schmerz hing ſein Auge an den lieben, lieben Zügen des Mädchens, das, wie er zu ſeinem Schrecken fand, ſchon einen zu feſten Halt an ihn gewonnen hatte.

Da hörte er hinter ſich das Laub raſcheln — ein Hund ſchlug an, und als er raſch emporſprang, ſtand ein alter Jäger nicht weit von ihm und betrachtete ſich neugierig die wunderliche, ſo anſtändig gekleidete und ſo verwildert ausſehende Geſtalt.

Grüß Gott! rief Arnold, ſeelensfroh, einem Menſchen hier zu begegnen, indem er das Blatt raſch wieder in die Mappe ſchob. Sie kommen mir hier wie gerufen, Herr Förſter, denn ich glaube, ich habe mich verirrt.

24.

Das letzte Mittel denkt er anzuwenden,
Das ihm ſein Mißgeſchick noch übrig läßt,
Und deßhalb aus dem Schloſſe mich zu ſenden,
Die Urſach' aller Leiden, zum Alceſt.
So kam ich denn, um mich Alceſtens Händen
Zu übergeben, aus dem Felſenneſt,
Und ihn zu flehn, daß er vom Reiche nehme
Was ihm belieb', und ſich zur Ruh' bequeme.

25.

Wie er vernimmt, daß ich mich eingefunden,
So tritt er bleich und zitternd auf mich dar.
Gefangen ſcheint er mehr und überwunden,
Als wie der Führer einer Siegerſchaar.
Ich ſeh' ihn glühn, mir winkt die Gunſt der Stunden,
Und anders red' ich, als mein Vorſatz war:
Es kommt ein neuer Plan in mir zur Reife,
Indem ich ſeine Stimmung raſch ergreife.

26.

Mit ſchweren Flüchen ſegn' ich ihm ſein Lieben,
Mit Klagen ſchelt' ich ſeine Grauſamkeit,
Daß er den Vater mir ſo weit getrieben
Und um mich werbe mit Gewalt und Streit,
Da doch ihm der Erfolg ſo leicht geblieben,
Wenn er ſich nur noch eine kurze Zeit
In jener frühern guten Art gefallen,
Die ſo dem König lieb war wie uns allen.

27.

Und wenn mein Vater auf ſein edles Werben
Im Anbeginn auch harte Worte ſprach,
So ſei er eben einer von den herben,
Und gebe nicht der erſten Bitte nach;

Hm, ſagte der Alte, wenn Sie hier die ganze Nacht im Buſche gelegen haben — und kaum eine halbe Stunde nach Dillſtedt hinüber zu einem guten Wirthshauſe — ſo glaub' ich das auch. Donnerwetter, wie ſehen Sie aus, gerade als ob Sie eben Hals über Kopf aus Dornen und Sumpf kämen!

Sie ſind hier im Walde genau bekannt? ſagte da Arnold, der vor allen Dingen wiſſen wollte, wo er ſich eigentlich befand.

Ich ſollt' es denken, lachte der Jäger, indem er Feuer ſchlug und ſeine Pfeife wieder in Brand brachte.

Wie heißt das nächſte Dorf?

Dillſtedt — gerad dort hinüber. Wenn Sie da drüben auf die kleine Anhöhe kommen, können Sie es leicht unter ſich liegen ſehen.

Und wie weit hab' ich von hier nach Germelshauſen?

Wohin? rief der Jäger und nahm erſchreckt ſeine Pfeife aus dem Munde.

Nach Germelshauſen.

Gott ſei mir gnädig! ſagte da der Alte, während er einen ſcheuen Blick umherwarf — den Wald kenn' ich gut genug; wie viel Klaftern tief im Erdboden drinnen aber das „verwünſchte Dorf" liegt, daß weiß nur Gott — und — geht unſer Einen auch nichts an.

Das verwünſchte Dorf? rief Arnold erſtaunt.

Germelshauſen — ja — ſagte der Jäger. Gleich da drin im Sumpfe, wo jetzt die alten Weiden und

Erlen ſtehen, ſoll es vor ſo und ſo vielen hundert Jahren gelegen haben, nachher iſt's weggeſunken — Niemand weiß, warum und wohin, und die Sage geht, daß es alle hundert Jahre an einem beſtimmten Tage wieder ans Licht gehoben würde — möchte aber keinem Chriſtenmenſchen wünſchen, daß er zufällig dazu käme. — Aber zum Wetter noch einmal, das Nachtlager im Buſche ſcheint Ihnen nicht gut zu bekommen. Sie ſehen käſeweiß aus. Da — nehmen Sie einmal einen Schluck aus der Flaſche hier, der wird Ihnen gut thun — nur ordentlich!

Ich danke.

Ach was, das war nicht halb genug — einen ordentlichen, dreimal geknoteten Schluck — ſo — das iſt der ächte Stoff, und nun machen Sie, daß Sie hinüber ins Wirthshaus und in ein warmes Bett kommen.

Nach Dillſtedt?

Nun ja, natürlich — näher haben wir keines.

Und Germelshauſen?

Thun Sie mir den Gefallen und nennen Sie den Ort nicht wieder hier, gerade an der Stelle wo wir ſtehen. Laſſen wir die Todten ruhen, und beſonders ſolche, die überhaupt keine Ruhe haben und immer wieder eimal unverſehens zwiſchen uns auftauchen

Aber geſtern hat das Dorf noch hier geſtanden, rief Arnold, ſeiner Sinne ſelber kaum mehr mächtig; —

ich war darinnen — ich habe darin gegeſſen, getrunken und getanzt.

Der Jäger betrachtete ſich die Geſtalt des jungen Mannes ruhig von oben bis unten, dann ſagte er lächelnd:

Aber es hieß anders, nicht wahr? — wahrſcheinlich kommen Sie gerade von Dillſtedt herüber, dort war geſtern Abend Tanz, und das ſtarke Bier, das der Wirth jetzt braut, kann nicht ein Jeder vertragen.

Arnold öffnete, ſtatt aller Antwort, ſeine Mappe und nahm die Zeichnung heraus, die er vom Kirchhof aus entworfen hatte.

Kennen Sie das Dorf?

Nein! ſagte der Jäger kopfſchüttelnd — ſolch ein flacher Thurm iſt hier in der ganzen Gegend nicht.

Das iſt Germelshauſen, rief Arnold — und tragen ſich ſo die Bauernmädchen in der Nachbarſchaft, wie das Mädchen hier?

Hm, — nein! was iſt denn das für ein wunderlicher Leichenzug, den Ihr da darauf habt?

Arnold antwortete ihm nicht; er ſchob die Blätter wieder in ſeine Mappe zurück, und ein eigenes, wehes Gefühl durchbebte ihn.

Den Weg nach Dillſtedt können Sie nicht verfehlen, ſagte der Jäger gutmüthig, denn ein dunkler Verdacht ſtieg jetzt in ihm auf, daß es im Kopfe des Fremden nicht ſo ganz richtig ſein möchte, — wenn Sie es aber wünſchen, will ich Sie begleiten, bis wir den Ort liegen ſehen; ich gehe mir ſo nicht viel aus dem Wege.

Ich danke Ihnen, wehrte aber Arnold ab. Dort hinüber finde ich mich ſchon zurecht. Alſo alle hundert Jahre nur ſoll das Dorf nach oben kommen?

So erzählen die Leute, meinte der Jäger — wer weiß aber, ob's wahr iſt.

Arnold hatte ſeinen Torniſter wieder aufgenommen.

Grüß Gott! ſagte er, dem Jäger die Hand entgegenſtreckend.

Schönen Dank, erwiderte der Forſtmann — wo geht Ihr jetzt hin?

Nach Dillſtedt.

Das iſt recht — dort über den Hang kommt Ihr auch wieder auf den breiten Fahrweg.

Arnold wandte ſich ab und ſchritt langſam ſeine Bahn entlang. Erſt auf dem Hange oben, von dem aus er den ganzen Grund überſehen konnte, blieb er noch einmal ſtehen und ſchaute zurück.

Leb wohl, Gertrud! murmelte er leiſe, und als er über den Hang hinüberſchritt, drängten ſich ihm die großen, hellen Thränen aus den Augen.

# Der Gebirgspfarrer.

Von Julius von der Traun.

(A. J. Schindler).

Oberöſterreich. Ein Skizzenbuch von Julius v. d. Traun.
Leipzig. F. W. Grunow. 1848.

Alexander Julius Schindler wurde am 26. September 1818 in Wien geboren. Sein Vater, ein angeſehener Kaufmann und Fabrikbeſitzer, ließ ihn zunächſt an der Wiener Univerſität ſich auf das Studium der Medicin vorbereiten, dann aber mehrere Jahre ſich einer praktiſchen Thätigkeit widmen, bis der Sohn, der ſchon eine Zeit lang die Fabriken ſeines Vaters geleitet und darauf als Chemiker eine Stelle bei einer Fabrik in Oberöſterreich angenommen hatte, im Jahre 1839 wieder zu den Univerſitätsſtudien zurückkehrte, nun aber die Jurisprudenz erwählte und das Studium derſelben im Jahre 1843 abſolvirte. — Nach einer kurzen Praxis wurde Schindler im Jahre 1845 Juſtiziär bei dem ihm befreundeten Fürſten Guſtav zu Lamberg zu Schloß Steyr. Im Verkehr mit dem freiſinnigen, ſehr gebildeten Gutsherrn entfalteten ſich die literariſchen und publiciſtiſchen Talente Schindler's, er nahm lebhaften Antheil an mancherlei außeröſterreichiſchen liberalen Zeitungen, begleitete den Fürſten 1846 bis 1847 als ſein Hilfsarbeiter auf den böhmiſchen Landtag und gab 1847 die Frucht dieſer politiſchen Lehrjahre unter dem Titel „Beiträge zur ſtändiſchen Bewegung in den deutſch-öſterreichiſchen Provinzen“ heraus.

Nach Aufhebung der Patrimonialgerichte (1850) in den Staatsdienſt übergetreten, mußte er ſeine liberalen Antecedentien büßen und erhielt nach mancherlei Maßregelungen 1854 plötzlich ſeine Entlaſſung. Die von ihm 1848 in Steyr herausgegebene Zeitung „Zwangloſe Blätter aus Oberöſterreich“ wurde als Grund für dieſen bureaukratiſchen Gewaltsact angeführt. Seitdem lebte er in verſchiedenen privaten Stellungen in Salzburg, Kärnthen, Ungarn und Wien, wurde bei dem freiheitlichen Umſchwung des Jahres 1860 vom Bezirk Neubau in Wien in den Landtag, von dieſem als Vertreter der Stadt Wien in den Reichstag entſendet und entfaltete hier eine Thätigkeit, die ſeinen Namen weit herumtrug und ihm nebenbei gleichwohl geſtattete, ſeinen literariſchen Neigungen treu zu bleiben.

Zunächſt war er in Taſchenbüchern und Journalen als Erzähler aufgetreten. Unter dem Schriftſtellernamen Julius von der Traun hatte er veröffentlicht: „Oberöſterreich“

Ein Skizzenbuch 1848; „Südfrüchte“ (2 Bände Novellen 1848); das Trauerſpiel „Eines Bürgers Recht“ (1849); „Die Roſenegger Romanzen“ (1852); „Geſchichte des Scharfrichters Roſenfeld und ſeines Pathen“ (1853); „Herbſttage auf Helgoland“ (1853); die Soldatenlieder „Unter den Zelten“ (1853); „Die Gründung von Kloſterneuburg“ (1854); das Volksdrama „Theophraſtus Paracelſus“. Außer der ſchon genannten Zeitung redigirte er die Oberöſterreichiſche Zeitung und das in Graz erſchienene Damenjournal „Iris“; veröffentlichte in neueſter Zeit das epiſche Gedicht „Salomon, König von Ungarn“ (Faeſy und Frick in Wien, 1873) und ließ in demſelben Verlage die „Roſenegger Romanzen“ in vermehrter Auflage erſcheinen.

Ein ſo vielſeitiges Talent, wie J. v. d. Traun, wäre ſicherlich zu größeren Erfolgen gelangt, wenn die Unſtäte ſeines äußeren Lebens ihn nicht gehindert hätte, ſeine künſtleriſchen Anlagen mit geſammelter Kraft auszubilden und aus der Poeſie eine volle Lebensaufgabe zu machen. Die „Geſchichte des Scharfrichters Roſenfeld und ſeines Pathen“ verbürgt ſchon allein den entſchiedenen novelliſtiſchen Beruf ihres Verfaſſers und nur gewiſſe Bedenken gegen die nach unſerem Gefühl nicht hinlänglich motivirte Grauſamkeit der Entwicklung haben uns abgehalten, dies in der Darſtellung meiſterhafte Seitenſtück zu Clemens Brentano's „Geſchichte vom ſchönen Annerl und braven Kasperl“ unſerer Sammlung einzureihen. Der „Gebirgspfarrer“, der allerdings ähnlich wie „Germelshauſen“ aus dem Gebiete der Novelle ſchon in das der Legende hinübergreift, wird von einer der Hauptrichtungen der Schindler'ſchen Muſe, der Neigung zu volksthümlichen Stoffen, einen nicht minder lebendigen Begriff geben, ohne einen Mißklang zu hinterlaſſen. Auf den höchſt eigenthümlichen Reiz des Volkstons, den Schindler in den „Roſenegger Romanzen“ angeſchlagen, können wir an dieſer Stelle nur im Vorbeigehen aufmerkſam machen.

Vor fünfzig Jahren ſah man im Steierthal ſchon zu Anfang October Wildgänſe fliegen, und ihr ſonores Geſchrei ertönte über den Buchenwäldern, deren Laub ungemein früh abgefallen war. Frühe Wildgänſe und früher Blätterfall bedeuten aber einen ſtrengen Winter, und der ſtellte ſich auch damals bald ein. In dieſem Thale iſt er kein ſeltener Gaſt, Niemand wunderte ſich daher über ſeine Ankunſt und die ungeſtüme Weiſe, mit der er Platz nahm. Waren die Leute im Freien, ſo blies er ihnen unverſchämt ins Geſicht und peinigte ſie an Händen und Füßen; ſaßen ſie am warmen Ofen, ſo lachten ſie freilich den Grobian aus und dachten etwa: gelt, Geſelle, jetzt giebſt du es groß und wirſt immer übermüthiger; im Vorfrühlinge wirfſt du uns gar Rieſen-Schneebälle auf Schwaighütten, Aecker und Wohnhaus herab; ſobald aber der erſte kräftige Frühlingsſonnenſtrahl niederzuckt, verzagſt du und biſt voll Thränen. Seufzend zerſprengſt du deinen Eispanzer, um leichter zu entfliehen; gern zögeſt du deinen weiten Schneemantel zuſammen und nähmeſt ihn mit, aber unſere ſcharfen

Doch braucht' er drob der Treu' nicht abzuſterben,
Und nicht im Zorne zu erglühn ſo jach;
Nein, ruhig ſollt' er, nimmer laß im Dienſte
Fortſtreben nach dem redlichen Gewinnſte.

28.

Doch blieb mein Vater bei dem Widerſtreben,
So hätt' ich ihn bewogen durch mein Flehn,
Mich zu vereinen mit dem theuren Leben;
Und hätt' ich ihn auch dann noch hart geſehn,
Hätt' ich den Lohn geheim dem Freund gegeben,
Der die Geſinnung gut genannt und ſchön.
Nun, da er andre Wege eingeſchlagen,
Sei ich entſchloſſen, alles zu verſagen.

29.

Und ſei ich jetzt auch zu ihm hergegangen,
Weil ich voll Mitleid mit dem Vater wäre,
Werd' er nicht lange mit der Freude prangen,
Die ich mit Widerwillen ihm gewähre,
Weil ich, ſobald als er ſich unterfangen,
Mit ſchnödem Muth zu nahen meiner Ehre,
Was einzig durch Gewalt geſchehen ſolle,
Mit meinem Blut die Erde röthen wolle. —

30.

Dieß ſagt' ich und noch manches Andre mehr,
Als ich die Herrſchafft über ihn erkannte,
Und macht' ihn reuiger, als je vorher
Ein heil'ger Büßer in der Wüſte brannte.
Zu Füßen fiel er mir und bat mich ſehr,
Indem er Alles, faſt Gewalt anwandte,
Mich mit dem Dolch, den er vom Leibe riß,
Zu rächen für ſolch' Werk der Finſterniß.

Felſenſpitzen reißen ihn dir vom Leibe. Von dem ungeheuren Flockenheere bleiben kleine Trüppchen auf den Bergen zurück und verkümmern während des Sommers, wie verlorne Poſten eines geſchlagenen Feindes.

Die Chriſtnacht hatte unter Sturm und Gebraus friſchen Schnee gebracht; als der heilige Chriſttag anbrach, trieb der Wind die fallenden Flocken noch luſtig durcheinander. Der Pfarrer trat in Mantel und Pelzmütze aus dem Pfarrhofe und huſchte in die Sacriſtei. Als er auf die Kanzel trat, fand er die Kirche dunkel, denn die Fenſter waren zur Hälfte vom Schnee verweht, die Wachslichter des Altars brannten düſter in dem von Menſchen überfüllten Raume. Das Alles konnte aber nicht die Seele des Pfarrers verdunkeln, die von der Bedeutung des hohen Kirchenfeſtes erheitert war. Er predigte über den Text: Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind. Laßt euer Herz nicht im Kampfe ſein mit eurem Nächſten, euren Willen nicht im Kriege liegen mit eurer Arbeit. Seid mit Allen in Frieden! Heiter ſei die Welt! Erfreut euch: der Heiland iſt geboren.

Während die Gemeinde horchend zu dem begeiſternden Lehrer hinaufblickte, war der Himmel wolkenlos geworden, als wollte er, die Worte des Pfarrers befolgend, den Menſchen mit einem guten Beiſpiele vorangehen, und ſendete einen heitern Sonnenblick ins kleine Gotteshaus herab.

Als der Pfarrer nach geſungener Meſſe aus der Kirche trat, fand er den herrlichſten Wintermorgen, der je ein obderennſiſches Alpenthal mit Schnee und Sonnenglanz erfüllt hat. Er konnte ſich von dem herrlichen Anblicke nicht trennen. Als der Platz vor der Kirche leer geworden und die Pfarrkinder dem Wirthshauſe oder ihren Hütten zugewandert waren, ſtand er noch immer vor dem Pfarrhofthore und hatte ſeine Freude an der winterlichen Pracht der Gegend. Das Jahr iſt wie ein Frauenzimmer; in ſeiner Jugend ſchmückt es mit Blumen den blühenden Buſen, im Winter deckt es mit Silbergeweben, Perlen und Diamanten den welken Leib.

So wallte auch in das Thal von den höchſten Bergen eine Silberdecke nieder, deren vergänglicher Schimmer den troſtloſen Anblick fahler Wieſen und Stoppelfelder verhüllte. Kleine, aber reich mit Brillanten beſäete Stücke dieſes Gewebes waren über alle Dächer gebreitet. Um jedes Aeſtchen der Obſtbäume zwiſchen den Häuſern bog ſich ein kriſtallener Saum, und die Zweige der immergrünenden Tannenbäume trugen flockige Laſten.

Der Schullehrer ſchloß die Kirchenthüre und kroch wieder in ſein Häuschen. Eine Schaar hungeriger Sperlinge flatterte herbei und pickte aus dem Schnee die Broſamen und Apfelreſte, welche genäſchige Kinder vor der Kirche hatten fallen laſſen. Vor Freude zwitſchernd und mit tauſend Poſſen verzehrte das Federvolk ſeine ſchmalen Biſſen. Der Pfarrer lenkte ſeinen Blick voll Wehmuth auf die ſchöne Schlittenbahn, die ſich durch das Thal ſchlängelte, und ſeufzte: Es kommt Niemand, den Einſamen zu beſuchen; Blaſius hat mirs freilich verſprochen, als er aber heute zur Frühmette ging und in die kalte, todte Landſchaft hinausblickte, mochte ihm wohl das feſttägliche Treiben des warmen Kloſters zuſagender geſchienen haben, als eine Fahrt durch Sturm und Schnee ins arme Stoder Pfarrhaus. Jenes Häuflein Spatzen iſt glücklicher als ich. Luſtig quillt der blaue Rauch aus meinem Schornſtein — er ruft mir keinen willkommenen Gaſt; ſüß duftet in meinem Hauſe der Geruch des Mahles, das gerüſtet wird, traurig und allein werde ich es verzehren müſſen. Gott dürfte nur wollen, und ein Schlitten voll guter Freunde klingelte heran; aber leider — der liebe Gott ſcheint ſich mit den armen Gebirgspfarrern nicht ſo viel zu beſchäftigen, als dieſe mit ihm.

Eben ergriff er unwillig die Klinke ſeines Thores, als von ferne her der langgezogene Ton eines Poſthorns an ſein Ohr ſchlug — er horchte — Stille fern und nah — die Sperlinge flogen auf den Baum, und eine Menge Eisnadeln rieſelten herab. Da klang es von ferne wie das leiſe Schrillen des Windes, — näher — lauter — immer lauter — wie Metall — kling — kling — es ſind Schellen, beflügelter Hufſchlag — Peitſchenknall — ein Schlitten — er gleitet und klingelt heran, ein Schlitten voll guter Freunde hält vor dem Pfarrhofe. Der Pfarrer eilt hinzu, kann aber Niemand erkennen, denn alle Pelzmützen, jede Wildſchur und alle Geſichter ſind über und über bereiſt; endlich klettert ein dickes Männchen heraus und ſpricht lächelnd: Grüß dich Gott, Malachias.

Willkommen, willkommen, Blaſius, jubelte der Pfarrer, dem die wohlbekannte Stimme des Kellermeiſters vom Kloſter-Spital an Pyhrn ans Ohr ſchlug.

Der Prälat und der ganze Convent grüßen ihren Bruder, ſprach Blaſius.

Gott ſegne unſern hochwürdigſten Abt und alle Jünger des heiligen Benedictus, erwiderte Malachias und nöthigte ſeinen Gaſt in die allgemeine Wohnſtube, welche der Kirche gegenüber im Erdgeſchoſſe lag.

Mit den Beiden trat ein Dritter ungebeten ein, befreite ein wohlgepudertes Köpfchen von der Bibermütze, warf die Wildſchur ab und zeigte den braunen Staatsfrack mit ſilbernen Knöpfen, die goldgeſtickte Weſte und das Spitzenhalstuch in jenen anmuthigen Knoten verſchlungen, die unter den Namen: „der Waſſerfall“ damals Mode war, jetzt aber nur mehr bei wenigen ſehr alten Herren zu finden iſt. Zuletzt zog unſer Elegant aus mächtigen Pelzſtiefeln zwei kleine Beinchen, die in ſeidenenen Strümpfen und Schuhen mit brillantirten Schnallen ſteckten, langte eine goldene Tabatière aus der Taſche und präſentirte dem Pfarrer Malachias eine Priſe Rapé.

Was ſeh' ich, Herr Hofrichter? rief der erſtaunte Pfarrherr und ſchnupfte haſtig.

Unverhofft kommt oft, lächelte der Juriſt; wäre faſt überſehen worden.

Mein Gott, entſchuldigte ſich Malachias, ich erblindete ſchier aus Freude an meinem Bruder Blaſius! Welche Ehre! aber ſah ich nicht auch einen dritten Gaſt?

Richtig, Burkhardt den Förſter, erwiderte Blaſius. Wo bleibt er?

Hat Einiges in die Küche zu tragen, flüſterte der Hofrichter, ein paar Schnepfen, eine Wildente —

Ich hätte meinen verehrten Gäſten ſchon ſelbſt ein paar Gerichte aufſetzen können, meinte der Pfarrer.

Sind alle davon überzeugt, replicirte der Juriſt, doch ſeines Wildpret! Hier kann es ja nicht ſein. —

Das iſt zu viel, das iſt zu viel, erwiderte der Pfarrer. Aber der Förſter ſoll kommen. Da iſt er ja vor dem Hauſe, was nimmt er denn ſchon wieder aus dem Schlitten?

Den Flaſchenkeller, ſchmunzelte der Kellermeiſter.

Das Flaſchenkellerchen, verbeſſerte der Hofrichter, ſpitzte die Lippen und ſchnalzte mit der Zunge.

Das iſt viel zu viel, deprecirte Malachias mit der freundlichſten Miene. Unterdeſſen vernahm man den Förſter auf der Decke vor der Thüre, wo er den Schnee von ſeinen Juchtenſtiefeln ſtreifte und ſtrampfte, und bald darauf trat er mit einem „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ und einer großen Flaſche Wein in die Stube.

Fürchtet Ihr zu verdurſten? ſagte der Pfarrer.

Hat keine Gefahr, erwiderte der Waidmann. Ein Fläſchchen Kerſchbacher*) zum Morgentrunk, ſagte der Kellermeiſter, da des mitgebrachten Wildpretes wegen das Eſſen leicht um ein paar Stündchen verzögert werden dürfte. Ja, die Köchin hier im Hauſe, begann der Waidmann freimüthig — ſchwieg aber plötzlich und verlegen. Die Genannte trat ins Zimmer. Ein ziemlich großes, volles Mädchen, noch im Kirchenputze. Die Hübſche trug auf einer Taſſe klirrende Weingläſer, welche ſie nebſt einem Teller Grazer Vanillezwieback auf den Tiſch ſtellte, küßte dem Kellermeiſter und dem Hofrichter die Hände und verließ mit zu Boden geſchlagenem Blicke das Zimmer, in welches ſie beim Schließen der Thüre neugierig zurückſah. Die vier Junggeſellen, deren jüngſter, der Hofrichter, ſeinen nahen fünfzigſten Geburtstag entgegenſah, richteten lange ihre Augen auf die Thüre, durch welche die ihnen ſo wohlthuende jugendliche Erſcheinung verſchwunden war. Erſt als man die Zauberin in der nahen Küche mit Pfannen und Schüſſeln rumoren hörte, erwachte wieder einige Bewegung in der Gruppe, und der Förſter platzte heraus: Ich gebe meinen beſten Kugelſtutzen um einen —, dann ſtarb ihm vor einem Seitenblick des Hofrichters das Wort im Munde. Der Kellermeiſter ſchmunzelte und ſchenkte die Gläſer voll. Nachdem Alle getrunken und den Wein gelobt hatten, ſagte Blaſius: Die Köchin haſt du noch nicht lange?

---

*) Eine ausgezeichnete ſteyermärkiſche Weinſorte.

Seit dem letzten Herbſte, verſetzte der Pfarrer, ſie iſt die Tochter eines meiner Pfarrkinder, des Bauers im Baumſchlagerreit, es ſind drei Stunden bis zu ihm hinauf. Sie iſt jung nach Stadt Steyr hinausgekommen, wo ſie in mehreren Häuſern diente, und zuletzt durch ihre Befliſſenheit zur Fürſtin Lamberg als Stubenmädchen kam. Dort verliebte ſich der Büchſenſpanner in ſie, der im nächſten Frühjahre Revierjäger zu werden hofft und ſie dann heirathen wird.

Schön, ſchön, ſagte befriedigt der Kellermeiſter. Ja, ſchön iſt das Mädel, bekräftigte der Förſter. Ohne Zweifel eine gute Köchin, dieſe Roſi, meinte der Hofrichter. Ohne zu prahlen, ſagte der Pfarrer, ſie hat geſchickte Hände. Schneeweiße Fingerchen, flüſterte der Hofrichter lüſtern.

Inzwiſchen verließ der alte Förſter das Zimmer, geſellte ſich draußen zu dem Knechte, der die dampfenden Pferde auf und nieder führte, und zündete ſich eine Pfeife an. Später zog der Knecht die Pferde in den Stall, und auch der Förſter verſchwand von der Straße.

In der Stube beſprachen der Hofrichter und die beiden Prieſter einen intereſſanten Gegenſtand, die bevorſtehende Wahl eines Kellermeiſters im Kloſter-Spital. Der Pfarrer erwähnte wiederholt des beſchwerlichen Dienſtes, den er auf ſeinem Poſten ſeit zehn Jahren unermüdet leiſte, dagegen ihm der Kellermeiſter mittheilte, den Pater Malachias und keinen Andern habe das Convent zum Küchenmeiſter auserſehen. Dieſe frohe Hoffnung und das trauliche Geſpräch befreiten den Pfarrer gänzlich von einem beengenden Gefühle, das ihm bei der Ankunft des Schlittens überfallen hatte. Es hatte ihn ergriffen über die ungerechten Vorwürfe, die er ausgeſprochen hatte, wie eine böſe Ahnung, die ihn aber in der Nähe der fröhlich beredten Gäſte bald verließ.

Als der Pfarrer meinte, daß das Galazimmer, welches er gewöhnlich nicht zu heizen pflegte, warm genug und auch das Mittagseſſen fertig ſei, nöthigte er ſeine Gäſte aus der Stube, um ſie ins erſte Stockwerk zu führen; als ſie aber in das Vorhaus traten, erblickten ſie durch die geöffnete Küchenthüre den Förſter, der den Bratſpieß drehte, mit der Köchin ein lebhaftes Geſpräch führte und dabei hochvergnügt ausſah. Nach einem vorwurfsvollen Rufe des Hofrichters folgte der Alte ſeinem Gönner über die Stiege und trat mit ihm ins Gemach, das ſanfte Wärme und wohlthuender Zimmerrauch erfüllten. — Der Tiſch war gedeckt, die Suppe ließ nicht lange warten, und nach einem kurzen Gebete fuhren die Silberlöffel zerſtörend in die zitternden delikaten Markknödelchen. Nach der Suppe trank man gewäſſerten Kerſchbacher und lag während des Rindfleiſches und eines Gerichtes Würſte mit Blumenkohl lautlos der Sättigung des begehrlichen Magens ob. Gebratene Haſelhühner, die nun erſchienen, gaben dem Diner einen feſttäglichen Anſtrich, ein Rehbraten und ein Pommeranzenſalat, von den Gäſten geſpendet, erweckten weitſchweifige Dankſagungen des Hauswirthes, und als aus des Kellermeiſters mitgebrachtem Vorrathe alter unteröſterreichiſcher Gebirgswein aufgeſetzt wurde, betheuerte Malachias, daß er in ſeinem Pfarrhauſe noch nie an einer köſtlicheren Tafel geſeſſen ſei.

Wohl bekomm's, Herr Bruder, ſprach Blaſius, heute über ein Jahr eſſen wir mitſammen im Refectorio. Zeit iſt's, verſetzte Malachias, daß ich endlich in den Hafen der Ruhe einlaufe, hier muß ich im Schweiße meines Angeſichts mein Brod eſſen. Im Sommer iſt's erträglich, die Pflege meines Gärtchens verkürzt mir viele Stunden, auch ſind die Spaziergänge ſchattig und erfreulich, und das Gebirge iſt bei vorfallenden Speisgängen*) leicht beſteiglich. Aber der Winter, der Winter! Man hat wenig zu ſchreiben, ſtudiren kann man nicht immer, Geſellſchaft iſt nie zu haben, alle Wege ſind verweht, man trocknet ein, wird mißmuthig, ſitzt in ſeinem Zimmer, draußen ſtürmt und ſchneit es — man fühlt ſich krank — da tritt der Meßner ein. Herr Pfarrer — Was giebt's? — Ein Bote iſt da. — Was will er? — Der Herr Pfarrer ſoll das heilige Sacrament der letzten Oelung — Wohin tragen? unterbreche ich ihn, gewiß wieder zwei, drei, vier Stunden weit in dieſem Sturm? Und die Antwort fällt bejahend aus. Nun ergreife ich den Bergſtock und klettere mit Froſt und Kälte ringend einen Tag lang im Gebirge herum, während der ärmſte Bauer am warmen Ofen ſitzt.

---

*) Ländlicher Ausdruck für den Gang, den der Prieſter mit den Sterbeſacramenten zu einem Kranken macht.

Aus dem warmen Zimmer in den Sturm hinaus, ſprach der Hofrichter, ich mag's nicht verſuchen. —

Kleinigkeit, ſagte der Förſter, auf der Thierjagd —

Thierjagd! Wie Ihr wieder ſprecht, unterbrach ihn der Kellermeiſter. Ihr ſeid abgehärtet und im Walde erzogen, unſer Einer wächſ't aber hinterm Ofen am Studirtiſche auf, wo der Körper verweichlicht und ſich nicht gehörig entwickelt. Aber laſſen wir die Klagen; heute ſei ein Tag der Freude, den wir ſo heiter durchleben wollen, als gäbe es kein Leid und keine Beſchwerden auf dieſer Welt.

Heute wird man Sie nicht aus unſerer Mitte holen, meinte der Hofrichter.

Ich weiß keine Kranken, verſetzte der Pfarrer, und will eine ſo unwillkommene Störung nicht erwarten. Meine Gäſte ſollen leben!

Die Gläſer klangen. Der Kellermeiſter rief: Auf des Hausherrn Wohlſein! Neues Geklirr. Der ſchnell genoſſene ſtarke Wein röthete die Geſichter und beflügelte die Worte. Im Thale verdämmerte der Tag, und das Gemach verſinſterte ſich immer mehr.

He, Förſter! rief Malachias, geht doch in die Küche und ſagt der Roſi, ſie ſoll die alte Meßnerin nach Hauſe ſchicken und mit dem Confect heraufkommen. — Der Waidmann gehorchte willig.

Das Mädel unterhält ſich auch gern mit gebildeten Leuten, nahm der Pfarrer wieder das Wort, es hat gut

31.

Ihn alſo findend, bin ich gleich entſchloſſen,
Den Sieg hinauszuführen ſchlau und fein:
Ich laſſ' ihm eine neue Hoffnung ſproſſen,
Er könnte meiner doch ſich noch erfreu'n,
Wenn er, verbeſſernd was mich ſchwer verdroſſen,
Sein altes Reich dem Vater wollt' erneu'n,
Und mit der Zeit mich ſuchen zu erringen
Durch Dienen, Lieben, nicht durch Waffenſchwingen,

32.

Und er verſpricht's, und ſchickt in gutem Glauben
Mich unberührt, ſo wie ich kam, zurück,
Und wagt es nicht, mir einen Kuß zu rauben;
Sieh, ob mein Joch ihm feſt ſitzt im Genick,
Sieh, ob ihm Amor gut gedreht die Schrauben,
Ob ich erſinnen konnt' ein ſchlauer Stück!
Nun geht er zum Armenier, dem Gebieter
— Nach dem Vertrag — all' der erſtrittnen Güter.

33.

Und mit den allerbeſten Freundesworten
Fleht er, auf dieſem Land nicht zu beſtehn,
Das ausgeraubt und leer ſei aller Orten,
Und friedlich nach Armenien zu gehn.
Der König weist ihm zornentflammt die Pforten,
Und ſagt ihm kurz, das könne nicht geſchehn;
Er wolle dieſe Fehde nicht beſchließen,
So lang zwei Spannen Landes unſer hießen.

34.

Und ließ Alceſt ſich durch ein Mädchen rühren,
So trag' er auch den Schaden ihrer Liſt;
Doch ich will ihm zu Liebe nicht verlieren,
Was mühſam ich erwarb in Jahresfriſt. —

gekocht, und den Herrn Hofrichter muß man doch auch berückſichtigen.

Getroffen, Malachias, lachte der Kellermeiſter. Der Juriſt entſchuldigte ſich: er ſei ein Hageſtolz in der Form und in der Geſinnung; was ſeine beiden Tiſchnachbarn durch die Erwähnung einiger Begebenheiten zu widerlegen wußten.

Jetzt trat der Förſter und hinter ihm die ſchöne Roſi ein. Sie trug zwei hübſch gezierte Torten; eine von den Gäſten geſpendet und eine von ihr ſelbſt verfertigt, welch letztere der Hofrichter mit Kennermienen, der geſchmackvolleren Form wegen, für die kunſtvollere erklärte.

Die Köchin wurde belobt, in die Backen gekneipt, auf einen Seſſel genöthigt, mit Bäckereien bedient, am Kinne genommen, ein hübſches Mädchen genannt u. ſ. w., wie des alten Junggeſellen uralte Weiſe iſt. Die Meßnerin brachte nun Licht ins Zimmer, küßte den Honoratioren die Hände und verließ das Haus mit einem Päckchen Leckerbiſſen für den Gemahl.

Es ſchneit tüchtig, ſagte der Förſter, der ans Fenſter getreten war.

Da kann der Mond nicht ſcheinen, und wir verirren uns auf dem Heimwege oder erfahren gar ein Unglück, bemerkte Blaſius furchtſam.

Das Schneien wird ſo lange nicht anhalten, ſprach der Pfarrer, Ihr könnt an meinem Tiſche bei Wein und

Torten abwarten, bis der Mond wieder ſcheint, oder ſchlafen, bis es Tag wird.

Ich wollte wohl, verſetzte der Hofrichter, aber leider habe ich morgen Gerichtstag. Ich bliebe gern, und du, Roſl, müßteſt mir ein Bett machen, wie einem Bräutigam. —

Blaſius aber, der ans Fenſter gegangen war und Wetterſchau gehalten hatte, unterbrach ihn mit der Verſicherung, in einer Stunde hätte es zu ſchneien aufgehört. Am Priel zerreißen ſchon die Wolken. Um neun Uhr geht der Mond auf, ſo lange warten wir. Jetzt iſt es ſechs Uhr.

Noch drei Stunden, jubelte der Pfarrer, noch drei Stunden lang erfreu' ich mich ſo lieber Gäſte. Na, das iſt ein Tag, von deſſen werther Erinnerung ich den ganzen Winter zehren will. In dulci jubilo will ich heute meinen Gott loben, ins Bett ſteigen, die Schlafmütze über die Ohren ziehen und in den warmen Federn träumen, wie ihr ins Kloſter hineinklingelt. Wir alle ſollen lange und glücklich leben!

Hoch! wiederholte der Chorus.

Heute bringt mich keine Gewalt vor neun von dieſem Seſſel, jubelte der Pfarrer, ſein Glas wieder voll ſchenkend, es iſt nicht alle Tage ſo wie heut. — Da erſchallte der Klang der Hausglocke. Todtenſtille im Gemache. Ein Speisgang! ſtammelte der Pfarrer.

Was fällt Ihnen ein, Hochwürden! ſagte Roſl; weiß ich doch keinen Kranken. Gewiß iſt's die alte Meßnerin, die ihre Tabaksdoſe oder dergleichen vergeſſen hat, ich will hinabgehen.

Es läutete wieder und heftiger — Roſi ging gegen die Thüre.

Das wäre ein boshafter Streich des Schickſals, wenn Sie jetzt fort müßten, ſprach der Hofrichter.

Als gönnte der liebe Gott dem Herrn Pfarrer die fröhliche Stunde nicht, ſchalt Roſi, die Thüre öffnend.

Da fuhr Peter Malachias, der mit geſenktem Haupte dageſeſſen war, wie aus einem Traume auf. Bleib da, Roſi — ich geh' ſelbſt — unterhalte du die Herren — und huſch war er aus dem Zimmer. Der Hofrichter hielt aber das hübſche Mädchen mit allerlei ſüßen Reden zurück, während der Pfarrer unten die Hausthüre öffnete.

Wer da?

I bin's, ſchluchzte Roſi's Bruder, ein zwanzigjähriger ſtumpfſinniger Burſche, der beſchneit und fröſtelnd ſich die Hände rieb.

Was willſt du?

D' Muarda läßt in Herrn Pfarrer um Gotteswölln bid'n, er ſoll mit unſern Herrgott an Badern kema *).

Iſt ihm ein Unglück begegnet?

Na, aber ſterb'n thut er.

War er doch noch heute in der Kirche.

---

*) Volksthümliche Bezeichnung für die Spendung der Sterbeſacramente.

Ja er is halt do ſchon an alda Mann.

Iſt er ſchon recht ſchwach?

Wie i fortganga bin, hat er ſchon zog'n*). I hab' glei zu da Muarda g'ſagt, der Herr Pfarrer dawiſcht'n nimma lebendi, aber d'Muarda g'ſagt: Franzl, laf, laf, was d' kannſt, denn wann dei'n Badern ſein letzter Blick unſern Herrgod daſiacht, ſo ſterbada leichter und bſöngt. Und da bin halt hergrennt, drei Stunden lang, und hob's nöt g'acht't, daß der Wög ſchiach voll Schnee und Klüſt' is. Aber mein — i ſag' der Bada is a ſchon g'ſtorb'n!

Glaubſt du wirklich?

Fraili — hat d'Aug'n ſchon verdraht, wie i fortg'rennt bin. Aber der Herr Pfarrer ſoll do kemma, 's kunt' do ſein, daß da Bada no lebat und unſern Herrgod ſah!

Lauf nach Hauſe und ſchau dich nicht um. Ich komm' gleich nach. Was weinſt du denn ſo laut? Schweig!

Da Roſel möcht' i's ſag'n!

Deine Schweſter wird's von mir erfahren!

Soll i's nöt in Mößner ſag'n?

Nichts, lauf geradewegs nach Hauſe. Marſch!

So befahl der Pfarrer, und der Burſche rannte fort. Der Pfarrer ſah ihm nach, ob er den bezeichneten Weg einſchlage, trat ſpähend auf die Straße hinaus, und ſein von Wein erhitzter Körper erzitterte in dem anſtrömenden Nordwinde. Schneewolken flogen ihm ins glühende Geſicht. Von eiskalter Nacht verhüllt lag vor ihm das Gebirge mit ſeinen ſchwindelnden Pfaden, mit ſeinen trügeriſchen, von Schnee verwehten Felſenſpalten und andern Winterſchrecken. In der Nachbarſchaft ſchimmerten noch ein paar Lichter aus warmen Stuben. Erſt als der unwillkommene Bote und der Schein ſeiner Laterne hinter den fallenden Flocken verſchwunden war, trat Malachias in's Haus zurück. Auf der Stiege kam ihm Roſi mit einem Lichte entgegen.

---

*) Lag er ſchon in den letzten Zügen.

Was giebt's? Wo bleiben Sie ſo lange, Herr Pfarrer? Gott, wie ſehen Sie aus; voll Schnee — Sie zittern — Was giebt's? — Sie faßte beſorgt die zitternde Hand des Seelſorgers.

Nichts giebt's, ſprach Der, ich habe nach dem Wetter geſchaut, bin auf die Straße getreten, und da weht und ſtürmt es ſo entſetzlich.

Ein Heidenwetter, beſtätigte Roſi, man ſoll heute keinen Hund vor die Thüre jagen.

Das ſoll man auch nicht, ſagte der Pfarrer ſchnell, viel weniger einen Menſchen. Kann das Gott lieb ſein, wenn in den Bergen Einer erfriert, der zu Hauſe im warmen Zimmer, bei Scherz und Gläſerklang wie ein Fürſt leben könnte?

Gott im Himmel, alſo richtig ein Speisgang! rief Roſi aus. —

Was ſprichſt du da, ſagte der Pfarrer und hielt ihr den Mund zu; dann ließ er die Hand ſinken und lachte laut auf. Ein geſchwätziges Ding, die Meßnerin. Das Suchen und das Wimmern um die ſchlechte Doſe.

Alſo doch nur die Meßnerin, Gottlob, und Sie bleiben bei uns! Die Herren ſind ſo luſtig. Wie gönne ich Ihnen den frohen Tag.

Du biſt ein gutes Kind, Roſi, beſſer als — Höre doch, wie luſtig meine Gäſte ſind — kreuzluſtig, — und damit trat er ins Zimmer.

Wie war es da ſo traulich. Angenehme Wärme und Wohlgeruch webte zwiſchen den blauen, bildergeſchmückten Wänden. Ueber Torten, Weinflaſchen und Gläſer glänzte das lachende Geſicht des guten Kellermeiſters, der dem Eintretenden zurief: Alſo doch keine Amtspflicht, weil du ſo fröhlich biſt. Es hätte ſein müſſen. Gut daß es unterbleiben kann.

Gut daß es unterbleiben kann, wiederholte Malachias. Laßt uns ein geſelliges Lied anſtimmen.

Alle waren's zufrieden, und der Hofrichter begann den ſchönen Rundgeſang:

Wir wünſchen allen Nationen
Ein ſolches Band wie unſer Band,
Dann gehen endlich Millionen
In Frieden ſelig Hand in Hand.

Blaſius ſtimmte das alte Lied an: Mihi est propositum

Malachias, der ſeit ſeiner Ankunft jeden Scherz forcirte, ſang:

Ecce quam bonum
bonum et jucundum

mit ergötzlichen Zwiſchenſtrophen aus verblühten Studententagen. Und als er eben im Vortrage eines drolligen Verſes ſich ſelbſt mit olympiſchen Gelächter unterbrach, tönte wieder die Hausglocke, — der Pfarrer entfärbte ſich und verſtummte.

Was giebt's ſchon wieder? murmelte Blaſius.

Ich ſehe nach, antwortete Roſi, und eilte aus dem Zimmer.

Nicht du, ich! rief der Pfarrer, war aber aus Schreck nicht im Stande, ſich von ſeinem Stuhle zu erheben.

Was iſt dir? fragte Blaſius erſtaunt.

Nichts; die Glocke hatte einen ſo ſchrillernden Klang.

Du biſt ja blaß?

Nun ja, vor Schreck. Ich ſinge da meine Schwänke, und dann gellt die Sturm- und die Nothglocke.

Nothglocke, welcher Unſinn! lachte Blaſius —

Nothglocke, wiederholte der Pfarrer und verſank in ein dumpfes Schweigen.

Jetzt nahten ſich ſchwere Männertritte von außen der Zimmerthür. Dem Pfarrer ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirne: Freunde, ſprach er, Jeder iſt ein Menſch und kann fehlen, und Jedem von Euch würde ich verzeihn, wenn er an meiner Stelle — da öffnete ſich die Thüre, und Roſi trat ein — hinter ihr des Hofrichters Kutſcher.

Geſtrenger Herr, ſprach der Knecht, es hört nicht auf zu ſchneien. Es iſt das Beſte, wenn wir jetzt fahren, ehe die Wege noch gefährlicher und unkenntlicher werden.

Hat Recht, ſagte der Hofrichter, hat Recht; aufgeſeſſen!

Na, einmal muß es ſein, ſtimmte Blaſius bei.

Wollt ihr denn ſchon gehen? ſprach der Pfarrer aufathmend und in ſichtbarer Aufregung. Ach, wartet bis es Tag wird. Ob Ihre Bauern, Herr Hofrichter, ein paar Stunden mehr oder weniger vor der Kanzlei ſtehen! Bleibt da. Ich weiß noch ein Paar Trinklieder, bleibt da. Das Haus wird mir ſchrecklich öde vorkommen, wenn ihr mich werdet verlaſſen haben.

Sei ruhig, Malachias, ſagte der Kellermeiſter, im nächſten Winter biſt du bei uns im Kloſter — dann ſitzen wir öfter beiſammen und bringen das Verſäumte ein.

Verſäumtes läßt ſich nie wieder einbringen, entgegnete der Pfarrer heftig, nie wieder! Wer weiß, wo ich im nächſten Winter bin, bis dorthin bringt mich vielleicht die Einſamkeit um, die Todesangſt.

Du wirſſt heute alle möglichen Affecte durcheinander, wie ein Komödiant, ſagte Blaſius, dem Klagenden die Hand ſchüttelnd. Leb recht wohl, bis wir uns dereinſt wiederſehen.

Der Schlitten fuhr vors Haus. Die Gäſte ſuchten ihre ſieben Sachen zuſammen, Roſi mußte ſich vom Hofrichter küſſen laſſen, wofür er ihr einen Ducaten ſchenkte. Der Förſter bekam in Berückſichtigung ſeines geringen Einkommens und auf Verwendung des Kellermeiſters einen Gratiskuß. Der Pfarrer ſtand theilnahmlos bei allen dieſen Schäkereien. Während Blaſius in den Schlitten ſtieg, reichte er ihm die Hand und ſprach: Grüße mir die Brüder alle herzlich, recht herzlich, und unſern hochwürdigen Herren Prälaten laſſe ich die Hand vielmals küſſen. — Ein Peitſchenknall, und der Schlitten glitt in die dunkle Nacht hinein und verſchwand.

Der Pfarrer ſah den Freunden lange nach, dann wendete er ſich um und beſchaute ängſtlich die Straße in jener Richtung, in welcher ſie tiefer ins Gebirg führt. Roſi, ſagte er nach einigen Minuten, ſiehſt du dort etwa einen Menſchen mit einer Laterne näher kommen?

Nein, ſagte Roſi, wer wird denn jetzt auf der Straße ſein. Keinen Hund ſoll man hinausjagen, rief der Pfarrer und eilte ins Haus. Roſi folgte ihm, ſich die Schneeflocken aus den Augenwimpern und den braunen Haaren ſtreifend. Sie trat in die Küche und wollte ſich Licht machen, der Pfarrer aber widerſprach dieſem Beginnen. Komm du nur mit mir herauf.

Herr Pfarrer, ich muß ja doch das Geſchirr aufräumen.

Das thue morgen, und rufe dir dazu die Meßnerin, heute bleibe noch ein Stündchen bei mir; ich trinke noch ein Glas Wein. Erzähle mir von deinem Bräutigam, wenn du willſt, nur laſſe mich nicht allein, denn ſonſt müßte ich in meinem ſo ſchnell wieder zur Einöde verwandelten Hauſe verzweifeln. — Roſi folgte verwundert dem Prieſter, den ſie noch nie in ſo aufgeregtem Zuſtande geſehen hatte. Wieder im Speiſezimmer angekommen, ſetzte ſich Malachias an den noch immer reich beladenen Tiſch, ſchenkte ſich Wein ein, lobte die warme Stube, den vergnügten Tag, erzählte dem Mädchen alle Poſſen, die ſeine Freunde heute geſprochen und getrieben, ergötzte ſich, wenn Roſi lachte, nöthigte ſie zu trinken und ihm zu erzählen, wie ſie in das Verhältniß mit dem fürſtlichen Büchſenſpanner gerathen ſei, wie lange ihre Liebſchaft beſtehe, und was ſich dabei alles zugetragen. Roſi erzählte genau und immer feuriger und nahm ſich allerliebſt dabei aus. Der weiße Rock und die ſchwarzſeidene Schürze floſſen in langen Falten herab, nur hie und da an die Form der vollen Glieder ſich anſchmiegend, ein graues Schnürleibchen hob den von einem blauen Seidentuche bedeckten Buſen, auf welchem, je lebhafter ſie ſprach, ein goldenes Kreuzchen deſto ſchneller ſich bewegte. Der Pfarrer mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß er ſeine Magd heute mit ganz anderen Augen als je betrachte; eben wollte er, wie von Theilnahme bewegt, einen ihrer bloßen, vollen Arm faſſen, als ſie ihre Erzählung mit den Worten ſchloß: Auch freue ich mich, wenn ich einmal meinen Paul werde geheirathet haben, meinem lieben, alten Vater recht viel Gutes thun zu können. Er iſt ein guter Mann und verdient jedes Opfer.

Der Pfarrer verbarg mühſam ſeine heftige Bewegung, zog mit zitternder Hand ſeine Taſchenuhr aus der Weſte und ſprach: Hoho, ſchon 9 Uhr — dann müſſen wir ſchlafen gehen. Gute Nacht, Roſi!

Herr Pfarrer, ſagte dieſe, Sie ſcheinen mir heute unwohl, läuten Sie ja recht ſchnell, wenn Ihnen in der

Alceſt fährt fort, und läßt ſich nicht regieren,
Und klagt, daß all' ſein Flehn vergebens iſt;
Erzürnt zuletzt, droht er mit ſcharfer Zungen,
Er müſſ' es thun, ob willig, ob gezwungen.

35.

Der Zorn wächſt ſo, daß er vom böſen Wort
Zu ärgern Thaten bald ihn fortgetragen.
Der Feldherr zieht ſein Schwert zum Königsmord,
Bei tauſend Schwertern, die ihn überragen;
Er tödtet ihn trotz allem Schutz und Hort;
Und ſchnell iſt das verwaiſte Heer geſchlagen
Durch die Cilicier, Thracier, die ſein Gold
Beherrſcht, und andres Volk in ſeinem Sold.

36.

Und er verfolgt den Sieg mit raſchen Schwingen,
Und weiß dem Vater, ganz aus eignem Schatz,
In einem Mond ſein Reich zurückzubringen,
Und ſchafft, für unſern Schaden zum Erſatz,
Uns zu der Beute, die wir ſchon empfingen,
Theils in Armenien manchen feſten Platz,
Theils ſchweren Zoll, und ſtreift bis zu dem Strande
Durch Kappadociens und Hyrkaniens Lande.

37.

Statt des Triumphs ſollt' er nach dieſem Schlage
Bei ſeiner Wiederkehr den Tod empfahn;
Doch hielt uns Furcht vor einer Niederlage,
Da wir ihn allzuſtark durch Freunde ſahn.
Ich heuchl' ihm Neigung, und von Tag zu Tag
Nähr' ich ſein Hoffen, ſeinen Liebeswahn;
Doch ſoll' er gegen andre Feindesſchaaren
Zuvor noch ſeine Tugend offenbaren.

Nacht etwas zuſtoßen ſollte, ich will mit offenen Augen ſchlafen.

Sei außer Sorge, bin geſund, wohlauf, luſtig. — Das Mädchen küßte ſeine Hand und entfernte ſich.

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und redete mit ſich ſelber: Jetzt iſt er ſchon todt. Was hätte es auch genützt, wenn ich mich auf den Weg gemacht hätte. Aber morgen, wenn man erfährt, daß ich nicht zu ihm kam. — Pah! ich ſchütze Unpäßlichkeit vor. Mir glaubt man. — Vom Winde getriebene Schneewolken ſtießen klirrend an die Fenſterſcheiben. — Ich bin auch krank, zittere am ganzen Leibe, ins Bett, ins Bett! — Er ging in ſein Schlafzimmer, entkleidete ſich, blies das Licht aus und vergrub ſich in Polſter und Decken. Anfangs hatte er ein Gefühl, als müſſe er gleich einſchlafen — da krachte es draußen im Speiſezimmer — er fuhr auf, horchte — Alles blieb ſtille. — Es war nichts Anderes als das Knacken der Dielen und Möbel eines erwärmten Zimmers, das ſonſt nicht geheizt zu werden pflegt. Er legte ſich wieder nieder.

Er belächelt ſein voriges Erſchrecken. Von Neuem dasſelbe Geräuſch. Er fährt wieder auf. Stille. Weiter nichts als die Möbel, denkt er ſich, und nun erhebe ich meinen Kopf nicht wieder. Da trabt es auf dem Gange. Der Pfarrer erſchrickt — horcht — die Katze iſt's. Das kleine Haus zittert, denn der Sturm heult fürchterlich. Die Gläſer auf dem Tiſche klirren, der Pfarrer erkennt gleich den Klang und fürchtet ſich nicht.

Er zählt bis hundert und fängt an zu ſchlummern; in dünnen Fäden beginnt ein Traumgewebe ſich anzuſpinnen: — es klirrt und klingt. Das ſind die Schellen der Roſſe, welche die Gäſte nach Spital ziehen, kling, kling, kling — bim! Teufel — die eine Schelle hat einen ſtarken Klang — oder iſt ein Glas umgefallen? — bim — bam! Die Hausglocke iſt's nicht — bim bam, bim bam! Das ſchallt vom Kirchthurm! das Zügenglöcklein! das Zügen — Glöcklein! es läutet von ſelbſt! o Gott — Roſi, Licht! — Er zieht ſeinen Pelz an und rennt aus dem Hauſe — der Meßner ſtürzt eben auf die Kirche zu.

Ums Gotteswillen, Herr Pfarrer, wer läutet?

Ich! rief der Pfarrer, fort, ein Speisgang.

Wohin?

Ins Baumſchlagerreit — Marſch!

In dieſem Sturme, — in dieſem Geſtöber, — wir kommen nicht hinauf!

Iſt's nicht unſere Pflicht? —

Da haben Sie Recht, Herr Pfarrer, Sie haben es heute gepredigt: euer Wille ſei nie im Kriege mit eurer Arbeit. — Hurtig holte er die Laterne und ſperrte die Kirche auf, mit zitternden Händen und niedergeſchlagenen Augen nahm der Pfarrer das Ciborium aus dem Tabernakel und begann dann im wüthenden Schneegeſtöber mit verdoppelten Schritten den weiten Weg. Der Pfarrer erſtieg den erſten Berg in ſtummer Haſt, nur einen Gedanken denkend: wenn nur der Alte noch lebt!

Der Meßner unverdroſſen voranleuchtend und von Zeit zu Zeit mit ſeinem Glöcklein läutend. Unter den Füßen der Wanderer knarrte der Schnee. Wolken von gefrornen Flocken und Eisnadeln, welche der Wind von den Tannen herabwehte, ſtießen ihnen ins Geſicht, rieſelten auf ihre Kleider nieder und blieben daran haften.

Ich hätte mir den Weg viel ſchlechter gedacht, ſprach der Meßner, und wenn uns der Wind die Laterne nicht auslöſcht, werden wir ohne Gefahr an Ort und Stelle gelangen.

Hatte mir's ſelbſt ärger vorgeſtellt, verſetzte der Pfarrer, aber eile! eile!

Eine gute Strecke Weges wurde wieder ſchweigend zurückgelegt.

Wenn wir aber den Alten ſchon todt treffen — begann Malachias.

So haben wir dennoch unſere Pflicht gethan, verſetzte der Meßner und begann mit ſeinem Glöcklein zu läuten, da eine Bauernhütte in der Nähe war, aus welcher einige Perſonen mit einem Lichte traten, in dem Schnee knieten und von dem Pfarrer mit dem Ciborium geſegnet wurden.

Nun ging's wieder fort, immer höher hinauf. Der Weg blieb feſt, die Gegend wurde wilder, endlich baumlos; der Sturm blies ungehindert den beiden Männern ins Antlitz.

Des Bauers Bube, welcher mich herauf berief, ſagte ſelbſt zu mir: er könnte wohl ſchon geſtorben ſein, während ich herablief.

Was verſteht der blöde Franzl! verſetzte der Meßner; ich will zwölf Vaterunſer und Avemaria's beten.

Thue das, mein Sohn, ſprach der Pfarrer und verſank, während der Alte das eintönige Gebet ſprach, in den ſchlummerähnlichen Zuſtand, in dem man oft bei Nacht auf ebener Straße wandelt.

In der eiskalten Bergluft hatte ſich ſein Todesſchreck, den er beim Klange der Zügenglocke empfunden hatte, allmählich verloren; ſein Blut wurde ſo ſehr abgekühlt, daß er das Geläute dem Sturmwinde und ſein erregtes Gemüth dem genoſſenen Weine zuſchrieb; dabei erinnerte er ſich der Scherzreden ſeiner Freunde, der hübſchen Roſi, und an ſein künftiges Küchenmeiſterleben im Kloſter.

Meßner!

Herr Pfarrer?

Ich wollte, wir wären ſchon wieder auf dem Rückwege.

Ich auch.

Kommen wir heim, ſo gehſt du zu mir hinauf, und wir trinken im warmen Zimmer ein Glas Wein, wie du nie eins verkoſteteſt.

Bezahl' es Gott im vorhinein Euer Hochwürden.

Und ſpeiſen dazu Kuchen und kaltes Wildpret — ach! ſäße ich daheim.

Geben Sie Acht, Herr Pfarrer, Sie glitſchen beſtändig aus.

Der Weg wird ſchlechter.

Da iſt er etwas gefährlich, ſeien Sie auf Ihrer Hut!

Ich will langſam gehen. Man wagt ſein Leben; daß der Graukopf gerade heute ſterben will!

Geben Sie Acht, hier iſt's ſchmal, daß Sie nicht in die Abgründe fahren!

Ich ſage dir, Meßner, der Alte iſt ſchon lange todt, und wir gehen umſonſt.

Kann ſein, aber die Pflicht!

Der Alte iſt gewiß todt, kehren wir um.

Sie wollen mich auf die Probe ſtellen, ich kehre eben ſo wenig um als Sie, ich bin zu fromm.

Der Henker hole die —

Herr Pfarrer, Sie glitſchen — ſehen Sie doch auf den Weg.

Ich zittre. Verdammte Pflicht, die mich ſtundenweit in einem Wetter treibt, in das man keinen Hund hinausjagen ſollte. Mir brechen faſt die Kniee. — Bin ich darum Geiſtlicher geworden, um wie ein Wilddieb mein Leben zu wagen? mußte ich darum von Jugend auf die heißeſten Wünſche meines Herzens unterdrücken, um im Alter bei Schnee und Sturm einer ſichern warmen Stube zu entbehren? Wie leicht falle ich hinab, breche das Genick, und wer giebt mir dann die letzte Wegzehrung! Poſſen, es muß ja nicht ſein. — Meßner, es iſt mein ernſter Wille, ich kehre um.

Der Meßner dachte ſich: du willſt mich prüfen, aber ich gebe dir keine Blöße. Ohne dem Pfarrer eine

Antwort zu geben, begann er mit lauter Stimme ein Vaterunſer zu beten und mit ſeinem Glöcklein zu läuten. Der Pfarrer ließ ſich auch nicht weiter vernehmen und haderte nicht mehr. — Nach einer Weile endete der Meßner ſein Gebet und ſchaute ſich nach ſeinem Herrn um, erblickte aber hinter ſich nur Flockengewimmel und weiße, abſchüſſige Wege. Er lief eine Strecke zurück, leuchtete mit der Laterne — rief — umſonſt. Ringsum nur der brauſende Wind und der ſtumme Schnee.

Da war es dem Alten, als erblicke er vor ſich eine dunkle Geſtalt, die ſich aus dem Schnee aufwühlte und fortrannte. Er eilte ihr nach, verlor ſie bald aus den Augen, bald kam ſie wieder und immer ſchneller laufend zum Vorſchein.

Der Meßner keuchte ihr nach, ſo ſchnell er es vermochte, endlich gewahrte er friſche Fußſtapfen in unbegreiflich weiten Zwiſchenräumen — im beſchneiten Boden einen Blutstropfen — wieder einen — noch einen — ſein Haar ſträubte ſich, in ſeiner zitternden Hand läutete das Glöcklein, ohne daß er es wollte — er folgte den Blutſpuren auf dem Wege nach, ohne daß er in ſeinem beſinnungsloſen Zuſtande die Richtung ſeines Ganges beſtimmte.

Unterdeſſen ſaß der blödſinnige Franzl in einem Winkel ſeiner Hütte im Baumſchlagerreit, kauete an einem Stück Käſe und erholte ſich ſo von ſeiner beſchwerlichen Thal- und Bergfahrt, von welcher er vor einer Stunde zurückgekommen war, zum größten Schrecken ſeiner Mutter, aber ohne den Pfarrer.

Wo iſt der Pfarrer? fragte ſie wohl zwanzigmal den Sohn; der aber erwiderte immer: Wird gleich kommen; ich bin hungerig! — und als er zu eſſen erhalten hatte, ſchwieg er gänzlich.

Die greiſe Bauersfrau wußte ſich vor Angſt nicht zu faſſen. Bald kniete ſie vor dem Kruciſixe, bald legte ſie dem ſterbenden Gatten eine Feder auf den Mund und erfreute ſich ſeines bewegenden Athems — dann rannte ſie wieder mit der Laterne vor die Hütte, damit die Herannahenden ja nicht den Weg verfehlten: ſie vernahm aber weder das Glöcklein, noch die Stimme des betenden Meßners.

In die Hütte zurückeilend, fand ſie ihren Mann noch regungsloſer, bleicher, kälter, ſeinen Athem ſchwächer, ſeine Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt.

Wo bleibt der Pfarrer? jammerte die Mutter.

Ich glaub', zu Haus, verſetzte Franzl.

Warum haſt'n nöt mitgnumma?

Mir ſcheint, er hat nöt mög'n!

Was ſagſt?

Weil er Göſt had, an geiſtling'n Herrn, und in Hofrichter und an Jaga von Spidal. Muada, dö hab'n ober mit di Glaſ'ln gſchebat, daweil i drunt mit earm grödt hab!

Warum haſt as nöt ön Mößner gſagt?

Da Pfarrer hat ma's verbod'n!

Und da Roſl —?

Das had er ma a verbod'n! I gang nöd auſſn in den Wöda; der Pfarra had recht, der ſitzt dahoarm und trinkt Wai und ißt an Schoba*).

Was wird d' Roſl macha?

Dö ißt a an Schoba — i öſſat a oan, wanni oan häd!

Bua, denk ma nöt alliweil aufs Eſſe; bet lirba — ſiagſt nöd, daß dei Vada nöd ſterbe kann?

A — er kan's ſchon.

Wann nur da Pfarrer kemad, Jöſas Maria und Joſef — wia ſö mei Alda umwalzt — dös is ſein lözts End. Stirb nöt, ſtirb nöt, Mann, wart auf unſern Hergod, daß d' nöt ungſöngt aus der Welt gehſt. Na! wann der Pfarrer dohoarm blieb'n is, oder aufn Wög umkehrat, ſo ſoll's earm a amal in Grab kan Ruh laſſ'n, und ſoll'n umanand werfa, wie mein arman Mann da in ſein lözt'n Stündl, und ſoll'n bo da Nacht ani jaid'n**) aus Godsaka zhögſt ins Biri***).

Da flog es wie ein Lichtſchein an dem Fenſter vorüber, die Stubenthür ſprang auf, und der Pfarrer ſtand auf der Schwelle. Er gab mit dem Ciborium den Segen, trat ans Bett des Sterbenden, gab ihm die letzte Wegzehrung, ſalbte ihm die Glieder, und unter dieſem Beginnen ſtarb der arme Greis.

---

*) Ein landesübliches Kuchengebäck.

**) Jagen.

***) Gebirg.

No ſo ſchlaf, lirba Alda, weinte die Bäurin, und wie er ſo gut ſchlaft, weil er unſern Hergod no anmal g'noſſ'n hat. Gelts God, gelts God, lirba Herr Pfarrer. Sie wollte dem Pfarrer die Hand küſſen, der machte aber eine verweigernde Bewegung. Die Frau ſchaute ihm ins Antlitz und ſchauderte zurück vor deſſen Bläſſe. In ſeinen Blicken lag der tiefſte Schmerz, ſein Auge füllte ſich mit Thränen — ein heißer Tropfen fiel auf die Hand der Bäuerin herab — und als ſie darauf ſah, war es Blut. — Pfarrer, was is eng? rief ſie. Der aber faltete ſeine Hände, wies damit gegen den Himmel und verſchwand lautlos aus der Stube. Ehe ſich die Zurückgebliebenen von ihrem Schrecken erholt hatten, ſtürzte ſchon der Meßner athemlos und beſchneit herein und rief: War der Pfarrer hier?

Ja, Mößner!

Ja, ja, ich ſehe ſeine Blutſpur. Betet, betet, der Pfarrer iſt todt.

Was is eam g'ſcheg'n?

Betet, betet — und damit rannte der fromme Kirchendiener wieder fort — zurück an die Stelle, wo er den Pfarrer zuerſt vermißt hatte, und grub in den Schnee — — dann trachtete er ins Thal zurückzukommen, verirrte ſich im Tannenwalde — fand wieder den rechten Weg, um ihn im nächſten Augenblicke wieder zu verlaſſen — er vergeudete ſo wider ſeinen Willen koſtbare Stunden und kam erſt am lichten Morgen, als die Stunde zur Meſſe ſchon geſchlagen hatte, im Dorfe an. Es hatte endlich zu ſchneien aufgehört. Der Vormittag des heiligen Stephanstages war eben ſo ſchön, ſo ſchneeprächtig, als der des verfloſſenen Chriſtfeſtes.

Vor der Kirche ſtanden die Bauern, beſtürzt — mitten unter ihnen Roſi weinend, erzählend — und dunkle Vermuthungen ausſtreuend. Der Meßner erſchütterte mit ſeiner Schauderkunde die Bewegten aufs Höchſte. Später kam auch Franzl herab und erzählte ſeine Unterredung, die er geſtern Abends mit dem Pfarrer am Thore gehabt hatte. Roſi bekam nun ſchnell einen hellen Blick in die Sache, ihres Herrn Benehmen fing ſie an zu begreifen, im Stillen gelobte ſie ihm zwanzig Meſſen, den Bauern theilte ſie aber nur ihren lauten Schmerz mit. Die Bauersleute ſtiegen nun mit Leitern, Seilen und Spaten ins Gebirg, kamen aber am Abend heim — wie ſie ausgegangen waren.

Auch im Frühlinge, als der Schnee zu Waſſer geworden, von der Erde aufgeſaugt und von der Steyer aus dem Thale geführt war, fand man in den Schluchten keinen Leichnam, ſondern nur würziges Alpenkraut und ſchöne Blumen, die vor den Suchenden ihre duftenden Häupter ſchüttelten, als wollten ſie ſagen: Was wiſſen wir von der traurigen Geſchichte!

Ohne Spur iſt aber der Pfarrer nicht aus dem

38.

Nun ſandt' ich ihn auf tolle Abenteuer,
Oft ganz allein, oft ſchlechtbegleitet, aus;
Wohl tauſend zahlten ihr Vermeſſen theuer,
Doch er kam ſiegesfroh von jedem Strauß,
Obgleich er auszog gegen Ungeheuer,
Und gegen Schreckgeſtalten, wild und graus;
Er ſtritt mit Läſtrigonen und Giganten,
Die feindlich gegen unſer Reich entbrannten.

39.

Nicht ſolche Mühen wurden dem Alciden,
Bald von der Mutter, von Euriſtheus bald,
Bei den Aetoliern und den Numiden,
An Lerna's Sumpf und in Nemea's Wald,
Am Tibris- und am Ebroſtrom beſchieden,
Als ich mit falſcher Bitten Allgewalt
Nach meinem Mordplan meinem Freunde machte,
Den ich nur immer loszuwerden dachte.

40.

Da nun das erſte Mittel nicht gelungen,
Fällt mir ein zweites, nicht geringres, ein:
Ich treib' und hetz' ihn zu Beleidigungen
Der Freunde, Haß erregend allgemein.
Er, rückſichtslos, von keinem Wunſch durchdrungen,
Als ſich nach mir zu richten, lenkt allein
Die Hände noch nach meiner Augen Winken,
Und ſieht nicht mehr zur Rechten noch zur Linken.

41.

Und als ich's nun erlangt auf dieſen Wegen,
Daß jeder Feind des Vaters ausgemerzt,
Und durch ſich ſelbſt der Gegner unterlegen,
Der uns zu Liebe jeden Freund verſcherzt,

Thale verſchwunden. Leute, die Nachts ſeine Nachfolger in der Seelſorge zu einem Kranken holten, wollen, wenn ſie am Thore ihr Anliegen ausgeſprochen, ein flatterndes Licht, einen Schatten, ein leiſes Pochen an die Fenſter, trippelnde Schritte, kurz eine weſenloſe und doch wahrnehmbare Unruhe in der Nähe des Pfarrhofes bemerkt haben, welche erſt, nachdem ſich der Pfarrer auf den Weg gemacht hatte, verſchwand. Selbſt wenn ſie mit dem Meßner und dem Prieſter ſchon in den Bergen gingen, bemerkten ſie an ſchmalen Stellen einen Vierten, der den Zug ſchloß und die Arme ausbreitete, als wolle er Jedem den Rückweg verſperren.

Wenn es in Winternächten weht und ſtöbert, oder in Sommernächten donnert, blitzt und Regenſtröme niedergießt, ſchwankt noch heute im Gebirge von einer Hütte zur andern ein einſames Licht; und liegt irgendwo eine ſchwache Wöchnerin, ein ſiecher Greis oder ein krankes Kind ſo ſchaut nicht ſelten, voll Beſorgniß, ein blaſſes, fremdes, aber freundliches Geſicht durchs Fenſter in die Krankenſtube. Alte Leute ſagen, das ſei der Pfarrer Malachias.

# Auf Wiederſehen!

Von Leo Goldammer.

Litthauen. Völker- und Naturbilder von Leo Goldammer.
Berlin, 1858. Verlag von Otto Janke.

Leo Goldammer, am 7. April 1813 zu Berlin geboren, beſuchte bis zum Tode ſeines Vaters, eines wohlhabenden Bäckermeiſters, das Joachimsthal'ſche Gymnaſium, das er als Quartaner verlaſſen mußte, um ſeiner Mutter in dem ererbten Gewerbe an die Hand zu gehen. Als dieſelbe nach zwei Jahren das Geſchäft aufgab, ſchnürte der ſiebzehnjährige Sohn ſein Ränzel und durchwanderte Deutſchland bis nach Ungarn hinein, in der ſtillen Hoffnung, irgendwo auf die Bühne zu kommen, da die Eindrücke, die er in ſeinen Knabenjahren durch Devrient, Fleck, Spitzeder, Schwanfelder und Schmelka empfangen, ihn leidenſchaftlich für das Theater begeiſtert hatten. Ein ſpäterer Verſuch auf einer Privatbühne überzeugte ihn jedoch, daß er nicht zum Schauſpieler geboren ſei. Statt deſſen verſuchte er ſich in dramatiſchen Dichtungen und war nach ſeiner Heimkehr, nachdem er Geſell und Meiſter geworden war, eifrig bemüht, die Mängel ſeiner Schulbildung auszugleichen. Aber während er große hiſtoriſche Dramen dichtete, kam er in ſeinem Handwerk zurück, das er endlich ganz aufgab, um ſich ſeinen Unterhalt nur durch die Feder zu erwerben, — ein Unternehmen, das den verheiratheten Mann in ſchwere Lebensſorgen ſtürzte. Man war indeſſen aufmerkſam auf den Bäckermeiſter geworden, der mit ſo entſagungsvollem Eifer vaterländiſche Dramen dichtete. Scherenberg führte ihn in den Berliner „Tunnel“ ein, Franz Kugler, der ſtets Hülfreiche, wandte ihm ſein Intereſſe zu und brachte es dahin, daß Friedrich Wilhelm IV. ihm durch fünf Jahre eine Penſion gewährte, die es ihm möglich machte, ſich frei von Sorgen ſeinen dramatiſchen Studien zu widmen. Leider vermochte der Dichter nicht, ſeine ſehr fruchtbare Phantaſie den Geſetzen der dramatiſchen Technik zu unterwerfen. Von der ſtattlichen Reihe hiſtoriſcher Stücke, die in dieſen fünf Jahren entſtanden, iſt keines auf die Bühne gekommen. Er wandte ſich dann mit beſſerem Erfolge der Novelle zu. Aber eine geſicherte Lebensſtellung war auch mit dieſen Arbeiten nicht zu gewinnen, ſo daß Goldammer endlich dem Vorſchlage eines ſeiner Gönner beim Berliner Magiſtrat Gehör gab und dort eine beſcheidene Stelle im Bureaudienſt annahm. Im Jahre 1864 wurde ihm das Amt eines Stadtwachtmeiſters übertragen, das er noch heute bekleidet.

Literariſchen Aufgaben ſcheint er durch die Pflichten dieſes kleinen ſtädtiſchen Amtes vollſtändig entfremdet worden zu ſein. Die Leſer der beiden nachfolgenden Erzählungen werden, wie ich glaube, die Ueberzeugung gewinnen, daß hier in der That ein kräftiges und eigenthümliches Talent durch die Ungunſt äußerer Schickſale verkümmert iſt. Gegen unſere Gewohnheit ſind deßhalb aus der kleinen Sammlung, die im Jahre 1858 erſchien, zwei Proben mitgetheilt worden, da es darauf ankam, der merkwürdigen Erſcheinung, die bisher ſo wenig Beachtung gefunden, hinlänglich gerecht zu werden. Die erſte der beiden Erzählungen ſchildert in dramatiſch aufgeregter, hie und da noch ein wenig roher, aber in hohem Maße anſchaulicher Vortragsweiſe ein Nachtſtück, mit welchem ſich wenige der beliebten Criminalnovellen meſſen können. Daß der Verfaſſer über dieſe Sphäre hinaus ſich auch zu künſtleriſch abgerundeten, ſittlich rein geſtimmten Dichtungen zu erheben vermochte, wird die zweite Novelle außer Zweifel ſetzen.

# I.

In Polen war's, in einem kleinen Städchen, drei Viertheile Juden die Einwohnerſchaft. Ringsum der Krieg und der Hunger und eine Hundekälte dazu. Bald jagten die Franzoſen die Ruſſen durch den Ort, bald breſchten die Ruſſen hinter den Franzoſen wieder her. Die Letzteren mußten hier Stand halten, ihre Magazine waren in der Nähe, und von Moskau kamen ſie herunter, wo ihnen Alles verbrannt und verfroren war bis auf den Appetit.

Was von den Bewohnern des Städtchens vor den Feinden und ihrem ewigen Scharmuziren hatte entfliehen können, war in die Wälder geflohen, ſuchte Schutz bei den Wölfen. Das ganze Volk Iſrael's war dahin übergeſiedelt. Höhlen und Hütten waren ſein Obdach. Der Schnee hing in den Tannen, Nachts hingen auch die blinkenden Sterne darin — lauter Weihnachtsbäume: die Erde der Tiſch, der Schnee ſeine Decke und der Beſcherer im Himmel darüber. Er beſcherte die Hoffnung auf beſſere Zeiten, und Juden wie Chriſten glaubten ihren Heiland darin.

Was im Städtchen verblieben, das waren meiſt nur die Bäcker des Orts. Ihnen hatte der Feind Wachen ins Haus gelegt, zwei Mann in die Backſtube, einen beim Meiſter, damit Meiſter und Geſellen nicht ausreißen konnten. Brod gilt im Frieden ſchon viel, im Kriege gilt's mehr als das Pulver.

Unter den Bäckern nun war auch ein Jude im Ort, das war der Einzige ſeines Stammes, der nicht hatte entweichen können.

Er mußte backen und backen — die Franzoſen hatten einen gewaltigen Grad Hunger.

Sonſt hielt er ſich *einen* Geſellen, und ſeine Mägde — er war zugleich Gaſtwirth und Brenner und Kaufmann und Gott weiß was noch — mußten helfen in der Bäckerei; jetzt konnten ſie's aber nicht ſchaffen. Mehl lieferten die Franzoſen — wo aber Geſellen hernehmen? Wo der Feind iſt, da wandert nicht gern Einer hin, und was dahinwandert, nimmt wieder kein Menſch gern ins Haus; das iſt richtige Art. Der arme Jude befand ſich in kitzlicher Lage deßhalb. Aus den Augen ließen ihn die Franzoſen nicht! er hatte ihnen den Vorſchlag gemacht, einige Geſellen aus der nächſten großen Stadt herholen zu dürfen, darauf ſagten ſie aber: Du bleibſt! Er mußte warten, ob Einer käme, und mußte nehmen, was kam.

Der Erſte nun, der bei ihm zuſprach, war ein Strohmer, ein Fechtbruder, deſſen beſtändiges Leben auf der Landſtraße ſeinen Zügen ein verwittertes Anſehen geliehen.

Suchſt du Arbeit? fragte ihn der Jude.

Ich ſuche Den, der die Arbeit erfunden hat, war die Antwort darauf.

Wie heißt Arbeit erfinden! Hier iſt welche. — —

Ich will keine! Gieb mir mein Geſchenk; ich muß weiter.

Aber der Jude nahm ihn beim Knopf: Muß ich bleiben, mußt du's auch! und rief ſeine Wache zu Hülfe. Da blieb er.

Einen Zweiten hatten die Franzoſen bei ihren Streifereien abgefaßt, und das war ein rüſtiger Burſch, kaum in die Zwanzig getreten, aber von markigem Bau. Zwei Mann zur Begleitung wurde Der in die Arbeit gebracht und brauchte der Polizei nicht erſt gemeldet zu werden.

Natürlich arbeiteten Beide nicht gern und gedachten's dem Meiſter zu vergelten, um ſo mehr, als dieſer ein Jude war.

Des Juden Haus war zweiſtöckig. Unten zur Rechten befand ſich die Gaſtwirthſchaft. Links war die Verkaufsſtube der Bäckerei, und dahinter der Ofen und die Backſtube. Darüber wohnte und ſchlief er.

Unſre Feierabendsgeſellen — nur für die Tage der Noth waren ſie in Arbeit geſprochen — der Strohmer alſo und der rüſtige Burſch waren bald gute Freunde miteinander. Der Strohmer verſtand zu erzählen; er hatte die Welt geſehen von Moskau bis Amſterdam, von Kopenhagen bis Conſtantinopel. Gegen ihn war der Junge noch ein Kiek in die Welt, der, wenn er auf ſeinen Wanderfahrten Etwas durchgemacht haben wollte, aufſchneiden mußte. Aber auch der Andere ließ es nicht fehlen daran. Lügen konnten ſie Beide wie gedruckt. Da wurden denn Sachen aufgetiſcht, geſchehen und nicht geſchehen, möglich und unmöglich; und die Franzoſen, wenn's gerade Deutſche oder Elſaſſer waren, welche, Gewehr im Arm, ihre beſtändigen Zuhörer abgaben, wurden dadurch meiſtens in gute Laune verſetzt. Waren ſie das, dann theilten ſie den Geſellen von ihrem Branntwein mit, oder holten ihn extra aus der Schenke des Juden. Das Lügen und Witzreißen bei der Arbeit brachte ihnen ſonach was ein, hatte aber den Nachtheil für ſie, daß ſie ihre erlogenen Schlechtigkeiten zu glauben anfingen, und für den Jüngern insbeſondere, daß er ſie kaum noch für Schlechtigkeiten anſah; es wurde ja darüber gelacht.

Ein zweiter Schaden entſtand aus dem Trinken bei der Arbeit. Der Strohmer war's gewohnt; ein Quart alle Tage, und noch dazu doppelten, das glitt ihm wie Waſſer durch die Kehle. Ordentlichen Reſpekt hatte der Jüngere vor ihm, ſah er ihn die große Rinne anlegen, wie er's nannte, wenn er einen Schluck nahm. Und ſeine Miene drückte dies aus. Trink, Bruderherz, rief ihm der Andere dann zu, das giebt einen ausgepichten Magen, und überdies koſtet's uns Nichts; 's geht auf Regiments Unkoſten! Beides waren Gründe, welche ſehr einleuchtend ſchienen. Drum wurde getrunken.

Des Strohmers Fleiſch war natürlich nur Schlempe, ſeine Knochen nur Zunder. Arbeiten mußte der Jüngere für ihn, wo's einen Schweißtropfen galt. Dafür ward ihm ein Viertel des Lohnes verheißen, den Jener zu erwarten hatte. Und der Lohn für Beide ſollte nicht ſchlecht ſein; waren ja in Arbeit gepreßt, dachten zu fordern deßhalb, daß es dem Juden ans Leben gehen ſolle.

Drei Tage ſo mochten ſie thätig geweſen ſein; eben ſo ſehr in den Backtrögen, als über den Schnapsflaſchen des Meiſters, und die Franzoſen machten noch immer keine Anſtalt, das Städtchen zu verlaſſen. Fragten die Ruſſen darum an, ſo höflich als ſie's von den Franzoſen erlernt, dann platzten ihnen dieſe ein paar Patronen entgegen. Mochten die Ruſſen dieſer Artigkeiten nun überdrüſſig werden, oder erkannten ſie's nicht dafür: endlich wurde ihnen die Zeit zu lang, und ſie beſchloſſen einen nächtlichen Ueberfall.

Leiſe, wie ein Rudel Wölfe, ſchlichen die kleinen Pferde der Koſaken über den knarrenden Schnee. Der Mond ſchien hell, aber ſie zogen im Schatten und Schutze des Waldes. Die Spitzen ihrer Lanzen waren das einzige Blanke an ihnen, die feindlichen Poſten konnten ſie unmöglich entdecken.

Trat ich ihm endlich unverſtellt entgegen
Und ſagt' ihm frei die Wahrheit und beherzt,
Daß ich ihn ſchwer, daß ich ihn tödtlich haſſe
Und nur ſein Tod mich ruhig athmen laſſe.

42.

Doch in Betracht, welch' großen Schimpf ich wagte,
Verſtünd ich mich zu einem blut'gen Plan,
— Man wußte wohl, wie viel er für mich wagte,
Und grauſam hieß' mich jeder Unterthan —
Schien mir's genug, wenn ich ihm unterſagte,
Sich jemals wieder meinem Blick zu nahn;
Ich wollt' ihn nie mehr ſehen, nie mehr ſprechen,
Nichts von ihm hören, keinen Brief erbrechen.

43.

Mein ſchwarzer Undank bracht' ihm ſolche Qualen,
Daß er zuletzt, von Schmerzen übermannt,
Nachdem er noch gefleht zu vielen Malen,
In Krankheit fiel und ſo ſein Ende fand.
Nun bin ich hier, den Frevel zu bezahlen,
Mein Aug' iſt naß, mein Antlitz ſchwarz gebrannt
Vom heißen Rauch; und ſo wird's ewig währen,
Denn aus der Hölle gibt's kein Wiederkehren. —

44.

Als Lydia vollendet den Bericht,
So ſpäht der Herzog, wer noch ſonſt hier wohne;
Allein die Finſterniß wird alſo dicht,
Die hier dem Undank dient zum Sündenlohne,
Daß er auf's Weitergehen thut Verzicht.
Hier iſt es wahrlich Noth, daß er ſich ſchone;
Die Umkehr, ja die ſchnellſte Flucht iſt Noth,
Wenn ihm der Rauch nicht bringen ſoll den Tod.

Rund um die Stadt zogen ſie ſich; in einiger Entfernung folgten ihnen Kanonen auf Schlitten.

Auf der Hauptſtraße ſchob ſich die Infanterie vor gegen den Ort. Dieſe war geſichert gegen Entdeckung durch die Windung des Weges und durch die Allee, mit welcher er beſetzt war. Auch ſie hatte Kanonen in ihrer Mitte.

Im Städtchen ſchlief Alles. Den ganzen Tag hatte es Scharmützel gegeben; die Franzoſen waren müde zum Sterben. Manch junges Blut mochte träumen von Frankreich, vom Vater, von der Mutter, von der Geliebten — oder von ſeinem Kaiſer und der umflorten Gloire! Selbſt die beiden Wachen in der Backſtube des Juden waren eingenickt und lagen mit dem Rücken gegen den Ofen; die Lampe, bei welcher die Geſellen ihre ſchläfrige Arbeit verrichteten, brannte mit einer großen Schnuppe und blakte eine Wolke gegen die Decke. — —

Plautz! donnert's auf einmal, als berſte der Himmel auseinander.

Die befrorenen Fenſter zerſprangen, die Wachen flogen in die Höhe, und gegen den Backtiſch lehnten die ermunterten Geſellen wie vom Fieber geſchüttelt.

Adieu, Kameraden! riefen die Franzoſen und waren zur Stube hinaus.

Die Ruſſen ſind in der Stadt! mit dieſem Angſtruf ſprang der Meiſter herein.

An Arbeit war nicht mehr zu denken; Alles lief zuſammen auf den Hof: der Meiſter, die Frau, die Geſellen, die Mägde und die Kinder, nackt aus den Betten, ihre Kleider in der Hand.

Ueber das Haus her rollt Donner der Kanonen, knattert das Feuer der Gewehre, blaſen die Hörner, raſſeln die Trommeln.

Zitternd lauſcht Alles eine Minute. Kampf auf der Straße, Mord in den Häuſern! eine Furcht war in den Allen — mit Ausnahme des Strohmers.

Ueber das Haus her ſchallt das Traben der Reiter, das Klirren der Waffen, das Aechzen und Schreien der Getroffenen. — —

Auf dem Hofe des Juden fangen die Weiber an zu weinen, und die Kinder richten neugierige Fragen an ihren ſtillbetenden Vater — der Strohmer blickt um ſich.

Nur eine Minute iſt die Zeit für dies Alles, da zeigt der Meiſter auf den Himmel:

Die Stadt brennt!

Noch einen zitternden Augenblick, dann ruft er:

Rette Jeder, was ſein, und folge mir in den Garten; wir müſſen über den Fluß in den Wald. —

Das Häuflein ſtob auseinander, die Mägde mit den Kindern in die Kammern, die Geſellen in ihre Schlafſtätten, der Meiſter und die Frau wollen die Treppe hinauf nach ihrer Wohnſtube. — Sie aber ſind kaum auf dem Flur, kaum auf der erſten Stufe der Treppe, da donnert und berſtet die Thür nach der Straße auseinander, franzöſiſches Fußvolk dringt ein, legt ſich mit den Gewehren in die Fenſter — Schüſſe fallen. —

Alles verloren! ruſt der Meiſter und zerrt ſeine Frau hinter ſich her in den Garten; die Geſellen, die Mägde folgen, mit ihrer Habe bepackt; die Kinder laufen barfuß über den Schnee, ebenfalls bepackt — nur der Strohmer geht leicht, ſeine Laſt iſt ein ſchwerer Gedanke.

Das Krachen der Schüſſe, die helle Lohe über dem Städtchen, ſie beflügeln der Flüchtigen Schritte.

Am Rande des Fluſſes machen ſie Halt; das jenſeitige Ufer zeigt ihnen den Wald, ſchneeüberglaſet, flammenübergoldet. Einen ſcheuen Blick werfen ſie hinüber, einen andern zurück, dann ſind ſie auf der Brücke, die der Froſt auf das Waſſer geworfen. Jetzt aber hämmert's auf dem Eiſe: Trab, Trab, Trab, Trab — —

Die Koſacken! ruſt der Jude, werft euch in den Schnee!

Trab, Trab, Trab kommen die Koſacken bis ans diesſeitige Ufer, da halten ſie an, hundert haßheiße Blicke ſchießen ſie in die Stadt, und ihre Führer halten eine kurze Beſprechung.

In ſeinem Verſteck, faſt unter den Pferden der Koſacken, flüſtert der Strohmer zu ſeinen Kameraden; der jüdiſche Meiſter betet im ſtillen Herzen.

Die Koſacken ſchwenken rechts ab und reiten nach dem Ende des Städtchens, lautlos wie Geiſter, in immer leiſer verhallendem Trab, Trab, Trab, Trab. Die Flüchtlinge erheben ſich, und die Frau mit den Kindern, die Mägde und der eine Geſell fliegen über das Eis. Nur der Jude verweilt: er kniet und dankt Gott; nur der Strohmer und ſein Kamerad verweilen: ſie liegen wie todt im Schnee. Ihre Blicke ſind feſt auf den betenden Juden gerichtet; des Juden Blick wandert gen Himmel.

Der Jude erhebt ſich und läuft hinter den Seinen her. Der Strohmer und ſein Camerad erheben ſich gleichfalls, ſie ſchleichen das Ufer wieder hinauf, in den Garten wieder zurück. Auf der Mitte des Eiſes bleibt der Jude ſtehn, wie zwiſchen Gott und dem Teufel; in der Mitte des Gartens lachen der Strohmer und ſein Gefährte ein heiſeres Gelächter der Hölle.

Der Mann auf dem Eiſe ſeufzt: Gott, ſoll ich Alles verlieren?! — Gott dreht ihm ſein Geſicht nach dem Walde: ſein Weib, ſeine Kinder ſind ihm geborgen darin; der Teufel dreht ihm das Geſicht nach ſeinem Hauſe zurück: ſein Gold und Silber blinkt ihm durch Thüren und Wände daher.

Mit mächtigen Sprüngen ſind die beiden Geſellen zwiſchen den Baumſtämmen des Gartens hindurch, in den Hof wieder hinein. Dort ſtehen ſie und lauſchen.

Der Lärm des Kampfes hat ſich nach einer andern Gegend gezogen. Aus dem Hauſe des Bäckers wird nicht mehr geſchoſſen.

Der Mann auf dem Eiſe machte dieſelbe Entdeckung. —

Leiſe über den Schnee und dicht an den Ställen zur Seite ſchleichen die Geſellen bis an das Vordergebäude. Dort ſtehen ſie von Neuem und ſpähen in den Flur. — Von der Straße her fällt der Mondenſchein in die offene Thür, fällt wie ein Leichentuch über einen Haufen dortliegender Streiter; ſonſt Alles dunkel. Es regt ſich kein Leben im Hauſe. —

Mit drei Sätzen iſt der Strohmer in die Backſtube hinein und kommt mit der Lampe zurück. Mit ebenſoviel Sätzen iſt er die Treppe hinauf nach der Wohnung des Juden.

Die Thür iſt verſchloſſen. Das Beil bring herauf!

Er rief's ſeinem im Flur zaudernd ſtehen gebliebenen Kameraden zu.

Gleich, gleich! iſt die Antwort.

Indem dieſer das Beil aber ergreift, wird's ihm ſo ſchwer in der Hand — er vermag's nicht zu halten.

Komm wieder herunter, Kamerad, wir brauchen nicht durch die Thür. Ueberm Backofen iſt ein Loch in dem Fußboden der Wohnung des Juden.

Du haſt Recht, Bruder, da kommen wir leichter hinein.

Mit dieſen Worten war der Strohmer wieder unten.

Das Beil aber brauchen wir doch, nimm du jetzt die Lampe.

Er ergriff's, wie er's ſagte, und Beide waren in die Backſtube hinein.

Ein viereckiges, anderthalb Fuß im Quadrat meſſendes Loch zeigte ſich da in der Ecke rechts in der Mitte über dem Ofen, und war mit einer Klappe verſchloſſen. Es hatte den Zweck, einen Theil der Wärme aus der

Backſtube nach dem oberen Zimmer zu leiten und ſo deſſen Heizung zu ſparen.

Schnell hinauf, du biſt jung, und ſieh zu, ob der Jude auch nicht den Riegel vor die Klappe geſchoben.

Der Jüngere gehorchte und kletterte auf den Ofen. Dort drückt er mit der Hand gegen die Klappe — ſie hebt ſich. Nun ſetzt er den Kopf gegen die Klappe — ein Gepolter im oberen Zimmer beweiſ't, daß die Vorſicht Etwas darauf geſtellt hatte — ſie weicht aber dem Druck, und mit Kopf, Schultern und Bruſt iſt der Dieb in der Wohnung des Juden

Hinauf! hinauf! ruſt der Strohmer von unten und klettert gleichfalls auf den Ofen. Der Andere verſchwindet in das obere Gemach, der Strohmer folgt ihm.

Im Wohnzimmer des Juden ſpringt der Jüngere von Beiden zuerſt nach dem Fenſter und ſieht hinaus auf die Straße. Am Ende derſelben ſchlägt der rothe Hahn ſeine Flügel und fliegt von Dach zu Dach und wächſ't vor dem Winde zu einer Feuerwolke.

Der Andere wirft einen ſchnellen Blick über die Wände, die Betten, die Schränke und iſt mit dem Beil an einem derſelben. Dieſer Schrank iſt zuunterſt Commode, in der Mitte verſchließt ihn eine nach oben ſchräg überfallende Klappe, der obere Theil iſt ein Wäſchſpind mit Flügelthüren. In die Fuge der Klappe drückt der Strohmer die Schneide des Beils; ſie kracht auf. Auf den Knall ſpringt ſein Gefährte vom Fenſter zurück, und Beider Hände ſind über die Schubfächer her.

Die Stadt brennt prächtig, flüſtert der Jüngere zum Aelteren.

Und unſer Lohn mit, wenn wir ihn nicht retten, entgegnete ihm Der. Hier iſt er!

Ein Schubfach voll Gold- und Silberſtücken öffnete ſich ihren Augen. Eine Secunde lang hefteten ſich ihre gierigen Blicke darauf, eine Secunde ſtehlen ihre Augen den Schatz, eine Secunde lang feiern die Spinnenfüße ihrer räuberiſchen Hände.

Wenn jetzt der Jude dazukäme —

Was würdeſt du thun?

Ich würde — ich würde — ich weiß nicht, was ich würde.

Der Strohmer erhob das Beil vor den Augen ſeines Kameraden.

Ich würde, fuhr der Andere erbleichend und ſchnell fort, ſobald ich ihn den Schlüſſel ins Schloß ſtecken hörte, mit dem Beil gegen die Thür ſchlagen; er iſt ein Jude, vor Schreck würd' er wieder davonlaufen. —

Ein heiſeres Gelächter des Strohmers — und dann rief er: horch!

Ein leiſes Geräuſch war vernehmbar — an der Thür ging ein Schlüſſel ins Schloß — der Strohmer blies die Lampe aus — der Schlüſſel drehte ſich einmal — der Strohmer ſpringt hinter die Thür — der Schlüſſel dreht ſich zum zweitenmal — des Strohmers Kamerad rafft das Geld in ſein Schurzfell und verſenkt ſich durch das Loch in die Backſtube hinunter. — Er hört die

Thür aufgehen — er hört einen Schlag — er hockt auf dem Ofen und ſieht Nichts. —

Ein dumpfes Aechzen, danach ein Gepolter die Treppe herunter — und der gräßliche Vorgang über ſeinem Haupte hatte ſich ihm vor die Seele geſtellt.

Zitternd und bebend klettert und fällt er vom Ofen herunter, das Geld krampfhaft in der Schürze zuſammengefaßt, eine ungeheure Schuld auf den Schultern. —

Du haſt das Geld? ruft ihm eine Stimme von der Hausflur entgegen.

Ich hab's, iſt die Antwort.

In der Backſtubenthür ſieht er den Strohmer ein Etwas nach der Straße hinſchleifen, er ſieht ihn dies leblos erſchlaffte, und dennoch wie rachefordernd vor ſeine Seele tretende Etwas über die vom Feuer der Stadt grell beſchienenen Leichen hinwerfen und hört ihn rufen:

Nun haben's die Ruſſen gethan!

Danach entwichen ſie Beide in den Wald, theilten ihren Raub und riefen einander: — auf Wiederſehen!

## II.

Sechsunddreißig Jahre waren vergangen ſeitdem. Der Friede war wieder ins Land gekommen, Stürme anderer Art hatten dagegen ſich eingeſtellt. Ueber der Verſumpfung des Lebens in einem Nachbarlande hatten ſich die Wetter ungezügelten Verlangens geſammelt und ihre Schauer auch über Deutſchland ausgegoſſen. Die Volksverſammlungen ſtanden in Blüte. Man wollte Großes und trug leuchtende Worte auf flatternden Fahnen, aber das Geſchlecht war klein und unterlag ſeiner Aufgabe. Der Rauſch verflog, und die Selbſtſucht ſetzte ſich zu Tiſch; Nichts blieb zurück, als das heuchleriſche Wort; eine reine Sache fand nie ſchmutzigere Hände. Das Vaterland hatte einen neuen Tag begrüßt, aber das Morgenroth war längſt verblaßt — und nur ein Feuerſchein geblieben.

Es war eine ſtürmiſche Zeit, und nirgends gingen die Wogen höher als in B. Jede Straße hatte ihren Club, und auch draußen vorm Thore, wo ein Vergnügungslocal von Alters her den Namen „die neue Welt" führt, war man eifrig beſchäftigt, eine neue Welt zuſammenzuzimmern. Das Local hat eine eigenthümliche, faſt romantiſche Lage. Auf einem Hügel gelegen, erhebt es ſich mit ſeinen Säulen und Thürmchen über die Wipfel eines nachbarlichen Obſtgartens und blickt, faſt wie ein mittelalterliches Schloß, über die grünen Kronen hinweg. Am Fuß des Hügels und zwar nach Norden hin fließt ein tiefes, reißendes Gewäſſer, während ſich an der Südſeite die große Landſtraße entlang zieht, die eben hier von einer Eiſenbahnlinie durchſchnitten wird. Bergan führt eine Kaſtanienallee, deren Ausgangspunkt das Gaſthaus bildet. Hat man es erreicht, ſo tritt man zunächſt in eine luftige Vorhalle, danach in das Schau-

und Gaſtzimmer, zuletzt in einen geräumigen, mit einer Gallerie verſehenen Saal.

Alle dieſe Räumlichkeiten waren heut mit Menſchen überfüllt und nicht enden wollender Beifall ſcholl alle Zimmer hindurch bis ins Freie hinaus, als eben jetzt ein Lieblingsredner der Verſammlung die Frage vom Eigenthum mit mehr Heftigkeit als Gründlichkeit erörtert hatte. Triumphirenden Blicks verließ er die Rednerbühne und grüßte und ſchüttelte Hände links und rechts, als er ſich plötzlich leiſe am Rock gezupft fühlte.

Er ſah ſich um, und der Kronleuchter des Saales, welcher ſo eben angezündet worden war, leuchtete ihm auf einen zerlumpten Geſellen mit dünnen, grauen Haaren und eingefallenen Wangen.

Noch einmal Bravo! Deine Rede war mir aus der Seele geſprochen, Bruderherz! wisperte der unheimliche Alte und zwinkerte mit den Augen auf eine dieſen vertraulichen Worten entſprechende Art.

Der von ihm angeredete, kräftig und wohlanſtändig ausſehende Mann ſtand wie verſteinert. Dichte, im Lauf der Jahre leiſe und behutſam über eine gewiſſe Erinnerung gelegte Schleier riſſen jäh auseinander und ließen ihm das Bild einer That vor die Seele treten, einer That, daß es ihm vorkam, als ſpränge ihm das Leben vor Schreck aus allen ſeinen Gliedern.

Du freuſt dich, mich wiederzuſehen! Biſt keines Wortes mächtig vor Freude! — Nun, komm heraus,

45.
Ein Lauf und Flug fürwahr iſt mehr zu nennen
Der ſchnelle Sohlenwechſel, als ein Schritt,
Und endlich ſieht er, unter'm Aufwärtsrennen,
Wie ſchon die Grotte auseinander tritt,
Schon kommt ein Lichtſtrahl, um die Nacht zu trennen,
Der aus der heitern Welt herniederglitt;
Zuletzt, nach großer Müh' und ſchwerem Keuchen,
Läßt er den Rauch ſammt jenen düſtern Reichen.

46.
Und daß für die gefräß'gen Schreckensgäſte
Auf immer dieſer Weg verſchloſſen ſei,
So bringt er Felſenſtücke viel und Aeſte
Von Bäumen, welche dorten ſtehn, herbei,
Und einen Zaun verfertigt er auf's Beſte
Vor'm Höhlenthor aus dieſem Allerlei.
So gut gelingt ihm, was er unternommen,
Daß die Harpy'n ſo bald nicht wiederkommen.

47.
Der ſchwarze Rauch des dunkeln Pechs befleckte,
Indeß er jenen nächt'gen Schlund durchrannt,
Ihn nicht allein von außen, ſondern leckte
Mit ſchmutz'gen Zungen unter das Gewand.
Er ſah, ob er nicht Waſſer wo entdeckte,
Nach allen Seiten, und am Ende fand
Er einen Felſenquell auf Waldespfaden;
Drin eilt' er ſich von Kopf zu Fuß zu baden.

48.
Und wieder geht's empor, wie Windeswehn,
Um dieſes Berges Gipfel zu erfliegen,
Den unerſtiegnen, deſſen höchſte Höhn
Sich nahe zu des Mondes Scheibe ſchmiegen.

Bruder, und ſchließe mich an dein Herz; wirſt deine Sprache ſchon wiederfinden danach!

Abwechſelnd mit einem langen und einem kurzen Schritt drängte ſich der Alte durch die ihn umgebende Menge, drehte dabei ſeinen Körper halb rückwärts gegen ſeinen, wie er ſich ausdrückte, vor Freude überraſchten Bruder und winkte ihm fleißig, zu folgen. Wie einem Zwange und in halber Betäubung mußte der Letztere gehorchen.

Draußen unter den Bäumen ſetzte ſich der Alte an einen Tiſch, commandirte zwei Seidel Bayriſch und ein Glas Nordhäuſer-Korn und nöthigte ſeinen Gefährten zum Sitzen.

Du hinkſt ja! rief dieſer und warf ſeinen Kopf, als ſchnelle er durch dieſe Bewegung eine ihn drückende Laſt von ſich. Du hinkſt ja! rief er noch einmal und lachte eine kurze Lache dazu — du hinkſt! rief er zum; Dritten und wurde ſtill, wurde nachdenkend danach.

Der Alte verzog ſein Geſicht zu einem freundlichen Grinſen. —

Ich hinke, Bruderherz, aber der Fehler haftet bloß an den Beinen, das Herz blieb geſund, oder vielmehr es wurde wieder geſund. — — Ich muß dir's erzählen, lieber Bruder — erſt aber, – der Kellner da wünſcht ſeine Befriedigung — meine Börſe hab' ich in der Schlafſtelle gelaſſen. — —

Der Andere bezahlte ohne Weigern.

Nun ſage mir gleich: du lebſt in erfreulichen Umſtänden?

Danke für gütige Nachfrage.

Bitte, keine Complimente unter uns! Du biſt Bürger und Meiſter. — —

Habe gewaltig viel Schulden!

Beweis, daß du Credit haſt. Biſt wohl Beſitzer eines Grundſtücks allhier?

Ja, ich — ich beſitze ein Haus in der Vorſtadt.

Nun, und was ich beſitze, das frägſt du mich nicht?

Ich bin — ich habe Familie. — —

Was ich beſitze, ſollſt du mich fragen!

Was du beſitzeſt? — Neugierig bin ich nicht, — —

So? Nun, da wirſt du's auch nicht weiter erzählen. — Ich beſitze einen Freund, der die Hälfte meines Vermögens verwaltet, mit ganz abſonderlichem Glück verwaltet. — —

Du willſt Geld haben von dieſem Freunde. — Wie viel brauchſt du?

Ach, Bruder, für jetzt brauche ich gar nichts! Mein Freund giebt mir zu eſſen, zu trinken, ich wohne, ich ſchlafe bei ihm, er kleidet mich, pflegt mich — ich habe einen vortrefflichen Freund! Dafür ſoll er mein Univerſalerbe ſein.

Das iſt hübſch von dir.

Dieſer mein Freund, mein Schatzmeiſter, mein Mundſchenk und Schlafwirth, mein Ein und mein Alles biſt du!

Der im Saal tüchtige Redner wußte keine Antwort hierauf. Faſt unmerklich wiegte er den Kopf hin und her, nahm einige Male einen Anſatz zum Reden, biß ſich dann wieder auf die Lippen, legte zuletzt ſeine Hände über den Knopf ſeines Stockes zuſammen und blickte ſtarr zur Erde.

Was ſah er da?

Er ſah ſich gehen und wandeln, überall hin von einem Schatten verfolgt, der war bleich in der Sonne, Nachts wurde er roth. Er hörte ſich ſein Weib fragen: was iſt das für ein häßlicher Schatten? und wußte ihr ebenfalls keine Antwort zu geben; er ſah ſein Weib herfallen über den Schatten — ſie wollte ihn nicht dulden in ihren vier Pfählen und dachte das Ding bewältigen zu können, weil ſie es ſah — aber der Schatten erhob ſich und hatte tauſend Augen und tauſend Mäuler — und ſein Weib ſank zu Boden vor ihm. Er ſah den Schatten wachſen und ſich legen über all ſein Gut, und er verzehrte es. Er ſah ſich danach von dem Schatten gejagt, gejagt, bis ihm der Athem verging, gejagt durch Wälder und Felder, über Berg und Thal, und ſah ſich ſpringen und ſtürzen zuletzt in das Loch über dem Backofen, durch welches er einſt, als der Vorderſte, in des Juden, ſeines Meiſters, Wohnzimmer eingeſtiegen war. — — Hier knickte und brach er zuſammen, hier fühlte er ſich gebannt und geknebelt, hier warf ſich der Schatten auf ihn, und er wog eine unausſprechliche Laſt. — Er fühlte ſich geſchlagen wie mit einem Beile, ſich wollte er wehren davor und konnte es nicht; er hörte ſich ächzen, und es ächzte ſein Meiſter aus ihm; vor der Wucht auf ihm fühlte er ſich in die Tiefe gelaſtet — des Ofens Gewölbe brach ein unter der Laſt — ſeine Flammen umwirbelten ihn — tiefer und tiefer in eine unabſehbare Tiefe ſank er hinunter, er und der Schatten über ihm, und oben, hoch oben, über den durchſichtigen Flammen ſchwebte der Geiſt des Erſchlagenen, ernſt und ſteinern ſeine Züge, er ſchwebte je höher, je tiefer er ſank. — —

Während er ſo ſaß und ſich nicht losreißen konnte von dieſem ſich vor ſeine Seele hinſtellenden Bilde, wilde Angſt ihn durchglühte, rief ſein Gefährte nach einem neuen Glaſe Branntwein, jedoch ſollte es Rum ſein. Er fragte auch den Kellner nach den Speiſen und befahl davon. Dem Biere that er nicht viel, dem gebrach es nach ſeiner Anſicht an Kraft.

Des Kellners offne Hand weckte unſern Meiſter. Er bezahlte. — Einen Blick ließ er ſchweifen in die lärmdurchtobte und doch ſo ruhig erſcheinende Mondnacht — dann faßte er ſeinen Gefährten ins Auge.

Dieſer bemerkte es und hielt inne mit der Arbeit ſeiner Zähne.

Ehre — Gemeingut für Alle, Eſſen und Trinken aber nicht minder, Bruderherz! In der Regel zwar eſſe ich nicht viel, ich halte es noch immer mit dem Trinken, Etwas aber muß man dem Magen doch bieten. — —

Iß nur und trink, unterbrach ihn der Meiſter, es iſt ja zu haben für Geld.

Nun ſiehſt du, nun ſiehſt du, du biſt, wie ich mir's dachte, ein vernünftiger Kerl! — Noch einen Rum, Kellner! — Komm ich aber ins Schräge, lieber Bruder, du ſorgſt für einen Wagen, daß wir zuſammen nach Hauſe kommen.

Sei außer Sorge deßhalb.

Wenn ich erſt weiß, wo wir wohnen — —

Wie bekamſt du das Hinken? Das wollteſt du mir erzählen vorhin — —

Wart nur ein wenig, erſt muß ich gegeſſen haben.

Er aß, trank ſeinen Rum dazu aus, forderte noch ein Glas und ſtand auf. Geheimnißvoll blickte er um ſich, zeigte nach dem Ende des Gartens und winkte ſeinem Gefährten, ihm dorthin zu folgen. Mit dem erſten Schritte gerieth er ins Schwanken und mußte ſich des Arms ſeines Freundes als Stütze bedienen.'

Das kommt vom leeren Magen, lieber Bruder, mir wird aber ſchon beſſer, nun ich gegeſſen habe.

Untergefaßt ſchritten ſie in den entlegenſten Theil des Gartens. Dort ſetzten ſie ſich am Rande des Hügels, der hier, ſteil abſchüſſig in dunkle Nacht hinuntergehend, mit einem morſchen Gitter eingefaßt war.

Hier behorcht uns kein Menſch, ſagte der Alte — aber — und dabei ſchaute er, wie ergriffen von einem plötzlichen Schreck, über das Gitter in die Tiefe hinab — iſt das der Fluß, der hier unten vorbeigeht?

Der Fluß geht auf der andern Seite. — —

Ho, er geht auf drei Seiten um dieſen Hügel; aber — ein unwillkürliches Grauen rüttelte an ſeiner bisherigen Frechheit und Feſtigkeit, als er das Folgende ſprach — ich kann ſchwimmen, Bruder, und ſchreien, Bruder, haſt du ein Arges im Sinn wieder mich. — —

Du wollteſt erzählen, wie du das Hinken bekommen. — Was fürchteſt du Arges von mir? — Wirf einen Stein in die Tiefe, ſo wirſt du's am Schall hören, ob Waſſer oder feſter Boden unter uns iſt. Dort drüben geht der Fluß, dort blitzen ſeine Wellen im Mondſchein. —

Ich ſehe, ich ſehe, entgegnete der Alte. Wir haben den Mond aber im Rücken; geht der Fluß unter uns, dann kann er nicht blitzen; weil der Schatten des Hügels über ihm liegt. — Danach bückte er ſich in einiger Entfernung von ſeinem Bruder und Freunde, nahm einen Stein von der Erde und warf ihn in die Tiefe. Er zählte bedächtig von eins bis fünf, dann erſt ſchlug der Schall des gefallenen Steins an ſein Ohr und hatte den Klang wie von Erz.

Was iſt das? Was iſt das? Der Stein fiel auf Eiſen. — Hier bleib' ich nicht — hier liegen die Schienen der Eiſenbahn. — Folge mir in den Garten zurück. — —

Ei Bruder! Was ficht dich an? Im Garten ſind Menſchen.

Ich will unter Menſchen!

Ich aber nicht, und du bleibſt!

Der dies rief, warf ſich dem Andern in den Weg, und vor die Bruſt gefaßt von dem jüngeren kräftigen Manne, war der Alte wie eine Leiche geworden. Er bebte außen und innen, das verrieth ſich in ſeiner Stimme. — —

Bruder, du wirſt mich loslaſſen, ſagte er leiſe, du wirſt mir keinen Schaden thun. — Außerdem daß ich ſchreien könnte — —

Wozu ſchreien, Bruder? unterbrach ihn der Andre ebenfalls flüſternd. Wie du zum Hinken gekommen, wirſt du nicht ausſchreien wollen, wir ſuchten ſonſt vergebens die Heimlichkeit dieſes Ortes. — —

Ich will nicht ſchreien, Bruderherz, aber loslaſſen mußt du mich jetzt. — Ich bin alt und ſchwach und vermag nicht zu ringen.

Wie du zum Hinken gekommen!

Nun, da du's wiſſen willſt: in derſelben Backſtube bei unſers Juden Sohn.

Wie kamſt du zu Dem?

Wie kam ich, wie kam ich! Ich hatte das Streifen ſatt, ich fühlte mein Alter und dachte an dich. — Mein Geld hatte nicht weit gereicht; ich dachte: ob's wohl bei dir weiter gereicht haben möchte — und ging, dich zu ſuchen. Dich zu finden, war ich mir ſicher: wir hatten uns beim Scheiden „auf Wiederſehn!“ geſagt. Nebenher trieb mich die Neugier — es peinigte mich, zu erfahren — es plagte mich der Teufel, nach dem Städtchen zu wandern, das, wie du weißt, abbrannte in jener Nacht. — — Weihnachten vorigen Jahrs erreichte ich's — dunkel und kalt war's, da ich hineinging — dazu war's neu aufgebaut, daß ich's nicht wieder erkannte — — breite Straßen, gerade Straßen — und als ich ins

Gaſthaus trat, da trat ich ins Haus unſers Juden. — Ich erſchrak, als ich dieſe Entdeckung gemacht, aber ich ſuchte mich zu faſſen. — Ich zitterte, ich bebte, aber ich ſchob's auf den Froſt. — — Ich wollte wieder fort, aber der Wirth glaubte mich krank und zwang mich zu bleiben, aus Menſchlichkeit. — — Er räumte mir einen Platz ein am Ofen, reichte mir Warmbier, er der Sohn unſres — er hatte eine verdammte Aehnlichkeit mit ſeinem Vater — — Ich dachte: du mußt dich gewöhnen an ſeinen Anblick — aber je mehr ich ihn anſah, je mehr fror mich — ich konnte mein Auge nicht laſſen von ihm, und ſah ich auch fort, ich ſah ihn doch — — Da nahm ich meinen Hut und meinen Stock und verlangte eine Streu bei den Pferden. — Der Wirth aber hatte aus meinem Paß ſchon erſehen, daß ich ein Bäcker ſei, bot mir ein Nachtlager deshalb auf dem Backofen an, „da ſchlafet Ihr wärmer als im Stall," und ich nahm's an. — Als ich nun ging nach der Backſtube, da lag ſie wie Anno zwölf, und als ich hineintrat in die Backſtube, da ſah ſie aus wie Anno zwölf, und als ich auf den Ofen geklettert war, da war auch das Loch in der Decke darüber, durch welches wir in des Juden Wohnzimmer geſtiegen. — — Auf den Knieen und Händen, wie man kriecht, wenn man muß, blieb ich halten und ſtarrte nach dem Loch — die Leute aber in der Backſtube und meine Mattigkeit und mein Froſt geſtatteten mir keine Umkehr, ohne Aufſehn und Fragen zu veranlaſſen, auf welche ich vielleicht keine Ausrede getreffen hätte; ich blieb alſo oben und legte mich zurecht; einen Sack unterm Leib, einen Sack unterm Kopf — mir ward wohl auf dem Ofen. Aber das Loch in der Decke — nicht bloß, daß ich mich immer hindurchſteigen ſah, nein, ich ſah auch, was dann im Zimmer geſchehen, mir ward heiß, wie in der Hölle! — Ich fing an zu rücken von dem Loche hinweg — ich kam auf die Kante des Ofens — mein halber Leib kam ins Hängen über der Kante — ich konnte mich nicht wieder hinaufſchwingen: ich war doppelſichtig und hellſehend geworden, ich ſah durch Mauern und Wände, ich ſah mich und den Juden, ſah, wie er den Schlüſſel in die Thür ſchob, wie er den Kopf dann hereinſteckte und wie ich — ja ſiehſt du, beim Blitzen des Beils bog ich mich weiter zurück, als gälte der Schlag mir, und ſtürzte — vom Ofen herunter. Der Lärm, der Fall — mir war, als hörte ich mich mit dem Juden die Treppe herabfahren, mir vergingen die Sinnen darüber. — — So bin ich zum Hinken und — Beichten gekommen!

Zum Beichten?!

Laß das, Herzbruder! Der Jude hat mir verziehen; — ich war in Angſt und ſchob dir die große Hälfte zu; — — aber das Wandern hab' ich ſatt: du mußt mich erlöſen davon. Du mußt. Denn ſieh, wenn ich dem Juden ſagte: hier iſt mein Kamerad — — würd' er dir auch verzeihen? würd' er ſchweigen? wer weiß! — — Behalten mußt du mich, ich weiche dir nicht wieder von der Seite.

Ein Pfiff, ein gellender, langanhaltender Pfiff, und ein dumpfes, ſchnell wachſendes Rollen ertönte jetzt aus der Ferne. — Der Alte erſchrak und verſtummte. — Zwei Augen wie Feuer blitzten auf in der Tiefe. — In den Mienen des Jüngeren zuckt's wie ein elektriſcher Funke: er wirft ſeine Arme dem Alten an den Kopf, mit einem Ruck zieht er ihm den Hut übers Geſicht, mit einem zweiten Ruck hebt er ihn über das Gitter — ein Stoß — ein Fall — ziſchend und pruſtend und donnernd ſchießt der Dampfdrache heran — taptap, taptap. — Der Zug iſt vorüber und fährt langſamer über den Fluß in die Hauptſtadt hinein. — —

Er hat ſich das Leben genommen, wenn — wenn mich — wenn mich jetzt Niemand geſehen. — —

Dies ſagt ſich der Mann auf dem Hügel, und es iſt ihm wie leichter ums Herz. — —

Da fühlt er ſich plötzlich auf die Schulter geklopft — er greift aufs Gitter vor ſich — das Klopfen wiederholt ſich — er ſieht ſich nicht um — es klopft zum Dritten — da dreht er den Kopf nach der Seite — der Alte, den er ſo eben in die Tiefe geſtürzt, ſteht hinter ihm. — Entſetzen faßt ihn. — Doch nein, der Alte iſt es nicht; aber wer? ein Häſcher muß es ſein. — Jetzt wird er gelenkig, er läuft den Hügel hinunter, eine Jagd hebt an — und am nächſten Morgen ging das Gerücht mit zwei Selbſtmorden in die Stadt: einen Leichnam hatten die Bahnwärter gefunden, den andern die Fiſcher im Fluß.

Den Himmel will der kühne Ritter ſehn,
Und an der Erde ſcheint ihm nichts zu liegen.
Er theilt die Luft, die immer tiefer weicht,
Bis er des Berges höchſtes Joch erreicht.

49.

Demanten ſcheinen, Perlen, Gold, Topaſe,
Und was von Edelſteinen farbig ſtrahlt,
Die Blumen, die in reichem Uebermaße
Die Luft auf dieſen ſchönen Au'n gemalt.
Erſtorben iſt vor dieſem üpp'gen Graſe
Das Grün, mit welchem der Smaragdſtein prahlt.
Nicht minder iſt der Bäume Laub zu preiſen,
Die neben Blüthen immer Früchte weiſen.

50.

Da ſingen holde Vögel in den Zweigen,
Die blauen, grünen, rothen, ſüß und lind;
Da murmeln Bächlein, tiefe Seen ſchweigen,
Die klarer als Kryſtall und Silber ſind;
Und ohne je zu fallen noch zu ſteigen
Gleichmäßig immer weht ein ſanfter Wind,
Die ſtillen Lüfte weit umher bewegend,
Und ſchützt vor Gluth die ſonnenwarme Gegend.

51.

Die Düfte, die der Wunderflur entſtammen,
Miſcht er, wie Blüthe, Frucht und Grün ſie leiht,
Zu einem ſolchen Wohlgeruch zuſammen,
Daß er das Herz ernährt mit Süßigkeit.
Und brennend gleichwie in lebend'gen Flammen,
Steigt ein Palaſt aus dieſer Ebne weit,
Von ſolchem Schimmer, ſolchem Glanz entzündet,
Daß jeder Erdenſchein davor verſchwindet.

# Eine Hochzeitnacht.

Von Leo Goldammer.

Es war 18** und December und 24 Grad Kälte, Mondſchein und Hochzeit, und zwar im Dorfe Ober-Eyſeln, da oben in Lithauen, hart an der ruſſiſchen Grenze. Chriſtoph Lagies hatte ſeine Urte Bernotike im Arm und auf der Bruſt hatte er ein Ehrenzeichen. Das Eine ließ ihn als den glücklichen Ehemann, das Andere als einen braven Streiter für ſein Vaterland erkennen.

Chriſtoph ſaß mit ſeiner Urte im Brautwinkel, das iſt der Platz in der Ecke des Zimmers, der dem gewaltigen Ofen ſchräg gegenüber beim Neubau eines Hauſes in dortiger Gegend expreß dazu angelegt wird. Er verlangt ſeine gehörige Breite zwiſchen den Fenſtern der Wände, damit man ihn ordentlich ausſchmücken könne. Unter grünen Tannenzweigen, mit Goldflitter und bunten Bändern verziert, ſaßen die Brautleute gleich den Lämmlein im Moos einer Weihnachtpyramide. Der Jubel ringsumher war nicht klein, denn der Chriſtoph hatte für todt gegolten, geblieben auf dem Felde der Ehre. Als aber die Lithauer wieder heimmarſchirt waren, da war auch der Chriſtoph mit ihnen zurückgekommen, Allen zur Freude, zumeiſt aber ſeiner Liebſten, ſeinem Vater und ſeiner Mutter.

Einem nur war es zu Muthe dabei geweſen, als ſollte ihm das keine Freude ſein, und das war ſein leiblicher Bruder. Dieſer ſaß neben ſeinem Vater und machte ein gar trübſelig Geſicht, das um ſo trübſeliger ausſah, als er es unter verſtellter Luſtigkeit zu verſtecken ſuchte, was ihm nicht gelang. Der alte Lagies hatte es ſchon lange bemerkt. Er benutzte daher die Gelegenheit, als ſein Sohn aufſtand, um hinauszugehen in die friſche Luft, ein Wort im Vertrauen mit ihm zu reden. Michael, ſagte er zu ihm, dein Bruder hat Hochzeit, und dein Bruder iſt deines Vaters Sohn. Kannſt du um ſeinetwillen nicht fröhlich ſein, ſei es um meinetwillen und verdirb uns den Tag nicht. Dein Bruder hatte das Herz deiner Braut, und wollte ſie dir gleich ihre Hand nicht verſagen, ihr Herz flog dem Wiederkehrenden entgegen, und Das muß gelten. Ich will nicht hoffen, du hegſt jetzt den Wunſch: wäre mein Bruder doch geblieben im Feld! — wie das Gerücht uns einſt fürchten gemacht.

Nein, gewiß nicht! Nein, Vater! Nein — aber —

Was aber? — Ich will wiſſen, was dies Aber ſoll.

Vater, der Gedanke, daß, wenn das nun wahr geweſen wäre — Es kommt einem doch ſo in den Kopf — und ich wäre dann glücklich geweſen — —

Was ſollte wahr geweſen ſein?

Ich denke den Gedanken nicht gern, ich ärgere mich ſehr über ihn, ich ſage mir ſelbſt, wie abſcheulich er iſt

— aber ich kann nicht dafür, er kommt mir immer und immer wieder in den Sinn — —

Daß dein Bruder geblieben ſein möchte?

Gott ſieht's, ich gebe mir Mühe, gar nichts mehr zu denken! — Ach, wäre dieſe Hochzeit nur erſt vorüber!

Junge, das iſt ein Brandmal auf deiner Seele! Biſt du nicht mit in der Kirche geweſen, haſt du nicht mitgeſungen, mitgebetet für deinen Bruder, und haben des Paſtors Worte keinen Eindruck auf dich gemacht?

Ja, Vater, ich habe mitgeſungen, mitgebetet — aber in meinem Herzen ſaßen tauſend Teufel, ich weiß nicht, daß ich geſungen und gebetet in der Kirche. Doch laßt mich nur, ich geb' Euch mein Wort: die Urte will ich vergeſſen und den Chriſtoph dazu — Wären dieſe Tage nur erſt vorüber!

Der Vater ſah ſeinem Sohne mit ernſter, aber freundlicher Miene ins Geſicht, klopfte ihm auf die Schulter, ſprach gute Worte und ging wieder ins Haus. Drinnen war indeſſen abgeſpeiſ't. Die Alten wiſchten ſich den Mund, den Jungen brannte es unter den Fußſohlen, den Boden zu ſtampfen. Die Muſikanten machten auch eine Pauſe, um ſich für die Arbeit beim Tanze zu ſtärken an den ihnen vorgeſetzten Leckerbiſſen. Friſch langten ſie zu nach dem eigengeſchlachteten Schinken mit handhohem Fett, nach dem Schweins- und Gänſebraten, nach der vortrefflichen Bratwurſt und füllten ſich dazu aus dem blumenumkränzten Brangwine-Napf einen Löffel nach dem andern, daß ihnen die Schnurrbärte zuſammenklebten wie Zöpfe. Brangwine iſt nämlich das aus Kornbranntwein, Honig, Roſinen und Korinthen bereitete Lieblingsgetränk der Lithauer und hält ihnen Leib und Seele zuſammen. Endlich hatten die Alten ihre Sitze bei Tiſche verlaſſen, und die Platzmeiſter fingen an auszuräumen für den Tanz. Da entwand ſich auch Chriſtoph den Armen ſeiner Braut, gab ihr einen derben Schmatz und ſagte: Nun plaudere, Herzliebſte, mit den Muhmen und Baſen. Bis zum Tanz hoffe ich wieder zurück zu ſein. Ich habe etwas vor, das uns Glück bringen ſoll. Damit gab er ihr noch einen Kuß und überließ ſie dem Geſpräch mit den Verwandten. Er war mit einem Satze aus der Stube heraus und über die ſchneebedeckte, im Mondlichte flimmernde Straße hinweg in das Haus ſeiner Eltern hinein. Dort angelangt, zog er in aller Eile ein Paar Hoſen von Schaffell, eine lange Weſte aus eben ſolchem Stoff, eine eben ſolche Jacke und noch einen Pelz von demſelben Thiere über ſeine Staatskleidung, ſo daß ihm das Pelzwerk auf den Beinen einfach, auf den Armen zweifach, auf der Bruſt ſogar dreifach zu liegen kam. Gut gegen den Froſt, wenn man im Schnee liegen muß, ſagte er dabei, ſetzte ſich eine Mütze von Fuchsfell auf den Kopf und nahm ſeine Büchſe von der Wand. Einen Fuchs am Hochzeittage geſchoſſen, ſo hörte ich in Flandern, das bringt Glück, ſagte er für ſich; ich muß doch zuſehen, daß ich's erjage! Damit hatte er den Ladeſtock in die Büchſe geſtoßen, um zu prüfen, ob ſie geladen, und als er ſich davon überzeugt hatte, griff er nach dem Pulverhorn und dem Kugelbeutel, ſteckte Beides zu ſich und war mit wenigen Sätzen zur Hinterthür hinaus und durch den Garten an den Riemen, deſſen breite Eisdecke er haſtig überſchritt, um ſich in der Nähe des Ufers in eine zu ſeinem Zwecke ſchon am Tage von ihm erbaute, ſehr niedrige, ſchneeüberworfene Hütte flach auf den Boden zu legen. Die Muſikanten ließen eben wieder eine ihrer luſtigſten Weiſen erſchallen, und den Jubel der Gäſte hörte er dazwiſchen aus dem Dorfe herüber, als er ſich kaum in eine für den Anſchlag geeignete Lage gebracht und nun ſein Auge über die weite, freie Ebene ſchweifen ließ, wo er den Köder gelegt wußte. Bald ſah Chriſtoph Etwas, das Dem ähnlich ſah, was er ſuchte. Mit einem raſchen Griff prüfte er das Schloß ſeiner Büchſe, und als er Alles in Ordnung fand, richtete er den Blick wieder in die Ferne und ſprach vor ſich hin: Bewegung iſt in dem Dinge; die Art der Bewegung läßt mich aber nicht ſchließen auf einen Fuchs — müßten ſich ihrer auch an andern Orten noch zeigen — läßt ſich aber Nichts weiter erblicken auf dem Schneefelde vor mir. Es muß ein Feind der Füchſe ſein, was da kommt. Mir ſchon recht, ich bin ihr Freund auch nicht, werden aber trotzdem keine Kameradſchaft machen mit einander.

Wieder ſah er hinaus auf das dunkle ſich nähernde Etwas.

Der Brangwine und die Hochzeit — es flimmert mir vor den Augen wie all nichts Gutes. — Was fällt mir ein! Das wird auch der Grund ſein, warum es die Leute in Flandern für ein ſo großes Glück erklären, einem Fuchs am Hochzeitstage Eins auf den Pelz zu brennen! Ich will's aber doch fertig kriegen! Wenn nur das Ding da — kein Wolf iſt? Und das Ding iſt wahrhaftig zu groß für einen Fuchs. — Ein Wolf aber — Na warte nur Burſche, ich will mir den Rehpoſten abziehen und eine Kugel aufſetzen. Mein Auge iſt ſicher, meine Hand iſt feſt: einem Wolf auch will ich's leid machen, mir die Füchſe zu verjagen. Aber verteufelt lang ſcheint mir der Kerl zu ſein. Ei nun, wir haben ihrer, die ſich ſehen laſſen können; ausgewachſene Burſche — aber wahrhaftig, Chriſtoph, das müſſen wohl zwei ſein! Zwei Wölfe, zwei Wölfe, und, wenn ich den einen auch wirklich nicht fehle, ſo kommt mir der andere auf den Hals. Ausreißen und die Jagd im Stiche laſſen, das ginge wohl noch — dann müßt' ich mich bei Zeiten auf die Strümpfe machen. Wäre aber das ganze Rudel nicht weit? Ja, dann würde ich ſo wie ſo an mein Teſtament zu denken haben! Ein Rudel aber kann's nicht ſein, mein Auge müßte etwas davon entdecken, und was ich nicht in der Blickweite habe, kam mich auch über den Riemen nicht einholen. Alſo geblieben und den Einen ſicher aufs Korn genommen, mit dem Andern dann wirſt du ſchon fertig werden, reißt er nicht ſelber gar aus vor dem Feuer, wie das gar häufig der Fall iſt. Käme er mir aber doch noch zu Leibe, ſo ein Wolf hat ein ſteifes Genick, der kann nicht wenden; mit einigen Kreuz- und

Querſprüngen, und noch dazu auf dem Eiſe, will ich ihm's Leben ſchon ſauer machen.

Alles Dies ungefähr dachte der Mann ſchneller als es ſich ſagen läßt. Mit feſtem Blicke und das Gewehr im Arme blieb Chriſtoph auf dem Boden ſeiner Laubhütte und rührte kein Glied.

Die beiden wandelnden Geſchöpfe — zwei waren es wirklich — waren indeſſen ſo nahe gekommen, daß man ihren Gang deutlich unterſcheiden konnte. Sie waren groß wie die Wölfe, auch ſo ſtark wie die Wölfe, hatten aber nicht ihren Gang. Als der Mann dieſe Entdeckung gemacht hatte, lief es ihm heiß über den Körper und aus den Augen hüpften ihm Funken, aber er drückte ſeinen Ellnbogen in den Schnee, wartete in athemloſer Spannung noch ein leiſes Zittern lang, brachte dann die Büchſe an die Schulter, zielte und ſchoß los. Eins der Thiere hob ſich in die Höhe, taumelte, ſtieß ein kurzes Gebrüll aus und ſtürzte zu Boden.

Der frißt mich nicht! rief Chriſtoph und lachte hell auf, aber nur einen Augenblick, dann ſtockte ſein Athem vor dem Wuthgeheul, welches das andere Thier ausſtieß und das wie ein kurzer Donner daher ſcholl. Faſt zu gleicher Zeit aber ſetzte es ſich auch in Trab und bewegte ſeine je näher immer rieſiger werdenden Glieder mit der Schnelligkeit eines Pferdes auf den Schützen zu. Dieſer verlor keine Zeit, ſprang auf vom Boden und erwartete ſeinen Feind mit erhobenem Kolben. Eine Manneslänge von ihm ſtand das Thier ſtill. Seine Zunge hing

52.

Der Herzog läßt, indem er ſo im Reiten
Das ſchöne Land bewundert, zum Palaſt
Sein Roß ganz langſam und gemächlich ſchreiten,
Der mehr als dreißig Meilen rings umfaßt.
Schnöd nennt er gegen dieſe Herrlichkeiten,
Gemein, ja, Gott und der Natur verhaßt
Die peſtdurchhauchte Welt, die wir bewohnen:
So heiter, klar und hold ſind dieſe Zonen.

53.

Wie er ſich naht dem wunderbaren Scheine,
So hält er an, vor Staunen faſt erbleicht:
Die Mauer iſt aus Einem Edelſteine,
Dem der Karfunkel ſelbſt an Glanze weicht.
O Wunderwerk voll Klarheit und voll Reine!
Baumeiſter, dem auf Erden keiner gleicht!
Es ſchweige Jeder, welcher mit den ſieben
Weltwundern ſolchen Götzendienſt getrieben!

54.

Im lichten Vorhof dieſer ſel'gen Hallen
Naht ſich dem Herzog ein betagter Greis;
Zinnoberroth läßt er den Mantel wallen,
Und das Gewand wie keine Milch ſo weiß;
Weiß ſind die Locken, die herniederfallen,
Weiß deckt der Bart die Bruſt, und von dem Kreis
Der Auserwählten, die dem Höchſten dienen,
Schien er, ſo würdig waren ſeine Mienen.

55.

Er ſpricht zum Paladin mit heitrem Mund,
Der ehrerbietig von dem Roß geſtiegen:
Der du, nach Gottes Rath, vom Erdengrund
Zum ird'ſchen Paradieſe durfteſt fliegen,

dampfend aus dem Rachen, die Augen glühten wie Kohlen. Einen Augenblick, dann erhob ſich's, und jetzt ſchmetterte Chriſtoph den Büchſenkolben auf ſeinen Schädel, daß er zerſplittert vom Laufe flog. Das Thier ſtieß ein zorniges Brummen aus, ließ ſich den Schlag aber nicht rühren, ſondern erhob ſich vollends auf die Hinterbeine. Chriſtoph, als er die Nutzloſigkeit ſeines Schlags erkannt hatte, warf ſeine Waffe in den Schnee und war mit Einem Sprunge an ſeinem Feind, legte ſeine Hände wie ein Paar Daumenſchrauben um deſſen Hals und hielt ihn ſo Armesweit von ſich ab.

Feſthalten oder erwürgen, was war ſeine Abſicht bei dieſer Handlung? Er that, was ihm der Augenblick eingab.

Voll Grimmes erhob der Gegner ſeine Tatzen, ſchlug ſie dem Mann auf die Schultern, daß die Krallen ſich eingruben durch den doppelten Schafpelz bis auf das Fleiſch. Ein unwillkürlicher Angſtſchrei entfuhr Chriſtoph's Lippen; feſter aber ſchnürten ſich ſeine Hände um das Thier, das ſich in kurzen, heftigen Drehungen dieſer Unbequemlichkeit zu entwinden ſuchte; weiter ſchien es ihm nichts zu ſein, da die Hände nicht hinreichten, den Hals ganz zu umſpannen. Feſt hielt Chriſtoph mit der Kraft der Verzweiflung; das Thier leckte mit der Zunge nach dem Arm ſeines Feindes und drückte den Kopf ſeitwärts herunter. Ein Biß, und er wäre zermalmt geweſen. Mit gewaltiger Anſtrengung preßte Chriſtoph des Thieres Kopf wieder in die Höhe. Das aber hatte nur die Wirkung, daß nun deſſen Tatzen ſeine Schultern wie mit Hämmern bearbeiteten. So ſtramm der Mann auf ſeinen Beinen ſtand, bei jedem Schlage fühlte er ſich wie in die Erde eingerammt. Die Krallen des Thieres riſſen den Schafpelz in Fetzen, endlich mußten ſie das Fleiſch treffen. Jedem Schlag folgt ein kurzer Ruck, den Schützen in des Thieres Umſchlingung zu bringen, jedem Ruck mußten ſich die Sehnen ſeiner Arme blitzſchnell entgegenſteifen — und dazu die rollenden, glühenden Augen im dunkeln Geſichte des Thieres, ſein heißer Athem und der weiße Tod auf den zolllangen Zähnen; er ſchien unſerm Chriſtoph zu tanzen von einer Reihe des Gebiſſes zur andern, und grinſ'te ihn an, und es wurden ihrer bald mehr, immer mehr, und wirbelten ſich zuletzt ein ganzes Schock vor ſeinen Augen, daß ihm der Angſtſchweiß von der Stirn lief und die Sinne vergingen. Da war's ihm noch, als fahre ein Feuerſtrom ſeinen Augen vorüber, als erfülle ein Donner ſein Ohr — ſeine Arme erſchlafften — ſeine Kniee brachen zuſammen, er lag ohne Leben am Boden.

Im Brautvaterhauſe lockten die Muſikanten indeß unverdroſſen zum Tanz und vergeblich. Die Braut ſchaute nach ihrem Bräutigam aus und ebenſo vergeblich. Ihr wurde gar bänglich ums Herz; zuletzt fragte ſie ihren Schwieger nach ſeinem Sohne.

Der hatte ſich eben zu den Karten geſetzt und machte den Trumpf; es war Treffbube. Das fuhr dem alten Manne gar ſonderbar in die Krone. Treffbube iſt Trumpf!

rief er laut, und zu Urten gewendet, fragte er flüſternd, als hätte er ihre Frage nicht verſtanden: Der Chriſtoph iſt fort?

Ja, Vater! Er wollte bald zurück ſein; er wollte etwas thun, das uns Glück bringen ſolle; das ſagte er zum Abſchied — aber er kommt nicht zurück!

Ich paſſe! rief der alte Lagies zu ſeinen Gevattern, legte die Karten auf den Tiſch und ſtand auf.

Urte, meine Tochter, wo iſt der Michael?

Der iſt auch fort, Vater, der iſt auch nicht zu ſehen!

Der alte Mann preßte die Hand an die Stirn, und ein tiefes Stöhnen entfuhr ſeiner Bruſt. Es kam ihm an wie ein Schwindel, er mußte ſich gegen die Thürpfoſte lehnen. Urte legte ihren Arm um ſeinen Nacken und rief ängſtlich: Was iſt Euch? Was iſt Euch? Ihr macht mir Bange!

Dieſe Ausrufe und das Benehmen des Alten brachten die ganze Geſellſchaft in Aufruhr. Viele hatten ihn taumeln geſehen, Alle ſahen ihn jetzt ein Bild des Schreckens und Jammers in den Mienen und bedrängten ihn mit Fragen. Der aber hörte und ſah nicht, ſeine Augen waren an den Boden geheftet. Endlich richtete er den Kopf in die Höhe, preßte ſein Weib in ſeine Arme und rief in einem Tone, der nicht ganz mit dem Sinn ſeiner Worte im Einklang ſtand: Es iſt nicht möglich, Mutter, es nicht möglich! Du haſt ſie mir Beide geboren, du haſt ſie — nein, es nicht möglich, daß Einer dem Andern einen Schaden thun könne!

Zu dem Paſtor gewendet, der ſich ſchon angeſchickt hatte, nach Hauſe zu gehen, und nur noch wartete, um dem Bräutigam eine gute Nacht zu bieten, ſagte er mit mehr Hoffnung im Ton: Ihr habt ſie mir unterrichtet, in der Furcht Gottes zu wandeln; es kann Keiner einen ſchlechten Gedanken bekommen haben! Dabei nahm er ihn bei Seite und theilte ihm kurz ſeine Befürchtungen und wieder ſeine Zweifel dagegen mit.

Der Paſtor war kein Mann von vielen Worten. Er hatte kaum zu Ende gehört, ſo rief er auch ſchon die ganze Geſellſchaft auf, den Vermißten zu ſuchen; danach erſt nahm er den Vater unter dem Arm, ihn zu tröſten, ſeinen Glauben wieder aufzurichten. In wenig Minuten war Alles mit Lichtern und Fackeln und brennenden Kienſpähnen auf dem Wege. Da jedoch Niemand wußte, wohin er ſich zu wenden habe, ſo blieben die Meiſten in einem langen Zuge zuſammen, welcher dem Paſtor, der Braut und den Eltern des Brautpaars gefolgt war. Der Geiſtliche aber lenkte ſeinen Schritt, wie geleitet durch Inſtinct und aus langjähriger Gewohnheit, nach der Kirche. Vor dem Gotteshauſe, das in ſeinem Schneekleide, vom Monde beſchienen, mit den Gräbern und Kreuzen umher, den armen Menſchen vor ſeiner Pforte zu rufen ſchien: Ich berge euch die Leuchte des Lebens! hielt er ſtill und ſchien zu überlegen, ob er vorbeigehen ſollte oder nicht.

In dieſem Augenblicke der Unſchlüſſigkeit gewahrte Urte einen Menſchen aus dem Schatten der Straße, welche nach dem Riemen hinführt, heraustreten. Er trug Etwas, einen Andern. Das Herz ſagte ihr: ſie ſind es, die wir ſuchen, und eilte ihnen entgegen. Ein lauter Ausruf des Schreckens beſtätigte ihre Vermuthung Allen, die ſie davoneilen geſehen.

Es waren zwei Menſchen, Chriſtoph und Michael. Dieſer trug abwechſelnd Jenen, bald unterſtützte er ihn im Gehen.

Was iſt? rief der alte Lagies, ſeine Stimme bebte, und ſeine Arme ſtreckten ſich aus gegen ſeine Kinder.

Es folgte ein kurzer Augenblick der Wonne und des Entzückens — denn Chriſtoph erholte ſich zuſehends —; dann berichtete Michael den Kampf ſeines Bruders mit einem Ungethüm. Zum Vater und zum Bruder ſprach er:

Du weißt, Bruder, ich machte mir Hoffnung auf dein Weib — man hatte dich todt geſagt — und die Urte hat mich wie behext! Der Vater hatte nichts dagegen, für den Fall nämlich, du wärſt in Wahrheit geblieben — — Das Alles ließ mich die Urte ſchon als die Meine betrachten, und ich empfand es kaum, daß ich danach einen Bruder verloren haben müßte — Es iſt ſo, wie ich ſage! Du mußt dich erinnern, daß ich mehr erſchreckt als erfreut war bei deiner Heimkehr — — Doch ſtill davon! Ich ſtand heute vor der Thür, und Vater hatte mich eben getrumpft, als du das Haus deines Schwieger verließeſt. Du warſt an mir vorbei, und es war mir wohl ſo und war mir auch wieder nicht ſo, als wärſt du's geweſen; es war zu geſchwind gegangen. Ich achtete aber nicht drauf, mir war der Kopf voll ohne dies. Erſt als ich in die Stube eingetreten und du vermißt wurdeſt, da wußte ich's gewiß. Kein Menſch aber dachte dich zu ſuchen, ich dacht's ſelbſt nicht, nur ſehen wollt' ich, wo du geblieben ſeieſt, und das auch nur aus Langeweile oder um mich zu zerſtreuen. Ich hatte keinen Gefallen an all der Luſt. So kam ich nach unſerm Hauſe, und der Mond ſchien hell gegen die Wand, wo die Büchſe hängt. Ich hatte ſie wahrhaftig nicht geſucht, aber ich vermißte ſie auf dem Fleck. Der Tauſend, wo iſt die Büchſe geblieben? Das fuhr mir durch den Kopf. Damit ſah ich hinaus auf den Hof. Mein Auge hat ein gutes Gedächtniß, ſo erkannt' ich eine ganz friſche Spur in dem Schnee, die ich am Tage nicht geſehen hatte. Ich weiß nicht, warum ich's that, aber ich folgte der Spur durch den Garten. Ich dachte an einen Dieb mit der Büchſe, ich dacht' auch an dich, aber ich konnt's nicht zuſammenreimen, mit dem Diebe ſo wenig als mit dir. Daß ein Dieb nur die Büchſe genommen haben ſollte, wo doch noch Beſſeres zu finden geweſen, oder daß du gar auf Wilddieberei aus ſeieſt, an deinem Hochzeittage — mir waren's böhmiſche Dörfer. In dieſen Gedanken aber war ich bis an den Riemen gekommen, da hört' ich einen Schuß fallen von jenſeit. Das fuhr mir in die Glieder und machte mich ſpringen und brachte mich über das Eis, ich weiß nicht wie. Ach, Bruder, ich hatte mich kaum auf das ſteile Ufer hinaufgearbeitet — —! Wie ein Pfahl ſtand ich im erſten Schreck!

Dich ſah ich von dem Bären umſchlungen! Nicht wie ein Pfahl: all meine Nerven zuckten, dir beizuſpringen. Da aber mit einem mal — — mir war's, als flüſtere mir Jemand ins Ohr — es ging mir wie ein Froſt ins Herz, und zu meiner Linken ſah ich eine Erſcheinung, die grinſ'te mich an mit geſchlitzten Augen, gekniffenen Lippen, verzogener Naſe — Verhalte dich ruhig, rief die Geſtalt mir zu, und du wirſt Mann einer Wittwe, die du friſch weg für eine Jungfrau darfſt nehmen! — Deine Urte ſtand neben dem böſen Geiſt, urplötzlich wie ein Bild aus der Zauberlaterne, und wie ſchön und ſchmuck! Aber ein Schatten, eine Wolke lag über ihrem Geſicht, und ich hatte nicht den Muth, ihr ins Auge zu ſehen. Da hört' ich dein Wimmern von Neuem, da ſah ich, wie die Tatzen des Bären deine Schultern ſchlugen, ich ſah ihn den Pelz dir vom Leibe reißen. Mörder deines Bruders! rief mir's von rechts her ins Ohr, und dieſe Stimme klang warnend und mild, dieſe Stimme traf mein Herz, und mein Auge ging an den Boden. Mir vor den Füßen lag deine zerſchlagene Büchſe, ein Griff, in meiner Hand war ſie und das Schloß noch am Schafte. An deiner Seite ſah ich das Pulverhorn hängen, ich riß dir's vom Leibe, du wirſt's nicht gemerkt haben in deiner Angſt. Meine Hände flogen, da ich das Pulver in den Lauf ſchüttete; ich hatte die Kraft kaum, die Pfanne zu unterſuchen und den Deckel wieder daraufzuſchlagen — da noch einmal trat mich der Teufel an, hieß mich einen Narren und verſuchte es mit dem

Spott. Gott aber machte mir klaren Blick. Deinen Bruder, deinen Bruder gewinne dir wieder! ſo rief's mir ins Herz; damit hielt ich dem Bären den Lauf in den Rachen, drückte los über deiner Schulter, und mit zerſprengtem Schädel ſank das Unthier zu Boden. Mit ſeinem Leben war auch der böſe Geiſt von mir gewichen — Gott Lob und Dank, daß ich dich rettete, wo ich dich verderben laſſen konnte! Mit deinem Leben gönne ich dir jetzt auch den Beſitz deiner Liebe!

Michael ſchloß ſeinen Bruder ans Herz. So lagen beide Brüder in einer langen Umarmung. Der Vater ſegnete ſie.

Der Paſtor hatte indeſſen die Kirche öffnen laſſen und ſich in die Pforte derſelben geſtellt. Es war Allen eine Mahnung, einzutreten in das Heiligthum. In wenigen Augenblicken war der Kronleuchter angezündet, brannten die Kerzen vorm Altar, und ein „Herr Gott, dich loben wir!“ tönte aus der feierlichen, ſtillen Nacht gen Himmel.

# Das letzte Recht.

Von Wilhelm Raabe.
(Jakob Corvinus.)

Ferne Stimmen. Erzählungen von Wilhelm Raabe.
Berlin, 1865. Druck und Verlag von Otto Janke.

Obgleich dir nicht der Zweck der Reiſe kund
Und deiner Sehnſucht Ziel noch iſt verſchwiegen,
Doch glaube mir, du wardſt von Mitternacht
Nicht ohn' ein tief Geheimniß hergebracht.

56.

Zu wiſſen, wie dem Kaiſer beizuſtehen
Und wie die Kirche zu erretten wär',
Kamſt du, um hier zu Rath mit mir zu gehen,
Auf dieſem langen Wege rathlos her.
Doch brüſte dich, o Sohn, daß dieß geſchehen,
Mit deinem Witz und Muth nicht allzuſehr:
Nicht deinem Horn, noch deinem Flügelroſſe
Verdankteſt du's, war Gott nicht dein Genoſſe.

57.

Wir können das mit Muße noch beſprechen,
Und Alles, was du thun ſollſt, ſag' ich dir;
Dich aber muß das lange Faſten ſchwächen,
Drum komm erſt und erfriſche dich bei mir. —
Fortredend, ohne ſich zu unterbrechen,
Setzt er den Herzog in Erſtaunen ſchier,
Als er ihm ſagt, er ſei's, der ſeinen Lieben
Das Evangelium des Herrn geſchrieben;

58.

Der Liebling, ſelig bei lebend'gem Leibe,
Von welchem dieſe Rede ſich entſpann,
Daß ihn der Tod nicht aus dem Licht vertreibe,
Seitdem der Heiland, deutend auf Johann,
Zu Petrus ſprach: So ich will, daß er bleibe,
Bis daß ich komme, wie, was geht's dich an?
Zwar ſagt' er nicht, daß er nicht ſterben ſollte,
Doch ſieht man wohl, daß er dieß ſagen wollte.

Wilhelm Raabe wurde am 8. Sept. 1831 zu Eſchershauſen im Herzogthum Braunſchweig geboren, beſuchte die Schule zu Stadtoldendorf, Holzminden, und Wolfenbüttel und trat bei einem Buchhändler in Magdeburg in die Lehre. Aber unbefriedigt von dieſem Beruf, entſchloß er ſich im Jahre 1854 nach Berlin zu gehen und an der Univerſität noch ein volles Triennium ſeiner Bildung zu widmen. Hier begann er im Winter 1854 „Die Chronik der Sperlingsgaſſe“ zu ſchreiben, die dann erſt 1857 erſchien, aber mit Einem Schlage allem Zweifel über den Beruf ihres Verfaſſers ein Ende machte. Nach ſeiner Verheirathung im Jahre 1862 überſiedelte Raabe nach Stuttgart, welches er 1870 verließ, um in Braunſchweig ſeinen Wohnſitz zu nehmen.

Auf jenes Erſtlingswerk des dreiundzwanzigjährigen Studenten iſt eine große Reihe von Novellen und Romanen gefolgt. (Ein Frühling — zweite umgearbeitete Ausgabe 1872; — Die Kinder von Finkenrode, 1859; — Der heilige Born. Blätter aus dem Bilderbuch des 16. Jahrhunderts. 2 Bände. 1861; — Nach dem großen Kriege. Eine Geſchichte in zwölf Briefen. 1861; — Unſeres Herrgotts Canzlei. 2 Bände. 1862; — Die Leute aus dem Walde. Roman. 3 Bände. 1863; — Der Hungerpaſtor. 3 Bände. 1864; — Drei Federn. 1865; — Abu Telfan, oder die Heimkehr vom Mondgebirge. 3 Bände. 1868; — Der Schüdderump. 3 Bände. 1870; — Der Dräumling. 1872; — Chriſtoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeſchichte. 2 Bände. 1873; — Meiſter Autor, oder die Geſchichte vom verſunkenen Garten. 1874. — Ferner die Sammlungen von Erzählungen, Skizzen u. ſ. w.: Halb Mähr, halb mehr, 1859; — Verworrenes Leben. 1862; — Ferne Stimmen. 1865; — Der Regenbogen. 1869; — Deutſcher Mondſchein. 1873.)

Der liebenswürdige Humoriſt, dem die kleine Welt der „Sperlingsgaſſe,“ bald zu enge wurde, hat ſeitdem in mancherlei Orten und Zeiten ſich heimiſch gemacht und in ſeinen Romanen eine Fülle höchſt lebendiger Culturbilder, meiſt aus dem Jahrhundert des großen Krieges, aufgerollt, die bei Weitem noch nicht nach ihrem vollen Werthe anerkannt ſind. Denn freilich fehlen ihnen die künſtlichen, auf die Maſſe berechneten Effecte, die ſentimentalen oder tendenziöſen Schlaglichter und die großen Namen der landläufigen geſchichtsfälſchenden „hiſtoriſchen Romane“, während die feinen Züge des Humors, die Wilhelm Raabe’s Figuren umſpielen, die barocken und phantaſtiſchen Arabesken, die ſich um die Handlung ranken, nicht in die Ferne zu wirken pflegen. Um den letzten, durchſchlagenden Wurf zu thun, ohne ſich ſelbſt untreu zu werden, wäre dem Dichter nur ein Stoff zu wünſchen, der ihn nöthigte, nicht nur charakteriſtiſche Genrebilder und bedeutſame Portraits hinzuſtellen, ſondern an einigen typiſchen Geſtalten ſeinen Humor zur vollen Höhe ſich auswachſen zu laſſen. Seinen Siebenkäs, ſeinen Münchhauſen iſt er uns noch ſchuldig: ein Werk, mit andern Worten, das ſich mit unverwiſchbaren Zügen dem Gemüth und der Phantaſie ſeines Volkes einprägte und von dem Namen des Dichters hinfort unzertrennlich wäre.

## I.

Als das heilige römiſche Reich noch aufrecht ſtand, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, waren, wie der geſchichtskundige großgünſtige Leſer weiß, im Südweſten des armen, blutenden, knochenkranken Deutſchlands die freien Städte ſo häufig wie die Pilze, und die unmittelbare Reichsritterſchaft war noch häufiger. Mit letzterer beſchäftigen wir uns vielleicht ſpäter einmal, wenn uns Gott das Leben ſchenkt; heute wollen wir eine Geſchichte erzählen, welche in einer jener Städte vorging, die der arggerupfte kaiſerliche Adler mit ſeinen kraftloſen Flügeln überſchattete, in einem winzigen, lieblich gelegenen Ding mit uralten mooſigen Mauern, Thürmen und Thoren, zwei alten Kirchen, wenig Nahrung und Verkehr, aber viel ſchwarzbemäntelten, gravitätiſchen, perrückentragenden Rathsherren und Patriziern und einem Bürgermeiſter, der an gravitas natürlich Geſchlechter und Plebejer weit und hoch übertraf.

Rothenburg im Thal wollen wir das Städtlein nennen, obgleich es nicht ſo hieß; Hinderniſſe, die wir nicht

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Kurz, H.

3-598-51566-9
FNr. 21116 / 038

aus dem Wege räumen können, verſperren uns den Pfad zu dem wahren Namen desſelben. So mußten wir uns beſcheiden, nur leiſe den Schauplatz, auf welchem unſere Tragödie ſpielt, anzudeuten, ehe wir dramatis personae, die Figuren unſerer Geſchichte, einführen und agiren laſſen.

Klein iſt unſer Schauplatz im Vergleich zu dem des großen Trauerſpieles, welches zur ſelbigen Zeit die Weltgeſchichte aufführte. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg iſt im vollen Gange; zu Frankreich ſtehen Bayern und Köln; aber das Reich hält zu Oeſterreich, und am dreißigſten November Siebenzehnhundertzwei iſt auch zu Rothenburg im Thal unter Trommelſchlag der Krieg gegen Ludwig den Vierzehnten bekannt gemacht worden.

Nun ritt vor acht Tagen ein Bote in die Stadt, dem Rath den Sieg des Prinzen Eugenius und des Herzogs von Marlborough bei Höchſtedt und Blenheim zu notificiren. Unabſehbare Züge unglücklicher, verwundeter, halbverhungerter gefangener Franzoſen wurden durch die Stadt geſchleppt, und die gutmüthigen, barmherzigen Seelen, die deutſchen Reichsſtädter und Reichsſtädterinnen, hatten tauſendfach Gelegenheit, ihre mitleidigen Herzen zu zeigen. Durch die Stadt wurde auch der Marſchall Tallard in einer wohlverwahrten, von Dragonern und Musquetieren umringten Kutſche geführt, und Bürgermeiſter und Rath mochten mit Recht frohlocken, daß ſie nicht zu Bayern und Köln ſich geſchlagen hatten.

Wenn man die kleine Stadt ſo im Sonnenſchein des Auguſts 1704 in ihrem Thal am Ausgange der

Berge liegen ſah, halbverſteckt durch Weinranken und Obſtbäume, ſo hätte man es wirklich nicht für möglich halten ſollen, daß es ſo viel Unglück, Haß, Zwietracht und tollen, blindwüthigen Ehrgeiz und Geiz in der Welt geben konnte. Es war leider aber doch damit alſo beſtellt, und Eigennutz, Haß, Streit und Neid gab es nicht nur zwiſchen den grauſam hohen Potentaten, zwiſchen Kaiſer und Reich, der Königin von England, den hochmögenden Generalſtaaten und dem allerchriſtlichſten König: auch in den engen, morſchen Mauern der kleinen Reichsſtadt gingen dieſelben böſen Geiſter um und ſchufen Wirrſal und Trübſal.

Zwiſchen zwei Bergen, die ziemlich ſchroff gegen die Ebene hin abfielen, lag, wie geſagt, die kaiſerliche freie Reichsſtadt Rothenburg. Auf der äußerſten Bergſpitze zur Linken, auf der Römerſchanze ſtand ein alter Wartthurm, der „Lug ins Land“, höchſt wahrſcheinlich auf römiſchem Fundament; gegenüber auf dem Vorſprung des Herrenberges lag die Scharfrichterei, und zwiſchen dieſer und dem Wartthurm lief im Thal unten die Stadt gegen das Römerthor zu aus. Dicht neben dem Römerthor an einem kleinen freien Platz ſtand ein altes, dunkles, einſt jedenfalls ſehr ſtattliches Gebäude, welches ſich jetzt aber im höchſten Verfall befand. „Zur Silberburg“ wurde es genannt, und um die Silberburg, die Scharfrichterei und den Lug ins Land ſtreift auf Eulenflügeln unſere Geſchichte.

In der Silberburg wohnte im Jahre 1704 Chriſtian

Jacob Heyliger, einſtiger Zinsmeiſter der Stadt, mit ſeiner Tochter Laurentia nun ſchon lange Jahre in tiefſter Zurückgezogenheit. Auf dem Lug ins Land hauſ'te als Wächter Friedrich Martin Kindler, deſſen Sohn Georg, genannt der ſchwarze Jürg, vor einem Jahre mit wundem Arm und wunder Bruſt aus dem Franzoſenkriege heimgekehrt war. Auf der Scharfrichterei ſaß, ebenfalls ſeit einem Jahre, der neue Henker der Stadt, Wolf Scheffer.

Da in jener Zeit, welche einige Leute ihres Glaubens, ihrer deutſchen Biederkeit, Einfachheit, Treue und Gottesfurcht wegen willens ſind, für die „gute alte“ zu nehmen und ſie uns Kindern des Tages ſolchergeſtalt bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit vor die Naſe zu halten, das Amt eines Scharfrichters keine Sinecure war und da Uebung den Meiſter macht, ſo gab es damals die vortrefflichſten Meiſter in der ſchrecklichen Kunſt, die Mitbürger dieſer Welt auf die ſchmerzhafteſte Weiſe zum Geſtändniß oder zum Tode zu bringen, und vor Allem konnte die freie Stadt Rothenburg ſtolz ſein auf ihren Henker und war es auch. Wolf Scheffer war ein Schatz, ein Künſtler in ſeinem Fach. Stets wurden Galgen und Rad auf das Kunſtgerechteſte verſorgt, und wahrhaft meiſterlich die blinde Göttin Themis und ein hochweiſer Rath in dem Peinigkeller unter dem Rathhauſe unterſtützt. Wie aber die Stadt in den Beſitz dieſes Schatzes kam, wie der vorige Scharfrichter mit Tode abging und Wolf Scheffer ſein Nachfolger wurde, muß jetzt erzählt werden.

Vor ungefähr einem Jahre waren die Herren Scabini von Rothenburg in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt worden, dem eigenen Nachrichter wegen eines nicht von Amtswegen geſchehenen Todtſchlags im hochnothpeinlichen Blutgericht das Urtheil ſprechen zu müſſen, und nur ein Poſtreiter vom Kriegsſchauplatz her konnte die Stadt in eine ähnliche Aufregung bringen, wie dieſer unerhörte Fall. Man konnte doch unmöglich von dem armen Sünder verlangen, daß er ſich ſelbſt, eigenhändig, an den vorhandenen eben ſo ſchönen als dauerhaften Galgen hänge! In vollkommener Rathloſigkeit rathſchlagte man über dies Unicum; Briefe wurden an alle benachbarten Städte, welche ſich des Blutbannes rühmten, um freundnachbarliche Aushilfe geſchrieben; aber das Unheil und der Zufall wollten, daß dem Bitten des Rathes von Rothenburg aus dem einen oder andern Grunde nirgends Folge gegeben werden konnte. Da gab es viel Kopfſchütteln, und mehrere Tage hindurch war das Städtlein von dem aus den Perrücken aufſteigenden Puderſtaub in einen leichten Duftſchleier gehüllt. Da gab es viel Räſonniren und Schwadroniren zu Haus und in den Schenken, und zuletzt mußte ein hochedler Rath in den letztern ein Mandat anſchlagen laſſen, durch welches den witzigen Köpfen verboten wurde, die „Fatalität“ zum Thema ihrer Unterſuchungen zu machen.

Seinen Bürgern konnte der Rath nun wohl das Spotten und Lachen verbieten; was aber den armen Sünder ſelbſt betraf, ſo ging das doch nicht an. In ſeinem Gefängniß über dem Römerthor lachte und ſpottete der Meiſter Hämmerling nach Herzensluſt und brachte ſeine letzten Lebenstage ſo heiter und vergnügt als möglich zu. Die Durchpaſſirenden konnten bis tief in die Nacht hinein vernehmen, wie er Hohnlieder ſang auf eine gute Stadt und einen hochweiſen und hochverlegenen Rath. Kein Schöffe mochte zuletzt mehr durch das Römerthor gehen; denn jedesmal, wenn ſolches geſchah, zwängte ſich durch das Gitterfenſter des Kerkers ein wildes, grinſendes, rothhaariges Menſchenhaupt, und eine gefeſſelte Hand drehte dem Herrn eine höhniſche lange Naſe. Nicht zu ertragen war das Aergerniß, und das Schlimmſte war, daß zu allem Andern der Kerl auch ſehr ſchwer auf dem Stadtſeckel lag. Ein altes Geſetz verordnete, daß, wenn ein Urtheil Jemandem zuerkannt war, bis zur Ausführung des Richterſpruches dem Verurtheilten an Speiſe und Trank gegeben werden ſolle, was er verlange und zwar auf Stadtkoſten. Nun war der jetzige Delinquent in ſeiner unſchuldigen Jugend Küchenjunge bei einem dicken, nahrhaften holländiſchen Geſandten am Hofe zu Wien geweſen, wußte, was das Herz erfreute, und war gar nicht blöde, das Erfreuliche zu fordern. So herrſchte denn zu jeder Tageszeit ein ſehr leckerer Duft von Geſottenem, Geſchmortem und Gebratenem um das Römerthor. Selbſt die Mauergewächſe ſchienen in dieſer Atmoſphäre ein gedeihlicheres Anſehen zu gewinnen und friſcher zu grünen; der Stadtkoch aber kam nicht aus dem Schweiß, der Rathskellermeiſter nicht

59.

Hier ward er, und nicht einſam, aufgenommen,
Denn Enoch war, der Patriarch, ſchon da;
Elias, der Prophet, war hergekommen,
Der auch noch nicht den letzten Abend ſah.
Hier leben ſie, der Peſt der Welt entnommen,
Im Lenz und ewigem Hallelujah,
Bis die Poſaune kündet allem Volke,
Daß Chriſtus kehrt auf ſeiner weißen Wolke.

60.

Empfangen ward mit freundlichem Geſichte
Von dieſen Heiligen der Paladin,
Indeß dem Flügelroß ein voll Gerichte
Von ausgeſuchtem Hafer angediehn;
Der Herzog fand die Paradieſesfrüchte
Von ſolchem Wohlgeſchmacke, daß ihm's ſchien,
Es ſei das erſte Paar nicht unentſchuldigt,
Wenn's ungehorſam ſolchem Obſt gehuldigt.

61.

Als nun der Glückliche, nach ſolcher Reiſe,
Den ſchuld'gen Zoll entrichtet der Natur,
Mit ſanfter Ruhe nach der guten Speiſe,
Bequem verſehn, wie man's kann denken nur,
Und als Aurora von dem ſchwachen Greiſe,
Den ſie noch immer liebt, von hinnen fuhr,
Da trat, als eben unſer kühner Degen
Das Bett verließ, Johannes ihm entgegen.

62.

Der nahm ihn bei der Hand, und ſprach gar viel,
Was mir die Ehrfurcht zu verſchweigen räth.
Dann ſagt er: Sohn, du kommſt vom blut'gen Spiel
In Frankreich; doch du weißt wohl nicht wie's ſteht.

aus dem Trab, und der Stadtkämmerer hätte blutige Thränen weinen mögen.

So ſtanden die Sachen, und im Geheimen war man bereits halb einig im Rath, dem Kerl im Thurm ein Loch zu öffnen und ihn entwiſchen zu laſſen, um ſo endlich dem Elend und Aergerniß ein Ende zu machen. Da verlangte eines Abends, als der regierende Bürgermeiſter ſich eben zu einem Nachteſſen, welches lange nicht ſo gut war, als das des Gefangenen im Thurm, ſeufzend niederlaſſen wollte, ein Fremder, den ehrbaren Herrn zu ſprechen, und ward vorgelaſſen. Er erſchien als ein Mann von gar abſonderlichem Anſehen; hager, ſehnig, gelb, mit einem ſpaniſchen Bart und einem großen ſchwarzen Pflaſter über dem linken Auge. Nicht ſehr groß, war er doch mit ungemein langen Armen begabt, bewegte ſich gar nicht unzierlich, verbeugte ſich ſehr höflich, rückte mit ſeinem Anliegen ſo ſtrack hervor wie ein Reiterangriff und that an Seine Gnaden die Frage: hier in löblicher Stadt ſei man ja wohl, dem Gerede nach, eines Scharfrichters bedürftig? — Und ehe der Bürgermeiſter zur Antwort kam, fuhr der Fremdling fort:

Will ich mich in Beſcheidenheit hiermit präſentiret haben zu dieſem Amt und verhoff' mit Rath und Bürgerſchaft aufs Trefflichſte auszukommen und Jedermann im Nothfall aufs Beſte zu bedienen, kunſtgerecht, wie man's von einem wackern gelernten Meiſter verlangt.

Wäre dem regierenden Bürgermeiſter von Rothenburg ein Engel erſchienen, er hätte nicht einen größeren

Eindruck hervorgebracht. Wenig fehlte, daß der würdige Herr in ſeinem Jubel dem Fremden um den Hals gefallen wäre. Aus ſeinem Lehnſeſſel flog er in die Höhe und jauchzte:

Der Himmel ſei geprieſen! Endlich! Endlich! Victoria!

Noch an dem nämlichen Abend wurde eine außerordentliche Rathsſitzung abgehalten, und in derſelben in der Haſt der freudigen Aufregung und Erleichterung das Document unterzeichnet und unterſiegelt, durch welches Wolf Scheffer zum wohlbeſtallten Scharfrichter kaiſerlich freier Reichsſtadt Rothenburg im Thal mit allen Rechten und Pflichten gemacht wurde. In der Freude ging man über den Umſtand, daß der fremde Mann ſich durch keinerlei Papiere über ſein vergangenes Leben ausweiſen konnte, leicht hinweg. Auf Treu' und Glauben nahm man ſeine Auskunft an: ſeine Schriften habe er in der Gegend von Wertingen an dem Zuſamfluß durch einen Trupp marodirender Franzoſen von Tallard's Heer verloren.

Am folgenden Morgen bereits, ſo früh als möglich, baumelte der Gutſchmecker und Anteceſſor. Er ſtarb mit kauenden Backen und vollem Magen, und die feinfühlende Leſerin hat durchaus nicht nöthig, ihn zu bedauern; er hatte redlich das Seinige genoſſen und ſein Schickſal reichlich verdient.

Wolf Scheffer bezog das Haus auf dem Herrenberge und ſchritt einher im rothen Mantel; eine wichtige

Perſon in dem winzigen Gemeinweſen. Er war ein Freimann, an Perſon, Haus und Hof sacrosanctus. In der Kirche hatte er ſeinen Platz dicht neben dem hochehrbaren Rath, wenn auch in einem eigenen und etwas niedrigeren Stuhl. Mancherlei nützliche und angenehme Accidenzien waren mit ſeinem Amte verbunden. Bei jeder Hochzeit einer Jungfer erhielt der Nachrichter eine Maß Wein und ein Viertel Brod. Fiel ein Pferd unter dem Reiter, ſo ward es Eigenthum des Meiſters vom Schwert mit Sattel und Zaum. Wurde ein gefallenes Viehſtück aus Eigennutz und Geiz dem Scharfrichter entzogen, und es erfuhr es der Letztere, ſo erſchien er vor der Thür des Hehlers und ſtieß ſein Meſſer in den Pfoſten, zum Zeichen, daß der Bewohner des Hauſes in des Henkers Recht eingegriffen und es nunmehr mit dem Henker zu thun habe. Nicht eher wurde von dem Rothmantel das Meſſer herausgezogen, bis Abbitte geleiſtet und eine Vergütung vereinbart war, und ein übler Ding gab es in der guten, ehrbaren Stadt nicht.

Noch ein anderes wichtiges Recht ſtand dem Scharfrichter zu; davon wird leider ſpäter bei trauriger Gelegenheit die Rede ſein müſſen.

Sehr romantiſch lag, wie ſchon erzählt wurde, die ganze Reichsſtadt zwiſchen ihren Weinbergen und Waldbergen; aber am allerromantiſchſten war doch die Scharfrichterei gelegen; nur der Lug ins Land mochte ihr in dieſer Hinſicht den Rang ſtreitig machen. Natürlich befand ſich des Henkers Heimweſen nicht zwiſchen der Ehr=

barkeit, wir haben ſeine Lage ſchon angedeutet. Auf der Bank vor der Thür ſitzend, hatte man unter ſich die Straßen, Thürme, Mauern, Plätze der Stadt, gegenüber Berge und Wälder und zur Seite einen faſt unbeſchränkten Blick weit hinaus ins freie Land, über manch eine Kirchthurmſpitze, manch einen Höhenrücken, manch ein aufblitzendes Gewäſſer bis in die blaueſte Ferne. Das war eine Ausſicht, ſchön im Sommer, wie im Winter, ſchön bei Mondenlicht, wie bei Sonnenſchein, und außerdem auch ſehr intereſſant; denn ehe die Schlacht bei Höchſtedt geſchlagen war, ging faſt kein Tag vorüber, an welchem man nicht von der Ebene her dumpfes Rollen und Sturmgeläut bald näher, bald ferner vernahm und Rauchwolken aufſteigen ſah, zum Zeichen, daß Kaiſerliche und Franzoſen unausgeſetzt in voller Arbeit gegeneinander ſich befanden. Nach der großen Schlacht wurde es freilich ſtiller über der Ebene.

In aller philoſophiſchen Ruhe konnte Wolf Scheffer, der Henker, vor ſeiner Thür ſeine Pfeife rauchen und Idylle und Epos zu gleicher Zeit im Auge behalten. Unſere Altvordern gaben wenig oder gar nichts auf ſchöne Ausſichten, ſo hatten ſie auch hier bei Erbauung der Scharfrichterei weniger ſich daran, als an den Bergwind gehalten, der ſehr ſcharf und ſchneidend grade über den Vorſprung ſtrich, wo ſie errichtet war. Da Niemand ſonſt auf dem Herrenberge wohnen wollte, ſo ſetzte man den Scharfrichter dahin.

Bald hatte ſich der Meiſter Scheffer aufs Beſte in ſeiner Wohnung und in ſeinem Amt eingerichtet. In der Dämmerung oder in dunkler Nacht erhielt er die gewöhnlichen Beſuche von Leuten, die bei Krankheiten von Menſch und Vieh, Liebes- und anderen Sachen die Geheimmittel nöthig hatten, welche ſeit undenklichen Zeiten der Volksglaube in die Hand des Herrn vom Schwert gelegt. Der „neue Mann“ erlangte bald die größte Kundſchaft in dieſer Hinſicht und wußte den geheimnißvollen Schrecken, der ihn umgab, viel beſſer zu benutzen, als ſein ſeliger Vorgänger, welcher Alles in Allem genommen, doch ein Tölpel und Einfaltspinſel war, und welcher mit den Menſchen anders als auf dem Schaffot durchaus nicht umzugehen wußte. Wolf Scheffer, den öffentlich natürlich Niemand kennen und grüßen wollte, hatte im Geheimen eine ſo große Bekanntſchaft und ehrfurchtsvolle Freundſchaft, wie kein Anderer im ganzen Gemeinweſen, der regierende Bürgermeiſter nicht ausgenommen.

Er hielt aber auch die Augen offen bei Tag und Nacht, und was er vermochte, das zeigte ſich an dem Tage recht, an welchem er in ſeinem rothen Mantel das blanke Schwert über der Schulter durch die Hauptſtraße von Rothenburg ſchritt, um ſein Meſſer in den Thürpfoſten des Rathsbäckermeiſters Gretzler, eines ſehr wohlhabenden, feiſten und angeſehenen Mannes zu ſtoßen. Die Ehefrau des Unglücklichen, ein wahrer Geizdrache, hatte eine gefallene Ziege für den eigenen Hausſtand zum Seifekochen benutzt, und der Mann vom Herrenberge die Unterſchlagung faſt zur nämlichen Stunde erfahren.

Es entſtand ſchier ein Aufruhr gegen den Rath daraus, dem armen Bäcker wurde das halbe Haus demolirt; er mußte ſein Amt als „Getraidtmeiſter“ niederlegen, erholte ſich niemals von dieſem Schlag, fiel in die Schwindſucht und ſtarb. Seines Weibes Name aber blieb für immer ein Gaudium in den Mäulern der Gevatterinnen von Rothenburg im Thal.

## II.

Wenn der Scharfrichter auf ſeiner Bank vor der Thür ſeine Pfeiſe rauchte und gradaus in das Thal und in die Stadt hinunterblickte, ſo war der hervorragendſte Punkt, der ihm ins Auge fiel, die Silberburg mit ihrem verblichenen Farbenſchmuck, alterſchwarzen Balkenwerk, ihren erblindeten, grünangelaufenen Fenſtern, ihren geneigten Giebeln. Hinter dieſem Hauſe lief ein über alle Maßen verwilderter Garten die Römerhöhe entlang bis zu dem Wartthurm, auf welchem dem alten, ſtrumpfſtrickenden Kindler der Lugaus auf Feuer und Franzoſen anvertraut war. Neben der Silberburg widmete der Scharfrichter dieſem Wartthurm ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und weßhalb er dies that, wird ſpäter genug klar werden.

Der Garten des reichen Mannes in der Silberburg war aber deßhalb ſo verwildert, weil Chriſtian Heyliger niemals aus den Hinterfenſtern ſeines Hauſes blickte. Ein ſolches Ausſchauen hätte ihm auch den Lug ins Land gezeigt, und den Anblick desſelben konnte er nicht ertragen. Das hatte folgenden Grund. Der alte, ſtrumpfſtrickende Stadtſoldat auf der Römerhöhe war nicht immer ein armer Kerl im Gnadenbrod der Stadt geweſen, hatte nicht immer Strümpfe geſtrickt, am Hungertuche genagt und Trübſal geblaſen.

Einſt hatte er ſelbſt in der Silberburg gewohnt, und manch' ein ſchöner Acker und Weinberg auf der ſtädtiſchen Feldmark war ſein Eigenthum geweſen. Daß ſolches nicht mehr ſo war, daran war der Zinsmeiſter Chriſtian Jakob Heyliger und das Reichskammergericht zu Regensburg Schuld. Erſterer hatte den Proceß, welcher den armen Kindler zum Bettler und ſtrumpfſtrickenden Stadtſoldaten machte, angezettelt und mit Kunſt eingeleitet; letzteres hatte ihn — ausnahmsweiſe einmal unbegreiflich ſchnell — entſchieden zu Gunſten des Zinsmeiſters. So mußte Friedrich Martin Kindler aus ſeinem Hauſe zur Silberburg, welches im Jahre 1675 noch keine ſchiefen Giebel und geborſtenen Mauern, keine erblindeten Fenſter und wurmzerfreſſenen Balken hatte, heraus ins Elend, und hätte ſich der Rath und das ziemlich hart angegriffene Rechtsgefühl der Stadt ſeiner nicht erbarmt, er wäre dem bitterſten Mangel preisgegeben geweſen. Friedrich Kindler erhielt einen kleinen Poſten im Weg- und Stegamt; aber ſein armer Kopf war durch das Unglück ſo wirr gemacht, daß er dieſe einfache Stelle im Gemeinweſen nicht auszufüllen vermochte. Man gab ihm ein noch beſcheideneres Amt, aber auch dieſem zeigte er ſich nicht gewachſen, und wie die Erinnerung an ſein ziemlich unverdientes Schickſal bei ſeinen Mitbürgern immer mehr und mehr verblaßte, ließ man ihn immer mehr und mehr fallen; allmählich kam er immer tiefer herab, bis er beim Strumpfſtricken auf der Römerhöhe angelangt war. Auf der Römerhöhe genas ſeine arme Frau, die aus einem ſehr angeſehenen Hauſe war, eines Knäblein, ſtarb aber bald am gebrochenen Herzen im tiefſten Jammer. Sie wurde begraben für den Erlös aus dem letzten Stück ihrer Ausſteuer, einer leeren Spinde, in welcher ihre ſelige Mutter viele Reichthümer und Koſtbarkeiten aufbewahrt hatte.

Während Wilhelm Kindler auf dieſe Weiſe die Leiter menſchlicher Größe hinabſtieg, ſtieg der Zinsmeiſter in der Liebe und Achtung ſeiner Mitbürger nicht empor. Obgleich der Reichthum ein gewaltiger Herr iſt, welcher mit den andern Großmächten dieſer Welt, der Liebe, dem Hunger, der Sorge und dem Tode, in Anſehen der Macht wohl Schritt zu halten vermag, ſo kann es doch geſchehen, daß auch ſeine Kraft und Herrlichkeit ſchwach wie ein Strohhalm zerbricht, und ſo war es in dieſem der Fall.

Das gleichalterige Geſchlecht der Mitbürger, welches den Anfang und Verlauf des großen Proceſſes contra Kindler vor Augen gehabt hatte, that in den Gaſſen der

Stadt, wenn der Zinsmeiſter vorbeiſchritt, als ob es ihn nicht ſehe, und rückte, wenn er ſich irgendwo auf einer Bank niederlaſſen wollte, ſo weit als möglich von ihm weg, und zwar ſogar in der Kirche, wo Chriſtian Heyliger bald ſo allein ſaß, wie der Scharfrichter.

Schritt vor Schritt wich der Zinsmeiſter vor der öffentlichen Mißachtung zurück, zuerſt in den wilden, zähneknirſchenden Hohn und Trotz, dann in finſtere Einſamkeit, zuletzt in den grimmigen Menſchenhaß. Sein Ehegemahl litt dabei faſt noch mehr, als die arme Frau Friedrich Kindler's; ſie war eine ſanfte, geduldige, milde Seele und die beſte Jugendfreundin der Kindlerin. Auch die Heyligerin ſtarb an dem großen Proceß, doch nicht aus Kummer über den Verluſt weltlicher Güter, ſondern vielmehr aus Schmerz über das Gewinnen derſelben. Sie ging zu Grunde an den Worten und Blicken der Nachbarinnen und verſchied, nachdem ſie einige dunkle Jahre hindurch in einem Winkel der Silberburg geſeſſen hatte. Ihre Seele war nur angelegt, Liebe zu geben und zu nehmen, der Haß und die Verachtung tödteten ſie, und ſo ließ ſie ihren Mann und ihr halbjähriges Kindlein, ein ganz winziges, durchſichtiges, kränkliches Weſen, allein in der Einſamkeit und Verlaſſenheit zurück, und der Gedanke an ihr Kind füllte das Maß ihrer Angſt und Noth in der Todesſtunde. Aber dieſe Sorge ſollte zu den vielen unnöthigen gehören, welche ſich das arme Herz hier auf Erden macht. Nimmer wuchs eine lieblichere Blume in der Dunkelheit auf, als

Laurentia Heyligerin. Wie eine Pflanze, die in der feuchten, kalten Wohnung des Armen ſich windet und ihre Ranken ſtreckt, bis ſie die Stelle erreicht, die der einzige eindringende Sonnenſtrahl trifft, ſo rang dieſe junge entſchloſſene Seele zum Licht, und als ſie es gefunden hatte, entfaltete ſie ſich zu einer Blüte, welche der harte Kampf mit der Finſterniß und der Verlorenheit um ſo köſtlicher, duftender, ſtrah'ender machte.

Ein jüngeres Geſchlecht, welches geboren wurde um die Zeit, als das Erkenntniß des Reichskammergerichts in Sachen contra Kindler von Regensburg kam, nahm die verfallende, täglich mehr zur Ruin werdende Silberburg und den finſtern alten Mann, der in ihr hauſ'te, als etwas Gegebenes, an welches ſich irgend eine ſeltſame Geſchichte hing. Dieſer Geſchichte in alle dunkeln Gänge nachzugehen, war das Leben viel zu kurz und köſtlich; ſo hielt ſich denn das junge Geſchlecht weniger an den menſchenfeindlichen Greis, als an die Wunderblume, die hinter den grauen Mauern in ſo tiefer Verborgenheit blühte. Bald kam die Zeit, wo die jungen Geſellen von Rothenburg, die müßigen Söhne der Geſchlechter alles Mögliche aufwandten, ſich der verzauberten Schönheit zur Silberburg zu nähern, die Zeit, wo Viele ſich rühmten, die verwünſchte Prinzeſſin geſchaut und geſprochen zu haben, ohne es im Geringſten glaubwürdig beweiſen zu können. Da ſtolzierte man im beſten Putz unter den Fenſtern des alten Hauſes einher, da ließ man die muthigen Rößlein traben und luſtige

Graf Roland ward, da fern vom rechten Ziel
Die edle, ihm vertraute Fahne weht,
Von Gott geſtraft, der, wenn er wird betrübt,
Am meiſten ſtraft, wen er am meiſten liebt.

63.

Ja, Roland, welchem Gott, als er geboren,
Die höchſte Stärke gab zum höchſten Muth,
Und daß kein Stahl vermag ihn zu durchbohren,
Was er doch ſonſt an keinem Menſchen thut,
Weil er ihn zum Beſchützer auserkoren
Des heil'gen Glaubens vor der Feinde Wuth,
So wie er einſt vor der Philiſter Trutze
Simſon erkor zu der Hebräer Schutze,

64.

Ihm, der ihm ſolche hohe Gunſt geſpendet,
Bewies er treulos ſich und undankbar:
Vom gläub'gen Volk hat er ſich abgewendet,
Da ihm ſein Arm am meiſten nöthig war.
Blutſchänderiſche Gluth hat ihn verblendet
Für eine Heidin, die ihn in Gefahr
Schon mehr als zweimal brachte, nach dem Leben
Des gläub'gen Vetters meuchleriſch zu ſtreben.

65.

Drum hat ihn Gott in Tollheit laſſen kommen,
So daß er nackt durch alle Lande rennt,
Und ihm den Sinn verfinſtert und benommen,
Daß er Niemand, am mindſten ſich erkennt.
Daſſelbe leſen wir im Buch der Frommen,
Das uns Nebukadnezar's Strafe nennt,
Der ſieben Jahre lang, von Wuth befangen,
Zur Weide mit den Stieren iſt gegangen.

Sprünge machen, da ſtellte man nächtlicher Weile Muſikanten mit Zinken, Flöten, Geigen und Dulcinen, oder ſich ſelbſt mit der Laute auf, das Lob der Schönen durch die holdſelige Frau Muſica zu verkünden und das Herz der holden Verborgenen durch ſelbiger Göttin mächtige Hülfe zu gewinnen.

Wer mochte aber ſagen, ob der Schatten, der hinter den altersdunkeln Scheiben bemerkt ſein ſollte, eins ſei mit dem lieblich geprieſenen Kinde? Nimmer öffneten ſich die blinden Fenſter; nur ſelten, ſelten überſchritt, in dichte, dunkle Schleier gehüllt, die Heyligerin ihres Vaters Schwelle, um zur Kirche zu gehen. Die übrigen hübſchen und häßlichen Jungfern der Stadt haßten die Verborgene faſt eben ſo ſehr, wie die Väter den Zinsmeiſter einſt haßten. Da ſie nichts Uebles von der Armen wiſſen konnten, ſo erfanden ſie Mancherlei. In halben Worten und Andeutungen waren ſie groß, und von Neuem ward das alte Wort wahr, daß die tiefſte Abgeſchloſſenheit Dem keinen Schutz geben kann, der keinen haben ſoll. Wie aber das Gute, welches die Welt zu bieten vermag, nicht zu Laurentia Heyligerin Einlaß fand, ſo drang auch das Böſe nicht zu ihr, und darum mochten die kaiſerlich freien Gevatterinnen, Klatſchbaſen und Neider reden, was und wieviel ſie wollten.

Die halb blinde und ganz taube Magd, welche den Verkehr der Silberburg mit der Außenwelt vermittelte, beſchränkte dieſen Verkehr auf den Einkauf von Lebensmitteln und dergleichen Geſchäfte, ohne den Fragen, Ausforſchungen und Inſinuationen der Außenwelt etwas Anderes als ein mürriſches Gebelfer entgegenzuſetzen. Manch ein ſtutzerhaftes Mutterſöhnlein hatte verſucht, die Alte mit den Sparpfennigen der Mutter zu beſtechen und zur Treuloſigkeit an der Abgeſchloſſenheit des Hauſes ihres Dienſtherrn zu verleiten; aber eben ſo gut hätte der junge, nach Liebesabenteuern begierige Patrizier verſuchen können, den dreiköpfigen Höllenhund Cerberus durch Vorwerfung einer leckern Bratwurſt aus Pflicht und Treue zu verlocken. Selbſt der Erzähler kann in das Innere der Silberburg nur bei dem wichtigſten Momente ſeiner Relation dringen; fürs Erſte hat er ſich wie die Bürger von Rothenburg an das Aeußere zu halten. In das Innere des Wartthurmes auf der Römerhöhe darf er aber ungehindert zu jeder Zeit einen Blick werfen, und das wird er jetzt thun und dabei ſeine Leſer mit den beiden invaliden Bewohnern näher bekannt machen und in Berührung bringen.

## III.

Auch ein Uhu richtet ſich in ſeiner Felſenſpalte, in ſeinem Gemäuerloch, in ſeinem hohlen Baume ſeine Wohnung nach Neigung und Geſchmack, ſo behaglich als möglich ein; der Vater Kindler hatte dasſelbe ebenſo mit dem Winkel gemacht, in welchen ihn die Wellen des Lebens geworfen hatten. Ein Dichter und Philoſoph hätte ihn um dieſen Winkel beneiden können; die Ausſicht auf Himmel und Erde, die freie Reichsſtadt und die ſehr unfreien Menſchen in ihr war faſt noch weiter reichend und umfaſſender als die von der Scharfrichterei. Die Einrichtung des Thurmes war die aller ähnlichen Warten. Der Eingang zu dem einzigen Gemach befand ſich ſo hoch von der Erde, daß man nur vermittelſt einer Leiter zu ihm gelangen konnte, einer Leiter, welche jeden Abend in die Höhe gezogen und in einem Winkel des Gemaches aufbewahrt wurde. Da der alte Kindler ſich nicht mehr recht auf ſeine Beine verlaſſen konnte, ſo vergingen wohl Monden, ohne daß er den Fuß auf den Erdboden ſetzte; er war dazu auch viel zu ſehr beſchäftigt mit dem Studium einer Prudentia oeconomica, einer „Haushaltungsklugheit“ in Schweinsleder, welches Werk ſeit ſeinem Lebensbankerott ſchier ſeine einzige Lectüre war, und welches ſeinen armen wirren Kopf noch immer verwirrter und confuſer machte.

Vier Fenſter oder vielmehr Schießſcharten hatte das Wachtgemach, nach jeder Weltgegend eine Oeffnung zum Auslug. Eine kürzere Leiter führte aus dem Gemach auf die Plattform des Thurmes zu der verroſteten Karthaune, durch deren Losbrennen der Wächter anzeigte, daß etwas Verdächtiges am Horizont der Stadt aufſteige. Die viereckige Oeffnung, durch welche man auf die Plattform gelangte, konnte durch eine Klappe verſchloſſen werden.

In dem Wohn- und Wachtgemach befand ſich eine

Bettſtatt für den Alten und jetzt auch noch ein Strohſack ſammt einem öſterreichiſchen Soldatenmantel für den ſchwarzen Jürg. Eine Flinte hing an der Wand, eine Pike lehnte in der Ecke. Ein Wachtmantel von gelbem Tuch mit grünem Kragen — grün und gelb waren die Farben der Stadt — hing am Nagel, ein Bauer mit einem bunten, klugen Zeiſig von der Decke. Auf einem Brette nahe dem Ofen befanden ſich einige zerfetzte Bände des Theatrum europaeum, eine Kosmographie, eine Chronik der Stadt, eine Bilderbibel, eine Poſtille und ein Kalender. Haushaltsgeräth jeder Art war überall auf Brettern ziemlich ordentlich aufgeſtellt; auf einem ſchweren Eichentiſch ſtand eine Lampe und lag das Strickzeug des Stadtwächters. Einige dreibeinige Schemel vollendeten die Ausſtattung, und in einem Lederſtuhl neben der Fenſteröffnung, von welcher aus man in die Ebene blickte, ſaß Friedrich Kindler, zahnlos, mit weißem Haar, einer Brille auf den blöden Augen, ſeine ökonomiſche Prudenz im Schooß. Bekleidet war der Greis mit einem gelben, grünbekragten, rothgefütterten Rock, ſchwarzen Kniehoſen, Gamaſchen und ſchweren Schuhen; ſomit glich er dem luſtigen Zeiſig im Bauer ſo ſehr, als es einem alten bankerotten Herrn und Reichsſtädter, der in ſeiner Jugend auch ein luſtiger Zeiſig geweſen war, im hohen Alter möglich war.

Ueber die Kunſt, hauszuhalten und ein wohlhabender Mann zu werden, hielt er dem Sohn ſoeben eine ſehr theoretiſche Vorleſung, welcher der ſchwarze Georg denn auch leider nicht mit der gebührenden Aufmerkſamkeit zuhörte. Mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, lehnte er neben der Fenſteröffnung, aus welcher man in den verwilderten Heyliger'ſchen Garten hinabblicken konnte. Den verwundeten Arm trug er immer noch in der Binde, doch war die Heilung ſo weit vorgeſchritten, daß er dieſes Verbandes in nicht zu langer Zeit ledig zu ſein hoffte.

Er war von einer ſtattlichen Geſtalt, dieſer ſchwarze Jürg; vielſagendes Feuer leuchtete aus den dunkeln Augen. Trotzdem, daß die Wunden und die lange Krankheit dem Körper eine gewiſſe unbeholfene Schwäche gegeben hatten, ging es aus jeder Bewegung des jungen Mannes hervor, daß die Geneſung eine große Kraft und Gelenkigkeit zurückbringen würde. Verhaltener Zorn um die jetzige Thatloſigkeit lauerte zwiſchen den zuſammengezogenen pechſchwarzen Brauen, während auf der hohen Stirn etwas Anderes noch zu erkennen war, ein melancholiſches Sinnen, ein träumeriſches Denken, ein ruheloſes Hin- und Herbewegen der verſchiedenartigſten Gefühle.

Es war kein Wunder, daß der Sohn des ſtrumpfſtrickenden Stadtſoldaten von der Römerhöhe mit der gemiſchteſten Empfindungen auf den Garten und das Haus des Zinsmeiſters Heyliger niederblickte. Da drunten lebte der Mann, welcher Schuld hatte an dem Tode der armen Mutter, der Mann, welcher das Glück des Vaters, das eigene Glück kalten Herzens zerſtört hatte; — da drunten ſaß aber auch die Tochter des Todfeindes, das unſchuldigſte, ſüßeſte Bild, — von da drunten blickte bittend und klagend Laurentia Heyligerin zur Römerhöhe hinauf, und gezwungen wurde durch ihr thränenvolles Auge der ſchwarze Georg, alles Andere zu vergeſſen und zu vergeben.

Georg, ſagte der Alte von ſeinem Lehnſtuhle her, du gibſt nicht Acht, Georg! Und was der Autor allhier von Interusurio ſaget, muß Jedermann doch ſehr wichtig ſein. Und wie er den Carpzov'ſchen und Leibnitziſchen Calculus widerleget, hat Hand und Fuß und läſſet ſich wohl hören. Knöpf auf die Ohren, Jürgen, auf daß du klüger werdeſt als dein alter Vater; hier fahren wir fort Pagina —

Ach, Vater, gebet mir Urlaub, ſprach der Sohn mit einem tiefen Seufzer; mein Kopf ſchmerzet mehr als es zu ſagen iſt, und mein Herz iſt ſo bedrängt, daß ich mit dem beſten Willen den Worten Eures gelehrten Buches nicht folgen kann.

Betrübt das Haupt ſchüttelnd ſah der Alte den Jungen an; dann murmelte er:

Iſt's mir nicht immer grad' ſo gegangen?! O, ein grauſam gelehrtes Buch, oh, oh, oh! Aber ich krieg's doch noch klein, und Georg ſoll's auch. Daß dich das Mäusle, laßt's mich nur gefaßt haben, dann ſoll's bald zu End' ſein mit dem Hocken hier auf dem Thurm.

Aus dem Nachdenken über die Schwierigkeiten ſeines Buches erlöſ'te den guten Greis bald ein tiefer Schlaf, und dieſer Schlaf war der eigentliche Verderber Friedrich

Kindler's, denn ſeit früheſten Jahren kam er jedesmal, wenn irgend eine Theorie in die Praxis zu überſetzen war. So verſchlief der arme Friedrich jede günſtige Gelegenheit, jede Gunſt, welche ihm das Glück und Geſchick unter die Naſe hielt.

Bald rutſchte die Prudentia oeconomica von den Knieen des Greiſes und fiel zu Boden. Der Sohn hob das zerleſene Buch auf und beugte ſich dabei einen Augenblick hindurch über das ehrliche, gutmüthige Geſicht ſeines Vaters.

In Liebe und Betrübniß ſeufzte er:

Armer, alter Mann! dann das Buch betrachtend: Du abſcheulicher Plagegeiſt, jetzt wäre die Gelegenheit günſtig, dich über die Seite zu ſchaffen auf Nimmerwiederfinden. Nun wieder mit einem Blick auf den ſchlummernden Alten: Nein, nein und abermals nein. Es wäre zu grauſam! Alter Vater, ſteckt nicht in dieſem jämmerlichen Tröſter Alles, was dir das Leben noch fröhlich ausputzt? Wie er lächelt im Schlaf! Aus dieſem Teufelsbuch ſtammt auch das Lächeln, nun baut er im Schlaf die Träume weiter, die er wachend von dieſen Seiten lieſ't. Da liege du, ich würde dich mit meinem letzten Lebensblut vertheidigen, du leidiger Quälgeiſt.

Sorgſam legte der Soldat das Buch auf den Tiſch, dann ſtieg er, nach einem letzten Blick auf den Vater, leiſe und vorſichtig die Leiter hinab, die zur Erde niederführte.

Schön war der Sommerabend, und lange wollte der feurig-rothe Wiederſchein im Weſten dem weißen Licht des Mondes das Reich über die Welt ſtreitig machen.

Der ſchwarze Georg ging nur, wenn die Dämmerung kam, aus ſeiner Klauſe hervor. Er ſcheute den hellen Tag und die Begegnungen, welche derſelbe mit ſich brachte. Er hatte gehofft, aus dem Franzoſenkriege heimzukehren, ſieghaft, reich und bewundert, um den alten Vater aus ſeinem Hunger- und Kummerthurm zu erlöſen und mit ihm die Stelle in dem reichsſtädtiſchen Gemeinweſen wieder einzunehmen, welche der vordem ſo angeſehenen Familie der Kindler von Rechtswegen gebührte.

Das war nun Alles nichts. Geknickt waren die ſiegesfrohen Hoffnungen, gelähmt die hochfliegenden Gedanken erſten Jugendmuthes; krank, mit gelähmten Flügeln mußte der junge Falke den kümmerlichen väterlichen Horſt wieder aufſuchen. Georg Kindler war ein armer Invalide, der Hülfe noch mehr bedürftig als ſelbſt der alte Vater.

So ſchämte er ſich nun nach ſeiner Heimkehr, wie ſich ein edler Geiſt in ſolchem Fall zu ſchämen pflegt. In der Dunkelheit verbarg er ſich und ſein Mißgeſchick den Augen der Menge und wich den Menſchen ängſtlicher aus, als das böſeſte Gewiſſen es thut.

Dieſe nächtlichen Wanderungen, die Bergwände entlang zwiſchen den Weinbergen und den Gartenhecken, ſollten und konnten aber doch nicht verlaufen ohne einige ſolcher Begegnungen, welche Georg ſo ſehr fürchtete. Denn wo iſt vollkommene Einſamkeit in dieſer Welt des Lärms und des Durcheinanders? Immer von Neuem drängt ſich das Leben dem verwundeten Gemüth auf, und ſelten gelingt es dem ſcheuen Geiſt, dieſe Einmiſchungen von ſich zu weiſen.

Auf flüſternde Liebespaare, die aus anderm Grunde, als er, die Einſamkeit ſuchten, traf Georg. Es begegneten ihm die jungen Herren, welche das Haus und den Garten des Zinsmeiſter Heyliger umſtrichen; dieſen lächelnden und ſeufzenden Geſellen blickte der ſchwarze Jürg mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck nach, wenn er zur Seite trat, um ſie vorüber zu laſſen.

Es begegnete dem ſchwarzen Jürg auch Wolf Scheffer, der Scharfrichter von Rothenburg, und da dieſe letztere Begegnung die wichtigſte von allen war, ſo wollen wir hier das Nähere darüber mittheilen. Sie fand Statt an einem Tage, wo ein zwiſchen Regenſchauern, Windſtößen und grauer Stille wechſelndes Wetter die Wege an den Bergen einſamer als gewöhnlich machte. Aus dieſem Grunde hatte Georg ſeinen Thurm früher als gewöhnlich verlaſſen und traf auch auf Niemand zwiſchen den Hecken, bis er an die Ecke des Berghanges gelangte, wo der Wald begann und ſich in die Ebene hinabſenkte.

Unter den erſten Bäumen des Waldes ſah Georg Kindler eine Geſtalt im rothen Mantel emporſteigen, und da der Weg kein Ausweichen zuließ, ſo ſahen ſich die zwei Männer im Begegnen grade in die Geſichter, und jeder ſtand, die Stirn runzelnd und die Zähne zuſammenbeißend, ſtill.

Da hab' ich Euch ja! rief der Scharfrichter.

Euch bin ich nirgends und niemals ausgewichen! ſagte Georg Kindler.

Bigott, hab' ich's nicht geſagt, wir Zwei hätten uns noch lange nicht zum letzten Mal geſehen?!

Bigott, rief auch Georg, ich wär' doch lieber Profoß im Regiment Deutſchmeiſter blieben.

Meint Ihr! Baſolamano! Man wird alt und fängt an, die Bequemlichkeit zu lieben; — gefällt mir recht wohl hie zu Rothenburg im Thal. — Freut mich, Euch zu ſehen, und hoff' Euch nunmehro bei Gelegenheit dies verkleiſterte Auge heimzahlen zu können. Thut mir die Liebe an, Weibel! 'S wär' mir ein' Seelenluſt, Euch ſo — von Amtswegen vorzunehmen.

Der ſchwarze Jürg ſchnitt eine Grimaſſe, und ſeine Hand zuckte nach der linken Hüfte, von der ſonſt der Degen herabhing. Der Scharfrichter lachte:

Laßt nur, Camarado, wir ſind hier nicht im Feldlager, und meine günſtigen und gnädigen Herren vom Rath dulden keinen Friedensbruch innerhalb der Bannmeile.

Mit höhniſcher Devotion zog der Henker von Rothenburg den breitkrämpigen Hut ab, verneigte ſich tief vor ſeinem Widerſacher und ſchloß ſeine Rede:

Wünſch' Euch den ſchönſten guten Abend, Herr Weibel vom Regiment Montecuculi, ich will Euch nicht

66.

Doch weil der Graf in viel geringrem Grade,
Als jener alte König ſchuldig iſt,
So gibt, zur Büßung ſeines Fehls, die Gnade
Des Höchſten ihm drei Monde nur zur Friſt,
Nun wiſſe, daß du auf ſo weitem Pfade
Nur deßhalb hier herauf gekommen biſt,
Daß du bei uns das Mittel mögſt erheben,
Rolanden den Verſtand zurückzugeben.

67.

Wahr iſt's, es braucht noch eine weitre Reiſe,
Und völlig mußt du fort von dieſer Welt:
Ich muß dich führen zu des Mondes Kreiſe,
Von allen Sternen uns zunächſt geſellt,
Und der die Arzenei, die wieder weiſe
Den armen Grafen macht, allein enthält.
Wenn wir heut Nacht ihn über uns erblicken,
So werden wir uns gleich zur Reiſe ſchicken. —

68.

Von dieſem und noch andern Dingen mehr
Sprach der Apoſtel jenen ganzen Tag.
Doch als die Sonne ſich geſenkt in's Meer
Und Luna's goldnes Schiff vor Anker lag,
So ſtellte man den Feuerwagen her,
Mit dem man himmelan zu fliegen pflag,
Der in Judäa's Bergen wunderſam
Elias einſt dem ird'ſchen Blick entnahm.

69.

Vier Roſſe, röther noch als Feuerflammen,
Schirrt an den Wagen nun der heil'ge Mann.
Er und der Herzog ſetzen ſich zuſammen,
Er faßt den Zaum und fördert das Geſpann.

länger aufhalten, Ihr habt Eure Gänge allhier in Rothenburg, und ich habe die meinigen. Grüßet doch Euer Liebchen da unten in der Silberburg; hoff' auch bei Gelegenheit ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, wir kommen wohl einmal auf die eine oder die andere Art zuſammen, 's trifft ſich wunderlich in der Welt.

Sprachlos vor Wuth blickte der ſchwarze Georg dem Freimann nach; die Thränen traten ihm vor machtloſem Zorn in die Augen; eine Waffe hatte er nicht, ein unnützes Glied hing der Schwertarm in der Schlinge; ſo mußte Georg Kindler den Feind ſpotten und lachen laſſen.

Aneinander gerathen waren die beiden Männer vor zwei Jahren in einem baieriſchen Dorf, wo der Weibel vom Regiment Montecuculi ein armes Weiblein vor dem Profoß vom Deutſchmeiſter-Infantria erretten wollte. Es kam darüber zum Kampf, und in demſelben verlor Wolf Scheffer das Auge. Das arme bairiſche Mädel aber wurde glücklicherweiſe durch eine barmherzige Kugel getödtet, ehe die Croaten in das Dorf einritten.

## IV.

Wir ließen nach Untergang der Sonne den ſchwarzen Jürgen, nach ſeiner Expectoration über des Vaters Kunſt hauszuhalten, von dem Lug ins Land zur Erde niederſteigen. Zuletzt überwand das Mondenlicht doch den rothen Glanz im Weſten, und ſilbern überflutete es Berg und Thal, Stadt und Ebene. Roth flimmerten in der Tiefe die Lichter aus den Fenſtern von Rothenburg; die Fröſche quakten, die Grillen zirpten, Nachtſchmetterlinge und Nachtvögel begonnen ihren Flug. Die Fledermaus zog ihre irren Kreiſe; junges Volk ſang einzeln oder in Chören. Es war, als ſeien alle Plagen, welche die Menſchheit bedrängen, wieder zurückgeſcheucht in die Büchſe der Pandora, als ſei der Deckel niedergefallen und ſiebenfältig verſiegelt.

Aus ſeiner Dienſtwohnung unter den Bogen des Rathhauſes trat der Rathsnachtwächter mit Horn, Spieß und Hund. Der Hund ging zum nächſten Eckſtein; ſeinen Spieß ſtieß der Wächter auf den Boden, ſein Horn ſetzte er an den Mund, blies dreimal hinein, dumpfes Getön hervorlockend, dann ſang er mit rauher Stimme:

„Seine Noth und ſeine Plag'
Hat der liebe lange Tag;
Hört, ihr Herren, hört, ihr Frau'n,
In und um euch ſollt ihr ſchau'n
In der Nacht."

Zum Beſchluß verkündete Joachim Schaufele kaiſerlich freier Reichsſtadt Rothenburg im Thal die neunte Abendſtunde.

Gegen zehn Uhr knarrte die Hinterthür der Silberburg, eine Geſtalt trat vorſichtig hinaus und glitt unhörbaren Schrittes in den Garten. In dem verworrenen Gebüſch ſaß eine Nachtigall, der im Frühling das Liebchen vom Weih getödtet worden war. Nun ſang ſie lieblicher und länger als alle Genoſſen; aber ſie ſang ihren Schmerz und zog auch nicht von dannen mit den Freunden; ein Aederlein zerſprang ihr in der armen, kleinen, klagenden Bruſt, und ſo mußte ſie ſterben, ehe der Herbſt und die Zeit der großen Reiſe in die weite Welt kam. Ueber alle Maßen verwildert war der Garten der Silberburg; Gezweig der Bäume und Gerank der Büſche verſchlangen ſich ineinander; überwuchert waren alle Beete und Wege. Die Roſen, welche in ihren glücklichen, ſtolzen Jugendtagen die Mutter des ſchwarzen Georg gepflanzt und gepflegt hatte, hatten nun aus einem großen Theil des Gartens eine dornige, gefahrvolle Wildniß gemacht, kaum zu durchdringen ohne Meſſer und Handbeil.

Die Geſtalt, welche aus dem Hauſe Chriſtian Heyliger's ſchlüpfte, wagte ſich aber doch hinein in dieſe duftige Wildniß. Sie wendete und neigte ſich zwiſchen dem Gezweig und verſchwand in dem dunkelſten Schatten, welchen der Mond an dieſem Abend im Garten der Silberburg duldete.

Da war eine alte Steinbank, umſchlungen und umrankt wie alles Andere, darauf ſaß Laurentia Heyligerin nieder, die wonnige Kühle des Abends athmend, die Hände im Schooß faltend — ſtill wartend.

Mehr einer Bildſäule des Nachſinnens als einem Menſchenweſen glich ſo die Jungfrau. Ihr ſchönes Geſicht war nicht nur im Mondenſchein bleich, es war ſo auch im Licht des Tages; der Glanz der Nacht verklärte die Bleiche, daß ſie dem reinſten Marmor gleich wurde.

Mit geſenktem Haupt und halbgeſchloſſenen Augen ſaß Laurentia, bis der Wächter vor der Silberburg die zehnte Stunde verkündete und ſang:

„Nacht und Tag, Tag und Nacht
Gottes Aug' im Himmel wacht;
Hört, ihr Herren, hört, ihr Frau'n,
Gut Gewiſſen wird nicht grau'n
In der Nacht."

Da hob ſich das ſchöne Geſicht dem Monde zu mit ganz verändertem Ausdruck. An die Stelle träumeriſcher Mattigkeit war das aufmerkſamſte Lauſchen in den Zügen zu leſen. Seitwärts neigte ſich das Köpfchen, der Römerhöhe zu; immer lauter ſang die Nachtigall, und Niemand konnte wiſſen, daß es nicht das Lob der Nacht war, was ſie ſang. Es rauſchte in den Büſchen; aber nicht der Wind brachte dieſes Rauſchen hervor. Die Jungfrau erhob ſich halb von ihrem Sitze; eine Hand bog dicht neben der mooſigen Steinbank die Zweige zurück, aus dem Dunkel hervor trat Georg, der ſchwarze Georg.

Gelobt ſei Jeſus Chriſt! ſprach er.

In Ewigkeit, Amen! flüſterte die Jungfrau, und dann küßten ſie ſich, und Georg umſchlang den Leib des Mädchens mit ſeinem geſunden Arm, und feſt klammerte ſich Laurentia an die treue Bruſt.

Lieb — flüſterte Georg, doch die Jungfrau unterbrach ihn ſogleich im Drang ihres übervollen, überſtrömenden Herzens.

Da biſt du endlich, mein Troſt, meine einzige Hoffnung! O, welch ein Tag, welch ein ſchrecklicher Tag iſt heut wieder vorübergegangen!

Der ſchwarze Jürg ſtreichelte ſanft das blonde Haupthaar der Geliebten.

Iſt's heut ſchlimmer geweſen als ſonſt?

Viel ſchlimmer, viel ſchrecklicher! Ach, ahnteſt du, was ich dulde; — es iſt ſo ſchrecklich, nimmer aus der Angſt, dem Zittern und Herzklopfen herauszukommen; — heut iſt mir recht wieder geweſen, als ſei nun alle meine Kraft aus und zu Ende. Wärſt du nicht mein Lieb, ſo möcht' ich am liebſten bei meiner Mutter ſein, im Grab, wo es ſtill und ruhig iſt! Weh, und er iſt doch mein Vater!

Er iſt dein Vater, dem ich, das Maß voll zu machen, Todfeind ſein ſollte bis zum Meſſer.

Laurentia faßte den Geliebten feſter; ſie zitterte am ganzen Körper.

Still, ſtill, flüſterte Georg, ſtill, ſüßes Herz; in dir geht alles Uebrige unter; was kümmert uns Beide das, was vergangen iſt? Wir müſſen eben das Leben von vorn anfangen, und uns nur ein gut Beiſpiel nehmen an dem Geſchehenen!

Dank Gott und dir! ſagte Laurentia einfach und rührend.

Was hat er denn heut wieder angeſtellt? fragte Georg. Schütt aus dein Herzlein. Du weißt, du mußt mir Alles ſagen, das iſt dein und mein Recht."

Dank Gott, daß es ſo iſt, 's iſt mein einziger Halt in dieſem wilden Leben, ſchluchzte das Mädchen und erzählte, nachdem es ſich ein wenig gefaßt hatte: Er hat einen der allerſchlimmſten Tage gehabt, und gehet das ſchon mitten in der Nacht an. Da hat er keine Ruh' im Bett, und ich hör' ihn immerfort im Gemach auf- und abgehen und hör' ihn ſprechen mit ſich ſelbſt und mit den Schatten, die er ſiehet. Da murmelt er Stunden lang wilde Worte, und dann ſchreit er hell auf und glaubt, das Haus ſei überfallen von Mördern und Dieben. Nun gehet er überall um und rüttelt an allen Schlöſſern und Thüren, und ein geladenes Feuerrohr trägt er in der Hand. Dann — ſpricht er von deinem Vater — deiner armen Mutter und meiner armen Mutter. O, es iſt zu ſchrecklich! Ich hör' ihn ſchleichen und ſchlurfen auf dem Gang, und iſt mir, als ging ein Geſpenſt um im Haus, und iſt doch mein eigener Vater, den ich lieben ſoll nach Gottes Gebot. Vortreten aus meiner Kammer darf ich nicht; denn als ich das einmal that, weil's mich drinnen der grauſamen Angſt halber nicht länger duldete, da hat er laut aufgeſchrieen und iſt niedergeſtürzt zur Erde und hat ſich darauf den halben Tag lang nicht beſinnen können. So über alle Maßen grauſig liegt Gottes Hand auf ihm, daß er oft ſein eigenes Kind nicht mehr kennt.

Aber das iſt ja heller Wahnſinn, rief der Jüngling. Laurencia, das gehet ſo nicht länger an. Du kannſt nicht bleiben bei ihm; die Stadt, der Rath ſoll und muß da einſchreiten und ſein Wort ſprechen. Wer weiß, was dir geſchehen mag in deiner armen Hülfloſigkeit. Morgen früh geh' ich zum Rathhaus —

Nein, nein, um Gotteswillen, nein! rief Laurentia Heyligerin. Nicht das! Thu um Gotteswillen nicht das, Georg! Er iſt mein Vater, wie er auch iſt. Sollen ſie ihn aus ſeinem Hauſe ſchleppen, hinaus in das Licht, unter das erbarmungsloſe Volk, das keine Gnade für ihn hat; unter die Menſchen, die er ſo ſehr fürchtet, daß er nicht wagt, aus dem Fenſter zu ſchauen? Ich weiß, was gewißlich die Folge davon ſein würde. Soll ich die Schuld tragen an dem alleräußerſten Verderben meines Vaters? Georg, Alles will ich thun, was du verlangſt; aber Solches vermag ich nicht.

Dann ſei uns Gott gnädig; ich ſehe keinen Ausweg aus dieſen Schrecken. So müſſen wir tragen, was uns auferlegt iſt; ſo müſſen wir in Grauen abwarten, was kommt, und dürfen die Hände nicht regen. Hör, Laurentia, von jetzt an ſchlaf ich nicht mehr auf der Römerhöhe im Thurm; auf deiner Schwelle will ich ſitzen und Wacht halten zu deinem Schutz; nimm mein Wort, ich will bei dir ſtehen im Augenblick der Gefahr!

O, Georg, thu auch das nicht! bat die Jungfrau, flehentlich die Hände faltend. Glaub mir feſt, mir wird nichts Arges geſchehen. Dahin gehet meine Angſt nicht. Wenn er in ſeinem armen wirren Geiſt nur nicht einmal die Hand an —

Die Hand an ſich ſelber legt? — ſchloß Georg den

Satz, welchen Laurentia ſchaudernd nicht zu Ende brachte.

Und heftiger ſprach der Jüngling: Deßhalb auch geſtatte mir, daß ich des Rathes Hülfe aufrufe; — für euch Beide will ich ſie! Sieh, allen Haß und Zorn habe ich ja niedergelegt zu deinen Füßen.

Die Jungfrau antwortete nicht, ſie ſchüttelte nur das Haupt, und ſo ſtand rathlos und wortlos das junge Paar eine geraume Weile. Endlich ſagte die Jungfrau:

Wie gut doch Gott iſt, daß er dich ſo früh ſchon, daß er dich als Knabe ſchon zu mir geführet hat. O, Georg, da Solches zugelaſſen wurde, mein' ich, hat's der Höchſte gut mit uns im Sinne. Laß uns ſtill ſein und abwarten, was über uns beſchloſſen iſt, wir vermögen nicht einzugreifen. Als wir noch klein und Kinder waren, haben wir uns beſcheiden müſſen; nun ſind wir zwar recht alt und klug worden, aber vermögen doch nicht mehr. O, du lieber Georg, verſprich mir, daß wir warten wollen!

Georg Kindler ſeufzte tief und ſchüttelte das Haupt; aber er verſprach der Geliebten doch, was ſie verlangte. Eine Wolke ging über den Mond, und dunkel wurde es im Garten der Silberburg. Der Mond kam in dieſer Nacht nicht wieder hervor; Wolke auf Wolke wälzte ſich herauf über den Herrenberg, über des Scharfrichters Haus; wie ein gieriges Ungeheuer verſchlang die Finſterniß das weiße Licht, welches das Sonnemoth beſiegt hatte.

Nach einem letzten heißen Kuß nahmen die Liebenden Abſchied von einander, und mit ſchwerem Herzen ließ Georg ſein Mädchen aus den Armen. Als die Thüre der Silberburg knarrte, die vorfallenden Riegel kreiſchten und die holde Geſtalt verſchwunden war, überfiel den Jüngling eine ſo heftige Angſt, daß er nur durch die allergrößte Kraft des Willens ſich enthalten konnte, der Jungfrau gegen das Haus nachzueilen, gegen die Thür zu ſchlagen, Einlaß zu begehren und um Hülfe zu rufen für die arme Laurentia Heyligerin.

Mit klopfendem Herzen lauſchte er noch lange Zeit; aber drinnen blieb Alles ſtill. Nichts regte ſich, was Anlaß zu dieſer Angſt hätte geben können; nur eine ſchwarze Katze ſtieg aus einem zerbrochenen Fenſter, ſprang auf einen Holzhaufen und ſchlich von dort an dem invaliden Weibel des Regiments Montecuculi vorüber, um einen ſchlafenden Vogel im Neſt zu überfallen.

Widerſtrebend, immerfort rückwärts blickend, ſtieg Georg zur Römerhöhe, zum Lug ins Land empor. In tiefem und ſanftem Schlaf fand er den alten Vater. Das böſe ökonomiſche Buch lag immer noch aufgeſchlagen auf dem Tiſch; aber im Schlaf hatten die ärgerlichen Zahlenreihen, die guten Lehren und Rathſchläge nicht mehr ihre verwirrende, betäubende Macht über den Greis. Des Buches magiſche Kraft war mit dem Tageslicht zu Ende, und der Schlaf des armen Mannes auf der Römerhöhe war ein ganz anderer, als der des reichen Mannes in der Silberburg. Georg aber brachte die Nacht eben ſo unruhig zu, wie Chriſtian Heyliger. Seltſamerweiſe führte ihm der Traum immerfort die Geliebte in Verbindung mit dem Henker Wolf Scheffer vor die Seele; immerfort ſah er, geduckt wie einen Tiger, den Scharfrichter von Rothenburg um die Silberburg ſchleichen, und Wahrheit war in dieſen wirren Bildern: Wolf Scheffer umſchlich die Silberburg, nachdem die Liebenden ſich getrennt hatten. Still lachte er in ſich hinein, rieb die Hände. Sein geſundes Auge leuchtete in der Dunkelheit, wie das jener ſchwarzen Katze, die nun ihren Raub und Mord vollführt hatte und gegen das Haus zurückſchlich.

## V.

Somit haben wir eine der vielen nächtlichen Zuſammenkünfte der beiden jungen Leute, zwiſchen denen das Schickſal eine ſo feſte eiſerne Wand aufgerichtet zu haben ſchien, geſchildert. Viel hülfsbedürftiger und ärmer als der Sohn des armen Mannes, war die Tochter des reichen Mannes geworden; aber auch Jener war unglücklich und verlaſſen, und darum ward wieder einmal wahr, daß zwei Unglückliche ſich viel leichter zuſammenfinden und viel feſter ſich binden, als zwei Glückliche. Wie Georg und Laurentia ſich zuerſt zuſammengefunden hatten, darüber hätten ſie kaum Rechenſchaft geben können. Es waren zwei arme Kinder, und jedes ſaß für ſich allein auf dem kalten Stein; da kam das Schickſal, diesmal gütig und lächelnd, gleich einer guten, klugen und

Die Roſſe fliegen auf, woher ſie ſtammen,
Und langen bald im ew'gen Feuer an,
Das, wunderbar beſprochen von dem Greiſen,
Sie nicht verſengt, indeß ſie es durchreiſen.

70.

Der Wagen mußte dieſen Kreis durchſchweben,
Worauf er zu dem Reich des Mondes fuhr.
Der iſt auf allen Seiten glatt und eben,
Wie Stahl, an dem von Flecken keine Spur;
Auch finden ſie, daß er dem Ball daneben
Ganz gleich iſt, oder wenig kleiner nur,
Ich meine, dieſem Erdenball hienieden,
Zuſammt dem Meer in Nord, Oſt, Weſt und Süden.

71.

Hier muß der kühne Herzog faſt erſchrecken,
Daß in der Näh' ſo groß iſt dieſes Land,
Das wir bequem mit einer Hand verdecken,
Wenn wir's beſehn von unſrem fernen Stand;
Und daß er muß die Augen mächtig recken,
Zur Erd' und ihrem Meere hingewandt;
Denn da ſie jedes eignen Lichts entbehren,
So können ſie ihr Bild nicht weit gewähren.

72.

Da gibt es andre Flüſſe, andre Seen,
Als hier in unſrer Welt, und andre Au'n;
Da kann er andre Thäler, andre Höhen
Mit ihren Städten, ihren Schlöſſern ſchau'n,
Und Häuſer, groß wie er ſie nie geſehen,
Zuvor nicht noch hernach, auf Erden bau'n;
Auch weite gibt's, einſame Waldreviere,
Allwo die Nymphen jagen ihre Thiere.

vorſchauenden Mutter, und führte die beiden jungen Herzen zuſammen, Troſt und Luſt zum Leben gegenſeitig zu geben und zu empfangen. Einſt, als der Weißdorn in der Gartenhecke der Silberburg in der Blüte ſtand, hatten ſich die beiden Kinder die Hände unter dem Buſch durchgereicht, da ſie zu klein waren, um darüber wegzublicken. Nun hatte ſeit dem glücklichen Frühlingstage der Weißdorn wohl zwölf Mal in ſeinem luſtigen Kleide den abziehenden Winterſchnee verſpottet; aus den Kindern waren „Leute“ geworden, die ſich recht gut die Hände über die Hecke reichen konnten. Das Reichskammergericht war von Regensburg nach Wetzlar verlegt, der Friede zu Ryswick geſchloſſen, der Kurfürſt von Brandenburg war König in Preußen geworden; der ſpaniſche Erbfolgekrieg hatte ſeinen Anfang genommen, die Stadt St. Petersburg war gegründet; der Blitz hatte den Brunnenritter auf dem Markt zu Rothenburg zertrümmert, der alte Scharfrichter war gehängt worden von dem neuen, Georg Kindler war mit einer Bruſtwunde und mit einer Wunde im Arm heimgekehrt aus dem Feldzuge des Prinzen Eugenius am Rhein.

Nun ging auch dieſer Sommer des Jahres 1704 ſeinem Ende entgegen, und das enge Leben der kleinen Reichsſtadt nahm ſeinen gewohnten Verlauf. Es wurde mit Pomp das Freiſchießen gehalten, und der Arm Georg's war um dieſe Zeit ſo weit hergeſtellt, daß der Weibel des Regiments Montecuculi die Pürſchbüchſe halten konnte. Den Vogel ſchoß er ab und gewann den beſten Preis, durch deſſen gute Verwendung das Innere des alten Thurmes auf der Römerhöhe ein behaglicheres Anſehen bekam. An dieſem Freiſchießen durfte der einſtige Profeß des Regiments Deutſchmeiſter als Ehrloſer natürlich nicht theilnehmen; dafür aber durfte er einem Diebe das rechte Ohr abſchneiden, ein Pasquill auf den Herrn Bürgermeiſter und deſſen lebensluſtige Gemahlin unter dem Galgen verbrennen und eine Hexe im Gnadenwege mit dem Schwert vom Leben zum Tode bringen.

Immer tiefer las ſich Friedrich Kindler auf dem Lug ins Land in die Prudentia oeconomica, die Kunſt, ein reicher Mann zu werden, hinein, doch blieben die guten Lehren des Allongeperrückenträgers auf dem Titelblatt ſtets von derſelben verwirrenden Wirkung auf den alten Mann, und das war eigentlich nur für ein Glück zu halten.

Dagegen ſchien die Gemüthsſtimmung des unglücklichen Mannes in dem verfallenden Hauſe unter der Römerhöhe immer hoffnungsloſer zu werden. Laurentia hatte dem Geliebten darüber immer ſchrecklichere Einzelheiten mitzutheilen; aber immerfort wehrte ſie ſich hartnäckig gegen den Rath des Freundes, die Hülfe der ſtädtiſchen Beamten anzurufen.

Gegen Anfang des Octobers begegnete Georg wieder einmal dem Scharfrichter, und mit der gewohnten ſpöttiſchen Miene ſagte der Letztere:

Monſieur, Unſereins iſt ein halber Doctor; ſoll ich Euerm Schätzchen einen Trank eingeben gegen die bleichen Wänglein?

Und als Georg Kindler wild auffahren wollte, lachte der Andere:

Hoho, thut doch nicht ſo, Weibel. Unſereiner gehet auch in der Nacht umher und merkt Mancherlei. Hoho, wünſch' Euch in Wahrheit viel Vergnügen mit dem holden Kind. Zu Euerer Hochzeit werdet Ihr mich wohl nicht laden?!

Was redet Ihr mich an? Was ſpionirt Ihr? Wer giebt Euch das Recht, nächtlicher Weile die Silberburg zu umſchleichen? rief Georg, außer ſich vor Grimm.

Hoho, Camarado, kalt Blut. Euch möcht' ich fragen, was Ihr zu ſuchen habt in der Nacht dort im Garten? Kümmert Euch ja nicht um mein Recht, das ſoll Euch ſchon klar genug werden in der rechten Stunde.

Georg Kindler ſtreckte beide Hände aus, als wolle er den Scharfrichter ergreifen, um ihm die Seele aus dem Leibe zu ſchütteln. Wolf Scheffer aber ſagte:

Was? Den Henker, den Freimann wollt Ihr angreifen? Zurück, oder ich ſchlage Euch wie einen Hund zu Boden, und ich möcht' Euch doch einen ärgern Tort anthun, als Euch durch einen lumpigen Stockſchlag geſchehen könnt'. Platz! Gebt Raum! Raum, ſag' ich, dem Scharfrichter von Rothenburg und ſeinem Recht!

Fort ſchritt der Rothmantel; Georg aber ſtieß wieder einmal einen ſeiner wilden Soldatenflüche, deren er ſich in der Zeit ſo ziemlich entwöhnt hatte, hervor und murrte:

Was mag er meinen, der Hund? Hätt' ich ihm doch damals das Hirn ausgeſchlagen, anſtatt des falſchen, heimtückiſchen Auges.

Um ſein heißes Blut zur Ruhe zu bringen, rannte der vormalige Weibel ſo weit als möglich in die Nacht und in die Berge hinaus; die Geliebte konnte er doch in dieſer Nacht nicht ſehen. Sie war bereits ſeit acht Tagen nicht im Garten erſchienen und hatte dem verlobten Freunde durch die alte Magd Nachricht zugehen laſſen: der Vater laſſe ſie nicht von ſeiner Seite, er ſei nun wie ein Kind mit Weinen und großer Angſt; ſie müſſe ihm vorſingen, er fürchte ſich ſo ſehr vor dem Herbſtwinde in den Bäumen und in den Schornſteinen und Kaminen; Gott allein wiſſe, wie das enden werde.

So überließ nun an dieſem Abend Georg Kindler dem böſen Wolf den Garten zur Silberburg, und in ſeinen rothen Mantel gehüllt ſaß der Freimann auf der Schwelle der Hinterthür und reihete Zahlen aneinander, rechnete wie der alte Strumpfſtricker auf der Römerhöhe. Er hatte ſoeben den Werth des wüſten Gartengrundſtückes berechnet, und nun daran, den Werth des Hauſes in ſeiner Verfallenheit annähernd aufzuſtellen, lachte er nach ſeiner Art ſtill in ſich hinein und murmelte:

Heraus ſollen ſie wie die Füchſe aus dem Bau. Wundern werden ſie ſich über den Scharfrichter und ſein Recht. Ho, wie ſie die Perrücken ſchütteln werden im Rath. Nach dreißig Jahren ſoll's mir noch ein Gaudium ſein. Du alter Schlaukopf von Vater in deinem Grabe zu Wetzlar ſollſt deine Freud' an deinem Söhnkein haben. Hui, und dieſer Narr und Satan, dem ich dieſes ſchwarze Pflaſter zu danken hab', wird er das Maul aufſperren! Eine fröhliche Stund' ſollſt du feiern, Wolf Scheffer, ſo wahr du deines klugen Vaters Sohn biſt.

Sein Selbſtgeſpräch unterbrechend, hob der Scharfrichter plötzlich den Kopf und lauſchte, und dann kletterte er vorſichtig auf den hohen Holzhaufen, über den der Kater niederzuſteigen pflegte; auf dieſem Platz konnte ſeinem Ohr nichts entgehen, was im Innern des Hauſes vorging. Eine weiche, volle Stimme klang aus dem obern Stockwerk der Silberburg; aber die Fenſter blieben dunkel wie gewöhnlich.

Laurentia Heyligerin ſang.

„Wenn über ſtiller Haide
Des Mondes Sichel ſchwebt,
Mag löſen ſich vom Leibe
Herz, das im Leiden bebt.

Tritt vor aus deiner Kammer
Und trage deinen Schmerz,
Trage des Weltlaufs Jammer
Der Ewigkeit ans Herz.

Das Ewige iſt ſtille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Ueber den Erdenſtreit.

In deinen Schmerzen ſchweige,
Tritt in die ſtille Nacht;
Das Haupt in Demuth neige,
Bald iſt der Kampf vollbracht.

Schweige in deinem Schmerze,
Geh vor aus deinem Haus,
Und trag dein armes Herze
An Gottes Herz hinaus.

Weil' nicht im dunkeln Walde,
Zwiſchen den Tannen nicht;
Ueber die Blumenhalde
Trag deinen Schmerz ins Licht.

Wenn hinter dir verſunken,
Was Ohr und Auge bannt,
Dann hält die Seele trunken
Das Firmament umſpannt.

Wie aus dem Nebelkleide,
Der Mond ſich glänzend ringt,
So aus dem Erdenleide
Aufwärts das Herz ſich ſchwingt.

O Haide, ſtille Haide,
Wie ſehnet ſich hinaus
Zu dir das Herz im Leide,
Gefangen Herz im Haus!“

So klagte im Geſange das ſchmerzhafte „gefangene Herz“ in der Silberburg; dem Lauſcher unter dem Fenſter war ernſt zu Muth geworden; aber die Stimmung dauerte nicht lange. Bald war das höhniſche Zucken um den Mund wieder da; Wolf Scheffer flüſterte:

Wie ſich das Vögelchen hinausſehnt! Wie es nach der goldenen Freiheit verlangt! Wart', Liebchen, bald ſollſt du mehr davon haben, als du gebrauchen kannſt; die ganze weite Welt ſoll dir offen ſtehen; ich will dich nicht halten in der Silberburg.

Von ſeinem Platz auf dem Holzhaufen vernahm der Scharfrichter noch im Innern des Gemaches die heiſere, weinerliche Stimme des alten Heyliger, dann noch einmal die ſanften, überredenden Laute der Jungfrau, dann ward Alles ſtill. Eben wollte Wolf Scheffer leiſe zur Erde niederſteigen, als er noch einmal anhielt; im Innern der Silberburg ließ ſich ein knarrender Ton vernehmen, und das alte Gebäude zitterte in ſeinen Grundveſten. Es war, als ob ein alter Balken unter zu großer Laſt gebrochen ſei.

Teufel, murmelte der Scharfrichter, der alte Kaſten ſcheint doch die Gicht in den Knochen zu haben. Bah, was thut's, ich werd' mich nicht lang damit plagen. Es wird ſich ſchon Einer finden, der ihn mir abnimmt für gut Geld; mag ihm das alte Gebäude dabei auf den Kopf fallen, was ſchiert's mich. Geld und Geld und Geld und zu Ende der Spaß hier! Zu Pferd und fort nach dem luſtigen Frankreich. Vive le roi! Vive la joie! Vive Paris!

Auf dem Erdboden angekommen, ſchüttelte ſich der Lauſcher und verſchwand in der Dunkelheit. Eine Viertelſtunde ſpäter erhellten ſich zwei Fenſter in der Scharfrichterei auf dem Herrenberge. Wolf Scheffer ſaß daſelbſt am Tiſch, hatte einen Kalender vor ſich, ſtarrte unverwandt auf dieſen Kalender des Jahres 1705, welcher dieſer Tage erſt beim Bücherverkäufer am Fenſter erſchienen war. Es war ein Datum darin roth unterſtrichen, und Wolf hielt den Finger darauf, rechnete die

Tage aus, die noch verſtreichen mußten bis zu dieſem Datum, und ſummte leiſe vor ſich hin:

„Malb'rough zieht in den Krieg,
Miroton, Miroton, Mirotaine:
Malb'rough zieht in den Krieg,
Weiß nicht, wann heim er kehrt.“

## VI.

Auf den Herbſt folgte der Winter, und dann kam ein anderer Frühling, der des Jahres 1705. In dieſem neuen Frühling ſollte ſich das Geſchick der Leute, welche wir im Laufe dieſer Erzählung kennen gelernt haben, erfüllen.

Sehr ſtreng und hartnäckig war der Winter geweſen, aber in einer einzigen Nacht wurde er durch einen gewaltigen Sturm vom Thron geworfen, wie das ſo manchem andern überſtrengen und gewaltigen Herrſcher begegnet iſt. Für die Welt brachte jedoch dieſe Thronentſetzung eine Nacht der Furcht und des Schreckens. Was anfangs ein ſanftes Wehen war, gleich dem Athem eines Kindes, das wurde zum donnernden Heulen; die ſtärkſten Bäume mußten ſich der Windsbraut neigen, und wie ſie durch die Berge und Wälder in die Ebene hinausfuhr, verſtreute ſie eine wahre Saat zerſplitterter Aeſte über das Land. Unzählige Fenſterſcheiben wurden zerſchmettert, von den Dächern die Ziegeln geriſſen. Mit

Gekrach brach der Thurmknopf der Hauptkirche zu Rothenburg hernieder, und die Documente, die durch hundert Jahre in ſeiner Höhlung unberührt gelegen hatten, wurden nunmehr in alle Welt zerſtreut. Auf der Römerhöhe in der Warte vermeinten Vater und Sohn alle Augenblicke, nun trage es das morſche Gemäuer nicht länger, nun müſſe es niedergehen ohne Gnade. Gegenüber auf dem Herrenberge hob ſich Wolf Scheffer von ſeinem Lager und warf ſich in die Kleider. Das Dach riß ihm der Orkan über dem Haupte weg, und ſo verließ der Scharfrichter das Haus, klammerte ſich am Bergeshang an einen Baum und blickte wilden Herzens nieder auf die zagende Stadt und fühlte ſich von allen ihren Bewohnern vielleicht am wohlſten in dieſem Aufruhr der Elemente. Nur um die Silberburg bekümmerte er ſich.

Hoho, ſie wird's ja wohl überdauern! wollte er rufen; aber die Gewalt des Sturmes trieb ihm den Athem tief in die Bruſt zurück, ſo daß er feſt den Mund ſchließen mußte, um nicht zu erſticken.

Manche zagende Seele glaubte in dieſer grauenvollen Nacht, nun komme der jüngſte Tag, und der Engel des Gerichts ſetze ſchon die Poſaune an den Mund, um den Todten den Weckruf zu blaſen und allen Staub aus den Gräbern vor den Thron des höchſten Richters zu rufen.

Jetzt iſt auch der Augenblick gekommen, wo wir das Innere der Silberburg betreten dürfen. Mehr als alle andern Gebäude in Rothenburg zitterte das Haus in ſeinen Grundveſten. Wie ein lebendiges Weſen, das ſich in großer Noth und Qual befindet, ächzte und ſtöhnte und wehrte es ſich vergeblich. Schon waren mehrere verwitterte Fenſterflügel losgeriſſen aus ihren Angeln und in die Gaſſe, den Hof und den Garten hinabgeſtürzt. Ungehinderten Eingang fand der ſauſende Wind in der Silberburg; ſcharf und ſchrill ſtrich er durch die Gänge und Gemächer und trieb den Staub, den die Jahre ungehindert angehäuft hatten, wolkenhaft hin und wieder. Mäuſe und Ratten trieb das Krachen in Gebälk und Gemäuer in Schaaren aus ihren Schlupfwinkeln, und der Herr des Hauſes, wie er, ruheloſer als je, nach ſeiner Art durch die Corridore ſchlich, ſah ihr Laufen und Wimmeln zu ſeinen Füßen und hörte ihr ängſtliches Pfeifen durch das Brauſen und Ziſchen des Sturmes. Alle Ratten und Mäuſe verließen in dieſer Nacht die Silberburg und warfen ſich in die benachbarten Häuſer und in das Römerthor, wo ſie den erſtaunten Geſchlechtsgenoſſen gewiß viel zu berichten hatten, aus dem eben verlaſſenen Aufenthaltsort.

Wiederum mußte Laurentia Heyligerin die ganze Nacht hindurch die wohlbekannten Tritte, das geiſterhafte Schlurfen, das irrende Taſten an den Thüren und Schlöſſern hören. Als die taſtende Hand auch zu ihrem Thürſchloß kam und das Mädchen emporſprang, ihre Kleider zuſammenraffte und in die Dunkelheit des Vorplatzes hinausleuchtete, ſah ſie die gebückte, hagere Ge-

73.

Der Herzog kann nicht lang ſich drin beſpiegeln,
Denn nicht zu dieſem Zwecke kam er her.
Der Heil'ge führt ihn zwiſchen zweien Hügeln
Zu einem engen, tiefen Thal nunmehr,
Wo alles wird verwahrt mit ſieben Siegeln,
Was hier verloren ging, durch Ungefähr,
Durch unſre, durch die Schuld der Zeit; dort oben
Iſt, was verloren ging, wohl aufgehoben.

74.

Ich rede nicht von Schätzen und von Reichen,
Worin das Rad, das unbeſtänd'ge, wühlt.
Nein, manches, fern den trügeriſchen Speichen,
Mein' ich, womit Fortuna nimmer ſpielt.
Dort iſt viel Ruhm, den, Würmern zu vergleichen,
Die lange Zeit hienieden frißt und ſtiehlt;
Dort ſind Gelübde, ſind viel tauſend Bitten,
Die von uns Sündern auf zum Himmel glitten.

75.

Mit Liebesſeufzern und mit eitlen Thränen,
Mit leerer Zeit, die über'm Spiel vergeht,
Mit Muße, die Unwiſſende vergähnen,
Mit hohlen Planen, die der Wind verweht,
Mit all' dem armen, unerfüllten Sehnen
Iſt faſt die ganze Stätte voll geſä't;
Kurz, alle Dinge, die dir hier verſchwinden,
Kannſt du, zum Monde ſteigend, wiederfinden.

76.

Der Herzog fragt um dieß und das den Führer,
Indem ſie wandeln durch die vollen Reihn.
Ein Berg von großen Blaſen wartet ihrer,
Erfüllt mit Lärmen und mit Zänkerei'n.

ſtalt des Vaters, eine Kiſte unter dem Arm tragend, eine Laterne in der Hand, die Bodentreppe hinaufſteigen. In demſelben Augenblick blies ihr der Wind die Lampe aus, und ein neues, gewaltiges Aufwüthen der Windsbraut trieb das zitternde Mädchen zurück zu ihrem Bett. Die Decke zog Laurentia über den Kopf, die Augen ſchloß ſie feſt und verſuchte es, andere helfende Geiſter gegen die namenloſe Angſt ihrer Seele heraufzurufen. Sie rief die erſte Begegnung mit Georg nach deſſen Rückkehr aus dem Franzoſenkriege vor die erregte Phantaſie zurück. Sie dachte an die ſüßen Sommerabende, welche ſie mit dem Geliebten Arm in Arm in dem wilden Garten auf der bemooſ'ten Steinbank unter der Roſenwildniß zugebracht hatte, während das Mondlicht wie aus einer ſilbernen Schale über die ſtille Welt ausgegoſſen wurde. Auf den kleinſten Einzelheiten dieſer Augenblicke des Aufathmens zwang die Jungfrau ihren Geiſt zu verweilen, und dadurch überwand ſie zuletzt alle Schrecken der Finſterniß. Der Sturm mochte ſein Aergſtes an der Silberburg verſuchen; Laurentia Heyligerin ſchlief ein mit einem Lächeln auf den Lippen, und als ſie erwachte, war es heller Tag; die Sonne ſchien glänzend in das Fenſter, und die Langſchläferin mochte den Orkan der Nacht für einen der böſen Träume nehmen, von denen ſie oft geängſtigt wurde. Die Welt ſtand noch, und das alte Haus ſtand ebenfalls noch. War all das Getöſe der Nacht wirklich nur ein Traum geweſen? War es nur ein Spiel der Phantaſie geweſen? Es konnte nicht ſein, und bald trat der Jungfrau, wie ſie noch einige Zeit wachend und ſinnend auf ihrem Lager lag, das Wirkliche klar vor die Seele: der Sturm, das ächzende Haus, die kümmerliche Geſtalt mit der Laterne und der Truhe, welche die Bodentreppe erſtieg.

Was ihn nur wieder getrieben hat?! ſagte Laurentia; aber dann verſchwand dieſer Gedanke ſchnell, und die Erinnerung ihrer Träume ſtieg von Neuem fröhlich auf. In dieſen Träumen war nichts von ſolchem Geheul, Klirren und Krachen, nichts von Verwüſtung und Tod vorgekommen. Und nun ſchien die Sonne ſo hell und hoffnungsreich: vorbei war der Orkan und mit ihm der böſe Winter, welcher den Garten ſo grauſam verſperrte.

Schnell kleidete ſich die Jungfrau an, dem Vater das Frühſtück zu bereiten und zu bringen. Als ſie aber aus ihrem Gemach vortrat, blieb ſie überraſcht auf der Schwelle ſtehen. Der Duft von Moder und Staub, welchen ſie ſonſt auf dem Gang einzuathmen hatte, war verſchwunden, eine reine, kalte, herzerfriſchende Luft erfüllte das Haus. Da hing dem Fenſter des Corridors ganz nahe ein Bild, welches Alter und Vernachläſſigung gänzlich unkennlich gemacht hatten; nun waren der Regen und der Sturmwind durch das zertrümmerte Fenſter gekommen und hatten von dieſem Gemälde die Staubkruſte abgefegt und abgewaſchen, daß die Farben faſt wie neu glänzten. Laurentia hatte ſonſt wenig auf dieſes Bild geachtet; jetzt ſtand ſie ſtill davor und betrachtete es nachdenklich und gerührt. Zwiſchen Blumen und Früchten ſaß ein lächelnder Knabe mit Flügeln, Köcher, Bogen und Pfeil und zielte aus der altersdunkeln Leinwand auf die Beſchauerin. Vor langen, langen Jahren hatte nach Art der Zeit der Stadtmaler Aloyſius Murkele auf Beſtellung der Großmutter den Vater Laurentia's als Amor abconterfeit; — wie fuhr die Enkelin und Tochter zuſammen, als ſie ſich endlich von dieſem jetzt ſo geſpenſtiſchen Bilde abwandte.

Sie ſtieg die Treppe hinab in das Erdgeſchoß, wo in der Küche die alte Magd bereits wirthſchaftete und die Jungfrau mit vielen und erregten Ausrufungen und Schilderungen des vom Sturm in der Stadt und in der Umgegend angerichteten Schadens empfing. Der Bronn vor des Schöffen Marklinger's Haus war umgeriſſen, in Sanct Agathenvorſtadt waren eine Kuh und ein Pferd von einem einſtürzenden Stall erſchlagen, und ſo weiter und ſo weiter.

So, Jungfer, rief die Alte, die Hände zuſammenſchlagend, ſo grauſam hat der böſe Feind gewüthet, daß es nicht zu glauben iſt. Stimmen hat man im Wind gehört, Kreiſchen und Jauchzen; Weiber hat man reiten ſehen auf Beſen und Gabeln in den Wolken; es iſt nicht auszuſagen. Die große Linde vor der Rathsapotheke lieget auch darnieder, und nun ſchauet nur, wie's in unſerm eigenen Garten ausſiehet. Was mich am meiſten wundert, iſt, daß der Thurm dort oben auf der Römerhöhe noch aufrecht ſtehet; der grauſe Wind hat dort doch am meiſten freie Bahn gehabt. Des Scharfrichters Haus drüben iſt faſt ganz ruinirt.

Durch das niedere Küchenfenſter warf Laurentia einen ſchnellen, ſcheuen, ängſtlichen Blick über den Garten, in welchem die meiſten Bäume zu Boden lagen, nach dem alten Wartthurm, dem Aufenthalt des Geliebten. Thurm und Höhe lagen im ſchönſten Sonnenſchein, und blauer Rauch kräuſelte aus der Kaminröhre des Lug ins Land. Aus voller Bruſt holte Laurentia Athem, und freudig bewegte ſich ihr Herz; ſie wußte, daß dem Liebſten kein Unheil geſchehen war in dieſer böſen Nacht.

Die Seele des Mädchens war ſo frei und leicht, daß ſie ſich ſelbſt darüber verwunderte; ſolche fröhliche Laune kam der Armen ſo ſelten, daß ſie ihr als etwas unbeſchreiblich Unbekanntes und Fremdes erſchien. In dieſer Stimmung trug ſie nach des Hauſes Gewohnheit die Morgenſuppe in des Vaters Stube, wunderte ſich auch nicht allzu ſehr, als ſie dieſelbe leer fand. Das kam öfters vor. Manches feſtverſchloſſene Gemach hatte der alte Heyliger in ſeinem zerrütteten Geiſte zu bewachen; ſo konnte er auch jetzt irgendwo nachſchauen in einem Winkel, ob nach dem nächtlichen Getöſe noch alle verborgenen Schätze und Heimlichkeiten an ihren rechten Orten ſich befanden; ob da nicht ähnliche und ſchlimmere Verwüſtungen angerichtet ſeien, wie ſonſt im Hauſe.

Nieder ſaß Laurentia Heyligerin und wartete auf den Vater, und im Warten ſpann ſie von Neuem an den Traumbildern, welche ihr der Schlaf gebracht hatte.

Immer leichter, immer wohler ward ihr zu Muthe, immer weiter und lichtvoller ward ihre Seele. Es war ihr, als ſei ſie die langen, dunkeln Jahre hindurch nur ein thörichtes Kind geweſen, welches in grundloſer Furcht ſich quälte und harmloſe Schatten für die drohendſten Geſpenſter nahm. Es war ihr, als habe dieſer großmächtige Sturm in der Nacht vom letzten März auf den erſten April nicht nur die Welt und das Haus zur Silberburg, ſondern auch ihre innerſte Seele von allem Böſen, von allem Grauen gereinigt und befreit. In dieſem Augenblick ſah Laurentia Heyligerin in die Zukunft wie in eine ſonnige, grüngoldene Landſchaft, wo reiche Ernten von Glück und Seligkeit ihr entgegenreiften. Da — fiel ein Schatten auf ſie; erſchreckt blickte ſie empor und ſtreckte mit einem Schrei abwehrend die Hände aus. Vor ihr ſtand in ſeinem rothen Mantel, das ſchreckliche Schwert unter dem Arme tragend, finſter und drohend Wolf Scheffer, der Henker.

## VII.

Wo iſt Euer Vater, Jungfer? fragte der Scharfrichter von Rothenburg das zitternde Mädchen, welches ſprachlos ihn anſtarrte.

Hat Euch der luſtige Wind das Gehör oder die Sprache genommen, Jüngferlein?

O, was wollet Ihr? ſtöhnte kaum vernehmlich die zum Tod erſchrockene Jungfrau; der Scharfrichter aber hob das Haupt, horchte nach der Gaſſe zu und lachte kurz. In die Gaſſe hinaus war die alte Magd geſtürzt, außer ſich über das Eindringen des Freimannes in die Silberburg. Das Volk, das da in Haufen ſtand und die Aengſte der vergangenen Nacht beſprach, rief ſie auf, und alle Augen richteten ſich in ſtarrer Verwunderung auf die Silberburg. Vom Marktplatz herunter kam in dieſem Moment der regierende Bürgermeiſter mit einigen Rathsherren und Schöffen, den durch den Sturm angerichteten Schaden in und um die Stadt zu beſchauen. Auch ſie erhielten Bericht, daß Wolf Scheffer, der Henker, ein ehrlich Haus beſchritten habe, ſchüttelten die Häupter, beſprachen ſich einen Augenblick untereinander, und dann ſchritt der Bürgermeiſter gegen die Silberburg und trat in die dunkle Thür. Ihm folgten die Rathsherren und die Schöffen und ein großer Theil der Menge; ein noch größerer Haufe wurde freilich durch den Rathsdiener an der Pforte zurückgewieſen.

Durch den verwilderten Garten ſchlich der ſchwarze Jörg um Kundſchaft der Geliebten. Er fand die Hinterthür der Silberburg offen, und eine unerklärliche Macht trieb ihn zu dieſer Stunde in die Wohnung des alten Familienfeindes, deſſen Kind er ſo ſehr liebte, einzutreten. Mit geheimem Schauder ſetzte er den Fuß in das Haus, das einſt den Kindlern geeignet hatte, wo ſo viele Geſchlechter ſeines Namens geboren und geſtorben waren. Schon waren die untern Räume voll von den Bürgern und Bürgerinnen von Rothenburg; kaum vermochte Georg ſich einen Weg zu bahnen zur Treppe. Mit dem Bürgermeiſter und den Schöffen ſtieg er empor und trat mit ihnen in das Gemach des alten Heyliger, und Alle überkam eine ähnliche Stimmung wie den Sohn des Stadtſoldaten auf der Römerhöhe; aber keiner von den Herren ſtieß ſolch einen Wuthſchrei aus als Georg Kindler, da er den Scharfrichter mit ſeinem abſcheulichen Grinſen vor der halbohnmächtigen Geliebten ſtehen ſah.

Mit einem Sprunge wollte er ſich auf den Henker ſtürzen; aber dieſer erhob drohend die Hand und ſchrie mit donnernder Stimme:

Zurück! Wer legt die Hand an mich?

Und zurück wichen die Herren vom Rath, zurück wich das Volk; Laurentia Heyligerin warf ſich an die Bruſt Georg's:

Schütze mich! Um Jeſu Willen, ſchütze mich, Georg!

Treibt den Mann aus dieſem Haus, welches ſein Fuß beſudelt; befehlt ihm, zu gehen, Euer Gnaden! rief Georg Kindler dem Bürgermeiſter zu; aber ehe dieſer antworten konnte, lachte Wolf Scheffer und rief:

Wer will den Scharfrichter von Rothenburg aus ſeinem Eigenthum treiben? Herr Bürgermeiſter, zu dieſer Stell' fordere ich den Bürger dieſer Stadt Chriſtian Jakob Heyliger, im Jahre Sechzehnhundertfünfundſiebenzig Zinsmeiſter allhier zu Rothenburg.

Wer giebt Euch das Recht, ſolches Verlangen zu ſtellen? Wer giebt Euch das Recht, in dieſes Haus einzudringen? Wiſſet Ihr nicht, daß —

Der Scharfrichter zog unter ſeinem rothen Mantel einen beſchriebenen und beſiegelten Papierbogen hervor und hielt ihn hoch über die Häupter des Volkes.

Hier mein Recht! Hat der Teufelswind über Nacht das Dach mir über dem Kopf weggenommen, ſo muß ich ſchauen, daß ich ein ander krieg'. Hier mein Recht! Und nun zum letzten Mal: wo iſt Euer Vater, Jungfer Heyligerin?

Ich weiß es nicht — o käme er! — Georg, Georg, was iſt das? Was iſt geſchehen? Was ſoll geſchehen?

Still, Lieb, ich bin dein Schutz hier und überall.

Herr Bürgermeiſter von Rothenburg, nehmt und leſ't, ſagte der Scharfrichter, dem Herrn das Papier reichend. Derweilen will ich ſelbſten Umſchau halten nach Chriſtian Jakob Heyliger und ihn herſchaffen, daß er mir mein Recht gebe.

Auseinander wich die Menge, und der Scharfrichter ſchritt aus der Thür, das vergilbte Papierblatt in der Hand des Bürgermeiſters zurücklaſſend. Dem kaiſerlichen Notarius Cyprian Schnäubele reichte der regierende Herr das inhaltſchwere Document.

Leſet Ihr, Gevatter. Meine Augen ſind zu blöde, und meine Brille lieget zu Hauſe.

Einen fliegenden Blick warf der Notarius über das Papier, die Unterſchriften und Siegel, dann zuckte er die Achſeln, wie ſie nur ein Advocat zucken kann, und ſchnitt eine Grimaſſe, wie ſie ebenfalls nur ein Advocat ſchneiden kann.

Traget vor, Herr Doctor! riefen in athemloſer Neugier die Rathsherren, und der Notarius las laut:

Ich Johann Gottlieb Riecher J. U. Licent. Notarius caesareus publicus bezeuge und beſcheinige durch meine Unterſchrift und Beiſetzung meines Notariatsſigills, wie folget:

Am erſten Aprilen in dieſem Jahr, nach Chriſti Geburt 1675, iſt ein Pact aufgerichtet und rechtskräftig gemachet zwiſchen den Herren, Herrn Chriſtian Jakob Heyliger, Bürger und Zinsmeiſter in kaiſerlich freier Reichsſtadt Rothenburg im Thal einerſeits und Traugott Gottlieb Scheffer, kaiſerlichem Kammergerichtsſecretarius zu Regensburg andererſeits.

Sintemalen obengenanntem Herrn Chriſtian Jakob Heyliger obengenannter Herr Traugott Gottlieb Scheffer, Secretarius, in einem allhier geführten Process Heyliger contra Kindler mit Rath und That ſo hilfreich zur Hand gegangen iſt, daß beſagter Chr. J. Heyliger beſagtem T. G. Scheffer nimmer genug danken und lohnen kann: ſo iſt zwiſchen beſagtem Chr. J. Heyliger und beſagten T. G. Scheffer verbrieſt und beſiegelt, wie folgt:

I. Zahlt am heutigen Datum Herr Chr. J. Heyliger dem Reichskammergerichts-Secretarius Herrn T. G. Scheffer fünfhundert Gulden in guter Münz.

II. Zahlt derſelbe Chr. J. Heyliger demſelben T. G. Scheffer fünfhundert Gulden an dem Tag, an welchem beſagter Chr. J. Heyliger Beſitz nimmt von dem Haus, benannt zur Silberburg, in kaiſerlicher freier Reichsſtadt Rothenburg im Thal.

III. Dieweilen aber des Menſchen Fleiſch iſt wie Heu und ſeine Güter nicht haften in Einer Hand, ſo iſt ausgemachet und beſchloſſen, daß am erſten Aprilen Siebenzehnhundertfünf als nach einem Menſchenalter, vom heutigen Tag an gerechnet dreißig Jahre dem obenbenannten Reichskammergerichts-Secretarius Traugott Gottlieb Scheffer, oder deſſen dann lebenden Erben und Rechtsnachfolgern obenerwähntes Haus zur Silberburg in kaiſerlich freier Reichsſtadt Rothenburg im Thal mit allem Zubehör, Laſten und Rechten von obenbenanntem Chriſtian Jakob Heyliger oder deſſen Erben gutwillig und ohne Widerrede übergeben werden ſoll. Wird aber Terminus verpaßt, iſt's Recht verpaßt.

Iſt dieſer Pact in aller Güte, ohne Widerſpruch von einer Seite aufgeſetzet und doppelt ausgefertigt worden, wonach zu achten.

Regensburg am erſten April 1675.

(L. S.) Johann Gottlieb Riecher,
Notarius publicus caesar.

(L. S.) Chriſtian Jakob Heyliger,
Zinsmeiſter zu Rothenburg im Thal.

(L. S.) Traugott Gottlieb Scheffer,
Kaiſerl. Reichskammergerichtsſecretarius
zu Regensburg.

Er hört, daß dieß die Kronen der Aſſyrer,
Der Lyder, Perſer und der Griechen ſei'n,
Die Alten, ſo berühmt in ihren Tagen,
Wovon wir kaum die Namen können ſagen.

77.

Fiſchangeln, die von Gold und Silber prangen,
Sind aufgehäuft; dieß ſind, wird er belehrt,
Die Gaben, die man, einen Lohn zu fangen,
Dem Geiz der Fürſten und der Herrn verehrt.
Die Netze, die an Blumenketten hangen,
Sind lauter Schmeichelei'n, wie er erfährt.
Heuſchrecken, die von innrem Wind zerſprungen,
Sind Verſe, die man großen Herrn geſungen.

78.

Die Ketten, die an Gold und Steinen reichen,
Sind Liebeshändel, welche ſchlecht entkeimt:
Die Adlerklauen ſind des Anſehns Zeichen,
Das Fürſten ihren Dienern eingeräumt.
Die Blaſebälge mit den vollen Schläuchen
Sind Rauch und Gunſt der Großen, ſchnell verträumt,
Den Ganymeden kurze Zeit geliehen,
Mit deren jungem Lenze ſie verblühen.

79.

Zerſtörte Städt' und Schlöſſer ſtehn vor ihnen,
Die ſind mit großen Schätzen überdeckt.
Dieß ſind Verträge, ſo läßt er ſich dienen,
Und die Verſchwörung, die ſich ſchwer verſteckt.
Dann ſieht er Schlangen auch mit Frauenmienen:
Dieß iſt was Dieb und Münzer ausgeheckt;
Zerbrochne Fläſchchen, mannigfach zu ſchauen,
Sind ſchlechter Höfe Dienſt und arm Vertrauen.

Die Blicke und Bewegungen der Hände, Schultern und Köpfe, welche dieſe Vorleſung begleiteten und ihr folgten, zu ſchildern, geht über unſere Kraft. Während Alles in Wunder und Staunen ſteht und Laurentia leiſe über die Schmach des Vaters weint, das Geſicht an der Bruſt des Geliebten verbergend, wollen wir einen Blick in die Vergangenheit werfen.

Anno 1675 war der Zinsmeiſter Chriſtian Jakob Heyliger ein Mann in ſeinen beſten Jahren, und der Reichskammergerichtsſecretarius Scheffer, obgleich bedeutend jünger als der Zinsmeiſter, war doch nur ein kümmerliches Männlein gegen den ſtattlichen Bürger von Rothenburg. Nicht im mindeſten wahrſcheinlich erſchien es von damals, daß der Secretarius für ſich ſelbſt einen angenehmen Gebrauch von dem eben vorgetragenen Schriftſtück werde machen können. Der Mann hüſtelte und ſpie auch von Zeit zu Zeit ein wenig Blut aus, und nicht die mindeſte Ausſicht war vorhanden, daß er nach dreißig Jahren mit dieſem Pact werde hervortreten können. Freilich hatte er ein damals fünfjährig Söhnlein, welchem der Vertrag hätte zu Gute kommen können; aber damit war es ein eigen Ding. Dieſes Söhnlein war die einzige Frucht einer für den Secretarius ungemein ſtürmiſchen Ehe, und der Vater hatte längſt den ohnmächtigen Zorn und Grimm, den er täglich ſeiner beſſern Hälfte gegenüber verſchlucken mußte, auch auf den kleinen Wolf, welchem die Frau Schefferin mit der Muttermilch die allergrößeſte Verachtung der väterlichen

Autorität eingeflößt hatte, übertragen. Der Papa kümmerte ſich den Teufel um die Zukunft ſeines Sohnes.

Im Hauſe war der Secretarius Scheffer der erbarmungswürdigſte Knecht und Sündenbock, den man ſich vorſtellen kann; aber er gehörte leider zu den Naturen, welche das Gift, das ſie gegen die eigene Umgebung nicht verſpritzen dürfen, nach außen tragen, — vielleicht die gefährlichſten Menſchen! Für das Unglück des eigenen Herdes rächte ſich Traugott Gottlieb Scheffer an der Außenwelt, und ſeine Stellung in der Maſchinerie der Gerechtigkeitspflege des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation gab ihm die Gelegenheit dazu in Hülle und Fülle.

Zwiſchen den bergehohen Actenhaufen zu Regensburg, durch den Staub und Schmutz aller jener ewigen, ſprichwörtlich gewordenen Rechtshändel kroch der kleine Mann in der ungeheuern Perrücke mit den langen hagern Armen und den dünnen Beinchen wie eine heimtückiſche Spinne, und betrachtete es als den Inhalt ſeines armſeligen Lebens, ſo viel Menſchen als möglich mit Leib und Seele von ſich abhängig zu machen. Hier auf dem Felde wurde der Sklav zum Tyrannen; dreimal wehe Allen, die ſich in das Netz dieſer Spinne verwickelten; ihre ganze Lebenszeit hindurch mochten ſie ſich abzappeln darin; denn es gehörte zu des Mannes grauſamer Luſt am Schaden, daß er nicht jedes unglückliche Opfer auf der Stelle ausſog und als leere Hülſe hängen ließ. Solches that er nur den armen, einfältigen Teufeln, die ihm in keiner Weiſe gewachſen waren; mit ihnen gab er ſich nur des Gewinnes wegen ab. Anders aber geſtaltete ſich die Sache, wenn ihm ein an Liſt und Schlauheit ebenbürtiger Geiſt entgegentrat. In ſolchem Falle zeigte ſich der Reichskammergerichtsſecretarius in ſeiner ganzen giftigen Glorie, und unübertrefflich war die Kunſt, mit welcher er leiſe, leiſe dem Gegner die erſten feinen Fäden, die zu unlöslichen Ketten werden ſollten, um Hände und Füße legte. Faſt unmöglich war es, der Subtilität, mit welcher die Fäden verſtärkt und vermehrt wurden, ſich zu erwehren. Hülflos bis zum Aeußerſten hing zuletzt das Opfer im Netz, und Satan konnte vor Rührung über den trefflichen Schüler die Augen mit dem Schwanz wiſchen.

Zu den Leuten, welche dem Secretarius nahezu gewachſen waren, gehörte der Zinsmeiſter von Rothenburg, als er im Jahre 1673 ſeinen Proceß gegen Friedrich Martin Kindler begann und anno 1675 ſelbſt nach Regensburg ging, ſeinem Intereſſe nahe zu ſein. Dunkle Wege beſchritt er; aber ſie führten gewiſſermaßen zum Ziel, denn Traugott Scheffer trug ſeine ſchweflicht leuchtende Laterne dem Zinsmeiſter voran. Beſitzer der Silberburg mit Gärten, Ackerfeldern, Wieſen und Weinbergen ward Chriſtian Jakob Heyliger; aber durch ſein ganzes Leben hatte er alljährlich bedeutende Geldſummen gen Regensburg an den Secretär Scheffer zu ſchicken, ungerechnet die in dem Vertrag erwähnten Gelder. An dem Blatt, welches am 1. April 1705 in der Silberburg vorgeleſen wurde, hielt der Secretär ſeinen Clienten. Es war kein Glück, was der Zinsmeiſter von Rothenburg mit der Silberburg erlangt hatte!

Im Jahre 1695 ſtarb Traugott Scheffer, weniger an der Abzehrung, als an dem Schmerz und Verdruß über die Verlegung des Reichskammergerichts von Regensburg nach Wetzlar. Auch auf ſeinem Beſitz haftete kein Glück; das Vermögen, welches der Eheherr zuſammengeſcharrt hatte, zerfloß und zerging der trauernden Wittwe; Niemand wußte recht, auf welche Weiſe. Schlecht ſchlug das Söhnlein aus, that nach Kräften das Seinige zum Ruin der Mutter und lief zuletzt unter die Soldaten. Verlumpt und verludert kam es im Jahre 1703 heim aus dem Kriege, grade zur rechten Zeit, um dem Sarge der Mutter aus dem Hospital nach dem Kirchhof zu folgen.

Als Wolf Scheffer dann die wenigen Habſeligkeiten der verſchiedenen Frau durchſtöberte, fand er das Blatt, welches ihn zum reichen Mann in Rothenburg im Thal machen konnte. Es war eine zerbrochene ſilberne Haarnadel, ein dito Löffelſtiel und eine Kette von Bernſteinperlen hineingewickelt. Wolf that einen Pfiff über den Fund, machte die drei Werthgegenſtände zu Geld und zog gen Rothenburg, wo er grade recht kam, den bedrängten Rath von dem freſſenden Delinquenten im Thurm zu erlöſen. Mit einer gewiſſen wilden Ironie und um nicht zu verhungern bis zum 1. April 1705, übernahm der einſtige Profoß vom Regiment Deutſchmeiſter-Infanteria das Scharfrichteramt der kleinen Reichsſtadt. Er hatte durchaus nicht die Abſicht, ſein Leben in Rothenburg hinzubringen, ſo kam es ihm nicht darauf an, ſich daſelbſt auf kurze Zeit anrüchig und ehrlos zu machen.

Wir haben geſehen, wie er ſeinem Feinde Georg Kindler begegnete und die Liebe deſſelben zu Laurentia Heyligerin entdeckte, wir haben geſehen, wie er die Silberburg, ſein baldiges Eigenthum, Tag und Nacht nicht aus dem Auge ließ. Mit der Beſitznahme der Silberburg glaubte der Rachſüchtige zugleich ſich rächen zu können an Dem, welchem er ſeine Verſtümmelung zu danken hatte, und ſo frohlockte er doppelt.

## VIII.

Von Hand zu Hand ging im Kreiſe der Rothenburger Herren in der Silberburg das ominöſe Papierblatt.

O Vater! Vater! ſchluchzte die Jungfrau.

Wo er nur ſein mag, daß er bei ſolchem Aufruhr im Hauſe nicht hervorkommt?! rief Georg.

Heyliger! Wo iſt er? Wo iſt der Meiſter Heyliger? ging's im Kreiſe.

Währenddem kam das Document zurück zu Herrn Cyprian Schnäubele, dem kaiſerlichen Notarius, und von Neuem unterwarf dieſer es der ſorgfältigſten Prüfung, beaugte es von allen Seiten, von vorn und von hinten. Plötzlich ſtieß er einen Ausruf hervor, ſah auf, umher in der Gruppe und auf die bleiche Laurentia. Er lächelte, ſchlug auf das Papier, hielt es in die Höhe und rief:

Ihr Herren und Ihr, Jungfer Heyligerin, das Recht, ſo dieſes Blatt giebt, will ich wohl anfechten und hoff' meine Sach' zu gewinnen; während der Proceß aber ſchwebt — beati possidentes!

Weshalb wollt Ihr dieſes Recht anfechten? fragte die ſcharfe Stimme Wolf Scheffer's des Scharfrichters, der von ſeinem Gang durchs Haus zurückkehrte und vor dem die Gruppe ſich eben wieder öffnete. Weshalb ſoll dieſer beſiegelte und manu propria von den Parteien unterſchriebene Pact ungiltig ſein?

Will's Euch ſagen, Meiſter, ſprach der Rechtsgelehrte. Hier ſtehet freilich geſchrieben, daß die Silberburg übergeben werden ſoll am erſten April 1705; aber hier ſteht auch geſchrieben: gerechnet vom erſten April 1675 an dreißig Jahre. Merkt's wohl, dreißig Jahre. Wird der Termin verpaßt, ſo iſt der Vertrag null und nichtig.

Was weiter? fragte der Scharfrichter, ſich auf ſein Schwert ſtützend.

Zehen Tage zu ſpät iſt dieſes Schriftſtück vorgewieſen, Meiſter! rief der Doctor Schnäubele. Im Jahr nach unſeres Herrn und Erlöſers Geburt Siebenzehnhundert iſt durch das Edict glorreicher kaiſerlicher Majeſtät Leopoldi Primi der verbeſſerte Gregorianiſche Kalender eingeführet worden, und die Einführung von allen Canzeln abgeleſen, auf allen Wegen und Kreuzwegen des

Reiches verkündiget. Wer kann dawider ſprechen? Null und nichtig! Null und nichtig!

Null und nichtig! riefen Bürgermeiſter, Rathsherren, Schöffen und Volk, und der Scharfrichter nahm ruhig das Schriftſtück aus der Hand des Notars.

So höret, ihr Herren von Rothenburg! rief er, und eine Todtenſtille trat vor ſeinem Worte ein. Im Kreiſe blickte er umher, hob das Papier und ſagte:

Aufgebe ich hiermit dieſes — da!

Das Document fiel zerriſſen zu Boden, — und ein Ruf des Erſtaunens brach aus unter den Theilnehmern dieſer Scene; dieſer Ruf erſtarb aber auf den Lippen, denn in demſelben Moment warf der Scharfrichter den Mantel zurück, das breite, blitzende Schwert funkelte über den Häuptern des Volkes:

Ein Recht verloren, gewonnen das andere! Mein die Silberburg und mehr als die Silberburg! Raum dem Scharfrichter und ſeinem Recht! Folgt und ſeht, ihr Herren von Rothenburg!

Aus dem Gemach ſchritt der Henker, das Schwert über der Schulter; ihm nach drängten alle Anweſenden die Treppe hinauf, welche in die oberſten Räume des Hauſes führte. Georg legte ſachte die Geliebte in die Arme der alten Magd. Auch er eilte den Andern nach, und vor dem Geſchrei, welches von oben, von dem Bodenraum hinabdrang, erſtarrte ihm das Blut in den Adern.

Durch das verwahrloſ'te Hausdach ſchien überall ungehindert die Sonne, der Fußboden war immer noch überſchwemmt von dem in der Sturmnacht eingedrungenen Regenwaſſer. Kiſten und Kaſten, alter Hausrath, Bretter und Plunder verſperrten überall den Weg; in einem Winkel ſtand Wolf Scheffer und um ihn das erſtarrte Volk. Von einem Balken herab hing die Leiche Chriſtian Jakob Heyliger's, und um ſie ſtanden Truhen von Geldſäcken und Pergament, goldenen und ſilbernen Koſtbarkeiten aller Art — ein gewaltiger Reichthum.

Und zu dem Leichnam ſprang der Scharfrichter, umfaßte ihn mit dem linken Arm und rief:

Raum für des Henkers Recht!

Mit dem Richtſchwert beſchrieb er auf dem Boden einen weiten Kreis um die Leiche, und in den Kreis fielen die Kiſten und Truhen, die Pergamente, die ſilbernen Schüſſeln und Becher, die goldenen Ringe, Ketten und Spangen.

Kennt ihr des Scharfrichters Recht, ihr Herren von Rothenburg? rief er mit wildem Frohlocken. Was an des Selbſtmörders Leiche in den Kreis fällt, den des Scharfrichters Schwert zieht, iſt des Scharfrichters! Herr Notarius, wollt Ihr gegen dieſes Recht auch Euer Wörtlein ſagen? Hoho, gebt dem Scharfrichter ſein Recht — hier! hier!

Neben dem Erhängten niederknieend fing der Mann im rothen Mantel an, in den Truhen, welche ſein Eigenthum geworden waren, zu wühlen. Triumphirend hielt er dem Bürgermeiſter, den Rathsherren, dem Doctor

Schnäubele ein Document mit klappernden Silberkapſeln nach dem andern unter die Naſe.

Hier die Silberburg, mein, mein! Hier die Aecker am Gretchenkopfe, mein, mein! Hier der Weinberg zur wilden Hütte, mein! Hier die Wieſen im Haſenthal, Alles, Alles mein!

Keiner der Zuſchauer konnte ein Wort hervorbringen; nur der kaiſerliche Notarius ſagte:

Schneidet die Leiche ab, Meiſter Scheffer. Ihr ſeid der reichſte Mann zu Rothenburg im Thal! Dieſes Recht iſt nicht anzugreifen. Fiat justitia!

Damit wandte ſich der Rechtsgelehrte und ging.

Mit dem Richtſchwert durchſägte der Henker den Strick, welcher den Erhängten in der Luft hielt. Schwer fiel der Körper zu Boden, und in dem Gemach darunter fuhr die Tochter über den dumpfen Ton zuſammen und ſank in eine neue wohlthätige Ohnmacht.

Seit Menſchengedenken war kein Selbſtmord in kaiſerlich freier Reichsſtadt Rothenburg vorgefallen, deßhalb machte der jetzige, der noch dazu unter ſo ſeltſamen Umſtänden ſtattgefunden hatte, den allergrößten Eindruck auf das Volk.

Zurück wichen Alle. Niemand hielt es aus in dem unheimlichen Hauſe. Niemand glaubte darin länger Athem holen zu können. Die Silberburg ward leer, und todtenſtill ward es drin. Auf dem Hausboden blieb der Scharfrichter mit der Leiche und den Schätzen allein zurück. Wolf Scheffer war der Einzige, welcher von dem Gefühl, als ob Wände und Decken des alten Gebäudes zuſammenbrechen müßten, nichts wußte.

An der Bruſt des ſchwarzen Jürgen lag die arme Laurentia, und der Geliebte duldete nicht, daß die Tochter noch einmal die entſtellte Leiche des unglücklichen Vaters zu Geſicht bekam. Wie ein Kind trug Georg die Braut durch den wilden Garten die Römerhöhe hinan zu dem alten Thurme, wo der nichts ahnende Vater im glücklichen Frieden ſaß, in die blaue, blitzende Ebene hinausblickte und das belehrende Haushaltungsbuch auf ſeinen Knieen faſt ganz vergeſſen hatte. Es koſtete viel Mühe, ihm das Geſchehene klar zu machen, und im nächſten Augenblick hatte er es doch wieder vergeſſen und umſchlich verwundert-zärtlich die weinende Jungfrau, die ſo plötzlich ſich in ſeinem Thurmgemach eingefunden hatte.

Nachdem Georg und Laurentia die Silberburg verlaſſen hatten, ging auch die alte Magd daraus weg, und mit dem Leichnam hatte von da an Wolf Scheffer das Reich allein darin. In das Gemach Chriſtian Heyliger's trug er Geld, Documente und Koſtbarkeiten; die Leiche ließ er an ihrer Stelle, bis der Sarg und die Grube im Winkel der Selbſtmörder an der Kirchhofsmauer fertig waren. Im Triumph ſchritt er hin und her und baute die phantaſtiſchen Luftſchlöſſer künftigen Glanzes, während ſeine Tritte dumpf wiederhallten in den öden Räumen. Nach Frankreich wollte er mit ſeinen Schätzen ziehen, der König Louis brauchte ſolche Män-

80.
Vergoſſ'ner Suppen blinkt ein großer Spiegel;
Er fragt deßhalb den Heil'gen, der ihn führt:
Almoſen ſind's, ſo löſt ihm der das Siegel,
Die Frömmigkeit bei ihrem Tod teſtirt.
Wohlriechend einſt, kommt drauf ein Blumenhügel,
An dem man jetzt gewalt'gen Stank verſpürt:
Dieß iſt das Lehn — wofern's erlaubt zu ſagen —
Das Konſtantin Sylveſtern übertragen.

81.
Viel Ruthen ſieht er dort, mit Leim beſtrichen,
Und dieß, o Frau'n, iſt eurer Reize Flor.
Lang währt' es, trüg' ich euch in ordentlichen
Reimweiſen alle dieſe Dinge vor;
Ja, endlos wär's! kurz, was uns hier entwichen,
All' unſer Treiben ſteigt zum Mond empor;
Nur Thorheit gibt's nicht viel noch wenig droben,
Die iſt mit unſrer Erde feſt verwoben.

82.
Hier ſtößt er auch auf Stunden und auf Thaten,
Die er verloren hat zu ſeiner Zeit,
Und, wär' er mit dem Lehrer nicht berathen,
Nicht kennen würd' in ihrem jetz'gen Kleid.
Dann ſieht er, was wir niemals noch erbaten,
Gleichwie gar hoch damit gebenedeit,
Ich meine den Verſtand, der hier, in Maſſen,
Allein mehr ſcheint als alles ſonſt zu faſſen.

83.
Als Flüſſigkeit, gar flüchtig und gar fein,
Die leicht verdampft, wenn ſie nicht gut verſchloſſen,
Steht er in Flaſchen hier, bald groß bald klein,
So wie er dem Beſitzer juſt entfloſſen,

ner wie er; der Krieg konnte ihn noch zum großen Herrn machen; — der Träumende malte ſich aus, wie er einſt mit der Maiſon du Roi einrücken werde in die Stadt Rothenburg im Thal. Unter ſeinen Fußtritten erzitterte der Boden, den rothen Mantel und das breite Schwert ſchleuderte Wolf Scheffer weit von ſich in einen Winkel und lachte:

Dieſe Komödia iſt aus, dieſer Spaß iſt bald zu einem guten Ende gekommen. Palſambleu, wir wollen in Kurzem einen andern Degen an die Hüfte ſtecken —

„Marlbrouck s'en va-t-en guerre,
Miroton, Miroton, Mirotaine!
Ne sais quand reviendra,
Miroton, tonton, mirotaine!“

Stunde auf Stunde verfloß. Den jetzigen Eigenthümer der Silberburg überkam der Hunger; aber er begnügte ſich mit einer Brodrinde und holte ſich ſelbſt einen Trunk Waſſer dazu aus dem Brunnen im Hofe; dann ſetzte er ſeine Gänge durch das hallende Haus fort. Er blickte aus den Fenſtern, die auf die Gaſſe gingen, und zog eine ſpöttiſche Miene über die Haufen, die den ganzen Tag über vor der Silberburg lungerten und nach dem alten Gebäude ſtarrten. Das Volk ſah ihn am Fenſter und flüſterte und ſteckte die Köpfe zuſammen; aber er lachte. Er lachte noch toller, wenn er an den ſchwarzen Georg vom Regiment Montecuculi dachte. Dem hatte er es nun heimgegeben.

Und es ward Abend, dann dunkle, warme, ſtille Nacht.

Im Lug ins Land auf der Römerhöhe lag der Vater Kindler längſt im feſten Schlaf; auf der Plattform neben der alten Karthaune ſtanden Georg und Laurentia, hielten ſich feſt umſchlungen und blickten in die Nacht hinaus. Im tiefen Dunkel lag die Stadt, die Silberburg und der todte Vater. Kein Lüftchen regte ſich, ſtill, ganz ſtill lag die Natur, wie erſchöpft nach dem Aufruhr der vergangenen Nacht. Leiſe Troſtesworte flüſterte Georg der Geliebten ins Ohr, ins Herz, und immer feſter klammerte ſich das Mädchen an den ſtarken Mann und ſchluchzte krampfhaft:

Verlaß mich nicht, o verlaß mich nicht!

Nimmer, nimmer! rief Georg Kindler, und auch ihm traten die Thränen in die Augen.

Wieder hatte der Nachtwächter im Thal ſeinen Vers für die zehnte Stunde geſungen:

„Nacht und Tag, Tag und Nacht
Gottes Aug' im Himmel wacht;
Hört, ihr Herren, hört, ihr Frau'n,
Gut Gewiſſen wird nicht grau'n
In der Nacht.“

Ich habe nur dich! Liebe mich, liebe mich, halte mich, daß ich nicht vergehe! ſtöhnte Laurentia, und Georg ſtreichelte mit zitternder Hand das Haupt der Jungfrau und faßte ſie feſter:

Ich liebe dich, ich laſſe dich nimmer, im Leben nicht, im Tode nicht. Still, ſtill, Arme, Süße; merke auf den Troſt der Nacht. O, wie ſie ſtill iſt und Ruhe giebt.

Liebe mich ewig, ewig! rief Laurentia.

In alle Ewigkeit! ſprach Georg.

Da ging ein dumpfer Ton durch die Nacht, ein donnerndes Schallen und Schmettern, ein Brechen und Krachen. Ein Schreien erhob ſich im Thal und ſchwoll immer mehr an und pflanzte ſich fort über die ganze Stadt. Das Krachen und Schmettern weckte nur einmal das Echo zwiſchen den Bergen; aber das Geſchrei rief es immer von Neuem hervor. Lichter und Fackeln irrten in der Tiefe, und immer wilder ward das Rufen des Volkes.

Um Gottes Willen, was war das? ſchrie Georg. Komm, komm hinab zum Vater.

In das Thurmgemach hinunter führte der junge Mann die Braut; der Greis ſaß aufrecht im Bett und rief:

Es iſt geſchehen! Recht iſt geſprochen, — das letzte Recht! Hinab, Georg Kindler, hinab zur Silberburg, ſieh, ob das, was ich eben geträumt, Wahrheit iſt! Das letzte Recht, o das letzte Recht!

Neben dem Bette des Alten ſank Laurentia Heyligerin nieder, und der Greis zog ſie zu ſich und küßte ſie auf die Stirn:

Geſegnet ſei dein Eingang hier unter meinem Dach, du Kind meines Feindes. Der Segen eines ungerecht Gekränkten hat groß Gewicht; viel Glück ſollſt du haben in deinem Leben, eine gute Frau ſollſt du werden, wie deine arme Mutter, wie — mein armes Weib.

Die Römerhöhe hinab ſtürzte Georg. Der Garten war bereits voll entſetzter Menſchen; wo die Silberburg ſelbſt ſich erhoben hatte, befand ſich jetzt ein hoher Trümmerhaufen, ein wüſtes Durcheinander von Balken, Poſten und Mauern, über das die Fackeln und Laternen einen blutrothen Schein warfen.

Gottes Gericht! Gottes Gericht! rief das zitternde, zum Tod erſchrockene Volk von Rothenburg.

Das letzte Recht! O Vater, Vater — das letzte Recht! ſchrie Georg Kindler in namenloſem Schauder. —

Den Eindruck eines Gottesurtheils hatte dieſes ſchreckliche Ereigniß, welche ſo kühne und ſtolze Hoffnungen und Pläne im Augenblick der Erfüllung zu nichte machte, auf die ganze Stadt Rothenburg, Geiſtlichkeit, Rath und Bürgerſchaft — Patricier und Plebejer gemacht, und unter dieſem Eindruck erkannte man dem alten Friedrich Martin Kindler den Beſitz des Trümmerhaufens, welcher einſt ein ſo ſtolzes Haus geweſen war, einſtimmig zu. Während die arme Laurentia auf der Römerhöhe langſam ſich erholte und ſich zurechtfand in dem Geſchehenen, wurden die Trümmer aufgeräumt, die Leichen des Scharfrichters Wolf Scheffer und des weiland Zinsmeiſters Chriſtian Jakob Heyliger gefunden und mit ihnen die zertrümmerten Truhen mit den Geldſäcken, Koſtbarkeiten und Documenten, wie ſie Scheffer zuletzt darin geordnet hatte. In aller Stille wurden die Leichen begraben, und dicht nebeneinander fanden ſie ihre Stelle an der Kirchhofsmauer.

Friedrich Martin Kindler entſchlief nicht lange nach dem Einſturz der Silberburg, und ganz ſanft erlöſ'te ihn der Tod von den Schwierigkeiten der böſen Prudentia oeconomica, die ihm im Leben ſo viel vergebliches Kopfzerbrechen gemacht hatte. Faſt die ganze Stadt gab dem Greis ein ehrenvolles Geleit zu ſeiner letzten Ruheſtätte; aber deſſenungeachtet war für Laurentia Heyligerin, die Tochter des Selbſtmörders, und Georg Kindler, den Erben des Scharfrichters, keine bleibende Stätte in der kaiſerlich freien Reichsſtadt Rothenburg im Thal. Man flüſterte zu viel in den Gaſſen, wenn ſie vorübergingen, und ſo zogen ſie von dannen als ziemlich begüterte Leute, nachdem ſie in der Stille Hochzeit gemacht hatten. Sie zogen hinaus, „weit ins Oeſterreich," in eine Stadt an der Donau, Linz genannt; dort hat nach Jahren noch manch wandernd Bürgerkind aus Rothenburg in ihrem ſtattlichen Hauſe herzlich Entgegenkommen, fröhliche Geſichter und gut Quartier gefunden und nach ſeiner Heimkehr nicht genug erzählen gewußt von dem angeſehenen Herrn Georg Kindler, der ſchönen Frau Laurentia und den Bübeln und Mädeln derſelben.

Die Silberburg wurde nicht wieder aufgebaut. Während Georg die Aecker, Wieſen und Weinberge zu guten Preiſen an die Liebhaber losſchlagen konnte, wollte dieſen Platz Niemand kaufen, bis ihn der Rath für einen Pfifferling übernahm. Bei den ſchweren Zeitläuften war wenig Nahrung in der Welt. Der hiſpaniſche Erbfolgekrieg, in den auch die freie Stadt Rothenburg verwickelt war, obgleich es ihr im Grunde ganz gleichgültig ſein konnte, wer als König zu Madrid ſaß, jagte alle Verdienſte weg; — es kam nicht darauf an, ob es einen wüſten Fleck mehr in Rothenburg gab.

So wuchſen Gras und Brennneſſeln auf der Stelle der Silberburg, und bis in die neueſte Zeit hieß die Stelle: das letzte Recht. Heute hat ein Speculant eine Strumpffabrik daſelbſt gebaut, und der Name iſt verſchwunden.

Zu merken iſt, daß alle Menſchen und alle Sachen in dieſer Welt einen Augenblick haben, in welchen ihnen das letzte Recht gegeben wird.

# Deutſcher Novellenſchatz.

Vierte Serie.

Vierter Band.

(Der ganzen Reihe zweiundzwanzigſter Band.)

Von allen ſcheint die größte die zu ſein,
Worein des Grafen großer Geiſt gegoſſen;
Von andern ward ſie ohne Müh' erkannt,
Denn ihre Inſchrift hieß: Roland's Verſtand.

84.

Noch viele Schriften ſieht er dort erſcheinen,
Woran er liest, wie der Beſitzer heißt.
Auch ſieht er einen großen Theil des ſeinen;
Doch ſtaunt er über dieſes allermeiſt,
Daß mancher, welchem, wie er ſollte meinen,
Kein Gran gebricht, auf's Klarſte hier beweist,
Er ſei nicht allzu reichlich ausgeſteuert,
Weil hier der größte Theil in Flaſchen feiert.

85.

Der kam durch Liebe drum, und der durch Ehre,
Durch Hoffnung der, auf große Herrn geſetzt,
Und der durch Schätzeſuchen auf dem Meere,
Der durch Juwelen, Malerei'n ergötzt,
Der, jagend nach der Zauberkunſt Chimäre,
Und der durch andres, was er blindlings ſchätzt.
Auch von Sophiſten und von Aſtrologen,
Von Dichtern auch, iſt viel hieher geflogen.

86.

Der Herzog nahm den ſeinen — der Verfaſſer
Der dunklen Offenbarung ließ ihm's zu —
Und hielt zur Naſe dieſes ſeine Waſſer,
Da flog der Geiſt an ſeinen Ort im Nu;
Auch ſagt Turpin, daß er als ſtarker Haſſer
Von Thorenſtreichen lebt' in langer Ruh,
Bis ihn hernach ein Fehler, den er machte,
Um ſein Gehirn zum zweiten Male brachte.

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

---

Vierte Serie.

Vierter Band.

(Der ganzen Reihe zweiundzwanzigſter Band.)

BIBL. VNIVERS. LIPS.

München.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite

**Euere Wege ſind nicht meine Wege.** Von Hermine Wild . . . . . . . . . . . . . . . 1

**Eine Nacht.** Von Ernſt Andolt . . . . . . . . . 211

# Eure Wege ſind nicht meine Wege.

Von Hermine Wild
(Adèle Weſemal).

Erzählungen aus der Frauenwelt. Von Hermine Wild. Mit einem Vorwort von Leopold Kompert. 2 Bände. Wien und Leipzig. Verlag der liter.-artiſt. Anſtalt von C. Dittmarſch.

Adèle Weſemal, aus einer niederländiſchen Familie (der Vater war aus Brügge, die Mutter aus Gent), wurde im Jahre 1825 in Mecheln geboren, kam aber ſchon im dreizehnten Jahre nach Sachſen, von da im Jahre 1850 nach Oeſterreich, wo ſie ihren beſtändigen Wohnſitz aufſchlug. Die deutſche Sprache lernte ſie ſchon als Kind, da in ihrem elterlichen Hauſe für deutſche Bildung und Literatur eine große Vorliebe herrſchte, und faſt zu gleicher Zeit kamen Racine und Schiller in ihre Hände. Daß ſie ſeitdem vollſtändig zur Deutſchen geworden iſt, bezeugt jede Seite ihrer Erzählungen, die zuerſt von Leopold Kompert eingeführt, in Oeſterreich verdiente Anerkennung gefunden haben, dem großen deutſchen Publikum aber noch wenig bekannt geworden ſind. Die hier mitgetheilte Novelle, wenn ſie auch noch an einer gewiſſen Ungleichheit in der Gruppirung und Beherrſchung des Stoffes leidet, erſchien uns jedenfalls durch die energiſche Charakteriſtik und die Schärfe der Beobachtung ſo bedeutend, daß wir auf dies ungewöhnliche Talent, das weit über das Mittelmaß weiblicher Begabung hinausragt, in unſerer Sammlung aufmerkſam zu machen wünſchten. Niemand wird der Entwicklung der Hauptfigur ohne den lebhafteſten Antheil folgen, was um ſo mehr für ein hohes Verdienſt der künſtleriſchen Darſtellung Zeugniß giebt, je weniger der Charakter dieſer Leonie auf unſere Sympathieen rechnen kann.

Es mochte gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts ſein; die franzöſiſche Revolution, deren furchtbarer Ausbruch nur wenige Jahre danach erfolgte, kündigte ſchon hier und da durch verlängerte Stöße der unterwühlten Geſellſchaft ihre Annäherung an; da kehrte Graf Thornſtein auf ſeine Güter nach Deutſchland zurück. Faſt ein Fremdling kehrte er dahin zurück; als junger Mann hatte er die Heimath verlaſſen, ſich ſeitdem bald hier, bald dort im Auslande aufgehalten, und nachdem er an den lockeren Sitten ſeiner Zeit den gehörigen Antheil genommen, ſich in Paris mit einem franzöſiſchen Fräulein vermählt, das, reich an Ahnen und arm an anderen Gütern, ihm nichts zubrachte, als die Verbindung mit einer alten, angeſehenen Familie und ihre eigene ungewöhnliche Schönheit. Von dieſer Schönheit hatten die Inſaſſen des Gutes durch den Verwalter gehört, der einſt, Geſchäfte halber, nach Paris gereiſ't war und den Grafen einen glücklichen Mann pries. Wieder waren Jahre verſtrichen, den alten Mann deckte die Erde, und ein andrer Verwalter nahm ſeine Stelle ein. Die junge, ſchöne Gräfin, ſagte ein Gerücht, hatte ein früher Tod von der Seite ihres Gatten geriſſen, und vom Grafen kam noch immer keine Kunde. Er lebte in der Erinnerung ſeiner Unterthanen ein ſchattenhaftes Leben, das nur manchmal von Seiten des Verwalters durch beſonders empfindliche Eintreibung grundherrlicher Gerechtſame aufgefriſcht ward. Da ſprach man denn von ihm als von einem ziemlich leichtſinnigen, ein wenig zum Stolz geneigten, im Ganzen aber freundlichen und milden Herrn, auf den man einſt große Hoffnungen geſetzt und deſſen Rückkehr man herbeiwünſchte, ohne daran zu glauben, weil man in ihr die einzige Schranke für die oft unausſtehliche Tyrannei der Beamten ſah. Und nun war er wirklich gekommen, faſt unerwartet, und Alt und Jung war herbeigelaufen, ſich an ſeinem Anblick zu erfreuen, und Alt und Jung ſchüttelte die Köpfe über die Verſchiedenheit zwiſchen dem Grafen, den ſie geträumt, und denjenigen, den ſie nun ſahen. Er kehrte zurück, ein gebrochener Mann, vor der Zeit gealtert und die in früher Jugend ſo muthig erhobene Stirn von einem finſtern Ernſt umwölkt, der jede Freude ob ſeiner Rückkehr ſchnell verſtummen hieß.

Der Tod ſeiner Gemahlin habe ihn ſo geändert, ſagte man ſich. Er habe vergebens auf Reiſen Zerſtreuung für ſeinen Schmerz geſucht; noch jetzt könne er ihren Namen nicht ausſprechen hören, und keine Frau habe ſeit ihrem Verluſte einen Eindruck auf ihn gemacht. Die Bauern ſchüttelten die Köpfe dazu; Sentimentalität iſt auf dem Dorfe wenig zu Hauſe; ſie waren froh, daß der Gram ſeine Gerechtigkeit und Einſicht nicht getrübt, die Plackereien der Beamten hatten ein Ende, mehr verlangten ſie nicht. Doch Liebe und Vertrauen erwarb ſich bei ihnen der kalte, ſchroffe Gebieter nicht, deſſen Stolz durch ſein Unglück nur gewachſen ſchien. Ein freundliches Geſicht hätte ihm mehr Herzen gewonnen, als alle ſeine wirklichen Eigenſchaften es vermochten. Nur die Frauen waren mildern Sinnes, ſie bedauerten ihn, und die verſtorbene Gräfin, die ſolche Liebe eingeflößt, galt unter ihnen, trotz ihres Todes, für eine hochbeglückte Frau. Zwei Kinder hatten ihn begleitet; der Knabe mit ſeinem deutſchen Namen Otto, war des Vaters Ebenbild, das Mädchen franzöſiſch Leonie genannt, und beide einander ſo unähnlich, als es Bruder und Schweſter nur je geweſen ſind, doch beide ſchön, ſcheu und fremd, denen das deutſche Wort nur gebrochen von den weichen Lippen floß.

Dieſer letzte Umſtand änderte ſich jedoch bald, und dadurch fiel die eine Scheidewand zwiſchen dem Dorfe und dem gräflichen Hauſe weg. Denn trotz ſeines Stolzes duldete der Graf, daß ſeine Kinder ſich in ungeſtörter Freiheit mit den Kindern der Bauern herumtrieben. Sie hatten freilich auch keinen andern Umgang. Ihr Vater ſchloß ſich von dem benachbarten Adel, der ihm zuerſt freundlich entgegenkam, ſo viel als möglich ab; man hielt ſeine Abſonderung für Theilnahme an den neufranzöſiſchen Ideen, er wurde auch in dieſen Kreiſen unlieb, und ſo ſtand er bald ganz allein.

Bei dieſer Abgeſchloſſenheit befanden ſich die Kinder ganz wohl. Mit Büchern und Anſtandsvorſchriften wurden ſie wenig geplagt. Ihr Unterricht beſchränkte ſich auf das, was ſie vom Schulmeiſter und vom Pfarrer lernen konnten, woran ſich für Leonie ein beſonderer Curſus in kleinen Handarbeiten und ſonſtigen weiblichen Beſchäftigungen unter den Augen der Frau Pfarrerin ſchloß.

Wir können nicht ſagen, daß unſere kleine Heldin dieſen Arbeiten beſonders geneigt war; ſie liebte den Müßiggang, ſie liebte überhaupt Alles, was ihre kleine Perſon mit Behaglichkeit umgab, und nur wenn ſich mit einer Beſchäftigung irgend ein Zweck, ein Intereſſe verband, verwandelte ſich oft plötzlich ihre träge Natur in ſtarre Unermüdlichkeit und ſeltene Energie. Die Pfarrerin ſelbſt war eine gute, ſanfte Frau, die das mutterloſe Mädchen ſeiner Mutterloſigkeit wegen ſchnell lieb gewann und, da ſie ſelbſt keine Kinder hatte, es gerne um ſich ſah; und Leonie war gerne dort, denn ſie fühlte ſich geliebt. Lieber aber war ſie noch, wo es minder ruhig herging, denn, ohne ſelbſt lärmend zu ſein, war ſie doch die Seele von allem Lärm, und die Knaben des Dorfes, ihr Bruder nicht ausgenommen, dem ſie an geiſtiger Gewandtheit weit vorausgeeilt war, erkannten ſie ſtillſchweigend als ihre Herrſcherin an. Unter ihnen war ſie in ihrem Elemente, von ihnen wurde dem kleinen Fräulein die erſte Huldigung dargebracht, und wunderbar war es, wie ihre zierliche Erſcheinung ſich immer ſauber herausſchälte aus der rohen Atmoſphäre, in der ſie ſich ſo wohl gefiel.

Bei Otto drohte der Bauerntölpel mit der Zeit den adeligen Junker ganz zu überwuchern, bei Leonie war das unmöglich. Ihre ganze Organiſation widerſetzte ſich dem. Sie war und blieb ein kleines, feines Ding, das nirgends viel Platz einnahm, geräuſchlos auftrat und immer da war, man wußte nicht wie. Alles war Widerſpruch an ihr; ihre blonden, lockigen, etwas ins Röthliche ſchimmernden Haare umrahmten ſeltſam den zarten Kopf mit den ſchwarzen, denkenden Augen. Statt des weichen Gemüthes, das ihrem Bruder bei den tollſten Streichen ſtets den Stempel kindlicher Liebenswürdigkeit verlieh, zeigten ſich bei ihr nur kurze, ſeltene Aufwallungen voll Leidenſchaft, die aber der nächſte Augenblick ſpurlos zu verwiſchen ſchien. Bis jetzt war eine zähe Beharrlichkeit, die vor keinem Hinderniß zurückſchrak, vielleicht einer der deutlichſten Züge dieſes keimenden, ſonderbar ſchwer zu erkennenden Charakters. Wohin kein Fuß gekommen, da drang gewiß der ihrige durch. Feſt wie Stahl und leicht wie eine Feder, hätte ein Tanzmeiſter von ihr gerühmt; die Bauern drückten ſich minder kunſtgemäß aus, zollten ihr aber nicht geringere Bewunderung. Und es war ein eigener Anblick, ſie ſo geſchmeidig und luftig in ihrer unbändigen Geſellſchaft durch Flur und Felder ſtreifen zu ſehen. Wie eine verzauberte Prinzeſſin-Tochter von böſen Kobolden bewacht, nur daß die Kobolde hier mehr gehorchten als befahlen, und ſelbſt Otto entzog ſich dieſem Zauber ſeiner Schweſter nicht. Aber

87.

Die größte Flaſche nahm er dann von allen,
Worin der Witz des armen Grafen war.
Sie ſchien jetzt ſchwerer in's Gewicht zu fallen,
Als er ſie ſchätzte bei der andern Schaar.
Doch eh' er aus des Lichtes hohen Hallen
Sich ſenken darf zu Sphären, minder klar,
Führt ihn der Jünger einem Schloß entgegen,
Benetzt von eines Stromes Wellenſchlägen.

88.

In allen ſeinen Zimmern lagen Flocken
Von Linnen, Seide, Wolle, bunt und grau,
So ſchön als häßlich. Ohne je zu ſtocken,
Zog in dem erſten eine alte Frau
Die Fäden haſpelnd aus dem großen Rocken,
Wie wir im Sommer, auf beſonnter Au,
Dem Wurm die naſſen Fäden aus dem Leibe
Gezogen ſehn von einem Bauernweibe.

89.

Ein zweites Weib entfernt die vollen Weifen,
Indeß ſie immer neue Arbeit bringt;
Die dritte ſondert ſchön' und garſt'ge Streifen,
Die achtlos jene durch einander ſchlingt.
Was iſt dieß Werk? ich kann es nicht begreifen,
Spricht er, worauf gar ernſt die Antwort klingt:
Die Alten ſind die Parzen, die das Leben
Euch Sterblichen aus ſolchen Fäden weben.

90.

So lange bis ein Faden abgeſponnen,
Währt auch ein Menſchenleben, länger nicht.
Drum wenden, zu erſpähn wann eins verronnen,
Tod und Natur hieher ihr Angeſicht.

keck und muthig in dem kleinen Kreiſe, in welchem ſie Königin war, wurde ſie ſcheu und ſtill, ſobald ſie vor ihrem Vater ſtand. Er war ihre einzige, aber auch ihre große Furcht. Wann dieſe Furcht angefangen, darüber hatte ſie nicht nachgedacht; es war ein Zuſtand, der für ſie in der Ordnung der Welt begriffen war. Nie hatte ſie ein freundliches Wort von ihm vernommen, nie einen Blick, eine Liebkoſung von ihm empfangen, wie ſie Otto, trotz ſeines finſteren Weſens, doch oft von ihm empfing; ja ihre aufkeimende Lieblichkeit, die, wechſelvoll wie die Welle, in allen Schattirungen quellenden Lebens unaufhörlich ging und kam, immer dieſelbe und doch ſtets eine andere ſchien, weckte bei ihm, anſtatt Stolz und Befriedigung, offenbar nur eine größere Strenge und eine Kälte, die faſt an Abneigung ſtieß. Doch ruhten ſeine Augen oft eigenthümlich forſchend auf ihr, als ſuche er ein Räthſel zu löſen, das ſeinen peinlichſten Anſtrengungen ſtets von neuem zu entſchlüpfen ſchien. In dieſem Blicke vielleicht lag der erſte Grund der Scheu, die Leonie vor ihrem Vater empfand; ſie hatte ihn in ſeiner unheimlichen Tiefe ſo oft auf ſich geheftet geſehen! Als ſie noch in den Armen ihrer Amme lag und das werdende Verſtändniß an den erſten ſchwachen Eindrücken der äußeren Welt ſich allmählich zu entfalten begann, war es dieſer Blick vielleicht geweſen, der an ihr zitterndes Leben trat und der klaren Welle der Empfindung eine dunklere Färbung verlieh. Wer forſcht dem Keime unſerer Gefühle nach? Genug, die Furcht vor ihrem Vater ſchien mit Leonie's Lebenswurzel verwachſen zu ſein, ein heimlicher Trotz gegen einen Druck, der ihr mehr willkürlich als berechtigt erſchien, miſchte ſich nach und nach ihrer Empfindung bei; ſie war verſchloſſen und ſtill in ſeiner Gegenwart und ging ihm aus dem Wege, wenn ſie ihn kommen ſah. Er bemerkte es wohl, aber er rief ſie nie zurück. Er glaubte ſie zu kennen; vielleicht kannte er ſie auch, und doch — wir möchten faſt ſagen, es wäre beſſer geweſen, er hätte ſie nicht ſo gut gekannt.

Sie ſind zu ſtreng gegen Ihre Tochter, Herr Graf, ſagte der Pfarrer eines Tages zu ihm.

Finden Sie? frug der Graf in den Hof deutend, wo Leonie, in dem Kreiſe einiger jugendlichen Verehrer ſtehend, die ihr angeborne Anmuth in unbewußter Koketterie zum Zeitvertreib an ihnen übte.

Kinderei! meinte der Pfarrer, die Achſeln zuckend.

Die Zeit wird kommen, wo es keine Kinderei mehr ſein wird, verſetzte der Graf, was dann?

Ich begreife Sie nicht. Jeder andre Vater hätte ſeine Freude an dem ſchönen Kinde, und Sie —

Ja, ſie iſt ſchön, ſagte der Graf, und eine Wolke zog über ſeine Stirn, ich wollte, ſie wäre es nicht.

Der Pfarrer war erſtaunt, ſchwieg aber, da er zu fühlen glaubte, dem Grafen ſei das Geſpräch unangenehm. Seine Verſtimmung hatte überhaupt ſeit einiger Zeit bedeutend zugenommen. Er war offenbar unruhig, ritt einigemal ſelbſt nach der nächſten Stadt und unternahm endlich eine längere Reiſe, von der er erſt nach Wochen wiederkam. Ein gewiſſes Befremden erregte es vorher im Dorfe, daß er einen Hof, der in einiger Entfernung vom Dorfe ziemlich vereinſamt am Saume des Waldes lag und dem Schloſſe eigen zugehörte, einem ſeiner Diener in Pacht gab, dem einzigen, der ihn aus der Fremde zurück begleitet, ſich durch ſein mürriſches, verſchloſſenes Weſen wenig Liebe erwarb und dazu, obgleich ein Deutſcher, doch fremd in der Ortſchaft war. Wie geſagt, die Leute verwunderten ſich über das Glück des Mannes, und die Gunſt, in welcher er bei dem Grafen ſtand, erwarb ihm manchen Neider. Das kümmerte aber den Thomas Werner nicht. In aller Ruhe ließ er ſeine neue Behauſung herrichten, wie man ſagte, mehr wie es ſich für ein Herrenhaus gezieme, als für einen Bauernhof. Möbel wurden aus der Stadt herbeigeſchafft, die Fenſter der oberen Zimmer umhüllten ſich mit Gardinen, und man wollte von Teppichen wiſſen, deren Farbenpracht alles im Dorfe Geſehene bei weitem überſtieg und ſich nur mit denen des Schloſſes vergleichen ließ. Daß der Thomas dieſe Vorbereitungen nicht für ſich allein traf, verſteht ſich von ſelbſt; man munkelte allerhand von einer reichen Braut; als aber das Haus fix und fertig war und in all ſeinem Glanze daſtand, kam eines Tages die alte Mutter des Thomas, die keine Seele kannte, ebenfalls aus der Fremde herbei und quartierte ſich ganz ſtill bei ihrem Sohne ein. Von einer Braut war keine Spur, weder aus dem Dorfe, noch aus der Fremde; Thomas und ſeine Mutter lebten faſt ganz allein und hielten keinen Dienſtboten, als einen blöden Knecht.

Der Graf ritt hinüber und nahm Alles ſelbſt in Augenſchein. Otto bat vergebens mitgehen zu dürfen, das Gerede der Leute hatte ihn neugierig gemacht, und Thomas' barſches Benehmen, als er einſt verſucht bei ihm vorzuſprechen, hatte den Grafenſohn arg verletzt und ſeine Neugierde dabei nur vermehrt. Allein ſein Vater war nicht nachgiebiger geſtimmt, als Thomas ſelbſt, und wies ihn mit ſeiner Bitte ſcharf zurück. Mißmuthig ſchlich er zu ſeiner Schweſter hinab in den Hof. Leonie ſaß auf einem Steine, ihre goldenen Haare leuchteten hell im blendenden Sonnenſchein, die zierlichen Füßchen berührten kaum die Erde; ſie ſah mit den ſchwarzen Augen grade vor ſich hinaus in die Weite und lächelte ſeltſam bei ihres Bruders Mittheilung. Du biſt ein Narr! ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe, und weiter ſagte ſie nichts. Und doch wußte Leonie beſſer als irgend jemand, woran ſie war. Auch ſie war neugierig geweſen, lange bevor noch irgend jemand es war. „Und die Hauptſache iſt, daß die Kinder ſie nicht ſehen, und niemand erfahre, wer ſie iſt,“ hatte ſie ihren Vater zu Thomas ſagen hören. Leonie hatte beſonders ſcharfe Sinne, und das Gehör ſtand den andern keineswegs nach. Wer war es, den ſie nicht ſehen ſollte? deſſen Daſein der Vater ſo ängſtlich zu verheimlichen befahl? Leonie's kindiſche Neugierde klammerte ſich an dem Gedanken feſt und ließ ihn nicht mehr los. Daß Thomas den Waldhof erhielt, daß er ſo viele unerklärliche Vorbereitungen traf, geſchah nicht ohne Grund, das ſah auch ſie wohl ein; Alle frugen, ſie allein war ſtill, aber ihr lärmendes Gefolge trieb ſich plötzlich öfter ohne ſie herum, und ſie hatte ungemein viel um die neue Behauſung des Thomas zu thun. Da ſaß ſie denn eines Nachmittags im Grünen, von der dichten Hecke verſteckt; im Garten arbeitete Thomas, und ſeine Mutter half ihm dabei.

Und ſie kommt alſo wirklich morgen ſchon? frug plötzlich die zitternde Stimme der alten Frau. Leonie's Ohren öffneten ſich weit in horchender Erwartung.

Ja, verſetzte Thomas kurz, in ſeiner Arbeit fortfahrend.

Es iſt doch hart, fuhr die Mutter fort; was mag ſie nur gethan haben?

Was geht's Euch an? fuhr der Thomas auf, wir werden gezahlt ſie zu bewachen, wir bewachen ſie — damit iſt's aus für uns! —

Aber man möchte doch wiſſen, was dahinter ſteckt. Wenn ſich die Polizei nur nicht drein miſcht! Wenn ich in meinen alten Tagen noch in eine ſolche Geſchichte käme, es wäre ſchrecklich.

Der Graf wird wiſſen, was er thut, ſagte Thomas mürriſch; morgen Abend kommt ſie an, Alles iſt fertig, und das Uebrige kümmert uns nicht.

Damit war das Geſpräch zu Ende. Leonie horchte noch immer. Nachdenkend ging ſie nach Hauſe und war den ganzen Abend merkwürdig ſtill.

Einige Tage darauf erzählte man im Dorfe, beim Thomas wohne eine ſchöne, noch junge, fremd ausſehende Frau; man hatte ſie in ſeinem Garten auf und ab gehen ſehen, während ſeine Mutter unter der Hausthüre ſaß und ſtrickte. Als gefragt wurde, wer ſie ſei, gab er ſie für eine entfernte ausländiſche Verwandte aus, deren Verſtand zerrüttet ſei, und die er aus Erbarmen bei ſich behalte. Die Leute ſchüttelten die Köpfe dazu, die ſtolze, edle Erſcheinung war ſelbſt in ihren Bauernkleidern von Thomas und ſeiner Umgebung himmelweit verſchieden; man ſprach und ſprach, die Sache fing an Lärm zu machen, die Polizei wurde wirklich aufmerkſam, Thomas wurde nach der Stadt berufen, er kehrte zurück, und Alles blieb wie es war. Der Graf, hieß es, habe ſich ſeines langjährigen Dieners angenommen und ihn von jeder Unannehmlichkeit durch ſein Fürwort frei gemacht. Die Folge davon war, daß man anfing, den Grafen mit der Fremden in Verbindung zu bringen. Natürlich hörten die Kinder des Dorfes Manches von dem, was die Eltern ſprachen, und legten es ſich auf ihre Weiſe zurecht; Leonie machte ein gar kluges Geſicht zu ihren Bemerkungen, aber ſie ſchwieg wie das Grab. Und doch war ſie dabei geweſen, als die Fremde ankam, die damals keine Bauernkleider trug. Hinter einem Buſche verſteckt, furchtſam in ſich zuſammengekauert, hatte Leonie geſehen, wie Thomas ſie aus dem Wagen hob und gleich danach ihr Vater zur Erde ſprang. Leonie erſchrak heftig, ihn ſo nahe, nur ein paar Schritte entfernt, vor ſich zu ſehen. Was würde er thun, wenn er ſie hier entdeckte? Sie kauerte ſich noch mehr zuſammen und hielt den Athem an. Ahnungslos gingen die Drei an ihr vorbei, und hinter ihnen erhob ſich Leonie. Sollte ſie fliehen? Nein, das litt ihre Neugierde nicht. Geräuſchlos wie ein Schatten ſchlich ſie näher zum Hauſe hinan. Weinranken umzogen es bis zum Dache. Wie eine Katze kletterte ſie an dieſen empor, und hätte der Graf einen Augenblick nach ſeinem Eintritt das Auge dem Fenſter zugewendet, das die Hauptſtube des Hofes erhellte, ſo hätte er ein bleiches Kindergeſicht an die kleinen, altmodiſchen Scheiben gedrückt geſehen. Aber daran dachte er nicht; ſeine Gedanken waren ganz anders beſchäftigt.

und doch wäre es gut geweſen, hätte er es geſehen; denn wenn ſie auch die Worte nicht vernahm, der Auftritt, der drinnen vorging, war in ſeiner düſtern Färbung gewiß nicht für ein Kinderauge gemacht.

Die Fremde war in des Hauſes unterer Stube, ſichtbar erſchöpft, auf einen Seſſel geſunken. Thomas blieb an der Thüre ſtehen, der Graf maß mit langſamen Schritten und gebeugtem Haupte das Zimmer auf und ab. Endlich trat er mit einer raſchen Wendung vor die Fremde hin und ſchlug mit einer entſchloſſenen Bewegung ihren Schleier zurück. Sie zuckte ſichtbar zuſammen, dann erhob ſie die bleiche Stirn und ſtarrte ihn aus dem abgemagerten Geſicht mit ein paar dunklen, großen, unnatürlich glänzenden Augen an, welche das einzige Lebendige zu ſein ſchienen an der ganzen Geſtalt, ſo regungslos ſaß ſie da. Des Grafen Augen hafteten feſt auf den ihrigen, aber es war kein Blick der Liebe, und die Worte, welche dieſem Blicke folgten, waren böſe Worte. Der Graf war der erſte, der das Schweigen brach.

Du weißt, weßhalb du hier biſt? ſagte er in franzöſiſcher Sprache.

Die bleiche Frau wurde wo möglich noch bläſſer, und ihr unruhiger Blick ſuchte ſcheu im Zimmer umher; doch bald faßte ſie ſich wieder.

Ihr wollt mich tödten, antwortete ſie in derſelben Sprache; thut es! und ein leiſer Schauer durchrieſelte ihren Körper.

Immer Dieſelbe! ſagte der Graf verdroſſen; er wandte ſich ab und nahm ſeinen Gang durch das Zimmer wieder auf. Ihre Augen folgten ihm anfangs mit fieberhafter Anſpannung, dann lehnte ſie den Kopf zurück, ſenkte die Augenlieder, und es war, als ſchliefe ſie. Nur wer ihr ſehr nahe war, hörte das raſche, beklommene Athemholen ihrer Bruſt. Endlich blieb der Graf wieder ſtehen, und ſie ſah von neuem auf.

Du ſollſt hier bleiben, ſagte er, für deine Bequemlichkeit iſt geſorgt, ſo viel es ſich thun ließ; nur die Kleider ſollſt du wechſeln, denn du giltſt für eine Verwandte meines Pächters, und Niemand darf ahnen, daß dem nicht ſo iſt.

Die feinen, zitternden Hände ſchloſſen ſich krampfhaft in einander, und zum erſten Mal zeigte ſich ein Ausdruck des Entſetzens auf ihrem Geſicht.

Laßt mich ziehen, ſagte ſie nach einer kurzen Pauſe, was habt Ihr hier von mir, wenn Ihr mich nicht tödten wollt?

Ziehen? und wohin? frug der Graf.

Wo mich Niemand kennt, wohin mein Name nie gedrungen iſt, von wo Ihr nie mehr von mir hören ſollt.

Nein, verſetzte er düſter, die Zukunft meiner Kinder darf nicht der Laune des Zufalls anheimgeſtellt ſein.

Ich werde ſchweigen!

Er ſchüttelte nur heftig den Kopf.

So züchtiget mich, wenn ich rede; Ihr habt ja die Mittel dazu! verſetzte ſie bitter.

Gott behüte mich davor, ſie anwenden zu müſſen! rief der Graf mit erhobener Hand. Nein, ſetzte er kalt und feſt hinzu, es bleibt Alles wie bisher, und Nichts iſt verändert, als dein Wächter und dein Aufenthaltsort.

Mit unausſprechlicher Angſt wandten die Augen der Fremden ſich vom Grafen auf Thomas, der regungslos an der Thüre ſtand; doch der Diener ſchien nichts gehört zu haben, und die Züge des Grafen blieben unbewegt. Sie ſtöhnte laut auf und barg das bleiche Geſicht in die Hände. Alles war ſtill, der Graf ging wieder auf und ab, endlich, nach einer längeren Pauſe, fing er wieder an:

Es ſoll dir nichts abgehen, ſprach er in beruhigendem Tone, weiter kam er nicht. Es war, als habe eine Schlange ſie geſtochen, mit ſolcher Heftigkeit warf die Fremde den gebeugten Kopf in die Höhe. Da war keine Spur mehr von Angſt und Verzweiflung; ein wilder, wüthender Trotz hatte jeden andern Ausdruck verdrängt. Ihre Lippen bebten, ihre ſchwarzen Haare wallten unordentlich um das bleiche, noch immer ſchöne Geſicht, und aus den ſchwarzen Augen blitzte ein ſtechendes Feuer, vor dem der Graf unwillkürlich erblaßte und einen Schritt zurückwich.

Es ſoll mir nichts abgehen! wiederholte ſie in höhnendem Tone. Was giebt es denn, das mir nicht abginge? Daß Ihr mich den Athem des Lebens ſchöpfen laſſet, iſt das die große Gnade, die Ihr mir gewährt, für mein Glück, für meine Jugend, die Ihr mir genommen, für jeden Schatz des Lebens, den Ihr mir geraubt! Sie ballte leidenſchaftlich die Hände und hob ſie mit einem irren Lachen. So ſaget doch, Ihr verſteht Euch ja darauf, ſaget mir, was es noch giebt, das Ihr mir nicht erbarmungslos zertreten habt. Hättet Ihr mich getödtet, es hätte Euch nicht die halbe Freude gemacht.

Ueber des Grafen Augen ſchien bei dieſen Worten eine Wolke zu ziehen. Mit einem furchtbaren Laute des Zornes trat er auf ſie zu, faßte ſie heftig am Arme und drückte ſie auf den Stuhl, von dem ſie ſich in ihrer Aufregung halb erhoben. Zitternd vor Erſchöpfung ſank ſie darauf zurück, aber mit ungebrochenem Trotze blickte ſie noch immer zu ihm auf. Seine Bruſt hob ſich ſchwer, es rollte darin ein tiefes Ungewitter, doch brach es nicht ſogleich los, und ohne daß er es wußte, drückten ſeine Finger dunkle Flecke in den weißen, weichen Arm, den er gefaßt. Warum ich dich nicht getödtet? ſagte er endlich leiſe, aber mit der zermalmenden Kraft, welche allein der höchſte Zorn gewährt; mahne mich nicht daran! ich habe Blut genug geſehen. Unſelige! was haſt du aus mir gemacht! — Sie wandte erbebend das Geſicht von ihm ab; die Beſinnung kam ihm wieder und er ließ ſie los. Was nützen Worte? fuhr er dann nach einer Weile, dumpf aber ruhig, fort.

Vorwürfe machen das Geſchehene nicht ungeſchehen, und wir müſſen tragen, was nicht zu ändern iſt. — Er ſchwieg, dann begann er wieder mit lauter, feſter Stimme: Nein, Nichts läßt ſich ändern; — was zu mildern war, habe ich gemildert; martern will ich dich nicht, aber ſchwören mußt du mir —

Glauben Sie noch an Schwüre, Herr Graf? frug ſie, den Kopf erhebend, doch ohne ihn anzuſehen. An meine Schwüre? ſetzte ſie höhniſch hinzu.

Auch gut, erwiderte er, deine Unkenntniß der Sprache bürgt mir für deine Unſchädlichkeit, und allem Uebrigen werde ich vorzubeugen wiſſen. Er trat zur Thüre, die er öffnete, und Thomas' Mutter, welche draußen gewartet hatte, trat jetzt herein. Sorget für ſie, ſagte er ihr in deutſcher Sprache, auf die Fremde weiſend; dann blickte er noch einmal um: Gott behüte dich! ſagte er wieder auf franzöſiſch. Sie hatte das Geſicht in die Hände gelegt und rührte ſich nicht. Er verließ das Gemach und trat in den Garten hinaus. In tiefen Gedanken blieb er hier ſtehen, die Hand an die Stirne gelegt. Es wird ſchwer ſein, ſie zu bändigen, ſagte er endlich vor ſich hin, als glaube er ſich allein.

Sie iſt krank, verſetzte Thomas, der ihm gefolgt war, ſehr krank, die paar Jahre haben ſchrecklich an ihr gezehrt.

Nichts konnte mir ungelegener kommen, als dieſe Verheirathung des Arztes; und ſie einem Andern anvertrauen — nein, das ging auch nicht an! — Er ſchwieg und verſank von Neuem in Gedanken.

Wer weiß, wie bald die letzte Löſung kommt, ſagte Thomas halb zögernd. Der Graf antwortete nicht.

Ihr kennt meinen Willen! ſagte er dann, ſich gegen ſeinen Diener wendend.

Sie kennen mich ja, gnädiger Herr. Der Graf nickte, reichte ihm die Hand, und ohne weitere Worte ſchieden ſie.

Im Schloſſe angekommen, lief Otto allein dem zurückkehrenden Vater entgegen. Wo iſt Leonie? ſagte dieſer, ſich nach ihr umſehend, und jetzt erſt wurde das kleine Mädchen vermißt. Man rief und ſuchte, und die ganze Dienerſchaft gerieth in Aufregung. Der Graf runzelte die Stirne und ging mit verſchränkten Armen ungeduldig im Hofe auf und ab. Das Fräulein iſt gern im Pfarrhauſe, vielleicht behielt die Pfarrerin ſie über Nacht, ſagte der Verwalter zu ihm. Man ſoll hingehen und ſie zurückbringen, wenn ſie dort iſt, befahl der Graf. Da kam der Pfarrer ſelbſt daher, um ſeinen Gutsherrn bei der Rückkehr zu begrüßen. Das Kind ſei nicht bei ihm, verſicherte er. Alle ſahen ſich beſtürzt an.

Sie ſtreift gerne herum, meinte der Pfarrer beſorgt, ſie hat ſich wohl gar verirrt.

So müſſen wir ſie ſuchen! rief der Graf und ſchritt ſelbſt nach dem Stalle, aus welchem ſchon ſein Pferd vorgeführt ward. Alles lief hin und her, Otto wollte mit, und der Pfarrer hielt ihn nur mit Mühe zurück. In dieſer Unruhe trat plötzlich Leonie, erhitzt und athemlos, unter das Thor des Hofes. Sie erblaßte, als ſie in dem Gewühle ihren Vater hoch zu Pferde ſah. Sie hatte gehofft, vor ihm nach Hauſe zu kommen, aber in der Eile und der Dunkelheit einen Pfad mit dem andern verwechſelt. Der Graf ſprang vom Pferde und trat zu ihr: Wo warſt du? ſagte er, ſeine Hand feſt auf ihre Schultern legend.

Sie ſah mit den unergründlichen Augen zu ihm auf: Ich war ſpazieren, antwortete ſie mit zitternder Stimme, die jedoch feſter wurde in dem Maße, als ſie ihre Faſſung wieder gewann; ich war ſpazieren im Felde und verlor den rechten Weg.

In des Grafen Bruſt ſtieg in dieſem Augenblicke eine Wallung gegen das Kind auf, als könne er es zerdrücken; er fühlte, daß ſeine Hand ſchwerer wurde auf ihrer Schulter, und er zog ſie unwillkürlich zurück

Die ſchönen Fäden werden dann gewonnen
Zu Paradieſeszierden, rein und licht,
Die garſt'gen webt man in den finſtern Höhlen
Zu harten Banden für verdammte Seelen.

91.
Auf allen Spulen, die vom Haſpel kommen,
Zu andrer Arbeit ſchon beiſeit gebracht,
War eine kleine Platte mit dem Namen,
Aus Eiſen, Silber oder Gold gemacht.
Es waren Haufen, die viel Platz einnahmen;
Und dieſe trug beſtändig, Tag und Nacht,
Ein Greis in Maſſen aus dem Schloſſe nieder,
Und unermüdlich kam er immer wieder.

93.
Der Greis war ſo gewandt und ſo behende,
Als wär' er nur zum Laufen auf der Welt;
Im Mantelſaum, belaſtet bis zur Lende,
Trug er die Namen, tauſendfach geſellt.
Wohin er ſchreitet, und zu welchem Ende,
Das iſt es, was der nächſte Sang enthält,
Wenn ihr, ſo wie ihr pflegt, des Beifalls Pflichten
Durch euer freundlich Hören wollt entrichten.

## Fünfunddreißigſter Geſang.

1.
Wer, Herrin, ſteigt für mich zu jenen Fernen?
Wer nimmt dort den verlornen Witz mir feſt,
Der, ſeit der Pfeil aus Euren ſchönen Sternen
Das Herz mir traf, mich immer mehr verläßt?

Solche Irrfahrten kannſt du ein andermal unterlaſſen, ſagte er kalt und wandte ſich ab.

Wie ein Pfeil ſchoß ſie von ihm fort und athmete erſt in ihrem Zimmer wieder frei auf.

Was weiter geſchah, haben wir ſchon erzählt. Des Dorfes Neugierde wurde rege, und Otto blieb natürlich nicht frei. Als alle ſeine Fragen von Thomas nichts herausbrachten, als einige Grobheiten, die dem Grafenſohn ſchwer zu verdauen waren, wandte er ſich endlich um Erklärung an ſeinen Vater ſelbſt.

Wer iſt die fremde Frau, die bei dem Thomas wohnt? frug er ihn eines Tages mit der ihm eigenen Offenheit, die einen der beſten Züge in ſeinem guten, liebenswürdigen Charakter bildete.

Kümmre dich nicht um fremder Leute Angelegenheiten, war des Grafen barſche Antwort.

Allein Otto war des Vaters Liebling und hatte allen Muth eines ſolchen.

Die Leute ſagen aber, daß du ſie kennſt, Papa, fuhr er unerſchrocken fort.

Diesmal erblaßte der Graf und wandte ſich ſo jählings gegen den Knaben, daß dieſer zuſammenfuhr.

Hörſt du noch nicht mit dieſer Dummheit auf? rief er zornig. — Und höre, fuhr er fort, indem er ſich bezwang, der Thomas beklagt ſich, daß du ſein Haus umlagerſt wie ein Dieb und ihm beſtändig auf dem Halſe liegſt; wenn mir noch etwas dergleichen zu Ohren kommt, ſo werde ich mich erinnern, wo unſer Herrgott die Ruthe hat wachſen laſſen, — das merke dir! —

Er verließ das Zimmer, und Otto's Stirne zog ſich trotzig zuſammen; des Thomas Angeberei lenkte indeſſen ſeine Gedanken von des Vaters unerklärlicher Heftigkeit ab.

Der Thomas iſt ein gemeiner Kerl, ſagte er ärgerlich, in meinem Leben ſchaue ich ihn nicht mehr an.

Leonie hatte ſcheinbar unbekümmert dem Auftritt beigewohnt; auch jetzt ſagte ſie nichts, aber in ihrem Herzen wühlte es und ließ ihr keine Ruhe. Was war es denn, was der Vater, zu dem ſie ſtets nur mit tiefer Scheu, wie zu einem höheren Weſen, unfehlbar in ſeiner unerbittlichen Strenge, aufgeblickt, was war es, das er ſo ſorgfältig, — ja in dem Grunde ihrer Gedanken lag das Wort unausgeſprochen: wie ein Verbrechen — verbarg?

Ich muß doch dahinter kommen, ſagte ſie ſinnend. Aber es war ſchwerer, als ſie geglaubt.

Eines Tages war ſie mit Otto im Walde.

Wir müſſen heim, ſagte er, es wird ſpät —

O, wir können den kürzeren Weg nehmen, meinte Leonie.

Dann müſſen wir beim Thomas vorbei, und das thue ich nicht.

Der Thomas iſt aber nicht zu Hauſe; ich hörte geſtern wie die Leute ſagten, er gehe heute nach der Stadt.

Das iſt mir einerlei, war Otto's reſolute Antwort.

So gehe ich allein, verſetzte Leonie ſchnippiſch.

Du weißt, der Vater hat's verboten, und ich ſag's ihm, wenn du gehſt.

Mir hat er's nicht verboten, erwiderte Leonie in gereiztem Tone. Aber du weißt, er mag mich nicht, und da freuſt du dich, wenn du mir einen Verdruß machen kannſt.

Damit war nun freilich Otto geſchlagen. Sein gutes Herz litt unter der größeren Liebe des Vaters, die er als eine Ungerechtigkeit gegen die Schweſter empfand; aber ſein Nachgeben zeigte ſich nicht auf eine freundliche Art.

Du biſt eine rechte Katze, ſagte er ärgerlich und ſah ſie zornig an. Meinetwegen! thue was du willſt. — aber mit dir gehe ich nicht, und wenn's der Vater erfährt, ſo iſt's meine Schuld nicht, wenn er dir ein Wetter macht.

Ich will nur den kürzeren Weg gehen, um ſchneller daheim zu ſein, und das iſt nichts Böſes, verſetzte ſie ſtill.

Er entfernte ſich langſam; bevor er verſchwand, drehte er ſich noch einmal um. Kommſt du? rief er ihr zu.

Sie hatte ſich niedergeſetzt. Nein, ſagte ſie, und er ging fort.

Als er zwiſchen den Bäumen verſchwunden war, ſtand ſie auf, horchte ein wenig und ſchritt dann leichtfüßig und froh den Weg dahin, der zum Waldhof führte; dort angekommen, ging ſie langſamer; ſie ſah um ſich; es war um die Mittagszeit und kein Menſch war auf dem Felde zu ſehen. Sie näherte ſich der Hecke des Gartens und blickte hindurch. Auch hier war Alles verlaſſen, die Fenſter geſchloſſen, die oberen mit weißen Vorhängen umhängt. Ihr Herz klopfte ein wenig; ſie dachte, die fremde Frau könne plötzlich hervortreten und wirklich eine Wahnſinnige ſein. Sie dachte an Thomas, an deſſen Mutter, die ſie ſehen konnte, an ihren eigenen Vater, an ſeinen Zorn, den ſie mehr als Alles fürchtete, und ſie war nahe daran, die Rückkehr nach Hauſe in Wahrheit anzutreten, aber die Neugier überwand doch jede Furcht. Ich will nur ein wenig ausruhen, ſagte ſie und ſetzte ſich. Sie war ermüdet, die Sonne brannte, ſie neigte den Kopf zurück, und bevor ſie ſich's verſah, war ſie eingeſchlafen. Ein leiſes Geräuſch weckte ſie. Sie ſchlug die ſchweren Augen auf; durch die mühſam zurückgebogenen Zweige der Hecke ſchimmerte ein bleiches, eingefallenes Geſicht, aus dem zwei dunkle, weitgeöffnete Augen mit einem faſt irren Blick unverwandt auf das zarte, kleine Weſen ſahen. Es war die Fremde. Leonie ſprang auf. Ihre erſte Empfindung war ein überwältigendes Entſetzen, ihre erſte Bewegung war eine Bewegung zur Flucht. Aber raſch wie ein Gedanke fuhr eine weiße, durchſichtige Hand, ſich blutig ritzend, durch die Dornen der Hecke und hielt das erſchreckte Kind am Kleide feſt.

Bleibe! ſagte eine ſüße, leiſe Stimme in der ſanften Sprache, die ſie ſo lange nicht mehr gehört, und die wie ein halbvergeſſener Traum nur noch in ſeltenen Nachklängen durch ihre Seele zitterte. — Wieder ſiegte die Neugierde, ſie blieb ſtehen und wandte ſich der Fremden zu.

Wer biſt du? Wie heißeſt du? frug dieſe jetzt, und ihre zweite Hand, ebenfalls durch die Dornen geſtreckt, erfaßte mit zitternder Haſt des Mädchens kleine, halb widerſtrebende Hand.

Ich heiße Leonie und bin des Grafen Tochter, dem das Gut gehört.

O komm näher! Laß dich anſchauen! bat die Frau und zog ſie mit beiden Händen dichter an die Hecke heran. Mit durſtigen Augen hing ſie an dem feinen, in wechſelnder Bewegung erröthenden und erbleichenden Geſichtchen feſt. Kein Zug, murmelte ſie halblaut, kein einziger Zug! Ein düſterer Ausdruck wie Schmerz und Trauer, aber ohne Weichheit, zog über ihr Geſicht und überdeckte es mit einer noch tieferen Bläſſe. Wo iſt dein Bruder? frug ſie plötzlich, wie ſich beſinnend.

Er wollte nicht kommen, der Vater hat's verboten, ſagte Leonie.

Und da kommt er auch nicht?

Nein, er fürchtet ſich.

O er iſt ſeines Vaters rechtes Kind! ſagte die Frau mit einer Bitterkeit, die nicht ohne Verachtung war. Sie ſchwieg eine Weile. Hat er dir's auch verboten? frug ſie dann.

Die Röthe der Scham ſchlug unwillkürlich auf in Leonie's Geſicht. Ich habe nicht gefragt, ſagte ſie zögernd und erwartete faſt einen Verweis.

Die Frau betrachtete ſie aufmerkſam einen Augenblick. Liebſt du deinen Vater? frug ſie dann.

Leonie ſtockte — darüber hatte ſie noch nicht nach gedacht. Sie ſchlug die Augen zu Boden und blieb die Antwort ſchuldig.

Die Fremde zog ſie immer näher an ſich heran; mit ihren mageren, heißen Händen ſtreichelte ſie die glühende Wange des Mädchens und ſtrich ihr das glänzende, goldrothe Haar aus der weißen, feuchten Stirne. Wie ſchön du biſt! flüſterte ſie wie in einem irren Traume, wie deine Augen glänzen! Auch ich war einſt ſchön — man ſieht jetzt nichts mehr davon. — Was iſt Schönheit ohne Klugheit? O werde klug, und dann gehört dir die Welt!

Wer ſind Sie? frug Leonie, ſie erſtaunt anblickend.

Mit einem ſchmerzlichen Stöhnen, das einem unterdrückten Schrei glich, beugte die Fremde den Kopf. Frage mich nicht, rief ſie dann, ſie tödten mich, wenn ich dir es ſage, und ich will nicht ſterben, nun ich dich geſehen. O ſie haben mir das Leben furchtbar ausgeſogen! Er — hüte dich vor Ihm — hörſt du? — Er kennt kein Erbarmen! — Aber du wirſt mich rächen! O ſiehſt du — die Rache bleibt noch, und wenn uns Alles genommen iſt! —

Leonie verſtand ſie nicht recht; ſie dachte, ein großes Uebel müſſe der Frau widerfahren ſein von Jemand, vielleicht von ihrem Vater — der war ja immer ſo ſtreng! Die Rührung nahm aber bei ihr ſelten überhand, und ſo erregte das wilde Klagen der Unbekannten mehr ihre Neugierde, als daß es zu ihrem Herzen ſprach. Sie blickte ihr erſtaunt und aufmerkſam in das bleiche Geſicht, ſie getraute ſich nicht, zu fragen, wen ſie durch Er bezeichnen wollte, darum nicht, weil ſie es ahnte, und ſo blieb ſie ganz ſtill.

Wirſt du wiederkommen? frug die Fremde jetzt.

Ich — ich weiß nicht, ſagte Leonie, Thomas darf nicht wiſſen, daß ich da war.

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre des Hauſes aufgeriſſen, und Thomas ſelbſt trat heraus. Er ſchritt raſch auf ſeine Gefangene zu, und bevor dieſe ſich von ihrem Schrecken erholt, ſtand er ſchon neben ihr. Er blickte über die Hecke, und als er das zitternde Mädchen auf der anderen Seite ſtehen ſah, zog ſich ſeine Stirne in wunderbar krauſe Runzeln zuſammen; doch er nahm die Mütze ab, und ſeine Rede war höflich, wenn auch feſt. Gnädiges Fräulein, ſagte er, es ſchickt ſich nicht, ſo heimlich herzukommen wider den Willen Ihres Vaters und mit Leuten zu reden, die ihren Verſtand nicht bei ſich haben, und in deren Nähe man keinen Augenblick ſicher iſt.

Ich ging vorüber, da rief ſie mich an, ſagte Leonie, in deren Leben die Großmuth nur dann eine Rolle ſpielte, wenn ſie deren von Anderen bedurfte. Sie wandte ſich ab und ging. Den ganzen Tag ſtand ſie in der Erwartung eines ſtrenger Verweiſes von ihrem Vater; ſie ſtudirte ſein Geſicht; aber es war nicht anders als ſonſt. Am folgenden Morgen erhielt ſie den Befehl, mit der Pfarrerin, welche dort eine Schweſter beſuchen wollte, nach der Stadt zu fahren. Leonie's Augen öffneten ſich weit; das Vergnügen, das ihr geboten ward, kam ihr weniger gelegen, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Sie dachte an die Fremde und ſaß lange ſchweigend in dem Wagen neben der ebenfalls ſchweigenden Pfarrerin. Plötzlich fuhr ſie aus ihrer Träumerei auf. Was iſt Klugheit? fragte ſie die Pfarrerin.

Dieſer war die Unterbrechung nicht gerade angenehm. Sie hatte in der Stadt ſehr viel vor, theils im Auftrage des Grafen, theils für ſich ſelbſt, und in Gedanken ging ſie eben die Mittel und Wege durch, ſich ihrer verſchiedenen Verpflichtungen zu fremder und eigener Zufriedenheit zu entledigen. Sie antwortete daher ſo kurz ſie konnte, was ſie einmal von ihrem Manne gehört: Klugheit iſt, immer das Rechte zu thun zur rechten Zeit.

Leonie dachte ein wenig nach. So jung ſie war, wußte ſie doch manchen Fall, wo das Rechte thun dem Thäter übel bekommen war; aber dann lag es vielleicht daran, weil er die rechte Zeit nicht abgewartet.

Wann iſt die rechte Zeit, das Rechte zu thun? fuhr ſie fort.

Immer — ſagte die Pfarrerin. Das Mädchen ſchüttelte den Kopf. Wenn wir aber Verdruß davon haben, das Rechte zu thun?

Man muß es dennoch thun.

Aber warum?

Weil Gott es befohlen hat.

Aber warum hat er es befohlen?

Weil es ſo recht iſt.

Aber warum iſt es recht? fuhr Leonie, die nicht aus dem Kreiſe heraus kam, zu fragen fort.

Weil Gott es befohlen hat, iſt es recht.

Aber er hätte auch das Gegentheil befehlen können, war des Mädchens kecker Schluß.

Kind, rede nicht ſo gottlos, ſagte die fromme Frau, die an dem Ende ihrer theologiſchen Weisheit angelangt war und in ihre früheren Gedanken verſank. Aber in Leonie's regem Geiſt blieb die ungelöſ'te Frage und beſchäftigte ſie, bis ſie an dem Orte ihrer Beſtimmung aus dem Wagen ſtieg.

Hier indeſſen ſchwanden die letzten Eindrücke ſehr bald vor den Ueberraſchungen, die ſie erwarteten, und die für Leonie den vollen Reiz der Neuheit beſaßen. Die Frau Pfarrerin hatte Auftrag bekommen, dem kleinen Fräulein eine ſtandesmäßige Toilette zu verſchaffen, und die etwas rohen Stoffe, die bis jetzt ihre Gaderobe ausgemacht, wurden durch die feinen und glänzenden Gewebe erſetzt, mit welchen der Luxus ſeine Auserkorenen bedeckt. Niedliche kleine Schuhe umſchloſſen die zierlichen Füßchen, durch welche zwar das Herumſteigen in Feld und Wald, wie es ihnen bis jetzt eigen geweſen, ſo ziemlich zur Unmöglichkeit gemacht wurde, die aber Leonie's eitles Mädchenherz ſchnell genug durch ihre Zierlichkeit zu verſöhnen verſprachen. Auch hatte die Frau Pfarrerin Erlaubniß, Leonie einige Mal in's Theater zu führen, und ſo flogen die Paar Wochen, die der bezaubernde Aufenthalt dauerte, wie ein ſeliger Traum dahin.

Die Ueberraſchungen, die ſie bei der Rückkehr auf dem Schloſſe erwarteten, waren indeſſen weniger angenehmer Art. Leonie erſtaunte nicht wenig, als ihr in dem Salon, zu dem ſie hinaufging, ihren Vater zu begrüßen, eine ältliche Dame entgegentrat, die ihr der Graf als ihre Gouvernante vorſtellte, und welcher er die volle Macht einer Mutter auf das erſchrockene Mädchen übertrug. Als ſie ſich nach Otto erkundigte, erfuhr ſie, er ſei fort, auf die Schule geſchickt, und erſt nach Monaten werde ſie ihn wiederſehen. Auch eine Kammerfrau war angenommen worden, deren beſondere Aufgabe es war, das Fräulein auf ihren Spaziergängen zu begleiten; wenn Fräulein Pertold einmal daran verhindert wurde und Leonie glaubte, ja einmal den günſtigen Moment zu erhaſchen, um unbemerkt aus dem Schloſſe zu entwiſchen, ſo eilte ſtracks ein baumlanger Bediente nach, welcher der kleinen Dame unterthänig Schirm und Ueberwurf trug.

Und ſo ging denn Leonie in ihren koſtbaren Kleidern und eleganten Schuhen allem Zwang entgegen, der das gewöhnliche Erbtheil der Kinder der privilegirten Kaſte iſt, und der für Leonie, nach der Freiheit, die ſie bis dahin genoſſen, nur eine erhöhte Marter war.

Sie wußte jedoch, daß ihres Vaters Wille unwiderruflich ſei; ihr Widerſtand, wenn ſie einen wagte, durfte nur ein verborgener ſein, und ſo fügte ſie ſich mit ſcheinbarer Gelaſſenheit in ihr verändertes Geſchick und rächte ſich ſo gut ſie konnte für die beſtändige unleidliche Aufſicht durch ein unruhiges, ſtill-trotziges Weſen, bei dem ihre Studien nur wenig Fortſchritte machten.

Fräulein Thereſe Pertold war indeſſen keine gewöhnliche Gouvernante, und die Perſonen, die ſie dem Grafen empfohlen, hatten Grund zu der Empfehlung gehabt. Sie verſtand ihr Fach und hatte nicht nur Gelegenheit gehabt, Charaktere zu ſtudiren, ſie hatte ſie wirklich ſtudirt, und was nicht immer damit verbunden iſt, ſie verſtand es auch, aus dieſen Studien Nutzen zu ziehen, und wenn ſie dabei im Grunde mehr an ſich, als an ihre Zöglinge dachte, wer wird es ihr verargen? Sie wurde ja nicht für die Liebe, ſondern für den Unterricht bezahlt. Sie hatte denn ſehr bald herausgebracht, mit welcher Geiſtesrichtung ſie es hier zu thun hatte. Sie ſind ein adeliges Fräulein, ſagte ſie daher eines Tages zu Leonie, die ſich eben einer beſonderen Unliebenswürdigkeit befliß. Sie ſind ein adeliges Fräulein und gehören einer alten berühmten Familie an; auch werden Sie reich ſein, wie es ſich zu Ihrem Stande ſchickt. Was iſt aber das Alles, wenn Sie nicht auch durch Ihre Manieren ſich von dem gewöhnlichen Menſchentroß unterſcheiden? Manieren und Kenntniſſe, die den Geiſt entwickeln, und die man lernen muß, mit Klugheit zu benützen, das iſt die einzige wahre Auszeichnung, in der unſere Macht geſichert iſt.

Es war das zweite Mal, daß Leonie die Klugheit rühmen hörte, als Mittel zum Ziele. Die Erklärung der Pfarrerin hatte ſie nicht vergeſſen und ſeitdem im Stillen manche Bemerkung darüber gemacht. Wenn Klugheit nichts Anderes war, als immer das Rechte zu thun, ſo haben wir geſehen, daß ihr die oft üblen Folgen nicht entgangen waren, und das ſchien ihr wenig beneidenswerth.

Was iſt Klugheit? frug ſie jetzt wiederum.

Klugheit, erläuterte Fräulein Pertold, iſt die Kunſt, jeden Menſchen nach der ihm eigenen Weiſe zu behandeln und ihn auf dieſe Art nach unſerem Willen zu lenken.

Dieſe von jener der Pfarrerin ſehr verſchiedene Erklärung leuchtete Leonie auch viel beſſer ein.

Und kann man Klugheit lernen? fuhr ſie mit plötzlichem Intereſſe zu fragen fort.

Zum Theil kann man ſie lernen, zum Theil muß ſie freilich eigene Begabung ſein; auch gehört ein großer Verſtand dazu, immer deutlich zu unterſcheiden, was man zu thun und zu laſſen hat. Aber anmuthige Manieren und ein feiner, gebildeter Geiſt erleichtern die Sache ſehr und ſichern uns überall ein Uebergewicht.

Leonie war nachdenklich geworden und blickte in Gedanken hinaus. Ihr Vater kam ſo eben in den Hof hereingeſprengt. — Da iſt mein Vater, dachte ſie; wäre ich klug, ſo thäte er Alles was ich will. Mit Otto und den anderen Knaben iſt es leicht genug; nur mit dem Vater iſt es ſchwer. — Sie ſtützte den Kopf in die Hand und ſah träumeriſch vor ſich nieder.

Von nun an war es nicht mehr nöthig, Leonie zum Lernen anzuſpornen. Sie kam ſelbſt mit Büchern und Zeichenmappe; keine Arbeit war ihr zu ſchwer oder zu langwierig, und mit einer wunderbaren Begabung ausgeſtattet, überwand ſie leicht jede Schwierigkeit. Sie befliß ſich eines ernſten Ganges, und die früheren Vertraulichkeiten mit der Dorfjugend ſchienen bis auf die letzte Spur aus dem Gedächtniß des kleinen Fräuleins verwiſcht. Fräulein Pertold hatte ſich nicht getäuſcht und erntete überall bei den wenigen Nachbarn, die Zeuge von der Umwandlung ihres Zöglings waren, viel Lob und Ehre ein. Nur in dem Grafen ſelbſt brachten die glänzenden Forſchritte ſeines Töchterchens keine Aenderung hervor; er blieb ſtill und kalt wie immer und verfolgte die raſtloſe Thätigkeit des Mädchens mit demſelben räthſelhaft forſchenden Blicke, mit dem er einſt den Spielen des Kindes zugeſehen.

Von Thomas und ſeinem Hauſe, ſo wie von der fremden Frau war nicht mehr die Rede. Leonie war ſeit jenem Nachmittage nicht mehr hingekommen. Fräulein Pertold wich nicht von ihrer Seite; aber ſeitdem blinder Gehorſam gegen ihren Vater eine Triebfeder

Doch will ich den Verluſt ertragen lernen,
Nur wachſ' er nicht, nur bleibe mir der Reſt.
Denn ſollte mir noch mehr davon entweichen,
So fürcht' ich meinem Helden bald zu gleichen.

2.

Doch brauch' ich wahrlich nicht ſo hoch zu fliegen,
Um wieder einzubringen den Verluſt;
Er wird nicht in dem Paradieſe liegen,
Und nicht im Mond, ich bin mir's wohl bewußt.
In Euren Augen, Euren heitern Zügen,
Und auf den lichten Hügeln Eurer Bruſt
Schweift er umher: ich will mit dieſen Lippen,
Wenn's Euch gefällt, ihn bald zurückenippen.

3.

Durch weite Säle ging der Paladin,
Um zu beſchau'n die künſt'gen Menſchenleben,
Nachdem er ſah, was angefangen ſchien,
Auf der verhängnißvollen Spule ſchweben.
Da ſah er eins, das glänzender gediehn
Als feines Gold, ja Edelſteine gäben,
Geſponnen, wie man Wolle dreht und flicht,
Zum Tauſendtheil ſo ſchöne Fäden nicht.

4.

Gar wunderſam gefiel ihm dieß Geſpinnſte,
Denn keins war unter tauſenden ſo ſchön.
Zu wiſſen wünſcht er ſehr, wann zum Gewinnſte
Der Welt, und wem dieß Leben wird entſtehn.
Der heil'ge Jünger iſt ihm gern zu Dienſte:
Um zwanzig Jahre früher wird's entſtehn,
Eh' M und D im Zeichen ſind verbunden
Des Jahres, ſeit das Wort im Fleiſch erfunden.

ihrer kleinen, ſchon ſo reifen Politik geworden war, ſchien der ganze Vorgang von ihr vergeſſen zu ſein. Schien, ſagen wir; denn wie ein ſchlummernder Keim lag er in ihrer Seele und wartete des Anſtoßes, der ihn zu neuem Leben wecken ſollte, und dieſer blieb nicht aus.

Sechs Jahre waren auf dieſe Weiſe verfloſſen, Leonie hatte das fünfzehnte Jahr erreicht, und die erſte Morgenröthe der Jungfräulichkeit übergoß ihre Stirne mit einem erhöhten Zauber.

Sie ſaß am Klaviere, über deſſen Taſten unter Fräulein Pertold's Leitung ihre feinen Finger in glänzenden Trillern flogen. Von dem frühern Wildfang war nichts mehr an ihr zu ſehen. Ihre Kleidung war gewählt, ihre Haltung elegant und fein, und das goldige Haar ſchmiegte ſich in glänzender Fülle um das junge, geiſtvolle Haupt.

Um dieſelbe Stunde des Nachmittags ging es lebhafter als ſonſt in dem kleinen Hofe am Walde her. Die fremde Frau lag im Sterben. Seit ſechs Jahren hatte die Krankheit in ihrer Bruſt raſtloſe, wenn auch langſame Fortſchritte gemacht, und eigentlich war es ein Wunder, daß ſie noch nicht geſtorben war. Aber mit eiſerner Willensfeſtigkeit klammerte ſie ſich an das fliehende Leben; es war, als erwarte ſie etwas, als könne ſie nicht ſterben, bevor es in Erfüllung gegangen, und Tag für Tag, unausgeſetzt, von ihrem Lehnſtuhle am Fenſter, überſahen die fieberhaften Augen die Wege und Pfade, die nach dem Hauſe führten.

Allein was ſie erwartete, das zeigte ſich nicht. Leonie war in guter Aufſicht, und wenn ſie auch den kleinen Vorfall aus ihrer Kindheit keineswegs vergeſſen hatte, ſo war ſie doch viel zu ſehr auf ihr eigenes Wohl bedacht, viel zu ſehr von andern Wünſchen und Plänen erfüllt, um dem ausgeſprochenen Befehle ihres Vaters, ohne beſondern Anſtoß, zu trotzen.

Auch heute ſtand der Lehnſtuhl der Kranken neben dem Fenſter, auch heute ſtarrten ihre Augen in heißer Sehnſucht in die herbſtgefärbte Landſchaft hinaus. Der Arzt war gekommen und fortgegangen. Dieſe Nacht werde wohl die letzte ſein, hatte er unten zu Thomas geſagt und eben ſchob dieſer die ſchweren Riegel hinter dem Fortgehenden zu. Da ſchlich ſeine Mutter ſacht aus dem Krankenzimmer zu ihm herab, um den letzten Ausſpruch des Arztes zu vernehmen. Oben bei der Sterbenden blieb nur ein halberwachſenes Kind, eine arme Waiſe, welche Thomas zu ſich genommen, um der Mutter in der Pflege der Kranken beizuſtehen.

Es war ein eingeſchüchtertes, ſcheues Weſen, das in der unheimlichen Stille des Hauſes kaum eine Bewegung zu machen oder ein lautes Wort zu ſprechen wagte. Denn die alte Frau hatte die Gemüthlichkeit, die ſie zu Anfang mitgebracht, in ihrem Wächteramte längſt verloren, und Thomas war mürriſcher als je. Selbſt für ihn war es ein trauriges Schauſpiel, die gequälte, noch immer ſchöne Frau ſo Zoll für Zoll abſterben zu ſehen, und es iſt kein Wunder, wenn die Zeit ihm lange währte, bis ſie die letzte Erlöſung fand.

An jenem Kinde nun hatte die Frau in aller Stille ſich eine Bundesgenoſſin gemacht. Wort für Wort, ohne daß Jemand darum wußte, hatte ſie von ihr ſo viel von der deutſchen Sprache gelernt, als ſie bedurfte, um ſich verſtändlich zu machen, um zu hören, was um ſie her geſprochen wurde, obgleich niemals eine Miene in ihrem Geſichte verrieth, daß ſie den Inhalt der Geſpräche verſtand.

Geräuſchlos war die Thüre in das Schloß gefallen, und der ſchleppende Gang der alten Frau war auf der Treppe verhallt. Die Lampe brannte auf dem Tiſche; in der Ecke ſaß das Mädchen mit rothgeweinten Augen angſtvoll zuſammengedrückt und rührte ſich nicht. Da erhob ſich die Sterbende langſam aus ihrer liegenden Stellung, und mit einer gebieteriſchen Geberde winkte ſie die Kleine herbei.

Jetzt geh! — jetzt iſt es Zeit! ſagte ſie.

Das Mädchen fuhr zitternd in die Höhe.

Hörſt du mich, Tine? rief die Kranke ungeduldig.

Das arme Kind ſank in die Kniee: Ich kann nicht! hauchte ſie in furchtbarer Angſt — Ich darf nicht! — Mein Oheim jagt mich fort, wenn ich es thue! —

Dann nimm den Fluch einer Sterbenden auf dich! — Weißt du denn nicht, daß du geſchworen haſt? — und ich habe Niemand zu ſchicken, als dich — und ich ſterbe — ich ſterbe! — Weh dir, wenn ich ſterben muß in dieſer Todesangſt, die mich nicht ſterben läßt! —

Sie war aufgeſtanden und machte eine Bewegung auf das Mädchen zu. Doch dieſes war todtenbleich aufgeſprungen.

Ich gehe, ſagte ſie, mag mein Oheim mit mir thun, was er will. —

Und leiſe und eilig hatte ſie das Zimmer verlaſſen und ſchlich durch eine Hinterthüre zum Hauſe hinaus.

Der Abend war unterdeſſen angebrochen, der trübe Herbſtabend, der ſich ohne Sternenlicht in ſeinem Nebelmäntel feucht über die erſtarrende Erde legt. Leonie ſaß noch immer am Klavier in dem verdunkelten Zimmer; aber Fräulein Pertold hatte ſie verlaſſen, und in dieſer Stunde der Einſamkeit lag auf der jungen Stirn ein Ausdruck, der von dem ruhiger Heiterkeit, den ſie vorhin trug, ſehr verſchieden war. Es war der Ausdruck tiefſter Langeweile und Abgeſpanntheit. Die zierlichen Hände glitten in nachläſſiger Trägheit über die Taſten und lockten Accorde daraus hervor, die ohne Ordnung und Verbindung, wie ſie ſchienen, die oft unterbrochene Begleitung für die unruhigen Gedanken des jungen Mädchens bildeten. — O Gott! dachte ſie, wann wird das enden? Wie bin ich müde, müde, müde! — Otto liebt das Landleben — ja freilich — er iſt immer in der Stadt! — Wie glücklich ſind die Knaben! Sie können fort. — Was gäbe ich darum, ein Knabe zu ſein! — Trab — trab — ein Tag wie der andere.

Das ewige Einerlei bringt mich noch um. Der Vater und Fräulein Pertold — Fräulein Pertold und der Vater — die Pertold iſt langweilig — ſie ſagt, ich ſei ſchön — das weiß ich ohne ſie, aber was nützt es mir hier? Mit dem Vater kann ich einmal nichts machen — ich habe die Hoffnung aufgegeben. — O dieſe ewige Verſtellung — und wozu? Er glaubt mir doch nicht! — Die Pertold ſchau' ich durch und durch, die hab' ich auswendig gelernt, ſie wartet auf eine Penſion. — O hätte ſie ſie doch und ließe mich in Ruhe! — Dann die Frau Paſtorin — die iſt gut wenigſtens — ich glaube auch, ſie hat mich lieb — das iſt aber Alles alt, und was geht's mich an? — Es iſt doch nicht, was ich will — und was ich will, das iſt nicht hier in dieſem alten Loche — von der Pertold kann ich nichts mehr lernen — was ſie weiß, weiß ich jetzt auch — ſie ſagt, ich ſei eine ganze Dame. — O Welt — wann öffneſt du dich mir?

Hier ſanken die Hände wie erſchöpft von den Taſten herunter, und Leonie's Kopf ſenkte ſich auf das Klavier. Zu demſelben Augenblicke klopfte es an die Thüre. Leonie erhob ſich raſch, Langeweile und Abſpannung waren aus ihren Zügen verſchwunden, ein Lächeln ſpielte um den Mund. Herein! rief ſie; die Thüre öffnete ſich, und athemlos und weinend erſchien Tine auf der Schwelle.

Des Fräuleins Geſicht überflog ein Ausdruck von Ueberraſchung und leichtem Mißvergnügen, aber Tine war zu aufgeregt, um es zu bemerken.

Ach, Fräulein, rief ſie haſtig und zog die Thüre vorſichtig hinter ſich zu, verrathen Sie mich nicht, um Gottes willen! Die wahnſinnige Frau bei meinem Onkel Thomas liegt im Sterben und will Sie durchaus ſehen.

Ueber Leonie's bewegliche Züge flog ein neuer Wechſel, reine Verwunderung war das Erſte, dann blitzten ihre Augen auf, und ihre erſte Bewegung war ein Schritt nach der Thüre. Doch plötzlich hielt ſie inne und überlegte einen Augenblick. Freilich war ſie der Löſung des Räthſels nahe, die ſie einſt mit ſo leidenſchaftlicher Gier geſucht — aber würde ihr Vater nicht erfahren, wo ſie geweſen? würde er ſelbſt vielleicht in dieſer letzten Minute die Frau nicht ſehen wollen, für welche er ein ſo reges, wenn auch feindſeliges Intereſſe an den Tag gelegt? — Sie ſchwankte und wandte ſich unſchlüſſig wieder ab.

Mit einem angſtvollen Blick folgte Tine jeder ihrer Bewegungen. O Fräulein! bat ſie wieder; doch Leonie hörte ſie nicht, ihre Gedanken ſchlugen eine andere Wendung ein. Und ſollte ſie einer einfachen Möglichkeit wegen, die vielleicht nicht in Erfüllung gehen würde, die Gelegenheit aufgeben, die einzige, die ſich nie mehr bieten würde, dieſes Räthſel endlich aufgeklärt zu ſehen? O dieſes Räthſel, mit dem das Leben ihres Vaters vielleicht ſo eng verflochten war, dieſes Vaters, der nie einen freundlichen Blick für ſie gehabt — und ſie ſollte nicht erfahren, was er ſo heimlich vor der Welt verbarg? — Sie ſollte nicht wiſſen, aus welchem dunklen Grunde die Wurzel dieſes Thuns entſprang? Und warum? Wegen einer Möglichkeit, die vielleicht nicht in Erfüllung ging; — und wenn auch! dachte ſie; die flüchtige Erregtheit wich einer leichten Bläſſe, und ihre Züge ſammelten ſich nach und nach in einen Ausdruck unbeugſamer Entſchloſſenheit — wenn auch — iſt es mir erlaubt, die Bitte einer Sterbenden abzuſchlagen? Was iſt es mehr? Und — tödten kann er mich doch nicht.

Raſch warf ſie ein Tuch um Kopf und Schulter, und den nächſten Augenblick ſchon eilten ſie Beide dem Waldhofe zu. Um dieſelbe Stunde ſchlug Thomas bedächtigen Schrittes den Weg nach dem Schloſſe ein.

Seine alte Mutter indeſſen, nachdem ſie ſeinen Bericht mit manchem Seufzer und bedeutſamem Achſelzucken entgegengenommen und, ſich auf Tine's Treue verlaſſend, außerdem noch einige kleine Vorkehrungen in den unteren Räumen ihres Hauſes glücklich zu Ende gebracht, trippelte ruhigen Gewiſſens, ſo leiſe ſie konnte, die knarrende Treppe wieder hinauf, und war nicht wenig überraſcht und gekränkt, Tine auf ihrem Poſten zu vermiſſen. Das Kind wird ſich gefürchtet haben ſo allein, dachte ſie, man kann ſich auf die Jugend doch gar nicht verlaſſen. — Die Kranke war ruhig und athmete mühſam und leiſe. Die alte Frau zog ein Gebetbuch aus der Taſche, ſetzte die Brille auf die Naſe und begann für die ſcheidende Seele zu beten. Alles war ſtill. Die Zeit wurde ihr lang, ihr ſelbſt war nicht ſehr geheuer, und Tine kam noch immer nicht.

Das Mädel muß wo eingeſchlafen ſein, ſagte ſie ſich, es iſt ja noch ein Kind, und das viele Wachen hat es ermüdet. — Draußen ertönten jetzt Schritte, aber ſie hörte ſie nicht, ſie nickte und murmelte über ihr Buch gebeugt. Ein leiſer Ausruf erweckte ſie erſt aus dem halben Schlummer, in den ſie verſunken war; wer ihn ausgeſtoßen, wußte ſie nicht, aber ſie ſchlug die Augen auf und ſah ihr junges Fräulein, vom raſchen Laufe erhitzt, mit wirrem Haar und wunderſchön, wie ein Lichtgebilde, mitten im verdunkelten Zimmer ſtehen. Die Kranke ſtand aufrecht, wie von neuer Lebenskraft beſeelt. Mein Kind! — rief ſie und ſtreckte der Eintretenden beide Arme entgegen.

War es die Stimme des Blutes, die mit überwältigender Macht zu dem Herzen des jungen Mädchens ſprach? Wie Strahl und Blitz ſchlug es in ſie ein, ſie *wußte*, wem ſie gegenüberſtand, und hatte ſie doch nie gekannt. — Meine Mutter! rief ſie laut und ſtürzte mit mächtiger Bewegung der Wiedergefundenen an die Bruſt. Aber es war zu viel für die ſchwindende Kraft der ſchwachen Frau, und ſie ſank erſchöpft in ihren Seſſel zurück, während Leonie in bebender Ueberraſchung an ihr nieder auf die Kniee glitt.

Unterdeſſen hatte ſich die alte Bäuerin allmählich von ihrem Staunen erholt; der ſtrenge Befehl des Grafen fiel ihr ein und zugleich die Angſt für ihren Sohn. — Ach, Fräulein Leonie, wo kommen Sie her? jammerte ſie und faßte des Fräuleins Arm mit ihren zitternden Händen, ſie wo möglich von der Kranken wegzuziehen. Herr Gott! was wird der Herr Graf ſagen! Ach, gnädiges Fräulein, haben Sie Mitleid mit mir und meinem Sohne, der nicht zu Hauſe iſt! — Aber mit einer ungeduldigen Geberde machte Leonie ſich von ihr los, und rathlos ſank die alte Frau auf ihren Stuhl zurück.

Mit freudeſtrahlendem Auge betrachtete indeſſen die Kranke das junge Mädchen, das neben ihr auf die Kniee geſunken war. Ja, du biſt mein Kind, meine Tochter! meine einzige Tochter! mein Eigen, mein ſüßes Eigenthum! und leidenſchaftlich küßte ſie des Mädchens Stirn, Haare und Hände, die ſie feſt an ihren Buſen geſchloſſen hielt.

O meine Mutter, warum das Alles? rief Leonie; aber der Ausruf verhallte ungehört, der Kranken ganzes Leben ſchien nur noch in ihren Augen zu liegen.

Laß dich anſchauen! ſagte ſie leiſe, aber mit aller tiefen Glut ungeſättigter Leidenſchaft, laß dich anſchauen! Laß mich ſehen, wie ſchön du biſt! O du biſt ſchön! Du mußteſt es ja ſein. — Er war es auch. — O nur einen Zug des Lebens laß mich aus deinen Augen trinken, an deinen Lippen hängt ja der volle Becher! Einen Tropfen nur von dem Ueberfluß, der deiner Jugend entflieht! O du biſt glücklich! — Sei es — aber vergiß deine Mutter nicht!

Die furchtbare Aufregung fing an, ſich zu legen, ſie ſchloß die Augen und lehnte den matten Kopf an die Polſter zurück. Leonie drückte zitternd das Geſicht in die Kleider der Sterbenden.

Düſtere Gedanken ſchienen bei dieſer die Aufwallung der erſten Freude nach und nach zu verdrängen; die dunklen, geiſterhaften Augen öffneten ſich von Neuem und hefteten ſich mit verzehrendem Feuer auf die bebende Leonie. — Fürchte dich nicht, ſagte ſie endlich, und ihre Stimme klang hohl, ſieh mich an — die Minuten ſind mir gezählt — ſieh deine Mutter an, bevor du ſie auf ewig verlierſt. — Deine Mutter, die der langen Marter endlich erliegt. — Ja, auch ich war einſt ſchön und jung wie du, aber es war Einer da, der ſtärker war als ich — und der mich zertrat, bis ich das geworden bin, — was du jetzt an mir ſiehſt. Aber du wirſt mich rächen; Jahrelang habe ich nach dieſem Augenblicke gelechzt, daß ich nicht ſterben konnte ohne ihn. — Und du biſt mein eigen Kind — ich habe mich nicht getäuſcht, — und dein ſoll die Rache ſein, daß ich mich noch im Grabe freuen kann! — Schwöre deiner Mutter, daß du ſie rächen willſt! — Schwöre! wiederholte ſie faſt tonlos und mit drohend erhobenem Finger, als das junge Mädchen ſprachlos und bleich mit großen, ſchreckenvollen Augen zu ihr aufſah!

Da wurde die Thüre aufgeriſſen. Leonie! rief es laut, und ein gleichzeitiger Schrei der drei Frauen gab Antwort auf den Ruf. Es war der Graf, der eingetreten war. Leonie! wiederholte er, und in ſeinem Tone rangen Zorn und Schrecken um die Oberhand. Raſch ging er auf ſie zu, aber mit einem wüthenden Blicke warf ſich die Kranke in die Höhe und ſchlug beide Arme über das junge Mädchen zuſammen. Was willſt du? rief ſie, Dieſe iſt mein, du haſt keinen Theil an ihr.

Dein Platz iſt nicht hier, Leonie, ſagte jetzt der Graf mit wiedergewonnener Ruhe; entferne dich.

Mechaniſch erhob ſie ſich, um zu gehorchen; aber es war nur ein flüchtiger Augenblick, und wenn der Graf die düſtere Leidenſchaftlichkeit dieſer verſchloſſenen Natur nicht in ihrem richtigen Maß ſchon früher erkannt, ſo bot ſich ihm jetzt die Gelegenheit dazu. Regungslos ſtand ſie vor ihm und ſah ihm zum erſten Male furchtlos in die Augen in einem ſtarren, finſteren Trotze, in dem ihre zarte Geſtalt weit über natürliche Größe emporzuwachſen ſchien. — Ich bleibe! ſagte ſie leiſe, aber feſt. Ein heiſeres Lachen klang durch das Zimmer; es war die Kranke, die triumphirend zu dem Grafen hinüberſah.

Seine Augen blitzten, und eine dunkle Röthe bedeckte ſeine Stirne. Doch noch einmal bezwang er ſich, er trat dem Lehnſtuhle näher, in welchem die Kranke lag, und legte ſeine Hand auf Leonie's Haupt.

Ich werde ſie beſchützen, ſelbſt gegen dich, ſagte er. Was du ihr ſagen willſt, paßt nicht für ein ſo junges Ohr. Er ſah nur den Blick der Kranken, es war ihre einzige Antwort, aber dieſer Blick war eben ſo lauernd, entſchloſſen und kalt, als er ihn nur je in der vollen Kraft des Lebens an ihr geſehen. Einen Augenblick dachte er daran, das Mädchen mit Gewalt fortbringen zu laſſen, aber eben ſo ſchnell gab er den Gedanken wieder auf. Seine Geſtalt hob ſich höher, ſein zürnender Blick begegnete feſt dem ihrigen.

Gut, ſo werde ich reden, fuhr er mit langſamer Betonung fort, und dann wähle zwiſchen mir und dir.

Da ging eine merkwürdige Veränderung mit der Kranken vor; ihr Auge ſchien vor dem des gehaßten Mannes zurückzuweichen, das ſtechende Feuer, das ihn daraus angeglüht, erloſch nach und nach, ſie ſchlug die bleichen Hände zitternd vor das Geſicht. Geh, hauchte ſie faſt tonlos, geh, Leonie, es iſt beſſer ſo! und ſie zog ſich immer tiefer in den Lehnſtuhl zurück, als ſchauere ſie vor einem entſetzlichen Gebilde ihrer Phantaſie.

Zögernd blickte das junge Mädchen zu ihr auf. Da trat der Graf hinzu, hob ſie faſt mit Heftigkeit von der Erde, zog ſie zurück und hielt ſie an ſeiner Seite feſt. Die Augen der Sterbenden folgten ihm mit einem furchtbar angſtvollen Blicke. Jetzt wendete er ſich wieder zu ihr.

Du haſt keinen Prieſter ſehen wollen, daß er die

Qualen deiner Seele zur Ruhe ſpreche, obgleich ich dich wiederholt darum bitten ließ. Nun bin ich ſelbſt gekommen, dir ein Wort der Verſöhnung mitzugeben in die letzte Heimath, zu welcher du nun gehſt. Möge der Himmel dir ein milder Richter ſein! Du weißt, ich habe dir längſt verziehen.

Da blitzten die Augen der Unglücklichen zornglühend auf. Ich will keine Verzeihung, ſchrie ſie laut, daß es in dem Zimmer widerhallte und Jeder entſetzt von ihr zurückwich, was habe ich mit dem Himmel zu thun? Was brauche ich deine Verzeihung? Ich fühle keine Reue — was ich that, ich thäte es wieder. — O, daß es nicht gelungen iſt! Jede Freude haſt du mir genommen, jede Luſt des Lebens haſt du mir zerſtört. — Fluch dir! — Fluch Allen, die in meinem Wege ſtanden! Weg mit deiner Verzeihung! Dem Schickſal fluche ich, das mich zertrat — und Rache — Rache — ja, Rache — Die Kräfte verſagten ihr, und ſie ſank bewußtlos zurück. Auf ein Zeichen des Grafen wurde Leonie halb ohnmächtig hinausgebracht.

Er ließ einen Wagen kommen und fuhr mit ihr nach dem Schloße zurück. Noch bevor er das Haus verließ, war Alles beendet, und die unglückliche Frau hatte die Ruhe gefunden, die ihr auf dieſer Erde ſo lange Zeit gefehlt.

Gleich nach ihrer Rückkehr auf das Schloß zog ſich Leonie in ihr Zimmer zurück. Kein Wort war ſeit dem furchtbaren Vorgang über ihre Lippen gekommen; ſie ſchüttelte verneinend den Kopf, als der Graf ihr rieth, die Kammerfrau bei ſich wachen zu laſſen, und er kam ſelbſt ein paar Mal während der Nacht, nach ihr zu ſehen. Aber ſie lag, ohne ſich zu rühren, und er erhielt weder Blick noch Wort. Die Einſamkeit und Stille der Nacht thaten ihr wohl. Alles brannte und tobte in ihr, und der Schritt ihres Vaters ging wie ein ſcharfer Meſſerſtich durch ihr Gehirn. Dennoch ſaß ſie am folgenden Morgen angekleidet und äußerlich

5.

Und wie an Glanz und Schönheit dieſer Faden
Nicht ſeines Gleichen hat in dieſen Reihn,
So wird auch ſeiner Zeit auf allen Pfaden
Dieß hochbeglückte Leben einzig ſein;
Denn all' die ſeltnen und erlauchten Gnaden,
Die einem Menſchen kann Natur verleihn,
Die er dem Glück verdankt und eignem Streben,
Sind unverlierbar, ewig ihm gegeben.

6.

Dort, wo die ſtolzen Hörner ſich erſtrecken
Des Flüſſekönigs, ſprach er feierlich,
Dort liegt ein kleiner, unſcheinbarer Flecken,
Vor ſich den Po, und Sümpfe hinter ſich.
In ihm kann ich die ſchönſte Stadt entdecken
Italiens, wenn manches Jahr verſtrich,
Nicht bloß an Mauern reich und Königshäuſern,
Auch an der Kunſt und Sitte Lorbeerreiſern.

7.

So ſchnelles und ſo glänzendes Erhöhen
Wird nicht vom Zufall oder Glück beſchert.
Nach ſeinem Willen läßt es Gott geſchehen,
Damit die Stätte ſei des Mannes werth.
So wird, wo ſoll die edle Frucht entſtehen,
Der Zweig geimpft, gepflegt und wohl genährt;
So muß das Gold ſich erſt verfeinern laſſen,
In das man denkt den reichen Stein zu faſſen.

8.

In ſo erhabnem, reizendem Gewande
Kam nie ein Geiſt in dieſe Erdennacht,
Und ſelten ſteigt aus jenem höhern Lande
Ein Geiſt herab, ſo würdig dieſer Tracht,

geſammelt, als wäre Nichts geſchehen, an ihrem Platze bei dem Frühſtückstiſch. Der Graf machte keine Bemerkung, nur ſagte er nach dem kurzen Mahle: Ich habe mit dir zu ſprechen, und ſchweigend folgte ſie ihm auf ſein Zimmer. Setze dich! ſagte er, und ſie gehorchte ſeinem Befehl. Ihr gegenüber nahm er Platz.

Es ſind dieſe Nacht Dinge vorgefallen, ſagte er mit einem tiefen Ausdruck von Ernſt, Trauer und Beſorgniß, wie Leonie nie an ihm geſehen, es ſind Dinge vorgefallen, die zu verhindern ſeit Jahren mein ſtetes Bemühen war. Welchen Eindruck ſie auf dich gemacht, iſt mir nicht möglich zu ermeſſen, und ich kenne dich genug, um zu wiſſen, daß es nutzlos wäre, dich darüber zu befragen. Dir die Gründe meines Betragens auseinander zu ſetzen, iſt mir nicht möglich, und für dich könnte es nur ſchädlich ſein. Ich mußte ſo handeln, wie ich handelte, und das ſchreckliche Ende der unglücklichen Frau, die dir das Leben gab, ſagt dir deutlich genug, daß die Schuld nicht auf meiner Seite iſt.

Leonie antwortete nicht.

Der Graf fuhr nach einer Pauſe fort: Da der Aufenthalt auf dieſem einſamen Schloſſe mir jetzt nicht rathſam für dich erſcheint und deine Ausbildung überdies einer größeren Vollendung bedarf, als Fräulein Pertold allein ſie dir mittheilen kann, ſo iſt es meine Abſicht, ſchon morgen mit dir nach B. abzureiſen. Halte dich alſo zu früher Morgenſtunde bereit. Fräulein Pertold wird uns begleiten. Du kannſt gehen.

Leonie erhob ſich, und nach einer Verbeugung, die der Graf nur kalt erwiderte, entfernte ſie ſich aus dem Gemach.

So war alſo ihr ſehnlichſter Wunſch erfüllt, bevor ſie deſſen Erfüllung nur möglich geglaubt. Sie ſollte in die Welt, dieſe zauberhafte Welt, von deren Wundern Fräulein Pertold zu erzählen pflegte, den Eifer ihrer Schülerin anzufachen, auf jener glänzenden Bühne die eigene Rolle einſt mit Ehre zu beſtehen. Was ging in

Leonie vor, während ſie da, auf ihrem Bett ſitzend, unter dem Wortſchwall der entzückten Gouvernante die träumeriſchen Augen durch das Zimmer gleiten ließ, das ſie durch ſo viele Jahre mit ihren heißblütigen Träumen und Plänen in verſchwiegener Treue beſchirmt? War es die Trauer des Scheidens, die ſich nun im letzten Augenblicke über ihre Seele ſtahl? Nein, Trauer war es nicht. Auch Freude konnte man es nicht nennen, wenigſtens nicht jene Freude, die ſie ſich ſo oft vorgeſpiegelt empfinden zu müſſen, bräche dieſer Tag des Scheidens jemals für ſie an. Zu viel bittere Gefühle miſchten ſich darein. Die Entdeckung dieſer Nacht, das Bewußtſein, daß der Riß zwiſchen ihr und ihrem Vater dadurch unheilbar geworden und keine Verſtellung von ihrer Seite jemals genügen könne, ihn auszufüllen; die Empfindung trotzigen Haſſes, welche aus dieſem Bewußtſein und dem Schickſal ihrer Mutter entſprang und, nur von Angſt und Grauen gedämpft, ſich ſcheu unter einen anderen Namen verkroch, und zu welchem die frühere Entfremdung nur zu ſehr den Weg gebahnt, das Alles lag dumpf auf ihrem Herzen und übertönte die lockende Stimme in ihr, die ſo leidenſchaftlich nach Glanz und Vergnügen ſchrie.

Und doch miſchte ſich darin kein Schmerz um jene Mutter, die, kaum gefunden, ihr faſt in demſelben Augenblick unwiederbringlich durch den Tod entriſſen war. Leonie bedurfte einer Mutter nicht. Die Weichheit, die in der Bruſt faſt jeden Weibes nach einer feſteren Stütze begehrt, fehlte in ihrem Charakter, oder war wenigſtens längſt in ihr erſtickt. Faſt ſchneller noch als die kleinen Füße, die ſie ſo leicht und ſtark über jedes Hinderniß trugen, das ihr im Wege lag, hatte ihr Geiſt allein gehen gelernt, und keine Hand der Liebe hatte ihn dazu geführt. Und nach der erſten Aufwallung war nichts in ihr geblieben, als ein düſteres Brüten, ein ſtaunendes Entſetzen über das, was ihr Vater gethan. Was konnte er nicht Alles noch thun, wenn er das im Stande geweſen! Und hatte auch, wie ſie es aus den halben Aeußerungen Beider zu entnehmen glaubte, ihre Mutter die größte Sünde begangen, die ein Weib, dem Manne gegenüber, begehen kann; hatte dieſer Mann darum das Recht, ſie zu einem ſolchen Leben zu verdammen? Ein Leben, das nur ein langſames Sterben war! O lieber, viel lieber ein ſchneller Tod! Und Leonie, die den Werth der Freiheit kannte, weil ſie ihrem inneren, zügelloſen Weſen höchſtes Bedürfniß war, ſchauderte, tief in ſich zuſammengeſchmiegt.

Sie ſtand auf, ließ ſich ankleiden, ging auf und ab und ſetzte ſich wieder, bald hier, bald dort. Die Unruhe ihres Herzens ließ ſich nicht beſchwichtigen. Fräulein Pertold erzählte; die Kammerfrau weinte, die Heimat zu verlaſſen, und lächelte zwiſchen ihren Thränen, denn ſie dachte doch auch an die mancherlei Zerſtreuungen, die das Stadtleben bieten würde, und für welches ſie durchaus nicht unempfindlich war. Dazwiſchen gingen die Vorbereitungen zur Abreiſe rüſtig vor ſich, und Leonie's Gedanken ſchwärmten weit von Allem weg, was um ſie her ſich begab. Aus dem Wagen blickte ſie noch einmal nach dem Waldſaum zurück, wo ein vor Kurzem ſo heißes Herz jetzt ſo ruhig ſchlief, ſo ruhig und ſo kalt! Sie warf ſich in die Wagenecke zurück; ihr Vater ſaß ihr gegenüber und ſchien für nichts Sinn zu haben, als für Pferde, Wege, Wagen und alle Bedürfniſſe einer raſchen Fahrt.

---

Ein Jahr iſt vorübergegangen, unter deſſen Einfluß das frühreife Mädchen ſchnell zur vollendeten Jungfrau herangeblüht. Leonie's Traum war erfüllt; ſie war in die Welt eingetreten und an hohen und höchſten Orten vorgeſtellt worden, wo das Vorſtellen gebräuchlich iſt, und ſelbſt ihr ehrgeiziges Herz war mit dem Aufſehen zufrieden, das ihre Erſcheinung überall hervorgebracht. Der Graf hatte ſein Haus geöffnet, dem ſeine Tochter, unter Fräulein Pertold's Leitung, mit aller Anmuth ihres Weſens verſchönernd vorſtand. Er machte kein Hehl daraus, daß er ſie jung zu verheirathen wünſche, und er hatte ihr ein Heirathsgut ausgeſetzt, das ſie zu einer der glänzendſten Partieen des Landes machte und ſie über die Nothwendigkeit heben ſollte, nach Glücksgütern oder ihrem Aequivalent, einträglichen Aemtern, zu ſehen. Freilich wachte er mit großer Sorgfalt darüber, daß nur ſolche Männer in ſein Haus kamen, deren Ruf und Charakter ihm das Glück ſeiner Tochter zu verbürgen ſchienen, unter dieſen aber ließ er ihr vollkommen freie Wahl.

Gegen die Hauptſache hatte Leonie nichts einzuwenden; auch ſie wollte ſich verheirathen, und zwar ſo ſchnell als möglich, und darin ſtimmte ihr Wille einmal mit dem ihres Vaters überein. Doch auf die Stimme des Herzens legte ſie weit weniger Gewicht, als er, und der Graf hätte den Kreis, der ſie umſchloß, immerhin etwas weiter ziehen können; Leonie hatte praktiſche Anſichten, weggeworfen hätte ſie ſich nicht. Sie hatte ſich ein eigenes Bild von dem Manne gemacht, den ſie mit ihrer Hand beglücken wollte. Auf Rang und Geburt hielt ſie wie ihr Vater, vielleicht noch etwas mehr; Frauen ſind von Natur conſervativ; in allem Andern wich ſie vollkommen von ihm ab.

Vor allen Dingen mußte ſie durch ihre Vermählung ſo geſtellt werden, daß jeder fernere Einfluß, den ihr Vater auf ihr Leben nehmen könnte, dadurch abgeſchnitten war, und Reichthum ſchien ihr dazu eine unerläßliche Bedingung zu ſein. Ihre Mitgift aber, ſo bedeutend ſie war, ſchien in Leonie's Augen nur eine goldene Nuß, knapp hinreichend, drei Wünſche zu erfüllen, und ſie war keineswegs geſonnen, Haus und Hof damit zu erhalten. Reich, ſehr reich mußte alſo der Erwählte ſein, und nicht nur reich, auch hochgeſtellt. Das war das Zweite, was ihr zu ihrem Zwecke nöthig ſchien. Außerdem ſichert der Ehrgeiz des Mannes der Frau manchen Vortheil, der in dieſem bunten Schauſpiel der Geſellſchaft, wo der Schein eine ſo wichtige Rolle ſpielt, nicht zu überſehen iſt. Darauf beſchränkten ſich denn auch ihre Forderungen. Alles Andere war von untergeordneter Bedeutung, nur an dieſen zwei Punkten hielt ſie feſt. Nun drängte ſich zwar eine bedeutende Schaar von Bewerbern um die ſchöne, reiche Erbin, aber bei der ſtrengen Sichtung, die ihr Vater mit ihnen vornahm, blieben nicht immer die Reichſten und Angeſehenſten zurück, und bis jetzt war Keiner erſchienen, welcher die von Beiden gewünſchten Eigenſchaften vereint in genügendem Grade beſaß.

Aber Leonie konnte warten. Sie kannte ihre Macht zu gut, um über den Erfolg im Geringſten zweifelhaft zu ſein. Der Spiegel hatte ihr es oft genug gezeigt, was ſie ſo gerne ſah; und hätte er es auch nicht gethan, die ſtumme und laute Bewunderung, die ſie überall, wo ſie ſich zeigte, wie ein berauſchender Duft umgab, hätte ſie hinreichend darüber aufgeklärt. Zwar war ihre Schönheit gerade nicht von der Art, welche man mit dem Worte glänzend bezeichnet; ſie war zu fein und ätheriſch, um auf irgend eine Weiſe in die Augen fallend zu ſein; doch riß der Blick, der ihr einmal folgte, ſich nur mit Mühe von ihr los. Und wem hätte dieſe weiche, kindlich zarte Geſtalt, mit dem ſchwebenden, elaſtiſchen und doch ſchüchternen Schritt, die dunklen Augen, unter deren langen Wimpern der Blick wie eine ſcheue Bitte ſich nur furchtſam hervorzuſtehlen ſchien, das wunderſame, ſüß geheimnißvolle Lächeln, das die feinen Lippen umſchwebte und Jeden unwillkürlich aufzufordern ſchien, zu erforſchen, was ſich dahinter verbarg; das Licht mit Schatten wechſelnd, das über die feinen, beweglichen Züge ging und kam, in ewig neuem, wechſelnden Reiz; wem hätte Alles dies nicht wenigſtens ein Gefühl lebhaften Intereſſes eingeflößt, das ſehr geeignet war in eine tiefere Huldigung überzugehen? Wer konnte es ihr nachmachen in der ſchweren Diplomatie der Toilette, die mit dem franzöſiſchen Blut ihrer Mutter auf ſie übergegangen war? Welch tiefes Verſtändniß lag in der anſpruchsloſen Kleidung, die ſelbſt des einfachſten Schmuckes zu entbehren ſchien und doch durch ein unerreichbares Etwas allen Schmuck der Andern verdunkelte!

Genie iſt unmittelbare Offenbarung der verklärten Natur, und zu jeder höheren Vollkommenheit, wäre es auch nur Koketterie, gehört Genie. Und wenn die noch nicht ſiebzehnjährige Kokette nachläſſig hingegoſſen, mit dem Fächer ſpielend, an banger Scheu und Sittſamkeit es der Sprödeſten zuvorthat, ſo wußte ſie dabei ganz genau, daß an jeder Locke ihres blonden Haares, an jedem ſüß verſtohlenen Blick mehr Augen und Herzen hängen blieben, als die blendendſte, offen zur Schau getragene Schönheit zu erobern vermochte.

Das war Etwas, und für den Augenblick war es genug. Ohne mit Beſtimmtheit Hoffnungen zu erwecken, die ſie zu erfüllen nicht geſonnen war, und doch ohne Einen ihrer zahlreichen Bewerber zu entmuthigen, ging ſie ruhig ihren Weg. Einer zieht den Andern an, dachte ſie, und der Beſte von dieſen iſt noch immer beſſer als gar keiner, wenn ich doch endlich zu einer ſchlechten Wahl ſchreiten ſoll.

Sie hatte tauſend kleine Mittel bei der Hand, den Schüchternen die Hoffnung zu erhalten und den Zudringlichen zu beweiſen, daß Geduld die Wurzel alles Gelingens ſei, und ihre Sittſamkeit leiſtete ihr treffliche Dienſte dabei. Dennoch erfaßte ſie manchmal ein Mißbehagen, ein Zorn gegen ſich ſelbſt und die Welt — aber es war der Zorn über die weite Ferne des Zieles, das ſie ſich geſetzt, und das trotz alles Bemühens noch immer von ihr zu weichen ſchien.

Endlich ging ein glänzender Stern an dem Horizonte ihrer Hoffnungen auf, und ſogleich wurden alle

Mittel in Bewegung geſetzt, damit dieſe Erſcheinung keine vorübergehende ſei. Niemand ſah den Weg, den ſie ging; kein Blick, kein Lächeln wurde aufgefangen, das ſie nicht jedem Andern eben ſo ſüß und hold und verſchämt gegönnt, und doch fühlte Derjenige, den es anging, ſich mit jedem Tage feſter von einem unſichtbaren Zaubernetze umſpannt. Er ging und kam zuerſt zufällig, dann nach und nach die Häuſer ſuchend, wo er denken konnte ſie vielleicht zu ſehen; und immer enger fühlte er ſich von den unzerreißbaren Fäden umſtrickt, und immer häufiger nach einander folgten ſich ihre Begegnungen mit ihm, bis ſie eines Morgens ſeine Karte auf dem Schreibtiſche ihres Vaters fand. Und noch immer hatte kein Menſch, ſelbſt ihr Vater nicht, eine Ahnung von dem großen Werke, das ſie ſo ſtill und heimlich und ſicher angelegt.

Wenn ſein Blick ſo prüfend an ihr hing, da es einem ſo reizenden Geſchöpfe galt, erregte es weiter keine Aufmerkſamkeit; der Ernſt, der ihm eigen war, ſchien ſogar tiefer geworden in der letzten Zeit, und wenn ſie mit ſo reizendem Erröthen die ſtrahlenden Augen in ſchüchterner Frage zu ihm aufſchlug, und mit ſo tiefer Ehrerbietung den meiſt kurzen Antworten lauſchte, was war es weiter als die Befangenheit, die einem jungen Gemüthe, dem Uebergewicht an Jahren und Erfahrung gegenüber, ſo natürlich iſt? Weiter dachte man nicht, und kein Menſch ſah oder errieth, daß dieſer Mann Alles beſaß, was für Leonie die Panacee des Lebens war. Was ein jüngeres Gemüth — denn Leonie, obgleich jung an Jahren, war alt im Geiſte, älter vielleicht als mancher vielgelebte Greis — was alſo ein jüngeres Gemüth abgeſchreckt hätte, das waren für ſie nur Stäubchen auf einem Gemälde, die ihr befriedigtes Auge leicht überſah. Was wollte ſie auch mehr? Freilich war er nicht jung, aber wie dankbar würde er in dieſem Bewußtſein für jede kleine Aufmerkſamkeit ſein! Freilich war er nicht ſchön, aber häßlich im Grunde auch nicht, und eine Frau konnte ſich immerhin an ſeinem Arme ſehen laſſen und noch den Neid ihrer Gefährtinnen erregen. Von ſeinem fabelhaften Reichthume hatte Leonie oft genug gehört, und wie viel er beim Könige galt, wußte alle Welt. Selbſt ihr Vater mußte ſich im Ganzen als befriedigt erkennen: Graf Hoheneck war ein Ehrenmann, und wenn auch nicht von der romantiſchen Sorte, wie die Phantaſie eines jungen Mädchens ſie ſo gerne träumt, in den Augen ihres Vaters konnte das kein großer Fehler ſein, und wir wiſſen es, Leonie hatte nicht viele jugendliche Träume gehabt.

O wenn der Vater ihm nur den Zutritt geſtattet! ſagte ſie ſich, das kleine Blättchen in ihrer Hand um und um beſehend, als ſuche ſie darauf die Spur zu finden, welche die mögliche Zukunft ihm vielleicht eingedrückt, und wenn er es auch nicht geſtattet, fuhr ſie in ihren Gedanken fort, es ließen ſich wohl Mittel und Wege finden — wenn nur — an dieſem „wenn nur“ blieben ihre Gedanken haften, während ſie die Treppe hinunterging und in den Wagen ſtieg, der ihrer wartete, und alle gewagten Möglichkeiten, welche die verzweifelnde Liebe erſinnt, um zu dem erſehnten Ziele zu gelangen, zogen während der Fahrt nach einander durch Leonie's liebeleeren Sinn.

Aber zu ſolchen Maßregeln ſollte ſie nicht getrieben werden. Schon bei der Rückkehr von der Spazierfahrt trat ihr Graf Hoheneck aus dem Hauſe entgegen. Er verbeugte ſich tief und folgte mit den Augen dem feinen, anmuthigen Weſen, das, faſt wie ein Hauch, mit kaum merklichem, ſchüchternem Gruße an ihm vorbeiſchwebte und, ohne ihn anzuſehen, um die Biegung der Treppe verſchwand.

Alſo hat der Vater ihn angenommen, dachte ſie: nun wohl, deſto leichter iſt der Sieg. Und ſie irrte ſich nicht, der Sieg war leichter, als ſie es geglaubt, denn ſchon nach einigen Tagen hielt Graf Hoheneck um ſie an, und die junge Rechnerin hatte ihr langerſtrebtes Ziel erreicht.

Du biſt alſo ſeinem Antrage nicht abgeneigt? ſagte ihr Vater mit beſorgter Miene zu ihr, als ſie, ihm gegenüber ſitzend, mit ernſter Miene und niedergeſchlagenen Augen ihn anhörte.

Durchaus nicht, Papa, was kann ich Beſſeres erwarten?

Den Einklang der Jahre. Bedenke, der Graf könnte dein Vater ſein!

Wirklich? mir ſcheint er nicht ſo alt.

Wenn dein Herz trotzdem für ihn ſpricht, fuhr der Graf mit einem Seufzer fort, ſo kann ich nichts dagegen haben. Du ſcheinſt ihm große Hoffnungen gegeben zu haben, wenigſtens ließ er es mich verſtehen. Uebrigens iſt er ein Ehrenmann.

Sein Vermögen ſoll bedeutend ſein, ſagte Leonie, mit ihrem Armbande ſpielend.

Ich wollte, du hätteſt andere Gründe, ihm den Vorzug zu geben, verſetzte der Graf. Indeſſen er iſt reich. Aber vergiß nicht, daß der Reichthum des Mannes ebenſowenig das Glück der Frau ſichert, als die Schönheit der Frau jenes des Mannes, wenn nicht ein tieferes Verſtändniß ſie aneinander knüpft.

O, das weiß ich, ſagteLeonie, in ihrem Spiele fortfahrend; aber Sie ſagten ja ſelbſt, er ſei ein Ehrenmann.

Ich glaube wenigſtens, daß er es iſt. Doch das allein iſt noch nicht genug, daß du ihn von Herzen lieben kannſt, und dazu ſcheint mir der Graf nicht der Mann zu ſein. Ich wollte, du gingeſt ernſtlich mit dir zu Rathe, bevor du ein Bündniß ſchließeſt, worauf die ganze Zukunft deines Lebens beruht.

Der Graf ſcheint mir alle Eigenſchaften zu beſitzen, die ich in dem Manne wünſche, den ich heirathen ſoll. Ich achte ihn und ziehe keinen Anderen vor. Iſt das für den Anfang nicht genug? fuhr Leonie mit einer ſo unſchuldigen Miene, daß ihr Vater, der Leſer verzeihe uns, ſich ſtark verſucht fühlte, ihr eine Ohrfeige zu geben.

Für den Anfang vielleicht, ſagte er ärgerlich, aber wird es immer ſo bleiben? Der Friede — die Heiligkeit der Ehe, die Bande der Familie beruhen alle auf der Treue der Frau —

Habe ich in meinem Benehmen eine Spur von Leichtſinn gezeigt, Papa, ſo bitte ich, es mir zu ſagen, damit ich mich ändere, verſetzte Leonie auf das Ehrerbietigſte.

Nein, das haſt du nicht, ſagte der Graf mit einem Seufzer der Entmuthigung; ich wollte faſt, du hätteſt es — dann könnte ich doch wenigſtens hoffen — daß — Er hielt inne — Leonie ſchwieg. — So kann ich dem Grafen alſo ſagen, daß du ſeinen Antrag annimmſt? frug er dann.

Wenn Sie die Güte haben wollen, Papa, ſagte Leonie, ſich erhebend; kann ich mich jetzt entfernen?

Du kannſt gehen! und mit einer leichten Handbewegung entließ er ſie.

Endlich! ſagte Leonie, als ſie den Augenblick danach im Gefühle ihres Triumphes in ihrem Zimmer ſtand, nun endlich iſt das Leben mein, und ich kann es geſtalten, wie ich will. Ihre Bruſt hob ſich, ihr Auge leuchtete — ſie blieb ſtehen und verſank allmählich in Gedanken.

Und hatte dieſes junge Mädchen, das ſo ruhig in der erſten Blüte ihres Lebens ſich zu einer Convenienz-Heirath entſchloß, hatte ſie denn gar keine Ahnung von dem Opfer, das ſie dem Moloch ihres Ehrgeizes brachte? Hatte denn nie eine Stimme in ihrem Herzen von höheren Freuden geſprochen, als denen, welche die Eitelkeit gewährt?

O doch! ſo gar trocken war die Seele doch nicht, die in dieſem blütenfriſchen jungen Buſen ſchlug. Auch an ihr Herz hatte der Frühling geklopft, und daß ſie ihm nicht aufgethan, das war freilich ihre Schuld, aber

Als der, womit vom ewigen Verſtande
Fürſt Hippolyt von Eſte wird bedacht.
Von Eſte Hippolyt ſoll er ſich nennen,
Dem Gott ſo reiches Lehn wird zuerkennen.

9.

Die vielen einen vollen Schmuck verſchafften,
Wenn auch vertheilt an eine große Schaar,
Die Zierden werden all' an dieſem haften,
Deſſ' Zukunft dir durch mich wird offenbar.
Zur Stütze haben ihn die Wiſſenſchaften,
Ihn alle Tugenden; ja, wenn ich gar
Sein groß Verdienſt nach voller Gnüge preiſe,
So wird der arme Roland nimmer weiſe. —

10.

Mit ſolchen Reden wies der heil'ge Mann
Dem Brittenherzoge des Schloſſes Zimmer,
In welchem man die Menſchenleben ſpann!
Und als ſie das geſehn im Mondesſchimmer,
So gingen ſie zum Fluß, der ſchmutzig rann
Mit wilder Fluth, getrübt durch Sand und Trümmer.
An dieſes Ufer kam der Greis im Flug,
Der jene eingedrückten Namen trug.

11.

Vielleicht erinnert ihr euch noch des Greiſen,
Von dem der Schluß des vor'gen Sanges ſpricht,
Alt von Geſicht, von Gliedern ſchnell zu heißen,
So daß er auch den Hirſch herunterſticht.
Voll Namen iſt ſein Mantel, bis zum Reißen;
Die Laſt wird kleiner, doch ſie ſchwindet nicht.
Und an dem Waſſer — Lethe iſt ſein Name —
Entlaſtet er ſich von dem ganzen Krame.

er war darum nicht minder da geweſen, ſie hatte ihn geſehen, und gerade jetzt überlief ſie ein warmer Schauer bei der glänzenden Erinnerung. Man ſagt von der Liebe, daß ſie ein Funke ſei, der einſchlage und zünde, man wiſſe nicht wie und woher. Faſt ſo war es Leonien gegangen, und das war eben der eigenthümliche Widerſpruch in ihrem Weſen, der ihr faſt über Jeden, welcher mit ihr in Berührung kam, eine ſo ſchrankenloſe Macht verlieh: die tiefe Leidenſchaftlichkeit, die jeden Augenblick aufbrauſen konnte, über alle Hinderniſſe und Geſetze hinaus, und die kalte Berechnung, welche dieſe Leidenſchaftlichkeit unter ein eiſernes Joch zwang. — Zwang? — wenigſtens für jetzt.

Es war an einem Abend in der Oper. War es die weiche Schwingung der Muſik, welche ihre Seele gefangen nahm? Sie ſaß in der Loge zurückgelehnt, einer ſchwankenden Träumerei hingegeben, die ihr ſonſt nicht gewöhnlich war, und ohne ſich Rechenſchaft davon abzulegen, hingen ihre Augen an dem Kopf eines jungen Mannes, der nicht weit von ihr, in dem halbverfinſterten Hintergrund einer anderen Loge ſaß. Er ſelbſt war ihr unbekannt, und ebenſo die Geſellſchaft, in welcher er ſich befand. In dem ſchwebenden Spiele ihrer Phantaſie, von den Tönen der Muſik gehoben und begleitet, ſuchte ſie die Linien dieſer Stirn zu entziffern, von welcher das dunkle, glänzende Haar in reichen Wogen zurückgeworfen war.

Plötzlich ſah er auf, ſein Blick begegnete dem ihrigen. Es war ein Blitz. Leonie fuhr auf, durch alle Fibern ſchoß der elektriſche Funken, und das Blut wallte heiß in ihr auf. Es war nur ein Augenblick, eine ſonderbare Betäubung folgte nach, ſie ſenkte die Augen und lehnte ſich zurück. Die leuchtenden Blicke des Unbekannten ruhten noch immer in offenbarer Bewunderung auf ihr. Leonie wandte faſt unmerklich den anmuthigen Kopf von ihm weg. Ihr Vater hatte ſie nicht begleitet, nur Fräulein Pertold ſaß in der Loge neben ihr, und zu dieſer neigte ſie ſich: Wer iſt der junge Mann dort in der Loge? fragte ſie. Aber die Gouvernante wußte es nicht.

Der junge Mann dort links mit den ſchwarzen Augen, der ſoeben nach uns geſehen hat? ſagte ein Bekannter ihres Vaters, der vor einigen Minuten in ihre Loge getreten war, indem er das Opernglas von den Augen nahm.

Derſelbe, verſetzte Leonie, ſcheinbar mit der tiefſten Ruhe. Er kommt mir ſo bekannt vor, doch weiß ich nicht, wo ich ihn hinthun ſoll.

Das kann ich Ihnen ſagen: er iſt ein Emigrirter von ſehr vornehmer franzöſiſcher Familie, der ſich für den Augenblick hier aufhält.

Ah ſo, meinte Leonie, ſo habe ich mich doch getäuſcht. Derjenige, den ich meine, iſt freilich auch ein Ausländer, aber ein armer junger Mann.

Was das betrifft, ſo könnte es immer derſelbe ſein. Ich glaube nicht, daß er große Schätze aus Frankreich mitgebracht hat.

Ich habe mich doch geirrt, er kann es nicht ſein, ſagte Leonie und wandte den ganzen Abend das Geſicht nicht mehr nach der Loge hin.

Aber in ihrem Herzen war es nicht ſo ſtill, und mit ihrer Aufmerkſamkeit auf die Muſik war es vorbei. Schon vor dem Ende des Stückes entfernte ſie ſich. Als ſie durch den Gang hinter den Logen ſchritt, ſtreifte ihr Kleid an den Fremden an; ein heißer Stich fuhr durch ihr Herz, doch ſie ging vorüber, ohne aufzuſehen, und zu Hauſe angekommen, ſchloß ſie ſich gleich in ihr Zimmer ein.

Sie ſuchte den Eindruck los zu werden, der ihr ſo ungelegen gekommen war. Sie beſchäftigte ſich, räumte, kramte, Alles umſonſt. Sie verſuchte einen Brief fertig zu ſchreiben, der angefangen auf ihrem Tiſche lag, und mitten im Schreiben entfiel die Feder ihrer Hand, der Kopf ſank auf das Papier: ſie war im Theater, die Muſik brauſ'te, die Melodieen ſchmolzen in einander, ſüß, weich und verlockend, und der Blick des Unbekannten umwebte ſie mit einem entnervenden Netz. Mit Gewalt riß ſie ſich los und nahm die Feder wieder auf, aber kein Gedanke wollte kommen, und ſie ſchleuderte ſie zornig weg. Hatte ſie denn nicht mehr Gewalt über ſich? Sie ſtand auf, ſie ſtützte die Hand auf den Tiſch und ſah finſter vor ſich nieder.

Ich bin mein eigener Herr, ſagte ſie zürnend und wie drohend dem Bild entgegentretend, das hartnäckig vor ihrem inneren Auge ſtand. Wer wird mich zwingen zu fühlen, was ich nicht fühlen will? Hinweg mit dieſer Thorheit! mein Weg liegt klar von mir, und wer wird ſagen, daß ich ihn nicht gehen ſoll? — Sie läutete ihrem Mädchen und ließ ſich entkleiden, und welcher Art auch die Träume waren, die in dieſer Nacht ſie umſchwebten, ihr Wille ſtand feſt, es war der unbeugſame Wille, den ſie von ihrer Mutter geerbt.

Doch ſo leichten Kaufes ſollte ſie der Gefahr nicht entgehen. War es eine Warnung, die ihr der Himmel gab? Wohin ſie ging, begegnete ſie dem Fremden; es war, als führe eine unſichtbare Hand ihn ihr immer in den Weg. Er ſuchte ſich ihr nicht zu nähern, nicht einmal ſein Name wurde ihr genannt, und ſie wich jeder Gelegenheit dazu mit Sorgfalt aus. Aber immer übten ſeine Blicke auf ſie dieſelbe magnetiſche Kraft aus, der ſie ſich nicht zu entringen wußte. Allein wir wiſſen es, Leonie war nicht diejenige, die ſich durch ſolche Eingebungen leiten ließ, und der Empfindung, die ſie nicht ganz erſticken konnte, trat ſie entgegen mit einer Art von Haß.

Da trat die Verſuchung plötzlich von einer Seite an ſie heran, wo ſie am wenigſten darauf vorbereitet war.

Auf einem Balle, den ſie kurze Zeit nach ihrer Verlobung, noch immer unter Fräulein Bertold's tugendhaftem Schutz, beſuchte, hatte ſie ſich, um von dem

Tanze auszuruhen, neben eine ſogenannte Freundin geſetzt. Wir ſagen „ſogenannt“, denn Leonie war weit über das Bedürfniß nach einer Freundin hinaus.

Von allen ſüßen Kleinigkeiten, die ein Mädchenherz ausfüllen, und die Eine der Anderen als wichtige Geheimniſſe anzuvertrauen pflegt, hatte ſie nie eine Ahnung gehabt, und hörte ſie ja einmal davon, ſo war ein mitleidiges Lächeln ihre einzige Antwort darauf. Das reine Aufdämmern des Gefühles, das ahnungsvoll vor dem Geheimniß des Lebens ſtehend, nur nach einer Schweſter zu begehren glaubt, um in Liebe zu dieſer aufzugehen, war Leonien fremd geblieben, wie ſo manche andere Blüte der Jungfräulichkeit. Und wie ſie keines Vertrauens bedurfte, ſo flößte ſie auch keines ein, und ſie ſtand einſam unter den Mädchen ihres Alters, deren Kreis, wenn ſie ſich ihm nahte, ſcheu vor ihr auseinander wich. Aber Marie von Lobenſtein war die Tochter eines Mannes, der mit ihrem Vater zugleich in Frankreich geweſen war. Von ihm hatte Leonie gehört, daß ſie die ſtrahlenden Augen ihrer Mutter geerbt, und mehr von dieſer Mutter zu erfahren, war der Grund, warum ſie ſich näher an ſeine Tochter ſchloß. Aber ſei es, daß der Baron geheime Inſtructionen von Leonie's Vater erhalten, ſei es, daß er ihr vorſichtiges Ausforſchen nicht verſtand, der verpönte Name kam nicht mehr aus ſeinem Munde. Das junge Mädchen hatte er indeſſen zu ſeinem beſonderen Lieblinge gemacht. All ihre kleinen Liebenswürdigkeiten, Schmeicheleien (chatteries, wie die Franzoſen ſagen), die ſo ſehr dem unwiderſtehlich reizenden Getändel eines lieblichen Kindes gleichen, gewannen ihm ihr Herz im Siegesſchritt. Das iſt ein Wettermädel, pflegte er zu ſagen; die könnte ein Regiment um den Finger drehen, und ihren Mann wird ſie unter dem Pantoffel haben, daß er nicht wiſſen wird, wie ihm geſchieht.

Dieſes Urtheil, das ſo gründlich zutraf, wie er es gar nicht dachte, ſtörte ihn in ſeiner Vorliebe keines wegs, und es ſchmeichelte ihm, daß Leonie ſeine Tochter all ihren anderen Gefährtinnen vorzog. Marie ſelbſt bewunderte ihre Freundin in einfacher Aufrichtigkeit und ſprach es bei jeder Gelegenheit ſehr ruhig und unumwunden aus. Sie war überhaupt ein einfaches, natürliches Weſen, dieſe Marie, offenbar ohne jede Koketterie, denn ſie ſelbſt war es jetzt geweſen, die ihre Freundin herangewinkt, obgleich ſie in ihrem reichen Ballſchmucke, dem die deutſche Mutterliebe alles mögliche Schöne aufgehängt, ſich nicht zu ihrem Vortheil neben Leonie's duftigem weißem Gewande ausnahm, an dem nur hie und da eine Blumenknospe ſich ſchüchtern wie die Trägerin aus dem anmuthigen Faltenwurfe hervorzuſtehlen ſchien. Doch war ſie ſchön, viel ſchöner für die Menge als Leonie, friſch und blühend, mit dunklem Haar und wolkenloſen braunen Augen, die offen und verſtändig in die ſchöne Welt ihrer achtzehn Jahre hinausſahen.

Mit wem ſpricht dein Vater dort? ſagte Leonie plötzlich mit bebender Stimme zu Marie, deren Aufmerkſamkeit auf einen anderen Punkt gerichtet war.

O, verſetzte dieſe, nachdem ihr Blick der Richtung von Leonie's Augen nach dem fernen Winkel des Saales gefolgt, wo ihr Vater mit einem jungen Manne ſprach, der von ihnen abgewendet ſtand: das iſt ein Emigrirter. Mein Vater hat ſeine Mutter in Frankreich gekannt, und er ſchwärmt noch immer für ſie. Vor einigen Tagen erfuhr er, der Sohn befinde ſich hier. Sogleich hat er ihn aufgeſucht und ihn auch in Beſchlag genommen, der alten Freundſchaft zulieb. Seine Mutter muß wirklich eine vortreffliche Frau geweſen ſein, und auch der Sohn iſt ein ganz liebenswürdiger Menſch.

So? ſagte Leonie.

Ja, und gut. Du kannſt dir gar nicht denken, wie er dieſe Mutter liebt! Wäre es nicht rührend und ſchön, es könnte langweilig ſein. Er hat auch nur ſie gehabt, denn er war noch ein Kind, als ſein Vater ſich erſchoß. O, es iſt romantiſch! Soll ich ihn rufen, damit du dir ihn anſehen kannſt?

Ich? rief Leonie mit einem Tone ſo wahren Entſetzens, daß Marie ſie überraſcht anſah.

Worüber erſchrickſt du denn ſo? frug ſie dann.

O, du weißt, er wird glauben, daß es auf eine Einladung abgeſehen iſt, und ich bin ſo müde, daß ich gar nicht mehr tanzen mag.

Marie brach in ein unterdrücktes Lachen aus. O, darüber brauchſt du nicht zu erſchrecken, ſagte ſie dann. Er tanzt nie, und es iſt viel, daß er überhaupt gekommen iſt; das habe ich ihm angethan. Einen Ball hält er, glaube ich, für eine Ausgeburt des Böſen, der die armen Menſchen damit zur Sünde zu verlocken ſucht. Ich bin überzeugt, er ſteht dort wie auf Nadeln du glaubſt nicht, was für ein Sonderling er iſt.

Er wird ſich ändern, verſetzte Leonie.

Die wird viel zu thun haben, die ihn kuriren will. Unternimm du die Kur.

Ich habe ſchon angefangen, ſagte Marie ganz unbefangen, aber ich glaube nicht, daß es viel helfen wird, und ich bedauere die Frau, die er einmal kriegt.

Jetzt wurde Marie weggeholt, und Leonie lehnte ſich auf ihren Sitz zurück. Sie ſchloß die Augen und ſuchte ſich ſo viel als möglich von Allem abzuſchließen, was um ſie her vorging. Schwer wäre es, den Zuſtand zu ſchildern, in welchem ihre Seele während des leichten Geſpräches mit ihrer Freundin ſich befand. Daß er ihr plötzlich ſo nahe war, daß mit jedem Augenblick der kleinſte Zufall ihn an ihre Seite führen konnte, ohne daß ihr Macht, es zu verhindern, gegeben war: daß ſie ſeine Stimme hören würde, die ſie nur ahnen konnte, wie ſüß ſie war in ihrer allbezwingenden Gegenwart, das überfiel ſie mit einem lähmenden Schrecken, in deſſen tiefſtem Grunde eine wilde Freude ſich wider ihren Willen dämonenartig kund that. Wie eine Dentung der Zukunft erſchien es ihr. Sie hatte ihn nicht geſucht, und nun ſtand er doch vor ihr, und wo ſollte ſie die Möglichkeit finden, ihm immer wieder zu entgehen? Und fände ſich auch dieſe Möglichkeit, hätte ſie wohl den Willen und die Kraft dazu? Nein, er war ihr beſtimmt, ihr verfallen mit Leib und Seele, das fühlte ſie, das wußte ſie ſo gewiß, als habe eine Prophetenſtimme es ihr ins Ohr geſagt.

Sie erſchrak über ſich ſelbſt; was war das? ſie drückte die heißen Hände krampfhaft in einander, während die zarten Brauen ſich faſt drohend in Falten zogen. O es darf nicht ſein, ſagte ſie mit erſtickter, zürnender Stimme — jetzt nicht — ſo nicht — ſetzte ſie dann mit düſterem Sinnen hinzu — erſt mußte Alles anders ſein — aber die Zukunft war ja da, die lange ſchöne Zukunft, die nur ihr gehören würde, und was die bringen konnte — wer wußte es denn?

Du biſt ſo blaß, ſagte plötzlich eine freundliche Stimme neben ihr. Es war Marie, die zurückgekommen war und ſie aufgeſucht hatte in dem ſchattigen Winkel, wo Leonie ſich ſo zu ſagen vor ſich ſelbſt verkroch. Iſt dir nicht wohl? ſetzte ſie beſorgt hinzu.

Aber Leonie hatte den Zügel über ihr gährendes Innere wieder erfaßt und allen Entſchluß darin gefunden, mit dem ſie ſich gewaffnet, ſeit ſie den gefährlichen Fremden zum erſten Male geſehen. Du weißt, erwiderte ſie, es iſt mein erſter Ballwinter, und ich fürchte, ich habe des Guten ein wenig zu viel gethan. Es iſt mir wirklich nicht recht wohl.

Sie ſah ſich nach Fräulein Pertold um, und dieſe, welche ihre Jugend ſchon längſt hinter ſich hatte, noch bevor ſie die moraliſche und geiſtige Ausbildung ihres jetzigen bewunderten Zöglings unternahm, und das wenige Kindliche, das trotz aller widerſtrebenden Verhältniſſe Leonien doch noch ankleben mochte, mit ſolcher Mühe und ſo großem Erfolg aus ihrem Charakter weggewiſcht, verſtand ſehr gerne den Wink, der ſie von dem glänzenden Feſte erlöſ'te, an dem ihr eigener Freudentheil ein ſo geringer war. Erſt im Wagen, als ſie im raſchen Schritte der väterlichen Wohnung zufuhr, fühlte Leonie ſich ſicher vor der eigenen gährenden Jugendkraft.

Von da an war ihre Verlobung ein hinreichender Grund, Marie ſehr ſelten und nur auf flüchtige Augenblicke zu ſehen. Graf Hoheneck zeigte alle natürliche Ungeduld eines ſehr verliebten Mannes, das reizende Geſchöpf, das ſein eigen werden ſollte, nun auch recht bald ſein eigen zu ſehen, und Leonie verſtand die Kunſt, ſich den eigenen Wunſch durch Vorſtellungen, Bitten und Schwüre abringen zu laſſen, als das größte Opfer der Liebe und Hingebung. Der dankbare Mann vergalt denn auch dieſe Opfer mit Zugeſtändniſſen und Aufmerkſamkeiten jeder Art, und ſie nahm dieſe Zugeſtändniſſe und Aufmerkſamkeiten mit einer ſo demüthigen Freude hin, ſo ganz als Beweiſe ſeiner Liebe, deren ſie ſich unwürdig fühlte und die doch ihr ganzes Leben war, daß es eine unwiderſtehliche Verlockung war, dieſe Freude immer wieder zu erneuern. Sie war überhaupt das Muſter einer Braut, ihr ſchüchternes Lächeln, ihre ſüßen Blicke waren ſo voll verborgener Bedeutung; in ihrem zurückhaltenden, ſcheuen Benehmen ſprach ſo wohl die Schamhaftigkeit der Jungfrau, die ſich ein heißeres Gefühl kaum ſelbſt zu geſtehen wagt, daß es kein Wunder iſt, wenn der arme Graf mehr und mehr den Kopf verlor. Genug, er heirathete ſie und war der glücklichſte Mann der Welt.

An ihrem Hochzeitstage war ihr Vater düſterer als je. Als Leonie vor der Trauung auf ſein Zimmer kam, nahm er ſie bei beiden Händen und zog ſie nahe an ſich heran. Lange ſchaute er in das junge, ſchöne, von einer ihm unbekannten Regung bleiche Geſicht. Endlich legte er die Hand auf ihren Kopf: Du biſt ſchön, ſagte er, aber auch eine Andere war ſchön, ſchöner vielleicht als du, und doch hat es uns Beiden weder

Glück noch Segen gebracht. Vergiß nicht, daß die Schönheit des Weibes nur für den Mann blühen ſoll, der Schmuck ſeines Hauſes und die Freude ſeines Herzens, und daß ſie darüber nicht hinausgehen darf. Du gehſt heute von mir — gehe zum Glücke — du kannſt es, wenn du es nur ernſtlich willſt. Ich war manchmal hart gegen dich — habe ich dir Unrecht gethan, ſo verzeihe mir. Dein Herz war mir ein verſchloſſenes Buch. Laß es einem Andern nicht alſo ſein! Denke ohne Groll an deine Kinderjahre zurück. — Gerührt beugte er ſich zu ihr herab, es war das erſte Mal in ihrem Leben, daß Leonie ſich erinnern konnte, ſeine Lippen auf ihrer Stirn gefühlt zu haben, und es durchſchauerte ſie faſt, als mit dem Kuſſe eine warme Thräne darauf lag. Aber die Erinnerung an ihre Mutter war nicht geeignet, ihr das Herz zu erweichen. Schweigend führte ſie ſeine Hand an ihre Lippen und nahm ruhig den koſtbaren Schmuck entgegen, den er ihr bot.

Als er von dem Portal der Kirche einſam dem wegrollenden Wagen nachblickte, der ſie einer ungewiſſen Zukunft entgegen trug, da zog eine ſeltſame Wehmuth durch ſein Herz. Er hatte ſie aufwachſen ſehen, er hatte die köſtliche Blüte ihrer Schönheit ſich langſam unter ſeinen Augen entfalten ſehen, in all dem myſtiſchen Zauber, der ihr ſo eigen war, und der ſie ſo ſehr von anderen Frauen unterſchied; ſie war ſo lange die Zierde ſeines Hauſes geweſen, und ſie vor jedem Unglück zu bewahren, hatte ſo lang einen Theil ſeines Lebens ausgemacht, daß, was auch immer zwiſchen ihnen ſtand, wie fremd auch ihre Herzen für einander geblieben, ihr Scheiden dennoch eine Lücke in ſein Daſein riß. So fällt das Alte allmählich von uns weg, dachte er, als er allein in ſeinem Wagen langſamen Schrittes dem vereinſamten Hauſe zufuhr. Auch das letzte Glied der Kette, die mich ſo lange gedrückt, iſt gebrochen, und kaum weiß ich, ſoll ich mich darüber freuen? Was nützt die Ungeduld? Es kommt die Zeit — die Zeit kommt gewiß und löſ't es mild und ſchonend von uns ab. Vergänglichkeit iſt eben Alles — Alles — auch Schmerz und Zorn und Haß, und Nichts iſt und war, als Vergänglichkeit, die uns, wie Alles, mit Allem was wir ſind in die Vergeſſenheit treibt. — Ja, ſetzte er nach einer Pauſe kaum hörbar hinzu, Alles vergeht, nur nicht die Erinnerung an das Blut, das man vergoß.

Er war angekommen und ſtieg aus. Otto kam ihm bald nach. Auch er war traurig. Der gute Junge hatte, was man übereingekommen iſt „ein deutſches Gemüth" zu nennen. Es zeigte ſich aber heute auf eine Art, die ſonſt in Deutſchland nicht ſehr gebräuchlich iſt. Er hatte nämlich die Schwäche, ſeine Schweſter, die ihn doch ſtets als einen ſehr unwichtigen Gegenſtand behandelt hatte, weit zärtlicher zu lieben, als deutſche Brüder, im gewöhnlichen Lauf der Welt, ihre Schweſtern zu lieben für nöthig erachten, und er kam jetzt zum Vater, um an ihm ein theilnehmendes Herz zu finden für die Trauer der Trennung, die auf ſeiner Seele lag, und die er ſeinen Altersgenoſſen gegenüber einzugeſtehen aus einer gewiſſen falſchen Scham und angeborenen Schüchternheit Anſtand nahm. Aber zu einem empfindſamen Seelenerguß war der Graf doch nicht aufgelegt, und beim Anblick ſeines Sohnes gingen ſeine Gedanken auf einen Pfad über, der ihm weit natürlicher und anziehender war: nämlich auf dieſen Sohn ſelbſt, den einzigen Gegenſtand, um den ſein von menſchlichen Banden früh losgeriſſenes Herz noch tief die lebendigen Faſern der Liebe ſchlug.

Daß er dennoch das geliebtere Kind Jahre lang von ſich entfernte und das ungeliebte unter ſeinen Augen behielt, iſt eines jener Räthſel, deren Schlüſſel tief in der Bruſt des Menſchen verborgen ſind. Vielleicht war es das Bewußtſein dieſer Liebloſigkeit ſelbſt, was ihn bewog ein Opfer zu bringen, das er für eine Art Sühne dieſer Liebloſigkeit anſah und eine Ergän-

12

Kaum kommt er, wie geſagt, zu dieſer Stelle,
So ſchüttelt der verſchwenderiſche Greis
Den vollen Mantel, und der trüben Welle
Gibt er die eingegrabnen Namen Preis;
Und Maſſen ohne Zahl entführt ſie ſchnelle,
Von denen Niemand etwas will noch weiß.
Von Millionen, die der Sand mit Toben
Zum Grunde wälzt, hält Einer kaum ſich oben.

13.

Längs dieſes Fluſſes fliegen Raben, Dohlen
Und räuberiſche Geier wild herbei,
Sammt andern Vögeln, gierig und verſtohlen,
Und machen ein mißtöniges Geſchrei;
Und alle kommen, etwas ſich zu holen,
Sobald ſie ſehn wie reich die Beute ſei.
Der braucht den Schnabel, der die krummen Krallen;
Doch laſſen ſie den Raub bald wieder fallen.

14.

Denn wie ſie mit den Flügeln ſich erheben,
So fühlen ſie die Laſt, die ſie beſchwert,
Und müſſen ſo den Wellen wieder geben
Manch' reichen Namen, der Erinn'rung werth.
Zwei Schwäne ſieht man einzig niederſchweben,
Wie Euer Wappen, Herr, ſo licht verklärt,
Und dieſe beiden kommen froh und heiter,
Und tragen ſicher ihre Namen weiter.

15.

Die frommen Vögel, die den Greis betrogen,
Der neidiſch ſeinen Raub dem Fluſſe beut,
Entziehen ſo noch einige den Wogen,
Allein den Reſt verſchlingt Vergeſſenheit.

zung der Pflicht, die er ſich auferlegt. Vielleicht dachte er auch, Leonie's beſondere geiſtige Richtung verlange eine ſorgfältigere Ueberwachung, als der gutmüthige Knabe, deſſen reine Seele unverhüllt in dem offenen Spiegel ſeiner Worte lag, und dieſe Eigenſchaft des Kindes war es auch vielleicht, warum er ihn lieber aus dem Bereiche jedes unlauteren Eindruckes ferne hielt. Jetzt aber, wo die letzte Pflicht erfüllt war, konnte er endlich ſeinem Sohne leben und dieſem Sohn Alles ſein und ihn Alles für ſich ſein laſſen, was er nur je für ihn und von ihm geträumt. Und unter dem Wortſchwalle Otto's, der mit dem treuen und doch ſo nachſichtigen Gedächtniß der Liebe alle Vorzüge und reizenden Liebenswürdigkeiten der ihm ſo unähnlichen Schweſter in das glänzendſte Licht zu ſtellen ſich befliß, hing des Vaters Blick an ſeinen Zügen und verfolgte in ihnen mit ſonderbarer Rührung eine ſchwache Aehnlichkeit mit einem früh verſtorbenen Bruder, der ihn aus ſeinen Kinderjahren durch Otto's klare Augen wieder anzulächeln ſchien. Es war eine Aehnlichkeit, die, ſüß in ſich, doch ſein Herz in wehmüthiger Ahnung zuſammenzog; denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß aus dem kräftigen Knaben der Jüngling ſich körperlich nicht in dem Grade entwickelt hatte, wie es für des Vaters Stolz und Freude zu wünſchen war. Otto hatte vor Kurzem erſt ſeine Studien abſolvirt, und obgleich er eben keinen feurigen Geiſt beſaß und das Studiren auch nicht gerade ſeine Neigung war, hatte er doch raſche und ſogar glänzende Fortſchritte darin gemacht. Das freie Leben als Jäger und Oekonom wäre weit mehr nach ſeiner Neigung geweſen, und er ſeufzte auch manchmal über die ſchweren Folianten, wenn er im Geiſt zu der reinen Luft, die ſeine Schweſter unterdeſſen einſog, und zu den Wäldern und Feldern des väterlichen Gutes zurückging. Aber Studiren war für jetzt ſeine Pflicht, und ſo ſtudirte er denn. Bei der angeſtrengten Arbeit aber hatte ſein Geſicht ſich gebleicht, er ſah mager und verkommen aus, was bei der Traurigkeit, die jetzt auf ſeinen Zügen lag, noch auffallender hertrat.

Was ſoll ich thun? dachte der Graf. Luftveränderung? — Reiſen — allein? — nein, das geht nicht an — auch ich bin einmal gereiſ't, allein, in ſeinem Alter — und — was hat es mir gebracht? — Otto, unterbrach er plötzlich ſeines Sohnes unerſchöpfliche Lobrede auf die geſchiedene Schweſter, du haſt deine Studien hinter dir, auf das Gut mag ich nicht zurück, das Haus iſt öde hier, die Luft bekommt uns Beiden nicht, und Zeit iſt es jetzt, daß du dir die Welt ein wenig anſiehſt. Was ſagteſt du, mein Sohn, wenn wir auf Reiſen gingen, damit uns die Grillen ſchneller vergehen? — Otto's Augen leuchteten auf, ſein Kummer war verflogen, und ſo reiſ'ten ſie denn ab.

---

Frühjahr, Sommer und Herbſt waren vergangen und ſogar ein guter Theil des Winters war ihnen nachgeeilt, und weder das neue Ehepaar, noch der Graf und Otto waren nach der Hauptſtadt zurückgekehrt. Sie ſitzen bis über die Ohren im Glücke, ſagte man, wenn von Leonie und ihrem Manne die Rede war, und was man von ihnen hörte, beſtätigte allerdings das freundliche Gerücht. Manches hatte ſich unterdeſſen verändert. Marie war Braut geworden, in aller Stille freilich, und die Leute wunderten ſich, daß ſich keine beſſere Partie für das ſchöne und wohlhabende Mädchen gefunden; aber ſie war glücklich, obgleich es bei ihr nicht gerade zum Dache hinaus ſchlug, und was wollten ihre Eltern mehr?

Ich wollte doch, Leonie ließe etwas von ſich hören, ſagte ſie eines Tages, von ihrer Arbeit aufſehend. Sie wird ſich gewiß mit uns freuen.

Da ging die Thüre auf, und die Beſprochene trat in das Gemach. — Wie ſonderbar! rief Marie, nachdem der erſte Sturm der Ueberraſchung vorüber war, wir ſprachen ſo eben von dir.

Du haſt meinen erſten Beſuch, ſagte Leonie mit ihrer ſanften, ſtillen Stimme. Es war noch immer dieſelbe Leonie; etwas friſcher ſah ſie freilich aus, auch mochte ſie ein wenig gewachſen ſein, ſonſt war keine Veränderung an ihr zu ſehen. Es war derſelbe Blick, dasſelbe Lächeln, dieſelbe anmuthige, beſcheidene Schmiegſamkeit, mit der ſie als Mädchen ſo viele Augen und Herzen berückt.

Seit wann ſind Sie hier? frug die Baronin.

O, ſeit geſtern Morgen erſt, und ich wäre gleich gekommen, aber meinem Manne war es nicht auszureden, daß ich von der Reiſe zu müde ſei.

Und du biſt eine gehorſame Frau, ſetzte Marie lächelnd hinzu.

Wie ſoll man anders? ſagte Leonie, indem ſie ſich niederließ und die ganze Familie ſie in lächelnder Betrachtung umſtand. Die Männer ſind ſolche Tyrannen!

Und Sie ſind das Muſter einer guten Frau, unterbrach ſie der Baron. Nun, meine Marie wird dieſe Weisheit auch bald in Uebung bringen können. Wir ſprachen eben davon, daß Sie ſich gewiß mit uns freuen würden: meine Marie iſt Braut.

Ei was! ſagte Leonie verbindlich, und mit wem?

Du wirſt es nicht glauben, fiel jetzt Marie lachend ein, mit dem jungen Manne, den du auf dem Balle mit meinem Vater ſprechen ſaheſt. Nun habe ich mich damals, ohne es zu ahnen, ſelbſt bedauert, denn ich werde ſeine Frau.

Leonie's Augen öffneten ſich weit.

Wir hätten Beſſeres finden können, nahm die Baronin, die Leonie's Bewegung dem Erſtaunen über die mittelmäßige Partie zuſchrieb und eine gewiſſe Kränkung darüber empfand, jetzt das Wort. Das heißt, Reichere hätten wir finden können, aber ſchwerlich einen

Beſſern; ich glaube nicht, daß es einen beſſeren Menſchen giebt. Und Marie ſoll vor allen Dingen glücklich ſein. Was iſt Ihnen? Warum werden Sie ſo blaß? rief ſie plötzlich und näherte ſich erſchrocken der jungen Frau.

Doch Leonie hatte ſich ſchon gefaßt. O nur eine flüchtige Anwandlung! ſagte ſie ruhig. Mein Mann hat doch Recht gehabt, und die Reiſe hat mich mehr angegriffen, als ich geglaubt. Und mit dem anmuthigſten Lächeln ſich erhebend, umarmte ſie Marie und wünſchte ihr einfach und herzlich alles nur erdenkliche Glück. Ich muß nun gehen, ſagte ſie dann, mein Mann hat mir nur auf einige Minuten Urlaub gegeben, und jetzt habe ich Sie ja geſehen.

Ein lächelnder Abſchied, das Verſprechen, ſich bald zu beſuchen, wurden ſcherzend ausgetauſcht; Leonie beugte ſich noch einmal aus dem Schlage, dann rollte der Wagen zum Thore hinaus, und ſie ſank bleich und mit entſtelltem Geſicht in den Hintergrund desſelben zurück.

Alſo doch zu ſpät! ſagte ſie mit geballten Händen und vor Schmerz und Zorn zuſammengebiſſenen Zähnen. O, ich Närrin! Meinem Manne nachzugeben, als er darauf beſtand, länger auf dem Lande zu bleiben! Zu glauben, Wochen, Monate ſchadeten nichts, wo ein einziger Tag vielleicht von ſolcher Wichtigkeit war! Ein Wort von mir hätte Alles anders gemacht, und nun iſt es zu ſpät! — Und doch — warum zu ſpät? — Hier verſank ſie in Gedanken, und der Schlangenbiß der Eiferſucht in ihrem Herzen ließ allmählich nach. Kannte ſie denn nicht mehr ihre eigene Macht? Freilich war er verlobt — aber war Marie Diejenige, die eine blinde Leidenſchaft einzuflößen verſtand? (und Leonie's Glaubensbekenntniß in der Liebe erkannte eben nichts Anderes an als blinde Leidenſchaft.) Mariens Bild zog jetzt an ihrem Geiſte vorüber, die keines Hülfsmittels bedurfte, um ſchön zu ſein. Ja, ſie war ſchön: Leonie athmete ſchwer, als ſie es ſich geſtand, aber war ſie nicht auch offen wie der Tag? Kein Geheimniß breitete ſein magiſches Dunkel über ſie, keine Ueberraſchung weckte die abgeſpannte Seele zu immer neuer Erwartung auf, wer ſie zu kennen ſuchte, der kannte ſie auch, und die Phantaſie ſchlief an ihrer Seite ein. Nicht ſo Leonie. Inſtinctartig hatte ſie die ſchwere Kunſt gelernt, den Geiſt ewig wach zu erhalten, indem ſie ihn fortwährend an die Grenze eines räthſelhaften Unbekannten führte, von welchem er zwar nie den Schleier lüftete, das ſich aber in immer neuen, verlockenden Geſtalten dem ahnenden Auge darzubieten ſchien. O ſeltene Gabe, immer neu zu ſein! Die Frau, die dich beſitzt, und wäre ſie häßlich und alt, trägt den Ring Salomonis an dem Finger, mit dem ſie allen Geiſtern der Tiefe gebieten kann.

Was hatte Leonie alſo zu fürchten? Der Kampf würde etwas ſchwerer ſein, aber an ſpannendem Intereſſe würde er dadurch nur gewinnen. An Marie ſelbſt, an das Glück der Freundin, die ihr ſtets nur liebend begegnet war, an ſolche Kleinigkeiten dachte die junge Gräfin nicht. Aufathmend blickte ſie um ſich, und eben fuhr ſie in den Hof ihres eigenen Hauſes ein. Ihr Mann kam ihr entgegen, er hob ſie aus dem Wagen und faſt in ſeine Arme wie ein Kind. — Du ſiehſt blaß aus, ſagte er, ihr beſorgt in die dunklen, wundervollen Augen ſehend, Du hätteſt nicht ausgehen ſollen, ungehorſames Kind!

Leonie ſah lächelnd zu ihm auf und hing ſich ſchmeichelnd an ſeinen Arm. Er trug ſie mehr die Treppe hinauf, als er ſie gehen ließ. Oben mußte ſie ſich niederlegen; ſie war wirklich angegriffen, und geduldig ließ ſie Alles mit ſich geſchehen. Er rückte ihrem Kopf die Polſter zurecht, legte ſie warm und hüllte ſie ein, wie eine Mutter ihr Kind, und mit einem Aufglühen inneren Glückes fing er dabei das ſanfte, dankbare Lächeln auf, das ihm für ſeine Mühe die ſüßeſte

Belohnung war. Dem alternden Ehemanne war die junge Frau in Wahrheit das Kleinod ſeines Herzens, eine Welt von Seligkeit, in der Alles zuſammenſchmolz, was ſeine Seele an Liebe zu empfinden fähig war. Er wurde förmlich wieder jung mit ihr und wußte gar nicht, was er thun ſollte, um ihr zu zeigen, daß ſie ſein Glück und ſein Alles ſei.

Du ſtrengſt dich immer zu ſehr an, ſagte er jetzt, nachdem er ſie vorſichtig auf die Stirn geküßt, und es war keine Ironie, er glaubte wirklich, was er ſprach. Leonie lächelte wieder. Es war eine ſo bequeme Antwort, dieſes Lächeln, es koſtete keine Mühe des Nachdenkens oder der Verſtellung, und ſagte doch ſo viel. Auch that es ihr wirklich wohl, ſich ſo wie ein Kind umhegt und gepflegt zu ſehen. Dieſe Liebe, die keine Feſſel war, und doch eine ſo ſichere Stütze, eine ſo warme Umhüllung war, entſprach für den Augenblick der ſybaritiſchen Weichlichkeit, die in ihrem Blute lag und in ruhigen Momenten den Hauptzug ihres Charakters bildete.

Ja, er hat mich lieb, ſagte ſie ſich, und ihr Blick weilte durch die halb geſchloſſenen Lider ſinnend auf ihm, als er, um ſie nicht zu ſtören, ſich an ein Fenſter niedergelaſſen hatte und dort ruhig ſeine Zeitung las. Er hat mich ſehr lieb! Ein Lächeln von mir wiegt ihm allen Sonnenſchein des Weltalls auf. Wenn ich wie eine Andere wäre, ich glaube, dies allein wäre zu meinem Glücke genug — ſo aber — was kann ich dafür, daß ich nicht wie Andere bin? — Es iſt Alles ſo herzlich langweilig, und die Narren beneiden mich noch. Sie ſchloß die Augen vollends und ſchien zu ſchlafen, und ihr Mann trat leiſe auf, als er das Zimmer verließ.

Ein paar Tage danach in einer Soirée, in welcher Leonie, mit ihrem gewohnten Fächerſpiel beſchäftigt, den Mittelpunkt eines Geſpräches bildete, zu dem ſie von Zeit zu Zeit ein paar nachläſſige Worte und träumeriſche Blicke hergab, trat ihr zum erſten Male an Mariens Seite der junge Mann mit Abſicht entgegen, der, ohne es zu ahnen, ihre Phantaſie ſo brennend beſchäftigte.

Der Herr Marquis Louis de Chanteloup, ſagte Marie mit ſcherzendem Pathos, in dem vielleicht ein kleiner, natürlicher Stolz über die ausgezeichnete Erſcheinung ihres Bräutigams ſich kund that. Leonie war vorbereitet und verbeugte ſich mit der Sittſamkeit eines vierzehnjährigen Kindes.

Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich die Frau Gräfin ſehe, ſagte der Marquis in ziemlich gutem Deutſch.

Ja, in der That — ich glaube — ich beſinne mich, erwiderte Leonie, während ihn unter den langen Wimpern einer ihrer verführeriſch unſchuldigen Blicke traf; war es nicht an einem Abend in der Oper?

Der junge Mann erröthete und verbeugte ſich — ſo hatte ſie ihn alſo doch bemerkt!

Nun, das freut mich, rief Marie ahnungslos, dann ſind Sie ja ſchon alte Bekannte.

Das Recht der alten Bekanntſchaft kann ich um ſo eher in Anſpruch nehmen, ſagte er dann, als ich die Frau Gräfin nach jenem Abend noch einige Mal wiederſah.

Leonie lächelte — was lag nicht Alles in dieſem Lächeln!

Welch eine intereſſante Frau! ſagte er zu Marie, als er auf dem Heimwege ihr gegenüber in dem Wagen ſaß.

Nicht wahr? rief das Mädchen, o ſie iſt ein Engel!

In dieſes Lob ſtimmten der Baron und ſeine Frau von ganzem Herzen ein, und wir wiſſen nicht, warum ſich gerade in dem Marquis etwas regte, das dieſem Vergleich widerſprach. Er lehnte ſchweigend in ſeiner Ecke und ſuchte ſich den Eindruck zu erklären, den die Erſcheinung der Gräfin auf ihn gemacht.

Wir würden der ſtrengen Wahrheit untreu ſein, wenn wir ſagten, daß Leonie's Anblick das Herz des jungen Mannes ſchon längſt in ſtürmiſche Liebesflammen verſetzt, die nun, da er ſie wieder geſehen und ſogar geſprochen, jeden Damm zu durchbrechen drohten. Leonie's hohe Schönheit hatte allerdings ſchon im erſten Augenblicke ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt; ſie gefiel ihm ſehr, unſäglich gefiel ſie ihm; ſie war ſo ganz der Typus des Weibes, wie er es ſich in ſeiner Vollendung dachte, dieſes durch Liebe herrſchenden, durch ſeine Schwäche allmächtigen Geſchöpfes. Aber der Luxus, der die reiche Erbin umgab, hatte ihm ebenfalls im erſten Augenblicke gezeigt, daß dieſe Blume nicht für den mittelloſen Ausländer gewachſen war. Sie war ihm erſchienen und wieder verſchwunden, wie ein Bild aus einem lichten Traum, das uns gefällt, das aber in keiner Beziehung zu unſerem eigentlichen Leben ſteht, und andere Verhältniſſe hatten den flüchtigen Eindruck ſchnell verwiſcht. Auch lag damals der Tod ſeiner Mutter noch friſch auf ſeiner Seele und dämpfte jede heftige Wallung des Geblütes mit einem Thränenſchleier ab. Er hatte, wie Marie es Leonien erzählte, dieſe Mutter unausſprechlich geliebt, mit all der chevaleresken Hingebung, die uns aus den nationalen Dichterwerken ſeines Volkes ſo oft, den Banden der Familie gegenüber, und ſo lebendig entgegentritt. Sie war bis jetzt die einzige Dame ſeines Herzens geweſen, und ſie hatte ſich dieſe Herrſchaft durch die Aufopferung ihres ganzen Lebens, das in Liebe zu ihrem einzigen Sohne aufging, theuer genug erkauft.

So weit er zurückdenken konnte, hatte er ſie neben ſich geſehen, ſtill und duldend, und die einzige Veränderung, deren er ſich erinnerte, war, daß ſie nach dem Tode ſeines Vaters die bunten Kleider der Welt gegen die ſchwarzen der Trauer vertauſcht, die ſie auch von da an nicht mehr abgelegt. Dieſes Vaters aber erinnerte er ſich kaum und gab ſich auch, wir müſſen es geſtehen, wenig Mühe, ſich ſeiner zu erinnern. Bete für deinen Vater, daß er zu uns zurückkehre und glücklich ſei! hatte ſeine Mutter jeden Abend ſeiner Kinderzeit ihm geſagt, wenn er, ſchlaftrunken zu ihren Füßen knieend, mit ſtammelnden Lippen gedankenlos ihr das kleine Abendgebet nachſprach. Aber die kindliche Bitte, der ſolche Allmacht zugeſchrieben wird, und hinter welcher ein heißeres Gefühl ſich bergen ſollte, war unerhört verhallt, denn der Vater kehrte nicht zurück, und doch forderte einmal ſeine Mutter das Gebet nicht mehr von ihm. Bis dahin hatte er wenig aufgemerkt, doch ihr plötzliches Schweigen war wie ein Ruck, und heimlich faßte ihn ein Wundern an. Warum ſoll ich nicht mehr beten, daß der Vater kommen ſoll? frug er eines Abends die bleiche Frau, die, über ihn gebeugt, ſeine gefalteten Händchen in den ihrigen hielt.

Er iſt zur Ruhe — ſtören wir ihn nicht, war ihre Antwort geweſen, und oft nachher, wenn ihm das Wort einfiel, trat er plötzlich leiſer auf, den Vater nicht in der Ruhe zu ſtören, von der ihm ſeine Mutter geſagt.

Darauf beſchränkte ſich aber auch Alles, was er von ihm wußte, und er hätte gar keinen Vater haben können, ſo wenig ließ deſſen Verſchwinden eine Lücke in ſeinem Herzen zurück. Ein froher, ſorgloſer Knabe wuchs er auf und füllte die öden Räume des väterlichen Schloſſes mit aller lärmenden Freude einer geſunden Kinderzeit. Wenn er dann, vom Spiele erhitzt und müde, Ruhe und Erholung an der Seite der Mutter ſuchte, flog wohl manchmal ein wehmüthiges Lächeln über ihr rührendes, früh verwelktes Geſicht.

Ja, ſagte ſie dann wohl, mit den feinen, weißen Händen in der dunklen Fülle ſeiner Locken wühlend, während ſie ihm dabei lang und gedankenvoll in die hellen Augen ſah, zu dem greiſen Pfarrer des Dorfes, der des Knaben Lehrer war und Abends öfter eine

Stunde bei ihr einſprach, ja, er iſt ein gutes — ein ſehr gutes Kind! Aber — das Leben iſt eine ſchwere Aufgabe — ich wünſchte, er hätte die rechte Kraft.

Einmal auch, nachdem ſie lange geweint, hatte ſie faſt mit Heftigkeit ſeinen Kopf mit beiden Händen an ſich gezogen. — Brich nie ein Menſchenherz — es thut zu weh! hatte ſie zu dem erſtaunt aufſchauenden Kinde geſagt, das ſie nicht verſtand. Sie ſah ihn lange an und ließ ihn dann langſam und wie mit einem inneren Widerſtreben los.

Alles das hatte auf das empfängliche Gemüth ihres Sohnes einen tiefen Eindruck gemacht, und ſchon früh entwickelte ſich bei ihm der dunkle Begriff, ſeine Mutter leide unter irgend einem ſchweren, geheimnißvollen Schmerz, der ihm um ſo erhabener vorkam, als er ſich vergebens deſſen Urſache zu enträthſeln ſuchte; und wenn der alte Pfarrer von Heiligen ſprach, die mit Geduld ein Kreuz getragen, das doch gewöhnlichen Menſchen unerträglich ſcheine, oder die ihr Leben einer hohen Pflicht der Menſchlichkeit gewidmet, dann dachte er, daß ſeine Mutter wohl auch eine ſoche Heilige ſei, nur wüßten die Menſchen nichts davon, weil es ein Geheimniß zwiſchen ihr und ihrem Schöpfer ſei. So wurde ſtill unter dem befruchtenden Einfluſſe einer glühenden Phantaſie der Keim zu jenem Asceticismus in ihm gelegt, denn die katholiſche Kirche als die höchſte Blüte menſchlicher Vollkommenheit zu betrachten lehrt.

Seine Mutter ſah es gern. Sie hatte ſich jener religiöſen Frömmigkeit ergeben, in welcher weiche Herzen ſo gern Heilung ſuchen, und die bei ihrem Charakter nie in unduldſame Härte übergehen konnte. Ihr heißeſter Wunſch war, ihren Sohn denſelben Pfad wandeln zu ſehen, der ihn vor den Schlingen der Welt bewahren ſollte, an welchen ihr eigenes Glück geſcheitert, und der ſo ſicher zum Heil zu führen ſchien. Was ihr Balſam geweſen, warum ſollte es nicht dem Unerfahrenen die ſichere Rettung ſein? Und ſie überlegte nicht, ob nicht

Die heil'gen Schwäne ſieht man fortgezogen,
Bald ſchwimmend, bald zum Flügelſchlag bereit,
Bis ihnen, von dem falſchen Strom befeuchtet,
Ein Hügel winkt, worauf ein Tempel leuchtet.

16.

Geweiht iſt der Unſterblichkeit die Stätte,
Und eine Nymphe kommt aus dieſem Grund
Hernieder zu des Lethe ſchwarzem Bette,
Und nimmt die Namen aus der Schwäne Mund,
Daß ſie mit einem Bilde ſie verkette,
Das eine Säule trägt im Tempelrund.
Sie heiligt ſie und hütet die geweihten,
Daß man ſie ſehen kann für ew'ge Zeiten.

17.

Wer dieſer Alte ſei, der immerfort
Nutzlos den Fluß die Namen läßt empfangen,
Auch von den Vögeln und dem frommen Ort,
Woher die ſchöne Nymphe kommt gegangen,
Sehnt ſich der Herzog das geheime Wort
Und die verborgne Loſung zu erlangen.
Er fragt daher den heil'gen Gottesmann
Nach alle dem, und der hebt alſo an:

18.

Kein Blatt vermag bei euch bewegt zu werden,
Das nicht hier oben vorbedeutet ward,
Und was geſchieht im Himmel und auf Erden,
Entſpricht ſich ſtets, nur in verſchiedner Art.
Der unermüdlich mit den ſchnellſten Pferden
Wetteifert, jener Greis im langen Bart,
Ergibt ſich hier den nämlichen Geſchäften,
Die dort die Zeit verſieht mit ihren Kräften.

vielleicht dieſe Neigung die raſche Thatkraft in ihm untergrub, die der eigentliche Nerv alles ſittlichen Lebens iſt.

Ihn vor jedem Einfluſſe zu bewahren, der dieſe Neigung beeinträchtigen könnte, riß ſie ſich, als er die hohen Schulen beſuchen mußte, los aus der ihr zum Bedürfniß gewordenen Ruhe und begleitete ihn nach Paris. Und ſie hatte ſich nicht in ihm getäuſcht. Zwar erröthete er wohl ein wenig, wenn ſeine Gefährten ihren Spott an dem empfindſamen Mutterſöhnchen übten, und ſein Herz ſchlug auch wohl hier und da in verhaltener Sehnſucht nach den verbotenen Freuden der Jugend, die in ſeinem Wörterbuche nur Kinder der Sünde waren, und denen er die Anderen mit ſo unverhohlenem Lebensgenuß ſich hingeben ſah; aber die Liebe zur Mutter war ſtärker, als falſche Scham und Verführung und der Gedanke, daß dieſe erſte Entſagung auch der erſte Schritt zu jener großen des ganzen Lebens ſei, die ihn einſt den Heiligen, von denen er träumte, zur Seite ſtellen ſollte, erhöhte noch den Durſt nach Aufopferung in ihm, der jungen Gemüthern ſo natürlich iſt.

Dennoch konnte es nicht fehlen, daß trotz der rettenden Inſel, die der Einfluß ſeiner Mutter für ihn war, das friſche Leben von außen, das ihn hier von ſo vielen Seiten mächtig umſtrömte, manche Breſche riß in die frommen Ueberzeugungen, die man mit ſolcher Sorgfalt um ihn aufgebaut, und deren Grundfeſten mehr auf dem beweglichen Boden ſeiner Phantaſie ruhten, als auf dem feſten Grunde einer geſunden Kraft. Seine Mutter hatte nicht allein Theil an ihm gehabt, er war auch ſeines Vaters Sohn und ſah ihm nicht umſonſt ſo ähnlich, daß ihr Herz manchmal darüber erſchrak.

Aus dem ſchönen Knaben war mit der Zeit ein ſchöner, ſchlanker Jüngling geworden, der dem thätigen Leben des Mannes mit raſchen Schritten entgegenging.

Die mächtige Stimme der Leidenſchaften fing an ſeine Sinne zu verwirren, und es kam die Zeit, wo der ſündig zierliche Fuß einer hübſchen Griſette mehr Intereſſe für ihn gewann, als die gelehrteſte Abhandlung über die Nothwendigkeit der Kaſteiung des Fleiſches. Und wenn er auch, eingedenk des Teufels, der darin verborgen lag, manchen koketten Blick, der ihn im Vorbeigehen traf, an ſeinen geſenkten Lidern abprallen ließ, ſie drangen ihm nur um ſo ſicherer durch alle Adern in das unruhig klopfende Herz. Ja, er bedurfte eigentlich auch ſeiner Augen nicht, um zu ſehen; es war, als ſei ihm ein ſechſter Sinn geworden, der für ihn mit zehnfacher Schärfe hörte und ſah, und wenn er Augen und Ohren noch ſo feſt verſchloß. Erſchrocken über ſich ſelbſt, ſuchte er des Verſuchers los zu werden, der mit ſo ſtarken Banden ihn gefangen zu nehmen drohte. Buße und Beichte waren die natürliche Zuflucht, die ſich ihm bot; aber Buße und Beichte, die ſein Herz ob ſo manchen kleinen Fehlers leicht gemacht, halfen ihm nicht gegen die Stimme der Natur. Adams Sünde war ihm nicht ſo unverzeihlich mehr, er begriff, daß er den Apfel aß, da ja Eva ihn reichte, und der heilige Antonius in der Wüſte verlor viel von der Glorie, die er für ſeine unerfahrenen Augen gehabt.

Allein, vor dem ſchmählichen Umſturze aller ſeiner Grundſätze ſollte der zukünftige Heilige durch ein kräftigeres Mittel bewahrt werden, als Buße oder Beichte es war. Seine Mutter, welche die Veränderung ihrer Lebensweiſe und ſo manche Entbehrung, die ihr das koſtſpielige Leben in der Stadt auferlegte, bis jetzt ſchweigend ertragen, fing an, ſichtlich zuſammenzubrechen, und für Louis ſanken alle neueren Wünſche in Vergeſſenheit vor dem Einen herrſchenden Wunſche, ſie am Leben zu erhalten um jeden Preis. Und es war faſt, als beſäße ſeine Liebe dieſe Wunderkraft.

Sie ſchien ſich zu erholen und athmete neubelebt die Luſt der Heimath ein, zu welcher er ſie zurückgeführt; aber es war nur das Aufflackern der Flamme, bevor ſie erliſcht. Der nahende Herbſt warf ſie ſchnell auf das Lager zurück, und von da an ſchien nur Eine Sorge noch ihr einen Reſt von Kraft zu verleihen. Sorgſam ordnete ſie alle Papiere, die ſich auf das Vermögen ihres Sohnes bezogen, dann ließ ſie ſich ein Packet Briefe geben, daß in einem verborgenen Fache ihres Schreibtiſches aufgehoben war; ſie befahl, ein Feuer in dem Kamin anzuzünden, und warf ſelbſt Brief um Brief in die lodernde Flamme hinein. Aufmerkſam ſah ſie die Flammen über ſie aufſchlagen, züngeln und ſie verzehren.

Siehe, mein Sohn, ſagte ſie dann, ſo vergeht Alles! Denke daran, wenn Schmerz oder Unglück dich verfolgt. Was auch geſchehen möge, thue deine Pflicht; es iſt das Einzige, was uns bleibt — und noch Eines! fügte ſie hinzu, indem ſie die Augen wie verklärt gen Himmel hob. — Von da an ſprach ſie nur noch wenig; eine ſanfte Träumerei ſchien über ihr zu ruhen, aber ſie war heiterer, als Louis ſie je geſehen. Der Tod nahte ihr ohne Kampf, wie ein geliebter Freund, deſſen Nähe man lange erſehnt. Ihre Kräfte nahmen mehr und mehr, doch leiſe ab, und die zurückkehrenden Schwalben fanden nur noch ihr Grab. Brich nie ein Menſchenherz! waren ihre letzten Worte zu ihrem Sohn geweſen, als das Bewußtſein ſchon halb entflohen war.

Dieſen Sohn aber traf ihr Verluſt mit einer Schwere, wie nur der Tod einer ſolchen Mutter unter ſolchen Verhältniſſen treffen kann. Dazu kam, daß er erſt nach ihrem Tode den ganzen Umfang der Liebe kennen lernte, die bis jetzt über ihn gewacht. Er erfuhr, daß das Haus der Chanteloup eines der erſten im Lande geweſen, daß es ſich mit den reichſten und mächtigſten an Glanz und Reichthum meſſen konnte, bis ſein Vater das glänzende Erbe in rückſichtsloſer Vergnügungsſucht verpraßt und ſeinem Sohne nichts hinterlaſſen, als was deſſen Mutter durch Entbehrung jedes Lebensgenuſſes im Laufe der Jahre mühſam zuſammengeſpart. Unter einem Haufen alter Papiere, die vergeſſen in einem Fache lagen und die der junge Erbe durchſtöberte, fand ſich ein wahrſcheinlich verlegter Brief, mit der Adreſſe an ſeine Mutter.

Das Papier war alt und gelb, aber die Spur der Thränen noch ſichtbar, welche viele Worte faſt unkenntlich gemacht.

„Madame,“ lautete dieſes Schreiben, „ich habe Ihren Brief richtig erhalten und auch geleſen, ſo wenig unterhaltend, verzeihen Sie die eheliche Ungalanterie, ſein Inhalt auch war. Sie hätten in dieſer langen Zeit lernen können, daß Klagen nicht das Mittel ſind, abtrünnige Herzen zur Treue zurückzuführen. Die Liebe iſt ein verzogenes Kind, ſie nährt ſich von Duft und Roſen und flieht vor den Dornen, und wären ſie noch ſo gut verſteckt, davon. Adieu! Ergeben Sie ſich in Ihr Schickſal! Sind Sie die einzige Frau, die in der Ehe nicht das gefunden, was ſie in romantiſchen Mädchenträumen darin geſucht? Noch keine iſt an Enttäuſchung geſtorben — ich rede leider aus Erfahrung, liebe Madame. Was Sie mir von meinem Jungen ſchreiben, freut mich ſehr. Es iſt mir lieb, daß er Ihnen Freude macht, und ich hoffe, daß er einſt ein wahrer Chanteloup ſein wird. Was aber den väterlichen Schutz betrifft, ſo bin ich überzeugt, daß mein Sohn unter Ihrer Aufſicht deſſen nicht bedarf. Ich achte Sie viel zu ſehr, um das geringſte Mißtrauen in Ihre mütterliche Liebe zu ſetzen, und laſſe Ihnen in Allem, was ſeine Erziehung betrifft, vollkommen freie Hand. Für ſeine Zukunft, liebe Madame, werden wir ſorgen, wenn es an der Zeit ſein wird. Sie iſt noch ſehr weit von uns entfernt, dieſe Zukunft, Gott ſei Dank! Und ein böſes Schickſal könnte vielleicht Alles, was wir jetzt dafür thun würden, bis dahin vereiteln. Jeder für ſich und Gott für Alle, liebe Madame. —

Das iſt mein Grundſatz, den ich Ihnen ebenfalls zur Befolgung empfehle. Ce qu'attendant, verbleibe ich
Ihr ergebener
Leon de Chanteloup."

Und das war mein Vater! rief Louis mit grimmigem Zähneknirſchen, indem er den Brief zuſammenballte und zornig zur Erde warf. Er hob den Fuß, ihn zu zertreten, als ihm einfiel, daß die Thränen ſeiner Mutter darauf gefallen. Gerührt hob er ihn auf, glättete ihn ſorgfältig und ſchloß ihn andächtig in ſeine Brieftaſche ein. Jetzt wußte er endlich, warum das Leben ihr gar ſo ſchwer zu tragen geweſen. Sein Kindergebet und ihr nachheriges vollſtändiges Schweigen, Alles war ihm verſtändlich jetzt; denn ſein Vater war eines Tages todt gefunden worden in der Nähe von Paris, und ein Gerücht wollte wiſſen, er habe ſich, um ſeinen zerrütteten Vermögensverhältniſſen zu entfliehen, ſelbſt entleibt. Daß er an der Verzeihung verzweifelt, die ihr liebendes Herz ihm ſo gern ertheilt hätte, daß er geſtorben war, ohne Weib und Kind wiederzuſehen, ja ohne ein letztes Zeichen der Reue oder der Erinnerung an ſie, das war es, was ſie ihm vielleicht nie ganz verzieh.

An ſein zerſtörtes Vermögen dachte Louis nicht. Die unwürdige Behandlung, die ſeine Mutter erfahren, war es, was allein ſeine Seele füllte und ſeinem Schmerz um ſie neue Kräfte lieh. Was ihr Leben nicht hatte erreichen können, das bewirkte nun ihr Tod. Er rief ſich alle ihre Handlungen zurück, die abgebrochenen Worte, mit denen ſie einen lieben, aber geheimen Wunſch nicht auszuſprechen wagte, fielen ihm wieder ein; dieſen Wunſch nun zu erfüllen und dadurch das Band, das der Tod zerriſſen, im Grabe ſelbſt, ſo zu ſagen, wieder anzuknüpfen, wurde bei ihm zur fixen Idee. Er ergab ſich religiöſen Schwärmereien, ſchloß ſich in ſeine vier Wände ein, und der Augenblick war vielleicht nicht fern, wo der letzte Sproſſe des berühmten Hauſes der Welt entſagen wollte, um in der Einſamkeit eines Kloſters ſein fleckenloſes Leben dem Dienſte des Herrn zu weihen. Doch ſo weit ſollte es nicht kommen.

Die franzöſiſche Revolution, dieſer Samum, der die Welt verheerend daherzog und eine Generation unter ſeinem heißen Hauche vergrub, drang auch in die ferne Abgeſchiedenheit, wo der junge Edelmann ſinnend an dem Scheidewege ſeines Lebens ſtand. Zu aufgeklärt, um der neuernden Wendung ihre Berechtigung abzuſprechen, zu human, um an den Gräuelſcenen des Volkes Theil zu nehmen, zu ſtolz, um ſeinen alten Namen durch irgend einen Verrath zu entweihen, zog Louis die Verbannung vor. Er rettete von dem Reſte ſeines Vermögens, was er konnte, und wandte ſich nach Deutſchland, wo in B. ein alter Freund ſeiner Mutter lebte, den er zwar nicht kannte, der ihn aber um der lieben Verſtorbenen willen mächtig zu ſich zog. B. war wie faſt alle Städte Deutſchlands mit einer Flut von Emigranten überſchwemmt, unter denen ſich manche befanden, die mit ſeinem Vater befreundet geweſen, und da tönte ihm denn, unangenehm genug, die Erinnerung der Ausſchweifungen entgegen, durch welche dieſer ſich bekannt gemacht.

Aber auch ohne jene zweifelhaften Freunde war er, ſeines hohen Namens wegen, wohin er ſich in den Kreiſen der Emigranten wandte, überall gern geſehen, und dennoch ſtand er bald ſehr einſam und verlaſſen da. Sein ſtiller Ernſt ſagte bei genauerer Bekanntſchaft nur Wenigen zu, und ſeine gemäßigten politiſchen Anſichten, die das Neue zwar nicht lobten, das Alte aber als die unverkennbare Wurzel dieſer Neuzeit anſahen, kühlten ſelbſt dieſe Wenigen ab. Seine Beſcheidenheit ſöhnte Niemand mit ſeinen Meinungen aus, und alle dieſe meiſt jungen Leute, die mit den geretteten Trümmern ihres einſtigen Vermögens fröhlich lebten, in der gewiſſen Erwartung einer nahen glücklichen Rückkehr zu den Verhältniſſen jener alten Zeit, trennten ſich in faſt feindſeliger Entfremdung von ihm. Und Louis war im Grunde froh, wieder allein zu ſein.

Dieſe lockere, demoraliſirte Geſellſchaft, die in Sammt und Seide gekleidet, unter leichtfertigen Geſprächen an dem Rand eines Abgrundes hinſchritt, der ſie Alle im nächſten Augenblicke verſchlingen konnte, hatte keinen wohlthuenden Eindruck auf ihn gemacht.

Was ſollte er auch unter ihnen, er, dem nur die Erinnerung an die Vergangenheit die Freude des Lebens war? Die Verirrungen ſeines Vaters freilich, die hatte er dort wieder und wieder gehört, aber den ſtillen, kleinen Kreis, in dem ſeine Mutter ſich mit ihm geſchloſſen hielt, den hatte Keiner gekannt. Und doch hielt ihn eine unbezwingbare Scheu ab, den einzigen Mann aufzuſuchen, zu dem dieſe Erinnerung ihn zog. Er wußte, daß ihm nur wenig von dem Glanze ſeines Hauſes übrig blieb, und er war ſtolz, wie nur je einer ſeiner Vorfahren es vor ihm geweſen war. Mitleid zu erregen ſchien ihm daher eine neue Beſchimpfung zu ſein.

Da ſuchte ihn der Baron ſelber auf. Ihm gefiel der junge Mann, deſſen Benehmen ſo freundlich und doch ſo zurückhaltend war, und ganz entzückt kehrte er von ihm zu den Seinigen zurück.

Er iſt wie ſeine Mutter, ſagte er vergnügt, ſo ſtill und freundlich wußte die auch zu thun, was Recht war. Ja, ja, die deutſchen Frauen haben nicht allein die Tugend mit Löffeln gegeſſen, auch über dem Rhein giebt es ſolche, an denen ein Heiliger ſich erbauen könnte.

Die Baronin lächelte; ſie wußte recht gut, was ſie von den Reden ihres Mannes zu halten hatte, und vergab ihm gern eine Schwärmerei, die ihn, von den loſen Sitten ſeines Zeitalters unangeſteckt, zu ihr zurückgeführt. Marie war neugierig, den jungen Mann zu ſehen, der eine ſo vortreffliche Mutter gehabt, daß dies allein ihm ein Anrecht an ihre Theilnahme gab.

Auf den jungen Marquis indeſſen übte das Haus des Barons bald einen eigenthümlichen Zauber aus. Es war ein Hauch der Heimath, der ihm daraus entgegenwehte; nicht der großen, die ſo viele Kinder zählt, denn das Haus war ganz deutſch, aber der kleinen, wo ſein Herz die Wurzeln ſchlug, und die nur er gekannt. Er kam, um von ſeiner Mutter zu ſprechen, und fühlte ſich zu Hauſe, wo man ſo gerne von ihr ſprach. So geſchah es, daß ſie ſich nach und nach daran gewöhnten, ihn faſt täglich bei ſich zu ſehen. Er liebte es, ſeine Abende da zuzubringen, und begleitete ſie wohl auch, gingen ſie aus. Zwiſchen Marie und ihm bildete ſich ſchnell eine Art geſchwiſterlicher Vertraulichkeit, an der Niemand im Hauſe Anſtoß nahm und die für Beide gleich angenehm war.

Tauſend kleine Beſchäftigungen brachten ſie fortwährend zuſammen. Zeichnen, Muſik und Lectüre, Alles war von gleichem Intereſſe für ſie, und ſie war ſchön, ihre Ruhe that ihm wohl, und mit jedem Tage zog ſie ihn feſter an. Daß aus dieſer harmloſen Zuneigung ein tieferes Gefühl ſich entwickeln konnte, daran dachte er ſelber nicht! Marie war ja proteſtantiſch! — Zudem hatte ſie nichts von der fortwährenden Hülfsbedürftigkeit und ſanften Abhängigkeit, an die ihn der Zuſtand ſeiner Mutter gewöhnt und die ihm darum an Frauen ſo lieb geworden war.

Marie war ganz das Gegentheil von alle dem. Sie trug die blühende Friſche ihrer Jahre mit einer Unbefangenheit, welche bewies, daß ſie nicht glaubte gegen irgend Jemandes Geſchmack damit zu verſtoßen. Ihr Vater rühmte von ihr, daß ſie nie krank geweſen, und ſie ſah nicht danach aus, als würde ſie es jemals ſein. Sie war, trotz ihrer dunklen Haare und Augen, vom Wirbel bis zur Sohle eine echte Deutſche, häuslich und wirthſchaftlich, von jener Gemüthsart, welche über die allernächſten Intereſſen des Hauſes wenig hinausgeht. Und darin auch wich ſie von Louis'

Mutter ab, die bei aller Häuslichkeit den Sinn für das Allgemeine doch nicht verlor. Uebrigens war ſie heiter, von jener wohlthuenden Heiterkeit, die nie in Ausgelaſſenheit übergeht, und vielleicht ein wenig ſentimental. Sie ſchonte den Stock, wenn ſie eine Blume brach. Ohne Neigung hätte ſie keine Ehe geſchloſſen, ſie glaubte an Treue, und die Liebe war ihr eine Religion. An das Thema der blinden Leidenſchaft hatte ſie freilich noch nicht gedacht, hätte wohl auch ſchwerlich daran geglaubt. Sie neckte Louis mit ſeiner übertriebenen Empfindſamkeit in Sachen der Religion, und was er von keinem Andern hinnahm, duldete er ruhig von ihr.

Ihr friſches, geſundes Weſen, das bei aller ſtrengen Sittlichkeit den Eindrücken und Neigungen der Jugend doch ſo offen und zugänglich war, brach wie die Sonne durch die Nebel ſeiner früheren Anſichten und zerſtreute ſie. Der Gedanke an das junge Mädchen verflocht ſich nach und nach in ſeinem Kopfe mit Allem, was er hoffte und unternahm. Er dachte weniger an den Unterſchied der Religion und überließ ſich gern der wohlthuenden Wärme, die von ihr ausſtrömte und die ſo ſanft an das ſchlummernde Leben ſeines Menſchenthums trat und ſeine Sinne unmerklich mehr öffnete für das Treiben der äußeren Welt.

Eines Morgens erwachte er mit dem Gedanken, ſeine Mutter hätte mit Freuden eine ſolche Schwiegertochter begrüßt, und der Mann, dem Marie vom Schickſal beſtimmt ſei, wäre gewiß ein glücklicher Mann, und nun der Gedanke in ſeinem Kopfe entſtanden, ging er auch ſo leicht nicht mehr heraus. Mariens Benehmen gegen ihn blieb indeſſen frei und unbefangen wie im erſten Augenblick; ſie fühlte nicht, daß etwas zu verbergen ſei, und ſo verbarg ſie auch nichts, und ihre Eltern merkten endlich, daß ſich ein tieferes Gefühl ſehr gut mit ſolcher Unbefangenheit verträgt. Es iſt natürlich, wenn dieſe Entdeckung weder der Baronin noch ihrem Manne eine erwünſchte war.

Eine einnehmende Perſönlichkeit und gewinnende Liebenswürdigkeit ſind große Gaben, aber ſie machen den Menſchen nicht ſatt, und mit dem Sattwerden allein iſt es für ein weich gewöhntes Mädchen, wie Marie es war, auch noch nicht abgethan. So dachten Beide, als die Wahrheit ihnen nach und nach ſehr wider ihren Willen aufging, und Louis dachte es auch.

Die erſte Folge davon war, daß er ſich eine feſte Stellung zu gründen ſuchte, die ihm die Möglichkeit ſichern ſollte, ſich auch einen eigenen Herd zu bauen. Seine religiöſen Vortheile, denen er in der Heimath mit ſolchem Eifer nachgehangen, hatten ihn wenigſtens, da er ſie ernſt nahm, vor den geſellſchaftlichen bewahrt. Louis wollte gerne arbeiten, und ſo viele ſeiner Landsleute, weit höher noch geboren, als er, gingen ihm darin mit gutem Beiſpiel voran, daß es ihm nicht einmal hoch anzurechnen war.

Er wollte alſo arbeiten, aber wie? Er hatte in Paris die Rechte ſtudirt, doch eben wie junge Leute ſtudiren, denen es mehr um die Vollendung ihrer Erziehung zu thun iſt, als um einen ernſtlichen Lebenszweck.

Mit ſeinen übrigen Talenten ſah es nicht viel beruhigender aus; er zeichnete hübſch, ſpielte mittelmäßig ein Paar Inſtrumente: das Alles reichte wohl nöthigenfalls hin, für ſich ſelbſt das knappe Brod zu erſchwingen, aber mit den beſcheidenſten Anſprüchen ließ ſich das Glück einer Familie nicht darauf bauen.

Muthlos ſah Louis vor ſich nieder. Was ſollte er thun? Sein Elend allein tragen, die Antwort war leicht genug. Durfte er Marie wiederſehen und eine Neigung in ihrer Bruſt Wurzel ſchlagen laſſen, die von ihren Eltern nie genehmigt werden konnte? Sollte er ihnen die Tochter, ſozuſagen, ſtehlen und ſie für das Vertrauen belohnen, das ſie ihm bewieſen, indem er ihr einziges Kind durch Kampf und Qual einer Ehe entgegenführte, in welcher er ihr nichts zu bieten ver-

19.

Sobald die Fäden hier das Ziel erreichen,
Geht drunten auch ein Menſchenleben aus.
Dort bleibt der Ruf, hier oben bleibt das Zeichen,
Die beide flögen in das Götterhaus,
Beſtünden ſie nicht oben mit dem bleichen
Behaarten, unten mit der Zeit den Strauß.
Er wirft ſie in die Fluth, wie du geſehen,
Sie läßt ſie in Vergeſſenheit verwehen.

20.

Und wie hier oben Geier, Dohlen, Raben,
Und was von Vögeln an dem Fluß erſchien,
Sich alleſammt die größte Mühe gaben,
Die ſchönſten Namen aus dem Fluß zu ziehn,
So drunten Kuppler, buhleriſche Knaben,
Spione, Gecken, die an Höfen blühn,
Und mehr in Gnaden ſtehen bei dem Gönner,
Als alle Redlichen und Ehrenmänner.

21.

Hofleute heißen ſie von feinen Sitten,
Weil ſie dem Eſel gleichen und dem Schwein.
Iſt nun des Gönners Faden abgeſchnitten
Von Parzenhand, vielmehr durch Lieb' und Wein,
Dann ſuchen dieſe ſchnöden Sybariten,
Geboren zu des Wanſtes Dienſt allein,
Den Namen noch im Mund umherzutragen,
Bis dem die Laſt entfällt nach etlich Tagen.

22.

Doch wie die Schwäne, die mit frohem Singen
Die Namen zu dem Tempel hingebracht,
So ſind die edlen Dichter: ſie entringen
Die würd'gen Menſchen des Vergeſſens Nacht.

mochte, als Entbehrungen jeder Art? Nein, das ſollte nicht geſchehen! Wenn auch unglücklich und arm, war er noch immer der Vertreter eines alten Namens, und eine unwürdige Handlung ſchien ihm eine Unmöglichkeit zu ſein. Abreiſen alſo, den Ort verlaſſen, der ihm zu einer halben Heimath geworden, war das Einzige, was ihm zu thun übrig blieb. Er ſeufzte, als er es dachte, aber mit dieſem Seufzer hatte er auch dem Traum häuslicher Ruhe und Glückſeligkeit für immer Lebewohl geſagt.

Beim Baron war man ein wenig überraſcht, als ein ganzer Tag verging, ohne daß der Marquis etwas von ſich hören ließ. Am zweiten flogen Mariens offene Blicke bei jedem nahenden Schritt erwartungsvoll nach der Thüre. Am dritten ſah ſie offenbar bleich und angegriffen aus. — Sollten wir nicht zum Marquis ſchicken und fragen laſſen, was ihm fehlt? frug ſie ihren Vater, als dieſer ſich zum Ausgehen anſchickte.

Ich gehe ſchon ſelbſt, war ſeine Antwort, und er entfernte ſich.

Er fand Louis mit Packen beſchäftigt, ebenfalls blaß, aber ſonſt ruhig und entſchloſſen genug. — Ei was, rief der Baron, wohin die Reiſe?

Louis erröthete. Ein plötzliches Geſchäft, das ſich nicht aufſchieben läßt, ſtammelte er.

Davon haben Sie uns ja nichts geſagt?

Es kam ſo plötzlich, verſetzte der junge Mann mit wachſender Verlegenheit.

Und darf man wiſſen, worin es beſteht?

Louis hatte ſeine Faſſung wiedergewonnen. Es betrifft nicht mich allein, ſagte er, aber ich werde Ihnen ſchreiben, ſobald es mir möglich iſt.

Das ſcheint ja eine ernſte Sache; — und bleiben Sie lange weg?

Wahrſcheinlich.

Hm, ſagte der Baron ärgerlich, wie das ſich ſo verkehrt treffen muß, und ich hatte Sie um etwas zu bitten, eine große Gefälligkeit, die mir nicht ſo leicht ein Anderer leiſten kann. Aber nun reiſen Sie — der Teufel auch! ob man ſich auf Jemand verlaſſen kann!

O, wenn ich Ihnen einen Gefallen erweiſen kann! rief Louis mit aufwallender Wärme, indem er dem vortrefflichen Mann unwillkürlich näher trat.

Sie reiſen ja.

O, das hat am Ende keine ſolche Eile! Erfordert denn das Geſchäft eine lange Zeit?

Ein paar Tage — nichts als ein paar Tage — aber freilich, wenn Sie reiſen müſſen —

O, rief Louis, das hat nichts zu ſagen, durchaus nichts! Ein paar Tage — mehr, wenn Sie wollen! befehlen Sie über mich — was iſt es, womit ich Ihnen dienen kann?

Die Sache war bald abgemacht, und Louis verſprach zu bleiben, bis die Angelegenheit des Barons geordnet ſei.

Aber ſchon den folgenden Morgen, gerade als er ſich zu enträthſeln ſuchte, was der Baron denn von ihm wünſchen konnte, wurde ihm ein mächtiges Schreiben mit gewichtigem Siegel in die Hand gelegt, worin ihm höhern Orts eine ziemlich einträgliche Stelle angewieſen wurde, um die er in ſeinem ganzen Leben nicht nachgeſucht. Kaum wagte er ſeinen Augen zu trauen, da ſchoß es ihm wie ein Blitz durch die Seele, und er eilte zum Baron.

Nun, ſagte dieſer, ich mußte Ihnen wohl helfen, denn das Sprechen wurde Ihnen gar ſo ſchwer; — und als Louis gebrochene Worte ſtammelte — es iſt beſſer Sie gehen gleich vor die rechte Schmiede, ſagte er lachend.

Er ging zur Thüre und rief ſeine Tochter herein, die halb bewußt und darum wohl ſo verzagt, als gelte es ein Unglück, in die Stube trat. Ihre Mutter folgte ihr.

Du biſt ſo lange zu keinem Entſchluß gekommen, ſagte der Baron zu ihr, daß ich das Wählen für dich übernommen habe. Was ſagſt du zu dem Manne, den ich dir ausgeſucht?

Sie war unfähig zu antworten. Louis warf ſich faſt vor Freude weinend ſeinem väterlichen Freunde an die Bruſt.

Das war die ganze Verlobungsfeier, der Baron verbat ſich ſelbſt von ſeinen beſten Freunden jede beſondere Aufmerkſamkeit; Karten wurden ausgegeben, und Marie erſchien öffentlich als Braut. Die Leute ſchüttelten wohl ein wenig die Köpfe über die ſonderbare Wahl eines Ausländers, der, wie ſie ſagten, nicht viel reicher ſei, als eine Kirchenmaus, aber die Baronin war die Einzige, die es bemerkte und der es nahe ging. Sie hatte doch ſelbſt aus Neigung geheirathet und ſtets den Grundſatz ausgeſprochen, mit ihrer Tochter ſolle es dasſelbe ſein. Nun aber der Würfel ſo unvortheilhaft gefallen, hätte ſie gar Manches anders dabei gewünſcht, und ſogar ein gelinder Zwang wäre ihr nicht als ein unverantwortlicher Eingriff in Mariens freie Wahl vorgekommen. Vielleicht barg ſich darin eine kleine unausgeſprochene Eiferſucht, doch ſie war klug und nahm mit ſcheinbarer Zufriedenheit hin, was ſich einmal nicht ändern ließ, und bis jetzt hatten Alle mit einander weiter gelebt in ungeſtörter Harmonie.

Da tauchte Lonie zum zweiten Male an dem Horizont des jungen Mannes auf. Wie geſagt, er war früher nicht in ſie verliebt geweſen, und ebenſowenig war er es jetzt. Ihre Stimme, ihr Weſen hatte nur den angenehmen Eindruck beſtätigt, ja wohl auch verſtärkt, den ihre erſte Erſcheinung auf ihn gemacht. Sie ſtimmte die Seele zu einer ſo lieblichen Träumerei! Und was hatte ſie wohl mit dem Blicke gemeint, den ſie ihm ſo räthſelhaft verlockend unter den langen Wimpern zugeſandt? Ja, ſie war ſehr intereſſant und man konnte nicht an ihr vorübergehen, ohne ſie zu bemerken, — das ſagte er ſich, und für heute war es damit abgemacht.

Und Leonie? Leonie hatte den erſten Schritt an den Rand des Abgrundes gethan, deſſen Tiefe ihr ſcharfer Blick wohl ermaß, über den aber mit der Sicherheit der geübteſten Seiltänzerin hinwegzuſchreiten ihr ein Kinderſpiel erſchien. Heute empfand ſie keine Langeweile mehr; ſie hatte ihn geſehen und gehört, ſo nahe geſehen und gehört, daß mit dem heißen Magnetismus der Liebe ihr Weſen faſt in das ſeinige hinüberzuſchmelzen ſchien. O die gewaltige Empfindung dieſer erſten Minute allmächtiger Gegenwart! Leonie hatte ſie nicht vorausgeſehen; ihre Sinne waren in Aufruhr, ſie warf ſich in die Wagenecke und überließ ſich zügellos ihrer aufgeregten Phantaſie. Seine Stimme tönte noch immer in ihr Ohr, ſein Blick, und er wußte ſelbſt nicht, wie er ſie angeſehen, brannte noch immer und umſtrickte ſie, und durch Alles dämmerte die Zukunft, die ſie noch nicht kannte, die aber an unerſchöpflicher Wonne die arme Gegenwart bei Weitem überbot. Zu Hauſe brach ſie in eine Luſtigkeit aus, wie ihr Mann ſie nie an ihr geſehen. Sie klatſchte in die kleinen Hände, ſie jubelte, ſie lachte, daß ihr ſilberhelles Lachen von den hohen Wänden ihrer fürſtlichen Wohnung wiederklang. Sie hätte Flügel haben mögen, die Erde ſchien ſie nicht mehr zu tragen. Sie lief ihrem Mann davon und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein. Erſt durch unendliches Bitten erzwang er ſich den Zutritt zu ihr, und wer kann es dem ſonſt ſo klugen, kalten Manne verdenken, wenn er allen Verſtand in dieſem teufliſch hinreißenden Meer von Liebenswürdigkeit verlor, das, durch eine ihm unbekannte Urſache in Bewegung geſetzt, ſeine blauen, losgeriſſenen Wellen im Spiele über ihn zuſammenſchlug.

Mit großem Eclat eröffnete nun Leonie ihr Haus. Sie empfing alle Welt, und alle Welt ſchätzte es ſich zur Ehre, ſie wieder bei ſich zu ſehen. Uebrigens war, trotz des Glanzes, den der Reichthum ihres Mannes über ſie ergoß, und der Stellung, die er bekleidete, wenig von der Sicherheit auf ſie übergegangen, welche die Ehe gewöhnlich für junge Frauen mit ſich bringt. Sie ging noch ebenſo ſtill und ſanft wie früher einher; ihr Lachen, ihr Blick waren noch eben ſo ſchüchtern befangen, wie in früherer Zeit, und wie in früherer Zeit ſchien ſie noch immer ſchutz- und hülfsbedürftig ſich zu fühlen, wie ein wehrloſes Kind. So war ſie die Alte geblieben, und doch war ein neues Element hinzugetreten und ſchillerte ſozuſagen aus ihr heraus in tauſendfältigem Farbenſpiel. Man ſcherzte mit ihrem Manne, die Ehe habe ſeine Frau verſchönert und ihr doch den vollen Mädchenreiz bewahrt. Der Graf lächelte wohl, aber er ſagte nichts dazu. Auch ihre alte Einfachheit, ſich zu kleiden, hatte ſie noch. Ihr Mann hätte freilich wiſſen können (denn Leonie hatte die lobenswerthe Vorſicht gehabt, ſich neuerdings aufzuopfern, indem ſie ihr eigenes Vermögen ſogleich in Sicherheit bringen ließ), er hätte alſo wiſſen können, was dieſe koſtbare Einfachheit ſeinem Beutel koſtete, wäre er überhaupt im Stande geweſen, von ſeiner reizenden Frau etwas Anderes zu wiſſen, als daß ſie eben reizend war.

Und überall, wo ſie ſich zeigte, ertönte ihr dasſelbe Lob. Sogar die Frauen, von ihrer ſcheinbaren Anſpruchsloſigkeit entwaffnet, beugten ſich offen ihrem Uebergewicht. Und für Leonie war auch der kleinſte Triumph nicht ohne Wichtigkeit; ſie wollte gefallen, ſie wollte angebetet ſein, damit der Eine ſie anbetungswürdig fände: wo Louis ſie ſelbſt nicht ſah, ſollte er ſie erkennen und lieben lernen in der Huldigung, die ſie überall hinter ſich ließ. Und man glaube nicht, daß dieſe neue Entwicklung ihres Charakters dem Grunde kalter Berechnung, der in ihr lag, widerſprach: Leonie hatte das Geſchäft ihres Lebens glücklich vollendet, ſeine Blüten zu genießen, war nun ihr einziger Zweck. Ihre wahre Jugend war jetzt erſt angebrochen. „Es iſt das Glück, was ſie ſo verſchönert“, ſagte man, und eigentlich hatte man damit auch Recht. Es war das Glück, das Glück, aus dem langweiligen täglichen Einerlei heimlich hinauszuſchlüpfen in die freie Welt der Leidenſchaft, und daß es heimlich geſchehen mußte, daß eine ſolche Gefahr damit verbunden war, das konnte für Leonie dieſes Glück nur erhöhen.

Bis jetzt beſtand es indeſſen mehr in den kühnen Sprüngen ihrer Phantaſie; nichts war vorgefallen, was ihre Vorausſetzungen zu einer ſolchen Sicherheit berechtigte. Aber Leonie war mit dem unfehlbaren Inſtinct begabt, der dem Genie zugetheilt iſt. Mit der ſtill zuwartenden Geduld einer Spinne in ihrem ſicheren Verſteck ſah ſie ihn kommen, erſt oft, ſtets in Begleitung ſeiner Braut, dann ſeltener, dann wieder öfter, und wenn auch nur auf Minuten, doch allein. Sie ſah ihn düſterer werden, wie die Zeit verging. Manchmal blieb er Wochen aus, dann kam er wieder, trüber und unglücklicher als zuvor.

Und waren das nicht ſichere Anzeichen von dem allmählichen Wachſen ihrer Gewalt über ihn? Sie wäre nicht ſo ſicher geweſen, hätte er ſich weniger widerſetzt. Und wie ruhig ſah ſie dabei aus! Mit welcher Sicherheit vollkommener Unſchuld ging ſie den Weg, der ſie immer wieder zu ihm zurückführte, wie der Zufall des geſellſchaftlichen Lebens ſie zuſammenwarf. Was that ſie denn ſo Verwerfliches? Sie ließ ihn freilich kommen, aber konnte ſie denn verhindern, daß er kam? Wer hätte ihr nur das Geringſte vorwerfen können? Der Faden, durch den ſie ihn nach und nach, aber ſicher, an ſich zog, den ſah kein Menſch, den ſah er ſelber nicht. Und wie deutlich waren nicht die Spuren des Kampfes auf ſeiner Stirne zu ſehen! Wie finſter ſaß er oft ihr gegenüber, wenn ſie in ihrer nachläſſig lächelnden Trägheit den Weihrauch einſog, den ihr die Männer, die ſich um ſie drängten, ſo gern und reichlich ſpendeten! Unwille ſei es über die junge Frau, die alle Gaben, womit der Himmel ſie überſchüttet, durch ſchnöden Dienſt der Welt entweihte, ſagte er ſich, und er ſchalt Marie, daß ſie ein Haus beſuche, das ihm für eine wahrhaft züchtige Hausfrau viel zu frei erſchien.

Marie wunderte ſich über ſeine übertriebenen Anſprüche an die Moral der Frauen. Der ſtrengſte Sittenrichter hätte in Leonie's Benehmen nichts gefunden, als jene allgemeine Liebenswürdigkeit, welche jede tugendhafte Frau, ſobald ſie in der Welt mitleben will, gegen die Perſonen, die ihr Haus beſuchen, mit vollkommen ruhigem Gewiſſen an den Tag legen kann. Freilich war Leonie jung und ſchön, und dieſe Liebenswürdigkeit ſtand ihr wie keiner Anderen ſo gut; — aber konnte man ihr daraus ein Verbrechen machen, daß es nicht anders war? Und hatte ſie es Marien nicht hundertmal geklagt, wie ſehr ſie darunter leide, ein ſolches Haus machen zu müſſen; wie ſie die Stille ihres Mädchenlebens all dieſem glänzenden Trouble vorzöge? Aber ihr Mann wünſche, daß ſie Geſellſchaft bei ſich ſehe, ſeine Stellung verlange es nun einmal von ihm, und ſie könne nicht anders, als den Wünſchen ihres Mannes gehorſam ſein.

Das Alles ſagte Marie und pries Leonie's Selbſtverläugnung und ſuchte ſie zu entſchuldigen auf jede Art. Aber Louis wurde nur eigenſinniger durch den Widerſpruch, und ſo gab ſie endlich nach und zog ſich allmählich von der Gräfin zurück. Doch Louis wurde um nichts zufriedener durch ihre Nachgiebigkeit. Nun es ihm ſo leicht war, Leonie ganz zu vermeiden, zog es ihn mit unwiderſtehlicher Macht zu ihr hin. Mit jedem Tage lernte er klarer in ſein eigenes Innere ſehen: nicht die Gräfin bedurfte einer Entſchuldigung; hätte er eine für ſich ſelbſt finden können, es hätte ihm wohler gethan.

Alles, was ſeine Mutter gelitten, fiel ihm von

Neuem mit der Lebendigkeit der Gegenwart ein, und wieder und wieder gelobte er ſich, ſtark zu ſein. — Armes Herz, das da glaubte rechten zu können mit dem blinden Zuge der Leidenſchaft! Leonie nicht mehr ſehen, war eine ganz andere Aufgabe, als da er Marien zu entſagen verſuchte!

So tief hatte das reine Mädchen nicht in ſein innerſtes Weſen gegriffen, ſo gewaltig hatte ſich nicht Alles aufgewühlt, was von dem Sauerteig der Sünde in ihm verborgen lag, wie die blonde, ſcheinbar ſo zerbrechliche Zauberin, von der er nicht einmal mit Beſtimmtheit wußte, ob ſie ihn je genau angeſehen. Mit dem ſcharfen Seherblick der Liebe hatte er die Corruption richtig erkannt, die unter dem glänzenden Firniß der Liebenswürdigkeit die Seelenadern der jungen Frau durchzog, und ach! noch verſtand er es ſelber nicht, aber es war eben dieſe Corruption, die ihn am mächtigſten zu ihr zog. Vergebens war ſein Sträuben; zum erſten Male in ſeinem Leben fühlte er deutlich, daß Können und Wollen zwei von einander ganz verſchiedene Dinge ſind. Was er für Liebe gehalten, war nicht Liebe geweſen, und was er jetzt als Liebe empfand, ſtimmte mit ſeiner inneren Erkenntniß derſelben nicht überein. Ein tiefes Elend bemächtigte ſich ſeiner; was ihm bis jetzt die Quelle alles zukünftigen Glückes geweſen war, das fühlte er ſich plötzlich verſucht als die ſeines Unglückes anzuſehen, und was ſollte aus ihm werden, wenn er erſt unwiederbringlich gebunden war?

Und doch ſchätzte er Marie. Sie war ihm lieb und werth; ja, ſie ſtand ihm jetzt, wo ihre klare Ruhe ſo ſehr gegen die Gährung in ſeiner eigenen Seele abſtach, näher, als ſie ihm je geſtanden war. Könnte Achtung Liebe ſein, wie hätte er ſie nicht geliebt! Manchmal dachte er ſich, den Kopf in ihrem Schooße ruhend, unter ihren kühlen Händen, von ihrem reinen Blicke beſchützt, müßten die heißen Pulsſchläge ſtocken, die er von ſeinem Vater geerbt, und die zur Ruhe zu zwingen ſein Wille allein nicht vermögend war. In ſolchen Augenblicken ſchwur er ihr Liebe, Treue, Anbetung bis in den Tod, daß ſie über ſeine Aufregung erſchrak. Er klammerte ſich an ſie an, wie der Ertrinkende an die Planke, von welcher er allein noch Rettung hoffen kann. Aber um Leonie wehte eine Atmoſphäre üppig glühender Leidenſchaft, die alle ſeine Sinne dahinriß, in der er Himmel und Erde und alle geleiſteten Schwüre vergaß, und die doch keine Labung mit ſich brachte. Denn wie ſollte er ſie finden in einer Liebe, die wider alle ſeine Begriffe von Recht und Unrecht ſtritt. Wehe aber dem Menſchen, der mit offenen Augen einem Abgrund zugetrieben wird. Die völlige Blindheit wäre beſſer, als dieſe Sehkraft, die ihm doch nicht helfen kann!

Da war es ein kleiner unbedeutender Vorfall, der Allem plötzlich eine andere Wendung gab.

Louis hatte die Gräfin ſeit Wochen nicht geſehen. Da überfiel ihn eine unendliche Sehnſucht, wenigſtens von Weitem eine Spur ihres Lebens zu erſpähen. Es war Abends, und er wollte zu Marie, die ihn wie gewöhnlich erwartete, aber er konnte den kleinen Umweg machen ohne ſich beſonders zu verſpäten, und ſo bog er, von dem unwiderſtehlichen Zuge ſeines Herzens geführt, halb unbewußt von ſeinem Wege ab und blieb nach wenigen Minuten vor dem Hauſe der Gräfin ſtehen. Er blickte hinauf; die Fenſter waren hell beleuchtet; eine zahlreiche Geſellſchaft ſchien ſich in den Räumen zu bewegen, er konnte die Geſtalten unterſcheiden, die wechſelnd an den Scheiben vorüberſchwebten, Leonie aber ſah er nicht. Bevor er es bedacht, hatte er den Fuß auf die Treppe geſetzt; nur einen Augenblick wollte er ſie ſehen, ſagte er ſich, und von ſo Vielen umgeben, wo war da eine Gefahr? In dem letzten Salon wurde getanzt. Es war ein improviſirter Ball bei Klavierbegleitung, deſſen Beweglichkeit und Freude lebhaft gegen Louis' düſtere Stimmung abſtach. Unter den Thüren des mittleren Salons ſtanden alle Die zuſammengedrängt, die durch Alter oder Laune von dem jugendlichen Vergnügen ausgeſchloſſen waren, und ſahen, mehr oder minder erheitert, dem lachenden Schauſpiele zu. Louis trat unter dieſe. Die Gräfin tanzt! hieß es um ihn her; er blickte über die Schultern ſeiner Umgebung, und mitten im Saale unter den tanzenden Paaren ſtand auch Leonie und zeichnete mit den kinderkleinen Füßen, welche die Mode der Zeit dem Auge frei ließ, die anmuthigen Figuren einer Menuet, dieſes anmuthigſten aller Tänze, die ſich zum Dienſte geſelliger Freude herabgelaſſen haben. Aber ein Ausdruck von Trauer beſchattete die lieblichen Züge, und die zarten Füßchen folgten dem Tacte der Muſik mit einer ganz ungewohnten Läſſigkeit.

Louis Abweſenheit hatte ihr diesmal denn doch zu lange gedauert, und da zugleich mit ihm auch Marie ſich nicht ſehen ließ, ſo hatte ſie den beſten Vorwand, ſich nach der Urſache dieſer Verlaſſenheit zu erkundigen. Sie war alſo denſelben Vormittag zum Baron gefahren und lud ſelbſt die ganze Familie, Louis natürlich mitinbegriffen, für den heutigen Abend ein, der ein ſehr ſtiller ſein ſollte, ſagte ſie, wie in ſchüchterner Entſchuldigung gegen Marie hingewendet. Mit offenbarer Befangenheit und zugleich mit einer kleinen Uebereilung, die auf mehr zu deuten ſchien, als auf eine zufällige Verhinderung, lehnte dieſe die ſo freundlich gemachte Einladung für ſich und ihren Bräutigam ab, und nur der Baron, dem die junge Frau ungerecht behandelt ſchien, verſprach zu kommen und auch mit Louis zu ſprechen, der ein Narr ſei und öfter ärger als ein unvernünftiges Kind. So mit einer kleinen Sorge über Mariens Entfremdung und einer größeren, in wie weit Louis dabei betheiligt ſei, war Leonie nach Hauſe zurückgekehrt. Da, wie ſie ſich ſenkte und hob in den immer graziöſen Wendungen des Tanzes, gewahrte ſie den ſtolzen, dunklen Kopf des Marquis, der über die

O kluge Fürſten, die in ſolchen Dingen
Des großen Cäſars Beiſpiel wohl bedacht,
Und ſich die Gunſt erworben der Autoren:
An euch iſt Lethe's ganze Macht verloren!

23.

Doch ſelten, wie die Schwäne, ſind die Dichter,
Die dieſer Name würdig ſchmückt und ſchön,
Theils weil der Himmel nie die großen Lichter
In allzugroßer Menge ließ entſtehn,
Theils durch die Schuld der kargen Völkerrichter,
Die heil'ge Geiſter laſſen betteln gehn,
Das Laſter heben und die Tugend drücken,
Und in's Exil die ſchönen Künſte ſchicken.

24.

Gott ſelbſt hat ihnen den Verſtand benommen
Und ihre Leuchte ganz in Nacht verkehrt,
Daß ſie die heil'ge Muſe macht beklommen,
Und daß der Tod auf immer ſie verzehrt.
Sie würden lebend aus dem Grabe kommen,
Und wären ihre Sitten fluchenswerth;
Verſtünden ſie nur den Parnaß zu kirren,
Sie dufteten wie Narden oder Myrrhen.

25.

Aeneas war ſo fromm nicht, wie wir hören,
So ſtark nicht Hektor, nicht Achill ſo kühn,
Und tauſend, tauſend, tauſend andre wären
Mit vollem Rechte dieſen vorzuziehn;
Doch Burgen, Güter, fürſtengleiche Ehren,
Die ihre Erben freudiglich verliehn,
Erhoben ſie zu Würden ohne Ende
Durch der Autoren vielgeehrte Hände.

hinteren Reihen ihrer Gäſte in den Saal hineinſah. Trotz ſeines ernſten, bleichen Geſichtes, das mit ſolcher Strenge auf ſie herabzublicken ſchien, blitzte ein freudig verführeriſches Lächeln plötzlich über das Geſicht der reizenden Frau, und ihr Herz, das heute beklommener geſchlagen, als ſeit langer Zeit, hob ſich plötzlich frei und leicht.

Die Menuet war aus, des jungen Mannes Augen folgten dem Tanze nicht mehr. Er ſtand an den Thürpfoſten gelehnt und blickte in finſterem Sinnen vor ſich hin. Doch Leonie konnte nicht zu ihm; von allen Seiten wurde ſie in Anſpruch genommen, und ſchon erklangen die erſten Accorde zu dem nächſten Tanz. Erſt gegen Ende desſelben brachte eine raſche Wendung ſie ihm näher, ſie trat zurück, und in dem nächſten Augenblicke ſtand ſie vor ihm.

Das Wehen der Luft verrieth ihm ihre Nähe, er ſah auf und erſchrak ſichtlich, als er ſie vor ſich ſah. Ein halb ſpöttiſches, halb mitleidiges Lächeln theilte ihre Lippen.

Sie ſind lange nicht hier geweſen, ſagte ſie. Wo iſt Marie?

Wie ein Stich ging der Name durch ſein Gewiſſen — ſeine eigene Unwürdigkeit und Mariens heiliges Vertrauen. — Wie ſchön war Leonie! Wie glänzten die kleinen Zähne zwiſchen den feuchten Lippen! Wie verführeriſch, noch in der halben Auflöſung des Tanzes ſchmiegte ſich das verrätheriſche Gewand an die zarten Glieder! Das Licht fiel von oben auf ihre Stirn, wie flüſſiges Feuer ſtrömte ihr Haar auf die blendenden Schultern herab. Auch ihre Blicke brannten, er ſchlug ſeine Augen nieder vor der Glut, die in den ihrigen lag, und ſein Gedächtniß ging unter in einem Taumel der Leidenſchaft. Da erſcholl wieder die Muſik.

Sie tanzen nicht? ſagte Leonie, und ſchon ſtand er mit ihr unter den Tanzenden. So hatte noch Keiner mit ihr getanzt. Den Arm um die ſchmiegſame

Geſtalt gelegt, die ſo feenhaft zart erſchien und doch mit ſo elaſtiſcher Widerſtandskraft ausgeſtattet war, ſah er das Wogen ihrer Bruſt, fühlte er ihren etwas bedrängten Athem kommen und gehen, und er vergaß, daß es noch Menſchen außer ihnen gab. Man blieb ſtehen und drängte ſich aus den anderen Zimmern zu, ſie zu ſehen: ihr Mann verließ den Spieltiſch, um ſich an dem Triumphe ſeiner jungen Frau zu erfreuen. Aber Louis hatte nur Augen und Gefühl für den wunderbaren Schatz lieblichſter Weiblichkeit, den er mit ſeinen Armen umſchloſſen hielt. Es lag ſoviel kokette Herausforderung in ihrem Weſen, ſo viel wollüſtige Hingebung zugleich. War es die Bewegung des Tanzes, die ſie ihm näher brachte? Ihr Athem ſchlug wie Flammen an ſeine Bruſt. Das Blut kochte heißer in ſeinen Adern auf, und ein Rauſch lag in allen ſeinen Sinnen. Jetzt blickte ſie mit ſpöttiſchem Lächeln zu ihm auf und er ſchloß unwillkürlich ſie feſter an ſich. Da wurde ſie blaß, und mit ihrem Erblaſſen kehrte ſeine Beſinnung zurück. Er erſchrak über ſeine eigene Heftigkeit und hielt inne. — Ich fürchte mich nicht! flüſterte ſie leiſe mit geſenkten Augen zu ihm empor. Aber ihm war es zu viel. Er ließ ſie los, taumelte und hielt ſich nur mit Mühe von einer Ohnmacht zurück.

Du tanzeſt doch zu wild, ſagte jetzt ihr Mann zu der Gruppe tretend, um welche die übrige Geſellſchaft ſich drängte. Leonie wandte ihm ihr erglühendes Geſicht zu und hing ſich zutraulich wie ein reuiges Kind an ſeinen Arm.

Ich tanze ſo gern, ſagte ſie, aber wenn du es wünſcheſt —

Nein, mein Herzchen! erwiderte er, du ſollſt dich unterhalten, ſo viel du willſt, nur ſchaden ſollſt du dir nicht, nur das nicht, liebes Kind! Er ſtrich ihr liebkoſend die Haare aus dem Geſicht, und ſie ſchmiegte ſich innig und lächelnd an ihn an. Zornig wandte ſich Louis ab und ging hinaus. Unter der Thüre des

Nebenzimmers blieb er verſteinert ſtehen. Vor ihm ſtand der Baron.

Ich hätte Sie nicht hier geſucht, ſagte dieſer kalt. Beſchämt ſtammelte der junge Mann eine unhaltbare Entſchuldigung, das Lügen war ihm noch fremd, und er fing an, ſich zu ernüchtern unter dieſem kalten Hauch der Wirklichkeit.

Ich werde Sie nach Hauſe begleiten, ſagte er zum Baron, der ſich zum Gehen anſchickte.

Wie Sie wollen, verſetzte dieſer. Sie machten ſich auf den Weg, aber keiner ſprach. Louis ging mit bedrängtem Herzen, unter der Laſt ſeines Schuldbewußtſeins und mit einer ſcheuen Ahnung deſſen, was da kommen konnte, neben ihm her. Der Baron hatte den Abend auf ihn gewartet und war deßhalb ſo ſpät erſt bei Leonie erſchienen. Er hatte beſchloſſen gehabt, den jungen Mann mit Gewalt von dem Vorurtheil abzubringen, das er ſo ungerechter Weiſe gegen die Gräfin gefaßt. Nun hatte er ihn freilich nur da gefunden, wo er ihn ſelbſt hinführen wollte, aber ſeiner väterlichen Liebe hatte ein Blick genügt, um ihm Alles zu löſen, was ihm bis jetzt ein Räthſel geweſen war. Es ging ihm dabei, wie vielen Anderen; daß er ſelbſt einmal der Sünde nahe geweſen, hatte zwar ſeinen Blick für Anderer Sündhaftigkeit geſchärft, ihn aber durchaus nicht nachſichtiger gegen dieſelbe gemacht, beſonders in dieſem Falle, wo das Glück ſeiner Tochter ſo nahe betheiligt war. Zudem ſchien ihm Louis' Schuld noch vergrößert durch alle kleinen Nebenſachen, die ſie begleiteten, und die es ſo leicht war als berechnete Falſchheit auszulegen.

Nein! brummte der Baron in ſich hinein, eine verheirathete Frau! und dazu noch mit meiner Tochter verlobt! Der Teufel ſoll die Romantik holen! Wäre ich nicht in ſeine Mutter verliebt geweſen, nie wäre mir die Dummheit eingefallen! Wahr iſt es, ſie war eine kreuzbrave Frau, aber Millionenelement, das iſt kein Grund, warum ich mein einziges Kind unglücklich machen ſoll. Er lachte einmal ingrimmig auf, als ihm einfiel, wie er Marie faſt zornig befehlen mußte, ihn zu der Gräfin zu begleiten, und wie ſie ſich widerſetzt, weil es Louis unangenehm ſei. Ich glaube es wohl! ſetzte er zornig hinzu.

Von dieſem ſtummen, aber inwendig deſto lauteren Selbſtgeſpräche vernahm der junge Mann natürlich nichts, die Ueberſetzung aber, die ihm ſein Gewiſſen machte, war keineswegs in einem gelinderen Tone abgefaßt. Der ganze Weg war ihm eine Folter, durch welche dennoch hier und da, mit einem Wonneſchauer der Erinnerung, die Töne einer Tanzmelodie erbebten und verklangen.

Gute Nacht, Herr Marquis! ſagte der Baron, der nun vor ſeinem Hauſe angelangt war, und er ſchlug dem jungen Manne ſo ſchnell die Thüre vor dem Geſichte zu, daß er deſſen dargereichte Hand ganz überſah. In ſtummer Verzweiflung wandte ſich Louis ſeiner Wohnung zu. Er hatte Marie den ganzen Tag nicht geſehen. Er empfand es als einen Mangel, als das Vermiſſen einer lieben Gewohnheit, die ein Theil unſeres Lebens geworden iſt. Er dachte, wie lange Zeit jetzt vielleicht vergehen würde, bevor er ſie wiederſah, und es fiel ihm ſchwer auf das Herz. Alles Gute in ihm bäumte ſich auf und trieb ihn an, die Verſtimmung wieder gut zu machen zwiſchen dem Baron und ihm. Er wollte zurück, noch dieſe Nacht, mit ihm reden, Alles geſtehen, ſeine und Mariens Hülfe anrufen gegen ſich ſelbſt und Alles geloben, was man von ihm gelobt haben wollte. Doch nein — es war heute zu ſpät — eine eigene Scheu hielt ihn zurück — ſie ſchliefen vielleicht Alle ſchon, wie konnte er ſie wecken, und ſchreiben ließe ſich ſo etwas ja immer beſſer, als es ſich ſagen ließ. Er ſetzte ſich hin, nahm Feder und Papier; aber nach den erſten Worten ſchon hielt er an. Was ſollte er ſchreiben? Welches Verſprechen würde man von ihm fordern? Leonie nicht mehr zu ſehen? Und ſtand denn das in ſeiner Gewalt? In wildem Schmerze ſtöhnte er auf. — Nein, das konnte er nicht. Weinend warf er ſich auf ſein Bett. Er weinte wie ein Kind über das ſtille, friedenreiche Glück, das er geträumt, das ihm ſo nahe geweſen, und das er jetzt mit ſehenden Augen und doch wie in blindem Wahnſinn von ſich ſtieß. Und ſo ſchlief er endlich angekleidet auf ſeinem Bette ein.

Beim Baron aber verging die Nacht viel unruhiger, als Louis es ſich gedacht. Marie war aufgeblieben mit ihrer Mutter, um den Vater zu erwarten. Sie war unruhig über Louis' Abweſenheit und dachte, der Vater bringe ihn doch vielleicht noch mit auf einen Augenblick. Als der Baron ſo finſter eintrat, überlief ſie ein großer Schrecken.

Haben Sie Louis geſehen? frug ſie und trat angſtvoll auf den Vater zu.

Das war das unangenehmſte Wort, das der Baron jetzt hören konnte. Den Taugenichts? rief er, zornig aufbrauſend, ja, den habe ich freilich geſehen! Und höre, aus iſt es, aus mit euch, merke dir's. Für den ſauberen Herrn iſt mein Kind nicht gewachſen.

Sein Geſicht war hoch geröthet, und Mariens erſte Bewegung war ein furchtſamer Schritt von ihm zurück nach ihrer Mutter hin. Es war ihr zu verzeihen, wenn es ihr mit ihrem Vater nicht ganz geheuer ſchien. Auch die Baronin war erſchrocken.

Was iſt denn geſchehen? frug ſie jetzt und ſah fragend auf ihren Mann.

Es iſt geſchehen, daß ich dem Heuchler hinter die Schliche gekommen bin, und daß es aus iſt mit der Verlobung, und daß ich kein Wort mehr davon hören will. Du giebſt ihm den Laufpaß — und übrigens hat er ihn ſchon.

Dann ſei Gott mir gnädig! rief Marie, in Thränen ausbrechend, und ſank auf einen Stuhl. Aber der

Baron wurde nur zorniger, je mehr er fühlte, wie weh er ſeinem Kinde gethan. Die Baronin merkte nun wohl, etwas Beſonderes müſſe vorgefallen ſein, und alle Einwendungen, die ſie früher in der Verſchwiegenheit ihres Herzens gegen die Heirath mit dem Ausländer gehabt, waren ſonderbarer Weiſe im Nu aus ihrem Gedächtniß weggewiſcht; in dieſem Augenblicke dachte ſie nur an ihre Tochter.

O Mutter! rief Marie, ihr in heißen Thränen um den Hals fallend, reden Sie mit dem Vater. Aber die Baronin kannte ihren Mann und ſchwieg. Sachte nahm ſie Mariens Hände in die ihrigen und zog ſie ſtill mit ſich hinaus.

Weine nicht ſo! ſagte ſie draußen zu ihr, die Leute ſollen nicht merken, was zwiſchen uns vorgefallen iſt. Geh nur jetzt, ich kann beſſer mit dem Vater reden, wenn du nicht dabei biſt. Es iſt gewiß nur ein Mißverſtändniß und wird ſich beilegen laſſen. Du weißt ja, wie aufbrauſend der Vater iſt.

Aber Marie ſchüttelte heftig verneinend den Kopf: ſo hatte ſie ihn nie geſehen.

Lege dich nieder, ſagte die Mutter, die ſie unterdeſſen zu ihrem Zimmer geführt, aber warte auf mich, ich komme noch einmal zu dir.

Gehorſam ſuchte Marie ihre Thränen zu bezwingen, allein es wollte nicht gelingen. Auch niederlegen konnte ſie ſich nicht, dazu war ihre Unruhe zu groß.

Sie war zu vernünftig, um ſich einer Täuſchung hingeben zu können. Ihr Vater mußte guten Grund haben, um ſo aufzutreten gegen ſein einziges Kind, und wenn er im Rechte war, was konnte ſie thun? Wie die Zukunft für ſie werden ſollte ohne Louis, das wußte ſie nicht, aber ſich gegen den Willen ihres Vaters aufzulehnen, daran dachte Marie nicht! Ihre Mutter kam lange nicht, das Zimmer war kühl, ihre Aufregung ließ es ihr noch kälter erſcheinen, und ſie hüllte ſich fröſtelnd in einen Mantel. Solche Nachtwachen vergißt man in ſeinem Leben nicht.

Die Baronin that indeſſen auch ihre Schuldigkeit. Sie war die Ruhigſte von Allen und hatte einen harten Stand gegen ihren Mann, dem Alles in dem ſchwärzeſten Lichte erſchien. Mit kluger Vorſicht, faſt wie unbewußt, wußte ſie ihres Mannes Geiſt darauf zurückzuleiten, auch ſie habe zu verzeihen gehabt, und eine vernünftige Frau mache ſich wenig aus ſolchen kleinen Verirrungen der Phantaſie, wenn nur der Mann übrigens brav und ihr ergeben ſei. Damit nahm ſie den halben Zorn oder wenigſtens deſſen Berechtigung leiſe weg aus ſeiner aufgeregten Bruſt. Sie erinnerte ihn daran, welche kindliche Anhänglichkeit der junge Marquis für ihn ſtets an den Tag gelegt, wie rein und offen ſein Gemüth, und wußte alle Widerſprüche ſeines Benehmens aus dem harten Kampf zu erklären, den er in der letzten Zeit mit ſich gekämpft. Sie hatte eigentlich nie ſo recht ihres Mannes Begeiſterung für die Gräfin getheilt, nun aber war ſie es, die eine Entſchuldigung um die andere für ſie fand.

Selbſt im ſchlimmſten Falle, ſetzte ſie hinzu, mußt du bedenken, daß er keine Hoffnung hat, und daß Mariens Glück nun einmal an ihn gebunden iſt. Und dann, wie redet man nicht von einem Mädchen, deſſen Verlobung zurückgegangen iſt! — Das war das rechte Wort.

Als der Baron eingeſchlafen war, ſchlich ſie ſich hinaus. — Es wird wohl Alles gut werden, ſagte ſie zu ihrer Tochter, die ſie noch wach und angekleidet fand. Morgen wird der Vater gewiß zu Louis gehen. Sie küßte mit einer unbezwinglichen Rührung des Mädchens bleiche Stirn und wollte fort, aber ein bittender Händedruck Mariens hielt ſie zurück. Sie blieb ſtehen, ſchien einen Augenblick zu ſchwanken und ſah das Mädchen mit einem unſchlüſſigen Blicke an.

Wir wiſſen eigentlich gar nichts, ſagte ſie dann. Der Vater bildet ſich ein, Louis habe eine andere

Neigung gefaßt. Ich denke, du kannſt verzeihen? ſetzte ſie raſch hinzu, als ſie ihre Tochter erbleichen ſah.

Ja — ich — ich wohl! aber — ich bin nicht allein, ſagte Marie, und ſie ſtützte die Stirn in die zitternde Hand.

Laß das! verſetzte die Baronin. Sie drückte ihr die Hand und entfernte ſich raſch.

Den folgenden Morgen, noch vor dem Frühſtück, begab ſich der Baron denn wirklich zu dem Marquis. Ueber Nacht hatte die Weisheit ſeiner Frau Wurzel geſchlagen in ihm, und die erſte Aufwallung hatte ruhigeren Gedanken Platz gemacht. — Es ſchickt ſich nicht, daß wir ihn ſo ohne Umſtände von uns ſtoßen, da wir ihn doch einmal gewählt. Wir ſind hier ſeine ganze Familie, hatte ſie zu ihrem Manne geſagt, und mit ſeiner gewohnten Gutherzigkeit hatte er das denn auch eingeſehen. Dennoch war er keineswegs verſöhnt; auch ſchämte er ſich ein wenig des Schrittes, den er zu thun im Begriffe ſtand. Aber Niemand ſollte ſagen, es habe ihm an Gerechtigkeit und Mäßigung gefehlt. Damit beruhigte er ſich. Ungehindert ließ man ihn zu dem Marquis hinein, und er fand den jungen Mann noch in feſtem Schlaf. Das jagte alle Verſöhnungsgedanken des gereizten Vaters in den Wind.

Ja, Der kann ſchlafen! ſagte er bitter und ſtieß mit dem Stocke unſanft auf den Boden. Der Schläfer fuhr erwachend in die Höhe, an alles Andere hätte er eher gedacht, als den Baron vor ſich zu ſehen. Wollte er denn doch eine Verſöhnung? Louis hatte den vergangenen Abend mit ſo tiefem Schmerz auf ſein Verhältniß zu Marie zurückgeblickt, er hatte deſſen Löſung mit ſolcher Ueberzeugung als das gewiſſe Unglück ſeines Lebens beweint! Und nun es anders zu kommen ſchien, als er es erwartet, legte ſich dieſe Möglichkeit wie ein Alp auf ſeine Bruſt.

Der Baron indeſſen ſah nicht ſehr verſöhnlich aus. Er hatte ſich niedergelaſſen, und ſein Blick ruhte feſt und ſcharf auf dem jungen Manne, der die Augen befangen niederſchlug:

Sie lieben die Gräfin? frug jetzt der Baron langſam und kalt.

Woran hängen des Menſchen wichtigſte Entſchlüſſe? Eine andere Einleitung, ja nur ein anderer Ton der Stimme, und dieſer Schritt des verehrten, wahrhaft edlen Mannes, der für ihn ein Vater geweſen, hätte vielleicht Alles über den jungen Mann vermocht. So aber entſtand in ihm ein Trotz ob dieſer Verfolgung eines Gefühles, für das er nicht konnte, das er ſelbſt nicht anerkannte, und das ihm bis jetzt ſo wenig Glück gebracht. Er wandte das Geſicht hinweg und ſchwieg.

Der Baron ſtand auf, ſtellte ſeinen Stuhl weg und machte einen Schritt nach der Thüre. Jetzt erſchrak Louis.

Die Gräfin iſt ſchuldlos! rief er aus und machte eine heftige Bewegung mit der Hand nach dem Baron.

Ich bin kein Sittenrichter, ſagte dieſer mit zornigem Hohne, ich ſorge nur für mein eigenes Haus! Er verneigte ſich kalt und öffnete die Thüre.

Jetzt aber übermannte Louis die Weichheit, die er von ſeiner Mutter geerbt.

Verzeihen Sie mir! rief er laut und ſtreckte dem Baron die Hände bittend nach.

Noch einmal wandte ſich dieſer um. Seine Augen flammten in furchtbarem Zorn, und ſeine Stirne runzelte ſich; aber er wollte ruhig ſein, und ſo blieb er es auch. Das ſind leere Worte! ſagte er. Entweder meine Tochter überlebt dieſe Erfahrung, und dann habe ich Ihnen nichts zu verzeihen, denn ſie wird dadurch um eine koſtbare Erfahrung reicher, oder ſie überlebt ſie nicht (hier ſchwankte ſeine Stimme) und dann — verzeihen Sie ſich ſelbſt — ich kann es nicht! — Er ſchlug die Thüre hinter ſich zu, daß ſie krachte, und Louis ſank vernichtet auf das Bett zurück.

O meine Mutter! ſtöhnte er, und ihre letzten

Worte hallten mahnend durch ſeine Seele nach. War es nicht, als ſtünde ſie ſelbſt neben ihm, den kummervollen Blick auf ihn geheftet, wie damals, als ſie ſo ſorgenvoll gewünſcht: Ich möchte, er hätte die rechte Kraft!

Marie ſaß an ihrem gewöhnlichen Platz, mit ihrer Arbeit beſchäftigt. Ihre Bläſſe ausgenommen, war es, als ſei gar nichts geſchehen. Die Baronin ſah von Zeit zu Zeit mit einem bekümmerten Blicke zu ihr hin, doch auch ſie ſagte nichts, ſie dachte, manche Dinge kämpften ſich am beſten unausgeſprochen durch. Jetzt läutete die Hausglocke, und Marie ſtand auf, um hinauszugehen. Sie wollte bei der erſten Begegnung zwiſchen ihrem Vater und ihrer Mutter nicht zugegen ſein, aber dem ſtarken Mädchen verſagte auf einmal die Kraft. Sie konnte die Stelle, wo ſie ſtand, nicht verlaſſen, ihre Füße ſchienen mit dem Boden feſt verwachſen zu ſein, und alle Anſtrengungen reichten kaum hin, den Krampf zu bezwingen, der ihr nach dem Halſe ſtieg. Der Angſtſchweiß ſtand auf ihrer Stirn, aber ſie ſchämte ſich ihrer Bewegung. Wie ein muthiges Pferd, das den Stachel fühlt, warf ſie den ſchönen, für den Augenblick ſo ſtolzen Kopf in die Höhe, und mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung riß ſie ſich los. Sie ſchien gewachſen zu ſein, ſo aufrecht hielt ſie ſich, und ging mit feſten, ruhigen Schritten hinaus. Die Baronin ſah ihr ſeufzend nach. Kurz darauf trat ihr Mann zu ihr ein.

Auch er ſah blaß aus, es war ganz anders, als ſeine geſtrige Aufregung. Nun? ſagte die Baronin, als er ſtill eingetreten, ſich ſchweigend mit der Hand auf ihren Stuhl ſtützte und wie gedankenlos vor ſich in die Weite ſah.

Nun? wiederholte ſie und legte ſanft ihre Hand auf die ſeinige, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen.

Es iſt ſo, wie ich dachte, erwiderte er dumpf und

26.

Auguſt war nicht ſo heilig noch ſo milde,
Als die Poſaune des Virgil ertönt;
Allein daß er die Muſe führt' im Schilde,
Hat mit der Aechtung alle Welt verſöhnt.
Still wär's von Nero's Grauſamkeit und Wilde,
Und gleicher Ruhm hätt' ihn vielleicht gekrönt,
Macht' er auch Erd' und Himmel ſich zu Feinden
Und einzig die Autoren nur zu Freunden.

27.

Homer gönnt dem Atriden Siegesfeuer
Und die Trojaner ſtellt er feige dar,
Und ſagt, daß unterm Druck der hundert Freier
Penelope die treuſte Gattin war.
Soll ich dir lüften der Geſchichte Schleier,
So iſt das Gegentheil von allem wahr:
Die Griechen flohen, Troja hielt die Hetze,
Ach, und Penelope war eine Metze.

28.

Nun ſieh auch, welcher Nachruhm ſchmückt Eliſen,
Die nimmer auf dem Pfad der Keuſchheit fiel?
Für eine Dirne wird ſie ausgeprieſen;
Warum? ſie ſtand in Gunſt nicht bei Virgil.
Erſtaune nicht, daß mir die Zügel ſchießen,
Und daß ich mich ereifre für den Kiel:
Ich muß, wie billig, die Autoren lieben,
Hab' ich doch ſelbſt auf Erden einſt geſchrieben.

29.

Ich durfte mir das ſchönſte Loos bereiten,
Das weder Zeit noch Tod mir je entreißt,
Ich fand den Lohn in ew'gen Herrlichkeiten,
Die Er mir gab, den meine Feder preiſt.

noch immer vor ſich hinſtarrend. Die Baronin faltete die Hände in ſtummem Schmerz. — Sie muß ihn vergeſſen, ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. Er iſt ihrer nicht werth.

Die Baronin erhob ſich, um hinauszugehen. Unter der Thüre ſtand ſie ſtill und ſah ſich nach ihrem Manne um. Sein ſprachloſer Gram ſchnitt ihr faſt tiefer ins Herz, als ſelbſt die Sorge um ihre Tochter, und ſie kehrte zu ihm zurück. — Härme dich nicht ſo, ſagte ſie, liebevoll ihre Hand auf ſeine Schulter legend; Marie iſt ſtark, ſie wird's ertragen.

Ein dumpfes Stöhnen war ſeine Antwort. Ja, ſagte er dann, mit der geballten Fauſt zornig auf die Lehne des Stuhles ſchlagend, daß ſie unter dem Schlage zerbrach, ſo ſind wir Alle! — Ein hübſches Geſicht, und wir ſind verloren. — Blind — blind — blind! — Er warf ſich auf den Seſſel und verbarg das Geſicht in die Hände, dann ſah er auf. Geh zu ihr, ſagte er, geh du zu ihr, ich vermag es nicht.

Die Baronin ging hinaus.

In dem anſtoßenden Zimmer ſtand Marie, ſo weit als möglich von der Thüre entfernt und das Geſicht dem Fenſter zugekehrt. Als ihre Mutter eintrat, wandte ſie ſich nach ihr um. Sie wollte ſprechen, und konnte nicht; ſie war bleich bis in die Lippen hinein, aber mit Gewalt bezwang ſie die furchtbare Aufregung.

Es iſt Alles aus? — hauchte ſie endlich ſo leiſe, daß es kaum hörbar an das Ohr der Baronin ſchlug. Dieſe nickte nur.

Du mußt dich fügen, ſagte ſie dann; — er liebt die Gräfin, er hat es ſelbſt geſagt.

Marie ſenkte den Kopf, ohne zu antworten; auch die Baronin ſchwieg. Bei gewiſſen Dingen iſt aller Troſt nur leerer Schall. Aber ſie wußte, welche Erziehung ſie ihrer Tochter gegeben, und daß dieſe Erziehung in Blut und Seele eingedrungen war.

Dein Vater iſt ſehr bekümmert um dich, hub ſie endlich wieder zu reden an.

Es iſt nicht nöthig, ſagte Marie und warf das bleiche Antlitz ſtolz zurück. Noch eine Weile betrachtete die Baronin ſie mit einem prüfenden Blicke, dann ſtrich ſie mit ſanfter Hand die Haare aus des Mädchens bleicher, ſchweißbenetzter Stirn.

Ihr Mutterherz hob ſich ſchwer in ihrer Bruſt, allein was konnte ſie thun? Komm bald nach, ſagte ſie ſtill und kehrte zu ihrem Manne zurück.

Marie blieb unbeweglich ſtehen; erſt als die Thüre ins Schloß fiel, griff ſie mit beiden Händen nach ihrem Kopfe; ihr war, als müßte er zerſpringen. Ein Schauer rieſelte über ihren Körper, die Kniee brachen unter ihr, ſie glaubte zu fallen und ſtreckte die Hand nach einer Stütze aus. Doch bald raffte ſie ſich wieder empor, ſetzte ihre Füße feſt auf, machte zwei oder drei Schritte, wie um der wiedergekehrten Kraft gewiß zu ſein, und folgte dann ruhig ihrer Mutter nach. Der Baron ſah, ſeine Frau habe Recht gehabt: Mariens Seelenſtärke war keineswegs auf dem ſchwachen Grunde der Gefühle gebaut.

In den Kreiſen, die der Baron beſuchte, wurde die Löſung des Verhältniſſes ſehr bald bekannt, und wie man ſich früher über die Verlobung ſelbſt gewundert, ſo wunderte man ſich jetzt über deren Auflöſung. Aber der Baron war als ein Ehrenmann bekannt, er war gut geſtellt und einflußreich, und die allgemeine Stimme ſprach ſich natürlich zu ſeinen Gunſten aus. Louis ſtand allein und war ohne Einfluß, man konnte alſo gegen ihn ohne Gefahr ſtreng ſein. Zudem war das Intereſſe, das die Emigrirten bei ihrem erſten Erſcheinen im Lande erregt, ſeither um ein Merkliches abgekühlt, und gar manche trugen nur zu ſehr durch ihren Wandel zu dieſer Veränderung bei.

Der Marquis hatte denn auch bald Gelegenheit, zu fühlen, wie ſeine geſellſchaftliche Stellung eine ganz andere geworden war. Häuſer, wo man ihn ſonſt gern geſehen, es aber jetzt mit dem Baron nicht verderben wollte, hatten nur mehr eine kalte Aufnahme für den jungen Mann, und Mütter heirathsfähiger Töchter, denen er bisher als Mariens Verlobter keine Sorge erregt, ſprachen von der Nothwendigkeit, ihm ihre Thüre zu ſchließen. Louis erſparte ihnen die Verlegenheit, indem er ſich von ſelbſt zurückzog. Daß auch Marie, wie die Baronin gefürchtet, dabei manchen kleinen Seitenhieb bekam, verſteht ſich wohl von ſelbſt: doch ſie war ſchön und reich, und die Mutter hoffte, es würde bald vergeſſen ſein. Die Baronin, nun die Trennung entſchieden war, und ſie ſah, mit welcher Kraft ihre Tochter jede Aeußerung des Schmerzes niederzuhalten verſtand, hatte ſich damit ausgeſöhnt. Die Einwürfe, die ſie früher gegen die Partie gehabt, lebten wieder auf in ihrem Herzen. Marie konnte auf weit Mehr Anſpruch machen, und die nächſte Wahl mußte eine ſehr ſchlechte ſein, wenn ſie nicht in jeder Hinſicht die übertreffen ſollte, die eben ſo ſchimpflich zunichte geworden.

Unterdeſſen zog ſich Louis vor der äußeren Welt, die ihm plötzlich ſo rauh geworden war, mehr und mehr in ſich ſelbſt zurück. Vielleicht wird man es ungerecht finden, daß die Folgen einer unwillkürlichen und im Grunde redlich bekämpften Leidenſchaft ſo ſchwer auf ihn zurückfiel; man wird ſagen, daß eine liebevolle Behandlung wohl mehr geeignet geweſen wäre, ſein verirrtes Herz in die rechte Bahn zurückzulenken; man wird es ſagen, und vielleicht hat man Recht. Aber erſtens war Niemand verpflichtet, ihn liebevoll zu behandeln, und zweitens kann kein Menſch ſagen, was auf einen Anderen wirken mag. Für jetzt wenigſtens brachte gerade die Kataſtrophe, die ſeinem Leben eine andere Richtung gegeben, eine heilſame Erſchütterung in ſeinem Gemüthe hervor. Der Schmerz, den er einem reinen, edlen Weſen zugefügt, weckte den Ernſt in ſeiner eigenen Bruſt. Mariens Thränen fielen löſchend in die Flammen ſeines Blutes, und alle Plackereien, welche die Trennung von ihr ihm gebracht, ſchienen ihm eine nur zu leichte Sühne ſeiner Schuld. Aber darein miſchte ſich noch eine andere Sorge — es war die Angſt um Leonie. Der Gedanke, daß eine Gefahr ihr drohen könne und zwar durch ihn, machte oft in plötzlichem Krampfe das Blut in ſeinen Adern erſtarren und hielt ihn ſicherer als alle Scrupel ſeines Gewiſſens von ihr zurück. Er überſah freilich, daß Andere mit ſeinem Weſen weniger vertraut waren und ein ganz anderes Intereſſe an ſeinen Gefühlen nahmen, als der Vater ſeiner Braut.

Von ihrem Manne erfuhr Leonie zuerſt die Nachricht, bei welcher, ohne daß Jemand es ahnte, ſie ſo nahe betheiligt war. Sie erſchrak, ihre Hände zitterten ſo ſehr, daß ſie das Album, in dem ſie gerade blätterte, weglegen mußte, um die Aufmerkſamkeit des Grafen nicht auf ſich zu ziehen.

Und weiß man den Grund? frug ſie jetzt mit einem leiſen Beben in der Stimme, das ſie vergebens zu bewältigen ſuchte.

Der Baron meint, ihre Charaktere hätten nicht harmonirt.

Leonie athmete erleichtert auf: Marie klagte mir auch, er mache übertriebene Anſprüche an ſie. Zum Beiſpiel wollte er ihr nicht erlauben zu tanzen.

Aber er tanzt doch ſelbſt ſehr gern, meinte der argloſe Graf.

Die hübſche Gräfin biß ſich die vorlaute Zunge, aber ihre kleine Verwirrung verduftete ſchnell.

Vielleicht war es Eiferſucht, ſagte ſie: findeſt du Marie nicht ſchön?

Sehr ſchön.

Nun, ſiehſt du! Und dann — wer weiß, was er außerdem noch gefordert. Er iſt ein Sonderling, und ſeine Mutter ſoll auch eine halbe Heilige geweſen ſein. Das Zerſchlagen dieſer Partie wird ihm ſchaden.

Freilich, war Leonie's ſcheinbar nachläſſige Antwort.

Der Baron hat großen Einfluß. An eine Carrière für den armen Burſchen iſt nicht mehr zu denken.

Ja wohl, — du müßteſt dich denn ſeiner annehmen, ſagte die kleine Gräfin mit einem ſchalkhaften Blick. Sie ſprang auf, fiel ihrem Manne um den Hals und zog ihn mit ſich zu einer neuen Jardinière, die er ihr denſelben Morgen erſt geſchickt, und deren tauſend beſondere Schönheiten ſie ihn tändelnd wieder und wieder zu bewundern zwang.

Zwei Tage darauf begegnete ſie dem Marquis auf der Promenade, wo ſehr viele ſeiner früheren Bekannten es vergeſſen zu haben ſchienen, daß der junge Mann vor Kurzem noch zu ihren liebſten Gäſten gehört. Er ſah bleich und niedergeſchlagen aus. Offenbar waren ſeine Gedanken fern von dem Orte, vielleicht mit der alten Zeit und der alten Heimath beſchäftigt. Leonie ſah ihn zuerſt, der Graf hatte ſeine Augen anderswo. Als er an ihnen vorüberging, blieb ſie ſtehen. Er ſah auf und erröthete, — ſie lachte. Wie geht es? Warum kommen Sie nicht? fragte ſie.

Der Graf verneigte ſich, ſchwieg aber. Leonie's Freundlichkeit war ihm in ſoweit nicht ganz angenehm, als er den Baron, den er ſehr ſchätzte, und der ein beſonderer Freund ſeines Schwiegervaters war, nicht vor den Kopf ſtoßen wollte.

Doch Louis bemerkte von dieſem kleinen Nebenſpiele nichts. Er hatte nur Augen für Leonie, nur Ohren für ihre ſüße, leiſe Stimme. Ihr Blick drang durch alle Poren bis in ſein Herz. Verlegen ſtotterte er eine Antwort, von der er ſelbſt nichts verſtand. Ihr holdes Lächeln löſ'te ſeine ganze Seele in glückliche Vergeſſenheit auf.

Sie müſſen kommen, und bald, ſagte ſie, ſich anmuthig verneigend, und ſchritt am Arme ihres Mannes ruhig weiter, während eine gefährliche Freude ihr Herz zu höherem Schlage trieb.

Du hätteſt das nicht thun ſollen, ſagte jetzt der

Graf, und eine leichte Unzufriedenheit klang aus ſeinem Tone heraus. Der Baron kann es übelnehmen, und du weißt, wie viel dein Vater auf ſeine Freundſchaft hält.

Der arme Junge dauerte mich, er ſah ſo unglücklich aus, verſetzte Leonie unbefangen.

Freilich ſcheint er es zu fühlen, und es iſt auch ganz natürlich; — aber warum hat er ſeine Karten nicht beſſer geſpielt?

Du haſt gut reden, meinte Leonie mit einem bezaubernden Blick und einem leichten Druck ihrer Hand auf den Arm, der ſie ſtützte; was hätteſt du aber gethan, wenn ich dir einen Korb gegeben hätte — und ich — wenn du — ſetzte die reizende Hexe wie zögernd und halb gegen ihren Willen hinzu.

Der Graf erröthete und lachte und drückte zärtlich die kleine Hand, die ſo zutraulich auf ſeinem Arme lag. Leonie hatte die Stelle in ſeinem Herzen getroffen, wo für den wenig ſentimentalen Mann Alles verſtändlich war.

Aber man muß ſich von ſeiner Gutmüthigkeit nicht zu weit hinreißen laſſen, ſagte er, in aller Liebe und Freude zu ihr niederſchauend.

Du weißt, verſetzte ſie, er iſt beinahe mein Landsmann und ſo alleine hier. Jetzt beſonders. Ich dachte auch, du hätteſt eine Vorliebe für ihn — indeſſen, wenn ich mich geirrt habe, wenn du nicht wünſcheſt, ihn bei uns zu ſehen —

Nein, nein, Herzenskind! rief der Graf, gänzlich gewonnen für den Willen ſeiner Frau. Thue was du willſt, was du für gut hältſt. Es iſt ja auch das Beſte. Der arme, junge Mann! Ja, du haſt Recht! es iſt wirklich ſehr hart. — Der entzückte Graf drückte nochmals ihre Hand und dankte Gott im Herzen für den unvergleichlichen Schatz an Güte und Harmloſigkeit, den er ihm in ihr beſchert.

Louis war unterdeſſen mit leichten Schritten ſeiner

Wohnung zugeeilt. Alles, was ihn noch vor kaum einer Stunde belaſtet und beengt, hatte ein einziger Augenblick hinweggeweht. Leonie hatte ihn geſprochen, Leonie hatte ihn angeſehen, ſo freundlich, ja, noch freundlicher faſt, als in früherer Zeit, wo noch keine Schuld auf ſeinem Gewiſſen lag. Und doch mußte ſie erfahren haben, was vorgefallen war; ſie mußte wiſſen, — und hier drängte ſich Mariens blaſſes Bild ſeiner Seele unwiderſtehlich auf — ja, ſie mußte wiſſen, daß er ein edles, treues Herz auf die grauſamſte Weiſe gekränkt, und ſie hatte ihn dennoch ſo angeſprochen, ſo angelächelt, ſo zu ihm aufgeblickt! Theilte ſie denn nicht das allgemeine Vorurtheil gegen ihn? — Oder — und hier ſchlug ſein Herz in lauten, vollen, angſterfüllten Schlägen — oder wußte ſie vielleicht, warum, und ſprach ihr Herz ihn frei von Schuld? Das Blut brauſ'te in ſeinen Adern, mit eiligen Schritten durchmaß er ſein Zimmer; aber er erſtickte in dem engen Raume; er mußte hinaus in Gottes freie Welt. Haſtig ergriff er ſeinen Hut und ſtürmte fort. Unter dem Thore der Stadt ſtreifte er an dem Baron vorbei, der ſtehen blieb und ihm lange nachſah. Louis hatte ihn nicht bemerkt. Für ihn gab es in dieſem Augenblick nur noch Einen Gegenſtand in der Welt.

Leonie, ein winziges Häubchen auf die ſchimmernden, überquellenden Locken gedrückt, in eine Wolke von blauer Seide und Spitzen gehüllt, aus welcher die weißen Arme und der feine Kopf mit dem träumeriſch ſchmachtenden Ausdruck wie weiße Blüten hervorſahen, ſtand eben vor ihren Blumen, die ſie nicht ohne Grazie hier von einem welken Blatt, dort von einer geknickten Knoſpe ſäuberte, und ſtreute dazwiſchen liebliche, ſeltene Worte in ein Geſpräch, das ihr Mann im Hintergrunde des Zimmers mit einem ſeiner Freunde führte. Sie hob ſich ſo hoch ſie konnte auf den zierlichen Füßchen und ſtreckte mit nachläſſiger Anſtrengung die feinen Arme zu einer Theeroſe empor, die das duftige Gebäude als Krone überragte, als der Bediente eintrat und mit ſtark deutſcher Beimiſchung den echt ariſtokratiſch franzöſiſchen Namen des „Herrn Marquis de Chanteloup" anmeldete.

Die Gräfin ſtieß einen kleinen Schrei der Ueberraſchung aus, und die niedliche Scheere entſank ihrer Hand. Der Marquis trat ein, und erſt, nachdem er ſich vor den Männern verbeugt, ſuchte ſein ſcheuer Blick die Frau des Hauſes, die mit erneuertem Eifer über ihre Blumen gebückt, ſeinen Eintritt nicht zu gewahren ſchien. Mit einer gewiſſen Unſchlüſſigkeit trat er ihr einen Schritt näher, da wandte ſie ihm den roſig angehauchten Kopf mit einem ſo holdſeligen, frohen, halb verſchämten Lächeln zu, das ihm das Herz vor tief überraſchter Wonne ſtille ſtand.

Mit den beſten Vorſätzen war er gekommen, dieſe wahnſinnige, wider alle Vernunft und alles Recht ſtreitende Liebe zu beſiegen um jeden Preis.

Der Todestag ſeiner Mutter war wiedergekehrt, und dieſe für ihn ſo heilige Erinnerung an ſie hob ſich wie eine reine Leuchte über die wilde Flut ſeiner Leidenſchaft. Was ſeine Mutter von ihm verlangen würde, konnte darüber wohl ein Zweifel ihn ihm ſein? Je tiefer er ſich in ihr Andenken verſenkte, deſto klarer und unwiderſprechlicher erſchien ihm ſeine Pflicht, deſto mehr regte ſich auch in ihm der Wille, dieſer Pflicht gewachſen zu ſein. Er wollte die Stadt verlaſſen, ſeine Stelle aufgeben und in irgend einem unbekannten Winkel fern von Allem, was ihn hier ſo lockend umgab, ſein Brod, wenn es ſein mußte, mit ſeiner Hände Arbeit verdienen und auf dieſe Weiſe für die unwillkürliche Verirrung Buße thun. Daß dieſe ſchönen Vorſätze ihm gekommen, nachdem er ſich durch reifliches Nachdenken überzeugt, Leonie habe ihm gegenüber ganz unbefangen nur die Pflicht eines guten Herzens erfüllt und von ſeinen eigenen ſündigen Gefühlen eben ſo wenig eine Ahnung, wie ein unſchuldiges Kind, das machte dieſe Entſchlüſſe um nichts ſchlechter und war zugleich ein Beweis von ſeiner eigenen Argloſigkeit.

Er war alſo entſchloſſen, ſich loszureißen, und wollte nur noch Abſchied nehmen; denn Abſchied nehmen mußte er jedenfalls. Das hatte die großmüthige Güte, womit ſie, die Einzige faſt, ſich nicht von ihm gewandt, gewiß von ihm verdient. Mit den grellſten Farben malte er ſich die Undankbarkeit aus, die er begehen würde, wenn er fortginge, ohne ſie vorher zu ſehen, und den Genuß dieſer wenigen Minuten in ihrer Nähe konnte er ſich wohl erlauben, nun es ſo unwiderruflich beſchloſſen, daß es die letzten ſeien. Er wiederholte ſich, daß er ſeinem Herzen nicht ſchmeicheln wolle durch dieſes Wiederſehen, nur den Zauber wollte er ergründen, den ſie ſo unerklärbar auf ihn ausgeübt; könne er ihn nur ergründen, ſagte etwas in ihm, ſo höre der Zauber auf, ein Zauber zu ſein, und an Leib und Seele wäre er von Neuem frei. Heute, an dem Sterbetage ſeiner Mutter, wo mit jeder vorüberfliehenden Minute ſein Herz unter der Laſt einer ſchmerzlich ſüßen Erinnerung erbebte, wollte er zu ihr gehen, heute hatte die gefährliche Circe keine Gewalt über ihn.

Aber als er nun vor der reizenden Gräfin ſtand, fühlte er ſich ſeines ſo leicht gedachten Sieges bei weitem nicht mehr ſo gewiß.

Sie haben mich faſt erſchreckt, ſagte ſie mit einem ſüßen Blicke, der ſich, halb verſchleiert nur, zu ihm ſtahl. Kommen Sie näher, ſehen Sie meine Blumen an, fügte ſie mit lieblicher Vertraulichkeit hinzu und reichte ihm die Hand. Von dieſer kleinen, feinen, wunderbar zart gebildeten Hand, die er jetzt in der ſeinigen hielt, ſchien ein berauſchendes Gift auszugehen, das in ſüßer Lähmung ſeine Seele betäubte. Er drückte ſeine Lippen darauf, und alle ſeine guten Entſchlüſſe flogen in den Wind. Eine lange Minute verging; ihre Hand lag noch immer in der ſeinigen, und er wußte es nicht. Sie ſtand neben ihm mit geſenkten Augen, verwirrt, betäubt, wie er, doch nur für einen Augenblick. Ihr Mann und ſein Freund traten jetzt auch heran.

Meine Scheere liegt, glaube ich, vor Ihren Füßen, ſagte ſie ſchnell, wie in einem Anfluge von Ungeduld, und mechaniſch bückte er ſich danach. Sie nahm ihren Mann bei der Hand und führte ihn auf die andere Seite des Blumentiſches, der Fremde folgte, und das Geſpräch wurde nun allgemein.

Wir haben einen Brief von meinem Vater, ſagte die Gräfin. Sie kennen meinen Vater nicht? fügte ſie, zu Louis gewendet, hinzu.

Er verneinte ſtumm.

Nun, Sie werden ihn kennen lernen. Fragen Sie meinen Mann. Der ſchwärmt für ihn. Ich darf nichts ſagen, da ich die Tochter bin.

Mein Schwiegervater iſt ein Mann, wie es deren wenige giebt, betheuerte der Graf.

Und mit meinem Bruder müſſen Sie ſich befreunden, unterbrach ihn Leonie. Er iſt viel zu ernſt für ſein Alter und geräth darin ganz meinem Vater nach. Sie müſſen mir ihn aufheitern helfen, Herr Marquis.

Louis verneigte ſich. Als er das Haus verließ, nahm er einen ganzen Himmel von Hoffnungen mit ſich fort.

Du machſt ihn ja ganz zum Hausgenoſſen, ſagte der Graf zu ſeiner Frau, als ſpäter die Rede auf den Beſuch zurückkam.

Er hat Niemand, verſetzte ſie, und dann bin ich froh, für Otto zu ſorgen, der nie für ſich ſelbſt ſorgen kann.

Der Marquis ſcheint mir eben auch nicht die perſonificirte Heiterkeit zu ſein, bemerkte der Graf, nicht ohne einen Anflug von Spott.

Deſto beſſer paſſen ſie vielleicht zuſammen, ſcherzte Leonie.

A propos — es iſt ja ſchon lange, daß Niemand vom Baron Lohenſtein hier war, nicht wahr?

Mich dauern ſie in dieſen trüben Zeiten,
Wo Edelmuth jedwede Pforte ſchleußt,
Die hager, bleich, das Herz von Noth gebrochen,
Bei Tag und Nacht vergebens müſſen pochen.

30.

Drum giebt's — zum erſten Wort zurückzukehren —
Der Dichter und Gelehrten wen'ge nur;
Denn wo ſie Speiſ' und Aufenthalt entbehren,
Fliehn auch die Thiere von der alten Spur. —
So ſprach der ſel'ge Greis in dieſen Sphären,
Indeß ihm Feuer aus den Augen fuhr.
Er kehrt ſich weiſe lächelnd zum Begleiter
Und ſein verſtörter Blick wird wieder heiter.

31.

Doch bleibe Ritter und Evangeliſt
Da wo ſie ſind: jetzt iſt ein Sprung zu wagen,
So weit's zur Erde von dem Himmel iſt;
Denn länger will mich nicht der Flügel tragen.
Zum Fräulein kehr' ich, welcher, wie ihr wißt,
Die Klauen Eiferſucht in's Herz geſchlagen.
Ich ließ ſie, wo das Kleeblatt dort vom Roß
Nach kurzem Krieg vor ihr zu Boden ſchoß.

32.

Am Abend drauf vernahm ſie jene Mähre
Im Schloß, das am Pariſer Wege lag,
Daß Agramant mit dem zerſprengten Heere
Gen Arles floh nach Reinalds Heldenſchlag.
Und überzeugt, daß Rüd'ger bei ihm wäre,
Begab ſie mit dem neu erwachten Tag
Sich zur Provence, wo, wie ſie erfahren,
Der Kaiſer hinzog mit den Rächerſchaaren.

Ja wohl, ich begreife es nicht.

Das letzte Mal war der Baron hier an dem Abend, wo du ſo wüthend tanzeſt. Erinnerſt du dich? Es muß ſchon damals mit der Verlobung nicht ganz richtig geweſen ſein, denn gleich darauf ſoll der definitive Bruch ſtattgefunden haben.

Du meinſt? ſagte Leonie mit aller Ruhe der Unbefangenheit.

Es wäre doch unangenehm, wenn Marie oder ſonſt Jemand von der Familie den jungen Mann bei uns treffen ſollte.

Dafür laß mich ſorgen, ich habe meinen Plan, erwiderte Leonie mit einem vielſagenden Lächeln.

Wo ihr Frauen nur eine Herzensgeſchichte wittert! ſagte ihr Mann, und hob mit lächelnder Drohung den Finger gegen ſeine kindlich junge, reizende Frau. Nimm dich in Acht, fuhr er ernſter fort, dein guter Wille bringt dir ſchwerlich etwas Anderes als Verdruß.

Leonie ſchüttelte ſchmollend das reichgelockte Köpfchen, dann mit einer plötzlichen Bewegung ſtreifte ſie leicht mit der Wange die Haare ihres Mannes, neben deſſen Stuhl ſie ſtand. Die kleine Liebkoſung brach all ſeinen wohlarrangirten Vernunftgründen die Spitze ab und endete für heute das Geſpräch.

Den folgenden Morgen fuhr ſie zum Hauſe ihres Vaters hinüber, dort ſelbſt nachzuſehen, ob Alles für ſeine Rückkehr in der gewünſchten Ordnung ſei. Sie fand die Dienerſchaft voll Freude, den jungen Herrn bald wiederzuſehen, der unter den Augen der meiſt alten Leute groß geworden, und die Gräfin war am Nachmittage kaum von ihrer Spazierfahrt zurückgekehrt, ſo ſtürzte ſchon Otto in das Gemach. Leonie's Geſicht leuchtete hell auf. Selbſt in ihrem dürren Herzen bebte eine kleine Saite der Liebe dem einzigen Bruder entgegen, der ihrem Willen nie das Geringſte in den Weg gelegt.

Zerdrücke mich nicht ſo, ſagte ſie, als ſie ſich aus ſeiner rückſichtsloſen brüderlichen Umarmung erhob. Du biſt faſt noch ärger, als mein Herr Gemahl!

Kaum angekommen, hatte er ſich mit Gewalt von Allen losgemacht, die ſich nicht ſatt an ihm ſehen konnten, und war zu ſeiner Schweſter geeilt, ſich an ihrem Anblick zu erfreuen. Sie ſetzte ihn in einen Stuhl und ſtrich ihm mehrmals mit der feinen Hand über die ſchon gebräunte Stirn, und wirklich, ihr Anblick mußte eine Freude für ihn ſein. Sie war heute ganz in Roſa, trotz ihres röthlichen Haares: aber ſie liebte den Wechſel, und im Grunde ſtand ihr Alles gut. Sie ſah allerliebſt aus, wie ſie ſo in ſcherzender Heiterkeit vor ihm ſtand.

Du biſt hübſcher geworden, ſagte ſie, den reizenden Kopf in verführeriſch unſchuldiger Altklugheit wiegend. Man kann dich jetzt ohne Beſchämung als Bruder aufführen.

Er lachte und wollte ſie auf ſeinen Schooß ziehen. Aber leicht wie eine Feder wich ſie ihm aus. Solche Vertraulichkeiten ſchicken ſich nicht mehr für mich, ſagte ſie, ihm mit dem Fächer auf die Finger klopfend, ich bin jetzt eine verheirathete Frau.

Ei, du zierliche Katze! antwortete er lachend.

Warte, ich werde dir zeigen, daß ich auch kratzen kann! rief ſie, hoch erröthend.

Du biſt ja gar nicht mehr ſo ſchläfrig, ſagte er, über ihre Lebendigkeit erſtaunt.

Ja, die Ehe hat ſie etwas aufgeweckt, meinte der Graf, aber doch gehört ſie noch immer zu den Stillen.

Otto richtete ſich mit ſcheinbarem Entſetzen in ſeinem Stuhle auf. Dann behüte Sie Gott, Herr Bruder! rief er pathetiſch, das Sprichwort iſt zu grauenhaft.

Leonie ſtampfte den weichen Teppich mit dem kleinen Fuße, wandte den Rücken und ging zornig hinaus.

Was hat ſie? frug Otto überraſcht.

Kinderei! ſagte der Graf. Sie iſt wirklich wie ein Kätzchen, und man weiß nicht, welche Laune ihr reizender ſteht.

Der Graf ſchien ſeine Frau zu kennen, denn gleich darauf ſchlug ein perlender Triller an ſein Ohr, und bald folgte ihre Stimme, voll, klar und hell wie jubelnder Uebermuth den geflügelten Tönen nach.

Den Grafen zog es unwiderſtehlich an die Seite ſeiner Frau, und er nahm ſeinen Schwager mit ſich hinaus.

Zu Hauſe entwarf Otto ſeinem Vater ein glänzendes Bild von dem Glück und der Liebenswürdigkeit der jungen Frau und ärgerte ſich, als dieſer ihn dabei nur mit einem ungläubigen Blicke anſah, der ſelbſt nicht von ſeinem Geſichte wich, als ſein Schwiegerſohn, der bald nachkam, Alles, was Otto geſagt, mehr als beſtätigte. Erſt als er von dem Fenſter aus ſeine Tochter ſelbſt kurz darauf aus dem Wagen hüpfen ſah, leicht und blühend, wie die jüngſte der Grazien, die noch kein Hauch des Kummers berührt, athmete er erleichtert auf. Er hatte nicht den Muth gehabt, ſelbſt nach einer Ueberzeugung zu gehen.

In Gegenwart ihres Vaters indeſſen überkam die junge Gräfin die alte Beklommenheit, die ſie als Mädchen ſtets vor ihm gefühlt, heute noch bedeutend verſtärkt durch die Stimme ihres Gewiſſens. Sie ſagte ſich vergebens, ſie habe nichts Strafwürdiges gethan: das Bild der Mutter wich nicht aus ihrem Geiſte und durchbebte ſie mit einem kalten Schauer der Angſt. Aber um ſo inniger ſchloß ſie ſich an ihren Mann. Es war, als ſuche ſie Schutz unter ſeiner warmen Liebe gegen die furchtbare Gefahr, die ſie geſpenſterhaft in der Ferne aufdämmern ſah. Ihrem ganzen Weſen hauchte es einen rührenden Ausdruck demüthiger Abhängigkeit ein. Sie war ſo ſtill, ſo unterthänig, ſo voll tief geheimer und ahnungsvoller Hingebung, daß ſelbſt den alten Grafen etwas wie Rührung beſchlich. Aber zu Hauſe gab die Spannung ihrer Nerven nach, und ſie brach plötzlich in ein krampfhaftes Weinen und Zittern aus.

Was fehlt dir? fragte ihr Mann und zog ſie in großer Beſorgniß an ſein Herz.

Ich will nicht ſterben, ſagte ſie, und ſchlang ihre Arme feſter um ſeinen Hals. Sie ſah mit den thränenfeuchten Augen zu ihm empor, ein neuer Schauer überlief ſie, und ſie ſchmiegte ſich dichter an ſeine Bruſt, in welche ſie ihr Geſicht verbarg. O verſprich mir, flüſterte ſie, was auch geſchehen möge, wie ſehr du mir auch zürnen magſt, laß mich nicht ſterben — nicht in Gram und Elend untergehen!

Was fällt dir ein? rief er erſchrocken, du biſt krank! Aber ſie ließ ſich nicht beſchwichtigen. Er hob ſie in ſeine Arme wie ein Kind. Sie war ſo leicht und zart, ſo weich und ſchmiegſam wie ein Kind. Er küßte ſie wieder und wieder und ſchloß ſie feſter an ſich. Nun lachte ſie unter Thränen zu ihm nieder; es war wie ein Mairegen, der über Blüten fällt.

Liebſt du mich? flüſterte ſie, ſeinen Kopf in ihre beiden Hände nehmend. Er ſah betheuernd zu ihr auf, aber ſie ſchüttelte verneinend den Kopf. Du ſollſt reden! ſagte ſie, und ein wehmüthiger Zug machte die feinen Lippen erbeben.

Wie kannſt du zweifeln? erwiderte er, ſonderbar von dem Auftritt bewegt. Sie antwortete nicht und lehnte ihre hochgeröthete Wange an die ſeinige, als wiege dieſes Bekenntniß ſie beruhigt ein.

Ja, er liebt mich, dachte ſie, er liebt mich! Er gäbe ſein Herzblut für mich hin. Er iſt blind, wenn ich nur vorſichtig bin, und wenn nur der Vater blind bleibt. O Louis — Louis, ich kann dich nicht aufgeben! — wie ſüß der Name klingt! — Wäre nur der Vater nicht hier — O ich muß vorſichtig ſein.

Und ſie war es. Als der Marquis nach einigen Tagen wieder kam, war ihr Mann ganz erſtaunt, daß ſie ſich verläugnen ließ.

Man muß auch ein wenig für ſich leben, erwiderte ſie mit einem müden Lächeln auf ſeine Bemerkung; man kann nicht immer gutherzig ſein. Wenn du willſt, lade ich ihn nächſtens einmal ein — vielleicht zu einer Soirée.

Wie du willſt, mein Kind, thue was du willſt! und er nahm ſeinen Hut, um zu gehen.

Aber ich will thun, was du willſt, ſchmollte Leonie.

Nun gut, ſo lade ihn ein. Du weißt, mir iſt der junge Mann ganz angenehm; — und damit ging er fort. Noch in derſelben Stunde ſetzte ſich die Gräfin nieder und ſchrieb ihre Einladung an den Marquis.

Du weißt nicht, was ich für dich thue, dachte ſie, nachdem ſie ihr Billet überleſen und es nun träumeriſch einen Augenblick vor ſich niederhielt. Nein, du wirſt niemals wiſſen, was ich für dich wage, gewagt habe und vielleicht noch wagen werde, um nur einige Augenblicke in deiner Nähe mich des Bewußtſeins eines Glückes zu erfreuen, das ich doch nie von deinen Lippen hören darf — ſie erſchrak über ihr eigenes Wort — wenigſtens jetzt nicht, ſetzte ſie raſch hinzu. — O jetzt nicht — es wäre der Tod! — Sie verhüllte ſchaudernd das Geſicht mit ihren Händen. Und wirſt du ausharren? frug ſie nach einer Pauſe fort, wirſt du geduldig warten können, bis das Ferne nahe kommt und uns in ſeine berauſchenden Wellen ſchließt? O Louis, ich habe zu viel auf dich gebaut! — wenn der Faden reißt, der uns an einander knüpft, wer bewahrt mich da vor dem Untergang?

Sie kreuzte die Arme über die Bruſt, als wollte ſie damit das drängende Wogen des Lebens zuſammenhalten, von dem der junge Buſen überquoll. Ihre erwachte Seele ſchlug die bunten Schmetterlingsflügel um ſich und wollte ſich nicht mehr einzwängen laſſen in die alte, kalte, berechnete Vergangenheit. Wie war Alles ſo ganz anders geworden, als ſie es ſich gedacht!

Sie öffnete die Lippen und athmete ſchwer. Der Boden wankte unter ihren Füßen, die Leidenſchaft riß ſie fort, und es war eine letzte Kraftanſtrengung, mit der ſie ſich feſt an das früher Gewollte hielt. Ich werde die Gelegenheit vermeiden, ſagte ſie, nachdem ſie lange in Gedanken geſtanden, über dieſe herrſche ich noch. Sie zog die Klingelſchnur, ſchloß das Billet und ſchickte es ab. Ja, dachte ſie, es iſt beſſer ſo, ihn bei dieſer Gelegenheit meinem Vater vorzuſtellen, und iſt erſt Otto mit ihm befreundet, ſo kann auch ich freier mit ihm umgehen, ohne daß es auffallend wäre. — An demſelben Tage begegnete ſie dem Marquis und ſchien ihn nicht zu ſehen.

Louis war nicht roſig geſtimmt. In einer großen Stadt begegnet man oft Jahre lang den Leuten nicht, denen man am liebſten begegnen möchte, und um jede Ecke rennt man an einen Feind. Als er aus ſeiner Wohnung ging, ſah er plötzlich Marie vor ſich ſtehen. Zum erſten Mal nach langer Zeit, wenn auch nur auf einen Augenblick, hatte er in die ruhigen, braunen Augen geſehen, in die er früher ſo unausſprechlich gerne geſchaut. Er dachte nicht daran, zu forſchen, ob ſie ſich ſeit ihrer Trennung geändert oder nicht, er fühlte nur die Wohlthat der Nähe, die ſich früher ſo oft wie Balſam über ſeine aufgeregten Nerven gelegt, und als ſie nach ſtillem Gruße um die nächſte Ecke verſchwand, ſchien es ihm, als ziehe ſein beſſeres Ich mit ihr fort. Die ganze letzte Zeit ſtand anklagend wider ihn auf. Wonach ſtrebte er? was war es, das er wollte? wie weit ſtand es von den Idealen ſeiner Jugend ab! und wofür? Was blieb ihm, wenn es ihm nicht gelang? und wenn es ihm gelang? O wenn es ihm gelang, unterbrach ſein trunkenes Herz die mahnende Stimme der Vernunft, war nicht ein Augenblick ſolcher Seligkeit eine ganze Zukunft zahmen Glückes werth, das von keiner Leonie getheilt und beſeligt war?

Da begegnete er ihr, und ihr gleichgültiges Vorübergehen gab allen ſeinen Hoffnungen den Todesſtoß. Die Liebe, oder vielmehr die Leidenſchaft iſt ein ſonderbares Weſen, ein tolles Pferd, das ſeinen Reiter bald hier, bald dorthin reißt und die goldene Mittelſtraße ſtets überſpringt. Marie und Alles war vergeſſen in dieſem neuen, unerwarteten Schmerz, und als er nach Hauſe kam und ihre Einladung auf ſeinem Tiſche fand, dankte er Gott, wie für das größte, ſehnlichſt erwartete Glück. Er las das Billet und las es wieder, legte es weg und nahm es abermals und verſenkte ſich endlich ganz in das Studium dieſer kurzen, niedlichen Zeilen, deren zierlich gezogene Buchſtaben in ihrer flüchtigen Leichtigkeit wie tanzende Amoretten ſich unter ſeinen Augen zu bewegen ſchienen. Auf dem Siegel ſtand ein Stiefmütterchen, das dunkle und helle Blümchen, von den Franzoſen ſo ſinnig pensée genannt. Hatte ſie es nur aus Zufall gewählt? Er drückte das Papier an die Lippen, ein feiner Duft drang daraus hervor, und wie mit einem Zauberſchlag ſtand die ganze reizende Geſtalt vor ſeinem Geiſt; es war faſt, als wehe ihr warmer Athem über ſeine Stirne; er fühlte ihren Blick, er ſah das Lächeln, das, räthſelhaft und liebkoſend wie ein Kuß, ſeine ganze Seele gefangen nahm. An Marie dachte er heute und auch den andern Tag nicht mehr; der Abend, der ihm bevorſtand, ſchloß alle ſeine Gedanken ein.

Der Graf hatte einen Troß entfernter Bekannten zu dem heutigen Feſte eingeladen, das auch eigentlich wie eine Art Abzugskanal nur für ſie gegeben war. Die lange Reihe der Geſellſchaftszimmer ſtand geöffnet, ein Meer von Licht wogte darin, prallte an den hohen Spiegeln ab und umſpielte in blendendem Widerſchein die friſchen Kelche der Blumen, deren farbige Fülle bis in jeden Winkel verbreitet war. Leonie, von zwei goldbetreßten Lakaien gefolgt, wanderte von Zimmer zu Zimmer beſichtigend umher, weiß, in ſchweren Gewändern, mit Perlen um Arme, Hals und Haar, anmuthig, wie die lieblichſte Fee. Plötzlich flog ein Schimmer der Freude über ihr Geſicht: Louis ſtand unter der Thüre und betrachtete ſie bewundernd und faſt verzagt. Er war zuerſt von ihren Gäſten gekommen und fand ſie noch allein; freilich nur einen Augenblick, aber doch allein. Sie ging ihm entgegen, mit dem elaſtiſchen und etwas wiegenden Schritt, der ihr gewöhnlich war.

Ich muß Sie loben, ſagte ſie freundlich, mein Vater und mein Bruder werden gleich hier ſein, und es liegt mir ſehr viel daran, daß Ihnen Otto gefalle.

Sie entließ ihre Trabanten und ſetzte ſich. Kommen Sie, fuhr ſie fort, und wies ihm mit den Augen einen Stuhl an, der neben ihrem Sofa ſtand.

Nun, ſagte ſie, wollen Sie nicht der Freund meines Bruders ſein?

Louis war in dem Anſchauen des verlockend ſchönen Weibes verſunken; ein wahrer Berg von Blumen war hinter ihrem Sitze aufgerichtet, und gerade über ihre Stirne wiegte ſich die rötheſte Roſe und funkelte wie ein blutiger Stern.

Sie ſind zerſtreut, ſagte ſie, woran denken Sie denn?

Sie ſollten immer unter Blumen ſein, verſetzte Louis, er wußte nicht wie.

Sie dürfen mir keine Complimente machen, wenn mein Mann nicht dabei iſt, erwiderte die Gräfin mit einem Blick, der ganz andere Dinge ſagte, als der reizende Mund. Ach, da iſt er ja ſchon, rief ſie aufſtehend, und wahrhaftig, mein Bruder auch! — und wirklich waren es Otto und der Graf. Wo iſt mein Vater? frug ſie jetzt.

Der Vater kommt erſt ſpäter, verſetzte Otto.

Sie ſchlug ihren Mann mit dem Fächer auf den Arm. Wo biſt du ſo lang geblieben? ſchmollte ſie, ich mußte den Herrn Marquis allein empfangen, und er hat mir gar ein Compliment gemacht.

Louis erröthete in peinlicher Verlegenheit.

Ich dachte, Sie wären kein Freund der Galanterie, ſagte lächelnd der Graf.

Ich bitte dich, laß ihn gehen, unterbrach ihn Leonie; du nöthigſt ihm ſonſt noch das zweite ab, und das erſte fiel ihm ſchwer genug.

Sie nahm den Arm ihres Mannes, und mit dem Fächer auf Otto weiſend, fuhr ſie fort: Herr Marquis, der blonde Jüngling, der Ihnen ſcheinbar ſo beſcheiden gegenüberſteht, hat die von ihm gar nicht hinreichend gewürdigte Ehre, mein Bruder zu ſein, Otto Graf Thorſtein, künftiger Majoratsherr, den ich Ihrem Wohlwollen empfehle. — Otto, der Herr Marquis von Chanteloup, mein Landsmann, mit dem ich ſchon oft von dir ſprach.

Sie ließ die jungen Männer bei einander und entfernte ſich raſch, denn das Gedröhn auffahrender Wagen ſcholl mächtig von der Straße herauf, und bald war Alles rund umher Leben und Bewegung, in deren glänzendem Gewoge ſich der Einzelne verlor.

Sprachlos blickte ihr Louis nach. Ihre ſcherzende Erwähnung einiger zweckloſen Worte hatte ihn tief verletzt. Sie iſt falſch, durchzuckte es ihn zum erſten Male wie ein Blitz. Er beachtete die Vorſtellung weiter nicht, und hatte ſich halb von Otto weggewandt; da ſchob dieſer, der, ſelbſt ſchüchtern, fremde Schüchternheit inſtinctiv verſtand, den Arm zutraulich unter den des Marquis und zog ihn mit ſich in eine Fenſtervertiefung fort.

Sie werden heute wahrſcheinlich das ſchönſte Mädchen der Stadt hier ſehen, es iſt eine Freundin meiner Schweſter, ein Fräulein von Lohenſtein. Der Mann iſt glücklich, der ſie als Frau heimführen wird, ſagte Otto, der ſchon vor ſeiner Reiſe eine ſtille, ſchüchterne Verehrung für Mariens blühende Schönheit genährt.

Der Marquis antwortete nur mit einer Bewegung des Kopfes.

Sie kennen das Fräulein wohl nicht? frug Otto, von ſolcher Kälte überraſcht.

O doch! verſetzte der Marquis. Aber Otto ſah, daß hier an keine Theilnahme für ſeine jugendlichen Gefühlsergüſſe zu denken war, und ſein neuer Bekannter verlor alles Intereſſe für ihn.

Mit unendlicher Liebenswürdigkeit, die ſich für jeden Neuangekommenen immer neu zu verjüngen ſchien, machte Leonie indeſſen die Honneurs ihres Hauſes. Ihr Vater war eingetroffen, und ſie war froh ſich ihm in einem neuen, vortheilhaften Lichte zu zeigen. Der Gedanke, daß Louis durch ſeine Bekanntſchaft mit Otto nun feſteren Fuß in ihrem Hauſe gefaßt, machte ihr Herz glücklich und leicht. Einmal flogen ihre Augen nach der Stelle hin, wo Louis neben ihrem Bruder ſtand. Seine Stirn war umwölkt. Was mag er haben? dachte ſie, aber ſie konnte jetzt nicht zu ihm hin, und ſie wagte es auch nicht: ihr Vater ſtand nur einige Schritte von ihr entfernt. Durch Otto ſollte er ihm vorgeſtellt werden und nicht durch ſie. Plötzlich legte ſich eine heiße Hand auf ihre nackte Schulter. Ueberraſcht wandte ſie ſich um: es war der alte Graf, der neben ihr ſtand, aber ſo bleich und finſter, daß die ſchuldbewußte Frau bis in den tiefſten Grund ihrer Seele erſchrak.

Wer iſt der junge Mann? frug er mit erſtickter Stimme, auf Louis weiſend.

Leonie zerdrückte faſt den Fächer in ihrer Hand. Welcher? frug ſie ſo ruhig als ſie nur konnte.

Derjenige, der mit Otto ſpricht, ſagte ihr Vater mit mühſamer Anſtrengung.

Sie fühlte ſich erblaſſen, aber ſie faßte all ihren Muth zuſammen und antwortete: Es iſt ein Emigrirter, ein Marquis de Chanteloup.

Ein Seufzer hob des Grafen Bruſt; Leonie blickte zitternd auf, ſeine Stirn war von Schweiß bedeckt. Sie ſpielte mit dem Fächer, ſie fühlte ihr Haar ſich

33.

Sie kommt die gradſte Straße ſchnell geritten,
Da trifft ſie auf dem Weg ein Fräulein an,
Zwar traurig und verweint, doch hold von Sitten,
Und von Geſtalt und Antlitz wohlgethan.
Sie iſt's, der Amors Pfeil durch's Herz geſchnitten,
Das edle Fräulein, das den liebſten Mann
Bei jener Brücke, die die Wandrer haſſen,
Als Rodomonts Gefangnen hinterlaſſen.

34.

Sie geht umher und ſucht nach einem Ritter,
Der nicht zu Land noch Waſſer kampfesſcheu
— Fiſchottern gleich — nach einem guten Schnitter,
Der gegen Rodomont zu ſtellen ſei.
Die Freundin Rüd'gers, deren Loos ſo bitter,
Sieht ſie die auch von Bitterkeit nicht frei,
Tritt ihr entgegen, grüßt mit holdem Blicke,
Und fragt ſie, welch' ein Leiden ſie bedrücke.

35.

Die Jungfrau ſieht ſie an, und zweifelt nicht,
Es ſei ein Ritter, der ihr trefflich diene.
Von jener Brücke gibt ſie ihr Bericht,
Erzählend, weſſ' ſich Rodomont erkühne,
Der ihrem Freund beinah das Lebenslicht
Geraubt, nicht daß er ſtärker ihr erſchiene;
Nur wiſſe dieſer Feind, mehr ſchlau als kühn,
Aus Fluß und Brücke Vortheil ſich zu ziehn.

36.

Biſt du ſo edel, ſpricht ſie, ſo verwegen,
Wie's klar aus deinem Angeſicht erhellt,
So räche mich, um Gott, mit deinem Degen
An ihm, der meinen Herrn gefangen hält;

ſträuben vor Entſetzen. Ihr Mann kam jetzt heran, nach ihr zu ſehen. Sie lächelte ihm zu, ſie nickte, ſie ſprach mit ihrer Nachbarin rechts, mit der, die ihr gegenüber ſaß, ſie war witzig, heiter, glänzend, Alles aus furchtbarer Todesangſt. Ihr Vater ſtand noch immer neben ihr, den ſtarren Blick auf den Marquis geheftet, ſelbſt zu aufgeregt, um die Aufregung ſeiner Tochter zu ſehen: Er ſieht ſeinem Vater ſehr ähnlich, ſagte er endlich, als ſpräche er mit ſich ſelbſt.

Leonie athmete auf, aber die Angſt machte ſogleich einer lebhaften Neugierde Platz: Sie haben ſeinen Vater gekannt? frug ſie lebhaft.

Der Graf fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, wie um eine unangenehme Erinnerung zu verwiſchen. Ja, ſagte er dann kurz.

Und iſt es wahr, daß er auf eine ſo ſchreckliche Weiſe umkam?

Wer hat dir das geſagt?

O man hat es mir erzählt — er erſchoß ſich, agt man.

Ja, verſetzte er dumpf, es war eine gräßliche Geſchichte.

Leonie wagte nicht weiter zu fragen, aus Furcht, ein zu großes Intereſſe an den Tag zu legen, und biß ſich ſchier die geſchwätzige Zunge ab.

Louis trat jetzt ſelbſt heran, das Geſpräch nahm eine andere Wendung, und ſie lehnte ſich in das Sofa zurück. Sie hatte das Geſicht faſt ganz mit dem aufgeſpannten Fächer bedeckt und ließ die Unterhaltung gehen wie ſie wollte. Das Unmögliche hätte ſie gegeben, daß ihr Vater ſich nur entfernt hätte, aber er entfernte ſich nicht. Die Erſcheinung des Marquis rief in auffallendem Grade ſeine Theilnahme wach. Und damit war ihre Folter für heute noch nicht aus.

Was macht denn deine Freundin, Fräulein von Lohenſtein? ſagte plötzlich Otto, über den Tiſch gebeugt, zu ſeiner Schweſter.

Leonie zuckte ein wenig, aber Aller Augen richteten ſich auf Louis, der mit einer etwas heftigen Geberde aufſtand und ſich entfernte.

Was iſt das? frug jetzt der Graf.

Otto hat eine friſche Wunde berührt, Papa, erwiderte die Gräfin lächelnd. Der Marquis war mit Marie verlobt, aber das Verlöbniß hat ſich gelöſ't.

Ei was! Und aus welchem Grunde?

Wer weiß das? erwiderte Leonie nachläſſig.

Alſo darum? rief Otto, ganz betreten über ſeine Ungeſchicklichkeit.

Leonie lächelte wieder. Der junge Herr iſt eine von den ſentimentalen Naturen, ſagte ſie, er trägt die Wunde noch immer mit ſich herum.

Es thut mir leid, daß ich es erwähnte, ſagte Otto ganz reumüthig.

Verſchiedene Bemerkungen flogen hin und her; Leonie litt es nicht mehr an ihrem Platz. Sie ſtand auf und begab ſich in den nächſten Saal. Ihre Augen ſuchten nach Louis, aber hier war er nirgends zu ſehen; ſo ſich hie und da aufhaltend, mit dem Einen ſprechend, dem Andern zulächelnd, ging ſie durch die ganze Reihe der Zimmer und kam endlich in den letzten Salon. Hier ſaß Louis einſam an einem Fenſter, durch die Draperie des Vorhanges ein wenig von der Geſellſchaft getrennt. Leonie hatte ihn gleich entdeckt. Sie blickte um ſich, ihr Vater war ihr nicht gefolgt, nur ihr Mann ſtand nicht weit vom Eingange und unterhielt ſich mit einigen alten beſternten Herrn. So, geſchickt lavirend, um keine Aufmerkſamkeit zu erregen, hielt ſie ſich einige Augenblicke bei ihnen auf und trat erſt dann an Louis heran.

Er hatte ihre Nähe nicht bemerkt. Sein Blick war tief in ſein Inneres geſenkt. Die zweifache Erwähnung Mariens hatte allen Widerſtreit in ihm neu angefacht. Von ihr ſprechen zu hören, die er vor Kurzem ſo ganz als ſein eigen angeſehen, als von einer Fremden, ja, als der möglichen Frau eines Anderen, hatte auf ihn einen wunderbar ſtörenden Eindruck gemacht. Deutlich wie nie zuvor fühlte er plötzlich, wie ſo ganz er von ihr getrennt ſei; er rief ſich alle ihre Eigenſchaften vor die Seele; er ſah ſie in ihrem ſtillen, heiteren Wirken, in ihrer muthigen Treue, die von keinem Zweifel beeinträchtigt war, und er ſagte ſich mit Otto, der Mann ſei beneidenswerth, bei dem ein ſolches Weib an dem heimatlichen Herde ſitze. Und dieſes Glück hätte ſein werden können, wenn er es nur gewollt! Nun es für ihn verloren, nun es für einen Anderen erblühen ſollte, erfüllte ihn der Gedanke mit einem eiferſüchtigen Widerſtreben, deſſen Thorheit er einſah, das er aber doch nicht gänzlich zu bannen vermochte. Faſt Haß war es zu nennen, was er in dieſem Augenblicke für Leonie empfand. Ihr Benehmen war ſo ganz anders, als er ſich das Rechte ſtets gedacht. Aus unſerer Kindheit nehmen wir den Maßſtab mit, nach dem wir ſpäter die Menſchen beurtheilen, und an alle Frauen legte Louis unbewußt und unwillkürlich den Maßſtab ſeiner Mutter an. Aber für Leonie paßte dieſer Maßſtab nicht. Verſtimmt und traurig wog er die drei Frauen, die ſolchen Einfluß auf ihn gehabt in ſeinem Kopfe hin und her: Marie, ſeine Mutter und Leonie, und die Letzte paßte nirgend zu den Anderen, wohin er ſie auch that. Da ſtand ſie in allem Zauber ihrer Anmuth vor ihm, und er beachtete ſie nicht. Sie betrachtete ihn eine Weile und wehte ihm dann mit dem geöffneten Fächer lächelnd über das Geſicht. Er blickte auf, ſein Herz ſchlug, aber er ärgerte ſich über die Bewegung, die darin entſtand; wie ein Gefangener bäumte er ſich gegen die Kette, die um ſeine Seele geſchloſſen war.

Woran dachten Sie? frug jetzt Leonie, ſüß in Wort, Blick und Geberde, einem Engel des Lichtes den Kopf zu verdrehen.

Louis ſah ihr gerade ins Geſicht: An Marie, erwiderte er langſam. Sie war gut und wahr, und ich habe ſie nicht nach ihrem Werthe geſchätzt.

Die kleine Gräfin biß die feine Unterlippe mit den Perlenzähnen. Dieſe Antwort hatte ſie nicht erwartet, und auf den Grund ſeiner Gedanken konnte ſie nicht ſehen; aber daß jedes Zeichen von Laune hier unklug und nicht am Platze ſei, das fühlte ſie.

Gut und wahr, ſagte ſie leiſe; ja, Sie haben Recht, ihren Verluſt zu beklagen, denn ſie war wirklich gut und wahr. Die Hand mit dem Fächer ſank herab, und Leonie ſah nachdenkend vor ſich nieder.

Das Herz des jungen Mannes war bewegt, auch er hatte eine ſolche Antwort nicht erwartet, und zu gleicher Zeit fühlte er ſich enttäuſcht. War er ihr denn ſo gleichgiltig, daß das Lob einer Anderen von ſeinen Lippen ihr ſo wenig nahe ging?

Ja, hub Leonie wieder an, dieſe leidenſchaftsloſen Charaktere haben in ihrer Ruhe einen eigenen Zauber, den ihnen weder Glück noch Unglück rauben kann. Beides ſtreift über ſie hinweg, der Grund ihrer Seele wird davon nicht berührt. O wie oft habe ich Marie um dieſe glückliche Ruhe beneidet, die ſie jede Wendung des Lebens mit Gleichmuth hinnehmen läßt.

Louis erröthete. Wieder ſiegte das Beſſere in ihm. Marie iſt nicht fühllos, ſagte er leiſe und befangen.

O nein, Marie iſt ein gutes, vortreffliches Kind. Aber bleibt Ihnen wirklich keine Hoffnung?

Louis blickte nieder, ohne zu antworten.

Sonderbar! ſagte Leonie, und ſie hat Sie wirklich geliebt?

Ich glaube es, verſetzte der junge Mann leiſe. Leonie wiegte ungläubig den Kopf; er ſah ſie fragend an. Sie zweifeln? ſagte er dann.

Ich will Sie nicht kränken, antwortete ſie, aber ich zweifle, ob Marie je wahre, aufopfernde Liebe empfinden kann. Jemand, der ſie ſprach, verſicherte mir, ſie ſei heiter, und man ſehe ihr keine Veränderung an. Ich möchte nicht, daß Sie ſich Täuſchungen hingäben. Marie iſt in Allem dem Willen ihrer Eltern unterthan. Sie iſt glücklich — wenn ſie auch die höchſten Freuden des Lebens nie kennen wird, ſein bitterſter Schmerz bleibt ihr ebenſo fremd. — O ſie iſt glücklich, ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, und dann leiſe wie ein entfliehender Hauch, ich wollte, ich wäre wie ſie. Sie wandte das Geſicht hinweg, und Louis glaubte eine Thräne an den langen, dunklen Wimpern zittern zu ſehen. Er war ſo betroffen, ſo beklommen, ſo entzückt, und doch voll ſo unnennbarer Angſt, daß er keine Worte für ſeine Gefühle fand.

Sie, rief er endlich, Sie, die von Allen Angebetete, die Bewunderte, die Glückliche, Sie reden ſo?

Sie warf ihm einen Blick zu voll wehmüthiger Ironie, ein ſchwaches Lächeln öffnete den reizenden Mund: Es iſt nicht Alles Gold was glänzt, ſagte ſie leiſe, und ſich flüchtig verneigend entfernte ſie ſich. Louis dachte an keine Falſchheit mehr.

Wie gefällt dir der franzöſiſche Marquis? frug der Graf ſeinen Sohn auf der Heimfahrt von der Soirée.

Mein Gott! ſagte Otto, er iſt ja faſt wie ein Mädchen.

Der Graf antwortete nicht, er hatte viel zu denken, und Otto hing ebenfalls ſeinen eigenen Gedanken nach.

Trotz Leonie's Bemühen, bildete ſich kein beſonders freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen den jungen Leuten aus. Bei Otto mochte eine kleine Eiferſucht mit im Spiele ſein, bei Louis war es die unüberwindliche Abneigung, eine Freundſchaft zu ſuchen, die für ihn doch nur ein Mittel zum Verrathe war. Selbſt dem alten Grafen wich er aus, der eine ungewöhnliche Theilnahme für den jungen, allein ſtehenden Mann bewies. Der unangenehme Eindruck, den ſein erſter Anblick offenbar auf ihn gemacht, ſchien vollkommen verwiſcht. Er vermittelte mit großem Eifer ſeine Beförderung; als aber dieſe eintraf, wies Louis ſie aus den obengenannten

Gründen entſchieden zurück, freilich hätte ſie ihn auch nach einer anderen Stadt verſetzt und ſomit von Leonie getrennt. Der alte Graf war überraſcht, doch ſchreckte ihn dieſes Fehlſchlagen ſeines guten Willens nicht ab; und mit Wort und That trat er wirkſam gegen das Vorurtheil auf, das ſich gegen Louis geltend gemacht.

Leonie war ſehr erfreut über dieſe unerwartete Wendung der Dinge; es bewies, ihr Vater ſei, wenigſtens jetzt, zu keinem Argwohn geneigt, und das beruhigte ſie ſehr. Auch hatte ſie dadurch den Zweck mehr als erreicht, den ſie erſt durch Otto's Bekanntwerden mit Louis zu erſtreben geſucht. Ihr Vater hatte den Vater des Marquis gekannt, es war faſt eine Verwandtſchaft, welche in dieſem Begriffe lag. Selbſt auf ihren Mann übte es einen gewiſſen Einfluß aus. Er wurde herzlicher gegen den jungen Mann, und ſeine Zuneigung für ihn war nicht mehr bloß eine Erdichtung Leonie's. Das Alles war gut, und doch ſchärfte es merkwürdig die Gedanken der jungen Frau, etwas Anderes als nur das Gute darin zu ſehen. Warum war ihr Vater erblaßt bei der Erinnerung an eine Bekanntſchaft, die ſchon ſo lange vergangen war? Welche Erinnerung war es, welche die Aehnlichkeit Louis' mit ſeinem Vater ſo furchtbar in ihm geweckt? Leonie dachte an einen Racheſchrei, den ſie einmal gehört, — war es möglich, daß dieſer Racheſchrei mit der längſt Verſtorbenen in Verbindung ſtand? Sonderbare Verkettung der Umſtände, die hier auf fremdem Boden den Faden wieder aufknüpfte, den der Tod ſeit ſo langer Zeit zerriſſen zu haben ſchien. Aber was war es dann, was ihren Vater, der gegen alle Welt ſo verſchloſſen und faſt abſtoßend war, zu ſolcher Freundſchaft für den Sohn eines ſo wenig geliebten Mannes trieb? Wüßte ſie es nur! Sie ſah keinen Weg, und doch hätte ſie es ſo gerne gewußt! Der unſichere Boden, auf dem ſie ging, und der, ihrem Vater gegenüber, ihr noch einmal ſo unſicher erſchien, mußte feſter werden, ſo dünkte es ihr, ſobald ſie nur wüßte, in welcher Beziehung Louis zu ihrem Vater ſtand.

Dazu trat ein anderes Element, von dem ſie nicht wußte, ſollte ſie es als einen glücklichen Zufall oder eine drohende Mahnung anſehen. Otto's Intereſſe für Marie trat mit jedem Tage deutlicher hervor, und das ruhige Mädchen nahm ſeine Aufmerkſamkeit, doch ohne ſie zu ermuthigen, aber doch immerhin nicht unfreundlich auf.

Sage mir, ſagte ihr Vater eines Tages zu ihr, hat der Marquis noch Anſprüche an Marie?

Wie ſoll ich das wiſſen? frug ſie dagegen mit einer eigenthümlichen Beklommenheit.

Du am beſten.

Ich? rief ſie mit einer Ueberraſchung, die gar nicht in ihrer Rolle lag.

Nun ja, du biſt ihre Freundin, du warſt es wenigſtens — warum ſiehſt du ſie denn nicht mehr?

O, ſeitdem ich verheirathet bin — ſagte Leonie nicht ohne einige Verlegenheit.

Hm, meinte ihr Vater, es wäre mir lieb, darüber im Klaren zu ſein. Ich will dem Marquis nicht in den Weg treten, wenn er noch Hoffnung hat; aber Otto intereſſirt ſich lebhaft für das Mädchen, und es wäre mein Wunſch, ihn bald verheirathet zu ſehen.

Und da wäre Marie eine gute Partie? forſchte lächelnd Leonie.

Das Mädchen ſcheint mir eine Perle zu ſein, ich wüßte für Otto kein beſſeres Glück.

Da gibt es Conflict der Intereſſen, lachte lachend Graf Hoheneck, meine Frau hat bereits für den Marquis Partei ergriffen.

So? ſagte ihr Vater.

Mein Gott, fiel Leonie ein, was thut man nicht, wenn man nichts zu thun hat! Und der arme Junge ſah ſo ſentimental aus! Indeſſen, wenn die Bande des Blutes ſprechen, ſo werde ich wohl für Otto ſein.

Von nun an kam ſie wieder öfter mit der Familie des Barons zuſammen. Niemand im Hauſe hielt die Gräfin für ſchuldig, deren eheliches Glück in der ganzen Stadt zum Sprichwort geworden war; ihre Schuld war es nicht, wenn auch außer dem Wege der Pflicht, ein ſchwaches Herz von dem Zauber ihrer Anmuth ſich bethören ließ; aber mit oder ohne ihre Schuld war durch ſie auf Mariens Leben eine Wolke gefallen, die ſich nicht ſo leicht bannen ließ, und trotz dem beiderſeitigen Bemühen ſtellte ſich die alte Herzlichkeit nicht wieder her. Auch war jetzt Etwas in Marie, was jede zu nahe Vertraulichkeit verbot. Der Schmerz, der ſie berührt, hatte ſie nicht gebrochen, aber er hatte ſie reifer, frauenhafter gemacht und ihr eine unbewußte Würde mitgetheilt, die ſie weit über die Intimität Leonie's erhob, und vor welcher dieſe inſtinctiv zurückwich.

Da mit Marie nichts anzufangen war, ſo wandte ſich die Gräfin, gegen alle Inſtructionen, mit ihrer Diplomatie an die Baronin ſelbſt, die Otto's Annäherung ſehr wohl verſtand und ſeiner Schweſter auf halbem Wege entgegenkam.

Marie hat an meinem Bruder eine entſchiedene Eroberung gemacht, ſagte ſie eines Tages zu der klugen Frau. Er ſchwärmt für ſie auf die ritterlichſte Weiſe, denn er ſchwärmt nur für ſie. Ich könnte eiferſüchtig ſein, wäre es nicht Marie.

Der junge Graf iſt ein ſehr liebenswürdiger Cavalier, erwiderte die Baronin, die ſich nicht vorwagen wollte und Compliment mit Compliment vergalt.

Der arme Marquis! ſagte Leonie leicht, während ſie mit dem Fächer ſpielte und nach einer anderen Seite ſah. Wiſſen Sie, daß er mir leid thut? Iſt wirklich keine Hoffnung mehr für ihn.

Davon kann gar nicht mehr die Rede ſein! fiel die Baronin lebhaft ein. Wäre es nach meinem Sinne gegangen, wir hätten nie an eine ſolche Partie gedacht.

Aber Marie?

Marie iſt viel zu vernünftig, um einem Traum nachzuhängen, der ſich mit unſerer Einwilligung nie erfüllen kann.

Sie glauben alſo, daß, wenn ein Anderer es verſuchte —?

O, unterbrach die entzückte Baronin, was das betrifft, ſo haben wir noch nicht daran gedacht. Marie wird freilich nicht unverheirathet bleiben, weil zufällig der erſte Mann, den wir ihr beſtimmt, nicht für ſie gepaßt, — denn im Grunde waren wir es mehr, das heißt, mein Mann, der ihn gewählt, als ſie, das arme Kind, die nun die Folgen trägt. Sie wiſſen, ſetzte ſie vertraulich hinzu und rückte der Gräfin näher, mein Mann hat ſeine Mutter, die Marquiſe de Chanteloup, in Paris gekannt — es iſt nun ſehr lange her — ich war damals Braut, und nach ſeiner Rückkehr ſollte unſere Hochzeit ſein. Die Marquiſe war ſehr ſchön, glaube ich, und ſehr unglücklich, und es entſtand da ſo eine kleine Schwärmerei. Wenn eine Frau glücklich ſein will, ſo forſcht ſie nicht zu viel nach ſolchen Vergangenheiten und begnügt ſich mit der Gegenwart. Aber wie geſagt, es war eine romantiſche Idee meines Mannes, der Marquis müſſe wie ſeine Mutter ſein, und da hätte er denn nahezu unſer armes Kind recht unglücklich gemacht. Jetzt freilich wird ſie es überwinden, meine Marie iſt zu gut und verſtändig, es nicht zu thun, ſie weiß, was ſie uns ſchuldig iſt. Und ſehen Sie, liebe Gräfin — hier rückte ſie noch näher, — ich glaube, die wahre Liebe wird für ſie erſt anfangen, wenn ſie einmal verheirathet iſt. Nun aber, natürlich, er war doch ihr Bräutigam, und ſo gehört Zeit dazu, bis ſie dieſe erſte Täuſchung überwunden hat. Ihr Herz muß ausruhen von der Erſchütterung, bevor es wieder Vertrauen faſſen kann, und ſelbſt die glänzendſten Ausſichten, — hier nahm ſie Leonie's Hand, — ja die ehrenvollſten, denen wir uns am liebſten zuwenden möchten, müßten wir jetzt verſchieben, bis Mariens Stimmung ſich beſſer damit verträgt. Das liebe Kind ſoll nicht unſertwegen ein Glück annehmen, das ſie nicht als ein Glück empfinden würde. Sie verſtehen, liebe Gräfin, Marie ſoll frei wählen, das heißt, ſetzte die gute Mutter bedachtſam hinzu, ſo frei, als es ſich mit ihrem Glücke verträgt.

Leonie nickte ihr verſtehend zu. Es wird meinen Bruder ſehr glücklich machen, ſagte ſie mit einem zauberhaft freundlichen Lächeln, zu hören, daß Mariens Herz nicht unheilbar verwundet iſt. Das ſeinige iſt wenigſtens ſehr krank. Mein Vater glaubt es mit mir. — Sie erlauben mir doch, aus der Schule zu plaudern?

O, es ſoll durchaus kein Geheimniß ſein, erwiderte die Baronin verbindlich. Leonie erſchien ihr als die liebenswürdigſte Frau von der Welt, und ſie übernahm von nun an die Schwärmerei, die früher ihr Mann für die hübſche Gräfin gehabt.

Und unterdeſſen ging Leonie's Roman mit Louis ſeinen ſtillen, geheimen Gang ungeſtört und unaufhaltſam fort. Seit jenem Abend, wo er die vielſagende Thräne an ihrer Wimper zittern geſehen, war der junge Mann mehr als je gefangen.

Noch hatte er mit Leonie kein Wort von Liebe geſprochen, und doch, wie weit mit einander waren ſie ſchon! Wie brannte ſein Blut, wenn ihr Kleid ihn ſtreifte, welche heiße Wolluſt lag in ihrem Blicke! Die gewaltige Sprache der Leidenſchaft flog zündend zwiſchen ihnen hin und her, während die Welt nur gleichgültige, inhaltleere Worte vernahm. Da war an kein Halten mehr zu denken, was ſie noch trennte, war nur die kalte Macht der Nothwendigkeit. Ein einziger Funke, und an allen Ecken ſchlugen die Flammen hervor.

Thun wir denn etwas Unrechtes? beſchwichtigte er ſein Gewiſſen, wenn es dann und wann noch die Stimme in ihm erhob. Was haben wir von dem Allen, als daß wir Beide unglücklich ſind?

Wo nicht, ſo rathe mir, auf welchen Wegen
Der Mann zu finden iſt, der ihm ſich ſtellt,
Und der ſo viel verſteht von Waffenwerken,
Daß Brück' und Fluß den Heiden wenig ſtärken.

37.

Du wirſt dem Edelmuth, der Ritterſchaft
Nicht bloß durch dieſe hohe That genügen,
Du wirſt noch überdieß mit deiner Kraft
Dem treuſten Liebenden zu Hülfe fliegen.
Von jeder andern ſchönen Eigenſchaft
Hat mein Bericht, wie ſich's gebührt, geſchwiegen:
So viele ſind's, daß, wer's nicht kennt und glaubt,
Der Augen und der Ohren iſt beraubt. —

38.

Das hohe Fräulein, jedem Unternehmen
Von Herzen hold, das Ruhm und Ehre bot,
Will gerne ſich zu dieſem Gang bequemen
Und die Verliebten retten aus der Noth;
Und um ſo lieber jetzt, in Qual und Grämen,
Geht ſie dahin, und ging' es auch zum Tod;
Denn da ſie glaubt, daß Rüd'ger ſie verlaſſen,
So muß die Arme wohl ihr Leben haſſen.

39.

Du zärtlich Herz, was ich vermag und kann,
Verſetzt ſie, ſoll für deinen Freund geſchehen:
Gern tret' ich dieſe ſaure Reiſe an,
Aus Gründen, die ich jetzt will übergehen,
Am meiſten doch, weil du den armen Mann
Geſchildert, wie nur wenige beſtehen,
Als redlich; denn ich ſchwör's in allen Treu'n,
Ich glaubte, daß ſie alle treulos ſei'n. —

Und er war es wirklich. Aber es war nicht der Drang nach dem Beſſeren, der, wie früher, ſeine Seele in zwei ſtreitende Hälften riß; der nicht zu ſättigende Durſt der Leidenſchaft hatte, für jetzt wenigſtens, jede andere Stimme in ihm erſtickt. Leonie ſah, daß er litt, und ſie litt mit ihm; aber mit der Härte, die in ihr lag, kümmerte ſie ſich nicht darum. Sie frug ihr Herz nicht, ſie ging ihren Weg und blickte nur auf das Ziel.

Er muß warten lernen, dachte ſie, er wird noch oft warten müſſen, denn meine Stellung ſetze ich nicht aufs Spiel. Und doch, was litt ſie nicht! Ich will glücklich ſein, ſagte ſie, tief aufathmend, ich muß es ſein, aber jetzt nicht — jetzt iſt noch nicht die Zeit! Wäre nur mein Vater fort! wüßte ich wenigſtens, daß alle ſeine Freundlichkeit nicht bloß eine Mine iſt, die mit mir auffliegen wird, wenn ich am wenigſten daran denke! O dieſe dumme Liebe, die Otto hier zurückhalten muß! Hat uns dieſe Marie nicht ſchon weh genug gethan?

Sie zog das Weltleben um ſich wie eine Mauer und lebte in einem Strudel von Zerſtreuungen, der ihr faſt keinen Augenblick des Nachdenkens und der Einſamkeit ließ. Und doch kam die Stunde, die ſie mit ſolcher Gewalt von ſich fern zu halten ſuchte, und als ſie kam, fehlte ihr die Kraft, ihr aus dem Wege zu gehen.

Eines Tages war Otto bei ihr und überließ ſich ſeiner Begeiſterung für die noch ahnungsloſe Braut, die er erwählt, da trat der Marquis ſonderbarer Weiſe unangemeldet herein.

Wo iſt mein Schwager? frug Otto, um einen Grund zu haben, dem unliebſamen Störer auszuweichen.

Mein Mann iſt auf ſeinem Zimmer — ich will mit dir gehen, ſagte ſie raſch, als er ſich nach der Thüre wandte, und ſie wollte ihm nach.

Da legte Louis mit einer flehenden Geberde ſeine

Hand auf die ihrige, und ſie ſank wie gelähmt auf den Seſſel zurück.

Einen Augenblick dulden Sie mich allein bei ſich! ſagte er leiſe und zitternd zu der ebenfalls zitternden Frau.

Sie ſah zu ihm auf mit einem träumeriſchen Lächeln voll unausſprechlicher Süßigkeit. Sie ſaß vor dem Klaviere.

Spielen Sie, bat er.

Gehorſam glitten ihre Finger über die Taſten.

Er ſtand hinter ihrem Stuhl. Sie ſpielte, ſie wußte nicht was; ſie fühlte, ſah, hörte, empfand nur ihn; er war in der Luft, die ſie einathmete, ihr ganzes Weſen ſchien in fühlendem Empfinden aufzugehen und ſeine Gegenwart in ſich zu ſaugen. Ihre Finger wurden ſchwerer, ihr Kopf neigte ſich unmerklich zurück, faſt bis an ſeine Bruſt. Er küßte die gekräuſelten Locken, die ſeinem Munde ſo nahe waren, berauſchende Schwüle umwogte ihn, umfloß ſie wie ein glühendes Meer und machte alles weitere Denken unmöglich. Sie ſpielte immer langſamer, nun ſanken ihre Hände herab, ſie blickte auf zu ihm, er beugte ſich — ein Kuß — ein langer Blick — dann noch ein Kuß —

Die Sonne ſchien in das Zimmer herein, der Vogel ſang in ſeinem vergoldeten Käfich, die Blumen dufteten, Alles umher war Glanz, Reichthum und Harmonie, und mitten darin ſtanden zwei ſelige ſchuldige Menſchen Hand in Hand und vergaßen Erde und Himmel um ſich her.

Otto's nahende Schritte ſchreckten die Beiden aus ihrer Trunkenheit auf. Er hatte ſeinen Schwager zu einem Geſpräche nicht gelaunt gefunden und kehrte mißmuthig zu ſeiner Schweſter zurück.

Was habt ihr denn? frug er erſtaunt, als er ſie ſo verwirrt neben einander ſtehen ſah.

Leonie faßte ſich zuerſt. Der Herr Marquis war ſo traurig, daß es mich ergriff, ſagte ſie.

Otto ſchüttelte ungläubig den Kopf. Was erzählten Sie meiner Schweſter? frug er den Marquis, als er gleich darauf mit ihm das Haus verließ.

Louis ſenkte den Kopf in der größten Verlegenheit. Es giebt ſo Vieles, ſagte er dann, was mich traurig machen kann. Sie wiſſen, mein Vater erſchoß ſich, als ich noch ein Knabe war, und meine Mutter — hier pochte ſein Herz unter einem ſtechenden Vorwurfe — ſtarb an gebrochenem Herzen.

Hm, ſagte Otto, ich habe keinen Grund, Ihnen nicht zu glauben, künftighin werden Sie aber beſſer thun, meiner Schweſter keine ſolchen Geſchichten im tête-à-tête zu erzählen, es möchte ihrem Manne doch nicht angenehm ſein.

Der Marquis biß ſich auf die Lippen, aber vor dem Zauber der Sünde hat noch keine Warnung geſchützt.

Sie ſehen, welcher Gefahr Sie mich ausſetzen, ſagte Leonie zu ihm, als er ſchon den folgenden Tag wieder kam, denn die Erinnerung an die genoſſene kurze Seligkeit ließ ihm keine Ruhe fern von ihr. Sie ſehen, daß ich der Stimme meines Herzens nicht folgen kann. Denken Sie daran, daß ich nicht mehr frei bin. Mein Mann und mein Vater ſind beide unerbittlich — mein Vater beſonders. Schonen Sie mich! Sie wiſſen nicht, was er ſchon gethan — mein Leben ſelbſt iſt nicht ſicher vor ihm.

Ja, erwiderte er, Sie haben Recht! ich ſehe wohl, daß meine Liebe zu Ihnen ein Verbrechen iſt, aber was ſoll ich dagegen thun? Ich kann nicht leben, ohne Sie zu lieben, ich habe es vergeblich verſucht, und meine Liebe bringt Ihr Leben in Gefahr. Das Beſte iſt, ich thue, wie mein Vater, und jage mir eine Kugel durch den Kopf, dann haben wir Beide Ruhe.

Doch nicht, ohne mich zu fragen? rief ſie, ſeinen Arm mit beiden Händen faſſend. O Louis, wiſſen Sie denn nicht, daß ich Sie unausſprechlich liebe? Iſt Ihnen meine Liebe allein nicht genug?

Ihre Augen ſtanden voll Thränen, ihre Lippen zitterten, ſie war ſchön wie ein Engel des Lichts in ihrer rührenden Liebesangſt.

Leonie! rief er laut: er ſank ihr zu Füßen und umſchlang ſie mit beiden Armen.

Louis, ſüßer Louis! flüſterte ſie, über ihn gebeugt, zwiſchen einer Thräne und einem Kuß: Mein Louis! all mein Glück biſt nur du allein!

Er küßte ihre Hände, ihre Kleider, ihre Füße, ihre thauigen Lippen, er ſchloß ſie an ſich und drückte den heißen Kopf in ihren Schooß.

Da erſchallten Schritte, das Nebenzimmer entlang. Steh auf! rief Leonie haſtig und todtenbleich.

Louis ſprang in die Höhe. O dieſe Marter! rief er aus.

Leonie's Antwort war ein Lachen, ſo hell, ſo friſch, ſo kinderrein — lacht denn nicht mehr allein die Unſchuld ſo?

Es war ihr Mann, der hereintrat. Fröhlich lief ſie ihm entgegen.

Der Herr Marquis iſt verdrießlich, wenn nicht Alles nach ſeinem Kopfe geht, ſcherzte ſie. Sie hing ſich an des Grafen Arm und lachte wieder, als er ſich zu ihr beugte, ſie zu küſſen, und ſie mit einer ſpielenden Bewegung der ehelichen Liebkoſung glücklich entwich.

Sage dem Marquis, er ſolle Geduld haben, ſagte ſie. Schon eine gute Viertelſtunde predige ich ihm Weltweisheit, aber von mir nimmt er ſie nicht an. — Er iſt ein rechter Trotzkopf! ſetzte ſie mit einer kindlich naiven Geberde beleidigter Würde hinzu.

Ich weiß zwar nicht, um was es ſich handelt, wandte ſich jetzt der Graf an den Marquis, der finſter dareinſah bei der ſpielenden Tändelei, aber Geduld iſt immer gut, und ſo folgen Sie nur immerhin dem Rathe meiner kleinen Frau.

Ja, ſagte Leonie, er ſoll nur daran denken: Geduld bringt Roſen, und die Zeit kommt auch, wo wir ſie pflücken können. Das Aufbrauſen nützt gar nichts, ſchadet aber oft ſehr viel. — Und nun muß ich Sie verabſchieden, Herr Marquis, mein Mann iſt nur nach Hauſe gekommen, um mit mir wieder auszugehen.

Sie reichte ihm die Hand, die er ſtumm an ſeine Lippen führte, und er fühlte deren vielſagenden Druck; aber weder dieſer Druck noch der Blick, der ihn begleitete, ſtellte in ihm die geſtörte Harmonie wieder her.

Sonderbar! geliebt von dem Weibe, das er liebte mit einer Glut, in der jede andere Bedenklichkeit, wie Wachs in der Sonne, zerſchmolz; ihre Thränen und Küſſe noch warm auf ſeinen Lippen: dem höchſten Glück ſo nahe, daß vielleicht ſchon der nächſte Tag es ihm bringen konnte, — war die erſte Empfindung, die ſich in dem durch die Gewißheit der Gegenliebe etwas beruhigten Gemüthe regte, eine Erbitterung gegen das einzige Mittel, wodurch dieſes Glück ihm ermöglicht war.

Der Ehebruch mit ſeinem gewöhnlichen Gefolge von Selbſterniedrigung und Heuchelei trat ihm ſchon jetzt in ſeiner häßlichſten Geſtalt entgegen.

Und aus dem Allen rang ſich zum erſten Male wieder nach langer Zeit der Gedanke an Marie in ſeiner Seele empor. Wie war ſie ſtill, wie war ſie ruhig, wie war ſie heilig in ihrer unantaſtbaren, edlen Weiblichkeit!

Doch kein Gedanke, Leonie zu entſagen, miſchte ſich in die kurze Erinnerung; nur ein tiefes Mitleiden kam über ihn.

Ja, Marie iſt wahr — ſagte er ſich und ſeufzte — ſie kann es ſein, ſetzte er hinzu. Nie hätte Marie für mich gewagt, was Leonie wagt; es iſt nicht ihre Schuld, wenn ihre Liebe für mich ſie nun zu dem zwingt, was ihrer unwürdig iſt. Nein, Marie kann nicht lieben — hätte ſie Leonie's Herz für mich gehabt, es ſtünde jetzt wohl anders zwiſchen uns!

Er ging mit ſich zu Rathe. Er fühlte den Druck der Verhältniſſe, und daß dieſer unleidlich war. Er war jung und hoffnungsreich, war es ein Wunder, daß er daran dachte, ihn zu durchbrechen? O dieſer Zwang! rief er laut, und Leonie muß ja noch ſchwerer darunter leiden als ich! Und wozu das Alles? liegt nicht die ganze Welt offen vor uns? Kann ich nicht arbeiten? und was brauchen wir mehr, wenn wir nur beiſammen ſind? O immerwährend beiſammen ſein, ohne Verſtellung einander angehören, ungetheilt und ganz allein! O was iſt Rang und Reichthum gegen eine ſolche Seligkeit? Ja, ich will arbeiten, was iſt es mehr? Marie hätte gearbeitet für mich und wäre noch glücklich geweſen, es zu thun — aber Leonie ſoll es nicht. Meine Leonie! meine holde Blume! giebt es etwas Lieblicheres als du? Auf den Händen will ich dich tragen, kein Kummer ſoll dir nahen — O giebt es eine Mühe, die noch Mühe iſt, wenn ſie uns ein ſolches Glück erkauft?

Er ſetzte ſich hin, ihr zu ſchreiben, ſein Herz floß über in ſtolzer, freudiger Zuverſicht. Daß die Gräfin, neben der Liebe, noch verſchiedene andere Dinge zum Lebensglück nöthig finden könne, fiel ihm gar nicht ein.

Nein, ſagte er plötzlich, ich will es ihr nicht ſchreiben. Von Mund zu Mund geht die Ueberzeugung leichter, und ich muß ihr Alles genau ſagen, was ich will. Sie opfert ja mehr als ich, das liebe, herrliche Herz!

Er konnte den Tag kaum erwarten, und als der Morgen endlich kam, war es damit auch noch nicht abgemacht. Der Aufſchub ſteigerte nur ſeine Sehnſucht nach jener ſeligen Zukunft ewiger Vereinigung, wo ſolche Rückſichten nicht mehr nöthig wären. Endlich ſchlug die erſehnte Stunde und er eilte fort zu ihr.

Die Gräfin ſei bei ihrem Vater, ſagte man ihm. Er ging zum alten Grafen, ſie wenigſtens dort zu ſehen. Doch auch den fand er nicht zu Hauſe.

Der Herr Graf, hieß es hier, iſt mit der Frau Gräfin nach dem Thiergarten gefahren. Zum Thiergarten alſo begab er ſich, und hier endlich, am Arme ihres Mannes, den zarten Leib weich und warm in koſtbare Pelze gehüllt, gewahrte er Leonie unter einem nickenden Federhut, der ihm ſchon von Weitem zuzuwinken ſchien. Sie waren alle beiſammen und hatten einige Bekannte getroffen, mit denen ſie plaudernd die Promenade fortſetzten, ſo daß, wenigſtens für den Augenblick, an ein beſonderes Geſpräch gar nicht zu denken war. Aber Leonie's Augen ſagten genug, und der warme Freudenſtrahl, der ihm entflog, traf den jungen Mann mitten in das Herz.

Was ſagen Sie zu meinem Anzuge? ſagte ſie, als er an ihrer Seite weiter ging.

In der That, ein wenig ſchwer für dieſe Jahreszeit.

Denken Sie, ich habe zufällig ein wenig gehuſtet, und mein Mann hat eine ſolche Angſt, ſeine kleine, ſchlimme Frau zu verlieren, daß er mich mit einer vollkommenen Wintergarderobe behängt hat. Solche Dinge muß man mit ſich geſchehen laſſen, wenn man verheirathet iſt.

Wenn ich nicht ſorgfältiger wäre als du, du wäreſt mir längſt zu einem kleinen Eiszapfen eingefroren, ſagte ihr Mann.

Und das iſt allerdings ein Glück. Als Mädchen wäre ich nach meinem Geſchmack erfroren, als Frau ſteht mir das hohe Privilegium zu, einmal nach deinem Geſchmack zu erſticken.

Er lachte — Louis verdroß, wie immer, ihre unbefangene Vertraulichkeit mit ihrem Manne.

Dort ſehe ich Jemand, mit dem ich durchaus ſprechen muß, rief plötzlich der Graf. Herr Marquis, darf ich Ihnen meine Frau auf einen Augenblick anvertrauen? Und er entfernte ſich raſch.

Wir werden dich erwarten, rief Leonie ihm nach. Sie gingen etwas langſamer, und die übrige Geſellſchaft kam ihnen unmerklich voraus. Aber ſie wollte es nicht zu einem beſonderen Geſpräch kommen laſſen, ſie fürchtete ihres Vaters ſcharfen Blick, der nur wenige Schritte vor ihnen ging, und ſie fürchtete mehr noch Louis' eigene Ungeſchicklichkeit, jene Ungeſchicklichkeit, die ihr ſo lieb war, und die doch eine ſolche Gefahr in ſich ſchloß.

Kommen Sie, ſagte ſie, ihren Schritt etwas beeilend. Doch er kam ihr zuvor.

Ich muß Sie ſprechen, Leonie, ſagte er leiſe, aber ſo beſtimmt, daß ſie nicht zu widerſprechen wagte. Sie trat an ein eiſernes Geländer, das den Zwinger eines Bären umfing, und ſah hinab.

Sehen Sie den Bären an, iſt das nicht ein prächtiges Thier? antwortete ſie, nach unten deutend.

Aber ich muß Sie ſprechen, wiederholte Louis, mit einem Anfluge von Ungeduld.

Heute nicht, ſagte ſie, mit noch immer abgewendetem Geſicht.

Alſo wann denn?

Morgen nicht und übermorgen auch nicht. Ihr Ton war offenbar neckend; es verdroß ihn, daß ſie die Dringlichkeit ſeiner Bitte nicht begriff.

Aber ich muß Sie ſprechen, wiederholte er noch einmal.

Es wird ſo wichtig nicht ſein, verſetzte ſie, über das Gitter gelehnt. Sehen Sie doch den Meiſter Petz an!

O Leonie, ſagte er traurig, Sie treiben wahrhaftig Ihren Scherz mit mir!

Glauben Sie? ſagte ſie, legte den Finger der kleinen beſchuhten Hand an die reizenden Lippen und ſah dabei den jungen Mann mit einem ſo ſchalkhaft lächelnden Blicke an, daß ihm das Blut in die Wangen ſtieg. Sie ſpielte ſo gern mit ihrer Macht, daß ſie fortwährend ihre eigene Vorſicht darüber vergaß.

Um Gottes willen! rief ſie plötzlich erſchrocken, denn ſie ſah Otto nicht zwanzig Schritte weit, der auf ſie zukam, ſehen Sie mich nicht ſo an! Mein Vater bringt mich um, wenn er einen ſolchen Blick gewahrt.

Sagen Sie, wann ich Sie ſprechen kann, war Louis' eigenſinnige Antwort.

Ich werde ſehen, ſagte ſie, ſchnell von ihm weggehend. Bleiben Sie ſtehen, und ſehen Sie um Gottes willen noch den Bären an.

Er blieb ſtehen, und ſie ging auf ihren Bruder zu. Otto war allein, und ſie athmete beruhigt auf, während ſie ſeinen Arm ergriff: vor Otto fürchtete ſie ſich nicht. Ihr Vater war ſchon ziemlich weit und ganz vertieft in ein lebhaftes Geſpräch, er hatte alſo nichts bemerkt — von ihrem Manne war noch immer nichts zu ſehen.

Otto war den ganzen Weg auffallend verſtimmt. Leonie kümmerte ſich wenig darum, ſie hatte deſto mehr Zeit, ihren eigenen Gedanken nachzugehen. Er begleitete ſie nach Hauſe, und ſie zuckte ungeduldig die Achſeln, als er ihr in ihr Zimmer folgte, während ihr Vater ſich mit ſeinem Schwiegerſohn auf deſſen Studirzimmer begab.

Was willſt du? ſagte ſie mürriſch, denn ſie war ſeiner ſo gewiß, daß ſie bei ihm die Liebenswürdigkeit nicht für nöthig hielt.

Ich will dir ſagen, rief er ziemlich unvorſichtig, daß mir dein Benehmen gegen dieſen franzöſiſchen Marquis und das ſeinige gegen dich nicht gefällt.

Es thut mir leid, ſagte ſie ſpöttiſch, du hätteſt ſollen meine Gouvernante ſein.

Leonie! fuhr er heftig auf.

Wenn du dich unangenehm machen willſt, ſo ſuche dir einen anderen Ort, als das Haus deiner Schweſter, wo du dann mit deinen Hirngeſpinſten um dich werfen magſt, wie du willſt.

Leonie, rief Otto, mache mich nicht zorniger, als ich es ſchon bin! Deine Art und Weiſe, mit dem Marquis unter vier Augen umzugehen, ſchickt ſich nicht. Du mußt ihm dein Haus verſchließen und ihn nicht mehr wiederſehen. Ich dulde es nicht, daß dein Name zum Stadtgeſpött werde.

Sie lachte gereizt auf. Ruf' es lauter, ſagte ſie. Es wäre Schade, wenn nicht ein Dritter und Vierter erführe, welche Meinung du von deiner Schweſter haſt. Geh doch zu meinem Mann, oder lieber gleich zu meinem Vater; er wird ſich freuen, wenn du ihm eine Gelegenheit giebſt, ſeine alten Verfolgungen zu erneuern. Du haſt es doch nur auf die Störung meiner Ruhe abgeſehen.

Wenn ich zu deinem Mann oder zum Vater gehen wollte, käme ich nicht zu dir. Verſprich mir, den Marquis nicht mehr zu ſehen, und es ſoll nicht mehr die Rede davon ſein.

Ich bin Herrin in meinem Hauſe, verſetzte ſie ſtolz. Nur meinem Manne brauche ich zu gehorchen, und weder du noch der Vater habt mir etwas vorzuſchreiben, wenn nur er zufrieden iſt. Denkſt du unwürdig von mir, ſo mache es mit dir ſelber ab, bloß deiner Narrheiten wegen werde ich keinen Menſchen beleidigen. Nein, unterbrach ſie ſich plötzlich und ſchlug mit einer wilden Geberde des Jammers die Hände über den Kopf zuſammen, nie hätte ich geglaubt, daß mich ſo etwas von meinem eigenen Bruder treffen könne.

Sie warf ſich auf das Sofa, verbarg das Geſicht in die Kiſſen und brach in lautes Weinen aus.

Otto war bewegt; ein junger Mann bleibt ſelten ungerührt von den Thränen einer Frau, und wäre dieſe Frau auch zehnmal ſeine Schweſter, und wir wiſſen es, Otto hatte für die ſeinige ein beſonders weiches Herz. Er fing an, ſeine Hitze zu bereuen, und fürchtete den Eintritt ſeines Schwagers oder gar den ſeines Vaters, der, wie er wohl wußte, Leonie nie gewogen war. Sie hatte auch recht gut gewußt, was ſie that, als ſie dieſen Schatten ihrer Kinderzeit wieder vor ſeine Seele rief. Sein Zorn fing an in Mitleid und Sorge überzugehen; er trat zu ihr und faßte ihre Hand.

40.
Ein Seufzer endet dieſe letzten Worte,
Ein Seufzer, der der tiefſten Bruſt entflohn.
Dann ſagt ſie: Gehn wir! und zum Schreckensorte
Gelangen ſie am nächſten Tage ſchon.
Der Wächter ſieht ſie von des Thurmes Pforte,
Und ruft den Herrn mit einem Horneston,
Worauf der Heide ſich zum Kampf bereitet
Und auf den Steg in voller Rüſtung reitet.

41.
So wie die Kriegerin dahin gelangt,
So droht er ihr den Tod in dieſer Welle,
Wenn ſie nicht Roß und Wehr, womit ſie prangt,
Am Grab den andern Opfern zugeſelle.
Die Jungfrau, welche nicht im Mindſten bangt,
Da ſie den Tod der keuſchen Iſabelle
Von Flordeliſen ſich erzählen ließ,
Erwiedert ſie dem ſtolzen Heiden dieß:

42.
Wie können dir ſchuldloſe Menſchen dienen,
Du Vieh, zur Buße deiner böſen Luſt?
Die Todte muß dein eigen Blut verſühnen:
Du ſchlugeſt ſie, wie aller Welt bewußt.
Weit mehr als all' die Schwerter, Schilde, Schienen
Der Maſſen, die du ſtießeſt vor die Bruſt,
Wird ihr die Gabe werth ſein und behagen,
Wenn du von mir, als Opfer, fällſt erſchlagen.

43.
Und lieber wird's ihr ſein aus meinen Händen,
Weil ich ein Mädchen, wie ſie ſelber, bin.
Ich kam hieher, um dieſes zu vollenden,
Und nur auf Rache ſteht mein ganzer Sinn.

Ich habe ja nicht geſagt, daß du dir wirklich etwas vorzuwerfen haſt, aber ſelbſt der Schein ſchadet einer jungen Frau, und beſonders in einer Stellung, wo ſie die Augen ſo Vieler auf ſich zieht. Wird Marie jemals meine Frau, ſo weiß ich, daß ich unglücklich wäre, haftete der geringſte Schein einer unrechten Handlung an ihr. Darum ſei mein gut lieb Schweſterchen und verſprich es mir, daß du den Marquis wenigſtens nicht mehr allein unter vier Augen ſehen willſt.

Kann ich das? verſetzte ſie. Mir ſelbſt iſt der Marquis weiter nichts; mein Mann hat den jungen Mann gern, das iſt die ganze Beziehung zwiſchen uns. Ich habe für ſein Unglück Theilnahme gefühlt, das iſt wahr; er kann es noch immer nicht vergeſſen, daß Marie ihn verworfen hat, und ich hatte ihm verſprochen, mein Möglichſtes für ihn zu thun. Zufällig haſt du jetzt Abſichten auf ſie, du biſt mein Bruder, und ich bin zu deiner Partei übergegangen. Er hat eine Ahnung davon und ſieht ein, daß er Marie nicht das bieten kann, was ſie in einer Ehe mit dir finden wird. Du ſprichſt von Schein, aber wenn ich von allen Männern, die mein Haus beſuchen, nur ihn allein ſo ängſtlich vermeide, welchen Schein lade ich dann auf mich, und was ſoll ich meinem Mann antworten, wenn er mich über den Grund einer ſo auffallenden Abneigung fragt, gegen einen Menſchen, den er beſonders ſchätzt und der ja Keinem von uns etwas zu Leide gethan? Frage ihn ſelbſt; denkſt du denn, ich habe es nicht ſchon verſucht?

Katze! ſagte Otto, der nichts zu erwidern fand und doch nicht überzeugt war, und ſonderbarer Weiſe in ſeinem Kopfe immer dasſelbe Bild für ſeine Schweſter fand, mochte es nun in Zorn oder Freude ſein.

Sie erhob ſich in aller Würde gekränkter Weiblichkeit. Du beleidigſt mich fort und fort, ſagte ſie. Wenn ich auch deine Schweſter bin, ich bin, ſelbſt für dich, noch immer eine Frau und habe Anſpruch als ſolche, von dir mit Achtung behandelt zu werden. Du ſiehſt, was du nicht verſtehſt, und weil du es nicht verſtehſt, ſcheint es dir ſchlecht zu ſein. Thue was du willſt, ich rede kein Wort mehr mit dir. Das Glück meiner Ehe ſollte genügende Antwort ſein auf jeden Verdacht. Du kannſt mir manchen Verdruß bereiten, du kannſt den Frieden meines Mannes ſtören und dadurch auch den meinigen, aber thue was du willſt — ich fürchte dich nicht. — Sie ging zur Thüre, auf der Schwelle wandte ſie ſich noch einmal um. Ich muß dich verlaſſen, ſagte ſie. Du biſt in einem Zuſtande, der kein vernünftiges Geſpräch erlaubt; wenn du ruhiger biſt, ſo wird es mich freuen, dich wieder zu ſehen — bis dahin lebe wohl.

Da ging die Thüre auf, und ihr Vater trat ein, von ihrem Mann gefolgt.

Was giebt es? frug der alte Graf ganz überraſcht.

O, rief Leonie zornig und ſchonungslos, denn ſie fühlte, der Sieg ſei in ihrer Hand, es iſt nur mein Herr Bruder, der es liebenswürdig findet, einmal ungezogen zu ſein.

Habt ihr euch gezankt? frug er ſeinen Sohn.

O, dieſer Eigenſinn! ſeufzte Otto und ſchlug die Augen zur Decke auf, als rufe er den Himmel an zum Zeugen ſeiner mißhandelten Geduld.

Graf Hoheneck lachte über ſein jämmerliches Geſicht und auch ſein Vater hielt Alles für eine harmloſe geſchwiſterliche Zänkerei.

Wie Louis, ging nun auch Leonie mit ſich zu Rathe über die möglichen Eventualitäten, welchen ſie durch ihre Liebe ausgeſetzt war. Mit Otto hatte ſie ſo ziemlich ihren Zweck erreicht. Der gute Junge fühlte, daß er ihr nicht gewachſen ſei, aber wenn auch nicht jeder Zweifel in ihm erloſchen war, konnte er an ſolche Verſtellung glauben, in einem ſo jungen Geſchöpf? Sein offenes unerfahrenes Herz erkannte es als eine Unmöglichkeit.

und dennoch war er nicht überzeugt. Aber Otto war, wie wir wiſſen, in ihren Befürchtungen bei weitem nicht die Hauptperſon, ihr Vater nahm darin die wichtigſte Stelle ein. Was ſollte ſie thun, wenn ſein Argwohn geweckt wurde? Und wie leicht konnte das nicht geſchehen! Was würde er thun, der Alles zu thun im Stande war, der kein Erbarmen kannte, wäre ſie in ſeiner Gewalt? Ja, freilich, wäre — aber ſie war es nicht!

Der Gedanke, ihrem Vater die Stirn zu bieten und im offenen Kampfe gegen ihn aufzutreten, wenn es nicht anders ſein konnte, ſtand zum erſten Male deutlich, klar, und entſchloſſen vor ihrem Geiſt. Hatte ſie darum von allen Freuden der Jugend und der Liebe abgeſehen, einen Mann geheirathet, der ihrer Jugend gegenüber faſt ein Greis erſchien, und dieſem Manne ein Glück bereitet, wie weit und breit es in keiner anderen Ehe zu finden war, — bloß darum, daß ſie noch zittern ſollte vor einer außer ihm ſtehenden Gewalt?

Sie ſann hin und her und ging dabei im Zimmer auf und ab, bald ſtehen bleibend, bald ſchneller gehend, wie der Lauf ihrer Gedanken ſie trieb. Vor offenbarer Gewalt war ſie wohl geſchützt, was ſie treffen ſollte, mußte von ihrem Manne ausgehen. Was würde alſo ihr Vater thun? ſie anklagen bei ihrem Manne?

Ja, wenn er Beweiſe hätte, ſagte ſie mit einem ſpöttiſchen Zuge um den Mund, aber wo findet er die? Und ſelbſt wenn er Beweiſe hätte, würde er ſo weit gehen, das Glück meines Mannes zu zerſtören? — ſchwerlich — aber wenn auch — mein Mann muß *mir* glauben! ſetzte ſie laut hinzu.

Sie wurde immer heimiſcher auf dieſer entſchieden höheren Stufe, die ſie ſo plötzlich erſtiegen, und ſah ſich nun die Welt von dort oben mit einem freieren Blicke an. Ihr Mann hielt gar viel auf ihren Vater, hundertmal hatte er ihn Leonien geprieſen als das

Muſter eines Edelmannes in jeder Beziehung. Sie hatte geſchwiegen dazu oder ſogar geſchienen auf ſein Lob einzugehen. Das mußte anders werden, das war klar. Jene erſte Achtung nach und nach in Mißtrauen zu verwandeln — ja in Abneigung, wie es ſich gerade fügen würde, war denn das gar ſo ſchwer? Nur die Gelegenheit dazu — und würde die Gelegenheit nicht ſehr leicht zu finden ſein? Beruhigt ſpann ſie den Faden der Möglichkeit weiter aus. Was würde ihr Vater thun, wenn auf dieſe Weiſe ihr nicht beizukommen war? — Ein Duell? Mit einem Greiſe ſchlüge ſich Louis nicht! und Otto? der war ja ihres Vaters Schooßkind. Ein verächtliches Lächeln zog hier um den ſüßen, kindlichen Mund — den würde ihr Vater ſelbſt hüten vor Gefahr.

Einige Tage vergingen, Otto war zu einer Jagdpartie gefahren. Graf Hoheneck ſollte bei einer Cabinetsberathung ſein, die ihn wahrſcheinlich den ganzen Vormittag feſthalten würde; da erſchien er ſchon am frühen Morgen unerwartet bei dem Marquis.

Es iſt eine eigene Sache, die ſich immer wiederholt, daß eine ſchuldbeladene Seele ſtets glaubt, was ihr ſelbſt ſo viel Unruhe mache, könne unmöglich für Andere ein Geheimniß ſein. Louis erblaßte, als er ſeinen für ihn ſo unheimlichen Beſuch in das Zimmer treten ſah. Aber Niemand konnte ruhiger und gelaſſener ſein, als der Graf.

Meine Frau behauptet, ſagte er, Sie hätten ihr ſchon vor langer Zeit einige Lieder verſprochen, hätten aber aus ungalanter Zerſtreutheit Ihr Verſprechen bis jetzt nicht erfüllt; da hat ſie mir aufgetragen Ihr Gedächtniß aufzufriſchen, und weil ich ſo des Weges gehe, habe ich es für beſſer gefunden, zu einer Stunde zu kommen, wo Sie noch nicht ausgeflogen ſind. Sie wiſſen, Damen muß man den Willen thun, und ſo werden Sie gewiß die frühe Störung verzeihen.

Der junge Mann war in den letzten Tagen

hundertmal auf dem Sprunge geweſen, Leonie's Verbot zu brechen und dennoch zu ihr zu gehen. Nun ihm die Gelegenheit ſo leicht gegeben war, verſagte ihm plötzlich aller Muth. Es war ihm ſo unbegreiflich, daß Der, welcher doch zunächſt davon betroffen wurde, von Leonie's Erkalten ſo gar nichts zu bemerken ſchien.

Die Gräfin ſoll mir verzeihen, erwiderte er, ich ſchicke die Lieder ganz gewiß heute noch.

Haben Sie die Güte, erwiderte verbindlich der Graf; vielleicht können Sie ſelbſt auf einen Augenblick hinaufgehen? Die Gräfin war neulich etwas unartig gegen Sie — man muß ihr das verzeihen — ſie iſt noch ſo jung! Uebrigens bereut ſie es auch gleich und fürchtet nun, Sie könnten beleidigt ſein.

O das hat nichts zu ſagen, ſtammelte Louis in wachſender Verlegenheit.

Alſo, sans rancune! wie Ihre Landsleute ſagen, ſchloß der Graf, und der Marquis begleitete ihn hinaus.

Gott, iſt es möglich? rief Louis, als er zurückkam. Wäre ich Leonie's Mann, von welcher Wichtigkeit würde jede Regung ihres Herzens für mich ſein!

Sonderbar! aus dem Vertrauen des Grafen in ſeine Frau, zog er den kühnen Schluß, wie unwerth einer ſolchen Frau dieſer Mann ſei.

Er ſammelte ſeine Notenhefte und ſtieg bald darauf mit ungeduldiger Freude die Treppe zu Leonie's Wohnung hinauf. Die Falſchheit, die ihn zu ihr führte, ſchien ihm weit weniger verwerflich zu ſein, als jene, die ihn von ihr entfernt hielt. Sie ſtand am Fenſter und erwartete ihn. Ihre erſte Bewegung war, ihm entgegen zu ſpringen, doch mitten im Zimmer blieb ſie durch eine plötzliche Eingebung ſtehen: ſie hatte ſich nicht umſonſt ſo reizend gemacht! Der helle Sonnenſchein ſpielte um ſie und malte hinter ihr einen warmen, goldigen Grund, wie zu einem byzantiniſchen Gemälde. Da war kein Fältchen an ihrer Kleidung, keine Locke ihres herrlichen Haares, die nicht dazu diente, ihre unbeſchreibliche Anmuth noch zu erhöhen. Glückſelig und hold lächelte ſie ihm entgegen, als er endlich über die Schwelle trat.

Sind Sie zufrieden? Habe ich es diesmal recht gemacht?

Er ſchloß ſie an ſich; es war unmöglich,-ihr zu widerſtehen. Sie lächelte und wollte ſich losmachen, doch er hielt ſie feſt und zog ſie zu ſich nieder, indem er ſich ſetzte.

Habe ich es recht gemacht? wiederholte ſie mit der lieblichen Einfachheit eines Kindes.

Er ſah ſie mit leuchtenden Augen an.

Es ſollte immer ſo ſein, ſagte er.

Doch iſt es ſüß, wann immer es auch iſt!

Er ſchwieg, ſie lehnte den Kopf an ſeine Schulter und ſah unter den langen Wimpern zärtlich und neckiſch zu ihm auf.

Undankbarer! ſagte ſie, mit dem Finger drohend.

Du weißt nicht, was es für einen Mann heißt, das Weib, das er liebt, im Beſitz eines Andern zu ſehen, verſetzte er faſt düſter und ſtrich ihr die goldig glänzenden Haare aus der Stirn, während er tief in die dunklen, ſtrahlenden Augen ſah.

Aber ein Ehemann iſt ja doch eine Perſon, der man einige Rückſicht ſchuldig iſt, ſagte ſie mit angenommener Gravität.

Wäre das Liebe, die ſich ſolcher Rückſicht fügte?

Ihr Lächeln war bezaubernd, und ſie legte den Kopf, den ſie ſo eben erhoben, von Neuem an ſeine Bruſt.

Aber nur dich lieb' ich ja, und du weißt es wohl, ſagte ſie.

Er fing die Worte auf ihren Lippen auf.

O, ſag es wieder, flehte er.

Mein Louis, mein Glück, meine einzige, erſte, letzte, ſüße, ſelige Liebe! flüſterte ſie.

Und dein Mann?

Sei ſtill; ich liebe ja den Grafen nicht.

Du haſt ihn doch geliebt?

Sie ſchüttelte in lächelnder Verneinung den Kopf.

Nur dich habe ich geliebt, vom erſten Augenblicke, wo ich dich ſah.

Aber Louis ſtieß ſie faſt mit Heftigkeit zurück.

O, warum haſt du ihn dann geheirathet? frug er in zornigem Schmerz. Leonie! das hätte Marie nicht gethan!

Sie ſchnellte in die Höhe, als habe eine Schlange ſie geſtochen.

Louis! rief ſie laut. Sie war blaß, ihre Augen blitzten im wilden Feuer, ihre Lippen zuckten, und die kleinen Hände ballten ſich krampfhaft zuſammen. Louis! wiederholte ſie mit erſtickter Stimme. Ihr ganzer Körper bebte, ſie wandte ſich ab und brach in Thränen aus.

Er ſprang auf und eilte zu ihr. Ihre Heftigkeit hatte ihn erſchreckt, ihr Schmerz verſcheuchte jedes andere Bedenken. Leonie! bat er flehend, er zog die Widerſtrebende an ſich und löſ'te faſt mit Gewalt ihre Hände von dem abgewendeten Geſicht. Meine Leonie, ſieh mich an — verzeihe mir! Er küßte mit bebenden Lippen die Wimpern, an denen noch die warmen Thränen hingen. Meine Leonie! flüſterte er dazwiſchen, mein einziges, liebſtes, theuerſtes Gut!

Warum reden Sie denn ſo, Herr Marquis? frug ſie und ſah mit mattem Lächeln zu ihm auf, während ſie ſich müde in ſeine Arme ſinken ließ.

Er faßte ihren Kopf mit beiden Händen, hob ihr Geſicht empor und ſah ihr tief in die feuchten, für ihn ſo himmliſch ſchönen Augen.

Warum ich frage? erwiderte er, und die Adern auf ſeiner Stirne ſchwollen hoch an in dem Schmerz und Ernſt ſeiner Empfindung, — o, Leonie, du liebes, ſündiges, herrliches, ſchwaches Weib! Fühlſt du denn nicht, daß du mein Glück, dein Glück, unſer Beider

Glück unrettbar zerſtört haſt? Fühlſt du denn nicht die Qual, die mich befällt, wenn ich ſehen muß, wie jedes heilige Recht an dich ſchon vor mir von einem Anderen hingenommen iſt? Kann ich die Theilung ertragen, die dich herabwürdigt und meinen Durſt nach dir doch nicht löſchen kann? Dieſe wonnigen Lippen, dieſe Augen, die einen Engel berücken könnten, ſind ſie nicht mein, und mein allein, da du mich liebſt? was haſt du aus dir, was haſt du aus mir gemacht? Fühlſt du denn gar nicht, was du mir biſt? Kannſt du dieſe Verſtellung ertragen, wenn ich dabei zu Grunde gehe? O dieſe Verſtellung! Fühlſt du denn nicht, daß ſie die Schande unſerer Liebe iſt?

Sie ſah nieder und erbleichte — ſie fürchtete ſich vor ihm!

Wir haben ja bis jetzt kein ſo großes Unrecht begangen, ſagte ſie ſehr ſtill.

Nicht? rief er in wildem Hohne. Er ließ ſie los und ging mit ſtürmiſchen Schritten auf und ab. Nun ja, rief er endlich ſich bezähmend und vor ihr ſtehen bleibend, aber wird es denn immer ſo bleiben?

Ich denke — ja — vielleicht — wenn Sie vernünftig ſind, ſagte ſie leiſe mit noch immer niedergeſchlagenen Augen.

Er lachte zornig und nahm ſeinen heftigen Gang wieder auf.

Was fange ich an? dachte Leonie: wenn mein Mann kommt, ſind wir Beide verloren. Sie ſann hin und her, was ſie thun könne, ihn zu zerſtreuen: aber ſie hatte nicht den Muth, nur von der Stelle zu gehen. Der Löwe, denn ſie gezähmt zu haben glaubte, wandte ſich plötzlich gegen ſie und drohte ſie bei dem geringſten Zeichen von Widerſtand, zu zerreißen.

Endlich legte ſich der Sturm in ſeinem Innern von ſelbſt. Er blieb von Neuem ſtehen und faßte ihre Hand. Nein, Leonie, ſagte er, es kann nicht immer ſo bleiben. Ich bin ein Menſch und werde mich nicht immer mit dem begnügen, was höchſtens für einen Heiligen vielleicht genug ſein mag. — Die letzten Worte betonte er mit bitterer Ironie. Aber höre, fuhr er fort und legte den Arm innig um ihren Leib, wir ſind noch nicht verloren, wenn du nur Muth und Aufopferung genug haſt.

Sie blickte fragend zu ihm auf.

Liebſt du mich? frug er, über ſie gebeugt.

O Louis! flüſterte ſie vorwurfsvoll.

Wie ich dich liebe — mehr als die ganze übrige Welt?

Wäreſt du ſonſt hier?

Nun gut, ſo laß uns fliehen! — Er fühlte, wie ſie in ſeinen Armen zuſammenſchrak. Du ſollſt an nichts Mangel leiden, fuhr er leidenſchaftlich fort. Was ich von meinem väterlichen Vermögen gerettet habe, iſt nicht viel, aber für das Nöthigſte iſt es doch genug. Und ich werde arbeiten, rief er heftig, als er ſah, daß ſie den Mund öffnete zum Widerſpruch. Arbeiten für dich, iſt das nicht eine Seligkeit? Das Unmögliche kann ich thun, wenn du bei mir biſt. Drüben in einem fremden Welttheile herrſchen die thörichten Vorurtheile nicht, die uns hier von allen Seiten umklammern. Den Namen meines Vaters laſſe ich hier zurück — nur ein glücklicher Menſch will ich ſein, der dort in dir ſeine ganze Seligkeit in die Arme ſchließt. Leonie, mein Leben, meine Seele, mein ſüßes, liebes Weib! Sage, iſt das nicht mehr werth, als all der Tand und Flitter, den man hier mit dem Namen Glück benennt?

Aber die Welt — deine Stellung — deine Ehre — ſtammelte ſie, während der glühende Hauch ſeiner Leidenſchaft ſie unwiderſtehlich gefangen nahm.

Du biſt meine Welt, meine Ehre, mein Glück, ſagte er, Alles biſt du mir! Meiner Seele Seligkeit gäbe ich hin für dich! O ſage, daß du mich liebſt, daß du mir folgen willſt, wohin es auch ſei!

Wie du willſt, was du willſt, ſagte ſie halb bewußtlos, ſeinen Liebkoſungen faſt erliegend.

Engel! Meine Mutter mag es mir verzeihen, wenn ich eine Sünde begehe; aber ich verzichte gern auf den Himmel, der ihr Wohnſitz iſt, wenn ich nur dich ganz und allein beſitzen kann!

Sie ſchwieg. Seine Seele ſtieg in einem ſtummen Gebete des Dankes zu demſelben Himmel auf, dem er ſo eben entſagt, denn die höchſte Freude hat überall nur Eine Sprache.

O, dachte Leonie, die Liebe iſt ſüß! Louis, mein Louis, ja, ich liebe dich! Sterben wäre beſſer, als dir zu entſagen — aber warum alles Andere opfern? — Können wir nicht auch ohne das glücklich ſein?

Die Hausglocke ertönte. Leonie fuhr horchend aus Louis' Armen auf.

Es iſt ein Beſuch, ſagte ſie, gleich wird man hier ein. — Und ſie ſetzte ſich an das Klavier.

Laß dich verleugnen, erwiderte er, ungehalten über die Störung.

Das kann ich nicht, was würden meine Leute ſagen? verſetzte ſie, im Grunde froh, das gefährliche Geſpräch beendet zu ſehen.

Wie wäre es, Herr Marquis, wenn Sie Ihre Stirn zu einiger Freundlichkeit zwingen wollten, die Leute laufen mir ſonſt davon? ſagte ſie ſcherzend zu Louis, der in mürriſcher Verſtimmung mitten im Zimmer ſtand.

Der raſche Wechſel ihrer Laune hatte ihn außerordentlich peinlich berührt. Ich werde gehen, erwiderte er. Sie wandte ſich ſchmollend um. Als er auf der Schwelle war, blickten Beide nach einander um. Meine Leonie, verzeihe mir! rief er ihr zu.

Mein Louis! war Alles, was ſie ſagte, aber ihre ganze Liebe klang voll in dem Tone. Sie warf ihm einen Kuß nach, als er unter der Thüre verſchwand.

O, ſagte ſie, Otto hat Recht, ich darf ihn nicht

Doch eh' wir uns zu dieſem Kampfe wenden,
Sei ein Vertrag geſchloſſen zum Beginn.
Werd' ich beſiegt, ſo ſoll auch ich erlangen,
Was du mit allen thät'ſt, die du gefangen.

44.

Doch wenn du fällſt — ich darf es prophezeien —,
So ſei dein Roß und deine Rüſtung mein.
Die werd' ich einzig dieſem Grabe weihen,
Und all' die andern löſen von dem Stein.
Auch ſollſt du die Gefangenen befreien. —
Erwiedert Rodomont: So ſoll es ſein;
Nur die Gefang'nen kann ich dir nicht ſtellen,
Denn ſie befinden ſich jenſeits der Wellen.

45.

Ich ließ ſie in mein Reich nach Algier gehn;
Doch ich verſpreche dir bei meiner Ehre,
Sollt' es durch unverhofften Fall geſchehn,
Daß du im Sattel bleibſt und ich ihn leere,
So ſollen ſie die Freiheit alle ſehn,
In ſo viel Zeit, als etwa nöthig wäre,
Bis daß ein Bote ſchleunig geht, zu thun,
Was du ſodann, als Sieg'rin, magſt geruhn.

46.

Doch unterliegſt du, wie gar leicht zu denken,
Und was ich ſagen kann mit Zuverſicht,
Verſprech' ich, deine Wehr nicht aufzuhenken,
Auch auf den Marmor kommt dein Name nicht.
Den Sieg will ich den ſchönen Augen ſchenken,
Dem ſchönen Haar, dem ſchönen Angeſicht,
Wo nichts als Lieb' und Anmuth ſteht geſchrieben;
Nur ſollſt du mich, ſtatt mich zu haſſen, lieben.

wieder unter vier Augen ſehen. Wo käme ich hin bei ſolcher Leidenſchaft!

Und doch war ſie glücklich, wie ſie es noch nie geweſen war. Wie von einem Glorienſchein umfloſſen, ſtrahlte ihr ganzes Weſen von Lieblichkeit, und ihr Beſuch, ein alter General, fühlte ſein erkaltetes Herz neu aufleben unter dem erwärmenden Hauche dieſer unwiderſtehlichen Anmuth.

Faſt unmittelbar darauf trat ihr Vater ein und blieb betroffen vor ihr ſtehen.

Ich mache eben die Bemerkung, daß ich die Gräfin noch nie ſo reizend geſehen! ſagte der General. Der alte Graf nickte zuſtimmend, doch ſprach er nicht. Er ſetzte ſich, ſein Blick ſtreifte noch einmal ſeine Tochter und irrte dann wie ſuchend im Zimmer umher.

Eine Blume, welche die Gräfin im Haare oder an der Bruſt gehabt, lag welk und zerknickt auf dem Teppich. Bei dieſer Blume blieben ſeine Gedanken ſtehen. Er bückte ſich danach, hob ſie auf, zog die zerdrückten Blätter auseinander und blickte in den verwüſteten Kelch, als wolle er darin das Geheimniß leſen, deſſen leiſe Spur ihm mehr in einem Traume zu ſchweben, als in der Wirklichkeit zu beſtehen ſchien.

Was hatte ihn heute an ſeiner Tochter überraſcht? Ein ſcheinbares Nichts, ein Etwas, unbeſtimmt und unfaßbar wie die Luft, dem er vergebens durch Worte eine beſtimmte Geſtalt zu geben rang, und das doch wie ein dunkler Schatten über dem ſchimmernden Haupte ſtand. Es war Etwas, das ihn an ihre Mutter erinnerte. Und wie er jetzt in den kleinen, verwelkten Kelch dieſer Blume ſah, war es das Bild dieſer Mutter, welches ihm zu entſteigen ſchien, ſchön und blühend, wie er ſie in früheren Jahren geſehen, als ſie noch die Freude ſeines Herzens war, — aber mit einem ſpöttiſchen Zuge um den Mund. Kleine Eigenthümlichkeiten an ihr, wie deren jeder Menſch hat, ſuchte jetzt ſein Gedächtniß aus der Vergangenheit hervor. Auch ſie hatte Blumen geliebt, zwar nie mit der ſybaritiſchen Weichlichkeit, welche Leonie in ihre Neigungen brachte, wie denn jede Neigung ſich je nach den Menſchen verſchieden äußert, aber mit Blumen ſich zu umgeben war doch eine Gewohnheit ihres Lebens geweſen, und der Graf erinnerte ſich, wie vor und nach Leonie's Geburt dieſe Neigung auffallend zugenommen, und wie man ihm das Kind, über das er damals Thränen der Freude geweint, auf ihren Befehl und gegen das Verbot der Wärterin, zuerſt in einem mit Blumen bekränzten Bettchen gezeigt.

Hier verließen ſeine Gedanken die Mutter, um auf etwas Anderes überzugehen.

Haſt du den Marquis lange nicht geſehen? frug er und blickte zu der Gräfin auf.

Der General hatte ſich entfernt, Leonie ſtand am Kamine, den ſchönen Arm auf die koſtbare Marmorplatte gelegt, den Blick auf die züngelnde Flamme geſenkt. Die Hand, die den Fächer hielt, hing nachläſſig an ihrer Seite herab. Die feinen Augenbrauen waren leicht zuſammengezogen, die zarten Lippen feſt auf einander gepreßt, und das Blut, das vor wenigen Minuten die durchſichtigen Wangen lebhafter als ſonſt gefärbt, war einer leichten Bläſſe gewichen. Er konnte die langen Wimpern ſehen, die ſich ein wenig ſenkten vor der Glut, die ſie traf, die aber niemals den feſten Blick ganz verſchleierten. Muth, Ueberlegung, vielleicht ein gewiſſer Grad von Tücke war in den feinen, beweglichen Zügen ausgedrückt. Sie ſah ihrer Mutter nicht mehr ähnlich, doch fühlte der Graf ſich beunruhigt, er wußte nicht warum.

Was war es, worüber die junge Gräfin in ſolches Grübeln verſank, daß ſie darüber ſogar vergaß, ihre Züge wie gewöhnlich zu beherrſchen? Auch ſie gedachte ihrer Mutter. Es mußte eine eigenthümliche, magnetiſche Beziehung zwiſchen dieſen zwei Menſchen beſtehen, die von der Natur einander ſo nahegeſtellt, ſich nun gegenüberſtanden wie zwei Feinde, von denen jeder mißtrauiſch eine Blöße in des Anderen Rüſtung zu entdecken ſucht.

Die Stunde des Kampfes muß wohl nahe ſein, dachte ſie, während ſie ſo regungslos unter ſeiner Beobachtung ſtand. Aber nicht mit der Sicherheit, die ſie vor einigen Tagen erfüllte, überzählte ſie die Kräfte, die ihr gegen die eiſerne Macht zur Verfügung ſtanden, die ſie von Kindheit an fürchten gelernt, und über welche ſie jetzt ſiegen mußte, wollte ſie dann ungefährdet zu ihrem Ziele gelangen. Die nahende Gefahr hatte ihr gewöhnliches Gefolge von Unſchlüſſigkeit mit ſich gebracht, die erſt, wenn dieſe Gefahr unausweichlich vor ihr ſtünde, vor dem feſten Willen zerſtieben würde, der noch ſchlummernd darunter verborgen lag. Scheu und befangen hatte ſie ihren Vater eintreten ſehen; wie ein böſes Vorzeichen traf es ſie, daß er ſo ſchnell nach Louis' Weggehen wie durch eine Ahnung zu ihr gezogen ward, und ihre Befangenheit nahm zu, je tiefer der Graf in ſeine Gedanken verſank. Ein Theil ihres Lebens ſchien ſich verrätheriſch jener Blume mitzutheilen, die er in den Händen hielt, die ſie nicht wegzunehmen wagte, aus Furcht, das Gewitter, das über ihrem Haupte ſchwebte, mit dieſer kleinen Bewegung herabzuziehen. Auch bei ihr zog ſich das Leben, das erſt ſo glänzend nach außen geſtrahlt, unwiderſtehlich in das Innere zurück und beleuchtete dort einen Punkt, von dem ein dunkler, rieſenhafter Schatten von Tod und Gefahr trotz aller Willenskraft ſich nicht verſcheuchen ließ.

O, dachte ſie, verließe er nur die Stadt, dann wäre Alles gut.

Bei der Frage ihres Vaters ſchreckte ſie auf.

Nicht doch — ſagte ſie, unfähig zu erwähnen, daß Louis denſelben Morgen dageweſen ſei.

Er ſcheint ein lieber Menſch zu ſein.

Mein Mann hat ihn ſehr gern.

Du biſt eine aufmerkſame Frau.

Sie ſchwieg.

Und biſt du glücklich? frug er jetzt, ſie voll und ſcharf anſehend.

Da ſollten Sie meinen Mann fragen, lieber Papa, erwiderte ſie lächelnd.

Nein, ich frage dich.

Ich hoffe, daß ich nicht ausſehe, wie eine unglückliche Frau: es wäre eine große Ungerechtigkeit. Sie lächelte noch immer, doch ſchlug ſie mit einer nervöſen Bewegung den Fächer auf und zu.

Er thut Alles für dich?

Sie ſehen ja ſelbſt, Papa.

Ja, ſagte er, ich ſehe — möge es immer ſo ſein!

Da ging die Thür auf, und ihr Mann trat ein. Aber für Leonie war es keine Erleichterung. Sie zwang ſich, ihm zuzulächeln, und er trat zu ihr und küßte ſie.

Du biſt lang ausgeblieben, ſagte ſie zu ihm mit freundlichem Vorwurf.

Es ging nichts anders, erwiderte er ſehr heiter. Uebrigens habe ich deinen Auftrag nicht vergeſſen, und ſo biſt du in deinem Gewiſſen beruhigt.

Sie lächelt ſanft und berührte mit den Lippen eine Hand, die liebkoſend ihre ſammtweiche Wange ſtreichelte.

Ha, ſagte er, zum Clavier tretend und die Notenhefte beſehend, war er vielleicht ſchon da?

Sie antwortete nicht. Sie war zu ihren Blumen getreten, mit denen ſie ſich beſchäftigte.

Wer? frug ihr Vater jetzt.

Nun, der kleine Marquis, verſetzte Hoheneck. Ich war heute bei ihm, ihn an einige Lieder zu mahnen, die er meiner Frau verſprochen hatte, und da liegen ſie ſchon. Sie wiſſen nicht, Papa, wie gern meine Leonie jetzt ſingt.

Mit einem unbeſchreiblichen Blick ſtreifte der Graf ſeine Tochter; ſie ſtand tief über ihre Blumen gebeugt, allein die Natur war ſtärker, als ihr Wille, und er ſah, wie ſie erröthete.

So? verſetzte er gedankenvoll. — Es war eine Kleinigkeit, und doch beſchäftigte — ſie ihn.

Sollte der Marquis von Chanteloup herkommen, ſagte er zu dem Bedienten, der ihm in der Vorhalle den Pelz anzog, ſo ſagen Sie ihm doch, es würde mich freuen, ihn einmal bei mir zu ſehen.

Der Herr Marquis waren heute ſchon da, erwiderte der Diener, doch wenn Euer Gnaden wünſchen, gehe ich zu ihm hin.

Es iſt nicht nöthig, ſagte der Graf, indem er in den Wagen ſtieg.

Schon den folgenden Tag kehrte er zu ſeiner Tochter zurück. Er fand ſie mit ihrem Manne, der vertraulich ſeine Zeitung neben ihr las.

Nun raucht er mir noch mein Zimmer voll, ſagte ſie lachend. Alles muß ich mir gefallen laſſen, und ich habe nicht einmal den Dank davon, daß er mich unterhält. Sie zupfte ihn neckend am Ohr. Ich bin eiferſüchtig auf deine Politik, ſagte ſie mit ſchalkhaftem Schmollen.

Hoheneck ſah lächelnd zu ihr empor, legte den Arm um ſie und zog ſie näher an ſich. Was für Nachrichten? frug er ſeinen Schwiegervater.

Der alte Graf hatte ſich zu ihnen geſetzt. *Eine* ſonderbare wenigſtens, antwortete er, der Marquis hat auf meine Verwendung ſeine Beförderung erhalten, und er ſchlägt ſie aus.

Ei was! meinte Hoheneck.

Leonie's Herz pochte laut.

Die Sache iſt mir aus vielen Gründen unangenehm — vielleicht will er die Stadt nicht verlaſſen, fuhr ihr Vater fort, und ſein Blick haftete feſt auf Leonie. Sie ſpielte unbefangen mit ihren Armbändern und nahm an dem Geſpräche keinen Theil.

Wegen Marie? verſetzte Hoheneck. O, da iſt Alles aus.

Sind Sie deſſen ſo gewiß?

Man hat es mir verſichert. Uebrigens fragen Sie meine Frau, ſie hat es übernommen, ſeine Tröſterin zu ſein.

Wirklich? bedarf er denn des Troſtes ſo ſehr?

Faſt ſcheint es ſo.

Der beſte Troſt wäre — abreiſen. Uebrigens iſt das Tröſten ein ſonderbares Amt für eine junge, lebensluſtige Frau. Der Troſt muß von innen kommen, da hilft alles Reden von außen nichts.

Das habe ich Leonie auch geſagt, aber ſie glaubt mir nicht. Ich weiß nicht, wo ſie die Geduld hernimmt. Mit ihrem guten Herzen kommt ſie immer ein wenig der Vernunft in den Weg. Eigentlich fällt dabei das Beſte für mich ab. Sie bilden Beide ein muſikaliſches Duo, das ganz rührend iſt. Er verſorgt ſie mit franzöſiſchen Liedern, von denen er einen ganzen Vorrath zu haben ſcheint, und mir ſingt ſie dann die Grillen weg.

Tröſten? wiederholte ihr Vater. Unſinn! Was iſt Troſt? Kannſt du ihm für das Glück, das er verloren, ein anderes geben, oder ihm beweiſen, daß es kein Verluſt ſei, was er als ſolchen empfindet?

Leonie war aufgeſtanden. Sie fühlte, der Kampf ſei da, und ſie ſammelte ihre Kraft.

Das hieße Entſchädigung, erwiderte ſie. Tröſten heißt nur, einem Menſchen das Unglück, das er trägt, weniger fühlbar machen.

Ei was! Mit der Noth kommt auch die Kraft. Es giebt größeres Unglück im Leben, als auf den Beſitz des Weibes, das man liebt, verzichten zu müſſen — und man ſtirbt doch nicht daran, ſetzte er düſter hinzu — oder ſtirbt etwa der Marquis?

Das nicht — aber Theilnahme —

Ein rechter Mann ſoll auf eigenen Füßen ſtehen; der iſt keiner Theilnahme werth, der ihrer ſo viel bedarf.

Freilich, warf hier Hoheneck ein; der Marquis iſt ein ganz lieber Menſch; wenn ich ihn aber ſo herumſchleichen ſehe, wie das böſe Gewiſſen, ſo fühle ich, daß meine Achtung für ihn auf ſchwachem Grunde ruht.

Was geht das mich an? ſagte Leonie. Ich gebe zu, daß ſeine Laune nicht die heiterſte iſt, ſoll man ihm darum aus dem Wege gehen? Deinetwegen ziehe ich ihn ins Haus — ohne deine Vorliebe für ihn —

Nun, du haſt dir dieſe Vorliebe wohl ein wenig eingeredet — indeſſen, er iſt dein Landsmann, und ſo mag er in Gottes Namen dir zur Laſt fallen, ſo lange und ſo viel es dir gefällt. — Du weißt, liebes Kind, in ſolchen Dingen iſt dein Wille mir Geſetz.

Wie du dir doch ſelbſt widerſprichſt! rief ſie faſt mit Heftigkeit. Haſt du mir nicht hundertmal geſagt —

Mein Gott, mein Gott! Ja, ich habe geſagt! Du wollteſt mir ſo gern eine Freude machen, und wie ſollte ich da widerſtehen? — Uebrigens iſt er ja ein ganz angenehmer Menſch. Nur lohnt er mir dieſe Vorliebe ſchlecht, ſetzte er lachend hinzu. Sie müſſen wiſſen, Papa, ſagte er erläuternd zu dieſem, geſtern ſchickt mich die kleine Hexe zu ihrem ſentimentalen Schützling hinauf, angeblich, um ihn an einige Lieder zu erinnern, die er ihr verſprochen hatte, eigentlich aber, weil dem guten Ding das Gewiſſen ſchlug, daß ſie ihn neulich etwas kurz abgefertigt, und ich, als Ehemann, machte den Vermittler. Nun, wenn ein Löwe oder Tiger aus dem Thiergarten zu ihm eingetreten wäre, er hätte ihm kaum ein anderes Geſicht machen können, als mir. Ueberhaupt ſieht er mich manchmal ſo ſonderbar an, daß, wenn nicht Leonie meine Frau wäre, man glauben könnte, ich hätte ihm die Braut weggefiſcht.

So? meinte der alte Graf.

O, dachte Leonie, das iſt nicht zu ertragen! Und mein Vater, der jedem Worte wie einer Offenbarung lauſcht! Das muß anders werden zwiſchen uns. —

Es iſt die höchſte Zeit, daß ich auf das ſehe, was mich retten kann.

Ich gebe dir den Rath, ſagte ihr Vater, bevor er ging, dir einen Zeitvertreib zu ſuchen, der beſſer für dein Alter und deine Stellung paßt.

Warum? frug Leonie, deren Kräfte mit der Gefahr wuchſen.

Ich denke, daß du mich verſtehſt, und iſt es nicht der Fall, nun, ſo habe ich mich eben geirrt. Wenn der Marquis aber wirklich deine Theilnahme erregt, ſo rathe ihm, die Stadt ſo bald als möglich zu verlaſſen; die Luſt hier iſt ſehr gefährlich — und ſie könnte es auch für ihn leicht werden, wenn ſie es nicht ſchon iſt.

Der Graf begleitete ſeinen Schwiegervater hinaus. Als er zurückkehrte, war ſeine Frau nicht mehr im Salon. Leonie dachte, nun ſei es Zeit, die Krallen ein wenig zu zeigen, die ſie bis jetzt ſo ſorgfältig verborgen gehalten. Sie hatte ſich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, und dort ſuchte ihr Mann ſie auf. Er war nicht wenig überraſcht, als er ſie hier in Thränen fand.

Was haſt du? frug er raſch, was iſt geſchehen?

Ich habe dir's nie geklagt, antwortete ſie unter Thränen, ich ſah, wie du dich an meinen Vater ſchloßeſt, und ich wollte dir das Vergnügen nicht ſtören, das ſein Umgang dir gewährt. Ich habe dir nie geſagt, wie er mir immer abgeneigt war. Ein Stiefkind wird nicht ſo ſchlimm gehalten, als ich es bei meinem eigenen Vater war. Otto war ſein Söhnchen, ſein Liebling — für mich hat er nie ein freundliches Wort gehabt, und doch habe ich ihm gehorcht wie eine Sclavin. Ich habe gedacht, wenn er ſehen würde, wie glücklich wir mit einander ſind, würde er auch gerechter gegen mich ſein — aber nein — und nun du dich mit ihm gegen mich wendeſt, was ſoll ich thun, als weinen? Ihr ſeid die Männer — es iſt euch leicht, Recht zu behalten, gegen mich, denn ich bin nur ein ſchwaches Weib.

Des Grafen Erſtaunen ſtieg immer höher. Es war ſeine erſte Eheſtandsſcene, und er wußte nicht recht, wie er dazu kam. Was haſt du nur? wiederholte er.

Wenn ich Alles thue, was ich dir an den Augen abſehen kann, rief ſie lauter weinend, wenn ich ganz aufgehe in dem Beſtreben, dir dein Haus angenehm zu machen, dann kommſt du mir mit ſolchen Dingen, als dächte ich nur an mich. Für wen lade ich ein, als nur für dich? Deine Freunde ſind es, die ich ſehe; habe ich jemals verlangt, du ſolleſt irgend Jemand meinetwegen ſehen? Die du wählteſt, waren mir lieb, weil du ſie gewählt. Gieb mir heute die Liſte Jener, die du ſehen willſt, in die Hand, und kein Anderer ſoll mehr über die Schwelle treten. Was geht mich der Marquis an? Weil du ihn lieb hatteſt, lud ich ihn ein und nahm Theil an ihm. Nun wird es mir zum Verbrechen gemacht! Schließe ihm morgen deine Thür, du wirſt ſehen, ob ich mich beklage. Schließe dein Haus ganz, wenn du willſt; du wirſt ſehen, ob ich unzufrieden bin. Alles habe ich für dich ertragen. ich habe nie gemurrt über all die Laſt und Mühe, die mir das ewige Empfangen macht. Bin ich an ein ſolches Leben gewöhnt? Gehört nicht mein Haus aller Welt? Wo habe ich eine Häuslichkeit? Aber weil du es wünſchteſt, war mir Alles recht. Das Unmögliche hätte ich gethan, nur um dich glücklich und froh zu ſehen, und was iſt mein Lohn? Daß du nun mit meinem Vater gemeine Sache gegen mich machſt, damit ich als Frau ebenſo unterdruckt werde, wie ich es als junges Mädchen geweſen bin.

Der Graf konnte ſich nicht verbergen, daß eine gewiſſe Animoſität in dem Benehmen ſeines Schwiegervaters gegen die junge Frau gelegen, und er ſtrengte ſich vergebens an, ihr zu beweiſen, daß dies mehr Scherz als Ernſt geweſen ſei.

Du haſt es nur nicht verſtanden, entgegnete ſie und zog nun die Krallen vorſichtig wieder ein. Sie lehnte den Kopf an ſeine Bruſt und weinte ſtill fort. Du weißt nicht, wie mein Vater iſt, ſagte ſie. Otto iſt Alles für ihn, und Otto bildet ſich ein, ich hätte bei Marie nicht mein Möglichſtes für ihn gethan, weil ich früher den Marquis protegirt. Nun kann er den Marquis nicht leiden von jeher, und das hat ſeinen Haß noch geſteigert. Darum hat der Vater auch ſeine Verſetzung ſo eifrig betrieben und kann's dem Marquis nicht verzeihen, daß er ſie ausgeſchlagen hat. Aber was kann ich dafür? Neulich ſchon gab es mit Otto einen Streit deßwegen, — kann ich den jungen Mann zwingen, meinem Bruder aus dem Wege zu gehen? Meinetwegen ginge er nur! was habe ich denn dabei? Mein ganzes Leben wird nur in Bitterkeit verkehrt!

Sie ſchlang die ſchönen Arme um den Hals ihres Mannes und fuhr in gebrochenen Worten leiſe zu klagen fort. Er küßte ſie ſtill und zog ſie auf ſeinen Schooß. Biſt du böſe? ſagte ſie ſchüchtern und reuig wie ein verweintes Kind, deſſen Trotz in Thränen gebrochen iſt. Ich war nicht gut gegen dich, und du biſt doch ſo gut! Daran iſt nur die Ungerechtigkeit Schuld. Man fühlt ſie doch, wenn man auch ſchweigt — und ich hätte wohl immer ſchweigen ſollen, es iſt ja doch mein Vater! — Was könnte ich nicht thun, um das Herz meines Vaters zu gewinnen — du glaubſt nicht, was ich Alles ſchon gethan, aber es nützt nichts. Du biſt Alles was ich habe — willſt du dich auch von mir wenden?

Sie lehnte den Kopf an ſeine Schulter, und ihre Thränen drangen wieder heißer hervor, doch ohne Heftigkeit.

Er ſchloß ſie inniger an ſich, aber er ſchwieg. Er war zu gerührt, um Worte zu finden. Daß dieſes junge, kindlich zarte Geſchöpf, das nur geſchaffen ſchien über Blumen zu gehen, den ſchweren Gram ſo lang in

47.
Ich bin von ſolcher Kraft und Tüchtigkeit,
Daß dich's nicht reu'n wird, das Gewehr zu ſtrecken. —
Ein Lächeln, doch mit Wermuth im Geleit,
Das mehr nach Zorn als anderm ſcheint zu ſchmecken,
Iſt Bradamantens einziger Beſcheid;
Sie ſpornt nach dieſem übermüth'gen Gecken
Ihr Roß, zur Brücke reitet ſie einher,
Und hoch ſchwingt ſie den goldnen Zauberſpeer.

48.
Auch Rodomont bereitet ſich zum Streite;
Er kommt in vollem Lauf, die Brücke tönt
So mächtig, daß der Schall in großer Weite
Betäubend in das Ohr des Hörers dröhnt.
Der goldne Speer thut ſeine Pflicht auch heute:
Den Heiden, der ſo manchen ſchon verhöhnt,
Hebt er vom Roß, zerreißt ihn faſt in Stücke,
Und ſchleudert ihn kopfüber auf die Brücke.

49.
Kaum daß ihr Roß noch etwas Raum gefunden,
Als nun die Kriegerin vorüberritt,
Und kaum war die Gefahr noch überwunden,
Daß ſie nicht in den Fluß hinunterglitt.
Doch Rabican, den Feu'r und Wind verbunden
Erzeugt, war von ſo ſchnellem, leichtem Schritt,
Daß ihm der letzte Rand noch Raum gegeben;
Der könnt' auf eines Schwertes Schneide ſchweben.

50.
Sie wendet ſich zu dem geſchlagnen Mohren,
Indem ſie ihn mit muntern Worten neckt:
Nun kannſt du ſehen, wer von uns verloren,
Nun kannſt du endlich ſehn, wer unten ſteckt! —

ſich getragen, ohne Groll und Klage, war etwas, was ſeine Seele ſchmerzlich bewegte und ſeine Liebe zu ihr bis zur Ehrerbietung erhob.

Sage ihnen nichts, flehte ſie mit einem lieblichen Blick und bittenden Lächeln, als er ſich endlich zum Gehen anſchickte. Es iſt ja nicht ihre Schuld, daß ſie ſo ſind, es könnte ihnen doch wehe thun, — und Otto iſt ſo gut, wenn er ſeinem eigenen Herzen überlaſſen iſt! Wenn du mir nur bleibſt, entbehre ich alles Andere leicht. Aber du bleibſt mir, nicht wahr? frug ſie mit einem ſchüchternen Aufblick der müden Augen zu ihm.

Sein Herz überſtrömte von Zärtlichkeit. Er beugte das Geſicht einen Augenblick auf die wirren, glänzenden Haare der reizenden Zauberin. O Gott! dachte er, wodurch habe ich ein ſolches Glück verdient?

Sie ſchloß den Riegel ihrer Thür hinter ihm und horchte einen Augenblick auf ſeinen verhallenden Schritt, dann legte ſie den Finger überlegend an die Lippen. Ja, ſagte ſie, er wird mich ſchützen, ſeine Liebe iſt ſtärker als der Tod! Und thue ich denn nicht Alles für ihn? iſt er nicht glücklich? und was will er mehr? Bin ich es? iſt Louis glücklich? und doch liebe ich ihn. — O ich liebe ihn! wiederholte ſie nachſinnend und blickte vor ſich nieder. Das war der erſte Zug, dachte ſie dann, aber noch bin ich um die Klippe nicht herum. Sie ſetzte ſich nieder und ſchrieb folgenden Brief:

> „Louis, mein Louis, ſei vorſichtig! Mein Vater ahnt unſere Liebe zu einander und beobachtet mich. Ein Wort, ein Blick nur, und wir ſind rettungslos verloren! Du kennſt meinen Vater nicht — er iſt ſchrecklich! Keine Beſchreibung vermag dir zu ſagen, wie er iſt, was er im Stande iſt zu thun! — O Louis! was bleibt dir ohne mich, was bleibt mir ohne dich, als zu ſterben? Geliebter, ſei vorſichtig, zürne nicht, wenn ich mich in das Unabänderliche füge, habe Geduld mit mir. Mein Vater — denke, er iſt alt — und wir ſind Beide jung. Eine ganze

Zukunft des Glückes liegt vor uns, wenn du nur warten willſt. Muß ich nicht auch warten? Glaubſt du, meine Liebe brenne weniger heſß als die deinige? Glaubſt du, die Stunden ſchleichen mir weniger langſam, wenn ich dich nicht ſehe, wenn keine mir die Hoffnung deiner Nähe bringt? Und jetzt, Louis, jetzt darf ich dich nicht ſehen — auf viele Tage nicht. Und nicht allein, hörſt du? nicht allein, ſo lange mein Vater noch in der Stadt iſt. Dann, dann ſind wir freier. — Schreibe mir. O dieſer Brief nimmt mein halbes Leben mit, und nur deine Antwort giebt mir es wieder.“

Wer kann ſagen, ſie habe nicht gefühlt, was ſie ſchrieb? Und doch, welch zwingendes Intereſſe lag für ſie darin, ihren Kahn ſo durch Gefahren aller Art geſchickt und glücklich hindurchzuſteuern? Daß ſie Alles verlieren konnte, war nothwendig, um dem Durſt ihrer üppigen Seele nach ſtets wechſelnden Genüſſen Genüge zu thun. Es war die Würze des Lebens, die Allem, was ſie beſaß, erſt den rechten Beigeſchmack gab.

So wird Louis ſich zügeln müſſen, dachte ſie, und dieſer närriſche Fluchtplan, der nur in einem närriſch leidenſchaftlichen Gehirn ausgeheckt werden konnte, bleibt vor der Hand, was er iſt, ein angenehmer Traum. — Sie ſchickte ihm den Brief ſammt den Noten zu.

Einige Tage danach begegnete Graf Hoheneck ſeinem Schwiegervater. Der Auftritt mit ſeiner Frau lag ihm noch immer im Gedächtniß, es ſchien ihm unmöglich, daß ein Wort nicht hinreichen ſollte, Alles zum Beſten zu lenken, und er beſchloß gleich vor die rechte Schmiede zu gehen.

Hören Sie, lieber Papa, ſagte er nach einem kurzen Geſpräch und nahm den alten Grafen vertraulich unter den Arm, meine Frau hat mir anvertraut, daß Sie ihr nicht ſo zugeneigt ſeien, wie zum Beiſpiel ihrem Bruder. Es mag wohl nur Einbildung von ihr ſein, aber Sie glauben nicht, wie der Gedanke, Ihrem Herzen fremder zu ſtehen, dem guten Kinde durch die Seele geht. So habe ich mir denn vorgenommen, Ihnen Ihr Unrecht vorzuhalten und Ihnen zu beweiſen, daß meine Leonie ein wahrer Engel iſt.

Ich verſichere Ihnen, daß ich nichts gegen meine Tochter habe, verſetzte der alte Graf, von dem Angriff etwas überraſcht.

Das habe ich ihr auch geſagt, aber ſie läßt nun einmal nicht von dem Gedanken, und ich muß ſelbſt geſtehen, lieber Papa, daß Ihre Kälte ihr dazu manchmal einen Grund zu geben ſcheint. Und Leonie iſt doch ſo ſanft, ſo folgſam, ſo heiter, ſo liebenswürdig, ſo gut! Ich will Otto's Vorzügen nicht zu nahe treten, lieber Papa, aber an Ihrer Tochter haben Sie doch eigentlich Ihr Meiſterwerk gemacht.

Der alte Graf machte eine Bewegung, als habe er unerwartet einen Stoß gegen die Bruſt erhalten. Er blieb ſtehen, ſtützte ſich auf ſeinen Stock und wurde plötzlich ſehr bleich.

Was fehlt Ihnen? frug ſein Schwiegerſohn.

Nichts — ein leichter Schwindel — es wird gleich vorüber ſein.

Singt die Gräfin noch immer ſo viel? frug er nach einer Pauſe.

Sie klagt, es greife ihr die Bruſt an. Aber Sie können ohne Sorgen ſein, lieber Papa, ich habe gleich mein Verbot darauf gelegt. Freilich iſt es ein Opfer, aber Leonie thut Alles, was ich will. Und im Grunde ſingt ſie ja nur für mich.

Nun, es freut mich, daß Sie glücklich ſind.

So glücklich, daß es für einen Ehemann faſt lächerlich iſt. Ich werde Fräulein Pertold eine Zulage zu ihrer Penſion geben. Ich begreife nicht, daß es noch alte Jungfern giebt. — Woran denken Sie, Papa?

Nur ſo — ich dachte, wie ihre Mutter doch eben ſo war.

Wirklich? ſieht ihr Leonie ſehr ähnlich?

Das nicht — die Augen ein wenig, aber auch die nur zuweilen — Es kommt doch Alles auf Eins heraus! ſetzte er düſter hinzu. Wir ſprachen von Ihrer Frau, mein Verdienſt dabei iſt, fürchte ich, ſehr gering. — Nun, ich werde Ihnen beweiſen, daß ich Ihre Worte zu Herzen nehme, und jetzt öfter bei meiner Tochter anweſend ſein.

Thun Sie das, Papa. Und das Beſte wird wohl ſein, Sie erwähnen nichts von unſerem Geſpräch. Sie könnte ſonſt leicht denken, daß Sie ſich nur Zwang anthun.

Sie haben vollkommen Recht, erwiderte Leonie's Vater. Sie ſchüttelten einander die Hand und ſchieden.

Indeſſen war auch Otto herzugekommen, und an ſeinem Arm ſetzte der alte Graf ſeinen Weg weiter fort.

O ſie iſt weit, dachte er, und ſeine Gedanken waren bei Leonie, weiter noch, als ich gedacht. O Gott, habe ich noch nicht genug gethan?

Sie begegneten dem Marquis, der grüßend vorüberging. Otto hatte ſich abgewandt und that, als ſehe er ihn nicht.

Was haſt du? frug ſein Vater.

Ich mag ihn nicht! platzte Otto ärgerlich heraus.

Du biſt eiferſüchtig, meinte der Graf.

Wird Marie jemals meine Frau, ſo brauche ich auf keinen König eiferſüchtig zu ſein, und wären alle Frauen wie Marie, ſo könnten in Gottes Namen noch ſo viele franzöſiſche Marquis in der Welt herumlaufen, kein Mann würde dadurch in ſeiner Ruhe geſtört.

Der alte Graf antwortete nicht. Otto muß fort, dachte er, und es iſt die höchſte Zeit. — Noch denſelben Abend ſprach er mit ihm. Leonie hatte Recht gehabt, ihr Vater würde ihn ſelbſt hüten vor Gefahr.

Marie und ihre Eltern müſſen nun wiſſen, begann der alte Graf, woran ſie mit dir ſind, und auch über deinen Charakter können ſie ſchwerlich noch im Unſichern ſein. Du haſt alſo hier nichts mehr zu thun, und deine Gegenwart in S. iſt durchaus nöthig. Mich halten andere Geſchäfte hier zurück, und ich habe Klagen über den Verwalter gehört.

Nichts konnte Otto ungelegener kommen, als dieſe Trennung von dem Mädchen, das er liebte und das ſich ihm in letzterer Zeit freundlicher zuzuneigen ſchien. Ich habe mit Marie eigentlich noch nicht geſprochen, ſtotterte er.

Ich werde mit dem Baron ſprechen und dich die Antwort wiſſen laſſen. Das wird hinreichend ſein.

Aber die Reiſe war und blieb unangenehm. Der Marquis fiel ihm wieder ein. Wenn auch ſeine Liebe zu Marie die Beaufſichtigung, die er ſich vorgenommen, in Atome zerſplitterte, mit der leichten Ueberſchätzung der Jugend dünkte ihm jetzt ſeine Gegenwart allein ein entſchiedener Schutz für ſeine Schweſter zu ſein. Es iſt nicht wegen Marie allein, verſetzte er ſtockend und erröthend, denn er war es nicht gewohnt ſeinem Vater zu widerſprechen, und fürchtete auch mehr zu ſagen, als ihm für Leonie's Ruhe gerathen ſchien, aber ich kann nicht fort, lieber Papa, ich kann gewiß nicht fort.

Der Graf richtete ſich auf. Was iſt es, das dich feſthält? frug er ſtreng.

Otto ſchwieg.

Ich denke, fuhr ſein Vater fort, daß ich weiß, was es iſt. Aber der Argwohn, den du auf deine Schweſter wirfſt, iſt eine Beleidigung für mich. Ich kenne die ganze Geſchichte und weiß, was ich davon zu halten habe. Du biſt noch ein Kind und machſt aus einem Ameiſenhaufen einen Berg. Morgen reiſeſt du unwiderruflich ab.

Dabei blieb es denn auch. Ja, ja, ſagte ſich der Graf, der dem ſich entfernenden Sohne mit Wehmuth nachſah, ich werde einſam ſein ohne dich, mein Junge, — aber in einem ehrloſen Kampfe ſollſt du mir nicht untergehen. An mir iſt es, zu wachen, und fürchte nicht, daß mich der Schlaf befalle, — ich habe das Wachen lange genug geübt.

Leonie war nicht wenig überraſcht, als Otto kam, Abſchied von ihr zu nehmen. Ich werde bei Marie für dich ſorgen, ſagte ſie zu ihm.

Sorge für dich ſelbſt, es wird mir lieber ſein, verſetzte er mißmuthig.

Du haſt Recht, ſagte ſein Schwager, Leonie ſingt mir noch immer zu viel.

O, verſetzte ſie mit einem leichten Schmollen, du biſt nie zufrieden, und übrigens habe ich die Noten ſchon weggeſchickt. Jetzt mag dir eine Andere die Grillen wegſingen.

Wirſt du eiferſüchtig ſein? lachte er.

Ich thue Alles, was du willſt, du weißt, ich thue es, — und meine armen ſchönen Lieder, was mögen ſie denken, nun ſie ſo ganz verlaſſen ſind? In dem Blick, in dem Lächeln, mit dem ſie zu ihm aufſah, in dem Ton ihrer Stimme lag es wie eine halbe Thräne, und ſie drückte den Kopf an ihres Mannes Arm.

Er beugte ſich zärtlich zu ihr. Es iſt mir doch lieber, du bleibſt geſund und ich höre deine ſüße Stimme weniger oft, erwiderte er mit einer leichten Rührung, die halb Dank und halb Vorwurf war.

Sie ſind doch recht glücklich mit einander, dachte Otto ſehr beruhigt, indem er von ihnen ging.

Von nun an änderte ſich Leonie's Leben auf eine für ſie auffallende und befremdende Art. Ihr Vater brachte faſt ſeine ganze Zeit bei ihr zu, und Otto's Abweſenheit gab ihm den beſten Grund dazu. Warum war er überhaupt in der Stadt geblieben, für die er doch ſo wenig eingenommen war? Ich alter Mann gehe hier auf Freiersfüßen herum und muß für Otto werben, hatte er einmal geſagt. Das ſchien natürlich genug; warum mußte er aber beſtändig bei ihr ſein? Wie oft hatte ſie Otto's Abreiſe gewünſcht, um ihren Vater dadurch los zu werden; nun war Otto abgereiſ't, und der Druck, dem ſie zu entgehen wünſchte, lag doppelt ſchwer auf ihr. Ihres Vaters Benehmen gegen ſie war aufmerkſam, ſo aufmerkſam hatte ſie ihn nie geſehen. Hatte er damals nur aus allgemeiner Ueberzeugung geſprochen, oder war ſein Verdacht wirklich geweckt? Sie konnte daraus nicht klug werden; — weder in Wort noch in Blick hatte er auf das gehabte Geſpräch angeſpielt. Der Marquis wurde faſt nicht erwähnt.

Louis kam ſelten, an ein Geſpräch unter vier Augen war nicht zu denken, er fand die Gräfin keinen Augenblick allein. So konnte nun freilich der Fluchtplan nicht weiter beſprochen werden, aber es entſtand eine andere Gefahr. Er ſchrieb, durch Noten und Bücher ging der Verkehr; Leonie hatte weder den Muth zu antworten, noch ſie zurückzuweiſen, und immer ſchwebte ſie über dem Abgrunde der höchſten Gefahr. Ein Blick, ein Lächeln reichte nicht mehr hin, ihn zu beſchwichtigen, er wurde dringender mit jedem verfließenden Tag, und ſelbſt eine Thräne, die er dem verſchleierten Auge wie eine verſtohlene Bitte um Schonung entſchlüpfen ſah, machte ihn zwar verſtummen, aber vermehrte nur ſeine innere Aufregung. Wo er ſie ſah, ſah er ihren Mann oder ihren Vater neben ihr. Ein böſer Argwohn belaſtete ſeine Seele, das Glück, das ihm ſo nahe geſchienen, wich wie ein Schatten unter ſeiner Hand. Er dachte, Leonie ziehe ſich vor ihm zurück, und ſein Verſtummen war nur die Ruhe, die dem Ausbruche vorhergeht. — Alles war zwiſchen ihnen anders geworden. Das Senfkorn des Mißtrauens, von der Leidenſchaft ſo lange erſtickt, fing an zu keimen und langſam die erſten giftigen Blättchen zu treiben.

Er glaubte ihr nicht mehr, und jetzt ſagte er es ſich auch.

Sie hoffte von einem Tage auf den andern. Das Frühjahr war angebrochen, ihren Mann hielten Geſchäfte in der Stadt zurück, aber auch ihr Vater traf keine Anſtalten, auf das Land zu gehen.

Wie lange bleibt Otto in S.? frug ſie ihn eines Tages, nach ihrer Gewohnheit die Frage, die ſie eigentlich ſtellen wollte, umgehend.

Den ganzen Sommer, verſetzte er ruhig.

Sie bleiben doch nicht den ganzen Sommer hier? frug jetzt ihr Mann.

Nein, nein, ich reiſe nach. Nur ſpäter, jetzt kann ich nicht. Was werden Sie thun?

Ich fürchte, ich werde reiſen müſſen, ſagte ihr Mann ein wenig gepreßt.

Jedenfalls hoffe ich aber, Sie mit Ihrer Frau in S. zu ſehen. Sie waren noch nicht auf dem Gute, und Leonie iſt dort erzogen worden.

Das iſt wahr, ich werde ſehr gern dort ſein. Was meinſt du, Leonie?

O ich gewiß auch, verſetzte ſie ruhig. Gott bewahre mich! dachte ſie.

Du haſt mich verrathen, ſagte ſie ſpäter mit kindlichem Schmollen zu ihrem Manne, nun bringt der Vater aus Pflichtgefühl mir das Opfer ſeiner ganzen Zeit, und es thut mir weh.

Graf Hoheneck lachte. Er bildete ſich nicht wenig auf die Verſöhnung ein, die er zu Stande gebracht, und hielt ſeine Frau hochbeglückt; was Leonie empfand, iſt leicht zu denken. Das Werkzeug, deſſen ſie ſich bedient, hatte ſich in ihrer Hand gewendet und ſie ſelbſt verletzt. Unmöglich konnte ſie ihrem Manne ſagen, die Gegenwart ihres Vaters ſei ihr eine Qual.

Habe Geduld! flüſterte ſie Louis eines Tages zu, ſiehſt du denn nicht, was ich leide?

Sie wandte ſich um, ihres Vaters Augen ruhten forſchend auf ihr. Sie wurde ſehr blaß, aber ſie erwiederte ſcheinbar ruhig den Blick.

Ei, ſagte er, ſpielſt du noch immer ſo gern Hazardſpiele?

Ich? verſetzte ſie; es kommt darauf an.

Und Sie, Herr Marquis? frug er jetzt.

Nein, verſetzte dieſer, und ſeine Stimme bebte leicht, das Ungewiſſe und Schwankende zieht mich nicht an, und mit der Zeit ſtößt es mich ſogar ab.

Sie fühlte die Antwort in allen Faſern ihres Herzens und wagte es nicht, den bittenden Blick zu ihm zu erheben, denn ihres Vaters Augen lagen noch immer auf ihr.

Louis ſchickte ſich zum Gehen an.

Ich werde Sie begleiten, ſagte der alte Graf freundlich zu ihm. Auf der Treppe hing er ſich, was er früher noch nie gethan, in ſeinen Arm.

Sie müſſen Nachſicht haben mit einem alten Manne, der eben das Loos des Alters theilt, ſagte er mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit. Wiſſen Sie, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, daß Sie ihrem Vater ſehr ähnlich ſehen? Er mochte nicht viel älter ſein, als Sie, da ich ihn kennen lernte. Aber auch Ihre Mutter hat die Natur bei Ihnen nicht vergeſſen. Sie war eine ſehr edle Frau.

Sie haben auch meine Mutter gekannt? frug Louis, plötzlich ſehr bewegt.

Ja, Herr Marquis. Niemand hat ſie beſſer gekannt; aber ich war jung, und mein Auge war damals geſchloſſen für ſolchen Werth, ſonſt wäre Vieles anders gekommen. Ihre Mutter wenigſtens hätte ein beſſeres Loos verdient.

Louis ſchwieg. Sie waren an den Wagen gekommen. Machen Sie mir das Vergnügen, mich zu begleiten, ſagte der Graf, ich ſetze Sie bei Ihrer Wohnung ab. — Und mit tieferregtem Intereſſe, aber doch voll ſcheuer Zurückhaltung nahm der junge Mann an ſeiner Seite Platz.

Sehen Sie, Herr Marquis, fuhr der alte Graf zu reden fort, Ihr Vater war ein liebenswürdiger Mann; böſe Beiſpiele haben ihn vielleicht mehr auf falſche Wege geführt, als ſein eigenes Herz.

Es war das erſte Mal, daß Louis entſchuldigende

Worte über ſeinen Vater vernahm. Eine wunderbare Rührung kam über ihn, und ſein Herz, das in der letzten Zeit ſo viel von der anerzogenen Strenge abgelegt, ſog begierig dieſe neue Lehre ein.

Wüßten Sie, welche furchtbare Macht das böſe Beiſpiel übt, die falſche Scham, die von der Rückkehr zurückhält, wie ſehr auch das Herz zum Beſſern drängen mag! Das waren die Klippen, woran ihr Vater zu Grunde ging. Auch Sie habe ich damals geſehen, als ein ganz kleines Kind, bevor Ihre Mutter Paris mit Ihnen verließ. Ich weiß nicht, ob er Sie ſpäter jemals wieder geſehen, und doch weiß ich gewiß, er hat Sie ſehr geliebt! —

Er ſchwieg, von ſeinen Erinnerungen überwältigt. Louis erſchrak über die fahle Bläſſe, welche die Züge des alten Mannes faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellte, und ließ beſorgt das Wagenfenſter herab.

O, ſagte der Graf mit dumpfer Stimme, es war fürchterlich! Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, dann, mit einer mächtigen Anſtrengung, unterdrückte er ſeine Bewegung. Aber wo Schuld iſt, fuhr er fort, folgt auch die Strafe nach. In Ihrer Mutter hatte der Himmel Ihrem Vater die höchſte Gabe beſchert, die ein Menſch auf Erden erlangen kann. Doch er erkannte ſie nicht. Die Ehe aber iſt heilig, und wer den Frieden einer Ehe ſtört, für den wäre beſſer, der Tod hätte ihn an der Bruſt ſeiner Mutter ereilt.

Louis erröthete und erblaßte ſo raſch nach einander, daß der Graf Mitleid mit ihm empfand.

Sie ſind gut, ſagte er freundlich, und ich meine es gut mit Ihnen. Sie ſehen, es iſt nicht das erſte Mal, daß der Faden unſeres Lebens zuſammenläuft. Sie ſind mir aus vielen Gründen werth — um der Verſtorbenen willen mehr als ich ſagen kann. Ich ſage nicht, ſehen Sie mich als Ihren Vater an, das iſt nicht möglich zwiſchen uns, aber wenigſtens als einen Menſchen, der Ihnen nach Kräften gern das erſetzte,

Allein es ſcheint, er habe keine Ohren;
Erſtaunt, daß ihn ein Mädchen hingeſtreckt,
Kann oder will er keine Antwort finden,
Und iſt als ob ihm alle Sinne ſchwinden.

### 51.

Stumm ſteht er auf, und als er ſo mit ſchlaffen,
Betäubten Gliedern etlich Schritte ging,
So wirft er an die Steine ſeine Waffen,
Daß klirrend ſie zerbrechen Ring um Ring.
Allein, zu Fuß, eilt er ſich fortzuraffen,
Nachdem ein Knecht von ihm Befehl empfing,
Was ausbedungen worden, nach Gebühren
Zu Gunſten der Gefangnen zu vollführen.

### 52.

Lang ward nichts kund, als daß er ſich verbannte
Und in ein dunkles Felsloch ſich begab.
Indeſſen hing die Waffen Bradamante
Des Frevlers auf an jenem hohen Grab;
Was ſie jedoch als Freundeswehr erkannte
An jener Schrift, nahm ſie vom Marmor ab,
Was Rittern war vom Hof des Kaiſers eigen;
Das andre blieb, von dieſem Grab zu zeugen.

### 53.

Hier hing, noch außer Brandimartens Wehr,
Auch die von Olivier und Sanſonetten.
Sie kamen auf dem nächſten Weg hieher,
Den armen Fürſten von Anglant zu retten.
Hier fielen ſie durch Rodomontens Speer,
Und wurden geſtern fortgeſchickt in Ketten.
Und Bradamante nahm vom Marmorſtein
Die Waffen ab, und ſchloß im Thurm ſie ein.

was ihnen der Tod dieſes Vaters geraubt: einen erfahrenen Rath und ein theilnehmendes Herz. Und ſollten Sie jemals an der Grenze ſtehen, wo Recht und Unrecht ſich ſcheiden, wo der nächſte Schritt Sie und Andere in das Verderben ſtürzen kann, ſo kommen Sie zu mir, und ich werde ihnen eine traurige Geſchichte erzählen, in der ich zu meinem eigenen Unglück eine Hauptrolle geſpielt.

Aber nur dann, ſagte er, als Louis eine bittende Bewegung machte, nur dann! Es iſt ein Geheimniß, das mir nicht allein gehört, und nur für die Gewißheit gebe ich es hin.

Faſt wie drohend ſprach er die letzten Worte aus. Louis ſchwieg betreten. Sie waren angekommen. Der Graf drückte ihm theilnehmend die Hand: Denken Sie an meine Worte, ſagte er, wo Schuld iſt, kommt auch die Strafe nach! Der Wagen rollte davon, während Louis in unausſprechlicher Beſtürzung vor der Thüre ſeines Hauſes ſtehen blieb, bis er endlich wie betäubt die Treppe zu ſeiner Wohnung erſtieg.

Bei der Gräfin erſchien er lange nicht mehr. Ueber Leonie kam eine Angſt, vor der alles Andere wie ein Schatten verſchwand: ſie dachte, Louis gehe für ſie verloren. Aus dem Liebeskranz, den ſie ſo übermüthig gewunden, ragten allgemach auch für ſie die Dornen unter den Blumen hervor, aber wie das Kleid des Neſſus war er mit ihrem Fleiſche verwachſen, und ſie konnte ihn nicht losreißen, ohne daß ihr eigenes Leben zugleich zerriſſen wäre. O ich werde noch wahnſinnig! dachte ſie, als Tag um Tag verging, ohne Nachricht von ihm. Seine Briefe, die ſie ſo ſehr gefürchtet, rief ſie jetzt als das höchſte Glück herbei, allein ſie wartete vergebens darauf. Louis hatte nicht den Muth, ſie zu ſehen, er hatte auch nicht mehr den Muth zu ſchreiben — aber die verhaltene Leidenſchaft ſchlug unter dem Druck der Verhältniſſe nur tiefere Wurzeln in ihr.

Alles Andere blieb unverändert um ſie her. Ihr

Vater ſchien ihre Geſellſchaft nicht mehr entbehren zu können. Dazu bekam er jetzt auf einmal die Laune, ſie mit Koſtbarkeiten zu überhäufen; es war, als kaufe er ihr jede Thräne, die ſie innerlich weinte, durch einen Diamanten ab.

Bin ich nicht wie die Königin von Saba? ſagte ſie, als er eines Tages um ihren ſchönen Hals eine funkelnde Schnur von Brillanten ſchlang.

Ich denke, Salomo war nicht ſo glücklich, ſagte ein junger Mann, der gerade zugegen war.

Sie lächelte vor den Andern und hütete ſorgfältig jede Bewegung; aber ganz heimlich für ſich rang ſie oft die Hände und ſchrie innerlich um Rettung, während ſie mit heiterer Miene ein gleichgültiges Geſpräch fortſpann. Sogar ihr Mann, der ihr früher eine ſo große Stütze geweſen, war ihr nur mehr ein Hinderniß.

Du ſiehſt, nun denkt der Vater, daß ich eigennützig bin! klagte ſie ihm. Aber er nahm Alles für Beweiſe größter Liebe hin; und wie konnte es ſeiner reizenden Frau gegenüber wohl anders ſein? Es war wie eine Mauer, die ſich unſichtbar um ſie baute und durch welche ſie nicht dringen konnte, ſie mochte thun was ſie wollte.

Da nahm ſie den erſten beſten Vorwand zu Hülfe und ſchrieb an den Marquis: Ich muß Sie ſehen, ſagte ſie, kommen Sie, ob ich nun allein bin oder nicht.

Sie eilte auf ihr Schlafzimmer und mit fieberhafter Aufregung erbrach ſie die Antwort: Es kann nicht ſein, ſchrieb er ihr ganz lakoniſch, die Gefahr iſt zu groß!

O, ſagte ſie und zerdrückte das Papier, was kümmere ich mich noch um Gefahr!

Wie ſchwer ihm das kalte Wort geweſen, wußte ſie freilich nicht.

Abends hielt ſie es nicht mehr aus. Sie ſchützte Unwohlſein vor und ließ ihren Vater allein. Einige Minuten darauf hörte man, daß ſein Wagen den Hof verließ.

O, dachte ſie, ich vergehe bei dieſem ewigen Zwang! Einmal muß ich Louis ſehen, in ſeine lieben Augen blicken, ſeine Stimme hören! Mein Vater iſt an Allem Schuld! Louis muß wiſſen, daß ich ihn liebe, — ich muß wiſſen, daß er mich liebt, um jeden Preis!

Sie warf einen Mantel um und entſchlüpfte durch eine Hinterthüre. Einige Schritte vor ihrem Hauſe trat ihr Vater ihr in den Weg: Was thuſt du hier ſo allein? fragte er.

Sie war wie gelähmt.

Ich werde dich begleiten, fuhr er fort und zog ihren Arm in den ſeinigen. Er ſchien nicht überraſcht, als habe er ſie da erwartet.

Sie leiſtete keinen Widerſtand. Er hat einen Bund mit dem Satan geſchloſſen, dachte ſie; ich kann ihm nicht entgehen.

Ich bin müde, ſagte ſie nach einer kleinen Weile mit matter Stimme, und er führte ſie ſchweigend in ihre Wohnung zurück.

Wann wird das enden? rief ſie, als ſie erſchöpft zu Hauſe in einen Seſſel ſank.

Doch ihr elaſtiſches Weſen ſuchte ſchnell nach einem anderen Ausweg. Wenn mein Vater nicht geht, überlegte ſie, ſo kann ich ja gehen, und iſt nicht Louis eben ſo frei wie ich? Sie fing an, in ihren Mann zu dringen, ſeine Abreiſe aus der Stadt zu beſchleunigen.

Mir thut die Luft nicht gut hier. Erinnerſt du dich, wie glücklich wir im vergangenen Herbſte in Rothwalde waren, ſo ſtill, ſo ganz für uns allein? Sehnſt du dich nicht dahin zurück?

Er ſtreichelte ihr lächelnd die Wange und verſprach die Abreiſe gar zu gern. Auch er ſehnte ſich in die ländliche Stille zurück, wo das höchſte Glück ſeines Lebens ihm wie ein idylliſcher Morgentraum der Seligkeit aufgegangen war. Aber von Woche zu Woche ſchob der erwünſchte Tag ſich hinaus, denn Wichtiges war im Werke, und der König ließ den erprobten Freund und

Rathgeber nicht fort. Leonie's Geſundheit fing an, unter dem Kampfe mit dem zähen Widerſtand, der ſich hier von allen Seiten bot, und den ſie weder künſtlich zu umgehen, noch zu bewältigen vermochte, allgemach zu leiden. Ihre Wangen erbleichten, und um die dunklen, ſonſt ſo feurigen Augen begannen ſich bläuliche Ringe zu ziehen.

Endlich wurde ihr Vater unwohl, die ununterbrochene Wachſamkeit hatte ſeine ohnedies abnehmende Kraft aufgezehrt. Er mußte das Bett hüten, und der Arzt befahl die größte Ruhe an. Leonie erwachte zu neuem Leben.

Komm', ſchrieb ſie an Louis, endlich athme ich auf! Wenn du meinen Tod nicht willſt, ſo komm heute zu mir. Mein Mann iſt bei Hofe, — komm, o komm!

Sie ſchickte den Brief durch einen Diener; aber dieſer fand den Marquis nicht zu Hauſe: Der alte Herr Graf habe ihn bitten laſſen, ihn zu beſuchen.

Leonie lief von Zimmer zu Zimmer in der raſtloſen Ungeduld der Leidenſchaft. O er muß kommen, dachte ſie, ſie ſchrie es faſt, ſie rang die Hände, ſie war außer ſich. Endlich fuhr ein Wagen in den Hof.

Sie läutete: Ich nehme keine Beſuche an, ſagte ſie zu dem aufwartenden Diener, ſollte der Herr Marquis kommen, ſo ſagen Sie es mir.

Es iſt nur Seine Gnaden der alte Herr Graf, verſetzte der Mann, und gleich darauf wurde ihr Vater, bleich und in Pelze gehüllt, in das Zimmer geführt.

Du ſiehſt, ich ſterbe noch nicht, denn das Bett hält mich nicht, ſagte er mit einem ſonderbaren Lächeln. Der Marquis hat mich auch verlaſſen. Ein alter, kranker Mann flößt Niemand Intereſſe ein. So komme ich denn zu dir, denn ich langweile mich allein.

Wir wollen die Gedanken nicht verfolgen, welche bei dieſen Worten durch die Seele ſeiner Tochter fuhren; aber ſie half ihm ſich niederzulegen, rückte ihm die Polſter zurecht und ſetzte ſich ſchweigend neben ihn.

Eine lange Stille trat jetzt ein. Stunde um Stunde verrann. Die fieberheißen Augen der Gräfin flogen nach der koſtbaren Pendeluhr, die auf dem Geſimſe des Kamines ſtand. Louis kam noch immer nicht. Was hätte es jetzt auch genutzt? ſagte ſie ſich, und doch — welche Antwort lag in dieſem Fernbleiben nach einem ſolchen Ruf!

Der Graf hatte die Augen geſchloſſen und athmete leiſe, als ſchliefe er. Sie ſaß ſchweigend, und die feinen Hände zerdrückten krampfhaft einen Fächer, ein Meiſterwerk der franzöſiſchen Kunſt, während ſie in finſterem Sinnen grübelte und in dem Schwanken der Angſt und Unentſchloſſenheit ihre Seele hin und her wogte, wie ein dunkler See, bevor ſie Ruhe, das heißt, einen Entſchluß fand. Wie die Flut, die ſcheinbar machtlos an dem ſteinernen Wall ihres Ufers zerſchellt, immer unermüdet ihre Wellen wieder ſammelt zu erneuertem Anprall, ſo lebte auch in dieſem ätheriſch zarten Geſchöpfe eine Kraft, welche durch nichts zu brechen war, als durch den Tod. Der Tod aber, das fühlte ſie, konnte nur Louis für ſie ſein.

O es kann nicht ſo bleiben, ſagte ſie ſich, was habe ich denn gethan, daß ich auf ſolche Weiſe leiden muß? — Sie ſtützte den Kopf in die heiße, vor Aufregung leicht zitternde Hand, und allmählich kehrte ihres Denkens ganze Kraft zurück.

Da fuhr abermals ein Wagen vor. Sie ſah auf, es war ihr Mann, der nach Hauſe kam. Er ſah verſtimmt und bekümmert aus.

Was giebt es? fragte Leonie, die ihm entgegenging.

Er legte den Arm um ſie: Ich habe ſchlechte Nachrichten, ſagte er. Er ſetzte ſich und zog ſie auf ſeinen Schooß.

Sein Schwiegervater öffnete jetzt die Augen und ſah ihn fragend an.

Ich muß verreiſen, antwortete er auf dieſen Blick. Der König ſchickt mich nach L. Es kommt mir ſehr ungelegen.

Leonie's Herz pochte hoch auf vor Freude und ſtand im nächſten Augenblicke ſtill vor Schrecken, als ſie den Blick ihres Vaters auf ſich geheftet ſah. Was würde er jetzt thun? Sie lehnte den Kopf an ihres Mannes Schulter und ſchwieg. Auch ihr Vater ſagte kein Wort. Ihr Mann ſah in Gedanken vor ſich nieder und ſtreichelte dabei liebevoll die weichen, glänzenden Locken ſeiner Frau.

Leonie reiſ't doch mit? frug endlich der alte Graf.

Nein, das iſt es eben. Sie hat in der letzten Zeit leidend ausgeſehen, und doch laſſe ich ſie ungern allein zurück.

Wenn es nur das iſt, ſo könnte ſie ja gleich mit mir nach S. Dort iſt ſie gut aufgehoben, und die Landluft würde ihr wohlthätig ſein.

Es wäre mir eine wahre Beruhigung, ſagte ihr Mann, ſie zärtlich anblickend. Sie iſt ſo jung und unerfahren — ich hätte keinen ruhigen Augenblick, wüßte ich ſie allein.

Der Herr Marquis von Chanteloup, meldete der Bediente jetzt.

Leonie ſtand auf und ſetzte ſich in einiger Entfernung von ihrem Manne und ihrem Vater.

Sieh, ſagte Graf Hoheneck, indem er verſuchte, die Wehmuth, welche ihn vor der ſo nahen Trennung beſchlich, durch einen Scherz zu verbergen, der kommt wie gerufen. Er ſoll dich in S. beſuchen. Dort haſt du Zeit, ſeine Wunden zu verbinden, das iſt ja ein Zeitvertreib, den du liebſt.

Leonie ſtampfte ungeduldig mit dem Fuß. Louis trat ein und bekam ihren erſten Blick, und es war ein Blick voll ſo unſäglichen Grames, daß der junge Mann betroffen in der Thüre ſtehen blieb. Er war nicht nach Hauſe gegangen, nachdem er den alten Grafen verlaſſen, daher kam ſeine Verzögerung, denn er hatte keine Kraft mehr zu längerem Widerſtand.

Treten Sie ein, rief ihm Graf Hohenek entgegen.

Wir ſprachen ſoeben davon, daß Sie meine Frau in S. beſuchen ſollten. Sie wird ihren Vater dahin begleiten, weil ich verreiſen muß.

Louis ſah mit einem ungewiſſen Blick von dem Gatten auf den Vater und antwortete nicht.

Was ſagen Sie zu dem Plane? ſagte der alte Graf, der ihn prüfend anſah.

Der Marquis ſchlug die Augen nieder und erröthete: Ich weiß nicht — verſetzte er mit unſicherer Stimme. Die Möglichkeit, nach ſo langer Entfremdung mit dem Weibe, das er liebte, unter Einem Dache zu ſein, hatte etwas wahrhaft Berauſchendes für ihn.

Leonie war hinter das Ruhebett getreten, auf welchem ihr Vater lag. Sie war ungewöhnlich bleich, der Gedanke an dieſe Reiſe füllte ihr Herz mit einem Entſetzen, für das ſie weder Worte noch Namen fand. Sie traute ſich nicht, die Augen aufzuſchlagen, ein Spiegel hing ihr gegenüber und konnte ſie verrathen, und doch mußte etwas zu ihrer Erlöſung geſchehen.

Der Herr Marquis ſagte mir, daß er die Stadt dieſen Sommer nicht verlaſſen will, ſagte ſie, während ſie innerlich nach Faſſung rang.

Louis ſchwieg.

Iſt das ein ſo feſter Entſchluß? frug der alte Graf, und in ſeinem Tone klang es wie Ironie.

Ich weiß nicht, erwiderte Louis zögernd, es hängt nicht von mir ab — Sie wiſſen, ich bin nicht frei.

Sie werden immer am beſten thun das Beſte zu thun — und das Klügſte iſt es auch, ſagte der alte Graf und betonte ſcharf ein jedes Wort.

Leonie ſtand wie auf Kohlen. Sie nahm ihres Mannes Arm und ging mit ihm im Zimmmer auf und ab.

Ich hatte mich ſo ſehr auf Rothwalde gefreut! ſagte ſie ſchmeichelnd zu ihm. Wir waren ſo glücklich dort! nun iſt alle meine Freude zerſtört!

Glaubſt du, daß es mir leichter wird? erwiderte er.

Kann ich dich nicht wenigſtens begleiten? bat ſie jetzt.

Nein, Herzenskindchen. Du weißt ja, wie ſchwer mir eine Trennung von dir wird, aber es geht nicht anders.

So möchte ich lieber nach Rothwalde, als nach S. Des Vaters Schloß iſt alt und finſter, und ohne dich wird mir dort ganz unheimlich ſein.

Ihr Mann lächelte. In Rothwalde, ſagte er dann, biſt du wirklich nicht ganz ſicher. Die Bauern haben allerhand verrückte Ideen aus Frankreich herüber bekommen; wüßte ich dich allein auf dem Schloſſe, ich hielte es keine Woche lang aus. Denke daran, liebes Kind, und nimm den Vorſchlag deines Vaters an.

Aber wenn du mich durchaus nicht mitnehmen willſt, ſo könnte ich zu deiner Couſine gehen. Sie hat mich ſo ſehr gebeten, ſie dieſen Sommer zu beſuchen, daß ich es verſprochen habe. Freilich dachte ich dann mit dir hin zu gehen, aber du könnteſt mich dort abholen, und wir beſuchen dann zuſammen den Vater und gehen von S. nach Rothwalde zurück.

Meine Couſine iſt kein paſſender Schutz für dich, liebes Herz, und du kannſt ja auch ſpäter zu ihr gehen.

So ſchicke mich auf eines deiner anderen Güter.

Nein, nein, es iſt nirgends ſicher genug, und dann würde es deinen Vater verletzen — und wozu? Du biſt ja doch am beſten bei ihm.

Was habt ihr? frug der alte Graf.

Leonie fürchtet ſich ein wenig vor dem alten Schloſſe in S., ſagte ihr Mann.

Sie hat vielleicht beſondere Gründe, meinte ihr Vater.

Nein, ſagte ſie halb erſchrocken, ich ginge am liebſten mit meinem Manne.

Das geht aber nicht, unterbrach ſie dieſer, ich muß Tag und Nacht reiſen, und du biſt viel zu zart für eine ſolche Anſtrengung.

Nun, ſo ſoll ſie mit mir gehen, entſchied ihr Vater. Ich hebe ſie Ihnen am beſten auf.

Freilich! ſagte Hoheneck. Leonie ſchwieg entmuthigt.

Wann reiſen Sie? frug Louis mit beklommener Stimme, denn Schmerz und Eiferſucht ſchnürten ihm die Kehle zu.

Leonie wußte es, aber ſie konnte ihm keinen Troſt geben. Sie ſtand zwiſchen zwei Feuern, wohin ſie ſich wandte, ſchlugen die Flammen auf und brannten ſie. Erſt in dem Augenblick, wo er Abſchied nahm, übermannte ſie das Gefühl.

O Herr Marquis, rief ſie, ihm die Hand reichend, ich bin ſehr unglücklich, glauben Sie es mir! Ihr Geſicht war plötzlich von Thränen überſtrömt.

Doch er verſtand ſie nicht. Vielleicht macht es ſich doch noch, daß Sie Ihren Herrn Gemahl begleiten können, ſagte er mit einem bitteren Vorwurf in Wort und Blick.

Sie drückte das Geſicht in ihr Tuch und wandte ſich laut weinend mit einer heftigen Geberde von ihm ab. Ihr Mann wollte ſie tröſtend an ſich ziehen, aber ſie machte ſich ungeduldig von ihm los. Der Marquis entfernte ſich. Ihr Vater ſank in ſeine frühere Schläfrigkeit, und ſie folgte ihrem Manne auf ſein Zimmer, wo er Papiere ordnete. Er klagte über Kopfweh und legte ſich endlich auf das Ruhebett.

O, dachte Leonie, ich kann mit meinem Vater nicht gehen, — und Louis, der mich nicht verſtehen will! O Louis, in S. ſind wir Beide verloren!

Sie kniete nieder neben ihrem Manne, ſie legte ihm kaltes Waſſer auf die Stirn.

Nimm mich mit, bat ſie weinend und ihm die Hände küſſend, ich halte es nimmermehr aus ohne dich!

Quäle mich nicht! ſagte er, ich kann es ja nicht thun. Wie willſt du in dieſer Jahreszeit Tag und

Nacht ohne Aufenthalt reiſen, und ſo zart wie du biſt?

Ich fürchte mich nicht, ſagte ſie, ich will gern Alles ertragen, wenn ich nur bei dir bin.

Nein, nein! Der König ſelbſt wünſcht, daß ich dich hier laſſe, er fürchtet eine Verzögerung, wenn du mich begleiteſt.

Leonie weinte. Du ſiehſt mich nicht wieder, ſagte ſie, ich ſterbe in S., ich weiß es ganz gewiß.

Denke an eine Ueberraſchung für mich, ſagte er lächelnd und mit ihren Haaren ſpielend, das wird dir die Zeit verkürzen.

Es wird eine Ueberraſchung werden, meinte ſie, aber nicht wie du ſie wünſcheſt.

Sie ſtand auf und ſetzte ſich fern von ihm an das Fenſter.

Du biſt kindiſch! rief er ärgerlich, und zum erſten Mal kam ihm ihr Benehmen unvernünftig und launiſch vor. Sein Kopf ſchmerzte immer mehr, er wandte das Geſicht nach der Wand und ſchloß die Augen.

Ja, die Männer! dachte Leonie, ſie gleichen ſich alle.

Die Nacht war ſchon ziemlich vorgerückt. Keine Vorſtellungen brachten ſie dazu ſich nieder zu legen. Sie ging von Zimmer zu Zimmer, ordnete und ſah zu, wie die Sachen ihres Mannes eingepackt wurden. Sie ſetzte ſich auf die Koffer. Da geht mein Leben mit, ſagte ſie.

Als der Morgen kam, ſah ſie ſo verweint und eingefallen aus, daß Hoheneck erſchrak und in ſeinem Entſchluſſe faſt wankend wurde. Aber jetzt war es zu ſpät. Halb bewußtlos hing ſie an ſeinem Halſe, er ſuchte ſich von ihr loszumachen, aber ſie klammerte ſich nur um ſo feſter an ihn an. Er hatte den Fuß ſchon auf den Wagentritt geſetzt, da riß ſie ſich oben von Allen los, die ſie zurückhalten wollten, eilte ihm nach und warf ſich, Alles vergeſſend, faſt auf der Straße,

54.

Von Heidenrittern, die ſich ließen faſſen,
Ward auch kein Ring vom Grabe weggethan.
Hier hat ein König ſeine Wehr gelaſſen,
Der fruchtlos lief, den Frontalatt zu fah'n;
Ich rede von dem König der Circaſſen,
Der, als er lang geſchweift, bergab, bergan,
Hier auch noch um ſein zweites Roß gekommen
Und leicht und ledig ſeinen Weg genommen.

55.

Er ging, und mußte Wehr und Roß entbehren,
Hinweg von dem verhängnißvollen Ort,
Wie alle andern, welche Mahom ehren,
Durch Rodomont entlaſſen ſind von dort.
Doch wagt' er nicht zum Lager heimzukehren,
Schaam trieb ihn weit von ſeinen Schaaren fort;
Nach ſolchem Großthun wär' es allzu bitter,
So heimzukommen als ein kahler Ritter.

56.

Und nun erwacht ihm wieder das Verlangen,
Zu ſpähn nach dem geliebten Himmelslicht.
Zum Glück hat er die Kunde noch empfangen
— Wer das ihm angeſagt, ich weiß es nicht —,
Sie ſei nach ihrem Vaterland gegangen;
Daher er, wie ihn Liebe ſpornt und ſticht,
Schnell ihren Spuren folgt nach weiten Enden.
Doch will ich mich zu Haimon's Tochter wenden.

57.

Als ſie mit andrer Schrift noch beigeſetzt,
Daß ſie die Brücke wiederum befreite,
Fragt ſie das Fräulein, die von Gram benetzt
Und mit geſenktem Antlitz ſteht zur Seite,

noch einmal an ſeine Bruſt. Einen ſolchen Kampf hatte der ruhige Mann, bei all ſeiner Liebe für das angebetete Weib, doch nicht vorausgeſehen. Die Adern auf ſeiner Stirn ſchwollen, und ſeine Augen, die keine Thränen fanden, unterliefen mit Blut. Endlich wichen Leonie's Kräfte, die Stunde drängte, er mußte fort, und er legte ſie in ihres Vaters Arme. Aber dreimal noch kehrte er zu ihr zurück und ſchloß ſie von Neuem in ſeine Arme.

Behüten Sie ſie wohl, ſagte er zu ſeinem Schwiegervater, der ſchweigend daneben ſtand, es iſt mein Leben, mehr, viel mehr als mein Leben, das ich ihnen anvertraue. Jedes Haar auf ihrem Haupte ſoll Ihnen heilig ſein!

Verlaſſen Sie ſich auf mich, erwiderte dieſer; mein Leben und meine Ehre ſollen Bürgen für die ihrigen ſein.

Mit abgewandtem Geſicht ſprang endlich Hoheneck in den Wagen. Er wagte nicht zurückzublicken, und in raſchem Trabe zogen ihn die vier rüſtigen Pferde davon. Mit thränenleeren Augen blickte ihm Leonie nach und wurde halb ohnmächtig in das Haus zurückgebracht. Die ganze Dienerſchaft zerfloß in Thränen über die große Liebe und den rührenden Schmerz der jungen, immer ſo ſanften und nachſichtigen Gebieterin; denn Leonie wußte, daß im Falle der Noth ſolche Verbündeten manchmal die nützlichſten ſind. Selbſt ihr Vater wurde irre an ihr.

Habe ich ihr Unrecht gethan, dachte er, ſo mag mir Gott meine Härte gegen das arme Weſen verzeihen.

Er war ſehr bewegt und ging ſachte mit ihr um. Es lag ſo viel Wahrheit in dieſer tiefen Verſunkenheit des Grames, die wortlos ſo rührend um Theilnahme bat! Wie ſollte das Alles Verſtellung ſein? Und daß es keine Verſtellung war, das war gerade die höchſte Verſtellung bei dieſer Frau. So weit konnte er nicht ſehen, daß ſie mit ihrem Manne von der Sicherheit ihres eigenen Lebens zugleich Abſchied nahm, daß die grenzenloſe Liebe dieſes Mannes, die jeden Frevel mit dem Wort der Verzeihung zu löſchen im Stande geweſen wäre, ihre beſte Stütze und vielleicht zu gleicher Zeit für ſie auch der erſte Antrieb zum Frevel war. Weniger geliebt, wäre ſie vielleicht nicht ſo ſchnell der Verirrung erlegen.

Wann wünſcheſt du abzureiſen? frug der alte Graf, als ſie etwas ruhiger geworden.

Wann Sie wollen, mein Vater, erwiderte ſie.

Nun es doch geſchehen mußte, war es ihr einerlei, wie bald.

Sie verließ ihn und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein: ſie fühlte das Bedürfniß, ſich zu ſammeln und ihre Lage zu überſehen. Jetzt bereute ſie es faſt, daß ſie Louis' Vorſchlag, mit ihm zu fliehen, ſo ohne Weiteres verworfen; aber in Armuth und Elend gehen? Nein — ſelbſt an Louis' Seite vermochte ſie das nicht! Ihre Gedanken kehrten zu ihrem Vater zurück. Er war alt geworden, ſehr alt, beſonders in der letzten Zeit. Eine Schlacht hatte er freilich gegen ſie gewonnen, aber konnte er ſie denn immer bewachen? Die Zeit würde kommen, wo Krankheit oder ein anderer Grund ſie frei machen würde von ſeiner Gewalt.

O käme doch dieſe Zeit! ſeufzte ſie mit gerungenen Händen, hielte nur wenigſtens Louis aus, dann würde ja noch Alles gut!

Freilich mußte der Argwohn, den ihr Vater gegen ſie gefaßt, eingeſchläfert, vernichtet werden, wenigſtens bis ihr Mann zurückgekehrt war, und ſollte das ſo unmöglich ſein?

Ihre elaſtiſche Natur gewann nach und nach wieder die Oberhand, die Empfindung der Gefahr wich von ihrem Geiſte, indem ſie an die Mittel dachte, dieſer Gefahr zu entgehen. Blinder Gehorſam ſchien ihr für den Augenblick am zweckmäßigſten zu ſein. Louis noch vor ihrer Abreiſe zu ſehen, war eine Unmöglichkeit; ihr Vater, das wußte ſie, würde ohne ſie nicht aus dem Hauſe gehen. Und doch mußte er wiſſen, wie es mit ihr ſtand, er mußte ihr beiſtehen, wenn irgend ein Beiſtand noch nöthig war. Sie konnte ihn nicht ſehen, aber ſchreiben konnte ſie.

Es giebt keine Rettung, ſchrieb ſie ihm, ich muß mit meinem Vater nach S. Mit wie ſchwerem Herzen ich gehe, kann ich nicht ſagen; ach, ich hatte ſo ganz anders geträumt! Unternehmen Sie nichts — ich ſchreibe ihnen von S. aus, ſo bald es ſich thun läßt. Zweifeln Sie nicht an mir. O Louis, wir haben uns nur gefunden, um uns wieder zu verlieren, wenn Sie mir nicht ganz vertrauen. Louis, Louis, Sie ſind Alles für mich!

Sie läutete ihrer Kammerfrau und übergab ihr den Brief.

Niemand darf wiſſen, daß ich geſchrieben, ſagte ſie. Die Dienerin ſah ſie überraſcht an, aber vor dieſen verweinten Augen, nach dem Auftritt, den ſie eben mit angeſehen, wie ſollte da ein Verdacht möglich ſein?

Wenn Louis mich wahrhaft liebt, dachte Leonie, ſo wird er ſehen, daß ich nicht anders handeln kann. Und er liebte ſie, ebenſo, mehr vielleicht, als er ſie jemals geliebt. Bei aller Angſt und Qual, war das nicht ein tiefer Trank der Seligkeit?

Der Marquis war zu Hauſe, als ihre Botſchaft kam. Er hielt den Brief in den Händen und zauderte, ihn zu öffnen. Es war das Schickſal ſeines Lebens, das an dieſem leichten Blättchen hing. Alle Zweifel, die ihn in letzter Zeit gemartert, tauchten von Neuem in ſeiner Seele auf. Sein Herz ſchlug, ſein Kopf ſchwindelte, und er mußte ſich ſetzen. Erſt nach langem Zögern erbrach er das Siegel.

O warum ſind wir nicht gleich geflohen! war ſein erſter Gedanke, nachdem er geleſen; und doch mußte er ſich geſtehen, daß er glücklich, überglücklich gegen die vergangene Minute ſei. Die Gräfin kann auf mich rechnen, ſagte er der Dienerin, die im Vorzimmer wartete.

Denſelben Abend reiſ'te die Gräfin mit ihrem Vater ab.

Ich komme, dir Geſellſchaft zu leiſten, ſagte ſie zu Otto, als er ſie ganz überraſcht aus dem Wagen hob.

Sie war gefaßt und freundlich und ſcherzte in gedämpfter Heiterkeit über Otto, der des Fragens über Alles, was ihn in der Stadt intereſſirte, gar kein Ende fand. Ihr Mädchenzimmer wurde für ſie bereitet; ſie fand es unverändert, wie ſie es vor noch nicht drei Jahren verlaſſen, und eben ſo unverändert, nur mehr entwickelt, war die Leonie, die es betrat.

Und ich werde doch mein Ziel erreichen, ſagte ſie ſich, als ſie Abends den müden, reichgelockten Kopf auf das langentwöhnte Polſter legte. Und wie oft hatte ſie dasſelbe an derſelben Stelle ſeit ihrer früheſten Kindheit geſagt!

Schon den folgenden Morgen ſchrieb ſie an ihren Mann. Es ſchien ihr ein Band zu ſein, das ſie mit dem ſicheren Grund verknüpfte, der unter ihr gewichen, und auch jetzt noch dünkte ſie ſich feſter zu ſtehen, wenn ſie erwog, wie innig ſeine Liebe war. Dann wollte ſie ſehen, ob ihre perſönliche Freiheit eine Einſchränkung erleiden würde, und gleich nach dem Frühſtück machte ſie ſich zum Ausgehen bereit. Aber Niemand legte ihr etwas in den Weg; nur Otto begleitete ſie plaudernd vor das Thor. Doch hier mußte er zurück, denn er hatte andere Dinge zu thun.

Ihr erſter Gang war zur Pfarrerin, der ſie mit aller Vertraulichkeit der Kinderjahre um den Hals fiel.

Die gute, ſanfte Frau gerieth faſt außer ſich vor Ueberraſchung und Glück. Der Pfarrer eilte in Hemdärmeln vom Garten herein, das Kind, das er unterrichtet und eingeſegnet, in allem Glanz der Jugend und vollendeten Weiblichkeit wiederzuſehen. Seine Frau hielt Leonie's Hände und nannte ſie bald mit dem altgewohnten Du, bald Fräulein oder Gräfin, bis ſie wieder in das vertraute Du verfiel. Es war, wie wenn ein Kind, das man lange aus den Augen verloren, plötzlich und unerwartet zur alten Heimath wiederkehrt. Und Alles hier wehte Leonie ſo heimathlich, ſo vertraut an, ſo längſtgewohnt und gekannt, trotz alles Wechſels, den der Lauf der Zeit überall mit ſich bringt. Das Herz ging ihr auf im neu erwachten Gefühle der Sicherheit, der Krampf löſ'te ſich in ihrer Bruſt bei all dieſer Liebe, die man dem fernen Kinde ſo treu und lebendig aufbewahrt. Es war ein Gefühl der Unſchuld, das zum erſten Male in ihrem Leben heute über ſie kam. Sie küßte die alte Magd, die vor Ehrfurcht beinahe in die Knie ſank, auf die Wange und lachte und weinte vor Rührung, als der Hund, der ſeit ihrer Entfernung unmäßig dick geworden, in das Zimmer ſtürzte und vor Freude winſelnd ſie am Kleide zupfte, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen.

O, ſagte ſie, könnte ich doch immer hier ſein! Das Schloß iſt unheimlich wie ein Grab und der Vater finſterer als je.

Nun, Sie können ja recht oft zu uns kommen, ſagte die Pfarrerin, und Leonie verſprach es auch.

Gott ſei Dank! dachte ſie, als ſie den Weg zum Schloſſe wieder hinauf ging, das ſind Freunde, und in ihrer Nähe kann mir ſo leicht nichts geſchehen.

Aber auch auf dem Schloſſe gab es durchaus nichts Verdächtiges. Ihr Vater, den ſie ſo ſehr gefürchtet, kümmerte ſich wenig um ſie und hielt ſich meiſt auf ſeinem Zimmer auf; Otto beſchäftigten die Angelegenheiten des Gutes, und Leonie blieb viel allein. Sie durchſuchte das alte Gebäude, das ihre Kinderſpiele geſehen, vom Boden bis zum Keller, jeder Winkel wurde von ihr in Augenſchein genommen; auch die Umgebung, den Wald, jeden Ort, den ſie gekannt und geliebt, ſuchte ſie allein oder in Otto's Begleitung wieder auf.

Nach und nach trafen einige Familien aus der Nachbarſchaft ein: ein kleiner Kreis ſammelte ſich um die reizende Gräfin, die in den dunklen Hallen wie eine feenhafte Erſcheinung der Jugend und Anmuth aufgegangen war. Die alten Mauern wiederhallten von geräuſchvollem Leben. Ausflüge zu Waſſer, zu Wagen und zu Pferde wurden unternommen, und ihr Vater ſorgte ſelbſt für das ſanfteſte Thier und ritt es zur Probe, bevor er es ſeiner Tochter zum Gebrauch überwies.

Alle dieſe Veränderungen, die ſie ſo wenig erwartet, wirkten offenbar wohlthätig auf die junge Gräfin ein. Sie führte mit bezaubernder Grazie und Gefälligkeit das Scepter der Freude in den nicht eben zahlreichen, aber gewählten Reihen, deren Mittelpunkt ſie durch ihre Liebenswürdigkeit geworden, und wenn ja noch hie und da eine Wolke auf der blendenden Reinheit ihrer Stirn lag, ſo ſchrieben Jene, die ſie bemerkten, es der verlängerten Abweſenheit ihres Mannes zu; denn von der Liebe, welche das Ehepaar mit einander verband, hatte man auch hier ſchon gar Manches gehört.

Unter dem erheiternden Einfluße dieſer Umgebung wich die Bläſſe bald von Leonie's Wangen, ihre Augen ſtrahlten in erneuertem Glanze, und ſie hatte Anfälle ausgelaſſener Luſtigkeit, bei denen alle Inſtincte wieder auftauchten, die ihr als Kind ein ſolches Uebergewicht über alle andern Kinder verliehen. Sie war die kühnſte Reiterin, die unermüdlichſte Fußgängerin, und kein Berg war ihrem ſchwanken Schritte zu ſteil oder zu hoch. Dann pflegte ſie bei der Rückkehr von ſolchen Expeditionen, wenn ſie die Zinnen des väterlichen Schloſſes am Horizont auftauchen ſah, wohl plötzlich laut aufzulachen über die Furcht, die es ihr von Ferne eingeflößt.

Was war denn Unheimliches an dieſen alten Mauern? Nichts als ihre eigene Phantaſie, welche die dunklen Schatten ihrer Kindheit mit dem Gebäude ſelbſt verwebt; und übermüthig ſprach ſie dieſen Schatten Hohn; und ſtörte die Ruhe der Nacht durch Muſik und Lichterglanz, und die lauten Freuden des Tages wurden am Abend in den bunten Ringen des Tanzes fortgeſetzt.

Du kehrſt mir das ganze Haus um, ſagte Otto, der ein Freund der Ordnung war, einmal mürriſch zu ihr. Aber ſie lachte ihn nur aus, und ſelbſt ihr Vater ſchien es gern zu ſehen, wie toll ſie es auch trieb, und legte ihr nichts in den Weg.

Aber wenn der ruheloſe Wirbel ſich endlich gelegt, wenn die beneidete Herrſcherin dieſes Treibens ſich auf ihr Zimmer zurückgezogen und entkleidet, ihre Kammerfrau von ſich gelaſſen hat, iſt es da noch dieſelbe Leonie? Da ſehen wir ein bleiches junges Weib, die Brauen zuſammengezogen, wie in brütendem Denken, Abſpannung, Zorn und Groll in allen Zügen und jenen bitteren Zug, welcher die Frucht unbefriedigter Erwartung iſt.

Leonie iſt weit gekommen in einer kurzen Zeit, weit in Gedanken wenigſtens, und freilich noch immer in Gedanken nur drängt ihnen die That ungeduldig nach. Die von allen Seiten ſo ſorgſam eingedämmte Leidenſchaft hat nach und nach jedes andere Bedenken in ihr zerſtört und ſteht nun allein auf den Trümmern, rieſengroß und ſtark. Wie ſie ſo da liegt auf der prachtvollen Ottomane, von deren dunklem Sammt die ſchneeigen zarten Füße und Arme mit lockendem Glanze ſich abheben, ſchwellen tiefe Seufzer ihre Bruſt, über welche das leichte Nachtgewand nur in leichter Verhüllung fällt.

O Wahn! murmelt ſie mit geſchloſſenen Zähnen und gerungenen Händen. Wahn, Wahn, Wahn! Nicht den Schatten eines Argwohns hat er nur gehabt! Ließe er mich ſonſt ſo frei hier, wo Louis, mein Louis mir hinter jedem Buſche, in jedem grünen Pfade, ſobald er will, begegnen kann? Und mit dieſen leeren Spielereien will er mich vertröſten, wenn ich das Glück ſo vieler Tage und Nächte hingeopfert habe für einen Wahn!

Sie war aufgeſtanden, das Licht der Ampel fiel auf ihren glänzenden Scheitel mit einem ſanft gedämpften Schein.

Mit leeren Worten hat er mich geſchreckt, fuhr ſie düſter fort, und wie ein Kind hat mich ein weſenloſer Schatten zur Verrätherin an meiner einzigen Seligkeit gemacht. Louis, du leideſt, ſchreibſt du mir. — Zürne mir lieber! Ich habe dich nicht an mich gezogen und gehalten mit aller Kraft. Ein Wort von mir hätte uns den Himmel aufgethan, und mit lügneriſchen Worten hat er mich davon zurückgeſchreckt. Louis, verzeihe mir! auch ich leide, ich vergehe, ich kann nicht mehr leben ohne dich! O Wahn, in dem ich mein Glück von mir ſtieß! Was hätte ſelbſt der Argwohn gegen mich vermocht? Mein Mann? — er glaubt mir — und er iſt glücklich, was will er mehr? — Aber auch ich will glücklich ſein — ich habe wohl das Recht dazu!

Sie warf den Kopf zurück, ihre Züge ſänftigten ſich in einem wunderbaren Ausdruck von Sehnſucht und Leidenſchaft. Ja, Louis, denke an mich, flüſterte ſie, die Zeit wird kommen, wo ich nicht mehr mit durſtigen Lippen wünſchen werde, die Nächte möchten kürzer ſein!

Und, ſetzte ſie überlegend hinzu, welche Gefahr laufe ich denn? Steht es mir nicht frei, zu gehen und zu wandeln, wo ich will? Das ganze Land iſt mir offen, wo ſoll für mich der Verräther ſein? — Und wäre auch eine Gefahr, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, was wäre das für ein Weib, das nicht Mittel fände, ſie zu umgehen?

Von da an wurde Reiten das Lieblingsvergnügen der jungen Gräfin. In Geſellſchaft oder auch allein, nur von einem Reitknecht begleitet, ſtrich ſie oft halbe Tage lang in der Gegend herum, und in dem Gefühle ſchrankenloſer Freiheit, das daraus entſprang, blühte ſie roſiger auf als je. Zugleich wurde ſie ſtiller, ihr Lachen klang nicht mehr ſo hell und oft durch die hohen

Gemächer des Schloſſes, und der Kreis der Beſuchenden, an deſſen Freuden ſie nicht mehr denſelben Antheil nahm, lichtete ſich zuſehends.

Nun iſt dein Frieden nicht mehr geſtört, ſagte ſie einmal ſpottend zu ihrem Bruder, iſt es jetzt mehr nach deinem Geſchmack?

Aber Otto hatte andere Gedanken im Kopfe. Er hatte den beſeligenden Befehl erhalten, nach der Hauptſtadt zurückzukehren und ſeine Bewerbung um Marie wo möglich zum Abſchluß zu bringen.

So Gott will, möchte ich noch meine Enkel ſehen, hatte ſein Vater zu ihm geſagt, und dieſe frohe Ausſicht hätte den jungen Mann für größere Unannehmlichkeiten unempfindlich gemacht.

Seine Abreiſe ſtörte die Gräfin nicht in der neuen Richtung, die ihr Leben genommen, ſie verſenkte ſich immer tiefer in die ihr plötzlich ſo lieb gewordene Einſamkeit. Es war, als habe die unruhige Kraft, die bis jetzt verſchloſſen in ihr gelebt, endlich den rechten Ausweg gefunden, durch welchen ſie naturgemäß abfloß. Ihr Vater beobachtete ſie, aber er ſagte nichts. Nur gedankenvoller ſchien er zu werden, je ſtiller und in ſich harmoniſcher offenbar Leonie ward.

Verſchiedene Kleinigkeiten zu ihrem Gebrauch waren aus der Stadt gekommen, ſie ſchloß ſich ein und packte ſelbſt die Gegenſtände aus. Darunter war ein Briefchen, das ſie heftig an die Lippen drückte. Doch auch ihr Vater hatte Briefe erhalten, die ihn ſehr beſchäftigten.

Du könnteſt auch einmal mit mir gehen, ſagte er den Morgen darauf zu ihr, ich habe mehrere Ausbeſſerungen in der Kirche vor, die ich erſt in Augenſchein nehmen will.

Sie machte ſich bereit und begleitete ihn. Es war kühl und düſter in der Kirche, die ihnen der Küſter öffnete, und als der Graf ſeine Beſichtigungen beendet, trat er mit Leonie in den ſonnenhellen Kirchhof hinaus und ſchickte den Küſter fort. Langſam gingen ſie nun die Reihen der Gräber hinab, unter welchen mancher Denkſtein eines alten Dieners oder eines ländlichen Freundes aus des Grafen eigener Knabenzeit ſich befand. Von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen, las die Inſchriften und machte eine kleine lobende oder gerührte Bemerkung dazu. Leonie nickte nur, der Anblick von Gräbern hatte für ſie etwas Unheimliches, und der ſonderbare Spaziergang dauerte ihr ſehr lang. Endlich, vor einem einfachen weißen Steine, nur mit zwei Initialbuchſtaben bezeichnet, blieb er wieder ſtehen. Er wandte ſich nach ſeiner Tochter um und legte die Hand auf ihren Arm.

Das iſt das Grab deiner Mutter, ſagte er.

Leonie fuhr zuſammen und ſtarrte erblaſſend auf den Stein. Sie ſchauderte, aber zu ihrem Herzen drang die Stimme nicht, die aus dieſem Grabe zu ihr rief. Die Erinnerung an die Mutter, die trotz aller Verirrungen ſie doch ſo ſehr geliebt, weckte in der Tochter kein weicheres Gefühl. Sie dachte an die Folter, an den Tod, vielleicht auch an die Schuld, aber ſie betete nicht, ſie hatte nichts zu bitten, nichts zu verzeihen, — ihre Seele war hart, wie der Stein, auf den ſie blickte, und ſie wandte ſtumm das erblaßte Geſicht hinweg. Der Graf machte keine Bemerkung, ſchweigend verließen Beide den ſo ſtillen, ernſten Ort.

Doch aus dem Leben und Weben der freien Natur trieb es Leonie hinweg in das Treiben der Menſchen, ſie fuhr aus und kehrte erſt am ſpäten Abend zurück. Jetzt, in die weichen Kiſſen gelehnt, rief ſie den Vorgang des Morgens wieder vor ihren Geiſt.

O ich kann nicht mehr zurück, ſagte ſie ſich, und wozu? wie oft habe ich nicht ſchon ſolchen Warnungen gelauſcht, und dann war es nichts geweſen als das Werk meiner eigenen aufgeregten Phantaſie. Es iſt noch immer Zeit, dachte ſie, und wenn ich vorſichtig bin, was kann mir wohl geſchehen?

Mit ſanfter Freundlichkeit, wohin ſie jetzt
Begehre, daß ihr Degen ſie geleite.
Mein Weg, erwiedert ſie mit trübem Sinn,
Führt mich zum Mohrenheer nach Arles hin.

58.

Ich hoff' ein Schiff und gut Geleit zu finden,
Das über Meer mich führt in kurzer Friſt;
Und raſtlos will ich gehn nach allen Winden,
Bis daß mein Herr und Gatte bei mir iſt.
Die Feſſeln zu zerbrechen, die ihn binden,
Verſuch' ich jedes Mittel, jede Liſt;
Denn gab dir Rodomont ein falſch Verſprechen,
Soll mir's an andern Wegen nicht gebrechen. —

59.

Ein Stück weit will ich gerne mit dir gehn,
Erwiedert ihr die arme Bradamante,
Bis daß wir Arles vor uns liegen ſehn;
Dort bitt' ich dich, als meine Abgeſandte,
Den Freund des Königs, Rüd'gern, zu erſpähn,
Der ſeinen Ruf längſt durch die Länder ſandte.
Gib ihm dieß gute Roß, von dem mein Spieß
Den ſtolzen Mohren auf die Brücke ſtieß.

60.

Und Wort für Wort ſollſt du ihm dieſes ſagen:
Ein Ritter, der vor aller Angeſicht
Dir kann in's Antlitz zu beweiſen wagen,
Daß du gebrochen deine Treu' und Pflicht,
Schickt dir, daß du gerüſtet ſei'ſt zum Schlagen,
Durch mich dieß Roß und ruft dich in's Gericht.
Du ſollſt, ſo ſagt er, ſchleunigſt dich bereiten
Und ihn erwarten, um mit ihm zu ſtreiten.

Den Nachmittag des folgenden Tages war ſie ausgeritten, friſch und heiter wie ein Maitag ſprang ſie vom Pferde und fiel ihrem Vater, der eben aus dem Thor trat, durch die raſche Bewegung faſt an die Bruſt.

Du ſiehſt gut aus, ſagte er, dein Mann wird ſich freuen, wenn er dich ſo kräftig wiederſieht.

Sie ſchlug die Augen nieder; ein leichter Ausdruck von ſpöttiſchem Triumph glitt flüchtig über ihr Antlitz: Ich hoffe es, erwiderte ſie leiſe und ging leichten Schrittes an ihm vorüber die Schloßtreppe hinauf.

Es ſind Briefe da von deinem Manne, rief er ihr nach; ſie liegen auf meinem Zimmer.

Sie nickte lächelnd zu ihm nieder und beeilte ihren Schritt.

Er blickte ihr nach; ſo leuchtend, ſo ätheriſch umfloſſen von Jugend, Glück und Glanz hatte er ſie noch nie geſehen. Dich werde ich zertreten müſſen, murmelte er.

Abends meldete ſich unſer alter Bekannter Thomas bei ihm an. Er iſt angekommen, ſagte er zu dem Gebieter, der zuſammengebeugt in ſeinem Lehnſtuhle ſaß. Zwei Stunden hat er gewartet, bis die Gräfin vorüber ritt. Sie ſprachen nur ein Paar Worte mit einander, denn es waren Leute in der Nähe. Er trug Bauernkleider, doch ich kannte ihn gut.

Der Graf blickte nicht auf. Es iſt gut, ſagte er, und winkte den Diener hinweg.

Beim Nachtmahl klagte der Graf über Schmerz in den Gliedern, die kühle Kirchenluft nach dem heißen Gange habe ihm geſchadet, und den andern Tag kam er aus ſeinem Zimmer nicht heraus.

Soll ich um Otto ſchicken? frug Leonie, nachdem der Arzt fortgegangen war.

Nein, nein! verſetzte er, wir wollen den armen Jungen nicht ſtören, und ſo lange du bei mir biſt, brauche ich ihn auch nicht.

Wer möchte Leonie's Gefühle beſchreiben, während ſie an dem Bette ihres Vaters ſtehend den wenigen Worten lauſchte, die er in ärgerlicher Haſt hervorſtieß? Ohne ihr Zuthun war ein Stein aus ihrem Wege geräumt, der ihrem Willen ſo lange ein unüberwindliches Hinderniß geweſen war. Ihre Hände zitterten, während ſie die warmen Decken dichter um ihn hüllte, ihr Athem war heiß und beklommen. Jetzt war es Zeit — jetzt! Nie würde ſie wieder ſo günſtig ſein. Dieſes Schmerzenslager ihres Vaters ſollte ihrer gierigen Leidenſchaft endlich üppige Sättigung und Sicherheit bieten.

Soll ich hier bleiben? ſagte ſie.

Es iſt nicht nöthig. Mein Kammerdiener reicht für Alles aus.

Ich werde wenigſtens nicht aus dem Hauſe gehen, erwiderte ſie, während ſie ihn verließ.

Und wieder iſt es Abend. Leonie lag halb angekleidet in der geöffneten Balconthüre ihres Zimmers auf den Knieen. Es war eine ſchwüle, duftige Sommernacht, der leichte Ueberwurf, welcher durchſichtig über ihre Unterkleider fiel, verhüllte kaum das unruhige Wogen ihrer Bruſt, die Haare fielen halb aufgelöſ't über die blendend weißen Schultern der jungen Frau. Es iſt ſpät, aber ſie hatte ihre Kammerfrau ſchon lange weggeſchickt. Sie wartete, ihr Herz ſchlug. Neben ihr auf einem Tiſchchen brannte die Lampe und übergoß die ſchöne, zarte Geſtalt mit ihrem hellen Licht.

O, flüſterte ſie, er wird kommen und endlich werden wir glücklich ſein! Und wenn Alles um uns zuſammenbricht, dieſe Nacht gehört uns, dieſe einzige Nacht voll Seligkeit, die kein Menſch uns rauben kann!

Sie horchte — ihr war, als habe ſie einen Schritt gehört — doch nein — Alles war ſtill.

Louis! rief ſie mit ſehnſüchtiger Ungeduld faſt laut, o mein Louis, wo bleibſt du denn? Jede verzögerte Minute iſt ein Raub, den keine Zukunft uns erſetzen kann! Ja, ich liebe dich! In mir, außer mir iſt alles Liebe, glühende Liebe zu dir. O komm! warum zögerſt du?

Sie erhob ſich, trat auf den Balcon, beugte ſich über das Geländer und blickte ringsum. Ueberall im Schloſſe herrſchte die tiefſte Ruhe, nur die Grillen hörte man zirpen, in einem nahen Gebüſche ſang eine Nachtigall ihr hohes Lied der Liebe! Leonie breitete die Arme aus, in verzehrender Sehnſucht ihres Herzens. Jetzt — ja, es war kein Irrthum — trat eine Geſtalt aus dem ſchattigen Pfade, der dem Fenſter gegenüber lag, und näherte ſich der kleinen Pforte, die — Leonie wußte es wohl — an dieſem Abend offen ſtand. Sie trat in das Zimmer zurück, ihr Herz ſchlug ſo laut, daß ſeine heftigen Schläge deutlich vernehmbar waren. Auf dem Gange näherten ſich Schritte, eine Hand legte ſich auf das Schloß, die Thüre ging auf, und ihr Vater trat herein.

Mit einem unterdrückten Schrei wich Leonie vor ihm zurück. Sie ſchwankte und ſtützte ſich auf das Tiſchchen, die Lampe fiel um und erloſch. Das Gemach war nur noch von der Kerze erhellt, die der Graf mitgebracht und die er jetzt ruhig auf den Tiſch ſtellte, der in der Mitte des Zimmers ſtand. Ein reichverziertes Käſtchen, das er unter dem Arme trug, ſtellte er ebenfalls auf den Tiſch.

Du haſt andern Beſuch erwartet, ſagte er; verzeihe, daß ich ſtöre.

Aber das Bewußtſein der Gefahr gab Leonie ihre ganze Geiſtesgegenwart zurück. Ich? ich erwarte Niemand, antwortete ſie todtenbleich, doch eben ſo ruhig wie er.

Dann hätteſt du deine Lampe früher auslöſchen ſollen.

Sie ſcherzen, Papa, ſagte ſie.

Er hob den Finger — ein leiſes Geräuſch, wie von einer Thüre, die man vorſichtig öffnete und ſchloß, wurde vom Ende des Ganges gehört.

Schweige! befahl er.

Leonie ſprang nach der Thüre, doch bevor ſie dieſelbe erreichen konnte, hatte er ſie gefaßt und heftig an ſich gezogen. Sie beugte ſich zurück, ihr aufgelöſ'tes Haar fiel in üppiger Fülle lang und glänzend über ſeinen Arm hinab, doch er hatte keine Augen für die ſchimmernde Jugendpracht und drückte ihr feſt die Hand auf den Mund.

Sie ſuchte ſich loszureißen, aber ſie war zu ſchwach dazu. Ihr Herz ſchlug hoch in Entſetzen und wilder Empörung, ihre Stirne runzelte ſich; ſie ſah zu ihm auf mit einem Blicke des Haſſes, den keine Sprache beſchreiben kann, vor dem aber die Farbe aus ſeinen Wangen wich. Sie hätte gerne gebiſſen, doch ſie vermochte es nicht; er hielt ſie zu feſt dazu.

Schlange! murmelte er, und es war, als wolle er ſie zerdrücken, Brut einer Schlange! Baſtard, den ich in der Wiege hätte erdroſſeln ſollen, und den ich vergebens zu einem Menſchen zu machen geſucht!

Das Blut ſtockte in ihren Adern vor dem Ausdruck ſeines Geſichts. Da öffnete ſich die Thüre ihres Zimmers, und ſachte trat Louis herein. Betroffen blieb er ſtehen, Beſtürzung und Schrecken malten ſich auf ſeiner Stirne, von der die Röthe freudiger Erwartung plötzlich gewichen war.

Der Graf ließ ſeine Tochter los, die halb ohnmächtig auf ein Ruhebett ſank. Er hatte ſeine Ruhe wieder gewonnen und wandte ſich an den jungen Mann.

Treten Sie ein, Herr Marquis, ſagte er höflich, aber ſehr kalt; ich weiß, daß Sie nur meine Tochter zu finden erwarteten, aber ich hielt es für beſſer, bei der Zuſammenkunft zugegen zu ſein.

Louis ſchloß die Thüre hinter ſich und trat ſchweigend vor. Er war ſehr bleich und ſah auf Leonie; ſie hatte das Geſicht in die Hände gepreßt und rührte ſich nicht.

Der Graf war an den Tiſch zurückgetreten und hatte die Hand auf das Käſtchen gelegt: Haben Sie die Güte ſich zu ſetzen, Herr Marquis, ſagte er und deutete auf einen Stuhl.

Der junge Mann ließ ſich nieder, auch der Graf ſetzte ſich.

Sie werden ſich erinnern, fuhr er fort, daß ich Ihnen verſprach, wenn gewiſſe Umſtände in Ihrem Leben eintreten ſollten, und Sie wollten dann um einen Rath zu mir kommen, Ihnen eine Geſchichte zu erzählen, in die ich einſt auf eine traurige Weiſe verwickelt war. Dieſe Umſtände ſind eingetreten, aber Sie ſind nicht zu mir gekommen, Herr Marquis, und darum ſehen Sie mich denn hier.

Louis ſah vor ſich nieder und erröthete in peinlichſter Verlegenheit. Ich weiß nicht — ſtotterte er, aber er ſchwieg, denn er wußte nur zu gut.

Mit einem faſt mitleidigen Lächeln ſah der Graf ihn an. Wenn Sie erlauben, werde ich nun mein Verſprechen erfüllen, ſagte er dann.

Louis verneigte ſich ſtumm. Leonie ließ die Hände von dem bleichen Geſicht herabſinken und lehnte ſich hinter dem Rücken ihres Vaters in geſpanntem Horchen vor.

Die Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, begann der Graf, iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß ich ſie nicht leichtſinnig preisgeben konnte, auf eine bloße Vermuthung hin. Daß ſie Ihre eigene Perſon ſehr nahe berührt, geht daraus hervor, weil ſie den Tod Ihres Vaters betrifft, und wie ſehr ich daran betheiligt war, können Sie daraus entnehmen, daß ich es geweſen bin, der ihn erſchoß.

Leonie ſchloß ſchaudernd die Augen.

Louis fuhr in die Höhe. Mein Herr! rief er mit bebender Stimme — todtenbleich, aber nicht vor Angſt, denn er machte mit geballten Händen einen Schritt auf den Grafen zu.

Mit einer einfachen Handbewegung der Abwehr wies ihn dieſer zurück. Sie ſind ohne Waffen, ſagte er, und Sie ſehen, hier klopfte er leicht auf den Deckel des Käſtchens, das neben ihm ſtand, ich habe für Alles geſorgt.

Sie wollen mich ermorden? frug der junge Mann bitter.

Und wenn ich es thue, wer wird es mir wehren? antwortete der Graf mit höhniſchen Ton. Wie ein Dieb und Räuber ſind Sie in mein Haus eingedrungen im Dunkel der Nacht, und wenn ich Sie wie einen Dieb und Räuber erſchieße, wer wird ſagen, daß Sie es nicht ſind? Iſt der Mann, der die Ehre meines Hauſes ſtiehlt, kein Dieb? — Aber dazu iſt es ſpäter auch noch Zeit.

Wie geſagt, ich kannte Ihren Herrn Vater in Paris, wo mich Baron Lohenſtein ihm vorſtellte. Es war kurze Zeit, bevor Ihre Mutter Paris mit Ihnen verließ. Ich ſelbſt habe eine ſtürmiſche Jugend verlebt, Herr Marquis, und ſah in den Sünden ihres Vaters nichts Anderes, als das gewöhnliche Vorrecht, welches Adel und Reichthum verleihen. Genug, wir wurden unzertrennliche Freunde. Aber der Strudel, in dem Ihr Vater luſtig forttrieb, verlor ſehr bald ſeine Reize für mich. Ich ermüdete in dieſem Wettlauf jugendlicher Thorheiten und ſehnte mich nach einem ruhigeren Glück. Da lernte ich ein Mädchen kennen, das alle meine Träume künftiger Seligkeit zu verwirklichen verſprach.

Hier wandte der Graf ſich nach Leonie um, die vor dieſem Blick ſich noch tiefer in die Kiſſen des Ruhebettes vergrub.

Die Schönheit der Tochter hat Eindruck auf Sie gemacht, Herr Marquis, ſagte er dann; in meinen Augen übertraf die Mutter ſie hundert Mal — freilich, ſetzte er mit bitterer Ironie hinzu, bin ich in die Tochter nicht verliebt.

Das Mädchen war arm; eine ſolche Kleinigkeit übte indeſſen keinen Einfluß auf mich aus; ich bot ihr an, was ich hatte, und dankte Gott für mein Glück, als ſie mich nicht zurückwies. Ihrem Herrn Vater muß ich die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er mich dringend vor einem Schritte warnte, der ihm mindeſtens in finanzieller Hinſicht unüberlegt erſchien, denn er ſelbſt hatte eine reiche Braut heimgeführt. Doch ich hörte nicht auf ihn, und wirklich verfloſſen die erſten Jahre meiner Ehe in einer Glückſeligkeit, von welcher ich Ihnen ein Bild zu geben umſonſt verſuchen würde. Mein Otto mochte vier Jahre ſein, und ein kleines Mädchen hatte ſoeben das Licht der Welt erblickt. Meine Frau beſtand darauf, daß es Leonie heiße; Leonie iſt ein hübſcher Name, und ich hatte nichts dagegen, daß meine Tochter einen hübſchen Namen trug. Zudem war es der Name Ihres Vaters, der das Mädchen aus der Taufe hob. Ihr Vater war noch immer ein fleißiger Beſucher in unſerm Hauſe, in der letzten Zeit eigentlich mehr als je. Wie geſagt, er war liebenswürdig, und es mochte wohl Jeder ſich gern an ſeinem Umgange erfreuen. Mein Urtheil über ſeine Sitten war nicht ſtrenger geworden, ich hielt mein Glück für eine Ausnahme und pries dankbar den Himmel dafür; aber auch mich band die Liebe weit mehr als die Pflicht. So gab ich mich denn ſehr gern dem alten Zuge der Freundſchaft hin.

Meine Frau erholte ſich ſchwer. Sie hatte vom erſten Augenblicke an eine eiferſüchtig leidenſchaftliche Liebe für das kleine Weſen an den Tag gelegt; ſie wollte daher auch keine Amme dulden und ſtillte es ſelbſt. Da ſie nicht ſtark war, ſo warnte der Arzt vor übermäßiger Anſtrengung.

Eines Nachts weckte mich ein ſchwerer Traum. Ich ſah ſie ſterben, und im Todeskampfe rief ſie hülfeflehend nach mir. Kurz, der Traum weckte mich. Den Tag über war ſie ungewöhnlich bleich und erregbar geweſen und hatte ſich zeitlich zur Ruhe begeben. Eine drückende Angſt erfaßte plötzlich mein Herz; ich ſtand auf; es ließ mir keine Ruhe, ich mußte ſehen, wie es ihr ging. Das Unmöglichſte ſchien mir möglich zu ſein, ſobald es meine Frau betraf.

So ſchlich ich zu ihrem Zimmer. Wie thöricht iſt der Menſch! Der entſetzliche Traum hielt meine Sinne noch immer befangen, und mein Herz hörte thatſächlich auf zu ſchlagen, als ich die Hand auf das Schloß der Thüre legte. Meine Angſt war jedoch nicht gerechtfertigt, meine Frau lag ruhig und ſchlief. Ein Licht brannte neben ihrem Bette, ich beugte mich über ſie — ſo ſanft, ſo ſtill athmet das Kind in ſeinem Schlafe kaum — ich wagte es nicht, ihre Lippen zu berühren, aus Furcht, ſie zu wecken, — denn ich liebte ſie, Herr Marquis — o mein Gott, wie ſehr liebte ich ſie!

Seine Stimme ſtockte, Thränen liefen über ſeine Wangen, und einen Augenblick kämpfte er vergebens, ſeiner Bewegung wieder Herr zu werden.

So Gott will, junger Mann, fuhr er endlich fort, werden Sie einſt ein geliebtes Weib an Ihrem eigenen Herde ſitzen ſehen, von Ihren eigenen Kindern umſpielt, und dann, erſt dann werden Sie wiſſen, was die Liebe eines Mannes iſt, eine Liebe, die nach ſo langen Jahren, nach Allem, was darüber hingegangen iſt, noch Thränen in meine Augen zu locken vermag! —

Mein Blick mochte ſie im Schlafe beängſtigen, ſie machte eine leichte Bewegung, und ich war ſchon im Begriffe mich zurückzuziehen, als ein Papier, das ſich aus der halbverſchobenen Umhüllung ihrer Bruſt kaum merklich hervorſtahl, meine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte. Vorſichtig zog ich es hervor. Es war ein Brief, Herr Marquis — ein Brief Ihres Vaters — an meine Frau — an ſeine Geliebte — vielleicht — und das iſt das Entſetzlichſte! — an die Mutter ſeines Kindes — an die Mutter Leonie's.

Die Gräfin fuhr auf, als habe ein elektriſcher Schlag ſie berührt, dann ſank ſie zurück, weißer als der

Ueberwurf, der über ihre Schultern fiel, aber Niemand beachtete ſie.

Der Graf hatte die letzten Worte faſt tonlos geſprochen, ſeine Brauen zogen ſich krampfhaft zuſammen, und er legte den ſtrengen, gramgebleichten Kopf mit geſchloſſenen Augen an die Lehne ſeines Seſſels zurück. Louis ſah ſtarr vor ſich nieder, er wagte kaum zu athmen, und auf ſeiner Stirne perlte kalter Schweiß.

Nach einer Pauſe fuhr der Graf fort, indem er ſich mit Anſtrengung aufrichtete:

Es iſt nun Alles längſt vorüber. Aber, junger Mann, Gott bewahre Sie davor, daß Sie je erfahren, was ich damals erfuhr. Sie wiſſen nicht, was es heißt, vor ſeinem liebſten, heiligſten Gut zu ſtehen und ſich ſagen zu müſſen: es iſt nicht dein, es war längſt nicht mehr dein! Als du noch liebteſt und glaubteſt, ſtandeſt du ſchon längſt an dem Sarge deines Glücks.

Nun — ich las den Brief ruhig — ſehr ruhig — es war, als ginge er mich gar nicht an. Ich las ihn dreimal, bevor ich ihn verſtand. Da erſt packte mich die Verzweiflung und mit der Verzweiflung zugleich unnennbare Wuth. Aber tödten wollte ich ſie nicht — ſie war noch immer die Mutter meines Otto; das Weib, das ich ſo lang und innig geliebt! — nein, tödten konnte ich ſie nicht!

Ich legte den Brief wieder hin und verließ das Gemach. In dem Nebenzimmer ſchliefen die Kinder, und dorthin wandte ich mich. Otto war ja noch mein, und zu ihm trieb es mich jetzt in dieſer qualvollen Stunde. An der Wiege ſeiner Schweſter blieb ich ſtehen und betrachtete das Kind. Es war ein kleines, ſchwächliches Ding, welches der Erde gar nicht anzugehören ſchien. Eine kleine Bewegung, ein leichter Druck hätte wenigſtens dieſen Makel auf ewig aus meinem Leben gelöſcht. Meine Hand hob ſich — es dunkelte vor meinen Augen, der Haß in mir ſchrie laut nach Blut

— einen Augenblick noch — und die ſchreckliche That wäre geſchehen geweſen.

Aber es war ein Kind — ein hülfloſes Kind! ich konnte kein Kind tödten, und vielleicht — vielleicht war es ja doch das meinige! Ich floh auf mein Zimmer zurück. Furien verfolgten mich, ich fürchtete mich vor mir ſelbſt. Ich ſchloß mich ein und warf den Schlüſſel zum Fenſter hinaus. Nun erſt dachte ich daran, was ich beginnen ſollte. Was ſollte ich noch auf dieſer Welt? Das Paradies, das ich in blühender Herrlichkeit um mich geſehen, war mit einem Hauch vernichtet. Alles war Nacht und Tod.

O Wahnſinn der Verzweiflung! der wirkliche Wahnſinn iſt eine milde Schickung gegen dich.

Ich öffnete meinen Schreibtiſch und zog ein Paar Piſtolen heraus. Ihr Vater ſelbſt hatte mir ſie ausgeſucht und Tags vorher erſt gebracht. Es iſt das nämliche Käſtchen, welches Sie hier ſehen. Dieſe nahm ich nun aus dem Fache, lud ſie und legte ſie auf den Tiſch. Daß die Erlöſung ſo leicht war, ſo nahe, ſo ganz in meiner Hand, beruhigte mich. Ich trat an das Fenſter und blickte zum Himmel auf, zum letzten Male, wie ich glaubte: — allein mit dieſem Blick kehrte meine Ueberlegung zurück. Ich hatte Pflichten, Herr Marquis. Zum erſten Male in meinem Leben fühlte ich, was das kleine Wort zu bedeuten hat — und es ſtand mir nicht zu, freiwillig und feige ihnen zu entgehen: Pflichten als Vater und als Träger eines Namens, der, ſo lang ich lebte, frei bleiben ſollte von jeglicher Schmach. Ich ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, ſchloß die Piſtolen wieder ein und überlegte, was nun das Beſte ſei zu thun.

Das war klar genug. Ihr Vater mußte fallen, denn von der Laune ſeines Uebermuthes hing die Ehre meines Hauſes ab, die, wenn er ſie auch befleckt, doch wenigſtens vor der Welt noch rein daſtand. Fallen mußte er alſo, bevor er noch den letzten Verrath geübt,

61.

Dieß ſag' ihm, und nicht mehr; und wenn er frägt,
Von wem du kommeſt, ſo verſchweigſt du's eben.
Und ſanft erwiedert jene, wie ſie pflegt:
Zu deinem Dienſt will ich mich gern beſtreben,
Mit jenem Sinn, den du mir dargelegt,
Das Leben ſelbſt, nicht Worte nur zu geben. —
Das Fräulein dankt ihr ſehr, nimmt den Frontin
Und gibt der andern bei dem Zügel ihn.

62.

Am Fluß, in großen Tagereiſen gehen
Die ſchönen Pilgerinnen immer fort,
So lange bis ſie Arles vor ſich ſehen,
Und bis die Woge rauſcht vom nahen Port.
Doch an der Vorſtadt bleibt die Heldin ſtehen,
Da wo die letzte Schanze deckt den Ort;
Sie will der Freundin volle Zeit vergönnen,
Um mit Frontin zu Rüd'gern gehn zu können.

63.

Zur Brücke ſprengt die gute Flordeliſe,
Man läßt ſie willig durch die Pforte ziehn.
Sie nimmt ſich einen, der den Weg ihr wieſe
Zu Rüd'gers Wohnung, bringt geſchickt und kühn,
Vom Roß geſtiegen, jene bittern Grüße
Dem Jüngling, übergibt ihm den Frontin,
Und geht, und will auf keine Antwort warten,
Um ihre eignen Sorgen auszukarten.

64.

Der tiefbeſtürzte Rüd'ger ſinnt und brütet,
Und kommt nicht drauf, ſo ſehr er quält den Geiſt,
Wer dieſer ſei, der alſo ſchilt und wüthet,
Und Höflichkeiten ihm zugleich erweist.

aber wie? — Schlagen wollte ich mich nicht — ich hatte Pflichten, wie ich Ihnen vorhin ſagte, und mein Leben war zu koſtbar, um es dem Zufall eines ſolchen Kampfes preiszugeben. Dann — was hätte ein Duell dem Rufe meiner Frau genützt? Alſo auf dieſe Weiſe ging es nicht — aber anders mußte es gehen.

Mein Plan war bald gemacht — ich ſchwieg. Ich ging und kam wie früher, nur daß ich jetzt ſah, wo ich früher blind war. Mit meinem Schweigen hielt ich die Schuldigen umgarnt. Kein Wort, kein Blick entging mir — aber ich ſchwieg — es war noch immer nicht genug. Kein Liebhaber hat je ſo nach der Stunde der Erhörung geſchmachtet, wie ich nach der ſichtbaren Offenbarung meiner Schmach. Und endlich — es dauerte lange — aber endlich kam der Augenblick.

Ueber dieſen Auftritt laſſen Sie mich ſchweigen. Ihr Vater ſtand beſchämt vor mir. Er hatte manchmal gute Augenblicke, und ich glaube, daß er ſeine eigene Schändlichkeit empfand. Er bot mir Genugthuung, er, der mir Alles genommen, indem er mich vor ſeine Klinge forderte! Welchen Erſatz aber hätte mir ſelbſt ſein Leben für das Glück geboten, daß er mir auf ewig geraubt? Der augenſcheinliche Gegenſatz ergriff mich mit ſolcher Gewalt, daß er zur Satire ward und ich hell auflachte, fort und fort, bis ich ſelbſt vor mir erſchrak und doch immer wieder in neues Lachen ausbrach. Meine Frau floh entſetzt an das andere Ende des Zimmers; ſie hielt mich für wahnſinnig.

Mein Freund, ſagte ich endlich zu Ihrem Vater, der bald erröthend, bald erbleichend vor mir ſtand, ſo daß mich ein gewiſſes Mitleid gegen ihn überkam, — Sie begreifen, daß ein Anerbieten wie das Ihrige zwar nicht gegen die Mode, aber doch gegen alle geſunde Vernunft verſtößt. Sie nehmen mir meine Frau, gut. Es iſt heutzutage etwas ſo Gewöhnliches, daß ein kluger Mann die Augen darüber ſchließt. Soll er aber noch ſein Leben in die Schanze ſchlagen, ſo iſt das wirklich zu viel verlangt.

Ihr Vater ſah mich verblüfft an; er hatte mich ſchon öfter vor einer bloßen Klinge geſehen, denn Duelle waren damals ein täglicher Zeitvertreib, und ich pflegte ſonſt nicht mit meinem Blute ſparſam zu ſein.

Ich nahm ihn ruhig unter den Arm und ſchlenderte mit ihm in den Garten hinaus.

Es wäre mir unangenehm, wenn die Leute eine Ahnung hätten von dem, was hier vorgefallen iſt, ſagte ich. Man muß die Oeffentlichkeit in ſolchen Sachen vermeiden. Ich trage nur mein ehemänniſches Geſchick, wie es ſchon ſo viele Andere gethan. Aber ich will keinen Scandal, und was die Zukunft Ihrer Beziehungen zu meiner Frau anbelangt — nun, ich werde dafür ſorgen, daß ſie zu Ende ſeien.

Ihr Vater war noch immer wortlos. Von Zeit zu Zeit ſah er mich ſcheu von der Seite an. Es war, als erkenne er mich nicht mehr. Eben meine Ruhe war ihm, glaube ich, das Schrecklichſte. Wir gingen noch einige Male im Garten auf und ab.

Wie wäre es, wenn wir zuſammen ausritten? ſagte ich; draußen ließe ſich das Uebrige doch beſſer abmachen als hier.

Er ſah mich mit wahrem Entſetzen an.

Sie fürchten ſich doch nicht? ſpottete ich.

Das war der Stachel, dem er nicht widerſtand. Wir ſtiegen zu Pferde und ritten davon. Eine wilde Luſtigkeit erfüllte mich. Ihr Vater war ſtill und bleich und ſah ſich von Zeit zu Zeit auf dem Wege um, wohl um einen Bekannten zu entdecken, der ihn erlöſen ſollte von dem Alleinſein mit mir. Jedesmal lachte ich auf. Er biß ſich in die Lippen und ritt dann ruhig weiter neben mir. Vor dem Stadtthor hielt er an.

Fürchten Sie ſich? frug ich wiederum.

Nein, ſagte er, aber wozu ſollen wir weiter?

Ich weiß nicht, wie ich ihn anblickte, aber er ſenkte den Kopf und folgte mir wie willenlos.

In einem kleinen Gehölze war es — die Landſtraße ſchimmerte zwiſchen den Bäumen durch, und wie es unentdeckt blieb, was jetzt folgte, iſt mir ein Räthſel bis auf den heutigen Tag. Dort hielt ich an und legte die Hand auf die Zügel von ihres Vaters Pferd. Er ſuchte ſich loszureißen, aber ich hatte ihn zu feſt gefaßt.

Steigen wir ab, ſagte ich.

Er ſtieg ab, und ich folgte ihm. Und nun, Herr Marquis, ſagte ich, und faßte ſeinen Arm, wollen wir das Uebrige abmachen, und ich werde dafür ſorgen, daß die Geſchichte wenigſtens nie über Ihre Lippen kommen kann.

Ich werde ſchweigen, ſtammelte er.

Und wer bürgt mir dafür?

Ich ſchwöre es bei meinem Ehrenwort!

Der Schwur eines Ehrloſen! daß Sie meine Ehre ſo wenig achteten, giebt mir ſchlechte Bürgſchaft für die Ihrige.

Mein Herr! fuhr er zornig auf.

O laſſen wir die Redensarten, ſagte ich und zog eine Piſtole hervor.

Sie wollen mich ermorden? rief er mit bebenden Lippen.

Wie Sie es nennen wollen. Als Sie ſich die Mühe gaben, meine Frau zu verführen, kannten Sie mich genug, um zu wiſſen, daß Sie mit dem Leben nicht davonkommen würden. Sie nahmen die That auf ſich, wundern Sie ſich alſo nicht, wenn die Folgen Sie treffen.

Ich bot Ihnen Genugthuung, brachte er mühſam hervor.

Ich lachte höhniſch auf: Welchen armſeligen Einfall haben Sie da, Herr Marquis? Glauben Sie denn aufrichtig, was Sie belieben Genugthuung zu nennen, ſei dies wirklich für mich? Nein, mein Leben iſt zu koſtbar gegen das Ihrige. Ich habe Pflichten zu erfüllen, ich bin Vater, und dieſe Laſt zu vermehren, trugen Sie ja das Ihrige bei. Aber die Kinder, die meinen

Namen führen, ſollen ihn vor der Welt mit Ehren führen, das können ſie nur nach Ihrem Tode, Herr Marquis, und darum erſchieße ich Sie.

Ich ſpannte den Hahn. Ihr Vater wandte das aſchfarbige Geſicht hinweg.

Schonen Sie mich! ſtammelte er mit ausgeſtreckter Hand.

Haben Sie mich geſchont? höhnte ich wieder. Ich hätte Ihnen mehr Muth zugetraut.

Da faßte ihn die Wuth. Er riß ſich los, zog den Degen und drang verzweiflungsvoll auf mich ein. Doch meine Hand war ſicher — ich ſchoß, und er fiel. Mit ſeinem letzten Worte rief er Sie und Ihre Mutter um Verzeihung an. Für das unglückliche Weib, das ihm Alles geopfert, hatte er keinen Laut.

Ich ließ ihn in dem weichen Graſe, auf welches durch das dichte Laub der Bäume die Sonne nur ſpärliche Strahlen zu ſenden vermochte. Ich habe ſeitdem nie mehr ohne Grauen in den heiligen Frieden einer Waldeseinſamkeit geſehen. Aber damals, an ſeiner Leiche, ſchwur ich, Leonie in Wahrheit ein Vater zu ſein.

Er ſchwieg — offenbar verſagte ihm die Kraft. Er kreuzte die Arme und verſenkte ſich in die furchtbare Erinnerung. Louis' Augen zuckten, ein Wort bebte auf ſeinen Lippen: doch er brachte es nicht hervor, und mit Verzweiflung rang er nach Faſſung. Leonie athmete kaum.

Sehen Sie junger Mann, hub der Graf endlich wieder zu reden an, das iſt eine Erinnerung, die nie vergeht, und vor der jede andere in den Hintergrund tritt — eigenmächtig ein Menſchenleben ausgelöſcht zu haben — und ſich mit vollem Bewußtſein zu ſagen: alle Opfer der Welt, wenn wir ſie bringen wollten, wecken es nicht wieder auf.

Ich ſchlug einen andern Weg ein und ritt langſam in die Stadt zurück. Als meine Frau mich erblickte, floh ſie vor mir in den entfernteſten Winkel des Gemaches und hielt ihre Kinder feſt an ſich gedrückt. Ihr Entſetzen rührte mich. Es war das Mitleid, welches uns die Todesangſt jedes, ſelbſt des fremdeſten Weſens einzuflößen vermag. Mein Zorn war gewichen, aber mit ihm zugleich meine Liebe erloſchen, — das Blut, das ich vergoſſen, hatte Beides erſtickt.

Madame, ſagte ich zu ihr, Sie haben nichts zu fürchten. Es iſt mir lieb, daß wenigſtens aller Scandal vermieden iſt. Mit dem Marquis habe ich Abrechnung gepflogen, er wird Sie nicht mehr beläſtigen. Vor der Welt bleibt Alles, wie es war; zwiſchen uns, die wir wiſſen, woran wir ſind, iſt natürlich Alles aus.

Sie erhob ſich langſam, und ich ließ ſie allein.

Die Abweſenheit Ihres Vaters fiel in den erſten Tagen nicht ſehr auf. Es war nicht das erſte Mal, daß ein galantes Abenteuer ihn auf mehrere Tage unſichtbar hielt. Man kannte ſeine zerrütteten Vermögensumſtände, und als man ihn endlich gefunden, ſuchte man keinen anderen Grund für die That, und es hieß, um dem Drängen ſeiner Gläubiger zu entgehen, habe er ſich ſelbſt entleibt.

Meiner Frau, die ihr Zimmer nicht verließ, wurde, auf meinen ſtrengen Befehl, kein Wort von dem Vorfalle hinterbracht. Ich hatte ſie mehrere Tage hindurch nur auf Augenblicke geſehen, da kam ſie eines Morgens mit ihren Kindern auf mein Zimmer, kniete nieder vor mir und legte Leonie auf meinen Schooß. Aber des Kindes weiße Gewänder ſchimmerten in meinen Augen roth, wie in Blut getaucht, und mit Abſcheu ſtieß ich es zurück. Sie ſchloß es heftig an die Bruſt und ſah mich forſchend an; dann erhob ſie ſich ſchweigend und ging hinaus.

Seitdem machte ſie keinen Verſuch mehr zu einer Annäherung. Was hätte es auch genützt? Es lag Blut zwiſchen uns — Blut — und das Kind, das ich nicht anſehen konnte, deſſen Name ſchon eine immerwährende Erinnerung an den Verrath und die Schande ſeiner Mutter war.

Mich duldete es nicht mehr in Paris. Die Luft dort ſchien mir mit giftigen Dünſten geſchwängert und erſtickte mich. So reiſ'ten wir denn nach kurzer Vorbereitung ab. Von da an verſank meine Frau in ein finſteres Brüten, dem ſie nichts zu entreißen vermochte. Ihre Kinder, beſonders Leonie, hütete ſie mit einer ruheloſen Aufmerkſamkeit, welche der wilden Wachſamkeit einer aufgeſcheuchten Löwin gleichkam. War es die Furcht ſich von ihnen getrennt zu ſehen? war es die Sehnſucht nach Ihrem Vater, dem einzigen Manne, den ſie wirklich geliebt? oder hatte ſie dennoch ſeinen Tod erfahren und war es Rachedurſt, der ſie verzehrte und ſie endlich zum Aeußerſten trieb? — Genug — ich erkrankte und ſie pflegte mich. Der tückiſch lauernde Blick, mit dem ich, aus halber Bewußtloſigkeit erwachend, ſie eines Nachts an meinem Bette ſtehen ſah, gab mir den erſten Verdacht ihrer Schuld. Die Unglückſelige hatte mir Gift eingegeben und zählte die Minuten, die ſie des verhaßten Joches entledigen ſollten. Den furchtbaren Auftritt, der die Folge der Entdeckung war, kann ich nur andeuten. Genug, ſie war ſchuldig — ich hatte den Beweis in der Hand, und ſie läugnete nicht. —

Doch auf dem Schaffotte ſollte ſie nicht ſterben. Aus ihrem Blute hatten meine Kinder ihr ſchuldloſes Leben getrunken, und mein Haus ſollte verſchont bleiben von dem Brandmal einer öffentlichen Hinrichtung. Aber verſchwinden mußte ſie, und ſie verſchwand. In Einſamkeit und Gefangenſchaft floßen ihre Tage hin. Für die Welt war ſie todt und nun iſt ſie es auch für mich. Der ungeſtillte Haß zehrte an ihrem Leben, die Sehnſucht nach ihren Kindern brach ihr langſam das Herz. Allein der Tod brachte keine Verſöhnung für ſie, ſie ſtarb, wie ſie gelebt, und mit einer Läſterung auf den Lippen athmete ſie ihre Seele aus.

Und nun bin ich zu Ende, Herr Marquis. Darf ich fragen, welchen Eindruck meine Mittheilung auf Sie gemacht?

Louis ſtand auf, er war ſehr bleich, aber aus ſeinem Blicke ſprach keine Furcht. Tödten Sie mich, ſagte er, Sie können es ja. Vater und Sohn, es iſt am beſten ſo!

Der Graf ſchwieg einen Augenblick. Leonie erhob ſich geräuſchlos und glitt leiſe hinter ſeinen Stuhl. Aber er ſchien ihre Bewegung zu ahnen, denn, ohne das Geſicht nach ihr zu wenden, ſchloßen ſich ſeine Finger enger um das Käſtchen.

Wenn ich Sie tödten wollte, ſagte er dann, ſich ebenfalls erhebend, ſo hätte ich es gleich gethan, bevor ich Ihnen das Geheimniß meines Lebens anvertraut. Aber es iſt etwas in Ihnen, das ich achten und ſchonen muß: das iſt das Blut Ihrer Mutter, und an dieſes wende ich mich. Sie wiſſen nun, zu welchen Verbrechen eine That führen kann, die Sie bis jetzt nur im Lichte der Leidenſchaft geſehen. Sie wiſſen, daß Sie ein Weib lieben, das vielleicht Ihre Schweſter iſt. Dieſes Weib habe ich als meine Tochter erzogen und ſeine zweifelhafte Geburt mit meinem Namen und mit meiner Ehre gedeckt. Als meine Tochter hat ein Ehrenmann Leonie aus meinen Händen erhalten und das Glück ſeines Lebens auf ſie gebaut. Sie iſt zu ihrer Wahl nicht gezwungen worden. Armuth und Sorge, welche ihre Mutter drängen mochten, hat die Tochter nie gekannt, und in vollkommener Freiheit hat ſie unter allen Männern, die um ſie warben, allen meinen Warnungen entgegen, ſich ihrem Gatten zugewandt. Für ihr Glück habe ich ſomit gethan, was ich vermochte, und ihr gegenüber iſt meine Rechnung geſchloſſen — aber gegen ihren Mann habe ich eine Verpflichtung: er hat mir geglaubt, und ſein Glaube ſoll nicht getäuſcht werden.

Dann habe ich noch einen andern Grund: Otto hat Sie ſchon einmal in Verdacht gehabt, und ich habe keinen zweiten Sohn. — Und darum, Herr Marquis, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt, werde ich Sie erſchießen, wie ich Ihren Vater erſchoß, wenn Sie mir nicht ſchwören, daß jede Beziehung zwiſchen Ihnen und der Gräfin von dieſem Augenblicke an für immer abgebrochen iſt.

Die Gräfin iſt frei, ich werde ſie nicht mehr ſehen, ſagte Louis mit erſtickter Stimme und abgewandtem Geſicht.

Leonie ſank mit einem Seufzer auf ihren Sitz zurück.

Schwören Sie! befahl der Graf.

Ich ſchwöre — bei meiner Mutter ſchwöre ich! ſprach der Marquis mit tonloſer Stimme.

Ich glaube Ihnen, ſagte der Graf feierlich, denn Sie ſcheinen mir doch beſſer, als Ihr Vater zu ſein. Die Zeit wird kommen, wo Sie dieſe Prüfung als ein Glück betrachten werden. — Und nun werde ich Ihnen hinausleuchten, Herr Marquis, ſetzte er nach einer Pauſe hinzu.

Er öffnete die Thüre. Mit einer raſchen Bewegung wandte Louis ſich nach Leonie und breitete unwillkürlich die Arme nach ihr aus. Aber ſie ſchien ihn nicht zu ſehen, und der Graf wartete auf ihn. Erſt als die Thüre ſich hinter ihm und ihrem Vater geſchloſſen hatte, ſprang ſie auf und wollte ihm nacheilen; ſie rang die ſchönen Hände, ſie ſank in die Kniee und ſchlug den Boden mit der Stirne.

O warum bin ich nicht gleich geflohen? jammerte ſie laut. Doch plötzlich erhob ſie ſich, ſie blickte düſter vor ſich nieder, ein kurzer Kampf glitt über ihre Züge und dann ſammelten ſie ſich in einem eiſernem Entſchluß. — Und er iſt doch nicht mein Bruder, ſagte ſie dumpf. Was wiſſen wir Beide von dem, was unſere Eltern gethan? Louis, du kannſt nicht von mir laſſen — o Louis! es wäre unſer Beider Tod!

Sie warf ein Tuch um die Schultern und eilte hinaus. Sie hörte, wie ihr Vater das Thor verſchloß, aber ſie wußte, welcher Weg für Louis offen ſtand, ſie ſchloß ihr Zimmer und zog den Schlüſſel ab, flog den Gang hinab und über die Seitentreppe in den Park. Es war, als habe ihr Wille ihr Flügel verliehen, und unten im Park neben der Mauer, die ihn umſchloß, begegnete ſie dem Marquis.

Der Graf war auf ſein Zimmer zurückgekehrt, er ſtellte das Licht auf den Tiſch. — Ich habe meine Schuldigkeit gethan, dachte er. aber ich bin müde — ſehr müde. O ſtille Ruhe, wann kommſt du denn?

Er fuhr auf: ein Schrei — ein entſetzlicher Schrei ſchlug aus dem Parke an ſein Ohr. Er horchte, Alles war ſtill. Er öffnete das Fenſter und hörte nichts mehr. Ich muß mich getäuſcht haben, dachte er. Doch ließ es ihm keine Ruhe, er ging zu Leonie's Zimmer und horchte an der Thüre, aber auch hier regte ſich nichts. Er wollte öffnen, die Thüre war geſchloſſen. Sie wird allein ſein wollen, ſagte er ſich und kehrte in ſein Zimmer zurück.

Den folgenden Morgen in aller Frühe wurde laut und heftig an das Hauptthor des Schloſſes gepocht. Ein Arbeiter hatte die Gräfin ſcheinbar leblos im Garten liegen geſehen. Die ganze Dienerſchaft gerieth in Aufruhr. Man hob ſie auf, ihre Kleider waren vom Thau der Nacht ganz durchnäßt. Indeſſen war ſie nicht todt, nicht einmal bewußtlos ſchien ſie zu ſein, denn ſie ſtöhnte laut und unausgeſetzt; aber gehen konnte ſie nicht, und man trug ſie in das Schloß. Die Thüre ihres Zimmers wurde erbrochen, ſie mußte den Schlüſſel von ſich geſchleudert haben, als ſie dem Marquis begegnete, denn ſpäter fand man ihn an der Mauer des Parkes, und Niemand konnte ſich erklären, wie er dahin gekommen war.

Der Graf eilte in großer Beſtürzung herbei; ein Arzt wurde geholt; aber alle angewendeten Mittel blieben wirkungslos. Sie weinte nicht, es war ein inneres Stöhnen, dem keine Klage ſich vergleichen ließ. Der Arzt ſchüttelte den Kopf und erklärte es für eine Nervenerſchütterung. Zeit und vollkommene Ruhe ſeien das einzige Mittel, meinte er. Sie ſträubte ſich auch gegen nichts, aber ihr Zuſtand blieb unverändert. Sie lag mit geſchloſſenen Augen und ſchien Niemand zu erkennen.

Ihr Mann riß ſich von allen Geſchäften los und eilte herbei als er die Nachricht von ihrer Krankheit erhielt. An dem Tage, da ſeine Ankunft erwartet wurde, verlangte ſie zum erſten Male aufzuſtehen und ließ ſich ankleiden, dann ſetzte ſie ſich und wartete.,

Er kam, böſer Ahnungen voll, denn alle ihre Befürchtungen vor ſeiner Abreiſe waren ihm eingefallen; aber dennoch übertraf das, was er fand, ſeine ſchlimmſten Vorausſetzungen bei weitem, und er ſchlug die Hände ſchmerzvoll zuſammen vor dem bleichen, ſchattengleichen Abbild ſeiner jungen, vor Kurzem ſo blühend friſchen Frau.

Bei ſeinem Eintritt hatte ſie ſich erhoben; ſie ging ihm entgegen und ſank ſchweigend an ſeine Bruſt. Das ſchöne Haar, mit dem er ſo gerne geſpielt, hatte man ihr abſchneiden müſſen, ſie ſah jünger aus, und faſt ganz wie ein Kind.

Leonie! rief er in tiefen Schmerz, ſie innig an ſeine Bruſt ſchließend und ihr in die Augend ſehend.

O, was haben ſie aus dir gemacht! fuhr er fort und blickte vorwurfsvoll ſeinen Schwiegervater an.

Ich hatte es dir vorausgeſagt erwiderte ſie.

Er hob ſie auf, trug ſie auf das Ruhebett zurück und ſank neben ihr auf die Kniee. Sie ſah zu ihm nieder und legte die kleine abgemagerte Hand auf ſeinen Kopf.

Du kommſt eben recht, mich ſterben zu ſehen, ſagte ſie. Die alte Härte war noch immer in ihr.

Er ſchloß ſie in die Arme und ſchluchzte laut. Der ruhige, kluge Mann war nicht zu erkennen, ſo brachte ihn die Verzweiflung außer ſich.

Daß dieſer ihm als treulos Fehde bietet,
Daß überhaupt ihn jemand treulos heißt,
Das will ihm gar nicht ein; zuletzt von allen
Wär' er auf Bradamanten wohl gefallen.

65.

Von andern iſt nun vollends nicht die Rede,
Nur Rodomont, der könnt' es etwa ſein;
Doch auch daß der mit ihm verfährt ſo ſchnöde,
Fällt ihm auch nicht die fernſte Urſach' ein.
Er lebt mit keinem auf der Welt in Fehde,
Und Niemand iſt ihm feind, als der allein.
Indeſſen ruft das Fräulein von Dordone
Zum Streit, und ſtößt in's Horn mit mächt'gem Tone.

66.

Die Kunde, daß ein Held zum Streit erſchienen,
Ward gleich den beiden Kön'gen hinterbracht.
Von ungefähr war Serpentin bei ihnen,
Der die Erlaubniß ſich erbat zur Schlacht.
Zu fah'n verſpricht er dieſen Ueberkühnen.
Gleich hat das Volk die Mauern voll gemacht;
Die Neugier treibt die Jungen wie die Alten,
Zu ſehn, wer ſich am beſten werde halten.

67.

In ſchönem Harniſch, reichem Oberkleid
Springt Serpentin vom Stern hervor zum Ringen.
Beim erſten Stoß fliegt er vom Roſſe weit,
Und dieſes jagt davon, als hätt' es Schwingen.
Das Fräulein eilt ihm nach voll Höflichkeit,
Am Zaum dem Heiden es zurückzubringen.
Steig' auf, ſagt ſie, und melde deinem Herrn,
Er ſoll mir ſenden einen hellern Stern.

Wir gehen fort von hier, war ſein erſtes Wort, als er der Rede wieder mächtig war.

Ein Schatten ihres ehemaligen Lächelns glitt über ihre Züge, verſchwand aber ſogleich wieder.

Nun iſt es zu ſpät, ſagte ſie.

Dennoch ſchien die verſprochene Veränderung ſie ein wenig zu beleben, und ſie ordnete ſelbſt Manches zu ihrer Abreiſe an. Sie frug nicht, wohin er ſie bringen würde, und er führte ſie nach Rothwalde, wohin ſie ſich vor ihrer Trennung von ihm ſo ſehr zu ſehnen ſchien. An ſeinem Arme durchwanderte ſie wieder die Alleen, die ſie zuerſt blühend in allem Glanze ihrer Jugend und ihres Glückes geſehen. Aber es war nicht mehr dieſelbe Leonie! Das feine Gewebe ihrer Nerven, dieſes Meiſterwerk der Natur, war zerriſſen wie durch einen rohen Griff, und alle Verſuche, ſie zu neuem Leben zu wecken, ſcheiterten an der Apathie, in welche ſie ſich wie in ein Leichentuch hüllte.

Putz und Koſtbarkeiten und tauſend Kleinigkeiten, die ſie ſonſt ſo ſehr geliebt, wurden um ſie gehäuft. Sie nahm ſie in die Hand, lächelte und legte ſie theilnahmslos wieder weg. Was früher Mark und Saft ihres Lebensbaumes geweſen war, Stolz, Leidenſchaft, Eitelkeit und — nur in anderem Sinne freilich, als man es gewöhnlich nimmt — die zarte und vollendete Weiblichkeit, die über ihre ganze Erſcheinung ausgegoſſen war, Alles war entſchwunden auf immerdar.

Die Krankheit, welche die Mutter nach Jahren dahingerafft, entwickelte ſich bei der Tochter in reißender Schnelligkeit. Sie welkte ſichtbar dahin und blieb doch immer rührend ſchön. Endlich konnte ſie nicht mehr gehen. Der Tod, der ihr früher ſo viel Grauen eingeflößt, ſchien ihrer Phantaſie nur mehr ein grauſames Spiel zu ſein. Für ihre zarten Arme waren die goldenen Armbänder alle nun zu groß. Mit einer katzenartigen Luſt an fremdem Leid machte ſie ihren

Mann aufmerkſam darauf. Nun biſt du bald von mir erlöſ't, ſagte ſie.

O Leonie! war Alles, was er erwidern konnte, indem er ſich ſprachlos hinwegwandte. Der tiefe Gram in ſeiner Stimme durchſchauerte ſie. Sie blickte auf und beobachtete ihn einen Augenblick.

Verzeihe mir! rief ſie aus und warf ſich an ſeine Bruſt, ich will's nicht mehr ſagen.

Otto kam, ſie zu beſuchen; aber ſie hatte weder Wort noch Blick für ihn. Freudetrunken war er mit Mariens Jawort angekommen; nun, bei dem Anblick ſeiner Schweſter, ſchwand alle ſeine Freude hin. Laut weinend ſtand er an ihrem Bette, da wandte ſie ſich plötzlich nach ihm um.

Auch du haſt mich tödten helfen, ſagte ſie; du, Alle — ach! und Er — und Er! — ſie drehte das Geſicht nach der Wand, und zum erſten Male ſeit ihrer Krankheit weinte ſie, leiſe aber bitterlich.

Graf Hoheneck verließ Leonie keinen Augenblick, er geizte mit jeder Minute, die das entfliehende Leben ihm noch gewährte, und ſie war ſanft und freundlich gegen ihn.

Ja, das iſt Liebe! ſagte ſie einmal, ihre Hand in die ſeine gelegt. Ach, was man will, das kann man nicht, und was man kann, das will man nicht!

Sie küßte gerührt ſeine Hand. Du hätteſt mich nicht verlaſſen! ſetzte ſie hinzu, und Thränen verdunkelten ihren Blick. Die harte Rinde um ihr Herz mußte doch etwas geborſten ſein. Nur ſeinen Liebkoſungen wich ſie mit Aengſtlichkeit aus. Nun die Verſtellung keinen Zweck mehr für ſie hatte, plagte ſie ſich auch nicht mehr damit.

Als jede Hoffnung, ſie zu retten, verſchwunden war, kam auch ihr Vater an. Sie zuckte zuſammen, als ſie ſeine Stimme vernahm, und wandte das Geſicht hinweg. Es war das einzige Zeichen des Erkennens, das ſie gab.

zu, mit welcher er ihre Bitte, ſie nicht nach S. zu ſchicken, von ſich gewieſen.

Louis blieb verſchollen ſeit jener Nacht, die ein ſo ſchreckliches Licht auf ſeine Liebe geworfen. Erſt nach Jahren wollten die Zeitungen von einem jungen Geiſtlichen franzöſiſcher Abkunft wiſſen, der, plötzlich in Braſilien erſchienen, durch ſeinen Eifer und ſeine Menſchlichkeit überall Liebe und Verehrung gewonnen. Als das gelbe Fieber mit ungewöhnlicher Wuth unter der farbigen Bevölkerung des Landes ausbrach, widmete er ſich der Pflege der Verlaſſenen, und die Seuche hatte ihn bald hinweggerafft. Aus den Papieren, die man bei ihm gefunden, wollte man wiſſen, er ſei der Letzte geweſen des altberühmten Hauſes Derer von Chanteloup. So war der Traum ſeiner Kindheit in Erfüllung gegangen, nur anders wohl, als er es ſich gedacht; er ſtarb als ein Märtyrer der Menſchheit, aber ſtatt der göttlichen Liebe war es die irdiſche geweſen, welche ihn zu ſeinem hohen Ziele geführt.

In S. ging durch Otto's Vermählung mit Marie ein reges, glückliches Leben auf, durch welches der alte Graf wie ein finſterer Schatten ſchlich. Leonie's Tod hatte den letzten Funken ſeiner Kraft vernichtet. Er erlebte es noch, ſeinen erſten Enkel zu ſehen, aber ſelbſt dieſe Freude bannte die Erinnerung an die Verſtorbene nicht, und keine Vernunftgründe vermochten den Wurm zu tödten, der ihm am Herzen fraß; denn vielleicht — vielleicht war ſie ja doch ſein Kind, und vielleicht war es der Stachel ſeiner Liebloſigkeit geweſen, der ſie zuerſt ihrem Verderben entgegentrieb.

# Eine Nacht.

Von Ernſt Andolt
(Bernhard Abeken).

Weſtermann's Illuſtrirte Monatshefte. 1857.

Bernhard Abeken wurde am 27. März 1826 in Braunſchweig geboren, ſtudirte in den Jahren 1845—1849 in Heidelberg, Bonn und Berlin die Rechte, wurde 1850 Auditor, 1856 Advocat in ſeiner Vaterſtadt, gab aber die Advocatur nach einigen Jahren wieder auf, um ſich belletriſtiſchen und journaliſtiſchen Arbeiten zuzuwenden. Im Januar 1874 wurde er als Abgeordneter für den zweiten Wahlkreis des Herzogthums Braunſchweig in den Reichstag gewählt, in welchem er ſich der national-liberalen Partei anſchloß.

Die Novelle, die wir hier mittheilen, entſtand in Folge einer Preisausſchreibung von Seiten der Redaction der Weſtermann'ſchen illuſtrirten Monatshefte. Sie iſt ungekrönt geblieben, vielleicht gerade wegen der Vorzüge, die ſie uns der Aufnahme in den Novellenſchatz würdig erſcheinen ließen: jener feinen Schlichtheit und Klarheit des Tones, die faſt an eine frühere Epoche, an die Stilfarbe Rumohr's und Geiſtesverwandter erinnert. Hierzu kommt der überaus glücklich durchgeführte beſcheidene Humor, der ſchon in der Faſſung der Aufgabe hervortritt. Eine Reihe bedeutſamer Abenteuer aus kriegeriſch bewegter Zeit werden von einem Manne des Friedens erzählt, der ſeine eigene Aengſtlichkeit, ſeinen Mangel an phyſiſchem Muth treuherzig eingeſteht, und dennoch unſeren Antheil zu gewinnen weiß, da er in den entſcheidenden Augenblicken das Herz immer auf dem rechten Flecke hat. Auch die Charakteriſtik der übrigen Perſonen und die Führung der Handlung zeigen eine ſo ſichere Hand, daß man in dem Pſeudonymus „Ernſt Andolt“ mit gutem Recht einen gereiften Novelliſten vermuthen durfte. Um ſo überraſchender war die Entdeckung, daß die Novelle eine Erſtlingsarbeit eines in ganz anderem Berufe thätigen Dilettanten ſei, und zwar zugleich die erſte und letzte, ein Fall, der gerade im Gebiete der Novelle wohl einzig daſtehen möchte. Fünf Jahre ſpäter freilich hatte derſelbe Autor unter ſeinem wahren Namen einen Roman „Greifenſee“ (Rümpler 1862) erſcheinen laſſen, der aber zum größten Theil ſchon aus der Studentenzeit ſtammte und durch mancherlei lebendige Details nicht für die mangelnde Reiſe und die zerſtreute Geſammtwirkung entſchädigen konnte. Die Novelle dagegen wird ihren Platz unter den beſten Erzählungen zünftiger Novelliſten ſo ehrenvoll behaupten, wie in der Zeit, die ſie ſchildert, die Freiwilligen in den Reihen des ſtehenden Heeres.

Aber nun zu der Bowle eine Geſchichte! Wer erzählt uns eine Geſchichte?

Ja eine Geſchichte, aber eine wahre.

Und die zugleich überraſchend iſt.

Und recht ſchauerlich; o Herr Paſtor, Sie ſind unſer Mann; würzen Sie unſern Punſch mit einer Geſchichte aus Ihrem thatenreichen Leben! —

Alle Blicke richteten ſich auf den Paſtor, welcher ſchmunzelnd umherſchaute. Aus meinem thatenreichen Leben? ſagte er mitleidig lächelnd. — Wahrhaftig — wenn alle Menſchen ſo thatenreich gelebt hätten, als ich — es ſähe recht ſtill und friedlich auf der Welt aus. Nein, meine Lieben! ich bin weder ein Gil-Blas, noch ein Münchhauſen; ich bin ein ruheliebender Diener des Herrn, der ſeit vielen Jahren nicht über die Grenze ſeiner Pfarre hinausgekommen iſt. Wenden Sie ſich lieber an den Herrn Major —

Beileibe nicht! rief dieſer, ich will mich hängen laſſen, wenn mein Kriegerleben in dieſer friedlichen Zeit nicht eben ſo unblutig als das ſeiner Hochehrwürden geweſen! Aber wenn ich nicht irre, ſo ſind Sie, Herr Paſtor, in der weſtphäliſchen Zeit Mitglied einer geheimen Verbindung geweſen — auch ſollen Sie einmal über Hals und Kopf bei nächtlicher Weile wegen Conſpirationen nach Caſſel transportirt ſein; ich weiß nicht, wer mir davon geſagt hat; das können Sie uns ja mit einigen poetiſchen Ausſchmückungen zum Beſten geben.

In der That, verſetzte der Geiſtliche, ich habe in meiner Jugend etwas der Art erlebt; aber ich zweiſle, ob dieſe mir ſelbſt allerdings höchſt intereſſante Begebenheit geeignet ſein möchte —

O gewiß! unterbrach man ihn von allen Seiten, erzählen Sie uns die Geſchichte Ihrer Conſpiration — — das muß herrlich ſein —

Ich bin zu neugierig, rief Fräulein Antonie, unſern lieben, frommen Paſtor als Genoſſen einer Verſchwörung kennen zu lernen. Ich kann Sie mir gar nicht in ſolcher Rolle denken.

Ich war auch der unſchuldigſte Menſch bei der ganzen Geſchichte, verſetzte Jener. Indeſſen, wenn Sie es denn hören wollen, ſo ſei es darum; aber ich bleibe außer Verantwortung, wenn Sie ſich dabei langweilen. So hören Sie denn den getreuen Bericht von der merkwürdigſten Nacht meines Lebens. Das Schneegeſtöber draußen und die nächtliche Stille, welche nur zuweilen ein heulender Windſtoß unterbricht, das Alles iſt eine vortreffliche Begleitung zu den Scenen, die ich Ihrer Phantaſie vorführen werde.

Am 12. Februar 1812 Nachmittags ſtand ich in Halle auf meinem Studirzimmer und packte meinen Koffer. Dies Geſchäft war nicht ſo einfach, als es bei meinen geringen Habſeligkeiten zu erwarten ſtand. Denn wenn ich auch wenig Wäſche und keinen Ueberfluß an ſonſtigen Kleidungſtücken hatte, ſo beſaß ich doch verhältnißmäßig viele, meiſt in Auctionen und Trödelbuden erſtandene Bücher, von denen ich aus Mangel an Raum nur einen Theil mitnehmen konnte. Die Auswahl wurde mir unendlich ſchwer; wohl ſämmtliche Bücher paſſirten nach und nach den Koffer, ohne daß ich zu einem Endreſultat gelangen konnte. Kaum glaubte ich fertig zu ſein und die Elite glücklich in den engen Raum ein-

68.

Fürſt Agramant, der mit den beſten Degen
Von Thurm und Mauer zuſieht, wie man ficht,
Iſt ſehr erſtaunt der edlen Handlung wegen,
Die dieſer Fremde hier beging, und ſpricht
Vor allem Mohrenvolke, das zugegen:
Er konnt' ihn fangen und er that es nicht.
Jetzt naht ſich Serpentin, wie ſie befohlen,
Um einen beſſern Ritter ihr zu holen.

69.

Grandonen von Volterna, ſtolz von Sitten,
Den wildſten Ritter in den ſpan'ſchen Reihn,
Macht man zum Zweiten auf ſein zornig Bitten:
Dein höflich Weſen bringt dir gar nichts ein,
— So drohend kommt er in das Feld geritten —
Denn wirſt du hier von mir bezwungen ſein,
Werd' ich gefangen meinem Herrn dich geben;
Doch gilt's, wenn ich der Alte bin, dein Leben.

70.

Das Fräulein ſagt ihm: Deine Grobheit macht
Mich nimmermehr der Höflichkeit entbehren;
Drum, eh' am Boden dein Gebein erkracht,
Rath' ich dir gütlich, wieder umzukehren.
Geh', ſage dem, der dich geſandt zur Schlacht,
Nicht ſei nach deinesgleichen mein Begehren.
Nein, einen, der des Preiſes würdig iſt,
Kam ich hieher, zu fordern in den Zwiſt. —

71.

Die herben Worte, die ſo ſpitzig ſtechen,
Erregen in dem Heiden große Gluth,
So daß er, ohne noch ein Wort zu ſprechen,
Das Roß herumwirft, voll von Zorn und Wuth.

gepreßt zu haben, ſo fiel mein Blick auf neue, bisher überſehene Concurrenten, welche mir würdiger als manche der verpackten erſchienen. Da ſtritt ſich Plato mit Moosheim, Sophokles und Homer mit dem würdigen Klopſtock, das Heidenthum mit dem Chriſtenthum, Römer mit Griechen und Franzoſen; alle Sprachen und Nationen kämpften um den engen Raum.

Da kam zum Glück als Deus ex machina zur Auflöſung dieſes tragiſchen Conflicts der Poſtknecht, um meinen Koffer abzuholen mit der Mahnung: ich möge mich beeilen, die Pferde würden ſchon angeſpannt. Nun packt' ich raſch, ohne Wahl, in halber Verzweiflung Alles, was zunächſt lag, in dieſen literariſchen Noahkaſten; die profane Hand des Poſtmercurs half mit verwünſchter Dienſtfertigkeit, den Proceß zu beſchleunigen. Klapp! flog der Deckel in das Schloß des Koffers und dieſer auf den Schultern des Kerls zum Hauſe hinaus. Ich prüfte möglichſt ſchnell meine Toilette, ſtopfte meine Pfeife, revidirte meine Taſchen, in deren Lücken ich noch einige Bände klemmte, warf einen letzten wehmüthigen Abſchiedsblick in die ſo langbewohnten, theuren — nun ſchon halb verödeten Räume und eilte ſeufzend hinaus.

Vor dem Poſtgebäude fand ich einen von außen nicht ſehr einladenden Beiwagen bereits meiner harrend und neben demſelben den Profeſſor H., meinen würdigen Lehrer und Gönner, deſſen gütiger Empfehlung ich die Hauslehrerſtelle verdankte, der ich entgegen fuhr. Ein letzter Händedruck, einige gerührte Dankes- und Abſchiedsworte von meiner, einige mehr geflüſterte als geſprochene Warnungen vor freiſinnigen Reden, franzöſiſchen Spionen u. ſ. w. von ſeiner Seite, das war Alles, was der Augenblick geſtattete; ich ſtieg — ſtürzte vielmehr in den Wagen; das Poſthorn tönte, und fort rollten wir.

Ich will Sie, andächtige Zuhörer, mit den Rührungen verſchonen, mit welchen ein armer Candidat auf immer von der Muſenſtadt ſcheidet, in deren Mauern er die freieſten und ſtolzeſten, wenn nicht die ſchönſten drei, vier Jahre ſeinds Lebens genoſſen hat. In ſolchen Augenblicken däucht uns nur die Vergangenheit werth und golden; die Zukunft mit ihren kleinen, bürgerlichen Verhältniſſen erſcheint uns ſchaal und armſelig und drückt bleiern auf die Schwungfedern unſrer Phantaſie.

Neben mir in dem Poſtwagen ſaß ein Herr mit einem blaſſen Geſichte, welches einen ſtolzen, abgeſchloſſenen Ausdruck hatte, ſchwärzlichem Haar und Schnurrbart, in einem grauen, bis an den Hals zugeknöpften Rock. Ihm gegenüber ſaß ein junges Mädchen, deren Geſicht ein liebliches Gemiſch von Seelenreinheit, Beſcheidenheit und Verſtand ausdrückte. Sie trug einen Hut von ſchwarzer Seide und war in einen einfachen braunen Mantel gehüllt. Ein viertes Individuum gab mir ſeine Anweſenheit in dem Wagen zu erkennen, indem es mich auf die Füße trat, ohne um Entſchuldigung zu bitten: dieſes unangenehme Vis-à-vis beſtand in einem jungen, derbknochigen Geſellen, deſſen von langem, ſchlechtgekämmtem blondem Haar eingeſchloſſenes Geſicht von Geſundheit ſtrotzte; ſeine Unterkleider beſtanden trotz des kalten Schneewetters aus grauer Leinwand, und er ſchien ſo wenig von dem Einfluß der Witterung zu leiden, daß er eine Art Flausrock, welchen er darüber trug, nicht einmal zuzuknöpfen würdigte. Seine Hände waren groß und mäßig rein. Das war meine Reiſegeſellſchaft.

Es war vier Uhr, als wir aus dem Thore der Stadt fuhren. Es war das letzte Mal, daß ich die Glocken der Muſenſtadt hörte.

Ich wollte Reflexionen über meine Wagengenoſſen anſtellen und die Frage ſtillſchweigend erwägen, ob überhaupt und worüber etwa eine Unterhaltung ohne Gefährde zu eröffnen ſei. —

O, Sie waren doch immer Derſelbe, unterbrach hier lächelnd eine ältere Dame den Erzähler; Sie haben ſtets ein ganzes Compendium von Bedenklichkeiten und Vorſichtsmaßregeln im Kopfe. Wie kann man nur das Leben ſo ſyſtematiſch behandeln! Zumal ein Mann des Glaubens, des Gottvertrauens!

Spotten Sie nur, verſetzte der Paſtor, ich bin es längſt gewohnt, mit meiner Vorſicht — oder, wie ſie Manche nennen möchten, Furchtſamkeit — geneckt zu werden. Aber was kann ich dafür, daß ich weiter ſehe, als andere Leute? Denn ohne mich loben zu wollen, ſag' ich es ganz kühn heraus: meine ſogenannte Furchtſamkeit iſt keine Schwäche des Herzens, ſondern eine Stärke der Phantaſie und des Wiſſens. Der Unwiſſende ſieht keine Gefahr, wo der Wiſſende ſie in hundert Dingen, welche möglicher Weiſe unter gewiſſen Einflüſſen gefährlich werden können, in denen alſo irgend ein Unglück ſo zu ſagen embryoniſch verborgen liegt, anticipirt. Genug; ich anticipirte — und Niemand kann mir die Berechtigung meiner Beſorgniſſe abſtreiten — in dem neben mir ſitzenden Schnurrbart einen franzöſiſchen Officier, der aus Gott weiß welchen Gründen incognito reiſen wollte, vielleicht gerade, um die Stimmung über den bevorſtehenden ruſſiſchen Feldzug zu erforſchen.

Ich wollte eben in meinen Vermuthungen weitergehen, als mir einfiel, daß ich meine Pfeife, den Hebel meiner geiſtigen Functionen, noch immer kalt und trocken in den Händen hielt; noch bevor ich die Frage entſchieden hatte; ob das Anzünden derſelben und der Geruch des Tabaks Niemand im Wagen beleidigen könnte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich mein Feuerzeug in der Eile der Abreiſe zurückgelaſſen. Jetzt erſt empfand ich das ganze Glück, die ganze Unentbehrlichkeit einer brennenden Pfeife, jetzt ballte ich in der Taſche zornig die Fauſt gegen mein feindliches Schickſal; jetzt fühlte ich, daß ich alle Rückſichten verachtend dem Kaiſer Napoleon ſelbſt ins Geſicht rauchen würde, — wenn ich eben nur ein Feuerzeug hätte.

Der mir gegenüberſitzende Blondkopf ſchien meinen Schmerz zu errathen und ſagte mit einem überlegenen Lächeln: Ihr bedauert wohl gar, daß Ihr den Dunſt Eures Giftkrauts nicht einathmen könnt? — Ich war über die ſonderbare Anrede ſo beſtürzt, daß ich anfangs keine Antwort finden konnte. Indeß hoffend, dieſer etwas ungewöhnliche Eingang möchte bloß eine ironiſche Einleitung zu einem freundlichen Feuerangebot ſein, ſagte ich höflich: Könnten Sie, Verehrter, mir vielleicht aus der Noth helfen?

Und wenn ich's auch tauſendmal könnte, ſo thät' ich's doch nicht, verſetzte er: ich werde wahrlich nie einem Menſchen behülflich ſein, ſich zu vergiften. Denn, ſetzte er mit ſalbungsvollem Tone hinzu, unſer Leib ſoll uns heilig ſein. Nach dieſen Worten ſtieß er das Wagenfenſter auf, fuhr mit dem Arm hinaus, ſchaufelte an der äußeren Wand des Wagens eine Handvoll Schnee zuſammen und rieb ſie ſich ins Geſicht. Mich fröſtelte bei dem Anblick.

Ich blickte unwillkürlich die übrige Geſellſchaft an; der Herr neben mir verzog keine Miene, die junge Dame lächelte, und erröthete, als ich es bemerkte. Ich hätte ſie gern angeredet; aber bei dem bloßen Gedanken daran wurde ich ſo verlegen, daß ich nahe daran war, auch zu erröthen. Inzwiſchen verhüllte die raſch zunehmende Abenddämmerung die Geſtalten in dem Wagen mehr und mehr. Ich verſank in Betrachtungen über meine Zukunft, aus denen mich nur zuweilen die unruhigen Bewegungen des mir gegenüberſitzenden jungen Bramarbas erweckten, welcher wiederholt ſeinen Kopf aus dem Wagenfenſter ins Schneegeſtöber hinausſteckte. Ein herrliches, urteutoniſches Wetter! rief er begeiſtert; wie wohl thut einer deutſchen Bruſt dieſer ſauſende Nordwind! Sagt an, Freund, vermißt Ihr bei dieſem reinen Hauch noch Euren Tabaksdunſt? — Ich ſehe wohl, erwiderte ich halb verdrießlich, halb lächelnd, Sie ſind ein abgeſagter Feind des Rauchens; aber Sie werden mir wenigſtens zugeben, daß es, wenn es auch gerade kein ſehr geſundes, doch ein halb geiſtiges, ein ſo zu ſagen philoſophiſches Vergnügen iſt.

Philoſophiſches Vergnügen? verſetzte er höhniſch; was Philoſophie! ich halte nichts davon. Das Wort klingt nicht deutſch, und die Sache iſt auch nicht deutſch. Das iſt ſo ein welſcher Tand, den die fränkiſchen Gottesläugner bei uns eingeſchwärzt haben, der Voltaire und Rouſſeau, und wie ſie alle heißen. Nein, Landsmann! traut nimmer auf den philoſophiſchen Quark. Frommer Glaubensmuth und keuſche Kraft allein können uns retten. Friſch, frei, fröhlich, fromm — das muß jetzt die Loſung ſein.

Dieſe Rede erfüllte mich mit heftigem Schrecken. Ich merkte wohl, daß ich einen jener wunderlichen Ordensbrüder vor mir hatte, welche in der Haſenhaide bei Berlin am „Reck“ und „Schwingel“ für die Rettung Deutſchlands arbeiteten. Ich erkannte zugleich, welch einen guten Kern die ungeſchlachte Außenſeite dieſes Jünglings barg, und hätte ihm gern verſichert, daß ich trotz meiner Tabakspfeife ſeine vaterländiſche Geſinnung theilte. Aber der Gedanke an meinen unheimlichen Nachbar, der jetzt vielleicht ſchon im Stillen aus jener Rede eine Denunciation formulirte, ſchnürte mir die Kehle zuſammen, und ich erwiderte kein Wort.

Zu meinem Entſetzen aber fuhr der junge Menſch fort, ſich in ſeinen Lieblingsbetrachtungen zu ergehen. Ja, ja, ſagte er, wir haben uns Alle ſchwer verſündigt, und dafür müſſen wir jetzo büßen. Die Franken haben es herrlich verſtanden uns zu verderben. Erſt ſchickten ſie uns ihre philoſophiſchen Giftpulver aus der Voltaire'ſchen Apotheke und die ſchmutzigen Romänchen aus Crebillon's Küche über den Rhein; und ach! wie ſchnalzten wir danach mit dem Zünglein! wie mundete unſern Großen und Schöngeiſtern die neue Koſt! wie gierig verſchlangen wir das Gift, das uns ausmergelte und ſiech machte an Sinn und Sitten. Aber danach kam das Gericht; danach kamen die galliſchen Räuberſchaaren mit Mann und Roß; und es half uns nichts, daß wir ihre Büchlein ſo fleißig ſtudirt und ihre Sprache ſo manierlich parlirten. Sie ſchlugen uns mit der eiſernen Zuchtruthe, machten die Pfalzen unſerer Fürſten zu Caſernen und unſere Gotteshäuſer zu Pferdeſtällen. Ha! wenn ich denke — —

Um Gotteswillen, junger Mann, unterbrach ich ihn mit flehender Stimme, mäßigen Sie Ihre Hitze!

Er ſah mich verächtlich an: Mäßige ſich, wer da mag; ich kann nicht ſchweigen, wo die Steine ſchreien möchten. Ja, Mäßigung! das iſt immer die Loſung der Philiſter in Zeiten der Schmach! — Verbindet euch das Maul, daß ihm keine Klage entſchlüpfe, kein Stoßgebet für das entweihte Vaterland! — Macht euren Henkern ein freundliches Geſicht, küßt ihnen die Hände, mit denen ſie euch geißeln! — Baut ihrem Oberhaupt Ehrenſäulen und macht Hymnen auf eure Niederlagen! Glaubt mir, Freund, wenn Alle ſo dächten und redeten, wie dieſe klugen Leute, ſo käme nie ein Tag der Erlöſung.

Ich war in der peinlichſten Verlegenheit; ich hätte den kühnen Sprecher umarmen mögen; ich fühlte mich beſchämt über die Meinung, welche ich bei ihm erweckt hatte; mehr als einmal öffnete ich den Mund, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen. Aber nein! die Ueberlegung ſiegte. Lieber eine Weile verkannt werden, dacht' ich, als zwei Menſchenleben für nichts und wieder nichts gefährden! Ich durfte ihn nicht noch tiefer in ſo gefährliche Reden verſtricken. Ich warf mich daher, ohne zu antworten, in meine Wagenecke zurück und machte Miene, zu ſchlafen. Er ſchwieg nun ebenfalls, und ich athmete freier.

Inzwiſchen hielt unſere Kutſche; wir waren bei der erſten Station angelangt. Ein mit der Laterne vorleuchtender Hausknecht führte uns in ein Wirthszimmer, in welchem eine behagliche Wärme meine fröſtelnden

Glieder erquickte. Die Dame ließ ſich Kaffee, der Mann mit dem Schnurrbart ein Glas Grog geben, ich folgte ſeinem Beiſpiel und ſteckte mit großem Behagen nun endlich meine geliebte Pfeife an. Der Turner hatte ein Glas Waſſer hinuntergeſtürzt und war in den Hof gegangen, wo er, wie ich durchs Fenſter bemerkte, im Schnee mit großer Gewandtheit einige Verrenkungen und Purzelbäume ausführte.

Ich blickte zerſtreut in ein auf dem Tiſche liegendes Zeitungsblatt; militäriſche Beförderungen, Truppenmärſche, Hinrichtungen in Spanien, entdeckte Conſpirationen und ähnliche Angelegenheiten — trübe Bilder einer eiſernen Zeit — bildeten den Inhalt derſelben.

Unmuthig ſah ich auf, und meine Blicke fielen auf die junge Dame, welche mir in einiger Entfernung gegenüber ſaß und in ſchmerzliche Betrachtungen verſunken ſchien. Ach, wie verklärte der geheime Gram und die in ihrem Auge glänzende Tyräne ihre Züge! — Ja, ſie war ſchön; in dieſem Antlitz malte ſich, was wir ſo oft vergebens ſuchen — eine Seele. — Ich ſtand auf und wollte ihr näher treten, als plötzlich die Thür heftig aufgeriſſen wurde und ein Mann in der Uniform eines Polizeibeamten eintrat und uns mit ſchnarrender Stimme zurief: Ihre Päſſe, meine Herren!

Die ganze Erſcheinung dieſes Mannes hatte für mich etwas Impoſantes; die eiſige Ruhe ſeiner blaßgelben Phyſiognomie, der ſtechende Blick, womit er uns durch und durch zu blicken ſchien, verriethen eine ſichere Allwiſſenheit und ſchienen, in Worte überſetzt, uns zu ſagen: Gebt euch keine Mühe, arme Schächer, mich zu täuſchen. Ich kenne euch längſt.

Mit dieſer Miene prüfte er unſere Päſſe. Wie erleichtert fühlte ich mich, als er mir den meinigen ohne Bemerkung zurückgab. Auch der Paß des inzwiſchen wieder eingetretenen Turners ſchien ihn zu befriedigen, obgleich er die Figur desſelben mit einem mißtrauiſchen Blick maß, der jedoch allmählich in ein feines Hohnlächeln überging. Jetzt kam der ſchweigſame Mann an die Reihe. Der Polizeibeamte betrachtete abwechſelnd ihn und ſeinen Paß aufmerkſam, legte dann den letzteren ruhig zuſammen und ſagte eben ſo ruhig: Herr Hauptmann, folgen Sie mir aufs Bureau; Sie können nicht weiter reiſen. — Was haben Sie gegen meine Legitimation zu erinnern? fragte der Officier ſcharf; iſt ſie etwa nicht in Ordnung? — Sie folgen mir aufs Bureau, wiederholte Jener kalt, den Paß in die Bruſttaſche ſteckend. — Was ſoll das? rief der Hauptmann heftig; ich ſtehe im Dienſte eines mit Ihrem Souverän verbündeten Monarchen, und ich erwarte, daß man mich in dieſer Eigenſchaft behandle. Mein König wird Genugthuung fordern, wenn — Er fordere ſie! Das iſt die Sache meiner Vorgeſetzten; ich handle auf höheren Befehl. Wache! — Zwei Gensdarmen traten ein. Führt den Herrn nach dem Bureau, ſagte der Beamte, auf den Hauptmann deutend, er iſt Arreſtant. Habt ihr den Wagen durchſucht? — Zu Befehl, Herr Commiſſär, verſetzte einer der Gendarmen: wir haben nichts, als dieſen Tabaksbeutel gefunden. — Es iſt der meinige, rief ich unwillkürlich, als ich das mir ſo werthe Kleinod erkannte. Der Polizeimann gab ihn mir zurück und ſagte herablaſſend zu uns:

Sie können abreiſen!

Ziemlich aufgeregt über die erlebte Scene ſtiegen wir wieder in den dunklen Poſtwagen, mit Ausnahme des Hauptmanns, welcher von den Gensdarmen bewacht zurückblieb. Das Poſthorn tönte, und fort rollte der Wagen in die beſchneite Landſchaft hinaus.

In welcher Schreckenszeit leben wir! ſeufzte die junge Dame kaum hörbar.

Ja wohl eine Zeit des Schreckens! erwiderte ich, erfreut, eine Gelegenheit zu meiner Rechtfertigung zu finden; eine Zeit, in der man mit Götz von Berlichingen ſagen mag: „Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore.“

Das iſt eben das Unglück, verſetzte der Schüler Jahn's; wenn Alle offen ſprächen und aus ihren Geſinnungen kein Hehl machten, würden bald die Gefängniſſe der Feinde zu eng werden, und Tauſende würden ſich erheben wie ein Mann. Aber ſo ballt Jeder die Fauſt in der Taſche, und Keiner traut dem Anderen.

Ich betheuerte ihm meine patriotiſchen Gefühle, machte aber beſcheidene Einwände gegen die Zumuthung, mich vor der Zeit muthwillig zu exponiren. Nachdem er dieſe meine Bedenken weitläufig bekämpft und, da ich verſtummte, widerlegt zu haben glaubte, auch einige düſtere Winke über die nahe bevorſtehende blutige Erhebung hingeworfen hatte, lehnte er ſich zurück und entſchlief ſanft, wahrſcheinlich in Folge der ſtarken Körperübungen, zu welchen er den Hof des Wirthshauſes benutzt hatte. Ich bemerkte dies mit Vergnügen und wollte nun nicht länger meinem wachſenden Intereſſe für die anmuthige Reiſegefährtin Zwang anthun; nach einiger Ueberlegung fragte ich ſie höflich über den Zweck ihrer Reiſe.

Ich reiſe nach Helmſtädt, antwortete ſie, und von da weiter nach einem in der Nähe liegenden Gute.

Ich fühlte mich freudig überraſcht: ſie nannte meine Vaterſtadt.

Und Sie wollen dort vermuthlich längere Zeit verweilen? fragte ich ſchüchtern.

Ich fürchte es.

Das *fürchten* Sie? Haben Sie eine ſo ſchlechte Meinung von den dortigen Menſchen?

Das nicht; aber die Urſache meiner Reiſe iſt ſo traurig, daß ich

Hier ſchienen Thränen ihre Stimme zu erſticken. Ach! wie fühlte ich mein Herz von ihrem mir unbekannten Leid zuſammengeſchnürt; wie kämpfte meine Theilnahme mit der Beſorgniß, zudringlich zu erſcheinen, wenn ich weiter fragte! Jedoch die Sympathie, oder wie Sie es vielleicht lieber nennen möchten, die

Neugier hätte jedenfalls über die Schüchternheit geſiegt, wenn nicht — — aber ſo geht es immer im Leben: im Augenblick der intereſſanteſten Entwickelungen, der wichtigſten Aufklärungen plumpt irgend ein dummer Zufall dazwiſchen und bringt Alles in Confuſion.

Hier manifeſtirte ſich das Schickſal in der Geſtalt des Poſtillons, welcher plötzlich, nachdem er ſchon durch wildes Antreiben der Pferde, ſonderbare Schwenkungen des Wagens und unarticulirte Ausrufe Symptome einer bedenklichen Aufregung an den Tag gelegt hatte, von dem Pferde, auf welchem er ritt, hinunterfiel, in Folge deſſen die ſchon unruhig gewordenen Thiere ſich in Carriere ſetzten und ohne Zügel fortgallopirten, noch mehr angetrieben durch das Fluchen des eine Weile hinter dem Wagen hertaumelnden Poſtillons, welcher ſich raſch und unbeſchädigt von ſeinem Falle erhoben hatte.

Das Gefühl der Gefahr verbannte ſofort bei der Geſellſchaft im Wagen alle anderen Empfindungen. Der Turner war erwacht, riß die Wagenthüre auf und lud unſere Reiſegefährtin ein, ſich ſeinem nervigen Arm anzuvertrauen; er wolle mit ihr aus dem Wagen ſpringen, ſie habe nicht das Mindeſte dabei zu beſorgen, da er alle Arten von Sprüngen und Kraftſtücken mit der größten Sicherheit ausführe. Ich proteſtirte, und wir geriethen in einen heftigen Wortwechſel, den die Dame dadurch beendigte, daß ſie erklärte, ſich ruhig dem Schickſal unſers Fuhrwerks überlaſſen zu wollen. Der Turner beſchloß jetzt, durch das Fenſter das Dach der Kutſche zu erſteigen und von dort aus in den Sattel des Reitpferdes zu ſpringen, um ſo die Leitung der Pferde zu übernehmen. Trotz meiner Gegenvorſtellungen führte er den erſten Theil dieſes Kriegsplanes mit lobenswerther Gewandtheit aus: er gelangte glücklich auf das Dach; aber nicht weiter; mochte ihm von ſeinem erhöhten Standpunkt aus betrachtet der Ritterſprung gefährlicher als zuvor erſcheinen, mochte die kalte Abendluft

Das Fräulein wendet gegen dieſen Frechen
Den Speer und Rabican mit kaltem Muth.
Kaum iſt der Schild geſtreift vom goldnen Spieße,
So ſtreckt der Mohr gen Himmel ſchon die Füße.

72.

Die edle Heldin fängt ſein Roß, das flüchtet,
Und ſpricht: Hab' ich dirs nicht vorausgeſagt?
Hättſt du die Botſchaft lieber ausgerichtet,
Als mich mit deiner Kampfbegier geplagt.
Sag' doch dem König, daß er, wohlgeſichtet,
Vom Heer mir einen ſchickt, der an mich ragt;
Mein Arm ſoll an euch andern nicht erſchlaffen,
Die ihr ſo wenig Uebung habt in Waffen. —

73.

Die von den Mauern auf den Ausgang warten,
Begreifen nicht, wer dieſer Starke ſei;
Sie nennen Blumen aus dem Heldengarten,
Die ſie oft fröſteln machten in dem Mai.
Der räth auf Reinald, der auf Brandimarten,
Die meiſten aber ſtimmen jenem bei.
Auf Roland wäre mancher wohl gefallen,
Allein ſein Unglück iſt bekannt bei allen.

74.

Lanfuſens Sohn begehrt das dritte Rennen:
Nicht halt' ich mich für den erwählten Mann;
Doch werden dieſe ſich entſchuld'gen können,
Wenn er den Sieg auch über mich gewann. —
Was man nur nöthig kann zum Kampfe nennen,
Schafft er herbei; von hundert Roſſen dann
Erwählt er, die ihm ſtehen an den Raufen,
Sich eins, das ſchnell iſt und gewandt im Laufen.

beruhigend auf ſeine turneriſchen Wallungen wirken: er blieb auf ſeinem Gipfel zwiſchen Koffern und Kaſten ſitzen und rief uns die beruhigende Nachricht herunter, daß weitere Maßregeln nicht nöthig ſeien, da die Pferde auf der Landſtraße blieben und er ſchon von fern den Stationsort zu erblicken glaube.

Trotz dieſer Verſicherung war ich nicht ruhig, ſondern ergriff alle mir einfallenden Vorſichtsmaßregeln, um für den Umſturz des Wagens die ſchöne Gefangene desſelben möglichſt ſicher zu ſtellen. Ich häufte ungeachtet ihrer heroiſchen Gegenvorſtellungen alle im Wagen befindlichen Kiſſen gleichſam als ein weiches Gehäuſe um und auf ſie. Ich weiß nicht, was ich in meiner Herzensangſt, die in der Sorge für das ſchwächere Geſchlecht einen Beſchönigungsgrund fand, Alles verſucht und gethan habe. Das Ende war, daß wir glücklich das nächſte Dorf erreichten, vor deſſen Poſtgebäude die ermüdeten Pferde mechaniſch Halt machten.

Obgleich ich mit einem dankbaren Blick gen Himmel dem dunklen Gefängniß entſtieg und mit unbeſchreiblichen Gefühlen den kurzen elaſtiſchen Druck der beim Herabgleiten auf meinen Arm ſich ſtützenden Schickſalsgefährtin empfand — während der Turner mit einem gewaltigen Satze über uns weg dem aus dem Hauſe kommenden Poſtmeiſter in die Arme ſprang — ſo durchfuhr mich doch in demſelben Augenblick der ſchmerzliche Gedanke, daß ein tyranniſches Geſchick zwei vielleicht ganz für einander geſchaffene Menſchenſeelen, welche es unter beängſtigenden Umſtänden zuſammengeführt hatte, ſchon jetzt durch ſeinen gebieteriſchen Spruch — vielleicht auf ewig — wieder trennen mußte. Ach! jeder verlaſſene Menſch, welcher vergebens nach einer ihm harmoniſchen, von der Natur gerade für ihn geſtimmten und beſtimmten Perſon ſeufzt, iſt dieſer wohl ſchon auf den flüchtigen Pfaden des Lebens begegnet, ohne ſein Glück geahnt zu haben, oder doch wieder an den

Kreuzwegen des Schickſals von ihr getrennt worden, ehe die Ahnung zum Bewußtſein werden konnte.

Um es kurz zu ſagen, ich war am Ziel meiner Poſtreiſe: ein Wagen meines künftigen Brodherrn ſollte mich an der Station erwarten und nach dem benachbarten Landſitze desſelben entführen. Ein im Hofe haltendes beſpanntes Cabriolet blickte mich finſter an.

Sie lächeln, wie ich ſehe, über eine ſo ſchnell entſtandene, ſo wenig durch die Dauer des Zuſammenſeins motivirte Zuneigung. Aber fordern Sie für Alles Motive — nur nicht für derartige Gefühle.

Inzwiſchen fluchte der Poſthalter entſetzlich; er hatte Gründe genug zum Zorn: der fehlende Poſtillon — die ſchweißtriefenden, ſchnaubenden Pferde, ſeine bei dem Sprunge des Turners zerbrochene Brille — Alles kam zuſammen, dieſen Ehrenmann zu erbittern. Ich führte die Dame in das von einem Talglichte matt erhellte Wirthszimmer und fragte, als ſie ſich in einem alterthümlichen Seſſel niedergelaſſen, wie ſie ſich nach dem Schreck befinde? — Ich glaube, ſagte ſie lächelnd, die Sache hat mir von Allen am wenigſten Schreck gemacht; was hilft auch das Fürchten? Gefahr iſt überall; und ſchon häufig hab' ich bemerkt, daß uns die Uebel, welche uns am meiſten Sorge machen, am wenigſten treffen, dagegen andere, an die wir gar nicht gedacht haben. — Die Hauptſache iſt, daß man ſich auf ſeine Glieder verlaſſen kann, ſagte der während der letzten Worte eingetretene Turner. — Das nützt verdammt wenig, rief der ihm folgende Poſtmeiſter, wenn man ſich nicht auf ſeinen Verſtand verlaſſen kann; und es zeigt verdammt wenig Verſtand, bei drei Grad Kälte auf dem Kutſchendache zu fahren und den Leuten ins Geſicht zu ſpringen.

Der Turner ſuchte ihn zu begütigen; der Poſtmeiſter ſagte: Nun, die Sache iſt abgemacht. Wer von den Herrſchaften reiſ't weiter?

Ich erwarte hier, ſagte ich vortretend, ein Fuhrwerk des Freiherrn von —

Ah! das ſind Sie! ſagte er; der Wagen hält hier ſchon ſeit einer Stunde. Johann! rief er einem eintretenden Livreebedienten zu, hier iſt der Herr endlich, den Ihr fahren ſollt.

Der gnädige Herr erwartet Sie, ſagte der Bediente ſich verbeugend; belieben Sie einzuſteigen.

Sogleich, ſagte ich ſeufzend und näherte mich traurig der jungen Dame, um ihr Lebewohl zu ſagen. Ach! warum war auch der rothnaſige Poſtmeiſter, der Turner und der Bediente im Zimmer! Was für ein Abſchied! —

Was ich dem Fräulein geſagt, was ſie darauf geantwortet, wie wir Beide dabei ausgeſehen haben — das hab' ich nie erfahren.

Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß ich hinaus ging, daß ich in einen weichgepolſterten Wagen zu ſitzen kam, und daß dieſer Wagen auf einem ſehr holperigen Weg mit mir davonfuhr.

Der Weg führte allmählich aus dem offenen Felde in einen Eichenwald. Die rieſigen Stämme mit ihren weitausſtrebenden entlaubten Aeſten hoben ſich majeſtätiſch aus dem glänzenden Schnee empor. Darüber flimmerten die Myriaden Sterne auf ihrem ſchwarzen Schattengrunde. Es legte ſich weich und ſtill um mein Herz; die ſchweigende Majeſtät der Natur gab mir eine tiefe, göttliche Ruhe. Ja, redete ich innerlich, ich will euch feſt anſehen, ihr knorrigen Eichen, und euch, ihr blitzende Sterne hoch oben, als ſähe ich euch zum letzten Mal. Und wenn auch der frevelhafte Wahnſinn der Menſchen rings umher ſo manches Glück zertrümmert, wenn auch die idealen Hoffnungen der Jugend immer mehr verdorren in dem winterlichen Sturm dieſer Zeit, wenn auch alle anderen Freuden verſiegen: du bleibſt dir gleich und uns allgegenwärtig, ewige Natur, ein unerſchöpflicher Born von Wonne jedem Gemüth, das zu genießen weiß. Deine Reize kann uns keine Tyrannei verkümmern; kein Despotenarm reicht ſo weit, um die leuchtenden Wahrzeichen dort oben auszulöſchen! O gütiger Gott, wenn auch mein Herz einſt kälter ſchlagen und für Vieles abſterben wird, erhalte mir wenigſtens bis zum letzten Athemzuge dieſe reine, erfriſchende Freude an Deinen Werken!

Der Wald lichtete ſich; wir fuhren durch ein Thor, dann durch eine Allee, an deren Ende ſich einige erleuchtete Fenſter zeigten. In einigen Secunden hielt der Wagen vor einem weiten, ſchloßartigen Gebäude. Eine Hünengeſtalt von Diener öffnete den Schlag. Ich ordnete ſo gut als möglich im Dunklen meine Toilette und ſtieg aus. Ich betrat eine weite mit Hirſchköpfen und anderen Jagdemblemen geſchmückte Hausflur; der Hüne ergriff einen ſchweren meſſingenen Armleuchter und ſchritt mir ſchweigend voraus eine breite Treppe hinauf, dann durch einen Corridor, an deſſen Ende ſich eine Thür öffnete, aus der mir ein Mann entgegentrat.

Es war eben ein *Mann*: ſein Geſicht, ſeine Geſtalt, Alles an ihm ſprach Kraft und Entſchiedenheit aus; er trug einen kurzen grünen Sammetrock und ſchwarze Unterkleider.

Seien Sie mir willkommen! ſagte er mit ernſter Herzlichkeit, indem er mich durch eine Bewegung einlud, in das Cabinet zu treten, während der Diener ſich entfernte.

In dem kleinen Zimmer, deſſen einziges hohes Fenſter mit ſchweren blauſammetnen Gardinen verhangen war, verbreitete eine in einem großen Kamin lodernde Flamme behagliche Wärme. Ein in der Ecke befindlicher Schreibtiſch war mit Briefen und Papierſtößen bedeckt; einige Reihen Bücher ragten darüber empor und über dieſen auf einer Conſole die broncene Büſte Friedrich's des Großen. Ueber dem Kamin hing ein altes Gemälde, das Bruſtbild eines Ritters darſtellend. Eine halb geöffnete Seitenthür führte in ein anderes Zimmer.

Glückliche Reiſe gehabt?

Ich danke Ihnen — ja, Herr Baron.

Nirgends angehalten?

Nein! die einzige kleine Gefahr, die ich auf der kurzen Tour zu beſtehen hatte, war, daß auf der letzten Station die Pferde durchgingen.

Aber Alles gut abgelaufen?

Mit Gottes Hülfe — ja.

Freut mich. Jetzt zur Sache! Niemand kann uns hier hören; was bringen Sie mir?

Freilich nur mich ſelbſt und die ergebenſten Grüße von dem edlen Profeſſor H., dem ich das Glück verdanke —

Profeſſor H.? Hat man ihn eingeweiht? Seit wann? Mir neu. Soll allerdings ein guter Patriot ſein — —

O gewiß, Herr Baron, und ein herrlicher Exeget, und wenn er wollte, könnte er unſer größter Kirchenhiſtoriker ſein.

Nun, davon wiſſen wir nichts; Sie ſcheinen ſich ſehr für Wiſſenſchaft zu intereſſiren, mehr als Officiere ſonſt pflegen — aber zur Sache: Hat Ihnen Graf Chaſot Briefe mitgegeben?

Graf — Chaſot? — Man denke ſich mein Erſtaunen, als ich in ſo naher Verbindung mit meiner geringen Perſon den Flügeladjutanten des preußiſchen Königs nennen hörte.

Der Baron runzelte die Stirn. Was ſollen dieſe Poſſen? rief er ärgerlich; zweifeln Sie, daß ich der bin, an den Sie adreſſirt ſind — oder hat vielleicht das Berliner Comité neue Vorſichtsmaßregeln und Erkennungsceremonien vorgeſchrieben?

Doch plötzlich, als wenn ihm ein Licht aufginge, ſah er mich halb erſchrocken, halb drohend an und ſagte heftig: Herr, wer ſind Sie? Wie kommen Sie hierher?

Ich nannte meinen Namen und erzählte die Veranlaſſung meiner Reiſe — freilich verlegen genug; denn ich ſah ein, daß hier ein Mißverſtändniß obwalten mußte.

Der Freiherr wurde während meiner Rede leichenblaß. Für wen halten Sie mich denn aber, rief er, für wen?

Für den hochverehrlichen Freiherrn von Stawitz, der mir auf Empfehlung meines Gönners, des Profeſſors H., die Erziehung ſeiner Kinder anzuvertrauen die Gewogenheit hatte.

Der Teufel hole den Baron von Stawitz und Ihren Profeſſor H. dazu! Aber die Sache iſt nicht Ihre Schuld, ſehe ich wohl. Ein unglückſeliges Zuſammentreffen! — Ich errathe jetzt die ganze Geſchichte. Herr von Stawitz iſt mein Gutsnachbar — ſein Wagen wird ſich verſpätet haben — aber der Hauptmann mußte doch auch — — Was iſt denn aus dem geworden? — —

Vielleicht meinen Sie, Herr Baron, einen preußiſchen Officier, welcher mit derſelben Poſt reiſ'te, und welchen Sie in meiner Perſon zu empfangen glaubten?

O, alſo das Ganze iſt nur ein Scherz, rief der Baron mit verklärtem Geſichte; Sie ſind der Hauptmann und haben ſich in dies alberne Koſtüm geſteckt, um keinen Verdacht zu erwecken, und benutzten es nun, um mir einen Schreck zu bereiten! Nun, das iſt Ihnen faſt gelungen.

Nein, Herr Baron, ſagte ich ruhig und feſt, ich bedaure, Ihnen dieſe angenehme Täuſchung verderben zu müſſen. Der von mir erwähnte Officier iſt auf der erſten Station hinter Halle von einem weſtphäliſchen Polizeibeamten verhaftet worden, und ich bin Der, für den ich mich von Anfang an ausgegeben habe, Candidat Friedmann; und um jeden Verdacht gegen meine Perſon zu entfernen, ſehen Sie hier den Brief des Herrn von Stawitz, in welchem er mich —

Schon gut! rief der Baron, das dargereichte Schreiben heftig ergreifend, um es flüchtig zu durchlaufen und auf den Tiſch zu werfen.

Dann ging er ein paar Mal ſchweigend auf und ab, trat plötzlich vor mich hin und ſagte feierlich:

Glauben Sie an die Heiligkeit des Eides?

Wie können Sie daran zweifeln! erwiederte ich, die Hand aufs Herz legend.

Wohlan, mein Herr! Sie ſind durch eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden — ich will annehmen, ohne jede Schuld von Ihrer Seite — in Geheimniſſe eingeweiht, welche meinen Kopf und vielleicht werthvollere Köpfe Ihrer Discretion anheim geben. Der von mir genannte Name des Grafen Chaſot genügt, Ihnen unzweifelhaft zu machen, welcher Natur jene Geheimniſſe ſind. Durch den Frieden von Tilſit bin ich weſtphäliſcher Unterthan geworden, meine Güter liegen auf weſtphäliſchem Boden — ich bin in der Gewalt der weſtphäliſchen Behörden. Mein Herz iſt preußiſch geblieben und wird ſtets nur für meinen wahren König — nie für den Uſurpator ſchlagen. Sie können mich verrathen, Sie können mich unglücklich machen. Ich verlange daher einen Eid von Ihnen, daß Sie nichts, — auch gegen Ihren intimſten Freund kein Wort jemals von dem ausſprechen werden, was Sie innerhalb dieſer Wände gehört, erfahren, oder auch nur errathen haben! Ich kann nicht in Ihr Herz ſehen, ich verlange Ihren Eid.

Den werden Sie nie bekommen, ſagte ich nach einer Pauſe der Ueberlegung.

Er trat zur Seite, berührte eine Stelle der Wand; eine Tapetenthür ſprang auf und ließ eine Niſche ſehen, in der eine Cavallerie-Uniform und verſchiedene Waffen aufgehängt waren. Er ergriff zwei ſchön gearbeitete Piſtolen, reichte ſie mir und ſagte mit eiſiger Entſchloſſenheit: Wählen Sie!

Sie haben mich, meine Zuhörer, in den früheren Scenen dieſer Erzählung ohne Zweifel als einen ſehr ſchüchternen, wohl gar furchtſamen Mann kennen gelernt. Ich leugne nicht, daß mir oft im Leben bei unbedeutenden Gefahren jene phyſiſche Feſtigkeit fehlte, welche den Herzſchlag ruhig, den Kopf kalt erhält, jene Geiſtesgegenwart, welche ſogleich das rechte Mittel und den raſchen Entſchluß giebt. Aber ein Muth hat mir nie gefehlt: der moraliſche. Wo es ſich um ſittliche Güter, um meine Menſchenwürde handelte, habe ich nie Furcht gekannt. Ich gehöre zu den Menſchen, welche ein biſſiger Hund mehr erſchreckt, als ein wüthender Menſch.

Ich nahm ſchweigend eine der dargereichten Piſtolen, feuerte ſie in das Kamin ab und ſagte:

Ich erlaube Ihnen, mich zu erſchießen; aber Sie werden mich nie zwingen, etwas wider meine Ehre zu thun. Der Eid, welchen Sie von mir fordern, verträgt ſich nicht damit; denn was bedeutet Ihre Zumuthung anders, als daß Sie mich durch eine moraliſche Handſchelle, durch ein religiöſes Zwangsmittel verhindern wollen, einen Schurkenſtreich zu begehen, den jeder Ehrenmann von ſelbſt nicht begeht, bei deſſen bloßer Erwähnung mein ganzes Inneres von Unwillen zittert. Halten Sie mich für fähig, die Köpfe meiner Landsleute der fränkiſchen Polizei zu verrathen, ſo thun Sie, was Sie vor Ihrem Gewiſſen verantworten zu können glauben. Aber nichts ſoll mich bewegen, einen Eid zu ſchwören, über den ich erröthen müßte.

Der Baron warf die Piſtole auf den Tiſch und ging finſter auf und ab. Ich ſetzte mich in einen daſtehenden Seſſel und ſtellte Betrachtungen über den Tod und die Unſterblichkeitslehre an; ich dachte an meine arme, verwittwete Mutter daheim, die auf mich, ihren einzigen Sohn, ihre lebensherbſtlichen Hoffnungen geſetzt hatte; mein Herz wurde weich und wehmüthig, aber mein Entſchluß blieb feſt; ich beſann mich zur Stärkung auf die erhabenſten Stellen aus Seneca und Plato und war eben im Begriff, eine der ſchönſten Sentenzen aus der Apologie des Sokrates zuſammenzubringen, als ſich in dem Gange ſchwere Tritte hören ließen und alsbald der reckenhafte Bediente eintrat mit der lakoniſchen Meldung: Der Herr Referendarius ſind da.

Der Baron beſann ſich eine Weile und ſagte dann: Er kann hereinkommen.

Mir wurde leichter ums Herz; ein Juriſt, ein Diener der Themis — gab es einen ſtärkern Schutz gegen die mörderiſchen Gelüſte meines Wirthes?

Der Referendarius — außer Dienſt, wie ich nachher erfuhr, indem er nach dem Frieden von Tilſit wegen Mangel an Beſchäftigung entlaſſen und zu ſtolz war, in weſtphäliſche Dienſte zu treten, — erſchien in der Geſtalt eines langen, blaſſen, ſchwarzgekleideten Mannes mit hohen Vatermördern und einer hörnernen Brille. Er begrüßte uns ſchweigend.

Bruder! ſagte der Freiherr, ihm die Hand drückend, hier iſt ein kritiſcher Fall. Der Erwartete iſt nicht gekommen, ſtatt deſſen dieſer Herr. Dabei ſtellte er mich dem Referendarius vor, welcher mir eine ſteife Verbeugung machte, erzählte ihm die ganze Sachlage, ſogar ſeinen verzweifelten Entſchluß in Betreff meiner und forderte ſeinen Rath.

Das iſt ja die einfachſte Sache von der Welt, ſagte Jener, und da hätteſt du beinahe ein homicidium begangen; welche Uebereilung! Wir werden ſogleich wiſſen, wie wir daran ſind. Eventuell können wir ja den Herrn Candidaten durch mildere Maßregeln unſchädlich machen. Aber ich hoffe, er iſt ein Mann von Ehre und Vaterlandsliebe, was ich gleich ermitteln werde.

Damit ging er feierlich auf mich zu, legte ſeine Hände auf mein Haupt und befühlte es von allen Seiten. Seine Miene wurde bei dieſer komiſchen Unterſuchung immer freundlicher, und er erklärte am Ende derſelben: Wir können ganz ruhig ſein. Ich garantire für ihn.

Der Teufel hole deinen phrenologiſchen Unſinn! verſetzte der Baron halb zornig, halb lachend. Doch die Sache iſt abgemacht; mein Herr, ich vertraue Ihrer Ehre. Hier iſt meine Hand.

Mit Heroismus beſtand ich ſeinen herculiſchen Händedruck und erklärte dann: nunmehr, da er ſeine Drohungen zurückgenommen, wolle ich ihm offen erklären, daß ich in jeder Hinſicht mit ſeinen patriotiſchen Geſinnungen ſympathiſirte, daß ich zwar weder dem Tugendbunde, noch ſonſtigen geheimen Verbindungen angehörte, aber ein durch und durch deutſches Herz hätte und das an dieſem Abend Erlebte ſo lange darin verſiegelt halten würde, bis Deutſchland von dem fremden Joche befreit ſein werde. Nach dieſer mit überfließender Beredtſamkeit gegebenen Erklärung wollte ich mich empfehlen mit der Bitte, mir einen Boten nach dem Gute des Herrn von Stawitz mitzugeben.

Aber mein Schickſal hatte es anders beſchloſſen.

Der Baron erklärte, ich müſſe für die Nacht ſein Gaſt bleiben und einige Flaſchen Wein mit ihm leeren.

Mit dieſen Worten, keinen Widerſpruch geſtattend, führte er mich und den Referendar in das Nebenzimmer, wo eine Tafel für drei Perſonen gedeckt ſtand. Als wir uns zu Tiſch ſetzten, ſchlug eine ehrwürdige Wanduhr, welche in Geſtalt einer Capelle auf dem Spiegeltiſch ſtand, in krächzenden Schlägen eilf Uhr.

Der Bediente ſervirte einen ſtattlichen Wildbraten; einige Flaſchen erleſenen Rheinweins wurden entkorkt und ergoſſen ihren duftigen Lebensbalſam in drei hohe grüne Gläſer mit vergoldeten Rändern.

Das Convivium war anfangs ſchweigſam wie ein Leichenſchmaus: Jeder hatte viel zu denken.

Der arme Hauptmann! ſagte endlich der Baron, wenn er nur keine gar zu compromittirenden Papiere bei ſich trägt!

Und wenn die Briefe, welche er dir bringt, nur nicht an dich adreſſirt ſind! fügte der Referendar hinzu.

Wahrhaftig, ſagte Jener, ich muß mich reiſefertig halten; ich werde Alles zur Flucht nach Oeſterreich oder Rußland in Stand ſetzen, — ſonſt könnte ich

75.

Indem er gegen ſeinen Feind ſich wandte,
Begrüßten beide ſich mit Höflichkeit.
Wenn ich's erfahren darf, ſagt Bradamante,
So ſeid ſo gut und ſagt mir, wer Ihr ſeid. —
Der Heide, der ſich ſelten ungern nannte,
Gibt ihr auf ihre Frage gleich Beſcheid.
Sie ſagt darauf: Euch will ich nicht verſchmähen,
Doch lieber hätt' ich ſonſt jemand geſehen. —

76.

Und wen? ſagt er. — Sie aber: Rüdigern! —
Kaum will der Name von den Lippen fort,
Und heller leuchtet, als der hellſte Stern,
Ihr holdes Antlitz bei dem Einen Wort.
Sie fügt noch ihrer Rede bei: von fern
Zog mich ſein großer Ruhm zu dieſem Ort.
Es iſt der einz'ge Wunſch, der mich erfüllt,
Zu ſehn, was dieſer Mann im Kampfe gilt. —

77.

Wohl mancher mag die Worte ſchnöd verſtehen,
Die ſie ganz ſchlicht hinſprach und unbedacht.
Er ſagt darauf: Erſt laſſ' uns beide ſehen,
Wer's in der Kriegskunſt weiter hat gebracht.
Geſchieht mir, was ſo manchen ſchon geſchehen,
Dann, um zu beſſern, was ich ſchlecht gemacht,
Mag jener edle Ritter ſich bereiten,
Mit dem du dich ſo heftig ſehnſt zu ſtreiten. —

78.

Die Wunderſchöne hält emporgeſchlagen,
Indeß ſie alſo redet, das Viſier.
Der Heide ſchaut, und ſeine Blicke fragen,
Er fühlt bereits ſich halb beſiegt von ihr,

leicht das Schickſal Kroſigk's haben und eines ſchönen Morgens aufgehoben werden!

Beſſer bewahrt, als beklagt; indeß müſſen wir ſo lange als möglich hier aushalten; denn hier können wir der guten Sache am meiſten nützen. Ich hoffe noch immer auf eine Berliner Kriegserklärung, und dann muß ſich die ganze Gegend wie Ein Mann erheben. Der Geiſt unſrer Bauern iſt vortrefflich.

Aber Sie trinken nicht, Herr Candidat! Meine Freunde, fuhr er fort, das Glas erhebend, es lebe unſer König Friedrich Wilhelm.

Wir ſtanden auf und ſtießen an.

Der Wein verbannte ſchnell die Sorgen; die Unterhaltung nahm eine heitere Wendung; der Referendar erzählte ſeine Jenenſer Studienjahre und ſprach mit Begeiſterung von den Vorleſungen Fichte's. Der Baron proteſtirte dagegen und erklärte, nie ein ſo langweiliges, abgeſchmacktes und verderbliches Buch geleſen zu haben, als Fichte's Moral. Ein ſo hölzernes Klapperwerk von moraliſchen Sätzen, ſagte er, ein ſo lebloſer, ſchwerfälliger Mechanismus iſt mir nie vorgekommen; dieſer Fichte will uns für unſer Gefühl von Recht und Unrecht, für den warmen Herzſchlag unſers Gewiſſens eine Art moraliſches Exercierreglement in die Bruſt ſetzen, welches uns jederzeit anzeigen ſoll, was wir zu thun oder zu laſſen haben.

Das bloße Gefühl leitet uns oft irre, verſetzte der Referendar; man muß nicht nach Gefühlen, ſondern nach Grundſätzen handeln. Die Grundſätze müſſen aber auf philoſophiſcher Grundlage baſirt ſein, dieſe wiederum — — und ſo hielt er uns eine lange Vorleſung mit einer ſo ernſten, pedantiſchen Miene, mit ſo vielen an den Fingern abgezählten Diviſionen und Subdiviſionen, daß wir Anderen zuletzt in ein unwiderſtehliches Lachen ausbrachen. Der Referendar ſtutzte, ſah uns eine Weile ſtarr an, ſtand auf und ging ſchweigend hinaus.

O halten wir ihn zurück! rief ich aufſpringend, er wird unſer Gelächter übelgenommen haben.

Glauben Sie das nicht! ſagte der Baron, im Gegentheil! der Mann ſchließt aus unſerm Lachen nur, daß er ſich in den Schlingen ſeines Syſtems verwirrt und Unſinn geſprochen hat. Er iſt bei dem bravſten Charakter ein unklarer Kopf und hat bei ſeiner, confuſen Naturen oft eigenthümlichen, Leidenſchaft für Philoſophie auf der Univerſität viel und gern disputirt, dabei aber immer das Unglück gehabt, ſich in ſeinen künſtlichen Sätzen zu verwirren und häufig gerade das Gegentheil von dem zu ſagen, was er beweiſen wollte. Dann fingen ſeine Opponenten an zu lachen. Er iſt ein leidenſchaftlicher Fichtianer und hat dieſem Syſtem ſein eignes Denken eben ſo ſclaviſch untergeordnet, wie es die Kirche von dem Chriſten der Bibel gegenüber verlangt. Daneben hat er Gall während ſeines Aufenthaltes in Halle gehört und läßt ſich darauf todtſchlagen, daß man jedem Menſchen am Schädel anfühlen kann, ob er ein Genie, oder ein Dummkopf, ein braver Kerl oder ein Hundsfott ſei.

In dieſem Augenblick kam der Referendar ſchon zurück, ein Buch in der Hand haltend, ſetzte ſich, ohne uns zu beachten, auf ſeinen Platz und blätterte eifrig in dem Buche, indem er dabei dann und wann vor ſich hinmurmelte: Ach ſo! — da — ganz recht! — Haha! — Ja, ſo iſt es — das hatt' ich vergeſſen.

Dann legte er das Buch ruhig und mit ſichtbarer Befriedigung bei Seite, leerte ſein Glas und ging munter in eine zwiſchen dem Baron und mir angeknüpfte Unterhaltung über andere Dinge ein.

So plauderten und tranken wir vergnügt bis tief in die Nacht hinein; wir beſprachen, je mehr uns der Wein erhitzte, unſere Hoffnungen für die Zukunft, für eine allgemeine europäiſche Erhebung gegen die franzöſiſche Tyrannei und unſere Entſchlüſſe für dieſen Fall, welche darauf hinausliefen, daß der Baron dabei als kühner Huſarenoberſt, der Referendar als Oberauditeur und ich ſelbſt als Feldprediger und Verfaſſer von Proclamationen mitwirken müſſe.

Um drei Uhr endlich trieb der Referendar zum Schlafengehen. Der gaſtliche Wirth wollte es anfangs nicht zugeben, daß wir ſchon auseinander gingen. Es iſt doch verdammt einerlei, ſagte er, ob wir eine Stunde länger trinken, oder eine Stunde früher einſchlafen.

Bedenke, Freund, verſetzte der Andere, daß es abſolut keine moraliſch gleichgültige Handlung giebt; daß wir alſo jetzt, wenn wir nach ſittlichen Grundſätzen leben wollen, entweder ſchlafen gehen oder forttrinken müſſen; nur eine dieſer beiden Möglichkeiten kann *moraliſch*, die andere muß *unmoraliſch* ſein. Es iſt nun für mich ſchlechthin moraliſche Nothwendigkeit, zu Bett zu gehen, und damit gute Nacht! Er nahm mit dieſen Worten ſeinen Fichte und ging hinaus.

Auch ich fühlte, wenn nicht ein moraliſches, doch phyſiſches Bedürfniß der Ruhe. Der Baron ſchellte und befahl dem langen Diener, mich zu Bett zu führen. Nachdem wir uns gegenſeitig eine gute Nacht gewünſcht, folgte ich dem vorleuchtenden Giganten durch einige labyrinthiſche Gänge und Galerieen und gelangte endlich in ein geräumiges Schlafzimmer, in deſſen Kamin eine helle Flamme kniſterte. Der Diener ſtellte das Licht auf den Tiſch und ging ſtumm von dannen.

Als der letzte ſeiner Schritte verhallt war, überlief mich ein angenehmer Schauer; ich fühlte mich in einer höchſt romantiſchen Situation: in einem alten Ritterſchloſſe gefährlich bedroht, dann gaſtlich bewirthet, in eine dunkle Verſchwörung halb und halb mit eingeweiht — jetzt in einer abgelegenen, wunderlichen Kammer, deren Decke mit Wolken, Engeln, Drachen und anderen Fabelthieren bemalt war, vor einem ungeheuren Himmelbett — mit rothen Vorhängen, in welchem vielleicht ganze Generationen von Rittern und Edelfrauen geruht hatten — das ganze Bild ſchauerlich beleuchtet von der praſſelnden Kaminflamme — das Alles ſchien mir ungemein poetiſch. Ich entkleidete mich langſam und wollte eben in das Bett ſteigen, als mir einfiel, daß ich einige Vorſichtsmaßregeln verſäumt hatte, welche ich auf Reiſen gewiſſenhaft zu beobachten pflegte. Ich ſah unter das Bett, ob auch Niemand darunter läge; dann unterſuchte ich die Thür, fand aber zu meinem Schrecken, daß ſie ſich nicht verſchließen ließ. Ich bin ſtets der Anſicht geweſen, daß man den vollen Genuß der Nachtruhe nur im Gefühl völliger Sicherheit und zwar bei verſchloſſenen und verriegelten Thüren haben kann. Um dem Uebelſtand einiger Maßen abzuhelfen, erfand ich eine Vorkehrung, daß die Thür nur mit einem bedeutenden Geräuſch geöffnet werden könnte, indem ich zwei alte Stühle an derſelben gegen einander lehnte und auf die zuſammenſtoßenden Lehnen derſelben mit großer Geſchicklichkeit das Waſchbecken in einer nur auf dem genaueſten Gleichgewicht beruhenden Poſition anbrachte, ſo daß der ganze Apparat bei dem geringſten Druck gegen die Thür zuſammenſtürzen mußte. Sehr zufrieden mit meinem Werke, überſah ich ruhigen Muthes noch einmal das ganze Gemach, als ich plötzlich eine zweite und zwar eine Tapetenthür entdeckte. Wohin führte ſie? — Dieſe Frage zu entſcheiden, öffnete ich ſie mit einer Art ſchauerlicher Neugier. Ein kalter Hauch kam mir aus einem weiten, dunklen Raume entgegen, ich ergriff das Licht und leuchtete hinaus. Ein weiter Bodenraum that ſich vor mir auf. Welche Unvorſichtigkeit, dachte ich, mir ein ſolches Schlafgemach zu geben, welches von allen Seiten zugänglich iſt; wie leicht können Diebe von dieſem Boden aus zu mir eindringen! Oder ha! ſollte man mich abſichtlich in ein ſo ſchlecht verwahrtes Quartier geſetzt haben, um mich vielleicht in der Nacht zu knebeln, ſich meiner Perſon zu bemächtigen, um mich — wie der Referendarius ſagte — unſchädlich zu machen? — Es wäre entſetzlich! Jedenfalls will ich auf meiner Hut ſein; Mißtrauen iſt in dieſen Zeiten eher eine Tugend, als ein Laſter; und was ſchadet es nachher, wenn es unbegründet ſein ſollte! — Unterſuchen wir vor Allem die Natur dieſes Bodens!

Ich ging fröſtelnd, mit dem Lichte umherleuchtend, vorwärts. Doch ach!

Des Menſchen Vorſicht ſelbſt zeugt oft Gefahr!

Indem ich nach allen Seiten umherſpähte, blies ein durch eine Dachluke einfallender Windſtoß mein Licht aus; erſchrocken tappte ich umher, den Rückweg zu finden; ich fühlte eine unbeſchreibliche Angſt und Verwirrung in der Finſterniß; ich tappte immer weiter, ohne die erſehnte Pforte zu finden — — da plötzlich trete ich mit dem vorgeſtreckten Fuße ſtatt auf ſolide Bretter in die leere Luft und ſtürze mit einem Schrei des Entſetzens in einen dunkeln Abgrund.

Ich fiel weicher, als ich hoffen durfte — in einen Heuhaufen, deſſen duftige, prickelnde Wogen über mir zuſammenſchlugen. Tiefes Dunkel rings umher.

Schmachvolles Schickſal! rief ich, unwürdiges Loos eines Candidaten der Gottesgelahrtheit, eines künftigen Feld- und Siegespredigers! — Da lieg' ich hülflos — bei drei Grad Kälte — in einer Scheune, in einem ſchnöden Heuhaufen, um morgen von dem Kuhhirten oder dem Hausknecht erlöſ't und allgemein ausgelacht zu werden! — Hab' ich deßhalb der bleiernen Drohung eines ergrimmten Ritters getrotzt — hab' ich deßhalb durch die Kühnheit meiner Tiſchreden die Hochachtung zweier Ehrenmänner erworben — um morgen als zähneklapperndes Geſpenſt aus dem Abgrund eines Futterbodens aufgefiſcht zu werden? — Friedmann! wie tief biſt du geſunken! — — Aber dir iſt recht geſchehen; wozu dieſe übertriebene Vorſicht, dieſe überall umherſpähende Furchtſamkeit! Ohne ſie könnteſt du jetzt in einem warmen Bette hinter rothen Vorhängen liegen und von Ruhm und Feldpredigten träumen.

Indeſſen beſchloß ich, Alles zu verſuchen, mich, wenn möglich, aus meinem Abgrund zu befreien und das verlorne Paradies durch eigene Anſtrengungen wiederzugewinnen. Ich tappte vorſichtig umher, ob ich nicht einer Leiter habhaft würde oder einen Ausgang fände. Obgleich ich nach und nach ſämmtliche vier Wände berührt und mir einige Brauſchen geſtoßen hatte, fand ich doch nur eine von außen verſchloſſene Thür und kein anderes Geräth, als einige Heugabeln und Dreſchflegel. Ich überlegte eben, ob ich die Thür ſprengen und auf die Gefahr hin, von den Hofhunden zerriſſen zu werden, oder doch mir eine vielleicht lebensgefährliche Erkältung zu holen, von außen wieder in das Haus zu dringen verſuchen ſollte: als ich draußen plötzlich ein Geräuſch vernahm. Schwere Fußtritte ließen ſich hören, ſodann ein halblautes Geſpräch, von dem ich nur einzelne Worte verſtand, welche mich mit Beſorgniß erfüllten. Gleich darauf verloren ſich die Fußtritte. Alles wurde ſtill. Ich überlegte, ob ich ſchreien und das Haus allarmiren ſollte. Aber das war nicht von Nöthen: denn ein lautes Krachen, wahrſcheinlich vom gewaltſamen Erbrechen einer Thür, und ein fürchterliches „Rüdengeheul" ertönte. Bald darauf wurde der Lärm allgemein, aber bereits im Innern des Hauſes; Thüren wurden zugeſchlagen, Möbeln umgeworfen — ein Schuß fiel. Dann eine augenblickliche Stille, der ein wildes Geſchrei folgte; es kam immer näher; ich hörte Fußtritte über meinem Haupte, und plötzlich ſprang eine weiße Geſtalt von oben herunter, mir faſt auf die Schultern. Wer da? rief ich erſchrocken. Ein Fauſtſchlag, der mich zu Boden warf, war die Antwort, und ich hörte, wie ſich die Geſtalt in einer Ecke des Speichers im Heu verkroch. Gleichzeitig fiel ein grelles Schlaglicht von oben in den Raum. Ich ſah eine auf der Spitze eines Bayonetts ſchwankende Laterne durch eine Oeffnung der Decke hereinſchweben. Zugleich hörte ich oben Stimmen: Ich ſehe ihn, Herr Commiſſär! —

Ah vraiment! le voilà! — Die Laterne verſchwand wieder. Gleichzeitig hörte ich in der Nähe eine gedämpfte Stimme: Verrathen Sie mich nicht!

Der Zuſammenhang wurde mir auf ein Mal klar. Mochte man bei dem am Abend arretirten Hauptmann compromittirende an den Baron gerichtete Briefe gefunden, oder ſonſt Verdachtsgründe gegen ihn haben: eine Patrouille war nach der damals bei wichtigen Fällen beliebten Praxis zur Nachtzeit ausgeſandt, um den Baron zu verhaften und ſich ſeiner Papiere zu bemächtigen. Der Letztere hat ſich wahrſcheinlich durch mein Schlafzimmer auf den dahinter liegenden Boden geflüchtet und war durch jene mir ſo verhängnißvoll gewordene offene Fallthür in den Speicher hinabgeſprungen.

Ehe ich Zeit hatte, dieſe Möglichkeiten weiter zu erwägen, öffnete ſich die Thür, und ein Mann in Uniform, eine Laterne haltend, gefolgt von zwei Soldaten, trat ein. Mein Herr, Sie ſind Arreſtant! ſagte er zu mir. Hier ſehen Sie den Verhaftsbefehl! Er hielt mir ein Blatt Papier vor, auf welchem ich bei dem flackernden Scheine der Laterne nur ein großes Siegel und die Namen meines Wirthes und des Referendars bemerkte. Kommen Sie ſchnell, ſich anzukleiden! rief der Beamte. Ich folgte ihm in den Hof, von da raſch in der Mitte zweier Soldaten auf die Hausflur, wo bei hellem Lichterſchein noch verſchiedene Polizeileute und die erſchrockene Dienerſchaft umherſtanden. Auch den langen Referendar fand ich daſelbſt, von zwei Männern bewacht; er putzte ſeine Brille mit dem Taſchentuche und hatte die gleichmüthigſte Miene von der Welt.

Man führte mich hinauf in die Zimmer des Barons, wo ich an dem offenen Schreibtiſch desſelben einen kleinen ſchwärzlichen Mann in Uniform beſchäftigt fand, die darin befindlichen Papiere in Bündel zuſammenzuſchnüren. Derſelbe fixirte mich mit einem ſtechenden Blick und fragte den neben mir gehenden

Mann, welcher mich verhaftet hatte, in gebrochenem Deutſch, ob er ſicher ſei, daß ich die rechte Perſon. — Zu Befehl, Herr Commiſſär, verſetzte dieſer, Sie haben ſelbſt geſehen, wie er in statu quo aus ſeinem Schlafzimmer entſprang, das Piſtol auf uns abfeuerte und hernach durch eine Fallthüre verſchwand. — Aber, fragte Jener, Sie ihn nich kenn von Perſon? — Nein, ich habe ihn früher nie geſehen.

In dieſem Augenblick trat der gigantiſche Diener ins Zimmer; er trug Kleidungsſtücke über dem Arm und fragte mich in ehrfurchtsvoller Haltung und mit einem eigenthümlichen Zwinkern der Augenwinkel: Befehlen der Herr Baron, daß ich Sie ankleide?

Ja, verſetzte ich mit feſter Stimme, entſchloſſen, die mir vom Schickſal übertragene Heldenrolle mit Würde zu ſpielen, und legte mit Hülfe des Bedienten die dargebotenen Kleidungsſtücke raſch an, während der kleine Commiſſär, ſich vergnügt die Hände reibend, in den Bart murmelte: Ah, c'est lui; maintenant plus de doute.

Eine Stunde ſpäter ſaß ich neben dem guten Referendar mit dem freundlichen vis-à-vis zweier Gensd'armen, deren Karabiner beſtändig auf uns gerichtet blieben, in einem Wagen, welcher raſch durch die Morgennebel dahinflog.

Es iſt nur ein Glück, ſagte der Juriſt, mit der den wahren Philoſophen charakteriſirenden Gemüthsruhe, es iſt nur ein Glück, daß ich in der Eile noch einen Band von Fichte eingeſteckt habe; da hat man doch auf der Reiſe eine vernünftige Lecture. Wohin mögen wir fahren?

Vermuthlich nach der Hauptſtadt, ſagt' ich beklommen.

Was iſt nur aus dem Baron geworden? fragte er wieder.

Laſſen Sie das, Freund, ſagt' ich, ihm einen ſanften Fußtritt verſetzend, die Leute kennen mich und laſſen ſich nicht durch Ihre wohlgemeinte Frage irre führen.

Der Referendar ſtarrte mich verwundert an und ſchien zu erwägen, ob mein Gehirn durch den Schreck vielleicht krankhaft afficirt ſein möge. Er zuckte die Achſeln, zog ſein Buch aus der Taſche und fing an zu leſen.

Unſere Reiſe ging unaufhaltſam vorwärts; von Station zu Station wurden die Pferde gewechſelt; die beiden Häſcher blieben uns fortwährend gegenüber. Der Referendar war ſchweigſam und las viel in ſeinem Fichte, ohne ſich um die auf ihn gerichteten Feuerſchlünde zu kümmern; mich peinigte dagegen beſtändig der Gedanke, dieſelben könnten ſich durch eine Erſchütterung des Wagens plötzlich entladen, und ich geſtehe, daß ich mich möglichſt außerhalb der Schußlinie zu halten bemüht war. Es geſchah jedoch nichts der Art, und wir langten wohlbehalten in Caſſel an, um aus dem Wagen ins Gefängniß zu ſteigen.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß man den über meine Perſon entſtandenen Irrthum bald entdeckte, zumal da der Referendar, welcher als gewiſſenhafter Fichtianer jede, auch die wohlgemeinteſte Unwahrheit verdammte, ſich ganz offen über den Sachverhalt ausſprach. Ich ſelbſt war inzwiſchen ganz zufrieden, der Löwenhaut entkleidet und wieder ich ſelbſt zu werden, und bemühte mich beſtens, die vorgegangene Verwechſelung als einen mir höchſt unangenehmen Zufall, an dem ich völlig unſchuldig, darzuſtellen. Man wollte jedoch anfangs meiner wahrheitsgemäßen Erzählung, wie ich in das Schloß des Barons und ſpäter in den Heuſchober gerathen, keinen Glauben ſchenken und behandelte mich als einen gefährlichen Verbrecher. Ich fühlte mich durch dieſe mir beigelegte Wichtigkeit jetzt nicht im mindeſten mehr geſchmeichelt; düſtere Viſionen ſtiegen in meinem Kerkerloch, beſonders in ſchlafloſen Nächten, vor meinem Geiſte auf; ich dachte häufig an den Herzog von Enghien, den Buchhändler Palm und die vor Braunſchweig erſchoſſenen Schill'ſchen Krieger. Ich machte mich auf ein ähnliches Loos gefaßt und unterhielt mich damit, meine Abſchiedsrede von der Welt zu entwerfen und mit den dazu gehörigen Geſten förmlich einzuüben. Ich glaube, ich hätte die Sache recht gut gemacht; auch war ich, weil ja ein Sterbender hienieden Nichts mehr zu fürchten hat, feſt entſchloſſen, mit einer patriotiſchen Verwünſchung des Kaiſers Napoleon zu ſchließen. Ich dachte dabei oft meines Reiſegefährten, des Turners, wie ich in ſeiner Achtung ſteigen würde, wenn er die Beſchreibung meiner Hinrichtung in den Zeitungen läſe.

Das Schickſal hatte es indeß anders beſchloſſen. Durch mehrfache Verhöre und über mein vergangenes Leben eingezogene Erkundigungen gelangten meine Inquirenten allmählich zu der Ueberzeugung, daß ich im Grunde ein ſehr harmloſes Subject und mehr das Opfer, als der Urheber der vorgegangenen Täuſchung wäre, und ſo wurde ich endlich — beinah ein Jahr nach meiner Verhaftung — entlaſſen.

Blaß, abgemagert, hohläugig wie ein Geſpenſt trat ich aus den Kerkermauern wieder in die Welt, der ich halb und halb ſchon entſagt und von deren Schickſalen ich ſo lange Nichts erfahren hatte. Wie ſtaunte ich, als ich nun die großen Ereigniſſe des Jahres 1812, die Kataſtrophe von Moskau, den Untergang der großen Armee, die Capitulation des York'ſchen Corps erfuhr! Ich fühlte mich wie berauſcht. Auch die Menſchen fand ich ſo verändert; an die Stelle der hoffnungsloſen, knechtiſchen Ergebung war eine dumpfe Gährung getreten; man flüſterte ſich die furchtbaren Verluſte, die Entmuthigung des franzöſiſchen Heeres zu, und Viele erwarteten ungeduldig nur den Wink der heimiſchen Fürſten, um gegen die verhaßten Fremdlinge in offenem Aufruhr loszubrechen.

Ich eilte jedoch vor Allem, die kindliche Pflicht zu

Und leiſe muß er zu ſich ſelber ſagen:
Ein Paradieſesengel ſteht vor mir,
Und eh' er mir die Lanze hält entgegen,
Bin ich den ſchönen Augen ſchon erlegen. —

79.

Sie nehmen Raum, und, wie die Waffenbrüder,
Fliegt Ferragu geſchwind vom Sattel fort.
Das Fräulein gibt ihm ſeinen Renner wieder,
Und ſpricht: Geh' hin, und halte mir dein Wort. —
Er kehrt beſchämt, und ſenkt die Augen nieder,
Und da juſt Rüd'ger angekommen dort,
Den er erblickt an Agramantens Seite,
So ſendet er dem Fremdling ihn zum Streite.

80.

Unwiſſend immer noch, wer hier erſchienen,
Der ihn ſo ſtolz zum Kampfe fordern läßt,
Macht Rüd'ger, ſchon des Siegs gewiß, die Schienen,
Den Harniſch freudig ſamt dem Helme feſt.
Zwar ſah er wohl das Loos der andern Kühnen,
Doch ohne daß es ihm das Herz gepreßt.
Wie er hinauszog, was ihm widerfahren,
Das will ich auf den nächſten Sang verſparen.

## Sechsunddreißigſter Geſang.

1.

Ein großes Herz wird immer edel bleiben,
Wo es auch ſei; denn anders kann's nicht mehr:
Wozu Natur es und Gewohnheit treiben,
Das wird ihm hintennach zu ändern ſchwer.

erfüllen, nach Helmſtedt in die Arme meiner ſchwergeprüften Mutter. Welch ein Wiederſehen! — Ja, das waren glückliche Tage. — —

Aber ſie waren kurz. Meine Mutter lebte in den dürftigſten Verhältniſſen; und ſo ſehr ſie mir ihren Mangel unter einem Aufwand von Pflege und Frohſinn zu verbergen ſuchte, ſo erröthete ich doch bei dem Gedanken, ihr anſtatt eine Stütze — noch immer eine Bürde zu ſein. Ich hatte bereits an Herrn von Stanitz geſchrieben und die freilich wohl zu erwartende Antwort erhalten, daß die mir zugedachte Stelle längſt anderweit vergeben ſei. Ueber den Baron, für den ich ins Gefängniß gewandert, erfuhr ich bei dieſer Gelegenheit, daß er damals glücklich nach Rußland entkommen ſei und daſelbſt in der Armee Dienſte genommen habe. Auch von ihm war alſo vor der Hand nichts zu hoffen.

In dieſer niederdrückenden Lage erhielt ich von einem benachbarten Gutsbeſitzer, Amtmann O., die Aufforderung, gegen ein allerdings ſehr geringes Honorar den Unterricht ſeiner Söhne zu übernehmen. Obgleich mir der Charakter des Mannes nicht eben günſtig geſchildert wurde, betrachtete ich doch dieſes Anerbieten als eine gütige Fügung des Himmels, wobei mich beſonders der Gedanke beglückte, meiner armen Mutter in dieſen gefahrvollen Zeiten ſo nahe zu bleiben. Ich eilte daher, den Amtmann brieflich von der Annahme des Engagements zu benachrichtigen, und einige Tage darauf ſchickte er mir eine Caleſche, welche mich nach ſeinem Gute beförderte.

Ich langte gegen Mittag daſelbſt an und wurde ſogleich durch einen wohlgepflegten Gemüſegarten zu meinem neuen Patron geführt, welcher in einer dunklen Laube bei einer halbgeleerten Flaſche Burgunder ſaß und ſeine Pfeife rauchte. Ohne bei meiner Begrüßung ſich zu erheben, deutete er auf eine in der Laube befindliche Bank und befahl dem Bedienten, welcher mich zu ihm geführt hatte, noch ein Glas und eine Flaſche

„von demſelben“ zu bringen. Ich nahm, über dieſen ſchweigſamen Empfang ein wenig verdutzt, den mir angewieſenen Platz und betrachtete mir mit Muße den breitſchultrigen, wohlgenährten Mann, welcher mir auf den erſten Eindruck unter ſeinem ſchattigen Blätterbaldachin, bei dem röthlich funkelnden Rebenſaft und von den Gewölken ſeiner Pfeife ſanft umwirbelt als einer der glücklichſten Erdenbürger erſchien. Ich bemerkte jetzt, daß ſein volles, feiſtes Geſicht nichts weniger als Zufriedenheit ausdrückte; die kleinen grauen Augen ſchauten ſo grämlich unter den ſtarken Wimpern hervor und lugten ſo mißtrauiſch in die Welt hinaus, die Stirn zeigte ſo viele Runzeln, und um die Mundwinkel ſpielten ſo mürriſche Falten, daß ich den Mann ſchon nicht mehr beneidenswerth finden konnte.

Seien Sie mir willkommen, ſagte er mit näſelnder Stimme; Sie wollten alſo die Information meiner Söhne übernehmen; wünſche viel Vergnügen dazu; die Rangen werden Ihnen genug zu ſchaffen machen. Sie haben bislang nur die Dorfſchule beſucht, und unſer Schulmeiſter iſt ein vollſtändiger Ignorant; ſchneidet während der Schulſtunden Häckſel oder ſtrickt Strümpfe. Außerdem fehlt die Mutter im Hauſe; ich bin ſeit Jahren Wittwer. Sie werden Ihre Noth haben, ſag' ich Ihnen.

Ich äußerte, daß es an Eifer von meiner Seite nicht fehlen ſolle, daß ich mich glücklich ſchätzte, ein Feld für meine Thätigkeit zu finden.

Nun ja! verſetzte er, in ſchlechten Zeiten muß man vorlieb nehmen. Jeder hat ſeine Plackerei hienieden: das iſt einmal ſo geordnet. Nach dem Pferde iſt der Menſch das geplagteſte Geſchöpf auf der Welt, alles andere Vieh hat es beſſer.

Ich lächelte.

Zumal in dieſen ſchrecklichen Zeiten! fügte er mit einem Seufzer hinzu.

Wir gehen allerdings, verſetzte ich, einem großen

Kampf entgegen — aber einem Kampfe, der hoffentlich das wenn auch blutige Morgenroth friedlicher Zeiten iſt.

Ich glaube nicht daran. Wäre Rußland erobert, ja! dann hätten wir Frieden. Aber ſo — — Tiefer Seufzer.

Sie könnten wirklich wünſchen, daß das letzte Bollwerk, welches auf dem Continent ſich der franzöſiſchen Sündflut entgegenſtemmte, gefallen wäre? fragt' ich erſtaunt.

Ja, ich gäbe viel darum. Wenn ganz Europa nur Einem gehorchte, hätten wir keine Kriege mehr.

Aber auch keine Nationalitäten, keine Bewegung, kein Leben mehr! Es würde die Ruhe eines Kirchhofes ſein.

Sagen Sie: die Ruhe einer wohlgeordneten Haushaltung, wo Jeder ohne Streit und Widerrede ſeine Schuldigkeit thut. Die fleißigen und friedliebenden Menſchen würden ſich ſehr wohl dabei befinden, während bei dem Schwindel, der jetzt auf einmal in den Köpfen graſſirt, nichts als Blutvergießen und Contributionen, Hunger und Elend abzuſehen iſt.

Nach ſo vielen traurigen Erfahrungen kann allerdings auch die jetzige Erhebung als gewagt erſcheinen.

Sagen Sie: als ein Unſinn, purer Unſinn! Glauben Sie, weil dem Kaiſer in Rußland eine Armee erfroren, werde er vor den Koſaken oder gar vor den Turnern und der preußiſchen Landwehr Kehrt machen?

Aber vielleicht vor dem neuen Geiſt, welcher unſre Nation bewegt; es ſind nicht bloß Heere, die er zu bekämpfen hat, es ſind Ideen — die größten, welche je die Menſchheit beſeelten und welche zu allen Zeiten Wunder wirkten.

Ideen — hm! Mit all Ihren Ideen werfen Sie kein franzöſiſches Bataillon über den Haufen.

Gewiß nicht; aber die Ideen werben uns deutſche Bataillone und machen ſie unbeſiegbar.

Pah, wenn ſie 1806 der preußiſche Corporalſtock nicht unbeſiegbar machen konnte, ſo werden es Hirngeſpinnſte erſt recht nicht. — Nun, hier in der Gegend hat es, Gottlob! nichts zu ſagen; wir ſehen hier täglich franzöſiſche und andere Truppen durchmarſchiren, nach der Elbe zu, um die kaiſerliche Armee zu verſtärken. Dieſer Anblick hat für die Ideologen und Hitzköpfe etwas ungemein Abkühlendes. Aber jenſeit der Elbe — in Preußen ſollen die Menſchen wie toll ſein — beſonders die Studenten und Turner. Wenn ſie noch wüßten, wofür ſie ſich ſchlügen!

Das wiſſen ſie ſehr wohl.

Wirklich? — Ich meines Theils weiß es nicht. Wenn Sie mich darüber belehren können, werd' ich Ihnen ſehr obligirt ſein.

Wie? leugnen Sie etwa, daß wir unter dem ſchmählichſten Joch ſchmachten? daß unſre nationalen Heiligthümer bedroht ſind, wie damals, als Varus mit ſeinen Legionen in unſern Gauen ſtand? daß es gilt, den blutgierigſten Tyrannen — —

Halten Sie ein, junger Mann! unterbrach mich der Amtmann ängſtlich; wenn ich Ihnen rathen ſoll, hüten Sie Ihre Zunge. Solche Reden können Ihnen den Kopf koſten und mich, wenn ich ſie anhöre, compromittiren.

Sie können unſre Tyrannei nicht beredter ſchildern, als mit dieſer Bemerkung, ſagte ich lächelnd.

Wie ſo? verſetzte er; nennen Sie es Tyrannei, daß hochverrätheriſche Reden verboten ſind? Das war immer ſo, das war vor der weſtphäliſchen Regierung noch weit ſchlimmer. Tyrannen — wenn Sie die, welche uns regieren, ſo tituliren wollen — hat es von jeher gegeben und wird es immer geben. Das iſt einmal ſo geordnet. Ich für mein Theil will nun lieber en gros, als im Kleinen tyranniſirt werden. Wenn auf viele Millionen ein Tyrann kommt, ſo iſt das leichter zu tragen, als wenn auf eine Million viele Tyrannen kommen, wie wir das bei uns im Heiligen Römiſchen Reich ſeligen Andenkens ſattſam genoſſen haben. Je kleiner das Land, deſto mehr Schlagbäume und deſto größere Steuern; je weniger Volk, deſto mehr Standesunterſchiede; je weniger zu regieren, deſto mehr Beamte; je kleiner das Heer, deſto mehr Paraden; je weniger Macht, deſto mehr Anmaßung. Und um dieſe Herrlichkeit zurückzuführen, ſollen wir unſern letzten Thaler hergeben oder gar unſer Leben riskiren? — Thoren, die's thun!

Ich kann nicht leugnen, daß die den meinigen ſchnurſtracks entgegenlaufenden Anſichten des Amtmanns mir imponirten; ich wurde zweifelhaft und fühlte mich in meinem Vertrauen auf den Sieg der guten Sache erſchüttert. In dieſem Augenblick wurde Herr O. abgerufen; er erſuchte mich, ſeine Rückkunft zu erwarten.

Ich trat aus der Laube und bemerkte, daß der hintere Theil des Gartens in Parkanlagen auslief. Ich wandelte zwiſchen den im erſten ſommerlichen Grün prangenden Baumgruppen umher, als ich unter den Wipfeln einiger hochſtämmiger Buchen ein Borkenhäuschen in der Form einer Kapelle erblickte. Ich trat näher und ſah die Thür des Häuschen offen ſtehen. Nach einigem Bedenken folgt' ich dem Zuge der Neugier und trat hinein. Wie erſchrak ich aber, als ich mich einer ſchwarz gekleideten Dame gegenüber fand, welche im Innern der Kapelle an einem mit buntfarbigen Scheiben gefüllten Fenſter vor einer Staffelei ſaß, auf welcher ein faſt vollendetes Porträt aufgeſtellt war.

Mein Eintritt war ſo geräuſchlos geweſen, daß die Dame, in ihre Arbeit vertieft, mich nicht bemerkt hatte. Ich wollte zurücktreten; aber der Anblick feſſelte mich. Es war ein Bild wie aus einem Tieck'ſchen Märchen. Die kleine, gewölbte Kapelle, matt erhellt von den durch die farbigen Scheiben brechenden Sonnenſtrahlen, — die ſchwarzgekleidete Frauengeſtalt, deren blaſſes, edel geformtes Antlitz von den gelben und violetten Lichtern, welche durch das ſchmale Fenſter einfielen, wunderbar beleuchtet noch bläſſer und leidender erſchien — der heilige Ernſt, mit welchem ſie, ganz in ihr Werk verſenkt, die zarten Farbenſtriche auf die Leinwand webte — die tiefe Ruhe, welche über der ganzen Scene lag — das Alles übte auf meine Phantaſie einen mächtigen Zauber. Je länger ich das Profil der ſchönen Künſtlerin betrachte, deſto bekannter werden mir ihre Züge — es dämmert ſeltſam in meiner Erinnerung — ja! trotz der magiſchen Beleuchtung erkenn' ich es, dieſes liebe Antlitz, welches mir oft tröſtend in den Träumen meiner Kerkernächte auftauchte — nein! ich täuſche mich nicht — ſie iſt es! — Und wenn es doch eine Täuſchung wäre? Dieſer Zweifel trat eiskalt an mein Herz. In dieſem Augenblick ſah die Dame auf und wandte mir ihr volles Geſicht zu: kein Zweifel mehr — es war die Reiſegefährtin von 1812.

Erſchrocken über meinen Anblick hatte ſie ſich erhoben; ſie erröthete, aber ich glaubte zu bemerken, daß ſie auch mich wiedererkannte.

Ich ſtammelte meine Entſchuldigung, erklärte meine Anweſenheit, beklagte die Störung: je mehr ich redete, deſto muthiger fühlte ich mich: ich erinnerte ſie an unſer Zuſammentreffen auf jener verhängnißvollen Reiſe. — Aber Sie haben das vielleicht längſt vergeſſen? fügt' ich mit traurigem Accent hinzu.

Nein, ich hab' es nicht vergeſſen, ſagte ſie gerührt, alle Eindrücke jenes Winterabends ſtehen noch hell vor meiner Seele, auch die hülfreiche Theilnahme, welche Sie mir bewieſen bei dem kleinen Unfall mit den Pferden.

O, mein Fräulein, Sie benahmen ſich heroiſcher dabei, als ich ſelbſt — indeß all meine Angſt und Beſorgniß galt nur Ihnen — beſonders als unſer toller Reiſegenoſſe den Einfall hatte, Sie durch ſeine turneriſchen Künſte aus dem Wagen zu befreien.

Sie lächelte; aber es war ein flüchtiger Strahl, der gleich wieder dem ſtillen Kummer wich, welcher ihr Antlitz trübte. Was war die Urſache dieſer ſchweigenden Klage?

Meine Blicke fielen auf das Gemälde: es war das Porträt eines Mannes; ich trat näher — ein ſchönes, ausdrucksvolles Geſicht mit großen blauen Augen und einem braunen Backenbart — aber ein Geſicht in der Reife des Alters — ich athmete freier.

Es iſt das Bild meines armen Vaters, ſagte das Fräulein mit einer Thräne im Auge. Ich konnte es leider nur nach der Erinnerung entwerfen.

Er iſt wohl fern von Ihnen? fragte ich theilnehmend.

Recht fern — und vielleicht recht nahe, flüſterte ſie und deutete mit der weißen Hand nach oben.

Todt! — rief ich erſchüttert.

Das Fräulein rang nach Faſſung.

Ach! er iſt Ihnen nahe, ſprach ich bewegt, indem mir ſelbſt Thränen in die Augen traten. Er blickt liebend auf Sie herab — entſagen Sie nie dieſem Glauben.

Es entſtand eine Pauſe; ich wollte reden, aber die Stimme verſagte mir; mein Herz war ſo voll.

Plötzlich hört' ich Schritte; der Amtmann trat in die Kapelle. Nie war mir ſeine Erſcheinung ſo widerlich, als in jenem Moment.

Wo bleiben Sie nur, Herr Candidat? rief er mit ſeiner näſelnden Stimme; ſeit einer halben Stunde ſuchte ich Sie im ganzen Garten. Haben derweil die Bekanntſchaft meiner Nichte gemacht. Fräulein von Halden — Candidat Friedmann — ſagte er, uns gegenſeitig vorſtellend.

Wie gefällt Ihnen der Kaſten? fuhr er fort, auf die Wände deutend. Ein Denkmal meiner Schwäche für die Wünſche dieſer jungen Dame. Die Baracke war total verfallen, mit Spinnweben und Geſtrüpp überzogen, als ich das Gut übernahm. Ich hatte zehn Jahre lang, die ich hier wirthſchafte, kein Geld für

Verſchönerungen, die nichts nützen. Aber auf einen Wink des gnädigen Fräuleins da läßt der gutmüthige Onkel ſofort Tiſchler und Glaſer kommen und aus der Ruine, welche kein Menſch betreten mochte, dieſes allerdings etwas ſonderbare Boudoir machen. Aber ſie hat mir ſchlecht dafür gelohnt; verſteckt ſich hier den ganzen Tag und entzieht mir ihre anmuthige Geſellſchaft.

Der Mann war wie umgewandelt; er ſprach munter und belebt, und mit den kleinen grauen Augen blinzelte er das Fräulein freundlich an. Doch ein guter alter Herr! dachte ich; auf den erſten Eindruck etwas menſchenfeindlich, aber im Grunde nicht ohne Gemüth.

Ich bin Ihnen gewiß von Herzen dankbar, Herr Onkel, erwiderte Fräulein von Halden, und ich glaubte das gerade dadurch zu beweiſen, daß ich dieſe liebe Stätte, die mir Ihre Güte bereitet, ſo gern bewohne.

Wenn du mir wenigſtens endlich das trauliche „Du“ geben wollteſt, wie es ſich unter Verwandten ſchickt!

Ja, Onkel! ſehen Sie, das verträgt ſich nicht mit der Ehrfurcht, mit der ich zu Ihnen, meinem Wohlthäter und Beſchützer, emporblicke.

Sie ſprach dieſe Worte zögernd und mit einiger Verlegenheit.

Was ſoll mir die Ehrfurcht! verſetzte Herr O., in ſeinen grämlichen Ton fallend. Du ſollſt mich lieb haben. Doch da kommt die Mamſell — das Eſſen wird fertig ſein. Gehen wir!

Eine wohlgenährte weibliche Geſtalt, in der ſommerlichen Blüte des Lebens prangend, mit vollem, rothbäckigem Geſicht präſentirte ſich und machte die vom Amtmann vorausgeſehene Meldung.

Wir begaben uns nach dem Wohnhauſe, wo in einem höchſt einfach möblirten Zimmer das Mittagsmahl genommen wurde; ich machte hier auch die Bekanntſchaft meiner Zöglinge, welche mich ſcheu begafften. Am Nachmittag mußte ich dieſelben in Gegenwart des Amtmanns examiniren, und dieſe Prüfung überzeugte mich allerdings, daß ſich für meine Lehrthätigkeit hier ein völlig unbebautes Feld eröffnete. Der Unterrichtsplan wurde feſtgeſetzt, wobei der Amtmann über meine Zeit in einer ziemlich deſpotiſchen Weiſe disponirte; er hatte ſie ja gekauft, und ich ergab mich in mein Loos.

Wie ſchlichen die Stunden dahin, wie ſehnt' ich mich nach dem Abend, der mir Gelegenheit geben würde, das Fräulein zu ſehen! — Ach, ich mußte ihre Schickſale erfahren; ſie mußte mir Alles anvertrauen, ich hatte ihr ſo viel zu ſagen.

Der Abend kam, aber meine Hoffnung wurde getäuſcht; ich ſah Fräulein von Halden erſt bei Tiſch, wo ſich die Unterhaltung meiſt um Wirthſchaftsangelegenheiten bewegte. Nach beendigtem Mahl wurde der vom Hausherrn eingeführten und heilig gehaltenen Gewohnheit gemäß eine Whiſtparthie geſpielt, an welcher ich mit dem Verwalter und der „Mamſell“ Theil nehmen mußte. Das Fräulein wurde nur auf ihre dringende Bitte davon dispenſirt und zog ſich auf ihr Zimmer zurück, worüber Herr O. ſehr ungehalten ſchien.

Am andern Morgen erwacht' ich mit dem erſten Sonnenſtrahl, kleidete mich raſch an und eilte in den Park. Wie ein Dieb ſchlich ich nach dem Borkenhäuschen; die Pforte war verſchloſſen. Ich konnte mir nicht verſagen, durch das Fenſter in das Innere des Heiligthums zu blicken; das Bild ſtand noch immer auf der Staffelei; ich betrachtete es mit eigenen Gefühlen, es war mir, als ob der Mann mit den großen blauen Augen mich trauernd anblickte, und als ob ſich ſeine Lippen bewegten.

Ich kehrte nach dem Hauſe zurück; außer dem Amtmann fand ich ſchon alle Perſonen wach und in Bewegung. Ich begann meine Unterrichtsſtunden. Gegen Mittag ſah ich durchs Fenſter den Amtmann ins Feld reiten. Ich gab meinen Zöglingen die Freiheit und ging nach der Kapelle.

Ich fand das Fräulein, wie am vorigen Tage; das Gemälde war beendigt, und ſie ſtand ſinnend davor.

Ich begann mit einer wohleinſtudirten Schutzrede für meine Kühnheit, ſchon wieder unberufen in das Heiligthum einzudringen. Ich berief mich auf meine doppelte Eigenſchaft als einſtiger Reiſegefährte und nunmehriger Hausgenoſſe und deutete auf die wunderbare Fügung unſeres Wiederſehens hin. Möchten Sie darin, rief ich warm, einen Wink des Himmels ſehen, daß Sie mir vertrauen dürfen. Betrachten Sie mich als einen beſcheidenen und zuverläſſigen Freund. Allerdings iſt unſre Bekanntſchaft von kurzer Dauer. Aber ſind wir armen Menſchen hienieden denn ſo überreich an fremder Liebe, um noch ſo viele Schranken des Mißtrauens und der Convention gegen einander aufzuthürmen, um höflich kalt an einander vorüberzugehen, wenn vielleicht das Herz nach Mittheilung ſeufzt? Ich ſprach noch viel in dieſer Weiſe; ich war auf einmal ſo beredt, als ich den Tag zuvor ſcheu und linkiſch geweſen ſein mochte. Vielleicht, daß mein geiſtlicher Stand und meine ehrliche Phyſiognomie, welche ſelbſt vor einem Lavater Gnade gefunden hätte, den Antrag meiner Freundſchaft unbedenklich erſcheinen ließ — genug, Anna von Halden ſchenkte mir Vertrauen und erzählte mir die Schickſale, welche ſie in dieſes ländliche Aſyl verſchlagen hatten. An dem Tage, an welchem wir uns zuerſt begegnet, an jenem auch für mich ſo bedeutungsvollen 12. Februar, hatte ſie ihren Vater zum letzten Mal umarmt. Er hatte als preußiſcher Major nach dem Frieden von Tilſit ſeinen Abſchied genommen und voll Kummer über das Loos ſeines Landes in der Zurückgezogenheit gelebt, als der zwiſchen Frankreich und Rußland drohende Krieg ſeine Hoffnungen neu entflammte. Er beſchloß, wie ſo mancher ſeiner preußiſchen Waffenbrüder, unter die Fahnen Alexander's zu eilen und auf den ſarmatiſchen Steppen für Deutſchlands Erlöſung zu kämpfen. Er wollte ſeiner einzigen Tochter trotz ihrer innigſten Bitten

Dem ſchlechten iſt das Gleiche zuzuſchreiben:
Sei's wo es ſei, es zeigt ſich wie vorher.
Natur neigt ſich zum Böſen, und deßwegen
Wird's ſchwierig, die Gewohnheit abzulegen.

2.

Der Höflichkeit, des Edelmuths Exempel
Fand man bei Kriegern oft der alten Zeit,
Bei neuern ſelten, doch der Rohheit Stempel
Iſt leider häufig und der Schlechtigkeit.
Im Kriege, Hippolyt, wo Ihr dem Tempel
Der Feinde ſtolze Fahnen habt geweiht,
Und die gefangnen Schiffe, reich beladen,
Geführt zu Euren heimiſchen Geſtaden,

3.

Da wurden alle gräuelhafte Thaten,
Die je verübten Türke, Mohr, Tartar,
Nicht auf Venedig's Wink, das wohlberathen
Und ſtets von Rechtlichkeit ein Muſter war,
Verübt von ſeiner wilden Miethsſoldaten
Abſcheulicher, verbrecheriſcher Schaar.
Ich ſpreche nicht von jenen vielen Bränden,
Die in den Städten rasten und Geländen;

4.

Obwohl auch dieſe Rache zu verdammen,
Beſonders gegen Euch, von dem bekannt,
Daß, da Ihr mit dem Kaiſer wart zuſammen
Bei Padua's Belag'rung, mancher Brand
Durch Euch verhindert ward, ja oft die Flammen,
In denen Dorf bereits und Kirche ſtand,
Dem hohen Edelſinne mußten weichen,
Der Euch begleitet, Euer Abkunft Zeichen;

nicht geſtatten, ihn auf einer ſo gefahrvollen Bahn zu begleiten. Er veranlaßte ſie zu einem Beſuch bei dem Gatten ſeiner verſtorbenen Schweſter, dem Amtmann D., mit dem Verſprechen, ſie vor ſeiner Abreiſe dort noch zu ſehen, da er ſelbſt mit dem Amtmann Geldangelegenheiten zu ordnen habe. Mochte ſein Verſprechen auch ernſtlich gemeint ſein, bei der Trennung übermannte ihn eine ſeinem ſtrengen Weſen ungewohnte Rührung, und als er ſein Kind in den Wagen hob und ſie noch einmal an ſeine Bruſt drückte, waren ſeine Augen von Thränen umflort. Vielleicht, daß ihm eine Ahnung ſagte, daß es für das letzte Mal ſei. In einem kurzen Briefe ſagte er dem Fräulein Lebewohl und befahl ihr, bis zu weitern Nachrichten bei dem Amtmann zu bleiben und ſich möglichſt in ſeine Launen und Eigenheiten zu fügen, da er ihr kein anderes Aſyl zu bieten wiſſe. Es waren die letzten Zeilen, die ſie von ſeiner Hand empfing. Der ſchickſalsreiche Winter verfloß in ängſtlicher Erwartung; gegen Ende desſelben erhielt das Fräulein durch Mittheilung gefangener Officiere die Trauerkunde, daß der Major in der Schlacht bei Borodino den Heldentod gefunden.

Erzählte Leiden bilden zwiſchen den ſich mittheilenden Perſonen ein ſtilles, ſtarkes Band. Der trauliche Verkehr mit dem ſchwergeprüften jungen Mädchen, obwohl auf ſeltene, karg zugemeſſene Augenblicke beſchränkt, verſöhnte mich mit den vielen Unannehmlichkeiten meiner Stellung, welche mir beſonders durch den Deſpotismus und das mürriſche Weſen des Amtmanns erſchwert wurde. Die ganze Natur dieſes Mannes ruhte auf einem naiven Egoismus. Alle Dinge der Welt beurtheilte er nach den Einflüſſen, welche dieſelben auf ſeine Perſon äußerten, oder möglicher Weiſe äußern könnten. Er gefiel ſich in ſeinem einträglichen Beſitz und dem ruhigen Wachsthum ſeiner irdiſchen Güter, welche er auf ſeine Weiſe genoß, und haßte Alles, was ihn darin zu beunruhigen oder zu ſchmälern drohte.

Daher ſein Abſcheu gegen die patriotiſchen Beſtrebungen, das franzöſiſche Joch abzuſchütteln. Er fühlte ſich darunter ganz zufrieden und wünſchte der ſchleſiſchen Armee von ganzem Herzen ein neues Jena. Dabei hatte er es gern, wenn ich meine Anſichten lebhaft gegen ihn vertheidigte; mein warmes Intereſſe für eine Sache, bei deren Sieg ich für mich ſelbſt materiell nichts zu gewinnen hatte, erſchien ihm als eine pſychologiſche Curioſität. Er betrachtete mich in dieſer Hinſicht mit einem behaglichen Gefühl geiſtiger Ueberlegenheit als einen unpraktiſchen Schwärmer, der wohl nie im Leben etwas erreichen werde. Beſonders als nach der Schlacht bei Bautzen der Waffenſtillſtand geſchloſſen und die Prager Conferenzen eröffnet wurden, triumphirte er und prophezeite, Alles werde beim Alten bleiben, Kaiſer Alexander werde ſich glücklich ſchätzen, einen leidlichen Frieden zu erhalten; Preußen bereue längſt, ſich an einem ſo ungleichen Kampfe betheiligt zu haben, und Oeſterreich werde ſchon im Intereſſe der Ordnung die Partei des Weltherrſchers ergreifen. Die Schwärmer und Phantaſten, fügte er mit einem mitleidigen Blick auf mich hinzu, werden freilich ihre Rechnung nicht dabei finden, aber die ruhigen Bürger deſto mehr; die lieben gar nicht, ihre Haut zu Markte zu tragen für zukünftige Dinge, die nicht von ihnen abhängen. Was hilft mir auch der beſte Staat von der Welt, wenn ich vorher todt oder zum Krüppel geſchoſſen bin! Ich glaube nicht, daß der glänzendſte Sieg uns für einen dabei verlorenen Arm entſchädigen kann, den wir alle Tage unſers Lebens vermiſſen werden. Da iſt mein Schwager, der arme Major von Halden — was hätte er nun davon, wenn auch Deutſchland das größte und glücklichſte Reich der Welt würde — er wäre nicht mit dabei!

Mein Vertrauen auf die Sache der Verbündeten war auch einigermaßen geſunken; Napoleon an der Spitze einer zahlreichen Armee, die bereits glänzende

Proben ihrer Begeiſterung und kriegeriſchen Tüchtigkeit abgelegt hatte, im Beſitz der Oder- und Elbfeſtungen, hinter ſich die ihm noch immer ergebenen Staaten des Rheinbundes — kein Wunder, daß der Glaube an ſeine Unüberwindlichkeit in den Gemüthern der Menſchen wieder auflebte!

Für den Verluſt meiner politiſchen Hoffnungen tröſtete ich mich mit dem Gedanken, daß es mir nach Wiederherſtellung des Friedens gelingen werde, mit Gottes Hülfe einen eigenen Herd zu gründen. Ich malte mir in glücklichen Träumereien ein ſtilles, von Linden umſchattetes Pfarrhäuschen, abſeit von dem Lärm der Welt, ein Gärtchen am Ufer eines rauſchenden Baches — und in der Geisblattlaube drei ſelige Menſchen. Daß zwei dieſer Perſonen meine Mutter und ich ſein würden, iſt leicht zu errathen; wer die dritte, war mein Geheimniß. Gegen den Amtmann äußerte ich nichts von *dieſen* Träumen; über die politiſchen ließ ich ihn nach Herzensluſt ſpotten. Ja, ich begann mehr und mehr ſeine quietiſtiſche Weltanſicht zu theilen. Wie wenig, ſagte ich mir, gewinnt bei der politiſchen Größe und Macht eines Staates das Wohlſein der Individuen! Der Einzelne wird ſein Glück immer für ſich unabhängig von den öffentlichen Angelegenheiten ſuchen müſſen; *ſein* Königreich ſind doch immer nur die vier Pfähle, innerhalb deren er hauſet.

Aus dieſen Träumereien weckte mich die Kunde von dem Wiederausbruch des Krieges; das Geſicht meines Brodherrn verzog ſich dabei in düſtere Falten, und ſeine grauen Augen blickten mißtrauiſcher als je. Die Welt iſt toll, murmelte er wiederholt mit einem tiefen Stoßſeufzer: das einzige vernünftige Volk lebt in Amerika; könnt' ich mich doch mit meinem Grund und Boden dahin verſetzen!

Seine Stimmung wurde immer ſchwärzer; Niemand konnte es ihm recht machen; Kinder und Geſinde hatten viel zu leiden; ich nicht minder, ſo daß ich mehr als einmal im Begriff war, das Haus zu verlaſſen. Nur mit Fräulein von Halden machte er eine Ausnahme, gegen ſie hatte er nur ſelten ein rauhes Wort, dem dann auch immer bald ein verſöhnendes folgte.

Er ſuchte ihr den Aufenthalt auf dem Gute ſo angenehm als möglich zu machen, und ihre Gegenwart ſchien ſeine ſchlimmſten Launen zu verſcheuchen, wenigſtens unterdrückte er die Ausbrüche derſelben. Dieſer Zug verſöhnte mich faſt mit ſeinen übrigen Fehlern.

Das Unglück wenigſtens, dacht' ich, iſt dem ſonſt ſo ſelbſtſüchtigen Manne heilig; er ehrt den Schmerz der Waiſe. Vielleicht auch, daß er nicht unempfänglich für ihre Vorzüge, ihren Seelenadel iſt, daß er wenigſtens an Andern die ſittliche Schönheit empfindet, welche ihm ſelbſt fehlt. Wie hatt' ich mich getäuſcht!

Ich bemerkte häufig, daß es dem Amtmann unangenehm war, wenn ich mich mit ſeiner Nichte lebhaft unterhielt, beſonders wenn das Geſpräch religiöſe oder literariſche Gegenſtände betraf; er ſuchte uns darin auf alle mögliche Weiſe zu ſtören. Es mißfiel ihm, daß wir geiſtige Berührungspunkte hatten, welche ihm fremd waren. Noch ärgerlicher war es ihm, wenn wir gelegentlich im Garten oder auf einem Spaziergang uns abſonderten. Die „Mamſell," welche die Wirthſchaft führte und in dieſem Amte viele ſchätzbare Eigenſchaften bewies, nahm dagegen unſere Partei und warnte uns, wenn wir uns allein trafen, vor ſeinen Ueberfällen. Sie ihrerſeits ſchien es ungern zu ſehen, wenn ſich Onkel und Nichte mit einander allein befanden, und ſtörte nicht ſelten ein ſolches Zuſammenſein durch wirthſchaftliche Mittheilungen oder Anfragen. Mit der unermüdlichſten Thätigkeit, wegen deren ſie der Amtmann ſchätzte, verband ſie einen gewiſſen Widerſpruchsgeiſt und wünſchte in dem ihr zugewieſenen Kreiſe unumſchränkt zu herrſchen.

Ich ahnte die geheimen Motive aller dieſer Vorgänge nicht, als mich eines Tages der Amtmann in der naiven Unbefangenheit ſeines Egoismus aufklärte. Ich ſaß mit ihm in der Gartenlaube beim Kaffee. Fräulein von Halden hatte uns eben verlaſſen, um ſich mit einem Bande von Jean Paul in ihre Einſiedelei zurückzuziehen.

Schade, ſagte Herr O., daß ſie ſo wenig Sinn für die Wirthſchaft hat. Die verdammten Bücher — ich möchte ſie alleſammt verbrennen.

Ich äußerte beſcheiden, daß ſich das Fräulein ohne Zweifel gern der Wirthſchaft mit annehmen würde, wenn ſie es nicht aus Rückſicht für die Haushälterin unterließe.

Die könnte ſie ja mit der Zeit erſetzen bemerkte der Amtmann. Jedenfalls wird ſich Mamſell trotz ihres Eigenſinnes bald darein finden müſſen, unter der Controle einer Herrin zu ſtehen, wie es früher war bei Lebzeiten meiner Frau.

Beabſichtigen Sie vielleicht — die Frage ſtockte mir zwiſchen den Lippen.

Mich wieder zu verheirathen; allerdings, mein lieber Candidat. Ich habe auch bereits meine Wahl getroffen. Schade, daß Sie noch nicht Paſtor ſind, ſonſt ſollten Sie die Trauung beſorgen.

Ich würde mich glücklich ſchätzen, einen ſo ehrenvollen Auftrag zu vollziehen, verſetzt' ich lächend; übrigens hab' ich für die Perſon der Braut nicht die leiſeſte Ahnung. Ich erinnere mich, nie Damenbeſuch auf dem Gute geſehen zu haben, ſo lang' ich hier bin.

Sie ſehen wie gewöhnlich den Wald vor Bäumen nicht; Sie ſuchen immer in der Ferne, ſtatt zu ſehen, was ſich vor Ihren Augen begiebt.

Ich erſchrak.

Das Mädchen, fuhr er ruhig fort, hat allerdings ihre etwas abſonderlichen Liebhabereien, ſchwärmt gern in unpraktiſchen Ideen und ſchwatzt über Dinge, über die ein Frauenzimmer keine Meinung haben ſoll; indeſſen in der Ehe giebt ſich das. Glauben Sie mir, mein junger Freund, die Ehe iſt ein durch und durch praktiſches Inſtitut.

Sie dächten wirklich daran, Fräulein von Halden —

Zu heirathen, ja. Es iſt wahr, ſie hat kein Vermögen, und das hat mich einen Augenblick zweifelhaft gemacht. Aber grade darum iſt es zugleich ein gutes Werk. Ihr Vater wird es mir im Himmel Dank wiſſen, falls es überhaupt eine Fortdauer nach dem Tode giebt, was ich für ungewiß halte.

Aber bedenken Sie den Abſtand — der Jahre, wollt' ich ſagen, fürchtete aber den Amtmann zu beleidigen.

Welchen Abſtand? fragte er verächtlich. Sie meinen wohl ihren Adel? — Nun das Vorurtheil ſind wir zum Glück auch durch die Franzoſen losgeworden. Vor der Hand leben wir noch im Königreich Weſtphalen, wo es den Unſinn von Standesunterſchieden nicht giebt. Bürgerliche Gleichheit, heiliges Palladium der menſchlichen Geſellſchaft!

Er blickte wie verklärt um ſich: Ja, mein Herr, noch beſitzen wir es, dieſes werthvollſte Gut des Staatsbürgers. Noch haben es uns Ihre preußiſchen „Freiheitskämpfer“ nicht wieder entriſſen.

Wie können Sie glauben, rief ich entrüſtet, daß ich die Wiederkehr der alten Mißbräuche wünſchte! — Ich meinte auch keineswegs dieſe Bedenken — ich wollte ſagen — ich dachte an die nahe Verwandtſchaft.

Darüber ſeien Sie außer Sorge. Das Fräulein iſt nicht meine leibliche Nichte, ſondern lediglich die meiner verſtorbenen Frau — Gott habe ſie ſelig! Als künftiger Prediger ſollten Sie wiſſen, daß ein ſolches Verhältniß kein Ehehinderniß iſt. Mein Advocat hat mich längſt über dieſen Punkt aufgeklärt.

Ich weiß das, verſetzte ich ein wenig piquirt; trotzdem widerſpricht eine ſolche Ehe unſerm Gefühle —

Dem Ihrigen vielleicht — dem meinigen nicht, und darauf kommt es lediglich an.

Aber ſind Sie ſo gewiß, daß das Fräulein mit Ihren Gefühlen übereinſtimmt?

Ich habe ihr in Rückſicht auf ihre Trauer, die Anſtands halber noch einige Monate dauern muß, meine Intentionen noch nicht ausgeſprochen. Es kann indeß jeden Tag geſchehen, und ich bin überzeugt, daß das liebe Kind bei einer Reflexion über ſeine Verhältniſſe und Ausſichten ſich glücklich ſchätzen wird, einen Mann zu bekommen.

Es zuckte mir in den Fingern, und ich hatte meine ganze Selbſtbeherrſchung nöthig, ſehr unchriſtliche Regungen, welche ich gegen den Amtmann fühlte, äußerlich wenigſtens zu unterdrücken. Dieſer ahnte offenbar von meiner Stimmung nicht das Mindeſte und ſagte ruhig:

Da Sie nun, mein lieber Herr Friedmann, in meine Abſichten eingeweiht ſind, werden Sie die Schicklichkeit berückſichtigen und eine zu große Vertraulichkeit mit Fräulein von Halden zu vermeiden ſuchen. Ich glaube gern, daß Sie nichts weiter dabei denken, wenn Sie mit ihr unter einem Eichenbaume für Klopſtock's Oden ſchwärmen — indeſſen, es iſt doch angemeſſener, wenn das von jetzt an unterbleibt.

Mit dieſen Worten verließ er mich und ging aus dem Garten. Ich ſtand wie betäubt; mein erſter Gedanke war, nach dem Borkenhauſe zu eilen und mich dem Fräulein zu entdecken. Durft' ich länger zögern, ſie über die Gefühle ihres Oheims zu enttäuſchen? — Durft' ich ſie länger über meine Gefühle im Zweifel laſſen? — Aber wie? ſollt' ich auf der andern Seite das mir geſchenkte Vertrauen verletzen? ein fremdes Geheimniß verrathen? Sollt' ich die kaum verharſchten Wunden in ihrer Seele wieder aufreißen, indem ich ihr Abſichten enthüllte, die ſie verletzen, erſchrecken, die ihr den Aufenthalt unter dem Dache ihres einzigen Verwandten verleiden mußten? — Und was konnt' ich ihr bieten? — Ein ärmliches Aſyl im Hauſe meiner Mutter, bis — wer konnte ſagen, wann? — meine Hoffnungen auf ein noch ſo beſcheidenes Amt ſich realiſiren würden? — Verzweifelte Lage!

Nach langem Kampfe entſchloß ich mich, die mir gemachte Mittheilung treu zu bewahren, dem Amtmann aber ſelbſt bei einer paſſenden Gelegenheit frei und furchtlos das Verwerfliche ſeines Beginnens vorzuhalten. Im äußerſten Falle würd' ich meine Entlaſſung nehmen und den Schutz der Gerichte anrufen, um das Fräulein ſeiner Gewalt zu entziehen. Zu dieſem letzten Mittel hatte ich freilich ſelbſt wenig Vertrauen, und nur die feſte Ueberzeugung, daß Anna von Halden nie den Anträgen ihres Oheims Gehör geben würde, hielt mich in dieſer ſchrecklichen Lage von übereilten Schritten zurück.

Wie bitter empfand ich damals das Gefühl meiner Abhängigkeit. Wie ängſtlich ſucht' ich nach einem Ausweg, der mir eine anſtändige Selbſtändigkeit gewähren konnte! — Ich ſchrieb an meinen Gönner, den Profeſſor H., ob er mir nicht eine noch ſo geringe Lehrſtelle an einer öffentlichen Anſtalt verſchaffen könnte. Bevor ich jedoch ſeine Antwort erhielt, traten große Veränderungen ein.

Von den Erfolgen der Verbündeten waren nur vage Gerüchte an uns gelangt. Da kam plötzlich im Oktober die große Kunde von der Schlacht bei Leipzig und von dem fluchtartigen Rückzug des franzöſiſchen Heeres. Meine alten Gefühle erwachten, und ich beſchloß in einer Stunde heiliger Begeiſterung, mich als Freiwilliger der erſten deutſchen Truppenſchaar anzuſchließen, welche unſre Gegend betreten würde.

Ich theilte vor der Hand Niemandem mein Vorhaben mit. Ich leugne nicht, daß mir dieſer Entſchluß ſchwer geworden; entſagt' ich doch damit vor der Hand all jenen idylliſchen Träumen, die mich noch vor wenigen Wochen ſo entzückt hatten! — mußt' ich doch zwei mir unendlich theure Perſonen in der hülfloſeſten Lage zurücklaſſen — vielleicht um ſie nie wieder zu ſehen!

Eines Tages, gegen Ende des Oktobers, ſaßen wir beim Mittagsmahle, als der Schäfer des Gutes athemlos und leichenblaß ins Zimmer ſtürzte.

Sie kommen! rief er zitternd, rettet euch, ſie ſind ſchon im Dorfe, rauben und morden! das Haus des Schulzen brennt lichterloh!

Wer? die Koſacken? rief der Amtmann entſetzt.

Nein, Franzoſen, verſetzte der Schäfer und lief aus der Stube.

Eine verſprengte Schaar franzöſiſcher Krieger war in das benachbarte Dorf eingebrochen; vom Fenſter aus ſah ich eine große Rauchwolke aus demſelben aufſteigen.

Der Amtmann war aufgeſprungen und in ein Nebenzimmer geeilt. Mit Hut und Stock, in der Hand einen Korb mit ſilbernen Löffeln, trat er wieder ein.

Laſſen Sie das Vieh in den Wald treiben! Schnell! rief er dem Verwalter zu.

Ihr Uebrigen folgt mir! In den Wald!

Er eilte voraus, wir ihm nach. Ich blieb dem Fräulein, welche die meiſte Ruhe zeigte und den jüngſten Sohn des Amtmanns am Arm führte, immer zur Seite.

Wir gelangten durch den Garten aus einer Hinterthür ins Freie; wir ſahen von dort, wie die Plünderer bereits in das Gehöft drangen.

Sie werden Alles verbrennen! jammerte der Amtmann. Fort! fort! — Wir eilten durch eine Wieſe dem nahen Gehölze zu.

O Gott! das Bild meines Vaters! rief plötzlich Anna erbleichend und die Hand des Knaben fahren laſſend, ich muß zurück. —

Unſinn! donnerte der Amtmann, ihren Arm ergreifend.

Ich bring' es Ihnen! rief ich ſchnell und lief nach dem Garten zurück.

Nein! nein! rief ſie mir mit flehender Stimme nach; aber ich hörte nichts mehr, ſprang über den Zaun und eilte durch den Garten nach dem Hauſe zurück;

ich war entſchloſſen, das Bild zu retten, ſollt' es mein Leben koſten.

Das Haus wimmelte von Soldaten in halbzerriſſener Uniform, von verwildertem Ausſehen. Fluchend waren ſie beſchäftigt, Schränke und Kommoden aufzuſchlagen und zu durchwühlen.

Ich gelangte, ohne beachtet zu werden, bis in das Zimmer des Fräuleins, wo das Porträt über ihrem Bette hing. Zwei der Marodeurs wühlten in dem erbrochenen Secretär und ſtarrten mich verwundert an, als ich mit einem Sprunge das Bild vom Nagel riß und damit forteilen wollte. Ein in dieſem Augenblick eintretender Soldat verſperrte mir den Ausgang, während die beiden in dem Zimmer beſchäftigten auf mich losſtürzten und mir das Bild entriſſen. Es iſt etwas von Werth darin! rief der Eine in franzöſiſcher Sprache, indem er es unterſuchte. Wer ſeid Ihr? wo habt Ihr das Geld verſteckt? donnerte mich der Andre an, mich an der Bruſt packend?

Hört mich! rief ich in ihrer Sprache, ihr ſollt Alles erfahren! Aber verſchont das Bild. —

Es ſteckt nichts darin, verſetzte Der, welcher es unterſucht hatte, indem er es gegen das Licht hielt. Das iſt ein Officier! fügte er hinzu, den Kopf betrachtend.

Es iſt ein Officier, verſetzte ich; er ſchläft auf dem Felde von Borodino bei ſo vielen eurer Brüder!

Bei Borodino, ah! rief der zuletzt eingetretene Krieger, ein graubärtiger Sappeur; ich war dort.

Er kämpfte unter den Fahnen eurer Feinde, fuhr ich fort; es war für die Freiheit ſeines Landes, und er ſtarb als braver Soldat. Das Bild iſt das einzige Andenken, welches ſeiner Tochter — einer armen Waiſe von ihm geblieben. Sie erwartet von den Soldaten der großen Armee, daß ſie ihr dieſes einzige Erbtheil nicht entreißen werden.

Das Wort ſchien zu wirken; die Soldaten ſahen

5.
Doch will ich nicht von dieſen Freveln ſagen,
Und auch von andern ſchnöden Thaten nicht,
Von jener nur, die Steine ſelbſt zu Klagen
Bewegen kann, ſo oft man ſie beſpricht.
An jenem Tage, Herr, da Ihr zum Schlagen
Die Euren rieft, vor deren Angeſicht
Bei böſen Zeichen unſrer Feinde Schaaren
An einem feſten Ort gelandet waren,

6.
Damals konnt' ich, gleich Hektorn und Aeneen,
Die mit dem Brande drangen in die Fluth,
Den Herkules und Alexander ſehen,
Die, angeſpornt von allzu kühnem Muth,
Die Roſſe ließen vor uns allen gehen,
Der Feinde nach bis in des Walles Hut,
So daß die Rückkehr einem ward beſtritten,
Dem andern aber gänzlich abgeſchnitten.

7.
Davon kam Ferruffin, es blieb Cantelm.
Herzog von Sora, was haſt du empfunden,
Als, unter tauſend Schwertern, du den Helm
Dem hochgeſinnten Sohne ſahſt entwunden,
Auf's Schiff ihn führen, und gleich einem Schelm
Enthaupten, an die Ruderbank gebunden?
Wie? raubte dir das bloße Schauſpiel nicht,
Wie deinem Sohn der Stahl, das Lebenslicht?

8.
Wo haſt du Unterricht im Krieg empfangen,
Von welchem Scythen lernteſt du, Barbar
Sclavoniens, zu tödten, wer, gefangen,
Die Waffen übergab und wehrlos war?

einander an. Wo iſt ſie? fragte der Soldat, welcher mich gefaßt hatte.

Sie iſt nicht hier, verſetzt' ich, ſie iſt auf einem benachbarten Gute, wo ſie eine Freundin beſucht. Hätte ſie eine Ahnung von dieſem Ereigniß gehabt, würde ſie jenes Bild mit ſich genommen haben. Sie würde untröſtlich ſein, wenn ſie es bei ihrer Rückkehr nicht fände. Aber ich hoffe, ihr ſagen zu können: Hier, mein Fräulein, das Bild des Majors, Ihres Vaters — franzöſiſche Krieger gaben es mir zurück, als ſie erfuhren —

Genug, rief der Sappeur, nehmt das Bild, junger Mann. Wer ſeid Ihr?

Ich bin ein armer Teufel, verſetzt' ich, ich unterrichte die Kinder des Gutsherrn.

Wo iſt er?

Schon ſeit einer Stunde entflohen — er hatte von eurem Herannahen erfahren. Ich kehrte zurück, weil mir das Bild des Fräuleins in den Sinn kam.

Wo iſt das Geld vergraben? Ihr wißt es! rief Der, welcher mich noch immer hielt, mit ſchrecklicher Stimme.

Wie ſoll ich das wiſſen! verſetzt ich, durchſucht mich — nehmt, was ihr findet. Ich habe nichts als meine Armuth!

Laßt ihn! rief der alte Sappeur. Gebt ihm das Bild.

Der, welcher mich feſthielt, ließ mich los, zog mir aber dabei meine Uhr aus der Taſche und ſteckte ſie in die ſeinige. Der Sappeur runzelte die Stirn und machte eine Bewegung gegen ihn, als plötzlich unten ein Ruf ertönte: Der Feind! zu den Waffen!

Die drei Soldaten eilten hinaus. Preußiſche Huſaren ſprengten in den Hof und ſchlugen ſich mit den Marodeurs herum; ich nahm das Bild und eilte hinunter, um aus dem Hauſe zu entkommen, weil ich fürchtete, die Plünderer möchten es angezündet haben.

Als ich auf die Hausflur gelangte, fiel von dem

Hof aus, wo der Kampf noch fortdauerte, ein Schuß durch das Fenſter, welcher mich in den rechten Arm verwundete. Ich fühlte meine Beſinnung ſchwinden und ſank zu Boden, das Bild mit letzter Kraft feſt an mich drückend.

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, begegneten meine Blicke dem zarten Antlitz des Fräuleins, welche mit zarter Hand meinem verwundeten Arm einen Verband anlegte. Ich befand mich auf einem Sopha ausgeſtreckt im Zimmer des Amtmanns, welches noch die Spuren der Verheerung trug. Ueber mich gebeugt ſtand die Mamſell, die mir die Stirn mit Spiritus rieb.

Bei meinem Erwachen that das Fräulein einen Freudenſchrei; ich ſah, daß an ihren Wimpern Thränen hingen.

Von den Fragen über mein Befinden, Dankſagungen, zärtlichen Vorwürfen und Selbſtanklagen, die nun folgten, will ich ſchweigen; ich fühlte mich als der glücklichſte Sterbliche; der geringe Schmerz meiner Wunde diente nur, meine Seligkeit zu erhöhen. Das gerettete Bild lag unbeſchädigt neben mir auf dem Tiſche.

Durch den Ueberfall der Huſaren waren die Marodeurs verhindert, die Gebäude in Brand zu ſtecken, was ſie ſonſt wohl aus Rache gegen den Beſitzer, welcher ſeine Werthgegenſtände ſo wohl verborgen hatte, nicht verſäumt haben würden. Der Amtmann tröſtete ſich über ſeine zerſchlagenen Möbel mit ſeinen -- er allein wußte, wo — vorſorglich vergrabenen Schätzen. Die Preußen waren zu ſeiner Freude nach einigen Erfriſchungen aus Küche und Keller abgezogen; nur ein bleſſirter Huſar blieb zurück. Gegen Abend erſchien der aus dem nächſten Flecken herbeigeholte Wundarzt; er erklärte meine Wunde für nicht gefährlich, verordnete aber die größte Vorſicht und Schonung. Meine kriegeriſchen Pläne mußt' ich alſo einſtweilen aufgeben. Die Söhne des Amtmanns betrachteten die Ferien, welche ſie ſich von meinem Zuſtand verſprechen durften, als das Beſte bei der ganzen Affaire.

Die Tage meiner allmählichen Geneſung gehörten zu den ſchönſten meines Lebens; ich verweile gern dabei, wenn ich mich zuweilen für die Plagen des Alters aus dem Born der Erinnerung erquicke. Anna von Halden ließ es ſich nicht nehmen, täglich der Vorſchrift des Chirurgus gemäß den Verband meines Arms zu erneuen, obgleich der Amtmann mehr als einmal ärgerlich ſagte, dergleichen Dienſte würden ſich beſſer für die „Mamſell“ ſchicken. Kein Verbot ihres Onkels verhinderte ſie, den größten Theil des Tages mir Geſellſchaft zu leiſten; wir laſen zuſammen und tauſchten Gedanken; wir waren im Geiſte bald verlobt und verſprochen, vereint auf Lebenszeit, ohne es einander je geſagt oder die Ringe gewechſelt zu haben. Mein Herz war eher geheilt, als mein Arm, ich ſah der Zukunft ruhig entgegen. Der Amtmann ſchien von dieſem inneren Vorgang etwas zu ahnen; jedenfalls erſchienen ihm unſre Geſpräche über Klopſtock's Oden nicht mehr ſo harmlos, als ehedem. Er faßte ſeinen Entſchluß und arrangirte meine Entfernung mit einer diplomatiſchen Zartheit, welcher ich noch heute meine Anerkennung zollen muß.

Ich war völlig wieder hergeſtellt — im December, wenn ich nicht irre, — als Herr O. ſeine Nichte zu einer Schlittenfahrt einlud. Beim Wegfahren nickte er mir freundlich zu. Als der Schlitten in der Ferne entſchwunden und ich fröſtelnd auf mein Zimmer zurückgekehrt war, trat der Verwalter ein und überreichte mir ſchweigend mit feierlicher Miene eine verſiegelte Geldrolle nebſt einem Brief.

Was ſoll das? fragt' ich verwundert.

Vom Herrn Amtmann, erwiderte der Verwalter lakoniſch. Ich öffnete das Schreiben und las; es lautete ungefähr alſo:

„So ſehr ich Urſache habe, mit Ihrem auf die Erziehung meiner Söhne verwendeten Eifer und den Fortſchritten derſelben zufrieden zu ſein, ſo ſehr ich mithin aus väterlichen Rückſichten die Fortdauer dieſes Verhältniſſes wünſchen möchte, ſo beſitzen Sie, mein verehrter Candidat, doch zu viel Zartgefühl, um nicht zu begreifen, daß wir uns von einander trennen müſſen. Sie kennen die Abſichten, welche ich für das Wohl der Nichte meiner vom Schauplatz dieſer Erde zu früh abgerufenen Gattin gefaßt habe. Dieſe Abſichten vertragen ſich nicht mit dem Benehmen, welches Sie gegen Fräulein von Halden beobachten. Ich verzeihe Ihrer Jugend, daß Sie für die Reize meiner Nichte nicht unempfindlich ſind; Sie werden jedoch als ehrlicher Mann fühlen, daß dieſes Verhältniß für beide Theile gefährlich iſt. Sie werden vielleicht bei dieſen unglücklichen Zeitläuften nie in die Lage kommen, eine Frau ernähren zu können; Sie ſind mir daher zum Danke verpflichtet, daß ich Ihrem Herzen den Kampf mit der Pflicht erſpare und Sie erſuche, ſofort nach Empfang dieſes Schreibens mein Haus zu verlaſſen. Das einjährige Honorar von 12 Louisdor füg' ich zur gefälligen Empfangnahme bei und bitte, die einliegende Quittung unterzeichnen und dem Ueberbringer einhändigen zu wollen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und den beſten Segenswünſchen für Ihre fernere Zukunft der Ihrige ꝛc."

Ich war wie verſteinert; ich fühlte, wie mir die Schamröthe über eine ſolche Behandlung ins Geſicht ſtieg; ich war unſchlüſſig, wie ich dieſem Schlage begegnen ſollte.

Die Caleſche iſt ſchon angeſpannt, ſagte der Verwalter mit höhniſchem Lächeln.

Ich werde nicht abreiſen, bevor ich Herrn O. ſelbſt geſprochen habe, rief ich in heftiger Aufwallung.

Der Herr Amtmann hat Ordre hinterlaſſen, ſeinen Willen auf alle Fälle zu vollziehen. Die Caleſche iſt angeſpannt.

Ich werde ſeine Rückkehr erwarten.

Sie werden ſofort abreiſen. Die Caleſche iſt angeſpannt.

Und wenn ich mich weigere?

Dann würde ich mich genöthigt ſehen, Sie mit Gewalt über die Grenze des Guts zu ſchaffen. Kann ich Ihnen beim Packen des Koffers behülflich ſein?

Ich danke Ihnen, ich werde das ſelbſt beſorgen.

Beeilen Sie ſich gefälligſt! Die Caleſche iſt angeſpannt.

Mit dieſen Worten verließ mich der ſeines Herrn würdige Diener; ich hätte mich an ihm vergreifen können; aber ſeine athletiſche Geſtalt flößte mir Mäßigung ein. Ich begann meine geringen Habſeligkeiten zu packen, ſchrieb dann raſch einige Zeilen an Fräulein von Halden, worin ich ihr meine erzwungene Entfernung anzeigte mit dem Verſprechen, das Aeußerſte aufzubieten, um ſie baldigſt aus der Gewalt des Tyrannen zu befreien. Ich hatte dieſes Schreiben eben verſiegelt, als der Verwalter wieder eintrat.

Fertig? fragte er mit cyklopiſchem Lächeln.

Sogleich. Wenn Sie die Güte haben wollen, meinen Koffer zu verſchließen, werd' ich unterdeſſen eines meiner Bücher ſuchen, welches in einem andern Zimmer liegen muß. —

O, ich verſtehe, Sie wollen den Brief da an ſeine Adreſſe beſorgen. Nun, Herr Candidat, — ich mein' es im Grund nicht böſe, obgleich mich dieſes ſummariſche Verfahren des alten Herrn königlich amüſirt. Aber es kann ihm nichts ſchaden, wenn Sie ihm einen groben Brief unters Sophakiſſen ſtecken. Ich weiß von nichts. Den Koffer will ich unterdeſſen beſorgen.

Ich eilte auf das Zimmer des Fräuleins, ſchob den Brief unter ein auf der Toilette liegendes Schnupftuch und ging nach einem wehmüthigen Blick auf die heilige Stätte die Treppe hinunter in den Hof, wo mich der

Verwalter, welcher den Koffer bereits befeſtigt hatte, erwartete.

Nun, Glück auf! ſagte er, als ich in den Wagen ſtieg.

Sagen Sie Ihrem Principal, ich müſſe ſein Benehmen für unwürdig erklären und würde ihm Gelegenheit geben, es zu bereuen.

Mit dieſen Worten, welche der Verwalter gewiſſenhaft zu beſtellen verſprach, fuhr ich von dannen.

Der eiſige Nordwind kühlte meine erhitzte Stirn. Die Caleſche fuhr langſam durch den hohen Schnee. Meine Stimmung wurde immer düſterer: wie ein Lump aus dem fremden Hauſe geſtoßen, in der peinlichſten Angſt für die geliebteſte Perſon, welche nun ganz den Launen eines herzloſen Tyrannen preisgegeben war, ohne Hoffnung für die nächſte Zukunft fühlte ich mich recht von Gott und Welt verlaſſen. Die ſchrecklichſten Verſuchungen gingen damals durch meine Seele; in dem Gefühle meiner Ohnmacht haſcht' ich gierig nach jedem Mittel der Rache, welche mir meine erhitzte Phantaſie vorſpiegelte; dann wieder überkam mich eine eiskalte Verzweiflung. Ich vermochte nicht zu beten; ich war nahe daran, zu läſtern. — Gütiger Gott! wie beſchämteſt du mich!

Ich empfand einen heftigen Stoß, hörte ein Geräuſch und einige Flüche. Aus meiner Erſtarrung auffahrend, ſah ich, daß mein Kutſcher mit einem uns entgegenkommenden Fuhrwerk zuſammengefahren war. Beide Kutſcher ſchimpften einander, als eine tiefe Baßſtimme aus dem fremden Wagen rief: Schock Schwerenoth! Statt zu raiſonniren, ſeht zu, wie ihr aus einander kommt. Und ein in einen Pelz gehüllter Mann mit einem gewaltigen Schnurrbart ſah mit funkelnden Augen über den Bock hervor. Seine Erſcheinung ſchien auch meinem Phaeton zu imponiren, und beide Wagenlenker bemühten ſich, ſeiner Weiſung zu genügen. Ihre Anſtrengungen wurden durch einen ſchnellen Erfolg belohnt, und eben waren wir im Begriff, friedlich an einander vorbeizufahren, als der Herr mit dem Schnurrbart ein donnerndes Halt! rief. Dann ſich aus dem Wagen lehnend und mich ſcharf fixirend, rief er mit freudiger Stimme: Aber ſind Sie es denn auch? Sehe ich recht? Candidat Friedmann?

Mein Gott ja, rief ich überraſcht, der bin ich.

Da ſprang der fremde Mann trotz ſeines Stelzfußes, den ich jetzt bemerkte, mit einem Satz aus dem Wagen; ich folgte höflich ſeinem Beiſpiel; aber meine Frage erſtickte an der breiten Bruſt des Fremden, welcher mich in ſeine gewaltigen Arme ſchloß und heftig an ſein Herz drückte.

Kennen Sie mich denn nicht mehr? rief er, mich endlich aus ſeiner Umarmung entlaſſend, Sie, mein Retter, mein Märtyrer! O ich weiß ja Alles!

Jetzt erkannt' ich den Baron; mein Auge wurde feucht, mein Herz ſtand ſtill, ich fühlte meine Füße unter mir wankend. Eine Ahnung ſagte mir, daß nun Alles gut werde.

Ich hätte mich auf die Knie werfen und beten mögen.

Auch dem Baron traten die Thränen in die Augen. Er faßte meine Hände und zog mich nach ſeinem Wagen: Steigen Sie ein — ſo bald trennen wir uns nicht mehr!

Mechaniſch folgte ich ſeiner Aufforderung.

Dieſes plötzliche Glück in dem Augenblick, wo ich an Allem verzweifelte, hatte mich übermannt.

Aber ſoll ich denn den Herrn nicht weiter fahren? fragte der Kutſcher des Amtmanns verlegen.

Fahre wohin du willſt, mein Sohn, ſagte der Freiherr, aber dein Herr bleibt in meinem Wagen. Georg, rief er ſeinem Kutſcher zu, nimm den Koffer des Herrn auf den Bock!

Der Kutſcher des Barons gehorchte; der des Amtmanns wandte um und fuhr dem Gute zu; der Wagen des Barons folgte in derſelben Richtung.

Ja, Sie haben viel für mich gelitten, ſagte der

Baron gerührt, und es bedurfte nur eines Wortes von Ihnen, um Sie zu retten und mich zu verderben. Ach! ich kann es Ihnen nie vergelten! Ich war in Verzweiflung, Ihren Aufenthalt nicht zu wiſſen — alle meine Erkundigungen waren umſonſt — und nun find' ich Sie mitten auf der Landſtraße und muß das Ungeſchick meines Kutſchers ſegnen, ohne das Sie unbemerkt an mir vorbei gerollt wären.

Ich fragte den Baron nach ſeinen Schickſalen in der Zeit, daß wir uns nicht geſehen. Er hatte unter Kutuſow den Krieg in Rußland mitgefochten, war dann unter die Fahnen ſeines Königs geeilt, um auf deutſchem Boden gegen den alten Feind zu kämpfen. Bei Leipzig hatte er ein Bein verloren, ein Mißgeſchick, das er nur beklagte, weil es ſeinem Kriegerleben ein Ende machte. Nun, ſprach er am Ende ſeiner Erzählung, es ſollte ſo ſein. Auch ohne mich werden unſre Truppen in Paris einziehen und die preußiſche Fahne auf Montmartre pflanzen — ich wäre freilich gerne bis zu Ende dabei geblieben.

Sie haben Ihr Wort gehalten, ſprach ich bewegt, und ich ſchätze mich glücklich, durch eine gütige Fügung des Himmels ohne mein Verdienſt dazu beigetragen zu haben, einen ſolchen Mann dem Vaterlande zu erhalten. Ich ſelbſt dagegen bin leider weder als Feldprediger, wie Sie damals ſcherzten, noch als Mitſtreiter bei dem großen Erlöſungskampfe thätig geweſen; indeſſen —

Machen Sie ſich darüber keine Sorge, verſetzte der Baron, mich unterbrechend; Jeder in ſeinem Beruf! Wir haben Soldaten genug, und ich zweifle nicht, daß der Krieg in wenigen Monaten beendigt ſein wird, Napoleon's Mittel ſind erſchöpft, unſre Armeen ſind ihm um das Sechsfache überlegen.

Und wo lebten Sie ſeit Ihrer Entlaſſung aus dem Gefängniß? fragte er nach einer Pauſe.

Hier in der Gegend, verſetzte ich, beim Amtmann O. in der beſcheidenen Stellung eines Hauslehrers.

Ah! das iſt merkwürdig. Haben wir noch weit bis dahin?

Höchſtens noch eine Viertelſtunde — wir müſſen gleich den Giebel des Hauſes erblicken. Fahren Sie denn zu dem Amtmann?

Ja, ein wichtiges Geſchäft führt mich zu ihm. Wie iſt der Mann beſchaffen?

Ich zuckte die Achſeln.

Er ſoll ein Menſchenfeind, ein verdrießlicher alter Kauz ſein, wenig umgänglich. Nun, Sie wollen nicht ſchlecht von ihm reden; Sie leben unter ſeinem Dache —

Offen geſagt, Herr Baron, ich bin mit ihm zerfallen und hatte eben ſein Haus verlaſſen, als wir uns ſo wunderbar begegneten. Mein Urtheil würde daher leicht parteiiſch ausfallen.

Die Geſinnung eines Ehrenmannes! — Gut denn, ſchweigen wir von dem Amtmann. Aber das können Sie mir beantworten: lebt in dem Hauſe eine junge Dame, ein Fräulein von Halden?

Ich bejahte in der lebhafteſten Bewegung; die Frage hatte mich zu ſehr überraſcht. In welcher Beziehung ſtand der Baron zu dem Fräulein? — Dieſer bemerkte meine Bewegung und fixirte mich ſcharf.

Weiß die Dame bereits den Tod ihres braven Vaters? fragte er zögernd.

Ja, ſchon ſeit längerer Zeit. Wenn Sie wüßten, wie ſie ihn betrauert!

Fühlt ſie ſich übrigens in dem Hauſe des Amtmanns glücklich?

Ich glaube — oder ich weiß vielmehr — nein! Ich bin feſt entſchloſſen, ſie um jeden Preis aus jenem Hauſe zu befreien.

Hoho! Mit welchem Recht?

Mit dem Rechte der Humanität — der Nächſtenliebe. Sie müſſen mich dabei unterſtützen!

Klären Sie mich auf!

Ich bin dazu bereit. Doch zuvor, Herr Baron, in welchem Verhältniß ſtehen Sie zu dem Amtmann!

Bis jetzt in gar keinem. Ich hab' ihn nie geſehen.

Aber — Fräulein von Halden — kennen Sie?

Ich habe ſie vor Jahren einmal als Kind im Hauſe ihres Vaters geſehen. Er war mein langjähriger Kamerad.

O, dann bin ich Ihres Beiſtandes gewiß. Sie werden die Tochter Ihres Waffenbruders nicht in den Händen eines Tyrannen laſſen, der —

Der? — Warum reden Sie nicht weiter? Mißtrauen Sie mir?

Nein, nein! Sie ſollen Alles wiſſen! Ich ſchilderte ihm nun die völlige Vereinſamung, in welcher das Fräulein bei Herrn O. lebe, wie ſie, abgeſchnitten von allem geſelligen Verkehr, lediglich auf den Umgang des für alle edleren Intereſſen unempfänglichen Hausherrn angewieſen, in einem Daſein ohne Reiz und Anregung verkümmern müſſe, ich deutete ihm endlich auch die Heirathspläne des Amtmanns, jedoch lediglich als eine Vermuthung an.

Schon gut, ſagte der Baron lächelnd, wir werden ſehen, was zu thun iſt. Indeſſen, wer weiß? vielleicht geht das Fräulein auf die Wünſche des alten Herrn ein? Man hat Fälle, —

O nimmermehr! Glauben Sie das nicht. Das Fräulein würde erſchrecken, wenn ſie die Abſichten des Amtmanns je ahnen ſollte!

Ei, ei, was hat Sie deſſen ſo gewiß gemacht? fragte er, mich ſcharf anſehend.

Die vollſtändige Verſchiedenheit der Charaktere; wenn Sie Herrn O. eine Viertelſtunde lang beobachtet haben, werden Sie mir gewiß beiſtimmen.

Nun wohl, wenn dem ſo iſt, wird die junge Dame noch heute ſein Haus verlaſſen.

Ich fürchte, das wird nicht ſo leicht zu bewirken ſein.

Seien Sie unbeſorgt; ich werde die Prinzeſſin

Weil er in Krieg für's Vaterland gegangen,
Erſchlugſt du ihn? Die Sonne ſtrahlt fürwahr
Mit Unrecht dieſer Zeit voll Graus und Beben,
Wo Tantalus, Thyeſt und Atreus leben.

9.

Du haſt vermocht, das Haupt ihm abzuſchlagen,
Dem kühnſten Jüngling, welchem keiner gleicht
Von Pol zu Pol, von wo der Sonnenwagen
Vom Himmel ſchwebt, bis wo er niederzeucht!
Bei Polyphemen und Anthropophagen
Galt ſeine Jugend und ſein Reiz vielleicht,
Doch nicht bei dir, in dem mehr Laſter wohnen,
Als in Cyklopen oder Läſtrigonen.

10.

Kein ähnlich Beiſpiel, glaub' ich, wird man finden
Bei alten Kriegern, die durch Höflichkeit
Sich ihren Gegner ſuchten zu verbinden,
Und niemals grauſam waren nach dem Streit.
Das Fräulein ließ nicht nur kein Leid empfinden
Wen jener Speer, in Indien gefeit,
Den Sattel räumen hieß; nein, fromm und bieder,
Gab ſie das Roß ſelbſt dem Beſiegten wieder.

11.

Von dieſer tapfern, ſchönen Frau begann
Ich zu erzählen, wie ſie Serpentinen
Vom Stern, Grandonen von Volterna, dann
Den Ferragu vom Sattel warf, und ihnen
Die Roſſe wieder gab, die ſie gewann;
Auch ſagt' ich noch, daß Ferragu erſchienen,
Wo ſie noch ſtets für einen Ritter gilt,
Ihr Rüdigern zu ſenden in's Gefild.

aus der Drachenhöhle erlöſen — auch ohne das Horn des Hüon zu beſitzen. — Doch nun zu Ihren eigenen Angelegenheiten, mein wackerer Freund! Würden Sie mit einer Landpfarre vorlieb nehmen?

Landpfarre? — Vorlieb nehmen? ſtammelte ich; Sie ſcherzen, Herr Baron!

Nein! ich gönnte Ihnen lieber eine Profeſſur, oder ein höheres Kirchenamt, wo Sie Ihr Licht beſſer leuchten laſſen könnten, als vor einer Dorfgemeinde. Indeſſen, vor der Hand, meinte ich —

Mein Gott! die beſcheidenſte Landpfarre würde mich zum glücklichſten Menſchen machen!

Vortrefflich! In der Nähe meines Gutes iſt eine eröffnet, welche Graf S. als Patronatsherr zu vergeben hat. Ich habe mich ſchon bei dem Grafen für Sie verwandt; als ich ihm Ihr edles Benehmen in jener denkwürdigen Nacht erzählte, war die Sache im Reinen. Aber leſen Sie denn keine Zeitung? — Seit drei Wochen ruf' ich Ihnen in ſechs öffentlichen Blättern ein flehentliches „Samiel, erſcheine!“ zu, und Sie laſſen nichts von ſich hören.

Der Baron erſchrak faſt über die Bewegung, welches dieſes neue Glück in mir hervorbrachte. Ich zitterte, wurde blaß und roth und ſuchte vergebens nach Worten. Aber wurd' ich nicht auch an dieſem Tage aus dem Füllhorn der ewigen Güte wie mit einem Frühlingsregen überſtrömt? — Wenn ich daran denke, ſtaun' ich noch heute, wie viel Freude auf ein Mal der Menſch zu ertragen vermag.

Kaum bemerkt' ich, daß wir bereits im Hofe des Amtmanns hielten. Ich geſtehe, daß ich eine Anwandlung von Eitelkeit fühlte, ſo im Triumph dort wieder zu erſcheinen.

Sie gehen mit mir, ſagte der Baron, ich wünſche bei der Verhandlung mit Herrn O. einen Zeugen zu haben.

Der im Hofe ſtehende Kutſcher des Amtmanns, welcher eben ſeine Pferde ausgeſpannt hatte, ſtarrte uns verwundert an. Der Baron gab ihm eine Viſitenkarte mit dem Auftrag, er laſſe den Amtmann um eine kurze Unterredung erſuchen.

Dieſe Meldung ſtörte, wie ich ſpäter erfuhr, Herrn O., welcher, von ſeiner Schlittenfahrt bereits zurückgekehrt, beim Frühſtück ſaß, in einer an Fräulein von Halden gerichteten Rede, welche von meiner Abreiſe beginnend zu einer Zergliederung meines Charakters im Allgemeinen und meiner „gewiſſenloſen“ Handlungsweiſe im Beſondern überging, dann meine armſeligen Verhältniſſe und die Unmöglichkeit ausführte, daß ich je zu einer anſtändigen Verſorgung gelangen könnte. Er war gerade bei der näheren Begründung dieſes letztern Punktes, als ihm die Karte und Beſtellung des Barons überbracht wurde.

Was will der Mann von mir? Ich kenn' ihn nicht, ſagte der Amtmann.

Der Name iſt mir bekannt, rief das Fräulein, es iſt ein alter Freund meines ſeligen Vaters.

Der Amtmann entfärbte ſich.

Herr Friedmann iſt auch wieder mit angekommen, bemerkte der Kutſcher.

Was? wie kommt Der hierher?

Im Wagen des Barons.

Ich will von Beiden nichts wiſſen, rief der Amtmann heftig: ſie ſollen ſich packen, ich bin nicht zu Hauſe.

Aber ich, ſagte das Fräulein ſich erhebend mit feſter Stimme, ich will den Freund und Waffenbruder meines Vaters ſehen: ich glaube ein Recht dazu zu haben.

Das haben Sie allerdings, mein Fräulein, ſagte der bei dieſen Worten mit mir ins Zimmer tretende Baron, und ich bin hier, Sie in dieſem, wie in ihren ſonſtigen Rechten zu vertreten.

Er verbeugte ſich gegen den Amtmann.

Dieſer erhob ſich und maß den Baron mit einem ſtechenden Blicke.

Mit welchem Rechte, fragte er langſam, miſchen Sie ſich eigentlich in fremde Familienangelegenheiten? He?

Zunächſt mit dem Rechte einer langjährigen Freundſchaft, welche zwiſchen dem Vater dieſer Dame und mir beſtanden.

Darauf giebt das Geſetz gar nichts — Freundſchaft hat keine legale Wirkungen.

Sie haben Recht; und da auch Herrn von Halden dieſe Bemerkung nicht entging, verſäumte er nicht, vor ſeiner Abreiſe nach Rußland bei dem königlichen Gericht zu Steinau ein Teſtament zu deponiren, in welchem er mich für den Fall ſeines Todes zum Vormund des Fräuleins ernannte.

Ein Teſtament! Vor — mund — lallte der Amtmann und ſank wie gelähmt in ſeinen Seſſel zurück.

O Gott, es kränkt ihn, rief Fräulein von Halden bewegt; und neben ihm niederknieend ergriff ſie die Hand des alten Mannes und ſuchte ihn zu begütigen. Vormund oder nicht, Onkel, ſprach ſie, ich werde nie vergeſſen, was ich Ihnen ſchuldig bin.

Bitte — nehmen Sie Platz, meine Herren, ſagte der Amtmann mit einer Handbewegung. Wo iſt Johann? Er ſoll die Pferde des Barons in den Stall bringen!

Nicht doch, Herr Amtmann, ſagte der Baron, ich gedenke ſogleich mit dem Fräulein abzureiſen; nach dem Empfange, welcher mir von Ihnen zu Theil wurde, will ich Sie nicht länger beläſtigen.

Entſchuldigen Sie mich; bedenken Sie, Herr, wie konnt' ich wiſſen — Geſtatten Sie mir wenigſtens einen Blick in das Teſtament meines Schwagers — Sie werden es doch ohne Zweifel —

Mitgebracht haben. Allerdings und zwar in gerichtlich beglaubigter Abſchrift. Hier, leſen Sie mit Muße, indeſſen Sie, gnädiges Fräulein, Ihre Reiſevorbereitungen machen werden — nicht ſo?

Die Frage war mit einer herzlichen Höflichkeit betont.

Es war der ſpecielle Wunſch Ihres Herrn Vaters, ſetzte er leiſe hinzu, daß Sie, ſobald es die Umſtände erlaubten, dieſes Haus mit dem meinigen vertauſchen möchten. Die Gründe ſpäter!

Der Baron hatte in dem Blick ſeines Auges etwas ſo Feſtes und Ehrliches, daß man ihm unwillkürlich folgen mußte.

Der edle Mann! rief jetzt Herr O., welcher inzwiſchen das Teſtament geleſen, mit pathetiſcher Stimme. Ja, ſo war er immer — ſanft ruhe ſeine Aſche! Ich könnte weinen, wenn es nicht gegen meine Grundſätze wäre. Sich dann an den Baron wendend, fuhr er fort: Sie werden mir geſtatten, von dieſem Actenſtück eine Abſchrift zu nehmen! — Bitte, behalten Sie Platz. Auch Sie, Herr Friedmann. Vor Abend dürfen Sie mich nicht verlaſſen.

Verzeihen Sie, ſagte der Baron, wir müſſen ſofort reiſen, um noch bis Abend in Halberſtadt zu ſein, wo meine Frau das Fräulein voll Sehnſucht erwartet.

Meine Frau — herrlicher Ausſpruch! mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich will es nur geſtehen: je mehr ich während der vorhergehenden Scene den Baron in ſeiner ſtattlichen Erſcheinung, ſeinem gewandten und ritterlichen Anſtand bewundern mußte: je bedenklicher erſchien mir die neue über Anna von Halden verhängte Vormundſchaft. Bei dem ſichtlichen Eifer, welchen er zeigte, das Fräulein ſo raſch als möglich von dannen zu führen, ſchien es mir kaum noch zweifelhaft, daß er mit größerer Berechtigung als ſein Vorgänger die Heirathsgedanken deſſelben adoptiren dürfte, und das alte Incidit in Scyllam etc. trat drohend vor meine Seele, als mir jene zwei Worte lieblich ins Ohr tönten und mich von dieſer neuen Sorge befreiten. Von nun an erſchien mir der Baron erſt in ſeiner wahren Gloire.

Doch die Stunde drängt — ich eile zum Schluß. Um die letzterzählten Vorgänge, die mir ſelbſt damals ziemlich dunkel erſchienen, zu erklären, muß ich bemerken, daß in früheren Jahren der Major von Halden ſeinem Schwager, mit dem er ſonſt nicht ſonderlich harmonirte, ein nicht unbedeutendes Capital geliehen hatte, um demſelben das durch Kriegsereigniſſe und Mißwachs überſchuldete Gut zu erhalten. Außer den beiden Männern wußte Niemand von jenem Darlehn; insbeſondere mit ſeiner Tochter pflegte der Major nie über ſeine Geldangelegenheiten zu ſprechen. Als er 1807 ſeinen Abſchied genommen, verbrauchte er in den folgenden Jahren trotz ſeiner mäßigen Lebensweiſe den Reſt ſeines Vermögens, ſo daß ihm bei ſeiner Abreiſe nach Rußland nur jenes Capital blieb, über welches ihm der Amtmann einen bereits mehrmals prolongirten Wechſel ausgeſtellt hatte. Er glaubte es vor der Hand noch bei demſelben am beſten aufgehoben. Nur ungern beſtimmte der Major für die Dauer ſeiner Abweſenheit das Haus ſeines Schwagers zum Aſyl der zurückbleibenden Tochter. Weit lieber hätte er dieſelbe ſeinem Freunde, dem Baron, anvertraut; da er jedoch die gefahrvolle Lage des Letzteren kannte und ſonſt keinen paſſenden Aufenthalt wußte, entſchloß er ſich zu jener Wahl. Als der Amtmann die Nachricht von dem Tode des Majors erhielt, fand er es nicht paſſend, mit der tiefgebeugten Waiſe über Geldangelegenheiten zu reden; er erwähnte daher nichts über jenes Darlehn und ließ ſie in dem Glauben, daß ihr Vater kein Vermögen hinterlaſſen habe. Auch ſpäter ſchien ihm noch immer nicht der paſſende Augenblick für die betreffende Mittheilung gekommen zu ſein, und er gewöhnte ſich immer mehr an den Gedanken, daß es am beſten ſei, das Capital überhaupt nicht zurückzuzahlen. Bei fernerer Ueberlegung fand er, daß ſich jene ſeine Lieblingsidee mit den Pflichten gegen ſeine Nichte durch ſeine eheliche Verbindung mit dieſer am leichteſten und angenehmſten vereinigen laſſe. Er beſaß jedoch Menſchenkenntniß genug, um ſich mit der Eröffnung dieſer Abſicht nicht zu übereilen. Alle dieſe Pläne durchkreuzte nun jenes Teſtament; er hatte nichts von der Errichtung desſelben geahnt, da er ſeinen Schwager zu der Claſſe der „unpraktiſchen Charaktere“ zählte, wohin er alle Menſchen zu rechnen pflegte, die ihre Lebensthätigkeit idealen Intereſſen widmen und gar dafür Opfer bringen konnten. Er dachte nun im erſten Schreck nicht anders, als daß dem Vormund des Fräuleins freie Hand gegeben ſein würde, jenen Wechſel ſofort gegen ihn geltend zu machen — was ihn trotz ſeiner günſtigen Verhältniſſe in der That in einige Verlegenheit geſetzt haben würde. Mit aufrichtiger Rührung erfüllte ihn daher bei Leſung des Teſtaments eine darin enthaltene Beſtimmung, nach welcher hinſichtlich der Rückzahlung des Capitals mit möglichſter Schonung für die Intereſſen des Amtmanns verfahren werden ſollte.

Dem Wunſche des Barons gemäß beſchleunigten wir unſere Abreiſe. Das Fräulein umarmte ihren Oheim mit aufrichtiger Rührung. Ja, ja, ſagte dieſer, es iſt traurig, daß du liebes Kind ſo von meiner Seite geriſſen wirſt; du fühlteſt dich ſo glücklich in dieſem Hauſe. Nun, ich hoffe, du wirſt den Weg dahin nicht vergeſſen und mit Erlaubniß deines Vormundes von Zeit zu Zeit mich beſuchen.

Und Sie, Herr Candidat, ſprach er, ſich zu mir wendend, wollen mich alſo auch verlaſſen? — Hätte man dies Alles vorausſehen können, ſo könnten wir noch lange zuſammenbleiben. Es thut mir wirklich leid. — Es iſt das Beſte ſo, verſetzt' ich trocken.

Im Wagen kam ich dem Fräulein gegenüber zu ſitzen; ich fühlte mich lebhaft an jene frühere Reiſe erinnert, wo wir uns zum erſten Mal ſo einander gegenüber fanden. Auch damals waren die Felder mit Schnee bedeckt, und der kalte Nordwind ſauſ'te um die Wagenfenſter, es war dieſelbe Tageszeit; die Dämmerung brach allmählich herein — wie ähnlich, und doch wie verändert!

Die Geſpräche im Wagen waren freilich auch diesmal traurig ernſter Natur; der Baron mußte dem Fräulein von ihrem Vater und den näheren Umſtänden ſeines Endes erzählen; die Dunkelheit verbarg ihre Thränen.

Ziemlich ſpät am Abend erreichten wir Halberſtadt, wo wir in einen anſehnlichen Gaſthhof einfuhren. Die Baronin, eine noch hübſche Frau von einnehmenden Geſichtszügen, empfing uns und war anfangs über meine Erſcheinung nicht wenig erſtaunt; aber kaum hatte der Baron meinen Namen genannt, als ſich in ihrem Antlitz die freudigſte Ueberraſchung malte, und ſie mich mit der aufrichtigſten Theilnahme als den Retter ihres Gemahls begrüßte.

Ich war nicht ſein Retter, gnädige Frau, verſetzte ich gerührt; mein ganzes Verdienſt beſchränkt ſich darauf, daß ich nicht ſein Verräther werden wollte. Aber der Baron iſt heute in der That mein Retter geweſen.

Sie wünſchte Aufklärung über die letzte Andeutung; aber ich verſchob ſolche auf eine paſſendere Zeit.

Nach einem vergnügten Souper, bei welchem der Baron viel von dem Kriege in Rußland und von der furchtbaren Kälte jenes verhängnißvollen Winters daſelbſt erzählte, während das Kniſtern und Praſſeln in dem geräumigen Windofen zu ſeinen Schilderungen eine angenehme Begleitung bildete, zogen ſich die Damen zurück. Ich wollte mich nun ebenfalls verabſchieden; mein tapferer Freund beſtand aber darauf, noch einige Flaſchen mit mir zu leeren.

Am andern Morgen wollte ich von dieſen mir ſo theuer gewordenen Perſonen Abſchied nehmen, um nach meiner Heimath zu reiſen und meiner Mutter das mir wiederfahrene Glück zu verkünden.

Das geht nicht an, ſagte der Baron; Ihren kindlichen Gefühlen alle Ehre — aber ich muß darauf dringen, daß Sie vor der Hand erſt mit mir nach meinem Gute und von da zum Grafen S. fahren, um ihn perſönlich von der Annahme der für Sie beſtimmten Pfarre zu benachrichtigen. Nebenbei beſehen wir uns mit Muße das Pfarrhaus und die Kirche; Sie machen die Bekanntſchaft Ihrer künftigen Gemeinde — und dann mögen Sie mit Gott heim reiſen, um bald auf längere Zeit zu uns zurückzukehren.

Ich folgte ſeinem Rathe; nachdem ich einen Brief an meine Mutter auf die Poſt gegeben, fuhren wir dem Gute des Barons zu, wo wir gegen Abend anlangten. Mit welchen Gefühlen betrat ich jene Schwelle und die breite Hausflur! — die braunen Hirſchköpfe an den Wänden ſchienen mir freundlich zuzunicken als alte Bekannte; auch der Goliath erſchien, ganz wie damals, mit dem mächtigen Armleuchter in der Hand, um uns in ſteifer Haltung vorauszuſchreiten. Bei meinem Anblick ſpielte um ſeine Lippen ein wohlgefälliges Lächeln, welches jedoch gleich wieder in dem feierlichen Ernſt ſeiner Miene verſchwand.

Ich bat mir als beſondere Gunſt aus, auf demſelben Zimmer einquartiert zu werden, auf welchem ich bei meinem früheren Beſuch übernachtet — oder vielmehr nicht übernachtet hatte. Als mich der Baron ſelbſt dahin führte, fragte er plötzlich:

Aber nun, zum Henker! erklären Sie mir, wie Sie in jene Scheune gelangten, wo ich Ihnen beinah auf den Kopf ſprang — ich habe mir das immer nicht erklären können.

Ich machte ein ziemlich verlegenes Geſicht zu dieſer Frage und ſuchte anfangs Ausflüchte; dann aber geſtand ich meinem Gaſtfreund offen den wahren Zuſammenhang und meine lächerliche Vorſicht, die mir ſo verhängnißvoll werden ſollte. Er lachte recht herzlich darüber. Und damit Sie nicht wieder, ſagte er, eine ſchlafloſe Nacht unter meinem Dache zubringen, will ich ſogleich jene Ihnen ſo unheimliche Thür verſchließen und, wenn Sie es wünſchen, vernageln laſſen. — Nicht doch, verſetzt' ich eifrig, ich weiß ja nun nach eigener Erfahrung, was dahinter iſt, und werde ſicherlich keine neue Entdeckungsreiſe in jenes Gebiet unternehmen. Außerdem haben die Begebenheiten jener Nacht mich von meiner Furchtſamkeit geheilt; ich weiß jetzt: Niemand entgeht ſeinem Schickſal.

Ein wahres Wort, erwiderte der Baron, und man könnte mit Diderot's Jaques le fataliste ſagen: Es ſtand dort oben geſchrieben, daß Sie nicht in dieſem Bette ſchlafen, daß Sie in einem Heuſchober übernachten und aus demſelben ins Gefängniß wandern ſollten. — Nun, ich lobe jetzt die Wanderung; hat ſie mich doch ans Ziel meiner Wünſche geführt.

Wir umarmten uns herzlich und kehrten zu den Damen zurück.

Soll ich noch erzählen, wie wir Tags darauf zu dem Grafen S. fuhren, wie derſelbe mich überaus gütig empfing und das dem Baron gemachte Verſprechen erneuerte? — Es genüge, daß ich nach einigen Wochen als ordinirter Prediger mit meiner überglücklichen Mutter in dem freundlichen Pfarrhauſe zu —dorf ſaß. Der Baron hatte dasſelbe in meiner Abweſenheit aufs Herrlichſte in Stand ſetzen laſſen; es war weit ſtattlicher und größer als das, welches ich mir in meinen Träumereien erbaut hatte. Auch war ein kühler, ſchattiger Garten dahinter mit einer Laube, zwar nicht von Geisblatt, aber von andern, auch ganz artigen Schlinggewächſen. Und als ich an einem ſchönen Maimorgen neben meiner Mutter in beſagter Laube am Kaffeetiſch ſaß und die Predigt für den nächſten Sonntag meditirte, da fehlte mir wirklich nichts mehr, um der glücklichſte Erdbewohner zu ſein.

Doch nein, Etwas fehlte mir noch. Das bewieſen ſchon die häufigen Spaziergänge, welche ich oft beim ſchlechteſten Wetter, nach dem Schloſſe des Barons machte; aus meiner Verehrung und Freundſchaft für ihn ließen ſie ſich nicht wohl erklären, ſeitdem er auf längere Zeit in Geſchäften verreiſ't war. Als er zurückgekommen, hatten wir ein langes Geſpräch unter vier Augen, in welchem wir uns Beide ein wenig ereiferten: der Baron war nicht ganz frei von Adelsvorurtheilen; trotzdem rief er am Schluſſe der Unterredung: Wohlan, das Mädchen mag ſelbſt entſcheiden; im Grunde gönn' ich ſie Ihnen ja vom Herzen. Und wenn es dort oben geſchrieben ſteht, daß Anna von Halden und der Landprediger von Neu-Wakefield ein Paar werden ſollen, ſo läßt ſich nichts dagegen machen, und dem zuletzt gefragten Vormund bleibt nichts übrig, als ſein Jawort zu ſprechen.

Und es ſtand allerdings oben geſchrieben; und als ich einige Wochen ſpäter in der gedachten Gartenlaube zu Dreien ſaß, ohne an die Predigt für den nächſten Sonntag zu denken, — da fehlte mir wirklich nichts mehr.

Mit dieſen Worten endigte der Paſtor ſeine Erzählung, während draußen der Wächter die zwölfte Stunde rief.

Und was iſt aus dem Referendar geworden? fragte der Major.

Er ſtarb vor einigen Jahren als Regierungsrath!

Und von dem Amtmann haben Sie wohl nichts weiter gehört?

Nur, daß er in derſelben Woche, als ich Hochzeit hielt, ſeine Verbindung mit der „Mamſell" feierte, bei welcher Gelegenheit ſich der Verwalter ſtark betrunken haben ſoll.

Und dieſe ganze Geſchichte wäre wahr? fragte Fräulein Antonie. Nein, nein, Herr Paſtor, ich kann es nicht glauben; es fügt ſich Alles darin zu wunderbar

12.

Der Held empfing die Forderung mit Freuden
Und nahm vor Agramanten ſeine Wehr.
Indeß er nun ſich eilte drein zu kleiden,
Lief jene Frage wieder rings umher,
Wer wohl der Ritter wäre, der die Heiden
So mächtig fühlen ließ den goldnen Speer;
Und Ferragu, dem er ſein Antlitz gönnte,
Ward von den Herrn gefragt, ob er ihn kennte.

13.

Und Ferragu verſetzt: Ihr dürft drauf bauen,
Daß keiner es von den Genannten iſt.
Mir ſchien's, als ich ſein Antlitz durfte ſchauen,
Der jüngre Bruder Reinalds ſei der Chriſt.
Doch nun kann ich zu ſagen mir getrauen,
Daß Richardett ſich nicht mit dieſem mißt,
Und glaube ſeine Schweſter zu erkennen,
Die alle Zungen ihm ſehr ähnlich nennen.

14.

Wohl ſagt der Ruf, daß ſie den Paladinen
Und daß ſie ihrem Bruder Reinald gleicht;
Doch glaub' ich nun, wie ſie mir heut erſchienen,
Daß ihr der Bruder wie der Vetter weicht. —
Da Rüd'ger ſprechen hört von ſeiner Kühnen,
Malt ihm ein Roth, wie's durch die Lüfte zeucht
Des Morgens früh, verrätheriſch die Wangen,
Er zittert und weiß nicht was anzufangen.

15.

Erneut fühlt er die alte Liebeswunde,
Von neuer Gluth fühlt er ſein Herz durchweht:
Doch fühlt er auch zugleich, bei dieſer Kunde,
Wie ihm ein Schauer durch die Glieder geht,

glücklich, um baare Wirklichkeit zu ſein; ich habe Sie in Verdacht, daß Sie uns einen Roman erzählten!

Ich weiß nicht, ob Ihr Verdacht für meine Erfindungsgabe ſchmeichelhaft iſt. Uebrigens ſteht Ihnen frei, meine Gattin darüber zu examiniren, ſobald ſie von ihrer Badereiſe zurück ſein wird. Und ſollte wirklich hie und da ein Körnchen Dichtung mit untergelaufen ſein, ſo beruf' ich mich auf das Wort unſers größten Dichters:

Giebt's ein Geſpräch, wenn wir uns nicht betrügen,
Mehr oder weniger verſteckt? —
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das iſt die Kocherei, die mir am beſten ſchmeckt.

Aber ich glaube, es wird Zeit ſein, aufzubrechen.

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

---

Vierte Serie.

Fünfter Band.

(Der ganzen Reihe dreiundzwanzigſter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite

**Das erfüllte Verſprechen.** Von Jacob Frey . . . 1

**Zwei Nächte.** Von F. W. Hackländer . . . . . . 109

**Streit in der Liebe und Liebe im Streit.** Von Ottilie Wildermuth . . . . . . . . . 176

**Der Säugling.** Von Heinrich Horner . . . . . . 211

# Das erfüllte Verſprechen.

Von Jacob Frey.

Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimath von Jacob Frey. 2 Bände. Aarau. H. R. Sauerländer. 1869.

Jacob Frey wurde am 13. Mai 1824 in dem aargauiſchen Dorfe Gontenſchwyl geboren, beſuchte das Aarauer Gymnaſium und widmete ſich auf den Univerſitäten von München, Zürich und Tübingen von 1845 an hiſtoriſch-philologiſchen Studien, wobei jedoch die Ereigniſſe, die damals die Schweiz erſchütterten, vielfach ſtörend auf ſeinen Studiengang einwirkten. So nahm er u. A. im Jahre 1847 als Freiwilliger am Sonderbundskriege Theil. Als dann die neue ſchweizeriſche Bundesverfaſſung, die aus dieſen Kämpfen hervorging, das Zuſtandekommen einer eidgenöſſiſchen Hochſchule zu verſprechen ſchien, ging Frey in der Abſicht, ſich für eine akademiſche Laufbahn vorzubereiten, zum zweiten Mal nach Tübingen, übernahm dann aber 1850 die Redaction des in Aarau erſcheinenden „Schweizerboten“, den Heinrich Zſchokke gegründet und über dreißig Jahre lang ſelbſt geleitet hatte. Nicht lange darauf in die geſetzgebende Behörde ſeines Heimathcantons gewählt, zog er ſich jedoch bald wieder von jeder amtlichen Stellung zurück, übernahm 1856 die Redaction der Berner Zeitung, ſpäter die Leitung eines belletriſtiſchen Unternehmens in Baſel und lebt ſeit einigen Jahren in der Nähe von Aarau, mit wiſſenſchaftlichen und literariſchen Arbeiten beſchäftigt.

Es erſchienen von ihm: Zwiſchen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder. Leipzig. J. J. Weber. 1858. 2 Bände. — Die Waiſe von Golligen. Erzählung aus den Tagen des Untergangs der alten Eidgenoſſenſchaft. Baſel. Kruſi. 1862. — Schweizerbilder. Aarau. Sauerländer. 1869. Außerdem eine Menge Erzählungen, in ſchweizeriſchen Zeitſchriften zerſtreut.

Neben Jeremias Gotthelf hat Jacob Frey's feineres und weicheres Talent bisher nur in ſeiner Schweizer Heimath die verdiente Beachtung zu finden vermocht. Auch iſt nicht zu läugnen, daß hie und da ein gewiſſes conventionelles Schönheitsgefühl die Friſche und Unmittelbarkeit ſeiner Dorfgeſchichten beeinträchtigt. Ich habe deßhalb ein hiſtoriſches Lebensbild gewählt, in welchem ſich alle Vorzüge Frey's am erfreulichſten entfalten: klares Durchbilden des Thema's, Betonen des Hauptmotivs in echt novelliſtiſcher Schärfe und ein ſicherer Tact in der Löſung des ſittlichen Problems. Nach dieſer Seite iſt die vorliegende Erzählung wahrhaft muſtergültig. Niemand wird ſich dem erſchütternden Eindruck der tragiſchen Gerechtigkeit entziehen, die hier, im Einklang mit dem Gewiſſen des Helden, in überraſchender Weiſe geübt wird, während wiederum die Miſchung von Kühnheit und Selbſtſucht in der Schuld des Unglücklichen ſeiner Geſtalt unſer volles Intereſſe ſichert. Auch die Darſtellung, die in der erſten Hälfte hie und da an Ueberſchwänglichkeiten leidet, erhebt ſich mehr und mehr zu charakteriſtiſcher Einfachheit und dichteriſcher Gewalt.

Aus Furcht, daß dieſem ſchönen Liebesbunde
Seltſam ein neuer Groll im Wege ſteht.
So kann er ganz verwirrt, ſich nicht entſcheiden,
Ob er den Kampf ſoll ſuchen oder meiden.

16.

Marfiſa war von Ungefähr zugegen,
Und hatte große Luſt zu dieſer Schlacht.
Sie trug den Schild, Helm, Panzer, Speer und Degen,
Wie man ſie immer fand bei Tag und Nacht.
Wie ſie nun Rüd'gern ſieht die Wehr anlegen,
So glaubt ſie ſchon ſich um den Sieg gebracht,
Wenn er zuerſt zum Kampfe kommt gegangen;
Drum will ſie vor, und ſelbſt den Preis erlangen.

17.

Sie ſpringt auf's Roß, und ſpornt es pfeilgeſchwind
Hinaus in's Feld, wo Haimon's Tochter harrt.
Mit bangem Herzen ſteht das ſchöne Kind
Und wartet auf den lieben Widerpart.
Gefangen nehmen will ſie ihn, und ſinnt,
Wie nur der Stoß ihn treffe minder hart.
Da kam Marfiſa von dem Thor im Flug,
Die einen Phönix auf dem Helme trug;

18.

Sei's nun aus Hochmuth, um vor allen Leuten
Als einzig ſich zu preiſen in der Welt,
Sei's, um den keuſchen Vorſatz anzudeuten,
Daß ſie ſich nimmer einem Herrn geſellt.
Das Fräulein läßt auf ſie das Auge gleiten,
Doch wie's nicht auf geliebte Züge fällt,
Fragt ſie nach ihrem Namen, und muß hören,
Sie ſei es, die ihr Glück gewagt zu ſtören;

## I.

An einem Frühlingsmittage des Jahres 1749 machte ſich unter einem Theil der regelmäßigen Morgenbeſucher des Bärengrabens in Bern, der zu jener Zeit am Ausgange der Schauplatzgaſſe lag und ſich damals noch einer größeren Anzahl ſtändiger Stammgäſte zu erfreuen hatte, als heut zu Tage, eine ungewöhnliche Bewegung bemerklich. Während ſonſt die ehrbaren Burger gravitätiſch in Schlafrock und Pantoffeln dahergewandelt kamen, um behaglich über das Grabengeländer gelehnt ſich durch den Anblick des vielgeliebten Wappenthieres auf das Tagewerk vorzubereiten, gingen ſie jetzt, wie in unruhiger Erwartung getrieben, hin und wieder, jeden neuen Ankömmling ſchon von Weitem gleichſam mit Blick und Miene ausfragend. Drunten begannen die Mutzen ihre hochbewunderten Künſte, um ſich die gewohnten Morgenbrödchen ihrer Verehrer zu verdienen; die Alten producirten Bittemännchen und Drehtänze, die Jungen ſchlugen ſo drollige Purzelbäume, wie ſie nur der hoffnungsvollſten Bärenjugend gelingen können; aber das wollte Alles nicht hinreichen, die Aufmerkſamkeit der am Geländer Auf- und Niedergehenden diesmal anzuziehen und feſtzuhalten. Im Gegentheil wendeten ſich die Blicke der eifrig mit einander Sprechenden unabläſſig nach dem Erdgeſchoſſe des nächſten Eckhauſes hinüber, obwohl dort durchaus nichts Beſonderes zu erſchauen war, wenn man nicht etwa das ſchwarze Schild über der Thüre, das in weißer Schrift verkündete, daß hier der ehrſame Meiſter Hänni ſeine Perrücken- und Haarkräuslerkunſt betreibe, als Merkwürdigkeit gelten laſſen wollte. In jener Blütezeit der männlichen Perrücken und kunſtvoll geflochtenen und gekämmten Damenfriſuren war das nun freilich kein ſo unbeachtenswerther Gegenſtand; doch war er heute, was er ſeit Jahren geweſen, und männiglich bekannt, daß Meiſter Hänni der geſchickteſte, aber auch der theuerſte und deßhalb nur von der Nobleſſe frequentirte Haarkünſtler der alten Zähringerſtadt ſei. In allem dem konnte alſo auch gar kein Grund zu dem ungewöhnlichen Verhalten der Bärengrabengäſte vorhanden ſein.

Dagegen lag dieſer in einer Mittheilung, die der Thorwart am Aarberger Thurme den Gevattern und Baſen ſeiner Nachbarſchaft gemacht, und was dann im Fernern mit derſelben zuſammenhing. Am vorgeſtrigen Abend nämlich kam, ſo lautete der Bericht, ein junger, fremder Herr durch das Thor geritten, von ſo durchaus vornehmem Ausſehen, daß der Thorwart ſich gar nicht getraute, ihn um ſeinen Paß, um woher und wohin zu befragen. Das muß wenigſtens der Abgeſandte einer fürſtlichen Hoheit ſein, hatte er gedacht, wenn es nicht eine ſolche erlauchte Perſon ſelbſt iſt, die ſich das Vergnügen macht, allein zu reiſen, oder deren Gefolge erſt nachkommen wird. Aber als der Fremde ſchon vorbeigeritten, hatte er ſeinen Schimmel wieder umgelenkt und den Thorwart nach einer Herberge gefragt. Dieſer nannte ehrerbietigſt die goldene Sonne und den Diſtelzwang als die Gaſthäuſer, in denen vornehme Reiſende abzuſteigen pflegten. Der Fremde jedoch erwiderte, er begehre vor Allem nach der Zunftherberge, in der ſich die Haarkräusler und Perrückenmacher zum Abendtrunke einfänden. Aha, dachte der Thorwart, die gewünſchte Herberge nennend und einen bedeutungsvollen Blick auf die braunen Haare des Fremden werfend, die ſich in üppiger Fülle unter dem kleinen Hute hervorrollten, hab's auf den erſten Blick getroffen; meine Augen ſind nicht umſonſt ſeit dreißig Jahren im Dienſte geweſen. Der will incognito bleiben und ſich ſeine Haare färben laſſen oder ſo was, bevor er ſich in Geſellſchaft zeigt. Na, wollen ſehen, ob es ihm gelingen wird. Bin auch kein Dummkopf, ich.

Und um dem Selbſtgefühle, das durch die letzten Worte leuchtete, alsbald die richtige Geltung zu verſchaffen, trat der Thorwart an das nächſte Haus und ließ ſeine Finger pochend auf ein kleines Fenſter fallen. Schwerenoth, Gevatter, rief er, ſein Geſicht hart an die

Scheiben drückend, einem Manne zu, der drinnen in der Stube mit untergeſchlagenen Beinen auf einem Tiſche ſaß und emſig die Nadel handhabte, habt Ihr den vornehmen Fremden nicht bemerkt, der eben vorbeigeritten iſt?

Wer iſt's . . . was giebt's? fragte der Andere, raſch von ſeinem Sitze herabſpringend und das Fenſter öffnend; ah . . . oh, nein, die verdammte Arbeit ſitzt mir am Halſe, daß ich kaum aufblicken darf. Den auf dem Schimmel meint Ihr?

Pſcht . . . nicht zu laut! machte der Thorwart mit geheimnißvoller Geberde; doch wenn ich Euch rathen darf, ſo werft Zwirn und Nadel bei Seit' und geht zum kleinen Anker hinunter; dort wird er abſteigen. Wär' mein Junge nicht fort, ich würd' ſelbſt hingehen.

Ah ſo, ſo . . . rief der ehrſame Meiſter leiſe, indem er eilfertig mit beiden Armen in den Rock fuhr und Hut und Stock zuſammenſuchte, etwas Verdächtiges, etwas für die Speckkammer, meint Ihr, Gevatter Heinz?

Nichts nutz, ſagte der Thorwart mit pfiffiger und zugleich überlegener Miene, fehlgeſchoſſen, Nachbar, weit fehlgeſchoſſen; doch marſchirt nur gleich ab, trinkt einen Schoppen beim Anker und haltet die Augen offen. Ihr wißt, ein ſolcher Gang hat Euch ſchon manchmal mehr eingetragen, als Nadel und Scheere die ganze Woche lang, Meiſter Bölzlein.

Der dienſtfertige Schneider vergeudete keine Zeit mehr mit Fragen; traute er ſich doch zum mindeſten eine ebenſo feine Spürnaſe zu, als er ſie ſeinem Gevatter zugeſtehen mochte, und ſo langte er denn auch richtig ſchon vor dem Anker an, als der Fremde eben vom Pferde ſtieg. Er ſaß auch bereits in der Gaſtſtube hinter ſeinem Glaſe, als dieſer eintrat und ſich ebenfalls eine Kanne Wein beſtellte. Ihr habt da ein ſauberes Pferd, gnädiger Herr, ſagte der Wirth zu dem Reiſenden; doch ſcheint es etwas ermüdet zu ſein.

Es iſt ein braves Thier, ja, erwiderte der Fremde, dem bei den Worten des Wirthes ein feines Lächeln über das Antlitz flog, es hat eben auch einen weiten Weg gemacht.

Hundert Kronen werth unter Brüdern, denk' ich.

Der Fremde trommelte eine Weile mit den Fingern auf die Fenſterſcheiben; dann wendete er ſich wieder gegen den Wirth und ſagte mit vornehmer Nachläſſigkeit: Ich habe das Thier nicht mehr nothwendig für die nächſte Zeit; iſt's Euch anſtändig, ſo könnt Ihr's haben um den genannten Preis, obwohl er zu niedrig iſt.

Iſt's Euer Ernſt, gnädiger Herr?

Verſteht ſich, mein voller Ernſt, Herr Wirth.

Gut . . . ich nehm' es, ſagte dieſer raſch mit übelverhehlter Freude; in einer Viertelſtunde ſollt Ihr das Geld haben, Junker.

Damit braucht Ihr Euch gar nicht zu eilen . . . gedenk' ich doch die Nacht in Eurer Herberge zuzubringen. Wollt Ihr mir vor der Hand ein Gemach anweiſen laſſen, Herr Wirth?

Als dieſer von dem dienſtfertigen Geleite, das er dem Fremden nach dem beſten Gemache des ganzen Hauſes gegeben, in die Gaſtſtube zurückkehrte, ſchritt er einige Male mit raſchen Schritten auf und nieder, ſich vergnügt die Hände reibend, und nahm dann eine ſchwere Zinnkanne von dem braunen Büffet herab. He, Meiſter Bölzlein, ſchmunzelte er, das blanke Geſchirr auf den Tiſch ſtellend, heut trinkt Ihr 'ein Glas mit mir . . . heut vermag ich's.

Ihr habt einen guten Handel gemacht . . . he? Ah!

Hundert Kronen Profit ſo gut als einen Rappen, mein' ich, und wenn ich das Pferd noch dieſen Abend wieder verkaufe.

Hundert Kronen, ſchrie Meiſter Bölzlein, indem er alle Finger ſeiner beiden Hände aus einander ſpreizte, als wollte er ſie in einem Haufen Geldes verſenken, hundert Kronen! Alle Wetter, das ſind viele Füchſe in einer Falle. Wenn das der Fremde vermuthen könnt'!

Vermuthen? machte der Wirth mit einer faſt geringſchätzigen Miene; vermuthen ſagt Ihr? . . . Glaubt Ihr denn, ein ſolcher Herr, wie der droben, kenne den Werth eines Pferdes nicht beſſer, als Ihr ein Nadelöhr? Aber was ſcheeren ſich dieſe deutſchländiſchen Grafen und Fürſten um lumpige hundert Kronen, wenn ſie gerade eine Laune haben. Ich wette darauf, es hat den gnädigen Herrn nur geärgert, daß das Thier einige Ermüdung zeigte . . . das hatt' ich weg, ehe er vom Sattel geſtiegen war.

Ah . . . drum habt Ihr ihn gleich friſch an dieſem Punkte angebohrt.

Na . . . trinkt eins, Meiſter Bölzlein; für was wäre man Wirth zum kleinen Anker, wüßte man nicht, wo ſolche Praktiken ſich brauchen ließen. Wißt Ihr doch auch, wo die Schneiderhölle liegt . . . he? Ha, ha!

Der Schneider leerte ſein Glas und lachte mit dem pfiffigſten Geſichte, das er aufzutreiben vermochte, zur Geſellſchaft mit; wie alle klugen Leute wollte er nicht den Schein auf ſich fallen laſſen, als ob er ſich nicht ſo gut wie Andere auf ſeinen eigenen Vortheil verſtände. Dann aber ſagte er weiter: Und Ihr haltet den Herrn wirklich für einen deutſchländiſchen Grafen oder Fürſten und dergleichen?

Und Ihr zweifelt daran? erwiderte der Wirth, indem ſich wieder ein Zug der Geringſchätzung um ſeinen Mund legte; aber habt Ihr denn keine Augen im Kopfe? Oder habt Ihr an unſern gnädigen Herren ſchon ſolche Manieren geſehen? Solche, ſolche . . . ja, wie ſoll's unſereins ausdrücken! Nein! die bringen's ihr Lebenlang nicht zu Stande, ſie mögen ſtolzieren und ſich ſpreizen, wie ſie wollen.

Aber er hat auch nicht einen einzigen Goldring am Finger, entgegnete Bölzlein, während er ſein Auge auf ein kleines Reifchen ſinken ließ, das einen ſeiner eigenen Finger umſpannte; ich hab' genau Achtung gegeben, ſobald er den Handſchuh zog.

So, und Ihr meint, ſolche Herren brauchen derartigen Plunder auf allen Straßen herumzutragen, beſonders wenn ſie auch einmal für ſich allein ſein wollen? . . . Wie war's denn mit dem franzöſiſchen Marquis, der vor einem Jahre faſt zwei Monate lang in meinem Hauſe logirte . . . he? Uebrigens haltet davon, was Ihr wollt, Bölzlein, das iſt Eure Sache; aber ich denk', wenn der Fremde nur auf einem Ziegenbock eingeritten und dafür beim Diſtelzwang drüben abgeſtiegen wäre, ſo ließet Ihr ihn ſchon ohne Widerrede für einen Kaiſerprinzen gelten.

Obgleich nun dieſer Ausfall weder ſehr zart noch rückſichtsvoll war, ſo hatte doch Meiſter Bölzlein ſchon der Weinkanne wegen, die auf dem Tiſche ſtand, Grundes genug, um jeder unliebſamen Meinungsverſchiedenheit mit dem Ankerwirth auszuweichen. Daneben war er auch ſonſt noch froh über die Entdeckung und ließ ſeine ohnehin nicht ſehr ernſt gemeinten Zweifel um ſo lieber fallen, als er nun ſeinem Gevatter Thorwart in der Verbreitung einer großen, geheimnißvollen Neuigkeit zuvorzukommen gedachte. — Der Ankerwirth dagegen legte ſein Geſicht in ebenſo ernſte als geheimnißvolle Falten, als ſchon nach kaum einer Stunde ein Trüppchen ſonſt ſelten bei ihm geſehener Gäſte nach dem andern die Gaſtſtube zu füllen begann. Bis zur Feierabendſtunde hatte das große Geheimniß die Runde gemacht, und am folgenden Morgen blieb nur noch die Räthſelfrage zu löſen, was wohl den fremden Prinzen auf ſo ſeltſame Weiſe nach einer löblichen Stadt Bern geführt haben möge. Daß da Gewichtiges verborgen lag, bezeugte ſchon der Umſtand, daß er dem Ankerwirthe ein Pferd, das unter Brüdern ſeine tauſend Kronen gelte, geſchenkt habe, nur damit dieſer, der dem Fremden durch Zufall auf die wahre Spur gekommen, weder ſeinen Rang noch Namen verrathe.

Im Verlaufe des Tages nahm die Sache jedoch eine Wendung, die nun erſt das Bedenklichſte erreichte und die kühnſten Vermuthungen in die Schranken rufen mußte. Bisher war es wohl öfters vorgekommen, daß ſich hohe Perſonen aus dieſem oder jenem Grunde vorübergehend unter angenommenem Namen in der Stadt aufgehalten; aber es kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Kunde hergeflogen, der fremde Prinz ſei bei dem Meiſter Hänni am Bärengraben als angeblicher Geſelle eingetreten — natürlich weil er, wie recht und billig, in die Verſchwiegenheit des Ankerwirthes trotz des koſtbaren Pferdegeſchenkes kein Vertrauen geſetzt habe. Aber was nun da herauskommen werde, das möge der Himmel wiſſen! — So, meint ihr, erwiderten jedoch die Pfiffigen auf dieſen Ausruf rathloſer Neugier; werden denn beim Meiſter Hänni nicht alle Rathsherrnzöpfe der Stadt geflochten und dabei alle Geheimniſſe und Affairen eines löblichen Standesregimentes verhandelt? Denkt ihr, ein fremder Prinz werde bei einem geheimen Aufenthalte in unſerem Lande andere Abſichten haben, als ſolche Dinge zu erfahren, ganz abgeſehen davon, daß er in ſeiner angenommenen Rolle nun auch wohl noch in die Gemächer der vornehmen Frauen einſchleichen kann? . . . Ja, Der hat eine feine Naſe; aber bedenklich iſt's in einer Zeit, wo der Kriegsteufel an allen Enden ſpuken will und es ſelbſt in unſern eigenen Mauern nicht mehr ſauber ausſieht. Wir werden noch etwas erleben können! —

Das nun waren die Vorgänge, welche die Gemüther der Frühbeſucher des Bärengrabens an jenem Morgen in ſo ungewöhnliche Aufregung verſetzten und ihre Blicke mit geſpannter Neugier an Thür und Fenſter des ehrſamen Meiſters Hänni bannten. Aber alles Schauen und Spähen blieb vergeblich, von dem geheimnißvollen Geſellen war nichts zu entdecken, und die unbefriedigte Augenluſt wußte ſich auf keine andere Weiſe zu entſchädigen, als daß die verſchiedenen Gerüchte und Vermuthungen über den Unbekannten nun immer eifriger und lauter zur Sprache kamen.

Dieſem bunten Gerede hatte ſchon ſeit einiger Zeit ein alter, aber rüſtig und ſtattlich ausſehender Herr zugehört, der an einem Theile des Grabengeländers auf- und niederſchritt, ohne ſich in die Unterhaltung der ehrſamen Burger einzumiſchen. Manchmal jedoch, wenn er auf ſeinem gemeſſenen Gange der Gruppe näher kam und die weit ausfliegenden Vermuthungen und Pfiffigkeiten hörte, murmelte er etwas unter dem weißen Schnurrbarte hervor, das wie „alberne Tröpfe" oder „dummes Pack" und dergleichen klang. Allmählich jedoch wurden ſeine Schritte unmerklich langſamer, und

19.
Vielmehr, von der ſie's glaubt geſtört zu finden,
Sie, die ſie haßt mit ſolcher Blutbegier,
Daß ſie den bittern Tod meint zu empfinden,
Wenn ſie nicht ihren Jammer rächt an ihr.
Sie ſchwenkt ihr Roß, und Haß und Grimm entzünden
So ſehr ſie über jegliche Gebühr,
Daß ſie ſie nicht will aus dem Sattel heben,
Nein, tödten, um von Argwohn frei zu leben.

20.
Marfiſa muß bei dieſem harten Stoß
Erproben, wie der Boden anzufühlen.
So ungewohnt iſt ihr ein ſolches Loos,
Daß Wuth und Wahnſinn ihre Bruſt durchwühlen.
Am Boden kaum, hat ſie den Degen bloß
Und will in Blut ſogleich die Schande kühlen.
Nicht minder ſtolz ruft Bradamante: Halt!
Du biſt gefangen! mein iſt die Gewalt!

21.
Ließ ich die andern Höflichkeit genießen,
So wird ſie dir, Marfiſa, nicht gewährt;
Denn deine ſchlechten Tücken ſind erwieſen,
Und jedes Hohnes iſt dein Hochmuth werth. —
Dieß Scheltwort lockt ein Schnauben aus Marfiſen,
Wie wenn der Meerſturm um die Klippen fährt.
Sie ſchreit, doch ſo mit blinder Wuth geſchlagen,
Daß ſie kein deutlich Wort vermag zu ſagen.

22.
Sie ſchwingt das Schwert, und achtet's nicht im Streite,
Ob ſie der Feindin ſchadet, ob dem Roß.
Doch Bradamante dreht den Zaum zur Seite,
So daß ihr Renner ſchnell von dannen ſchoß.

ſeine ſcharfen Blicke begannen ſelbſt bisweilen nach den Fenſtern des Meiſters Hänni hinüberzuſchweifen; der anſteckende Reiz der Neugier und des Geheimniſſes fing auch bei ihm an, ſich geltend zu machen, wenn gleich ſeine Gedanken, wie ſich's für eine Standesperſon der Republik gebührte, andere Wege einſchlugen, als diejenigen des Packes der niedern Burger. Was Prinz! brummte er in einem faſt knurrenden Tone in ſich hinein; ſauberer Prinz das . . . kann mir's vorſtellen. Aber warum ſollt's nicht einer der revolutzenden Taugenichtſe ſein, die ſich aus allen Winkeln herbeiſchleichen wollen? Kann ſein, kann ſein . . . aufpaſſen! Rappelt's ja ſchon lange genug bei unſern Strudelköpfen. Können nachſehen einmal . . . wird nichts ſchaden. Damit zog der Graubart eine mit blitzenden Steinen beſetzte Uhr aus der Taſche der Atlasweſte, jedoch nur, um ſie ſofort wieder mit einem halb verdrießlichen Geſichte in ihr Verſteck zurückzuſchieben. Iſt noch nicht Zeit, kaum halb acht vorbei, fuhr er in ſeiner brummigen Weiſe fort, doch kann ihn auch einmal zu Haus flechten laſſen, den Zopf, und drüben den Befehl geben, er ſoll den Burſchen ſelbſt zur Jule ſchicken . . . wird noch beſſer ſein. Mit dieſem Entſchluſſe verließ der Alte den Bärengraben und ſchritt gemeſſenen Ganges der Thüre Meiſter Hänni's zu.

Dieſer hatte ſich eben zum Frühſtücke niedergeſetzt, fuhr aber augenblicklich wie ein aufgeſcheuchtes Reh empor, als ſein Kunde eintrat. Um Vergebung, gnädiger Herr Oberſt, ſagte er ihm entgegentretend und zugleich ſeiner Frau zuwinkend, die Taſſen wegzuräumen: iſt's denn ſchon an der Zeit, oder geht meine Uhr falſch?

Nichts da, bleib' Er ſitzen, Meiſter Hänni, erwiderte der Oberſt mit einer Stimme, deren Schall an den Wänden hinzitterte, als müſſe er einen Ausgang ins Freie ſuchen; kaum halb acht vorbei . . . kann aber nicht kommen zur Stunde . . . Geſchäfte zu Haus.

Und Euer Gnaden befehlen?

Er ſchickt ja ſeinen Geſellen gegen Mittag zu meiner Tochter . . . was? . . . Gut, der ſoll etwas früher kommen, als gewöhnlich, und dann auch bei mir klopfen.

Es iſt ein neu eingetretener; François, der Schlingel, iſt mir davon gelaufen; bitte deßhalb auch das gnädige Fräulein um Nachſicht.

Ein neuer? Schöne Geſchichten, ſchrie der Oberſt; ſchick' Er ihn her, Meiſter, Punkt zehn Uhr zehn Minuten . . . verſtanden? . . . Werd' das Fräulein avertiren.

Der Meiſter machte ſeinen Bückling, während der alte Soldat ſeinen langen Rohrſtock auf den Boden ſtieß, als müſſe er ein Siegel auf ſeinen Befehl drücken, und dann wieder abmarſchirte.

Als der Oberſt ſeine Wohnung erreicht, ſtieg er über die breite Steintreppe einem Gemache zu, das mit ſeiner Fenſterſeite nach dem grünen Aarſtrome und dem Hochgebirge ging. Es war das ein Aufenthalt, ganz durchweht von jenem eigenthümlichen Reize, der dem Auge nur in den Gemächern feinfühliger Frauen entgegentritt. Beim erſten Anblick ſcheinbarer Zufall in aller Anordnung, der das Ernſte mit dem Spielenden, das Glänzende mit dem Unſcheinbaren in buntem Wechſel zuſammengewürfelt; aber alsbald dämmert dem Blicke des Beſchauenden jener tiefere Ordnungsſinn auf, der jedem Gegenſtande ſeine Stelle angewieſen, als wäre er auf derſelben emporgewachſen und könnte an einem andern Platz gar keinen Raum mehr finden; über Alles liegt dazu der Abglanz jener zierlichen Sauberkeit ausgegoſſen, der auch das Unbedeutende ſchmückt, wie die Sonne den dürftigen Strauch vergoldet. Der Oberſt betrat dieſes Gemach ſelten und nur in Ausnahmsfällen; er habe ſtets Angſt darin, ſagte er, von dem tauſendfachen Krimskrams etwas zu zerbrechen oder zuſammenzutreten. So blieb er auch jetzt hart an der Thüre ſtehen, als ſcheue er ſich, weiter vorzutreten, rief aber dabei einen ſo dröhnenden Morgengruß, daß die Saiten der Harfe, die in der Mitte des Gemaches an einem weißen Marmortiſche lehnte, vor dem Schalle erzitternd leiſe zuſammenklangen. Dieſer grüßende Kommandoruf galt einer jungen Dame, die in weitem, blendend weißem Morgenkleide an einem der Fenſter ſaß, das, dicht von Schlingpflanzen umſponnen, nur ein grünlich dämmerndes Licht auf die jugendliche Geſtalt herabfallen ließ. Dieſe erhob ſich raſch, um dem Eintretenden lächelnd entgegenzugehen.

Schon ſo früh, Papa? ſagte ſie, die großen, träumeriſchen Augen verwundert aufſchlagend, gewiß hat mir das einen fröhlichen Tag zu bedeuten.

Na, Dummheiten, erwiderte der Oberſt, während ſich doch ſeine ſtrengen Züge milderten beim Anblicke des feinen Antlitzes, das ihm wie ein milder Stern entgegenſchimmerte, na, freilich ſollſt einen frohen Tag haben . . . wie immer, Jule. Aber was ich ſagen wollt' . . . heut' kommt ein neuer Friſeur zu dir . . . etwas früher als andere Tage. Der andere ſei zum Teufel gegangen.

Und bloß deßhalb habt Ihr Euch bemüht, Papa?

Verſteht ſich, Kleine, warum denn nicht? erwiderte der Oberſt in einem Anfluge von Verlegenheit vor dem mit wachſender Verwunderung an ihm hangenden Blicke der Tochter; bin droben geweſen beim Bärengraben und hab's da vernommen . . . iſt aber noch etwas Anderes dabei.

Ach, fiel das Fräulein lächelnd ein, am Ende handelt es ſich gar um den verzauberten Prinzen.

Was, Prinzen! ſchrie der Oberſt, wer fackelte dir ſchon von den Dummheiten?

Werde nicht böſe, Papa . . . nur Mädeli hat mir davon geplaudert.

Der Oberſt ſchwieg eine Weile, während er mit dem Stocke haſtig, aber leiſe auf den Boden ſtieß. Albernes Weibergeſchwätz, verſteht ſich, fuhr er dann mit gedämpfterer Stimme fort; weiß wohl, wie ſich die

Prinzen verkleiden, und was es zu bedeuten hat . . . konnt's genug ſehen in Verſailles, bis ich's ſatt bekam und mich davonmachte. Aber gleichwohl, wo ſo viel Rauch, kann auch ein Feuerlein ſein, gleichviel welches; deßhalb will ich wiſſen, woher der Burſche kömmt, Jule, und was er eigentlich hier zu treiben beabſichtigt.

Den Friſeur meint Ihr doch, Papa?

Verſteht ſich . . . Dummheiten!

Und wer ſoll ihn denn das fragen, Vater?

Der Oberſt wußte aus langer Erfahrung augenblicklich, wenn es ihm das eigene Gefühl auch nicht ſagte, daß er ſeine Tochter in irgend welcher Weiſe verletzt, ſobald ſie das kindlich gewohnte Papa mit der ernſtern Benennung Vater vertauſchte; jetzt jedoch empfand er auch, ohne vorher in ſeinem Eifer daran gedacht zu haben, was es zu bedeuten habe, und ſagte daher raſch: Nicht du, Jule, verſteht ſich. Du läßt den Burſchen, wenn er anrückt, eine Weile warten, und da ſoll ihn Mädeli unterhalten unterdeſſen. Wird's gern thun bei einem Prinzen . . . verſtanden? . . . Na, nachher ſoll er auch bei mir vorbeikommen.

Der alte Herr hatte dieſe Worte mit halb lachendem Munde geſprochen, aber die Tochter ſah ſeinen befehlenden Blick dabei noch leuchten, als er bereits zur Thüre hinausgeſchritten. Einen Augenblick blieb ſie ihm nachſchauend ſtehen, dann ging ſie, die Hände leiſe vor ſich hinfaltend, wieder langſam dem Fenſter zu. Drunten auf der Aare glitt in leichtem Laufe ein

Schifflein vorbei, aus dem frohes Jauchzen und Jodeln erklang; es waren Leute aus den Bergen, die wohl in die Fremde zogen, um dort das Brod zu ſuchen, das ihnen der rauhe Boden ihrer Heimath nicht gewähren konnte. Das Fräulein blickte und horchte ihnen nach, bis das Schifflein in der Flußwindung verſchwunden war. O ihr Glücklichen, flüſterte ſie dann leiſe, könnt' ich mit euch ziehen, in die weite, fremde Welt hinaus!

## II.

Es wäre nicht leicht zu ſagen, ob der alte Oberſt von ſeiner Umgebung mehr geachtet als gefürchtet wurde; er gab Denjenigen, die von ihm abhängig waren, reichliche Urſache zu Beidem, und gewiß war es, daß ſelbſt die kindliche Liebe ſeiner Tochter ſogar in ihren ſpätern Jahren nicht ohne einen Beiſatz jenes Gefühles geblieben war, das mehr einem unbedingten Gehorſam, als einer unbefangenen warmen Anhänglichkeit zur Wurzel diente. Dagegen genoß er bei den Beſſern ſeiner Standesgenoſſen um ſeiner ſtreng ariſtokratiſchen Geſinnungen, ſeiner geraden Offenheit und unerſchütterlichen Rechtſchaffenheit willen einer hohen Achtung; ſelbſt bei der niedern Burgerſchaft ſtand er vor manchem Einflußreichern ſeines Standes in Anſehen, obwohl er nie weder ein höchſtes bürgerliches Amt bekleidet, noch auch trotz ſeiner Abſtammung aus einem der älteſten Geſchlechter nur nach einem ſolchen getrachtet hatte. In dieſer Sphäre war es namentlich die faſt ſprüchwörtlich gewordene Unverbrüchlichkeit ſeines Wortes, die ihm Reſpect verſchaffte; denn wer einmal eine Zuſage oder ein Verſprechen von ihm erhalten hatte, und wäre er der Geringſte der Geringen geweſen, der konnte ſicherer darauf bauen, als auf Anderer Brief und Siegel. Ausſchließliche Furcht und bittern Haß hegten nur zwei Menſchenklaſſen gegen ihn, und beide hatten auch ihre triſtigen Gründe dafür. Auf der einen Seite waren dies diejenigen ſeiner patriziſchen Standesgenoſſen, die aus franzöſiſchen Dienſten heimgekehrt, franzöſiſche Sitte und Leichtfertigkeit zur Geltung bringen wollten; der Oberſt ſelbſt hatte zwar ſeine militäriſche Laufbahn ebenfalls im Dienſte Frankreichs begonnen, ſich aber bald mit Abſchen von dem ſittenloſen Treiben abgewendet und, in brandenburgiſch-preußiſchen Dienſt getreten, dort noch unter dem alten Deſſauer den beſten Theil ſeiner Schule durchgemacht. So blieb er denn ſein Lebenlang der geſchworene Feind alles Franzoſenthums und wies dabei mit gerechtem Stolze auf ſeine zwei Söhne hin, die jetzt ebenfalls in preußiſchen Dienſten unter den Fahnen des großen Fritz die ächte Soldatenprobe beſtehen konnten. Die andere Klaſſe ſeiner entſchiedenen Feinde beſtand aus den politiſch Unzufriedenen, die für die mindere Burgerſchaft auf Koſten des Patriziates größere Rechte forderten und die gerade jetzt ſich wieder eifrig zu rühren begannen. Zur Ausrottung dieſer Revolutzer, in denen der Alte die verkörperte Hölle ſelbſt erblickte, würde er weder Feuer noch Schwert geſcheut haben, und er machte nach ſeiner Art auch nirgends ein Hehl aus dieſen Geſinnungen.

Unter dieſen Umſtänden konnte das ungewöhnliche Intereſſe, das der Vater an dem fremden Haarkräusler zu nehmen ſchien, für ſeine Tochter kein großes Räthſel bleiben. Daß er nicht an die über denſelben verbreiteten Gerüchte glaubte, hatte er deutlich geſagt, und das war auch ſelbſtverſtändlich; aber faſt ebenſo gewiß war es, daß er in der Verbreitung dieſer Gerüchte nicht einen bloßen lächerlichen Zufall, ſondern eine tieſer verborgene Abſicht erblickte. Er vermuthete in dem Fremden entweder einen verkappten Revolutzer, von denen er ſeit einiger Zeit tagtäglich mit wachenden Augen träumte, oder gedachte vielleicht, wenn dieſe Annahme ſich nicht erwahren ſollte, denſelben zu einem ſeiner Späherwerkzeuge zu machen; denn daß er ſich auch mit ſolchen zu umgeben anfing, war der ſtill beobachtenden Tochter ebenfalls nicht entgangen.

Das Eine wie das Andere hatte gleich viel Verletzendes für den reinen, milden Sinn des Fräuleins, und je mehr ſie darüber nachſann, um ſo peinlicher wurde ihr der Gedanke, wie rückſichtslos der Vater ſie ſelbſt habe mißbrauchen wollen, einen unbekannten Menſchen, mochte er nun Dieſer oder Jener ſein, in ſein eigenes leidenſchaftliches Thun hereinzuziehen. Hatte ſie doch ſonſt genug zu leiden davon, wie ſehr ſie auch ſtets bemüht war, ſich von all dieſem Kämpfen und

Streiten ferne zu halten; aber wie ſollte ſie ſich erwehren? — An einen offenen Widerſtand gegen die Befehle des Vaters wagte ſie nicht zu denken, der kindliche Gehorſam lag durch Erziehung und Gewohnheit zu tief begründet in ihrer Seele, als das ſie ſich plötzlich zu einem ſolchen Schritte hätte entſchließen können; dafür aber reifte allmählich faſt wider ihren Willen der andere Entſchluß, nun doch zu thun, was der Vater ihr anfänglich zugemuthet, und lieber den Haarkräusler, ſo weit ſchicklich, ſelbſt auszufragen, als es dem Mädeli zu übertragen. Durch die Nöthigung, ſich auf ſo ungewohnte Weiſe in ihren Gedanken mit dem Unbekannten beſchäftigen zu müſſen, war unmerklich eine Art Theilnahme für ihn entſtanden, und leiſe ſagte ſie, als ſie über ihr Verhalten glaubte ins Reine gekommen zu ſein, vor ſich hin: Kann ich ja dann doch nach eigenem Gutdünken meinen Polizeibericht erſtatten.

Unbefangenheit und Ruhe wollten jedoch dem Fräulein immer noch nicht zurückkehren mit dieſem Entſchluſſe, und je näher die Stunde heranrückte, um ſo unruhiger wurde ſie; es legte ſich ein Schatten auf ihr Gemüth, der fort und fort dunkler wurde, und endlich wie eine trübe Vorahnung ihre ganze Seele erfüllte. Julia verſuchte ſich Vorwürfe darüber zu machen und das drückende Gefühl wegzuſchelten. Was haſt du dich um einen hergelaufenen Haarkräusler zu kümmern? ſagte ſie laut; iſt doch gewöhnlich nicht viel zu verderben an ſolch windigem Volke, und ſollte mehr an Dieſem ſein, als an den meiſten ſeiner Genoſſen, ſo wird er ſchon ſelbſt ſich zu helfen wiſſen. Gewiß, da iſt jetzt auch wieder nur das einfältige Gerede der Leute und die dadurch veranlaßte Laune des Vaters Schuld geweſen; wie du ſo thöricht ſein kannſt, Julie! Aber all dieſe gewöhnlichen Troſtmittel gegen eine unſichere Erwartung wollten nicht mehr verfangen, und nur mit Mühe vermochte das Fräulein ein ängſtliches Erſchrecken zu verbergen, als das Mädchen den fremden Geſellen meldete.

Julia empfand beim erſten Anblicke des Eintretenden, daß ihre Unruhe nicht vergeblich geweſen. Sie hätte gerne eine Art Zierpuppe geſehen, wie ſie in dieſem Stande häufig vorkommen, die gerade durch das Geſuchte und Auffallende ihres Putzes den müßigen Stadtklatſch hervorgerufen haben mochte; nun aber ſtand ein junger, zwar ſauber, aber einfach gekleideter Mann vor ihr, über den die Natur ihr reichſtes Füllhorn männlicher Schönheit ſchien ausgegoſſen zu haben. Juliens erſter Gedanke war, als er ſich mit leiſem Erröthen vor ihr verneigte: Nun haben Beide recht, die Leute und mein Vater; dem Stande, den er angiebt, kann er nicht angehören, darin iſt er weder erzogen, noch dafür geboren. Sie warf noch einen Blick auf die ſchlanke und doch kräftig gebaute Geſtalt, auf das fein gebildete und doch eine ſelbſtbewußte Entſchloſſenheit wiederſpiegelnde Antlitz, von dem vor ihrem prüfenden Auge das leiſe Erröthen bis über die helle, von dunkelgelockten Haaren umrahmte Stirn hinanglitt, und wen-

Und ſenkt, eh' jene noch den Hieb erneute,
Voll Grimm und Zorn den Speer zum neuen Stoß,
Und kaum berührt er die Verhaßte wieder,
So ſtreckt ſie rücklings in den Sand die Glieder.

### 23.

Kaum an dem Boden, fährt ſie jach empor
Und ſucht gar ſchlimm zu hauſen mit dem Degen.
Das Fräulein ſenkt die Lanze, wie zuvor,
Und wieder muß den Boden jene fegen.
Zwar zeugte Haimon kein zerbrechlich Rohr,
Jedoch nicht ſo der andern überlegen,
Daß die bei jedem Stoß gefallen wär;
Allein die Tugend lag im Zauberſpeer.

### 24.

Indeſſen zwiſchen Chriſten und Barbaren
So in der Mitte ſich der Kampf entſpann,
So kamen etlich Ritter von den Schaaren
Der Unſern auf dem Platz neugierig an —
— Die keine Meile von den Heiden waren —,
Da ſie ſo Großes ſah'n von ihrem Mann;
Denn alles mußte ſie zum Glauben führen,
Es ſei ein tapfrer Ritter von den Ihren.

### 25.

Trojan's erlauchter Sohn, als er erblickte,
Dem Kampf zuſchauend von der Mauer Höh'n,
Wie dieſes Häuflein nah und näher rückte,
Dacht' er auf jeden Fall ſich vorzuſehn;
Daher er viele ſeiner Mohren ſchickte,
Die ſchnell gerüſtet aus den Mauern gehn.
Mit dieſen kommt auch Rüd'ger in's Gefilde,
Der um das Rennen kam durch jene Wilde.

dete ſich dann ab, um die eigene Glut zu verbergen, die auf ihre Wangen ſtieg. Der Redelaut ſchien tief in ihrer Bruſt feſtgeklemmt, und die wenigen Worte, die ſie ſprechen wollte, mußte ſie ſich erſt leiſe im Gedanken vorſprechen; aber wie gewöhnlich und alltäglich ſie auch waren, ſie traten vielfach anders über die Zunge, als das Fräulein beabſichtigt hatte. — Ihr ſeid alſo der neue . . . Herr, der bei Meiſter Hänni eingetreten iſt! — Die gewöhnliche Anrede des bürgerlichen Er und das Wort Geſelle hatten ſich faſt unbewußt noch auf den Lippen umgewandelt in höflichere Formen. — Zu dienen, gnädiges Fräulein, und wenn Ihre Güte mir einige freundliche Nachſicht gewähren möchte, ſo hoffe ich wohl, meinen Dienſt bald zu Ihrer Zufriedenheit verſehen zu können! — Welch ein reiner Klang der Stimme und welch eigener, wehmüthig-froher Aufblick des großen, dunkeln Auges hatten dieſer Antwort das Begleit gegeben! — Aber war es das, oder war's die ſchon ſich andeutende, alle widerſtrebenden Schleichwege abſchneidende Offenheit in den Worten des Fremden, was den unheimlichen Druck ſo plötzlich von der Seele des Fräuleins hob? Sie wußte es ſelbſt nicht und gab ſich auch keine Rechenſchaft darüber, warum ſie nun ſofort mit ihrer gewohnten Freundlichkeit erwidern konnte: Meinetwegen braucht Ihr nicht in Sorge zu ſein; ich habe nicht Urſache, einen allzu hohen Werth auf meine Friſur zu legen. — Unter dieſer Erwiderung hatte ſie ſelbſt das von ſeinen

Golddrähten geflochtene Netz, das ihre Haare umſpannte, losgelöſ't und ließ ſich auf einem Stuhle nieder.

Und doch darf ich wohl behaupten, noch keinen ſchönern Haarſchmuck geſehen zu haben, erwiderte der Friſeur, ſeine Hand an die niederfallende Seidenflut legend; da freilich wird meine geringe Kunſt der Natur nicht Stand zu halten vermögen, gnädiges Fräulein.

Julie zuckte leiſe zuſammen unter ſeiner Berührung. Sie fühlte ganz deutlich, wie von ſeiner Hand ein warmer Strom ausfloß, der ſich gleich einem milden Hauche über ihr ganzes Weſen ergoß, und unwillkürlich mußte ſie die Augen erheben, um ihm ins Antlitz zu blicken. Die Blicke begegneten ſich und blieben eine lange Weile an einander hangen wie feſtgebannt. Die dunkle Glut ſeiner Augen ſchien ſich tief niedertauchen zu wollen in den blauen Spiegel des entgegenſchauenden, und ihr war es, als könnte ſie hinter dem nächtlichen Glanze in weiter, dämmernder Ferne einen ſchimmernden Stern emporſteigen ſehen. Als ſie die Blicke wieder von einander wendeten, war es nicht mehr das Gefühl der Verlegenheit, welches das leiſe Erröthen von Neuem auf die Wangen trieb, ſondern ein Gefühl unnennbaren Behagens, ein ertönendes Singen und Klingen in der Tiefe der Seele, gleich dem verwehenden Geſange der Lerche, die, dem Menſchenauge nicht mehr erreichbar, im Dunſtmeere dahinſchwebt. Das lang anhaltende Schweigen, das nun erfolgte, war auch nicht die herumtaſtende Unruhe, die vergeblich nach einem Worte ſucht, es war vielmehr eine träumeriſche Ruhe, die nichts ſucht und nichts begehrt und in ſich ſelber glücklich iſt. Und als das Fräulein endlich wieder zu ſprechen anfing, that ſie es nicht, um dem Befehle des Vaters, an den ſie in dieſem Augenblicke gar nicht mehr dachte, gehorſam ſich zu erzeigen, ſie that es vielmehr, um einem eigenen Befehle zu gehorchen, der ihr ganz vernehmlich zurief: Du mußt dir das Räthſel löſen laſſen . . . er kann es, er allein, der dir Alles, Alles ſagen wird.

Ihr ſeid ein Deutſcher, begann ſie, Eurer Sprache nach, mein Herr.

Aus Köln am Rhein, gnädiges Fräulein.

Ach, darin liegt es! Meine ſelige Mutter war eine geborene Rheinländerin, und deßhalb wohl haben mich die Anklänge Eurer Ausſprache ſchon beim erſten Worte ſo freundlich angemuthet.

Eine Rheinländerin? 's iſt ein ſchönes Land, mit ſeinen Städten, Schlöſſern und Ruinen, die ſich in dem herrlichen Strome beſchauen; habt Ihr's noch nie geſehen, gnädiges Fräulein?

Ihr habt Heimweh danach, wie es ſcheint, und doch iſt unſer Land wohl nicht minder ſchön.

Es iſt meine Heimath, ſagte er leiſe, die ich nicht gern verlaſſen habe.

Darauf mußtet Ihr Euch wohl für einige Zeit ſchon gefaßt machen, als Ihr Euren Beruf erwähltet, mein Herr.

Julia bemerkte erſt an dem augenblicklichen Zögern der Erwiderung, daß ſie unbewußt eine verfängliche Frage gethan haben mochte, und ſchon wollte ſich ein Gefühl der Reue regen, daß es wenigſtens jetzt ſchon geſchehen; aber alsbald antwortete er ruhig: Ich habe den Beruf erſt ſeit einem halben Jahre erlernt, gnädiges Fräulein, und muß Euch deßhalb nochmals um gütige Nachſicht bitten, wenn Ihr mich langſam und unbehülflich findet.

Seltſam!

Seltſam mag Euch das wohl erſcheinen, lautete die Antwort auf dieſen nur leiſe vor ſich hin gehauchten Ausruf; kommt es mir doch ſelbſt manchmal vor, wie ein Traum . . . wie ein dunkler, ſchwerer Traum, mein gnädiges Fräulein.

Der wehmüthige Klang der Stimme, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, bebte in Julia's Ohren nach, wie der verſchwimmende Ton einer Trauerglocke. Hier ſtand ſie mit einem Schritte an der Enthüllung eines Geheimniſſes, das ihr Gemüth ſo unvermuthet vorbeſchäftigt hatte, aber ſie wußte ja ſchon genug und ſchwieg, während ſich ihre Blicke langſam und träumeriſch zu Boden ſenkten. Ja, ſie wußte es mit plötzlicher und erſchreckender Klarheit, daß noch ein Schritt weiter ſie an die Entſchleierung eines ſchmerzvoll empfundenen Unheiles führen würde, und das mochte ſie jetzt nicht in ſeiner deutlichen Geſtalt anſchauen . . . jetzt nicht in dieſem Augenblicke. Einmal mußte ſie's erfahren, auch das wußte ſie deutlich; aber es war noch immer früh genug, wohl zu früh, wann es kommen mochte. Das Herz ſträubt ſich ſtets, bei der Empfindung eines unerwarteten Glückes, ſei dieſes ein bewußtes oder unbewußtes, plötzlich wieder dem Schmerze ſeine Pforten zu öffnen, und ſo ſchwieg auch das Fräulein in faſt ängſtlicher Selbſtbehütung, bis der Friſeur zur Seite trat und ſchüchtern ſagte: Wenn ich Euch um den Spiegel bitten dürfte, gnädiges Fräulein.

Das eigene Bild, das ihr aus dem geſchliffenen Kryſtalle entgegentrat, verſcheuchte die traumhaften Schatten wieder, die ſich hervorgedrängt, obwohl ſie ſich ſelbſt jetzt faſt wie ein Traumbild erſchien. Bin ich das wirklich ſelbſt? rief ſie nach einer Pauſe lächelnd und zugleich über den Ausruf wie eine dunkle Roſe erglühend; wahrhaftig, Ihr ſeid ein ſeltſamer Haarkünſtler, mein Herr! . . . Nein, nein, fuhr ſie jedoch mit einer abwehrenden Handbewegung, den Spiegel dem verlegen vor ihr Stehenden zurückgebend, fort, es iſt gut ſo . . . ich bin zufrieden, verlaßt Euch drauf.

Sie erhob ſich und wollte dem grünen Fenſter zugehen; aber ſie mußte nach dem erſten Schritte ſtehen bleiben und ſich an die weiße Marmorplatte des Tiſches lehnen. Ihr habt nun noch zu meinem Vater zu gehen, ſagte ſie leiſe, ohne aufzublicken; mein Mädchen wird Euch draußen den Weg weiſen.

Und ich darf wiederkommen . . . Ihr ſeid zufrieden mit meinem Dienſte, gnädiges Fräulein?

Gewiß, gewiß, erwiderte ſie raſch, morgen zur nämlichen Stunde, oder etwas ſpäter, wenn es Euch gelegen iſt, und ſo dann alle Tage. Und noch Eines, fügte ſie hinzu, als er langſam ſich der Thüre zuwendete, mein Vater ſcheint manchmal etwas barſch, bis man ſich daran gewöhnt hat; aber böſe iſt's nicht gemeint.

Nehmt meinen herzlichſten Dank, gnädiges Fräulein . . . Julia!

Sie ſchaute betroffen auf, der ſich bereits ſchließenden Thüre nach, und legte dann mit langem, nachdenklichem Sinnen die Hand über die Augen. Julia? . . . Wer hatte den Namen ausgeſprochen? Hab' ich es ſelbſt gethan oder er? . . . Nein, er iſt's geweſen, gewiß . . . es klingt mir ja noch der Ton ſeiner Stimme im Ohre nach. Aber wie iſt er dazu gekommen . . . haſt du eine Unvorſichtigkeit, eine Thorheit begangen? . . . Nein, gab ſie ſich laut die Antwort auf dieſe Selbſtanfragen . . . und wenn es doch wäre, ſo trag' ich keine Schuld daran . . . ich nicht.

Sie wendete ſich langſam wieder dem Spiegel zu, um nochmals ihr Bild zu beſchauen. Ja, es war eine Veränderung vorgegangen mit ihr ſeit einer kurzen halben Stunde — ſie war eine Andere geworden; aber wo lag er denn, dieſer Wechſel? — An dem Haarſchmucke allein konnte es nicht liegen, er war in all ſeinen Touren bis in die kleinſten Formen herab der nämliche geblieben; und doch . . . und doch bildete er einen ſo ganz andern, hellern Rahmen als bisher um die Stirne, faſt wie von einem verborgenen Lichte angeſchimmert. Aber auch die Augen, Wangen und Mund — waren ſie nicht wie von einem neuen Glanze erfüllt, von einer friſchen Blüte angehaucht? — Gewiß, du biſt recht hübſch, Julie, ſagte ſie, den Spiegel lächelnd gegen die Wand zurücklehnend, und es fehlt nichts weiter mehr, als daß du dir zu deinen übrigen Vorzügen nun auch noch ein Stück Eitelkeit erwirbſt.

Dieſes heitere, ſich ſelbſt neckende Spiel mußte jedoch wieder ernſteren Gedanken und Gefühlen weichen, und mit wachſender Unruhe bedachte das Fräulein, was ſich im Gemache des Vaters zutragen möchte. Sie hörte im Geiſte die beiden Männer ſprechen mit einander, den rauhen befehlenden Ton des Vaters und den vollen melodiſchen Klang der Stimme des Fremden, der nicht fragen, nur Antwort geben durfte; aber bald verſtummte er und blieb auch dieſe ſchuldig, oder gab das Wort trotzig zurück von einem dunkelleuchtenden Blicke begleitet. Der Oberſt fuhr mit heftiger Geberde vom Stuhle auf und ſchrie dem Verwegenen eine Drohung ins Geſicht — was entgegnete dieſer darauf? — Julie, die unter dieſen Vorſtellungen langſam ſich der Thüre genähert hatte, beugte ſich in horchender Stellung nieder, als müßte nun ihr äußerliches Ohr vernehmen, was ſie dem innerlichen nicht mehr zu beantworten getraute; aber heftig erſchrocken fuhr ſie zurück, als draußen ein Geräuſch entſtand und eine Hand auf die Klinke drückte.

Der Schrecken verflog beim Anblick des fröhlichen Geſichtes ihres hereintretenden Mädchens, aber doch mußte ſie ſich Gewalt anthun, um ruhig zu erſcheinen, obwohl die Zofe ſichtlich genug mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt war. Herr Jeſis, rief das muntere Ding, noch unter der Thüre, nun hab' ich doch recht, trotz Eueres Auslachens, gnädiges Fräulein; das iſt gewiß und wahrhaftig ein Prinz oder ein Graf, oder wie die ſchönen fremden Herren heißen mögen, das hab' ich mir wohl gedacht.

Du biſt ein thörichtes Kind, erwiderte das Fräulein, aber wo bleibſt du denn ſo lange, daß du dich gar nicht ſehen läßt?

Habt Ihr mich gerufen? Wahrhaftig, ich hab' es nicht gehört. Aber wie Euch die neue Friſur prächtig ſteht, Herr des Himmels, prächtig ſag' ich, gnädiges Fräulein!

Du hatteſt wohl an der Hausthüre oder auf der Straße ſo wichtige Geſchäfte, daß du mich nicht hören konnteſt. Iſt der Vater ſchon ausgegangen?

Nein bewahre, ſo eben iſt der . . . na, ich ſag' einmal der fremde Prinz aus ſeinem Zimmer gekommen, der gnädige Herr hat ihm das Geleit gegeben bis an die Treppe hinaus. Und der hat Euch wirklich und wahrhaftig mit eigenen Händen die herrlichen Touren geflochten? Das bedeutet Glück gnädiges Fräulein, großes Glück, ſag' ich; ich wollt' Häuſer darauf bauen.

Julie kehrte ſich ab und lehnte ihre Stirne leiſe gegen die kühlen Fenſterſcheiben. Mein Vater hat den Haarkräusler an die Treppe begleitet? Haſt du es denn ſelbſt geſehen?

Ob ich es geſehen habe? rief das Mädchen, während es ſich, von der Herrin unbeachtet, auf der Fußſpitze vor dem Spiegel hin- und herwiegte, geſehen hab' ich's freilich, denn ein wenig neugierig bin ich ſchon geweſen. Der gnädige Herr hat auch noch etwas nachgerufen von Soldaten und er möge ſich beſinnen darüber.

Soldaten? Was ſollte das zu bedeuten haben? ſagte das Fräulein leiſe vor ſich hin — und was den Vater zu einer ſolchen Höflichkeit konnte bewogen haben, die doch eben nicht ſeine Sache iſt? . . . Geh hinüber Mädeli, befahl ſie der Zofe, und frage den gnädigen Herrn, ob er mir noch einen Auftrag zu geben habe vor ſeinem Ausgange. — Sie bereute dieſen Befehl, ſobald das Mädchen das Zimmer verlaſſen; denn was ſollte ſie dem Vater antworten, wenn er nun ihrerſeits die anbefohlenen Erkundigungen erwartete? Aber es war zu ſpät, und in wenigen Augenblicken ſchon hörte ſie den Oberſten auf ihr Zimmer zuſchreiten.

Das Fähnlein ſeiner Laune mußte ſich indeſſen nach einem äußerſt günſtigen Winde gerichtet haben. Er ſchrie das Mädchen draußen an, wie ihm nun der Goldprinz gefallen, und ob es bereits eine tüchtige Angel ausgeworfen habe nach ihm. Er wolle, fügte der Oberſt mit einem etwas derben Soldatenwitz hinzu, ſchon helſen den Fiſch ans Land ziehen, ſobald derſelbe nur einmal angebiſſen.

Wie ſehr nun auch dem Fräulein dieſe heitere Stimmung des Vaters erwünſcht ſein mußte, ſo empfand ſie doch plötzlich einen ſeltſam ſtechenden Schmerz ob den Worten, die ſie hörte, und ihr Geſicht glühte mit einem Male wieder auf, wie ein vom Morgenſtrahle überleuchteter Roſenbuſch. Dieſes Erröthen blühte noch immer fort, als der Oberſt ins Zimmer trat, ja es erhöhte ſich ſogar bei ſeinem Anblicke wie von einem verhaltenen Zorne genährt und auf die Wangen getrieben. He da, Jule, rief der gnädige Herr lachend, während er mit dröhnenden Tritten viel weiter in das Gemach vorſchritt, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war, du machſt ja ein Geſicht wie . . . na, wie eine flunkernde Morgenſonne, würd' ein Liebhaber ſagen, was?

Ihr ſeid ſehr heiter gelaunt, Vater.

Na . . . gleichviel diesmal, ob Vater oder Papa; war aber auch ein Capitalſpaß, das . . . nicht, Kleine? . . . Ein armer Teufel, dieſer neugebackene Prinz, ein armer Teufel; könnt' mich dauern, wenn er nicht ſolch ein Butterherz im Leibe trüge . . . weiß, wie das thut, hab's ſelbſt erfahren. Aber offen und gradaus und ein Prachtburſch daneben . . . was?

Darüber hab' ich ihn nicht genauer angeſehen, erwiderte das Fräulein leiſe, wofern Ihr den Friſeur meint, Papa.

Würd' dir auch wenig genug nützen, dein Beſehen,

26.

Der Jüngling, der in treuer Liebe brannte,
Sah bang inzwiſchen in des Kampfes Gluth,
Voll Angſt für ſeine theure Bradamante;
Denn wohl kennt er Marfiſens Kraft und Muth.
Bang, ſag' ich, Anfangs, als das Paar nun rannte
Und ſich entgegenkam in ſolcher Wuth;
Doch als er den Erfolg des Ritts geſehen,
Blieb er betäubt und hochverwundert ſtehen.

27.

Und ſehend, daß der Streit ſich nicht entſcheide,
Wie bei den andern, auf den erſten Stoß,
Fühlt er ſein Herz gedrückt von tiefem Leide,
Und fürchtet irgendwie ein traurig Loos.
Er iſt der guten Wünſche voll für beide,
Er liebt ſie beide, doch vergleichungslos:
Denn fühlt er für die eine Wuth und Feuer,
Iſt ihm die andre nur als Freundin theuer.

28.

Wie gerne trennt' er dieſe böſe Schlacht,
Wenn's nur mit ſeiner Ehre ſich vertrüge!
Allein die Mohren, die er mitgebracht,
— Damit nicht die Partei des Kaiſers ſiege,
Die ſchon beinah erlangt die Uebermacht —
Gehn auf den Platz, zu enden mit dem Kriege.
Von jenſeits naht, zur Gegenwehr bereit,
Das Chriſtenheer, und plötzlich kommt's zum Streit.

29.

Der Waffenruf ertönt bei beiden Heeren,
Wie man ihn hört an jedem Tage ſchier.
Zu Roß! zu Roß! und eilt euch zu bewehren,
Und jeder ſammle ſich um ſein Panier!

ſchrie der Oberſt; was verſtehſt du von ſolchen Dingen! Sechs Fuß, im höchſten Fall eine Linie drunter, und gewachſen wie eine Rothtanne; alle Wetter, und dabei mit Kamm und Bürſte hantieren! Aber will nicht, hab' ſchon zu viel Blut an dem Einen geſehen, ſagt' er ... Dummheiten.

Der Oberſt hatte die letzten Worte mehr vor ſich hin, als gegen ſeine Tochter gewendet geſprochen, und doch ſtreiften ſie das Roth von ihren Wangen ſo plötzlich ab, wie im Vorfrühling eine windgehetzte Schneewolke den Sonnenſchein von den aufblühenden Wieſen ſtreicht. Schon zu viel Blut geſehen? flüſterte es bange in ihr . . . armer Mann, und das wäre der dunkle, ſchwere Traum, von dem du geſprochen haſt!

Der Oberſt ging ſelbſt eine Weile nachdenklich auf und nieder, während er bei jedem Schritte mit ſeinem Stocke leiſe auf den Boden ſtieß. Endlich ſagte er, ohne jedoch aufzublicken: Wahr iſt's ſchon, es giebt manchmal curioſe Geſchichten, ganz kauderwelſche Geſchichten, und alle Wetter . . . ſie können Jedem paſſiren, ſo oder ſo . . . hm, hm. Na, Jule, fuhr er, mit der Hand über ſein Geſicht ſtreifend und ſich an ſeine Tochter wendend, wieder mit ſeiner dröhnenden Stimme fort: Jetzt geh' ich . . . he, biſt böſe, was?

Nein, Papa, ich wüßte nicht, warum ich das ſein ſollte.

Schwerenoth, das will ich auch meinen. Aber noch eins, halt; den Friſeurgeſellen da kannſt in Ruh' laſſen mit Weiberfragen . . . taugt nichts . . . Dummheiten!

Das war ſchon heute meine Meinung, Vater, ſagte das Fräulein, ihre Stirn auf die Hand lehnend, und fügte dann, dem Abgehenden nachblickend, leiſe hinzu: Iſt's mir doch, als würd' ich ohne Frage ſchon zu viel erfahren müſſen.

## III.

Nun waren freilich wenige Berner und noch weniger Bernerinnen geneigt, die einmal erregte Neugierde in gleicher Weiſe wie die ſchöne Julie zu zügeln; im Gegentheil gab der Fremde bald in immer weitern Kreiſen zu rathen und zu fragen. Unter den Stammbeſuchern des Bärengrabens zwar konnte die goldene Prinzen-Mähr ihren Glanz nicht auf die Dauer retten, als der Ankerwirth ſelbſt kein Intereſſe mehr an derſelben hatte und erzählte, der Fremde habe ihm auf einen gegebenen Wink eben einen Poſſen ſpielen helfen, um dem überall herumſchnüffelnden Bölzlein Eines anzuhängen; drum habe er den Schimmel auch weder gekauft, noch viel weniger geſchenkt erhalten, ſondern der Kreuzwirth von Fraubrunnen, der denſelben dem müden und wohlausſehenden Reiſenden zur Miethe bis Bern anvertraut, habe ihn ſchon am folgenden Morgen wieder abgeholt und in eigener Perſon zum Aarberger Thor hinausgeritten. Das gab nun freilich lange Geſichter und manch geheimen Aerger gegen den Fremden und den Ankerwirth; aber wer nicht als der Leichtgläubigſte ausgelacht werden wollte, mußte ſich drein ergeben, oder auf Koſten des armen Bölzlein und des Thorwarts ſelbſt mitlachen. Damit war die Sache jedoch keineswegs abgethan, und die Neugierde zog bloß ein feineres Röcklein an, um vom Bärengraben eine Runde durch die Gemächer der vornehmen Frauen- und Töchterwelt zu machen, und überall fand ſie als willkommener Gaſt offene Thüren, wo ſie anklopfen mochte. So kam es, daß der bald allbeſchäftigte Geſelle des Meiſter Hänni am Abend froh war, ſich von ſeinen vielen Arbeitsgängen ermüdet auf ſein Kämmerlein zurückzuziehen, von wo dann bis in die tiefe Nacht bald wehmüthige, bald hoffnungsſüße Geigentöne auf den ſtillen Bärenplatz herabklangen; manchmal auch erhob ſich ein Lied da droben von bebenden Zithertönen begleitet, dem die ganze Nachbarſchaft in der Runde die Fenſter öffnete, um es als erquickenden Schlafgruß ins Haus hereinzulaſſen. Doch das war auch ziemlich Alles, was man von dem räthſelhaften Fremden in ſichere Erfahrung bringen konnte; denn wie mancher kluge Mund ihm auch den langen Tag hindurch eine wohlüberdachte Frage geſtellt und wie manches ſchöne Auge groß aufblickend, gleichſam ein ſtummes Bittgeſuch ſtellend, an ihm gehangen — es wußte nach Wochen noch Niemand mehr von ihm zu ſagen, als daß er aus Köln gebürtig und Theobald

Mayer heiße. Aber, wurde gewöhnlich beigefügt, er werde gute Gründe haben, jeder weitern Antwort ſo vorſichtig, wie er's thue, auszuweichen; denn ein gewöhnlicher Haarkräusler ſei er von Jugend auf nun und nimmermehr geweſen.

Eine gab es wohl in der Stadt, die, wie ſie vorgeahnt, auch ohne Fragen mehr erfuhr, als alle ihre neugierigen Bekannten und Standesgenoſſinnen; aber was ſie wußte, wagte ſie ja kaum in den muthigſten Stunden ihres Herzens ſich leiſe vorzuerzählen, und es ging ſchon ein banges Erzittern durch ihre Seele, wenn ſie den Namen des Fremden nur zufällig und flüchtig von Andern nennen hörte. Hier war alſo deſſen Geheimniß wohl geborgen, tief verbunden mit einem andern Geheimniß, das in Juliens Herzen keimte und emporblühte, wie draußen an den einſamen Borden des Fluſſes die duftigen Frühlingstriebe. —

Unter ſolchen Umſtänden mußte die müßige Plauderſucht wohl oder übel nach neuer Nahrung ausgehen, und dieſe wurde denn auch unverſehens und in ſchreckenerregendem Maße dargeboten. Mit den erſten Sommertagen nämlich begannen da und dort dunkle, unheimliche Gerüchte aufzutauchen, die bald wie eine dunkle Wetterwolke ſich über die ganze Stadt ergoſſen, bald nur wie lichtſcheue Nachtvögel in einzelnen Häuſern und Straßen derſelben herumflatterten. Einmal hieß es, die Bauernſchaft der benachbarten Aemter und Landvogteien rüſte ſich im Geheimen, die Stadt nächtlicherweiſe mit Raub und Brand heimzuſuchen und, des Kindes im Mutterleibe nicht ſchonend, die Mauern derſelben dem Erdboden gleich zu machen; ein andermal lautete der Bericht, es ſei nur auf die Baretli und großen Häuſer abgeſehen und wer von der mindern Burgerſchaft Kopf und Herz am rechten Flecke habe, werde mithelfen dabei; der dritte Tag hinwieder brachte die Kunde, es ſei eine franzöſiſche Heerſchaar bereits durch das Münſterthal bis gegen Biel vorgedrungen, die dem Patriziate helfen wolle, auf den Trümmern der alten Republik einen Königsthron zu errichten. Woher dieſe Gerüchte kamen, wollte Niemand ſagen noch wiſſen, ſie waren am hellen Tage plötzlich auf offener Straße da, oder kamen in die verſchloſſene Schlafkammer geſchlichen wie ſchwere Nachtträume; ſoviel nur war gewiß, daß ſie aller Orten Unruhe, Angſt und Schrecken verbreiteten. In den Werkſtätten begann die Arbeit zu ſtocken, die Männer ſuchten ihre Waffen hervor, um ſie in ſchlagfertigen Zuſtand zu ſetzen, und die Frauen, die ſich auf den Straßen zeigten, huſchten eilfertigen Schrittes davon, als ob ihnen ein unſichtbarer Feind auf der Ferſe folge. Zwar zogen auch die obrigkeitlichen Ausrufer in feierlicher Amtstracht mit Handglocke und Trommel durch die Stadt, um die Burgerſchaft zur Ruhe und gewohnten Hantierung zu ermahnen, indem auf die Entdeckung der Erfinder oder abſichtlichen Verbreiter der „einfältigen" Gerüchte, wie es hieß, anſehnliche Belohnungen geſetzt wurden; aber daß den Standeshäuptern und Regimentsfähigen ſelbſt dieſe Gerüchte nicht ſo einfältig vorkamen, wurde am deutlichſten durch den Umſtand bewieſen, daß ſie bald nur noch in voller Bewaffnung auf der Straße erſchienen und wie in Tagen höchſter Kriegsgefahr die Schultheißen mit dem Sponton in der Hand aufs Rathhaus zogen. Auch ſah man ſchon einzelne Carroſſen, die mit Frauen und Kindern der Vornehmen zu den Stadtthoren hinausfuhren.

Die allgemeine Verwirrung nahm zu, als man eines Morgens früh raſch ſich vergrößernde Gruppen durch die Hauptſtraßen ziehen ſah, die vor den anſehnlichſten Häuſern ſtehen blieben, mit aufmerkſamen Blicken die Thüren oder Vorſäulen derſelben unterſuchten und dann ſchweigend wieder weiter zogen. Der Haarkräusler Theobald, der in den letzten Tagen ſchon manche ſeiner ſchönen Kunden durch die Flucht verloren, wurde auf einem Gange, den er ins Freie beabſichtigt, durch dieſes ſeltſame Treiben angelockt, an eine der Gruppen heranzutreten. Was giebt es da Neues zu ſchauen? fragte er den nächſt vor ihm Stehenden, hätte jedoch ſeine Anfrage faſt bereut, als der Angeredete den Kopf wendete, und er in demſelben den ehrſamen Meiſter Bölzlein erkannte. Dieſer ſchien indeſſen jeden rachſüchtigen Gedanken, den der Vorgang im kleinen Anker bei ihm erregt haben mochte, zu vergeſſen über der Angſt, die wie ein bleiches Geſpenſt aus allen ſeinen Mienen hervorblickte, und leiſe antwortete er, den Zeigefinger erhebend: Ah . . . ſeht Ihr's nicht, Herr, . . . dort auf der Thüre? . . .

Nein, . . . da bemerke ich nichts Beſonderes.

Die drei Kreuzlein, mit rother Kreide gezeichnet?

Nun ja . . . vermuthlich der muthwillige Verſuch eines Schuljungen!

Nein, nein, ſchüttelte der Schneider ängſtlich den Kopf, Ihr werdet's ſchon ſehen beim nächſten Rathsherrenhauſe, kommt nur mit.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, um bei dem nächſten Hauſe, über deſſen Thüre ein Wappen in Stein ausgehauen war, wieder Halt zu machen, ohne daß ſich Jemand Mühe gegeben hätte, die dazwiſchen liegenden unbewappneten Häuſer in Augenſchein zu nehmen. Und wirklich, hier waren abermals einige Kreuzzeichen bemerkbar an der Thüre, einzig mit dem Unterſchiede, daß dieſe mit ſchwarzer Kreide oder Farbe gezeichnet waren. Und jetzt, flüſterte Meiſter Völzlein ſeinem Begleiter zu, indem er ſich ſchüttelte, wie von einem Froſte erfaßt, merkt Ihr nun, was es zu bedeuten hat? . . .

Nein, klüger bin ich noch nicht geworden . . . ich muß Euch ſchon um Aufklärung bitten, Meiſter.

Ah . . . Aufklärung, machte Völzlein, indem er ſich ſcheu nach allen Seiten umblickte, wer die geben könnt' in dieſen Unglückstagen!

Eine Meinung werdet Ihr doch haben, wie dieſe Leute, da Ihr den Zeichen eine Bedeutung beizumeſſen ſcheint.

Der ehrſame Meiſter ließ ſeine Augen abermals ängſtlich herumgehen. Eine Meinung? flüſterte er dann, die hab' ich freilich, und ſie geht dahin, daß die Rathsherren ihre Häuſer haben ankreiden laſſen, damit die Franzoſen, die uns einen König bringen ſollen, wiſſen, woran ſie ſeien, und nur die Häuſer der mindern Burger mit Mord und Plünderung heimſuchen.

Ach, ſo iſt's gemeint, machte Theobald halb ſpöttiſch, halb ärgerlich die Achſel zuckend, da thut Ihr am Beſten, Meiſter, Ihr kreidet Euere eigene Thüre ebenfalls an. Mit dieſem Beſcheid wendete er ſich nach einem Seitengäßchen, um in die nächſtliegende Hauptſtraße zu gelangen.

Aber hier wiederholte ſich das nämliche Spiel, indem hart an ihm vorbei eine Gruppe zog, die an einem der nächſten Häuſer ſtehen blieb. Theobald erkannte unter den ſchweigſamen Männern den Ankerwirth und beſchloß, ſogleich ſich an dieſen um beſſere Auskunft zu wenden, als er von Meiſter Bölzlein erhalten; aber auch das ſonſt ſtets von einem pfiffigen Lächeln durchleuchtete Antlitz war jetzt in düſtere Falten gelegt. Am beſten iſt's, Herr, erwiderte der Ankerwirth auf die an ihn gerichtete Frage, indem er ſeinen ehemaligen Gaſt ein wenig auf die Seite zog, am beſten iſt's, man fragt nicht zuviel über dieſe Geſchichten und macht ſich im Stillen ſeine Meinung darüber; dann kann uns ſpäter, geh' es wie es wolle, wenigſtens Niemand haftbar machen dafür.

Ich vermag Euch nicht zu verſtehen.

Nun ja, Euch gegenüber kann ich mich ſchon deutlicher ausſprechen, erwiderte der Ankerwirth, doch erſt nachdem er noch einen prüfenden Blick auf ſeinen Begleiter geworfen. Ihr ſeid fremd in der Stadt, und ich möcht' auch nicht, daß Euch ein unverſchuldetes Leid widerführe. Geſtern ſind viele freche Geſellen vom Lande in der Stadt geweſen, ſie zogen vereinzelt oder nur zwei zu zwei überall herum, und am Abend haben ſich auch einige in meiner Wirthſchaft zuſammengefunden . . . ich habe da manches Wort gehört, das gerade nicht für meine Ohren berechnet war.

Und weiter?

Und weiter glaube ich, daß die Rathsherrenhäuſer über Nacht mit dieſen Dingern da bezeichnet worden ſind, damit die Bauernbanden, wenn ihnen die Ueberrumpelung der Stadt gelingen ſollte, wiſſen, wo ſie zunächſt mit Raub und Mord einzubrechen haben.

Glaubt Ihr an ſolche Plane und iſt das Euer Ernſt?

Mein voller Ernſt, Herr . . . wahrhaftig, jetzt iſt's nicht Zeit zum ſpaßen.

Nun, beim Himmel, rief Theobald, dann iſt's ſchlimm genug beſtellt, wenn Jeder das Gegentheil der Meinung des Andern behauptet und am Ende doch Keiner weiß, wo die Geſchichten hinaus wollen!

Ich hab' Euch meine Anſicht geſagt, erwiderte der

Wirth kurz abbrechend; haltet davon, was Euch beliebt, Herr —

Theobald fühlte ſich betroffen von dem Ernſte des Mannes, den er noch nie ernſthaft geſehen, und nachdenklich begann er, ohne eigentlich zu wiſſen, was er wollte, die Straße abwärts zu gehen. Die Gerüchte, wie ſie bisher die Stadt aufgeregt, waren ihm zu fremdartig und bunt vorgekommen, als daß ſie ſeinen muthigen Sinn hätten beunruhigen können, und dies um ſo weniger, als er auch an jenem Orte, an dem ſeine Gedanken Tag und Nacht mit tauſend Ohren lauſchten, noch keine beſondere Aengſtlichkeit bemerkt hatte. Aber jetzt ſchienen denn doch die Dinge eine beſtimmtere Geſtalt annehmen zu wollen, und Theobald fiel mit einem Male die Erinnerung ſchwül aufs Herz, daß in der großen catilinariſchen Verſchwörung zu Rom die Häuſer Derjenigen, die dem Untergange geweiht werden ſollten, ebenfalls mit ſolchen unſcheinbaren Merkmalen bezeichnet worden waren. Warum ſollte ein ſolches Mittel nicht auch hier angewendet werden und der Ankerwirth mit ſeiner Vermuthung das Ziel getroffen haben? — Seine Schritte beſchleunigten ſich über dieſer Vorſtellung, und ohne Anhalt lenkte er am Münſter vorbei in die Straße, in welcher das Haus des Oberſten lag. Faſt eine ganze Reihe dieſer Straße beſtand aus vornehmen Patrizierhäuſern, die ohne Ausnahme mit den verhängnißvollen Zeichen, bald roth, bald ſchwarz beſchrieben waren; das Haus des Oberſten trug ſeine

Alſo mit kriegeriſchem Ton begehren
Die hellen Schlachttrompeten dort und hier.
Und wie den Reiter dieſe Töne, wecken
Den Fußknecht ſo die Pauken und die Becken.

30.

Der Kampf entbrennt bei dem gemiſchten Tone,
So wild und blutig als ſich denken läßt.
Das löwenkühne Fräulein von Dordone,
Das Herz von Aerger wunderſam gepreßt,
Daß ſich ihr heißer Wunſch, die Amazone
Zu tödten, nicht erfüllt, ſteht nirgends feſt;
Sie wendet da und dorthin ſich und trachtet
Den Helden zu erſpäh'n, nach dem ſie ſchmachtet.

31.

Am Silberadler kann ſie ihn erkennen,
Den in dem blauen Schild der Jüngling trägt.
Und ihre Augen und Gedanken rennen
Nach Bruſt und Schulter, und ihr Herze ſchlägt;
Die leichte Haltung macht es heiß entbrennen,
Die reizende Geſtalt; und tief bewegt,
Daß eine andre ſchwelgt in dieſen allen,
Spricht ſie zu ſich, von wilder Wuth befallen:

32.

Die andre ſoll die ſüßen Lippen küſſen,
Wenn ich ſie ſelbſt nicht küſſen darf? Nein, nein!
Ich geb's nicht zu: denn ſoll ich dich vermiſſen,
Sollſt du auch nimmer einer andern ſein.
Eh' ich vor Wuth allein ſoll ſterben müſſen,
Will ich dich ſelbſt mit mir dem Tode weihn.
Fliehſt du mich hier, ſoll unſer Liebeleben
Die Hölle mir auf ewig wiedergeben.

Signatur mit zwei Kreuzen in rother Farbe. Es war noch lange nicht die Stunde, in der Theobald ſonſt als Haarkräusler durch dieſe Thüre zu treten pflegte; aber jetzt hatte ihn plötzlich eine ſo mächtige Unruhe erfaßt, daß er auf die Klinke drückte und ſchon die breite Treppe hinanſtieg, ohne daran zu denken, wie er ſein allzufrühes Erſcheinen rechtfertigen wolle, wenn er darüber befragt werden ſollte. Als er ſich dem Gemache des Oberſten näherte, dachte er daran und war, mit leiſen Tritten an der Thüre vorüberſchreitend, froh, daß ſich der alte Herr nicht blicken ließ; bei Julien, ſagte er leiſe vor ſich hin, wird ſich's ſchon geben . . . am Ende darf ich ihr wohl auch mittheilen, was mich nun einmal erſchreckt hat und beunruhigt. —

Und es gab ſich ſogar noch ſchneller und leichter, als er erwartet hatte. Das Fräulein ſaß wie an jenem erſten Morgen an dem von grünem Laubwerke halbverhüllten Fenſter, das Geſicht nachdenklich auf die kleine Hand geſtützt; bei dem Eintritt Theobald's erhob ſie ſich jedoch raſch und rief ſichtbar erfreut: Gottlob, daß Ihr da ſeid, Theobald; ich habe ſchon den ganzen Morgen mit großem Verlangen gewartet.

Und ich . . . ich fürchtete viel zu früh zu kommen, Fräulein Julia, es iſt noch lange nicht zehn Uhr.

Ach, um ſo beſſer, dann mögt Ihr länger hier bleiben; mir iſt's ſo bange heute, auch um Euretwillen, Theobald . . . gewiß, ich weiß mir ſelbſt keinen Rath zu geben.

Auch um meinetwillen? — Aber, erſetzte er den ernſtern Ton mit einem Lächeln, wie ſollte denn die Unerſchrockenſte ihres Geſchlechtes ſich unnützen Befürchtungen hingeben können!

Laßt Euern Scherz, Theobald . . . ich ſeh' es Euern Augen an, daß Ihr Euch doch zwingen müßt dazu; und wahrlich, auch ich habe weder Luſt noch Urſache zum Fröhlichſein. Der Vater iſt bald nach Mitternacht in die Rathsverſammlung abgeholt worden und bis dieſen Augenblick noch nicht zurückgekehrt. Das iſt in meinem Leben nie geſchehen!

Um Mitternacht Rathsverſammlung! rief Theobald, und er hat Euch auch keine Nachricht geben laſſen, ob er ſich noch dort befindet?

Schon in der erſten Morgendämmerung iſt der Rathsbote mit der Weiſung gekommen, daß ich das Haus nicht verlaſſen ſolle, bis der Vater zurückgekehrt ſei.

Theobald ſtand mit nachdenklichem Schweigen an den Tiſch gelehnt, bis das Fräulein wieder ſagte: Um Gotteswillen, ſo ſprecht doch . . . Euer Schweigen ängſtigt mich ins tiefſte Herz hinein; erzählt mir wenigſtens, was in der Stadt vorgeht, Theobald.

Nein, beunruhigt Euch nicht, Fräulein, erwiderte er langſam; und doch . . . was hilft es, meine eigene Unruhe verbergen zu wollen . . . ich darf es auch nicht thun! Seht, Julia, es macht mich unſäglich glücklich, daß Ihr nicht, wie viele andere Frauen, ſchon von einem bloßen Schatten erſchreckt, die Stadt verließet . . . es kam mir bisher immer auch vor, als hättet Ihr Euch vor keiner Gefahr zu fürchten; jetzt hingegen muß ich ſelbſt wünſchen, daß Ihr Euern Couſinen ſchnell nach Neuenburg folgt.

Und Ihr rathet mir das, Theobald?

Dieſe mitternächtliche Rathsſitzung ängſtigt mich; denn ſolches mag nur in Zeiten dringender Gefahr vorkommen.

Ihr habt noch andere Gründe, Theobald, ſagte das Fräulein, nachdem ſie ihn mit einem langen, fragenden Blick angeſchaut, ich ſeh' es Euch deutlich an, und ſonſt würdet Ihr mit Euerm Rathe wenigſtens zuwarten, bis der Vater zurückgekommen; doch iſt's mir auch lieb, wenn ich jetzt nichts Weiteres erfahren muß, das meine Angſt vermehren könnte. Aber ich kann die Stadt nicht verlaſſen, wo du und der Vater zurückbleiben . . . jetzt nicht, Theobald.

Julia!

Theobald!

Er lag vor ihr auf den Knieen und lehnte ſein glühendes Antlitz auf ihren Schooß; ſie ſaß ſtill, ohne Abwehr, ihre beiden Hände wie in ſeliger Andacht gefaltet auf ſein Haupt gelegt. O Julia, was machſt du aus mir, rief er, ſein Geſicht erhebend; ich Unglückſeliger, der durch die geöffneten Pforten des Himmels ſchauen darf, nur um die Qualen ſeiner Verdammniß zu vermehren.

Sei nicht ungerecht, Theobald, erwiderte ſie leiſe, ein Augenblick des Glückes giebt die Kraft, jedes kommende Unglück zu ertragen. Sie ließ die Hände auf ſeine Schulter ſinken, neigte das Geſicht herab, und die Welt verſchwand den Beiden in ein dufthauchendes, wogendes Blütenmeer. —

Mit trunkenen Blicken ſich wieder erhebend, rief er hochaufathmend: Du haſt Recht, Julia, ein ſolcher Augenblick wiegt das Elend eines ganzen Lebens auf; aber warum ſoll es nur ein einziger Augenblick ſein in dieſer endloſen Reihe . . . warum, Julia?

Du weißt es, erwiderte ſie, ſeine Hand gegen ihre Stirne drückend; einmal mußte es ſo kommen, Theobald . . . ich hab' es längſt gewußt; nun aber iſt es mir auch wieder wohl, und alle Angſt von meinem Herzen genommen.

Er ſchaute ſie lange träumeriſch an, wie ſie ruhig vor ihm ſaß, der Lilie gleich, die ihre duftige Blüte, weder vor dem drohenden Gewitter, noch vor dem ſengenden Sonnenſtrahle zu bergen vermag; und doch fühlte ſeine Hand, wie ihre Stirne glühte und wie ein leiſes Schüttern durch ihre Glieder bebte. Und wenn wir uns deinem Vater anvertrauen, flüſterte er endlich, und gerade jetzt vielleicht, Julia? . . . In Zeiten der Gefahr erſt hat ſchon mancher Mann den andern ſchätzen gelernt!

Sie ſchüttelte das Haupt mit einem wehmüthigen Lächeln, das aber ſogleich verſchwand, als er langſam ſeine Hand aus der ihrigen zurückzog. Ich weiß, was du denkſt, ſagte ſie, ihn mit ihren ſanften Augen anblickend; aber du thuſt mir Unrecht, Theobald. Oder warum willſt du den kurzen Traum meines Glückes ſtören, bevor mir der Tag den ſüßen Schlaf verſcheucht? . . . Nein, ſprich nicht, mein Freund, ich weiß, es bleibt mir nichts als Ergebung, und drum glaube mir, es iſt eine ſtarke Kraft von Nöthen, ein ganzes Leben lang hoffnungslos dulden und entſagen zu müſſen.

Nicht hoffnungslos . . . die Hoffnung wenigſtens mußt du mir laſſen und dir ſelbſt bewahren, Julia!

Hoffen und Entſagen . . . ja, Theobald. Hörſt du, das ſind die Schritte des Vaters an der Thüre.

Sie hatte raſch die Hand an ihre Haare gelegt und das zuſammenhaltende Netz losgeriſſen; aber noch rollte die hellſchimmernde Flut erſt langſam über die Schultern herab, als der Oberſt in ſeiner Amtstracht, in Sammtmantel und Baret ins Zimmer trat. Statt des kleinen Paradedegens hing eine lange Klinge an ſeiner Seite, und neben den Schoßenden der Weſte blickten zwei Piſtolengriffe hervor. Sein Geſicht ſah ernſt, faſt drohend aus.

Unter der Thüre blieb er ſtehen und ſchaute die Beiden an, als müßte er ſich erſt beſinnen, was das zu bedeuten habe, oder wo er ſich befinde; Julia wollte ſich erbleichend erheben, um ihm entgegenzugehen; aber Theobald, der ſcheinbar unbefangen eine ihrer niederfallenden Flechten ergriffen, hielt ſie mit einem ſanften

Drucke der Hand zurück und trat dann ſelbſt gegen den Oberſten vor. Wenn meine Anweſenheit ſtören ſollte, ſagte er ſich verbeugend, ſo kann ich vor die Thüre treten, gnädiger Herr, bis Ihr mit dem Fräulein geſprochen. Erlaubt mir nur einen Augenblick, ihr Haar zuſammenzuſchlingen. Er ſchaute dabei dem Vater ins Geſicht, während er ſich ſo vor die Tochter ſtellte, daß dieſe von ſeiner Geſtalt faſt verdeckt wurde.

Ah — nein — bleib' Er nur, rief der Oberſt; ſchon ſo ſpät — was?

Das Fräulein hat mich auf heute etwas früher beſtellt, gnädiger Herr. — Schon gut, mach' Er ſchnell fertig und komm' Er dann auch zu mir hinab . . . verſtanden? — Du bleibſt hier, Jule, bis ich wieder zurückkomme.

Die Thüre fiel heftig in ihre Angeln, und Theobald wendete ſich mit einem fragenden Blicke nach dem Fräulein zurück. Nein, nein, flüſterte ſie erröthend, er hat nichts bemerkt. —

Aus dem Gemache der Tochter getreten, mußte Theobald ſtehen bleiben, um neue Kraft zu gewinnen, bevor er vor den Vater trat. Der Sturm der Gefühle, die ſo unerwartet aus ihrer ſtill eindämmenden Haft befreit worden, brauſ'te über ihm zuſammen und drohte ihn mit ſinnverwirrendem Gewölke zu umhüllen. Was hatte er in einer kurzen Stunde erlebt, und was konnten die nächſten Augenblicke bringen! Aber vorwärts, rief er ſich leiſe zu, und verliere dich ſelbſt nicht, Theobald!

Bei ſeinem Eintritte in das Gemach ſtand der Oberſt vor einem offenen, reichgefüllten Waffenſchranke, von dem er ſich langſam gegen den Jüngling wendete: in der Hand hielt er eine Kugelbüchſe von ſchön eingelegter Arbeit, deren Schloß er ſorgfältig zu prüfen ſchien. — Hör' Er, Meyer, begann er mit leiſerer Stimme, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war; Er wollte nicht Soldat werden, wie ich's Ihm gerathen, obwohl Er früher mit allerlei Waffen wohl umzugehen gelernt. Jetzt muß Er's wider Willen thun . . . ich ſuch' Ihm gerade Gewehr und Säbel aus . . . Da, das iſt ein tüchtig Stück . . . eine engliſche Kugelbüchſe. Damit reichte er Theobald die Waffen entgegen, während er ihm mit ſcharfem Blicke ins Geſicht ſchaute. — Ich muß Euch um deutlichere Erklärung bitten, gnädiger Herr, erwiderte der junge Mann, mit unwillkürlichem Wohlgefallen die Büchſe betrachtend; zum Soldaten habe ich jetzt ſo wenig wie früher Luſt . . . der gnädige Herr weiß warum.

Na meinetwegen, erwiderte der Oberſt, indem er in den Schrank zurück nach einem Degen griff, gilt es ja auch nicht einen Jugendfreund und Gefährten zu treffen; aber einen Rebellen und Mörder wird Er doch übern Haufen ſchießen können wie einen Hund . . . was?

Ich verſtehe Euch immer noch nicht; oder ſollt' es wirklich Ernſt gelten mit dem Bauernaufſtande?

Bauernaufſtand? Dummheiten! . . . Aber hör' Er, fuhr der Oberſt nach einigem Beſinnen fort, hat Er irgend eine Urſache, ſich über mein Haus zu beklagen, Meyer, über mich ſelbſt oder über meine Tochter?

Theobald mußte bei dieſer Frage, die mit einem ſcharfen, lauernden Blicke begleitet war, die Augen niederſchlagen; doch raſch erwiderte er: Nein, das hab' ich nicht . . . Ihr wißt es ſelbſt, gnädiger Herr. — Schon gut . . . ich weiß; Er hat mir bei ſeiner Ankunft Seine Verlegenheit mitgetheilt, und ich hab's, wie verſprochen, ins Reine gebracht, daß Ihn keine Polizei weiter darnach fragte . . . was? . . . Meine Tochter wird Ihn auch nicht gequält haben . . . denk' mir's. Nun geh' Er einen Augenblick die Treppe hinunter und ſeh' Er, ob nicht zwei rothe Kreuze an die Hausthüre gemalt ſind.

Ich habe ſie ſchon bei meinem Eintritte bemerkt, gnädiger Herr, und ich weiß, daß auch an andern Häuſern ſolche Zeichen angemalt wurden.

So, das weiß Er? fragte der Oberſt, indem ſeine grauen Augen in unheimlichem Glanze aufblitzten, und weiß Er denn auch, was es zu bedeuten hat . . . was?

Nein, das weiß ich nicht; ich habe nur gehört, wie dieſe Kreuze mit einem Franzoſeneinbruche oder einem Bauernaufſtande in Verbindung gebracht werden wollten.

Dummheiten! — Der Oberſt kam langſam an dem Tiſch, hinter dem er bisher geſtanden, herumgegangen und ſagte dann, hart vor Theobald ſtehen bleibend: Hör' Er, lügen kann Er nicht, und drum iſt Er auch kein Hallunke . . . das hatt' ich im erſten Augenblick weg. Alſo kann man Ihm auch etwas anvertrauen was?

Ich hab' Euch am erſten Tage geſagt, wer ich bin, gnädiger Herr.

Eines Thürhüters Sohn, aber mit dem jungen Edelmann erzogen und dann die Dummheiten . . . ſchon gut, ich weiß es. Nun hör' Er: in der nächſten Nacht ſollte eine Verſchwörung ausbrechen in der Stadt, die Regimentsfähigen ermordet werden und das Regiment in die Hände der Mörder übergehen . . . verſtanden? Die rothen Kreuze an den Thüren bedeuten Mord und Brand, die ſchwarzen wollen es gnädigſt mit dem Tode der Bewohner bewenden laſſen . . . Schurken . . . was?

Iſt es möglich! rief Theobald; und die Verſchwörung iſt entdeckt und vereitelt?

Oh . . . unter ſolchem Hundepack ſind Feigheit und Verrath immer zu Haus; in dieſem Augenblick werden die Rädelsführer in aller Stille abgefaßt, um ſchnell . . . Der Oberſt machte, ſtatt den Satz zu vollenden, eine ſcharfe Handbewegung durch die Luft, die freilich deutlicher ſprach als alle Worte.

Theobald fühlte einen fröſtelnden Hauch über ſein Herz gehen, als er das kalte Lächeln bemerkte, das dabei wie eine blutdürſtige Schlange um den Mund des Mannes ſpielte, und langſam legte er die Waffe, die er bisher in der Hand gehalten, wieder auf den Tiſch zurück. Der Oberſt ſchien es nicht zu beachten und fuhr daher nach einem Augenblicke fort: Die Rädelsführer . . . ja, abgethan; aber wir wiſſen noch nicht, wie weit die Schelmerei Wurzeln getrieben; darum nehme Er die Büchſe, Meyer, und dieſe Klinge da und geh' Er zum Rathhaus hinüber, dort wird Er das Weitere vernehmen . . . ich komme bald ſelbſt nach.

Gnädiger Herr, erwiderte Theobald nach kurzem Beſinnen, ich bin mit den Verhältniſſen der hieſigen Bürgerſchaft zu wenig bekannt, als daß ich mit gutem Gewiſſen Eurem Anſinnen Folge leiſten könnte; Ihr werdet das von mir, dem Fremden, begreiflich finden. Aber gebt mir die Waffen mit der Erlaubniß, mich an Eurer Hausthüre aufzuſtellen; ich ſchwör' Euch, es wird kein Feind die Schwelle überſchreiten, er müßte denn über meine Leiche gehen.

Der Oberſt hatte den Sprecher über dieſe Worte halb verwundert, halb drohend angeſchaut. Iſt das Sein Ernſt? . . . Er will nicht? — rief er endlich.

Nicht anders, als ich geſagt habe, erwiderte Theobald ruhig; gebt mir die Erlaubniß zu meinem Anerbieten, gnädiger Herr.

Der Oberſt hob raſch den Degen, den er in der Hand gehalten, empor, ließ ihn aber augenblicklich wieder ſinken und warf ihn in den Schrank zurück.

Art läßt nicht von Art, ſchrie er dann, auch die Büchſe wieder zurückſtellend; pack' Er ſich, Sohn des Thürhüters!

33.

Erſchlägſt du mich, mußt du mich billig letzen
Mit Rache: denn es iſt ein alt Gebot,
Und ſteht in allen Rechten und Geſetzen:
Wer tödtet, der erleide ſelbſt den Tod!
Doch iſt dein Tod nicht meinem gleich zu ſchätzen,
Der dir mit Recht, und mir mit Unrecht droht.
Ich tödte den, der meinen Tod begehret,
Du ſchlägſt, Grauſamer, die dich liebt und ehret.

34.

Warum, o Hand, ſollſt du nicht kecklich wagen,
Des Feindes Herz zu öffnen mit dem Stahl,
Der tauſend Todeswunden mir geſchlagen
In unſrer Liebe heitrem Sonnenſtrahl?
Der jetzt noch enden kann mit meinen Tagen
Und kein Erbarmen fühlt mit meiner Qual?
Muth, Seele, mit dem Tode dieſes Frechen
Den eignen tauſendfachen Tod zu rächen! —

35.

Sie ſpornt ihr Roß auf ihn, und ruft ergrimmt:
Hab' Acht, Verräther an den höchſten Schwüren!
Nicht wirſt du, weil in mir ein Funke glimmt,
Mit einem Mädchenherzen fortſtolziren. —
Wie dieſen Ruf der Mohrenheld vernimmt,
Erräth er gleich die Töne, die ihn rühren.
Die Stimm' iſt ſeinem Herzen ſo verwandt,
Daß er ſie hätt' aus tauſenden erkannt.

36.

Er denkt, ſie wolle nichts, als ihn verklagen,
— Zwar ſcheint's ihm freilich über die Gebühr —
Daß er der Uebereinkunft ſich entſchlagen,
Die ſie noch jüngſt gemacht; drum winkt er ihr,

## IV.

Als Theobald mit einem Herzen voll Glück und Leid, voll Zorn und Wehmuth die Stadt aufwärts ſchritt, ſah er über die Kreuzgaſſe vier Rathsherren auf das Rathhaus zugehen, die mit bloßen Degen einen Gefangenen in ihrer Mitte führten. Dieſer ſchien unvermuthet, doch nicht ohne hartnäckigen Widerſtand überwältigt worden zu ſein; der Hausrock, den er trug, war an vielen Stellen zerriſſen und das Geſicht von einem Schuſſe verbrannt. Theobald kannte den Mann, der ihm ſchon früher durch körperliche Schönheit und durch die Größe ſeiner Geſtalt, aber auch zugleich durch ein barſches, prahleriſches Weſen aufgefallen; es war der Lieutenant Fueter bei der Stadtgarniſon, und die Verſchwörung hatte alſo ſelbſt bei dieſen berufenen Wächtern des Geſetzes und der Ordnung Eingang gefunden; dieſer Gedanke ſchien auch auf das kleine Trüpplein Burger, die ſich in bunter Bewaffnung vor dem Rathhauſe eingefunden, einen bedenklichen Eindruck zu machen; denn man ſah da und dort einen von ihnen um die Ecke ſchleichen und nicht wieder zum Vorſchein kommen. Das unbewaffnete Volk, das ſich in dichten Haufen herbeidrängte, verhielt ſich ruhig, offenbar überraſcht und noch unentſchloſſen, auf welche Seite es ſich zu ſchlagen habe. Als der Gefangene ins Rathhaus geführt war, trat aus demſelben der Schultheiß, mit allen Zeichen ſeiner hohen Würde geſchmückt, auf die breite Treppe heraus, um die Menge an ihre Pflichten gegen die Obrigkeit zu erinnern und ſie zur Wachſamkeit und zum Gehorſame aufzufordern; aber er hatte ſeine Rede kaum begonnen, als eine drohende Stimme rief: Schweig du, wir wiſſen längſt, daß du ein glattes Maul haſt. Der ganze Haufe brach in ein unehrerbietiges Gelächter aus. Doch erhob ſich keine Hand, als bald noch ein zweiter, dritter Gefangener von bewaffneten Mitgliedern des Rathes herbeigeführt wurde, und für Theobald ſchien dies ein deutlicher Beweis, daß die Verſchwörer ebenſo wenig als der Schultheiß die wärmere Anhänglichkeit der großen Maſſe beſaßen. Er ſelbſt hatte keine Luſt, dem unheimlichen Schauſpiele länger zuzuſchauen, und wollte ſich hinwegdrängen; aber zwiſchen faſt banger Erwartung und bald aufloderndem Ingrimme blieb er wieder ſtehen, als eben in dem Augenblicke der Vater Juliens hoch zu Roß auf den Platz hereinbog. Die an dieſer Stelle dichtgedrängten Schaaren mußten dem Reiter freiwillig Raum geben, oder ſie konnten ihm mit leichter Mühe den Weg verſperren und durch das Eine oder Andere ihre Geſinnung gegen den neuen Ankömmling zu erkennen geben. Er ſah trotzig, ſogar herausfordernd aus, der alte Graubart, und ſogleich rief er auch mit ſeiner dröhnenden Stimme: Alle Wetter, Platz gemacht Burſche; was habt ihr hier Maulaffen feil, holt eure Gewehre, oder packt euch ſonſt zum Schinder, meinetwegen! Aber wie unhöflich das auch klang, das Gedränge wich halb lachend halb ehrerbietig aus einander, und da und dort rief es: Ja, Platz gemacht, Dem da . . . aus einander!

In Theobald gewann bei dieſem Anblicke das Gefühl des Zornes die Oberhand. Wäre der Oberſt von der Menge bedroht worden oder in Gefahr gerathen, er würde ſich ohne Beſinnen den Angreifern entgegengeworfen und ſich eher haben in Stücke zerreißen, als dem Alten ein Leides geſchehen laſſen; aber jetzt, da Alles zur Seite wich, hätte er ihm ſelbſt in die Zügel fallen und ihn für ſeine brutale Rückſichtsloſigkeit verantwortlich machen mögen. Das iſt immer der Weg, den plötzlich erregte, noch nicht im Sonnenſtrahle ruhiger Ueberlegung gereifte Gefühle einſchlagen, ſie taſten an der äußern Erſcheinung herum, wie der Blinde, der das Licht des Auges durch die Hand erſetzen muß. Aber bei Theobald trat noch das bittere Gefühl einer gänzlichen Ohnmacht und Hülfloſigkeit gegen dieſen Mann hinzu, der ſein ganzes Lebensglück in Händen hielt und ach . . . es ohne Abwehr mit rauhem Fuße zertreten mußte, wie den Wurm, der auf ſeinem Wege kroch. Der Jüngling hob bei dieſer Vorſtellung, ohne daran zu denken, was er that, die zornig geballte Fauſt empor, und in dem nämlichen Augenblicke ſtreifte auch das ſcharfe Auge des Oberſten nach ihm hinüber. Mit einem verächtlichen, faſt grinſenden Verziehen des Geſichtes zuckte er die Achſeln und ließ ſeine Blicke wieder nach einer andern Richtung ſchweifen. Ueber Theobald's

Geſicht flog eine dunkle Glut hinweg, um alsbald einer erſchreckenden Bläſſe Platz zu machen. Mit ſtarren Blicken verfolgte er den Reiter, bis dieſer, ſich aus dem Sattel ſchwingend, die Rathhaustreppe hinangeſtiegen und durch das große Portal verſchwunden war; es hatte ſich ein ganzer Schwarm herbeigedrängt, um ihm das Pferd zu halten. Ja . . . Canaille . . . murmelte Theobald und ſuchte ſich dann, ohne der Stöße zu achten, die er dabei ertheilen mußte, einen Ausweg durch das Gedränge zu bahnen.

Er ſchritt die Straße abwärts dem Thore zu, kaum beachtend, wie zu beiden Seiten Thüren und Verkaufsbuden geſchloſſen waren und ſelbſt die Fenſterladen bis in die oberſten Stockwerke hinauf in ihre Haken gezogen wurden. Was kümmerten ihn Angſt und Furcht dieſer Menſchen, deren Wille von jedem Windhauche ſich biegen ließ. Zu ſeinem bittern Unmuthe war nun noch die beſchämende Vorſtellung getreten, daß der Oberſt glauben werde, ihn über einer Geberde ohnmächtigen Zornes ertappt zu haben, die dem Uebermüthigen erlaube, der Geringſchätzung die Verachtung beizugeſellen, und ſo bemächtigte ſich ſeiner immer mehr jene ingrimmig verzweifelnde Stimmung, in der es kräftige Menſchen drängt, unheilbringend und zerſtörend in das Leben einzugreifen. Hätteſt du von dieſer Verſchwörung gewußt, rief es in ihm, ſo wäre dir Gelegenheit geboten worden, gegen den unmenſchlichen, Alles verhöhnenden Uebermuth dieſer Ariſtokraten mannhaft anzukämpfen; ſie hätten in dir wenigſtens einen Gegner fürchten müſſen, ſo lange du ihren Streichen nicht erlegen wäreſt; jetzt biſt du ihnen nichts als ein Wurm, über den ſie achtlos hinweggehen, oder verächtlich die Ferſe auf ihn ſetzen. Er war auf die Brücke gekommen, die zum Thore führt, und beugte ſich über das Geländer, um in den hochgehenden Strom hinabzuſchauen. Die Waſſer ſchoſſen wildflutend heran und brachen ſich aufſchäumend an den mächtigen Steinpfeilern; aber die ganze Brücke war fortwährend von einem unheimlichen Schüttern durchbebt, und wer über dieſelbe ging, beeilte ſeine Schritte, als wollte er einer drohenden Gefahr entrinnen. Einmal werdet ihr doch noch zuſammenbrechen vor dieſen lebendigen Schneewaſſern des Hochgebirges, rief Theobald in den ſchäumenden Strudel hinunter; — ihr ahnt es und zittert, ihr ſtolzen, herzloſen Stützen des alten Bauwerkes. — Das ſolltet Ihr nicht wünſchen, Herr, ſagte eine Stimme, es will ſonſt aller feſte Grund wanken. Es war der Wärter am nahen Thore, der neben Theobald ſtand. Uebrigens wenn Ihr noch hinaus wollt, wie ich denke, fügte er leiſer bei, ſo beeilt Euch; ich erwarte jeden Augenblick den Befehl zum Thorſchluſſe.

Wie, mitten am Tage?

Der Alte hob die Achſeln ein wenig in die Höhe und ſagte ſcheu umherblickend: Thut wie Ihr wollt, Herr. Mancher möcht' froh ſein, er wäre ſo nah' hier, wie Ihr's ſeid.

Theobald nickte und ſchritt durch den hallenden Schwibbogen ins Freie. Er hatte den Thorwärter wohl verſtanden; aber was lag es ihm in dieſem Augenblicke daran, für einen Verſchwörer angeſehen zu werden? Ja, wär' ich's, rief er abermals laut vor ſich hin, ich weiß es, ſie ſelbſt würde mich ſegnen, wenn ich dieſe ſtarren Banden ſprengen könnte, die auch ihr Leben, ihr Wünſchen und Hoffen wie zermalmende Ketten umſpannen. Er gedachte die Höhe hinanzuſteigen, die ſich längs dem Fluſſe erhebt, um, durch das ſtille Sommerland ſtreifend, die Qual ſeiner Gedanken zur Ruhe zu bringen; aber kaum war er einige Schritte gegangen, als raſcher Hufſchlag hinter ihm über die Brücke herandröhnte. Es waren zwei Reiter, in deren Einem er von Weitem ſchon den Oberſten erkannte. Nein, der ſoll mich jetzt nicht ſehen, dachte Theobald in einer plötzlichen Anwandlung jenes bittern Schamgefühles, das die Scene vor dem Rathhauſe in ihm erweckt, jetzt nicht; ja hätt' ich die Büchſe zur Hand, die er mir heute als Dienſtpfand geben gewollt!

Kaum zehn Schritte vor ihm ſtand die Herberge zum Klöſterli, die ſich auf dem ſteilen Aarborde erhebt, und dort hinein verſchwand er, während die beiden Reiter mit verhängten Zügeln die Straßen hinanjagten.

Hinter dem Hauſe, gegen Fluß und Stadt gewendet, lag eine ſtille Sommerlaube, und in dieſe ließ ſich Theobald eine Kanne Wein bringen. Es war ein Plätzlein, um die Eindrücke der letzten Stunde noch einmal in geordneten Reihen an ſich vorübergehen zu laſſen. Tief zu Füßen flutete der Strom an den jäh abfallenden Felſen heran, jenſeits erhob ſich im Halbrunde die Stadt, aus der kein Ruf, kein Laut heraustönte, und hüben und drüben ergoß ſich der üppige Sommertag. Was ging hinter jenen Mauern vor, die ſo ſchweigend, ſo ſtarr und kalt in die zitternden Lüfte aufſtiegen? — Vorüber, faſt am äußerſten Ende der langen Häuſerreihe, die der Flußwindung folgend ſich dahinbog, ſtand ein breites Haus mit hochragendem Giebel, als müßte er über alle Nachbarn weg weithin das Land überſchauen. Aus der Tiefe kletterten Klebebäume an der Mauer empor, deren oberſte Zweige noch ein Fenſter umrankten. Dort, ja dort lag der ‚Glückstraum ſeines Lebens', der einen verhüllenden Schleier über allen Schmerz vergangener Tage breitete und das Land der Zukunft in roſigem Morgenſchimmer auftauchen ließ; aber er durfte die Hand nicht ausſtrecken nach dieſem Traume, wenn das ſüße Bild nicht plötzlich in ſchwarze Nacht verſinken ſollte. Und warum darfſt du es nicht, Theobald, da ſie dir ihre Liebe unverhüllt dargebracht, wie eine reine Opferflamme, die nur für dich angezündet wurde, nur dir leuchtete und dir einzig angehört? Was biſt du dem Manne noch ſchuldig, der unter dem Schilde des Vaterrechtes dieſe duftige Blüte zertritt, wie er auch dich, dein beſſeres Theil und deinen freien Willen zertreten möchte? Darfſt du dieſem Einzelnen gegenüber nicht das nämliche Recht dir nehmen, das ſich die Verſchwörer gegen den ganzen Stand, dem er angehört, zu nehmen berechtigt hielten? — Aber nein, das kannſt du nicht, gab er ſich ſelbſt die Antwort, das darfſt du um ihretwillen nicht, die in einem ſolchen Kampfe erliegen und untergehen würde, wie der ſtille Stern hinter den kämpfenden Wolken untergeht. O daß mir ein freundlicher Gott einen Wink gäbe, mir einen Weg aus dieſem Labyrinthe zeigte; aber es giebt keinen ſolchen Weg, Theobald — keinen! —

Aus ſolchen Gedanken, die ihn immer düſterer umſpannen, wurde Theobald durch die Ankunft eines Trupps bewaffneter Männer aufgeſtört, die ſich unter eifrigem Geſpräche an die Tiſche vor der Laube ſetzten. Der Einſame erhob ſich, um weiterzugehen; aber als er hinter der Laubwand hervortrat, rief eine erfreute Stimme: Wie, Ihr ſeid's, Herr Theobald? . . . dem Himmel ſei Dank, ich fürchtete ſchon, es ſei Euch ein Unglück begegnet. Der Rufer war Niemand anders als der ehrſame Meiſter Hänni ſelbſt, der bis an die Zähne bewaffnet ſeinem Geſellen die Hand entgegenſtreckte. — Ich habe einen Gang ins Freie gemacht, es war mir nicht mehr geheuer in der Stadt, erwiderte Theobald, dem ein unabwehrbares Lächeln über das kriegeriſche Ausſehen ſeines ſonſt ſo friedfertigen Herrn auf die Lippen ſtieg; aber was wollt denn Ihr hie außen, werther Meiſter?

Daran habt Ihr wohlgethan, ſagte leiſe der Haarkräusler, wollte Gott, ich wäre auch los und ledig wie Ihr, und könnte meine eigenen Wege gehen.

Aber was habt Ihr denn vor?

Sie haben da drüben auf der Burgdorfer Straße den Hauptrebellen eingefangen, wißt Ihr, den kleinen Hauptmann Henzi, und den ſollen wir in die Stadt führen, wenn ſie ihn herabbringen.

Und für den einzigen kleinen Hauptmann ſind eurer ſo Viele nothwendig, Meiſter?

Ja, wißt Ihr, Herr Theobald, Ihr habt ganz recht, es iſt nicht geheuer in der Stadt, erwiderte der Haarkräusler, ohne ſich Mühe zu geben, ſeine Aengſtlichkeit zu verbergen; man weiß nicht, wie Viele drinnen bereit ſind, dem Mordbrenner davonzuhelfen.

Aber dieſe ganze Schaar da ſteht treu zur Obrigkeit?

Es ſind alles redliche Burger . . . fleißige Handwerksleute, die ihr Brod von unſern gnädigen Herren verdienen müſſen, wie ich, Herr Theobald.

Und wer hat den Henzi gefangen genommen?

Zwei Rathsherren, ſagt man; meiner Treu, ſeht, da bringen ſie ihn ſchon.

Und in der That kamen den Weg herab langſam die zwei Reiter gegangen, die vor kaum einer halben Stunde vorübergaloppirt. Sie waren von den Pferden geſtiegen und ließen einen kleinen, aber gewandt und kräftig ausſehenden Mann zwiſchen ihnen hergehen, indem der Eine den blanken Degen, der Oberſt eine geſpannte Piſtole in der Fauſt trug. Der Gefangene war unbewaffnet, doch hing ihm noch das leere Degengefäß zur Seite. Vor dem Wirthshauſe wurde Halt gemacht und die Drei traten zu der bewaffneten Schaar auf den freien Vorplatz heran.

Theobald wäre dieſem Schauſpiele lieber ausgewichen, aber es bot ſich kein Ausweg mehr dar, und ſo zog er ſich wieder an die Laubwand zurück, um wenigſtens dem Blicke des Oberſten zu entgehen. Dieſer ſchrie den Bewaffneten zu, ſich vor dem Ausgange am Hauſe aufzuſtellen und ihre Gewehre ſchußfertig zu halten; dann warf er ſich erſchöpft an einem Tiſche nieder und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

Am beſten iſt's nun, ſagte er zu ſeinem Begleiter, nachdem er ein wenig ausgeathmet, Ihr geht mit einigen dieſer braven Männer ſelbſt nach dem Rathhauſe hinein, um genaue Weiſung zu holen. Ich werde für unſern Hauptmann Sorge tragen indeſſen . . . was?

Zu Befehl, Herr Oberſt. Der Mann ſteckte ſeinen Degen in die Scheide, nahm ſich zwei der Bewaffneten zum Geleite und ſchritt auf die Straße hinaus.

Ihr habt über Durſt geklagt! fuhr dann der Oberſt zu ſeinem Gefangenen fort, indem er eine der aufgeſtellten Flaſchen ergriff und ein Glas einſchenkte, da trinkt; war wohl eine heiße Jagd . . . nicht?

Der Hauptmann nahm das Glas, um dasſelbe mit einer leichten Verbeugung gegen den Spender auf einen Zug leerzutrinken.

Er hab' ihr zur Entſchuld'gung was zu ſagen;
Doch ſie, mit ſchon geſchloſſenem Viſier,
Sprengt ihm, von Schmerz und Wuth geſpornt, entgegen,
Ihn wohl noch tiefer als in Sand zu legen.

37.

Wie ſie, von Zorn entflammt, ihn ſo bedräute,
Setzt er ſich feſt, des herbſten Jammers voll;
Er ſenkt den Speer, doch hält er ihn zur Seite,
Daß ihr kein Unheil widerfahren ſoll.
Das Fräulein, das, kein Mitleid im Geleite,
Mordgierig angeſprengt, wie blind und toll,
Vermag es jetzt nicht über's Herz zu bringen,
Ihn hinzuwerfen oder zu bezwingen.

38.

So gingen denn die Lanzen in das Leere
Bei dieſem Anlauf, und es war genug,
Wenn Beide litten unter Amors Speere,
Der in ihr Herz die bittre Spitze ſchlug.
Die Kriegerin, die nimmer fähig wäre,
Ihn zu verletzen, lenkt des Zornes Flug
Nach andrem Ort, um Thaten zu verrichten,
Die dauernd ſtehn im Buche der Geſchichten.

39.

Es fällt' ihr goldner Speer an dieſem Tage
Dreihundert oder mehr in kurzer Zeit.
Sie nur entſchied der Heiden Niederlage,
Sie nur gewann den Sieg in dieſem Streit.
Rüd'ger ſchweift hin und her mit bittrer Klage,
Bis er ſie trifft und ſagt: Ich ſterbe heut,
Hörſt du mich nicht; o laß mich zu dir ſprechen!
Was fliehſt du mich! was iſt denn mein Verbrechen?

Noch eins? rief der Oberſt, wie es ſchien, beluſtigt von dieſem Anblicke; einen guten Zug habt Ihr, Hauptmann, wahr iſt es.

Ich dank' Euch.

Der Gefangene wendete ſein Geſicht, ohne ſich von der Stelle zu rühren, der Stadt zu, und Theobald konnte nun aus ſeinem Verſtecke hervor bemerken, wie ſeine klugen braunen Augen mit forſchenden Blicken an den Häuſerreihen auf und nieder gingen; den Fluß abwärts blieben ſie an der Stadtmauer haften, die dort wohl eine Viertelſtunde entfernt in einem Thurme endigt, der faſt in ſeinem ganzen Umfange vom Waſſer umſpült wird. Es waren daſelbſt mehrere Perſonen zu erkennen, die außerhalb der Mauer am Fluſſe ſtanden, vielleicht Fiſcher, oder auch Leute, die zur Thurmwache aufgeſtellt waren, denn ſie blieben unbeweglich an ihrer Stelle ſtehen. Der Oberſt trank nun ſelbſt mit ſichtlichem Behagen einen Becher und rief dabei den wachehaltenden Männern unten zu, ſie ſollten ſich ihre Mühe nicht verdrießen laſſen; ſei die Geſchichte einmal vorbei, ſo würden zum guten Schluſſe wohl ein paar der großen Stückfäſſer im Rathhauskeller angeſtochen werden. Der Gefangene nickte leiſe mit dem Kopfe, als wär' er einverſtanden mit dieſer fröhlichen Ausſicht, während Theobald faſt zornig in ſich hineinrief: Warum holſt du dir den letzten Trunk nicht drunten im Strome? Ein Sprung, und du biſt der Quälerei der Menſchen entronnen!

Noch ein Glas, Herr Oberſt, wenn ich bitten darf, ſagte der Hauptmann.

Ha, hab's gedacht, rief der Alte; noch zwei, wenn's Euch ſchmeckt. Der Gefangene legte ſeinen Hut, den er bisher unter dem linken Arme gehalten, auf den Tiſch, trank das große Glas wieder bis zur Neige und beugte ſich dann vorwärts, als wollte er's ſorgſam niederſtellen; aber der Becher klirrte auf den Boden, und der Mann ſchoß wie ein aufſchnellender Federball in die Fluten hinunter. Ein Schrei der Ueberraſchung und Beſtürzung erfolgte, es knallte ein Schuß; aber mit bebender Hand ſchleuderte der Oberſt die rauchende Piſtole über den Felſenrand dem verwegenen Flüchtlinge nach.

Theobald ſtürzte aus ſeinem Verſtecke hervor mit den Andern der Stelle zu, von welcher der Gefangene verſchwunden war. Die Waſſer waren in Folge eines warmen Föhnes, der im Gebirge geherrſcht, hoch angeſchwollen und trüb gefärbt, mit Reiſig und mancherlei Treibholz bedeckt; von dem Hauptmanne war nichts mehr zu entdecken — die wilde Flut ſchien ihn augenblicklich in die Tiefe gezogen zu haben.

Der Oberſt ſtand ſtarr, mit vorgeſtreckten Händen über den Abhang gebeugt, und hätte nicht ſein unſtäter, verzweifelnder Blick das Leben verrathen, das in ihm kochte, würde man ihn für eine graue Steinſäule haben halten können. Theobald erhob unwillkürlich den Finger und deutete auf einen dunkeln Fleck, der ſich ſchon ziemlich entfernt in ſtetiger Richtung der Brücke zubewegte. Er iſt's, er ſchwimmt! ſchrie der Oberſt aus ſeiner Erſtarrung emporfahrend; he, wer kann ſchwimmen von euch . . . wer wagt ſich dran? Hölle und Teufel, daß ich im Waſſer ſinke wie ein Mühlenſtein!

Und dort am untern Ende der Stadt ſcheinen ihn gute Freunde zu erwarten, wenn ihm die Kräfte ſo weit reichen, rief Theobald, dem ein wildverworrener Sturm von Schadenfreude, Mitleid, Furcht und hoffendem Muthe das Herz erfaßte; er iſt dem Brückenpfeiler glücklich ausgewichen.

Der Oberſt heftete ſein Auge auf die Gruppe, die weit unten am Mauerthurm in Bewegung gerathen, mit einem rothen, flatternden Tuche auf den Fluß hinauswinkte. Er ſchien mit einem Blick den weiten Umweg zu bemeſſen, der über die Brücke in faſt ſtundenweitem Umkreiſe die Stadt hinan zu dieſer Stelle führte; dann wendete er ſich mit bebenden Lippen an ſeine Umgebung zurück. Iſt Keiner unter euch, rief er mit dumpfer Stimme, der ſich dran wagt, meine Ehre — eure Ehre zu retten — was? Zwanzigtauſend Kronen für den Gefangenen — mein ganzes Vermögen — Hab' und Gut — Keiner? —

Nein, es regte ſich Keiner; die Männer blickten einander mit ängſtlichen Geberden an, oder ſchauten dumpf in die treibenden Wogen hinaus.

Und Ihr da, Meyer! ſagte der Oberſt leiſer, wie?

Theobald's Geſicht war plötzlich bleich und fahl geworden, wie dasjenige des alten Mannes ſelbſt, und nur aus ſeinen Augen brach eine dunkle, brennende Glut hervor. Ja, ich will mein Leben für Eure Ehre wagen, rief er, nicht um Eure Goldkronen; aber gegen das Verſprechen, Euerm Kinde, Eurer Tochter den freien, ungehemmten Willen zu laſſen!

Der Oberſt blickte mit großen, erſtaunten Augen auf und ſagte langſam, als müßte er ſich über ſeine Worte beſinnen, oder als traute er dem geſunden Verſtande des jungen Mannes nicht mehr: Verſteht ſich, den ungehemmten Willen ſoll meine Julie ſchon haben und Ihr die verſprochenen Kronen obendrein, Meyer.

Wohlan denn . . . gedenkt Eures Wortes, rief Theobald, das Oberkleid von den Schultern ſtreifend und einen Blick den Fluß hinabwerfend, wo der Flüchtling bereits die Brücke hinter ſich gelaſſen; bleib' ich unten, ſo bringt Julien meinen letzten Gruß, Herr Oberſt.

Dieſer ſtreckte plötzlich die Hand aus, als ob er den Sprungfertigen noch zurückhalten wolle, nicht aus Mitleid und Beſorgniß, denn es ging ein grimmiges Zucken und Beben über ſein Geſicht, da er wohl erſt mit dem letzten Worte Theobald's den vollen Sinn und die Tragweite ſeines Verſprechens erfaßt haben mochte; aber er kam zu ſpät, und es achtete ſeiner auch Niemand in dem Augenblicke, wo die trüben Fluten bereits über dem kühnen Schwimmer zuſammenſchlugen.

Aber nicht lange bedeckten ſie ihn; nach einer kurzen, ängſtlichen Pauſe tauchte er zur nämlichen Stelle, auf der er niedergeſunken, wieder empor und glitt dann flußabwärts, wie ein ſchlanker Kahn, der mühelos gerudert wird.

## V.

Schon bei einbrechendem Abend war die ganze Stadt in ein buntes Kriegslager verwandelt. An allen vier Thoren, vor dem Zeughauſe und an der Kreuzgaſſe gegenüber dem Rathhauſe ſtanden zahlreiche und regelmäßig ſich ablöſende Wachtpoſten, während ebenſo zahlreiche Streifpatrouillen da und dort ein Haus umzingelten, oder einen Gefangenen durch die Straßen führten. Die Verſchwörung war vollſtändig und widerſtandslos niedergeſchlagen. So lange das Haupt und die Seele derſelben, Herr Hauptmann Henzi, nicht in feſtem Gewahrſam geweſen, hatte das Zünglein der Wage in bedenklicher Weiſe geſchwankt, und manche vornehme Rathsherrenfrau ſtand am Mittage am Kochherde, nicht um ein fröhliches Mahl, ſondern um große Töpfe ſiedenden Waſſers zu rüſten, mit dem ſie die befürchteten Angreifer ihres Hauſes von den Fenſtern herab zu begrüßen gedachte. Die Maſſe der mindern Burger und Einſaſſen hatte um dieſe Zeit eine Haltung angenommen, die ſolche Vorkehren nur zu ſehr rechtfertigte; wußte man doch, daß das Aarbergerthor und die ganze befeſtigte Mauerlinie bis zum Thurme an der Aare hinab ſich in Händen der Verſchwörer befand mit all den Waffenvorräthen, die dort aufbewahrt lagen.

Aber als Nachmittags die Kunde durch die Stadt flog, der Hauptmann Henzi ſei bei einem verzweifelten Fluchtverſuche und erſt nach grimmigem Kampfe mitten in der Aare von dem Haarkräuslergeſellen des Meiſters Hänni feſtgenommen worden, da hatte ſich die Lage mit einem Schlage gewendet. Die Straßen bedeckten ſich plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen mit bewaffneten Schaaren, die nach dem Rathhauſe zogen, um ſich dort unter die Befehle der Barettliherren zu ſtellen, und in kaum zwei Stunden ſtand die Stadt gerüſtet, wie in den Nothtagen langvergangener Heldenzeit. Bald jedoch mußte die Einſicht die Oberhand gewinnen, daß nun ſelbſt dieſe Rüſtungen überflüſſig geworden. Vom Lande her, von dem man befürchtet, daß es mit der Verſchwörung im Bunde ſtehe, kamen alle ausgeſchickten Kundſchafter mit der Botſchaft zurück, daß die Bevölkerung weit und breit ſich wie ein Mann erhebe, um dem Regimente der gnädigen Herren und Obern zu Hülfe zu eilen, und in der Stadt waren ja die Verſchwörer gefangen, oder von ihren eigenen Freunden verrathen und im Stiche gelaſſen. So kam es denn, daß die ganze Waffenerhebung bald ein mehr heiteres und lebensluſtiges, als Gefahr und Tod drohendes Ausſehen gewann, wie ja der Menſch ſtets nach kaum überſtandener Noth wieder am eifrigſten dem frohen Genuſſe ſeines Daſeins nachjagen mag. Und für dieſen Genuß wurde reichliche Vorſorge getroffen. Neben jedem Standpoſten, an den Thoren, am Zeughauſe und an der Kreuzgaſſe lag ein mächtiges Weinfaß, das ſeit einem halben Jahrhundert heute zum erſtenmale wieder die feuchte Nacht des Rathhauskellers mit dem milden Tageslichte vertauſcht, und vor all jenen Häuſern, die am Morgen mit den verhängnißvollen Kreuzen bezeichnet geweſen, ſtanden nun lange Tiſche mit leckeren Speiſen bedeckt. Daran ſaßen die vornehmſten und holdeſten Frauen, um mit eigener Hand die vorüberziehenden Patrouillen zu bedienen und neugierig mit ihnen über die Vorgänge des Tages zu discuriren.

Eine Hauptrolle ſpielte, wie leicht zu begreifen, in all dieſen Geſprächen der muthige Haarkräuslergeſelle Theobald, und wieder flog ſein Name von Mund zu Mund, wie am erſten Tage ſeiner Ankunft in der Stadt. Und wie damals rankten ſich auch heute ſeltſame, für Viele faſt unglaubliche Gerüchte an ihm empor, während Manches, um das einſt Meiſter Bölzlein verſpottet worden, nun plötzlich wieder neue Glaubwürdigkeit gewann. Daß der Haarkräusler den durch ſeine gewandte Körperkraft und Verwegenheit bekannten Rebellenhäuptling mitten in dem reißenden Fluſſe überwältigt, ohne der Kugeln zu achten, die von dem ſchon nahen untern Aarthurm ihm entgegenpfiffen, konnte man noch begreiflich finden, obwohl es von Tauſenden keinem Zweiten gelungen ſein möchte, bloß mit einem Arme die wilden

Strudel zu durchrudern, und mit der andern Hand den ſich ſträubenden Gegner feſtzuhalten; faſt übermenſchlicher Kraft und Gewandtheit bedurfte es dazu. Aber unbegreiflicher lautete doch etwas Anderes, was namentlich der Meiſter Hänni mit ebenſo geheimnißvollem Geſichte als hohem Selbſtgefühl Jedem erzählte, der ihn anhören mochte. Und es hörten ihm Viele zu, Manche drei, vier Mal, gleichſam als könnten ſie das Unglaubliche durch ein öfteres Wiederholen ihrem Begriffsvermögen gewöhnlicher und zugänglicher machen. Als nämlich der Theobald mit ſeinem Gefangenen ans Ufer geſtiegen, habe der Oberſt ihn alſogleich ein wenig beiſeits gezogen und mit einem Geſichte, aus dem in jeder Miene ängſtliche Erwartung geſprochen, gefragt: ob er nun ſeine Tochter nicht ſogleich zur Gemahlin begehre? — Darauf aber habe der Theobald ſich noch erſt eine Weile beſonnen und dann erwidert: je nachdem; darüber müſſe das Fräulein befragt werden; begehre ſie ihn, ſo werde er nicht Nein ſagen.

Dieſe Geſchichte nun würde unbedingt und ohne Beſinnen ins Gebiet der Fabel verwieſen worden ſein, wären nicht ſo viele unbetheiligte Zeugen zu ihrer Beſtätigung vorhanden geweſen. Wer den Oberſten genauer kannte, war wohl überzeugt, daß er ſich ſelbſt in die Aare geſtürzt, oder ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, wenn der ſeiner Obhut anvertraute Gefangene entwiſcht wäre; aber daß der ſtandes- und geſchlechtsſtolze Patrizier einem Haarkräuslergeſellen ſeine einzige Tochter anerboten hätte — nimmermehr; da mußten noch verborgene Gründe obwalten, und am Ende war doch etwas Wahres geweſen an den frühern Prinzen-Gerüchten. Drum auch mochte, beſſer unterrichtet als Andere, der Oberſt gleich anfangs für den Fremden bei der Polizei Fürſprache eingelegt haben, wie nun mit einem Male ruchbar wurde. Immerhin, ſchloſſen die Männer dieſe Geſpräche, auch ein Prinz hätte ſich der holden Julie nicht zu ſchämen, und die Frauen meinten unverhohlen, einen ſchönern Gemahl würde ſie nie finden können, ob Prinz oder Haarkräusler.

Während Theobald auf ſolche Weiſe gefeiert und glücklich geprieſen wurde, ſaß er ſelbſt in banger Unruhe auf ſeinem einſamen Kämmerlein, mit dem unabwehrbaren Zweifel ringend, ob er ſeine That nicht mehr zu bereuen, als ſich derſelben zu freuen habe. Das Letztere einmal mochte ihm nicht gelingen, wie ſehr er auch ſich Mühe gab, die dunkel heranziehenden Schatten wegzuſcheuchen. War es ihm ja doch kaum möglich, klar zu werden, was ihn eigentlich zu der That bewogen hatte, da der Augenblick, in dem er den Entſchluß gefaßt und die Ausführung begonnen, wie ein dumpfer, verworrener Traum hinter ihm lag. War es am Ende nicht bloß das ſchadenfrohe Verlangen, den Uebermuth des Ariſtokraten zu demüthigen und ſeinen Stolz zu brechen? — Nein, das war es nicht, Theobald, rief er, aus ſeinem Sinnen ſich erhebend; zur Befriedigung eines kleinen Rachegelüſtes wäreſt du nicht fähig, die

Noth eines alten Mannes zu benützen; gewiß nicht. Nein, es war vielmehr das Mitleid mit ſeiner hülfloſen Verzweiflung, es war deine unnennbare, hoffnungsloſe Liebe zu Julien, die dich trieb, und nichts Anderes. — Aber, fuhr er nach einer Weile fort, biſt du auch wahr gegen dich ſelbſt? Du wußteſt ja, daß ihre Liebe dir voll und ganz angehört; ſie hat dir dieſelbe aus freien Stücken entgegengebracht und mit dem ſtarken Muthe des Entſagens eingeſtanden, während du . . . was, Theobald? . . . während du, um ihres bloß äußerlichen Beſitzes willen, einen Mann, der dir in deinem ganzen Leben kein Leids gethan, der mit Muth und Entſchloſſenheit für ſeine Meinungen eingeſtanden, dem Henker überliefert haſt! . . . Wird ſich dieſer Gedanke nicht ſtets wie ein geſpenſtiſcher Schatten zwiſchen dich und dein Glück, zwiſchen deine Liebe und Julie ſtellen? . . . Ah, Theobald, als du in jener Unglücksſtunde deinen Freund und Wohlthäter erſtochen, konnteſt du den Allwiſſenden zum Zeugen anrufen, daß keine Abſicht, daß nur ein unglückſeliger Zufall deine Hand geführt, und doch legte ſich dieſe That wie ein Fluch auf dein Leben, um dich aus den Bahnen, die dir ſo freundlich geebnet waren, gleich einem weſenloſen Schemen hinwegzuſchleudern. Und jetzt? . . .

Von unendlicher Bangigkeit erfüllt, mußte er ſich auf ſein Bett werfen, als könnte der ruhende Leib der Seele eine Stütze bieten in dem Kampfe gegen die dunkeln Ahnungen, die ſie beſtürmten; aber es mochte

40.

So wie bei eines Südwinds lauem Wehen,
Der über's Meer die linden Lüfte bringt,
Der Schnee ſich löst, die Ströme wieder gehen,
Das Eis, das eben noch ſo harte, ſpringt,
So wird bei dieſem Klagen, dieſem Flehen
Das Herz der Schönen, das der Lenz durchdringt,
Das bitter war und wie aus Erz gegoſſen,
Den ſanfteren Gefühlen neu erſchloſſen.

41.

Sie will, ſie kann nicht andre Antwort geben,
Doch querfeldein ſpornt ſie den Rabican,
Um von den andern weit ſich wegzuheben,
Und winkt den Ritter mit der Hand heran.
Ein ſtilles Thal, fern von dem blut'gen Streben,
Nimmt ſie jetzt auf, und drin ein kleiner Plan,
Geſchmückt mit einem Wäldchen von Cypreſſen,
Die ſcheinen all' mit Einer Schnur gemeſſen.

42.

Ein hohes Grab lag zwiſchen dieſen Bäumen,
Aus weißem Marmor und in neuer Pracht.
Wer es bewohnte, war in kurzen Reimen
Dem, der es wiſſen wollte, kund gemacht.
Doch als das Fräulein kam zu dieſen Räumen,
Da gab ſie, glaub' ich, auf die Schrift nicht acht.
Es ſtürmt der Ritter über Stock und Steine,
Bis er die Kriegerin erreicht im Haine.

43.

Doch wenden wir uns zu Mafiſen jetzt:
Sie hat inzwiſchen ſich auf's Roß geſchwungen
Und rings der mächt'gen Feindin nachgeſetzt,
Die ſie beim erſten Lanzenſtoß bezwungen.

ihm wenig helfen, daß er ſich zu überreden ſuchte, der Flüchtling würde ja ſchon in den Fluten der Aare ſeinen Tod gefunden haben, oder er gehe nun nur dem Looſe entgegen, das er ſelbſt Andern zu bereiten gedacht; immer wieder ſtand plötzlich das edle, mehr von Wehmuth als Zorn erfüllte Antlitz vor ihm, mit dem der Hauptmann ſich mühſam aus den Wellen hebend ihm zugerufen: Was willſt du mir anhaben, fremder Mann? Willſt du kein Scherge menſchlicher Ungerechtigkeit ſein, ſo überlaſſe mich dem Beſchluſſe des ewigen Richters! — Hätteſt du es gethan! ſprach es in Theobald, während ſich zugleich ein anderes Bild vor ſein inneres Auge drängte, das ihm mit unheimlich leuchtenden Blicken und krampfhaft zuckenden Zügen entgegenſchaute. Es war das Geſicht des Oberſten, als dieſer ihn, faſt ohne ſich um den zurückgebrachten halbbewußtloſen Gefangenen zu kümmern, mit der Frage auf die Seite zog; wie die Bedingung, unter der er das Wagſtück unternommen, eigentlich zu verſtehen ſei? — Theobald gab offenen Beſcheid, aber er ſah auch, wie der Vater Juliens ſich zuerſt zuſammenbog und dann wieder langſam emporrichtete, bevor er zur Antwort kam. Ich hab' Ihn vorhin nicht recht verſtanden, hatte drauf der Oberſt geſagt, doch mein Verſprechen hat Er, und es ſoll gehalten werden. Will die Jule ſeine Frau werden, ſoll Er Bericht haben; nachfragen wird Er nicht, Meyer . . . was? . . . —

Der dumpfe, bebende Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen waren, klang in den Ohren Theobald's in anderer Weiſe nach, als in denjenigen ſeines Meiſters, und zur Erinnerung an denſelben geſellte ſich nun auch noch der qualvolle Gedanke, daß er das heiligſte Herzensgeheimniß Juliens verrathen und ſie dadurch vielleicht unſäglichem Leide preisgegeben habe; zwar nahte ſich wohl die ſüßflüſternde Hoffnung, ſie werde in ihrer Liebe die Kraft gewinnen, den Kampf um einen glückverheißenden Sieg zu beſtehen, aber auch dieſer Troſt vermochte den an Leib und Seele Erſchöpften nicht mehr aufzurichten, und als ihm endlich der Schlaf die Augen ſchloß, brachte ſelbſt dieſer milde Beſänftiger aller Qualen nur bange, unheilſchwangere Träume mit. —

Gleichwohl ſtand die Sonne ſchon hoch über den benachbarten Giebeln der Stadt, als Theobald durch ein Pochen an ſeiner Thüre geweckt wurde. Es war der Meiſter Hänni, der, in der einen Hand einen mächtigen Blumenſtrauß, in der andern ein verſiegeltes Papier haltend, unter feierlichen Bücklingen in die Kammer ſeines Geſellen trat. An der Thüre blieb er ſtehen und ſchien mit verlegenen Blicken das geringe Geräthe und die mit einer vergilbten Tapete bekleideten Wände des Gemaches zu muſtern, bevor er zu Worten kommen konnte: aber auch als er zu ſprechen anfing, ſchwankte ſeine ſonſt ſo geläufige Zunge, als ob ſie ſich fürchtete, den richtigen Ausdruck zu verfehlen. Ich möchte Euch um die Ehre bitten, Herr . . . Herr, ſagte er, für die

Zeit, die Ihr noch etwa in meinem Hauſe verweilet, die grüne Stube im erſten Stockwerke zu beziehen; es iſt die beſte, die ich Euch anbieten kann.

Was giebt es, Meiſter? rief Theobald, den Mann, der ihm in ſeiner feierlichen Unbehülflichkeit wie eine Fortſetzung der kaum verſcheuchten Traumbilder erſchien, verwundert anblickend; ich muß mich wohl verſchlafen haben.

Bitt' um Verzeihung, daß ich Euch geſtört habe, erwiderte der Meiſter; das Frühſtück hätte wohl noch warten mögen; aber hier ſchickt Euch meine Frau dieſe Blumen zum Glückwunſche, und da iſt ein Brief für Euch . . . Herr . . .

Ein Brief . . . wer hat ihn gebracht?

Der ſchwarze Jacob, wißt Ihr, der Reitknecht des gnädigen Herrn, des Oberſten: ich dachte, es werde Eile haben . . . gute Botſchaft kommt nie zu früh.

Ich danke Euch, Meiſter, erwiderte Theobald leiſe, und werde bald hinunterkommen.

Der Brief zitterte in ſeiner Hand, als er die ſtarren, wie mit einem Degenknaufe geſchriebenen Buchſtaben der Aufſchrift betrachtete, und vor ſeinen Augen zog ein ſchattenhaftes Flimmern beim Anblicke des großen Familienſiegels; er meinte, ein höhniſches, drohendes Geſicht hinter dem geſchloſſenen Helmviſire, mit dem das Wappen gekrönt war, hervorſtarren zu ſehen. Er wendete das Papier einige Male hin und her, indem er vor ſich hin murmelte: Dein Richterſpruch, Theobald

... Tod oder Leben, Seligkeit oder Verdammniß; gleichviel. Du mußt dein Geſchick kennen lernen.

Als er das Siegel mit einem raſchen Zuge losgelöſ't und ſeine Blicke die erſten Zeilen überflogen hatten, ſprang er empor, um wie ein Trunkener durch das Gemach zu ſchwanken. Dabei preßte er das Blatt gegen ſeine Bruſt und rief mit zitternder Stimme: O Julia, vergieb mir, daß ich einen Augenblick an dem Starkmuthe deiner Liebe zweifeln konnte ... du Herrliche, du Hochherzige, der mein Leben und Sterben, mein letzter Athemzug gehören ſoll!

Er warf ſich wieder auf einen Stuhl und drückte beide Hände auf die Augen, als wären ſie, von einem plötzlichen Glanze geblendet, nicht mehr im Stande, das helle Tageslicht zu ertragen.

So ſaß er lange vor ſich hingebeugt, ehe er es wagte, den Brief zu Ende zu leſen. Und er that wohl daran, dieſen Augenblick des reinen, unvergällten Glückes in ſeiner ganzen Seligkeit durchzukoſten, bevor er dem Zweifel geſtattete, einen Schatten über das roſige Morgenland ſeiner Hoffnungen auszugießen; denn ach, wie wenige Augenblicke ungetrübten Glückes zählt das Menſchenleben, dieſer ſeltſame Traum des Daſeins, der mit einer Klage beginnt, um mit einem Seufzer zu Ende zu gehen! — Theobald mußte dieſem unabänderlichen Geſchicke ſich ebenfalls unterwerfen, als er endlich das Blatt wieder vor die Augen hob, ſo wenige Worte außer den ſchon geleſenen daſſelbe auch enthalten mochte. — Es hat ſeine Richtigkeit, ſchrieb der Oberſt, meine Jule hat mir Alles eingeſtanden, ſie will Ihn zum Manne haben. Mein Wort hat Er auch, Meyer, und ſo ſoll die Hochzeit vor ſich gehen, ſobald die Rebellengeſchichte abgethan. Tag und Stunde werden Ihm angezeigt; vorher hat Er ſich um nichts zu bekümmern, ich werde die Sache beſorgen, wie ſich's gebührt. — Der Leſer hielt wieder inne und legte erbleichend die Stirn in ſeine Hand. Es war nicht der ſtolze, barſche Ton, mit dem ihm der künftige Schwiegervater ſein Lebensglück gleichſam vor die Füße warf, was ihn erſchütterte; wußte er doch, daß der Mann einen edlern Kern in ſich barg, als die rauhe Schale auf den erſten Anblick vermuthen ließ; es war auch nicht die deutliche Weiſung, Julien vor dem Hochzeitstage nicht mehr ſehen zu dürfen; gehörte eine ſolche Einſchränkung ja ſogar zu der wunderlichen Standesetikette; aber ein einziges Wort, das ein vorauseilender Blick aus der nächſten Zeile aufgefangen, hatte ihm einen Augenblick den Muth benommen zum Weiterleſen. Doch auch dieſer bitterſte Tropfen mußte gekoſtet werden. Beiliegend eine Anweiſung auf die zwanzigtauſend Kronen, lautete der Schluß, die Ihm mein Geldwechsler ſogleich ausbezahlen wird. Er mag ſich daraus gebührlich ausſtaffiren auf den Hochzeitstag. Bis dahin Sein wohl affectionirter ꝛc.

Theobald's Augen blieben eine Weile ſtarr, wie feſtgebannt, auf dieſer Stelle haften, während nur ein leiſes, bitteres Zittern ſich um ſeinen Mund bewegte;

aber als er endlich, das Papier wieder zuſammenfaltend, ſich erhob, war auch dieſes verſchwunden und ruhigen Schrittes ging er der Thüre zu.

Er ſtieg die Treppen hinunter, ohne bei ſeinem harrenden Meiſter anzuklopfen, und auch auf der Straße ſchritt er fürbaß, ſo wenig auf manchen ehrerbietigen Gruß achtend, als die Gruppen bemerkend, die flüſternd zuſammenſtanden, um ihm nachzuſchauen. Er ſah und dachte an nichts Anderes, als wie er dem Oberſten, ohne abſichtlich zu verletzen, doch mit unverhohlener Feſthaltung ſeines eigenen Selbſtgefühles, das Blutgeld zurückzugeben habe, das er nie verlangt, und um das er nicht gedient hatte. Ja, das Blutgeld, ſagte er laut, als er ſich dem väterlichen Hauſe Juliens nahte, und es iſt jetzt auch deine Pflicht, Theobald, dem alten Manne deutlich zu machen, wie ſehr er ſein eigenes Fleiſch und Blut durch eine ſolche beabſichtigte Mitgift ſelbſt geſchändet habe! Nein, nein, du hochfahrender Ariſtokrat, du ſollſt wiſſen, wo deinem menſchenverachtenden Stolze eine Grenze gezogen ſein muß, mag kommen darüber, was da will!

Unter ſolchen Gedanken ließ er den ſchweren Meſſinghammer auf die Thüre fallen; aber zu ſeiner Verwunderung mußte er zwei-, dreimal pochen, bis ſich langſam ſtolpernde Schritte die Treppe herab hören ließen. Theobald kannte den Alten wohl, es war ein Invalide, der, im Dienſte des Oberſten zum Krüppel geſchoſſen, nun das Gnadenbrod des Hauſes aß, und deſſen Hauptgeſchäft ſonſt freilich in der jetzt arg vernachläſſigten Thürhut beſtand. Bomben und Feldſchlacht, Ihr ſeid es? rief der Stelzfuß ſich vor dem Ankömmling augenblicklich in militäriſche Poſitur werfend und dann mit erhobener Hand ſteif wie eine Salzſäule ſtehen bleibend; Ihr habt die Ordre verpaßt, gnädiger Herr . . . ich auch, halten zu Gnaden . . . der Oberſt iſt wohl ſchon zwei Stunden abgereiſ't mit dem Fräulein.

Abgereiſ't mit dem Fräulein? rief Theobald, und wohin denn, Chriſtian?

Halten zu Gnaden, erwiderte der Alte, werden das beſſer wiſſen, als ich.

Kein Wort weiß ich.

Schock Granaten, ſchrie der Alte mit einer Stimme, die derjenigen des Oberſten nachgebildet war, wie ein Ei dem andern; hat Euch denn der Schlingel, der ſchwarze Jacob, den Brief meiner Herrſchaft nicht gebracht, gnädiger Herr?

Einen Brief hab' ich wohl erhalten, ja.

Na, dann haltet mich alten Mann nicht zum Beſten, gnädiger Herr . . . darin muß es ja geſtanden haben.

Theobald ſchaute den Alten ſchweigend an, während der Verdacht in ihm aufſtieg, dieſer habe Weiſungen holen müſſen, bevor er die Thüre geöffnet, und daher auch möchte die Zögerung entſtanden ſein. Dieſer Gedanke trieb ihm das Blut wie einen brauſenden Glutſtrom nach dem Geſicht, und ſchon ſtreckte er die Hand aus, um ſich im Hauſe ſelbſt darüber Gewißheit zu verſchaffen, als die Straße herauf ſcharfer Hufſchlag erklang. Es war der Reitknecht des Oberſten, der augenblicklich von einem ſchweißtriefenden Pferde ſprang.

He, Jakob, rief der Alte vor die Thüre ſtelzend, gut daß du da biſt . . . ſollſt gleich Bericht geben dem gnädigen Herrn; wo haſt du . . .

Wird ohne deinen Befehl geſchehen, erwiderte der Reitknecht mürriſch; wendete ſich dann aber ſogleich die Mütze ziehend gegen Theobald und ſagte ehrerbietig: Der Oberſt hat mir noch befohlen, Euch in ſeinem Namen zu vermelden, es würd' ihm eine Ehre ſein, wenn Ihr während ſeiner Abweſenheit zu Euern Spazierritten über ſeine Pferde verfügen wolltet . . . Steh' alſo jeden Augenblick zu Befehl, Junker.

Wie vorhin den thürhütenden Stelzfuß, blickte nun Theobald mit ſchweigender Betroffenheit den Reitknecht an, der in ſteifer Ehrerbietigkeit vor ihm ſtehen blieb und endlich ſagte: Wenn Ihr meine Thiere, die Pferde meiner Herrſchaft, noch nicht kennt, ſo befehlt nur, was Ihr gerne reitet, Junker; ich denke, die braune Leda, ungariſche Zucht und reine Race, prächtiges Feuer . . . das möcht' Euch gerade behagen, gnädiger Herr. Oder auch . . .

Laßt nur, erwiderte Theobald, heute wenigſtens werd' ich nicht reiten. Ihr habt die Herrſchaft begleitet, Jacob?

Bis gegen Münſingen hinauf, etwa zwei Stunden weit, Junker.

Und ſie werden lange fortbleiben?

Der Reitknecht ſchaute verwundert auf. Kann nicht dienen, Junker, vielleicht vierzehn Tage, drei Wochen, hat mir Mädeli geſagt.

Ein Landaufenthalt alſo!

Ohne Zweifel, Junker, wie Euch wohl bekannt ſein wird.

Gut, Jacob, ſagte Theobald, dem die Reden und das ehrerbietige Thun dieſer Leute, die bisher Tag um Tag achtlos an ihm vorbeigegangen, wie ein neckiſcher, verwirrender Traum vorkamen. Ihr könnt etwa morgen nachfragen . . . vielleicht reiten wir dann.

Zu Befehl, Junker.

Theobald kehrte ſich langſam ab und wollte gehen: aber der Stelzfuß, der indeß ſchweigend bei Seite geſtanden, legte wieder die Hand an ſeinen Dreieckhut und rief mit kräftiger Stimme: Halten zu Gnaden, bin länger im Dienſt, als der Schwarze da, und kenn' die Parole. Der gnädige Herr woll' uns fortan tituliren, wie es gegen geringe Dienſtleute bräuchlich iſt; alle Wetter . . . geht nicht mehr anders. — Ich verſteh' Euch nicht, Chriſtian, ſagte Theobald. — Granaten . . . gnädiger Herr, ſchrie der Alte, nehmt's mir altem Soldaten nicht übel; ein Er bin ich, nichts weiter, der Schwarze da auch. Alle Wetter, der Oberſt würd' uns, wenn er's hörte . . .! Für mein zu ſpät Kommen an der Thür hab' ich ſchon Pardon verlangt . . dacht' nicht, daß Ihr oder ſonſt Jemand Wichtiges käm', gnädiger Herr, und hatt' mich ein wenig aufs Faulbett gelegt.

Schon recht, Chriſtian . . . beruhige Er ſich darüber.

So gilt's, dank' Euch, rief der Alte, mit ſeinem Stelzbeine auf das Pflaſter ſtampfend; aber noch Eines, fügte er leiſer hinzu, ſeine Ehre hat unſer Eins bei Alledem, und drum würd's mich alten Burſchen freuen, wenn Ihr nun das Geheimthun ließet, gnädiger Herr; hilft doch nichts mehr.

Geheimthun, Chriſtian?

Na, zu Gnaden halten, gnädiger Herr, erwiderte der Alte mit treuherzigem Geſichte, wißt, bin ein alter Soldat, und hab' meine Kompliment' vom Korporal gelernt, bis ich ſelbſt ein ſolcher Schwernöther geworden; bin aber auch da nicht viel weiter gekommen, gnädiger Herr. Freut mich nur, daß ich ſo was noch erleben konnt', in dieſem Hauſe. Iſt doch ein gar zu gutes, prächtiges Frauenbild, unſer Fräulein.

Theobald, der kaum wußte, was er that und wie ihm geſchah, warf nochmals einen langen, fragenden Blick auf die beiden Männer, die ihm ehrerbietig ihre Grüße boten, und begann dann wieder die Straße aufwärts zu gehen. Dabei zog er unwillkürlich den Hut tief über die Augen herab, als ob er von der ganzen Welt nichts ſehen oder ſich vor ihr verbergen möchte, während ein verworrenes Heer von Gedanken wie ein lärmender, bald höhnender, bald freundlich lachender Maskenzug an ihm vorüberſtürmte. Was ſollte das

Sie ſieht ſie ſcheiden aus dem Heer zuletzt,
Auch Rüdigern, der lang mit ihr gerungen,
Und denkt nicht, daß er das aus Liebe thut,
Vielmehr aus Rachedurſt und Kampfesgluth.

44.

Sie kommt zur Stelle faſt zugleich mit dieſen,
Indem ſie ihrem Roß die Sporen gibt.
Wie ungern die von ihr ſich treffen ließen,
Weiß, ohne daß ich's ſchreibe, wer da liebt.
Doch Bradamanten muß es mehr verdrießen,
Das Weib zu ſehn, das ſie ſo ſchwer betrübt.
Wie wär' ihr da der Argwohn fern geblieben,
Daß Liebe ſie zu Rüdigern getrieben?

45.

Sie ſchilt ihn treulos, neu von Zorn entzündet:
Treuloſer, iſt dir nicht genug geſchehn,
Daß deinen Treubruch mir der Ruf verkündet?
Muß ich ihn noch mit eignen Augen ſehn?
Du willſt mich los ſein, das iſt leicht ergründet;
Dein ſchnöder Wunſch ſoll in Erfüllung gehn:
Ich ſterbe; doch mit mir hinunterſchweben
Soll dieſe hier, die mir den Tod gegeben. —

46.

Sie fährt empor mit wüthender Geberde,
Und donnert gegen ihre Feindin her,
Und wirft ſie plötzlich rücklings von dem Pferde;
Ja, ſo gewaltig trifft der goldne Speer,
Daß halb ihr Helm hineinfährt in die Erde;
Und nicht kam dieſer Stoß von ungefähr:
Marfiſa wehrte ſich genug dagegen,
Und mußte doch ihr Haupt zur Erde legen.

zu bedeuten haben? wagte man ein freches Spiel mit ihm zu treiben oder war es wohlgemeinter Ernſt, deſſen Abſicht er noch nicht begreifen konnte? — Der Oberſt hatte ihm ſeine Tochter zugeſagt in jenem barſchen Tone, den er gegen geringe Leute oder Untergebene zu gebrauchen pflegte; aber dieſe Untergebenen ſelbſt richteten in ſeinem Namen Aufträge aus mit einer Ehrerbietung, die ſie nur ihrer Herrſchaft zu erweiſen gewohnt waren und auch bloß von dieſer empfangen haben konnten. Braut und künftiger Schwiegervater verſchwanden, ohne dem Bräutigam eine Spur ihrer Wege zurückzulaſſen, und doch war es offenbar, daß ſie ſelbſt vor ihren Dienſtboten kein Geheimniß gemacht aus dem neu entſtandenen Verhältniſſe, ja daß eine ſolche Geheimhaltung überhaupt nicht in der Abſicht des Oberſten lag, ſonſt würde er ſeine Pferde ſchwerlich zu offenem Gebrauche anerboten haben. Und was meinte der Stelzfuß mit dem Geheimthun, wo kein Geheimniß mehr zu bewahren war? — Theobald legte bei dieſer Selbſtfrage die Hand auf die Stirne, während die Lippen ein bitteres Lächeln umkräuſelte. Er erinnerte ſich des müßigen Klatſches, der ihn in den erſten Tagen ſeiner Herkunft verfolgt, und wie eine eiskalte Hand griff der Gedanke an ſein Herz, daß nun die Farce zu ſeiner blutigen Verſpottung fortgeſpielt werden möchte; doch nein, beruhigte er ſich alsbald wieder, dazu haben die beiden Burſche da drunten zu unbefangen, zu ehrerbietig ſich benommen; das könnte ja dem Vater auch nichts nützen, ohne ſeine Tochter ſelbſt dem nämlichen Spotte preiszugeben, — jetzt nicht mehr, nachdem es ſo weit gekommen. Ach Julia, warum kein Wort, keinen Blick von dir! —

Als Theobald, zu Hauſe angelangt, wieder nach ſeinem Gemache hinaufſteigen wollte, trat ihm oben an der erſten Treppe die höfliche Meiſterfrau entgegen, die ihn unter Erröthen und Knixen zur offen ſtehenden „grünen Stube" führte. Es war das Prunk- und Paradegemach des Haarkräuslers und nun recht freundlich mit friſchen Blumen ausgeſchmückt. Ich hab's wohl gedacht, mein Mann werde ſich ungeſchickt benommen haben heute früh, ſagte die Meiſterin lächelnd und nicht ohne deutliche Befriedigung auf die eben vollendeten Anordnungen ihres Haustempels blickend, aber Ihr müßt ihm verzeihen, Junker Theobald, wer konnte das wiſſen, da Ihr immer geheim gethan habt, uns geringen Leuten gegenüber. Freilich, freilich, mir hat immer was ſchwanen wollen, wenn ich Euch anſah, wie gar herrlich und ſchön Ihr ſeid, ſtattlicher, wie gar keiner unſerer gnädigen Herrn; gewiß, gewiß, wertheſter Junker.

Abermals, und auch hier! rief Theobald, den über der fortwährenden knixenden Beredtſamkeit ſeiner ſonſt nicht eben herablaſſenden Hauswirthin eine unwillkürliche Lachluſt anwandelte, und habt Ihr denn nicht ſelbſt gewußt, daß ich ein hoher Herr bin, Frau Suſanne?

Ach, gnädiger Herr, erwiderte die Meiſterin mit ſeinem Lächeln, des Bölzlein's und ſeines Geredes wegen hätt' ich's freilich nie geglaubt, obſchon der Himmel wiſſen mag, wie er's am erſten Tage erfahren konnte; aber Ihr wolltet es ja nicht leiden, und da mußte unſer Einer Reſpect haben vor Euern Gründen, das gebührte ſich.

Und jetzt, Frau Suſanne . . . woher habt Ihr beſſere Kundſchaft?

Ach, gnädiger Herr, wie Ihr noch immer zu ſpaßen beliebt; meint Ihr, der ſchwarze Jacob . . .

Der Reitknecht des Oberſten, der heut' den Brief gebracht?

Ei, freilich, der hat kein Hehl daraus gemacht, daß der Oberſt ihm ſelbſt erzählt, wie Euer gnädiger Herr Vater, ein reicher, mächtiger Reichsherr draußen in Deutſchland, einſt ſein' Kriegskamerad geweſen, und wie Ihr nur des Fräulein Julia wegen . . . ja, was die jungen gnädigen Herren nicht Alles ausdenken in ihrer Liebe! . . .

Gut, Frau Suſanna, ſagte Theobald, ſein erröthendes Geſicht abwendend, grüßet mir den Meiſter; ich danke Euch für Eure Freundlichkeit. —

## VI.

Zehn Tage vergingen, nachdem Theobald ſich auf das Begehren ſeiner Meiſterleute in der grünen Stube einquartiert, bevor er wieder zum erſten Male die Schwelle derſelben überſchritt, um das Haus zu verlaſſen. — Während dieſer ganzen Zeit hatte er weder von Julien, noch dem Oberſten ein Lebenszeichen vernommen, obwohl der ſchwarze Jacob ſich regelmäßig wie die Uhr jeden Morgen einſtellte, um ſich zu erkundigen, ob dem Junker nicht ein Ausritt beliebe. Es verurſachte dem guten Burſchen ſichtlich ſchweren Kummer, jedesmal einen abſchlägigen Beſcheid zu erhalten, und doch trug er daran ſelbſt die Schuld, freilich ohne eine Ahnung darüber zu haben; denn dieſe Schuld beſtand auch nur darin, daß er auf leiſes Anfragen ſchon am erſten Morgen mit unbefangener Freudigkeit beſtätigte, was die Meiſterin über ihre ſichere Kunde von der hohen Herkunft ihres vormaligen Geſellen ausgeſagt. Ja, ja, hatte der ehrliche Schwarze zum Schluſſe ſeines Berichtes gemeint, Euer gnädiger Herr Vater muß ein trefflicher Kriegsmann geweſen ſein, Junker und unſer Herr Oberſt hat auch erzählt, wie oft er auf Eurem Schloſſe fröhlich zu Gaſte geweſen ſei. Der Chriſtian hat ſchon einen rechten Aerger, daß er Euch nicht gleich wiedererkannt, als Ihr ins Haus kamet, obwohl Ihr damals, als er mit unſerm gnädigen Herrn in Deutſchland geweſen war, noch in der Wiege werdet gelegen haben, Junker; doch des prächtigen Schloſſes und der großen Jagden, welche da veranſtaltet wurden, vermag er ſich noch gut zu erinnern.

Dieſe Entdeckung brachte auf Theobald einen eigenthümlich einſchüchternden Eindruck hervor, wie es ſonſt weder offene Gewalt noch Gefahr vermocht hätten. Wie ſollte er ſich wehren gegen dieſen Kunſtgriff des ſtandesſtolzen Ariſtokraten, der ein ſchon vorhandenes Gerede benutzte, um wenigſtens vor dem großen Haufen die nicht ſtandesgemäße Liebe und Verbindung ſeiner Tochter zu vertuſchen? — Oft wollte es ihm ſogar bedünken, als dürfe er dem alten Herrn nicht einmal grollen darüber, zumal auch Julie vor manchem ſchmerzlichen Pfeile des Vorurtheils dadurch geſchützt werden konnte: bald aber kam er ſich wieder wie ein Vertauſchter vor, der mit allen Mitteln gegen einen ſchmählichen Verrath, den man an ihm begangen, ankämpfen müſſe, nur um ſich ſelbſt zurückzugewinnen. Und gewiß war es auch bloß die Befürchtung, der geliebten Dulderin, die für ihre Liebe ſchon ſo viel gewagt, vermehrtes Leid zu bereiten, was ihn abhielt, das über ihn geworfene Netz mit feſtem Griffe durchzureißen. Warte zu, ſuchte er ſich zu beruhigen, bis ſie, fremder Gewalt entrückt, unter deinem Schutze ſteht, dann wirſt du thun, was deine Ehre erheiſcht. Ach, für wie manche Bitterkeit ſchloß ſchon der Gedanke, der Herrlichen, der Reinen bald angehören zu können, den ſüßeſten Troſt in ſich.

So verbrachte Theobald die Tage auf ſeinem Gemache verborgen, um wenigſtens nicht vor mehr Menſchen, als durchaus nothwendig war, durch ſein zuſtimmendes Schweigen Theilnehmer an dem betrüglichen Spiele zu werden; aber das bunte militäriſche Treiben, das ſich von Morgen bis zum Abend unter ſeinen Fenſtern entfaltete, ließ auch noch einen andern Gedanken nicht zur Ruhe kommen bei dem Einſamen, die Erinnerung nämlich an den unglücklichen Verſchwörer, der die Urſache dieſes unabläſſigen Trommelſchlages und Pfeifenklanges geworden. Und je banger die Sehnſucht nach Julien, das Verlangen, über ihre Lage Nachricht zu erhalten, ſich bei Theobald regte, und je peinlicher er das Benehmen ihres Vaters empfand, um ſo qualvoller kam ihm auch die Ueberzeugung, daß er an dem gefangenen Hauptmanne ein ſchweres Unrecht begangen; denn wie manchen ſchmerzlichen Schlag mochte dieſer von der ſtolzen Ariſtokratie empfangen haben, bevor er ſein Leben zur offenen Bekämpfung derſelben aufs Spiel geſetzt! — Du haſt kein Recht, dich über die Unbill zu beklagen, die dir angethan wird, ſprach es unabläſſig in ihm; du haſt es an dieſem Unglücklichen verdient, . . . Scherge menſchlicher Ungerechtigkeit! —

Eines Abends kam der Meiſter Hänni mit der Nachricht, daß der Hauptmann Henzi mit noch zwei andern Verſchwörern, dem großen Stadtlieutenant Fueter und dem Kaufmanne Wernier, zum Tode verurtheilt ſeien und bereits morgen hingerichtet werden ſollten. Obwohl dieſer Ausgang von Anfang an vorauszuſehen geweſen, machte die Kunde doch eine erſchütternde Wirkung auf Theobald. — Und auf die Schuld, die du an dieſem Blute trägſt, wirſt du dein Lebensglück aufbauen, rief er erbleichend aus; du träumſt von beſeligender Liebe, während vielleicht das letzte Wort des Sterbenden deinen Namen verflucht. Suche wenigſtens ſeine Verzeihung, da dir Anderes nicht mehr möglich iſt, wenn dich nicht ſein blutiger Schatten mit ewiger Reue verfolgen ſoll! O Julia, meine Liebe hat dich theuer erkauft! —

Das waren die Gedanken, die Theobald nach eingebrochener Nacht ſeit langen Tagen wieder zum erſtenmale aus dem Hauſe trieben. Er war entſchloſſen, den zum Tode Verurtheilten, den er vor jener Stunde der Gefangennahme kaum geſehen, um Verzeihung anzuflehen; aber ſeine Schritte wurden unſicher und ſchwankend, als er dem Gefangenwärter die ſchmalen Steintreppen des Thurmes hinan nachfolgte, und ſein Herz pochte, als ginge er ſelbſt einem hülfloſen, gewaltſamen Tode entgegen.

Und leichtern Gemüthes wurde er auch nicht, als ſich bei ſeinem Eintritte in das nur von einem trüben Lämpchen erhellte Gefängniß der Gefangene ſogleich erhob, um ihm mit einem wehmüthigen Lächeln auf dem bleich gewordenen feinen Geſichte die Hand entgegenzureichen. Theobald hätte ein augenblickliches Aufflackern wilden Haſſes leichter ertragen, als dieſe milde Ruhe, mit welcher der Gefangene ſagte: Ein unerwarteter Beſuch, wahrlich; aber darum nicht weniger willkommen, mein Herr.

Ihr kennt mich alſo, rief Theobald in der tiefſten Seele ergriffen von dem melodiſchen Klange dieſer Stimme und den ruhigen, edlen Geſichtszügen; wollte Gott, wir hätten uns nie geſehen vor dieſem Augenblicke!

Wir haben unſere Bekanntſchaft freilich auf ſeltſame Weiſe gemacht, erwiderte der Gefangene, doch wüßt' ich nicht, weßhalb Ihr ein beſonderes Bedauern darüber haben ſolltet.

Ich komme, um Eure Verzeihung zu erlangen. Gebt mir den Troſt, daß Ihr mir keinen Haß, keinen Groll tragt über die Schuld, die ich an Euch begangen habe.

Haß und Groll gegen Menſchen hab' ich mein Leben lang nicht gekannt; warum ſollt' ich ſolche im Angeſichte des Todes gegen Euch gefaßt haben, junger Mann? . . . Euch überraſcht es, einen Rebellen ſo etwas ſagen zu hören! . . . Und doch hab' ich nie eine andere Sprache geführt; ich haſſe und verabſcheue üble Gewohnheiten, Geſetze und Zuſtände, weil in dieſen die Quellen alles Böſen liegen; aber den einzelnen Menſchen, der von dieſen Verhältniſſen umſponnen wird, daß er ſelten ſein beſſeres, eigenmenſchliches Selbſt zu finden vermag, den hab' ich ſtets nur bedauern, nur beklagen können.

Euer Troſt trifft nicht einmal ganz zu für mich, ſagte Theobald nachdenklich; ich habe Euch gefangen genommen und mir dadurch mittelbar eine Mitſchuld an Eurem Verderben aufgebürdet, ohne durch die Macht gewohnter Verhältniſſe zu der That bewogen worden zu ſein. Ich habe ſie ganz aus freien Stücken begangen.

Glaubt Ihr das? rief der Gefangene trübe lächelnd;

wär's ſo, dann müßt' ich Euch beneiden, um dieſe That, wie um ein ſeltenes, höchſtes Lebensglück, nach dem ich ſtets fruchtlos und vergeblich gerungen. Aber nein, nein, Ihr täuſcht Euch; der Menſch handelt nie voll und unbeirrt aus freiem Willen; denn ſchon in dem Augenblicke, wo dieſer Wille einen Entſchluß in der Seele hervorrufen will, wird er bewußt oder unbewußt durch eine Reihe von Urſachen beſtimmt, die außer uns beſtehen, und über die wir nicht gebieten, denen wir nur gehorchen können.

Bis zu einem gewiſſen Grade muß ich Eurer Anſicht recht geben, obwohl ſie von den Verkündern unbeſchränkter Freiheit ſo wenig getheilt wird, als von den Verfechtern bevorzugter Rechte und abſoluter Gewalt.

Und dennoch hab' ich Recht, und zwar nicht bloß bis zu einem gewiſſen Grade, fuhr der Hauptmann eifrig fort, da nur auf dieſem Wege eine ſittliche Weltordnung zu begreifen und eine gerechte Beurtheilung der Menſchen möglich iſt; denn eben weil die ſittliche Kraft des Einzelnen, der freie Wille, nie frei und unbeirrt zu wirken vermag, hängt auch der beſten That das Unvollkommene an, aus dem dann die Schuld, die Strafe, das Verhängniß entſpringt. Und ſo liegt die Schuld meines Unterganges nicht in Euch, noch bei Jenen, die mir das Urtheil geſprochen, ſondern eben in der Unvollkommenheit meiner Handlungen, die ſich nach unabänderlichen Geſetzen rächen muß. Wie ſollt' ich nun einem Menſchen grollen, da ich weiß, daß Jedem aus der Unvollkommenheit ſeiner eigenen Thaten ſein Verhängniß folgt, wie mir ſelbſt? Ob ſich dieſes dann mehr innerlich oder äußerlich vollzieht, kann ja doch nur dem blöden Auge gedankenloſer Kurzſichtigkeit einen Unterſchied gewähren.

Theobald lehnte ſich von Mitleid und Bewunderung ergriffen ſchweigend an die Mauer zurück. Was konnte er einem Manne erwidern, der, ſchon auf der Schwelle der Ewigkeit ſtehend, das Leben mit dieſer Ruhe, mit dieſer Klarheit und Ergebung maß? Wie gering mußten da die eigenen Bekümmerniſſe erſcheinen, und wie verhängnißvoll trat doch auch wieder das ſcheinbar Geringe und Zufällige in die feſtgeſchloſſene Kette des Schickſals ein! Ihr habt Recht, ſagte er endlich leiſe, das Verhängniß entſpringt dem Menſchen aus der Unvollkommenheit ſeiner eigenen Handlungen.

Gewiß, gewiß, erwiderte der Gefangene ſtehen bleibend, nachdem er eine Weile ebenfalls ſchweigend den engen Raum auf- und niedergeſchritten, und mir iſt auch im Leben nichts Eitleres erſchienen, als jene eigenſüchtige Ueberhebung, mit der ein Menſch glaubt, dem andern Verzeihung oder Gnade gewähren zu können. Was bedeuten dieſe Worte in unſerm ſtammelnden Munde, während ſich die eigene Schuld wie der Schatten der ewigen Gerechtigkeit über unſerm Haupte erhebt? Wer Verzeihung glaubt ſuchen zu ſollen, ſieht oder ahnt dieſen Schatten und meint ihm entfliehen

47.

Das zorn'ge Haimonskind, bereit zu ſterben,
Wenn nicht Marfiſa ſtirbt, iſt ganz entbrannt
Und will die Zeit nicht mit dem Speer verderben,
Der ſie ſo ſicher von dem Roß gerannt;
Nein, lieber ſchlägt ſie ihr das Haupt zu Scherben,
Das ſchon halb eingegraben liegt im Sand;
Die goldne Zauberlanze fallen laſſend,
Springt ſie vom Roß herab, den Degen faſſend.

48.

Allein zu ſpät, denn gegen ſie gewendet
Sieht ſie Marfiſen, die vor Wuth faſt ſchäumt,
Daß auch das zweite Rennen ſo geendet
Und ſie ſo leicht den Sattel hat geräumt;
Und Rüd'gers Flehn und Schreien iſt verſchwendet,
Der ſehr beſorgt iſt und nichts Gutes träumt.
Ein blinder Haß erfüllt die Kriegerinnen,
Die den verzweiflungsvollſten Kampf beginnen.

49.

Sie kommen ſich auf's halbe Schwert entgegen,
Und unterlaufen ſich, von Stolz entfacht
Und Zorn, ſo daß ſie nichts mehr können regen,
Und auf der Hand nur noch beruht die Schlacht.
Sie werfen ihre unbrauchbaren Degen
Hinweg, und ſind auf neuen Kampf bedacht.
Der Ritter mag ſie bitten und beſchwören;
Sie wollen nicht auf ſeine Worte hören.

50.

Und wie er ſieht, daß Bitten nichts entſcheiden,
So will er mit Gewalt am Ziele ſein:
Mit Einem Griff nimmt er die Dolche beiden,
Und wirft ſie weg, und als das Feld nun rein

zu können; aber es wird ihm nie gelingen, dem Armen, nie.

Und doch find' ich nicht nur Troſt, ſondern gewiß auch hülfreiche Kraft in der Ueberzeugung, daß Ihr ohne einen Rachegedanken gegen mich aus dieſem Leben ſcheiden werdet, ſagte Theobald; iſt ja doch die verſöhnende Liebe, die in der Verzeihung liegt, der reinſte Abglanz des Göttlichen, wie es im Menſchen erſcheint.

Die Liebe, ja, entgegnete der Hauptmann, ſie wirft ein milderndes Licht auf die ſtarre Nothwendigkeit, aber ſie vermag dieſe nicht aufzuheben, wie die Sonne die Gletſcher unſerer Gebirge nur zu vergolden, aber nicht zu ſchmelzen vermag . . . glaubt es mir, wenn Euch die Erfahrung nicht ſchon die Lehre gegeben. Wie müßte ſie uns ſonſt den herbſten Schmerz dieſes Daſeins bereiten! —

Den ſonſt ſo ruhigen Klang der Stimme hatte bei dieſen letzten Worten ein hörbares Zittern durchklungen, als ſich vor der Thüre ein Geräuſch vernehmen ließ. Mein Weib, meine arme Melanie! rief der Hauptmann leiſe aus.

Theobald trat raſch hervor, um den Gefangenen in ſeine Arme zu ſchließen, während unaufhaltſame Thränen aus ſeinen Augen ſchoſſen. — Ja, geht, flüſterte der Verurtheilte, die Umarmung erwidernd; ſie kennt Euch und weiß die Bitterkeit ihres Schmerzes noch nicht zu ertragen.

Gebt mir nochmals den Troſt, edler, unglücklicher Mann, daß Ihr verſöhnt von mir ſcheidet, rief Theobald.

Geht mit Gott, antwortete der Hauptmann, und tragt das Unvermeidliche, dem Ihr nicht entfliehen werdet, ohne Menſchengroll, wie ich es trage.

Die Beiden hielten ſich noch umſchlungen, als die Thüre aufging und eine ſchwarzgekleidete Frau, von zwei in lautes Weinen ausbrechenden Knaben gefolgt, in das Gefängniß trat. Einen Augenblick blieb ſie zurückbebend ſtehen, die großen, dunkelglühenden Augen auf Theobald gerichtet, um ſich dann mit leidenſchaftlicher Geberde ihrem Manne entgegenzuſtürzen. — Wer iſt dieſer Menſch? . . . wie kommt er zu dir? rief ſie, die eine Hand ausſtreckend. Kennſt du ihn denn nicht mehr, dieſen . . .

Still, Melanie, entgegnete der Hauptmann raſch, das ſchmerzvolle Weib an ſeine Bruſt ziehend und die Hand auf ihren Mund legend, er iſt ein Kind des Unglücks, wie ich, wie du es biſt, Melanie.

Theobald ſtieg die Wendeltreppen des Thurmes hinab, wie von einem dumpfen Traume umfangen, aus dem ihm nichts deutlich mehr entgegentrat, als die dunkelblitzenden Blicke der armen, bleichen Frau und die letzten Worte des Gefangenen: Er iſt ein Kind des Unglücks, wie ich und du, Melanie. — Und wie plötzlich aus einem Traume geweckt, ſchrak er auf, als ihm, zu Hauſe angelangt, der Meiſter Hänni ſchon auf der Treppe mit freudigem Geſichte einen Brief überreichte.

— Der ſchwarze Jacob hat ihn gebracht; es werde wohl eine fröhliche Botſchaft ſein, hat er gemeint, ſagte der Meiſter; die Herrſchaft ſei dieſen Abend wieder angelangt, und auch die beiden Junker, die Söhne des Oberſten, ſeien mitgekommen. Theobald ſtarrte das Blatt mit dem großen, behelmten Siegel und den feinen Schriftzeichen der Aufſchrift lange an, als ob er ſich nicht getraute, dasſelbe für ſich in Empfang zu nehmen, und winkte dann dem Meiſter, ihn allein zu laſſen.

Es waren die leichten, wie hingehauchten Handzüge Juliens, in denen ihm ſein Name entgegentrat. Er drückte das Blatt an die Lippen, legte es wieder auf den Tiſch und preßte es abermals an Mund und Augen, während er ſchmerzlich ausrief: O Gott, Julie, warum gerade heute, warum in dieſer Stunde dieſes Lebenszeichen von dir, da ich von einem Sterbenden komme! . . . Doch trage das Unvermeidliche in Glück und Leid, wie er es thut.

„Mein Theobald“, ſchrieb Julie, „ich habe dir im Namen meines Vaters ſeinen Willen mitzutheilen. Morgen Mittag ſollen wir durch das Wort des Prieſters verbunden werden. Du kannſt mir glauben, daß ich die wichtigſte Stunde meines Lebens lieber an einem andern Tage gefeiert hätte; aber wir wollen uns als gehorſame Kinder erweiſen, vielleicht daß wir dadurch den Segen des Himmels für unſere Liebe gewinnen mögen. Meine zwei Brüder werden dich zur feierlichen Handlung abholen. Bis in den Tod deine Julia.“

Theobald blickte unbeweglich und bleich wie eine Leiche auf dieſe Zeilen, bis ſie in einer zitternden Thräne vor ihm zuſammenſchwammen; aber es war nicht Freude oder Schmerz allein, es war ein bitterer Zorn der Seele, der dieſe Thränen in ſeine Augen trieb. — Ja, rief er endlich aus, du hältſt dein Wort, harter, ſtolzer Mann; ſobald die Rebellion abgethan, ſoll ich dein Eidam werden, und du glaubſt, es ſei dies geſchehen mit den fallenden Häuptern der drei Unglücklichen. Aber hüte dich, auch du wirſt dem Verhängniſſe nicht entgehen, das ſich an deine Thaten heftet!

Es war eine lange, bange Nacht, die er mit ſchlafloſen Augen zu durchwachen hatte; aber er wehrte dem Schlafe, der ſich manchmal auf die müden Lider ſenken wollte, als fürchte er ſich vor den Träumen, die ſchon drohend vor dem wachen Blicke vorüberwehten. Er verſenkte ſich in die ſchmeichelnden Hoffnungen eines reichen Liebesglückes, das ihm nun doch kein Menſchenwille mehr zerſtören konnte, und wenn ſich unheildrohende Geſtalten herandrängen wollten, rief er leiſe aus: Hebt euch weg von mir; der Sterbende hat mir verziehen, und drum tret' ich den Lebenden ohne Furcht entgegen. —

Aber dieſe mühſam ringende Zuverſicht wurde bis in ihre letzten Wurzeln erſchüttert, als am frühen Morgen ſchon die Trommeln ertönten und die kriegeriſchen Schaaren ſich unter Theobald's Fenſtern zu einem langen Zuge nach dem Gefängnißthurme zuſammenordneten. Die Trommeln verhallten allmählich in der Ferne, aber dafür erhob ſich der melancholiſche Klang eines Glöckleins, der mehr denn eine Stunde in die ſonnige Morgenluft hinauswimmerte und wohl aus manchem mitleidigen Herzen die leiſen Worte lockte: Gott ſei den armen Sündern gnädig! — Endlich verklang auch der letzte Schlag des Glöckleins, und Theobald warf ſich, das Geſicht mit beiden Händen verhüllend, auf ſeinem Bette nieder. —

So lag er noch, als vor dem Hauſe des Meiſter Hänni eine geſchloſſene Carroſſe von zwei ſtattlichen Pferden gezogen, anhielt, aus der zwei junge Männer in glänzendem Soldatenkleide ſtiegen und ſich nach dem Junker Theobald erkundigten. Der Meiſter flog zur grünen Stube hinan, und eine Viertelſtunde ſpäter führte er den bisherigen Bewohner derſelben unter manchem Bücklinge und Segenswunſche zu den harrenden Offizieren heraus. — Der Junker Theobald weiß ſich nicht zu faſſen in ſeinem Glücke, ſagte er, der ſchnell davonrollenden Carroſſe ſtolz nachblickend, zu ſeiner Frau; ich habe ihn faſt mit Gewalt wie ein Kind umkleiden müſſen; als ich hinaufkam, hat er mich wie ſchlaftrunken angeſchaut, bevor er begriff, was ich wollte von ihm.

Recht bleich und angegriffen ſieht er ſchon aus, erwiderte die Meiſterin; aber der Schönſte iſt er dennoch von den Dreien. —

Der Meiſter hatte recht geſehen; Theobald wußte ſich nicht zu faſſen, und noch als er mit ſeinen zwei

Begleitern nach kurzer und ſchweigſamer Fahrt vor einem Seiteneingange des Münſters anhielt, mußte er gewaltſam ſeine Gedanken ſammeln, um ſich deutlich zu machen, was eigentlich vorgehen ſollte. Der Sturm widerſtreitender Empfindungen, der nach langen Tagen peinlicher Ungewißheit ſo plötzlich über ihn hereingebrochen, hatte ſeine ſonſt rüſtige Kraft erſchöpft für den Augenblick. Juliens Brüder nahmen ihn höflich in die Mitte und traten mit ihm durch die Kirchenthüre. Der weite, in einem kühlen Zwielichte dämmernde Raum war menſchenleer und nur von tief anſchwellenden Orgeltönen angefüllt; aber im nämlichen Augenblicke öffnete ſich auch die gegenüberſtehende Thüre, und Theobald konnte nur mit Mühe einen lauten Ausruf zurückhalten, als er in dem einfallenden Lichtſtreifen Julien erkannte, die, von ihrem Vater geführt und von einem Geiſtlichen in vollem Ornate gefolgt, von jener Seite hereintrat.

Die beiden Gruppen näherten ſich langſam dem Altare, der ungefähr in gleicher Entfernung zwiſchen ihnen in der Mitte ſtand. Vor demſelben angekommen, wichen die bisherigen Begleiter plötzlich einen Schritt zurück, der Geiſtliche ſtieg die Stufen hinan, und Theobald und Julia ſtanden Auge in Auge geſenkt ihm allein gegenüber.

Sie war bleich wie die weiße Roſe, die von dem ſchmuckloſen Myrthenkranze feſtgehalten neben ihrer Schläfe herabnickte, aber von jener duftigen, faſt überirdiſchen Schönheit überhaucht, die ſich manchmal auf das Antlitz guter Menſchen legt, ſobald ſie zur letzten Ruhe eingeſchlummert, als der erſte verklärende Morgenſtrahl eines neuen, ſchönern Lebens. Es glitt auch kein Erröthen auf ihre Wangen, als ſie Theobald die Hand entgegenreichte; ſie ſchaute ihn nur an mit einem langen, trübſchimmernden Blicke, der deutlicher denn alle Worte ſagte: Wie ſchwer mußt du gelitten haben, mein Lieber! Dann ſenkten ſich ihre Augen, und mit einem leichten Drucke der zitternden Hand zog ſie ihn neben ſich auf die Kniee vor dem Altare nieder. Die Orgel verſtummte, und die Stimme des Geiſtlichen erhob ſich. Er ſprach von der Heiligkeit, von der göttlichen Einſetzung des ehelichen Lebens und von den hohen Pflichten, die zwei Menſchen mit ihrer Verbindung zu demſelben einzugehen haben. Theobald hörte dieſe Rede nur wie einen weithin verhallenden Schall an ſeinem Ohre vorüberziehen; während er deutlich fühlte, wie Juliens Hand in der ſeinigen immer heftiger erzitterte und mit einer fieberiſchen Glut erfüllt wurde. Aber als der Geiſtliche mit erhobener Stimme ſie aufforderte, zu bezeugen, daß ſie in Glück und Leid, in Leben und Sterben in treuer Liebe zuſammenhalten und nach dem göttlichen Worte Eines ſein wollten, fiel Juliens „Ja" mit demjenigen Theobald's zuſammen, wie der reine Klang der Silberglocke. —

Die feierliche Handlung war beendigte. Die tiefen Orgeltöne begannen wieder anzuſchwellen, und Theobald erhob ſich, um ſeiner Anvermählten den Arm zu reichen;

aber im Augenblicke ſchon ſtand der Oberſt zwiſchen ihr und ihm und hatte Julien an der Hand gefaßt. Ihre Brüder waren ebenfalls vorgetreten und hatten den Neuvermählten wieder in ihre Mitte genommen. Er ſtreckte, verwundert um ſich ſchauend, beide Arme aus, wie zur Abwehr, und beugte ſich vorwärts, Julien entgegen; ſie hob langſam den Finger an den Mund und flüſterte angſtvoll: Nicht hier, Theobald; geh mit meinen Brüdern, wie ich dem Vater folge. Unſer Bund iſt im Angeſichte Gottes geſchloſſen, er wird uns auch zuſammenführen!

Der Oberſt zog ſtramm und aufrechtgehend die an ſeinem Arme ſchwankende Tochter der Thüre zu, durch durch die er mit ihr eingetreten; Theobald ſchritt wie im Traume zwiſchen ihren Brüdern wandelnd zur entgegengeſetzten hinaus, wo mit offenem Schlage der Wagen wartete, der ſie hergebracht. Aber als die beiden Begleiter ihn zugleich an der Hand faßten, um ihm einſteigen zu helfen, ſchob er ſie zurück und fragte, ob ihn die Fahrt zu Julien bringen werde, oder warum man ihm ihre Begleitung vom Altare weg verweigert habe? — Ei, ei, Herr Schwager, lautete die mit einem kalten Lächeln ertheilte Antwort; Ihr ſcheint noch ſehr wenig mit den ſtandesgemäßen Sitten unſerer Stadt vertraut zu ſein. Vorerſt werdet Ihr nach getroffener Anordnung Euern Aufenthalt auf einem Schloſſe im Aargau nehmen, und dorthin ſind wir eben im Begriffe Euch zu begleiten.

Und Julia?

Wird, ſobald es ſchicklich erſcheint, nachfolgen. Das müſſen wir dem Familienhaupte überlaſſen, wie gebräuchlich.

Aber ich bin augenblicklich zu einer ſolchen Fahrt noch gar nicht vorbereitet, erwiderte Theobald zögernd, da ich von ſolchen Herkömmlichkeiten allerdings nicht unterrichtet war. Hab' ich doch nicht einmal von meinen Hausleuten Abſchied genommen.

Bah, rief einer der Herren unwillig, das hättet Ihr allenfalls heute thun können, aber ſeit Ihr der Gemahl unſerer Schweſter geworden, würde ſich ein ſolcher Abſchiedsbeſuch wahrhaftig ſeltſam ausnehmen. Für alles Uebrige braucht Ihr nicht zu ſorgen. En avant! wir haben heute noch ein ſchönes Wegſtück vor uns.

Sie ſtiegen, ein und der Wagen raſſelte die Stadt abwärts über die Brücke durch das Thor an dem verhängnißvollen Gaſthauſe zum Klöſterli vorbei. Auf der Höhe des letzteren angekommen, fuhr er an einem langen Zuge von Männern, Frauen und Kindern vorüber, die von einigen Bewaffneten begleitet wurden. — Was bedeutet das? fragte Theobald leiſe, als er in der Schaar die Wittwe des unglücklichen Hauptmanns mit ihren zwei Knaben wiedererkannte, was wollen dieſe Leute?

Es ſind einige der Rebellen und die Angehörigen Anderer, die in die Verbannung ziehen. —

Theobald drückte ſich erbleichend und mit geſchloſſenen Augen in die dunkle Wagenecke zurück. Aber wenn er auch mit klaren Blicken ausgeſchaut, er hätte doch nicht wahrnehmen können, wie zur nämlichen Minute am andern Ende der Stadt ebenfalls ein Wagen durch das Thor rollte, der in entgegengeſetzter Richtung nach Süden fuhr. Derſelbe war wie der nordwärts fahrende mit dem Wappen des Oberſten geſchmückt und führte gleich dieſem eine ſchweigende Geſellſchaft von dannen — den Oberſten ſelbſt und ſeine Tochter, die auch in eine Wagenecke zurückgelehnt, ihre ſtill rinnenden Thränen mit dem Schleier zu verbergen ſuchte.

Die Zwei fuhren den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch ohne Unterbrechung; als ſie in der Morgenfrühe eine Anhöhe erreicht, ſahen ſie vor ſich in der Tiefe den Spiegel des Genferſee's aufſchimmern. Die drei nach Norden Ziehenden dagegen fuhren um Mitternacht durch ein hallendes Bogenthor, hinter dem der Wagen Halt machte. Endlich am Ziele! rief einer der Brüder Juliens; ſteigt aus, Schwager.

Und wo ſind wir denn? fragte Theobald aus ſeinem dumpfen Brüten aufſchreckend; ich vermag nichts zu erkennen in dieſer Finſterniß.

Auf dem Schloſſe Aarburg . . . dem feſteſten im Gebiete unſerer ganzen Republik, mein Herr.

Aber wie denn? . . . ich glaubte, Aarburg werde nur noch als Staatsgefängniß benützt; nicht ſo? . . .

Allerdings, indeſſen nicht für gewöhnliche Ver-

Und alles fern, was ſtechen kann und ſchneiden,
So ſchreitet er mit Flehn und Drohen ein.
Umſonſt! wie ihnen alles abgeſchnitten,
So kämpfen ſie mit Fäuſten und mit Tritten.

51.

Er läßt nicht nach, und iſt auf jede Weiſe
Bald die bald die zurückzuziehn bemüht;
Und treibts ſo lange fort mit allem Fleiße,
Bis wider ihn Marfiſens Zorn erglüht.
Ihr ſteht die ganze Welt nicht hoch im Preiſe,
Daher ſie nicht auf ſeine Freundſchaft ſieht,
Sie läßt die Feindin los, läuft nach dem Degen,
Und wirft ſich wüthend Rüdigern entgegen.

52.

Unhöflich handelſt du, du handelſt grob,
So ruft ſie, andrer Streit zu unterbrechen;
Doch dieſe Hand bringt dir noch Reue drob,
Die mir genügt, an beiden mich zu rächen. —
Mit ſanften Worten, wie ſie ſchrie und ſchnob,
Sucht Rüd'ger dieſes Wetter zu beſprechen;
Doch toll iſt ſie, erpicht auf Kampf und Streit,
Und jedes Wort iſt nur verlorne Zeit.

53.

Am Ende läßt auch er die Hiebe ſchallen,
Da dieſer Unfug ihn in Zorn verſetzt.
Ich glaube nicht, daß in den Städten allen,
Die ſich an Fechterſpielen einſt ergetzt,
Ein ſolcher Auftritt jemals ſo gefallen,
Als dieſe unverhoffte Fehde jetzt
Der armen, eiferſücht'gen Bradamante,
Aus deren Bruſt ſie jeden Wahn verbannte.

brecher! Doch ſteigt nur aus, der Commandant des Schloſſes iſt ein vertrauter und ergebener Freund unſeres Hauſes. —

Faſt zur nämlichen Stunde kehrte in Bern der Meiſter Hänni von einer der Bürgerwachen, die er jeden andern Abend beziehen mußte, nach Hauſe zurück. Nun weiß ich, erzählte er, kaum durch die Thüre getreten, ſeiner harrenden Frau, warum unſer Herr Theobald nicht mehr heimgekommen nach der Hochzeit, und warum dieſe ſelbſt ſo plötzlich und ſtill gefeiert worden iſt. Der Krieg iſt wieder ausgebrochen in Deutſchland draußen, und der Junker hat augenblicklich mit ſeinen beiden Schwägern zum Heere abreiſen müſſen. Die Drei ſind Kriegskameraden zuſammen, wie es einſt ihre Väter waren. Man hat ihm den Soldaten immer angeſehen, wenn er ſo hoch aufrecht daſtand, dem Herrn Theobald.

Und ſeine gnädige Frau, die Julia?

Die zieht, bis der Kriegsſturm vorüber iſt und ſie ruhig zu ihrem Gemahle reiſen kann, auf eines der Landgüter ihres Vaters im Waadtlande drinnen.

Die armen Leute! ſeufzte die Meiſterin mitleidig, ſo vornehm und ſchön Beide ſind, ſo haben ſie doch auch ſchon ihr Kreuz; wer weiß, ob ſie einander nur wiederſehen in dieſem Leben, wenn der Junker Theobald in den Krieg ziehen muß!

Ein Jahr ſpäter, die Frühblumen hatten verblüht, und an den alten Mauern von Aarburg rankte ſchon da und dort eine wilde Roſe aus dem zerklüfteten Geſteine ſich an eines der eiſenvergitterten kleinen Thurmfenſter empor, ſtand eines Morgens der Befehlshaber der Feſtung vor der ſchweren Thüre einer Gefangnenzelle. Eine Weile horchte er und murmelte dann: Ich wollt', es wär' abgethan. Als er in die Zelle trat, erhob ſich der Bewohner derſelben und ſtrich langſam die üppigen, aber ſchon leicht ergrauenden Haare aus der Stirne, unter der zwei dunkle trübflimmernde Augen lagen. Ich hab' Euch zwei Botſchaften zu bringen, Herr Meyer, ſagte der Commandant; Julia iſt geſtorben . . . Gott habe ſie ſelig; und der geheime Rath von Bern will Euch in Gnaden Eure Freiheit ſchenken, jedoch unter dem Beding, daß Ihr innerhalb vier Tagen das Gebiet einer löblichen Eidgenoſſenſchaft zu verlaſſen habt und dasſelbe bei Todesſtrafe nie wieder betreten werdet.

Todt! rief der Gefangene nach langem Schweigen leiſe vor ſich hin; todt . . . eine Lüge, wie das Leben!

Hier habt Ihr den Beweis, erwiderte der Commandant, ein Papier hervorziehend, daß ſie ſeit vierzehn Tagen in der Schloßkapelle von Buifflans begraben liegt. Ihr habt eine Stunde Bedenkzeit, ob Ihr das gnädige Anerbieten des Rathes annehmen wollt, oder vorzieht, hier zu bleiben.

Der Gefangene blickte lange ohne eine Wimper zu zucken in das gereichte Blatt und flüſterte dann in ſeinem leiſen Tone: Buifflans? . . . Dein Vater hat mir ſein Verſprechen gehalten; ich halte das meinige. . . . Eins mit dir im Leben und Sterben, Julia. Ich nehme die Gnadenbedingung an, Herr Commandant. —

Noch am nämlichen Tage ſchickte der Commandant durch einen beſonderen Boten einen Bericht an den geheimen Rath nach Bern. In demſelben wurde mitgetheilt, der Haarkräusler Theobald Meyer aus Köln, der wegen der Liſten, durch die er eine hohe Standesfamilie der Republik in Kummer und Schande zu bringen beabſichtigt, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt geweſen, habe zwar die ihm angebotene Gnade willig angenommen, ſei aber dem Hatſchierer, der ihn über die Grenze zu bringen beauftragt worden, alsbald entſprungen und habe ſich in die Aare geſtürzt. Bis zur Stunde habe ſeine Leiche noch nicht aufgefunden werden können.

# Zwei Nächte.

Von F. W. Hackländer.

F. W. Hackländer's Werke. Erſte Geſammtausgabe. Fünfundzwanzigſter Band.
Stuttgart. Verlag von Adolph Krabbe. 1860.

Friedrich Wilhelm Hackländer, am 1. November 1816 in Burtſcheid bei Aachen geboren, verlor früh ſeine Eltern und mußte, noch ehe er eine hinlängliche Schulbildung genoſſen hatte, ſeiner Mittelloſigkeit wegen ſchon im fünfzehnten Jahre eine Stelle als Lehrling in einer Modewaarenhandlung zu Elberfeld annehmen. Zwei Jahre ſpäter trat er in die preußiſche Artillerie ein, kehrte dann aber wieder in den Handelsſtand zurück, mit ſo wenig Glück, daß er auch dieſen Beruf wieder aufgab und nach Stuttgart ging, wo er mit den „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden" (Stuttgart 1841) ſeine außerordentlich fruchtbare ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begann. Mehrmals wurde ihm im Laufe ſeines Lebens Gelegenheit, auf großen Reiſen die Welt zu ſehen, und eine einflußreiche Stellung am Hofe des Königs von Würtemberg (zuletzt als kgl. Bau- und Gartendirector) machte es ihm möglich, eine Fülle von Erfahrungen und Eindrücken zu ſammeln, wie er denn auch in Radetzky's Gefolge den Krieg in Piemont mitmachte (Soldatenleben im Kriege, Stuttgart 1849—50, 2 Bände). Seit dem Tode ſeines königlichen Gönners jeder amtlichen Stellung enthoben, lebt er ausſchließlich ſeinen literariſchen Arbeiten, als Redacteur mehrerer belletriſtiſcher Zeitſchriften („Ueber Land und Meer") und Verfaſſer einer Menge größerer und kleinerer Romane, auch als Dramatiker durch einige wirkungsvolle Luſtſpiele bekannt, in unermüdlichem Schaffen, deſſen einzelne Früchte aufzuzählen hier nicht unſere Aufgabe ſein kann. Eine Geſammtausgabe ſeiner Schriften erſchien im Jahre 1855 in Stuttgart in 34 Bänden.

Die Mannichfaltigkeit und charakteriſtiſche Friſche ſeiner erſten, aus eigenen Erlebniſſen geſchöpften Genrebilder, die mit einem entſchiedenen Erzählertalent und glücklichem Tact für das Humoriſtiſche dargeſtellt ſind, hat Hackländer raſch die Gunſt eines großen Publikums gewonnen, die ihm auch in ſeinen ſpäteren, mit größerem künſtleriſchen Anſpruch auftretenden Arbeiten treu geblieben iſt, obwohl in dieſen die Grenzen ſeines Talents deutlicher zu Tage treten. Am erfreulichſten erſcheint uns dasſelbe, wo Hackländer unmittelbar Angeſchautes berichtet oder zu leichteren novelliſtiſchen Compoſitionen verwendet. Wie trefflich es ihm gelingt, die Stimmung des Moments feſtzuhalten, eine charakteriſtiſche Scenerie zu entfalten und die Wirkung bedeutender Ereigniſſe auf das Gemüth der handelnden oder leidenden Perſonen zu ſchildern, wird auch die von uns ausgewählte Scenenfolge aus dem Kriegsleben einer nahen Vergangenheit aufs Anſprechendſte bezeugen.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

# Die erſte Nacht.

## 1844.

In dem Hôtel Reichmann zu Mailand unter den geöffneten Thüren des Speiſeſaals, welche in den kleinen, zierlichen Garten hinausführen, ſaß eine Geſellſchaft junger Offiziere — es waren ihrer ſechs — gerade die Zahl, welche für ein kleines, feines Diner die richtige iſt, und hatten dies angenehme und wichtige Geſchäft ſo eben beendigt. Der reich ſervirte Tiſch prangte in jener maleriſchen Unordnung des Silbers und Kryſtalls, zerſtörter Frucht-Pyramiden, entkorkter Champagnerflaſchen in Eiskübeln, jener Unordnung, über welche das befriedigte Auge ſo gern hinſchweift, den duftigen Kaffee vor ſich und die wohlriechende Havannah im Munde.

Es war ein Nachmittag im Mai, die warme Sonne hatte ſich aus dem engen Gärtchen emporgehoben, einer erfriſchenden Kühle Platz machend, die durch Saalthüren und Corridore aus dem hoch umbauten Hofe hineinſtrömte. Der goldene Schein des ſcheidenden Lichtes zeichnete an den Mauern und Häuſern, welche den Garten umgaben, in dunklen Schatten die zackigen Giebel der benachbarten Gebäude, küßte wollüſtig die Spitzen einiger hochſtämmigen Lorbeer- und Granatbäume und ſchien ungern dies trauliche Plätzchen zu verlaſſen; doch Zoll um Zoll erhob ſich der helle Schein rings umher, gefolgt von Tauſenden von Inſecten, welche ſich ſummend auf dem ſcheidenden Strahl der Abendſonne emporſchwangen und dem kühlen, dunklen Schatten entflohen.

Die lebhafte Converſation während des Diners war jetzt bei Kaffee und Cigarren verſtummt, und jeder der ſechs jungen Leute wiegte ſich ſo bequem wie möglich auf ſeinem Stuhle und alle blickten der ſcheidenden Sonne gedankenvoll nach.

Es war eine kurze, behagliche Sieſta, ein angenehmes Ausruhen von der gehabten Anſtrengung, und dazu läutete vom Dome her die große Glocke und viele kleine der benachbarten Kirchen accompagnirten melodiſch den tiefen Ton.

Die ſechs jungen Offiziere waren von vier verſchiedenen Regimentern: zwei davon von einem ungariſchen Huſaren-Regiment mit der blauen knappen Atilla waren die Gaſtgeber, und die anderen, ein Dragoner in weiß mit blau, ein Chevauxleger in dunkelgrün mit roth und ein Infanterieoffizier in ganz weißer Uniform die Eingeladenen. Wem aber das Feſt eigentlich galt,

54.

Sie hat ihr Schwert vom Boden aufgehoben,
Und ſteht, dem Kampfe zuzuſehn, beiſeit.
Sie muß des Freundes Kunſt und Stärke loben:
Er ſcheint ihr Mars in ſeiner Herrlichkeit;
Doch einer Furie gleicht in ihrem Toben
Marfiſa, die der Hölle Rachen ſpeit.
Zwar zeigt der kühne Jüngling eine Weile
Die Stärke ſeines Armes nur zum Theile;

55.

Er kennt gar wohl die Tugend ſeiner Klinge,
Denn er erprobte ſie ſchon tauſendfach:
Jedweder Zauber iſt vor ihr geringe,
Und zeigt ſich gar nicht oder allzu ſchwach.
Drum hält er ſich und richtet ihre Schwünge
Nicht ſpitz noch ſchneidend, ſondern immer flach.
So hat er lange Zeit ſich vorgeſehen;
Da muß ihm endlich die Geduld vergehen.

56.

Marfiſa hebt, um ihm das Haupt zu ſpalten,
Zu einem fürchterlichen Hieb ihr Schwert.
Der Ritter eilt, den Schild emporzuhalten,
So daß der Streich ihm auf den Adler fährt.
Zwar vor dem Zauber muß der Blitz erkalten,
Doch iſt nicht ganz die Wirkung abgewehrt:
Der Arm iſt ihm gelähmt, und wär' zerſchlagen,
Würd' er nicht Hektors gute Waffen tragen.

57.

Dann aber traf noch auf den Kopf der Degen,
Wie ſich's die rauhe Jungfrau vorgeſtellt.
Kaum kann er noch den linken Arm bewegen,
Kaum daß er noch den ſchönen Adler hält.

war ein dritter Huſaren-Offizier, der heute Abend im Begriff war, eine Reiſe über Florenz, Rom, an den entzückenden Meerbuſen von Neapel zu machen, der junge Graf S., einer der liebenswürdigſten und eleganteſten Offiziere ſeines Regiments, ein guter Kamerad, tüchtiger Reiter, von unerſchöpflich guter Laune, jeden Augenblick bereit, tauſend luſtige Einfälle Preis zu geben, und durch dieſe guten Eigenſchaften l'enfant gâté des ganzen Regiments.

Wenn ich mißgünſtig wäre, ſagte einer der Huſaren, ſo würde ich dich ungeheuer beneiden, Alfons, im Beſitz eines zweimonatlichen Urlaubs, die gepackte Caleſche vor dem Hauſe, gute Wechſel in der Brieftaſche und nun nach dieſem wirklich famoſen Diner ſich einzuſchwingen und beſchauend und verdauend bei dem herrlichen Frühlingsabend dahin zu rollen — es iſt ein beneidenswerthes Loos.

Allerdings! lachte Graf S., indem er ein gefülltes Glas Champagner ſo hoch emporhielt, daß der letzte Sonnen-Reflex es vergoldete, allerdings, aber ihr hättet ja von der Partie ſein können, es war das ja eigentlich ſeit längerer Zeit ſchon abgeſprochen.

Ja wohl, ja wohl, ſeufzte der Andere, aber: Was iſt das Leben ohn' Liebesglanz? —

Und dieſer Liebesglanz, meinte der dritte Huſar, hat deine Wechſel vollkommen aufgezehrt.

Unſere Wechſel, wollteſt du ſagen! entgegnete der Andere, denn dir, lieber Bruder, iſt es nicht beſſer gegangen; aber giebt es denn auch ein liebenswürdigeres, kleineres, tolleres Geſchöpf, als Julietta? und ſo graziös, und eine ſo große Künſtlerin? Ach, daß ſie nicht Prima Ballerina iſt, daran iſt bei Gott nur ihre Beſcheidenheit Schuld. Und wie mich das kleine Ding liebt! Kam ſie nicht, als von der gemeinſchaftlichen Reiſe die Rede war, ungeſchminkt auf die Bühne, bleich wie der perſonifizirte Jammer, ſo daß ſogar der alte Oberſt, der ihr ſo lange vergeblich nachgeſtiegen, zu mir ſagte: Aber können Sie bei dem Anblick ans Reiſen denken?

Und du dachteſt auch ferner nicht mehr daran, ſagte der Dragoneroffizier lachend und ließ eine blaue Wolke kerzengerade in die Höhe ſteigen: du opferteſt fort und fort auf dem Altare deiner Göttin, bis —

Du ihr die famoſe Reiſe geopfert hatteſt, unterbrach ihn Graf S., worauf im Geſpräch eine kleine Pauſe eintrat, während welcher die Kaffeetaſſen und Sporen klirrten, wenn einer trank oder die Füße in eine andere Lage brachte.

Die Zeiten ſind aber auch gar zu langweilig, ſprach nach einiger Zeit der Infanterieoffizier; ein ewiges Friedens- und Garniſonsleben, Recruten exerciren und mit der Wache aufziehen. Man iſt wahrhaftig gezwungen, ſich eine andere Unterhaltung zu verſchaffen, wenn man nicht geiſtig zu Grunde gehen will. Ich habe nun einmal für Tänzerinnen keine Leidenſchaft und kein Geld, und muß mich ſchon mit einer anderen

Dame behelfen, die weniger koſtbar und doch auch belohnend iſt — die Wiſſenſchaft.

Du willſt zum Generalſtab, ſagte der Dragoner und legte ſeine Beine auf einen Stuhl, der vor ihm ſtand; haſt Recht, ſteigſt dann zu Pferd, wie unſereins, und biſt, fuhr er ſeufzend fort, bei einer einſtigen vielleichtigen Schlacht mit an den intereſſanteſten Punkten, ein ſelbſtändiger Menſch, brauchſt nicht in der ſtaubigen Colonne zu marſchiren.

Ja zu Pferd, zu Pferd, meinte der Chevauxleger, der bis jetzt ſchweigend geraucht, wenn ich das noch erlebe, eine tüchtige Schlacht — im Blut, Schweiß und Staub, vor meinem Zuge hineinzuſtürzen in die feindliche Cavallerie, um einen Leopoldi oder gar ein Thereſienkreuz herauszuhauen — Gott, wenn ich das noch erlebe!

Dazu iſt leider wenig Ausſicht vorhanden, ſeufzte der Anbeter der Tänzerin; ein Feldzug könnte mich auch arrangiren, das bricht alle Verbindungen ab; wie man ſich in den Sattel ſchwingt und ausmarſchirt, iſt man ein freier, unabhängiger Menſch.

Aber der Kummer der kleinen Julietta? lachte Graf S.; ſie wird ſich nicht mehr ſchminken wollen und in Folge davon ihren Contract verlieren.

Der Andere zuckte die Achſeln und ſagte ſeufzend: Und doch wollte ich, es gäbe einen Feldzug.

Wozu aber durchaus keine Ausſicht vorhanden iſt, meinte der Infanterieoffizier. Der politiſche Himmel iſt klar und ohne Wolken, wie der des herrlichen Neapel, dem du entgegenziehſt.

Das wär' ſchon recht, ſagte der Chevauxleger, dann hätten wir einige Hoffnung; denn am neapolitaniſchen Horizont hängt immer eine tüchtige drohende Wolke, die des Veſuv nämlich, und da kann es alle Tage losgehen.

Ja, auf dieſe Art, verſetzte der Infanterieoffizier lächelnd, iſt mein Vergleich freilich nicht ganz richtig.

Grüß mir den Veſuv, ſagte der andere Huſarenofficier, und nimm dir Lacrimae von Reſina mit, der des Eremiten iſt gar zu ſchlecht.

Krieg, Krieg! phantaſirte der Dragoner, eine tüchtige Schlacht, ein Königreich, wenn ich eins hätte, für eine Schlacht!

So was kommt plötzlich, ſagte Graf S.; gebt nur Acht, an einem ſchönen Morgen hat man ſich irgendwo bei den Haaren, wie ſollt' es mich freuen, wenn eine ſolche Nachricht mich ſchon nach einigen Tagen von meiner Reiſe zurückriefe; doch, Freunde, es wird ſpät, ihr wißt, ich habe einen langen Weg zu machen und möchte gar zu gern bei guter Zeit in Bologna ſein.

Welchen Weg wirſt du dahin nehmen? fragte der Infanterieoffizier.

Nun natürlicher Weiſe über Lodi und Piacenza, antwortete der Graf, indem er langſam aufſtand und nach ſeiner Feldmütze und dem Säbel langte, der neben ihm an einem Tiſchchen lehnte.

So muß es denn geſchieden ſein, ſprach der Dragoneroffizier, indem er ſeinen Pallaſch ebenfalls umſchnallte; und die Andern folgten ſeinem Beiſpiele. Stühle wurden gerückt, Säbel klirrten, und die ſechs Freunde begaben ſich aus dem Speiſeſaal in den Hof des Hôtels, wo die leichte Reiſecaleſche des Grafen S. bepackt und eingeſpannt bereits ſeiner harrte. Sein Huſar ſtand daneben, mit dem Mantel über dem Arm, und der Poſtillon ordnete die Zügel des Sattelgaules, um ſich augenblicklich aufſchwingen zu können.

Der Abſchied war kurz und herzlich, nachdem der Graf ſeine Caleſche beſtiegen hatte.

Leb wohl, Alfons! — glückliche Reiſe! — Auf gutes und geſundes Wiederſehen! — Danke ſchön! — Haltet euch Alle in der Ordnung und ſollte irgend etwas vorfallen, ſo ſchreibt mir bald! — Grüße mir Julietta, edler Romeo, und du, mach dein Examen glänzend, daß du die grünen Federn auf dem Hut haſt, wenn ich zurückſchaue. — Avanti — T'ſchau — grüß Gott!

Der Poſtillon, wie alle italieniſchen, hatte wartend den linken Fuß in den Bügel geſetzt, gab mit dem Knie dem Sattelgaul einen Stoß, dem Handgaul einen Hieb mit der Peitſche und ſchwang ſich in den Sattel, während die Pferde wie toll zum Thore hinausſtürmten; — ein ächter Renommiſt bog er im Galopp in den Corſo der Porta Romana links ab, glücklich, daß die Leute auf der Straße ſeine Verwegenheit anſtaunten, und gleichgültig ob der Anfang der Reiſe bei dieſer Gelegenheit ſchon durch ein zerſchmettertes Rad unterbrochen würde. Doch lief Alles gut ab. Die fünf Freunde ſtanden noch am Thore und winkten herzlich zum Abſchied, um ſich alsdann nach allen Theilen der Stadt zu zerſtreuen, der Eine auf den Domplatz, der Andere auf den Corſo, Jener nach Haus, Dieſer in die Scala.

Unterdeſſen hatte der Graf die Porta Romana hinter ſich und lehnte ſich behaglich in die Ecke des Wagens. Der Huſar, der auf dem Bocke ſaß, hatte ihm den Mantel um die Füße geſchlungen und legte jetzt den brennenden Schwamm auf die Meerſchaumpfeife. Wie ſchmeckte der ungariſche Tabak ſo gut, wie war die Luft ſo würzig und angenehm! mit welchem Entzücken dachte der Reiſende an Rom und Neapel und geſtand ſich, daß er einer der glücklichſten, beneidenswertheſten Sterblichen ſei.

So rollte der Wagen auf der ſchönen breiten Chauſſee dahin. Um die Fahrt ganz angenehm zu machen, hatte es den Tag vorher etwas geregnet, weßhalb unter den Hufen der Pferde und den davon eilenden Rädern kein Staub aufflog. Der mailändiſche Poſtillon, der auf der Station in Lodi mit einem ſehr guten Trinkgeld entlaſſen worden war, hatte den Grafen ſeinem Nachfolger beſtens recommandirt, und die Pferde griffen aus, daß es eine Freude war. Der Roſſelenker klatſchte mit ſeiner Peitſche, rauchte lange Rattenſchwänze und verſuchte es jeden Augenblick, mit dem Huſaren auf dem Bock eine Converſation anzuknüpfen, doch war dieſer ein Ungar, der italieniſchen Sprache kaum mächtig genug, um einige wenige Lebensbedürfniſſe zu verlangen, oder um den Poſtillon unter Verheißung eines bonne mano zum ſchnelleren Fahren anzutreiben, was er denn auch nicht unterließ.

Equipagen waren ſie bisher keiner auf der Straße begegnet, aber häufig an langen Zügen leerer Wagen mit Maulthieren beſpannt, die von Mailand zurückkamen, vorbeigeeilt, ſie weit hinter ſich laſſend. Die Eigenthümer lagen faul auf die leeren Säcke geſtreckt, wahrſcheinlich den heutigen Gewinnſt berechnend, und erhoben kaum den Kopf, um der vorüberraſſelnden Equipage nachzuſehen. Die Maulthiere, zu drei und vier vor einander geſpannt, waren nun ſchon neugieriger und bogen mit ihrem klingenden Geſchirr häufig von der Mitte des Weges auf die Poſtpferde ein, um ſie ſchnuffelnd zu begrüßen, welche Freundſchaftsbezeugung aber meiſtens durch einen Peitſchenhieb des Poſtillons erwidert wurde, worauf die Maulthiere ihren Kopf plötzlich zur Seite wandten, die Glocken an denſelben ſtärker klingelten und der Karren einen gelinden Stoß erlitt, der Fuhrmann fluchte, und der Poſtillon ſich umſehend lachte.

Avanti! avanti! ſchrie der Huſar auf dem Bocke, und weiter und weiter rollte der Wagen. Die Bäume an den Wegen ſchienen vorbei zu fliegen, einzelne Häuſer ſah man vor ſich, dann an der Seite, dann blieben ſie weit zurück. In den Reisfeldern rauſchte es geheimnißvoll, die ſcharfen Blätter an dem ſchlanken Stengel ſchliff der Abendwind gegen einander, daß es eigenthümlich flüſterte, und dazwiſchen ſummten und ſurrten Tauſende von Inſecten, die ſich auf dem jungen Reis wiegten, oder den naſſen Grund, aus welchem er emporwuchs, umſchwärmten.

Als der Reiſende Lodi paſſirt hatte, ſenkte ſich der Abend auf die Erde, thauig und friſch, er umfing Häuſer und Felder, und die brennende Erde, liebeglühend, litt geduldig den ſüßen, befruchtenden Kuß des heimlich Geliebten, der ſich ſchweigend an ihren Buſen ſchmiegte, als ſich das ſtrenge, wachſame Sonnenauge geſchloſſen; und heute feierten die beiden Liebenden eine herrlich duftige Brautnacht, aus vielen, vielen Kirchlein und Kapellen läuteten die Glocken das Ave Maria, im Graſe glänzte der Nachtthau wie Tauſende von Brillanten und warf zurück das zitternde, ſchimmernde Licht unzähliger Sterne. Dazu dufteten die Blumen und das friſche Heu auf den Feldern; ein wollüſtiger Hauch ging durch die ganze Natur, und Niemand fühlte das beſſer, als die zahlreichen Nachtigallen in den Gebüſchen am Wege, welche die entzückendſten, zarteſten Brautlieder ſangen.

Um dieſen herrlichen Geſang zu hören, muß man in einer warmen Frühlingsnacht durch die geſegneten Fluren der Lombardei fahren. Die Felder mit Bächen durchſchnitten, die Straße mit Waſſer eingefaßt, über welches ſich friſches Geſträuch wiegt, iſt der Lieblingsaufenthalt dieſer kleinen gefiederten Sänger.

Der Graf lehnte in ſeiner Wagenecke, und ſein offenes, empfängliches Gemüth erfaßte all das Schöne, was er ſah und hörte. Ein ſolches Nachtigallen-Concert wie heute Abend, hatte auch er nie vernommen; dazu flog der Wagen auf der geraden, flachen Chauſſee im wahren Sinn des Wortes. Der Poſtillon von Lodi hatte ein paar kräftige Schimmel eingeſpannt und meinte lachend, als er ſich in den Sattel ſchwang, er müſſe ſchon für die nächſte Station ein Uebriges thun; dort, fuhr er fort, in Caſal Puſterlengo, giebt es gewöhnlich einen längeren Aufenthalt, und wenn zufällig vor uns ſchon eine Extrapoſt da war, ſo muß der Herr lange warten, der Poſthalter dort hat wenig Pferde. Obgleich die Ausſicht, auf einer einſamen Station mitten in der Nacht längere Zeit warten zu müſſen, gerade nicht ſehr angenehm war, ſo hielt der Graf dieſe ausgeſprochene Befürchtung für leeres Geſchwätz des Poſtillons, und ermahnte ihn, ſeine Schuldigkeit zu thun, das Uebrige werde ſich finden. Dieſe ſeine Schuldigkeit that denn auch der Poſtillon von Lodi auf eine wirklich überraſchende Art, und obgleich der Graf S., der die Trinkgelder nie zu ſparen pflegte, auf allen Stationen außerordentlich gut geführt wurde, ſo hatte er doch ein ſolches Dahinraſen noch nicht erlebt. Kaum ſaß der Poſtillon im Sattel, ſo trieb er die Pferde mit lautem Hurrah! und Peitſchenſchlag zum vollen Galapp an. Wie ein finſterer Geiſt hing er auf den weißen Pferden, ſein ſchwarzer Mantel flatterte um ihn, ſein langes Haar flog zurück, und die leichte Caleſche beſchrieb auf der Landſtraße immerfort eine Schlangenlinie; bald rechts, bald links flog der Hinterwagen, der Huſar auf dem Bock hielt ſich erſtaunt an der Seitenlehne, und Häuſer, Bäume, Brückengeländer und Wegſteine ſchienen eilfertig und entſetzt vorbei zu huſchen. In weniger als einer Stunde hatten ſie die Station zurückgelegt, und vor ihnen durch die Nacht glänzte ein einſames Licht aus dem erſten Hauſe von Caſal Puſterlengo.

Das Poſthaus lag jenſeits des Dorfes an einer Anhöhe, welche mit Maulbeerbäumen und Reben bedeckt, ſich dicht an die hintere Seite des kleinen Wohnhauſes ſchmiegte. Die Poſthalterei ſelbſt und die Stallgebäude lagen etwas abſeits, und obgleich der Poſtillon von Lodi, während er durch den ſtillen Ort fuhr, ein Uebermögliches gethan mit Peitſchenknallen und lauten Hallohs, ſo ſah man doch, nachdem die Caleſche ſchon eine ziemliche Zeit vor den Stallungen hielt, auch noch nicht das geringſte Zeichen von Leben in denſelben. Erſt nachdem der Poſtillon und der Huſar, jener mit der Peitſche, dieſer mit dem Säbel, die Stallthüre eine Zeitlang angelegentlich bearbeitet hatten, bemerkte man, daß in einer Dachkammer Feuer angeſchlagen wurde. Bald darauf wurde ein Kopf mit zerzauſ'ten Haaren oben ſichtbar, und nachdem ſich der Hinauslugende über-

Drum eilt er jedes Mitleid abzulegen,
Von wildem Feuer iſt ſein Aug' erhellt.
Es kommt ein Stoß, wie er noch keinen führte:
Weh' dir, Marfiſa, wenn dich der berührte!

58.

Ich weiß euch nicht zu ſagen, wie es ging:
In eine der Cypreſſen fuhr die Spitze,
Die mehr als ſpannentief ſich drin verfing;
Dicht ſtand der Hain, und bot kaum eine Ritze.
In dieſem Augenblick erbebt im Ring
So Berg als Plan, und aus dem ſtillen Sitze,
Der innerhalb des Haines iſt erbaut,
Dringt übermenſchlich einer Stimme Laut.

59.

Die Schreckensſtimme ruft: Stellt ein jedwede
Feindſeligkeit! Denn menſchlich iſt es nicht,
Daß eine Schweſter beut dem Bruder Fehde,
Und daß ein Bruder mit der Schweſter ficht.
Rüd'ger, Marfiſa, glaubet meiner Rede,
O meine Kinder, daß ſie Wahrheit ſpricht!
Ihr beide ſeid in Einem Schooß empfangen,
Und ſeid zugleich an's Licht hervorgegangen.

60.

Ihr ſeid erzeugt von Rüdigern dem Zweiten,
Galaciella iſt's, die euch gebar;
Doch als ſie den Gemahl dem Tode weihten,
Gab ihrer Brüder meuchleriſches Paar,
Nicht achtend, daß ihr Leib zu jenen Zeiten
Mit euch, von ihrem Stamm, belaſtet war,
Die Arme, daß auch ſie als Opfer fiele,
Den Wellen Preis auf einem ſchwachen Kiele.

zeugt, da unten halte eine Extrapoſt, polterte er die Treppen herunter, öffnete die Stallthüre und kratzte ſich verlegen in dem ſchwarzen Haarwald, als der Graf ſo ſchnell wie möglich friſche Pferde verlangte.

Gott ſoll mir gnädig ſein und die Madonna! ſagte der Stallknecht, aber Euer Gnaden werden wahrhaftig eine Zeitlang warten müſſen. Seit drei Stunden iſt die Poſt von hier weg, die Poſt mit einer Beichaiſe und die Pferde können in einer halben Stunde zurückkommen.

Und ſonſt habt Ihr nichts im Stalle? fragte der Graf ärgerlich, während der Poſtillon von Lodi verſchmitzt lachend ein Zeichen machte, welches ausdrücken ſollte: Habe ich es Euch nicht geſagt? —

Wo ſind denn Eure Extrapoſtpferde? Ihr müßt doch nach dem Reglement deren wenigſtens vier haben.

Haben auch vier, entgegnete der Stallknecht, ſind aber leider vor einer Stunde mit einem engliſchen Reiſewagen fortgefahren.

Das iſt ja aber ganz verflucht! ſagte heftig der junge Offizier; wenn ich dir aber ein gutes Trinkgeld gebe, ich glaube, daß du mir alsdann Pferde anſchaffen wirſt, nicht wahr, Spitzbube?

Unmöglich! antwortete der Stalliere, glauben Eure Gnaden ja nicht, daß wir böſen Willen haben, aber die Poſthalterei iſt unbedeutend, es kommen wenig Poſten durch, und der Poſtmeiſter . . .

Wo iſt der Poſtmeiſter? Ich will ihn ſprechen!

Iſt nach Lodi geritten, Euer Gnaden, ich bin . . . ganz allein zu Hauſe, ſetzte er ſtockend hinzu.

Da war nichts zu machen, als in Ruhe zu warten, bis die Pferde der kaiſerlichen Poſt zurückkommen würden. Wenn nur die Poſt mitten im Dorfe geweſen wäre, da hätte man vielleicht in dem Café eine alte Zeitung und etwas Kaffee gefunden, aber hier in den einſamen Gebäuden, die ſo ſchwarz und ohne Leben in der Nacht dalagen! Es war in der That langweilig. Der Poſtillon von Lodi zog ſeine Pferde in den Stall, worauf er ſo wie der Huſar und der Stalliere ſich plaudernd auf eine Bank vor dem Stallgebäude niederließen.

Selbſt die herrliche Nacht vermochte nicht die Ungeduld des Reiſenden über dies unangenehme Warten zu beſchwichtigen. Vergeblich ſchlugen die Nachtigallen ſchmelzender als den ganzen Abend in den dichten Gebüſchen, welche Poſthalterei und Wohnhaus umgaben, vergeblich funkelten die Sterne ſo freundlich und beruhigend von dem dunklen Himmel, vergeblich athmete die ganze Natur eine ſo wohlthuende Stille, ſummten Inſecten aller Art behaglich und glückſelig in den Freuden ihres kurzen Sommerdaſeins, — der junge Reiſende war ungeduldig und verſtimmt, gelangweilt und hätte in dieſem Augenblicke viel um eine Converſation mit irgend Jemand gegeben, den er ſonſt gewiß nicht beachtet. Schon mehrere Mal hatte er die Stallgebäude umſchritten und näherte ſich jetzt dem einſamen Wohnhauſe, indem er die dahinter liegende Anhöhe erſtieg, in der Hoffnung, vielleicht das Flußbett des Po zu erblicken oder ſonſt etwas, was ihn momentan unterhalten würde.

Da lag die lange, weite Ebene vor ihm, vom Sternenlicht ſanft beglänzt, hie und da mit hellen Linien durchzogen, Waſſergräben und kleine Seen, die hervorleuchteten, zwiſchen den dunklen Farben des dichten Rebengewindes und der Maulbeerculturen. Auch glaubte er das Rauſchen des Fluſſes zu vernehmen, und einige Mal den entfernten Klang eines Poſthorns auf der Straße, doch war es das Seufzen und Flüſtern des Nachtwindes in dem Waſſerröhricht, das ihn getäuſcht. Mißmuthig wandte er ſich um, um zur Chauſſee und zum Stallgebäude niederzuſteigen, und bemerkte, als er auf dieſe Art die hintere Seite des einſamen Wohnhauſes vor ſich ſah, ein kleines, erleuchtetes Fenſter, und die Lichtſtrahlen, die von demſelben in die Nacht hinaus drangen, glänzten auf dem dichten Rebenlaub an dem Hauſe und zeigten üppige Schlinggewächſe, die die Mauern desſelben umſpannen, in einer wahrhaft maleriſchen Weiſe.

Der junge Offizier, erfreut von dem Gedanken, vielleicht doch Jemand zu finden, mit dem er die Zeit des Wartens verplaudern könnte, näherte ſich dem Hauſe ſo weit, bis es ihm möglich war, in das offen ſtehende Fenſter hinein zu ſchauen. Dann blieb er überraſcht ſtehen. Er ſah in ein Zimmer, in welchem auf einem alten Stuhl mit hoher Lehne ein junges und, wie er zu bemerken glaubte, ſehr ſchönes Mädchen ſaß, welches auf ſeinen Knieen ein kleines Kind wiegte, das es mit allerhand Schmeichelworten und Bruchſtücken von Liedern einzuſchläfern verſuchte. Es trieb den jungen Offizier, näher zu gehen; um aber die Kleine da unten durch das Raſcheln des Geſträuchs nicht plötzlich zu erſchrecken, erhob er ſeine Stimme und ſang den Anfang einer bekannten italieniſchen Arie ſo ſanft und leiſe als möglich.

Schnell brach das Mädchen in ihrem Lied ab, deckte mit der Hand den Schein der neben ihr ſtehenden Lampe und ſtarrte in das Dunkel hinaus, um den Sänger, der jetzt raſchelnd durch das Gras und Geſträuch näher ſchritt, zu entdecken. Zu ihren Füßen lag wahrſcheinlich ein großer Hund, denn man vernahm in demſelben Augenblicke ein paar tiefe, knurrende Töne, ein kurz abgebrochenes Gebell; doch ſchien ihm das Mädchen zu wehren, ſie beugte ſich unerſchrocken etwas aus dem Fenſter und rief hinaus: Wer iſt da?

Es iſt ein Fremder, gab der junge Offizier zur Antwort, der ſo eben mit Extrapoſt hier ankam, und auf friſche Pferde warten muß. Es war mir, ſetzte er galant hinzu, indem er näher trat, wirklich recht unangenehm, hier ein paar Stunden bleiben zu müſſen; doch wenn die Signora mir erlaubt, eine Weile mit ihr zu plaudern, ſo danke ich dem Zufall, der mich hier feſthielt.

Während der Graf ſo parlamentirte, ging er als tapferer und umſichtiger Soldat Schritt vor Schritt vorwärts und zeigte ſich bei den letzten Worten dicht am Fenſter in dem hellen Lichtſchein. Das war aber auch, um dem Mädchen allen Schrecken zu nehmen, das beſte aller Mittel, denn ein Blick in dieſes ſchöne, offene, jugendliche Geſicht, dem der kleine blonde Huſarenbart ſo wohl ſtand, zeigte der jungen Italienerin, mit wem ſie es zu thun habe, und ehe ſie noch die Huſarenuniform erkennen konnte, ſagte ſie lachend:

Aha! der Herr iſt ein öſterreichiſcher Offizier.

Wie war jetzt die ſtille Pacht dem jungen Reiſenden ſo intereſſant geworden, und erſt das Wohnhaus, das er vorhin ingrimmig angeſchaut! Gab es aber auch etwas Reizenderes, als der Anblick, denn er hier vor ſich hatte? War es das Plötzliche und Unerwartete der Erſcheinung, war es der dunkle Rahmen der Nacht, der das Mädchen ſo wunderbar hervorhob, genug, er geſtand ſich, nie etwas Schöneres geſehen zu haben. Da lehnte die Kleine an ihrem hohen Stuhl, nothdürftig bekleidet, ein rother Rock umſpannte ihren ſchlanken Leib, die nackten Füße drückten ſich tief in das ſchwarze, zottige Fell des großen Hundes, den wir vorhin erwähnten und der fragend aufblickte, als wolle er ſagen: Beſiehlſt du, daß ich hinausſpringe und den Fremden ein bischen an der Kehle faſſe? Auch ſchien ſie ihren Wächter vollkommen zu verſtehen; denn ſie drückte ihm mit dem einen Fuß den erhobenen Kopf ſanft nieder, worauf er die Augen ſchloß und mit dem Schweif wedelte.

Das Alles konnte der Reiſende vor dem Fenſter freilich nicht ſehen, ſenkte auch ſeine Blicke nicht dort hinab, ſondern heftete ſie feſt auf den ſchönen Kopf des Mädchens, auf ihren ſchlanken, Hals und die weißen Schultern, welche zwiſchen den aufgelöſ'ten Flechten des ſchwarzen Haares hervorglänzten. Das Bübchen in ihrem Schooß, welches überhaupt keine große Neigung zum Schlafen zu verſpüren ſchien, wachte bei dem Anblick des Fremden wieder hell auf und blickte ſo treuherzig, ja freundlich mit den großen, glänzenden Augen auf die goldverzierte Feldmütze und die Schnüre des Atilla.

Alſo der Herr hat keine Pferde bekommen können, ſagte das Mädchen, und muß deßhalb warten, bis die von der kaiſerlichen Poſt zurückkommen. Ja, es kommt dies leider oft vor, mein Vater hat nicht viele Pferde und will auch keine weiter anſchaffen, da das Geſchäft überhaupt ſo wenig einträgt, denn es iſt hier eine kleine Zwiſchenſtation, Lodi und Piacenza nehmen uns das Beſte weg, wir hatten auch früher, als die Mutter noch lebte, ein kleines Wirthshaus, aber das hat Alles aufgehört; Vater ſagt, er wolle nichts mehr vergrößern, das könne einmal der kleine Cecco hier in meinem Schooß thun, oder, ſetzte ſie lachend hinzu, der Schwiegerſohn.

Der Schwiegerſohn? fragte der Offizier, wer iſt denn der Schwiegerſohn?

Nun, lachte das Mädchen fröhlich auf, wer wird der Schwiegerſohn ſein? Der Mann der Tereſina.

Und wer iſt die Tereſina?

Die Tereſina bin ich, ſagte ſie luſtig, ſchlug aber die Augen nieder, als ſie ſah, wie die brennenden Blicke des jungen Offiziers auf ihr hafteten. Ja, fuhr ſie nachläſſiger und mit leiſerer Stimme fort, der Cecco, dabei fuhr ſie dem Bübchen durch die ſchwarzen Locken, oder der Schwiegerſohn, dabei hob ſie den Kopf kokett in die Höhe, ſoll, wenn er mag, die Wirthſchaft wieder anfangen und die Poſthalterei vergrößern.

So, ſo, ſagte der Graf lächelnd, der Schwiegerſohn? — So biſt du alſo ſchon verheirathet?

Wer? — Ich? lachte das Mädchen; Madonna! das iſt zum Lachen, geht mir weg, ich geheirathet? Ehe man heirathet, muß man zuerſt Jemand lieben, herzlich lieben, ſo ungefähr, wie ich das Bübchen liebe; aber mit Liebe lieben, und das habe ich noch nicht gethan.

Hat dir denn noch nie Jemand gefallen, Tereſina? Ich meine, ſo recht gefallen, um ihn mit Liebe lieben zu können? fragte der junge Mann.

Nein, Herr! entgegnete das Mädchen und lehnte den Arm auf die Fenſterbrüſtung, wodurch dem Bübchen die Ausſicht auf Feldmütze und Schnüre verdeckt wurde, weßhalb es laut aufſchrie, auch nicht eher beruhigt werden konnte, bis ihm die Feldmütze förmlich zum Spielzeug überantwortet wurde, zu welchem Ende der Offizier gezwungen war, ſich ins Fenſter hineinzulehnen. Ihr Arm aber blieb auf der Fenſterbrüſtung, und der Kopf neigte ſich vor, und ebenſo die weißen Schultern und der Oberleib.

Wen meinen Sie denn eigentlich, fuhr der Graf S. fort, den ſich der Vater zum Schwiegerſohn ausſuchen wird, etwa einen aus Puſterlengo oder einen jungen Kaufmann aus Lodi?

Nein, nein! ſagte das Mädchen plötzlich ernſt werdend, eher den Sohn des Poſthalters aus Piacenza, der iſt ſchon mehrere Male ohne allen Grund dageweſen, und er ſcheint dem Vater nicht übel zu gefallen; mir aber ganz und gar nicht, ſetzte ſie ganz leiſe hinzu.

Iſt er nicht ſchön, nicht jung? fragte der Offizier lächelnd, und die Kleine antwortete leiſe und ſich ſcheu umſehend:

Nein, gewiß nicht! aber er iſt bösartig und falſch, und den könnte ich nicht lieben, und wenn ich ihn heirathen müßte, ſo wär' mein ganzes junges Leben verdorben, denn ſie ſagen, es ſei ſchrecklich, heirathen zu müſſen, ohne geliebt zu haben.

Da wäre es alſo noch viel beſſer, oder wenigſtens viel ſchöner, geliebt zu haben ohne zu heirathen? ſagte der Offizier.

Schöner vielleicht, entgegnete das Mädchen und hob die Augen empor, um ihn anzuſehen, ſchöner vielleicht wohl, aber nicht beſſer.

Jetzt trat in dieſem ſeltſamen Geſpräche eine Pauſe ein, in welcher die Nachtigallen ſtärker und freudiger ſchmetterten und in welcher der junge Offizier die Höhe der Fenſterbrüſtung maß und bei ſich überlegte, ob es nicht möglich ſei, dort ohne viel Geräuſch hinein zu voltigiren. Doch ſchien die Italienerin ſeine Abſicht zu errathen, denn ſie deutete mit der Hand auf das Stallgebäude und ſagte: Macht kein Geräuſch, der alte Pietro hört Alles. Es iſt eigentlich nicht recht, daß ich mit Euch ſo lang am offenen Fenſter plaudere, aber ich weiß nicht, fuhr ſie fort und blickte ihn mit ihren glänzenden Augen voll an, ich plauder' wahrhaftig gern mit Euch.

Lieber als mit dem Poſthaltersſohn von Piacenza?

Viel lieber.

Dann würdet Ihr mich vielleicht auch lieber heirathen oder lieben? ſagte der Offizier und legte ſeine Hand auf ihren feinen, weißen Arm.

Das Erſte geht nicht, ſagte das Mädchen lächelnd, weil Ihr ein Cavalier ſeid, und das Andere, wenn es ohne das Erſte ginge, geht doch nicht, weil ihr ja morgen früh ſchon ſo viele, viele Miglien von hier entfernt ſeid.

Wenn ich aber dabliebe?

Wie könnt Ihr dableiben? Sagt ſo etwas nicht, was Euch kein Ernſt iſt, und hier könntet Ihr auf keinen Fall bleiben, ſetzte ſie ſtockend hinzu, der Vater, der in zwei Stunden zurück ſein kann, würde Euch nach Lodi oder Piacenza weiſen. Bei dieſen Worten zog ſie ihren Arm zurück, bis ihre warme Hand in der des Offiziers lag. Dann gab ſie nach, als er dieſelbe feſthielt.

Ihr war es ſeltſam zu Muthe. Es geſchah, was ſchon oft geſchehen iſt, daß zwei junge, unverdorbene Weſen mit heißem Blut, die ſich zuvor nie ſahen, ſich plötzlich in einem Gefühl der Liebe zu einander befinden, daß ein Blick, ein leichtes Geſpräch zwei Herzen feſſelte, von denen vor einer Stunde noch keins gewußt, daß in der weiten Welt das andere ſchlage.

Durch den Körper des jungen achtzehnjährigen Offiziers ſtrömte es glühend und entzückend, und auch das Mädchen ließ ihm ihre zitternde Hand, die er heftig an ſeine Lippen drückte. Auch die Nacht mochte daran Schuld ſein, die ſtille, heilige, trauliche Nacht, der Duft der Blumen und vor Allem auch die Liebeslieder der Nachtigallen. — O dieſe Nachtigallen! — —

Wie glücklich bin ich, ſagte der Offizier, daß ich hieher kam, daß ich hier warten muß, und daß ich dich ſah, Tereſina.

Mir iſt es auch lieb, entgegnete das Mädchen, ach ſo lieb, ich weiß nicht wie? Nur möcht' ich viel lieber weinen, als lachen. Dabei legte ſie den Kopf vorwärts auf ihren Arm und ihre Stirne auf ſeine Hand, und er beugte ſich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihren ſchlanken Hals. Die drei jungen Leute waren in dieſem Augenblick ſo glücklich, der junge Reiſende, das junge Mädchen und der Bambino in ihrem Schooß; denn letzterem war es nach einigen ver-

61.
Allein das Schickſal, das, ſchon vor dem Leben,
Glorreiche Heldenthaten euch verhieß,
Ließ euer Schifflein durch die Syrten ſchweben,
Bis es an unbewohnte Küſten ſtieß,
Wo ſich, nachdem ſie euch der Welt gegeben,
Die reine Seele ſchwang in's Paradies.
Des Höchſten Rath und euer Schickſal wollte,
Daß ich bei dieſem Falle nah ſein ſollte.

62.
So gut ſich's machen ließ im öden Sande,
Gab ich ein ehrlich Grab der Mutter dort,
Und trug euch, eingewickelt im Gewande,
Hin zu Carena's Höhn, an ſichern Ort.
Denn eine Löwin ſchlug ich in die Bande
Des Zaubers, zog ſie von den Jungen fort,
Und ließ ſie, unter mühevollem Lehren,
Euch an den Brüſten zwanzig Monde nähren.

63.
Doch eines Tages war ich weggegangen
Und unſrer Wohnung fern von ungefähr,
Als Araber in dieſe Berge drangen,
Ein Räuberhaufen, — denkt es euch nicht mehr? —
Der an dem Weg Marfiſen nahm gefangen,
Doch Rüd'gern nicht, denn ſchneller rannte der.
Mich ſchmerzt' es tief, dich eingebüßt zu haben,
Und ſorglicher bewacht' ich meinen Knaben.

64.
Rüd'ger, du weißt es, ob in ſeinen Tagen
Dein Lehrer Atlas war ein treuer Hirt.
Ich ließ mir von des Schickſals Sternen ſagen,
Daß dich Verrath der Chriſten tödten wird;

zweifelten Anſtrengungen endlich glücklich gelungen, die ſchwarzgelbe Schnur von der Feldmütze herunterzureißen, eine That, die er mit vergnügtem Lachen ankündigte. Doch war dieſer Freudenausbruch nicht im Stande, die beiden Liebenden aufzuſtören. Er wandte ſanft ihren Kopf auf die Seite und drückte einen glühenden Kuß auf die brennende Stirn — da tönte durch die Nacht der luſtige Klang eines Poſthorns. — —

Es iſt etwas Eigenthümliches um ſolch einen Ton wenn Alles ringsum in tiefer Stille begraben liegt.

Das Mädchen fuhr in die Höhe und horchte. Der Vater! rief ſie erſchreckt, oder die Pferde von der kaiſerlichen Poſt. Adieu, mein Lieber, mein Liebſter! Man darf uns hier nicht beiſammen ſehen. Sie legte das Bübchen neben den großen Hund auf den Boden, erhob ſich eilfertig und ſchlang, während ſie ſich mit dem Oberkörper zum Fenſter hinausbeugte, ihre beiden Arme um den Hals des Offiziers. Verzeiht mir, was ich thue, ſagte ſie mit leiſer Stimme, verzeih' es mir die Madonna, aber es iſt nichts Unrechtes, ich ſehe Euch ja in dieſem Leben gewiß nicht wieder, ich darf, ich kann, ich will dich nicht wiederſehen! denn wenn ich dich morgen wiederſähe, ſo wäre ich tief, ach ſo ſehr unglücklich! Ich müßte mich ſchämen; aber ſo, da wir uns hier zum erſten Mal ſehen und uns gleich wieder verlieren, darf ich ſagen, daß ich dich unendlich liebe, und darf dich küſſen, ſo — und noch einmal und zum letztenmal. — Madonna hilf! Jetzt fort! um Gotteswillen fort!

Der Offizier fühlte drei heftige, innige Küſſe auf ſeinem Munde, dann drückte das Mädchen ihn ſanft von ſich ab, ſchloß eilfertig die Fenſterflügel und löſchte das Licht aus. —

Das Poſthorn tönte näher und näher, man vernahm Pferdegetrappel auf der Chauſſee und dann das Schnauben und Schütteln der Thiere, die vor dem Stallgebäude hielten. Neben dem Wohnhauſe wurde jetzt eine dunkle Geſtalt ſichtbar — es war der Huſar, der ſeinen Herrn ſuchte. Gedankenvoll folgte Graf S. ſeinem Diener, nicht ohne oftmals ſtehen zu bleiben und die Hand vor die Stirn zu preſſen, wobei er dachte, ob das nicht vielleicht Alles ein Traum geweſen ſei. Aber nein, die drei Küſſe hatte er in Wirklichkeit erhalten, ſo innig, ſo glühend, ſo heiß! Die drei Küſſe konnte er nicht vergeſſen, und nicht das Bild des Mädchens.

Wenn ſpäter durch die lange Reiſe das kleine Abenteuer in ſeiner Erinnerung an zu bleichen fing, ſo brauchte er ſich bloß dieſer drei Küſſe zu erinnern, und es fuhr brennend durch ſeinen Körper, und er gedachte jener Nacht und des Poſthauſes, und er glaubte wieder vor dem Fenſter zu ſtehen, aus dem jetzt kein Lichtſtrahl mehr drang, von wo er nicht das geringſte Geräuſch mehr hörte.

— — — — — — — — — — — —

Euer Gnaden, ſagte der Huſar, als ſie das Stallgebäude erreichten, wo die eben angekommenen Pferde abgerieben, gefüttert und wieder eingeſpannt wurden, Euer Gnaden haben, ſcheint mir, die Feldmütze im Wagen liegen laſſen oder verloren.

Der junge Offizier lächelte und ſagte: Ich habe vor der Station geſchlafen, und da muß ſie mir vom Kopfe herunter gefallen ſein; gieb mir eine andere.

So ſehr auch der Graf daran dachte, in Piacenza liegen zu bleiben, um vielleicht von da aus das Abenteuer der heutigen Nacht weiter verfolgen zu können, ſo brachte ihn doch der ſtrenge Blick des Mädchens, als ſie ihm ſagte: ſie müſſe ſich ſchämen, wenn ſie ihn morgen wieder ſähe, von dieſem Gedanken ab, und er entſchloß ſich, obgleich widerſtrebend, ſeine Reiſe fortzuſetzen. Ja einige Mal war er im Begriffe, nach Lodi oder Mailand wieder zurückzukehren und das Terrain genau zu recognosciren, doch fühlte er für das Mädchen eben ſo viel Achtung als Liebe und war vernünftig genug, alle Folgen zu überlegen und ſich mit den drei Küſſen zu begnügen, die das gute, unſchuldige Geſchöpf ihm ſo liebevoll gegeben.

Der Poſtillon von Lodi ermahnte ſeinen neuen Collegen, etwas von der verlorenen Zeit wieder einzubringen. Der junge Offizier warf ſich in ſeinen Wagen, der Huſar nahm ſeinen Platz auf dem Bocke wieder ein, und die Pferde liefen auf der dunklen Chauſſee dahin, ſo gut ſie konnten. Der neue Poſtillon blies auf ſeinem Horne, und es war derſelbe Ton und dasſelbe Liedchen, das der Graf vor einer halben Stunde am Fenſter drüben gehört. Ob auch ſie die Töne wieder vernahm, zitternd auf ihrem Lager, vielleicht die Kiſſen mit ihren Thränen benetzend? — Ja, ſie vernahm ſie gewiß heute Nacht, und morgen wieder, an dem offenen Fenſter wie heute ſitzend, und blickte gewiß ſehnſüchtig nach dem Hügel hinauf, von dem er nicht wieder herniederſtieg, und ſie ſah dasſelbe alle Tage, immer in derſelben Umgebung, und das Bübchen ſpielte gewiß noch wochenlang mit der Feldmütze, und der Vater brachte wieder und immer wieder den Poſthaltersſohn von Piacenza ins Haus.

Das war Alles erſchrecklich quälend für ihr Herz; viel beſſer und angenehmer hatte es der junge Offizier. Als der Tag anbrach, war er in Bologna, dann ſah er Florenz, kam nach Rom und Neapel, ſpäter nach Paris; aber in allen Zerſtreuungen der großen Welt, in der herrlichſten Natur, bei den glänzendſten Feſten vergaß er nicht das einſame Poſthaus und die arme Tereſina.

## Die zweite Nacht.

## 1848.

Die ſtillen Fluten der Adda, nicht beunruhigt durch Dampfboote oder viele Handelsſchiffe, dafür aber der Aufenthalt zahlreicher Fiſche, dies klare, freundliche Waſſer, das bald im tiefen Sand, bald zwiſchen Felſen, bald zwiſchen grün bewachſenen, mit Geſträuch beſetzten Ufern durch die lombardiſche Ebene fließt, ſah am erſten Auguſt ein wunderbares und prachtvolles Schauſpiel an ſeinen einſamen Ufern ſich entfalten.

Es war bei Formigara, wo der ſieggekrönte Heldenmarſchall Vater Radetzky an dieſem Tage eine Brücke ſchlagen ließ, um das erſte und zweite Armeecorps über den Fluß zu werfen, dem fliehenden Feinde nach, deſſen Colonnen, von paniſchem Schrecken ergriffen, den ſiegestrunkenen Oeſterreichern nirgends mehr Stand halten wollten. Kaum beſetzten die piemonteſiſchen Generale eine Poſition, kaum hatten ſie ihre ſtarken Batterien gegen den nachſetzenden Feind gewandt, ſo brachte der Anblick dieſes Feindes die größte Verwirrung in die Reihen der Italiener. Truppen, die ſich früher tapfer und gut geſchlagen, wandten ſich beim Anblick der weißen Linien und wichen vor den Fängen des Adlers, der ihnen unaufhaltſam nachſetzte. Cavallerie verließ ihre Stellungen, Artillerie raſſelte davon, Infanterie-Colonnen löſ'ten ſich auf, ja es kam bei einzelnen-Compagnien der Fall vor, daß Soldaten, welche querfeldein liefen, ſich vor ihren Offizieren, die ihnen nachſetzten, auf den Boden warfen und erklärten, ſich lieber hier von den eigenen Pferden zertreten zu laſſen, als wieder gegen den Feind zu marſchiren.

Die ſanft anſteigenden Ufer der Adda boten an dieſem Punkte eines der reichſten, lebendigſten militäriſchen Bilder, die man nur ſehen konnte. Alles war bedeckt mit Soldaten der verſchiedenſten Waffengattungen, und die Sonne, welche zuweilen heiß durch das zerriſſene Gewölk ſchien, ſchimmerte auf den unzähligen Waffen, auf den Geſchützröhren und auf dem Gold und Silber der Uniformen. Es wogte und ſummte vergnügt durcheinander, die Artillerie ſtand neben ihren Wagen und Geſchützen, Huſaren, Dragoner, Uhlanen hatten die Pferde am Zügel, und große Maſſen Infanterie lagerten hie und da auf dem weißen Sande, theilweiſe mit abgelegtem Torniſter und mit zuſammengeſtellten Gewehren.

Dazwiſchen zogen lange Brückengeräthe dem Ufer zu und Ordonnanzen aller Waffengattungen bahnten ſich mühſam ihren Weg durch das fröhliche Getümmel, Befehle nach dem Fluſſe bringend, wo die Pontoniere in voller Thätigkeit waren. Mit wunderbarer Schnelligkeit wurden die Pontons abgeladen, in das Waſſer geſchoben, geankert und verbunden. Man ſah die Brücken zuſehends wachſen und ſich in den Fluß hinausdehnen, jedes neu befeſtigte Ponton wurde mit lautem Hurrah begrüßt, das ſich rückwärts fortpflanzte den Uferrand hinauf und von den lagernden Truppen freudig vernommen und begrüßt wurde.

Woher aber dieſe ungemeine Geſchäftigkeit kam, und weßhalb die Pontoniere auf dem Fluſſe ſo übermäßig arbeiteten, war deutlich zu ſehen, wenn man den Blicken der ruhenden Soldaten folgte, die weniger an der Geſchäftigkeit auf der Adda hingen, als an einem

Hügel auf der Höhe des Uferrandes. Dort ſah man Offiziere aller Regimenter, von dort her kamen die Ordonnanzen, welche Befehle an das Ufer brachten, und dorthin gingen die Meldungen von den Offizieren des Genie-Corps drunten, ſowie von den Commandeuren der nachrückenden Truppen. Die Offiziere auf dem Hügel, meiſtens beritten, umgaben in einem großen Halbkreis einen kleinen Mann in der grauen Feldmarſchalls-Uniform, welcher den rechten Arm in die Seite geſtemmt hatte, während die Linke Säbel und Federhut hielt. Der kleine Mann, der vom Pferde abgeſtiegen war, blickte mit herzlichem, freundlichem Auge auf das Gewühl am Ufer und auf der Brücke, bald einem Offizier einige Worte ſagend, bald mit der Hand den Soldaten winkend, die jeden Blick des klaren, treuen Auges mit lautem Hurrah, Evviva und Eljen begrüßten. Der kleine Mann aber mit dem ſchneeweißen Haar und dem lieben Blick war Vater Radetzky, der die Piemonteſen von Poſition zu Poſition verjagt und jetzt in die Ebene der Lombardei zurückkam, gewaltig und ſtrafend, und bei deſſen Annäherung Mailand zitterte, daß es ihn in einer fürchterlichen Nacht dieſes Jahres ſchwach geſehen.

Die Offiziere in der Suite des Feldmarſchalls gruppirten ſich auf verſchiedene Art; einige blickten mit Fernröhren über den Fluß hinüber, andere lehnten an ihren Pferden und unterhielten ſich von den vergangenen Tagen und dem Willkommen, das man ihnen in Mailand bereiten werde.

Es mochte vier Uhr Nachmittags geworden ſein, da war die Brücke beendigt, und ein Hurrah, lauter und freudiger als alle früheren, verkündigte es den Truppen. Der Feldmarſchall beſtieg ſein Pferd, Alles erhob ſich aus ſeiner Ruhe. Züge, Compagnieen, Bataillone ordneten ſich ſchnell, die Ordonnanzen ſprengten nach allen Richtungen, und jeder Truppenkörper, ſowie er den Befehl erhielt, ſetzte ſich nach der Brücke zu in Bewegung. Es war ein großartiger, feierlicher Moment; alle Regimentsmuſiken ſpielten die Nationalhymne, und das Ufer, bis jetzt ein Chaos von Farben und Uniformen, begann lange, geregelte Linien zu zeigen: Infanterie, Cavallerie und Artillerie, die ſich nach und nach langſam in Bewegung ſetzten.

Es war ein bunter, phantaſtiſcher Knäuel, eine wirre Maſſe aller Farben: Eiſen, Bronze, Gold und Silber, die ſich jetzt geordnet abwickelte, in einem langen Faden die Brücke bedeckte und weit über das jenſeitige Ufer der Adda hinaus ſich ins Land hinein ergoß; ſingend und klingend, raſſelnd, murmelnd, rauſchend, kurz ein Getöſe, daß man es weithin hörte. Endlich wurde der Knäuel diesſeits kleiner und einfarbiger und löſ'te ſich zuletzt in eine unabſehbare Reihe von Wagen auf, die jetzt auch über die Brücke rollten. Ihnen folgte der Feldmarſchall mit ſeinem Hauptquartier, und es blieben auf dem diesſeitigen Ufer nur einige Bataillone zurück, welche die Nachhut bildeten, einige Schwadronen Cavallerie und etwas Artillerie.

Am Ufer, ganz in der Nähe dieſer zurückbleibenden Truppen erhob ſich ein kleines Haus, die Wohnung des Fährmanns, der mit dieſem Geſchäft eine kleine Wirthſchaft verband. Um den Fluten der Adda zu entgehen, die zuweilen ſtark anſchwillt, war das Häuschen auf einer Terraſſe erbaut, ſehr klein und einfach: eine Wohnſtube für den Wirth, eine Schenkſtube nach der Terraſſe und dem Fluſſe offen, und dieſe Terraſſe bedeckt mit einer Veranda aus Bäumen und Lattenſtücken beſtehend, die, wie alle dergleichen in Italien, um ſo maleriſcher ausſah, je leichtſinniger und willkürlicher man in der Errichtung derſelben verfahren. Dichtes Rebenlaub bedeckte die Veranda, alles Holzwerk umrankend, und die geſchlängelten Spitzen der Reben hingen an den äußerſten Holzſtücken herab und wiegten ſich, in der Luft ſchwebend, leicht hin und her.

Unter dieſem ſchönen natürlichen Dache ſaßen an einem grobgezimmerten Tiſche zwei junge Offiziere auf derben Strohſtühlen und ſchenkten ſich abwechſelnd aus der mit Stroh umwundenen Foglietta die Gläſer voll. Ihre Pferde befanden ſich unter Obhut von Soldaten am Fuß der Terraſſe, die mit maleriſchen Kriegsbildern umgeben war. Hier ſaß ein Huſar auf den Stufen der Treppe, mehrere Roſſe am Zügel, dort ſchnallte ein Dragoner an ſeinem Sattel herum, während ein Chevauxleger, beide Arme auf den Rücken ſeines Pferdes gelehnt, mit der einen Hand ein Glas hielt, enthaltend einen Reſt Wein, den er dem Kameraden reſervirte.

Auf der andern Seite gingen Infanterie- und Cavallerieoffiziere auf und ab und tauſchten ihre Meinungen aus, ob ſie heute noch ihren vorausgegangenen Kameraden folgen oder hier einen Bivouak beziehen würden. Infanteriſten ſaßen am Boden, das Gewehr auf den Knieen, und zwiſchen ihnen Grenadiere, die ſchwere Bärenmütze neben ſich, dort eine Gruppe von Jägern auf dem Bauche ausgeſtreckt, den Kopf auf den Arm geſtützt, die Büchſe neben ſich. Ein Tambour, der wahrſcheinlich von den letzten Affairen träumte und auf einem alten Faſſe ſaß, ſchlug pianiſſimo einen Marſch zum Angriff. Nicht weit von dem kleinen Hauſe befanden ſich Gruppen gefangener Piemonteſen, von Grenadieren bewacht, die Soldaten lagen ermüdet am Boden, die Offiziere ſtanden in Gruppen und blickten finſter dem dahinziehenden Heere nach. Dies ganze lebendige Bild wurde vervollſtändigt durch zahlreiche Viehheerden, die den Bataillonen nachgetrieben wurden, und durch ſchwere Karren mit Ochſen beſpannt, auf welchen Weinfäſſer lagen. Die Pferde der Cavallerie ſchüttelten ſich und ſchnaubten, von dem andern Flußufer drüben ſchallte zuweilen leiſer Trommelſchlag und einzelne Klänge der Feldmuſik herüber. Zuweilen hörte man rückwärts ein Hornſignal, ein luſtiges Soldatenlied und lautes Lachen, und dann und wann tiefes, kräftiges Gebrüll aus den Viehheerden.

Die Offiziere, die unter der Veranda ſaßen, waren zwei junge Männer, ein Rittmeiſter von den Huſaren, ein Oberlieutenant von den Chevauxlegers. Letzterer

Und um dieß Mißgeſchick zurückzuſchlagen,
Hielt ich dich fern und hab' dich viel verwirrt.
Doch konnt' ich dir zuletzt nicht widerſtehen,
Ward krank, und mußt' in meinem Gram vergehen.

65.

Doch eh' ich ſtarb, ward mir an dieſer Stelle,
Wo ich ſo grauſen Kampf durch Zaubermacht
Vorausgeſehn, durch Geiſter aus der Hölle
Mit ſchweren Steinen dieſes Grab gemacht.
Zu Charon ſprach ich dann: Aus dieſer Zelle
Führſt du den Geiſt nicht eher in die Nacht,
Wenn ich geſtorben bin, bis mit Marfiſen
Mein Rüd'ger kämpfen wird zu meinen Füßen.

66.

So hab' ich unter dieſen ſchönen Bäumen
Schon lang gewartet, bis ihr kamt herein.
Aus Eiferſucht mögſt du nicht länger ſäumen,
O Bradamante, Rüdigers zu ſein.
Doch iſt es Zeit, zu jenen dunklen Räumen
Hinabzueilen aus des Tages Schein. —
Hier ſchwieg der Geiſt, und ließ die beiden Frauen
Und Rüd'gern in Verwunderung und Grauen.

67.

Der Held erkennt Marfiſen jetzt mit Luſt
Für ſeine Schweſter, ihn als Bruder ſie:
Sie drücken ſich herzinnig an die Bruſt,
Was Bradamanten nicht zum Schmerz gedieh,
Und, ihrer Kinderzeiten neu bewußt,
Erörtern ſie manch Wo und Wann und Wie,
Und ſehen ein, je mehr es ihnen tagt,
Daß alles wahr ſei, was der Geiſt geſagt.

war eben im Begriff, eine kleine lederne Taſche aufzuſchnallen, die er am Sattel zu tragen pflegte, und worin er ſeine Cigarren aufbewahrte. Die Kleidung der Beiden war mit Staub bedeckt, ſie trugen ſchwere Säbel, die Cartouche und Tſchako, Helm und Handſchuhe lagen neben ihnen auf dem Tiſche.

So weit wären mir alſo, ſagte der Huſar und ließ einen zufriedenen Blick über den Fluß ſchweifen, an der Schwelle unſeres Hauſes glücklich angekommen, und ich bin feſt überzeugt, daß der alte Herr noch heute Abend kräftig anklopfen wird.

Wie ich höre, verſetzte der Chevauxleger, indem er ſich ſeine Cigarre anbrannte, wird ſich Karl Albert nach Mailand zurückziehen, und es ſollte mich wahrhaftig ungeheuer freuen, wenn es da noch zu einem ſoliden Schlage käme.

Bah! meinte der Huſarenoffizier, die ſchlagen ſich nimmer, was wird's da unten geben? Ein paar Geſchützaufſtellungen, Proclamationen, einige wüthende Volks-Demonſtrationen, voilà tout. Ich bin feſt überzeugt, in zwei bis drei Tagen marſchiren wir über den Domplatz, ich freue mich ſchon auf die Geſichter, wenn da die Bande ſpielt: Gott erhalte unſern Kaiſer.

Das iſt alles ſchön und gut, ſeufzte der andere Offizier, aber wenn ſie nur in unſern Quartieren zu Mailand nicht ſo jammervoll gehauſ't hätten; ach, meine ſchönen Waffen, das iſt Alles verloren, und mein ganzes Silbergeſchirr!

Nun, was das Letztere anbelangt, lachte der Huſar, das wird noch zu erſetzen ſein, aber mir iſt's nur leid um das Bild der kleinen Julietta, das über meinem Divan hing. Wenn ſie nur das Original nicht erwiſcht haben, ich fürchte ſehr, es iſt den armen Geſchöpfen für ihre Anhänglichkeit an die öſterreichiſche Monarchie ſchlecht genug gegangen.

Ich glaube nicht, warf der andere Offizier leicht hin, die Meiſten ſollen ſich in den fürchterlichen fünf Tagen gerettet haben; mir erzählte das ein Kamerad von den Jägern, ſie ſeien in einem langen Zuge ausgewandert, Wagen von allen Kalibern, heulende Mädels und Koffer und Schachteln die Menge.

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen durch einen lauten Anruf vom Fuß der Terraſſe. Die Beiden ſprangen von ihren Stühlen auf und bemerkten einen jungen Offizier mit niederem Hut und grünen Federn, der ſich zu Pferd durch die Soldatengruppen langſam dem Hauſe näherte.

Grüß dich Gott, Generalſtäbler! rief der Huſar, nachdem er den Anreitenden erkannt; woher des Weges? Du willſt zum Hauptquartier? Na, komm einen Augenblick herauf und mach hier eine Haltſtation.

Der Generalſtabsoffizier ſchwang ſich vom Pferde, gab die Zügel einem Dragoner, der unten ſtand, und ſtieg die Treppe hinauf.

Wir haben uns lange nicht geſehen, rief er luſtig, ich glaub' ſeit Verona nicht. Wie ſchaut's, was treibt ihr?

Wir warten hier geduldig, entgegnete der Chevauxlegeroffizier, bis wir den verdammten Fluß paſſiren dürfen. — Haſt du vielleicht einen Befehl deßhalb mitgebracht, Generalſtäbler?

Etwas der Art wohl, lachte dieſer, aber von Paſſiren iſt für heute keine Rede. Ihr werdet hier wahrſcheinlich ruhigliegen bleiben; eine herrliche Nacht wird's geben, euer Wein iſt auch nicht ſchlecht, wie ich merke, und ſo könnt ihr's ſchon aushalten.

Verdammt! murrte der Huſar, ſeit vier Tagen ſind wir beſtändig rückwärts und bekommen nicht einen feindlichen Pferdeſchweif zu ſehen; vom Einhauen iſt ſchon ſeit langer Zeit keine Rede mehr.

Die da vorn, ſagte der vom Generalſtab lachend, haben es auch nicht beſſer, Pferdeſchweife ſehen wir freilich, auch Kanonenmündungen genug, aber alles das in der allerweiteſten Entfernung.

Und bleiben wir wirklich heute hier? fragte der Chevauxleger.

Wahrſcheinlich, doch erwarte ich noch einen Ordonnanzoffizier aus dem Hauptquartier. Kommt dort nicht etwas über die Brücke? Bei dieſen Worten richtete der Offizier vom Generalſtab ſein Fernrohr auf den Fluß und fuhr dann fort: Richtig, es iſt ein Huſarenoffizier, der wird einen Befehl bringen, und wenn mich nicht Alles täuſcht, iſt es unſer lieber Graf S. Seht, wie er ſeinen Gaul zurückhält, um ordonnanzmäßig im Schritt über die Brücke zu kommen. Ja, ja, er iſt's!

Jetzt hat er das Ufer erreicht und läßt den Hügel herauf das Pferd ausziehen.

Der alſo Angemeldete — es war wirklich Graf S. — flog den Uferrand hinauf und jagte an das Haus 'hin. T'ſchau! rief er freudig, als er die Drei auf der Terraſſe ſtehen ſah, grüß' euch Gott, freut mich ſehr, euch zu ſehen. Wo find' ich den Feldmarſchall-Lieutenant? — Gleich hoff' ich zu euch zu kommen, hebt mir ein Glas Wein auf.

Reite nur ein paar tauſend Schritte rechts hinüber, antwortete der Huſarenoffizier, nachdem er die Grüße herzlich und freundlich erwidert, da wirſt du auf der Anhöhe einen Bauernhof finden, dort iſt er, wenn er nicht ſchon nach San Baſano hineingeritten iſt. Sieh aber zu, daß du dich nicht lange aufzuhalten brauchſt; — müſſen wir hier bleiben? rief er dem Davonreitenden nach, und dieſer winkte ein Ja und war bald zwiſchen dem hügeligen Terrain verſchwunden.

Die Drei ſetzten ſich an den Tiſch, ließen eine neue Foglietta kommen und theilten ſich ihre kleinen und großen Ereigniſſe mit. Es dauerte nicht eine Viertelſtunde, da kam Graf S. wieder daher geſprengt, hielt an dem Hauſe, ſprang behende vom Pferde und eilig die Treppe hinauf.

Na, grüß' euch Gott nochmals! rief er luſtig, ſeine beiden Hände ausſtreckend, die von den Andern herzlich erfaßt und gedrückt wurden.

Jetzt habe ich erſt einen Augenblick Zeit, mich zu freuen, daß ich euch wiederſehe, nur kurze Zeit leider, denn ich muß bald ins Hauptquartier zurück. — Wie iſt's euch ergangen? — Keine Verwundung? Heil und geſund?

Alles wieder in Ordnung! lachte der andere Huſarenoffizier, ich habe bei Curtatone einen kleinen Streifſchuß erhalten, aber nichts von Bedeutung, war bald wieder zuſammengeflickt; — und du? — dich hat man ja eine Ewigkeit nicht mehr geſehen. Weißt du noch, wo wir zuletzt und recht vergnügt beiſammen waren?

Ob ich's weiß? entgegnete Graf S., das war zu Mailand bei dem Abſchiedsdiner, das ihr mir gegeben, als ich nach Rom und Neapel ging; 's iſt merkwürdig, ſetzte er hinzu, da ſind wir jetzt wieder hier beiſammen, beinahe all' die nämlichen Leute und mitten im Kriege, den wir damals ſo ſehnlich gewünſcht.

Ja, wahrhaftig, ſagte der Chevauxleger und erhob ſein Glas, es fehlen nur zwei, unſer armer M. von eurem Regiment, der jetzt zu Mantua liegt, und unſer luſtiger Dragoner.

Letzterer, bemerkte der Generalſtabsoffizier, iſt Galoppin bei d'Aſpre. Aber wie geht's dem armen M.? — Iſt er ſchwer verwundet?

Er hat einen Stich in die Seite, ſagte der Huſarenrittmeiſter, aber ſie hoffen ihn durchzubringen; trinken wir auf ſein Wohl. Alle erhoben die Gläſer und tranken mit herzlichem Wunſch auf die baldige Geneſung des verwundeten Kameraden.

Damals und jetzt! ſprach Graf. S., indem er ſich ein anderes Glas eingoß, ſeitdem ſind nur vier Jahre verſtrichen und hat ſich Manches geändert, Manches zugetragen. Damals hatte ich eine ſchöne Zeit vor mir, eine herrliche, angenehme Zeit. Obgleich euer Wein hier nicht ſchlecht und die Salami zu genießen iſt, ſo wäre mir doch ein Diner wie damals lieber. Wir haben in den letzten Tagen ſehr wenig gehabt. Und damals meine bequeme Caleſche vor der Thür, eine ruhige Nacht, angenehm dahingeſtreckt zu durchfahren, und heute der Sattel meines müden Pferdes und die Ausſicht, während der Nacht mehrmals herausgetrommelt zu werden; denn was in der letzten Zeit für Depeſchen verſandt worden ſind, habt ihr gar keine Idee, und immer des Nachts. Es iſt gerade, als ſei es zum Beſten der Ordonnanzoffiziere ſo eingerichtet, daß die Anfragen ans Hauptquartier immer in der Dämmerung kommen und während der Nacht beantwortet werden.

Und doch habt ihr's bei dem Hauptquartier am beſten, ſagte der andere Huſarenoffizier lachend; wo ihr einfallt, findet ſich immer etwas, oder vielmehr, ihr fallt nur da ein, wo ſich etwas findet, und dann bekommt ihr doch meiſtens ein Obdach, könnt euch im Trockenen ausſtrecken und euch behaglich niederlegen, ſei's auch nur auf Stroh oder Heu.

Allerdings, entgegnete der Ordonnanzoffizier, ſind aber dafür auch, wie ſchon bemerkt, faſt Tag und Nacht im angeſtrengteſten Dienſt. Melde ich mich nachher im

Hauptquartier, ſo heißt's unfehlbar: Sie haben den zweiten oder dritten Ritt heute Nacht; dann kann irgend eine Zufälligkeit kommen, die meine Vordermänner wegruft, und ich habe vielleicht einen nächtlichen Spazierritt von ſechs bis acht Stunden. Aber, ſetzte er luſtig lachend hinzu und hob ſein Glas gegen die Sonne, um Alles in der Welt möchte ich nicht vertauſchen jenen Abend mit heute, und gebe nur der Herr der Schlachten, daß dieſe angenehme Zeit noch lange fortdauern möge!

Wozu indeß wenig Hoffnung iſt, ſagte der Generalſtäbler; die Komödie iſt aus oder wird morgen, übermorgen ausgeſpielt, Mailand iſt eine brillante Schlußdecoration, dann fällt hinter Karl Albert und ſeinem Heere der Vorhang.

Aber, theuerſte Freunde, bemerkte jetzt Graf S., es muß geſchieden ſein; ich muß ins Hauptquartier und möchte mich beeilen, denn ich ſehe dort am Horizont verdächtige ſchwarze Wolken aufſteigen.

Verdammt! ſagten die beiden Cavallerieoffiziere, welche die Ausſicht hatten, die Nacht über im Freien zu bleiben, und ſchauten den finſteren Wolken zu, welche ſich am Horizont drohend emporwälzten; das wird eine naſſe Nacht werden.

Und vielleicht eine blutige, ſagte der Generalſtäbler; General Bava hat ſich mit einigen Truppen nach Pizzeghettone geworfen, er wird die kleine Feſtung gegen einen Handſtreich ſicher ſtellen wollen, um ſein

Fuhrweſen glücklich durch das dortige Défilé zu bringen. Kommt aber unſere Vorhut, die fortmarſchirt, noch frühzeitig genug hin, ſo kann es einen ziemlichen Kampf geben.

Ei was! ſagte unmuthig der Rittmeiſter, Regen und Blut iſt ein großer Unterſchied; ich würde mir nichts daraus machen, mich die ganze Nacht herumzuhauen, aber hier zu liegen und ſich ſo langſam durchnäſſen zu laſſen, das hole der Teufel. Nun, wie Gott und Vater Radetzky will.

Amen! ſprach der Generalſtabsoffizier und ſetzte ſeinen Federhut auf; aber jetzt wollen wir reiten, es iſt mir immer, als hörte ich gegen Pizzeghettone zu Kanonendonner, es ſollte mich auch gar nicht wundern, wenn die Piemonteſen dort irgendwo eine ſchöne Maſſe Geſchütz aufführten, um das rechte Adda-Ufer zu decken.

Ich glaube, was dahinten rollt, iſt himmliſcher Donner, ſagte der Chevauxleger und blickte nachdenklich an den Himmel, deſſen vorhin noch ſo klare blaue Farbe in außerordentlicher Geſchwindigkeit mit leichten grauen, einem Gewitter vorausjagenden Wolken bedeckt wurde.

Adieu! — lebt wohl! — Auf glückliches Wiederſehen in Mailand! — T'ſchau!

Graf S. und der Offizier vom Generalſtab ſchwangen ſich auf ihre Pferde und ritten in ſcharfem Trabe der Brücke zu, dann im Schritt über die knarrenden Pontons und auf dem rechten Ufer des Fluſſes trennten ſie ſich, denn der Generalſtäbler eilte zum erſten

Armeecorps, der Huſarenoffizier aber nach Formigara, wo der Feldmarſchall Radetzky ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte.

Vier Jahre waren vergangen, ſeit der junge Huſarenoffizier nicht mehr in dieſe Gegend gekommen war. Nachdem er ſeine große Tour nach Rom, Neapel, Paris und Wien beendigt, war er dorten als Oberlieutenant zu einem andern Huſarenregiment verſetzt worden und da verblieben, bis in der Lombardei der Krieg ausbrach, worauf er ſich zur Armee nach Italien meldete und als guter Offizier und gewandter Reiter gern zum Ordonnanzoffizier ernannt wurde.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als er Formigara, ein kleines Dörfchen erreichte. Auf der Straße bewegten ſich dichte Colonnen Artillerie und Fuhrwerk und ließen ihn nur im Schritt vorwärts kommen. In der Nähe des Orts mehrte ſich das militäriſche Getümmel. Auf den Feldern rechts und links lagerte Infanterie und Cavallerie; Holz wurde herbeigeſchleppt, und hie und da ſtieg dichter Dampf auf von den Lagerfeuern, die man im Begriffe war anzuzünden. Auf der Straße in Formigara drängte und wogte es durcheinander. Dort hielten lange Reihen Ochſenkarren mit Weinfäſſern beladen, und in großen hölzernen Kannen wurden die Portionen für die Soldaten ausgetheilt.

Das Haus, in welchem der Feldmarſchall wohnte, ein kleines, unſcheinbares Gebäude, bot ein ganz bewegtes Bild des Hauptquartiers. An allen Fenſtern lehnten Offiziere in den verſchiedenſten Uniformen, im Hofe ſtanden Equipagen und Packwagen, an deren Deichſeln abgeſattelte Pferde befeſtigt waren. Unter dem Thorbogen hielten Ordonnanzen und die jungen Offiziere des Hauptquartiers, welche wohlgemuth dem Lärm und dem Jubel der vorbeiziehenden ſiegestrunkenen Soldatenhaufen zuſchauten.

In dieſes Gewühl hinein lenkte Graf S. ſein Pferd und wurde von den Kameraden freundlich bewillkommt. Er mußte erzählen, wie es drüben ausſchaue, und überbrachte Grüße von Bekannten und Freunden, die man lange nicht geſehen.

Dein Schimmel wird müde ſein, ſagte ein junger Uhlanenoffizier lachend, und der Graf entgegnete luſtig:

Wie ſein Herr. Ich bin jetzt heute ſchon vierzehn Stunden im Sattel geweſen; habt ihr irgendwo ein Obdach, wo man ſich ein wenig ausſtrecken kann?

Obdach genug, antwortete der Andere, auch ſogar ein ſchönes, breites Bett. Aber du freuſt mich, wenn du jetzt ſchon ans Ausruhen denkſt, da droben ſchreiben ſie, daß die Federn davon fliegen; Major E. ſiegelt eine Depeſche um die andere. Ich und F. und M., wir haben ſchon unſere Beſtimmung, und der nächſte Befehl, der hinaus muß, iſt für dich. Geh nur gleich drüben in das Haus neben der Kirche, da wirſt du deinen Burſchen mit den Pferden finden.

Der Graf zuckte lachend die Achſeln, nahm einen tüchtigen Zug aus einer dargebotenen Feldflaſche und

68.

Rüd'ger mag ſeiner Schweſter nicht verhehlen,
Wie warm ſein Herz für Bradamanten ſchlägt,
Und liebevoll beginnt er zu erzählen,
Wie große Schuld er dieſer Freundin trägt,
Und läßt nicht nach, bis den erzürnten Seelen
Die Sonne aufgeht und der Sturm ſich legt;
Und freundlich müſſen beide ſich umfaſſen,
Zum Zeichen, daß es aus ſei mit dem Haſſen.

69.

Marfiſa fängt von Neuem an zu fragen,
Wer und von welchem Stamm der Vater war,
Und wer ihn und auf welche Art erſchlagen?
In Schranken? in dem Felde der Gefahr?
Und wer die Unglückſel'ge konnte wagen
Auf's Meer zu ſenden, welche ſie gebar?
Denn längſt vergaß ſie, was in jungen Jahren
Von ihres Hauſes Schickſal ſie erfahren.

70.

Rüd'ger beginnt, daß ſie von Hektor's Blut
Aus Troja's fürſtlichem Geſchlecht entſprungen;
Denn als Aſtyanax Ulyſſens Hut
Und den gelegten Netzen ſich entrungen,
Indem er, fliehend, ſeiner Feinde Wuth
Von gleichem Alter darbot einen Jungen,
Kam er nach langem Irren an den Strand
Siciliens, und erhielt Meſſina's Land.

71.

Und mächtig nachmals iſt ſein Stamm geworden
Bei den Calabriern, dieſſeits vom Meer.
Nach mancher Folge zogen ſie von dorten
Und führten in der Stadt des Mars den Speer.

zog ſeinen müden Schimmel dem bezeichneten Hauſe zu. Dort fand er richtig ſeine übrigen Pferde, befahl, daß man ihm ſeinen Rappen, ein ſtarkes Pferd von engliſcher Abkunft, fertig mache und kehrte darauf ins Hauptquartier zurück. Hier fand er denn auch ſchon beide Kameraden eben im Begriff, zu Pferde zu ſteigen, um in den dunkelnden Abend hinauszureiten. Der Eine ging zurück über die Adda, der Andere zum erſten Armeecorps gegen Malco.

Jetzt ſind wir beide allein noch übrig, ſagte der junge M., ein luſtiger Dragoneroffizier; ich habe ein ſchweres Packet an d'Aſpre zu überbringen, und mich ſoll der Teufel holen, wenn ich nur eine Idee davon habe, wo ich ihn eigentlich finden ſoll. Das Nachreiten iſt überhaupt nicht meine Paſſion, man rennt da zwiſchen Wagen und Geſchütz hinein, wenn man auf der Straße bleibt, und fällt in ſchmutzige Waſſergräben, wenn man querfeldein galoppirt. Aber was hilft's? geritten muß ſein, dort wackelt ſchon eine Ordonnanz die Treppen herunter und bringt meine Depeſche. Addio, Caro, bis morgen zum Kaffee oder zum Mittageſſen, der Teufel weiß, wo? Mit dieſen Worten warf der Dragoneroffizier die goldene Schärpe über die Schulter, zog die Quaſten auf der rechten Seite herab und ſchwang ſich auf ſeinen Braunen. Das Pferd war friſch und muthig, der Reiter ebenſo, und nach einem Händedruck, ein paar Courbetten auf dem Pflaſter, daß die Funken ſprühten, verſchwand er in der Nacht. Noch eine Zeit lang ſah man ſeinen weißen Waffenrock glänzen, dann verlor er ſich in der allgemeinen Finſterniß.

Graf S. ging in das Haus hinauf, ſuchte und fand ein paar bekannte Offiziere, mit denen er ein äußerſt frugales Souper verzehrte, eine Cigarre rauchte und ſich darauf, ermüdet wie er war, mit Atilla und Säbel auf einen Strohſack warf, den er im Vorzimmer fand, wo er baldigſt in einen tiefen Schlaf fiel.

Er hatte ſo einige Stunden ruhig geſchlafen, da wurde er erweckt und ſah den Major E. vor ſich ſtehen, der es unendlich bedauerte, gezwungen zu ſein, ihn aus dem Schlafe wecken zu müſſen. Es iſt Niemand da, Theuerſter, ſagte der Major, und obgleich ich weiß, wie ſtark Sie ſchon im Dienſt waren, ſo kann ich doch nicht umhin, Sie wieder in die Nacht hinaus zu ſchicken.

Augenblicklich war der junge Huſarenoffizier munter und auf den Beinen, rückte Säbel und Cartouche zurecht und vernahm den Befehl, vorſichtig gegen Pizzeghettone zu reiten, um, im Fall die Oeſterreicher dort ſchon eingerückt ſeien, dem General S. einen wichtigen Befehl zu überbringen. Der Major als freundlicher und guter Kamerad gab dem jungen Ordonnanzoffizier die Hälfte eines ſtarken ſchwarzen Kaffee's, den er für ſich ſelber hatte machen laſſen, dann erhielt dieſer ſeine Depeſchen und eilte die Treppen hinunter in das andere Haus zu ſeinen Pferden. Der Rappe war im Augenblick fertig gemacht, Graf S. warf ſeinen weißen

Mantel über, beſtieg das Pferd und ritt langſam zum Dorfe hinaus.

Das Wetter hatte ſich unangenehm verändert. Ringsum herrſchte eine Finſterniß, daß man im wahren Sinne des Wortes keine Hand vor den Augen ſehen konnte; am Himmel glänzte nicht ein Stern, und es fegte zuweilen jener ſcharfe, trockene Wind, das ſchwere Athmen eines heftigen Gewitters, bevor es ſeinen Mund öffnet, um Feuer und Verwüſtung auszuſpeien. Die Lagerfeuer auf den Feldern waren kaum zu erhalten, und die geſtörte Flamme flackerte ängſtlich hin und her. Die Pferde in den Bivouaks ſchüttelten ſich und ſtreckten die geöffneten Nüſtern in die Luft hinauf. Man bemerkte faſt keinen Soldaten, der ſich hingeſtreckt hatte, um zu ſchlafen, faſt alle waren munter, ſaßen in den Gräben oder ſtanden auf der Chauſſee in Gruppen an den ſchwarzen Nachthimmel deutend, der zuweilen am Horizont durch einen jähen Blitz erhellt wurde.

Wo Graf S. bei einem Trupp Offiziere vorbei kam, da wurde er mit freundlichem Wort begrüßt, nicht ohne daß man hinzuſetzte: Geben's Achtung, wir werden was Gehöriges abkriegen. Bald ließ der junge Ordonnanzoffizier die Lagerſtätten und Bivouaks hinter ſich und ritt auf der einſamen Straße dahin. Seine Gedanken überſprangen einen Zeitraum von vier Jahren, und er gedachte jener Nacht, wo er von Mailand ausfuhr, faſt denſelben Weg, jener Nacht voll Blumenduft, Nachtigallenlied und Liebeszauber, die von der heutigen ſo himmelweit verſchieden war. Auch jenes Mädchens gedachte er, und der drei Küſſe, und wenn er auch ſeit jener Zeit manche warme Lippen berührt, ſo konnte er doch jene heiße, ſüße Stunde nicht vergeſſen. Heute aber hörte er nicht Nachtigallenlied, wohl aber das Heulen des Windes, das Rollen des Donners, der über ſeinem Haupte immer näher und näher tönte. Bäume und Büſche an der Straße bogen ſich tief vor dem Grimme des Sturmes, und ſein Rappe ſchauderte zuſammen vor den heftigen Blitzen, die ſich zwiſchen den ſchwarzen Wolken kreuzten.

Jetzt begegnete er einer Cavalleriepatrouille, die ihm entgegenkam, und der Führer derſelben, ein alter Wachtmeiſter, meldete, daß, ſoviel er am Fluß bemerkt habe, die Piemonteſen ſo eben im Begriff ſeien, Pizzeghettone zu verlaſſen, und daß ſich der Offizier nicht zu ſehr zu beeilen brauche, um mit der öſterreichiſchen Vorhut dort einzutreffen.

Es mochte Ein Uhr in der Nacht ſein, und das Unwetter fing an ſehr heftig zu werden. Der Wind war ſo ſtark, daß ſich der Rappe kaum in ſeiner Richtung erhalten konnte. Heulend umſauſ'te er den Reiter, warf ihm Sand und Steine ins Geſicht und riß ſtarke Aeſte von den Bäumen, die er rechts und links neben dem Pferde niederſchmetterte. Der Regen ſtrömte herab. Hagelkörner in außerordentlicher Dicke ſchlugen mit fürchterlicher Gewalt auf Roß und Reiter, ſo daß das geängſtigte Thier von dem kräftigen Offizier kaum in Ruhe erhalten werden konnte. Es war ein fürchterlicher, unheimlicher Ritt.

Eine Stunde mochte der Gewitterſturm ſo mit ungeminderter Heftigkeit gedauert haben, als der Regen und das Sauſen des Windes etwas nachließ und ſich auf Augenblicke in leichtes Wehen verwandelte.

In ſolchen Momenten kam es dem Reiter vor, als vernehme er vor ſich das Raſſeln von Fuhrwerken und kaum hörbar das Getümmel von Infanterie- und Cavalleriecolonnen, die in ziemlicher Entfernung vor ihm vorüberzogen. Der Wind führte dieſe Klänge bald ſchwächer, bald ſtärker an ſein Ohr; er hielt ſein Pferd an und beugte ſich vor, um ſich möglicher Weiſe zu orientiren, ob da vor ihm Freund oder Feind zöge, und zu überlegen, ob er zur Seite oder vorwärts reiten ſollte. Etwas zur linken Hand mußte Pizzeghettone liegen, von dort aus gegen rechts zu zog das Getöſe, das er vernahm. Alſo konnten es nur die Piemonteſen ſein, welche ſo eben die Feſtung verließen. Er wandte ſein Pferd etwas links und begann nach der Richtung hin zu reiten, wo er die Stadt und den Fluß vermuthete, er mußte ſich nah' bei letzterem befinden, doch es war ſo dunkel, daß die Flut nicht leuchtete. — —

Auf einmal prallte der Rappe zurück, und der entſetzte Reiter zog die Zügel feſt an und griff willenlos nach dem Säbel an ſeiner Seite. — — Vor ihm ſpaltete ſich die dunkle Nacht, es war als berſte die Erde bis tief in ihre Eingeweide, bis zu dem ungeheuren

Feuerpfuhl, der ſich dort befinden ſoll, eine fürchterliche Lohe ſchlug aus dem Boden; rothe und gelbe Flammen, die in Myriaden von glühenden Funken ausliefen und den ganzen Himmel mit einer feurigen Lohe bezogen — es war eine Pulverexploſion von entſetzlichem, einige Secunden andauerndem Krachen begleitet. — Nur einen Augenblick dauerte dieſes furchtbare Feuer, aber im Scheine desſelben ſah der junge Offizier, daß er vielleicht eine Viertelſtunde von der Feſtung entfernt war, und bemerkte nach dem erſten Moment der Ueberraſchung, daß man dort die Brücke über die Adda geſprengt habe. — Bald war Alles gegen den furchtbaren Schein von ſo eben wieder in tiefe Nacht verſunken, und die Flammen, die jetzt noch an dem zerſprengten Werk leckten, waren wie kleine unbedeutende Lichter dagegen. Die Erde hatte gezittert ob dem furchtbaren Krachen, und der Rappe bäumte ſich hoch auf und ſtrengte ſich an, rechts oder links ins Feld hinaus zu fliehen, um dem ſchrecklichen Phantom vor ſeinen Augen zu entgehen.

Nachdem der Reiter ſein Pferd beruhigt und eine kurze Weile überlegt, was zu thun ſei, entſchloß er ſich näher an die Feſtung zu reiten. Daß die Piemonteſen dieſelbe verlaſſen, deſſen war er jetzt gewiß, denn es waren ihre Colonnen, die er vorhin gehört, und ſie hatten dann die Brücke geſprengt, um den Oeſterreichern den Uebergang zu verwehren. Doch horch! — Was vernahm er jetzt durch die Nacht? — Ein befreundetes

Signal, das luſtige Klingen eines Jägerhorns. Aha! dachte er freudig, die Unſrigen, ſind hart dabei, da kann ſich Ende und Anfang noch zuſammen verbeißen! Doch ging letztere Vermuthung und guter Wunſch nicht in Erfüllung. Die Piemonteſen hatten Pizzeghettone verlaſſen, hatten bei ihrem Abmarſch die Brücke und einen Pulverthurm in die Luft geſprengt, welche Exploſion entſetzliches Unheil verurſachte und ſehr vielen von den eigenen Leuten das Leben koſtete. Ueberhaupt war der heutige Tag und die Nacht für die Feinde unheilvoll geweſen, und der furchtbare Gewitterſturm, der den Grafen S. im Felde überraſchte, hatte ſchwer unter den piemonteſiſchen Marſchcolonnen gehauſ't und Menſchen und Pferde waren von umgeriſſenen Bäumen und ſogar von Hagelkörnern nach Angabe ihres eigenen Generals Bava erſchlagen worden.

Nachdem Graf S. in Pizzeghettone ſeine Depeſche glücklich abgegeben und ſich einen Augenblick unter den Gräueln der Verwüſtung umgeſchaut, verließ er die Stadt wieder und ſetzte über die Adda, um nach Caſal Puſterlengo zu gelangen, wo er das Hauptquartier des vierten Armeecorps zu finden hoffte. Durchnäßt wie er war, und ergriffen von all dem Schrecklichen, das er geſchaut, ritt er ſeine einſame Straße, ſich eingeſtehend, daß der Krieg etwas Schreckliches ſei. Neben ihm rauſchte der Fluß, und da das Sauſen des Windes gänzlich aufgehört hatte, ſo hörte er vor und neben ſich nichts als das Murmeln des Waſſers oder das Schnauben ſeines

Roſſes, das bei jedem Schritte in den aufgeweichten Boden einſank. Sein durchnäßter Mantel hing ſchwer an ſeinem Körper, und von ſeinem Haar und Bart rollten dichte Waſſertropfen herab. Es regnete immerfort, nicht mehr heftig, wie bei Anfang des Gewitters, aber fein und durchdringlich.

So mochte er eine Stunde fortgeritten ſein, als er vor ſich Pferdegetrappel hörte und eine Uhlanenpatrouille einholte, von welcher er erfuhr, daß ſich das vierte Armeecorps in Caſal Puſterlengo befinde. Wenn Sie etwas ſcharf reiten, ſagte ihm der Führer der Patrouille, ſo werden Sie in Kurzem auf eine Schwadron Chevauxlegers ſtoßen, welche die Nachhut bildet. Der Rappe flog gehorſam dem Schenkeldruck davon, und bald erblickte der junge Ordonnanzoffizier vor ſich eine Maſſe Cavallerie, ſah matt leuchtende Helme und weiße Mäntel durch das Dunkel der Nacht ſchimmern. In Kurzem hatte er die Schwadron erreicht und fand ſeinen Freund, den er Nachmittags unter der Veranda an der Adda gelaſſen. Beim Anblick desſelben, durchnäßt, beſchmutzt, den Mantel ſchwer herabhängend, das Pferd mit eingezogenem Schweife gehend, konnte er ſich eine Idee machen, wie er ſelbſt ausſehen müſſe. Die Leute ritten ſtill und mißmuthig ihres Weges, denn keiner von ihnen hatte einen trockenen Faden am Leibe.

Der Chevauxlegeroffizier bemühte ſich, eine ſehr durchfeuchtete Cigarre brennend zu erhalten. Verdammtes Wetter! rief er dem Ordonnanzoffizier zu, wir haben eine brillante Nacht gehabt. Hat bei euch drüben auch der Gewitterſturm ſo gehauſ't? Jetzt ritten auch die anderen Offiziere der Schwadron, nachdem ſie einen Kameraden bemerkt, der nicht zu ihnen gehörte, heran und erkundigten ſich, wie es in Pizzeghettone und Formigara ausſchaue.

Habt ihr auch bemerkt, ſagte der Rittmeiſter, wie die Brücke in die Luft flog? Ein merkwürdig ſchöner Anblick, und hat's nicht gekracht, als wenn zehntauſend Geſchütze gelöſ't würden? Gratulire den armen Teufeln, die da um den Weg waren.

Es ſieht ſchauerlich da drinnen aus, entgegnete Graf S., doch glaube ich nicht, daß einem der Unſeren etwas paſſirt iſt. Aber von ihren eigenen Leuten haben ſie genug mit in die Luft hinauf geſprengt. Doch nehmt mir's nicht übel, ihr reitet mir zu langſam, ich will ſehen, daß ich durchkomme. Ich verſichere euch, an meinen Steigbügeln läuft ſo viel Waſſer herunter, um ein Pferd zu ſchwemmen.

Meinſt du vielleicht, wir ſeien trockner? ſagte lachend der Chevauxlegeroffizier; aber du haſt Recht, reit nur zu und mach uns in Puſterlengo ein ordentliches Quartier. Addio!

Wir wollen nur geſtehen, daß eine ſüße, angenehme Erinnerung den jungen Offizier nach dem benannten Orte hinzog. Ei! dachte er, das Kriegsſpiel wirft dich dort hinein, in denſelben Ort, den du freiwillig nicht aufgeſucht hätteſt; vielleicht ſogar in ihr

Haus, unter ihr ſchützendes Dach. Und nun malte er ſich mitten in dem herabrieſelnden Regen ein angenehmes, behagliches Bild aus, wie er vor das Poſthaus in Puſterlengo reiten, abſitzen, eintreten wolle und zu dem erſtaunten Mädchen ſagen: Siehſt du, Tereſina, da bin ich wieder, nach vier Jahre langer Abweſenheit, und ich hätte dich auch heute nicht wieder geſehen, denn du hatteſt es mir verboten; doch bin ich hieher befehligt, wir leben im Kriege, und im Kriege kann man es nicht ſo genau nehmen. Dann wird ſie lachen, dachte er ferner, und da ſchon in ihrem Hauſe viele Offiziere wohnen, wegen den Stallungen vielleicht ſogar das Hauptquartier dort liegt, ſo wird ſie für den Bekannten ſo ein kleines hübſches Hinterſtübchen aufſchließen, das in den Garten hinausgeht, und ihn da heimlicher Weiſe einquartieren. Wie mag die Kleine heute ausſchauen! etwas ſtärker, vielleicht der Blick des Auges etwas ſchmachtender, und wenn ſie lacht, zeigt ſie ihre ſchönen weißen Zähne noch mehr als damals.

Unter dieſen Gedanken war er ſcharf zugeritten, hatte Fuhrwerk und Artillerie paſſirt und war mit Mühe unverletzt zwiſchen den Rädern durchgekommen. Verdroſſen lenkten die Gemeinen vom Fuhrweſen ihre Pferde, die Corporale und Offiziere, in ihre Mäntel gewickelt, ſchauten ſich kaum um nach dem vorbeireitenden Huſaren; man hörte kein Wort, kein Lachen, nichts als das Schnauben der Pferde und das Klirren der Aufhaltketten.

Aus dieſem Blut, zu Rom und andrer Orten,
Kam mancher Kaiſer, mancher König her,
Von Conſtans nieder und von Conſtantinen
Bis auf den Karl, den Erben von Pipinen.

72.

So iſt nach Rüd'gern Giambaron zu nennen,
Bovo, Rambald, der zweite Rüd'ger dann,
Der, wie aus Atlas' Worten zu erkennen,
Die arme Mutter zum Gemahl gewann.
Hell wirſt du ihre Namen ſehen brennen,
Siehſt du die Bücher der Geſchichten an.
Dann ſagt er, wie Almont mit Agolanten
Und mit dem Vater kam von Agramanten;

73.

Und wie ſie mit ſich eine Jungfrau brachten,
Die ritterliche Tochter Agolants,
Vor der viel Ritter leer die Sättel machten,
Und die, entflammt von Rüd'gers Heldenglanz,
Dem Vater unfolgſam, in heißem Schmachten,
Sich taufen ließ und jenem gab den Kranz;
Und wie, blutſchänderiſch, für die Verwandte
Beltram, der ſchnödſte der Verräther, brannte;

74.

Wie er gehofft, ſich zu erfrei'n die Schöne,
Und Vater, Bruder, Vaterland verrieth,
Und Riſa, daß er ſeine Unthat kröne,
Dem Feind erſchloß, der keinen Frevel mied;
Wie Agolant und ſeine böſen Söhne
Beim höchſten Sturm, mit tückiſchem Gemüth,
Im ſteuerloſen Kahn Galaciellen,
Sechs Monde ſchwanger, ſtießen in die Wellen. —

Der Graf S. mußte ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſeinem Roſſe widmen, um zwiſchen den bösartigen Fuhrweſenspferden ungeſchlagen und zwiſchen den Rädern ungequetſcht durchzukommen. Jetzt paſſirte er einen langen Brückentrain, denſelben, der heute an der Adda gebraucht worden war, und dann kam Infanterie in langen, dichten Colonnen. Aber Alles ſchlich trübſelig unter dem dichten Regen weiter, und die Bataillone nahmen faſt die ganze Straße ein, ſo daß es hier noch ſchwerer war, durchzukommen. Endlich erreichte er die Tête der Colonne, wechſelte mit den Offizieren, die vorne ritten, ein paar Worte und hatte jetzt wieder ein Stück freie Straße vor ſich.

Im Oſten begann das ſchmutzig graue Gewölk eine kleine lichtere Färbung anzunehmen, und ganz tief am Horizont wand ſich mühſam ein kleiner gelber Streifen in die Höhe. Puſterlengo konnte nicht weit mehr entfernt ſein, und der junge Offizier, der, neben einem guten Feuer, um ſeine Kleider zu trocknen, auch von einem angenehmen ſchwarzen Kaffee träumte, freute ſich der Morgenluft, die ihn froſtig anblies, und dachte bei ſich ſelber: Der Cecco muß auch herangewachſen ſein, ich will doch ſehen, ob der kleine Schlingel meine Feldmütze nicht in tauſend Stücken zerriſſen hat. Es wäre doch außerordentlich komiſch, wenn ich ſie nach vier Jahren wiederfände. — Ein luſtiger Zungenſchlag, und der Rappe trabte durch den unergründlichen Schmutz weiter. Doch dauerte das ſchnelle Reiten nicht lange, bald wimmelte es wieder von Geſtalten auf der Straße, und bei der nebelhaften Dämmerung des anbrechenden Morgens bemerkte er ein Bataillon Jäger, die ebenfalls des Weges zogen. Selbſt dieſe ſonſt ſo luſtigen Burſchen hatte die ſcheußliche Nacht einigermaßen herabgeſtimmt, und wenn man hier auch ſchon mehr ſprechen hörte, als bei den Infanterie- und Cavalleriecolonnen, ſo bezog ſich doch Alles, was geſagt wurde, auf eifrige Wünſche nach einem bald erſcheinenden Morgen und nach einem guten Feuer.

An der Spitze des Bataillons bemerkte der Huſarenoffizier eine Patrouille Uhlanen, zwiſchen denen ein Mann zu Fuß ging, in der Tracht der wohlhabenden Bauern der Umgegend, deſſen Hände auf dem Rücken zuſammengeſchnürt waren. Doch war ſeine Kleidung zerriſſen und mit Schmutz bedeckt, er hatte keine Kopfbedeckung, ſein ſchwarzes Haar hing über die Stirne, und er ging in dem tiefen Schmutz anſcheinend gleichmüthig dahin, den Blick auf den Boden geſenkt.

Graf S. wollte vorbeireiten, doch hörte er neben ſich ein lautes lachendes Halt! und als er aufblickte, bemerkte er zur Seite einen Offizier zu Pferde, den er erſt dann erkannte, nachdem ſich derſelbe aus dem großen grauen Mantel herausgeſchält und den Hut mit den grünen Federn etwas in die Höhe gerückt hatte. Es war der Generalſtäbler.

Grüß' dich Gott! rief er luſtig dem Huſarenoffizier zu, nicht wahr, da finden wir uns bei einem ſchönen

Wetter abermals zuſammen! Und ich habe mir obendrein einen wahnſinnigen Schnupfen geholt. Haſt du nicht zufällig ein trockenes Taſchentuch bei dir? Das meinige iſt durch und durch naß.

Vielleicht kann ich dir helfen, entgegnete der Huſar; wenn meine undurchdringliche Taſche am Sattel ihren Dienſt gethan hat, ſo bekommſt du nicht nur ein trockenes Schnupftuch, ſondern noch obendrein eine ordentliche Cigarre.

Huſaren ſind gar wackere Truppen! ſang der Generalſtäbler; und dafür ſollſt du auch einen Schluck ächten Kirſchwaſſers bekommen.

Die undurchdringliche Taſche hatte ihren Namen gerechtfertigt, und Cigarren, Schnupftuch und Kirſchwaſſer wurden ausgetauſcht.

Wo reiteſt denn du eigentlich hin? fragte der Generalſtabsoffizier. Du biſt doch nicht ſeit geſtern Abend auf dem Pferde?

Beinahe ſo, entgegnete der Andere, ich habe nur den Schimmel mit dem Rappen vertauſcht und eine Stunde geſchlafen, aber beruhige dich, dafür auch das ganze Unwetter von heute Nacht ausgehalten.

Die beiden Offiziere blieben einen Augenblick halten, um ſich ihre Cigarren anzuzünden, während welcher Zeit die Uhlanen mit dem Gefangenen vorbeizogen.

Wen habt ihr da? fragte der Huſarenoffizier.

Es iſt ein Spion, entgegnete der Andere, ein verfluchter Kerl, der uns genug zu ſchaffen gemacht hätte, wenn die Piemonteſen mehr Luſt zum Schlagen gehabt. Er wird nach Caſal Puſterlengo ins Hauptquartier gebracht.

Und hat man Verdächtiges bei ihm gefunden?

Mehr als genug, um ihn zu erſchießen. Er ſoll ein wohlhabender Menſch ſein, der es nicht wegen Lohn gethan, ſondern aus Haß gegen uns. Geſtern fand man einen Poſtillon, einen treuen Kerl, der mit Depeſchen verſchickt war, erſchoſſen in der Nähe des Fluſſes, und während der Nacht wurde Der da aufgegriffen und trug einen Theil jener Depeſchen bei ſich.

Der Huſarenoffizier zuckte mitleidig die Achſeln und blickte den Gefangenen einen Augenblick an. Es iſt immer traurig, einen Menſchen zum Tode führen zu ſehen, ſelbſt wenn es ein Spion iſt; und den da konnte Niemand retten. Es war vor Aufbruch der Colonne über ihn abgeurtheilt worden. Man führte ihn nun nach Caſal Puſterlengo, wo er wohnte, um die Ortsbehörde über ihn zu vernehmen. Vielleicht war es ja doch noch möglich, etwas zu ſeinen Gunſten zu erfahren.

Bald hatten die beiden Offiziere die Colonnen hinter ſich gelaſſen und näherten ſich dem Dorfe. Der gelbe Streifen am Horizont hatte ſich mittlerweile vergrößert, und die grauen Wolken, die bisher nur eine Maſſe bildeten, trennten ſich nun von einander, das Tageslicht drang durch die einzelnen Schichten und breitete ſich über den ganzen Himmel aus; aber es war ein graues, trübes Licht, ein unangenehmer Morgen, die Wolken hingen tief herab und ſchwebten ſchwerfällig über die weite Ebene dahin. Die Bäume und Geſträuche an der Straße beugten ſich unter dem ſcharfen Morgenwind und ſprühten das angeſammelte Regenwaſſer auf die Erde. Die Waſſergräben rechts und links am Wege waren angeſchwollen und bis an die Ränder gefüllt mit einer braunen, lehmigen Brühe. Die Halme der Reisfelder erſchienen ungeweht und vor Wind und Kälte zu zittern.

Die Offiziere lachten, als ſie ſich gegenſeitig anblickten und nun bemerkten, wie der Ritt der vergangenen Nacht ihre Uniformen zugerichtet. Die Pferde waren bis an den Sattel mit Koth beſpritzt, die weißen Mäntel hatten eine breite braune Bordüre, und Stiefel, Sporen, Säbel waren mit dickem Straßenſchmutze bedeckt.

In der Nähe des Orts erreichten ſie eine neue Colonne, alle Straßen waren mit Militär bedeckt, das Hauptquartier befand ſich in einem großen Gebäude im Städtchen ſelbſt, und dahin lenkten die beiden Reiter ihre Pferde, ſtiegen ab und traten in das Haus. Es dauerte ungefähr eine Stunde, bis der Ordonnanzoffizier abgefertigt war und ſein Pferd wieder beſteigen konnte, worauf er augenblicklich davon ritt, um dem Poſthaus draußen einen Beſuch zu machen.

Der Regen hatte aufgehört, ganze Reihen Infanterie ſtanden in den Straßen, und die Einwohner brachten den ermüdeten und durchnäßten Soldaten an Speiſe und Trank, was ſie beſaßen. Wurden doch die öſterreichiſchen Soldaten auf dem Wege nach Mailand faſt allenthalben als „unſere Befreier“ begrüßt, eine Aeußerung, die freilich eben ſo ſehr der Sehnſucht nach dem Aufhören der Kriegsdrangſale, als der Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus beizumeſſen war.

Jetzt lag das Poſtgebäude vor den Blicken des jungen Offiziers, hier der Stall, dort das Wohnhaus. Vor erſterem befand ſich ein Trupp Chevauxlegers, welche beſchäftigt waren, ihre Pferde in die warmen Räume zu ziehen. Einzelne Poſtillone halfen ihnen dabei, und einer hielt dem Huſarenoffizier ſein Pferd, worauf er abſtieg und nach der Familie des Poſthalters fragte.

Der Poſtillon blickte ſich ſchüchtern nach dem Hauſe um und zuckte die Achſeln. Da iſt das Haus, ſagte er, die Thüre ſteht offen. Geht hinein, Herr, ich weiß nicht, ob Ihr Jemand findet. Doch iſt Platz genug da, um Euren naſſen Mantel aufzuhängen. Ich will nur das Pferd beſorgen, dann komme ich nach und mache Ihnen ein Feuer.

Iſt denn Niemand in dem Hauſe? Niemand von der Familie des Poſthalters? fragte der Offizier dringend, und dieſelbe Antwort war: Ich weiß nicht, Herr, geht nur hinein.

Kopfſchüttelnd ging der Offizier dem Hauſe zu. Da lag auf der Schwelle der große zottige Hund, deſſen er ſich wohl noch erinnerte; das Thier ſah ihn an und wedelte mit dem Schweiſe, als er über die Schwelle durch die geöffnete Hausthüre trat. Dann folgte er ihm langſam. Der Offizier ſchritt durch den Hausgang, und es zog ihn zu dem Zimmer am Ende des Gebäudes hin, vor deſſen Fenſter er damals in der Nacht geſtanden. Er öffnete die Thür und trat hinein. Das Fenſter nach der kleinen Anhöhe ſtand offen, und wie damals wiegte ſich das Rebenlaub vor demſelben, doch nicht vom milden Glanz des Mondes beſtrahlt, ſondern von dem grauen Licht eines nebeligen Morgens, und von den feuchten Blättern rieſelten ſchwere Regentropſen herab. In dem Zimmer befanden ſich zwei Kinder, eines von ungefähr ſechs Jahren, welches beſchäftigt war, verglimmende Kohlen auf dem Herde anzublaſen. Das andere von vielleicht zwei Jahren ſaß daneben auf dem Boden in einem dünnen Kleidchen und hatte die kleinen Hände unter dasſelbe geſteckt, um ſie zu erwärmen. Das größere Kind war ein Knabe, das kleinere ſchien ein Mädchen zu ſein — ihr Mädchen. Es waren ganz ihre Züge, ganz ihre großen, glänzenden Augen. Tereſina! ſagte der junge Offizier, und das Kind am Boden drehte den Kopf herum und ſchaute ihn lächelnd an.

Die Sachen, die im Zimmer umherſtanden, ſahen nicht ärmlich aus, doch lag Alles in größter Unordnung durcheinander. Es durchſchauerte den jungen Offizier, er wußte ſelbſt nicht, weßhalb. Der Knabe, — es mußte der Cecco ſein, den das Mädchen damals auf dem Schooße hatte, — verſicherte ihn keck und ohne Furcht, das Feuer werde im Augenblick brennen. Schon wollte ſich Graf S. zurückziehen, um den alten Poſtillon, der ihm das Pferd abgenommen, um Auskunft zu bitten, als dieſer mit einem Arm voll Reiſig hereintrat,

Iſt denn Niemand im Hauſe? fragte Graf S., als dieſe Kinder? Wo iſt denn der Poſthalter? Und —

Der Poſtillon warf das Holz auf den Kamin, zuckte abermals mit den Achſeln und fragte: Waren Sie ſchon früher in dem Hauſe?

Vor ungefähr vier Jahren.

Ja ſo.

Damals ſah ich — ich war einen Augenblick hier, während des Umſpannens in der Nacht — damals ſah ich zufällig ein ſehr ſchönes Mädchen hier.

Die Tereſina! ſagte ernſt der Poſtillon; dort am Boden ſitzt ihr Kind.

Und ſie?

Nun ſie — iſt glücklicher Weiſe vor einem Jahre geſtorben. Er hat's ihr gar zu ſchlecht gemacht.

Wer? — Ihr Vater?

O nein, der ſtarb ſchon früher, — ihr Mann, unſer jetziger Herr! Bei dieſen Worten ſchauderte er zuſammen.

So, ſo! der Poſthaltersſohn von Piacenza? forſchte der Offizier mit gepreßter Stimme weiter.

Sie haben ihn gekannt, Herr?

Das nicht, aber von ihm gehört, entgegnete der Graf.

Das glaub' ich, ſagte der alte Poſtillon finſter, der hat ſein Schickſal verdient. Ein ſo braves Weib, ein ſo gutes und ſchönes Weib! Der Vater hat ſie gezwungen, ihn zu heirathen, den aus Piazenza, er war immer ein böſer Kerl, und doch hat ſie an ihm gehangen, treu und ehrlich, aber ihm geſchieht ſein Recht, es iſt hart für die armen Kinder; aber ihm geſchieht ſein Recht.

Aber was geſchieht ihm denn, oder was iſt ihm geſchehen? fragte der Offizier und ſtützte ſich auf das Kamingeſims, denn ihm ahnte etwas Schreckliches.

Nun, er hat es ſo lang getrieben, bis ſie ihn endlich gekriegt, entgegnete der Poſtillon mit leiſer Stimme; ſo eben haben ſie ihn als überwieſenen Spion eingebracht. Sie müſſen das wiſſen, Herr, denn Sie ritten ja vor ihm ins Dorf, und dem kann Niemand mehr helfen, nicht einmal der Feldmarſchall ſelbſt, wenn er hier wäre.

Ja ſo, ja ſo! ſagte der Offizier ganz leiſe und blickte auf das kleine Mädchen am Boden, das herangerutſcht war und nach ſeinem Säbel griff, um damit zu ſpielen.

Er wandte tief erſchüttert einen Augenblick das Geſicht ab, holte ſeine Börſe heraus, die voll Gold war, und legte ſie in die Hand des alten Poſtillons. Ihr ſcheint mir ein braver Mann, ſagte er, bewahrt das dem Kinde auf und gebt es ihm ſpäter. Dann hob er das kleine Mädchen zu ſich in die Höhe, drückte drei innige Küſſe auf den warmen lieblichen Mund des Kindes und ging ſchweigend zur Thür hinaus.

Jetzt wird das Feuer gleich brennen, rief der Cecco. Ihr könnt Euch wärmen, Herr Offizier.

Doch dieſer hatte ſchon eilenden Schrittes das Haus hinter ſich, zog ſein Pferd aus dem Stalle, ſchwang ſich auf und warf einen letzten Blick auf das Poſtgebäude. — — — Da hörte er zu ſeiner Linken draußen von den Feldern her einen kurzen Trommelwirbel und einige Flintenſchüſſe. Er ließ dem Rappen die Zügel, drückte ihm haſtig die Sporen ein und jagte hinaus auf die Straße, die gegen Lodi führt.

75.

Marfiſa hört mit heit'rem Blick das Wort,
Das ihr aus Rüd'gers Mund ſo ſchön geklungen,
Und leitet gern zum Quell den Urſprung fort,
Woraus ſo klare Ströme vorgedrungen;
Sie weiß Mongrana hier und Clermont dort,
Die herrlichen Geſchlechter, draus entſprungen,
Die beiſpielloſe Helden ſchon der Welt
Seit manchen hundert Jahren aufgeſtellt.

76

Doch wie der Bruder nun beginnt zu ſagen,
Wie Agramantens Vater, Ohm und Ahn
Den Vater Rüd'ger durch Verrath erſchlagen
Die Mutter Preis gegeben dem Orkan,
Da kann's die Schweſter länger nicht ertragen:
Mit deiner Gunſt, es war nicht wohl gethan,
Mein Bruder, eilt ſie ihn zu unterbrechen,
Daß du geſäumt, des Vaters Tod zu rächen.

77.

Und konnt'ſt du nicht der Väter Blut vergießen,
Weil ſie ſich bergen in des Grabes Ruh,
So mußten es doch ihre Söhne büßen:
Warum lebt Agramant und lebeſt du?
Laß durch dein Antlitz alle Ströme fließen,
Der Flecken geht nicht weg, er nimmt noch zu:
Nach ſolcher Schuld ihn nicht nur nicht zu tödten,
Nein, noch in ſeinem Sold einherzutreten.

78.

Ich ſchwör's bei Gott, den ich zu ehren denke,
— Den wahren Gott, der meines Vaters war —
Nicht abzuthun Küraß noch Wehrgehenke,
Bis ich gerächt der Eltern theures Paar;

# Streit in der Liebe und Liebe im Streit.

Von Ottilie Wildermuth.

Bilder und Geſchichten aus Schwaben. Band II. Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe. 1865.
Geſammtausgabe, Verlag von A. Kröner.

Ottilie Wildermuth wurde am 22. Februar 1817 zu Rottenburg a. N. geboren, als älteſtes Kind des Criminalraths Rooſchüz, der im Jahre darauf als Oberamtsrichter nach Marbach verſetzt wurde. Sie genoß dort außer dem Unterricht in der Volksſchule nur die wohlthuende Einwirkung ihres geiſtig regſamen und durch gaſtlichen Verkehr belebten Elternhauſes und vermählte ſich im September 1843 mit Profeſſor Wildermuth, Lehrer der Mathematik und der neueren Sprachen am Gymnaſium zu Tübingen. Erſt im Jahre 1847, nachdem ſie nie daran gedacht hatte, für die Oeffentlichkeit zu ſchreiben, wurde ſie durch einen Scherz ihres Mannes veranlaßt, in einer Skizze das Leben der Kleinſtadt zu ſchildern; dieſer von ihrem Bruder ohne Nennung des Namens an das „Morgenblatt“ eingeſandte Verſuch fand ſo freundliche Aufnahme, daß ſie ihr Talent, heiter und anſpruchslos zu erzählen, nun eifriger ausbildete und ihren Namen bald in weiteren Kreiſen, vorzüglich unter der Frauenwelt, bekannt und beliebt machte. Eine Geſammtausgabe ihrer Schriften erſchien bei A. Kröner in 8 Bänden, im Jahre 1862, außerdem eine Reihe anſprechender Jugendſchriften („Aus der Kinderwelt“, „Aus Schloß und Hütte“, Aus Nord und Süd“ u. ſ. w.), ſämmtlich in mehrfachen Auflagen, wie auch ihre „Bilder aus dem Frauenleben“, „Die Heimath der Frau“, „Bilder und Geſchichten aus Schwaben“ und andere Erzählungen eine Reihe von Auflagen erlebt haben.

Ottilie Wildermuth hat mit glücklichem Tact nie den Boden verlaſſen, auf welchen das Talent der Frauen mit ſeltenen Ausnahmen angewieſen iſt: Heimath und Familie. Innerhalb dieſes beſchränkten Kreiſes aber, in der Sphäre ihrer eigenen Erlebniſſe und Beobachtungen, hat ſie eine Reihe von Lebens- und Sittenbildern gezeichnet, die vom friſcheſten Humor und einer von krankhafter Sentimentalität freien Gemüthswärme durchweht ſind und in ihrer einfachen, geſunden Wahrhaftigkeit einmal werthvolle Urkunden für die Culturgeſchichte ihrer Heimath bilden werden. Neben einigen vielleicht etwas zu hausbackenen Schilderungen, — wie viel muntere Laune in ihren „ſchwäbiſchen Pfarrhäuſern“, wie viel ſchlichte Anmuth in ſo manchem anderen ihrer ſchwäbiſchen Genrebilder. Was ihnen oft zur letzten novelliſtiſchen Abrundung fehlt — wie denn auch die von uns ausgewählte originelle Ehſtandsgeſchichte in der Hand eines erfindungsreicheren Dichters ſich noch zu größerer Wirkung hätte entwickeln laſſen — wird durch den Reiz fein beobachteter Wirklichkeit erſetzt, der ſich vielfach zur vollen poetiſchen Wahrheit ſteigert und uns erfreulicher anmuthet, als anſpruchsvollere Schöpfungen mancher ihrer berühmteren Colleginnen.

# Die Nachbarskinder.

Mitten im Dorf ſtand des Schultheißen Haus, an den rothen Jalouſieläden und dem zweiſtockigen Bau zu unterſcheiden von den Bauernhäuſern, auch wenn der Herr Schultheiß nicht gerade ſein Pfeifchen unter dem Fenſter dampfte. Er war nicht eben, was man einen Herrenſchultheiß nennt, er ſtammte vom Dorf und war in ſeiner Jugend hinter dem Dungwagen einhergeſchritten, ſo gut wie Einer, aber er liebte jetzt mit den Herrn der Oberamtsſtadt auf vertrautem Fuß zu ſtehen, ſein ſelbſtgezogener Wein und die Strauben und Küchlein der Frau Schultheißin ſtanden in gutem Geruch.

Neben des Schultheißen Haus ſtand ein ſehr anſpruchsloſes Bauernhaus, einſtockig, mit getheilter Thüre, deſſen ſtattliche Scheune, in der der Dreſchertact noch bis Lichtmeß tönte, allein beurkundete, daß es einem „rechten", das heißt, vermöglichen Mann gehörte. Hinter dem Hauſe lag ein Gärtchen mit Salat und Krautſetzlingen bepflanzt, auch mit etlichen Sonnenblumen geſchmückt, der Eingang aber führte zwiſchen einer Gülle und Dunglege zur Hausthür, wie das ſchon zu des Aehnes Zeiten geweſen war; zwar war „iabot“ (jezuweilen) ein Kind des Hauſes in die Gülle gefallen, weil aber noch keins darin ertrunken war, ſo dachte niemand daran, die Sache zu ändern, der Beſitzer des Hauſes am wenigſten, ſeine Buben ſollten aufpaſſen lernen, und ſein Töchterlein, die Liesbeth, war ein geſetztes und vorſichtiges Kind, der nicht ſo leicht ein Unſchick begegnete.

Des Schultheißen einziger Sohn hieß Georg, ein aufgeweckter Burſch, aber ein durchtriebner Schelm und ſo übermüthig und muthwillig, wie nur je der Sohn eines Machthabers, zumal, wenn er der einzige iſt. Wenn ihn die Würde ſeines Vaters auch nicht vor gelegentlichen Prügeln ſicherte, ſo wäre er ohne dieſe Würde gewiß ſchon lang todtgeſchlagen worden, denn alle Streiche, die Simſon vor Zeiten den Philiſtern geſpielt, ſind nichts gegen die Poſſen, die er, wenn ihn ſeine tolle Laune ankam, an Freunden und Feinden verübte.

Was war nur das für eine Geſchichte, als er an einem ſtillen Nachmittag, wo die Leute auf dem Felde waren, ſämmtliche Schweine losließ und von dem obern Boden aus der blutigen Schlacht zuſah, die es abſetzte, bis jeder Eigenthümer die ſeinigen wieder aufgefunden hatte!

Und wie er's angegriffen hatte, der Frau Müllerin ihre Staatshaube mit den handfeſten Roſenknospen und krebsrothen Bändern zu ſtehlen, das weiß kein Menſch, aber aus dem Kamin des ärmlichen Häuschens, das die blutarme Schweſter der Müllerin bewohnte, ragte eines ſchönen Morgens eine lange Stange mit einem Strohkopf, auf dem das obgedachte Prachtſtück ſaß. Einem reichen Weingärtner hatte er im Herbſt Fiſchlein in die Weinbütte prakticirt, was dieſen in den ſchlimmen Verdacht brachte, daß er ſeinen Wein mit Flußwaſſer vermehre, und dem Bäcker eine Brille auf den Laden genagelt, damit man ſeine Wecklein dadurch ſehen könne, — kurz, es gab Wenige im Dorf, die nicht ein Stücklein von ſeinem Muthwillen erzählen konnten. Und doch war ihm im Grunde keiner feind, wohl aber ſtimmten Alle darin überein: „Der ſtirbt keinen rechten (natürlichen) Tod.“

Liesbeth, ſeines Nachbars Kind, hatte nicht am wenigſten von ſeinem Muthwillen zu leiden, und doch trugen die Streiche, die er ihr ſpielte, ſtets ein gewiſſes chevalereskes Gepräge, freilich Chevalerie in ihren roheſten Uranfängen. Es war einmal Familienfeſt bei Schultheißens, das heißt, das große Schwein wurde geſchlachtet, Liesbeth blieb zufällig unter der Hausthüre ſtehen; willſt ums Würſtle ſingen? rief ihr Georg herüber. Liesbeth trat beleidigt zurück, das ſollte man ihr nicht nachſagen, das war Sache der Bettelkinder. Wie ſie aber Abends ſich an die Kunkel ſetzen wollte, war ihr ſchönes, rothſeidenes Band geſtohlen und die Kunkel dafür mit Bratwürſten umwunden. Als ſie einmal ihr

Vieh zum Brunnen treiben wollte, waren ihr Andre zuvor gekommen und wollten nicht Platz machen, da bemerkte Georg ihre Verlegenheit und brach wie der raſende Roland mit lautem Geſchrei unter das Vieh der Andern, das wie toll nach allen Seiten hinausſprang, ſo daß durchs ganze Dorf ein Rennen und Zetergeſchrei anging, und führte ſiegreich Liesbeth's Kühe zum Brunnen. Er ſtahl auch der Frau Pfarrerin die ſchönſten Roſen, um ſie Liesbeth zum Kirchgang zu bringen; dieſe aber, die den Diebſtahl ahnte, wies das Sträußchen patzig zurück, und Georg warf zur Rache die Fenſter ihres Kämmerleins mit den ſchönſten Aepfeln ein, die ſeine Mutter noch als Rarität geſpart hatte.

## Streit in der Liebe.

Die Kinder wuchſen zu Leuten heran, Georg als ein ſtämmiger, etwas unterſetzter Burſch mit offnem, friſchem Geſicht, Liesbeth als ein feines, ſaubres Mädchen, ſchlank von Wuchs und gar pünktlich und ſorgſam in ihrem Anzug, der aber in keiner Linie die Kleiderordnung einer rechten Bäuerin überſchritt. Wie die meiſten Dorfkinder war ſie ſehr früh in alle materiellen Intereſſen des Lebens eingeweiht worden und wußte den Werth des Beſitzes als Kind ſchon gar wohl zu ſchätzen. Das Pfarrtöchterlein, deren Elternhaus nie leer von Gäſten wurde, erzählte ihr einmal vergnügt: Denk nur, wir haben ſechs Onkel. — Und mir heut ſieben Säu', rühmte Liesbeth dagegen, ihres Uebergewichts gewiß. Sie war nie mit andern Kindern herumgeſprungen, um ja nicht Kleider und Schuhe zu zerreißen, und je älter ſie wurde, deſto vorherrſchender wurde dieſer praktiſche Sinn. Man ſagte ihr nach, ſie gehe barfuß, ſobald ſie vor dem Dorf ſei, um ihre Schuh' zu ſchonen, und wo ſie im Graſen geweſen, da ſei der Boden wie vom Barbier raſiert.

Georg dagegen war ein ſorgloſer, leichtſinniger Burſch, dem Alles, was theuer war, am beſten gefiel und am beſten ſchmeckte, raſch, hitzig und unbedacht, ein „Schußbartle“ nach dem Volksausdruck, und geſcheidte Leute meinten, er und Liesbeth paßten nimmermehr zuſammen, ſie ſeien gar zu zweierlei; noch geſcheidtere fanden das eben gut: Die können einander helfen; was er verthut, das kann ſie hereinhauſen.

In Wahrheit konnten die Zwei nicht von einander laſſen, wie oft ſie ſich auch gegenſeitig erzürnten. Georg verhöhnte Liesbeth, wo er konnte, wegen ihrer Sparſamkeit: einmal lud er ein Dutzend junge Burſche und Mädchen in ihrem Namen zum Karz (Spinnſtube) ein; Liesbeth ſpann eben im Mondenlicht wie das Waldfräulein, aber nicht aus Romantik, ſondern um Oel zu ſparen, da polterten ihre ungeahnten Gäſte herein und lachten hell auf, als nicht einmal Licht in der Stube war; Georg kam hintendrein und klärte den Spaß auf, Liesbeth aber mußte, wohl oder übel, Licht anzünden und Aepfelküchlein backen.

Ein andermal kamen drei alte Weiber aus dem Armenhaus und bedankten ſich gar ſchön bei ihr für Speck und Fleiſch, das ſie ihnen geſchickt hatte. Liesbeth wußte nicht, wie ihr geſchah, ſie führte als einzige Tochter den Haushalt des verwittweten Vaters und hatte die beſtausgeſtattete Rauchkammer im Dorf. Man behauptete aber, ſie laſſe den Vater, wenn er Kraut eſſe, nur riechen am Speck, und habe ſo den ganzen Winter an Einer Speckſeite; wie würde ſie nun Bettelweibern Speck und Fleiſch ſchicken! Tödtlich erſchrocken ſah ſie in der Rauchkammer nach — da war freilich eine bedeutende Lücke; — das hatte kein andrer Menſch, als der Georg gethan! nehmen konnte ſie den Weibern das Fleiſch nicht wieder, und ſo mußte ſie mit ſauerſüßem Geſicht den Dank für ihre unfreiwillige Großmuth hinnehmen.

Der Georg aber ſollte es büßen, und als er nach einer Weile mit pfiffigem Lachen über den Zaun herüberblickte, da ſagte ſie ihm in geläufigem und lichtvollem Vortrag die Wahrheit umſonſt über ſein faules und nichtsnutziges Leben und verhieß ihm ganz und gar keine lockende Zukunft.

Sonntag drauf wollte Georg auch trotzen, er ſchloß ſich an des Adlerwirths Sohn an und zog an der Liesbeth Haus vorüber, andern Mädchen nach. Liesbeth war nicht vor dem Haus und nicht am Fenſter zu ſehen, daheim aber fuhr ſie herum wie unſinnig, und als Georg ſpät am Abend nach Hauſe kam, da

Und nichts iſt auf der Welt, was mehr mich kränke,
Als dich zu ſehen mitten in der Schaar
Des Agramant und andrer Mohrenfürſten,
Wenn nicht entbrannt, nach ihrem Blut zu dürſten. —

79.

Wie hebt bei dieſen Worten das Geſicht
Die ſchöne Bradamante voll Vergnügen!
Sie billigt eifrig, was Marfiſa ſpricht,
Und mahnt ihn, ſich dem guten Rath zu fügen,
Zu Karln zu gehn, bei dem in hellem Licht
Der zweite Rüd'ger ſteht ſeit alten Kriegen,
Der ſtets mit Lob und Ruhm ihn anerkennt
Und einen Krieger ohne Gleichen nennt.

80.

Das hätte freilich ſollen gleich geſchehen,
Erwiedert ihr der Ritter wohlbedacht;
Nur hab' er allzu lange zugeſehen,
Weil Niemand ihm die Sache klar gemacht.
Doch nun ſich an dem König zu vergehen,
Der ihm den Degen gab zu treuer Wacht,
Der ihm als Herr nun einmal müſſe gelten,
Das wär' nicht recht, das wär' Verrath zu ſchelten.

81.

Doch er verſprech' ihr, ruhig nicht zu bleiben,
So wie er's Bradamanten ſchon verſprach,
Bis er die Sache könnte ſo betreiben,
Daß er ihn könnte laſſen ohne Schmach.
Nur dem Tartaren ſei es zuzuſchreiben,
Wenn es bis jetzt am rechten Schritt gebrach,
Da er, wie man ja wiſſe, ſeit dem Gange
Mit ihm unthätig worden ſei für lange.

hatte ſie, ſcheint's noch, Geſchäfte im Hausgärtchen, ſie ſah ihn aber gar nicht, bewahre! Guten Abend! rief Georg hinüber. — Keine Antwort. Warum biſt nicht auch ſpazieren gegangen? — Hab' noch gar nicht Zeit gehabt nur zum 'Nausgucken, meine Dote iſt hier geweſen, ſagte Liesbeth kurz. — Schön Wetter heut, hub etwas verlegen Georg wieder an, der nicht recht wußte, wie er anknüpfen ſollte. — Freilich, ſchnurrte Liesbeth, wenn man mit ſo ſchönen Jungfern 'rumſpaziert, iſt's Wetter alleweil ſchön. — So, ich hab' glaubt, du habſt heut gar nichts geſehen, woher weißt du's denn, mit wem ich ſpazieren gegangen bin? — Ha, wenn des Schulzen Bub des lumpigen Schuhmachers Mädle nachlauft, ſo kann man's erfahren, ohne zu gucken. — Ei, wenn du dich hätteſt ſehen laſſen, hätteſt du mit mir ſpazieren dürfen! — Ich mit dir? nicht mit einer Meßſtang' möcht' ich dich anrühren. — Gelt, was man veracht, das hätt' man gern, lachte Georg und ging ins Haus. Am ſelben Abend aber trug er ihr noch den Waſſerkübel heim und half ihr die flüchtigen Hühner einfangen, und der Friede oder doch Waffenſtillſtand war für eine Weile wieder geſchloſſen.

Georg wurde zum Soldaten ausgehoben und gab nicht zu, daß ſein Vater ihn loskaufte; Liesbeth hatte einmal geſagt, als ein ſchmucker Gardiſt durchs Dorf ging: Da muß man doch Reſpect haben. Nun ſoll ſie auch vor mir Reſpect lernen, dachte er und ließ ſich nicht abhalten, wie auch die Leute meinten, ſo ein heißgrätiger Burſche tauge nicht unters Militär, wo man kuſchen müſſe. Er fügte ſich wirklich zum Verwundern, und kleine Exceſſe in Trunkenheit ausgenommen, hielt er ſich vortrefflich als Soldat; ſein Obermann, der je und je den Herrn Schultheiß beſuchte, meinte: Wenn wir Krieg hätten, ſo gäbe der einen General nichts deſto ſchöners. Er war ein freigebiger Kamerad und theilte von dem Zuſchuß zu ſeinem magern Sold, den ihm der Vater reichlich zufließen ließ, den andern gerne mit; ſo war er hoch angeſehen unter den Kameraden.

Liesbeth hatte allerdings Reſpect, als er in der feinen Uniform, die er ſich aus eigenem Beutel angeſchafft, zum erſtenmal am Sonntag einen Beſuch machte, ſie ſprach im Gärtchen lange mit ihm und geſtattete, daß er ſich zu ihr auf die Hausbank ſetzte, aber doch war dieſe Militärzeit eine qualvolle für ſie, weil ſie beſtändig von Eiferſucht verzehrt war. Wenn ihr Georg einen Gruß ſagen ließ, ſo war ihre Antwort: Dem wird's Ernſt ſein mit Grüßen, man weiß ja, wie die Soldaten mit den Stadtmägden herumſcharmuzen, wird auch Eine haben, die ihm am Sonntag den Dreibätzner in den Sack giebt! Durch ähnliche Suggeſtivfragen ſuchte auch Georg muthmaßliche Treuloſigkeiten ſeiner Geliebten zu erfahren; — wenn er dann heim kam, ſo hatte er den halben Tag zu thun, bis er ſein Schätzchen verſöhnte, die wegen allerlei eingebildeter Unthaten ſeinerſeits mit ihm trutzte. War das gelungen und ſie begleitete ihn Abends auf dem Rückweg zur Stadt, ſo fing ſie ſchon wieder an: Hätteſt noch nicht nöthig, fortzugehen, wirſt Eine auf Unterwegs beſtellt haben. Oft ward er's auch müde, den Unterthänigen zu ſpielen, eine Rolle, die ohnehin nicht für ihn paßte, ließ ſein ungnädiges Lieb ſtehen und ging in den Adler. Liesbeth blieb dann in irgend einem Verſteck, von dem aus ſie auf das Wirthshaus ſehen konnte, ließ ſich aber nirgends finden, und in den nächſten Tagen ließ ſie ihm durch einen Kameraden ſagen: er ſolle ſich nur nicht einbilden, daß ſie ihn einmal nehme, lieber wollte ſie ins Waſſer ſpringen. Dieſer Groll dauerte bis zu ſeinem nächſten Beſuch, wo er die Wolken klärte, um Raum für neue zu machen.

Georg beſchloß, dieſem Elend ein Ende zu machen, aber wie? Ans Heirathen konnte er noch nicht denken, und ſie gehen laſſen, das war vollends unmöglich; wenn ich ganz gewiß wüßt', daß kein Andrer ſie kriegt, ſo wollt' ich ſie meinetweg mein Lebtag nimmer angucken, ſagte er den Kameraden.

Er freute ſich unbändig auf die Kirchweih; Liesbeth war noch immer ſeine Tänzerin geweſen, ſo konnte ſie ihm diesmal, wo er Soldat war, nicht fehlen; da wollt' er ihr einmal ſo recht in Güte ſein Herz ausleeren.

Die Ballregeln auf dem Dorfe ſind ſehr einfach, und die zierlichen, goldeingelegten Büchlein am Gürtel, auf denen unſre jungen Damen ihre verſagten Touren notiren, ſind für Bauernmädchen ein entbehrliches Geräth. Wer ein Mädchen zum Tanz führt, hat für den ganzen Abend ausſchließlich das Recht auf ſie, und nur ſelten und ungern wird einem andern Burſchen ein Tanz geſtattet. Nur bei Markttänzen oder Hochzeiten herrſcht mehr Freiheit; dieſe Sitte, die uns ſehr langweilig erſcheint, verleiht dem Tanz etwas Stetes, Ehrenfeſtes, und ſchneidet viele Gelegenheit zu Händeln ab.

## Verlobung.

Georg hatte über die Kirchweih Urlaub genommen und war, um ſchneller nach Hauſe zu kommen, auf einem Wägelein 'nausgefahren; unglücklicher Weiſe war Schuhmachers Guſtel, ein ſauberes Mädchen vom Dorf, die in der Stadt diente, auch am ſelben Tag den gleichen Weg gegangen, und Georg in ſeiner Gutmüthigkeit hatte ſie aufſitzen laſſen. Das beleidigte Liesbeth, die es natürlich für Verabredung hielt, tödtlich, und als Georg im ſchönſten Wichs ſie zum Tanz laden wollte, gab ſie ihm ſchnippigen Beſcheid und ging mit ihrem Vetter Kaspar in ganz ungewöhnlichem Staat.

Georg kam ohne Tänzerin und ſetzte ſich in eine Ecke des Saales mit ſeinem Wein, man hörte kein Wort von ihm, als den Ruf an die Kellnerin: Kätherle, noch einen Schoppen Fünfzehner! Liesbeth ſah anfangs ſpöttiſch zu ihm herüber, aber ſie erſchrak vor ſeinen wilden Blicken und ſprach lauter und lebhafter, als ihre Art war, mit ihrem Tänzer. Eben als ſie mit Kaspar einen neuen Hopswalzer anheben wollte, ſtellte ſich Georg in den Weg und ſtreckte den Fuß aus, das tanzende Paar bemerkte es nicht und ſtürzte heftig zu Boden; Kaspar fuhr wüthend auf und packte Georg an der Gurgel, es entſtand ein allgemeines Handgemeng, Geſchrei und Geprügel, Liesbeth war mit blutendem Kopf aufgehoben und heimgeführt worden. Der Wirth und der Schultheiß brachten mit vieler Mühe den Knäul der Streitenden auseinander; Kaspar blutete aus der Naſe, Georg hatte eine Beule an der Stirn, wo ihn Kaspar's Fauſt getroffen, und der Wirth meinte, da es bei Keinem von Beiden einen edlen Theil getroffen, ſo werden ſie ſich im Frieden vergleichen können.

Liesbeth ſaß allein daheim und machte Umſchläge um ihre Stirn, voll Zornes, wie ſie glaubte, über den wüſten Georg, der ſie ſo gezeichnet. Aber ſeltſam, eigentlich war ſie viel beſſer aufgelegt, als vor dem Tanz, wo ſie ſo ſchön geſchmückt mit dem Kaspar ausgezogen war. Freilich trug ſie ein blutig Liebeszeichen an der Stirn, aber ein Liebeszeichen war es doch, Georg hatte mit keiner Andern getanzt und die Schuhmachers Guſtel nicht einmal angeſehen! und ihr, ihr allein hatte er den Fuß geſtellt, alle andern Paare waren ihm gleich, die hatte er ungehindert ſpringen laſſen. Aber doch ſann ſie darüber nach, wie ſie ihm das recht vergelten könne.

Da hörte ſie ein gewaltiges Rütteln und einen heftigen Stoß an die verſchloßne Hausthür, und ehe ſie aufgeſtanden war, um nachzuſehen, ſtand Georg vor ihr. Und du biſt noch ſo frech und kommſt in unſre Stube, nachdem du mich bleſſirt haſt und in der Leute Mäuler gebracht? Im Augenblick geh, ſchalt Liesbeth, oder ich ſchrei', daß es das ganze Dorf hört! — Du ſchreiſt nicht, ſagte Georg mit gepreßter Stimme und faßte ſie am Hals mit beiden Händen, ich will der Plage einmal los ſein; jetzt gleich im Augenblick ſchwörſt mir, daß du mein Weib werden willſt, oder willſt zeitlich und ewig verloren ſein, ſonſt erwürg' ich dich da auf dem Platz, iſt mir all eins, wenn man mich nachher einmal köpft, dann iſt's doch Fried.' — Laß mich! ſtöhnte zitternd das geängſtete Mädchen, biſt ja noch Soldat und kannſt nicht heirathen. — Das laß du mich ausmachen, zu deinem Vater komm ich ſchon, bei dir aber bin ich, und wenn d'mir's nicht verſprichſt, ſo mußt ſterben.

Todtbleich mit bebenden Lippen verſprach es Liesbeth, Georg forderte auch noch ein Ehpfand, ſie gab ihm den ſilbernen Trauring der ſeligen Mutter. Kaum hatte ihn Georg am Finger, ſo ſtolperte der Vater auf dem Gang draußen, Georg ſtieg eilig durch das Fenſter hinaus. Iſt denn noch jemand dageweſen? fragte der Vater. — Des Schulzen Relling (Kater) war in die Stube geſchlichen, ſagte Liesbeth, ich hab' ihn zum Fenſter hinausgejagt. Sie ging in ihre Kammer und legte ſich zu Bett, wie an allen Gliedern zerbrochen und von Fieberfroſt geſchüttelt, und doch murmelte ſie vor dem Einſchlafen in ſich hinein: Und ſo iſt's doch noch Keinem um ſein Mädle geweſen, daß er den Kopf dran gerückt hätt'; ich möcht' nur wiſſen, ob er mich erwürgt hätte!

Das war die Verlobung.

Es fiel Georg ſehr ſchwer, wieder zum Militär zurückzugehen, wenn er auch ſeiner gewaltſam geworbnen Braut jetzt ſicherer war als zuvor. Da ſtarb unerwartet Liesbeth's Vater, und man fand es natürlich, daß Georg ſich vom Militärdienſt losmache und die Waiſe heirathe, die auf die förmliche Werbung des Schultheißen ihre Einwilligung gab. Ein feierlicher Handſtreich wurde gehalten, bei dem mit der auf dem Dorf gewöhnlichen Offenheit die gegenſeitige Mitgabe von Georg's Vater und Liesbeth's Vormund in Gegenwart des Brautpaares beſprochen wurde. Georg bekam ſein Heirathgut in baar Geld, Liesbeth hatte ihr Vatererbe in Vieh und Gütern, beide Parthieen vereinigten ſich in Güte, und es herrſchte zwangloſes Vergnügen an der Verlobungstafel. Dem Georg war Alles recht, er war ſeelenvergnügt und mit der ganzen Welt verſöhnt, dem Kaspar trank er ein mal um das andre zu. Am Abend ging er noch mit Liesbeth in das Baumgut, das zu ihrem künftigen Beſitz gehörte; er betrachtete ſie freudetrunken, wie ſie in der netten ſchwarzen Kleidung, in dem Häubchen, deſſen breite Bänder ihr feines Geſichtchen einſchloſſen, an ſeiner Seite auch einmal freundlich und ohne Widerſtreben ging. Guck, freſſen möcht' ich dich, rief er ſtürmiſch und umfaßte ſie mit einer Gewalt, daß ſie mit leiſem Schauer jener Verlobungsnacht gedachte, und hob ſie hoch empor, leicht wie eine Feder. Laß mich! ſchrie ſie, willſt mich umbringen, wie damals, als der Vater noch dazu kommen iſt? Das war keine gute Mahnung, Georg ſetzte ſie ſchweigend zu Boden und ging mit ihr heim, ohne ein Wort zu reden.

## Hochzeit.

Nach vier Wochen war die Hochzeit, und alten Leuten ſchien es bedenklich, daß während der Trauung ein ſchweres Ungewitter ausbrach, ſo heftig, daß der Donner faſt die Worte des Pfarrers übertönte. Georg nahm das nicht ſo ſchwer: wenn wir wetterſcheu wären, ſo hätten wir einander gar nicht genommen, gelt, Schatz? rief er nachher lachend der Liesbeth zu.

Als ſie am Altar ſich die Hände reichten, ſuchte Liesbeth die ihrige obenhin zu bringen, das gilt auf dem Land für ein Zeichen, daß man die Oberhand in der Ehe behalte. Georg hatte nicht daran gedacht, als er aber bei Liesbeth die Abſicht merkte, ſo legte er die ſeine obenauf, und bald wäre es zu förmlichem Ringen gekommen, wenn nicht ein ernſter Blick des Pfarrers Einhalt gethan hätte. Die Stimmen der Zeugen konnten ſich nicht darüber vereinen, welche Hand oben geblieben ſei.

Liesbeth nahm den Regenſchirm nicht an, den man ihr am Ausgang aus der Kirche bot. Aber daß Die ihr ſchön's Kleid nicht dauert im Regen, meinte eine der Brautjungfern. — 's bedeutet ja Reichthum, wenn's der Braut in Kranz regnet, ſagte der Andre. — Ja ſo, dann glaub' ich's, ſprach die Erſte lachend.

Georg war glückſelig beim Nachhauſekommen. So, jetzt mußt me erſt hau! (haben) rief er neckiſch ſeiner Braut zu und wirbelte mit ihr in improviſirtem Walzer um den Hochzeitstiſch; er war wieder gut Freund mit aller Welt und warf den Muſikanten Geld zu wie Heu. Liesbeth war ſtiller, ob aber Eines von Beiden auch nur einen Augenblick die heilige Bedeutung des Tages erwogen, glaube ich kaum.

Der Hochzeittag verlief ohne weitere Störung, als daß Liesbeth hie und da ſcharfe Blicke zur Seite warf, wenn ihr ſchien, daß Georg mit den Brautjungfern zu freundlich thue. Georg ward immer ſeliger, eine Seligkeit, an der freilich der Wein auch Antheil hatte, er verſicherte Liesbeth: Guck, i bin a guter Kerle, der ällerbeſt' Kerle bin i, mit der Liebe, da kann mer mie um en Finger 'rum wickeln. Die Braut aber antwortete wenig auf dieſe tröſtliche Verheißung.

## Ehſtand.

Ich weiß nicht, ob es einen Unterſchied macht im ehelichen Leben, wenn die Frau den Mann einführt in ihr Haus, während ſonſt der Mann es iſt, der das Haus gründet und das Weib einführt. Edle Seelen werden gewiß immer demüthiger im Gefühl, viel gegeben zu haben, und es giebt ſolch angebornen Adel in allen Ständen; Liesbeth hatte ihn nicht.

Ob es Liesbeth mit der Liebe verſucht hat, die laut Georg's Verheißung ſolche Wunderdinge an ihm thun konnte, weiß man nicht. Sie las zwar, wie es bei ihrem Vater der Brauch geweſen, jeden Tag einen Morgen- und einen Abendſegen, in denen gar oft von Liebe die Rede war, mit dieſem Leſen hielt ſie aber ihre Chriſtenpflicht vollkommen erfüllt und lebte dazwiſchen nach eignem Gutdünken. Veränderlichkeit konnte Georg ihr nicht vorwerfen, denn ſie konnte ihn als Weib nicht mehr plagen mit Eiferſucht und griffigen Reden, denn ſie als Braut gethan hatte.

Niemand hat je gehört, daß das Ehpaar einmal einerlei Meinung gehabt hätte. Liesbeth hatte die Stube gelaſſen, wie ſie zu des Vaters Zeiten geweſen war: im Hintergrund der gewaltige Kachelofen mit dem württembergiſchen Wappen, an den Wänden feſtgenagelt die hölzerne Bank, davor ein weiß gefegter Tiſch mit Fußbänkchen, eine Wanduhr in langem Gehäuſe, ein Milchkaſten, ein kleiner Spiegel, der alle Köpfe zu ſpitzen Chineſenköpfen verzog, an Gemälden: das über Jeſum ergangene Bluturtheil, eine Darſtellung des jüngſten Tages und ein Doctor Luther, dazu zwei hölzerne Stühle mit künſtlich verwundenen Schlangenrücken, das war die

82.

Der beſte Zeuge, welcher zu gewinnen,
Sei ſie, die ihn gepflegt ſo treu und zart. —
Worauf von den erlauchten Kriegerinnen
Noch viel geſprochen und verhandelt ward;
Der endliche Beſchluß, den ſie erſinnen,
Iſt daß ſich Rüd'ger zu der Fahne ſchaart
Des Mohren, bis ein Anlaß zu erſehen,
Daß er mit Ehren kann zum Kaiſer gehen.

83.

Laß ihn nur gehn, du brauchſt nicht drob zu zagen,
Spricht ſeine Schweſter, ihrem Sinne treu,
Zu Bradamanten: denn in wenig Tagen
Mach' ich ihn von der Mohrenherrſchaft frei. —
Sie ſpricht's, doch ohne deutlicher zu ſagen,
Was ſie für ihn zu thun geſonnen ſei.
Der Ritter will zuletzt von ihnen ſcheiden
Und lenkt ſein Streitroß eben zu den Heiden;

84.

Als aus dem nahen Thal ein Schreien drang,
Das gleich Aufmerkſamkeit erregt bei allen.
Sie ſtehn und lauſchen auf die Töne bang,
Die kläglich, wie aus Weibermunde, ſchallen.
Allein hier will ich enden mit dem Sang,
Und was ich will, das mög' auch euch gefallen.
Nun werden beſſre Bilder aufgerollt,
Wenn ihr zum nächſten Sange kehren wollt.

ganze Einrichtung, die Liesbeth zu jeder Zeit ſauber erhalten hatte. Georg, des Schultheißen Sohn, dem der Herr Oberamtmann verſprochen hatte, einmal bei ihm einzukehren, hätte gern eine hübſchere, moderne Einrichtung gehabt: ein Kanapee, einen hartholzenen Tiſch, gepolſterte Stühle; ein paar colorirte Bilder mit dem Herzog Ulrich und Sturmfeder hatte er als ledig ſchon angeſchafft. Liesbeth willigte durchaus in keine Neuerung, und als Georg dennoch ſich wenigſtens einen Lehnſtuhl anſchaffte, ſtellte ſie den beharrlich in die fernſte Ecke der Schlafkammer, und er mußte ihn jedesmal ſelbſt herbeiſchleppen, wenn er ſich drauf ſetzen wollte.

Georg konnte tüchtig ſchaffen, wenn's ihn ankam, aber des Schulzen Sohn hatte gearbeitet, was er wollte und wann er wollte, von dem Bauern aber erwartete ſein Weib, die ſelbſt bei keiner Arbeit zurückſtand, daß er Alles und zu jeder Zeit arbeite. Liesbeth hatte den eigenthümlichen Erbhaß gegen Dienſtboten, der ſich je und je bei Frauen aller Stände findet und das Unglück mancher Haushaltung iſt. Nach ihrer Anſicht waren alle Dienſtboten ein abgefeimtes Diebsvolk, alle Taglöhner „faule Freßſäck", ſo ſollte ſo viel wie möglich allein gearbeitet werden. Nach Georg's Geſchmack war das nicht, bei ihm war morgen auch ein Tag, Liesbeth hatte aber ein unerreichtes Talent, ihm am Feierabend oder Nachts Alles aufzuzählen, was hätte geſchehen ſollen und nicht geſchehen ſei, und das iſt eben keine weſentliche Beförderung der Gemüthsruhe. Dadurch, daß Liesbeth beſtändig wegen der Feldarbeit keifte, hatte ſie dieſelbe in Georg's Augen zu ihrer Sache, nicht zu einer gemeinſamen gemacht, und er dachte nimmer daran, daß es ſein eigner Schade ſei, wenn er dem Weibe zum Trotz die nöthigſte Arbeit liegen ließ.

Grob kann ich ſein und das rechtſchaffen, hatte er Liesbeth einmal verſichert, aber trutzen, das kann ich nicht. Trutzen konnte dagegen Liesbeth meiſterlich und mit ſeltner Ausdauer; ſie übte dieſe Kunſt reichlich: kein Wunder, wenn Georg auch Gebrauch von der ſeinigen machte und grob wurde und das rechtſchaffen. Liesbeth kam ſich die brävſte und die unglücklichſte Frau von der Welt vor, wenn ſie den ganzen Tag ſich's hatte ſauer werden laſſen, und der Mann, der gethan hatte, was er mochte, noch am Abend ins Wirthshaus ging. Georg trank, wie man zu ſagen pflegt, keinen „böſen Wein“, er kam als der „beſt Kerle“ vom Adler heim, aber ſie verſtand es, ihn mit ſpitzigen Reden am Ende in eine wahre Berſerkerwuth zu bringen; dann tobte er wohl wie raſend, warf Schüſſeln und Teller klirrend zu Boden, daß Liesbeth zitternd und regungslos in der Ecke ſaß, aber nie, im heftigſten Zorne nie, hat er Hand an ſie gelegt, obwohl die Mißhandlung eines Weibes nach Dorfgeſetzen für kein großes Vergehen gilt.

So konnte es im Dorf nicht verborgen bleiben, daß das Glück des Paares nicht groß ſei; wehe aber Denen, die ſich irgendwie einmiſchen wollten! Georg duldete nicht die leiſeſte Anſpielung auf ſein böſes Weib, und Liesbeth wußte andern Weibern, die etwa ihr Loos beklagten und den Georg tadelten, ihre Männer in einer Weiſe zu charakteriſiren, daß ſie keine Luſt zur Fortſetzung des Geſprächs hatten. War Georg krank, ſo pflegte ſie ihn mit einer Sorgfalt, einer Weichlichkeit beinahe, wie ſie auf dem Dorf ſonſt ſelten iſt, ſelbſt ihre Sparſamkeit trat dann in Hintergrund, ſie nahm keine Ausgabe, keine Verſäumniß der Arbeit ſchwer, wenn es um ſeinetwillen nöthig war; Georg konnte nie ſehen, wenn ſie ſich mit zu harter Arbeit plagte; freilich that er wenig, ihr die Sorge dafür abzunehmen, aber er hätte gern zehn Taglöhner gehalten, um ihr die Mühe zu erſparen, und wenn er ihr mit einem ſchweren Grasbündel begegnete, ſo nahm er ihn von ihrem Kopfe und trug ihn heim, eine für einen Bauern unerhörte Galanterie.

Trotz dieſer jeweiligen Zärtlichkeit ſank aber doch das Glück des jungen Hausſtandes zuſammen, noch eh es recht aufgebaut war, und zu derſelben Zeit wankte auch des Schultheißen Haus und that einen großen Fall. Es war von dem Tode ſeines Weibes an, die kurz nach Georg's Hochzeit ſtarb, raſch mit ihm abwärts gegangen. Er hatte gern den Herrn geſpielt, ein Haus gemacht, was auf dem Land manchmal noch mehr koſtet, als in der Stadt, wo viel mit dem Schein abgemacht wird, und wollte immer für reicher gelten, als er war, was das ſicherſte Mittel iſt, immer ärmer zu werden. Als der Schaden entdeckt wurde, war ſeine redliche Amtsführung mehr als verdächtig; — er ward abgeſetzt, und ſein Vermögen reichte eben zur Deckung des Reſtes und für ſeinen nothdürftigen Unterhalt hin.

Einen ſolchen Fall mit Gleichmuth oder gar mit Großmuth zu tragen, wäre auf dem Dorf, wo der Beſitz die ganze Lebensſtellung des Menſchen bedingt, faſt zu viel verlangt. Liesbeth wollte ihrem Mann nicht eben dies Unglück zum Vorwurf machen, aber es ſollte ihn nach ihrer Anſicht fleißiger, ſparſamer, demüthiger machen; Georg aber aus falſcher Scham wollte jetzt gerade zeigen, daß er doch noch der Mann ſei, und nahm jeden Tadel Liesbeth's als Vorwurf wegen ſeines Vaters Mißgeſchick auf. Du biſt die Bäurin, ſagte er, wenn ſie ihm ſeine Verſchwendung und Faulheit vorhielt, mich geht dein Sach nichts an, ich bin nur ſo ein Lumpenbube.

Mehr als Alles aber wurde Liesbeth von einer maßloſen Eiferſucht verzehrt, zu der ihr der Mann in Wahrheit nie Grund gab; ihm waren andere Weiber gleichgültig; wenn er mit ihnen ſcherzte, ſo war es ſeinem Weib zum Trotz, oder um ſie zu reizen. Sie aber ſtand oft noch um Mitternacht von ihrem Lager auf und ſchlich ſich vor das Fenſter des Wirthshauſes, um zu ſpähen, ob er der Wirthin oder Kellnerin nicht ſchön thue; er, um Auftritte im Ort zu vermeiden, ſuchte immer lieber ſein Vergnügen auswärts.

Natürlich ging es unter dieſen Umſtänden mehr und mehr rückwärts mit dem Beſitzſtand, was auch

Liesbeth thun mochte, um ihn zuſammenzuhalten; ſie ward darüber immer erboſ'ter, immer griffiger, und er im Trotz des böſen Gewiſſens immer heſtiger; keine gute Stunde zog mehr herauf über das gottverlaßne Haus.

## Scheidung.

Einmal ſchien es doch, als ob Georg ſich faſſen wolle; er blieb ein paar Abende daheim, bekümmerte ſich mehr um die Feldarbeit und rüſtete ſich, am nächſten Markttage Frucht in die Stadt zu führen, weil ſie eben hoch im Preiſe war. Liesbeth ſah es nie gern, wenn er in die Stadt ging, doch wußte ſie, daß ihr Widerſpruch nichts ändere, daher begnügte ſie ſich nur mit Anſpielungen, wie viel von dem Geld wohl unterwegs in Wirthshäuſern bleibe und was für ſchöne Jungfern er unterwegs werde aufſitzen laſſen. Er erwiederte nichts und machte ſich fertig. Vor dem Abfahren ging er noch hinauf, Liesbeth hatte ſich hinter den Küchenladen geſtellt, um ihn gehen zu ſehen, aber als er kam, rumorte ſie in der Küche, als wäre ſie in vollſter Arbeit. Georg ging hinein und bot ihr die Hand zum Abſchied; das war lange nicht geſchehen, und Liesbeth ſah ihn erſtaunt, faſt traurig an, eine ſeltſame Bewegung zuckte durch ſein trotziges Geſicht. B'hüt die Gott, ich komm bald wieder, ſagte er. — Ja, wenn's g'wiß iſt, ſagte Liesbeth halb im Scherz, wenn d'um Elfe noch nicht da biſt, will ich eben in den Chauſſeegräben nach dir gucken laſſen. Das war eiskalt Waſſer auf ſein aufwallendes Herz, er wandte ſich trotzig um und fuhr ab mit lautem Peitſchenknallen, ohne auch nur einmal ſich nach dem Haus umzuſehen, wo Liesbeth noch lange hinter dem Küchenladen ſtand und ihm nachſchaute.

Georg kam am Abend nicht zurück, auch nicht am folgenden Tag. Liesbeth's Bruder ging in die Stadt, um nach ihm zu fragen. Er hatte ſeinen Dinkel verkauft, Wagen und Pferde aber im Wirthshaus zurückgelaſſen, nebſt einem Brief an ſein Weib. Niemand wußte, wohin er gegangen.

Der Bruder brachte Liesbeth dieſe Kunde und den Brief, ſie zitterte ſo, daß ſie ihn nicht öffnen konnte, er mußte ihr ihn vorleſen; Georg war immer gut in der Feder geweſen. Der Brief lautete:

„Geliebte Eliſabeth!

Ich gehe fort in die weite Welt, vielleicht wirſt Du nichts mehr von mir hören. Verzeih Dir's Gott, daß Du mich ſo hinaustreibſt, denn es iſt von Deinetwegen, daß ich fort muß und kann's nimmer aushalten daheim. Es iſt mir wohl bewußt, daß ich meinerſeits auch den Fehler gemacht habe, aber das weiß Gott, daß ich Dir hätte Alles zu lieb thun können, wenn Du mich mit Liebe behandelt hätteſt. Ich will mich jetzt allein in der Welt fortbringen, daß ich mir nicht mehr von meinem Weib darf das Eſſen vorwerfen laſſen. Keinen Andern kannſt Du nicht nehmen, denn wir ſind doch noch Mann und Weib, und ich glaub's auch, daß

Du Dich mit Keinem einläßt, ich hab' jeder Zeit mehr Zutrauen gehabt zu Dir, als Du zu mir. Wenn Du in eine Noth kommſt, ſo laß mich's wiſſen, dem Wirth in Senzheim, wo ich eingeſtellt hab', will ich's vermelden, wo ich hingehe. Und leb wohl, ich trag Dir nichts nach.
Dein getreuer
Georg."

Als Liesbeth den Brief gehört und begriffen hatte, daß ihr Mann nicht wiederkomme, warf ſie ſich wie ſinnlos auf die Erde und ſchrie zum Verzweifeln. Verwandte und Nachbarinnen ſammelten ſich, um ſie zu tröſten, der geeignetſte Troſt ſchien ihnen eben die Schlechtigkeit ihres Mannes: ſei doch froh, daß er fort iſt, dein Sach' wär ja voll hin geweſen bei dem Verthuner. Endlich ſtand Liesbeth auf, und ſie, die bis dahin nie geklagt, brach nun in eine Flut von Klagen und Schmähungen über ihren Mann los, daß ſelbſt die beredteſten unter ſeinen Feinden dagegen verſtummten. So, jetzt hab' ich euch meine Meinung geſagt, ſchloß ſie, ihr alle aber haltet's Maul über ihn, meine Sache iſt's allein, er hat Keinem nichts zu leide gethan, als mir.

Liesbeth ſuchte vergeblich von dem Wirth ihres Mannes Aufenthalt zu erfahren, er gab vor, ihn ſelbſt nicht zu wiſſen. Ihr Bruder beſtand darauf, eine Scheidungsklage einzuleiten, ſie weigerte ſich lange und ließ es erſt geſchehen, als ſie hörte, daß ſich Georg dann perſönlich ſtellen müſſe. Er wurde in den Zeitungen aufgerufen, ſich zu Vereinigung der Sache verſönlich einzufinden, widrigenfalls er wegen böswilliger Verlaſſung geſchieden werde.

Drei Tage vor dem feſtgeſetzten Termin ſaß Liesbeth in ihrer Kammer, es war Nacht und gar ſtill, Liesbeth blieb immer lange auf, ſie hatte gar wenig Schlaf in den letzten Monaten. Da hörte ſie das Bellen eines Hundes, den Ton kannte ſie, es war der Sultan, Georg's getreuer Hund. Das Haus war verſchloſſen, aber das Fenſter noch offen, bei dem warmen Wetter, in tödtlichem Schreck ſah ſie Georg's Kopf am Fenſter, im Augenblick darauf hatte er ſelbſt ſich hereingeſchwungen.

Liesbeth ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, ſo daß der nebenanwohnende Bruder eiligſt herüber kam; er fand ſie zitternd und bleich, wie ſie die Hände vor ſich ausſtreckte und immer ſchrie: Bring mich nicht um, bring mich nicht um! Georg aber ſtand ruhig am Fenſter und ſagte: Was iſt das für ein G'ſchrei, ich hab' ja nur fragen wollen, ob's Der da, auf Liesbeth deutend, ernſt ſei mit dem Scheiden. Liesbeth ſchwieg, der Schwager aber hub an und hielt dem Georg ſein Sündenregiſter vor, ſo bündig und nachdrücklich, daß dieſer nicht viel darauf erwidern konnte. Er that es auch nicht, nur als der Schwager zu Ende war, rief Georg zu Liesbeth hinüber: Dich frag' ich, du willſt dich ſcheiden laſſen? du? Er ſchritt auf ſie zu, ſie ſchrie aber wieder: Er bringt mich noch um! Endlich aber ſagte ſie trotzig: Du haſt angefangen mit dem Scheiden, wo du fortgegangen biſt; ich bleib' dabei. — So thu ich's auch, ſagte Georg, und ging. Er blieb bei ſeinem Vater, der ein elendes Kämmerlein bewohnte; Liesbeth fürchtete ſich und ſchlief die Nacht bei der Schwägerin.

Nach drei Tagen war Liesbeth vor Oberamtsgericht beſchieden, ſie machte ſich früh am Tage auf, das Körbchen am Arm, ohne das eine Bäurin nie über Feld geht, wenn auch die Zeiten längs vorüber ſind, wo „eine Schmierale“ für den Beamten darin lag. Wer ſie ſeit ihrem Hochzeitsmorgen nicht mehr geſehen, hätte ſie kaum mehr gekannt: ſchlafloſe Nächte, kummervolle Tage und ein friedloſes Gemüth hatten tiefe Furchen in dem noch jungen Geſicht gezogen; doch aber war ſie mit ihrer aufrechten Haltung, ihrem ſaubern, wohlgeordneten Anzug noch eine ſtattliche Bauersfrau zu nennen; ſie ſprach mit niemand, und ihr Geſicht verrieth keine Art von Bewegung, wie ſie ſo geradeaus in ſtetem Schritt ihres Weges ging. Noch war ſie nicht weit gegangen, als ſie hinter ſich fragen hörte: Wo 'naus ſo früh? Die Stimme war ihr nur zu wohl bekannt, ſie brauchte ſich nicht umzuſehen, zumal da auch der Sultan an ihr in die Höhe ſprang. — Nach Senzheim, erwiederte ſie kurz. — Iſt's auch erlaubt, daß man mitgeht? frug Georg, der ſie eingeholt hatte. — Der Weg iſt breit, ich hab' ihn nicht im B'ſtand (gepachtet), ſagte ſie kurz angebunden. So gingen ſie des Wegs zuſammen, ſie hüben und Georg drüben, aber wie das ſo ging, vor Verlauf einer Viertelſtunde wandelten ſie dicht nebeneinander. Horch, fing Georg an, ſo, wie ich b'richtet bin, ſcheid't man einen nicht, wenn Zwei von einander wollen, Eins von Beiden muß den ſchuldigen Theil machen. — Das wird gut finden ſein, wer bei uns der ſchuldige Theil iſt, ſagte Liesbeth ſchnippiſch. — Den ſchuldigen Theil heißt man den, der nicht mit dem andern hauſen will; wenn dann ich aber wieder will? — So will ich nicht, ſagte ſie heftig. — Ja ſiehſt, dann wirſt eingeſperrt, das iſt nichts für ein Weibsbild, da will lieber ich der Schuldige ſein, mir macht's ſo viel nicht aus. Liesbeth ſchwieg. Georg fragte nach dem Vieh, den Gütern, ſie gab Antwort, und wer die Zwei des Weges dahin gehen ſah miteinander, der hätte gedacht, ein einträchtiges Ehpaar beſorge ſein Geſchäft zuſammen.

Sie kamen an einen kleinen Bach am Weg, der vom Regen hoch angeſchwollen war, Liesbeth wollte Schuh und Strümpfe ausziehen; — ach, was braucht's den Umſtand, ſagte Georg, nahm ſie auf die Arme und trug ſie hinüber.

So kamen ſie zur Oberamtsſtadt, betraten miteinander das Gerichtsgebäude und ſetzten ſich nebeneinander auf die eine Bank in dem Parthieenzimmer. Liesbeth wurde auf einmal ſehr blaß. Was haſt? fragte Georg, iſt dir's weh? — Der Schlaf iſt mir, glaub' ich, in Magen gefallen, ſagte ſie halblaut. Georg ſprang ins nahegelegene Bäckerhaus und holte alten Wein und Wecken, was ſie wieder zu Kräften brachte.

# Siebenunddreißigſter Geſang.

1.

So wie ſich zur Erwerbung ſolcher Gaben,
Die keiner ohne Mühe noch empfing,
Schon angeſtrengt die wackern Frauen haben,
Mit einem Fleiße, wahrlich nicht gering,
Woraus hervor, im Dunkel nicht begraben,
Schon manche rühmenswerthe Arbeit ging,
O legten ſie ſich ſo auf jene Sachen,
Die ſterbliches Verdienſt unſterblich machen!

2.

Und möchten ſie durch eigne Kraft verſtehen,
So zu verew'gen ihre Trefflichkeit,
Daß ſie nicht müßten bei Autoren flehen,
Die ſo im Herzen Mißgunſt quält und Neid,
Daß ſie das Gute häufig übergehen,
Das Schlechte aber ſagen weit und breit!
Dann würd' ihr Name ſich ſo hoch erheben,
Als Männerruhm wohl nie vermocht zu ſtreben.

3.

Ja, viele laſſen ſich's noch nicht behagen,
Einander groß zu blaſen vor der Welt,
Sie mühn ſich, überall umherzuſagen,
Was holder Frauen reines Bild entſtellt.
Sie können oben nicht die Frau'n ertragen,
Und jeder ſucht, wie er ſie unten hält,
— Die Alten mein' ich — gleich als ob ſie ihnen
Gefährlich, wie der Sonne Nebel, ſchienen.

Sie hatten lang zu warten, endlich rief der Oberamtsrichter den Amtsdiener: Iſt die Eliſabeth Walter draußen, deren Scheidungsklage anhängig iſt, und hat ſich der Ehmann eingeſtellt? — Draußen iſt kein ſtreitiges Ehpaar, Herr Oberamtsrichter, zwei Leute ſitzen in großer „Liberität“ beiſammen, wird wohl ein Brautpaar ſein, das Sporteln zahlen will.

Zu großem Erſtaunen des Dieners fand ſich doch, daß das einträchtige Paar die ſtreitigen Ehleute waren, und wer die beredte Schilderung der Liesbeth über das Elend ihres Ehſtandes und die Unthaten ihres Mannes anhörte, konnte auch daran nicht zweifeln. Georg konnte nicht viel widerſprechen, es war Alles wahr, nur einmal meinte er, wenn man „falſch“ *) werde bei ſo einer „Giftkugel“, ſo ſei's kein Wunder. Habt Ihr von Anfang an einen Widerwillen gegen die Verbindung mit Eurer Frau gehabt? frug der Richter. — I, o nein, ſell net, o wie oft hab' ich g'ſagt: Bethle, wenn i di nu freſſa könnt! Hätt' i ſe ſellesmol no g'freſſa! ſetzte er mit einem ſchweren Stoßſeufzer hinzu. — Ihr habt Euer Weib freiwillig und heimlich verlaſſen und verweigert auch jetzt noch die Fortſetzung der Ehe? — Ja, das thu' ich, ich glaub' nicht, daß ich's wieder preſtiren könnt', wenn ich auch wollt. — Und Ihr, Eliſabeth Walter, beſteht auf der Fortſetzung der Ehe? — Ich beſtehen! ja lieber in Neckar ſprin-

---

*) zornig.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21117 / 039**

gen! ſchrie dieſe erboſ't, ich werde ihm noch nachlaufen; ja wohl da!

Vergebens ſuchte ſie Georg durch Winke und Blicke zu bedeuten, daß das ja nur der Form wegen nöthig ſei, ſie konnte ſich durchaus nicht dazu verſtehen. Da nun beide Ehgatten auf der Scheidung beſtanden, ſo konnte nach unſern Geſetzen der Scheidungsprozeß nicht voran gehen, und der Richter entließ ſie mit einer nachdrücklichen Ermahnung zur Verſöhnung, die ihm bei dem unverkennbaren Intereſſe Beider für einander nicht unmöglich ſchien.

Da Liesbeth ſich lang nicht entſchließen konnte, ihrerſeits auf dem Zuſammenleben zu beſtehen und Georg ebenſowenig ſie als den ſogenannten ſchuldigen Theil ins Gefängniß gehen laſſen wollte, ſo zog ſich der Prozeß noch lange hinaus. Gar manchmal wanderten die Zwei noch zuſammen vor Amt, und immer trug Georg die Liesbeth über den Bach, trug ihr den Korb, bog die Zweige auseinander, die hätten ihr Geſicht ſtreifen können, und hütete ſie vor jeder Gefahr, die ihr etwa auf dem Weg begegnen konnte, und ſtaunend und kopfſchüttelnd ſahen die Leute vom Dorf dem ſeltſamen Paar nach.

## Liebe im Streit.

Es kam endlich doch zur Scheidung, die Geſchwiſter Liesbeth's hatten Alles gethan, ſie zu fördern, und Georg that nichts, ſie zu hintertreiben, 's ging nimmer, verſicherte er, wenn gute Freunde ihm zuredeten, er ſolle doch nicht ſo dumm ſein, und von einem Weibe gehen, die „Sach gnug" habe; 's geht nicht, ich werd' nimmer anders und ſie vollends gar nicht, 's iſt beſſer, wir ſind voneinander.

Als ſie vom letzten Gang vom Sitz des Gerichtshofs, wo die Scheidung vollzogen worden war, zuſammen heimkehrten, ſagte Liesbeth ſpitzig: So, jetzt kannſt nehmen, wen du willſt. — Erſt nicht, ſagte Georg, ich bin der ſchuldig Theil, ich darf nicht heirathen, ohne deine Erlaubniß. — Ich heb' dich nicht, ſchnauzte ſie mit glutrothem Geſicht. — Du darfſt heirathen, wenn d' willſt, ſagte Georg, aber, indem er ſich mit geballten Fäuſten vor ſie hinſtellte: guck, todt ſchlag' ich dich, maustodt, wenn d' einen Andern nimmſt. Schweigend zogen ſie miteinander nach Haus, bis ſie ſich trennten vor Liesbeth's Hausthür.

---

Georg hatte nichts von ſeinem Weibe anzuſprechen, er hatte nicht viel beigebracht und noch weniger etwas errungen. Er hatte immer beſonders gut mit Pferden umgehen können und verdingte ſich nun als Kutſcher zu einer Herrſchaft in der Stadt. Eh er ging, nahm Liesbeth, die karge Liesbeth, drei Wochen die Näherin ins Haus und ließ ihn mit Weißzeug neu ausſtaffiren. In der Nacht nahm er noch Abſchied von ihr, und ſein letztes Wort war wieder: Todt ſchlag' ich dich, wenn d' einen Andern nimmſt.

Georg war fort, und bald erfuhr man, er ſei mit ſeinem Herrn nach Frankfurt. Liesbeth, die einigemal heimlich vor ſeiner Abreiſe in der Stadt geweſen war, hatte das zum voraus ſchon gewußt, ſie hatte auch erfahren, daß der Herr außer ſeinem Kutſcher noch einen jungen Burſchen zur Bedienung mitnehme. Durch allerlei Schleichwege, befreundete Mägde u. dgl. wußte ſie deſſen Bekanntſchaft zu machen, und ſie verſprach ihm jährlich ein reiches Geſchenk, wenn er ihr immer von Zeit zu Zeit Nachricht über den Georg gebe, über Alles, was er thue, und beſonders wenn er weibliche Bekanntſchaften mache; nur die beſtimmte Zuſicherung, die ihr der Junge darüber gab, konnte ſie etwas beruhigen.

Dem Georg fiel das Heirathen nicht ein, obwohl ihn Liesbeth mit raſtloſer Angſt bewachte oder bewachen ließ. So oft er in die Gegend kam, kehrte er bei ihr ein und brachte alle Zeit, die er von ſeinem Dienſt abweſend ſein konnte, bei ihr zu. Gewöhnlich ſprang ihm der Sultan voran, und wenn Liesbeth den bellen hörte, kehrte ſie vom dringendſten Feldgeſchäft um und ging nach Hauſe. Die Nachbarn behaupteten, ihr Kamin rauche nur dann recht, wenn der Georg da ſei, ſonſt ſteige das ganze Jahr nur ſo ein dünnes Schwänzle in die Höh.

Georg hatte ſehr einträgliche Dienſte, und das Dorf erſtaunte über die reichen Geſchenke, die ſeinen

Tuchkleider, warmen Halstücher und ſeidnen Schürzen, die er der Liesbeth brachte oder ſchickte. Sie machte ihm darüber Vorwürfe: So kommſt du zu nichts und bleibſt der alte Lump. — Wenn ich nichts mehr hab', ſo verhältſt du mich, ſagte er lachend. — So? meinſt? — Und doch zog ſie mit beſondrem Stolz die Sachen an und hatte nicht Ruhe, bis man ſie darüber berufen und den Staat bewundert hatte.

So ging das lange Jahre fort. Georg hatte keinen Grund zur Eiferſucht, Liesbeth bekümmerte ſich um keinen Mann, die ihrige aber blieb raſtlos wach. Der Fall kam freilich auch vor, daß Georg dienſtlos war, und Erſparniſſe konnte er jetzt noch ſo wenig machen, als vor Zeiten. Dann nahm er ſeine Zuflucht zu Liesbeth, als ob ſich das von ſelbſt verſtände, und ſie wohnten zuſammen, arbeiteten zuſammen und ſtritten ſich zuſammen, wie in den alten Tagen, bis Georg wieder eine Stelle fand.

Einmal, nach einer längeren Abweſenheit Georg's, in tiefer Nacht hörte Liesbeth vor ihrer Thür das klägliche Winſeln eines Hundes, ſie ſprang aus dem Bette und öffnete: es war der Sultan. Sie dachte an Geſchichten, wo Hunde Hülfe zu Todten oder Verwundeten geholt, und zündete die Laterne an, um zu ſehen, ob der Hund nicht auf eine Fährte leite, aber er blieb da und hatte, wie's ſchien, keinen Willen, als ins Haus zu kommen; er legte ſich oben ruhig vor Liesbeth's Bett nieder, während er ſonſt in luſtigem Aufhüpfen und wildem Hin- und Herſpringen die Ankunft ſeines Herrn verkündet hatte.

Mein Mann iſt geſtorben, ſagte Liesbeth am andern Morgen zum Bruder. — Ach, was bildſt dir ein, ſagte Der. — Und ich weiß gewiß, daß er todt iſt, verſicherte ſie und rüſtete ihre Trauerkleider.

Nach vierzehn Tagen erſt kam der Todtenſchein des Kutſchers, der im Ausland geſtorben war. Das Wenige, was er hinterlaſſen, hatte er ſeinem Weibe vermacht. Liesbeth hat von der Zeit an nie mehr helle und farbige Kleider getragen. Sie war noch wohlerhalten und hatte ihr Beſitzthum durch Fleiß und Sparſamkeit wieder ſehr gehoben, ſo daß es ihr jetzt noch nicht an Freiern gefehlt hätte. Aber ſie ſahen bald, daß da nichts zu hoffen war. Sie verkaufte ihre Güter und zog ſich in die Hinterſtube ihres Hauſes zurück. Sie iſt ſehr alt geworden. Der Sultan blieb bis zu ſeinem Ende ihr einziger Gefährte, nachher blieb ſie ganz allein.

# Der Säugling.

## Eine toscaniſche Geſchichte.

Von **Heinrich Horner**
(Homberger).

Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand.
Band II. 1875. Leipzig. H. Hartung und Sohn.

H. Homberger, 1838 zu Mainz geboren, ſtudirte Jura und promovirte 1858 zu Gießen als Dr. jur. Nachdem er ſich von 1864—1872 an verſchiedenen Orten Frankreichs und Italiens aufgehalten, mit politiſchen und literariſchen Studien und Correſpondenzen beſchäftigt, ging er 1872 nach Berlin, wo er zwei Jahre lang die „Preußiſchen Jahrbücher" redigirte und ſich gegenwärtig wieder in freier Muße ſeinen wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Arbeiten widmet.

Von letzteren*) ſind dem Herausgeber nur zwei Novellen bekannt, die beide in Italien ſpielen und ſich durch eine ungemeine Klarheit und Echtheit der Localfarben und die vollkommenſte Kenntniß der Volkscharaktere aufs Vortheilhafteſte aus der Maſſe conventioneller italieniſcher Novellen herausheben. Die kleinere dieſer Erzählungen, „Der heilige Giovanni", im Jahre 1874 im Feuilleton der Wiener „Preſſe" abgedruckt, erinnert noch ein wenig an den Stil der berühmten italieniſchen Novelliſten, bei denen ja auch das größte Talent unter den Franzoſen, das ſich mit Vorliebe der Schilderung italieniſcher Menſchen und Sitten zugewandt hat, Henry Beyle (Stendhal) in die Schule gegangen iſt. Der „Säugling", den wir uns freuen in unſerem Novellenſchatz mittheilen zu dürfen, zeigt ſchon eine entſchiedene Selbſtändigkeit des Tones. Es herrſcht hier eine ſehr eigenthümliche Verwandtſchaft zwiſchen dem Stoff und der Darſtellung. In Beiden jene Miſchung von verhaltener Leidenſchaftlichkeit und ironiſcher Gelaſſenheit, von Pathos und Humor, von heißblütiger Naturkraft und feinem künſtleriſchem Tact, jene Miſchung, die dem ſchärferen Beobachter das italieniſche Volk ſo anziehend macht,

---

*) Ein kleines Luſtſpiel, ebenfalls unter dem Pſeudonym H. Horner, wurde im Frühjahr 1874 auf dem Wiener Stadttheater aufgeführt.

4.

Doch hat und hatte Hand und Zunge nimmer,
Es ſei nun daß man redet oder ſchreibt,
— So ſehr man auch das Gute mindert immer
Und alles Böſe mehrt und übertreibt —
So viel Gewalt, daß auch kein letzter Schimmer
Vom Ruhm der edlen Frauen übrig bleibt;
Allein kein ſolcher, der das Ziel erblickte,
Ja ſelbſt von Weitem nur ihm nahe rückte.

5.

Nicht Tomyris, Harpalyce gemahnen,
Nicht die zu Turnus[*], die zu Hektorn[**] ſtand,
Nicht die den Weg durch weite feuchte Bahnen
Mit ihren Tyrern nach Karthago fand,
Zenobia, und die mit ihren Fahnen
Aſſyrer, Perſer, Inder überwand,
Sie, hochgeſtiegen in dem Kriegsgetöſe,
Gemahnen nicht allein an Frauengröße.

6.

Auch Treue gab es, Keuſche, Muth'ge, Weiſe,
Und nicht in Rom und Griechenland allein,
Nein, überall, wo auf der weiten Reiſe
Die Sonne ſpendet ihren Himmelsſchein.
Allein erloſchen längſt ſind ihre Preiſe,
Vergeſſenheit ſchlang ihre Namen ein,
Weil die Autoren all' in jenen Jahren
Mißgünſtig, lügneriſch und neidiſch waren.

7.

Laßt drum nicht ab, o Frau'n, die ihr mit Freuden
Das Gute thut, zu folgen eurer Bahn.
Laßt euch den edlen Vorſatz nicht verleiden
Durch Furcht, nicht würd'ge Ehre zu empfahn.

[*] Camilla. [**] Pentheſilea.

da ein ähnlicher Contraſt zwiſchen idealiſtiſchen und höchſt praktiſchen Eigenſchaften kaum irgend ſonſt ſich finden möchte, wovon freilich bei der herkömmlichen ſentimentalen oder ſchönfärbenden Behandlung ſüdlicher Stoffe nur ſelten ein literariſches Zeugniß abgelegt wird. Um ſo erfreulicher iſt die unbefangene Sicherheit, mit der hier der Wahrheit die Ehre gegeben wird, ohne daß die Schönheit dabei zu kurz käme.

Auf dem Platze vor der Porta di San Niccolò ſtand an einem Herbſtabend kurz nach Sonnenuntergang ein Mädchen und warf ungeduldige Blicke durch das Thor hinein in das enge Borgo, das, ſelbſt am hellen Tage eine der düſterſten Gaſſen von Florenz, jetzt in der Dämmerung einem Sacke mit ſchwarzem unergründlichem Boden glich. Obwohl ein lebhaftes Zuglüftchen durch das Thor wehte, ließ die mit einem halben Dutzend Ringe geſchmückte Hand des Mädchens doch ihren rothen Papierfächer nicht einen Augenblick in Ruhe; die andere Hand aber zog den großen flachen Strohhut, der ſonſt wie üblich hinten im Nacken hing, in das Geſicht herein. Allein das half ihr nichts. Sie wurde doch erkannt von dem langen, langhalſigen Burſchen, der eben durch das Thor kam und auf ſie zu ſchritt.

Guten Abend, Gigia, redete er ſie an. Wir machen alſo heute den Weg zuſammen?

Nein, verſetzte ſie kurz, ich fahre.

Ganz recht, ich fahre auch — und ſieh, da kommt Giannino mit ſeinem dürren Gäulchen.

Dürr genug war es freilich, das Gäulchen, welches die roth und blau bemalte Landkutſche zog; doch Giannino, ſein Herr, hörte nicht auf zu ſchnalzen, zu ſchmeicheln, mit der Peitſche zwar bei Leibe nicht dem wackeren Thiere, aber doch der Luſt klatſchende Hiebe zu ertheilen, und, ſo angetrieben, ſchob ſich das knarrende Gefährt immerhin mit mäßiger Eile vorwärts. Auf dem Platze vor dem Thore aber hielt Giannino nun an; denn hier pflegte er von den Fahrgäſten erwartet zu werden, welche nicht bereits am Abgangsorte drinnen in der Stadt, in der Straße „Sui Renai", eingeſtiegen waren. Dienſtbefliſſen ſprang der kleine Fuhrherr — er war ſo mager als ſein Pferd und hatte ebenſo ungekämmte rothbraune Haare — vom Bock herunter, um dem Mädchen in den Wagen zu helfen.

Nein, ich will bei dir draußen ſitzen, ſagte Gigia. Eine volle Stunde habe ich auf dich gewartet, Giannino.

Thut mir leid, aber da die Signori — Giannino deutete auf zwei die Bank hinter dem Bock einnehmende Herren — haben nicht eher kommen können, und etwas leiſer ſetzte er hinzu: Ihr ſeht, die Herren würden's zu enge haben, wenn ihr außen bliebet. Drinnen aber iſt Platz genug.

Das Mädchen verzog das Geſicht, aber ſie hatte als einen der Herren den Signor Baldo erkannt, einen in Florenz und weit über Florenz hinaus hochangeſehenen Mann, der, da er nun einmal mit dem Fuhrwerk Giannino's vorlieb nahm, wenigſtens ein Recht darauf hatte, nicht zu enge zu ſitzen. Sie ſtieg alſo hinten in den Kaſten und jener Burſche ihr nach. Der Burſche hatte vergnügt darein geſchaut, als Gigia außen keinen Platz erhielt, aber jetzt kam an ihn die Reihe den Mund zu verziehen: ſeine Hoffnung, mit dem Mädchen allein zu ſein in dem Wagen, erfüllte ſich nicht, — es ſaß bereits Einer in der Ecke.

Draußen aber ſagte, während das Gäulchen ſich gemächlich in Bewegung ſetzte, der Signor Baldo zu dem Herrn neben ihm: Sie hätten wohl gern ein bischen zuſammengerückt, Signor Germanico, um das ſchöne Mädchen neben ſich zu haben.

Ja, ſchön iſt ſie, verſetzte der Angeredete, und ſein lebhaftes aber barbariſch klingendes Italieniſch zeigte ſofort, daß ihm die Bezeichnung „Germanico“ mit beſſerem Rechte zukam, als jenem Enkel des Auguſtus. Und mit welcher Würde ſie daſtand, als ſie da auf den Wagen wartete! Wo in den weiten Marken meines deutſchen Vaterlandes fände ich eine Bäuerin, die ſo zu ſtehen, ſo den Kopf zu tragen, ſo einen Fächer zu halten verſtände? Doch was rede ich von Bäuerinnen! Wie manche deutſche Dame — — Der Deutſche vollendete den Satz nicht, der ſeinen Patriotismus in einem bedenklichen Lichte hätte erſcheinen laſſen können, aber der Italiener nickte ihm ſein lächelnd zu, und die Beiden vertieften ſich in ſolch ein Geſpräch über deutſches und italieniſches Volksthum, wie ſie es ſchon gar manchmal auf dieſem Weg gehalten hatten; denn es geſchah häufig, daß der ausländiſche Gaſt den Signor Baldo nach deſſen Villa begleitete.

Bald hatte der Wagen die letzten Häuſer der Vorſtadt hinter ſich gelaſſen und fuhr, vom Arno abbiegend, mit mäßiger Geſchwindigkeit durch die fruchtbare Ebene von Ripoli dahin. Es war nun völlig dunkel geworden; in den Wohnungen am Weg und in den fernen Gehöften, die drüben jenſeits des Fluſſes über den Hügeln verſtreut lagen, glommen die Lichter auf; der Abendwind ſchaukelte leiſe die traubenbeladenen Rebenguirlanden, welche ſich von Baum zu Baum rankten; hie und da grüßte die ernſte Silhouette einer hageren Cypreſſe oder einer breitwipfeligen Pinie. Und als nun über den fernen Berghöhen von Vallombroſa der Vollmond aufſtieg und ſeine ſilbernen Fluten über die Gegend ausgoß, daß das bewundernde Auge des Nordländers hüben und drüben alle die Wellenzüge der Hügel und rückwärts ſchauend das an Michel Angelo gemahnende Campanile von San Miniato erkannte, da empfand er tief die Würde und Weihe des heiterernſten Bildes, und er wunderte ſich nicht, daß in ſolcher Landſchaft ein ſo altadeliges Geſchlecht wohnte wie dieſes toscaniſche Landvolk, welches ihm ſein florentiniſcher Gaſtfreund eben ſchilderte.

Drinnen im Kaſten begann jetzt auch ein Geſpräch. Bis dahin hatte der Burſche, der mit Gigia einge=

ſtiegen war, an ſich gehalten: wie ſehr ihm das Wort, das er ſagen wollte, auf der Zunge brannte, er mochte nicht reden, ſo lange er nicht wußte, wer der Jemand ſei, der da ſtill in der Ecke ſaß. Aber nun bei einer Wendung des Weges leuchtete der volle Mondſchein in den Wagen herein und leuchtete jedes Bedenken des Burſchen hinweg. Denn der da ſaß, war nur Maſo Nencioni von Valtella, der Sohn eines Colonen des Signor Baldo, ein achtzehn-, höchſtens zwanzigjähriger Junge, deſſen Milchgeſicht einem langen Recken wie Agenore Lori keine Scheu einflößen konnte.

So ſag mir alſo, fing Agenore an, in einem Tone, wie wenn es ſich um die Fortſetzung eines begonnenen Geſprächs handelte, ſag, Gigina mia, wann werden wir Hochzeit halten?

Das Mädchen antwortete nicht; als hätte es die Frage überhört, ſo fuhr es fort, durch das Fenſter hinauszuſchauen auf die Straße. Er ſchien ihr merkwürdig zu dünken, der ochſenbeſpannte Karren, an welchem der Wagen eben vorüberfuhr, nachdem der im Karren auf dem platten Leib daliegende Lenker ſich endlich bequemt hatte, aufzuwachen, die Zügel zu nehmen und dem ungeduldig mit der Peitſche knallenden Giannino auszuweichen.

Als Agenore ſah, daß er keine Antwort erhielt, fühlte er das Bedürfniß dem Mädchen näher zu rücken, und da es in dem engen Kaſten überhaupt nicht möglich war, weit von einander ab zu ſitzen, ſo rückte er ſehr nahe.

Mit Verlaub, rief das Mädchen unwirſch und zog an ihrem Rock, auf den Agenore unachtſamer Weiſe den Fuß geſetzt haben mochte.

Alſo, Gigina cara, hub Agenore zum andern Male an, wann werden wir Hochzeit halten?

Diesmal ſchwieg das Mädchen nicht. Von wem redet Ihr, Sor Agenore? — Selbſt im Mondſchein ließ ſich erkennen, wie unwillig ſie dreinſchaute.

O weh, rief Agenore ſpöttiſch, mich Sor Agenore und Ihr zu nennen! Und doch kennſt du mich ſeit dreiundzwanzig Jahren, denn ſo alt biſt du, Gigia, und ich bin ſechsundzwanzig, und ſeit deine Mutter dich geboren hat, ſind keine zwei Dutzend Tage geweſen, an denen ich dich nicht geſehen hätte. Und hier der Maſo Nencione von Valtella muß unſern Ort genugſam kennen; er ſage, ob es in Urballa zwei Leute giebt, die beſſer dafür paßten, ein Paar zu werden, als wir Zwei? Maſo iſt noch jung, aber ſchon geſcheidt genug, um zu wiſſen, daß ein launiſches Pferd einen ſtarken Halfter braucht. Das weißt du, Maſo, nicht wahr?

Das Mädchen warf einen kurzen verächtlichen Blick hinüber nach der Ecke, wo der ſo ins Geſpräch Gezogene ſaß. Der aber antwortete dem Frager ſofort: Weil du denn mich kennſt und erfahren willſt, wie ich denke, ſo muß ich dir ſagen, daß es bei uns in Valtella nicht Sitte iſt, ein Mädchen zu plagen, das nichts von einem wiſſen mag.

Bravo! rief Gigia lebhaft. Bei uns aber in Urballa giebt es Keinen, der nicht meinte, er dürfe ein Mädchen ärgern und peinigen, das von ihnen allen ſammt und ſonders nichts wiſſen mag.

Du biſt ein naſeweiſes Bürſchlein, rief Agenore voll Ingrimm. Ich verbiete dir, dich in unſer Geſpräch zu miſchen.

Du haſt ihn ja gefragt, ſagte Gigia, und er hat geantwortet. Bravo Maſo!

Was hat überhaupt ein Valtellaner in Giannino's Wagen zu thun? ſo fuhr Agenore fort, um ſeiner Wuth Luft zu machen. Der Wagen hier iſt für die Leute von Urballa und für die von San Donato beſtimmt, der Weg nach Valtella geht über Ponte a Ema.

Ihr habt mir nicht vorzuſchreiben, welchen Weg ich nehmen darf, erwiderte Maſo, und den Paolo eines Valtellaners läßt ſich Giannino ebenſowohl ſchmecken als die acht Crazie Eines von Urballa.

Du biſt ein vorwitziger Junge, Maſo.

Und du biſt —

Per Carità, redet nicht ſo laut, rief das Mädchen. Wenn die Herren da draußen euch hörten!

O, der Signor Baldo kennt mich. Ich bin ſein Colone. Er weiß, daß ich keine Händel zu ſuchen pflege.

Das wäre aber auch ſchön, ſagte Agenore, wenn ſolch ein Säugling wie du Händel ſuchen wollte. Per Bacco, das wäre luſtig.

Maſo ſchnellte von ſeinem Sitze auf, da faßte die

Hand des Mädchens die ſeine. Du bleibſt ruhig da in deiner Ecke, Maſo. Wenn ihr Zwei euch zanken wollt, ſo wartet, bis ich nicht dabei bin.

Der Junge ließ ſich von dem Mädchen in die Ecke drücken und ſagte kein Wort. Agenore aber war nicht ſo leicht zu beſchwichtigen. Den Valtellaner da redeſt du mit Du an und haſt ihn wohl keine dreimal bis heute geſehen, und mich, deinen Landsmann, nennſt du Ihr. Das gedenk' ich dir, Gigia, und ihm auch.

In dieſem Augenblick rollte der Wagen durch die Straße von Bagno a Ripoli. Vor einem Madonnenbild brannte ein Lämpchen. Auch das Feuer des Schmieds, der bei offener Thür arbeitete, glänzte in den Wagen herein, und da Giannino vor der Schmiede Halt machte, konnte ſich Maſo das Geſicht des Mädchens beſſer betrachten, als es bisher das Mondlicht geſtattet hatte. Auch er fand, daß ſie ſehr ſchön war, und obwohl er ſich nun erinnerte, ihr auch früher ſchon begegnet zu ſein, ſo war's ihm doch, als ſähe er ſie zum erſten Mal.

Die Herren draußen verließen ihren luftigen Sitz; ſie wollten, da von hier ab die Straße ziemlich ſcharf anſtieg, zu Fuß weitergehen.

Nun, Maſo, ſagte der Signor Baldo, indem er an den Schlag des Kaſtens trat, wir gehen die zwei Miglien bis zur Villa. Komm mit.

Erlauben Sie mir, Signoria, noch das Stück zu fahren —

Biſt du müde —?

Nein, aber — —

Ei, ei, Gigia, Ihr ſolltet nicht erlauben, daß Euch der Maſo in die Augen ſehe. Der darf noch nicht an die Schönen denken. Vergiß nicht, Maſo, daß die Signora dich erwartet.

Der Junge war bei dem Scherzworte ſeines Herrn glutroth geworden. Gigia aber blickte verdroſſen, und als der Wagen ſich wieder in Bewegung geſetzt hatte, ſagte ſie: Warum ſeid Ihr nicht ausgeſtiegen, Maſo, wie der Padrone Euch hieß?

Ich dachte, es ſei Euch lieb, wenn ich Euch nicht allein ließe mit — —

Fanget Ihr nun auch an, mir anſehen zu wollen, was mir lieb ſei? unterbrach in Gigia. Ich will in Ruhe gelaſſen ſein, das iſt mir lieb. Giannino, thu mir den Gefallen, halte noch einmal, ich will mich jetzt hinausſetzen.

Es geſchah, und die beiden Burſchen blieben drinnen allein. Agenore's Zorn war durch das Bleiben Maſo's und zumal durch die Aeußerung, die es erklären ſollte, noch geſteigert worden, aber nun, da von der ſchwierigen Laune Gigia's auch der Junge ſein Theil abbekommen hatte, lachte er hell auf: Ja, wer Neſſeln angreift, ſticht ſich. Merk dir das, Säugling.

Weiter wechſelten die Beiden kein Wort. Maſo regte ſich nicht in ſeiner Ecke, Agenore aber ſang laut und vernehmlich:

Ein Ende muß das Gute ſelbſt erleiden:
So dauert Böſes auch nicht ewig an.
Und waren auch bis jetzt auf eurer Seite
Papier und Dinte nicht, ſo ſind ſie's heute.

8.

Marull, Pontan gehörten zu den Treuen,
Die Strozzi waren ſchön für euch bemüht;
Jetzt Bembo, jetzt Capell, und der die Weihen
Dem Hofmann gibt und ihn nach ſich erzieht;
Jetzt Ludwig Alaman ſammt jenen Zweien,
Die trefflich ſind im Kampfe wie im Lied,
Dem Herrſcherblute jener Stadt * entſproſſen,
Die Menzo's Welle theilt und hält umſchloſſen.

9.

Den einen macht noch zu dem eignen Drange,
Euch jede Ehre, jedes Lob zu weihn,
Und den Parnaß mit himmelhohem Klange
Zu füllen, nur zu eurem Ruhm allein,
Die Treu', die Liebe, der ſo ſchwer und lange
Geprüfte, nicht durch Elend, Noth und Pein
Gebeugte Sinn der hohen Iſabelle
So eigen euch, wie Fluthen ihrer Quelle;

10.

So daß, euch würd'gen Ehrenzoll zu geben,
Sein Lied aus immer friſchem Borne quillt.
Kein andrer wird ſo ſchnell das Schwert erheben,
So wie euch hämiſch eine Zunge ſchilt.
Kein Ritter iſt auf Erden, der ſein Leben
So wenig ſchont, wenn's für die Tugend gilt.
Den andern gibt er Schreibeſtoff beſtändig,
Und macht durch Schreiben fremden Ruhm lebendig.

---

* Mantua.

O Dirnlein trage nicht ſo hoch das Köpfchen,
Deine Mutter iſt nicht eine Königin,
Dein Vater iſt der König nicht von Frankreich,
Und deine Schweſter iſt 'ne Bäuerin.

Nach einer halben Stunde langte der Wagen in Urballa an. Gigia, die bereits ihr Fahrgeld bezahlt hatte, hüpfte flink zur Erde und eilte, ohne die Burſchen zu grüßen, nach ihrer Wohnung, die ein paar Schritte abſeits der Straße lag. Die Mutter erwartete ſie an der Hausthüre. Guten Abend, Mamma, ſagte ſie; bei dieſem Giannino hat man Geduld nöthig; eine Stunde hab' ich vor Porta San Niccolò ſtehen müſſen, und dann wollt' es mein Unglück, daß der freche Agenore mit einſtieg, und dann —

Es wurde an die Hausthüre geklopft, ſchüchtern und leiſe, aber das ſcharfe Ohr der Sora Maria hörte es. Sie hieß die Tochter nachſchauen, was es gebe. Gigia ging und öffnete. Draußen ſtand Einer. Ich vergaß, Euch eine gute Nacht zu wünſchen, Gigia, und wenn ich Euch beleidigt habe, ſo verzeiht mir.

Das Mädchen ſchaute dem Jungen in das verlegene Geſicht. Poverino! ſagte ſie, ſonſt nichts, und ſchlug die Thüre zu. Der Mutter aber, auf die Frage, wer dageweſen ſei, antwortete ſie: Wer ſoll es ſein? Ein neuer Liebhaber Eurer Tochter Gigia! Und was für einer! Als Sora Maria weiter fragen wollte, wehrte ſie ungeduldig mit den Händen ab.

Maſo blieb noch ein ganzes Weilchen vor der

Thüre ſtehen, als wartete er auf etwas. Erſt nach einer Viertelſtunde, da es ihm klar geworden war, daß nichts komme, begab er ſich mit eiligen Schritten nach La Torre, der Villa des Signor Baldo. Dieſelbe trug ihren Namen von einem derben viereckigen Thurmſtumpf, dem einmal ein Blitzſtrahl das altersgraue Haupt hinweggeriſſen haben mochte, der aber auch als Invalide noch einen ſtolzen Wächter vorſtellte neben dem langgeſtreckten Bau des herrſchaftlichen Hauſes und den anſtoßenden Wohnungen des Verwalters und des Unterverwalters. Da, wo die Gemarkungen der beiden Dorfſchaften Urballa und Baltella an einander grenzten, ſtand der Thurm, weithin in die Gegend leuchtend, wie ein ungeheurer Grenzſtein, etwa gleich entfernt von dem in einer tiefen Mulde verſteckten Baltella und dem Berge Montepilli, an deſſen Abhang ſich die Häuſer von Urballa hinzogen.

In die Nähe der Villa gekommen, mäßigte der Junge mit einem Male ſeine Schritte, murmelte ein Selbſtgeſpräch, nicht ohne es mit bedächtigem Nicken des Kopfes zu begleiten, und ſchaute fragend die mondbeſchienene Wächtergeſtalt des alten Thurmes an, als ſollte ſie ihm Auskunft ertheilen, ob der Gedanke, der ihm plötzlich wie eine Erleuchtung durch den Sinn gefahren, wirklich Glück bringen werde. Dann ging er entſchloſſen durch den Vorhof auf das Thor zu und ließ den Klopfer mit ſolcher Wucht niederfallen, als gälte es, dem verhaßten Agenore eins auf den dreiſten Mund zu verſetzen.

Der Diener, welcher öffnete, hatte einen dicken Pack Briefe in der Hand. Biſt du's endlich, Maſo! ſagte er. Da ſind die Briefe — nur dreizehn Stück. Daß du mir keinen verlierſt!

Maſo nahm die Briefe in Empfang, die er morgen, am Sonntag, frühzeitig nach Florenz zur Poſt bringen ſollte. Er hatte ſolchen Botendienſt oft zu beſorgen; denn auf der Villa wurden viele Briefe geſchrieben, und da an Sonn- und Feſttagen der Signor Baldo nicht in die Stadt zu gehen pflegte, ſo mußte für dieſe Tage ein beſonderer Bote mit dem Transport nach der Poſt betraut werden. Maſo kannte alle Obliegenheiten ſeines Vertrauensamtes; allein heute fragte er, ob ihm die Padrona keine beſonderen Anweiſungen zu geben habe. Als der Diener dies verneinte, drehte er ſich halb auf dem Abſatz um, blieb aber wieder ſtehen und ſagte, er müſſe mit der Signora reden. Der Andere ſah die Nothwendigkeit nicht ein, doch Maſo beſtand darauf, daß er der Herrin etwas zu ſagen habe, und wurde, nachdem der Diener drinnen angefragt, in den Salotto geführt, wo die Signora, an einem langen, mit Büchern und Papieren bedeckten Tiſche ſitzend, ein lebhaftes Geſpräch führte mit dem deutſchen Gaſte, zugleich aber und ohne daß das Geſpräch darunter litt, eifrigſt Briefe ſchrieb. Donna Erſilia war nämlich eine ſo emſige Sprecherin als fleißige Briefſchreiberin und vermochte wie Cäſar mehrere Thätigkeiten in einer und derſelben Zeit zu verrichten.

Du willſt etwas von mir, mein Sohn? fragte die Dame, indem ſie den Jungen mit ihren großen, guten Augen freundlich anblickte.

Wenn Eure Signoria mir erlaubte — — begann Maſo. Das milde Lächeln ſeiner Herrin benahm ihm jede Scheu, — wenn nur der fremde Hörer nicht geweſen wäre!

Voran, voran! in dieſem kurzen Leben haben wir keine Zeit zu verlieren!

Eure Signoria ſpricht Gold! Eben weil ich keine Zeit verlieren mag — Maſo ſtockte wieder und warf einen mißtrauiſchen Blick auf den Fremden.

Sprich immerhin vor dieſem Herrn; der iſt ein deutſcher Doctor und alſo ſehr zerſtreut; der giebt nicht Acht auf deine Worte, und wenn er Acht giebt, ſo behält er ſie nicht.

Maſo nahm ſeinen Muth zuſammen und ſagte: Ich habe immer ſagen hören, daß die Padrona allmächtig ſei —

Allmächtig! ſchämſt du dich nicht, mein Sohn, ſo etwas auszuſprechen? Nur Gott der Herr iſt allmächtig, — weißt du den Katechismus nicht mehr?

Gott der Herr wird noch allmächtiger ſein, aber Jedermann ſagt, daß die Padrona Alles fertig bringe, was ſie fertig bringen will, und daß für ſie kein Knäuel ſo verworren ſei, daß ſie das rechte Ende nicht fände, und daß, wenn ſie rede, Niemand etwas einzuwenden habe. Und wer darum in Florenz oder ſonſtwo etwas wünſcht, der bittet Eure Signoria um ihren Beiſtand, und wenn es nur etwas Gutes und Rechtſchaffenes iſt, ſo bekommt er einen Brief und darin lieſ't er, daß ſchon Alles, was er wünſcht, geſchehen ſei. Und darum ſchreibt Niemand in der Welt ſo viele tauſend Briefe, wie die Signora Illuſtriſſima — wer weiß das beſſer als ich, ihr Diener, dem ſie manchmal die Gnade erweiſ't, ihn zur Poſt zu ſchicken, wenn ſonſt keiner von der Villa nach Florenz geht, — und gewiß, auch dieſe da werde ich morgen treulichſt beſorgen, und auch ſonſt bitte ich, mir zu befehlen, und wenn es ſein muß, ſo will ich gern um jede Mitternacht aufſtehen und einen Brief nach Florenz bringen.

Für jetzt war Maſo mit ſeiner Beredſamkeit zu Ende. Die Dame aber liebte keine Pauſen und fragte: Wohlan! was ſoll ich für dich thun?

Dem Padrone ſagen, er möge nichts dagegen haben, wenn ich, Maſo Rencioni, Sohn des Leopoldo, die Gigia Landi von Urballa heirathe.

Heirathen willſt du? rief die Dame und tauſchte einen Blick mit dem neben ihr ſitzenden Herrn. Wie alt biſt du denn?

Neunzehn Jahre und drüber, zu Befehl.

Und ſeit wann ſeid ihr verlobt?

Wir ſind noch nicht verlobt.

Seit wann gehſt du zu deiner Liebſten zur Veglia?

Ich bin noch nicht zur Veglia gegangen, aber daran ſoll's von nun an nicht fehlen, die Signoria verlaſſe ſich darauf.

Donna Erſilia brach in ihr helles, ſilbernes Lachen aus. Aber woher weißt du denn, daß das Mädchen dich nehmen wird?

Warum ſollte ſie mich nicht nehmen, falls mein Vater es erlaubt, und mein Vater wird's erlauben, wenn der Padrone nichts dagegen hat, und der Padrone wird nichts dagegen haben, wenn die Signora Padrona ihm in ihrer großen Güte zuredet.

Ich werde mich wohl hüten. Du biſt noch viel zu jung zum Heirathen.

Ich habe keine Zeit zu warten. Wenn ich nicht eile, ſo nimmt ſie mir ein Anderer hinweg.

Die Mädchen ſterben nicht aus. Geh, mein Sohn, und vergiß nicht, noch vor Sieben die Briefe zu beſtellen.

Maſo ſchaute mit einem Blick voll dankbarer Zuverſicht zu ſeiner Herrin auf. Er zweifelte nicht im Mindeſten, daß ſie ſein Anliegen ſehr ernſthaft nehme, nicht im Mindeſten, daß ſie mit ihrer ganzen unergründlichen, unerſchöpflichen Macht ihm beiſtehen müſſe. Die Heiligen werden oft vergebens angerufen, die Signora Erſilia niemals, ſo hatte er ſeinen Vater mehr als einmal ſagen hören, und daß die Padrona hundert Zungen und tauſend Arme habe, und in Vattella ging es als ein Sprichwort um, daß der Arno eher zu Ende kommen würde mit ſeinem Waſſer, als Signora Erſilia mit ihren klugen Reden und hülfreichen Thaten. Alles aber, was Maſo je aus dem Munde Anderer vernommen hatte über ihre Güte, die ſich Keinem verſagte, über ihre Thätigkeit, die niemals ſtillſtand, — was wollte es heißen im Vergleich mit dem Klange ihrer Stimme, mit dem Ausdruck ihres Geſichtes, mit der heiter ſtürmiſchen Lebhaftigkeit ihres Weſens? Es wäre leichter, all die ſchwirrenden Lerchen droben am Himmel einzufangen, als die Padrona an irgend etwas hindern zu wollen, — ſo ungefähr würde ſich Maſo geäußert haben, wenn er eben jetzt ſeine Gedanken hätte kund geben müſſen. Er war feſt überzeugt, daß nun, da die Freundliche, die Unermüdliche, die Allvermögende um ſeinen Herzenswunſch wußte, er feſt vertrauen dürfe: die Sache war bereits ſo gut wie fertig. Und gegen dieſe Ueberzeugung vermochten die Worte nichts, welche die Signora zu ihm geſprochen hatte. Sie gehört zu Denen, welche Nein ſagen und Ja thun, ſo verſicherte er ſich ſelbſt; auch das wußten ja alle Leute, daß die Signora nie, was ſie zu thun gedachte, vorausſagte, dafür aber jedesmal die kühnſten Erwartungen übertraf. Als ob die Padrona bereits den unfehlbaren Brief geſchrieben hätte, kraft deſſen Gigia ſeine Frau werden mußte, ſo eilte fröhlich jubelnd der ſiegesgewiſſe Junge den Hohlweg hinab, welcher von der Villa nach Valtella führte.

Was heißt das: zur Veglia gehen? fragte der deutſche Doctor, während er auf die vollendeten Briefe der Signora die Adreſſen ſetzte, welche ſie ihm dictirte. Donna Erſilia ließ nämlich nicht leicht eine zu ihrer Verfügung ſtehende Schreibkraft in müſſiger Ungenutztheit.

Da haben wir den Tedesco! rief ſie. An dieſem ganzen rührenden Geſpräch iſt ihm nichts merkwürdig geweſen als ein Wort, das er nicht verſtanden hat. Veglia heißt eine Abendgeſellſchaft, eine Abendunterhaltung; der Ausdruck wird gebraucht von den Beſuchen, welche die verliebten Burſchen am Feierabend bei ihren Mädchen zu machen pflegen. So! nun wiſſen Sie auch das, Sie nimmerſattes Wörterbuch. Aber niemals werden Sie begreifen lernen, welchen Verdruß ich fühle, wenn mich Jemand um meinen Beiſtand bittet und ich ſein Begehren nicht gutheißen kann.

Auch der Deutſche fand, daß Maſo ein allzu jugendlicher Freier ſei. Aber, rief er aus, welche Schönheit iſt dieſe Gigia! Sie fuhr mit uns im Wagen.

Am andern Morgen — die hellſte Sonne beſchien die barhäuptigen Berge und die olivenbewaldeten Hügel — begleitete der deutſche Gaſt die Signora bis zur Kirche San Giorgio a Urballa, und während die Dame drinnen die Meſſe hörte, ging der nordiſche Ketzer auf dem den Vorſprung eines Hügels einnehmenden Platz vor der Kirche auf und ab und ließ die Blicke ſchweifen über das mit Villen und Meierhöfen überſä'te Arnothal bis zur fernen Stadt, bis über die Stadt hinaus zu dem dunkelblauen Apennin und zu den noch hinter dem Apennin in die Landſchaft hereinſchauenden hellblauen apuaniſchen Alpen. Und der Ketzer glaubte an den Gott, dem dies Stück Erde ſo wohl gelungen war. Die Orgel verkündete durch ein friſches Allegro das Ende der Meſſe. Dem Gedränge der ländlichen Beter zuvorkommend, trat die Dame zuerſt aus der Kirche, nahm den Arm des Gaſtes und ſagte: Jetzt wollen wir der ſchönen Gigia einen Beſuch abſtatten.

Das war ſo ihre Art. Der Gaſt hatte geſtern die Schönheit des Mädchens ſo ſehr gerühmt, daß ſie ihm den Anblick nochmals verſchaffen wollte. Sie konnte nun einmal nicht anders, als immerfort bedacht ſein, allen möglichen Menſchen alle mögliche Freude zu bereiten. Und ſie verlangte dafür keinen andern Dank, als daß man ſich ihre fürſorgende Güte gefallen laſſe. Undank beirrte ſie nicht. Wenn nur der Undankbare wieder ihrer bedurfte, ſo waren neue Wohlthaten ihre Rache. Bloß die ſelbſtgenügſamen Trotzköpfe mochte ſie nicht, denen ſie keinen Dienſt leiſten, nichts Gutes erweiſen konnte.

Der Ort Urballa beſtand zum kleinſten Theile aus zuſammenhängenden, eine Gaſſe bildenden Baulichkeiten; die Mehrzahl der Häuſer lag zerſtreut in den Feldern diesſeits und jenſeits der Landſtraße. Die Signora ließ ſich das Häuschen der Familie Landi zeigen. Auf dem wohlgeſcheuerten, von Wachholdergebüſch und Feigenbäumen eingeſchloſſenen Vorplatz ſaß Sora Maria in beſchaulicher Sonntagsruhe. Sie ſtand aber eilig auf, als ſie den unverhofften Beſuch eintreten ſah.

Kennt Ihr mich, Maſſaia? ſo begann die Dame das Geſpräch.

Wie ſollt' ich ſolch eine gute und berühmte Signora nicht kennen! rief die Bäuerin und machte eine ſo artige Handbewegung, als wäre ſie an den täglichen Empfang ſo vornehmen Beſuches gewöhnt.

Nun war es eine Luſt für den ausländiſchen Gaſt, das lebhafteſte Geſpräch in dem reinſten und ausdrucksvollſten Toscaniſch mitanzuhören. Die beiden Frauen, die Dame und die Bäuerin, waren von der Natur mit einer wundervollen Beredſamkeit ausgeſtattet worden, und wenn jene ſich auf das Fragen verſtand, ſo liebte dieſe das Antworten. Mit großer Kunſt führte Donna Erſilia das Geſpräch ſo, daß ſie bereits nach einer Viertelſtunde alle Verhältniſſe der Familie Landi aufs Genaueſte in Erfahrung gebracht hatte.

Ja, ich weiß, Gigia iſt die ſchönſte Eurer Töchter. Es wundert mich, daß Ihr ſie allein noch nicht verſorgt habt.

O Signora mia, verſetzte die Bäuerin und ſtreckte wie zur Abwehr eines ungerechten Verdachtes die Hand aus, wie oft hätte ich ſie verſorgen können! Ich darf wohl ſagen, wenn ich die Partieen, die ſich ihr antrugen, an den Fingern aufzählen wollte, ich hätte nicht Finger genug. Es giebt keinen Burſchen in Urballa, der ihr nicht zuſchielte, und darunter die wohlhabendſten. Ich will nur zwei nennen: Agenore Lori, der älteſte Sohn des Beppe — Beppe iſt Colone des Marcheſe

11.

Wohl iſt er ſeines Looſes werth zu preiſen,
Daß ihm ſolch' reiches Weib, reich an dem Muth,
Den irgend Frauen in der Welt beweiſen,
Standhaft erhalten ihres Herzens Gluth.
In Wahrheit darf ſie ſich die Säule heißen,
Die niemals wankte bei der Stürme Wuth.
Wohl iſt ſie ſein, er ihrer werth erfunden,
Und ſchöner hat ſich nie ein Paar verbunden.

12.

Am Oglio ward ihm neuer Ruhm zur Beute,
Wo zwiſchen Schiff und Wagen, Schwert und Brand
Er ein ſo wohlgeſchriebnes Blatt verſtreute,
Daß Neid wohl ſelbſt der nahe Fluß empfand.
Nach dieſem macht ein Bentivoglio heute
Mit hellen Tönen euren Ruhm bekannt,
Trivulz und mein Guidett, und Molza's Leier,
Für euch entzündet von Apollens Feuer.

13.

Da iſt Herkul, der Herzog der Carnuten,
Sohn meines Herzogs, der die Flügel ſchwingt,
Und gleich dem Schwan auf ſeiner Töne Fluthen
Mit eurem Ruhm zum höchſten Himmel dringt;
Mein Herr von Vaſto, der in hohen Gluthen
Sich nicht begnügt, ob auch ſein Name klingt
Durch alle Welt, der ſich noch will beſtreben,
Euch mit dem Kiel unſterblich zu erheben.

14.

Und außer dieſen noch, die euch beſangen,
Und andern, euch ergeben einſt und nun,
Könnt ihr den Ruhm durch eigne Kraft erlangen;
Denn manche ließen ſchon die Nadel ruhn,

di Sdraiano und hat ein gutes Podere und keine Schulden, und der Sohn — nun der gleicht ein bischen einem Zaunpfahl, aber die Pfähle ſind ja dazu da, um ſich daran zu halten. Und dann nenne ich Viſtino Roſſi, den Barbier; der hat ſein eigen Haus und nimmt von ſeinen Miethern einen hübſchen Zins ein, und im Frühjahr, wenn er den Leuten zur Ader läßt, da wird für ihn all das ſchlechte Blut zu gutem Geld — — Eure Signoria muß ſein Haus kennen, es iſt das neben der Schenke.

Auch der Deutſche erinnerte ſich des Hauſes: er hatte vorhin beim Vorübergehen das Bild betrachtet, welches, über der Thüre auf die Mauer gemalt, höchſt anſchaulich eine Hand vorſtellte, die mit einer Lanzette groß wie ein Fleiſchermeſſer bewaffnet war, und einen aufgeſtreiſten Arm, aus welchem das Blut im Bogen hervorſprang.

— Aber was hilft alles Zureden bei dieſer Eigenſinnigen, die Euch zur Antwort giebt: der Agenore ſei ſo groß, daß er allein Alles aufeſſen und die Frau hungern laſſen würde, ſo ſagt ſie, und dann wieder: im Hauſe Viſtino's würde der Blutgeruch ſie am Schlafe hindern, — und ſo hat ſie allemal eine Ausrede; aber die Wahrheit iſt, ſie hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, die Männer ſeien nur in der Welt, um die Frauen zu quälen, — der fremde Signore wolle mich entſchuldigen — aber das iſt nun einmal ihre Meinung, und darum will ſie lieber ein Mädchen bleiben und immer bei ihren Brüdern wohnen, deren Art zu quälen ſie doch wenigſtens kenne, ſagt ſie, und von denen ſie keine Ueberraſchung mehr zu befürchten habe.

Donna Erſilia wollte die Rückkunſt des abweſenden Mädchens abwarten, und die Bäuerin ließ es ſich nicht nehmen, den ſeltenen Beſuch zu bewirthen. Armuth ſchadet nicht der Artigkeit, ſo entſchuldigte ſie ſich mit dem toscaniſchen Sprichwort, lud die Gäſte ein, ins Haus zu treten, und holte ſchönes Weißbrod, Trauben, Feigen, einen Fiasco Landwein, zündete auch auf dem Herde ein Reiſigfeuer an, um Kaſtanien zu röſten. Die Signora griff aus Höflichkeit zu, der Signor Germanico aber ließ ſich's mit deutſcher Gründlichkeit ſchmecken in dem reinlichen Gemach, welches, Küche und Wohnſtube zugleich, hoch, hell, mit dem rothen, geplätteten Fußboden, dem breiten Webſtuhl in der Mitte und dem gewaltigen, vollbauchigen, ſchöngehenkelten Oelkrug in der Ecke von homeriſcher Luft erfüllt zu ſein ſchien. Und nun kam die anmuthige Nymphe Gigia, grüßte freundlich und blieb ſo wenig als ihre Mutter der frageluſtigen Dame eine Antwort ſchuldig. Bald hatte dieſe das Geſpräch ſo gewendet, daß ſie, ohne befremdliche Neugierde zu zeigen, das Mädchen ausforſchen konnte: Ihr müßt auch den Maſo kennen, den Maſo Rencioni von Valtella.

Ja, ſie nennen ihn den Säugling, erwiderte Gigia leichthin, und ein ſpöttiſches Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel.

Als Dame Erſilia und ihr Begleiter das Haus der Landi verlaſſen hatten, ſagte ſie: Ich begreife nicht, wie Sie Gigia ſchön finden können. Sie iſt eine Capricciosa. Donna Erſilia ſchien ein wenig verſtimmt: hatte ſie vielleicht erwartet, daß Gigia wie Maſo ſie um ihren Beiſtand angehen würde? Hatte ſie vielleicht ſich ſchon einen Plan ausgedacht, wie man trotz der Jugend Maſo's das Paar doch beglücken könnte?

Die zwei Augen aber, welche nicht wenig aufgeriſſen worden waren, als ſie die Dame aus dem Bauernhaus heraustreten ſahen, merkten nichts von dem leichten Schatten, der über dem gütigen Geſichte lag. Maſo's Augen waren es. Nachdem er in der Frühe die Briefe nach der Stadt getragen, hatte er raſch den Weg zurückgemacht, um hierher nach Urballa zu eilen und aus einem Verſteck hinter einem Zaune die Wohnung der Geliebten anzuſtarren. Er brach in einen triumphirenden Schrei aus. Die Padrona war bei den Landi geweſen, um für ihn zu ſprechen. Seine Sache war gewonnen. Er hatte es ja gewußt, daß die Padrona ſich ſeiner annehmen müſſe. Daß ſie's aber ſo ſchnell thun, daß ſie ſelbſt zu den Landi gehen würde, das hatte er nicht gehofft — und doch: gerade ſo war ſie ihm ja immer geſchildert worden — als die beſte, die ſchleunigſte Helferin. Wäre ſie ein Mann, man hätte ſie ganz gewiß ſchon zum Papſt gemacht! ſagte er zu ſich und ſchaute ihr voll andächtiger Verehrung nach.

Er wußte nun, was er zu thun hatte. Ungeduldig erſehnte er den Abend, die Stunde, da man zur Veglia geht. Endlich berührte die Sonnenſcheibe den Rand der Berge, ein purpurnes Licht erfüllte die Luft, und droben in der Kapelle von Montiſoni tönte das Ave Maria. Maſo ſteckte ſich ein Sträußchen duftender Gaggie ins Knopfloch und betrat den von Feigen und Wachholder eingeſchloſſenen Vorplatz, wo wieder wie am Vormittag Sora Maria ſaß und vergnügt an den Beſuch der Donna Erſilia zurückdachte.

Was willſt du, mein Sohn? fragte ſie den Jungen, der da hereingekommen war und nun, ſtatt zu ſprechen, ſich umſchaute, als ob er etwas ſuchte.

Was ich will? Ich bin der Maſo Nencioni von Valtella, und meine Padrona, die Signoria Erſilia, muß es Euch geſagt haben.

In der That, mir ſcheint, ſie hat deinen Namen genannt.

Nun ja — alſo wißt Ihr —

Was, mein Sohn?

Daß ich Eure Tochter Gigia zur Frau nehmen will.

Statt aller Antwort betrachtete Sora Maria den Jungen von unten bis oben und brach in ein lautes Lachen aus. Maſo wartete ruhig, bis ſie ausgelacht hatte, dann fuhr er fort: In ganz Valtella hat Keiner ein größeres Podere als mein Vater Leopoldo Nencioni, und wenn ich ſage, daß der Signor Baldo unſer Padrone iſt, ſo, meine ich, wäre Alles geſagt. — Er ſchüttelte den Kopf, als das andauernde Schweigen der

Frau ihn zwang, noch mehr zur Begründung ſeiner Werbung hinzuzufügen. Unſer Podere könnte vier Paare ernähren, aber wir ſind nur drei Männer, mein Vater, ich und mein Bruder, und der will Kapuziner werden. Glaubt Ihr, daß Ihr ſo leicht einen wohlhabenderen Eidam finden könntet?

Mein Söhnchen, verſetzte die Frau, ich glaube gern, daß es Euch gut geht, und Euer Padrone iſt eine Perle von einem Signore. Aber Ihr ſeid zu jung für meine Tochter; im nächſten Monat, zwei Tage nach Santa Tereſa, wird ſie dreiundzwanzig alt, und Ihr — —

Was liegt daran, wie alt ich bin! Die Padrona muß mit Euch geſprochen haben.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Hausthüre, und Gigia erſchien auf der Schwelle. Maſo betrachtete ſie und vergaß darüber das Grüßen.

Guten Abend, Maſo, ſagte das Mädchen und lachte und ſetzte ſich neben ſeine Mutter.

Die ſchaute die Tochter an. Er will dich heirathen — denk dir, er will dich heirathen.

Wundert Euch das, Mamma? Mich nicht.

Und du biſt's zufrieden?

Wenn Ihr's ſeid, Mamma, bin ich's auch, verſetzte die Tochter.

Maſo ſtand da mit glühendem Geſicht und offenem Munde.

So holt Euch doch einen Stuhl drinnen, redete ihn Gigia an, und ſtehet nicht da wie ein Stück Mauer.

Maſo eilte hinein. Sora Maria hatte ſich noch nicht von ihrem Erſtaunen erholt. Den willſt du nehmen, Gigia, — den — den Säugling?!

Warum nicht, wenn Ihr nichts dagegen habt. Er iſt ſo jung und ſo einfältig — er wird mir weniger zu ſchaffen machen, als irgend ein Anderer. —

Der deutſche Doctor blieb meiſt vom Samſtag bis zum Montag als Gaſt auf der Villa und kehrte erſt am Montag Morgen mit Signor Baldo nach Florenz zurück, ſei es in deſſen eigenem Wagen, ſei es in der rothblauen Kutſche des rothbraunen Giannino. Die immer bereite, immer bewegliche Donna Erſilia gab dann wohl dem Gaſte das Geleite bis zur Landſtraße, wo auf Signor Baldo gewartet und die Warteſtunde lebhaft verplaudert wurde. Signor Baldo nämlich, nicht minder rührig als ſeine Gattin, pflegte ſchon in aller Frühe aufzubrechen und, bevor er in die Stadt ging, nach ſeinen Kalkbrennereien auf Montepilli zu ſchauen.

Ich habe meinem Manne geſagt, erzählte ſie dem Gaſte, daß Maſo die Gigia heirathen wolle, und ihn gefragt, ob er glaube, daß die Beiden für einander paßten. Es würde ihm leid ſein um den guten Jungen, hat er geantwortet, Gigia ſtehe im Rufe eines launiſchen, eigenwilligen Dinges. Sie ſehen, die ganze Welt urtheilt wie ich, Niemand findet ſie ſchön. Wenn ich nur ſchon wüßte, was ich für den armen Jungen thun könnte!

In dieſem Augenblicke kam in vollem Laufe Maſo auf die Beiden zu. Athemlos langte er bei ihnen an und vermochte nicht zu reden. Er ergriff nur die Hand der Padrona und küßte ſie ehrerbietig, aber voll Inbrunſt. Tauſend Dank, rief er endlich, tauſend Dank, Illuſtriſſima!

Donna Erſilia's Erſtaunen verdoppelte ſich, als Maſo erzählte, er habe ſich geſtern Abend mit Gigia verlobt. Wie das ſo ſchnell geſchehen ſei? fragte ſie halb erſchrocken. Aber Maſo antwortete nichts als: das danke er ihr, nur ihr, und küßte nochmals ihre Hand und lief wieder davon. Er ſchien ganz toll vor Glück.

Da muß ich geſchwind erforſchen, wie das zugegangen, ſagte Donna Erſilia. Der Deutſche glaubte ihr anzumerken, daß ſie trotz ihres Schreckens eine gewiſſe Genugthuung verſpürte: that es ihr immerhin wohl, daß Maſo ſie für ſeine Beglückerin hielt?

Zwei Tage darauf empfing aber der Deutſche einen Brief von Donna Erſilia, worin ſie unter Anderem ihm mittheilte, daß es mit Maſo's Verlobung ſchon wieder nichts mehr ſei, der Junge dauere ſie, aber ſie habe ihn ja von Anfang an gewarnt, und nun müſſe er dafür büßen, daß er ihre Warnung überhört. Donna Erſilia mochte allenfalls zulaſſen, für die Urheberin eines Glückes zu gelten, das zu ſchaffen ihr nicht vergönnt geweſen, aber kein Gedanke war ihr unerträglicher, als daß Jemand ihr eine Mitſchuld an ſeinem Mißgeſchick beimeſſen könne.

Daß aber Maſo's ſchnelle Freude ſich ſo ſchnell in Leid verwandelt hatte, das war alſo zugegangen.

Eine Verlobung in einer Ortſchaft wie Urballa, wo die Häuſer offene Vorplätze haben, pflegt nicht lange geheim zu bleiben, und am Montag Morgen, während Sora Maria kopfſchüttelnd in ihrem Hauſe umherging und verwunderte Seitenblicke auf Gigia warf, welche eben geſagt hatte, ſie wünſche jetzt nur recht bald Hochzeit zu machen und wieder in Ordnung zu kommen, — an eben dieſem Montag Morgen wurde die Nachricht, Gigia Landi ſei die Braut des Maſo Nencioni von Valtella, bereits in allen Häuſern von Urballa eifrigſt beſprochen. Und es hatte noch nicht Mittag geläutet, da betraten zwei Burſchen das Haus der Landi: Agenore war's und Viſtino Roſſi, der Barbier. Sie wünſchten erſt der Mutter, dann der Tochter einen guten Tag, ſchauten aber gar finſter drein, und zumal auf Agenore's Stirne ſtand eine ſo böſe Falte, daß Gigia ganz blaß wurde und ihr das Herz zu pochen begann. Und nun fragte Agenore mit einer Stimme, aus deren Tone das Mädchen furchtbare Drohungen heraus hörte: Iſt es wahr, Sora Maria, daß der verdammte Valtellaner Knirps, der geſtern bei euch geweſen, der Bräutigam eurer Tochter iſt.

Gigia ließ der Mutter keine Zeit zum Antworten. Was fällt dir ein, Agenore? Können wir etwas dafür, wenn der einfältige Junge ſich in den Kopf ſetzte, er müſſe mich zur Frau haben?

So iſt's alſo nicht wahr, was ganz Urballa ſich erzählt. Um ſo beſſer für dich, Gigia. Denn wiſſe, keiner von uns Burſchen, die wir deine Mitbürger ſind, hätte zugegeben, daß du Den zum Manne nehmeſt. Und merk es dir für alle Zukunft. Du biſt ſo launiſch, als du ſchön biſt, und bei dir lügt das Sprüchwort nicht, welches ſagt:

Schönheit und Unverſtand
Gehn meiſtens Hand in Hand.

Du hätteſt wohl gethan, längſt einen von uns zu heirathen, mich oder hier den Biſtino, oder den Angelo oder wie wir Burſchen von Urballa ſonſt heißen. Indeſſen dazu können wir dich nicht zwingen. Aber das brauchen wir nicht zu leiden und werden wir nicht leiden, daß das ſchönſte Mädchen von Urballa einen Ausländer heirathe — und nun gar ſolch einen Valtellaner Knirps, den ich mit meinem linken kleinen Finger wollte tanzen laſſen wie einen Kreiſel. Alſo merk es dir und nimm Einſicht an und heirathe einen deiner Mitbürger, ehe es zu ſpät iſt, denn auch der ſchönſte Schuh wird zum Schlappen, und die Jüngſte biſt du längſt nicht mehr.

Als nach dieſer Rede Agenore und ſein Gefährte wieder gegangen waren, ſagte Sora Maria, indem ſie rathlos die Hände erhob und wieder zuſammenlegte: Gigina, mein Kind, was ſoll das aber werden? Du biſt ja doch nun einmal ſeine Braut. Ach, warum habe ich meine Einwilligung gegeben! Hätt' ich's nur nicht gethan! In meiner Freude, daß du endlich Einen nehmen wollteſt, dachte ich an nichts weiter. Und doch hätte es mir einfallen ſollen, daß er ein Ausländer iſt, und daß die hier es nimmermehr leiden würden. Haben ſie nicht Recht? Wo, an welchem Orte der Welt wäre es je erlebt worden, daß man ein ſchönes Mädchen ruhig und ungehindert hätte in die Fremde heirathen laſſen? Wenn ſie nicht eiferſüchtig deinethalben wären, es würde dir nicht zur Ehre gereichen. Aber nun — welch ein Durcheinander! welch eine Verlegenheit! wenn du nun den Maſo heirathest, ſo wirſt du keinen Schritt mehr hierher in dein Vaterland thun können, ſie möchten dir was zu Leide thun, und wenn ich dich, meine Tochter, ſehen will, ſo muß ich zu dir nach Valtella kommen.

Was ſchreit Ihr ſo, Mamma, ohne alle Noth! erwiderte Gigia. Hab' ich nicht gleich dem Agenore geantwortet, daß es mit Maſo nichts ſei? Agenore iſt ein Wütherich, der wäre im Stande mich umzubringen — haſt du geſehen, wie ſeine Augen rollten? Um das viele Gequäl loszuwerden, ſagte ich dem Maſo zu, aber wahrhaftig nicht, um nicht mehr des Lebens ſicher zu ſein. O ich Arme! weſſen Frieden hab' ich je geſtört, und gegen mich führen Alle Krieg. Aber ſprecht, Mamma, wen ſchicken wir am beſten nach Valtella, um dem Maſo zu ſagen, daß er ſich nicht weiter um mich kümmern ſolle?

Ich will ſelbſt gehen.

Was fällt Euch ein? Damit Ihr Red' und Ant-

Die mit den Muſen ſind zum Quell gegangen,
Um ſelber einen friſchen Trunk zu thun,
In ſolcher Art, daß unſer Beiſtand, Theure,
Euch kaum ſo nöthig iſt, wie uns der eure.

15.

Wollt' ich von dieſen allen jetzt erzählen,
Und jeder geben den verdienten Preis,
Da würd's an Zeit zu andrem Sange fehlen,
Da bliebe keines meiner Blätter weiß.
Und wollt' ich fünf und ſechs daraus erwählen,
So kränkt' ich wahrlich einen großen Kreis.
Was ſoll ich thun? ſoll ich von allen ſchweigen?
Soll ich vor einer Einzigen mich neigen?

16.

Nur eine wähl' ich, die ich alſo wähle,
Daß keine Mißgunſt neben ihr erwacht,
Und bin gewiß, daß keine andre ſchmähle,
Wenn ich nur dieſer in dem Lied gedacht.
Mit ihrer Sprache, ſo voll Reiz und Seele,
Hat ſie nicht nur unſterblich ſich gemacht,
Sie kann, von wem ſie reden mag und ſchreiben,
Dem Grab entziehn, daß er muß ewig bleiben.

17.

Wie Phöbus nach der lichten Schweſter gerne
Sich kehrt und mit mehr Glanz ſie ſchmückt und Schein;
Als Venus, Maja und die andern Sterne,
Die mit dem Himmel gehen und allein,
So haucht er ihr aus ſeines Geiſtes Kerne
Beredtſamkeit vor allen andern ein,
Und ihren Worten gibt er Kraft und Wonne,
Daß ſie uns ſtrahlt als eine neue Sonne.

wort ſtehen müßtet? Nein! Das Kürzeſte iſt, ich laſſe ihm einen Brief ſchreiben.

Und der Brief wurde geſchrieben — durch Gigia's Schwägerin Marietta, welche des Schreibens kundig war. Gigia ſagte ihr ihn Wort für Wort vor:

„Lieber Maſo,

„Ich kann deine Braut nicht mehr ſein und noch
„viel weniger dich heirathen. Denk alſo nicht weiter
„dran, ich will's auch nicht thun; es iſt ein gutes
„Sprichwort, welches ſagt: Vorbeigefloſſenes Waſſer
„mahlt nicht mehr. Dieſen Brief habe ich, Gigia Landi,
„meiner Schwägerin Marietta, der Frau meines Bru=
„ders Gianni, vorgeſagt, und ſie hat ihn nachgeſchrieben,
„und ſonſt weiß keine Seele darum, und du brauchſt
„dich vor Niemanden zu ſchämen. Addio.“

Der Brief wurde durch Marietta's kleines Söhnchen noch an demſelben Tage nach Valtella getragen und, wie dem Kinde anempfohlen worden, in Maſo's eigene Hand abgegeben. Maſo konnte nicht ſchreiben, aber ziemlich leſen. Nur heute wollte es mit dem Leſen nicht gelingen. Er buchſtabirte den Brief wohl ein Dutzendmal durch: es wurde ihm dabei zwar ſchrecklich eng im Herzen, aber in ſeinem Kopfe ſah's nach dem zwölften Mal noch dunkler aus als nach dem erſten. Er mußte ſich, das begriff er endlich, den Brief von einem Andern leſen laſſen. Doch von wem? Nur von der Padrona, meinte er, weil dann doch nichts Anderes als etwas Gutes darin ſtehen würde.

Am Abend eilte er alſo hinauf nach der Villa, und glücklicher Weiſe hatte er nicht nöthig, ſich erſt durch den Diener anmelden zu laſſen. Die Signora ſaß auf dem Raſenplatz vor dem Hauſe in regem Geſpräche mit dem Priore von San Giorgio. Maſo drückte ſachte auf die Klinke der Plankenthüre, welche den Eingang von dem Vorhof nach dem lorbeerumhegten Platze bildete. Sofort wendete Donna Erſilia den Kopf; auch während der lebhafteſten Unterhaltung entging ihrer ſtets überallhin gerichteten Aufmerkſamkeit kein Geräuſch, keine Bewegung.

Padrona illuſtriſſima, rief der Junge, ich bin's, der Maſo, und näher tretend fuhr er fort: Eure Signoria verzeihe mir, aber wenn ſie die Güte haben wollte, mir deutlich zu ſagen, was auf dem Papiere da ſteht —

Donna Erſilia überflog den Brief. Signor Priore, ſagte ſie und wandte ſich nicht an Maſo, ſondern an den neben ihr ſitzenden Geiſtlichen, Sie haben da in Ihrer Heerde ein böſes Schaf. Die großen Augen der Dame ſprühten, ſolcher Unwille hatte ſie erfaßt. Sie gab dem Priore das Blatt.

Ja, ſagte der alte Herr, nachdem er geleſen, und nickte lächelnd, die Gigia iſt von hartem Holz. Das biegt ſich nicht unter der kalten, kraftloſen Hand eines alten Pfarrers. Da braucht's was Anderes. Ich habe manchmal gedacht: ob dieſes ſtarre Erdreich ſich nicht erweichte, wenn einmal Donna Erſilia den heißen Sturmwind ihrer Beredſamkeit darüber brauſen ließe. Der

Prior war noch aus der alten guten Zeit und konnte auch über ein ſo ernſtes Ding wie die Rettung einer Menſchenſeele heiter ſcherzhaft reden.

Still, lieber Priore, ich bitte Sie, der Junge meint ſo wie ſo, ich müſſe ihm beiſtehen; allein ich will ihm zu wohl, als daß ich mich nicht freute, weil er von der falſchen Dirne los iſt. Ja, Maſo, fuhr ſie fort, indem ſie ſich an ihn richtete, ſo geht es, wenn man auf meinen Rath nicht hört. Doch glaube mir, es iſt dein Glück, daß es ſo gekommen.

Sie entließ den Jungen, ohne ihm den Brief zurückzugeben; vielmehr hatte ſie, während ſie ſprach, das große Gebund der heute an ſie ſelbſt eingetroffenen Briefe aus der Taſche gezogen und Gigia's arge Botſchaft hineingeſchoben, als gehörte ſie auch dahin. That ſie ſo, um den Jungen von der Gegenwart des giftigen Blattes zu befreien? Es wäre ein Gedanke geweſen, ganz ihres Zartgefühles würdig. Allein viele Leute, welche das Glück hatten, Donna Erſilia's Bekanntſchaft zu genießen, wollen beobachtet haben, daß, gleich wie ein Botaniker nicht die auf ſeinem eigenem Grund und Boden gewachſenen Blüten und Gräſer in ſeine Kapſel ſchiebt, ſondern mit allen möglichen Pflanzen, wo immer er ſie findet, ſein Herbarium bereichert, ſo auch Donna Erſilia alle Briefe, die ihr unter die Hände geriethen, mochten ſie nun geſchrieben ſein, von wem und an wen ſie wollten, als in ihr großes Archiv gehörig an ſich nahm und aufbewahrte. Es läßt ſich daher nicht mit Gewißheit behaupten, daß, als Donna Erſilia das Schreiben Gigia's in die Taſche ſteckte, ihr dabei eine beſtimmte Abſicht vorgeſchwebt habe.

Maſo aber, welcher von den großen, in einem beſonderen Zimmer der Villa aufgeſtellten Briefherbarien ſeiner Padrona nichts wußte, meinte, das Verſchwinden ſeines Briefe in der Taſche der Donna Erſilia ſei ein Vorgang von hoher Bedeutung. Er fand darin den klaren Beweis, daß Donna Erſilia noch weiter ſeine Sache führen und daß ſie auch dieſen Knäuel entwirren werde. Und weil er nun einmal das Ding in ſolchem Lichte betrachtete, ſo fiel es ihm auch nicht ein, den Worten der Padrona einen ſchlimmen Sinn beizulegen. Es ſei ſein Glück, daß es ſo gekommen! Nun, worin anders konnte denn ſein Glück beſtehen, als daß Gigia trotz ihres räthſelhaften Schreibens die Seinige würde? Von all ſeiner Bangigkeit befreit, munter und vertrauensvoll wie jüngſt, ging er daher auch diesmal von der Villa heim.

Die Woche verſtrich unter der drängenden Arbeit der Weinleſe, und Maſo, welchem den Tag über die ſchwere Traubenbütte auf dem Rücken hing, fielen am Abend die Augen zu, gerade wenn er meinte, ungeſtört an ſeine Herzensangelegenheit denken zu können. Dafür wollte er den Sonntag um ſo gründlicher ausnutzen. Am Abend zuvor war er auf der Villa geweſen, um wie gewöhnlich die Sonntagspoſt zur Beförderung nach Florenz in Empfang zu nehmen; allein zu ſeinem großen

Leide hatte er die Signora nicht ſprechen können; ſie war ihrem Manne und dem deutſchen Doctor nach Bagno a Ripoli entgegengegangen, und Maſo fühlte, daß es nicht ſchicklich ſein würde, ihr wieder auf der Landſtraße nachzulaufen. Uebrigens auch ohne daß ſie es ihm ſagte, höchſt wahrſcheinlich dünkte ihm, daß ſie in der Zwiſchenzeit wieder bei der Landi geweſen, und wenn nicht, nun ſo hatte ſie etwas Anderes, Gutes, Kluges für ſein Glück gethan. Frohen Muthes trug er Sonntags frühe die Briefe nach Florenz, hörte dort in Or San Michele die Meſſe, kaufte bei einem Händler in Mercato Nuovo, welcher es mit der Sonntagsfeier nicht zu genau nahm, einen ſchönen Fächer aus Olivenholz, der ſein erſtes Geſchenk für Gigia werden ſollte, und trat dann ſchnell den Rückweg an. In fünfviertel Stunden legte er die fünf Miglien nach Valtella zurück, aß eilig zu Mittag und dachte, heute ſei es angemeſſen, ſchon um vier Uhr zur Veglia zu gehen. Sein Sträußchen von Gaggie im Knopfloch, lief er mehr als er ging den Berg hinan nach Urballa. Als er an La Torre vorüberkam, langten eben im Vorhofe zwei Wagen an, welche Sonntagsgäſte aus der Stadt brachten. Donna Erſilia war zu ihrem Empfang herausgeeilt, und obwohl jede andere Hausherrin mit der Begrüßung ſo zahlreicher Beſucher vollauf beſchäftigt geweſen wäre, ſo bemerkte ſie doch auch den langen Blick, mit welchem der draußen vorübergehende Bauernjunge nach ihr ſchaute, und nickte ihm zum Dank für ſein ehrfurchtsvolles Grüßen freundlich zu. Sie weiß, wohin ich gehe, — ſo ſagte Maſo zu ſich ſelbſt —, und ſie hat mir einen Wink gegeben, meine Sache gut zu machen: das werd' ich, Signoria, das werd' ich!

Da, wo der durch die Weinberge des Signor Baldo anſteigende Feldweg in die Landſtraße mündete, war eine Anzahl Burſchen beim Bocciaſchieben verſammelt, darunter Agenore und Biſtino. Ohne auf ſie zu achten, ging Maſo an ihnen vorüber, kreuzte die Landſtraße und ſchritt, indem er kletternd die Windungen des jenſeits in die Höhe führenden Pfades abſchnitt, geradewegs auf das Haus der Landi zu. Die Burſchen unterbrachen ihr Spiel und ſahen dem dreiſten Jungen ſtumm nach, bis er oben zwiſchen den Hecken verſchwand. Dann aber warf Agenore heftig ſeine Kugel zur Erde und rief: Habt ihr's geſehen? Als Frage waren Agenore's Worte überflüſſig, aber ſie wurden auch ſo nicht aufgefaßt, vielmehr als eine Aufforderung, gleich ihm das Spiel zu laſſen und unter ſeiner Führung dem frechen Valtellaner nachzueilen.

Inzwiſchen ſchwelgte Maſo im Anblick der Geliebten; ſie ſaß mit der Mutter und der Schwägerin auf der Schwelle des Hauſes, und da Marietta den beiden Andern einen Strang Korallen zeigte, welchen ſie heute früh von einem herumziehenden neapolitaniſchen Krämer zum Spottpreiſe von einem halben Francescone erfeilſcht hatte, ſo ſtand Maſo ein Weilchen da und wurde nicht bemerkt. Wie er nun aber ſeinen Gruß erſt an die

Mutter, dann an die beiden Jüngeren richten wollte, ließ ihm Gigia nicht die Zeit, zu dem erſten Worte das zweite zu fügen.

Dio Santissimo, ſchrie das Mädchen und ſchlug erſchreckt die Hände zuſammen, der Maſo!

Der Maſo! ſchrieen auch die beiden anderen Frauen.

Maſo wollte ſeinen Gruß neu beginnen, allein wieder ließ ihm Gigia nicht die Zeit. Was wollt Ihr hier? Seid Ihr toll? Wißt Ihr nicht, daß, wenn Euch der Wütherich von Agenore hier betrifft, Ihr Eures Lebens nicht ſicherer ſeid als —

Als eine Zanzare, die ſich mir auf die Naſe ſetzt, vollendete Agenore durch die Wachholderhecke hereinbrechend; hinter ihm wurden ſechs, acht andere Köpfe ſichtbar.

Weh uns! was ſoll das werden? ſchrie Sora Maria geängſtigt.

Seid vernünftig, Agenore! mahnte Marietta.

Bin ich ein Wütherich, ſo will ich auch nicht vernünftig ſein, antwortete Agenore höhniſch lachend und trat mit drohend erhobener Hand auf Maſo zu. Der ganze Haufe von Urballeſen drängte dicht hinter ihm.

Maſo wich keinen Schritt zurück. Voll Feuer über die Störung ſchrie er die freche Schaar an: Was habt ihr hier zu ſuchen, ihr Lümmel?

Das frag' ich dich, Bürſchlein, erwiderte Agenore; was ſuchſt du hier?

Ich bin zur Veglia bei meiner Braut, antwortete Maſo und ſtreckte gebieteriſch die Hand aus, als genügte das, die rohen Störenfriede hinauszuweiſen.

Bei ſeiner Braut! ſagte er. Tropf von einem Valtellaner, laß dir die Veglia wohl bekommen!

Bei dieſen Worten riß Agenore ſein Meſſer heraus; die Frauen kreiſchten auf; von den Burſchen faßte Einer, Namens Angelo, Agenore's Arm, um ihn am Zuſtoßen zu verhindern; die meiſten aber drangen zornentbrannt auf Maſo ein; er hatte zu ſeiner Vertheidigung den für Gigia beſtimmten Fächer erhoben; ſie ſahen nur die Bewegung und mochten meinen, das Ding, welches er dem Angreiſer entgegenhielt, ſei auch eine Waffe. Da, in dieſem Augenblick des Getümmels, ſchrie Gigia: Thu ihm nichts, thu ihm nichts, Agenore; ich will ja deine Frau werden!

Ihr habt es gehört, rief Agenore, welcher ſofort das Meſſer einſteckte. Auch du haſt es gehört, Säugling, und weißt nun, daß du hier nichts zu holen haſt. Zeigt ihm den Weg nach Valtella!

Maſo wollte noch ein Wort zu Gigia ſprechen oder doch einen Blick auf ſie werfen; aber die feindliche Horde hatte ihn in die Mitte genommen, einer hatte ſeine rechte, ein anderer ſeine linke Schulter gepackt, und ſo, faſt als ob er nur eben eine Bocciakugel wäre, ſtießen, ſchoben, drängten ſie ihn hinaus und den Pfad hinunter bis zur Landſtraße. Daß er ſich nicht wieder nach Urballa verſteige, wenn er ſeine

Knochen lieb habe, ſchrieen ſie ihm zu, als ſie ihn endlich mit einem letzten groben Schub entließen.

Unterdeſſen waren Sora Maria und ihre Schwiegertochter Marietta beſchäftigt, den übel zugerichteten Vorplatz wieder in Ordnung zu bringen. Zwiſchen den Feigenbäumen waren Stricke ausgeſpannt geweſen, um Wäſche zu trocknen. Die Wäſche lag beſchmutzt und zerriſſen am Boden, die Bäume hatten die Hälfte ihrer Blätter eingebüßt, Küchen- und Gartengeräthe, welches in einem Winkel geſtanden, lag zertreten, zertrümmert.

Eine ſchöne Verlobung! Das fängt gut an! rief Marietta und hielt eine zerriſſene Schürze wider den Himmel, um den vollen Anblick der Löcher zu genießen.

Hätteſt du nicht ebenſo gut den Angelo nehmen können? jammerte Sora Maria, der noch immer die Kniee zitterten. Warum gerade den wilden Agenore? Ich ſehe noch ſein Meſſer funkeln. Wenn ihn Angelo nicht zurückgehalten hätte —

Wollt ihr mich zu Tode peinigen? Habt ihr ſonſt nicht immer dem Agenore das Wort geredet? Und nun, da ich keine Wahl hatte — Gigia, welche noch immer regungslos auf der Schwelle ſaß, konnte vor Schluchzen nicht weiter.

Was? keine Wahl? verſetzte Sora Maria, iſt Angelo nicht auch dein Mitbürger? Ein guter, ſanftmüthiger Menſch, der nie in ſeinem Leben das Meſſer gezogen hat, ich wette. Keine Wahl, ſagt ſie! Haſt du dich darum ſo lange beſonnen, um endlich ſolch einen blutdürſtigen Tiger zu nehmen, wie den Agenore! Madonna, noch ſeh' ich ſein Meſſer funkeln, und iſt er erſt dein Mann, ſo hab' ich keine ruhige Nacht mehr. Der legt ſich mit dem Meſſer ins Bett, ich wette, und Gott der Herr behüte dich, wenn du dich einmal vergäßeſt und ſchnarchteſt — ach, warum haſt du nicht Angelo geſagt ſtatt Agenore —? — Und ſieh hier: dein neues Hemd auch kurz und klein, ein Riß durch den Rücken und beide Aermel in Fetzen! Ach, Gigia, was für ein Tag der Zerſtörung! Bis an mein Ende werd' ich das Meſſer ſehen!

Gigia konnte das Gejammer und Gezeter der Mutter nicht mehr anhören; ſie war ohnehin ganz betäubt, ging hinein ins Haus, ſetzte ſich auf einen Stuhl und lehnte ihr Geſicht wider die Wand. Sie hörte Agenore's häßliche Stimme. Wann werden wir Hochzeit machen, Gigina mia? Wie war es nur zugegangen, daß ſie die Braut des ſchrecklichen Menſchen geworden? Sie begriff es nicht: wohl erinnerte ſie ſich genau, daß ſie ſeinem drohenden Meſſer hatte Einhalt thun wollen. Aber wenn er wirklich Maſo verwundet, ja getödtet hätte — wäre es ihr ſo furchtbar geweſen, als ihr nun der Gedanke war, Agenore's Frau zu werden? Was brauchte ihr an dem albernen Jungen zu liegen? Sie kannte ihn ja kaum, und wozu war er wieder hieher gekommen, nachdem ſie ihm doch geſagt, daß ſie nichts mehr von ihm wiſſen wolle?

Unten in der Villa war man vom Tiſch aufge-

18.
Sie heißt Victoria: die unter Siegen
Geboren iſt, die, wo ſie geht und ſteht,
Triumphe, Lorbeern und Trophä'n umfliegen,
Trägt würdig dieſes Namens Majeſtät.
Der Wittwe muß der zweite Preis genügen,
Die ihrem Herrn das prächt'ge Grab erhöht;
Denn ſchöner iſt es, aus dem Grab den Gatten
In's Leben wieder ziehn, als ihn beſtatten.

19.
Wenn den Evadnen, den Laodamien
Die Treue ſolchen hohen Ruhm gewann,
Mit der ſie, bei der Todesfackeln Sprühen,
Zur Nacht begleitet den geliebten Mann,
Was muß Victorien für einer blühen,
Die aus dem Lethe, aus des Fluſſes Bann,
Der neunfach hält das Schattenreich umkettet,
Trotz Tod und Parzen den Gemahl gerettet!

20
Wenn Philipp's großer Sohn einſt um Homeren
Beneidenswürdig den Achill geſchätzt,
Wie würd' ihn erſt der Neid vor dir verzehren,
O niebeſiegter Franz Pescara, jetzt,
Da ſolch ein Weib, ſo lieb, ſo hoch in Ehren,
Dir im Geſang ein ewig Denkmal ſetzt,
Und deinen Namen fei'rt mit ſolchen Tönen,
Daß du dich nicht nach hellern brauchſt zu ſehnen!

21.
Wenn ich nach Möglichkeit und meinem Drange
All' ihre Eigenſchaften niederſchrieb',
So währt' es lang, und dennoch nicht ſo lange,
Daß nicht ein großer Theil noch übrig blieb';

ſtanden; die Geſellſchaft ſaß auf der Terraſſe und nahm den Kaffee. Das Geſpräch ging ſo lebhaft, ſo raſtlos voran, wie immer, wenn Donna Erſilia es leitete. Sie war natürlich die beredteſte von Allen, aber ſie machte auch die Andern beredt, indem ſie ſich wunderbar auf die Kunſt verſtand, einem Jeden ſein Beſtes zu entlocken. Selbſt der Signor Germanico, ſo lieb ihm ſeine Wortträgheit war, durfte hier nicht ſtumm daſitzen, ſondern mußte ſeine rauhen, dunkeln Kehllaute unter die hellen, „der Blüte der Lippen" entquellenden Tonperlen der Italiener miſchen. Da plötzlich wurde die Unterhaltung geſtört. Ein Diener kam und meldete dem Hausherrn, daß in einem Weggraben kaum einen Büchſenſchuß von der Villa ein Verwundeter liege. Es ſcheine wieder einmal eine Rauferei zwiſchen dem Volke von Urballa und dem von Valtella gegeben zu haben. Sofort eilte Signor Baldo, von einigen der Herren begleitet, nach dem Orte, wo der Verwundete liegen ſollte. Sie trafen auf ein paar Burſchen aus Valtella, aus deren mit mehr Aufregung als Ordnung vorgebrachten Berichten zunächſt nur das Eine zu entnehmen war, daß die Bosheit und Tücke Derer von Urballa auf der Welt ihres Gleichen nicht habe. Aber als Signor Baldo ungeduldig näher tretend den Verwundeten betrachtete, der da im Graben lag, erkannte er zu ſeiner doppelten Betrübniß den armen Maſo. Noch ſchien der Junge bewußtlos, ſeine Augen waren geſchloſſen, ſeine Bruſt arbeitete ſchwer und raſch, und unter dem blauen

Taſchentuch, womit man ſeinen Kopf verbunden, quoll ſchwarzes, dickes Blut hervor. Sie hätten ihn, während ſie ihn nach Valtella ſchaffen wollten, hier niedergelegt, ſo erzählten die Anderen, weil ſein ſchweres Athmen ſie erſchreckte. Signor Baldo befahl, den Jungen nach der nahen Villa in das Haus des Verwalters zu tragen, und hieß nun einen der Burſchen ſprechen und die übrigen ſchweigen. Endlich wurden die Umſtände, die zu dem ſo bedauerlichen Vorfall geführt hatten, einigermaßen klarer. Vor einer Stunde war Maſo, halb ſinnlos vor Wuth, nach Valtella gekommen und hatte ſoviel ſeiner Landsleute, als er in der Eile um ſich verſammeln konnte, aufgefordert ihm beizuſtehen gegen die Böſewichter von Urballa; und da man in Valtella ſeit unvordenklicher Zeit überzeugt war, daß nichts Schlimmes, was von Denen von Urballa erzählt werde, unwahr ſein könne, ſo wurde der Aufforderung Maſo's ſogleich entſprochen. Elf Mann hoch brach man auf gegen den feindlichen Ort. Wie man nun aber in die Nähe der Landſtraße kam, da flog von oben ein dichter Steinhagel herunter, und ein Stein traf Maſo, der den Uebrigen um fünfzig Schritte voraus war, an der linken Schläfe, ſo daß er auf der Stelle zuſammenbrach.

Es war nicht mehr und nicht weniger als ein Loch im Kopfe, was Maſo von ſeinem unglücklichen Feldzuge davongetragen, und als erſt der aus Ripoli herbeigeholte Medico Condotto die Wunde unterſucht und den beruhigenden Ausſpruch gethan hatte, daß es dem

Jungen im ſchlimmſten Fall nicht ans Leben gehen werde, meinten die Burſchen, welche die Nachricht hinunter nach Valtella brachten, es ſei eine bloße Kleinigkeit, von der es nicht lohne dem Gerichte Anzeige zu machen; ſie wollten ſchon ſelbſt dafür ſorgen, daß es den Birboni von Urballeſen eingetränkt würde. Inzwiſchen verging eine ganze Woche, ehe Maſo auf ſeinem Bette im Hauſe des Verwalters aufſitzen konnte. Während dieſer Zeit hatte ihn der Padrone an jedem Tag, die Padrona zweimal beſucht. Donna Erſilia wünſchte gar ſehr, daß mit dem Kopf auch das Herz des Jungen heilen möchte, und ſie glaubte bereits, dieſe doppelte Geneſung zu gewahren. Denn als ſie bei ihrem zweiten Beſuche ihn anſprach, er wiſſe doch, daß Gigia jetzt die Braut Agenore's ſei, da hatte er zu ihr aufgeſehen und geblinzelt und genickt. Ueberhaupt ſchien er trotz ſeiner Wunde völlig guter Dinge und äußerte kein Wort des Grolles gegen das männliche oder weibliche Geſchlecht von Urballa. Am Sonntag Morgen ſtattete die Signora ihren dritten Beſuch in der Krankenſtube ab; der gewöhnliche Sonntagsgaſt, der deutſche Doctor, begleitete ſie. Maſo war nun wieder ſo weit, daß er aufrecht da ſaß und auf die Frage des Deutſchen, ob er viel Schmerzen ausgehalten habe, lachend erwiderte: das bischen Wunde ſei ihm eine wahre Luſt, weil er dadurch ſeiner Gigia bewieſen, daß er ſie nicht weniger lieb habe, als ſie ihn. Donna Erſilia fragte erſchrocken, wie er das meine?

Das iſt doch klar, Illuſtriſſima. Wie Agenore mir mit dem Meſſer drohte, rief Gigia: Thu ihm nichts, Agenore, ich will dich heirathen, und daran erſt erkannt, ich, wie gut ſie mir iſt. Ich aber habe gezeigt, daß ich mich vor Agenore nicht fürchte, und daß, ſo lange ich einen Finger rühren kann, ſich auch Gigia nicht vor ihm zu fürchten braucht.

Donna Erſilia ſuchte ihr Glück darin, Glückliche zu machen, und kam ſie damit nicht zu Stande, ſo empfand ſie jenes Unbehagen, welches ein jeder ernſthafte Menſch empfindet, wenn ihm eine durch ſeinen Beruf gebotene Aufgabe mißlingt. Und die leidigſte Unbefriedigung verſpürte ſie nicht etwa, wenn all ihr Muth und all ihre Thatkraft nicht mit den entgegenſtehenden Hinderniſſen fertig wurden, ſondern dann, wenn ſie ſelbſt ihrer Helfeluſt Zwang anthun, ihre Kraft zur Unthätigkeit verdammen mußte. Donna Erſilia war nämlich nicht die Frau, auf ihr eigenes Urtheil zu verzichten, oder ihr Handeln in Widerſpruch mit ihrem Urtheil zu ſetzen. Nimmermehr hätte ſie es über ſich gewonnen, Wünſche zu erfüllen, die ihr unverſtändig dünkten, Unternehmungen zu begünſtigen, welche ſie für verkehrt hielt. Mußte ſie ſich aber einem Hülfeſuchenden verſagen, weil ſie ihm nicht zu einem Gute verhelfen mochte, von deſſen Güte ſie ſelbſt nicht überzeugt war, ſo litt vermuthlich der abgewieſene Bittſteller weniger unter der Abweiſung, als ſie ſelbſt. Und weil nun einmal völliges Nichtsthun ihr völlige Qual war, ſo pflegte ſie einen

Ausweg zu ſuchen aus dem Widerſtreite zwiſchen der Ungeduld ihres Herzens und der Bedächtigkeit ihres Verſtandes. Einmal, Beiſpiels halber, ging Jemand — es war ein ſtädtiſcher Beamter — ſie um ihre einflußreiche Verwendung an, damit ſie bei ſeinem Vorgeſetzten, dem Bürgermeiſter von Florenz, eine Beförderung für ihn erlange; ſie überzeugte ſich, daß er die beſſere Stelle nicht verdiene, und hütete ſich wohl, ihm zu willfahren; aber ſie erwirkte ihm einen Urlaub zum Gebrauch der Seebäder von Viareggio, damit er immerhin auf ein paar Wochen von ſeinem ungeliebten Amte loskäme.

Ach, wenn es nur ein Bad gegeben hätte, dahin ſie den armen Thoren, den Maſo, ſchicken konnte mit einiger Ausſicht, daß er da Linderung fände von der böſen Glut, welche ihn entzündet hatte, und welche er ſelbſt in ſeinem Unverſtand fort und fort ſchürte! Der Junge — Gott ſegne ihn! — wie zwei Kohlen hatten ſeine Augen geglänzt, als er von der Dirne ſprach! Und Donna Erſilia hatte heute früh in der Kirche mit ihren eigenen Ohren gehört, wie Gigia Landi zum erſten Male mit Agenore Lori aufgeboten wurde! Hätte Gigia ſich aufbieten laſſen, wenn es ihr nicht Ernſt damit war, Agenore's Frau zu werden? wenn ſie in ihrem Herzen die Neigung für Maſo fühlte, welche der unbelehrbare Junge jenem ſchnöden Abſagebrief zum Trotz ihr zutraute? Man läßt ſich doch nicht zum Scherze in der Kirche als die Braut des Einen ausrufen, wenn man einen Andern im Sinne trägt und es gute und redliche

Wege giebt, die zu dieſem Andern zu führen vermögen! Wußte Gigia etwa nicht, daß die Padrona Maſo's Donna Erſilia hieß? wenn ſie Beiſtand brauchte, warum kam ſie nicht? war es ſo weit von Urballa bis zur Villa La Torre? Nein, das Mädchen, welches nicht nöthig fand, ſich über ihre Gefühle zu äußern, fühlte eben nichts: ein träges Geſchöpf war es, in deſſen Adern Waſſer ſtatt Blutes floß. Welch Verhängniß, daß der warmherzige Junge den Schatz ſeiner Zärtlichkeit ſo falſch verwendete, ſo nutzlos ausgab!

Ernſtlich betrübt, ja zürnend — ob über Maſo, über Gigia, über ſich ſelbſt? wer will's entſcheiden? — verließ Donna Erſilia ihren ach! nur leiblich geneſenden Schützling. Auf dem kurzen Gange vor dem Hauſe des Verwalters hinüber nach ihrem Salotto ſtieß ſie nur einige ganz kurze Ausrufungen hervor, und dieſes Verſiegen des gewöhnlich ſo voll ſtrömenden Redefluſſes ſagte am beſten, wie unruhig es arbeitete in der Tiefe ihrer Natur; ſolch unheimliche Stille trat ein, wenn die Heiterkeit ihrer Seele durch heftige Wallungen gleichſam vulkaniſcher Elementarkräfte unterbrochen war, und kündigte einen um ſo heftigeren Ausbruch an. Die unerfreulichen Eindrücke, welche Gigia von allem Anfang an in ihr hervorgerufen und durch all ihr Thun und Laſſen beſtätigt hatte, waren nun zu ſolch unleidlicher Stärke angewachſen, daß ſie auf jede Weiſe abgeſchüttelt werden mußten. Indem Donna Erſilia mit einer ungeduldigen Bewegung ihren Arm aus dem des deutſchen Gaſtes zog, rief ſie, und ihre Augen ſprühten Blitze: Gehen Sie mir mit dieſer Capricciosa! Und Sie haben behaupten können, ſie ſei ſchön, — das vergeſſe ich Ihnen nie. Da weiß es unſer Sprichwort beſſer, das ſagt: Schönheit ohne Anmuth iſt eine Angel ohne Köder.

Aber entbehrt denn Gigia der Anmuth? erlaubte ſich der Deutſche einzuwenden.

Nun freilich: wenn Anmuth, wie mir dünkt, die ſich im Aeußeren offenbarende Schönheit der Seele iſt.

Der Signor Germanico, hartköpfig wie ſo manche ſeiner Landsleute, wollte die Richtigkeit dieſer Definition beſtreiten; allein Donna Erſilia war in dieſem Punkte wie in einigen anderen nicht leicht zu überreden. Ihrem Bedürfniß, ſich die Welt harmoniſch vorzuſtellen, ſagte es nicht zu, daß eine liebloſe kalte Seele in einem ſchönen Körper wohnen könne, ohne durch ihre durchſcheinende Unſchönheit auch deſſen Schönheit zu verderben. Donna Erſilia war Spiritualiſtin wie man ſieht.

Aber, verſetzte der Signor Germanico mit ſeiner nach der Meinung Donna Erſilia's ihm nicht zur Zier gereichenden Rechthaberei, aber der Köder muß der Schönheit Gigia's doch nicht gänzlich fehlen, da Maſo ſo feſt angebiſſen hat.

Dieſer eigenſinnige Widerſpruch war nicht geeignet, die Verſtimmung der Signora zu heben, und der deutſche Gaſt hätte ſicherlich dafür büßen müſſen, wenn das

Geſpräch nicht durch den Eintritt des Signor Baldo unterbrochen worden wäre. Derſelbe hatte ſeine Kalkbrennereien auf Montepilli beſichtigt; auf dem Rückweg, der ihn durch Urballa führte, war er dem Prior von San Giorgio begegnet. In Urballa, ſo erzählte er, bereiten ſich die Burſchen heute als an einem Sonntag auf einen Zuſammenſtoß mit den Valtellanern vor; der Prior habe vergebens die Führer, Agenore und Viſtino, gemahnt, Frieden zu halten; der alte Hader zwiſchen Urballa und Valtella ſei wieder ſo heiß entbrannt wie je.

Und an all dem iſt dieſe Capricciosa ſchuld, rief die Signora voll Entrüſtung.

Ja, eine wahre Capricciosa! fuhr ihr Gatte fort. Der Priore hat mir erzählt: heute früh bei der Verleſung des Aufgebots habe er bemerkt, wie ſie — — ſie kniete auf den Stufen des Chors, und der Priore beobachtete ſie aus der Nähe — da bemerkte er, wie ſie bei der Verkündigung der beiden Namen ihr Geſicht weinend in ihrem Tuch verbarg, und er hörte auch ihr Wimmern: O ich Arme, ich Arme! Was ſie nur eigentlich will, die ſeltſame Dirne! Andere Mädchen glühen vor Freude, wenn ſie ſich in der Kirche ausrufen hören.

Dieſe Worte ihres Gemahls machten einen tiefen, einen nicht unlieben Eindruck auf Donna Erſilia. Hatte Maſo dennoch Recht? Das ſchien gewiß: Gigia fühlte ſich nicht glücklich als die Braut Agenore's. Die Falten auf Donna Erſilia's Stirne glätteten ſich: ihr Unwille hatte ſich ſchon wieder in den wohlthätigen Eifer des Wohlthuns, ihre Abneigung in Mitgefühl verwandelt. So wenig ſie das Betragen des Mädchens begreifen konnte, — wozu haben denn die Menſchen die Sprache, wenn nicht um zu ſagen, welcher Zahn ihnen weh thut? — ſo wenig konnte Donna Erſilia jetzt einen Augenblick in fühlloſer Unthätigkeit verharren.

Es iſt nur gut, ſagte der Signor Baldo weiter, daß die Hochzeit bald ſtattfindet. Heute über acht Tage werden ſie zum zweiten Male aufgeboten, und in der Woche darauf ſollen ſie getraut werden. Bis dahin wünſche ich dem Agenore, daß er ſich in Acht nehme vor den Ehehinderniſſen, womit ihn die Eiferſucht unſrer wackeren Valtellaner bedroht. Als ob Gigia mit ihnen allen verlobt geweſen wäre, ſo bös ſind ſie auf die Heirath mit Agenore zu ſprechen. Iſt er erſt ein für allemal der Mann Gigia's, ſo wird es ihnen hoffentlich minder unerläßlich erſcheinen, daß auch er ſein Loch in den Kopf bekomme.

Donna Erſilia pflegte keine Zeit zu verlieren, — auch dann nicht, wenn es auf einen Tag früher oder ſpäter nicht ankam. Hier aber kam es darauf an. Sie ſchrieb ſogleich an den Priore, — und während ſie ſchrieb, hatte der Signor Germanico die Adreſſe vorzubereiten, — ſo daß ſchon nach zwei Minuten der Diener den Brief wegtragen konnte. Sie erſuchte darin den Priore, ihr die Gigia Landi zuzuſchicken; noch heute müſſe ſie mit dem Mädchen ſprechen und zwar in den Frühſtunden des Nachmittags, denn um fünf Uhr erwarte ſie ihre Sonntagsgäſte aus der Stadt. Der Priore las das Brieſchen der Signora mit ſtillem Vergnügen; er erinnerte ſich der Worte, die er jüngſt ſcherzend zu Donna Erſilia geſprochen: daß nur ihrer Redegewalt es gelingen könnte, Eingang zu finden in das verſchloſſene Gemüth Gigia's, und er meinte, in Folge dieſer ſeiner Worte laſſe die verehrte Dame das Mädchen nun zu ſich beſcheiden. Er ging ſofort ſelbſt nach dem Haus der Landi, um die Aufforderung der Donna Erſilia auszurichten, und er brauchte nicht hinzuzufügen, daß man einer ſolchen Signora nichts abſchlagen dürfe: Gigia, die er ſtill daſitzend fand mit vom Weinen gerötheten Augen, zeigte keine Verwunderung, aber auch keine Freude über die Beſtellung; ſie nickte nur, ſtand auf, nahm ihren Fächer und ſprach: Ich gehe, — ſprach's in dem Tone eines Menſchen, der nicht anders weiß, als daß er thun muß, was man von ihm fordert.

Eure Signoria hat mich herbefohlen, da bin ich, ſagte Gigia, als ſie vor der Herrin von La Torre ſtand. Sie war ſehr blaß, ihre Lippen zitterten, und die langen halbgeſenkten Wimpern überſchatteten zwei trüb blickende Augen. So troſtlos blickten dieſe Augen, daß Donna Erſilia, bei welcher es ſonſt nicht leicht vorkam, daß ſie Widerruf that, jetzt dem deutſchen Gaſte zuflüſterte: Wahrhaftig, heute iſt ſie ſchön! Und zu dem

Dann aber müßt' ich gänzlich mit dem Sange
Von unſern Freunden laſſen ihr zu lieb,
Mit denen ich verſprochen fortzufahren,
Wenn ihr mir wolltet euer Ohr bewahren.

22.

Nun, da ihr hier ſeid, um mich anzuhören,
Und ich, zu halten was ich euch verſprach,
So laſſ' ich denn für dieſes Mal mich ſtören
Und hol' ihr Lob bei beſſrer Muſe nach;
Nicht daß ſie müßte meinen Sang beſchwören,
Sie, der's an Liederreichthum nie gebrach,
Nein, nur um meinem Wunſch, ſie zu erheben
Mit würd'ger Feier, endlich Raum zu geben.

23.

Um zu beſchließen, würdig der Geſchichte,
Ihr Frau'n, gab's eurer viel zu jeder Zeit;
Doch euer Ruhm ward nach dem Tod zu nichte
Durch der Autoren meuchleriſchen Neid.
Nun kommt's zu einem beſſeren Gerichte,
Nun ihr durch eigne Kraft unſterblich ſeid.
Wenn's beide Schwägerinnen ſo verſtanden,
So wär' von ihrem Ruhme mehr vorhanden.

24.

Von Bradamanten red' ich und Marfiſen,
Die ich ob ihrer Thaten, groß und ſchön,
Zur vollen Gnüge hätte gern geprieſen;
Allein mir fehlen leider neun von zehn.
Nicht will ich was ich weiß in mir verſchließen,
Theils weil das Edle, welches ſtill geſchehn,
Enthüllt muß werden, theils euch zu ergetzen,
Ihr Frauen, die ich lieben muß und ſchätzen.

Mädchen gewendet, ſagte ſie: Du haſt in der Kirche geweint, als du mit Agenore ausgerufen wurdeſt. Wenn du einen Kummer haſt, warum klagſt du ihn nicht Denen, die dir helfen können?

Es iſt unnütz, ſagte Gigia.

Unnütz! wie kannſt du's wiſſen! rief die Signora eifrig. Gott ſei Dank, die Zeiten ſind vorüber in unſerm Italien, da die Mädchen zu verhaßten Ehen gezwungen wurden. Du, die Bäuerin, biſt eine freie Italienerin, ſo gut wie ich, die Signora; wenn du es nicht weißt, ſo laß es dir von mir ſagen, und nun ſprich: du magſt den Agenore nicht zum Manne? —

Was liegt daran, ob ich ihn mag oder nicht; ich muß ihn heirathen.

Du mußt? Schäme dich, meine Tochter! kein Mädchen muß einen Mann heirathen, gegen den ſein Herz ſich auflehnt. Freilich, es ſollte ſich auch nicht mit ihm verloben.

O Signora mia, es war nicht meine Schuld, ich konnte nicht anders.

Alſo iſt's wahr? Du hätteſt ihn nur hindern wollen, dem Maſo ein Leid anzuthun?

Ja, Illuſtriſſima. Aber nun iſt's geſchehen; nun kann mir nicht mehr geholfen werden.

Warum nicht? eine Verlobung iſt noch keine Ehe, nur die Ehe iſt heilig und unauflöslich, eben darum ſoll man ſie willig eingehen und in Liebe, denn mit Gewalt macht man Eſſig, und beſſer allein als in ſchlechter Geſellſchaft. Ich ſage dir: wenn du den Agenore nicht liebſt, ſo ſollſt du ihn nicht heirathen. Was ſchüttelſt du den Kopf! Ich weiß, was ich ſage, und ich wundere mich ſehr, daß du nicht längſt zu mir gekommen biſt, um mich zu bitten, daß ich dir helfe.

Gigia heftete einen Blick voll Zweifel auf die Signora, die mit ſolcher Zuverſicht von ihrer Hülfe ſprach. Die Wangen des Mädchens rötheten ſich, und in ihren Augen begann etwas wie Hoffnung aufzuleuchten.

Nun, wird's bald? rief Donna Erſilia heftig, aber ihrer Stimme war es anzuhören, daß ſie in dieſem Augenblicke keine Befriedigung empfand. Wird's bald? jetzt könnteſt du doch endlich reden!

Wohl, verſetzte Gigia, noch immer zögernd. Wenn denn Eure Signoria wahr redet und mir helfen kann — es iſt gewiß nicht leicht, aber wenn Eure Signoria es fertig brächte, daß ich nicht den Agenore zu heirathen brauchte, ſondern — — ſie ſtockte — vielleicht aus jungfräulicher Verſchämtheit; doch erröthete ſie weiter nicht.

Sondern — rief die Signora beluſtigt und ungeduldig.

Lieber würde ich den Angelo nehmen.

Den Angelo? rief Donna Erſilia und blickte ſie groß an; ſie glaubte nicht recht gehört zu haben. Wen würdeſt du lieber nehmen?

Den Angelo Boldrini — der iſt doch kein blutdürſtiger Tiger wie Agenore.

Als Donna Erſilia den unbekannten Namen wiederholen hörte, ging es wie ein Sturm über ihr Antlitz. Wahrhaftig, ſo brach ſie endlich aus mit bebender Stimme, nun will ſie ſich mit dem Dritten verloben, und ſie konnte nicht umhin beizufügen: Mädchen, Mädchen, du gefällſt mir wenig. In hoher Erregung ging ſie zweimal durch die Stube und ſtellte ſich dann wieder vor Gigia hin, deren Blicke ihr erſchrocken gefolgt waren. Wie kommſt du nun auf Den? Rede!

Die Illuſtriſſima verzeihe mir. Ich wußt' es ja, daß es nicht möglich iſt und daß ich den Agenore heirathen muß. Hat die Signoria mir noch etwas zu befehlen? Gigia glaubte, die Unterredung müſſe fertig ſein, und ſchickte ſich an zu gehen.

Aber Donna Erſilia wollte wenigſtens wiſſen, ob es einen Grund gäbe für dieſe abermalige Wandlung des launiſchen Geſchöpfes; freilich, dachte ſie bei ſich, die Launen wachſen wie das Unkraut; von dem weiß auch Niemand, woher es kommt. Wer iſt der Angelo, der dir jetzt auf einmal beliebt? fragte ſie.

Ach, Illuſtriſſima, ich hab's ja nur geſagt, weil die Signoria mir's geboten hat. Angelo iſt doch von Urballa und mein Mitbürger, und auch meine Mutter meint, ich hätte beſſer ihn genommen, als den Agenore. Aber freilich, vom Verſtand, der hinterdrein kommt, laufen die Gräben über. In meiner Angſt, da ich das blanke Meſſer ſah, das ſchon zuſtoßen wollte, da erloſch in meinem armen Kopf das Licht der Vernunft, und ich rief Agenore's Namen, und wußte nicht, wie ich dazu kam.

Du meinſt, als Agenore dem Maſo mit dem Meſſer drohte — — alſo hätte es dir doch leid gethan um den Jungen, wenn er getroffen worden wäre?

O Signora, um jeden Chriſtenmenſchen hätt' es mir leid gethan — ich kann nun einmal kein Blut ſehen, ich Närrin, und um kein Blut zu ſehen, hab' ich mich ſelbſt an den Schlächter verkauft. Denn Agenore wird mich umbringen, ich weiß es, ob ich ihn heirathe oder nicht.

So ſo! rief Donna Erſilia empört, wie ſie es ſelten war, wie aber nur ſie es ſein konnte, du haſt alſo nie ſagen hören, daß das Herz koſtbarer iſt als das Blut. Daß Agenore's Meſſer ihn träfe, davor graute dir, aber wenn er an deiner Starrheit ſich zerreißt, wie ein Lamm, das der Sturm wider den Felſen wirft, das merkſt du nicht und es kümmert dich nicht. Gott muß wiſſen, was er mit dir vor hatte, als er dich ſchuf; ich werde nicht klug aus ſolch einer Creatur wie du, welche ein Menſchenantlitz, ein Weiberantlitz trägt, und iſt doch fühllos wie der Kieſel, der den armen Maſo getroffen hat — — um deinetwegen getroffen hat, ſetzte die Signora mit zwiefach erhobener Stimme hinzu. Wieder ging ſie durch die Stube, und mehr im Selbſtgeſpräch als zu dem Mädchen, welches demüthig mit in einander gelegten Händen daſtand, ſagte ſie: Wer nicht brennt, der entzündet nicht, ſo heißt's im Sprichwort, und es iſt ein ſchönes Wort. Wär' es nur ſo wahr, als es ſchön iſt! Daß man dieſen Hohn nicht erlebte und ſähe wie die warme Sonne den unfruchtbaren Dornbuſch beſcheint, und er trägt doch immerdar nur Dornen. Aber das kommt davon, daß der Junge auf meinen Rath nicht hörte!

Gigia hatte von dieſen Worten, welche hervorbrauſ'ten wie ein plötzlich angeſchwollenes Bergwaſſer, wenig mehr als den Namen Maſo's verſtanden; ſie fragte kleinlaut, ob es denn mit ſeiner Heilung nicht ſo gut gehe, als ſie gehört hatte?

Frage mich nicht nach ihm! es iſt das ſehr überflüſſig, dünkt mir. Er iſt dir ſo gleichgültig wie das Wetter des vorigen Jahres. Hätt' ich ihn nur erſt ſo weit, daß er auch dich vergeſſen hätte! Das iſt die Heilung, die Noth thut! aber ſie wird Mühe koſten, fürcht' ich, große Mühe.

Gigia wagte nicht mehr zu reden, aber ſie ſchaute die Signora unverwandt und ganz ernſthaft an. Ihr Blick ſchien zu fragen: Liegt ihm ſo viel an mir?

Donna Erſilia bemerkte den Blick nicht; denn ſie ging noch immer auf und nieder. Erſt nach einer Weile trat ſie wieder auf das Mädchen zu und redete aufs Neue höchſt eindringlich: Jetzt bitt' ich dich um Eines: geh und heirathe deinen Bräutigam — ſobald als möglich, ſo bald als möglich. Du liebſt keinen Andern, kannſt keinen lieben; Agenore iſt dein Bräutigam, — baſta — nimm ihn und ſieh zu, nicht noch mehr Unheil zu ſtiften. Großer Gott, wenn ich denke, daß der Maſo die Tollheit wieder von vorne beginnen wollte, und er wird es, er wird es — ich kenn' ihn jetzt — er iſt im Stande, ganz allein Krieg zu führen mit eurem ganzen Orte — ſo vernarrt iſt er in dich, daß er keine Gefahr kennt, keinen Tod ſcheut — — ich meine, ſo viel Barmherzigkeit müßteſt du fühlen, daß es dir nicht gleich wäre, wenn der Junge um deinetwillen ſich zu Grunde richtete. Er iſt ein ſo guter Junge, eigentlich ein Kind, ganz Liebe und Zärtlichkeit. Das ſollte auch dich ein wenig rühren, und du glaubſt ja doch an Gott und die Heiligen und hoffſt auf die himmliſche Gnade: alſo lade nicht noch größere Schuld auf dich! Ich will Maſo nicht hier aus dem Hauſe laſſen, bis du verheirathet biſt, ich verſprech' es dir — du aber verſprichſt, mir alsbald Hochzeit zu machen. Wenn du verheirathet biſt, nimmt er's hoffentlich ruhiger. Ich will dem Priore ſchreiben, daß er euch traue, ohne anderes Aufgebot, — und nun geh, meine Tochter, Gott der Herr rette und befreie dich!

Im nächſten Augenblicke wurde die Ankunft der Gäſte aus Florenz gemeldet. Das Mädchen mußte gehen, obwohl es noch eine Frage auf dem Herzen zu haben ſchien; denn trotz der Verabſchiedung war es ſtehen geblieben und hatte die Signora mit großen Augen angeſchaut, während ſeine Lippen zuckten, als gelänge es ihnen nicht, das rechte Wort zu ſprechen.

Donna Erſilia wurde an dieſem Abend im Kreiſe ihrer Gäſte zweimal auf einer Zerſtreutheit betroffen, und als man die Köpfe ſchüttelte und ſcherzhafte Vermuthungen anſtellte über dieſes durchaus ungewöhnliche Vorkommniß, da erwiderte ſie lächelnd: Auch der beſte Pflüger hat ſeinen Tag, an dem er ſchiefe Furchen zieht.

Es war ihr gar nicht wohl zu Muth. Niemand pflegte milder zu urtheilen über fremde Fehler als ſie; aber Niemand fand ſich ſchwerer in die Wahrnehmungen, daß es Geſchöpfe giebt, deren fehlerhafte Anlage die Natur ſelbſt verſchuldet hat, und deren angeborne Lücken kein eigner noch Anderer Wille auszufüllen vermag. Die Wahrnehmung paßte nicht zu ihrer Anſchauung von Gott und der Welt. Es dünkte ihr ſehr recht, daß die Menſchen nicht vollkommen geboren würden: ihrem Thätigkeitsbedürfniß hätte eine Menſchheit, an welcher ſich nichts beſſern, zu deren Wohl und Glück ſich nichts beitragen ließ, nimmermehr entſprochen. Auf! auf! ſo lautet ihr Wahlſpruch. Aber es paßte ihr nur ein ſolches Maß von Fehlerhaftigkeit als mit eigener Anſtrengung und fremdem Beiſtand allgemach zu bewältigen war. Daß da Seelen ſeien, ſo arm, daß ſie die eigne Armuth nicht empfinden, ſo verlaſſen, daß ſie von ihrer Einſamkeit nichts wiſſen, ſo lieblos, daß ſie ſich nach keiner Liebe ſehnen, das war für Donna Erſilia ein ſo unverſtändliches, ein ſo peinliches Räthſel, als es etwa für einen Phyſiker ein dem Geſetz der Schwere entzogener Körper wäre. Und ſolch einen Widerſpruch mit der Ordnung der Dinge bedeutete ihr dieſe Gigia, welche keine Zuneigung empfand — und keine brauchte. Das Geſpräch mit dem Mädchen laſtete den ganzen Abend auf ihr mit unleidlichem Drucke; und ſie, der kein körperlicher Schmerz je die geiſtige Spannkraft rauben oder auch nur verringern konnte, blieb heute tief niedergeſchlagen; die Schwungfedern, welche ſie ſonſt „auf, auf“ trugen, waren wie gelähmt.

Sie ging in den nächſten Tagen mehrmals hinüber nach der Wohnung des Verwalters, jedesmal in der Abſicht, dem Jungen klar und bündig zu ſagen, daß Gigia nicht an ihn denke und daß er ſie ſich aus dem Kopf ſchlagen müſſe. Allein je weiter Maſo's Geneſung voranſchritt, — er war nun ſchon einige Stunden täglich außer dem Bette —, deſto unaufhörlicher redete er davon, wie er Gigia von Agenore befreien und an dem frechen Menſchen Rache üben wolle. Mit Jedermann redete er davon, mit dem Verwalter und deſſen Frau, mit ſeinem Vater und ſeinem Bruder, die öfters nach ihm ſchauten, zumal aber mit ſeinen Kameraden aus Valtella, wenn ſie Abends in der Feierſtunde ſich um ſein Bett verſammelten. Und da in ſeinen Kameraden der Valtellaner Patriotismus mächtig war, ſo gaben ſie ihm mehr als Recht und verſicherten, ſie würden ſeine Verwundung den Urballeſen längſt zehnfach heimgezahlt haben, wenn ſie nicht ihm zu lieb den Tag der Rache aufſchieben wollten, bis er ſelbſt dabei ſein könne. Die Nachricht, daß Gigia bereits einmal mit Agenore aufgeboten worden, beirrte ihn nicht im Mindeſten, aber ſie verdoppelte ſeine Ungeduld. Bin ich nur erſt wieder auf den Beinen, ſo ſoll er bald die Luſt verlieren, ſie zu heirathen, ſo ſagte er ein Dutzendmal am Tag, und ebenſo oft fragte er, ob er morgen endlich hinausdürfe. Wer Athem zu verſchwenden hat, mag's ihm ausreden, ſagte der Verwalter zu Donna Erſilia, alle Pſalmen endigen mit dem Gloria, und alle ſeine Worte endigen mit Gigia. Ich wette, wenn er wieder geſund iſt, giebt's Mord und Todtſchlag. Donna Erſilia fürchtete den ſchon ſo ungeduldigen Jungen zu einem verzweifelten Schritt zu treiben, wenn ſie mit einem Male ſeinen Wahn zerſtörte. Sie begnügte ſich, ihm ganz im Allgemeinen vorzuſtellen, daß die Zeit jedes Ding heile, daß kein Uebel ohne ſeinen Nutzen ſei, daß der Schaden ſich nicht immer da finde, wo man ihn ſuche, und daß es hinter dem Berge wieder abwärts gehe; ſie flocht in ihre Reden wiederholt die Weisheit ein: Liebe den, der dich liebt, und antworte dem, der dich ruft! und bewies, daß nur Thoren ihr Herz an bloße Körperſchönheit hängen, weil die Roſen abfallen und die Dornen bleiben. Maſo begriff nicht, warum er dies Alles zu hören bekam. Als die Padrona aber von den Gefahren redete, in welchen ſchon manch ein von Liebeswahnſinn verblendeter Burſche elendiglich zu Grunde gegangen ſei, da erwiderte er: an einem Meſſerſtich ſterben oder aus Liebe ſei beides der Tod.

Donna Erſilia ſah, daß hier mit kluger Vorſicht gehandelt werden mußte. Sie gab dem Arzt einen Wink, daß er den Jungen einſtweilen nicht aus der Stube entlaſſe, ſie gebot den Verwaltersleuten, jeden Beſuch abzuweiſen und ſelbſt kein Wort von Gigia's bevorſtehender Hochzeit zu reden; den Priore aber bat ſie dringend, die Trauung zu beſchleunigen, und dieſelbe wurde, da Agenore nichts Beſſeres begehrte und Gigia keinen Einſpruch that, auf den nächſten Sonntag angeſetzt.

Es war ſpät am Samſtagabend. Sora Maria hatte ſich in den Gedanken, daß ihre Tochter den Agenore heirathe, um ſo raſcher gefunden, als ihr ja früher der Colone des Marcheſe di Sdraino keineswegs ein übler Schwiegerſohn gedünkt hatte. Der Schreck, welchen auch ihr das funkelnde Meſſer des hitzigen Burſchen eingejagt, war verwunden, und ſie fürchtete nicht mehr, ihre Tochter könne das Verbrechen des Schnarchens mit dem Tode zu büßen haben. Gigia pflegte ja gar nicht zu ſchnarchen, ſondern ſo ſtill im Bette zu liegen wie der Bambino Gesù in der Krippe. Auch empfand es Sora Maria, als wäre ihr ein Stein vom Herzen genommen worden, daß nun endlich einmal Gigia dicht vor der Hochzeit ſtand; denn ſie war der Meinung, daß die Töchter im Haus der Mutter und die Waaren im Laden des Kaufmanns durch das Liegen nicht an Werth zunehmen. Uebrigens aber kam ja keine Klage über Gigia's Lippen, und wenn ſie blaß und ſtill war, nun, ſo bedeutete das auch nicht viel.

25.

Held Rüd'ger wollte, wie ich euch belehrt,
So eben gehn, dem alten Herrn zu dienen;
Dem Baum entzogen hatt' er ſchon ſein Schwert,
Was leichter ging, als es zuvor geſchienen,
Als ihm ein laut Geſchrei den Vorſatz wehrt,
Das nicht gar ferne ſich erhebt von ihnen.
Worauf er hülfreich nach der Seite dringt
Mit beiden Frau'n, woher der Ruf erklingt.

26.

Sie eilen vor, und heller wird das Klagen,
Und ſchon die Worte nehmen ſie in Acht.
Im Thale ſehen ſie drei Fräulein zagen;
Die ſitzen hier in wunderſamer Tracht.
Es hat Jemand, nicht höflich von Betragen,
Die Röcke bis zum Nabel kurz gemacht,
Und da ſie ſich nicht beſſer können ſchützen,
So bleiben ſie am Boden kläglich ſitzen.

27.

Wie jener Sohn Vulcan's[*], der aus der Erde
Entſprungen ohne mütterliche Müh'n,
Den Pallas durch Aglauren mit Beſchwerde,
Weil die zu neubegierig, ließ erziehn,
Und der, damit kein Fuß geſehen werde,
Im Wagen, ſein Erfinder, ſtets erſchien,
So ſuchten dieſe Drei, in Noth und Schrecken,
Durch Sitzen ihr Geheimſtes zu verſtecken.

28.

Dieß ungeheure, ſchnöde Schauſpiel gibt
Sogleich den beiden hochgeſinnten Frauen
Die Farbe, die man an der Roſe liebt
Zu ſehn in Päſtum's frühlingsgrünen Auen.

---

[*] Erichthonius.

Sora Maria hatte ſchon mehr als Eine Braut geſehen, die bei ihrer Hochzeit weinte wie eine geſchnittene Rebe, und die drei Tage darauf ſang wie eine Cicade. Auch ſtand ihrer Tochter die Bläſſe nicht ſchlecht: niemals war Gigia ihr ſchöner vorgekommen als jetzt eben, da ſie ihr zur Probe den Hochzeitsputz angelegt hatte: das dunkle wollene Kleid, aus deſſen beſatzloſem Ausſchnitte der ſchlanke, zart ins Gelbliche ſchimmernde Hals ſo friſch und voll emporſchaute, und um den Hals das Vezzo, die ſchöne Perlenſchnur, welche den werthvollſten Theil der Mitgiſt ausmachte, und um die feine Hüfte das bunte römiſche Band mit den langen Franſen. Wohl war das Geſicht blaß, aber die langen dunklen Wimpern dünkten der ſtolzen Mutter nur um ſo mehr „wie gemalt", und nun gar der ſilberne Kranz mit den vergoldeten Blumen im Haar — konnte man was Lieblicheres ſchauen? Die Madonna dell' Impruneta iſt nicht ſchöner als du, meine Tochter, ſie verzeihe mir die Läſterung! ſo rief Sora Maria entzückt und zugleich über ſich ſelbſt erſchrocken, als ſie vor der fertiggeſchmückten Tochter ſtand; und nun, Gigia mia, zieh dich aus, — es iſt ſchon zehn Uhr — und geh zu Bett und ſchlaf dich ſatt, denn morgen iſt ein großer Tag, und an welchem du nicht müde ſein darfſt. Sora Maria gab ihrer Tochter zum letzten Mal den doppelten Gutnachtkuß auf die rechte und die linke Wange — morgen küßte ein Anderer das liebe Geſicht — und ging hinaus.

Gigia entkleidete ſich nicht, ſondern ſetzte ſich auf den Rand ihres Bettes. Es war dies das ſchmale Ding, in welchem ſie vor Jahren als kleines Mädchen geſchlafen; denn ihr großes, ganz ebenſo breites wie langes Bett, deſſen Matratze ſie ſelbſt mit wollenen Flicken gefüllt, und deſſen Ueberzüge ſie geſponnen, gewebt und genäht hatte, war bereits in das Haus Agenore's gebracht worden. Viele Stunden ſaß Gigia ſo da, ganz regungslos; nur ein kurzer Schauer ging von Zeit zu Zeit über ihren Körper, und dieſe Schauer folgten ſich häufiger, je näher der Morgen kam. Da plötzlich — von dem über zwei Miglien entfernten Kloſter L'Incontro trug der Oſtwind den Klang der Glocke, welcher die Mönche zur Mette rief, bis hieher, und wie der Ton an Gigia's Ohr ſchlug, ſtand ſie wie erſchrocken auf, ging leiſe zur Thüre, öffnete ſie, ſchlich hinaus, an den Stuben vorüber, wo ihre Mutter und die Brüder ſchliefen, ſchob ſachte, ſachte den Riegel weg, welcher den Hauseingang verſchloß, und eilte mit zwei raſchen Schritten über den Vorplatz hinaus ins Freie. Hier aber blieb ſie ſtehen, als ob ihr etwas einfiele, was ſie nicht bedacht. Ja, ſie hatte geſtern ſagen hören, daß zwei Urballeſer Burſchen die ganze Nacht hindurch drunten an der Landſtraße Wache ſtehen würden, um gleich ein Zeichen zu geben, falls etwas Verdächtiges ſich regte. Denn es hieß, die Valtellaner wollten noch zuletzt die Hochzeit hindern und führten etwas Ungeheuerliches im Schilde, etwas wie einen Ueberfall, eine Brandlegung, eine Brunnenvergiftung.

Zwei Augenblicke ſtand Gigia rathlos, dann kehrte ſie um, aber nicht um wieder ins Haus zu treten, ſondern vom Vorplatz aus ſchwang ſie ſich über die Mauer in den Weinberg und gewann den Pfad, der durch die von Gigia's Brüdern bebauten Ländereien ins Thal fiel. Auf dieſem Pfade eilte ſie hinunter; mehr als einmal ſtieß ſie in der Dunkelheit wider die rebenumrankten Pappelſtämmchen, aber ſie ließ ſich nicht aufhalten. Nun kam ſie der Landſtraße nahe, welche ſie unter allen Umſtänden zu überſchreiten hatte. Wahrſcheinlich war es nicht, daß die ausgeſtellten Wachen ihre Aufmerkſamkeit bis hieher richteten, denn Gigia hatte ſich weit genug links gehalten, daß zwiſchen der Stelle, wo ſie die Straße zu kreuzen gedachte, und dem Orte, wo die beiden Burſchen in der Richtung nach Valtella ausſchauten, ein gehöriges Stück und dazu eine Krümmung der Straße lag. Aber wenn man ſie doch hörte —? Leiſe, leiſe, die Hand auf der klopfenden Bruſt, huſchte ſie über die Straße, dann drüben den Abhang hinunter, zwiſchen den Büſchen des Ginſters und der wilden Roſen ſich durchwindend; jetzt und jetzt wieder ſtrauchelte ſie über die Steine, jetzt mußte ſie ſich an den Zweigen halten und achtete nicht, daß ſie ihr die Hände blutig riſſen, und dabei hörte ihr angſtvolles Herz nicht auf zu ſchlagen, als wollte es zerſpringen. Nun endlich war ſie unten in der Schlucht angelangt, wo der Bach über die Klippen und viele künſtliche Wehre brauſ'te. Glücklicher Weiſe kam ihr der erſte Morgenſchimmer zu Hülfe; ſonſt wäre ſie unfehlbar ausgeglitten auf dem feuchten Pfad, welcher dicht am Saum des tiefgebetteten Baches über den von den Ueberſchwemmungen glattgewaſchenen Felſen hinlief. Dafür aber ängſtigte ſie auch wieder der nahende Tag. In den Gehöften rings auf den Höhen krähten die Hähne; noch eine Stunde, und Alles war wach, und ſie konnte nicht hoffen, daß ſie wieder unbemerkt heimkomme. Sie beſchleunigte ihre Schritte. Jetzt endlich war ſie um den Hügel herum, auf welchem die Kirche von San Giorgio lag; nun eilte ſie wieder bergan, und wieder meinte ſie, das Herz müſſe ihr berſten, bis ſie — die Madonna ſei gelobt! — das Wäldchen erreichte, welches zur Villa La Torre gehörte; das hatte ſie noch zu durchſchreiten, dann war ſie am Ziel. Aufs Neue wanderte ſie im Dunkeln, denn die Steineichen ſtanden hier dicht und zwiſchen ihnen Schlehen und Weißdorn; die Eule, welche in dem ausgebrannten Ziegelofen ſaß, athmete laut und weithin vernehmlich wie um Mitternacht; alle anderen Vögel ſchwiegen noch ſchlafbefangen. Doch wie lange noch, ſo wurde es auch hier in den Büſchen helle! Wie von einem Feinde gejagt, eilte Gigia vorwärts. Nun ſchimmerte es weiß durch die Bäume, nun trat ſie aus dem Waldesdunkel; bloß die lange, mit Roſen und Kirſchlorbeer beſtandene Allee blieb noch zu durcheilen, die geradewegs auf das Thor der Villa zuführte. In den Vorhof eingetreten, hob jedoch Gigia nicht den Klopfer am Thor, ſondern wandte ſich nach rechts dem Hauſe des Verwalters zu und pochte, noch athemlos vom Laufen, an das niedrige Fenſter. Es war nun ſchon der lichte Tag nicht mehr fern; als der Laden geöffnet wurde, ſpiegelte ſich das Morgenroth in den Scheiben.

Die Frau des Verwalters ſtarrte den frühen Beſuch in ſprachloſer Verwunderung an. Gigia warf einen Blick auf ſich ſelbſt und gewahrte ſich im vollen Hochzeitsſtaat. Freilich war er nicht mehr ſo glatt und ſauber, als ihn die Mutter ihr geſtern Abend angelegt hatte. In ihrer Verlegenheit brachte Gigia kein Wort heraus; doch dann erinnerte ſie ſich, daß ſie keinen Augenblick verlieren durfte, und in fliegender Eile fragte ſie: Iſt es wahr, Fattoreſſa, daß der Maſo Rencioni noch bei Euch krank darniederliegt?

Die Verwalterin meinte, keine Antwort ſchuldig zu ſein, ehe ihre eigene gerechte Neugierde Befriedigung erlangt hätte, und fragte ihrerſeits: Seid Ihr verrückt geworden, Figliuola mia?

In ſolcher Weiſe drohte das Geſpräch keinen ſo ſchnellen Fortgang zu nehmen, als das Mädchen wünſchte; zum Glück hatte das Klopfen noch Jemanden im Hauſe geweckt, der ein ſonderlich ſcharfes Gehör dafür hatte, die Stimme Gigia's zu erkennen.

Nein, Gigia, ich bin nicht mehr krank, ſchrie von drinnen Maſo; mit einem Satze war er aus dem Bette, aber nun, mitten in ſeiner Wonne, vermochte er einen Fluch nicht zu unterdrücken, weil er ſeine Jacke nicht gleich fand, und ohne Jacke konnte er ſich doch vor der Geliebten nicht ſehen laſſen. Endlich war er, ſo gut es eben ging, angekleidet; ein tüchtiger Ruck, zu welchem ein neuer Fluch die noch etwas karge Kraft in Stand ſetzte, ſchob den ſchweren Pflock hinweg, womit die Hausthüre verrammelt war, und Maſo ſtürzte heraus.

Per amor di Dio, geh hinein, Maſo! rief das Mädchen angſtvoll.

Der Kopf des Jungen war noch verbunden, und Gigia ſtellte ſich die Wunde unter dem Tuch ſechsmal ſo groß vor, als ſie war.

Hab' ich nun Recht gehabt, Fattoreſſa? ſchrie Maſo triumphirend und ſprang vor Luſt in die Höhe. Sie meinten, du würdeſt den Agenore heirathen, den Lump, den Räuber, den patzigen Bauernkerl.

Maſo, Maſo, willſt du gleich hereinkommen, ſchrie die Verwalterin erſchrocken; ſie erinnerte ſich der ſtrengen Vorſchrift der Padrona. Ihr dürft nicht mit ihm reden, Ihr! rief ſie zornig dem Mädchen zu.

Ein Wort nur laßt mich ihm ſagen, bat Gigia demüthig. Höre Maſo! Du mußt mir verſprechen, vernünftig zu ſein. Damit du mir das verſprecheſt, bin ich hergekommen. Es iſt unnütz, noch weiter an mich zu denken. Heute heirathe ich den Agenore —

Den Agenore? — heute? — rief Maſo und lachte; er fand das gar zu luſtig.

Aber Gigia lachte nicht mit; ſie blieb ſehr ernſt und fuhr fort: Ja, heute, und wir ſehen uns jetzt zum letzten Mal, denn ich will nicht, daß du auch nur einen Schritt nach Urballa thueſt, ſo lange ich noch lebe, und das wird gar nicht lange ſein, denn ich weiß, das Herz ſagt es mir, der Agenore wird mich umbringen — und es iſt unnütz, daß auch du dich von ihm todtſtechen laſſeſt; dein Blut käme am Ende gar auf mich, und ich müßte dafür brennen in der Hölle, und ich wünſche dir doch alles Gute, und daß du die Wunde da bekommen, iſt es meine Schuld, iſt es wirklich meine Schuld, Maſo?

Statt aller Antwort faßte Maſo ſie in ſeine Arme, preßte ſie an ſich und hatte ſie zehnmal auf den Mund geküßt, ehe ſie ihn zurückſtoßen konnte.

Um aller Heiligen willen, Maſo, willſt du, daß ich auch, wenn ich geſtorben bin, elend bleibe und in ewiger Verdammniß ſchmachte? Weh mir! auf Montiſoni läutet's ſchon — Addio, Maſo, denke nicht mehr an mich — es iſt höchſte Zeit, daß ich gehe — —

Es gelang ihr wirklich mit einer heftigen Anſtrengung ſich von ihm loszumachen; aber er ſtürzte ihr nach und erreichte die Davoneilende und packte ſie bei dem Band, das ihr Hochzeitskleid gürtete; ſie rangen mit einander, und die Verzweiflung der Liebe gab ihm größere Stärke als ihr die Verzweiflung der Angſt. Als er ſie widerſtandslos in ſeine Gewalt gegeben ſah, lachte er wieder hell auf: Du haſt's haben wollen, Gigia, daß ich dir die Arme ſo zuſammenſchnürte; nun biſt du matt vor Schmerz und kannſt nicht mehr Oh ſagen; aber du haſt's haben wollen.

Als Gigia wieder zu Athem gelangte, klagte ſie: Nun komme ich zu ſpät, nun wird er mich gleich heute erſtechen, noch ehe wir Mann und Frau ſind. Weh mir, weh mir! Sie brach in krampfhaftes Weinen aus und rief ein über das andere Mal: Mamma mia!

Maſo ſtand ſo rathlos, wie jeder junge Burſche geſtanden haben würde, als er zum erſten Male Zeuge wurde ſolch eines weiblichen Thränenausbruchs, deſſen Wuth ihm nur mit der eines Gewitters in den Hundstagen vergleichbar ſchien. Er wußte nichts Anderes zu ſagen als: Ich begreife nicht, warum du ſo tobſt, Gigia; ſei doch ruhig! Du wirſt ja den Agenore nicht heirathen, ſondern mich, den Maſo!

Niemals! niemals! ſchrie Gigia.

Den möcht' ich ſehen, der das verhindern wollte! Meinſt du, ich fürchte den Agenore? Nicht ſo viel! Maſo machte eine ſehr deutliche Geberde höchſter Geringſchätzung. Ihn nicht ſammt all den Urballeſer Großſprechern.

Mamma mia! er bildet ſich ein, ich dürfe ihn heirathen!

Wozu biſt du denn hieher gekommen, mein holder Schatz, heute in aller Frühe, wenn du mich nicht heirathen willſt? Er faßte zärtlich ihre Hand; ſie ließ es geſchehen, aber ſie ſah ihn nicht an, ſondern ſagte traurig: Wozu ich gekommen bin? Weil ich die ganze Nacht nicht geſchlafen habe, weil ich immerfort dich ſah, wie du in deiner blinden Unvernunft den Agenore gegen dich aufbrachteſt, und wie er dir das Meſſer in die Bruſt ſtieß. Und weil ich nicht verdiene, daß du aus Liebe zu mir ſterbeſt, darum bin ich hergekommen und hab' es dir geſagt, daß du mich vergeſſen mußt. Und ſieh an, was du gethan haſt, — du haſt mich mit Gewalt hier gehalten, und jetzt iſt es ſo ſpät, daß ich nicht mehr ſo ungeſehen heim kann, wie ich ungeſehen gekommen bin. Es iſt gewiß ſchon ſechs Uhr; um ſechs Uhr aber wollte ich in San Giorgio ſein und bei dem Herrn Priore beichten — auch dieſe Sünde, daß ich ſo heimlich hiehergelaufen bin, — und ihm ſagen, daß es ja gewiß Buße genug ſei, den Agenore zu heirathen, der mir ſo zuwider iſt —

Siehſt du, er iſt dir zuwider, mich aber haſt du lieb, Gigia mia.

Nein, ich habe dich nicht lieb, ich habe ein ſtarres Herz, das nicht lieben kann, deine Padrona hat es mir geſagt, und daß ich dich nicht verdiene, und daß ich den Agenore heirathen müſſe.

Das hätte die Padrona geſagt? Nun, möglich iſt es, aber ſo gemeint hat' ſie's nicht. Dazu iſt ſie viel zu gut. O, ich kenne ſie jetzt. Gut iſt ſie, aber auch ſchlau. Die ſagt einem nie, was ſie für einen thun will, und ſie thut's doch, damit man zu der Freude auch die Ueberraſchung habe. Aber ich merkt' es längſt, und mich hat ſie nie irre gemacht. Auch mir wollte ſie einreden, daß ich dich nie haben werde und daß du mir nicht gut ſeiſt und andere ſolche Märchen. Aber keinen Augenblick hat ſie mich irre gemacht — und ſieh, ich wette: auch dies, daß du heute gekommen biſt, hat ſie vorausgewußt, ja, ſie hat es ſo angeſtellt, denn ſie will mir wohl, und ſie weiß, daß ich ohne dich nicht ſo viel werth wäre als ein Olivenbaum, auf den der Froſt gefallen iſt.

Gigia ſah vor ſich hin und ſchüttelte den Kopf. Es wollte ihr, ſo zuverſichtlich auch Maſo ſprach, nicht einleuchten, daß ſie in Wahrheit nur darum von Hauſe fortgelaufen und hieher gekommen ſei, weil die Signora haben wolle, daß ſie Maſo's Frau werde. Indeſſen, nun ſtand kein Rückweg mehr offen — in Urballa mußte ihre Abweſenheit jetzt kund geworden ſein — und weil es keine andere Rettung für ſie gab, als wenn Maſo recht hätte, ſo flüſterte ſie mit einem tiefen Seufzer: Die Madonna gebe, daß es ſo iſt!

Als die Verwalterin ſah, daß ſie das Geſpräch der Beiden nicht unterbrechen könne, war ſie, um ſich von aller Verantwortlichkeit zu befreien, hinüber nach der Villa geeilt; ſie kannte ihren Padrone als einen Frühaufſteher, den man zwiſchen fünf und ſechs nicht mehr ſtörte; wirklich traf ſie ihn in ſeinem Arbeitscabinet und erzählte ihm, draußen ſtehe die Gigia Landi im Hochzeitskleid, und der Maſo ſei nicht am Reden mit ihr zu hindern geweſen.

Der Signor Baldo ſchaute ernſthaft drein. Er bedachte ſich und meinte, nun habe Gigia auch die Heirath mit Agenore unwiderruflich verſcherzt, und ſie ſei

Das Fräulein von Dordona muß betrübt
Ullanien bei dieſen Armen ſchauen,
Ullanien, die nach dem Frankenland
Von der verlornen Inſel ward geſandt.

29.

Und ſie erkennt die zweit' und dritte Schöne,
Die ſie vordem zur erſten ſah geſellt;
Doch richtet ſie die Worte ganz an jene,
Die ſie am höchſten von den Dreien hält,
Und fragt, wer jede Sitte ſo verhöhne,
Und wer ſo ſchändlich ſei in aller Welt,
Der fremdem Blick die Heimlichkeit entdecke,
Die doch Natur mit allem Fleiß verſtecke.

30.

Ullania, die nicht nur an den Zeichen
Das Fräulein, auch am Tone gleich erkannt
Für jene, die die Drei aus Nordens Reichen
Vor wenig Tagen von dem Roß gerannt,
Erzählt, daß roh und grauſam ohne Gleichen
Ein Volk, das eine nahe Burg bemannt,
Von dem ſie Schläg' und andern Schimpf erlitten,
Die Kleider ihnen höhniſch abgeſchnitten.

31.

Sie wiſſe von dem Schilde nichts zu ſagen,
Noch von den Kön'gen, die ſo weit herein
Mit ihr gezogen, ob man ſie erſchlagen,
Ob ſie gefangen auf dem Schloſſe ſei'n.
Zwar könne ſie das Gehen kaum ertragen,
Doch ſei ſie auf dem Weg mit dieſen Zwei'n,
Um dieſen Schimpf dem Kaiſer zu verkünden,
In Hoffnung, Schutz und Recht bei ihm zu finden.

doch eine heilloſe Dirne und — Er brach ab, ging hinüber und weckte ſeine Frau; er wußte, ſie liebte es nicht, daß man ſie ſchlafen ließ, wenn große Nachrichten ihrer harrten.

Kaum daß Donna Erſilia den Bericht ihres Mannes vernommen hatte, ſo ſtand ſie gleich auf und gab Befehl, Maſo und Gigia in den Salotto zu führen.

Gigia trat zitternd ein; die Erinnerung an die grünen Wände und die gemalte Decke des Zimmers war ebenſo lebhaft in ihr zurückgeblieben, wie der Ton der zürnenden Reden, die ſie hier hatte hören müſſen; ja, die beiden Eindrücke wären in ihrem Geiſte auch jetzt noch ſo engverbunden, daß, als ſie ſich innerhalb derſelben grünen Wände ſah, ſie nichts Anderes denken konnte, als daß ſie hier aufs Neue ſtrafende, verdammende Worte zu vernehmen habe. Maſo's fröhliches Vertrauen heiterte ſie nicht im Geringſten auf. Und als nun Donna Erſilia erſchien und in der That mit ſehr unwilliger Stimme fragte: Was ſoll das heißen? da warf ſich das Mädchen vor ihr nieder und brach in neue Thränen aus und rief: Verzeihung, Signora Illuſtriſſima, ich ſchwöre, ich bin nur hieher gekommen, um dem Maſo zu ſagen, daß er ſich um meinetwillen nicht in Tod und Unglück rennen dürfe.

Donna Erſilia bedurfte keine weiteren Erklärungen; es gab Dinge, zu deren Verſtändniß mancher Andere wer weiß wie lange gebraucht hätte, und die ſich ihr raſch wie der Blitz enthüllten. Vielleicht war es das bloße Zittern in Gigia's Stimme, das ſie überzeugte. Und wie rührend ſchön ſah die Arme aus, da ſie vor ihr lag in ihrem halbverdorbenen Putze und ihr die heißen Thränen ſo unaufhaltſam aus den Augen ſtürzten.

Maſo ſah das befriedigte Lächeln im Geſichte ſeiner Padrona und rief: Sie will nicht glauben, die Sonderbare, daß Eure Signoria uns den Tiſch ſo ſchön gedeckt hät!

Donna Erſilia ſuchte den ſeligen Jungen nicht von ſeiner Auffaſſung der Ereigniſſe abzubringen. Vielmehr ſagte ſie zu dem Mädchen: Nun ja, es iſt gut, ſteh auf. Hätteſt du gleich Anfangs mich in der rechten Weiſe angeſprochen, ſo würd' ich dir all die Noth und Verwirrung erſpart haben.

O Illuſtriſſima, rief Gigia und ſeufzte auf, aber vor Freude, weil die Signora ihr ſo freundlich zulächelte, da ſehe ich wieder einmal, wie wahr es iſt, daß man nicht eher an den Heiligen glaubt, als bis er das Wunder gethan hat.

Dieſe Antwort gewann ihr vollends die Gunſt der Signora, welche bei ſich dachte: Gut! gut! des Glaubens ſollen ſie bleiben, daß ich ihr Schickſal ſo wohl gewendet habe: dann werde ich auch ferner Einfluß üben auf ihre Gemüther und ſie in der Liebe zu einander erhalten können.

Donna Erſilia verordnete, daß Maſo, der jetzt geſund ſei, heim nach Valtella in das elterliche Haus kehre, Gigia aber an ſeiner Statt bei den Verwaltersleuten bleibe. Denn nach Urballa konnte Gigia jetzt nicht zurück. Erſt mußte noch ein anderes Wunder vollbracht, erſt mußten die Urballeſen damit verſöhnt werden, daß Gigia nun doch den Ausländer Maſo heirathete. Wie es ſich anſtellen ließe, daß der Hader zwiſchen Valtella und Urballa in einem unverbrüchlichen Friedensſchluß ſein Ende fände, das war nun Donna Erſilia's vornehmſter Gedanke; ſie mußte die Angſt los werden, daß Maſo für ſein Liebesglück noch theuer zu zahlen haben möchte. Aber ſelbſt ihr erfinderiſcher Geiſt und ihr ausdauernder Eifer ſchienen ſcheitern zu ſollen an dieſer ſchwierigſten aller Unternehmungen: zwei Nachbarvölker zu verſöhnen, welche zu der alten Erbſchaft verhärteten Grolles und ſorglich angeſammelter Eiferſucht neue Beleidigung und neue Rache gefügt haben. Vergebens ſchrieb ſie Briefe an die vornehmſten Grundbeſitzer in den zwei Gemarkungen, damit dieſelben ihren Colonen ſtrengſtens jede Gewaltthat unterſagten. Vergebens hielt auf ihre Eingebung der Priore eine gar ſchöne Predigt über den Text: „Wer mit ſeinem Bruder zürnet, der iſt des Gerichtes ſchuldig.“ Die Urballeſer Burſchen verließen San Giorgio ſehr gerührt, aber ſie waren noch keine hundert Schritte von der Kirche entfernt, ſo zog Viſtino ein Meſſer heraus und rief: Ach, daß ich jetzt ſolch einen Racker von Valtellaner hier hätte; wie wollt' ich ihm den ſtruppigen Bart raſiren! Und ſelbſt der ſanfte Angelo, der die allzu ernſthaften Meſſerſtiche nicht leiden mochte, ſprach die Anſicht aus: einen Feind durchzuprügeln am Sonntag, wenn die Arme von ſonſt keiner Arbeit müde ſind, es gehe doch nichts darüber!

Die Lage wurde immer bedenklicher, die Stimmung immer erregter; bei ſolcher Gewitterſchwüle mußte die Entladung bald erfolgen. Am letzten Sonntag vor dem Beginn der Adventszeit ſollte Maſo's Hochzeit ſein, und allgemein nahm man an, es werde an dem Tage die längſt erwartete Schlacht geſchlagen werden. Zwar die Valtellaner verſicherten, den Frieden nicht ſtören, bloß ſich vertheidigen zu wollen, wenn ſie angegriffen würden. Die Verſicherung war wohl glaublich; ſeitdem es feſtſtand, daß das ſchönſte Mädchen von Urballa die Frau eines Valtellaners werde, hatten die Mitbürger des glücklichen Bräutigams ein gewaltiges Guthaben voraus in der nie ſchließenden Rechnung mit ihren Nachbarn und konnten ſich gedulden. Dafür waren die Urballeſen um ſo aufgebrachter; der Schimpf, welchen ſie in einem ihrer Beſten, in Agenore, erlitten hatten, mußte gerächt werden — und welche Rache hätte ihn genügend vergolten?

Auch dem Priore bereitete die Erbitterung ſeiner Pfarrkinder ſchwere Sorge; er hegte den Wunſch, daß Gigia's Trauung durch ihn in San Giorgio geſchehe, wie von Anfang an beſtimmt geweſen. Weil ſie nun nicht mehr den Agenore, ſondern den Maſo heirathete, war das ein Grund, daß ſein Amtsbruder von Valtella den

Segen über ſie ſpreche? Nicht daß es ihm um die Stolgebühr zu thun geweſen wäre; aber dem Valtellaner Amtsbruder, dem heimlichen Jeſuiten, gönnte er, der liberale Prieſter, der Anhänger des Biſchofs Ricci von Piſtoia, nun einmal nicht mehr Gutes, als durch die Pflicht der chriſtlichen Liebe geboten war. Allein wenn es nicht rathſam erſchien, die Trauung in San Giorgio vorzunehmen, weil die Urballeſen ſie zu ſtören, wohl gar die heilige Stätte durch Gewaltthat zu entweihen drohten? Der Priore ſann und ſann — und richtig, es kam ihm ein Gedanke, ein ſo einleuchtender Gedanke, daß er ſich wunderte, wie ihm der nicht ſchon längſt gekommen war.

Er ging mit Donna Erſilia auf dem Raſenplatz vor der Villa auf und ab; zum Daſitzen war's nun nicht mehr warm genug: vielmehr gab er Acht, ſich die ſchwarzen Strümpfe nicht im feuchten Graſe zu netzen, und dachte bei ſich: Die Geſundheit dieſer trefflichen Dame muß man haben und von Huſten und Schnupfen nichts wiſſen. Signora mia, ſagte er und ſchaute munter aus ſeinen kleinen graublauen Augen, wem's gelungen iſt, das Herz Gigia's zu erweichen, der wird auch fertig mit der Verſtocktheit meiner anderen ſtörrigen Schafe, der ſollte auch den Burſchen von Urballa eine Rede halten. Da würden die etwas Andres zu hören bekommen, als ſo eine Predigt ihres alten Priore.

Zu ſeinem Bedauern ging die Signora auf ſeine

Bitte nicht ein. Er wunderte ſich, weil er wußte, wie gern und gut ſie ſprach; er bedachte nicht, daß ſie, eben weil ſie gut ſprach, ſich nicht an ſo völlig unberechenbare Hörer wenden mochte, wie die Burſchen von Urballa. Gleich allen großen Rednern liebte Donna Erſilia, ihres Erfolges im Voraus ſicher zu ſein.

Allein der Priore gab ſeinen Plan nicht auf, und da er nicht nur ein milder Prieſter, ſondern auch ein ſchalkhafter Toscaner war, der zur Erreichung eines guten Zweckes eine kleine Liſt nicht verſchmähte, ſo wußte er es ſchlau anzuſtellen, daß Donna Erſilia ihm den Willen thun mußte. Mit der harmloſeſten Miene bat er ſie, ſie möchte am nächſten Sonntag nach der Meſſe ihm die Ehre ihres Beſuchs in der Prioria gewähren; ſein Vetter, der Caplan der italieniſchen Capelle in Marſeille, habe ihm ein wundervolles Geſchenk geſendet, das er ihr zeigen müſſe: ein Tintenfaß, welches, ohne daß man je neue Tinte hineinzuſchütten brauche, unerſchöpflich ſei wie der Oelkrug der Wittwe im ſiebzehnten Kapitel des erſten Buchs der Könige. Donna Erſilia konnte ein ſo merkwürdiges und nützliches Ding wie dieſes Tintenfaß nicht unbeſichtigt laſſen. Sie ſtattete dem Priore den erbetenen Beſuch ab; aber ſiehe da: während ſie eben, um die Beſchaffenheit der unerſchöpflichen Tinte zu prüfen, einen Brief ſchrieb, ging die Thüre auf, und es traten nicht weniger als einundzwanzig Burſchen von Urballa ein. Sie ſtellten ſich vor dem Tiſche, an welchem die Signora ſchrieb, in einem Halbkreiſe auf. Donna Erſilia blickte verwundert den Priore an; der aber ſagte: Es heißt, daß ein Tropfen Honig ein Meer voll Galle läutere, und da von den Lippen Eurer Signoria die Worte wie Honig träufeln, ſo möchte ich Sie bitten, dieſen wackeren und hochgeſinnten Burſchen meiner Gemeinde Urballa zu ſagen, wie wenig Eure Signoria es ihrer für würdig hält, daß ſie mit ihren Nachbarn von Valtella in Unfrieden leben. Donna Erſilia drohte dem Priore mit dem Finger, als wollte ſie ſagen: Ei, ei, Priore mio, einmal dient es Euch, meine Rede mit dem Brauſen des Sturmes, ein andermal mit dem Träufeln des Honigs zu vergleichen; zur Strafe ſollte ich Euch beweiſen, daß mein Mund auch ſchwirrende Pfeile verſenden kann, die ihr Ziel nicht verfehlen; — allein man durfte doch den Burſchen da nicht das Schauſpiel eines Zwiſtes mit ihrem geiſtlichen Führer geben, und da ſie nun einmal durch die Liſt des Priore in dieſe Falle gelockt worden war, ſo blieb nichts übrig, als ſich mit Würde herauszuziehen; Verlegenheit kannte ſie nicht, und ohne ſich zu beſinnen, hob ſie an: Ihr wiſſet, meine Freunde, daß ich mich glücklich ſchätze, eure Mitbürgerin zu ſein. Denn die bin ich, da die meiſten unſerer Ländereien und zumal die beſten unſerer Weinberge zu der Gemarkung von Urballa gehören. Die Villa aber ſteht auf Valtellaner Grund und Boden, und darum bin ich auch eine Bürgerin von Valtella, und nun frage ich euch, ob mein Herz nicht weinen muß ob des Unfriedens, der zwiſchen meinen Mitbürgern von Valtella und meinen Mitbürgern von Urballa herrſcht. Ich kann es nicht hindern, daß ich zugleich euch liebe und die Valtellaner; denn ich kenne euch beide und weiß, daß ihr, wie der Signor Priore geſagt hat, wacker und hochgeſinnt ſeid, aber die von Valtella ſind es ebenſo wie ihr —

Das leugne ich," ſchrie Agenore, die Valtellaner ſind feige Memmen.

Willſt du wohl ſchweigen, Flegel, rief es von allen Seiten. Iſt das eine Art, ſolch eine Signora zu unterbrechen? — Eure Signoria erweiſe uns die Ehre, fortzufahren!

Ich danke euch. Weil ihr denn wollt, daß ich weiter rede, ſo erlaubt mir, euch offen zu ſagen, daß dieſe lange Feindſchaft euch nicht zur Zierde gereicht. Alles auf dieſer Erde wird alt und ſtirbt: Menſch und Thier, Baum und Strauch. Nur euer Haß hat noch Milchzähne und iſt doch älter als irgend ein Menſch oder ein Baum in dieſen beiden Gemarkungen. Dünkt euch das recht? Giebt es kein Mittel, dieſer häßlichen Zwietracht ein Ziel zu ſetzen? Doch, es giebt eines: ich bin hieher gekommen, um Namens meiner Mitbürger von Valtella zu verſprechen, daß ſie fortan allen Groll fahren laſſen und Frieden und Freundſchaft mit euch halten werden; wolltet ihr nun mir, die ich ja auch eure Mitbürgerin bin, das Unrecht anthun, daß ihr euch weigert, wenn ich euch bitte, gleichfalls eurem

Zorn zu entſagen und feierlich hier vor dem Signor Priore und mir Frieden zu geloben?

Einige Burſchen nickten und murmelten etwas, das ſanft und verſöhnlich klang; die Meiſten aber ſchüttelten die Köpfe, und Biſtino drückte die Meinung dieſer Mehrheit aus, indem er ſagte: Die Valtellaner haben gut Friede und Freundſchaft verſprechen: wer die Ohrfeige gegeben hat, vergißt ſie, aber nicht, wer ſie bekommen hat.

Auch wir verſprechen, Frieden zu halten, rief Agenore, wenn Eure Signoria ihrem Colonen Maſo verbietet, die Gigia Landi zu heirathen.

Ja, ja, riefen die Burſchen im Chor, ſo ſoll es ſein: wenn Eure Signoria die Heirath verbieten will, wollen wir Frieden halten.

Dieſes Ergebniß ihrer Beredſamkeit hatte nun freilich Donna Erſilia nicht gewünſcht; aber ſie ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen und ſagte: Gut! wenn ihr mich von euren Gründen gegen dieſe Heirath überzeugt, ſo ſoll ſie nicht ſtattfinden; redet!

Der ſanfte Angelo ergriff das Wort: Eure Signoria kennt ohne Zweifel den Spruch:

Die Ochſen und die Frau
Aus deinem eignen Gau!

Wir wollen unſre Mädchen für uns behalten. Die Ruballeſin für den Ruballeſen, die Valtellanerin für den Valtellaner. Maſo ſuche in ſeinem Vaterland Valtella!

Was Urballa! was Valtella! rief Donna Erſilia mit tönender Stimme, indem ſie aufſtand und den Burſchen näher trat. Wiſſet ihr noch nicht, daß euer Vaterland Italien heißt? Gott ſei Dank, die Zeit iſt vorüber, die troſtloſe, da der Italiener kein Vaterland hatte, da Italien dem Fremden gehörte, weil ſeine Söhne, ſtatt zuſammenzuſtehen gegen ihn, einander in blutiger Zwietracht zerfleiſchten. Jetzt endlich hat die lange Noth ihr Ende gefunden, die italieniſche Familie iſt wieder einig, und weil ſie wieder einig iſt, iſt ſie frei und groß. Aber ihr, ſchämt ihr euch nicht, ihr habt den Muth, euch allein ausſchließen zu wollen, ihr paar Urballeſen? Urballa! wer hat je draußen in der Welt von Urballa gehört? Aber bis zu den fernſten Heidenvölkern iſt die Kunde gedrungen von dem einigen Italien. Es giebt keinen Fremden mehr, der es nicht als eine Gnade Gottes anſähe, wenn er als Italiener hätte zur Welt kommen dürfen. Fragt doch einen Fremden, ob er Luſt trage, ein Urballeſe zu werden. Und ich ſelbſt, ich nehme mein Wort zurück: nein, ich bin eure Mitbürgerin nicht, — eine Italienerin bin ich und keine Urballeſin!

Aber auch keine Valtellanerin? fragte einer der Burſchen, während die übrigen in ſchweigender Zerknirſchung ſtanden.

Auch keine Valtellanerin.

Wir ſind gleichfalls Italiener — ja, wir ſind auch Italiener, ſchrie es von allen Seiten.

Gut, ſo beweiſ't es, indem ihr, ſtatt zu grollen,

32.

Dem Ritter und den beiden Kriegerinnen,
So mild als kühn und hurtig zum Entſchluß,
Trübt dieſes grauſam ſchmähliche Beginnen
Den heitern Blick mit heftigem Verdruß,
So daß ſie auf ihr eignes Thun nicht ſinnen,
Und ohne daß die Fremde bitten muß,
Den Frevlern den verdienten Lohn zu ſenden,
Sich augenblicks nach jenem Schloſſe wenden.

33.

Gutmüthig hatten ſie in großer Eile
Zugleich die Oberkleider los gemacht;
Als Hülle für die minder ehrbarn Theile
Der Armen ſchien genügend dieſe Tracht.
Ullania ſoll nicht ſo manche Meile
Zurückgehn, die ihr Fuß ſie hergebracht;
Sie ſoll auf Bradamantens Rößlein wandern;
Die beiden Freunde nehmen die zwei andern.

34.

Ullania zeigt den nächſten Weg zum Schloſſe
Dem edlen Fräulein, das ſie mit ſich nimmt,
Sie tröſtet, und dem ſittenloſen Troſſe
Die vollſte Rache für die That beſtimmt.
Man läßt das Thal, und langſam führt die Roſſe
Ein Pfad den Berg hinan, lang und gekrümmt;
Und ohne Raſt wird immer fortgezogen,
Bis daß die Sonne raſtet in den Wogen.

35.

Ein Dorf, auf eines kahlen Hügels Rücken,
Der ſteil herabſtürzt, treffen ſie dort an,
Wo ſie mit Ruh' und Speiſe ſich erquicken,
So gut's an ſolchem Ort geſchehen kann.

vielmehr frohlocket über die Heirath des Italieners Maſo mit der Italienerin Gigia! Denn ich ſage euch, dieſe Heirath iſt nichts Anderes als ein Band mehr um die wiederzuſammengefügten Glieder Italiens! und Agenore, der — ich ſehe es ihm an — jetzt gern auf Gigia verzichtet, zeigt ſich dadurch würdig, zu den Tauſenden und Abertauſenden gezählt zu werden, welche Gut und Blut für das Vaterland dahingegeben haben!

Die Hochzeit wird nicht geſtört werden, ich wette, ſagte der Priore ſehr vergnügt, ſobald die Burſchen nach einem begeiſterten Evviva auf Italien und auf Donna Erſilia gegangen waren.

So groß aber die Befriedigung Donna Erſilia's war, — als am Hochzeismorgen die Brautleute in der Villa erſchienen, um der Padrona die Hand zu küſſen, konnte ſie nicht umhin, zu Gigia wieder in mild verweiſendem Ton zu ſagen: Sieh zu, meine Tochter, fortan nicht wieder in Trägheit und Gleichgültigkeit zu verfallen. Und wenn dich etwas bedrückt, ſo giebſt du dir die Mühe, zu mir zu kommen. Willſt du das?

Die Signora Illuſtriſſima habe keine Angſt, verſetzte Gigia, und mit einem Blick nach Maſo hin: wer Liebe in der Bruſt fühlt, fühlt die Sporen in der Seite. Ja, ſetzte ſie lächelnd hinzu, die Sporen haben mir dies mein Hochzeitskleid zerriſſen; ſeinen Glanz hat es in den Weinbergen und drunten am Bach gelaſſen, als ich in der Nacht hieher lief.

Beruhige dich, mein Kind: am meiſten glänzt, wer am meiſten glüht.

Der deutſche Doctor war gerade wieder auf der Villa zu Beſuch, als die Hochzeit ſtattfand. Und obwohl ein Ketzer, ging er diesmal mit in die Kirche hinein und hörte die Trauungsrede des Priore. Einige Tage ſpäter ſchrieb er in einem Brief an einen deutſchen Freund unter Anderem auch dieſe Worte: „In meiner Arbeit über die hiſtoriſche Entwicklung des italieniſchen Volkscharakters iſt eine für mich ſehr bedauerliche Stockung eingetreten. Ich ging, wie du weißt, davon aus, daß Leidenſchaftlichkeit des Empfindens, Schlaffheit im Handeln die Grundzüge dieſes Charakters bilden. Allein zwei Frauentypen, die ich von Nahem zu ſtudiren die Gelegenheit hatte, haben mich einigermaßen irre gemacht: zwei Typen, deren einer ganz Thätigkeit, deren anderer Abweſenheit aller Leidenſchaft iſt. So lange es mir nicht gelungen ſein wird, das Geſetz, welches dieſe Ausnahmen erklärt, deutlich zu erkennen, wird meine Unterſuchung nicht vom Flecke kommen. Was meinſt du? ob ich hier wohl dem großen Probleme der Einwirkung des longobardiſchen Elementes auf das römiſche Volksthum etwas näher rücke?“

# Deutſcher Novellenſchatz.

Vierte Serie.

Sechster Band.

(Der ganzen Reihe vierundzwanzigſter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

Vierte Serie.

Sechster Band.

(Der ganzen Reihe vierundzwanzigſter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite

**Ein adeliges Fräulein.** Von Hieronymus Lorm . 1

**Die Judenbuche.** Von Annette Freiin von Droſte-Hülshoff . . . . . . . . . . . . . . 51

**Saat und Ernte.** Von Franz W. Ziegler . . . . 129

**Don Juan von Kolomea.** Von Leopold Sacher Maſoch 197

# Ein adeliges Fräulein.

Von Hieronymus Lorm
(Heinrich Landesmann).

Deutſches Künſtleralbum für 1867, redigirt von W. Müller
von Königswinter. Düſſeldorf, Breidenbach u. Comp.

Sie ſchau'n ſich um; da zeigt ſich ihren Blicken
Ein Heer von Weibern, und kein einz'ger Mann.
Es laſſen Junge ſich und Alte ſchauen;
Der ganze Flecken iſt bewohnt von Frauen.

36.

Nein, wahrlich, größer war das Staunen nicht,
Das Jaſon und die Argonauten fühlten
Ob jener Frauen, die ein Blutgericht
Mit Männern, Söhnen, Vätern, Brüdern hielten,
So daß kein einzigs Männerangeſicht
Sie in ganz Lemnos mehr zu ſehn erhielten,
Als Rüd'ger hier, und wer mit Rüd'gern iſt,
Voll Staunen dieſe Schaar von Weibern mißt.

37.

Auf das Geheiß der beiden Kriegerinnen
Wird gleich Ullania ſammt jenen zwei'n
Verſehn mit Kleidern, nicht vom feinſten Linnen,
Allein vollſtändig mindeſtens und rein.
Der Ritter ruft von den Bewohnerinnen
Des Dorfes eine drauf zu ſich herein,
Und fragt, wo aber ihre Männer wären?
Und die erwiedert ihm auf ſein Begehren:

38.

Was euch vielleicht mag wunderlich erſcheinen,
So viele Frau'n zu ſehen ohne Mann,
Das müſſen wir als unleidſam beweinen,
Die wir hier elend ſind im härtſten Bann;
Ja, um die Qualen alle zu vereinen,
So hat uns unſer grauſamer Tyrann
Von allem, was die Menſchen innig lieben,
Von Vätern, Söhnen, Gatten weggetrieben.

Heinrich Landesmann, am 9. Auguſt 1821 zu Nikolsburg in Mähren geboren, erhielt, da er ſchon als Kind ſehr kränklich war, bis zu ſeinem 12$^{\text{ten}}$ Jahre Unterricht im Hauſe ſeines Vaters, eines angeſehenen Wiener Kaufmannes, und mußte dann den Beſuch der polytechniſchen Schule ſchon nach einem Jahre wieder aufgeben, da er von einer Lähmung befallen wurde. In ſeinem 15$^{\text{ten}}$ Jahre verlor er das Gehör und zum Theil auch das Sehvermögen, was ihn nicht abhielt, mit verdoppelter Energie, nun ganz auf ſeine eigenen Studien angewieſen, an ſeiner geiſtigen Ausbildung fortzuarbeiten. Er verließ Oeſterreich, da er ſich mit der Cenſur und dem Metternich'ſchen Syſtem nicht zu vertragen vermochte, und ſiedelte 1845 nach Berlin über, wo er ſeine journaliſtiſchen Arbeiten fortſetzte und ſeine poetiſchen Erſtlinge herausgab. (Wien's Poetiſche Schwingen und Federn. Leipzig, 1846. — Das literariſche Dachſtübchen, 1847. — Gräfenberger Aquarelle. 1848, Berlin). Im April 1848 kehrte er nach Wien zurück und widmete ſeine Thätigkeit vornehmlich dem Feuilleton der Wiener Zeitung. Daneben erſchienen von novelliſtiſchen Arbeiten: Am Kamin. Erzählungen. 2 Bände. (Berlin, 1852.) — Erzählungen der Heimgekehrten. (Prag, 1858.) — Intimes Leben. (Prag 1859.) — Novellen. 2 Bände. (Wien, 1864.) — Gabriel Selmar, ein Roman (Wien, 1863, 3. Auflage, ſchon im Jahre 1855 geſchrieben und zuerſt unter dem Titel: „Ein Zögling des Jahres 1848" veröffentlicht). Außerdem Dramatiſches, Lyriſches, Epigrammatiſches, in Journalen und bei verſchiedenen Verlegern.

Es iſt hier nicht unſere Aufgabe, Hieronymus Lorm's dichteriſche Beſtrebungen im Ganzen zu charakteriſiren, die Summe Deſſen zu ziehen, was er im Kampfe mit einem ausgeſucht harten Schickſal aus ſich gemacht hat. Wir haben es hier nur mit dem Novelliſten zu thun und werden es leicht erklärlich finden, daß ſich in dieſem unter ſo ungewöhnlichen Verhältniſſen ein Ueberſchuß der geiſtigen Intention über die ſinnliche Kraft, ein Uebergewicht des Denkers über den Dichter ausbilden mußte, da dem ſchwer Heimgeſuchten das Leben mehr durch Reflexion und innere Anſchauung nahe trat, als durch den friſchen, unmittelbaren Blick in die bewegte Welt. Seine Novellen ſind faſt immer in pſychologiſcher Hinſicht bedeutender, als in künſtleriſcher; weit geringere Talente, wenn ſie nur die Naivetät ihrer Phantaſie walten laſſen, bringen es oft zu größerer Anſchaulichkeit und Unmittelbarkeit der Illuſion, als ein geiſtreicher Denker, dem alle Symbolik des einzelnen Falles, alle ſittlichen und geiſtigen Beziehungen jedes Ereigniſſes beſtändig gegenwärtig ſind. Mehrfach aber iſt es Lorm geglückt, Probleme zu finden, wo ſeine feuilletoniſtiſch ſchweifende, grübleriſche, oft allzu ſpitzfindige Darſtellungsweiſe dem Thema gemäßer iſt, oder, wie in der von uns mitgetheilten Erzählung, einen echt novelliſtiſchen Griff zu thun, einen Colliſionsfall zu finden, der die Menſchennatur von einer ungewöhnlichen und doch bedeutſamen Seite offenbart und den Leſer zu nachdenklichem Mitgefühl anregt.

## I.

Seit Jahren liebte ich es, zur Weihnachtszeit die große Stadt trotz ihrer verlockenden Beſcherungen zu verlaſſen, um die landſchaftliche Natur in ihrem tiefen Winterfrieden zu beſuchen. Wird den Kindern der holde Wahn vorgeſpiegelt, Chriſtkindlein würde ihnen in der geheimnißvollen Nacht ſeine Gaben zwiſchen die Fenſter legen, — wer um dieſe Zeit ſich zu ſeinem Vergnügen auf das Land begiebt, der ſpäht ernſthaft nach den Gaben, welche thatſächlich von oben kommen. Ich, auf dem Lande geboren, habe ſtets ein Heimweh nach ihm behalten, welches mich am öfteſten im Winter, inmitten der glänzendſten Geſellſchaft überfällt. Es iſt mir dann keineswegs darum zu thun, mein Geburtsdorf wiederzuſehen, ſondern nur darum, überhaupt auf das Land zu kommen. Die Weihnachtszeit giebt dazu freie Tage; ich forſche dann gerne nach den Stimmungen und Hoff=

nungen des Landmannes, in welchen die beſten Freuden des nächſten Jahres eingeſchloſſen liegen, ich laſſe mir ſagen, ob der Schnee der weißen Weihnachten von der Art iſt, um das Verſprechen grüner Oſtern auch wirklich zu halten. Endlich ſind die Gebräuche, mit welchen die Weihnacht in manchen Bauernſtuben gefeiert wird, auch nicht zu unterſchätzen; um die von kunſtloſer Hand angefertigten, ganz von traulichem Moos umgebenen „Krippen“ ſammeln ſich Kinder, welche dann mit dem Oechslein oder Eſelein an der Bruſt glücklicher zu Bette gehen, als die meiſten Stadtkinder, nachdem ſie den Crinolinen-Umfang ihrer neuen Puppen geprüft haben.

Dieſes Jahr iſt das erſte, in welchem ich mich zu alt fühle, um es noch einmal mit Schnee und Froſt aufzunehmen. Es iſt freilich auch das erſte meiner Penſionirung, und wie das Amt den Verſtand, ſo zieht die Penſionirung das Alter nach ſich. Wer nicht penſionirt wurde, weil er zu alt iſt, der wird ſicherlich alt werden, weil er penſionirt wurde. Nie durch Weib und Kind beglückt, nun auch zum erſtenmale eines Vergnügens meiner kräftigeren Jahre beraubt, bleibt mir in meiner Einſamkeit nichts übrig, als mir ſtill und allein den Weihnachtsbaum des Alters anzuzünden.

Das iſt natürlich der Baum der Einbildungskraft, über und über behängt mit Erinnerungen, worunter manches Spielzeug, nach welchem man aber einſt ungemein ernſthaft die Hände ausgeſtreckt hat. Indem ich mich jedoch des Ausdrucks „Weihnachtsbaum des Alters“

bediene, iſt er auch ſchon angezündet. Denn er ſtammt aus dem Munde einer Perſon, die zu meinen liebſten, und deren Begegnung mit mir zu meinen merkwürdigſten Erinnerungen gehört.

Zu einem meiner Weihnachts-Ausflüge vor vielen Jahren wählte ich nämlich eine Gegend im ſüdlichen Theil des Landes, nicht weil ſie mir anmuthiger als eine andere erſchienen wäre, — die Jahreszeit gleicht ſolche Unterſchiede aus — ſondern um vielleicht meinem fürſtlichen Gebieter einen großen Dienſt leiſten zu können. Es befand ſich dort in der Nähe eines Gebirgsdorfes ein Herrenhaus, welches einer Freifrau von Börte gehörte und von ihr ununterbrochen bewohnt wurde, und in dieſem Schloſſe ein Bild, welches mein Fürſt, weil es aus franzöſiſcher Schule war, aus der er am liebſten ſammelte, gar zu gerne beſeſſen hätte, wie er einſt in meiner Gegenwart äußerte, wenn nur an die wunderliche Frau heranzukommen geweſen wäre, geſchweige denn, daß man ihr ein Angebot hätte machen können auf einen Gegenſtand, von dem man wußte, daß ſie ihn zu ihren unveräußerlichen Beſitzthümern zählte.

Feſt, aber tief verſchwiegen faßte ich den Vorſatz, einen Verſuch zu machen. Dadurch bekam die Art von unwiſſenſchaftlicher Naturforſchung, zu der ich jährlich den Weihnachtsurlaub benützte, einen abenteuerlichen Beigeſchmack, der jedoch mein Reiſebehagen weder durch Furcht noch durch Hoffnung ſtörte. Zu letzterer war kein Grund vorhanden, und da Niemand um mein Vorhaben, bezüglich der Freifrau von Börke, wußte, ſo ſetzte ich mich auch keiner Beſchämung aus, wenn es mißlang. Der Plan diente alſo nur dazu, meinen winterlichen Spaziergang noch durch den Reiz der Phantaſie zu würzen.

Es ging ein tüchtiger Sturmwind, als ich in der dritten Woche des Decembers dem Gemeindewirthshaus des Gebirges zuſteuerte. Es war in dieſem Winter noch wenig Schnee gefallen, ſonſt hätte ich auch ſchwerlich ſo bequem bis zu dem hochgelegenen Orte vordringen können. Allein an dieſem Tage verſuchte der Wind vergebens, wie es ſchien, dichte, graue Schneewolken auseinanderzujagen. Er hinderte ſie nur im Verein mit der Kälte, ihre Flocken fallen zu laſſen.

## II.

Wer kein Neuling iſt in den Dörfern, weiß auch in einer ihm noch neuen Gegend bald, was er zu thun hat, damit ſein Erſcheinen in ſtädtiſchem Gewand und zu einer Zeit des allſeitigen Heimbleibens nicht in allzubeläſtigendem Grade die glotzende Neugier der im Winter faſt müßigen Bauern und das blöde Anlächeln ihrer Weiber errege. Meiſtens genügt es, mit dem Wirthe Freund zu werden. Ich hatte ihm bald einen complicirten Viehhandel deutlich gemacht, der mich angeblich hieherführte, und ſobald der Wirth kein Zeichen giebt, daß ihn der winterliche Beſuch irgendwie befremde, wird derſelbe auch von den Gäſten als etwas Selbſtverſtändliches betrachtet. Wehe dem Reiſenden, dem es nicht gelingt, einen längeren Aufenthalt in einer Gegend zu erklären, die in das moderne Verkehrsnetz noch nicht eingeſchloſſen wurde! Er wird auf eindringliche Weiſe erfahren, wie abſcheulich die ſogenannte gute alte Zeit war, die ſeitab von den Eiſenbahnen heute noch beſteht.

Will man nun gar die Leute mittheilſam machen, dann gilt es, ſich völlig aufgeknöpft zu zeigen; ſie müſſen glauben, alle Triebfedern unſerer Exiſtenz zu kennen, ſeit wir in die Welt blickten. Geübt in der praktiſchen Ausführung dieſer Regel war ich, eh' der Abend völlig hereingebrochen war, bereits ein guter alter Bekannter in der Wirthsſtube. Der Sturm draußen brauſ'te noch zuweilen ſtark auf, ſchlief aber bald wieder ein, als wäre er ſelbſt im Erfrieren. Der Gäſte kamen und gingen nicht viele, und wenn auch manche von ihnen lange blieben, ſo dauerte doch ihre Bedienung keineswegs eben ſo lange, ſondern erlaubte der Wirthin immer wieder zu ihrem Spinnrocken zurückzukehren. Neben dieſem ſaß ich behaglich ſchmauchend und brachte die Wirthin zum Reden. Ich mußte die Schleuße natürlich bei ihren eigenen Angelegenheiten öffnen, wenn ſie noch bei dem was mich intereſſirte, in Fluß ſein ſollte.

Eintönig, aber gerade deßhalb zur Ruhe des Momentes paſſend, floſſen ihre Reden an meinem Ohr vorüber; ich war bereits vom ſechsten Wochenbette mit ihr aufgeſtanden und war bereit, mich zum ſiebenten niederzulegen. Während aber meine Aufmerkſamkeit gar keinen Zweifel zu laſſen ſchien, wie ſehr ich die mütterlichen Leiden und Freuden nachempfand, ſah ich doch zugleich mit Theilnahme, wie der Wirth hinter dem Schenktiſch den landwirthſchaftlichen Anzeiger aus der Kreisſtadt zur triefenden Küchenlampe hielt und tief in der Stille forſchte, wo die Vieh- und Körner-Preiſe verzeichnet waren, wie er dann auf den Stuhl ſich warf, einnickte, aber plötzlich auffuhr, haſtig nach demſelben Blatte griff, als hätten ſich die Preiſe inzwiſchen geändert, und wieder einnickte; wie bei jeder ſolchen Bewegung der große Haushund ſich erhob, von Bank zu Bank ſchnuppernd die Runde machte und mit Ausnahme eines Winkels, den er anſtarrte und wo er vielleicht den Kater zu ſehen erwartete, Alles in Ordnung fand und ſich wieder zum Ofen legte. Alles dies ſpielte ſich trotz ſeiner Gewöhnlichkeit wie in einem Nebel der Behaglichkeit vor mir ab, bis plötzlich Wirth und Hund, Stube und Gäſte vor mir zu verſinken ſchienen, und Aug' und Ohr ſich ganz und ausſchließlich auf die ſchwatzende Wirthin richteten. Denn ſie hatte eben unverſehens den Namen der Freifrau von Börte genannt, worauf ich bisher gelauert, was ich aber gerade durch eine Anfrage hervorzurufen mich wohl gehütet hatte.

Wer hat ſich an Ihr Bett geſetzt, Frau Wirthin und geweint und geſchluchzt? fragte ich, als ob ich den Namen nicht verſtanden hätte.

Der Bräutigam der Frau von Börte, wiederholte ſie, wir nennen ſie nicht anders als die Freifrau, ſeit ſie von ihrem Vater das „einödige“ Schloß geerbt hat. Ehemals hat man ſie natürlich die Baronin geheißen. Es iſt aber bekannt geworden, daß ſie dieſen Titel nicht mag, ſeit ſie einen Hauſierer mit Modeſachen, der immer ins Schloß gekommen und immer abgewieſen worden iſt, einmal vor ſich ließ, bloß weil er ſagte, er wolle zur Freifrau von Börte, ſtatt zur Baronin. Sie kaufte ihm Vieles ab, was ſie nachher den Bäuerinnen geſchenkt hat, und der Hauſierer iſt dann bei uns zu keinem Ende gekommen mit dem Erzählen, in welche Gunſt es ihn gebracht, daß er ihr den Titel „Freifrau“ gegeben hat. Vielleicht weil es ein ausländiſches Wort iſt und „Baronin“ ihr ſchon zu gemein war. Seitdem ſagt man nun überall: die „Freifrau“ in der ganzen Gegend.

Es iſt aber doch eine ſonderbare Grille der Frau von Börte, bemerkte ich, daß ſie ſo vielen Werth auf die Anrede legt.

Ja, ſagte die Wirthin mit einer bezeichnenden Handbewegung nach der Stirne, das arme, alte Weibele! Es iſt nicht ganz richtig mit ihr.

Was Sie ſagen! rief ich faſt erſchreckt. Denn mit einer Verrückten läßt ſich kein Geſchäft machen, und ſchon der Verſuch, ſie zum Verkauf des Bildes zu bewegen, wäre ſträflich geweſen.

Gewiß iſt es freilich nicht, ſagte die Wirthin und verſicherte auch, daß ſie die Behauptung zu einem andern

39.
Aus ſeinen Gau'n, zwei Meilen weit entlegen,
Wo wir geboren, von den Liebſten fort
Hat uns nach tauſendfachem Schimpf und Schlägen
Der Wütherich verbannt an dieſen Ort.
Mit Tod und jeder Qual uns zu belegen,
Gab er den Männern wie den Frau'n ſein Wort,
Vernähm' er je, daß ſie zu uns gekommen,
Vernähm' er je, daß wir ſie aufgenommen.

40.
Nicht näher, als ich ſprach, will er uns leiden,
So iſt ihm unſer Name ſchon verhaßt;
Und zitternd müſſen uns die Unſern meiden,
Denn krank wird er von dem Geruche faſt.
Die Bäume konnten zweimal ſich entkleiden,
Zweimal erneu'n der Locken reiche Laſt,
Seit dieſer grimme Herr ſo ſinnlos wüthet;
Und Niemand iſt, der ihm die Stirne bietet.

41.
Denn alles Volk iſt vor dem Unhold bange,
So wie man zittert vor dem Tode bloß;
Denn die Natur gab zu dem böſen Hange
Ihm eine Stärke, maß- und grenzenlos:
Wohl hundert wirft er hin in Einem Gange,
Sein Körper iſt wie eines Rieſen groß,
Und nicht nur gegen uns ſpielt er den Drachen;
Den Fremden pflegt er's ärger noch zu machen.

42.
Und wenn Euch was an Eurer Ehre liegt,
Und an den Frauen, die Euch hier begleiten,
So wär' es beſſer, ſichrer wohl, Ihr ſchlügt
Den Weg nicht ein, den Ihr hier ſcheint zu reiten;

Fremden gar nicht ausgeſprochen hätte; ich aber wäre, wie ſie wohl ſehe, ein rechtſchaffener Mann und würde es nicht weitertragen. Ich erkannte, daß ich wohl gethan, früher keine directe Anfrage zu ſtellen, man würde mir mißtrauiſch jede weitere Aufklärung verſagt haben. Denn aus Liebe zu der ſeltſamen Frau, oder um einem Auftrag von ihr zu gehorchen, war man befliſſen, ihr Fremde ferne zu halten und deßhalb Erkundigungen nach ihr nicht zu beantworten. Nach dem großen Fortſchritt aber, den ich in dem Vertrauen meiner Wirthin gemacht hatte, durfte ich nun ſchon die Aufforderung wagen, mir die Schickſale und Lebensumſtände der Frau von Börte zu berichten.

## III.

Aus den überflüſſig langen Erzählungen der Wirthin ergab ſich nun der folgende lückenhafte Thatbeſtand:

Der Baron von Börte, der Vater der „Freifrau“, war ein tiefverſchuldeter Edelmann aus uraltem Hauſe. Das Schloß im Gebirge, in deſſen Nähe ich mich jetzt befand, war urſprünglich nur ein Jagdhaus und zu dauerndem Wohnſitz nicht eingerichtet geweſen. Nachdem aber der Baron, ermattet vom Kampf mit dem Leben, ſeine übrigen Beſitzthümer den Gläubigern preisgegeben hatte, opferte er auch ſeine Stellung bei Hof und in der Regierung, aus dem vollen Untergange nur eine unbedeutende Summe und das Jagdhaus rettend, in das er ſich mit ſeiner Tochter zurückzog. Er war Wittwer; die Tochter zählte damals ſiebzehn Jahre. Wald und Felder gehörten zum Schloß. Der Baron war aber ſeiner edelmänniſchen Gewohnheit ſo müde geworden, daß er die Jagd verpachtete. Die Aecker ließ er bewirthſchaften, von dem mitgebrachten Gelde das Haus wohnlich machen, — und ſo lebten Vater und Tochter in zwar nicht durch Mangel, aber auch nicht durch Freuden geſtörter Einſamkeit. Sie mochte zu dem Weſen beider Menſchen wenig gepaßt haben. Denn war die Tochter in der Blüte ihrer Schönheit und ſchon deßhalb zum Genuß berechtigt, ſo war auch der Vater noch ein kräftiger Mann, und jede Bewegung von ihm hatte etwas vom ungeduldigen Löwen im Käfich, jeder Schritt, mit dem er den Boden trat, ſchien zu ſagen, daß die Zurückgezogenheit von der Welt eine erzwungene war, und Entrüſtung darüber auszudrücken.

Zwei Jahre dauerte dieſe Einſamkeit, dann wurde ſie von einem Manne unterbrochen, den man Anfangs in der Gegend für einen Landſchaftsmaler gehalten hatte. Er war aber dies nicht eigentlich, ſondern ein Kaufmann von großem Vermögen. Nachdem er ſich auf unbekannte Weiſe Zutritt in das ſonſt unzugängliche Schloß verſchafft hatte, verließ er dasſelbe eines Tages als Bräutigam.

Nun kam er natürlich öfter und in kürzeren Zwiſchenräumen in die Gegend. Zuweilen kamen auch unmittelbar vor oder nach ihm beladene Saumthiere, welche Kiſten ſchleppten, Geſchenke von ihm, Bilder und andere koſtbare Ausſchmückungen der Gemächer. Die ganze Gegend wurde durch ihn auf einen erhöhten Ton des Wohlbehagens geſtimmt. Das Glück machte ihn freigebig, drängte ihn, Andere glücklich zu machen. Und ſein Glück war groß, das will ſagen, ſeine Liebe zu der ſchönen Braut. Und auch ſie machte aus ihrer Neigung kein Hehl. Wenn die Liebenden durch das Thal ſchritten, die verſchlungenen Arme löſend und ſich wie Kinder an den Händen faſſend, dann lächelten Diejenigen, die ſie ſahen, unwillkürlich, als hätte ſie ein eigenes Glück berührt. Auch der Baron hatte ſein hartes, mißmuthiges Weſen aufgegeben und zeigte überall ſeine herzliche Beiſtimmung, ſeine väterliche Freude.

Und wieder einmal, es war im Spätherbſt, kam der glückliche junge Bräutigam zum Beſuch ſeiner Verlobten in das Dorf. Wie gewöhnlich hielt er zu Pferde, nur mit einem Mantelſack ausgeſtattet, vor dem Wirthshaus. Es war aber diesmal ſchon tiefe Nacht, weil der Poſtmeiſter auf der ungefähr drei Meilen entfernten Station, der ihm ſtets das Reitpferd ſtellte, diesmal ein ſolches nicht ſo raſch zur Verfügung gehabt hatte, nachdem er einige Stunden früher einem fremden Cavalier, der mit ſeinem Diener in dieſelbe Gegend gewollt, zwei Pferde hatte überlaſſen müſſen.

In ſo ſpäter Stunde konnte oder wollte der junge Mann ſich nicht mehr unmittelbar auf das Schloß verfügen und mußte daher thatſächlich das Zimmer beziehen, das er ſich übrigens bei jedem Beſuche im Wirthshaus einräumen ließ, wenn er es auch niemals wirklich bewohnte. Er war aber ſo aufgeregt in liebender Ungeduld, daß er gar nicht an das Niederlegen dachte, ſondern, nachdem er einige Augenblicke auf einem Sopha geruht, in Haus und Hof umherſchlich, wie um irgend eine Beſchäftigung zu finden, die ſeine Unruhe hätte beſchwichtigen können.

So gelangte er auch in das eheliche Schlafgemach des Hauſes. Die Wirthin, die noch von ihrem letzten Wochenbett nicht aufgeſtanden war, lag bei dämmerndem Nachtlicht wach im Bette, und als ſie ſeinen Tritt hörte, rief ſie ihn freundſchaftlich an. Er ſetzte ſich auf den Stuhl an ihrem Bette, und froh, ſeinen gepreßten Empfindungen Luft machen, oder auch nur der Geliebten mit lauten Worten gedenken zu können, ſprach er von ſeiner Liebe, ſeiner Freude, ſeiner Sehnſucht nach dem nächſten Morgen, nicht eingedenk, wie gering das Verſtändniß ſeiner Zuhörerin für den poetiſchen Ausbruch ſeiner Leidenſchaft, wenn ſie auch dieſe ſelbſt mit dem Inſtinct des Volksherzen wohl zu würdigen verſtand, noch weniger darauf achtend, daß der daneben von den Mühen des Tages ausruhende Eheherr ſolche Melodieen mit einem nicht ganz dazu paſſenden orgelnden Naſen-Choral begleitete. Erſt als ſich in dieſen Baß ein weiblicher Alt als zweite Stimme miſchte, mochte der ſchwärmeriſch Liebende zum Bewußtſein gekommen ſein, daß er an ſeinem einſamen Zimmer einen ebenſo guten Antheilnehmer finden könne.

Sobald die erſten Bewegungen im Hauſe das Nahen des Frühroths anzeigten, begab ſich der junge Mann auf den Weg nach dem Schloſſe. Man konnte jetzt im Wirthshauſe ſicher ſein, ihn Tage lang, nämlich bis zu ſeiner Abreiſe, nicht wiederzuſehen. Allein der Vormittag war noch nicht ganz verfloſſen, als man ihn bereits wieder auf das Wirthshaus zuſchreiten ſah, langſam, wankend, geſenkten Hauptes, nur zuweilen aufblickend, als müßte er ergründen, wo er ſich befinde. Bei ſeinem Eintritt in das Haus ſah man Todesbläſſe auf ſeiner Stirne und ſeinen Wangen. Mechaniſch ſchritt er wieder nach dem Zimmer der Wirthin, warf ſich auf denſelben Stuhl, auf dem er ſich einige Stunden früher ſo glücklich gefühlt hatte, und vielleicht war es die blitzartige Erkenntniß dieſes Contraſtes, was ſeine Erſtarrung löſ'te: er brach in krampfhaftes Schluchzen aus und weinte Thränenſtröme. Erſt die immer drängenderen Fragen der Wirthin und das Anſammeln der Hausleute um ihn mochten ihn ahnen laſſen, daß er Menſchen ein Schauſpiel gebe, denen er ſich nicht enthüllen wollte, oder die ihn nicht faſſen konnten. Wie flüchtend eilte er auf ſein Zimmer, in welchem er ſich bis zum Abend verſchloß.

Am Abend verfügte er ſich wieder auf das Schloß, kehrte gleich niedergeſchlagen zurück und ließ zwei neue Kerzen auf ſein Zimmer bringen. Es hatte den Anſchein, daß er die ganze Nacht ſchrieb, wenn er nicht laut mit ſich ſelbſt ſprach. Nachdem er des andern Tages abermals vom Schloß zurückgekehrt war, ohne daß ſich in ſeinem Ausſehen oder ſeiner Stimmung etwas geändert hatte, befahl er ſein Pferd zu ſatteln. Er beſchenkte die Leute mit Geld, mit Sachen, nicht wie ſonſt im überſchwänglichen Drang, ſo viel als möglich von ſeinem Glücke mitzutheilen, ſondern ſichtlich nur, um ſo viel es anging von den Dingen dieſer Welt los zu werden. Dann eilte er ohne Abſchiedswort davon, und man ſah ihn erſt etwa ein Jahr ſpäter wieder, als der Freiherr von Börte geſtorben und begraben war. Da ſchien der junge Mann einen verzweifelten Verſuch zu machen, ſich ſeiner ehemaligen Braut wieder zu nähern. Als dies aber vergebliche Mühe blieb, ſchied er, um nicht mehr wiederzukehren.

Begreiflicherweiſe hatte der räthſelhafte Vorgang in der ganzen Gegend großes Aufſehen erregt und die lebhafteſte Neugier nach der Erklärung desſelben angefacht. Was man jedoch aus den in halber Geiſtesabweſenheit ausgeſtoßenen Aeußerungen des jungen Mannes und aus den Berichten der im Schloſſe Bedienſteten zuſammenſtellte, war wenig. Dennoch ſchien es zur Erklärung vollkommen auszureichen.

Die Tochter des Freiherrn von Börte hatte ganz einfach ihren Bräutigam nicht mehr ſehen wollen, als er ſich am Morgen nach der im Wirthshaus durchwachten Nacht im Schloſſe eingefunden hatte. Vergebens waren die Fragen, Bitten, Beſchwörungen und Thränen, nicht bloß ihres Geliebten, auch ihres Vaters, der von dem unbegreiflichen Verhalten nicht minder erſchreckt, ebenfalls keinen Grund dafür anzugeben wußte. Das Fräulein gab feſt und beſtimmt den Entſchluß zu erkennen, das Verhältniß als gelöſ't zu betrachten und den Bräutigam niemals mehr ſehen zu wollen, und ein anderes Wort als die ſtete Wiederholung dieſes gänzlich unerklärlichen Ausſpruchs war dem Mädchen nicht abzugewinnen.

Gerade aber der Mangel einer faßbaren Urſache ſolchen Verhaltens, nachdem die beiderſeitige große Liebe der Verlobten und ihre bisherige ſelige Eintracht keinem Zweifel unterworfen werden konnte, ſchnitt alle Vermuthungen und Gerüchte ab und rief die Annahme hervor, die Alles zu erklären ſchien: daß bei dem jungen, ſchönen Mädchen eine plötzliche Geiſtesſtörung eingetreten wäre.

Nichts jedoch in dem ferneren Verhalten der Freiherrntochter ſchien für die ſchreckliche Annahme eine Beſtätigung zu bieten, wenn man dieſe nicht in der außerordentlichen Liebe zur Einſamkeit finden wollte. Seit dem Tode ihres Vaters und dem letzten vergeblichen Annäherungsverſuch des jungen Mannes verließ Frau von Börte, wie man ſich längſt gewöhnt hatte das Fräulein zu nennen, vielleicht zur Abkürzung des Wortes „Freifrau", im Sommer niemals ihre Behauſung, ſondern beſchränkte ihre Spaziergänge auf den Schloßgarten, deſſen Pflege ſie mit der ſorgſamſten

Aufmerkſamkeit überwachte. Im Winter erging ſie ſich auch zuweilen im nahen Walde, ſo weit der Schnee es zuließ, und ſtieg häufig in das Dorf nieder, wo ſie die Kranken und die Armen beſuchte und ſich dem Geringſten gleich ſtellte, ſo daß nur die Liebe und Verehrung, die ihr entgegengebracht wurden, ſie als eine Höhere erſcheinen ließen. Dabei war ſie matronenhaft gekleidet und mußte wohl auch mit dem Glück der Jugend, von welchem ſie ſich ſo plötzlich abgetrennt hatte, dieſe ſelbſt verloren haben, da die Wirthin ſie im Geſpräch mit mir ein „alt Weibele“ genannt hatte.

Das war Alles, was ich mir an Thatſachen aus der langen Erzählung der Wirthin zuſammenſtellen konnte.

## IV.

Was mich am nächſten Morgen weckte, war ein greller weißer Schimmer vor den Augen. Durch das vorhangloſe Fenſter der Bauernſtube ſchimmerte unter blauem Himmel und goldenem Sonnenlicht der Schnee, der über Nacht reichlich gefallen war, die ganze Landſchaft wie zur Feier des heiligen Chriſtfeſtes mit einem reinlichen, weißen Tiſchtuch bedeckend. Seelenvergnügt ſprang ich in die Höhe, eilig kleidete ich mich an, um nur der Wonne im Freien ſogleich theilhaftig zu werden. Solche Ungeduld an einem $24^{\text{ſten}}$ December mag einem eingebornen Städter ſeltſam vorkommen, der ſeinen Naturgenuß in Landpartieen während der heißen Jahreszeit erſchöpft. Allein ich bin eben Einer „vom Lande“.

Bald ſtieg ich wie mit beſchwingtem Schritte aufwärts, wo nur die Bergpfade gangbar waren, ohne in der nivellirenden Schneefläche ein beſonderes Ziel ins Auge faſſen zu können, oder mich ſonderlich um eines zu kümmern. Es war windſtill und ſonnig; das jungfräuliche Knirſchen des Schnee's unter dem Fuß, der ihn zum erſtenmal berührte, ſpornte die Kraft des Gehens an, und der Kälte den erhöhten Blutumlauf durch die eigene Bewegung entgegenzuſetzen, war eine unvergleichliche Erquickung.

Ich weiß nicht, wie lange ich kletterte und wie lange ich noch geklettert wäre, wenn nicht plötzlich eine Art phyſiſchen Heimwehs mich überfallen hätte. Dies Heimweh war nichts weiter als Hunger, aber ein wahrer Kuhreigen des Magens, ein Hunger, wie ich ihn, ſeit ich von meiner Heimath und von meiner Jugend geſchieden war, nicht mehr verſpürt hatte. Nun wußte ich zwar, daß ich den Rückweg zu ſuchen, aber nicht, wie ich ihn zu finden hatte. Das Einfachſte war freilich, mich umzudrehen und abwärts zu ſteigen. Allein ſchon nach wenigen Augenblicken erkannte ich von der Gegend, in welcher alle Unterſchiede verſchneit waren, wenigſtens ſoviel, daß ich mich nicht auf demſelben Wege befand, auf welchem ich in die Höhe gekommen war.

Gleichviel! dachte ich, wenn ich auch ſtatt meines Wirthshauſes nur irgend einen Rauch finde, der anzeigt, daß gekocht wird. Und munter niederſchreitend gelangte ich auf einen Boden, der mir nach und nach merkbare Unterſchiede von den bisher betretenen Wald- und Bergpfaden zeigte. Er war ſichtlich beſonders geglättet und geebnet worden, und die dürren, ſchneebelaſteten Zweige und Stämme der Anpflanzungen an ſeinen Seiten wieſen auf eine veränderte und offenbar durch Kunſt herbeigeführte Vegetation hin. Der Gedanke lag nahe, daß ich mich in das Beſitzthum der Frau von Börte verirrt hatte.

Jetzt erſt dachte ich wieder an die geheime Miſſion, die ich mir beim Antritt meiner Winterreiſe ſelbſt auferlegt hatte. Doch verwarf ich in der Erinnerung, daß Frau von Börte nicht als völlig zurechnungsfähig zu betrachten ſein dürfte, jeden Gedanken an die Erwerbung des Bildes. Dennoch durchzuckte mich ein Gefühl eigenthümlicher Erwartung, als ich plötzlich aus noch ziemlicher Ferne eine Geſtalt mir entgegenkommen ſah, welche ganz der mir von der Wirthin geſchilderten Erſcheinung der Frau von Börte glich. Ich beſchleunigte meine Schritte und ſtand bald einem Mütterchen gegenüber, aus deſſen matronenhafter Kopfbedeckung ſich eine Phyſiognomie hervordrängte. In einem Tone rauher Verdrießlichkeit ſagte die Alte zu mir: Hier geht man nicht, hier iſt privat —.

Ich bin unverſehens auf dieſen Weg gekommen, erwiderte ich, meine Abſicht iſt, das Dorf wiederzufinden; entſchuldigen Sie, Frau Baronin —

Denn dieſer iſt's, der nach dem Schloſſe biegt,
Wo ſie Euch jenes ſchlimme Loos bereiten,
Das jeder Frau und jedem Rittersmann
Der Böſewicht zu Schmach und Hohn erſann.

43.

Marganor, wie der Herr, vielmehr die Ruthe
Der unglückſel'gen Gauen iſt genannt,
Dem auch kein Nero gleicht an tück'ſchem Muthe,
Und wen als grauſam je die Welt gekannt,
Iſt ſo nach Menſchen=, mehr nach Frauenblute,
Wie nie ein Wolf nach Lämmerblut, entbrannt,
Und ſchmählich läßt er alle Frau'n verjagen,
Die zu dem Schloß ihr böſer Stern verſchlagen. —

44.

Die Frau'n und Rüd'ger wüßten gern genau,
Was dieſen Wüth'rich ſo gebracht von Sinnen,
Und freundlich bitten ſie die arme Frau,
Doch fortzufahren, vielmehr zu beginnen.
Der Herr der Burg, ſpricht ſie, war immer rauh,
Grauſam und nicht durch Güte zu gewinnen;
Doch hielt er lang ſein böſes Herz verſteckt
Und ſeine Tücke ward nicht gleich entdeckt,

45.

So lang ihm noch ein Paar von Söhnen blühte,
Gar ſehr verſchieden von des Vaters Art:
Sie liebten Fremde, mild war ihr Gemüthe
Und blieb vor jedem böſen Hauch bewahrt,
Da blühten Höflichkeit und holde Güte,
Und ſchöne Thaten wurden offenbart,
Indem der Vater, der zwar ziemlich geizte,
Niemals den Söhnen einen Wunſch durchkreuzte.

Ein helles Lachen hinter mir unterbrach mich. Ich wendete mich um, und eine zweite, ähnlich gekleidete Frauengeſtalt ſtand vor mir. Aus der gleichen altmütterlichen Kopfbedeckung drängten ſich jedoch blonde Löckchen hervor und blickte mir ein zartes, von der Kälte etwas geröthetes Geſicht mit großen, leuchtenden, tiefblauen Augen entgegen.

Laß gehen, Crenz*), ſagte die neu hinzugekommene Dame, und zu mir ſich wendend: Ich will Ihnen einen Führer in das Dorf geben, wenn Sie nicht von Ihrem Irrweg ermüdet erſt ein wenig ruhen wollen.

Während nun die Alte, der ich zuerſt begegnet war, ſich entfernte, ſagte die andere Dame, indem ſie ſich langſam in Bewegung ſetzte und mich dadurch veranlaßte, an ihre linke Seite zu treten und neben ihr zu ſchreiten:

Im Sommer bin ich eben ſo ungaſtlich wie meine Magd und hätte den verirrten Wanderer ſeinem guten Stern überlaſſen.

Noch immer lächelte ſie, und lieblich klang ihre Stimme. Obgleich ich damals bereits an der Schwelle des Greiſenalters ſtand, konnte ich mich doch einer wehmuthsvollſüßen Bewegung des Herzens dieſer Erſcheinung gegenüber nicht erwehren, in der ich offenbar das Fräulein von Börte zu begrüßen hatte. Das machte mich einige Augenblicke ſtumm und verlegen. Mit unwillkürlicher Galanterie verſetzte ich endlich:

---

*) Abkürzung für Crescenz.

Wie Viele, die im Sommer in dieſer Gegend Villeggiatur halten, würden auch im Winter ſich einfinden, wenn ſie wüßten, daß die Gaſtfreundſchaft der Freifrau von Börte an dieſe Jahreszeit geknüpft iſt!

Die würden ſich verrechnen, die zu dieſem Zwecke kämen, entgegnete ſie lachend; nur daß ich zum erſtenmale einen Städter in dieſer Gegend traf, an einem Wintertage, iſt Urſache, daß ich nicht vor ihm flüchtete. Ich ſelbſt war im nahen Walde, beobachtete, von Ihnen ungeſehen, wie kräftig und fröhlich Sie dahinſchritten, offenbar erquickt von dem ſeltenen Naturgenuß, und folgte Ihnen, als Sie die Richtung nach meinem Hauſe einſchlugen. Ich hatte ſogar halb ſchon den Muth gefaßt zu dem Entſchluſſe, Sie aus freien Stücken anzuſprechen, bevor noch Ihre Begegnung mit Crescenzia dazu Veranlaſſung gab.

Und wenn der Wald jetzt ſtatt in Schnee in das Grün ſeiner Blätter gekleidet wäre, ſo würden Sie dies nicht gethan haben? fragte ich, im Innern befliſſen, mir über die Umdämmerung des Geiſtes, wenn ſie in der That vorhanden ſein ſollte, ſo bald als möglich klar zu werden. War vielleicht dieſer Unterſchied im Verhalten zu den Menſchen nach Maßgabe der Jahreszeiten eine von den Aeußerungen des geſtörten Seelenlebens?

Ihre Antwort widerlegte jedoch dieſe Annahme.

Gewiß würde ich dies nicht gethan haben, ſagte ſie, und der Grund iſt ganz einfach. Ich lebe in freiwilliger und doch nach meinem Schickſal nothwendiger Trennung von der Welt, die mir nichts mehr geben kann, von der ich nichts mehr will. So iſt denn die Natur, inſoferne ſie mir im nahen Wald und Feld, in dieſem Berg und Thal zugänglich bleibt, meine Welt, ja meine Heimath, mein Haus, der heiligſte Raum meines Lebens. In dieſen führt man nicht fremde Gäſte, die bloß als einen Gegenſtand frivoler Neugierde betaſten, was uns ein Theil des eigenen Herzens iſt. Die Natur iſt mein einziges, mein letztes Beſitzthum. Auch dieſes mit dem Bedürftigen zu theilen, fordert die Menſchenliebe, aber doch wohl nur in der Vorausſetzung, daß er ein wirkliches Bedürfniß darnach, eine wahre Freude daran habe, daß er es nicht als ein Spielzeug behandle und endlich gleichgültig wegwerfe. Nun ſehen Sie, mein lieber Herr, die Leute, die nur im Sommer auf das Land ziehen und nur, weil ſie es in der Stadt, die um dieſe Zeit ihre Theater und Concertſäle ſchließt, ſchon durchaus gar nicht mehr aushalten können, ſie ſind die fremden Gäſte, denen die Natur ein Gegenſtand frivoler Neugierde, ein Spielzeug iſt, das ſie wegwerfen, ſobald der Winter naht. Ich tadle ſie nicht, ſie ſind eben die Glücklichen, denen ihre Freuden, die der Welt wie der Familie, nicht Zeit und Gelegenheit geben, zu erfahren, daß die Natur nur Denjenigen ihre Genüſſe ganz erſchließt, die keine anderen mehr haben, daß ſie gleich dem Jehova des alten Teſtamentes ein eiferſüchtiger Gott iſt, der keine anderen Götter neben ſich duldet. Ich tadle ſie nicht, allein wie könnte ich Gemeinſchaft mit ihnen haben? Und doch würde ich einen Genoſſen meiner Naturliebe ſehr willkommen nennen. Es iſt wohl eine Unbeſonnenheit von mir, daß ich ihn in dem Mann vermuthete, der dieſe Landſchaft im Winter aufſucht, wer weiß, in welcher geſchäftlichen Abſicht, die mit meiner Thorheit gar nichts gemein hat.

Wenn der Leſer nicht vergeſſen hat, daß ich ihm die Motive erzählte, die mich ſtets zur Weihnachtszeit aus der großen Stadt forttrieben, ſo wird er ermeſſen, wie ſehr dieſe Worte der ſeltſamen Frau mich treffen mußten. Ich brauchte nur der Wahrheit Stimme zu leihen, um ſie zu überzeugen', daß hier ein wunderbarer Zufall zwei Menſchen zuſammengeführt hatte, die ſich in einer gleichen und nicht häufig vorkommenden Auffaſſung des Gefühls für die Natur begegneten.

Wir waren während dieſes Geſpräches zum Schloſſe gelangt, hatten das Portal überſchritten und befanden uns am Fuße der breiten und ſchönen Treppe, als ich erſt bemerkte, daß ich ſchicklicherweiſe wohl nicht weiter mit vordringen konnte. Ich blieb ſtehen; die Freifrau, die bereits einige Stufen erſtiegen hatte, wandte ſich um, und mit einem Ernſte, deſſen etwas gebieteriſcher Ton ohne Zweifel aus dem Wunſche hervorging, einer ihr angenehmen Vorſtellung bis auf den Grund zu ſchauen, um ſich von der vollen Wahrheit zu überzeugen, fragte ſie:

Rein alſo aus Liebe zur Natur haben Sie dieſe Winterreiſe unternommen und gerade in dieſe von der Reſidenz ſo weit entlegene Gegend?

Wie ſie jetzt vor mir ſtand, die zierliche Geſtalt, der die Treppenſtufen zu einem würdig erhöhenden Piedeſtal dienten, im Antlitz einen faſt beklommenen Ernſt, eine Antwort erwartend, die, an ſich unwichtig, nur ihrer Abgeſchiedenheit und Vereinſamung bedeutungsvoll vorkommen konnte, da wäre es mir eine unmögliche Entweihung alles deſſen geweſen, was in meinem alten Herzen noch an Poeſie übrig war, wenn ich eine Unwahrheit geſagt hätte. Ich entgegnete daher:

Ich bin Cuſtos der Kunſtſchätze des Fürſten ***). Oft hörte ich meinen lieben Gebieter begeiſtert von einem Gemälde ſprechen, daß ſich in der Sammlung dieſes Schloſſes befinden ſoll. Zwar nicht einer Hoffnung, aber doch einer leichten Möglichkeit, des Bildes anſichtig zu werden, wollte ich Raum laſſen, als ich meinen gewohnten Weihnachtsausflug diesmal hieher lenkte.

Ein Schatten flog über ihre Züge, und mit einer gewiſſen Herbheit des Tones ſagte ſie: Welchen Namen führt das Bild, das Sie meinen?

Ich erwiderte: Es iſt Ary Scheffer's heilige Monica mit ihrem Sohne, dem heiligen Auguſtin.

Sie wurde bleich und ſtarrte mich einige Augenblicke erſchrocken und neugierig zugleich an. Als ich in meinem unſchuldigen Bewußtſein dieſen Blick mit ruhiger Treuherzigkeit aushielt, ſenkte ſie die Augen, und eine leiſe Röthe ſtieg in ihr Antlitz. Abermals erhob ſie dann ihre Augen auf mich, und mit dem Tone und der Miene einer inneren Beſchwichtigung, wie nach dem Aufgeben eines grundloſen Mißtrauens, ſagte ſie: Sie ſollen das Bild ſehen; das Tageslicht reicht gerade noch dazu aus, in einer Stunde bricht die Dämmerung an.

Nachdem ich ihrem Wink gehorchend mit ihr die Treppe emporgeſtiegen, gelangten wir in einen Corridor, wo es bereits dunkelte. An einer Thüre blieb ſie ſtehen und bedeutete mich einzutreten. Ich öffnete und breitete die Portière auseinander, die hinter mir zufiel, ohne daß die Freifrau mir folgte. Allein ſtand ich in einem luxuriös aber in einheitlichem Stil ausgeſchmückten Wohngemach, in das die Sonne noch mit ihren hellſten Strahlen fiel. Marmor, Sammet, geſchnitztes Holz waren reichlich verwendet, doch ſchien all dies niemals wirklich benützt zu werden, ſondern nur vorhanden zu ſein, um dem Raum einen wohnlichen Schimmer zu geben, damit er nicht bloß der kahle Rahmen zu dem Bilde ſei, das an der Wand hing.

Das Bild war nun freilich von ſeltenem Werthe und hätte jede Art von Umgebung vergeſſen laſſen. Nur von innerem Leben bewegt, ſind die beiden Figuren, die heilige Monica und ihr Sohn, neben einander hingeſtellt; die eine der ekſtatiſche Ausdruck des zu ſeligem Schauen gewordenen Glaubens, die andere eine Verkörperung der ſchmerzlichen Sehnſucht nach dem Glück des Glaubens. Das Antlitz der Heiligen iſt emporgewendet, ihr Leben ſcheint dem Erlöſchen nahe, aber in den ganz vergeiſtigten Zügen ſpiegelt ſich dennoch volles Leben, wenn auch ein anderes, höheres. Dem Sohn aber iſt das Licht, in deſſen Glanz ſie ſchwelgt, nur erſt ein ſchwacher Dämmerſchein, zu unſicher, zu ſchwankend, um die Zweifel aufzuklären, die raſtlos forſchenden Gedanken in einem Brennpunkt zu vereinigen. Das ſagt die ſchwermüthige Neigung ſeines Hauptes, der wie in einen Abgrund niederſtarrende Blick.

Im Anblick des Bildes vergaß ich Hunger und Ermüdung, und ſo aufmerkſam und ſo lange hatte ich es betrachtet, daß ich es ſogar unter den endlich leiſe darüber fallenden Schatten der Dämmerung noch immer in ſeiner vollen Wirkung vor mir zu ſehen glaubte.

Plötzlich klang die holde Stimme des Fräuleins von Börte hinter mir. Mir unhörbar war ſie eingetreten, mußte mein Entzücken ſtill beobachtet haben, und als ob meine Gedanken laut zu ihr geſprochen hätten und ſie nun das Geſpräch nur fortſetzte, ſagte ſie: Und glaubt man nicht noch die Spuren eines Schmerzes im Antlitz der Heiligen zu ſehen, während man in ihrem Anblick doch zugleich klar und voll empfindet, daß ſie alles Irdiſche überwunden hat? Und fühlt man nicht ebenſo, daß der Trotz des Sohnes nicht andauern kann, daß ein Charakter, wie er in dieſen großartigen, von leidenſchaftlicher Kraft überhauchten Zügen ausgeprägt iſt, unmöglich lange ein Spielball des Zweifels bleiben, ſondern bald zu einer beſtimmten Lebensrichtung kommen wird?

Sie ſprach unverkennbar aus dem Tiefſten ihrer Seele, und ſo allgemein der Inhalt war, ihre Worte klangen doch wie aus dem perſönlichen Reſonanzboden ihres Gemüthes heraus. Ich aber, unbekannt mit der eigentlichen Natur dieſes Weſens vor mir, deſſen großer äußerer und moraliſcher Reiz mir ſogar durch den Verdacht einer intellectuellen Störung getrübt war, noch unbekannter mit den Schickſalen, die auf dieſes Weſen beſtimmend eingewirkt haben mochten, konnte auf ſolche Verinnerlichung im Erfaſſen eines Kunſtwerks nicht eingehen. Unbefangen erwiderte ich daher:

Als ein alter Galeriedirector bin ich gewohnt, zunächſt nach dem zu ſchauen, was in der Kunſt das Praktiſche iſt: nach der Technik. Da muß ich nun geſtehen, daß nichts von dem modernen Nazarenerthum verſchiedener ſein kann, als die Ausführung dieſes Bildes. Und dennoch kann ich es mir nicht erklären, warum die Gleichgiltigkeit gegen coloriſtiſche Wirkung, was mancher andern Schöpfung dieſes Künſtlers trotz der edlen Reinheit der Formen zum Nachtheil gereicht, hier zur Vollkommenheit beiträgt.

Eine ſeltſame Bewegung, gleich dem triumphirenden Lächeln eines Engels, ſpielte um die Lippen des Mädchens. Sie hatte die Augen emporgeſchlagen und ſchien das plötzlich in ihr erregte Gefühl ſtill für ſich auszukoſten. Dann wendete ſie ſich zu mir, noch immer mit einem Lächeln auf den Lippen, das ſich aber in das eines gutmüthigen Spottes verwandelt hatte:

Sehen Sie nun ſelbſt ein, gelehrter Kunſtkenner, ſagte ſie, daß die Vertrautheit mit dem Techniſchen nicht hinreicht, ein großes Werk zu erklären? Das Bild iſt von dem „modernen Nazarenerthum", wie Sie es nennen, deßhalb verſchieden, weil die Frömmigkeit, die es athmet, den Glauben nicht als ein gedankenlos überkommenes Gut, ſondern als ein ſelbſterkämpftes Ideal verherrlicht. Mehr Rückſicht auf die Farbe würde nur verhindern, daß ſich der Accent voll und ungetheilt auf Gedanken und Empfindungen lege. Im Antlitz der Mutter hat das Ideal bereits geſiegt, worunter ich nicht irgend einen poſitiven Glauben, ſondern nur eine von der Welt abgekehrte Lebensanſchauung verſtehe. Im Antlitz des heiligen Auguſtin aber iſt das Ideal noch im Kampfe mit der Welt begriffen, Alles jedoch verheißt, daß es unzweifelhaft ſiegen werde. So herrſcht in dieſem Bilde dasſelbe heißbewegte Leben, das in einem Menſchenherzen vorgeht, wenn es durch Schuld oder Unglück auf einen Weg geſtoßen wird, wo ihm nichts mehr übrig bleibt, als nach Ueberwindung zu ringen. Mir war das Bild darin eine anſpornende Lehre, ein beiſtehender Genoſſe.

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr dann leichtern Tones fort: Ja, das Bild iſt mir ein theures

Symbol, es iſt ein Stück meiner Lebensgeſchichte in geheimnißvoller Schrift. Was es mir aber auch leiſtete, es hat jetzt ſeine Dienſte für mich gethan, ich bin mit der Welt fertig. Und darum beſchleicht es mich manchmal wie ein Vorwurf, daß dieſes Bild, das noch Tauſende erheben und beſeligen könnte, in dem einſamen Schloß hier ſo verborgen bleiben ſoll, wie ich ſelbſt. — Ich, ich habe nicht die Gabe, mich den Menſchen verſtändlich zu machen, das Bild aber kann predigen, und darum müßte es eigentlich in die Welt hinaus, ſeine Miſſion erfüllen.

Dieſe Worte der Freifrau trafen mich wie eine freudige Hoffnung, den Plan meiner Reiſe verwirklichen, das Bild für meinen Gebieter ankaufen zu können. Als ich jedoch eine zaghafte Aeußerung in dieſem Sinne gewagt hatte, wurde mir die ſeltſame Antwort:

Ja, wenn Jemand exiſtirte, der dieſes Bild verſchenken oder verkaufen dürfte! Es iſt aber vielleicht der einzige Gegenſtand auf dieſer Erde, der keinen Eigenthümer hat. Niemand, Niemand, iſt im Beſitz dieſes Bildes.

Ihre Stimme zitterte bei dieſer Rede, ihre Augen ſchweiften wie irre umher, und auch ihre Geſichtszüge veränderten ſich. Ich fühlte, wie ich erblaßte. Die plötzliche Bewegung des Mädchens in Verbindung mit den Worten, denen keine vernünftige Deutung zu geben war, — dies erinnert mich wieder an die Geſchichte, die ich von der Wirthin vernommen hatte, an die einzig

46.

An Frau'n und Rittern, die des Weges kamen,
Ward ſolche ſchöne Gaſtlichkeit geübt,
Daß ſie faſt ungern wieder Abſchied nahmen
Und in der Brüder hohen Sinn verliebt.
Sie trugen beide ſchon den edlen Namen,
Wie ihn des Schwertes heil'ge Weihe giebt,
Der Tanacer geheißen, der Cylander,
An Kraft und Huld wetteifernd mit einander.

47.

Sie waren ſtets und wären ſtets geblieben
Jedwedes Lobs und jeder Ehre werth,
Wofern ſie das Verlangen, das wir Lieben
Zu nennen pflegen, beſſer abgewehrt,
Das ſie vom guten Pfade fortgetrieben
In's Labyrinth und all' ihr Thun verkehrt,
Daß alles Gute, das ſie je beſaßen
Verdorben ward und häßlich aus der Maßen.

48.

Einſt kommt ein Herr zu dieſem Schloß geritten
— Er kam vom Hof des griech'ſchen Kaiſers an —
Und bringt ein Fräulein mit von holden Sitten
Und ſchön, ſo ſehr man irgend wünſchen kann.
Cylander fühlt ſogleich ſein Herz durchſchnitten,
Und ſtirbt, wenn er ſie nicht erlangen kann;
Er fühlt, wenn er die Schöne müßte meiden,
So müßt' er auch von ſeinem Leben ſcheiden.

49.

Und weil hier Bitten doch nicht ſtatthaft wären,
Beſchließt er ſie zu nehmen mit Gewalt;
Und wie ſie gehn, eilt er ſich zu bewehren,
Und legt ſich nah in einen Hinterhalt.

mögliche Erklärung für das unbegreifliche Verhalten der Braut in der Annahme einer Gemüthsſtörung, eines Wahnſinns. Ich wurde von einem Grauen erfaßt, das von Schmerz über das Loos der Unglücklichen begleitet war, die bereits meine ganze Theilnahme gewonnen hatte.

Unwillkürlich trat ich von ihr hinweg ans Fenſter. Es mochte ſein, daß ſie mich in dieſem Augenblick genau beobachtete, weil der Reſt des ſcheidenden Tageslichtes ganz auf mich fiel, daß ſie ein gewiſſes Entſetzen in meinen Zügen las und vielleicht ſogar den traurigen Gedanken ahnte, der es veranlaßte. Denn ſie trat zu mir und ſagte mit dem gewinnendſten Lächeln:

Ich habe ſo lange, ſo lange ſchon keinen Gaſt mehr bei mir geſehen, daß ich in Gefahr komme, meinen Verſtand um allen Credit zu bringen, indem ich Sie hier im Dunkeln und ohne Erquickung verweilen laſſe, ſtatt an Ihre Erfriſchung zu denken. Ich habe Sie ja als einen müden, verirrten und gewiß auch hungrigen Wanderer angetroffen.

Und mit einem einladenden Wink ihr zu folgen, ſchritt ſie der Thüre zu, durch die ſie eingetreten war. Ich wollte Einwendungen machen, darauf beſtehen, ins Dorf zurückzukehren, um nicht unbefugter Weiſe die ihr gewohnte Einſamkeit zu ſtören, ſie aber ſchnitt ferneren Widerſtand durch die Bemerkung ab:

Es iſt ja heute der 24ſte December. Wollen Sie mich um eine ganz unerwartete Weihnachtsfreude wieder bringen?

Ach, ich bin ein zu altes Kind, um den Weihnachtsbaum zu umhüpfen, warf ich noch ein.

O! rief ſie, bin ich nicht durch mein Schickſal auch ſchon eine Greiſin? Gewiß hat man mich Ihnen im Dorf unten ein altes Mütterchen genannt, ſonſt hätten Sie mich nicht in meiner Crescenz zu ſehen geglaubt. So zünden wir uns denn heute den Weihnachtsbaum des Alters an: die Erinnerung.

Das ſchien mir einen willkommenen Aufſchluß anzukündigen. Vielleicht, dachte ich, hat das Fremde und Räthſelhafte dieſer Erſcheinung doch noch einen anderen Erklärungsgrund als den ſchauerlichen, der im Munde der Leute lebt.

## V.

Licht, Wärme und Behagen verbreitete der elegant eingerichtete Speiſeſaal, der uns aufnahm. Ich bemerkte erſt jetzt, daß die Toilette des Fräuleins von Börte bei aller Einfachheit nicht ohne Schmuck war und einen beinahe feſtlichen Anſtrich hatte. Dabei übte das Fräulein die kleinen Pflichten gegen den Gaſt mit einer nach den vorhergegangenen Aeußerungen, welche eine trübe Grundſtimmung ihres Weſens gar nicht verbargen, überraſchenden Heiterkeit.

Als wir ſpäter am Kamin einander gegenüber ſaßen, konnte ich nicht umhin, ihr darüber eine Bemerkung zu machen. Sie waren wohl immer ſehr glücklich, erwiderte ſie, und ein großer Schmerz muß niemals bei Ihnen eingekehrt ſein, wenn Sie vorausſetzen, daß er ſich nur in einem ununterbrochenen, menſchenſcheuen Trübſinn, in fortwährenden Seufzern und Geberden der Melancholie äußern könne. So lange der Schmerz noch beſtändig an der Miene der Düſterkeit feſthält, iſt er noch nicht ganz dem Innerſten der Seele eingeimpft, iſt es noch immer möglich, daß er plötzlich einem Troſt, wenn nicht einer Freude weiche. Anders iſt die Wirkung gänzlicher Hoffnungsloſigkeit. Sie concentrirt nicht fortwährend alle Saiten des Innern in einem einzigen Accord, in dem Weh über ein plötzliches Unglück, ſie ſtimmt vielmehr alle dieſe Saiten um vieles tiefer herab und macht ſie ſchlaffer. Die Fähigkeiten zur Freude, zur Unterhaltung, zum Lächeln und ſelbſt zum Lachen ſind noch alle vorhanden, aber matt und gebrochen. Dem Herzen ſind die Schwungfedern ausgeriſſen: innerhalb der Sphäre ſeines Schmerzes, die es von allen Seiten umgiebt, kann es noch heiter ſcheinen und lächeln, aber über dieſe Sphäre hinaus kann es ſich nicht mehr erheben.

So kömmt es, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, daß ich ſogar noch immer heitere Geſelligkeit liebe, aber nur in zwei Arten, entweder als Geſellſchaft ſtarker und erhabener Geiſter, oder als Verkehr mit den Leuten, die keinen Geiſt haben, aber dabei auch die große Tugend beſitzen, keinen Geiſt haben zu wollen. Einem Kreis von Weiſen, Künſtlern, Poeten zum

Mittelpunkt zu dienen, ſo daß ich mit der Prinzeſſin Eleonore ſagen könnte:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen“

habe ich nicht die geiſtigen und auch nicht die materiellen Mittel. Dafür iſt es dem Gemüthe wie ein Naturgenuß, zuweilen mit Menſchen aus dem Volke zu verkehren, ſo lange ſie in ihrer Unbewußtheit die Typen beſtimmter Berufszweige und Beſchäftigungen bleiben und treu und wahr gar nichts anderes ſein wollen. Nur für die Geſelligkeit, die in der Mitte zwiſchen beiden Claſſen liegt, die es geiſtreich findet, den Geiſt auf bloßen Zeitvertreib zu verwenden, der ſich ſelbſt letzter Zweck iſt, habe ich nicht mehr Fröhlichkeit des Herzens genug, bin ich ſchon zu alt und zu unglücklich.

Als ich nun meine Freude und Verwunderung äußerte, daß gerade mir, der ich mich zu jener mittleren Claſſe von Geſelligen zählen mußte, die Gunſt eines Verkehrs mit ihr zu Theil geworden; als ſie mir hierauf in zarteſter Weiſe deutlich gemacht, daß meine ſichtbare Liebe zur Natur, mein Zuſammenhang mit der Kunſt und endlich auch meine ergrauenden Haare ihr Entgegenkommen weckten, floß das Geſpräch in ſo vertraulicher Weiſe fort, daß ich es zuletzt wagen konnte, nach den Motiven ihrer früheren Aeußerung zu fragen, das Bild hätte keinen Eigenthümer, der es verſchenken oder verkaufen dürfte, und wäre überhaupt ein Gegenſtand ohne Beſitzer.

Der Aufſchluß, den ich hierauf von Fräulein von Börte erhielt, löſ'te mir zugleich das Räthſel ihres Schickſals und war ſo vollſtändig, daß, als ich in ſpäter Nachtſtunde das Schloß verließ, um des andern Tages zur Stadt und zum Amte zurückzukehren, alle Einzelheiten der Begebenheit vor meinem Gedächtniß ſtanden, als ob ich ſie ſelbſt erlebt hätte. Nichts iſt davon im Laufe der Zeit verblaßt, und mit der innigen Verehrung für die Unglückliche hat ſich auch ſtets eine Art von Reue in mir erhalten, daß ich, ob auch unſchuldiger Weiſe, bei dem hochbegabten Weſen jemals eine intellectuelle Störung hätte vorausſetzen können.

Als ſie mit ihrem Vater das Jagdſchlößchen im Gebirge bezogen hatte, das einzige Habe, das dem tiefverſchuldeten Cavalier bei ſeinem Rückzug aus der großen Welt noch unangetaſtet geblieben war, hatte ſich das noch ſehr junge Mädchen nicht gerade freudig in die ihr auferlegte Einſamkeit gefügt. Dennoch ſiegte ihr von Natur aus fröhliches Herz immer häufiger über die Luſt zu klagen, ſie befreundete ſich täglich mehr mit der landſchaftlichen Schönheit ihres Aufenthaltes, und es blieb ihr, nachdem kaum zwei Jahre ſo weltentrückten Lebens abgelaufen waren, kein andrer Wunſch mehr, als daß, wenn ſchon die Geſelligkeit ſowohl als der Luxus der Einrichtung aus dem Schloſſe verbannt waren, dieſe doch mindeſtens mit einigen Kunſtgegenſtänden geſchmückt werden möchte.

Der Vater, unterrichtet von dieſem Wunſche, aber ohne Ahnung, wie er ihn ſeinen Mitteln angemeſſen, beſonders jedoch mit Vermeidung von Reiſen nach großen Städten erfüllen ſollte, ergriff das Zuſammentreffen mit einem jungen Landſchaftsmaler, der ſich die Aufnahme der Gegend in ſein Skizzenbuch ſehr angelegen ſein ließ, wie ein Mittel, dem Wunſch ſeiner Tochter die Möglichkeit der Erfüllung zu erſchließen. Der Baron nahm den jungen Mann mit auf das Schloß, um ihn hinſichtlich der Anſchaffung verkäuflicher Bilder und plaſtiſcher Gegenſtände zu Rathe zu ziehen. Die junge Dame wurde der Unterredung beigezogen, weil ihre Anſichten und Bedürfniſſe bei jeder zu treffenden Entſcheidung maßgebend ſein ſollten.

Vater und Tochter fanden Vergnügen an dem offenbar höchſt gebildeten jungen Manne, namentlich aber an ſeinem überaus heitern Weſen. Er kannte die Kunſtzuſtände der Hauptſtadt, ja des Landes und der Fremde genau, hatte große Reiſen gemacht, Vieles geſehen und Erfahrungen in ſeinem Fache geſammelt. Dennoch wollte er nicht Antworten ertheilen, mit denen ſogleich Alles abgethan geweſen wäre, was man von ihm verlangte, ſondern berief ſich darauf, daß er noch einmal ſehen, noch einmal kommen müſſe, wobei ſein Auge, indem es brennend auf dem Mädchen ruhte, ſich doch in eine träumeriſche Ferne zu verlieren ſchien.

Der Baron äußerte, ob nicht der junge Mann ſelbſt ein Künſtler wäre, deſſen Werke man an ſich zu bringen trachten müſſe, und fragte wiederholt nach ſeinem

Namen. Allein der Maler betheuerte, daß er noch nicht ſo Erhebliches geleiſtet hätte, daß ſeine Specialität eigentlich nur die Kunſtkennerſchaft wäre, und bewies, daß er wirklich den unberühmten Namen Leo Thurn führte.

Unberühmt iſt dieſer Name nicht, verſetzte der Baron, Thurn nennt ſich ja der zwei- und dreifache Millionär, deſſen landwirthſchaftliche und Fabrik-Etabliſſements der König ſelbſt als eine Zierde des Landes geprieſen hat.

Es giebt ſo viele gleichlautende Namen, erwiderte der junge Mann, eine etwaige Vermuthung leichthin ablehnend. Schon wenige Tage nach ſeinem Scheiden trafen mehrere werthvolle Kunſtwerke auf dem Schloſſe ein, darunter auch das Bild von Ary Scheffer: „die heilige Monica mit ihrem Sohne.“ Thurn ſchrieb, der Baron möge einſtweilen beſchauen, prüfen, ſich auf eine Wahl vorbereiten; über Art und Mittel der Erwerbung wolle er ſpäter mündlich mit ihm verhandeln. Auch ließ der junge Mann in der That nicht lange auf ſich warten, doch führten die Verhandlungen bei ſeinem geſchickten Ausweichen, ſo oft von einem Ankauf ernſtlich die Rede ſein ſollte, zu keinem andern Ziele, als daß ſtets mehr Kunſtwerke eintrafen und die Beſuche des jungen Mannes in ſtets kürzeren Zwiſchenräumen erfolgten.

Dem Baron mochte dies bei dem vollkommen edelmänniſchen Benehmen Thurn's, bei ſeinem feinen Tact und Tone durchaus nicht fremdartig erſcheinen, eher zu einer fraglichen Gewohnheit werden; zugleich war der alte Freiherr ſo durchdrungen von ſeinem Standesbewußtſein und ſetzte in dieſer Beziehung auch im Gefühle ſeiner Tochter ſo unüberwindliche Schranken voraus, daß er in ihrem ſtets traulichen Verkehr mit Thurn keine Gefahr ſah. Doch ſollte er hierüber früh genug belehrt werden. Eine mit aller Macht aufkeimende Leidenſchaft verzehrte die Vorurtheile ſpurlos, denen das Mädchen allerdings durch Geburt und Erziehung gleichſam unbewußt, unterworfen geweſen war. Immer höher entflammt durch die unausſprechliche, innige Liebe Thurn's, ſchwur ſie ſich ihm mit Wort und Kuß als die Seine zu, keine Gewalt der Erde ſollte Macht genug haben, dieſes Bündniß zu löſen.

Leo Thurn blieb mitten in ſeinem berauſchenden Glück weltklug genug, um überzeugt zu ſein, daß er bei dem Vater kein leichtes Spiel haben werde. Doch vertraute er einem Coup, den er ſich abſichtlich für den alten Herrn aufgeſpart hatte. Früher war Thurn befliſſen geweſen, vor dem Edelmann nur als ein armer Künſtler zu gelten, weil er nur unter dieſem Titel Zutritt hatte erlangen können. Jetzt, bevor noch die ſprachloſe Ueberraſchung des Barons über die unerhörte Kühnheit der Werbung ſich zu einem Worte hatte aufraffen können, legitimirte ſich Thurn als der einzige Sohn und Erbe des berühmten Millionärs. Wer weiß aber, ob ſelbſt dieſer imponirende Umſtand dem alten

Edelmann über das Entſetzen vor einem bürgerlichen Bewerber hätte hinweghelfen können, wenn Leo, mit den zerrütteten Verhältniſſen des Cavaliers wohl vertraut, ihm nicht einen Vertrag in die Hände geſpielt hätte, aus welchem unter allerlei plauſibel gemachten Vorwänden und Berechtigungen derartige Vortheile für den Baron hervorgingen, daß ſie ihm die materielle Reſtauration ſeines Namens, ſeiner Güter, ſeines mit ſo brennendem Schmerz aufgegebenen Glanz- und Hoflebens geſtatteten.

Noch immer ein wenig ſeufzend fand ſich der Baron, beſtochen durch den unerwarteten Reichthum, der ihm werden ſollte, immer williger in den Gedanken an den bürgerlichen Schwiegerſohn, und wenn jetzt außer Kunſtwerken auch Luxusgegenſtände aller Art eintrafen, weil Leo die Stätte, wo er himmliſches Glück gefunden hatte, aus Dankbarkeit zu einem Feenpalaſt herausſchmücken wollte, ſo tröſtete ſich der Baron über die „unnatürliche" Verbindung, wie er ſagte, mit der Betrachtung der zahlreichen Beiſpiele von Annäherung des Adels an die Induſtrie. Die ganze Gegend, über welche das Glück der Liebenden ſich in zahlreichen Wohlthaten zu ergießen ſchien, ſah den Baron lächelnd das Glück ſeines Kindes beobachten und hielt ihn ſelbſt für beglückt.

Für die große Welt war das Bündniß noch ſo viel wie Geheimniß, aber der Verlobungstag war feſtgeſetzt, an welchem es allgemein bekannt werden ſollte. Da traf eines Morgens im Spätherbſte eine Staffette im Schloſſe ein mit einem Schreiben für den Baron.

Er las und begab ſich mit dem Briefe in der Hand in das Zimmer ſeiner Tochter. Eine beſondere Aufregung hatte Gewalt über ihn gewonnen, in dem Grade, daß ſie ihm Anfangs das Sprechen verwehrte. Endlich beantwortete er das ſtumme Erſtaunen des Mädchens mit der Aufforderung, ſich an ſeiner Seite niederzulaſſen und genau auf ſeine Worte zu achten.

Es iſt dir unbekannt, begann er, daß unſer Haus zwei Seitenlinien hat, welche beide den gräflichen Namen Rudenkron-Börte führen. Uralte Familienfeindſchaft, die noch aus der Zeit des Glaubenswechſels während der Reformation ſtammt, hat ſie uns bisher ferne gehalten, obgleich die Freiherren von Börte die eigentlichen Stammhalter des Geſchlechtes ſind. Von den beiden Linien iſt die eine reich begütert, die andere ziemlich herabgekommen. Die Majoratsherren beider Häuſer, noch unvermählt, führen beide den Vornamen Lothar. Einer von ihnen wirbt um deine Hand. Er will, von meinen finanziellen Verhältniſſen unterrichtet, die äußerliche Stellung meines Hauſes neu begründen helfen; er iſt alſo der reiche Lothar. Durch die Verbindung will er zugleich eine traditionelle Feindſchaft, die längſt jedes berechtigte Motiv verloren hat, gründlich beenden. Ich ſtimme bei — du natürlich auch.

Das Mädchen ſtand auf, legte die Hand auf die Stirne des Freiherrn und fragte mit ernſter Beſorgniß: Biſt du nicht wohl, Papa?

Er drängte ihre Hand etwas unſanft zurück.

Gewohnter Muth und Liebesgluth verwehren
Ihm jede Ueberlegung dergeſtalt,
Daß, wie der Ritter gegen ihn gekommen,
Er Speer an Speer den Angriff unternommen.

50.

Er hofft, daß er ihn gleich vom Sattel ſtieße,
Das Weib gewinnend und den Sieg dazu;
Doch jener war ein Meiſter mit dem Spieße,
Und ſeine Rüſtung war zerſchellt im Nu.
So hart klang keine Kunde noch, wie dieſe,
Dem Vater, der ihn nun zur ſtillen Ruh,
Da er den Todten fand, mit lauten Klagen
Zur Seite ließ den alten Vater tragen.

51.

Doch kam deßhalb, mit Schaden hier zu ſtranden,
Kein Fremder, mehr noch minder, in Gefahr;
Denn Tanacer war minder nicht bei Handen,
Noch minder edel, als ſein Bruder war.
Nun kam mit ſeiner Frau aus fernen Landen
Ein Herr zum Schloſſe, noch im ſelben Jahr,
Er zum Bewundern kühn und auserleſen,
Sie, was man ſagen kann, ein reizend Weſen.

52.

Zur Tugend hatte ſie, zur Zucht geſchworen,
Und war in Wahrheit jedes Lobes werth.
Der Ritter war von hohem Stamm geboren
Und tüchtig, wie man's jemals nur gehört.
Mit Recht war ſolchem Muth ein Glück erkoren,
Das ſelten iſt ſo ſchön, ſo rein beſchert.
Der Ritter hieß Olind von Longueville,
Und ſeine Gattin nannte ſich Druſille.

Keinen Scherz! rief er; Graf Lothar kömmt heute Abend hier an, ſtellt ſich dir erſt vor, wie es die Form erheiſcht, bringt bei mir dann die förmliche Werbung an, und nachdem der Heirathscontract beſprochen iſt, biſt du, würdig der Standesehre deines Hauſes, verlobt, die Braut des Grafen Rudenkron-Börte.

Aber um Gotteswillen! War denn Alles, was wir bisher erlebten ein Traum, oder bin ich in dieſem Augenblicke die Beute einer ſinnloſen Fieberphantaſie?

Was findeſt du phantaſtiſch daran, daß du, eines Edelmanns Tochter, einen Edelmann heiratheſt?

Und Leo Thurn! ſchrie ſie mit aller Gewalt ihrer Stimme, als hätte dieſer lautgerufene Name den finſtern Zauberbann brechen müſſen, unter welchem ſie jetzt zu ſtehen glaubte.

Ah, ſagte der Baron lachend, da ſind wir nun doch bei der Fieberphantaſie! Die Tochter des hochgebornen Freiherrn von Börte, Kämmerers und Ordens-Commandeurs, das Eheweib des Fabrikantenſohnes, des Abkömmlings von Geldmäklern und Wucherern! Der Himmel iſt mir beſonders gnädig, daß er noch rechtzeitig eingreift, ſonſt wäre das tolle Hirngeſpinnſt am Ende möglich und wirklich geworden. Ich bin nur deßhalb zu entſchuldigen, einen Augenblick ernſtlich daran gedacht zu haben, weil man in dieſer Einſamkeit ganz aus Rand und Band kömmt und vergißt, daß man ja auch noch zu dieſer Welt gehört, wie ſie Gott eingerichtet hat. Nun mich dieſer Brief wieder in die

Fugen gebracht hat, ſchaudere ich vor dem Abgrund, an dem wir ſtanden.

Das Mädchen ſtarrte ihn mit ſo ſtieren Blicken eines faſt übermenſchlichen Erſtaunens an, als wäre ſie wahnſinnig, oder betrachte einen Wahnſinnigen. Er mußte unwillkürlich in ſeiner Rede innehalten, ſagte aber dann:

Du fürchteſt vielleicht die kleinen Verdrießlichkeiten bei der Löſung der widernatürlichen Beziehung zu dem Kaufmann — wie heißt er? Sei unbeſorgt, ich werde kurzen Prozeß machen und die nöthigen Schreibereien auf mich nehmen. Die Sache iſt ſo gut wie fertig.

Fertig und abgeſchloſſen iſt, erwiderte ſie langſam, abſichtlich jedes Wort betonend, daß ich die Braut des Mannes bin, welcher den Namen Leo Thurn führt, und daß ich bis an mein Ende nicht von ihm laſſen werde. Dem Manne aber, der in der Abſicht kömmt, um die Braut eines Andern zu werben, verſchließe ich meine Thüre.

Ich habe dir hierauf nur Eins zu ſagen, ſprach der Baron mit erzwungener Gelaſſenheit; wäre mir an deiner Stelle ein Sohn geboren worden, ſo müßte er zur Ehre ſeines Namens und ſeines Standes jeden Augenblick bereit ſein, ſein Leben zu opfern oder ſein Glück preiszugeben. Er müßte, ſo oft der Augenblick es fordert, mit dem Schwerte in der Hand den Feinden ſeines Hauſes oder ſeines Gebietes entgegentreten, und weder eine zärtliche Neigung, noch ein früheres Verſprechen dürfte ihn hindern. Er wäre beſchimpft und entehrt und verflucht, wenn er ſich weigerte, ſeine Pflicht zu erfüllen. Und glaubſt du, weil du deinem Stande zufällig als Weib geboren wurdeſt, du wäreſt aller Pflichten gegen ihn los und ledig? Du haſt nicht die Aufgabe, für die Ehre des Hauſes nöthigenfalls zu ſterben, aber wohl für ſie zu leben. Und wenn du eine Gelegenheit, die dir der Himmel giebt, dieſer Pflicht glorreich zu entſprechen, aus Feigheit und Egoismus zurückſtößeſt, ſo trifft dich der Zorn, die Verachtung deiner Genoſſen, der Fluch deines Vaters, und verfolgt dich bis an dein Lebensende.

Lieber todt ſein, als von ihm laſſen! rief ſie mit Trotz und Erbitterung.

Der Baron brach in ein höhniſches Gelächter aus: Todtſein! Du redeſt ſchon recht bürgerlich, das macht der ſchlechte Umgang. Als ob Todtſein etwas Schreckliches, als ob es eine Leiſtung wäre, die dich deiner Pflicht enthöbe. So denken romantiſche Kaufmannsjünglinge. Aber auch Todte können als Ehrloſe betrachtet werden, und daß ſie lieber ſterben als würdig handelten, rettet ſie von der Schande nicht. Glaubſt du, ich weiß nicht, daß du leideſt, ja daß dir das Herz vielleicht brechen kann, indem du es an das eines ungeliebten Mannes legen ſollſt? Und dennoch fordere ich es von dir, wie ich meinem Sohne im Felde ſelbſt die Waffe in die Hand drücken würde, in dem Augenblicke, da die Kugeln ſchon pfeifen. Sichtbar deutet der Himmel ſelbſt mit dem Finger darauf hin, was du zu thun haſt. Tochter eines verarmten Edelmannes, durch Noth und Beſchämung dem Abfall von deinem Stande nahe gebracht — ſteht plötzlich ein Retter vor dir, ein Mann deines Ranges, geneigt über deine Armuth hinwegzuſehen, weil mit den Mitteln ausgerüſtet, die Würde des Hauſes auch vor der Welt im alten Glanze zu wahren. Und du wollteſt fahnenflüchtig werden, aus bürgerlichen Vorurtheilen an dir und mir, an deinem Beruf und an deiner wahren Ehre treulos handeln?

Den ganzen Tag über dauerte dieſer Kampf zwiſchen Vater und Tochter. Immer leidenſchaftlicher ward die Aufregung Beider, und endlich — der Abend war ſchon angebrochen, die Uhr zeigte die Stunde, welche den Grafen Lothar bringen ſollte — ſchwur der alte Freiherr, daß ihm, wenn ſein Wille nicht geſchähe, nur ein Schritt blutiger Verzweiflung übrig bliebe, nicht wegen Vereitlung der Heirath ſelbſt, die ihn allerdings auf die wünſchenswertheſte Weiſe dem Leben in der großen Welt zurückgeben würde, ſondern aus Scham über die Gleichgültigkeit und Ehrloſigkeit ſeines Kindes.

Wie eine Glocke von Blei mochte die Stimme der Gequälten geklungen haben, als ſie ihrem Vater ſagte:

So mag Graf Lothar kommen; ich werde thun, was du willſt.

Wenige Augenblicke ſpäter ritt der Erwartete in Begleitung eines Dieners auf Pferden, die er ſich vom

Poſtmeiſter der letzten Station hatte geben laſſen, in den Hof. Der Freiherr empfing ihn mit der gebührenden Förmlichkeit und führte ihn in den Salon, um ihn ſeiner Tochter vorzuſtellen, die kaum fähig, ſich von ihrem Sitze zu erheben, nicht verſtand, was er ſagte, und ſelbſt ſeine Geſtalt nur wie unter einem Nebel ſah. Die Lippen faſt tonlos bewegend, wenn ſie ſprechen wollte, verbeugte ſie ſich mechaniſch, als nach etwa einer Viertelſtunde der Graf ſich erhob und dem Freiherrn in ein anderes Gemach folgte.

Betäubt, beſinnungslos blieb ſie zurück, ſie wußte nicht wie lange. Es bedurfte jedenfalls geraumer Zeit, ehe ſie in der Art von wacher Ohnmacht, in der ſie ſich befand, deutlich erkannte, daß ihr Vater wieder neben ihr ſtand und daß der Graf nicht mehr anweſend war. Allmählich faßte ſie auch den Sinn der Worte, die zu ihr geſprochen wurden, und die ihr erſt nur ein dumpfes Brauſen geſchienen hatten.

Du haſt beſonderes Glück, ſagte der Baron, und ich habe mich ſchrecklich getäuſcht. Als ich mit dem Grafen die materiellen Arrangements treffen wollte, ſtellte ſich heraus, daß er der arme Lothar, nicht der reiche iſt. Seltſam! Während man von deiner Verlobung mit Leo Thurn in der Welt noch nicht das Geringſte weiß, hat ſich doch das Gerücht verbreitet, daß mir große Reichthümer in Ausſicht ſtänden, vielleicht weil in der That durch Thurn auf meinen Namen Güter eingekauft wurden, die dann auf dich über=

gehen ſollten. Man hält das Haus Thurn und Comp. für meinen Banquier. Das ſtach dem gräflichen Don Quixote in die Augen. Ich mußte der Täuſchung raſch ein Ende machen, nachdem ich über ſeine Verhältniſſe ebenfalls enttäuſcht worden. So hat ſich Alles friedlich in Nichts aufgelöſ't. Der Beſuch des Grafen und ſeine Abſichten werden von ihm wie von uns verſchwiegen werden. So iſt der ganze Zwiſchenfall wie non avenue. Es iſt nur gut, daß uns eine Reſſource bleibt.

Welche Reſſource? fragte das Fräulein, auf welches der Bericht von der ganz unerwarteten Wendung des Falles nicht den geringſten Eindruck gemacht zu haben ſchien.

Nun, erwiderte der Baron mit einiger Veränderung, da Alles bleibt, wie es vor dem Beſuch des Grafen geweſen, ſo erlebe ich doch noch und zum Aerger und zur Beſchämung der Verwandtſchaft die Wiederherſtellung meines äußern Glanzes, wenn auch durch bürgerliche Hände. Freilich durch einen Rudenkron-Börte wäre es erwünſchter geweſen. Sollte nicht Thurn heute oder morgen kommen?

Das Mädchen erhob ſich jetzt, ihre frühere Spannkraft ſchien zurückgekehrt, flammenden Auges rief ſie dem Baron zu: Zerſtörer meines Lebensglücks! Wohl wird Thurn wiederkehren, aber ich werde ihn nicht mehr ſehen. Könnteſt du denken, daß ich dem heißgeliebten Manne die treulos gewordene Hand reichen würde? Mit meiner Zuſtimmung, den Grafen Lothar als Bewerber um mich zu empfangen, habe ich die Ehe gebrochen, bevor ſie noch geſchloſſen war. Nie mehr Leo's redliche Augen auf mir ruhen zu ſehen, vor denen ich in Scham verſinken müßte, iſt das Einzige, wofür ich noch zu ſorgen habe.

Sie wendete ſich von dem wie erſtarrt ſtehenden Manne ab, um den Salon zu verlaſſen, kehrte aber noch einmal zurück.

Eine einzige Wohlthat, ſagte ſie, erflehe ich von dir und vom Schickſal: Niemand wiſſe, wie tief ich gefallen, wie ſehr ich geſündigt. Das Schamgefühl vor dem Geliebten bleibe mir erſpart, während ich an dem nagenden Bewußtſein zu Grunde gehen werde. Dich, mein Vater, wird eigene Scheu zwingen, Thurn den von dir beabſichtigten Wort- und Treubruch zu verſchweigen, und die Welt hat kein Mittel, die Wahrheit zu errathen, weil Graf Lothar Urſache hat, von ſeinem Beſuche nicht zu ſprechen. So wird der Geliebte nichts von meiner Schuld erfahren und mag es immerhin für Wahnſinn halten, daß ich mich weigere, ihn jemals wieder zu ſehen.

Ein Thränenſtrom brach aus ihren Augen, als ſie den Vater verließ, um ſich in ihr Gemach zurückzuziehen.

Dies begab ſich an demſelben Tage, als Leo Thurn auf der Station kein Reitpferd bekam, weil ein Cavalier mit ſeinem Diener ihm zuvor gekommen war. Wie der ahnungsloſe Mann die Nacht im Wirthshauſe zubrachte und was ſich am andern Morgen begab, iſt bereits aufgezeichnet worden, ebenſo wie ſeine vergeblichen Verſuche, ſich nach dem bald erfolgten Tode des Barons der Geliebten wieder zu nähern. Die Kunſtwerke und Luxusgegenſtände, mit denen er das Schloß ausgeſchmückt hatte, nahm er nicht zurück, ſondern ſchrieb darüber an ſeine frühere Braut: „Wenn ein unbegreifliches, nie zu errathendes Schickſal über uns Beide ſo grauſam verfügte, daß es uns blind und zwecklos aus dem nahen Glück verſtieß, ſo ſoll auch über dieſe Gegenſtände kein vernünftiger Wille entſcheiden. Mögen ſie jetzt bleiben, wo ſie ſind, und nach Ihrem Tode mag der Zufall damit ſchalten, wie er will. Die Sachen haben keinen Eigenthümer. Mir ſollen ſie, die Zeugen eines für gewiß gehaltenen Glückes, nicht zurückkehren; ſeelenlos gewordene Quäler und Folterinſtrumente wären ſie mir, weil ſie von vergangenen Tagen ſprächen.“

Das Bild der heiligen Monica und ihres Sohnes trug dazu bei, die Seelenbitterkeit der Unglücklichen zu friedlicherer Reſignation, zu einer Art Weltüberwindung abzuklären. Als zufällig ein wandernder Waarenverkäufer ſie „Freifrau“ titulirte, ſtatt Baroneſſe, hielt ſie jenen Titel mit beſonderer Vorliebe feſt; er bedeutete ihr die von allen Beziehungen zu einer nichtigen Welt freie Frau.

# Die Judenbuche.

## Von Annette Freiin von Droſte-Hülshoff.

Letzte Gaben. Nachgelaſſene Blätter von Annette Freiin von
Droſte-Hülshoff. — Hannover, Carl Rümpler. 1860.

53.

Nicht minder raubt ſie Tanacern den Frieden,
Als jene ſeinem Bruder ihn geraubt,
Die ihm ſo herben, bittern Lohn beſchieden
Für ſein Verlangen, toll und unerlaubt.
Nicht minder will auch er im Dienſt ermüden
Des Gaſtrechts, das er leicht zu brechen glaubt
Und lieber brechen will, als von dem harten,
Dem unbeugſamen Trieb den Tod erwarten.

54.

Doch graus und warnend ſteht vor ſeinen Blicken
Des Bruders Loos, der ſeinem Feind erlag;
Drum denkt er ſeinen Plan ſo zu beſchicken,
Daß ſich Olind nicht an ihm rächen mag.
So muß die Luſt die Tugend ganz erſticken,
Auf die er früher ſich zu ſtützen pflag,
Daß ihn die Fluth des Laſters nicht bedeckte,
In deſſen tiefſtem Schlamm der Vater ſteckte.

55.

Er ſammelt eine Schaar von zwanzig Leuten,
Mit guter Wehr, in einer ſtillen Nacht,
Und läßt ihm fern den Hinterhalt bereiten
In Höhlen, die am Wege ſind gemacht.
So iſt am Morgen denn von allen Seiten
Olind umringt, und hitzig wird die Schlacht;
Allein nach langem, kühnem Widerſtreben
Muß er die Gattin laſſen und das Leben.

56.

Der Frevler will ſein Werk noch weiter treiben;
Die Frau muß mit, der ſeine Liebe droht.
Sie will um keinen Preis am Leben bleiben,
Und fleht als Gnade weinend um den Tod.

Annette Eliſabeth Freiin von Droſte-Hülshoff wurde am 12. Januar 1798 in Hülshoff bei Münſter geboren und verbrachte den größten Theil ihres Lebens in der Abgeſchiedenheit ihres Landhauſes Riſchhaus bei Münſter, in ſtetem Verkehr mit der Natur und der ländlichen Bevölkerung ihrer weſtphäliſchen Heimath, ihren Geiſt raſtlos nährend mit wiſſenſchaftlichen Studien, zu denen eine treffliche Jugendbildung den Grund gelegt hatte, und für manche Entbehrung und ſchwere Prüfung ihres Herzens Troſt ſuchend in ihrer Dichtung, die eben wegen dieſer tiefen und innigen Eigenart, der ſtarkmüthigen, hie und da herben Geſinnung der Dichterin noch immer nicht zur vollen Anerkennung durchgedrungen iſt. Niemand aber, der den echten Hauch dieſer wahrhaft dichteriſchen Seele jemals empfunden, hat ihrem Zauber widerſtehen können, wie auch Alle, denen es ſo gut ward, ihr perſönlich nahe zu treten, in feſter Treue ihr ergeben blieben. Im Jahre 1841 nöthigte ſie zunehmende Kränklichkeit, mildere Luft aufzuſuchen. Sie lebte einige Jahre auf Schloß Eggishauſen im Thurgau, dann von 1844 an auf Schloß Meersburg bei ihrem Schwager von Laßberg, wo ſie am 24. Mai 1848 ſtarb. Ihre „Gedichte“ erſchienen 1844 in Stuttgart (J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1873 die dritte Auflage), nach ihrem Tode aus ihrem Nachlaß „Das geiſtliche Jahr, nebſt einem Anhange religiöſer Gedichte“ (ebendaſ. 1852) und „Letzte Gaben“ (Hannover, Carl Rümpler, 1860).

Wohl nie hat ein großes Talent weniger Neigung und Geſchick beſeſſen, ſich mit einem Publikum in Verbindung zu ſetzen, ja auch nur an ein Publikum von Auserwählten zu denken; mit andern Worten: nie war ein Poet weniger Schriftſteller, als dieſe größte lyriſche Dichterin, die Deutſchland je beſeſſen hat. Es wird dies weniger fühlbar in den intimſten lyriſchen Bekenntniſſen, zu deren Reiz ja eine gewiſſe Verhülltheit auch bei weit bewußteren Lyrikern nicht wenig beiträgt. In den Balladen und erzählenden Dichtungen dagegen hindert dies Inſichgekehrtſein, dieſer Verzicht auf jeden Effect, ſogar auf Koſten der echten Wirkung, vielfach den reinen, durchſichtigen Fluß der Darſtellung, und die Vorliebe der Dichterin für das Geheimnißvolle, ewig Räthſelhafte im geiſtigen Leben wie in den Mächten der Natur erhöht noch die Dunkelheit ihres Stils. Auch die einzige Erzählung in Proſa, die ſich in ihrem Nachlaß vorfand, trägt Spuren dieſer Neigung zum Dunkeln. Daneben aber — welche Kraft und Fülle des Tons, welche Friſche und Farbigkeit der Charakteriſtik, wie erſchütternd in aller Einfachheit das Lebensbild, das hier mit einer ſo ſicheren Herrſchaft über alle Kunſtmittel geſchildert wird, als ob die novelliſtiſche Darſtellung mit Vorliebe von der Dichterin geübt worden wäre. Und doch iſt es ihr einziger Verſuch in dieſer Form geblieben, und ſelbſt manche ihrer näheren Freunde haben erſt nach ihrem Tode erfahren, daß ein ſolches Stück ſich in ihrem Schatz befand, ein Kleinod, das ſie ſelbſt mehr wegen ſeines ſtofflichen Werthes zu ſchätzen ſchien, als wegen der kunſtvollen Faſſung und Verarbeitung, die es von ihrer Hand erhalten hatte.

Wo iſt die Hand ſo zart, daß ohne Irren
Sie ſondern mag beſchränkten Hirnes Wirren,
So feſt, daß ohne Zittern ſie den Stein
Mag ſchleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu meſſen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergeſſen
In junge Bruſt die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurtheils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg hin die Wagſchal', nimmer dir erlaubt!
Laß ruhn den Stein — er trifft dein eignes Haupt! —

Friederich Mergel, geboren 1738, war der Sohn eines ſogenannten Halbmeiers oder Grundeigenthümers geringer Klaſſe im Dorfe B., das, ſo ſchlecht gebaut und rauchig es ſein mag, doch das Auge jedes Reiſenden feſſelt durch die überaus maleriſche Schönheit ſeiner Lage in der grünen Waldſchlucht eines bedeutenden und geſchichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen dem es angehörte, war damals einer jener abgeſchloſſenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerſtraßen, wo noch ein fremdes Geſicht Aufſehen erregte, und einer

Reiſe von dreißig Meilen ſelbſt den Vornehmeren zum Ulyſſes ſeiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren ſonſt ſo viele in Deutſchland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beſchränktheit, wie ſie nur in ſolchen Zuſtänden gedeihen.

Unter höchſt einfachen und häufig unzulänglichen Geſetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung gerathen, oder vielmehr es hatte ſich neben dem geſetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachläſſigung entſtandenen Verjährung. Die Gutsbeſitzer, denen die niedrige Gerichtsbarkeit zuſtand, ſtraften und belohnten nach ihrer in den meiſten Fällen redlichen Einſicht; der Untergebene that, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiteren Gewiſſen verträglich ſchien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten, ſtaubigten Urkunden nachzuſchlagen. — Es iſt ſchwer, jene Zeit unparteiiſch ins Auge zu faſſen; ſie iſt ſeit ihrem Verſchwinden entweder hochmüthig getadelt oder albern gelobt worden, da Den, der ſie erlebte, zu viel theure Erinnerungen blenden, und der Spätergeborene ſie nicht begreift. So viel darf man indeſſen behaupten, daß die Form ſchwächer, der Kern feſter, Vergehen häufiger, Gewiſſenloſigkeit ſeltener waren. Denn wer nach ſeiner Ueberzeugung handelt, und ſei ſie noch ſo mangelhaft, kann nie ganz zu Grunde gehen, wogegen nichts ſeelentödtender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anſpruch nehmen.

Ein Menſchenſchlag, unruhiger und unternehmender als ſeine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, Manches weit greller hervortreten, als anderswo unter gleichen Umſtänden. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung, und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte ſich Jeder ſelbſt ſeines zerſchlagenen Kopfes zu tröſten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichthum des Landes ausmachten, ward allerdings ſcharf über die Forſten gewacht, aber weniger auf geſetzlichem Wege, als in ſtets erneuten Verſuchen, Gewalt und Liſt mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmüthigſte, ſchlaueſte und kühnſte Gemeinde des ganzen Fürſtenthums. Seine Lage inmitten tiefer und ſtolzer Waldeinſamkeit mochte ſchon früh den angeborenen Starrſinn der Gemüther nähren; die Nähe eines Fluſſes, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und ſicher außer Land zu führen, trug ſehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermuthigen, und der Umſtand, daß Alles umher von Förſtern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vortheil meiſt auf Seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den ſchönen Mondnächten mit ungefähr doppelt ſo viel

Mannſchaft jedes Alters, vom halbwüchſigen Knaben bis zum ſiebzigjährigen Ortsvorſteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich ſtolzem Bewußtſein anführte, als er ſeinen Sitz in der Gerichtsſtube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten ſorglos dem allmählichen Verhallen des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und ſchliefen ſachte weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein ſchwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein Anderer achtete darauf. Beim erſten Morgengrau kehrte der Zug eben ſo ſchweigend heim, die Geſichter glühend wie Erz, hier und dort Einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeſchick eines oder mehrerer Forſtbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerſchlagen, mit Schnupftaback geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In dieſen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hauſe, das durch die ſtolze Zugabe eines Rauchfanges und minder kleiner Glasſcheiben die Anſprüche ſeines Erbauers, ſo wie durch ſeine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umſtände des jetzigen Beſitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachläſſigten Zaune gewichen, das Dach ſchadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächſt am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar holzigten Roſenſtöcken aus beſſerer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle Manches hiervon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böſe Wirthſchaft im Spiel. Friedrich's Vater, der alte Hermann Mergel, war in ſeinem Junggeſellenſtande ein ſogenannter ordentlicher Säufer, d. h. einer, der nur an Sonn- und Feſttagen in der Rinne lag und die Woche hindurch ſo manierlich war wie ein Anderer. So war denn auch ſeine Bewerbung um ein recht hübſches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erſchwert. Auf der Hochzeit ging's luſtig zu. Mergel war nicht gar zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen Abends vergnügt heim; aber am nächſten Sonntage ſah man die junge Frau ſchreiend und blutrünſtig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihre guten Kleider und neues Hausgeräth im Stich laſſend. Das war freilich ein großer Scandal und Aerger für Mergel, der allerdings Troſtes bedurfte. So war denn auch am Nachmittag keine Scheibe an ſeinem Hauſe mehr ganz, und man ſah ihn noch bis ſpät in der Nacht vor der Thürſchwelle liegend, einen abgebrochenen Flaſchenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und ſich Geſicht und Hände jämmerlich zerſchneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo ſie bald verkümmerte und ſtarb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er ſchien der Troſtmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjecten zugezählt zu werden.

Die Wirthſchaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; ſo verging Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener und zuletzt ziemlich armſeliger Wittwer, bis er mit einem Male wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für ſich unerwartet, ſo trug die Perſönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margareth Semmler war eine brave, anſtändige Perſon, ſo in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfſchönheit und noch jetzt ſehr klug und wirthlich geachtet, dabei nicht unvermögend; und ſo mußte es Jedem unbegreiflich ſein, was ſie zu dieſem Schritte getrieben. Am Abend vor der Hochzeit ſoll ſie geſagt haben: Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, iſt dumm oder taugt nicht: wenn's mir ſchlecht geht, ſo ſagt, es liege an mir. Der Erfolg zeigte leider, daß ſie ihre Kräfte überſchätzt hatte. Anfangs imponirte ſie ihrem Manne; er kam nicht nach Haus, oder brach in die Scheune, wenn er ſich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald ſah man ihn oft genug quer über die Gaſſe ins Haus taumeln, hörte drinnen ſein wüſtes Lärmen und ſah Margreth eilends Thür und Fenſter ſchließen. An einem ſolchen Tage — keinem Sonntage mehr — ſah man ſie Abends aus dem Hauſe ſtürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, ſich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängſtlich um ſich ſchauen, raſch einen Bündel Kräuter brechen und damit langſam wieder dem Hauſe zugehen, aber nicht hinein, ſondern in die Scheune. Es hieß, an dieſem Tage habe Mergel zuerſt Hand an ſie gelegt, obwohl das Bekenntniß nie über ihre Lippen kam. — Das zweite Jahr dieſer unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht ſagen, erfreut, denn Margareth ſoll ſehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein geſundes, hübſches Kind, das in der friſchen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn ſehr lieb, kam nie nach Hauſe, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte ſogar, er ſei ſeit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigſtens ward der Lärmen im Hauſe geringer.

Friedrich ſtand in ſeinem neunten Jahre. Es war um das Feſt der heiligen drei Könige, eine rauhe, ſtürmiſche Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte ſich ſchon bei Zeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus dreiviertel Meilen entfernt lag. Obgleich er verſprochen hatte, Abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um ſo weniger darauf, da ſich nach Sonnenuntergang dichtes Schneegeſtöber eingeſtellt hatte. Gegen zehn Uhr ſchürte ſie die Aſche am Herde zuſammen und machte ſich zum Schlafengehen bereit. Friedrich ſtand neben ihr, ſchon halb entkleidet, und horchte auf das Geheul des Windes und das Klappen der Bodenfenſter.

Von einem Abhang, um ſich zu entleiben,
Springt ſie in's Thal in dieſer höchſten Noth;
Zwar ſtirbt ſie nicht, doch wird ſie ganz zerſchlagen
Und mit verletztem Haupt hinweggetragen.

57.

So muß man ſie auf eine Bahre legen,
Auf der man langſam ſie zum Schloſſe führt.
Dort läßt er ſie mit größter Sorgfalt pflegen,
Damit er nicht den theuren Raub verliert.
Indeß ſie ſacht der Heilung geht entgegen,
Wird alles ſchön zum Hochzeitsfeſt geziert;
Denn ſolcher holden, ſolcher keuſchen Dame
Gebührt der Gattin, nicht der Freundin Name.

58.

Und was er denkt und wünſcht und ſpricht und übt,
Iſt alles nur auf dieſes Ziel gerichtet.
Wohl ſieht er ein, wie ſehr er ſie betrübt,
Und alles thut er, was die Schuld vernichtet.
Allein vergebens! Denn je mehr er liebt,
Je mehr er ſühnt und wirbt und ſie verpflichtet,
Je mächt'ger wird ihr Zorn und ihr Entſchluß,
Ihn umzubringen, den ſie haſſen muß.

59.

Doch will ſie nicht die Klugheit ganz verſchwenden
In dieſer Rachegluth: ſie ſieht wohl ein,
Um den Gedanken ſicher zu vollenden,
Wird Liſt ihr und Verſtellung nöthig ſein.
Sie hüllt ihr Herz, um ihren Feind zu blenden,
(Das einzig wünſcht, von ihm ſich zu befrei'n)
In eine Maske, die ihm Liebe heuchelt
Und mit Vergeſſen ihres Gatten ſchmeichelt.

Mutter, kommt der Vater heute nicht? fragte er.

Nein, Kind, morgen. — Aber warum nicht, Mutter? Er hat's doch verſprochen. — Ach Gott, wenn Der Alles hielte, was er verſpricht! Mach, mach voran, daß du fertig wirſt.

Sie hatte ſich kaum niedergelegt, ſo erhob ſich eine Windsbraut, als ob ſie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettſtatt bebte, und im Schornſtein raſſelt es wie ein Kobold. — Mutter, es pocht draußen! — Still, Fritzchen, das iſt das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt. — Nein, Mutter, an der Thür! — Sie ſchließt nicht; die Klinke iſt zerbrochen. Gott, ſchlaf doch! bring mich nicht um das armſelige bischen Nachtruhe. — Aber wenn nun der Vater kommt? — Die Mutter drehte ſich heftig im Bett um. — Den hält der Teufel feſt genug! — Wo iſt der Teufel, Mutter? — Wart, du Unraſt! er ſteht vor der Thür und will dich holen, wenn du nicht ruhig biſt!

Friedrich ward ſtill; er horchte noch ein Weilchen und ſchlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte ſich gewendet und ziſchte wie eine Schlange durch die Fenſterritze an ſeinem Ohr. Seine Schulter war erſtarrt; er kroch tief unters Deckbett und lag aus Furcht ganz ſtill. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht ſchlief. Er hörte ſie weinen und mitunter: „Gegrüßt ſeiſt du, Maria!" und „bitte für uns arme Sünder!" Die Kügelchen des Roſenkranzes glitten an ſeinem Geſicht hin. Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — Friedrich, biſt du wach? — Ja, Mutter. — Kind, bete ein wenig — du kannſt ja ſchon das halbe Vaterunſer — daß Gott uns bewahre vor Waſſer- und Feuersnoth.

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl ausſehen möge. Das mannichfache Geräuſch und Getöſe im Hauſe kam ihm wunderlich vor. Er meinte, es müſſe etwas Lebendiges drinnen ſein und draußen auch. — Hör, Mutter, gewiß, da ſind Leute, die pochen. — Ach nein, Kind; aber es iſt kein altes Brett im Hauſe, das nicht klappert. — Hör! hörſt du nicht? es ruft! hör doch!

Die Mutter richtete ſich auf; das Toben des Sturms ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fenſterläden pochen und mehrere Stimmen: Margareth! Frau Margareth, heda, aufgemacht! Margareth ſtieß einen heftigen Laut aus: Da bringen ſie mir das Schwein wieder!

Der Roſenkranz flog klappernd auf den Brettſtuhl, die Kleider wurden herbeigeriſſen. Sie fuhr zum Herde, und bald darauf hörte Friedrich ſie mit trotzigen Schritten über die Tenne gehen. Margareth kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und ſchien ängſtlich etwas zu ſuchen. Mit einem Male ward eine Lampe hereingebracht; zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geſchloſſen. Friedrich meinte, ſie ſei todt; er erhob ein fürchterliches Geſchrei, worauf ihm Jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte, und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umſtehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeyer todt im Holze gefunden ſei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margareth wieder zur Beſinnung kam, ſuchte ſie die fremden Leute los zu werden. Der Bruder blieb bei ihr, und Friedrich, dem bei ſtrenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war, hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche kniſtern und ein Geräuſch wie von Hin- und -herrutſchen und Bürſten. Geſprochen ward wenig und leiſe, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, ſo jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verſtand er, daß der Oheim ſagte: Margareth, zieh dir das nicht zu Gemüth; wir wollen Jeder drei Meſſen leſen laſſen, und um Oſtern gehen wir zuſammen eine Bittfahrt zur Muttergottes von Werl.

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, ſaß Margareth am Herde, das Geſicht mit der Schürze verhüllend. Nach einigen Minuten, als Alles ſtill geworden war, ſagte ſie in ſich hinein: Zehn Jahre, zehn Kreuze. Wir haben ſie doch zuſammen getragen, und jetzt bin ich allein! Dann lauter: Fritzchen, komm her! —

Friedrich kam ſchen heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den ſchwarzen Bändern und den verſtörten Zügen. Fritzchen, ſagte ſie, willſt du jetzt auch fromm ſein, daß ich Freude an dir habe, oder willſt du unartig ſein und lügen, oder ſaufen und ſtehlen? — Mutter, Hülsmeyer ſtiehlt. — Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? Wer ſagt dir ſo ſchlechtes Zeug? — Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm ſechs Groſchen genommen. — Hat er dem Aaron Geld genommen, ſo hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hülsmeyer iſt ein ordentlicher, angeſeſſener Mann, und die Juden ſind alle Schelme. — Aber, Mutter, Brandes ſagt auch, daß er Holz und Rehe ſtiehlt. — Kind, Brandes iſt ein Förſter. — Mutter, lügen die Förſter?

Margareth ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie: Höre, Fritz, das Holz läßt unſer Herrgott frei wachſen, und das Wild wechſelt aus eines Herren Lande in das andere; die können Niemandem gehören. Doch das verſtehſt du noch nicht; jetzt geh in den Schuppen und hole mir Reiſig.

Friedrich hatte ſeinen Vater auf dem Stroh geſehen, wo er, wie man ſagt, blau und fürchterlich ausgeſehen haben ſoll. Aber davon erzählte er nie und ſchien ungern daran zu denken. Ueberhaupt hatte die Erinnerung an ſeinem Vater eine mit Grauſen gemiſchte Zärtlichkeit in ihm zurückgelaſſen, wie denn nichts ſo feſſelt, wie die Liebe und Sorgfalt eines Weſens, das gegen alles Uebrige verhärtet ſcheint, und bei Friedrich wuchs dieſes Gefühl mit den Jahren, durch das

Gefühl mancher Zurückſetzung von Seiten Anderer. Es war ihm äußerſt empfindlich, wenn, ſo lange er Kind war, Jemand des Verſtorbenen nicht allzu löblich gedachte, ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht erſparte. Es iſt gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzuſprechen. Der alte Mergel war das Geſpenſt des Brederholzes geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkolk (Teich); die Hirtenknaben, wenn ſie Nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen ſchrieen, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich ſein: „Hör mal an, fein's Liſeken," und ein unprivilegirter Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeſchlafen und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen ſein geſchwollenes blaues Geſicht durch die Zweige lauſchen ſehen. Friedrich mußte von andern Knaben Vieles darüber hören; dann heulte er, ſchlug um ſich, ſtach auch einmal mit ſeinem Meſſerchen und wurde bei dieſer Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er ſeiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Thales, wo man ihn oft Stunden lang in derſelben Stellung im Graſe liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen ſah.

Er war zwölf Jahre alt, als ſeine Mutter einen Beſuch von ihrem jüngeren Bruder erhielt, der in Brede wohnte und ſeit der thörichten Heirath ſeiner Schweſter ihre Schwelle nicht betreten hatte.

Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fiſchaugen und überhaupt einem Geſicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geſelle, bei dem dickthuende Verſchloſſenheit oft mit eben ſo geſuchter Treuherzigkeit wechſelte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgeſtellt hätte und ſtatt deſſen für einen fatalen, Händel ſuchenden Kerl galt, dem Jeder um ſo lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beſchränkte Menſchen leicht an Anſprüchen gewinnen, was ſie an Brauchbarkeit verlieren. Dennoch freute ſich die arme Margareth, die ſonſt keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

Simon, biſt du da? ſagte ſie und zitterte, daß ſie ſich am Stuhle halten mußte. Willſt du ſehen, wie es mir geht und meinem ſchmutzigen Jungen? — Simon betrachtete ſie ernſt und reichte ihr die Hand: Du biſt alt geworden, Margreth! — Margreth ſeufzte: Es iſt mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schickſalen. — Ja, Mädchen, zu ſpät gefreit, hat immer gereut! Jetzt biſt du alt, und das Kind iſt klein. Jedes Ding hat ſeine Zeit. Aber wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löſchen. — Ueber Magreth's vergrämtes Geſicht flog eine Flamme, ſo roth wie Blut.

Aber ich höre, dein Junge iſt ſchlau und gewichſ't, fuhr Simon fort. — Ei nun ſo ziemlich und dabei fromm. — Hum, 's hat mal Einer eine Kuh geſtohlen, der hieß auch Fromm. Aber er iſt ſtill und nachdenklich, nicht wahr? er läuft nicht mit den andern Buben? — Er iſt ein eigenes Kind, ſagte Magreth wie für ſich; es iſt nicht gut. Simon lachte hell auf: Dein Junge iſt ſcheu, weil ihn die andern ein paarmal gut durchgedroſchen haben. Das wird ihnen der Burſche ſchon wieder bezahlen. Hülsmeyer war neulich bei mir, der ſagte, es ſei ein Junge wie 'n Reh.

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn ſie ihr Kind loben hört? Der armen Margreth ward ſelten ſo wohl, Jedermann nannte ihren Jungen tückiſch und verſchloſſen. Die Thränen traten ihr in die Augen. Ja, Gottlob, er hat gerade Glieder. — Wie ſieht er aus? fuhr Simon fort. — Er hat viel von dir, Simon viel. Simon lachte: Ei, das muß ein rarer Kerl ſein ich werde alle Tage ſchöner. An der Schule ſoll er ſich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Eben ſo gut. Es iſt doch nicht halb wahr, was der Magiſter ſagt. Aber wo hütet er? Im Telengrund? im Roderholze? im Teutoburger Wald? auch des Nachts und früh? — Die ganzen Nächte durch; aber wie meinſt du das?

Simon ſchien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Thüre hinaus: Ei, da kommt der Geſell! Vatersſohn! er ſchlenkert gerade ſo mit den Armen wie dein ſeliger Mann. Und ſchau mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!

In der Mutter Züge kam ein heimliches, ſtolzes Lächeln: ihres Friedrich's blonde Locken und Simon's röthliche Borſten! Ohne zu antworten, brach ſie einen Zweig von der nächſten Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, ſcheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, ihm einige raſche, halbdrohende Worte zuzuraunen; denn ſie kannte ſeine ſtörriſche Natur, und Simon's Weiſe war ihr heute einſchüchternder vorgekommen, als je. Doch ging Alles über Erwarten gut; Friedrich zeigte ſich weder verſteckt, noch frech, vielmehr etwas blöde und ſehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbſtündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorſchlag brachte, vermöge deren er denſelben zwar nicht gänzlich der Mutter entziehen, aber doch über den größten Theil ſeiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggeſellen Erbe zufallen ſolle, das ihm freilich ohnedies nicht entgehen konnte. Margareth ließ ſich geduldig auseinanderſetzen, wie groß der Vortheil, wie gering die Entbehrung ihrerſeits bei dem Handel ſei. Sie wußte am beſten, was eine kränkliche Wittwe an der Hülfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den ſie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu erſetzen. Doch ſie ſchwieg und gab ſich in Alles. Nur bat ſie den Bruder, ſtreng, doch nicht hart gegen den Knaben zu ſein.

Er iſt gut, ſagte ſie, aber ich bin eine einſame Frau; mein Sohn iſt nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat. Simon nickte ſchlau mit dem Kopf: Laß mich nur gewähren, wir wollen uns ſchon vertragen, und weißt du was? gieb mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinſte iſt ihm grad recht, und ſo lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Fritzchen, zieh deine Holzſchuh an! — Und bald ſah Margreth den Beiden nach, wie ſie fortſchritten, Simon voran, mit ſeinem Geſicht die Luft durchſchneidend, während ihm die Schöße des rothen Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Anſehen eines feurigen Mannes, der unter dem geſtohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und ſchlank für ſein Alter, mit zarten, faſt edlen Zügen und langen, blonden Locken, die beſſer gepflegt waren, als ſein übriges Aeußeres erwarten ließ; übrigens zerlumpt, ſonnenverbrannt und mit dem Ausdrucke der Vernachläſſigung und einer gewiſſen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine große Familienähnlichkeit Beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich ſo langſam ſeinem Führer nachtrat, die Blicke feſt auf denſelben geheftet, der ihn gerade durch das Seltſame ſeiner Erſcheinung anzog, erinnerte er unwillkürlich an Jemand, der in einem Zauberſpiegel das Bild ſeiner Zukunft mit verſtörter Aufmerkſamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die Beiden ſich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niederſteigt und einen ſehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig geſprochen worden. Simon ſchien nachdenkend, der Knabe zerſtreut, und Beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte

Simon: Trinkſt du gern Branntwein? giebt dir die Mutter zuweilen welchen? — Die Mutter hat ſelbſt keinen, ſagte Friedrich. — So, ſo, deſto beſſer! — Kennſt du das Holz da vor uns? — Das iſt das Brederholz. — Weißt du auch, was darin vorgefallen iſt? — Friedrich ſchwieg. Indeſſen kamen ſie der düſtern Schlucht immer näher.

Betet die Mutter noch ſo viel? hob Simon wieder an. — Ja, jeden Abend zwei Roſenkränze. — So? und du beteſt mit? — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Eſſen den einen Roſenkranz, dann bin ich noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im Bette, dann ſchlaf' ich gewöhnlich ein. — So, ſo, Geſelle! — Dieſe letzten Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche geſprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finſter; das erſte Mondviertel ſtand am Himmel, aber ſeine ſchwachen Schimmer dienten nur dazu, den Gegenſtänden, die ſie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Anſehen zu geben. Friedrich hielt ſich dicht hinter ſeinem Ohm; ſein Odem ging ſchnell, und wer ſeine Züge hätte unterſcheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantaſtiſchen als furchtſamen Spannung darin wahrgenommen haben. So ſchritten Beide rüſtig voran, Simon mit dem feſten Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich ſchwankend und wie im

60.

Ihr Antlitz heuchelt Frieden, aber Rache
Schreit laut ihr Herz, zu andrem nicht bereit.
Nun überlegt ſie hin und her die Sache,
Verwirft und wählt und zweifelt lange Zeit.
Da ſcheint es ihr, daß ſie's am beſten mache,
Wenn ſie mitſtirbt, und dieß iſt ihr Beſcheid.
Und wann auch kann ihr Herz, wo ſchöner brechen,
Als überm Werk, den Theuerſten zu rächen?

61.

Sie zeigt ſich heiter, froh, und ſcheint ſich heftig
Zu ſehnen nach dem nahen Hochzeitfeſt,
Beſiegt die Hinderniſſe ſchnell und kräftig,
Statt daß ſie etwa noch ſich zwingen läßt,
Iſt mehr als alle mit dem Putz geſchäftig
Und mit Olinden ſcheint ſie ganz im Neſt.
Allein die Hochzeit will ſie ſo begehen,
Wie ſie's in ihrem Vaterland geſehen.

62.

Zwar, daß man's ſo in ihrer Heimath hielte,
War freilich auch kein wahres Wort daran;
Doch da ſie längſt nichts andres dacht' und fühlte,
Als was ſie Blut ließ hoffen, ſo erſann
Sie eine Lüge, die auf Rache zielte
An ihm, durch den das Blut des Gatten rann.
Drum wollte ſie, daß man das Feſt vollbringe
Nach heim'ſchem Brauch, und ſagt' ihm wie das ginge.

63.

Die Wittwe, ſprach ſie, welche ſich vermähle,
Dürf' eher nicht dem Neuverlobten nahn,
Bis ſie geſühnt des todten Gatten Seele
Durch Meſſen, da ſie ihm ein Leid gethan;

Traum. Es kam ihm vor, als ob Alles ſich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondſtrahlen bald zuſammen, bald von einander ſchwankten. Baumwurzeln und ſchlüpfrige Stellen, wo ſich das Waſſer geſammelt, machten ſeine Schritte unſicher; er war einige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt ſchien ſich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten Beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond ſchien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor Kurzem die Axt unbarmherzig gewüthet hatte. Ueberall ragen Baumſtümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie ſie gerade in der Eile am bequemſten zu durchſchneiden geweſen waren; die verpönte Arbeit mußte unverſehens unterbrochen worden ſein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über ſich ſtreckend und im Nachtwind mit den noch friſchen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick ſtehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerkſamkeit. In der Mitte der Lichtung ſtand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blaſſer Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl ſei, was ihn wahrſcheinlich vor der allgemeinen Zerſtörung geſchützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

Friedrich, kennſt du den Baum? Das iſt die breite Eiche. — Friedrich fuhr zuſammen und klammerte ſich mit kalten Händen an ſeinen Ohm. Sieh, fuhr Simon fort, hier haben Ohm Franz und der Hülsmeyer deinen

Vater gefunden, als er in der Betrunkenheit ohne Buße und Oelung zum Teufel gefahren war. — Ohm, Ohm! keuchte Friedrich. — Was fällt dir ein? Du wirſt dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipſt mir den Arm! laß los, los! — Er ſuchte den Knaben abzuſchütteln. Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht ſo genau mit ihm nehmen. Ich hatte ihn ſo lieb, wie meinen eigenen Bruder. — Friedrich ließ den Arm ſeines Ohms los; beide legten ſchweigend den übrigen Theil des Waldes zurück, und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit ſeinen Lehmhütten und den einzelnen beſſeren Wohnungen, zu denen auch Simon's Haus gehörte.

Am nächſten Abend ſaß Margreth ſchon ſeit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Thür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erſte Nacht, die ſie zugebracht hatte, ohne den Athem ihres Kindes neben ſich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängſtlich, und wußte, daß ſie beides ohne Grund war. Die Uhr im Thurm ſchlug ſieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da, und ſie mußte aufſtehen, um nach den Kühen zu ſchauen.

Als ſie wieder in die dunkle Küche trat, ſtand Friedrich am Herde; er hatte ſich vorn übergebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein ſpielte auf ſeinen Zügen und gab ihnen ein widriges Anſehen von Magerkeit und ängſtlichem Zucken. Margreth blieb in der Tennenthüre ſtehen, ſo ſeltſam verändert kam ihr das Kind vor.

Friedrich, wie geht's dem Ohm? Der Knabe murmelte einige unverſtändliche Worte und drängte ſich dicht an die Feuermauer. — Friedrich, haſt du das Reden verlernt? Junge, thu das Maul auf! Du weißt ja doch, daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre. Das Kind erhob ſeine Stimme und gerieth dermaßen ins Stammeln, daß Margreth es um nichts mehr begriff. —

Was ſagſt du? einen Gruß von Meiſter Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe ſind ſchon zu Hauſe? Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verſtehen. Wart, ich muß einmal ſehen, ob du keine Zunge im Munde haſt. — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind ſah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchſigen Hundes, der Schildwacht ſtehen lernt, und begann in der Angſt mit den Füßen zu ſtampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margreth ſtand ſtill; ihre Blicke wurden ängſtlich. Der Knabe erſchien ihr wie zuſammengeſchrumpft, auch ſeine Kleider waren nicht dieſelben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — Friedrich, Friedrich! rief ſie.

In der Schlafkammer klappte eine Schrankthür, und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine ſogenannte Holzſchenvioline, d. h. einen alten Holzſchuh, mit drei bis vier zerſchabten Geigenſaiten überſpannt, in der andern einen Bogen, ganz des Inſtrumentes würdig. So ging er gerade auf ſein verkümmertes Spiegelbild zu, ſeinerſeits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbſtändigkeit, die in dieſem Augenblicke den Unterſchied zwiſchen beiden ſonſt merkwürdig ähnlichen Knaben ſtark hervortreten ließ.

Da, Johannes! ſagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunſtwerk; da iſt die Violine, die ich dir verſprochen habe.

Mein Spielen iſt vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen. — Johannes warf noch einmal einen ſcheuen Blick auf Margreth, ſtreckte dann langſam ſeine Hand aus, bis er das Dargebotene feſt ergriffen hatte, und brachte es wie verſtohlen unter die Flügel ſeines armſeligen Jäckchens.

Margreth ſtand ganz ſtill und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, ſehr ernſte Richtung genommen, und ſie blickte mit unruhigem Auge von Einem auf den Andern. Der fremde Knabe hatte ſich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrich's Zügen der Wechſel eines offenbar mehr ſelbſtiſchen als gutmüthigen Mitgefühls ſpielte und ſein Auge in faſt glasartiger Klarheit zum erſten Male beſtimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großthun zeigte, der nachher als ſo ſtarkes Motiv ſeiner meiſten Handlungen hervortrat.

Der Ruf ſeiner Mutter ſtörte ihn aus Gedanken, die ihm eben ſo neu als angenehm waren.

Sie ſaß wieder am Spinnrade.

Friedrich, ſagte ſie zögernd, ſag einmal — und ſchwieg dann. Friedrich ſah auf und wandte ſich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu ſeinem Schützling. — Nein, höre — und dann leiſer: was iſt das für ein Junge? wie heißt er? — Friedrich antwortete eben ſo leiſe: Das iſt des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botſchaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein paar Schuhe und eine Weſte von Drillich gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab' ich ihm meine Violine verſprochen; er iſt ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er. — Nun? ſagte Margreth. — Was willſt du, Mutter? — Wie heißt er weiter? — Ja — weiter nicht — oder, warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater, fügte er leiſer hinzu.

Margreth ſtand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam ſie heraus, mit einem harten, finſtern Ausdruck in den Mienen. So, Friedrich, ſagte ſie, laß den Jungen gehen, daß er ſeine Beſtellung machen kann. — Junge, was liegſt du da in der Aſche? haſt du zu Hauſe nichts zu thun?

Der Knabe raffte ſich mit der Miene eines Verfolgten ſo eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege ſtanden und die Holzſchenvioline bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre.

Warte, Johannes, ſagte Friedrich ſtolz, ich will dir mein halbes Butterbrod geben, es iſt mir doch zu groß, die Mutter ſchneidet allemal übers ganze Brod.

Laß doch, ſagte Margreth, er geht ja nach Hauſe.

Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ißt um ſieben Uhr. Margreth wandte ſich zu dem Knaben: Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer ſorgt für dich? — Niemand, ſtotterte das Kind. — Niemand? wiederholte ſie; da nimm, nimm! fügte ſie heftig hinzu; du heißt Niemand und Niemand ſorgt für dich! Das ſei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörſt du, geht nicht zuſammen durchs Dorf. — Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen, antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort waren, warf ſich Margreth auf einen Stuhl und ſchlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefſten Jammers zuſammen. Ihr Geſicht war bleich wie ein Tuch. Ein falſcher Eid, ein falſcher Eid! ſtöhnte ſie. Was iſt's? Simon, Simon, wie willſt du vor Gott beſtehen!

So ſaß ſie eine Weile ſtarr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geiſtesabweſenheit. Friedrich ſtand vor ihr und hatte ſie ſchon zweimal angeredet. Was iſt's? was willſt du? rief ſie auffahrend. — Ich bringe Euch Geld, ſagte er, mehr erſtaunt, als erſchreckt. — Geld? wo? Sie regte ſich, und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. Friedrich hob ſie auf. — Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun ſelber was verdienen. —

— Geld von Simon? Wirf's fort, fort! — nein, gieb's den Armen. Doch nein, behalt's, flüſterte ſie kaum hörbar; wir ſind ſelber arm; wer weiß, ob wir beim Betteln vorbeikommen! — Ich ſoll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einſaat helfen. — Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr! Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. Doch, fügte ſie hinzu und ein Thränenſtrom ſtürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; geh, er iſt mein einziger Bruder, und die Verleumdung iſt groß. Aber halte Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht.

Margreth legte das Geſicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Laſt getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch ſchwerer ſeinen Tod, und es war eine bittere Stunde, als die Wittwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlaſſen mußte und der Pflug vor ihrem Hauſe ſtille ſtand. Aber ſo war ihr nie zu Muth geweſen; dennoch, nachdem ſie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war ſie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne ſo gottlos nicht ſein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Aehnlichkeiten wollen nichts beweiſen. Hatte ſie doch ſelbſt vor vierzig Jahren ein Schweſterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man ſo wenig hat und durch Unglauben dies Wenige verlieren ſoll.

Von dieſer Zeit an war Friedrich ſelten mehr zu

Hauſe. Simon ſchien alle wärmeren Gefühle, deren er fähig war, dem Schweſterſohn zugewendet zu haben; wenigſtens vermißte er ihn ſehr und ließ nicht nach mit Botſchaften, wenn ein häusliches Geſchäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war ſeitdem wie verwandelt, das träumeriſche Weſen gänzlich von ihm gewichen, er trat feſt auf, fing an, ſein Aeußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübſchen, gewandten Burſchen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projecte leben konnte, unternahm mitunter bedeutende öffentliche Arbeiten, z. B. beim Wegbau, wobei Friedrich für einen ſeiner beſten Arbeiter und überall als ſeine rechte Hand galt; denn obgleich deſſen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht Jemand an Ausdauer gleich. Margreth hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing ſie an, ſtolz auf ihn zu werden und ſogar eine Art Hochachtung für ihn zu fühlen, da ſie den jungen Menſchen ſo ganz ohne ihr Zuthun ſich entwickeln ſah, ſogar ohne ihren Rath, den ſie, wie die meiſten Menſchen, für unſchätzbar hielt und deßhalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuſchlagen wußte, die eines ſo koſtbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In ſeinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich ſich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt geſichert durch den Ausgang einer Wette, in Folge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf ſeinem Rücken trug, ohne abzuſetzen. Indeſſen war der Mitgenuß des Ruhms auch ſo ziemlich der einzige Vortheil, den Margreth aus dieſen günſtigen Umſtänden zog, da Friedrich immer mehr auf ſein Aeußeres verwandte und allmählich anfing, es ſchwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend Jemand im Dorf darin nachzuſtehen. Zudem waren alle Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hauſe ſchien ihm, ganz im Widerſpiel mit ſeinem ſonſtigen Rufe, jede anhaltende Beſchäftigung läſtig, und er unterzog ſich lieber einer harten, aber kurzen Anſtrengung, die ihm bald erlaubte, ſeinem frühern Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, ſeinem Alter unpaſſend zu werden, und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er ſich aber durch ein paar derbe Zurechtweiſungen mit der Fauſt Ruhe verſchaffte. So gewöhnte man ſich daran, ihn bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volkes zu ſehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einſam und träumeriſch hinter den Kühen herſchleichend, oder in einer Waldlichtung liegend, ſcheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um dieſe Zeit wurden die ſchlummernden Geſetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel alle ihre Vorgänger ſo weit an Liſt und Frechheit übertraf, daß es dem Langmüthigſten zu viel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die ſtärkſten Böcke der Herde mit dem Finger bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachſamkeit bisher nicht möglich geweſen, auch nur ein Individuum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten ſie von der ganz gleichförmigen Tracht, durch die ſie das Erkennen erſchwerten, wenn etwa ein Förſter noch einige Nachzügler im Dickicht verſchwinden ſah. Sie verheerten Alles, wie die Wanderraupe, ganze Waldſtrecken wurden in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeſchafft, ſo daß man am andern Morgen nichts fand, als Späne und wüſte Haufen von Topholz, und der Umſtand, daß nie Wagenſpuren einem Dorfe zuführten, ſondern immer vom Fluſſe her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutz und vielleicht mit dem Beiſtande der Schiffseigenthümer handelte. In der Bande mußten ſehr gewandte Spione ſein, denn die Förſter konnten Wochen lang umſonſt wachen; in der erſten Nacht, gleichviel, ob ſtürmiſch oder mondhell, wo ſie vor Uebermüdung nachließen, brach die Zerſtörung ein. Seltſam war es, daß das Landvolk umher ebenſo unwiſſend und geſpannt ſchien, als die Förſter ſelber.

Von einigen Dörfern ward mit Beſtimmtheit geſagt, daß ſie nicht zu den Blaukitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtigt bezeichnet werden, ſeit man das verdächtigſte von allen, das Dorf B. freiſprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der faſt alle Bewohner dieſes Dorfes notoriſch die Nacht zugebracht hatten, während zu eben

Die müſſ' er, zur Vergebung ſeiner Fehle,
Im Tempel, wo ſein Leichnam ruht, empfah'n.
Dann ſolle, wenn das Hochamt ausgegangen,
Den Ring vom Bräutigam die Braut empfangen.

64.

Der Prieſter, nach dem Sinn der alten Bräuche,
Steh' unterdeſſen vor der frommen Schaar,
Den Wein, der alle Geiſter bringt in's Gleiche,
Mit heil'gen Sprüchen ſegnend, im Altar.
Dann gieß' er ihn in einen Kelch, und reiche
Den benedeiten Wein dem neuen Paar.
Die Braut jedoch hab' ihn zu übernehmen
Und ſich zum erſten Trunke zu bequemen.

65.

Der Jüngling, der nicht einſieht, was es ſoll,
Daß ſie ſo ſehr auf ihrem Brauch beſtehe,
Erfüllt ihr dieſe Bitte freudenvoll,
Nur daß das Warten ſchnell zu Ende gehe.
Der Arme merkt nicht, daß ſie ihrem Groll
Dieß Mittel zur Befriedigung erſpähe;
Sein Geiſt iſt ſo in Einen Wuſch verſenkt,
Daß er nur dieſen und nichts andres denkt.

66.

Ein altes Weib war in der Frau Geleite,
Die mit ihr fiel in des Verhaßten Bann.
Die ruft ſie jetzt zu ſich, nimmt ſie bei Seite,
Und ſagt ihr, daß es Niemand hören kann:
Auf, und ein tödtlich ſchnelles Gift bereite,
Wie du's verſtehſt, und bring' es mir ſodann;
Ich fand ein Mittel, und mir wird's gelingen,
Marganor's Sohn, den Schurken, umzubringen.

dieſer Zeit die Blaukittel eine ihrer ſtärkſten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forſten war indeß allzugroß, deßhalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher unerhörte Weiſe geſteigert; Tag und Nacht wurde patrouillirt, Oberknechte, Hausbediente mit Gewehren verſehen und den Forſtbeamten zugeſellt. Dennoch war der Erfolg nur gering, und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forſtes verlaſſen, wenn die Blaukittel ſchon zum andern einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaukittel, Blaukittel und Wächter, wie Sonne und Mond, immer abwechſelnd im Beſitz des Terrains und nie zuſammentreffend.

Es war im Juli 1756 früh um drei Uhr; der Mond ſtand klar am Himmel, aber ſein Glanz fing an zu ermatten, und im Oſten zeigte ſich bereits ein ſchmaler gelber Streif, der den Horizont beſäumte und den Eingang einer engen Thalſchlucht wie mit einem Goldbande ſchloß. Friedrich lag im Graſe, nach ſeiner gewohnten Weiſe, und ſchnitzelte an einem Weidenſtabe, deſſen knotigem Ende er die Geſtalt eines ungeſchlachten Thieres zu geben verſuchte. Er ſah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter ſeinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Geſtrüpp und Aufſchlag faſt verwachſenen Eingang des Grundes ſtreifen. Ein paarmal belebten ſich ſeine Augen und nahmen den ihnen eigenthümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher ſchloß er ſie wieder halb und gähnte und dehnte ſich, wie es nur faulen Hirten erlaubt iſt. Sein Hund lag in einiger Entfernung nah bei den Kühen, die unbekümmert um die Forſtgeſetze eben ſo oft den jungen Baumſpitzen als dem Graſe zuſprachen und in die friſche Morgenluft ſchnaubten.

Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton hielt nur einige Secunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden, und wiederholte ſich etwa alle fünf bis acht Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöſe ungewöhnlich ſtark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ ſeine Blicke langſam über die verſchiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Thalgrunde fanden.

Es fing bereits ſtark zu dämmern an; die Vögel begannen leiſe zu zwitſchern, und der Thau ſtieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und ſtarrte, die Arme über den Kopf verſchlungen, in das leiſe einſchleichende Morgenroth. Plötzlich fuhr er auf: über ſein Geſicht fuhr ein Blitz, er horchte einige Secunden mit vorgebeugtem Oberleib, wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann ſchob er ſchnell zwei Finger in den Mund und pfiff gellend und anhaltend. — Fidel, du verfluchtes Thier! Ein Steinwurf traf die Seite des unbeſorgten Hundes, der vom Schlafe aufgeſchreckt, zuerſt um ſich biß und dann heulend auf drei Beinen dort Troſt ſuchte, von wo das Uebel ausgegangen war.

In demſelben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüſches faſt ohne Geräuſch zurückgeſchoben, und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den ſilbernen Wappenſchild am Arm, die geſpannte Büchſe in der Hand. Er ließ ſchnell ſeine Blicke über die Schlucht fahren und ſie dann mit beſonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen, trat dann vor, winkte nach dem Gebüſch, und allmählich wurden ſieben bis acht Männer ſichtbar, alle in ähnlicher Kleidung, Waidmeſſer im Gürtel und die geſpannten Gewehre in der Hand.

Friedrich, was war das? fragte der zuerſt Erſchienene. — Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle crepirte! Seinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopfe freſſen. — Die Canaille hat uns geſehen, ſagte ein Anderer. —

Morgen ſollſt du auf die Reiſe mit einem Stein am Halſe, fuhr Friedrich fort und ſtieß nach dem Hunde. — Friedrich, ſtell dich nicht an wie ein Narr! Du kennſt mich und du verſtehſt mich auch! Ein Blick begleitete dieſe Worte, der ſchnell wirkte. — Herr Brandes, denkt an meine Mutter! — Das thue ich. Haſt du nichts im Walde gehört? — Im Walde? — Der Knabe warf einen raſchen Blick auf des Förſters Geſicht. — Eure Holzfäller, ſonſt nichts. — Meine Holzfäller!

Die ohnehin dunkle Geſichtsfarbe des Förſters ging in tieſes Braunroth über. Wie viele ſind ihrer, und wo treiben ſie ihr Weſen? — Wohin Ihr ſie geſchickt habt; ich weiß es nicht. — Brandes wandte ſich zu ſeinen Gefährten: Geht voran; ich komme gleich nach.

Als einer nach dem andern im Dickicht verſchwunden war, trat Brandes dicht vor den Knaben: Friedrich, ſagte er mit dem Ton unterdrückter Wuth, meine Geduld iſt zu Ende; ich möchte dich prügeln wie einen Hund, und mehr ſeid ihr auch nicht werth. Ihr Lumpenpack, dem kein Ziegel auf dem Dach gehört! Bis zum Betteln habt ihr es, Gottlob, bald gebracht, und an meiner Thür ſoll deine Mutter, die alte Hexe, keine verſchimmelte Brodrinde bekommen. Aber vorher ſollt ihr mir noch Beide ins Hundeloch. Friedrich griff krampfhaft nach einem Aſte. Er war todtenbleich, und ſeine Augen ſchienen wie Kryſtallkugeln aus dem Kopfe ſchießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erſchlaffung grenzende Ruhe zurück. Herr, ſagte er feſt, mit faſt ſanfter Stimme, Ihr habt geſagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegen einander aufgehen laſſen, und nun will ich Euch ſagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht ſelbſt beſtellt habt, ſo müſſen es die Blaukittel ſein; denn aus dem Dorfe iſt kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir, und vier Wagen ſind es. Ich habe ſie nicht geſehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören. Er ſtockte einen Augenblick.

Könnt Ihr ſagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen habe, als auf Beſtellung? Denkt nach, ob Ihr das ſagen könnt?

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Förſters, der nach Art der meiſten rauhen Menſchen leicht bereute. Er wandte ſich unwirſch ab und ſchritt dem Gebüſche zu. — Nein, Herr, rief Friedrich, wenn Ihr zu den andern Förſtern wollt, die ſind dort an der Buche hinaufgegangen. — An der Buche? ſagte Brandes zweifelhaft: nein, dort hinüber, nach dem Maſtergrunde. — Ich ſage Euch, an der Buche; des langen Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Aſt dort hängen; ich hab's ja geſehen!

Der Förſter ſchlug den bezeichneten Weg ein.

Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch ſeine Stellung nicht verlaſſen, halb liegend, den Arm um einen dürren Aſt geſchlungen, ſah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachſenen Steig glitt, mit den vorſichtigen weiten Schritten ſeines Metiers, ſo geräuſchlos wie ein Luchs die Hühnerſtiege erklimmt. Hier ſank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umriſſe ſeiner Geſtalt ſchwanden immer mehr. Da blitzte es noch einmal durchs Laub. Es war ein Stahlknopf ſeines Jagdrocks; nun war er fort. Friedrich's Geſicht hatte während dieſes allmählichen Verſchwindens den Ausdruck ſeiner Kälte verloren, und ſeine Züge ſchienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förſter nicht um Verſchweigung ſeiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann ſtehen. Es iſt zu ſpät, ſagte er vor ſich hin und griff nach ſeinem Hute. Ein leiſes Picken im Gebüſche nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förſter, der den Flintenſtein ſchärfte. Friedrich horchte. — Nein! ſagte er dann mit entſchloſſenem Tone, raffte ſeine Siebenſachen zuſammen und trieb das Vieh eilfertig der Schlucht entlang.

Um Mittag ſaß Frau Margreth am Herd und kochte Thee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfſchmerzen und hatte auf ihre beſorgte Nachfrage erzählt, wie er ſich ſchwer geärgert über den Förſter, kurz, den ganzen eben beſchriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er beſſer fand, für ſich zu behalten. Margreth ſah ſchweigend und trübe in das ſiedende Waſſer. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber heute kam er ihr ſo angegriffen vor, wie faſt nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge ſein? Sie ſeufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

Mutter! rief Friedrich aus der Kammer. — Was willſt du? — War das ein Schuß? — Ach nein, ich weiß nicht, was du meinſt. — Es pocht mir wohl nur ſo im Kopfe, verſetzte er. Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leiſem Flüſtern irgend eine unbedeutende Klatſcherei, die Margreth ohne Theilnahme anhörte. Dann ging ſie. —

Mutter! rief Friedrich. Margreth ging zu ihm hinein. Was erzählte die Hülsmeyer? — Ach, gar nichts, Lügen, Wind! — Friedrich richtete ſich auf. — Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geſchichte; und iſt doch nichts Wahres dran. — Friedrich legte ſich wieder hin. Ich will ſehen, ob ich ſchlafen kann, ſagte er.

Margreth ſaß am Herde; ſie ſpann und dachte wenig Erfreuliches. Im Dorfe ſchlug es halb zwölf; die Thüre klinkte, und der Gerichtsſchreiber Kapp trat herein. —

Guten Tag, Frau Mergel, ſagte er; könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? Ich komme von M. — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: Wo iſt Friedrich? Sie war gerade beſchäftigt, einen Teller hervorzulangen, und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Abſätzen. Wißt Ihr wohl, ſagte er dann, daß die Blaukittel in dieſer Nacht wieder im Maſterholze eine ganze Strecke ſo kahl gefegt haben, wie meine Hand? — Ei, du frommer Gott! verſetzte ſie gleichgültig. — Die Schandbuben, fuhr der Schreiber fort, ruiniren Alles; wenn ſie noch Rückſicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenſtämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderſtange drin ſteckt! Es iſt, als ob ihnen anderer Leute Schaden eben ſo lieb wäre, wie ihr Profit! — Es iſt Schade! ſagte Margreth. Der Amtsſchreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er ſchien etwas auf dem

Herzen zu haben. Habt Ihr nichts von Brandes gehört? fragte er plötzlich. — Nichts; er kommt niemals hier ins Haus. — So wißt Ihr nicht, was ihm begegnet iſt? — Was denn? fragte Margreth geſpannt. — Er iſt todt! — Todt! rief ſie, was, todt? Um Gotteswillen! er ging ja noch heute Morgen ganz geſund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken! — Er iſt todt, wiederholte der Schreiber, ſie ſcharf fixirend; von den Blaukitteln erſchlagen. Vor einer Viertelſtunde wurde die Leiche ins Dorf gebracht.

Margreth ſchlug die Hände zuſammen. — Gott im Himmel, geh nicht mit ihm ins Gericht! er wußte nicht, was er that! — Mit ihm! rief der Amtsſchreiber, mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr? Aus der Kammer drang ein ſchweres Stöhnen. Margreth eilte hin, und der Schreiber folgte ihr. Friedrich ſaß aufrecht im Bette, das Geſicht in die Hände gedrückt, und ächzte wie ein Sterbender. — Friedrich, wie iſt dir? ſagte die Mutter. — Wie iſt dir? wiederholte der Amtsſchreiber. — O mein Leib, mein Kopf! jammerte er. — Was fehlt ihm? — Ach, Gott weiß es, verſetzte ſie; er iſt ſchon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm ſo übel war. — Friedrich, Friedrich, antworte doch, ſoll ich zum Doctor? — Nein, nein, ächzte er, es iſt nur Kolik, es wird ſchon beſſer.

Er legte ſich zurück; ſein Geſicht zuckte krampfhaft vor Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. Geht, ſagte er matt; ich muß ſchlafen, dann geht's vorüber. —

Frau Mergel, ſagte der Amtsſchreiber ernſt, iſt es gewiß, daß Friedrich um vier zu Hauſe kam und nicht wieder fortging? — Sie ſah ihn ſtarr an. Fragt jedes Kind auf der Straße. Und fortgehen? Wollte Gott, er könnt' es! — Hat er Euch nicht von Brandes erzählt? — In Gottes Namen, ja, daß er ihn im Walde geſchimpft und unſere Armuth vorgeworfen hat, der Lump! Doch Gott verzeih' mir, er iſt todt! Geht! fuhr ſie heftig fort; ſeid Ihr gekommen, um ehrliche Leute zu beſchimpfen? Geht! — Sie wandte ſich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. — Friedrich, wie iſt dir? Schrecklich, ſchrecklich! ohne Beichte und Abſolution! —

Mutter, Mutter, um Gotteswillen, laß mich ſchlafen; ich kann nicht mehr!

In dieſem Augenblicke trat Johannes Niemand in die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenſtange, aber zerlumpt und ſcheu, wie wir ihn vor fünf Jahren geſehen. Sein Geſicht war noch bleicher als gewöhnlich. Friedrich, ſtotterte er, du ſollſt ſogleich zum Ohm kommen; er hat Arbeit für dich; aber ſogleich. — Friedrich drehte ſich gegen die Wand. — Ich komme nicht, ſagte er barſch, ich bin krank. — Du mußt aber kommen, keuchte Johannes; er hat geſagt, ich müßte dich mitbringen. —

Friedrich lachte höhniſch auf: Das will ich doch ſehen! — Laß ihn in Ruhe, er kann nicht, ſeufzte Margreth, du ſiehſt ja, wie es ſteht. — Sie ging auf einige Minuten hinaus; als ſie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. — Was fällt dir ein? rief ſie, du kannſt, du ſollſt nicht gehen! — Was ſein muß, ſchickt ſich wohl, verſetzte er und war ſchon zur Thüre hinaus mit Johannes. – Ach Gott, ſeufzte die Mutter, wenn die Kinder klein ſind, treten ſie uns in den Schooß, und wenn ſie groß ſind, ins Herz.

Die gerichtliche Unterſuchung hatte ihren Anfang genommen, die That lag klar am Tage; über den Thäter aber waren die Anzeigen ſo ſchwach, daß, obſchon alle Umſtände die Blaukittel dringend verdächtigten, man doch nicht mehr als Muthmaßungen wagen konnte. Eine Spur ſchien Licht geben zu wollen, doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abweſenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtsſchreiber genöthigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er ſaß am Tiſche; die Stube war gedrängt voll von Bauern, theils neugierigen, theils ſolchen, von denen man in Ermangelung eigentlicher Zeugen einigen Aufſchluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derſelben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe beſtellt, Alle ſtanden ſtramm und feſt, die Hände in den Taſchen, gleichſam als ſtillſchweigende Erklärung, daß ſie nicht einzuſchreiten geſonnen ſeien.

Acht Forſtbeamten wurden vernommen. Ihre Ausſagen waren völlig gleichlautend: Brandes habe ſie am zehnten Abends zur Runde beſtellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaukittel müſſe Kunde zugekommen ſein;

### 67.

Für meine Rettung ſleh' ich und für deine;
Doch ſag' ich dir bei beſſrer Muße das. —
Die Alte macht das Gift, das grauſam ſeine,
Und bringt's zum Schloß, gehorſam ihrem Haß.
In einen Krug mit ſüßem Cyperweine
Gießt nun Druſilla das verruchte Naß,
Um ihm zum Hochzeittage zu verwahren,
Nun alle Störungen beſeitigt waren.

### 68.

Am feſtgeſetzten Tag trat ſie im Prangen
Des Brautgewandes in dem Tempel ein.
Dort ſtand des Gatten Sarg, wie's ihr Verlangen;
Zwei Pfeiler trugen ihn von Marmorſtein.
Das Hochamt wurde feierlich begangen;
Von Frau'n und Männern ſah man dichte Reih'n.
Marganor kam, mehr als gewöhnlich heiter,
Mit ihm ſein Sohn und adlige Begleiter.

### 69.

Kaum iſt das heil'ge Todtenamt beſchloſſen,
Und mit dem Gift der Wein gebenedeit,
So wird er in den goldnen Kelch gegoſſen,
Wie ihre Vorſchrift es dem Mönch gebeut.
Nachdem ſie, ſo viel ſchicklich iſt, genoſſen,
Und ſo viel nöthig iſt zur Wirkſamkeit,
Reicht ſie den Kelch mit Lächeln auf dem Munde
Dem Bräutigam; der leert ihn bis zum Grunde.

### 70.

Er ſtellt den Kelch dem Prieſter wieder zu,
Und will mit offnen Armen ſie umfangen.
Da iſt der holde Ton, die ſanfte Ruh
Auf einmal, und die große Huld vergangen.

doch habe er ſich nur unbeſtimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht ſeien ſie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerſtörung geſtoßen, die den Oberförſter ſehr übel geſtimmt; ſonſt ſei Alles ſtill geweſen. Gegen vier Uhr habe Brandes geſagt: wir ſind angeführt, laßt uns heimgehen. — Als ſie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeſchlagen, habe man deutlich im Maſterholz fällen gehört und aus der ſchnellen Folge der Schläge geſchloſſen, daß die Blaukittel am Werke ſeien. Man habe nun eine Weile berathſchlagt, ob es thunlich ſei, mit ſo geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und ſich dann ohne beſtimmten Entſchluß dem Schalle langſam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandes ſie ohne Weiſung fortgeſchickt, ſeien ſie eine Weile vorangeſchritten und dann, als ſie bemerkt, daß das Getöſe im noch ziemlich weit entfernten Walde gänzlich aufgehört, ſtille geſtanden, um den Oberförſter zu erwarten.

Die Zögerung habe ſie verdroſſen, und nach etwa zehn Minuten ſeien ſie weiter gegangen und ſo bis an den Ort der Verwüſtung. Alles ſei vorüber geweſen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefällten Stämmen noch acht vorhanden, die übrigen bereits fortgeſchafft. Es ſei ihnen unbegreiflich, wie man dieſes ins Werk geſtellt, da keine Wagenſpuren zu finden geweſen.

Auch habe die Dürre der Jahreszeit und der mit

Fichtennadeln beſtreute Boden keine Fußſtapfen unterſcheiden laſſen, obgleich der Grund ringsum wie feſtgeſtampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförſter zu erwarten, ſei man raſch der andern Seite des Waldes zugeſchritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaſchen. Hier habe ſich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaſchenſchnur in Brombeerranken verſtrickt, und als er umgeſchaut, habe er etwas im Geſtrüpp blitzen ſehen; es war die Gurtſchnalle des Oberförſters, den man nun hinter den Ranken liegen fand, grad ausgeſtreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Axt geſpalten.

Dies waren die Ausſagen der Förſter; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier Uhr noch zu Hauſe oder anderswo beſchäftigt geweſen zu ſein, und ſie waren ſämmtlich angeſeſſene, unverdächtige Leute. Man mußte ſich mit ihren negativen Zeugniſſen begnügen.

Friedrich ward herein gerufen. Er trat ein mit einem Weſen, das ſich durchaus nicht von ſeinem gewöhnlichen unterſchied, weder geſpannt noch keck. Das Verhör währte ziemlich lange, und die Fragen waren mitunter ziemlich ſchlau geſtellt; er beantwortete ſie jedoch alle offen und beſtimmt und erzählte den Vorgang zwiſchen ihm und dem Oberförſter ziemlich der

Wahrheit gemäß, bis auf das Ende, das er gerathener fand, für ſich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwieſen.

Der Förſter lag am Ausgange des Maſterholzes; über dreiviertel Stunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet und aus der dieſer ſeine Heerde ſchon zehn Minuten ſpäter ins Dorf getrieben. Jedermann hatte dies geſehen; alle anweſenden Bauern beeiferten ſich, es zu bezeugen; mit dieſem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtsſchreiber ſaß unmuthig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter ſich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrich's Auge. Wem gehört dies? — Friedrich ſprang drei Schritte zurück. Herr Jeſus! ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einſchlagen. Seine Augen waren raſch über das tödtliche Werkzeug gefahren und ſchienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. Ich weiß es nicht, ſagte er feſt. — Es war die Axt, die man in dem Schädel des Oberförſters eingeklammert gefunden hatte. — Sieh ſie genau an, fuhr der Gerichtsſchreiber fort. Friedrich faßte ſie mit der Hand, beſah ſie oben, unten, wandte ſie um. Es iſt eine Axt wie jede andere, ſagte er dann und legte ſie gleichgültig auf den Tiſch. Ein Blutfleck ward ſichtbar; er ſchien zu ſchaudern, aber er wiederholte noch einmal ſehr beſtimmt: Ich kenne ſie nicht. Der Gerichtsſchreiber ſeufzte vor Unmuth. Er ſelbſt wußte um nichts mehr, und hatte nur einen Verſuch zur möglichen Entdeckung durch Ueberraſchung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu ſchließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieſer Begebenheit geſpannt ſind, muß ich ſagen, daß dieſe Geſchichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geſchah und dieſem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln ſchien durch das Aufſehen, das der Vorgang gemacht und die darauf folgenden geſchärften Maßregeln der Muth genommen; ſie waren von nun an wie verſchwunden, und obgleich ſpäterhin noch mancher Holzfrevler erwiſcht wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuſchreiben. Die Axt lag zwanzig Jahre nachher als unnützes corpus delicti im Gerichtsarchiv, wo ſie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Roſtflecken. Es würde in einer erdichteten Geſchichte Unrecht ſein, die Neugier des Leſers ſo zu täuſchen. Aber dies Alles hat ſich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon oder dazu thun.

Am nächſten Sonntage ſtand Friedrich ſehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt und die Pfarrgeiſtlichen ſchon vor Tagesanbruch im Beichtſtuhle.

Nachdem er ſich im Finſtern angekleidet, verließ er ſo geräuſchlos wie möglich den engen Verſchlag, der ihm in Simon's Hauſe eingeräumt war.

In der Küche mußte ſein Gebetbuch auf dem Sims liegen, und er hoffte, es mit Hülfe des ſchwachen Mondlichtes zu finden; es war nicht da. Er warf die Augen ſuchend umher und fuhr zuſammen: in der Kammerthür ſtand Simon, faſt unbekleidet, ſeine dürre Geſtalt, ſein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondenſchein verurſachte Bläſſe des Geſichts gaben ihm ein ſchauerlich verändertes Anſehen. Sollte er nachtwandeln? dachte Friedrich und verhielt ſich ganz ſtill. — Friedrich, wohin? flüſterte der Alte. — Ohm, ſeid Ihr's? Ich will beichten gehen. — Das dacht' ich mir; geh in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Chriſt. — Das will ich, ſagte Friedrich. — Denk an die zehn Gebote: du ſollſt kein falſches Zeugniß ablegen gegen deinen Nächſten. — Kein falſches! — Nein, gar keines; du biſt ſchlecht unterrichtet; wer einen Andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sacrament unwürdig.

Beide ſchwiegen. — Ohm, wie kommt Ihr darauf? ſagte Friedrich dann; Eu'r Gewiſſen iſt nicht rein; Ihr habt mich belogen. — Ich? ſo? — Wo iſt Eure Axt? — Meine Axt? auf der Tenne. — Habt Ihr einen neuen Stiel hinein gemacht? wo iſt der alte? — Den kannſt du heute bei Tage im Holzſchuppen finden.

Geh, fuhr er verächtlich fort, ich dachte, du ſeieſt ein Mann; aber du biſt ein altes Weib, das gleich meint, das Haus brennt, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh, fuhr er fort, wenn ich mehr von der Geſchichte weiß, als der Thürpfoſten da, ſo will ich ewig nicht ſelig werden. Längſt war ich zu Haus, fügte er hinzu. — Friedrich ſtand beklemmt und zweifelnd. — Er hätte viel darum gegeben, ſeines Ohms Geſicht ſehen zu können. Aber während ſie flüſterten, hatte der Himmel ſich bewölkt.

Ich habe ſchwere Schuld, ſeufzte Friedrich, daß ich ihn den unrechten Weg geſchickt, — obgleich — doch dies hab ich nicht gedacht, nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein ſchweres Gewiſſen zu danken. — So geh, beicht! flüſterte Simon mit bebender Stimme; verunehre das Sacrament durch Angeberei und ſetze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der ſchon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brod aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh!

Friedrich ſtand unſchlüſſig; er hörte ein leiſes Geräuſch; die Wolken verzogen ſich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammerthür: ſie war geſchloſſen. Friedrich ging an dieſem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieſer Vorfall auf Friedrich gemacht, erloſch leider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon Alles that, ſeinen Adoptivſohn dieſelben Wege zu leiten, die er ſelber ging? Und in Friedrich lagen Eigenſchaften, die dies nur zu ſehr erleichterten: Leichtſinn, Erregbarkeit, und vor Allem ein grenzenloſer Hochmuth, der nicht immer den Schein verſchmähte und dann Alles daran ſetzte, durch Wahrmachung des Uſurpirten möglicher Beſchämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte ſich, die innere Schande der äußern vorzuziehen. Man darf nur ſagen, er gewöhnte ſich zu prunken, während ſeine Mutter darbte.

Dieſe unglückliche Wendung ſeines Charakters war indeſſen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margreth immer ſtiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zuſtand der Verkommenheit verſank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde ſcheu, ſaumſelig, ſogar unordentlich, und Manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward deſto lauter; er verſäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein ſehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung Mancher nicht überſehen ließ, war' er gleichſam unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht ſowohl Trotz zu bieten, als ſie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anſcheinend treuherzig, aber liſtig, prahleriſch und oft roh, ein Menſch, an dem Niemand Freude haben konnte, am wenigſten ſeine Mutter, und der dennoch durch ſeine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewiſſes Uebergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um ſo mehr anerkannt wurde, je mehr man ſich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, weſſen er am Ende fähig ſei. Nur ein Burſch im Dorfe, Wilm Hülsmeyer, wagte im Bewußtſein ſeiner Kraft und guter Verhältniſſe ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war, als Friedrich, und immer, wenn der Stachel ſaß, einen Scherz daraus zu machen wußte, ſo war dies der Einzige, mit dem Friedrich ungern zuſammentraf.

Vier Jahre waren verfloſſen; es war im October; der milde Herbſt von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte ſeinen Reichthum auch über dieſen Erdwinkel ſtrömen laſſen, und man ſah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen, als je. Ueberall gab's Luſtbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Thaler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute eſſen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüchtige, ſolide Hochzeit, und die Gäſte durften mehr erwarten, als eine verſtimmte Geige, ein Glas Branntwein und was ſie an guter Laune ſelber mitbrachten. Seit früh war Alles auf den Beinen; vor jeder Thüre wurden Kleider gelüftet, und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte Jeder gern die Ehre des Dorfes oben halten.

Es war ſieben Uhr Abends und Alles in vollem Gange; Jubel und Gelächter an allen Enden, die niedern Stuben zum Erſticken angefüllt mit blauen, rothen und gelben Geſtalten, gleich Pfandſtällen, in denen eine zu große Heerde eingepferchte iſt. Auf der Tenne ward getanzt, das heißt, wer zwei Fuß Raum erobert hatte, drehte ſich darauf immer rund um und ſuchte durch Jauchzen zu erſetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orcheſter war glänzend, die erſte Geige als anerkannte Künſtlerin prädominirt, die zweite und eine große Baßviole mit drei Saiten von Dilettanten ad libitum geſtrichen; Branntwein und Kaffee im Ueberfluſſe, alle Gäſte von Schweiß triefend; kurz, es war ein köſtliches Feſt.

Friedrich ſtolzirte umher wie ein Hahn, im neuen himmelblauen Rock, und machte ſein Recht als erſter Elegant geltend. Als auch die Gutsherrſchaft anlangte, ſaß er gerade hinter der Baßgeige und ſtrich die tiefſte Saite mit großer Kraft und vielem Anſtand.

Johannes! rief er gebieteriſch, und heran trat ſein Schützling von dem Tanzplatze, wo er auch ſeine ungelenken Beine zu ſchlenkern und eins zu jauchzen verſucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab durch eine ſtolze Kopfbewegung ſeinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. Nun luſtig, Muſikanten: den Papen van Iſtrup! Der beliebte Tanz ward geſpielt, und Friedrich machte Sätze vor den Augen ſeiner Herrſchaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumme an ihren Ständern herlief. Fußhoch über die Andern tauchte ſein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der ſich im Waſſer überſchlägt; an allen Enden ſchrieen Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raſchen Kopfbewegung ſein langes Flachshaar ins Geſicht ſchleuderte.

Jetzt iſt es gut! ſagte er endlich und trat ſchweißtriefend an den Credenztiſch; die gnädigen Herrſchaften ſollen leben und alle die hochadeligen Prinzen und Prinzeſſinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren ſchlagen, daß er die Engel ſingen hört! Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toaſt. — Friedrich machte ſeinen Bückling. — Nichts für ungut, gnädige Herrſchaften; wir ſind nur ungelehrte Bauersleute!

In dieſem Augenblick erhob ſich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geſchrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. Butterdieb, Butterdieb! riefen ein paar Kinder, und heran drängte ſich, oder vielmehr ward geſchoben, Johannes Niemand, den Kopf zwiſchen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgange ſtrebend. — Was iſt's? was habt ihr mit unſerm Johannes? rief Friedrich gebieteriſch.

Das ſollt Ihr früh genug gewahr werden, keuchte ein altes Weib mit der Küchenſchürze und einem Wiſchhader in der Hand. — Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu Hauſe das Schlechteſte gut genug ſein mußte, hatte verſucht, ſich ein halbes Pfündchen Butter für die kommende Dürre zu ſichern, und ohne daran zu denken, daß er es, ſauber in ſein Schnupftuch gewickelt, in der Taſche geborgen, war er ans Küchenfeuer getreten, und nun rann das Fett ſchmählich die Rockſchöße entlang.

Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen ſprangen zurück, aus Furcht, ſich zu beſchmutzen, oder ſtießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, ſowohl

Sie ſtößt ihn weg, wie ausgetauſcht im Nu,
Gluth ſtrömt aus ihren Augen, ihren Wangen,
Und fürchterlich, den Tod in ihrem Ton,
Ruft ſie: Verräther, weiche fern davon!

71.

Du ſollteſt Freud' und Luſt von mir erwerben,
Der mich mit Thränen, Qual und Jammer ſpeiſt?
Durch meine Hand, will ich, ſollſt du verderben:
Der Trank war Gift, wenn du es noch nicht weißt.
Dein Henker iſt zu ehrenvoll, dein Sterben
Zu leicht, zu ſanft; dieß iſt's, was mich verdreußt.
So ſchmählich kenn' ich weder Qual noch Hände,
Daß ich ſie deiner Schuld entſprechend fände.

72.

Mich kränkt's, daß ich's nicht ſo vollkommen ſehe,
Dieß Todtenopfer, als ich's gern erſann;
Denn wenn die große Handlung ſo geſchähe,
Wie ich's gewünſcht, wie anders wär' ſie dann!
Daß mich nicht drum mein holder Gatte ſchmähe!
Er ſchaue meinen guten Willen an!
Wenn ich dir's nicht nach meinem Willen kochte,
So that ich wenigſtens was ich vermochte.

73.

Die Strafe, die ich dir auf dieſer Erde
Nicht geben kann, wie ich mir's vorgeſtellt,
Hoff' ich, daß ich dich leiden ſehen werde,
Mit meinem Aug', in jener andern Welt.
Sie rief, und hob mit fröhlicher Gebärde
Die trüben Augen auf zum Himmelszelt:
Dieß Opfer, das, Olind, mit gutem Willen
Dein Weib dir bringt, laß deine Rache ſtillen!

aus Mitleid als Vorſicht. Aber Friedrich trat vor: Lumpenhund! rief er; ein paar derbe Maulſchellen trafen den geduldigen Schützling: dann ſtieß er ihn an die Thür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg. Er kehrte niedergeſchlagen zurück; ſeine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter ſchnitt ihm durch die Seele, ob er ſich gleich durch einen tapfern Juchheſchrei wieder in den Gang zu bringen ſuchte, — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, ſich wieder hinter die Baßviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Knalleffect: er zog ſeine ſilberne Taſchenuhr hervor, zu jener Zeit ein ſeltener und koſtbarer Schmuck. Es iſt bald zehn, ſagte er. Jetzt den Brautmenuet! ich will Muſik machen.

Eine prächtige Uhr! ſagte der Schweinehirt und ſchob ſein Geſicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor.

Was hat ſie gekoſtet? rief Wilm Hülsmeyer, Friedrich's Nebenbuhler. — Willſt du ſie bezahlen? fragte Friedrich. — Haſt du ſie bezahlt? antwortete Wilm. Friedrich warf einen ſtolzen Blick auf ihn und griff in ſchweigender Majeſtät zum Fidelbogen. — Nun, nun, ſagte Hülsmeyer, dergleichen hat man erlebt. Du weißt wohl, der Franz Ebel hatte auch eine ſchöne Uhr, bis der Jude Aaron ſie ihm wieder abnahm. — Friedrich antwortete nicht, ſondern winkte ſtolz der erſten Violine, und ſie begannen aus Leibeskräften zu ſtreichen.

Die Gutsherrſchaft war indeſſen in die Kammer getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde umgelegt wurde. Das junge Blut weinte ſehr, theils weil es die Sitte ſo wollte, theils aus wahrer Beklemmung. Sie ſollte einem verworrenen Haushalte vorſtehen, unter den Augen eines mürriſchen alten Mannes, den ſie noch obendrein lieben ſollte. Er ſtand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgenſonne.“ — Du haſt nun genug geweint, ſagte er verdrießlich; bedenke, du biſt es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich. — Sie ſah demüthig zu ihm auf und ſchien zu fühlen, daß er Recht habe. — Das Geſchäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken, junge Spaßvögel hatten durch den Dreifuß geſchaut, ob die Binde gerade ſitze, und man drängte ſich wieder der Tenne zu, von wo unauslöſchliches Gelächter und Lärm herüberſchallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächſten Städtchen, plötzlich erſchienen war und nach einem kurzen, unbefriedigenden Zwiegeſpräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Thalern für eine ſchon um Oſtern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer ſchreiend: O weh mir! warum hab' ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben ſie mir nicht hundertmal geſagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brod im Schranke! — Die Tenne tobte von Gelächter; Manche hatten ſich auf den Hof nachgedrängt. — Packt den Juden! wiegt ihn gegen ein Schwein! rieſen Einige; Andere waren ernſt geworden. — Der Friedrich ſah ſo blaß aus wie ein Tuch, ſagte eine alte Frau, und die Menge theilte ſich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof lenkte. Herr von S. war auf dem Heimwege verſtimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunſch, ſeine Popularität aufrecht zu erhalten, ihn bewog, ſolchen Feſten beizuwohnen. Er ſah ſchweigend aus dem Wagen. Was ſind denn das für ein paar Figuren? — Er deutete auf zwei dunkle Geſtalten, die vor den Wagen rannten wie Strauße. — Auch ein paar ſelige Schweine aus unſerm eigenen Stall! ſeufzte Herr von S. — Zu Hauſe angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienſtperſonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umſtand, welche ſich blaß und athemlos auf der Stiege niedergelaſſen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergel's Geiſt verfolgt worden zu ſein, als ſie durchs Brederholz heimkehrten. Zuerſt hatte es über ihnen an der Höhe gerauſcht und gekniſtert; darauf hoch in der Luft ein Geklapper, wie von aneinander ſchlagenden Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: O weh, meine arme Seele! hoch von oben herab. Der Eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln geſehen haben, und Beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

Dummes Zeug! ſagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, um ſich umzukleiden. Am andern Morgen wollte die Fontäne im Garten nicht ſpringen, und es fand ſich, daß Jemand ein Rohr verrückt hatte, augenſcheinlich um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verſcharrten Pferdegerippes zu ſuchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geiſterſpuk gilt. Hm!, ſagte der Gutsherr, was die Schelme nicht ſtehlen, das verderben die Narren.

Drei Tage ſpäter tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber Alles im Schloſſe außer dem Bett. Der Gutsherr ſtand am Fenſter und ſah beſorgt ins Dunkle nach ſeinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige her; mitunter fuhr ein Ziegel hinab und ſchmetterte auf das Pflaſter des Hofes. Furchtbares Wetter! ſagte Herr von S. Seine Frau ſah ängſtlich aus. Iſt das Feuer auch gewiß gut verwahrt? ſagte ſie; Gretchen, ſieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten. Alles kniete nieder, und die Hausfrau begann:

Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. — Ein furchtbarer Donnerſchlag. Alle fuhren zuſammen; dann furchtbares Geſchrei und Getümmel die Treppe heran. — Um Gotteswillen! brennt es? rief Frau von S. und ſank mit dem Geſichte auf den Stuhl. Die Thüre ward aufgeriſſen, und herein ſtürzte die Frau des Juden

Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf ſich vor dem Gutsherrn auf die Knie. Gerechtigkeit! rief ſie, Gerechtigkeit! mein Mann iſt erſchlagen! und ſank ohnmächtig zuſammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Unterſuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem ſtumpfen Inſtrumente, wahrſcheinlich einem Stabe, ſein Leben verloren hatte, durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, ſonſt keine Verletzung zu finden. Die Ausſagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten ſo: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei geſagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böſe Schuldner in B. und S. zu mahnen ſeien. In dieſem Falle werde er in B. beim Schlachter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war ſeine Frau ſehr beſorgt geworden und hatte ſich endlich um drei Uhr Nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht da geweſen. Nun waren ſie zu allen Bauern gegangen, von denen ſie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte.

Nur zwei hatten ihn geſehen, und zwar an demſelben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber ſehr ſpät geworden. Die große Angſt trieb das Weib nach Haus, wo ſie ihren Mann wieder zu finden eine ſchwache Hoffnung nährte. So waren ſie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange ſtehenden Buche Schutz geſucht; der Hund hatte unterdeſſen auf eine auffallende Weiſe umhergeſtöbert und ſich endlich trotz allem Locken im Walde verlaufen. Mit einem Male ſieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben ſich im Mooſe. Es iſt der Stab ihres Mannes, und faſt im ſelben Augenblicke bricht der Hund durchs Gebüſch und trägt etwas im Maule: es iſt der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, ſo iſt in einem mit dürrem Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden.

Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im Allgemeinen unterſtützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelaſſen, und ſie ſchien jetzt halb verwirrt oder vielmehr ſtumpfſinnig. Aug' um Auge, Zahn um Zahn! dies waren die einzigen Worte, die ſie zuweilen hervorſtieß.

In derſelben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr von S. ſelbſt Zeuge eines Auftrittes geweſen war, der den dringendſten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Geſpenſtergeſchichte von jenem Abende, das Aneinanderſchlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der

Amtsſchreiber gerade abweſend war, ſo betrieb Herr von S. ſelbſt alles raſcher, als ſonſt geſchehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen ſo geräuſchlos wie möglich das Haus der armen Margreth umſtellt hatten. Der Gutsherr ſelber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margareth völlig angekleidet in der Thüre erſchien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte ſie faſt nicht erkannt, ſo blaß und ſteinern ſah ſie aus. Wo iſt Friedrich? fragte er mit unſicherer Stimme.

Sucht ihn, antwortete ſie und ſetzte ſich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick.

Herein, herein! ſagte er dann barſch; worauf warten wir? Man trat in Friedrich's Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man ſtieg auf den Söller, in den Keller, ſtieß ins Stroh, ſchaute hinter jedes Faß, ſogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den Garten, ſahen hinter den Zaun und in die Apfelbäume hinauf: er war nicht zu finden.

Entwiſcht! ſagte der Gutsherr mit ſehr gemiſchten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. Gebt den Schlüſſel zu jenem Koffer. — Margreth antwortete nicht. — Gebt den Schlüſſel! wiederholte der Gutsherr und merkte jetzt erſt, daß der Schlüſſel ſteckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorſchein; des Entflohenen gute Sonntagskleider und ſeiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichenhemden mit ſchwarzen Bändern, das eine für einen

Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erſchüttert. Ganz zu unterſt auf dem Boden des Koffers lag die ſilberne Uhr und einige Schriften von ſehr leſerlicher Hand, eine derſelben von einem Manne unterzeichnet, den man in ſtarkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr von S. nahm ſie mit zur Durchſicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margreth ein anderes Lebenszeichen von ſich gegeben hätte, als daß ſie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schloſſe angelangt, fand der Gutsherr den Amtsſchreiber, der ſchon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geſchichte verſchlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geſchickt.

Sie kommen immer zu ſpät, ſagte Herr von S. verdrießlich. War denn nicht irgend ein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? und warum weckte man Sie dann nicht? Gnädiger Herr, verſetzte Kapp, allerdings hat meine Anne Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber ſie wußte, daß Ihre Gnaden die Sache ſelbſt leiteten, und dann, fügte er mit klagender Miene hinzu: daß ich ſo todtmüde war! — Schöne Polizei! murmelte der Gutsherr, jede alte Schachtel im Dorf weiß Beſcheid, wenn es recht geheim zugehen ſoll. Dann fuhr er heftig fort: Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten ſein, der ſich packen ließe!

Beide ſchwiegen eine Weile. Mein Fuhrmann hatte ſich in der Nacht verirrt, hob der Amtsſchreiber wieder an; über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Mordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen. Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauf los, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu ſehen. Da ſagte der Kutſcher: wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu nahe kommen! Mir war ſelbſt bange; ich ließ halten und ſchlug Feuer, um wenigſtens etwas Unterhaltung an meiner Pfeife zu haben. Mit einem Male hörten wir ganz nah, perpendicular unter uns die Glocke ſchlagen. Ew. Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zu Muthe wurde. Ich ſprang aus dem Wagen, denn ſeinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So ſtand ich, in Koth und Regen, ohne mich zu rühren, bis es Gottlob ſehr bald anfing zu dämmern. Und wo hielten wir? Dicht an der Heerſer Tiefe und den Thurm von Heerſe gerade unter uns. Wären wir noch zwanzig Schritte weiter gefahren, wir wären alle Kinder des Todes geweſen. — Das war in der That kein Spaß, verſetzte der Gutsherr, halb verſöhnt.

Er hatte unterdeſſen die mitgenommenen Papiere durchgeſehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meiſten von Wucherern. Ich hatte nicht gedacht, murmelte er, daß die Mergels ſo tief drin ſteckten. — Ja, und daß es ſo an den Tag kommen muß, verſetzte Kapp, das wird kein kleiner Aerger für Frau Magreth ſein. — Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht! Mit dieſen Worten ſtand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenſchau vorzunehmen. — Die Unterſuchung war kurz, gewaltſamer Tod erwieſen, der vermuthliche Thäter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravirend, doch ohne perſönliches Geſtändniß nicht beweiſend, ſeine Flucht allerdings ſehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geſchloſſen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Antheil gezeigt. Das Haus der Wittwe ward nie leer von Jammernden und Rathenden.

Seit Menſchengedenken waren nicht ſo viel Juden beiſammen in L. geſehen worden.

Durch den Mord ihres Glaubensgenoſſen aufs Aeußerſte erbittert, hatten ſie weder Mühe noch Geld geſpart, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Man weiß ſogar, daß einer derſelben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem ſeiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte ſchuldete und den er für einen beſonders liſtigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Thäter nur mit guter Beihilfe entwiſcht und wahrſcheinlich noch in der Umgegend ſei. Als dennoch Alles nichts half und die gerichtliche Ver-

74.

Und ſuch's vom Herrn noch heute zu erlangen,
Daß ich im Paradieſe ſei mit dir.
Sagt er, dort ſei noch Niemand eingegangen
Ohn' ein Verdienſt, ſo ſag', ich bring's mit mir;
Dem heil'gen Haus geb' ich, im Siegesprangen,
Die Reſte dieſes Ungeheuers hier.
Und welch' Verdienſt kann etwa ſchwerer wägen,
Als rein die Welt von ſolcher Peſt zu fegen? —

75.

Sie ſchließt ihr Leben mit dem letzten Wort,
Und froh iſt noch im Tod ihr Angeſicht,
Daß ſie gerächt des Gatten ſchnöden Mord,
Und daß mit ihr das Herz des Mörders bricht.
Ob vor ob nachher ſeine Seele fort
Zur Finſterniß geflohen, weiß ich nicht;
Doch glaub' ich, da er mehr des Giftes trank,
Daß er noch vor Druſillen niederſank.

76.

Marganor ſieht ihn ſinken und verſcheiden
In ſeinem Arm, und auch um ihn wird's Nacht.
Er meint, er müſſe ſelbſt den Tod erleiden,
So glühend iſt der Schmerz in ihm entfacht.
Er hatte zwei: nun fehlt es ihm an beiden;
Zwei Weiber haben ihn dahin gebracht:
Die eine ward dem einen zum Verderben,
Der andre mußte durch die andre ſterben.

77.

Mitleid und Liebe, Zorn und Schmerz erfüllen,
Begier und Rach' und Tod mit wildem Wahn
Den unglückſel'gen Vater, und ſein Brüllen
Tönt wie des Meeres Brüllen im Orkan.

handlung für beendigt erklärt worden war, erſchien am nächſten Morgen eine Anzahl der angeſehenſten Iſraeliten im Schloſſe, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenſtand war die Buche, unter der Aaron's Stab gefunden und wo der Mord wahrſcheinlich verübt worden war. — Wollt ihr ſie fällen? ſo mitten im vollen Laube? fragte der Gutsherr.

Nein, Ihro Gnaden, ſie muß ſtehen bleiben im Winter und Sommer, ſo lange ein Span daran iſt. — Aber, wenn ich nun den Wald hauen laſſe, ſo ſchadet es dem jungen Aufſchlag. — Wollen wir ſie doch nicht um gewöhnlichen Preis. Sie boten 200 Thaler. Der Handel ward geſchloſſen und allen Förſtern ſtreng eingeſchärft, die Judenbuche auf keine Weiſe zu ſchädigen.

Darauf ſah man an einem Abende wohl gegen ſechzig Juden, ihren Rabbiner an der Spitze in das Brederholz ziehen, alle ſchweigend und mit geſenkten Augen.

Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenſo ernſt und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in das Zellerfeld, wo ſie ſich zerſtreuten und Jeder ſeines Weges ging.

Am nächſten Morgen ſtand an der Buche mit dem Beil eingehauen:

יַע שֶׂה לִי אִם תַּעֲמֹד בַּמָּקוֹם הַזֶּה יִפְגַּע בְּךָ
כַּאֲשֶׁר אַתָּה

Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer ſo ſchwachen Polizei nicht fürchten zu dürfen. Er war bald verſchollen und vergeſſen. Ohm Simon redete ſelten von ihm und dann ſchlecht; die Judenfrau tröſtete ſich am Ende und nahm einen andern Mann. Nur die arme Margreth blieb ungetröſtet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Gutsherr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtsſchreibers.

Sonderbar, ſonderbar! ſagte er. Denken Sie ſich, Kapp, der Mergel iſt vielleicht unſchuldig an dem Morde. So eben ſchreibt mir der Präſident des Gerichtes zu P.: Le vrai n'est pas toujours vraisemblable; das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wiſſen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer, Friedrich Mergel, den Juden mag eben ſo wenig erſchlagen haben, als ich oder Sie? Leider fehlen die Beweiſe, aber die Wahrſcheinlichkeit iſt groß. Ein Mitglied der Schlemming'ſchen Bande (die wir jetzt, nebenbei geſagt, größtentheils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoiſes genannt, hat im letzten Verhöre ausgeſagt, daß ihn nichts ſo ſehr gereue, als der Mord eines Glaubensgenoſſen, Aaron, den er im Walde erſchlagen und doch nur ſechs Groſchen bei ihm gefunden habe.

Leider ward das Verhör durch die Mittagsſtunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat ſich der Hund von einem Juden an einem Strumpfbande erhängt.

Was ſagen Sie dazu? Aaron iſt zwar ein verbreiteter Name u. ſ. w. —

Was ſagen Sie dazu? wiederholte der Gutsherr: und weßhalb wäre der Eſel von einem Burſchen denn davongelaufen?

Der Amtsſchreiber dachte nach. — Nun, vielleicht der Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Unterſuchung waren. Heißt es nicht: der Böſe läuft vor ſeinem eigenen Schatten? Mergel's Gewiſſen war ſchmutzig genug auch ohne dieſen Flecken.

Dabei beruhigte man ſich. Friedrich war hin, verſchwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes, am gleichen Tage mit ihm.

Eine ſchöne, lange Zeit war verfloſſen, achtundzwanzig Jahre, faſt die Hälfte eines Menſchenlebens; der Gutsherr war ſehr alt und grau geworden, ſein gutmüthiger Gehülfe Kapp längſt begraben. Menſchen, Thiere und Pflanzen waren entſtanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. ſah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hektiſche Leute immer fallen zu wollen ſchienen und immer ſtanden.

Es war am Vorabende des Weihnachtsfeſtes den 24. December 1788.

Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an zwölf Fuß hoch, und eine durchdringende Froſtluft machte die Fenſterſcheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte

Lichtchen aus den Schneehügeln, und in jedem Hauſe lagen die Einwohner auf den Knieen, um den Eintritt des heiligen Chriſtfeſtes mit Gebet zu erwarten, wie dies in katholiſchen Ländern Sitte iſt, oder wenigſtens damals allgemein war. Da bewegte ſich von der Breder Höhe herab eine Geſtalt langſam gegen das Dorf; der Wanderer ſchien ſehr matt oder krank; er ſtöhnte ſchwer und ſchleppte ſich äußerſt mühſam durch den Schnee.

An der Mitte des Hanges ſtand er ſtill, lehnte ſich auf ſeinen Krückenſtab und ſtarrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war ſo ſtill überall, ſo todt und kalt; man mußte an Irrlichter auf Kirchhöfen denken. Nun ſchlug es zwölf im Thurm; der letzte Schlag verdröhnte langſam, und im nächſten Hauſe erhob ſich ein leiſer Geſang, der, von Hauſe zu Hauſe ſchwellend, ſich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein ſo löbelich
Iſt uns geboren heute,
Von einer Jungfrau ſäuberlich,
Deß freu'n ſich alle Leute;
Und wär' das Kindlein nicht gebor'n,
So wären wir alle zuſammen verlor'n:
Das Heil iſt unſer Aller.
O du mein liebſter Jeſu Chriſt,
Der du als Menſch geboren biſt,
Erlös uns von der Hölle!

Der Mann am Hange war in die Kniee geſunken und verſuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es ward nur ein lautes Schluchzen daraus, und ſchwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann: er betete leiſe mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt, und die Lichter in den Häuſern begannen ſich zu bewegen. Da richtete der Mann ſich mühſelig auf und ſchlich langſam hinab in das Dorf. An mehreren Häuſern keuchte er vorüber, dann ſtand er vor einem ſtill und pochte leiſe an.

Was iſt denn das? ſagte drinnen eine Frauenſtimme; die Thüre klappert, und der Wind geht doch nicht. — Er pochte ſtärker. — Um Gotteswillen, laßt einen halberfrornen Menſchen ein, der aus der türkiſchen Sklaverei kommt! — Geflüſter in der Küche. Geht ins Wirthshaus! antwortete eine andere Stimme; das fünfte Haus von hier. — Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein! Ich habe kein Geld. —

Nach einigem Zögern ward die Thüre geöffnet, und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — Kommt nur herein, ſagte er dann, Ihr werdet uns den Hals nicht abſchneiden.

In der Küche befanden ſich außer dem Manne eine Frau in den mittlern Jahren, eine alte Mutter und fünf Kinder. Alle drängten ſich um den Eintretenden her und muſterten ihn mit ſcheuer Neugier. Eine armſelige Figur! mit ſchiefem Halſe, gekrümmtem Rücken, die ganze Geſtalt gebrochen und kraftlos; langes, ſchneeweißes Haar hing um ſein Geſicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging ſchweigend an den Herd und legte friſches Reiſig zu. — Ein Bett können wir Euch nicht geben, ſagte ſie; aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch ſchon ſo behelfen. — Gott's Lohn! verſetzte der Fremde; ich bin's wohl ſchlechter gewohnt. — Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt, und er ſelbſt bethätigte, daß er Derſelbe ſei, der einſt mit Friedrich Mergel entflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des ſo lange Verſchollenen.

Jeder wollte den Mann aus der Türkei ſehen, und man wunderte ſich beinahe, daß er noch ausſehe, wie andere Menſchen. Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden ſeine Züge noch ganz wohl heraus, ſo erbärmlich entſtellt er auch war.

Johannes, Johannes, was ſeid Ihr grau geworden! ſagte eine alte Frau. Und woher habt Ihr den ſchiefen Hals? — Vom Holz und Waſſer tragen in der Sklaverei, verſetzte er.

Und was iſt aus Mergel geworden? Ihr ſeid doch zuſammen fortgelaufen?

Freilich wohl; aber ich weiß nicht, wo er iſt, wir ſind von einander gekommen. Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn, fügte er hinzu, er wird es wohl nöthig haben!

Man fragte ihn, warum Friedrich ſich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht erſchlagen. — Nicht? ſagte Johannes und horchte geſpannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr gefliſſentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergel's Namen zu löſchen. — Alſo ganz umſonſt, ſagte er nachdenkend, ganz umſonſt ſo viel ausgeſtanden! Er ſeufzte tief und fragte nun ſeinerſeits nach Manchem. Simon war lange todt, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozeſſe und böſe Schuldner, die er nicht gerichtlich belangen durfte, weil es, wie man ſagte, zwiſchen ihnen keine reine Sache war.

Er hatte zuletzt Bettelbrod gegeſſen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh geſtorben. Margreth hatte länger gelebt, aber in völliger Geiſtesſtumpfheit.

Die Leute im Dorf waren es bald müde geworden, ihr beizuſtehen, da ſie Alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menſchen iſt, gerade die Hülfloſeſten zu verlaſſen, ſolche, bei denen der Beiſtand nicht nachhaltig wirkt und die der Hülfe immer gleich bedürftig bleiben; die Gutsherrſchaft ſorgte ſehr für ſie, ſchickte ihr täglich das Eſſen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zuſtand in völlige Abzehrung übergegangen war.

In ihrem Hauſe wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abende Friedrich's Uhr ſo ſehr bewundert hatte. —

Alles hin, Alles todt! ſeufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der

Mond ſchien, ſah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige ſchien er aus der Ferne ſtarre Blicke zu heften. So fand ihn der Förſter Brandes, der Sohn des Erſchlagenen, den die Gutsherrſchaft abgeſchickt hatte, ihn ins Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer ſah er ſcheu umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der ſehr zuſammengefallen in ſeinem Lehnſtuhl ſaß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem rothen Käppchen auf dem Kopfe, wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, ſehr alt geworden.

Nun, Johannes, ſagte der Gutsherr, erzähl mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber, er muſterte ihn durch die Brille, du biſt ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei. —

Johannes begann: wie Mergel ihn Nachts von der Heerde abgerufen und geſagt, er müſſe mit ihm fort. — Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unſchuldig war? — Johannes ſah vor ſich nieder: Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeſchichten. Simon hatte ſo allerlei Geſchäfte; mir ſagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Alles war, wie es ſein ſollte. — Was hat denn Friedrich dir geſagt? — Nichts, als daß wir laufen müßten, ſie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heerſe: da war es noch dunkel, und wir verſteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe bis es heller wurde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten, und wie wir eine Weile geſeſſen hatten, hörten wir mit einemmale über uns ſchnauben und ſtampfen und ſahen lange Feuerſtrahlen in der Luft gerade über dem Heerſer Kirchthurm.

Wir ſprangen auf und liefen was wir konnten in Gottes Namen gerade aus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P.

Johannes ſchien noch vor der Erinnerung zu ſchaudern, und der Gutsherr dachte an ſeinen ſeligen Kapp und deſſen Abenteuer am Heerſer Hange. —

Sonderbar! lachte er, ſo nah war't ihr einander! Aber fahr fort. —

Johannes erzählte nun, wie ſie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen.

Von da hatten ſie ſich als wandernde Handwerksburſche durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau. Ich hatte meinen Brodſack bei mir, ſagte er, und Friedrich ein Bündelchen; ſo glaubte man uns. — In Freiburg hatten ſie ſich von den Oeſtreichern anwerben laſſen: ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich beſtand darauf. So kam er unter den Train. Den Winter über blieben wir in Freiburg, fuhr er fort, und es ging uns ziemlich gut; mir auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verkehrt machte. Im Frühling mußten wir marſchiren, nach

Ungarn, und im Herbſt ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachſagen, denn ich wurde gleich in der erſten Affäre gefangen, und ich bin ſeitdem ſechsundzwanzig Jahre in der türkiſchen Sklaverei geweſen! — Gott im Himmel! das iſt doch ſchrecklich! ſagte Frau von S. — Schlimm genug! Die Türken halten uns Chriſten nicht beſſer als Hunde; das Schlimmſte war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und ſollte noch immer thun wie vor Jahren.

Er ſchwieg eine Weile.

Ja, ſagte er dann, es ging über Menſchenkräfte und Menſchengeduld; ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländiſches Schiff. — Wie kamſt du denn dahin? fragte der Gutsherr. — Sie fiſchten mich auf aus dem Bosporus, verſetzte Johannes. Der Baron ſah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter.

Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel beſſer gegangen. Der Scorbut riß ein; wer nicht ganz elend war, mußte über Macht arbeiten, und das Schiffstau regierte eben ſo ſtreng, wie die türkiſche Peitſche.

Endlich, ſchloß er, als wir nach Holland kamen, nach Amſterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu ſeinem Pförtner machen. Aber — er ſchüttelte den Kopf — ich bettelte mich lieber durch bis hieher. — Das war

Um ſich zu rächen, eilt er zu Druſillen;
Doch hat ſie ſchon die Augen zugethan.
Er ſucht, wie Grimm und glüh'nder Haß ihn hetzen,
Noch den fühlloſen Leichnam zu verletzen.

78.

Wie in den Speer vergebens beißt die Schlange,
Der ſie durchbohrt und hält im Sande feſt;
So wie ein Hund dem Steine nachrennt lange,
Womit ein Wandrer ihn geſtört im Neſt,
Und beißt und bellt und packt wie eine Zange,
Und ihn nicht ohne Rache liegen läßt;
So ſtürzt Marganor auf die Leiche wüthend,
An Bosheit Hund' und Schlangen überbietend.

79.

Doch da an ihr mit Biſſen, Tritten, Schlägen
Der Unhold ſeine Wuth nicht kühlen kann,
So fällt er ohne langes Ueberlegen,
Uns Frau'n, die wir den Tempel füllen, an,
Und wüthet unter uns mit ſeinem Degen,
Wie mit der Senſ' im Gras der Bauersmann.
Da iſt kein Schutz: in wenigen Minuten
Sind unſrer dreißig todt und hundert bluten.

80.

Es hat kein Arm ſich wider ihn erhoben,
Weil er von je für einen Teufel galt.
Die Weiber ſammt dem Volke ſind verſtoben;
Wer aus dem Tempel kann, der macht nicht Halt.
Die Freunde hemmen endlich dieſes Toben
Mit Bitten und mit freundlicher Gewalt.
Man bringt zur Burg ihn, die den Felſen krönet,
Indeß im Thale lauter Jammer tönet.

dumm genug, ſagte der Gutsherr. Johannes ſeufzte tief: O Herr, ich habe mein Leben zwiſchen Türken und Ketzern zubringen müſſen, ſoll ich nicht wenigſtens auf einem katholiſchen Kirchhofe liegen? Der Gutsherr hatte ſeine Börſe gezogen: Da, Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das Alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas confus durcheinander.

Du biſt wohl noch ſehr müde? — Sehr müde, verſetzte Johannes; und, er deutete auf ſeine Stirn, meine Gedanken ſind zuweilen ſo curios, ich kann nicht recht ſagen, wie es ſo iſt. — Ich weiß ſchon, ſagte der Baron, von alter Zeit her. Jetzt geh. Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder.

Herr von S. hatte das innigſte Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo man ihn einmiethen könne; eſſen ſollte er täglich im Schloſſe, und für Kleidung fand ſich auch wohl Rath. — Herr, ſagte Johannes, ich kann auch noch wohl etwas thun; ich kann hölzerne Löffel machen, und Ihr könnt mich auch als Boten ſchicken.

Herr von S. ſchüttelte mitleidig den Kopf: Das würde doch nicht ſonderlich gut ausfallen. — O doch, Herr, wenn ich erſt im Gange bin — es geht nicht ſchnell, aber hin komme ich doch, und es wird mir auch nicht ſo ſauer, wie man denken ſollte. — Nun, ſagte der Baron zweifelnd, willſt du's verſuchen? Hier iſt ein Brief nach P. Er hat keine ſonderliche Eile.

Am folgenden Tage bezog Johannes ſein Kämmerchen bei einer Wittwe im Dorfe.

Er ſchnitzelte Löffel, aß auf dem Schloſſe und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im Ganzen ging's ihm leidlich; die Herrſchaft war ſehr gütig, und Herr von S. unterhielt ſich oft lange mit ihm über die Türkei, den öſtreichiſchen Dienſt und die See.

Der Johannes könnte viel erzählen, ſagte er zu ſeiner Frau, wenn er nicht ſo grundeinfältig wäre. — Mehr tiefſinnig als einfältig, verſetzte ſie; ich fürchte immer, er ſchnappt noch über. — Ei bewahre! antwortete der Baron, er war ſein Lebenlang ein Simpel; ſimple Leute werden nie verrückt.

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war ſehr beſorgt um ihn und wollte ſchon Leute ausſenden, als man ihn die Treppe heraufſtelzen hörte.

Du biſt lange ausgeblieben, Johannes, ſagte ſie; ich dachte ſchon, du hätteſt dich im Brederholz verirrt.

Ich bin durch den Föhrengrund gegangen.

Das iſt ja ein weiter Umweg; warum gingſt du nicht durchs Brederholz?

Er ſah trübe zu ihr auf: Die Leute ſagten mir, der Wald ſei gefällt, und jetzt ſeien ſo viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und duſelig, fügte er langſam hinzu. — Sahſt du wohl, ſagte Frau von S.

nachher zu ihrem Manne, wie wunderlich und quer er aus den Augen ſah? Ich ſage dir, Ernſt, das nimmt noch ein ſchlimmes Ende.

Indeſſen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen, und mancher Hektiſche fühlte die Scheere an ſeinem Lebensfaden. Auch Johannes ſchien unter dem Einfluſſe des nahen Aequinoctiums zu leiden; die ihn in dieſen Tagen ſahen, ſagten, er habe auffallend verſtört ausgeſehen und unaufhörlich leiſe mit ſich ſelber geredet, was er auch ſonſt mitunter that, aber ſelten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hauſe. Man dachte, die Herrſchaft habe ihn verſchickt, am zweiten auch nicht, am dritten ward ſeine Hausfrau ängſtlich. Sie ging ins Schloß und fragte nach. — Gott bewahre, ſagte der Gutsherr, ich weiß nichts von ihm; aber geſchwind den Jäger gerufen und Förſters Wilhelm! Wenn der armſelige Krüppel, ſetzte er bewegt hinzu, auch nur in einen trockenen Graben gefallen iſt, ſo kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von ſeinen ſchiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit, rief er den abziehenden Jägern nach, und ſucht vor Allem in den Gräben; ſeht in die Steinbrüche! rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; ſie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe: Wenn ich mir denke, daß Einer ſo liegen muß, wie ein Stein, und kann ſich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Menſch wohl ohne Nahrung aus. Er machte ſich ſelbſt auf den Weg; in allen Häuſern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblaſen, gerufen, die Hunde zum Suchen angehetzt — umſonſt! — Ein Kind hatte ihn geſehen, wie er am Rande des Brederholzes ſaß und an einem Löffel ſchnitzelte; er ſchnitt ihn aber ganz entzwei. Das war vor zwei Tagen geweſen. Nachmittags fand ſich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der andern Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüſch geſeſſen, das Geſicht auf den Knieen, als ob er ſchliefe. Das war noch am vorigen Tage. Es ſchien, er hatte ſich immer um das Brederholz herumgetrieben.

Wenn nur das verdammte Buſchwerk nicht ſo dicht wäre! Da kann keine Seele hindurch, ſagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag; man blies und hallohte und kehrte endlich mißvergnügt heim, als man ſich überzeugt, daß die Thiere den ganzen Wald abgeſucht hatten. — Laßt nicht nach! laßt nicht nach! bat Frau von S.; beſſer ein paar Schritte umſonſt, als daß etwas verſäumt wird. Der Baron war faſt ebenſo beängſtigt wie ſie. Seine Unruhe trieb ihn ſogar nach Johannes' Wohnung, obwohl er ſicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ ſich die Kammer des Verſchollenen aufſchließen. Da ſtand ſein Bett noch ungemacht, wie er es verlaſſen hatte, dort hing ſein guter Rock, den ihm die gnädige Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen laſſen; auf dem Tiſche ein Napf, ſechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel.

Der Gutsherr öffnete ſie; fünf Groſchen lagen darin, ſauber in Papier gewickelt, und vier ſilberne Weſtenknöpfe; der Gutsherr betrachtete ſie aufmerkſam. Ein Andenken von Mergel, murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen.

Die Nachſuchungen wurden fortgeſetzt, bis man ſich überzeugt hatte, Johannes ſei nicht mehr in der Gegend, wenigſtens nicht lebendig.

So war er denn zum zweitenmal verſchwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren ſeine Knochen in einem trockenen Graben? Ihn lebend wieder zu ſehen, dazu war wenig Hoffnung, und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage ſpäter kehrte der junge Brandes Morgens von einer Beſichtigung ſeines Reviers durch das Brederholz heim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag; die Luft zitterte, kein Vogel ſang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Aeſten und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandes war ſehr ermüdet. Bald nahm er ſeine von der Sonne durchglühte Kappe ab, bald ſetzte er ſie wieder auf. Es war Alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag ſehr beſchwerlich. Rings umher kein Baum außer der Judenbuche. Dahin ſtrebte er denn auch aus allen Kräften und ließ ſich todtmatt auf das beſchattete Moos darunter nieder.

Die Kühle zog ſo angenehm durch ſeine Glieder, daß er die Augen ſchloß.

Schändliche Pilze! murmelte er halb im Schlaf. Es giebt nämlich in jener Gegend eine Art ſehr ſaftiger Pilze, die nur ein paar Tage ſtehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandes glaubte ſolche unangenehme Nachbarn zu ſpüren, er wandte ſich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufſtehen; ſein Hund ſprang unterdeſſen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. Was haſt du da, Bello? eine Katze? murmelte Brandes. Er öffnete die Wimper, und die Judenſchrift fiel ihm ins Auge, ſehr ausgewachſen, aber doch ganz kenntlich. Er ſchloß die Augen wieder, der Hund fuhr fort zu bellen und legte endlich ſeinem Herrn die kalte Schnauze ans Geſicht.

Laß mich in Ruh! was haſt du denn? Hiebei ſah Brandes, wie er ſo auf dem Rücken lag, in die Höhe, ſprang dann mit einem Satze auf und wie beſeſſen ins Geſtrüpp hinein.

Todtenbleich kam er auf dem Schloſſe an: in der Judenbuche hänge ein Menſch; er habe die Beine gerade über ſeinem Geſichte hängen ſehen. — Und du haſt ihn nicht abgeſchnitten, Eſel? rief der Baron.

Herr, keuchte Brandes, wenn Ew. Gnaden da geweſen wären, ſo wüßten Sie wohl, daß der Menſch nicht mehr lebt. Ich glaubte Anfangs, es ſeien die

Pilze. — Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog ſelbſt mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. Ich ſehe nichts, ſagte Herr von S. — Hierher müſſen Sie treten, hierher, an dieſe Stelle! — Wirklich, dem war ſo: der Gutsherr erkannte ſeine eigenen abgetragenen Schuhe.

Gott, es iſt Johannes! — Setzt die Leiter an! — ſo — nun herunter! — ſacht, ſacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer ſind ſchon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde. Eine breite Narbe ward ſichtbar; der Gutsherr fuhr zurück.

Mein Gott! ſagte er; er beugte ſich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerkſamkeit und ſchwieg eine Weile mit tiefer Erſchütterung.

Dann wandte er ſich zu dem Förſter: Es iſt nicht recht, daß der Unſchuldige für den Schuldigen leide; ſage es nur allen Leuten: Der da — er deutete auf den Todten — war Friedrich Mergel.

Die Leiche ward auf dem Schindanger verſcharrt.

Dies hat ſich nach allen Hauptumſtänden wirklich ſo begeben im September des Jahres 1788.

Die hebräiſche Schrift an dem Baume heißt:

Wenn du dich dieſem Orte naheſt, ſo wird es dir ergehen, wie du mir gethan haſt.

# Saat und Ernte.

## Von Franz W. Ziegler.

Geſammelte Novellen und Briefe aus Italien von Franz Ziegler. 3 Bände. Berlin, Franz Duncker. 1860.

Franz W. Ziegler wurde am 3. Februar 1803 in Warchau bei Brandenburg geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Brandenburg und ſtudirte Jura in Halle a. S. Nachdem er England, Frankreich, die Schweiz bereiſ't hatte, ließ er ſich als Advocat in Brandenburg nieder, wo er 1840 zum Oberbürgermeiſter ernannt wurde. 1848 in die Nationalverſammlung gewählt, betheiligte er ſich an dem Steuerverweigerungsbeſchluß, wurde in Folge deſſen auf Hochverrath und Aufruhr angeklagt, ſeines Amtes, der Nationalcocarde und ſeiner Orden verluſtig erklärt und zur Feſtungsſtrafe verurtheilt. Nach Verbüßung der letzteren auf ein Jahr aus ſeinem Wohnorte Brandenburg verbannt, ſiedelte er nach Berlin über, von wo er ebenfalls ausgewieſen wurde. Er fuhr gleichwohl unerſchütterlich fort, ſeinen demokratiſchen Ueberzeugungen Ausdruck zu verleihen, und veröffentlichte u. A. die Schriften: „Wie iſt dem Handwerkerſtande zu helfen?“ „Zur ſocialen Reform des Abgabenweſens“, „Die Fabrik-Creditgeſellſchaft“, worauf er eine Reihe novelliſtiſcher und memoirenartiger Dichtungen folgen ließ, die im Jahre 1860 in drei Bänden geſammelt erſchienen. Von 1864—70 ſaß er im preußiſchen Abgeordnetenhauſe als Vertreter der Stadt Breslau, ſeit 1867 war er Mitglied der Fortſchrittspartei des Reichstages und hat ſeitdem in Berlin ſeinen dauernden Wohnſitz genommen.

Eine eigenthümlich herbe Kraft und derbe Friſche, denen aber auch Anmuth und Zartheit nicht fremd ſind, zeichnet Ziegler's Novellen aus. Es weht hier die Luft der Mark, die zu ſittlicher Tüchtigkeit und ſtrenger Selbſtüberwindung heranreift, den Humor wie die unſcheinbare Heideblume aus zähem, nüchternem Boden aufſprießen läßt und die Einförmigkeit einer tiefgefärbten, ſcheinbar unergiebigen landſchaftlichen Natur mit

81.

Noch immer iſt ſein Zürnen nicht erbeten,
Und aus dem Land verbannt er alle Frau'n.
Wenn nicht das Volk, wenn nicht die Freunde flehten,
So würde keine mehr die Sonne ſchau'n.
Denſelben Tag ergeht an die Geſchmähten
Der Ausruf noch, zu räumen ſeine Gau'n.
Und ſo gefiel's ihm, uns hieher zu ſchicken:
Weh einer, die ſich läßt am Schloß erblicken!

82.

So wurde grauſam Frau und Mann geſchieden,
Die Mutter ſo getrennt von ihrem Sohn,
Und wer uns zu beſuchen wagt hienieden,
O den entdecke kein Tyrannenfrohn!
Schon viele ließen ſich in Ketten ſchmieden,
In grauſen Qualen ſtarben viele ſchon.
Im Schloſſe ließ er ein Geſetz verkünden,
Das ſchlimmſte, das man irgend kann erfinden.

83.

Die Frau, die ſich im Thale läßt erblicken,
Und dieß thut manche, die ihr Unſtern plagt,
Peitſcht man mit Weidenruthen auf den Rücken;
Dann wird ſie ſchimpflich aus dem Land gejagt.
Erſt aber kürzt man an den Kleidungsſtücken,
Und zeigt, was Anſtand und Natur verſagt.
Kommt eine von Bewaffneten umgeben,
Gefolgt von Rittern, die verwirkt das Leben.

84.

Wenn eine kommt mit Rittern und mit Herren,
Muß ſie von dieſem Feind der Menſchlichkeit
Sich zu dem Grab der Söhne laſſen zerren,
Wo er als Opfer ſie dem Tode weiht.

ſeelenvoller Stimmung belebt. Mehrfach kehrt das Motiv von der Sühne der Väterſünden an Kindern und Kindeskindern wieder, im engen Zuſammenhange mit dem hiſtoriſchen Sinn des Dichters, in welchem, bei dem tiefſten Freiheitsbedürfniß, durch ſeine Jugenderlebniſſe Reſpect und Neigung für das gewachſene Recht beſchränkter Lebensformen feſte Wurzeln geſchlagen haben. Die ſtraffe märkiſche Zucht, durch welche der große Friedrich ſeinen kleinen Staat auf eine weltgeſchichtliche Höhe erhoben, der Pflichtbegriff in ſeiner ganzen kategoriſchen Unverantwortlichkeit hoch über allem Spiel leidenſchaftlicher Triebe, durchdringt, wie das politiſche Leben, ſo auch alles dichteriſche Streben des trefflichen Mannes, der ſich ſelbſt neben ſeinem erfolgreicheren Genoſſen, Wilibald Alexis, der „echten märkiſchen Nachtigall“, nur als „einen heiſeren Rohrſperling“ bezeichnet. Die Töne aber, die er z. B. in jenem herrlichen Charakterbild „Landwehrmann Krille“ angeſchlagen, ſind in ihrer ergreifenden Einfachheit und Wahrheit ſo mächtig, daß wir ihnen nur das Beſte in Fritz Reuter's „Franzoſentid“ an die Seite ſetzen können, die freilich durch ihre breitere und kunſtvollere Compoſition und den reizenden Contraſt der humoriſtiſchen Züge neben den pathetiſchen dieſer mehr epiſodiſchen Dichtung überlegen iſt. Die Erzählung, die unſer Novellenſchatz von Ziegler mittheilt, möge dazu beitragen, in weiteren Kreiſen den Namen eines Dichters zu Ehren zu bringen, von deſſen öffentlichem Wirken ſelbſt ſeine politiſchen Gegner mit Hochachtung ſprechen, und dem unter den Waffen nur leider allzu oft die Muſen verſtummten.

Der unvermittelte Uebergang von einer Bodengattung zur andern tritt nirgend ſo anſchaulich zu Tage, als in der deutſchen Tiefebene zwiſchen Elbe und Oder.

Vom Weizgrunde zum Unlande, auf dem die wilde Tabakspflanze in einzelnen Stengeln emporſchießt, iſt oft nur ein Schritt; die ſaftigſte Wieſe und Weide grenzt hart an die Sandſcholle; der Berg fällt ganz ſteil zum Bruche und moraſtigen Fenne ab, und ein Weg von einer halben Stunde führt mehrmal durch Elslake, Buch- und Eichenkamp und verkrüppelte Kieferheide. Selbſt die Grenzen ſind zuweilen nicht nach feſten Linien und Malen anzugeben, ſondern wechſeln nach der Möglichkeit, die Nutzung zu ziehen. Wie die Flüſſe und Seen in Waſſerjahren ihr Gebiet vergrößern und den Rohrrand — das Gelege — erweitern, ſo tritt das Recht des angrenzenden Wieſenbeſitzers zurück, der nicht weiter gehen darf, als er mit der Senſe zu reichen vermag, während das anſchießende und ſich verbreitende Rohr dem Beſitzer des Geleges zuwächſ't, der in waſſerarmen Jahren wieder ſein Beſitzthum zu Gunſten des Wieſenbeſitzers ſchwinden ſieht.

Man könnte ganze Strecken dieſer Gegend noch unfertige nennen, insbeſondere haben es zuweilen die Fenne und Brücher noch nicht zur Conſiſtenz des Untergrundes gebracht. Sie ſind mit einer grünen Oberfläche bedeckt, die aus einem durch die Wurzeln der Gräſer und Sumpfpflanzen gebildeten verfilzten Netze beſteht, das unter dem Tritte des Becaſſinen-Jägers, beſonders im Frühjahr und Herbſt, ſich ſenkt und vor und hinter ihm Erhöhungen bildet, die wie grüne Wellen, ſeinen Bewegungen folgend, auf und ab ſchwanken.

Die Jäger ſind faſt die einzigen Leute, die ſich ſolchen Oerlichkeiten anzuvertrauen wagen. Ihre Paſſion für die Jagd, die hier beſonders für Schnepfen ſehr reichlich ausfällt, lockt ſie auf dieſen unſicheren Boden und läßt ſie zuletzt doch ſo weit ſich zurecht finden, daß ſie die trügeriſchen Stellen erkennen und auch wohl Anderen einen Pfad bezeichnen können, auf dem, für Monate wenigſtens, ein Richtweg eingeſchlagen werden kann, oder auf dem ſich zu einer Oaſe feſteren Grundes, wo gutes Gras zu ſchneiden iſt, gelangen läßt.

Der jüngere Jäger geht immer bei dem ältern in die Schule, und obwohl ſelten weniger als zwei zugleich hier Jagd machen, kommen doch Unglücksfälle vor.

In der grünen Decke, in dem Netze, das auf dem grundloſen Moder aufliegt, iſt zuweilen hie und da eine Maſche geriſſen, nur iſt ein ſolches einen halben bis zwei Fuß im Durchmeſſer großes Loch gar nicht zu bemerken, weil das überhängende Gras und Schilf es bedecken. Geräth der Jäger hinein, ſo hält er ſchnell ſeine Flinte horizontal, ſo daß ſie mit dem Kolben und dem äußerſten Ende des Laufes auf den Rändern aufliegt, und hält ſich, während er nach Hülfe ruft, daran feſt. Sich ſelbſt herauszuarbeiten, iſt ſelten möglich, und ſolche Anſtrengung beſchleunigt nur die Kataſtrophe. Kommt dieſe Hülfe nicht bald, die ſich nur vorſichtig, ungefähr wie bei Rettungen aus dem Eiſe, nähern darf, ſo verſinkt der Unglückliche, und jede Spur von ihm verſchwindet, da ſich auch ſein Leichnam nicht auffinden läßt, den die grüne Decke, unter die er ſich ſchiebt, wie eine Eisrinde niederhält. Denn auch der flüſſige Moder hat, obwohl kaum merklich, doch ſeine Bewegung, die nach dem allgemeinen Waſſerſtande vor- und rückwärts geht. Es liegt etwas Grauſiges in ſolchem Verſchwinden, etwas Entſetzliches in der Freundlichkeit der grünen Decke, die auch keinen Grabhügel, kein Kreuz duldet; denn ſchon nach wenigen Monaten wälzen ſich die Wogen über das Fenn, und ſchon im nächſten Frühjahr weiß der Jäger nicht mehr genau anzugeben, wo das Loch, das in der Landesſprache Piezloch heißt, ſich befand, in welchem ſein Freund verſank. Von Zeit zu Zeit glaubt Einer oder der Andere unter der nachgebenden Decke den Kopf des Unglücklichen zu fühlen, den er ſich aufrecht ſtehend im Moder denkt, bis die Erinnerung an den Vorfall ſchwächer wird und zuletzt ſich ganz verliert.

Im Volke iſt daher, wenn Jemand unter dem Verdachte, daß er erſchlagen worden, verſchwindet, gleich feſtſtehend, daß der Mörder die Leiche in ein Piezloch geſteckt habe, und man iſt daher ſehr läſſig in den Anſtrengungen, eine Spur Verunglückter zu ſuchen.

Eine Dorf-Feldmark iſt in dieſen Gegenden in der Regel viel größer, als in den geſegneten Landſtrichen, in denen ſich eine gleichförmige Ackerkrume neben Wieſen mit feſtem Untergrunde ausbreitet, und ein einzelnes Gut hat oft Antheil an Acker, Weide, Rohrnutzung, Wieſe, Elslake, Hochwald, Heide und Fiſcherei. Die Thätigkeit der Wirthe iſt daher eine umfaſſendere, und das Volk iſt dadurch rührig und anſtellig nach allen Richtungen hin. Da Flüſſe, Kanäle und Bäche das Land durchſchneiden, oder Seen und Teiche mitten in Wald und Feld ſich ausbreiten, ſo lernt der Knabe ſchon früh das Ruder führen und ſchwimmen, er watet ganze Tage an den Ufern entlang und ſucht Krebſe, er weiß mit allen Fiſcherzeugen, erlaubten wie unerlaubten, Beſcheid. Von den gefährlichſten Brüchern und Fennen holt er die theuren Kiebitzeier und er leert die Neſter der Krähen und Habichte, die in den höchſten Gipfeln der Kiefern horſten; er reitet die Pferde nach der Koppel, und wenn er ſie holt und ſie ſich nicht fangen laſſen wollen, ſo jagt er ſie müde. Er nimmt frühzeitig an allen Arbeiten Theil, er handhabt die Axt in der Gemeinheide und fällt die Elſen in der Lake. Mit Ochſen und Pferden ſchleift er die Stämme

Bis zum Ablauf der erſten Jahrzehende dieſes Jahrhunderts waren die Landleute größtentheils Hörige, und in Mecklenburg hat ſich dieſes in den verſchiedenſten rechtlichen Abſtufungen erſcheinende Verhältniß bis in die neueſte Zeit erhalten. In Preußen ſind die Frohnden und ſogenannten herrſchaftlichen Dienſte im geordneten Verfahren zum großen Theil abgelöſ't oder in Geldrente verwandelt, die Jurisdiction iſt auf den Staat übergegangen, aber die Polizei iſt in Folge des neueſten Umſchwunges der Dinge den Herrſchaften, Aemtern und Stiftern verblieben. Die Schulzenämter beſetzt die Herrſchaft, wenn ſie nicht erblich ſind, jedes Gemeindeglied iſt ſtimmberechtigt und Repräſentativ-Gemeindeverfaſſung unbekannt. Je nach der Größe des Beſitzes werden die Wirthe benannt, und der Müller und Schmied, die einzigen ſonſt auf dem Lande berechtigten primitiven Gewerbe, ſteuern als Koſſäthen oder Halbbauern.

Beide, Müller und Schmied, haben ab antiquo, wie ſich die Diplomatie ausdrücken würde, einen wiſſenſchaftlichen Ruf im Dorfe für ſich. Der Bauer nennt ſie kluge Kerle, der Gutsbeſitzer und Stiftsverwalter Querulanten und Unruhemacher. Sie kommen öfter zur Stadt, treiben gewöhnlich Nebenhandel mit Vieh und Holz, ſie bilden die Brücken zum Advocaten und machen dort die Sprecher, ſie ſind in gewiſſem Sinne eine geiſtige puissance. Die Gewerbefreiheit hat, wo ſie eingeführt iſt, Beiden geſchadet, und der Müller beſonders iſt ein natürlicher Rebell, da er noch ſeine Abgaben für die ausſchließliche Berechtigung an den Gutsherrn fortzahlen muß, während neue Windmühlen rings um ihn entſtehen und ihm die Nahrung nehmen. Eine der erſten Erſcheinungen des Jahres 1848 war deßhalb auch der über das ganze Land ſich erſtreckende Müllerverband, der auf die Verbreitung der revolutionären Grundſätze und Schriften, ja ſelbſt auf die Wahlen den entſchiedenſten Einfluß geübt hat.

Wir verſetzen nun den Leſer in ein beſtimmtes Dorf, deſſen Namen wir aus naheliegenden Gründen verſchweigen, da der Inhalt unſerer Erzählung Perſonen vorführt, die, ſoviel uns von dort her Nachrichten zugehen, noch leben. Das Dorf liegt auf einer ſandigen Landzunge, die ſich nach Norden hin in ein Bruch vorſchiebt, das am Rande Wieſenterrain bildet, weiter hinein aber zu Fennen ausläuft, die von kleinen ſumpfigen Waſſerbecken durchbrochen werden. Hier und da in dieſem Bruche ſchießen Elſenſträucher hervor, die weiter nach Norden in eine förmliche Elslake zuſammentreten. Das Dorf hat daher nur einen Ausgang nach Süden. Folgt man dieſem Ausgange, ſo wendet ſich links, alſo öſtlich, die Straße in die Kiefernheide, geradeaus jedoch nach Süden in die Felder und zur Stadt, während man rechts im Bogen um das Bruch herumgehend an die, eine kleine Viertelſtunde abgelegene Schmiede kommt. Von dort tritt wieder eine neue ſchmale Landzuge, parallel mit der erſteren, nördlich ins Bruch, auf deren äußerſter, zum Berge ſich erhebender Spitze die Dorf-Windmühle und das Müllerhaus ſtehen. Die weſtliche Seite dieſer Landzunge wird von einem mit dichtem Schilf umgebenen See begrenzt, ſo daß alſo Dorf und Mühlengrundſtück wie zwei Zungen in das Bruch hineinlaufen, von denen das Mühlengrundſtück weſtlich Waſſer hat. Der See verliert ſich nach Norden hin in unbeſtimmten Grenzen ins Bruch, und ſein Waſſerſtand hat auf deſſen Trockenheit oder Feuchtigkeit Einfluß. Will der Müller zu Wagen zum Dorfe, ſo muß er in einer weiten Curve über die Schmiede dorthin fahren, während er zu Fuß von ſeiner Landzunge zum Dorfe über das Bruch gelangen kann, das aber gerade hier am unſicherſten, faſt ſeeartig unter der grünen Fläche liegt und zu manchen Zeiten gar nicht zu paſſiren iſt. Da alle Dorfkinder gern zur Mühle gehen, ſo bringen die Mütter ihnen ſchon frühzeitig das Verbot bei, über das Bruch zu gehen; der Steig hat den Namen Teufelsſteig, und die norddeutſche Phantaſie hat dafür geſorgt, ihn mit ſo viel Elfen und Kobolden zu bevölkern, daß ein Kind ſich gar nicht hineinwagt, und die Erwachſenen nur in ſehr trockenen Jahren bei Tage ſich des Richtweges bedienen.

Das Bruch iſt reich an Schnepfen, und der See bietet die ergiebigſte Entenjagd im ganzen Lande. Sie wird zwar vom Herrn Juſtitiar des Stiftes, dem das Dorf unterthan iſt, ausgeübt, jedoch mehr dem Namen als der Sache nach. Denn der Herr Juſtizrath wohnt in der etwa zwei Meilen weit entfernten Stadt, und ſo wird die Jagd thatſächlich zumeiſt vom Schmied und Müller exercirt, die auch einen Kahn im Rohre da verſteckt halten, wohin ſie allein den Weg zu finden wiſſen. Daß Beide immer wilde Enten verzehren, verſteht ſich von ſelbſt, iſt im Dorfe bekannt und wird ſo wenig als widerrechtlich angeſehen, wie das Schöpfen aus dem Brunnen und das Athemholen. Da der Juſtizrath immer nur von einer Seite ins Dorf und zum See gelangen kann, ſo treiben der Schmied und der Müller ihre Jagd um ſo mehr in Sicherheit, als der Müller von ſeiner Windmühle herab wie aus einem „Lug ins Land“ die ganze Gegend zu überſehen vermag.

In dieſem, man kann ſagen, althergebrachten Zuſtand der Dinge war von keiner Seite eine Störung eingetreten; denn der Juſtizrath war zu wohlhabend, hatte zu viele Jagden und war auf Waſſerjagd, da er die Bequemlichkeit liebte, zu wenig paſſionirt, als daß er ſich hätte veranlaßt finden können, mehr zu thun, als hin und wieder, gleichſam um die Verjährung zu unterbrechen, eine Drohung auszuſtoßen. Man wußte, daß dies eben nur eine Drohung war, und hütete ſich wohl, den Herrn zu reizen, der, wie alle Gewalthaber, die in ihrer Hand intenſiv ſehr viel, der Räumlichkeit nach aber nur geringe Macht vereinigen, ſehr reizbar war. Er hielt ſich, wie er ſelbſt ſich äußerte, für ſeelensgut und übte den Despotismus, der in der

Die Ritter läßt er in den Kerker ſperren,
Von Roß und Wehr auf's Schimpflichſte befreit.
Das kann er auch, denn mehr als tauſend Leute
Sind Tag und Nacht gewaffnet ihm zur Seite.

85.

Nun hört noch mehr! er läßt aus ſeinen Thoren
Nie wieder los den ritterlichen Fang,
Bis er ihm auf die Hoſtie geſchworen,
Die Frau'n zu haſſen all ſein Leben lang.
Wollt Ihr daher auf immer ſein verloren
Mit dieſen Frau'n, ſo thut den böſen Gang
Zu ſeiner Burg, und lernt in dieſem Grabe,
Ob er mehr Bosheit oder Stärke habe. —

86.

So ſpricht ſie zu den Fräulein, und entfacht
Mitleid und Zorn in ihren Herzenstiefen,
So daß ſie, wär' es Tag, wie jetzo Nacht,
Unaufgehalten zu dem Schloſſe liefen.
Das ſchöne Kleeblatt ward zur Ruh gebracht;
Kaum daß Aurorens goldne Boten riefen,
Die Sterne ſollten weichen vor dem Tag,
So ſtieg man auf, bewehrt zu Stoß und Schlag.

87.

Schon ſind ſie im Begriff hinwegzureiten,
Als hinter ihnen ein Getöſe klingt:
Sie hören vieler Roſſe Tritt vom Weiten,
Der ſie in's Thal zurückzuſehen zwingt,
Und ſehn den engen Weg bedeckt mit Leuten,
Weit hin, ſo weit ein ſtarker Steinwurf dringt;
Wohl in die zwanzig ſind's, von Stahl umſchloſſen,
Zu Fuße die, und die auf ſtolzen Roſſen.

Vereinigung der richterlichen und Polizeigewalt, ſowie in ſeinem Einfluſſe auf die Verwaltung und Rentkammer des Stiftes ſich geltend machte, mit verhältnißmäßiger Milde. Nur an ſeine Eitelkeit anzuſtoßen, war gefährlich. Der kleine, dicke, behäbige Mann konnte dann, wie alle eitle Menſchen, gefährlich werden, und ließ ſich zu den äußerſten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen hinreißen, um ſeinem verletzten Anſehen, das leider durch keine beſonderen geiſtigen Eigenſchaften gehoben wurde, zu Hülfe zu kommen.

Vor wenig Jahren war ſein Actuarius geſtorben, und das Stift hatte einen Menſchen ernannt, der alle Eigenſchaften beſaß, Leute wie den Juſtizrath für ſich einzunehmen. Der junge Mann war aus dem Deſſauiſchen, ſollte dort als Jäger gedient, aber freiwillig dieſe Carrière verlaſſen haben, und hatte ſich in das Vertrauen Derer geſchwindelt, welche die Actuariusſtelle zu beſetzen hatten. Das nöthige Examen hatte er vor dem Juſtizrath ſelbſt, der damit beauftragt war, beſtanden, und er ging dieſem nicht nur im Dienſte, ſondern auch auf der Jagd zur Hand. Er hatte von ſeinem Jägergewerbe etwas Bedientenhaftes beibehalten, eine Eigenſchaft, die ſchwache Perſonen und beſonders ſchwache Vorgeſetzte leider mehr anzieht als abſtößt.

Mit dem Müller unſers Dorfes hatte er Bekanntſchaft gemacht, als er in den erſten Tagen ſeines Dienſtes ihm ein Erkenntniß publicirte, wonach ihm ein ſehr bedeutendes Bauerngut zugeſprochen worden war. Er beſuchte ihn von Zeit zu Zeit, blieb ſelbſt unter allerlei Vorwänden über Nacht bei ihm und gewann das Zutrauen des ſonſt mißtrauiſchen Mannes ſo weit, daß dieſer ihm die Hand ſeiner Tochter Marie zuſagte. Mit letzterer hatte es eine eigene Bewandtniß. Die bereits verſtorbene Mutter derſelben war eine Couſine des Müllers, und dieſer hatte ſie geheirathet, als ſie eines Tages weinend aus dem Dienſte des Juſtizraths zu ihm kam. Er ließ das wenige Monate nach der Trauung geborene Kind nicht nur auf ſeinen Namen taufen, ſondern wußte auch glaublich zu machen, daß er ſeine Couſine früherhin vielfach heimlich beſucht habe. Gewiß war, daß er von Niemandem für das Kind etwas forderte oder auch nur annahm. Nur der Schmied, der ihm näher wohnte und über ſein Verbleiben genauere Kunde hatte, lächelte zuweilen bei dieſer Geſchichte, ſchwieg aber ſonſt über die Sache. Wenn aber auf den Müller die Rede kam und man ſeine Klugheit lobte, ſtimmte er nicht nur herzlich mit ein, ſondern ſetzte auch hinzu, der Müller ſei ein ganzer Kerl, der ſeine Familie liebe und auf Ehre halte.

Die junge Marie war ein ſehr hübſches, blondes Mädchen geworden, die unter den Dorfkindern, mit denen ſie ſelten zuſammenkam, ſich durch Schönheit und ein gewiſſes feineres Weſen auszeichnete. Man ſchrieb das auf die Stadterziehung; denn der Müller hatte, da die Dorfſchule der Mühle zu fern lag, das Kind nach der Stadt zu einer Verwandten gebracht, die einen

Mehlhandel trieb, übrigens eine ſehr brave und ſittige Frau war, welche ängſtlich dafür ſorgte, daß das Kind in der ſehr guten Mädchenſchule des Orts ordentlich etwas lernte. Nach der Einſegnung war Marie ins Vaterhaus zurückgekehrt und führte die Wirthſchaft an Stelle der inzwiſchen verſtorbenen Mutter. Geſchwiſter waren nicht vorhanden, und ſo brachte das Mädchen ihr Leben in der größten Einſamkeit hin und empfing ſehr ſelten andern Beſuch, als von den Kantortöchtern des Dörfchens. —

Der Actuar war ohne Mitbewerber aufgetreten. Eine kurze Zeit lang hatte ſich der Hülfslehrer des ſchon alt gewordenen Kantors und Schullehrers um ſie bemüht. Dieſer junge Mann hatte die Univerſität beſucht, war aber, da ihm ſeine einzige Stütze im erſten Studienjahre ſtarb, gezwungen geweſen, dieſelbe zu verlaſſen und ſich als Elementarlehrer einzureihen. Er beſaß ungewöhnliche Kenntniſſe, und die Unzufriedenheit mit ſeinem widrigen Schickſale hatte ſich auf ſein Vaterland und die ganzen deutſchen Zuſtände übertragen, die er ſo laut ausſprach, daß der Juſtizrath und durch dieſen der Schulinſpector davon Kenntniß erhielt, und er gezwungen wurde, ſeine ärmliche Stellung und damit die Ausſicht auf den Schuldienſt aufzugeben. Marie hatte er in Geſchichte und Geographie unterrichtet, ſie aber merkwürdiger Weiſe von der Muſik abgehalten, weil er behauptete, alle ſingenden Völker könnten nicht frei werden. Bei ſeinem Abgange hatte er Marie und dem Vater ein in Glas und Rahmen gefaßtes Stammbuchblatt gebracht, es ſelbſt aufgehängt und gebeten, ſich dabei ſeiner zu erinnern. Es werde, hatte er hinzugefügt, einſt eine Zeit kommen, in der ſie die Worte, die er darauf geſchrieben, verſtänden, vielleicht werde er dann wiederkommen aus der Fremde, in der er mehr Freiheit zu finden hoffe. Die Worte lauteten: Ein alter Weiſer hat geſagt, die Gerechtigkeit ſei ein Mittel der Tyrannis; ich aber ſage: Die Ungerechtigkeit iſt die Mutter der Freiheit.

Er war abgereiſ't, man wußte nicht wohin; der Müller und der Schmied hatten ſeiner am längſten gedacht, während die Bauern ihn als närriſchen Menſchen bald vergaßen. Marie hatte für ihn nie etwas Anderes gefühlt, als herzliches Zutrauen, und da der junge Mann ſich ihr nie erklärt, ſo war die Stimmung für ihn rein und unverfälſcht geblieben.

Oft hatten die Alten, wenn ſie die Worte des Lehrers laſen, den Kopf geſchüttelt, und ſie ſahen in ihnen bald nicht Mehr als die ſchöne Handſchrift; den Sinn zu entziffern, hatten ſie ſich kaum die Mühe gegeben. —

Als der Prozeß wegen des Bauernguts in dritter Inſtanz für den Müller verloren ging, war der Actuar ſeltener gekommen und hatte endlich mit Hinweiſung auf ſein geringes Gehalt ſogar abgeſchrieben. Der Müller und ſein Freund hatten dies faſt natürlich gefunden; denn die harten Landleute dieſer Gegend ſind nicht romantiſch und finden nichts naturgemäßer, als daß die Ehe auf der ſoliden Grundlage des Auskommens erbaut werde. Marie jedoch hatte ſich ſichtlich verändert; ſie war blaſſer geworden, man hatte ſie zuweilen mit verweinten Augen betroffen; und wenn den Actuar Geſchäfte in das Dorf oder gar in die Mühle riefen, ſo hatte ſie ihn ängſtlich vermieden. Daß er ſchlecht ſein könne, war ihr nie in den Sinn gekommen; es war daher natürlich, daß ſie ihn noch liebte und jedes neue Gerücht von einer anderweitigen Verlobung desſelben mit Herzklopfen aufnahm. Seinen Charakter zu ergründen, war überhaupt ſchwer, zumal für ein liebendes Herz. Denn der junge Mann vermied überall ein ſcharfes perſönliches Hervortreten, und wenn ſich in den Stiftsdörfern die polizeilichen Quälereien und Unterſuchungen mehrten, ſo war doch nie nachzuweiſen, daß er dabei die Hand im Spiele habe, obwohl tiefer Blickende eine Veränderung an dem Juſtizrath bemerken wollten, ſeitdem gerade der Actuar bei ihm ſei. Aufgefallen war beſonders, daß, wenn Jemand einen Streit mit ihm gehabt, er nie unterlaſſen hatte, ſich wieder zu verſöhnen, daß aber nicht lange darauf der Gerichtsdiener, der Gensdarm oder ſonſt Jemand irgend etwas zur Sprache gebracht hatte, was den verſöhnten Freund in Verlegenheit brachte. Geſchenke aller Art nahm er gern, war gefällig, und man hielt zuletzt Geſchenke für nothwendig, um dieſe Gefälligkeit und ſchnelle Abfertigung zu ermöglichen. So hatte ſich zuletzt gegen den freundlichen Mann eine Art Antipathie im Volke feſtgeſetzt, die in dem Volksſprichworte: dem Allzufreundlichen ſolle man nicht trauen, mehr ihre Rechtfertigung zu finden ſchien, als in wirklich klar vorliegenden, gegen ihn ſprechenden Thatſachen. Wenn Marie dergleichen Aeußerungen zu Ohren kamen, ſo unterließ ſie nie, den Actuar zu vertheidigen. Denn es iſt, allgemein genommen, unwahr, daß ein verlaſſenes Weib auf Rache ſinne. Unſchuldige, gutgeartete Mädchen vertiefen ſich vielmehr in ihre Liebe, und ſie wünſchen dem Geliebten wohl Krankheit, Armuth und ſonſtiges Unglück, aber immer nur in der ſtillen Hoffnung, daß er dann an ſie denken, ſie zu Hülfe rufen werde, daß er erkennen ſolle, es gebe doch keine Beſſere, Keine, die ihn ſo herzlich liebe.

Das arme Kind hatte daher durchaus nicht Wohlgefallen daran, wenn man den Mann herabſetzte, was ihre Freundinnen ſich einbildeten. Sie hätte lieber geſehen, daß ſie Gelegenheit gehabt hätte, ihm recht ſchlagend ihre Liebe zu beweiſen, ſich für ihn zu opfern, um nur gewiß zu ſein, daß ihm die Trennung von ihr, deren Grund ſie als wahr annahm, eben ſo wehe thue als ihr. Schmerz ſoll der Geliebte, der ſich losgeſagt hat, allerdings leiden, aber am liebſten den Schmerz der Liebe. Nur entartete, innerlich gefallene Weiber verfolgen und vernichten die ganze frühere Exiſtenz des Geliebten, wenn ſie können.

Daß übrigens der Actuar ihr und ihrem Vater von Herzen zugethan ſei, bewies er ja, nach ihrer Anſicht, täglich durch Freundlichkeit, und wie konnte es auch anders ſein; ſie hatte ihm ja nichts gethan, und der Vater eben ſo wenig; er mußte ja umgekehrt gut machen, was er durch unüberlegtes Werben angerichtet hatte.

Es iſt aber eine alte Bemerkung, daß der Beleidiger Den mehr haßt, gegen den er ſich ein wirkliches Unrecht zu Schulden kommen ließ, als er umgekehrt von dieſem gehaßt wird. Wir haben uns daher vor Niemand ſo ſehr in Acht zu nehmen als vor Dem, der ſich ſchlecht gegen uns betrug; denn es iſt das Weſen der Gemeinheit, nicht zur Scham und Reue zu gelangen, ſondern außerhalb der eigenen Perſon Genüge und Buße zu ſuchen und ſo immer wieder auf den Gegenſtand des Haſſes, in dem ein wandelnder Vorwurf liegt, zurückzukommen. Darum haben alle Verſöhnungen, wenn die Beleidigungen wirklich tiefgreifend waren, ihr Mißliches.

Man konnte daher bemerken, daß der Actuar gegen Niemand ſo freundlich war als gegen den Müller und ſeinen Freund den Schmied, die faſt Eine Perſon waren, und als die Frühjahrsjagd herankam, bat er Beide inſtändig, ihn nicht zu verrathen, wenn er ſie aufforderе, vorſichtig zu ſein, da der Juſtizrath gegen ſie aufgebracht ſei und nichts Gutes im Sinne habe.

Die paar Enten, ſagte er, ſind nicht der Rede werth; aber der Juſtizrath iſt ein Mann, der abſolut das Recht aufrecht erhalten will.

Wenn er das will, hatte der Schmied geantwortet, ſo braucht er ja nur die Jagd zu verpachten; denn er hat ſo wenig Recht darauf als wir.

Ich denke, erwiderte der Actuar, er hat die Jagd in partem salarii.

Ach, salarii hin und her, lachte der Müller, wir wiſſen recht gut vom alten Actuar, daß ſie im Etat immer vergeſſen wird, während das Stift, wenn auch nur einige Thaler, daraus einnehmen könnte.

Ah! verſtehe, hatte der Actuar gelacht, verſtehe, verſtehe! —

Nun, meinte der Schmied, ich will damit nichts Unrechtes geſagt haben; es iſt eine Kleinigkeit, aber darum ſollte der Herr Juſtizrath auch leben und leben laſſen, zumal bei der Entfernung von der Stadt die Sache für ihn nicht großen Werth haben kann.

Du hätteſt den Mund halten ſollen, ſagte der Müller, als der Actuar mit den freundlichſten Händedrücken abgereiſ't war. Ich weiß nicht, es kam mir in der Miene des Actuars etwas auffallend vor; er war ſichtlich erfreut, als du herausplatzteſt, und er meint es entweder mit dem Juſtizrath oder mit uns böſe.

An den Juſtizrath wagt er ſich wohl nicht, meinte der Schmied; wir müſſen auf unſerer Hut ſein, und wollen lieber die Jagd eine Weile laſſen; es wird uns ohnehin ſchon ſauer. Thue recht und ſcheue Niemand.

Wer kann etwas gegen uns, wenn wir uns ſtill und friedlich halten? Wir haben, Gott ſei Dank, eine väterliche Regierung, und wenn man auch viel zu bezahlen hat, ohne zu wiſſen wofür, ſo lebt doch Recht und Gerechtigkeit.

Mit aller Gerechtigkeit, erwiderte der Müller, iſt es nichts, wenn ſie vom guten Willen abhängt. So ſagte oft der verrückte Lehrer. Wen ich nicht zwingen kann, gerecht zu ſein, den will ich zum Richter. Der Fürſt iſt kein Vater, und ſoll es nicht ſein. Das Geſetz ſoll mich ſchützen, die feſte Ordnung, nicht der gute Wille des Einzelnen. So ungefähr meinte der Lehrer, und, lieber Nachbar, wenn ich den Kammerherrn da drüben auf Bukerode anſehe, der lauter Liebe und Güte, lauter Gerechtigkeit und Väterlichkeit iſt und damit ſeine Bauern dahin bringt, daß ſie ein Recht nach dem andern aufgeben und Alles vertrauensvoll ihm in die Hände legen, ſo kommt es mir oft vor, als habe der verrückte Lehrer doch Recht. Sie haben ihr Recht, ſoweit ſie es verſtehen, und verlieren jede Luſt, ſelbſt zu denken und zu handeln, aus Bequemlichkeit.

Was kümmert uns das? meinte der Schmied; wir kleinen Leute müſſen es Andern überlaſſen, Alles zum Beſten zu ordnen; wer nicht ſelbſt eſſen kann, muß ſich füttern laſſen, und — Nachbar, wenn man dem Affen das Barbiermeſſer in die Hand giebt, ſchneidet er ſich.

Beide Männer lachten, gingen ihren Geſchäften nach und dachten nach wenig Wochen nicht mehr an den Actuar und das Geſpräch mit ihm.

Da ſchon oft der Schmied dem Müller und dieſer umgekehrt jenem in ſeiner Hantierung hülfreich zur Hand gegangen war, ſo hatte Jeder etwas vom Handwerk des Andern gelernt. Es war daher nichts Seltenes, wenn an einer Stelle die Arbeit drängte, Beide vereint arbeiten zu ſehen.

In dieſer Zeit war der Schmied übermäßig beſchäftigt; denn er hatte contractlich die Eiſenarbeiten an verſchiedenen landwirthſchaftlichen Maſchinen und Geräthſchaften eines benachbarten Hofes übernommen. Er war dafür bekannt, etwas vom Mechaniker in ſich aufgenommen zu haben; ſein Geſchäft ſtand in Blüte, und die Ausſicht auf einen Erwerb war ihm den Sommer und Herbſt hindurch geſichert. Es ging daher heiß in der Schmiede zu, der Müller half nach Kräften, und dem Schmied lief der helle Schweiß von der Stirne, als der Gerichtspolizeidiener, begleitet vom Gensdarmen, eintrat.

Die Männer boten freundlichen „Guten Morgen“ und wollten in ihrer Arbeit fortfahren, als der Gerichtsdiener folgendes Decret vorlas:

„Es iſt glaubhaft zur Anzeige gebracht, daß auf der Schmiede zu — die Kohlenkammer von dem Schmiederaum nicht vorſchriftsmäßig getrennt iſt. Der Gerichtsdiener X. hat ſich in Begleitung des Gensdarmen an Ort und Stelle zu begeben, zu unter-

88.

Ein altes Weib erſcheint nun ihrem Blick,
Das man auf einen Klepper ſchmählich band,
Gleich Miſſethätern, denen man den Strick,
Den Block, den Scheiterhaufen zuerkannt.
Sie iſt, zwar ferne noch ein gutes Stück,
Doch kenntlich am Geſicht und am Gewand.
Die aus dem Dorf erkennen ſie genau:
Es iſt Druſillens alte Kammerfrau.

89.

Die Kammerfrau, die mit ihr ward gefangen
Von ihrem Räuber, wie ich euch erzählt,
Und dann ſich der Bereitung unterfangen
Des Gifts, das ſeine Wirkung nicht verfehlt.
Sie war nicht in die Kirche mit gegangen,
Von böſer Ahndung des Erfolgs gequält,
Vielmehr entflohn bei jener Feier eben,
Und hatte ſich in Sicherheit begeben.

90.

Marganor hatte dann von ihr vernommen,
Sie habe ſich gewandt nach Oeſterreich,
Und ſuchte ſtets ſie wieder zu bekommen,
Um ſie zu hängen, zu verbrennen gleich.
Am Ende gab, von ſchnödem Geiz entglommen,
Bewogen durch Geſchenke, groß und reich,
Ein Freiherr ſie, zu dem ſie ſich geflüchtet,
Dem Feind zurück, von dem ſie wird gerichtet.

91.

Er hat ſie dieſem, ganz wie Kaufmannswaaren,
Auf einem Roß nach Konſtanz zugeführt.
In einer Kiſte ließ er ſie verwahren,
Den Mund verſtopft, die Glieder feſtgeſchnürt.

ſuchen, ob die Scheidung dem anliegenden Auszug aus dem Reglement von ꝛc. entſpricht, wenn dies nicht der Fall iſt, ſofort die Schmiede zu ſchließen; falls ſich aber Schmied widerſetzen ſollte, denſelben zu arretiren und hierher ins Polizeigefängniß abzuführen.

Der Juſtizrath N."

Die Schmiede war ein altes Gebäude, und die Scheidung der Kohlenkammer entſprach allerdings nicht mehr den neueren Geſetzesbeſtimmungen. Sie ſtand vom Dorfe, welches eng gebaut auf ſeiner Landſpitze zuſammengerückt war, ſo weit entfernt, daß, ſelbſt wenn ſie in Flammen aufgegangen wäre, ein Unglück nicht zu befürchten ſtand, und man hatte, da durch die entfernte Lage der Schmiede die Hauptſache, nämlich das Dorf, geſichert war, bis jetzt nie daran gedacht, dieſen Zuſtand zu moniren.

Der Schmied konnte ſich nicht denken, daß die Verfügung Ernſt ſein. Es iſt wohl nicht ſo böſe gemeint, ſagte er ruhig. Der Herr Juſtizrath hätte mir doch wohl eine Friſt angeben können, um die Sache zu ändern. Aber wenn die Schmiede geſchloſſen wird, kann ich ja nicht einmal zukommen. Ich bin in harter dringender Arbeit; macht nur dem Herrn Juſtizrath meine Empfehlung und ſagt ihm, morgen früh mit dem Tage werde ich bei ihm ſein und mit ihm über die Sache ſprechen. Wenn ich heute dieſe Arbeit nicht abliefere, ſo bleibt auf Rodig die Häckſelmaſchine ſtehen, die Leute kommen in die größte Verlegenheit mit dem Vieh, und ich habe davon großen Schaden.

Leſet den Befehl ſelbſt, ſagte der Gerichtsdiener, ich muß die Schmiede ſchließen.

Herr Gensdarm, ſagte der Müller, der Gerichtsdiener fürchtet ſich wohl vor dem Juſtizrath; ſprechen Sie doch ein Wort drein, Sie ſehen ja, daß es hier keine Eile hat, und übernehmen Sie die Verantwortung bis morgen früh!

Der alte Soldat machte ein ſaures Geſicht, es war ihm anzuſehen, daß er gern geholfen hätte, aber er ſtrich ſich den Bart, wandte ſich ab und ſagte: Geht nicht, ich kann nicht; ich habe hier nichts mitzureden.

Nun kein Geplapper mehr, rief der Gerichtsdiener, macht, daß Ihr aus der Schmiede kommt. Der Schmied hatte inzwiſchen ruhig fortgehämmert. Er arbeitete faſt mechaniſch, er hörte und ſah nichts, er war ganz aufgegangen in dem Gedanken an die geſtörte Arbeit, an den verlorenen Erwerb vielleicht des ganzen Sommers. Macht ſchnell hinaus Alle! rief der Gerichtsdiener noch einmal, riß den Jungen vom Blaſebalg und ſchob ihn der Thüre zu. Der Schmied hatte gerade den Hammer niedergelegt und das Eiſen mit der Zange gefaßt, als der Junge gegen ihn geworfen wurde, das Eiſen zu Boden und ihm ſo auf den Fuß fiel, daß er laut aufſchrie. Laßt zum Donnerwetter meinen Jungen hier, los die Hand! rief er und hatte den Gerichtsdiener bei der Gurgel.

Gensdarm, arretirt ihn! konnte dieſer noch ſtöhnen, und der Gensdarm faßte den Schmied an der Schulter: aber im Nu hatte dieſer Beide zur Thür hinausgeworfen.

Zum Schulzen! rief der Gerichtsdiener, zum Schulzen! Die Gemeinde muß aufgeboten werden!

Iſt nicht nöthig, ſagte der Müller, ich helfe Euch, und ſo faßte er den Schmied und ſagte: Nachbar, Ihr ſeid Arreſtant, thut mir den Gefallen und folgt! Der Schmied hatte Thränen der Wuth im Auge. Ich werde nach Haus und Hof ſehen, ſoviel ich kann, folgt ruhig, es wird ſich Alles aufklären.

Der Junge muß auch folgen, rief der Gerichtsdiener, er hat auch angegriffen, er muß beſtraft werden!

Nehmt ihn mit, rief der Müller, und nun Adieu! Nachbar, den Abſchied an Weib und Kind, die im Felde ſind, werde ich beſtellen, Adieu! Seid hübſch gelaſſen und verlaßt Euch nicht zu ſehr auf das „Thue recht und ſcheue Niemand.“

Man hörte einige Zeit nichts vom Schmied. Nach etwa vierzehn Tagen wurde der Vormund des Jungen zur Stadt beſtellt; er hatte dort gehört, daß dem Knaben die ſchwere Unterſuchung geſchenkt ſein ſolle, daß er aber, da ſich derſelbe ſehr ſchlecht betragen, auch ſonſt ſchon ſchlechte Streiche verübt habe, auf vormundſchaftliche Züchtigung antragen ſolle. Der Vormund hatte dieſen Wink befolgt, und der Knabe wurde von Vormundſchafts wegen — denn der Juſtizrath war auch

Obervormund — mit zehn Hieben beſtraft und damit unter gehöriger Verwarnung begnadigt. Endlich nach langer Haft, gegen den Winter, kam das Endurtel gegen den Schmied heraus; es lautete auf neun Monat Zuchthaus.

An demſelben Tage, an dem die Nachricht ins Dorf kam, trafen auch der Gerichtsdiener und Gensdarm auf der Mühle ein und las Erſterer ein Decret vor folgenden Inhalts:

> „Wie diesſeits glaubhaft zur Anzeige gebracht worden, ſoll der Müller mit einer ungeaichten Metze, die noch dazu zu groß iſt, meſſen und auf dieſe Weiſe die Mahlgäſte betrügen. Der Gerichtsdiener hat ſich in Begleitung des Gensdarmen an Ort und Stelle zu begeben, und wenn die Anzeige richtig befunden wird, den Müller zu arretiren und mit der Mahlmetze einzuliefern.“

Wo iſt Eure Mahlmetze? Zeigt mir keine falſche! ſagte der Gerichtsdiener; denn Flunkereien ſind hier nicht angebracht! —

Gott bewahre! erwiderte der Müller, hier iſt die Metze; ſie iſt von Kupfer, und mit ihr wird öffentlich und ohne daß ſich ein Mahlgaſt beſchwert, ſeitdem die Mühle ſteht, ſeit 1750 gemetzt. Seht hier die Jahreszahl darin! Ich habe die Sache ſo vorgefunden, als ich die Mühle vom Vater ererbt habe, und ich bin mir keines Unrechts bewußt!

Der Gerichtsdiener hatte eine geaichte Metze zur

Hand. Beide Beamte maßen zu verſchiedenen Malen und fanden, daß die kupferne Metze ungefähr ein Fünfzehntel ſtatt ein Sechzehntel Scheffel war.

Es thut mir leid, Ihr ſeid Arreſtant, ſagte der Gerichtsdiener. —

*Gut, ich folge, erwiderte* der Müller, nahm Abſchied von der Tochter und inſtruirte den Burſchen.

Die Tochter warf ſich ihm an die Bruſt und wollte ihm folgen und perſönlich beim Juſtizrath und Actuar vorſprechen.

Höre! ſagte ruhig der Müller. Du weißt, ich habe dir nie ein hartes Wort geſagt, aber wenn du dich unterſtehſt, einen Menſchen meinetwillen zu bitten, ſo biſt du von meinem Herzen verſtoßen! Adieu! Führe dich gut auf, denn die Sache kann lange dauern!

Es ſchien, als wenn dem Müller ſchwerer beizukommen ſei, als dem Schmied; denn das halbe Dorf mußte ins Gericht, bis ein dickes Actenſtück zuſammengeſchrieben war. Das Ende der Procedur war, daß der Müller als Betrüger beſtraft und auf ſechs Monate ins Zuchthaus geſchickt wurde.

Gegen den Herbſt des künftigen Jahres kamen ziemlich gleichzeitig beide Männer zurück. Ihre Wirthſchaften waren heruntergekommen, und nur ihren vereinten Beſtrebungen und durch gegenſeitige Bürgſchaft war es möglich, die nöthigen Capitalien für die Koſten der Unterſuchung zu beſchaffen. Uebrigens ſprachen ſie kein Wort über letztere und ihre Haft; ſie gingen nie in den Krug, aber auch nicht zur Kirche, die ſie ſonſt regelmäßig beſucht hatten. Der Pfarrer, als er dem Müller begegnete, erkundigte ſich bei ihm nach dieſer Verſäumung des Gotteshauſes und machte ihm Vorhaltungen. Der Mann antwortete nicht; es waren von ihm nur die Worte herauszubringen: es muß erſt beſſer werden in der Welt! Beide Männer hielten jetzt jeder eine Zeitung, die ſie einander austauſchten und an Winter-Abenden meiſt durch Marie ſich vorleſen ließen. Wenn ſie dann von den Bedrückungen in fremden Ländern hörten, von der Ungerechtigkeit, mit der hie und da die Unterthanen behandelt wurden, heiterte ſich das Geſicht des Müllers ſichtlich auf. Schleswig-Holſtein hatte ſich damals ſchon für ſeine Rechte erhoben, und die Männer in andern Ländern traten zuſammen.

Welchen Gewinn ſiehſt du dabei, fragte der Schmied, wenn es armen Leuten ſchlecht geht?

Ich freue mich, weil ich nun den Lehrer verſtehe: die Ungerechtigkeit iſt die Mutter der Freiheit!

Wem eine tiefere Bildung gegeben iſt, der ſoll ſich nicht dem Peſſimismus hingeben; aber er wird mit keiner Ueberredung aus den Maſſen die Hoffnung auf das Beſſerwerden durch das Schlechterwerden herausbringen. Denn der Ungebildete hat einen zu engen Kreis der Thätigkeit, als daß er das Wahre und Edle könnte fördern helfen. Sein einfacher Glaube an Gottes Gerechtigkeit läßt ihn auch nicht dazu kommen, die Nothwendigkeit des Böſen zu erkennen: er hat keine Vorſtellung davon, daß die Menſchheit das, was er gut und chriſtlich nennt, im Schweiße des Angeſichts erringen muß, um ſich desſelben als feſtſtehenden Guts zu erfreuen. Er ſieht, wenn die widerſtreitenden Kräfte gegen einander lebendig ſind, kein Mittel, das Böſe, wie er es nennt, zu bezwingen, als durch die Gewalt, und gerade dieſer Zug iſt der tiefere Grund, weßhalb die Maſſe regierungsbedürftig iſt. Was Diejenigen, denen alle Revolution ein Abſcheu iſt, verdammen, iſt ſonach gerade die Eigenſchaft der Maſſen, auf der ihre eigene Herrſchaft beruht, und ſie werden, da ſie den Peſſimismus nur als Ausgeburt des Einzelnen nehmen, zu leicht verführt, das für Geduld des Volkes zu halten, was nur ein Sammeln im Maße iſt, auf daß es voll werde.

Eigenthümlich war daher auch die Entwicklung der drei Perſonen nach ihrer Bildung und Anlage. Der Schmied, der zwar verheirathet war, aber über die Schmiede nicht verfügen konnte, da er ſie an die älteſten Stiefkinder gegen Altentheil abgeben mußte, hatte, da ihm und ſeinen Nachkommen urſprünglich eigentlich Nichts gehörte, wenig Intereſſe für Land und Leute. Unter Freiheit verſtand er daher wenig Mehr als das Glück, nicht Gensdarmen und Gerichtsdiener zu ſehen. Daß er ins Zuchthaus hätte kommen können, war ihm von Kindesbeinen an ganz unmöglich vorgekommen, und er war nunmehr in völlige Confuſion mit ſich und ſelbſt mit Gott gekommen, der bei einem rechtlichen Menſchen ſo etwas zulaſſen könne. Um ſo concreter concentrirte ſich daher ſein Haß auf den Actuarius und auf den Juſtizrath, wobei er denn überhaupt auf Alles, was Beamter war, ſeinen Antheil von Haß mit abgab. Der Fürſt konnte, nach ſeiner Anſchauung, nicht anders als gut ſein, und ſeine ganzen politiſchen Wünſche beſchränkten ſich daher auf rechtſchaffene Beamte, von denen hie und da der Fürſt einzelne, damit ſie rechtſchaffen blieben, ernſtlich abſtrafen ſollte. In Folge ſeiner geringeren innern Bildung hatte ihn das Zuchthaus roher gemacht, und er, der früher ein guter, einfacher Menſch geweſen war, hatte ſich in einen rachſüchtigen, ja man kann ſagen, ſchlechten Menſchen verkehrt, der Jedermann mit Mißtrauen, ſeinen Beleidiger aber mit vernichtendem Haſſe anſah. Er betrachtete die politiſchen Begebenheiten daher eigentlich nur mit dem Intereſſe, daß ſie ihm Gelegenheit gewähren würden, ſicher vor der Strafe ſeine Rache zu ſättigen.

Der Müller dagegen hatte mehr das Allgemeine im Auge. Vielleicht, weil er mit dem Lehrer viel umgegangen war und von Hauſe aus mehr geleſen hatte, traten in ihm die Perſonen zurück und die Inſtitutionen in den Vordergrund. Er wußte ſich über Preßfreiheit, Trennung der Juſtiz von der Adminiſtration, Verſammlungs- und Vereinsrecht, Selbſtändigkeit der Communen und der größern Verwaltungskreiſe in Beſetzung ihrer Beamtenſtellen, über Geſchworenengerichte, Freiheit der Perſon und des Eigenthums Rechenſchaft zu geben und ſchrieb beſonders ſchlagende Sätze aus den Zeitungen und den ihm zugänglichen Büchern in ein Heft ab, das er beinahe auswendig wußte, und deſſen Inhalt ihm eine Art geläufiger Redekunſt gewährte.

Marie dagegen neigte für die beſtehende Ordnung der Dinge, ſah das Uebel nur als etwas Einzelnes an, deſſen Abhülfe Gott, der Alles zum Beſten kehre, ſchon herbeiführen werde.

Es iſt ja nicht nöthig, Vetter, ſo nannte ſie den Schmied, daß alle die armen Leute von Amt und Brod gejagt werden; wenn ſie Uebles thun, ſo geſchieht es gewiß aus Unverſtand, und wenn ſie böſe ſind, ſo kann man ſie ja beſſern. —

Marie! erwiderte dieſer, du magſt ein ganz kluges Mädchen ſein, aber das verſtehſt du nicht. Es iſt kein Menſch zu beſſern. Jungen, die in der Schule nicht bloß leichtſinnig, ſondern wirklich böſe ſind, welche die ganze Schuljugend fürchtet, weil ſie nichts taugen, bleiben ſchlechte Menſchen, und wenn alle Lehrer und Prediger der Welt daran beſſern. Wer einmal ein wirklich ſchlechter Kerl war, kann ſich nicht beſſern, weil er ſich nicht beſſer machen kann. Mir vermag kein Menſch meine neun Monate Zuchthaus vom Halſe zu nehmen, und wer mich dazu gebracht, kann ſich nicht beſſern, weil ſeine Sünde nicht auszuwiſchen iſt. Selbſt wenn ein ſolcher Miſſethäter ebenfalls neun Monate ſitzen müßte, iſt damit nichts gewonnen; denn ich werde dadurch nicht neun Monate jünger, die ich aus dem Leben verloren habe. Nur der Tod des Einen oder des Andern quittirt die Rechnung. —

Vetter! Ihr werdet gottlos, — ſagte das Mädchen; die Schrift ſagt, die Rache iſt Gottes! —

Ja, das iſt ſie, erwiderte der Schmied, ſie iſt Gottes, aber durch die Menſchen. Roggen und Waizen ſind auch Gottes Gaben, aber durch die Menſchen, die pflügen, ſäen und ernten. Gott verlangt, daß wir ihm beiſtehen, als ſeine Werkzeuge. —

Aber doch nicht im Böſen! rief Marie; die Rache iſt ja etwas Böſes. —

So? entgegnete der Schmied, dann wäre ſie auch nicht Gottes. —

Der Müller ging ab und zu und miſchte ſich nicht ein. Als er den Schmied ein Ende begleitete, bot dieſer gute Nacht und ſagte: Nachbar! das Mädchen bleibt immer ein Mädchen; Weiber haben lange Röcke und kurze Sinne, ich möchte um alle Welt nicht, daß ſie plauderte. Recht habe ich doch, kein Menſch beſſert ſich, es ſteckt Alles im Blut, und, Nachbar, ein Kuckucksei in einem fremden Neſte bringt einen Kuckuck. Art läßt nicht von Art. Gute Nacht! —

Der Müller antwortete nichts, er war aber zur Mühle gegangen, ohne Marie anders gute Nacht zu bieten als durchs Fenſter. Geh zu Bette, rief er, ich komme ſpät herunter und muß früh auf.

Von der Zeit ab vermieden die Männer etwas

Von dieſem Orte ward ſie durch die Schaaren
Des blut'gen Mannes, den kein Mitleid rührt,
Hieher gebracht, damit die Arme, Schwache
Dem Wüth'rich ſei ein Spielzeug ſeiner Rache.

92.

Wie jener große Fluß von Viſo's Höhn,
Je näher meerwärts ſeine Wogen rollen,
Wenn mit ihm der Ticin und Lambro gehn,
Die Adda, und die andern, die ihm zollen,
Je ſtolzer könnt ihr ihn, je heft'ger ſehn:
So Rüd'gers Zorn, je höher angeſchwollen
Marganor's Sündenmaß, ſo wächſt die Wuth
Der beiden Frau'n zu immer größ'rer Gluth.

93.

Sie laſſen ſich von Zorn und Haß entzünden,
Und fluchen dieſem Ungeheuer wild,
Und ſchwören ihm den Lohn für ſeine Sünden,
Trotz allem ſeinem Volk ſammt Schwert und Schild.
Doch eine ſchnelle Todesart erfinden
Sie für ſo große Schulden allzu mild,
Und beſſer ſcheint's, daß er ſein Sterben fühle,
In Qual und Martern immer fern vom Ziele.

94.

Erſt aber ziemt's, die Alte zu entraffen
Den Henkerknechten und des Tigers Zahn.
Verhängter Zügel, ſchneller Sporn verſchaffen
Den ſchnellen Roſſen eine kurze Bahn.
Ein härtrer Angriff und von ſtärkern Waffen
Ward auf die Ueberfall'nen nie gethan.
Da heißt's von Glück, die Schilde zu verkaufen
Sammt Weib und Zeug, und wehrlos wegzulaufen;

mehr alle Streitigkeiten über Welthändel in Mariens Gegenwart; auch ging der Müller öfter mit den Zeitungen zum Schmied, obgleich ſonſt ziemlich regelmäßig des Müllers Wohnung das Leſezimmer geweſen war. Dagegen kam mehr Beſuch als ſonſt aus dem Dorfe und aus andern Gegenden, der aber faſt ſtets zur Schmiede oder auf die Mühle geführt wurde.

Des Schmieds Lehrburſche, derſelbe, der von Vormundſchaftswegen gezüchtigt war, war oft die letzten Tage der Woche auf Reiſen, und Marie bemerkte, daß er ſogar Abends über das Bruch nach Norden ging; denn der Knabe kannte die Oertlichkeit, als der gewandteſte Sucher von Kiebitzeiern, ſo genau wie ſein Herr, und war, ſeit dieſer ſich von der Jagd zurückzog, ſtatt ſeiner auf dem See und in den Fennen mit der Flinte zu treffen. Die Strafe, die er empfangen, ſchien nicht gut auf ihn gewirkt zu haben; denn er war ſeitdem mehr vagabondirend geworden; ſein Herr ſah ihm mehr durch die Finger und behalf ſich anderweit, wenn der Knabe fehlte. Er ging ſehr häufig zur Stadt, und wenn er von dort zurückkam, gingen ihm der Müller und der Schmied entgegen, als könnten ſie die Zeitungsblätter und Schriften nicht erwarten, welche der Knabe von dort zurückbrachte. Marie, die ſtets freundlich gegen ihn geweſen, wie dies gegen Jedermann ihre Art war, fand ihn jetzt weniger plauderhaft als ſonſt und konnte nichts darüber herausbringen, was ihn ſo geſchäftig in die Gegend treibe. Eines Abends aber, als der Knabe zur Mühle ging, wo eben der Müller arbeitete, ſagte er ihr im Vorbeigehen:

Seid um zehn Uhr hinter dem Stall, ich habe Euch etwas zu ſagen.

Der Knabe fand ſich pünktlich ein und eröffnete dem Mädchen, daß es in der Welt bald bunt kommen werde, und er habe etwas munkeln hören, daß der Juſtizrath und Actuar in Gefahr ſeien; die Stiftsbauern würden zur Stadt ziehen, und dann thue es nicht gut. Ihm ſei geſagt, daß der Actuar, als er damals wegen des Gerichtsdieners und Gensdarmen Strafe bekommen ſollen, für ihn vorgebeten habe, und nun könne er es nicht über das Herz bringen, er wolle ihm gern helfen, er wiſſe aber nicht, wie er es anfangen ſolle. Der Zug gehe von Glowitz aus, und ſo bliebe dem Juſtizrath und Actuar, die vor dem Heuthor wohnten, nur ein Ausweg, und zwar nach dieſer Seite her. Da aber den Bauern, die etwa hier zurückblieben, eben ſo wenig zu trauen ſei, als denen, die ſich den Glowitzern anſchlöſſen, ſo ſei die einzige Rettung noch hierher zur Mühle; denn der Vater ſo wenig wie der Schmied würden zu Hauſe ſein. Man könne von der Mühle Alles überſehen, und wenn ihre Spur ermittelt würde, ſo wiſſe er auch noch Rath.

Was meint Ihr dazu, Jungfer Marie, thue ich wohl recht, und werdet Ihr mich nicht verrathen? —

Dein Plan, Jörge, gefällt mir nicht; denn hierher laufen ja die Leute geradezu in den Sack, und wenn auch der Vater und vielleicht ſogar dein Herr ihnen kein Leid zufügen, ſo können ſie doch von hier aus nicht das Weite ſuchen, wenn es arg kommt. —

Das habe ich auch gedacht, aber ich habe auch gehört, daß die Bauern meinten, es müſſe in den erſten drei Tagen aufgeräumt werden; was da nicht geſchehe, ſei verſpätet. Denn dann ſei der erſte Sturm verraucht, und Jeder wenigſtens ſeines Lebens ſicher. Drei Tage können wir ſie ſchon verbergen, und ich möchte Euch auch noch etwas ſagen, aber Ihr dürft es auch ſpäter nicht dem Vater und Herrn verrathen, Ihr müßt mir die Hand darauf geben.

Das Mädchen gab ihm die Hand, und nun eröffnete er ihr ganz heimlich, daß er durch das Bruch einen Weg nach der Elslake im Norden wiſſe. Dort ſchon ſei der Grund ſicher und trenne nur noch eine Heide die Lake von der nächſten Landes-Grenze. Er ſelbſt habe ſchon den Weg gemacht und in der Grenzſtadt Eier und Schnepfen verkauft, wovon der Meiſter nichts wiſſe.

Dann in Gottes Namen, und Gott mag da helfen, ſagte Marie.

Ja, erwiderte der Knabe, das Alles wäre recht gut, aber der Actuar und Juſtizrath kennen mich nicht genug, um mir zu folgen. Ihr kennt ja wohl den Actuar, ſagte er, und ein leiſes Lächeln flog über ſeine Lippen.

Ja, ich kenne ihn, aber was kann ich thun? Ich kann ihn nicht ſprechen, und wenn ich dem Vater davon ſage, weiß es auch der Schmied, und du biſt verrathen. —

Wie iſt denn das zu machen? überlegte der Knabe, und rieb ſich die Stirn, als dächte er nach. Euch traute der Actuar gewiß, und dann wäre er und der Juſtizrath gerettet. Könnt Ihr ihm denn nicht irgend ein Zeichen geben, daß ich von Euch komme?

Das Mädchen machte eine ſchnelle Bewegung. Sei vor Tag um fünf Uhr wieder hier, ſagte ſie, ich werde dir ein Schreiben mitgeben.

Der Knabe war pünktlich an Ort und Stelle. Vor Mittag, ſagte er, kann ich nicht fort, aber am Abend bringe ich Beſcheid. Er verſteckte den Brief in ſeinen Stiefel und verſchwand.

Habe ich nicht Recht gehabt? ſagte der Schmied, als er nach dem Frühſtück zur Mühle kam, Art läßt nicht von Art. Es iſt ein Glück, daß das Mädchen uns nicht in die Karte geſehen. Weiber ſind Weiber, ſie verrathen Vater und Mutter an den erſten Beſten, den ſie lieben, und wenn er auch Vater und Mutter gemißhandelt, ſelbſt ins Zuchthaus gebracht hat. —

Schweig! rief der Müller. Er hielt den Brief zögernd in der Hand, dann verſchloß er ihn wieder und ſagte: Wenn es ſich um den Actuar allein handelte, müßte ich andere Wege einſchlagen. Aber ſo, wie die Sache ſteht, darf ich nicht dazwiſchen treten. Hätteſt du mich vorher gefragt, als du das Mädchen auf dieſe

Weiſe prüfen wollteſt, würde ich es dir verboten haben; nun es geſchehen, erkenne ich darin eine höhere Hand. Darum laß den Brief abgehen; ich werde ſorgen, daß das Mädchen in ihrem Mitleid nicht zu weit geht und uns in Verlegenheit bringt. —

Mitleid! ſagte der Schmied. Schönes Mitleid, das das Zuchthaus des Vaters vergeſſen kann! —

Reize mich nicht noch mehr! Wenn ſie kommen, werde ich die Leute in ihrer Schwäche ſehen und erkennen, ob an ihnen Beſſerung möglich iſt. —

Alſo in ihrer Schwäche willſt du ſie ſehen? Nachbar! Nachbar! hüte dich vor der Schlange, der du nicht den Kopf zertrateſt, als du es konnteſt. Haſt du ihnen geholfen, dann ſei ſicher, daß ſie dich erſt recht verfolgen. —

Das kann ſein, ſagte der Müller, aber ich kann nicht anders: ich kann ſelbſt meinen Feind nicht ausliefern, wenn er unter mein Dach flüchtet. —

Auch wenn er hofft, dich nicht unter deinem Dach zu finden? —

Auch dann nicht! ich ſehe immer mehr, daß der Lehrer, den wir für verrückt hielten, ein Weiſer war; er hat mir erzählt, daß ſelbſt bei Wilden das Dach den Feind ſchütze.

Dach hin, Dach her! rief der Schmied, ich will dir nicht entgegen ſein; aber ich werde dich in nichts unterſtützen. —

Das verlange ich auch nicht, ſagte der Müller, obwohl du die Sache angefangen haſt. Wäre es nicht geſchehen, ſo unterbliebe es vielleicht beſſer; aber da es geſchehen, ſehe ich darin, wie geſagt, einen Finger Gottes, der unſere Feinde in unſern Schutz treibt.

Wenn aus jener Zeit jeder Einzelne ſeine Erlebniſſe verzeichnete, gut oder ſchlecht, ſo würde dies für den ſpätern Geſchichtsſchreiber ein unſchätzbares Material abgeben. Nie und nimmer hat die Weltgeſchichte ein Beiſpiel davon geboten, wie auf dem ganzen Continent Europa's ein mit ungeheuren Koſten ein Menſchenalter hindurch aufgebautes und dem Anſchein nach feſtes Material zuſammenbrach. Es war, als wenn alle Gewalt an Einem Tage wie durch einen elektriſchen Schlag gelähmt an den Boden geworfen wäre, und die Welt ſah erſtaunt, daß ſie ohne Regierung war. Die Feigheit der Beamten überſtieg alles Maß. Polizeidirigenten liefen in die Wälder, Bürgermeiſter bekamen Fußtritte; bis zu den höchſten Beamten hinauf flüchteten Einige in die ländliche Einſamkeit, Andere verkleidet, den rothen Regenſchirm und Nachtſack unter dem Arm, ſuchten bei entlegenen Landwirthen ein gaſtliches Dach. Gutsbeſitzer, die auf ein halbes Dutzend Erntewagen ihre fahrende Habe geworfen, ſuchten Schutz in der Stadt, und aus der Stadt liefen Andere hinaus, um auf dem Lande verſteckt zu bleiben.

Jeden Abend die Nachricht von einer neuen Revolution in dieſer oder jener Reſidenz, und jedesmal ein Laufen und Gebahren, als wenn das Volk morden und brennen wolle. Das Volk aber wollte aufbauen, nicht zerſtören, und nur den Beamten zeigen, daß es von heute ab Rechenſchaft fordere, durch ſeine Organe. Es begnügte ſich zu ſchrecken, und dies gelang ihm mehr als nöthig war. Wenige ließen ſich nicht ſchrecken, traten dem Volke dreiſt entgegen, handhabten die Ordnung nach wie vor, und das Volk, das den Muth liebt, brachte ihnen Vivats. Sie gerade wurden von der übrigen Beamtenwelt gehaßt; denn die Niedrigkeit leidet neben ſich nicht das Beſſere, ja ihnen wurde bei den Wahlen entgegengewirkt, weil ſie die Zeit nicht verſtänden. Denn man warf ſich weg ſelbſt bis zur äußerlichen Unſcheinbarkeit, man erblickte in ſolchem Gebahren eine Artigkeit gegen das Volk, und dieſe Artigkeit ging zuweilen bis zur Kriecherei. Ja, einige Beamte ſpielten die Freiheitshelden, wie ſie alle Heldenrollen durchſpielten, zu denen ſich im Laufe der Zeit und nach dem Umſchwunge der Dinge Gelegenheit bot. Die Vereine und Verſammlungen ſchoſſen wie Pilze aus der Erde, die Redner waren in Fülle vorhanden, und jeder Mann mit Lungen hielt ſich reif zum Vertreter des Volkes. Im Ganzen lag eine gewiſſe Unſchuld, die etwas Rührendes hatte, in der Sache, ungefähr wie man den Studenten darauf mitleidig anſieht, daß er aus aller Luſt heraus nach wenig Jahren doch ins Examen, in die Dreſſur und ins Joch muß. Von oben herab verſtand man die Bewegung nicht, ungefähr ebenſo, wie uns der junge Menſch mit ſeinen Paradoxen faſt ſchwindlig macht, während wenig Jahre hinreichen, dieſe Paradoxen abzuklären, ihnen Geſtalt, Form und Inhalt zu geben und ſie als Wahrheiten der Neuzeit unter allgemeiner Anerkennung in die Welt zu führen.

Auf dem Lande, mit ſeinen althergebrachten, ſtarren Verhältniſſen und ſeiner ariſtokratiſchen Sonderung der Dorfbewohner nach dem Grundbeſitze, war der Umſchwung der Dinge in unſerm ſonſt ſo kalten Norden beſonders auffallend. Der Schulze taugte ſchon eo ipso nichts; er war ja ſo lange Schulze geweſen, und die Regierung war mit ihm und mit ſeines Gleichen dort geſtürzt. Ebenſo wie das Evangelium ſich aus den Fiſchern und Knechten ſeine Apoſtel holte, ſo nahm ſich die neue Lehre ihre Jünger und Verfechter aus den kleinen Leuten.

Der Stellmacher, der Müller, der Schmied, der Schuſter und vor allem der ſonſt ſo tief geſtellte Schulmeiſter, das waren die Wahlmänner. Der Schulmeiſter eignete ſich natürlich zum Wahlmann für Frankfurt, das man von vornherein als einen Katheder für den Gelehrten anſah. Jeder, der eine Brille aufhatte und ſonſt wohlmeinend war, wurde für Frankfurt reif gehalten; für die heimiſchen Landtage aber bedurfte man Männer von Geſinnung, von unverdorbenem Sinne, was mit Wiſſen und Können, wie man glaubte, nicht zu vereinigen war. Unter dieſen Umſtänden wirkten die erſten Tage einer ſolchen Zeit auf den Beamten, der von ſeinem grünen Tiſch aus mit der ihm durch die alte Schule eingelebten Unfehlbarkeit die Welt zu regieren glaubt, wie ein Erdbeben. Er hielt den Tag des Gerichts für gekommen; es brauſ'te wie ein dies irae. dies illa durch die Luft, es erſchienen die Tage, die man, wie die Geſchichte eine journée des dupes hat, als die Tage des böſen Gewiſſens bezeichnen könnte.

Mit dem Gewiſſen ſah es beim Juſtizrath mißlich, beim Actuarius ſehr ſchlecht aus. Leute dieſes Schlages haben kein Gewiſſen im gewöhnlichen Sinne; denn ſie haben ja bei allen ihren Unthaten einen Paragraphen für ſich gehabt, den ſie auch dem lieben Gott entgegenſetzen. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, Dieſen oder Jenen quäle das Gewiſſen, während ſeine Indispoſition nichts als Unverdaulichkeit oder ein Diätfehler iſt. Deſto empfindlicher ſind Leute dieſes Schlages für das objective Gewiſſen, das in ſichtbarer Geſtalt daherbrauſ't und ihren Paragraphen für nicht Mehr anſieht, als er iſt, für die Maske, hinter der die Leidenſchaft und Bosheit ausgeübt wurde.

Es war daher natürlich, daß der Juſtizrath und ſein Actuar auf Mariens Brief eingingen. Dem Erſtern ſchien es ganz unnatürlich, daß das Mädchen nicht ſein Vertrauen verdienen ſollte, und der Letztere war mit Leib und Seele bei dem Plane, da er für ſeine Unwiderſtehlichkeit ein glänzendes Zeugniß gab. Der Knabe wurde reichlich beſchenkt, nachdem alle möglichen Proben und ein förmliches Verhör ſeine Treue unzweifelhaft gemacht hatten.

Sie rücken wahrſcheinlich ſchon heute Nacht an, ſagte der Knabe; denn bei uns, als geſtern die Nachrichten aus der Reſidenz ankamen, war Alles der Meinung, man müſſe ſchnell aufräumen.

Werden dein Herr und der Müller unter den Aufrührern ſein? fragte der Juſtizrath.

Ich glaube es wohl, meinte der Knabe, deßhalb, und weil ſie jedenfalls, wie ich beſtimmt weiß, heute Abend verreiſen werden, hält Sie Jungfer Marie für gut aufgehoben bei uns, wohin ſonſt Niemand kommt. —

Aber, wenn ſie nun nicht verreiſen, wer ſteht uns dafür, daß ſie uns nicht ausliefern?

Dafür laſſen Sie nur Jungfer Marie ſorgen; was ſie will, thut ihr Vater, und dem folgt wieder der Schmied. Im ſchlimmſten Fall können wir immer noch flüchten; denn die Alten haben ſeit langer Zeit das Bruch nicht beſucht und ſollen lange ſuchen, ehe ſie meine Wege finden.

Es wurde ausgemacht, daß der Juſtizrath und der Actuar noch vor Abend die Stadt verlaſſen und ſich öſtlich wenden, dort in der Heide an einer beſtimmten Stelle die ſpäte Nacht bis zur Ankunft des Knaben abwarten ſollten, der ſie dann durch die Felder zur Müllerwohnung bringen ſolle. Dieſen letzten Theil des Weges ſollten ſie zu Fuß machen, damit ſelbſt der heimkehrende Fuhrmann ihre Spur nicht verrathen könne.

Es war Ende März, als man beim Eintritt des

95.

Dem Wolfe gleich, der ruhig zu der Höhle,
Mit Raub beladen, ſeine Straße zieht:
An keinen Ueberfall denkt ſeine Seele,
Bis er den Hund und Jäger vor ſich ſieht;
Er ſucht, wie er zum dickſten Wald ſich ſtehle,
Und wirft die Laſt hinweg, indem er flieht.
Nicht minder raſch im Fliehn ſind dieſe Schaaren,
Als jene Drei bei ihrem Angriff waren.

96.

Sie laſſen nicht nur dort die Alte ſtehen,
Sie laſſen Wehr und Renner ohne Zahl,
Und ſtürzen ſich von Klippen und von Höhen,
Daß mancher ſeine Seele Gott befahl.
Dieß war den Frau'n und Rüd'gern lieb zu ſehen;
Sie hatten unter Roſſen nun die Wahl,
Worauf mit drei'n ſie jene Drei bedachten,
Die geſtern ihre Gäule ſchwitzen machten.

97.

Und unverzüglich wird der Weg genommen
Nach jenem Ort, den ſeine Werke ſchmähn.
Druſillens Rachefackeln ſoll entglommen
Die Kammerfrau, als Zeugin folgend, ſehn.
Sie aber ſorgt, es möcht' ihr ſchlecht bekommen,
Und weigert ſich mit Kreiſchen und mit Flehn;
Doch Rüd'ger ſchwingt ſie mächtig auf Frontinen,
Und ſauſend ſprengt er fort mit ihr und ihnen.

98.

Sie kamen an nach einem kurzen Ritte,
Und ſahn ein Dorf, gar häuſerreich und groß.
Von keiner Seite hindert' es die Schritte,
Indem nicht Wall noch Graben es umſchloß.

Abends von den Stiftsdörfern einzelne Gruppen in Glowitz ſich zuſammenfinden ſah. Man las dort eine Schrift vor, in welcher Befreiung der Müller von ihren Mühlen-Abgaben, Erlaß der baaren Gefälle, Bewilligung von Raff- und Leſeholz aus der Stiftsforſt und außerdem in ſehr unklarer Weiſe Schutz gegen Arreſtationen, Nichteinmiſchung in die Dorfpolizei und dergleichen gefordert wurde. Der Juſtizrath ſollte dies unterzeichnen; und dann werden wir noch ein Wort zu ſprechen haben, riefen unter beifälligem Gelächter der Menge einige Stimmen. Ein ehemaliger Feldwebel war Anführer, er theilte die Gruppen ſo, daß man von allen Seiten zugleich an die vor dem Thore der Stadt belegene Wohnung der Stiftsbeamten kommen mußte, die überhaupt, da nach der Südſeite hin der Ausweg ſchon verlaufen war, ſchon für gefangen galten; denn nach der Nordſeite zu lag nur unſer Dorf und einige kleinere Etabliſſements am Rande des meilenlang ſich hinziehenden Bruches, das keinen Durchgang zuließ.

Der Juſtizrath und der Actuar waren aber, als die Aufrührer einrückten, ſchon im Walde, wo der Knabe, der inzwiſchen Marie Beſcheid gebracht hatte, nach zwölf Uhr eintraf.

Der Müller und der Schmied ſind nicht anweſend, theilte er mit, ſie ſind wahrſcheinlich auch zur Stadt; indeſſen müſſen wir in einem Umweg um die Schmiede gehen, da es beſſer iſt, ſchlimmſten Falls dem Müller als dem Schmied zu begegnen.

Man machte ſich auf. Der Knabe und der Actuar trugen die Mäntel und die nöthigſten Sachen. Kaum war die kleine Truppe tauſend Schritt durch den Wald gegangen, als ſie das Lied hörten: „Ein freies Leben führen wir ꝛc." Man verkroch ſich in eine Kiefernſchonung und vernahm deutlich, was die Vorübergehenden ſprachen:

Der Verräther ſchläft nicht, ſagte Einer, nur aufgepaßt! wir werden den Schuft ſchon herausbekommen, der den Blutpreſſern unſere Ankunft verrathen hat! —

Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, der dicke Juſtizrath muß baumeln, und der Actuar neben ihm! Wie ſich die Leute in der Stadt freuten und vors Thor kamen, um uns zu ſehen! fiel ein Anderer ein.

Ja, der lange Conducteur konnte ſchmählich reden. So kann's kein Paſtor. Mitbürger! Brüder! Das Morgenroth der Freiheit glänzt am Himmel des deutſchen Vaterlandes, — ſo fing er an, und dann ging's fort, wie Waſſer durch die Schleuſe. —

Auch der Müller vom Bruche, äußerte ein Dritter, iſt ein ganzer Kerl. Als ſie dem Heideläufer zu Leibe wollten, weil dieſer der Verräther ſein müſſe, und ihn ſchon ans Strick nahmen, fuhr er dazwiſchen, daß es eine Freude war. Was ſagte er doch? Die Freiheit frißt ihre eigenen Kinder oder ſo etwas, — und ſein Nachbar, der Schmied, warf die Angreifer rechts und links und ſchrie: ich habe unſchuldig geſeſſen, ich weiß, was unſchuldig leiden heißt, ich bürge für den Heideläuſer! — Das war hübſch von ihm: denn er kann doch ſonſt den Kerl nicht leiden.

Ja, rief ein Anderer, der Schmied iſt ein kluger Mann: er iſt gewiß dem Verräther auf der Spur, und dann mag ich mit dem die Suppe nicht theilen. —

Die Männer gingen vorüber. Der Knabe zitterte.

Du biſt ein braver Junge, ſagte der Juſtizrath und drückte ihm Geld in die Taſche. Ich habe es immer gut mit dir gemeint, und du vergiltſt es. Habe nur Muth! —

Haſt du die Kerle nicht gekannt? fragte der Actuarius: es könnte doch gut ſein, ſie ſich zu merken. —

Der Knabe verneinte dies und ging vorſichtig horchend voran.

Um etwa zwei Uhr trafen die Drei bei der Mühle ein. Sie hatten ſich am Schilfrand des Sees gehalten und ſo die Schmiede umgangen. Auf ein leiſes Klopfen öffnete Marie und führte die Männer in ein reinliches Hinterſtübchen, wo friſche Betten aufgeſchlagen und Kaffee und Butterbrod bereit waren.

Der Juſtizrath ſah das Mädchen zärtlich an: Gottes Wege ſind wunderbar, ſagte er, wie hätte ich denken können, gerade bei dir Zuflucht ſuchen zu müſſen!

Der Aktuar war zum erſten Male etwas verlegen. Wo iſt denn der Vater? fragte er. —

Er iſt ſchon Nachmittag fortgegangen und noch nicht daheim, wenn er nicht ungeſehen zur Mühle gegangen iſt. Wenn Sie ruhig zu Bette gehen, bemerkt er Sie heut gar nicht, und morgen will ich ihn ſchon vorbereiten.

Der Actuar drückte ihr die Hand, und das Mädchen erröthete freudig erregt. Es iſt eine unzerſtörbare Liebe im weiblichen Gemüth zu Allem, was darin wahrhafte Neigung erregt, und es iſt im Ganzen nichts unwahrer als der Vorwurf der Veränderlichkeit, den man den Frauen macht. Dabei überwiegt ſo ſehr die höchſte Beſtimmung des Weibes als Mutter in ihrer Beziehung zum hülfsbedürftigen Kinde, daß ihre Liebe zu den Männern faſt in demſelben Maße wächſ't, als ſie ihres Schutzes, ihrer Pflege in Noth und Krankheit nöthig haben. Der Actuar war in Gefahr; dies hatte das Mädchen faſt erfreut; denn ſie konnte ihm ja nun Liebes thun. Sie hatte das für ihn beſtimmte Bett mit beſonderer Sorgfalt gelegt und geſtrichen, und ihre Liebe zu ihm war ihr ſelbſt nun erſt recht klar geworden, ja die Hoffnung auf eine Zukunft mochte, ihr ſelbſt unbewußt, durchſchimmern; denn er ſtand ihr ja nun näher, ſie war ja ſchon halb wie ſein Weib für ihn beſorgt und thätig. Das Mädchen war daher trotz der Noth muthig, weil ſie glücklich war, und hauchte dieſen Muth in die Herzen der niedergeſchlagen angekommenen Männer.

Dem Schmied war indeſſen nichts entgangen. Als er die Flüchtlinge am Schilfrande hinſchleichen ſah, rieb er ſich die Hände. Prächtiger Junge, murmelte er, Gott ſegne die Hiebe, die du bekommen! — Ein junger Menſch war bei ihm, dem er leiſe einige Worte ſagte, und der dann mit der größten Eile davonlief. Das wird eine Hetze geben, ſagte er. Die armen Leute haben ſo oft in Schnee und Eis die Schonungen zu Hofe abtreiben müſſen; jetzt kommen einmal die Jäger dran. Und du, alter Schlaukopf da oben auf deinem Mühlenbock mit deinem „Schutz unter deinem Dach“, warte nur noch ein paar Stunden, und ich will dir die Tollheit austreiben, die du von dem Lehrer gelernt, und von der Gaſtlichkeit der Wilden. Leid's ſoll dir nicht geſchehen, aber du ſollſt deine Noth haben. Der Schmied iſt nicht ſo dumm, wie er ausſieht! —

Er ſchlich ums Müllerhaus herum. Die Hunde kannten ihn wie ſeine [illegible]enen, und er konnte ſich dicht an die Mauer legen. Der Müller war ſchon von der Mühle herab, wo der Burſche ſchaffte, und er hörte bald lebhaftes Geſpräch.

Ich danke Ihnen, Herr Juſtizrath, ſagte der Müller, für Ihr Zutrauen in meinen Edelmuth, wie Sie ſagen: aber ich wollte, Sie hätten dies Zutrauen nicht gehabt, Sie ſagen mir, daß Marie Sie veranlaßt habe, bei mir ſich zu verbergen, und gerade weil dieſe es gethan, ſetzte er etwas leiſer hinzu, will ich nicht dazwiſchen treten. Der Menſch denkt und Gott lenkt, vielleicht haben Sie über Gottes Wege jetzt allerhand Gedanken, die zum Guten führen können. Auch dem Kleinſten ſoll man nicht Unrecht thun, und der Schwächſte kann uns Gutes erweiſen. Des Menſchen Sünde kann der Haken ſein, an dem Gott ein Herz fängt, und der verſtoßene Sohn des Hauſes iſt ſchon deſſen Stütze geworden. —

Wir haben Sie nie verſtoßen, lieber Meiſter, ſagte der Actuar, wir haben Ihnen nie abſichtlich Böſes gethan. Schlechte Menſchen, wenn ſie Dinge zu den Acten bringen, die wir nicht übergehen können, ſind diejenigen, welche die Bolzen ſchmieden, die wir abſchießen müſſen. —

Ich rede nicht mit Ihnen, erwiderte der Müller ganz kurz. Begeben Sie ſich zur Ruhe, wandte er ſich zum Juſtizrath, morgen früh wollen wir das Weitere überlegen. Ich werde gleich früh zum Schmied gehen und hören, wie die Sachen ſtehen, und ob nicht in der Stadt Militär oder ſonſt eine Hülfe angekommen iſt, welche Scenen, wie die von dieſem Abend, verhindert, oder ob es nothwendig iſt, Sie über die Grenze zu bringen. Lange hält die Sache nicht an, das habe ich in der Stadt geſehen; denn das Volk weiß nicht, was es will, und weiß vor allen Dingen nicht, was es ſoll. —

Bleiben Sie noch etwas bei uns, rief der Juſtizrath, der ſtill in ſich verſunken war und zuweilen eine Thräne trocknete, während er am Ofen ſich erwärmte und am Kaffee erquickte, bleiben Sie doch noch etwas bei uns. Man muß ſich doch auf alle Fälle verabreden. Denn die Dinge kommen oft ganz unerwartet und anders, als man denkt.

Ja wohl, ſie ſollen anders kommen, als du und der Müller denkſt! murmelte draußen der Schmied und ging der Schmiede zu.

Er war nicht lange fort, als er wieder zum Müller umkehrte. Der alte Schlaukopf darf auch nicht entfernt glauben, daß ich die Hunde auf die Fährte gebracht, drum muß ich ihn warnen, murmelte er vor ſich hin. Weg kann er doch nicht mit den Blutſaugern; denn in jeden Verſteck kann ich ihm die Koppel nachſchicken. Leiſe klopfte er an die Fenſterlade des Müllers: Alle horchten auf. Wer iſt da? rief der Müller und öffnete das Fenſter der dunklen Vorderſtube.

Nachbar! rief der Schmied ängſtlich. Mein Junge kommt eben gelaufen und ſagt, ein paar hundert Mann wären im Anzuge. Sie wollten Euch hängen, die Mühle anzünden, keinen Stein auf dem andern laſſen, ſie wüßten um den Verräther, der den Juſtizrath und den Actuar verbärge.

Um Gottes Willen! erwiderte der Müller, haltet ſie nur einige Augenblicke bei der Mühle auf; ich komme gleich ſelbſt dort hinunter und ſpreche zu den Leuten. Sind ſie erſt hier und in Wuth, ſo iſt Unglück zu befürchten. —

Von Herzen gern, Nachbar! rief der Schmied und lief eilig ſeiner Behauſung zu.

Hier iſt kein Augenblick zu verlieren. Folgen Sie mir, Herr Juſtizrath, aber ſchnell! Geben Sie Ihren Mantel her, es wird kalt gegen den Morgen. Schnell zog er ſeinen Schafpelz über, nahm den Juſtizrath an der Hand und ging zur Hausthür mit ihm hinaus um den Mühlenberg herum dem See zu.

Du haſt Niemanden geſehen, Marie, rief er noch im Abgehen, und ſagſt, du habeſt mich ſeit Mittag nicht geſprochen. Gieb Acht, daß kein Stückchen liegen bleibt, was uns verrathen kann. —

Wo um Gottes Willen bleibe ich denn? rief der Actuar im dunklen Hausflur, während draußen ſchon der Tag graute. —

Verſteht ſich, daß Sie folgen, hörte er noch, als ihn leiſe eine Hand faßte und ihm der Schmiedjunge zuflüſterte: Trauen Sie ihm nicht, Sie ſehen ja, wie er Sie behandelt und ſich um Sie kümmert. So ſchlüpfte er mit ihm zum Hinterthor hinaus dem Bruche zu, das zwiſchen Mühle und Dorf ins Land trat. Dort hinter dem Dorf weg weiß ich einen Weg, der uns ſicher über die Grenze führt; ſchnell, ſchnell! mahnte der Knabe.

Marie! rief es von der Mühle her. Sie lief hinaus. Wo iſt der Actuar? drohte ihr der Vater entgegen.

Des Schmieds Junge iſt mit ihm davon. —

Nun, hol' ihn der Teufel, mir iſt leichter, daß ich ihn nicht bei mir habe. Schnell, Herr Juſtizrath, es iſt ein gutes Zeichen, daß der Böſe von Ihnen weicht in der Stunde der Prüfung. — Beide Männer traten ins Schilf und in einen kleinen Kahn, mit dem der

Müller eine gute Strecke, immer verdeckt vom Schilf hinfuhr. Es war die höchſte Zeit geweſen; denn ſchon brauſ'ten von der Mühle her die wüſten Stimmen der Verfolger. Aengſtlich ſah der Müller oft zur Mühle auf; denn er fürchtete die rothe Flamme aufgehn zu ſehen.

Nach einer Viertelſtunde wurde es ruhiger. Die Marie iſt doch ein prächtiges Mädchen! äußerte er. Ja, die Weiber, wenn es aufs Verſtellen und Leugnen ankommt, haben zehnfach mehr Muth als die Männer. Und der Schmied muß ſich gut nehmen; denn ſie ſcheinen von der Fährte zu laſſen. — Der Kahn glitt ganz leiſe über die Wellen, — da war es beiden Männern, als wenn ſie von der andern Seite des Bruchs vom Dorfe her Hülferuf hörten.

Der Müller hielt an, auch der Juſtizrath wurde aufmerkſam. Beiden ſtockte der Athem. Der Hülferuf wiederholte ſich ein paarmal. Gott ſei Dank! es iſt keine weibliche Stimme, ſtöhnte der Juſtizrath. Nein, ſagte der Müller, nachdem er fein gelauſcht, das nicht; es kam mir nur vor, als kennte ich die Stimme. — Er trieb den Kahn in einen vom See etwas ins Bruch tretenden Graben, bis an deſſen Spitze, ſtieg aus und ging im Kreiſe um den Kahn herum. Es geht, rief er dem Juſtizrath zu, ſteigen Sie aus! Der Müller nahm ihn an der Hand; da hörten beide Männer noch ein Schreien und wüſtes Lachen. Gott ſei Dank, ſie lachen, ſagte der Juſtizrath, es iſt kein Unglück paſſirt. —

Es kommt darauf an, was man Unglück nennen will, erwiderte der Müller und ging ſchweigend ſeines Weges. Indeſſen war der Schmiedejunge dem Actuar wie ein Wieſel vorgelaufen. An der Seite des Bruchs, nach dem Dorfe zu, ſtanden einige Elsſträucher, bis zu denen Marie mitging. Dort wandte ſich der Actuar noch einmal um, und, ob wirklich ergriffen vom Moment oder aus Verſtellung, das laſſen wir unentſchieden, fiel er dem Mädchen um den Hals. Marie, Marie, rief er, leb wohl! Das Mädchen konnte bloß weinen, mehr vor Freude als Wehmuth; denn der Tumult in der Welt reichte nicht bis in ihr Herz, wo heute gerade der Friede und das Glück eingekehrt waren. — Als der Knabe und ſein Schützling hinter den Elſen verſchwanden, kehrte ſie ſo muthig ins Haus zurück, daß keine Marter, keine Mißhandlung ihr etwas abgetrotzt hätte.

Bald langten die Männer an, und ſo mächtig wirkt auch auf ſonſt rohe Naturen Jugend und Schönheit, daß ſelbſt die Vorderſten und Lauteſten vor ihrem beſtimmten und man könnte ſagen, vornehmen Weſen Reſpect hatten und ſich an eine Durchſuchung des Hauſes, der Mühle und Ställe begaben, ohne das einſam im Hauſe zurückgebliebene Mädchen zu beläſtigen. Bald war auch der Schmied in ihrer Nähe und, obwohl er jeden Anſchein vermied, zu ihrem Schutze bereit. In dem Tumulte war das Mädchen, damit man das Vieh nicht unnütz aus den Ställen laſſe, auf den Hof geeilt.

Ein ſteiler Felſen ragt' aus ſeiner Mitte,
Der auf dem Rücken trug ein hohes Schloß,
Zu dem ſie ſich mit großer Kühnheit wandten,
Da ſie es für Marganor's Burg erkannten.

99.

Kaum daß ſie in dem Flecken ſind erſchienen,
So wirft die Mannſchaft, die am Eingang wacht,
Den Schlagbaum zu, und drüben wird vor ihnen
Das andre Thor in Eile zugemacht.
Und ſieh', ſchon ſtößt Marganor auf die Kühnen,
Ihm folgt bewaffnet eine ſtarke Macht.
Mit kurzem, aber übermüth'gem Worte
Erklärt er, wie man's hält an dieſem Orte.

100.

Marfiſa, die mit Rüdigern vorher
Das Ding berathen und mit Bradamanten,
Sprengt ſtatt der Antwort auf des Feindes Heer,
Und ſie, in welcher Kraft und Kühnheit brannten,
Senkt nach dem Unhold nicht einmal den Speer,
Und hebt den Degen nicht, den wohlbekannten;
Sie hämmert auf den Helm ihm mit der Fauſt,
Daß er im Sattel wankt, von Nacht umgraust.

101.

Die Jungfrau ſpornt von Frankreich mit Marfiſen
Das Roß, auch Rüdiger bleibt nicht zurück.
Er läßt die Lanze ſo gewaltig ſchießen,
Daß ſechs getroffen ſind im Augenblick,
Den rennt er durch den Bauch, durch's Auge dieſen,
Zwei durch den Hals, und einen durch's Genick.
Am ſechsten endlich iſt der Speer zerbrochen,
Der ihn von hinten durch die Bruſt geſtochen.

Plötzlich an der Scheune blieb ſie ſtehen, horchte und flog davon, ohne ein Wort zu ſagen, dem Bruche in der Richtung zu, die der Actuar und Knabe eingeſchlagen hatten. Der Schmied machte den Männern Vorwürfe, daß ſie das arme Mädchen ſo erſchreckt, daß ſie ins naſſe Bruch laufe. Wir ſind ja Chriſten, rief er, nicht Heiden und Türken! Andere ſtimmten ihm bei, und nun ging es an ein neues Hin- und Herreden, ſo daß der Schmied ſich unbemerkt entfernen konnte, wobei er aus der nunmehr erwachten Stimmung vernahm, daß keine Gefahr mehr für Hof und Haus war. Er lief ins Bruch, wo er bald die Geſtalt Mariens entdeckte. Das Mädchen arbeitete ſich durch das welke Gras und Geſtrüppe, immer auf die Gegend zu, wo der Hülferuf kam. Bald ſah er den Knaben auf einem verwitterten Elſenſtamm ſitzen, vor dem diesſeits, dicht über der Erde, ſich ein noch unerkennbarer Körper bewegte. Marie ſtürzte gerade auf letzteren zu, ſie war kaum zwanzig Schritte entfernt, fiel nieder, richtete ſich auf, und obwohl die dürre Grasdecke unter ihren Füßen wogte, verlor ſie den Muth nicht und wollte ſich eben zu einer letzten Anſtrengung ſammeln, als ſie ſich mit feſter Hand am Arm ergriffen fühlte und zurückgezogen wurde.

Willſt du in den offenbaren Tod rennen, Marie? ſagte der Schmied und hielt ſie feſt.

Wie iſt denn der Actuarius in das ſchlimmſte Loch des Bruchs gerathen, rief er zum Knaben hinüber.

Er iſt hineingefallen, wie Ihr ſeht.

Um Gottes Willen helft mir raſch, rief der Actuar, der Moder ſteigt mir ſchon an den Hals!

Aber Junge, wie kannſt du denn ſo dumm ſein, hier den Führer ſpielen zu wollen und dann noch zu glauben, daß erwachſene Menſchen gehen können, wo du Flederwiſch hinüber kannſt.

Er hat ſich umgeſehen, antwortete der Knabe, und da wird er nicht bemerkt haben, daß ich im Bogen auf den Stamm losging. Nun iſt er geradeaus hineingetappt. Warum ſah er ſich denn immer um, als ob der Böſe hinter ihm wäre? Ich weiß nicht, wonach er zu ſehen hatte. Meine Schuld iſt es nicht. —

Der Schmied machte einen Verſuch, an den Actuar zu kommen, aber er kehrte bald um.

Es geht nicht, ſagte er, es geht nicht ohne Leitern und Bretter; wir müſſen zurück zur Mühle und Hülfe holen. — Marie wollte nicht von der Stelle. Laßt mich, laßt mich um Gottes Willen! Sie eilte auf den Unglücklichen zu, der Schmied hielt ſie, der Actuar reckte ihr die Arme entgegen, aber es war eine kurze Anſtrengung, und er ſank zurück, tiefer in den Schlamm. Noch ſah bloß der Kopf heraus, der Hut lag eine gute Strecke beiſeits. In dem Augenblick kamen noch Landleute, die dem Schmied nachgeeilt waren.

Marie ſtürzte ihnen entgegen. Holt Leitern, Bretter, um Gottes Willen, rettet den Unglücklichen! rief ſie. —

Wer iſt es denn? —

Es iſt der Actuar. —

Ach ſo, Jungfer, ſo kommt's heraus. —

Hülfe, Hülfe! rief der Verſunkene, Menſchen, um Gottes Willen, raſch! —

Das kann nichts nützen, ſagten die Bauern, ehe wir mit Leitern und Brettern zurückkommen, iſt Der ſchon Klafter tief begraben. —

Begraben! ſchrie der Unglückliche. Der Moder wollte ihm in den Mund ſteigen, krampfhaft warf er den Kopf hintenüber, und die Morgenſonne ſchien über eine entſetzlich verzerrte Maske.

Böſe Menſchen werden im Todeskampfe recht häßlich: es iſt, als wenn die Hölle ſie ſchon etwas vor dem völligen Abſcheiden in die heißen Arme nähme. Wuth, Verzweiflung, daß hier keine Liſt mehr anſchlagen wolle, das Gefühl der Nichtigkeit bei aller Klugheit gegenüber dem Ewigen, reißen in das Geſicht ſolcher ſtraflos durchs Leben gegangenen Verbrecher die ſcharfen Marken der böſen Geiſter, die noch beim Scheiden dem Cadaver die Spuren und das Wahrzeichen aufdrücken, daß ſie in ihm heimiſch waren. —

Marie! ſchrie er noch einmal: ſie hörte es noch, zuckte noch einmal auf, als wolle ſie heraus aus dem Männerkreiſe: aber als ſie die Maske ſah, fiel ſie mit einem durch die Lüfte ſchrillenden Schrei ohnmächtig zuſammen.

Der Knabe verzehrte indeſſen ruhig jenſeits ſein

Frühſtück, das er nach der Ankunft ſeines Herrn aus der Taſche gelangt hatte.

Meiſter, rief er, hat denn nicht Einer einen Strick oder eine Pflugleine, die man ihm um den Hals ſchlingen und womit man ihn dann herausziehen könnte?

Die Bauern ſchlugen ein lautes Gelächter auf. Der Junge iſt richtig; erſt erſoffen und dann gehängt! Der Bruchſchlamm hält feſt wie Leim, und eher würde der Kopf abreißen. —

Da plötzlich kam der Actuarius noch einmal mit einer gewaltigen Anſtrengung bis an die Schulter heraus, er befreite gleichzeitig den rechten Arm und griff ein Stück Raſen. Ein Zug der hämiſchen Freude lief über ſein Geſicht, dann verzerrte es ſich wieder in gräßlichen Zügen, und als die letzte Faſer riß, ſchrie er laut auf „Teufel!“ und ſank unter. Der Arm ragte noch heraus, er ſank tiefer, die Hand ſchnappte noch einigemale in die leere Luft, dann zuckte es im Schlamm, als rüttele es den Körper, der dann mit einer raſchen Bewegung in die Tiefe ſank, ſo daß der Moder in Kreiſen über ihn zuſammenſchlug.

Helft mir das Mädchen tragen, ſagte der Schmied, und du, rief er dem Knaben zu, komm hier herum, lauf in die Schmiede und hole meine Frau, ſonſt haben wir zwei Leichen. —

Einige Landleute gingen ihm zu Hülfe, andere waren ſchon vorausgelaufen, und es dauerte nicht lange, als vom Hauſe her Gelächter und ſogar ein Hurrah erſchallte. Indeſſen zogen Alle ab, ſo daß der Schmied mit Marie allein war, die er dann den Frauen überließ. Bald erhob ſich ein feiner, kalter Sprühregen und kleidete die Gegend in ein undurchſichtiges Grau.

Der Schmied ging wieder ruhig an ſeine Geſchäfte, nachdem er dem Schulzen durch Ortsbewohner hatte melden laſſen, daß der Actuar im Bruche verunglückt ſei.

Der Schulze ſchrieb dies ruhig zur Stadt, ganz im gewöhnlichen Geſchäftsgang, obwohl der Juſtizrath, wie er wußte, nicht zu Hauſe war.

In der Nacht ſpähte der Schmied von der Mühle nach dem Müller aus.

Sollte er wirklich bis zur Landesgrenze gegangen ſein? dachte er. Darüber muß ich doch Nachricht haben. Nur über die Lake und Heide und den Heidekrug kann er dorthin gelangen. Er muß noch im Bruche ſtecken, oder der alte Schlaukopf weiß noch andere Wege als ich. —

Gegen Morgen des andern Tages ſprach er mit dem Jungen, der ſich dann auf den Weg machte. Vom Müller und Juſtizrath war immer noch nichts zu ſehen, und in der Nacht kam der Knabe, der im weiten Umweg das Bruch umgehen mußte, mit der Nachricht zurück, daß man auf dem Heidekrug vom Müller nichts wiſſe, auch in der Stadt hatte er nachgefragt und nichts erfragen können.

Dann iſt ein Unglück paſſirt, rief der Schmied, und nun war er ganz Leben und Thätigkeit. Er ſchaffte

Leitern, Stricke, Schlitten und Bretter herbei und brachte eine Mannſchaft zuſammen, die Mittag mit ihm auf Entdeckung ausging.

Wir verließen den Müller, als er vor zwei Tagen mit dem Juſtizrath floh. Der Weg war beſchwerlich, da der Juſtizrath ſtark und ziemlich unbehülflich war. Sehr erhitzt erreichten ſie endlich nach mehreren Stunden eine ganz kleine Oaſe, die ſich unmerklich über der Fläche erhob, aber feſteren Grund hatte und mit einigen wenigen niedrigen Büſchen bewachſen war.

Hier können wir die Sache abwarten, ſagte der Müller, und vielleicht ſchon am Abend zurückkehren, oder ſehen, wie wir über die Grenze kommen. Laſſen Sie uns ein wenig ruhen, Sie ſind ſehr erſchöpft, und wir haben Beide bei ſo vielen Anſtrengungen nicht geſchlafen. Die Natur forderte ihr Recht. Die Männer wickelten ſich ein, der Müller machte es ſeinen Schützling ſo bequem als möglich, und Beide ſchlieſen ein.

Der Juſtizrath erwachte zuerſt. Es war Nachmittag geworden, der Sprühregen war durch den Mantel gekommen, während der Pelz des Müllers länger Stand hielt, auch dieſer Wetter und Wind gewohnte Menſch öfter im Freien zu ſchlafen gewohnt war.

Gott im Himmel, ſagte der Juſtizrath, was ſoll das werden? Mir iſt die ganze Seite gelähmt, ich kann nicht Arm, nicht Bein rühren. Ich bin zu erhitzt geweſen, und ich fürchte mein Podagra. —

Alle Leiden werden bald ein Ende nehmen, erwiderte der Müller. —

Wie denn, wo denn, beſter Freund? —

Ohne ein Wort zu ſagen, ging der Müller ins Bruch vor, während der Juſtizrath ihm ängſtlich nachſah.

Mit trauriger Miene kehrte Erſterer zurück. Es iſt richtig, der Regen hat das Seinige gethan; aber der allein kann's nicht thun, die Rabenhorſter müſſen die Schleuſen gezogen haben, an eine Rückkehr iſt ohne eine Hülfe von außen ſobald nicht zu denken, wir müſſen uns alſo —

Allmächtiger Gott! dann müßten wir ja Hungers ſterben! Laßt uns rufen!

Rufen? Niemand kann uns hören; denn wir ſind über eine Meile entfernt von jedem Ort, wo Menſchen ſein können.

Ha! das habt Ihr gewußt, ſchrie der Juſtizrath dem Müller zu; Ihr wollt mich ermorden! —

Der Müller ſah ihn halb mitleidig, halb verächtlich an.

Wer ſein eigenes Leben nicht achtet, iſt Herr des Lebens von Jedermann auf der Welt, erwiderte er ruhig. Ich muß mit Ihnen verhungern, ich hätte es alſo kürzer haben, Sie auf den Kopf ſchlagen und dann bequemer ſterben können. —

Ein einziges Stück Brod theilte er mit dem Verzweifelnden, und den Durſt löſchten ſie mit dem faulen Bruchwaſſer.

Warum aber habt Ihr denn nicht Lebensmittel mitgenommen? —

Ich könnte Sie dasſelbe fragen; denn Sie wiſſen ja, wir wurden überraſcht. Uebrigens hieße das nur unſere Qual verlängern. Es iſt gut, daß ich nicht mehr habe.

Es folgte eine traurige Nacht. Der Juſtizrath wurde vom Fieberfroſt geſchüttelt; oft hörte ihn der Müller beten. Gegen Morgen war er ganz milde und zum Sterben bereit, wenn es nur raſch ginge, wie er meinte.

Ja, Hunger iſt eine entſetzliche Sache, ſprach der Müller. Sie hungern erſt vier und zwanzig Stunden und überlegen, was Sie thun würden, die Qual zu lindern? Manchmal ſollte man doch mit dem Dieb Mitleid haben. — Und der Froſt? Wie oft ſchneidet man den armen Leuten, die das bischen Reiſig Meilen weit mit ihren von Hunger entmarkten Knochen auf dem Rücken getragen, die Stricke durch. Nun ja! Ordnung muß ſein, aber ich muß wohl zu dumm ſein, ich kann über manche Dinge nicht klug werden. —

Der Juſtizrath ſchwieg. Er ſelbſt hatte oft Bettler, arme Leute, die einige Kartoffeln nachgeſucht, ſehr hart behandelt, er hatte ſich herbeigelaſſen, Holzſucher ſelbſt in den Stiftsforſt zu verfolgen.

Habt Mitleid mit mir, ſagte er zum Müller, und geht mit mir nicht ins Gericht. Ich habe von Jugend an keine Noth gekannt, und mit einer guten Mahlzeit und gutem Wein im Leibe läßt ſich dem Gefühl des

Armen nicht nachdenken, noch weniger läßt ſich die Noth nachfühlen. Dort am Ausgang des Sees habe ich einmal einen armen Menſchen, der Kibitzeier geſucht, nachdem er athemlos von meinen Leuten gejagt war, die Eier im Tuch zerdrückt, über die Thränen des Unglücklichen nicht nur gelacht, ſondern ihn auch ins Gericht ſchleppen laſſen. Dies iſt meine ſchlechteſte Handlung, aber ſeitdem ich ſelbſt in dieſem Bruche mich abgequält, ſeitdem ich darin gehungert —

Nun, wenn Sie nichts Böſeres begangen, wird *Gott, vor dem wir bald ſtehen werden, gnädig ſein,* unterbrach ihn der Müller. Wir ſündigen in jeder Stunde, und da ich ſo ſchweren Tod ſterben muß, werde ich es auch wohl verdient haben, obwohl ich ſelbſt nichts weiß, und auch die Welt nie etwas an mir gefunden, als das Unglück mit der Mahlmetze. —

Der Juſtizrath bedeckte ſich die Augen und weinte innig. Endlich wandte er ſich zum Müller.

Hört mich an! Ich muß Eure Vergebung haben, ich kann nicht anders ſterben, ſchon brennen mir die Eingeweide, und es könnte bald zu ſpät ſein. Ihr wißt vielleicht ſelbſt nicht, wie ſchwer ich gegen Euch geſündigt, und es iſt Gottes Fügung, daß Ihr mich leiden und ſterben ſeht. Ihr müßt gerettet werden, und ſollten Euch Engel von hinnen tragen; denn Ihr habt viel gelitten, viel durch mich, und Ihr könnt, Ihr dürſt nicht untergehen um meinetwillen, oder es iſt kein Gott. —

Schweigt, ſagte der Müller ernſt, und läſtert nicht.

Was Ihr mir in Einer Sache unrecht gethan, dürfen wir nicht berühren. Wie ich gehandelt, habe ich freiwillig gehandelt, und wenn ein Herz gebrochen iſt vor Scham und Gram, ſo wißt Ihr, welches. Ich bin verheirathet geweſen, aber mit meiner leiblichen Mutter könnte ich nicht keuſcher leben. Das wenigſtens ſollt Ihr wiſſen, Herr Juſtizrath, Ihr ſollt wiſſen, daß geringe Leute auch Ehre haben. —

O Gott! ſtammelte der Juſtizrath, warum habe ich in den Tag hineingelebt, welche Quelle von Segen war mir aufgeſchloſſen in meinem Amte, welche Schätze in den Herzen der Unterthanen und Armen, die ich nicht zu heben verſtand. Ich glaubte mich vornehm und war gemein, ich hielt mich für gebildet und war roh. —

Ja, das iſt es, unterbrach ihn der Müller, und das werden alle Diejenigen zu ſpät erkennen, die in Eurer Lage ſind. Es kann der Welt gehen, wie uns Beiden, daß der Arme mit dem Reichen untergeht, der Gedrückte mit ſeinem Verfolger. —

Es iſt wahr, ich habe Euch verfolgt; ich weiß ſelbſt kaum, weßhalb, ich glaube, weil ich mich vor Euch ſchämte; denn es war mir immer, als läſe ich in Eurer Miene: die Leute bücken ſich vor ihm wüßten ſie nur, welch ein Schurke er iſt. —

So arg habe ich nie gedacht, ſagte der Müller, aber ich habe Eure Schwäche verachtet; denn ich weiß, daß der Actuarius es war, der Euch bewog, mich ins Zuchthaus zu bringen.

### 102.

Wer auch nur leis den goldnen Speer empfindet,
Der ſtürzt vor Haimon's Tochter auf den Plan.
Dem Blitze gleicht er, der vom Himmel zündet
Und alles wirft und bricht in ſeiner Bahn.
Das Volk entflieht, wo es nur Rettung findet,
Der auf die Ebne, der das Schloß hinan;
Die ſuchen Kirchen, Häuſer zu erreichen,
Und auf dem Platze bleiben nur die Leichen.

### 103.

Marfiſa ſchnürt indeß dem Ungeheuer
Die Hände tüchtig auf den Rücken feſt,
Und gibt der Alten den gefangnen Geier
Zur Hut; und dieſer iſt's ein wahres Feſt.
Dem Flecken drohen ſie mit Mord und Feuer,
Wenn er nicht reuig von dem Irrthum läßt,
Marganor's ſchändliches Geſetz vernichtet
Und ſich zu ihren Ordnungen verpflichtet.

### 104.

Und dieſes zu erlangen, fiel nicht ſchwer,
Denn nicht nur war das Volk in großen Nöthen,
Marfiſa möchte halten, ja noch mehr
Als ſie gedroht, und ſengen, plündern, tödten;
Es haßt' auch wirklich den Marganor ſehr,
Und mußt' ob ſeines ſchnöden Brauchs erröthen;
Allein es war ein Volk: und jedes faſt
Folgt dem am beſten, den's am meiſten haßt.

### 105.

Weil ſie einander nicht zu trauen wagen,
Und nicht geſtehn, was jeder längſt gedacht,
So ſehn ſie zu, wie man verbannt, erſchlagen,
Um Hab' und Gut und Ehre wird gebracht.

Warum, Gott im Himmel, mußteſt du mir dieſen Menſchen aufbürden; es wäre vielleicht Alles anders! —

Schämt Euch, unterbrach ihn der Müller, daß Ihr auf Gott wälzen wollt, was Euer Vergehen iſt. Ich weiß wohl, daß hohe Herren nur zu geneigt ſind, ſich mit ihren ſchlechten Räthen, ihrer verführeriſchen Umgebung zu entſchuldigen. Und mancher Schwache im Volke iſt geneigt, dieſe Ausflucht für baare Münze zu nehmen. Wenn die Fürſten die Menſchen ſtrafen und mit Recht ſtrafen laſſen für Verbrechen, weil ſie Verſtand und freien Willen haben, dann müſſen ſie auch ſelbſt ſich für Alles verantwortlich machen, was ſie wußten und mit Verſtand und freiem Willen prüfen konnten. Mit wem du umgehſt, weſſen Rathſchlägen du folgſt, deſſen Freund und Mitſchuldiger biſt du. Ihr habt einen Menſchen um ſein Recht gekränkt. Das Recht iſt heilig, wie Gott; denn es ſtammt von Gott, Ihr ſeid alſo ſchuldig gegen Gott und Menſchen. Erkennt Ihr das? —

Der Juſtizrath blickte bittend zu ihm auf und rang die Hände.

Ich verzeihe Euch, fuhr der Müller fort, — er nahm feierlich die Mütze ab — und bitte Gott von Herzen, daß er Euch vergebe um ſeines Sohnes unſchuldigen Leidens und Sterbens willen. —

Es war ſpät Nachmittag geworden, als der Müller in weiter Entfernung etwas zu bemerken glaubte, das ſich bewegte. Ein ganz kleiner Punkt kreiſete immer um die Caſe. So ſchwach die Männer waren, bemühten ſie ſich zu rufen, aber ſie überzeugten ſich, daß ihre Stimme nicht hinüberdringen könne, denn der Wind ſtand ihnen entgegen. Endlich entwickelte ſich noch ein anderer Punkt und ſchien dem kleinen zu folgen, und endlich kam er ſo nahe, daß der Müller ſchnell Feuer anmachte und, da das Geſtrüpp nicht Feuer fangen wollte, an Kleidungsſtücken verbrannte, was ſie entbehren konnten. Es kam zwar nur zu ſpärlicher Flamme, aber es erhob ſich doch eine Rauchſäule. Sobald ſie emporwirbelte, erſchallte von drüben ein Jauchzen, das bis zu den Vereinſamten herüberdrang.

Wir ſind gerettet! ſagte der Müller; denn hier konnte mich nur der Schmied ſuchen, und der wird's wohl machen, und ſollte er alle Latten und Bretter des Dorfs ausräumen oder die Planken von der Mühle reißen. —

Es iſt zu ſpät, ſagte leiſe der Juſtizrath, es iſt zu ſpät; ich fühle ſchon, wie ich abſterbe und der Tod ans Herz tritt. —

Der Müller, ſo ſchwach er war, zog den Pelz aus und deckte ihn über den Kranken.

Bis in die Nacht hinein dauerte es, ehe der Schmiedsjunge zuerſt, dann der Schmied zu ihnen drang. Der Juſtizrath wurde auf einem Schlitten geſchleift, der Müller, nachdem er einige Nahrung genommen, fand ſeinen Weg über Planken und Unterlagen.

Gegen Morgen waren Beide in des Müllers Wohnung geborgen und vorſichtig geſpeiſ't; denn der Dorfchirurg war gekommen. Als nach einigen Stunden der Juſtizrath in ſeinem Bette erwachte, ſtand eine weiße Geſtalt vor ihm. In ſeiner Schwäche glaubte er noch zu träumen, aber die Geſtalt näherte ſich ihm, er erkannte ſie, es war Marie, die ihn anlächelte und dann laut aufſchrie und kreiſchte. Hülfe! rief ſie, und dann reckte ſie die Arme in die Luft und griff krampfhaft in den leeren Raum, wie ein Ertrinkender. Kommt! ſagte ſie, helft ihn ſuchen, kommt; pfui die Menſchen, er iſt ja noch nicht begraben. Ja, ein Grab ſoll er haben, nicht ſo groß, ſo weit, hu! ſo weit, ſondern ſo klein, ſo klein! und nun ſchloß ſie die Arme, als wolle ſie das Grab umſpannen und an das Herz drücken. Hülfe! ſchrie ſie wieder; da ſtürzte der Chirurg herein.

Um Gottes Willen! wer hat denn das Mädchen herein gelaſſen? Sie iſt von Sinnen, Herr Juſtizrath. —

Verlaßt uns Alle! rief der hinzukommende Müller.

Dem Juſtizrath waren die Augen aus dem Kopfe getreten, es ſchüttelte ihn fieberhaft. Er faltete die Hände und betete leiſe: Herr, du gehſt mit mir ins Gericht! —

Beruhigt Euch, ſagte der Müller, beruhigt Euch.

Verſprecht mir Eins noch, rief der Juſtizrath. Wenn ich wieder geſund bin, überlaßt mir das Mädchen, ich will ſie pflegen, ich will für ſie ſorgen, ich will —

Es ſei, erwiderte der Müller, und nun beruhigt Euch.

Der Juſtizrath genas langſam. Ehe er die Mühle verließ, ſchrieb er viel und ſandte Briefe ab.

Es iſt aus mit mir, ſagte er zum Müller, ich habe meinen Abſchied genommen. Hier kann ich nicht mehr wirken, ich bin an Leib und Seele gebrochen. Meine Strafe iſt nicht zu Ende, ſie geht erſt an in einer bittern Reue über ein verfehltes Leben, das ich bewußtlos verpraßte, wie es ſo Viele verpraßt haben, ohne zu erkennen, ja ohne nur zu ahnen, was am Horizonte aufgeht. Ich will fortziehen, weit, weit, damit ich die Gelegenheit nicht ſehe, wo ich hätte wirken können und ſollen. Ich bin nichts mehr, nichts, wie ſo Viele, die nur durch ihr Unrecht wirken, als der Dünger für die neue Saat. Laßt mich nun ziehen, Marie werde ich nachholen! —

Der Müller empfing einen Brief. Er iſt vom Lehrer, ſagte er, Ihr kennt ihn ja; der Brief iſt aus dem Auslande. —

Noch Jemand, der mich anzuklagen kommt? rief der Juſtizrath.

Nein, ſagte der Müller, er kommt nicht; Gott, wenn er wieder Recht hätte!

Was ſchreibt er? —

„Ich komme noch nicht; denn es iſt noch nicht Zeit. —
„ „Die Gerechtigkeit iſt ein Mittel der Tyrannis, aber die Ungerechtigkeit iſt die Mutter der Freiheit.“ “
„Euch aber war nicht Unrecht groß genug geſchehen, es
„muß noch anders kommen. Nehmt Euch in Acht;
„denn es wird noch hart hergehen, und die über die
„Ruthen ſchreien, werden über die Scorpionen jammern.

„Wenn es Zeit iſt, und Alles wird zu ſeiner Zeit ge„zeitigt, dann hofft Euch zu ſehen

Euer getreuer S.“

Er hat Recht, ſagte der Juſtizrath. Nehmt Euch in Acht, ſag' auch ich, indem ich von Euch jetzt ſcheide; es muß und wird noch viel geſchehen, bis die Tochter geboren wird und die Mutter in den Kindesnöthen ſtirbt, um für immer zu Grabe getragen zu werden.

Ich verſtehe nicht Eure hohen Reden, verſetzte der Müller, aber das weiß ich: was mir mein Geſangbuch ſagt, iſt wahr und nicht zerreißend, ſondern tröſtend:

Denn was Er thut und läßt geſchehn,
Das nimmt ein gutes End'!

Darauf will ich leben und ſterben. Amen

---

# Don Juan von Kolomea.

Von Sacher-Maſoch.

Das Vermächtniß Kain's. Theil I. J. G. Cotta'ſcher
Verlag. 1870.

Leopold Ritter von Sacher-Maſoch wurde am 27. Januar 1836 in Lemberg in Galizien geboren, wo ſein Vater k. k. Hofrath und Polizeichef war. Eine kleinruſſiſche Amme aus dem Bauernſtande weckte zuerſt die Phantaſie des Knaben durch die Volkslieder, die ſie ihm ſang, die Geſchichten und Märchen, die ſie ihm erzählte. Zunächſt machten die blutigen Scenen der Revolution von 1846, die Erhebung der Polen gegen Oeſterreich und die Niedermetzelung derſelben durch die galiziſchen Bauern einen großen Eindruck auf ihn. Er beſuchte das Gymnaſium in Lemberg und Prag, machte ſeine Univerſitätsſtudien in Prag und Gratz, wurde in Gratz zum Doctor promovirt und war an der dortigen Hochſchule durch faſt zehn Jahre als Privatdocent der Geſchichte thätig. Seine Erfolge als Schriftſteller beſtimmten ihn 1870 dem Lehramt den Rücken zu kehren. Im Jahre 1872 vermählte er ſich mit der Schriftſtellerin Wanda von Dunajew (Angelika von Rümelin) und lebt ſeitdem in Bruck an der Mur ausſchließlich ſeinen literariſchen Arbeiten.

In früheren Jahren bereiſ'te er den größten Theil Europa's, insbeſondere lebte er mehrere Jahre in Italien und Frankreich.

Seine literariſche Laufbahn begann Sacher-Maſoch mit dem Roman: „Eine galiziſche Geſchichte 1846“ im Jahre 1858. Es folgte eine Reihe minder bedeutender Productionen, unter denen das hiſtoriſche Luſtſpiel „Der Mann ohne Vorurtheil“ den meiſten Erfolg hatte; in Deutſchland lenkte zuerſt ſeine Novelle „Don Juan von Kolomea", welche 1866 in Weſtermann's illuſtrirten Monatsheften erſchien, und dann der kleine Roman „Die geſchiedene Frau" die Aufmerkſamkeit auf dieſes jedenfalls bedeutende Talent, das, nach den erſten vielverſprechenden Anfängen unter dem Einfluſſe Turgenjeff's, nur leider bald in eine Bahn gerieth, auf der ihm unſer Antheil nicht zu folgen vermag. In einer Reihe von Bänden „Ruſſiſcher Hofgeſchichten" wie auch in dem erſten „Die Liebe" betitelten Theil ſeines Werkes „Das Vermächtniß Kains" wird unermüdlich das Thema variirt, daß keine ſittliche Kraft dem Sinnenzauber widerſteht, jede Manneswürde und Mannesehre der Verführung eines üppigen Weibes erliegen muß, und daß Grauſamkeit und Wolluſt blutsverwandt ſind. Dieſe Richtung einer krankhaften Sinnlichkeit, verbunden mit einer nervöſen, prickelnden Unruhe des Stils, dem aber oft eine wahrhaft dramatiſche Lebendigkeit nicht abzuſprechen iſt, hat Sacher-Maſoch den Beifall der Franzoſen eingetragen, denen der ſlaviſche Grundzug ſeines Naturells und die Schrankenloſigkeit ſeiner ſittlichen Vorausſetzungen um ſo pikanter erſcheinen mochten, als die deutſche Novelliſtik ſich bisher von ſolchen Verirrungen ferngehalten hatte. Wir würden es jedenfalls beklagen, wenn die Erfolge in der Revue des deux Mondes und dem Journal des Débats den Verfaſſer des Don Juan von Kolomea mehr und mehr in der Entfremdung von dem geſunden Geiſt und Weſen unſerer deutſchen Dichtung beſtärkten und ihm in der „Naturgeſchichte des Menſchen" nur für die Nachtſeite die Augen öffneten.

„Alle Weisheit meines Lebens
Hat das Eine mich gelehrt:
Lieb' iſt ſterblich! Ganz vergebens
Hoffſt du, daß die Liebe währt!
Biſt du treu, ſie lachen deiner,
Aendern wie die Moden ſich,
Aenderſt du dich, keift gemeiner,
Eiferſücht'ger Neid um dich.
Drum vermeide Hymen's Falle,
Hoffe nie: ein Weib ſei dein!
Aber lieb' und täuſche Alle,
Um nicht ſelbſt getäuſcht zu ſein!"
Karamſin.

## Vorwort.

Die auslaufende Pointe: „Täuſche Alle, um nicht ſelbſt getäuſcht zu ſein," welche ſo empörend klänge, wenn ſie wörtlich zu nehmen wäre, iſt nichts als die nackte, naive Formel für den von Haus aus feindlichen Gegenſatz der Geſchlechter. Sie ſagt, daß zwiſchen Mann und Frau der Idealismus des Herzens in den ſeltenſten Fällen ſich deckt. Was alſo übrig bleibt, iſt die Täuſchung. Die Geſchlechter täuſchen ſich nicht, weil ſie ſich täuſchen wollen, ſondern weil ſie ſich täuſchen müſſen, weil die Natur ſelbſt zwiſchen Anſpruch und Erfüllung, Idee und Realität, einen ewig unaufgehobenen Reſt geſetzt hat. In dieſem Reſte kannſt du Nichts ſein als Hammer oder Ambos.

Doch laut gen Himmel ſchrei'n die ſtummen Klagen,
Bis Gottes und der Heil'gen Zorn erwacht,
Der, wenn er lange Zeit auch ſchien zu ſchlafen,
Erſatz gewährt durch grenzenloſe Strafen.

106.

Nun ſchreien ſie vor Haß und Grimm ſich heiſer,
Und blut'ge Rachethaten drohen ſcharf;
Wie's heißt im Sprichwort: Jeder holt ſich Reiſer
Vom Baume, den der Wind zu Boden warf.
Ein Beiſpiel iſt's für König und für Kaiſer,
Was man von böſem Thun erwarten darf.
Nun freut ſich Groß und Klein, für ſeine Sünden
Beſtraft einmal den Wütherich zu finden.

107.

Und viele laſſen, deren Mütter, Frauen,
Schweſtern und Töchter er zum Tod geſandt,
Jetzt unverſteckt den Geiſt des Aufruhrs ſchauen,
Und kommen, ihn zu tödten, angerannt.
Kaum nur vermögen ihnen vorzubauen
Die Fräulein und des Ritters ſtarke Hand,
Die langſam ihn, in jammervollem Ringen
Mit Noth und Qual, beſchloßen umzubringen.

108.

Druſillens alter Freundin, die ihn haßte,
So ſehr ein Weib nur haßt den ſchlimmſten Mann,
Gibt man ihn nackt, mit einem ſtarken Baſte
Gebunden, den er nimmer ſprengen kann.
Zur Rache röthet ſie für die Erblaßte
Den Leib ihm, daß das Blut herniederrann,
Mit einem Ochſenſtachel, den ihr eben
Ein Bauer, der zugegen war, gegeben.

Naturgeſetz iſt, daß du Täuſchung durch Andere erlebſt und Andere durch dich. Es giebt kein Drittes; das Dritte: die völlig reſtloſe Einheit hat der Don Juan gottbeglückt auch beſeſſen, aber — laßt es ihn ſelbſt erzählen, wie die zwei ſich deckenden Linien nach und nach ſich verrückten. Er erzählt es ſo naiv, daß er ſelbſt nicht ahnt, welchen tiefen Gehalt er erzählt, und eben darum iſt ſeine Geſchichte keine Tendenznovelle, ſondern ein Stück — Naturgeſchichte des Menſchen.

Ferdinand Kürnberger.

* * *

Wir fuhren aus der Kreisſtadt Kolomea auf das Land. Es war Abend und ein Freitag. Der Pole ſagt: Der Freitag iſt ein guter Anfang, aber mein deutſcher Kutſcher, ein Coloniſt aus Mariahilf, behauptete, der Freitag ſei ein Unglückstag, denn an dieſem Tage ſei unſer Herr am Kreuze geſtorben, und habe das Chriſtenthum angefangen.

Diesmal behielt der Deutſche Recht, denn eine halbe Stunde von Kolomea wurden wir von einer Bauernwache angehalten.

Steh! — Den Paß!

Wir ſtanden. Aber der Paß! — Meine Papiere waren freilich in Ordnung, aber wer hatte an meinen Schwaben gedacht! Der ſaß auf ſeinem Kutſchbock, als wenn die Erfindung des Paſſes noch zu machen wäre, ſchnalzte mit der Peitſche und legte friſchen Schwamm in ſeine kurze Pfeife. Der konnte freilich ein Verſchwörer ſein. Sein unverſchämt behagliches Geſicht forderte meine ruſſiſchen Bauern heraus. Paß hatte er keinen, das war richtig, nun zuckten ſie die Achſeln, das war ebenſo richtig.

Ein Verſchwörer, hieß es.

Aber, Freunde, bedenkt doch! — Alles umſonſt.

Ein Verſchwörer!

Mein Schwabe rückt verlegen auf ſeinem Brett und maltraitirt fruchtlos die ruſſiſche Sprache. Alles umſonſt. Die Bauernwache kennt ihre Pflichten. Wer wagt ihr eine Banknote anzubieten? Ich nicht. So werden wir denn zuſammengepackt und einige hundert Schritte weit zu der nächſten Schenke geführt.

Von Weitem ſchien es vor derſelben von Zeit zu Zeit aufzublitzen. Es war die aufwärts genagelte Senſe eines Bauers, der vor der Thür Wache hielt, und grade über dem Rauchfang der Schenke ſtand der Mond und blickte auf den Bauer und ſeine Senſe. Er blickte durch das kleine Fenſter der Schenke und warf ſeine Lichter wie Silbermünzen hinein und füllte die Pfützen vor dem Hauſe mit Silber, um den geizigen Juden zu ärgern. Ich meine den Schenkwirth, der uns auf der Schwelle empfing und ſeine lebhafte Freude über die vornehmen Gäſte dadurch ausdrückte, daß er eine Art monotones Jammergeſchrei ausſtieß.

Er wackelte mit dem Körper auf und ab wie eine Ente, küßte auf meinen rechten Aermel einen Schmutzfleck und der Symmetrie wegen auch auf den linken und ſchalt dabei die Bauern, daß ſie einen ſolchen Herren, einen ſolchen — er wußte keine bezeichnendere Eigenſchaft an mir zu finden — einen ſolchen Herren arretirt und einen ſolchen durch und durch ſchwarzgelben Herren, einen Herren, deſſen Geſicht ſchon ganz ſchwarzgelb ſei und deſſen Seele ganz ſchwarzgelb ſei. Das möchte er auf die Thora beſchwören, und ſchalt und gebärdete ſich, als hätten ſie ihm das ärgſte Unrecht zugefügt.

Ich ließ indeß meinen Schwaben bei den Pferden — die Bauern bewachten ihn — und rettete meine ſchwarzgelbe Seele in die Schenkſtube, wo ſie ſich auf der hölzernen Bank ausſtreckte, die um den großen Ofen lief.

Ich langweilte mich bald, denn Freund Moſchku hatte vollauf zu thun, ſeinen Gäſten Branntwein und Neuigkeiten auszuſchenken, und hüpfte nur ſelten wie ein Floh über den breiten Schenktiſch zu mir, und ſaugte ſich feſt und verſuchte ein gebildetes Geſpräch von Politik und Literatur.

Auch ohne das. Ich langweilte mich und ſah mich in der Schenke um.

Ihr Grundton war Grünſpan.

Die ſpärlich genährte Erdöllampe erfüllte die Schenke mit grünlichem Lichte. Grüner Schimmel an den Wänden, der große viereckige Ofen wie mit Grünſpan lackirt, grünes Moos wuchs aus den Feldſteinparketen Iſraels. Grüner Bodenſatz in den Schnapsgläſern, wirklicher Grünſpan an den kleinen Blechmaßen, aus denen die Bauern tranken, wenn ſie an den Schenktiſch traten und ihre Kupfermünzen hinlegten. Eine grüne Vegetation bedeckte den Käſe, den Moſchku mir vorſetzte, und ſein Weib ſaß im gelben Schlafrock mit großen Grünſpanblumen hinter dem Ofen und ſchläferte ihr blaßgrünes Kind. Grünſpan in dem abgehärmten Geſicht des Juden, Grünſpan um ſeine kleinen, unruhigen Augen, um ſeine dünnen, bewegungsvollen Naſenflügel, in ſeinen höhniſch verzogenen, ſauren Mundwinkeln.

Es giebt Geſichter, welche mit der Zeit Grünſpan anſetzen, es giebt ſolche, und mein Jude hatte ein ſolches Geſicht.

Der Schenktiſch ſtand zwiſchen mir und ſeinen Gäſten. Sie ſaßen Alle um einen ſchmalen, langen Tiſch, meiſt Bauern aus der Umgegend. Sie unterhielten ſich leiſe und ſteckten die zottigen, ſchwermüthigen, grünen Köpfe zuſammen. Einer ſchien mir ein Kirchenſänger. Er führte das große Wort, hatte eine große Doſe, aus der er aber allein ſchnupfte, des nöthigen Reſpectes wegen, und las den Leuten aus einer halbvermoderten, grünen ruſſiſchen Zeitung vor.

Alles leiſe, ernſthaft, würdevoll, und draußen ſang die Bauernwache ein melancholiſches Lied, deſſen Töne aus weiter Ferne zu kommen ſchienen. Wie Geiſter ſchwebten ſie um die Schenke und klagten und ſchienen ſich nicht hinein zu wagen unter die lebenden, flüſternden Menſchen. Die Melancholie floß zu allen Ritzen herein als Moder, Mondlicht und Lied.

Auch meine Langeweile wurde zur Melancholie, zu jener Melancholie, welche den Kleinruſſen ſo eigenthümlich iſt, zu einer männlichen Ergebung in das Gefühl der Nothwendigkeit. Und meine Langeweile war ſo nothwendig als Schlaf und Tod.

Der Kirchenſänger war in ſeiner grünen Zeitung eben bei den Verſtorbenen, Umgekommenen, dem Courszettel, der Eiſenbahnfahrordnung angelangt, als draußen plötzlich Peitſchenknallen, Pferdegetrappel, Menſchenſtimmen wirr durcheinander klangen.

Dann war es ſtille.

Dann hörte man eine fremde Stimme, welche ſich mit jenen der Bauernwachen miſchte. Es war eine lachende, männliche Stimme, es war Muſik in ihr, aber eine fröhliche, kecke, übermüthige Muſik, die vor den Menſchen in der Schenke nicht zurückſchreckte. Sie tönte immer näher, bis ein fremder Mann über die Schwelle trat.

Ich richtete mich auf, aber ich ſah nur ſeine hohe, ſchlanke Geſtalt, denn er trat nach rückwärts in die Schenke, indem er noch immer luſtig zu den Bauern ſprach.

Aber, Freunde, thut mir doch nur den Gefallen und erkennt mich! Bin ich denn ein Emiſſär? Seht mich an! Fährt die Nationalregierung mit vier Pferden auf der Kaiſerſtraße ohne Paß? Geht die Nationalregierung mit einer Pfeiſe im Munde, wie ich? Brüder! Thut mir nur den Gefallen und ſeid geſcheidt!

Jetzt kamen ein paar Bauernköpfe zum Vorſchein und ebenſoviel Hände, welche dieſe Bauernköpfe unter dem Kinn rieben, was ſoviel zu bedeuten hatte als: Den Gefallen thun wir dir nicht, Bruder.

Alſo wirklich nicht? Aber thut mir doch die Gnade und ſeid vernünftig.

Es geht nicht.

Bin ich denn ein Pole? Wollt ihr, daß meine Eltern ſich auf dem ruſſiſchen Kirchhofe zu Czernelica im Grabe umdrehen? Waren meine Ahnen nicht mit Bogdàn Chmielnicki, dem Koſaken, gegen Polen? In wie viel Schlachten? Bei Pilawce, bei Korſun, bei Batow, bei den gelben Wäſſern; haben mit ihm Zbaraz belagert, worin auch die Polen lagen, ſtanden oder ſaßen nach Belieben — aber thut mir den Gefallen, und laßt mich fahren.

Es geht nicht.

Auch nicht, wenn mein Großahn mit Hetman Dorozenko Lemberg belagert hat? Damals, ſag' ich euch, waren die Köpfe der polniſchen Edelleute billiger als Birnen, aber — bleibt geſund und laßt mich fahren.

Es geht nicht.

Es geht nicht! — Wirklich nicht?

Wirklich nicht.

Nun gut, dann bleibt geſund. — Der Fremde ergab ſich männlich der Nothwendigkeit, ohne Klage. Er trat ein, immer noch das Geſicht von mir abgewendet, nickte zu den neuen Entenſtößen des Juden und ſetzte ſich vor den Schenktiſch, den Rücken gegen mich.

Die Jüdin horchte, ſah auf ihn, legte das ſchlafende Kind auf den Ofen und trat an den Schenktiſch.

Sie war ſchön, als Moſchku ſie heimführte, ich wette darauf. Jetzt iſt Alles ſo befremdend ſcharf in ihrem Geſichte. Schmerzen, Schande, Fußtritte, Peitſchenhiebe haben lange in dem Antlitz ihres Volkes gewühlt, bis es dieſen glühend-welken, wehmüthig-höhniſchen, demüthig-rachluſtigen Ausdruck bekam. Sie krümmte ihren hohen Rücken, ihre feinen durchſichtigen Hände ſpielten mit dem Branntweinmaß, ihre Augen hefteten ſich auf den Fremden. Eine glühende, verlangende Seele ſtieg aus dieſen großen, ſchwarzen, wollüſtigen Augen, ein Vampyr aus dem Grabe einer verfaulten Menſchennatur, und ſaugte ſich in das ſchöne Antlitz des Fremden.

Es war wirklich ein ſchönes Antlitz, es neigte ſich über den Schenktiſch zu ihr herüber wie der Mond, aber warf wirkliche Silbermünzen auf den Tiſch und verlangte eine Flaſche Wein.

Geh hinaus! ſagte der Jude zu ſeinem Weibe.

Sie krümmte ſich noch tiefer und ging mit geſchloſſenen Augen, wie Eine, die im Schlafe wandelt; Moſchku aber flüſterte über den Tiſch zu mir: Er iſt ein gefährlicher Menſch, ein gefährlicher Menſch! — und ſchüttelte das vorſichtige Köpfchen mit den dicken, kleinen Stirnlöckchen.

Das machte den Fremden aufmerkſam.

Er wandte ſich raſch herum, erblickte mich, ſtand auf, riß ſeine runde Schaffellmütze vom Kopfe und entſchuldigte ſich in der verbindlichſten Weiſe. Wir begrüßten uns. Die ruſſiſche Menſchenfreundlichkeit hat ſich in Sprache und Sitte ſo verkörpert, daß der Einzelne die zärtlich-ſchmeichelnde Redensart nicht mehr zu überbieten vermag. Aber in der That begrüßten wir uns noch artiger, als es gewöhnlich geſchieht.

Nachdem wir uns gegenſeitig unzählige Male als die elendeſten Knechte bezeichnet hatten und zu den Füßen gefallen waren, ſetzte der Gefährliche ſich mir gegenüber und bat, ſeine Pfeife ſtopfen zu dürfen. Es rauchten die Bauern, es rauchte der Diak, endlich rauchte auch der Ofen, aber er bat, und ich bewilligte Alles aus Erbarmen. Er ſtopfte alſo ſeine lange türkiſche Pfeife.

Dieſe Bauern! ſagte er heiter. Aber ich! Sagen Sie ſelbſt, würden Sie mir das auf hundert Schritte anthun und mich für einen Polen halten?

Gewiß nicht.

Nun ſehen Sie, lieber Bruder, ſetzte er in überſtrömender Dankbarkeit hinzu, aber reden Sie mit Denen da. Er zog einen Feuerſtein aus der Taſche, legte ein kleines Stück Schwamm darauf und ſchlug damit auf ſein Meſſer.

Nun, aber der Jude nennt Sie doch einen gefährlichen Menſchen.

Ja ſo! Er ſah vor ſich auf den Tiſch und lächelte. Mein Moſchku meint — den Weibern. Haben Sie geſehen, wie er ſeine Frau hinausgeſchickt hat? Das fängt ſo leicht Feuer.

Auch der Schwamm fing Feuer. Er legte ihn in die Pfeife und hüllte uns bald in dichte blaue Wolken. Er hatte die Augen beſcheiden niedergeſchlagen und lächelte nur ſo.

Ich hatte Muße, ihn zu betrachten.

Er war offenbar ein Gutsbeſitzer — denn er war ſehr gut gekleidet, ſein Tabaksbeutel reich geſtickt, ſeine Art vornehm — aus der Nähe, oder doch aus dem Kreiſe von Kolomea — denn der Jude kannte ihn; ein Ruſſe, das hatte er gleich geſagt, und war auch nicht ſchwatzhaft genug, um für einen Polen gelten zu können. Es war ein Mann, der den Frauen gefallen konnte.

Er hatte Nichts von jener plumpen Kraft, von jener rohen Schwerfälligkeit, welche andern Völkern als Männlichkeit gilt; er war durchaus edel, ſchlank und ſchön, aber ſeine elaſtiſche Energie, ſeine unverwüſtliche Zähigkeit ſprach aus jeder Bewegung. Das braune, ſchlichte Haar, der etwas gekräuſelte, kurz geſchnittene Vollbart warfen ihre vollen Schatten in ein wetterbraunes, aber wohlgebildetes Geſicht.

Er war nicht ſo ganz jung mehr, aber hatte fröhliche, blaue Augen wie ein Knabe. Unauslöſchliche, gütige Menſchenliebe lag milde in dieſem dunkeln Antlitz, dunkel in ſo viel Linien, welche das Leben tief hineingeſchnitten.

Er ſtand auf und ging ein paar Mal durch die Schenke. Die weiten Hoſen in die faltigen gelben Stiefel geſteckt, den Leib unter dem offenen weiten Rocke mit einer bunten Binde gegürtet, die Pelzmütze am Kopfe, ſah er wie einer jener alten, reichen, tapferen Bojaren aus, welche zu Rathe ſaßen mit Wladimir und Jaroslaw, in die Schlacht zogen mit Igor und Roman.

Den Frauen konnte er gefährlich ſein, ich glaubte es ihm gern, und wie er ſo auf und ab ging und lächelte, war es auch mir ein Vergnügen, ihn anzuſehen. Auch kam die Jüdin mit der Flaſche Wein, ſetzte ſie auf den Tiſch und hockte wieder hinter den Ofen, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet. Mein Bojar kam herbei, ſah die Flaſche an und ſchien etwas zu erwarten.

Eine Flaſche Tokai, ſagte er heiter, iſt noch der beſte Erſatz für das heiße Blut eines Weibes.

Er rieb ſich mit der flachen Hand die Bruſt; es machte mir den Eindruck, als ob ihm etwas auf dem Herzen brenne.

Sie haben gewiß —

Ich fürchtete unzart zu ſein, er aber fiel lebhaft ein: Ein Rendezvous? Freilich! — ſchloß die Augen halb,

109.

Ullania ſammt den Begleiterinnen
Läßt auch die Hände nicht im Schooße ruhn:
Sie wiſſen ſich des Hohnes zu entſinnen
Und wollen Rache, wie die Alte nun.
Nicht reicht die Kraft zum wüthenden Beginnen,
Doch will ihm jede was zu Leide thun;
Und dieſe kratzt ihn, jene will ihn ſteinigen,
Die beißt, die kommt mit Nadeln ihn zu peinigen.

110.

So wie ein Bergſtrom, den ein langer Regen,
Den aufgethauter Schnee ſtolz angeſchwellt:
Er kommt vom Berg, auf der Zerſtörung Wegen,
Mit Baum und Felſenſtück und Halm und Feld.
Zuletzt, wenn ſeine Macht der Zeit erlegen,
Der Stolz ihm ſinkt und ſeine Woge fällt,
So kann ein Weib, ein Kind ihn überſetzen
Und oft dabei nicht einen Fuß benetzen.

111.

So dieſer: wenn man von Marganor'n ſprach,
Da bebten Herzen ſelbſt von Stahl und Eiſen.
Nun kam wer ihm das Horn des Stolzes brach
Und ihm benahm das Stoßen und das Beißen:
Da ſieh, jetzt iſt er Kindern ſchon zur Schmach,
Die ihn am Bart und an den Haaren reißen.
Der Ritter mit den beiden Frauen geht
Zur Feſtung nun, die auf dem Felſen ſteht.

112.

Man übergibt ſie ohne Widerſtreben;
Geplündert wird zum Theil der reiche Schatz,
Zum Theil wird er Ullanien gegeben
Und ihren beiden Frauen, zum Erſatz.

ſtieß dichte Wolken aus der Pfeife und nickte mit dem Kopfe. Ein Rendezvous! Verſtehen Sie mich, und was für ein Rendezvous! O, ich habe Glück bei den Weibern, verſtehen Sie mich, ganz außerordentliches Glück. Gott verzeih' mir die Sünde! Thun Sie mir die Gnade und glauben Sie es mir.

Ich glaube es Ihnen gern.

Nun ſehen Sie. Aber das ſoll wahr bleiben, wie das Sprüchwort ſagt: Was du dem beſten Freunde nicht ſagſt und deinem Weibe nicht ſagſt, ſagſt du dem Fremden auf der Heerſtraße. Mach die Flaſche auf, Moſchku, gieb zwei Gläſer — und Sie erbarmen ſich, trinken mit mir den Tokai und hören meine Liebesabenteuer an, köſtliche, ſeltene Liebesabenteuer, wie ein Autograph von Goliath, dem Philiſter, denn die Silberlinge, um die Judas Iſchariot unſern Herrn verkauft hat, ſind gar nicht ſo ſelten. Das glauben Sie mir aufs Wort, ich habe ſchon ſo viele in Galizien und in Rußland in den Kirchen geſehen, daß er eigentlich keinen ſo ſchlechten Handel gemacht hat. Aber Moſchku!

Der Schenkwirth hüpfte heran, ſtieß ein paar Mal nach rückwärts aus, holte einen Korkzieher aus der Taſche, klopfte das Siegellack herab, nahm die Flaſche zwiſchen die magern Beine und zog unter furchtbaren Verzerrungen des Geſichtes den Kork heraus; blies dann zum Ueberfluß noch einmal in die Flaſche und ſchenkte den gelben Tokai in die reinſten zwei Gläſer, welche in Israel geduldet werden. Der Fremde hob ſein Glas gegen mich: Auf Ihre Geſundheit!

Er meinte es aufrichtig, denn er leerte das große Glas auf einen Zug. Ein Trinker war er nicht, dazu hatte er den Wein zu wenig gekoſtet, an die Zunge genommen, an dem Gaumen emporgeſchnalzt.

Der Jude ſah ihm zu und ſprach ſchüchtern: Das iſt eine Ehre, daß der Herr Wohlthäter wieder einmal bei mir einſprechen. Und wie gut ausſehen; immer noch ganz am Fleck! Moſchku verſuchte ſich bei dieſer Bemerkung die Haltung eines Löwen zu geben, und dazu ſchien es ihm unentbehrlich, ſeine mürben Arme wie die zerbrochenen Henkel einer Vaſe von Pompeji auseinander zu ſpreizen und wie in der Tretmühle die Füße abwechſelnd zu heben und wieder aufzuſtampfen.

Nun, und wie befinden ſich die gnädige Frau Wohlthäterin und die lieben Kinder?

Gut! Gut! Mein Bojar ſchenkte ſich das zweite Glas ein und trank es aus, aber Alles mit niedergeſchlagenen Augen, wie beſchämt. Und als der Jude längſt fort war, blickte er ſchüchtern nach mir herüber und war über und über roth. Lange war er ſtille, rauchte ſo vor ſich hin, ſchenkte mir ein; endlich ſagte er ganz leiſe: Ich muß Ihnen ziemlich lächerlich erſcheinen. Sie denken gewiß, der alte Eſel hat Weib und Kinder zu Hauſe und will mich da von ſeinen

Romanen unterhalten und von Rendezvous und Liebesbriefen. Ich bitte Sie, ſagen Sie gar Nichts, ich weiß es ja doch. Aber ſehen Sie, einmal iſt es eine angenehme Pflicht, einen Fremden zu unterhalten, und da dachte ich — dann wieder — verzeihen Sie — es iſt eigentlich recht ſonderbar. Man begegnet ſich, um ſich vielleicht nie wieder zu ſehen. Man könnte denken, was liegt daran, was der von dir meint. Aber es iſt nicht ſo. Bei mir wenigſtens nicht. Freilich, ich will mich nicht ſchön machen; wer ſo ein Verführer iſt, der iſt es gewiß nur halb aus Wolluſt und halb aus Eitelkeit. Wenn man von meinen Abenteuern Nichts wüßte, wäre ich der unglücklichſte Menſch von der Welt; und da erzähle ich ſie Jedem, und ſie beneiden mich Alle, aber heute habe ich mich lächerlich gemacht.

Ich wendete etwas ein.

Bemühen Sie ſich nicht, es iſt einmal lächerlich, denn Sie kennen ja meine Geſchichte nicht. Der ganze Kreis weiß, was mir paſſirt iſt, aber Sie wiſſen es nicht. Und dann wird man ſo lächerlich eitel, wenn man den Frauen gefällt, lächerlich eitel; will, jeder Menſch ſoll ſo von uns denken, und verſchenkt ſein Geld an die Bettler auf der Straße und ſeine Geſchichten an die Fremden in den Einkehrhäuſern.

O! Es iſt lächerlich. Aber nun muß ich Ihnen doch das Ganze erzählen. Haben Sie die Gnade und hören Sie mich an. Ich weiß nicht, ich habe ſo etwas Zutrauen zu Ihnen.

Nun gut. Und dann, was fangen wir ſonſt an? Karten ſind keine da! — Alſo will ich — aber nein — und doch — bedenken Sie — ein guter Vogel beſchmutzt ſein Neſt nicht. Das ſagt jeder Bauer bei uns. Aber ich bin kein guter Vogel; ich bin ein leichter Vogel, ein luſtiger Vogel! Noch eine Flaſche Tokai, Moſchku! — Ich will Ihnen meine Geſchichte erzählen.

Er ſtützte ſeinen Kopf in die Hände und dachte nach. Es war ſtill. Wieder tönte das grauenhafte Lied der Bauernwache wie eine Todtenklage aus weiter Ferne, bald ganz nahe und leiſe, als ſchwinge die Seele des fremden Mannes in verzweifelten, herzzerreißend ſüßen Melodieen.

Sie ſind alſo verheirathet?

Ja.

Glücklich?

Er lachte. Sein Lachen klang eigenthümlich harmlos, wie das Lachen eines Kindes, aber mich machte es ſchauern, ich weiß nicht, warum.

Glücklich? ſagte er. Was ſoll ich ſagen? Thun Sie mir die Gnade und bedenken Sie einmal, was das iſt: Glück! — Sind Sie Landwirth?

Nein.

Aber Sie verſtehen etwas von der Landwirthſchaft? Gewiß. Nun, ſehen Sie, das Glück, möchte ich ſo ſagen, iſt nicht ein Dorf oder Gut, das einem gehört, ſondern wie eine Pacht. Ich bitte, verſtehen Sie mich, wie eine Pacht. Wer ſich da einrichten will für die

Ewigkeit, wer brach liegen läßt nach der Ordnung, oder gar düngt, oder den Wald ſchont, oder junges Holz ſetzt, oder eine Straße baut — er nahm ſich wie verzweifelt beim Kopfe — Herr Gott! der macht, als hätte er für ſeine Kinder zu ſorgen. Da heißt es, was herausſchlagen, das Jahr oder gar heute, ja nicht morgen. Da heißt es, das Feld ausſaugen, den Wald verwüſten, die Weide ruiniren, Gras wachſen laſſen auf den Wegen, Scheunen, und wenn Alles zu Grunde gerichtet iſt am Ende und der Stall jede Stunde einſtürzen kann — gut! Und auch der Speicher — um ſo beſſer! Oder gar das Wohngebäude — unübertrefflich, unübertrefflich! Der hat's genoſſen, der hat jubilirt! -- Da haben Sie das Glück! Luſtig! Luſtig!

Die neue Flaſche Tokai wurde entkorkt, und er ſchenkte fleißig ein.

Was iſt das Glück? rief er. Der Athemzug, den ich thue. Da — ſehen Sie! — Er hauchte in die Luft. — Da haben Sie ihn! Sehen Sie! Sehen Sie ihn! — Er wies mit dem Finger hin. — Wo iſt er jetzt? — Ein Augenblick, eine Secunde auf der Uhr, einmal klopft der Zeiger — vorbei! Das Lied, das die Wache ſingt! Hören Sie den letzten ſchwellenden Ton, wie er ſich emporhebt und fliegt — und ſchwimmt nur ſo in der Luft. Man meint, er könnte kein Ende nehmen. Er trägt uns fort, fort — immer fort — da — da hat ihn die Nacht verſchlungen — für immer — das iſt Glück.

Wir ſchwiegen Beide einige Zeit.

Endlich ſagte er ziemlich heiter: Verzeihen Sie, darf ich Sie fragen, warum ſind denn alle Ehen unglücklich, oder doch die meiſten? Was wollen Sie mir einwenden?

Ich? Nichts, gar nichts!

Alſo ſehen Sie, es iſt eine Thatſache! Aber ein Menſch, der das, was ſo iſt, annimmt, ohne darüber nachzudenken, oder ſich dagegen zu ſtemmen, der iſt ein ſchwacher Menſch in jeder Beziehung. — Ich meine, man muß tragen, was nothwendig iſt, was ſo beſtimmt iſt, oder was in der Natur liegt, wie allenfalls der Winter oder die Nacht, oder der Tod. Aber iſt es auch nothwendig, daß die Ehen in der Regel unglücklich ſind? Iſt da — nun, Sie verſtehen mich — eine Nothwendigkeit, eine Regel, wenn ich mich ſo ausdrücken darf: ein Geſetz in der Natur?

Mein Mann fragte mit dem Eifer eines Gelehrten, der ſeinen Gegenſtand erörtert. Er war offenbar ſeiner Sache gewiß und ſah mich nicht im Mindeſten ernſthaft, ſondern mit der liebenswürdigſten Neugierde an.

Was macht die meiſten Ehen unglücklich? wiederholte er. Verſtehen Sie mich, Bruder?

Ich ſagte irgend etwas, was man ſo gewöhnlich ſagt.

Er unterbrach mich, entſchuldigte ſich und ſprach weiter.

Verzeihen Sie, aber das haben Sie aus den deutſchen Büchern; es iſt nicht ſo. Sie leſen ſie gerne, das möchte ich glauben — ich auch; aber man bekommt ſo Ideen, ſo Phraſen — nun, Sie verſtehen mich ja. — Da könnte ich auch ſagen: meine Frau war mir nicht genug, oder, ſie hat mich nicht verſtanden, und wie das furchtbar iſt, wenn man ſo nicht verſtanden wird, wie ich ein ſo ganz origineller Menſch bin, ſo ein Original, wie ich ſo ganz originelle Gedanken habe und ſo ganz originelle Gefühle, und wie ich mich ſo enttäuſcht ſehe, und keine Frau finde, die mich verſteht, aber doch immerfort ſuche — ſolche Phraſen, wiſſen Sie — das iſt aber Alles erlogen, Alles erlogen! Ueberhaupt, mein Beſter, haben Sie ſchon bemerkt, wie eigentlich jeder Menſch ein Lügner iſt? Nur giebt es zwei Arten, und danach kann man die Menſchen eintheilen: in ſolche, welche Andere belügen; das ſind die materiellen Menſchen, von denen man in den Büchern lieſ't, und dann die Idealiſten, wie die Deutſchen ſie nennen — die ſich ſelbſt belügen.

Ich geſtehe es, der Mann begann mich immer mehr zu intereſſiren.

Er trank noch ein Glas Tokai und war vollends im Fluß. Seine Augen ſchwammen, ſeine Zunge ſchwamm, und ſeine Worte floſſen nur ſo.

Nun, Herr, was macht die Ehe unglücklich? ſagte er und legte ſeine Hände auf meine Achſeln, als wolle er mich an ſein Herz drücken. — Denken Sie ſich, Herr — die Kinder.

Ich war überraſcht.

Aber, lieber Freund, ſagte ich, ſehen Sie einmal dieſen Juden an, wie elend er da lebt und ſein Weib — würden ſie nicht auseinander laufen wie Hunde, wenn nicht die Kinder wären und die Liebe zu den Kindern?

Er nickte eifrig mit dem Kopfe und hob die Hände flach gegen mich empor, als wollte er mich ſegnen.

So iſt es, ſo iſt es, Bruder! Das eben, das allein — das, das! — Hören Sie nur meine Geſchichte.

Ich war ſo ein Burſche, was ſoll ich Ihnen ſagen — ein Tölpel! Ich fürchtete mich vor den Frauen. Wenn ich zu Pferde war, da war ich ein Mann, oder ich nahm die Büchſe und ging durch das Feld in den Wald, in das Gebirge — ich will Ihnen aber keine Anecdoten erzählen von meinen Jagden — genug, wenn ich dem Bären begegnete, ließ ich ihn ganz nahe kommen und ſagte nur: Hopp, Bruder! — Da ſtand er auf, daß ich ſeinen Athem fühlte, und ich ſchoß ihn grade auf den weißen Fleck hin, in die Bruſt. Aber wenn ich ein Weib ſah, ging ich ihm aus dem Wege. Sprach ſie mich an, wurde ich roth, ſtotterte — ſo ein Tölpel, wiſſen Sie. Ich meinte immer noch, ein Weib habe nur längeres Haar als wir und längere Kleider, und das ſei Alles. So ein Tölpel! Sie wiſſen ja, wie man bei uns iſt. Nicht einmal die

Dienſtleute ſprechen von dieſen Sachen, man wächſ't auf, es kommt einem der Bart beinah, und man weiß nicht, warum einem das Herz ſchlägt, wenn man ſo ein Weib ſieht. So ein Tölpel! ſag' ich Ihnen.

Da meinte ich, ich hätte Amerika entdeckt, oder wenigſtens einen neuen Planeten, wie ich endlich wußte — Gut! Da verliebte ich mich auf einmal. Ich weiß ſelbſt nicht, wie — aber ich langweile Sie gewiß?

Nein, ich bitte —

Gut! Ich verliebte mich. Da hatte mein ſeliger Vater, da hatte er ſo eine Idee, uns tanzen zu laſſen, nämlich meine Schweſter und mich. Da kam ſo ein kleiner Franzoſe mit ſeiner Geige, und dann kamen die Gutsbeſitzer aus der Nähe mit ihren Söhnen und Töchtern. Es war eine luſtige Geſellſchaft von Nachbarn. Jeder kannte den Andern und war guter Dinge, nur ich zitterte am ganzen Leibe. Mein kleiner Franzoſe aber beſinnt ſich nicht, ſtellt ſeine Paare auf, wie's ihm einfällt, erwiſcht mich beim Aermel, erwiſcht auch ein Fräulein von unſern Nachbarn, ein Kind, ſag' ich Ihnen. Sie ſtolperte noch über ihr Kleid und hatte blonde Zöpfe bis zum Rücken hinab.

Da ſtanden wir nun, und ſie hielt meine Hand — denn ich — ich war Ihnen todt; ſo tanzen wir, aber ich ſehe ſie gar nicht an, nur unſere Hände brennen ſo ineinander! Bis zuletzt, da heißt es: Meſſieurs! Man tritt vor ſeine Dame, klappt die Abſätze zuſammen, läßt den Kopf auf die Bruſt fallen, wie wenn er abgehackt wäre, macht ſeinen Arm krumm, nimmt ſie bei den Fingerſpitzen und küßt die Hand. Das Blut ſchoß mir zu Kopfe. Sie machte einen Knix, und wie ich meinen Kopf hob, war ſie ganz roth und hatte Augen — was für Augen!

Er ſchloß die ſeinen und lehnte ſich zurück.

Bravo, Meſſieurs! — Ich war erlöſ't. Von da an tanzte ich nicht mehr mit ihr.

Sie war die Tochter eines Nachbars. Schön! — Was ſoll ich Ihnen ſagen — ſchön! So vornehm, möchte ich ſagen. — Jede Woche war eine Tanzſtunde. Ich ſprach nicht einmal mit ihr, aber wenn ſie ſo den Koſak tanzte, den Arm zierlich eingeſtemmt, ſtachen meine Augen nur ſo in ſie, und ſah ſie dann auf mich, pfiff ich wohl und drehte mich auf dem Abſatz um. Die andern jungen Herren leckten ihre Finger wie Zucker, verrenkten ſich Hände und Füße, um ihr Taſchentuch zu erwiſchen, ſie aber warf die Zöpfe zurück und blickte auf mich.

Wenn ſie davonfuhr, da war ich ein Held, wenn ich die Treppe hinableuchtete und unten ſtehen blieb. Da wickelte ſie ſich behaglich ein, zog den Schleier herab, nickte Allen freundlich zu, daß mir der Neid im Magen brannte und wenn die Glöckchen nur noch ſo aus der Ferne klangen, ſtand ich noch da und hielt mein Licht in der Hand, ganz krumm, das tropfte nur. So ein Tölpel, ſag' ich Ihnen.

Auch den verlornen Goldſchild, und daneben
Die drei aus Norden, finden ſie im Platz,
Die Kön'ge, die, wie ihr wohl ſchon vernommen,
Zu Fuß und ohne Waffen hergekommen.

113.

Sie gingen zwar mit der Geſandtin immer,
Die man ſo fern zum Kaiſer gehen hieß;
Doch ſtiegen ſie, bewehrt, zu Roſſe nimmer,
Seit Bradamante ſie zu Boden ſtieß.
Ich weiß nicht, war es beſſer oder ſchlimmer,
Daß ſie ſo wehrlos ſich begleiten ließ:
Zwar beſſer war's, wenn ſie ihr beigeſprungen,
Doch ſchlimmer, wenn auch dieſer Kampf mißlungen.

114.

Mann hätte ſie alsdann, wie alle jene,
Die mit Bewehrten kamen zum Geleit,
Elend geſchleppt zum Grab der beiden Söhne
Und dort dem grauſen Opfertod geweiht.
's iſt leichter doch, wenn man das minder Schöne,
Das minder Ehrbare den Blicken beut;
Und die und jede Schande wird vergeben,
Wofern's nur heißt, es ſei mit Zwang geſchehen.

115.

Eh' nun die beiden Frau'n zu Roſſe ſteigen,
Wird mit den Männern feierlich getagt:
So Land als Herrſchaft ſei den Frauen eigen,
Dieß wird verlangt, und eidlich zugeſagt;
Und ſchweren Strafen ſoll ſich jeder beugen,
Der ſich dagegen aufzulehnen wagt.
Kurz, alles was die Männer ſonſt verwalten,
Spricht dieß Geſetz, ſoll hier die Frau erhalten.

Dann waren die Tanzſtunden zu Ende, und ich ſah ſie lange nicht.

Da wachte ich Nachts auf und hatte geweint, und wußte nicht warum; da lernte ich verliebte Gedichte auswendig und ſagte ſie tüchtig her, Alles meinem Kleiderſtock; da hatte ich Muth und phantaſirte, nahm die Guitarre und ſang, daß unſer alter Jagdhund unter dem Ofen hervorkroch, die Naſe zum Himmel hob und heulte.

Dann kam mir im Frühjahr die Idee, auf die Jagd zu gehen. Streife ſo im Gebirge, lege mich über eine Schlucht, und wie ich ſo liege, da brechen die Zweige und kommt das Dickicht herab ein großer Bär, langſam, ganz langſam. — Ich bin ganz ſtille, und im Walde iſt es ſtille — und ein Rabe fliegt über mir und ſchreit. — Da faßt mich eine namenloſe Angſt, ich mache das Kreuz und athme nicht einmal, und wie er hinab iſt — laufe ich, was ich laufen kann.

Da war dann der Jahrmarkt — verzeihen Sie, ich erzähle Ihnen wohl Alles erbärmlich durcheinander — da fahr' ich denn auf den Jahrmarkt, und wie ich ſo gehe, iſt ſie auch da. — Richtig! Ich vergeſſe zu ſagen, wie ſie heißt: — Nikolaja Senkow alſo. Einen Gang hatte ſie jetzt, wie eine Fürſtin, und auch die Zöpfe hingen ihr nicht mehr herab, ſondern lagen auf ihrem Haupte wie ein goldener Reif, und ihr Gang war ſo frei, ſie wiegte ſich, und die Falten ihres Kleides rauſchten ſo anmuthig — man konnte ſich in dieſes

Rauſchen allein verlieben. — Da lärmt der Jahrmarkt rings herum, da traben die Bauern in ihren ſchweren Stiefeln, da ſchießen die Juden durch das Gedränge, das ſchreit, und jammert, und lacht, und die Buben haben kleine hölzerne Pfeifchen gekauft und pfeifen. Aber ſie hat mich gleich geſehen.

Da faſſ' ich mir ein Herz, ſehe mich um und denke: Halt! Du giebſt ihr die Sonne! Das wird ſie freuen! Was kannſt du mehr geben? — Verzeihen Sie, es war eine Sonne von Lebzelten, prächtig vergoldet, ſag' ich Ihnen. Sie fiel mir von Weitem auf und machte ein erſtauntes Geſicht, wie unſer Pfarrer, wenn er Jemand umſonſt begraben ſoll. Gut, ich habe diesmal Courage wie der Teufel, gehe, werfe meinen Zwanziger hin — es war mein einziger — und kaufe die Sonne; mache dann große Schritte und erwiſche mein Fräulein richtig bei einer Falte — was eigentlich recht unanſtändig war, aber ſo iſt man, wenn man verliebt iſt, ganz unanſtändig! — erwiſche ſie und präſentire ihr die Sonne, und was denken Sie, was thut meine Nikolaja?

Sie bedankt ſich wohl?

Bedankt ſich? — Sie — ſie lacht mir ins Geſicht, lacht auch ihr Vater, lacht ihre Mutter, lachen ihre Schweſtern und Baſen, alle Senkows lachen! Mir iſt zu Muthe, wie an der Schlucht dort, wie der Bär ſo langſam kommt. Ich möchte laufen, aber ich ſchäme mich. — Die Senkows aber lachen ſo fort. —

Es ſind reiche Leute, und wir waren ebenſo — wir hatten unſer Auskommen. — Da ſtecke ich beide Hände in die Taſche und ſpreche: Das iſt nicht ſchön, Pana Nikolaja, daß Sie ſo lachen. Mein Vater hat mir Nichts gegeben als den Zwanziger für den Jahrmarkt, den hab' ich für Sie hingeworfen, wie ein Fürſt, wenn er ſeine zwanzig Dörfer nimmt und Ihnen ſo hinwirft — haben Sie die Gnade alſo. — Ich konnte nicht weiter — mir kamen die hellen Thränen. So ein ganzer Tölpel, ſag' ich Ihnen. Aber die Pana Nikolaja nimmt meine Sonne ſo mit beiden Händen an die Bruſt und ſieht mich an. Ihre Augen waren ſo groß, ſo weit — die ganze Welt ſchien mir nicht ſo weit — und ſo tief! Es zog einen ſo hinein, und ſie bat mich, mit ihren Augen bat ſie mich, ihre Lippen zuckten nur ſo.

Da ſchrei' ich auf: O! was für ein Tölpel bin ich, Pana Nikolaja! Die Sonne möchte ich jetzt herunterreißen vom Himmel, Gottes wahrhaftige, lichte Sonne, und Ihnen zu Füßen legen, lachen Sie mich nur aus, lachen Sie. — Da kommt ein polniſcher Graf gefahren. Sechs Pferde hat er vorgeſpannt und ſitzt auf dem Bock mit der Peitſche, fliegt nur ſo hin, ſag' ich Ihnen, auf ſeiner Britſchka, mitten durch den Jahrmarkt. Ein Unſinn! Fährt da ſo ſchnell. Das ſchreit nur, ein Jude kugelt ſich am Boden, meine Senkows ergreifen die Flucht, nur Nikolaja ſteht ſtarr, hebt nur die Hand gegen die Pferde, ich ſie um den Leib und trage ſie, Nikolaja die Hände um meinen Hals. Alles ſchreit, ich aber möchte tanzen mit ihr auf dem Arme — da iſt der Graf auch vorbei mit ſeiner Britſchka — das Mädchen aus meinen Armen — ein Moment, ſag' ich Ihnen! — Polak das! Fährt da ſo ſchnell.

Aber ich erzähle Ihnen das Alles, wie ich es erlebt habe, ich will mich kurz faſſen.

Nein! Nein! Fahren Sie nur ſo fort. — Ich ſtreckte mich auf meiner Bank aus. Er ſtopfte ſich eine neue Pfeife.

Es iſt ſo Alles eins, meinte er, Arreſtanten ſind wir einmal, alſo hören Sie die Geſchichte zu Ende.

Da hat uns der polniſche Graf getrennt von der tapferen Familie. Meine Senkows waren in alle vier Winde zerſtreut. Glauben Sie, ich habe ſie geſucht? Pana Nikolaja hängt ſich in mich ein, ganz ſanft, und ich führe ſie zu ihren Leuten, das heißt, ich ſehe mich immer um, damit ich ſie von Weitem entdecke, und noch zu rechter Zeit in eine andere Gaſſe von Marktbuden einbiegen kann. Ich hebe meinen Kopf ſtolz wie ein Koſak, und wir plaudern. Was gleich? Da ſitzt ein Weib und verkauft Kannen. Pana Nikolaja behauptet, die irdenen Kannen ſind beſſer für das Waſſer, und ich, die hölzernen, nur um ſo zu reden; ſie lobt die franzöſiſchen Bücher, und ich die deutſchen; ſie die Hunde, ich die Katzen, und ich widerſprach nur, um ſie reden zu hören, ſo allerliebſt! Und wenn ſie zornig wurde — dieſe Stimme! — Wie Muſik, ſag' ich Ihnen!

Endlich hatten mich die Senkows umſtellt wie ein Wild, es war nicht mehr auszuweichen, da liefen wir dem Vater Senkow grade in die Arme. Der wollte gleich nach Hauſe fahren. Gut! Ich hatte jetzt meine Courage beiſammen, ſchrie den Kutſcher recht an und ſage ihm dann, wie er fahren ſoll. Hebe zuerſt Madame Senkow in den Wagen, ſtoße dann Vater Senkow, der einſteigt, ſo hinterrücks — wiſſen Sie — hinein, Alles, damit ich mich dann auf ein Knie niederlaſſen, Nikolaja auf das andere ihren Fuß ſetzen und auf ihren Sitz ſpringen kann. Kommen noch die Schweſtern und Baſen, küſſe noch ein halbes Dutzend Hände, der Kutſcher peitſcht in die Pferde, fort ſind ſie.

Es iſt wirklich — Sie verzeihen — wenn ich nur könnte — ſo eine ſchlechte Gewohnheit — ſo zu erzählen. Aber ich fahre lieber fort, ſonſt halte ich noch mehr auf. Endlich ſind wir ja Arreſtanten.

Alſo der Jahrmarkt!

Da hatte ich mich verkauft, mich, wie ich da bin. Da ging ich herum wie ein Thier, das ſeinen Herrn verloren hat. Ganz verloren war ich.

Den nächſten Tag ritt ich hinaus auf das Dorf der Senkows, wurde gut empfangen. Nikolaja war ernſter als ſonſt, ließ das Köpfchen etwas hängen. Auch ich wurde traurig, ſah ſie an und dachte: Was biſt du ſo? Ich bin dein, deine Sache, dein Geſchöpf, mache mit mir was du willſt, ich bin dein, lache doch! — Ich dachte gar nicht, daß ſie etwas Mehr wünſchen könnte.

Ich ritt jetzt oft hinaus zu den Senkows.

Einmal ſagte ich zu Nikolaja: Erlauben Sie mir, daß ich nicht mehr lüge.

Sie ſah mich erſtaunt an.

Sie lügen?

Da ſage ich Ihnen, ich bin Ihr Knecht, meine Seele gehört Ihnen; da falle ich Ihnen zu Füßen, küſſe Ihre Fußſtapfen, und bin es nicht und thue es nicht. Erlauben Sie, daß ich nicht mehr lüge. —

Glauben Sie mir, ich — ich hörte noch in derſelben Stunde auf zu lügen.

Nach einiger Zeit ſagte unſer alter Koſak ſo zu den Dienſtleuten: Unſer junger Herr iſt jetzt andächtig geworden, hat der förmliche Flecke auf den Knieen. — So! Jetzt muß ich Ihnen von einem Hunde erzählen.

Die Senkows hatten ihr Dorf näher dem Gebirge als wir. — Sie hatten zahlreiche Schafe im Freien auf der Weide, nach dem tiefen Walde. Der Lagerplatz war von einem tüchtigen Zaun eingeſchloſſen. Da machten die Hirten Nachts ihr Feuer, hatten ihre Stöcke mit Eiſen beſchlagen, ſogar eine alte Entenflinte mit einem Lauf und ein paar Wolfshunde. Alles, wie geſagt, weil es nahe dem Gebirge war, und die Wölfe und Bären liefen dort herum wie die Hühner, und wären zahlreich und vermehrten ſich in einer Weiſe wie die Juden.

Da war ein ſchwarzer Wolfshund.

Sie nannten ihn Kohle.

Er war auch kohlſchwarz, und ſeine Augen funkelten wie Kohlen.

Der war der Freund meiner — verzeihen Sie — was ſag' ich da.

Er erröthete etwas und ſenkte den Blick.

Alſo Kohle war der Freund der Pana Nikolaja. Wie ſie noch ein kleines Eichen war, im warmen Sande lag, da kam Kohle — ſelbſt ein Kind — zu ihr und leckte ſie, ſo mit der Zunge gleich über das ganze Geſicht, und das Kindchen legte ihm die Fingerchen zwiſchen die großen Zähne und lachte, und mein Hund lachte auch.

Dann wuchſen ſie beide auf. Kohle wurde groß und ſtark wie ein Bär. Nikolaja konnte nicht ſo ſchnell nachkommen, aber lieb hatten ſie ſich immerfort. Und als Kohle zu den Schafen kam — nicht daß man ihn hingab. Laſſen Sie ſich das ſagen. Er war ſo großmüthig von Natur, er mußte immer etwas zu beſchützen haben. Auf Meilen war kein Thier wie er.

Wenn er einen Hund zerriß, ſo war es, weil er einen andern gebiſſen hatte. Ihm wich der Wolf aus, und der Bär blieb aus, wenn er Wache hielt.

So fiel es meinem Kohle ein, die Schafe zu beſchützen. Das waren ſo recht arme, ängſtliche Thiere, ſo recht für meinen Kohle. Er kam alſo zu ihnen und machte fortan nur noch Beſuche im Herrenhauſe; und wenn er zurückkam, da drängten ſich die Lämmer um ihn und grüßten ihn, und er leckte nur ſo nach links und nach rechts mit ſeiner rothen Zunge, als wollte er ſagen: Iſt ſchon gut! Ich weiß ſchon! — Nikolaja machte alſo jetzt auch ihre Beſuche in der Hürde und ſie nahmen es beide genau. Wenn das Kind einmal ausblieb, ſchmollte der Hund und lief einmal, ſtatt in den Hof, in den Wald, wo er ſich den Spaß machte, dem Wolfe ſein Weib zu verführen.

Es war ein majeſtätiſches Thier. Wenn Nikolaja kam, trieb er ihr die kleinen Lämmchen zu. Sie ſetzte ſich auf ſeinen Rücken, und er trug ſie ſo leicht, was leicht — ſtolz! Er wußte, was er trug.

Wie ich Kohle kennen lernte, war er alt, hatte ſchlechte Zähne, ein lahmes Bein, ſchlief oft, und es geſchah, daß da und dort ein Lamm verloren ging.

Um dieſe Zeit ſprach man in unſerer Gegend viel von einem Bären, einem ungeheuren Bären, ſag' ich Ihnen, der ſich auch bei den Senkows ſehen ließ.

Ich dachte gleich an meinen Bären in der Schlucht und ſchämte mich etwas.

Einmal reite ich wieder zu den Senkows; da laufen mir Bauern über den Weg, rennen gegen die Hürde — ein Tumult — ich ſporne mein Pferd, von Weitem höre ich: — Der Bär! Der Bär! — Die Angſt kommt mir, ich jage nur hin, ſpringe vom Pferd da ſteht ein Haufe Volk — Nikolaja liegt am Boden, den Wolfshund in den Armen, und ſchluchzt. Die Leute ſtehen herum und flüſtern nur.

Der Bär war da, der große Bär, und holt' ein Lamm. Die Hirten, die Hunde rühren ſich nicht, heulen nur aus Leibeskräften, das Fräulein ſchreit auf, Kohle ſchämt ſich und ſpringt mit ſeinem lahmen Bein über den Zaun, grade hin auf den Bären.

Seine Zähne ſind ſtumpf. Er packt den Bären, der Bär ihn — die Hirten rennen heraus mit der Flinte, der Bär flieht, das Lamm iſt gerettet. Kohle aber ſchleppt ſich nur einige Schritte und fällt, wie ein Held, ſag' ich Ihnen — Nikolaja wirft ſich über ihn, ſchließt den Wolfshund an ihre Bruſt. Ihre Thränen fließen bis auf ſeinen Kopf, er ſieht hinauf zu ihr, zieht noch einmal Luſt — es iſt zu Ende.

Ich habe ein Gefühl, wie wenn ich einen Mord begangen hätte. Laſſen Sie ihn, Pana Nikolaja, ſag' ich; ſie aber hebt die Augen voll Thränen zu mir und ſagt: Sie ſind ein harter Menſch, Demetrius, — ſo heiße ich nämlich. — Ich ein harter Menſch! Denken Sie!

Ich gebe mein Pferd den Hirten, nehme mir ein langes Meſſer, ſchleife es noch, nehme die alte Flinte, ziehe die Ladung heraus, lade ſie wieder ſelbſt. Noch eine Hand voll Pulver und gehacktes Blei in den Sack, und fort — in das Gebirge.

Ich wußte, daß er durch die Schlucht kommen werde.

Der Bär?

So iſt es. Ihn erwartete ich ja. Ich ſtellte mich in die Schlucht, dort war an ein Ausweichen nicht zu denken. Die Wände fielen nur ſo gleich ab, ſteil, ſteinhart. Oben ſtanden die Bäume, aber keiner ließ ſeine Wurzel ſo weit herab, daß man ſie mit der Hand erreichen und ſich hinaufſchwingen konnte.

Er kann nicht ausweichen — und er kehrt auch nicht um — und ich auch nicht!

So ſtehe ich denn und erwarte ihn.

Waren Sie je einſam? — Wiſſen Sie, was das heißt, Jemand erwarten? — Hier aber ſtand ich im einſamen Urwald, und ein Bär war es, den ich erwartete.

Komiſche Vorſicht, kopfloſe Klugheit der Aufregung! Da ſtieß ich noch einmal meinen Ladſtock in den Lauf, damit die Kugel feſtſitze.

Ich weiß nicht, wie lange ich gewartet.

Es war einſam, unendlich einſam.

Da raſchelt das Laub hoch oben in der Schlucht Schritt für Schritt, wie die ſchweren Stiefel eines Bauern. Jetzt brummt er vor ſich hin.

Da iſt er.

Er ſieht mich und hält ſtille.

Ich trete noch einen Schritt vor und ſpanne — was ſpannen? — will den Hahn ſpannen. Greiſe herum, finde nicht — kein Hahn an der Flinte!

Ich mache nur das Kreuz, werfe den Rock ab, wickle ihn um den linken Arm. — Der Bär kommt auch ſchon.

116.

Auch ſchwören ſie, hier keinen aufzunehmen,
Und gäb' es auch den allerhärtſten Strauß,
Und ob nun Ritter oder Knechte kämen,
Sie nicht zu laſſen in das kleinſte Haus,
Eh' ſie zum ſtärkſten Schwure ſich bequemen
Bei Gott und allen Heil'gen dieſes Gau's,
Für alle Ewigkeit der Frauen Freunde
Und Feinde zu verharren ihrer Feinde;

117.

Und wenn ſie ſchon im Joch der Ehe wallen,
Und wenn ſie früher oder ſpäter frei'n,
Den Weibern als gehorſame Vaſallen
Beſtändig ihren Willen ganz zu weihn.
Marfiſa droht, eh' noch die Blätter fallen,
Vor Jahresablauf wieder hier zu ſein,
Und fände ſie die Satzung nicht in Ehren,
Den Ort mit Schwert und Feuer zu verheeren.

118.

Druſillen zieht man noch, die leidenreiche,
Aus einem ſchlechten Ort voll Schmutz und Koth,
Und gibt Ein Grab ihr mit des Gatten Leiche,
So ſchön als die Gelegenheit es bot.
Die Alte färbt durch wackre Stöß' und Streiche
Marganor's Rücken unabläßig roth.
Es ſchmerzt ſie nur, daß ihr die Kräfte fehlen,
Den Unhold ohne Stilleſtand zu quälen.

119.

Auf einem Platz, bei einem Tempel ſehen
Die Frauen eine Säule angebracht,
Und drauf die tolle, ſchnöde Satzung ſtehen,
Die dieſer grauſame Tyrann gemacht.

Hopp, Bruder! rufe ich. Aber er hört gar nicht auf mich, ſieht mich auch nicht an.

Halt, Bruder, ich will dich Ruſſiſch lehren!

Drehe meine Flinte um und haue mit aller Kraft über ſeine Schnauze. Der brüllt, ſteht auf, ich den linken Arm in ſeine Zähne, das Meſſer in ſein Herz, er die Tatzen um mich.

Das Blut ſtürzt über mich wie eine Welle — die Welt geht unter.

Er ſaß eine Weile, ſtützte den Kopf, ſchwieg.

Dann ſchlug er mit der flachen Hand leicht auf den Tiſch und ſprach lächelnd: Da hab' ich Ihnen richtig ſo eine Anekdote erzählt. Aber ſie ſollen ſeine Tatzen ſehen. Erlauben Sie, daß ich mein Hemd aufmache.

Er zog es auseinander und zeigte an jeder Seite ſeiner Bruſt eine Narbe wie die eingedrückte, weiße Hand eines rieſigen Menſchen.

Er hat mich gut gefaßt.

Die Gläſer waren leer. Ich winkte Moſchku, eine neue Flaſche zu bringen.

So fanden mich alſo die Bauern, fuhr mein Bojar fort, aber laſſen wir das. Ich lag alſo lange im Hauſe bei den Senkows im Fieber. Wenn ich bei Tage zu mir kam, ſaßen ſie um mich, auch meine Leute, wie um einen Sterbenden, aber Vater Senkow ſagte: Nun, es geht ja gut, und Nikolaja lachte. Einmal erwachte ich Nachts und ſehe mich um. Da brennt nur eine einſame Lampe. Nikolaja liegt auf den Knieen und betet.

Genug davon! Es iſt vorbei, nur manchmal kommt es noch im Traum. Genug! Sie ſehen, ich bin nicht geſtorben.

Jetzt kam Vater Senkow oft zu uns auf ſeiner Britſchka, und mein Vater wieder hinüber, die Frauen nicht ſelten mit. Die alten Leute flüſterten, und kam ich dazu, ſo lächelte Senkow, zwickerte mit den Augen und bot mir eine Priſe.

Nikolaja — liebte mich! So herzlich! Glauben Sie mir. Ich glaubte es wenigſtens, und auch — die alten Leute glaubten es.

So wurde ſie denn mein Weib.

Mein Vater übergab mir die Wirthſchaft. Senkow gab ſeiner Tochter ein ganzes Dorf.

Die Hochzeit war in Czernelica. Alles betrunken, ſag' ich Ihnen, mein Vater tanzte mit Madame Senkow den Koſak.

Am nächſten Abend — ſie ſuchten noch Alle, wie die Todten am jüngſten Tage, ihre Glieder zuſammen und fanden ſie nicht — ſpannte ich ſelbſt ſechs Pferde, alle weiß wie Tauben, vor meinen Wagen. Das glänzende, langhaarige Fell meines todten Bären lag über den Sitz gebreitet, die Tatzen mit vergoldeten Nägeln bis auf den Wagentritt herab von jeder Seite; der große Kopf mit funkelnden Augen wie lebendig zu den Füßen. Meine Leute, Bauern, Koſaken zu Pferde, Fackeln, Brände in den Händen; ich mein Weib im rothen Hermelinpelz auf die Schulter und trage ſie in den Wagen. Meine Leute jauchzen, ſie ſitzt wie eine Fürſtin in dem Pelz des Bären, die kleinen Füße auf ſeinem großen Kopfe. Mein Volk zu Pferde um uns — ſo führe ich die Herrin in ihr Haus.

Es iſt auch ſo eine große Dummheit, die man in den deutſchen Büchern lieſ't, von dem Himmel der Liebe und dann die Abgötterei, die man mit der Jungfrau treibt.

Wie etwa Schiller in der —

Ich bitte Sie, Sie werden mir doch nicht etwas von Herrn von Schiller aufſagen? Erbarmen Sie ſich!

Nur eine Stelle, wiſſen Sie —

Verzeihen Sie —

> Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
> Reißt der ſchöne Wahn entzwei!

declamirte ich erbarmungslos.

Da hat er einmal Recht, der Herr von Schiller, ſagte der Landedelmann, ein ſchöner Wahn das. Das wäre etwas, wenn die Jungfrau die Krone der Schöpfung wäre, und die Liebe das ſchöne dumme Gefühl, das man allenfalls für ſo ein Mädchen hat. Auch mir riß der Wahn entzwei.

Wie ſie mein Weib war, da hatte ich erſt den Muth ſie zu lieben, und ſie mich. Meine Liebe und ihre Liebe wuchſen wie Zwillinge.

Pana Nikolaja küßte ich die Hände, meinem Weib die Füße und biß oft nur ſo hinein, daß ſie ſchrie und mich ins Geſicht trat.

Jetzt verſtand ich, warum man niederkniet und anbetet das Weib mit dem Kinde, aber ſie haben auch aus ihr eine Jungfrau gemacht, die Hausthiere unſeres Herrgottes.

Sehen Sie, das Mädchen iſt eine Sclavin ihres Hauſes. Mancher Vater rechnet ſie zu ſeinen Gütern. Aber die Frau! — Jeden Augenblick kann ſie mich verlaſſen. Hab' ich Recht? Sie wählt, wie ich wähle. Dann ſagen ſie: Du holdes Kind! Alſo ein ſo buttergelbes Entchen da iſt meines Gleichen. Thun Sie mir den Gefallen und bedenken Sie das.

Die Liebe von Mann und Weib iſt die Ehe. Ich meine die Ehe, wie die Natur ſie ſchließt.

Ueberhaupt, was hat man?

Belieben Sie nur, dieſes Leben etwas zu betrachten. Ein ſeltſamer Text —

Er horchte einen Augenblick auf das Lied der Bauernwache.

Und da die Melodie dazu.

Da haben die Deutſchen ihren Fauſt, und auch die Engländer haben ſo ein Buch. — Bei uns weiß das jeder Bauer. Es iſt wie eine Ahnung, die über ihn kommt, was das Leben iſt.

Was macht unſer Volk ſo melancholiſch?

Die Ebene.

Sie gießt ſich aus wie das Meer, und wogt im

Winde wie das Meer. Der Himmel taucht in ſie — wie in das Meer — ſie umgiebt den Menſchen ſchweigend wie die Unendlichkeit, fremd wie die Natur. Er möchte zu ihr ſprechen und von ihr Antwort bekommen. Wie ein Schrei des Schmerzes entringt ſich das Lied ſeiner Bruſt und ſtirbt unbeantwortet wie ein Seufzer.

Da iſt dem Menſchen ſo ſeltſam. Gehört er nicht zu ihr? Hat ſie ihn nicht geſchaffen? Hat ſie ihn unterworfen nur? — Hat er ſie verlaſſen? Stößt ſie ihn von ſich?

Sie giebt ihm keine Antwort.

Aus ſeinem Grabe wächſ't ein Baum. Sperlinge ſchreien auf den Aeſten. — Soll das eine Antwort ſein?

Er ſieht den Ameiſen zu, wie ſie in langen Karawanen mit Eiern beladen durch den warmen Sand ziehen und zurück; da hat er ſeine Welt — ein Wimmeln auf dem kleinſten Raum, ein raſtloſes Bemühen um — Nichts. Er fühlt ſich verlaſſen, ihm iſt, als könnte er jeden Augenblick vergeſſen, daß er lebt.

Da ſpricht im Weibe die Natur zu ihm: Du biſt mein Kind. Du fürchteſt mich wie den Tod, aber hier bin ich wie du. Küſſe mich! Ich liebe dich, komm! Schaffe mit mir an dem Räthſel des Lebens, das dich ängſtigt. Komm! Ich liebe dich!

Er ſchwieg eine Weile, dann fuhr er fort.

Ich und Nikolaja, wie glücklich waren wir. Wenn die Eltern kamen oder die Nachbarn, da hätten Sie ſehen ſollen, wie ſie commandirte im Haus, und Alles gehorchte ihr. Die Dienſtleute duckten ſich wie die Enten auf dem Waſſer, wenn ſie nur auf ſie hinſah. Einmal wirft mein junger Koſak ein Dutzend Teller hin. Trägt ſie richtig bis an das Kinn hinauf — wirft ſie hin. Mein Weib die Peitſche vom Nagel. Nun — wenn die Herrin ihn peitſcht, ſagt er, will er täglich ein Dutzend Teller zerbrechen — verſtehen Sie?

Und beide fangen an zu lachen.

Da kamen auch die Nachbarn.

Zu mir waren ſie alle heiligen Zeiten gekommen, das heißt etwa zu Oſtern auf ein Geweihtes. Aber jetzt ſuchten ſie es etwa gut zu machen. Alle kamen ſie, ſag' ich Ihnen.

Da war der penſionirte Lieutenant Mack. Er kannte den Schiller auswendig, war aber ſonſt ein guter Menſch. Es war nur das Unglück mit ihm, daß er gern trank. Wiſſen Sie, nicht daß er etwa betrunken wurde und man ihn unter das Sopha werfen konnte. Was meinen Sie? Da ſtellte er ſich Ihnen mitten in das Zimmer, der kleine, dicke, rothe Kerl, und declamirte Ihnen allenfalls den Kampf mit dem Drachen, und wenn er nüchtern war — bedenken Sie — erzählte er uns die ganzen franzöſiſchen Kriege. Sagen Sie ſelbſt, was war da zu machen.

Dann kam der Baron Schebicki. Kennen Sie ihn nicht? — Eigentlich hieß der Alte Schebig, Salomon Schebig, war ein Jude, ging mit dem Pünkel, kaufte und verkaufte, machte den Lieferanten für das Aerar, kaufte ein Gut und nannte ſich Schebigſtein. Heißt einer Lichtenſtein, ſagte er, warum ſoll ich nicht heißen Schebigſtein? Und der Sohn wurde Baron, und nennt ſich Raphael Schebicki. Lacht Ihnen immerfort! Sagen Sie ihm: Erweiſen Sie mir die Ehre, mich zu beſuchen — lacht er ſo, und ſagen Sie ihm: Belieben, da iſt die Thüre, Paſchol! — lacht er auch ſo. Und jeder hübſchen Frau will er gleich Kleider bringen von Brody und einen Shawl von Paris; trinkt immer nur Waſſer, geht täglich ins Dampfbad, trägt eine große goldene Kette auf der rothen Sammtweſte und macht immer das Kreuz vor der Suppe und nach Tiſch.

Dann der Edelmann Domboski, ein langer Pole mit rothen Augen, ſchwermüthigem Schnurrbart und leeren Taſchen, der immer für die armen Emigranten ſammelt, Jeden, den er das zweite Mal ſieht, ungeſtüm an ſein Herz drückt und zärtlich küßt; wenn er ein Glas zu viel hat, ungezählte Thränen vergießt, „Noch iſt Polen nicht verloren“ ſingt, Jeden einzeln unter den Arm nimmt, um ihm die ganze polniſche Verſchwörung anzuvertrauen; wenn er endlich luſtig iſt, ein „Vivat, lieben wir uns!“ ausbringt und aus den ſchmutzigen Schuhen der Frauen trinkt.

Der hochwürdige Herr Maziek, ſo ein gerechter Landpfarrer, der fand für Alles einen Troſt, für Geburt, Tod und Heirath. Am Meiſten pries er jedoch, die ſelig im Herren entſchlafen. Auch die Kirche habe ſie durch das Symbol einer höheren Taxe ausgezeichnet. Wenn er etwas behaupten wollte, ſagte er ſtets „Fegefeuer!" wie ein anderer „bei Gott", oder „mein Ehrenwort".

Dann der gelehrte Thadeus Katernoya, der ſeit elf Jahren das Doctorat machen will, und denken Sie, noch dazu der Philoſophie. Der Gutsbeſitzer Leon Bodoſchkan, ein wahrer Freund, und andere luſtige Edelleute.

Luſtig! Luſtig, wie ein Schwarm Bienen, aber vor ihr hatten ſie Reſpect.

Auch die Frauen kamen zu ihr. Gute Freundinnen, die ſchwatzen, ſüß lächeln, jede Minute ſchwören und dann — nun, wir kennen das. Alſo wir lebten ſo mit den Nachbarn, und ich war ſtolz auf meine Frau, wenn ſie ſo aus ihren Schuhen tranken und auf ſie declamirten; aber ſie ſah die Leute gleich ſo an, was bemüht ihr euch? — Wir waren auch lieber allein.

So eine große Wirthſchaft, wiſſen Sie! Man hat ſeine Sorgen und ſeine Freuden. Sie nahm ſich der Sache an. Wir wollen ſelbſt regieren, ſagte ſie, und nicht unſere Miniſter. Da war der Miniſter, der Mandatar Kradulinski, ein alter Pole; ein Menſch von einer Conſequenz, ſag' ich Ihnen! — Er hatte nie ein Haar am Kopfe, und nie eine Rechnung in Ordnung. Dann der Förſter Freidel, ein Deutſcher, wie Sie merken. Der war klein, hatte kleine Augen, große, durchſichtige Ohren und einen großen, durchſichtigen Windhund.

Meine Frau hielt Ihnen das Geſpann zuſammen! Na, ich glaube, die Peitſche hätte ſie ihnen gegeben, wenn ſie nicht gefahren wären, wie ſie es wollte.

Aber die Bauern dafür. Wenn wir ſo durch die Felder gingen. Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! — In Ewigkeit, Amen! — So fröhlich, ſag' ich Ihnen. Beim Ernteſeſt, da ſtrömte es nur in unſeren Hof, die Schnitter, das Volk. Meine Frau ſtand auf der Treppe, und ſie legten ihr den Erntekranz zu Füßen. Jauchzten, ſangen, tanzten; ſie nahm ein Glas Branntwein: Bleibt geſund! — und trank es aus.

Die Füße, ſag' ich Ihnen, küßten ſie ihr nur.

Da ritt ſie auch mit mir. Ich hielt ihr die Hand hin, ſie trat nur hinein und war auch im Sattel. Zu Pferde hatte ſie eine Koſakenmütze, die goldene Quaſte tanzte auf ihrem Nacken, und das Pferd wieherte und blies die Nüſtern auf, wenn ſie es auf den Hals klopfte.

Dann lernte ſie auch mit der Flinte umgehen. Ich hatte ſo eine kleine, hatte Sperlinge damit geſchoſſen, wie ich klein war. Sie warf ſie über die Schulter, ging mit mir durch die Wieſen und ſchoß Wachteln. Prächtig, ſag' ich Ihnen! Prächtig! — Da fliegt ein Geier aus dem Walde her, nimmt mir meine Hühner, nimmt meiner Nikolaja gerade die ſchwarze Henne mit dem weißen Schopf. Ich paſſe ihm auf. Kannſt warten!

Da kam ich vom Erdäpfelgraben zurück, ſo eine Gerte in der Hand.

Da iſt er.

Schreit noch und kreiſ't um den Hof. Ich fluche nur! — Da fällt ein Schuß. Er ſchlägt nur einmal in der Luft und gleich zu Boden.

Wer hat geſchoſſen?

Mein Weib. Der nimmt mir keine Henne mehr, ſagt ſie und nagelt ihn an das Scheunenthor.

Kommt der Factor, packt mit großem Geſchrei alle ſeine Ballen aus. Alles echt, Alles neu, Alles billig. — Weiß Die zu handeln!

Der Jude ſeufzt nur immer. Eine geſtrenge Frau! ſagt er, aber küßt ihr den Ellbogen.

Fahre Ihnen in die Stadt.

Geht die Frau Staroſtin, hat ein blaues Kleid mit weißen Fliegen. Muß Mode ſein! Kaufe ein blaues Kleid mit weißen Fliegen. Meine Nikolaja wird roth.

Fahre einmal nach Brody, bringe Sammt von allen Farben, Seidenſtoffe, Pelze, was für Pelze! Alles geſchwärzt. Das Herz ſchlägt ihr, ſag' ich Ihnen.

Die war Ihnen angezogen!

Da hatte ſie eine Kazabaika, ſaftgrün, ausgezeichnet ſaftgrün, und ſibiriſche graue Eichhörnchen — die Kaiſerin von Rußland hat keine beſſeren — Eichhörnchen daran, ſo handbreit gleich. Und ganz gefüttert mit dem ſilbergrauen Pelz, ſo weich, ſag' ich Ihnen.

Dran hängen ſie, nach Weiſe der Trophäen,
Marganor's Helm und Schild und Waffentracht,
Und laſſen das Geſetz daneben ſchreiben,
Das hier für künftig ſoll in Geltung bleiben.

120.

Sie bleiben noch ſo lang, bis in die Säule
Marfiſens neue Satzung war gehau'n,
Entgegen jener, die in jeder Zeile
Tod, Hohn-und Schande ſprach den holden Frau'n.
Doch die von Island blieb noch eine Weile,
Um ſich in beſſerem Gewand zu ſchau'n.
Ihr ſchien es ſchmählich, in des Hofes Schimmer
Nicht wohlgekleidet dazuſtehn, wie immer.

121.

Sie bleibt, und, den ſie feſt in Bande knüpfen,
Marganor mit; doch ſie, mit weiſem Rath,
Daß er nicht irgend wieder mög' entſchlüpfen,
Gefährlich für den neuen Frauenſtaat,
Ließ eines Tags ihn von dem Thurme hüpfen,
Den größten Sprung, den er im Leben that.
Nichts mehr von dieſen Angelegenheiten:
Nun zu den andern, die nach Arles reiten!

122.

Den ganzen Tag und noch den andern rennen
Sie immerfort bis zu der Nacht Beginn.
Bis ſie zuletzt den Scheideweg erkennen:
Hier geht's zum Lager, dort nach Arles hin.
Nun müſſen beide Liebende ſich trennen,
Sie herzen ſich mit ſehr betrübtem Sinn.
Nach Arles geht der Held, treu, wie ſich's wende,
Die Frau'n in's Lager, und mein Sang zu Ende.

---

Da lag ſie ſo an den langen Abenden auf dem Divan, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, und ich leſe ihr vor.

Das Feuer kniſtert, der Samowar ſingt, das Heimchen zirpt, der Holzwurm klopft, das Mäuschen nagt, denn die weiße Katze liegt auf dem Vorſprung und ſpinnt.

Leſe ihr alle Romane. In der Kreisſtadt, wiſſen Sie, war ja ſchon die Leihbibliothek und dann die Nachbarn — hat Der ein Buch und Jener.

Sie liegt mit geſchloſſenen Augen und ich im Lehnſtuhl, und wir verſchlingen die Bücher nur ſo.

Schlafen oft lange nicht ein, ſprechen ſo, ob Der Die bekommen wird oder nicht. Wenn etwa ſo eine Edelmuthsgeſchichte vorkommt, da kann meine Nikolaja bis in die kleinen Ohrläppchen dunkelroth werden vor Zorn. Da richtet ſie ſich etwas auf, ſtützt ſich mit der Hand und ſagt zu mir, als hätte ich das geſchrieben: Sie ſoll das nicht thun, hörſt du! — und weint beinahe.

Die Frauen, wiſſen Sie, die ſind in den Romanen beſonders edelmüthig. Da, wo der Geliebte in Gefahr iſt, ſind ſie gleich dabei ſich zu opfern, denken Sie! Der Teufel könnt' einen holen. Einmal, da kommt auch ſo eine Scene vor, wo eine Frau den Mann hingiebt, um ihr Kind zu retten. Eine dumme Geſchichte, ſag' ich Ihnen, „die Macht der Mutterliebe“, glaub' ich, heißt das Buch. Eine dumme Geſchichte, aber meine Nikolaja fiebert und will viele Wochen kein Buch ſehen.

Oft ſpringt ſie auf, ſchlägt mir das Buch ins Geſicht und zeigt mir die Zunge. Hetzen dann wie Kinder! Ich verſtecke mich hinter den Thüren und ſchrecke ſie.

Oder ſie führt mit mir ganze Märchen auf.

Geht in ihr Zimmer: Wenn ich wiederkomme, biſt du mein Sclave. Dann zieht ſie ſich als Sultanin an, ſchlingt einen Shawl um die Lenden, einen andern um den Kopf, wie einen Turban. Meinen Tſcherkeſſendolch im Gürtel, ganz in einen weißen Schleier gehüllt, ſo kommt ſie heraus. Ein Weib! — Eine Gottheit von einem Weibe.

Wenn ſie ſchlief, konnte ich ſtundenlang ſie nur anſehen, wie ſie athmete — und wenn ſie einmal ſeufzte, wurde es mir ſo weh um das Herz, als hätte ich ihr das ſchwerſte Unrecht zugefügt, und eine Angſt kam über mich, ſie ſei nicht mein, ſie ſei geſtorben. Und rief ich ſie beim Namen, dann ſetzte ſie ſich auf, ſah mich groß an und lachte.

Aber die Sultanin konnte ſie am beſten machen. Sie verzog keine Miene. Wenn ich ſagte: Aber Nikolaja! — und ſpaßte, zog ſie nur die Brauen in die Höhe und bohrte ihre Augen in mich, daß ich mich beinahe ſchon am Pfahle fühlte. Biſt du bei Sinnen, Sclave? — Wirklich da war Nichts zu machen! Ich war ihr Sclave, und ſie gebot wie eine Sultanin.

So lebten wir denn wie ein paar Schwalben, ſaßen zuſammen und zwitſcherten.

Eine ſüße Hoffnung erhöhte unſere Freuden.

Und doch, wie bange war mir um das Weib. Ich ſtreichelte ihr oft nur ſo die Haare aus der Stirne, und die Thränen traten mir in die Augen. Sie verſtand mich, nahm mich um den Hals und weinte.

Aber es kam unerwartet, wie das Glück.

Ich fuhr nach Kolomea um den Arzt, und wie ich hereintrete, hält ſie mir das Kind entgegen.

Die Eltern floſſen förmlich vor Freude, die Dienſtleute — das ſchrie und lachte und Alles betrunken, und auf der Scheune ſtand der Storch und hielt nachdenklich ein Bein in die Höhe.

Da gab es zu denken, zu ſorgen, und jede ſchwere Stunde band uns nur noch feſter zuſammen.

Aber ſo blieb es nicht.

Seine Stimme war unendlich ſanft und leiſe geworden, ſie zitterte nur ſo in der Luft, leiſe wie der dünne Dampf ſeiner Pfeife.

Es konnte nicht ſo bleiben — ich bitte Sie — und dann — ſo und ſo — verſtehen Sie mich. Es iſt ſo eine Regel. — Ich meine, es iſt ſo die Natur. Ich habe oft darüber nachgedacht, was meinen Sie?

Ich habe einen Freund gehabt — Leon Bodoſchkan. Er hat zu viel geleſen und iſt darüber krank geworden. Der hat mir oft geſagt —

Aber wozu das, ich kann Ihnen ja

Er zog einige vergilbte Streifen Papier aus der Bruſt.

Viel geſchrieben hat er auch. War ſo unbekannt, aber er kannte Alles, ſo — er ſah ſo hinein wie in ein Gebirgswaſſer. Die Menſchen machte er auf wie Uhren, und ſah hinein, ob Alles in Ordnung ſei. Sagte gleich, wo es fehle. Er verſtand Ihnen, wenn z. B. die Katzen zuſammen ſprachen, lachte und ſagte gleich, was ſie wollen. Da nahm er Ihnen eine Blume, ſchnitt ſie auf und zeigte Ihnen, wie ſie lebt, wie ſie ſich ernährt.

Er ſprach gern von den Frauen.

Die Frauen und die Philoſophie, wiſſen Sie, haben ihn ruinirt.

Da ſchrieb er oft etwas nieder, und wenn er im Walde ging, warf er alles von ſich. Das Papier ängſtigte ihn.

Aber das vergeſſe ich ſonſt.

Er ſagte, wer ſeine Liebe auf einem Papier niederſchreiben kann, liebt nicht.

Er konnte dicke Bücher leſen in Schweinsleder, den ganzen Neſtor — aber vor einem Liebesbriefe lief er davon.

Alſo z. B.

Damit legte er die ſchmutzigen Papierſtreifen auf den Tiſch.

Nein, das iſt eine Rechnung! Er ſteckte ſie wieder ein. Da iſt es.

Er huſtete und las dann:

Was iſt unſer Leben? — Leiden, Zweifel, Angſt, Verzweiflung. Weißt du, woher du kommſt? Wer du biſt? Wohin du gehſt?

Und keine Gewalt zu haben über die Natur, und keine Antwort zu bekommen auf dieſe arme, verzweifelte Frage! Unſere ganze Weisheit iſt zuletzt der Selbſtmord.

Aber die Natur hat uns ein Leiden gegeben, noch entſetzlicher als das Leben, — die Liebe!

Die Menſchen nennen ſie Freude, Wolluſt!

Mein Freund pflegte bei dieſen Worten immer bitterlich zu lachen. — Sieh den Wolf an, ſagte er mir, wenn er ſein Weib ſucht; wie er durch das Dickicht bricht, das Waſſer rinnt ihm nur vom Maul — er heult nicht einmal mehr, er winſelt nur noch, und ſeine Liebe, iſt das Genuß? — Das iſt ein Kampf, ein Kampf wie um das Leben, das Blut rinnt ihm vom Nacken.

Mein Gott! Möchte der Mann ſich nicht auch auf das Weib werfen, wie auf den Feind? Fühlt er ſich nicht endlich wie unterworfen einem unbarmherzigen Feinde?

Legt er dem Weibe nicht den ſtolzen Kopf vor die Füße und fleht: Trete mich, trete mich mit deinem Fuße, ich will dein Sclave ſein, dein Knecht, aber komm, erlöſe mich!

Ja, die Liebe iſt ein Leiden, der Genuß — Erlöſung! — Aber es iſt dann eine Gewalt, die Eines über das Andere übt, es iſt ein Wettſtreit, ſich dem Andern zu unterwerfen. Liebe iſt Sclaverei, und man wird Sclave, wenn man liebt. Man fühlt ſich vom Weibe mißhandelt, man ſchwelgt nur in der Wolluſt ihrer Despotie und Grauſamkeit.

Man küßt den Fuß, der uns tritt.

Ein Weib, das ich liebe, macht mir Angſt. Ich zittere, wenn ſie plötzlich durch das Zimmer geht und ihre Kleider rauſchen; eine Bewegung die mich überraſcht, erſchreckt mich.

Man möchte ſich vermählen für die Ewigkeit, für dieſe und eine andere Welt, man möchte nur in einander fließen. Man taucht ſeine Seele in die fremde Seele, man ſteigt hinab in die fremde, feindliche Natur und empfängt ihre Taufe. Es iſt lächerlich, ganz lächerlich, daß man nicht immer zuſammen war. Man zittert jeden Augenblick, ſich zu verlieren. Man erſchrickt, wenn der Andere das Auge ſchließt, wenn er ſeine Stimme verändert. Man möchte ganz nur Ein Weſen werden, alle Eigenſchaften, Ideen, Heiligthümer eines Lebens möchte man aus ſeinem Weſen reißen, um ganz nur mit dem Andern ſich zu verſchmelzen. Man giebt ſich hin — wie eine Sache — wie einen Stoff. Mache aus mir was du biſt!

Wie zum Selbſtmorde wirft man ſich in die andere Natur, bis ſich die eigene empört.

Da kommt der Schauer, ganz ſich zu verlieren.

Man fühlt wie einen Haß gegen die Gewalt des Anderen. Man glaubt ſich todt. Man will ſich auflehnen gegen die Tyrannei des fremden Lebens, ſich wiederfinden in ſich ſelbſt.

Das iſt die Auferſtehung der Natur!

Er ſuchte einen zweiten Papierfetzen hervor.

Der Mann hat ſeine Arbeit, ſeine Abſichten, ſeine Unternehmung, ſeine Ideen!

Sie ſchweben um ihn mit Taubenflügeln, ſie heben ihn mit Adlersfittichen. Sie laſſen ihn nicht verſinken.

Aber das Weib?

Das ſchreit nach Hilfe: Ich will nicht ſterben! Es will nicht und keine Hilfe!

Da trägt ſie noch ſein Ebenbild unter dem Herzen, fühlt wie es wächſ't und ſich bewegt — lebt! — da — da hält ſie's endlich in den Armen. Sie hebt es auf. —

Wie iſt ihr nun?

Träumt ſie? Da ſpricht das Kind zu ihr: Ich bin du und du lebſt in mir. Sieh mich nur an! — Ich rette dich.

Sie hält das Kind an ihre Bruſt und iſt gerettet.

Nun pflegt ſie ſich, ihr Selbſt, das ſie verachtet und verſtoßen, in dem Kinde, und ſieht es groß werden auf ihrem Schooß und giebt ſich hin und hängt ſich ganz daran.

Damit legte er die Gedankenfetzen ſeines Freundes zuſammen und verbarg ſie an ſeiner Bruſt. Dann fühlte er noch einmal mit der flachen Hand darnach und knöpfte ſeinen Rock zu.

So war es bei mir auch, ſagte er, ganz ſo. Freilich verſteh' ich das nicht ſo zu erklären wie Leon Bodoſchkan, wiſſen Sie, aber ich will es Ihnen doch erzählen. Was meinen Sie?

Natürlich, Bruder.

So war es alſo auch bei mir. Ganz ſo, ganz ſo! Glauben Sie mir, ganz ſo!

Ich wollte meinen neuen Freund anregen und ſagte kaltblütig:

Gewöhnlich nennt man das Kind ein Pfand der Liebe.

Mein Landedelmann hielt einen Augenblick inne und ſah ganz ſo aus, als hätte ich ihn tödtlich beleidigt. Ein Pfand der Liebe? rief er. Ja wohl, ein Pfand der Liebe!

Alſo, ich komme nach Hauſe. In ſo einer Wirthſchaft, was es da Arbeit giebt! Komme müde wie ein Jagdhund, nehme mein Weib in die Arme, küſſe ſie, ihre Hand wiſcht mir ſo die Sorgen von der Stirne. Ich ſtreiche mich an ihr wie ein Kater, ſie lacht — da ſchreit daneben das Pfand der Liebe — aus iſt die Geſchichte. Können bei der Vorrede anfangen, wenn ſie wollen. Aus ſag' ich Ihnen.

Den ganzen Vormittag wüthet man herum mit dem Mandatar, mit dem Oekonom, mit dem Förſter. Setzt ſich zum Mittageſſen, richtig — kaum hat man die Serviette umgebunden — ich binde ſie nämlich, alles nach altem Stile — da weint auch mein Pfand der Liebe, weil es nicht von dem Mädchen nehmen will. Mein Weibchen ſteht auf, füttert das Kind. Aber das Kind verlangt nach dem Fleiſch und ſchreit — fort ins Nebenzimmer, und ich kann allein ſpeiſen und mir dazu ein Lied pfeifen, wenn ich will, z. B.

Sitzt der Kater
Auf dem Zaun
Und thut mau'n.
Gelt, mein Geſang,
Iſt gar nicht lang?

Da geht man allenfalls — auf die Entenjagd.

Den ganzen Tag bis an die Knie im Waſſer.

Man freut ſich auf die Heimkehr.

Nun gut! Man kommt heim, küßt ſeinem Weibchen rothe Flecken auf Wangen, Nacken, Buſen. Man ſchließt ſie in die Arme — da ſchreit das Pfand der Liebe.

Das Weib ſpringt auf, geht auf und ab, das Kind in den Armen wiegend. La! la! la! hört man's die halbe Nacht und ſchläft — allein. La! la! la!

Da kommt ſo ein Jahr.

Es iſt Allen ſo ſeltſam, es hängt was in der Luft. Jeder weiß es, und Keiner kann es nennen.

Man ſieht fremde Geſichter. Die polniſchen Gutsbeſitzer fahren hin und her. Der kauft ein Pferd, Jener Pulver. Nachts ſieht man einen Feuerſtreif am

Himmel. Die Bauern ſtehen zuſammen vor der Schenke und ſagen: Das iſt Krieg, oder die Cholera, oder die Revolution!

Es kommt über einen wie Kummer. Man ſpürt auf einmal, daß man ein Vaterland hat, das ſeine Grenzpfähle tief hineingeſenkt in ſlaviſche, deutſche und andere Erde. Was wollen die Polaken? denkt man und ſorgt um den Adler vor dem Kreisamte, und ſorgt um ſeine Scheune. Man geht Nachts um ſein Haus ob ſie einem kein Feuer angelegt haben.

Man will ſich ausſprechen.

Mit wem? — Mit ſeinem Weibe. Ha! ha! ha Heult richtig das Pfand der Liebe, weil ihm eine Fliege auf der Naſe ſitzt.

Am Horizont iſt eine Feuerröthe. Ein Bauer reitet vorbei, ſchreit: „Revolution!“ in den Hof und treibt ſein mageres Pferd an.

Im Dorfe läuten ſie Sturm.

Ein Bauer nagelt ſeine Senſe gerade, zwei kommen, die Dreſchflegel auf der Schulter.

Andere treten in den Hof.

Herr! Sehen wir uns vor — die Polen kommen! Ich lade meine Piſtolen, laß' den Säbel ſchleifen.

Mein Weib, gieb mir ein Band auf die Mütze, einen Fetzen meinetwegen! — Ha! ha! ha! Glauben Sie? — Mach fort! heißt es. Mir weint, mir ſtirbt mein Kind! Reit in das Dorf, verbiet mir gleich das Läuten! Mach fort! — Oho! Jetzt iſt das anders,

## Achtunddreißigſter Geſang.

1.

Ihr holden Frau'n, die ihr mit ſolcher Güte
Auf meine Reime lauſcht, ich ſah's euch an,
Daß euch dieß zweite Mal, da, in der Blüthe
Der Liebe, Rüd'ger eilt auf andre Bahn,
Verletzt und eurem zärtlichen Gemüthe
Kaum minder als der Freundin weh gethan;
Ihr zieht daraus den Schluß, ſo wie ich merke,
Sein Feuer ſei von nicht gar großer Stärke.

2.

Säh' er den Weg aus andern Gründen offen,
Der wider ihren Willen ihn entführt,
Und dürft' er auch weit mehr der Schätze hoffen,
Als Cröſus oder Craſſus je berührt,
So glaubt' ich ſelbſt, den Pfeil der ihn getroffen
Hab' er nicht tief im Herzensgrund verſpürt;
Denn ſolche Luſt, ſolch ſeliges Vergnügen
Iſt nicht mit Gold noch Silber aufzuwiegen.

3.

Doch eine Flucht, die Ehre zu bewahren,
Iſt der Entſchuld'gung, nein, des Lobes werth,
Zu wahren, ſag' ich, wenn mit offenbaren
Beſchimpfungen das Bleiben ſie beſchwert.
Und wär' das Fräulein anders hier verfahren,
Und hätte ſie's beharrlich ihm verwehrt,
Wär's ein Beweis, der nicht im Zweifel bliebe,
Von wenig Urtheil oder wenig Liebe.

ich laſſe Sturm läuten in allen Dörfern, der Balg ſoll heulen, weißt du — das Land iſt in Gefahr!

Endlich iſt ſie einmal bei mir. Wir ſitzen ſo auf dem Divan, ich den Arm um ſie. Da horcht ſie, ob ſich das Kind nicht regt. Was haſt du geſagt? fragt ſie nach einer Weile. Nichts! ſag' ich, Nichts! aber mein Herz thut mir weh, ich verſichre!

Wo iſt deine Kazabaika, Nikolaja! — Ach, bedenke doch, im Haus, beim Kinde! — Ja freilich! Da wird das Haar nur ſo zuſammengekämmt, da nimmt man das erſte, beſte Kleid. Wer wird ſich für das Haus anziehen! Freilich! — Oft erkenne ich das hübſche Geſicht nicht mehr! Aber das Kind — verſtehen Sie. — Wenn ich mich aufputze, erkennt mich mein Kind nicht. Du wirſt doch einſehen? — Freilich, ich ſehe Alles ein, Alles! — Aber wenn Gäſte da ſind, wiſſen Sie, da kann das Kind ſchreien!

Da läuft ſie einen Augenblick hinein, ſchenkt dann den Thee ein, lacht und plaudert, denn was thut man nicht bei uns für Gäſte?

Oho! Da iſt auch wieder einmal die ſaftgrüne Jacke mit ſibiriſchen Eichhörnchen ausgeſchlagen. Ich muß mich doch anziehen für die Gäſte. — Sehen Sie!

Da gehe ich einmal nach langer Zeit auf die Bärenjagd.

Mein Weib wiegt das Kind, und wenn ich ſie küſſe, ſagt ſie: Geh fort! Du weckſt das Kind! — Was mache ich? Ich gehe alſo.

Mein Heger hat den Bären geſehen — aber da hätt' ich Ihnen beinahe wieder ſo eine Anekdote erzählt. Alſo gut! Wir waren in Gefahr, der Heger und ich. Ein Bauer lief voraus.

Ein Tumult im Hauſe, ſag' ich Ihnen, wir kommen an — mein Weib hängt an meinem Hals.

Sie bringt mir mein Kind.

Das Blut, wiſſen Sie, rinnt mir vom Kopfe. — Das Kind ſchreit. — Geh fort!

Er zuckte verächtlich die Achſel.

Es war nicht der Rede werth, das bischen Blut und die Thränen des armen kleinen Kindes, aber — auch war ja die Gefahr für mich vorüber — die Frauen ſind ſehr praktiſch. — Gut, ich waſche mir das Blut herab. Der Heger, ein alter Soldat, verbindet mich. Aber was glauben Sie, das Pfand der Liebe ſchreit wieder über mein weißes Tuch. Geh fort, fort! Das Kind bekommt Krämpfe, fort. — Freilich, was iſt da zu machen? Man wirft ſich auf ſein Bett und liegt da allein, wie vordem, eh' man ein Weib gekannt.

Der Teufel hol' das Pfand der Liebe! — Gott verzeih' mir die Sünde.

Er machte das Kreuz, ſpuckte trotzig aus und fuhr fort.

Das Bärenfell breite ich meiner Frau vor das Bett. Was glauben Sie? Sie ſchreit auf. Geh mir mit dem Fell, es erinnert mich an die Angſt meines Kindes. Bedenken Sie, nicht an mein Blut, an die

Gefahr! O, die Frauen ſind praktiſch, verflucht praktiſch!

Erlauben Sie, ſprach ich, haben Sie Ihrer Frau geſagt —

Verzeihen Sie, unterbrach er mich beinahe heftig, ſeine Naſenflügel flogen auf und ab.

Ich ſagte ihr — o! — Wiſſen Sie, was ſie zur Antwort gab?

Gut, wozu dann die Kinder?

Denken Sie, ſie wäre im Stande geweſen — man iſt der Sclave ſo eines Weibes. Will man ihr gleich untreu werden? — Nein. — Oder ein Mönch? Auch nicht. Was bleibt, als ſich treten laſſen.

O, es gab eine Zeit, wo ich mein Kind, — verſtehen Sie mich — z. B. ſo eine Scene.

Ich rauche früh meine Pfeife, eine lange türkiſche, wie die da, mit einem durchbrochenen Drahtdeckel. Das ſchreit natürlich gleich nach dem Feuer.

Ich laß' es ſchreien. Meine Frau fiebert ſchon. So gieb ihm doch — ſie meint den Bernſtein — ich aber halte ihm ſo die rothe glühende Pfeife hin.

Das greift ſie und ſchreit und weint.

Jeſus Maria, das arme Kind! Ich aber wünſche meiner Frau eine gute Unterhaltung, geh' mit der Büchſe auf das Feld und kann mich zu Tode lachen, daß die zurückbleibt bei dem weinenden Kinde mit den verbrannten Fingern.

Damals war mein Gemüth nicht mehr ſo — ach was! Es geht bereits ſo! Man thut, was man kann. Aber — belieben Sie ſelbſt nachzudenken.

Z. B. iſt Ihnen je eine Uhr plötzlich ſtehen geblieben? Eine Wanduhr? Na, gewiß! Aber ſind Sie ungeduldig?

Manchmal.

Gut, Sie ſind alſo ungeduldig. Die Uhr ſoll gehen, im Moment. Geben ſo allenfalls dem Pendel einen Stoß. Richtig, ſie geht. Ja wie lange? — Da ſteht ſie wieder. — Noch einmal. — Noch einmal. Steht wieder. Na, wird man ungeduldig. Stoßt nur in ſie. Gut — jetzt bleibt ſie ganz ſtehen.

So geht es einem, wenn man ſein Herz in Ordnung bringen will, gerade ſo.

Anfangs, verſtehen Sie, Bruder, wollte ich mich nur zerſtreuen.

Da herum lagen die Huſaren.

Machte ich alſo Bekanntſchaft mit den Offizieren. Waren Ihnen das Leute! Der Banay z. B., kennen Sie ihn nicht?

Nein.

Oder den Baron Pát? Auch nicht? Aber den Nemethy mit dem ſpitzen Schnurrbart haben Sie gewiß gekannt?

Einmal fuhren wir zu Dem, dann zu Jenem.

Bei mir waren ſie beinahe täglich. Da rauchten wir, tranken unſeren Tſchai, Einer erzählte was; zuletzt ſpielten wir auch.

Gingen auch viel zuſammen auf die Jagd. Ich lernte damals die Schnepfen ſchießen.

Alſo meine Frau merkte das. Kam zu mir, ſetzte ſich, war ſtille, endlich Vorwürfe. Ich ſage nur: Meine Liebe, was hab' ich denn zu Hauſe? — Uebrigens ſchreit dein Kind. — Das nächſte Mal kommt meine Nikolaja in ſaftgrüner Kazabaika mit ſilbergrauem Eichhörnchenpelz, eine ſtolze Friſur, ſetzt ſich mitten unter die Huſaren.

Ich lache; Die will mich eiferſüchtig machen, dreht ſich, ſchwatzt und girrt. Mich ſieht ſie gar nicht an. Meine Huſaren, wiſſen Sie — erſtens hatten ſie Ehre im Leibe, Nichts zu ſagen; dann hatte keiner Luſt — wofür denn auch? — Den Tod oder doch die Gefahr ein Krüppel zu werden — wozu? Wenn man nicht ein Weib ſo liebt, daß es Alles eins, ſo oder ſo.

Aber Die necken mich. Was ſagſt du dazu, Bruder, deine Frau läßt ſich von uns den Hof machen? — Macht ihr nur tüchtig den Hof. Hab' ich Recht?

Damals kam aber auch gleich ein Anderer ins Haus — der — Sie kennen ihn nicht.

Er war mir gleich unausſtehlich. So blond, wiſſen Sie, ſehr weiß; ein Gutsbeſitzer. Ließ ſich von ſeinem Kammerdiener täglich die Haare verbrennen, las den Igor vor, den Puſchkin, machte gleich die Action dazu, ein ganzer Komödiant, ſag' ich Ihnen.

Alſo der — der gefiel mir nicht; aber meiner Frau gefiel er.

Seine Stimme war heiſer geworden. Je mehr er in Leidenſchaft gerieth, um ſo mehr unterdrückte er ſeinen Ton; er kam ſo gepreßt, tief aus der Bruſt.

Aber das kommt ſpäter.

Es war damals ein luſtiges Leben.

Im Winter kamen auch die Gutsbeſitzer aus der Gegend mit ihren Frauen. Da gab es Tanz, Maskeraden, Schlittenfahrten, Alles, Alles!

Auch meine Frau war luſtig.

Dann im Sommer ein zweites Kind. Auch ein Knabe. Beides Knaben. So war das Einvernehmen etwas hergeſtellt.

Ich ſagte Nikolaja einmal — ich ſaß an ihrem Bett und deckte ſie zu, wenn ſie ſich herumwarf: Ich bitte dich, erbarme dich meiner, nimm eine Amme zu dem Kind. — Sie ſchüttelte nur den Kopf. Was mach' ich? Mir kommen die Thränen, und ich gehe hinaus. Es war Alles vergebens.

Nikolaja beſchäftigte ſich beinahe ein ganzes Jahr wieder nur mit dem Kinde. Wir ſprachen ſelten.

So kam es denn, wenn ich was erzählen wollte, daß ich weit ausholen mußte und meine Frau begann ſich mit mir zu langweilen. Da gähnte ſie einmal über das andere, die Augen gingen ihr über. Dann war es auffallend, wie leicht wir in Streit geriethen. Sie wollte immer Recht haben.

Wenn ich Eines von den Dienſtleuten bevorzugte, gleich war es aus dem Dienſte gejagt. Natürlich eine

Scene. Oder ich finde, ihr läßt das blaue Tuch gut. Richtig! Den nächſten Sonntag geht die Beſchließerin damit in die Kirche.

Und immer vor Fremden, das iſt ſo unangenehm. Man will doch ſeiner Frau nicht Unrecht geben, und wieder — man iſt doch ein Mann. Und wenn ſie immer Partei nimmt für Andere. Immer habe ich Unrecht und der Andere hat Recht. Was ſagen Sie etwa dazu?

Nachdem er heftig zur Seite geſpuckt:

Oder gar — ich ſtelle ihr vor — Liebe Nikolaja, thu mir das nicht, erbarme dich. — Richtig, ſchweigt ſie das nächſte Mal. — Und Sie, Gnädige, was ſagen Sie? — Ich ſage, was mein Mann ſagt. O, tatariſche Bosheit!

Sie muß ſich zwingen, verſtehen Sie, mit mir Einer Meinung zu ſein. Wenn ich ſo daran denke, ich begreife nicht, daß ich noch lebe!

Plötzlich verlor ich eine große Summe. Wir ſpielten hoch, wiſſen Sie, und ich hatte natürlich Unglück — im Spiele. Einmal verlor ich Ihnen mein ganzes baares Geld, Pferde, Wagen.

Jetzt lachte er herzlich darüber.

Gut. Ich nahm mich beim Kopfe und ſagte: Das haſt du ſchlecht gemacht. Zog mich auf eine ehrenvolle Art zurück. Freunde, Nachbarn blieben aus.

Nur er kam.

Mich kümmerte es zwar weiter nicht, wiſſen Sie.

Ich begann damals ſelbſt zu wirthſchaften, hatte mitunter Glück, und wenn man gleichſam ſo unter der Hand wachſen ſieht, was man eben ſelbſt ſäet, ſo zieht das in einer Weiſe an; und endlich iſt die Landwirthſchaft auch ein Spiel. Man macht ſeinen Plan, wie beim Spiel, man muß ihn jeden Augenblick nach den Umſtänden zu verändern wiſſen, und der Zufall ſpielt auch ſeine Rolle. Gewitter, Hagel, Froſt, Dürre, Krankheit, Heuſchrecken.

Wenn ich zum Thee komme, meine Pfeiſe ſtopfe, fällt mir ein, das Pferd will beſchlagen ſein, oder ich ſoll im Obſtgarten nachſehen, ob mein Obſthüter ſtärker iſt oder mein Branntwein. Nehme die Mütze, gehe wieder fort, und es fällt mir gar nicht mehr ein, daß meine Frau bei den Kindern ſitzt.

Man ſpricht ſchon ſo davon: das iſt auch eine Ehe, wie alle anderen ſind. Selbſt der hochwürdige Herr Maziek kam mit großer Salbung! Sein Geſicht, ſein Haar glänzten nur; dann auch ſein Rockkragen. Sogar auf Stiefel und Ellbogen erſtreckte ſich die Salbung. Er glänzte wie ein Cherub, hob ſeinen gelben Rohrſtock wie einen Schäferſtab über mich und noch etwas höher ſeine Stimme. Aber, Hochwürden, wenn wir uns etwa nicht mehr lieben, ich und meine Frau? — Oho! Fegefeuer! Das iſt es ja eben! — und lachte, daß ihm der hochwürdige Bauch und die ſalbungsvollen Wangen wackelten. Oho! Fegefeuer! Das iſt ja eben die chriſtliche Ehe.

Aber, Hochwürden, Herr Wohlthäter, ſollen wir ſo leben? Das geht doch nicht.

Oho! Fegefeuer! Freilich, das geht nicht. Wofür wäre denn die Kirche da? Wiſſen Sie, verehrter, verirrter Freund, was das iſt, Chriſtenthum?

Allenfalls, wenn Sie ſo mit einem Frauenzimmer ſich erluſtigen, ohne ſie zu lieben — was wird man ſagen? — Der Wüſtling! — In der chriſtlichen Ehe verſteht ſich das von ſelbſt.

Allenfalls, wenn Sie ſo ein Frauenzimmer zahlen oder geben ihr was, ein Tuch, was weiß ich, da ſpuckt Jeder aus. Die Dirne da verkauft ſich. — In der chriſtlichen Ehe, mein verirrter Freund, verſteht ſich das von ſelbſt.

Wovon ſpricht denn ſo die brave, chriſtliche Ehefrau? Etwa von ſolchen Lüſten? Fegefeuer! Von ihrer Morgengabe ſpricht ſie, und wie der brave, chriſtliche Ehegatte ſie kleidet und nährt. Hab' ich Recht? Liebe? — Da heißt es: Sorge für dein Weib, ernähre deine Kinder. Baſta! Das iſt eine chriſtliche Ehe. Fegefeuer! Das will ich meinen.

Heirathet man der Liebe wegen, frage ich, oder des prieſterlichen Segens wegen? Nun? Wenn man der Liebe wegen heirathen würde, brauchte man den prieſterlichen Segen gar nicht. Ergo! Das will ich meinen. — So der Pfarrer.

Es wird mir immer einſamer zu Hauſe, es treibt mich fort. Nun bleibe ich auf dem Felde draußen, wenn geſchnitten wird, ſetze mich, wenn ſo die Garben ſtehen, wie in ein Zelt, rauche und höre den Leuten zu, wie ſie ſingen. Gehe in den Wald, wenn Holz geſchlagen wird, und ſchieße ein Eichkatzel. Kein Markt im ganzen Kreiſe, den ich nicht beſuchen würde. Auch nach Lemberg fahre ich oft, beſonders zur Zeit der Contracte. Bleibe Wochen vom Hauſe.

Es verſteht ſich endlich von ſelbſt, daß wir — wiſſen Sie — kurz, daß wir ſo eine chriſtliche Ehe führen. Meinem Nachbar leuchtet das allerdings nicht ein. Der meint, man könne täglich ſein Herz brennen laſſen, wie ſeine Haare, der ſitzt richtig den halben Tag bei meiner Frau, beſonders, wenn ich nicht daheim bin. Wenn ich auf den Jahrmarkt fahre oder nur auf die Jagd — gleich iſt er da.

Iſt mein Freund — er pflegte mich ſo zu nennen, alſo bleiben wir dabei — iſt mein Freund nicht zu Hauſe? — Nein! — Das thut mir doch ſehr leid. — Merken Sie — der Iltis — und ſetzt ſich nieder und declamirt den Puſchkin. Im Geſpräche dann: Aber er iſt doch nie zu Hauſe. Hm! — Nie! — Schüttelt nur den Kopf, und die Frau — o Gott, Sie wiſſen ja — die lamentirt ihm nach; ſo Anſpielungen, und er ſchüttelt immer nur den Kopf und zieht theilnehmend die Luft durch die Naſe. Spricht ſo im Allgemeinen von den Männern, ſo belehrend und unterhaltend, wiſſen Sie, traut ſich aber nicht, dabei entſchloſſen auszuſpucken, ſondern hüſtelt nur etwas in ſein Tuch.

4.

Wenn irgend, wer da liebt, des andern Leben
So hoch und höher als das eigne ſchätzt,
— Ich rede freilich nur von ſolchen eben,
Die Amor tiefer als am Kleid verletzt —
So wird von ihm die Luſt, die er kann geben,
Der Ehre des Geliebten nachgeſetzt;
Denn vor der Ehre muß das Leben weichen,
Das Gut, dem keine Luſt mehr zu vergleichen.

5.

Wenn ihn ſein Roß zu ſeinem Herrn getragen,
So that der edle Rüd'ger ſeine Pflicht.
Mit Schmach vermag er nur ſich loszuſagen,
Kein Recht, kein Grund iſt, der ihn ledig ſpricht.
Und hat Almont den Vater ihm erſchlagen,
So fällt die Schuld auf Agramanten nicht,
Der nicht verſäumt, ihm ſchon zu tauſend Malen
Die Schulden ſeiner Väter zu bezahlen.

6.

Der Held thut ſeine Pflicht, zurückzufliegen
Zu ſeinem Herrn; ſie handelt gleich ſo ſchön,
Daß ſie nicht ſeine Treue will beſiegen,
Wie ſie gekonnt, durch wiederholtes Flehn.
Und kann er heut der Dame nicht genügen,
So kann das noch ein andermal geſchehn;
Doch einem ehrvergeſſ'nen Augenblicke
Hilft kein Jahrhundert wieder an die Krücke.

7.

Er kehrt nach Arles, wo nun aufgerafft
Sein König hat die Reſte ſeiner Schaaren.
Die beiden Fräulein, die durch Schwägerſchaft
Und warme Liebe gleich verbunden waren,

Mir, verſtehen Sie, macht er eine ganze Scene, daß ich meine Frau vernachläſſige, und was für eine Frau! Eine ſchöne Frau, eine Frau, die ſo ein Gemüth hat, pures Gemüth, und eine geiſtvolle Frau, die den Puſchkin lieſ't, wie ein Gebetbuch.

Das iſt leicht zu ſagen. Du haſt ſie beim Samowar, Freund, im Eichhörnchenpelz und lebhaft wie ein Eichkatzel, und ich — ah! laſſen wir das gehen.

Sie läßt ſich von ihm alſo ganze Bücher vorleſen, bekommt dadurch ſo Ideen und ſeufzt, wenn von mir die Rede iſt.

Und was iſt denn eigentlich? Was haben wir uns etwa gethan? — Wir verſtehen uns nicht, ſagt ſie, wiſſen Sie, wörtlich aus einem deutſchen Buch, wörtlich, ſag' ich Ihnen, da haben Sie dieſe Ideen.

Einmal Nachts komme ich auf dieſe Weiſe zu Hauſe, von einer Licitation von Dobromil, wiſſen Sie.

Meine Frau ſitzt auf dem Divan, den einen Fuß oben und hält das Bein mit den Händen, ſo verloren vor ſich hin.

Mein Freund war eben da. — Meine Frau hat ihren Eichhörnchenpelz, und dann — rieche ich ihn. Einen Augenblick möchte ich mich ärgern, aber ich laſſe es bleiben. Meine Frau gefällt mir ſo, ich küſſe ihr die Hände und ſtreiche den Pelz an ihrer Jacke. Auf einmal ſieht ſie mich an, ſo ein Blick — ſo fremd, ich ſtaune nur.

Das kann nicht ſo bleiben, ſagte ſie ganz plötzlich.

Ihre Stimme war ganz heiſer. Dann zwang ſie ſich, laut zu ſprechen. — Was iſt dir nur? — Du kommſt nur noch in der Nacht zu mir, ſchreit ſie auf, einer Maitreſſe macht man doch den Hof, und — ich — ich — ich will Liebe! — Liebe? lieb' ich dich denn nicht? — Nein! — Setzt ſich zu Pferde und jagt davon.

Ich ſuche ſie die ganze Nacht, den ganzen Tag.

Wie ich am Abend zurückkehre, ſteht ihr Bett bei den Kindern, und ich ſchlafe allein.

Ich hätte ſollen auftreten, das iſt wahr — aber — da war ich zu ſtolz, da dachte ich, es wird ſich ſchon geben — dann unſere Frauen! Ja, da war ein deutſcher Canzliſt beim Kreisamte. Seine Frau läßt ſich Liebesbriefe ſchreiben von einem Rittmeiſter. Was haſt du da, meine Liebe? Nimmt ihr den Brief aus der Hand, lieſ't ihn und prügelt auch ſchon zugleich ſeine Frau. Prügelt ſie fort, was ſag' ich? — Prügelt ſie ſo lange, bis ſie ihn wieder liebt. Das war eine glückliche Ehe.

Aber ich! — Ich war ein Sclave. Wäre ich nur damals gleich aufgetreten. Aber jetzt iſt Alles Fiſch.

Wir ſagten uns alſo jetzt: Guten Morgen und: Gute Nacht. Das war Alles. Gute Nacht. Das waren Ihnen Nächte. Ich hätte mich täglich können heilig ſprechen laſſen.

Damals begann ich wieder auf die Jagd zu gehen,

Ich war ganze Tage im Walde.

Es war damals ein Heger; er hieß Irena Wolf, ein ſeltſamer Menſch. Er liebte alles Lebendige. Er zitterte nur ſo, wenn er ein Thier entdeckte, und tödtete doch ein jedes.

Dann hielt er es etwa in der Hand, ſah es an und ſagte mit einer Stimme, die ſo traurig war: Ihm iſt wohl! Ihm iſt wohl!

Er hielt das Leben für eine Art Unglück. Ich weiß nicht, ein ſeltſamer Menſch. Aber ich erzähle Ihnen ein anderes Mal von ihm. — Da nahm ich in meine Torba etwa ein Stück Brod und Käſe, füllte meine Jagdflaſche mit Branntwein und ging ſo fort.

Dann legten wir uns wohl am Waldrand nieder. Irena ging auf das Feld, grub Erdäpfel aus, machte ein Feuer und briet ſie in der Aſche. Man ißt ſo, was man hat.

Wenn man ſo im ſtillen, ſchwarzen Hochwald ſtreift, dem Wolf, dem Bären begegnet, den Adler brüten ſieht, die feuchte, ſchwere, kühle Waldluft athmet, in der ſo der herbe Duft ſchwimmt, auf einem abgehauenen Baume Tiſch hält, in der Berghöhle ſchläft, im ſchwarzen See badet, der keinen Grund hat, keine Wellen ſchlägt und deſſen glatte, nachtdunkle Fläche die Strahlen der Sonne wie das Licht des Mondes verſchlingt — da hat man keine Gefühle mehr, da werden die Gefühle zu Begierden — man ißt aus Hunger und man liebt aus Trieb.

Die Sonne geht unter. Irena ſucht Schwämme. Da ſitzt ein Bauerweib auf der Erde.

Der matte blaue Rock deckt nicht die kleinen ſtaubigen Füße, das ſchmutzige Hemd fällt halb von den Schultern.

Um ſie duftet es von Thymian; ſie hat den Kopf in beiden Händen auf die Knie geſtützt und ſtarrt ſo vor ſich. Ein Leuchtkäfer hat ſich in ihr dunkles Haar geſetzt; das fließt nur ungekämmt aus dem rothen Kopftuch über den Rücken.

Ihr Geſicht hebt ſich von der Seite vom rothen Abendhimmel beinah dunkel ab, ſcharf, wie ausgeſchnitten. Ihre Naſe iſt ſchwungvoll, fein, wie die eines Raubvogels, und wie ich ſie anrufe, ſtößt ſie auch einen Schrei aus, wie ein Gebirgsgeier, und ihre Augen ziſchen gegen mich auf, ihre Blicke ſchwimmen einen Augenblick wie Naphtaflammen über ihren Augen.

Ihr Schrei tönt fort — die ſteile Felswand giebt ihn zurück, der dichte Wald noch einmal, noch einmal das ferne Gebirge. —

Ich bin beinah erſchrocken vor dem Weibe.

Sie bückt ſich und pflückt Thymian und zerrt das rothe Kopftuch über das rothbegoſſene Geſicht.

Was iſt dir? frage ich.

Sie antwortet nicht, ſondern gießt die melancholiſchen Töne einer Doma wie Thränen in die Luft.

Was fehlt dir? ſag' ich. Haſt du einen Schmerz, eine Trauer? — Sie ſchweigt. — Nun, was haſt du? Sie ſieht mir ins Geſicht, lacht und läßt wieder die langen Wimpern wie dunkle Schleier über ihre Augen herabfallen.

Nun, was fehlt dir? — Ein Schafspelz, ſagt ſie leiſe. — Ich lache. Warte, vom Jahrmarkt bringe ich dir einen. Sie verbirgt ihr Geſicht. — Aber das giebt einen ſchlechten Geruch. So ein neuer Schafspelz! Weißt du was, ich geb' dir lieber eine Sukmana, was meinſt du, mit Kaninchen, mit ſchwarzen — oder mit weißen, milchweißen.

Sie ſah mich erſtaunt an, nicht eben ernſthaft, zog etwas die Augen zuſammen, und ihre Lippen tanzten ſo um die großen, weißen Zähne. Dann floß es langſam von den Mundwinkeln über die Wangen, und das Lachen der Spitzbübin zuckt plötzlich über das ganze Geſicht.

Nun, was lachſt du?

Nichts.

Nun ſag, willſt du die Sukmana — nicht? — Wie wäre die mit Kaninchen, mit milchweißen Kaninchen?

Plötzlich ſteht ſie auf, richtet ihren Rock. Nein! ſagt ſie. Wenn Sie mir eine geben wollen, ſoll ſie mit ſilbernem Pelz ſein.

Mit ſilbernem, wie?

Nun, wie die gnädigen Frauen ihn tragen.

Ich ſah ſie an.

Die Selbſtſucht lag ſonnig auf ihrem Geſichte, wie Unſchuld. Sie küßte ihre Seele, ihre Begierden ſo gedankenlos, wie ſie ein Heiligenbild küßte — da war einmal kein Princip oder etwa eine Idee! Oder ſonſt! Sie hatte die Moral eines Habichts und die Geſetze des Waldes. Chriſtenthum hatte ſie nicht mehr als eine junge Katze, welche manchmal mit der Pfote kreuzweis über die Naſe fährt.

Ich brachte ihr richtig die Sukmana aus Lemberg, und — Sie werden mich auslachen — ich verliebe mich in das Weib.

Das war ſo ein Roman; man findet nicht ſeinesgleichen.

Wie der erſte Schuß fiel — war ſie da.

Ich kämmte ihr das Haar jetzt mit meinen Fingern und wuſch ihr die Füße an dem Waldbach, ſie aber ſpritzte mir das Waſſer ins Geſicht.

Es war ein ſeltſames Geſchöpf.

Ihre Koketterie hatte etwas Grauſames. Sie quälte mich in tiefſter Demuth, wie mich nie der Uebermuth einer Dame gequält hat.

Aber erbarmen Sie ſich, Herr! Gnädiger! Was ſoll ich mit Ihnen anfangen? Und ſie konnte endlich mit mir anfangen, was ſie wollte.

Wir ſchwiegen Beide einige Zeit.

Die Bauern, der Kirchenſänger hatten die Schenke verlaſſen. Der Jude hatte ſeine Gebetriemen umgeſchnallt und war damit eingeſchlafen. Er ſang im Traume leiſe dazu durch die Naſe und nickte dazu im Takte mit dem Kopfe.

Sein Weib ſaß an dem Schenktiſch. Der Kopf war in die Hände geſunken, die kleinen Finger hatte ſie zwiſchen die Zähne geſteckt, die ſchläfrigen Augen waren halb geſchloſſen, aber ihr Blick hing unverwandt an dem Fremden.

Der legte ſeine Pfeife weg, machte ſich Luft.

Soll ich Ihnen die Scene erzählen mit meiner Frau? — — Sie erlaſſen es mir. Meine Frau kränkelte einige Zeit. Ich blieb zu Hauſe, las. Einmal ging ſie durch das Zimmer und ſagte leiſe: Gute Nacht. Ich ſtand auf, da war ſie auch wieder fort — ihre Thüre fiel ins Schloß. Es war vorbei.

Zu jener Zeit hatte ich einen Prozeß mit der Herrſchaft von Osnowian.

Ehe du das Gericht vorſpannſt und den Advocaten kutſchiren läßt, dachte ich, ſpannſt du deine Pferde ein und fährſt ſelbſt hin. Wen finde ich? Eine geſchiedene Frau, die auf ihrem Gute lebt, weil ſie die große Welt anekelt; eine moderne Philoſophin.

Sie nannte ſich Satana und war ein allerliebſtes kleines Teufelchen. Sie ſprang nur gleich bei jedem Worte und hatte Augen wie Irrlichter.

Ich verlor natürlich den Prozeß, aber gewann dafür ihr Herz, ihre Küſſe.

Ich liebte meine Frau noch immer.

Meine Frau indeß fieberte von Haß und Liebe gegen mich. Ihr Herz war wie eine jener Blumen, welche nur im Schatten blühen; es überquoll jetzt von wilder Zärtlichkeit. Sie war erfinderiſch, ſich dadurch zu verrathen, daß ſie ſich zu ſehr verbergen wollte. Sie legte mir eines Tages einen Brief auf den Tiſch, welchen der Koſak meiner Geliebten gebracht hatte, und lachte auf — aber ihr Lachen brach ſo mitten entzwei, das war beinah häßlich.

Aus zuviel Liebe wendete ich mich von ihr, und ſie ſeufzte nach Rache aus leidenſchaftlicher, verſchmähter Liebe.

Wenn ſie ging, ſo war es mit einer Haſt. Sie ſchrie aus dem Traume, ſie ſchlug die Dienſtleute, die Kinder.

Auf einmal war ſie verändert.

Sie ſchien gefaßt, befriedigt. Ihr Auge ruhte ſo eigenthümlich geſättigt auf mir, und doch zuckte es wie Schmerz durch ihr ſtolzes Lachen.

Mein Heger kam.

Der Herr geht gar nicht mehr in den Wald. Ich kenne einen Fuchs über der Moosrinne und tüchtige Schnepfen — dieſe ſchoß ich nämlich beſonders gern — und ſie — ſie wartet bei dem Steine. Thun Sie dem armen Weib die Gnade.

Ich nehme die Flinte und gehe mit ihm bis an den letzten Zaun des Dorfes.

Dort faßt mich eine namenloſe Angſt; ich laſſe meinen Heger und laufe beinahe nach Hauſe.

Ich ſchäme mich faſt — gehe leiſe auf den Fußſpitzen — da hör' ich —

Er ſtrich mehrmals die Haare aus der Stirn.

Es iſt nicht zu erzählen. — Ich reiße die Thür auf, und meine Frau liegt — Ich ſtöre vielleicht, ſage ich und ſchließe wieder die Thüre.

Was thu' ich?

Es iſt einmal ſo bei uns. Der Deutſche freilich behandelt die Frau wie eine Unterthanin, wir aber unterhandeln mit ihr auf gleichem Fuße, wie ein Monarch mit dem andern.

Wir denken nicht: Du kannſt thun was du willſt, die Frau muß zufrieden ſein. Bei uns hat der Gatte kein Privilegium, wir haben für Mann und Weib nur Ein Recht.

Thuſt du mit jeder Schenkdirne ſchön, ſo mußt du dulden, daß deine Frau ſich von Jedem Artigkeiten ſagen läßt.

Liegſt du in den Armen einer Fremden, dann ſchweige nur, wenn dein Weib einen Andern umarmt.

Hatt' ich alſo ein Recht?

Nein, ich hatte es nicht.

Ich trat alſo zurück und ging vor der Thür meiner Frau auf und ab.

Ich fühlte eigentlich gar Nichts, es war Alles ſtarr, ſtill, ganz ſtill!

Ich ſagte mir immer: Haſt du nicht dasſelbe gethan? Du haſt kein Recht, du haſt kein Recht.

Jetzt kommt er heraus.

Ich ſage: Mein Freund, ich habe euch nicht ſtören wollen, aber weißt du nicht, daß das mein Haus iſt? Er zitterte, auch ſeine Stimme zitterte. Thu mit mir, was du willſt, ſagte er.

Was ſoll ich mit dir thun? — Aber haſt du ſo eine Idee von Ehre? — Wir müſſen alſo ein paar Kugeln wechſeln. Ich leuchtete ihm noch die Treppe hinab. Dann ritt ich zu Leon Bodoſchkan; er ſollte mir Zeuge ſein.

Er lächelte trüb. Es iſt eigentlich eine Dummheit, ſagte er, aber bis morgen früh ſoll Alles in Ordnung ſein — thu mir nur die Liebe, und lies mir heute Nacht dieſe Blätter da. Damit gab er mir dieſe Papiere. Sehen Sie, und ich trage ſie ſeitdem immer bei mir. Merkwürdiger Menſch das!

Ich las ſie alſo.

Eigentlich wozu?

Ich forderte den Liebhaber meiner Frau, aber eigentlich hatte es Nichts zu bedeuten.

Ich war im Unrecht, ich wußte es alſo, aber die Ehre — nun, Sie wiſſen. Aber es hatte Alles Nichts zu bedeuten.

Ich wußte, daß er nicht treffen würde. Er konnte auf funfzehn Schritt einen Heuſchober nicht von einem Spatzen unterſcheiden — und ich — nun, ich ſchieße gut.

Ich konnte Rache nehmen. Ich konnte ihn tödten, Niemand hätte ein Wort geſagt — aber ich hatte kein Recht und ſchoß vorbei. Denn ich war, wie geſagt, ebenſo ſchuldig, als er oder mein Weib.

Ziehn nach dem Lager, wo der Kaiſer ſchafft,
Gefaßt, die letzten Kräfte nicht zu ſparen,
Um durch Belagrung oder einen Streich
Von ſolcher Bürde zu befrei'n ſein Reich.

8.

Kaum daß ſich Bradamante zeigt im Heere,
So wird ſie gleich erkannt mit frohem Sinn.
Ein jeder grüßt ſie und erweist ihr Ehre,
Sie neigt ihr Haupt nach allen Zelten hin.
Reinald erhebt ſich bei der guten Mähre,
Nicht Richardett noch Richard bleiben drin,
Noch andre, die von Clermont's Blut entſprangen;
Und freudig wird ſie überall empfangen.

9.

Und als ſie in dem Lager drauf vernahmen,
Es ſei Marfiſa, die ſie mitgebracht,
Marfiſa, die den ruhmbekrönten Namen
Sich von Catay bis Spanien gemacht,
Wie ſchnell da Reich und Arm gelaufen kamen!
Die Neugier war in allem Volk erwacht,
Und ringsum gab's ein Drängen, Stoßen, Drücken,
Das ſchöne Paar beiſammen zu erblicken.

10.

Sie eilten, Karln ſich ehrfurchtsvoll zu zeigen.
Dieß war das erſte Mal, ſo ſchreibt Turpin,
Daß man Marfiſen ſah die Kniee beugen,
Weil ihr allein der Erbe des Pipin
So tiefer Huldigung im ganzen Reigen
Der Kaiſer und der Kön'ge werth erſchien,
Die ſie allhier und hinter fernen Meeren
Durch Reichthum und durch Größe ſah in Ehren.

Damals dachte ich daran, mich von meiner Frau zu trennen. Aber die Kinder! Das iſt es. Das ſchmiedet paarweiſe uns zuſammen für die Ewigkeit und treibt uns fort im Sturmwind, wie in der Hölle Dante's die Verdammten.

Nun, ſo blieben wir denn zuſammen.

Er betrat mein Haus nicht mehr, aber ſie ſahen ſich bei einer Freundin; es giebt ſo gute Seelen in der Welt, und ich ſchoß wieder meine Schnepfen.

Ich begann die Frauen jetzt anzuſehen wie eine Art Wild, deſſen Jagd beſchwerlicher, aber auch lohnender iſt.

Wiſſen Sie, wie man die Schnepfen ſchießt? — Nicht? — Man muß alſo wiſſen, wie fliegt der Schnepf?

Er fliegt auf, macht drei Stöße wie ein Irrlicht: Zick! Zack! Dann vorne aus.

Das iſt der Augenblick. Da halte ich gerade hin und der Schnepf iſt mein.

So etwa auch die Frauen.

Wenn man gleich losdrückt — aus iſt es. Hat man aber einmal das Tempo, bekommt man Jede.

Zu Hauſe war Frieden.

Die Kinder liefen ſchon herum, und denken Sie — jetzt hatte ich ſie lieb. Ich liebte ſie, weil meine Frau ſie liebte.

Oft dachte ich, unſere Liebe iſt da lebendig geworden, und läuft herum und ſpielt und lacht — und es wurde mir ſeltſam zu Muthe.

Dann kam es wieder über mich wie Bosheit. Ich verlangte, daß die Kinder mich lieber haben ſollten, als die Mutter, daß ſie mich allein lieben ſollten.

Da nahm ich ſie zum Kamin, ließ ſie auf meinen Knieen reiten, erzählte ihnen Märchen, ſang ihnen Lieder, die das Volk ſingt, erzählte ihnen Anekdoten, wie etwa ein Jäger erzählt. Und das war wirklich merkwürdig. Ich hatte nämlich — allerdings — Sie wiſſen ja — ich hatte noch ein Kind bekommen, es war das Kind eines fremden Mannes. Ein Mädchen, Sie glauben nicht, wie ähnlich meiner Frau, ganz ſie.

Man ſagt gewöhnlich, die Mädchen ſehen dem Vater gleich, die Söhne der Mutter. Ich habe es nicht erlebt. Der eine iſt der Großvater, den andern weiß ich gar nicht, wo ich ihn hinthun ſoll; den hat meine Frau aus einem Roman. Keiner meiner Söhne hat etwas von der Mutter; aber das — fremde Kind, das Mädchen.

War es, daß ſie damals nur an ſich und ihre Rache dachte?

Alſo das Kind hängt ſich an mich mit einer Liebe und wußte doch, daß es mir verhaßt war.

Wenn ich erzählte, bat es leiſe und ſetzte ſich dann auf ein Schemelchen in die dunkle Ecke, hörte zu und ſeine Augen leuchteten.

Ich ſchrie es oft an, daß es zitterte. Wenn ich fortging, ſtand es in der Ferne und ſah mir nach. Wenn ich kam, lief es mir entgegen und erſchrak dann über ſich ſelbſt. Einmal ſagte der Bub: Der Bär wird den Vater noch umbringen. — Da ſprang es auf und hatte die Augen voll dicker Thränen.

Es war mir, als wäre das meine Frau, die ſich angſtvoll an mich drängte, die mich um Verzeihung flehte und um mich weinte.

Einmal ſagte ich zu dem Kinde: Komm doch zu mir. Da ward es purpurroth und lief davon.

Langſam wurden wir die beſten Freunde.

Keiner meiner Buben war ſo wie ich.

Möchteſt du Füchſe ſchießen? Ja, ſagt der Bub, wenn es nicht ſo knallen möchte.

Wenn ich ſo erzählte von einem Bären: Nun, er kam auf mich zu. Was glaubſt du, was ich that? Sagt der Bub: Du biſt fortgelaufen. Das Mädchen aber lacht nur.

Oft nahm ſie ein Wolfsfell und ſchreckte die Beiden, die ſich unter den Rock der Mutter verſteckten. Kennt ihr denn die Schweſter nicht? — Mutter, ſagten ſie, ſie iſt dann ein wirklicher Wolf; ihre Augen funkeln ſo und ſie heult, daß es ein Vergnügen iſt.

War ich fort vom Hauſe, trieb das Kind unruhig im ganzen Hauſe herum. Wenn der Vater nur nicht umwirft. — Wie ſoll er umwerfen? — O, ich kenne die Walachen, die braunen; es ſind wilde Thiere. Oder wenn der Bär —

Der Vater ſchießt ihn gerade auf den weißen

Bruſtfleck, ſagt mein Bub ganz ſachverſtändig. — Wenn er ihn nicht trifft! — Ah, er wird ihn ſchon treffen.

Wie das Mädchen größer wird, wirft es ſich auf die Erde und wälzt ſich und weint.

So nahm ich ſie endlich mit.

Ich hatte das kleine Gewehr — meine Frau hatte damit geſchoſſen — kaufte ihr eine Jagdtaſche, nahm ſie mit.

Das Mädchen hatte Ihnen Muth, Muth wie ein Mann. Nein, wie kein Mann! Wie ſoll ich Ihnen das erklären.

Wie es ſo durch das Dickicht brach, ſag' ich: Nun, wenn es uns ſchlecht geht? — Sie lachte nur. — Ich bin ja bei dir. Sie fürchtete nur um mich.

Im Hauſe fieberte ſie vor Angſt; vor dem Wolf war ſie ruhig, wie vor einer Henne, ſag' ich Ihnen. Und wie wir uns verſtanden. Ich brauchte beinah nicht zu ſprechen. Sie verſtand mein Auge, jeden Zug, jede Bewegung.

Und doch ſprachen wir ſo gern.

Wenn das Wild dalag, Irena dabei kniete, es ausweidete, dann ſaßen wir zuſammen, und die Welt war uns ein Bilderbuch, das ich meinem Kinde zeigte — und es war doch nicht mein Kind! Aber es war doch mein Kind, und ich hatte es lieb.

Auch meine Frau liebte das Kind leidenſchaftlich, und je mehr es ſich an mich hängte, deſto leidenſchaftlicher.

Wenn ich das Kind mitnahm, kniete ſie nieder, küßte es und ſagte leiſe: Bleib bei mir. Aber es ſchüttelte den Kopf. Ich lachte, und weit weg vom Hauſe, im tiefen Walde, erinnerte ich mich noch, und freute mich, wenn das Kind bei mir war und die Mutter im Hauſe faſt verging vor Angſt.

Wenn meine Frau dem Mädchen etwas zu nähen gab, that es nur ſo, legte die Arbeit plötzlich weg und lief fort — mein Gewehr zu putzen.

Oder die Frau ſagte ihr etwas. Das Kind ſah auf mich und rührte ſich nicht.

Einmal ſchreit meine Frau auf: Er iſt nicht dein Vater. Dann biſt du nicht meine Mutter, ſagt das Kind ruhig. Sie wird bleich, ſchweigt fortan und weint nur manchmal. So ein Unſinn! Wer wird da Thränen vergießen? Die Welt iſt ſo luſtig!

Er ſtürzte das letzte Glas Tokai hinab.

Luſtig! — Da ſagt — der — der — er fuhr über die Stirn — richtig, der Karamſin, der große Karamſin — er iſt eigentlich ein Großruſſe — aber das thut Nichts — der große Karamſin! — Wie ſagt er denn nur? Wiſſen Sie das nicht?

Er griff in ſein Haar, als wollte er in ſeinem Kopfe wühlen.

Richtig! Richtig!

Alle Weisheit meines Lebens
Hat das Eine mich gelehrt:
Lieb' iſt ſterblich! Ganz vergebens
Hoffſt du, daß die Liebe währt.

Biſt du treu, ſie lachen deiner,
Aendern wie die Moden ſich;
Aenderſt du dich, keift gemeiner,
Eiferſücht'ger Neid um dich.

Drum vermeide Hymen's Falle,
Hoffe nie: ein Weib ſei dein!
Aber lieb' und täuſche alle,
Um nicht ſelbſt getäuſcht zu ſein!

So iſt es:

Hoffe nie: ein Weib ſei dein!
Aber lieb' und täuſche alle,
Um nicht ſelbſt getäuſcht zu ſein!

Da könnte ich Ihnen allenfalls jetzt meine Abenteuer erzählen.

Abenteuer, Abenteuer, ſag' ich Ihnen. Abenteuer wie — was gleich?

Da habe ich jetzt z. B. ein Verhältniß mit einer jungen Frau. Was die verliebt iſt! Eine Dame, eine ganze Dame.

Aber mir thut der Kopf etwas weh. —

Ich habe noch eine Geliebte jetzt. Sie iſt das Weib eines Räubers. Ihr Mann iſt gehenkt worden, ſie ſelbſt — was weiß ich? Was kümmert mich das? — Sie kann nicht einmal leſen. Wir reden auch nicht viel zuſammen, aber lieben uns — wie die Wölfe.

Und wie iſt Ihr Verhältniß zu Ihrer Frau? fragte ich, nachdem er lange ſtill war.

Nun — wir ſind artig zuſammen, antwortete er.

Manchmal, wenn ich — wenn ich denke — an dieſe Zeit — da — da — bekomme ich Kopfweh — Kopfweh. — — Aber jetzt ſind wir luſtig, luſtig, luſtig!

Er warf die Weinflaſche an die Wand, daß der Jude aus dem Schlafe aufſchrak und ſich die Gebetriemen über die Naſe herabriß.

So, jetzt iſt mir wohl, ſagte er, knöpfte ſeinen Rock auf, wohl, luſtig!

So iſt das Leben, Wenn wir ſo ſind — dann iſt uns wohl. Luſtig, luſtig!

Er ſtellte ſich mitten in die Schenke, die Arme kokett eingeſtemmt, und begann den Koſak zu tanzen, indem er ſelbſt dazu die kindlich=wilden, bacchantiſch=ſchwermüthigen Melodieen ſang.

Bald ſaß er am Boden und warf die Füße wie etwas Ueberflüſſiges von ſich, bald ſprang er bis zur Decke und drehte ſich nur ſo in der Luft.

Jetzt ſtand er ſtille, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, und wackelte ſo traurig mit dem Kopfe. Jetzt packte er ihn mit der Hand, als wolle er ihn hinabreißen, und jauchzte auf, wie ein Adler jauchzt, wenn er in die Sonne fliegt.

Ich ſtand und ſah ihm zu und je mehr ich ihn beobachtete, um ſo beſſer verſtand ich den Zwieſpalt ſeines zutraulichen Weſens, das mit Wolf und Bär fertig werden konnte, dem aber die Räthſel der menſchlichen Natur, jener ewigen Sphinx mit dem klugen Kopfe und dem Thierleibe, unbezwinglich blieben.

Plötzlich wurde die Thür aufgeriſſen, und ein alter, würdiger Bauer im braunen Sierak, mit langen weißen Haaren, Schnurrbart und ſchlauen Augen trat ein.

Es war Simion Oſtrow, der Richter.

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über ſein fahles Geſicht, als er uns erblickte.

Herren! Wie lange ſeid ihr da? ſagte er gutmüthig. Gewiß lange? Nun,. ich kann Nichts dafür.

Können wir alſo fahren? fragte der Bojar.

Gewiß, ſagte Simion, der Richter.

Freilich iſt es eigentlich zu ſpät, fuhr der Andere fort, ich meine für mich — aber Sie vielleicht. Gott ſei mit Ihnen; bleiben Sie geſund.

Luſtig ſtrich er der Jüdin um das Kinn, das rothe Blut floß ihr ins Geſicht.

Er ging und kehrte noch einmal zurück. Er drückte meine Hand.

Ah, was denn! rief er. Das Waſſer kommt mit dem Waſſer zuſammen und der Menſch mit dem Menſchen.

Ich ſtand auf der Schwelle, wie er davonfuhr.

Er grüßte noch einmal. Dann war er fort.

Ich wendete mich zu dem Juden.

O, er iſt ein luſtiger Menſch, jammerte dieſer, ein gefährlicher Menſch; ſie heißen ihn: Don Juan von Kolomea.

# Novellenſchatz des Auslandes.

## I.

Novellenschatz
d. Auslandes
1

g

11.

Der Kaiſer hieß mit Güte ſie willkommen
Und ging ihr ſelbſt entgegen aus dem Zelt:
Und neben den Gebieter aller Frommen,
Vor Herrn und Fürſten ward ihr Stuhl geſtellt.
Urlaub erhielt, wer ihn nicht ſelbſt genommen,
Der Reſt war klein, der Kern der Ritterwelt.
Die großen Herrn und Paladine blieben,
Der Pöbel aber ward hinausgetrieben.

12.

Die Kriegerin begann mit holden Worten:
Erhabner Fürſt, den unbeſiegt ich preiſe,
Der du von Oſtens bis zu Weſtens Pforten,
Von Südens Gluth bis zu des Nordens Eiſe
Dein lichtes Kreuz emporbringſt aller Orten,
Du, wie kein andrer mehr, gerecht und weiſe:
Dein Ruhm, der alle Grenzen überflogen,
Hat mich vom End' der Welt hiehergezogen.

13.

Mich trieb der Neid, die Wahrheit dir zu ſagen,
Dem Krieg nur folgt' ich auf der blut'gen Fährte:
Den mächt'gen Fürſten konnt' ich nicht ertragen,
Der den Propheten nicht, wie ich, verehrte.
Darum hab' ich dein Chriſtenvolk erſchlagen,
Darum ward ich nicht laß mit dieſem Schwerte,
Und hätte dich auf jede Art befeindet,
Wenn ein Ereigniß dir mich nicht befreundet.

14.

Als ich das Schwert am hitzigſten gezogen,
Mußt' ich erfahren — wie, ſag' ich dir ſpäter —,
Held Rüd'ger ſei mein Vater, der betrogen,
Zu Riſa ſtarb durch Beltram, den Verräther.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Erſter Band.

Leipzig
5. XI. 19

---

München.
Rudolph Oldenbourg.

(1872)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Inhalt

## des erſten Bandes.

Seite

**Colomba.** Von Proſper Mérimée. Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans . . . . . 1

**Fauſt.** Von Iwan Turgénjeff. Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer . . . . . . . 245

# Vorwort.

Als die Herausgeber des deutſchen Novellenſchatzes ſich entſchloſſen, demſelben einen Novellenſchatz des Auslandes an die Seite zu ſtellen, waren ſie ſich der Schwierigkeit dieſes Unternehmens vollkommen bewußt. Zunächſt mußten ſie auf den Vorwurf gefaßt ſein, daß ſie doch wohl etwas Ueberflüſſiges unternähmen, da an Ueberſetzungen bekanntlich in keiner Literatur weniger Mangel ſei, als in der deutſchen. Und freilich iſt es nicht zu viel geſagt, daß, wenn in dieſem Augenblick von allen Büchern nur die in deutſcher Sprache gedruckten einem allgemeinen Weltbrande entgingen, die Weltliteratur im Weſentlichen erhalten bleiben würde.

Dies gilt nun vollends von keiner Gattung in ſolcher Ausdehnung, wie gerade von der Roman- und Novellen-Literatur, die, falls ſie nur einigermaßen ſich über das Mittelmäßige erhebt, gewöhnlich ſofort nach ihrem Erſcheinen von zahlloſen Ueberſetzern in alle Nachbarſprachen, am reichlichſten aber aus den Nachbarſprachen in die deutſche, fortgepflanzt wird.

Aber wenn Romane, an denen das große Publikum doch zumeiſt nur ſeinen gröberen Stoffhunger zu ſtillen ſucht, eine oberflächliche Ueberſetzung noch eher vertragen — obwohl gerade die beliebteſten engliſchen Humoriſten ſich eines Salzes bedienen, das bei dem herkömmlichen Umkochen dumm zu werden pflegt — ſo ſind Novellen, und insbeſondere die künſtleriſch gelungenſten, von zu empfindlicher Art, um nicht unter der üblichen nachläſſig rohen Behandlung zu leiden. Man hat Ueberſetzungen mit umgekehrten Tapeten verglichen. Nun, ein großer Gobelin kann immerhin noch, von der Kehrſeite betrachtet, durch die Umriſſe der Compoſition im Großen und Ganzen und die Farben ſeiner Arabesken einen gefälligen Eindruck machen, während die Rückſeite einer feinen Handſtickerei das Auge beleidigt. Nur eine feinfühlig liebevolle Nachdichtung vermag in der kleineren Form, wo oft die leiſeſten Schattirungen und Farben-Uebergänge für die Wirkung entſcheidend ſind, das Original davor zu bewahren, daß es bei der Uebertragung gerade ſeinen eigenſten Reiz, die Unmittelbarkeit des perſönlichen Ausdruckes und den gleichſchwebenden Ton des Ganzen, einbüße.

Ein mit ſolchen Anſprüchen begonnener Novellenſchatz des Auslandes wäre demnach trotz alledem immer noch kein müßiges Unternehmen, abgeſehen davon, daß hier dieſelben Gründe mitſprechen, die den Gedanken des deutſchen Novellenſchatzes eingegeben und demſelben zu einer ſo günſtigen Aufnahme verholfen haben: die immer wachſende Schwierigkeit, das Werthvolle aus der Menge herauszufinden, und der Wunſch ſo vieler Leſer, ſich bei der Wanderung durch dieſe Ueberfülle einer kundigen und ſorgſamen Führung anzuvertrauen. Freilich ſteigert ſich auch für die Herausgeber ſelbſt die Schwierigkeit, die ſchon bei der heimiſchen Novelliſtik nicht klein war, ſich vor Mißgriffen in der Auswahl zu hüten und die hervorragendſten Autoren womöglich immer durch ihre bedeutendſten Leiſtungen zu vertreten, bei einer Sammlung, die das ganze Gebiet der novelliſtiſchen Weltliteratur in charakteriſtiſcher Auswahl umfaſſen ſoll, in einem faſt entmuthigenden Grade.

Hier nun kommt es uns in noch höherem Maße als bei dem deutſchen Novellenſchatze zu Statten, daß wir uns der Hülfe trefflicher Mitarbeiter erfreuen, die auf dem Gebiete derjenigen Literaturen, welche uns im Original nicht zugänglich ſind — die ſlaviſchen und nordiſchen insbeſondere — durch umſichtige Auswahl unſer Geſchäft erleichtern, es überhaupt erſt ermöglichen. Die beiden erſten Bände, die wir hier vorlegen, bringen Novellen aus dem Franzöſiſchen, Ruſſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen und Engliſchen. Die folgenden werden auch die ungariſchen, däniſchen, ſchwediſchen, norwegiſchen und holländiſchen Novelliſten in ihren Kreis ziehen. Dabei iſt es zwar nicht unſere Abſicht, wie es im deutſchen Novellenſchatz aus äußeren Gründen nothwendig war, jedem Autor nur Einmal das Wort zu ertheilen, doch aber, eine möglichſt gleichmäßige Vertheilung des Raumes an die verſchiedenen Nationen durchzuführen, wohlverſtanden: nach Maßgabe und Verhältniß der größeren oder geringeren Verdienſte, die ſie ſich um die Pflege der Gattung erworben haben.

Denn wie es bei den großen Induſtrieausſtellungen, die unſere Zeit ſo eifrig betreibt, außer den zunächſt erzielten praktiſchen Vortheilen auch einen Gewinn giebt, der dem denkenden Betrachter, dem Culturforſcher, dem Völkerpſychologen zu Gute kommt, ſo wünſchten wir auch durch unſere Vorführung und Nebeneinanderſtellung novelliſtiſcher Landesproducte aus den verſchiedenſten Himmelsgegenden nicht bloß das Bedürfniß nach edlerer Unterhaltungslectüre zu befriedigen oder zu wecken, ſondern Material zu ſammeln für ein früher oder ſpäter zu ſchreibendes Kapitel völkerpſychologiſcher Aeſthetik. Schon bei der erſten flüchtigſten Umſchau und Sichtung des Vorraths muß es auffallen, wie verſchieden nach Form und Inhalt, nach Menge und Güte der Production die Novelle bei den einzelnen Nationen auftritt. Eine Statiſtik der einzelnen Dichtungsarten ſchon nach den äußerlichſten Geſichtspunkten müßte die wichtigſten Streiflichter auf die Volkscharactere werfen. Denn ohne Zweifel iſt es nichts weniger als zufällig, daß gerade bei den Nationen, die um das erſte Aufblühen der künſtleriſch geſtalteten Novelle im Mittelalter die höchſten Verdienſte haben, dieſe Gattung faſt ganz ausgeſtorben iſt, daß Italiener und Spanier mit geringen Ausnahmen ihren Bedarf an ganzen Erzählungen aus Frankreich und in jüngſter Zeit auch aus Deutſchland importiren. Nicht minder merkwürdig iſt die Thatſache, daß in dem Lande, wo der Roman in ſo hoher Blüte ſteht, in dem Vaterlande von Scott, Dickens, Thackeray, die Novelle nur eine kümmerliche Rolle ſpielt und in ihrer eigentlichen Kunſtform überhaupt nicht verſtanden zu werden ſcheint. Auf der andern Seite die überraſchend hohe Blüte, zu der die ruſſiſche Novelle in den letzten Jahrzehnten ſich entwickelt hat, und wieder die Eigenart dieſer Blüte, die auf die Beſchaffenheit des Bodens, dem ſie entſproſſen, einen ſo überzeugenden Schluß geſtattet, wie ſich auch aus den Novellen der Ungarn und der Norweger unſchwer ihr Stammescharacter entwickeln ließe. Es iſt freilich auf keinem Gebiete des geiſtigen Lebens der innige Zuſammenhang aller Erſcheinungen zu verkennen; indeſſen glauben wir gerade durch die hier eröffnete Sammlung den Beweis zu führen, daß ſich die Signatur einer Nation in Nichts ſo deutlich auspräge, als darin: was und wie ſie erzählt.

**Die Herausgeber.**

Im Leib trug mich die Mutter durch die Wogen;
In Noth erblickt' ich und Gefahr den Aether.
Ein Zaubrer hat mich ſieben Jahr' erhalten;
Da raubten mich die Araber dem Alten.

15.

Der Perſerkönig kaufte mich von dieſen,
Dem ich darauf, erwachſen, nahm das Leben,
Weil er mich in die Arme wollte ſchließen.
Dem ganzen Hof hab' ich den Tod gegeben,
Die ſchnöde Sippſchaft aus dem Land gewieſen,
Und drin geherrſcht; ſo glücklich war mein Streben,
Daß, als ich achtzehn Jahre kaum vollendet,
Ich mir ſchon ſieben Reiche zugewendet.

16.

Von Neid geſpornt ob deiner hohen Ehren,
Beſchloß ich, wie ich dir bereits erzählte,
Die Größe deines Namens zu zerſtören;
Vielleicht gelang's, vielleicht daß ich's verfehlte.
Doch was mir dieſen Vorſatz mußte wehren
Und meinen Zorn im höchſten Flug entſeelte,
War, daß mir bei dem Kommen ward verkündet,
Es ſei mein Blut mit deinem Blut verbündet.

17.

War Vetter dir und Knecht, von dem ich ſtamme,
So will ich deine Magd und Muhme heißen,
Und jene alte Feindſchaft, meine Amme,
Will ich für immer aus dem Herzen reißen.
Für Agramanten ſpar' ich dieſe Flamme,
Für alle, die ſich ihm befreundet preiſen,
Die ſeinem Vater, ſeinem Ohm geſchworen,
Durch die ich jenes theure Paar verloren. —

# Colomba

von

## Prosper Mérimée.

(geb. 1803, geſt. 1870)

---

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Ludwig Schneegans.**

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# I.

Anfang Oktober 181 . ſtieg Oberſt Thomas Nevil mit ſeiner Tochter im Hotel Beauveau zu Marſeille ab; Sir Thomas, ein geborener Irländer, galt für einen der tüchtigeren Offiziere der engliſchen Armee, und kam damals aus Italien, welches er mit ſeiner einzigen Tochter bereiſ't hatte. Miß Lydia gehörte zu jenen unzufriedenen Reiſenden, die, abgeſchreckt durch den ſyſtematiſchen Enthuſiasmus der Meiſten, eine Sonderſtellung einnehmen und den horaziſchen Gleichmuth auf ihre Fahne ſchreiben. So kam es denn, daß Rafael's Transfiguration auf ſie keinen tieferen Eindruck hervorgebracht hatte, als den der Mittelmäßigkeit, und daß ihr der feuerſpeiende Veſuv kaum großartiger vorgekommen war, als die heimiſchen Schornſteine der Hammerwerke von Birmingham. Im Ganzen genommen, gipfelten ihre Klagen über Italien in der Behauptung, daß es dieſem Lande durchaus an Localfarbe fehle, an Stimmung. Bevor ſie den claſſiſchen Boden betrat, hatte ſich Miß Lydia in der Hoffnung gewiegt, jenſeits der Alpen auf verborgene ungehobene Schätze zu ſtoßen, mit deren Glanz ſie ſich ſpäter als angeſtaunte Erzählerin in den Salons ihrer Bekannten aufs Vortheilhafteſte umgeben würde. Aber nur zu bald wurde ſie durch die Enttäuſchung ins Lager der

Oppoſition gedrängt, denn überall war ſie auf die Spur ſchon zuvor durchgereiſ'ter Landsleute geſtoßen: was konnte ſich da wohl noch Neues erzählen laſſen? Verdrießlich iſt es in der That, daß man kein Geſpräch über die Wunderwerke Italiens anknüpfen kann, ohne ſich der Frage auszuſetzen: „Mein Fräulein, Sie kennen doch den Rafael des Palazzo *** in***? Nichts Schöneres in ganz Italien“ — eine Frage, die man dann gewöhnlich mit dem Geſtändniß beantworten muß, daß einem gerade dieſer Rafael entgangen. Wie kann man auch Alles anſehen? Da iſt es denn doch viel einfacher, vorſätzlich den Stab zu brechen über Alles.

Im Hotel Beauveau mußte Miß Lydia einen bittern Kelch leeren. Sie hatte nämlich, im guten Glauben, es ſei von andern Zeichnern vergeſſen worden, das pelasgiſche oder cyklopiſche Thor von Segni ſehr hübſch ſkizzirt. Nun aber wollte ein böſer Zufall, daß ſie in Marſeille mit Lady Frances Fenwich zuſammentraf und, in deren Album blätternd, zwiſchen einem Sonett und einer getrockneten Blume daſſelbe Thor entdeckte, in der braunſten Farbenfülle prangend. Miß Lydia verſchenkte ihre Skizze an ihr Kammermädchen, und entzog der pelasgiſchen Architektur ihre ganze Achtung.

Aehnliche Eindrücke hatte auch der Oberſt mitgebracht von der Reiſe, denn ſeitdem er ſeine Frau verloren, pflegte er Alles und Jedes durch die Brille von Miß Lydia's Stimmungen zu betrachten. Italien hatte den unverantwortlichen Fehler, ſeiner Tochter langweilig vorgekommen zu ſein; folglich konnte es auf Erden nichts Langweiligeres geben als Italien. Zwar wußte er gegen die Bilder und Statuen nichts einzuwenden; das konnte er jedoch verſichern, daß es dort um die Jagd gründlich ſchlecht beſtellt ſei, und daß man zehn Meilen weit in der römiſchen Campagna umherlaufen müſſe unter einem glühenden Himmel, um ſchließlich ein paar elende rothe Rebhühner nach Hauſe zu tragen.

Den Tag nach ſeiner Ankunft in Marſeille lud er ſeinen frühern Adjutanten, den Hauptmann Ellis, zu Tiſch. Der Hauptmann, welcher ſechs Wochen in Corſica zugebracht hatte, erzählte viel und gut. Seine Brigantengeſchichten hatten ein ganz anderes Ausſehen, als die hergebrachten Hiſtorien, die Miß Lydia auf der Straße von Rom nach Neapel angehört hatte. Nach aufgehobener Tafel blieben beide Herren bei den Bordeauxflaſchen ſitzen, und da ſie auf das Jagen zu ſprechen kamen, erfuhr der Oberſt, daß in Corſica alle Gattungen von Wild in einer Fülle vertreten ſeien, wie in keinem andern Lande. Von Wildſchweinen wimmelt es dort, ſagte der Hauptmann, und man muß aufpaſſen, daß man ſie von den andern Schweinen unterſcheide, denen ſie merkwürdig ähnlich ſehen; denn mit den Hirten iſt nicht gut ſpaßen; bis zu den Zähnen bewaffnet ſtürzen ſie aus dem Dickicht hervor, auf den ungeſchickten Jäger zu, laſſen ſich den Werth des erlegten Thiers auszahlen, und häufen ſchließlich auf die Drohung noch den Spott. Auch Muffelſchafe gibt es dort, eine ſonderbare Thierart, die ſich ſonſtwo nicht vorfindet, — herrliches Wild, aber ſchwer zu ſchießen. Hirſche, Faſanen, Rebhühner, nichts fehlt, und die unzählige Maſſe entſpricht der unzähligen Verſchiedenheit. Wenn Sie gern ins Volle ſchießen, lieber Oberſt, verſäumen Sie ja nicht den Abſtecher nach Corſica, denn dort können Sie, wie ſich meine Wirthsleute ausdrücken, Jagd machen auf Alles, vom Krammetsvogel bis hinauf zum Menſchen.

Beim Thee gab der Hauptmann abermals eine Geſchichte zum Beſten, noch abſonderlicher als die früheren; es handelte ſich um eine Blutrache, als deren Opfer ein mehr oder minder entfernter Verwandter des Beleidigers gefallen war. Miß Lydia hörte mit Entzücken zu, und völlig begeiſtert fühlte ſie ſich für Corſica bei der Beſchreibung der befremdlichen, wild-romantiſchen Landſchaften, des eigenthümlich ausgeprägten Charakters der Bewohner und ihrer einfachen gaſtfreundlichen Sitten. Endlich legte ihr Hauptmann Ellis ein hübſches kleines Stilett zu Füßen, merkwürdig nicht durch ſeine Form und den einfachen kupfernen Griff, wohl aber durch ſeinen frühern Beſitzer, einen berüchtigten Banditen, welcher behauptete, vier Menſchen damit durchbohrt zu haben. Miß Lydia ſteckte die Waffe zu ſich, legte ſie des Nachts auf ihren Tiſch und zog ſie vor dem Schlafengehen zweimal aus der Scheide. Dem Oberſten aber träumte von Jagdabenteuern, von einem erlegten Muffelſchaf, deſſen Preis er dem Eigenthümer auszahlen mußte, was er übrigens recht gern that, da die Beſtie von höchſt fabelhaftem Aeußern war und einem Eber glich mit Hirſchgeweih und Faſanenſchweif.

Ellis berichtet, daß Corſica ein prächtig Land fürs Jagen iſt, ſagte der Oberſt am nächſten Morgen, als er ſeiner Tochter beim Frühſtück gegenüber ſaß; wenn die weite Reiſe nicht wäre, ließ' ich mir einen zweiwöchentlichen Aufenthalt dort gern gefallen.

Je nun, antwortete Miß Lydia, was ſollten wir nicht hinfahren? Sie würden die Zeit mit Jagen, ich mit Zeichnen verbringen. Jene Grotte, von der uns Hauptmann Ellis erzählte, Bonaparte habe ſie in der Kindheit ſo oft beſucht, um darin zu ſtudiren, die möchte ich für mein Leben gern in mein Album aufnehmen.

Der Wunſch des Oberſten, ſich die Inſel anzuſehen, war von allen ſeinen Wünſchen vielleicht der erſte geweſen, auf den ſeine Tochter ſogleich eingegangen war. Wie ſehr ihn auch dies glückliche Zuſammentreffen innerlich entzückte, ſo bewahrte er doch ſeine Geiſtesgegenwart und machte noch die und jene Einwendung, um ihr die Wanderluſt zu ſchärfen. So hielt er ihr denn vergebens die Wildheit des Landes vor und die Schwierigkeiten, die es für eine reiſende Dame bieten würde: ſie fürchtete nichts; reiten war ihr eine

Wonne; ſie ſehnte ſich förmlich darnach, unter freiem Himmel zu ſchlafen, ja ſie drohte ſogar mit einem Reiſeproject nach Kleinaſien. Kurz, auf Alles hatte ſie eine Antwort in Bereitſchaft, denn noch nie hatte eine Engländerin Corſica beſucht; ſie würde, ſie mußte die Erſte ſein. Dieſe Luſt — ſchon der bloße Gedanke beglückte ſie — nach der Rückkehr in St. James'-place ihr Album vorzuzeigen! „Warum denn, liebe Lydia, wenden Sie dieſe reizende Zeichnung ſo ſchnell um?" — Ach es iſt nichts Beſonderes, — nur das Portrait eines berüchtigten corſiſchen Banditen, der unſer Führer war. — „Wie? Sie haben Corſica bereiſ't? . . ."

Da es damals zwiſchen Frankreich und Corſica noch keine Dampfſchiffverbindung gab, mußte irgend ein anderes Fahrzeug ausfindig gemacht werden, das nach der Inſel ſegelte, die Miß Lydia durchaus „entdecken" wollte. An demſelben Tage noch beſtellte der Oberſt die in Paris bereits gemietheten Zimmer brieflich ab und wurde mit dem Patron einer corſiſchen Goelette Handels einig, welche zur Ueberfahrt nach Ajaccio nächſtens unter Segel gehen ſollte. Zwei beſcheidene Cajüten ſtanden zur Verfügung. Man ſchaffte Vorräthe an Lebensmitteln herbei; der Schiffspatron betheuerte, daß er einen alten Matroſen an Bord habe, der es in der Kochkunſt ſehr weit gebracht und namentlich in der Zubereitung der bouille-abaisse*) in ganz Marſeille ſeines Gleichen ſuche; ferner wurde verſprochen, daß dem Fräulein nichts abgehen, daß der Wind günſtig und die Ueberfahrt ganz ſicher ſein werde.

---

*) Ein berühmtes Gericht aus gebackenen Fiſchen.

Auf den ausdrücklichen Wunſch ſeiner Tochter hatte ſich der Oberſt überdies noch ausbedungen, man dürfe keinen ſonſtigen Paſſagier aufnehmen und müſſe die Fahrt ſo einrichten, wie ſie zur Wahrnehmung der landſchaftlichen Schönheiten der Inſel am Lohnendſten ſei.

## II.

Schon am Morgen des für die Abfahrt feſtgeſetzten Tages waren ſämmtliche Kiſten und Koffer an Bord untergebracht: die Goelette ſollte Abends den Anker lichten, ſowie ſich der Wind erhoben. Der Oberſt und ſeine Tochter promenirten, in Erwartung des Ereigniſſes, die „Canebière“ auf und ab, als der Schiffspatron auf ſie zukam und ſich die Erlaubniß ausbat, einen Verwandten, nämlich den Vetter des Pathen ſeines älteſten Sohnes, mit an Bord zu nehmen; den jungen Mann riefen dringende Geſchäfte in ſeine Heimath nach Corſica zurück, und es ſei keine andere Fahrgelegenheit zu finden. Es iſt ein prächtiger Burſche, ſetzte Capitän Matei hinzu; dient bei den Gardejägern und hätt' es wohl ſchon bis zum Oberſten gebracht, wenn „der Andere“ noch am Staatsruder wäre.

Da er Soldat iſt, ſagte der Oberſt, und wollte hinzufügen: ſo laſſe ich mir's gern gefallen, daß er

18.

Sie wolle Chriſtin werden, ſagt ſie nun,
Und wenn's zu Ende ſei mit Agramanten,
Nach Hauſe kehren und nicht eher ruhn,
Bis all' die Ihren ſich zur Taufe wandten,
Um alle Welt hernach in Bann zu thun,
Wo man noch Mahom ehrt und Treviganten,
Mit dem Beding, daß, was ſie mög' empfahn,
Dem Reiche ſei und Chriſto unterthan.

19.

Der Kaiſer, eben ſo beredt als weiſe
Und tapfer, und von Weſen ſchlecht und recht,
Sprach vieles zu des edlen Fräuleins Preiſe,
Lobt' ihren Vater und ihr ganz Geſchlecht,
Beſchied auf Alles ſie in güt'ger Weiſe,
Zeigt' ihr ſein ganz Gemüth im Antlitz ächt,
Und ſchloß damit, daß er ſie als Verwandte,
Daß er als ſeine Tochter ſie erkannte.

20.

Hier ſteht er auf, ſie nochmals zu umſchließen,
Und drückt ihr auf die Stirn den Vaterkuß.
Froh treten die von Clermont zu Marfiſen,
Die von Mongrana bringen ihren Gruß.
Lang wär's zu ſagen, was ihr Ehr' erwieſen
Von Reinald wird, der ſie noch kennen muß,
Der viele Thaten dieſer hohen Frauen
Im Lager vor Albracca durfte ſchauen.

21.

Ja, wenn wir Alles zu erzählen hätten,
Von Guido, wie er ſie begrüßt und ehrt,
Von Aquilanten, Gryphen, Sanſonetten,
Mit denen ſie die Weiberſtadt zerſtört,

mitfährt . . . aber Miß Lydia unterbrach ihn auf engliſch: Ein Infanteriſt! . . . (ſie hatte für die Infanterie eine Geringſchätzung, da ihr Vater bei der Cavallerie gedient hatte) vielleicht ein ungebildeter Menſch, der ſeekrank wird, und uns die ganze Ueberfahrt verleidet!

Matei verſtand kein Engliſch; da er aber bemerkte, daß ſich der Mund der Miß zu einem leichten Schmollen verzog, welches ihr übrigens ganz nett ſtand, begriff er dennoch, und ließ nun eine Lobrede in drei Abſchnitten vom Stapel, die er mit der Betheuerung ſchloß, ſein Verwandter ſei ein ſehr feiner Menſch, von guter Familie — aus einer Familie von lauter „Corporalen“; — der Herr Oberſt würde auch nicht im Mindeſten beläſtigt werden, da man den jungen Mann ſchon in einem verborgenen Winkel unterbringen könne, wo die Herrſchaften in gar keine Berührung mit ihm kämen.

Der Oberſt und Miß Lydia wunderten ſich auf engliſch über dieſe Erblichkeit der Corporalscharge in gewiſſen corſiſchen Familien und ſchloßen aus allem Geſagten, daß es ſich um einen armen Teufel handle, den der Patron aus Gnade und Barmherzigkeit mitnehmen wollte. Wäre es ein Offizier, ſo würde man in den Fall kommen, ſich mit ihm zu unterhalten, einigermaßen mit ihm zuſammenleben zu müſſen; aber einem Corporal gegenüber waren ja keine Rückſichten zu beobachten . . .

Erträgt Ihr Verwandter die Seereiſe? fragte Miß Nevil trocken.

Und wie, mein Fräulein! der hält Alles aus, zu Waſſer wie zu Land.

So mag er mitfahren, ſagte ſie.

Ja, ſo mag er mitfahren, wiederholte der Oberſt und ſetzte ſeinen Spaziergang fort.

Abends gegen 5 Uhr holte Capitän Matei die Reiſenden ab. Am Hafendamm angekommen, ſahen ſie einen großen jungen Mann bei der Jölle des Capitäns ſtehen; er trug einen blauen bis unter das Kinn zugeknöpften Rock; aus ſeinem ſonnegebräunten Geſicht blitzten zwei lebendige ſchwarze Augen, treuherzig und doch nicht ohne Schalkheit. Sein kleiner aufgeſtülpter Schnurrbart und überhaupt der ganze Habitus ließen auf den erſten Blick den Soldaten erkennen, beſonders zu jener Zeit, wo Schnurrbärte unter dem Civil zu den Seltenheiten gehörten und die militäriſche Haltung noch nicht durch das Inſtitut der Bürgerwehr in die Familien hineinverſchleppt worden war.

Als der junge Mann den Oberſten herantreten ſah, lüſtete er ſeine Mütze und dankte in einfacher, klarer Rede ohne eine Spur von Verlegenheit für den ihm erwieſenen Gefallen.

Iſt mir ein Vergnügen, mein Junge, antwortete der Oberſt mit leutſeligem Kopfnicken und ſtieg in die Jölle.

Umſtände macht er keine, Euer Engländer, flüſterte der junge Mann dem Capitän auf italieniſch ins Ohr.

Dieſer legte den Zeigefinger unter ſein linkes Auge und zog beide Mundwinkel herab, was unter dieſen Umſtänden für den Kenner der Zeichenſprache ſo viel bedeutete wie: der Engländer verſteht Italieniſch und iſt übrigens ein eigener Herr. Der junge Mann lächelte hierauf dem Capitän Matei zu und griff ſich zum Zeichen des Einverſtändniſſes an die Stirn, als wolle er andeuten, daß es bei jedem Engländer nicht ganz richtig im Kopf ſei; dann betrachtete er ſehr aufmerkſam, wenngleich ohne Dreiſtigkeit, die Züge ſeiner hübſchen Reiſegefährtin.

Sie haben angeborenen Anſtand, dieſe Franzoſen, ſagte der Oberſt auf engliſch zu ſeiner Tochter; darum laſſen ſie ſich auch leicht zu Offizieren heranbilden.

Und, ſich an den jungen Mann wendend, frug er in franzöſiſcher Sprache:

In welchem Regiment haben Sie gedient, mein Junge?

Der alſo Angeredete verſetzte dem Vater des Pathenkindes ſeines Vetters einen leichten Stoß mit dem Ellbogen und antwortete, indem er ein ironiſches Lächeln unterdrückte, daß er bei den Gardejägern geweſen ſei und gegenwärtig dem Infanterie-Regiment Nr. 7 angehöre.

Haben Sie Waterloo mitgemacht? Sie ſind ſehr jung.

Mit Verlaub, Herr Oberſt; es iſt meine einzige Campagne.

Sie zählt für zwei, ſagte der Oberſt.

Der junge Corſe biß ſich in die Lippen.

Papa, ſagte Miß Lydia auf engliſch, fragen Sie ihn doch, ob den Corſen ihr Bonaparte ſehr ans Herz gewachſen iſt?

Der junge Mann, ohne dem Oberſten zur Ueberſetzung der Worte ins Franzöſiſche Zeit zu laſſen, erwiderte in leidlichem Engliſch, obwohl mit ausgeſprochener fremdländiſcher Ausſprache:

Sie wiſſen, mein Fräulein, daß kein Prophet im Vaterland viel gilt. Wir Landsleute von Napoleon lieben ihn vielleicht nicht ſo ſehr wie die andern Franzoſen. Aber ich für mein Theil, wenn ich auch einer Familie angehöre, welche in früheren Zeiten der ſeinigen feindlich gegenüberſtand, ich liebe und verehre ihn.

Sie reden engliſch! rief der Oberſt.

Wie Figura zeigt, ſehr ſchlecht.

Miß Lydia fand zwar die leichte ungezwungene Weiſe, in der ſich der junge Mann ausdrückte, nicht eben ganz paſſend, aber innerlich lachen mußte ſie doch beim Gedanken an eine perſönliche Feindſchaft zwiſchen einem Corporal und einem Kaiſer. Es muthete ſie an, wie ein Vorgeſchmack der Abſonderlichkeiten, die Corſica ihr zu bieten verſprach, und ſie nahm ſich vor, die Sache als charakteriſtiſch in ihr Tagebuch einzutragen.

Vielleicht ſind Sie in England kriegsgefangen geweſen? frug der Oberſt.

Nicht doch, Herr Oberſt, mein Engliſch habe ich in Frankreich gelernt, als Knabe und von einem Soldaten Ihrer Nation.

Dann wandte er ſich an Miß Nevil:

Wie mir Matei geſagt, kommen Sie aus Italien, mein Fräulein, und ſprechen gewiß das reinſte Toscaniſch; da fürchte ich, daß es Ihnen ſchwer fallen dürſte, unſern Dialekt zu verſtehen.

Meine Tochter iſt mit allen italieniſchen Dialekten vertraut, antwortete der Oberſt; für Sprachen beſitzt ſie eine ganz beſondere Begabung, — die ſie wahrlich von mir nicht ererbt hat.

Würde das Fräulein zum Beiſpiel folgende Verſe aus einem unſerer beliebteſten corſiſchen Lieder verſtehen? Es ſagt darin nämlich ein Hirte zu einer Hirtin:

S' entrassi 'ndru paradisu santu, santu,
E nun truvassi a tia, mi n'esciria.*)

Miß Lydia verſtand das kühne Citat, und da ſie den Blick, der dasſelbe begleitete, noch kühner fand, erröthete ſie, als ſie zur Antwort gab: Capisco.

---

*) Selbſt aus dem heil'gen, heil'gen Paradieſe
Würd' ich entfliehn, wärſt Du nicht dort zu finden.
(Serenade von Zicavo.)

Haben wohl einen längern Urlaub erhalten? frug der Oberſt.

Das nicht. Sie haben mich auf halben Sold geſetzt, wahrſcheinlich weil ich ein Soldat von Waterloo und ein Landsmann des Kaiſers bin. So kehr' ich heim, wie es im Lied heißt, leicht an Hoffnung, leicht an Geld.

Und er blickte mit einem Seufzer zum Himmel.

Der Oberſt griff in die Taſche und drehte ein Goldſtück zwiſchen den Fingern ſpielend hin und her, während er über einige paſſende Worte nachſann, mit denen er wohl am ſchonungsvollſten dem unglücklichen Feind die Gabe in die Hand ſchmuggeln könnte.

Auch mich, ſagte er mit launiger Gutmüthigkeit, auch mich haben ſie auf halben Sold geſetzt; aber . . . Mit Ihrem Halbſold reichen Sie ja nicht einmal aus, um ſich die Pfeife zu ſtopfen. Ohne Umſtände, Corporal.

Und er ſchickte ſich an, bei dieſen Worten das Goldſtück in die Hand des jungen Mannes zu drücken.

Der aber erröthete, ſchnellte auf, biß ſich in die Lippen und ſchien zu einer heftigen Antwort bereit; doch plötzlich ſchlug der entrüſtete Ausdruck ſeines Geſichts in den Gegenſatz um und er brach in ein ſchallendes Gelächter aus, während der Oberſt mit ſeinem Goldſtück in der Hand ganz verblüfft daſaß.

Herr Oberſt, ſagte der junge Mann, der ſeinen Ernſt wiedergefunden hatte, erlauben Sie mir, Ihnen zweierlei anzuempfehlen: erſtens, niemals einem Corſen ein Almoſen anzubieten, denn gewiſſe Landsleute von mir würden keinen Anſtand nehmen, es dem Geber an den Kopf zu werfen, — und zweitens, den Menſchen nur die Titulatur beizulegen, die ihnen von Rechts wegen zukommt. Sie nennen mich Corporal, während ich doch Lieutenant bin. Der Unterſchied iſt zwar nicht ſehr groß, aber . . .

Lieutenant, rief Sir Thomas einmal über das andere, Lieutenant! Aber der Schiffspatron hat mir doch verſichert, Sie und Ihr Vater und alle Mitglieder Ihrer Familie ſeien Corporale.

Bevor der Oberſt noch ausgeredet, hatte ſich der junge Mann auf ſeinem Sitz zurückgelehnt und lachte wieder laut auf, diesmal ſo krampfhaft herzlich, daß der Patron mit ſeinen beiden Matroſen einſtimmen mußte.

Entſchuldigen Sie, Herr Oberſt, begann ſchließlich der junge Mann; das Mißverſtändniß iſt ſo koſtbar, daß ich erſt jetzt dahinter gekommen bin. Allerdings rechnet ſich's meine Familie zum Ruhm, unter ihren Ahnen Corporale aufweiſen zu können; aber unſere corſiſchen Corporale haben nie Epauletten getragen. Gegen das Jahr des Heils [illegible] ſtanden die Bewohner einiger Ortſchaften wider ih[illegible]annischen Grundherren auf und ſtellten Führer an ihre Spitze, die ſie Corporale nannten. In unſerer Inſel nun hält man es noch heut zu Tage für eine beſondere Ehre, von dieſen patriarchaliſchen Volkstribunen abzuſtammen.

Herr Lieutenant, fiel der Oberſt haſtig ein, ich muß tauſendmal um Vergebung bitten. Da Sie den Urſprung meines Irrthums kennen, darf ich wohl hoffen, daß Sie denſelben entſchuldigen werden.

Und er ſtreckte ihm die Hand hin.

Das war die gerechte Strafe für mein bischen Hochmuth, lachte der junge Mann, indem er die dargebotene Hand herzlich faßte. Ich habe Ihnen nichts zu vergeben. Doch weil mein Freund Matei mich ſo mangelhaft bei Ihnen eingeführt hat, erlauben Sie, daß ich Ihnen in mir vorſtelle den Lieutenant Orſo della Rebbia, welchem es ein ganz beſonderes Vergnügen gewähren wird, Sie mit unſern Wäldern und Bergen näher bekannt zu machen, wenn Sie, wie ich aus der Gegenwart dieſer beiden prächtigen Hunde ſchließe, die Reiſe nach Corſica um des edlen Waidwerks willen unternommen haben. Vorausgeſetzt, fügte er mit einem Seufzer hinzu, daß ich mich ſelber noch zurecht finde in meiner Heimath.

In dieſem Augenblick war die Jölle an die Goelette herangefahren. Der Lieutenant bot dem Fräulein hilfreich die Hand und half dann auch dem Oberſten auf das Verdeck hinauf. Sir Thomas, welcher ſich noch immer nicht von ſeiner Verlegenheit ganz erholt hatte und nicht wußte, wie er ſeinen Mißgriff einem Manne gegenüber wieder gut machen ſollte, deſſen Stammbaum bis zum Jahr 1100 zurückreichte, wiederholte den Ausdruck ſeines Bedauerns unter neuem Händeſchütteln und lud ſchließlich den Lieutenant zum Souper ein, ohne nur die Zuſtimmung ſeiner Tochter eingeholt zu haben. Auf Miß Lydia's Stirn zogen ſich wohl einige flüchtige Wölkchen zuſammen, aber im Grunde war es ihr doch nicht ganz unwillkommen, ſich ſo einen „Corporal“ noch etwas genauer anzuſchauen; der Gaſt hatte ihr eigentlich nicht mißfallen; ja, ſie fing ſchon an, ein gewiſſes ariſtokratiſches Etwas in ihm zu entdecken; nur ſchien er ihr für einen Romanhelden zu offen und ſorglos.

Lieutenant della Rebbia, ſagte bei Tiſch der Oberſt, indem er nach engliſcher Sitte mit ihm anſtieß, in Spanien habe ich Ihre Landsleute vielfach ſchätzen lernen; eine famoſe Infanterie, im Plänklergefecht unübertrefflich.

Ja, Viele ſind in Spanien geblieben, ſagte der Lieutenant, und blickte ganz ernſt.

Unvergeßlich bleibt mir die Tapferkeit eines corſiſchen Bataillons in der Schlacht von Vittoria, fuhr der Oberſt fort. Ich muß wohl daran denken, fügte er bei, indem er mit der Hand an die Bruſt griff. Den ganzen Tag über hatten ſie in den Gärten hinter den Hecken geplänkelt und uns Gott weiß wie viel Leute und Pferde zuſammengeſchoſſen. Als der Rückzug beſchloſſene Sache war, ſammelten ſie ſich und marſchirten hurtig davon. In der Ebene, dachten wir, kommt die Reihe an uns; die Schelmen aber . . . um Vergebung, Lieutenant — die wackern Burſchen hatten ſich ins

Viereck geſtellt und ließen ſich eben nicht ſprengen. Inmitten des Carré's — mir iſt, als ſäh' ich ihn noch — hielt ein Offizier auf einem kleinen Rappen dicht neben dem Adler und rauchte ſeine Cigarre, als ſäße er beim Kaffee. Stellenweiſe, gleichſam um uns herauszufordern, gab uns ihre Bande Fanfaren zum Beſten. Ich ſchicke ihnen meine erſten zwei Schwadronen auf den Leib . . . Unſinn! anſtatt die Front des Carré's anzubeißen, fallen meine Dragoner ſeitwärts ab, machen dann Kehrt und gallopiren in wüſter Unordnung mit manchem reiterloſen Pferd zurück . . . Und immer noch hören wir die verteufelte Fanfare! Als ſich der Dampf, der das Bataillon umhüllte, verzogen hatte, hielt auch immer noch der Offizier neben dem Adler und rauchte ſeine Cigarre weiter. Ich, wüthend, ſtelle mich an die Spitze meiner Leute und commandire zum zweiten Angriff. Ihre Flinten waren vor lauter Schießen ſo rußig geworden, daß ſie verſagten, aber die Soldaten ſtanden da, in ſechs Reihen, das Bajonnet an den Nüſtern unſerer Pferde, wie eine Mauer. Ich feuerte meine Dragoner an, ſchrie mich heiſer, mühte mich umſonſt, mein Pferd voranzutreiben . . . Da nahm endlich der Offizier, von dem ich Ihnen ſprach, die Cigarre aus dem Mund und deutete mit dem Finger auf mich; al capello bianco! hörte ich ihn Einem ſeiner Schützen zurufen. Ich trug nämlich einen weißen Federbuſch. Mehr aber hörte ich nicht, denn eine Kugel durchbohrte mir die Bruſt. — Es

Von beiden Vettern und von Richardetten,
Mit denen ſie die Maynzer abgewehrt
Und jenes ſchnöde Krämervolk erſchlagen
Von Spanien, das gebe viel zu ſagen.

22.

Bis ſich das Licht des Tages würd' erneuen,
— Der Kaiſer ſelber iſt beſorgt dafür —
Wird, um mit heil'gem Waſſer ſie zu weihen,
Ein Ort bereitet, reich an Schmuck und Zier.
Der höchſten Kirchenlichter würd'ge Reihen,
Bewandert tief in Bibel und Brevier,
Verſammelt er, daß ſie zuvor Marfiſen
Im heil'gen Glauben gründlich unterwieſen.

23.

Nun kam Turpin im heiligen Gewande,
Der Erzbiſchof, und taufte ſie; es trat
Der Kaiſer ſelber zu des Beckens Rande
Und hob ſie aus dem ſegensreichen Bad.
Doch nun iſt's Zeit, daß jenem vom Verſtande
Gekomm'nen Haupt einmal die Hülfe naht
Aus dem Gefäß, mit dem Eliens Wagen
Den Herzog von dem Mond herab getragen.

24.

Der Herzog kommt aus jenem lichten Kreiſe
Auf unſres Balles höchſten Höhen an
Mit dem beglückten Saft, der wieder weiſe
Den großen Schlachtenmeiſter machen kann.
Es wächst ein Kräutlein dort von hohem Preiſe,
Das zeigt dem britt'ſchen Paladin Johann;
Mit dem ſoll er zurück nach Nubien eilen
Und deſſen Könige die Augen heilen.

war ein ſchönes Bataillon, Signor della Rebbia, das erſte vom 18. Regiment, lauter Corſen, wie ich nachträglich erfuhr.

Ja wohl, ſagte Orſo, deſſen Auge beim Zuhören Blitze ſchoß, ſie deckten den Rückzug und brachten ihren Adler mit zurück; aber zwei Drittel dieſer Tapfern ſchlafen dafür in der Ebene von Vittoria den ewigen Schlaf.

Eine Frage! Iſt Ihnen zufälliger Weiſe der Commandant des Bataillons bekannt?

Es war mein Vater, damals Major beim 18.; er avancirte zum Oberſt, weil er ſich an dieſem unglücklichen Tag ſo ſehr ausgezeichnet hatte.

Ihr Vater! Ein Held! mein Wort darauf. Es würde mich freuen, ihn wieder zu ſehen; auf den erſten Blick würde ich ihn erkennen, ganz gewiß. Lebt er noch?

Nein, Herr Oberſt, ſagte der junge Mann, ſich etwas entfärbend.

Hat er Waterloo mitgemacht?

Ja, Herr Oberſt, doch ward ihm das Glück nicht zu Theil, auf dem Schlachtfeld zu fallen . . . Er ſtarb in Corſica . . . vor zwei Jahren . . . Gott! wie iſt die See ſo ſchön! Zehn Jahre ſind es her, ſeitdem ich ſie zum letzten Mal geſehen. — Mein Fräulein, finden Sie unſer mittelländiſches Meer nicht ſchöner als den Ocean?

Ich finde es zu blau . . . und dann gehen mir die Wellen nicht hoch genug.

Sie ſchwärmen fürs großartig Wilde, mein Fräulein? Da werden Sie mit Corſica zufrieden ſein.

Meine Tochter, ſagte der Oberſt, liebt alles Außergewöhnliche; darum hat ihr auch Italien nicht beſonders gefallen.

Von Italien, ſagte Orſo, iſt mir blos Piſa bekannt, wo ich eine zeitlang die Schule beſuchte; aber mit Bewunderung muß ich noch immer zurückdenken an das Campo ſanto, den Dom, den hängenden Thurm . . . an das Campo ſanto beſonders. Sie entſinnen ſich wohl noch des Todes, von Orcagna . . . Ich glaube, ich könnte ihn nachzeichnen, ſo tief hat ſich das Werk in mein Gedächtniß eingeprägt.

Miß Lydia beſorgte von Seiten des Lieutenants einen anhaltenden Ausbruch von Enthuſiasmus.

Ja, recht hübſch', ſagte ſie gähnend. Papa, ich bitte um Entſchuldigung: ein dumpfer Kopfſchmerz zwingt mich zum Rückzug in mein Zimmer.

Hierauf küßte ſie ihren Vater auf die Stirn, nickte Orſo einen vornehmen Abſchiedsgruß zu und entfernte ſich. Die beiden Männer kamen auf die Jagd und den Krieg zu ſprechen.

Sie brachten in Erfahrung, daß ſie bei Waterloo einander gegenüber geſtanden, alſo gegenſeitig viele Kugeln gewechſelt hatten, was das gute Einvernehmen zwiſchen beiden noch förderte. Der Reihe nach prüften und beurtheilten ſie die Kriegführung Napoleon's, Blücher's und Wellington's; dann verfolgten ſie wieder gemeinſchaftlich Dammhirſch, Eber und Muffelthier. Als man endlich beim letzten Glas der Bordeauxflaſche gewahr wurde, daß es ſchon ſpät in der Nacht ſei, ſchüttelte der Oberſt dem Lieutenant nochmals die Hand und wünſchte nebſt einer angenehmen Ruhe, daß dieſe Bekanntſchaft, die ſo drollig begonnen, durch gute Pflege gedeihen möchte. So trennten ſie ſich, und Jeder ſuchte ſein Lager auf.

## III.

Die Nacht war ſchön; ſchillernd brach ſich das Mondlicht auf den Wellen; das Schiff glitt ſanft dahin, von einem milden Lufthauch umſpielt. Miß Lydia war noch nicht ſchläfrig, und nur die Gegenwart des Fremden hatte ſie davon abgehalten, die Stimmung auf ſich wirken zu laſſen, die beim Sternenflimmer auf hoher See jedes menſchliche Weſen überſchleicht, in deſſen Herzen ein Funke von poetiſcher Empfindung glimmt. In der Vorausſetzung, daß der Lieutenant, als proſaiſcher Staatsbürger, ſchon längſt ſchnarchen müſſe, ſtand ſie auf, warf ihren Pelz um, weckte ihr Kammermädchen und ſtieg aufs Verdeck. Dort konnte ſie ungeſtört träumen, denn es war Niemand zugegen, außer dem Steuermann, welcher in corſiſcher Mundart eine Art Klagelied nach einer harten eintönigen Melodie vor ſich hinſang. Mitten in dieſer friedlichen Nacht die eigenthümlich wilden Anklänge: in dem Contraſt lag ein beſonderer Reiz. Schade, daß Miß Lydia nicht Alles ganz deutlich verſtand. Zuweilen tauchte aus einer Fluth von Gemeinplätz[illegible] ein packender Vers auf, aber dann, wenn ſie geſpannt weiter lauſchte, kamen wieder Worte, deren Sinn ihr entging. So viel jedoch begriff ſie, daß es ſich um einen Mord handelte; denn in wirrem Durcheinander wiederholten ſich Verwünſchung der Mörder, Lob des Todten, Androhung der Rache. Einige Strophen waren leicht verſtändlich; ſie lauten in der Ueberſetzung annähernd wie folgt:

Blitzt nur immer, Bajonnette!
Donnert immer zu, Kanonen!
Nimmer iſt vor euch erblichen
Je die Stirne dieſes Helden,
Der auf einer Wahlſtatt lächelt
Heiter wie die Sommernacht.

War er doch der Freund des Adlers,
War er doch der kühne Falke;
Seinen Freunden ſüßer Honig,
Seinem Feind ein wildes Wettern;
Hocherhab'ner als die Sonne,
Milder als der blaſſe Mond.

Ihn, den ſeines Landes Feinde
Noch vergeblich nie erwartet,
Ihn erſchlugen in der Heimath
Hinterrücks die feigen Mörder,
So wie Vittolo der Feige
Den Sampiero Corſo ſchlug.*)

Bei dem Bett legt's auf die Mauer,
Das ich mir ſo wohl erworben,
Legt mir hin mein Ehrenzeichen,
Hier das Kreuz am rothen Bande!
Aber röther noch, viel röther
Iſt das Hemd auf meiner Bruſt.

Hebt für meinen Sohn, den Fernen,
Sorglich auf das Ehrenzeichen
Und mein morddurchlöchert Hemde!
Für ein jedes der zwei Löcher
Soll er einſt ein gleiches bohren
In des Feindes feige Bruſt.

Doch wird dann die Rache raſten?
Nein, noch dreierlei begehr' ich:
Erſt die Hand, die losgedrückt hat,

---

*) S. Filippini XI. Buch. Vittolo's Name iſt noch jetzt für die Corſen ein Gegenſtand des Abſcheu's und gleichbedeutend mit Verräther.

Dann das Auge, das gezielt hat,
Und das Herz, das ausgedacht hat . . .

Plötzlich brach der Geſang ab. Warum ſingt Ihr's nicht zu Ende? frug Miß Nevil.

Der Matroſe machte ſie durch ein leichtes Kopfnicken auf eine Geſtalt aufmerkſam, die am Eingang der Kajütentreppe ſichtbar geworden war: es war Orſo, welcher heraufſtieg, um ſich am Mondſchein zu erlaben.

Es würde mir viel Vergnügen machen, wenn Ihr fortfahren wolltet, ſagte Miß Lydia zu dem Seemann.

Der aber beugte ſich zu ihr hin und ſagte flüſternd: Ich gebe keinem Menſchen „das Rimbecco.“

Wie ſagtet Ihr? das . . .?

Der Matroſe gab keine Antwort und fing an, irgend einen Gaſſenhauer zu pfeifen.

Alſo doch, mein Fräulein, ſagte Orſo, indem er herbeitrat, Sie müſſen unſer mittelländiſches Meer doch bewundern. Sie werden mir auch wohl oder übel zugeben müſſen, daß ſich ſo ein Mondſchein anderswo nicht blicken läßt.

Ihn beachtete ich nicht. Ich war in corſiſche Sprachſtudien vertieft. Der Matroſe hier ſang gerade ein hochtragiſches Klagelied; aber bei der intereſſanteſten Stelle brach er ab.

Der Matroſe bückte ſich über den Compaß, wie

Einer, der genauer ſehen will, und zog Miß Nevil bedeutungsvoll am Pelze. Ihr wurde klar, daß jenes Klagelied in Gegenwart des Lieutenants nicht geſungen werden durfte.

Was war es denn für ein Lied, Paolo Francè? ſagte Orſo; eine Ballade, ein Vocero?*) Das Fräulein hat es verſtanden und wünſcht deßhalb das Ende zu hören.

Das hab' ich rein vergeſſen, Ors' Anton', warf der Matroſe raſch dazwiſchen, und ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, ſtimmte er aus vollem Halſe ein Loblied auf die heilige Jungfrau an.

Miß Lydia ließ das Lied über ſich ergehen und verſchonte den Sänger mit weiteren Fragen; ſie nahm ſich aber ernſtlich vor, ſpäter, bei günſtigerer Gelegenheit, der Sache ſo oder anders auf die Spur zu kommen. Das Kammermädchen jedoch, ſeine Florentinerin, die den corſiſchen Dialekt kaum beſſer verſtand, als ihre Herrin, und die gerade ebenſo neugierig auf des Räthſels Löſung war, frug ganz harmlos, ohne daß Miß Lydia Zeit gehabt hätte, ihr irgendwie Schweigen zu gebieten: Um Vergebung, Herr Lieutenant, was heißt das: Jemand das „rimbecco“ geben?*)

---

*) Wenn Jemand geſtorben und beſonders, wenn er eines gewaltſamen Todes geſtorben iſt, wird ſeine Leiche auf einen Tiſch gelegt, und Frauen aus der Familie, oder in deren Ermangelung Freundinnen, ja ſogar fremde, im Ruf der poetiſchen Begabung ſtehende Weiber extemporiren vor der zahlreichen Zuhörerſchaft einen Klagegeſang im Dialekt der Gegend. Dieſe Weiber nennt man voceratrici oder nach corſiſcher Ausſprache buceratrici, und der Geſang heißt vocero, buceru, buceratu, längs der öſtlichen Küſte der Inſel, auf der weſtlichen aber ballata. Das Wort vocero, ſowie auch das davon abgeleitete vocerar und voceratrice, kommt von dem lateiniſchen vociferare. Zuweilen extemporiren mehrere Frauen abwechſelnd der Reihe nach; oft ſingt des Todten Wittwe oder Tochter in eigner Perſon das Klagelied.

Das „rimbecco“! ſagte Orſo; für den Corſen die tödtlichſte Beſchimpfung, der Vorwurf, ſich an dem Feinde nicht gerächt zu haben. Wer hat Ihnen vom „rimbecco“ geſprochen?

Geſtern in Marſeille, fiel Miß Lydia haſtig ein, hat ſich der Schiffspatron des Ausdrucks bedient.

Von wem war die Rede? frug Orſo mit einer gewiſſen Heftigkeit.

Ach, von längſt vergangenen Zeiten, beſchwichtigte Miß Lydia; er erzählte uns eine alte Geſchichte . . . aus den Zeiten des . . . ja, wenn ich mich recht erinnere, handelte es ſich um eine gewiſſe Vannina d'Ornano.

Da muß ich fürchten, mein Fräulein, daß Ihnen der Tod der Vannina unſern Helden, den tapfern Sampiero, gründlich verhaßt gemacht hat.

---

*) Abgeleitet von rimbeccare, zurückſchicken, zurückſchleudern (als Vorwurf). Mit dem „rimbecco“ erlegt man gewiſſermaßen dem Betreffenden die Verpflichtung auf, die ungeſühnte Beleidigung zu rächen. — Das genueſiſche Geſetz belegte das Geben des „rimbecco“ mit ſehr ſtrenger Strafe.

Können denn Sie dieſe That heldenwürdig finden?

Ich finde ſie zwar verbrecheriſch, aber bedingt durch die wilden Sitten jener Zeit; und dann vergeſſen Sie nicht, daß Sampiero die Genueſen bekriegte auf Leben und Tod: glauben Sie, daß er das Vertrauen ſeiner Landsleute nicht für immer verſcherzt haben würde, hätte er das Weib nicht beſtraft, welches mit Genua zu unterhandeln verſuchte?

Vannina, warf der Matroſe dazwiſchen, hatte ſich ohne die Erlaubniß ihres Mannes davon gemacht; ſie umzubringen, war Sampiero's Recht.

Aber ſie wollte ja ihren Mann retten, aus Liebe zu ihm Genua um Gnade bitten.

Für ihn um Gnade bitten, hieß ihn entehren! ſagte Orſo nicht ohne Leidenſchaft.

Und daß er ſie mit eigener Hand tödtete! fuhr Miß Nevil fort. Welch ein Ungeheuer!

Sie wiſſen doch, daß ſie ſich gerade das als letzte Vergünſtigung ausbedungen hatte. Halten Sie Ihren Othello ebenfalls für ein Ungeheuer?

Welch ein Unterſchied! er war eiferſüchtig, Sampiero hingegen nur eitel.

Und Sie glauben, daß hinter der Eiferſucht nicht auch die leidige Eitelkeit ſteckt? Ich für mein Theil möchte ſie die Eitelkeit der Liebe nennen und dann Sie, mein Fräulein, um einige Nachſicht dafür bitten, in Anbetracht des zu Grunde liegenden Gefühls.

Miß Lydia warf ihm einen äußerſt würdevollen

Blick zu und wandte ſich an den Matroſen, um ihn zu fragen, wann die Goelette in den Hafen einlaufen würde.

Uebermorgen, ſagte Jener, wenn wir den guten Wind behalten.

Wären wir nur ſchon in Ajaccio! Dieſe Ueberfahrt iſt angreiſend.

Bei dieſen Worten war ſie von ihrem Sitz aufgeſtanden, lehnte ſich auf den Arm des Kammermädchens und trat einige Schritte weiter. Orſo blieb unbeweglich beim Steuer ſtehen; er wußte nicht, ob er ihr Geſellſchaft leiſten, oder eine weitere Unterhaltung, die ihr wohl läſtig ſein dürfte, aufgeben ſollte.

Bei unſerer Frauen Bl[illegible] ein ſchön Mädel! brummte der Matroſe; ließe mich gern ſtechen in meiner Hängematte, wenn die Flöhe ſo ein Geſicht hätten!

Miß Lydia hatte vielleicht dieſe naive Lobrede auf ihre Schönheit vernommen und „most shocking“ gefunden, denn ſie ſtieg faſt gleichzeitig in ihre Kajüte hinab. Bald zog ſich auch Orſo zurück; ſowie er fort war, kam das Kammermädchen wieder herauf, um den Matroſen in ein genaues Verhör zu nehmen, und hinterbrachte dann ihrer Herrin folgende Thatſachen: Die unterbrochene Todtenklage war vor zwei Jahren verfaßt worden, bei Anlaß der Ermordung des Oberſten della Rebbia. Daß deſſen Sohn, der Lieutenant, nach Corſica reiſe, um „die Rache zu erfüllen“, das

25.

Der geb' ihm, daß er mit Biſerta ſtreite,
Zum Lohn der Wohlthat eine große Macht.
Wie er nun dieſe unerfahrnen Leute
Gewandt und fertig mache zu der Schlacht,
Die Wüſten ohne Schaden dann durchſchreite,
Wo blind der heiße Sand die Menſchen macht,
Kurz, wie er ſich in allem ſoll verhalten,
Erfährt er Punkt für Punkt vom heil'gen Alten.

26.

Dann heißt er ihm den Vogel wiederbringen,
Der Rüd'gers einſt, zuerſt Atlantens war.
Der Paladin verläßt nach dieſen Dingen
Das Paradies und ſeine heil'ge Schaar.
Dem Nil zur Seite regt er ſeine Schwingen,
Bald beut ſich ihm das Land der Nubier dar,
Er läßt ſich in des Reiches Hauptſtadt nieder
Aus luft'gen Höhn, und ſieht den Kaiſer wieder.

27.

Groß war die Freude, mächtig war die Luſt
Des alten Herrn bei ſeinem Wiederkommen;
Ihm waren die Harppen noch bewußt,
Und wie er ihm die ſchnöde Laſt benommen.
Doch wie ihm auch der größere Verluſt
Erſetzt und neu des Tages Strahl entglommen,
Ja, wie er wieder ſeine Augen hat,
Da ehrt und preist er ihn an Gottes Statt.

28.

So daß er, um Biſerta zu bedräuen,
Ihm nicht nur die gewünſchten Schaaren ſtellt:
Er will ihm hunderttauſend drüber leihen,
Und ſelber mitgehn, wenn es ihm gefällt.

unterlag für den Matroſen keinem Zweifel. Im Dorfe Pietranera — ſo lautete die Ausſage des Vernommenen wörtlich — im Dorfe Pietranera wird bald friſches Fleiſch feil ſein. Ins Nichtcorſiſche überſetzt, hieß das: Signor Orſo kehrt in die Heimath zurück, in der Abſicht, zwei oder drei der Ermordung ſeines Vaters verdächtige Menſchen umzubringen, welche zwar auf Grund jenes Verdachtes gerichtlich eingezogen, indeſſen durchaus ſchuldlos befunden worden waren, weil ſie Richter, Advocaten, Präfecten und Gensdarmen in der Taſche hatten. Es giebt in Corſica einmal keine Gerechtigkeit, ſagte zum Schluß der Matroſe, und da iſt halt auf eine gute Flinte mehr Verlaß als auf alle Räthe des königlichen Gerichts. Wer einen Feind hat muß eben zwiſchen den drei S wählen. *)

In Folge dieſer intereſſanten Aufklärungen trat in Miß Lydia's Geſinnung und Betragen dem Lieutenant della Rebbia gegenüber eine bedeutende Aenderung ein, denn in den Augen der romantiſchen Engländerin galt er von nun an für eine beachtenswerthe Perſönlichkeit. Jetzt erſchien ihr jenes ſorglos vergnügte, offene Weſen, das ſie vorher an ihm ſo übel vermerkt hatte, nun als ein neues Verdienſt; war es doch die Maske hinter welcher eine tiefe, ſtarke Seele ihr innerſtes Fühlen vor der umgebenden Welt verbarg. Sie erblickte fortan in Orſo eine Art

---

*) d. h. schioppetto, stiletto, strada: Gewehr, Dolch, Flucht.

Fiesco, der unter der Hülle der Leichtlebigkeit ſich mit einem großen Vorſatz trug; und wenn auch ein paar Spitzbuben umzubringen der Befreiung eines Vaterlands nicht gleichkam, ſo blieb eine ſchöne Rache immerhin etwas Schönes. Und übrigens ſpricht ja die Frauen ein rein menſchliches Heroenthum mehr an als ein ſpecifiſch politiſches. Nunmehr fielen Miß Nevil an dem jungen Lieutenant Dinge auf, welche ſie zuvor nicht bemerkt hatte; große Augen, blendend weiße Zähne, ſchlanke Geſtalt, feine Bildung und geſellſchaftlicher Schliff. Im Lauf des folgenden Tages unterhielt ſie ſich häufig mit ihm und fand Wohlgefallen an dem, was er ſprach. Er mußte ihr vielfach Auskunft geben über ſeine Heimath, und er that es in gewinnender Weiſe. Das Corſica ſeiner Kindheit, das er in früheſter Jugend verlaſſen hatte, zuerſt um eine Erziehungsanſtalt, dann um die Militärſchule zu beziehen, jenes Corſica war in ſeiner Erinnerung immer noch vom poetiſchen Farbenſchmuck der erſten Eindrücke umdämmert. Er gerieth in Eifer, wenn er die Berge, die Wälder, die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der Einwohner ſchilderte. Wie ſich wohl denken läßt, kam auch die Blutrache im Geſpräche mehrfach vor, denn wie wäre es möglich, von den Corſen zu reden, ohne ihre weltbekannte Nationalleidenſchaft, ſei es nun mißbilligend, oder entſchuldigend, zu erwähnen? Etwas ſtutzig wurde Miß Nevil, als Orſo die endloſen Feindſchaften ſeiner Landsleute im Allgemeinen verdammte.

In einem beſondern Fall jedoch, bei den Bauern, nahm er Milderungsgründe an und behauptete, die Vendetta ſei eben das Duell der Armen. So durchdrungen iſt man von dieſer Auffaſſung, ſagte er, daß dem mörderiſchen Anfall unter allen Umſtänden eine Forderung vorangehen muß. „Hüte dich — ich hüte mich“ lauten die althergebrachten Worte, welche die Feinde wechſeln, ehe ſie einander auflauern. Es wird bei uns, ſetzte er hinzu, mehr gemordet als in jedem andern Winkel Europa's; nie aber tragen die Verbrechen die Spur eines an ſich gemeinen Beweggrundes. Mörder — das iſt wahr — giebt es bei uns die Fülle, aber nicht Einen Dieb.

Jedesmal wenn er das Wort Rache oder Mord ausſprach, heftete Miß Lydia den forſchenden Blick auf ſeine Züge; aber nie konnte ſie irgend eine beſondere Erregung darin entdecken. Da ſie jedoch wußte, daß er Seelenſtärke genug beſaß, um jedem Auge — mit ſelbſtverſtändlicher Ausnahme des ihrigen — undurchdringliches Dunkel entgegenzuſtellen, glaubte ſie nicht minder feſt als zuvor, daß den Manen des Oberſten in nicht allzulanger Friſt die nothwendige Genugthuung werden würde.

Schon war Corſica in Sicht. Der Schiffspatron zeigte den Reiſenden die wichtigſten Punkte der Küſte und nannte ſie mit Namen, die Miß Lydia nicht ohne Vergnügen nennen hörte, wiewohl ihr Alles gänzlich unbekannt war; es giebt nichts Langweiligeres als eine anonyme Landſchaft. Stellenweiſe ſogar konnte man ſchon durch das Fernrohr des Oberſten einen Inſelbewohner erblicken, der in ſeiner braunen Kleidung, mit der Flinte bewaffnet, auf einem kleinen Pferd über die abſchüſſigen Flächen weggaloppirte. In Jedem glaubte Miß Lydia einen Banditen zu erkennen oder einen Sohn, der ausging, ſeinen ermordeten Vater zu rächen; aber Orſo verſicherte, es ſei ein friedlicher, in Geſchäften reiſender Bewohner des nächſtliegenden Marktfleckens; die Flinte führe er weniger aus Sicherheits- als aus Moderückſichten, ungefähr wie der Stutzer einen eleganten Spazierſtock zur Schau trägt. Miß Lydia fand, daß, wenn auch in der poetiſchen Rangordnung der Waffen die Flinte tiefer ſtehe als der Dolch, beſagte Flinte doch einen Mann viel beſſer kleide, als ein Spazierſtock: hieran knüpfte ſie die Reminiscenz, daß Lord Byron den claſſiſchen Dolch auch nicht gebraucht und ſeine Helden alle an Schußwunden ſterben läßt.

Nach dreitägiger Fahrt entrollte ſich endlich vor unſeren Reiſenden das herrliche Panorama der Bucht von Ajaccio, welche nicht ohne Recht mit dem Golf von Neapel verglichen wird. Während die Goelette in den Hafen einlief, bedeckte eine große Rauchwolke, die einem Waldbrande entſtieg, die Punta di Girato, ſo daß man unwillkürlich an den Veſuv denken und die Aehnlichkeit um ſo überraſchender finden mußte. Um ſie ganz vollſtändig zu machen, müßte jedoch die

Umgegend von Neapel erſt noch durch einen Attila verwüſtet werden, denn um Ajaccio herum iſt Alles todt und öde. An Stelle der geſchmackvoll gebauten Fabriken, welche zwiſchen Caſtellamare und der miſeniſchen Landſpitze zerſtreut umherliegen, iſt die Bucht von Ajaccio lediglich von düſterem Gebüſch umgeben, hinter dem nackte Berge emporragen. Nirgends eine Villa oder ein Bauernhaus. Nur einige weiße Baulichkeiten heben ſich auf den Anhöhen bei der Stadt vom grünen Hintergrund des Gebüſches ab; es ſind dies Trauerkapellen, Familiengrabmäler. Bis in alle Einzelheiten hinein trägt dieſe Landſchaft das Gepräge ernſter, wehmüthiger Schönheit.

Damals noch mehr als jetzt entſprach das Innere der Stadt dem Charakter der Umgebungen. Auf den Straßen kein Leben, nur vereinzelte immer wiederkehrende träge Geſtalten; kein Frauengeſicht, etliche Bäuerinnen ausgenommen, die ihr Gemüſe zu Markte tragen. Im Gegenſatz zu den italieniſchen Städten, kein Geſchrei, kein lautes Lachen, kein Geſang. Höchſtens ſitzen einige bewaffnete Bauern auf der Promenade im Schatten eines Baumes und ſpielen Karten, oder ſehen zu, wie geſpielt wird. Sie ſprechen nicht laut durcheinander, und ſtreiten nie. Wird das Spiel lebhafter, ſo hört man Piſtolenſchüſſe fallen, welche ſtets der Drohung vorangehen müſſen. Der Corſe iſt ſeiner Natur nach geſetzt und ſchweigſam. Gegen Abend lockt die Kühle einige Spaziergänger aus den

Häuſern, aber auf dem Corſo bewegen ſich faſt lauter Fremde, denn die meiſten Einwohner pflegen unter ihren Thüren ſtehen zu bleiben, wie lauernde Falken, die ihr Neſt hüten.

## IV.

Miß Lydia hatte noch keine drei Tage in Corſica verbracht, hatte kaum das kaiſerliche Geburtshaus beſichtigt und ſich auf mehr oder minder erlaubtem Weg ein Stückchen napoleoniſche Tapete angeeignet, als das Schickſal jedes Fremden über ſie hereinbrach, welchen die ungeſellige Gemüthsart einer Bevölkerung in gänzlicher Abgeſchiedenheit für ſich hinſchlendern läßt: ſie langweilte ſich bis zur Trauer, und bereute den übereilten Entſchluß; aber an eine ſofortige Abreiſe durfte ſie nicht denken, denn ihren Ruf als unverzagte Entdeckungsreiſende wollte ſie um keinen Preis aufs Spiel ſetzen. Es mußte alſo mit Ergebung und Geduld ausgeharrt und die Zeit möglichſt leidlich todtgeſchlagen werden. Von dieſem edlen Vorſatz beſeelt, legte ſie ſich Farben und Bleiſtifte zurecht, ſkizzirte verſchiedene Anſichten der Bucht und entwarf das Portrait eines ſonnverbrannten Bauern, welcher Melonen feilbot, ganz wie ein continentaler Obſthändler, aber ſich durch einen weißen Bart und eine äußerſt bösartige Spitzbubenphyſiognomie auszeichnete. Da jedoch dieſe Thätigkeit ſie nicht hinlänglich zerſtreuen konnte, nahm ſie ſich nebenbei vor, dem Abkömmling der Corporale den Kopf zu verdrehen, welch letztere Aufgabe keine großen Schwierigkeiten bot, weil Orſo gar keine Eile an den Tag legte, ſein Heimathsdorf wieder zu ſehen, und den Aufenthalt in Ajaccio allem Uebrigen vorzuziehen ſchien, wiewohl er dort mit keiner Seele verkehrte. Uebrigens verfolgte ja Miß Lydia einen edlen Zweck: der Löwe mußte gezähmt werden und die blutige Abſicht aufgeben, die ihn in ſeine Heimath zurückgeführt hatte. Seitdem ſie ihm die Ehre angethan, ihn zum Gegenſtand ihrer Beobachtungen zu machen, war ſie zur Erkenntniß gekommen, daß es Schade wäre um den jungen Mann, wenn man ihn ins Verderben rennen ließe, und daß es ihr nur Ruhm bringen könnte, einen Corſen zu den Grundſätzen der Humanität bekehrt zu haben.

Die Tagesordnung für unſere Reiſenden war folgende: des Morgens gingen der Oberſt und Orſo auf die Jagd; Miß Lydia zeichnete oder ſchrieb an eine Freundin, um das Vergnügen nicht zu verſäumen, ihre Briefe von Ajaccio aus zu datiren. Gegen ſechs Uhr kamen die Herren mit ihrer Ausbeute zurück; dann wurde dinirt; Miß Lydia ſetzte ſich ans Clavier; der Oberſt ſchlief pflichtſchuldigſt ein, und die jungen Leute unterhielten ſich bis zu einer ſpäten Abendſtunde.

Irgend eine Reiſepaßformalität hatte dem Oberſten Anlaß gegeben, den Präfecten aufzuſuchen; dieſer Herr, der ſich, wie die meiſten ſeiner Collegen, bedeutend langweilte, hatte das Auftreten eines reichen und vornehmen, noch dazu mit einer hübſchen Tochter geſegneten Engländers als ein gefundenes Glück begrüßt. Er empfing Sir Thomas mit aller Liebenswürdigkeit, überſchüttete ihn förmlich mit dienſtfertigen Anerbietungen und ſtattete ihm nach Verlauf einiger Tage einen Gegenbeſuch ab. Man war eben vom Tiſche aufgeſtanden. Der Oberſt hatte ſich's auf dem Sofa bequem gemacht und ſchlief ſchon mit einem Auge; ſeine Tochter ſang, und Orſo, der neben ihr an dem altmodiſchen Clavier ſtand, wendete ihr die Seiten um und ließ in der Zwiſchenzeit die Blicke auf ihrem blonden Haar und ihrem weißen Nacken ruhen. Da wurde der Herr Präfect angemeldet; das Clavierſpiel verſtummte; der Oberſt ſprang auf, rieb ſich die Augen, und ſtellte ſeiner Tochter den Beſuch vor: Herrn della Rebbia brauche ich Ihnen wohl nicht vorzuſtellen, fügte er bei; er iſt Ihnen gewiß ſchon bekannt?

Iſt der Herr ein Sohn des Oberſten della Rebbia? frug der Präfect mit einem leiſen Anflug von Verlegenheit.

Ja wohl, antwortete Orſo.

Ich habe die Ehre gehabt, Ihren Herrn Vater zu kennen.

Die Gemeinplätze der Unterhaltung waren bald erſchöpft. Trotz aller Anſtrengung gelang es dem Oberſten nicht immer, ſein Gähnen zu unterdrücken. Orſo, als Anhänger der liberalen Partei, ließ ſich nicht gern mit einem Schleppträger der Regierung näher ein; Miß Lydia allein half dem Geſpräche weiter. Der Präfect ließ es übrigens an Stoff nicht fehlen; ihm war es offenbar ein großes Vergnügen, ſich über Paris und die große Welt mit einer Dame zu unterhalten, welcher alle hervorragenden Perſonen der höheren Kreiſe bekannt waren. Während des Geſprächs beobachtete er hin und wieder den Lieutenant mit einer eigenthümlichen Neugierde.

Sie haben Herrn della Rebbia wohl auf dem Continent kennen gelernt? frug er Miß Lydia.

Miß Lydia ſchien etwas verlegen und antwortete die Wahrheit.

Ein ſehr feiner junger Mann, ſagte der Präfect mit gedämpfter Stimme. Hat er Ihnen etwa mitgetheilt, fuhr er noch leiſer fort, warum er nach Corſica zurückkehrt?

Miß Lydia ſchlug ihren würdevoll-majeſtätiſchen Ton an: Ich habe keine derartige Frage an ihn gerichtet, ſagte ſie; Sie können ihn ja zur Rede ſtellen.

Der Präfect ſchwieg einige Augenblicke; dann wandte er ſich an Orſo, welcher unterdeſſen mit dem Oberſten engliſch geſprochen hatte: Sie ſind viel gereiſ't, mein Herr, wie mir ſcheint. Sie haben ſich dieſem Boden wohl entfremdet . . . und ſeinen Gebräuchen?

Wahr iſt's, ich habe ihn ſchon ſehr lange nicht betreten.

Dienen Sie noch immer in der Armee?

Auf Halbſold, mein Herr.

Als franzöſiſchen Offizier darf ich Sie nicht fragen, ob Sie ganz zum Franzoſen geworden ſind; das verſteht ſich von ſelbſt, ſagte der Präfect mit abſichtlichem Nachdruck.

Die Corſen fühlen ſich nicht ſonderlich geſchmeichelt, wenn man ſie auf ihre Zuſammengehörigkeit mit der großen Nation aufmerkſam macht. Sie wollen ein Volk für ſich ſein, und rechtfertigen auch dieſen ihren Anſpruch in vollem Maße. Darum antwortete Orſo etwas ſpitz: Glauben Sie, Herr Präfect, daß ein Corſe in der franzöſiſchen Armee gedient haben muß, wenn er für einen Mann von Ehre gelten will?

Keineswegs, ſagte der Präfect; Sie haben mich nicht recht verſtanden: mir ſchwebten nur gewiſſe Landesbräuche vor, worunter einige dem Vertreter der Obrigkeit nicht anders als beklagenswerth erſcheinen können. Er hatte das Wort Landesbräuche ganz beſonders betont, und ſeine allerernſteſte Miene dabei angenommen. Bald darauf empfahl er ſich, nachdem ihm verſprochen worden war, daß Miß Lydia ſeine Frau im Regierungsgebäude beſuchen würde.

Ich mußte erſt nach Corſica reiſen, ſagte Miß Lydia, als er gegangen war, um zu erfahren, was ſo ein Präfect eigentlich für ein Menſch iſt. Der da kommt mir ziemlich liebenswürdig vor.

Das, ſagte Orſo, kann ich ihm nicht gerade nachrühmen; ſeine emphatiſche Geheimthuerei nimmt ſich doch ſehr ſonderbar aus.

Kaum faßt des Volkes unzählbare Reihen
— Und alles iſt zu Fuß — das offne Feld:
Dieß Land iſt ſtatt der Roſſe, die ihm fehlen,
An Elephanten reich und an Kameelen.

29.

Die Nacht zuvor, eh' die Trompeten riefen
Und ſich bereit zum Marſche hielt das Heer,
Beſtieg der Paladin den Hippogryphen
Und ſprengte gegen Mittag ſchnell daher,
Bis er den Berg erreicht, in deſſen Tiefen
Der Südwind liegt und ausfährt nach dem Bär.
Er fand den Schlund, aus deſſen engem Rachen
Hervor der Wilde donnert beim Erwachen.

30.

Wie ihn ſein Meiſter unterwies mit Fleiße,
War er verſehn mit einem leeren Schlauch,
Den er, indeſſen müde von der Reiſe
Der Wind noch ſchläft im dunklen Felſenbauch,
Vor ſeine Oeffnung ſpannt, geſchickt und leiſe;
Der Wind iſt nicht bekannt mit dieſem Brauch,
Er denkt am frühen Morgen auszufliegen,
Und bleibt gefangen in dem Schlauche liegen.

31.

Der Herzog kehrt, erfreut ob ſolcher Beute,
Nach Nubien, und wie der Tag erwacht,
Treibt er zum Marſche ſeine ſchwarzen Leute,
Und Mundvorrath wird hinten nachgebracht.
Und unvermindert nach des Atlas Seite
Bringt der erlauchte Führer ſeine Macht,
Und hat nicht Furcht, daß auf den böſen Pfaden
Durch ſeinen Sand ihm Notus könnte ſchaden.

Miß Lydia warf einen flüchtigen Blick auf den Oberſten, der bereits eingeſchlummert war, und ſagte dann mit gedämpfter Stimme: Ich kann nicht finden, daß er, wie Sie behaupten, gar ſo geheim thut, denn ich glaube ihn wohl verſtanden zu haben.

Mein Fräulein, ich bin weit entfernt, Ihnen einen großen Scharfſinn abſprechen zu wollen; wenn Sie aber in dem, was er zuletzt geſagt, einen Sinn entdecken, ſo haben Sie dieſen Sinn, im vorliegenden Falle, unzweifelhaft ſelber hineingezaubert.

Das iſt, wenn ich nicht irre, ein Wort des Marquis von Mascarille; aber . . . wollen Sie mir den Beweis geſtatten? Ich bin allerdings etwas in der Zauberei bewandert und durchſchaue die geheimen Gedanken aller Leute, die ich nur zweimal angeſehen habe.

Mein Gott! Sie machen mich bange. Wenn Sie in meinen geheimen Gedanken zu leſen wüßten, dann wüßte ich ja nicht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben ſollte . . .

Signor della Rebbia, fuhr Miß Lydia erröthend fort, wir kennen einander erſt ſeit wenigen Tagen; aber auf der Reiſe und in wilden Ländern — Sie fühlen ſich doch nicht beleidigt? . . . in den wilden Ländern wird man raſcher vertraut, als in der vornehmen Geſellſchaft . . . Erſtaunen Sie alſo nicht, wenn ich als Freundin von Dingen zu Ihnen ſpreche, die ſchon ſo perſönlicher Natur ſind, daß eine Fremde eigentlich gar nicht daran rühren ſollte.

O nehmen Sie das Wort Fremde wieder zurück, mein Fräulein; das andere gefiel mir weit beſſer.

Nun gut! ich muß Ihnen ſagen, mein Herr, daß mir etwas von dem, was Sie verſchweigen, zufälliger Weiſe bekannt geworden iſt, und zwar etwas ſehr Trauriges. Ich weiß, welch ein Unglück Sie und Ihre Familie betroffen hat. Da man nun von dem rachgierigen Character und den Fehden Ihrer Landsleute ſo Vieles erzählen hört, . . . ſollte der Präfect nicht darauf angeſpielt haben?

Sie könnten meinen! . . . Orſo wurde todtenbleich.

Nicht doch, fiel ſie ihm ſchnell in die Rede; ich weiß, daß Sie ein durchaus ehrenwerther, ritterlicher Charakter ſind. Sie haben mir ja ſelber geſagt, daß nur mehr der Bauer an der Vendetta feſthält . . . die Sie damals eine andere Form des Duells genannt haben . . .

Halten Sie mich denn für fähig, jemals zum Mörder zu werden?

Gerade daß ich mit Ihnen darüber ſpreche, Herr Orſo, ſollte Ihnen ein Beweis des Gegentheils ſein, und wenn ich mich überhaupt darauf eingelaſſen habe, fuhr ſie mit niedergeſchlagenen Augen fort, ſo that ich es nur, weil ich mir dachte, es könnte Ihnen vielleicht wohl thun, in dieſem Lande, deſſen wilde Vorurtheile uns von allen Seiten her anſtarren, zu wiſſen, daß Sie hochgeachtet werden, gerade wegen des Muthes, womit Sie jenen Vorurtheilen widerſtehen. — Genug! ſagte ſie und ſtand auf; laſſen wir dieſe häßlichen Dinge ruhen, ſonſt bekomme ich Kopfſchmerz; es iſt auch ſchon ſpät geworden. Sind Sie mir böſe? Gute Nacht, nach engliſcher Sitte.

Orſo griff langſam nach der dargebotenen Hand.

Mein Fräulein, ſagte er mit einem Ausdruck voller Ernſt und Innigkeit, Ihnen will ich es bekennen: es giebt Augenblicke, wo ich den Inſtinct des Blutes in mir erwachen fühle. Zuweilen, wenn ich an meinen armen Vater denke, . . . ſtürmen gräßliche Vorſtellungen gewaltſam auf mich ein. Ihnen verdanke ich das Glück, jetzt davon befreit zu ſein für immer. Ich danke Ihnen . . .

Er wollte weiter ſprechen, aber Miß Lydia ließ einen Theelöffel klirrend zu Boden fallen, und der Oberſt fuhr aus dem Schlaf.

Della Rebbia, morgen um fünf Waidmanns Heil! Verſchlafen Sie's nicht!

Schön, Herr Oberſt. Sie werden nicht warten.

## V.

Am andern Tage — die Jäger waren noch draußen — traf Miß Nevil, welche in Begleitung ihres Kammermädchens einen Spaziergang am Strand gemacht hatte, auf dem Rückwege zum Gaſthaus mit einer ſchwarz gekleideten jungen Frau zuſammen, die auf einem kräftigen kleinen Pferd in die Stadt hineinritt. Hinterdrein kam, ebenfalls zu Pferd, ein Mann von bäuriſchem Ausſehen, dem beide Ellbogen aus den Aermeln der abgetragenen braunen Tuchjacke herausſchauten; er hatte eine Kürbisflaſche umgehängt, im Gürtel ein Piſtol, in der Hand eine Flinte, deren Kolben in einer am Sattel befeſtigten Ledertaſche ruhte, und bot ſo das getreue Bild eines Theater-Abbällino oder eines reiſenden corſiſchen Spießbürgers. Was jedoch zuerſt Miß Nevil's Aufmerkſamkeit auf das Paar hingezogen hatte, war die außerordentliche Schönheit des jungen Weibes, das etwa zwanzig Jahre alt ſein mochte, ſehr ſchlank gewachſen war, und von deſſen bleicher Geſichtsfarbe die dunkelblauen Augen, der hochrothe Mund und die blendend weißen Zähne auffallend abſtachen. Aus ihren Zügen leuchtete ein eigenthümliches Gemiſch von Stolz, Unraſt und Wehmuth hervor. Als Kopfbedeckung trug ſie den genueſiſchen „Mezzaro“, jenen ſchwarzſeidenen Schleier, der den Frauen ſo vortheilhaft ſteht, und wie ein Diadem ſchmiegten ſich die langen hellbraunen Flechten um ihr Haupt. Der Anzug war untadelhaft, wenngleich möglichſt einfach.

Miß Nevil konnte ſich dieſe Einzelheiten wohl merken, denn die Dame hatte ihr Pferd angehalten, um einen Vorübergehenden anzuſprechen, den ſie, wie ſich aus dem Ausdruck ihrer Augen ſchließen ließ, mit lebhaftem Intereſſe über etwas zu befragen ſchien; nachdem ſie die verlangte Auskunft erhalten, verſetzte ſie ihrem Thiere einen leichten Hieb mit der Reitgerte und ſchlug in ſcharfem Trabe den Weg zu der Herberge ein, wo Sir Thomas und Orſo Quartier genommen hatten. Vor dem Hauſe wechſelte ſie ein Paar Worte mit dem Wirth, ſprang dann mit Behendigkeit vom Pferd und ſetzte ſich neben dem Thor auf eine ſteinerne Bank, während ihr Begleiter mit den Pferden nach dem Stalle ging. Miß Lydia ſchritt in ihrer Pariſer Toilette an der Bank vorüber, ohne von der Fremden, die mit niedergeſchlagenen Augen daſaß, auch nur einen Blick zu erhaſchen. Als ſie, eine Viertelſtunde ſpäter, zum Fenſter trat, um es zu öffnen, ſah ſie die Dame mit dem „Mezzaro“ immer noch an derſelben Stelle in der früheren Haltung. Bald darauf kamen der Oberſt und Orſo von der Jagd zurück. Da ſprach der Wirth zu dem Fräulein in Schwarz einige Worte und deutete mit dem Finger auf den Lieutenant. Sie erröthete, erhob ſich raſch von der Bank, that einige Schritte vorwärts und blieb dann ſtehen, unbeweglich und faſt beſtürzt. Als Orſo, der ihr neugierig zugeſchaut hatte, an ihr vorübergehen wollte, frug ſie ihn mit bebender Stimme: Seid Ihr Orſo Antonio della Rebbia? Ich bin Colomba.

Colomba! rief Orſo.

Und ſie in die Arme ſchließend, küßte er ſie zärtlich, was dem Oberſten und ſeiner Tochter befremdlich vorkam, denn in England verſtößt es gegen die Sitte, Jemand auf offener Straße zu küſſen.

Mein Bruder, ſagte Colomba, verzeiht, daß ich ohne Euern Befehl hergereiſ't bin! aber durch unſere Freunde hatte ich Eure Ankunft erfahren, und für mich iſt es ein ſo großer Troſt, Euch wiederzuſehen . . .

Orſo küßte ſie nochmals; dann wandte er ſich gegen den Oberſten:

Meine Schweſter, ſagte er, die ich nun und nimmer erkannt hätte. — Colomba, der Oberſt Sir Thomas Nevil. — Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, Herr Oberſt, aber heute kann ich nicht die Ehre haben, mit Ihnen zu ſpeiſen . . . Meine Schweſter . . .

Wo zum Henker wollen Sie denn ſpeiſen, mein Beſter? fiel ihm der Oberſt ins Wort; Sie wiſſen ja wohl, in dieſem verwünſchten Wirthshaus iſt nur Eine Mahlzeit aufzutreiben, und die haben Wir beſtellt. Wenn ſich Ihre Fräulein Schweſter uns anſchlieſſen will, wird ſich meine Tochter ſehr darüber freuen.

Colomba blickte fragend zu ihrem Bruder empor; es koſtete den Oberſten keine große Mühe, ihn zu überreden, und wenige Minuten ſpäter traten alle drei in das größte Gemach des Gaſthauſes, den Salon und gleichzeitig auch das Speiſezimmer des Oberſten. Als Fräulein della Rebbia der Miß vorgeſtellt wurde, verneigte ſie ſich ganz tief, ohne ein einzig Wort zu ſprechen. Vielleicht zum erſten Mal in ihrem Leben ſtand ſie fremden Menſchen aus der vornehmen Geſellſchaft gegenüber; man ſah ihr die ſcheue Verlegenheit an, die ſie dabei empfand. Und dennoch hatte dieſe Verlegenheit nichts Bäuriſches oder Kleinſtädtiſches an ſich. Colomba's naturwüchſige Originalität ſchützte ihr linkiſches Weſen vor dem Schein des Lächerlichen. Gerade dadurch fühlte ſich Miß Nevil angezogen, und da in dem Gaſthaus kein Zimmer frei war, ging ſie in der Herablaſſung oder in der Neugierde ſo weit, daß ſie ſich erbot, in ihrem eigenen Schlafzimmer ein zweites Bett für Fräulein della Rebbia herrichten zu laſſen.

Colomba ſtotterte einige Worte des Dankes hervor und ergriff bereitwilligſt die Gelegenheit, ſich mit Miß Nevil's Kammermädchen zu entfernen, um an ihrer Toilette die kleinen Ausbeſſerungen vorzunehmen, welche nach einem ſtaubigen Ritt in der Sonnenhitze geboten ſind.

Als ſie wieder in den Salon eintrat, blieb ſie vor den Flinten des Oberſten ſtehen, welche von den Jägern in eine Ecke des Zimmers hingeſtellt worden waren. Welche ſchönen Waffen! ſagte ſie; gehören ſie Euch, mein Bruder?

Nein, es ſind die engliſchen Flinten des Oberſten, und ihre Vortrefflichkeit giebt ihrer Schönheit nichts nach.

Mir wäre es lieb, ſagte Colomba, wenn Ihr eine ähnliche Flinte hättet.

Eine von den dreien gehört unbedingt della Rebbia, ſagte der Oberſt, ſonſt könnte er ſie ja nicht ſo prächtig handhaben; erſt heute wieder erlegte er mit vierzehn Schüſſen vierzehn Stück Wild.

Nun entſpann ſich ein edler Wettſtreit, in welchem Orſo den Kürzern zog, was ſeine Schweſter augenſcheinlich befriedigte, denn ihr Geſicht, das eben noch ſo ernſt geblickt hatte, erglänzte plötzlich von einer kindlichen Freude. Wählen Sie ſich doch eine aus, mein Lieber, ſagte der Oberſt, und da Orſo immer noch Umſtände machte: Nun gut, ſo wird Ihre Fräulein Schweſter für Sie wählen. Ohne daß es einer zweiten Aufforderung bedurft hätte, griff Colomba nach der am einfachſten ausgeſtatteten Waffe, einer vorzüglichen Manton-Büchſe von ſchwerem Kaliber. Dieſe hier, ſagte ſie, trägt gewiß recht weit.

Während ſich der Lieutenant im Netz ſeiner eigenen Dankesverſicherungen verſtrickte, wurde das Eſſen aufgetragen, gerade zur rechten Zeit, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Mit wahrhafter Genugthuung bemerkte Miß Lydia, daß Colomba, die ſich mit einigem Widerſtreben und nur auf einen Wink ihres Bruders hin zu Tiſche geſetzt hatte, als fromme Katholikin das Zeichen des Kreuzes machte, ehe ſie zu eſſen anfing. Schön, ſagte die Miß zu ſich ſelber; dieſes Kreuzſchlagen hat etwas Primitives. Und ſie verſprach ſich von der jungen Vertreterin alter Sitten viel Intereſſantes. Orſo fühlte ſich aber offenbar nicht recht behaglich, wahrſcheinlich weil er fürchtete, ſeine Schweſter würde irgend etwas allzu Ländliches ſagen oder thun. Doch Colomba ließ ihn nicht aus den Augen und erſpähte ſich aus jeder ſeiner Bewegungen die Richtſchnur für ihr eigenes Betragen. Zuweilen ſtarrte ſie mit einem eigenthümlich traurigen Ausdruck zu ihm hinüber; wenn dann Orſo mit ſeinem Blick dem ihrigen begegnete, wandte er ihn ſchnell wieder ab, gleichſam als wöllte er der ſtummen Frage ausweichen, die ſeine Schweſter im Geiſte an ihn richtete, und die er nur zu wohl verſtand. Weil dem Oberſten das Italieniſche nicht geläufig war, wurde franzöſiſch über Tiſch geſprochen, und Colomba wußte ſich, nach den wenigen Worten zu ſchließen, die ſie mit ihren Gaſtgebern nothgedrungen austauſchen mußte, in dieſer Sprache ziemlich correct auszudrücken.

Nach aufgehobener Tafel richtete der Oberſt, dem der zwiſchen den Geſchwiſtern herrſchende Zwang nicht entgangen war, an Orſo die Frage, ob er mit Fräulein Colomba nichts unter vier Augen zu beſprechen habe, in welchem Falle er ſich mit ſeiner Tochter in das angrenzende Zimmer begeben würde. Aber Orſo lehnte das Anerbieten haſtig ab, indem er verſicherte, daß er in Pietranera mit ſeiner Schweſter nach Herzensluſt werde plaudern können, denn dort werde er ja mit ihr zuſammenleben.

Der Oberſt nahm demgemäß ſeinen gewohnten Platz auf dem Sofa ein; Miß Nevil kam, nach einigen nutzloſen Verſuchen, zur Erkenntniß, daß ſich mit der ſchönen Colomba kein rechtes Geſpräch in Gang bringen laſſe, und bat Orſo, ihr einen Geſang von Dante, ihrem Lieblingsdichter, vorzuleſen. Orſo wählte den Geſang aus dem Inferno, der die Epiſode von Francesca da Rimini enthält, und betonte mit größter Innigkeit jene göttlichen Terzinen, in denen ſo herrlich geſchildert iſt, wie gefährlich eine Liebesgeſchichte werden kann, wenn ſie von Zweien in trauter Einſamkeit geleſen wird. Während deſſen war Colomba dem Tiſch immer näher gerückt; ihr Kopf, den ſie zuerſt geſenkt hielt, hatte ſich emporgerichtet; aus ihren Augen, deren Sterne ſich wunderſam erweiterten, ſprühte es wie Feuer; in abwechſelndem Erröthen und Erblaſſen zuckte ſie auf oder zuckte zuſammen. Solch ein herrliches italieniſches Temperament empfindet ja alles Schöne, ohne erſt von einem Schulpedanten bedeutet worden zu ſein, daß es das Schöne iſt.

Nach beendeter Lectüre konnte ſie ſich nicht mehr halten: O wie himmliſch iſt das Alles! Wer hat das gedichtet, lieber Bruder?

Orſo ward bei dieſer Frage etwas verdutzt, und Miß Lydia antwortete mit einem Lächeln, daß es ein Florentiner geweſen, welcher ſchon vor einigen Jahrhunderten geſtorben ſei.

Ich werde dir Dante zu leſen geben, ſagte Orſo, wenn wir in Pietranera ſein werden.

O Gott, wie ſchön, wie ſchön! rief Colomba ein Mal über das andere; und ſie ſagte drei oder vier

32.

Und dieſſeits angekommen, im Gebiet,
Wo ſich erſchließt die Ebne ſammt dem Strande,
Ruft er den Kern des Heers, von dem er ſieht,
Er ſei gefeſſelt durch der Kriegszucht Bande,
Stellt ihn an eines Hügels Fuß in's Glied,
Der ſich verbindet mit dem ebnen Lande;
Worauf er ſeinen Schritt zum Gipfel lenkt,
Gleich einem Manne, welcher Großes denkt.

33.

Dann beugt er ſeine Knie in ſtillem Sinnen,
Und ruft zum Meiſter in dem hohen Saal,
Und rollt, gewiß, Erhörung zu gewinnen,
Vom Berge Steine nieder ohne Zahl.
Was darf nicht, wer an Chriſtum glaubt, beginnen!
Ganz gegen die Natur, ſieht er in's Thal
Herniederrollend wachſen alle Steine,
Und Hals und Schnauze bilden, Bauch und Beine.

34.

Sie kamen hüpfend zu der ebnen Erde
Mit hellem Wiehern nieder von den Höhn;
Dort liefen ſie umher, und waren Pferde,
Grau, weiß und braun, gefleckt und ſchwarz zu ſehn.
Die Schaar, die unten lauert, was dieß werde,
Ergreift ſie beim Gebiß und macht ſie ſtehn.
Im Nu beritten iſt der ganze Haufen,
Da ſie mit Zaum und Sattel hergelaufen.

35.

So wußt' er achtzigtauſend hundert zwei
Fußgänger ſchnell in Reiter zu verkehren,
Die nun ganz Afrika mit Räuberei,
Mit Schwert und Feuer fürchterlich verheeren.

Terzinen her, die ihr im Gedächtniß geblieben waren; zuerſt flüſterte ſie nur vor ſich hin, bis ſie, von der Begeiſterung hingeriſſen, laut declamirte, und zwar mit noch mehr Ausdruck als ihr Bruder vorhin gethan.

Miß Lydia ſtaunte: Sie ſchwärmen ja förmlich für Poeſie, ſagte ſie zu Colomba. O wie beneide ich Sie um das Glück, Dante zum erſten Mal zu leſen!

Daran, Miß Nevil, ſagte Orſo, läßt ſich die Kraft einer Dichtung erkennen, daß ſie eine kleine Wilde, die nichts gelernt hat, als das Vaterunſer, ſo außer Rand und Band bringt . . . Aber nein, jetzt erſt fällt mir wieder ein, daß ja Colomba der edlen Dichterzunſt angehört. Schon als Kind quälte ſie ſich mit Verſemachen ab, und mein Vater ſchrieb mir einmal, ſie werde zu Pietranera und zwei Meilen in die Runde für die größte „Voceratrice“ gehalten.

Colomba warf ihrem Bruder einen flehenden Blick zu.

Miß Nevil hatte ſchon von den Stegreifdichtungen der corſiſchen Weiber reden gehört und brannte vor Begierde, dem Entſtehen einer ſolchen Improviſation beizuwohnen. Auch bat ſie ſofort Colomba in der dringendſten Weiſe, eine Probe ihres Talents zum Beſten zu geben. Orſo fuhr dazwiſchen, denn jetzt reute es ihn, ſich an die poetiſche Begabung ſeiner Schweſter ſo urzeitig erinnert zu haben. Aber je feierlicher er betheuerte, daß es nichts Schaleres gebe als eine corſiſche Ballade, und je lebhafter er ſich dagegen verwahrte, die Nachwirkung der göttlichen Comödie durch corſiſche Stegreifverſe zu entweihen, deſto mehr beſtärkte er Miß Nevil in ihrer Neugierde, ſo daß er ſich endlich gezwungen ſah, ſeine Schweſter um Erfüllung des Wunſches zu erſuchen; nur, fügte er hinzu, mach es kurz.

Colomba ſtarrte mit einem Seufzer der Ergebung eine Minute lang den Tiſchteppich, dann die Balken an der Decke an, drückte ſchließlich die Hand vor die Augen, um ſich nach Straußenart zu beſchwichtigen und, im Bewußtſein, nichts zu ſehen, ſich ſelber ungeſehen zu wähnen, und ſang oder declamirte vielmehr mit unſicherer Stimme folgende serenata:

## Das Mädchen und der Tauber.

Hinter dem Gebirg im Thale,
Faſt entrückt dem Sonnenſtrahle,
Steht ein öd' verwittert Haus:
Unkraut wuchert auf der Schwelle,
Nachts wird drin kein Fenſter helle,
Mittags ſtrebt kein Rauch hinaus.

Ein Mal nur vom Fenſter droben
Wird der Vorhang weggeſchoben:
Mittags, wenn die Sonne ſcheint;
An dem Rocken ſitzt die Waiſe,
Singt ein Klaglied leiſe — leiſe,
Keiner naht, der mit ihr weint.

Einſt, an einem Frühlingstage,
Flog ein Tauber hin zum Hage,
Wo er lauſchend ſitzen blieb:
Klagſt, o Jungfrau, nicht alleine:
Ach! ein Sperber in dem Haine
Mordete mein ſüßes Lieb.

Tauber, Lindrung dir zu ſchaffen,
Greif' ich rächend zu den Waffen:
Jenen Sperber trifft mein Blei.
Aber welcher treue Rufer
Führt vom fernen andern Ufer
Meinen Bruder mir herbei?

Und der Tauber regt die Schwingen:
Will dir, Jungfrau, Lindrung bringen,
Wie du Lindrung mir gebracht;
Sieh! wie fern dein Bruder weile,
Flieg' ich ihm, gleich einem Pfeile,
Mit der Botſchaft zu vor Nacht.

Solch einen wohlerzogenen Tauber laſſe ich mir gefallen! rief Orſo, und umarmte ſeine Schweſter mit einer Rührung, die den abſichtsvoll angeſchlagenen ſcherzhaften Ton Lügen ſtrafte.

Ihr Gedicht iſt allerliebſt, ſagte Miß Lydia. Sie müſſen mir's in mein Album ſchreiben; dann überſetze ich es ins Engliſche und laſſe es componiren.

Der wackere Oberſt, der nicht ein Wort verſtanden hatte, ſtimmte in das Lob mit ein, und ſchloß mit der Bemerkung: Auch gebraten ſind ſolche Tauben ſehr ſchätzenswerth; wir haben ja heut welche auf dem Tiſch gehabt.

Miß Nevil holte ſogleich ihr Album und war nicht wenig überraſcht über die gewiſſenhafte Weiſe, in der die Dichterin beim Niederſchreiben ihres Liedes das Papier ſparte. Die Zeilen brachen nämlich nicht zu Ende jedes Verſes ab, ſondern nahmen unabgeſetzt die ganze Breite des Blattes ein, unbekümmert um die bekannte Regel: ein Gedicht beſteht aus kleinen Zeilen von ungleicher Länge mit einem weißen Rand auf beiden Seiten. Auch Fräulein Colomba's etwas launiſche Orthographie hätte zu manchen Erörterungen Anlaß geben können und zwang Miß Nevil mehrmals ein unwillkürliches Lächeln ab; Orſo wollte vor beſchämter brüderlicher Eitelkeit faſt vergehen.

Als es Zeit war, ſich zur Ruhe zu begeben, zogen ſich die zwei Mädchen in ihr Schlafgemach zurück. Dort bemerkte Miß Lydia, während ſie ihren Halsſchmuck, ihre Ohrringe und Armbänder wegthat, daß ihre Gefährtin einen länglichen Gegenſtand aus dem Mieder hervorzog, den ſie ſorgfältig und faſt verſtohlen auf einen Tiſch legte und mit ihrem Mezzaro zudeckte, worauf ſie andächtig niederknieend ihr Nachtgebet verrichtete. Da nun Miß Lydia von Hauſe aus ſehr neugierig war und überdies die Gewohnheit hatte, ſich ganz gemächlich zu entkleiden, näherte ſie ſich nach einiger Zeit jenem Tiſch, ſtellte ſich, als ob ſie eine Stecknadel ſuche, und benutzte dieſen Vorwand, um den Mezzaro in die Höhe zu heben; da entdeckte ſie ein ziemlich langes Stilett, eine alte, für den Liebhaber werthvolle Waffe, deren ſilberner Griff wunderſchön gearbeitet und mit eingelegtem Perlmutter ganz eigenthümlich verziert war.

Will es hier die Mode, ſagte Miß Nevil lächelnd, daß die jungen Damen ſolche kleine Geräthſchaften bei ſich führen?

Sie müſſen wohl, antwortete Colomba mit einem Seufzer. Es giebt ſo viel böſe Menſchen!

Sie könnten wirklich den Muth finden, ſo loszuſtechen auf Jemand?

Und Miß Nevil machte mit geſchwungener Waffe die Geberde des Erdolchens, wie es auf unſern Bühnen üblich iſt, in der Richtung von oben nach unten.

Gewiß, ſagte Colomba mit melodiſch-weicher Stimme, wenn es unbedingt geſchehen müßte zu meinem oder meiner Freunde Schutz . . . Aber ſo dürfen Sie den Dolch nicht halten; wenn Ihr Feind zurückſpränge, könnten Sie ja ſich ſelbſt verwunden. Und ſie ſetzte ſich im Bett aufrecht: Sehen Sie, ſo, von unten nach oben. So, ſagt man, trifft der Stich tödtlich. Wohl denen, welche ſolcher Waffen nicht bedürfen!

Sie ſeufzte wieder, ließ ſich auf die Kiſſen zurückſinken und ſchloß die Augen. Ein ſchöneres, edleres, jungfräulicheres Antlitz hätte ſogar ein Phidias ſich nicht wünſchen können als Modell für ſeine Pallas Athene.

## VI.

Durch meine Hochachtung vor den Kunſtregeln des Horaz, habe ich mich verleiten laſſen, mich beim Erzählen dieſer Geſchichte ſogleich in medias res zu ſtürzen, ſtatt ab ovo zu beginnen. Nun aber, da ja doch Alles ſchläft, die ſchöne Colomba und der Oberſt und deſſen Tochter, kann ich das Verſäumte nachholen und will dem Leſer gewiſſe Thatſachen mittheilen, die ich ihm bis jetzt vorenthalten, trotzdem ſie für das weitere Verſtändniß der nachfolgenden wahren Begebenheiten von unerläßlicher Wichtigkeit ſind. Bekannt iſt uns ſchon, daß Orſo's Vater, Oberſt della Rebbia, eines gewaltſamen Todes geſtorben; ermordet wird man jedoch in Corſica nicht, wie in Frankreich, durch den erſten beſten Zuchthauscandidaten, der aus Mangel an Erfindungsgabe kein paſſenderes Mittel weiß, um ſich ſilberne Löffel oder dergleichen anzueignen: — in Corſica wird man ermordet von ſeinen Feinden; wie man aber zu einer Feindſchaft gekommen iſt, das feſtzuſtellen, iſt oft ſehr ſchwer. Manche Familien haſſen einander aus alter Gewohnheit, ohne den eigentlichen Grund dieſes überlieferten Haſſes mehr zu kennen.

In der Familie, welcher Oberſt della Rebbia angehörte, hatten ſich vielfache Feindſchaften fortgepflanzt, deren weitaus bitterſte ſich gegen das Geſchlecht der Barricini richtete. Einige wollten wiſſen, daß im ſechzehnten Jahrhundert ein della Rebbia, nachdem er eine Barricini verführt, durch einen Verwandten des Mädchens erdolcht worden ſei. Andere hingegen erzählten die Sache anders, und behaupteten, eine della Rebbia ſei verführt und ein Barricini erdolcht worden. Genug, zwiſchen beiden Häuſern — um mit den Leuten vom Fach zu ſprechen — lag Blut. Dieſer Mord war jedoch, ſonderbarer Weiſe, ganz vereinzelt und unerwidert geblieben, denn die Verfolgungen, welchen ſowohl die della Rebbia als die Barricini von Seite der genueſiſchen Regierung in gleichem Maße ausgeſetzt geweſen, hatten die jüngern Mitglieder beider Familien zum Auswandern genöthigt und in Folge deſſen die thatkräftigen Vertreter und Verfechter der blutigen Fehde, einige Generationen hindurch, von der Inſel ferngehalten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wollte der Zufall, daß ein della Rebbia, welcher als Offizier in der neapolitaniſchen Armee diente, beim Kartenſpiel mit einigen Kameraden in Streit gerieth und von dieſen in der Hitze des Wortwechſels „corſiſcher Ziegenhirt“ geſchimpft wurde; er zog vom Leder; da er es aber mit Dreien aufnehmen mußte, wäre es ihm wohl ſchlimm ergangen, wenn nicht ein anweſender Fremder mit dem Ruf: „Auch ich bin ein Corſe!“ Partei für ihn ergriffen hätte. Jener

Fremde war ein Barricini, welcher übrigens den Landsmann, dem er beigeſprungen war, gar nicht kannte. Nach der gegenſeitigen Aufklärung entſtand ein lebhafter Austauſch von Complimenten und Freundſchaftsbetheuerungen, denn auf dem Continent werden die Corſen ſehr ſchnell intim, auf ihrer Inſel hingegen iſt das gerade Gegentheil die Regel. Dies ſollte ſich auch im vorliegenden Fall beſtätigen: ſo lang ſie ſich auf italieniſchem Boden befanden, lebten della Rebbia und Barricini in innigſter Freundſchaft; nach ihrer Rückkehr in die Heimath aber ſahen ſie einander immer ſeltener, wiewohl ſie dasſelbe Dorf bewohnten, und als ſie ſtarben, wurde behauptet, ſie hätten wohl ſchon ſeit fünf oder ſechs Jahren kein Wort mehr mit einander gewechſelt. Ihre Söhne lebten ebenfalls „in Etiquette“ neben einander, wie man auf der Inſel zu ſagen pflegt. Der Eine, Ghilfuccio, Orſo's Vater, ging zum Militär, der Andere, Giudice Barricini, unter die Advocaten. Als die Beiden Familienväter geworden, trafen ſie, ſchon durch ihren Lebensberuf getrennt, faſt nie mehr zuſammen und hörten auch kaum mehr Einer vom Andern ſprechen.

Eines Tages jedoch, um das Jahr 1809, las Giudice in einem Kaffeehauſe zu Baſtia in der Zeitung, daß der Hauptmann Ghilfuccio Ritter der Ehrenlegion geworden ſei, und that vor Zeugen die Aeußerung, daß ihn jene Auszeichnung, die dem Hauptmann zu Theil geworden, keineswegs wundere, da ſich ja die Familie desſelben der Protection des Generals *** erfreue. Das Wort kam Ghilſuccio zu Ohren, welcher damals zu Vienne in Garniſon lag, und dieſer ließ ſich wieder einem Landsmann gegenüber dahin aus, daß er bei ſeiner Rückkehr nach Corſica Giudice wohl im Beſitz großer Reichthümer finden werde, da demſelben ja die verlorenen Prozeſſe mehr Geld eintrügen als die gewonnenen. Ob er dabei die Vermuthung einſließen laſſen wollte, daß der Advocat ſeine Clienten verrathe, oder ob er nur auf die bekannte Thatſache anſpielte, daß die Juriſten bei einem zweifelhaften Rechtsſtreit beſſer fahren, als bei einem unzweideutigen, läßt ſich nicht ermitteln. Wie dem auch ſei, die ſpöttiſche Rede wurde Barricini hinterbracht und ſchwand ihm nicht aus dem Gedächtniß. Im Jahre 1812 bewarb er ſich um die Bürgermeiſterwürde in ſeiner Gemeinde und glaubte ſeines Erfolges gewiß ſein zu können; aber General *** verwendete ſich beim Präfecten für einen Verwandten von Ghilſuccio's Frau, und als der Präfect mit größter Bereitwilligkeit dem Wunſch des Generals entgegenkam, zweifelte Barricini keinen Augenblick daran, daß ihm Ghilſuccio durch ſeine Intriguen dieſe Niederlage bereitet. Nach dem Sturz des Kaiſerreiches, im Jahre 1814, wurde jedoch der Günſtling des Generals bonapartiſtiſcher Geſinnungen verdächtigt und durch Barricini erſetzt. Letzterer mußte ſeinerſeits wieder in den hundert Tagen abtreten; aber als der Sturm ſich gelegt hatte, bemächtigte er ſich wieder mit großer Amtsfeierlichkeit des Gemeindeſiegels und der Civilſtandsregiſter.

Von dieſer Zeit ab ſtrahlte ſein Stern höher denn je. Gegen den auf Halbſold geſetzten Oberſt della Rebbia, welcher ſich nach Pietranera zurückgezogen hatte, führte er ununterbrochen einen unterirdiſchen Chikanenkrieg: bald war es eine Vorladung wegen Schadenerſatz, weil das Pferd des Herrn Oberſten ins Gehege des Herrn Bürgermeiſters eingedrungen war, bald wieder wurde, unter dem Vorwand einer Kirchenreſtaurirung, eine geborſtene Steinplatte mit dem Wappen der della Rebbia vom Grabe eines der Familienangehörigen entfernt. Wenn hinwieder hungrige Ziegen die jungen Schößlinge auf den Beſitzungen des Oberſten abgenagt hatten, ſo konnten die zur Rechenſchaft gezogenen Eigenthümer auf den Schutz des Herrn Bürgermeiſters mit Gewißheit rechnen. Auch wurden der Krämer, welcher zugleich das Amt eines Poſthalters verſah, und der Flurſchütze, ein alter verſtümmelter Soldat, alle beide Schützlinge der della Rebbia, kurz nacheinander beſeitigt, um Creaturen von Barricini Platz zu machen.

Die Frau des Oberſten äußerte auf dem Sterbebette den Wunſch, in einem kleinen Wäldchen, ihrem Lieblingsſpaziergang, begraben zu werden; der Bürgermeiſter that ſofort Einſprache, er ſei nicht ermächtigt worden, die Beſtattung an einem abgeſonderten Ort zuzulaſſen, und verfügte die Beiſetzung der Leiche im

Statthalter Agramantens waren's drei,
Der König Ferſa's, der der Algazeren,
Branzard der dritte; dieſe zogen aus
Und wagten mit dem Britten einen Strauß.

36.

Erſt aber laſſen ſie ein Schifflein gehen,
Das ſchnell mit Rudern und mit Segeln fliegt,
Dem Agramant zu melden, was geſchehen,
Und wie der Nubier ſein Reich bekriegt.
Es gleitet Tag und Nacht und bleibt nicht ſtehen,
Bis es am Strande der Provence liegt,
Und halb erdrückt den Herrn in Arles findet,
Den eng bereits und enger Karl umwindet.

37.

Als Agramant vernahm von den Gefahren,
Wovor er, feindlich gegen dieſes Land,
Das eigne nicht vermochte zu bewahren,
Rief er ſogleich den Fürſtenrath zur Hand.
Sie, die die Aelt'ſten und die Klügſten waren
Von allen die mit ihm ſich hergewandt,
Marſilen blickt er an und dann Sobrinen,
Wohl ein und zweimal, und beginnt zu ihnen:

38.

Dem Feldherrn freilich ziemt es ſchlecht zu ſagen:
(Ich will's geſtehn) dieß ließ ich außer Acht.
Doch ſag' ich's; denn gerathen wir in Plagen,
An welche keines Menſchen Witz gedacht,
So ſind wir nicht des Fehlers anzuklagen.
Dieß iſt mein Fall: Wohl hab' ich's ſchlecht gemacht,
Mein Afrika von Waffen zu entblößen,
Vermocht' uns Nubien Sorgen einzuflößen.

Communalfriedhof. Der Oberſt gerieth in Wuth, verſicherte, er werde, bis die begehrte Ermächtigung der Behörde eingelaufen, einſtweilen ſeine Frau an dem von ihr gewählten Ort beerdigen laſſen, und ſchickte Leute in das Wäldchen, das Grab zu beſtellen. Der Bürgermeiſter befahl ſeinerſeits dem Todtengräber, im Communalfriedhof die gleiche Arbeit vorzunehmen; außerdem berief er eine Abtheilung Gendarmerie nach Pietranera, damit, wie er ſich ausdrückte, dem Geſetz ſein Recht werde. Am Tage des Begräbniſſes ſtanden ſich die zwei Parteien gegenüber, und im erſten Augenblick war ein feindlicher Zuſammenſtoß, ja ſogar ein Kampf um den Beſitz der Leiche zu befürchten. Die Begleiter der Leidtragenden, etwa vierzig wohlbewaffnete Bauern, drängten, als der Zug aus der Kirche trat, den Pfarrer auf den Weg, der zum Wäldchen führte. Der Bürgermeiſter mit ſeinen beiden Söhnen, ſeinen Anhängern und der Gendarmerie legte Proteſt dagegen ein. Aber bereits bei ſeinem Erſcheinen wurde er mit Geſchrei und Drohungen empfangen; ſeine Gegner hatten die Uebermacht und ſchienen zu Allem entſchloſſen. ‘Schon machten ſich Mehrere ſchußfertig; man erzählt ſogar, daß ein Hirte ihn aufs Korn nahm, daß aber der Oberſt, das Gewehr deſſelben beim Lauf anfaſſend und in die Höhe richtend, laut befahl: Ohne meine Ordre ſoll Keiner ſchießen! Der Bürgermeiſter, welcher, wie Panurge, einen natürlichen Abſcheu gegen Hiebe empfand, nahm die Schlacht nicht an, und trat mit ſeinem Gefolge ab. Der Zug bewegte ſich nun fort und machte abſichtlich einen Umweg, um vor dem Rathhaus defiliren zu können. Während Letzteres geſchah, kam ein halb blödſinniger Menſch, der ſich angeſchloſſen hatte, auf den Einfall, vive l'empereur! zu rufen. Zwei oder drei Anweſende ſtimmten ein, und ſchließlich war die Aufregung ſo weit gediehen, daß ſich die Menge anſchickte, einen Ochſen des Bürgermeiſters, der zufällig den Weg verſperrte, umzubringen. Glücklicherweiſe wurde dieſer Ausbruch durch den Oberſten hintertrieben.

Es läßt ſich leicht denken, daß Alles zu Protocoll genommen wurde, und daß der Bügermeiſter an den Präfecten einen ſolenn ſtyliſirten Bericht abgehen ließ, worin er grauenvolle Dinge ſchilderte: göttliche und menſchliche Satzungen waren mit Füßen getreten, — ſeine bürgermeiſterliche Würde und die des Pfarrers mißachtet und beſchimpft, — Oberſt della Rebbia hatte ſich an die Spitze einer bonapartiſtiſchen Verſchwörung geſtellt, um die bourboniſche Dynaſtie zu ſtürzen und den Bürgerkrieg anzufachen, Alles Verbrechen, deren Beſtrafung im Artikel 86 und 92 des Strafgeſetzbuchs näher beſtimmt wird.

Der hyperboliſche Schwung beeinträchtigte jedoch die Wirkſamkeit der Anklage. Der Oberſt ſchrieb an den Präfecten, an den Staatsanwalt; ein Verwandter ſeiner Frau war mit einem Abgeordneten der Inſel, ein Anderer mit dem Präſidenten des königlichen Gerichtshofs verſchwägert. Unter ſolchem Einfluß ging das Complott in Rauch auf, Frau della Rebbia ſchlief in ihrem Lieblingswäldchen ungeſtört weiter, und der Blödſinnige allein verfiel der Strenge des Geſetzes — auf vierzehn Tage.

Barricini, höchſt unzufrieden mit dem Ergebniß ſeiner Bemühungen, richtete nun ſeine Batterien auf einen andern Punkt. Mit Zuziehung einer vergilbten Urkunde beſtritt er dem Oberſten das Eigenthumsrecht auf einen kleinen Bach, der eine kleine Mühle trieb. Es kam zu einem langwierigen Proceß. Nach einem Jahr, gerade zur Zeit, wo der Gerichtshof das Urtheil ſprechen ſollte, ein Urtheil, welches allem Anſchein nach zu Gunſten des Oberſten ausfallen mußte, hinterlegte Barricini beim Staatsanwalt einen Brief, worin ihm ein berüchtigter Bandit, ein gewiſſer Agoſtini, mit Brandſtiftung und Mord drohte, falls er von ſeinen Rechtsanſprüchen nicht ließe. Wie bekannt, iſt in Corſica die Protection der Banditen ſehr geſucht, und nicht ſelten kommt es vor, daß dieſe Herren aus Gefälligkeit in die Privathändel ihrer Freunde eingreifen. Schon wollte der Bürgermeiſter aus dem Brief Capital ſchlagen, als ein neuer Zwiſchenfall eintrat. Der Bandit Agoſtini ſchrieb nämlich an den Staatsanwalt, um ſich zu beſchweren: man habe ſeine Handſchrift gefälſcht, ſeinen perſönlichen Charakter verdächtigt, ihn als einen Menſchen hingeſtellt, der Schacher treibe mit ſeinem Einfluß: Wenn ich, — ſo ſchloß die Epiſtel —

den Fälſcher entdecke, ſo ſoll er von mir einen exemplariſchen Denkzettel erhalten.

Jetzt, da feſtſtand, daß der Drohbrief an den Bürgermeiſter nicht von Agoſtini herrührte, klagten die della Rebbia und die Barricini einander gegenſeitig der Fälſchung an. Beide Parteien warfen immer heftiger mit Drohungen um ſich, und die Juſtiz wußte nicht, nach welcher Seite der Verdacht zu richten ſei.

In dieſen Zeitraum fällt die Ermordung des Oberſten Ghilfuccio, deren Thatbeſtand gerichtlich protocollirt wurde, wie folgt: Den 2. Auguſt 18.. vernahm die verheirathete Magdalena Pietri, welche Korn nach Pietranera trug, zwei raſch nach einander folgende Schüſſe, die ihr aus einem zum Dorfe führenden Hohlweg zu kommen ſchienen, etwa hundert und fünfzig Schritte von dem Ort entfernt, wo ſie ſich befand. Gleich darauf ſah ſie einen Mann verſtohlen durch die Weingärten, dem Dorfe zu, davon laufen. Derſelbe hielt einen Augenblick inne, um ſich umzuſehen, war aber ſchon ſo weit, daß die Pietri ſeine Geſichtszüge nicht zu unterſcheiden vermochte; übrigens trug er auch ein Rebblatt im Munde, welches den größten Theil ſeines Geſichtes verdeckte. Er winkte mit der Hand einem Andern, den die Zeugin nicht ſah, und verſchwand dann in den Weingärten. Die Pietri, nachdem ſie ihre Laſt bei Seite gelegt, lief den Fußpfad, welcher zu beſagtem Hohlweg führte, hinauf und fand den Oberſten della Rebbia in ſeinem Blute ſchwimmend, von zwei Schüſſen durchbohrt, aber noch athmend. Neben ihm lag ſeine geladene Flinte, ſchußfertig, als hätte er ſich gegen einen Angreifer zur Wehr geſetzt, während ihn ein Dritter von hinten anfiel. Er röchelte im Todeskampf und konnte kein Wort mehr hervorbringen, welch letzteren Umſtand die Aerzte dadurch erklärten, daß ihn die Kugeln in die Lunge getroffen hatten. Er ſchien im Blute zu erſticken, das langſam und ſchäumend aus den Wunden floß. Vergebens richtete ihn die Pietri auf und that einige Fragen an ihn. Zwar merkte ſie wohl, daß er ſprechen wollte, aber die Stimme verſagte ihm den Dienſt. Da der Frau aufgefallen war, daß er mit der Hand in die Taſche zu greifen verſuchte, zog ſie ſofort ein kleines Portefeuille daraus hervor, das ſie ihm aufgeſchlagen hinhielt. Der Verwundete nahm den Bleiſtift und raffte ſich zuſammen, um etwas niederzuſchreiben. Die Zeugin ſah auch, wie er in der That mit größtem Kraftaufwand einige Schriftzüge zu Stand brachte; da ſie aber des Leſens unkundig iſt, blieb ihr der Sinn derſelben unbekannt. Von der Anſtrengung ganz erſchöpft, ließ der Oberſt das Portefeuille der Pietri in der Hand zurück, die er kräftig drückte, mit einem Blick, welcher — das ſind der Zeugin eigene Worte — ihr zu ſagen ſchien: Das iſt das Wichtigſte; es iſt der Name des Mörders!

Als die Frau in das Dorf eilte, begegnete ihr der Bürgermeiſter, Herr Barricini, mit ſeinem Sohn

Vincentello. Es war ſchon beinahe Nacht. Sie erzählte, was ſie geſehen. Der Bürgermeiſter nahm das Portefeuille und lief nach dem Rathhaus, um ſeine Schärpe umzubinden und ſeinen Schreiber nebſt den Gensdarmen abzuholen. Magdalena Pietri ſchlug dem zurückgebliebenen jungen Vincentello vor, mit ihr zum Oberſten zurückzukehren, um ihm, für den Fall, daß er noch lebe, hülfreich beizuſtehen; Vincentello gab ihr aber zur Antwort, daß wenn er zu dem Manne hinginge, welcher von jeher der erbitterte Feind ſeiner Familie geweſen, die Leute nicht verfehlen würden, ihn des Mordes zu beſchuldigen. Kurz darauf begab ſich der Bürgermeiſter an Ort und Stelle, fand den Oberſten bereits als Leiche, ließ ihn wegtragen und nahm ein Protocoll auf.

Trotz ſeiner übrigens ſehr begreiflichen Beſtürzung hatte Herr Barricini das Portefeuille des Oberſten verſiegelt und alle erdenklichen Nachforſchungen eingeleitet; es wurde jedoch nichts zu Tage gefördert, wenigſtens nichts von Belang. Nach dem Eintreffen des Unterſuchungsrichters entfernte man die Amtsſiegel vom Portefeuille und entdeckte auf einem blutbefleckten Blatt einige ganz deutliche, wenngleich mit ſterbender Hand aufgezeichnete Buchſtaben. Jeder las: Agoſti . . . und für den Richter war unzweifelhaft, daß damit Agoſtini als der Mörder des Oberſten bezeichnet war. Als jedoch Colomba della Rebbia, vor den Richter geladen, das Portefeuille verlangt und es lange Zeit durchblättert hatte, deutete ſie auf den Bürgermeiſter und rief laut: Der da iſt der Mörder! Dann ſetzte ſie, mit einer Klarheit und Genauigkeit, welche von ihrem aufwallenden Schmerze ganz überraſchend abſtachen, dem Richter auseinander, daß vor wenigen Tagen der Oberſt einen Brief von ſeinem Sohn erhalten und, nachdem er ihn geleſen, verbrannt habe; doch habe er noch zuvor die Adreſſe Orſo's, welcher in eine andere Garniſon verſetzt worden war, mit Bleiſtiſt in das Portefeuille eingetragen. Nun aber war in demſelben dieſe Adreſſe nicht mehr zu finden, und daraus folgerte Colomba, daß der Bürgermeiſter das betreffende Blatt herausgeriſſen, und daß auf jenem Blatt zugleich mit der Adreſſe ihres Bruders der Name des Mörders geſtanden habe; ferner behauptete ſie, der Name Agoſtini ſei durch den Bürgermeiſter ſelbſt, in leicht zu begreifender Abſicht ins Portefeuille eingeſchmuggelt worden. Und wirklich ward auch durch den Richter die Abweſenheit eines Blattes beſtätigt; bald aber ſtellte ſich heraus, daß noch andere Blätter fehlten, und einige Zeugen ſagten aus, ſie hätten den Oberſten mehrmals ein Blatt aus ſeinem Portefeuille herausreißen ſehen, wenn er eine Cigarre anſtecken wollte; er hatte alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach aus Verſehen das Blatt mit der Adreſſe auch als Fidibus verwendet. Ueberdies wurde ermittelt, daß der Bürgermeiſter, als die Pietri ihm das Portefeuille einhändigte, in der Dunkelheit nichts leſen konnte, ferner daß er ins Rathhaus geeilt ſei, ohne auch nur einen Augenblick ſtehen zu bleiben, und endlich, daß er in Begleitung des Gensdarmerie-Brigadiers eingetreten war, der ebenfalls neben ihm ſtand, als er die Lampe anzündete, das Portefeuille unter Couvert legte und die Amtsſiegel aufdrückte.

Nachdem der Brigadier dies erhärtet hatte, warf ſich ihm Colomba verzweiflungsvoll zu Füßen und beſchwor ihn, bei Allem, was ihm heilig ſei, auszuſagen, ob er den Bürgermeiſter nicht eine einzige Minute allein gelaſſen habe. Der Brigadier, durch dieſen Ausbruch der Leidenſchaft ſichtlich erſchüttert, gab nach einigem Zögern zu, daß er einen Bogen Papier aus dem Nebenzimmer herbeigeholt habe; er ſei aber nicht eine volle Minute ausgeblieben, und der Bürgermeiſter habe, während dies geſchah, unausgeſetzt mit ihm geſprochen; auch ſei das blutige Portefeuille nach wie vor auf derſelben Stelle des Tiſches liegen geblieben, wohin es der Bürgermeiſter beim Eintreten hingeworfen.

Herr Barricini bewahrte die unerſchütterlichſte Seelenruhe. — Er wollte, ſo ſprach er, mit Nachſicht über das beleidigende Ungeſtüm von Fräulein della Rebbia hinweggehen und ſich ſogar zu einer Rechtfertigung herablaſſen. Er bewies, daß er ſich den ganzen Abend hindurch im Dorf befand, daß ſein Sohn Vincentello mit ihm vor dem Rathhauſe ſtand, während der Mord verübt wurde, und daß ſein anderer Sohn Orlandaccio in Folge eines Fieberanfalls das

Bett hütete. Er begehrte eine Unterſuchung aller in ſeinem Hauſe befindlichen Gewehre; kein einziges trage die Spuren friſcher Benützung. Was das Portefeuille betreffe, ſo ſei ihm die wichtige Bedeutung desſelben ſofort klar geweſen; deßhalb habe er es verſiegelt und dem Adjuncten zur Verwahrung übergeben, denn er habe gleich vorhergeſehen, daß die Feindſchaft zwiſchen ihm und dem Oberſten wider ihn ausgebeutet werden könnte. Endlich erinnerte er den Richter an Agoſtini's Drohbrief und wies auf die naheliegende Vermuthung hin, jener Elende habe den Oberſten für den Fälſcher ſeiner Handſchrift gehalten und auf dieſen Verdacht hin ermordet. Aehnliche Fälle ſeien ſchon früher vorgekommen.

Fünf Tage nach dem Ableben des Oberſten della Rebbia wurde Agoſtini durch eine Abtheilung Soldaten überrumpelt und fiel nach verzweifeltem Widerſtand. Man fand bei ihm einen Brief, worin Colomba ihn beſchwor, die Erklärung abzugeben, ob er den ihm zugeſchriebenen Mord begangen habe oder nicht. Da der Bandit den Brief nicht beantwortet hatte, wurde ziemlich allgemein angenommen, daß es ihm denn doch widerſtrebt habe, der Tochter gegenüber in dürren Worten als der Mörder ihres Vaters aufzutreten. Diejenigen aber, welche die Charaktereigenthümlichkeiten des Agoſtini zu kennen behaupteten, flüſterten unter ſich, daß, wenn er der Mörder des Oberſten geweſen wäre, er ſich deſſen gerühmt hätte. Ein anderer Bandit, unter dem Namen Brandolaccio bekannt, ſandte an Colomba eine Erklärung ab, worin er ſich „mit ſeinem Ehrenwort“ für die Unſchuld ſeines Kameraden verbürgte; ſeine ganze Beweisführung beſtand aber lediglich in der Verſicherung, daß Agoſtini niemals eine den Oberſten verdächtigende Aeußerung gethan.

Das Ende vom Liede war, daß die Barricini nicht weiter behelligt wurden, daß der Unterſuchungsrichter den Bürgermeiſter ſogar öffentlich belobte, und daß dieſer, um der Großmuth die Krone aufzuſetzen, freiwillig allen ſeinen Rechtsanſprüchen auf den Bach entſagte, über deſſen Beſitz er mit dem Oberſten della Rebbia proceſſirte.

Colomba improviſirte, nach Landesbrauch, bei der Leiche ihres Vaters, in Gegenwart aller Freunde und Anhänger eine Ballade, worin ſie ihrem glühenden Haß gegen die Barricini freien Lauf ließ, dieſelben als Mörder brandmarkte und ihnen mit der Rache drohte, die ihr Bruder Orſo an ihnen nehmen würde. Dieſe tief ins Volk eingedrungene Ballade war es, die der Matroſe vor Miß Lydia geſungen hatte. Als Orſo, der ſich damals in Nordfrankreich befand, die Nachricht von ſeines Vaters Tod erhielt, kam er um Urlaub ein, der ihm jedoch abgeſchlagen wurde. Zuerſt, auf einen Brief ſeiner Schweſter hin, hielt er die Barricini für die Schuldigen; aber kurz darauf wurde ihm, von einem Schreiben des Unterſuchungsrichters begleitet, die Abſchrift aller auf die Sache bezüglichen

39.

Allein wer konnt' es, außer Gott nur, ahnen,
Dem nichts Zukünftiges verborgen bleibt,
Daß uns den Fehdebrief mit ſo viel Fahnen
Ein ſo entferntes Volk auf einmal ſchreibt,
Getrennt von uns durch jene ſchwanken Bahnen
Des Sands, den ſtets der Wind im Wirbel treibt?
Doch ſind ſie zu Biſerta's Sturm gekommen,
Und haben hart die Lande mitgenommen.

40.

Nun rathet mir, ob ich von dieſen Stätten
Hinweg ſoll, ohne daß ich was gewann,
Ob auf dem Kampf beſtehn, bis mir in Ketten
Der Kaiſer folgt als ein verlorner Mann,
Ob ich zugleich den eignen Sitz erretten
Und dieſen kaiſerlichen ſtürzen kann?
Wer etwas weiß, der mög' es uns entdecken,
Daß wir das Beſte finden und vollſtrecken. —

41.

So ſpricht der König Agramant und kehrt
Sich zu Marſilen, der ihm ſitzt zur Seite,
Mit einem Blick, der klar von ihm begehrt,
Daß er zuerſt zur Antwort ſich bereite.
Als dieſer dem Gebieter, der ihn ehrt,
Mit Haupt und Knieen ſeine Ehrfurcht weihte,
Kehrt er zurück an ſeinen Ehrenort,
Und löst die Zunge dann zu dieſem Wort:

42.

Es mag uns Gutes oder Böſes bringen,
Beſtändig, Herr, vergrößert das Gerücht;
Drum ſenk' ich in Verzweiflung nie die Schwingen,
Und hege nie zu große Zuverſicht.

Acten zugeſendet, und nun ſtand für ihn ſo ziemlich feſt, daß Agoſtini der Thäter ſei. Colomba ließ alle drei Monate einen Brief an den Bruder abgehen, immer dieſelbe Wiederholung ihrer Verdachtgründe oder, wie ſie ſich beharrlich ausdrückte, ihrer Beweiſe. Dieſe leidenſchaftlichen Anklagen brachten wohl zeitweiſe ſein corſiſches Blut in unwillkürliche Wallung und legten ihm die Verſuchung ziemlich nah, auf die Vorurtheile ſeiner Schweſter einzugehen. Nichts deſto weniger beantwortete er alle ihre Briefe dahin, daß ihre Behauptungen jeder feſten Baſis entbehrten und mithin keinen Glauben verdienten. Er verbot ihr ſogar, aber ſtets vergebens, in dieſer Angelegenheit weiter in ihn zu dringen. So verfloſſen zwei Jahre, und erſt als er, nach Verlauf derſelben, auf Halbſold geſetzt worden war, kam ihm der Gedanke, in die Heimath zurückzukehren, nicht um ſich an Leuten zu rächen, die er unſchuldig glaubte, ſondern um ſeine Schweſter zu verheirathen und einige kleine Beſitzungen zu verkaufen, von deren Ertrag er auf dem Continent leben zu können hoffte.

## VII.

Ob die Ankunft der Schweſter in Orſo's Gemüth wohl die Sehnſucht nach dem Vaterhaus geweckt hatte? oder ob ihn Colomba's ländlich wildes Coſtüm und Gebahren ſeinen vornehmen Freunden gegenüber in eine peinliche Verlegenheit brachten? Wie dem auch ſei, er kündigte am nächſten Morgen an, daß er nun Ajaccio verlaſſen und ſich nach Pietranera begeben werde. Doch mußte ihm der Oberſt feierlich verſprechen, ihn bei der Reiſe nach Baſtia auf ſeinem beſcheidenen Landſitz zu beſuchen; dort könnten Dammhirſche, Faſanen, Wildſchweine und alles Mögliche geſchoſſen werden nach Herzensluſt.

Für den Vorabend ſeiner Abreiſe ſchlug Orſo anſtatt der gewohnten Jagd einen Spaziergang am Golfe vor. Er bot Miß Lydia den Arm und konnte ſich ganz ungeſtört mit ihr unterhalten, denn Colomba war in der Stadt zurückgeblieben, um Einkäufe zu beſorgen, und der Oberſt ſchoß, ab und zugehend, nach allen Seevögeln, zu nicht geringer Verwunderung der Vorübergehenden, welche die Pulververgeudung mit der Werthloſigkeit der Beute nicht zuſammenreimen konnten.

Man ging der griechiſchen Kapelle zu, ein Weg, der die ſchönſte Ausſicht auf die Bucht bietet; aber um die ſchöne Ausſicht ſchienen ſich die jungen Leute wenig zu kümmern.

Miß Lydia . . . hub Orſo an und unterbrach ein Schweigen, das ſchon feierlich zu werden begann; aufrichtig geſagt, was halten Sie von meiner Schweſter?

Ei, ſie gefällt mir ſehr gut, antwortete Miß Nevil, beſſer als Sie, ſetzte ſie lächelnd hinzu, denn an ihr iſt Alles corſiſch, und Sie ſind mir ein zu wohlerzogener Sohn der Wildniß.

Zu wohlerzogen! . . . Vielleicht werden Sie mir's nicht glauben, aber ich fühle, wie ich unwillkürlich anfange zu verwildern, ſeitdem ich dieſe Inſel betreten habe. Tauſend abſcheuliche Gedanken ſuchen mich heim und quälen mich, und es iſt mir ein wahres Bedürfniß, mit Ihnen noch ein paar gute Worte auszutauſchen, bevor ich mich in meine Einöde vergrabe.

Laſſen Sie nur den Muth nicht ſinken! Nehmen Sie ein Beiſpiel an der Reſignation Ihrer Schweſter!

Glauben Sie daran nicht! es wäre ein großer Irrthum. Sie hat noch kein einzig Wort zu mir geſprochen, aber in jedem ihrer Blicke iſt zu leſen, was ſie von mir erwartet.

Aber was kann ſie eigentlich von Ihnen erwarten?

O ein Kleines . . . bloß die Probe, ob ſich mit der Flinte, die mir Ihr Herr Vater geſchenkt hat, ebenſo erfolgreich auf Menſchen ſchießen läßt, wie auf Rebhühner.

Was fällt Ihnen ein! Und was berechtigt Sie zu der Vermuthung, im Augenblick, wo Sie mir ſagen, daß Sie noch kein einzig Wort zu Ihnen geſprochen hat? Das iſt ja ganz abſcheulich von Ihnen.

Wenn ſie nicht auf Rache ſänne, hätte ſie ſchon — was ſie nicht gethan hat — von unſerem Vater geredet. Sie hätte den Namen Derjenigen genannt, welche ſie — wie ich weiß, irrthümlich, — für die Mörder hält. Aber nein! Sie hat ihn nicht mit einem Sterbenswörtchen erwähnt. Sehen Sie, mein

Fräulein, wir Corſen ſind eben von Hauſe aus ſchlaue Leute. Meine Schweſter merkt, daß ſie mich noch nicht ganz in der Gewalt hat und vermeidet es, mich ſcheu zu machen, ſo lang ich ihr noch entkommen kann. Hat ſie mich aber einmal unverſehens bis an den Rand des Abgrundes gebracht, und ſchwindelt mir dort nur auf Einen Augenblick, ſo wird ſie dieſen Augenblick benützen und mich hinunterſtoßen. — Orſo theilte nun ſeiner Begleiterin mehrere auf die Ermordung ſeines Vaters bezügliche Einzelheiten mit und zählte die verſchiedenen Gründe auf, durch deren Zuſammenwirken er zur Einſicht gekommen war, daß der Thäter kein Anderer ſei als Agoſtini. Aber durch nichts, ſo fuhr er fort, durch nichts iſt Colomba zu überzeugen. Das geht deutlich aus ihrem letzten Brief hervor. Sie hat ſich die Vernichtung der Barricini zugeſchworen und — daraus mögen Sie einen Maßſtab für mein Vertrauen zu Ihnen entnehmen, Miß Nevil — ich ſage Ihnen, die Barricini wären vielleicht nicht mehr am Leben, wenn meine Schweſter ſich nicht, aus einem Vorurtheil, das ſich durch ihre verwahrloſ'te Erziehung erklärt, verpflichtet glaubte, die That der Rache mir zu überlaſſen, als dem Oberhaupt der Familie, dem Mann, der durch einen gewiſſen Flintenſchuß ſeine verpfändete Ehre einlöſen muß.

Unmöglich, Herr della Rebbia, ſagte Miß Nevil; Sie verleumden ihre Schweſter.

Haben Sie vorhin nicht ſelber geſagt, an ihr ſei

Alles corſiſch? Darum denkt ſie eben wie die Andern alle. Wiſſen Sie, was mich geſtern ſo traurig gemacht hat?

Nein, wohl aber bemerke ich ſchon ſeit einiger Zeit, daß Sie momentanen Anfällen von Unmuth nicht unzugänglich ſind . . . In den erſten Tagen unſeres Bekanntwerdens waren Sie liebenswürdiger.

Im Gegentheil, geſtern fühlte ich mich ganz ungewöhnlich heiter und glücklich. Sie waren meiner Schweſter ſo wohlwollend, ſo nachſichtsvoll begegnet! Da ſagte mir einer der Matroſen, die uns, Ihren Herrn Vater und mich, nach der Jagd überſetzten, in ſeinem infernaliſchen Jargon: Zwar habt Ihr heut viel Wild erlegt, Ors' Anton', aber Orlanduccio Barricini iſt doch ein beſſerer Schütze als Ihr.

Nun? Warum kommt Ihnen die Bemerkung ſo erſchrecklich vor? Legen Sie denn einen gar ſo großen Werth darauf, für einen unübertrefflichen Jäger zu gelten?

Verſtehen Sie denn nicht, daß mir der Elende damit andeuten wollte, ich würde nicht den Muth haben, Orlanduccio zu tödten?

Herr della Rebbia, Sie machen mir wirklich bange. Mir ſcheint, die Luft Ihrer Inſel haucht nicht nur das Fieber aus, ſondern auch den Wahnſinn. Glücklicher Weiſe werden wir dieſen Boden bald verlaſſen.

Nicht bevor Sie uns in Pietranera beſucht. Sie haben es meiner Schweſter verſprochen.

Und wenn wir nicht Wort hielten, müßten wir uns wohl auf irgend eine Blutrache gefaßt machen?

Wiſſen Sie noch, was uns Ihr Herr Vater neulich von jenen Hindus erzählt hat, welche den Statthaltern der Compagnie damit drohen, freiwillig den Hungertod zu ſterben, wenn ihre Bitten unberückſichtigt bleiben?

Wollen Sie damit ſagen, daß Sie ſich dem Hungertode weihen würden? Das möchte ich denn doch bezweifeln. Einen Tag hindurch würden Sie faſten; dann würde Ihnen Fräulein Colomba einen überaus appetitlichen „bruccio“*) auftiſchen, und vorbei wär's mit den heroiſchen Vorſätzen.

Sie ſcherzen grauſam, Miß Nevil, und ſollten mich doch eher ſchonen, denn wie bald werde ich ganz allein ſein! Nur Sie konnten mich vor dem bewahren, was Sie ſoeben den Wahnſinn genannt haben; Sie waren mein guter Engel, und jetzt . . .

Jetzt, ſagte Miß Lydia in ernſtem Ton, jetzt ſteht Ihrer ſchwankenden Vernunft Ihre Mannes- und Soldatenehre zur Seite, und . . . ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich nach einer Blume bückte, die Erinnerung an Ihren guten Engel, wenn Ihnen damit etwa geholfen ſein kann.

Ach, Miß Nevil, wenn ich glauben dürfte, daß Sie wirklich einiges Intereſſe für mich haben . . .

---

*) Gekochter Rahmkäſe, ein corſiſches Nationalgericht.

Hören Sie mich an, Herr della Rebbia, ſagte Miß Nevil nicht ohne einen Anflug von Innigkeit; weil Sie ein Kind ſind, will ich Sie auch als ein ſolches behandeln. Als ich noch ein kleines Mädchen war, ſchenkte mir meine Mutter einen ſchönen Halsſchmuck, um den ich ſchon lang gebettelt hatte; ich höre noch die Worte, die ſie damals zu mir ſprach: der Schmuck ſoll dich, jedes Mal, wenn du ihn anlegſt, daran erinnern, daß du noch nicht Franzöſiſch kannſt. Jener Gedenkſpruch miſchte einen bittern Tropfen in den Kelch meiner Freude, denn der Schmuck bekam für mich etwas von einem ſtummen Vorwurf; aber ich trug ihn dennoch und — lernte Franzöſiſch. Sehen Sie dieſen Ring an, er kommt von keinem geringern Ort, als aus einer egyptiſchen Pyramide und iſt mit Hieroglyphen verſehen. Dieſes ſonderbare Zeichen hier, welches man beinah für eine Flaſche halten könnte, bedeutet das menſchliche Leben. Viele meiner Landsleute ſind wohl mit dieſer ſinnbildlichen Darſtellung ganz einverſtanden. Jenes Zeichen daneben, ein Schild an einem Arm, der eine Lanze trägt, heißt ſoviel wie Kampf oder Schlacht. Die Zuſammenſtellung beider Zeichen bildet eine Deviſe, die mir beherzigenswerth ſcheint: das Leben des Menſchen iſt ein Kampf. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich mit der Hieroglyphenſprache auf vertrautem Fuße ſtehe. Dieſe Inſchrift wurde mir durch einen Wortklauber vom Fach erklärt. Da haben Sie den Ring. Wenn ein böſer corſiſcher Gedanke in Ihnen aufſteigt, betrachten Sie nur meinen Talisman, und denken Sie dabei, daß man als Sieger hervorgehen ſoll, auch aus den Schlachten, die einem die ſchlimmen Leidenſchaften liefern. — Jetzt erſt merke ich, daß ich ja gar nicht ſo übel predige — nicht?

Ich werde Ihrer gedenken, Miß Nevil, und werde dabei denken . . .

Denken Sie, daß Sie eine Freundin haben, die untröſtlich darüber wäre, wenn . . . Sie ſich hängen ließen. Auch Ihre Vorfahren, die Herren Corporale, würde ein derartiger Vorfall zweifelsohne ſehr unangenehm berühren. Bei dieſen Worten zog ſie lachend die Hand aus Orſo's Arm zurück und lief auf den Oberſten zu: Lieber Papa, rief ſie ihm ſcherzend entgegen, laſſen Sie doch die armen Vögel in Frieden und kommen Sie mit in die Napoleonsgrotte; dort wird geſchwärmt.

## VIII.

Sogar wenn die Trennung nur eine kurze ſein ſoll, hat eine Abreiſe immer einen gewiſſen Zug von Feierlichkeit. Orſo wollte früh Morgens mit ſeiner Schweſter aufbrechen und hatte ſich ſchon des Abends bei Miß Lydia verabſchiedet, weil er nicht hoffen durfte, daß ſie für ihn eine Ausnahme machen und auf ein paar Stunden gemächlichen Schlummers verzichten würde. Es war ein kühler und gemeſſener

Abſchied geweſen. Seit dem Geſpräch bei jenem Spaziergang am Strande, empfand Miß Lydia eine heimliche Beſorgniß, ſie möchte dem jungen Mann mit allzu lebhaftem Intereſſe entgegengekommen ſein, und Orſo hatte ſeinerſeits ihre Neckereien und überhaupt ihren leichten Ton von damals auf dem Herzen. Einen Augenblick hatte er in der Art und Weiſe, wie die junge Engländerin mit ihm verkehrte, den Keim einer beginnenden Zuneigung wahrzunehmen geglaubt; aber ihre ſcherzenden Aeußerungen hatten ihn wieder irre gemacht, und er mußte ſich ſelber eingeſtehen, daß er ihr doch weiter nichts ſei, als einer von den vielen Menſchen, deren zufällige Bekanntſchaft ſich eben ſo raſch verwiſcht, wie ſie entſtand. Groß war demnach ſein Erſtaunen, als er, früh Morgens mit dem Oberſten beim Kaffee ſitzend, ſeine Schweſter in Miß Lydia's Begleitung eintreten ſah. Sie war Schlag fünf aufgeſtanden, und bei einer Engländerin, bei Miß Nevil ganz insbeſondere, ſetzte das eine Willensanſtrengung voraus, auf die Orſo füglich ſtolz ſein konnte.

Es thut mir unendlich leid, ſagte er, daß Sie ſich in aller Frühe aus Ihrer Ruhe haben ſtören laſſen. Meine Schweſter hat Sie gewiß, trotz meiner ausdrücklichen Vorſchrift, aufgeweckt, und jetzt verwünſchen Sie uns. Vielleicht möchten Sie mich ſchon „gehängt“ wiſſen?

Sie irren, antwortete Miß Lydia ganz leiſe und auf italieniſch, offenbar in der Abſicht, von ihrem Vater nicht verſtanden zu werden. Ich habe bemerkt, daß

Sie mir innerlich böſe ſind, wegen meiner harmloſen Späße von geſtern, und da bin ich denn gekommen, damit Sie von der Verbrecherin keine allzu ſchlechte Meinung mit fortnehmen mögen. O ihr Corſen ſeid doch fürchterliche Menſchen! Leben Sie wohl; ich hoffe, wir ſehen uns bald wieder. Und Sie reichte ihm die Hand.

Orſo antwortete mit einem Seufzer und ſchwieg. Colomba trat an ihn heran, zog ihn abſeits in eine Fenſterniſche und ſprach einige Minuten leiſe mit ihm, indem ſie ihm einen Gegenſtand zeigte, den ſie unter ihrem Mezzaro verborgen hielt.

Dann wandte ſich Orſo an Miß Nevil: Meine Schweſter, ſagte er, hat Ihnen ein abſonderliches Geſchenk zugedacht, mein Fräulein; freilich müſſen Sie bedenken, daß wir Corſen nur armſelige Gaben darbieten können . . . unſere Anhänglichkeit ausgenommen, welche ſtärker iſt als die Zeit. Meine Schweſter ſagte mir ſoeben, dieſes Stilett hätte Ihnen einiges Intereſſe abgewonnen. Es iſt ein Familienerbſtück, das einſtmals wohl am Gürtel eines jener Corporale hing, denen ich Ihre werthe Bekanntſchaft verdanke. Colomba legt der Waffe einen ſo großen Werth bei, daß ſie ſie ohne meine Erlaubniß nicht verſchenken zu dürfen glaubte, und ich weiß wirklich nicht, ob ich dieſe Erlaubniß geben darf, denn beinahe muß ich fürchten, daß wir dadurch Ihren Spott herausfordern.

Das Stilett iſt reizend, ſagte Miß Lydia; aber

Bei guten halt' ich und bei böſen Dingen
Die Hoffnung und die Furcht im Gleichgewicht,
Und bin gewiß, ſie haben zugenommen,
Bis ſie zu uns durch ſo viel Zungen kommen.

43.

Und um ſo minder dürfen wir vertrauen,
Je Unwahrſcheinlichers die Kunde ſagt.
Ob's nun wahrſcheinlich ſei, iſt leicht zu ſchauen,
Daß mit ſo großen Maſſen unverzagt
Ein König ſich aus ſo entfernten Gauen
In's kriegeriſche Afrika gewagt,
Durch jenen Sand, den einſt mit ſeinen Schaaren
Kambyſes unter böſem Stern befahren.

44.

Es ſind wohl Araber zum ebnen Lande
Herabgekommen von der Berge Hort,
Und haben mit geringem Widerſtande
Verwüſtung angerichtet, Raub und Mord.
Nun hat Branzard beim Zählen dieſer Bande,,
Dein Vicekönig und Verweſer dort,
Für jede Zehn ein Tauſend hingeſchrieben,
Um leichter ſo die Schuld von ſich zu ſchieben.

45.

Die Nubier ſind vielleicht, ich will's ja glauben,
Herabgeregnet von des Himmels Höhn,
Vielleicht verſteckt gereiſt in Wolkenhauben,
Da Niemand auf dem Wege ſie geſehn.
Glaubſt du, ſolch' Völklein werde Libyen rauben,
Wenn du nicht eilſt, ihm ſchleunig beizuſtehn?
Dein Heer dort müßt' in ſchlechtem Felle ſtecken,
Wenn es vor ſolchen Memmen könnt' erſchrecken.

da es ein Familienſtück iſt, darf ich es nicht annehmen.

Es iſt nicht das Stilett meines Vaters, fiel Colomba lebhaft ein. Es wurde einem unſerer Urgroßväter mütterlicher Seite vom König Theodor verehrt. Es wird uns ſehr freuen, wenn das Fräulein es annehmen will.

Sie werden begreifen, Miß Lydia, ſagte Orſo, daß Sie das Stilett eines Königs nicht verſchmähen dürfen.

Für den Liebhaber hat eine Reliquie König Theodor's weit größern Werth, als irgend eine des mächtigſten Monarchen. Der Verſuchung war ſchwer zu widerſtehen, und Miß Lydia ermaß bereits im Geiſte, wie herrlich ſich die Waffe auf einem Lacktiſch in ihrer Wohnung in Saint-James'-place ausnehmen würde. Aber . . . ſagte ſie, und wendete ſich mit ihrem anmuthigſten Lächeln an Colomba, indem ſie das Stilett zögernd anfaßte, wie Jemand der genöthigt werden will: mein liebes Fräulein Colomba, ich kann . . . ich darf Sie doch nicht ſo wehrlos von dannen ziehen laſſen.

Ich habe meinen Bruder bei mir, antwortete Colomba mit ſtolzer Zuverſicht, und der führt ja die treffliche Flinte, die uns Ihr Herr Vater gegeben hat. Sie iſt doch geladen, Orſo?

Miß Nevil behielt das Stilett, und um die Gefahr zu beſchwören, die im Verſchenken eines ſchneidenden oder ſtechenden Gegenſtandes liegen ſoll, verlangte Colomba eine kleine Kupfermünze als Bezahlung.

Endlich mußte geſchieden ſein. Noch einmal reichte Orſo Miß Nevil die Hand; Colomba umarmte ſie und bot dann ihre roſigen Lippen dem Oberſten zum Kuß — eine corſiſche Ehrfurchtsbezeugung, welche den alten Herrn ganz angenehm überraſchte. Aus dem Fenſter ihres Drawing-room ſah Miß Lydia zu, wie Bruder und Schweſter ſich in den Sattel ſchwangen. In Colomba's Augen gewahrte ſie ein Aufflammen unheimlich wilder Freude, das ihr an dem Mädchen bis jetzt noch nicht aufgefallen war. Beim Anblick dieſes ſtarken, unbeugſamen Geſchöpfes, welches, fanatiſch beſeelt von ſeinen barbariſchen Ehrbegriffen, mit ſtolzer Stirn und ſchadenfrohem Lächeln den jungen Mann fortführte, als hätte ſie ihn zu einem ſchrecklichen Beginnen ausgerüſtet, drängten ſich ihr plötzlich die Befürchtungen auf, welche Orſo ihr gegenüber ausgeſprochen hatte, und ſie glaubte einen böſen Engel zu ſehen, der ihn vorantrieb zum Untergang. Orſo, der bereits zu Pferde ſaß, ſchaute jetzt zu ihr herauf. Hatte er ihre Gedanken errathen, oder wollte er ihr noch ein letztes Lebewohl zurufen? genug, er ergriff den egyptiſchen Ring, welchen er an einem Schnürchen auf der Bruſt trug, und drückte ihn an ſeine Lippen. Miß Lydia wandte ſich erröthend vom Fenſter weg, trat aber gleich wieder hin und ſah die Beiden auf ihren kleinen Ponies davongaloppiren, den Bergen zu. Eine halbe Stunde darauf zeigte ihr der Oberſt durch ſein Fernrohr zwei Geſtalten, welche dem tiefſten Einſchnitt der Bucht entlang landeinwärts ritten, und ſie konnte noch unterſcheiden, daß Orſo mehrmals nach der Stadt zurückblickte, bis er endlich hinter den Sümpfen verſchwand, wo jetzt, nachdem ſie trocken gelegt worden, eine Baumſchule recht ſchön gedeiht.

Als Miß Lydia etwas ſpäter zufällig in den Spiegel ſchaute, kam ihr ihre Geſichtsfarbe bleicher vor als gewöhnlich.

Was muß der junge Mann wohl von mir denken? ſagte ſie zu ſich ſelber, und ich, wie denke ich eigentlich über ihn? und warum denke ich überhaupt noch an ihn? . . . Eine bloße Reiſebekanntſchaft! . . . Was will ich denn hier in Corſica? . . . O ich liebe ihn gewiß nicht . . . nein, nein; und es wäre ja auch ganz und gar unmöglich . . . und vollends Colomba . . . Ich die Schwägerin einer „Voceratrice“! die noch dazu einen wahrhaftigen Dolch mit ſich herumträgt! In dieſem Augenblick wurde ſich die Miß bewußt, daß ſie ſelber das Stilett König Theodor's in der Hand hielt. Sie warf es auf ihren Putztiſch. Colomba in London, bei einer Almack-Soirée tanzend . . . Das Aufſehen, das eine ſo wunderbare Erſcheinung erregen würde! . . . Wer weiß, die Dandies würden ſich vielleicht um ſie reißen . . . Daß Er mich liebt, iſt klar . . . Ich habe ſeine romantiſch abenteuerlichen

Wege durchkreuzt ... Ob er wirklich allen Ernſtes vorhatte, ſeinen Vater ganz nach corſiſcher Methode zu rächen? ... Er war ſo ein Mittelding zwiſchen einem tragiſchen Helden und einem Weltmann ... Ich habe dem Weltmann in ihm zum Durchbruch verholfen, einem Weltmann, der ſeine Garderobe von einem corſiſchen Schneidermeiſter bezieht! ...

Sie warf ſich aufs Bett und verſuchte zu ſchlafen; es gelang ihr aber nicht. Auf die weiteren Einzelheiten ihres Monologs wollen wir jedoch verzichten; denn ſie variirte nur hundertfach das eine Thema: Lieutenant della Rebbia iſt für mich nichts Anderes geweſen, als eine Reiſebekanntſchaft, und wird für mich auch nie etwas Anderes ſein.

## IX.

Unterdeſſen hatten Orſo und ſeine Schweſter das Gebirge erreicht. Erſt hatte ſie der raſche Ritt daran verhindert, ein Geſpräch anzuknüpfen; nun aber, da ſie beim Erklimmen der ſchroffen Höhen Schritt halten mußten, kam es zu einem Meinungsaustauſch über die zurückgebliebenen Freunde. Colomba ſchwärmte von Miß Nevil's Schönheit, von ihren blonden Locken, ihrer Anmuth in Haltung und Benehmen. Dann frug ſie, ob der Oberſt wirklich ſo reich ſei, wie er ſcheine, und ob er, außer Miß Lydia, noch andere Kinder habe. Es wäre eine vortheilhafte Partie, fügte ſie bei.

Mir ſcheint, der Vater will dir wohl . . . Und da Orſo nicht antwortete, fuhr ſie fort: Unſere Familie iſt früher auch einmal reich geweſen, und iſt heute noch eine der angeſehenſten hier zu Land. Die „Signori"*) ſtammen alle von Baſtarden ab. Von reinem Adel ſind nur mehr die Corporalsgeſchlechter, und du weißt, Orſo, daß deine Ahnen unter den erſten Corporalen dieſer Inſel zu finden ſind. Du weißt auch, daß unſere Familie urſprünglich jenſeits der Berge**) ihren Stammſitz hatte und durch die Bürgerkriege gezwungen ward, ſich hier anzuſiedeln. Ich an deiner Stelle, Orſo, würde nicht anſtehen, um Miß Nevil's Hand zu werben . . . Ohne ſich durch ihres Bruders Achſelzucken beirren zu laſſen, ſetzte ſie, gleichſam zur Ergänzung ihres Vorſchlags hinzu: Mit der Mitgift würde ich die Waldungen von Falſetta ankaufen und die Weingärten, die ſich unter unſeren Beſitzungen hinziehen; dann würde ich mir ein ſchönes ſteinernes Haus herrichten laſſen, und würde ein neues Stockwerk auf den Thurm bauen, wo Sambucuccio die vielen

---

*) Signori werden die Nachkommen des corſiſchen Feudaladels genannt. Die Familien der Signori und die der Corporali machen einander den Rang ſtreitig.

**) So bezeichnet man die öſtliche Küſte. Es iſt dies ein vielfältig gebrauchter Ausdruck; „di là dei monti" hat verſchiedene Bedeutung je nach dem Wohnort des Sprechenden. — Corſica iſt in der Richtung von Norden nach Süden durch eine Gebirgskette in zwei Theile getheilt.

Mauren getödtet hat vor Zeiten, da noch Graf Heinrich der „bel missere“ *) lebte.

Du faſelſt, rief Orſo und gab ſeinem Pferd die Sporen.

Du biſt ein Mann, Orſ' Anton, und weißt wohl beſſer als ein Weib, was dir zu thun obliegt. Aber ich möchte doch wiſſen, was der Engländer gegen eine derartige Verbindung einwenden könnte. Giebt es in England keine Corporale? . . .

Unter ſolchen Geſprächen ritten die Geſchwiſter noch eine gute Strecke weiter, bis ſie ein kleines, unweit von Bocognano gelegenes Dorf erreichten, wo ſie abſtiegen, um bei einem Freunde ihrer Familie eine Mahlzeit einzunehmen und die Nacht dort zuzubringen. Man empfing ſie mit jener corſiſchen Herzlichkeit, bei der man ſelber zu Gaſt geweſen ſein muß, um ſie in ihrer ganzen Ausdehnung würdigen zu können. Tags darauf gab der Wirth, ein Gevatter der Frau della Rebbia, den Beiden noch eine Stunde weit das Geleite.

Ihr ſeht die Waldungen dort und das Dickicht, ſprach er zu Orſo als er ſich zur Heimkehr anſchickte:

---

*) S. Filippini, zweites Buch. — Graf Arrigo bel Miſſere ſtarb um das Jahr 1000; man erzählt, daß bei ſeinem Tode in den Lüften eine Stimme vernommen ward, welche die prophetiſchen Worte ſang:

È morto il conte Arrigo bel Missere,
E Corsica sarà di male in peggio.
Nun der Graf Heinrich todt, der ſchöne Ritter,
Geht's ſchlimm mit Corſica und immer ſchlimmer.

es könnte ein Mann, der ein Unglück angerichtet hätte, zehn Jahre wohlgeborgen darin leben, ohne von Gensdarmen oder Soldaten incommodirt zu werden. Das Dickicht erſtreckt ſich bis zum Wald von Vizzanova, und Einem, der in Bocognano oder dort herum Freunde hat, dem würde nichts abgehen. Ihr führt da eine ſchöne Flinte; die muß weit treffen. Bei unſerer Frauen Blut! Das Kaliber iſt zu loben! Das Ding taugt nicht zur Eberjagd allein.

Orſo erwiderte hierauf ſehr kalt, daß die Flinte ein engliſches Fabrikat und die Tragweite des Schrotes eine ſehr beträchtliche ſei. Man umarmte ſich zum Abſchied, und Jeder ging ſeiner Wege.

Schon befanden ſich unſere Reiſenden dem Ziele ziemlich nah, als ſie ſieben oder acht mit Flinten bewaffnete Männer in der Ferne gewahrten, gerade vor dem Eingang einer Schlucht, in welche die Straße mündete: die Einen ſaßen auf den Felſen, die Andern lagen ausgeſtreckt im Graſe, noch Andere ſtanden aufrecht, als hätten ſie Vorpoſtendienſt zu verſehen. In geringer Entfernung von dieſen Männern graſ'ten ihre Pferde. Colomba betrachtete ſie eine Weile durch das Rohr, welches ſie in einer landesüblichen großen ledernen Reiſetaſche mit ſich führte.

Es ſind unſere Leute, rief ſie voller Freude. Pieruccio hat es gut gemacht.

Was für Leute? fragte Orſo.

Ei, unſere Hirten, entgegnete ſie. Vorgeſtern

Abend habe ich Pieruccio nach den braven Leuten ausgeſchickt, damit ſie dich bis an dein Haus begleiten, denn es ſchickt ſich für dich nicht, ohne Geleite in Pietranera einzuziehen, und dann ſollteſt du ja auch wiſſen, daß es nichts giebt, deſſen die Barricini nicht fähig wären.

Colomba, ſagte Orſo in ſtrengem Ton, ich habe dich ſchon mehrmals erſucht, von den Barricini und deinem unbegründeten Verdacht wider ſie kein Wort mehr zu erwähnen. Jedenfalls will ich nicht lächerlich erſcheinen, und werde deßhalb nun und nimmermehr unter ſolcher Escorte nach Pietranera reiten; ich bin ſehr ungehalten darüber, daß du ohne mein Vorwiſſen dieſe Faullenzer zuſammengetrommelt haſt.

Mein Bruder, du kennſt deine Heimath nicht mehr. Wenn du dich unvorſichtig der Gefahr ausſetzeſt, ſo liegt mir ob, über dir zu wachen. Was ich gethan habe, mußte ich thun.

Mittlerweile hatten die Hirten ihre Gebieterin erkannt: ſie waren zu ihren Pferden hingelaufen und ſprengten in vollem Galopp herbei.

Evviva Orſ' Anton'! rief ein rüſtiger Greis mit ſchneeweißem Bart aus der Kapuze des dichten Ueberrocks heraus, in den er, trotz der großen Hitze, wie in ein Vließ eingehüllt war. Er iſt ſeinem Vater wie aus dem Geſicht geſchnitten, nur größer und kräftiger. Und die ſchöne Flinte! Von dieſer Flinte ſoll geredet werden, Orſ' Anton'.

Evviva Orſ' Anton'! ſchrieen die Hirten alle. Wir wußten wohl', daß er zu guter Letzt doch kommen würde!

Ach! Orſ' Anton', ſagte ein großer Kerl mit rothem Geſicht, das wäre eine Freude geweſen für Euren Vater, Euch hier wieder zu ſehen. Der brave Mann! O Ihr ſähet ihn heut vor Augen, wenn er mir hätte glauben wollen und ich die Sache mit dem Giudice abgethan hätte nach meinem Sinn . . . Der brave Mann! wollte mir damals nicht glauben; nun aber weiß er wohl, wie ſehr ich Recht hatte.

Schon gut! fiel ihm der Alte ins Wort, der Giudice ſoll nicht zu kurz kommen, wenn er gleich hat warten müſſen.

Evviva Orſ' Anton'! brüllte wieder der ganze Trupp und ließ ein Dutzend Flintenſchüſſe dazu knallen.

Umſonſt verſuchte Orſo zum Wort zu kommen: ſeine Beſchützer, die ihn förmlich belagert hielten, lärmten alle wirr durcheinander und drängten ſich vor, um ihm die Hand zu ſchütteln; er war ſehr unwillig geworden. Endlich warf er ſich in die Bruſt, wie er es vor der Front ſeiner Rotte zu thun pflegte, wenn es Vorwürfe und Arreſttage auszutheilen galt, und ſprach:

Meine lieben Freunde, ich danke euch in meines verſtorbenen Vaters und meinem Namen für eure treue Anhänglichkeit; zugleich aber verbitte ich mir ausdrücklich alle unberufenen Rathſchläge, denn ich bin alt genug, um zu wiſſen, wie ich handeln ſoll.

Er hat Recht, Recht hat er! riefen die Hirten. Ihr wißt ja, daß Ihr Euch auf uns verlaſſen könnt.

Allerdings verlaſſe ich mich auf euch; aber vorerſt brauche ich euch gar nicht, denn mir droht keine Gefahr. Alſo die Pferde geſchwenkt, und zurück zu euren Ziegen! Den Weg nach Pietranera habe ich nicht vergeſſen und brauche demnach keinen Führer.

Ihr könnt auch außer Sorgen ſein, Orſ' Anton', ſagte der Alte. Heut wagen ſie ſich nicht vor. Wenn die Katze zurückkommt, verkriechen ſich die Mäuſe.

Behalte die Katzen und Mäuſe für dich, Graukopf, ſagte Orſo. Wie iſt dein Name?

Was? Ihr kennt mich nicht, Orſ' Anton', und ich hab' Euch doch ſo oft auf mein Maulthier genommen, wißt Ihr noch, auf das, welches beißt? Ihr kennt Polo Griffo nicht mehr, einen braven Kerl, der für die della Rebbia durchs Feuer liefe? Ein Wort von Euch, und wenn Euere ſchöne Flinte einmal zu ſprechen anfängt, ſeht zu, wie meine Muskete hier, die mit mir alt geworden iſt, den Baß dazu brummen wird. Mein Wort darauf, Orſ' Anton'.

Schon gut, ſchon gut; aber jetzt, in aller Teufel Namen, trollt euch, und laßt uns unſerer Wege ziehen!

Endlich verſtanden ſich die Hirten dazu, der wiederholten Aufforderung nachzukommen, und ſchlugen in

46.

Du magſt Branzarden etlich Schiffe leihen,
Nur daß man deine Flagge dort erblickt.
Sie werden ſchnell ſich in ihr Land zerſtreuen,
Noch eh' man hier ein Segeltau verrückt,
Ob ſie nun Araber, ob Nubier ſeien,
Die dieſer Krieg dir auf den Hals geſchickt,
Die nur, weil du durch Meere biſt geſchieden,
Zu ſtören wagten deines Landes Frieden.

47.

Jetzt muß du dir den Augenblick erſehen
Zur Rache, da dem Karl ſein Neffe fehlt.
Fehlt Roland, da kann keiner widerſtehen,
Da iſt der ganze Chriſtenſchwarm entſeelt.
Doch läſſeſt du dir jetzt den Sieg entgehen,
Von Leichtſinn oder Unverſtand gequält,
Wirſt du, zum Schimpf und Schaden unſrer Waffen,
Den Kahlkopf ſtatt der Haare bald erraffen. —

48.

Mit dieſen Worten und mit andern mehr
Will Spaniens ſchlauer Fürſt dem König rathen,
Nicht wegzuziehn aus Frankreich mit dem Heer,
Bis Karl vertrieben ſei aus ſeinen Staaten.
Allein Sobrin, nicht minder klug als er,
Sieht klar, auf welchen Weg Marſil gerathen,
Der mehr hier ſeinen eignen Nutzen ſchätzt
Als das gemeine Wohl; und er verſetzt:

49.

O hätte mir's am Sehergeiſt gebrochen,
Als ich dir rieth, o Herr, den Krieg zu fliehn!
O hätteſt du, wenn ich doch wahr geſprochen,
Vertraut, Herr, deinem redlichen Sobrin,

ſcharfem Trabe die Richtung nach dem Dorf ein; von Zeit zu Zeit aber, an allen höher gelegenen Stellen der Straße, blieben ſie ſtehen, als ſpähten ſie nach irgend einem aus dem Hinterhalt lauernden Feinde, und überhaupt entfernten ſie ſich von Orſo und ſeiner Schweſter niemals ſo ſehr, daß ſie den Beiden nicht im Nothfall hätten zu Hülfe eilen können. Ich durchſchau' ihn, ich durchſchaue Alles! ſagte der alte Polo Griſſo zu ſeinen Gefährten: er ſagt nicht, was er vorhat, aber er thut's. Er iſt ganz wie ſein ſeliger Vater.

Gut! verſichere du nur immer zu, daß du nichts im Schilde führſt. Du haſt's der Santa Nega*) zugeſchworen. Um ſo beſſer! Nicht eine Feige gäb' ich mehr für die Haut des Bürgermeiſters, denn eh' ein Monat vergeht, wird man keinen ganzen Schlauch mehr daraus machen können.

Von ſeinem Vortrab angemeldet, rückte Orſo ins Dorf ein und erreichte den Stammſitz ſeiner Ahnen, der Corporale. Die Anhänger der della Rebbia, die eines Führers lang entbehrt hatten, waren ihm wie Ein Mann entgegengezogen; die neutralen Bewohner des Dorfes ſtanden gaffend unter ihren Thüren, und diejenigen, die zu den Barricini hielten, blieben in den

---

*) Eine Heilige, die nicht im Kalender ſteht. Der heiligen Nega ein Gelübde thun, heißt: Alles grundſätzlich in Abrede ſtellen (negare, verneinen).

Häuſern und ſchauten durch die Ritzen der Fenſterläden auf die Straße.

Wie alle corſiſchen Dörfer iſt auch der Flecken Pietranera ſehr unregelmäßig gebaut. (Eine eigentliche Straße iſt nur in dem von Herrn von Marboeuf erbauten Cargeſe zu finden.) Der geraden Linie ſpottend, ſtehen die Häuſer bunt zerſtreut auf einer flachen Anhöhe oder vielmehr auf einem Abſatz des Gebirges. Ungefähr in der Mitte der Ortſchaft überſchattet eine große, üppigbelaubte Eiche einen granitenen Trog, in den ſich das Waſſer einer benachbarten Quelle durch eine Holzröhre ergießt. Dieſes gemeinnützige Kunſtwerk verdankt ſeine Entſtehung den della Rebbia und den Barricini, welche ſich in die Herſtellungskoſten getheilt haben; es wäre jedoch ein grober Irrthum, wenn man aus dieſer Thatſache auf ein einſtmaliges gutes Einvernehmen zwiſchen den zwei Familien ſchließen wollte. Die Fontaine iſt im Gegentheil ein Denkmal gegenſeitiger Mißgunſt. Eines Tages hatte nämlich Oberſt della Rebbia dem Gemeinderath eine kleine Summe als Beitrag zur Herſtellung eines Brunnens zugeſendet; da wollte denn der Advocat Barricini um keinen Preis zurückbleiben; er ſpendete ſofort den gleichen Betrag, und ſo brachte der edle Wettſtreit den Waſſerſegen über Pietranera. Um den Brunnen bei der grünen Eiche liegt ein leerer Raum, welchen man den Platz nennt. Dort finden ſich die Müßiggänger allabendlich zuſammen. Zuweilen wird Karten geſpielt, und ein Mal des Jahrs, im Faſching, wird getanzt. Rechts und links am Platz ſtehen zwei Gebäude, aus Granit und Schiefer aufgeführt und mehr hoch als breit. Es ſind dies die feindlichen „Thürme“ der della Rebbia und der Barricini. Ihre gleiche Bauart und gleiche Größe ſcheinen anzuſpielen auf die gleichmäßige Ausdauer und gleichmäßige Kraft der Gegner im langen, unentſchiedenen Kampfe.

Es iſt wohl nicht überflüſſig, zu erklären, was eigentlich unter einem ſolchen Thurm zu verſtehen iſt. Man denke ſich ein etwa vierzig Fuß hohes viereckiges Gebäude, das im unbefangenen Zuſchauer eher den Begriff eines großen Taubenſchlags, als den eines Hauſes wach ruft. Zu dem engen Eingangspförtchen führt eine überaus ſteile Treppe acht Fuß hoch hinauf. Ueber der Thür befindet ſich ein Fenſter und vor dem Fenſter eine Art Balcon, durch deſſen durchbrochenen Boden, wie bei alten Ritterburgen, einem unbeſcheiden anklopfenden Fremdling in aller Behaglichkeit der Schädel eingeworfen werden kann. Zwiſchen Thür und Fenſter ſind zwei grob ausgehauene Wappen angebracht. Das eine, worin früher das genueſiſche Kreuz zu ſehen war, iſt ſo verſtümmelt, daß es nur noch für den Archäologen einen Sinn hat; das andere iſt das Familienwappen des Schloßherrn. Dazu denke man ſich noch die Einfaſſung des Fenſters ſowohl wie die Wappen durch Kugelſpuren verunſtaltet, und man hat das treue Bild eines corſiſchen Edelſitzes aus dem

Mittelalter. Beinahe hätte ich zu bemerken vergeſſen, daß das Wohnhaus an den Thurm angebaut und oft auch im Innern durch einen Gang damit verbunden iſt.

Thurm und Haus der della Rebbia liegen am nördlichen, Thurm und Haus der Barricini am ſüdlichen Ende des Platzes von Pietranera. Zwiſchen dem nördlichen Thurm und dem Brunnen gehen des Abends die della Rebbia ſpazieren; von der entgegengeſetzten Seite bis zum Brunnen promeniren die Barricini. Seit dem Begräbniß der Frau des Oberſten war es nie mehr geſchehen, daß ein Angehöriger der einen oder andern Familie diejenige Seite des Platzes überſchritt, welche ihm durch dies ſtillſchweigende Uebereinkommen als Domäne angewieſen war. Orſo ſchickte ſich bereits an, am Haus des Bürgermeiſters vorbeizureiten; da ermahnte ihn ſeine Schweſter, doch lieber den Umweg durch ein Seitengäßchen zu machen, damit das feindliche Gebiet nicht betreten werde.

Warum machen wir's uns nicht bequemer? antwortete Orſo; der Platz gehört ja Allen. Und er trieb ſein Pferd an, ohne ſich beirren zu laſſen.

Ein tapferes Herz! murmelte Colomba vor ſich hin . . . Vater, er wird dich rächen!

Mitten auf dem Platz ſtellte ſie ſich zwiſchen das Haus der Barricini und ihren Bruder, unverwandt nach den Fenſtern des Feindes blickend. Sie bemerkte, daß dieſelben ausnahmsweiſe verrammelt und mit „archere" verſehen waren. „Archere" nennt man die engen, ſchießſchartenförmigen Spalten zwiſchen den dicken Holzklötzen, womit der untere Theil der Fenſteröffnung vollſtändig verſperrt wird, wenn irgend ein Angriff zu befürchten ſteht. Aus einem alſo befeſtigten Haus kann man, durch die hölzerne Brüſtung gedeckt, auf die Stürmenden ohne Gefahr hinunterſchießen.

Die Memmen! ſagte Colomba. Siehſt du, mein Bruder, wie ſie jetzt ſchon auf der Hut ſind? Sie werfen Barricaden auf! Aber früher oder ſpäter werden ſie ſich ſchon herauswagen müſſen!

Orſo's Erſcheinen auf dem ſüdlichen Theil des Platzes erregte großes Aufſehen zu Pietranera und galt allgemein für den Beweis einer ans Tollkühne grenzenden Verwegenheit. Die Neutralen, die ſich am Abend um die grüne Eiche verſammelten, erſchöpften ſich in endloſen Auslegungen und Hypotheſen. Ein Glück ſagte der Eine, daß die jungen Barricini noch nicht zurück ſind, denn die laſſen ſich weniger gefallen, als der Advocat, und hätten vielleicht den Feind nicht über ihren Grund und Boden reiten ſehen können, ohne ſich an Ort und Stelle für die Keckheit bezahlt zu machen. — Nachbar, ſetzte ein alter Mann hinzu, der das Anſehen eines Localpropheten genoß, Ihr werdet ſpäter Gelegenheit finden, Euch an das zu erinnern, was ich Euch jetzt ſage. Ich habe heut in Colomba's Augen geleſen, daß ſie ſich etwas in den Kopf geſetzt hat. Ich wittere bereits Pulverdampf. Es wird bald wohlfeiles Fleiſch geben zu Pietranera.

## X.

Schon in früher Jugend lebte Orſo von ſeinem Vater getrennt, und hatte alſo kaum Zeit gehabt, ihn näher zu kennen. Mit fünfzehn Jahren hatte er Pietranera verlaſſen, um nach Piſa ins Inſtitut zu gehen, und von dort war er zur Militärſchule gekommen, während Ghilfuccio mit den kaiſerlichen Adlern die Runde durch Europa machte. Orſo hatte ihn nur in ſeltenen Zwiſchenräumen auf dem Continent geſehen und ward erſt im Jahr 1815 in das von ſeinem Vater befehligte Regiment verſetzt. Der Oberſt, welcher in Allem, was Disciplin betraf, unerbittlich war, behandelte ſeinen Sohn wie jeden andern jungen Lieutenant, das heißt mit eiſerner Strenge. Dem Gedächtniß Orſo's hatte ſich ſein Bild gleichſam in zwiefacher Geſtalt eingeprägt. In Pietranera hatte er als Kind mit dem Säbel des Vaters geſpielt; er durfte die Flinte des Vaters in die Luft abſchießen, wenn dieſer von der Jagd heimgekehrt war; er erinnerte ſich noch genau an den Tag, wo ihm, dem kleinen Knaben, zum erſten Mal erlaubt ward, am Familientiſche Platz zu nehmen. Dann tauchte, im Gegenſatz dazu, der Oberſt della Rebbia vor ihm auf, der ihn wegen irgend einer Lappalie in Arreſt ſchickte und ihn nie anders anredete, als mit Lieutenant della Rebbia: Lieutenant della Rebbia, Sie ſtehen nicht am richtigen Ort; drei Tage Arreſt. — Ihre Tirailleurs ſtehen um fünf Meter zu weit von der Reſerve; fünf Tage Arreſt. — Es iſt zwölf Uhr fünf Minuten, und Sie gehen noch mit der Holzkappe aus; acht Tage Arreſt. Nur ein einzig Mal, bei Quatre-Bras, hatte er zu ihm geſagt: Recht gut, Orſo; aber ſei vorſichtig. Jetzt, in Pietranera, fühlte Orſo dieſe jüngeren Erinnerungen durch die ältern verdrängt. Der Anblick der vertrauten Stätten ſeiner Kindheit, des Hausgeräthes ſeiner heißgeliebten Mutter, weckten in ihm eine ganze Reihe ſüß-ſchmerzlicher Empfindungen, und die düſtere Zukunft, die ſich vor ihm aufthat, die heimliche Beſorgniß um ſeine Schweſter, namentlich auch der Gedanke an die bevorſtehende Ankunft Miß Nevil's mit den Zweifeln, welche damit zuſammenhingen, das Alles vermiſchte ſich chaotiſch in ſeinem Hirn: was wird ſie wohl zu dieſem Hauſe ſagen, das mir ſelber jetzt ſo klein und ärmlich vorkommt? wie kann ſich ein Mädchen hier behaglich fühlen, dem jeder Luxus zum Bedürfniß geworden? vielleicht wird ſie ſich mit einem mitleidigen Lächeln umſchauen . . .

In ſehr gedrückter Stimmung ſetzte er ſich zum Abendimbiß nieder in den großen, alten eichenen Lehnſtuhl am oberen Ende des Tiſches, wo ſein Vater immer geſeſſen hatte, und er mußte unwillkürlich lächeln, als er bemerkte, daß Colomba eine kleine Weile zögerte, bevor ſie neben ihm Platz nahm. Sehr erwünſcht war ihm übrigens ihr andauerndes Schweigen und die Pünktlichkeit, womit ſie ſich, gleich nach Ende der

Mahlzeit entfernte, denn er fühlte ſich zu tief bewegt, als daß er zur Stunde den Angriff, welchen ſie ohne Zweifel vorbereitete, mit Leichtigkeit hätte zurückſchlagen können; aber Colomba ſchonte ihn noch und wollte warten, bis er ſich geſammelt. Den Kopf auf die Hand ſtützend, blieb er lange Zeit unbeweglich ſitzen und ließ die Erlebniſſe der letzten vierzehn Tage an ſeinem Geiſt vorüberziehen. Voller Schrecken wurde er ſich der Spannung bewußt, womit Jeder ſeinem ferneren Gebahren den Barricini gegenüber entgegenzuſehen ſchien. Er gewahrte, daß die Meinung von Pietranera für ihn bereits die Meinung der Welt zu werden begann. Es trat die Wahl an ihn heran, entweder ſich zu rächen, oder für einen Feigling zu gelten. Aber an wem ſollte er ſich rächen? An die Schuld der Barricini zu glauben, war ihm unmöglich. Sie waren zwar die Feinde ſeiner Familie, aber es gehörten die groben Vorurtheile ſeiner Landsleute dazu, um ihnen darum einen Mord zuzuſchreiben. Zuweilen betrachtete er Miß Nevil's Talisman und wiederholte ganz leiſe den Sinnſpruch: „Das Leben iſt ein Kampf!“ Endlich ſprach er mit ſtarker Stimme: Ich werde ſiegen! Mit dieſem guten Gedanken ſtand er auf, nahm die Lampe vom Tiſch und ſchritt nach der Treppe, die zu ſeinem Schlafzimmer führte; da hörte er unten an der Hausthüre pochen. Wer machte noch einen Beſuch zu ſo ungewöhnlicher Stunde? Colomba eilte in Begleitung ihrer Magd herbei. Es iſt nichts, ſagte ſie, und lief zur Thüre. Ehe ſie jedoch aufſchloß, fragte ſie, wer da ſei. Ich bin's, antwortete eine zarte Stimme. Sogleich wurde das Querholz an der Thür bei Seite geſchoben, und Colomba trat ins Speiſezimmer zurück; es folgte ihr ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren, barfuß, in zerriſſenen Kleidern, mit einem fadenſcheinigen Tuch um den Kopf, das lange Flechten von rabenſchwarzem Haar hervorquellen ließ. Das Kind war abgemagert, bleich, von der Sonne verſengt; aber aus den Augen glänzte ein lebhaft verſtändiger Strahl. Als es Orſo erblickte, blieb es ſchüchtern ſtehen und begrüßte ihn mit einem bäuriſchen Knix; dann ſprach es leiſe mit Colomba und überreichte ihr einen friſch geſchoſſenen Faſan.

Schönen Dank, Chili, ſagte Colomba. Ich laſſe mich bei deinem Onkel bedanken. Er iſt doch wohl auf?

Zu dienen, Fräulein. Ich habe nicht früher kommen können, weil es gar ſo lang gedauert hat. Ich habe ihn drei volle Stunden im Wald erwartet.

Und haſt noch nicht zu Nacht gegeſſen?

Freilich nicht, Fräulein; dazu hatte ich ja keine Zeit.

Man wird dir etwas geben. Hat dein Onkel noch Brod?

Wenig, mein Fräulein; was ihm aber zumeiſt abgeht, iſt Pulver. Jetzt ſind die Kaſtanien reif, und da braucht er vorerſt nichts Anderes, als Pulver.

Ich werde dir Brod und Pulver mitgeben. Mit dem Pulver ſoll er ſparſam umgehen; es iſt theuer.

Colomba, fragte Orſo auf franzöſiſch, wen verſorgſt du denn mit Pulver und Brod?

Einen armen Banditen von hier, antwortete Colomba in derſelben Sprache. Die Kleine da iſt ſeine Nichte.

Mir ſcheint, du könnteſt deine milden Gaben beſſer anbringen. Wozu die Pulverſendung an einen Spitzbuben, der es zu ſchlimmen Streichen mißbrauchen wird? Wenn dies unſelige Wohlwollen für das Geſindel nicht wäre — ein Wohlwollen, von dem hier Jedermann angeſteckt zu ſein ſcheint — ſo wäre es längſt bei uns aus mit der ganzen Banditenwirthſchaft.

Die Schlimmſten ſind nicht die im Feld.*)

Brod magſt du ihnen geben, ſo viel du willſt; das ſchlägt man keinem Menſchen ab; nur muß ich mich dagegen verwahren, daß ſie noch dazu mit Schießpulver verſehen werden.

Lieber Bruder, ſagte Colomba mit tiefem Ernſt, du haſt hier zu befehlen und biſt Herr über Alles, was dies Haus enthält; aber das verſichere ich dich: lieber gebe ich dieſem kleinen Mädchen meinen eigenen Mezzaro damit ſie ihn verkaufe, ehe ich mich dazu

---

*) „Im Feld ſein“ (alla campagna) heißt ſoviel wie Bandit ſein. Das Wort Bandit hat keine ſchimpfliche Bedeutung, ſondern wie das Engliſche outlaw den Sinn von unſerem „geächtet.“

Und nicht des Rodomont verwegnem Pochen,
Des Marlabuſt, Alzird und Martaſſin!
Wie möcht' ich hier die übermüth'gen Knaben,
Vor allen aber Rodomonten haben!

50.

Er müßt' es hören, wie er frech verheißen,
Dieß Land wie Glas in Splitter zu zerſtreu'n,
Und überall zu folgen deinem Eiſen,
In Höll' und Himmel, ja voraus zu ſein.
Jetzt aber, da uns alle Stränge reißen,
Krazt er den Bauch, wühlt ſich in Trägheit ein,
Und ich, der, weil er Wahres prophezeite,
Ein Feigling hieß, bin noch an deiner Seite.

51.

Und werd' es ſein, bis ich vollbracht dieß Leben,
Das ich, obgleich gedrückt und altersmatt,
Bereit bin gegen jeden dranzugeben,
Der irgend einen Frankennamen hat.
Niemand wird Klage wider mich erheben,
Daß er mich jemals ſah der Treue ſatt;
Und mancher hat nicht mehr als ich verrichtet,
Ja nicht ſo viel, der mein Verdienſt vernichtet.

52.

Dieß ſag' ich, um zur Einſicht dich zu bringen,
Daß jetzt und künftig meine Reden nicht
Aus Feigheit oder Schlechtigkeit entſpringen,
Vielmehr aus wahrer Lieb' und treuer Pflicht.
Ich rathe dir, kehr' um vor allen Dingen,
So ſchnell du kannſt, eh' deine Krone bricht!
Nicht weiſe nennt man eines Manns Beginnen,
Der Seins verliert, um Fremdes zu gewinnen.

entſchließe, einem Banditen ſein Pulver zu verſagen. Ihm kein Pulver geben! Das wäre ja kaum ſchlimmer, als wenn man ihn gleich an die Gensdarmen auslieferte. Wie ſoll er ſich denn vor ihnen wahren ohne ſeine Patronen?

Während deſſen kaute das kleine Mädchen mit wahrem Heißhunger an einem Stück Brod, und heftete den Blick abwechſelnd auf Colomba und ihren Bruder, um in den Mienen der Sprechenden etwas vom Sinn ihrer Reden zu errathen.

Was hat er denn eigentlich gethan, dein Bandit? Es muß ihn doch irgend eine Schandthat in den Wald getrieben haben.

Brandolaccio hat keine Schandthat begangen, rief Colomba. Er hat Giovan' Opizzo getödtet, der ihm den Vater ermordete, während er unter den Fahnen war.

Orſo wandte ſich ab, nahm ſeine Lampe und ging, ohne ein Wort zu erwidern, auf ſein Zimmer. Colomba übergab dem Kinde das Pulver und das Brod, begleitete es zur Thür und ſchärfte ihm beim Abſchied nochmals ein: Daß mir dein Onkel ja nicht verſäume, über Orſo zu wachen!

## XI.

Orſo konnte lange nicht einſchlafen und wachte in Folge deſſen ſehr ſpät auf, ſpät nach corſiſchen Begriffen. Gleich beim Aufſtehen fiel ihm das Haus ſeiner Feinde mit den daran angebrachten „archero“ in die Augen. Als er ins Speiſezimmer hinunterkam und ſich nach ſeiner Schweſter erkundigte, gab ihm Saveria, die Dienſtmagd, zur Antwort: Sie ſitzt in der Küche und gießt Kugeln. So verfolgte ihn auf Tritt und Schritt ein kriegeriſches Mahnen.

Er fand Colomba auf einen Schemel gekauert in ihre Arbeit vertieft; um ſie herum lagen die friſchgegoſſenen Kugeln.

Was zum Kukuk machſt du da? frug er ſie.

Du hatteſt keine Kugeln zu der Flinte des Oberſten, antwortete ſie mit ihrer melodiſchen Stimme; ich habe die Form für das rechte Kaliber gefunden; heute noch bekommſt du vier und zwanzig Patronen, mein Bruder.

Ich brauche ſie, Gott ſei Dank, nicht.

Man darf ſich nicht wehrlos antreffen laſſen, Orſ' Anton'! Du kennſt deine Heimath und die Menſchen, die dich umgeben, nicht mehr.

Wenn ich ſie nicht mehr gekannt hätte, durch dich wär' ich ſchon früh genug belehrt. Sage mir doch, iſt nicht vor einigen Tagen ein großer Koffer angekommen?

Ja wohl, lieber Bruder. Soll ich ihn auf dein Zimmer hinaufbringen?

Du? du könnteſt ihn ja nicht einmal aufheben... Laß das durch einen Mann beſorgen!

Ich bin nicht ſo ſchwach, wie du glaubſt, ſagte Colomba, indem ſie die Aermel aufkrämpte und einen weißen Arm entblößte, deſſen Formen, wenngleich wohlgerundet, eine ungewöhnliche Muskelkraft verriethen. Komm her, Saveria, ſagte ſie zu der Magd, und hilf mir tragen. Und ohne nur auf die Gerufene zu warten, hob ſie den Koffer in die Höhe. Orſo beeilte ſich, ihr beizuſtehen.

Liebe Colomba, ſagte er, der Koffer enthält ein Geſchenk für dich. Du wirſt entſchuldigen, daß es ſo beſcheiden ausgefallen iſt, aber mit dem Beutel eines Lieutenants auf Halbſold iſt es ſchlimm beſtellt. Im Sprechen öffnete er den Koffer und zog einige Kleider, einen Shawl und noch andere Putzgegenſtände daraus hervor.

Die ſchönen Sachen! rief Colomba. Ich will ſie gleich einſchließen, damit ſie nicht verdorben werden. Ich bewahre ſie für meinen Hochzeitstag auf, ſetzte ſie mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu, denn jetzt bin ich ja in Trauer. Und ſie küßte ihrem Bruder die Hand.

Schweſter, es liegt etwas Gezwungenes darin, ſo lang in Trauer einherzugehen.

Ich hab' es geſchworen, ſagte Colomba ſehr entſchieden. Ich werde die Trauer nur dann ablegen ... Sie hielt inne und warf einen Bick durch das Fenſter nach dem Haus der Barricini.

... wenn du heirathen wirſt? ſagte Orſo, um ſeine Schweſter von dem halb ausgeſprochenen Gedanken abzulenken.

Ich werde nur den Mann heirathen, welcher dreierlei Aufgaben erfüllt haben wird . . . Und ſie ſchaute immer noch mit unheilverkündender Miene nach dem feindlichen Haus.

Eigentlich nimmt mich Wunder, Colomba, daß ein ſo hübſches Mädchen, wie du, noch nicht unter die Haube gekommen iſt. Jedenfalls muß ich erfahren, wer dir den Hof macht. Die Serenaden werde ich ja ſo wie ſo hören. Schön müſſen ſie ſchon ſein, wenn ſie einer ſo gefeierten Voceratrice gefallen ſollen.

Wer mag wohl eine arme Waiſe zum Weib nehmen? . . . Und dann muß der Mann, für den ich die Trauer ablege, die Weiber dort drüben in Trauer kleiden.

Das artet in Tollheit aus, dachte Orſo. Aber er ſchwieg, um weiteres Hin- und Herreden zu vermeiden.

Lieber Bruder, ſagte Colomba mit einſchmeichelndem Ton, auch ich habe dir etwas zugedacht. Die Kleider, die du da anhaſt, ſind zu ſchön für unſere Gegend. Wenn du in dem ſchönen Rock durch das Geſtrüpp gehen wollteſt, würde er's kaum zwei Tage lang überleben. Du mußt ihn aufbewahren, bis Miß Nevil eintrifft. Sie ging auf einen Schrank zu und holte einen vollſtändigen Jagdanzug daraus hervor. Hier iſt eine Sammtjacke, die ich ſelbſt genäht habe, und hier eine Mütze, wie ſie unſere Stutzer tragen; ich habe ſie ſchon vor langer Zeit für dich geſtickt. Thu mir den Gefallen und probire das an!

Sie half ihm in die Aermel einer weiten Jacke von grünem Sammt mit einer großen Kapuze und ſetzte ihm eine ſchwarzſammtene ſpitze Mütze auf, die mit Schmelz und ſchwarzer Seide geſtickt war und oben in eine Art Quaſte auslief.

Da haſt du die Carchera*) unſeres Vaters, ſagte ſie; ſein Stilett ſteckt in der Taſche deiner Jacke. Sein Piſtol muß ich erſt holen.

Ich ſehe ganz aus wie ein Vorſtadttheaterheld in einem Räuberſtück, ſagte Orſo, als er in den kleinen Spiegel geſchaut hatte, den ihm Saveria vorhielt.

Schmuck ſeht Ihr aus, wie Keiner, Orſ' Anton', betheuerte die alte Magd, und der ſchönſte Pinſuto**) aus Bocognano oder Baſtelica wird neben Euch zu Schanden!

Orio ſetzte ſich in ſeinem neuen Anzug zu Tiſch und theilte beim Frühſtück ſeiner Schweſter mit, daß er auch eine Anzahl Bücher in den Koffer gepackt habe, und daß er noch andere aus Frankreich und Italien kommen laſſen wolle.

Ich muß dich zu geiſtiger Arbeit anhalten,

---

*) Carchera heißt ein Gürtel, in dem man die Patronen trägt. Auf der linken Seite wird ein Piſtol hineingeſteckt.

**) Der Träger einer ſpitzen Mütze, barreta pinsuta.

Colomba, fuhr er fort, denn für ein groſſes Mädchen, wie du, iſt es eine wahre Schande, von manchen Dingen noch nichts zu wiſſen, welche die Kinder auf dem Feſtland bereits lernen, wenn ſie die Amme verlaſſen haben.

Du haſt Recht, lieber Bruder, ſagte Colomba; ich weiß ganz wohl, was mir abgeht, und begehre nichts Beſſeres, als viel zu lernen, beſonders wenn du dich herbeilaſſen willſt, mich zu unterrichten.

Einige Tage hindurch ließ Colomba von den Barricini nichts verlauten. Ihrem Bruder erwies ſie fortwährend tauſend kleine Aufmerkſamkeiten und brachte öfters das Geſpräch auf Miß Nevil. Orſo las mit ihr franzöſiſche und italieniſche Werke und konnte nicht genug ſtaunen, einmal über die Richtigkeit und die geſunde Schärfe ihres Denkens, dann wieder über ihre gänzliche Unkenntniß der landläufigſten Dinge.

Eines Morgens, nach dem Frühſtück, verließ Colomba auf einen Augenblick das Zimmer und kam nicht mit Büchern und Heften zurück, wie gewöhnlich, wohl aber mit ihrem Mezzaro, unter dem ſie noch ernſter als gewöhnlich hervorblickte. Lieber Bruder, ſagte ſie, ich möchte dich bitten, mit mir auszugehen.

Wohin ſoll ich dich begleiten? fragte Orſo, indem er ihr den Arm reichte.

Deinen Arm brauche ich nicht, Bruder, aber ich bitte dich, nimm deine Flinte und deine Patronen mit! Ein Mann ſoll niemals unbewehrt aus dem Hauſe gehen.

Meinetwegen! Der herrſchenden Mode muß man ſich fügen. Wo führſt du mich hin?

Ohne zu antworten, band ſich Colomba den Mezzaro feſter um das Haupt, rief den Hofhund zu ſich und trat ihrem Bruder voran auf die Straße. Als ſie mit raſchen Schritten aus dem Dorf ins Freie gekommen war, ſchlug ſie einen Hohlweg ein, der ſich durch die Weinberge ſchlängelte; den Hund hatte ſie durch ein Zeichen vorausgeſchickt, das er wohl zu kennen ſchien, denn ſofort fing er an im Zickzack zwiſchen den Reben hinzulaufen, bald auf dieſer, bald auf jener Seite, immer mit einem Vorſprung von fünfzig Schritten; hin und wieder blieb er mitten im Wege ſtehen und ſah ſich ſchweifwedelnd nach ſeiner Herrin um, als wäre er ſich der Klugheit bewußt, mit der er den Dienſt eines Kundſchafters verſah.

Sowie du Muschetto bellen hörſt, ſagte Colomba, mach dich ſchußfertig, lieber Bruder, und rühre dich nicht!

Nachdem ſich die Geſchwiſter auf mancherlei Umwegen ungefähr eine halbe Stunde weit vom Dorf entfernt hatten, hielt Colomba an einer Stelle, wo der Weg ſeitwärts abbog, plötzlich ſtill. Dort erhob ſich ein etwa drei Fuß hoher Hauſe von grünem und dürrem Aſtwerk, in Form einer Pyramide aufgeſchichtet, aus deren Spitze das Ende eines ſchwarz angeſtrichenen hölzernen Kreuzes hervorſah. In verſchiedenen corſiſchen Bezirken, meiſtens in den Gebirgsgegenden, iſt es nämlich ein uralter, wohl noch auf heidniſchen Aberglauben zurückzuführender Brauch, daß jeder Vorübergehende auf die Stelle, wo Jemand eines gewaltſamen Todes ſtarb, einen Zweig, oder einen Stein hinwirft. So häufen ſich die ſeltſamen Spenden mit jedem Tage höher, und lange Jahre hindurch geht das ſo fort, ſo lang die Erinnerung an das tragiſche Ende des Opfers im Gedächtniß der Menſchen fortlebt. Ein ſolches Denkmal nennt das Volk den „mucchio", den „Haufen" dieſes oder jenes Todten.

Colomba blieb vor der Laubpyramide ſtehen, brach einen Zweig von einem Erdbeerbaum und warf ihn auf den Haufen. Orſo, ſagte ſie dann, hier ſtarb unſer Vater. Beten wir für das Heil ſeiner Seele, mein Bruder! Sie kniete nieder, und Orſo that desgleichen. In demſelben Augenblick ertönte vom Dorf herüber dumpfgedehntes Glockengeläute, denn es war in der Nacht Jemand geſtorben. Orſo übermannte es, und er brach in Thränen aus.

Nach einigen Minuten erhob ſich Colomba: trotz der Erregtheit, die ſich in ihren Zügen verrieth, war ihr Auge trocken. Sie ſchlug mit dem Daumen haſtig das Kreuz, wie ihre Landsleute meiſtens zu thun pflegen, wenn ſie einen feierlichen Schwur beſiegeln wollen. Dann ſchritt ſie, den Bruder beim Arm nehmend, wieder dem Dorfe zu. Schweigend traten ſie in das

Haus, und Orſo zog ſich auf ſein Zimmer zurück. Gleich darauf erſchien Colomba. Sie ſtellte ein Käſtchen, welches ſie mitgebracht hatte, auf den Tiſch, ſchloß es auf und zog ein blutbeflecktes Hemde daraus hervor. Hier iſt das Hemd deines Vaters, Orſo. Und ſie warf es dem Sitzenden auf die Kniee. Hier ſind die zwei Kugeln, die ihn durchbohrten. Und ſie legte ſie auf das Hemd hin. Orſo, mein Bruder, rief ſie, indem ſie ſich an ſeine Bruſt ſtürzte, und ihn in ihre Arme ſchloß, Orſo! du wirſt ihn rächen! Wie wahnſinnig drückte ſie ihn an ihr Herz und küßte die Kugeln und das Hemd; dann trat ſie aus dem Zimmer, wo ihr Bruder ganz ſtarr auf ſeinem Stuhle ſitzen blieb.

Erſt wagte es Orſo nicht, ſich zu regen und die entſetzlichen Reliquien zu entfernen. Endlich raffte er ſich auf, legte ſie in die Caſſette zurück und warf ſich auf das Bett, den Kopf tief in die Kiſſen drückend, als müſſe er ſich vor dem Anblick eines Geſpenſtes bergen. Unabläſſig hallten ſeiner Schweſter letzte Worte in ihm wieder, gleich einem unerbittlichen Orakel, das Blut heiſchte, unſchuldig Blut. Umſonſt würde man verſuchen, die Empfindungen des Unglücklichen zu ſchildern: ſie waren formlos wie die Blitze, die das Hirn eines Irrſinnigen durchzucken. Nachdem er lange ſo gelegen hatte, wagte er endlich wieder, das Haupt zu erheben. Er ſtand auf, ſchloß die Schatulle und lief im Fieber aus dem Haus, immer weiter, hinaus in die Felder, ohne Zweck, ohne Ziel.

Nach und nach brachte die friſche Luft einige Klarheit in ſeine Gedanken; er wurde ruhiger und begann ſeine Lage bei kühlerem Blut zu prüfen und darüber nachzuſinnen, wie ſie zu überwinden wäre. Daß er keinen Verdacht auf die Barricini hatte, iſt ſchon bekannt; aber er warf ihnen in ſeinem Herzen vor, daß ſie den verhängnißvollen Brief untergeſchoben, welcher, wie er glaubte, die Ermordung ſeines Vaters veranlaßte. Wie aber könnte er die Fälſchung nachweiſen? Es war ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn dann die Vorurtheile ſeiner Heimath oder der angeborne Naturtrieb mit erneuter Macht auf ihn einſtürmten und er in ſeiner Phantaſie ſein eigenes Bild ſah hinter einem Buſch an einem einſamen Gebirgspfad, die leichte Rache vollſtreckend, dann ſchrak er auf und ſtellte den feindlichen Gewalten die Erinnerung an ſeine Kameraden vom Regiment entgegen, die Erinnerung an die Pariſer Salons und, vor allem Andern, an Miß Nevil. Wie aber würde er vor den Vorwürfen ſeiner Schweſter beſtehen? Der bloße Gedanke daran war ihm gräßlich, denn unwillkürlich fühlte jede Fiber in ihm, die noch corſiſch geblieben war, die Berechtigung dieſer Vorwürfe. Nur eine Hoffnung winkte ihm noch im Kampf der Vorurtheile mit dem Gewiſſen: es ließe ſich ja unter irgend welchem Vorwand mit einem Sohn des Advocaten ein Streit anfangen, der zu einem Duell führen müßte. Dem Gegner im ehrlichen Zweikampf eine Kugel oder eine Degenſpitze

53.

Und was gewonnen iſt, du kannſt es wiſſen:
Wir zogen, zwei und dreißig Fürſten, aus;
Zähl' ich jetzt nach, wie uns der Krieg zerriſſen,
So kehrt auch nicht der dritte Theil nach Haus.
Gott gebe, daß wir nicht bald mehr vermiſſen;
Doch fürcht' ich ſehr, beharrſt du auf dem Strauß,
So wird kein Viertel und kein Fünftel bleiben
Und all' dein unglückſel'ges Volk zerſtäuben.

54.

Daß Roland fehlt, das kommt uns zwar gelegen;
Sonſt wäre wohl der kleine Reſt ſchon todt.
Doch der Gefahr entfliehn wir nicht deßwegen,
Nein, höchſtens wird verlängert unſre Noth.
Da iſt noch Reinald, der mit ſeinem Degen
Den großen Grafen faſt ſchon überbot.
Sein Stamm iſt da, ſammt allen Paladinen;
Sie ſind der ew'ge Schrecken unſrer Kühnen.

55.

Dann haben ſie noch jenen Mars den zweiten,
— Zwar ſauer kommt des Feindes Lob mich an —
Den heldenmüth'gen Brandimart zur Seiten,
Der wacker ſtellt, wie Roland, ſeinen Mann,
Den ich zum Theil ſchon ſelbſt erprobt im Streiten,
Zum Theil auf fremde Koſten loben kann.
Auch iſt ja Roland lange ſchon von dannen,
Und wir verloren mehr als wir gewannen.

56.

Und haben wir bis jetzt Verluſt erlitten,
So fürcht' ich nun noch manchen ſchlimmern Tag.
Gradaß hat uns den Beiſtand abgeſchnitten,
Nachdem der kühne Mandricard erlag;

in die Bruſt bohren, — die Löſung wäre nach franzöſiſchen wie nach corſiſchen Ehrbegriffen gleich zuläſſig. Orſo fühlte ſich durch den Hinblick auf dieſen Ausweg ſehr erleichtert, und während er überlegte, wie er die Sache wohl am zweckmäßigſten angreifen könnte, ſtellten ſich allmälig noch andere, mildere Gedanken ein, welche ſeine fieberhafte Aufregung ebenfalls beträchtlich linderten. Wie Cicero, durch den Tod ſeiner Tochter zur Verzweiflung gebracht, ſeinen Schmerz beſchwichtigte, indem er ſich Alles vergegenwärtigte, was ſich Schönes darüber ſagen ließe, und wie der alte Shandy durch ähnliche Geſpräche ſeine Trauer um den geſtorbenen Sohn einſchläferte, ſo auch beruhigten ſich Orſo's fliegende Pulſe bei der Vorſtellung, daß er ja in nächſter Zeit vor Miß Nevil's Augen das Bild ſeines Seelenzuſtandes würde entwerfen können, ein Bild, woran des ſchönen Mädchens Blick gewiß nicht gleichgültig vorübergleiten würde.

Schon näherte er ſich wieder dem Dorfe, von dem er ſich, ohne es zu bemerken, ſehr weit entfernt hatte, als er von dem Pfade her, welcher ſich am Waldesſaum hinzog, einen getragenen Geſang vernahm; nach der Stimme zu ſchließen, war es ein Kind, das ſich wahrſcheinlich unbelauſcht glaubte. Eintönig klang die Weiſe; es mußte eine Todtenklage ſein. Nun hörte Orſo auch die Worte:

Hebt für meinen Sohn, den Fernen,

Sorglich auf das Ehrenzeichen
Und mein morddurchlöchert Hemde . . .

Wer hieß dich das ſingen? fuhr Orſo die Kleine zornig an, indem er plötzlich vor ſie hintrat.

Ihr ſeid es, Orſ' Anton'! rief das Kind etwas erſchrocken . . . Fräulein Colomba hat das Lied gemacht.

Weh dir, wenn du es wieder ſingſt! herrſchte Orſo mit grimmiger Stimme.

Das Kind blickte ängſtlich hin und her und ſchien zu überlegen, wohin es wohl am beſten entfliehen könnte; es wäre auch wohl auf und davongelaufen, wenn ihm nicht ſo ſehr daran gelegen geweſen wäre, ein großes Paquet nicht im Stich zu laſſen, welches zu ſeinen Füßen im Gras lag.

Orſo ſchämte ſich ſeiner Heftigkeit.

Was haſt du da, mein Kind? frug er mit dem ſanfteſten Ton, der ihm zu Gebote ſtand.

Und da Chilina mit der Antwort nicht herausrückte, hob er das Tuch auf, in das das Paquet gewickelt war, und entdeckte Brod und ſonſtige Vorräthe.

Wem bringſt du das Alles? frug er wieder.

Ihr wißt es ja, meinem Onkel.

Iſt dein Onkel nicht ein Bandit?

Zu dienen, Signor Orſ' Anton'.

Wenn du den Gensdarmen in den Wurf kämſt, würden ſie dich fragen, wohin du gehſt . . .

Ich würde ſagen, antwortete das Kind ohne ſich weiter zu beſinnen, daß ich den Luccheſen, die drüben Holz ſchlagen, das Eſſen hintrage.

Und wenn dir irgend ein hungriger Jägersmann begegnete und dir das Brod nähme, um unentgeltlich zu einer Mahlzeit zu kommen? . . .

Er hätte den Muth nicht, denn ich würde ihm mit meinem Onkel drohen.

Der würde allerdings nicht gutwillig auf ſein Mittageſſen verzichten . . . Hat dich denn dein Onkel auch lieb?

Das will ich meinen, Orſ' Anton'. Seit mein Papa todt iſt, ſorgt er für uns Alle, für die Mama, für mich und für meine kleine Schweſter. Ehe die Mama krank wurde, hat er ſie immer den reichen Leuten empfohlen, und ihr Arbeit verſchafft. Und weil mein Onkel ein gutes Wort für mich eingelegt hat, ſchenkt mir der Bürgermeiſter jedes Jahr ein Kleid, und der Herr Pfarrer unterrichtet mich im Katechismus und im Leſen. Aber am Allerbeſten meint es Eure Schweſter mit uns.

In dieſem Augenblick zeigte ſich ein Hund am Saum des Waldes. Das Mädchen legte zwei Finger vor den Mund und ließ einen gellenden Pfiff ertönen; ſofort lief der Hund auf ſie zu und ſprang ſchmeichelnd an ihr empor; dann verſchwand er plötzlich wieder im Dickicht. Kurz darauf tauchten zwei ſchlecht gekleidete, aber wohl bewaffnete Männer ein Paar Schritte weit von Orſo hinter einem Gebüſch auf. Sie mußten durch das dichte Ciſten- und Myrthengeſtrüpp auf dem Bauche herangekrochen ſein wie die Schlangen.

Sieh da! Orſ' Anton', ſeid willkommen! ſagte der Aeltere. Wie? Erkennt Ihr mich nicht wieder?

Nein, ſagte Orſo, indem er ihm feſt ins Geſicht ſah.

Es iſt doch merkwürdig, wie ein Vollbart und eine ſpitze Mütze einen verändern können. Seht mich nur recht an, Herr Lieutenant! Habt Ihr denn die Alten von Waterloo ganz vergeſſen? Wißt Ihr von Brando Savelli nichts mehr, der doch an jenem Unglückstag mehr als Eine Patrone neben Euch aufgebiſſen hat?

Was? Du biſt's? ſagte Orſo. Und biſt anno 16 ausgeriſſen?

Ihr ſagt es, Herr Lieutenant. Ach! das Soldatſein iſt ein läſtig Ding, und dann hatte ich hier etwas ins Reine zu bringen. Du biſt ein braves Mädchen, Chili. Her mit dem Eſſen! wir ſind hungrig. Ihr könnt Euch nicht vorſtellen, Herr Lieutenant, wie das Waldleben zehrt. Wer ſchickt uns denn das, Fräulein Colomba oder der Bürgermeiſter?

Keins von Beiden, Onkel; das kommt von der Müllerin, die mir auch eine Decke für die Mama gegeben hat.

Was will ſie von mir?

Sie ſagt, daß die Luccheſen, die ſie fürs Holzſchlagen gedungen hat, jetzt fünfundzwanzig Sous

Lohn fordern und auch noch die Kaſtanien, von wegen dem Fieber, das ſich dort unten Viele holen.

Faule Schlingel! . . . Wir werden ſchon ſehen. Ohne Umſtände, Herr Lieutenant, wollt Ihr mithalten? Wir haben oft keine ſo reiche Mahlzeit gehabt dazumal, als unſer armer Landsmann noch nicht in den Ruheſtand verſetzt war.

Danke ſchön. — Mich haben ſie auch in den Ruheſtand verſetzt.

Ja, ja, ich habe davon gehört; aber ich müßte ſehr irren, wenn's Euch ſo nicht recht iſt. Ihr habt ja auch ein Hühnchen zu rupfen mit Jemand. — Zu Tiſch, Kamerad, ſagte der Bandit zu ſeinem Gefährten. Signor Orſo, hier ſtelle ich Euch den Herrn Pfarrer vor; ich kann zwar nicht dafür einſtehen, daß er wirklich ein Pfarrer iſt, aber ſeinen Kenntniſſen nach könnte er wohl einer ſein.

Ein armer Student der Theologie, Herr Lieutenant, berichtigte der zweite Bandit. Leider bin ich aus meinem Beruf herausgeriſſen worden. Ich ſage, leider, denn, wer weiß? Ich hätte es vielleicht bis zum Papſt gebracht, Brandolaccio.

Wie kam denn die Kirche dazu, Euch entbehren zu müſſen? frug Orſo.

Wegen einer Lappalie, einer Kleinigkeit, die ich, wie mein Freund Brandolaccio vorhin ſagte, ins Reine bringen mußte, einer Schweſter zu lieb, die einen dummen Streich gemacht hatte, während ich zu Piſa auf der Univerſität über den alten Schmökern hockte. Da mußte ich denn nach Haus reiſen, um die Sache durch eine Heirath ins richtige Geleiſe zurückzubringen. Aber denkt Euch das Malheur! Der Betreffende — er hatte es auch hierin zu eilig — ſtirbt mir drei Tage vor meiner Ankunft an einem böſen Fieber weg. Nun wende ich mich, wie ja auch Ihr in ſolchem Fall gethan hättet, an den Bruder des Bräutigams. Aber der war ſchon verheirathet. Was nun anfangen?

In der That eine ſchwierige Frage. Wie habt Ihr ſie gelöſ't?

Seht, das ſind Fälle, in denen man's auf den Feuerſtein *) ankommen laſſen muß.

Das heißt, daß . . .

Ja; ich habe ihm eine Kugel durch das Hirn gejagt, ſagte der Bandit mit größter Seelenruhe.

Orſo ſchauderte zuſammen. Trotzdem blieb er ſitzen, vielleicht aus Neugierde, vielleicht nicht minder, um die Rückkehr ins Haus ſo weit als möglich hinauszuſchieben, denn auch davor graute ihm. So führte er alſo das Geſpräch mit dieſen Menſchen fort, von denen gewiß Keiner weniger als einen Mord auf dem Gewiſſen hatte.

Während der Kamerad redete, legte Brandolaccio demſelben Brod und Fleiſch vor; dann bediente er auch ſich, und dann kam der Hund an die Reihe,

---

*) „La scaglia“; es iſt dies eine vielgebrauchte Redensart.

welcher Orſo unter dem Namen Brusco vorgeſtellt wurde, mit der Bemerkung, daß dies Thier die höchſt merkwürdige Eigenſchaft beſitze, einen Gensdarmen oder Soldaten unter allen Umſtänden zu erkennen, möge er ſich verkleiden wie er wolle. Endlich erhielt auch das Kind ein Stück Brod und rohen Schinken.

Und es giebt doch kein ſchöneres Leben! rief der Ex-Theologe, nachdem er einige Biſſen verſchlungen. Vielleicht werdet Ihr's auch noch erfahren, Signor della Rebbia, und dann werdet Ihr ſehen, wie wohlig dem zu Muthe iſt, der keinen andern Herrn über ſich kennt, als die eigene Laune. Bis jetzt hatte der Bandit italieniſch geſprochen; nun fuhr er auf franzöſiſch fort: Für einen jungen Mann, wie Ihr, geht's hier in Corſica verteufelt langweilig zu; aber für den Banditen — wie ſo ganz anders! Die Weiber ſind einmal in uns vernarrt. Wie ich hier bin, habe ich in drei verſchiedenen Gauen drei Geliebte, ſo bin ich überall zu Hauſe. Und die Eine iſt noch überdies die Frau eines Gensdarmen.

Ihr ſcheint mir in vielen Sprachen bewandert, ſagte Orſo mit ernſter Miene.

Wenn ich anfing, franzöſiſch zu reden, ſo hat das ſeinen beſondern Grund: Maxima debetur pueris reverentia, und wir wollen, Brandolaccio und ich, ganz entſchieden, daß die Kleine da den geraden Weg marſchire, ohne abzuſchwenken und ohne zu ſtolpern.

Geht ſie erſt einmal ins ſechzehnte Jahr, ſagte der Onkel, ſo ſoll ſie mir unter die Haube. Ich weiß auch ſchon einen Mann für ſie.

Und du wirſt ihm den Antrag machen? fragte Orſo.

Ob ich werde! Glaubt Ihr etwa, daß, wenn ich zu irgend einem reichen Kerl in der Umgegend ſage: mich, Brando Savelli, ſollte es freuen, wenn Euer Sohn die kleine Michelina Savelli heimführte, glaubt Ihr, daß der lange Complimente machen würde?

Ich möcht' es ihm nicht gerathen haben, bekräftigte der andere Bandit; denn der Kamerad hier ſchreibt eine ziemlich plumpe Hand.

Wollt' ich ein Schuft ſein, eiferte Brandolaccio, eine gemeine Canaille, und wollte meinen Sack hinhalten, die Hundertſousſtücke würden nur ſo hineinregnen.

So ſchreibſt du denn, warf Orſo dazwiſchen, deinem Sack eine beſondere Anziehungskraft zu?

Das nicht; wenn ich aber, wie es ja ſchon vorgekommen iſt, an einen reichen Kerl ſchriebe: „Ich, Brando Savelli, brauche hundert Franken", ſo würden die hundert Franken nicht lang auf ſich warten laſſen. Aber ich halte etwas auf Ehre, Herr Lieutenant.

Wißt Ihr, Signor della Rebbia, ſagte der andere Bandit, daß es, unſeren einfachen Sitten zum Hohn, elende Schurken giebt, die das Anſehen, das wir ſo einem Paſſirſchein verdanken, (er wies auf ſeine Flinte) dazu mißbrauchen, von leichtgläubigen Leuten Geld zu erpreſſen durch Fälſchung unſerer Handſchriften?

Ich weiß ſchon, fiel Orſo hitzig ein. Aber ſagt, wie meint Ihr das mit der Fälſchung der Handſchrift?

Ich gehe vor einem halben Jahr in der Nähe von Arezza ſpazieren, erzählte der Bandit; kommt da auf einmal ein armer Teufel auf mich zu, der ſchon von Weitem die Mütze vor mir abzieht, und ſagt: Ach! Herr Pfarrer, (ſo nennt mich nämlich Jedermann) habt Nachſicht mit mir, und drängt mich nicht: ich habe bis jetzt nur fünfundfünfzig Franken auftreiben können; mit dem beſten Willen brachte ich keine größere Summe zuſammen.

Was ſoll das heißen, du Tropf? frage ich ganz verblüfft, fünfundfünfzig Franken? — Fünfundſechzig, wollt' ich ſagen, antwortet er; aber mit den hundert, die Ihr verlangt, geht's einmal nicht. — Was, du Lümmel? Ich verlange hundert Franken von dir? Ich kenne dich ja gar nicht. — Da weiſ't er mir nun einen Brief oder vielmehr einen ſchmutzigen Papierfetzen vor, worin ihm befohlen wird, an einen näher bezeichneten Ort hundert Franken zu hinterlegen, widrigenfalls ihm durch mich, Giocanto Caſtriconi, das Haus überm Kopf angezündet und die letzte Kuh umgebracht werden würde. Darunter war, ganz täuſchend, meine Unterſchrift zu leſen: ſo weit hatte der Schuft von einem Briefſchreiber die Unverſchämtheit getrieben! Am meiſten verdroß mich aber noch, daß das Schriftſtück im haarſträubendſten Dialect abgefaßt war und von orthographiſchen Schnitzern wimmelte... Ich und Orthographiefehler! Ich, der ich bei der Univerſität regelmäßig alle Preiſe davongetragen habe! Ich gebe alſo für den Anfang meinem Flegel eine Ohrfeige, daß er ſich zwei Mal auf ſeiner Achſe umdreht. Wie? Mich hältſt du für einen Beutelſchneider, du Lump? fahre ich ihn an und tractire ihn mit einem tüchtigen Fußtritt in die diesbezügliche Region. Dadurch etwas beſänftigt, nehme ich ihn weiter ins Gebet: wann ſollſt du das Geld an den bezeichneten Ort hintragen? — Noch heute. — Gut! du wirſt es hintragen. — Bei einer einzelſtehenden Fichte ſollte er's vergraben; die Stelle war haarklein im Brief beſchrieben. Er trägt es auch hin, ſcharrt es ein und ſucht mich wieder auf. Ich hatte in der Nähe Poſto gefaßt und ſtand nun mit meinem Mann ſechs volle Stunden auf der Lauer. Drei Tage hätte ich ausgehalten, Signor della Rebbia, wenn's hätte ſein müſſen. Nach Verlauf der ſechs Stunden kommt ein „Baſtiaccio“ *) hergeſchlichen, ein infamer Wucherer. Schon bückt er ſich nach dem Gelde, da geb' ich Feuer und

---

*) Die Corſen aus den Gebirgsgegenden haſſen die Bewohner von Baſtia und erkennen ſie nicht als Landsleute an. Sie ſagen nie Baſtieſe, ſondern immer nur „Baſtiaccio“: die Endung „accio“ giebt bekanntlich in den meiſten Fällen einem Wort den Beiſatz des Verächtlichen.

Und nun iſt noch Marfiſa weggeritten,
Und Rodomont, von dem ich ſagen mag,
Daß, wär' er treu wie tapfer, wir Gradaſſen
Und Mandricarden könnten fahren laſſen.

57.

Wenn dieſe Stützen unſrem Heer verloren
Und ſo viel tauſend ſind zu todt gehetzt,
Was kommen könnte, da iſt, und den Mohren
Kein Fahrzeug Beiſtand an die Küſte ſetzt,
So haben vier dem Kaiſer zugeſchworen,
Die man wie Roland und wie Reinald ſchätzt;
Und das mit Recht; denn vier, die ſie beſtünden,
Sind nicht von hier bis Battro aufzufinden.

58.

Kennſt du vielleicht den Gryph und Aquilant?
Guido den wilden? kennſt du Sanſonetten?
Die ſchätzt und fürchtet mehr, wem ſie bekannt,
Als all' die andern, die uns hier umketten,
Die Teutſchland hat und jedes andre Land
Geſendet, um das röm'ſche Reich zu retten;
Obwohl das neue Volk nicht wenig gilt,
Das uns zum Schaden jenes Lager füllt.

59.

So oft du ausziehſt, einen Kampf zu wagen,
Biſt du im Nachtheil, ja verlierſt die Schlacht:
Wenn unſer Heer ſchon häufig ward geſchlagen,
Da wir noch ſechszehn ſtanden gegen acht,
Wie wird es gehn, wo Frankreichs Fahnen ragen
Mit Teutſchlands, Welſchlands und Britanniens Macht,
Wo Sechſe werden gegen Zwölfe ſtehen?
Was andres iſt als Schmach vorauszuſehen?

treffe Euch den Kerl ſo accurat, daß er mit der Naſe auf die ausgegrabenen Scudi niederfällt. — Jetzt, du Lümmel, ſage ich zum Bauern, trage dein Geld wieder heim, und unterſtehe dich nie wieder, dem Giocanto Caſtriconi eine Gemeinheit zuzutrauen! — Darauf hin klaubt der arme Teufel, an allen Gliedern zitternd, ſeine fünfundſechzig Franken auf, ohne ſich nur die Mühe zu geben, ſie abzuwiſchen. Er dankt mir; ich verabreiche ihm noch einen derben Fußtritt zum Abſchied, und wenn er über keinen Stein geſtolpert iſt, läuft er noch.

Ach! lieber Pfarrer, rief Brandolaccio, um den Treffer beneid' ich dich. Wirſt ſchön gelacht haben!

Ich hatte den „Baſtiaccio“ durch die Schläfe geſchoſſen, erzählte der Bandit weiter, und mußte mich dabei an die Verſe aus dem Virgil erinnern:

... Liquefacto tempora plumbo
Diffidit ac multa porrectum extendit arena.

Liquefacto! Glaubt Ihr, Signor Orſo, daß eine Bleikugel durch die Schnelligkeit, womit ſie hinfährt, geſchmolzen werden kann? Ihr habt auf der Militärſchule jedenfalls die Schießkunde ſtudirt und könnt mir ſagen, was an der Sache wahr iſt.

Orſo ließ ſich viel lieber auf die Erörterung dieſer Frage aus der Phyſik, als auf einen Meinungsaustauſch über die ſittliche Berechtigung der eben berichteten That ein. Doch Brandolaccio, welcher der wiſſenſchaftlichen Auseinanderſetzung keinen Reiz abgewann, unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß die Sonne bereits untergehe. Orſ' Anton', ſagte er, da Ihr die Einladung zu unſerem Mittagsmahl doch ausgeſchlagen habt, ſo rathe ich Euch, Fräulein Colomba nicht länger auf Euch warten zu laſſen. Auch thut es nicht immer gut, im Halbdunkel über die Waldpfade zu laufen. Was fällt Euch denn ein, ohne Eure Flinte auszugehen? Es giebt ſchlechte Leute hier herum; nehmt Euch in Acht! Heut habt Ihr übrigens nichts zu fürchten; die Barricini führen den Präfecten in ihr Haus; ſie haben ihn unterwegs angetroffen, und er will ſich einen Tag in Pietranera aufhalten, ehe er nach Corte weiterreiſ't, um, wie man ſagt, einen Grundſtein zu legen . . . . eine Albernheit das; die Nacht bringt er bei den Barricini zu; morgen aber ſind ſie frei und ledig. Da iſt der Vincentello, ein bösartiger Kerl, und der Orlanduccio; der taugt nicht viel mehr . . . . ſeht zu, daß Ihr ſie einzeln antrefft, den Einen heut und den Andern morgen, aber ſeid auf der Hut, das ſag' ich Euch.

Ich danke für den guten Rath, erwiderte Orſo; aber ich habe mit ihnen nichts zu ſchaffen und werde mich nicht um ſie kümmern, ſo lang ſie mir nicht in den Weg treten.

Der Bandit ſchnalzte mit der Zunge und machte ein ungläubiges Geſicht, ſprach aber weiter kein Wort. Erſt als Orſo aufſtand und ſich zum Gehen wendete, ſagte er: Ich habe die ganze Zeit über vergeſſen, Euch für Euer Pulver zu danken; es kam mir ſehr wohl zu ſtatten. Jetzt mangelt mir's an nichts mehr . . ., das heißt, ich brauche noch ein paar Schuhe; die werde ich mir aber dieſer Tage aus einem Muffelfell zuſchneiden.

Orſo drückte dem Banditen zwei Fünffrankſtücke in die Hand:

Das Pulver ſchickt dir Colomba; hier nimm für die Schuhe.

Halt! keine Dummheiten, Herr Lieutenant! rief Brandolaccio, indem er ihm das Geld zurückgab. Haltet Ihr mich denn für einen Bettler? Das Brod und das Pulver nehme ich mit Dank an, aber weiter nichts.

Zwei alte Kriegskameraden, ſollt' ich glauben, können einander doch wohl unter die Arme greifen. Allerſeits gute Nacht!

Bevor er ging, hatte er das Geld unbemerkt dem Banditen in den Querſack geſchoben.

Gute Nacht, Orſ' Anton'! ſagte der Pfarrer. Vielleicht treffen wir wieder eines ſchönen Tages im Walde zuſammen; dann ſetzen wir unſere Geſpräche über den Virgil fort.

Eine Viertelſtunde nachdem Orſo ſich von den ſaubern Geſellen verabſchiedet hatte, hörte er plötzlich Jemand in größter Eile hinter ihm herlaufen. Es war Brandolaccio.

Nein, das iſt nicht Recht, Herr Lieutenant! rief der Alte ganz athemlos, das iſt wirklich nicht Recht!

Hier habt Ihr Eure zehn Franken. Hätte mir ein Anderer den Poſſen geſpielt, ſo würd' ich keinen Spaß verſtehen. Meine beſten Empfehlungen an Fräulein Colomba! Ihr habt mich ganz außer Athem gebracht! Schlaft wohl!

## XII.

Wohl hatte Orſo's langes Ausbleiben Colomba geängſtigt; als ſie ihn aber in das Zimmer treten ſah, nahmen ihre Züge wieder den gewöhnlichen Ausdruck wehmüthiger Seelenruhe an. Beim Abendeſſen unterhielten ſie ſich über lauter gleichgültige Dinge, und Orſo, ermuthigt durch das friedliche Ausſehen der Schweſter, erzählte ihr von der Begegnung im Wald und verſtieg ſich ſogar bis zu einigen ſcherzhaften Bemerkungen über die ſittliche und religiöſe Erziehung der kleinen Chilina durch ihren Onkel und deſſen ſchätzenswerthen Collegen, Signor Caſtriconi.

Brandolaccio iſt ein ehrlicher Mann, ſagte Colomba; aber von Caſtriconi habe ich als von einem Menſchen ohne Grundſätze reden hören.

Ich für meinen Theil, ſagte Orſo, halte ihn für eben ſo ehrlich wie Brandolaccio, und Brandolaccio für eben ſo ehrlich wie ihn. Beide ſtehen ſie mit der bürgerlichen Geſellſchaft auf Kriegsfuß; ihr erſtes Verbrechen nöthigt ihnen täglich ein neues auf, und dennoch ſind ſie vielleicht weniger ſchuldig als mancher Andere, der nicht unter dem Dach der Bäume ſchläft.

Ein Freudenblitz zuckte über Colomba's Antlitz.

Gewiß, fuhr Orſo fort; dieſe Elenden haben ſich eine eigene Standesehre geſchaffen; keine niedrige Gewinnſucht, ein barbariſches Vorurtheil hat ſie zu einem friedloſen Leben verdammt.

Beide ſchwiegen eine Zeit lang.

Mein Bruder, ſagte Colomba, indem ſie ihm den Kaffee einſchenkte, du weißt vielleicht ſchon, daß vergangene Nacht Carlo Battiſta Pietri an dem böſen Sumpffieber geſtorben iſt?

Wer iſt dieſer Pietri?

Ein Bauer aus dem Ort, der Mann jener Maddalena Pietri, welche aus den Händen unſeres ſterbenden Vaters das Portefeuille empfangen hat. Die Wittwe war hier und bat mich, zur Todtenwache zu kommen und das Klagelied zu ſingen. Die Schicklichkeit erfordert, daß du mitgehſt. Die Leute ſind unſere Nachbarn, und in einem ſo kleinen Ort kann man ſich der Nachbarpflicht nicht entziehen.

Aergerliche Pflichten das, Colomba! Ich ſehe es ſehr ungern, daß du, meine Schweſter, ſo vor allen Leuten deine Dichterei zur Schau trägſt.

Jedermann, antwortete Colomba, ehrt ſeine Todten nach Landesbrauch. Unſere Vorfahren haben uns die „Ballata“ vererbt, und wir müſſen ſie in Ehren halten, wie jede andere Ueberlieferung. Maddalena hat „die Gabe“ nicht, und die beſte „Voceratrice“ der Gegend, die alte Fiordispina, iſt krank. Jemand muß doch die „Ballata“ ſingen.

Glaubſt du etwa, daß Carlo Battiſta den Weg in die andere Welt nicht findet, wenn keine ſchlechten Verſe bei ſeiner Bahre improviſirt werden? Du magſt zur Todtenwache gehen, Colomba; ja, ich will dich ſogar begleiten, wenn du glaubſt, daß es ſein muß; nur laß die Verſe! in deinem Alter ſchickt ſich das nicht, und . . . . kurzum, unterlaß es mir zu lieb, Schweſter!

Ich habe es verſprochen, Orſo. Es iſt, wie du weißt, hier Sitte, und ich habe Niemand, der mich vertreten könnte.

Eine einfältige Sitte.

Zu meinem Vergnügen thu' ich es gewiß nicht, denn mir fällt immer unſer Unglück dabei ein. Morgen bin ich krank vor Aufregung; aber es muß ſein. Darum erlaube mir's, lieber Bruder. Vergiß nicht, daß du mich ja in Ajaccio zum Improviſiren genöthigt haſt, bloß um jenes engliſche Fräulein zu amüſiren, das über unſere althergebrachten Gebräuche lacht. Und heut ſollte ich dasſelbe den armen Leuten verſagen, welche mir Dank dafür wiſſen und großen Troſt dabei finden?

Nun gut, wie du willſt! Ich möchte wetten, daß du auf deine Ballade nur deßhalb ſo verſeſſen biſt, weil du ſie bereits auswendig kannſt.

O nein, mein Bruder, ſo etwas könnte ich vorher nicht machen. Ich muß den Todten ſehen; dann denke ich an die Zurückgebliebenen; die Thränen treten mir in die Augen, und ich ſinge, wie mir's der Augenblick eingiebt.

Sie ſagte das Alles mit einer Einfachheit, welche keinen Zweifel an ihrer Beſcheidenheit aufkommen ließ. Orſo ließ ſich erbitten und begleitete ſie in Pietri's Haus. Der Todte lag mit unbedecktem Geſicht im geräumigſten Gemach der Wohnung auf einen Tiſch hingeſtreckt. Thür und Fenſter waren offen, und um den Tiſch herum brannten einige Wachskerzen. Zu Häupten der Leiche ſaß die Wittwe, und hinter ihr nahm eine große Anzahl von Weibern die ganze Hälfte des Zimmers ein. Auf der andern Seite ſtanden mit entblößtem Haupt, den Blick auf den Todten geheftet, in feierlicher Stille die Männer. Jeder Eintretende ging auf den Tiſch zu, küßte den Verſtorbenen,*) nickte der Wittwe und ihrem Sohne zu und trat dann, ohne ein Wort zu ſprechen, zu den Uebrigen hin. Von Zeit zu Zeit unterbrach jedoch einer der Anweſenden das tiefe Schweigen und richtete eine Frage an den Todten: Warum haſt du dein gutes Weib verlaſſen? Kann ſie dich denn entbehren? Litteſt du Mangel an etwas? Warum haſt du nicht einen Monat länger gewartet? Deine Sohnsfrau hätte dir einen Enkel geſchenkt.

---

*) Der Brauch beſteht noch in Bocognano (1840).

Der Sohn, ein langaufgeſchoſſener junger Mann, ergriff des Vaters kalte Hand: O warum biſt du nicht einem Feinde erlegen? Wir hätten dich gerächt!

Das waren die erſten Worte, welche dem eintretenden Orſo entgegentönten. Als die Anweſenden ihn gewahr wurden, wichen ſie zur Seite, um ihm Platz zu machen, und ein leiſes Murmeln der Erwartung empfing die Voceratrice. Colomba umarmte die Wittwe, nahm ihre Hand in die ihrigen und verblieb ſo einige Minuten mit niedergeſchlagenen Augen, als müßte ſie ſich erſt ſammeln. Dann ſchlug ſie den Mezzaro zurück, blickte ſtarr auf die Leiche und begann, indem ſie ſich, ſelber todtenblaß, darüber beugte, den Geſang:

Ruhe denn, Carlo Battiſta,
Ruh in unſres Heilands Gnade!
Fort aus dieſem Jammerleben
Schwebe zu den lichten Höhen,
Wo dich weder Sommerſchwüle
Noch der Froſt des Winters quält.

Lege deine ſcharfe Sichel,
Deiner Hacke Bürde nieder,
Denn nach langem Tagwerk winkt dir
Nun die ew'ge Raſt entgegen,
Und ein jeder deiner Tage
Wird fortan zum Feiertag.

Abgedorrt im Glutenhauche
Fiel der Eichbaum krachend nieder,
Und ſchon wähnt' ich ihn erſtorben;
Aber als ich wiederkehrte,
Sieh! da ſproß aus ſeiner Wurzel
Schon ein neues Reis hervor.

Drum getroſt, o Maddalena,
Denn es herrſcht dein Sohn im Hauſe;
Jenes Reis ſproß auf zum Baume:
Unterm Schutz der ſtarken Aeſte
Magſt du wohlgeborgen ſchlummern,
Träumen vom gefallnen Stamm.

Bei den letzten Worten brach Maddalena in lautes Schluchzen aus, und zwei oder drei Männer, welche unter Umſtänden auf Chriſtenmenſchen geſchoſſen hätten, als wären es Rebhühner, wiſchten ſich die hellen Thränen von den gebräunten Wangen.

In dieſer Weiſe fuhr Colomba eine Weile fort; bald wandte ſie ſich an den Todten, bald an die trauernden Verwandten; dann ließ ſie wieder, wie das in den Balladen häufig vorkommt, den Todten ſelber ſprechen und den Freunden Troſt oder guten Rath ertheilen. Mit jeder Strophe ſteigerte ſich der begeiſterte Ausdruck, der ihre Züge verklärte; auf ihre Wangen ergoß ſich ein durchſichtiger Anflug von Röthe, der ihre Zähne noch blendend weißer erſcheinen ließ als ſonſt; es ſprühten Blitze aus ihren weitgeöffneten

Augen. So ſaß einſt die Pythia auf dem Dreifuß. Hin und wieder rang ſich aus der Menge, die ſie dicht geſchaart umdrängte, ein leiſer Seufzer oder ein verhaltenes Schluchzen; ſonſt kein Laut; Jeder hielt den Athem zurück, um zu lauſchen. Orſo war weit weniger, als die andern Anweſenden, für ſeiner Schweſter wilde Poeſie empfänglich, und dennoch riß auch ihn die allgemeine Rührung ſchließlich fort! In einen dunkeln Winkel des Gemachs gedrückt, weinte er Thränen, ſo heiß wie ſie des Todten Sohn vergoß.

Da entſtand plötzlich eine leiſe Bewegung unter den Zuhörern: der Kreis that ſich auf, und es traten vier Fremde vor. Die Bereitwilligkeit, womit ihnen Platz gemacht wurde, ſowie die allſeitigen Ehrenbezeugungen deuteten auf einen vornehmen Beſuch hin, welcher dem Hauſe zu hoher Genugthuung gereichen mußte. Nichtsdeſtoweniger wurden, aus Rückſicht für die Ballade, die Ankömmlinge von Niemand angeredet. Der Erſte derſelben, ein Mann in den Vierzigen, trug einen Orden im Knopfloch ſeines ſchwarzen Fracks; daran und an der gebieteriſch ſelſtvertrauenden Amtsmiene ließ ſich der Herr Präfect ſofort erkennen. Ihm folgte ein Greis mit gekrümmtem Rücken und gelblichem Geſicht, der mißtrauiſch und unſtet hinter einer grünen Brille hervorblickte. Offenbar war der Frack, den er anhatte, wenn er gleich nicht abgetragen ausſah, vor Jahren gemacht worden, denn er war ihm viel zu weit. Der Alte wich keinen Schritt von der Seite des

60.
Willſt du beharren in dem Unternehmen,
Verlierſt du hier dein Volk, und dort dein Reich;
Doch willſt du ſchnell zur Umkehr dich bequemen,
So retteſt du den Staat und uns zugleich.
Des Undanks freilich müßteſt du dich ſchämen,
Verließeſt du Marſilen; doch für euch
Gibt's einen Ausweg: Frieden abzuſchließen.
Was dir gefällt, das darf ihn nicht verdrießen.

61.
Doch ſollt' es dir dein Ehrgefühl verſagen,
Als der Beleidigte darum zu flehn,
Und kannſt du dich der Fehde nicht entſchlagen,
Wovon du den Erfolg bis jetzt geſehn,
So ſuche doch den Sieg davonzutragen;
Es kann vielleicht, wenn du mir glaubſt, geſchehn!
Vertraue Einem zur Verfechtung deine
Beſchwerden an, und Rüd'ger ſei der Eine.

62.
Wir wiſſen beide, Rüd'ger iſt ein Mann,
Der, gilt es einen Zweikampf zu beſtehen,
Mit Roland ſich und Reinald meſſen kann
Und jedem andern, den wir drüben ſehen.
Doch fang' ein allgemeines Treffen an:
Mag ſeine Kraft in's Ueberird'ſche gehen,
Er iſt doch Einer bloß, und hat es nun
Mit einem Heer von ſeiner Art zu thun.

63.
Wenn's dir ſo ſcheint, ſo will mir's tauglich ſcheinen.
Du bieteſt Kaiſer Karlen den Vertrag,
Daß, um das Blutvergießen bei den Seinen
Und Deinen abzuthun mit Einem Schlag,

Präſecten und ſchien ſich gleichſam im Schatten der Obrigkeit bergen zu wollen. Hinter Beiden ſchritten zwei hochgewachſene junge Männer einher mit gebräunten Geſichtern und buſchigen Backenbärten: hochmüthig und herausfordernd blickten ſie um ſich voll unverſchämter Neugier. Orſo hatte während ſeiner langjährigen Abweſenheit das Gedächtniß für die Phyſiognomieen der Heimath gänzlich verloren; aber dieſer Alte mit der grünen Brille beſchwor urplötzlich die Erinnerungen aus längſtvergangenen Zeiten in ihm herauf. Er erkannte den Advocaten Barricini; er hätte ihn auch erkannt, wenn er ihn anderswo geſehen hätte als hier, wo er ja an der Seite des Präſecten den Bürgermeiſter Barricini erkennen mußte, welcher jetzt mit ſeinen Söhnen dem oberſten Beamten der Inſel pflichtſchuldigſt das Schauſpiel einer „Ballata“ vorführte. Die Regungen alle zu beſchreiben, die durch Orſo's Hirn zuckten beim Anblick des Widerſachers ſeines Vaters, wäre kaum möglich; ſie gipfelten in einem Gefühl des Grauſens, das ihn für den ſo lange niedergekämpften Argwohn empfänglicher machte denn ſonſt.

Ueber Colomba's bewegliche Züge verbreitete ſich, beim Eintritt des Mannes, dem ſie einen unauslöſchlichen Haß zugeſchworen, wie mit Einem Schlag ein unheilverkündendes Grollen. Sie erbleichte, ihre Stimme ging plötzlich in einen rauhen Ton über; ſie ſprach den angefangenen Vers nicht zu Ende . . . Dann aber nahm ſie auf einmal den Geſang mit neuem Feuer wieder auf:

Ja, wenn an dem leeren Neſte
Stumm der edle Sperber trauert,
Eilt herbei der feigen Stagren
Schnöde Brut von allen Seiten;
Da umflattern ſie den Armen
Und verhöhnen ſeinen Schmerz.

Die beiden jungen Barricini fanden die Metapher wohl etwas zu kühn und unterdrückten nur mit Mühe ein höhniſches Lachen. Colomba fuhr fort:

Aufwärts ſchweben wird der Sperber,
Auf mit ſtolzem Flügelſchlage,
Sich die Klauen rein zu waſchen,
Rein in Blut. — Genug der Thränen!
Nein, die Waiſe darf nicht weinen,
Du Geſchiedener, um dich.

Selig biſt ja du entſchlafen,
Sanft am Abend deines Lebens,
Sanft im Kreiſe deiner Lieben,
Und durch Prieſtersſpruch und Segen
Zu der Prüfung vorbereitet
Trittſt du vor den Richterſtuhl.

Den, nur den beweint die Waiſe,
Den die feigen Mörder, tückiſch
In dem ſichren Hinterhalte

Lauernd, rückwärts niederſchoſſen,
Daß ſich roth der grüne Raſen
Trank an rothem Opferblut.

Doch dies Blut, das ſchuldlos edle,
Aufgefangen hat's die Waiſe
In der Schale ihres Jammers,
Und ſie goß die blut'ge Schale,
Goß den Fluch des Strafgerichtes
Ueber Pietranera aus.

Und bei Gott! von Pietranera
Wird der Fluch nicht eher weichen,
Bis, in Strömen losgelaſſen,
Alles Blut der Schuldbeladnen
Von dem ſchuldlos edlen Blute
Auch die letzte Spur getilgt.

Bei den letzten Worten ließ ſich Colomba auf einen Stuhl niedergleiten und bedeckte ſich das Geſicht mit dem Mezzaro: man hörte ſie ſchluchzen. Die weinenden Frauen waren um ſie beſchäftigt; einige Männer warfen dem Bürgermeiſter und ſeinen Söhnen wilde Blicke zu, und die Greiſe hielten ſich flüſternd auf über das Aergerniß, welches die ungebetenen Gäſte hervorgerufen. Schon brach ſich der Sohn des Verſtorbenen durch die Menge eine Bahn, um zu dem Bürgermeiſter hin zu gelangen und ihn zu bitten, das Haus ſchleunigſt zu verlaſſen; dieſer aber hatte nicht erſt die Aufforderung abgewartet und war ſchon an der Thüre; ſeine beiden Söhne ſtanden bereits draußen auf der Straße. Faſt gleichzeitig entfernte ſich auch der Präfect, nachdem er an den jungen Pietri ein paar Condolenzphraſen gerichtet. Orſo trat auf ſeine Schweſter zu, nahm ſie beim Arm und zog ſie mit ſich fort. Begleitet ſie, ſagte der junge Pietri zu einigen Freunden. Tragt Sorge, daß ihnen nichts zu Leide geſchieht! Sofort ſteckten zwei oder drei junge Leute ihr Stilett in den linken Aermel ihrer Jacke und gaben Orſo und ſeiner Schweſter bis zur Thür ihres Hauſes das Geleit.

## XIII.

Erſchöpft und ſprachlos rang Colomba nach Athem, ſie hatte den Kopf auf die Schulter ihres Bruders gelegt und hielt eine ſeiner Hände krampfhaft umklammert. Wiewohl Orſo über den Schluß ihrer Improviſation ungehalten war, konnte er es doch nicht über ſich gewinnen, ihr einen Verweis zu geben, denn ihr Zuſtand flößte ihm ernſte Beſorgniß ein; er wartete ſtillſchweigend das Ende des Nervenanfalls ab, dem ſie faſt zu unterliegen ſchien. Da wurde unten an der Hausthür geklopft, und Saveria meldete ganz beſtürzt den Herrn Präfecten. Bei dieſem Namen fuhr Colomba wie beſchämt über ihre Schwachheit empor und ſtand aufrecht, auf einen Stuhl geſtützt, welcher unter ihrer Hand merklich zitterte.

Der Präfect trat mit einer banalen Phraſe der Entſchuldigung ein, daß er zu ſo ungewöhnlicher Stunde herkomme, bedauerte dann Fräulein Colomba's Zuſtand, ſprach von der gefährlichen Wirkung der heftigen Gemüthsbewegungen und tadelte den landesüblichen Brauch der Todtenklage, die ja die Zuhörer, je größer das Talent der Dichterin ſei, auch deſto peinlicher berühren müſſe; nachdem er noch mit vielem Geſchick die Tendenz der letzten Strophen der Improviſation in verdeckten Worten mit einer leiſen Rüge bedacht, ſagte er, plötzlich in eine andere Tonart übergehend: Ich habe den Auftrag, Herr della Rebbia, Ihnen von Ihren engliſchen Freunden die beſten Grüße zu überbringen: Miß Nevil läßt ſich Ihrer Fräulein Schweſter aufs Allerfreundſchaftlichſte empfehlen; ſie hat mir auch einen Brief für Sie mitgegeben.

Bitte, geben Sie, Herr Präfect!

Leider habe ich vergeſſen, ihn mitzubringen, aber in fünf Minuten ſoll er in Ihren Händen ſein. Der Oberſt iſt leidend geweſen. Eine Zeitlang mußten wir einen Anfall unſeres verderblichen Fiebers befürchten. Glücklicherweiſe iſt er jetzt ganz außer Gefahr, wie Sie ſelber ſehen werden, denn ich vermuthe, daß er nächſtens hier eintreffen wird.

Miß Nevil iſt wohl ſehr in Angſt geweſen?

Zum Glück konnte ſie ſich erſt dann von der Gefahr Rechenſchaft geben, als dieſelbe ſchon längſt beſeitigt war. Miß Nevil hat mir oft von Ihnen geſprochen, Her della

Rebbia, und von Ihrer Fräulein Schweſter; — Orſo verbeugte ſich, ſie hegt für Sie beide wahrhaft freundſchaftliche Geſinnungen. Ihre anmuthige äußere Erſcheinung birgt, hinter einer heiteren Außenſeite, einen gediegenen Verſtand.

Gewiß, ſagte Orſo; Fräulein Nevil iſt eine ſehr liebenswürdige Dame.

Ich wäre vielleicht gar nicht nach Pietranera gekommen, Herr della Rebbia, wenn ſie mich nicht gewiſſermaßen darum gebeten hätte. Keiner kennt genauer, als ich, die Einzelnheiten eines unſeligen Ereigniſſes, welches Ihnen gegenüber wieder zur Sprache bringen zu müſſen mich höchſt peinlich berührt. Die Thatſache, daß Herr Barricini, unter meiner Verwaltung, Bürgermeiſter von Pietranera blieb, enthebt mich der Mühe, Ihnen zu ſagen, was ich auf gewiſſe Verdachtgründe gebe, welche, wenn ich recht berichtet bin, einige Perſonen Ihnen gegenüber voreilig geltend machten, und welche Sie, ich weiß es, mit Entrüſtung zurückgewieſen haben, wie es bei einem Mann von Ihrem Charakter und Ihrer geſellſchaftlichen Stellung vorauszuſehen war.

Colomba, ſagte Orſo, der unruhig auf ſeinem Stuhl hin und her rückte, du biſt ſehr abgeſpannt und thäteſt wohl daran, dich zur Ruhe zu begeben.

Colomba antwortete mit einem Kopfſchütteln; ſie hatte ihre ganze Faſſung wiedergewonnen und ſaß mit der gewohnten Gelaſſenheit da, den leuchtenden Blick auf den Präfecten heftend.

Herrn Barricini, fuhr dieſer fort, wäre es ſehr lieb, wenn dieſer Zuſtand dumpfer Feindſeligkeit oder vielmehr gegenſeitiger Ungewißheit, worunter Sie und er leiden, aufhörte, und ich für mein Theil wünſche nichts ſehnlicher, als zwiſchen Ihnen und ihm Beziehungen entſtehen zu ſehen, die der Ehrenhaftigkeit des einen wie des andern Familienoberhauptes entſprechen würden. . . . .

Herr Präfect, unterbrach Orſo mit bewegter Stimme, ich habe den Advocaten Barricini der Ermordung meines Vaters nie angeklagt; er hat ſich aber eine andere That zu Schulden kommen laſſen, welche mich zeitlebens abhalten wird, in irgend welche Beziehungen zu ihm zu treten. Sie werden ſich wohl noch des Drohbriefes eines gewiſſen Banditen entſinnen, eines Briefes, welchen Herr Barricini, wenn nicht untergeſchoben, ſo doch meinem Vater in verblümter Weiſe zugeſchrieben hat, und welcher, wie Sie wohl mit mir vermuthen werden, den Anlaß zu meines Vaters Ermordung gab.

Der Präfect ſammelte ſich und erwiderte nach kurzer Pauſe: Daß Ihr Herr Vater, durch ſein heftiges Temperament fortgeriſſen, in der Hitze des Proceſſirens Herrn Barricini für den Fälſcher hielt, das läßt ſich noch entſchuldigen; aber einer ſo willkürlichen Anklage fehlt, wenn dieſelbe von Ihnen herrührt, jeder Milderungsgrund. Bedenken Sie doch, daß Barricini aus einem derartigen Brief gar keinen Vortheil, auch nicht den allergeringſten, ziehen konnte . . . von ſeinem perſönlichen Charakter ganz abgeſehen, den Sie ja nicht kennen, weil Sie gegen den Mann von Hauſe aus eingenommen ſind . . . Und dann, wäre es denkbar, daß ein Sachkundiger, ein Juriſt . . .

Herr Präfect, unterbrach ihn Orſo, vom Stuhl aufſpringend, ich bitte Sie zu bedenken, daß, wenn Sie mir ſagen, jener Brief ſei das Werk des Herrn Barricini nicht, Sie durch dieſe Aeußerung meinen Vater der Urheberſchaft verdächtigen. Seine Ehre aber, mein Herr, iſt auch die meine.

Niemand, erwiderte der Präfect, kann von Oberſt della Rebbia's Ehrenhaftigkeit tiefer überzeugt ſein, als ich. Uebrigens wiſſen wir jetzt, wer den Brief ſchrieb.

Wer? rief Colomba, indem ſie vor den Präfecten hintrat.

Ein Elender, der gegenwärtig im Gefängniß von Baſtia die Beſtrafung ſeiner Verbrechen erwartet, nicht ſolcher Verbrechen, die man hier zu Lande entſchuldigt, ein Dieb Namens Tomaſo Bianchi hat ſich ſelbſt als den Schreiber des verhängnißvollen Briefes angezeigt.

Ich kenne den Mann nicht, ſagte Orſo. Was konnte er mit dem Briefe bezwecken?

Er iſt aus unſerer Gegend, ſagte Colomba; ſein Bruder hatte unſere Mühle in Pacht. Er iſt ein nichtswürdiger Menſch, ein Lügner, der keinen Glauben verdient.

Was er mit dem Brief bezweckte, fuhr der Präfect fort, wird Ihnen gleich klar werden. Der Müller, von dem Ihr Fräulein Schweſter ſpricht, und der, ſo viel ich weiß, Teodoro Bianchi heißt, hatte vom Oberſten die Mühle gepachtet, welche von dem Bach getrieben wird, deſſen Beſitzrecht Herr Barricini Ihrem Herrn Vater ſtreitig machte. Der Pachtzins — des Oberſten Nachgiebigkeit in Geldſachen iſt ja bekannt — war ein äußerſt geringer. Nun war Tomaſo der Meinung, daß Herr Barricini als Eigenthümer des Baches den Pachtzins unbedingt erhöhen würde, denn man weiß, daß er in Geldſachen nichts weniger als nachgiebig iſt. Genug, um ſeinem Bruder einen Gefallen zu thun, hat Tomaſo die Handſchrift des Banditen gefälſcht. So liegen die Dinge. Daß in Corſica die Familienbande mächtig genug ſind, einen Menſchen unter Umſtänden bis zu einem Verbrechen zu treiben, iſt Ihnen bekannt. Wenn Sie leſen wollen, was mir der Oberſtaatsanwalt hier ſchreibt, werden Sie in dieſen Zeilen, was ich Ihnen ſoeben mitgetheilt, beſtätigt finden.

Orſo durchging den Brief, worin Tomaſo's Geſtändniſſe ausführlich aufgezeichnet waren; Colomba hatte ſich hinter ihren Bruder geſtellt und las, über ſeine Schulter hinwegblickend, ſorgfältig nach.

Als ſie zu Ende war, rief ſie: Orlanduccio Barricini iſt vor einem Monat nach Baſtia gereiſ't, als man hier erfuhr, mein Bruder werde kommen. Er wird Tomaſo geſprochen und die erlogene Selbſtanzeige erkauft haben.

Mein Fräulein, entgegnete der Präfect etwas ungeduldig, Sie ſind beſtrebt, Alles durch gehäſſige Vorausſetzungen zu erklären; aber läßt ſich ſo der Wahrheit auf die Spur kommen? Sie, Herr della Rebbia, beurtheilen die Dinge kaltblütiger; theilen Sie mir Ihre Anſicht mit! Wie? oder ſollten wirklich auch Sie glauben können, daß ein Menſch, welchem eine verhältnißmäßig milde Verurtheilung bevorſteht, ſich muthwillig einer Anklage wegen Fälſchung ausſetzt, einer Perſon zu lieb, die er nicht kennt? — Orſo las den Brief des Staatsanwalts nochmals durch; er prüfte jedes einzelne Wort mit der größten Aufmerkſamkeit, denn ſeitdem er den Advocaten Barricini geſehen hatte, fühlte er ſelbſt, daß er den angeführten Beweisgründen weniger zugänglich war, als noch vor einigen Tagen. Schließlich mußte er jedoch die Stichhaltigkeit der Argumente des Präfecten anerkennen. — Colomba aber behauptete nachdrücklicher denn je:

Tomaſo Bianchi iſt ein Betrüger. Entweder wird er nicht verurtheilt, oder er findet Mittel und Wege, aus der Haft zu entfliehen; das ſteht für mich feſt.

Der Präfect zuckte die Achſeln.

Herr della Rebbia, ſagte er, die mir zugegangene Nachricht habe ich Ihnen zur Kenntniß gebracht. Ich ziehe mich zurück und überlaſſe Sie Ihren Betrachtungen. Ich muß erwarten, daß Ihre Vernunft das

Er wider einen Ritter von den Deinen
Den Kühnſten von den Seinen ſchicken mag.
Auf dieſen ſoll die ganze Fehde liegen,
Bis einer fallen wird, der andre ſiegen.

64.

Mit dem Beding, daß, wer da wird geſchlagen,
Deſſ' König zahlt dem andern den Tribut.
Es wird dem Kaiſer wohl nicht mißbehagen,
Obgleich auf ſeinem Schwert der Vortheil ruht;
Und Rüd'ger wird den Sieg von dannen tragen:
Ich bau' auf ſeine Kraft und ſeinen Muth.
Auch iſt das Recht ſo ſehr auf unſrer Seite,
Daß ihm ein Mars erliegen müßt' im Streite. —

65.

Mit dieſen und noch ſtärkern Worten ſetzt
Sobrin den Rathſchlag durch, den er erſonnen.
Man wählt, und die Geſandtſchaft geht gleich jetzt
Zum Kaiſer, noch vor Untergang der Sonnen.
Karl, im Beſitze ſolcher Helden, ſchätzt
Den Zweikampf unbedenklich für gewonnen.
Den guten Reinald ſendet er in's Feld,
Auf den, nach Roland, er am meiſten hält.

66.

Als der Vertrag und Stillſtand war geſchloſſen,
Da ſchienen beide Heere gleich erfreut:
An Leib und Seel' ermüdet und verdroſſen
War alles nach dem langen ſchweren Streit,
Und jeder hätte gern den Reſt genoſſen
In Fried' und Ruh von ſeiner Lebenszeit,
Und jeder flucht dem Haß und Zorn von Herzen,
Der ſie in ſolche Kämpfe trieb und Schmerzen.

Ihrige thun wird, und hoffe demnach, daß ſie ſtärker ſein wird, als die — Vermuthungen Ihrer Fräulein Schweſter.

Orſo ſprach einige begütigende Worte zur Entſchuldigung Colomba's und wiederholte, daß er jetzt Tomaſo für den allein Strafbaren halte.

Der Präfect ſtand bereits an der Thüre.

Wenn die Zeit nicht ſo vorgerückt wäre, ſagte er, würde ich Ihnen vorſchlagen, mit mir zu kommen, um Miß Nevil's Brief in Empfang zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit könnten Sie in Gegenwart des Herrn Barricini Ihre endgültige Aeußerung wiederholen, und Alles wäre beigelegt.

Niemals wird Orſo della Rebbia die Schwelle eines Barricini überſchreiten! brauſ'te Colomba ungeſtüm auf.

Das Fräulein ſcheint mir der tintinnajo*) in der Familie zu ſein, ſagte lächelnd der Präfect.

Man hintergeht Sie, mein Herr, antwortete Colomba mit feſter Stimme. Sie kennen den Advocaten nicht. Es giebt keinen durchtriebeneren, ränkevolleren Menſchen. Ich beſchwöre Sie, Orſo nicht zu einer

---

*) So heißt der Leithammel einer Heerde, weil er eine Glocke am Halſe trägt; derſelbe Namen wird bildlich demjenigen Mitglied einer Familie beigelegt, das in allen wichtigeren Angelegenheiten den Ton angiebt.

That zu verleiten, die ihn mit Schmach bedecken würde.

Colomba! rief Orſo, die Leidenſchaft bringt dich noch um den Verſtand.

Orſo! Orſo! bei der Caſſette, die ich in deine Hände gelegt habe, flehe ich dich an — höre auf mich! Zwiſchen dir und den Barricini fließt Blut; du kannſt nicht hingehen.

Schweſter!

Nein, mein Bruder, du wirſt nicht gehen, oder ich muß dies Haus verlaſſen, und du ſiehſt mich nie wieder . . . Orſo, habe Erbarmen mit mir!

Und ſie fiel vor ihm nieder auf die Knie.

Ich bin wirklich untröſtlich darüber, ſagte der Präfect, bei Fräulein della Rebbia nicht mehr Einſicht zu finden. Aber Sie werden ſie eines Beſſeren überzeugen', ich bezweifle es nicht. Er legte die Hand an die Thürklinke und blieb noch einen Augenblick ſtehen, als erwarte er, daß ihm Orſo ſchließlich doch folgen werde.

Jetzt kann ich ſie nicht verlaſſen, ſagte dieſer . . . Morgen, wenn . . .

Ich verreiſe bei Tagesanbruch, ſagte der Präfect.

Mein Bruder, bat Colomba mit gefalteten Händen, ſchiebe es wenigſtens bis morgen auf! Laß mich die Papiere meines Vaters noch einmal durchgehen! . . . Das kannſt du mir doch nicht abſchlagen.

Nun gut! Du magſt es thun; aber nachher quäle mich nie wieder mit deinem thörichten, ungereimten Haß! . . . Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, Herr Präfect . . . Ich bin ſelber ſo mißgeſtimmt . . . Es iſt beſſer, wir warten bis morgen.

Guter Rath kommt oft über Nacht, ſagte der Präfect im Gehen; morgen, hoffe ich, werden Sie alle Unſchlüſſigkeit verſchlafen haben.

Saveria, rief Colomba, nimm die Laterne und begleite den Herrn Präfecten. Er wird dir einen Brief für meinen Bruder mitgeben.

Sie flüſterte noch einige Worte, die nur Saveria hörte.

Colomba, ſagte Orſo, nachdem der Präfect gegangen war, du haſt mir viel Kummer gemacht. Wirſt du dich denn in alle Ewigkeit gegen die augenſcheinliche Gewißheit ſträuben?

Du haſt mir Zeit gelaſſen bis morgen, erwiderte ſie. Die Friſt iſt kurz, aber ich hoffe immer noch.

Sie nahm ein Bund Schlüſſel und lief nach einem Zimmer im obern Stockwerk.

Orſo hörte, wie ſie dort die Schubfächer aufriß und in einem Secretär herumwühlte, worin früher der Oberſt della Rebbia ſeine wichtigen Papiere aufzubewahren pflegte.

## XIV.

Saveria blieb geraume Zeit aus, und ſchon war Orſo's Ungeduld aufs Höchſte geſtiegen, als die Erwartete endlich mit dem Brief erſchien, hinter ihr her die kleine Chilina, welche ſich die Augen rieb, weil ſie aus dem beſten Schlaf aufgeweckt worden war.

Kind, ſagte Orſo, was ſuchſt du hier zu der Stunde?

Das Fräulein will mich ſprechen, antwortete Chilina.

Was nur das wieder bedeuten ſoll? dachte Orſo; aber ohne weiterzufragen erbrach er haſtig Miß Lydia's Brief; während er ſich in die Lectüre vertiefte, ſtieg Chilina die Treppe hinauf zu ſeiner Schweſter. Der Brief lautete:

Herr Lieutenant!

Mein Vater war etwas unwohl und iſt übrigens auch ſo läſſig im Schreiben, daß ich ihm als Secretär dienen muß. Sie wiſſen, daß er ſich letzthin am Strand naſſe Füße geholt hat, anſtatt mit uns die Landſchaft zu bewundern, und mehr braucht man hier auf Ihrer reizenden Inſel nicht, um zu einem Fieber zu kommen. Mit meines Geiſtes Auge ſehe ich Ihr patriotiſch drohendes Geſicht; vielleicht möchten Sie wohl gar zum Stilett greifen, aber ich hoffe, daß Sie über keines mehr verfügen. Mein Vater alſo hat einen kleinen Fieberanfall gehabt, und ich einen großen Schrecken. Der Präfect — ich bleibe dabei, er iſt ſehr liebenswürdig — hat uns einen nicht minder liebenswürdigen Arzt anempfohlen, welcher uns binnen zwei Tagen aller Sorgen enthob: der Anfall hat ſich nicht wiederholt, und meinen Vater gelüſtet's ſchon wieder nach dem edlen Waidwerk; aber ich leide es noch nicht. — In welchem Zuſtande haben Sie Ihr Bergſchloß getroffen? Stand Ihr nördlicher Thurm noch immer an derſelben Stelle? und promeniren viele Geſpenſter darin? Ich befrage Sie um das Alles, weil mein Vater ſich daran erinnert, daß Sie ihm Dammhirſche in Ausſicht geſtellt haben und Eber und Muffelſchafe . . . das iſt doch wohl der Name jener abſonderlichen Thiere? Ehe wir uns in Baſtia einſchiffen, ſind wir Willens, Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen, und hoffentlich wird das Schloß der della Rebbia, das Sie uns ſo alt und baufällig geſchildert, nicht über unſeren Köpfen zuſammenfallen. Der Präfect iſt ein ſo liebenswürdiger Geſellſchafter, daß man nie um einen Unterhaltungsſtoff verlegen iſt; ich ſchmeichle mir, by the by, ihm den Kopf ein klein wenig verdreht zu haben. — Wir haben auch von Euer Gnaden mit einander geſprochen. Die Richter von Baſtia haben ihm gewiſſe Geſtändniſſe eines dort hinter Schloß und Riegel ſitzenden Spitzbuben mitgetheilt, welche vollkommen geeignet ſind, die letzte Spur Ihres Verdachts auszutilgen; fortan müſſen alſo jene Feindſeligkeiten, die mir zuweilen Beſorgniß einflößten, ihren Abſchluß finden. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie mich das freut. Als Sie mit der ſchönen Voceratrice auf und davon ritten mit Ihrer Flinte und Ihrem finſtern Blick, ſchien ſie mir corſiſcher drein zu ſchauen, als ſonſt, beinahe zu corſiſch. Baſta! Ich ſchreibe Ihnen da ein ſo Langes und Breites, weil ich mich langweile. Der Präfect iſt reiſefertig — leider! Sobald wir uns aufmachen nach Ihren Bergen, werden wir es Ihnen durch eine Botſchaft zu wiſſen thun, und ich werde mir die Freiheit nehmen, bei Fräulein Colomba einen „Bruccio“ zu beſtellen, ma solenne! Beſtellen Sie ihr einſtweilen die herzlichſten Grüße! Ich benütze das Stilett ſehr fleißig; ich leſe nämlich Romane, und da muß es mir als Papiermeſſer dienen; aber die tragiſche Klinge ſcheint über dieſe Verwendung erboſ't zu ſein, denn ſie zerſetzt mir das Buch ganz jämmerlich. Leben Sie wohl, Herr Lieutenant; mein Vater ſchickt Ihnen his best love. Hören Sie auf den Präfecten! er wird Ihnen gut rathen und macht, ſo viel ich weiß, einen Umweg, um Sie zu ſehen; er reiſt nach Corte zu einer Grundſteinlegungsfeierlichkeit; es muß etwas ſchrecklich Solennes ſein, und ich bedauere ſehr, nicht zuſchauen zu können. Denken Sie ſich einen Herrn in geſtickter Uniform mit ſeidenen Strümpfen, weißer Schärpe und einer Kelle in der Rechten . . . . und dann erſt die ſchöne Rede! und zum Schluß ein tauſendſtimmig ohrenzerreißend betäubendes Vive le roi! Sie thun ſich vielleicht ſehr viel zu Gute darauf, mich dazu gebracht zu haben, alle vier Seiten vollzukritzeln; aber, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, die Langeweile macht mich ſo ſchwatzhaft, und berechtigt mich auch, Ihnen gegenüber, zum Anſpruch auf eine eben ſo lange und breite Antwort. A propos, ich finde es eigentlich ſonderbar, daß Sie uns noch gar nicht von Ihrer glücklichen Ankunft zu Pietranera-Caſtle in Kenntniß geſetzt haben.

Lydia.

P. S. Ich bitte nochmals, auf den Präfecten zu hören und nach ſeinem Rathe zu handeln. Wir haben mit einander ausgemacht, daß Sie hübſch folgen ſollen; mir können Sie keine größere Freude machen."

Orſo überlas den Brief drei oder vier Mal und fand bei jeder Zeile immer neuen Anlaß zu endloſen Betrachtungen; dann ſchrieb er eine lange Antwort, welche er Saveria zu einem Mann aus dem Dorfe hintragen hieß, der noch in der Nacht aufbrach nach Ajaccio. Jetzt dachte er kaum mehr daran, mit ſeiner Schweſter über die Schuld oder Unſchuld der Barricini hin und her zu reden; Miß Lydia's Brief ließ ihn Alles in den hellſten Farben ſehen; Argwohn und Haß waren für ihn nicht mehr vorhanden. Nachdem er noch eine Zeit lang ſeine Schweſter zurückerwartet, dieſe aber nicht erſchien, legte er ſich zur Ruhe und ſchlief zum erſten Mal ſeit ſeiner Heimkehr mit leichtem Herzen ein. Colomba hingegen, nachdem ſie die kleine Chilina mit geheimen Inſtructionen entlaſſen, verwendete den größten Theil der Nacht auf die umſtändliche Durchſicht und Prüfung alter Briefſchaften und Notizen. Kurz vor Tagesanbruch flogen einige Steinchen gegen die Fenſterſcheiben ihres Schlafzimmers. Auf dies Zeichen hin ſchlich ſie ſich in den Garten und ließ durch ein Hinterpförtchen zwei Männer von ſehr zweifelhaftem Ausſehen ins Haus ein. Dieſe Männer wurden von ihr in die Küche geführt und dort bewirthet. Wer ſie waren, wird ſich ſogleich herausſtellen.

## XV.

Gegen ſechs Uhr in der Frühe, begehrte ein Bedienter des Präfecten Einlaß und ward von Colomba empfangen. Er ſagte ihr, daß ſein Herr bereits reiſefertig ſei und auf Herrn della Rebbia warte. Mein Bruder, antwortete Colomba mit größter Unbefangenheit, iſt auf der Treppe gefallen und hat ſich den Fuß verſtaucht; da er unmöglich ausgehen kann, läßt er ſich bei dem Herrn Präfecten entſchuldigen; wenn jedoch der Herr Präfect ſo gütig ſein wollte, ſich noch einmal herüberzubemühen, ſo wäre ihm mein Bruder zu größtem Dank verpflichtet.

Bald darauf kam Orſo herunter und fragte ſeine Schweſter, ob der Präfect nicht nach ihm geſchickt habe. Er bittet Euch, ihn hier zu erwarten, ſagte ſie ganz dreiſt. Es verfloß eine halbe Stunde: nichts regte ſich auf der Seite der Barricini. Auf Orſo's Frage, ob Colomba durch des Vaters Papiere auf eine neue Spur gekommen ſei, gab ſie zur Antwort, daß ſie ſich darüber in Gegenwart des Präfecten ausſprechen würde.

Sie war bemüht, die größte Ruhe zur Schau zu tragen, aber ihre Züge und ihr Blick verriethen gleichwohl eine fieberhafte Aufregung.

Endlich that ſich die Hausthür der Barricini auf: der Präfect, im Reiſeanzug, trat auf den Platz; ihm folgten der Bürgermeiſter und ſeine zwei Söhne. Die Bewohner von Pietranera hatten ſich ſchon bei Sonnenaufgang auf die Lauer gelegt, um den erſten Verwaltungsbeamten der Inſel fortfahren zu ſehen. Da ereignete ſich etwas Erſtaunliches: die drei Barricini ſchritten nämlich geraden Wegs mit dem Präfecten über den Platz und verſchwanden mit ihm im Hauſe der della Rebbia. Sie ſchließen Frieden! riefen die politiſchen Köpfe der Ortſchaft.

Hab' ich's doch gleich vorher geſagt, ließ ſich ein Greis vernehmen; Orſo Antonio hat zu lang auf dem Feſtland gelebt; er iſt kein rechter Mann mehr.

Seht Ihr denn nicht, erwiderte ein Anhänger der della Rebbia, daß die Barricini den erſten Schritt thun? Sie kriechen zu Kreuz.

Der Präfect hat Allen den Kopf verdreht, murrte der Greis; die rechte Courage von früher iſt abhanden gekommen, und die jungen Leute fragen heut zu Tage nach dem Blut ihres Vaters ſo wenig, daß man ſie für lauter Baſtarde halten möchte.

Nicht klein war das Erſtaunen des Präfecten, als er Orſo ganz flink auf ihn zugehen ſah. Colomba geſtand ihre Lüge unumwunden ein und ſagte zu ihrer

Entſchuldigung: Hätten Sie anderswo gewohnt, Herr Präfect, ſo hätte Ihnen noch geſtern mein Bruder ſeine Aufwartung gemacht.

Orſo konnte den Vorfall nicht genug bedauern und verwahrte ſich feierlichſt gegen jede Mitſchuld an einer ſo lächerlichen und beſchämenden Liſt. Der Präfect und der alte Barricini ſchienen die Verſicherungen Orſo's nicht anzuzweifeln; ſeine Verlegenheit und die Vorwürfe, womit er ſeine Schweſter überhäufte, bürgten ihnen für ſeine Aufrichtigkeit; nur die Söhne waren offenbar dieſer Meinung nicht, denn Orlanduccio flüſterte ganz vernehmlich ſeinem Bruder zu: Man macht ſich hier über uns luſtig.

Wenn meine Schweſter mir dergleichen Streiche ſpielte, antwortete Vincentello, ſo würde ich ihr gar bald das Handwerk legen.

Dieſe Worte und namentlich die Art und Weiſe, wie ſie ausgeſprochen wurden, verletzten Orſo und ſtimmten ihn minder verſöhnlich. Er wechſelte mit dem jungen Barricini einige nichts weniger als wohlwollende Blicke.

Als ſich Jedermann geſetzt hatte, Colomba ausgenommen, die bei der Küchenthüre ſtehen geblieben war, ergriff der Präfect das Wort: nachdem er in einer kurzen Einleitung auf die beſtehenden Vorurtheile hingewieſen und dabei erwähnt hatte, daß in den meiſten Fällen die älteſten Familienzwiſtigkeiten auf beiderſeitige Mißverſtändniſſe zurückzuführen ſeien,

67.

Reinald iſt ſtolz und hocherfreut zu ſchauen,
Daß Karl zu ihm, vor jedem andern Mann,
In ſolcher wicht'gen Sache hat Vertrauen,
Und ſchickt ſich froh zum edlen Wagniß an.
Er achtet Rüd'gern nicht, und will drauf bauen,
Daß dieſer ihm nicht widerſtehen kann
Und ſich nicht rühmen darf, an ihn zu ragen,
Obgleich er jüngſt den Mandricard erſchlagen.

68.

Doch Rüd'ger fühlt zwar tief in ſeiner Seelen
Die Ehre, die ſein König ihm erwies,
Aus Guten als den Beſten ihn zu wählen
Zu einer That, die ſo viel Ruhm verhieß;
Doch ließ er ſich von Gram und Kummer quälen,
Nicht daß ihn Furcht nicht ruhig ſchlafen ließ;
Er fürchtet ſich vor Reinald nicht, dem Einen,
Selbſt nicht, wenn mit ihm Roland würd' erſcheinen.

69.

Allein er weiß, daß ſeine vielgetreue,
Geliebte Freundin Reinald's Schweſter iſt.
Mit Briefen ſpornt ſie ſtündlich ihn zur Reue,
Die ihm ſo manche Kränkung nicht vergißt.
Fügt er zu jenen alten noch die neue,
Daß er den Bruder ſchlägt im blut'gen Zwiſt,
Wird ſie ihr liebreich Herz zum Haß gewöhnen,
Und ſchwer wird's ſein, ſie jemals zu verſöhnen.

70.

Wenn Rüd'ger ſtill ſich grämt, trüb und erſchrocken
Ob dieſem ungern zugeſagten Streit,
Wird ſeiner Gattin Auge nimmer trocken,
Wie ſie in Kurzem hört die Neuigkeit;

wandte er ſich an den Bürgermeiſter mit der Verſicherung, daß Herr della Rebbia an eine directe oder indirecte Betheiligung der Familie Barricini bei dem traurigen Ereigniß, welches ihn vaterlos gemacht, niemals geglaubt habe, daß er zwar über einen Zwiſchenfall des beiderſeits geführten Proceſſes noch im Zweifel geblieben ſei, was ſich ja durch Herrn Orſo's lange Abweſenheit und verſchiedene an ihn gerichtete Mittheilungen leicht erklären laſſe, — daß er aber die vorliegenden neueſten Enthüllungen als eine vollkommene Genugthuung betrachte und folglich auch den Wunſch hege, fortan mit Herrn Barricini und deſſen Söhnen in Frieden und Freundſchaft zu leben.

Darauf hin machte Orſo eine gezwungene Verbeugung; Herr Barricini ſtotterte einige unverſtändliche Worte, und ſeine Söhne ſtarrten nach den Balken an der Decke. Schon war der Präfect im Begriff in ſeiner Rede fortzufahren und, an Orſo gewendet, das Gegenſtück zu der Anſprache zu liefern, die er ſoeben an Herrn Barricini gerichtet, als Colomba einige Papiere aus ihrem Bruſttuch hervorzog und, langſam vortretend, ſich zwiſchen ihren Bruder und deſſen Gegner ſtellte.

Mit vieler Freude, ſagte ſie, würde ich die Feindſchaft unſerer beiden Familien aufhören ſehen; damit aber die Verſöhnung eine aufrichtige ſei, muß Alles ans Licht gezogen und der letzte Zweifel gehoben werden. Herr Präfect, die Erklärung des Tomaſo Bianchi kam mir von Anfang an verdächtig vor, und zwar mit vollem Recht, denn ihr Urheber ſteht in durchaus ſchlechtem Rufe. Ferner habe ich auf die Möglichkeit einer Unterredung zwiſchen dieſem Menſchen und Herrn Barricini's Sohn hingewieſen.

Das iſt nicht wahr, unterbrach Orlanduccio; ich habe nicht mit ihm geſprochen.

Colomba warf ihm einen Blick voll Verachtung zu und fuhr, ſcheinbar mit größter Ruhe, fort:

Sie haben die Drohung, welche Tomaſo im Namen eines gefürchteten Banditen an Herrn Barricini ergehen ließ, durch die Thatſache begründet, daß Tomaſo ſeinem Bruder Teodoro die Mühle erhalten wollte, die mein Vater zu äußerſt niedrigem Jahreszins an Letztern verpachtet hatte?

Nichts iſt handgreiflicher, beſtätigte der Präfect.

Ein verworfener Menſch, wie jener Bianchi, iſt jeder Schandthat fähig, ſagte Orſo, durch die erkünſtelte Mäßigung ſeiner Schweſter getäuſcht.

Der gefälſchte Brief, fuhr Colomba mit funkelnden Augen fort, trägt das Datum des elften Juli. Um dieſe Zeit hielt ſich Tomaſo bei ſeinem Bruder in der Mühle auf.

Vollkommen richtig, ſagte nicht ganz unbefangen der Bürgermeiſter.

Nun frage ich, rief Colomba triumphirend, wozu ihm der Drohbrief nützen konnte? Sein Bruder hatte die Mühle nicht mehr in Pacht, denn mein Vater hatte ihm bereits am erſten Juli gekündigt. Hier iſt das Rechnungsbuch meines Vaters, hier das Concept der Kündigung, hier der Brief eines Geſchäftsmannes aus Ajaccio, welcher uns einen neuen Pächter anträgt.

Und ſie überreichte dem Präfecten die Papiere.

Die Ueberraſchung war allgemein. Der Bürgermeiſter hatte ſichtlich die Farbe gewechſelt. Orſo trat mit gerunzelter Stirne vor, um von den Papieren Kenntniß zu nehmen, welche der Präfect ſoeben einer genauen Prüfung unterzog.

Man macht ſich über uns luſtig! rief abermals Orlanduccio, indem er voller Ingrimm von ſeinem Stuhle aufſprang. Laßt uns gehen, Vater! Wir hätten nie den Fuß hieherſetzen ſollen.

Herr Barricini war nur auf einen Augenblick aus der Faſſung gekommen und hatte ſeine ganze Gelaſſenheit ſchon wiedergewonnen, als er das Begehren ſtellte, die Papiere in Augenſchein zu nehmen: nachdem er ſie aus der Hand des Präfecten, der ſie ihm ſtillſchweigend überreichte, empfangen hatte, ſchob er die grüne Brille von den Augen und fing mit ziemlich gleichgültiger Miene zu leſen an. Colomba hielt den Blick auf ihn geheftet, wie die Tigerin einen Hirſch beobachtet, der ſich der Höhle ihrer Jungen nähert.

Herr Barricini ſchob ſich die Brille wieder vor die Augen und ſagte, indem er dem Präfecten die Papiere zurückgab: Auf die bekannte Güte des verſtorbenen Herrn Oberſten bauend, hat Tomaſo gedacht

— mußte Tomaſo ja denken, daß der Herr Oberſt die Kündigung rückgängig machen würde. Sein Bruder iſt auch thatſächlich auf der Mühle verblieben; daraus ſchließe ich . . .

Nur auf meine Erlaubniß hin, verſetzte Colomba mit dem Ausdruck tiefer Verachtung, blieb Teodoro in der Mühle. Mein Vater war bereits todt, und durch meine hülfloſe Lage war ich darauf angewieſen, alle diejenigen, die in irgend welcher Beziehung zu unſerer Familie ſtanden, möglichſt zu ſchonen.

Nichts deſto weniger, ſagte der Präfect, erkennt jener Tomaſo den Brief als von ihm geſchrieben an . . . ſo viel ſteht feſt.

Feſt ſteht für mich, fuhr Orſo dazwiſchen, daß wir einer großen Nichtswürdigkeit auf der Spur ſind.

Noch eine andere Behauptung dieſes Herren muß ich widerlegen, ſagte Colomba, indem ſie die Küchenthür aufthat und Brandolaccio, den Theologen und den Hund Brusco hereinrief. Die beiden Banditen waren unbewaffnet; wenigſtens ſchien es ſo, denn ſie trugen wohl die Patrontaſche am Gürtel, nicht aber das dazu gehörige Piſtol. Beim Eintreten nahmen ſie reſpectvoll die Mützen ab.

Das Erſcheinen ſo unerwarteter Gäſte verfehlte ſeine Wirkung nicht. Der Bürgermeiſter war vor Schrecken faſt vom Stuhl geſunken; ſeine Söhne ſtürzten, den Vater zu ſchützen, muthig vor und griffen in die Rocktaſche nach dem Stilett. Der Präfect wandte ſich der Thüre zu, und Orſo packte Brandolaccio ungeſtüm bei der Kehle. Was ſuchſt du hier, Elender? ſchrie er ihn an.

Das iſt ein Mordverſuch! rief der Bürgermeiſter und eilte nach der Thür, die er, jedoch vergeblich, aufzureißen verſuchte, denn Saveria hatte, wie ſich ſpäter herausſtellte, auf Befehl der Banditen von außen den Schlüſſel umgedreht.

Nur nicht furchtſam, ihr Leute, ſagte Brandolaccio; ich bin nicht ſo ſchlimm, wie ich ausſehe, und wir haben nichts Böſes vor. Ergebenſter Diener, Herr Präfect! Ruhe gehalten, Herr Lieutenant! Ihr erdroſſelt mich ja. — Wir ſtehen hier lediglich als Zeugen. Jetzt leg los, Herr Pfarrer; du verſtehſt dich aufs Reden.

Herr Präfect, begann dieſer, ich habe wohl die Ehre nicht, von Euch gekannt zu ſein. Ich heiße Giocanto Caſtriconi, pflege jedoch in weiteren Kreiſen der Herr Pfarrer genannt zu werden . . . Ah ſo! auch Ihr kennt mich bloß bei meinem Spitznamen, nicht wahr? Nun, das Fräulein hier, welches ich eben ſo wenig zu kennen die Ehre hatte, wie Euch, Herr Präfect, hat mich gebeten, den Herrſchaften Auskunft zu geben über einen gewiſſen Tomaſo Bianchi, mit dem ich vor drei Wochen in Baſtia gefangen ſaß. Ich kann verſichern daß . . .

Verſichern Sie nichts! unterbrach ihn der Präfect; von einem Menſchen Ihres Schlages habe ich keine

Verſicherungen entgegenzunehmen … Herr della Rebbia, ich glaube gern, daß Sie dieſem ſchändlichen Complott gänzlich fremd ſind. Ich frage Sie nur, ob Sie Herr ſind in Ihrem Hauſe. Befehlen Sie, daß die Thür geöffnet werde. Was Ihre Schweſter betrifft, ſo wird ſie vielleicht in den Fall kommen, über die ſonderbaren Beziehungen, worin ſie zu Banditen ſteht, zur Rechenſchaft gezogen zu werden.

Herr Präfect, rief Colomba, weigern Sie ſich nicht, den Mann anzuhören! Sie ſind hier, um Aller Recht zu ſchirmen, und die Pflicht gebietet Ihnen, die Wahrheit zu ermitteln. Darum redet weiter, Giocanto Caſtriconi!

Hören Sie ihn nicht! ſchrien alle drei Barricini auf ein Mal.

Wenn Alle durcheinander reden, ſagte lächelnd der Bandit, können wir zu keiner Verſtändigung kommen. Dieſer Tomaſo alſo war im Gefängniß zu Baſtia nicht mein Freund, wohl aber mein Genoſſe, und wurde von Signor Orlanduccio häufig beſucht.

Er lügt! ſchrieen beide Brüder dazwiſchen.

Duplex negatio affirmat — ein doppeltes Nein heißt ſoviel wie Ja, bemerkte Caſtriconi mit trockenem Humor. Tomaſo hatte Geld; er aß und trank vom Beſten. Was mich betrifft, ſo habe ich immer (es iſt mein größter Fehler nicht) ziemlich viel auf anſtändige Naturalverpflegung gehalten; ſo ließ ich mich denn durch den Kerl, wiewohl ich ſonſt mit ihm nichts zu ſchaffen haben mochte, mehrmals zum Mittageſſen einladen. Weil ich von ihm aber nichts geſchenkt haben wollte, bot ich ihm an, mit mir durchzubrennen. Eine Kleine, der ich einige Gefälligkeiten erwieſen, hatte mir die Mittel dazu an die Hand gegeben . . . ihren Namen verſchweige ich, denn ich will Niemand compromittiren. Tomaſo aber ging auf den Vorſchlag nicht ein; er ſei ja, behauptete er, ſeiner Sache vollkommen gewiß; der Advocat Barricini habe ihn den Richtern derart ans Herz gelegt, daß an eine Verurtheilung nicht zu denken ſei; weiß wie Schnee und noch dazu mit Geld in der Taſche werde er hinausſpazieren. Ich für mein Theil hatte die glänzenden Ausſichten nicht und glaubte es mir ſchuldig ſein, mich an die Luſt zu ſetzen. Dixi.

Dieſem Menſchen geht kein wahres Wort aus dem Munde, wiederholte Orlanduccio ſehr entſchloſſen. Wären wir draußen im Freien, Jeder mit ſeiner Flinte, er würde keine ſolche Sprache führen.

So was Dummes! rief Brandolaccio. Ihr werdet Euch doch mit dem Pfarrer nicht überwerfen, Orlanduccio!

Werden Sie die Thüre endlich öffnen laſſen, Herr della Rebbia? ſagte der Präfect und ſtampfte vor Ungeduld mit dem Fuß.

Saveria! Saveria! ſchrie Orſo, in des Teufels Namen, ſchließt auf!

Halt, ſagte Brandolaccio. Zuerſt müſſen wir abfahren. Herr Präfect, wenn man bei gemeinſchaftlichen Freunden zuſammentrifft, will es das Herkommen, daß man mit der ſtillſchweigenden Zuſicherung eines halbſtündigen Waffenſtillſtandes auseinandergeht.

Der Präfect warf ihm einen Blick der Verachtung zu.

Habe die Ehre, mich allerſeits zu empfehlen, fuhr Brandolaccio fort. Daher, Brusco! ſpring einmal dem Herrn Präfecten eins vor — hopp!

Der Hund ſprang ihm über den ausgeſtreckten Arm; dann rafften die beiden Banditen in der Küche ihre Waffen hurtig zuſammen und liefen durch den Garten davon. Bald nachher ertönte ein ſchriller Pfiff, und die Thüre ſprang wie durch einen Zauberſchlag auf.

Herr Barricini, ſagte Orſo mit verhaltener Wuth, ich halte Sie für einen Betrüger. Heute noch werde ich beim Staatsanwalt eine Klage wegen Fälſchung und Beſtechung des Tomaſo Bianchi gegen Sie anhängig machen. In der Folge wird Sie vielleicht eine noch viel gräßlichere Beſchuldigung treffen.

Ich, Herr della Rebbia, ſagte der Bürgermeiſter, werde Sie der öffentlichen Gewaltthätigkeit und des Einverſtändniſſes mit den Banditen beſchuldigen. Einſtweilen wird Sie der Herr Präfect durch die Gendarmerie überwachen laſſen.

Der Präfect wird ſeine Schuldigkeit thun, ſagte dieſer kurz und ſtreng. Er wird Sorge dafür tragen, daß in Pietranera die Ruhe nicht geſtört werde; er wird einſtehen für die Entſcheidung durch gerechten Richterſpruch. Ich habe zu Ihnen allen geſprochen, meine Herren.

Schon hatten der Bürgermeiſter und Vincentello das Zimmer verlaſſen, und Orlanduccio deckte den Rückzug, indem er ſich, gegen Orſo gewendet, rücklings der Thüre näherte, als dieſer ihm zuflüſterte: Ihr Vater iſt ein alter Mann, den ich mit einer Ohrfeige hätte niederwerfen können; die Ohrfeigen ſind aber Ihnen zugedacht, Ihnen und Ihrem Bruder.

Statt aller Antwort, zückte Orlanduccio ſeinen Dolch und ſtürzte auf Orſo los wie ein Raſender; ehe er jedoch den Stoß führen konnte, fiel ihm Colomba in den Arm und hielt ihn feſt, während Orſo ihm mit der Fauſt ins Geſicht ſchlug, daß er um einige Schritte zurücktaumelte und gegen den Thürpfoſten anramnte. Orlanduccio hatte das Stilett fallen laſſen, aber Vincentello eilte ihm mit dem ſeinen zu Hilfe; da riß Colomba eine Flinte von der Wand und führte ihm die Ungleichheit des Kampfes vor Augen. Zu gleicher Zeit hatte ſich der Präfect zwiſchen die Gegner geworfen. Auf Wiederſehen, Orſ' Anton'! rief Orlanduccio, indem er die Thür heftig an ſich riß und den Schlüſſel umdrehte, um Zeit für die Flucht zu gewinnen.

Orſo und der Präfect ſtanden eine Viertelſtunde lang ſprachlos, Jeder in einer Ecke des Zimmers. Colomba hatte ſich mit triumphirender Stirne auf die Flinte geſtützt, mit der ſie den Kampf entſchieden, und ließ den Blick von dem Einen zum Andern ſchweifen.

Welch ein Land! welch ein Land! rief endlich der Präfect, indem er ſich ungeſtüm von ſeinem Sitz erhob. Sie haben unrecht gehandelt, Herr della Rebbia. Ich verlange, daß Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben, ſich jeder Gewaltthätigkeit zu enthalten und die Entſcheidung dieſes verwünſchten Handels den Gerichten zu überlaſſen.

Ich läugne es nicht, Herr Präfect; es war unrecht von mir, dieſen Elenden zu ſchlagen; da es aber einmal geſchehen, kann ich ihm die begehrte Genugthuung nicht verweigern.

Denken Sie etwa, daß er ſich mit Ihnen im Zweikampf meſſen wird? . . . . Auflauern wird er Ihnen . . . . Sie haben Alles gethan, was in Ihrer Macht lag, ihn dazu zu reizen.

Wir werden auf der Hut ſein, antwortete Colomba.

Orlanduccio ſcheint mir perſönlichen Muth zu beſitzen, ſagte Orſo, und ich traue ihm beſſere Abſichten zu, Herr Präfect. Er iſt zwar gleich mit dem Stilett bei der Hand geweſen, aber wer weiß, ob ich an ſeiner Stelle nicht ein Gleiches gethan hätte? Zum Glück hat meine Schweſter einen kräftigen Arm.

Sie werden ſich nicht mit ihm ſchlagen! rief der Präfect; ich verbiete es Ihnen!

Sie ſchlägt die Bruſt, zerrauft die goldnen Locken,
Thut der ſchuldloſen Wange manches Leid,
Mit Weh und Murren nennt ſie ihren Ritter
Undankbar, und ihr Schickſal hart und bitter.

71.

Denn wie auch irgend dieſer Fall ſich wende,
Für ſie kann nichts als Jammer draus entſtehn.
Wenn Rüd'ger ſeinen Tod im Kampfe fände —
Sie kann's nicht denken, ohne zu vergehn.
Beſchlöße Gott des Frankenreiches Ende
Zur Strafe für ſo vieles, was geſchehn,
So muß ſie nicht den Bruder nur beklagen,
Sie muß noch einen herbern Schaden tragen;

72.

Weil ſie nicht anders als mit Schmach und Schande,
Und ihres ganzen Hauſes Haß, ſodann
Dem Gatten folgen und die ſtillen Bande
Mit Muth und öffentlich verkünden kann,
Worauf mit ihrem Herzen und Verſtande
Sie Tag und Nacht doch unabläßig ſann.
Auch iſt der Bund geknüpft mit ſolchen Weihen,
Daß man nicht mehr zurück kann noch bereuen.

73.

Doch jene, die noch nie die Freundespflicht
Bei ihr vergeſſen hat in böſen Tagen,
Meliſſa kann den bittern Jammer nicht
Und der Betrübten Wehgeſchrei ertragen.
Sie kommt mit ſanfter Tröſtung, und verſpricht
Ihr hohen Beiſtand, wenn es Zeit zum Schlagen;
Sie ſchwört ihr, dieſer Zweikampf, ihre Pein,
Soll unvermuthet unterbrochen ſein.

Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zu erklären, daß ich in Ehrenſachen keinen andern Richter über mir erkenne, als mein Gewiſſen.

Ich wiederhole Ihnen, daß Sie ſich nicht ſchlagen werden.

Sie können mich verhaften laſſen . . . heißt das, wenn ich mich fangen laſſe. Aber ſogar, wenn Sie es dahin brächten, würden Sie ein von nun an unausbleibliches Rencontre bloß hinausſchieben. Sie müſſen als Ehrenmann einſehen, Herr Präfect, daß die Dinge keinen andern Verlauf nehmen können.

Wenn Sie meinen Bruder verhaften ließen, fügte Colomba bei, ſo ergriffe das halbe Dorf für ihn Partei, und wir würden eine ſchöne Schlacht erleben.

Ich erkläre Ihnen im Voraus, Herr Präfect, und es iſt dies keine eitle Prahlerei — ich erkläre Ihnen, daß wenn Herr Barricini, ſeine Amtsgewalt mißbrauchend, mich verhaften läßt, ich Widerſtand leiſten werde.

Von heute an, ſagte der Präfect, iſt Herr Barricini bis auf Weiteres ſeines Amtes enthoben . . . Er wird ſich hoffentlich rechtfertigen . . . Aber ſehen Sie, Herr della Rebbia, ich will Ihnen wohl, und es wird ja ſo Geringes von Ihnen verlangt: bleiben Sie bloß ruhig zu Hauſe, bis ich von Corte zurückkomme. Ich werde nicht länger als drei Tage abweſend ſein. Dann bringe ich den Staatsanwalt mit, und wir werden die traurige Angelegenheit völlig ins Klare bringen.

Verſprechen Sie mir, ſich bis dahin jeder Feindſeligkeit zu enthalten?

Ich kann es nicht verſprechen, Herr Präfect, wenn, wie ich es erwarte, Orlanduccio mich fordert.

Wie, Herr della Rebbia? Sie, ein franzöſiſcher Offizier, könnten ſich mit einem Manne ſchlagen, dem Sie eine Fälſchung zutrauen?

Ich habe ihn geohrfeigt, Herr Präfect.

Geſetzt, Sie hätten einen abgeurtheilten Verbrecher geohrfeigt, würden Sie darum, wenn er Genugthuung von Ihnen forderte, ſich mit ihm ſchlagen? Seien Sie doch vernünftig! Sehen Sie, ich will noch weniger von Ihnen begehren: ich verlange nur noch, daß Sie Orlanduccio nicht mehr provociren ... Meinetwegen mögen Sie ſich mit ihm ſchießen, wenn er Sie fordert.

Das wird er ohne Zweifel; ich verſpreche Ihnen jedoch, daß ich ihn nicht durch fernere Ohrfeigen dazu nöthigen werde.

Welch ein Land! wiederholte der Präfect, indem er mit großen Schritten auf und abging. Wäre ich nur ſchon wieder auf franzöſiſchem Boden!

Herr Präfect, redete ihn Colomba mit dem ſanfteſten Ton ihrer Stimme an, es iſt ſpät geworden; wollen Sie uns die Ehre erweiſen, bei uns zu frühſtücken?

Der Präfect konnte ſich des Lächelns nicht erwehren. Ich habe ſchon zu lang hier verweilt, ſo lang, daß man mir's als Parteilichkeit auslegen könnte . . . Und der verwünſchte Grundſtein! Ich muß mich auf den Weg machen. Fräulein della Rebbia, heute haben Sie vielleicht eine unabſehbare Unheilſaat ausgeſtreut.

Sie werden wenigſtens, ſagte Orſo, meiner Schweſter die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie aus feſter Ueberzeugung gehandelt, aus einer Ueberzeugung, welche Sie, Herr Präfect, nunmehr gewiß für begründet halten.

Leben Sie wohl, Herr della Rebbia, ſagte der Präfect, indem er ſich mit einer Handbewegung verabſchiedete. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich dem Gensdarmerie-Brigadier den Befehl ertheilen werde, ein wachſames Auge auf Sie zu haben.

Orſo, ſagte Colomba, als der Präfect gegangen war, vergiß nicht, daß du hier nicht auf dem Continent biſt. Orlanduccio hat von einem regelrechten Duell keinen Begriff; der Elende verdient es übrigens gar nicht, eines ehrenhaften Todes zu ſterben.

Meine liebe, gute Colomba, du biſt ein ſtarkes Mädchen, und deinem Muth verdanke ich's, daß mich der Dolch des Buben nicht traf . . . Gieb mir deine kleine Hand, damit ich ſie küſſe . . . Aber ſieh! im Uebrigen mußt du mich nach meinem Kopf handeln laſſen. Es giebt Dinge, wofür du kein rechtes Verſtändniß haſt. Jetzt gieb mir etwas zu eſſen, und dann, ſobald der Präfect dem Ort den Rücken gekehrt hat, laß die kleine Chilina herkommen. Sie ſcheint ſich der Aufträge, die man ihr giebt, ganz vortrefflich zu entledigen und ſoll mir einen Brief beſorgen.

Während Colomba mit Saveria das Frühſtück zubereitete, ging Orſo auf ſein Zimmer, und ſchrieb folgendes Billet:

„Sie wünſchen gewiß, daß wir recht bald zuſammentreffen möchten; ich nicht minder. Wir könnten uns morgen früh um ſechs in dem Thale von Acquaviva einfinden. Ich bin im Piſtolenſchießen ſehr geſchickt und ſchlage Ihnen deßhalb dieſe Waffe nicht vor. Man ſagt mir, daß Sie mit der Flinte ſehr gut umzugehen wiſſen: nehmen wir alſo Jeder eine doppelläufige Flinte mit. Ich werde mich durch einen Mann aus dem Dorf begleiten laſſen. Sollte Ihr Bruder Luſt haben, mitzukommen, ſo bringen Sie einen zweiten Secundanten mit, und ſetzen Sie mich davon in Kenntniß. Nur in dieſem Fall würde ich mich von zwei Secundanten begleiten laſſen.

Orſo Antonio della Rebbia.“

Der Präfect verbrachte noch eine Stunde beim Adjuncten des Bürgermeiſters, ſprach noch einige Minuten bei den Barricini vor und reiſ'te unter Escorte nur Eines Gensdarmen nach Corte ab. Eine Viertelſtunde darauf trug Chilina Orſo's Brief hinüber und händigte ihn Orlanduccio ein.

Die Antwort ließ auf ſich warten bis zum Abend. Sie trug die Unterſchrift von Herrn Barricini dem Vater, welcher Orſo benachrichtigte, daß er den an ſeinen Sohn gerichteten Drohbrief bereits an den Staatsanwalt abgeſchickt habe. Mit ruhigem Gewiſſen, ſo lautete der Schluß, werde ich ausharren, bis mir von Seite des Gerichts die unausbleibliche Genugthuung für Ihre Verleumdungen zu Theil geworden.

Mittlerweile waren auf Colomba's Befehl fünf oder ſechs Hirten eingetroffen, eine Beſatzung für den Thurm der della Rebbia. Trotz allem Widerreden Orſo's wurden archere an denjenigen Fenſtern angebracht, die auf den Platz hinausgingen, und den ganzen Abend hindurch wußte ſich Orſo der Beiſtandsanerbietungen ſeiner Anhänger kaum zu erwehren. Sogar von dem theologiſchen Banditen kam ein Brief, worin dieſer in ſeinem und in Brandolaccio's Namen an dem Kampf theilzunehmen verſprach, falls der Bürgermeiſter ſo weit gehen ſollte, die Gensdarmerie wider Orſo aufzubieten. Nebenbei ließ ſich Signor Caſtriconi in einem Poſtſcriptum alſo vernehmen: Darf ich fragen, was für Gedanken ſich der Herr Präfect über die vorzügliche Erziehung macht, welche mein Freund dem Hund Brusco angedeihen läßt? Abgeſehen von Chilina, wüßte ich auch keinen geduldigern und mit glänzenderen Fähigkeiten ausgeſtatteten Schüler aufzuweiſen.

## XVI.

Der folgende Tag verlief, ohne daß die Feindſeligkeiten eröffnet worden wären. Auf beiden Seiten rüſtete man ſich und wartete ab. Orſo that keinen Schritt aus dem Hauſe, und auch die Thür der Barricini blieb verſchloſſen. Die fünf Gensdarmen, welche als Beſatzung in Pietranera zurückgeblieben waren, ſchlenderten auf dem Platz oder in den allernächſten Umgebungen des Dorfes umher; der Flurſchütz hatte ſich ihnen als einziger Vertreter der Comunalmiliz zugeſellt. Der ſtellvertretende Adjunct des Bürgermeiſters trug ſchon auf alle Fälle ſeine Schärpe um den Leib; ſonſt aber, die archere der feindlichen Häuſer ausgenommen, deutete nichts auf kriegeriſche Zuſtände hin. Nur einem Corſen wäre es aufgefallen, daß bei der grünen Eiche auf dem Platz bloß Weiber zu ſehen waren.

Als Orſo zum Abendeſſen herunterkam, zeigte ihm Colomba mit freudiger Miene folgenden Brief, welchen ſie ſoeben von Miß Nevil erhalten hatte:

„Mein liebes Fräulein Colomba!

„Durch einen Brief von Ihrem Bruder erfahre ich zu meiner lebhaften Befriedigung, daß die drohende Fehde beigelegt iſt. Nehmen Sie meine herzlichen Glückwünſche entgegen! Mein Vater kann es in Ajaccio nicht mehr aushalten, ſeitdem er Ihren Bruder nicht mehr hat, um vom Krieg zu ſprechen und auf die Jagd zu gehen. Heute noch reiſen wir ab und denken bei Ihren Verwandten, für die Sie uns einen Empfehlungsbrief geſchickt haben, zu übernachten.

Uebermorgen gegen Mittag werde ich mit der Bitte an Sie herantreten, mich doch jenen Gebirgsbruccio koſten zu laſſen, welchen Sie ſo unendlich weit über den andern ſtellen, den man in der Stadt bekommt. Auf baldiges Wiederſehen alſo, mein liebes Fräulein Colomba! — Ihre Freundin

Lydia Nevil.“

So hat ſie meinen zweiten Brief denn nicht erhalten? rief Orſo.

Aus dem Datum ihres Schreibens kannſt du erſehen, daß ſie bereits unterwegs ſein mußte, als jener Brief in Ajaccio eintraf. Haſt du denn Miß Lydia von der Herreiſe abgerathen?

Ich habe ihr geſchrieben, daß wir uns hier in Belagerungszuſtand befinden, einem Zuſtand, der ſich, wie mir ſcheint, zum Empfang von Gäſten wenig eignet.

Ach! wer weiß? Dieſe Engländer ſind ſo ſonderbar! In der letzten Nacht, die ich zu Ajaccio im Zimmer der Miß zubrachte, theilte ſie mir mit, daß ſie Corſica höchſt ungern verlaſſen würde, ohne eine ſchöne Vendetta mit erlebt zu haben. Wenn du es wünſcheſt, Orſo, könnten wir unter ihren Augen das Haus unſerer Feinde ſtürmen.

Weißt du, ſagte Orſo, daß die Natur nur aus Verſehen ein Weib aus dir gemacht hat? Du hätteſt ein prächtiger Soldat werden können.

Wohl möglich. Jedenfalls werde ich den Bruccio in Bereitſchaft halten.

Nicht nöthig. Man muß ihnen Jemand entgegenſchicken, um ſie von der Lage zu unterrichten und ihnen das Weiterreiſen zu erſparen.

Wie? Bei ſolchem Wetter ſprichſt du davon, einen Boten auszuſchicken? Soll ihn etwa der Wolkenbruch mitſammt deinem Briefe fortſchwemmen? . . . O wie dauern mich die armen Banditen bei dem Sturm! Zum Glück haben ſie dichte piloni*) . . . Weißt du was, Orſo? Wenn der Sturm nachläßt, machſt du dich morgen in aller Frühe auf und reiteſt zu unſeren Verwandten hin, ehe noch deine Freunde aufgebrochen ſind. Es iſt dir dies ein Leichtes, denn Miß Lydia ſteht immer ſpät auf. Du erzählſt ihr, was ſich hier zugetragen, und ſagſt ihr, daß, wenn ſie deſſen ungeachtet auf ihrem Vorſatz beſteht, wir Alle ſie mit dem größten Vergnügen bei uns aufnehmen werden.

Orſo ging auf den Vorſchlag ſehr bereitwillig ein. Nach einer kurzen Pauſe ſagte Colomba zu ihm:

Du glaubſt vielleicht, Orſo, daß ich dir vorhin nur im Scherz von einem Angriff auf das Haus der Barricini ſprach? Weißt du wohl, daß wir in der Uebermacht ſind, mindeſtens Zwei gegen Einen? Seitdem der Präfect den Bürgermeiſter ſuspendirt hat, ſtehen alle Männer hier im Orte zu uns. Wir könnten unſere Feinde niederſchmettern. Der Kampf ließe ſich leicht anſpinnen. Ich brauchte bloß, wenn du es wünſchteſt, an den Brunnen hinunterzugehen und die Weiber drüben zu verhöhnen. Da würden die Männer herauskommen, oder vielleicht — feig genug wären ſie dazu — aus ihren archere auf mich ſchießen; treffen würden ſie mich wohl nicht. Das Weitere iſt ſelbſtverſtändlich: ſie ſind die Angreifer, und wenn ſie zu kurz kommen, ſo mögen ſie den Schaden ſich ſelber zuſchreiben. Wie ſoll man nachträglich feſtſtellen, wer im Handgemenge einen glücklichen Stoß oder Schuß gethan hat? Glaub mir, Orſo, die Federfuchſer werden ſich dann wohl einfinden in ihren ſchwarzen Röcken und werden auch viel Papier beſudeln und viel unnütze Worte machen. Aber die Sache wird im Sand verrinnen. Durch einen geſcheidten Kopf ließen ſich ja die Leute dahin bringen, am hellen Mittag alle Sterne funkeln zu ſehen. Ach! wenn ſich der Präfect nur nicht vor den Vincentello hingepflanzt hätte, ſo wäre der Feind bereits um Einen Mann ſchwächer.

---

*) Pilone, ein ſehr ſchwerer Tuchmantel mit Kapuze.

Das Alles ſetzte ſie eben ſo kaltblütig auseinander, wie ſie kurz vorher von der Zubereitung ihres Bruccio geſprochen hatte.

Vor Staunen ſtarr betrachtet Orſo ſeine Schweſter mit einer ängſtlichen Bewunderung.

Meine ſanfte Colomba, ſagte er, vom Tiſch aufſtehend, faſt muß ich befürchten, daß du der leibhaftige

Teufel biſt; aber ſei nur ruhig! Wenn es mir nicht gelingt, die Barricini an den Galgen zu bringen, ſo werde ich ſchon auf andere Mittel ſinnen. Heiße Kugel oder kalter Stahl — du ſiehſt, daß ich noch corſiſch reden kann.

Der ſchnellſte Entſchluß wäre auch der beſte, antwortete Colomba mit einem Seufzer. Was für ein Pferd wirſt du morgen reiten, Orſ' Anton'?

Den Rappen. Warum fragſt du darnach?

Ich will ihn mit Gerſte füttern laſſen.

Als Orſo auf ſein Zimmer gegangen war, ſchickte Colomba Saveria und die Hirten zu Bett, und blieb allein in der Küche bei dem Bruccio. Von Zeit zu Zeit lauſchte ſie: mit Ungeduld ſchien ſie den Augenblick zu erwarten, wo ihr Bruder ſchlafen gehen würde. Endlich, als ſie annehmen konnte, daß er in feſtem Schlummer lag, griff ſie nach einem Meſſer, prüfte es, ob es auch recht ſcharf ſei, zog dann dicke Filzſchuhe über ihre kleinen Füße und ſchlich ſich in den Garten.

Der Garten war von einer Mauer umſchloſſen und grenzte an einen ziemlich weiten umfriedigten Raum, den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Pferde, denn corſiſche Pferde kommen gar ſelten in einen Stall. Man pflegt ſie ganz frei auf einem Felde herumlaufen zu laſſen, und ſtellt die Sorge um Futter und um Schutz vor der Witterung ihrer eigenen Findigkeit anheim.

Colomba öffnete, gleichfalls ſehr behutſam, die

74.
Reinald indeß und Rüdiger bereiten
Die Waffen zu dem großen Kampfe vor,
Wobei, der für das röm'ſche Reich zu ſtreiten
Berufen war, die Waffenart erkor.
Da er beſchloſſen, nimmermehr zu reiten,
Seit er das gute Roß Bayard verlor,
Entſchied er ſich, zu Fuß, in vollen Schienen,
Des Dolches und der Axt ſich zu bedienen.

75.
War's Zufall, war's nach klugem Ueberlegen
Von ſeinem Malegys ihm beigebracht,
Der weiß, wie wenig feſt der Waffenſegen
Vor Baliſardens gier'ger Schneide macht,
Genug, die beiden gehen ohne Degen,
Nach dem Vertrage, wie ihr wißt, zur Schlacht.
Und nah bei Arles denken ſie, dem alten,
Auf einen großen Plan den Kampf zu halten.

76.
Kaum hebt aus Tithons wellenkühlem Bette
Aurora munter ſich herauf und ſchön,
Und läßt den ſchwerſten in der Tage Kette
Und die zum Kampf beſtimmte Zeit entſtehn,
Als auch von da und dort zu dieſer Stätte
Die Abgeordneten zuſammen gehn;
An jedem Ende wird ein Zelt errichtet,
Und ein Altar daneben aufgeſchichtet.

77.
Nun kommt, nach kurzer Stille, Schaar an Schaaren,
Das Heidenheer zur Stadt herausgeſchwenkt,
Das reich bewehrt, im Pompe der Barbaren,
Der Oberherr der Afrikaner lenkt,

Gartenthür, trat in den umzäunten Raum hinaus und lockte die Pferde, welchen ſie öſters Brod und Salz mitbrachte, zu ſich heran. Kaum hatte ſich der Rappe genähert, ſo faßte ſie ihn kräftig bei der Mähne und ſpaltete ihm mit ihrem Meſſer das eine Ohr. Das Thier bäumte ſich und ſchoß mit jenem ſchrillen Schrei, den ein heftiger Schmerz den Pferden zuweilen erpreßt, von dannen. Schon hatte ſich Colomba, nachdem ſie ihren Zweck erreicht, in den Garten zurückgeſchlichen, als Orſo das Fenſter aufriß und hinausrief: Wer da? Zu gleicher Zeit hörte ſie ihn den Hahn ſeiner Flinte ſpannen. Zum Glück lag die Gartenthür ganz im Dunkel und war zudem durch einen großen Feigenbaum theilweiſe verdeckt. Aus den Lichtſtrahlen, welche nun die Fenſter droben erhellten und eben ſo plötzlich wieder erloſchen, mußte ſie ſchließen, daß ihr Bruder bemüht ſei, eine Lampe anzuzünden. Sie beeilte ſich alſo, die Gartenthüre zuzuriegeln, ſchlüpfte längs der Mauer hin, wo ihr ſchwarzer Anzug ſich vom dunklen Laubwerk der Spaliere nicht abheben konnte, erreichte ſo das Haus und ſaß wieder in der Küche, bevor Orſo hereintrat.

Iſt etwas geſchehen? fragte ſie ihn.

Es ſchien mir, ſagte Orſo, als hätte Jemand die Gartenthür aufgeſchloſſen.

Unmöglich. Der Hund hätte ja gebellt. Doch ſehen wir nach.

Orſo machte die Runde um den ganzen Garten; da er die Thür wohl verriegelt fand, ſchämte er ſich einigermaßen ſeines grundloſen Lärmſchlagens und wollte, ohne weiter ein Wort zu verlieren, auf ſein Zimmer zurück.

Mich freut es, Bruder, ſagte Colomba, daß du vorſichtig wirſt, wie man es in deiner Lage ſein ſoll.

Das macht deine Erziehungsmethode, antwortete Orſo. Gute Nacht.

Schon vor Tagesanbruch ſtand Orſo reiſefertig im Speiſezimmer. Sein Anzug war zugleich der eines kriegführenden Corſen und eines auf ſeine äußere Erſcheinung bedachten jungen Mannes, welcher der Dame ſeines Herzens gefallen will. Ueber einem eleganten blauen Rock, der ſich eng an ſeine Taille anſchloß, hing ihm quer über der Bruſt an einer grünſeidenen Schnur eine Blechbüchſe voll Patronen; ſein Stilett führte er in einer Seitentaſche bei ſich, und in der Hand hielt er das ſchöne mit Kugeln geladene Manton-Gewehr. Während er die Schale Kaffee, welche ihm Colomba gereicht hatte, eilig austrank, war einer von den Hirten hinausgegangen, um den Rappen zu ſatteln und zu zäumen. Orſo und ſeine Schweſter waren raſch nachgefolgt und betraten das Gehege. Der Hirte hielt ſchon das Pferd bei der Mähne, hatte aber Zügel und Sattelzeug fallen laſſen und ſtarrte entſetzt vor ſich hin; der Rappe, welcher noch an der nächtlichen Verwundung litt und wohl in Angſt ſein mochte um das Schickſal ſeines geſunden Ohrs, bäumte ſich, ſchlug aus, wieherte und war ganz außer Rand und Band.

Hurtig! Mach ſchnell! rief Orſo.

Ha! Orſ' Anton'! Ha! Orſ' Anton'! ſtotterte der Hirte und brach dann, mit dem Blut der Madonna anfangend, in zahl- und endloſe, meiſt unüberſetzbare Verwünſchungen aus.

Was giebt's denn? fragte Colomba.

Alle Bewohner des Hauſes kamen gelaufen, und als ſie bemerkten, daß das Thier aus geſpaltenem Ohr blutete, ſchrie Jeder vor Ueberraſchung und Empörung auf. Nach corſiſchen Begriffen gilt nämlich dieſe Verſtümmelung an dem Pferd eines Feindes gleichzeitig als Rache, als Schimpf und als tödtliche Drohung, und nur durch eine Kugel iſt die Frevelthat zu ſühnen. Orſo, der ja ſo lange auf dem Feſtland gelebt, hatte zwar weniger Verſtändniß als die Uebrigen für die ganze Schwere der Beleidigung; wenn jedoch in dieſem Augenblick ein Barricini vor ihn hingetreten wäre, ſo hätte er ihn höchſt wahrſcheinlich an Ort und Stelle für den Schimpf büßen laſſen, den er keinem Andern zuſchreiben konnte, als einem ſeiner Feinde. O die feigen Buben, rief er; mir wagen ſie nicht ins Geſicht zu ſchauen, und laſſen die Wuth aus an einem hülfloſen Thier!

Worauf warten wir noch? brauſ'te Colomba ungeſtüm auf. Sie verhöhnen uns auf unſerem Grund und Boden; ſie verſtümmeln unſre Pferde, und wir,

wir ſollten nicht darauf antworten? ſagt, ſeid ihr Männer?

Rache! ſchrieen die Hirten. Durchs Dorf mit dem Pferd und Sturm auf ihr Haus!

Es ſtößt eine Scheune mit einem Strohdach an ihren Thurm, ſagte der alte Polo Griffo; im Handumdrehen ſetz' ich den rothen Hahn hinauf. Ein Anderer ſchlug vor, man möge die Leitern aus dem Kirchthurm herunterholen; ein Dritter wollte die Thüren des Barriciniſchen Hauſes mit Hülfe eines Balkens einrennen, der gerade zu irgend einem Bauzweck auf dem Platze lag. Aus dem wilden Geſchrei heraus tönte Colomba's Stimme: ſie verſprach, jedem ihrer Anhänger, bevor es zur Schlacht gehen würde, ein großes Glas Anisbranntwein zu reichen. Unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weiſe brachte Colomba's grauſame That bei Orſo weitaus nicht die volle beabſichtigte Wirkung hervor. Er zweifelte wohl keinen Augenblick daran, daß die barbariſche Verſtümmelung das Werk eines ſeiner Feinde ſei, und hatte ſogar Orlanduccio ganz beſonders im Verdacht; aber er konnte nicht den Glauben in ſich aufkommen laſſen, daß der junge Mann, welchen er beſchimpft und herausgefordert hatte, durch die Mißhandlung eines Pferdes ſich das Brandmal von der Stirne gelöſcht habe. Im Gegentheil, dieſe niedrige und kindiſche Rache vermehrte nur ſeine Verachtung für die Gegner, und jetzt dachte er mit dem Präfecten, daß ſolche Menſchen die Ehre gar nicht verdienten, ſich mit einem Cavalier im Zweikampf zu meſſen. Sobald ihn ſeine Anhänger zu Wort kommen ließen, erklärte er ihnen, zu ihrem höchlichen Erſtaunen, daß ſie auf ihre kriegeriſchen Abſichten zu verzichten hätten, da der Staatsanwalt, deſſen Eintreffen ja in den nächſten Tagen bevorſtand, das Ohr des Rappen ſehr wohl rächen würde. Ich bin der Herr hier, ſagte er ſehr ſcharf, und bin geſonnen, keinerlei Ungehorſam zu dulden. Wer ſich ferner noch beifallen läßt, von Sengen und Morden zu ſprechen, der hat es mit mir zu thun. Und jetzt ſattle man mir den Grauſchimmel!

Wie, Orſo? ſagte Colomba, ihn bei Seite nehmend, du leideſt, daß man uns beſchimpft? Bei Lebzeiten unſeres Vaters hätten die Barricini nun und nimmermehr eins unſerer Thiere zu verſtümmeln gewagt.

Sie ſollen es bereuen, ich verſpreche dir's; aber Buben, welche nur an Thieren ihren Muth bewähren, ſind es nicht werth, anders gezüchtigt zu werden als durch Gensdarmen und Kerkermeiſter. Wie geſagt, die Gerichte ſollen mich an ihnen rächen, wenn nicht, ſo wirſt du mich nicht daran zu erinnern brauchen, weſſen Sohn ich bin.

Nun denn, Geduld! ſeufzte Colomba.

Vergiß nicht, Schweſter, fuhr Orſo fort, daß, wenn ich bei meiner Rückkehr in Erfahrung bringe, daß gegen die Barricini irgend etwas unternommen worden iſt, ich dir's nie verzeihen würde. Und mit milderem Ton ſetzte er hinzu: Es iſt ſehr möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß ich mit dem Oberſten und ſeiner Tochter zurückkomme; ſorge du dafür, daß ſie ihre Zimmer in Bereitſchaft finden, und daß ihnen ein anſtändiges Frühſtück vorgeſetzt werde, mit einem Wort, daß ſie ſich in unſerem Hauſe nicht allzu unbehaglich fühlen. Es iſt eine ſchöne Sache um den Muth, liebe Colomba, aber ein Weib darf nie das Hausweſen darüber vergeſſen. So, jetzt gieb mir einen Kuß, und ſei brav! Da iſt ſchon der Grauſchimmel.

Orſo, ſagte Colomba, du kannſt nicht allein fortreiten.

Ich brauche keine Begleitung, antwortete Orſo, und gebe dir mein Wort darauf, daß mir Keiner ein Ohr ſpalten ſoll.

Nein, niemals werde ich dich in Kriegszeiten allein ziehen laſſen. Holla! Polo Griffo! Gian' Francè! Memmo! Nehmt eure Flinten und begleitet meinen Bruder.

Nach einer ziemlich lebhaften Debatte mußte ſich ſchließlich Orſo drein ſchicken. Er wählte zu ſeiner Bedeckung diejenigen Heißſporne, welche eine kriegeriſche Action am wärmſten befürwortet hatten, und entfernte ſich, nachdem er ſeiner Schweſter und den zurückbleibenden Hirten nochmals eingeſchärft hatte, ſich ruhig zu verhalten. Dies Mal machte er einen Umweg, um dem Barriciniſchen Hauſe auszuweichen.

Schon hatte der kleine Trupp, nach einem ſcharfen Ritt, Pietranera weit hinter ſich und ſchickte ſich eben an, einen kleinen Bach zu überſchreiten, der ſich in einen Sumpf verlor, als Polo Griſſo mehrere Schweine gewahrte, welche, behaglich im Koth lagernd, im Doppelgenuß des Sonnenſcheins und der kühlen Feuchtigkeit ſchwelgten. Sofort nahm er das dickſte aufs Korn und traf es in den Kopf, ſo daß es todt liegen blieb, während die übrigen aus ihrer Beſchaulichkeit aufſprangen, mit bewundernswerther Schnelligkeit davonliefen und, trotzdem ihnen der andere Hirt noch eine Kugel nachſchickte, wohlbehalten im Dickicht verſchwanden.

Ihr Dummköpfe! rief Orſo, es ſind ja keine Wildſchweine.

Weiß ſchon, Orſ' Anton', antwortete Polo Griſſo; aber die Heerde gehört dem Advocaten, und er ſoll ſehen, was es heißt, unſere Pferde zu verunſtalten.

Wie, ihr Spitzbuben? rief Orſo voller Wuth, ihr äfft die Schandthaten unſerer Feinde nach? Macht euch aus dem Staub, ihr Tröpfe! Ich kann euch nicht brauchen, wenn ihr euch bloß mit Säuen herumzuſchlagen wißt. Bei Gott! dem haue ich den Schädel entzwei, der ſich erkühnt, mir noch zu folgen!

Die beiden Hirten ſchauten einander verblüfft in die Augen. Orſo gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte in geſtrecktem Galopp davon.

Schön! murrte Polo Griſſo vor ſich hin, das hat man davon, wenn man die Leute liebt. Wirklich ein ſchöner Dank das! Dir hat ſein Vater, der Oberſt, einmal den Marſch gemacht, als du den Advocaten aufs Korn nahmſt . . . Dummer Kerl, was haſt du nicht gleich losgedrückt? . . . Und der Sohn — du haſt doch mit angeſehen, was ich für ihn gethan habe — der ſpricht davon, mir den Schädel einzuſchlagen wie eine geſprungene Kürbisflaſche, die den Wein ausrinnen läßt. Das nennen ſie drüben in Frankreich die Bildung, Memmo!

Ja, und wenn's herauskommt, daß du der Sau den Garaus gemacht haſt, ſo hängen ſie dir einen Prozeß an den Hals, und Orſ' Anton' wird weder mit den Richtern reden, noch einen Advocaten bezahlen wollen. Glücklicher Weiſe hat Niemand zugeſchaut, und du kannſt dich im Nothfall mit Hilfe der „Santa Nega“ aus der Patſche ziehen.

Nach einigem Hin- und Herreden einigten ſich die beiden Hirten dahin, daß es das Klügſte ſei, das Schwein in ein Sumpfloch zu werfen, was auch ſofort ausgeführt wurde, das heißt, nachdem Jeder, wie es die geſunde Vernunft gebot, ſich erſt einige Stücke Fleiſch aus dem unſchuldigen Opfer corſiſchen Familienhaſſes herausgeſchnitten hatte.

## XVII.

Nachdem ſich Orſo ſeiner zuchtloſen Escorte glücklich entledigt, ritt er ſinnend ſeines Weges; die Freude, Miß Lydia wiederzuſehen, ließ die Beſorgniß vor einem feindlichen Ueberfall kaum in ihm aufkommen. Der Prozeß, den ich gegen dieſe elenden Barricini führen werde, dachte er, wird mich zu einer Reiſe nach Baſtia zwingen — da könnte ich ja Miß Nevil hinbegleiten, und ſind wir einmal dort, warum ſollten wir nicht die Heilquellen von Orezza mit einander beſuchen? Und plötzlich ſpiegelten ihm die Erinnerungen aus der Kindheit alle Einzelheiten jener maleriſchen Gegend vor. Die Phantaſie trug ihn fort zum grünenden Wieſengrund mit den uralten Kaſtanienbäumen. Aus dem ſchimmernden Raſen lachten ihn tauſend blaue Blumen an wie freundlich blickende Augen, und neben ihm ſaß Miß Lydia. Sie hat den Hut losgebunden, und in den weichen Wellen ihres zarten blonden Haars erzittert der goldig flutende Widerſchein des Sonnenſtrahls, der durch das Laubwerk zu ihr niederdringt. Ihre Augen, die lieben blauen Sterne, leuchten noch reiner und noch tiefer als das blaue Aethermeer. So ſitzt ſie und hat den Kopf auf die Hand geſtützt und lauſcht den Liebesworten, die Orſo mit bebender Stimme ihr zuflüſtert. Sie trägt dasſelbe einfache Mouſſelinkleid wie damals, als er ſie in Ajaccio zum letzten Male ſah, und aus den weiten weißen Falten ſchaut das niedliche Füßchen hervor in ſeiner ſchwarzen Atlashülle. O wie gern würde Orſo dieſes Füßchen küſſen! . . . Aber ſieh da! Miß Lydia hat den einen Handſchuh bei Seite geworfen, und mit der entblößten Hand pflückt ſie eine weiße Blume; Orſo greift danach; er fühlt wie Lydia's Hand den ſanften Druck der ſeinigen erwiedert, und er küßt das Blümchen, küßt die Hand, und man zürnt ihm nicht . . .

In dieſe Traumbilder verſunken, ritt Orſo immer weiter, ohne im Geringſten auf den Weg zu achten. Schon glaubte er Miß Nevil's weiße Hand zum zweiten Mal zu küſſen, — da ſtieß er in Wirklichkeit mit dem Mund beinahe auf die Mähne ſeines Grauſchimmels, der plötzlich ſtehen geblieben war, weil ihm die kleine Chilina den Weg verſperrt und ihn beim Zügel gefaßt hatte.

Wißt Ihr nicht, daß Euer Feind in der Nähe iſt? Wohin reitet Ihr denn, Orſ' Anton'? rief ſie ihm zu.

Mein Feind! fuhr Orſo auf, voll Ingrimm über die Unterbrechung ſeines eben jetzt ſo ſüßen Traums. Wo iſt mein Feind?

Orlanduccio iſt ganz in der Nähe und lauert Euch auf. Kehrt um! Kehrt um!

So? Er lauert mir auf? Haſt du ihn geſehen?

Gewiß, Orſ' Anton'. Ich lag im Farrenkraut, wie er vorbeiging. Er ſchaute rings herum durch ſein Fernrohr.

Nach welcher Richtung iſt er weggegangen?

Dort hinunter, gerade dort, wo Ihr hinreitet.

Schönen Dank!

Orſ' Anton', thätet Ihr nicht beſſer, auf den

Auf braunem Roß mit ſchwarzen Mähnenhaaren,
Die Stirne weiß, zwei Füße weiß geſprenkt,
An ſeiner Seite Rüd'gern, den Kühnen,
Dem heut Marſil zu ſtolz nicht iſt zu dienen.

78.

Den Helm, den er, mit faſt zu kühnem Wagen,
Dem wilden Mandricard vom Haupte ſchlug,
Den Helm, den lang zuvor, in Troja's Tagen,
In beſſ'rem Lied gefeiert, Hektor trug,
Scheut ſich Marſil nicht nebenher zu tragen.
Der andern Fürſten und Barone Zug
Belud ſich mit den andern Waffenſtücken,
Die reichlich Gold und Edelſteine ſchmücken.

79.

Von jenſeits über ſeine Lagergräben
Rückt König Karl mit ſeinem ganzen Heer,
In Ordnung ſo geſtellt, als zög' es eben
Am ernſten Tag zum Waffenwerk daher.
Er iſt von ſeinen hohen Pairs umgeben,
Und Reinald iſt bei ihm in voller Wehr
— Nur fehlt der Helm Mambrin's — bis an die Zähne;
Den trägt der Paladin, Ogier der Däne.

80.

Die eine Axt trägt Herzog Nayms, die zweite
Der König der Bretagne, Salomon.
Karl ſtellt die Seinen auf die eine Seite,
Und drüben ſteht der Mohren Legion.
In Mitten bleibt ein großes Feld zum Streite;
Wer dieß betritt, der iſt des Todes Sohn:
Ein ſtrenger Spruch, der allgemein ergangen,
Läßt nur die beiden Kämpfer hingelangen.

Onkel zu warten? Er kann nicht mehr weit ſein, und wenn Ihr ihn bei Euch hättet, wäret Ihr ſicher.

Fürchte nichts, Chili! Ich brauche deines Onkels Beiſtand nicht.

Wenn Ihr wollt, kann ich vor Euch hergehen.

Nein, danke!

Orſo gab ſeinem Pferd die Sporen und verfolgte in ſcharfem Trab die Richtung, die ihm das kleine Mädchen angedeutet hatte.

Seine erſte Empfindung war die einer blinden Wuth geweſen, und er hatte gedacht, daß ſich ihm keine beſſere Gelegenheit bieten könnte, einen Feigling zu züchtigen, der ſeine Rache für eine Ohrfeige an einem armen Thier ausließ. Aber während des Weiterreitens ſtimmten ihn die Erinnerung an das, was er dem Präfecten zugeſagt, und namentlich die Furcht, Miß Nevil's Beſuch zu verfehlen, ſo weit um, daß er jetzt beinah wünſchte, er möchte Orlanduccio nicht begegnen. Bald aber entfachte ſich ſein Zorn wieder beim Gedanken an ſeinen Vater, an die Verſtümmelung des Pferdes, an die Drohungen der Barricini, und es reizte ihn, den Feind aufzuſuchen, um ihn nochmals zu fordern und dies Mal zum Kampf zu zwingen. Zwiſchen den verſchiedenartigſten Entſchlüſſen alſo hin und herſchwankend, ritt er immer voran, wenn auch jetzt mit großer Vorſicht: er ſpähte nach jedem verdächtigen Buſch und Baum und hielt ſogar hie und da ſein Pferd an, um ins wirre Summen der Einſamkeit hinauszulauſchen. Ungefähr zehn Minuten, nachdem er die kleine Chilina verlaſſen, (es mochte neun Uhr Morgens ſein) langte er bei einem ſehr abſchüſſigen Bergabhang an. Der Weg oder vielmehr der kaum gebahnte Pfad, den er verfolgte, führte durch ein jüngſt abgebranntes Gehölz. Ringsum war der Boden noch mit weißlicher Aſche bedeckt, und hie und da ſtanden einzelne vom Feuer geſchwärzte blätterloſe Bäume, wiewohl ganz abgeſtorben, noch aufrecht. Beim Anblick ſolch eines abgebrannten Gehölzes glaubt man ſich in eine nordiſche Winterlandſchaft verſetzt, und der Gegenſatz zwiſchen der Kahlheit der verwüſteten Stellen und dem ſtrotzenden Reichthum der vom Element verſchonten Umgebung ſteigert noch im Schauenden die düſtere, troſtloſe Empfindung. Aber in Orſo weckte die Landſchaft dies Mal nur die eine, für einen Mann in ſeiner Lage allerdings hochwichtige Betrachtung: auf dieſer öden Fläche konnte ihm kein Feind verborgen auflauern. Und in der That iſt ein derartiges kahles Terrain, welches vor dem Auge ganz offen daliegt, eine wahre Oaſe für denjenigen, der bei jedem Buſch gewärtig ſein muß, einen Flintenlauf nach ſeiner Bruſt gerichtet zu ſehen. Um das abgebrannte Gehölz herum lagen einige bebaute Felder, nach Landesbrauch umgeben mit bruſthohen Mauern von roh aufgeſchichteten Steinen. Zwiſchen dieſen Mauern führte der Pfad weiter. Die rieſigen, wild durch einander ragenden Kaſtanienbäume, die auf jenen Feldern ſtanden, nahmen ſich, aus der Ferne geſehen, wie ein dichter Wald aus.

Orſo, welchen die Schroffheit des Abhangs zum Abſteigen genöthigt hatte, warf ſeinem Pferd die Zügel auf den Hals und ging, über die Aſche mehr gleitend als ſchreitend, raſch bergab. Er war kaum mehr fünfundzwanzig Schritte von der einen Mauer rechts am Wege entfernt, als er über derſelben erſt einen Flintenlauf und dann einen Kopf auftauchen ſah. Der Flintenlauf ſenkte ſich . . . Orſo hatte Orlanduccio erkannt und machte ſich ſofort ſchußfertig wie ſein Gegner. Den Gewehrkolben an die Wange gepreßt, ſtarrten einander die Beiden einige Secunden lang mit jener fieberhaften Beklommenheit an, welcher auch der Muthigſte nicht entgeht im Augenblick, wo er den Tod geben oder empfangen ſoll.

Pfui! du Memme! rief Orſo . . . Aber noch ehe er ganz ausgeredet, blitzte es ihm auch ſchon aus Orlanduccio's Flinte entgegen, und faſt gleichzeitig fiel ein Schuß von der andern Seite her; ein zweiter Gegner, welchen er nicht geſehen hatte, lag alſo hinter der Mauer, die ſich links am Wege hinzog, im Hinterhalt. Beide Kugeln hatten Orſo getroffen: die eine, die Orlanduccio's, hatte ihm den beim Zielen ausgeſtreckten linken Arm durchbohrt; die andere war ihm in der Bruſtregion durch den Rock gefahren, aber glücklicher Weiſe durch die Klinge ſeines Stiletts aufgehalten worden, und hatte ihm nur durch die Wucht, womit ſie ſich auf derſelben platt drückte, eine leichte Quetſchung beigebracht. Orſo's linker Arm war mit dem Flintenlauf, den er ſtützte, ſofort wie vom Schlag gerührt niedergeglitten. Gleich darauf richtete jedoch der Verwundete mit der rechten Hand die Waffe wieder auf und feuerte ſie auf Orlanduccio ab, deſſen Kopf, von dem bloß Stirn und Augen ſichtbar geweſen waren, nun hinter der Mauer verſchwand. Jetzt wandte ſich Orſo nach links und ſchoß ſeine zweite Ladung auf einen Mann ab, den er im Pulverdampf kaum unterſcheiden konnte. Auch der verſchwand. Die vier Schüſſe waren unglaublich raſch nach einander gefallen, mit ebenſo kurzen Zwiſchenpauſen, wie ſie beim Schnellfeuer geübter Soldaten vorkommen. Während der Rauch aus Orſo's Flinte langſam emporſchwebte, hatte ſich wieder ringsum tiefe Ruhe verbreitet; hinter beiden Mauern regte ſich nichts — allenthalben lautloſe Stille. Ohne den Schmerz, welchen er in ſeinem Arm empfand, hätte Orſo die zwei Männer, nach denen er ſoeben geſchoſſen, für trügeriſche Gebilde ſeiner Phantaſie halten können.

Da er indeſſen auf eine zweite Salve gefaßt war, trat er einige Schritte zurück, um ſich hinter einem der vom Waldbrand halb verſchonten dürren Bäume zu decken. Dort nahm er die Flinte zwiſchen die Kniee, und lud ſie ſo ſchnell wieder, wie es ihm ſein Zuſtand erlaubte. Der verwundete Arm ſchmerzte ihn immer heftiger, wie wenn er ihm durch überſchwere

Laſten aus den Fugen gezogen würde. Und die Feinde? Worauf warteten die? Unerklärlich. Wären ſie entflohen oder ſelbſt verwundet, ſo hätte doch Orſo irgend einen Laut, wenn auch nur ein leiſes Raſcheln, vernehmen müſſen. Waren ſie todt? oder lauerten ſie, Jeder hinter ſeiner Mauer, auf die günſtigſte Gelegenheit zur Erneuerung des Angriffs? Wohl das Wahrſcheinlichere. Da mitten in dieſer Ungewißheit Orſo ſeine Kräfte allmählich ſchwinden fühlte, ließ er ſich auf das rechte Knie nieder, ſtützte auf das linke den lebloſen Arm und benützte einen Aſt des verdorrten Baums als Unterlage für den Lauf ſeines Gewehrs. Mit dem Zeigefinger am Drücker, das Auge feſt auf die Mauer geheftet, hinhorchend auf den leiſeſten Laut, verharrte er regungslos während einiger Minuten, die für ihn ein Jahrhundert ausmachten. Endlich ertönte hinter ihm aus weiter Entfernung der Ruf einer menſchlichen Stimme, und nach kurzer Zeit ſtand ein Hund, welcher pfeilſchnell den Abhang heruntergeſchoſſen kam, ſchweifwedelnd neben ihm. Es war Brusco, der Schüler und Genoſſe der Banditen, welcher ſeinen Herrn anmeldete, ſeinen Herrn, der dieſes Mal mit einer Ungeduld erwartet wurde, wie vor ihm noch kein ehrlicher Mann. Nach der nächſten Mauer gewendet, ſchnupperte der Hund mit erhobener Schnauze unruhig in der Luft herum. Dann ließ er plötzlich ein dumpfes Knurren hören, ſprang mit einem kühnen Satz über die Steinbrüſtung und erſchien im Augenblick wieder oben auf der Mauer, von wo aus er Orſo unverwandt anſchaute, mit einem Ausdruck der Ueberraſchung, wie ſie ſich deutlicher in keinem Hundeblick ſpiegeln konnte; hierauf fing er abermals zu ſchnuppern an, jetzt aber nach der entgegengeſetzten Richtung, und ſprang über die andere Umwallung. Auch hier zeigte er ſich nach ein paar Secunden oben auf der Mauer, und zwar mit derſelben Verwunderung und Unruhe im Blick. Auf einmal nahm er den Schweif zwiſchen die Beine und entfernte ſich langſamen Schrittes, indem er Orſo immer die Seite zukehrte und ihn betrachtete, bis er ziemlich weit war; dann rannte er, beinah eben ſo raſch wie er hergelaufen war, den ſteilen Abhang hinauf, einem Mann entgegen, welcher trotz der Glätte des Bodens, hurtig herabgeſchritten kam.

Hieher, Brando! rief Orſo, ſobald er ihn nahe genug glaubte, um von ihm gehört zu werden.

Ho! Orſ' Anton'! Ihr habt was weg? fragte Brandolaccio, athemlos heranſtürmend. Wo? im Leib oder an den Gliedern? . . .

Am Arm.

Am Arm! Hat nichts zu bedeuten. Und Er?

Ich glaube, daß ich ihn traf.

Brandolaccio ſprang nun, ſeinem Hunde folgend, zur nächſten Mauer hin und beugte ſich darüber, um in das Feld hineinſchauen zu können. Mein Compliment dem Signor Orlanduccio! ſagte er, indem er

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**
3-598-51566-9
**FNr. 21118 / 040**

ſeine Mütze abnahm. Dann wendete er ſich wieder gegen Orſo, grüßte auch ihn ſehr feierlich und ſprach: Das nenn' ich einen ſauber zugerichteten Menſchen.

Lebt er noch? fragte Orſo ſehr beklommen.

O nein, der wird ſich wohl hüten; er iſt zu troſtlos über die Kugel, die Ihr ihm in die Augenhöhle gezaubert habt! Bei unſerer Frauen Blut, iſt das ein Loch! Eine prächtige Flinte, meiner Treu! Ein Kaliber, das ſich ſehen laſſen kann! Quetſcht Euch ein Hirn zu Brei! Ja hört nur, Orſ' Anton': wie mir's in die Ohren gellte piff! piff! hab' ich mir gedacht: Sackerlot! da machen ſie meinen Lieutenant caput. Als es aber zu läuten anfing bumm! bumm! — aha, ſagt' ich, jetzt redet die engliſche Flinte ein Wörtchen mit: um den Lieutenant ſteht's noch nicht ſo . . . Aber Brusco, was haſt du denn?

Und er ließ ſich durch den Hund zu der andern Mauer hinführen. Da muß ich bitten! rief Brandolaccio aufs Höchſte verwundert. Ein Doppeltreffer! Weiter nichts! Wetter! Da ſieht man, daß das Pulver aufgeſchlagen hat, denn Ihr geht verflucht ſparſam damit um.

Um Gotteswillen, was giebt's? fragte Orſo.

Geht! Spielt doch nicht ſo den Unſchuldigen, Herr Lieutenant! Ihr ſchmeißt das Wild nur ſo zu Boden, und verlangt dann noch, daß man's Euch apportirt. Wird Der heut einen kurioſen Nachtiſch zu ſeinem Mittageſſen kriegen, der alte Barricini!

Friſches Fleiſch zu einem Spottpreis! Wer zum Teufel ſoll ihn jetzt beerben?

Wie? Auch Vincentello todt?

Sehr todt . . . Gott geb' uns eine gute Geſundheit![*] Anerkennenswerth iſt an Euch, daß Ihr den Leuten die langen Schmerzen erſpart. Kommt doch her und ſeht ihn an! Er iſt noch aufrecht auf den Knieen, den Kopf gegen die Mauer gelehnt, als ob er ſchliefe. Ja da paßt wirklich die Redensart „bleierner Schlaf — armer Teufel!“

Orſo wandte ſich entſetzt ab. Biſt du auch gewiß, daß er todt iſt?

Ihr macht's wie Sampiero Corſo, der auch Alles mit einem einzigen Schlag abthat. Seht Ihr, hier in die linke Bruſt, juſt wie Vincileone dazumal bei Waterloo. Ich wette, die Kugel ſitzt ihm nicht weit vom Herzen. Ein Doppeltreffer! . . . Ich hänge meine Flinte an den Nagel. Auf zwei Schüſſe zwei, alle zwei Brüder! . . . Hätt' er einen dritten Schuß gethan, er hätte auch den Papa mit in den Kauf genommen . . . Und ein anderes Mal wird's wohl noch beſſer werden . . . Famos, Orſ' Anton'! . . . Ach! mir wird ganz traurig zu Muth bei dem Gedanken, daß mir altem Knaben ſo was vielleicht nie gelingen wird. — Herr Gott! Ein Doppeltreffer auf Gensdarmen!

---

[*] „Salute a noi!“ Ein Ausruf, den man gewöhnlich auf das Wort „todt“ folgen läßt, gleichſam, um das dadurch herausgeforderte Schickſal zu beſchwören.

Während er ſo ſprach, unterſuchte der Bandit Orſo's Arm, nachdem er ihm den Aermel mit dem Stilett aufgeſchlitzt hatte.

Eine Kleinigkeit, ſagte er. Nur wird Fräulein Colomba mit Euer'm Rock ihre liebe Noth haben ... Halt! was ſeh' ich da? das Loch auf der Bruſt? ... Es iſt doch nichts hereingefahren? ... Nein, Ihr könntet ja nicht ſo munter ſein. Laßt doch einmal ſehen, ob Ihr die Finger noch bewegen könnt! ... Fühlt Ihr meine Zähne, wenn ich Euch ſo in den kleinen Finger beiße? ... Wohl nicht? Aber gleichviel, Gefahr hat's keine. Ich will Euch Euer Taſchentuch und Eure Halsbinde um den Arm wickeln ... Der Rock da iſt hin ... Zum Teufel auch! was werft Ihr Euch ſo in Staat? Ging's denn zur Hochzeit? ... Da trinkt einen Schluck Wein! ... Warum führt Ihr keine Feldflaſche bei Euch? Dann brach er wieder mitten im Verbinden ab und rief ein Mal über das Andere: Ein Doppeltreffer! Beide maustodt! ... Ah Chilina! Endlich kommt ſie doch gekrochen, die kleine Schildkröte.

Orſo antwortete nicht. Er war todtenbleich und zitterte an allen Gliedern.

Chili, rief Brandolaccio, ſieh dort einmal hinter die Mauer! Nun? Das Kind arbeitete ſich mit Hän-

81.

Dem, der ſich für die Heiden ſoll bewähren,
Trägt man die zweite Wahl der Waffen an,
Worauf zwei Prieſter von den beiden Heeren
Mit ihren Büchern in den Händen nahn.
Im einen ſtehen Chriſti heil'ge Lehren,
Das andre aber iſt der Alkoran.
Karln führt der Prieſter, der da lehrt das Wahre,
Den Agramant der ſeine zum Altare.

82.

Als Karl zu ſeinem Orte vorgeſchritten,
Hebt er die Hände nach des Himmels Saal,
Und ſpricht: O Gott, der du den Tod erlitten,
Uns zu erlöſen von des Todes Qual;
O Jungfrau, der in dieſen ird'ſchen Hütten
Der höchſte Gott einſt ſeinen Sohn befahl,
Die ihn neun Monde trug im heil'gen Schooße
Mit unverletzter jungfräulicher Roſe!

83

Ich leiſte meinen Eid vor Euren Ohren:
Für mich und wem nach mir der Franke zollt,
Sei'n dieſem und den künft'gen Herrn der Mohren,
Für alle Zeit, von ungefälſchtem Gold
Alljährlich zwanzig Laſten zugeſchworen,
Wenn in den Sand beſiegt mein Kämpfer rollt;
Fortan ſoll zwiſchen uns der Friede walten,
Und immerdar verſprech' ich ihn zu halten.

84.

Und halt' ich's nicht, ſo mög' aus Euren Höhen
Der Blitz des Zornes fahren alſogleich,
Doch ich allein und mein Geſchlecht vergehen,
Und Niemand ſonſt aus meinem ſchönen Reich;

den und Füßen hinauf und ſchlug ein Kreuz, als es Orlanduccio's Leiche erblickte.

Das iſt noch nichts, fuhr der Bandit fort: da drüben ſchau hin!

Wieder ſchlug das Kind ein Kreuz.

Seid Ihr's, Onkel? fragte es ſchüchtern.

Ich? In die Rumpelkammer gehör' ich, zum alten Eiſen. Nein, Chili, das hat der Herr hier zu Wege gebracht. Kannſt ihm gratuliren.

Das Fräulein wird ſich recht freuen, ſagte Chilina, aber es wird ihm auch ſehr leid thun, Euch verwundet zu wiſſen, Orſ' Anton'!

Seht her, Orſ' Anton'! ſagte der Bandit, als er ihm den Verband angelegt hatte, da hat Euch Chilina Euer Pferd eingefangen. Sitzt auf und kommt mit in den Stazzonawald! Wer Euch dort fände, müßte ein ſchlauer Kerl ſein. Wir werden Euch nach beſtem Vermögen bewirthen. Beim Sanct Chriſtinenkreuz müßt Ihr aber abſteigen. Den Gaul mag Chilina zurückführen; das Fräulein muß ja von Allem in Kenntniß geſetzt werden. Ihr könnt der Kleinen unterwegs das Nöthige auftragen. Ihr dürſt ihr Alles ſagen, Orſ' Anton'. Ehe ſie das Geheimniß eines Bekannten verrathen würde, ließe ſie ſich lieber in Stücke hauen. Dann rief er dem Kind mit zärtlicher Stimme zu: Geh, kleiner Schelm! Laß dich verfluchen und verdammen, Hexchen! — Brandolaccio fürchtete nämlich in ſeinem Banditenaberglauben, der Kleinen durch Segnungen und Lobſprüche Schaden zu bringen, denn man weiß ja, daß die dunklen Mächte, die über der Annocchiatura*) walten, die ſchlechte Gewohnheit beſitzen, alle guten Wünſche in ihr Gegentheil zu verkehren.

Wohin willſt du mich führen, Brando? fragte Orſo mit ſchwacher Stimme.

Wohin? Euch bleibt bloß Eine Wahl: entweder ins Gefängniß, oder in den Wald. Nun kennt ein della Rebbia den Weg zum Gefängniß nicht. Bleibt alſo nur der Weg zum Wald, Orſ' Anton'!

So fahrt denn hin, alle meine Hoffnungen! rief der Verwundete ſchmerzlich aus.

Eure Hoffnungen? Donnerwetter: hofft Ihr denn mit einer Doppelflinte noch mehr auszurichten? . . . A propos! Wie bei allen Teufeln haben ſie's denn angefangen, um Euch zu treffen? Die Kerle müſſen ja ein zäheres Leben gehabt haben als die Katzen.

Sie haben zuerſt geſchoſſen, ſagte Orſo.

Ah ſo! ich vergaß . . . piff! piff! bumm! bumm! . . . Ein Doppeltreffer mit der Einen Hand!**) . . .

---

*) „Annocchiatura“ heißt der unfreiwillige Zauber, der entweder durch Blicke oder durch Worte ausgeübt wird.

**) Der ungläubige Jäger, welcher die Möglichkeit dieſes Doppeltreffers in Abrede ſtellen möchte, gehe nur nach Sartene und laſſe ſich dort erzählen, wie einer der erſten und

Wenn auch das überboten wird, laß' ich mich hängen! — So, jetzt ſitzt Ihr ja im Sattel . . . Seht Euch doch vor dem Wegreiten Euer Tagewerk ein wenig an. Es wäre nicht höflich von Euch, die Herrſchaften ohne Abſchied zu verlaſſen.

Orſo gab ſeinem Pferd die Sporen; nicht um Alles hätte er die Unglücklichen ſehen mögen, denen er den Tod gegeben.

Hört einmal, Orſ' Anton', ſagte der Bandit, indem er das Pferd beim Zügel faßte, wenn ich aufrichtig ſein ſoll, nun denn, ohne Euch zu nah treten zu wollen, ſo thut mir's leid um die armen Schelmen. Nehmt mir's nicht übel . . . ſo blühend . . . ſo kräftig . . . ſo jung! . . . Mit dem Orlanduccio war ich ſo oft auf der Jagd . . . er hat mir vor vier Tagen ein Bund Cigarren geſchenkt . . . Und Vincentello, der immer ſo gut bei Laune war! . . . Wahr iſt's, Ihr habt gethan, was Ihr thun mußtet, und der Treffer iſt auch viel zu ſchön, als daß er einen reuen dürfte; aber ich hatte ja mit Eurer Feindſchaft nichts zu ſchaffen . . . Ihr ſeid im Recht, das weiß ich, und wenn man einen Widerſacher hat, muß man ihn los werden. Aber es war ein alt Geſchlecht, das der Barricini, und jetzt muß auch das hinunterkollern zu

---

liebenswürdigſten Einwohner jener Stadt ſich ganz allein und mit durchſchoſſenem linkem Arm aus einer mindeſt en ebenſo gefährlichen Lage befreite.

den andern ausgeſtorbenen Geſchlechtern, und noch durch einen Doppeltreffer — das iſt curios.

Unter dieſer Grabrede auf die Barricini führte Brandolaccio ganz hurtig Orſo, Chilina und den Hund Brusco nach dem Stazzonawalde.

## XVIII.

Indeſſen hatte Colomba, kurz nach Orſo's Ausritt, durch ihre Kundſchafter erfahren, daß die Barricini im Felde ſtanden, und war, von dieſem Augenblick an, von lebhafter Beſorgniß erfüllt. Sie lief unſtet im Hauſe hin und her, ein Mal in die Küche, dann wieder in die für die Gäſte hergerichteten Zimmer; unthätig und dennoch geſchäftig blieb ſie beim geringſten Anlaß am Fenſter ſtehen und blickte hinaus, ob ſie nicht eine ungewöhnliche Bewegung im Dorf wahrnähme. Gegen elf zog eine ziemlich zahlreiche Cavalcade in Pietranera ein: der Oberſt, ſeine Tochter, die Dienerſchaft und ein Führer. Das erſte Wort Colomba's beim Empfang war eine Frage nach ihrem Bruder. Dann forſchte ſie den Führer über den Weg aus, den die Geſellſchaft geritten, über die Stunde, wo ſie aufgebrochen, und konnte mit den Antworten des Mannes die Thatſache nicht zuſammenreimen, daß Orſo und die Gäſte einander nicht begegnet waren.

Vielleicht iſt Euer Bruder den oberen Weg geritten, ſagte der Führer; wir ſind auf dem untern hergekommen.

Aber Colomba ſchüttelte den Kopf und begann das Verhör wieder von vorn. Trotzdem ſich zu ihrer angeborenen Seelenſtärke jetzt noch der Stolz hinzugeſellt hatte, den ſie drein ſetzte, vor Fremden jede Anwandlung von Schwäche zu verbergen, gelang es ihr doch nicht, ihre Befürchtungen zum Schweigen zu bringen. Sie erzählte ihren Gäſten den unglückſeligen Ausgang des Verſöhnungsverſuchs, und nun wurden auch dieſe um Orſo ſehr beſorgt, beſonders Miß Nevil, welche in ihrer Aufregung davon ſprach, nach allen Richtungen hin Kundſchafter auszuſenden; der Oberſt erbot ſich, wieder aufs Pferd zu ſitzen und mit dem Führer nach dem Vermißten zu ſuchen. Die Unruhe der Fremden brachte jedoch Colomba wieder zum Bewußtſein ihrer Pflichten als Hausfrau. Sie that ſich Zwang an, um zu lächeln, nöthigte den Oberſten an den Tiſch und fand für Orſo's Ausbleiben zwanzigerlei annehmbare Gründe, die ſie im nächſten Augenblick ſelber widerlegte. Der Oberſt, der es für ſeine Mannespflicht hielt, Frauenzimmern Muth zuzuſprechen, ſteuerte ebenfalls ſeine Conjectur bei.

Ich möchte wetten, ſagte er, daß della Rebbia ſeinen Waidmannsgelüſten nicht widerſtehen konnte, und daß er mit vollgepfropfter Jagdtaſche zurückkommen wird. Haben wir doch, ſetzte er hinzu, unterwegs vier Schüſſe fallen hören, zwei ſchwächere und zwei ſtärkere, ſo daß ich zu meiner Tochter ſagte: ich müßte ſehr irren, oder da jagt della Rebbia in unſerer Nähe. So viel Lärm macht nur meine engliſche Flinte.

Colomba erblaßte, und Lydia, welche ſie mit Aufmerkſamkeit beobachtete, konnte gar leicht den Argwohn errathen, den die Vermuthung des Oberſten in ihr wachrief. Nach einer Pauſe von einigen Minuten fragte Colomba faſt ungeſtüm, ob die zwei ſtärkeren Schüſſe vor oder nach den beiden andern gefallen ſeien. Aber weder der Oberſt, noch ſeine Tochter, noch der Führer hatten auf dieſen hochwichtigen Umſtand geachtet.

Da es ſchon auf ein Uhr ging und noch keiner der von Colomba ausgeſchickten Boten zurückgekehrt war, raffte ſie ihre ganze Selbſtbeherrſchung zuſammen und nöthigte die Gäſte zum Eſſen; aber weder ſie noch Miß Lydia konnten einen Biſſen hinunterbringen. Bei dem geringſten Geräuſch vom Platze her lief ſie zum Fenſter, ſetzte ſich dann traurig nieder und knüpfte mit ſchmerzlicher Ueberwindung ein gleichgültiges Geſpräch wieder an, welches, weil Niemand ihm Aufmerkſamkeit ſchenkte, durch häufige und lange Pauſen unterbrochen wurde.

Plötzlich ließ ſich der Hufſchlag eines galoppirenden Pferdes vernehmen. Ah! rief Colomba, indem ſie aufſprang, dies Mal iſt es mein Bruder! Als ſie aber Chilina auf Orſo's Pferd rittlings daherſprengen ſah, ſtieß ſie einen herzzerreißenden Schrei aus: Mein Bruder iſt todt!

Der Oberſt ließ ſein Glas fallen, Miß Nevil ſchrie gleichfalls auf, und Alle liefen nach der Hausthüre. Noch ehe Chilina vom Pferde herabſpringen konnte, hatte Colomba ſie ſchon ſo leicht wie eine Feder in ihre Arme genommen. Das Kind, das unter dem Druck ihrer beiden Hände erſticken zu müſſen glaubte, hatte die verzweifelte Frage in ihrem Blick ſofort errathen, und ſein erſtes Wort war: Er lebt! Colomba ließ die Kleine los, und dieſe ſprang nun mit der Behendigkeit einer jungen Katze auf ihre Füße.

Die Andern? fragte Colomba mit leiſerer Stimme?

Chilina machte mit dem Zeige- und dem Mittelfinger das Zeichen des Kreuzes, und plötzlich ergoß ſich eine dunkle Röthe über Colomba's todtenbleiches Geſicht. Sie warf einen flammenden Blick auf das Haus der Barricini und ſagte dann lächelnd zu ihren Gäſten: Setzen wir uns zum Kaffee!

Die Iris der Banditen ließ ſich nun auf alle Einzelheiten ihrer Botſchaft ein. Colomba übertrug Satz für Satz aus dem Dialect ins Italieniſche und Miß Nevil wieder ins Engliſche. Der Letzteren entfuhr zuweilen ein Seufzer, dem Oberſten eine Verwünſchung; Colomba aber verzog keine Miene; nur wand und zerrte ſie ihre Damaſtſerviette beinahe zu Fetzen. Fünf oder ſechs Mal unterbrach ſie das Kind und ließ ſich wiederholen, daß Brandolaccio verſichert habe, die Wunde ſei ungefährlich, und es ſeien ihm ſchon ganz andere Dinge vorgekommen. Zum Schluß berichtete Chilina, daß Orſo inſtändig um Zuſendung von Briefpapier bitte, und daß er ſeine Schweſter beauftrage, eine junge Dame, die vielleicht bei ihr im Hauſe ſein würde, zu beſchwören, nicht vor Empfang eines Schreibens wieder abzureiſen. Dies Letztere, fügte das Kind bei, ſchien ihn am meiſten zu quälen; ich hatte mich ſchon auf den Weg gemacht, als er mich zurückrief, um mir den Auftrag nochmals auf die Seele zu binden. Zwei Mal hatte er's zuvor ſchon gethan. Bei dieſen Worten flog über Colomba's Züge ein kaum bemerkbares Lächeln, und ſie gab der jungen Engländerin unter dem Tiſch einen kräftigen Händedruck. Miß Lydia brach plötzlich in Thränen aus und hielt es nicht für angemeſſen, dieſen Theil der Erzählung ihrem Vater zu verdolmetſchen.

Ja, Sie werden bei mir bleiben, liebe Freundin, rief Colomba ſie umarmend; Sie werden uns beiſtehen.

Dann holte ſie eine Menge alter Leinwand aus einem Schrank hervor und begann Streifen daraus zuzuſchneiden und Charpie zu zupfen. Wer ihren funkelnden Blick, ihre gerötheten Wangen und das Hin- und Herſchwanken zwiſchen Befangenheit und Geiſtesgegenwart hätte beobachten können, dem wäre es ſchwer geweſen, zu entſcheiden, was ihr mehr zu Herzen ging, die Sorge um den verwundeten Bruder oder das Entzücken über den Tod der Feinde. Bald ſchenkte ſie dem Oberſten Kaffee ein und rühmte ihm die Fertigkeit, womit ſie denſelben zuzubereiten verſtehe; bald theilte ſie an Miß Nevil und an Chilina Arbeit aus und zeigte ihnen, wie ſie die Streifen zu nähen und zu rollen hätten; dann fragte ſie wieder zum zwanzigſten Mal, ob Orſo's Wunde ſehr ſchmerzhaft ſei. Jeden Augenblick hielt ſie in ihrer Arbeit inne und wandte ſich an den Oberſten: Zwei ſo geübte, ſo gefürchtete Gegner! . . . Er allein, verwundet, gelähmt an einem Arm . . . und er iſt doch mit ihnen fertig geworden. Welch ein Muth, Herr Oberſt! Iſt er nicht ein Held? Ach! Miß Nevil, wie ſind Sie darum zu beneiden, daß Sie in einem friedlichen Land leben! . . . Nicht wahr, von dieſer Seite kannten Sie meinen Bruder gewiß nicht? Aber ich hatte es vorausgeſagt: aufſchweben wird der Sperber mit ſtolzem Flügelſchlage . . . Sein ſanftes Ausſehen hat Sie getäuſcht . . . In Ihrer Geſellſchaft mußte er freilich . . . Ach! und wenn er erſt ſähe, wie Sie für ihn arbeiten, der arme Orſo! . . .

Thatſächlich arbeitete indeſſen Miß Lydia eigentlich nicht; auch ſprach ſie kein Wort. Ihr Vater fragte, warum man ſich denn nicht beeile, bei irgend einer Gerichtsperſon Klage zu erheben. Er redete von einer Unterſuchung durch den „Coroner“ und von manchen andern in Corſica gänzlich unbekannten Dingen. Endlich wünſchte er zu erfahren, ob das Landhaus jenes vortrefflichen Herrn Brandolaccio, der ſich Orſo ſo hülfreich erwieſen hatte, von Pietranera weit entfernt ſei, und ob er nicht ſeinen Freund dort beſuchen könne.

Mit ihrer gewohnten Ruhe gab Colomba zur Antwort, daß Orſo im Wald liege, in der Pflege eines Banditen; daß es gefährlich für ihn wäre, ſich zu zeigen, ehe man die Stimmung des Präfecten und des Richters ausgeforſcht, und daß ſie entſchloſſen ſei, ihrem Bruder in aller Heimlichkeit einen geſchickten Chirurgen nachzuſchicken. Vor Allem, Herr Oberſt, fügte ſie bei, erinnern Sie ſich wohl daran, daß Sie die vier Schüſſe gehört haben, und daß, wie Sie mir ſagten, Orſo zuletzt gefeuert hat. Der Oberſt wußte nicht, wie er ſich dieſe Auseinanderſetzungen zurechtlegen ſollte, und ſeine Tochter ſeufzte und fuhr ſich mit dem Taſchentuch fortwährend über die Augen.

Zu ziemlich vorgerückter Stunde bewegte ſich ein Trauerzug durch das Dorf. Dem Advocaten Barricini wurden ſeine zwei todten Söhne ins Haus gebracht, jeder quer hingeſtreckt über den Rücken eines Maulthiers, das ein Bauer am Zaum führte. Hinterdrein folgten in dichter Menge Anhänger der Familie und gaffende Neugierige, auch die Gensdarmen, die nie zu rechter Zeit da ſind, und der Adjunct, der die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug und immer nur die Eine Frage hervorbrachte: Was wird der Herr Präfect dazu ſagen? Einige Weiber, darunter Orlanduccio's Amme, rauften ſich das Haar und brachen in ein wildes Jammergeſchrei aus. Der laute Schmerz

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21100 / 022**

war jedoch weitaus nicht von ſo erſchütternder Wirkung wie die ſtumme Verzweiflung eines alten Mannes, auf den Aller Blicke gerichtet waren: der unglückliche Vater ging unabläſſig von der einen Leiche zu der andern, hob einer jeden den von Erde befleckten Kopf empor, küßte die blauangelaufenen Lippen, und ſtützte die bereits erſtarrten Glieder, damit ſie nicht hin und her gerüttelt werden möchten auf der holprigen Straße. Zuweilen that er den Mund auf, als ob er ſprechen wollte, aber er brachte keinen Schrei, kein Wort hervor. Den Blick immerwährend auf die Todten gerichtet, ſtolperte er über die Steine und ſtieß ſich an den Bäumen und an jedem Hinderniß, das ihm im Wege ſtand.

Das Wehklagen der Weiber, die Verwünſchungen der Männer tönten lauter, als ſich der Zug dem Hauſe Orſo's näherte, und als vollends einige Hirten der della Rebbia einen Siegesruf vernehmen ließen, ſtieg die Entrüſtung auf das Aeußerſte. Rache! Rache! donnerte es von vielen Seiten; es flogen Steine nach den Fenſtern; zwei Kugeln ſchlugen ins Zimmer ein, wo ſich Colomba mit ihren Gäſten befand, und ſprengten, nachdem ſie durch die Fenſterladen gefahren waren, die Holzſplitter bis zu dem Tiſch, an dem die beiden Mädchen ſaßen. Miß Lydia ſtieß einen gellenden Angſtſchrei aus; der Oberſt griff nach einer Flinte; Colomba ſtürzte, ehe Sir Thomas nur daran denken konnte ſie zurückzuhalten, hinunter an die Hausthüre, die ſie mit Macht aufriß.

Memmen! rief ſie, hoch aufgerichtet auf der Schwelle, beide Arme nach den Feinden ausſtreckend, wie um ihnen zu fluchen, — Memmen, die ihr auf Weiber, auf Fremde ſchießt, ſeid ihr Corſen? ſeid ihr Menſchen? Heran, ihr hinterliſtigen Meuchelmörder! Die Gelegenheit iſt ja günſtig: ich bin allein, und mein Bruder iſt weit von hier. Tödtet mich! tödtet meine Gäſte; die That iſt eurer würdig . . . Ha! ihr wagt es doch nicht, ihr Feiglinge! Ihr wißt, daß wir uns rächen. Geht! geht und heult im Winkel wie die Weiber, und dankt uns noch, daß wir von euch kein Blut weiter verlangen!

In Colomba's Stimme und Geberden lag etwas ſo furchtbar Gewaltiges, daß die Menge entſetzt vor ihr zurückwich, als wäre eine jener verderbenbringenden Feeen erſchienen, von denen man ſich in Corſica an langen Winterabenden ſo viele unheimliche Geſchichten erzählt. Der Adjunct, die Gensdarmen und einige Frauen benutzten dies Zurückweichen und warfen ſich zwiſchen die feindlichen Parteien, denn ſchon machten ſich Orſo's Hirten ſchußfertig, und während einiger Augenblicke lag die Befürchtung nahe, daß es auf dem Platz zu einem allgemeinen Handgemenge kommen würde. Zum Glück fehlte beiden Theilen der Führer, und die Corſen pflegen, ſelbſt in den Momenten wildeſter Aufwallung, eine gewiſſe militäriſche Zucht einzuhalten, ſo daß nur ſelten ein Kampf entſteht, wenn die Urheber oder Haupträdelsführer der ſchwebenden Fehde nicht gegenwärtig ſind. Uebrigens redete jetzt Colomba, welche gerade durch den Erfolg vorſichtiger geworden war, ſelbſt zur Mäßigung: Laßt die Unglücklichen weinen, ſagte ſie zu der Beſatzung ihres Hauſes; laßt den Greis ſein Fleiſch und Blut forttragen. Wozu einen alten Fuchs todtſchlagen, der keine Zähne mehr zum Beißen hat? — Giudice Barricini, denk' an den zweiten Auguſt! Denk' an das blutige Portefeuille und an das, was du mit deiner falſchen Hand hineingeſchrieben haſt! Mein Vater hatte deine Schuld darin aufgezeichnet; deine Söhne haben die Schuld gezahlt. Wir ſind von nun an quitt, alter Barricini!

Mit gekreuzten Armen, ein Lächeln der Verachtung auf den Lippen, ſah Colomba zu, wie man die Leichen in das Haus der Feinde trug, und wie ſich dann die Menge allmählich zerſtreute. Sie ſchloß die Thüre hinter ſich zu und ſagte zum Oberſten, als ſie in das Speiſezimmer zurückkehrte:

Mein Herr, ich muß um Ihre volle Nachſicht für meine Landsleute bitten. Nie hätte ich bis heute einen Corſen für fähig gehalten, auf ein Haus zu ſchießen, welches Fremde beherbergt. Ich ſchäme mich meiner Heimath.

Als ſich Abends Miß Lydia auf ihr Zimmer begab, folgte ihr der Oberſt nach und fragte ſie, ob es nicht das Klügſte wäre, bei Tagesanbruch einen

Ort zu verlaſſen, wo man ſich jeden Augenblick der Gefahr ausgeſetzt ſehe, von einer Kugel in den Kopf getroffen zu werden. Kehren wir überhaupt ſo ſchnell wie möglich einem Lande den Rücken, wo nichts zu holen iſt, als Mord und Verrath!

Miß Nevil zögerte mit der Antwort; der Vorſchlag ihres Vaters ſchien ſie nicht wenig in Verlegenheit zu bringen. Endlich ſagte ſie:

Sollen wir das unglückliche Mädchen ſich ſelber überlaſſen in einer Lage, wo es der Hülfe gerade ſo ſehr bedarf? Finden Sie nicht, mein Vater, daß es grauſam von uns wäre?

Ich ſorge ja nur für dich, mein Kind, ſagte der Oberſt, und du kannſt mir glauben, daß, wenn ich dich wohl geborgen wüßte, in unſerem Hotel zu Ajaccio, ich mich ſchwer dazu entſchließen könnte, dieſe verwünſchte Inſel zu verlaſſen, ohne zuvor unſerem wackern della Rebbia die Hand geſchüttelt zu haben.

Nun denn, mein Vater, warten wir noch eine Zeit lang, und reiſen wir nur mit der Gewißheit ab, daß uns die Freunde nicht mehr brauchen.

Du haſt ein gutes Herz! ſagte der Oberſt, indem er ſeine Tochter auf die Stirn küßte. Ich bin ſtolz darauf, daß du dich ſo aufopferſt, um den Gram Anderer zu lindern. Bleiben wir! Eine Wohlthat bereut man nie.

Miß Lydia konnte vor innerer Unruhe nicht einſchlafen. In jedem leiſen Laut, den ſie vernahm, glaubte ſie die Vorbereitungen zu einem Angriff auf das Haus zu erkennen, und dann, wenn ſich herausgeſtellt hatte, wie unbegründet ihre Befürchtung geweſen, mußte ſie wieder an den armen Verwundeten denken, der jetzt wohl auf der kalten Erde liegen mochte, ganz hülflos der zweifelhaften Menſchenliebe eines Banditen anheimgegeben. Sie ſah ihn in ihrer Phantaſie, wie er ſich blutend und von gräßlichen Qualen gepeinigt hin und herwälzte, und merkwürdig! jedes Mal, wenn ihr Orſo's Bild vor die Seele trat, erſchien es ihr genau ſo wie es ſich ihr beim Abſchied eingeprägt hatte, als er den Ring, den ſie ihm damals ſchenkte, an ſeine Lippen drückte. Seinen Muth konnte ſie nicht genug anſtaunen. Und warum hatte er ſich der furchtbaren Gefahr ausgeſetzt, der er ſoeben glücklich entronnen, — für wen? Ihr zu Liebe, um ſie eine Stunde früher wiederzuſehen. Sie war nahe daran, ſich einzureden, daß ſich Orſo den Arm zerſchmettern laſſen, um ſie zu vertheidigen. Sie ſchrieb ſich heimlich die Schuld an all dem Elend zu; mit dieſem Bewußtſein wuchs ihre Bewunderung, und wenn auch der vielgerühmte Doppeltreffer bei ihr keine ſo beſondere Anerkennung fand, wie bei Brandolaccio und Colomba, ſo dachte ſie doch, daß nur wenige Romanhelden in einer ſo dringenden Gefahr dem jungen Mann an Unerſchrockenheit und kaltblütiger Umſicht gleichgekommen wären.

Das Zimmer, worin Miß Lydia übernachtete, war

Colomba's Schlafgemach. An der einen Wand hing über einem eichenen Betſtuhl neben einem geweihten Palmzweig ein Miniaturportrait von Orſo in Lieutenantsuniform. Miß Nevil nahm das Bild herunter und legte es, nachdem ſie es lange Zeit betrachtet hatte, anſtatt es wieder an ſeinen Platz zu hängen, auf einen Tiſch bei ihrem Bett. Erſt als der Morgen zu grauen begann, ſchlief ſie ein, und als ſie erwachte, ſtand ſchon die Sonne ſehr hoch am Himmel. Ihr erſter Blick fiel auf Colomba, die ohne ſich zu rühren den Augenblick abgewartet hatte, wo die Schlummernde die Augen aufſchlagen würde.

Nun, mein liebes Fäulein, haben Sie unter unſerem beſcheidenen Dach nicht gar zu ſchlecht geruht? fragte Colomba. Faſt muß ich befürchten, daß Sie nur wenig geſchlafen haben.

Wiſſen Sie, wie's um ihn ſteht, liebe Freundin? ſagte Miß Nevil, indem ſie ſich im Bett aufrichtete. Während ſie ſo ſprach, gewahrte ſie plötzlich Orſo's Porträt und warf, da ſie ſich unbemerkt glaubte, ſchnell das Taſchentuch darüber, um es zu verbergen.

Gewiß; es ſind mir Nachrichten zugekommen, antwortete Colomba mit einem Lächeln. Dann zog ſie das Bild aus ſeinem Verſteck hervor und fügte hinzu: Was halten Sie von der Aehnlichkeit? Er iſt in Wirklichkeit doch hübſcher.

Mein Gott! . . . ſtammelte Miß Lydia ganz betreten, in der Zerſtreutheit — habe ich das Porträt

— von der Wand genommen . . . Ich habe den Fehler, — Alles anrühren zu müſſen — und vergeſſe regelmäßig, es wieder an Ort und Stelle zu bringen. . . . Wie geht es Ihrem Bruder?

Leidlich. Giocanto iſt heute Morgen gegen vier Uhr dageweſen. Er hat mir einen Brief übergeben, einen Brief an Sie, Miß Lydia; mir hat Orſo nicht geſchrieben. Zwar lautet wohl die Adreſſe an mich; aber unter meinem Namen ſteht zu leſen: Für Miß N . . . Nun, eine Schweſter iſt ja nicht eiferſüchtig. Wie mir Giocanto erzählte, hat ihm das Schreiben die größten Schmerzen verurſacht. Auch hatte ſich ihm Giocanto, der eine prachtvolle Hand ſchreibt, deßhalb als Secretär angetragen. Er hat es jedoch abgelehnt und ſchrieb mit einem Bleiſtift, auf dem Rücken liegend, während Brandolaccio ihm das Papier feſthielt. Er wollte ſich immer aufraffen, und bei der leiſeſten Bewegung empfand er in dem kranken Arm ganz entſetzliche Qualen. Ein Stein hätte ſich darüber erbarmen mögen, ſagte Giocanto. Hier haben Sie den Brief.

Miß Nevil las; das Billet war engliſch abgefaßt, wahrſcheinlich aus übergroßer Vorſicht, und lautete wie folgt:

„Verehrtes Fräulein!

Eine unſelige Verkettung von Umſtänden trägt die Schuld an Allem. Ich weiß nicht, was meine Feinde ſagen, welche Verleumdungen ſie verbreiten werden, und mir liegt auch nichts daran, es zu wiſſen, wenn nur Sie, mein Fräulein, den falſchen Gerüchten keinen Glauben ſchenken. Seitdem ich Sie kenne, verſtieg ich mich zu einem thörichten Hoffen. Es mußte eine Kataſtrophe, wie die jetzige, über mich hereinbrechen, um mich wieder zum Bewußtſein der realen Verhältniſſe zu bringen. Jetzt bin ich aus allen Träumen erwacht. Ich weiß, welch eine Zukunft ſich vor mir aufthut, und ergebe mich in mein Schickſal. Den Ring, den Sie mir ſchenkten, und der mir mein Glück zu verbürgen ſchien, ich wage nicht mehr, ihn zu tragen; ich fürchte zu ſehr, daß Sie die Gabe jetzt bereuen, oder vielmehr, daß mich dieſe Gabe an die Zeiten meines Wahnſinns erinnere. Colomba wird Ihnen den Ring zuſtellen . . . Leben Sie wohl! Ich werde Sie vor Ihrer Abreiſe von Corſica nicht wiederſehen. Aber ſagen Sie meiner Schweſter, daß ich noch immer Ihre Achtung beſitze, Ihre Achtung, von der ich feſt behaupten darf, daß ich ſie noch immer verdiene.

O. d. R.“

Miß Lydia hatte ſich abgewendet, um den Brief zu leſen; Colomba, welche ſie ſcharf beobachtete, überreichte ihr den ägyptiſchen Ring mit einem fragenden Blick. Doch Miß Lydia getraute ſich nicht aufzuſchauen: wehmüthig betrachtete ſie den Ring, indem ſie ihn abwechſelnd an den Finger ſteckte und wieder wegzog.

Liebe Miß Nevil, ſagte Colomba, darf ich nicht erfahren, was Ihnen mein Bruder ſchreibt? Sagt er nichts von ſeinem Befinden?

Er ſpricht . . . antwortete Miß Nevil erröthend, nein, davon ſagt er nichts . . . Der Brief iſt engliſch abgefaßt . . . Er trägt mir auf, meinem Vater mitzutheilen . . . Er hofft, daß der Präfect Alles wieder in Ordnung bringen werde . . .

Colomba, die ein ſchalkhaftes Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte, ſetzte ſich nun auf das Bett, nahm Miß Nevil's beide Hände in die ihrigen und fragte mit forſchendem, durchdringenden Blick: Wollen Sie gut ſein? Nicht wahr, Sie werden meinem Bruder antworten? Es wird ihm ſo wohl thun! Als der Brief ankam, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, Sie gleich aufzuwecken, aber ich habe mich doch nicht getraut.

Das war ſehr unrecht, ſagte Miß Nevil; wenn ihm ein paar Zeilen von mir wirklich ſo . . .

Jetzt kann ich keine Briefe an ihn abſenden. Der Präfect iſt angekommen, und man kann in Pietranera keinen Schritt mehr thun, ohne von ſeinen Leuten beobachtet zu werden. Wir müſſen es ſchon aufſchieben. Ach, Miß Nevil, wenn Sie meinen Bruder wirklich kennten, Sie müßten ihn lieben wie ich . . . Er iſt ſo gut! und ſo tapfer! Bedenken Sie nur was er gethan hat — allein, ſchwer verwundet gegen Zwei.

Der Präfect, an den der Adjunct einen Eilboten abgeſchickt hatte, war wirklich zurückgekommen, und zwar in Begleitung von Gensdarmen und Soldaten; auch den Staatsanwalt, den Gerichtsſchreiber und das dazugehörige Perſonal hatte er mitgebracht, um über die neue Schreckensthat, welche die Familienfehde von Pietranera je nach der Auffaſſung verwickelte oder beendete, ein Unterſuchungsprotokoll aufzunehmen. Kurz nach ſeiner Ankunft traf er mit dem Oberſten und mit Miß Nevil zuſammen und verhehlte ihnen nicht, daß er um den Ausgang ſo ziemlich beſorgt ſei. Sie wiſſen, ſagte er, daß bei dem Kampf keine Zeugen anweſend waren; ferner ſtanden die zwei unglücklichen jungen Männer ſo allgemein im Ruf des Muthes und der Fertigkeit in der Handhabung der Waffen, daß Niemand zugeben will, Herr della Rebbia habe ſie ohne den Beiſtand jener Banditen tödten können, in deren Schlupfwinkel er ſich zur Zeit befinden ſoll.

Unmöglich! rief der Oberſt; Orſo della Rebbia iſt durch und durch ein Gentleman; dafür kann ich einſtehen.

Ich glaube es auch, antwortete der Präfect, aber der Staatsanwalt (der Verdacht iſt einmal dieſen Herren zur zweiten Natur geworden) ſcheint mir nicht eben günſtig geſtimmt. Er hat ein für Ihren Freund ſehr fatales Schriftſtück in Händen, einen drohenden Brief an Orlanduccio, worin dieſem ein Rendenz-vous gegeben wird. In dem Vorſchlag dieſes Rendez-vous'

So daß in kurzer Friſt es alle ſehen,
Wie ſich ein Treuebruch beſtraft an Euch. —
Er ſpricht's und läßt die Hand auf ſeiner Bibel,
Die Augen ruhen auf dem blauen Giebel.

85.

Nun geht man hin zu Agramant's Altar,
Der prächtig aufgeſchmückt iſt von den Heiden.
Ihr König ſchwört, ſogleich mit ſeiner Schaar
Auf's Meer zu gehn, und Frankreich ſtets zu meiden,
Auch jenen Zoll zu geben jedes Jahr,
Wenn Rüd'ger einen Unfall ſollt' erleiden;
Und ewig dann ſei jeder Krieg verbannt,
Nach den Verträgen, welche Karl genannt.

86.

Laut ruft er, daß man's hört an allen Enden,
Den großen Mahomet vom Paradies,
Und ſchwört auf's Buch in ſeines Prieſters Händen,
Treu zu erfüllen was er hier verhieß;
Worauf ſie großen Schritts ſich abwärts wenden
Und jeder kehrt wo er die Seinen ließ.
Dann kommen an den Schwur die Kämpfer beide,
Und Folgendes enthalten ihre Eide:

87.

Rüd'ger verheißt, daß, wenn ſich ohne Recht
Sein König wider dieſen Kampf empöre,
Er nicht mehr ſei ſein Ritter noch ſein Knecht,
Vielmehr dem Kaiſer künftighin gehöre.
So ſchwört auch Reinald, wenn ihn im Gefecht
Sein Herr auf irgend eine Weiſe ſtöre,
Eh' einer unterlegen von den zwei'n,
Fortan der Ritter Agramant's zu ſein.

glaubt nun der Staatsanwalt eine perfide Abſicht, eine Art Hinterhalt zu entdecken.

Jener Orlanduccio, warf der Oberſt dazwiſchen, hat es abgeſchlagen, ſich mit ſeinem Gegner in ehrlichem Zweikampf zu meſſen.

Weil das nicht Landesbrauch iſt. Hier pflegt man ſeinem Feinde aufzulauern und ihn zu ermorden. Günſtig lautet allerdings eine Ausſage; es iſt dies die eines Mädchens, welches verſichert, vier Schüſſe gehört zu haben, zwei ſchwächere und gleich darauf zwei ſtärkere, die auf eine Waffe ſchweren Kalibers, auf die Flinte des Herrn della Rebbia zurückzuführen wären. Leider iſt aber das Kind die Nichte eines der Mitſchuld verdächtigen Banditen und hat höchſt wahrſcheinlich die Ausſage erſt auswendig lernen müſſen.

Herr Präfect, unterbrach ihn Miß Lydia bis in die Schläfe erröthend, wir waren unterwegs, als die vier Schüſſe fielen, und haben genau dasſelbe wahrgenommen.

Wirklich? Das iſt freilich von großer Bedeutung. Und Sie, Herr Oberſt, haben wohl das Gleiche bemerkt?

Gewiß, fiel Miß Nevil lebhaft ein; mein Vater, welcher in dieſen Dingen ſehr bewandert iſt, gerade er ſagte zu mir: Da jagt Herr della Rebbia mit meinem Gewehr.

Aber jene Schüſſe, an denen Sie das Gewehr erkannten, waren es auch gewiß die zwei letzten?

Die zwei letzten — nicht wahr, mein Vater?

Zwar erfreute ſich der Oberſt keines ſehr ſcharfen Gedächtniſſes, doch ging es ihm wider die Natur, ſeiner Tochter jemals zu widerſprechen.

Das müſſen wir ſofort dem Staatsanwalt mittheilen, Herr Oberſt. Ueberdies ſoll heut Abend ein Arzt hier eintreffen, um die Leichen zu unterſuchen; er wird feſtſtellen, ob die Wunden von der in Frage ſtehenden Waffe herrühren.

Ich habe ſie dem Lieutenant geſchenkt, ſagte der Oberſt; jetzt möcht' ich allerdings, ſie hätte im Meer gelegen, wo es am tiefſten iſt . . . Das heißt . . . Nein! mich freut's doch, daß der wackere Junge ſie in Händen hatte, denn wer weiß, wie er ſich ohne meinen Manton aus der Verlegenheit geholfen hätte?

## XIX.

Der Arzt ſtellte ſich ſpäter ein, als man erwartete, denn auch er hatte ſein Reiſeabenteuer gehabt. Er war nämlich dem Signor Giocanto Caſtriconi begegnet, welcher ihn auf das Höflichſte erſucht hatte, mitzukommen zu einem Verwundeten. So war er zu Orſo hingeführt worden und hatte demſelben den erſten Verband angelegt. Dann war er von dem Banditen noch eine gute Strecke weit begleitet worden, unter erbaulichen Geſprächen über die berühmteſten Profeſſoren von Piſa, auf deren intime Freundſchaft ſich Giocanto nicht wenig zu gut that.

Lieber Doctor, hatte der Theologe beim Abſchied geſagt, Ihr habt mir eine zu aufrichtige Hochachtung eingeflößt, als daß ich es für nöthig hielte, Euch darauf aufmerkſam zu machen, daß ein Arzt nicht minder verſchwiegen ſein ſoll, als ein Beichtvater. Und mit dem Hahn ſeiner Flinte ſpielend, hatte er hinzugeſetzt: Ihr werdet Euch alſo des Ortes, wo wir die Ehre gehabt, einander zu treffen, keinesfalls entſinnen. Ich empfehle mich, mit der Verſicherung, daß es mich unendlich gefreut hat, Euch kennen zu lernen.

Colomba bat den Oberſten flehentlich, der Leichen-Section beizuwohnen:

Sie kennen beſſer als irgend ein Anderer die Flinte meines Bruders, und Ihre Anweſenheit wird ihm jedenfalls von Nutzen ſein. Uebrigens giebt es hier ſo viel ſchlechte Menſchen, daß es uns vielleicht ſehr ſchlimm ergehen könnte, wenn kein Vertreter unſerer Sache zugegen wäre.

Kaum hatte ſich der Oberſt entfernt, ſo begann ſie über heftigen Kopfſchmerz zu klagen und ſchlug Miß Lydia einen kleinen Spaziergang ins Freie vor. Die friſche Luft wird mich erquicken, ſagte ſie; ich habe ſie ſo lang entbehrt. Auf dem Wege ſprach ſie viel von ihrem Bruder, und Miß Lydia, die ſich für eine derartige Unterhaltung ziemlich lebhaft intereſſirte, ſchlenderte vor ſich hin, ohne zu bemerken, daß Pietranera ſchon weit hinter ihr lag. Beim Untergang der Sonne fiel es ihr jedoch auf, und ſie erinnerte ihre Begleiterin daran, daß es hohe Zeit ſei, an die Heimkehr zu denken. Colomba kannte einen Querweg, den ſie als ungleich kürzer empfahl, und bog vom bisher verfolgten Pfad in einen ſeitwärts liegenden, augenſcheinlich weniger gangbaren ab. Bald führte dieſer ſo ſteil bergauf, daß ſie ſich fortwährend mit der einen Hand an Aeſten und Sträuchern feſthalten mußte, während ſie mit der andern Miß Lydia hinter ſich herzog. Nach einer ſtarken Viertelſtunde mühſamen Hinanklimmens war eine kleine Gebirgsebene erſtiegen worden, die allenthalben mit großen Granitblöcken überſät war, zwiſchen welchen Myrten und Erdbeerbäume wucherten. Miß Lydia fühlte ſich ſehr erſchöpft; vom Dorf war keine Spur mehr zu erblicken, und die Dunkelheit brach bereits an.

Liebe Colomba, ſagte ſie, ich glaube faſt, daß wir uns verirrt haben.

Seien Sie ohne Furcht! antwortete dieſe; gehen wir nur immer gerade aus — kommen Sie!

Aber ich verſichere Ihnen, Sie täuſchen ſich; Pietranera kann unmöglich in dieſer Richtung liegen. Ich möchte wetten, daß wir uns immer mehr davon entfernen. Sehen Sie: dorthin, wo die Lichter glänzen, müſſen wir uns unbedingt wenden.

Meine liebe Freundin, ſagte Colomba unruhig und verlegen, Sie haben ganz Recht; aber zweihundert Schritte von hier . . . im Walde . . .

Nun?

Liegt mein Bruder, und wenn es Ihnen nicht unangenehm wäre, könnte ich ihn einen Augenblick ſehen und ſprechen.

Miß Nevil fand vor lauter Ueberraſchung keine Worte, und Colomba fuhr fort: Mein Ausgang hat in Pietranera kein Aufſehen erregt, weil Sie bei mir waren. Wäre ich allein geweſen, ſo hätte man auf jeden meiner Schritte geachtet. Und jetzt bin ich in ſeiner nächſten Nähe — es wäre hart, wenn ich ihn nicht umarmen dürfte! . . . Sie könnten ja mit mir meinen armen Bruder beſuchen — Sie würden ihn ſo ſehr beglücken!

Aber, Colomba, für mich würde ſich das denn doch nicht ſchicken.

Ich verſtehe ſchon. Ihr Stadtmädchen überlegt immer, ob das, was ihr thut, auch ſchicklich ſei; wir Landmädchen fragen nur darnach, ob es recht iſt.

Aber es iſt ſchon Nacht! . . . Und was würde Ihr Bruder von mir denken?

Er wird denken, daß ihn ſeine Freunde nicht im Stich laſſen, und wird ſeine Schmerzen um ſo muthiger ertragen.

Und mein Vater? Er wird ſich ſehr ängſtigen.

Er weiß, daß Sie unter meiner Obhut ſind . . . Faſſen Sie einen Entſchluß! Ach, noch heute Morgen haben Sie ja ſein Bild betrachtet, fügte ſie mit einem ſchelmiſchen Lächeln hinzu.

Nein, Colomba . . . es geht einmal nicht . . . ſo mitten unter die Banditen hinein —

Was liegt Ihnen an den Banditen, denen Sie vollkommen unbekannt ſind? Sagten Sie mir nicht ſelbſt, daß Sie gern welche ſehen möchten?

O mein Gott!

Liebes Fräulein, faſſen Sie ſich nur ein Herz! Hier allein laſſen darf ich Sie nicht; man weiß ja nicht, was geſchehen könnte. Entweder müſſen wir beide zu Orſo gehen, oder mit einander den Heimweg nach dem Dorf antreten . . . Wann ich meinen Bruder wiederſehen werde — das weiß Gott . . . vielleicht niemals . . .

Colomba, was ſagen Sie? . . . Nun, ſo ſei's denn! aber nur auf ein paar Minuten, und nachher gleich nach Haus!

Colomba drückte ihr die Hand und ſchritt, ohne ihr weiter zu antworten, ſo raſch voran, daß ihr Miß Lydia kaum folgen konnte. Glücklicherweiſe blieb Colomba bald ſtehen und ſagte zu ihrer Gefährtin: Weiter dürfen wir uns nicht heranwagen, ohne ſie benachrichtigt zu haben; es könnte ſonſt Flintenſchüſſe geben. Sie legte die Finger an den Mund und pfiff; bald darauf hörte man Hundegebell, und der Vorpoſten der Banditen ließ nicht lang auf ſich warten. Es war dies ein alter Bekannter, Brusco, der Colomba ſogleich erkannte und ſich anſchickte, ihr als Führer zu dienen. Nachdem die Mädchen noch einige hundert

Schritte weit auf einem engen, gekrümmten Waldpfad vorgedrungen waren, traten ihnen zwei bis an die Zähne bewaffnete Männer entgegen.

Seid Ihr's, Brandolaccio? fragte Colomba. Wo iſt mein Bruder?

Dort drüben, antwortete der Bandit. Aber macht kein Geräuſch! Er ſchläft, und zwar zum erſten Mal ſeit ſeiner Verwundung. Alle Wetter! Da ſieht man's wieder: wo nur der Teufel durchkann, da kommt ein Frauenzimmer auch ſchon durch.

Sie gingen nun behutſam auf ein Feuer zu, welches vorſichtiger Weiſe mit einer kleinen Mauer von aufgeſchichteten Steinen umgeben worden war, damit es ſich durch ſeinen Schein nicht verrathe. Orſo war auf einem Lager von Farrenkraut ausgeſtreckt unter einem dichten Mantel. Er war ſehr bleich und athmete hart und ſchwer. Colomba ſetzte ſich zu ihm nieder und betrachtete ihn ſtill und mit gefalteten Händen, wie in ſtummem Gebet. Miß Lydia hatte ſich mit dem Taſchentuch das Geſicht bedeckt und ſchmiegte ſich an ſie an; aber von Zeit zu Zeit erhob ſie den Kopf, um über Colomba's Schulter hinweg auf den Kranken zu blicken. So verſtrich eine Viertelſtunde, ohne daß ein einziges Wort geſprochen wurde. Auf einen Wink des Theologen war Brandolaccio mit dieſem im Gebüſch verſchwunden, was Miß Lydia ſehr beruhigte, denn die langen Bärte und die verwilderte Ausſtaffirung der Banditen hatten zum erſten Mal ihre Anſprüche auf möglichſt grelle Localfarbe etwas herabgeſtimmt.

Endlich regte ſich Orſo, und Colomba beugte ſich alsbald über ihn, küßte ihn zu verſchiedenen Malen und beſtürmte ihn mit tauſend Fragen über ſeine Wunde, ſeine Leiden und ſeine Bedürfniſſe. Nachdem ihr Orſo geantwortet, daß er ſich nach den Umſtänden wohl befinde, erkundigte er ſich ſeinerſeits darnach, ob Miß Nevil noch in Pietranera ſei, und ob ſie ihm geſchrieben. Colomba, welche ſich fortwährend zu ihm niederbog, entzog das Mädchen, das er in der Dunkelheit wohl überhaupt nicht erkannt hätte, gänzlich ſeinen Blicken. Mit ihrer Linken hielt ſie Miß Lydia's Hand, und mit der Rechten ſtützte ſie ſanft ihres Bruders Kopf.

Nein, Orſo, ſie hat mir keinen Brief für dich mitgegeben ... Aber warum denkſt du denn immerfort nur an Miß Nevil? Haſt du ſie denn gar ſo lieb?

Ob ich ſie lieb habe, Colomba! ... Aber ſie — jetzt verachtet ſie mich vielleicht!

Miß Lydia machte bei dieſen Worten den Verſuch ihren Arm zurückzuziehen; doch von Colomba loszukommen, war ſo leicht nicht: wir haben ja bereits im Verlauf dieſer Erzählung geſehen, welche Muskelkraft dieſer kleinen zierlichen Hand innewohnte.

Dich verachten! rief Colomba — nach Allem, was du gethan haſt? Im Gegentheil, ſie ſpricht ſehr gut von dir . . . Ach! Orſo, ich könnte dir mancherlei über ſie berichten.

Die Hand in Colomba's Fauſt ſträubte ſich noch mehr als zuvor, wurde aber in Folge deſſen nur näher zu Orſo hingezogen.

Aber, wenn dem ſo wäre, ſagte dieſer, warum antwortet ſie mir nicht? Eine Zeile hätte ja genügt.

Colomba hatte an Miß Nevil's Hand ſo lange gezogen, bis ſie ſchließlich dieſelbe in Orſo's Hand legen konnte; dann trat ſie plötzlich zur Seite und rief unter hellem Lachen: daß du ja nichts Böſes von ihr ſagſt, denn ſie verſteht das Corſiſche vortrefflich!

Miß Lydia zog nun augenblicklich die Hand wieder zurück und ſtammelte einige zuſammenhangsloſe Worte. Orſo glaubte zu träumen.

Sie hier, Miß Nevil? Sie haben es gewagt? O wie beglücken Sie mich! Und er richtete ſich mühſam auf und verſuchte, ihr näher zu rücken.

Ich habe Ihre Schweſter begleitet, ſagte Miß Lydia — damit man nicht das Ziel ihres Ausgangs errathe . . . Und dann wollte ich mich auch verſichern, ob . . . Ach! wie ſchlecht werden Sie hier gepflegt!

Colomba hatte ſich hinter Orſo geſetzt. Sie hob ihn behutſam in die Höhe und legte ſeinen Kopf auf ihren Schooß. Dann hielt ſie ihn mit den Armen umſchlungen und nickte Miß Lydia zu: Nur näher, näher! ein Kranker darf nicht zu laut reden. Und da Miß Lydia zögerte, faßte ſie ſie wieder bei der Hand und nöthigte ſie neben ſich, ſo nah daß ihr Kleid Orſo ſtreifte, und daß die gefangene Hand auf ſeine Schulter zu liegen kam.

So fühlt er ſich ganz wohl, ſagte Colomba ſehr heiter. Nicht wahr, Orſo, es lebt ſich doch ganz erträglich im Wald unter freiem Himmel bei einer ſo ſchönen Nacht?

O ja! die ſchöne Nacht! ſagte Orſo. Nie werd' ich ſie vergeſſen!

Sie leiden wohl ſehr? fragte Miß Nevil.

Nein, ich leide nicht mehr, antwortete Orſo, und möchte hier ſterben. Und mit ſeiner geſunden Rechten griff er nach ihrer von Colomba noch immer feſtgehaltenen Hand.

Sie müſſen durchaus an einen Ort gebracht werden, wo man Sie gehörig pflegen kann, Herr della Rebbia, ſagte Miß Nevil. Ich werde kein Auge mehr ſchließen, jetzt, da ich Sie geſehen habe auf dieſem harten Lager, obdachlos . . .

Wenn ich mich nicht vor Ihnen gefürchtet hätte, Miß Nevil, ſo wäre ich nach Pietranera zurückgekehrt, um mich dem Gericht zu ſtellen.

Ei, warum haſt du dich denn vor ihr gefürchtet, Orſo? fragte Colomba.

Ich war Ihrem Rathe nicht gefolgt, Miß Nevil . . . und hätte mich geſcheut, vor Sie hinzutreten.

Wiſſen Sie wohl, Miß Lydia, daß Sie bei meinem Bruder Alles durchſetzen, was Sie wollen? ſagte

88.

Ein jeder kehrt zurück auf ſeine Seite,
So wie die Ceremonien vollbracht:
Dann zögert keiner, daß er vorwärts ſchreite,
Denn die Trommete ſchmettert hell zur Schlacht.
Jetzt nahn die beiden Helden ſich zum Streite,
Mit Kunſt die Schritte meſſend und Bedacht.
Sieh, ſchon zum Angriff ſind ſie vorgedrungen;
Das Eiſen klirrt, bald hoch bald tief geſchwungen.

89.

Den Kolben jetzt, und jetzt den Hammer ſpielen
Sie nach dem Fuße bald, bald nach dem Haupt,
Mit Schlägen, die ſo ſchnell und glücklich fielen,
Daß Niemand wohl an die Erzählung glaubt.
Doch Rüd'ger muß auf ihren Bruder zielen,
Die ihm ſein unglückſelig Herz geraubt,
Und läßt ſo ſchonend ſeine Hiebe fallen,
Daß er für minder muthig gilt bei allen.

90.

Er ſucht ſich mehr zu decken, als zu ſchlagen,
Und was er will, das weiß er ſelber nicht.
Reinald zu tödten, würd' ihm ſchlecht behagen;
Auch ſchied' er ſelbſt nicht gern vom Tageslicht.
Doch ſeh' ich hier mich an das Ziel getragen,
Wo ich verweilen muß mit dem Bericht.
Im nächſten Sang ſollt ihr den Reſt erfahren,
Wenn ihr das Ohr dem nächſten wollt bewahren.

lachend Colomba. Ich werde Sie von ihm fern halten müſſen.

Ich lebe der Hoffnung, ſagte Miß Nevil, daß ſich dieſe unglückliche Angelegenheit aufklären wird, und daß Sie bald jeglicher Ungewißheit enthoben ſein werden . . . Es wird mir wirklich ein Stein vom Herzen fallen, wenn ich noch vor unſerer Abreiſe erfahre, daß Ihnen Ihr Recht geworden durch öffentliche Anerkennung Ihres ehrenhaften und muthigen Handelns.

Sie reiſen ab, Miß Nevil! Sprechen Sie's noch nicht aus!

Was wollen Sie? . . . Mein Vater kann nicht immer nur auf die Jagd gehen und möchte fort.

Orſo ließ die Hand, womit er die ihre berührte, abwärts gleiten, und es entſtand eine Pauſe im Geſpräch.

Meinen Sie, hub Colomba wieder an, daß wir Sie ſo ſchnell abreiſen laſſen? Wir haben Ihnen noch gar Manches in Pietranera zu zeigen . . . Und dann haben Sie mir ja verſprochen, mein Portrait zu malen, und haben bis jetzt nicht einmal mit der Skizze angefangen . . . Und dann habe ich Ihnen dagegen eine Serenade von fünfundſiebzig Strophen zugeſagt . . . Und dann . . . Aber warum knurrt denn Brusco in Einem fort? . . . Da höre ich, wie ihm Brandolaccio nachläuft; ich muß mich doch erkundigen!

Sie ſtand auf, legte Orſo's Kopf ohne Weiteres auf Miß Nevil's Schooß und eilte den Banditen nach.

Dieſes ſamaritaniſche Tête-à-tête mit einem ſchönen jungen Mann mitten im Walde brachte Miß Lydia in nicht geringe Verlegenheit, zumal da ſie fürchten mußte, durch eine raſche Bewegung dem Verwundeten Schmerzen zu verurſachen; aber Orſo riß ſich freiwillig von der ſüßen Ruheſtätte los, die ihm ſeine Schweſter bereitet hatte, und ſtützte ſich auf den rechten Arm: Alſo doch? Sie reiſen bald ab, Miß Lydia? Zwar durfte ich niemals glauben, daß Sie Ihren Aufenthalt in dieſem unglücklichen Lande über ein gewiſſes Maaß ausdehnen würden, . . . und dennoch . . . ſeitdem ich Sie hier an dieſem Ort geſehen, leide ich hundert Mal mehr als zuvor unter dem Gedanken, von Ihnen ſcheiden zu müſſen . . . Ich bin weiter nichts als ein armer Lieutenant, ohne Zukunft — jetzt ſogar verfolgt . . . Das iſt freilich kein günſtiger Augenblick, Miß Lydia, um Ihnen zu bekennen, — daß ich Sie liebe . . . aber ich kann es Ihnen ſpäter wohl nie mehr ſagen, und mir iſt, als wäre ich minder unglücklich, jetzt, da ich mein Herz erleichtert.

Miß Nevil wendete ſich ab, als ob die tiefe Dunkelheit nicht genügt hätte, ihr Erröthen unſichtbar zu machen. Herr della Rebbia, ſagte ſie mit bebender Stimme, wäre ich denn hergekommen, wenn nicht . . . Und anſtatt den Satz zu Ende zu bringen, legte ſie in Orſo's Hand den ägyptiſchen Ring. Dann that ſie ſich ſelber Gewalt an und ſagte, in ihre gewohnte ſcherzhafte Weiſe plötzlich abſpringend: Eigentlich iſt es ſehr unrecht von Ihnen, Herr Orſo, ſo zu ſprechen, denn Sie wiſſen nur zu wohl, daß ich es mitten im Wald und umringt von Ihren Banditen nicht wagen kann, Ihnen böſe zu werden.

Orſo wollte die Hand küſſen, die ihm ſeinen Talisman zurückgab; da aber Miß Lydia ſie ihm raſch wieder entzog, verlor er das Gleichgewicht und fiel auf den verwundeten Arm. Es entfuhr ihm ein unwillkürlicher Schmerzenslaut.

Ach, mein Freund, Sie haben ſich wehgethan? ſagte ſie, ihn unterſtützend; und ich bin Schuld daran — verzeihen Sie mir! ... So ſprachen ſie noch einige Zeit weiter, ganz leiſe, in trauter Nähe. Die herbeieilende Colomba fand ſie genau in der Stellung, in der ſie ſie verlaſſen hatte.

Die Voltigeurs,*) rief ſie. Verſuch' es, Orſo, dich zum Gehen aufzuraffen; ich will dich führen.

Laß mich liegen, ſagte Orſo. Die Banditen ſollen ſich ohne mich davonmachen. Mich mag man in Gottes Namen gefangen nehmen . . . nur bringe Miß Lydia fort — dies vor Allem! Sie darf um keinen Preis hier geſehen werden!

Und ich darf Euch um keinen Preis hier liegen laſſen, ſagte Brandolaccio, welcher hinter Colomba herkam. Der Sergeant der Voltigeurs iſt ein Pathenkind des Advocaten. Anſtatt Euch feſtzunehmen, würde er Euch umbringen und ſich nachträglich mit einem unglücklichen Zufall entſchuldigen.

---

*) Voltigeurs: ein damals ſpeciell für Corſica militäriſch organiſirtes Polizeicorps — nicht zu verwechſeln mit den Voltigeurs der Linie

Orſo verſuchte nun aufzuſtehen und ſich fortzuſchleppen; aber nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, hielt er inne: Ich kann nicht gehen, verſicherte er. Rettet euch Alle! Miß Nevil, leben Sie wohl! Noch einmal Ihre Hand, und dann Gott befohlen!

Wir bleiben! riefen beide Mädchen.

Wenn Ihr nicht gehen könnt, ſagte Brandolaccio, nun ſo muß ich Euch wegtragen. Getroſt, Herr Lieutenant! Laßt den Kopf nicht hängen! Wir finden ſchon noch Zeit zum Auskneiſen dort hinten herum durch die Schlucht. Der Herr Pfarrer wird es den Kerlen unterdeſſen an Beſchäftigung nicht fehlen laſſen.

Nein, ich will nicht, ſagte Orſo, und legte ſich wieder auf die Erde nieder. Aber um Gottes willen, Colomba, bringe Miß Nevil fort.

Ihr habt Kräfte, Fräulein Colomba, ſagte Brandolaccio; faßt ihn an den Schultern — ich will ihn bei den Füßen nehmen, und dann vorwärts marſch!

Ohne auf Orſo's Einſprache zu achten, trugen ſie ihn raſch davon; Miß Lydia folgte in entſetzlicher Angſt. Da fiel ein Schuß, den augenblicklich vier oder fünf andere beantworteten. Miß Lydia ſtieß einen Schrei, Brandolaccio einen Fluch aus; er begann noch ſchneller zu gehen, und Colomba hielt gleichen Schritt mit ihm, ohne ſich durch die Zweige des Dickichts hindern zu laſſen, welche ihr das Geſicht peitſchten und die Kleider zerfetzten.

Ducken Sie ſich, ducken Sie ſich, meine Liebe! rief ſie ihrer Freundin zu, oder es kann Sie eine Kugel treffen! Nachdem man etwa fünfhundert Schritte weit über Stock und Stein ſo gegangen oder vielmehr gelaufen war, erklärte Brandolaccio, er könne nicht mehr vom Fleck und glitt, trotz Colomba's Ermahnungen und Vorwürfen, auf die Erde nieder.

Wo iſt Miß Nevil? fragte Orſo.

Zurückgeblieben, ſagte Brandolaccio, aber ſeid außer Sorge! aus der Welt iſt ſie nicht; Frauenzimmer kommen immer wieder zum Vorſchein.

Miß Lydia, welche durch das Schießen in Verwirrung gerathen war und ohnehin faſt bei jedem Schritt im Geſtrüpp hängen blieb, hatte von ihren Gefährten jede Spur verloren und rang, als ſie ſich ganz allein ſah, mit der fürchterlichſten Seelenangſt.

Hört nur, Orſ' Anton', fuhr Brandolaccio fort, was der Herr Pfarrer mit Eurer Flinte für einen Heidenſpektakel macht! Schade, daß man bei der ſtockfinſtern Nacht mit der Schießerei ſo gut wie nichts ausrichtet.

Still! flüſterte Colomba. Ein Pferd — wir ſind gerettet!

Ihr Ohr hatte ſie nicht getäuſcht. Das Thier, das wahrſcheinlich ruhig im Wald graſ'te und durch das Gewehrfeuer aufgeſchreckt worden war, kam immer näher heran.

Gerettet! wiederholte Brandolaccio, und im Handumdrehen war er auf das Pferd losgeſtürzt, hatte es bei der Mähne gefaßt und ihm mit Colomba's Hülfe in Ermangelung des Zaums einen Strick durch das Maul gezogen. Geben wir jetzt dem Herrn Pfarrer ein Lebenszeichen! ſagte er dann und pfiff zwei Mal. Das Signal ward aus der Ferne in ähnlicher Weiſe beantwortet, und der tiefe Baß des Mantongewehrs verſtummte. Brandolaccio ſchwang ſich auf das Pferd. Orſo wurde durch Colomba hinaufgehißt. Der Bandit hielt ihn mit der einen Hand vor ſich feſt und lenkte mit der andern den Gaul, welcher, durch zwei derbe Fußtritte in die Weichen angeſpornt, hurtig ausgriff und über einen Abhang hinuntergaloppirte, der ſo abſchüſſig war, daß jedes nicht corſiſche Pferd bei dem Wagniß unfehlbar das Leben gelaſſen hätte.

Nun kehrte Colomba wieder um, indem ſie Miß Nevil ſo laut ſie konnte beim Namen rief. Umſonſt: es antwortete ihr Niemand. Nachdem ſie eine Weile weitergegangen war, nach dem Wege forſchend, den ſie vorhin in der entgegengeſetzten Richtung zurückgelegt hatte, ſtieß ſie auf zwei Voltigeurs.

Wer da? ſchrieen die Soldaten.

Nun, meine Herren, ſagte Colomba ſpöttiſch, das war ein ſchöner Lärm. Wie viel Todte?

Sie waren bei den Banditen, ſagte der eine Soldat, und werden uns folgen.

Recht gern, antwortete Colomba; aber ich hatte eine Freundin bei mir, die wir erſt ſuchen müſſen.

Iſt ſchon in Sicherheit gebracht; Sie werden mit ihr hinter Schloß und Riegel übernachten.

So? hinter Schloß und Riegel? Das wird ſich finden. Führen Sie mich einſtweilen nur zu ihr hin.

Die Voltigeurs geleiteten ſie zur Lagerſtätte der Banditen, wo bereits die Siegestrophäen des Feldzugs zuſammengeleſen wurden, nämlich der Mantel, unter dem Orſo gelegen hatte, ein alter Keſſel und ein Waſſerkrug. Miß Nevil, die, faſt todt vor Schrecken, von den Soldaten aufgegriffen und hergeführt worden war, beantwortete nur mit ſtummem Weinen alle Fragen über die Zahl der Banditen und die von ihnen eingeſchlagene Richtung.

Colomba warf ſich der Freundin in die Arme und flüſterte ihr ins Ohr: Sie ſind gerettet! Dann wandte ſie ſich an den Sergeanten der Voltigeurs: Sie werden ſich überzeugt haben, mein Herr, daß das Fräulein von Allem, wonach Sie ſie fragen, nichts weiß. Laſſen Sie uns deßhalb ins Dorf zurückkehren, wo wir mit Ungeduld erwartet werden.

Man wird Sie ſchon hinbringen, erwiderte der Sergeant, und früher, als Ihnen angenehm ſein dürfte, mein Schatz, denn Sie werden ſich über Ihr Zuſammenſein mit den entronnenen Räubern hier im Wald zu ſo vorgerückter Stunde verantworten müſſen. Ich möchte wiſſen, wie es dieſe Rattenfänger anfangen, um alle Mädchen ſo zu verhexen; wo Banditen hauſen, kann man drauf rechnen, immer die Hübſcheſten zu finden.

Sie verſtehen ſich aufs Schmeicheln, Herr Sergeant, ſagte Colomba; aber Sie thäten dennoch wohl daran, beſſer auf Ihre Worte zu achten. Dieſes Fräulein iſt eine Verwandte des Präfecten, und ich möchte Ihnen gerathen haben, ihr gegenüber den Scherz bei Seite zu laſſen.

Eine Verwandte des Präfecten! flüſterte einer der Soldaten ſeinem Vorgeſetzten zu; in der That, ſie trägt einen Hut.

Der Hut thut nichts zur Sache, murrte der Sergeant. Beide waren ſie bei dem Pfarrer, bekanntlich dem gefährlichſten Herzensdieb in der ganzen Umgegend, und meine Pflicht erheiſcht, daß ich ſie nach Pietranera führe. Hier bleibt uns übrigens nichts mehr zu thun. O dieſer verdammte Corporal Taupin! . . . Hätte ſich der beſoffene Franzoſe nicht ſo voreilig blicken laſſen, ehe ich noch das Dickicht ganz umſtellt, wir hätten die Kerle gefangen, wie die Fiſche im Netz.

Sie ſind Ihrer ſieben? fragte Colomba. Wiſſen Sie auch, daß Sie einen harten Stand haben dürften, falls Ihnen zufällig Brandolaccio und der Herr Pfarrer mit den drei Brüdern Gambini, Sarocchi und Teodoro Poli beim Sanct Chriſtinenkreuz auflauerten? Wenn der Feldcommandant*) mit Ihnen ein Geſpräch anknüpfen ſollte, ſo möchte ich lieber nicht zuhören, denn bei Nacht irren ſich die Kugeln leicht in der Perſon.

Die Ausſicht auf ein Zuſammentreffen mit den gefährlichen Banditen, welche Colomba ſoeben genannt hatte, ſchien ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Der Sergeant commandirte unter fortwährendem Schimpfen über Corporal Taupin, den Hund von einem Franzoſen, zum Rückzug und ſchlug mit ſeinen ſechs Mann und den Gefangenen den Weg nach Pietranera ein. Der Mantel und der Keſſel wurden mitgenommen; dem Krug aber gab ein Fußtritt den Reſt. Da einer der Voltigeurs Miß Lydia beim Arm nehmen wollte, ſtieß ihn Colomba zurück: Daß ſich Keiner unterſteht, ſie anzurühren! ſagte ſie. Meint ihr etwa, daß wir die geringſte Luſt verſpüren, davonzulaufen? Hier haben Sie meinen Arm, liebe Lydia; hängen Sie ſich ein, und weinen Sie nicht, wie die kleinen Kinder. Vor dem Ausgang dieſes Abenteuers braucht uns nicht zu bangen. In einer halben Stunde werden wir mit einander zu Nacht ſpeiſen; ich habe einen gewaltigen Appetit.

Was wird man nur von mir denken? flüſterte Miß Nevil.

---

*) Spitzname des Teodoro Poli.

Man wird denken, daß Sie ſich im Wald verirrt haben, weiter nichts.

Aber was wird der Präfect dazu ſagen? . . . und vor Allem mein Vater?

Der Präfect . . . Dem werden Sie zu verſtehen geben, daß Ihr Thun und Laſſen außerhalb ſeiner amtlichen Controle liegt; und Ihr Vater? . . . nun, nach der Art und Weiſe zu ſchließen, wie Sie mit Orſo geplaudert, will mich bedünken, Sie hätten Ihrem Vater ſchon Einiges zu ſagen.

Miß Nevil drückte Colomba's Arm feſter an ſich und antwortete nicht.

Nicht wahr, ſagte ihr dieſe ganz leiſe ins Ohr, mein Bruder verdient es, geliebt zu werden? Lieben Sie ihn nicht ein klein wenig?

Ach, Colomba, antwortete Miß Lydia, indem ſie trotz ihrer Verlegenheit lächelte, Sie haben mich verrathen, und ich ſetzte ein ſo großes Vertrauen in Sie!

Colomba ſchlug den Arm um ihre Taille und küßte ſie auf die Stirn: Meine kleine Schweſter, flüſterte ſie, werden Sie mir's verzeihen?

Was bleibt mir Anderes übrig, meine furchtbare Schweſter? antwortete Miß Nevil, indem ſie den Kuß erwiederte.

Der Präfect war mit dem Staatsanwalt bei dem Adjuncten des Bürgermeiſters abgeſtiegen. In ſeiner väterlichen Angſt kam der Oberſt wohl ſchon zum zwanzigſten Mal, um ſich nach der vermißten Miß zu erkundigen; da trat endlich ein Voltigeur, den der

## Neununddreißigſter Geſang.

### 1.

Kein Leiden, wie's auch hart und bitter quäle,
Vergleicht in Wahrheit ſich mit Rüd'gers Pein.
Sie faßt den Körper, und noch mehr die Seele:
Denn einem Tod entgeht er nicht von zwei'n;
Er wird durch Reinald, oder ohne Fehle
Von dem geliebten Weib erſchlagen ſein.
Denn ihn erdrückt, wenn Reinald muß verderben,
Ihr ganzer Haß, der bittrer iſt als Sterben.

### 2.

Nicht alſo Reinald, der auf jede Weiſe
Nur ſinnt und ſtrebt, wie er den Lorbeer pflückt,
Und feindlich ſeine Axt, nicht eben leiſe,
Bald nach dem Arm, bald nach dem Kopfe ſchickt.
Der gute Rüd'ger windet ſich im Kreiſe,
Der mit dem Schafte dieſe Schläge knickt;
Und trifft er ja, ſo iſt's an ſolchen Plätzen,
Wo er den Gegner wenig kann verletzen.

### 3.

Den meiſten ſcheint der hohen Heidendegen
Zu ungleich dieſer Kampf, ja unerlaubt.
Zu träg iſt Rüd'ger, ſeine Hand zu regen,
Zu ſtark trifft Reinald auf des Jünglings Haupt.
Mit bleichem Angeſicht ſchaut dieſen Schlägen
Der Mohrenkönig zu, und ſeufzt und ſchnaubt,
Und ſchilt Sobrin, den armen Alten, bitter,
Der ihm heraufbeſchwor dieß Ungewitter.

Sergeant vorausgeſchickt hatte, in das Zimmer und erſtattete Bericht über den furchtbaren Kampf mit den Banditen, der zwar nicht Todte und Verwundete gekoſtet, aber bei dem ein Mantel, ein Keſſel und zwei Mädchen erobert wurden, wie der Soldat verſicherte, die Geliebten oder die Mitſchuldigen der Banditen. Bald darauf wurden die alſo gemeldeten Gefangenen unter Bedeckung eingebracht. Colomba ſtrahlte; Miß Lydia wollte vergehen, der Präfect war ſtarr und der Oberſt nicht minder entzückt als verblüfft. Der Staatsanwalt machte ſich den etwas boshaften Spaß, Miß Nevil ein klein wenig ins Verhör zu nehmen, was ſie noch vollends aus der Faſſung brachte.

Wir können, wie mir ſcheint, die Gefangenen ſofort auf freien Fuß ſetzen, ſagte der Präfect. Die jungen Damen haben einen Spaziergang gemacht — nichts iſt bei ſo ſchöner Witterung natürlicher; durch eine Laune des Zufalls ſind ſie einem liebenswürdigen verwundeten jungen Herrn begegnet — das erklärt ſich eben ſo natürlich. Dann nahm er Colomba bei Seite: Mein Fräulein, ſprach er zu ihr, Sie können Ihrem Bruder ſagen laſſen, daß ſich Alles unverhofft zum Guten wendet. Aus der Obduction der Leichname ſowie aus den Erklärungen des Oberſten geht hervor, daß er ſich im Fall der Nothwehr befand und ganz allein gekämpft hat. Die Sache wird ſich beilegen laſſen; nur muß er ſobald wie möglich hieherkommen und ſich den Gerichtsbehörden ſtellen.

Erſt gegen elf ſetzten ſich der Oberſt, ſeine Tochter und Colomba zu Tiſch, um das kalt gewordene Nachtmahl zu genießen. Colomba hatte vortrefflichen Appetit und ließ ihren Humor am Präfecten, am Staatsanwalt und an den Polizeiſoldaten aus. Der Oberſt ſprach während des Eſſens keine Silbe und beobachtete nur immer ſeine Tochter, welche auch nicht ein einzig Mal von ihrem Teller aufblickte. Endlich fragte er ſie auf engliſch mit weicher Stimme, aber ſehr ernſt:

Lydia, er hat alſo dein Wort?

Ja, mein Vater, ſeit heute, antwortete ſie erröthend, aber mit Beſtimmtheit. Dann ſchaute ſie empor, und als ſie ſah, daß in den Zügen des Oberſten keinerlei Gewitter emporſtieg, flog ſie in ſeine Arme und küßte ihn, wie eben bei einer ſolchen Gelegenheit wohlerzogene junge Damen es zu halten pflegen.

Recht ſo! ſagte Sir Thomas; er iſt ein wackerer Junge; aber hol mich der Henker! auf ſeiner verteufelten Inſel bleiben wir nicht, oder ich verweigere euch meinen Segen.

Ich kann nicht engliſch, ſagte Colomba, welche die Beiden mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit betrachtet hatte; aber ich möchte wetten, daß ich dennoch Alles verſtanden habe, was geſprochen wurde.

Wir ſprachen juſt davon, antwortete der Oberſt, Sie nach Irland zu entführen.

Ich bin gern dabei — als die Surella Colomba

Ihrer Tochter. Alſo abgemacht? Schlagen Sie ein? Hier meine Hand.

Was einſchlagen! lachte der Oberſt. In ſolchen Augenblicken fällt man ſich um den Hals.

## XX.

Zwei Monate, nachdem der Doppeltreffer, um mit den Zeitungen zu ſprechen, die größte Beſtürzung in allen Kreiſen der Gemeinde Pietranera hervorgerufen, ritt eines Nachmittags ein junger Mann, der den linken Arm in einer Binde trug, aus Baſtia hinaus auf der Straße, die nach Cardo führt; Cardo iſt ein Dorf mit einem in der Umgegend berühmten Brunnen, der in der heißeſten Sommerzeit die Vornehmen der Stadt mit friſchem Trinkwaſſer verſorgt. Den jungen Mann begleitete ein Mädchen von hohem Wuchs und auffallender Schönheit; ſie ritt einen kleinen Rappen, an dem jeder Kenner ſowohl die Kraft wie die Eleganz bewundert hätte, der aber leider durch eine ſonderbare Verſtümmelung des einen Ohrs entſtellt war. In Cardo ſprang das Mädchen hurtig aus dem Sattel, erwies ſich dann dem Gefährten beim Abſteigen behülflich und band vom Sattel ſeines Pferdes ein paar ziemlich ſchwere Ledertaſchen los. Die Thiere wurden einem Bauern anvertraut; das Mädchen, welches die Taſchen unter ihrem Mezzaro verborgen hatte, und der junge Mann, der eine Doppelflinte bei ſich führte, ſchritten auf einem ſehr ſteilen Pfad abſeits von allem menſchlichen Verkehr dem Gebirge zu. Als ſie die Höhen des Quercio beinah erklommen hatten, hielten ſie inne und lagerten ſich beide auf dem Raſen. Offenbar erwarteten ſie Jemand, denn ſie ſchauten fortwährend nach den Bergen, und das Mädchen zog öfters eine niedliche goldene Uhr hervor, vielleicht ebenſo ſehr aus Wohlgefallen an dem wohl erſt vor Kurzem erhaltenen koſtbaren Geſchenk, wie um nachzuſehen, ob denn die verabredete Stunde noch nicht geſchlagen. Sie warteten indeſſen nicht lange. Ein Hund kroch aus dem Gebüſch und lief, da ihn das Mädchen beim Namen rief, raſch und ſchmeichelnd herbei. Bald darauf ſtellten ſich auch zwei bärtige Männer ein, Jeder mit der Flinte im Arm, der Patrontaſche am Gürtel und einem Piſtol an der Seite. Von den blinkenden Waffen aus einer der renommirteſten Gewehrfabriken des Feſtlandes ſtachen ihre zerriſſenen und in allen möglichen Nüancen geflickten Kleider auffallend ab. Ungeachtet des augenſcheinlichen Standesunterſchieds begrüßten die Vier einander mit der Vertraulichkeit alter Freunde.

Nun, Orſ' Anton', ſagte der ältere Bandit zu dem jungen Mann, jetzt wäre Eure Sache ja im Reinen. Der Anklage wird keine Folge gegeben — gratulire. Nur ſchade, daß der Advocat die Inſel ſchon verlaſſen hat. Der hätte ein Geſicht dazu geſchnitten! . . . Nun, und Euer Arm?

Bis in vierzehn Tagen, antwortete der junge

Mann, brauche ich ihn, wie mir der Arzt verſichert, nicht mehr in der Binde zu tragen. Mein wackerer Brando, morgen reiſe ich nach Italien, und da wollte ich denn von dir und dem Herrn Pfarrer Abſchied nehmen. Deßhalb habe ich euch gebeten hieherzukommen.

Ihr habt es eilig, ſagte Brandolaccio; geſtern erſt aus der Unterſuchungshaft und morgen ſchon unterwegs?

Man geht eben ſeinen Geſchäften nach, ſagte Colomba mit vieler Heiterkeit. Hier, meine Herren, habe ich für den Abendimbiß geſorgt; laßt's euch ſchmecken, und vergeßt meinen Freund Brusco nicht.

Ihr verwöhnt ihn, Fräulein, aber er hat ein dankbar Gemüth. Da ſeht nur: aufgepaßt, Brusco! rief Brandolaccio, indem er ſeine Flinte hinaushielt, ſpring einmal für die Barricini! Der Hund blieb ſitzen und leckte ſich, zu ſeinem Herrn aufblickend, die Schnauze. Jetzt ſpringe für die della Rebbia! Und das Thier that einen Satz zwei Fuß höher als nöthig war.

Hört mich an, meine Freunde! ſprach Orſo: ihr treibt da ein ganz unerſprießliches Handwerk, und im günſtigſten Fall trifft euch, wenn ihr eure Laufbahn nicht dort drüben auf dem Richtplatz beſchließt, in irgend einem Waldwinkel die Kugel eines Gensdarmen.

Nun in Gottes Namen! ſagte Caſtriconi. Tod iſt Tod, und lieber noch geh' ich ſo drauf, als im Bett an einem langweiligen Fieber unter dem obligaten mehr oder minder aufrichtigen Gewimmer der Herren Erben. Leute, die wie wir an die friſche Luft gewöhnt ſind, thun am beſten dran, in ihren Schuhen zu ſterben, wie ſich unſere Bauern auszudrücken belieben.

Ich möchte, fuhr Orſo fort, euch dieſes Land verlaſſen und ein ruhigeres Leben führen ſehen. Was hindert euch zum Beiſpiel, euch, wie mehrere eurer Kameraden ſchon gethan, in Sardinien anzuſiedeln? Ich würde euch gern die Mittel dazu an die Hand geben.

In Sardinien! rief der Theologe. Istos Sardos! Den verfluchten Dialect ſprechen hören? Wir meiden ſchlechte Geſellſchaft.

Sardinien bietet rein nichts, ſetzte Brandolaccio hinzu. Ich für mein Theil verachte die Sarden. Stellen die Dummköpfe eine berittene Miliz zur Verfolgung der Banditen auf! Waldcavalerie! damit iſt das Land und damit ſind die dortigen Banditen, die ſich ſo fangen laſſen, gerichtet. Sardinien? Pfui!

Mich nimmt Wunder, Signor della Rebbia, ſagte Caſtriconi, daß Ihr, ein Mann von Geſchmack und von Wiſſen, Euch unſerer freien Lebensweiſe wieder entſchlagen könnt, nachdem Ihr ſie einmal gekoſtet.

Ich bitte euch nur zu bedenken, ſagte Orſo lächelnd, daß ich, ſo lang ich das Vergnügen hatte, euer Gaſt zu ſein, nicht eben in der Lage war, die Lichtſeiten dieſer Exiſtenz würdigen zu lernen: mir thun die Rippen jetzt noch weh, wenn ich an jene Parforcejagd den Berg hinunter zurückdenke, wobei ich querüber vor meinem Freund Brandolaccio auf einem ungeſattelten Pferde lag, zuſammengeknickt wie ein Bettelſack.

Und die Freude, den Verfolgern eine Naſe zu drehen, erwiderte Caſtriconi, gebt Ihr denn auf die gar nichts? Wie könnt Ihr nur ſo unempfänglich ſein für den Reiz einer ſchrankenloſen Unabhängigkeit unter unſerem milden Himmel? Durch dieſes Reſpectverleihers Gnaden (er wies dabei auf ſeine Flinte) iſt man König ſo weit die Kugel fliegt. Man befiehlt; man macht Unrecht wieder gut, gewiß eine höchſt moraliſche und höchſt kurzweilige Unterhaltung, die wir uns niemals entgehen laſſen. Giebt es etwas Schöneres, als das Leben eines fahrenden Ritters, wenn man beſſer bewaffnet und zugleich vernünftiger iſt als der ſelige Don Quixote? Da kam mir letzthin zu Ohren, daß der Onkel der kleinen Lilla Luigi, der alte Filz, ihr eine Ausſteuer verweigerte; ich ſchrieb ihm einen Brief, ganz harmlos, — das Drohen liegt nicht in meiner Art — und denkt Euch nur! der Geizkragen war im Nu bekehrt; die Kleine hat geheirathet; und ſo hab' ich zwei Menſchen zum Glück verholfen. Glaubt mir, Signor Orſo, dem Banditenleben reicht kein Anderes das Waſſer. O auch Ihr würdet es vielleicht mit uns halten, wenn eine gewiſſe engliſche Dame nicht wäre, die ich nur ganz flüchtig erblickt habe, für die ſie aber drunten in Baſtia Alle ſchwärmen.

Meine zukünftige Schwägerin hat eine Abneigung gegen den Wald, ſagte lachend Colomba; ſie hat ſich zu ſehr darin gefürchtet.

Ihr wollt alſo durchaus hier bleiben? ſagte Orſo Nun gut! ſo laßt mich wiſſen, was ich für euch thun kann.

Gar nichts, antwortete Brandolaccio; nur behaltet uns ein klein wenig in gutem Angedenken. Ihr habt uns ja mit Wohlthaten überſchüttet. Da iſt, bloß um das Eine zu erwähnen, die kleine Chilina, die Ihr ausgeſteuert habt, und die ſpäter einen braven Mann finden wird, ohne die Mitwirkung meines Freundes des Herrn Pfarrers und ſeiner harmloſen Sendſchreiben. Ferner wiſſen wir, daß Euer Pächter uns mit Brod und Pulver verſorgen ſoll. Lebt denn wohl und laßt Euch recht bald wieder einmal auf Corſica blicken.

Wenn Noth an den Mann geht, ſagte Orſo, ſind oft ein paar Goldſtücke viel werth. Jetzt werdet ihr doch von mir, einem alten Bekannten, die kleine Patrone da ſchon annehmen, wär's nur, um andere Patronen damit zu kaufen.

Keine Geldſachen zwiſchen uns beiden, Herr Lieutenant, ſagte Brandolaccio mit größter Entſchiedenheit.

Draußen in der Welt läuft Alles auf den Mammon hinaus, bemerkte Caſtriconi; aber bei uns im Wald kommt's nur auf ein tapfers Herz und eine zuverläſſige Flinte an.

Ich möchte aber nicht von euch gehen, hub Orſo wieder an, ohne euch irgend ein Andenken zu hinterlaſſen. Sag' ſelbſt, Brando, was darf ich dir ſchenken?

Der Bandit kratzte ſich hinter dem Ohr und warf einen verſtohlenen Blick auf Orſo's Gewehr: Nun denn, Herr Lieutenant, wenn es nicht zu unbeſcheiden wäre . . . Nein, nein, Ihr haltet ſelbſt zu große Stücke darauf.

Wovon ſprichſt du denn?

Von nichts . . . Es kann nichts daraus werden . . . Man müßte ja das Ding auch ſo zu handhaben wiſſen. Ich denke immer noch an den verteufelten Doppeltreffer mit Einer Hand . . . O ſo etwas geſchieht nicht zum zweiten Mal.

Die Flinte möchteſt du alſo haben? . . . Die hab' ich dir ja mitgebracht; aber benütze ſie nicht mehr als nöthig.

Ich kann Euch überhaupt nicht verſprechen, ſo damit umzugehen, wie Ihr; doch darauf dürft Ihr rechnen: wenn die einmal in andern Händen iſt, dann habt Ihr auch die Gewißheit, daß Brando Savelli kein Brod mehr kaut.

Und Ihr, Caſtriconi, was ſchenk' ich Euch?

Wenn Ihr durchaus von einem greifbaren Andenken nicht abſtehen wollt, ſo bitte ich Euch gerade heraus, mir einen Horaz zu ſchicken im kleinſten Format, damit ich gleichzeitig eine Zerſtreuung habe und mein Latein nicht ganz verlerne. In Baſtia am Hafen bietet ein kleines Mädel Cigarren feil; der könnt Ihr ihn anvertrauen; ſie wird ihn mir bringen.

Ich dedicire Euch eine Elzevir-Ausgabe, gelehrter Herr; unter den Büchern, die ich zur Reiſe eingepackt habe, befindet ſich zufällig ein Exemplar. — Jetzt, meine Freunde, muß geſchieden ſein — reicht mir die Hand! Und wenn ihr euch eines Tages doch noch zu Sardinien entſchließen ſolltet, ſchreibt an mich; der Advocat N . . . wird euch von meiner Adreſſe auf dem Feſtland in Kenntniß ſetzen.

Herr Lieutenant, ſagte Brando, wenn Ihr morgen aus dem Hafen ausgelaufen ſein werdet, ſchaut nach dem Berge! Hier an dieſer Stelle werden wir uns einfinden und Euch mit unſeren Tüchern zuwinken.

Mit dieſen Worten gingen ſie aus einander: Orſo mit ſeiner Schweſter gegen Cardo zu, die Banditen immer tiefer ins Gebirge.

## XXI.

An einem ſchönen Aprilmorgen, einige Tage nach Miß Lydia's Vermählung, fuhren der Oberſt, ſeine Tochter, Orſo und Colomba im offenen Wagen vor Piſa hinaus, um ein kurz zuvor entdecktes etruriſches Grabgewölbe zu beſichtigen, welches von allen Fremden beſucht wurde. Als ſie ins Innere des unterirdiſchen Gebäudes hinabgeſtiegen waren, nahmen Orſo und ſeine

4.

Meliſſa wechſelt, jener reiche Quell
Von allen Zaubern, die es gibt auf Erden,
Die weibliche Geſtalt inzwiſchen ſchnell,
Um der Gebieter von Algier zu werden.
Sie ſcheint gerüſtet mit dem Drachenfell,
Iſt Rodomont in Antlitz und Gebärden;
Den Schild hat ſie, den Degen angelegt,
Genau wie jener ſeine Waffen trägt.

5.

Sie ſpornt den Geiſt, der wie ein Roß geſtaltet,
Zu dem betrübten Sohne des Trojan;
Mit mächt'ger Stimme, ſchwer die Stirn gefaltet,
Ruft ſie: O Herr, dieß iſt nicht wohlgethan,
Daß Ihr den Knaben dort für tüchtig haltet,
Dem hochberühmten Gallier zu nahn,
In einem Kampfe, wo mit ſeinem Leben
Auch Libyens Reich und Ehre ſind vergeben.

6.

Halt ein! Laßt dieſen Kampf ſich nicht entſcheiden;
Es wär' uns eine allzu große Schmach
Die Schuld, daß Ihr nicht treu wart Euren Eiden,
Komm' über mich! und ſagt's getroſt mir nach!
Zeigt jeder wie ſein Schwert vermag zu ſchneiden!
Da ich hier bin, zählt jeder hundertfach. —
Dieß Wort vermag den König ſo zu lenken,
Daß er hervorſtürzt, ohne viel zu denken.

7.

Im Wahne, Rodomont ſei ſein Genoſſe,
Bekümmert er ſich nicht um den Vertrag;
Dieß gilt vor einem tauſendfachen Troſſe,
Der ihm zu Hülfe käm' an dieſem Tag.

Frau die Bleiſtifte zur Hand und begannen die Wandmalereien abzuzeichnen; der Oberſt und Colomba, welche ſich für Archäologie nicht ſonderlich intereſſirten, ließen das Pärchen ſitzen und unternahmen einen Spaziergang in die Umgegend.

Liebe Colomba, ſagte Sir Thomas, ich merke, daß wir nicht rechtzeitig zu unſerem Lunch in Piſa eintreffen werden. Verſpüren Sie keinen Appetit? Orſo und ſeine Frau ſtecken wieder einmal in den Alterthümern, und wenn ſie anfangen, mit einander zu zeichnen, da finden ſie nie ein Ende.

Ganz richtig, ſagte Colomba, und ſchließlich bringen ſie doch nicht ſo viel mit nach Hauſe.

Wie wär's, fuhr der Oberſt fort, wenn wir in jener Meierei einkehrten? Dort bekämen wir Brod, und vielleicht „Aleatico“ und wer weiß? wohl gar Erdbeeren mit Rahm; ſo könnten wir denn in aller Geduld die Wartezeit todtſchlagen.

Das iſt ein guter Gedanke, Sir Thomas. Warum ſollten Sie und ich, die beiden Vernünftigen in der Familie, den Verliebten zum Opfer fallen, die nur von Poeſie leben? Geben Sie mir Ihren Arm! Bemerken Sie, was ich ſchon für Fortſchritte gemacht habe in der Bildung? Ich laſſe mich von den Herren führen; ich trage Hüte und modiſche Kleider, hänge Schmuckſachen an mich und gewöhne mir alle möglichen ſchönen Dinge an; ich bin ganz zahm geworden. Sehen Sie nur, wie graziös ich mir den Shawl umgeworfen habe! . . . Der blonde Offizier von Ihrem Regiment, der bei der Hochzeit war . . . mein Gott! wie heißt er nur? ſo ein Langer mit gekräuſeltem Haar, den ich mit der Fauſt über den Haufen werfen könnte . . .

Chatworth, ſagte der Oberſt.

Ja richtig! aber unausſprechlich wird er mir immer bleiben, — nun, der iſt bis über die Ohren in mich vernarrt.

Oho, Colomba! aus Ihnen wird nachgerade eine kleine Kokette . . . ich mache mich ſchon auf eine neue Hochzeit gefaßt.

Ich und Hochzeit? Was würde dann aus der Erziehung meines Neffen, den mir Orſo beſcheren ſoll? Von wem würde er dann Corſiſch lernen? . . . Denn Corſiſch wird er ſprechen, ja, und ich will ihm eine ſpitze Mütze aufſetzen, wenn's nur wäre, um den Großvater zu ärgern.

Laſſen Sie den Neffen doch erſt da ſein, und dann lehren Sie ihn meinetwegen auch die kleinen Künſte mit dem Stilett, wenn es Ihnen Vergnügen macht.

Mit dem Stilett iſt's aus, ſagte Colomba ganz luſtig; jetzt trage ich einen Fächer, um Ihnen eins auf die Finger zu geben, wenn Sie von meiner Heimath ſchlecht ſprechen.

Unter ſolchen Geſprächen traten ſie in die Meierei und beſtellten Wein und Erdbeeren mit Rahm. Während Colomba der Pächtersfrau die Erdbeeren pflücken half, trank der Oberſt Aleatico. Da erblickte Colomba, als ſie in eine Allee einbog, einen alten Mann, der auf einem Stuhl in der Sonne ſaß; er ſchien krank zu ſein, denn Wangen und Augen waren eingefallen, und er war überhaupt ſo abgezehrt, regungslos, bleich und ſtarr, daß er mehr einer Leiche, als einem Lebendigen glich. Einige Minuten lang betrachtete ihn Colomba ſo aufmerkſam, daß es der Frau auffiel. Der arme Greis, ſagte ſie, iſt Ihr Landsmann, denn an Ihrer Sprache erkenne ich, daß Sie aus Corſica kommen, mein Fräulein. Er hat viel Unglück gehabt in ſeiner Heimath; ſeine Kinder ſind ihm auf eine entſetzliche Weiſe geſtorben. Man erzählt — mit Verlaub, mein Fräulein, — daß Ihre Landsleute mit ihren Feinden nicht ſehr zart umgehen. Als nun der arme Herr ganz vereinſamt war, reiſ'te er nach Piſa zu einer entfernten Verwandten, welcher dieſe Meierei gehört. Der gute Mann iſt etwas ſchwachſinnig, aus Gram über ſein Unglück . . . und das bringt die Madame in Verlegenheit, denn ſie giebt viele Geſellſchaften; ſo hat ſie ihn denn zu uns hinausgeſchickt. Er iſt ein ſanfter Herr und gar nicht läſtig; er ſpricht den ganzen Tag über keine drei Worte: es iſt eben in ſeinem Kopf nicht ganz richtig. Jede Woche beſucht ihn der Arzt, und der ſagt, daß es raſch mit ihm zu Ende gehe.

So? er iſt alſo aufgegeben? ſagte Colomba. Nun, in ſolcher Lage iſt der Tod eine Erlöſung.

Reden Sie ihn einmal auf corſiſch an, mein Fräulein! Er wird vielleicht munter, wenn er ſeine Mutterſprache hört.

Wir wollen es verſuchen, ſagte Colomba mit einem bittern Lächeln. Und ſie näherte ſich dem Greiſe. Der arme Blödſinnige regte ſich erſt, als er ſich durch ihr Dazwiſchentreten plötzlich in den Schatten geſtellt fühlte: er erhob das Haupt und ſtarrte Colomba an, die auch ihn anſtarrte und immer noch lächelte. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und ſchloß die Augen, als wollte er ſich dem auf ihn gehefteten Blick entziehen. Bald aber ſchlug oder vielmehr riß er ſie wieder auf; ſeine Lippen bebten; er verſuchte die Arme vorzuſtrecken, aber, durch Colomba's Blick feſtgebannt, blieb er unbeweglich, ſprachlos ſitzen. Endlich rannen ihm große Thränen über die Wangen, und ein dumpfes Schluchzen entrang ſich ſeiner Bruſt.

Noch nie habe ich ihn in dem Zuſtand geſehen, ſagte die Pächterin. — Das Fräulein hier iſt ein Fräulein aus Ihrer Heimath und gekommen, um Sie zu beſuchen, ſagte ſie zu dem Greiſe.

Gnade! keuchte dieſer mit heiſerer Stimme, Gnade! Biſt du noch immer nicht zufrieden? Jenes Blatt ... das ich verbrannt ... wie haſt du es leſen können? ... Aber warum alle Beide? Warum auch Orlanduccio? Seinen Namen haſt du nicht geleſen. Einen hätteſt du mir laſſen ſollen ... Einen! ... Orlanduccio ... du haſt ſeinen Namen nicht geleſen ...

Beide mußt' ich ſie haben, raunte ihm Colomba auf corſiſch ins Ohr. Die Aeſte ſind abgehauen, und wäre der Stamm nicht ſchon faul geweſen, ich hätte ihn entwurzelt. Klage nicht! du wirſt nicht lange mehr leiden. Meine Qual hat zwei volle Jahre gedauert.

Der alte Mann ſtieß einen Schrei aus und ließ den Kopf auf die Bruſt zurückſinken. Colomba kehrte ihm den Rücken und trat langſamen Schrittes auf das Haus zu, indem ſie einige unverſtändliche Worte aus einer ballata vor ſich hin murmelte:

Erſt die Hand, die losgedrückt hat,
Dann das Auge, das gezielt hat,
Und das Herz, das ausgeſonnen
Dieſe ſchnöde Frevelthat . . .

Während die Pächtersfrau ſich um den Greis beſchäftigte, ſetzte ſich Colomba mit gerötheten Wangen und flammendem Blick dem Oberſten gegenüber an den Tiſch.

Was iſt Ihnen denn? fragte Sir Thomas. Sie machen ein Geſicht, gerade wie damals in Pietranera, als man uns zum Deſſert ein paar Kugeln ins Speiſezimmer ſchickte.

Mir ſind Erinnerungen aus Corſica zu Kopf geſtiegen. Aber es iſt ſchon wieder vorbei. Ich werde ihn über die Taufe heben, nicht wahr? O die ſchönen Namen, die ich ihm geben will: Ghilfuccio Tomaſo Orſo Leone!

In dieſem Augenblick trat die Pächterin ein. —

Nun? fragte Colomba mit eiſiger Ruhe, iſt er todt oder nur in Ohnmacht?

Es war nichts, mein Fräulein; aber es iſt ſonderbar, wie ihn Ihr Anblick erſchüttert hat.

Und der Arzt behauptet, daß er es bald überſtanden haben wird?

Vielleicht noch ehe zwei Monate verſtrichen ſind.

Es geht nicht viel an ihm verloren, ſagte Colomba.

Von wem in aller Welt iſt denn die Rede? fragte der Oberſt.

Von einem blödſinnigen alten Mann aus meiner Heimath, der hierher in Pflege gegeben wurde, erwiderte Colomba mit gleichgültiger Miene. Ich werde von Zeit zu Zeit herſchicken, um mich nach ſeinem Befinden zu erkundigen . . . Aber, lieber Oberſt, laſſen Sie doch für meinen Bruder und Lydia ein paar Erdbeeren übrig!

Als Colomba aus dem Hauſe trat, um in den Wagen zu ſteigen, ſchaute ihr die Pächtersfrau eine Weile nach. Siehſt du das Fräulein dort? ſagte ſie zu ihrer Tochter; wie ſchön ſie auch iſt, ich bin feſt überzeugt: ſie hat den böſen Blick.

# Fauſt.

## Erzählung in neun Briefen.

von

**Iwan Turgenjeff.**
(geb. 1818.)

---

Aus dem Ruſſiſchen

von

**Claire von Glümer.**

> „Entbehren ſollſt du, ſollſt entbehren."
> (Fauſt, erſter Theil.)

## Erſter Brief.

(Paul Alexandritſch B. an Simon Nikolaitſch W.)

Landgut M . . . 6. Juni 1850.

Seit vier Tagen bin ich hier, lieber Freund, und erfülle heute mein Verſprechen, dir zu ſchreiben. Ein feiner Regen, der ſchon den ganzen Morgen niederrieſelt, macht das Ausgehen unmöglich, und außerdem verlangt mich, mit dir zu plaudern. Da bin ich nun wieder in meinem alten Neſte, das ich — es iſt traurig zu ſagen — volle neun Jahre nicht geſehen habe. Gewiß, wenn ich Alles bedenke, muß ich ſeitdem ein anderer Menſch geworden, muß völlig umgewandelt ſein. Du erinnerſt dich vielleicht eines kleinen blinden Spiegels in unſerm Gaſtzimmer, der noch von meiner Urgroßmutter herſtammt und an den Ecken mit ſo ſeltſamen Schnörkeln verziert iſt? Du ſtellteſt häufig Betrachtungen darüber an, wie viel er ſeit hundert Jahren geſehen haben müſſe. Gleich nach meiner Ankunft warf ich einen Blick hinein und erſchrak, denn es trat mir plötzlich vor Augen, wie ich gealtert bin und wie ſehr ich mich in der letzten Zeit verändert habe. Uebrigens bin nicht ich allein älter geworden. Mein Häuschen, das ſchon längſt baufällig war, will ſich kaum noch aufrecht halten und neigt ſich in bedenklicher Weiſe der Erde zu. Meine gute Waſſiljewna, die Wirthſchafterin, (du haſt ſie wohl nicht vergeſſen, da dir ihre eingemachten Früchte ſo gut ſchmeckten) iſt dürr und krumm geworden. Als ſie mich ſah, konnte ſie weder aufſchreien noch weinen, ſie ächzte und hüſtelte nur, ſank erſchöpft auf einen Stuhl und ſtreckte die Arme nach mir aus. Der alte Terenti hält ſich zwar noch ſtramm und rüſtig, wie ehemals, ſetzt beim Gehen die Füße auswärts und trägt noch die gelben Nankinghoſen und die knarrenden, bocksledernen Schuhe mit den hohen Sporen und den Roſetten darauf, die du ſo oft mit Rührung betrachteteſt — aber du mein Gott! wie ſchlottern jetzt dieſe Hoſen um ſeine magern Beine! wie weiß iſt ſein Haar geworden und wie klein und runzlig ſein Geſicht! Als er mit mir ſprach und ich ihn dann im Nebenzimmer Befehle geben hörte, kam er mir lächerlich vor und zugleich that er mir leid. Er hat alle Zähne verloren und kann ohne Ziſchen und Pfeifen kein Wort herausbringen. Der Garten dagegen hat ſich außerordentlich verſchönert. Die beſcheidenen Flieder-, Akazien- und Zwergkirſchen-Sträuche (ich erinnere mich, wie wir ſie mit einander pflanzten) ſind ein ſtattliches Gebüſch geworden. Die Birken- und Ahornbäume ſind mächtig in die Höhe und Breite

Seht an, man fällt die Lanzen, ſpornt die Roſſe
Von hier und dort; das geht wie Blitz und Schlag.
Meliſſa, die den harten Kampf entzündet
Durch ihre Zauberlarve ſieht, verſchwindet.

8.

Da man ſo gegen das gegebne Wort
Die beiden Kämpfer treulos wagt zu ſtören,
So fahren ſie im Kampf nicht weiter fort,
Entſagen allem fernern Groll, und ſchwören
Nicht mitzuhalten weder hier noch dort,
Bis ſich die Sache näher würd' erklären,
Wer's ſei, der den Vertrag ſo ſchnöd verkannt,
Der alte Karl, der junge Agramant

9.

Sie wiederholen ſich's mit neuen Eiden,
Dem feind zu ſein, der falſchen Herzens ſchwor
Schnell miſchen ſich die Chriſten und die Heiden;
Der ſetzt den Fuß zurück, und dieſer vor.
An Einer Handlung läßt ſich's unterſcheiden,
Wer in der Feigen iſt, der Tapfern Chor:
Zum Laufen gleich bereit ſind alle Haufen,
Nur daß die vor, und jene rückwärts laufen.

10.

So wie ein Windhund, der von Hirſch' und Rehen
Die flücht'ge Beute ringsum rennen ſieht:
Er darf nicht mit den andern Hunden gehen,
Weil ihn der Jäger hält; er tobt und ſprüht,
Er quält und kümmert ſich, und will vergehen,
Und bellt umſonſt und kämpft und zerrt und zieht:
So große Unruh hatte nebſt Marfiſen
Bis jetzt die tapfre Schwägerin bewieſen.

gewachſen, aber beſonders ſchön iſt die Lindenallee. Ich liebe dieſe Allee, liebe ihre zarte, grau-grüne Farbe, den ſanften Duft, den ſie verbreitet, die flimmernden Lichtfunken, welche durch ihr dichtes Laub auf den dunkeln Boden fallen — Sand giebt es hier nicht, wie du weißt. Meine junge Lieblingseiche iſt ein Baum von bedeutendem Umfang geworden; ich habe geſtern ganze Stunden unter ihrem Schatten zugebracht. Mir war ſo wohl zu Muth! ringsumher üppiger Raſen, darüber ausgegoſſen ein goldiges Licht, das ſelbſt in den Schatten eindrang — und wie die Vögel ſangen! Du haſt hoffentlich nicht vergeſſen, daß Vögel meine Leidenſchaft ſind? — Die Tauben girrten; dann und wann pfiff ein Pyrol; unermüdlich wiederholte der Finke ſein luſtiges Lied; die Amſeln ereiferten ſich und ſchlugen laut; in der Ferne rief der Kukuk, und der Specht ließ ſeinen ungeſtümen Schrei erſchallen. Ich lauſchte dieſen harmoniſchen Tönen, lauſchte in ſüße Träumerei verſunken und mein Herz war halb ſchlaftrunken, halb gerührt. Aber nicht allein im Garten iſt Alles gewachſen, auf Schritt und Tritt begegnen mir kräftige Burſchen, in denen ich die Knaben von ehemals nicht wieder erkenne. Aus deinem Liebling Peterchen iſt jetzt ein Peter geworden. Du warſt damals in Sorge um ſeine Geſundheit und fürchteteſt die Schwindſucht für ihn. Wie würdeſt du, wenn du jetzt ſeine gewaltigen rothen Hände aus den Rockärmeln hervorgucken ſäheſt, über die kräftigen Muskeln erſtaunen. Einen Nacken hat er wie ein Stier, und ſein Kopf iſt mit krauſem blondem Haar bedeckt — kurz, ein wahrer Herkules Farneſe. Sein Geſicht fand ich weniger verändert als das der Andern; nicht einmal voller iſt es geworden, und das heitere „gähnende“ Lächeln, wie du zu ſagen pflegteſt, iſt noch ganz das alte. Ich habe den Burſchen zu meinem Kammerdiener gemacht. Den Diener, den ich in Petersburg hatte, ließ ich in Moskau; er war zu ſehr bemüht mich zu beſchämen und mich ſeine Ueberlegenheit fühlen zu laſſen. Von meinen Hunden habe ich keinen wiedergefunden. Neffka allein hat die Andern überlebt, aber auch er hat nicht auf meine Heimkehr warten können, wie Argos auf die des Odyſſeus, denn es war ſeinem erlöſchenden Auge nicht vergönnt, den Herrn und einſtigen Jagdgenoſſen wiederzuſehen. Schaffka dagegen iſt geſund, bellt noch ſo heiſer wie ehemals und hat noch immer, wie ſich's gehört, ein zerrißenes Ohr und Kletten im Schwanze.

Ich habe mich in deinem ehemaligen Zimmer eingerichtet. Es iſt zwar ſehr der Sonne ausgeſetzt und wimmelt von Fliegen, aber der Geruch des alten Hauſes iſt hier weniger zu ſpüren, als in den andern Räumen. Sonderbar! dieſer ſcharfe, ſäuerliche Modergeruch wirkt mächtig auf meine Phantaſie — nicht eigentlich unangenehm, im Gegentheil — aber er bringt mich in eine trübe, ſchwermüthige Stimmung. Auch ich habe, wie du, eine Vorliebe für die alten bauchigen

Commoden mit Meſſingbeſchlägen, die weißen Seſſel mit geſchweiften Beinen, die fliegenbedeckten Kryſtallkronleuchter, kurz, für alle altmodiſchen Möbel; aber wenn ich beſtändig davon umgeben bin, verſetzen ſie mich in einen Zuſtand unruhvoller Langeweile. Das Zimmer, welches ich bewohne, iſt ganz einfach eingerichtet; in einer Ecke habe ich jedoch einen langen, ſchmalen Schrank ſtehen laſſen, deſſen Fächer verſtaubtes grünes und blaues Glasgeſchirr enthalten, und an die Wand ließ ich jenes ſchwarz eingerahmte weibliche Bildniß hängen, das du — weißt du wohl noch? — Manon Lescaut zu nennen pflegteſt. Die Farbe der jungen Frau iſt in dieſen neun Jahren nachgedunkelt, aber ihren Augen iſt der ſanfte, ſinnige Ausdruck, ihren Lippen das leiſe, ſchwermüthige Lächeln geblieben und noch immer entfällt die halbzerpflückte Roſe ihrer zarten Hand. Zu meiner Erheiterung dienen die Rouleaux an den beiden Fenſtern, die einſt grün geweſen, jetzt aber in der Sonne vergilbt ſind. Die ſchwarzen Zeichnungen, mit denen ſie irgend ein phantaſiereicher Künſtler geſchmückt hat, ſtellen einige Hauptſcenen aus d'Arlincourt's „Einſiedlern" vor. Auf dem einen Rouleau ſieht man dieſen Einſiedler mit ungeheurem Barte, vorſtehenden Augen und Sandalen an den Füßen, wie er eine Frau mit aufgelöſ'ten Haaren in die Berge ſchleppt. Auf dem andern findet ein erbitterter Kampf zwiſchen vier Rittern in Baretts und geſchlitzten Aermeln ſtatt. Der Eine liegt erſchlagen, en raccourci da — mit

Einem Wort, es ſind hier lauter Gräuel dargeſtellt, und dabei herrſcht ringsumher der tiefſte Friede, und von den Rouleaux ſelbſt fällt ein ſanfter Abglanz auf die Stubendecke. Auch ich erfreue mich, ſeit ich hier angekommen bin, des tiefſten Friedens. Ich habe weder Luſt, etwas zu thun, noch Jemand zu ſehen; wovon ich träumen ſollte, wüßt' ich nicht, zum Denken bin ich zu träge, nur zum Sinnen nicht — Denken und Sinnen ſind, wie du wohl weißt, zwei verſchiedene Dinge. Zuerſt waren die Kindheitserinnerungen über mich gekommen; bei jedem Schritt, den ich auf der heimathlichen Erde that, bei jedem Gegenſtand, den ich erblickte, ſtiegen ſie deutlich bis in die kleinſten Einzelnheiten vor mir auf. Dann wurden dieſe Erinnerungen von anderen verdrängt . . . . dann . . . dann wendete ich mich ab von dem Vergangenen, und mir blieb nur eine Art von angenehmer Ermattung, ein einſchläfernder Druck auf dem Herzen zurück. Stelle dir vor, als ich neulich auf dem Damme unter einem Baume ſaß, fing ich plötzlich an zu weinen und würde trotz meiner Jahre wohl noch lange geweint haben, hätte ich nicht eine alte Bäuerin bemerkt, die mich neugierig anſah und dann, tief gebückt, ohne mir das Geſicht zuzuwenden, an mir vorüberging. Die Thränen abgerechnet, iſt mir dieſer Gemüthszuſtand ſehr angenehm, und gern möchte ich ihn bis zu meiner Abreiſe, das heißt, bis zum September feſthalten. Es würde mich ſehr verdrießen, wenn mich einer meiner Nachbarn aufſuchte, aber ich glaube, daß ich dies nicht zu befürchten habe, da meine nächſten Nachbarn noch immer weit genug von mir wohnen. Du verſtehſt mich, davon bin ich überzeugt. Weißt du doch aus eigener Erfahrung, wie wohlthuend die Einſamkeit iſt, und ich bedarf ihrer nur zu ſehr, nach allen meinen Reiſen.

Langweilen werde ich mich keinesfalls; ich habe mir einige Bücher mitgebracht, und überdies befindet ſich hier eine anſehnliche Bibliothek. Geſtern habe ich die modrigen Bücherſchränke durchſtöbert und habe eine Anzahl intereſſanter Werke gefunden, denen ich früher keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Unter andern eine handſchriftliche Ueberſetzung des „Candide“ aus den ſiebenziger Jahren; Zeitungen und Journale aus derſelben Zeit; „das ſiegreiche Chamäleon“ (nämlich Mirabeau); „Le paysan perverti“ u. ſ. w. Auch Kinderſchriften fielen mir in die Hand, die theils mir ſelbſt, theils meinem Vater, meiner Großmutter und — denke nur — ſogar meiner Urgroßmutter gehört haben. Auf einer alten, alten franzöſiſchen Grammatik in buntem Einbande ſteht in großen Buchſtaben: Ce livre appartient à Mlle. Eudoxie de Lavrine und darunter die Jahreszahl 1741. Dann fand ich Bücher, die ich ehemals aus dem Auslande mitgebracht habe, darunter Goethe's „Fauſt“. Du weißt vielleicht nicht, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ich den Fauſt, den erſten Theil natürlich, Wort für Wort auswendig wußte und mich nicht ſatt daran leſen konnte. Aber andere Zeiten, andere Muſen — in den letzten neun Jahren habe ich Goethe kaum noch zur Hand genommen. Mit welcher unausſprechlichen Empfindung erblickte ich geſtern das kleine mir ſo wohl bekannte Büchelchen, die ſchlechte Ausgabe von 1828. Ich nahm es an mich, legte mich zu Bett und begann zu leſen. Wie ergriffen war ich von der herrlichen erſten Scene! Die Erſcheinung des Erdgeiſtes, ſeine dir wohl erinnerlichen Worte:

In Lebensfluten, im Thatenſturm,
Wall' ich auf und ab,

erregten in mir einen Schauer der Begeiſterung, wie ich ihn lange nicht empfunden. Dieſe Lectüre erinnerte mich plötzlich wieder an Berlin und meine Studentenzeit, an Fräulein Clara Stich, an Seydelmann als Mephiſtopheles, an die Muſik von Radziwill und an was Alles noch . . . Ich konnte lange nicht einſchlafen; meine Jugendzeit ſtieg in ſichtbarer Geſtalt vor mir auf; ein neues Feuer durchglühte meine Adern; mein Herz wurde weit. Es griff etwas in die Saiten meiner Seele, daß ſie erklangen, und allerhand Wünſche ſtiegen auf.

Da haſt du die Träumereien, denen ſich dein alter beinah vierzigjähriger Freund in ſeiner Einſamkeit überlaſſen. Wenn mich Jemand in dieſer Gemüthsverfaſſung belauſcht hätte! Doch warum ſollte ich mich derſelben ſchämen? Nein, dieſe Art von Schüchternheit iſt nur der Jugend eigen, und ich merke, daß ich alt werde. Weißt du, woran ich es bemerke? Ich fange an, die angenehmen Empfindungen zu hegen und die unangenehmen zu unterdrücken. In der Jugend war es umgekehrt; da gefiel ich mir in meiner Schwermuth, hütete ſie wie einen Schatz und machte mir eine fröhliche Regung beinah zum Vorwurf.

Aber trotz all meiner Lebenserfahrung, Freund Horatio, will es mir ſcheinen, als ob es in der Welt noch etwas gäbe, das ich nicht erfahren habe, und dies Etwas könnte leicht das Wichtigſte ſein.

Wo bin ich hingerathen! Lebe wohl; nächſtens mehr. Was machſt du in Petersburg? Noch eins: Sawéli, mein Koch, läßt dich grüßen. Auch er hat gealtert und iſt ein wenig dick und ſchwerfällig geworden, was ihn übrigens nicht hindert, eine gute Hühnerſuppe mit Zwiebeln, Käſekuchen mit gezacktem Rande und ſaure Suppe mit Gurken zu bereiten, das beliebte Steppengericht, nach dem du einmal vierundzwanzig Stunden lang eine belegte Zunge hatteſt. Nur ſeine Braten ſind immer noch zu trocken; man kann damit auf den Teller klopfen, wie mit einem Stück Pappe. Noch einmal lebe wohl.

Dein P. B.

## Zweiter Brief.

(Derſelbe an Denſelben).

Landgut M . . . 12. Juni 1850.

Ich habe dir eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen, lieber Freund. Höre nur. Geſtern vor Tiſch bekam ich Luſt, ſpazieren zu gehen, aber nicht im Garten. Ich ging auf die Landſtraße, die nach der Stadt führt, denn ich wandre gern mit raſchen Schritten auf einem Wege, der ſich weit vor mir hinzieht. Es iſt mir dabei, als ob ich ein Geſchäft hätte und irgendwohin eilen müßte. Plötzlich ſehe ich eine Kaleſche mir entgegen kommen. Hoffentlich nicht zu mir, denke ich mit geheimem Schrecken. Aber nein, in der Kaleſche ſaß ein mir unbekannter ſchnurrbärtiger Herr. Ich beruhigte mich. Doch ſobald der Unbekannte näher kommt, läßt er ſeinen Kutſcher halten, nimmt höflich die Mütze ab und fragt noch höflicher, ob er nicht die Ehre habe, mit Herrn ſo und ſo zu ſprechen? Ich bleibe ſtehen und antworte mit dem Muth eines Angeklagten, der ins Verhör genommen wird: Ja, ich bin P. B.; dabei ſtarre ich den Herrn mit dem Schnurrbarte ſo dumm als möglich an und denke: den muß ich irgendwo geſehen haben.

Sie erkennen mich nicht? ruft er, indem er aus dem Wagen ſteigt.

Durchaus nicht.

Und ich habe Sie gleich erkannt.

Nach und nach kam es heraus: es war Prijimkoff — weißt du — unſer alter Studiengenoſſe. Was iſt das für eine wichtige Neuigkeit? denkſt du in dieſem Augenblicke. Prijimkoff war ein ziemlich unbedeutender Menſch. Zugeſtanden, liebſter Freund! aber höre nur weiter.

Ich war hocherfreut, ſagte er, als ich hörte, daß Sie Ihr Gut wieder bewohnen, denn ich lebe in Ihrer Nachbarſchaft. Uebrigens freue ich mich nicht allein ...

Darf ich fragen, wer außerdem ſo liebenswürdig iſt?

Meine Frau.

Ihre Frau?

Ja, meine Frau — eine alte Bekannte von Ihnen . . .

Bitte, wollen Sie mir ſagen, wie Ihre Gemahlin heißt?

Sie heißt Wera Nikolajewna und iſt eine geborne Elzoff.

Wera Nikolajewna! rief ich unwillkürlich.

Das iſt die wichtige Neuigkeit, von der ich dir im Anfang dieſes Briefes ſchrieb. Vielleicht findeſt du darin nichts ſo Bemerkenswerthes — ſo muß ich dir denn eine Epiſode aus meinem vergangenen, längſt vergangenen Leben erzählen.

Als ich im Jahre 1838 mit dir die Univerſität verließ, war ich dreiundzwanzig Jahr alt. Du trateſt in den Staatsdienſt, ich entſchloß mich, nach Berlin zu gehen; aber da ich dort vor October nichts zu thun hatte, wollte ich den Sommer in Rußland auf dem Lande zubringen und zum letzten Male die Freuden eines ſüßen Müßiggangs genießen, um mich dann ernſtlich an die Arbeit zu begeben. Wie weit ich dieſen letzten Vorſatz durchgeführt habe, geht uns jetzt nichts an. Aber, wo den Sommer zubringen? fragte ich mich. Auf mein Gut zu gehen, hatte ich keine Luſt. Mein Vater war kürzlich geſtorben; nahe Verwandte hatte ich nicht; ich fürchtete mich vor der Einſamkeit, der Langenweile. In dieſer Verlegenheit nahm ich die Einladung eines Vetters auf ſein im Gouvernement T . . . gelegenes Gut mit Vergnügen an. Er war ein wohlhabender, ſchlichter, guter Mann und lebte als großer Herr auf ſeinem Landſitze. Ich ging zu ihm. Er hatte eine zahlreiche Familie, zwei Söhne und fünf Töchter, und außerdem war ſein gaſtfreies Haus von Fremden überfüllt. Unaufhörlich kamen Beſuche . . . und doch amüſirte man ſich nicht. Die Tage gingen geräuſchvoll hin; es war unmöglich einen Augenblick allein zu ſein. Alles wurde gemeinſchaftlich unternommen. Jeder ſann auf Mittel der Zerſtreuung, und Abends waren Alle übermüdet. Dieſe Lebensweiſe war geradezu unerträglich; ich beſchloß abzureiſen und wollte nur den Namenstag meines Vetters abwarten. Aber gerade an dieſem Namenstage ſah ich Wera Nikolajewna Elzoff . . . und blieb.

Sie war damals ſechzehn Jahre alt und lebte mit ihrer Mutter auf einem kleinen Landſitz; fünf Werſte vom Gute meines Vetters. Ihr Vater war, wie es hieß, ein ausgezeichneter Mann geweſen. Früh zu dem Range eines Oberſten emporgeſtiegen, würde er ſicherlich noch weiter gekommen ſein, wäre er nicht, als noch junger Mann, von einem Kameraden aus

11.

Bis jetzo hatten ſie an dieſem Tage
So reichen Raub geſehn auf weitem Plan,
Und hatten ſich gegrämt mit bittrer Klage
Und manch fruchtloſen Seufzer drob gethan,
Daß ſie, zurückgehalten vom Vertrage,
Nicht Hand anlegen durften, hau'n und ſah'n.
Jetzt, da man plötzlich bricht, was man geſchworen,
Wie fröhlich fahren ſie in's Heer der Mohren!

12.

Zwei Ellen weit durchfährt Marfiſens Spitze
Den erſten aus den Schaaren Afrika's.
Sie zieht das Schwert, und ſchneller als ich's kritze,
Haut ſie vier Helme durch, wie dünnes Glas.
Auch Bradamante wirkt gleich einem Blitze,
Allein der goldne Speer hält andres Maaß:
Er wirft zu Boden, was er trifft; ihm fallen
Zweimal ſo viel, doch keiner ſtirbt von allen.

13.

So nah beiſammen kämpfen dieſe beiden,
Daß Jede ſtaunend auf die Andre blickt.
Dann gehn ſie tiefer in den Feind, und ſcheiden,
Und Jede rennt, wohin der Zorn ſie ſchickt.
Wer zählte jeden Krieger von den Heiden,
Der vor dem Goldſpeer ſich zur Erde bückt?
Die Köpfe wer, die von Marfiſens Hieben
Geſpalten oder abgehauen blieben?

14.

Wie, wenn bei mildem Wind und lauem Regen
Der Apennin die grünen Schultern zeigt,
Zwei trübe Ströme ſich zugleich bewegen,
Und dieſer da, der dort herniederſteigt:

Unvorſichtigkeit auf der Jagd erſchoſſen worden. Wera Nikolajewna war damals noch ein Kind. Ihre Mutter war ebenfalls ein ungewöhnliches Weſen, ſehr gebildet, beleſen und mehrerer Sprachen mächtig. Sie hatte aus Liebe geheirathet, war aber ſieben oder acht Jahr älter als ihr Mann und hatte ſich von ihm aus dem väterlichen Hauſe entführen laſſen. Seinen Verluſt konnte ſie nie verſchmerzen und ging bis zu ihrem letzten Lebenstage — wie mir Prijimkoff ſagte, ſtarb ſie bald, nachdem ſie ihre Tochter verheirathet hatte — in tiefer Trauer. Ich ſehe ſie noch vor mir, mit ihrem ausdrucksvollen, ſchwermüthigen Geſicht, ihrem dichten ergrauenden Haar, ihren großen, ſtrengen, etwas erloſchnen Augen und ihrer geraden, feinen Naſe. Ihr Vater — er gehörte zu der Familie Ladanoff — war fünfzehn Jahre lang in Italien geweſen. Wera Nikolajewna's Mutter war das Töchterchen eines einfachen Landmädchens von Albano. Wenige Tage nach des Kindes Geburt wurde die Unglückliche von einem jungen Traſteveriner — ihrem ehemaligen Bräutigam, dem ſie Ladanoff entriſſen hatte — ermordet. Dieſe Geſchichte machte zu ihrer Zeit großes Aufſehen. Nach Rußland zurückgekehrt, ſchloß ſich Ladanoff in ſein Haus, ſein Studierzimmer ein, um es nicht wieder zu verlaſſen; beſchäftigte ſich mit Chemie, Anatomie, Cabbaliſtik; ſuchte nach dem Geheimniß, das menſchliche Leben zu verlängern, glaubte, daß man mit Geiſtern verkehren und die Todten beſchwören könne . . . und die Nachbarn hielten ihn für einen Hexenmeiſter. Seine Tochter hatte er zärtlich geliebt und ſelbſt unterrichtet, aber daß ſie ſich von Elzoff entführen ließ, konnte er ihr nicht vergeben; weder ſie noch ihr Mann durften ihm jemals wieder vor Augen kommen. Er prophezeihte ihnen Beiden ein unglückliches Leben und ſtarb in völliger Verlaſſenheit. Nachdem Frau von Elzoff ihren Mann verloren hatte, widmete ſie ſich ganz der Erziehung ihrer Tochter und ſah faſt Niemand bei ſich. Als ich Wera Nikolajewna kennen lernte, war ſie — denke dir — noch in keiner Stadt, nicht einmal in der benachbarten Kreisſtadt geweſen.

Wera Nikolajewna war nicht wie die gewöhnlichen jungen ruſſiſchen Damen, ſondern hatte ein ganz eigenthümliches Gepräge. Gleich auf den erſten Blick überraſchte mich die wunderbare Ruhe in ihren Bewegungen und in ihrer Sprache. Sie ſchien ſich um nichts zu ſorgen oder aufzuregen, antwortete einfach und klug, oder hörte aufmerkſam zu. Der Ausdruck ihres Geſichts war rein und offen, wie der eines Kindes. Er war etwas kalt und einförmig, ohne eigentlich ernſt zu ſein. Luſtig erſchien ſie nur ſelten und dann nicht wie Andere, aber die Klarheit einer unſchuldsvollen Seele, die wohlthuender iſt als Luſtigkeit, durchleuchtete ihr ganzes Weſen. Sie war von mittlerer Größe, zart und anmuthig gebaut, hatte feine, regelmäßige Züge, eine ſchöne, klare Stirn, goldig blondes Haar, eine gerade Naſe, wie ihre Mutter, ziemlich volle Lippen, dunkelgraue, beinah zu feſt blickende Augen und dichte, nach oben gebogne Wimpern. Ihre Hände waren zwar klein, aber nicht ſchön — talentvolle Frauen würden ſolche Hände nicht haben — und wirklich beſaß Wera Nikolajewna nicht ein hervorragendes Talent. Ihre Stimme klang wie die eines Kindes. Beim Namensfeſte meines Vetters wurde ich ihrer Mutter vorgeſtellt, und wenige Tage ſpäter machte ich derſelben meinen Beſuch.

Frau von Elzoff war, wie ſchon geſagt, eine bedeutende Frau, von ſehr eigenthümlichem Weſen, charaktervoll, beharrlich und verſchloſſen. Sie flößte mir Achtung ein, ja ſelbſt eine gewiſſe Furcht. Ihr ganzes Thun war nach feſten Geſetzen geregelt, und ſie erzog ihre Tochter zu denſelben Grundſätzen, ohne dabei die Freiheit des jungen Mädchens zu beſchränken. Die Tochter liebte ſie und vertraute ihr blindlings. Gab ihr die Mutter ein Buch mit den Worten: die und die Seite lies nicht, ſo hätte ſie lieber ſchon das vorhergehende Blatt überſchlagen, und auf die verbotene Seite warf ſie auch nicht einen Blick. Uebrigens hatte Frau von Elzoff auch, wie die Franzoſen ſagen, ihre idées fixes, ihre Geſpenſter. So erfüllte ſie zum Beiſpiel eine tödtliche Angſt vor Allem, was die Phantaſie aufregen konnte, und in Folge deſſen hatte ihre Tochter mit ſechzehn Jahren noch keinen Roman geleſen, keine Dichtung. Dagegen konnte ſie mit ihrer Kenntniß in Geſchichte, Geographie und Naturgeſchichte ſogar mich, der ich, wie du weißt, keiner der Unwiſſendſten war, in die Enge treiben. Eines Tages ſuchte ich das Geſpräch mit Frau von Elzoff auf ihre Erziehungsgrundſätze zu lenken, was bei ihrer Zurückhaltung nicht leicht war. Kopfſchüttelnd hörte ſie mich an.

Sie meinen, ſagte ſie endlich, daß das Leſen der Dichter eine nützliche und angenehme Beſchäftigung ſei. Mir ſcheint, daß man ſich früh im Leben entweder für das Angenehme, oder für das Nützliche entſcheiden und an der einmal getroffenen Wahl für immer feſthalten muß. Auch ich habe einſt verſucht, Beides zu vereinigen . . . aber das iſt unmöglich und führt entweder zum Verderben oder zur Ehrloſigkeit.

Ja, dieſe Frau war ein wunderbares Weſen, rechtſchaffen und ſtolz, aber nicht ohne Fanatismus und Aberglauben. Ich fürchte mich vor dem Leben, ſagte ſie eines Tages, und ſo war es — ſie hatte Furcht; Furcht vor den geheimnißvollen Kräften, die bisweilen plötzlich hervorbrechen. Wehe Jedem, über den ſie ſich entladen! Und hatte nicht die arme Elzoff das Schlimmſte von ihnen erduldet? Der Tod ihrer Mutter, ihres Gatten, ihres Vaters, welche Reihenfolge ſchrecklicher Ereigniſſe! Ich habe dieſe Frau niemals lächeln ſehen; von ihr hätte man ſagen können, daß ſie ihr Herz verſchloſſen und den Schlüſſel ins Waſſer geworfen. Sicherlich hatte ſie niemals ihre Schmerzen einem Andern geklagt; Alles verbarg ſie in ſich ſelbſt und hatte ſich ſo ſehr daran gewöhnt, ihre Gefühle zu beherrſchen, daß ſie ſogar jede Aeußerung der Zärtlichkeit gegen ihre heißgeliebte Tochter vermied. Nie gab ſie ihr in meiner Gegenwart einen Kuß oder einen Schmeichelnamen, ſondern nannte ſie immer nur Wera. Ich erinnere mich, daß ich ihr eines Tages ſagte, wir modernen Menſchen wären alle etwas anbrüchig. Anbrüchig ſein iſt Unſinn, antwortete ſie; entweder muß man ganz zerbrechen, oder ſich unverletzt erhalten.

Es kam nur wenig Beſuch zu Frau von Elzoff, aber ich ging häufig zu ihr, denn ich bemerkte, daß ſie mir wohlwollte, und Wera Nikolajewna gefiel mir ſehr. Wir unterhielten uns viel mit einander und gingen ſpazieren, ohne daß uns die Gegenwart der Mutter im Mindeſten geſtört hätte. Das junge Mädchen trennte ſich nicht gern von ihr, und ich hatte keinen Grund, mit Wera Nikolajewna allein ſein zu wollen. Dies offenherzige Weſen hatte die ſeltſame Gewohnheit, laut zu denken; auch Nachts im Traume pflegte ſie zuweilen von dem zu ſprechen, was ſie den Tag über beſchäftigt hatte. Einmal ſagte ſie zu mir, während ſie mich ſcharf dabei anſah und ihrer Gewohnheit nach das Kinn auf die Hand ſtützte: Ich glaube, daß Herr B. ein guter Mann iſt, aber man kann ſich nicht auf ihn verlaſſen. Unſere Beziehungen zu einander waren durchaus freundſchaftlich und harmlos. Nur einmal glaubte ich in der tiefſten Tiefe ihrer klaren Augen einen eigenthümlich zärtlichen Ausdruck zu ſehen — aber vielleicht irrte ich mich.

Indeſſen waren Wochen und Monate vergangen. Es war Zeit, an meine Abreiſe zu denken; ich konnte jedoch zu keinem Entſchluſſe kommen. Der Gedanke, dies holde junge Weſen zu verlaſſen, erſchreckte mich, und Berlin hatte alle Anziehungskraft für mich verloren. Ich wagte nicht, mir einzugeſtehen, was in mir vorging, ja ich verſtand mich ſelbſt nicht — es war, als ob ein Nebel meine Seele umhüllte. Eines Morgens endlich wurde mir Alles klar. . . . Warum weiter ſuchen? fragte ich mich. Welchem Ziele ſoll ich nachjagen? Das Richtige zu finden, iſt ſo ſchwer . . . es wäre vielleicht beſſer, hier zu bleiben und zu heirathen. So wenig erſchreckte mich damals der Gedanke an das Heirathen — im Gegentheil, ich verfolgte ihn mit Freuden. Denſelben Tag entdeckte ich meine Gefühle, nicht Wera Nikolajewna, wie man glauben ſollte, ſondern Frau von Elzoff. Die alte Frau ſah mich an.

Nein, mein Lieber, ſagte ſie, gehen Sie immer nach Berlin. Sie ſind gut — aber der Mann für meine Wera ſind Sie nicht.

Ich ſah erröthend zu Boden, und — worüber du dich wundern wirſt — im Grunde meines Herzens gab ich Frau von Elzoff Recht. In der folgenden Woche reiſ'te ich ab und ſah weder Wera Nikolajewna noch ihre Mutter wieder.

Da haſt du die kurze Geſchichte meines Abenteuers, denn ich weiß, daß dir Weitſchichtigkeiten nicht angenehm ſind. In Berlin hatte ich Wera Nikolajewna bald vergeſſen — aber, ich will es dir geſtehen, die plötzliche Kunde von ihr hat mich in eine gewiſſe Aufregung verſetzt. Sie hier in meiner Nähe als meine Nachbarin zu wiſſen, ſie in wenigen Tagen wiederſehen zu ſollen, war mir ſo überraſchend . . . das Vergangene ſtand mit Einem Male wie aus dem Boden gewachſen vor mir da und drang mächtig auf mich ein. Prijimkoff ſagte mir bei unſerer Begegnung, daß er gekommen ſei, um meine Bekanntſchaft zu erneuern, und daß er hoffe, mich bald bei ſich zu ſehen. Er erzählte mir, daß er bei der Cavalerie geſtanden, den Dienſt mit Lieutenantsrang verlaſſen und ein Landgut acht Werſte von dem meinigen gekauft habe. Seine Abſicht iſt, ſich der Landwirthſchaft zu widmen. Von den drei Kindern, die er gehabt, ſind zwei geſtorben; ein Mädchen von fünf Jahren iſt ihm geblieben.

Und Ihre Frau erinnert ſich meiner noch? fragte ich.

Ja, das thut ſie, antwortete er mit einem gewiſſen Zögern. Sie war freilich noch ſehr jung, als Sie mit ihr verkehrten, aber ihre Mutter pflegte immer lobend von Ihnen zu ſprechen, und Sie wiſſen ja, wie theuer ihr jeder Ausſpruch der Verſtorbenen war. Mir fielen die Worte der Frau von Elzoff ein: der Mann für meine Wera ſind Sie nicht; und, einen Seitenblick auf Prijimkoff werfend, dachte ich: du alſo warſt der Mann für ſie! Er blieb mehrere Stunden bei mir, und ich ſand, daß er ein angenehmer Mann iſt, der in beſcheidenem Tone ſpricht und dabei ſo gutmüthig ausſieht, daß man ihn gern haben muß. Seine Geiſtesfähigkeiten ſind übrigens ſeit der Zeit unſerer erſten Bekanntſchaft nicht gewachſen. Beſuchen werde ich ihn auf jeden Fall — vielleicht ſchon morgen. Ich bin höchſt begierig zu ſehen, was aus Wera Nikolajewna geworden iſt.

Du Böſewicht an deinem Directionstiſche ſpotteſt wahrſcheinlich; aber trotzdem will ich dir berichten, welchen Eindruck ſie auf mich machen wird. Bis zum nächſten Briefe lebe wohl.

Dein P. B.

## Dritter Brief.

(Derſelbe an Denſelben.)

Landgut M. 16. Juni 1850.

Lieber Freund! ich bin bei ihr geweſen, habe ſie geſehen und muß dir vor Allem einen merkwürdigen Umſtand mittheilen: du magſt es mir glauben oder nicht — ſie hat ſich faſt gar nicht verändert, weder ihr Geſicht, noch ihre Geſtalt. Als ſie mir entgegen kam, vermochte ich kaum mein Erſtaunen zu verbergen, denn ich erblickte das junge ſiebzehnjährige Mädchen von ehemals. Nur den Augen fehlte der kindliche Ausdruck, den ſie freilich nie gehabt; ſie waren auch in ihrer Jugend zu feſtblickend für Kinderaugen. Sonſt iſt ſie noch ganz wie damals: dieſelbe Ruhe in Haltung und Bewegungen, dieſelbe Stimme, dieſelbe klare Stirn — als hätte ſie dieſe Reihe von Jahren unter einer Schneedecke zugebracht. Und ſie iſt jetzt achtundzwanzig Jahr alt und hat drei Kinder gehabt . . . Unbegreiflich! Glaube nicht, daß ich aus Vorliebe für ſie übertreibe. Im Gegentheil, dieſe Unveränderlichkeit gefällt mir gar nicht an ihr. Eine achtundzwanzigjährige Frau und Mutter ſoll nicht mehr ausſehen, wie ein junges Mädchen. Sie hat doch nicht umſonſt gelebt!

Sie nahm mich ſehr freundlich auf, und Prijimkoff beſonders war über meinen Beſuch hocherfreut. Der gute Menſch ſcheint ein wirkliches Verlangen zu haben, ſich an Jemand anzuſchließen. Das Haus, das ſie bewohnen, iſt bequem und gut gehalten. Wera Nikolajewna's Anzug war ebenfalls ganz mädchenhaft; ſie trug ein weißes Kleid, einen blauen Gürtel und eine feine goldne Kette um den Hals. Ihr Töchterchen iſt allerliebſt, ſieht ihr aber nicht ähnlich, ſondern hat mehr von der Großmutter. Ein ſehr ähnliches Bild dieſer eigenthümlichen Frau hängt im Salon über dem Divan. Es fiel mir gleich in die Augen, als ich eintrat; ſtreng und forſchend ſchien es auf mich niederzuſehen. Wir ſetzten uns, gedachten der alten Zeit, und allmählich entſpann ſich ein lebhaftes Geſpräch. Unwillkürlich ſah ich hin und wieder nach dem düſtern Bilde der Frau von Elzoff auf. Wera Nikolajewna ſaß gerade darunter — es iſt ihr Lieblingsplatz. Denke dir mein Erſtaunen, als ich erfuhr, daß Wera Nikolajewna, eingedenk der Lehren ihrer Mutter, bis jetzt keinen einzigen Roman, kein einziges poetiſches oder, wie ſie ſich ausdrückt, „erfundenes“ Werk geleſen hat. Eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die edelſten Geiſtesgenüſſe ärgert mich. Bei einer geſcheidten und, ſo weit ich ſie beurtheilen kann, feinfühlenden Frau iſt das geradezu unverzeihlich.

Alſo, fragte ich ſie, haben Sie ſich's zur Pflicht gemacht, niemals derartige Bücher zu leſen?

O nein, erwiderte ſie; ich kam nur nicht dazu . . . hatte keine Zeit.

Keine Zeit! ich ſtaune . . . aber Sie, wandte ich mich an Prijimkoff, haben Sie nicht verſucht, Ihrer Frau Geſchmack daran beizubringen?

Das hätte ich gern gethan, antwortete er, aber...

Wera Nikolajewna fiel ihm ins Wort.

Verſtelle dich doch nicht ſo, ſagte ſie; du biſt ſelbſt kein großer Freund von Verſen.

Von Verſen, das iſt wahr, erwiderte Prijimkoff; aber Romane zum Beiſpiel...

Wie verleben Sie denn Ihre Abende? fragte ich; ſpielen Sie Karten?

Zuweilen, antwortete ſie; aber an Unterhaltung fehlt es uns auch außerdem nie . . . wir leſen viel; es giebt auch außer Gedichten eine Anzahl guter Bücher.

Da müſſen Felſen mit, dem Thal entgegen,
Die höchſten Bäume werden umgebeugt;
Sie bringen Saat und Feld, auf ihrem Pfade
Wetteifernd gleichſam, wer am meiſten ſchade:

15.

So dieſe zwei hochherz'gen Kriegerinnen,
Die auf verſchiedner Bahn im Feld umher
Am Heidenvolk ein gräßlich Werk beginnen,
Die mit dem Schwert und jene mit dem Speer.
Kaum hält noch Agramant vor dem Entrinnen
Bei ſeinen Fahnen das erſchrockne Heer.
Vergebens fragt und ſpäht er durch die Schaaren:
Von Rodomonten kann er nichts erfahren.

16.

Auf ſeinen Rath, der ſo erwünſcht erſchien,
(So meint er) brach er, was er feſt beſchworen
Bei allen Göttern; nun begehrt er ihn,
Und überall iſt ſeine Spur verloren.
Sobrin auch fehlt. In Arles ſteht Sobrin,
Der ſchuldlos ſich erklärt, mit ſeinen Mohren.
Der Greis zog ſich zurück, und ahnt noch heut
Den ſchwerſten Lohn für den gebrochnen Eid.

17.

Marſil auch hat ſich in die Stadt geflüchtet,
Das Herz von banger Ahnung zugeſchnürt.
So wird nun Agramant ſchlimm zugerichtet
Von jenen Schaaren, die der Kaiſer führt,
Die Deutſchland, Welſchland, England ihm verpflichtet,
Und die der höchſte Muth und Eifer ziert.
Die Paladine ſtehn in ihren Reihen,
Juwelen gleich in goldnen Stickereien.

Was haben Sie denn gegen Gedichte einzuwenden?

Einzuwenden nichts! antwortete ſie; aber von früher Jugend an habe ich erfundene Werke unbeachtet gelaſſen. Meine Mutter wollte das ſo, und je älter ich geworden bin, um ſo mehr habe ich eingeſehen, daß Alles, was meine Mutter ſagte, Wahrheit war, heilige Wahrheit.

Gewiß, aber ich kann Ihnen doch nicht Recht geben. Ich glaube, daß Sie gar keinen Grund haben, ſich eines ſo reinen und berechtigten Genuſſes zu berauben. Sie verwerfen doch weder Muſik noch Malerei, warum denn gerade die Poeſie?

Ich verwerfe ſie gar nicht, habe ſie nur bisher nicht kennen gelernt — das iſt Alles.

Dann laſſen Sie mich dafür ſorgen. Ihre Frau Mutter hat Ihnen doch wohl nicht für alle Zeiten verboten, mit der Belletriſtik bekannt zu werden?

Durchaus nicht! Als ich mich verheirathete, hat ſie jenes Verbot zurückgenommen. Aber mir ſelbſt iſt es nie in den Sinn gekommen, dieſe . . . wie ſagten Sie doch? . . . nun, ich meine, Romane zu leſen.

Voll Verwunderung hörte ich ihr zu. Das hatte ich nicht erwartet. Dabei ſah ſie mich ruhig an . . . Vögel blicken ſo, wenn ſie ohne Furcht ſind.

Ich werde Ihnen ein Buch bringen, rief ich; mir war plötzlich der Fauſt eingefallen.

Wera Nikolajewna ſeufzte leiſe.

Es iſt ... es iſt doch nicht von George Sand? fragte ſie mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit.

Ah! Sie haben alſo doch von ihr gehört! Nun und wenn es von ihr wäre? Aber nein, ich will Ihnen einen andern Schriftſteller bringen. Ihr Deutſch haben Sie doch nicht vergeſſen?

Nein, ich hab' es nicht vergeſſen.

Sie ſpricht es wie eine Deutſche, fiel Prijimkoff ein.

Das iſt herrlich! Sie werden ſehen, welch ein wunderbares Ding ich Ihnen bringe.

Schön, das wollen wir ſehen; aber kommen Sie jetzt in den Garten, meine Nataſcha*) hält es nicht mehr aus.

Sie ſetzte einen runden Strohhut auf, einen wahren Kinderhut, nur etwas größer als der ihres Töchterchens. Ich ging neben ihr; in der friſchen Luft, im Schatten der großen Linden erſchien mir ihr Geſicht noch lieblicher, beſonders wenn ſie den Kopf etwas zurückbog, um unter dem Hutrande zu mir aufzublicken. Wäre nicht Prijimkoff hinter uns hergegangen und das kleine Mädchen vorangelaufen, ich hätte mir einbilden können, wieder im Sommer 1838 zu ſein — ein dreiundzwanzigjähriger Student, im Begriff nach Berlin zu gehen. Ich hätte das um ſo mehr gekonnt, als auch der Garten, durch den wir gingen, dem von Frau von Elzoff ähnlich war. Ich konnte mich nicht enthalten, Wera Nikolajewna dieſen Eindruck mitzutheilen.

---

*) Diminutiv von Natalia.

Man ſagt mir allgemein, daß ich mich äußerlich wenig verändert habe, gab ſie zur Antwort; aber ich bin auch innerlich dieſelbe geblieben.

Wir näherten uns einem chineſiſchen Pavillon.

Ein ſolches Häuschen gab es nicht in Oſſinowka, ſagte Wera Nikolajewna. Ueberſehen Sie, daß es ſo verfallen und verwittert ſcheint — drinnen iſt es hübſch und kühl.

Wir traten hinein, und ich ſah mich um.

Wiſſen Sie was, Wera Nikolajewna, ſagte ich; laſſen Sie, wenn ich wieder komme, einen Tiſch und ein paar Stühle herbringen. Es iſt hier wirklich angenehm . . . hier werde ich Ihnen Goethe's Fauſt vorleſen. Nichts Geringeres will ich Ihnen bringen.

Ja, hier ſind keine Fliegen, gab ſie einfach zur Antwort. Und wann wollen Sie wiederkommen?

Uebermorgen.

Schön! ſagte ſie.

In dieſem Augenblick ſprang die kleine Nataſcha, die mit uns eingetreten war, blaß und mit einem Schreckensſchrei zurück.

Was iſt dir? fragte Wera Nikolajewna.

Ach, Mama! rief das Kind und zeigte mit dem Finger in eine Ecke; ſieh die ſchreckliche Spinne.

Wera Nikolajewna wendete ſich der Ecke zu; eine große buntſcheckige Spinne lief an der Wand hinauf.

Warum fürchteſt du dich? fragte ſie. Das Thier thut dir nichts.

Und ehe ich ſie hindern konnte, nahm ſie das häßliche Inſect auf ihre Hand, ließ es einen Augenblick darauf hinkriechen und warf es dann fort.

O, wie tapfer Sie ſind! rief ich aus.

Wie ſo tapfer? Es war ja keine giftige Spinne.

Ich ſehe, daß die Naturgeſchichte noch immer Ihre ſtarke Seite iſt — ich hätte das Thier nicht in die Hand genommen.

Man braucht ſich nicht davor zu fürchten, wiederholte Wera Nikolajewna. — Nataſcha ſah uns an und lachte.

Wie ähnlich ſie Ihrer Frau Mutter ſieht! ſagte ich.

Ja, antwortete Wera Nikolajewna mit einem Lächeln der Befriedigung; Gott gebe, daß es nicht nur äußerlich iſt.

Wir wurden zu Tiſch gerufen und nach dem Eſſen empfahl ich mich. Notabene, für dich den Kenner ſei hier bemerkt, daß das Eſſen gut und ſchmackhaft war. Uebermorgen bringe ich ihnen den Fauſt. Wenn ich mit dem alten Goethe nur nicht durchfalle! Ich werde dir Alles ausführlich berichten.

Sag, was denkſt du von dieſen Begebenheiten? Wahrſcheinlich, daß ſie einen zu großen Eindruck auf mich gemacht haben, daß ich mich verlieben könnte u. ſ. w.

Poſſen, lieber Freund! Es iſt Zeit, vernünftig zu werden: ich habe Thorheiten genug begangen und bin nicht mehr in den Jahren, wo das Leben noch einmal von vorn anfängt. Ueberdies ſind mir ſolche Frauen nie gefährlich geweſen — welche Frauen waren mir je gefährlich?

Ich zweifle, und mein krankes Herz
Schämt ſich der einſtigen Idole.

Jedenfalls freue ich mich dieſer Nachbarſchaft, freue mich der Gelegenheit, dies gute, ſanfte, kindliche Weib häufig zu ſehen. Was ferner geſchieht, ſollſt du ſeiner Zeit erfahren.

Dein P. B.

## Vierter Brief.

(Derſelbe an Denſelben.)

Landgut M . . . 20. Juni 1850.

Die Vorleſung hat geſtern ſtattgefunden, lieber Freund, und wie es dabei zugegangen, will ich dir genau berichten. Vor Allem muß ich dir melden, daß der Erfolg über alles Erwarten geweſen iſt. Erfolg ſagt viel zu wenig; höre nur!

Ich kam zur Stunde des Mittageſſens; wir waren zu ſechs am Tiſche: ſie, Prijimkoff, das Töchterchen, deren Gouvernante (ein blaſſes, unbedeutendes Geſicht) ich und ein alter Deutſcher in einem kurzen, zimmetfarbigen Frack, ſauber raſirt, mit beſcheidenem, ehrlichem Geſicht, treuherzigem Lächeln und zahnloſem Munde. Der wackere Mann verbreitete einen ſtarken Geruch nach Cichorienkaffee um ſich her — alle alten Deutſchen riechen ſo. Er wurde mir vorgeſtellt, und ich erfuhr, daß er Schimmel heißt und einige Werſte von Priimkoffs im Hauſe des Fürſten X. Sprachlehrer iſt. Wera Nikolajewna, die ihn gern zu haben ſcheint, hatte ihn eingeladen, unſerer Vorleſung beizuwohnen. Wir gingen ſpät zu Tiſch und blieben lange ſitzen. Nachher machten wir einen Spaziergang. Das Wetter war köſtlich. Der Morgen war regneriſch und etwas windig geweſen, aber gegen Abend klärte ſich der Himmel auf, und wir ſchlenderten gemeinſchaftlich ins Feld hinaus. Ueber uns ſchwebte hell und groß eine roſige, von grauen Streifen umgebene Wolke, hinter deren Saum, bald auftauchend, bald verſchwindend, ein Sternchen hervorſchimmerte. Etwas davon entfernt zeichnete ſich die weiße Mondſichel ſcharf von dem leicht gerötheten Blau des Himmels ab. Ich machte Wera Nikolajewna darauf aufmerkſam.

Ja, ſagte ſie, das iſt ſehr hübſch; aber ſehen Sie hierher.

Ich ſah mich um, da ſtand ein mächtiges, dunkles Gewölk, das die untergehende Sonne verhüllte. Es ſah aus, wie ein feuerſpeiender Berg, deſſen Gipfel von einer breiten Flammengarbe gekrönt war, und rings herum lag ein Saum von Unheil verkündendem Purpur, der an einer Stelle, gerade in der Mitte, die ſchwere Maſſe durchbrach, als ob er aus dem glühenden Schlunde hervorgeſchleudert wäre.

Das giebt ein Gewitter, ſagte Prijimkoff.

Aber ich komme von der Hauptſache ab. Ich vergaß, dir im letzten Briefe zu ſagen, daß es mir leid that, den „Fauſt“ zu meiner Vorleſung gewählt zu haben. Wenn einmal mit deutſcher Literatur angefangen werden ſollte, hätte ſich Schiller beſſer dazu geeignet. Vor Allem trug ich Bedenken wegen der erſten Scenen, bis zur Bekanntſchaft mit Gretchen, und auch in Bezug auf Mephiſtopheles war ich nicht im Klaren. Aber ich ſtand nun einmal unter dem Einfluſſe Fauſt's, und keine andere Lectüre wäre ſo nach meinem Herzen geweſen. Als es völlig dunkel geworden war, verſammelten wir uns in dem chineſiſchen Pavillon, den man Tags zuvor dazu eingerichtet hatte. Der Thür gegenüber, vor einem kleinen Divan, ſtand ein runder Tiſch mit einer Decke; ringsumher Lehnſeſſel und Stühle; auf dem Tiſche brannte eine Lampe. Ich ſetzte mich auf den Divan und nahm das Buch zur Hand. Wera Nikolajewna ließ ſich auf einen Seſſel in der Nähe der Thüre nieder. Im Lampenlicht konnte man die vor dem Eingang des Pavillons leiſe hin und her wehenden Zweige der Akazien erkennen, und von Zeit zu Zeit drang der friſche Nachtwind in die geöffnete

Thür. Prijimkoff ſaß mir zunächſt am Tiſche, neben ihm der alte Deutſche. Die Gouvernante und Nataſcha waren im Hauſe geblieben. Ich begann mit einigen erklärenden Worten über die Fauſtſage, über Mephiſtopheles und Goethe ſelbſt; ich bat, mich zu unterbrechen, wenn irgend eine Stelle im Gedicht unklar erſcheinen ſollte . . . dann räuſperte ich mich. Prijimkoff fragte, ob ich ein Glas Zuckerwaſſer wünſche, und war, wie ſich deutlich erkennen ließ, ſehr mit ſich ſelbſt zufrieden, daß er dies Anerbieten gemacht hatte. Ich dankte, tiefe Stille trat ein . . . und ich begann zu leſen. Ich wagte nicht, die Augen aufzuſchlagen; mir war ängſtlich zu Muth; mein Herz ſchlug, und meine Stimme zitterte. Der erſte Ausruf des Beifalls entrang ſich dem Deutſchen; er war der Einzige, der während der Vorleſung die Stille unterbrach. Wunderbar! Erhaben! wiederholte er und fügte zuweilen hinzu: wie ſcharfſinnig das iſt! Prijimkoff ſchien ſich zu langweilen; er verſteht das Deutſche nur oberflächlich und ſagt ja ſelbſt, daß er ſich aus Verſen nichts macht. Wer hieß ihn auch zuhören? Schon beim Eſſen wollte ich ihm andeuten, daß er der Vorleſung nicht beizuwohnen brauche — aber ich fürchtete ihn zu kränken. Wera Nikolajewna rührte ſich nicht. Ein paar Mal ſah ich ſie verſtohlen an; ihre Augen waren feſt und aufmerkſam auf mich gerichtet; ſie ſah bleich aus. Nach der erſten Begegnung zwiſchen Fauſt und Gretchen beugte ſie ſich vor, faltete die Hände auf dem Schooße und blieb bis zum Ende des Stückes in dieſer Stellung. Anfangs ſtörte mich Prijimkoff's Gleichgültigkeit; bald aber vergaß ich ihn, wurde immer ernſter, las mit Wärme, mit Begeiſterung . . . und las nur für Wera Nikolajewna. Eine innere Stimme ſagte mir, daß Fauſt einen tiefen Eindruck auf ſie machte. Als ich geendet — das Intermezzo hatte ich weggelaſſen, denn es gehört ſeiner Natur nach mehr zum zweiten Theile; auch die Walpurgisnacht und einiges aus der Hexenküche überſchlug ich — als ich geendet und das letzte „Heinrich“ verklang, rief der Deutſche gerührt: Gott, wie herrlich! Prijimkoff ſprang munter vom Stuhle auf (der Arme!) und dankte mir ſeufzend für das Vergnügen, das ich ihm bereitet. Ich antwortete nicht und ſah nur Wera Nikolajewna an, denn ich war begierig zu hören, was ſie ſagen würde. Sie erhob ſich, ohne ein Wort zu reden, wankte der Thüre zu, ſtand einen Augenblick auf der Schwelle ſtill und ging dann langſam in den Garten. Ich folgte ihr; ſie war mir einige Schritte voraus, und ich war kaum im Stande, ihr weißes Kleid im Dunkeln zu unterſcheiden.

Wie iſt's? rief ich ihr zu; hat es Ihnen nicht gefallen?

Können Sie mir das Buch leihen? ließ ſich ihre Stimme hören.

Ich ſchenke es Ihnen, Wera Nikolajewna, wenn Sie es haben wollen.

Danke! ſagte ſie und verſchwand. Prijimkoff und der Deutſche kamen auf mich zu.

Es iſt auffallend warm, ſchwül ſogar, fing Prijimkoff an. Aber wo iſt denn meine Frau?

Ich glaube, daß ſie ins Haus gegangen iſt, erwiderte ich.

Ich dächte, wir könnten bald zu Abend eſſen, ſagte er, und nach einer Weile fügte er hinzu: Sie leſen vortrefflich.

Der Fauſt ſcheint Wera Nikolajewna gefallen zu haben, bemerkte ich.

Ohne Zweifel! rief Prijimkoff.

O ganz gewiß! fiel Schimmel ein.

Wir traten ins Haus.

Wo iſt meine Frau? fragte Prijimkoff das uns begegnende Kammermädchen.

Die gnädige Frau ſind in ihr Schlafzimmer gegangen.

Prijimkoff begab ſich ins Schlafzimmer. Ich blieb mit Schimmel auf der Terraſſe; der Alte hob ſeine Augen zum Himmel auf.

Wie viele Sterne! murmelte er und nahm eine Priſe. Und alle dieſe Sterne ſind Welten, fügte er hinzu, indem er eine zweite Priſe nahm.

Ich hielt es nicht für nöthig ihm zu antworten und ſah ſchweigend zum Himmel auf . . . ein geheimer Zweifel bedrückte meine Seele; mir war, als ob die Sterne ſtreng auf uns niederblickten. Nach einigen

18.

Noch andre reiten mit den Paladinen,
Das Tapferſte, was je die Welt gebar:
Die beiden Sproſſen Oliviers, mit ihnen
Der wilde Guido, jener Schlachtenaar.
Nicht weiter red' ich von den Schönen, Kühnen,
Von welchen ſchon zuvor die Rede war.
Von Mohren tödten dieſe tapfern Hände
So viel, daß keine Zahl iſt und kein Ende.

19.

Doch will ich jetzt, verſchiebend dieſe Schlacht,
Durch's Meer die Fahrt auch ohne Schifflein lenken,
Weil Frankreich mir nicht ſo zu ſchaffen macht,
Um nicht des Brittenherzogs auch zu denken.
Ihr wißt, wie der Apoſtel ihn bedacht
Mit jenen unbezahlbaren Geſchenken;
Auch wißt ihr, glaub' ich, daß die Mohrenherrn
Im Feld verſuchen wollen ihren Stern.

20.

Wo Leute nur für waffenfähig galten,
Ward rings im Land geworben und bewehrt;
Die Jungen mußten ziehen wie die Alten,
Faſt nahm man gar die Frauen von dem Herd.
Denn Agramant, in Rachſucht nicht zu halten,
Hat Afrika ſchon zweimal ausgeleert.
Nur wenig blieb den heimiſchen Gefilden,
Woraus ſie jetzt ein banges Häuflein bilden.

21.

Und bald erprobt man das; denn kaum gewahren
Sie fern den Feind, als alles ſchon entrinnt.
Aſtolf treibt ſie wie blödes Vieh zu Paaren
Mit ſeinen Leuten, die erfahrner ſind,

Minuten kam Prijimkoff und rief uns in den Speiſeſaal; bald darauf kam auch Wera Nikolajewna und wir ſetzten uns.

Sehen Sie doch mal meine Frau an, ſagte Prijimkoff zu mir.

Ich ſah ſie an.

Nun, bemerken Sie nichts?

Ich bemerkte allerdings eine Veränderung in ihrem Geſicht, aber ich gab — warum weiß ich nicht — zur Antwort:

Nein, ich ſehe nichts.

Hat ſie nicht rothe Augen? fuhr Prijimkoff fort.

Ich ſchwieg.

Denken Sie nur, als ich in ihr Zimmer trat, fand ich ſie in Thränen. Das iſt ihr lange nicht geſchehen. Wiſſen Sie, wann ſie zum letzten Male geweint hat? Als wir unſern Saſcha verloren . . . Das haben Sie mit Ihrem Fauſt angerichtet, fügte er lächelnd hinzu.

Sie ſehen alſo ein, Wera Nikolajewna, daß ich Recht hatte, fing ich an.

Das habe ich nicht erwartet, fiel ſie mir ins Wort. Aber Gott weiß, ob Sie wohl gethan. Vielleicht erlaubte mir meine Mutter nur darum nicht, ſolche Bücher zu leſen, weil ſie wußte . . .

Wera Nikolajewna verſtummte.

Was wußte ſie? wiederholte ich. Sprechen Sie es aus.

Wozu? ich ſchäme mich ſchon ohne das . . . wie konnt' ich nur weinen! Aber wir wollen noch darüber ſprechen; ich habe Einiges nicht recht verſtanden.

Warum haben Sie mich nicht gleich gefragt?

Die Worte habe ich verſtanden; auch ihren Sinn . . . aber . . .

Sie ſchwieg von Neuem und wurde nachdenklich. In dieſem Augenblick rauſchte ein Windſtoß durch die Bäume im Garten. Wera Nikolajewna erſchrak und wendete ſich dem Fenſter zu.

Ich habe vorher geſagt, daß wir ein Gewitter bekommen! rief Prijimkoff. Aber warum fährſt du ſo zuſammen, Weroſchka?

Sie ſah ihn ſchweigend an; der Schein eines fernen Wetterleuchtens zuckte geheimnißvoll über ihr unbewegliches Geſicht.

Das hat Alles der Fauſt gethan, fuhr Prijimkoff fort. Nach dem Eſſen thun wir am beſten, uns gleich niederzulegen. Nicht wahr, Herr Schimmel?

Nach einem geiſtigen Genuß iſt körperliche Erholung eben ſo zweckmäßig als angenehm, antwortete der gute Deutſche und trank ein Gläschen Liqueur.

Gleich nach dem Abendeſſen trennten wir uns. Beim Gutenachtſagen drückte ich Wera Nikolajewna die Hand — die Hand war kalt. Ich ging in mein Zimmer und blieb lange am Fenſter ſtehen, ehe ich mich auskleidete und niederlegte. Prijimkoff's Prophezeihung traf ein — das Gewitter kam näher und entlud ſich. Ich hörte das Brauſen des Windes, das Rauſchen des Regens in den Bäumen und ſah bei jedem Aufflackern des Blitzes die am See gelegene Dorfkirche bald ſchwarz auf weißem Grunde, bald hell auf dunklem Grunde erſcheinen und dann wieder in Finſterniß verſchwinden. Aber meine Gedanken waren weit ab von alledem . . . ich dachte an Wera Nikolajewna; dachte mir, was ſie ſagen würde, nachdem ſie ſelbſt den Fauſt geleſen; dachte an ihre Thränen und an die Spannung, mit der ſie mir zugehört hatte.

Das Gewitter war längſt vorbeigezogen; die Sterne glänzten wieder und Alles war ſtill. Nur ein mir unbekannter Vogel pfiff in verſchiedenen Tonarten immer dieſelbe Melodie. Seine einſame helle Weiſe klang ſeltſam durch die Stille der Nacht. Ich ging noch immer nicht zu Bette.

Am nächſten Morgen war ich früher als die Uebrigen im Salon und blieb vor dem Bilde der Frau von Elzoff ſtehen.

Nun habe ich doch, ſagte ich mit geheimem Triumph zu mir ſelbſt, deiner Tochter eins der Bücher vorgeleſen, die du verboten haſt. Plötzlich war es mir — du haſt gewiß bemerkt, daß en face gemalte Bilder den Beſchauer immer anſehen — als ob mich die alte Frau vorwurfsvoll anblickte . . . Ich drehte mich um, trat ans Fenſter, und meine Augen fielen auf Wera Nikolajewna.

Sie hatte einen Sonnenſchirm in der Hand, ein weißes Tuch auf dem Kopfe und ging allein im Garten ſpazieren.' Ich eilte ihr nach, und wir begrüßten uns.

Ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können, ſagte ſie; habe Kopfſchmerzen und wollte friſche Luft ſchöpfen . . . vielleicht wird's beſſer.

Das wird doch nicht von der geſtrigen Vorleſung kommen? fragte ich.

Wahrſcheinlich, ich bin an dergleichen ſo gar nicht gewöhnt . . . in Ihrem Buche ſind Dinge, von denen ich nicht loskommen kann. Ich glaube, davon brennt mir der Kopf, fügte ſie hinzu, indem ſie die Hand an die Stirn legte.

Vortrefflich! rief ich aus; wenn ich nur nicht fürchten müßte, daß Ihnen die ſchlafloſe Nacht und der Kopfſchmerz die Luſt benimmt, mit dem Leſen ſolcher Bücher fortzufahren.

Meinen Sie? antwortete Wera Nikolajewna und pflückte im Vorübergehen einen Jasminzweig ab. Gott weiß, mir kommt es vor, als könnte man nicht mehr zurück, wenn man dieſen Weg einmal eingeſchlagen hat. Dabei warf ſie die eben gepflückte Blume wieder weg.

Kommen Sie; wir wollen uns hier in die Laube ſetzen, fügte ſie hinzu; und bitte, ehe ich nicht ſelbſt davon zu ſprechen anfange, ſagen Sie mir nichts mehr über . . . dieſes Buch. (Es war, als ob ſie ſich ſcheute, den Namen Fauſt auszuſprechen).

Wir traten in die Laube und ſetzten uns.

Gut, ich will nicht mehr vom Fauſt mit Ihnen ſprechen, antwortete ich; aber erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünſchen und Ihnen zu ſagen, daß ich Sie beneide.

Sie, mich beneiden?

Ja, weil ich weiß, wie ich Sie und Ihr Gemüth jetzt kenne, welche Genüſſe Ihnen bevorſtehen. Es giebt auch noch große Dichter außer Goethe. Shakeſpeare, Schiller . . . ja und unſern Puſchkin . . . den müſſen Sie ebenfalls kennen lernen.

Sie ſchwieg und zeichnete mit dem Sonnenſchirm in den Sand.

Lieber Simon Nikolaitſch, wenn du ſie doch geſehen hätteſt, wie lieblich ſie in dieſem Augenblicke daſaß! Faſt durchſichtig blaß, leicht vorgebeugt, ein wenig ermüdet, innerlich bewegt und doch ſo klar wie der Himmel. Ich ſprach eine Weile, dann ſchwieg auch ich und ſaß und ſah ſie an. Sie blickte nicht auf; fuhr fort mit dem Schirm im Sande zu zeichnen und das Gezeichnete wieder auszulöſchen. Plötzlich hörten wir raſche Kinderſchritte, und Nataſcha kam herbei gelaufen. Wera Nikolajewna ſtand haſtig auf, und ich erſtaunte über die lebhafte Zärtlichkeit, mit der ſie ihr Töchterchen umarmte; eigentlich iſt das nicht ihre Art. Auch Prijimkoff kam; Schimmel, das gewiſſenhafte Kind mit greiſen Haaren, war bereits am frühen Morgen aufgebrochen, um keine ſeiner Unterrichtsſtunden zu verſäumen. Wir gingen zum Thee.

Aber ich bin müde und es iſt Zeit, den Brief zu ſchließen. Er muß dir verwirrt erſcheinen — komme ich mir doch ſelbſt ſo vor. Mir iſt eigen zu Muth... ich weiß ſelbſt nicht, was ich habe. Unabläſſig ſchwebt mir das kleine Gartenzimmer vor mit den nackten Wänden; die brennende Lampe; die offene Thür, durch welche die friſche Nachtluft hereinweht, und an der Thüre das lauſchende jugendliche Geſicht, das leichte, weiße Gewand . . . Jetzt weiß ich, warum ich ſie heirathen wollte. Ich war damals vor meiner Abreiſe nach Berlin doch nicht ſo dumm, wie ich bisher geglaubt. Ja, Simon Nikolaitſch, dein Freund iſt in einer ſeltſamen Gemüthsverfaſſung! Aber das wird ja vorübergehen . . . und wenn es nicht vorüberginge, nun ſo mag es ſein! ich bin auch damit zufrieden. Habe ich doch einen wundervollen Abend verlebt, und wenn dieſe Seele erweckt wurde . . . durch mich erweckt, wer kann mir deßwegen einen Vorwurf machen? Die alte Elzoff hängt an der Wand und kann nicht reden. Seltſame alte Frau! Mir ſind nicht alle ihre Lebensſchickſale bekannt, aber ich weiß, daß ſie aus ihrem Vaterhauſe entflohen iſt. Sie hat nicht umſonſt eine Italienerin zur Mutter gehabt. Ihre Tochter wollte ſie veraſſecuriren . . . das wollen wir ſehen...

Ich lege die Feder nieder. Denke was du willſt, unbarmherziger Spötter, aber in deinen Briefen ſpotte nicht. Alte Freunde, wie wir, müſſen gegenſeitig Nachſicht üben. Lebe wohl!

Dein P. B.

## Fünfter Brief.

(Derſelbe an Denſelben.)

Landgut M . . . 26. Juli 1850.

Ich habe dir lange nicht geſchrieben, liebſter Simon Nikolaitſch. Wenn ich mich recht entſinne, über einen Monat nicht . . . und doch hätte ich dir viel zu ſagen gehabt. Aber ich war träge und muß geſtehen, daß ich in der ganzen Zeit wenig an dich gedacht habe. Aus deinem letzten Briefe iſt mir klar geworden, daß du in Bezug auf mich unrichtige, wenigſtens nicht ganz richtige Vermuthungen hegſt. Du glaubſt, daß ich für Wera ſchwärme, (es iſt mir nachgerade unbequem, ſie Wera Nikolajewna zu nennen!), du irrſt aber. Ich beſuche ſie oft und ſie gefällt mir ſehr . . . wem würde ſie auch nicht gefallen? Ich möchte dich einmal an meiner Stelle ſehen. Welch ein wunderbares Weſen! Schnelle Faſſungsgabe bei kindlicher Unerfahrenheit; klares, richtiges Urtheil; angeborner Schönheitsſinn; unermüdliches Suchen nach Wahrheit; umfaſſendes Verſtändniß . . . ſogar für das Schlechte und Lächerliche, und über das Alles wie weiße Engelsfittiche weibliche Anmuth und Reinheit ausgebreitet. Was ſoll ich weiter ſagen? Ich habe in dem vergangenen Monat viel mit ihr geleſen und durchgeſprochen. Das Leſen mit ihr gewährt mir einen nie gekannten Genuß — es erſchließt mir gleichſam neue

Regionen. In laute Bewunderung geräth ſie nie — alles Geräuſchvolle iſt ihr fremd; aber wenn ihr etwas gefällt, leuchtet ihr ganzes Weſen, und ihr Geſicht nimmt einen edlen Ausdruck an … einen Ausdruck von Güte, von inniger Güte. Lüge hat Wera nie gekannt; ſie iſt von Kindheit auf an Wahrheit gewöhnt, athmet nur in ihr, und ſo kommt es, daß ihr auch in der Poeſie nur das Wahre natürlich erſcheint. Dies findet ſie gleich ohne Mühe heraus, wie ein bekanntes Geſicht. Das iſt ein Vorzug, ein Glück — und ich muß es geſtehen — ſie verdankt es ihrer Mutter. Wie oft habe ich bei Wera's Anblick denken müſſen, ja Goethe hat Recht:

Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt …

Eins aber verdrießt mich: daß ihr Mann immer da iſt. Bitte, mache keine ſchlechten Witze über dies Geſtändniß; entweihe unſere Freundſchaft durch keinen unreinen Gedanken. Dieſem Menſchen iſt es eben ſo unmöglich, Poeſie zu verſtehen, als mir, die Flöte zu blaſen, und trotzdem will er immer bei uns ſein und thut, als wollte er ſich wie ſeine Frau unterrichten laſſen. Zuweilen ſtellt auch ſie meine Geduld auf eine harte Probe, will plötzlich nichts mehr von Poeſie hören, nichts leſen, von nichts ſprechen; ſie ſtickt, ſpielt mit Nataſcha, macht ſich mit der Wirthſchafterin zu thun, geht in die Küche oder ſieht mit aufgeſtützten Armen zum Fenſter hinaus, oder läßt ſich ſogar einfallen, mit der Wärterin Karten zu ſpielen. Ich habe mich überzeugt, daß man ſie in ſolchen Fällen gewähren laſſen muß, bis ſie von ſelbſt wiederkommt, das Geſpräch anfängt, oder ein Buch in die Hand nimmt. Sie hat eine große Selbſtſtändigkeit, und das freut mich. Erinnerſt du dich, daß wir in unſerer Jugend hin und wieder unſere eigenen Worte von jungen Mädchen nachſprechen hörten? Dieſes Echo entzückte uns damals, riß uns wohl gar zu Huldigungen hin, bis wir endlich bemerkten, was dahinter ſteckte. Aber die hier . . . Nein, die ſteht auf ihren eigenen Füßen, nimmt nichts auf Treu und Glauben hin und läßt ſich durch keine Autorität einſchüchtern. Sie ſtreitet zwar nicht, giebt aber auch nicht nach. Wir haben oft über Fauſt geſprochen, aber merkwürdiger Weiſe äußert ſie über Gretchen nie auch nur ein Wort, ſondern hört nur an, was ich darüber ſage. Mephiſtopheles erſchreckt ſie nicht ſowohl als Teufel, ſondern vielmehr durch ein Etwas, das in jedem Menſchen liegen könnte. Dies ſind ihre eigenen Worte. Ich hatte ihr klar zu machen geſucht, daß wir dieſes Etwas Reflexion zu nennen pflegen, aber ſie verſtand den Ausdruck nicht im deutſchen Sinn; ſie kennt nur die franzöſiſche Réflexion und iſt gewöhnt, ſie als etwas Nützliches anzuſehen. Wunderbares Verhältniß zwiſchen uns Beiden! In gewiſſer Beziehung habe ich Einfluß auf ſie und darf behaupten, daß ich ſie erziehe . . . aber auch ſie bringt in mir, ohne daß ſie ſelbſt es weiß, vortheilhafte Veränderungen hervor. Ihr verdanke ich unter

Anderm, daß ich neulich entdeckt habe, welche Maſſe von hergebrachtem, phraſenhaftem Beiwerk ſich in vielen poetiſchen Schöpfungen befindet. Was ſie kalt läßt, iſt in meinen Augen ſchon verdächtig. Ja, ich habe ein beſſeres, geläuterteres Urtheil durch ſie bekommen. Ihr nahe ſtehen, mit ihr verkehren und kein Anderer werden, iſt unmöglich.

Du wirſt mich fragen, wohin dies Alles führen ſoll? Wahrhaftig, ich denke, zu weiter Nichts. Ich werde die Zeit bis zum September in der angenehmſten Weiſe verleben, dann reiſe ich ab ... In den erſten Monaten wird mein Leben langweilig und düſter ſein ... und dann gewöhne ich mich. Ich weiß, daß jedes Verhältniß zwiſchen einem Manne und einer jungen Frau gefährlich iſt; weiß, wie unmerklich da ein Gefühl ins andere übergeht, und würde mich gewaltſam losreißen, wenn ich mich nicht überzeugt hätte, daß wir Beide vollkommen ruhig ſind. Einmal fiel allerdings etwas Seltſames zwiſchen uns vor. Wie es kam, weiß ich nicht ... ich erinnere mich nur, daß wir den Onägin zuſammen laſen ... da küßte ich ihr die Hand. Sie rückte leiſe weg und warf mir einen Blick zu (nie habe ich einen Blick wie den ihrigen geſehen; es liegt Nachdenken darin, Aufmerkſamkeit und eine gewiſſe Strenge). Plötzlich erröthete ſie, ſtand auf und ging fort. An dieſem Tage gelang es mir nicht mehr, mit ihr allein zu ſein. Sie wich mir aus und ſaß volle vier Stunden mit ihrem Mann, der

Und füllt das Feld mit den erſchlagnen Schaaren,
Indeß Biſerta nur ein Reſt gewinnt.
Fürſt Bucifar, der wackre, wird gefangen;
Branzard kann kaum noch in die Stadt gelangen,

22.

Um dieſen Einen Mann weit mehr in Wehen,
Als wär' ihm abgejagt der ganze Reſt.
Ein großer Wall muß um die Feſtung gehen,
Was ohne den nicht wohl ſich machen läßt.
Gern würd' er ſich zum Löſegeld verſtehen.
Indeß ihn dieß beſchäftigt, quält und preßt,
Kommt's ihm in Sinn, daß ſie allhier in Ketten
Dudo, den Paladin, ſeit Monden hätten.

23.

Ihn fing bei Monaco, vor beiden Heeren,
Der Rodomont beim erſten Uebergang.
Seit war gefangen ohne Wiederkehren
Dudo, der aus der Dänen Blut entſprang.
Ihn will nun mit dem Herrn der Algazeren
Branzard vertauſchen, als willkommnen Fang,
Und ſchreibt dem Nubierfeldherrn ſeine Bitte,
Von dem er hört, er ſei Aſtolf, der Britte.

24.

Aſtolf iſt Paladin, daher zu faſſen,
Wie froh er einen Paladin befreit.
Da ihre Wünſche ſo zuſammenpaſſen,
So hat Branzard den Freund in kurzer Zeit.
Dem Herzog dankt, aus ſeiner Haft entlaſſen,
Der Paladin, und macht ſich ſchnell bereit,
Mit dieſem zu verordnen und verfügen,
Was nöthig iſt zu Land- und Waſſerkriegen.

Gouvernante und der Wärterin am Spieltiſche. Am folgenden Morgen förderte ſie mich auf, ſie in den Garten zu begleiten. Wir gingen bis an den See. Plötzlich flüſterte ſie ohne mich anzuſehen: Bitte, thun Sie das nie wieder. Gleich darauf fing ſie an von etwas Anderem zu ſprechen . . . ich war tief beſchämt.

Geſtehen will ich dir, daß ihr Bild mir nicht mehr aus dem Sinne kommt, und daß ich dir dieſen Brief eigentlich nur ſchreibe, um von ihr ſprechen zu können. Aber ich höre meine Pferde ſchnauben und ſtampfen, der Wagen iſt vorgefahren, ich eile zu ihr. Der Kutſcher fragt nicht mehr, wohin er mich fahren ſolle, ſondern fährt ohne Weiteres zu Prijimkoff. Zwei Werſt vom Dorfe, da wo der Weg ſich plötzlich wendet, kommt ihr Haus hinter dem Birkenwäldchen zum Vorſchein. Es wird mir immer wohl ums Herz, wenn ich nur ihr Fenſter ſchimmern ſehe. Schimmel, der harmloſe Alte, beſucht ſie von Zeit zu Zeit; die Fürſtin X. hat ſie, Gott ſei Dank, nur einmal geſehen. Schimmel ſagt nicht ohne Grund in ſeiner feierlichen Ausdrucksweiſe, indem er auf das Haus deutet, das Wera bewohnt: das iſt die Stätte des Friedens. In dieſem Hauſe hat ſich wirklich der Engel des Friedens niedergelaſſen.

Mit ſeinem Flügel deckt er mich,
Beſänftigend des Herzens Pein.
In ſeinem Schatten wieget ſich
Die Seele ſtillbeſeligt ein.

Nun aber genug, ſonſt machſt du dir Gott weiß was für Gedanken. Nächſtens ſchreibe ich wieder ... was aber wird es ſein? Lebewohl ... *Sie* ſagt niemals einfach: Leben Sie wohl! ſondern: Nun, ſo leben Sie wohl! Das gefällt mir ſehr.

Dein P. B.

P. S. Ich erinnere mich nicht, ob ich es dir ſchon geſchrieben: ſie weiß, daß ich einſt um ſie angehalten habe.

## Sechſter Brief.

(Derſelbe an Denſelben.)

Landgut M. den 10. Auguſt 1850.

Geſtehe nur, du erwarteſt heute einen Brief voll Verzweiflung oder voll Entzücken ... du irrſt: dieſer Brief wird ſein wie alle ſeine Vorgänger. Es iſt nichts Neues vorgefallen, und es ſcheint mir, daß auch nichts vorfallen kann. Vor einigen Tagen haben wir auf dem See eine Spazierfahrt gemacht, von der ich dir erzählen will. Wir waren unſer drei: *ſie*, Schimmel und ich. Warum ſie dieſen alten Mann ſo oft einladet, begreife ich nicht. Die Fürſtin X. ſoll unzufrieden mit ihm ſein, weil er anfängt, ſeine Stunden zu verſäumen. Uebrigens war er diesmal ſehr unterhaltend. Prijimkoff konnte nicht mitfahren, weil er Kopfſchmerzen hatte. Das Wetter war herrlich, heiter! große, weiße, wunderlich geſtaltete Wolken am blauen Himmel. Ueberall Glanz und Leben; im Walde fröhliches Getön, am Ufer das Anſchlagen und Plätſchern des Waſſers, auf den ſich ſchlängelnden goldigen Wellen Friſche und Sonnenſchein! Anfangs ruderten wir, der Deutſche und ich; dann hißten wir das Segel auf, und im Fluge ging es dahin. Der Schnabel unſeres Bootes durchſchnitt die Flut, und hinter uns her zog ſich eine ſchäumende Furche. Wera lenkte das Steuer mit ſicherer Hand und lachte, wenn ihr das Waſſer ins Geſicht ſpritzte. Ihre Locken quollen unter einem Tuche hervor, das um ihren Kopf geſchlungen war, und flatterten leicht im Winde. Ich lag auf dem Boden des Schiffes, beinah zu ihren Füßen. Der Deutſche zündete ſeine Pfeife an, hüllte ſich in Rauchwolken und — denke dir — begann mit einer angenehmen Baßſtimme zu ſingen. Zuerſt ſang er das alte Lied: Freut euch des Lebens ... dann eine Arie aus der Zauberflöte; dann das A B C der Liebe, ein Lied, in dem das ganze Alphabet, natürlich mit angemeſſenen Verſen, durchgenommen wird, von A B C D, wenn ich dich ſeh, bis: U V W X, mach einen Knix. Schimmel ſang mit Gefühl und Ausdruck. Du hätteſt ſehen ſollen, wie ſchelmiſch er bei dem Worte „Knix“ mit dem linken Auge blinzelte. Wera konnte ſich nicht enthalten, ihm lächelnd mit dem

Finger zu drohen, und ich bemerkte, Herr Schimmel müſſe in ſeiner Jugend ein flotter Burſche geweſen ſein. O ja, ich konnte meinen Mann ſchon ſtehen, antwortete er mit würdigem Selbſtgefühl, indem er die Aſche aus ſeiner Pfeiſe klopfte. Als ich Student war, fügte er hinzu, oh—hoho! Weiter ſagte er nichts — aber was dies Oh—hoho! Alles andeutete! Wera bat ihn, uns ein Studentenlied zu ſingen, und ſogleich fing er an: „Knaſter den gelben“, wobei er jedoch im Refrain etwas falſch ſang. Inzwiſchen hatte ſich der Wind erhoben; die Wellen gingen hoch, das Boot ſchwankte, die Schwalben ſtrichen dicht über das Waſſer hin. Wir zogen das Segel ein und verſuchten zu laviren. Plötzlich drehte ſich der Wind, es gelang uns nicht, dem heftigen Stoße auszuweichen; eine Welle ſchlug über Bord, und wir hatten viel Waſſer im Boote. Bei dieſer Gelegenheit bewies der Deutſche eine wahrhaft jugendliche Kraft und Gelenkigkeit; er riß mir den Strick aus der Hand, ſtellte das Segel kunſtgerecht und rief: So macht man's in Kuxhaven. Wera ſchien zu erſchrecken; ſie wurde blaß, aber ihrer Gewohnheit nach ſagte ſie nicht ein Wort, hob nur ihr Kleid etwas in die Höhe und ſtellte die Füße auf einen der Querbalken des Bootes. Mir fielen Goethe's Verſe ein — ſeit einiger Zeit bin ich ganz von ihm erfüllt:

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne...

und ich ſagte das ganze Lied her. Als ich an den

Vers kam: Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder? .. hob Wera, die höher ſaß als ich, ſo daß ihr Blick auf mich herabfiel, ihr Auge langſam auf und ſah, obwohl ſie der Wind zum Blinzeln zwang, lange in die Weite. Ein feiner Regen begann zu tropfen und warf Bläschen auf den See. Ich bot ihr meinen Ueberzieher an, und ſie hing ihn um ihre Schultern. Als wir das Ufer erreichten, bot ich ihr den Arm, um ſie nach Haus zu führen. Ich hatte das Bedürfniß, mich über Mancherlei gegen ſie auszuſprechen . . . aber ich ſchwieg. Ich erinnere mich nur, daß ich ſie fragte: warum ſie zu Hauſe immer unter dem Bilde der Frau von Elzoff ſäße, wie ein Vögelchen unter den Flügeln ſeiner Mutter. Ihr Vergleich iſt richtig, antwortete ſie; ich möchte nie ohne dieſe Flügel ſein. — Warum wollen Sie nicht Ihre Freiheit genießen? fragte ich wieder. Sie antwortete nicht.

Warum ich dir von dieſer Spazierfahrt erzählt habe, weiß ich nicht recht. Vielleicht weil ſie für mich eines der wonnigſten Ereigniſſe der letzten Zeit geweſen iſt, obwohl ſie eigentlich kaum ein Ereigniß zu nennen war. Aber mir war ſo wohl, ſo innig froh und leicht ums Herz, daß Thränen, ſanfte, ſüße Thränen mir unwiderſtehlich ins Auge ſtiegen.

Und denke dir — als ich am andern Morgen der Laube zuging, hörte ich von einer angenehmen Frauenſtimme das Lied ſingen: „Freut Euch des Lebens.“ — Ich näherte mich, es war

Wera. Brava! rief ich; ich wußte nicht, daß Sie eine ſo ſchöne Stimme haben. Sie erröthete und ſchwieg. Ihre Stimme iſt wirklich ſehr hübſch, aber ich bin überzeugt, daß ſie keine Ahnung davon hat. Welche Schätze mögen noch unbewußt in ihr liegen! Sie kennt ſich ſelbſt nicht. Iſt nicht eine ſolche Frau in unſerer Zeit ein wahres Wunder?

Den 12. Auguſt.

Geſtern haben wir eine ſeltſame Unterredung gehabt. Wir kamen auf Geiſtererſcheinungen. Denke dir, Wera glaubt daran und behauptet, gute Gründe dafür zu haben. Prijimkoff, der auch zugegen war, ſah vor ſich nieder und nickte mit dem Kopfe, wie zur Beſtätigung ihrer Worte. Ich verſuchte Näheres zu erfragen, überzeugte mich aber bald, daß ihr der Gegenſtand unangenehm war. Wir ſprachen dann über die Einbildungskraft und die Macht, welche ſie über uns ausübt. Ich erzählte, daß ich mir in meiner Jugend ein Glück zu erträumen pflegte (wie die Meiſten thun, denen das Leben keins giebt oder gegeben hat.) Der entzückendſte dieſer Träume war, mit einer geliebten Frau einige Wochen in Venedig zu verleben. Ich ſtellte mir das ſo oft und ſo lebhaft vor, beſonders Nachts, daß ich ein feſtſtehendes Bild davon hatte, welches ich nach Belieben vor mich hinzaubern konnte — ich brauchte nur die Augen zu ſchließen. Was ich mir vorſtellte, war: eine ſanfte, mondhelle Nacht voll

Duft . . . nicht von Orangen, wie du vielleicht glaubſt; nein, von Heliotrop und Cactus. Dazu ein weiter Waſſerſpiegel; eine große, mit Olivenbäumen bewachſene Inſel; dicht am Ufer ein kleines Marmorhaus mit offenen Fenſtern. Muſik ertönt, Gott weiß woher; das Licht einer halb verhüllten Lampe wirft einen ſanften Schimmer auf die dunkeln Bäume. Von der Brüſtung eines der Fenſter hängt eine Sammtdecke mit Goldfranzen bis auf den Waſſerſpiegel nieder. Auf dieſe Decke geſtützt lehnen neben einander Er und Sie und blicken nach dem fernen Venedig hinüber. Alles das ſchwebte mir ſo deutlich vor, als ob ich es mit Augen geſehen hätte. Wera hörte meine Phantaſieen an und ſagte: auch ſie hätte Träume, aber ganz anderer Art. Sie dächte ſich in die Wüſten Afrika's neben einen kühnen Reiſenden, oder ſie folgte den Spuren Franklin's auf dem Eismeere und ſtellte ſich die Gefahren und Entbehrungen vor, mit denen ſie dort zu kämpfen haben würde.

Du haſt zu viele Reiſebeſchreibungen geleſen, ſagte ihr Mann.

Das mag ſein, antwortete ſie. Aber wenn man einmal träumen will, was hat man nur davon, Unmögliches zu träumen?

Und warum nicht? rief ich aus. Warum das arme Unmögliche verdammen?

Ich habe mich falſch ausgedrückt, erwiderte ſie; ich wollte ſagen, was hat man davon, Träumen von perſönlichem Glück nachzuhängen? Damit erreichen wir's doch nicht — alſo wozu ihm nachjagen? Es iſt mit dem menſchlichen Glück wie mit der Geſundheit, wir beſitzen ſie, ſo lange wir nicht daran denken.

Dieſe Worte überraſchten mich . . . glaub mir, dieſe Frau hat eine große Seele. Von Venedig kamen wir auf Italien und die Italiener zu ſprechen. Priimkoff ging fort und ich blieb mit Wera allein.

Auch in Ihren Adern fließt italieniſches Blut, ſagte ich.

Ja, erwiderte ſie; ſoll ich Ihnen das Bild meiner Großmutter zeigen?

Ich bitte darum.

Sie ging in ihr Cabinet, holte ein großes goldenes Medaillon, öffnete es, und ich ſah darin zwei vortreffliche Miniaturbilder von ihrem Großvater und ihrer Großmutter, dem Landmädchen von Albano. Wera's Großvater fiel mir durch die Aehnlichkeit mit ſeiner Tochter, Frau von Elzoff, auf; nur kamen mir ſeine Züge in der weißen Puderwolke noch ſtrenger und ſchärfer vor. Aber welch ein Geſicht hatte die Italienerin! üppig, offen wie eine volle Roſe — mit großen feuchten Augen und lächelnden, friſch-rothen Lippen. Die feinen beweglichen Naſenflügel ſchienen wie nach feurigen Küſſen zu beben und die bräunlichen Wangen ſtrahlten in Jugend, Geſundheit und weiblicher Kraft. Dieſe Stirn war, Gott ſei's gedankt, nicht von der Bläſſe des Gedankens angekränkelt. Sie war in ihrer ländlichen Tracht gemalt. Der Künſtler, ein Meiſter, hatte in ihr tiefſchwarzes, bläulich ſchimmerndes Haar eine Weinblätterranke geſchlungen, ein bacchantiſcher Schmuck, der vortrefflich zu ihrem Geſichtsausdruck paßte. Uud weißt du, an wen mich dies Geſicht erinnert? An unſere Manon Lescaut im ſchwarzen Rahmen. Das Merkwürdigſte iſt aber, daß mir bei längerer Betrachtung des Bildes ſchien, als ob auch Wera's Geſicht, trotz der Verſchiedenheit der Züge, in Blick und Lächeln eine gewiſſe Aehnlichkeit damit hätte.

Ja, ich wiederhole hier: weder ſie ſelbſt noch irgend Jemand auf der Welt ahnt, was Alles in ihr ſchlummert.

Noch Eins! Einige Tage vor Wera's Hochzeit hat ihr Frau von Elzoff, wahrſcheinlich zum Zweck der Belehrung, ihre ganze Lebensgeſchichte, den Tod ihrer Mutter u. ſ. w. erzählt. Auf Wera hat beſondern Eindruck gemacht, was ſie von ihrem Großvater, dem geheimnißvollen Ladanoff erfahren. Ob ihr Glaube an Geiſtererſcheinungen etwa daher ſtammt? Es iſt eigen, daß gerade dieſe reine, klare Seele die finſtere unterirdiſche Welt fürchtet und daran glaubt.

Wozu ſchreibe ich dir das Alles? . . . Indeſſen, da es einmal auf dem Papiere ſteht, mag es auch an dich abgehen.

Dein P. B.

## Siebenter Brief.

(Derſelbe an Denſelben.)

M. den 22. Auguſt.

Zehn Tage ſind vergangen, ſeit ich dir nicht geſchrieben habe. O mein Freund! ich kann es nicht mehr verſchweigen, muß dir ſagen, wie ſchwer mir zu Muth iſt, wie ich ſie liebe! Du kannſt dir denken, mit welch ſchmerzlichem Beben ich dies verhängnißvolle Wort niederſchreibe. Ich bin kein Knabe mehr, kein Jüngling; bin nicht mehr in dem Alter, wo es faſt unmöglich iſt, Andere zu täuſchen, und wo man ſo leicht ſich ſelber täuſcht. Ich weiß Alles, ſehe Alles. Ich weiß, daß ich bald vierzig Jahre alt bin, daß Wera die Frau eines Andern iſt und ihren Mann liebt. Ich weiß, daß ich von dem unglückſeligen Gefühl, das mich ergriffen hat, nichts als heimliche Qualen und endlich ein Aufzehren meiner Lebenskraft erwarten darf. Das Alles weiß ich; ich hoffe und erwarte nichts, und doch finde ich auch in dieſer Reſignation keine Erleichterung. Schon ſeit vier Wochen bemerkte ich, daß mein Gefühl für Wera mehr und mehr zunahm — was mich zugleich beunruhigte und erfreute. Aber konnte ich mir denken, daß ich noch einmal von einer Leidenſchaft erfaßt werden ſollte, die ſonſt —

25.

Feldherr von einem Heer, ſo groß zu heißen,
Daß ſieben Afrika's nicht widerſtehn,
Bedenkt Aſtolf das Wort des heil'gen Greiſen,
Nach der Provence ſchleunig hinzugehn,
Den Heiden Aiguesmortes zu entreißen,
Und alles, wo noch ihre Völker ſtehn;
Und wählt drum neue Schaaren aus den Seinen,
Die ihm zur See am meiſten brauchbar ſcheinen.

26.

Er geht an's Meer, und wirft in ſeine Tiefen
Laub, von verſchiednen Bäumen abgeſtreift,
Von Cedern, Lorbeern, Palmen und Oliven,
So viel er nur mit beiden Händen greift.
O Seelen, hochbeglückt mit Gnadenbriefen!
O Gunſt, die ſelten nur auf Erden reift!
O Wunder Gottes, das ſich hier begeben,
Wie dieſe Blätter auf dem Waſſer ſchweben!

27.

Sie wachſen, eh' man kann mit Fingern ſchnippen,
Und werden krumm und dick und lang und ſchwer;
Wo Adern ſie durchkreuzten ſonſt und Rippen,
Da laufen Bänder, laufen Balken quer;
Vorn ſind ſie zugeſpitzt. Kurz, an den Klippen
Liegt eine Menge Schiffe rings umher,
Von vielen, ſo verſchiednen Eigenſchaften,
Als ſeine Hände Laub von Bäumen rafften.

28.

Ein Wunder iſt's, die ausgeſtreuten Blätter
Erbaut zu Schiffen jeder Art zu ſchau'n.
Ein Wunder iſt's, wie ſie für Wind und Wetter
Verſehen ſind mit Rudern, Segeln, Tau'n.

wie die Jugend — zu verſchwinden pflegt, um nicht wiederzukehren? Was ſage ich da! So habe ich nie geliebt . . . nein, nie! Meine Idole waren Manon Lescaut und Fretillon . . . ſolche Idole ſind leicht zertrümmert. Aber jetzt . . . jetzt erſt weiß ich, was es heißt, ein Weib zu lieben. Ich ſchäme mich faſt, ſo zu ſprechen, aber es iſt ſo. Ich ſchäme mich . . . Lieben iſt ein Egoismus, und in meinem Alter iſt Egoismus nicht mehr verzeihlich. Mit ſiebenunddreißig Jahren iſt es nicht mehr erlaubt, für ſich allein zu leben. Da muß man ſich nützlich machen, einen Zweck haben, einen Beruf, eine Pflicht. Auch ich hatte angefangen, mich ernſtlich zu beſchäftigen, aber meine Vorſätze ſind im Winde verweht. Jetzt fällt mir ein, was ich dir in meinem erſten Briefe ſchrieb: ich ſagte, daß mir ein gewiſſes Etwas fehle, was ich noch nie empfunden, und wie unvermuthet iſt der Blitzſtrahl auf mein Haupt gefallen? Da ſtehe ich nun und ſtarre gedankenlos in die Zukunft, die ein dichter Schleier meinen Augen verhüllt. Meine Seele iſt ſchwer und trübe. Aeußerlich ſuche ich vor mir und vor Andern Ruhe zu bewahren, weiß mich zu beherrſchen, betrage mich nicht wie ein Knabe, aber an meinem innerſten Herzen nagt der Wurm Tag und Nacht. Wie ſoll dies enden? Bis jetzt war ich nur fern von ihr traurig und unruhvoll . . . ihre Nähe machte mich ſtill. Jetzt bin ich auch in ihrer Gegenwart nicht mehr ruhig, und das erſchreckt mich. O mein Freund! wie hart iſt es, ſich ſeiner Thränen zu ſchämen und ſie verbergen zu müſſen! Nur die Jugend darf weinen ... ihr allein ſind Thränen erlaubt ...

Dieſen Brief durchzuleſen iſt mir nicht möglich... er hat ſich wie ein Seufzer meinem Herzen entrungen; ich kann nichts hinzufügen, weiß dir nichts zu erzählen ... laß mir nur Zeit! ich werde mich faſſen, mich zurechtfinden und wieder wie ein Mann zu dir ſprechen. Jetzt aber möchte ich meinen Kopf an deine Schulter legen und ...

O Mephiſtopheles! auch du kannſt mir nicht helfen. Ich habe mich abſichtlich unterbrochen; habe abſichtlich die ironiſche Ader in mir gereizt, mich ſelbſt daran erinnert, wie lächerlich und abgeſchmackt mir alle dieſe Liebesklagen und Herzensergüſſe in einem Jahre oder vielleicht ſchon in einem halben Jahre erſcheinen werden... Umſonſt! Mephiſtopheles iſt ſchwach, ſein Zahn iſt ſtumpf geworden ... Lebe wohl.

Dein P. B.

## Achter Brief.

(Derſelbe an Denſelben.)

Landgut M. den 8. Sept. 1850.

Mein lieber Freund!

Du haſt dir meinen letzten Brief zu ſehr zu Herzen genommen, beſter Simon Nikolaitſch. Du weißt ja, daß ich immer geneigt war, meine Gefühle zu übertreiben. Das kommt ganz unwillkürlich . . . ich habe etwas Weibliches in meiner Natur, das mit den Jahren ſicher vergehen wird. Bis jetzt, das geſtehe ich ſeufzend ein, habe ich dieſe Schwäche noch nicht überwinden können. Aber beruhige dich! Den Eindruck, den Wera auf mich gemacht hat, will ich nicht ableugnen... allein ich wiederhole dir: es liegt darin durchaus nichts Ungewöhnliches. Du ſchreibſt, daß du herkommen willſt . . . Das ſollſt du nicht. Eine Reiſe von tauſend Werſt zu machen, Gott weiß warum, wäre thöricht; aber ich bin dir von Herzen dankbar für dieſen neuen Freundſchaftsbeweis und werde ihn nie vergeſſen . . . das glaube mir. Dein Hieherkommen iſt übrigens ſchon deßhalb unnöthig, da ich ſelbſt beabſichtige, nächſtens nach Petersburg zu gehen. Wenn ich dann neben dir auf dem Divan ſitze, will ich dir Mancherlei erzählen... jetzt mag ich es nicht! ich wäre ſonſt wahrhaftig im Stande, wieder allerlei dummes Zeug zu ſchwatzen. Vor meiner Abreiſe ſchreibe ich dir noch einmal; alſo auf baldiges Wiederſehen. Bleibe geſund und heiter und ſorge dich nicht um das Loos

deines treu ergebenen P. B.

## Neunter Brief.

(Derſelbe an Denſelben.)

Landgut P . . . den 10. März 1853.

Ich habe deinen Brief lange unbeantwortet gelaſſen, habe aber alle dieſe Tage unaufhörlich darüber nachgedacht und fühle, daß ihn nicht eine müßige Neugier, ſondern wahre, freundſchaftliche Theilnahme eingeflößt hat. Dennoch habe ich geſchwankt, ob ich deinem Rathe folgen, deinen Wunſch erfüllen ſollte. Endlich bin ich jedoch zum Entſchluß gekommen und will dir Alles erzählen. Ob mir, wie du meinſt, die Beichte das Herz erleichtern kann, weiß ich nicht; aber es ſcheint mir, daß ich kein Recht habe, dir, was mein Leben völlig umgeſtaltet hat, zu verhehlen. Mir ſcheint, daß dies eine Unterlaſſungsſünde gegen dich ſein würde .... und ach! es wäre eine noch größere Sünde gegen die unvergeßliche geliebte Seele, wenn ich unſer Geheimniß dem einzigen Herzen, das mir noch theuer iſt, nicht anvertraute. Außer mir biſt du vielleicht der Einzige auf Erden, der ſich Wera's noch erinnert, und vielleicht beurtheilſt du ſie oberflächlich und falſch. Das kann ich nicht ertragen, und darum ſollſt du Alles wiſſen. Ach! es ließe ſich in zwei Worten ſagen, denn was zwiſchen uns vorgefallen iſt, brach plötzlich wie ein Blitzſtrahl über uns herein, und wie der Blitz hat es Tod und Verderben gebracht.

Seit jener Zeit, wo ich ſie verlor, ſeit jener Zeit, wo ich mich in dieſe Einöde geflüchtet, die ich bis an mein Lebensende nicht verlaſſen werde, ſind über zwei Jahre vergangen, und Alles iſt noch ſo lebendig in meinem Gedächtniß, meine Wunden ſind noch ſo friſch, mein Gram iſt noch ſo bitter . . . aber ich will nicht klagen! Bei Andern mag ein Ausſprechen, das den Schmerz anſtachelt, ihn zugleich lindern ... bei mir nicht! Ich will nun erzählen.

Erinnerſt du dich meines letzten Briefes? des Briefes, in dem ich deine Befürchtungen zu zerſtreuen ſuchte und deine Abreiſe von Petersburg widerrieth? Du hatteſt kein Vertrauen zu meiner erkünſtelten Ruhe und glaubteſt nicht an unſer baldiges Wiederſehen ... Du hatteſt Recht. Am Vorabend desſelben Tages, wo ich dir ſchrieb, hatte ich erfahren, daß ich geliebt war.

Indem ich dieſe Worte ſchreibe, fühle ich, wie ſchwer es mir werden wird, meinen Bericht zu Ende zu bringen ... Der Gedanke an ihren Tod wird mit doppelter Wucht auf mir laſten ... die Erinnerungen werden mir das Herz verzehren. Aber ich will verſuchen mich zu bezwingen und lieber aufhören zu ſchreiben, als ein überflüſſiges Wort ſagen.

Höre, wie ich erfuhr, daß Wera mich liebte. Vor Allem muß ich dir ſagen und du wirſt mir glauben, daß ich bis zu jener Stunde keine Ahnung davon hatte. Ich fand ſie zwar, gegen ihre ſonſtige Gewohnheit hin und wieder nachdenklich oder zerſtreut, aber ich wußte nicht, woher das kam. Eines Tages endlich — es war der 7. September, ein unvergeßlicher Tag für mich — geſchah Folgendes. Du weißt, wie ich ſie liebte, und wie mich dieſe Liebe marterte. Ich wandelte um wie ein Schatten, und fand nirgends Ruhe, wollte zu Hauſe bleiben, ertrug es aber nicht und eilte zu ihr. Ich fand ſie in ihrem Cabinet. Prijimkoff war nicht zu Haus; er war auf die Jagd gegangen. Als ich mich Wera näherte, ſah ſie mich ſtarr an, ohne meinen Gruß zu erwidern. Sie ſaß am Fenſter und hatte ein Buch auf dem Schooße, das ich gleich erkannte — es war mein Fauſt. Ihr Geſicht ſah müde aus. Ich ſetzte mich ihr gegenüber, und ſie bat mich, ihr die Scene zwiſchen Fauſt und Gretchen vorzuleſen, wo ſie ihn fragt, ob er an Gott glaube. Ich nahm das Buch und las. Als ich zu Ende war, blickte ich auf. Sie hatte den Kopf an die Lehne des Seſſels gelegt, die Hände auf der Bruſt gekreuzt und ſah mich unverwandt an.

Ich weiß nicht, warum mir das Herz plötzlich ungeſtüm zu ſchlagen anfing.

Was haben Sie aus mir gemacht! begann ſie zögernd in leiſem Tone.

Wie ſo? fragte ich beſtürzt.

Was haben Sie aus mir gemacht! wiederholte ſie.

Sie meinen, warum ich Sie veranlaßt habe, ſolche Bücher zu leſen? fragte ich.

Sie ſtand ſtillſchweigend auf und ging der Thüre zu . . . meine Augen folgten ihr.

Auf der Schwelle blieb ſie ſtehen und wendete ſich nach mir um.

Ich liebe Sie, ſagte ſie; nun wiſſen Sie, was Sie aus mir gemacht haben.

Das Blut ſtieg mir zu Kopfe.

Ich liebe Sie . . . ja, ich liebe Sie! wiederholte Wera, dann ging ſie hinaus und machte die Thüre hinter ſich zu. Dir zu ſchildern, was damals in mir vorging, will ich nicht verſuchen. Ich erinnere mich nur, daß ich in den Garten eilte, mich ins Gebüſch verlor, mich an einen Baum lehnte und ſo ſtehen blieb . . . wie lange, weiß ich nicht. Ich war wie erſtarrt, und zugleich ergoß ſich ein unbeſchreibliches Wonnegefühl über mein Herz. Nein, dergleichen läßt ſich nicht beſchreiben. Endlich weckte mich Priimkoff's Stimme aus meiner Verſunkenheit. Man hatte ihm meine Ankunft melden laſſen, er war von der Jagd umgekehrt, ſuchte mich, erſtaunte, mich ohne Hut im Garten zu finden, und führte mich wieder ins Haus. Meine Frau iſt im Salon, ſagte er; wir wollen zu ihr gehen. Mit welchen Gefühlen ich die Schwelle überſchritt, kannſt du dir denken. Wera ſaß am Stickrahmen. Ich ſah ſie ein paar Mal verſtohlen an; zu meiner Verwunderung war ſie anſcheinend ruhig, und weder in dem, was ſie ſprach, noch im Ton ihrer Stimme verrieth ſich die mindeſte Aufregung. Endlich entſchloß ich mich, ſie offen anzuſehen . . . Sie erröthete leicht und beugte ſich über ihre Stickerei. Ich beobachtete ſie aufmerkſam . . . eine gewiße Unſicherheit lag in ihrem Weſen; hin und wieder zuckte ein trübes Lächeln um ihre Lippen. Endlich ging Priimkoff hinaus. Da erhob ſie den Kopf und fragte mich mit ziemlich ſicherer Stimme:

Was beabſichtigen Sie nun zu thun?

Ihre Frage überraſchte mich, aber ſchnell gefaßt gab ich mit gepreßtem Ton zur Antwort: Ich bin entſchloſſen, als rechtſchaffener Mann zu handeln . . . folglich werde ich gehen, weil ich Sie liebe, Wera Nikolajewna, wie Sie längſt bemerkt haben müſſen.

Sie beugte ſich wieder über ihre Stickerei und verſank in Nachdenken.

Ich muß mit Ihnen ſprechen, ſagte ſie endlich. Kommen Sie heute Abend nach dem Thee in den Pavillon, wo Sie den Fauſt geleſen haben.

Sie ſagte das ſo laut, daß ich bis jetzt nicht begreife, wie Prijimkoff, der in demſelben Augenblick ins Zimmer trat, nichts davon hörte. Langſam, quälend langſam ſchlich der Tag dahin. Zuweilen ſah mich Wera mit einem Ausdruck an, als ob ſie fragen wollte: Träume ich nicht? Aber dabei drückte ihr Geſicht eine feſte Entſchloſſenheit aus. Und ich . . . ich konnte nicht zu mir ſelbſt kommen! Wera liebt mich . . . dieſe Worte wirbelten unaufhörlich durch mein Gehirn . . . aber ich begriff ſie nicht, begriff weder mich ſelbſt, noch Wera, und wagte nicht, dieſem unerwarteten, überwältigenden Glück zu trauen. Mit Anſtrengung rief ich mir das Geſchehene ins Gedächtniß zurück und ſah aus und ſprach wie im Traume.

Nach dem Thee, als ich mich ſchon mit der Frage quälte, wie ich mich am Beſten aus dem Hauſe ſtehlen könnte, erklärte ſie plötzlich, daß ſie ſpazieren gehen wolle, und forderte mich auf, ſie zu begleiten. Ich erhob mich, nahm meinen Hut und folgte ihr. Zu ſprechen wagte ich nicht; ich athmete kaum, wartete auf das erſte Wort von ihr — wartete auf eine Erklärung, aber ſie ſchwieg. Schweigend erreichten wir den chineſiſchen Pavillon, ſchweigend traten wir ein und dort — bis jetzt weiß ich nicht, kann ich nicht begreifen, wie es kam — lagen wir uns plötzlich in den Armen. Eine geheimnißvolle Macht hatte mich zu ihr, ſie zu mir geriſſen. Ueber ihr Geſicht mit den zurückfallenden Locken ergoß ſich der letzte Tagesſchimmer — es leuchtete in einem Lächeln ſüßer Selbſtvergeſſenheit auf, und unſere Lippen ſchloßen ſich in einem Kuß zuſammen.

Dieſer Kuß war der erſte und letzte.

Plötzlich riß ſich Wera aus meinen Armen los und ſchwankte zurück mit dem Ausdruck des Entſetzens in den weitgeöffneten Augen. Sehen Sie ſich um! ſagte ſie mit bebender Stimme. . . . Sehen Sie nichts?

Ich wandte mich raſch um.

Nichts . . . Sehen Sie denn etwas?

Jetzt nicht mehr . . . aber ich ſah . . .

Sie athmete ſchwer und tief.

Wen denn? . . . Was?

Meine Mutter! ſagte ſie leiſe und zitternd.

Auch ich erbebte wie vom Froſt geſchüttelt. Es wurde mir ſchwer zu Muth, wie einem Verbrecher. Und war ich das nicht in dieſem Augenblick?

Bitte, hören Sie auf, antwortete ich. Was ſoll das ſein . . . ſagen Sie mir lieber . . .

Nein, um Gotteswillen nein! unterbrach ſie mich und faßte mit beiden Händen an den Kopf. Das iſt Wahnſinn . . . ich verliere den Verſtand . . . damit iſt nicht zu ſcherzen . . . es iſt der Tod! Leben Sie wohl!

Ich ergriff ihre Hand.

Bleiben Sie um Gotteswillen noch einen Augenblick! rief ich in leidenſchaftlicher Aufregung. Ich wußte nicht, was ich ſagte, und war kaum im Stande mich aufrecht zu halten. Um des Himmels willen, das iſt grauſam . . .

Morgen, morgen Abend, gab ſie haſtig zur Antwort. Heute nicht, ich bitte Sie. Heute fahren Sie nach Haus . . . aber morgen Abend kommen Sie an das Gartenpförtchen beim See. Ich werde dort ſein . . . ich komme, ich ſchwöre dir, daß ich komme! wiederholte ſie mit leidenſchaftlichem Ausdruck, und ihre Augen leuchteten, Niemand ſoll mich zurückhalten . . . ich ſchwör' es! Dann ſage ich dir Alles . . . aber heute laß mich. Und ehe ich ein Wort erwidern konnte, war ſie verſchwunden.

In tiefſter Seelenerſchütterung blieb ich zurück. Mein Kopf ſchwindelte. In das wahnſinnige Entzücken, von dem mein ganzes Weſen erfüllt war, miſchte

An Leuten mangelt's nicht für Frankreichs Retter,
Um ihnen ihre Leitung zu vertrau'n:
Das nahe Corſica, Sardinien boten
Ihm Steuermänner, Rud'rer und Piloten.

29.

Mit ſechs und zwanzig tauſend ſind die Schiffe,
Und zwar mit Leuten jeder Art, bemannt.
Der edle Dudo führt ſie durch die Riffe,
Ein kluger Ritter, brav zu Meer und Land.
Des Windes harrend, bis er ſtärker pfiffe,
Liegt dieſe Flotte noch am Mohrenſtrand;
Da zeigt ein Schifflein ſich an den Geſtaden,
Das mit gefangnen Kriegern iſt beladen,

30.

Die ihren Muth, zu kämpfen mit dem Leuen
Auf jenem Stege, wo der Ritt ſo hart,
In Rodomontens Ketten jetzt bereuen,
Wie oben oft euch ſchon berichtet ward.
Des Grafen Schwager iſt in ihren Reihen,
Auch Sanſonett, der treue Brandimart
Und andre, die ich füglich kann belaſſen,
Gascogner, Deutſche, Welſche, ganze Maſſen.

31.

Der Schiffer, der an keine Feinde denkt,
Kommt munter auf den Hafen zugetrieben;
Er hat an Algier weit vorbei gelenkt,
Wo er nach ſeinem Vorſatz gern geblieben;
Doch hat ein tücht'ger Wind, der ihm nichts ſchenkt,
Das Logbuch anders ihm als recht geſchrieben.
In Freundesland zu kommen glaubt er feſt,
So wie die Schwalbe zum geſchwätz'gen Neſt.

ſich ein Gefühl der Bangigkeit. Ich ſah umher; das dumpfe, feuchte Zimmer mit der niedrigen Decke und den düſtern Wänden kam mir unheimlich vor.

Ich verließ den Pavillon und ging mit ſchweren Schritten dem Hauſe zu. Wera ſtand auf der Terraſſe, aber ſie verſchwand, als ich mich näherte, und ich hörte, daß ſie ſich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte. Ich fuhr nach Haus.

Wie ich die Nacht und den folgenden Tag bis zum Abend verbrachte, läßt ſich nicht beſchreiben. Ich weiß nur, daß ich da lag, das Geſicht in beide Hände drückte, mir Wera's ſeliges Lächeln vor dem Kuſſe zurückrief und flüſterte: da iſt ſie endlich!

Mir fiel ein Ausſpruch der Frau von Elzoff ein, den mir Wera mitgetheilt. Du biſt wie Eis, hatte ſie einſt geſagt. So lange das nicht ſchmilzt, iſt es feſt wie Stein — aber biſt du einmal geſchmolzen, ſo bleibt keine Spur von dir. Und noch etwas kam mir in den Sinn. Ich hatte mich einmal mit Wera darüber unterhalten, was Befähigung oder Talent eigentlich iſt.

Ich habe nur ein Talent, ſagte ſie, das iſt, bis zur letzten Minute zu ſchweigen.

Damals verſtand ich ſie nicht.

Aber was bedeutete ihr Entſetzen? fragte ich mich ſelbſt. Kann ſie wirklich Frau von Elzoff geſehen haben? . . . Spiel der Einbildung, gab ich mir ſelbſt zur Antwort und verſank aufs Neue in das beklemmende Gefühl der Erwartung.

An demſelben Tage ſchrieb ich dir — es iſt mir eine peinliche Erinnerung — jenen diplomatiſchen Brief.

Gegen Abend — die Sonne war noch nicht untergegangen — ſtand ich bereits etwa fünfzig Schritte vom Gartenpförtchen in dem hohen, dichten Gebüſch am Seeufer. Ich war zu Fuß gekommen. Zu meiner Schande muß ich dir geſtehen, daß Furcht, kindiſche Furcht meine Bruſt durchbebte. Ich zitterte förmlich — aber Reue fühlte ich nicht. Schon ging die Sonne unter; es wurde ſpät, die Sterne ſtiegen auf, und Finſterniß brach herein. Niemand kam; ich wurde wie vom Fieber geſchüttelt. Es war endlich vollkommen Nacht geworden, und ich hielt es nicht länger aus. Vorſichtig verließ ich mein Verſteck und näherte mich der Pforte. Im Garten war Alles ſtill . . . leiſe rief ich Wera's Namen, ich rief zum zweiten, zum dritten Male . . . keine Antwort. Eine halbe Stunde, eine ganze Stunde verfloß . . . es war nun tiefe Nacht geworden . . . des Wartens müde, drückte ich leiſe das Pförtchen auf, trat in den Garten und ſchlich, wie ein Dieb, auf den Zehen dem Hauſe zu. Im Schatten der Linden ſtand ich ſtill und ſah zu meiner Verwunderung, daß faſt alle Fenſter des Hauſes erleuchtet waren, und daß in den Zimmern Leute hin und hergingen. Meine Uhr zeigte, ſo weit ich es beim matten Sternenlicht erkennen konnte, auf halb zwölf. Plötzlich hörte ich Geräuſch hinter dem Hauſe; ein Wagen fuhr raſſelnd zum Hofe hinaus.

Da iſt Beſuch geweſen, dachte ich, gab die Hoffnung auf, Wera noch zu ſehen, verließ den Garten und machte mich eiligen Schrittes auf den Heimweg. Es war eine warme, ſtille, dunkle Septembernacht. Meine Empfindung — mehr Traurigkeit als Verdruß — wurde nach und nach milder, und als ich nach Hauſe kam, war ich etwas müde vom raſchen Gange, aber beruhigt durch die Stille der Nacht, glücklich und beinahe heiter. Ich ging in mein Schlafzimmer, ſchickte Peter fort, warf mich unausgekleidet aufs Bett und verſank in Gedanken.

Erſt war es ein ſüßes Träumen, dann aber trat eine ſeltſame Veränderung ein. Nach und nach kam eine geheimnißvolle, quälende Angſt, eine tiefe Unruhe über mich. Den Grund derſelben kannte ich nicht, aber mir wurde immer ſchwerer, immer beklommener zu Muth, als ob mir ein Unglück noch bevorſtände, oder als ob in dieſem Augenblick ein geliebtes Weſen ſchwer zu leiden hätte und mich zu Hülfe riefe. Auf dem Tiſche brannte die Wachskerze mit matter, unbeweglicher Flamme; die Uhr tickte langſam und einförmig. Ich ſtützte den Kopf in die Hand und blickte in das Halbdunkel meines einſamen Zimmers hinein. Ich dachte an Wera, und ein tiefer Schmerz erfüllte meine Seele. Alles, was mich beglückt hatte, erſchien mir jetzt in ſeinem wahren Lichte, als Unheil, als unausweichliches Verderben. Meine Angſt ſtieg höher und höher . . . ich konnte nicht mehr liegen bleiben . . . und plötzlich war's, als ob ich mit flehender Stimme gerufen würde. Zitternd erhob ich den Kopf — wirklich, ich hatte mich nicht getäuſcht! Aus der Ferne ertönte ein klagender Ruf und klang dröhnend gegen die dunkeln Fenſterſcheiben. Es wurde mir unheimlich . . . ich ſprang aus dem Bette und riß das Fenſter auf. Ein deutlicher Weheruf drang ins Zimmer und ſchrillte über mich hin . . . ſchaudernd vor Entſetzen vernahm ich ſeine letzten, verhallenden Schwingungen. Es klang, als ob Jemand in der Ferne unter dem Meſſer eines Mörders vergeblich um Gnade flehte. War es eine Eule, die im Walde ſchrie? war es irgend ein anderes Geſchöpf? Ich konnte mir darüber keine Rechenſchaft geben, aber wie Mazeppa dem Kotſchubey antwortete auch ich durch einen Aufſchrei dieſem Unheil verkündenden Laute.

Wera, Wera! ſchrie ich auf, biſt du es, die mich ruft?

Peter war aufgewacht und kam ſchlaftrunken herbei. Ich faßte mich, trank ein Glas Waſſer und ging in ein anderes Zimmer, aber ſchlafen konnte ich nicht. Mein Herzſchlag war nicht heftig, aber er that mir weh. Mich Träumen vom Glück zu überlaſſen, wagte ich nicht mehr — wagte nicht mehr, daran zu glauben.

Am nächſten Morgen ging ich zu Prijimkoff; er trat mir mit bekümmerter Miene entgegen.

Meine Frau iſt krank, fing er an; ſie liegt zu Bett; ich habe den Arzt holen laſſen.

Was iſt es denn?

Ich verſtehe es nicht! Geſtern Abend war ſie in den Garten gegangen, plötzlich kam ſie zurück, außer ſich vor Entſetzen. Ihr Kammermädchen rief mich herbei. Ich komme, frage meine Frau: was haſt du? ſie giebt keine Antwort und liegt ſeitdem darnieder. Im Lauf der Nacht fing ſie an zu phantaſiren. Gott weiß, was ſie Alles geſagt hat. Auch von Ihnen hat ſie geſprochen. Das Kammermädchen erzählte mir eine ſeltſame Geſchichte. Meiner Weroſchka ſoll im Garten ihre verſtorbene Mutter erſchienen ſein. Es wäre ihr vorgekommen, als ob dieſelbe mit ausgebreiteten Armen auf ſie zu ginge.

Was ich bei dieſen Worten empfand, kannſt du dir vorſtellen.

Das iſt natürlich Unſinn, fuhr Prijimkoff fort. Indeſſen muß ich geſtehen, daß meine Frau in dieſer Beziehung merkwürdige Dinge erlebt hat.

Bitte, ſagen Sie mir, iſt Wera Nikolajewna ernſtlich krank?

Ja, ſehr krank, die Nacht war ſchlimm. Jetzt iſt ſie etwas eingeſchlafen.

Und was ſagt der Doctor?

Er ſagt, die Krankheit hätte ſich noch nicht entſchieden ausgeſprochen . . .

Den 12. März.

Ich kann nicht ſo fortfahren, wie ich angefangen habe, lieber Freund, es erſchüttert mich zu ſehr, reißt meine Wunden zu ſchmerzhaft auf. Die Krankheit — um mich der Worte des Doctors zu bedienen — ſprach ſich entſchieden — aus und Wera ſtarb daran. Sie lebte nur noch vierzehn Tage nach unſerm letzten verhängnißvollen Zuſammenſein. Vor ihrem Ende habe ich ſie noch einmal geſehen — es iſt die ſchrecklichſte meiner Erinnerungen. Der Arzt hatte mir geſagt, daß keine Hoffnung ſei. Spät Abends, nachdem Alles im Hauſe zur Ruhe gegangen, ſchlich ich mich an die Thür ihres Schlafzimmers, um einen letzten Blick auf ſie zu werfen. Mit geſchloſſenen Augen, abgemagert, die Wangen fieberhaft geröthet, lag ſie da. Wie verſteinert ſtand ich vor ihr. Plötzlich ſchlug ſie die Augen auf, wendete ſie nach mir, ſtarrte mich an und die abgezehrte Hand erhebend, ſagte ſie:

Der, der . . . Was will der an dem heiligen Ort?

Sie ſagte das mit ſo grauenhaft klingender Stimme, daß ich entſetzt fortſtürzte. Während ihrer Krankheit hatte ſie faſt immer von Fauſt phantaſirt und von ihrer Mutter, die ſie bald Martha, bald Gretchens Mutter nannte.

Wera ſtarb . . . ich war bei ihrem Begräbniß. Seit der Zeit habe ich Alles aufgegeben und mich für immer hier niedergelaſſen.

Rufe dir nun Alles zurück, was ich dir erzählt habe; denke an ſie, dies ſo ſchnell zerſtörte, herrliche Weſen. Wie Alles geſchah, wie dies wunderſame Eingreifen einer Todten in die Geſchicke der Lebenden zu erklären iſt, weiß ich nicht und werde es niemals wiſſen. Aber du wirſt zugeben, daß es nicht — wie du dich ausdrückteſt — eine hypochondriſche Grille war, die mich bewogen hat, mich aus der Geſellſchaft zurückzuziehen. Ich bin nicht mehr, wie du mich gekannt haſt, und glaube jetzt an Manches, was ich früher nicht geglaubt habe. Die ganze Zeit her denke ich nach über dies unglückliche Weib — faſt hätte ich Mädchen geſagt — über ihren Urſprung und über das geheimnißvolle Spiel des Schickſals, das wir in unſerer Blindheit Zufall nennen. Wer weiß, wie viel jeder Menſch auf Erden an Ausſaat hinterläßt, die beſtimmt iſt, erſt nach ſeinem Tode aufzugehen? Wer mag ſagen, welche geheimnißvolle Kette das Schickſal eines Menſchen mit dem ſeiner Kinder, ſeiner Enkel verknüpft; wie ſeine Leidenſchaften in ihnen wieder auftauchen, und wie ſie für ſeine Verirrungen zu büßen haben. Wir alle müſſen uns demüthigen und unſer Haupt beugen vor dem Unerforſchlichen.

Ja, Wera iſt zu Grunde gegangen, und ich bin verſchont geblieben. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß ſich eine ſchöne Vaſe aus durchſichtigem Alabaſter in unſerem Hauſe befand. Keine Flecken trübten ihre jungfräuliche Reinheit. Eines Tages, als ich allein war, fing ich an, den Sockel zu drehen, auf dem ſie ſtand. Die Vaſe fiel herunter und zerbrach — ich erſtarrte vor Schrecken und ſtand regungslos den Scherben gegenüber. Mein Vater trat herein, ſah, was geſchehen war, und ſagte: Sieh, was du gethan haſt! nun haben wir unſere herrliche Vaſe nicht mehr . . . ſie iſt durch Nichts wieder herzuſtellen. Ich ſchluchzte — mir war, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte.

Ich bin zum Manne erwachſen und habe leichtſinnig ein Gefäß zerſchlagen, das tauſendmal werthvoller war.

Umſonſt ſtelle ich mir vor, daß ich ein ſolches Ende nicht erwarten konnte, daß es mich in ſeiner Plötzlichkeit überraſcht hat, daß ich keine Ahnung gehabt, was Wera war. Sie hatte wirklich geſchwiegen, bis zum letzten Moment — an mir war's, zu fliehen, ſobald ich erkannte, daß ich ſie liebte, daß ich die Frau eines Andern liebte . . . Aber ich blieb . . . und nun liegt das herrliche Geſchöpf zerbrochen, in Scherben, und in ſtummer Verzweiflung ſehe ich auf das Werk meiner Hände.

Ja, Frau von Elzoff hat ihre Tochter eiferſüchtig behütet und ſie, bei dem erſten unvorſichtigen Schritte, ſich nach ins Grab gezogen.

Es iſt Zeit, daß ich ſchließe . . . Ich habe dir nicht den hundertſten Theil von dem geſagt, was ich zu ſagen hätte . . . aber es iſt genug für mich. Mögen nun meine Erinnerungen in die Tiefe der Seele, aus der ſie aufgeſtiegen ſind, zurückſinken. Zum Schluß laß mich dir noch ſagen: ich habe aus den Erfahrungen und Prüfungen der letzten Jahre die Ueberzeugung gewonnen, daß das Leben kein Scherz iſt und kein Spiel. Das Leben iſt auch kein Genuß . . . es iſt eine ſchwere Arbeit. Entſagung, beſtändige Entſagung iſt ſein geheimer Sinn, die Löſung ſeiner Räthſel. Nicht um Verwirklichung ſeiner Lieblingsideen und Ideale, und wären ſie noch ſo erhaben, ſondern um Erfüllung ſeiner Pflicht ſoll ſich der Menſch bemühen. Wer ſich die eiſernen Feſſeln der Pflicht nicht anlegt, wird niemals ohne Straucheln an das Ende ſeiner Laufbahn gelangen. In der Jugend denken wir: je ungebundner um ſo beſſer — um ſo weiter werden wir kommen. Die Jugend mag ſo denken — aber ſchämen ſollte ſich, an Täuſchungen Freude zu finden, wem einmal das ſtrenge Geſicht der Wahrheit ins Auge geſehen.

Lebewohl! ehemals würde ich hinzugefügt haben: ſei glücklich! jetzt ſage ich: beſtrebe dich, zu leben, es iſt nicht ſo leicht, als man annimmt. Gedenke meiner, nicht in Stunden der Trauer, aber in Stunden des Zweifels, und bewahre Wera's Bild in makelloſer Reinheit in deiner Seele.

Noch einmal, lebe wohl!

Dein

P. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

32.

Doch wie er nun den Aar, den kaiſerlichen,
Die Lilien und den Leoparden ſieht,
Da iſt das Antlitz plötzlich ihm erblichen,
Wie einem, der den Fuß zurückezieht,
Und vor dem Zorn und vor den gift'gen Stichen
Der Schlange, todesblaß vor Schrecken, flieht,
Die zwiſchen Kräutern ſchlief in träger Muße,
Und die er trat mit unvorſicht'gem Fuße.

33.

Der Schiffer kann durch Flucht ſich nicht erretten,
Noch die Gefangnen bergen auf dem Kiel.
Er ſteht mit Olivieren, Sanſonetten,
Mit Brandimarten und mit andern viel
Vor Dudo und Aſtolf, die aus den Ketten
Die Freunde ziehn, froh ob des Schickſals Spiel,
Und ihm, dem mächtig ſeine Sohlen brennen,
Die Ruderbank als Fuhrlohn zuerkennen.

34.

Die Chriſtenritter wurden, wie ich ſage,
Vom Sohn des Königs Otto hoch geehrt,
Zu Tiſch gezogen, und in ihrer Lage
Gekleidet, ausgerüſtet und bewehrt.
Dudo verſchob die Abfahrt etlich Tage
Um ihretwillen; denn nicht minder werth
War's ihm, mit ſolchen Herrn ſich zu beſprechen,
Als etwas früher in die See zu ſtechen.

35.

Wie es beſchaffen mit den Mohrenfehden
In Frankreich, wie's dem Kaiſer gehe dort,
Wo man am ſicherſten von allen Rheden
Anlegt, darüber gab es manches Wort.

# Novellenſchatz des Auslandes.

## II.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

Paul Heyſe

und

Hermann Kurz.

Zweiter Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Inhalt
## des zweiten Bandes.

Seite

**Eine abenteuerliche Nacht.** Von Anton Giulio Barrili. Aus dem Italieniſchen von Johannes Kugler . . . . . . . . . . . . . . . 1

**Das Schönpfläſterchen.** Von Alfred de Muſſet. Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans . 65

**Schweigen im Leben, im Sterben vergeben.** Von Fernan Caballero. Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner . . . . . . . . . . . . 129

**Ein Schuß.** Von Alexander Puſchkin. Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer . . . . . . . 165

**Das Heimchen am Herde.** Von Charles Dickens. Aus dem Engliſchen von *** . . . . . . . . 189

# Eine abenteuerliche Nacht.

Von

**Anton Giulio Barrili.**

(geb. zu Genua 1836.)

Aus dem Italienischen

von

Johannes Kugler.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Indeß ſie ſolches unter ſich bereden,
Entſteht ein Lärm, und der wächst immerfort,
Dazu ein Klirren, wie von tauſend Waffen,
Das vieles macht zu denken und zu ſchaffen.

36.

Aſtolf und ſeine herrlichen Genoſſen,
Noch eben mitten im Geſpräche drin,
Sind augenblicks bewehrt und auf den Roſſen,
Und rennen nach dem größten Lärmen hin
Und forſchen nach der Urſach' unverdroſſen;
Da ſehn ſie plötzlich mit erſtauntem Sinn,
Wie nackt und ganz allein, von Wuth beſeſſen,
Ein Menſch auf's ganze Lager haut vermeſſen.

37.

Mit einem Prügel haut er um ſich her,
Der iſt von ganz beſonders hartem Holze,
Und wo er hinfällt, wächst kein Gräslein mehr,
Und wen er trifft, der läßt von allem Stolze.
Schon hundert ſind erſchlagen aus dem Heer,
Es hilft kein Schirm noch Schutz vor ihm, als Bolze,
Womit ſie ihm von fern zu Leibe gehn;
Denn Keiner wagt's und bleibt ihm nahe ſtehn.

38.

Die Helden alle, die zu ihren Schaaren
Herbeigerannt mit großer Schnelligkeit,
Erſtaunen ob der Kraft, der wunderbaren,
Womit der Narr dem Heer die Stirne beut,
Als ſie ein Fräulein, das ſich naht, gewahren,
Auf einem Roß, in einem ſchwarzen Kleid;
Die kommt auf Brandimarten zugeſprungen
Und hält ihn mit den Armen froh umſchlungen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## I.

Es war in der Nacht vom 12ten zum 13ten Januar 1857, als durch die breite Straße Aſſarotti zu Genua der Wind heulte, wie er hier zu heulen pflegt, wenn Aeolus einen ſeiner dienſtbaren Geiſter über das Meer jagt.

Iſt es der Nordwind, Weſtwind, Oſtwind? Wer kann es ſagen! Er kommt — man weiß nicht von wo, und fällt euch von allen Seiten zugleich an. Wehe dem armen Stadtſchreiber, der ſich das Geſicht nicht wohl verwahrt! Die Augen voll Staub kommt er zum Palazzo Turſi, kann ſein Schreibpult nicht mehr finden und muß bei ſeinem geſtrengen Chef einen Urlaub von vierundzwanzig Stunden nachſuchen, den dieſer nicht immer zu bewilligen geneigt iſt.

Auch der armen Dame, die auf ihre Kleider nicht Acht giebt, ſpielt er übel mit; denn er ſpürt verborgene Geheimniſſe auf und plaudert ſie ſchadenfroh der Welt aus.

Aber was geht uns der Wind an? Die Geſchichte, die ich erzählen will, ſpielt nicht auf offener Straße, ſondern in einer eleganten kleinen Wohnung, im dritten Stock des zweiten Hauſes zur Linken. Dort wohnt, oder, beſſer geſagt, wohnte im Januar 1857 der Held unſerer Erzählung, ein junger Mann von etwa vierunddreißig Jahren, Doctor der Rechte, Junggeſell, weder häßlich noch unangenehm, mit einem Einkommen von zwanzigtauſend Franken.

Vierunddreißig Jahre ſind vielleicht zu viel und die Doctorwürde ſehr wenig; aber ein Junggeſell zu ſein, weder häßlich noch unangenehm und mit einem Einkommen von zwanzigtauſend Franken, iſt ſchon viel, um glücklich zu ſein, wenn man beſcheidene Wünſche hat.

Trotz alledem war Robert Fenoglio nicht glücklich; er langweilte ſich vom Morgen bis zum Abend und wiederum vom Abend bis zum Morgen. Er hatte gute und luſtige Freunde, denen er oft Geld lieh und die es ihm auch manchmal wiedergaben; eine alte Haushälterin, die ihn nicht beläſtigte; einen Koch, der ihn nicht beſtahl; ein Pferd, das wegen ſeines ſanften Trabes ſprichwörtlich geworden war; einen Platz im Theater ohne langweilige Nachbarn; und dennoch war er nicht glücklich und langweilte ſich zum Sterben.

Er hatte mancherlei verſucht, um ſich zu beſchäftigen, aber keine Beſchäftigung war nach ſeinem Herzen, und binnen Kurzem war er ihrer müde.

Aber alle dieſe Dinge werden meine ſchönen Leſerinnen lieber aus ſeinem eigenen Munde hören, und ſo erlaube ich mir denn, ihn vorzuſtellen, wie er im erſten Salon ſeiner Wohnung, drei Stunden nach Mitternacht, in chineſiſcher Tracht einen Schwarm von jungen Männern und munteren maskirten Dämchen verabſchiedet.

Warum in chineſiſcher Tracht, und was bedeuten jene Masken?

Robert Fenoglio hatte an dieſem Abend alle ſeine Freunde bei ſich verſammelt, nur um ſeine Langeweile einmal in Geſellſchaft zu bringen. Man hatte Muſik gemacht, getanzt, ſoupirt und war luſtig und guter Dinge geweſen. Die Damen waren weder ſpröde noch prüde, das ehrenwerthe Corps de Ballet vom Theater Carlo Felice hatte zu dem Feſt ſeinen ſchönſten Flor beigeſteuert. Die Ehrenmütter waren ſatt und zufrieden; die tanzenden Schönen ebenfalls zufrieden, aber noch nicht ſatt, baten ſich bald wieder ein Zauberfeſt aus, wie dieſes, das Robert Fenoglio ihnen mit allem eines gelangweilten Mandarinen würdigen Glanz gegeben hatte. Die munteren Masken, begleitet von ihren getreuen Cavalieren und wohl verwahrt gegen den heulenden Wind, machten ſich endlich auf den Weg. Lachend und plaudernd, wie ein Schwarm von Spatzen oder Lerchen, hüpften ſie die Stiegen hinunter und weckten die ganze friedliche Nachbarſchaft aus dem Schlummer.

Zwiſchen den Gardinen des ehelichen Lagers richtete ſich eine ſanfte baumwollene Nachtmütze erſchüttert in die Höhe und fragte: Was iſt das für ein Heidenlärm? Ach, ich merke, man tanzt bei dem Advocaten

Fenoglio! — Worauf ſie mit einem ſchlecht unterdrückten Seufzer zurückſank.

Und an ihrer Seite erhebt ſich eine gehäkelte Weiberhaube und fügt hinzu: Wie kann nur der Advocat Fenoglio Bälle geben? Er hat ja gar keine Frau. Was mögen das für Damen ſein?

Auf dieſe Frage blieb die baumwollene Nachtmütze die Antwort ſchuldig, kehrte ſich nach der Wand und zog die Decke über die Naſe.

Die Haube ihrerſeits dachte, dachte — ja was dachte ſie wohl? Vielleicht, daß eine baumwollene Nachtmütze nicht das ſchönſte Ding auf der Welt ſei.

Dieſe dagegen phantaſirte noch lange über das Thema: Glücklicher Fenoglio, du haſt das beſſere Theil erwählt!

Laſſen wir ſie aber denken, phantaſiren und wieder einſchlafen, dieſe melancholiſchen Sinnbilder ehelichen Glücks, und kehren wir zu unſerm Helden zurück, der ſich mitten im Zimmer zu Felix Magnasco, dem letzten ſeiner Gäſte, wendet und mit burleskem chineſiſchem Ceremoniell zu ihm ſagt: A-ing-fo-hi!

Felix Magnasco, ein junger Mann, elegant und geſchniegelt, wie jeder Adamsſohn, der ſich von einem Modeſchneider anziehen (reſp. ausziehen) läßt, zuckte die Achſeln, wobei zwei Falten in ſeinem ſchwarzen Frack entſtanden, und antwortete: So alſo verabſchiedeſt du deinen beſten Freund?

Ich bleibe in der Rolle, erwiderte Fenoglio;

findeſt du nicht, daß ich einen ganz ſchönen Mandarin vorſtelle?

Zum Henker mit dieſer chineſiſchen Tracht! Ich vermiſſe den *Mann darin*.

O bravo! bravo! Ausgezeichnet! bitte, Felix, dacapo!

Was?

Dein Wortſpiel. Du weißt, ich bin auf Wortſpiele *verſeſſen*, ſowie du niemals darum *verlegen* biſt. Hahaha! Was ſagſt du zu meinem? Es iſt ein bischen gezwungen, wie meine ganze Munterkeit dieſen Abend.

Du haſt dich gelangweilt?

Ja, theurer Felix, ganz ſträflich. Der Sohn des Mondes, der Vetter der Sonne hat ſich ſchändlich gelangweilt.

Schade! ich habe mich ſehr gut unterhalten. Freilich, mich hat es nichts gekoſtet, und ein Vergnügen, das dem Beutel keine Schmerzen macht, iſt erſt das wahre Vergnügen. Was für ein famoſes Souper! Du ſollſt leben, Robert, erſter und einziger deiner Dynaſtie! Deine Weine ſollen leben, deine Trüffeln und deine Bajaderen! Was für muntere Kinder! Weißt du, wenn mir nicht meine ſchöne Couſine im Sinn läge, ich hätte noch heute Abend eine davon geheirathet, ohne langes Aufgebot.

Ich danke dir in ihrem Namen für deine löbliche Abſicht, erwiderte gähnend und ſich ſtreckend der gute Mandarin, und in meinem Namen gratulire ich dir, daß du nicht zu gähnen brauchſt, wie meine Wenigkeit in dieſem Augenblick zum tauſendſten Male thut. Aber welcher Kobold hat dich auch geritten, dich auf dieſe Art herauszuputzen und dir den Zwang aufzuerlegen, nicht mehr als fünf oder ſechs einſilbige Naturlaute von dir zu geben?

Bedaure mich, guter Felix! Mir fiel ein, daß, da die Chineſen das höflichſte Volk von der Welt ſind, ich als Ceremonienmeiſter meines Hauſes nichts Beſſeres thun könnte, als einen Mandarin vorzuſtellen. Darum habe ich beſtändig, wie du geſehen und gehört haſt, nichts Anderes geſagt, als A-ing-ſo-hi! was auf chineſiſch, ſo viel ich weiß, bedeutet: Ich bin ſehr erfreut, Sie zu ſehen.

Und deine Gäſte, lachte Felix, haben dich ganz unvergleichlich gefunden.

Robert Fenoglio ſank mit erſchöpfter Miene auf ein Canapee. Du giebſt mir Troſt, Freund, ſagte er nach einem langen Seufzer. So werde ich wenigſtens zufrieden durch die Zufriedenheit Anderer ſterben können.

Was Teufel ſchwatzeſt du da? Biſt du toll?

O nein, ich war nie geſcheidter, als in dieſem Augenblick. Siehſt du, Felix, ich kann dieſes eintönige Leben nicht länger aushalten. Ich thue keinen Schritt, ohne daß es den Fuß ſelber ärgert, ſich bewegen zu müſſen.

Eine Variation des Malade imaginaire! rief Felix, indem er ſich dem Freunde gegenüber gemächlich in einen Seſſel niederließ.

Robert, ohne auf ihn zu achten, fuhr fort: Ja wohl, ſo ſprechen die Geſunden zu den Kranken. Auch ich ſagte eines ſchönen Tages zu einem armen Schwindſüchtigen: ums Himmelswillen, Sie ſprechen vom Sterben mit dieſen Wangen, 'roth wie ein Apfel!' Und nach zehn Tagen war er todt.

Sage nur einmal, was dir fehlt. Für einen guten Arzt will ich ſchon ſorgen.

Ach, hier hilft kein Arzt! Die Wiſſenſchaft kennt mein Uebel nicht, in ihren Büchern iſt es noch nicht verzeichnet; aber es exiſtirt doch, — da drinnen.

Wo?

Dort in jener Stutzuhr; ſie iſt das ſprechende Symbol, ſie iſt der nichtswürdige Mitſchuldige. Hörſt du nicht? Tik-tak, tik-tak! Verdammt! Sie mißt uns das Leben zu und giebt es uns täglich in vierundzwanzig Pillen ein. Sie hält uns homöopathiſch mit dem Sechzigſtel einer Stunde, mit dem Sechzigſtel einer Minute hin und läßt uns an kaum meßbaren Doſen ſterben. Kurz, um es gerade herauszuſagen: ich haſſe die Uhren. Schon als junger Menſch ahnte ich den Krieg, in den mich dieſe Feinde des Menſchengeſchlechts ſtürzen würden, und ich rächte mich im voraus, indem ich eine nach der andern ins Leihhaus ſchickte. Jetzt, als geſetzter Mann, als Herr von jährlichen zwanzigtauſend Franken, muß ich dieſe Rache aufgeben. Aber ich werde ſchon ein Mittel finden. Ich werde, wenn nichts hilft, eine Prämie von zwanzigtauſend Franken für denjenigen ausſetzen, der ein Buch gegen die Uhren ſchreibt. Gegen die Wand-, Taſchen- und Stutzuhren, die Chronometer, Cylinder-, Repetir- und Ankeruhren u. ſ. w. u. ſ. w., und dann wird ſich zeigen, daß ihr Erfinder ein ſchlechter Kerl, ein Spitzbube war.

Während der Advocat Fenoglio ſo mit poſſenhafter Feierlichkeit gegen die armen Uhren donnerte, hatte Felix die ſeinige aus der Taſche gezogen und ihren goldenen Deckel aufſpringen laſſen.

Deine oder meine geht falſch, ſagte er. Es iſt ſchon halb vier, doch muß ich dich noch um eine Gefälligkeit erſuchen, ehe ich gehe.

Fenoglio hörte ihn nicht; er warf einen Blick auf die Uhr ſeines Freundes und richtete ſeine Pfeile nun gegen ihn.

Ha, auch du, Brutus? Und du biſt fähig, dich zu amüſiren? Mit dem Feind in der Taſche?

Was willſt du? Man iſt es nun einmal gewohnt, und dann ſind wir ja auch nicht die Sklaven unſerer eigenen Uhren. Auch die meine, gleich der aller Sterblichen, geht nur einmal im Jahre richtig. Ich ſehe nach ihr zum Zeitvertreib; ſie geht ihren Gang, ich den meinen, und ſo leben wir einträchtig wie Mann und Frau mit einander. Aber warum du die deinige nicht zerbrichſt oder ſonſt aus dem Wege ſchaffſt —

Schön, und die Dienerſchaft? Eine Uhr iſt im Hauſe ein nothwendiges Uebel, ſo unvermeidlich wie die Langeweile. Ihr Tiktak regelt das Tiktak meiner Exiſtenz, und zerbräche ich auch die Uhr, ſo würde, glaube ich, mein einförmiges Leben ſtatt ihrer die Stunden und Viertelſtunden ſchlagen. O Felix, te felicem, daß du nicht weißt, was Langeweile iſt!

Und ich werde es auch nicht erfahren, ſo lange ich lebe; denn ich beſitze ein untrügliches Mittel dagegen.

Wo iſt das zu haben? Auf der Stelle, ohne auch nur dieſen Schlafrock auszuziehen, will ich hin, es zu kaufen.

O, nicht ſo hitzig; du brauchſt deßwegen nicht zum Apotheker zu laufen. Mach es wie ich: überlaß dich dem Unbekannten! Frage niemals: was ſoll ich heute anfangen, um dieſen Tag todtzuſchlagen? Siehſt du, Fenoglio, ich habe mich nie beſſer amüſirt, als wenn ich mit der Abſicht aus dem Hauſe ging, mich zu langweilen. Laß den Zufall machen! Kommſt du auf die Straße, ſo gehe nicht um die gewohnte Ecke, gehe geradeaus. Du wirſt dort deinen Freund treffen, den du im Café geſucht und ſicherlich nicht gefunden hätteſt, wenn du wie ſonſt um die Ecke gegangen wärſt.

Du wirſt ein ſchönes Ladenmädchen ſehen und ihr ein Schnupftuch abkaufen, halb Seide und halb Baumwolle, und nachher ſchenkſt du es dem Kammermädchen deiner Schönen und erſparſt baare drei Franken. Oder du ſiehſt eine ſchöne Unbekannte, du folgſt ihr und erhaſcheſt ein ſüßes Lächeln von ihr, oder auch ein Duell mit ihrem Liebhaber. Alle dieſe Dinge werden dir neue Gedanken und neue Bekanntſchaften verſchaffen, von denen du keine Ahnung hatteſt, als du aus dem Hauſe gingſt, und die, nebenbei, das ganze Syſtem deines Lebens über den Haufen werfen können. Alſo: nicht Denken vor dem Handeln, nachher iſt immer noch Zeit. Nicht dem Kopf, ſondern den Füßen nachgehen. Mit Einem Wort: entſchließe dich, Blindekuh zu ſpielen.

Aber, wandte Roberto ein, wenn man mit der Naſe gegen eine Ecke rennt?

So iſt das, antwortete würdevoll Magnasco, eine kleine Fatalität, die die übrige Trefflichkeit meiner Theorie nicht aufhebt.

Nun gut, ich will es einmal damit verſuchen, ſagte Robert, während er, von Neuem gähnend, ſich auf dem Canapee ausſtreckte.

Felix bemerkte es und beeilte ſich, aufzuſtehen. Dein Gähnen, ſagte er, wirſt mich hinaus. Wahrhaftig, es ſchlägt ſchon vier; und ich hatte die Urſache, weßhalb ich hier noch zurückgeblieben bin, ſchon ganz vergeſſen. Fenoglio, du mußt mir einen Gefallen thun!

39.

Ja, Flordeliſe war's, nun frei von Gram,
So treu dem Ritter, den ſie ſich erkoren,
Daß ſie vor Jammer faſt von Sinnen kam,
Als er die Freiheit an dem Steg verloren.
Sie ging darauf an's Meer, als ſie vernahm
Von ſeinem Gegner, dem beſtraften Mohren,
Daß er nach Algier ihn, in ſichre Haft,
Nebſt vielen andern Rittern fortgeſchafft.

40.

Wie ſie ſich zu Marſeille will den Wogen
Vertrau'n, da kommt ein Schiff aus Morgenland
Mit einem alten Ritter angeflogen;
Der war vom Hof des Königs Monodant,
Und hatte viele Reiche ſchon durchzogen,
Bald auf dem Waſſer irrend, bald zu Land,
Nach Brandimart, von dem er nun erfahren,
Er ſei in Frankreich, bei des Kaiſers Schaaren.

41.

Und als ſie den Bardin in ihm erkannte,
— Bardinen, der dem Vater lang vorher
Den Brandimart als kleines Kind entwandte
Und auf der Waldburg ihn erzog — und er
Den Grund ihr ſeiner weiten Reiſen nannte,
Nahm ſie ihn wieder mit ſich auf das Meer,
Nachdem ſie ihm erzählt, wie er, gefangen,
Hinüber ſei nach Afrika gegangen.

42.

Sie hörten, angelangt mit günſt'gem Winde,
Daß vor Biſerta dieſe Völker ſtehn;
Auch daß ſich Brandimart dabei befinde,
Vernahmen ſie, doch war nicht d'rauf zu gehn.

In manus tuas domine! Brauchſt du Geld? Leider könnte ich dir heute wohl nicht mehr als zweitauſend Franken leihen.

Nicht doch! es handelt ſich nicht um Geld, ſondern um einen viel wichtigeren und delicateren Dienſt.

Ein Duell?

Gewiſſermaßen: ich will eine Frau nehmen.

Ah, bei allen Teufeln! . . .

„Und wie und wann
Fing dieſe Glut in dir zu lodern an?“

Die Geſchichte wäre zu lang, um ſie dir jetzt zu erzählen, erwiderte Magnasco, auch muß ich wenigſtens drei Stunden ſchlafen, ehe ich wieder zu dir kommen kann.

Wieder zu mir? Aber wie und warum?

Nun, um die ganze Geſchichte in ein paar Worten zu ſagen: ich habe eine Couſine.

Die Wittwe?

Ja; kennſt du ſie vielleicht?

Nein, bis jetzt noch nicht. Aber du ſelbſt haſt ja manchmal von ihr geſprochen, und erſt kürzlich ſagteſt du mir —

Es iſt wahr. Was für ein Eſel bin ich! Nun alſo, meine Couſine, die Wittwe, iſt eine ebenſo grauſame wie anbetungswürdige Schönheit, und wenn ich ihr von Liebe ſpreche, fängt ſie an zu lachen.

Wozu aber ſoll ich mich in euer Spiel miſchen?

Du kannſt ſie beſuchen, ich habe ſchon von dir geſprochen, als von einem ſanften, ehrbaren, verſtändigen Menſchen.

Glaubſt du wirklich, mein Sohn, daß ich das Alles bin?

Ich ſtelle dich ihr vor, fuhr Magnasco, ohne ſich irre machen zu laſſen, fort, du führſt meine Sache, nicht hitzig, wie ſich von ſelbſt verſteht — ſo nach und nach auf eine zarte Manier — du verſtehſt mich? Mit deiner ciceronianiſchen Beredſamkeit kannſt du mir ſehr nützlich ſein. Du zeigſt ihr, was für eine gute Partie ſie mache, wenn ſie einen Mann, wie mich, heirathet, einen jungen Mann von den beſten Manieren, edlem Charakter und ſehr umſichtig in Geſchäften —

Und glaubſt du wirklich, mein Sohn, das Alles zu ſein? fragte Robert Fenoglio.

Auch diesmal ſtellte ſich Felix taub.

Meine Couſine, fuhr er fort, iſt reich, und ihr Verwalter beſtiehlt ſie ungeſtraft, er zieht ſie förmlich aus.

Nun, das iſt ſtark, unterbrach ihn Fenoglio, er zieht ſie aus? Das heiß' ich die Pflichten eines Verwalters und einer Kammerjungfer vereinigen, und wenn deine Couſine ſchön iſt, wie du ſagſt, ſo begreife ich, daß es dir verdammt ſchlecht gefallen muß, wenn Andere dieſe Pflichten bei ihr übernehmen. Ha ha! Was ſagſt du zu dem?

Mit den Haaren herbeigezogen, wie alle deine Witze, antwortete Felix. Aber nun im Ernſt: willſt du mir dieſen Dienſt erweiſen?

Ich denke gerade darüber nach. Du willſt ſo eine Art Barbier von Sevilla aus mir machen!

Wie kannſt du vorausſetzen — ?

Ich glaube es, ich ſehe es; aber das ſchadet nichts. Wenn du meinſt, daß ich dir mit meinen oratoriſchen Talenten bei ihr nützen kann — Ach, lieber Sohn, ich war zum Redner geboren! — Baſta, dir ſoll geholfen werden, du haſt mir dein Specificum gegen die Langeweile gegeben, ich bin dein Schuldner — wenn es nur hilft! Wann kann man ſie beſuchen?

Gegen Mittag; ſie ſteht mit den Lerchen auf. Ich werde alſo um zehn zu dir kommen; du ziehſt dich an, wir gehen zuſammen zum Frühſtück und nachher ganz gemächlich zum Tempel unſerer Göttin. Alſo lebe wohl und vergiß meinen guten Rath nicht.

Sich dem Unbekannten überlaſſen, ſagte Fenoglio.

Richtig, fügte Magnasco hinzu, laß dem Zufall freie Hand —

Und denke mit den Beinen, ſchloß der Andre. Zweifle nicht, Theuerſter, ich werde mich treu, ja ſklaviſch an deine Doctrin halten und den Anfang mit dieſer neuen Art zu denken bei deiner Couſine machen, indem ich ihr dein Lob ſinge.

Für einen Mandarin witzig genug!

A-ing-ſo-hi! antwortete mit der Miene ehrfurchtsvoller Demuth Robert Fenoglio, A-ing-ſo-hi.

Auf chineſiſch ſo viel wie — ?

Freund, ich danke dir von Herzen.

Sie paßt unter allen Umſtänden, dieſe deine Redensart.

Hm! das iſt nun einmal einer der Vorzüge des Chineſiſchen.

Und ſo ſich in Späßen überbietend, nahmen die Freunde von einander Abſchied. Bleibe ruhig liegen, ſagte Felix zu Robert, der aufſtehen wollte, um ihn ins Vorzimmer zu begleiten, ich kenne den Weg und werde die Thüre hinter mir zumachen.

Fiat voluntas tua! antwortete Robert, dem in dieſem Augenblick die horizontale Lage ſo angenehm war, wie Magnasco der Gedanke an die Ehe mit ſeiner Couſine, oder vielmehr mit ihren fünfmalhunderttauſend Franken.

In Gedanken an dieſe und an die Hülfstruppen, die Fenoglio gegen den hartnäckigen Widerſtand ſeiner wohlverſchanzten Schönen ins Feld führen würde, entfernte ſich Magnasco mit zufriedenem Herzen und leichtem Fuß. Im Hinausgehen zog er, wie er dem Freunde verſprochen hatte, die Thüre hinter ſich zu, dachte aber nicht daran, ſich zu überzeugen, ob der Riegel, der die Thüre ſchloß, auch wirklich feſt zugefallen war.

O Gott Zufall, das iſt ſo einer von deinen Streichen.

## II.

Robert Fenoglio war, wie geſagt, auf ſeinem Canapee ausgeſtreckt liegen geblieben; ein weiches mit Sammet überzogenes Canapee, von dem ich für meine Perſon nicht aufgeſtanden wäre, nicht einmal um zur Hochzeit zu gehen, und ich wette, auch der geneigte Leſer hätte ſich nicht davon weg gerührt, ſelbſt nicht um das Buch zu kaufen, das mir die angenehme Gelegenheit giebt, mit ihm zu plaudern.

Der gelangweilte Mandarin träumte noch ein Weilchen zwiſchen Schlaf und Wachen fort von dem guten Rath, den Felix Magnasco ihm gegeben hatte. Es iſt merkwürdig, welch ein Geiſt in dem hübſchen Kopf dieſes theuren Felix ſteckt! Es iſt ihm gelungen, ein Problem zu löſen, über das ich mir ſeit zwölf Jahren den Kopf zerbreche. Sich dem Unbekannten überlaſſen, den Gott Zufall machen laſſen, mit den Beinen überlegen, das iſt die Taktik, um dem Tiktak dieſes Lebens zu entfliehen. Die Rechnung ſtimmt, und kein Mathematiker würde etwas dagegen einwenden können. Probiren wir es alſo! — Und nun vor Allem: was werde ich in den nächſten zehn Minuten anfangen? O ich Narr, ich fange ſchon wieder an zu denken! Ich ſoll nicht, ich will nicht wiſſen, was ich binnen zehn Minuten beginnen werde. Uah! wie müde bin ich! Ich will ſchlafen gehen, das wird das Beſte ſein, was ich thun kann. Felix will heute Morgen wieder kommen, um mich zu ſeiner ſchönen Couſine zu führen, und todt vor Müdigkeit kann ich doch nicht zu ihr gehen. Was? ſchon wieder ertappe ich mich? Nein, ich darf nicht zu Bett gehen; das iſt zu verbraucht, ich falle in die Gewohnheit zurück, und die muß ich jetzt vor allen Dingen meiden.

Hier auf dieſem Canapee — hier bin ich zufällig einmal, — wer würde zu behaupten wagen, daß ich nicht aus reinem Zufall hier ſei? Nun bin ich begierig, was mir auf dieſem Canapee wohl Neues paſſiren wird. „Die Folgezeit entſcheide dies!“ Himmel, bin ich müde! ich würde wahrhaftig gern zu Bett gehen. Aber nein, Fenoglio, laß dich nicht ſo jämmerlich von der Vernunft übermannen! Man würde ſagen, du hätteſt Furcht vor dem Unbekannten.

Wer iſt dieſer Herr Unbekannt?

Iſt er häßlich oder ſchön? Und Felixens Couſine, ob ſie wohl ſo ſchön iſt, wie er ſie ſchildert? Oder liebt er ſie nur wegen ihres Geldes? Man mag wollen oder nicht, Geld ſteckt überall dahinter; läugnen wir's, ſchwören wir einen bürgerlichen Eid, daß es nicht wahr ſei, der Reichthum blendet doch die Augen unſers Körpers, wie die unſrer Vernunft. Indeſſen, wer weiß? Sie könnte obenein noch ſchön ſein, dieſe Couſine!

Meine theuren Leſerinnen und Leſer, ich ſchenke euch all die anderen abgeriſſnen Betrachtungen meines Helden. Mehr noch die Faulheit als der Rath ſeines Freundes hatte ihn auf dem Canapee feſtgehalten, wo er nach wenigen Minuten ſelig entſchlafen war.

Ich möchte nicht ſchwören, daß die reichlichen Libationen von ſchäumendem Champagner nicht auch ſtark dabei im Spiel geweſen wären. Robert Fenoglio war ein Mann, welcher den Becher durchaus nicht verachtete, und noch dazu in dieſer Nacht, mitten unter einer Bande von leichten Köpfen und luſtigen Jüngerinnen Terpſichore's, hatte er geglaubt, ein Beiſpiel geben zu müſſen, und friſch für Viere getrunken.

Schlafe, Fenoglio; ſchlafe, gelangweilter Mandarin; dein Schlaf wird nicht lange dauern.

Denn meine ſchönen Leſerinnen und geneigten Leſer werden ſich wohl ſchon gedacht haben, daß ich ihn nicht lange auf ſeinem Canapee allein laſſen und dieſe ſtumme Scene nicht über die Grenzen ihrer Geduld verlängern werde.

Kommt mit mir in die Nähe der Hausthüre. Hört ihr nicht ein Geräuſch von haſtigen leichten Schritten die Treppe heraufkommen? Habt keine Furcht vor Räubern, denn zugleich mit den Schritten hört ihr das Rauſchen eines ſeidenen Kleides.

Wer iſt die Frau, die heraufſteigt, oder vielmehr fliegt, indem ſie die Stufen kaum mit dem Fuß oder dem Saum ihres Kleides berührt, angſtvoll, zitternd, athemlos oben ſtille hält und ſich auf dem Treppenabſatz ganz nahe an der halbgeſchloſſenen Thür Robert Fenoglio's hinkauert?

Nur ein wenig Geduld, und ihr ſollt es erfahren. Die ſchöne Unbekannte — denn daß ſie ſchön iſt, weiß ich, obgleich wir ganz im Dunkeln ſind — die ſchöne Unbekannte, ſage ich, hemmt hier oben ihre haſtige Flucht und indem ſie die reichen Falten ihres ſeidenen Ueberwurfs an ſich drückt, horcht ſie geſpannt auf jeden leiſeſten Ton, der von unten heraufdringen könnte. Sie hört nichts und athmet auf; dann wagt ſie es, den Kopf über das Geländer zu biegen. Aber, o weh! gerade in dieſem Augenblick vernimmt ſie unten an der Treppe ein Geräuſch von Tritten, dann verworrene Laute und gleich darauf ein Kniſtern, als ob ein Zündhölzchen auf einem rauhen Gegenſtand gerieben würde, und ſieht ein blitzartiges Aufleuchten am Fuß der Treppe.

Die arme Schöne ſchmiegt ſich in ihren Schlupfwinkel zurück, aber auch dort wagt ſie kaum zwei Minuten auszuharren.

Mein Gott! Was ſoll ich thun? murmelt ſie vor ſich hin. Wohin werde ich mich retten können? Zitternd und verwirrt tappt ſie vorſichtig weiter, an der Wand ſich forttaſtend, in der Hoffnung, einen Thürpfoſten zu erreichen, denn eine Thür muß ſich doch auf den Treppenflur öffnen. Sie will dann läuten und um Hülfe rufen — aber wird noch Zeit ſein, ihr zu öffnen? Wer weiß! Indeſſen taſten ihre Hände weiter nach jener Thür oder Klingelſchnur. Ihr ſchönes Händchen — ich weiß, daß es ſchön iſt, wenn wir auch im Finſtern ſind, und ich würde es unter tauſenden erkennen — ihr ſchönes Händchen, ſage ich, irrt eine Weile im Leeren, ſtößt darauf an einen Flügel der Thüre, und o Wunder! der Flügel öffnet ſich von ſelbſt und der Treppenabſatz erhellt ſich auf einmal durch das Licht, das aus Robert Fenoglio's Vorzimmer hervorbringt.

Gebenedeit ſei Felix Magnasco's Sorgloſigkeit, der ſich nicht verſichert hatte, ob der Riegel der Thür auch feſt ins Schloß gefallen war. O Zufall! Zufall! Und doch werden die Philoſophen kommen und behaupten, daß er nicht der Lenker, ſondern der Verwirrer der menſchlichen Schickſale ſei.

Die arme Schöne war Anfangs ganz verdutzt, als ſich die Thür bei dem einfachen Druck ihrer Finger unerwartet und wie von ſelber öffnete. Dieſe offene, dem Anſcheine nach verlaſſene Wohnung erregte ihr Furcht. Sie zitterte von Kopf bis zu den Füßen und zog ſich gegen das Geländer zurück. Aber dort vernahm ſie wieder das Geräuſch der Schritte und jetzt auch die Unterhaltung zweier Perſonen, die heraufſtiegen; von dieſer Unterhaltung drangen deutlich folgende Worte an ihr Ohr: Gehen wir hinauf, dort kann ſie uns nicht entwiſchen.

Und ſo faßte ſich die Aermſte ein Herz, ſah nach der Decke, als ob ſie ſich dem Schutz des Himmels empfehlen wollte, ehe ſie ſich den unbekannten Schlupfwinkeln dieſer leuchtend vor ihr aufgethanen Wohnung anvertraute, und ſtürzte ſich auf gut Glück in das Vorzimmer.

Der Saal war leer; denn der einzige Diener männlichen Geſchlechts, der ſich im Hauſe befand, hatte, da es ſich um ein etwas freies Zauberfeſt handelte, die Erlaubniß erhalten, nach der letzten Flaſche Champagner zu Bette zu gehen, und dieſe Erlaubniß für einen Befehl genommen.

Die ſchöne Unbekannte wagte nicht einmal die Thür zu ſchließen, denn ſie fürchtete von der Scylla in die Charybdis zu fallen und wollte ſich für den ſchlimmſten Fall nicht den Ausweg verſperren. Spähend wagte ſie ſich vorwärts bis zu einer blauſeidenen Portière, blieb unſchlüſſig einen Augenblick davor ſtehen, verſuchte dann die Falten leiſe auseinander zu ſchieben und ihren hübſchen Kopf durchzuſtecken, bis ſich das Schauſpiel des ſchlafenden Mandarin ihren Augen darbot.

Himmel, was bedeutet das? ſagte die unbekannte Lauſcherin mit einer Bewegung des Erſtaunens zu ſich ſelbſt. Des Erſtaunens, bitte ich zu bemerken, nicht der Furcht.

Ein ſchlafender Mann erſchreckt keine Frau. Jael, Judith und alle die anderen berühmten Frauen jenes Stammes legen dafür zweifelloſes Zeugniß ab.

Jetzt eilt das edle Fräulein ſo geſchwinde
Zu dem geliebten Freund, daß alle ſehn,
Wie ihre Luſt durch überſtandne Leiden
Erhöht ward über alle Erdenfreuden.

43.

Im Himmel glaubt der edle Held zu ſchweben,
Wie er ſein theures, treues Weib erblickt,
Die er mehr liebt, als was die Welt kann geben,
Und hold umſchlingt und an ſich zieht und drückt.
Nicht ſätt'gen kann er ſein entflammtes Streben,
So viel er Küſſe von den Lippen pflückt,
Bis er die Augen aufhebt und Bardinen
Erkennt, der mit dem Fräulein iſt erſchienen.

44.

Die Arme ſtreckt er jubelnd aus, will ihn
Umſchlingen und nach ſeiner Abſicht fragen;
Doch hindern ihn die Seinen, welche fliehn
Und ungeordnet durcheinander jagen
Vor jenem Stock, mit dem der Narr erſchien,
Und den er ſchwingt, um frei ſich durchzuſchlagen.
Kaum daß ihn Flordeliſens Auge traf,
Ruft ſie zu Brandimart: Sieh hier, der Graf!

45.

Zugleich erkennt Aſtolf, der auch zugegen,
Den Tollen und wie es mit ihm bewandt,
An Zeichen, die auf ſeinen Wunderwegen
Die Heil'gen ihm im Paradies genannt.
Von Allen hätte ſonſt, trotz ſeinen Schlägen,
Wohl Keiner dieſen edlen Herrn erkannt,
Er gleicht, verwahrloſt, (und es klingt gelinde)
Mehr einem Thier als einem Menſchenkinde.

Unſre Unbekannte aber, die weder Nägel in die Schläfen Siſſera's hämmern, noch dem Holofernes den Kopf abſchneiden ſollte und daher ein ruhiges Gewiſſen beſaß, verzog ihre Lippen nach dem erſten Moment der Verwunderung zu einem Lächeln, einem ſchönen Lächeln, kann ich betheuern, das ihre ſchönen Lippen noch um Vieles reizender machte.

Denn ſchön war ſie, mein theurer Leſer, ſchön wie du, meine angebetete Leſerin. Hier bei dem Licht der Fackeln — ich rede als Poet, denn in gemeiner Proſa müßte ich ſagen, bei einer Petroleumlampe — würde eine Schilderung ihrer bewunderungswürdigen Schönheit wohl am Platze ſein. Aber da ich keine Zeit zu verlieren habe, überlaſſe ich es deiner glühenden Phantaſie, theurer Leſer, dir eine Vorſtellung davon zu machen, und dir, angebetete Leſerin, in den Spiegel dabei zu blicken.

Ein Chineſe! dachte die Unbekannte, indem ſie Fenoglio betrachtete. Wo in aller Welt bin ich hingerathen? Und ſonſt Niemand in dieſem Hauſe — keine Frau, an die ich mich wenden könnte — und jene Beiden auf der Treppe! — Mein Gott, was für finſtere Geſichter! Und wie ſie hinter mir herliefen! O, da ſind ſie ſchon auf dem Treppenabſatz, ſie ſtoßen an die Thür — und ich habe ſie nicht geſchloſſen! Was fang' ich nun an? Mein Herr! Mein Herr!

Ja, rufe du nur; Robert Fenoglio ſchlief wie ein Sackträger und machte nicht die Miene, als ob er ſo bald wieder aufwachen wollte.

Sie wiederholt den Ruf mit gedämpfter Stimme, wie das erſtemal: Mein Herr! Mein Herr!

A-ing-ſo-hi! murmelte der gute Mandarin im Schlafe.

Das war keine Antwort, wie Jeder ſieht. Die arme Schöne, geängſtigt von dem Lärmen draußen auf dem Flur, nahm ihre Zuflucht zu einer ähnlichen Kriegsliſt wie der Faſan, der den Kopf unter ſeinen Flügel ſteckt, um ſich vor dem Jäger zu verbergen. Sie warf ihren Kapuzenmantel auf einen Seſſel, der an der Seite des Mandarinen ſtand, und ſank dann ſelbſt darauf nieder, den Kopf hintenübergeneigt, wie eine ſchlafende Dame.

Oho! Piccione, eine offene Thür! —

Ich ſehe wohl, da wird der Vogel hineingeſchlüpft ſein! —

Unmöglich! Sie würde ſonſt die Thür hinter ſich verſchloſſen haben. Nein, hier iſt was Anderes um den Weg — hier iſt geſtohlen worden!

Dann müſſen wir erſt recht hinein!

Natürlich! Komm nur!

## III.

Dieſes Zwiegeſpräch fand auf dem Treppenabſatz zwiſchen den beiden Verfolgern der ſchönen Unbekannten ſtatt, die nichts weniger als zwei Strauchdiebe waren, vielmehr zwei biedre Polizei-Sergeanten, Negri und Piccione mit Namen.

Dem Geräuſch ihrer männlichen Tritte in dem Vorzimmer und dem Klirren ihrer Säbel an den Möbeln gelang, was die Unbekannte nicht zu Stande gebracht hatte: ſie weckten den Advocaten Fenoglio aus dem Schlaf, er ſprang vom Canapee auf, und da er den ſeidenen Vorhang ſich bewegen und einen Arm und ein Bein im Salon erſcheinen ſah, ſchrie er ohne Weiteres Räuber! und ergriff einen Stuhl, um ſich desſelben in Ermanglung einer eiſernen Keule gegen die Eindringlinge zu bedienen.

Beruhigen Sie ſich, mein Herr, beruhigen Sie ſich! ſagte Negri vortretend. Wir ſind keine Räuber, keine Leute, die Böſes wollen. Betrachten Sie nur hier unſer Schild — Aber was ſehe ich? der Herr Advocat —

Robert Fenoglio, wie er leibt und lebt, antwortete Fenoglio, welcher ſeinerſeits die Sergeanten erkannt hatte. Aber was wollen die Herren zu dieſer Stunde im Hauſe friedlicher Bürger?

Oh entſchuldigen Sie, Herr Advocat, Sie hatten die Thüre offen gelaſſen —

Mein Freund, ſagte hier eine ſanfte Stimme, vor der mein Held zwei Schritte zurückprallte, das war gewiß wieder der Schelm von Battiſta, der des Nachts mit der Kammerjungfer vom fünften Stock zu plaudern liebt. Wir werden ihn doch endlich fortjagen müſſen, meinſt du nicht?

Freilich, wir werden ihn fortjagen, antwortete Fenoglio, während er mit der Miene eines Nachtwandlers bald die Sergeanten anblickte, bald die Unbekannte, die ihn „mein Freund“ genannt hatte.

Wir möchten nicht ſchuld an dem Unglück eines armen Dienſtboten ſein, beeilte ſich Piccione zu ſagen.

Ei was! nahm die Dame wieder das Wort, er iſt ein Taugenichts oder noch etwas Schlimmeres; hab' ich nicht Recht, Robert?

Ja wohl, ein Schelm, ein Dieb, ein Mörder, fügte Robert hinzu, der nicht mehr wußte, was er ſagen ſollte.

Nun, wenn es ſo ſteht, ſagte Negri, ſo wollen wir ihn mit Euer Gnaden Erlaubniß arretiren.

Ja, ſteckt ihn ein — das heißt, nein, laßt ihn laufen, den armen Teufel! Das iſt ſo meine Art zu reden — ich pflege mich gegen meine Dienerſchaft ſo ſtarker Ausdrücke zu bedienen.

Es iſt aber doch wohl nöthig, daß du dieſe üble Angewohnheit ablegſt, lieber Robert, ſagte die Dame, während ſie mit anmuthiger Vertraulichkeit ihren Arm unter den ſeinigen ſchob. Nicht wahr, du thuſt deiner kleinen Frau Alles zu Gefallen, was du ihr nur an den Augen abſehen kannſt?

Fenoglio machte ein Geſicht, als ob er aus den Wolken fiele, doch ließ er es geſchehen, daß ſie ihren Arm in den ſeinigen legte, ja ich kann verſichern, daß er, immer galant, auch in den ſchwierigſten Augenblicken, den Ellenbogen aufs Höflichſte einzog, um der ſüßen Laſt als Stütze zu dienen.

Dabei empfand er einen eigenthümlichen Druck dieſes ſchönen Armes, als ob er ſagen wollte: Laſſen Sie mich um Gotteswillen nicht im Stich! Die Augen der Unbekannten hefteten ſich mit ſchmachtendem Ausdruck, als ob ſie um eine freundliche Antwort flehten, auf die ſeinen; die Unbekannte war ſchön, ſehr ſchön; die Berührung ihrer anmuthigen Perſon gab ihm einen elektriſchen Schlag durch alle Glieder. Kurz, das Blut iſt kein Waſſer, wir ſind Alle Menſchen, und Robert Fenoglio antwortete: Ja, liebe Frau, ich will dir Alles zu Gefallen thun.

All das hatte ſich im Handumdrehen zugetragen; jetzt, da man einmal A geſagt hatte, mußte man auch B ſagen und der ganzen räthſelhaften Geſchichte einen möglichſt harmloſen Anſtrich geben, und Robert, ſo verlegen er war, ſchickte ſich dazu an.

Was für ein ſonderbarer Zufall! ſagte er, ſich zu den Sergeanten wendend. Wir haben hier geſungen und getanzt, ein kleines Feſt unter Freunden, denen ich meine Frau vorſtellen wollte.

Ja ſo! unterbrach ihn Negri, Sie ſind ſeit Kurzem verheirathet; davon haben wir gar noch nichts gewußt.

In der That, ſagte Fenoglio, ich hatte es noch Niemand angezeigt.

So was man eine unheimliche Ehe nennt? *) wagte Piccione mit verlegener Miene zu äußern.

Allerdings, bis heute haben wir ſie verheimlicht aber nun iſt ſie proclamirt worden, alle Freunde, Verwandten, ganz Genua ſoll es wiſſen. Bei dieſen Worten wandte ſich Robert Fenoglio zu ſeiner improviſirten Ehehälfte, die ihn dafür mit einem Blick unſagbarer Zärtlichkeit belohnte.

Ich will ſterben, wenn ich das Geringſte davon verſtehe! dachte er bei ſich.

Oh, das freut uns außerordentlich, Euer Gnaden! ſagte Piccione, der höflichſte der beiden Sergeanten, und wir gratuliren auch Ihrer Frau Gemahlin.

Danke, danke, erwiderte die reizende junge Frau, indem ſie ihre Worte mit ihrem anmuthigſten Lächeln begleitete.

Vorwärts, ſagte Negri zu ſeinem Gefährten, wir dürfen hier nicht länger ſtören.

Nein, nein, meine Freunde, unterbrach ihn Fenoglio, ihr werdet doch nicht ſo fortgehen, ohne vorher ein Glas Wein getrunken zu haben.

Entſchuldigen Euer Gnaden, aber wir waren hier auf der Treppe hinter einer Dame her — einer —

Was für einer? fragte der Hausherr nun höchſt

---

*) Im Original ſteht ein anderer, unüberſetzbarer Scherz. Das Volk weiß ſich un matrimonio clandestino nicht anders zu deuten als durch eine Ehe „al gran destino.“

geſpannt, da Jener ſtockte. Ihr ſagtet, hinter einer — wenn es kein Geheimniß iſt, ſo habt die Güte und endigt eure Rede!

Oh nichts Böſes in Bezug auf ihre Moralität.

Fenoglio athmete tief auf.

Kurz, fuhr Negri fort, wenn ich es denn ſagen ſoll: es handelt ſich um eine Emiſſairin von Mazzini. Der Herr Polizei-Commiſſär hat erfahren, daß dieſe Dame, eine der gefährlichſten Verſchwörerinnen gegen das Gouvernement, von London nach Genua gekommen ſei, und daß man ſie zuverläſſig in einem Hauſe hier herum finden müſſe. Durch unſer Auf- und Abgehen muß ſie Unrath gemerkt haben, denn wirklich iſt eine Dame — und ſicherlich war ſie es — aus dem bewußten Hauſe gekommen und hat ſich, ſobald wir hinter ihr her waren, auf die Treppe dieſes Palaſtes geflüchtet.

Alle Teufel! rief Robert Fenoglio! Aber wie wollt ihr ſie jetzt finden?

Sie wird dieſen Augenblick benützt haben, die Treppe wieder hinabzugehen, beeilte ſich die Dame hinzuzufügen.

Wahrhaftig! Signora Fenoglio hat Recht! rief Piccione, indem er ſich mit der flachen Hand vor die Stirn ſchlug. Was für Eſel waren wir. Jetzt müſſen wir machen —

Es eilt wohl nicht ſo ſehr! unterbrach ſie ihn lächelnd. Sie hat unterdeſſen ſchon einen großen Vorſprung gewinnen können, und wie wolltet ihr ſie jetzt überhaupt noch finden? Das iſt nun einmal verpaßt und nicht wieder gut zu machen, und es wäre geſcheidter, ihr thätet, wie euch mein Robert gebeten hat, und bliebet noch ein paar Minuten hier, um ein Glas Wein zu trinken.

Die gnädige Frau hat Recht! ſagte Negri mit betrübter Miene. Nun, da ſie uns doch einmal entwiſcht iſt, ſo wollen wir eins trinken.

Herr Advocat, nahm Piccione wieder das Wort, wir wollen auf das Wohl Ihrer Frau Gemahlin trinken, die eben ſo freundlich wie ſchön iſt. Verzeihen Sie das Compliment, Signora, bitte um Excüſe! Wir ſind nur gemeine Leute.

Robert Fenoglio, der indeſſen in das nächſte Zimmer gegangen war, kam jetzt mit einer Flaſche Champagner zurück, die er ſogleich für jene beiden hochachtbaren Herrſchaften entkorkte.

Auf das Wohl der Signora Fenoglio! ſagte Negri, indem er den ſchäumenden Becher erhob.

Der Himmel möge ſie ſegnen und ihr ein Dutzend hübſche kleine Bälge beſcheren, die alle dem Herrn Advocaten Fenoglio ähnlich ſehen! fügte Piccione hinzu.

Schönen Dank, meine Freunde, ſchönen Dank! antwortete Fenoglio. Wir werden das Unſere thun, damit eure liebenswürdigen Prophezeiungen in Erfüllung gehen! Dabei blickte er verſtohlen nach ſeiner unbekannten Nachbarin, deren Antlitz wie eine Kirſche erröthete.

Jene Zwei indeſſen, obgleich ſie nach einem zweiten und dritten Trunk auf den Boden der Flaſche gekommen waren, machten keine Anſtalten aufzubrechen. Fenoglio ſaß wie auf Kohlen, denn es drängte ihn zu erfahren, wer die Dame ſei, und wie ſie in ſein Haus gekommen. Die Dame ihrerſeits mußte gute Gründe haben, um ihre Entfernung von Herzen zu wünſchen.

Nach einer Pauſe von mehreren Minuten fing Negri folgendermaßen an: Herr Advocat, verzeihen Sie, ich möchte Sie bitten — aber halten Sie mich nicht für unbeſcheiden.

O durchaus nicht, antwortete Fenoglio.

Ja, ja, es bleibt immerhin eine Unbeſcheidenheit von uns — aber es hilft nichts, wir müſſen Sie bitten —

O weh, dachte der Mandarin, wo will das hinaus?

Die arme Schöne, die eben roth geworden war, wurde jetzt wieder bleicher als vorher.

Euer Gnaden, fuhr der Sergeant, ohne etwas zu merken, fort, ſtehen in Verbindung mit unſerem Chef, dem Herrn Cavaliere Galleſi . . .

Gewiß, ich ſtehe in Verbindung mit ihm; ein ſehr würdiger Herr, antwortete Fenoglio. Ich ſehe ihn manchmal und habe die Ehre, von ihm gegrüßt zu werden. Aber was —

Sehen Sie, unterbrach ihn Negri, wir haben unſere Pflicht gethan, nicht mehr, nicht weniger, als unſere Pflicht. Aber wenn der Herr Cavaliere zufällig erfahren ſollte, daß wir ſie entwiſchen ließen — Sie verſtehen mich —

Ja wohl, ich verſtehe, ſagte Fenoglio aufathmend, ich ſoll nichts ſagen. Seid unbeſorgt, ich werde ſtumm ſein wie ein Rabe — nicht doch, ich wollte ſagen, wie ein Grab. Alle Wetter, da ſeht wie manchmal die Zunge mit mir durchgeht.

Das war eigentlich gelogen, denn Robert Fenoglio, froh über die gute Wendung, welche die Geſchichte genommen, verfiel wieder in ſeine unglückliche Liebe zu ſchlechten Wortſpielen.

Wir ſind dem Herrn Advocaten außerordentlich dankbar für ſeine Güte, fiel hier Piccione mit champagnerſchwerer Zunge ein. Wir konnten freilich von einem honetten Herrn, wie Sie, nichts anders erwarten. Ja, wenn Alle in dieſer ſchlechten Welt wie Euer Gnaden wären!

Halt den Mund, Beſtie, unterbrach ihn Negri, welcher dem Advocaten auch ſein Compliment anhängen wollte. Wenn Alle wären wie der Herr Cavaliere —

Nein, nein, laßt die Titel bei Seite, ich habe keinen Orden und danke auch gehorſamſt — kurz, ich bin nicht Cavaliere! ſchloß Robert.

Das Gouvernement hat Unrecht, eiferte Negri. Ich diene ihm, ich achte und verehre es, wie es meine Schuldigkeit iſt; aber es hat Unrecht, einem Mann, wie Euer Gnaden, nicht einen Orden zu geben. Genug — ich habe Nichts zu ſagen — Wobei blieb ich doch ſtehen, Piccione?

46.

Der Herzog wandte ſich, den Blick voll Zähren,
Dem laut das Mitleid in dem Herzen ſchrie.
Er ſpricht zu Dudo und zu Olivieren,
Die nahe bei ihm ſtehn: Seht Roland hie
Sie ſpähen ſcharf, und möchten gern ſich wehren,
Doch nach und nach erkennen ihn auch ſie,
Und dieſer Anblick des Verehrten, Armen
Erfüllt ihr Herz mit Staunen und Erbarmen.

47.

Die Herren weinten, und ihr Herz durchſchnitt
Ein ſolches Loos, ſo bitter und ſo hart.
Legt Hand an, — rief Aſtolf, der näher ritt —
Statt daß das Auge träg durch Thränen ſtarrt!
Er ſpringt vom Roß, der heil'ge Dudo mit,
Olivier, Sanſonett und Brandimart,
Und alle Herrn, mit Einem Male, nah'n
Dem Neffen Kaiſer Karls, um ihn zu fah'n.

48.

Wie Roland ſieht, daß ſie ihn all' umringen,
Schwingt er den Stock mit grauenvoller Haſt,
Und zeigt dem Dudo, der, um einzudringen,
Den Schild aufhebt, die ungeheure Laſt,
Die niederſauſt in dieſes Prügels Schwüngen;
Und hätt' ihn Olivier nicht halb gefaßt
Mit ſeinem Schwert, ſo ging dem guten Ritter
So Schild als Helm und Kopf und Rumpf in Splitter.

49.

Der Schild nur bricht, doch Dudo iſt erlegen,
So mächtig donnert's auf den Helm herab.
Zu gleicher Zeit ſchwingt Sanſonett den Degen,
Und haut ihm glatt zwei Ellen von dem Stab.

Du ſagteſt, wenn Alle wären —

Richtig, ich erinnere mich, ich wollte dir ſagen, daß, wenn Alle wie der Herr Advocat wären, wir unſer Brod verlieren würden, weil es dann in unſerm Geſchäft nichts mehr zu thun gäbe.

Und indem er dieſe Worte mit einer Verbeugung begleitete, verabſchiedete ſich Negri vom Advocaten Fenoglio, indem er ihn von Neuem bat und beſchwor, ihnen die Beläſtigung, die ſie ihm unfreiwillig bereitet, nicht nachzutragen.

So endete dieſe Scene, welche ganz andre Folgen für die eine der zurückgebliebenen Perſonen haben konnte. Fenoglio begleitete die beiden Sergeanten bis zur Hausthür, die er dieſesmal mit aller gehörigen Sorgfalt verſchloß, indem er den Schlüſſel zweimal herumdrehte.

Darauf kehrte er in den Salon zurück, wo die Unbekannte indeß geblieben war, und ſtand, als er die Schwelle wieder betrat, ſtill, indem er den Kopf mit der Miene eines großen Fragezeichens nach ihr hin wandte.

## IV.

Die ſchöne Unbekannte war auf den Seſſel neben dem Canapee geſunken. Die Aufregung dieſer kitzlichen Scene hatte ſie ſo angegriffen, daß ſie nicht mehr im Stande war, ſich auf den Füßen zu erhalten.

O mein Herr! flüſterte ſie mehr als ſie ſprach, meine Dankbarkeit —

O bitte, danken Sie mir nicht! unterbrach ſie der Mandarin. Sagen Sie mir lieber, wenn es nicht zu viel verlangt iſt: wer ſind Sie, Signora, die Sie ſo im Handumdrehen meine Frau werden und meine Stirn um den Glorienſchein des Junggeſellen und einſamen Dulders bringen, der doch ſo gut für ſie paßte.

Mein Herr, ſtammelte die arme Schöne, o mein Herr, Sie ſind ſo gut, Sie haben ein ſo edles Herz —

Signora, ich habe kein Wachs zur Hand, um mir wie Ulyſſes die Ohren zu verſtopfen, als er ſich in einem ähnlichen Falle befand; aber ich ſchwöre Ihnen, daß, wenn Sie fortfahren, mir ſo ſchmeichelhafte Dinge zu ſagen, meine flachen Hände das Wachs erſetzen ſollen.

Bei dieſen Worten, die für eine ernſtliche Drohung viel zu gedrechſelt herauskamen, machte Fenoglio die Bewegung eines Menſchen, der ſich beide Ohren verſtopfen will.

Er nahm ſich allerliebſt in dieſer Stellung aus, unſer nachgemachter Mandarin, und obgleich der Moment kaum danach angethan war, konnte die Dame ſich doch des Lachens nicht enthalten.

O, Sie treiben Ihr Spiel mit mir, ſchöne, grauſame Unbekannte! fuhr Robert Fenoglio fort. Wahrhaftig, Sie haben Recht! Ich bin verheirathet, ohne es zu wiſſen, und mit wem? Mit einer Dame, auf die der Artikel 185 des Strafgeſetzbuches anzuwenden iſt.

Wie? rief die Dame, indem ſie raſch aufſprang.

Erzürnen Sie ſich nicht noch obendrein, Signora! beeilte ſich Fenoglio hinzuzufügen. Der Artikel 186 kann der Ehre einer Dame nicht zu nahe treten. Aber es iſt nun einmal nicht anders, die erwieſenen Thatſachen klagen Sie an, der Schein iſt gegen Sie! Wen verfolgten jene beiden Wächter der öffentlichen Ordnung, wenn nicht Sie? eine — horresco referens — eine Revolutionärin?

Mein werther Herr, ſagte die Unbekannte, indem ſie durch eine anmuthige Bewegung zu erkennen gab, daß es ihr nachgerade etwas leichter ums Herz wurde, ich bitte Sie, bei der Höflichkeit, welche Sie mir bis jetzt bewieſen haben, ſich noch ein klein wenig zu gedulden. Alles, was dieſe Nacht geſchehen, bedarf einer Erklärung; aber artig, wie Sie ſind, werden Sie mir Muße zu meiner Rechtfertigung gönnen.

Behüte der Himmel, daß ich Sie ohne Verhör verurtheilte! rief Robert Fenoglio. Wir leben Gott ſei Dank nicht mehr in den Zeiten der Inquiſition, und ich bin ganz Ohr, Ihre Rechtfertigung zu vernehmen.

Wohlan, mein Herr, ich werde reden — aber vor Allem, Sie ſind ein Ehrenmann, und —

Und bin ſtolz darauf, Signora! Ich habe anvertraute Geheimniſſe immer zu bewahren gewußt, und das um ſo leichter, als ich der vergeßlichſte Menſch unter der Sonne bin. Alles, was mein rechtes Ohr hört, hat nicht einmal Zeit, bis zum linken zu gelangen, ſo habe ich es ſchon vergeſſen.

Um ſo beſſer! Erfahren Sie alſo, daß es wirklich eine ſolche Revolutionärin giebt, und zwar ganz dieſelbe, welche die beiden Männer der Polizei geſucht haben.

Ah! Sie geſtehen es? Aber wie kann eine ſo reizende junge Dame — entſchuldigen Sie meine Aufrichtigkeit, aber ich liebe es vor Allem, die Wahrheit zu ſagen, die reine Wahrheit, nichts als die Wahrheit — wie kann eine ſo reizende junge Dame, wie Sie, ſich in ſo ſchlimme Händel einlaſſen?

Ich danke Ihren Augen für den Irrthum, in welchem ſie ſich befinden, antwortete ſie mit einem verrätheriſchen Lächeln, aber ich darf Ihr Urtheil nicht in gleichem Irrthum laſſen. Jene Revolutionärin, von welcher die Rede iſt, bin ich nicht. Sind Sie nun zufrieden?

Ich athme wieder auf, Signora, aber bitte, fahren Sie fort.

So hören Sie denn, fuhr die Dame fort: dieſe Revolutionärin iſt meine Freundin. Revolutionärin! Das Wort iſt ungeſchickt, denn ſie iſt nichts weiter, als die Frau eines vortrefflichen Bürgers, der, zum Tode verurtheilt, fern von ſeiner Heimath lebt, ſie in der Ferne zu lieben fortfährt und nichts inniger wünſcht, als dieſen Zuſtand der Dinge verändert zu ſehen, den kein Italiener von Herz —

Ertragen ſollte! fiel Robert Fenoglio ein.

O, ich freue mich mit einem Manne zu reden! ſagte die Dame, indem ſie Robert die Hand reichte. Dieſer ergriff ſie haſtig, um einen ehrerbietigen Kuß darauf zu drücken, wenn es wahr iſt, daß Küſſe überhaupt ein Zeichen von Ehrerbietung ſind.

Sie entzog ihm ſanft ihre Hand und fuhr fort: Meine gute Erminia, ſo heißt meine Freundin, iſt nicht hieher gekommen, um zu conſpiriren, ſondern um ihr Söhnchen zu ſehen, das ſie hier in Genua im Hauſe von Verwandten gelaſſen hat, und das ſeit einigen Wochen krank war. Die Aermſte, geſtern angelangt, ließ mich bitten, ſie dieſe Nacht zu beſuchen, und Sie können ſich leicht denken, daß ich nicht zögerte, ihren Wunſch zu erfüllen. Mein Diener begleitete mich bis an die Thür, von wo ich ihn der größeren Sicherheit wegen nach Hauſe ſchickte. Während ich nun aber die Treppen hinaufgehe, höre ich oben ein Geräuſch von Schritten — voll Furcht ziehe ich mich zurück; aber die Verfolger haben mich ſchon gehört und eilen die Treppe herunter, mir entgegen. Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich thun ſoll; ich mache, daß ich herauskomme, und ohne mich auch nur umzuſehen, flüchte ich mich in den Flur dieſes Palazzo, in der Hoffnung, daß ſie nicht geſehen haben möchten, wo ich eingetreten. Ich war im Irrthum, ſie folgten mir; ich ſteige ganz leiſe bis hier herauf — finde eine offene Thür und — das Uebrige iſt Ihnen bekannt, der Sie mich in Schutz genommen haben, ohne nur zu wiſſen, wer ich ſei. Und dafür, mein

Herr, erlauben Sie mir, Ihnen zu danken; denn wenn ich auch für meine Perſon Nichts zu fürchten hatte, ſo war doch meine Ehre als Frau in Gefahr, ſo allein bei Nacht und auf ſolche Art verfolgt! — O, mein Gott, mir graut, wenn ich nur daran denke!

Sie haben Recht, Signora, ſagte Robert, als ſie ihre Erzählung beendet hatte, Sie haben Recht. Eine Dame, allein, bei Nacht und ſo ſchön wie Sie — aber warum ſind Sie ſo ſchön? Und indem Robert Fenoglio unwillkürlich in dieſe Worte ausbrach, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus.

Was haben Sie? fragte ſie ihrerſeits.

A-ing-ſo-hi! antwortete er von Neuem ſeufzend.

Wie? Was bedeutet das?

Das bedeutet, Signora — aber vor Allem verſprechen Sie mir, nicht böſe zu werden?

Ich verſpreche es, nur müſſen Sie mir keine Complimente machen.

O, nur die heilige Wahrheit; ich will Ihnen ſagen, was ich empfinde, und weiter Nichts. Wiſſen Sie, was dem Schwefel geſchieht, wenn ein Sonnenſtrahl durch ein Brennglas auf ihn fällt?

Ich glaube, er fängt Feuer, aber beſchwören kann ich es nicht, denn ich verſtehe nichts von Phyſik.

O, beſchwören Sie es, Signora, beſchwören Sie es nur! So iſt es mir ergangen, ſeit Sie hier eingetreten ſind, das heißt, ſeit ich aufgewacht bin. Sie ſind der Sonnenſtrahl; der wunderliche Anlaß, der

Sie hiehergeführt, iſt das Brennglas, der Schwefel endlich bin ich, Robert Fenoglio, Advocat und überdies noch Junggeſell. Sind ſie unverheirathet?

Nein, mein Herr.

O, Sie haben einen Mann! —

Eben ſo wenig: ich hatte einen. —

Sie ſind alſo Wittwe? Wittwe! O, ſüßer Name! Sie ſind Wittwe und Sie ſind ſchön! Aber alles das iſt ein Traum — Sich dem Unbekannten überlaſſen! Den Zufall machen laſſen! — Das Unbekannte iſt da, der Zufall hat ein Wunder gethan!

Was reden Sie da?

Laſſen Sie mich reden, Signora! Ich ſpreche mit meinem Schutzengel. Glauben Sie nicht, daß ich einen Schutzengel habe? Er iſt es, der Sie hieher geführt hat. Geſtatten Sie, daß ich in Ihnen die Beſchlüſſe der göttlichen Vorſehung anbete. Und ſollte es nicht eine Stimme des Himmels ſein, daß Sie ſich für meine Frau ausgegeben haben? Die Berufung Abraham's iſt durch viel geringfügigere Urſachen beſtimmt worden. Kurz und gut, Signora, ich komme endlich zum Schluß meiner Rede, die Ihnen confus vorgekommen ſein wird, aber ich verſtehe mich, und das iſt mir genug. Was würden Sie zu einem Manne ſagen, der noch kein Greis, nicht gerade unliebenswürdig iſt und zwanzigtauſend Franken Rente beſitzt, ungerechnet einen Onkel von mütterlicher Seite, altersſchwach, kinderlos und ein halber Millionär?

Ich würde ſagen, antwortete die Dame, indem ſie einen Scherz daraus zu machen ſuchte, daß dieſer Mann ein glücklicher Menſch ſei.

Sie haben mich nicht verſtanden; ich will mich beſſer ausdrücken. Was würden Sie zu einem ſolchen Manne ſagen, wenn er Ihnen ſeine Hand antrüge, nachdem er ehrerbietigſt um die Ihrige gebeten?

Ich würde ſagen, daß er ein rechter Thor ſei, dergleichen Einfälle zu haben, und ein noch größerer, ſie mir mitzutheilen, das erſte Mal wo er mich ſieht und bei einem ſolchen Anlaß.

Robert Fenoglio ließ den Kopf hängen und ſeine Hände langſam neben der Lehne des Seſſels herabſinken, auf dem er bei Beginn ihrer Unterhaltung Platz genommen hatte.

So ſind ſie alle, die Frauen! rief er ſeufzend.

Alle, ſagen Sie? und weßhalb, wenn ich fragen darf?

Weßhalb? wiederholte Fenoglio mit bitterer Betonung. Sie verlangen zu wiſſen, weßhalb? Weil es ſie freut, das Herz eines Mannes zu quälen; ſie zerren es hin und her nach allen Seiten, üben ſpielend ihre Katzenpfötchen daran, die es zerfleiſchen, wo ſie es berühren, und es bluten laſſen. Sagt man ihnen, ich liebe euch, ſagt man es mit der ganzen Aufrichtigkeit von jenem Augenblick an geliebt habe, als Sie Ihren Arm unter den meinigen ſchoben. In jenem ſanften Druck, der mir ſagen wollte: Rette mich! habe ich noch einen andern gefühlt, der mir ſagte: Liebe mich! Ich habe Ihre Bitte verſtanden, ich habe Ihren Befehl befolgt, weil ein elektriſcher Zug mich hinriß, mich auf einmal beherrſchte. Und ſo verwirrt ich war, habe ich gleich Alles gethan, was in meiner Macht ſtand, um Ihnen nützlich zu werden. Wer, als das Herz, hat mir geſagt, daß Sie eine ehrenhafte Dame ſeien? Ja, eine ehrenhafte Dame! Bei jener Berührung hat die Ueberzeugung mein ganzes Sein durchdrungen, und ich habe, um Ihnen zu gehorchen, nicht gewartet, bis ich Ihren Namen wußte, wie ich auch jetzt nicht danach fragte, bevor ich Ihnen meine Liebe geſtanden. Und nun lachen Sie nur, lachen Sie über mich, ſo viel Sie wollen!

Warum ſollte ich lachen? ſagte die Unbekannte mit lieblicher Geberde. Ein aufrichtiges Wort verlangt eine aufrichtige Antwort. Was würden Sie zu einer Frau ſagen, die auf die erſten Worte eines Mannes, der ſie zum erſten Mal ſieht, antwortete: ich glaube Ihnen! und ohne Weiteres ſeine Liebe annehmen würde?

Ich würde ſagen, daß dieſe Frau alle andern überrage, oder, um mit dem göttlichen Petrarca zu reden: „daß ſie allein mir ſcheint ein Weib zu ſein“.

Nein, Herr Fenoglio, das würden Sie nicht ſagen,

Nun fängt auch Brandimart ſich an zu regen,
Kommt ihm von hinten bei — er ſcheut ſein Grab —
Und ſucht ihm feſt die Hüften zu umfaſſen;
Die Beine packt Aſtolf, und will nicht laſſen.

50.

Da ſchüttelt Roland ſich, ſo daß der Britte
Zehn Ellen weit von ihm zu Boden fällt;
Doch Brandimart, der kräftig in der Mitte
Den Wilden faßte, wird nicht weggeſchnellt.
Den Olivier, der mit verwegnem Schritte
Sich ſeiner Rieſenfauſt zu nahe hält,
Wirft er betäubt und blaß zu ſeinen Füßen,
Daß Ströme Bluts aus Aug' und Naſ' ihm ſchießen.

51.

Wenn ihn der gute Helm nicht aufgefangen,
So hätt' ihn dieſer Fauſtſchlag umgebracht.
Er fiel, als hätt' er in dem letzten Bangen
Die Seele ſchon dem Paradies vermacht.
Aſtolf und Dudo, — mit geſchwollnen Wangen
Der zweite — die ſich wieder aufgemacht,
Und Sanſonett nach jenem guten Werke,
Verſuchen neu am Grafen ihre Stärke.

52.

Dudo umklammert ihn von hinten kräftig,
Der ihm ein Bein zu ſtellen iſt erpicht.
Die andern ſind um Hand und Arm geſchäftig,
Doch halten ſie ihn allzuſammen nicht.
Wer ſah den Stier gejagt? er wehrt ſich heftig,
Die Zähne ſind an ſeinen Ohren dicht,
Er brüllt, und ſchleppt die Hunde hin und wieder,
Doch wie er rennt, es fällt ihm keiner nieder.

oder wenn Sie es ſagten — nicht glauben. Wenn dieſe Frau den Mann noch nicht kennt —

Aber auch ich, Signora, kannte Sie nicht, und dennoch —

Ein ſchöner Grund, unterbrach ſie ihn. Sehen Sie nun, in was für eine Gefahr Sie ſich ſtürzen? Und iſt es möglich, daß Ihr Verſtand Ihnen nicht den großen, den gewichtigen Unterſchied zwiſchen dem Herzen eines Mannes und einer Frau zeigt? Was für Opfer bringt der Mann, der liebt und es ausſpricht; er, der Verſucher, der in dem Spiel kaum das Wenige verlieren kann, was er eingeſetzt hat! Wir armen Frauen dagegen, wenn wir lieben — und unſer Gefühl iſt wahrhafter, als das eure, und überfällt uns viel heftiger und plötzlicher, als ihr glaubt — ſo büßen wir unſre Verirrungen mit der Verachtung unſrer ſelbſt. Sie ſchweigen, Sie ſchütteln nicht mehr den Kopf zum Zeichen der Ungläubigkeit? Sie ſehen alſo ein, daß Sie Unrecht hatten! Aber es giebt Etwas, worin auch ich Unrecht habe, und aufrichtig, wie ich bin, will ich es Ihnen geſtehen. Ich habe ſo eben geſagt: wenn dieſe Frau den Mann noch nicht kennt — und das iſt falſch, weil ich Sie ſchon gekannt habe, wenn auch erſt ſeit einer halben Stunde, aber doch gründlicher, als wenn unſre Bekanntſchaft ſchon ſeit Jahren dauerte. Sie ſind ein Cavalier und ein Ehrenmann, und ich habe geſehen, wie Sie die Probe beſtanden. Glauben Sie nur, daß ich Ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſe!

Wir armen Frauen können nicht ſo frei reden, wie ihr. Theils aus natürlicher Anlage, theils durch unſere hemmende Erziehung ſind wir das ſchwache Geſchlecht; wir haben keine anderen Waffen zu unſrer Vertheidigung als das Mißtrauen, das ewige Mißtrauen.

Das ſchwache Geſchlecht! wiederholte Robert. **Wir** ſind das ſchwache Geſchlecht!

Wenn ihr uns liebt, natürlich. Aber er dauert ſo kurz, dieſer Krankheitszuſtand! Die Reconvalescenz iſt immer ſehr raſch und erſetzt gleich die verlornen Kräfte.

Robert Fenoglio blieb ſtumm. Es war das die beredteſte Antwort, die er der Unbekannten geben konnte. Sie hatte in der Hauptſache Recht, und wenn er auch in ſeinem beſondern Fall nicht im Unrecht war, ſo war doch jetzt nicht der richtige Augenblick, ſie zur Anerkenntniß zu zwingen.

Daher entſtand, als er ſchwieg, auf einmal eine Pauſe in ihrem Zwiegeſpräch. Robert zählte mit geſenktem Kopf die Marmorſtückchen in ſeinem Moſaikfußboden; die Signora ſah ihn an in der Erwartung, daß er etwas ſagen werde.

Und ſo, während ſie den Schweigenden betrachtete, erwachte ganz unerwartet jenes verrätheriſche Mitleid in ihrem Herzen, welches, die Schweſter der Liebe, keine anderen Pflichten hat, als dem Bruder die Thür des Hauſes zu öffnen.

Der arme junge Mann! raunte das Mitleid dem Herzen zu, du haſt ihm böſe Dinge geſagt, und nun wagt er nicht einmal zu antworten! Sieh, wie zerknirſcht und gedemüthigt er iſt! Wie ſagt die heilige Schrift: cor contritum et humiliatum deus non despiciet. Er hat in der That ein anziehendes Geſicht. Und wie artig ſind ſeine Manieren! Wie hat er ſich aus freien Stücken bemüht, dir zu helfen. Wie viele andre Männer würden ſich an ſeiner Stelle ſo wie er benommen haben? Wie viele andre mit einer unbekannten Frau, allein, in ihrem Hauſe, würden nicht vielmehr auf ganz andre Gedanken gekommen ſein? Die Männer im Allgemeinen ſind ein arges Geſchlecht, niedrige Seelen mit niedrigen Trieben. Aber er! Der arme junge Mann! Wohlan! ich muß ihn mit einem freundlichen Wort belohnen.

Und ſie ſuchte das freundliche Wort; aber ſo auf der Stelle konnte ſie es nicht finden. Gleichwohl fand ſie einen freundlichen Ton und ein noch freundlicheres Lächeln, um ihm zu ſagen: Nun, Herr Fenoglio, nicht wahr, Sie werden mein Ritter ſein und mich nach Hauſe begleiten?

Wie Sie wünſchen, Signora, wie Sie wünſchen. Ich eile, mich dieſes lächerlichen Mandarinen-Coſtüms zu entledigen, und ſtehe zu Ihren Dienſten. Aber bevor wir gehen, hören Sie noch ein Wort, es ſoll das letzte ſein, ich ſchwöre es Ihnen!

Mit welcher Miene ſagen Sie mir das! antwortete die Signora. Seien Sie heiterer, ich bitte Sie darum; ich höre Sie lieber ſcherzen, wie vorhin, als in ſo melancholiſchem Ton und mit ſo düſterem Blick zu mir ſprechen, wie jetzt.

Verzeihen Sie, ſagte Robert, aber ich kann meine Natur nicht zwingen. Unter der Maske des Scherzes habe ich Ihnen kurz vorher Alles geſagt, was mein Herz empfindet. Ich habe Ihnen aufrichtig und ohne Zögern meine Hand angetragen, damit Sie ſofort die Reinheit meiner Abſichten erkennen ſollten. Das war die erſte Huldigung, die ich einer Frau, wie Sie ſind, gleich im erſten Augenblick, wo ich fühlte, daß ich Sie liebe, ſchuldig war. Sie nahmen mich ſtatt deſſen für einen leichtſinnigen Menſchen, für einen jener leeren Köpfe, die ſich mir nichts dir nichts verlieben; und nun leide ich die Strafe dafür, daß ich gleich mit meinem ehrlichen Antrag herausgeplatzt bin, ohne Ihnen zugleich die lobenswürdigen Gründe auseinanderzuſetzen.

O, mein Herr, und glauben Sie, daß ich nicht daran gedacht habe, an alle dieſe ſchönen Dinge? Gehen Sie, gehen Sie, Ihre Kleider zu wechſeln, ohne weiter zu phantaſiren, weil Sie wahrhaftig, wenn Sie Ihren Kopf auf ſolche Art martern, weder ſich noch mich gerecht beurtheilen.

Ich gehe, Signora, ich gehe; aber ſagen Sie mir noch — wenn ich Sie nun nach Hauſe begleite und dann ohne Troſt in meine einſame Junggeſellenwohnung zurückkehre — was ſollen dann jene Zwei, die mich verheirathet glauben — die es weitererzählen werden —

Das iſt wahr! rief die Unbekannte, indem ſie ihr reizendes Köpfchen in den Fauteuil zurücklehnte. Daran habe ich nicht gedacht! Sie machen mir jetzt erſt klar, wie unüberlegt ich gegen Sie gehandelt habe. Wie leid thut mir das!

Sie ſagte das mit einem ſo betrübten Geſicht, daß ihr Robert Fenoglio zu Füßen ſank, ihre Hand ergriff und lebhaft ausrief:

Laſſen Sie ſich das nicht zu Herzen gehen, ich beſchwöre Sie! Ich habe eine Dummheit geſagt — Wie bin ich nur darauf verfallen? Ich würde lieber ſterben, als Sie weinen ſehen. Die Leute mögen ſagen, was ſie wollen — ſie mögen mich verheirathet glauben; das kümmert mich nicht; ich will mich zu ewigem Cölibat verdammen, und das wird kein großes Opfer für mich ſein nach jenem, das ich Ihnen damit gebracht habe, daß ich nicht weiter in Sie dringe. Wie könnte ich, nachdem ich Sie geſehen, noch eine andre Frau auf der Welt lieben?

Das verrätheriſche Mitleid feuchtete ein wenig die Augen der Unbekannten.

Herr Advocat, ſagte ſie mit der Miene anmuthiger Vertraulichkeit, Sie werden mich begleiten; Sie werden erfahren, wo ich wohne, und ſo erkläre ich Ihnen hiermit, daß in Zukunft für einen Ehrenmann, wie Sie, das Haus von Laura Moneglio immer offen ſein wird.

Wenn ein Blitz zu den Füßen Robert's niedergefahren wäre, es würde ihn nicht mehr erſchreckt haben, als dieſer Name, den die Lippen ſeines ſchönen Gaſtes ſo ſanft ausſprachen.

Wie? rief er aufſpringend, die Couſine von Felix Magnasco?

Kennen Sie meinen Vetter? fragte Signora Laura.

Ob ich ihn kenne, Signora -- ob ich ihn kenne! — Denken Sie ſich: er war hier, er ſaß noch eine halbe Stunde, ehe Sie kamen, auf demſelbem Seſſel und bat mich — und ſagte mir — kurz, heute, heute noch wollte er mich Ihnen vorſtellen.

Mir? Sie? Ach, ich erinnere mich — er ſprach mir von einem Herrn — ſeinem Freund — richtig! Ihr Name iſt mir in der That nicht neu. Mein Vetter Magnasco hat mir viel Gutes von Ihnen geſagt und mit Recht. Aber was finden Sie Schlimmes dabei, daß ich ſeine Couſine bin?

Nichts, Signora, als daß Sie — Sie wiſſen es ja — Felix liebt Sie —

Nun gut, mag er mich lieben!

Gut, ſagen Sie? rief Robert beſtürzt.

Allerdings, aber ich liebe ihn nicht.

Robert Fenoglio unterdrückte einen Ausruf der Zufriedenheit.

Sie werden ihn ſpäter lieben, überwand er ſich zu ſagen. Sie werden ſeinen Wünſchen, ſeinen Bitten nachgeben. Felix iſt ein ſchöner junger Mann, er hat das beſte Herz —

Alles was Sie wollen, verſetzte Signora Laura, aber er gefällt mir weder heut, noch wird er mir morgen oder jemals gefallen.

Dann ſteht es ſchlecht mit meinem armen Freund! Aber das wird mir nichts helfen, darum werden meine Hoffnungen nicht um eine Linie wachſen. Nach dem Verſprechen, das ich ihm gegeben habe —

Was für ein Verſprechen?

Darf ich es Ihnen ſagen? Sie ſollten es ja doch erfahren. Ich glaube, ich thue kein Unrecht dadurch. Ich verſprach, ihn zu unterſtützen bei ſeiner reizenden Verwandten, ſie zu überreden, ihm ihre Hand zu reichen.

Hahaha! ein treffliches Mittel! Er hätte kein beſſeres wählen können! rief Laura, indem ſie in ein helles Gelächter ausbrach.

Wie ſo, Signora?

O bitte, laſſen Sie mich lachen! Man ſieht, wie ſcharfſichtig mein Vetter iſt.

Signora, ich weiß nicht — ich weiß nicht, ob ich das übelnehmen oder mit Ihnen lachen ſoll.

Ja, lachen Sie, lachen Sie! Ich ſchwöre Ihnen, in dieſer meiner Luſtigkeit iſt Nichts, was Ihren Charakter beleidigen könnte.

Ich glaube Ihnen, ſchöne Frau, und lache mit. Armer Felix!

Aber — es wird ſpät. Gehen Sie, ſich umzukleiden.

Sie haben Recht; dieſesmal gehe ich gleich. In zwei Minuten bin ich wieder hier.

Als Robert den Saal verlaſſen hatte, blieb Laura allein in Gedanken zurück. Was ſie dachte, werde ich euch nicht verrathen, da ich mir nie getraut habe, das Herz einer Frau zu ergründen.

Nach zehn Minuten erſchien Robert Fenoglio wieder im Salon, wie ein Chriſt gekleidet, im ſchwarzen, eleganten Anzug, den Paletot über dem Arm und den Cylinder in der Hand. Wie er ſo ſchnell damit zu Stande gekommen, wüßte ich nicht zu ſagen. Ich weiß nur, daß die Liebe die größten Wunder thut, und ich ſtaune daher auch über dieſes nicht.

## V.

Nachdem mein Held ſich ſeiner chineſiſchen Kleider entledigt hatte, wurde er wieder, was er ſonſt geweſen, ein charmanter junger Mann, wenn man Jemand noch ſo nennen darf, der ſchon ſeit einigen Jahren die fatalen Dreißig hinter ſich hat. Die Signora Laura betrachtete ihn, und ihre Augen verriethen eine angenehme Ueberraſchung. Und in der That konnte es auch nicht anders ſein, da der Advocat nicht nur ein hübſcher Menſch, ſondern auch bis über die Ohren verliebt war; und die Liebe, wie Alle wiſſen — und wer es nicht weiß, dem ſage ich es hiermit — verſchönert die Leute, mag ſie nun das Auge feuriger oder die Wange bleicher machen, je nachdem ſie glücklich oder unglücklich iſt.

Von Robert Fenoglio's Leidenſchaft konnte man vorläufig weder das Eine noch das Andre ſagen; ſie war nicht älter als eine Stunde, aber ſchon von der Geburt an ſtark wie der junge Hercules, von welchem die Fabel erzählt, daß er ſchon in der Wiege mit ſeinen kräftigen Händchen die Schlangen erwürgt habe. Das Verlangen, der ſchönen Frau zu gefallen, die Achtung, welche er für ſie hegte, trotz der ſonderbaren Art ihrer Bekanntſchaft, ja die Fremdartigkeit des Falles ſelber, welche der ganzen an und für ſich ſchon hinreichend pikanten Geſchichte noch ein gewiſſes Salz mehr verlieh, Alles das verklärte Robert Fenoglio. Und wenn ich nicht fürchten müßte, für einen Läſterer gehalten zu werden, ſo würde ich ſagen, daß er ſein Tabor gefunden hatte, und daß ſeine Schläfen eine Glorie umgab.

Alſo, Signora, ſagte er mit einer tiefen Verbeugung, da Sie es ſo wollen, ſo gehen wir; ich bin zu Ihren Dienſten.

Sie ſind ein höflicher Ritter! ſagte Signora Laura. Gehen wir alſo, es iſt mir, als ob ich ſchon eine Ewigkeit von Hauſe entfernt wäre.

Dieſes Haus würde das Ihrige ſein, wenn Sie wollten, gnädige Frau —

Sie ſind toll, unterbrach ſie ihn, milderte aber ihre Worte durch ein himmliſches Lächeln. Davon wollen wir ſpäter ſprechen.

Indem ſie dies ſagte, folgte ſie Robert Fenoglio in das Vorzimmer bis zur Thüre.

Und hier ereignete ſich etwas ſo Wunderbares, Ungewöhnliches und Abenteuerliches, wie man es nie gehört noch geſehen hat; etwas, das ich Hunderten, Tauſenden, ja Zehntauſenden zu errathen geben könnte, ohne daß Einer der Wahrheit nahe kommen würde; etwas, das unglaublich ſcheinen wird, auch in der That und in Wahrheit unglaublich war, ſo unglaublich, wie oft genug die Wahrheit ſelber.

Iſt es euch niemals begegnet, geliebte Leſer, daß ihr bei dem Anblick eines Sonnenuntergangs, bei der Betrachtung der ungewöhnlichen Farben und der noch ungewöhnlicheren Lichteffecte zu euch ſagtet: wenn das ein Maler gerade ſo wiedergeben wollte, ſo würde man ihn der Uebertreibung beſchuldigen? Habt ihr nie eine Thatſache erzählen hören, oder entſinnt euch aus eurem eignen Leben eines ſo phantaſtiſchen Zufalls, daß ihr zu ſagen pflegt, wenn ein Romanſchreiber das erzählte, würde Niemand daran glauben?

Nun, juſt ein ſolcher Zufall begegnete meinen beiden Leutchen: ein ſolcher Sonnenuntergang krönt meine Geſchichte, die freilich nichts weniger als eine Sonne iſt.

Robert hatte eben die Hand am Schlüſſel und drehte ihn um, als man gleichzeitig, genau in dem nämlichen Augenblick, ein ſtarkes Klingeln hörte. Er konnte, obwohl ihm dieſer Ton höchſt unangenehm auf die Nerven fiel, die Hand nicht mehr zurückziehen. Die Thür öffnete ſich, und draußen ſtand ein Mann, der ſich ſehr beeilte, einzutreten; die erſte Perſon, die er

53.

So ſchleppt der tolle Graf die ganze Heerde
Der Krieger hin und her im ſeltnen Spiel.
Indeß hebt Olivier ſich von der Erde,
Wohin er von dem ſchweren Schlage fiel;
Er ſieht, wenn alſo fortgerungen werde,
So komme nie Aſtolfens Plan zum Ziel,
Denkt auf ein Mittel, ihn zum Fall zu bringen,
Und führt es aus und ſieht es auch gelingen.

54.

Er eilt herbei, mit Stricken in den Händen,
Woraus er Schlingen macht für ſeine Liſt;
Die werfen ſie dem Grafen um die Lenden,
Um Arm und Bein, bis er verwickelt iſt.
Dann faßt ein Jeder eines von den Enden,
Und Alle ziehen an zur ſelben Friſt.
Und ſo, wie Schmiede bei den Pferden müſſen,
Bei Stieren thun, wird Roland umgeriſſen.

55.

Und nun ſind Alle drüber her, und binden,
So feſt es möglich iſt, ihm Fuß und Hand.
Er wehrt ſich ſehr, und will ſich drehn und winden,
Doch Alles iſt vergeblich aufgewandt.
Damit ſein Uebel gründlich ſoll verſchwinden,
Befiehlt Aſtolf: Man trag' ihn an den Strand.
Dudo, der groß iſt, eilt ihn aufzuladen,
Und trägt ihn zu den äußerſten Geſtaden.

56.

Nun wird er ſiebenmal getaucht in's Meer,
Und ſiebenmal gehörig eingeſeift,
Und ſo von Leib und Antlitz mehr und mehr
Jedweder Roſt und Schimmel abgeſtreift.

— da Robert beim Aufſchließen der Thüre beiſeite getreten — erblickte, war die ſchöne Laura Moneglia.

Wer aber war er? Und warum ſprang er bei dem Anblick jener Frau einen Schritt zurück, die Augen wie entgeiſtert aufreißend?

Es war Felix Magnasco, der ſeine grauſame Couſine vor ſich ſah.

Ein Theatercoup, wie dieſer, läßt ſich nicht beſchreiben. Wer will den flüchtigen Moment eines ſolchen Begegnens malen? Dem Schriftſteller ſteht die Camera obſcura des Photographen nicht zu Gebote.

Mit einer Miene völliger Verblüfftheit, zu der er auch guten Grund hatte, trat Felix ein, und wie ihr denken könnt, war Robert Fenoglio nicht weniger betroffen als er.

Guten Tag, lieber Felix! rief er, ohne zu wiſſen, was er ſagte. Was für ein guter Wind bringt dich hieher? Wie befindeſt du dich?

Gut, ich danke; und du?

Optime, theurer Felix, optime; und was verſchafft mir zu ſo früher Stunde das Vergnügen deines Beſuchs?

Freilich, verſetzte der Andre, die Stunde iſt ungewöhnlich — ich komme ungelegen —

Nicht doch, Beſter, nicht doch — was denkſt du! Ein Freund, wie du, iſt immer willkommen.

Sehr verbunden; aber laß mich nur erſt zu mir kommen — fügte Magnasco hinzu.

Ja, kommen wir zu uns; willſt du dich nicht ſetzen? Signora —

Signora Laura verſtand, daß er ſie um Erlaubniß bat, noch einige Augenblicke zu bleiben, und wandte ſich, um in den Salon zurückzukehren.

Ich bedaure ſehr, daß ich ſtöre, nahm Felix wieder das Wort, aber, ich begreife wirklich nicht. — ich kann mich nicht mehr erinnern, weßhalb ich zurückgekommen bin —

Und der arme Magnasco holte ſein Schnupftuch aus der Taſche und trocknete ſich den Schweiß, der ihm in großen Tropfen an der Stirne ſtand.

Richtig, ſagte er, als ſie im Salon waren, jetzt erinnere ich mich — Kaum hatte ich dich verlaſſen, ſo ging ich nach Hauſe — Aber unter der Thür des Theaters Carlo Felice traf ich Freunde, die vom Nachteſſen kamen — die hielten mich mit ihrem Geſchwätz auf — dann bin ich nach Hauſe gegangen — aber mitten auf der Treppe bemerke ich, daß ich den Schlüſſel vergeſſen habe. Wo kann ich ihn gelaſſen haben, da ich ihn doch geſtern Abend hatte? Dann fiel mir ein, daß ich meinen Ueberzieher in deinem Vorzimmer abgelegt hatte und daß folglich — aber erlaube mir, ich will gleich nachſehen; gewiß iſt er dort in einen Winkel gefallen —

Und ohne weiter zu warten, ſtürzte Felix Magnasco, der während der ganzen Zeit nicht gewagt hatte, ſeine Couſine anzublicken, aus dem Salon.

Nun, was ſollen wir thun? fragte Robert die Signora Laura.

Was wir thun ſollen? antwortete ſie. Ihm Alles erzählen — das wird das Beſte ſein.

Behüte, Signora, das darf uns nicht im Traum einfallen, ſagte Robert. Er würde glauben, daß man ihm ein Märchen aufbinden wolle. Nichts Schlimmeres als die Wahrheit. Und dann: iſt Ihnen denn ſo viel daran gelegen, ſich in ſeinen Augen zu rechtfertigen? Aufrichtig: lieben Sie ihn?

Wo denken Sie hin!

Nun dann —

Nun dann — ſagen Sie ihm alſo, was Sie wollen.

Unbeſchränkte Vollmacht? —

Unbeſchränkte Vollmacht!

Es war Zeit, daß ſie ſich verſtändigten; Felix kam in den Salon zurück.

Da iſt der Schlüſſel! rief er, indem er mit dem glücklich gefundenen in der Hand eintrat. Er lag auf der Erde neben dem Tiſch.

Auch ich habe den meinigen gefunden! murmelte Robert Fenoglio, einen verſtohlenen Blick auf Madonna Laura werfend. Dann fuhr er ſich mit der Hand über die Stirne, wie Jemand, der einen Entſchluß gefaßt hat, und ſagte in ruhigem Ton:

Theurer Felix — mein lieber alter Freund, ich ſtelle dir hier meine Frau vor!

Deine Frau!

Dieſer Ausruf entfuhr Felix Magnasco, wie das Tu quoque, Brute, fili mi? dem Munde Cäſar's. In dieſem Ausrufe miſchten ſich Staunen, Unglauben, Vorwurf und Gott weiß was ſonſt noch Alles.

Robert Fenoglio hatte nicht zu viel geſagt, als er behauptete, zum Redner geboren zu ſein. Die Rede, die er jetzt in dieſer höchſt ſchwierigen Lage hielt, wenn auch durch einige Zwiſchenreden um ihren ſchönen Fluß gebracht, ſtellte ihn — ohne dem Urtheil der Leſer vorgreifen zu wollen — auf Eine Linie mit Cicero und Demoſthenes.

Lieber Felix, ſagte er mit einem ernſten Ton, der von ſeinem Zuhörer den gleichen Ernſt forderte, recapituliren wir, wie das Alles gekommen, und du wirſt ſehen, daß du mir nichts vorzuwerfen haſt.

Wir werden ſehen! antwortete Magnasco.

Gewiß, wir werden ſehen, und zwar im Ernſt und nicht ſo ironiſch, wie du es ſagſt. Vor Allem alſo: was wußte ich von deinen Heirathsgedanken in Bezug auf deine Couſine? Konnte ich vorausſehen, daß Signora Laura Moneglia, ehe ſie Signora Laura Fenoglio wurde, eines Tages von einem meiner Freunde einen Heirathsantrag bekommen haben würde? Und ſelbſt wenn ich vorher daran gedacht hätte, mußte ich ein ſo übermenſchliches Opfer bringen, ja war es nur billig, es mir zuzumuthen, auf dieſe Hand zu verzichten, dieſe Hand, die ſo ſchön iſt? Du wirſt nicht ſo grauſam ſein, ſolche Anſprüche zu machen, beſter Felix, nicht wahr? Und überdies wirſt du von deinen Freunden, als Freundespflicht, nicht die Gabe der Weiſſagung verlangen!

Gewiß nicht, ſo viel verlange ich nicht.

Nun denn: was für einen Vorwurf kannſt du mir daraus machen, daß ich deine reizende und edle Couſine geheirathet habe — daß eine heimliche Ehe —

Aber, mein Herr — unterbrach ihn Laura mit verlegener Miene.

Wie? flüſterte Robert Fenoglio, indem er ſich zu ihr wandte. Und meine unbeſchränkte Vollmacht? — Sein Ausdruck dabei war ſo beſtürzt, daß Madonna Laura ſich überwunden gab und ihr ſchönes Köpfchen matt und willenlos auf den Seſſel zurückſinken ließ.

Robert Fenoglio wandte ſich wieder zu ſeinem Freunde und fuhr fort:

Ich wiederhole, welche Schuld trifft mich dabei? Dieſe Nacht überfällſt du mich ganz unvorbereitet, ſetzeſt mir die Piſtole auf die Bruſt und bitteſt mich um meine guten Dienſte bei deiner verehrten Couſine — ich falle aus den Wolken — ich bleibe dir die Antwort ſchuldig — ich habe nicht ſo viel Geiſtesgegenwart, dir im Augenblick die ganze Wahrheit zu ſagen — ich will abwarten, bis du wiederkommſt, um dir dann ganz ruhig und freundſchaftlich Alles zu erzählen — da kommſt du fünf Stunden zu früh; findeſt mich allein mit meiner Frau — was kann ich dafür?

Schön! antwortete Felix, indem er die Worte mühſam hervorſtieß, aber das Alles iſt nicht ſehr klar. Wozu eine heimliche Ehe?

O, dafür, Liebſter, haben wir unſre guten Gründe gehabt. Ich werde ſie dir ſpäter mittheilen — wenn meine Frau damit einverſtanden iſt.

Felix, ich ſchwöre Ihnen — begann Signora Laura.

Daß, wenn ſie nicht meine Frau wäre, fuhr Robert eilig dazwiſchen, indem er geſchickt den angefangenen Satz ergänzte, du ſie nicht ſo ſpät in der Nacht und allein in meinem Hauſe getroffen hätteſt.

Meinen beſten Glückwunſch dem jungen Paar! ſtammelte Felix mit finſterer Miene. Aber jetzt wird kein Grund mehr ſein, die Sache zu verheimlichen, und du wirſt dein junges Glück bekannt machen.

Ja gewiß, ſchon morgen; die Gründe, die uns nöthigten, zu ſchweigen und zu heucheln, beſtehen nicht mehr; nicht wahr, liebe Laura?

Sie ſind grauſam! flüſterte die Signora.

Hab' ich es Ihnen nicht ſchon geſagt? fügte er mit halber Stimme hinzu: kein Menſch würde an die Wahrheit glauben.

Ich ſehe, bemerkte Felix, daß ihr euch zärtliche Sachen zu ſagen habt, und will darum gehen. Die Müdigkeit iſt mir vergangen, und ich werde einen Spazierritt machen. Haſt du meinen Braunen geſehen, Fenoglio?

Ja, ein ſchönes Thier; aber warte, wir gehen mit.

Der ſchöne Vetter drehte ſich auf dem Abſatz herum und that, als ob er ein an der entgegengeſetzten Wand hängendes Bild bewundere.

Madonna Laura mußte bei ſeiner Art zu ſprechen wohl glauben, daß ihr Vetter ihren Verluſt nicht gar zu ſchwer nehme.

Felix war ein Mann ſeines Jahrhunderts, oder beſſer geſagt, aus der zweiten Hälfte ſeines halben Jahrhunderts. Dasſelbe läßt ſich nämlich in zwei Perioden theilen. Die erſte, die ſentimentale, ſollte nach Jacopo Ortis*) heißen, die zweite nach — der Name fehlt, weil das Buch noch nicht da iſt, aber die Leſer verſtehen mich.

Inzwiſchen führte Robert die Signora Laura in eine Fenſterniſche.

Theure Frau, ſagte er, ich bitte um Entſchuldigung, aber ich hatte Sie darauf vorbereitet, daß —

Schon gut, ich habe verſtanden; Sie haben Gleiches mit Gleichem vergolten.

Soll es bei dem Ausgleich bleiben?

Davon wollen wir ſpäter reden.

Nein; jetzt muß ich mit Ihrem Vetter andere Saiten aufziehen. Wenn wir jetzt die Wahrheit ſagen, wo er keinen Verdacht mehr hegen kann, daß wir ihn hinters Licht führen wollen, ſo kann und muß er uns glauben.

---

*) Der bekannte Roman von Ugo Foscolo, ein italieniſcher Werther.

Aber, mein Herr —

Gnädige Frau —!

Die Augen wurden Robert feucht, indem er ſie flehend dabei anblickte. Laura ergab ſich und ſagte es ihm mit einem innigen Händedruck.

Haha! rief er und machte einen Luftſprung.

Was giebt's? rief Felix, indem er ſich umwandte.

Das giebt's, Theuerſter, daß deine ſchöne Couſine durchaus nicht meine Frau iſt.

Wie? Was ſagſt du?

Das heißt — um mich richtiger auszudrücken — daß ſie es noch nicht iſt, aber binnen Kurzem ſein wird. Verzeih mir, liebſter Felix, aber die Freude erſtickt mich. Ich kannte deine Couſine gar nicht. Ein Zufall, denke dir, ein reiner Zufall hat ſie hieher gebracht, dieſe Nacht, durch dieſelbe Thüre, die du beim Fortgehen offen gelaſſen haſt —

Alle Wetter!

Ja, dir das Alles jetzt zu erzählen, würde zu lange dauern, aber du ſollſt es ſpäter Wort für Wort erfahren. Die Thatſache ſteht feſt, daß ein Gewebe von tollen Zufällen uns bis zu dieſem Punkte geführt hat, und daß mir eben jetzt meine geliebte Braut zum erſten Mal die Hand gedrückt hat.

Eben jetzt? rief Felix erſtaunt.

Eben jetzt, während du dir jenen Stich von Morghen anſahſt, den ich dir verehre, wenn er dir gefällt.

Nein, ich danke, ich wüßte nicht, wohin mit ihm.

Wie du willſt; aber ſage mir, was haſt du jetzt vor?

Was für eine ſeltſame Frage?

Ums Himmels Willen, Felix, ich bitte dich, was haſt du jetzt vor?

Felix ſah nach der Uhr. Ein Viertel nach ſechs! ſagte er; haſt du dich wieder mit den Uhren ausgeſöhnt?

Ja, Theuerſter, ich werde mir zehn, zwanzig, dreißig kaufen, ich werde alle Zimmer, alle Winkel im Hauſe damit anfüllen. Aber alle werden ein Viertel nach ſechs zeigen, in alle Ewigkeit ein Viertel nach ſechs.

Bravo! verſetzte Magnasco, indem er ſich zu einem Lächeln zwang, das wie eine Grimaſſe herauskam. So werden ſie dich nicht mehr ärgern mit ihrem Tik-tak?

Gewiß; tu dixisti! Ah, à propos deines Tik-tak: weißt du, Felix, daß du mir mit deiner Theorie vom Unbekannten, vom Gott Zufall und vom Mit-den-Füßen-denken ein wahres Geſchenk gemacht haſt? Ohne dieſe deine eminent philoſophiſche Mittheilung würde ich zu Bett gegangen ſein, ſtatt ausgeſtreckt auf dieſem Canapee das Unbekannte zu erwarten. Das Unbekannte würde, wenn du nicht die Thür offen gelaſſen, nicht gekommen ſein, und der Gott Zufall hätte nicht die Einförmigkeit meiner Lage unterbrechen können. Felix, beſter Freund, gieb mir die Hand und bewahre keinen Groll gegen deinen Freund, wenn er heut morgen mehr felix iſt als du.

Das Verdienſt bei dieſem Wortſpiel gebührt eigentlich mir! Nun immerhin! Aber du wirſt mir doch erzählen —

Alles — wenn meine ſchöne Braut es erlaubt.

Warum nicht? lächelte Madonna Laura. Es iſt Nichts vorgefallen, was man nicht erzählen könnte. Aber gehen wir, es iſt ſchon heller Tag.

Couſine, ſagte Magnasco, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Arm anzubieten? Freund Robert wird doch nicht eiferſüchtig ſein?

O, ich hoffe nicht! erwiderte ſie, ſich mit einem Blick zu Robert umwendend, wie ihn nur die Frauen in ihrer Macht haben und auch ſie nur bei großen Gelegenheiten.

## VI.

Hier, meine geliebten Leſerinnen und Leſer, wäre meine Geſchichte eigentlich zu Ende, aber damit ihr nicht ſagen könnt, daß ich aufhöre, wo es am ſchönſten wird, will ich als Epilog noch einige Worte hinzufügen.

Und vor allen Dingen will ich euch mittheilen, daß nach vierzig Tagen Laura Moneglia, die reizende Wittwe — Wittwe nach zweimonatlicher Ehe mit einem hinfälligen alten Oheim — zur zweiten, eigentlich zur erſten Ehe mit dem Advocaten Fenoglio ſchritt.

Die Trauung fand in der ariſtokratiſchen Kirche der heiligen Magdalena Statt. Es waren einige Freunde

Mit Kräutern läßt er ihm die Kreuz und Quer
Den Mund verſtopfen, daß er ſchnaubt und pfeift;
Auf keinem Wege ſoll bei dieſer Kur
Der Athem gehn, als durch die Naſe nur.

57.

Und unter dieſem Schnauben und Geblaſe
Hält ihm das Fläſchchen von ſo ſeltnem Werth
Aſtolf ſo ſchnell und glücklich an die Naſe,
Daß er's mit einem Athemzuge leert.
O, wunderbarer Fall! Auf dieſer Straße
Iſt ihm ſein ganzer Witz zurückgekehrt,
Und jedes Wort zeigt ſeinen Kopf geneſen,
Ja heller, reiner, als er je geweſen.

58.

Wie wer aus ſchwerem dumpfem Schlaf erwacht,
Der ihn erſchreckt mit grauſen Ungeheuern,
Die nie ein Menſch geſehen noch erdacht,
Verſtrickt in ſeltſam wilden Abenteuern,
Wie der noch immer ſtaunt, auch wenn die Nacht
Vorüber, und nicht mehr die Sinne feiern:
So iſt der Graf verwundert und betäubt,
Nachdem der Nebel um ſein Hirn zerſtäubt.

59.

Den Bruder Aldens, den, der ihn getragen,
Den Brandimart, den Liebling des Johann
Sieht er rings an, doch ohne was zu ſagen,
Und ſinnt, wie er hieher gelangt und wann.
Im Kreiſe läßt er ſeine Blicke fragen,
Da er des Orts ſich nicht erinnern kann.
Er iſt verwundert, nackt und ſich mit Stricken
Am ganzen Leib gebunden zu erblicken.

zugegen und unter ihnen Felix Magnasco, der endlich alle Einzelnheiten jener abenteuerlichen Nacht erfahren hatte und ſich immer noch nicht ganz darüber beruhigen konnte.

Nachdem die Verlobten das holde Ja geſprochen hatten, reiſ'ten ſie ab auf das Land hinaus. Es zog ſie weder nach Paris, noch nach London, noch wünſchten ſie die erſten Tage der Liebe in dem Staub der Chauſſeen, unter der Plackerei des Gepäcks und den tauſend unvermeidlichen proſaiſchen Nöthen des Reiſens zu verbringen.

Sie gingen ſtatt deſſen auf ein Landgut Robert's, wundervoll auf einem Hügel im Angeſicht des Meeres gelegen, einem reizenden Schlößchen von zwei Stockwerken, von Blumen umgeben, mit Weingärten und Waldung eingefaßt, die Weingärten gegen Mittag, der Wald gegen Norden. Der erſte Hauch des Frühlings belebte die Natur mit jungem Grün und ſchmückte mit heiteren Farben den Hintergrund des ſchönſten Bildes der Liebe, das ſich die Phantaſie eines Künſtlers vorſtellen könnte.

Dort ſahen ſie Niemand, hörten von Niemand und ſuchten auch Niemand auf. Es kamen Briefe an, aber ungeleſen blieben ſie im Couvert, und die Zeitungen häuften ſich auf dem Bücherbret'chen an der Wand, ohne daß ſie das Streifband ablöſ'ten.

Als ein Monat dieſes Lebens verſtrichen war, erinnerten ſie ſich eines Tages, daß ſie verſprochen hatten, nach Genua zurückzukehren; aber indem ſie ſich daran erinnerten, blickten ſie ſich lachend in die Augen, um ſich wechſelſeitig zu ſagen, daß Freunde und Verwandte noch eine gute Weile warten könnten.

Kurz, ſoll ich es ſagen? ſie rührten ſich den ganzen Sommer hindurch nicht von der Stelle und würden noch bis in den ſpäten Herbſt geblieben ſein, wenn die junge Frau nicht wegen gewiſſer Vorbereitungen, welche die kluge Leſerin erräth, in die Stadt zurück gemußt hätte. —

Am Tage der Abreiſe ſtiegen ſie mit langſamen Schritten den Hügel herab — ſie war nicht mehr ſo leichtfüßig, wie am erſten Tage, als ſie dort heraufgeſtiegen war, und bedurfte der ſicheren Stütze, die der Arm ihres Robert ihr gewährte.

Er und ſie wandten ſich bei jedem Schritt, um ihr ſchönes Neſt, welches in der Sonne leuchtete, zu betrachten und Eins ums Andre zu wiederholen: Werden wir wiederkommen? Ja wohl, im nächſten Frühling werden wir wiederkommen! O, wie lang wird uns die Zeit bis dahin werden!

Und ſie kamen wieder, ſie kamen alle folgenden Jahre, und auch im nächſten werden ſie wiederkommen, verliebt, wie im erſten, und umgeben von der munterſten, lockigſten und reizendſten kleinen Familie, die jemals in ſeinen Träumen von Done Vaterglück euer unterthänigſter Diener ſich wünſchen könnte.

# Das Schönpfläſterchen

von

**Alfred de Muſſet.**

(geb. 1810, geſt. 1857).

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Ludwig Schneegans.**

## I.

Als im Jahr 1756 Ludwig XV. den Beſchluß faßte, die Parlamentsmitglieder zu einer feierlichen Verſammlung unter ſeinem perſönlichen Vorſitz zu berufen, weil ihm die Streitigkeiten des höhern Richterſtandes und des Großen Raths für und wider die neue Zwei-Sous-Steuer*) läſtig wurden, reichten ſämmtliche Herren vom Parlament ein Entlaſſungsgeſuch ein. Von dieſen Geſuchen wurden ſechzehn angenommen, und in Folge deſſen eben ſo viel Verbannungsdecrete ausgefertigt. Könnten Sie denn, ſagte Frau von Pompadour zu einem der Präſidenten, könnten Sie mit kaltem Blute zuſehen, wie ſich ein Häuflein Unterthanen gegen die Machtbefugniß eines Königs von Frankreich auflehnt? Müßten Sie ſolchen Männern nicht mißtrauen? Legen Sie nur Ihren kleinen Amtsmantel ab, Herr Präſident, und Alles wird ſich Ihnen in demſelben Lichte zeigen, wie mir.

Aber nicht die Verbannten allein, auch ihre Verwandten und Freunde mußten für die Widerſetzlichkeit büßen. Dem König machte die Lectüre verdächtiger Briefe Spaß, und um ſich von ſeinen Vergnügungen zu erholen, ließ er ſich von ſeiner Favoritin Alles vorleſen, was die Poſtverwaltung an Beachtenswerthem ausgeſchieden hatte. Dieſes allerhöchſte Selbſterledigen der Geheimpolizei war freilich nur ein Vorwand: im Grunde war es dem König nur um die Zerſtreuung zu thun, die ihm der Einblick in ſo und ſo viel unter der Hand geſponnene Intriguen gewährte. Wehe aber Dem, der in irgendwelcher wenn auch noch ſo fernen Beziehung zu der vervehmten Partei ſtand: er war in der Regel ein verlorener Mann, denn Ludwig XV. kannte, wie Jeder weiß, im Gegenſatz zu ſeinen vielfältigen Schwachheiten nur Eine Kraftäußerung: die Unerbittlichkeit.

---

*) Zwei Sous per Livre vom Zehnten der Einkünfte.

Wie er eines Abends in der gewohnten Stellung, mit ausgeſtreckten Beinen, trübſinnig am Kaminfeuer ſaß, bemerkte er, daß die Marquiſe beim Durchmuſtern eines Packets von Briefen mit den Achſeln zuckte und vor ſich hin lachte. Da fragte er, was es denn Beſonderes gebe.

Einen Brief, antwortete ſie, einen Brief ohne Sinn und Verſtand, aber ſo rührend, daß mich der Schreiber dauert.

Sein Name? ſagte der König.

Der fehlt: es iſt ein Liebesbrief.

An wen?

Das iſt es eben, worüber ich vorhin lachen mußte. Der Brief iſt an Fräulein von Annebault adreſſirt, an die Nichte meiner guten Freundin Frau von Eſtrades.

Allem Anſchein nach wird er zwiſchen dieſe Papiere geſteckt worden ſein, damit ich ihn leſe.

Nun, und der Inhalt? fragte der König.

Ich ſagte Ihnen ja ſchon, es iſt ein Liebesbrief. Es ſteht auch etwas von Bauvert und von Neauflette darin. Giebt es einen Adel in jenen Gegenden? und iſt er Eurer Majeſtät bekannt?

Der König ſchmeichelte ſich, ganz Frankreich, das heißt, das Adelsregiſter von ganz Frankreich, im Kopf zu haben. Die Etikette ſeines Hofes, die er ernſtlich ſtudirt hatte, war ihm nicht geläufiger als die Heraldik ſeiner Unterthanen; welch letztere Wiſſenſchaft allerdings keine ſehr umfaſſende war, da ſie ja die ungeheure Mehrzahl der Unterthanen ignorirte; der König that ſich aber viel darauf zu Gute, daß er im Vollgefühl ſeiner Herrlichkeit dieſe Hierarchie überſehen konnte wie die Stufenreihen ſeiner Palaſttreppe. Nachdem er ein paar Minuten lang ſtillbrütend geſeſſen, runzelte er die Stirn, als hätten ihn ſeine Gedanken auf eine unangenehme Erinnerung zurückgeführt; dann winkte er der Marquiſe, warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurück und ſagte lächelnd:

Leſen Sie! das Frauenzimmer iſt hübſch.

Und nun begann Frau von Pompadour mit dem Ausdruck anmuthigſten Humors das gedehnte verliebte Geplauder vorzuleſen:

„Sehen Sie nur“, ſo hieß es in dem Briefe, „wie das Verhängniß mich verfolgt! Alles ſchien meinen

Wünſchen zu lächeln, und Sie ſelbſt, meine traute Freundin, hatten mir ja erlaubt, zu hoffen. Ach! jetzt muß ich dennoch allem Glück Lebewohl zurufen, und muß es einer Schuld wegen, die nicht ich beging. O es gehört wirklich ein Uebermaß von Grauſamkeit dazu, einem Menſchen den Einblick in alle Himmel zu gewähren, um ihn dann in den tiefſten Abgrund zu ſtürzen, eine wahrhaft teufliſche Schadenfreude, einem Unglücklichen, der dem Tode geweiht iſt, Alles noch vor Augen zu laſſen, was ihn mit Sehnſucht an das Leben feſſelt. Und doch bin ich zu dieſem Looſe verdammt; mir bleibt keine andere Zuflucht, keine andere Hoffnung mehr, als das Grab, denn jetzt, da mich das Verderben ereilt hat, muß ich Ihrer Hand entſagen. Ja früher, als mir das Glück noch freundlich winkte, da ſtrebte all mein Dichten und Trachten nach Ihrem Beſitz; wenn ich aber auch jetzt noch, da ich arm bin, dieſelben Wünſche zu nähren wagte, müßte ich Abſcheu vor mir ſelber empfinden, und deßhalb iſt es meine Pflicht, von dem Augenblick an, wo ich Ihnen das Glück nicht mehr zu bieten vermag, ob ich gleich vor Liebe zu Ihnen vergehe, Sie zu beſchwören, mich nicht mehr zu lieben. . . .“

Bei dieſen Worten lächelte die Marquiſe.

Madame, ſagte der König, ſo ſpricht ein Ehrenmann. Doch was ſteht denn der Verbindung im Wege?

Sire, erlauben Sie, daß ich weiter leſe:

„Die Ungerechtigkeit, der ich erliege, überraſcht mich um ſo mehr, als ſie vom Gütigſten der Könige ausgeht. Sie wiſſen, daß mein Vater um eine Stelle als Cornet oder Fähndrich bei der Leibgarde für mich eingekommen iſt, eine Stellung, von der meine Exiſtenz abhing, da ſie mich ja in Stand ſetzen ſollte, um Ihre Hand anzuhalten. Der Herzog von Biron hatte mich ſchon in Vorſchlag gebracht, aber der König hat das Geſuch in einer Art und Weiſe zurückgewieſen, die mich überaus ſchmerzlich berührte, denn ich kann wirklich nicht einſehen, warum ich für die Anſichten meines Vaters geſtraft werden ſoll, ſelbſt dann, wenn ich zugebe, daß dieſelben als ein Fehltritt getadelt werden mögen. Ich bin dem König eben ſo aufrichtig und treu zugethan, wie ich Sie liebe, und würde es gewiß beweiſen, wenn ich in ſeinem Dienſt den Degen ziehen dürfte. Daß mir die Bitte abgeſchlagen wurde, iſt ſchon an ſich zum Verzweifeln, aber daß ich ohne triſtigen Grund in die Ungnade meines Vaters mit verwickelt werde, das ſteht im Widerſpruch zu der weltbekannten Güte Seiner Majeſtät.“

Sieh da, ſagte der König, das iſt ja ganz intereſſant.

„Wenn Sie wüßten, wie traurig wir alle ſind! Ach, theure Freundin, wie öde erſcheint mir jetzt unſer Gut von Neauflette und der Pavillon von Vauvert und das Bosket, durch das ich Tage lang einſam umherirre! Es darf mir keine Allee berührt werden; geſtern kam der abſcheuliche Gärtner mit ſeiner Harke und wollte den Sand auf den Wegen ebnen, von welchen die Spur Ihrer leichten Schritte noch nicht verſchwunden iſt! Ja, ganz deutlich ſah ich noch den Abdruck Ihrer kleinen Fußſpitzen und Ihrer hohen weißen Abſätze: mir war, als wandelten Sie vor mir her, als folgte ich Ihrem holden Bilde, und zuweilen ſchien mir das reizende Phantom meiner Träume wirkliches Leben zu gewinnen und aus den flüchtigen Spuren Ihrer Schritte herauszuwachſen. Dort wurde mir, wie wir plaudernd bei jenem Blumenbeet auf und nieder gingen, das Glück zu Theil, Sie kennen, Sie würdigen zu lernen. Der harmoniſche Einklang der feinſten Bildung mit dem Seelenadel eines Engels, der Hoheit einer Königin mit der Anmuth aller Nymphen, die Gedankentiefe eines Leibnitz, die in ſo prunkloſen Worten aus Ihnen ſprach, die Biene Plato's auf Dianens Lippen, das Alles umwob mich wie mit einem Schleier der Andacht; und um uns her erſchloßen die lieblichen Blumen ihre Kelche, und in dem Duft, den ich damals mit den Worten Ihres Mundes eingeathmet, lebte die Erinnerung an meinen guten Engel fort. Jetzt neigen ſich die Blumenhäupter zur Erde, und erinnern mich an den Tod“ . . . .

Das klingt ja wie ſchwacher Rouſſeau, ſagte der König. Warum leſen Sie mir das vor?

Weil es mir von Ew. Majeſtät befohlen wurde, den ſchönen Augen Fräulein von Annebault's zu lieb.

Schöne Augen hat ſie; das iſt wahr.

„Und wenn ich dann von meinem Spaziergang

60.

Dann ſpricht er, wie Silen einſt ſprach zu ihnen,
Die ihn gebunden in der Felſenſchlucht:
Befreit mich, Kinder! mit ſo heitern Mienen,
Mit einem Blick, ſo fern von wilder Sucht,
Daß ſie ihn gleich entfeſſeln und ihm dienen
Und Kleider geben für's Geſetz der Zucht,
Und Alle ſeinen Schmerz zu lindern ſtreben
Ob dem in langem Wahn verlornen Leben.

61.

Als Roland nun bei ſeinen vollen Sinnen,
Und mehr als jemals männlich weiſe war,
Fühlt' er die Lieb' im Herzen ganz zerrinnen,
So daß ihm jene, die ſo wunderbar
Ihm ſchien, ſo hold, ſo würdig ſie zu minnen,
Ihm nichts mehr däuchte, ja noch wen'ger gar;
Und all ſein Streben war und all ſein Ringen,
Was Lieb' ihm raubte, wieder einzubringen.

62.

Bardin indeß erzählte Brandimarten,
Geſtorben ſei ſein Vater Monodant,
Und er berufen, ſeines Reichs zu warten
Von Seiten ſeines Bruders Giliant
Und all' der Völker, welche ſeiner harrten,
Auf Inſeln bis zum fernſten Morgenland,
Und eines Reichs, dem keins der andern Reiche
An Schönheit, Völkerzahl und Anmuth gleiche.

63.

Er kann die Gründe ſchön zuſammenfaſſen:
Die Heimath ſei doch lieblich allezeit,
Und ewig werd' er alles Wandern haſſen,
Wenn er gekoſtet ihre Süßigkeit.

zurückkehre, treffe ich meinen Vater im großen Geſellſchaftszimmer, am Tiſch bei einer trüben Lampe, den Kopf auf die Hand ſtützend, einſam mitten unter den verblichenen Goldverzierungen des wurmſtichigen Wandgetäfels. Kummervoll ſchaut er mir entgegen .... mein Gram ſcheucht den ſeinen aus der Erſtarrung auf .... Ach, Athenaïs! in einer Ecke dieſes Gemachs, beim Fenſter, ſteht der Flügel, auf deſſen Taſten Ihre holden Händchen auf und ab ſchwebten, die mein Mund einſt zu berühren wagte, während ſich der Ihre halb erſchloß und die Tonwellen einer ſo ſüßen Melodie entſtrömen ließ, daß der Geſang dahinſchmolz in ein Lächeln. O wie glücklich iſt ein Rameau, ein Lulli, ein Duni, und wie die Meiſter alle heißen mögen! Denn er wird von Ihnen geliebt; er lebt in Ihrer Erinnerung, und der Athem ſeiner Melodieen wehte über Ihre Lippen. Ich ſetze mich hin und ſpiele mir eine Ihrer Lieblingsweiſen vor; aber jetzt tönt ſie mir ſo kalt, ſo leblos entgegen, daß ich innehalte und dem Echo der ſterbenden Klänge lauſche, das langſam in dem öden Raum verhallt. Mein Vater wendet ſich dann nach mir um, und ſieht meinen Schmerz, und kann doch nicht helfen. Ein paar Worte, im Beſuchszimmer einer Dame oder im Vorſaal einer Mächtigen hingeworfen, haben uns einen Riegel vorgeſchoben, und nun ſieht mich der alte Mann an, wie ich, jung, feurig, lebensfroh, mich nach meinem Stückchen Daſein ſehne; er iſt mein Vater, und kann mir doch nicht helfen....“

Klagt der Junge nicht, ſagte der König, als wäre ihm beim Ausreiten auf die Jagd der Falke von der Fauſt weggeſchoſſen worden? Möchte doch wiſſen, über wen er eigentlich klagt.

„Allerdings“, las die Marquiſe, dies Mal mit gedämpfter Stimme, weiter, „allerdings ſind wir nahe Nachbarn und entfernte Verwandte des Abbé Chauvelin“...

Ah ſo! ſagte der König gähnend. Der Junge iſt mit dem Paragraphenthum und der Wortklauberei verſchwägert. Mein Parlament kennt doch gar keine Schranken, nicht einmal in der Ausdehnung der Familie.

Wenn aber die Verwandtſchaft nur eine entfernte iſt. . . .

Gleichviel. Die Leute ſind keinen Schuß Pulver werth. Dieſer Abbé Chauvelin gehört zu den Janſeniſten; er legt zwar Keinem etwas in den Weg, aber er hat mit den Andern abgedankt. Werfen Sie den Brief ins Feuer, und reden wir nicht mehr davon!

## II.

Die letzten Worte des Königs klangen zwar nicht geradezu wie ein Todesurtheil, aber ſo ziemlich wie ein Verbot des Weiterlebens. Was konnte im Jahr 1756 aus einem unbemittelten jungen Manne werden, von dem der König nichts wiſſen wollte? Höchſtens ein Schreiber oder ein Philoſoph, vielleicht auch ein Dichter, ein Dichter ohne Gönner — damals das brodloſeſte Handwerk von der Welt.

Der Chevalier von Vauvert, welcher mit Thränen in den Augen den Brief niedergeſchrieben hatte, über den der König zu ſcherzen beliebte, dachte nicht im Entfernteſten daran, einen derartigen Lebensberuf auch nur in Erwägung zu ziehen. Während Frau von Pompadour dieſen Brief vorlas, hatte er im alten Schloß von Neauflette mit ſeinem Vater eine Unterredung.

Ich reiſe nach Verſailles, ſagte er, indem er troſtlos und wüthend im Zimmer auf und ab ging.

Und was willſt du dort ausrichten?

Weiß ich's? Aber was richte ich denn hier aus?

Du leiſteſt mir Geſellſchaft; das iſt allerdings keine ſehr kurzweilige Beſchäftigung, und ich will dich auch durchaus nicht hier feſthalten. Aber haſt du vergeſſen, daß deine Mutter todt iſt?

Nein, mein Vater, eben ſo wenig wie ich vergeſſen habe, daß ich ihr verſprach, dies Leben, das ich Ihnen verdanke, auch Ihnen zu widmen. Darum werde ich wiederkommen, aber fort muß ich; in dieſen Räumen halt' ich es nicht länger aus.

Und warum?

Vor lauter Liebe, maßloſer, verzweiflungsvoller Liebe zu Fräulein von Annebault.

Dieſe Liebe iſt ganz hoffnungslos, das weißt du. Nur Molière bringt Ehen ohne Heirathsgut zu Stand. Und dann bin ich ja in Ungnade.

In Ungnade! Da muß ich mir doch erlauben, in all der tiefſten Verehrung, die ich Ihnen, meinem Vater, ſchuldig bin, Sie nach dem Grund dieſer Ungnade zu fragen. Sitzen wir im Parlament? Berathen wir die Steuern? Nein, wir zahlen ſie nur. Wenn die Herren vom Parlament an den Einkünften des Königs knauſern, ſo trifft die Verantwortung doch ſie und nicht uns. Mit welchem Rechte reißt der Herr Abbé Chauvelin uns mit ſich ins Verderben?

Der Herr Abbé Chauvelin thut, was einem ehrlichen Manne geziemt. Er ſtimmt gegen die Steuer, weil ihn der verſchwenderiſche Aufwand des Hofs empört, ein Aufwand, der zur Zeit der Frau von Châteauroux nicht denkbar geweſen wäre. Die war doch wenigſtens ſchön, und verſchlang dennoch keine Millionen; nein, ſie ließ ſich nicht einmal das geben, was ſie ſo großmüthig verſchenkte. Jene Maitreſſe des Königs fühlte auch königlich und verlangte weiter nichts, als nicht in einem Kerker vermodern zu müſſen, wenn ſie einmal die Gunſt des Monarchen nicht mehr beſitzen ſollte. Nicht ſo dieſe Etioles und dieſe Le Normand und dieſe unerſättliche Poiſſon.

Was kümmert das uns?

Was uns das kümmert? Das fragſt du? Es geht uns näher an, als du meinſt. Weißt du auch wohl, daß jetzt, während der König uns brandſchatzt, das Privatvermögen ſeiner Griſette ſchon ins Unberechenbare gewachſen iſt? Bei ihrem Antritt hat ſie ſich eine Rente von hundert und achtzigtauſend Livres verſchreiben laſſen; aber das war nur ein Bettel; das kommt jetzt gar nicht mehr in Betracht. Man kann ſich keinen Begriff machen von den haarſträubenden Summen, die ihr der König in den Schooß wirft; es vergeht kein Vierteljahr, wo ſie nicht ihre fünf oder ſechsmal hunderttauſend Livres nur ſo ganz nebenher im Fluge erhaſcht; geſtern mußte die Salzſteuer, heute müſſen die Mehreinnahmen des Hofmarſtallamts herhalten. Neben den Appartements, über die ſie in allen königlichen Paläſten und Schlöſſern verfügt, kauft ſie La Selle, Creſſy, Aulnay, Brinborion, Marigny, Saint-Remi, Bellevue und eine Menge anderer Güter, kauft Hôtels in Paris, in Fontainebleau, in Verſailles, in Compiègne und legt außerdem bei allen möglichen Bankiers in aller Herren Ländern heimlich Capitalien an, für den Fall eines etwaigen Sturzes oder des Ablebens Seiner Majeſtät. Und jetzt ſei ſo gut und ſage mir, aus weſſen Taſche das Alles geht.

Das weiß ich nicht, mein Vater; aus meiner gewiß nicht.

Doch! aus deiner, aus Jedermanns Taſche, aus Frankreichs, aus des Volkes Taſche; das Volk muß es herausſchwitzen, und deßhalb lärmt es auch auf den Gaſſen und ſchreibt Spottverſe unter das Standbild von Pigalle. Das dulden nun die Herren vom Parlament nicht länger; ſie wollen nichts von neuen Steuern hören. Als es ſich um den Koſtenaufwand für den Krieg handelte, da hätten wir den letzten Thaler freudig hergegeben. Nach dem Sieg hat der König deutlich ſehen können, daß ihn das Land liebt; noch deutlicher ſah er's bei Anlaß ſeiner tödtlichen Krankheit. Damals hörte jeder Zwiſt auf, jeder Parteihader, jeder veraltete Groll: ganz Frankreich kniete betend vor dem Schmerzenslager ſeines Herrſchers hin. Wenn wir aber die Soldaten oder die Aerzte dieſes Herrſchers zahlen, ohne an dem Preis zu nergeln, ſo ſoll damit nicht geſagt ſein, daß wir auch noch ſeine Maitreſſen zu zahlen gewillt ſind; wir haben Beſſeres zu thun, als eine Frau von Pompadour zu unterhalten.

Die nehm' ich nicht in Schutz, mein Vater. Ich kann ſie weder loben noch verdammen, denn ich habe ſie nie geſehen.

Allerdings nicht; und darum käme dir's wohl nicht ungelegen, ſie zu ſehen, nicht wahr? um dir eine eigene Meinung bilden zu können? Denn in deinen Jahren läßt der Kopf das Urtheil durch die Augen ſprechen. So verſuch' es denn, nach Belieben; aber das Vergnügen dieſer Bekanntſchaft wird dir doch vorenthalten bleiben.

Und weßhalb, mein Vater?

Weil es ein toller Verſuch iſt; weil die Marquiſe in ihren kleinen Boudoirs von Brinborion eben ſo unzugänglich iſt, wie der Großtürke in ſeinem Harem; weil man dir alle Thüren vor der Naſe zuſchlagen wird. Was iſt da zu thun? Willſt du dich an der

Unmöglichkeit vergreifen, nach dem Glück haſchen wie ein Abenteurer?

Nein, aber wie ein Verliebter. Nicht zu betteln bin ich geſonnen, mein Vater, ſondern Proteſt einzulegen wider ein Unrecht. Es waren begründete Ausſichten für mich vorhanden, ein halbes Verſprechen des Herrn von Viron; ich war ſchon nahe daran, die Heißgeliebte als Braut begrüßen zu dürfen; meine Neigung iſt durchaus nicht unvernünftig, denn Sie ſelber haben nichts dagegen eingewendet. Geſtatten Sie denn, daß ich meinen Prozeß zu führen verſuche. Ob ich vor dem König plaidiren werde oder vor der Frau von Pompadour, das weiß ich zur Stunde nicht, aber hin muß ich!

Du willſt dich bei Hofe zeigen, und haſt keinen Begriff davon, wie es dort zugeht!

Vielleicht nimmt man mich gerade deßhalb um ſo beſſer auf, weil mich Niemand kennt.

Weil dich Niemand kennt? Chevalier, wo denkſt du hin? Mit einem Namen, wie der unſere! . . . Wir ſind von altem Adel, mein Junge, und es iſt nicht möglich, daß Niemand dich kennt.

Nun denn, ſo wird mich der König ſchon anhören.

Nicht einmal dazu wird er ſich herbeilaſſen. Du haſt dir Verſailles in den Kopf geſetzt und meinſt, daß du an Ort und Stelle ſein wirſt, ſobald der Poſtillon ſtillhält. . . . Setzen wir ſogar den Fall, du gelangteſt zum Vorzimmer, ja bis zur Galerie oder gar zum

Oeil-de-Boeuf: da liegt freilich zwiſchen Seiner Majeſtät und dir nur eine Thüre, aber dennoch trennt euch ein Abgrund. Du wirſt dich umthun, wirſt es auf Umwegen und mit Gönnern probiren, und dort nichts erreichen, denn wir ſind nun einmal mit Herrn von Chauvelin verwandt. Und wie denkſt du wohl, daß ſich der König rächt? Einen Damiens läßt er auf die Folter ſpannen; das Parlament verbannt er; Unſereinen aber ſtraft er mit einem Wort oder, was noch ſchlimmer iſt, durch Schweigen. Weißt du auch, was das Schweigen des Königs für eine Bedeutung hat, wenn er Einem, ſtatt einer Antwort, im Vorübergehen einen ſtummen, ſtarren, vernichtenden Blick zuwirft? Scheinbar iſt dieſe Strafe minder grauſam als Schaffot oder Baſtille, und dennoch wirkt ſie genau wie ein Brandmal von Henkers Hand. Der Verurtheilte bleibt zwar los und ledig, aber er laſſe ſich's nun und nimmermehr beifallen, zu einer Dame oder einem Herrn vom Hofe hinzutreten! Vor ihm verſchließt ſich Alles, gleichviel ob Salon, Kirche oder Kaſerne; von ihm wenden ſich Alle weg, und ſo muß er als ein Spielball des Zufalls auf und ab ſchreiten in einem unſichtbaren Kerker.

Ich werde mich ſo lange umthun, bis die Riegel weichen.

Dir wird es gehen wie jedem Andern. Der junge Herr von Meynières hatte nicht mehr verbrochen, als du. Wie du, konnte er ſich auf Verſprechungen berufen, und war zu den beſten Hoffnungen berechtigt. Sein

Vater, der treuſte Unterthan Seiner Majeſtät, der ehrenwertheſte Bürger im ganzen Reich, fand beim König kein Gehör, und nun ging der alte Mann, ungeachtet ſeiner grauen Haare, zur Griſette, nicht um ſich eine Gunſt zu erbitten, bloß um ſie auf die wohlbegründeten Anſprüche ſeines Sohnes aufmerkſam zu machen. Weißt du, wie ihre Antwort lautete? Herr von Meynières hat ſie mir Silbe für Silbe in einem Brief mitgetheilt: „Der König hat zu befehlen; er findet es nicht gelegen, ſeiner Unzufriedenheit einen unmittelbaren Ausdruck zu geben, und begnügt ſich, Ihnen dieſelbe dadurch fühlbar zu machen, daß er Ihrem Herrn Sohn jede öffentliche Laufbahn verſchließt; wenn der König Sie anders ſtrafte, ſo entſtünde ein langes Gerede, und das mag er nicht; beugen Sie ſich vor ſeinem Willen! Ich bedauere Sie und kann Ihren Kummer ermeſſen, denn ich bin ja ſelbſt Mutter geweſen; ich kann mir vorſtellen, wie ſchwer es Sie ankommen muß, Ihren Sohn nicht unterbringen zu können.“ In dieſem Ton ſpricht das Geſchöpf, zu deſſen Füßen du liegen willſt!

Die ſollen ſehr niedlich ſein, lieber Vater.

Wer zweifelt daran? Hübſch iſt die Perſon nicht, und der König liebt ſie nicht, das iſt bekannt. Dennoch biegt und ſchmiegt er ſich vor ihr. Zum Aufrechthalten einer ſo räthſelhaften Herrſchaft gehört freilich etwas mehr, als ihr hölzerner Puppenkopf.

Man rühmt ſie als ſo überaus geiſtreich!

Ein groß Verdienſt, wenn die Herzensgüte fehlt!

Wie? Sie hätte kein Herz, und trägt doch die Verſe von Voltaire und Rouſſeau's Muſik ſo bezaubernd vor, und ſpielt die Alzire und die Colette? Unmöglich! Undenkbar!

So geh hin, weil du drauf beſtehſt, und ſchau ſelber nach! Ich habe dir zu rathen, nicht zu befehlen, aber ſei gewiß, daß du das Reiſegeld weggeworfen haben wirſt. Liebſt du dieſes Fräulein von Annebault denn gar ſo ſehr?

Mehr als mein Leben.

Nun gut! Glückliche Reiſe!

## III.

Es iſt behauptet worden, daß auf Reiſen die Liebe abgeſchwächt werde, weil das Reiſen zerſtreue; es iſt aber gleichfalls behauptet worden, daß die Liebe dabei zunehme, weil man auf Reiſen Muße finde, um einer Leidenſchaft in Gedanken nachzuhängen. So ſpitzfindige Unterſcheidungen konnten in unſerem Chevalier noch nicht aufkommen; dazu war er zu jung. Des Fahrens überdrüſſig, hatte er ſich auf halbem Weg ein Poſtpferd gemiethet, auf dem er des Abends gegen Fünf zum Hofthor eines Gaſthofs hineinritt, welches durch ſein veraltetes Schild „Zur Sonne“ an die Zeiten Ludwig's XIV. erinnerte.

In Verſailles wohnte ein alter Prieſter, der

Doch Brandimart will nicht vom Kaiſer laſſen,
Vom Grafen nicht durch dieſen ganzen Streit;
Doch wenn der Krieg zu Ende ſollte gehen,
So werd' er mehr nach ſeinen Sachen ſehen.

64.

Der Dänenheld begab ſich auf die Wellen
Und der Provence zu den nächſten Tag.
Der Graf ließ ſich genaue Rechnung ſtellen
Vom Herzog, wie der ehrne Würfel lag.
Dann ſchafft' er eifrig vor Biſerta's Wällen;
Die Ehre fiel jedoch nach jedem Schlag
Dem Herzog zu, allein der Herzog kehrte
Nichts andres vor, als was der Graf ihn lehrte.

65.

Wie man ſich ordnet, wo die Hörner ſchallen,
Wie man die Feſtung ſtürmt, zu welcher Zeit,
Wie ſie darauf beim erſten Sturm gefallen,
Wen Roland hat im Ruhme zum Geleit,
Wenn ich euch jetzt nichts ſage von dem Allen,
So ſorgt nur nicht: ich gehe nicht zu weit.
Inzwiſchen laßt euch von den Franken ſagen,
Und ſeht's mit an, wie ſie die Mohren jagen.

66.

Faſt ganz verlaſſen jetzt iſt Agramant
Und ſo in Noth, wie nie in dieſen Kriegen.
Marſil, Sobrin ſind von ihm abgewandt,
Die, nicht zufrieden, in die Stadt zu fliegen,
Noch gar, an jeder Rettung auf dem Land
Verzweifelnd, auf die Schiffe ſind geſtiegen;
Und dieſem Beiſpiel folgen immer mehr
Feldherrn und Ritter aus dem Mohrenheer.

früher in einem Dorf unweit von Neauflette Pfarrer geweſen, und den der Chevalier aus jenen Jahren her kannte und ſchätzte. Dieſer ſchlichte, beſcheidene Mann hatte einen einflußreichen Abbé zum Neffen, der mit reichen Pfründen geſegnet und bei Hof wohlgelitten war. Dem machte nun der Chevalier ſeine Aufwartung; der einflußreiche Herr mit den behaglichen Bäffchen empfing ihn recht gut und ließ ſich auch herbei, dem Anliegen ſeines Beſuchers einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Ei, da kommen Sie ja wie gerufen, ſagte er. Dieſen Abend iſt Opernvorſtellung bei Hof, eine Art Feſt, kurz irgend etwas Beſonderes. Ich kann nicht hingehen, denn ich ſchmolle mit der Marquiſe, um eine Bitte bei ihr durchzuſetzen; hier hab' ich aber gerade eine Einladungskarte, die ich mir vom Herrn Herzog von Aumont für Jemand ausgebeten, ich weiß ſelber nicht mehr für wen. Ich will ſie Ihnen geben. Sie ſind zwar noch nicht bei Hofe eingeführt, aber bei einer Theatervorſtellung nimmt man es nicht ſo genau. Gehen Sie nur und ſehen Sie zu, daß Sie ſich rechtzeitig im kleinen Foyer einfinden, wenn es der König paſſirt. Ein Blick von ihm, und Sie ſind ein gemachter Mann.

Der Chevalier dankte dem Abbé und warf ſich, von einer ſchlafloſen Nacht und einem tagelangen Ritt ermüdet, vor ſeinem ſchlechten Gaſtzimmerſpiegel in jene nachläſſige Balltoilette, die den Verliebten ſo gut ſteht. Eine ungeſchickte Dienſtmagd half ihm, wie es eben ging, und verpuderte ihm die Goldflittern ſeines Galarocks. Dann trat er die Reiſe ins Unberechenbare an, mit ſeinen zwanzig Jahren.

Bei ſinkender Nacht erreichte er das Schloß. Er trat ſchüchtern an das Gitter heran und fragte die Schildwache um Auskunft. Bei der großen Treppe, wohin er gewieſen worden war, erfuhr er vom Schweizer, die Oper habe bereits begonnen, und der König, alſo ſelbſtverſtändlich auch alle Gäſte, befänden ſich im Theaterſaal.

Wenn der Herr Marquis ſich über den Hof bemühen wollen, ſetzte der Schweizer hinzu (Jeder wurde auf gut Glück hin mit Marquis angeredet), das wäre der kürzeſte Weg. Wenn jedoch der Herr Marquis vorziehen ſollten, die Appartements zu paſſiren . . . .

Dem Chevalier waren die Räumlichkeiten ganz fremd. Von Neugierde getrieben, entſchied er ſich für den Weg durch die Appartements, und als ſich ein Lakai anſchickte, ihm zu folgen, um ihm als Führer zu dienen, legte ihm eine Anwandlung von Eitelkeit die Antwort auf die Zunge, daß er eines Begleiters nicht bedürfe. Er machte ſich alſo ganz allein auf den Weg, nicht ohne ein gewiſſes Herzklopfen.

Verſailles war in Licht gebadet. Vom Parterre bis zum Giebel funkelten die vergoldeten Möbel und der glatte Marmor im Glanz der Kronleuchter und der Girandolen. Mit Ausnahme der Appartements der Königin ſtanden alle Flügelthüren offen. Jeder Schritt, den er vorwärts that, erfüllte den Chevalier mit unbeſchreiblichem Staunen der Bewunderung, denn was ihm den Anblick, der ſich ihm allenthalben darbot, überaus märchenhaft erſcheinen ließ, lag nicht bloß in all der funkelnden Pracht, ſondern auch in der völligen Einſamkeit, die ihn gleichſam in eine verzauberte Einöde verſetzte.

Es überkommt einen in der That eine ſeltſam geheimnißvolle Stimmung, wenn man ſich in weiten Räumen ganz allein fühlt, ſei es nun in einem Tempel, einer Kloſterhalle oder einem Schloß. Da wird dem Menſchen, als ob der Bau auf ihm laſtete, als ob ihm die Mauern zuſähen, der Widerhall der eigenen Schritte ihn belauſchte; jedes Geräuſch, das von ihm ausgeht, unterbricht eine ſo feierliche Stille, daß er, von unwillkürlicher Scheu beklommen, nur mit einem Schauer der Ehrfurcht aufzutreten wagt.

Das war auch die anfängliche Empfindung des Chevaliers; bald aber gewann die Neugierde bei ihm die Oberhand und riß ihn fort. In unabſehbarem Widerſchein kreuzten ſich die Flammen auf den Kandelabern der Spiegelgalerie. Tauſend und abertauſend Amoretten, Nymphen und Schäferinnen ſpielten auf dem Wandgetäfel, flatterten an den Decken und umſchlangen den ganzen Palaſt wie mit einer endloſen Guirlande. In den großen Sälen mit den golddurchwirkten Sammetbaldachinen haftete der Blick auf majeſtätiſch ſteifen Paradeſeſſeln im Louis-quatorze-Styl, dann wieder auf zerknitterten Ottomanen, auf Spieltiſchen und rings herumſtehenden Feldſtühlen; in der unbegrenzten Flucht der leeren Räume brach von allen Seiten all die Pracht um ſo unwiderſtehlicher hervor, als ſie den Eindruck verſchwenderiſcher Zwecklosigkeit hinterließ; hin und wieder ſtarrte ein unabſehbarer Corridor aus einer offenen Seitenthür; hier ſtieß man auf labyrinthiſch durch einander laufende Treppen und Gänge, dort auf Säulen und rieſenhafte Eſtraden, dann auf niedliche Boudoirs, wie geſchaffen für kleine Kinder, um Verſtecken darin zu ſpielen, auf ein coloſſales Gemälde von Vauloo neben einem Kamin aus Porphyr, auf ein vergeſſenes Toilettenſchächtelchen neben einer chineſiſchen Pagode: ein Gemiſch von niederdrückend gigantiſchem Prunk und weibiſch verzärtelter Anmuth, und überall mitten in dieſer maßlos üppigen Herrlichkeit, zu einer eigenthümlichen berauſchenden Atmoſphäre verſchmolzen, tauſend verſchiedenartige Wohlgerüche von Blütenkelchen und von Weiberlippen, ein lauer ſinnverwirrender Duft, ein Hauch ſchmachtender Wolluſt.

Allein, an einem ſolchen Ort, mit zwanzig Jahren, zwiſchen Wundern wandelnd, — wer wäre da nicht geblendet geweſen und verzückt? Planlos taumelte der Chevalier weiter wie im Traum.

Ein wahres Feenſchloß! murmelte er vor ſich hin; hatte ſich doch vor ſeinen Augen eines jener Märchen verwirklicht, in denen ein verirrter Prinz einen verzauberten Palaſt entdeckt hat.

Konnten wohl ſterbliche Menſchen ſolch unvergleichliche Stätte bewohnen? Hatten irdiſche Frauen auf dieſen Fauteuils geſeſſen und, ſich mit nachläſſiger Grazie in die Kiſſen ſchmiegend, den flüchtigen Abdruck ihrer Schultern darin zurückgelaſſen? Vielleicht — wer weiß? — wird hinter jenen dichten Gardinen oder aus den Tiefen einer jener langen, ſchimmernden Galerieen eine Prinzeſſin, aus hundertjährigem Schlummer erwachend, hervortreten, eine Fee im Reifrock, eine goldumflitterte Armida, oder es thut ſich eine Marmorſäule auf, und aus wonniger Verborgenheit ſchlüpft ein heimiſcher Genius wie eine Dryas ins Freie . . . .

Der Chevalier, durch ſeine Phantaſieen unwillkürlich betäubt, hatte ſich auf ein Sopha geworfen, um ihnen ungeſtört nachhängen zu können, und wäre vermuthlich ſo bald nicht wieder aufgeſtanden, wenn nicht die Erinnerung an die Geliebte zwiſchen ihm und dem Zauber aufgetaucht wäre. Wie ſtand es jetzt wohl um Fräulein von Annebault, die in ihrem alten Schloß Zurückgebliebene?

Athenaïs! rief er plötzlich, was vergeude ich hier meine Zeit? Hab' ich den Verſtand verloren? Wo bin ich denn, großer Gott? und was geht in mir vor? Er ſprang auf, um die Wanderung durch dieſe fremden Regionen fortzuſetzen, und lief, wie natürlich, in der Irre herum. Endlich gewahrte er in einer Galerie zwei Lakaien, die ſich leiſe mit einander unterhielten. Er ging auf ſie zu und erkundigte ſich nach dem Weg zum Theaterſaal.

Wenn der Herr Marquis, ſo lautete die Antwort (immer mit Marquis), ſich über die Treppe hinunter durch die Galerie rechts bemühen wollen, werden der Herr Marquis ſchließlich auf drei Stufen ſtoßen, ſie erſteigen, ſich dann nach links wenden, den Diana-, den Apollo-, den Muſen- und den Frühlingsſaal paſſiren, hernach wieder ſechs Stufen hinabſteigen, den Saal der Leibwache rechts liegen laſſen und die Miniſtertreppe erreichen, wo die dienſtthuenden Thürſteher die Ehre haben werden, dem Herrn Marquis weitere Auskunft zu ertheilen.

Schönen Dank! ſagte der Chevalier; wenn ich, ſo trefflich unterrichtet, mich doch nicht zurechtfinde, ſo werde ich mir ſelber die Schuld geben müſſen.

Er wanderte muthig weiter, blieb aber gegen ſeinen Willen hie und da wieder ſtehen, bald um ſich umzuſehen, bald um über ſeine Liebe zu grübeln; nach einer ſtarken Viertelſtunde fand er, wie ihm angekündigt worden war, neue zwei Lakaien:

Der Herr Marquis haben den richtigen Weg verfehlt, ſagten ihm dieſe, und hätten durch den anderen Flügel des Schloſſes ſpazieren ſollen; es wird aber dem Herrn Marquis ein Leichtes ſein, dorthin zu gelangen; der Herr Marquis brauchen ſich bloß die Treppe hinabzubemühen, den Nymphen- und den Sommerſaal zu paſſiren und dann ....

Beſten Dank! ſagte der Chevalier.

Es iſt eigentlich recht dumm von mir, dachte er, ſo tölpelhaft hin und her zu fragen. Ich mache mich dabei nur für nichts und wieder nichts lächerlich, und wenn mich auch dieſe Leute wirklich nicht zum Beſten haben, was hilft mir ihr ganzes volltönendes Namensverzeichniß von Sälen, die mir alle unbekannt ſind?

Er entſchloß ſich nun, auf gut Glück geradeaus zu gehen, denn dieſer Palaſt, meinte er, iſt ſchließlich wohl ſehr ſchön und auch ſehr weitläufig, aber endlos iſt er nicht, und wäre er ſogar drei Mal ſo lang wie unſer Kaninchengehege, ſo müßte der Teufel mit im Spiel ſein, wenn ich nicht zum Ende käme. In Verſailles iſt es jedoch ſchwer durchführbar, andauernd geradeaus zu gehen, und vielleicht hatte auch der bäuriſche Vergleich des königlichen Hoflagers mit einem Kaninchengehege das Mißfallen der heimiſchen Hausgenien erregt, denn ſie ließen den armen Verliebten noch erfolgloſer umherirren, als zuvor, und machten ſich, wahrſcheinlich zur Beſtrafung ſeiner Blasphemie, ein neckiſches Vergnügen daraus, ihn ſo an der Naſe herumzuführen, daß er immer wieder auf die frühere Stelle zurückkam; wie einen unerfahrenen Dorfbewohner, der ſich in kunſtreich angelegte Laubgänge verrannt hat, verſtrickten ſie ihn in ein Labyrinth von Marmor und Gold.

Die römiſchen Alterthümer von Piraneſi enthalten eine Reihe von Kupferſtichen, welche der Künſtler ſeine Träume genannt hat. Dieſe Stiche ſind lauter Erinnerungen aus den Fieberphantaſieen ſeines Krankenlagers und ſtellen meiſtens große gothiſche Säle vor; am Boden liegen allerlei Geräthſchaften und Maſchinen, Räder, Taue, Rollen, Hebel, Wurfwerkzeuge und dergleichen, die Sinnbilder äußerſter Kraftanſtrengung und ebenſo mächtigen Widerſtandes. Längs der Mauer zieht ſich eine Treppe hin, auf der Piraneſi ſelber, nicht ohne Mühe, emporklimmt. Etwas über ihm hören die Stufen plötzlich am Rande eines gähnenden Abgrunds auf. Was auch aus dem armen Piraneſi geworden ſein mag, das Ziel ſeiner Laufbahn hat er jedenfalls erreicht, denn er kann keinen Schritt weiter thun, ohne in die Tiefe zu ſtürzen; blickt man jedoch etwas mehr in die Höhe, ſo ſieht man eine zweite aufſteigende Treppe, und auf dieſer Treppe wieder Piraneſi vor einem andern Abgrund. Und auch darüber hinweg erheben ſich noch luftigere Sproſſen, immer mit dem unglücklichen Piraneſi, und ſo geht es fort, bis er mit ſeiner Himmelsleiter in den Wolken oder vielmehr im weißen Rande des Kupferſtichs verſchwindet.

Dieſe fieberhafte Allegorie drückt ziemlich deutlich die Qual nutzloſer Bemühungen und jenes Schwindeln aus, das den ungeduldigen Dulder befällt. So begann auch der Chevalier über ſeine Irrfahrten von Saal zu Saal und von Galerie zu Galerie in Zorn zu gerathen.

Zum Henker! rief er, das iſt doch zu toll. Soll ich, weil mich dieſe einſamen Räume anfangs bezaubert, entzückt und begeiſtert, den Ausweg nicht finden aus dieſem verwünſchten Schloß? (von einem Feenpalaſt war ſchon keine Rede mehr.) Die Peſt über meinen eitlen Einfall, hier einzutreten wie der goldgeſtiefelte Prinz aus dem Märchen, anſtatt mich ganz einfach durch den erſten beſten Lakaien zum Theaterſaal führen zu laſſen!

Beim Ausbruch dieſer verſpäteten Reue befand ſich der Chevalier, wie ſein Leidensbruder Piraneſi, mitten auf einer Treppe, und zwar auf einem Abſatz, auf den drei Thüren hinausgingen. Hinter der mittleren glaubte er ein leiſes Flüſtern zu vernehmen, ſo ſüß und verlockend, daß er unwillkürlich lauſchen mußte. Im Augenblick wo er, vor ſeiner eigenen Indiscretion erbebend, ſich jener Thür näherte, ſprangen beide Flügel vor ihm auf. Ein balſamiſcher Dufthauch und ein Lichtſtrom, welcher ſelbſt die Spiegelgalerie verdunkelt hätte, drangen ſo urplötzlich auf ihn ein, daß er um einige Schritte zurückwich.

Wollen der Herr Marquis hereinſpazieren? fragte der Diener, der die Thür geöffnet hatte.

Ich möchte zur Opernvorſtellung, erwiderte der Chevalier.

Die iſt eben zu Ende.

Bei dieſen Worten traten die erſten Gäſte aus dem Theaterſaal: ſchöne Damen mit einem zarten Anflug von weiß und rother Schminke, welche von Herren jedes Alters nicht am Arm, nicht einmal an der Hand geführt, nur bei den Fingerſpitzen gehalten wurden und ſich bemühten, immer nach der Seite gewendet voranzugehen, um ihre breiten Reifröcke nicht zu zerdrücken. Die glänzende Geſellſchaft unterhielt ſich halblaut, mit einer gemeſſenen Heiterkeit, die eine Beimiſchung von Scheu und Ehrfurcht verrieth.

Was hat das zu bedeuten? ſagte der Chevalier, welcher nicht merkte, daß er durch den Zufall in das kleine Foyer verſchlagen worden war.

Seine Majeſtät werden erwartet, antwortete der Thürſteher.

Es giebt eine gewiſſe wohlfeile Unerſchrockenheit, die es nie bis zu einem Zweifel bringt und weiter nichts iſt, als der Muth der gröberen Naturen. Dieſen ungezogenen Muth beſaß, trotz ſeiner zuverläſſigen Tapferkeit, unſer junger Landedelmann nicht. Bei jenen bloßen Worten: Seine Majeſtät werden erwartet, war er unbeweglich, beinahe furchtſam ſtehen geblieben.

Ludwig XV., dem es beim Jagen auf einen Ritt von einem Dutzend Meilen gar nicht ankam, entwickelte, wie bekannt, in allem Uebrigen eine ſouveraine Bequemlichkeit. Er ſchmeichelte ſich, und nicht ohne Grund, unter Frankreichs Rittern der Erſte zu ſein, und ſeine Maitreſſen verſicherten ihm, ebenfalls nicht ohne Grund, daß er auch der Schönſte ſei von Geſtalt und Geſicht. Es galt für ein Ereigniß, ihn von ſeinem Fauteuil

67.

Nur Agramant noch hält ſich in den Stürmen;
Doch wie er länger nicht zu ſtehn vermag,
So kehrt er um, und eilt, um ſich zu ſchirmen,
Dem Thore zu, das nicht zu ferne lag.
Wildbrauſend naht ſich Rabican den Thürmen,
Den Bradamante treibt mit Sporn und Schlag.
Sie brennt und haſtet an des Feindes Sohlen,
Der ihren Rüd'ger ihr ſo oft geſtohlen.

68.

Dieſelbe Gluth durchzuckt Marfiſens Hände,
Die gern in ſpäter Rache würde ſatt,
Und mit den Sporen zeigt ſie ohne Ende
Dem guten Roß, wie ſehr ſie Eile hat;
Doch keine ſprengt von beiden ſo behende,
Um ihn noch einzuholen vor der Stadt,
Die er ſogleich verſperren läßt mit Ketten,
Um ſich inzwiſchen auf ein Schiff zu retten.

69.

So wie zwei edle, ſchöne Tigerhunde,
Die mit einander von der Koppel gehn,
Wenn ſie vergebens jagten in der Runde
Nach ſchnellen Hirſchen und nach flücht'gen Rehn,
Voll Aerger kehren und mit leerem Munde,
Beſchämt, daß träg ihr Jagen iſt zu ſchmähn,
So wenden ſeufzend ſich die beiden Frauen,
Wie ſie in Sicherheit den Mohren ſchauen.

70.

Doch wollten ſie den Streich nicht ſtill ertragen,
Und ſprengten in die Flüchtlinge der Schlacht,
Die ihren Schwertern links und rechts erlagen,
So daß an's Aufſtehen keiner mehr gedacht.

aufſtehen und höchſteigenfüßig ein paar Schritte thun zu ſehen. Die Flüſternden alle verſtummten, als er, ſich mit ausgeſtrecktem Arm auf Herrn von Argenſon's Schulter ſtützend, den rothen Abſatz ſeines Schuhes mit einer durch ſein Beiſpiel modegewordenen Trägheit über den getäfelten Fußboden des Foyers hingleiten ließ; die Herren ſtanden vor dem Vorbeiſchreitenden mit geſenktem Haupt, denn ſie wagten es nicht, ſich ganz zu verbeugen; die ſchönen Damen lehnten ſich ſanft auf das Eine feuerfarbene Strumpfband in ihre weiten Falbeln zurück, zu jenem anmuthigen Grüßen, welches unſere Großmütter eine Reverenz nannten, und das ſpäter durch das unſchöne shakehand der Engländer verdrängt worden iſt.

Der König aber blieb für Alles gleichgültig und ſah nur, was ihm gefiel. Vielleicht war ihm an dieſem Tage Alfieri vorgeſtellt worden, welcher ſeine Verſailler Eindrücke folgendermaßen in ſeinen Memoiren zuſammenfaßt.

„Ich wußte wohl, daß der König zu Fremden von geringerer Bedeutung nie ein Wort ſpricht, und dennoch überraſchte mich ſein apathiſch hochfahrendes Weſen. Den ihm Vorgeſtellten maß er vom Wirbel bis zur Zehe; aber man ſah ihm an, daß dies Schauen in ihm keinen auch noch ſo flüchtigen Eindruck hervorbrachte. Doch dünkt mich, daß ein Rieſe, wenn man zu ihm ſagen würde: Hier ſtelle ich dir eine Ameiſe vor, nachdem er ſie betrachtet, wenigſtens lächeln müßte, oder vielleicht ſogar ausrufen würde: Ei, welch ein winziges Thierchen.“

So bewegte ſich denn der ſchweigſame Monarch durch dieſe Menge von Blumen, von ſchönen Frauen und von Höflingen in verſchloſſener Einſamkeit. Dem Chevalier wurde ohne langes Nachdenken klar, daß er vom König nichts zu hoffen habe, und daß hier kein empfänglicher Boden ſei für die Erzählung ſeiner Liebesgeſchichte.

Ich Thor habe es meinem Vater nicht glauben wollen, dachte er, und doch hatte er nur allzu Recht, als er mir ſagte, daß ich, wenn auch nur zwei Schritte mich vom Könige trennten, zwiſchen ihm und mir eine gähnende Kluſt gewahren würde. Setzen wir ſogar den Fall, ich brächte es dahin, um eine Audienz einzukommen, wer ſoll mir das Wort reden, wer mich vorſtellen? Hier geht er, der unumſchränkte Herrſcher; ein Wink von ihm würde genügen, mein Schickſal umzugeſtalten, mein Glück zu begründen, all meine Wünſche zu erfüllen. Ich ſeh' ihn vor Augen; ich brauchte bloß den Arm auszuſtrecken, um ihn berühren zu können.... und doch fühle ich mich ihm noch weiter entrückt, als wenn ich im entlegenſten Winkel unſeres Landſitzes wäre! Woher ſoll ich den Muth nehmen, zu ihm hinzutreten, ihn anzureden? Woher kann mir Hülfe kommen?

Während der Chevalier ſich ſolchermaßen abquälte, erſchien eine ziemlich hübſche junge Dame von äußerſt feinem und graziöſem Ausſehen in dem Saal; ihre

Toilette war ſehr einfach: ein weißes Kleid ohne Diamanten und Stickereien; im Haar trug ſie über dem Einen Ohr eine Roſe. Ein Herrchen, wie Voltaire ſagt, „ganz Ambraduft“, führte ſie an der Hand und flüſterte ihr hinter ihrem Fächer etwas zu. Nun fügte es der Zufall, daß über dem Plaudern, Kichern und Ab- und Zuwenden jener Fächer ihr entglitt und auf einem Lehnſtuhl liegen blieb, der juſt vor dem Chevalier ſtand. Dieſer ſtürzte augenblicklich vor, und da er, um den Fächer raſch aufzuheben, ſich auf ein Knie niedergelaſſen hatte, und ihm andrerſeits die junge Dame überaus reizend vorkam, reichte er ihr den verlorenen Gegenſtand hin, ohne die Stellung zu verändern. Sie blieb ſtehen, lächelte und ging, mit einem leiſen Kopfnicken dankend, weiter: aber bei dem Blick, den ſie ihm zugeworfen, hatte der Chevalier ein räthſelhaftes Herzklopfen verſpürt. — Dies Herzklopfen hatte ihn nicht betrogen, denn die junge Dame war keine Andere als die kleine Étioles, wie ſich die Mißvergnügten noch auszudrücken pflegten; die Uebrigen, wenn ſie von ihr ſprachen, ſagten die Marquiſe, mit eben der feierlichen Betonung, wie ſie geſagt hätten: die Königin.

## IV.

Die wird ſich meiner annehmen; die wird mir das Wort reden! O wie ſehr hatte der Abbé Recht, als er mir ſagte, daß Alles von Einem Blick abhängt! Dieſe geiſtreichen, ſanften Augen, dieſer ſchelmiſch liebliche kleine Mund, dieſes Füßchen, das unter der Roſette ſeines Schuhes verſchwindet . . . . ſo muß meine gute Fee ausſehen!

In dieſen Betrachtungen erging ſich, faſt laut aufjubelnd, der Chevalier, als er in ſeinen Gaſthof zurückkehrte. Worauf gründete er wohl die plötzliche Hoffnung? Sprach bloß die Jugend aus ihm, oder hatten die Augen der Marquiſe wirklich geſprochen?

Gleichviel, damit war die Schwierigkeit lange nicht gehoben. Wenn auch jetzt die Vorſtellung beim König nicht mehr nothwendig war, wer ſollte die Vorſtellung bei der Marquiſe vermitteln?

Ein großer Theil der Nacht wurde auf einen Brief an Fräulein von Annebault verwendet, welcher mit dem von Frau von Pompadour vorgeleſenen ſehr viel Aehnlichkeit hatte, und deſſen Wortlaut deßhalb kein näheres Intereſſe bietet. Die Dummköpfe ausgenommen, ſind nur Verliebte fähig, an ihre Originalität zu glauben, indem ſie zum hundertſten Mal daſſelbe ſagen.

In aller Frühe ging der Chevalier aus und ſchlenderte träumeriſch durch die Straßen. Aus ziemlich ſchwer zu erörternden Gründen dachte er nicht daran, ſich nochmals an ſeinen Gönner, den Abbé, zu wenden. In ihm brodelte ein abſonderliches Gemiſch von Angſt und Kühnheit, von falſcher Scham und romantiſcher Schwärmerei. Und in der That, was hätte wohl der Abbé auf die Erzählung des Zwiſchenfalls vom vorigen

Abend erwidert? Es bot ſich Ihnen alſo die Gelegenheit dar, den Fächer aufzuheben; nun, wie haben Sie ſich das zu Nutze gemacht? Was haben Sie zur Marquiſe geſagt? — Nichts. — Nichts? Sie hätten ſie anreden ſollen. — Aber ich war verwirrt, hatte den Kopf verloren. — Das war unrecht; Gelegenheiten muß man ausbeuten; doch es läßt ſich noch einbringen. Wenn Sie wollen, ſtelle ich Sie meinem Freunde, Herrn ſo und ſo vor, oder der Frau N. N., ja, das wird noch beſſer ſein. Wir werden dafür ſorgen, daß Sie die Marquiſe ſprechen; nur erſchrecken Sie nicht wieder vor ihr.

Dieſen und ähnlichen Ermahnungen wollte ſich der Chevalier nicht ausſetzen. Ihm war, als würde er von ſeinem Abenteuer gleichſam den Schmelz, den poetiſchen Blütenſtaub abſtreifen, wenn er es Jemand erzählte, als hätte das Schickſal für ihn etwas ſo Unerhörtes, Unglaubliches gethan, daß er ſich verſündigen würde, wenn er nicht reinen Mund hielte; in ſeinen Augen machte er durch das Ausplaudern mit Einem Schlag das Geheimniß werthlos und ſich des Geheimniſſes unwürdig: Bin ich, dachte er, geſtern allein in das Schloß gegangen, ſo werd' ich heut auch allein den Weg nach Trianon finden. — Das war nämlich der dermalige Aufenthalt der Marquiſe.

Zwar mag oder muß ſogar dieſes Verfahren des Chevaliers jedem berechnenden Denker, der keine Chancen verſäumt und den Zufall möglichſt beſchränkt, ganz

BIBLIOTHECA
REGIA

hirnverbrannt vorkommen; aber den nüchternſten Menſchen, wenn ſie jemals jung geweſen (nicht Jedermann war's, ſelbſt in den Jünglingsjahren nicht), blieb jenes eigenthümliche ſchwächlich dreiſte, gefährlich verlockende Gefühl nicht unbekannt, welches voranſtrebt ins Blaue hinein: man iſt ſich der eigenen Verblendung bewußt, und will nicht von ihr laſſen; man weiß nicht, wohin man geht, und taumelt dennoch vorwärts. In jener Sorgloſigkeit, in jenem Nichtwiſſen liegt eben der beſondere Reiz; darauf iſt auch das ſelige Träumen des Künſtlers zurückzuführen und des Verliebten, der unter den Fenſtern der Angebeteten die Nacht zubringt, darauf der abenteuernde Inſtinct des Soldaten und namentlich des Spielers.

So befand ſich denn der Chevalier — er wußte ſelber kaum, wie — auf dem Weg nach Trianon. Ohne daß er, wie man damals ſagte, ſehr geziert geweſen wäre, ſo verrieth ſeine äußere Erſcheinung nichts deſto weniger eine gewiſſe Eleganz, jenen eigenen Schliff, dem man es zu danken hat, daß man nicht in jedem Corridor von einem Lakaien gefragt wird, wohin man eigentlich gehe. Vermittelſt der Andeutungen, die er ſich im Gaſthof hatte geben laſſen, gelangte er ohne alle Schwierigkeit bis zu dem Gitter des Schloſſes oder vielmehr des marmornen Juwelenkäſtchens, welches Trianon heißt und ſo reich iſt an frohen und trüben Erinnerungen. Leider ſchien das Gitter verſchloſſen, und weiter weg, in der Eingangsallee, ſpazierte ein dicker Thürſteher auf und nieder mit über den Rücken gekreuzten Händen und ſchlichtem Ueberrock, wie Einer, der Niemand zu erwarten hat.

Entweder iſt der König hier, dachte der Chevalier, oder die Marquiſe iſt ausgefahren.. Wenn die Dienerſchaft hinter geſchloſſenen Thüren herumſchlendert, iſt die Herrſchaft offenbar nicht zu Hauſe oder wenigſtens nicht zu ſprechen.

Was nun? All das kühne Selbſtvertrauen von vorhin verwandelte ſich plötzlich in Verlegenheit und Entmuthigung. Schon der Gedanke, der König könne da ſein, jagte den Chevalier weit mehr in Angſt, als die paar Worte von geſtern Abend: „Seine Majeſtät werden erwartet“, denn damals ſtand er ja noch etwas Ungeahntem gegenüber; jetzt aber kannte er jenen eiſigen Blick der unempfindlichen Allmacht.

Ach, du mein Gott! was würde ich für ein Geſicht dazu machen, wenn ich mich leichtſinnig in dieſen Garten hineinwagte, und Auge in Auge dem erhabenen Monarchen gegenüberzuſtehen käme, der vielleicht zu dieſer Stunde bei einem murmelnden Bach gelagert ſeinen Mokka ſchlürſt?

Sofort tauchte vor dem armen Verliebten in unheimlichen Umriſſen die Baſtille auf; das reizende Bild der lächelnd vorüberſchwebenden Marquiſe ſchwand aus ſeiner Phantaſie, und er ſah nur mehr Thürme, Kerker, trockenes Brod und Marterwerkzeuge: wußte er doch um die Leidensgeſchichte von Latude. Die Vernunft trat nach und nach zurück in ihre Rechte, und verſcheucht flogen die Hoffnungen vor ihr davon.

Aber, ſagte er wieder zu ſich ſelber, was thu' ich denn ſo Schlimmes, und warum ſollte mir vom König Schlimmes widerfahren? Ich beſchwere mich bloß über eine unverſchuldete Grauſamkeit und habe keinerlei Spottgedichte auf dem Gewiſſen. In Verſailles wurde ich geſtern Abend ſo gut aufgenommen, und das ganze Dienſtperſonal war ſo höflich gegen mich! . . . Was fürcht' ich denn? Einen Bock zu ſchießen? Ei was! Bei dem Einen wird es ſo wie ſo nicht bleiben, und der größte wird es juſt nicht ſein.

Er ging auf das Gitterthor zu und berührte es mit dem Finger: es war bloß angelehnt. Er ſtieß es auf und trat entſchloſſen ein. Der Diener wandte ſich mißmuthig um:

Was wünſchen Sie? Wohin wollen Sie?

Zu Frau von Pompadour.

Sind Sie zu einer Audienz geladen?

Ja.

Wo haben Sie Ihren Brief?

Das war freilich ein gewaltiger Abſtand gegen geſtern; es hieß nicht mehr: Wollen der Herr Marquis nur hineinſpazieren; da konnte auch der Herzog von Aumont nicht mehr helfen. Der Chevalier ſchlug melancholiſch die Augen nieder und entdeckte, daß ſeine weißen Strümpfe und die geſchliffenen Rheinkieſel auf ſeinen Schuhſchnallen ganz beſtaubt waren. Er war ſo unklug geweſen, zu Fuß herzukommen an einen Ort, wo Niemand zu Fuß zu gehen pflegte. Auch der Thürſteher ſenkte den Blick und maß den Chevalier, zwar nicht vom Wirbel bis zur Zehe, wohl aber von der Zehe bis zum Wirbel. Der Rock fand Gnade vor ſeinem prüfenden Auge, doch der Hut ſaß etwas ſchief, und die Friſur hatte gelitten.

Sie haben gar keinen Brief? Was wollen Sie eigentlich?

Ich möchte Frau von Pompadour ſprechen.

Weiter nichts? Und Sie meinen, daß man ſo mir nichts dir nichts vorgelaſſen wird?

Das weiß ich nicht. Iſt der König hier?

Vielleicht, doch verſchonen Sie mich mit Ihren Fragen und mit Ihrer Gegenwart.

Der Chevalier wollte nicht in Hitze gerathen, aber bei dieſer unverſchämten Aeußerung wechſelte er unwillkürlich die Farbe.

Ich kam öfters ſchon in den Fall, einen Lakaien gehen zu heißen, antwortete er, aber daß ein Lakai mich dazu auffordert, das geſchieht heute zum erſten Mal.

Lakai! Ich ein Lakai? ſchrie der wüthende Portier.

Lakai oder Thürſteher oder Hausknecht — was ſchiert das mich? Mit dem Bedientenpack mache ich keine Umſtände.

Der Schweizer that mit flammendem Geſicht und geballten Fäuſten einen Schritt vorwärts. Der Chevalier, der bei dieſer ſcheinbaren Drohung ſeine Ruhe wiedergewonnen hatte, zog mit einem leichten Griff den Degen um ein paar Zoll aus der Scheide:

Sei Er vorſichtig, ſagte er; einen Edelmann koſtet es nicht mehr als ſechs und dreißig Livres, wenn er einen Flegel, wie Ihn, zu Boden ſtreckt.

Sie ſind ein Edelmann, mein Herr, und ich ſtehe im Dienſt Seiner Majeſtät; ich erfülle nur meine Pflicht, und glauben Sie nicht . . . .

In dieſem Augenblick ertönte aus der Ferne eine Fanfare, die aus dem Wald von Satory zu kommen ſchien und langſam wieder verhallte. Der Chevalier ließ ſeinen Degen in die Scheide zurückgleiten und rief, ohne ſich um den angefangenen Streit weiter zu bekümmern:

Morbleu! Da reitet ja der König auf die Jagd. Was ſagten Sie mir's nicht gleich?

Weil es weder Sie noch mich etwas angeht.

Seien Sie vernünftig, mein Freund. Der König iſt fort; ich habe keinen Brief, bin auch zu keiner Audienz geladen, aber hier iſt ein Trinkgeld für Sie, und jetzt laſſen Sie mich durch!

Er zog einige Louisd'or aus der Taſche. Der Andere maß ihn abermals mit einem Blick voll überlegener Verachtung:

Wo ſoll das hinaus? fragte er geringſchätzig. Schleicht man ſich mit ſolchen Mitteln in einen königlichen Wohnſitz

Den Heiden ſchien heut alles fehlzuſchlagen,
Denn ſelbſt die Flucht war ihnen ſchwer gemacht,
Da Agramant, um für ſich ſelbſt zu ſorgen,
Sich hinter dem verſchloſſnen Thor geborgen.

71

Die Brücken ließ er in die Rhone fliegen.
Ach, unglückſel'ges Volk in deiner Noth!
Dich rechnet zu den Schafen, zu den Ziegen,
Wenn er's für nützlich findet, dein Despot
Der kommt im Fluß und der im Meer zu liegen,
Der färbt mit ſeinem Blut die Schollen roth;
Nur wen'ge bleiben, die man fing, am Leben,
Denn wen'ge haben Löſegeld zu geben.

72.

Von jener Menge, die im letzten Streite
Vom Mohren- wie vom Chriſtenheere fiel,
— Doch war die Zahl nicht gleich auf jeder Seite,
Denn beide Fräulein in dem blut'gen Spiel,
Erſchlugen bei den Heiden weit mehr Leute —
Sieht man bei Arles noch der Spuren viel:
Denn da, wo ſich der Rhone Fluthen ſtauen,
Sind Gräber dicht bei Gräbern auf den Auen.

73.

Inzwiſchen ſtößt der König ab, und läßt
Auf's hohe Meer die ſchweren Schiffe legen.
Die leichtern liegen noch am Strande feſt,
Der flücht'gen und verſprengten Truppen wegen.
Zwei Tage harrt er auf des Heeres Reſt,
Auch ſind ihm noch die Winde ſehr entgegen.
Er hißt am dritten Tag die Segel auf,
Und lenkt, ſo meint er, heimwärts ſeinen Lauf.

ein? Nehmen Sie ſich in Acht! Anſtatt Sie fortzuſchicken, könnte ich Sie vielleicht feſthalten.

Was? Du Erzſtrolch! brannte der Chevalier wieder auf, indem er an den Degen griff.

Ja, das könnte ich, wiederholte der Dicke. — Aber während dieſer leider für den Helden der Geſchichte compromittirenden Unterredung hatten ſchwere Wolken den Himmel verfinſtert. Es war ein Gewitter im Anzug; auf einen raſchen Blitz folgte ein lautdröhnender Donnerſchlag, und ſchon fielen einzelne große Regentropfen. Einer davon hatte ſich bereits thalerbreit gemacht auf dem beſtäubten Schuh des Chevaliers, der ſeine Goldſtücke noch immer in der Hand hielt und jetzt in die Worte ausbrach:

Donnerwetter! Wo ſteh' ich unter? Naß werden mag ich nicht.

Er ging alſo hurtig auf die Cerberushöhle zu und ließ ſich, im Hauſe des Portiers angelangt, ohne alle Umſtände auf deſſen behäbigen Lehnſtuhl nieder:

Gott! Sind Sie ein langweiliger Menſch, ſeufzte er, und wie bin ich doch ſo unglücklich! Sie wittern in mir einen Verſchwörer und wollen nicht begreifen, daß ich Seiner Majeſtät eine Bittſchrift überreichen muß! Deßhalb bin ich ja hergereiſ't, aber Sie Hans Narr verſtehen das nicht.

Ohne zu antworten, holte der Schweizer ſeine Hellebarde aus einer Ecke und nahm eine imponirende Stellung ein.

Wann werden Sie ſich endlich entfernen? brüllte er mit Stentorſtimme.

Dies Mal ſchien der abwechſelnd vergeſſene und neu aufgenommene Streit in das Stadium bitterſten Ernſtes überzugehen, und ſchon zuckte es ſo bedenklich durch die beiden Rieſenfäuſte des pikenbewehrten Schweizers, daß das Aeußerſte zu befürchten war. Da wendete ſich der Chevalier plötzlich um und rief: Ei, wer kommt denn da geritten?

Ein junger Page auf einem prachtvollen Pferd (von engliſcher Race war es nicht, denn damals galten die dünnen Beine nicht für ſchön) ſprengte mit verhängtem Zügel in geſtrecktem Galopp heran. Der Weg war vom Regen aufgeweicht und das Gitterthor nur zur Hälfte geöffnet; ſo mußte denn der Reiter einen Augenblick ſtillhalten. Der Schweizer ging hinaus, um das Thor ganz aufzumachen, und nun gab der Page ſeinem Pferd wieder die Sporen; das Thier glitt aber beim Davonrennen auf dem feuchten Boden aus und fiel.

Jedermann weiß, daß es unbequem, beinahe gefährlich iſt, ein Pferd, das ausgeſtreckt auf der Erde liegt, zum Aufſtehen zu bewegen. Da iſt mit Dreinhauen nichts gethan, und die Gliederverrenkungen des hülflos zappelnden Thiers können ſehr unangenehm werden, namentlich für den, der mit dem einen eingeklemmten Bein die ganze Laſt ertragen muß.

Ohne vor einem Hufſchlag zurückzuſchrecken, eilte der Chevalier herbei und griff die Sache ſo geſchickt an, daß in wenigen Minuten das Pferd aufrecht ſtand und der Reiter befreit war. Ueber und über mit Koth bedeckt, hinkte dieſer mühſam in das Haus des Portiers und wurde dort auf den uns ſchon bekannten großen Lehnſtuhl geſetzt.

Mein Herr, ſagte er zum Chevalier, Sie ſind gewiß auch ein Edelmann. Sie haben mir bereits einen großen Dienſt geleiſtet, aber ich möchte Sie um einen noch größeren bitten. Hier iſt ein Brief Seiner Majeſtät an Frau von Pompadour, ein Brief, welcher, wie Sie errathen können, raſch beſorgt werden ſoll; hab' ich mir doch, um ſchneller an Ort und Stelle zu kommen, vorhin beinahe Hals und Bein gebrochen. Sie begreifen wohl, daß ich in dieſem Aufzug, und noch dazu mit einem gequetſchten Fuß, das allerhöchſte Schreiben unmöglich überreichen kann, ich müßte mich denn ſelber hintragen laſſen. Wollen Sie nicht ſo freundlich ſein und meine Pflicht übernehmen?

Bei dieſen Worten hatte er ein großes Couvert mit goldenen Arabesken und dem königlichen Siegel aus der Bruſttaſche hervorgezogen.

Mit dem größten Vergnügen, antwortete der Chevalier, indem er den Brief zu ſich ſteckte. Und federleicht lief er auf den Fußſpitzen von dannen.

## V.

Als der Chevalier in das Schloß kam, ſtand wiederum ein Schweizer am Eingang.

Auftrag Seiner Majeſtät! rief ihm der junge Mann entgegen, dieſes Mal ohne alle Furcht vor der Hellebarde, und, ſeinen Brief in der Hand, hüpfte er luſtig an einem Halbdutzend Lakaien vorüber.

Als der hagere Thürſteher, der in der Vorhalle aufgepflanzt war, das königliche Siegel erkannte, verneigte er ſich langſam und feierlich wie eine Pappel im Wind und berührte dann lächelnd eine beſtimmte Stelle am Holzgetäfel mit ſeinen verknöcherten Fingern. Plötzlich ſprang wie durch einen Zauber eine kleine verborgene Tapetenthür auf. Der hagere Mann machte eine verbindliche Handbewegung; der Chevalier trat ein, und die halbgeöffnete Tapete fiel geräuſchlos hinter ihm ins Schloß zurück.

Eben ſo geräuſchlos wurde er durch einen Kammerdiener erſt in einen Salon geleitet, dann in einen Corridor mit zwei oder drei Ausgängen, und von dort wieder in einen Salon, wo man ihn erſuchte, ſich einen Augenblick gedulden zu wollen.

Das erinnert mich lebhaft an meine Verſailler Irrfahrten, dachte der Chevalier. Soll ich auch hier Blindekuh ſpielen?

Damals hatte Trianon weder ſein jetziges noch ſein urſprüngliches Ausſehen. Man hat behauptet, Verſailles ſei durch Frau von Maintenon in einen Betſaal und durch Frau von Pompadour in ein Boudoir umgewandelt worden. In ähnlicher Weiſe hat man das Porzellanſchlößchen Trianon das Boudoir der Frau von Montespan genannt. Wie dem auch ſein mag, ſo viel ſteht feſt, daß Ludwig XV. überall Boudoirs anzubringen wußte. Lange Galerieen, wo ſein Ahnherr majeſtätiſch auf und ab zu ſpazieren pflegte, hatte er, einer eigenthümlichen Liebhaberei nachgebend, in eine Unmaſſe beſchränkter, buntfarbig prangender Räumlichkeiten abgetheilt. Es gewährte ihm ein ganz beſonderes Vergnügen, in dieſen Lauben von Sammt und Seide wie ein Schmetterling herumzuflattern. Gefallen Ihnen meine kleinen möblirten Appartements? fragte er eines Tages die ſchöne Gräfin von Séran. Nein, Sire, antwortete ſie, mir gefällt nur das Blau. Da Blau die Leibfarbe des Königs war, fühlte er ſich ſehr geſchmeichelt. Beim folgenden Rendez-vous war Alles in Blau decorirt, wie es Frau von Séran gewünſcht hatte.

Der Salon, in dem der Chevalier wartete, war nun weder blau, noch weiß, noch roth, ſondern mit lauter Spiegeln tapezirt. Man weiß ja, wie ſehr eine hübſche Dame die Vorzüge ihres ſchönen Wuchſes verwerthen kann, wenn ſie ihr Bild in allen möglichen Reflexen vertauſendfacht. So blendet, ſo umlagert ſie ſo zu ſagen Denjenigen, dem ſie gefallen will. Wohin er auch blicken mag, er ſieht nur ſie; er kann ihr nicht mehr ausweichen, und hat keine andere Wahl, als zu entfliehen, oder ſich gefangen nehmen zu laſſen.

Der Chevalier ſchaute durch das Fenſter in den Garten hinab. Dort zeigten ſich ſchon neben den Laubgängen, labyrinthiſchen Pfaden, Marmorvaſen und mythologiſchen Statuen, die erſten Merkmale jenes idylliſchen Geſchmacks, welchen die Marquiſe als modiſche Neuerung damals einzuführen begann, und welcher ſpäter durch Madame Dubarry und die Königin Marie Antoinette einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit erreichen ſollte. Schon eröffnete hie und da ein ländlicher Winkel den Launen überſättigter Genußſucht eine willkommene Zufluchtſtätte. Schon ſahen aus ihren grünen Niſchen die pausbackigen Tritonen, die gravitätiſchen Göttinnen, die gelahrten Nymphen und perückenumfluteten Portraitbüſten mit einem Schauder des Entſetzens, wie die Anlagen eines engliſchen Gartens zwiſchen den nicht minder verblüfften regelrecht geſchorenen Taxusbäumen aus dem Boden emporwuchſen. Bald ſollte der Olymp durch die kleinen Raſenplätzchen, die kleinen Bächlein mit den kleinen Brücken verdrängt werden und an ſeiner Stelle eine Meierei erſtehen, eine abſonderliche Parodie der von den Engländern ohne Verſtändniß copirten Natur, das Kinderſpielzeug für den abgeſtumpften Herrſcher, der, nach Zerſtreuung haſchend, die Verſailler Langeweile loswerden wollte, ohne Verſailles zu verlaſſen.

Doch der Chevalier fühlte ſich in dieſer Atmoſphäre ſo entzückt und hingeriſſen, daß in ihm keine kritiſche

Bemerkung aufkommen konnte. Im Gegentheil, er war in der Stimmung, Alles zu bewundern, und that es auch ohne Rückhalt, während er, wie ein verlegener Beſucher ſeinen Hut, das allerhöchſte Schreiben zwiſchen den Fingern hin und her drehte. Da wurde eine Thür geöffnet, und eine niedliche Zofe ſagte mit ſanfter Stimme: Treten Sie nur näher, mein Herr.

Er folgte ihr, wieder durch einige mehr oder minder geheimnißvolle Gänge, in ein großes Zimmer mit halbgeſchloſſenen Fenſterläden. Dort blieb ſie ſtehen, als horchte ſie.

Immer daſſelbe Blindekuhſpiel, dachte der Chevalier.

Nach wenigen Minuten ging abermals eine Thüre auf, und eine andere Zofe, die an Niedlichkeit der Erſteren nichts nachgab, ſagte wieder mit eben ſo ſanfter Stimme: Treten Sie nur näher, mein Herr.

Hatte dem Chevalier zu Verſailles das Herz ſchon geklopft, ſo klopfte es ihm jetzt noch viel gewaltiger, denn es war ihm klar, daß er auf der Schwelle des Heiligthums ſtand. Bebend ſchritt er voran aus dem Halbdunkel in ein helleres Gemach, wo das Licht von außen nur durch luſtige Florgardinen gedämpft war und ein leichter wunderlieblicher Duſthauch den Eintretenden umfächelte. Reſpectvoll ſchlug die Zofe einen ſeidenen Thürvorhang ein klein wenig zurück, und der Chevalier ſah im Hintergrunde eines mit eleganteſter Einfachheit ausgeſtatteten Boudoirs die Dame mit dem Fächer, die allmächtige Marquiſe an einem Tiſche ſitzen.

Sie war allein, noch in der Morgentoilette, und ſchien in Gedanken vertieft, denn ſie hatte den Kopf auf die Hand geſtützt. Als ſie den Chevalier erblickte, ſtand ſie, wie von einer unbewußten Regung ergriffen, plötzlich auf.

Sie kommen im Auftrag des Königs?

Dem Chevalier fiel nichts Paſſenderes ein, als ihr mit einer tiefen und ſtummen Verbeugung den Brief zu überreichen. Sie nahm, oder beſſer geſagt, riß ihn haſtig an ſich und erbrach ihn mit zitternden Fingern.

Das Handſchreiben des Königs war ziemlich lang. Zuerſt verſchlang ſie es gleichſam mit den Augen, dann las ſie es athemlos, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit Zeile für Zeile durch. So wie ſie daſtand, mit zuſammengezogenen Brauen und zugekniffenem Munde, war ſie nicht ſchön und erinnerte kaum mehr an die zauberhafte Geſtalt von geſtern. Als ſie mit der Lectüre zu Ende war, ſchien ſie ihre Eindrücke zu ſammeln. Nach und nach ergoß ſich über ihr Geſicht, das ſich momentan entfärbt hatte, eine zarte Röthe (geſchminkt war ſie zu dieſer Stunde noch nicht), und ihre Züge gewannen nicht nur ihre frühere Anmuth wieder, ſondern es zuckte ſogar ein Blitz wirklicher Schönheit darüber hin; jetzt hätte man ihre Wangen mit zwei Roſenblättern vergleichen können. Mit einem halbunterdrückten kleinen Seufzer ließ ſie den Brief auf den Tiſch gleiten, und wendete ſich an den Chevalier:

Ich habe Sie warten laſſen, mein Herr, ſagte ſie, ihn überaus lieblich anlächelnd, weil ich noch nicht aufgeſtanden war, und ich bin es eigentlich immer noch nicht. Darum mußte ich Sie auch durch die geheimen Schlupfwinkel herführen laſſen, denn hier belagert man mich beinah eben ſo ſehr, wie wenn ich zu Hauſe wäre. Ich möchte das königliche Schreiben doch beantworten. Würde es Sie beläſtigen, mein Bote zu ſein?

Dies Mal konnte der Chevalier unmöglich ſchweigen; übrigens hatte er Zeit gehabt, um ſich zuſammenzuraffen.

Ach, gnädige Frau, ſagte er wehmüthig, ſo hoch ich dieſe huldvolle Aufforderung ſchätze, leider darf ich ſie mir nicht zu Nutze machen.

Warum denn nicht?

Weil ich die Ehre nicht habe, im Dienſte Seiner Majeſtät zu ſtehen.

Aber dann, wie kamen Sie eigentlich hieher?

Durch Zufall. Unterwegs traf ich einen Pagen, der zu Boden fiel, und mich erſuchte . . . .

Was? Zu Boden iſt er gefallen? rief laut auflachend die Marquiſe, die ſich gegenwärtig ſo glücklich zu fühlen ſchien, daß ſie in Allem einen Anlaß zur Heiterkeit fand.

Ja wohl, gnädige Frau, drüben bei dem Gitter ſtürzte er mit ſeinem Pferde. Glücklicherweiſe war ich in der Nähe, konnte ihm aufhelfen, und da ſeine Toilette ſehr gelitten hatte, bat er mich, ſeinen Auftrag zu übernehmen.

Und was für ein Zufall hatte denn Sie in die Nähe geführt?

Ein Geſuch, gnädige Frau, welches ich Seiner Majeſtät zu unterbreiten wünſche.

Seine Majeſtät wohnen ja in Verſailles.

Allerdings; hier aber wohnen Sie.

Ah ſo! Sie wollten alſo mich bitten, den Auftrag zu übernehmen?

Ich beſchwöre Sie, gnädige Frau, zu glauben, daß ....

Erſchrecken Sie nur nicht! Sie ſind nicht der Erſte. Aber warum wenden Sie ſich gerade an mich? Ich bin ja nur eine Frau .... wie hundert Andere.

Und die Marquiſe warf bei den letzten Worten, welche ſie mit ſchalkhaftem Ausdruck geſprochen hatte, einen triumphirenden Blick auf den eben geleſenen Brief.

Gnädige Frau, fuhr der Chevalier fort, es wurde mir ſtets geſagt, daß die Männer zwar die Macht ausüben, die Frauen aber ....

Darüber verfügen, nicht ſo? Nun denn, mein Herr, es giebt in Frankreich eine Königin.

Das weiß ich, gnädige Frau, und gerade deßhalb war ich dieſen Morgen hier in der Nähe.

Die Marquiſe war an derartige Schmeicheleien mehr als gewöhnt, wiewohl man ſie ihr nur zuzuflüſtern pflegte; aber dieſes Compliment, unter dieſen Umſtänden ausgeſprochen, ſchien ihr ganz beſonders zu behagen.

Und auf welche Vorausſetzung, auf welche Ver-

74.

Marſil beſorgt von den verhöhnten Göttern,
Die Zeche zahle Spanien zuletzt,
Und das gefährlichſte von allen Wettern
Beſchatte nächtig ſeine Lande jetzt,
Steigt bei Valenza aus, läßt Hörner ſchmettern
Und neue Feſten bau'n, und treibt und hetzt,
Und wirbt zum Kriege, der im Lauf der Zeiten
Ihm und den Seinen wird den Sturz bereiten.

75.

Nach Afrika wird Agramant getragen
Auf Schiffen, leer beinah und ſchlecht verſehn:
Von Menſchen ſind ſie leer, und voll von Klagen,
Denn Frankreich nahm wohl ſieben weg von zehn.
Stolz, grauſam, thöricht nennt man ſein Betragen,
Und, wie es pflegt in ſolchem Fall zu gehn,
In allen kocht geheim ein böſer Wille;
Doch hat man Furcht, und ſchweigt gezwungen ſtille.

76

Zwei oder drei, die Freunde ſind, erſchließen
Den Mund, der einen Freund noch nie verrieth,
Und laſſen ihrem Grimm die Zügel ſchießen.
Der arme König tröſtet ſein Gemüth,
Es werd' ihm Lieb' und Mitleid noch erwieſen;
Dieß iſt ſein Loos, weil er nichts anders ſieht
Als Mienen, die ihm ſchmeicheln, ihn bethören,
Und nichts bekommt als Lug und Trug zu hören.

77.

Der König hatte den Entſchluß gefaßt,
Nicht in Biſerta's Hafen anzukommen,
Weil er erfahren, daß der ſchlimme Gaſt,
Der Nubier, ganz dieß Ufer eingenommen.

ſicherung hin glaubten Sie hiehergelangen zu können? Denn vermuthlich rechneten Sie doch nicht auf den Sturz eines gewiſſen Pferdes.

Gnädige Frau, ich meinte . . . ich hoffte . . .

Worauf hofften Sie?

Ich hoffte auf einen glücklichen Zufall, der . . .

Immer wieder der Zufall! Sie ſcheinen mit ihm auf ſehr freundſchaftlichem Fuß zu leben; ich gebe Ihnen jedoch zu bedenken, daß dieſe Gönnerſchaft, in Ermangelung jeder andern, gar wenig ins Gewicht fallen dürfte.

Vielleicht wollte der Zufall in dieſem Augenblick die beleidigende Geringſchätzung der Marquiſe beſchämen; wie dem auch ſei, er fügte es, daß der Chevalier, der durch die letzten Fragen in wachſende Verlegenheit gerathen war, plötzlich auf einer Ecke des Tiſches eben den Fächer gewahrte, welchen er am vergangenen Abend aufgehoben hatte. Dieſen Fächer ergriff er nun und bot ihn, wie an jenem Abend, der Marquiſe knieend dar.

Gnädige Frau, ſagte er, das iſt der einzige Gönner, den ich hier habe.

Frau von Pompadour ſah zuerſt verwundert drein und zauderte eine kleine Weile, bald den Fächer, bald den Chevalier betrachtend.

Ei, ganz richtig, ſagte ſie endlich; Sie ſind es ja, mein Herr! Jetzt erkenne ich Sie wieder. Ich traf geſtern mit Ihnen zuſammen, als mich der Herzog von Richelieu aus der Oper begleitete. Da entfiel mir der

Fächer, und Sie waren, wie Sie ſich auszudrücken belieben, zufällig gerade in der Nähe.

Ja wohl, gnädige Frau.

Und galant, wie es einem ächten Ritter ziemt, gaben Sie ihn mir zurück; ich habe Ihnen zwar nicht gedankt, aber das habe ich doch von jeher gewußt, daß wer einen Fächer ſo zierlich aufheben kann, im Nothfall auch einen Handſchuh nicht am Boden liegen läßt, und uns Frauen berührt dergleichen nicht eben unangenehm.

O Sie haben ſich nicht in mir geirrt, gnädige Frau, denn wie ich vorhin hier ankam, hätte ich es um ein Haar zu einem Duell gebracht mit dem Schweizer.

Gott ſteh' mir bei, rief die Marquiſe, zum zweitenmal in Heiterkeit ausbrechend, mit dem Schweizer! Und weßhalb?

Er wehrte mir den Eintritt, und ohne den Pagen....

Das wäre ja recht ſchade geweſen. Aber, mein Herr, wer ſind Sie denn? und was iſt Ihr Begehren?

Gnädige Frau, ich bin der Chevalier von Vauvert und war durch Herrn von Biron für eine Fähndrichsſtelle bei den Garden vorgeſchlagen worden ....

Ah ſo! ja, ich erinnere mich noch. Sie ſind von Neauflette hergereiſ't; Sie lieben Fräulein von Annebault.

Gnädige Frau, wer hat Ihnen geſagt ...?

O ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich ſehr zu fürchten bin. Wenn mich mein Gedächtniß im Stich läßt, verlege ich mich aufs Errathen. Sie ſind mit dem Abbé Chauvelin verwandt, und darum hat man Sie abgewieſen, nicht wahr? Wo iſt Ihre Bittſchrift?

Hier gnädige Frau; aber ich kann es wirklich nicht faſſen . . . .

Iſt auch ganz überflüſſig. Stehen Sie auf, und legen Sie Ihr Geſuch hier auf den Tiſch. Ich ſchreibe die Antwort für den König, und Sie überbringen ihm dann gleichzeitig das Geſuch und meinen Brief.

Aber, gnädige Frau, ich glaubte Ihnen mitgetheilt zu haben . . . .

Kleingläubiger, Sie ſind hier eingetreten mit einem Auftrag des Königs — war's nicht ſo? Nun denn, dort werden Sie eintreten mit einem Auftrag der Marquiſe von Pompadour, Palaſtdame Ihrer Majeſtät der Königin.

In ſprachloſem Staunen verbeugte ſich der Chevalier. Seit geraumer Zeit wußte ſchon Jedermann, mit welch einem Aufwand von diplomatiſchen Schachzügen, von feingeſponnenen Intriguen und von unermüdlicher Ausdauer die Favoritin jenes Ehrenamt einer Palaſtdame für ſich angeſtrebt hatte, das ihr in der Folge weiter nichts eintragen ſollte, als eine blutige Beleidigung von Seiten des Dauphin. Aber zehn Jahre lang hatte ſie dieſem Wunſch, dieſer Laune nachgehangen, und jetzt war ſie endlich am Ziel: Herr von Vauvert, den ſie nicht kannte, obwohl ſie in ſeine

Liebesgeſchichte eingeweiht war, gefiel ihr als die Verkörperung einer glücklichen Botſchaft.

Unbeweglich ſtand der Chevalier hinter der Marquiſe, welche ſich zum Schreiben niedergeſetzt hatte und zuerſt mit leidenſchaftlicher Unbefangenheit der Feder freien Lauf ließ, dann aber innehielt und den Zeigefinger nachdenklich an das feingeſchnittene Näschen legte. Allmälich wurde ſie ungeduldig; es ſtörte ſie, ſich beobachtet zu wiſſen. Endlich entſchloß ſie ſich dazu, ein Wort zu durchſtreichen; ſomit war der angefangene Brief zu einem bloßen Concept herabgeſunken.

Dem Chevalier gegenüber, auf der andern Seite des Tiſches, prangte ein ſchöner venezianiſcher Spiegel. Kaum wagte es der ſchüchterne Bote, die Augen aufzuſchlagen, und dennoch wäre es ihm unmöglich geweſen, über das geſenkte Haupt der Marquiſe hinweg in jenem Spiegel das bewegte, reizende Geſicht der neuen Palaſtdame nicht zu erblicken.

Sie iſt doch gar zu hübſch, dachte er. Schade, daß ich in eine Andere verliebt bin! Aber Athenaïs iſt ſchöner, und übrigens wäre es eine ſo abſcheuliche Treuloſigkeit . . . .

Wovon ſprechen Sie? frug die Marquiſe, denn der Chevalier hatte in ſeiner gewohnten Zerſtreutheit ganz laut gedacht. Was wollten Sie ſagen?

Ich, gnädige Frau? Ich warte auf Ihre Befehle.

So! mit dem Entwurf wäre ich fertig, ſagte die Marquiſe und griff nach einem andern Bogen Papier;

bei der kleinen Armbewegung nach rückwärts war ihr das Morgengewand über die Schulter herabgeglitten.

Es iſt doch etwas Sonderbares um die Mode. Unſere Großmütter fanden es ganz natürlich, in weiten Reifröcken mit faſt entblößtem Buſen bei Hof zu erſcheinen, und Niemand nahm daran ein Aergerniß; ihren Nacken hingegen hielten ſie ſorgfältig bedeckt, während unſere Damen ihn auf Bällen und bei Theatervorſtellungen ſehen laſſen; es iſt dies eben eine neu entdeckte Art der Schönheit.

Auf Frau von Pompadour's zarter, kleiner, weißer Schulter befand ſich ein ſchwarzes Fleckchen, welches einer in Milch ſchwimmenden Fliege täuſchend ähnlich ſah. Darauf heftete nun der Chevalier die Augen mit dem ganzen Ernſt eines unbeſonnenen Menſchen, der nicht aus der Faſſung kommen will; da ſchaute die Marquiſe, die ihr Concept mittlerweile ins Reine geſchrieben hatte, plötzlich auf, und im venezianiſchen Spiegel wurde zwiſchen ihr und dem Chevalier ein flüchtiger Blick gewechſelt, ein Blick, deſſen Bedeutung keinem Frauenauge entgeht, und in dem einerſeits das Geſtändniß liegt: „Sie ſind allerliebſt“ und andrerſeits das Gegengeſtändniß: „Ich bin nicht böſe darüber.“

Doch zog die Marquiſe ihr Morgengewand raſch in die Höhe.

Wie, mein Herr? Sie betrachten mein Schönpfläſterchen?

Betrachten, gnädige Frau? Ich habe es nur erblickt — und bewundert.

Hier haben Sie meinen Brief; bringen Sie ihn mitſammt Ihrem Bittgeſuch dem König.

Aber, gnädige Frau . . . .

Nun, und was noch?

Seine Majeſtät jagen; ich habe vorhin Fanfare blaſen hören im Wald von Satory.

Ach ja! Ich hatte rein vergeſſen; alſo morgen, übermorgen, wann Sie wollen . . . . oder nein, doch lieber gleich; Sie brauchen meinen Brief nur an Lebel abzugeben. Jetzt leben Sie wohl, Chevalier, und merken Sie ſich, daß in ganz Frankreich der König und Sie die Einzigen ſind, die jenes Schönpfläſterchen geſehen haben; nebenbei mögen Sie auch Ihren Freund, den Zufall, in meinem Namen bitten, ſich die Untugend der allzu lauten Selbſtgeſpräche abzugewöhnen. Adieu, Chevalier.

Und nachdem ſie geläutet hatte, ſtreifte ſie die wallende Spitzengarnitur ihres Aermels zurück und hielt dem jungen Mann ihre Hand hin.

Dieſer machte zum dritten Mal eine ſtumme Verbeugung und ſeine Lippen berührten ganz leicht die roſigen Nägel der Marquiſe. Sie fand dieſe Huldigung durchaus nicht unſchicklich, im Gegentheil, eher etwas zu beſcheiden.

Nun thaten wieder die kleinen Zofen ihre Schuldigkeit (die großen waren wohl noch nicht auf), und hinter ihnen ragte, wie ein Kirchthurm aus einer Heerde Schäſchen, der ſtarkknochige Mann, der mit ſeinem ewigen Lächeln dem Chevalier den Weg wies.

## IV.

Mutterſeelenallein in einem alten Lehnſtuhl ausgeſtreckt verbrachte der Chevalier in ſeinem kleinen Gaſthofzimmer den nächſten und auch den darauf folgenden Tag mit fruchtloſem Warten.

Welch ein ſonderbares Geſchöpf! dachte er ſtill für ſich, — ſanft und herriſch, gutmüthig und boshaft, durchaus leichtfertig und doch wieder ſo eigenſinnig! — Sie hat mich offenbar vergeſſen. Es iſt ein wahrer Jammer, und ſie hat ganz Recht; ſie iſt allmächtig, und ich bin ein Nichts.

Dabei war er aufgeſtanden, und ging im Zimmer auf und ab.

Ein Nichts, ja, ein hülfloſer armer Teufel. O wie richtig war Alles, was der Vater mir ſagte! Die Marquiſe hat mich nur zum Beſten gehabt; jetzt wird mir Alles klar: ihre Schönheit war's, an der ſie Wohlgefallen fand, während ich ſie betrachtete. Es hat ſie gefreut, in jenem Spiegel und in meinen Augen den Wiederſchein ihrer Reize zu ſchauen, die, meiner Treu! in der That ihres Gleichen ſuchen. Allerdings hat ſie kleine Augen, aber dieſer liebliche Blick! Schon vor Diderot hat Latour einem Schmetterling den Farbenſtaub der Flügel entlehnt, um ihr Bild zu malen. Sie iſt nicht gerade ſehr groß, aber doch ſchön gewachſen. Ach, Athenaïs, theuerſte Freundin, ſollte auch ich vielleicht vergeſſen?

Da rief ihn ein zwei- oder dreimaliges ſcharfes Anklopfen aus ſeinem wehmüthigen Hinbrüten:

Was giebt's?

Herein trat mit einem tiefen Bückling der lange, ſtarkknochige Mann von Trianon, ganz ſchwarz angezogen, in ſeidenen Strümpfen, welche das Vorhandenſein abweſender Waden heuchelten:

Dieſen Abend, Herr Chevalier, iſt bei Hofe maskirter Ball, und im Auftrage der Frau Marquiſe theile ich Ihnen mit, daß Sie dazu eingeladen ſind.

Schön, mein Freund; beſten Dank!

Sowie ſich der Starkknochige entfernt hatte, ſprang der Chevalier zum Glockenzug. Dieſelbe Dienſtmagd, welche ihn drei Tage zuvor nach beſten Kräften aufgeputzt hatte, half ihm wieder in ſeinen Galarock und bemühte ſich ſogar, ihre früheren Leiſtungen noch zu übertreffen.

Nach beendeter Toilette machte ſich der junge Mann auf den Weg zum Schloſſe, dies Mal ſcheinbar beruhigt durch das Bewußtſein, daß er in aller Form geladen ſei, im Innern aber befangen und weniger hoffnungsmuthig, als bei ſeinem erſten Eintreten in jene ihm unbekannte Welt.

## VII.

Faſt ebenſo, wie das erſte Mal, durch die Pracht von Verſailles verwirrt, zumal an dieſem Abend ein reges Treiben die weiten Räume belebte, wandelte der Chevalier, rings umherſpähend, durch die große Galerie und ſuchte ſich über den Zweck ſeines Hierſeins aufzuklären, aber Niemand ſchien ſein Kommen erwartet zu haben. So verſtrich eine volle Stunde, und ſchon fing er an, ſich zu langweilen, als er, im Begriff ſeinen Rückzug anzutreten, von zwei Masken angehalten wurde, die ganz gleich gekleidet an der Wand auf einem Bänkchen ſaßen. Die eine ſtreckte die Hand nach ihm aus, als zielte ſie mit einem Piſtol; die Andere ſtand auf und ging auf ihn zu.

Mein Herr, ſagte ſie, indem ſie ihren Arm nachläſſig in den ſeinen legte, Sie ſcheinen ja mit unſerer Marquiſe auf ziemlich vertrautem Fuß zu ſtehen.

Um Vergebung, meine Gnädige, aber von wem ſprechen Sie?

Ach! das wiſſen Sie ſehr wohl.

Nein, nicht im Entfernteſten.

O doch.

Nein, meine Gnädige.

Der ganze Hof iſt davon unterrichtet.

Ich habe keine Stellung bei Hofe.

Spielen Sie nicht das unſchuldige Kind! Man iſt davon unterrichtet, ſage ich Ihnen.

Mag ſein, meine Gnädige, aber ich weiß von nichts.

So viel wiſſen Sie doch, daß vorgeſtern beim Gitter von Trianon ein Page mit ſeinem Pferde ſtürzte. Waren Sie nicht zufällig dabei?

Allerdings, meine Gnädige.

Haben Sie ihm nicht aufgeholfen?

Allerdings, meine Gnädige.

Und gingen Sie dann nicht ins Schloß?

Ganz richtig.

Wurde Ihnen dort nicht ein Brief anvertraut?

Ja wohl, meine Gnädige.

Den Sie dem König überbrachten?

Gewiß.

Der König war nicht in Trianon; er jagte; die Marquiſe war allein . . . nicht wahr?

So iſt es, meine Gnädige.

Sie war eben aufgewacht und noch in tiefem Négligé; ſie hatte, wie man ſich erzählt, ein Morgengewand übergeworfen.

Leute, die man nicht hindern kann zu reden, erzählen ſich, was ihnen gerade einfällt.

Allerdings, aber es ſcheint beiderſeits ein Blick gewechſelt worden zu ſein, über den ſie nicht ungehalten war.

Was wollen Sie damit ſagen, meine Gnädige?

Nun, daß Sie ihr nicht mißfallen haben.

Wie kann ich das wiſſen? Ich weiß nur, daß es

Mehr oben, wo ihm nicht ſo große Laſt
Die Landung machte, kam er angeſchwommen;
Dort wollt' er landen und dann rückwärts gehn,
Um dem bedrängten Volke beizuſtehn.

78.

Allein ſein böſer Stern, der ohne Gnade
Den Plan durchkreuzt, den er ſo klug erdacht,
Will, daß die Flotte, die am Meergeſtade
Aus Blättern durch ein Wunder ward gemacht
Und gegen Frankreich furcht die Wellenpfade,
Sich mit der ſeinen treffen muß bei Nacht,
Und überdem in finſtrem Nebelweben,
Um der Verwirrung noch mehr Raum zu geben.

79.

Noch iſt der Mohr davon nicht unterrichtet,
Daß eine ſolche Macht der Herzog ſchickt;
Und ſagte man's, er hielt' es für erdichtet,
Daß man die Schiffe von den Bäumen pflückt.
Er träumt nicht, daß die Anker Jemand lichtet
Und ſich erkühnt und ihm entgegenrückt.
Niemand iſt auf dem Deck, der Lärmen mache,
Und auch im Maſtkorb hat er keine Wache.

80.

So daß die Schiffe, die die Segel blähen,
Um unter Dudo Frankreich ſich zu nahn,
Und die am Abend dieſe ſchon geſehen
Und alsbald ſich gekehrt nach ihrer Bahn,
Den Feinden unverſehns zu Leibe gehen
Und ſie mit Ketten und mit Haken fahn,
Nachdem ſie aus der Sprache gleich entnommen,
Daß ſie zu Mohren und zu Feinden kommen.

mich zur Verzweiflung brächte, wenn das zarte und unſchätzbare Wohlwollen, welches mich, der ich es nicht erwarten durfte, ſo innig gerührt hat, einen Anlaß zu böswilliger Nachrede bieten würde.

Chevalier, Sie ſind ja ganz Feuer und Flamme; Sie machen ein Geſicht, als ob Sie dem ganzen Hof den Handſchuh hinwerfen wollten; mit ſo vielen Menſchen würden Sie in alle Ewigkeit nicht fertig werden.

Aber, meine Gnädige, wenn auch der Page geſtürzt iſt und ich ſeinen Brief beſorgt habe, ſo möchte ich mir doch die Erlaubniß ausbitten, Sie zu fragen, warum ich eigentlich vernommen werde.

Die Maske drückte ihm den Arm und antwortete: Hören Sie mich an, Herr Chevalier.

Wie Sie befehlen, meine Gnädige.

Wir machen uns gegenwärtig folgende Gedanken: der König liebt die Marquiſe nicht mehr, und es glaubt auch Niemand, daß er ſie jemals geliebt. Nun hat ſie ſich eine Blöße gegeben, indem ſie ſich wegen ihrer Zwei-Sous-Steuer mit dem ganzen Parlament verfeindete, und jetzt bindet ſie ſogar mit einer noch viel gewaltigeren Macht an, mit der Geſellſchaft Jeſu. Unterliegen wird ſie gewiß, aber ſie hat Waffen zur Verfügung, mit denen ſie ſich bis aufs Aeußerſte wehren wird.

Aber, meine Gnädige, wie ſoll denn ich das Alles hindern?

Das will ich Ihnen erklären: Herr von Choiſeul hat ſich mit Herrn von Bernis halb und halb überworfen, doch Keiner von Beiden wagt es, einen entſcheidenden Schlag zu führen. Bernis ſoll abtreten und durch Choiſeul erſetzt werden; ein Wort von Ihnen kann die Spannung löſen.

Und wie wäre das möglich, meine Gnädige, wenn ich fragen darf?

Wenn Sie mich die Einzelheiten Ihres Beſuchs bei der Marquiſe weiter erzählen ließen.

In welche Beziehung kann mein Beſuch zu den Jeſuiten und dem Parlament gebracht werden?

Schreiben Sie's in ein paar Zeilen nieder, und die Marquiſe iſt verloren. Seien Sie überzeugt, daß Sie ſich dadurch das lebhafteſte Intereſſe, die thatkräftigſte Dankbarkeit . . .

Ich muß mir wieder eine Einwendung erlauben, meine Gnädige: was Sie da von mir begehren, wäre eine feige Handlung.

Die Politik hat mit der Tapferkeit nichts zu ſchaffen.

Mit all dieſen Fragen habe ich mich nie beſchäftigt. Frau von Pompadour hat in meiner Nähe ihren Fächer fallen laſſen; ich habe ihn aufgehoben und zurückgegeben; ſie hat mir gedankt, und geſtattete mir mit der ihr eigenen huldvollen Liebenswürdigkeit, ihr meinerſeits zu danken.

Die Zeit drängt: ſpielen wir offenes Spiel! Ich bin die Gräfin von Eſtrades. Sie lieben Fräulein von Annebault, meine Nichte . . . läugnen Sie nicht, denn es wäre unnütz. Sie bewerben ſich um ein Fähndrichspatent; Sie ſollen es morgen haben, ſollen, wenn Ihnen Athenais immer noch gefällt, in kürzeſter Friſt mein Neffe werden . . .

O gnädige Frau, dieſes Uebermaß von Güte . . .

Aber reden müſſen Sie.

Ich werde ſchweigen, gnädige Frau.

Man hatte mir doch geſagt, daß Sie das Kind lieben.

Von ganzer Seele, doch wenn ich die Gelegenheit finde, ihr dieſe meine Liebe zu Füßen zu legen, ſo darf meine Ehre dabei nicht fehlen.

Sie ſind ſehr verſtockt, Chevalier! Iſt das Ihr letztes Wort?

Mein erſtes und letztes.

Sie ſchlagen alſo die Fähndrichsſtelle, ſchlagen die Hand meiner Nichte aus?

Um dieſen Preis, ja.

Frau von Eſtrades ſchaute den Chevalier mit prüfender Neugierde an, und da ſie im Ausdruck ſeines Geſichtes von Unſchlüſſigkeit keine Spur entdeckte, entfernte ſie ſich langſam und verlor ſich in der Menge.

Der Chevalier, dem dieſes ſonderbare Abenteuer ein Räthſel blieb, ſetzte ſich in eine Ecke der Galerie.

Was wird die Frau nun beginnen? dachte er; es iſt gewiß mit ihr nicht ganz richtig. Sie will den Staat umwälzen vermittelſt einer albernen Verleumdung, und ich ſoll die Hand ihrer Nichte dadurch verdienen, daß ich mich entehre! Athenais müßte mich ja verabſcheuen, oder ich ſelber müßte auf ihren Beſitz verzichten, wenn ſie ſich zu einer ſolchen Rolle herabließe! Wie? Dieſer guten Marquiſe ſollte ich ſchaden, ſollte ſie verläſtern und anſchwärzen? Nein, nun und nimmermehr!

Zerſtreut wie immer, wäre der Chevalier zweifelsohne aufgeſprungen und in ein lautes Selbſtgeſpräch ausgebrochen, wenn nicht zu rechter Zeit ein zartes Händchen ſeine Schulter berührt hätte. Er ſchaute auf und ſah die beiden gleichgekleideten Masken vor ſich ſtehen, die ihn angehalten hatten.

So wollen Sie uns denn wirklich nicht ein klein wenig zu Hülfe kommen? ſagte die Eine mit veränderter Stimme; aber trotz der vollſtändigen Aehnlichkeit des Coſtüms, und wiewohl Alles darauf berechnet ſchien, ihn zu täuſchen, der Chevalier ließ ſich nicht beirren: das war nicht mehr derſelbe Blick, derſelbe Ton.

Sie antworten nicht, mein Herr?

Doch, ich ſage nein.

Sie werden auch nicht ſchreiben?

Auch nicht, meine Gnädige.

Daß Sie einen eigenſinnigen Kopf haben, läßt ſich nicht leugnen. Gute Nacht, Herr Lieutenant.

Wie ſagten Sie, meine Gnädige?

Hier haben Sie Ihr Patent und Ihren Ehe-Contract.

Und ſie warf ihm ihren Fächer zu.

Es war derſelbe, den der Chevalier ſchon zu zwei verſchiedenen Malen aufgehoben hatte. Die ſpielenden Amoretten von Boucher und der goldig ſchillernde Perlmuttergriff . . . kein Zweifel, es war der Fächer der Frau von Pompadour.

Mein Gott, Frau Marquiſe, iſt es möglich?

Sehr möglich, ſagte ſie, indem ſie die ſchwarze Spitzengarnitur ihrer Maske lüftete.

Ich weiß nicht, gnädige Frau, wie ich meinen Dank . . .

Sparen Sie ihn. Sie ſind ein ächter Ritter, und wir werden einander wiederſehen, denn jetzt bleiben Sie ja bei uns. Der König hat Sie den weißen Garden zugetheilt. Vergeſſen Sie nicht, daß die größte Beredſamkeit für einen Bittſteller darin beſteht, im rechten Augenblick ſchweigen zu können . . . und verzeihen Sie, ſetzte ſie im Davonhuſchen lachend hinzu, daß wir Ihnen unſere Nichte nicht anvertrauen durften, bevor wir im Reinen waren über den Charakter des Bewerbers.

---

Kurze Zeit darauf fiel Frau von Eſtrades zugleich mit Herrn von Argenſon in Ungnade, weil ſie — und diesmal ganz im Ernſt — gegen Frau von Pompadour eine Verſchwörung angezettelt hatte. Anmerk. A. de Muſſet's.

# Schweigen im Leben, im Sterben vergeben.

Von

**Fernan Caballero.**
(geb. 1797.)

Aus dem Spaniſchen

von

**Ludwig Laiſtner.**

Gegen unſere Gewohnheit haben wir uns bei dieſer Novelle der berühmten Erzählerin — bekanntlich Tochter eines nach Spanien übergeſiedelten Deutſchen, des um ſpaniſche Volkspoeſie hochverdienten Böhl von Faber — einige Freiheiten erlaubt, die Jedem, der ſich die Mühe nehmen will, das Original zu vergleichen, gerechtfertigt erſcheinen werden. Zum Theil ſind dieſelben durch die Eigenart des ſpaniſchen Stils überhaupt veranlaßt worden, der ſelbſt in der Proſa eine reichere Bilderfülle geſtattet, als man im Deutſchen mit geſchmackvoller Darſtellung verträglich findet. Aber auch außer ſolchen Kürzungen geringeren Umfangs ſchien ein dreiſterer Schnitt gerade in der Mitte der Erzählung geboten, wo der Hang der Erzählerin zur Schilderung von Land und Leuten und zum Einflechten von Volkspoeſie dieſelbe zu einer ganz müßigen Abſchweifung verführt hat, welche die ohnehin nicht allzu geſchickt in zwei Hälften zerfallende Compoſition vollends aus einander reißt. Auf eine andere Schwäche der Erzählerin, die tendenziöſe Bitterkeit, mit der ſie überall die Gelegenheit vom Zaune bricht, ihren Abſcheu gegen den Geiſt der neuen Zeit, den ſogenannten „Poſitivismo", auszuſprechen, werden wir paſſender bei einer ſpäter mitzutheilenden Erzählung eingehen, da die vorliegende verhältnißmäßig nur leichte Spuren davon trägt.

**Die Herausgeber.**

## Schweigen im Leben, im Sterben vergeben!

Die Rache iſt mein; ich will vergelten,
ſpricht der Herr.

Paulus an die Römer.

In der volkreichen Stadt M*** war etwas Seltſames zu ſehen, das jedem Nichteinheimiſchen auffiel, von den Einwohnern ſelbſt aber, die an den Anblick gewöhnt waren, faſt nicht mehr beachtet wurde. Inmitten eines der inneren, belebteſten Stadtviertel, in einer der verkehrsreichſten Straßen ſtand, düſter und ſonderbar abſtechend gegen die übrigen Gebäude, von denen eines ſchmucker und gefälliger war als das andere, ein verſchloſſenes, graues und verwahrloſ'tes Haus, deſſen Anblick das Auge verletzte und das Gemüth beklemmte. Die Häuſer zu beiden Seiten waren weiß wie Alabaſter, ihre Gitter und Balcone bemalt. Das düſtere Eiſen hatte ſich ein luſtig frühlingsgrünes Gewand müſſen gefallen laſſen, wie es die Gewächſe trugen, die hinter ihnen in hochrothen Töpfen ſtanden . . . Neben Georginen, Lilien und dem beſcheidenen Heliotrop blühten hier die ſtolzen aber duftloſen Camellien, und prächtige Nelken, die eigentlichen

Spanierinnen unter den Blumen, neigten ſich über die Einfaſſungen, als thäten ihnen die ſchönen Köpfchen weh vom Uebermaß ihres Duftes. Hinter den Fenſtern ſah man jene grünen Binſenvorhänge geſpannt, die aus China kommen, mit den darauf gemalten fabelhaften Vögeln, die ausſehen, als ob ſie Kinder des Regenbogens wären, ſo daß die Häuſer großen Vogelbauern glichen, in denen phantaſtiſche Vögel in reizenden Gärten wohnten.

Anders das leere Haus: mit ſeinen dunkeln Mauern, ſeinem geſchwärzten Eiſenwerk, ſeinen verſchloſſenen Läden, als ob es ſich gegen Tageslicht und Menſchenblicke verſchanzen wollte, ſchien es wie durch einen Fluch vom heiteren und thätigen Leben ausgeſchloſſen. Nur an dem Balcon hingen Papierfetzen von einem Anſchlagzettel, den Wind und Regen zerriſſen hatten; und da der Beſitzer es müde war, ihn zu erneuern, blieb er eben im alten Zuſtand und ließ die unfreundliche, verlaſſene Behauſung erſt recht verfehmt erſcheinen. So einſam, lautlos und trübſelig, wie das Haus zwiſchen den beiden heiter prächtigen Nachbarhäuſern ſtand, hätte man es einem Todtenſchädel zwiſchen zwei Blumenſtöcken vergleichen können.

In einem von jenen hellen Häuſern empfing eine liebenswürdige freundliche Dame zahlreichen Beſuch, da gerade ihr Namenstag war.

Sie wandte ſich an einen Herrn, welcher in dem

81.

Die großen Schiffe gehn auf ihren Wegen,
Da ganz der Wind nach ihrem Wunſche weht,
Den Heiden ſchon ſo ungeſtüm entgegen,
Daß manches Schiff ſogleich zu Grunde geht;
Und Hand und Kopf beginnen ſie zu regen,
Das Feuer kniſtert und das Eiſen mäht,
Und Steine fliegen, ungeheuer ſchwere;
Nie war ein ſtärkrer Sturm auf dieſem Meere.

82.

Die Chriſten, welche Muth und Kraft empfinden,
Mehr als gewöhnlich und von oben her,
— Denn heute ſoll für unzählbare Sünden
Der Mohr die Strafe leiden, voll und ſchwer —
Verſtehen fern und nah den Feind zu finden,
Und Agramant kann ſich nicht helfen mehr.
Von oben kommt ein dichter Bolzenregen,
Und um ihn wüthen Speer und Axt und Degen.

83.

Und Steine fliegen, ſchwer und ungeheuer,
Aus Wurfmaſchinen, welche nimmer ruhn;
Ihr Fall zerſchmettert Vordertheil und Steuer,
Und öffnet weite Thore für Neptun.
Noch größern Schaden thut das grauſe Feuer,
Leicht aufzuregen, ſchwierig abzuthun.
Nach Rettung ſpähn die unglückſel'gen Schaaren,
Und kommen aus Gefahren in Gefahren.

84.

Der ſucht dem Schwert, dem Feinde zu entrinnen,
Und ſpringt in's Meer, und findet da den Tod.
Der kämpft, um wieder Boden zu gewinnen,
Und ſchwimmt nach dieſem oder jenem Boot;

Kreiſe um ihr Sopha Platz genommen hatte, und fragte: Sie haben alſo keine Wohnung gefunden?

Nein, Señora, erwiderte der Angeredete, der erſt ſeit Kurzem in die Stadt gekommen war; von den angebotenen paßt mir keine: die einen ſind nicht groß genug für meine zahlreiche Familie, die andern ungünſtig gelegen; und meine Frau, die äußerſt ſelten ausgeht, hat mir eingeſchärft, bei der Wahl vor allen Dingen auf ſchöne Lage zu achten.

Ja, ja, die Bevölkerung wächſ't; man findet keine Wohnungen mehr, ſagte einer der Anweſenden.

Aber, Señora, verſetzte der Fremde, erſt vorhin bin ich auf das Haus neben dem Ihren aufmerkſam geworden; es ſteht leer und würde mir ſehr zuſagen, und Sie haben mir nicht davon geſprochen.

Allerdings, entgegnete die Dame, daran habe ich nicht gedacht; doch wir ſind hier ſo gewohnt, dies Haus unter die Todten zu rechnen, daß es Sie nicht befremden darf, wenn ich es unter ſeinem Leichentuche vergeſſen habe.

Unter die Todten? will das heißen, unter das Nichtvorhandene? fragte der Fremde erſtaunt.

Ja wohl, da Niemand es bewohnt und Niemand ihm neues Leben einhauchen will.

Und warum das? Iſt es etwa baufällig?

Durchaus nicht; es iſt in ganz gutem Stande.

Iſt es häßlich oder unbequem?

Nein, es iſt hübſch und ſehr wohnlich.

Iſt Jemand an der Auszehrung darin geſtorben?

Nicht, daß ich wüßte … Zudem iſt die übertriebene Furcht hievor, die beſtimmt nur ein Vorurtheil iſt, im Verſchwinden. Man weißt die Wände, ſtreicht das Holzwerk an, wie das nach jeder andern Krankheit auch geſchieht, und ſo bewohnt man heutzutage jedes ſolche Haus wieder, ſobald das Opfer dieſes ſchrecklichen Leidens es hat räumen müßen.

Aber was in aller Welt iſt dann der Grund, daß das Haus nicht bewohnt wird? … Spukt es etwa darin? fügte der Fremde lächelnd hinzu.

Getroffen! erwiderte die Dame.

Und das ſagen Sie mir im aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert, der herrſchenden Vorurtheilsloſigkeit ins Geſicht?

Ja, Verehrteſter, denn das Geſpenſt, das darin umgeht, iſt der Geiſt des Verbrechens, und dieſen Spuk hat weder Aufklärung noch Freiheit von Vorurtheilen zu zerſtreuen vermocht. In jenem Hauſe iſt ein Mord begangen worden.

Ich gebe zu, verſetzte der Fremde, daß das grauenhaft ſein mußte für Diejenigen, welche damals hier lebten, und entſetzlich für die Angehörigen und Verwandten des Opfers; aber die Zeit vergeht, und ich ſehe keinen genügenden Grund warum jetzt noch ein ſolches Haus dazu verurtheilt ſein ſoll, niedergeriſſen zu werden oder unbewohnt zu bleiben. — Wie lang iſt es denn her, daß die That ſtattfand?

Sechs Jahre.

Dann, Señora, erſcheint mir die Verlaſſenheit dieſes Hauſes, das ja unſchuldig an der That iſt, deren Schauplatz es war, allerdings ſeltſam und ungewöhnlich, in einer Zeit, wie die unſere, wo nur in Ausnahmsfällen etwas Anderes als der Nutzen und die Zweckmäßigkeit die Handlungen der Menſchen lenkt.

Was wollen Sie, Señor? verſetzte die Frau vom Hauſe. Wir ſind eben offenbar hierorts in der Cultur noch etwas zurück und tragen nicht einmal ſchwer daran. Das Grauſenhafte der Mordthat, die Unſchuld des Opfers — es war ein armes, friedfertiges altes Mütterchen — das Geheimniß, das den Verbrecher umgab und für immer umgeben wird, haben die Stätte mit ſolchen Schauern umwoben, und die Zeit hat ſo mächtig mitgewirkt, das Grauen zu ſteigern, daß Niemand ſich gefunden hat, es mit dem Fluche, der auf dem Ort der ungeſühnten Miſſethat ruht, aufzunehmen. Die Oede über dieſem Hauſe iſt wie das Siegel auf einer verſchloſſenen Schrift, die Gott zu ſeiner Zeit eröffnen wird, wenn nicht vor menſchlichen Gerichten, ſo doch vor dem, wo Er das Urtheil ſpricht.

In dieſem Augenblick traten neue Beſucher ein, und die Unterhaltung wurde abgebrochen. Aber die Neugier des Fremden war einmal geweckt durch das, was er gehört hatte, und ſo kam er nach wenigen

Tagen wieder, mit der beſtimmten Abſicht, das unterbrochene Geſpräch wieder aufzunehmen.

Nach den erſten gleichgültigen Reden ſagte er zu der liebenswürdigen Frau des Hauſes:

Meine Zudringlichkeit, Señora, mag Sie befremden, aber mich verlangt lebhaft darnach, etwas Näheres über jenes unlängſt beſprochene Verbrechen zu erfahren, das ſo entſetzlich geweſen ſein muß, wenn nicht einmal die Zeit, dieſer Saturn, der ſelbſt Steine verſchlingt, im Stande war, ſeine Spuren zu vertilgen.

Ich bin gerne bereit, Ihnen Alles mitzutheilen, was ich weiß: es iſt nicht mehr, als was Jedermann bekannt iſt, verſetzte die Angeredete. Allein wahrſcheinlich wird die beträchtliche Zeit, die inzwiſchen vergangen, ſo wie der Umſtand, daß Sie die That nicht mit erlebt haben, den überwältigend ſchauerlichen Eindruck in Ihren Augen ſchwächen, den ſie damals auf alle Bewohner dieſer Stadt hervorgebracht hat.

Es mag zehn Jahre her ſein, daß ein Major mit ſeiner Frau, drei kleinen Kindern und ſeiner Schwiegermutter hieher kam und in dem bewußten Hauſe ſeine Wohnung nahm. Er war ein echter Caballero in Haltung und Benehmen; zu der Zärtlichkeit gegen ſeine junge, einfache Frau geſellte ſich die Würde des Hausvaters, und ſo bildeten ſie eine einträchtige und glückliche Familie mit einander. Sie war eine Taube ſonder Gallen, wie der poetiſche Volksausdruck lautet, und fühlte ſich eben ſo glücklich und befriedigt als Erwählte eines ſo trefflichen Gatten, wie als Mutter der drei Engel, welche ſie nie von ſich ließ. In ihr hatte man ein rechtes Bild jener muſterhaften Frauen, die nur in dem engen Kreiſe ihrer Tochter-, Gattinnen- und Mutterpflichten leben. Was die alte Frau betrifft, ſo war ſie eines jener Weſen, welche die Menſchen, um ſie recht zu claſſificiren, mit dem Gattungsnamen der ſtillen Dulderinnen bezeichnen. Voll Herzensgüte verbrachte ſie ihr ruhiges Leben in der Kirche unter Gebeten für Diejenigen, die ſie liebte, und am häuslichen Herde unter Lob und Preis Derer, zu denen ſie betete.

Die beiden Frauen beſaßen Haus und Aecker in einem kleinen Dorfe, weßhalb Viele ſie Landpomeranzen oder, wie man heutzutage mit franzöſiſchem Ausdruck ſagt, Provincialen nannten; allein ich habe immer die feinſte Artigkeit, die eines aufrichtigen Herzens, in jenem Hauſe gefunden, einen ungezwungenen Anſtand, einen ſittenſtrengen Wandel ohne Heuchelei und Anſpruch auf ſchmeichelhafte Anerkennung; wenn das zu einer Landpomeranze gehört, ſo iſt es kein Unglück, eine zu ſein.

Ich ging gar oft drüben aus und ein, weil jener innere Frieden, das anſpruchsloſe, ſtille Glück meinem Herzen wohlthaten. Eine ſtille Sympathie zog mich zu dem würdigen, pflichteifrigen Manne, zu der ſanften Frau, die, ſtatt in Vergnügungen, in ihren Tugenden ihre Freude fand, endlich auch zu der redlichen, liebreichen Alten, deren Mund nur freundliche Worte und Gebete kannte. Möglich, daß bei aller Heiligkeit und Beſcheidenheit ein ſolches Glück allzu vollkommen war, als daß es in dieſer Welt Dauer hätte haben können, wo leider auch die Beſten anfangen, den Himmel zu vergeſſen, wenn die Erde ihnen das Leben verſchönt. Eines Morgens trat ganz beſtürzt mein Mädchen ins Zimmer, mit verſtörtem Geſicht und fliegendem Athem.

Was giebt es, Manuela? fragte ich ſie erſchrocken.

O Señora, ein ſchreckliches, unerhörtes Unglück.

Aber was iſt denn? Was iſt geſchehen? Sprich doch!

Heute Nacht ... in dem Hauſe drüben ... erſchrecken Sie nicht, Señora.

Nein, nein. So rede nur!

Die alte Frau iſt geſtorben.

Geſtorben?

Ja, Señora, umgebracht, mit Dolchſtichen durchbohrt.

Maria Santiſima! rief ich entſetzt; und auf welche Art? Sind Räuber eingebrochen?

Vermuthlich; aber man weiß nichts Gewiſſes.

So war es allerdings, fuhr die Erzählerin fort. An jenem Morgen verließ der Diener, der in einem Zimmer am Vorplatze ſchlief, das Haus, um auf den Markt zu gehen. Die Hausthür, verſichert er, war geſperrt, wie er ſie Nachts zuvor verlaſſen hatte. Von der Straße alſo, das war klar, hatten die Mörder nicht eindringen können. Als er aber vom Markte zurückkam, fand er zu ſeinem Befremden die Zwiſchenthür nur angelehnt, ſo daß ſie unter ſeinem Drucke wich und er eintreten konnte, ohne daß ihm Jemand aufſchließen mußte. Und wie groß war ſein Erſtaunen, als er das ſonſt ſo helle Waſſer im Brunnentroge geröthet fand! Seine Beſtürzung wuchs, als er an der glatten Treppenwand den blutigen Abdruck einer flachen Hand wahrnahm. Hatte vielleicht den Mörder, als er die Stufen herabſtieg und ſich mit Menſchenblut bedeckt ſah, ein Schwindel angewandelt, der ihn nöthigte, an der Mauer einen Halt zu ſuchen? Bewahrte dieſe die Spur der Mörderhand, um den Schuldigen anzuklagen und ſeinen Weg zu bezeichnen?

In höchſter Spannung ſtieg der Diener hinauf, der Fährte von Blutstropfen folgend, die in Zwiſchenräumen gleich Rachefingern ihn dahinwieſen, wo er das Verbrechen entdecken ſollte. Er gelangt zu dem dämmerigen, abgelegenen Gemach, ganz im Innern des Hauſes, welches die alte Frau bewohnte, die niemals an das Böſe glaubte, weil ſie es nie begreifen konnte. Bis an die Thür erſtreckte ſich eine Blutlache auf dem Boden, deſſen Flieſen ſie nicht aufzuſaugen vermochten. Das Blut war noch flüſſig und warm, als bewahre es das aus dem blaſſen Leichname entflohene Leben, der, die Augen weit offen im Todesgrauſen, auf dem Bette lag; der eine Arm hing daneben herab, weiß und ſtarr, wie aus Wachs, ein Zeuge der Wehrloſigkeit des unſchuldigen Opfers.

Der Diener ſchrie vor Entſetzen auf und lief nach ſeiner Herrſchaft. Welch ein Anblick für dieſe Unglücklichen! Die arme Tochter ſtürzte zu Boden, wie vom Blitz getroffen. Der Major, bleich und entſtellt, aber ſeiner ſelbſt noch eher mächtig, ließ die Hausthüre ſchließen, wo auf das Geſchrei des Dieners ſich Leute ſammelten, und Anzeige bei Gericht machen. Dieſes fand jedoch nichts als die ſtumme Leiche; es beſichtigte die Wunden, deren blutige Lippen wohl vom Mord, doch nicht vom Mörder wußten; und ſeltſam, auch nicht der entfernteſte Verdacht konnte auf Irgendwen fallen, nicht das leiſeſte Anzeichen entdeckte man, das auf eine Spur hätte führen können. Der Diener hatte ſeine Schlafſtätte neben dem Vorplatz, außerhalb der Gangthüre. Dieſe Thür, die nur von innen aufzuſchließen iſt, hatte er beim Nachhauſekommen offen gefunden, ſo daß demnach der Mörder ſich Tags zuvor mußte eingeſchlichen haben oder übers Dach hereingeſtiegen ſein. Das Letztere iſt nicht wahrſcheinlich, ja faſt undenkbar, da jenes Haus mit dem der Gräfin *** und dem meinigen zuſammengebaut iſt. Das Dienſtmädchen war in jener Nacht auf der Hochzeit einer Schweſter geweſen, wie Alle bezeugten, mit denen ſie zuſammengetroffen war. Der zweite Diener lag krank im Spital und war nicht aus dem Bett gekommen. Die beiden Erſteren hatte man gleichwohl feſtgenommen, aber nach einiger Zeit wieder freigelaſſen.

Welchen Eindruck des Grauſens und Entſetzens die

Mordthat machte, können Sie daraus ermeſſen, daß ſchon der bloße Gedanke an den Verdacht der Mitſchuld dem Diener, einem redlichen Mallorcaner, ſo heftig zu Herzen ging, daß er den Verſtand verlor und aus dem Gefängniß ins Irrenhaus gebracht werden mußte. Die Magd wurde den Schatten, der durch ihre Gefangennahme und Verwicklung in den unheimlichen Prozeß auf ſie gefallen war, nicht wieder los, ſie fand kein Haus, wo man ſie hätte in Dienſt nehmen mögen, ihr Bräutigam verließ ſie, und ſo, eine Beute der Schande und des Elends, ergab ſie ſich einem liederlichen Leben und ging zu Grunde.

Indeſſen blieb die Stadt voller Aufregung. Das Gericht vermochte auch nicht Ein verdächtiges Anzeichen zu entdecken, welches das geringſte Licht in die Sache gebracht hätte.

Ein Verbrechen, auf dem der Schleier des Geheimniſſes ruht, macht einen ſchreckhaften Eindruck, der ſich ſteigert, wie die Angſt im Finſtern. Die allgemeine Entrüſtung verlangte nach Sühne, und die Richter ſtanden mit gezücktem Schwert, ohne den zu finden, dem der Schlag gebührte. So war der Ruf nach Gerechtigkeit vergebens, denn dieſe hatte Gott ſich vorbehalten; wie geſagt, man erfuhr nichts, weder damals noch ſpäter, und wird auch nichts erfahren.

Und was wurde aus dem Major und ſeiner Familie? fragte, von der Erzählung ergriffen, mit lebhaftem Antheil der Fremde, für den ſich das Haus aus einem ohne Urſache gemiedenen Ort in eine geheimnißvolle Schreckensſtätte verwandelt hatte.

Sie wiſſen, antwortete lächelnd die Dame, daß die Ausländer uns Spanierinnen nachſagen, wir ſeien zu raſch in unſerm Handeln, gäben immer der erſten Regung nach und hielten die ſtrenge Grenzlinie des Benehmens nicht ein, innerhalb deren anderwärts wohl oft weibliche Anmuth und Würde, oft aber auch nur kalte Selbſtſucht ſich bewegt; aufrichtig und von warmem Herzen, denken die Spanierinnen nicht lange, wenn ihr Gefühl ſie hinreißt, darum erſcheinen ſie immer zärtlich, muthig und hochherzig, mitunter aber auch unbedacht — und haben ſomit, wie die Franzoſen ſich ausdrücken, die Fehler ihrer Tugenden. Als echte Spanierin alſo eilte ich, ſobald nur das Gericht das Haus verlaſſen hatte, zu meinen unglücklichen Freunden hinüber, um ihnen Hülfe und Troſt zu bringen.

Unvergeßlich, unauslöſchlich iſt mir das Bild des Jammers, das ſich mir darbot! So erſchütternd war der Eindruck, daß er dem letzten Kinde, das mir Gott beſcherte, das Leben koſtete. Die Leiche, die noch in dem Zimmer lag, wo man ſie gefunden, ſah man nicht, aber man ſpürte ihre Gegenwart; ſie machte die Luft eiſig, ein Blutgeruch durchzog das ganze Haus. Das Waſſer im Brunnentrog blieb roth, als ob der hell ſprudelnde Strahl, der es fortwährend erneuert, wie ein ſtarrer Streifen hindurchliefe, ohne ſich damit zu

Doch dieſes, ſchon zu ſchwer, treibt ihn von hinnen:
Die Hand, die es zu überladen droht,
Hängt an dem Rand, den ſie an ſich gezogen,
Der Körper fällt zurück und färbt die Wogen.

85.

Der glaubt, daß ihm die Wellen Hülfe hätten,
Glaubt linder doch zu ſterben in der Fluth;
Allein das Schwimmen kann ihn nicht erretten,
Und ſchwinden fühlt er Athem, Kraft und Muth.
Die Furcht, ſich allzu kühl und tief zu betten,
Treibt ihn zurück in die vermiedne Gluth:
In Angſt, den oder jenen Tod zu leiden,
Faßt er ein brennend Schiff, und ſtirbt in beiden.

86.

Ein andrer ſpringt aus Furcht vor Spieß und Beile,
Die ihm ſchon nahe ſind, in's Meer hinab;
Doch hinter ihm ſind Steine her und Pfeile,
Und laſſen ihn nicht allzu weit in's Grab.
Doch wenn ich mit dem Sang zum Schluß hier eile,
So lang ich noch zufriedne Hörer hab',
Iſt's klüger, als ſo lang ihn fortzuſetzen,
Bis euch verdrießlich wird das viele Schwätzen.

## Vierzigſter Geſang.

1.

Es wäre lang und gäbe viel zu ſagen,
Blieb' ich bei dieſem Seegefechte ſtehn;
Und wollt' ich euch mit der Erzählung plagen,
Großherz'ger Hippolyt, was hier geſchehn.

vermiſchen; es war, als reichte ein Tropfen unſchuldig vergoſſenen Blutes hin, einen Brunnen für immer zu trüben, wie er genügt, ein Gewiſſen auf ewig zu beflecken.

Meine arme Freundin, die ſo ſehr an ihrer Mutter hing, wand ſich in Krämpfen. Bei meinem Anblick kamen ihr Stimme und Thränen, ihr ſtarrer Schmerz konnte ſich endlich Luft machen. Ihr Gatte war völlig niedergeſchmettert; das Ungeheure ſchien den Lauf ſeines Blutes gehemmt zu haben; ſo todtenbleich war ſein Geſicht, ſo unbeweglich ſeine vom Entſetzen verſchloſſenen Lippen.

Ich nahm ſein unglückliches Weib zu mir ins Haus, und nicht lange darnach, als ihr Gatte einen Stellentauſch erlangt hatte, zogen ſie in eine entfernte Provinz; denn es war ihnen unmöglich, an dem Orte zu bleiben, wo eine ſo entſetzliche Kataſtrophe ſich ereignet hatte.

Was aber war der Beweggrund bei dem Morde geweſen? fragte der Fremde.

Man vermuthete, daß es auf Beraubung des Opfers abgeſehen war, verſetzte die Dame. Den Morgen zuvor hatte, nach Ausſage der Tochter, die Mutter eine bedeutende Geldſumme von einem Notar empfangen; auf ihn fiel dringender Verdacht, und obgleich man ihm nichts beweiſen konnte, ſo war und blieb doch ſein Ruf zu Grunde gerichtet. Tritt einmal der Verdacht einſtimmig und unerſchütterlich auf, ſo leidet der gute Name oft mehr darunter, als durch eine bewieſene, völlig aufgehellte Miſſethat, wobei der Betroffene, ſo ſchuldig er iſt, doch im Stande war, ſeine Vertheidigung zu führen, Entſchuldigungen vorzubringen, namentlich aber Reue zu zeigen und dadurch der Verzeihung würdig zu werden, die der barmherzige Gott nicht für ſich allein behalten, ſondern auch den Menſchen zur Pflicht gemacht hat.

Sie haben ſehr Recht, entgegnete der Fremde. Die Geſellſchaft, die mild im Urtheil iſt und ſein muß, wenn das Verbrechen ſeine Strafe gefunden hat, iſt einer ungeſtraften That gegenüber unerbittlich. Das iſt ganz vernunftgemäß. Und haben Sie weiter etwas von Ihren armen Nachbarn erfahren?

Ich habe wiederholt von ihnen gehört, bis ich ſie ſchließlich aus dem Geſichte verlor. Es ging ihnen recht gut in dem Städtchen, wohin ſie ſich zurückgezogen hatten. Der Mann trat aus dem Militär, legte aber die Hände nicht in den Schooß und hatte viel Glück bei Allem, was er angriff; ſo kam es, daß er heute einer der angeſehenſten Männer in jenem Ort iſt, eine Notabilität, wie der Modeausdruck lautet. Er wurde Bürgermeiſter, Landtagsabgeordneter und Gott weiß was ſonſt noch alles. Sie aber lebte immer zufrieden ihr eingezogenes häusliches Leben fort.

Es ſcheint alſo, ſagte der Fremde mit einem ſtillen Lächeln, daß das Haus den Eindruck der dunklen That beſſer bewahrt hat, als die Herzen.

Das Haus hat den Eindruck des Verbrechens bewahrt; in den Herzen iſt der des Schmerzes milder geworden. Der Schmerz kann nicht ewig dauern in dieſer Welt; ſo wollte es Der, der wohl weiß, was uns frommt. Jeden Tag läßt eine neue Sonne die vergeſſen, die am Abend vorher unterging; jede Blume, die ihren Schooß erſchließt, verdrängt das Bild der welkenden. Die Ferne iſt ein nicht gar durchſichtiger Schleier, und das, was kommt, verſchlingt das, was war. Spötteln Sie mir nur nicht über das Vergeſſen, dieſen Balſam, dieſe Panacee, dieſes köſtliche Lebenselixir, das Gott ſeinen Geſchöpfen ſendet, wie den Gewächſen ſeinen erfriſchenden Thau; ohne dieſes, wie ſtänd' es mit uns? — Aber ſagen Sie mir, wollen Sie das Haus beziehen? Es würde mich ungemein freuen, wenn die Gegenwart einer guten, liebenswürdigen Familie den Schatten über dieſem traurigen Aufenthalt zerſtreute.

Ich bin Ihnen ſehr verbunden, Señora. Aber darin zu leben, kann ich mich nicht entſchließen; obſchon ich ein Kind dieſes aufgeklärten Jahrhunderts bin, habe ich doch durch ſeinen Realismus mich nicht für gewiſſe geiſtige Einwirkungen abſtumpfen laſſen; und weil denn einmal jenes Haus der einzige Hüter des geheimnißvollen Frevels iſt, der die unbeſtraften Verbrecher kennt, ſo mag es von allen ſchuldloſen Menſchen gemieden und mit ſeinem düſtern Geheimniß allein bleiben, wie alle Die einſam bleiben ſollten, deren Gewiſſen mit einem Verbrechen befleckt iſt.

In Spanien liegt ein uralt chriſtliches, graues Dörſchen — Val de Paz wollen wir's nennen — da verbreiten wohl Altarkerzen und Sonnenſtrahlen ihr ſtill freudiges Licht, aber die Erleuchtung des Jahrhunderts iſt nicht bis dorthin gedrungen. Zu hören gab es auch ganz hübſche Dinge, aber politiſche Anſprachen und Vaterlandsgeſänge waren es nicht; man hatte da gar keine Idee von einer Freiwilligenliſte für zweierlei Tuch, noch weniger von dem Zweck, um deſſen willen man ſich einſchreiben ſollte. Wie groß mußte daher das Erſtaunen dieſer arg zurückgebliebenen Bewohner unſers Friedensthales ſein, als ſie eines Nachmittags einen Trupp von halb bäueriſchem, halb ſoldatiſchem Anſehen unter dem Geſchrei: „Es lebe die Freiheit!“ in das Dorf einziehen ſahen.

Beim Anblick dieſes Haufens bewaffneter und beſtaubter Männer, bei ihrem fremdartigen Geſchrei waren die Leute von Val de Paz ganz beſtürzt. Alsbald verbreitete ſich das Gerücht, es ſeien Gefangene, die aus ihren Kerkern in der Hauptſtadt ausgebrochen, auf der Flucht nach dem Gebirge begriffen wären und nun ihre Freiheit leben ließen. Die Beſtürzung war allgemein; aber bald beruhigten ſich die Gemüther, als man den ſcharfen Klang der Trommel vernahm und eine militäriſche Colonne in guter Ordnung und gemeſſenen Schritts den Hügel herabmarſchiren ſah.

Man muß wiſſen, daß das Volk die Soldaten, die aus ſeinem Schooße hervorgehen, mit großer Theilnahme betrachtet, die halb Mitleid, halb Bewunderung iſt; es ſieht ſie als Opfer an, aber als ſolche, die einer heiligen Sache geweiht ſind, der heiligen Sache der Religion, des Königs und der Unabhängigkeit des Landes, jener, die in dem ewig denkwürdigen Heldenkrieg vertheidigt ward, der zu ewigem Gedächtniß davon den Namen des Unabhängigkeitskrieges behalten hat.

Alles klärte ſich auf, als dieſer Trupp da war. Man erfuhr (denn in Val de Paz wußte man davon nichts), daß im Gebirg eine Schaar Aufſtändiſcher ſich befinde, und daß in deren Verfolgung eine aus Landſturmfreiwilligen und Linientruppen beſtehende Abtheilung begriffen ſei, zu erſteren gehörten eben die, die mit ihrem etwas geräuſchvollen Einzug das Dorf in Aufregung verſetzt hatten. Nun, da die Sache aufgehellt war, beruhigten ſich die Gemüther, nur darüber waren die Valdepazaner voll Verwunderung, daß es erſtlich Soldaten gebe ohne Aushebung, zweitens, daß dabei Leute unter zwanzig und über fünfzig Jahre ſeien; drittens daß man die Freiheit leben laſſe, ohne geknechtet geweſen zu ſein, und viertens, daß im Gebirg Aufſtändiſche ſein ſollten.

Die Freiwilligen durchſuchten die Gegend, liefen ſich Blaſen an die Füße, fanden aber nichts; weßhalb ſie hingingen, von wo ſie hergekommen waren, und nur etwas ſonnverbrannt nach ihren Häuſern zurückkehrten. Die Schuſter in ihrer Heimat veranſtalteten einen Dankgottesdienſt zu Ehren des hl. Criſpin.

Das Militär bekam Befehl, in Val de Paz zu bleiben. Die Führung hatte ein Hauptmann, der bei der Wittwe eines reichen-, angeſehenen Landmannes Quartier nahm. Dieſe hatte einen Sohn, welcher die Landwirthſchaft ohne Neuerungen fortführte, gerade ſo, wie ſie für ſeinen Vater und Großvater ergiebig geweſen war, und eine Tochter von fünfzehn Jahren, die Sonne jenes anſpruchsloſen Heimweſens voll Einfalt und Frömmigkeit.

Der Hauptmann, Namens Andres Peñalta, war ein Mann von nicht unangenehmem Aeußern, aber von düſterm, verbittertem Charakter in Folge wiederholter Enttäuſchungen auf ſeiner Laufbahn, auf der er, gleich vielen Andern in Zeiten des Umſturzes und der Revolution, das Opfer widriger Verhältniſſe geweſen war. Alles war um ſo empfindlicher für ihn, da er der Typus einer heutzutage ſehr verbreiteten Menſchenklaſſe war, in der ſich Jeder zu gut für ſeinen Poſten dünkt.

Gleichwohl ſchien der ſanfte Geiſt, der in dem friedlichen Hauſe wehte, wohlthätig auf den trüben, in ſich gekehrten Sinn zu wirken, den unbefriedigter Ehrgeiz verzehrte. Der Hauptmann fühlte bald eine Neigung zu jenem Mädchen, dem Abgott ihres Hauſes, der Zierde des Dorfes, die, reizend in ihrer jugendlichen Unſchuld, durch ihre Tugenden ſein inneres Glück, durch ihr Vermögen ſeinen äußern Wohlſtand zu ſichern verſprach. Das Letztere namentlich mußte einen Mann anziehen, deſſen Ehrgeiz um ſo eifriger darauf ging, eine

Rolle zu ſpielen, je weniger bisher die Umſtände ſich günſtig gezeigt hatten.

Peñalta mit ſeiner ſchimmernden Uniform und ſeinem „reſpectsmäßigen“ Weſen, wie man im Dorf ſein hochmüthiges Benehmen nannte, hatte ſich die allgemeine Bewunderung erworben, ganz beſonders aber die ſeiner Hauswirthinnen. So kam es, daß, als er eines Tages bei Doña Mariana um ihre Tochter Roſalia warb, die gute Frau ihre Freude darüber zu verhehlen weder im Stande noch Willens war. Das fügſame Kind, das die Mutter glücklich ſah, war es nicht minder; die Gevatterinnen und Nachbarinnen ſtimmten mit ein, und nur der Sohn der Wittwe äußerte Mißvergnügen und entſchiedene Abneigung gegen die beabſichtigte Verbindung. Er ſtellte ſeiner Mutter vor, daß ihr Vermögen, das außer angelegten Geldern hauptſächlich in ausgedehnter Landwirthſchaft und anſehnlicher Viehzucht beſtand, guten Ertrag lieferte, ſo lange es beiſammen blieb; zöge aber Jedes ſeinen Antheil heraus, komme es zur Theilung oder zu Verkäufen, ſo werde das für Alle nur nachtheilig ſein. Er war aus guten Gründen der Meinung, daß ſeine Schweſter ſich mit einem Dorfangehörigen verheirathen und den Ort nicht verlaſſen ſollte, wo ſie aufgewachſen, und wo vom Vater auf den Sohn ihr Geſchlecht glücklich, wohlgelitten und angeſehen gelebt hatte. Aber dieſe verſtändigen Bemerkungen vermochten nichts über die verblendete Doña Mariana, die voll Begeiſterung für das glänzende Loos ihrer Tochter war, und der beharrliche Widerſpruch ihres Sohnes führte zu nichts, als daß ſeine ſonſt gutmüthige, aber beſchränkte Mutter es ſchließlich gereizt ausſprach, er ſei nur deßwegen gegen die Theilung des Vermögens, damit er das Beſte für ſich behalten könne. Trotz dieſer harten und ungerechten Beſchuldigung (die man der guten Frau eingeflüſtert hatte) fuhr der Sohn fort, offen die Heirath ſeiner Schweſter zu bekämpfen, bis endlich die Mutter, durch ſeine Hartnäckigkeit aufgebracht und hingeriſſen durch ihre übergroße Liebe zu dem Mädchen, erklärte, ſie trenne ſich nie von ihrer Tochter, wohl aber von einem ungerathenen Sohn, und ſie werde der Erſteren folgen, wohin ſie auch immer ginge.

Dieſer Vorſatz der wohlhabenden Wittwe konnte dem Hauptmanne nur erwünſcht und angenehm ſein, der denn auch ſofort den Gedanken aufgriff und unterſtützte.

Bald darauf ward Hochzeit gehalten, und die neue Familie verließ das Dorf.

Sechs Jahre lang lebten ſie nun in ungeſtörtem Frieden, Dank der Engelsgüte, der Anſpruchs- und Bedürfnißloſigkeit von Mutter und Tochter, ſo wie der Enge des häuslichen Kreiſes, in dem ſie ſich bewegten; denn Beider ganzes Daſein drehte ſich um die Bewunderung des Hauptmannes, der jetzt Major geworden war, und um die Anbetung der drei Kinder, welche der Ehe entſproßten. Darüber hinaus hatten die beiden

Frauen ſo gut wie Nichts zu ſagen und zu bedeuten, indem der herriſche Hochmuth des Mannes ſie überhaupt nicht aufkommen ließ.

Traurige Welt, wo man keinen Platz gewinnen kann, ohne ihn zu erkämpfen, und keinen behalten, ohne ihn zu verſchanzen! Armſelige, ſchwache Menſchheit, die Den unterjocht, der beſcheiden nachgiebt, und vor Dem kriecht, der anmaßend ſich erhebt!

Es kam dahin, daß für jene Frauen die willigſte Beſcheidenheit, die fügſamſte Demuth, die nachgiebigſte Herzensgüte, ſtatt als die edelſten Perlen unter den Schätzen eines Weibes zu gelten, keine andere Wirkung hatten, als daß ſie ſelbſt ſchwach und klein erſchienen, und daß ſie Den, den ſie verehrten, in ſeiner herriſchen Geringſchätzung beſtärkten.

Don Andres Peñalta beſaß eine ungemeſſene Eigenliebe und ein grenzenloſes Verlangen, um Tugenden geprieſen zu werden, die er nicht beſaß; und ſo behandelte er in Gegenwart von Fremden ſeine Frau und ſeine Schwiegermutter äußerſt rückſichtsvoll und zärtlich, er ſpielte le bon prince, wie die Franzoſen ſagen, d. h. er geruhte wohlwollend zu der Sphäre der guten Frauen herabzuſteigen, die ſich vor ihm beugten. Waren ſie dann allein, ſo entſchädigte er ſich durch eine von Hochmuth und Verachtung ſtrotzende Behandlung.

Roſalia beging in Geſellſchaft kleine Verſtöße und Ungeſchicklichkeiten, die ihn aufbrachten. Es war natürlich, daß die arme junge Frau, die auf dem Dorfe groß geworden war, von der feineren Lebensart einer volkreichen Stadt nichts wußte. Sie verſtand nicht, ſich elegant zu kleiden oder drei bis ſechs Stunden an ihrem Putztiſch zuzubringen; ſie ſang nicht, ſie tanzte nicht, ſie ſpielte nicht Klavier; deßhalb hatte ihr Gatte, deſſen thörichte Eigenliebe unter all dem litt, zum Ausdruck ſeines Unwillens immer ein Wort in Bereitſchaft, wie der Stierkämpfer ſeine Muletilla, mit dem er beharrlich ſein armes Weib verletzte und demüthigte, das Wort: Du verſtehſt nichts!

Ueber zwei Dinge vermag der boshafteſte, ungerechteſte Deſpotismus nichts: über das Eiſen, das immer mit gleicher Kraft Widerſtand leiſtet, und über die Binſe, welche ſofort nachgiebt; ſo herrſchte in jenem Hauſe tiefer Friede, denn der Deſpotismus, der darin regierte, fand nur ſanfte, biegſame Binſen. Der Wille des Deſpoten ſtürmte durch das Hausweſen, wie die Windsbraut über das Blachfeld fährt — das Feld iſt nicht öd und unfruchtbar, ſondern mit weichem, friſchem Raſen bedeckt.

Während dieſer ganzen Zeit hatten ſich die Beziehungen zwiſchen Doña Mariana und ihrem Sohne immer unfreundlicher geſtaltet; ganz in Bann und Netzen ihres Schwiegerſohnes, fand die gute Frau die Abrechnungen, welche Jener ihr vorlegte, gar nicht nach Wunſch; er hatte nämlich das Vermögen ſeiner Mutter, zuſammen mit dem ſeinigen, in Verwaltung behalten. Den Rathſchlägen des Don Andres ihr Ohr leihend, gab ſich

Zum Nile hieß' es Krokodile tragen,
Töpfe nach Samos, Eulen nach Athen:
Denn was ich muß auf's Hörenſagen bauen,
Das ſaht Ihr, Herr, und ließt es Andre ſchauen.

2.

Ein langes Schauſpiel gabt Ihr Euren Treuen,
Die, wie auf einer Bühne, Tag und Nacht
Im Po die Schiffe ſahn des grimmen Leuen,
Die zwiſchen Schwert und Feuer eng gebracht.
Wie man da klagen hören kann und ſchreien,
Wie vielfach ſterben kann in ſolcher Schlacht,
Und wie die Wellen blutgeröthet fließen,
Ihr habt's geſehn, und Andern auch gewieſen.

3.

Ich ſah es nicht: ich ging vor dem Gefechte
Sechs Tage fort mit größter Schnelligkeit,
Stets Pferde wechſelnd, um die tapfren Rechte
Des Pabſtes zu erflehn im harten Streit.
Nun brauchten wir nicht Roſſe mehr noch Knechte,
Da Ihr dem goldnen Leu'n in dieſer Zeit
Gebiß und Klau'n ſo ſtark und ſchmerzlich faßtet,
Daß er ſeitdem uns nicht mehr angetaſtet.

4.

Doch Alphons Trotto und die wackern Knaben,
Pier Moro, Albert, Hannibal, Afran,
Der Arioſte drei und Bagno haben
Sammt Zerbinatten mir es kund gethan.
Am Anſchau'n konnt' ich mich der Fahnen laben,
Die wir ſo zahlreich in dem Tempel ſahn.
Fünfzehn Galeeren, die die Feinde mißten,
Nebſt tauſend Schiffen, ſah ich an den Küſten.

Doña Mariana anſcheinend zufrieden, trat dann aber ſchließlich mit der Forderung hervor, das Vermögen müſſe getheilt und, was auf ihr Theil komme, zu Gelde gemacht werden. Nach vielen Verhandlungen war die Angelegenheit zu ihrem Ende gediehen, nicht lange nachdem die Familie in M *** eingezogen war. Die Sache war zu allſeitiger Zufriedenheit ausgefallen, und die gute Frau fühlte ſich von einer ſchweren Laſt befreit, da ſie nun auf dieſe Weiſe jeden Anlaß zu Mißhelligkeiten mit ihrem Sohne wie mit ihrem Eidam abgeſchnitten hatte.

Eines Morgens, ſie war eben von der Kirche heimgekehrt, hatte ein Notar, der Bevollmächtigte ihres Sohnes, die Frau zu ſprechen verlangt und ihr fünfhundert Unzen in Gold gebracht, womit die Ausbezahlung ihres flüſſig gemachten Vermögens bereinigt war. Sie hatte ſofort den Empfang beſcheinigt, ſetzte ſich dann zu ihrer Tochter und ſprach ſich eben gegen dieſe aus, wie froh ſie ſei, daß die Sache zum Abſchluß gekommen, als der älteſte von ihren Enkeln eintrat, der gerade von der Schule kam. Ganz ſtolz brachte er ſeine Schönſchrift herbei und zeigte ſie der Großmutter. Freundlich und eingehend, wie ſie es bei Allem war, was ihre Enkelchen thaten, nahm ſie das Blatt zur Hand und las den Spruch, der, mit kräftiger Hand obenan geſchrieben, auf jeder Zeile, in der Schrift des Kleinen ſich wiederholte; er lautete:

„Zähle nicht auf den folgenden Tag; denn er iſt dir noch nicht gewiß.“

Die Frau betrachtete beifällig jede Zeile und ſagte zu dem Kinde:

Immer wieder das Nämliche, Andreſito?

Ja, Großmutter, verſetzte der Knabe, jede Zeile heißt wie die Vorſchrift, bis auf die letzte.

Die Großmutter ſah unten hin und las: „Geſchrieben von Andres Peñalta den 20. März 1840.“

Närrchen, ſagte die Frau, heut iſt ja der 19te, der Joſephstag.

Der Kleine lachte und ſagte:

Ja, ich hab' mich geirrt; aber es ſchadet nichts; wir wollen denken, ich hätt' es morgen geſchrieben.

So ſchnell vergiſſeſt du die Lehren, die du ſchreibſt? erwiderte die Großmutter. Wie ſteht denn da? „Zähle nicht auf den folgenden Tag; denn er iſt dir noch nicht gewiß.“

Nun, ſo will ich es ändern, entgegnete der Kleine, nahm das Blatt und lief davon. Gleich darauf kam er wieder und gab es ſeiner Ahne.

Kind! rief dieſe, ſobald ſie es ſah, warum haſt du die Zahlen mit rother Dinte corrigirt? Jeſus, das Datum ſieht aus, als wär' es Blut.

Die rothe Dinte ſtand auf des Vaters Tiſch; ſie iſt recht hübſch, erwiderte der Kleine.

Mir kommt ſie recht garſtig vor, bemerkte die Mutter; man ſieht gleich, daß corrigirt iſt. Zerreiß es, Kind, und morgen, ſo Gott will, ſchreibſt du der Großmutter einen ſchöneren Bogen.

Nein, nein, ſagte dieſe; gieb mir's nur, Goldkind. Für mich haſt du's gemacht, und du ſagſt mir darin eine große, heilige Wahrheit: man ſoll nicht auf den folgenden Tag zählen, denn er iſt einem nicht gewiß; das heißt, wir ſollen ſtets auf den Tod gefaßt ſein, der uns an den Thron des großen Richters der Seelen bringt. Darum will ich's zum Andenken und zur Beherzigung aufheben. Und ſchau, fügte ſie hinzu und nahm ein Häufchen von zwanzig Unzen vom Tiſch, ich bin ſo zufrieden mit deinem Fleiß und mit der Probe, die du mir davon auf dieſem Blatt gegeben haſt, daß ich für dich dieſe zwanzig Unzen beſtimme; wenn ich todt bin, gehören ſie dir. Daß man es weiß, will ich jetzt dieſen meinen Willen unten auf das Blatt ſchreiben und das Gold darein wickeln.

Die Frau nahm die Feder, mit der ſie eben die Quittung unterzeichnet hatte, und ſchrieb an das untere Ende des Bogens, unter das rothe Datum und den Namen ihres Enkelchens, der mit dem ſeines Vaters gleich lautete: Dies vermacht ihm zum Andenken Mariana Perez.

Darauf wickelte ſie die zwanzig Unzen in das Papier und legte ſie mit dem übrigen Gold in ein Käſtchen, das ſie verſchloß und mit ſich auf ihr Zimmer nahm.

In der Nacht darauf ward an der alten Frau der ſchauderhafte Mord verübt, wovon im Beginn dieſer Erzählung berichtet wurde; dort haben wir auch den Schmerz der armen Roſalia bei dem unerhörten Ereigniß und den tiefen Eindruck geſchildert, den die That auf ihren Gatten machte, der nun doch wohl Reue empfinden mochte bei dem Gedanken, wie ſauer er dem armen Schlachtopfer das Leben gemacht zum Dank für ihre Liebe und Verehrung.

Der beträchtliche Verluſt, den ſie durch den Raub des unwiederbringlich verſchwundenen Geldes erlitten, das Geheimniß, welches trotz der vielen ſorgfältigen Nachforſchungen über der That lag, die Ueberzeugung von dem Vorhandenſein eines ſchlauen, verborgenen Feindes machten dem Ehepaar den Aufenthalt an jenem Ort unerträglich, und auf ſeine Bitte wurde der Major nach einem entfernten Platz verſetzt.

Zehn Jahre waren ihnen an ihrem neuen Wohnorte vergangen, wo ſie beide, der Mann und die Frau, vom erſten Augenblicke an die freundlichſte Aufnahme gefunden hatten. Ihre Verhältniſſe geſtalteten ſich aufs Beſte. Don Andres beerbte einen Onkel in Amerika, zog ſich vom Militärdienſte zurück, machte Geſchäfte und betheiligte ſich mit gutem Erfolg bei allerhand Unternehmungen, unter anderm auch beim Abbruch von Bauten und dem wohlfeilen Verkauf ihrer werthvollen Materialien. Er war Bürgermeiſter geweſen und war jetzt Landtagsabgeordneter; mit Einem Worte: er hatte es zur Notabilität gebracht, zum richtigen modernen Staatsbürger, d. h. er war verſchwenderiſch in hochtönenden, mit fremdartigen Ausdrücken verſetzten Redensarten, ein eifriger Moralitätsapoſtel, ein glühender Verkündiger der Philanthropie, ein muthiger Bekämpfer des Aberglaubens, worunter er die Heiligung der Sonn- und Feiertage rechnete; ein Prieſter der Göttin Vernunft, Erzprieſter vom heiligen Materialis, Großmeiſter des Eigendünkels, Profeſſor der modernen ſchönen Künſte, Geringſchätzung und Menſchenverachtung, ein geſchickter Baumeiſter für ein Piedeſtal unter ſeine eigenen Füße; Nichts fehlte ihm zum Muſtermenſchen der Gegenwart, er galt für einen Salomo bei den Schiedsgerichten, für einen Demoſthenes bei dem neuorganiſirten Comité für einen Canalbau, deſſen Arbeiten, Dank dem vielen Reden und Schreiben, ſo weſentlich gefördert waren, daß zur Ausführung des projectirten Canals gar nichts mehr fehlte, als Geld ihn zu bauen und Waſſer ihn zu füllen.

Es iſt ein Vorzug ſtiller Gemüther, vom Unglück ſich nicht beugen zu laſſen, ein Segen ſanfter Naturen, von lodernder, heftiger Empfindung frei zu bleiben, ein Erbtheil der Dulderſeelen, im Leiden ſich nicht zu verbittern oder zu verhärten; Roſalia hatte ihren natürlichen Gleichmuth und ihren Seelenfrieden, das Kennzeichen der Auserwählten, wieder gefunden.

Ja, ſie hätte ſich glücklich genannt, wäre nicht die Behandlung geweſen, die ſie von ihrem Gatten erfuhr: durch ſeine gute Stellung, durch den Erfolg ſeiner

Unternehmungen, durch die allgemeine Achtung, die er ſich zu erwerben gewußt hatte, immer hochmüthiger gemacht, begegnete er ſeinem armen Weibe mit täglich ſteigender Härte und Geringſchätzung.

Die Erziehung der Kinder, welche Roſalia verzärtelte, gab fortwährend Anlaß zu Vorwürfen und Gelegenheit, immer wieder ſein beleidigendes „Du verſtehſt nichts“ anzubringen. Dann weinte Roſalia manchmal, manchmal ergab ſie ſich in Geduld, aber nie kam es zu einer Gegenrede; denn ſie dachte bei ſich ſelbſt: es iſt ja ganz natürlich, daß mein Mann ſo denkt und ſpricht; er verſteht ſo viel, und ich nichts, als nähen und beten.

Wie wahr iſt es doch: das angeborne gute Herz und die Unſchuld kennen ſich ſelber nicht. Doch Don Andres ſollte noch erfahren, wie viel ein Weib verſteht, die verſteht eine Chriſtin zu ſein, und welch herrliches Heldenthum in der Demuth liegt.

Eines Tages unterrichtete Roſalia ihre Tochter, ein ſanftes Mädchen, wie einſt ihre Mutter geweſen war, in dem, was ſie ſelbſt verſtand, im Beten und Nähen, da trat der jüngere von ihren beiden Söhnen herein.

Mutter, ſagte er und reichte ihr ein Papier hin, ſieh, da iſt eine Schrift von Andres, wie er noch klein war.

Roſalia nahm und las — es wurde ihr ſchwarz vor den Augen: —

„Zähle nicht auf den folgenden Tag, denn er iſt dir noch nicht gewiß.“

Unten auf dem Bogen ſtand mit blutrother Schrift das Datum: „19. März 1840; geſchrieben von Andres Peñalta.“ Und darunter von der Hand ihrer Mutter, die dem geheimnißvollen, ungeſühnten Verbrechen zum Opfer gefallen war, dieſes ihr einziges Teſtament: „Dies vermacht ihm zum Andenken Mariana Perez.“

Wo haſt du das Papier gefunden? fragte Roſalia mit ſeltſam verwandelter Stimme, ſo daß ihre Kinder ſie überraſcht anblickten.

In des Vaters Zimmer, unter alten Papieren, erwiderte der Knabe.

Bleich ſtand Roſalia auf, eilte auf ihr Zimmer, ſchob den Riegel vor und ſchloß die Läden, um das Licht des Tages nicht ſehen zu müſſen.

Der Schleier, der ſeit zehn Jahren den Mörder ihrer Mutter verborgen hatte, war vor ihren Augen zerriſſen; das ſchreckliche Geheimniß trat aus ſeinem Dunkel; aus ſeinem Grabe ſtreckte das Schlachtopfer den Finger nach dem blutigem Datum auf der Urkunde, die bei dem geraubten Geld gelegen hatte und nur im Beſitze des Raubmörders ſein konnte; und dieſe Urkunde mit ihrer Anklage befand ſich im Beſitze ihres Gatten!

Roſalia ſank auf ein Sopha und verbarg ihr Geſicht in den Händen. So blieb ſie drei Stunden, ohne Regung, verſteinert, kalt wie wenn in einem Körper der Blutlauf ſtockt, ſtumm wie Jemand, den der Schlag gerührt.

In der erſten Stunde dachte ſie gar nichts: all ihre Gedanken ſchwirrten in einem fürchterlichen Wirbel durch einander. In der zweiten tobte die Verzweiflung durch ihre Seele, gleich einem Löwen hinterm Gitter, der nach einem Ausgang ſpäht in die freie Weite, dort ſein Gebrüll ertönen zu laſſen. In der dritten trat ernſt und feierlich die Erwägung an ſie heran, an der einen Hand die chriſtliche Mäßigung führend mit ihrem Zaume, in der andern den Menſchenwitz mit der augenſchärfenden Brille. Da fühlte ſie ſich plötzlich als Chriſtin, Mutter und Gattin, da faltete ſie die Hände und rief: Dein, dein, du unſer Vater und Richter, iſt die Gerechtigkeit! dein, dein die Rache.

Lebendig ſprang ſie empor; ſie zündete eine Kerze an, verbrannte in ihrer Flamme mit entſchloſſener Hand das anklagende Papier und warf ſich auf ihr Bett.

Kurz darauf kam ihr Mann und fragte ſie rauh wie immer, was das Einſperren bedeuten ſolle.

Da ſie die Stimme des Mörders ihrer Mutter vernahm, da ſie ſeine Nähe fühlte, bemächtigte ſich ein fürchterlicher Schauder der Unſeligen, und ſie antwortete, indem ihre Zähne auf einander klapperten, ſie ſei krank.

Ungeduldig ging der Mann weg; ſie ſollte nicht einmal das Recht haben, krank zu ſein!

Acht Tage blieb Roſalia eingeſchloſſen, ohne eine Seele zu ſich zu laſſen, ſelbſt ihre Kinder nicht, indem ſie heftiges Kopfweh vorſchützte; aber in Wirklichkeit, weil ſie fürchtete, es möchte in Verzweiflungsrufen das gräßliche Geheimniß hervorbrechen, das ſie in ihrer zerwühlten Bruſt begraben wollte.

Auch wollte ſie zu dieſem Zwecke die phyſiſche Kraft verlieren, indem ſie ihren Körper mit Faſten und Weinen ſchwächte; und im Gebet und in ihrer Mutterliebe hoffte ſie geiſtige Stärkung zu erlangen.

Als ſie wieder aufſtand und ihr Gatte ſie zum erſten Male ſah, trat er betroffen zurück; und er hatte alle Urſache: das Haar der jungen Mutter war weiß geworden. Ueber ihren abgemagerten Zügen lag eine gelbſüchtige, fahle Bläſſe; ihre unſtäten, eingefallenen Augen glühten fieberhaft aus bläulichen Ringen.

Wahrhaftig, ſprach er, du biſt krank, recht krank! Du mußt viel gelitten haben!

Ja, viel! verſetzte die Leidende.

Aber warum haſt du keinen Arzt rufen laſſen? erwiderte ungeduldig ihr Mann. Du verſtehſt doch gar nichts, nicht einmal dich zu pflegen, wenn du leideſt!

Ein Jahr noch lebte die Dulderin weiter, den tödtlichen Schlag im Herzen, ohne einen andern Troſt als die Gewißheit, daß ſie ſterblich ſei.

Ein ganzes Jahr dauerte ihr Niedergang zum Grabe! Das Leben iſt zäh bei dreißig Jahren.

Aber was hat nur die Frau? fragten den Don Andres Peñalta ſeine zahlreichen Freunde.

Die ſchwarze Gelbſucht, die ihr an Leib und Seele zehrt, antwortete dieſer. Die Aerzte verordnen ihr viel, aber nichts ſchafft ihr Erleichterung. Ich bin wahrhaftig ſehr in Sorgen. Und zu ſeiner Frau äußerte er, als ſie allein waren: Der Arzt ſagt, er bringe nicht heraus, wo dir's fehlt, und du gebeſt ihm nichts an. Ja, du verſtehſt gar nichts, nicht einmal zu erklären, was dir fehlt.

Endlich erlag auch das fünfte Opfer des Verbrechens. Die Aerzte ſtanden rathlos, mit gekreuzten Armen, ihre Mittel waren erſchöpft. Die Stunde der ewigen Ruhe kam heran; der Beichtvater ſaß weinend und tröſtend am Bett der Sterbenden.

Sie war ſchon verſehen und bereit vor Gottes Richterſtuhl zu erſcheinen; als ſie fühlte, daß ſie nur noch wenige Augenblicke zu leben habe, gab das edle Schlachtopfer den Anweſenden ein Zeichen, ſich zu entfernen, und rief ihrem Gatten.

Vater meiner Kinder! ſprach ſie zu ihm mit feierlicher Stimme, zwei Dinge hab' ich doch verſtanden in dieſem Leben.

Du? rief der Mann betroffen.

Ja.

Und was wäre das geweſen? rief der Frevler erſchüttert, und die Augen traten ihm vor Entſetzen aus den Höhlen.

5.

Wer Brand und Schiffbruch hier mitangeſehn,
Und Metzeleien, tauſendfach verſchieden,
Für unſre Schlöſſer all, die nicht mehr ſtehn,
Bis auf dem letzten Schiff der Sieg entſchieden,
Der kann ſich alles denken, wie's geſchehn
Bei jenen armen Heiden die im Frieden
Der dunklen Nacht mit König Agramant
Von Dudo's Schiffen wurden angerannt.

6.

Nacht war's, und nirgends ſah man eine Helle,
Als dieſes grauſame Gefecht begann,
Doch als nun Pech und Schwefel auf Kaſtelle,
Auf Maſten, Segel, Steuer niederrann,
Und die gefräß'ge Flamme ſchrecklich ſchnelle
Von Schiff zu Schiff die Oberhand gewann,
Sah man ſo hell das Entern und das Morden,
Als wär' es plötzlich Tag aus Nacht geworden.

7.

Und Agramant, der bei dem Angriffszeichen
Im Dunkel nicht ſo hoch den Feind geſchätzt,
Und feſt geglaubt den Ausweg zu erreichen,
Wenn man ſich ihm gehörig widerſetzt,
Nun, wie auf einmal rings die Schatten weichen,
Entdeckt er, was er nicht gemeint, zuletzt,
Die Feinde ſeien doppelt ſtark an Maſſen,
Und ſäumt nicht, einen andern Plan zu faſſen.

8.

Er füllt mit wen'gem Volk, mit Briliadoren
Und andern Koſtbarkeiten einen Kahn,
Und ſtiehlt ſich durch die Chriſten und die Mohren
Behutſam in den ſichern Ocean.

*Schweigen im Leben*, denn ich war eine Mutter; und *im Sterben vergeben*, denn ich bin eine Chriſtin, gab die heilige Dulderin zur Antwort; dann ſchloß ſie die Augen, um ſie nie wieder aufzuſchlagen.

Fol V. 130

# Ein Schuß

von

Alexander Puſchkin.

(geb. 1799, geſt. 1837.)

---

Aus dem Ruſſiſchen

von

Claire von Glümer.

## I.

Wir lagen in Garniſon in dem Städtchen *** und führten das bekannte Leben der Armeeoffiziere *): Morgens Exerzierplatz und Reitbahn, Mittags Diner beim Regiments-Commandeur oder bei einem jüdiſchen Garkoch, Abends Punſch und Karten. Es gab kein Haus im Städtchen, das ſich uns gaſtlich geöffnet hätte, keine Ausſicht auf Verlobungen. Wir verſammelten uns bald bei dem einen Kameraden, bald bei dem andern, und bekamen nichts zu ſehen, als Uniformen.

Ein Einziger in unſerm Kreiſe gehörte nicht zur Armee. Er mochte fünfunddreißig Jahre alt ſein, und wir betrachteten ihn beinahe wie einen Greis. Seine Erfahrung gab ihm ein gewiſſes Uebergewicht, und ſein finſteres Weſen, ſein herbes Urtheil, ſeine ſcharfe Zunge machten großen Eindruck auf unſere jungen Seelen. Seine Vergangenheit war in tiefes Dunkel gehüllt; er ſchien ein Ruſſe zu ſein, aber er trug einen ausländiſchen Namen. Früher hatte er — mit Glück ſogar — unter den Huſaren gedient, und Niemand wußte, was ihn veranlaßt haben mochte, den Abſchied zu nehmen und ſich in dies elende Neſt zurückzuziehen, wo er ein zugleich ärmliches und verſchwenderiſches Leben führte.

---

*) Armee-Offiziere im Gegenſatz zu Garde-Offizieren.
Anm. d. Ueberſ.

Er ging immer zu Fuß, trug immer denſelben alten ſchwarzen Ueberrock, hielt jedoch offene Tafel für alle Offiziere unſers Regiments. Seine Mahlzeiten beſtanden freilich nur aus zwei oder drei Schüſſeln, die ein verabſchiedeter Soldat zubereitete, aber bei dieſen beſcheidenen Diners floß der Champagner in Strömen. Niemand kannte ſeine Familien- und Vermögensverhältniſſe, und Niemand wagte, ihn darnach zu fragen. Er beſaß viele Bücher, kriegswiſſenſchaftliche Werke und Romane, die er bereitwillig verlieh, ohne ſie jemals zurückzufordern, und ebenſo wenig fiel es ihm ein, geliehene Bücher wiederzugeben. Seine Hauptbeſchäftigung beſtand in Piſtolenſchießen; die Wände ſeines Zimmers waren ſo von Kugeln durchlöchert, daß ſie den Zellen eines Bienenſtockes ähnlich ſahen, und eine koſtbare Piſtolenſammlung bildete den einzigen Schmuck ſeiner elenden Wohnung. Durch beſtändige Uebung hatte er eine unglaubliche Geſchicklichkeit erlangt; wenn es ihm eingefallen wäre, die Quaſten einer Mütze abſchießen zu wollen, hätte ſich Keiner unter uns geſcheut, dieſe Mütze dazu auf den Kopf zu ſetzen. Bei unſeren Zuſammenkünften war oft von Duellen die Rede, aber niemals nahm Silvio — ſo will ich ihn nennen — daran Theil. Eines Tages fragte man ihn, ob er ſich jemals duellirt hätte? Er gab kurz zur Antwort: es ſei ihm ein paar Mal widerfahren, fügte jedoch nichts weiter hinzu, und wir ſahen deutlich, daß ihn ſolche Fragen unangenehm berührten. Wir ſchloßen daraus, daß ihm die Erinnerung an irgend ein unglückliches Opfer ſeiner Geſchicklichkeit das Gewiſſen beſchwerte, aber auch nicht Einer unter uns wäre auf den Gedanken gekommen, daß Silvio feig ſein könnte. Es giebt Menſchen, deren Aeußeres genügt, um jeden derartigen Verdacht unmöglich zu machen; der Vorfall, den ich jetzt erzählen will, verſetzte uns daher in das höchſte Erſtaunen.

Eines Tages hatten wir — unſer Zehn etwa — bei Silvio gegeſſen, hatten wie gewöhnlich ſcharf getrunken und forderten ihn auf, Bank zu legen. Anfangs weigerte er ſich, denn er ſpielte beinahe nie; aber endlich ließ er Karten bringen, legte fünfzig Ducaten auf den Tiſch, und das Spiel begann. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte er das tiefſte Schweigen zu beobachten und jeden Streit, jede Auseinanderſetzung ſorgfältig zu vermeiden. Kam beim Pointiren ein Irrthum vor, ſo glich er das Deficit ohne Weiteres aus und notirte ſein Guthaben mit Kreide auf dem Tiſche. Wir kannten ſeine Gewohnheit und ließen ihn gewähren; aber diesmal befand ſich ein kürzlich angekommener Lieutenant unter uns, dem Silvio fremd war, und der ſehr zerſtreut ſpielte. Er machte einen Rechenfehler, den Silvio wie gewöhnlich aufſchrieb. Der Offizier ſtutzte, und verlangte Erklärung; unſer Wirth ſpielte ruhig weiter. Der Offizier, der die Geduld verlor, nahm eine Bürſte und wiſchte die Ziffer aus. Silvio ſchrieb ſie ruhig noch einmal hin. Vom Wein erhitzt, vom Spiel erregt, vom Gelächter der Kameraden geärgert, riß der

Lieutenant, der ſich beleidigt glaubte, einen kupfernen Leuchter vom Tiſche und ſchleuderte ihn auf Silvio zu. Geſchickt wich dieſer aus, aber bleich vor Zorn, mit funkelnden Augen ſprang er auf und rief:

Hinaus, mein Herr! und danken Sie Gott, daß dies in meinem Hauſe geſchehen iſt.

Wir zweifelten keinen Augenblick an den Folgen dieſes Auftrittes und hielten unſern Kameraden bereits für einen todten Mann. Er ging mit der Erklärung, daß er zu jeder Satisfaction bereit ſei; wir ſetzten unſer Spiel noch eine Weile fort, aber als wir bemerkten, daß unſer Wirth nicht mehr bei der Sache war, brachen wir Einer nach dem Andern auf und dachten, während wir in unſere Quartiere gingen, an die Vacanz, die in unſerm Regiment bevorſtand.

Am andern Morgen in der Reitbahn fragten wir uns eben, ob der arme Lieutenant wohl noch lebe, als er plötzlich erſchien und uns ſagte, daß er keine Botſchaft von Silvio erhalten habe. Es war unglaublich; wir begaben uns zu Silvio und fanden ihn beſchäftigt, eine Kugel nach der andern in ein an die Wand genageltes Coeur-Aß zu ſchießen. Er empfing uns wie gewöhnlich und erwähnte den Vorfall des vergangenen Abends auch nicht mit einer Silbe. Drei Tage vergingen — der Lieutenant lebte immer noch. Iſt es möglich, wird ſich Silvio nicht ſchlagen? fragten wir uns. Und Silvio ſchlug ſich nicht, begnügte ſich mit einer oberflächlichen Erklärung und verzieh.

Anfangs that ihm dieſer Vorfall in unſerer Meinung großen Abbruch. Feigheit iſt der unverzeihlichſte Flecken in den Augen junger Offiziere, für welche Muth die Krone aller menſchlichen Tugenden und die Entſchuldigung aller möglichen Laſter iſt.

Nach und nach wurde indeſſen Alles vergeſſen, und Silvio gewann ſeinen frühern Einfluß wieder. Ich allein mochte nicht mehr in der alten Weiſe mit ihm verkehren. Meine lebhafte Phantaſie hatte mich mehr als die anderen Offiziere zu dieſem Manne hingezogen, deſſen Leben ein Räthſel war, und der mir wie der Held eines geheimnißvollen Romans vorkam. Auch er ſchien eine gewiſſe Zuneigung für mich zu fühlen.

Wenn wir allein waren, gab er ſeine ſarkaſtiſche Redeweiſe auf und ſprach mit mir über alles Mögliche in einfach angenehmem Tone. Nach dem Abend, von dem ich erzählt habe, verfolgte mich jedoch der Gedanke, daß dieſer Mann eine Befleckung ſeiner Ehre hingenommen, die er nicht abzuwaſchen verſucht — ein Gedanke, der es mir unmöglich machte, in der frühern Weiſe mit ihm umzugehen, und der mich ihm gegenüber mit einer gewiſſen Verlegenheit erfüllte. Silvio war zu fein und ſcharfſichtig, um dieſen Eindruck nicht zu bemerken, den Grund desſelben nicht zu errathen. Er ſchien ſchmerzlich davon berührt zu ſein, und zweimal kam es mir vor, als ob er eine Erklärung mit mir zu haben wünſche; aber ich wich ihm aus, und nun zog auch er ſich von mir zurück. Von der Stunde an war ich nie mit ihm allein, und wir hatten kein vertrauliches Geſpräch mehr.

Die Bewohner großer Städte, denen mancherlei Zerſtreuungen zu Gebote ſtehen, haben keine Ahnung von der Aufregung, welche auf dem Lande und in kleinen Städten durch die Ankunft der Poſt hervorgerufen wird. Jeden Dienſtag und Freitag war die Kanzlei unſeres Regiments mit Offizieren angefüllt, von denen Einige Geld, Andere Briefe, noch Andere Zeitungen erwarteten. Hier wurden die empfangenen Botſchaften entſiegelt, geleſen, die Neuigkeiten den Kameraden mitgetheilt; in der ganzen Kanzlei herrſchte das regſte Leben. Auch Silvio's Briefe kamen an unſer Regimentsbureau. Eines Tages wurde ihm ein Couvert eingehändigt, das er mit ſichtlicher Haſt erbrach; je weiter er las, um ſo lebhafter funkelten ſeine Augen, aber die Kameraden waren zu ſehr mit ihrer eigenen Korreſpondenz beſchäftigt, um es zu beachten. Meine Herren, ſagte er, nachdem er zu Ende geleſen hatte, eine wichtige Nachricht zwingt mich, dieſe Nacht abzureiſen. Ich hoffe, daß Sie noch einmal, zum letzten Male, bei mir eſſen werden. Ich erwarte auch Sie, fügte er zu mir gewendet hinzu; ich erwarte Sie mit Beſtimmtheit. Nach dieſen Worten ging er eilig fort, und wir kamen überein, daß wir ſeiner Einladung folgen wollten.

Zur beſtimmten Stunde ſtellte ich mich ein und fand die Kameraden verſammelt. Silvio's Gepäck war ſchon bereit, ſeine Wohnung zeigte uns die nackten,

Fern bringt ihm ſeines Volkes Noth zu Ohren,
Dem Dudo aufgeſteckt den rothen Hahn;
Es wird von Feuer, Meer und Stahl vernichtet,
Und er, der Grund des ganzen Unheils, flüchtet.

9.

So flieht denn Agramant, mit ihm Sobrin,
Dem er bedauert nicht geglaubt zu haben,
Als, lang eh' dieſes Wetter fiel auf ihn,
Sein Seherauge fliegen ſah die Raben.
Doch kehren wir zum Grafen Paladin,
Der, eh' noch Hülfe naht zu Wall und Graben,
Biſerta gänzlich zu vernichten räth,
So daß kein neuer Krieg zu fürchten ſteht.

10.

Drum heißt man zu dem blut'gen Waffenſpiele
Am dritten Tag gerüſtet ſein das Heer.
Aſtolf behielt von jenen Schiffen viele,
Und gab nicht alle für den Dudo her.
Dem Sanſonett vertraut er dieſe Kiele,
Der gleich vortrefflich kämpft zu Land und Meer;
Er muß, dem Hafen und der Stadt entgegen,
Sich, eine Meile fern, vor Anker legen.

11.

Aſtolf und Roland, die als wahre Chriſten
Nie ohne Gott in Kriegsgefahren gehn,
Gebieten ihren Schaaren erſt, ſie müßten
Durch Faſten und Gebet den Sieg erflehn,
Um dann ſich auf den dritten Tag zu rüſten,
Und, wenn das Zeichen zu dem Sturm geſchehn,
Die Stadt zu nehmen, die ſie zu den Flammen
Im Voraus und zur Plünderung verdammen.

von Kugeln durchlöcherten Wände. Wir gingen zu Tiſch. Silvio war ſehr heiter, und bald wurde die Luſtigkeit allgemein. Ohne Unterlaß flogen die Champagnerpfropfen an die Decke, und ohne Unterlaß füllten ſich unſere Gläſer mit perlendem Wein. Wir tranken auf die glückliche Reiſe und das Wohlergehen Deſſen, der uns verlaſſen wollte, und es war ſpät, als wir uns vom Tiſch erhoben. Silvio ſagte Allen Lebewohl, aber als ich gehen wollte, faßte er meine Hand. Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, flüſterte er mir zu, und ſo blieb ich.

Wir waren allein, ſaßen uns ſchweigend gegenüber und rauchten. Silvio's lärmende Heiterkeit hatte einem nachdenklichen Ernſt Platz gemacht. Mit ſeiner tiefen Bläſſe, dem düſtern Feuer ſeiner Augen und den Rauchwolken, die ſeinen Lippen entquollen, ſah er aus, wie ein böſer Dämon. So vergingen einige Minuten, dann brach er das Schweigen.

Es wäre möglich, daß wir uns nicht wiederſähen, ſagte er, darum möchte ich Ihnen, ehe wir uns trennen, eine Erklärung geben. Sie haben wohl bemerkt, daß ich mich um die Meinung Anderer nicht kümmere; aber Sie habe ich lieb, und es wäre mir peinlich, wenn Sie eine falſche Anſicht von mir behielten.

Er ſchwieg und ſetzte ſeine Pfeife in Brand; ſtumm mit geſenktem Kopfe erwartete ich ſeine Mittheilungen.

Es iſt Ihnen aufgefallen, fing er wieder an, daß ich von jenem albernen Trunkenbolde von Lieutenant keine Satisfaction verlangt habe. Da mir die Wahl der Waffen zuſtand, werden Sie mir zugeben, daß ich ſein Leben in der Hand hatte, während das meinige nur wenig Gefahr lief. Ich könnte alſo meine Unthätigkeit in dieſer Sache auf Rechnung der Großmuth ſetzen, aber ich will nicht lügen. Hätte ich mich an dieſem Menſchen rächen können, ohne mein eignes Leben aufs Spiel zu ſetzen, würde ich ihm nicht verziehen haben.

Beſtürzt über dies Geſtändniß ſah ich Silvio an.

So iſt es! fuhr er fort; ich habe nicht das Recht mich einer Todesgefahr auszuſetzen, denn beinah ſechs Jahre ſind vergangen, daß ich eine Ohrfeige bekam, und der Mann, der ſie mir gegeben hat, lebt noch.

Meine Neugier war aufs Aeußerſte erregt.

Und Sie haben ſich nicht mit ihm geſchlagen? ſagte ich. Alſo haben Sie äußere Umſtände daran verhindert.

Ich habe mich geſchlagen, und hier iſt ein Andenken an mein Duell, antwortete Silvio.

Mit dieſen Worten nahm er aus einer Hutſchachtel eine rothe Mütze mit Goldquaſte und Treſſe — bonnet de police würden ſie die Franzoſen nennen — und ſetzte ſie auf. Etwa einen Zoll über der Stirn war ſie von einer Kugel durchbohrt.

Sie wiſſen, fuhr er fort, daß ich im ***ſchen Huſarenregiment gedient habe. Meinen Charakter kennen Sie — ich habe einen Hang zum Herrſchen; in der Jugend war es geradezu meine Leidenſchaft. Zu meiner Zeit war es Mode, allerlei Tollheiten zu begehen, und ich war der Tollſte in der ganzen Armee. Wir ſuchten unſern Ruhm im Trinken, und ich trank mehr als der berühmte, von Denis Dawydoff beſungene B . . . Duelle gab es unaufhörlich. Wenn ich mich nicht ſelber ſchlug, war ich wenigſtens als Secundant betheiligt. Meine Kameraden vergötterten mich, und die Regimentscommandeure, die jeden Augenblick gewechſelt wurden, betrachteten mich als ein nothwendiges Uebel.

Während ich mich ſo in Ruhe — oder Unruhe — meines Ruhmes erfreute, wurde ein junger Mann aus einer reichen, vornehmen Familie, die ich nicht nennen will, zu uns verſetzt. Ich habe nie ein ſolches Glückskind geſehen. Denken Sie ſich Jugend, Geiſt, Schönheit, den ausgelaſſenſten Frohſinn, die übermüthigſte Tapferkeit, alle dieſe Eigenſchaften einem bedeutenden Namen und großem Vermögen zugeſellt — und Sie werden ſich das Aufſehen, das der junge Offizier unter uns erregte, ungefähr vorſtellen können. Mein Stern begann zu erbleichen. Angezogen durch meinen Ruf bewarb ſich der junge Mann um meine Freundſchaft, aber ich war abweiſend gegen ihn, und nun zog er ſich von mir zurück, ohne ſich viel über mein Benehmen zu kümmern. Ich fühlte, daß ich ihn haßte. Die Erfolge, die er bei den Kameraden wie bei den Frauen unſerer Geſellſchaft errang, machten mich wüthend. Ich ſuchte Händel mit ihm, aber jeden meiner Ausfälle beantwortete er durch einen Witz, der überraſchender, feiner und jedenfalls heiterer war, als meine Stachelreden. Er ſcherzte, und ich ärgerte mich. Eines Tages endlich, auf einem Balle bei einem polniſchen Gutsbeſitzer, wo er wieder einmal das Hauptaugenmerk aller Frauen war, auch das der Wirthin, mit der ich in Beziehungen ſtand, näherte ich mich ihm und flüſterte ihm eine grobe Beleidigung zu, die er mit einer Ohrfeige beantwortete. Wir zogen unſere Säbel, die Frauen fielen in Ohnmacht, und es wurde verabredet, daß wir uns nach dem Balle ſchlagen ſollten.

Bei Tagesanbruch war ich mit meinen drei Secundanten am beſtimmten Orte und wartete mit Ungeduld auf meinen Gegner. Die Sonne ging auf, und es begann heiß zu werden. Endlich kam er an; er ging zu Fuß, hatte die Uniform an die Spitze des Säbels gehängt und war nur von einem Secundanten begleitet. Als wir auf ihn zugingen, ſahen wir, daß er ſeine Mütze voll Kirſchen in der Hand trug. Unſere Zeugen maßen zwölf Schritte ab; ich hatte den erſten Schuß, befand mich aber in einer ſolchen Aufregung, daß ich mich auf meine Geſchicklichkeit nicht verlaſſen konnte und, um Zeit zu gewinnen, meinem Gegner vorſchlug, zuerſt zu ſchießen. Er lehnte das ab; endlich kamen wir überein, die Frage durch das Loos zu entſcheiden, und die erſte Nummer fiel dieſem Liebling des Glückes zu. Er zielte und durchſchoß meine Mütze. —

Nun war ich an der Reihe — ſein Leben gehörte mir! Mit wilder Freude ſah ich ihn an und ſuchte einen Schatten von Beſorgniß in ſeinen Zügen zu finden; aber ruhig ſtand er da, wählte die reifſten Kirſchen aus ſeiner Mütze und ſchnellte mir die Kerne vor die Füße. Dieſe Gleichgültigkeit brachte mein Blut in Wallung. Was liegt daran, daß ich ihm das Leben nehme, wenn ihm ſelbſt ſo wenig darauf ankommt? fragte ich mich. Plötzlich kam mir ein teufliſcher Gedanke; ich ließ die Piſtole ſinken und ſagte:

Sie ſind jetzt nicht zum Sterben aufgelegt, ſondern wünſchen zu frühſtücken . . . ich will Sie nicht ſtören.

Sie ſtören mich nicht, antwortete er; ſchießen Sie nur. Uebrigens können Sie es damit halten, wie Sie wollen; dieſer Schuß gehört Ihnen, und ich werde jederzeit zu Ihrer Verfügung ſtehen. Darauf wendete ich mich zu dem Secundanten und erklärte, daß ich heute nicht ſchießen würde.

Ich quittirte den Dienſt und zog mich in dies Städtchen zurück, habe aber ſeit jener Zeit nie aufgehört, an meine Rache zu denken — jetzt iſt meine Stunde da.

Silvio zog den Brief, den er heute bekommen hatte, aus der Taſche und gab ihn mir zu leſen. Man ſchrieb ihm aus Moskau — ſein Sachwalter wahrſcheinlich — daß die bewußte Perſönlichkeit im

Begriffe ſtehe, ſich mit einem ſchönen jungen Mädchen zu verheirathen.

Wer die bewußte Perſönlichkeit iſt, können Sie ſich denken, fuhr er fort. Ich gehe nach Moskau und will doch ſehen, ob er in ſeinem Liebesglück dem Tode eben ſo ruhig ins Auge blickt, als damals beim Kirſchenessen.

Bei dieſen Worten ſtand Silvio auf, warf ſeine Mütze zu Boden und ging wie ein Tiger im Käfig im Zimmer auf und ab. Ich hatte ſeinen Bericht unbeweglich angehört, aber meine Seele war den ſeltſamſten, widerſprechendſten Empfindungen verfallen.

Der Diener trat ein und meldete, daß die Pferde bereit ſtänden. Silvio drückte mir herzlich die Hand, und wir umarmten uns. Dann ſtieg er in den Wagen, der zwei Mantelſäcke enthielt; der eine mit ſeinen Piſtolen, der andere mit den übrigen Habſeligkeiten. Noch einmal ſagten wir uns Lebewohl, dann fuhr er davon.

## II.

Einige Jahre ſpäter wurde ich durch meine Vermögensverhältniſſe gezwungen, mich in einem armen kleinen Dorfe des N . . . ſchen Gouvernements niederzulaſſen. Von Geſchäften überhäuft, dachte ich ſehnſüchtig an mein früheres, ſorglos heiteres Leben zurück. Beſonders ſchwer wurde mir, mich an die Einſamkeit meiner Abende zu gewöhnen. Bis zum Diner brachte ich die Zeit ſo ziemlich hin, theils indem ich mit dem Staroſten plauderte, theils indem ich herumritt und die Arbeiter auf dem Felde überwachte, oder meine Neubauten in Augenſchein nahm. Aber ſobald der Abend anbrach, wußte ich nicht mehr, was ich mit mir anfangen ſollte. Die wenigen Bücher, die ich in meinem Schranke und auf dem Boden gefunden, hatte ich bis zum Ueberdruße geleſen und wieder geleſen. Alle Märchen, welche meine Wirthſchafterin Kluſchnitza Kirolowna in ihrem Gedächtniſſe aufgeſpeichert hatte, wußte ich auswendig, und die oft gehörten Lieder der Bauernfrauen machten mich melancholiſch. Einmal kam ich ſo weit, daß ich verſuchte, mich an den Branntwein zu gewöhnen, aber er verurſachte mir Kopfſchmerzen, auch fürchtete ich, mit der Zeit ein Trunkenbold zu werden, und zwar einer von der ſchlimmſten Art, wie es deren in unſerm Bezirke nur zu viele gab.

Nähere Nachbarn hatte ich nicht, außer etwa zwei oder drei von der oben genannten Species, deren Unterhaltung ſich auf Stöhnen und Schlucken beſchränkte — da war denn doch die Einſamkeit vorzuziehen. Endlich kam ich zu dem Entſchluß, mich früh niederzulegen und ſo ſpät als möglich zu Mittag zu eſſen; auf die Weiſe verlängerte ich den Tag und verkürzte den Abend.

Vier Werſt etwa von meinem Wohnorte lag ein prächtiges Gut, das der Gräfin B. gehörte, aber nur von einem Intendanten bewohnt wurde. Die Gräfin war nur einmal, bald nach ihrer Verheirathung, auf wenige Wochen dageweſen; aber im zweiten Jahre meines Aufenthalts in dieſer Gegend verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, daß ſie kommen würde, und wirklich traf ſie im Juni mit ihrem Manne ein.

Die Ankunft eines reichen Gutsbeſitzers iſt für die umliegenden Ortſchaften ein Ereigniß, das von Edelleuten und Bauern drei Monate vorher und drei Jahre nachher beſprochen wird. Auch meine Gedanken wurden durch die Nachbarſchaft einer ſchönen jungen Frau lebhaft beſchäftigt; ich war voll Ungeduld, ſie zu ſehen, und am erſten Sonntage, nachdem Graf und Gräfin angelangt waren, machte ich mich auf den Weg, ihnen meinen Beſuch abzuſtatten.

Ein Lakai führte mich in das Arbeitszimmer des Grafen und ging mich zu melden. Das geräumige Gemach war elegant eingerichtet. An den Wänden ſtanden große, mit Büſten geſchmückte Bücherſchränke; ein ſchöner Teppich bedeckte den Fußboden, ein großer Spiegel glänzte über dem Marmorkamin. In meiner einfachen Behauſung von jedem Luxus entwöhnt und lange nicht mit dem Glanz des Reichthums in Berührung gekommen, fühlte ich mich beim Anblick dieſes ariſtokratiſchen Raumes etwas bedrückt und erwartete den Grafen mit der Schüchternheit eines Bittſtellers aus der Provinz, der zur Audienz beim Miniſter gekommen iſt. Die Thür ging auf; ein ſchöner junger

Mann von etwa zweiunddreißig Jahren trat ein und kam mit freundlicher Miene auf mich zu. Ich wollte mich ihm vorſtellen, aber mit der liebenswürdigſten Zuvorkommenheit machte er allen Umſtänden ein Ende. Wir ſetzten uns. Die ungezwungene Art und Weiſe, in welcher er ein Geſpräch anknüpfte, beſiegte meine Schüchternheit, und ich fing eben an, ich ſelbſt zu ſein, als die Gräfin erſchien. Sie war ſehr ſchön, und ihre Gegenwart brachte mich in eine Verlegenheit, die noch ſchlimmer war, als die erſte. Der Graf ſtellte mich ihr vor; ich wollte meine Schüchternheit nicht zeigen, aber je mehr ich ein unbefangenes Weſen zu erzwingen ſuchte, um ſo unſicherer fühlte ich mich. Endlich, um mir Zeit zu geben, mich zurecht zu finden, begannen die Beiden mit einander zu plaudern, wie in Gegenwart eines alten Freundes, mit dem man keine Umſtände macht, und ich ging indeſſen im Zimmer umher und betrachtete Bücher und Bilder. Den Werth eines Gemäldes kann ich nicht beurtheilen; eines von denen, die ich anſah, erregte jedoch meine Aufmerkſamkeit. Es war eine Schweizerlandſchaft, aber ich muß geſtehen, daß mich nicht die Gegend intereſſirte, ſondern der Umſtand, daß das Gemälde von zwei Kugeln durchlöchert war, die dicht neben einander eingeſchlagen hatten.

Das iſt ein ſchöner Schuß! rief ich, indem ich mich zu dem Grafen wendete.

Ja, der Schuß iſt gut, gab er zur Antwort; Sie ſind wohl auch im Piſtolenſchießen geübt? fügte er hinzu.

So ziemlich, erwiderte ich voll Freude, endlich ein Geſprächsthema gefunden zu haben, das mir geläufig war. Auf dreißig Schritt würde ich ein Kartenblatt nicht fehlen, vorausgeſetzt natürlich, daß mir die Piſtolen vertraut ſind.

Wirklich! ſagte die Gräfin mit ſichtlichem Intereſſe. Und du, mein Freund, wärſt du auch im Stande, auf dreißig Schritte eine Karte zu treffen?

Das wollen wir ſpäter einmal verſuchen, erwiderte der Graf. Es gab eine Zeit, wo ich nicht ungeſchickt war, aber ſeit Jahren habe ich keine Piſtole mehr in der Hand gehabt.

Wenn das iſt, ſagte ich, ſo möchte ich wetten, daß Ew. Erlaucht die Karte nicht auf zwanzig Schritte treffen. Um gut Piſtolen zu ſchießen, muß man ſich, wie ich aus Erfahrung weiß, täglich üben. Ich war in meinem Regiment als guter Piſtolenſchütze bekannt, aber als ich einmal vier Wochen lang keine Piſtole in der Hand gehabt hatte, ſchoß ich auf zwanzig Schritte nach einer Flaſche viermal hintereinander fehl. Einer unſerer Rittmeiſter, der ein Spaßvogel war und es mit angeſehen hatte, lachte mich aus, daß ich nicht mehr im Stande wäre, einer Flaſche den Hals zu brechen. Man muß ſich üben, wiederhole ich, ſonſt wird man ſeine Geſchicklichkeit bald verlieren. Der beſte Piſtolenſchütze, den ich je gekannt habe, ſchoß täglich vor dem Mittagseſſen we-

12.

Und als die Faſtentage nun geſchloſſen
Und feurige Gelübde dargebracht,
Da luden die Verwandten und Genoſſen
Sich noch zu einem Mahle vor der Schlacht.
Sie ſtärkten den erſchöpften Leib, und floſſen
In Thränen, Abſchied nehmend in der Nacht
Mit ſolchen Worten und auf ſolche Weiſe,
Wie liebe Freunde vor der letzten Reiſe.

13.

Die heil'gen Prieſter in Biſerta ſchlagen,
Und alles Volk mit ihnen, ſchmerzverſtört,
Sich an die Bruſt mit ungemeſſnen Klagen,
Und rufen ihren Mahom, der nicht hört.
Wie manches Opfer wird ihm angetragen,
Das ihm der Einzelne zu bringen ſchwört!
Und öffentlich Altäre, Tempel, Säulen,
Zum ew'gen Denkmal dieſer harten Beulen.

14.

Nachdem das Volk der Kadi benedeite,
Nahm es die Wehr, mit der's zur Mauer lief.
Im Bette lag, an ihres Tithon's Seite,
Aurora noch, und Land und Welle ſchlief,
Als ſchon von hier der Herzog ſeine Leute,
Und Sanſonett von dort die ſeinen rief,
Die, als ſie Roland's Sturmſignal vernahmen,
Mit großem Ungeſtüm zur Feſtung kamen.

15.

Zwei Seiten ſehn in's Meer mit ihren Thürmen,
Die beiden andern ruhn auf trocknem Land;
Und rings läuft eine Mauer, kaum zu ſtürmen,
Ein Meiſterwerk, das manch' Jahrhundert ſtand.

nigſtens drei Kugeln ab. Das war ihm aber ſo zur Gewohnheit geworden, wie andern das Glas Branntwein vor dem Diner.

Der Graf und die Gräfin ſchienen ſich zu freuen, daß ich meine Verlegenheit abſchüttelte.

Und wie ſchoß er denn? fragte der Graf.

Zum Beiſpiel nach einer Fliege an der Wand. Sie lachen, Frau Gräfin, aber es iſt ſo. Zuweilen, wenn er eine Fliege ſah, rief er: Ruska, meine Piſtolen! Ruska brachte eine geladene Piſtole, und im nächſten Moment war's geſchehen: eine Kugel hatte die Fliege zerſchmettert.

Das iſt merkwürdig! ſagte der Graf. Und wie hieß der Schütze?

Silvio, Erlaucht.

Silvio! rief der junge Mann, indem er ſich haſtig erhob. Sie haben Silvio gekannt?

Ja wohl, Erlaucht, wir waren befreundet. Die Offiziere meines Regiments behandelten ihn wie einen Kameraden. Aber ſeit fünf Jahren habe ich nicht das Geringſte von ihm gehört — iſt er Ihnen etwa auch bekannt, Herr Graf?

Das iſt er, ja, das iſt er! Hat er Ihnen nie von einer ſeltſamen Begebenheit erzählt?

Meinen Ew. Erlaucht jenen Ball, auf dem er von einem jungen Taugenichts eine Ohrfeige bekam?

Und hat er Ihnen den Namen dieſes Taugenichts genannt?

Nein, Erlaucht, genannt hat er ihn nicht, gab ich zur Antwort, und von einer Ahnung erfaßt, fügte ich hinzu: Herr Graf, ich wußte nicht ... verzeihen Sie ... waren Sie es vielleicht ...

Ich war es, erwiderte der Graf in ſichtlicher Aufregung, und dies von zwei Kugeln durchbohrte Bild iſt das Zeugniß unſeres letzten Zuſammentreffens.

Ach, Lieber, rief die Gräfin, ich bitte dich um Gotteswillen, ſprich nicht davon, es iſt mir ſchrecklich.

Ich muß es erzählen, ſagte der Graf, und zu mir gewendet fuhr er fort: Sie haben gehört, wie ich Ihren Freund beleidigte; nun ſollen Sie erfahren, wie er ſich gerächt hat.

Mit dieſen Worten bot er mir einen Seſſel, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit hörte ich den folgenden Bericht:

Vor fünf Jahren habe ich mich verheirathet und habe meinen Honigmond hier zugebracht. Die ſchönſten Augenblicke meines Lebens ſind mir hier zu Theil geworden. Dann aber hat eine Scene ſtattgefunden, deren Erinnerung mich noch immer bedrückt. Eines Abends war ich mit meiner Frau ſpazieren geritten; ihr Pferd war etwas unruhig, ſie fürchtete ſich, gab mir die Zügel und ſtieg ab, um zu Fuße nach Hauſe zu gehen. Im Hofe fand ich einen mir unbekannten Wagen und erfuhr, daß ein Fremder, der mich in Geſchäftsſachen ſprechen, ſeinen Namen aber nicht nennen wolle, in meinem Arbeitszimmer auf mich wartete. Ich trat ein und ſah einen Mann in beſtaubten Kleidern mit einem langen Barte am Kamin ſitzen und ging auf ihn zu, indem ich ſeine Züge zu erkennen ſuchte.

Graf, erkennſt du mich nicht? ſagte er mit unſicherer Stimme.

Silvio! rief ich aus, und ich geſtehe, daß ſich in dieſem Augenblick meine Haare ſträubten.

Ich bin's, fuhr er fort. Du weißt, daß mir noch ein Schuß gehört ... ich bin gekommen, meine Piſtole zu entladen. Du aber — biſt du bereit? — Aus ſeiner Seitentaſche kam eine Piſtole zum Vorſchein.

Ich maß zwölf Schritte ab, ſtellte mich ihm gegenüber und bat ihn, nur raſch zu ſchießen, ehe meine Frau zurückkäme. Er zögerte und verlangte Licht. Die Diener brachten Kerzen, ich befahl ihnen, Niemand ins Zimmer zu laſſen, und nahm meine Stellung wieder ein. Silvio lud eine Piſtole und zielte. Ich zählte die Secunden und dachte an mein geliebtes Weib. Eine entſetzliche Minute verfloß ... Silvio ließ den Arm wieder ſinken.

Ich bedaure, daß die Piſtole nicht mit Kirſchkernen geladen iſt, ſagte er, die Kugel iſt zu ſchwer, mir iſt zu Muth, nicht als ob ich ein Duell ausfechten, ſondern als ob ich einen Mord begehen wollte. Ich kann auf einen Unbewaffneten nicht zielen. Wir wollen unſern Zweikampf von vorne anfangen. Das Loos mag entſcheiden, wer den erſten Schuß hat.

Mir ſchwindelte ... ich glaube, daß ich den

Vorſchlag zurückwies. Dennoch luden wir eine zweite Piſtole und machten zwei Looſe, welche Silvio in die von mir durchſchoſſene Mütze warf. Wieder fiel mir die erſte Nummer zu.

Was in mir vorging, und wie es ihm gelang, meinen Widerſtand zu beſiegen, weiß ich nicht; Thatſache iſt, daß ich ſchoß, und daß eine Kugel das Bild traf.

Der Graf zeigte nach dem Gemälde, das mir aufgefallen war. Sein Geſicht glühte, das der Gräfin war weiß wie Schnee, und ich konnte einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken.

Ich ſchoß, fuhr der Graf wieder fort, und dem Himmel ſei Dank, daß ich fehlſchoß. Mit finſterm Geſicht begann Silvio auf mich zu zielen, in demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür, Maſcha ſtürzte herein und warf ſich an meinen Hals. Ihr Anblick gab mir ſogleich die Faſſung wieder.

Liebe Maſcha, ſiehſt du denn nicht, daß wir uns einen Spaß machen? ſagte ich. Wie du aufgeregt biſt! Bitte, geh und trinke ein Glas Waſſer, dann kannſt du wieder kommen, und ich ſtelle dir einen alten Kameraden vor.

Maſcha glaubte mir nicht.

Iſt es wahr, rief ſie, indem ſie ſich zu Silvio wendete, ſagen Sie mir, iſt es wahr, daß Sie ſich einen Spaß machen?

Ihr Mann thut das immer, Frau Gräfin, antwortete Silvio. Zum Spaß hat er mir eines Tages eine Ohrfeige gegeben, zum Spaß eine Kugel durch meine Mütze geſchoſſen, eben hat er mich wieder zum Spaß gefehlt . . . jetzt iſt die Reihe des Spaßmachens an mir.

Bei dieſen Worten fing er an, auf mich zu zielen — in ihrer Gegenwart. Maſcha warf ſich ihm zu Füßen.

Steh auf, welche Schmach! rief ich wüthend . . . und Sie, mein Herr, hören Sie auf, eine unglückliche Frau zu quälen... wollen Sie endlich ſchießen oder nicht?

Nein, antwortete er; ich bin zufrieden; ich habe deine Verwirrung, deine Angſt geſehen, habe dich gezwungen, noch einmal auf mich zu ſchießen, das genügt mir . . . ich überlaſſe dich deinem Gewiſſen.

Mit dieſen Worten ging er hinaus, aber auf der Schwelle drehte er ſich um und ſchoß, faſt ohne hinzuſehen, ſeine Kugel dicht neben die meinige. Meine Frau war ohnmächtig geworden; die Dienerſchaft ſah ihm voll Entſetzen nach und verſuchte nicht, ihn zurückzuhalten. Er begab ſich in den Hof, rief ſeinem Kutſcher, und ehe ich mich beſinnen konnte, fuhr er davon.

Der Graf ſchwieg. Sein Bericht gab mir das Ende einer Geſchichte, deren Anfang mich tief gepackt hatte, und deren Helden ich nicht wiederſehen ſollte. Als Alexander Ypſilantis gegen die Türkei zu den Waffen griff, ſchloß ſich ihm Silvio an. Er erhielt den Oberbefehl einer Hetäriſtenſchaar und ſoll in der Schlacht bei Skulamany gefallen ſein.

# Das Heimchen am Herde

von

**Charles Dickens**

(geb. 1812, geſt. 1870.)

---

Aus dem Engliſchen

von

* * *

## Erſtes Gezirp.

Der Keſſel hat angefangen! Seid mir ſtill mit dem, was Frau Peerybingle ausſagt. Ich weiß es beſſer. Frau Peerybingle mag's für alle Ewigkeit beurkunden laſſen, daß ſie nicht ſagen könne, wer von Beiden angefangen hat; aber ich ſage, der Keſſel war's. Ich ſollt' es doch wiſſen, hoff' ich? Der Keſſel hat angefangen, fünf Minuten nach der kleinen wachsgeſichtigen Schwarzwälderuhr in der Ecke dort, volle fünf Minuten, ehe das Heimchen einen Zirplaut hören ließ.

Hatte denn nicht die Uhr ausgeſchlagen, und der zappelige kleine Mähder oben drauf, der vor dem mauriſchen Schloſſe rechts und links mit der Senſe um ſich haut, hatte er nicht einen halben Morgen ſeines ungewachſenen Graſes weggeſichelt, ehe das Heimchen nur einfiel?

Ei, ich bin von Hauſe aus nicht rechthaberiſch. Das weiß Jedermann. Ich würde der Frau Peerybingle gegenüber nicht ſo feſt auf meiner Meinung beharren, wenn ich meiner Sache nicht ſo ſicher wäre; um keinen Preis der Welt. Aber hier handelt ſich's um Thatſachen. Und eine Thatſache iſt es, daß der Theekeſſel angefangen hat, wenigſtens fünf Minuten ehe das Heimchen auch nur ein Lebenszeichen von ſich gab. Widerſprecht mir, und ich ſage: zehn.

Laßt mich pünktlich erzählen, wie es ging und wie es kam. Eigentlich hätte ich das gleich zuerſt thun ſollen, aber der Grund iſt einfach der: wenn ich eine Geſchichte erzählen ſoll, ſo muß ich doch mit dem Anfang anfangen, und wie iſt es möglich, mit dem Anfang anzufangen, wenn ich nicht mit dem Keſſel anfange?

Es war nämlich, als ob es eine Wette oder einen Preiskampf in der Kunſt gegolten hätte, müßt ihr wiſſen, zwiſchen dem Keſſel und dem Heimchen. Und das kam ſo, und ſo ging es zu.

Frau Peerybingle trat in das unfreundliche Zwielicht hinaus, klapperte in einem Paar Holzſchuhe, die unzählige rohe Abdrücke des erſten Euklidiſchen Lehrſatzes durch den ganzen Hof zurückließen, über die naſſen Steine, und füllte den Keſſel am Waſſerfaß. Sofort kam ſie wieder herein, minus die Holzſchuhe — und das gab ein ſtarkes Minus, denn ſie waren hoch, und Frau Peerybingle war das Gegentheil — und ſetzte den Keſſel ans Feuer. Dabei hatte ſie ihre gute Laune verloren oder für einen Augenblick verlegt; denn die Näſſe im Hofe, ein verdrießliches, kaltes, glitſchiges, ſchlackeriges Schnee- und Sudelwaſſer, das die feſteſten Stoffe, Holzſchuhe nicht ausgenommen, zu durchdringen pflegt, war auch an Frau Peerybingle's Zehen gekommen und hatte ſelbſt ihre Beinchen ein wenig angeſpritzt. Und wenn wir uns nun, noch dazu mit Grund, auf unſere Beine etwas einbilden und im

Sonſt hat ſie wenig, um ſich zu beſchirmen,
Denn ſeit Branzard ſich in der Stadt befand,
Fehlt's ihm an Zeit, an Meiſtern und Geſellen,
Um alle Werke gründlich herzuſtellen.

16.

Der Auftrag wird dem Nubier zu Theil,
Die Mauerzinnen ſo auf's Korn zu faſſen
Und zu bedräu'n mit Schleuder, Spieß und Pfeil,
Daß Niemand wage, dort ſich ſehn zu laſſen;
So daß bis an den Fuß der Mauer heil
Die Reiter kommen und des Fußvolks Maſſen,
Mit Balken alle, Brett und Stein beſchwert,
Und andrem Vorrath, der zum Sturm gehört.

17.

Dieß Alles füllt, wozu es vorbereitet,
Den Graben an, von Hand zu Hand gereicht.
Das Waſſer ward ſchon geſtern abgeleitet,
So daß der Boden ſchlammicht iſt und ſeicht.
Raſch füllt er ſich, und ebnen Fußes ſchreitet
Das Heer vom Blachfeld zu der Mauer leicht.
Aſtolf, Roland und Olivier beſtimmen
Den Haufen, der die Mauer ſoll erklimmen.

18.

Die Nubier, nicht mehr zurückzuhalten,
Raubſüchtig, nicht von der Gefahr geſchreckt
In ihren tauſend drohenden Geſtalten,
Mit einem Dach von Schilden wohl bedeckt,
Regieren ihre Widder gut, und ſpalten
Die Thore, Thürme werden hingeſtreckt;
Bald ſind ſie nahe zu der Stadt gekommen,
Und werden hier gebührend aufgenommen.

Punkt der Strümpfe uns beſonders ſäuberlich halten, ſo finden wir das allerdings für den Augenblick einigermaßen hart.

Zu allem Unglück war auch noch der Keſſel eigenſinnig und übel aufgelegt. Er wollte ſich durchaus nicht am Querſtabe befeſtigen laſſen, wollte nichts davon hören, mit den Kohlen auf gutem Fuße zu ſtehen; er hatte ſich's in den Kopf geſetzt, wie ein Betrunkener vornüber zu hängen und, ein wahrer Tölpel von einem Keſſel, auf den Herd zu tropfen. Er war ganz händelſüchtig und ziſchte und ſprudelte mürriſch über dem Feuer. Schließlich, um dem Allen die Krone aufzuſetzen, wurde auch noch der Deckel unter Frau Peerybingle's Fingern rebelliſch, ſchlug einen Purzelbaum und ſtürzte ſich mit erfinderiſcher Hartnäckigkeit, die einer beſſeren Sache werth geweſen wäre, ſchief hinein und zu tiefſt auf den Grund des Keſſels. Und nicht der Rumpf des Royal George, des unvergeßlichen Schiffes, hat auch nur halb den ungeheuren Widerſtand geleiſtet, ſich über Waſſer heben zu laſſen, den dieſer Keſſeldeckel gegen Frau Peerybingle in Anwendung brachte, bis ſie ihn endlich wieder heraufgefiſcht hatte.

Auch jetzt noch blieb der Keſſel boshaft und dickköpfig, ſtemmte ſeinen Henkel herausfordernd ein und rümpfte ſeine Schnauze frech und ſpöttiſch gegen Frau Peerybingle, als ob er ſagen wollte: Ich mag nicht ſieden; nichts ſoll mich dazu bringen.

Aber Frau Peerybingle hatte unterdeſſen ihre gute Laune wiedergefunden. Sie rieb ihre rundlichen kleinen Hände an einander und ſetzte ſich lachend vor den Keſſel hin. Mittlerweile flackerte das Feuer luſtig fort und warf ſeinen Schein hinauf zu dem kleinen Mähder auf der Schwarzwälderuhr, bis man hätte glauben können, er ſtehe ſtockſtill vor ſeinem mauriſchen Schloß, und nichts als die Flamme rühre ſich.

Er rührte ſich aber doch und hatte ſeine ganz richtigen und regelmäßigen Anfälle, je zwei in der Secunde. Was aber der Märtyrer erſt erdulden mußte, als die Uhr nun zum Schlagen ausholte, das war ſchrecklich anzuſehen; und als vollends der Kukuk aus ſeinem Klappthürchen im Schloß herauslugte und ſechsmal Laut gab, da ſchüttelte es ihn jedesmal wie eine Geiſterſtimme — oder auch wie ein Endchen Drath, das an ſeinen Füßen zerrte. Auch hatte er allen Grund, ſeine Faſſung zu verlieren; und erſt als das entſetzliche Schüttern und das Raſſeln und das Schnarren der Gewichte und Schnüre unter ihm ſich ganz gelegt hatte, kam der erſchrockene Mähersmann wieder zu ſich.

Jetzt begab es ſich, merkt ihr wohl, daß der Keſſel des abendlichen Lebens froh zu werden begann. Jetzt begab es ſich, daß der Keſſel, ſanfteren und harmoniſchen Regungen zugänglich, ein unwiderſtehliches Gurgeln in ſeiner Kehle zu bekommen und in kurze Schnaubetöne zu verfallen begann, die er gleichwohl im Keime zu erſticken ſuchte, als wenn es ihm noch nicht recht

Ernſt damit wäre, ein guter Kamerad ſein zu wollen. Jetzt begab es ſich, daß er, nach zwei oder drei ſolchen fruchtloſen Verſuchen, ſeine geſelligen Gefühle zu unterdrücken, plötzlich allen Murrſinn, alles hinterhaltige Weſen vollends abwarf und in einen Strom von Geſang ausbrach, ſo traulich, ſo freudenvoll, daß noch keine angeſäuſelte Nachtigall ſich etwas Aehnliches auch nur hat träumen laſſen.

Und ſo einfach! Ich ſchwör' euch, ihr hättet's verſtanden wie ein Buch — beſſer vielleicht als dies und jenes Buch, das euch und mir bekannt iſt. Während er ſeinen warmen Athem in einem lichten Wölkchen ausſtrömte, das munter und anmuthig ein paar Fuß emporſtieg und dann in der Kaminecke als in ſeinem eigenen Privathimmel hängen blieb, fugirte er ſein Freudenlied mit ſolcher Gewalt, daß ſein eherner Rumpf auf dem Feuer dazu dröhnte und tanzte und ſogar der Deckel, der jüngſt noch ſo hochverrätheriſche Deckel — ſo viel wirkt ein leuchtendes Beiſpiel — eine Art von Hopſer aufführte, wobei er zur Begleitung klapperte wie ein taubſtummes junges Cymbelbecken, das Zeitlebens nichts von ſeiner andern Hälfte und deren Beſtimmung gehört hat.

Daß dieſes Lied des Keſſels ein Einladungslied war, ein Willkommlied für Einen draußen, für Einen, der in dieſem Augenblicke des Weges kam, auf das ſtille kleine Häuschen und das züngelnde Feuer zukam, das leidet keinen Zweifel. Frau Peerybingle wußte es auch, und zwar ſehr gut, wie ſie ſo ſinnend vor dem Herde ſaß. Es iſt finſtere Nacht, ſang der Keſſel, und die dürren Blätter liegen am Wege; und droben iſt Alles Nebel und Finſterniß, und unten iſt Alles Schmutz und Schlamm; und es iſt nur Ein Troſt in all der düſtern und trüben Luft, und ich weiß nicht einmal, ob es einer iſt, denn es iſt nur ein dunkelrother zorniger Schimmer, dort, wo Sonne und Wind mit einander dieſen Wolken ein Brandmal ſchufen, weil ſie ſolch ein Wetter verſchuldet; und weit und breit iſt die Landſchaft eine dumpfe, dunkle Maſſe; und Reif liegt auf dem Wegweiſer und Thauwetter auf der Bahn, und das Eis iſt nicht Waſſer, und das Waſſer iſt nicht frei; und keine Seele könnte ſagen, daß etwas ſei, wie es ſein ſollte; aber er kommt, kommt, kommt!

Und hier, mit eurer gütigen Erlaubniß, hier fiel nun wirklich das Heimchen ein! mit einem Zirrp, Zirrp, Zirrp — ſo großartig als ein ganzer Chor; mit einer Stimme, ſo erſtaunlich außer Verhältniß zu ſeiner Größe, verglichen mit dem Keſſel; — was Größe! man konnte es ja nicht einmal ſehen! — daß, wenn es zerplatzt wäre zur Stunde wie ein überladenes Gewehr, gefallen wäre auf der Stelle ein Opfer ſeines Eifers, und ſein kleines Körperchen in fünfzig Stückchen zerzirpt hätte, daß, ſage ich, dies lediglich als die natürliche und unvermeidliche Folge erſchienen ſein würde, ausdrücklich von ihm darauf angelegt!

Der Keſſel hatte ſeine Solorolle ausgeſpielt. Zwar hielt er mit unverringertem Eifer aus; aber das Heimchen übernahm die erſte Violine und behauptete ſie. Allmächtiger Himmel, wie das zirpte! Seine ſchrille, ſcharfe, durchdringende Stimme erfüllte das Haus mit ihrem Klange und ſchien draußen in der Dunkelheit zu blinken wie ein Stern. Dabei vibrirte in ſeinem Geſang, wenn er am lauteſten ertönte, ein unbeſchreibliches Trillern und Tremuliren, als ob es vor Herzensfreude nicht ruhig auf den Beinen bleiben könnte, als ob es wieder einmal hüpfen müßte. Uebrigens ſtimmten ſie ganz gut zuſammen, das Heimchen und der Keſſel. Der Refrain des Liedes war immer derſelbe, nur lauter, lauter und immer lauter ſangen ſie in ihrem Wetteifer.

Die hübſche, kleine Zuhörerin — denn hübſch war ſie und jung, wenn auch ein bischen ins Rundliche ſpielend, doch mir meinerſeits iſt das gar nicht zuwider — zündete ein Licht an, ſah nach dem Mähder auf der Uhr, der eine ziemliche Mittelernte von Minuten eingeheimſ't hatte, und blickte dann durch das Fenſter, wo ſie aber in der Dunkelheit nichts ſah als ihr eignes Geſicht, das ſich im Glaſe ſpiegelte. Und nach meiner Meinung — auch die eure wäre es geweſen — hätte ſie lange ſpähen können, ohne etwas nur halb ſo Anmuthiges zu ſehen. Als ſie zurückkam und ſich wieder auf ihren Platz ſetzte, waren das Heimchen und der Keſſel immer noch im Zuge, mit einer wahren Wuth, einander zu überbieten. Des Keſſels ſchwache

Seite war offenbar die, daß er nicht wußte, wann er den Kürzeren zog.

Es war eine Hetze wie bei einem Wettrennen. Zirp, zirp, zirp! Heimchen eine Meile voraus. Sum, ſum, ſum — m — m! Keſſel hinterdrein brummend wie ein großer Kreiſel. Zirp, zirp, zirp! Heimchen um die Ecke herum. Sum, ſum, ſum — m — m! Keſſel auf ſeine Weiſe nach; kein Gedanke an Lahmwerden. Zirp, zirp, zirp! Heimchen friſcher als je. Sum, ſum, ſum — m — m! Keſſel bedächtig und nachhaltig. Zirp, zirp, zirp! Heimchen darauf aus, ihm den Reſt zu geben. Sum, ſum, ſum — m — m! Keſſel nicht umzubringen. Bis ſie zuletzt im Hurre-hurre-Holterpolter des Wettrennens ſo durch einander geriethen, daß, um mit einiger Sicherheit zu beſtimmen, ob der Keſſel zirpte und das Heimchen ſummte, oder ob das Heimchen zirpte und der Keſſel ſummte, oder ob ſie beide zirpten und beide ſummten, ein klarerer Kopf als eurer oder meiner vonnöthen geweſen wäre. So viel iſt jedoch gewiß, daß der Keſſel und das Heimchen in ein und demſelben Augenblick und mit einer Einmüthigkeit, deren Geheimniß ſie ſelbſt am beſten kennen mußten, ihr Lied vom häuslichen Glück in einen Strahl des Lichtes ergoßen, oer hinausſchien durchs Fenſter und weit die Straße hinab. Und dieſer Strahl fiel auf einen gewiſſen Jemand, der gerade durch das Dunkel herankam, und erzählte ihm die ganze Geſchichte, Wort für Wort in Einem Nu, und jauchzte: Willkommen daheim, alter Knabe! Willkommen daheim, mein Schatz!

Dies verrichtet, ſchlug der Keſſel Chamade, lief über und wurde vom Feuer genommen. Dann eilte Frau Peerybingle nach der Thüre, wo es alsbald bunt durch einander ging. Ein Wagen kam gerollt, ein Pferd ließ ſeinen Hufſchlag, ein Mann ſeine Stimme hören, ein Hund ſchoß außer ſich hin und wieder, und ein Wickelkind kam zum Vorſchein, überraſchend und geheimnißvoll.

Woher das Wickelkind kam, oder wo es Frau Peerybingle in der Schnelligkeit hergenommen hatte, das weiß Gott. Aber ein lebendiges Wickelkind war es, und auf Frau Peerybingle's Armen; und nicht wenig ſchien ſie ſich darauf einzubilden, während ſie ſanft zum Feuer gezogen wurde von einer derben Männergeſtalt, viel größer und viel älter als ſie; er mußte ſich ein gut Stück bücken, um ſie zu küſſen. Aber es war auch der Mühe werth. Sechs Fuß ſechs Zoll, und noch dazu mit Hüftweh geſegnet, hätten's eben ſo gern gethan.

O du meine Güte, John, ſagte Frau Peerybingle, wie ſiehſt du aus in dem Wetter!

Er ſah freilich nicht zum beſten aus, das iſt keine Frage. Der dicke Nebel hing in Klumpen an ſeinen Augenwimpern wie gefrorener Thau, und vom Dunſt und vom Feuer mit einander ſchillerten Regenbogenlichter in ſeinem Backenbart.

Je nun, du ſiehſt ja, Dot, gab John bedächtig zur Antwort, indem er ſeinen Hals aus einem Shawl herauswickelte und ſich die Hände wärmte; 's iſt — 's iſt nicht gerade Sommerwetter. Und da iſt's kein Wunder.

Du mußt mich nicht Dot (Tüpfelchen) nennen, John, ich kann's nicht leiden, ſagte Frau Peerybingle, ſchmollte aber dazu ſo lieblich, daß man wohl ſah, wie ſie es gar ſehr leiden konnte.

Nun, was biſt du denn ſonſt? erwiderte John, indem er lächelnd auf ſie niederſah und ſie ſo ſachte an ſich drückte, als ſeinen Rieſenknochen möglich war. Ein Tüpfelchen und — hier warf er einen Blick auf das Kind — ein Tüpfelchen und ein Klexchen — ich will nichts weiter ſagen, denn es würde mir nur mißrathen; aber ich war wirklich nahe daran einen Witz zu machen! Ich glaube nicht, daß ich je ſo nahe daran geweſen bin.

Ja, wenn man *ihn* hörte, ſo war er freilich oft nahe daran etwas recht Geſcheidtes zu ſagen, dieſer ſchwerfällige, langſame, ehrliche Hans; dieſer Hans mit ſo dämmerigem Kopfe und ſo hellem Herzen; ſo rauh von Schale und ſo weich im Kern; ſo ſchläfrig außen und innen ſo lebendig; ſo einfältig und ſo herzensgut! O Mutter Natur, gieb deinen Kindern die ächte Poeſie des Herzens, wie ſie in dieſes armen Fuhrmanns Bruſt ſich barg — er war nämlich nur ein Fuhrmann —, dann mögen ſie immer in Proſa reden und in Proſa leben, wir wollen dich dennoch ſegnen, daß du uns ſolche Menſchen ſchenkſt.

Es war eine Freude, Dot zu ſehen, mit ihrer kleinen Figur und das Wickelkind auf den Armen — eine wahre Puppe von einem Wickelkind — wie ſie mit kokett tiefſinniger Miene ins Feuer ſah und ihr feines Köpfchen juſt ſo weit auf die eine Seite neigte, daß es ſich ganz eigenthümlich anmuthig, halb natürlich und halb geziert, förmlich wie ein Vogel in ſein Neſt, an die große derbe Geſtalt des Fuhrmanns ſchmiegte. Eine Freude war es, ihn zu ſehen, wie er in zärtlicher Unbeholfenheit ſich beſtrebte, mit ſeiner rauhen Kraft ihre bedürftige Schwäche zu ſtützen und ſein kräftiges Mannesalter zu einem nicht ganz ungeeigneten Stabe für ihre blühende Jugend zu machen. Und wieder war es eine Freude, Tilly Tolpatſch, die im Hintergrund des Kindes harrte, zu beobachten, wie ſie mit einer Kennermiene — obgleich ſelbſt kaum aus den Kinderſchuhen herausgetreten — die Gruppe betrachtete, Mund und Augen weit offen und den Kopf vorgeſtreckt, um den Anblick einzuſchlürfen wie friſche Luft. Und nicht minder erfreulich zu beobachten war es, wie unſer Fuhrmann, von Dot auf beſagtes Kind aufmerkſam gemacht, im Augenblick, da er das Kleine anrühren wollte, ſchnell mit der Hand zurückfuhr, als ob er es zu zerbrechen fürchtete; wie er ſich niederbeugte und es aus ſichrer Ferne mit einer Art verlegenen Stolzes beſichtigte; ſo ungefähr wie ein wohlwollender Bullenbeißer dreinſchauen würde, wenn er ſich eines ſchönen Tages als Vater eines jungen Kanarienvogels erfände.

Iſt er nicht hübſch, John? Sieht er nicht koſtbar aus in ſeinem Schlaf?

Ja, ganz koſtbar, ſagte John. O ja gewiß. Er ſchläft wohl meiſtens, nicht wahr?

Aber John! Gott bewahre, nein!

O, ſagte John nachdenklich, ich meinte, ſeine Augen ſeien meiſtens zu. Holla!

Himmel, John, wie du einen erſchreckſt!

Es iſt nicht richtig, wie er die Augen aufſchlägt, ſagte der erſchrockene Fuhrmann, es iſt einmal nicht richtig! Sieh wie er mit allen beiden zugleich blinzelt, und ſchau nur auf ſein Mäulchen! Er ſchnappt ja wie ein Gold- und Silberfiſch.

Du biſt nicht werth, Vater zu ſein, gar nicht werth biſt du's, verſetzte Dot mit all der Würde einer erfahrenen Matrone. Aber wie kannſt du auch wiſſen, was für kleine Leiden ein Kind ankommen können, John! Du weißt ja nicht einmal, wie man ſie alle heißt, du täppiſcher Geſelle! — Damit nahm ſie das Kind auf ihren linken Arm hinüber und pätſchelte ihm zur Herzſtärkung den Rücken, dann zupfte ſie lachend ihren Mann am Ohr.

Nein, ſagte John, indem er ſeinen Mantel auszog, es iſt wahrhaftig wahr, Dot. Ich verſtehe nicht viel davon. Ich weiß nur, daß ich mich bös mit dem Winde herumgezauſ't habe heut Abend. Immer Nordoſt, gerade in den Wagen herein, den ganzen Heimweg.

19.

Die Mohren ſchleudern Eiſen, Feuer, Zinnen,
Die, Blitzen gleich und ſchwanger mit dem Tod,
Durch alles Werkzeug einen Weg gewinnen,
Womit der Nubier ihren Thürmen droht.
Im Anfang, eh' die Schatten noch zerrinnen,
Sind die getauften Häupter ſehr in Noth;
Kaum tritt der Tag aus ſeinen goldnen Thoren,
Da wendet ſich Fortuna von den Mohren.

20.

An jedem Theil, zu Land wie auf den Wogen,
Erneuert Roland jetzt den Sturm mit Macht;
Und Sanſonett kommt in den Port gezogen,
Der auf dem hohen Meer die Stadt bewacht.
Von da wird ihr mit Schleudern und mit Bogen
Und allem Wurfgeſchütze heiß gemacht.
Und Speer und Leiter heißt er, Beil und Degen,
Die ganze Schiffsrüſtung, bereit zu legen.

21.

Der Ritter, der ſo kühn die Luft durchfahren,
Graf Roland, Olivier und Brandimart,
Die weiter ab vom Meer am Strande waren,
Beſtürmten jenen Theil der Feſtung hart.
Ein Jeder kam heran mit ſeinen Schaaren,
Nachdem in vier getheilt das Kriegsheer ward,
Der zu der Mauer, Andre zu den Thoren,
Zu großen Thaten Jeder auserkoren.

22.

Und beſſer zeigt ſo ſeinen Muth ein Jeder,
Als ſtünden ſie zu Einer Schaar geſellt;
Denn tauſend Augen ſehn die einzle Feder
Hochſchwankend oder ſchmählich auf dem Feld.

Du armer alter Mann, ach ja wohl! rief die kleine Frau, ſofort geſchäftig hin und wieder trippelnd. Da, Tilly, nimm das koſtbare Kleinod. ich muß mich ein wenig nützlich machen. Bei Gott, erſticken könnt' ich ihn mit Küſſen, erſticken! Weg da, Boxer! Weg, gutes Thier! Erſt laß mich den Thee machen, John, dann will ich dir bei deinen Packeten helfen, emſig wie ein Bienchen. „Wie macht's die Kleine“ und ſo weiter, du weißt ja, John. Haſt du's auch gelernt: „Wie macht's die Kleine“ — als du noch in die Schule gingſt, John?

Nicht ganz bis zu Ende, antwortete der Mann. Einmal war ich ſehr nah daran. Aber es wäre mir doch nur mißrathen, muß ich ſagen.

Haha, lachte Dot. Man konnte kein fröhlicheres, helleres Lachen hören. Was biſt du für ein lieber alter köſtlicher Hans, John, meiner Treu!

Ohne dieſer Aufſtellung im Geringſten zu widerſprechen, ging John hinaus, nach dem Burſchen mit der Laterne zu ſehen, deren Schein inzwiſchen wie ein Irrlicht vor Thür und Fenſter hin und her getanzt hatte, ob er das Pferd auch gehörig verſorge.

Letzteres war übrigens dicker, als ihr mir glauben würdet, wenn ich euch ſeinen Umfang angäbe; aber ſo alt, daß ſein Geburtstag ſich im Dunkel grauer Vorzeit verlor. Der Hund Boxer, im Gefühl, daß er der ganzen Familie zu Aufmerkſamkeiten verpflichtet ſei und dieſelben unparteiiſch austheilen müſſe, rannte mit betäubender Vielſeitigkeit ein und aus.

Bald umſprang er mit kurzen Lauten der Freude das Pferd, während es an der Stallthüre geſtriegelt wurde; bald ſtellte er ſich, als wolle er wüthend auf ſeine Herrin losfahren, und machte mitten darin plötzlich ein drolliges Halt; bald entlockte er der auf dem Schaukelſtühlchen am Feuer ſitzenden Tilly einen Schrei, indem er ſie unerwartet mit ſeiner feuchten Naſe ins Geſicht ſtieß; bald zeigte er eine aufdringliche Theilnahme an dem Kinde; bald trottete er im Kreiſe um den Herd herum oder legte ſich nieder, als ob er ſich die Nacht hier einrichten wollte; dann ſprang er wieder auf und trug den Gedanken von einem Stummel eines Schweifes, der noch ſein war, in die Nacht hinaus, als erinnerte er ſich plötzlich eines verabredeten Stelldicheins, und fort war er im ſchärfſten Trabe, um es nicht zu verſäumen.

Da, da ſteht die Theekanne fertig auf dem Kamin, ſagte Dot, eifrig geſchäftig wie ein Kind, das in ſeiner Puppenküche ſpielt. Und da iſt das Schinkenbein und da die Butter, und hier Brod und Alles! Hier iſt auch ein Waſchkorb für die kleinen Packete, John, wenn du welche haſt, wo biſt du denn, John? Laß mir das Kind nicht ins Feuer fallen, Tilly — ja nicht!

Hier muß nämlich bemerkt werden, daß Jungfer Tilly Tolpatſch, obgleich ſie ſich mit einiger Lebhaftigkeit gegen dieſen Verdacht wehrte, ein ſeltenes und überraſchendes Talent beſaß, das Kind in Fährlichkeiten zu bringen, und ſchon zu verſchiedenen Malen ſein kleines

Leben mit einer nur ihr eigenen Gelaſſenheit aufs Spiel geſetzt hatte. Sie war mager und ſtrack von Geſtalt, die junge Dame, dergeſtalt, daß ihre Kleider beſtändig Gefahr liefen, von den ſpitzigen Pflöcken, ihren Schultern, an denen ſie nachläſſig hingen, herabzurutſchen. Ihr Coſtüm zeichnete ſich hauptſächlich dadurch aus, daß bei allen möglichen Gelegenheiten ein gewiſſes flanellenes Gewandſtück von eigenthümlicher Structur zu Tage kam und in der Gegend ihres Rückens ſich eine Aus- oder vielmehr Einſicht auf ein Corſet oder ein paar Schnürbänder von verſchoſſenem Grün eröffnete. Da ſie fortwährend in einem Zuſtand gaffender Bewunderung alles Möglichen ſchwebte und obendrein in fortwährende Betrachtung der Vollkommenheiten ihrer Herrin und des Wickelkindes verſunken war, ſo konnte man von Jungfer Tolpatſch immerhin ſagen, daß die kleinen Verſtöße, die ihr Scharfſinn beging, ihrem Herzen und ihrem Kopfe gleiche Ehre machten. Weniger freilich dem Kopfe des Wickelkindes, den dieſe Verſunkenheiten jeweils mit Thürkanten, Tiſchecken, Treppengeländern, Bettpfoſten und ſonſtigen widerſtandsfähigen Körpern in Berührung brachten; allein nichtsdeſtoweniger entſprangen ſie alleſammt aus einer ehrenwerthen Quelle, nämlich aus Tilly's unaufhörlichem Erſtaunen, ſich in einem ſo gemüthlichen Hauſe untergebracht und wie ein Kind des Hauſes behandelt zu finden. Denn Vater und Mutter Tolpatſch waren der Fama gleichmäßig unbekannt, und Tilly war ein Findelkind, im Waiſenhauſe aufgewachſen.

Hättet ihr nun die kleine Frau Peerybingle mit ihrem Manne zurückkommen ſehen, wie ſie ſich an dem Waſchkorb abzappelte und die mannhafteſten Anſtrengungen machte, nichts zu thun — denn er trug ihn ja — ſo würde euch das ergötzt haben, faſt eben ſo ſehr, wie es ihn ergötzte. Auch das Heimchen mochte Gefallen daran finden, wenigſtens fing es wieder mit aller Kraft zu zirpen an.

Heida, bemerkte John in ſeiner ſchwerfälligen Weiſe, ich glaube, es iſt heut Abend luſtiger als je.

Und ſicher bringt's uns Glück, John. Es hat uns immer Glück gebracht. Ein Heimchen am Herd zu haben, iſt der größte Segen auf der Welt.

John ſah ſie an, als ob er ſehr nahe daran wäre, auf den Gedanken zu kommen, daß ſie ſein Hauptheimchen ſei, und war ganz ihrer Meinung. Aber der Gedanke war vermuthlich eben wieder eine von den Klippen, denen er mit genauer Noth zu entgehen pflegte, denn er ſagte nichts.

Das Erſtemal, daß ich ſein liebes, fröhliches Stimmchen hörte, das war in jener Nacht, John, da du mich heimführteſt — da du mich in meine neue Heimath führteſt als ſeine kleine Herrin. Es iſt faſt ein Jahr, weißt du noch, John?

O ja, John wußte es noch. Das wollt' ich meinen.

Sein Gezirp war mir ein ſo freundlicher Willkomm! Es klang ſo verheißend, ſo tröſtlich. Es ſchien mir zu ſagen, du werdeſt gut und lieb gegen mich ſein und nicht verlangen — faſt war ich in Angſt davor — John, damals — daß auf den Schultern deiner närriſchen kleinen Frau ein alter Kopf ſitzen ſolle.

John tätſchelte nachdenklich eine dieſer Schultern und dann das Köpſchen, als wollte er ſagen, nein, nein, das habe er nicht verlangt, und er ſei gar wohl zufrieden geweſen, ſie ſo zu nehmen, wie ſie waren. Das war auch das Vernünftigſte, denn ſie waren ſehr hübſch.

Es hat wahr geſprochen, John, als es ſo zu ſagen ſchien, denn du biſt mir immer, ja gewiß, der beſte, rückſichtsvollſte, zärtlichſte Gatte geweſen, den es nur geben kann. Eine glückliche Heimath iſt mir hier geworden, John, und ich liebe das Heimchen darum.

O, ich auch, erwiderte der Fuhrmann. Ich auch, Dot.

Ich liebe es, weil ich es nun ſo oft gehört habe, und weil mir ſchon ſo manche Gedanken über ſeiner harmloſen-Muſik aufgegangen ſind. Manchmal im Zwielicht, wenn ich ein bischen verlaſſen und mit ſchwerem Herzen daſaß, John — weißt du, eh das Kind ſich einſtellte, um mir Geſellſchaft zu leiſten und Leben ins Haus zu bringen — wenn ich dachte, wie einſam du ſein würdeſt, wenn ich ſtürbe, wie einſam ich mich fühlen müßte, wenn ich es noch wiſſen könnte, daß du mich verloren hätteſt, Liebſter; da ſchien mir ſein Zirp, zirp, zirp am Herde von einem andern Stimmchen zu weiſſagen, von einem ſo ſüßen, ſo theuern, daß vor deſſen bevorſtehendem Klange mein Kummer hinſchwand, wie ein Traum. Und wenn ich ſo manchmal fürchtete — ich fürchtete es wirklich damals, John, du weißt ja, ich war noch ſo jung — daß wir nicht recht zuſammenpaſſen möchten, ich ſo ein Kind und du mehr wie mein Vormund, als wie mein Mann; und daß du, wie viel Mühe du dir auch gäbeſt, vielleicht doch nicht im Stande wäreſt, mich ſo lieben zu lernen, wie du hoffteſt und den Himmel bäteſt, da war's wieder ſein Zirp, zirp, zirp, das mich aufheiterte und mir Glauben und Vertrauen einflößte. Und all das dacht' ich heut Abend, als ich dich erwartete, Lieber, und darum habe ich unſer Heimchen ſo lieb.

Und ich eben ſo, wiederholte John. Aber Dot! Ich erſt hoffen und den Himmel bitten, daß ich dich lieben lernte? Wie du nur ſo reden kannſt! Das hatte ich längſt gelernt, längſt, eh' ich dich hieher brachte und zur kleinen Herrin des Heimchens einſetzte, Dot!

Sie legte einen Augenblick die Hand auf ſeinen Arm und ſah mit bewegtem Geſichte zu ihm empor, als ob ſie ihm noch etwas ſagen wollte. Aber es war nur ein Augenblick, dann kniete ſie vor dem Korbe, munter plaudernd und in den Packeten kramend.

Es ſind nicht viele heut Abend, John, aber ich habe vorhin ein paar Ballen hinten auf dem Wagen, geſehen, und giebt das auch mehr Arbeit, ſo trägt's auch etwas; man kann ſich's alſo ſchon gefallen laſſen, gelt? Und unterwegs haſt du wohl auch ſchon abgeliefert?

O ja, ſagte John. Ein gut Theil.

Aber was iſt da für eine runde Schachtel? Himmel, John, das iſt ein Hochzeitskuchen.

Ja, ja, laßt nur ein Weib machen, ſie bringt ſo etwas heraus, ſagte John mit Bewunderung. Nein, ein Mann hätte nie daran gedacht. Denn darauf kann man ſich verlaſſen: verpackt einen Hochzeitskuchen in eine Theekiſte, in eine abgeſchlagene Bettſtatt, in ein Fäßchen mit eingemachten Salmen, oder wo man ihn ſonſt nicht ſuchen ſollte, ein Weib findet ihn mit dem erſten Griff heraus. Freilich iſt's einer; ich hab' ihn beim Zuckerbäcker holen müſſen.

Und ſchwer iſt er! Centnerſchwer! rief Dot, indem ſie that, als komme es ſie wunder wie hart an, ihn zu heben. Für wen iſt er, John? Wo kommt er hin?

Lies die Aufſchrift auf der andern Seite, antwortete er.

Was, John? Ach, du meine Güte, John!

Ja, wer hätte das gedacht, gab John zurück.

Du willſt mich doch nicht glauben machen, fuhr Dot am Boden ſitzend und kopfſchüttelnd fort, daß er für Gruff und Tackleton, den Spielwaarenhändler, beſtimmt ſei?

John nickte.

Frau Peerybingle nickte gleichfalls, wenigſtens fünfzigmal. Aber nicht beifällig, nein, in ſtummer, mitleidiger Beſtürzung; und dabei warf ſie die Lippen auf mit all ihrer ſchwachen Kraft — denn ſie waren nicht zum Aufwerfen geſchaffen, das weiß ich gewiß — und durchbohrte in ihrer Geiſtesabweſenheit den guten Fuhrmann mit den Augen.

Jungfer Tolpatſch unterdeſſen — ſie beſaß eine handwerksmäßige Fertigkeit, abgeriſſene Schnitze aus dem jeweiligen Geſpräche, in den blühendſten Unſinn verwandelt, und jedes menſchenmögliche Wort ins Diminutiv umgeſetzt zur Ergötzung des Wickelkindes wiederzugeben — Jungfer Tolpatſch befragte das kleine Weſen laut: Für Gruffchen und Täckelchen, Spielwaarenhändlerchen? bei Zuckerbäckerchen Hochzeitsküchelchen? und Mutterchen Schächtelchen gleich gleich erkannt, wie Vaterchen Schächtelchen heimchen gebracht? und in dem Stil ſo weiter.

Und das ſoll alſo wirklich richtig werden? ſagte Dot. Ach, ſie und ich, wir ſind zuſammen in die Schule gegangen, John —

Er mochte ſich wohl erinnern, oder er war vielleicht nahe daran, ſich zu erinnern, wie ſie in jener Schulzeit mochte ausgeſehen haben. Er blickte ſie mit innerlicher Freude an, gab aber keine Antwort.

Und er iſt ſo alt! Paßt ſo gar nicht zu ihr! — Ei, um wie viel Jahre iſt Gruff und Tackleton älter als du, John?

Wie viel Taſſen Thee ſoll ich heut Abend auf Einen Sitz mehr trinken, als Gruff und Tackleton je in vieren zu ſich genommen hat? antwortete John gutgelaunt, während er einen Stuhl an den runden Tiſch zog und ſich über den Schinken machte. Was das Eſſen anlangt, ſo eſſ' ich nur ein Bischen; aber das Bischen laſſ' ich mir ſchmecken, Dot.

Doch auch dieſer ſein gewöhnlicher Spruch, den er bei jeder Mahlzeit that — eine ſeiner harmloſen Einbildungen: denn ſein Appetit war allezeit das hartnäckige Gegentheil und machte ihn gänzlich zu Schanden, — diesmal entlockte er der kleinen Frau kein Lächeln. Sie ſtand zwiſchen den Packeten, ſchob die Kuchenſchachtel langſam mit dem Fuße von ſich weg und hatte, obgleich ihre Augen zur Erde ſahen, nicht einmal einen Blick für den niedlichen Schuh, dem ſie ſonſt ſo viel Aufmerkſamkeit ſchenkte. In Gedanken verloren ſtand ſie da, ohne an den Thee und an ihren Mann zu denken, der ſie doch rief und mit dem Meſſer auf den Tiſch kloſte, um ſie aufzuwecken; bis er endlich aufſtand und ihr an den Arm tippte; da ſah ſie ihn einen Augenblick an und eilte an ihren Platz hinter dem Theebrett, über ihre Unachtſamkeit lachend. Aber nicht, wie ſie vorhin gelacht hatte. Es nahm ſich ganz anders aus und klang ganz anders.

Auch das Heimchen war verſtummt. Das Zimmer kam einem gar nicht mehr ſo heimlich vor, wie es geweſen. Gar nicht mehr.

Das ſind alſo alle die Packete, alle, John? fragte ſie nach einer langen Pauſe, die der ehrliche Fuhrmann der praktiſchen Illuſtration des einen Theils ſeines Leibſpruchs widmete — er ließ ſich nämlich in Wahrheit ſchmecken, was er aß, wenn man auch nicht zugeben konnte, daß er bloß ein Bischen aß. — Das ſind alſo alle die Pakete, alle, John?

Das iſt Alles, erwiderte John. Doch — nein — ich — er legte Gabel und Meſſer weg und holte tief Athem. Ich glaube wahrhaftig — ich habe den alten Herrn reinweg vergeſſen.

Einen alten Herrn?

Im Wagen, ſagte John. Er war eingeſchlafen im Stroh, als ich das letzte Mal nach ihm ſah. Ich war ſchon ganz nahe dran, an ihn zu denken, zweimal ſchon, ſeit ich da bin, aber er kam mir immer wieder aus dem Kopf. Holla! Heda! Aufgeſtanden! Wir ſind zu Hauſe!

Die letzten Worte rief der Fuhrmann vor der Thür am Wagen, zu dem er, das Licht in der Hand, hinaus gelaufen war.

Jungfer Tolpatſch, welche geheimnißvolle Beziehungen zu dem alten Herrn ahnte und in ihrer verirrten Phantaſie gewiſſe religiöſe Begriffe mit dem Ausdruck in Verbindung brachte, gerieth hiedurch ſo außer ſich, daß ſie haſtig von dem Stühlchen am Feuer aufſprang, um ſich hinter der Schürze ihrer Herrin zu verſtecken. Dabei ſtieß ſie jedoch, an der Thür vorbeirennend, mit dem eintretenden fremden alten Manne zuſammen, gegen den ſie ſich ſofort inſtinctmäßig zur

Und ſieh, nun kommen Thürme, die auf Räder,
Auf Elephanten andere geſtellt,
Die ſie ſo hoch auf ihrem Rücken tragen,
Daß ſie die Zinnen mächtig überragen.

23.

Jetzt naht ſich Brandimart mit einer Leiter,
Und ſteigt und ſpornt dazu die Andern an.
Ihm folgen unerſchrocken viele Streiter,
Denn Keiner zagt, geführt von dieſem Mann.
Und weiter ſteigt die Schaar und immer weiter,
Und ſieht nicht, ob's die Leiter tragen kann.
Die Feinde nur hat Brandimart im Sinne,
Steigt kämpfend an, und kommt zu einer Zinne.

24.

Er hält ſich dran mit Händen und mit Füßen,
Springt auf die Mauer dann, und ſchwingt im Ring
Sein Schwert, und nimmt mit Schneiden, Stoßen, Spießen
Und Quetſchen einen Anlauf, nicht gering.
Nun aber plötzlich muß die Leiter büßen,
Daß ſie der Kletternden zu viel empfing;
Sie bricht, läßt ihre Laſt in Graben fallen,
Und oben bleibt nur Brandimart von allen.

25.

Doch macht den Ritter dieſes nicht beklommen;
Zurückzugehen fällt ihm gar nicht ein,
Obgleich er Niemand bei ſich wahrgenommen,
Obgleich er muß der Mohren Stichblatt ſein.
Ihn bitten Viele, doch zurückzukommen:
Er aber hört ſie nicht und ſpringt hinein.
Er ſpringt, ſo ſag' ich, von den Mauerzinnen
Wohl dreißig Ellen tief hinab nach innen.

Wehr ſetzte, indem ſie mit der einzigen Waffe, die ihr zu Gebote ſtand, einen Ausfall nach ihm machte. Unglücklicherweiſe war dieſe Waffe das Wickelkind, und ſo entſtand ein großer Lärm und Durcheinander, den Boxer's ſeine Naſe noch zu vermehren wußte. Dieſer gute Hund nämlich, überlegter als ſein Herr, hatte, wie es ſich zeigte, den alten Herrn in ſeinem Schlafe ſorgfältig bewacht, damit er nicht etwa mit einigen jungen Pappeln, die hinten aufgebunden waren, davonſpaziere; und auch jetzt noch blieb er ihm hart auf den Ferſen, an ſeinen Gamaſchen zauſend und wie toll nach ihren Knöpfen ſchnappend.

Ihr ſeid ohne Widerrede ſolch ein guter Schläfer, Sir, rief ihn der Fuhrmann an, nachdem die Ruhe wieder hergeſtellt war — der alte Herr hatte die Zeit über baarhaupt und ohne ſich zu rühren in der Mitte des Zimmers geſtanden — daß ich faſt Luſt hätte, Euch zu fragen, wo denn die andern Sechſe ſind, aber das gäbe ja ſchier einen Witz, und der würde mir nur mißrathen. Aber nahe daran, lachte er halbleiſe vor ſich hin, ganz nahe daran!

Der Fremde, ein Mann mit langen weißen Haaren, wohlgebildeten, nur für einen Greis eigenthümlich kühnen, energiſchen Geſichtszügen und dunkeln, glänzenden, durchdringenden Augen, ſah ſich lächelnd um und begrüßte des Fuhrmanns Frau mit einem ehrbaren Neigen ſeines Hauptes. Sein Anzug, ganz in Braun, war recht hübſch, aber ſonderbar — lang, lang ſchon aus der Mode. In der Hand hielt er einen dicken braunen Knüttel, oder etwas wie einen Spazierſtock; er ſtieß ihn auf den Boden, da fiel das Ding aus einander und wurde ein Stuhl. Auf dieſen ließ er ſich mit großer Gemüthsruhe nieder.

Da, ſagte der Fuhrmann zu ſeiner Frau. Gerade ſo fand ich ihn an der Straße ſitzend, aufrecht wie ein Meilenzeiger. Und ſchier auch ſo taub.

Im Freien ſitzend, John?

Im Freien, antworte der Fuhrmann, juſt um die Dämmerzeit. Fürs Mitfahren, ſagte er, und gab mir anderthalb Shilling. Damit ſtieg er ein . . . und da iſt er.

Hoffentlich auf dem Sprunge zu gehen, John.

Hierin irrte ſie ſich. Er war bloß auf dem Sprunge zu reden.

Mit Eurer Erlaubniß, ich ſollte hier abgeholt werden, ſagte der Fremde mit ſanfter Stimme. Thut, als ob ich nicht zugegen wäre.

Damit nahm er eine Brille aus einer ſeiner weiten Taſchen, aus der andern ein Buch, und begann in aller Muße zu leſen. Boxer kümmerte ihn gerade ſo viel, als ob er ein Hauslamm geweſen wäre.

Der Fuhrmann und ſeine Frau ſahen ſich verlegen an.

Der Fremde hob ſein Haupt, und von ihr auf ihn blickend fragte er:

Eure Tochter, mein Freund?

Frau, erwiderte John.

Nichte? meinte der Fremde.

Frau! brüllte John.

Wirklich? bemerkte der Fremde. Hm! Sehr jung!

Er blätterte ruhig weiter und fuhr fort zu leſen. Aber er hatte noch keine zwei Zeilen geleſen, da unterbrach er ſich abermals und fragte:

Das Kind Euer?

John antwortete mit einem rieſigen Nicken; durch ein Sprachrohr hätte man nicht deutlicher Ja ſagen können.

Mädchen?

Bu—u—ub! brüllte John.

Auch noch ſehr jung, wie?

Sofort fiel Frau Peerybingle ein. Zwei Monate, drei Ta—age! Juſt vor ſechs Wochen geimpft! Sehr ſchöne Po—cken bekommen. Der Doctor ſagt, ein merkwürdig ſchö—önes Kind. So groß wie ſonſt nur Kinder von fünf Mo—onaten! Merkt auf Alles, daß es ein wahres Wu—under iſt! Mögt Ihr's glauben oder nicht, es denkt bereits ans Lau—aufen.

Und hiemit hielt die athemloſe kleine Mutter dem Alten, dem ſie dieſe Brocken ins Ohr geſchrieen hatte, bis ihr hübſches Geſichtchen hochroth geworden war, das Wickelkind als eherne, ſiegreiche Thatſache vor, während Tilly Tolpatſch mit einem melodiſchen Geſchrei, deſſen Text weder einer lebenden noch einer todten Sprache angehörte, wie eine junge Kuh um das unſchuldige Weſen herumſprang, das nicht wußte, was mit ihm geſchah.

Horch! jetzt wird er geholt, ja ja, ſagte John. 's iſt Jemand an der Thür. Mach auf, Tilly.

Doch ehe das geſchehen konnte, ging ſie von außen auf, die altfränkiſche Thüre mit ihrem Drücker, den Jedermann handhaben konnte, wenn es ihm beliebte — und gar Manchem beliebte es, das kann ich euch verſichern, denn Nachbarn jeder Art und Gattung plauderten gern ein paar gemüthliche Worte mit dem Fuhrmann, obgleich er, was dieſen Punkt betrifft, kein großer Sprecher war. Diesmal trat ein kleines, mageres, ſorgenvolles Männchen mit beklextem Geſicht herein, das ſich ſeinen Ueberrock aus der Sacktuchbekleidung einer alten Kiſte wohl ſelber zuſammengeſtoppelt hatte, denn als es ſich umkehrte, die Thüre zu ſchließen und das Unwetter abzuhalten, da erſchien auf der Rückſeite des Kleidungsſtückes in großen ſchwarzen Buchſtaben die Aufſchrift G. u. T. Ebenſo das Wort „Glaswaaren“ in kühnen Zügen.

Guten Abend, John, ſagte der kleine Mann. Guten Abend, Frauchen. Guten Abend, Tilly. Guten Abend, Unbekannter! Wie geht's dem Kleinen, Frauchen? Hoffentlich auch Boxer ganz wohl?

Alles im beſten Wohlſein, Caleb, erwiderte Dot. Ihr braucht ja nur das herzige Kind ein wenig anzuſehen, dann wißt Ihr's.

Und Euch, dann weiß ich's noch einmal, ſagte Caleb.

Aber er ſah ſie doch nicht an, denn er hatte ein unſtetes, ſinnendes Auge, das beſtändig in einer andern Zeit und einem andern Raume zu wandern ſchien, gleichviel was er ſagte, denn er war nicht dabei, und eben ſo klang auch ſeine Stimme.

Oder John, dann weiß ich's abermals, fuhr er fort. Oder auch Tilly, ſo weit das geht. Oder jedenfalls Boxer.

Viel Arbeit, Caleb? fragte der Fuhrmann.

Nun, ſo ziemlich, John, gab er zur Antwort, mit der zerſtreuten Miene eines Mannes, der zum wenigſten den Stein der Weiſen ſucht. Ziemlich, ziemlich. Man reißt ſich jetzt förmlich um die Noahsarchen. Ich möchte nur gern die Familie ein bischen beſſer machen, aber ich ſehe nicht, wie ich's zu dem Preiſe kann. Es müßte einem ja in der Seele wohl thun, wenn man die Sem's und die Ham's und die Weiber ſo machen könnte, daß ſie deutlicher aus einander zu kennen wären. Aber Ihr wißt ja, wie kann man bei dem Maßſtab eine Mücke von einem Elephanten unterſcheiden? Nun, laſſen wir das. Habt Ihr unter den Packeten etwas für mich mitgebracht, John?

Der Fuhrmann griff mit der Hand in die Taſche des Ueberrockes, den er abgelegt hatte, und langte, ſorgſam in Moos und Papier verwahrt, einen winzigen Blumentopf hervor.

Da iſt er, ſagte er, indem er ihn ſehr vorſichtig aus ſeinen Hüllen nahm. Kein Blatt verdorben. Voller Knoſpen!

Caleb's trübes Auge erglänzte, als er ihn dankend in Empfang nahm.

Theuer, Caleb, bemerkte der Fuhrmann. Sehr theuer um dieſe Jahreszeit.

Macht nichts; er wäre mir wohlfeil, wenn er noch ſo viel koſtete, antwortete das Männchen. Sonſt nichts mehr, John?

Ein Schächtelchen, erwiderte der Fuhrmann. Da iſt's.

„An Caleb Plummer", buchſtabirte der kleine Mann die Aufſchrift. „Mit Vorſchuß." Mit Vorſchuß, John? Wird nicht für mich ſein.

„Mit Vorſicht", las der Fuhrmann, ihm über die Schultern ſehend. Wie bringt Ihr „Vorſchuß" heraus?

Ach ja, 's iſt richtig, ſagte Caleb. So heißt es. „Mit Vorſicht!" Ja, ja, 's iſt mein. Es hätte freilich auch Geld drin ſein können, ja wohl, wenn mein theurer Junge im goldenen Südamerika noch am Leben wäre, John. Ihr habt ihn lieb gehabt, als wär's Euer eigener Sohn, nicht wahr? Ihr braucht nicht Ja zu ſagen. Ich weiß es, weiß es wohl. „Caleb Plummer. Mit Vorſicht!" Ja, ja, ganz richtig. Es iſt eine Schachtel mit Puppenaugen für meine Tochter zum Bearbeiten. Ich wollte, es wären Augen für ſie ſelber drin, John.

Das wollt' ich auch, oder doch wenigſtens, daß es ſo ſein könnte, rief der Fuhrmann.

Dank' Euch, ſagte der kleine Mann. Es kommt Euch vom Herzen. Zu denken, daß ſie nie die Puppen ſehen ſoll, die ſie den ganzen langen lieben Tag ſo dreiſt anſtarren, das thut weh! Wie viel habt Ihr beſtritten, John?

Ich will's Euch ſchon beſtreiten, wenn Ihr darum proceſſiren wollt, erwiderte John. Was meinſt du, Dot? Sehr nahe daran.

Ach, das ſieht Euch wieder gleich, verſetzte der kleine Mann, das iſt ſo ganz Eure freundliche Art. Aber laßt ſehen — ich glaube, das iſt Alles.

Ich glaube nicht, ſagte der Fuhrmann. Rathet noch einmal.

Etwas für den Principal, he? fragte Caleb, nachdem er ein Weilchen hin und her geſonnen hatte. Ja freilich, deßhalb bin ich ja gekommen, aber in meinem Kopfe wimmelt's ſo von Archen und derlei Zeug! Iſt er hier geweſen, ja?

Nein, antwortete John. Er hat zu viel zu thun — mit Hofmachen.

Er kommt doch noch, ſagte Caleb, denn er hieß mich heimzu den Weg an der Straße nehmen, und es wird zehn gegen eins ſtehen, daß er mich einholt. Es iſt übrigens beſſer, ich gehe. — Dürfte ich wohl mit Eurer gütigen Erlaubniß, Frauchen, den Boxer ein bischen in den Schwanz kneipen, nur einen halben Moment, dürfte ich?

Aber Caleb, was fällt Euch ein?

Laſſen wir's gut ſein, Frauchen, ſagte der kleine Mann. Er möcht's vielleicht übel aufnehmen. Ich habe nur eben einen kleinen Auftrag bekommen, auf bellende Hunde, und da möcht' ich's möglichſt naturgetreu machen, ſo gut ich's für einen halben Shilling kann. Das iſt Alles. Laſſen wir's gut ſein.

Glücklicherweiſe traf es ſich in dieſem Augenblicke, daß Boxer von ſelbſt und ohne der vorgeſchlagenen Auffriſchung zu bedürfen, mit großem Eifer zu bellen begann. Da dies jedoch die Ankunft eines neuen Beſuches bedeutete, verſchob Caleb ſeine Studien nach dem Leben auf einen gelegneren Zeitpunkt, nahm die runde Schachtel auf die Schulter und empfahl ſich eilig. Er hätte die Mühe ſparen können, denn er traf den Beſuch auf der Schwelle.

So, Ihr ſeid hier, ſo? Wartet ein wenig. Ich nehm' Euch mit heim. Mein Compliment, John Peerybingle, und ein noch tieferes Eurem niedlichen Weibchen. Alle Tage hübſcher. Und vortrefflicher, wenn's möglich wäre . . . und jünger, murmelte der Sprecher vor ſich hin. Das iſt eben der Teufel.

Ich würde mich wundern, daß Ihr ſo freigebig mit Complimenten ſeid, Mr. Tackleton, ſagte Dot, nicht eben beſonders freundlich, wenn Euer neuer Stand nicht wäre.

Ihr wißt alſo darum?

Ich hab's endlich glauben müſſen, ſagte Dot.

Hat Euch wohl viel Mühe gekoſtet, hm?

Sehr viel!

Tackleton, der Spielwaarenhändler, ziemlich weit herum als Gruff und Tackleton bekannt — ſo hieß nämlich die Firma, obgleich Gruff ſchon lange ausgekauft war und nur ſeinen Namen und, wie die Welt ſagte, deſſen Weſen, der buchſtäblichen Bedeutung nach (Sauertopf), im Geſchäft belaſſen hatte — Tackleton der Spielwaarenhändler war ein Menſch, deſſen Beruf ſeine Eltern und Vormünder gänzlich mißkannt hatten. Hätten ſie einen Geldverleiher, einen ſchneidigen Advocaten, einen Gerichtsvollzieher, einen Mäkler aus ihm gemacht, vielleicht hätte er ſich ſeine widerwärtigen Hörner in der Jugend abgelaufen und zuletzt, nachdem er ſeine Natur in menſchenfeindlichen Verrichtungen ausgetobt, ein gutmüthiges Weſen angenommen, um ein bischen Herzensfriſche und Abwechslung zu erlangen. So aber, eingezwängt und aufgerieben im friedlichen Betrieb eines Spielwaarenfabricanten, wurde er ein völliger Hausteufel, der ſein Leben lang von Kindern lebte und zugleich ihr unverſöhnlicher Feind war. Er verabſcheute Spielſachen; hätte um Alles in der Welt keine gekauft; und machte ſich in ſeiner Bosheit ein eigenes Vergnügen daraus, ſeinen pappdeckelnen Pächtern, die ihre Schweine zu Markte trieben, ſeinen Ausrufern, die verlorengegangene Advocatengewiſſen ausſchellten, ſeinen zappeligen alten Damen, die Strümpfe ſtopften oder Kuchen zerſchnitten, und andern dergleichen Artikeln ſeines Lagers, gräuliche Grimaſſen ins

Geſicht zu pflanzen. In Fratzen, vor denen der Beſchauer zurückfuhr, ſchwelgte ſeine Seele: in ſcheußlichen, borſtigen, rothaugigen Schachtelmännchen; in Papierdrachen mit Vampyrſchnauzen; in teufliſchen Springern, die nicht liegen blieben und immer wieder glotzäugig aufſchnellten, um die Kinder aus der Faſſung zu bringen. Dieſe Ungeheuer waren ihm ein Lebensbedürfniß und ſo zu ſagen eine Fontanelle. Und er war wirklich groß in ſolchen Erfindungen. Alles, was vorausſichtlich dem Nachtmahr ein kleines Reitpferdchen liefern konnte, entzückte ihn. Sogar Geld hatte er ſich's koſten laſſen (und auf dies Spielzeug hielt er herzlich viel), indem er Schiebegläſer für Zauberlaternen anſchaffte, worauf die Mächte der Finſterniß abgemalt waren als eine Species übernatürlicher Seekrebſe mit Menſchengeſichtern. Für die Vervollkommnung der Kunſt, Rieſen vom ächteſten Schrot und Korn darzuſtellen, hatte er wahrhaftig ein kleines Kapital aufgewendet, und, obgleich kein Maler, verſtand er doch ſeinen Künſtlern mit einem Stück Kreide ſeine Intentionen vorzuzeichnen, welche ſtets dahin gingen, all dieſen Scheuſalen einen verſteckten Zug ins Geſicht zu hauen, dem es nicht fehlen konnte, jeglichen jungen Gentleman zwiſchen ſechs und elf Jahren für die ganze Weihnachts- oder Hitzvacanz um ſeine Gemüthsruhe zu bringen.

Wie er in dieſen Spielſachen war, ſo war er auch (gleich den meiſten Menſchen) in allen andern Dingen.

26.

Als hätt' er Stroh nur oder Flaum gefunden,
So kommt er auf den Boden unverſehrt;
Und wen er trifft, der iſt zerfetzt, geſchunden,
Als wär' es Tuch, durch das die Scheere fährt.
Nun ſchlägt er dem, nun ſchlägt er jenem Wunden,
Und Alles flieht vor ſeinem grauſen Schwert.
Die draußen, die den Sprung mitangeſehen,
Sind überzeugt, es ſei um ihn geſchehen.

27.

Schnell wird bei Allen das Gerücht verbreitet,
Ein Murmeln, Flüſtern geht von Schaar zu Schaar,
Und Fama, auf den flücht'gen Sohlen, ſchreitet
Durch's Lager, und vergrößert die Gefahr.
Da man zugleich auf allen Seiten ſtreitet,
Muß ſie zum Grafen, zu dem britt'ſchen Aar,
Zu Olivieren ſo im Fluge dringen,
Und nimmer ruhen ihre ſchnellen Schwingen.

28.

Wie dieſe Herrn, die Brandimarten lieben,
Vorzüglich Roland, hören ſeine Noth,
Und wenn ſie kurz die Hülfe nur verſchieben,
So ſei der herrliche Genoſſe todt,
Da faſſen ſie die Leitern hier und drüben,
Und ſteigen auf, von Zorn und Muth umloht,
Wetteifernd in ſo königlichen Mienen,
Daß ſchon von fern der Feind erbebt vor ihnen.

29.

So wie ein Schiff, auf allzu kecken Wegen,
Bekämpft wird von der ſturmgepeitſchten Fluth,
Die ihm von vorn und hinten ſtrömt entgegen
Und einzudringen ſucht mit Grimm und Wuth;

Ihr könnt euch alſo leicht vorſtellen, daß in dem großen grünen Mantelkragen, der ihm bis über die Waden hinunterging, ein ungewöhnlich angenehmer Patron eingeknöpft war, bis ans Kinn herauf, und daß er in Allem ein ſo auserleſener Kauz und liebenswürdiger Geſellſchafter war, als jemals einer in einem Paar Moraſtgondeln, mit mahagonifarbigen Klappen ſtand.

Und trotzdem war Tackleton der Spielwaarenhändler im Begriffe ſich zu verheirathen. Allen dieſen Thatſachen zum Hohn war, er im Begriffe ſich zu verheirathen. Noch dazu mit einer jungen Frau; mit einer ſchönen jungen Frau.

Er ſah nicht eben ſehr einem Bräutigam ähnlich, wie er ſo in der Küche des Fuhrmanns daſtand, eine Beißzange im trockenen Geſicht und einen Schraubenzug im Leibe, den Hut bis über den Naſenſattel herabgeſtülpt und die Hände in die Tiefen der Taſchen vergraben; ſein ganzes malitiöſes, mißlich geſchaffenes Ich aus einem kleinen Winkel eines kleinen Auges hervorlauernd, wie die concentrirte Deſtillation von ſo und ſo viel Raben. Aber trotz alledem und alledem hatte er ſich's in den Kopf geſetzt, Bräutigam zu ſein.

In drei Tagen geht's los. Nächſten Donnerſtag. Der letzte Tag des erſten Monats im neuen Jahr, das iſt mein Hochzeittag, ſagte Tackleton.

Habe ich ſchon angemerkt, daß er beſtändig ein Auge weit offen und das andere faſt geſchloſſen hatte, und daß das faſt geſchloſſene immer jenes ausdrucksvolle Auge war? Ich glaube, nein.

Das iſt mein Hochzeittag, ſagte Tackleton, mit ſeinem Gelde klimpernd.

Ei ſieh, das iſt ja auch der unſrige! rief der Fuhrmann.

Haha, lachte Tackleton. Merkwürdig! Ihr ſeid gerade auch ſo ein Paar. Gerade ſo eins.

Dot's Entrüſtung über dieſe unverſchämte Behauptung läßt ſich nicht beſchreiben. Was konnte noch kommen? Seine Einbildung konnte ſich vielleicht gar noch zu der Möglichkeit eines zweiten ſolchen Wickelkinds verſteigen. Der Mann war offenbar verrückt.

Hört einmal, auf ein Wort! flüſterte Tackleton, indem er den Fuhrmann mit dem Ellbogen anſtieß und ein wenig auf die Seite nahm. Ihr werdet doch zur Hochzeit kommen? Wir liegen im gleichen Spitale, wißt Ihr ja!

Wie ſo im gleichen Spitale? fragte der Fuhrmann.

Ein bischen Mißverhältniß, wißt Ihr, ſagte Tackleton, mit einem wiederholten freundſchaftlichen Rippenſtoß. Kommt und bringt einmal vorläufig einen Abend bei uns zu.

Warum? fragte John, ganz erſtaunt über dieſe dringende Gaſtfreundſchaft.

Warum? erwiderte der Andere. Das iſt mir eine neue Art, eine Einladung aufzunehmen. Warum?

Wegen der Unterhaltung, der Geſelligkeit und all dergleichen, wißt Ihr ja.

Ich glaubte, Ihr ſeiet nie geſellig, ſagte John in ſeiner geraden Art. .

Aha, ich ſehe ſchon, es hilft nichts, mit Euch muß man frei herausreden, verſetzte Tackleton. Warum? Nun denn, die Wahrheit iſt, ihr beiden Eheleute habt ſo ein — was ſie am Theetiſch ein gemüthliches Verhältniß zwiſchen Mann und Frau zu nennen pflegen. Wir kennen das beſſer, verſteht Ihr, aber —

Nein, wir kennen's nicht beſſer, unterbrach ihn John. Wovon ſprecht Ihr denn?

Gut! Wir kennen's alſo nicht beſſer, erwiderte Tackleton. Laſſen wir's dabei bewenden. Ganz wie es Euch gefällt; was thut das auch zur Sache? Ich wollte nur ſagen, da ihr nun einmal dem Anſchein nach ein ſolches Paar ſeid, ſo wird eure Gegenwart einen günſtigen Eindruck auf die zukünftige Mrs. Tackleton machen. Und wiewohl mir Eure gute Frau — glaub' ich — in dieſem Punkte nicht ſonderlich freundlich geſinnt iſt, ſo muß ſie doch ſelbſt wider ihren Willen meinem Zwecke dienen, denn ſie hat ſo etwas Behäbiges und Behagliches an ſich, das auch ohne beſondere Abſicht ſeine Wirkung thut. Nicht wahr, ihr kommt?

Wir haben ausgemacht, unſern Hochzeittag, ſofern es angeht, daheim zu feiern, ſagte John. Wir haben's einander ſchon vor einem halben Jahr verſprochen. Wir meinen, ſeht Ihr, daheim . . .

Bah! was daheim! rief Tackleton. Vier Wände und eine Decke darüber! (Warum bringt Ihr dieſes Heimchen nicht um? Ich thät's! Ich thu's immer. Ich kann ihren Lärm nicht ausſtehen.) Bei mir zu Haus giebt es auch vier Wände und eine Decke darüber. Kommt zu mir!

Was, Ihr bringt Eure Heimchen um? ſagte John.

Zertreten muß man ſie, Freund, antwortete der Andere, mit dem Abſatz heftig auf den Fußboden tretend. Ihr verſprecht alſo zu kommen? Es muß Euch grade ſo viel dranliegen, wie mir, wißt Ihr wohl, daß unſre Weiber ſich gegenſeitig einreden, wie glücklich und zufrieden ſie ſeien, und wie ſie's nicht beſſer haben könnten. Ich kenne ihre Art. Wenn die Eine ſich rühmt, ſo will die Andere nicht dahinten bleiben. Es herrſcht ein ſolcher Geiſt des Wetteifers unter ihnen, Freund, daß wenn Eure Frau zu meiner ſagt: ich bin das glücklichſte Weib von der Welt und habe den beſten Mann von der Welt und liebe ihn zärtlich, ſo rühmt die Meine der Euren das Gleiche und noch mehr, und glaubt es ſogar zur Hälfte.

Wollt Ihr denn damit ſagen, daß ſie —? fragte der Fuhrmann zögernd.

Daß ſie —? fiel Tackleton mit einem kurzen ſpitzen Lachen ein. Was, daß ſie —?

Der Fuhrmann hatte die entfernte Abſicht gehabt, fortzufahren: daß ſie Euch nicht zärtlich liebe? Als er aber zufällig dem halb geſchloſſenen Auge begegnete, das ihn über dem aufgeſchlagenen Mantelkragen, der es um ein Haar mit ſeiner Spitze ausgeſtochen hätte, anzwinkerte, machte es ihm denn doch den Eindruck, daß es einem ſo ganz und gar nicht für Zärtlichkeit geſchaffenen Weſen angehöre und er verbeſſerte: daß ſie es nicht glaube?

Ah, Ihr Schelm! Ihr macht Euch luſtig, ſagte Tackleton.

Der Fuhrmann jedoch, obwohl er die eigentliche Meinung des Andern nur ſchwer begriff, blickte ihn jetzt ſo ernſthaft an, daß der Spielwaarenhändler genöthigt war, ſich etwas deutlicher zu erklären.

Ich habe mir's in den Kopf geſetzt, begann Tackleton, und indem er die Finger ſeiner linken Hand emporſtreckte und den Zeigefinger anfaßte, was beſagen wollte: Das bin ich, ich, Tackleton! — ich habe mir's in den Kopf geſetzt, Freundchen, zu heirathen, und zwar ein junges Frauenzimmer und ein hübſches Frauenzimmer. Nun packte er den kleinen Finger, der die Braut vorſtellen ſollte, nicht zart, ſondern gewaltſam; mit einem Machtbewußtſein packte er ihn. Ich bin der Mann, auszuführen, was ich mir in den Kopf geſetzt habe, und ich werde es thun! Es iſt nun einmal mein Humor. Aber — jetzt ſeht dorthin.

Er deutete auf Dot, die am Feuer ſaß, etwas in Gedanken, das Kinn mit dem feinen Grübchen auf die Hand geſtützt und in die helle Flamme ſchauend.

Der Fuhrmann ſah ſie und dann ihn an, dann noch einmal ſie und dann abermals ihn.

Sie ehrt Euch und gehorcht Euch, kein Zweifel, das wißt Ihr, ſagte Tackleton, und da ich nicht ſentimental bin, ſo genügt das auch vollkommen für mich. Aber meint Ihr, daß noch etwas weiter dabei ſei?

Ich meine, entgegnete der Fuhrmann, daß ich Jeden zum Fenſter hinauswerfen würde, der mir das ableugnen wollte.

Ganz richtig, erwiderte der Andere mit ungewöhnlich lebhafter Zuſtimmung. Allerdings! Das würdet Ihr ohne Zweifel thun. Natürlich! Ich bin ganz überzeugt. Gute Nacht. Angenehme Träume!

Der gute Fuhrmann war wider Willen betreten, unbehaglich und unſicher geworden. Und jeder Verſtellung unfähig, wie er war, konnte er es nicht einmal verbergen.

Gute Nacht, mein lieber Freund, ſagte Tackleton mitleidig. Ich bin im Reinen. Wir ſind in der That auf ganz gleichem Fuße, ich ſeh's. Ihr wollt uns den morgigen Abend nicht ſchenken? Nun gut. Uebermorgen geht Ihr auf Beſuch, wie ich weiß. Ich will Euch dort treffen und meine Zukünftige mitbringen. Es wird ihr gut thun. Euch ſo recht? Dank' Euch. Was iſt das?

Es war ein lauter Schrei, den des Fuhrmanns Frau ausgeſtoßen hatte; ein lauter, gellender, plötzlicher Schrei — das Zimmer klang davon, wie eine

Glasglocke. Sie war von ihrem Sitze aufgeſprungen und ſtand da wie angefeſſelt von Schreck und Ueberraſchung. Der Fremde war ans Feuer getreten, um ſich zu wärmen, und ſtand nur einen Schritt von ihrem Stuhle entfernt; übrigens in ruhiger Haltung.

Dot! ſchrie der Fuhrmann; Mary! mein Herz! Was iſt dir?

Alles war im Augenblick um ſie verſammelt. Caleb, der auf der Kuchenſchachtel eingenickt war, ergriff im erſten ſchwachen Wiederfinden ſeiner unterbrochenen Geiſtesgegenwart Jungfer Tolpatſch bei den Haaren, bat ſie aber ſofort um Entſchuldigung.

Mary! rief der Fuhrmann, ſeine Frau in den Armen haltend. Biſt du krank? Was iſt denn? Sag mir's, Liebſte!

Statt aller Antwort ſchlug ſie die Hände zuſammen und brach in ein heftiges, krampfhaftes Lachen aus. Dann, aus ſeinen Armen auf den Boden gleitend, bedeckte ſie ihr Geſicht mit der Schürze und weinte bitterlich. Dann aber lachte ſie wieder, und dann weinte ſie wieder; und dann klagte ſie, wie kalt es ſei, und ließ ſich von ihm ans Feuer führen, wo ſie wieder niederſaß wie zuvor. Der alte Mann ſtand immer noch da — ganz ruhig.

Es iſt mir jetzt beſſer, John, ſagte ſie. Es iſt mir wieder ganz wohl — ich —

John! Aber John ſtand auf ihrer andern Seite. Warum wandte ſie denn ihr Geſicht nach dem fremden alten Herrn, als ob ſie den anredete? Gingen ihre Gedanken irre?

Es war nur eine Anwandlung, lieber John — ein kleiner Zufall — etwas das mir plötzlich vor die Augen kam — ich weiß nicht, was es war. Es iſt ganz vorüber, ganz vorüber.

Ich bin froh, daß es vorüber iſt, brummte Tackleton, indem er das ausdrucksvolle Auge, das bekannte kleinere, rings durchs Zimmer ſchweifen ließ. Ich möchte nur wiſſen, wo es hin iſt und was es war. He! Caleb, kommt einmal her! Wer iſt der Graukopf?

Weiß nicht, Sir, antwortete Caleb flüſternd. Nie geſehen, in meinem ganzen Leben nicht. Prächtige Figur für einen Nußknacker, ganz neues Modell. Mit einem ſchiefmäuligen Kinnbackengehänge bis auf den Leib hinab wär' er reizend.

Nicht häßlich genug, ſagte Tackleton.

Oder für ein Feuerzeug, meinte Caleb in tiefer Betrachtung; welch ein Modell! Man ſchraubt ihm den Kopf ab, um die Zündhölzer hineinzuthun; ſtülpt ihn um und ſtreicht ſie an den Abſätzen an: welch ein Feuerzeug für eines Gentlemans Kaminſims, juſt wie er jetzt daſteht!

Nicht halbwegs häßlich genug, ſagte Tackleton. Nichts an ihm, gar nichts. Kommt! Nehmt die Schachtel. Alles wieder in Ordnung, hoff' ich?

Alles vorüber! Alles vorüber! verſicherte die kleine Frau, ihn haſtig fortwinkend. Gute Nacht!

Gute Nacht, ſagte Tackleton. Gute Nacht, John Peerybingle. Gebt auf die Schachtel Acht, Caleb. Wenn Ihr ſie fallen laßt, ſo ermord' ich Euch. Pechſchwarze Nacht und das Wetter ſchlimmer als je; wie? Gute Nacht!

So ging er, nicht ohne zuvor noch einen ſcharfen Blick durch das Zimmer geworfen zu haben, zur Thüre hinaus, gefolgt von Caleb, der den Hochzeitkuchen auf dem Kopfe trug.

Der Fuhrmann war ſo ſehr über ſeine kleine Frau erſchrocken und ſo beſchäftigt, ſie zu beruhigen und zu pflegen, daß er die Anweſenheit des Fremden ganz vergeſſen hatte und ihn erſt jetzt wieder bemerkte, als er ihn nach dem Abgang der Andern immer noch daſtehen ſah.

Er gehört nicht zu ihnen, ſiehſt du, ſagte John. Ich muß ihm einen Wink geben, daß er geht.

Ich bitte um Entſchuldigung, mein Freund, begann der alte Herr auf ihn zugehend, und das um ſo mehr, als ich fürchten muß, Eure Frau ſei unpäßlich geworden; da aber der Begleiter ausbleibt, den meine Schwäche — er wies auf ſeine Ohren und ſchüttelte den Kopf dazu — mir faſt unentbehrlich macht, ſo beſorge ich, es möchte ein Mißverſtändniß obwalten. Das Unwetter dieſer Nacht, das den Schutz Eures behaglichen Wagens — möge ich nie in einem ſchlechteren fahren — ſo erwünſcht machte, tobt noch ſo ſchlimm wie je. Würdet Ihr mir in Eurer Freundlichkeit erlauben, ein Bett bei Euch zu miethen?

Ja, ja, rief Dot. Ja, gewiß!

O! ſagte der Fuhrmann, überraſcht von der Eile, mit der ſie ihre Einwilligung gab. Nun ja! ich habe nichts dagegen; aber ich bin doch nicht ganz ſicher, ob —

St! unterbrach ſie ihn. Lieber John!

Ei, er iſt ja ſtocktaub! rief John!

Ich weiß es wohl, aber . . . Ja, Sir, gewiß. Ja, ja, gewiß! — Ich will ihm gleich ein Bett aufmachen, John.

Wie ſie forteilte, um dies zu bewerkſtelligen, war ſie ſo ſeltſam verwirrt und aufgeregt, daß der Fuhrmann ihr ganz verdutzt nachſah.

Macht ihm Mutterchen Bettchen auf? — ſang Tilly Tolpatſch dem Wickelkinde vor — und Grauhärchen Bräunchen und Krausköpfchen wird, wie er ſein Mützchen ein biſſelchen lüpft, und hat das liebe Juwelchen erſchreckt, wie es ſo ſtillchen am Feuerchen ſaß?

Mit jener unerklärlichen Aufmerkſamkeit des Geiſtes auf Kleinigkeiten, die oft einem Zuſtande des Zweifels und der Beſtürzung ſich beigeſellt, mußte der Fuhrmann, indeß er langſam auf und abging, dieſen kindiſchen Singſang innerlich wiederholen, immer und immer wieder. So lange, daß er ihn zuletzt auswendig wußte und nun doch noch wie eine Lection überhörte, während Tilly dem kleinen Kahlköpfchen, nachdem ſie ihm berufsmäßig ſo viele Reibungen, als ihr heil-

Der bleiche Schiffer bebt vor dieſen Schlägen,
Soll helfen hier, und hat nicht Kraft noch Muth;
Bis endlich eine durchbricht von den Wogen,
Und raſch die andern kommen nachgezogen:

30.

So, als die Mauer von den Drei'n beſeſſen,
Iſt für die Andern weite Bahn gemacht,
Die nun in Sicherheit die Sproſſen meſſen
Und unten tauſend Leitern angebracht.
Die harten Widder haben unterdeſſen
So ſtark an vielen Orten durchgekracht,
Daß man vermag zugleich an vielen Theilen
Zum Schutz des kühnen Brandimart zu eilen.

31.

So wüthend, wie der ſtolze Fürſt der Flüſſe,
Wenn er den Damm zerreißt und nimmt den Pfad
In Mantua's Felder ohne Hinderniſſe,
Den fetten Boden und die reiche Saat
Und Heerd' und Hürde bringt mit Einem Riſſe,
Und Hund und Schäfer im gewalt'gen Bad;
Die Fiſche zappeln auf der Ulme Gipfel,
Wo ſonſt die Vögel flatterten im Wipfel;

32.

So wüthend kommt die wilde Schaar gerannt
Durch die geborſtne Mauer, bringt Entſetzen
Und ſchwingt das Schwert und ſchwingt den Fackelbrand,
Das ſchlechtberathne Volk zu todt zu hetzen;
Und Raub und Mord ſchwebt auf der grauſen Hand,
Die gierig wühlt im Blute wie in Schätzen.
Nun liegt die hohe Stadt in Trümmern da,
Der Stolz, die Königin von Afrika.

ſam ſchienen, hatte angedeihen laſſen, ſein Häubchen wieder aufſetzte.

Und hat das liebe Juwelchen erſchreckt, wie es ſo ſtillchen am Feuerchen ſaß. Was hat Dot erſchreckt, möcht' ich wiſſen! dachte der Fuhrmann auf und ab gehend.

Er verachtete die Einflüſterungen des Spielwaarenhändlers von Herzen — und dennoch erfüllten ſie ihn mit einer dunkeln, unbeſtimmten Unruhe: denn Tackleton hatte einen ſchnellen, ſchlauen Kopf; ihn ſelbſt dagegen drückte das peinliche Gefühl, ein Mann von langſamer Faſſungskraft zu ſein, ſo daß ein hingeworfener Wink ihm jedesmal zu ſchaffen machte. Gewiß dachte ſein Herz nicht daran, irgend etwas von Tackleton's Gerede mit dem ungewöhnlichen Benehmen ſeiner Frau in Verbindung zu bringen; und doch floßen die beiden Gegenſtände des Nachdenkens in ſeinem Geiſte zuſammen, und er konnte ſie nicht auseinanderhalten.

Das Bett war bald aufgemacht, und der Gaſt, der jede Erfriſchung außer einer Taſſe Thee abgelehnt hatte, zog ſich zurück. Dot — ganz wohl wieder, ganz wohl, wie ſie ſagte — ſchob ihrem Gatten den großen Armſtuhl in die Kaminecke, ſtopfte ſeine Pfeife, reichte ſie ihm und nahm wieder ihren gewöhnlichen kleinen Stuhl am Herde neben ihm ein.

Sie pflegte beharrlich auf dieſem kleinen Stuhle zu ſitzen; ſie mußte wohl eine Ahnung davon haben, daß es ein allerliebſtes, verführeriſches Stühlchen war.

Sie war die beſte Pfeifenſtopferin weit und breit, ja ich darf wohl ſagen, in allen vier Welttheilen. Man mußte ſie ſehen, wie ſie das runde Fingerchen in den Pfeifenkopf ſteckte und dann das Rohr durchblies, um es zu reinigen; wie ſie ſich anſtellte, als ob das Rohr wirklich verſtopft ſei, und wohl ein Dutzendmal hineinblies und es dann wie ein Fernrohr vor das Auge hielt, mit einem namenlos geſtrengen Faltenwurf in ihrem unvergleichlichen Geſichtchen hindurchblickend — es war eine wahre Pracht. Was den Tabak betrifft, ſo ſtand ſie auf der Höhe der Kennerſchaft; und ihre Art anzuzünden, wenn der Fuhrmann die Pfeife im Munde hatte und ſie ihm mit dem Fidibus ſo dicht an die Naſe kam, ohne doch einen Feuerſchaden anzurichten — das war Kunſt; hohe Kunſt, Sir.

Und das Heimchen und der Keſſel, ihren Geſang wieder anhebend, bezeugten es. Das helle Feuer, wieder aufflammend, bezeugte es. Der kleine Mähder auf der Uhr in ſeinem unbeachteten Fleiße bezeugte es! Der Fuhrmann mit der entwölkten Stirn und dem wieder geglätteten Antlitz bezeugte es — er am Erſten von Allen.

Und wie er ſo ruhig und bedächtig ſeine alte Pfeife ſchmauchte, und die Schwarzwälderuhr tickte, und das rothe Feuer flackerte, und das Heimchen zirpte, da kam dieſer Genius ſeines Herdes und Hauſes — denn dies war das Heimchen — in Feengeſtalt heraus in die Stube und zauberte mannichfaltige Bilder ſeines Hausweſens um ihn. Dot's von jedem Alter und von jeder Größe füllten das Gemach. Dot's, die als fröhliche Kinder vor ihm herliefen und Blumen auf den Feldern pflückten; verſchämte Dot's, der Werbung eines rauhen Ebenbildes von ihm ſich halb entziehend, halb ergebend; neuvermählte Dot's, eben an der Thüre abſteigend und verwundert die Schlüſſel ihres Haushalts in Empfang nehmend; mütterliche kleine Dot's, von traumgeſchaffenen Tilly's gefolgt, welche Wickelkinder zur Taufe trugen; matronenhafte Dot's, die, immer noch jung und blühend, jüngere Dot's, ihre Töchter, beim ländlichen Tanze hüteten; dicke Dot's, umringt und belagert von roſigen Enkelſchaaren; verwelkte Dot's, die ſich auf ihre Stäbe ſtützten und wankend dahinſchlichen. Auch alte Fuhrmänner tauchten auf, mit blinden alten Boxern zu ihren Füßen; und neuere Fuhrwerke mit jüngeren Pferdelenkern — „Gebrüder Peerybingle" ſtand auf der Plane — und kranke alte Fuhrmänner, gepflegt von den ſanfteſten Händen; und Gräber mit lang dahingegangenen alten Fuhrmännern, grüne Gräber auf dem Friedhofe. Und wie das Heimchen ihm all dieſe Dinge vor Augen führte — er ſah ſie leibhaftig, obgleich er unverwandt ins Feuer blickte — da wurde dem Fuhrmann das Herz leicht und glücklich, und er dankte ſeinen Hausgöttern aus ganzer Seele und kümmerte ſich um Gruff und Tackleton fortan nicht mehr als ihr ſelbſt.

Wer aber war jene Mannesgeſtalt, jener junge Mann, den dieſelbe Heimchenfee ſo dicht an ihren Stuhl ſtellte und der ſo einſam und allein dort ſtehen blieb? Was weilte er noch immer ſo nahe bei ihr, den Arm auf den Sims des Kamins geſtützt und beſtändig wiederholend: Vermählt! und nicht mir!

O Dot! fehlbare Dot! Es iſt kein Raum für dieſe Geſtalt in allen Träumen deines Gatten; warum iſt ihr Schatten auf ſeinen Herd gefallen!

## Zweites Gezirp.

Caleb Plummer und ſeine blinde Tochter lebten ganz allein ſelbander, wie Märchenbücher ſagen — (und meinen Segen ſammt dem eurigen, hoff' ich, über die Märchenbücher, daß ſie doch noch etwas ſagen in dieſer Alltagswelt!) Caleb Plummer und ſeine blinde Tochter lebten ganz allein ſelbander in einer zerbrochenen Nußſchale von einem Häuschen, das eigentlich nichts Beſſeres als ein Wärzchen auf Gruff und Tackleton's mächtiger rother Naſe von Backſtein war. Die Gebäulichkeiten von Gruff und Tackleton nahmen faſt die ganze Front der Straße ein, während man Plummer's Hütte mit ein paar Hammerſchlägen niederwerfen und die Stücke auf einem Schiebkarren wegführen konnte. Wenn irgend Jemand der Behauſung Caleb Plummer's die Ehre angethan hätte, ſie nach einer ſolchen Kataſtrophe noch zu vermiſſen, ſo wäre es zweifelsohne doch nur geſchehen, um ihren Abbruch als eine große Verſchönerung zu preiſen. Sie klebte am Hauptgebäude wie eine Entenmuſchel an einem Schiffskiel, oder eine Schnecke an einer Thüre, oder ein kleines Büſchel Krötenpilzchen an einem Baumſtamme. Und doch war dies der Keim, der dem breitäſtigen Baume von Gruff und Tackleton den Urſprung gegeben hatte; und unter dieſem gebrechlichen Dache hatte der vorletzte Gruff auf ganz kleinem Fuße Spielzeug für eine Generation von weiland Knaben und Mädchen fabricirt, die damit ſpielten, die Herrlichkeiten auskoſteten, zerbrachen und endlich ſchlafen gingen.

Ich habe geſagt, daß Caleb und ſeine arme blinde Tochter hier lebten; aber ich hätte ſagen ſollen, Caleb lebte hier und ſeine arme blinde Tochter anderswo, in einem Zauberſchloſſe von Caleb's Erfindung, wo Mangel und Armuth unbekannt waren und Sorge niemals Eingang fand. Caleb war kein Zauberer, nur daß er die einzige magiſche Kunſt beſaß, die uns noch übrig geblieben: die Magie hingebender, nie erſterbender Liebe. Natur war ſeine Lehrerin in dieſer Kunſt geweſen, und aus ihrer Schule kamen alle dieſe Wunder her.

Das blinde Mädchen erfuhr nie, daß die Decke verfärbt war, die Wände geſchwärzt und hier und dort entblößt vom Mörtel, daß große Riſſe unausgefüllt blieben und Tag für Tag ſich erweiterten; daß die Balken faulten und ſich ſenkten. Das blinde Mädchen erfuhr nie, daß das Eiſen roſtete, das Holz vermoderte, die Tapete ſich abſchälte; daß die ganze Form und Geſtalt, ja das eigentliche Weſen der Wohnung dahinſchwand. Das blinde Mädchen erfuhr es nie, daß roh geformte irdene Gefäße auf den Brettern ſtanden, daß Kummer und Verzagtheit im Hauſe wohnten, daß Caleb's ſpärliche Haare grauer und immer grauer wurden vor ihren umnachteten Augen. Das blinde Mädchen erfuhr es nie, daß ſie einen kalten, harten, theilnahmloſen Herrn hatten, nie, daß Tackleton mit Einem Worte Tackleton war; ſie lebte im Glauben an einen humoriſtiſchen Kauz, der ſeinen Scherz mit ihnen zu treiben liebte, und, während er der Schutzengel ihres Lebens war, kein Wort des Dankes von ihnen hören wollte.

Und all das war Caleb's Werk, das Werk ihres ſchlichten Vaters. Aber auch er hatte ein Heimchen auf ſeinem Herde; und als er ſeiner Muſik einmal, zur Zeit wo das mutterloſe blinde Kind noch ſehr jung war, traurig lauſchte, da flüſterte dieſer gute Geiſt ihm zu, daß ſelbſt ihre große Entbehrung noch in einen Segen umgewandelt und das Kind mit dieſen geringen Mitteln glücklich gemacht werden könne. Denn das ganze Heimchengeſchlecht beſteht aus mächtigen Geiſtern, wenn auch die Menſchen, die mit ihnen verkehren, nichts davon wiſſen — was ja meiſt der Fall iſt —; und es giebt in der ganzen unſichtbaren Welt keine lieberen und treueren Stimmen, keine, denen man ſo blindlings vertrauen darf, und die ſo ſicher nur den liebevollſten Rath geben, als die Stimmen, mit welchen die Geiſter des heimiſchen Herdes zu uns Menſchenkindern reden.

Caleb und ſeine Tochter ſaßen bei der Arbeit in ihrer gewöhnlichen Arbeitsſtube, die ihnen auch als tägliche Wohnſtube diente. Es ſah ſeltſam genug darin aus. Da ſtanden Häuſer umher, fertige und halbfertige, für Puppen in allen Lebensſtellungen: Vorſtadthäuschen für Puppen von mäßigen Mitteln; Küchen und einzelne Zimmerchen für Puppen der niederen Klaſſen; Großſtadtpaläſte für Puppen von hohem Rang. Einige dieſer Wohnungen waren auch ſchon meublirt, der ungefähren Schätzung nach mit Rückſicht auf die Bedürfniſſe von Puppen mit beſchränktem Einkommen; andere konnten im Augenblick aufs Koſtſpieligſte mit Tiſchen, Stühlen, Sopha's, Bettſtellen und aller möglichen Tapezierarbeit eingerichtet werden, ſo viel war rings auf Borten und Simſen aufgehäuft. Ein hoher Adel und verehrungswürdiges Publicum, zu deren Bequemlichkeit dieſe Wohnſtätten beſtimmt waren, lagen hier und dort in Körben und ſtarrten unverwandt zur Decke hinauf; doch zur Bezeichnung ihrer Stellung in der Geſellſchaft und Abgrenzung ihrer gegenſeitigen Rangſtufen — im wirklichen Leben erfahrungsmäßig eine verwünſcht ſchwierige Sache — hatten die Verfertiger dieſer Puppen die Natur, die in dieſem Punkte oft ſo launiſch und verkehrt iſt, weit übertroffen. Sie waren nicht bei ſo willkürlichen Merkmalen ſtehen geblieben, als da ſind Sammt und Seide, Kattun oder alte Lumpen, ſondern hatten ſchlagende perſönliche Unterſcheidungszeichen hinzugethan, die jedes Mißverſtändniß ausſchloſſen. So beſaß die Puppendame von Diſtinction Wachsglieder von vollkommenem Ebenmaß, aber nur ſie und das übrige blaue Blut; der nächſte Grad auf der geſellſchaftlichen Stufenleiter war von Leder und wieder der nächſte von grobem Packtuch. Der gemeine Pöbel hatte ſich mit Schwefelhölzern aus dem nächſten beſten Feuerzeug zu Armen und Beinen begnügen müſſen, und ſo ſtand er denn da, ein für allemal in ſeiner Sphäre eingepflanzt, ohne die Möglichkeit, jemals aus ihr herauszukommen.

Außer den Puppen gab es in Caleb Plummer's Stube noch verſchiedene andere Werke ſeiner Hand. Da waren Archen Noah's mit allerlei Vieh und Vögeln, je ein Männlein und Fräulein, die, obwohl man ſie nur ſo zum Dach hinein zu ſtopfen und auf den kleinſten Raum zuſammenzurütteln und zu ſchütteln brauchte, dennoch eine, wie ich dreiſt verſichern kann, ganz anſtändige geſchloſſene Geſellſchaft bildeten. Durch eine kühne poetiſche Licenz hatten die meiſten dieſer Noahsarchen Klopfer an der Thüre, vielleicht eine ungehörige Zuthat, die an Morgenbeſuche und Brief-

Briefträger erinnerte, aber doch dem Aeußern des Gebäudes eine gefällige Vollendung gab. Da waren ferner Reihen von melancholiſchen kleinen Karren, die, wenn die Räder ſich drehten, eine gar klägliche Muſik machten. Viel kleine Geigen, Trommeln und dergleichen Marterinſtrumente; Kanonen, Schilder, Schwerter, Lanzen und Flinten ohne Zahl. Da waren kleine Purzelmännchen in rothen Hoſen, die ohne Unterlaß an hohen Kletterſeilen von rothen Bändern hinaufkletterten, um ſofort köpflings auf der andern Seite wieder herunterzukommen. Da war eine Unzahl alter Herren von wohlachtbarem, um nicht zu ſagen ehrwürdigem Ausſehen, welche wie beſeſſen im Rieſenſchwung um Pflöcke herumflogen, die zu dieſem Behufe in ihre eigenen Hausthüren eingelaſſen waren. Thiere von allen Gattungen, insbeſondere Pferde von jeder Race, vom gefleckten Rümpſchen auf vier Steckelchen, deſſen Mähne ein dünner Pelzſtreif vorſtellte, bis zum feurigſten Vollblutwiegenpferd. Gleichwie es ſchwer geweſen wäre, die Dutzend und Dutzend närriſcher Figuren aufzuzählen, die nur auf das Drehen einer Handhabe warteten, um allen möglichen Unſinn zu begehen, ſo wäre es auch nicht leicht geweſen, irgend eine menſchliche Thorheit, Untugend oder Schwäche zu nennen, die nicht ihren unmittelbaren oder entfernteren Typus in Caleb Plummer's Lager hatte. Und nicht etwa in Uebertreibungen; ſind es ja doch oft ſehr geringfügige Handhaben, welche Mann und Weib zu ſo ſeltſamen

Sprüngen antreiben, wie ſie jemals im Spielwaarenlager zu ſehen ſind.

Inmitten all dieſer ſchönen Sachen ſaßen Caleb und ſeine Tochter und arbeiteten. Das blinde Mädchen fertigte Kleider für die Puppen, und Caleb bemalte und beglaſ'te die vierſtöckige Front eines anſehnlichen Familienwohnhauſes.

Die Sorge, die in Caleb's Geſicht eingegraben war, und ſeine träumeriſche Verſunkenheit, die eher für einen Alchymiſten oder abſtruſen Gelehrten gepaßt hätte, ſtand für den erſten Anblick in ſchroffem Gegenſatze zu ſeiner Beſchäftigung und den Kindereien rings um ihn. Aber Kindereien, die man um des lieben Brodes willen erfindet und betreibt, werden ſehr ernſte Thatſachen; und, abgeſehen von dieſer Betrachtung, bin ich gar nicht ſicher, ob Caleb, wenn er Lord, Kammerherr, oder Parlamentsmitglied, oder Advocat, oder gar ein großer Speculant geweſen wäre, ſich nicht mit haargenau ebenſo närriſchem Spielzeug hätte befaſſen müſſen, während ich höchlich zweifle, ob — dasſelbe auch ebenſo harmlos geweſen wäre.

So warſt du alſo geſtern Abend im Regen draußen, Vater, mit deinem ſchönen neuen Ueberrock? ſagte Caleb's Tochter.

In meinem ſchönen neuen Ueberrock, antwortete Caleb und blickte nach der Wäſchleine, über welche das oben beſchriebene Packleinwandkleid ſorgfältig zum Trocknen aufgehängt war.

33.

Die Straßen alle ſind gefüllt mit Leichen,
Und aus den unzählbaren Wunden fließt
Ein See, an Schwärze jenem zu vergleichen,
Der Pluto's dunkle Schattenſtadt umſchließt.
Von Haus zu Haus ſiehſt du die Flamme ſtreichen,
Die durch Moſcheen und Paläſte ſchießt.
Geſchrei, Geheul und Brüſteſchlagen ſchallen
Durch der beraubten Häuſer leere Hallen.

34.

Das Unglücksthor entläßt die grimmen Schnitter,
Mit reicher Beute kommen ſie heraus:
Der bringt Gefäße, Kleider der und Flitter,
Der Silber aus der alten Götter Haus;
Der ſchleppt die Kinder fort und der die Mütter,
Und es geſchehen Frevel, wild und graus.
Roland vernimmt genug von dieſem Wüthen,
Doch kann er's nicht, und nicht Aſtolf, verhüten.

35.

Den Bucifar, den Herrn der Algazeren,
Trifft Olivier mit einem Todeshieb.
Branzard muß Troſt und Hoffnung ſo entbehren,
Daß er ſich ſelbſt das Todesurtheil ſchrieb;
Worauf noch mit drei Wunden, tödtlich ſchweren,
Folvo dem Herzog als Gefangner blieb.
Dieß ſind die drei, die Agramant beim Scheiden
Als Wächter ſeines Reiches ließ vereiden.

36.

Und er, der, als ſich wendete das Blatt,
Die Flotte mit Sobrinen ſtill verlaſſen,
Beweint von fern das Unglück ſeiner Stadt,
Wie er die Flammen ſieht am Strande praſſen.

Wie froh bin ich, daß du ihn gekauft haſt, Vater!

Und noch dazu von ſolch einem Schneider, ſagte Caleb. Ein ganz moderner Schneider. Er iſt zu gut für mich.

Das blinde Mädchen hielt ein wenig mit ihrer Arbeit inne und lachte glückſelig. Zu gut, Vater! Was kann für dich zu gut ſein?

Halb ſchäm' ich mich doch, ihn zu tragen, ſagte Caleb und beobachtete die Wirkung ſeiner Worte auf ihrem aufblitzenden Geſichtchen, auf mein Wort! Wenn ich Jung und Alt hinter mir ſagen höre: Element, iſt das ein vornehmer Herr! ſo weiß ich manchmal wirklich nicht, wohin ich ſehen ſoll. Und als der Bettler geſtern Abend nicht fortgehen wollte und auf meine Verſicherung, ich ſei ein ganz geringer Mann, erwiderte: Nein, Ew. Gnaden, Ew. Gnaden ſagen das nicht! — da hab' ich mich vollends geſchämt. Mir war's, als hätt' ich gar kein Recht ihn zu tragen.

Glückliches blindes Mädchen! Wie ſtrahlte ſie in ihrem Entzücken!

Ich ſehe dich, Vater, ſagte ſie, in die Hände klatſchend, ſo deutlich, als ob ich die Augen hätte, die ich nie vermiſſe, wenn du bei mir biſt. Ein blauer Rock . . .

Hellblau, ſagte Caleb.

Ja, ja, hellblau! rief das Mädchen und richtete ihr ſtrahlendes Antlitz auf; der Farbe kann ich mich noch erinnern vom lieben Himmel her. Schon früher ſagteſt du mir, er ſei blau. Ein hellblauer Rock . . .

Und ſchmiegt ſich leicht an den Körper an, ſetzte Caleb hinzu.

Ja, leicht an den Körper! rief das blinde Mädchen und lachte herzlich; und drinnen ſteckſt du, Vater, mit deinen fröhlichen Augen, deinem lächelnden Geſicht, deinem leichten Gang und deinem dunkeln Haar; o, ich ſehe dich ſo jugendlich und hübſch!

O! O! ſagte Caleb, ich werde nächſtens eitel werden.

Ich glaube, du biſt es ſchon, rief das blinde Mädchen und zeigte luſtig mit dem Finger auf ihn. Ich kenne dich, Vater! Hahaha! Ich habe dich durchſchaut, ſiehſt du!

Wie verſchieden war das Bild in ihrer Seele von dem Caleb, der ihr gegenüber ſaß und ſie beobachtete! Sie hatte von ſeinem leichten Gang geſprochen. Und mit Recht. Seit vielen, vielen Jahren war er nie mit dem ihm eigenen langſamen Schritt, ſondern mit einem für ihr Ohr berechneten Auftreten über dieſe Schwelle gekommen, und wenn ſein Herz auch noch ſo ſchwer war, nimmermehr hatte er den leichten Gang vergeſſen, der das ihrige ſo froh und muthig machte.

Gott mag es wiſſen, aber zum Theil, denk' ich, mochte Caleb's irres, verworrenes Weſen ſeinen Grund darin haben, daß er ſich ſelber und Alles rings um ihn aus Liebe zu ſeiner blinden Tochter aus der Wirklichkeit entrückt hatte. Wie konnte der kleine Mann auch anders als verwirrt ſein, nachdem er ſo lange Jahre daran gearbeitet hatte, ſeine eigene Identität und die aller Gegenſtände, die damit in Berührung kamen, zu vernichten.

So weit wären wir, ſagte Caleb, ein paar Schritte zurücktretend, um ſeine Arbeit beſſer beurtheilen zu können; der Wirklichkeit ſo ähnlich wie ein Kreuzer einem Gulden. Wie ſchade, daß man durch die ganze Front des Hauſes mit einmal hindurchſieht. Wenn nur auch eine Treppe darin wäre und regelrechte Thüren zu den Zimmern, durch die man eintreten müßte. Aber das iſt das Schlimme an meinem Gewerbe, ich lüge und ſchwindle mir immer ſelbſt was vor.

Du ſprichſt ſo leiſe. Du biſt doch nicht müde, Vater?

Müde! gab Caleb mit einem großen Aufwand von Lebhaftigkeit zurück, was ſollte mich ermüden, Bertha? Ich bin noch nie müde geweſen. Was meinſt du damit?

Um ſeine Worte zu bekräftigen, raffte er ſich aus ſeiner Haltung auf — dieſelbe hatte unwillkürlich zwei ſich dehnende und gähnende Halbfiguren, die auf dem Kaminſims ſtanden und in ihren Oberleibern die ewige Müdigkeit darſtellten, nachgeahmt — und ſummte ein Bruchſtück eines Liedes. Es war ein Trinklied, handelte von einem „funkelnden Pokal“, und er ſang es mit einer angenommenen „Freut—euch—des—Lebens"-Stimme, die ſein Geſicht noch tauſendmal magerer und ſorgenvoller als je erſcheinen ließ.

Was! Ihr ſingt, Ihr? ſagte Tackleton, den Kopf zur Thüre hereinſtreckend. Sieh da! Ich kann nicht ſingen.

Sein ſchlimmſter Feind hätte ihn nicht in dieſem Verdacht gehabt. Er hatte kein Geſicht, das nach Singen ausſah, ſchlechterdings nicht.

Ich kann's nicht zum Singen bringen, fuhr Tackleton fort. Schön, wenn Ihr's könnt. Ich will aber hoffen, daß Ihr auch dabei arbeiten könnt. Schwerlich Zeit für Beides, mein' ich.

Wenn du ihn nur ſehen könnteſt, Bertha, wie er mir zunickt! flüſterte Caleb. So ein Schäker, der gute Mann! Wenn du ihn nicht kennteſt, würdeſt du glauben, es ſei ſein Ernſt — nicht wahr?

Das blinde Mädchen lächelte und nickte.

Den Vogel, der ſingen kann und nicht ſingen will, muß man dazu zwingen, ſagen ſie, brummte Tackleton. Wenn aber die Eule ſingt, die nicht ſingen kann und nicht ſingen ſoll — wozu muß man die zwingen?

Nein, wie er in dieſem Augenblick wieder winkt! flüſterte Caleb ſeiner Tochter zu. O du meine Güte!

Immer heiter und gut aufgelegt mit uns! rief Bertha lächelnd.

So, du biſt auch da, du? antwortete Tackleton. Arme Närrin!

Er glaubte wirklich, ſie ſei irrſinnig, und er gründete dieſen Glauben — ich weiß nicht, ob bewußt oder unbewußt — darauf, daß ſie ihm gut war.

Nun denn! Und weil du einmal da biſt — wie geht's? fragte er in ſeiner mürriſchen Weiſe.

O gut, ganz gut. So glücklich, als nur *Sie* mich wünſchen können. So glücklich, wie Sie die ganze Welt machen würden, wenn Sie es vermöchten.

Arme Närrin, ziſchte Tackleton zwiſchen den Zähnen. Kein Funke Verſtand! Nicht ein Funke!

Das blinde Mädchen faßte ſeine Hand und küßte ſie; ſie hielt ſie einen Augenblick zwiſchen ihren eigenen beiden Händen und legte zärtlich ihre Wange darauf, ehe ſie die Hand wieder los ließ. Es lag ſo viel nicht auszuſprechende Liebe und ſo tiefinnige Dankbarkeit in der einfachen Geberde, daß ſelbſt Tackleton ſich bewogen fand, in einem minder brummigen Ton als gewöhnlich zu fragen:

Nun, was iſt denn wieder?

Ich ſtellte es dicht neben mein Kopfkiſſen, als ich geſtern Abend ſchlafen ging, und träumte dann von ihm. Und als der Tag anbrach und die glänzende rothe Sonne — die *rothe* Sonne, Vater?

Roth am Morgen und am Abend, Bertha, ſagte der arme Caleb mit einem ſchmerzlichen Blick auf ſeinen Brodherrn.

Als ſie aufging und ihr helles Licht, an dem ich mich im Gehen faſt zu ſtoßen fürchte, ins Zimmer fiel, da drehte ich ihm das Roſenſtöckchen entgegen und dankte dem Himmel, daß er ſo köſtliche Dinge geſchaffen, und ſegnete Sie, der ſie mir ſchickt, um mir eine Freude zu machen.

Rein fürs Tollhaus reif! murmelte Tackleton. Wir werden's nächſtens zu der Zwangsjacke und den dicken Handſchuhen gebracht haben. Wir ſind auf dem beſten Wege.

Caleb ſtarrte mit ineinander gefalteten Händen gedankenlos vor ſich hin, während ſeine Tochter ſprach, als ob er in Wirklichkeit ungewiß wäre — und ich glaube, er war es auch — ob denn Tackleton etwas gethan habe, was ihren Dank verdiente, oder nicht. Wenn er vollkommen willensfrei, bei Todesſtrafe, Eins von Beiden hätte thun müſſen, entweder dem Spielwaarenhändler einen Fußtritt geben, oder ihm für all ſeine Tugenden und Verdienſte zu Füßen fallen, ich glaube, er hätte eben ſo gut das Eine wie das Andere gethan. Und doch wußte Caleb, daß er mit ſeinen eigenen Händen den kleinen Roſenſtock ſo ſorgſam für ſie nach Hauſe getragen, und daß er mit ſeinen eigenen Lippen die unſchuldige Lüge geſchmiedet hatte, die dazu beitragen ſollte, ſie nicht ahnen zu laſſen, wie viel, wie ſehr viel er ſich Tag für Tag abbrach, damit ſie um ſo glücklicher wäre.

Bertha, ſagte Tackleton, abſichtlich einen etwas wohlwollenderen Ton annehmend, komm her!

O, ich kann ganz gerade zu Ihnen gehn! Sie brauchen mich nicht zu führen, erwiderte ſie.

Soll ich dir ein Geheimniß mittheilen, Bertha?

Wenn Sie wollen, antwortete ſie lebhaft.

Wie hell ihr umnachtetes Antlitz war! wie lichtumfloſſen ihr lauſchendes Haupt!

Heut' iſt ja doch der Tag, an dem die kleine — wie heißt ſie nur gleich? — das verzogene Kind, die Peerybingle, ihren gewöhnlichen Beſuch bei dir macht, ihr närriſches Picknick hält, nicht? ſagte Tackleton mit einem ſtarken Ausdruck von Widerwillen gegen die ganze Angelegenheit.

Ja, gab Bertha zur Antwort. Heute kommt ſie.

Ich dachte mir's, ſagte Tackleton. Ich möchte gern mit von der Partie ſein.

Hörſt du's, Vater? rief das blinde Mädchen ganz verzückt.

Ja, ja, ich hör's, murmelte Caleb mit dem ſtarren Blicke eines Nachtwandlers; aber ich glaub's nicht. 'iſt eine meiner Lügen, ohne Zweifel.

Seht, ich — ich möchte die Peerybingle's gern ein wenig mehr mit May Fielding in Geſellſchaft bringen, ſagte Tackleton. Ich bin im Begriffe, May zu heirathen.

Zu heirathen! rief das blinde Mädchen zurückfahrend.

Sie iſt ſolch eine vertrackte Närrin, murmelte Tackleton, daß ich ſchon fürchtete, ſie würde mich gar nicht verſtehen. Ja, Bertha! heirathen! Kirche, Pfarrer, Küſter, Kirchenvogt, Staatskutſche, Glockengeläute, Frühmahl, Hochzeitskuchen, weiße Bänder, Heiſajuheiſadudeldumdei — und was die Narreteien alle ſind. Eine Hochzeit, weißt du, eine Hochzeit. Weißt du, was eine Hochzeit iſt?

Ich weiß es, antwortete das blinde Mädchen leiſe. Ich verſtehe.

Wahrhaftig? brummte Tackleton. Das iſt mehr, als ich erwartete. Gut, und darum begehre ich von der Partie zu ſein und May und ihre Mutter mitzubringen. Ich will ein bischen was herüberſchicken, noch vor Nachmittag. Eine kalte Hammelskeule oder ſonſt einen genießbaren Biſſen. Du erwarteſt mich alſo?

Ja, antwortete ſie.

Sie hatte ihr Haupt geſenkt und ſich abgewendet, und ſo ſtand ſie mit gefalteten Händen ſinnend da.

Es ſieht nicht darnach aus, brummte Tackleton, indem er ſie betrachtete. Du ſcheinſt ja ſchon wieder Alles vergeſſen zu haben. — Caleb!

Ich denke, ich darf wohl behaupten, daß ich hier bin! dachte Caleb. — Was beliebt, Sir?

Sorgt, daß ſie nicht vergißt, was ich ihr geſagt habe.

Sie vergißt nichts, erwiderte Caleb. Das iſt eins von den wenigen Dingen, womit ſie nicht zu Stande kommt.

Jeder hält ſeine Gänſe für Schwäne, bemerkte der Spielwaarenhändler, achſelzuckend. Armer Narr!

Mit dieſer Bemerkung, deren er ſich mit unendlicher Verachtung entledigte, zog Meiſter Gruff und Tackleton ab.

Bertha ſtand noch immer, wo er ſie verlaſſen hatte, in Nachdenken verloren. Alle Fröhlichkeit war aus ihrem niedergebeugten Geſicht entſchwunden und hatte einer tiefen Schwermuth Platz gemacht. Drei oder viermal ſchüttelte ſie den Kopf, als ob ſie eine Erinnerung oder einen Verluſt betrauere; aber ihre kummervollen Gedanken machten ſich nicht in Worten Luſt. Erſt als Caleb eine Zeitlang gearbeitet hatte, um ein Geſpann Pferde, durch ein höchſt ſummariſches Verfahren, vor einem Wagen zu befeſtigen, indem er ihnen das Geſchirr auf den Leib nagelte, trat ſie näher an ſeinen Arbeitsſtuhl, ſetzte ſich zu ihm und ſprach:

Vater, ich bin einſam im Dunkeln. Ich brauche meine Augen, meine geduldigen, willigen Augen.

Hier ſind ſie, ſagte Caleb. Immer bereit. Sie gehören mehr dir als mir, Bertha, zu jeder Stunde von den vierundzwanzig. Was ſollen deine Augen für dich thun, mein Kind?

Blick' einmal im Zimmer umher, Vater.

Ganz wohl, erwiderte Caleb. Wie geſagt, ſo gethan, Bertha.

Erzähl' mir davon.

's iſt genau ſo, wie immer, ſagte Caleb. Einfach, aber ſehr hübſch. Die heitern Farben an den Wänden; die lachenden Blumen auf den Tellern und Taſſen; das ſchimmernde Holzwerk, wo Balken oder Getäfel hervortreten; das freundliche und ſaubere Ausſehen des Ganzen: das Alles macht es allerliebſt.

Freundlich und ſauber war es freilich, wo immer Bertha's Hände thätig ſein konnten. Doch nirgends ſonſt war in der alten hinfälligen Hütte, die Caleb's Phantaſie ſo verwandelte, an Freundlichkeit und Sauberkeit zu denken.

Du haſt dein Arbeitskleid an und ſiehſt nicht ſo ſtattlich aus, wie in dem hübſchen Rock, ſagte Bertha, indem ſie ihn berührte.

Nicht ganz ſo ſtattlich, antwortete Caleb. Aber doch recht wacker.

Vater, ſagte das blinde Mädchen, indem ſie dicht an ſeine Seite rückte und leiſe einen Arm um ſeinen Hals legte, erzähle mir etwas von May. Sie iſt ſehr ſchön?

Das iſt ſie, ſagte Caleb. — Und ſie war es in der That. Eine große Seltenheit für Caleb, daß er einmal ſeine Erfindungsgabe nicht in Anſpruch nehmen mußte.

Ihr Haar iſt dunkel, ſagte Bertha ſinnend, dunkler als meines. Ihre Stimme iſt ſüß und wie Muſik, ich kenne ſie. Wie oft hab' ich ihr gelauſcht. Ihr Wuchs . . .

Doch wie er, näher, ſichre Kunde hat,
Was aus Biſerta ward und ſeinen Maſſen,
Da will er ſterben durch ſein eignes Schwert,
Würd' es nicht von Sobrinen ihm verwehrt.

### 37.

Kann einer auch dem Feind von ſeinen Siegen
— Spricht dieſer — wie dein Tod willkommen ſein?
Der muß ihn in die frohe Hoffnung wiegen,
Sich Afrika's in Ruhe zu erfreu'n.
Dein Leben ſtört ihm ewig dieß Vergnügen,
Denn immer hat er Urſach, dich zu ſcheu'n.
Er weiß es wohl, ihm bleibt dein Land nicht lange,
Er wäre denn nach deinem Untergange.

### 38.

Den Deinen, wenn du ſtirbſt an dieſen Stätten,
Raubſt du die Hoffnung, unſer letztes Gut.
Du wirſt uns, wenn du leben bleibſt, erretten;
Du kehrſt zurück, und aller Jammer ruht.
Doch wenn du ſtirbſt, ſo bleiben wir in Ketten,
Und Afrika in Schmach und im Tribut.
Drum, willſt du nicht zu deinem Beſten leben,
So thu' es, Herr, uns aus dem Staub zu heben.

### 39.

Von deinem Nachbar kannſt du gleich erhalten,
Dem Sultan von Egypten, Volk und Geld;
Er zieht gewiß die Stirne ſehr in Falten,
Daß Frankreich ſich bei uns ſo hoch geſtellt.
Dein Vetter Norandin wird nicht erkalten,
Bis deine Hand das Scepter wieder hält.
Armenier, Perſer, Araber und Türken
Sind, wenn du rufſt, bereit, für dich zu wirken. —

Im ganzen Zimmer iſt keine Puppe, die ihr zu vergleichen wäre, ſagte Caleb. Und ihre Augen . . .

Er ſtockte; denn Bertha hatte ſich feſter an ſeinen Hals geſchmiegt und er fühlte in ihrem umſchlingenden Arme ein warnendes Zucken, das er nur zu gut verſtand.

Er huſtete einen Augenblick, hämmerte einen Augenblick und verfiel dann wieder auf ſein Lied vom „funkelnden Pokal“, ſein unfehlbares Hülfsmittel in all ſolchen ſchwierigen Lagen.

Unſer Freund, Vater, unſer Wohlthäter. Du weißt, ich werde nie müde von ihm zu hören. Oder ward ich's je? fragte ſie haſtig.

Natürlich nicht, antwortete Caleb. Und mit Recht.

Ach, wie ſehr mit Recht! rief das blinde Mädchen mit ſolcher Inbrunſt, daß Caleb, der doch aus ſo reinen Beweggründen handelte, ihr nicht ins Antlitz ſehen konnte, ſondern ſeine Augen zu Boden ſchlug, als hätte die Tochter darin ſeine unſchuldige Lüge leſen können.

Alſo erzähl' mir wieder von ihm, lieber Vater, ſagte Bertha. Noch recht oft! Sein Angeſicht iſt voll Wohlwollen und Güte. Ehrlich und treu iſt er, ja, ja. Das ſtolze Herz, das all ſeine Wohlthaten mit einem Mantel von Rauhheit und Widerwillen zu bedecken ſucht, blickt und leuchtet aus jedem ſeiner Züge.

Und veredelt ſie, ſetzte Caleb in ſtiller Verzweiflung hinzu.

Und veredelt ſie, rief das blinde Mädchen. Er iſt älter als May, Vater.

Ja — a, ſagte Caleb zögernd. Er iſt ein bischen älter als May. Aber das hat nichts zu ſagen.

O Vater, doch! Geduldig bei ihm ausharren in Alter und Hinfälligkeit, ſeine liebevolle Wärterin in Krankheiten, und ſeine treue Freundin in Leid und Kummer; keine Ermüdung kennen in der Sorge für ihn, bei ihm wachen, ihn pflegen, an ſeinem Bette ſitzen und mit dem Wachenden plaudern, für den Schlafenden beten — welch ein Glück würde das ſein! Welche Gelegenheit, ihm alle Liebe und Treue zu beweiſen! Wird ſie das Alles thun, lieber Vater?

Ich zweifle nicht, ſagte Caleb.

Ich liebe ſie, Vater; ich kann ſie von ganzer Seele lieben! brach das blinde Mädchen aus. Und während ſie das ſagte, legte ſie ihr armes blindes Geſichtchen auf Caleb's Schulter und weinte und weinte, daß er ſich faſt Vorwürfe machte, dieſe thränenvolle Glückſeligkeit über ſie gebracht zu haben. — —

Zu derſelben Zeit hatte bei John Peerybingle eine gewaltige Aufregung geherrſcht; denn die kleine Frau Peerybingle konnte natürlich nicht daran denken, irgendwohin ohne ihr Wickelkind zu gehen. Und das Wickelkind von der Stelle zu bringen, das koſtete Zeit. Nicht daß es nach Maß und Gewicht ſo ſchwere Arbeit geweſen wäre, das kleine Ding mobil zu machen, aber da war noch ſehr viel um und an ihm zu thun, was Alles nur hübſch langſam und nach und nach geſchehen konnte. Zum Beiſpiel: wenn das Kind mit Müh' und Noth im Ankleiden ſo weit gefördert war, daß man vernünftiger Weiſe hätte denken ſollen, noch ein Tempo oder zwei, und es iſt fertig aufgedonnert als das vollendetſte Wickelkind, das ſein Jahrhundert in die Schranken fordern kann, — ſo wurde es plötzlich in eine Flanellmütze vergraben, ins Bett geſtopft, wo es eine liebe lange Stunde zwiſchen zwei Kiſſen (wenn man ſo ſagen darf) ſchmorte. Aus dieſem Zuſtande ruhender Activität wurde es dann, röthlich ſtrahlend und mörderlich ſchreiend, herausgeriſſen, um — ja! wie ſoll ich ſagen? — am beſten, wenn ich mich ganz allgemein ausdrücken darf — um eine kleine Erfriſchung zu ſich zu nehmen. Dies vollbracht, ging es wieder ſchlafen. Dieſe Pauſe benützte Frau Perrybingle, ſich in aller Einfachheit ſo nett herauszuputzen, als ihr euch nur vorſtellen könnt; und in den nämlichen paar Minuten arbeitete ſich Tilly in einen Spenſer hinein, von ſo überraſchender und ſinnreicher Façon, daß er außer aller Beziehung zu ihr ſelbſt und zum ganzen Weltall trat, ein eingeſchrumpftes, eſelsöhriges, unabhängiges Factum, das ſeinen einſamen Gang ohne die leiſeſte Rückſicht auf irgend eine Seele ging. Jetzt wurde auch das Wickelkind, das wieder munter geworden war, in Angriff genommen und unter Frau Peerybingle's und Tilly's vereinigten Anſtrengungen mit einem rahmfarbigen Ueberwurfe nebſt paſtetenförmiger Nankinghaube ausſtaffirt. Und ſo im Lauf der Zeit kamen ſie alle Drei hinab, zur Hausthüre, wo das alte Pferd ſchon mehr als den vollen Werth des Weggeldes, wie es täglich am Schlagbaum bezahlt werden mußte, mit ſeinen ungeduldigen Autographen auf der Straße herausgeſcharrt hatte und Boxer in weiter Ferne ſchwach zu unterſcheiden war, wie er daſtand und zurückſah, als wollte er es verführen, eigenmächtig nachzukommen.

Wenn ihr nun meint, daß es eines Stuhls oder eines ähnlichen Hülfsmittels bedurft hätte, um Frau Peerybingle in den Wagen zu helfen, ſo kennt ihr unſern John ſehr ſchlecht, ſchmeichle ich mir. Ehe ihr ſehen konntet, daß er ſie vom Boden aufhob, ſaß ſie ſchon friſch und roſig auf ihrem Platze und kicherte: Aber John! Was fällt dir ein! Denk an Tilly!

Wäre es mir erlaubt, irgendwie von den Beinen einer jungen Dame zu reden, ſo würde ich von Tilly's ihren bemerken, daß ein eigner Unſtern über ihnen ſchwebte, der ſie ordentlich verpflichtete, überall anzuſtreifen, ſo daß ſie nie die kleinſte Aſcenſion oder Deſcenſion bewerkſtelligen konnte, ohne dieſes Ereigniſſes mit einem Kerbſtrich zu gedenken, ungefähr wie Robinſon Cruſoe die Tage in ſeinen Pfahlkalender einſchnitt. Da ich jedoch damit anſtoßen könnte, ſo will ich es bei mir behalten.

John, haſt du auch den Korb mit der Kalbs- und Schinkenpaſtete und den Sachen, und die Bierflaſchen? frug Dot. Wenn du ſie nicht haſt, mußt du wieder umkehren, gleich.

Du biſt mir ein artiges Püppchen, antwortete der Fuhrmann; ſpricht von Umkehren, nachdem ſie mich eine volle Viertelſtunde über meine Zeit aufgehalten hat.

Es thut mir leid, John, ſagte Dot in geſchäftiger Aufregung, aber ich könnte nicht zu Bertha gehen — ich würde es nicht thun, John, auf keinen Fall — ohne die Kalbs- und Schinkenpaſtete und die Sachen und die Bierflaſchen. Fort!

Dieſer Zuruf galt dem Pferde, das aber nicht die geringſte Notiz davon nahm.

Ruf' du, John, ſagte Frau Peerybingle. Bitte!

's wird Zeit genug dazu ſein, antwortete John, wenn ich erſt anfange, was zu vergeſſen. Der Korb iſt da, ganz in Sicherheit.

Was für ein hartherziges Ungeheuer biſt du, John, mir das nicht gleich zu ſagen und mich ſo in Angſt zu laſſen! Ich verſichere dich, daß ich ohne die Kalbs- und Schinkenpaſtete und die Sachen und die Bierflaſchen nicht zu Bertha gehen würde, um keinen Preis. Regelmäßig alle vierzehn Tage, ſeitdem wir verheirathet ſind, John, kommt dort unſere kleine Geſellſchaft zuſammen; und wenn da einmal etwas ſchief gehen würde, ich glaube faſt, wir könnten nie wieder ſo recht von Herzen glücklich ſein.

Es war ein ſchöner Gedanke gleich im erſten Augenblicke, ſagte der Fuhrmann, und ich habe darum allen Reſpect vor dir, kleine Frau.

Lieber John, antwortete Dot, übers ganze Geſicht erröthend, ſprich doch nicht von Reſpect vor mir. Mein Gott!

Beiläufig — bemerkte der Fuhrmann — der alte Herr —

Wiederum ſo ſichtbar und plötzlich in Verlegenheit!

'ſ iſt ein eigener Kauz, fuhr er fort, gerade vor ſich hin die Straße entlang blickend. Ich weiß nicht, was ich aus ihm machen ſoll. Ich mag nicht glauben, daß etwas Unrechtes an ihm iſt.

Nicht das Mindeſte. Ich . . . ich bin deſſen ganz gewiß.

Ja? ſagte der Fuhrmann, indem er ihr, etwas überraſcht von ihrem Eifer, ins Geſicht ſah. Ich bin froh, daß du deiner Sache ſo ſicher biſt, denn dies iſt eine Beſtätigung für mich. Aber curios iſt's doch, daß er ſich in den Kopf geſetzt hat, uns um eine Wohnung zu bitten, nicht? Es gehen doch recht ſonderbare Dinge vor.

Ja, recht ſonderbare, erwiderte ſie mit leiſer Stimme, kaum hörbar.

Wiewohl, 'ſ iſt ein gutmüthiger alter Herr, bemerkte

John, er zahlt ganz anſtändig, und ſo, denk' ich, wird auch ſein Wort das eines anſtändigen Mannes ſein. Ich hab' ein Lang' und Breites heut Morgen mit ihm geſprochen, er kann mich auch ſchon viel beſſer verſtehen, ſagt er, ſeitdem er ſich mehr an meine Stimme gewöhnt hat. Er erzählte mir ein gut Stück von ſich, und ich erzählte ihm ein gut Stück von mir, und er fragte mich nach allem Möglichen. So theilte ich ihm denn mit, daß ich in meinem Geſchäfte zwei Touren zu machen hätte, einen Tag rechts weg vom Hauſe und wieder zurück, den andern Tag links weg vom Hauſe und wieder zurück — denn er iſt ja fremd und kennt die Namen der Ortſchaften hier herum nicht —; und das ſchien ihn recht zu freuen. Da treff' ich Euch ja zur Nacht auf dem Heimweg, ſagte er, während ich glaubte, Ihr kämt in einer ganz entgegengeſetzten Richtung. Das trifft ſich ja wundervoll. Da muß ich Euch vielleicht noch einmal beläſtigen, doch verſprech' ich Euch, nicht wieder in ſolch einen geſunden Schlaf zu fallen. — Er war auch geſund, dieſer Schlaf, ich wollt's meinen. Dot, an was denkſt du denn?

An was denken, John? Ich . . . ich hörte dir zu.

So? nun, dann iſt's gut, verſetzte der ehrliche Fuhrmann. Ich fürchtete ſchon, deiner Miene nach, ich hätte ſo lange dahergeſchwatzt, bis du zuletzt an was Andres dachteſt. Ich war ſehr nahe daran, kann ich dich verſichern.

Da Dot keine Antwort gab, ſo zuckelten ſie eine kleine Weile ſchweigſam dahin. Aber in John Peerybingle's Wagen konnte es nie lange ſtill hergehen; denn Jedermann an der Straße hatte ihm etwas zu ſagen. Und war es auch nur ein „Wie geht's?“ — und in der That war es oft nichts weiter — ſo erforderte das, da es doch mit der rechten Herzlichkeit erwidert werden mußte, nicht bloß ein Nicken und Lächeln, ſondern eine immerhin ſo heilſame Thätigkeit der Lunge, wie nur eine langathmige Parlamentsrede. Manchmal trottierten auch Fußgänger oder Reiter, ausdrücklich des Plauderns wegen, eine kleine Strecke neben dem Wagen her, und dann hatte man ſich von beiden Seiten gar viel zu ſagen. Sodann war es Boxer, der mehr gegenſeitige Erkennungsſcenen vermittelte, als ein halb Dutzend Chriſtenſeelen zu Wege gebracht hätten. Alle Welt kannte ihn, die ganze Straße entlang, namentlich Hühner und Schweine, die, wenn ſie ihn windſchief, die Ohren neugierig geſpitzt und den Schweifſtummel nach beſtem Vermögen emporgeſtreckt, dahertraben ſahen, ſich unverzüglich in entlegene Hinterquartiere zurückzogen, ohne die Ehre einer näheren Befreundung abzuwarten. Er hatte überall Geſchäfte; um alle Straßenecken bog er und ſchnüffelte in alle Brunnen, in allen Cottages lief er ein und aus, platzte mitten in alle Mädchenſchulen, jagte alle

Tauben auf, trieb alle Katzenſchwänze in die Höhe und ſpazierte in alle Wirthshäuſer wie ein Stammgaſt hinein. Und wo er erſchien, rief Einer oder der Andere: Holla, da iſt Boxer! Und Einer oder der Andere kam ſofort heraus von Einem oder dem Andern begleitet, um John Peerybingle und ſeinem hübſchen Weibchen guten Tag zu ſagen.

Die Ballen und Packete für den Botenwagen waren zahlreich, und es gab mancherlei Aufenthalt, bis ſie entgegengenommen oder abgegeben waren; übrigens war das nicht der ſchlechteſte Theil der Reiſe. Die Einen waren ſo voller Begierde auf ihre Packete, die Andern ſo voller Verwunderung über die ihrigen, wieder Andere unerſchöpflich in Aufträgen wegen der ihrigen, und John hatte ein ſo warmes Herz für alle die Packete, daß es ein wahres Schauſpiel war. Dann gab es auch Frachtſtücke mitzunehmen, die eine reifliche Berathung und Beſprechung erheiſchten, und über deren Verladung und Behandlung Fuhrmann und Abſender vorher Rath halten mußten. Dieſem wohnte gewöhnlich Boxer bei, von kurzen Paroxysmen geſpannter Aufmerkſamkeit zu langen Paroxysmen des tollſten Umherrennens um die verſammelten Weiſen (wobei er ſich heiſer bellte) übergehend. Bei all dieſen kleinen Zwiſchenfällen war Dot die ſtillvergnügte, aufmerkſame Zuſchauerin von ihrem Sitz im Wagen aus; und wie ſie ſo daſaß, ein allerliebſtes kleines Bild, aufs Vortheilhafteſte eingerahmt von den Reiſen der Wagendecke, da ſtießen ſich die jungen Burſche an und ſahen ſich die Augen aus und ſteckten die Köpfe zuſammen, wispernd und neidiſch, kann ich euch wohl ſagen. Und das freute John den Fuhrmann über alle Maßen; denn er war ſtolz darauf, ſeine kleine Frau bewundert zu ſehen, er wußte ja, daß ſie ſich nichts daraus machte — oder, wenn ja, daß es ihr vielleicht ſogar nicht einmal zuwider war.

Die Fahrt war allerdings ein bischen nebelig, wie's der Januar eben bringt, und das Wetter rauh und kalt. Doch wer kümmerte ſich um ſolche Kleinigkeiten? Dot einmal ganz beſtimmt nicht. Eben ſo wenig Tilly, denn Fahren galt ihr als der Gipfel menſchlicher Glückſeligkeit, als die Krone irdiſcher Hoffnungen. Auch nicht das Wickelkind, ich ſchwöre drauf; denn es iſt der wickelkindlichen Natur nicht gegeben, wärmer und geſünder zu ſchlafen — obgleich ſie in Beidem Großes zu leiſten vermag — als dieſer geſegnete kleine Peerybingle den ganzen Weg über that.

Natürlich konnte man in dem Nebel nicht ſehr weit ſehen; aber man konnte Vieles ſehen, o, ſehr Vieles! Es iſt merkwürdig, wie viel man ſelbſt in einem dickeren Nebel, als dieſer, ſehen kann, wenn man ſich nur die Mühe nimmt darnach auszuſchauen. Ja, nur die Elfenringe auf den Feldern und die bereiften Stellen, die ſich im Schatten von Hecken und Bäumen erhielten, in Acht zu nehmen, ſchon das war eine angenehme Beſchäftigung, geſchweige die überraſchenden

40.

Mit ſolchen Worten ſucht der kluge Greis
Zur Hoffnung den Gebieter zu bekehren,
Es ſei bald Alles in dem alten Gleis;
Doch mag er ſelbſt wohl kaum den Glauben nähren.
Denn der iſt ſehr betrogen, wie er weiß,
Und wendet fruchtlos Bitten auf und Zähren,
Der ſich entreißen läßt Macht und Gebiet,
Und hülfeſuchend zu Barbaren flieht.

41.

So mußten Hannibal, Jugurtha klagen
Und andre, die die alte Welt gebar.
Ludwig der Mohr erfuhr's in unſern Tagen,
Als man ihn gab dem andern Ludwig dar.
Das ließ, o Herr, ſich Euer Bruder ſagen,
Alphons, der Herzog, der der Meinung war,
Daß der auf Sand und Gries ſein Häuschen baue,
Der mehr den Andern als ſich ſelbſt vertraue.

42.

Drum ward er auch, vom Krieg halb aufgerieben,
Als wider ihn des Pabſtes Zorn gekocht,
Obgleich er auf die Macht, die ihm geblieben,
Die größten Plane nicht zu bau'n vermocht,
Sein Helfer aus Italien war vertrieben,
Und deſſen Feind ſich Alles unterjocht,
Umſonſt ward er bedräut, gelockt, gebeten,
Sein Land an einen Andern abzutreten.

43.

Nach Oſten fährt der König Agramant,
Es treibt ſein Fahrzeug auf den hohen Wogen,
Da kommt ein böſes Wetter von dem Land
Mit ungeſtümem Angriff hergezogen.

Umriſſe, in welchen die Bäume aus dem Nebel auftauchten und wieder darin verſchwanden. Die Hecken waren wirr und kahl und wiegten eine Menge welker Laubgehänge im Winde, aber dies hatte nichts Niederſchlagendes. Im Gegentheil, es war vergnüglich anzuſehen: denn es machte den Herd, den man zu Hauſe hatte, wärmer und den Sommer, den man erwartete, grüner. Der Fluß ſah eiſig aus, aber er bewegte ſich doch und bewegte ſich raſch, was viel ſagen wollte. Langſamer freilich und träger floß der Canal, das ließ ſich nicht läugnen, that aber nichts. Um deſto raſcher mußte er zufrieren, wenn der Froſt eintrat, und dann konnte man Schlittſchuh fahren und ſchleifen; und die ſchwerfälligen, alten Canalſchiffe waren dann irgendwo an einem Werfte eingefroren und rauchten den ganzen Tag ihre roſtigen eiſernen Schornſteinpfeifen und hatten ihre Ruhezeit dabei.

Dort drüben wurde ein großer Haufen Unkraut oder Stoppeln verbrannt, und ſie ſahen dem Feuer zu, wie es ſo weiß bei Tage durch den Nebel flackerte und nur hie und da einen rothen Funken aufſprühen ließ, bis Tilly, welcher, wie ſie meinte, der Rauch „in die Naſe ſtieg“, zu erſticken begann — ſie verſtand ſich darauf, und beim geringſten Anlaß —, worüber das Kind aufwachte und nicht wieder einſchlafen wollte.

Boxer jedoch, der eine Viertelmeile oder ſo etwas voraus war, hatte bereits die Vorwerke der Stadt hinter ſich gebracht und die Ecke der Straße erreicht, wo Caleb mit ſeiner Tochter wohnte; und lange ehe ſie angefahren kamen, ſtanden er und das blinde Mädchen auf dem Pflaſter zu ihrem Empfange bereit.

Boxer machte, beiläufig bemerkt, in ſeinem Verkehr mit Bertha gewiſſe zarte Unterſcheidungen, die mich vollſtändig überzeugen, daß er wußte, ſie war blind. So ſuchte er niemals ihre Aufmerkſamkeit dadurch zu erregen, daß er ſie anſah, wie er es oft mit andern Leuten that, ſondern ein wie das andere Mal dadurch, daß er ſie ſachte anſtieß. Was für Erfahrungen er jemals bei blinden Menſchen oder blinden Hunden gemacht haben konnte, weiß ich nicht. Er hatte nie einen blinden Herrn gehabt, auch waren, wie ich ſicher in Erfahrung gebracht, weder Mr. Boxer der ältere, noch Mrs. Boxer, noch irgend ein anderes Mitglied der beiden achtbaren Familien jemals mit Blindheit behaftet geweſen. Er mag möglicherweiſe von ſelbſt darauf gekommen ſein, aber jedenfalls hielt er es feſt; und darum hielt er auch Bertha feſt und zwar an der Schürze, und das ſo lange, bis Frau Peerybingle und das Wickelkind und Tilly und der Korb allzuſammen wohlbehalten untergebracht waren.

May Fielding war ſchon da; ebenſo ihre Mutter, eine weinerliche Kleinigkeit von einer alten Dame, mit einem grämlichen Geſicht, die in Anbetracht, daß ſie ſich eine Taille gleich einem Bettpfoſten conſervirt hatte, eine höchſt ideale Figur machte, und in Anſehung, daß ſie einſt beſſere Tage gehabt hatte — oder wenigſtens an der Einbildung litt, ſie hätte ſolche haben können, wenn nur etwas eingetroffen wäre, was aber nie eintraf und auch aller Wahrſcheinlichkeit nach nie eintreffen konnte, doch gleichviel — ſehr vornehm und ſogar gönnermäßig that. Gruff und Tackleton war ebenfalls zugegen und ſpielte den Liebenswürdigen; er fühlte ſich erſichtlich ſo vollkommen zu Haus und ſo unzweifelhaft in ſeinem Element, wie etwa ein friſcher junger Lachs auf der Spitze der großen Pyramide.

May! Meine liebe alte Freundin! rief Dot, die Treppe hinaufeilend. Welch ein Glück, dich wieder zu ſehen!

Die alte Freundin war eben ſo von Herzen erfreut und entzückt, wie ſie; und es war in der That, ihr dürft mir's glauben, ein recht lieblicher Anblick, wie ſie ſich umarmten. Tackleton ſtand ohne alle Frage als ein Mann von Geſchmack da — May war ſehr hübſch.

Ihr habt es wohl auch ſchon erfahren, wenn ihr an ein hübſches Geſicht gewöhnt waret, daß es, mit einem andern hübſchen Geſicht in Nachbarſchaft und Vergleichung gebracht, für den Augenblick alltäglich und reizlos erſchien, kaum noch der hohen Meinung würdig, die ihr von ihm gehegt hattet. Aber nein, das war hier gar nicht der Fall, weder mit Dot, noch mit May. Denn May's Geſicht hob Dot's ihres, und Dot's Geſicht hob May's ihres, ſo natürlich und ſo lieblich, daß ſie, wie John Peerybingle beim Eintritt ins Zimmer nahe daran war zu ſagen, eigentlich Schweſtern hätten ſein ſollen. Der einzige Vorſchlag zur Güte, der ſie noch hätte vollkommener machen können.

Tackleton hatte richtig ſeine Hammelskeule und — o des Wunders! — obendrein noch eine Torte herbeigeſchafft — aber man thut gern ein Uebriges, wenn eine Brautſchaft im Spiel iſt; man heirathet ja nicht alle Tage; — und zu dieſen Leckerbiſſen kamen als Verſtärkung die Kalbs- und Schinkenpaſtete und die „Sachen“, wie Frau Peerybingle ſie nannte. Dieſe meiſt aus Nüſſen und Orangen und Gebäck und derartigem kleinem Zeug beſtehend. Als die Mahlzeit aufgetragen war, flankirt von Caleb's Contingente, einer großen Holzſchüſſel voll dampfender Kartoffeln — etwas Anderes durfte er, laut feierlichen Vertrags, nicht beiſteuern — führte Tackleton ſeine zukünftige Schwiegermutter auf den Ehrenplatz. Dieſen Platz und den feſtlichen Abend um ſo beſſer zu ehren, hatte ſich die majeſtätiſche alte Seele mit einer Haube geſchmückt, die darauf berechnet war, der Gedankenloſigkeit ſelbſt Gefühle der Ehrfurcht einzuflößen. Auch trug ſie Handſchuhe. Vornehm ſein oder ſterben!

Caleb ſaß neben ſeiner Tochter; Dot neben ihrer alten Schulkamerädin; der wacke[illegible] Fuhrmann hütete das untere Ende der Tafel. T[illegible]ar für dermalen, mit Ausnahme des Stuhls, den ſie einnahm, von jedem Stück Hausrath in angemeſſene Entfernung gebracht, damit ſie nichts fand, woran ſie das Kind mit dem Kopfe ſtoßen konnte. Wie Tilly die Puppen und Spielſachen ringsum anſtarrte, ſo ſtarrten dieſe hinwieder ſie und die Geſellſchaft an. Die ehrwürdigen alten Herren vor den Hausthüren — alle in voller Thätigkeit — waren mit ganz beſonderem Intereſſe von der Partie; gelegentlich verſchnauften ſie ein wenig in ihrem Umſchwung, als ob ſie dem Geſpräche lauſchten, und dann überpurzelten ſie ſich wieder fort und fört, ohne Athem zu holen, wie im tollſten Entzücken über die ganze Geſchichte, die da vor ſich ging.

Freilich, wenn dieſe alten Herren etwa eine teufliſche Freude an Tackleton's Klemme zu haben geneigt waren, dann konnten ſie mit gutem Grunde zufrieden ſein. Tackleton kam heute durchaus auf keinen grünen Zweig; und je munterer ſeine beabſichtigte Braut in Dot's Geſellſchaft wurde, deſto weniger behagte es ihm dabei, obgleich er Beide deßwegen zuſammengebracht hatte. Denn er war-ganz und gar, was man „drei Tag' Regenwetter“ nennt, war eben Tackleton; und wenn ſie lachten und er nicht mitthun konnte, ſetzte er ſich's ſofort in den Kopf, ſie lachten über Niemand anders, als über ihn.

O May, ſagte Dot, lieber Himmel, wie ſich Alles ändert! ſo von dieſen luſtigen Schultagen zu plaudern, es macht einen wieder ganz jung.

Na, Ihr ſeid doch nicht ſo beſonders alt, oder wie? fragte Tackleton.

Seht Euch meinen ehrbaren geſetzten Gatten an, antwortete Dot. Er hat mir mindeſtens zwanzig Jahre zu meinem Alter zugebracht. Nicht wahr, John?

Vierzig, erwiderte John.

Wie viel Ihr zu May's ihrem hinzubringt, das geht über mein Wiſſen, ſagte Dot lachend, aber viel jünger als hundert Jahre wird ſie an ihrem nächſten Geburtstage kaum ſein.

Hahaha! lachte Tackleton, aber es klang wie aus einer Trommel ſo hohl, ſein Lachen. Und ein Geſicht machte er dazu, als könnte er Dot gleich den Hals umdrehen — in aller Gemüthlichkeit.

Mein Gott, ſagte Dot, wenn man ſich jetzt ſo daran erinnert, wie wir in der Schule von den Männern ſprachen, die wir uns einmal ausſuchen wollten! Ich weiß nicht mehr, wie jung und wie hübſch und wie luſtig und wie liebenswürdig der meine ſein ſollte, aber deiner, May —! Ach Gott! ich weiß nicht, ſoll ich lachen oder weinen, wenn ich denke, was wir für hörichte Mädchen waren.

May ſchien es zu wiſſen, was ſie thun ſollte; ihr Geſicht wurde über und über roth, und Thränen ſtanden in ihren Augen.

Ja ſogar ſchon über die Perſonen ſelbſt waren wir manchmal mit uns einig und ſetzten uns wirkliche ebende junge Männer in den Kopf — hub Dot wieder an. Wir ahnten nicht, wie Alles ganz anders kommen würde. John habe ich mir gewiß nie in den Kopf geſetzt, ich dachte nicht von fern an ihn. Und wenn ich dir prophezeit hätte, du würdeſt einmal Frau Tackleton werden, wahrhaftig, du hätteſt mich gepufft. Nicht wahr, May?

Wenn May nicht Ja ſagte, ſagte ſie doch auch ganz gewiß nicht Nein, oder gab es in irgend einer Weiſe zu verſtehen.

Tackleton lachte — er brüllte förmlich, ſo laut lachte er. John Peerybingle lachte ebenfalls, aber in ſeiner gewohnten gutmüthigen und harmloſen Weiſe, es war ein bloßes Säuſeln gegen Tackleton's donnerndes Gelächter.

Und ihr konntet doch nicht anders, trotz alledem und alledem; — ihr konntet uns nicht widerſtehen, ſeht ihr, ſagte Tackleton. Da ſind wir nun! Da ſind wir! Und wo ſind jetzt eure liebenswürdigen jungen Bräutigame?

Die Einen todt, die Andern vergeſſen, ſagte Dot. Wenn jetzt Einer von ihnen hier ſtünde, er würde es nicht glauben, daß wir noch die Nämlichen ſeien, nicht glauben, daß Alles, was er ſäh' und hörte, wirklich ſei und daß wir ſo vergeſſen konnten. Nein, kein Wort davon würde er glauben!

Aber Dot, rief der Fuhrmann. Weibchen!

Sie hatte ſich in ſolchen Eifer, ſolches Feuer hineingeredet, daß ſie es allerdings nöthig hatte, wieder etwas zu ſich ſelbſt gebracht zu werden. Ihres Mannes Einſchreiten war übrigens ſehr gelinde, denn es war, nach ſeiner Meinung, bloß erfolgt, um dem alten

Tackleton beizuſpringen; doch wirkte es; ſie hielt inne und ſprach nichts mehr. Indeſſen auch ihr Schweigen noch verrieth eine außergewöhnliche Aufregung, die der lauernde Tackleton, ſein halbgeſchloſſenes Auge auf ſie heftend, genau beobachtete und ſich, wie man ſehen wird, für ſpäter wohl merkte.

May ſprach kein Wort, weder gut noch böſe; ſie ſaß ganz ſtill, ihre Augen zu Boden geſchlagen, und gab kein Zeichen von Theilnahme an dem, was vorging. Nun miſchte ſich die würdige Dame, ihre Mutter, darein und bemerkte erſtlich, Mädchen ſeien Mädchen, und Vergangenes ſei vergangen, und ſo lange junge Leute jung und gedankenlos ſeien, würden ſie ſich höchſt wahrſcheinlich wie gedankenloſe junge Leute aufführen; fürs Zweite und Dritte .... folgten ein paar andere Theſen von eben ſo tiefſinniger und nicht minder unumſtößlicher Weisheit. Hierauf gab ſie in frommer Demuth zu verſtehen, ſie danke dem Himmel, daß ſie allwege in ihrer Tochter May ein folgſames, braves Kind gefunden habe; ſie rechne ſich das nicht ſelbſt zu Gute, obwohl ſie Grund zu der Annahme habe, daß das doch nur allein von ihr herrühre. Betreffend nun Herrn Tackleton ſagte ſie: daß er vom moraliſchen Geſichtspunkte aus ein unbeſtreitbares Individuum und vom heiratsräthlichen Geſichtspunkte aus ein wünſchenswerther Schwiegerſohn ſei, das könne kein vernünftiger Menſch bezweifeln; — dies ſagte ſie mit vieler Emphaſe. — Betreffend die Familie, in welche er, immerhin nach einigem Werben, demnächſt zugelaſſen werden ſolle, ſo glaube ſie, Mr. Tackleton werde wiſſen, daß dieſelbe, wenn auch im Vermögen zurückgekommen, doch einige Anſprüche auf Rang und Stand habe; und daß, wenn gewiſſe Umſtände — nicht ganz ohne Zuſammenhang mit dem Indigohandel (ſo viel könne ſie wohl andeuten, ohne jedoch näher darauf eingehen zu wollen) — anders ausgefallen wären, dieſe Familie vielleicht ſogar einigen Reichthum beſäße. Sie betonte ferner, ſie wolle nicht auf Vergangenes anſpielen und nichts davon erwähnen, daß ihre Tochter eine Zeit lang Mr. Tackleton's Antrag abgewieſen habe; eben ſo wolle ſie von gar vielen anderen Dingen nicht reden — von welchen ſie aber dennoch des Langen und Breiten redete. Endlich ſtellte ſie als das Fàcit ihrer Beobachtungen und Erfahrungen den Lehrſatz feſt: daß diejenigen Ehen, in welchen es ſich am wenigſten um die romantiſche und einfältige ſogenannte Liebe handle, immer die glücklichſten ſeien; und fügte hinzu, daß ſie von der bevorſtehenden Verbindung die größtmögliche Summe von Glück — kein leidenſchaftliches Glück, ſondern einen ſoliden, haltbaren Artikel — erwarte. Sie ſchloß mit der Ankündigung an die Geſellſchaft, daß morgen der Tag ſei, für den ſie einzig und allein gelebt habe, und nach deſſen Ablauf ſie nichts mehr wünſche, als eingepackt und an irgend einem ſtandesgemäßen Ruheplätzchen aufgehoben zu werden.

Da dieſe Bemerkungen ganz unwiderleglich waren — die glückliche Eigenſchaft aller Bemerkungen, die ſich weit genug von der Sache halten —, ſo gaben ſie dem Geſpräche eine andere Richtung und lenkten die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Kalbs- und Schinkenpaſtete, die Hammelskeule, die Kartoffeln und die Torte. Damit die Bierflaſchen nicht in Vergeſſenheit geriethen, brachte John Peerybingle ein Hoch aus auf morgen, als den Hochzeittag, und forderte Alle auf, die Gläſer darauf leer zu trinken, bevor er ſeine Reiſe fortſetze. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß er hier nur anhielt und ſeinem alten Pferde ein kleines Futter gab. Er hatte noch an die vier oder fünf Meilen weit zu fahren, und wenn er Abends zurückkam, holte er Dot ab und machte dabei noch einen kurzen Halt auf dem Heimweg. Das war die Tagesordnung bei all dieſen Picknickpartien, und ſie war von Anfang an ſo eingehalten worden.

Außer der Braut und dem räthlichbefundenen Bräutigam befanden ſich noch zwei Perſonen zugegen, die dem Toaſt nur kühle Ehre anthaten. Die eine war Dot, die zu aufgeregt und zu verſtimmt war, um auf irgend ein kleines Ereigniß des Augenblicks einzugehen, die andere Bertha, die haſtig vor den Andern aufſtand und vom Tiſche ging.

Guten Tag! ſagte John Peerybingle, ſeinen waſſerdichten Ueberrock anziehend. Ich denke, wie gewöhnlich wieder hier zu ſein. Guten Tag mitſammen!

Der Schiffer ſagt, das Steuer in der Hand,
Und aufwärts blickend nach dem Himmelsbogen:
Es kommt ein Sturm heran, ſo grauſam ſchwer,
Daß wir ihn nicht beſtehen auf dem Meer.

44.

Und wollt Ihr Herrn dem Rath nicht widerſtreben,
So liegt hier links ein Eiland, flach und klein;
Dort, däucht mir, könnten wir uns hinbegeben,
Bis dieſes Toben wird vorüber ſein.
Der König billigt's, und erhält ſein Leben,
Und läuft in eine Bucht der Inſel ein,
Die zwiſchen Libyen und Vulcanens Schmiede
Gelegen iſt, des Schiffervolks Aegide.

45.

Von Menſchen unbewohnt iſt dieß Geſtade,
Wo ſtille Myrthen und Wachholder ſtehn;
Gar freundlich iſt die einſame Dryade
Den Hirſchen, Haſen und den ſcheuen Rehn,
Und Wen'ge lenken dorthin ihre Pfade;
Nur Fiſcher ſind am Ufer oft zu ſehn,
Die feuchten Netze trocknend im Gebüſche,
Indeß im Meere ſchlafend ruhn die Fiſche.

46.

Sie trafen, als ſie an dem Strand erſchienen,
Ein andres Schiff, vom Sturm hieher gebannt;
Den Helden, dem die Sericaner dienen,
Von Arles kommend, trug es hier an's Land.
Mit würd'ger Art und ehrerbiet'gen Mienen
Umarmten ſich die Fürſten auf dem Sand;
Sie waren Freunde, die vor nicht viel Tagen
Im Lager vor Paris zuſammen lagen.

Guten Tag, John, antwortete Caleb.

Er ſagte es mechaniſch und winkte eben ſo zerſtreut dazu, denn er beobachtete Bertha ängſtlich und verwundert, immer mit demſelben ſtarren Ausdruck.

Guten Tag, kleiner Nichtsnutz, ſagte der fröhliche Fuhrmann und bückte ſich, um das Kind zu küſſen, das Tilly, jetzt mit Meſſer und Gabel beſchäftigt, merkwürdiger Weiſe unbeſchädigt in eine kleine von Bertha verfertigte Wiege gelegt hatte. Guten Tag! Mit der Zeit, hoff' ich, wirſt du hinausgehn in die Kälte, kleiner Freund, und deinen alten Vater am Kamin ſitzen laſſen mit ſeiner Pfeife und ſeiner Gicht, gelt? Wo iſt Dot?

Da bin ich, John, erwiderte ſie aufſchreckend.

Komm, komm, rief der Fuhrmann und klatſchte tüchtig in die Hände. Wo iſt die Pfeife?

Die Pfeife — die hab' ich ganz vergeſſen, John.

Die Pfeife vergeſſen! Hat man je von einem ſolchen Wunder gehört? Sie und die Pfeife vergeſſen!

Ich — ich will ſie gleich ſtopfen! 's iſt ſchnell gethan!

Es war aber nicht ſo ſchnell gethan. Sie ſteckte zwar an ihrem gewöhnlichen Platze, in der Taſche des Ueberrocks, zuſammt dem kleinen Tabaksbeutel, den Dot ſelbſt genäht hatte und aus dem ſie die Pfeife gewöhnlich ſtopfte. Aber ihre Hand zitterte ſo ſehr, daß ſie ſich darin verwickelte (und dieſe Hand war ſicherlich klein genug, um leicht wieder herauszukommen) und ſchrecklich ſchlechte Arbeit machte. Das Stopfen und Anzünden, worin ich, wenn ihr euch noch daran erinnert, ihre Geſchicklichkeit gerühmt habe, diesmal ging es von Anfang bis zu Ende ganz ſchmählich von Statten. Während des ganzen Geſchäftes ſah ihr Tackleton boshaft mit dem halbgeſchloſſenen Auge zu, und ſo oft dieſes dem ihrigen begegnete — oder vielmehr es gefangen nahm, denn man kann nicht wohl von begegnen reden, da dieſes Auge vielmehr eine Art Falle war, worin andre ſich fingen — ſo ſteigerte das ihre Verwirrung in auffallender Weiſe.

Ei, was biſt du heute für eine ungeſchickte Dot, bemerkte John. Ich glaube wahrhaftig, ich ſelber hätt' es beſſer gemacht.

Mit dieſen gutmüthigen Worten ſchritt er hinaus, und gleich darauf hörte man ihn im Verein mit Boxer, dem alten Pferde und dem Wagen eine luſtige Muſik die Straße hinunter anſtimmen, während der verſunkene Caleb noch immer mit dem gleichen Ausdruck auf ſeine blinde Tochter ſtarrte.

Bertha, ſagte Caleb ſanft, was iſt dir geſchehen? Wie biſt du verändert, mein Liebling, in ein paar Stunden — ſeit heute Morgen? Du ſtill und traurig den ganzen Tag! Was iſt dir? Sag mir's.

O Vater, Vater, rief das blinde Mädchen und brach in Thränen aus. Ach, mein hartes, hartes Schickſal!

Caleb fuhr ſich mit der Hand über die Augen, ehe er ihr antwortete.

Denke doch nur, wie fröhlich und wie glücklich du geweſen biſt, Bertha! Wie gut du biſt, und wie Viele dich ſo ſehr lieb haben.

Das eben drückt mir das Herz ab, lieber Vater! Immer ſo aufmerkſam, immer ſo freundlich gegen mich!

Caleb war viel zu beſtürzt, um ſie zu verſtehen.

Blind — blind zu ſein, Bertha, mein armes, gutes Kind, ſtammelte er, iſt freilich ein großes Unglück, aber . . .

Ich habe es nie gefühlt! rief das blinde Mädchen. Ich habe es nie gefühlt in ſeiner ganzen Schwere. Nie! Manchmal habe ich mir gewünſcht, daß ich dich ſehen könnte oder ihn ſehen; nur ein einzig Mal, lieber Vater; nur eine einzige kurze Minute lang; daß ich es auch wüßte, was ich hier — ſie legte die Hände auf ihre Bruſt — hege und bewahre! Damit ich gewiß wäre, daß ich Recht habe. Und manchmal (doch da war ich noch ein Kind) habe ich Nächtens, wenn ich betete, geweint bei dem Gedanken, eure Bilder, wie ſie aus meinem Herzen zum Himmel ſtiegen, möchten euch vielleicht nicht einmal ähnlich ſein. Doch nie hab' ich lange dieſe Empfindungen gehabt. Sie ſind vorübergegangen, und ich war wieder ruhig und zufrieden.

Und ſo wird es auch jetzt wieder kommen, ſagte Caleb.

Ach, Vater! Du guter, beſter Vater, habe Geduld mit mir, wenn ich verkehrt bin, bat das blinde Mädchen. Das iſt der Kummer nicht, der mich ſo niederdrückt.

Ihr Vater konnte ſeine Thränen nicht mehr zurückhalten, die jetzt in Fülle floßen; ſie war ſo innig, ſo ergreiſend. Aber er verſtand ſie noch nicht.

Bring ſie mir, ſagte Bertha. Ich kann es nicht hinunterdrängen und in mich verſchließen. Bring ſie mir, Vater!

Sie merkte es, daß er zögerte, und ſagte: May, bring May zu mir.

May hörte ihren Namen nennen, kam ruhig auf ſie zu und berührte ihren Arm. Augenblicklich wandte ſich das blinde Mädchen und faßte ihre beiden Hände.

Sieh mir ins Geſicht, mein liebes Herz, mein ſüßes Herz, ſagte Bertha. Lies darin mit deinen ſchönen Augen, und dann ſag mir, ob die Wahrheit darin geſchrieben ſteht.

Gewiß, liebe Bertha!

Und das blinde Mädchen, ihr blaſſes Geſicht mit den todten, ſtrömenden Augen fortwährend emporgewendet, redete ſie nun folgendermaßen an: In meiner Seele iſt kein Wunſch oder Gedanke, der nicht deinem Glücke gälte, du holde May. In meiner Seele iſt keine dankbare Erinnerung mächtiger, als das unauslöſchliche Andenken an die vielen, vielen Stunden, da du im vollen Glanze des Lichtes und der Schönheit doch ein Herz für die blinde Bertha hatteſt, ſchon damals, als wir Beide noch Kinder waren, oder als Bertha noch ſo ein Kind blieb, ach, ſo ſehr als nur Blindheit es ſein kann. Aller Segen des Himmels auf dein Haupt! Licht und Glück auf deinen Weg! — Und das trotzdem, liebe May — hier ſchloß ſie ſich noch enger an ſie — trotzdem, meine Taube, daß heute die Kunde, du ſolleſt ſein Weib werden, mir das Herz faſt gebrochen hat. Vater, May, o vergebt mir, daß es ſo iſt, vergebt mir, im Hinblick auf Alles, was er gethan hat, die Nacht meines Lebens zu erhellen, und in dem Glauben, den ihr mir ſchenken dürft, wenn ich den Himmel zum Zeugen anrufe, daß ich ihm kein Weib wünſchen könnte, das ſeiner Herzensgüte würdiger wäre.

Unter dieſen Reden hatte ſie May Fielding's Hände losgelaſſen und hielt ihr Kleid in einer Stellung, halb flehend, halb voll Liebe, erfaßt. Während ihrer ſeltſamen Beichte immer tiefer und tiefer herabgleitend, ſank ſie zuletzt der Freundin zu Füßen und verbarg das blinde Antlitz in den Falten ihres Gewandes.

Allmächtiger Gott, rief Caleb aus, dem auf einmal ein Licht aufging, hab' ich ſie nur darum von der Wiege an getäuſcht, um ihr zuletzt das Herz zu brechen!

Es war für Alle gut, daß Dot, die herzige, geſchickte, rührige kleine Dot — denn das war ſie bei all ihren Fehlern, und ſo ſehr ihr ſie in Kurzem werdet haſſen lernen — es war für Alle gut, ſag' ich, daß ſie da war, ſonſt hätte kein Menſch ſagen können, wie das Alles noch geendet hätte. So aber trat Dot, die ihre Geiſtesgegenwart wieder gewonnen hatte, dazwiſchen, ehe May antworten, oder Caleb ein Wort weiter ſprechen konnte.

Komm, komm, liebe Bertha! Komm mit mir! Gieb ihr den Arm, May, ſo! Wie ruhig ſie ſchon wieder iſt, ſeht nur, wie ruhig, und wie lieb es von ihr iſt, uns zu folgen, ſagte das holdſelige Weibchen und küßte ſie auf die Stirne. Komm mit, liebe Bertha! komm — und ihr guter Vater hier kommt auch mit; nicht wahr, Caleb? Nun — natürlich!

Ja, ja, darauf verſtand ſie ſich, die prächtige kleine Dot, und nur eine ganz verſtockte Seele hätte ihr widerſtehen können. Erſt brachte ſie den armen Caleb und ſeine Bertha weg, damit ſie ſich gegenſeitig tröſten und beruhigen ſollten, was ja nur ihnen allein möglich war; und dann kam ſie gleich wieder zurückgeſprungen — friſch wie ein Maßliebchen, pflegt man zu ſagen, ich ſage aber: noch viel friſcher — um bei der hochnaſigen kleinen Reſpectsperſon in Haube und Handſchuhen Wache zu halten und das koſtbare alte Geſchöpf keine Entdeckungen machen zu laſſen.

Bring mir den köſtlichen Jungen, Tilly, rief ſie, ſich einen Stuhl ans Feuer rückend, und während er mir hier auf dem Schooße ſitzt, wird Mrs. Fielding wohl die Güte haben, mir alles Nöthige über Kinderpflege mitzutheilen, um mich über tauſend Dinge zu belehren, von denen ich ſo wenig als möglich verſtehe. Nicht wahr, Mrs. Fielding?

Sogar der wälſche Rieſe, der nach dem Volksausdruck ſo „tolpatſchig" war, eine tödtliche Operation am eigenen Leibe nachzumachen, weil ihm ſein Erzfeind ein Gaukelſpiel beim Frühſtück vorgemacht hatte, ſogar der fiel nicht halb ſo jählings in die ihm gelegte Schlinge, als die alte Dame in dieſe ſchlau angelegte Grube ſtürzte. Der Umſtand, daß Tackleton fortgegangen war und obendrein ein paar Perſonen etwas entfernt von ihr einige Minuten lang unter ſich geplaudert hatten, wobei ſie ſich ſelbſt überlaſſen blieb, hätte vollkommen genügt, ſie in ihre Würde, ihre Trauer über die unerforſchliche Kataſtrophe im Indigohandel zurückzutreiben auf ganze vierundzwanzig Stunden. Aber dieſe Huldigung, welche die junge Mutter ihrer Erfahrung darbrachte, war ſo unwiderſtehlich, daß ſie dieſelbe nach kurzem Sträuben affectirter Demuth mit der größten Gewogenheit zu erleuchten anfing und, bolzgerade der ſchelmiſchen Dot gegenüberſitzend, in einer halben Stunde eine Reihe unfehlbarer Hausmittel und Mittelchen entwickelte, die mehr als hingereicht hätten, den kleinen Peerybingle von Grund aus zu vertilgen und auszurotten, und wenn er ein Simſonskind geweſen wäre.

Zur Abwechslung nahm Dot ihre kleine Näharbeit vor — ſie trug immer den Inhalt eines ganzen Arbeitskorbes in der Taſche, Gott weiß, wie ſie das machte — dann ſtillte ſie ihr Kind ein wenig, dann hatte ſie ein wenig mit May zu flüſtern, während die alte Dame einnickte, und ſo in ſteter Geſchäftigkeit, immer ein wenig dies und wieder ein wenig das, wie es ganz ihre Art war, brachte ſie den Nachmittag ſehr ſchnell herum. Dann, als es dunkelte, und weil es in den Picknickgeſetzen feierlich angeordnet war, daß ſie für Bertha völlig die Hausfrau mache, ſchürte ſie das Feuer an, kehrte den Herd, rüſtete den Theetiſch, ſchloß die Vorhänge und zündete das Licht an. Dann ſpielte ſie ein paar Lieder auf einer rohen Harfe, die Caleb für Bertha erfunden hatte, und ſpielte ſie ganz hübſch; denn die Natur hatte ihr kleines, zartes Ohr eben ſo vollkommen für Muſik ausgeſtattet, wie für Juwelen, wenn ſie welche zu tragen gehabt hätte. So kam die feſtgeſetzte Theeſtunde heran, und Tackleton erſchien wieder, um am Abendbrod und der Geſellſchaft theilzunehmen.

Auch Caleb und Bertha waren ſeit Kurzem wieder da, und Caleb hatte ſich wieder zu ſeinem Nachmittagsgeſchäft niedergeſetzt. Aber es ging ihm nichts von den Händen, dem Armen, ſo voll Angſt war er und nagender Reue wegen ſeiner Tochter. Ein rührendes Bild, wie er auf ſeinem Werkſtuhl ſaß, die Hände im Schooß, die Augen ſo gedankenvoll auf ſie gerichtet und immer für ſich ſelbſt wiederholend: Hab' ich ſie nur darum von der Wiege an getäuſcht, um ihr zuletzt das Herz zu brechen!

Als es Nacht wurde und der Thee getrunken war und Dot nichts mehr mit Reinigen der Taſſen und

Geſchirre zu thun hatte, mit einem Worte — es muß einmal heraus und alles Aufſchieben hilft mir nichts — als die Zeit da war, daß man bei jedem fernen Wagengeraſſel die Rückkehr des Fuhrmanns vermuthen konnte, da änderte ſich ihr Weſen wieder, ſie wechſelte die Farbe und wurde ſehr unruhig. Nicht wie gute Weiber pflegen, wenn ſie ihre Männer erwarten; nein, nein. Es war eine ganz andere Art von Unruhe.

Räderrollen. Pferdetrappeln. Hundegebell. Immer näher und näher. Und jetzt kratzt Boxer mit den Pfoten an der Thüre.

Weſſen Tritt iſt das? rief Bertha aufſpringend.

Weſſen Tritt? erwiderte der Fuhrmann, der noch unter der Thüre ſtand, das braune Geſicht von der ſcharfen Nachtluft geröthet wie eine Winterbeere; nun, meiner.

Der andre, ſagte Bertha; der Männertritt hinter Euch.

Sie iſt nicht zu täuſchen, bemerkte der Fuhrmann lachend. Immer herein, Sir! Ihr findet gute Aufnahme, ſeid unbeſorgt. Er ſprach dies mit lauter Stimme, und während er ſprach, trat der taube alte Herr ins Zimmer.

Er iſt nicht ſo ganz fremd, Caleb, Ihr habt ihn ſchon einmal geſehen, ſagte der Fuhrmann. Wollt Ihr ihm wohl ein Obdach vergönnen, bis wir gehn?

O freilich, John; und rechne mir's zur Ehre.

Er iſt der beſte Geſellſchafter von der Welt, um

Geheimniſſe vor ihm zu beſprechen, ſagte John. Ich habe eine ganz anſtändige Lunge, aber ich verſichere euch, er ſtellt ſie auf die Probe. Setzt Euch, Sir. Lauter gute Freunde hier, und freuen ſich, Euch zu ſehen.

Nachdem er dieſe Verſicherung mit einer Stimme, die ſeinen Ausſpruch über die Güte ſeiner Lungen höchlich beſtätigte, gegeben hatte, fuhr er in ſeinem gewöhnlichen Tone fort: Einen Stuhl in der Kaminecke und Erlaubniß, ganz ſtill da zu ſitzen und ſich vergnügt umzuſchauen, das iſt Alles, was er verlangt. Er iſt leicht zu befriedigen.

Bertha hatte aufmerkſam zugehört. Sie rief Caleb zu ſich, nachdem er den Stuhl gebracht hatte, und bat ihn mit leiſer Stimme, ihr den Gaſt zu beſchreiben. Als er das gethan hatte — und zwar diesmal wahr, mit ängſtlich gewiſſenhafter Treue — rührte ſie ſich zum erſten Mal ſeit ſeinem Eintritt wieder, ſeufzte und ſchien keinen weitern Antheil an ihm zu nehmen.

Der Fuhrmann war ſehr aufgeräumt, die gute Seele, und mehr als je in ſein Weibchen verliebt. Das war eine ungeſchickte Dot heut Nachmittag, ſagte er, indem er die entfernt von den Andern Stehende mit ſeinem derben Arm umfaßte; und doch hab' ich ſie ein bischen gern. Da ſieh einmal hin, Dot!

Er deutete auf den alten Mann. Sie blickte zu Boden. Ich glaube, ſie zitterte.

Er iſt — hahaha! — iſt voller Bewunderung für dich! erzählte ihr der Fuhrmann. Sprach den ganzen

47.

Gradaß vernimmt, auf's Schmerzlichſte betroffen,
Von Agramant ſein launenhaftes Glück.
Er tröſtet ſeinen Freund, und beut ihm offen
Und edel an, zu theilen ſein Geſchick;
Doch Beiſtand von Egypten zu erhoffen,
Dem ungetreuen Land, weist er zurück.
Pompejus, ſprach er, warne ſchon ſeit lange,
Wie ſchlimm den Flüchtling dieſes Land empfange.

48.

Und weil du ſagſt, ſo fährt er fort zu ſprechen,
Daß mit den Aethiopiern des Senap
Aſtolf gewagt in Libyen einzubrechen,
Der deine Hauptſtadt legt' in's Flammengrab,
Daß Roland bei ihm iſt, der von den Schwächen
Des Haupts noch jüngſt der Welt zu reden gab,
So glaub' ich, daß ein Mittel gnügen würde,
Dich zu befreien von der ganzen Bürde.

49.

Ich will, dir meine Treue zu beweiſen,
Den Grafen fordern in den Kampf mit mir.
Ich weiß, und wär' er auch von Stahl und Eiſen,
Er widerſteht mir nicht; ich ſchwör' es dir.
Fällt er, ſoll mir die Chriſtenkirche heißen,
Was Lämmer einem Wolf voll Freßbegier.
Dann denk' ich, und es ſoll mir leicht gelingen,
Den Nubier auch aus Afrika zu bringen.

50.

Den andern Nubier, der mit dem Genoſſen
Rechtgläubig übern Nil hinübergrollt,
Den Araber, beſchenkt mit edlen Roſſen,
Und den Makrobier, reich an Volk und Gold,

Weg her von nichts Anderem. O das iſt ein braver alter Knabe. Ich mag ihn drum.

Ich wollt', er hätte ſich einen beſſern Gegenſtand ausgeſucht, John, entgegnete ſie mit einem Blicke, der unruhig durch das Zimmer und namentlich über Tackleton hinſtreifte.

Einen beſſeren Gegenſtand! rief der ſehr vergnügte John. Das iſt unmöglich, das giebt es nicht. Komm, herunter mit dem Ueberrock, herunter mit dem dicken Shawl, herunter mit dem ſchweren Wickelzeug! Und nun ein Ruheſtündchen am Kamin! Ergebenſter Diener, Miſtreß. Vielleicht ein Spielchen Cribbage, — wir Beide? Ja? Herrlich! Karten und Spielbrett, Dot. Und ein Glas Bier, wenn noch eins übrig iſt, kleine Frau!

Seine Aufforderung zum Spiel galt der alten Dame, die ſie mit gnädiger Bereitwilligkeit annahm, ſo daß ſie bald in die Karten vertieft waren. Anfangs ſah ſich der Fuhrmann hie und da lächelnd um, oder rief Dot herbei, die ihm über die Schultern in ſeine Karten blicken und in ſchwierigen Fällen Rath ertheilen mußte. Doch ſeine Gegnerin, die ſein Spiel ſehr genau überwachte, während ſie ſelbſt gelegentlich ſchwache Augenblicke hatte und mehr markirte, als ihr zuſtand, nahm ſeine Wachſamkeit dermaßen in Anſpruch, daß ihm weder Auge noch Ohr für etwas Anderes blieb. So wurde ſeine ganze Aufmerkſamkeit von den Karten verſchlungen, und er dachte an weiter nichts, bis eine

Hand auf ſeine Schulter drückte und ihm Tackleton's Gegenwart ins Gedächtniß rief.

Thut mir leid, Euch ſtören zu müſſen — nur ein Wort, aber gleich.

Ich bin juſt am Geben, antwortete der Fuhrmann. Es ſteht kritiſch.

Ja wohl, verſetzte Tackleton. Kommt, Mann, kommt mit!

Es lag ein Ausdruck in ſeinem bleichen Geſichte, der die Wirkung hatte, daß der Andere augenblicklich aufſtand und haſtig fragte, was denn ſei.

St, John Peerybingle! ſagte Tackleton. Es thut mir ſehr leid. Sehr leid, in der That. Ich bin ganz erſchrocken darüber. Aber ich hab's erwartet von Anfang an.

Was giebt es denn? fragte der Fuhrmann mit entſetzter Miene.

St! Ich will's Euch zeigen, wenn Ihr mit mir kommt.

Der Fuhrmann folgte ihm, ohne ein Wort weiter zu ſagen. Sie gingen über einen Hof, der im Sternenlichte lag, und durch eine kleine Seitenthüre in Tackleton's Geſchäftszimmer, von wo ein Glasfenſter ins Waarenlager ging, das über Nacht geſchloſſen war. Im Zimmer ſelbſt war kein Licht, wohl aber brannten Lampen in dem langen, engen Waarenlager, und darum war das Fenſter hell.

Einen Augenblick! ſagte Tackleton. Könnt Ihr's ertragen, durch dieſes Fenſter zu ſchauen? Meint Ihr, Ihr könnt's?

Warum nicht? antwortete der Fuhrmann.

Nur einen Augenblick noch, ſagte Tackleton. Thut nichts Gewaltſames. Es iſt zu nichts nütze und iſt obendrein gefährlich. Ihr ſeid ein ſtarker Mann und könntet einen Mord auf der Seele haben, eh' Ihr's wüßtet.

Der Fuhrmann ſah ihm ins Geſicht und fuhr wie vom Schlage gerührt einen Schritt zurück. Mit einem Sprunge war er dann am Fenſter und ſah —

O Schatten auf dem Herde! O untrügliches Heimchen! O verrätheriſches Weib!

Er ſah ſie, ſah ſie mit dem alten Mann; der aber nicht mehr alt, ſondern aufrecht und ſtattlich war und in der Hand die falſche weiße Perrücke hielt, die ihm die Thüre in das jetzt verödete Haus, in das Haus des Elends, geöffnet hatte. Er ſah, wie ſie ihm lauſchte, während er den Kopf neigte, ihr ins Ohr zu flüſtern; wie ſie ſich um die Hüfte von ihm faſſen ließ, während ſie langſam die dunkle Gallerie hinabgingen, der Thüre zu, durch die ſie eingetreten waren. Er ſah, wie ſie ſtehen blieben, wie ſie ſich umwendete — ach, dieſes Antlitz, dieſes Antlitz, das er ſo ſehr liebte, ſo vor ſeinen Augen haben zu müſſen! — ſah, wie ſie ihm mit eignen Händen die Lüge wieder auf dem Kopf befeſtigte und dazu lachte, lachte über ſeine Argloſigkeit!

Im erſten Augenblick ballte er ſeine ſtarke Rechte, als wollte er einen Löwen damit niederſchlagen. Aber er öffnete ſie ſchnell wieder und hielt ſie dicht vor Tackleton's Augen (denn auch jetzt noch war er zärtlich für ſie bedacht), und dann, während Jene verſchwanden, ſank er auf einen Tiſch nieder und weinte wie ein Kind. —

Er war ſchon eingehüllt bis ans Kinn und mit dem Pferde und den Packeten beſchäftigt, als ſie, zur Heimfahrt gerüſtet, wieder ins Zimmer kam.

Jetzt, John, Lieber! Gute Nacht, May! Gute Nacht, Bertha!

Sie konnte ſie küſſen? Konnte ſo heiter und guter Dinge beim Abſchied ſein? Konnte es wagen, ihnen ihr Antlitz ohne Erröthen zu zeigen? Ja. Tackleton hielt ſie ſcharf im Auge und ſie that alles dies.

Tilly lullte den Kleinen ein; und ſie ſtrich dabei wohl ein Dutzendmal vor Tackleton hin und her, indem ſie ſchläfrig wiederholte:

Alſo, daß ſie ſein Weibchen ſoll ſein, hat ihr gebrochen das Herzchen entzwei? — und Vaterchen täuſcht ſie vom Wiegelchen an, nur um zu brechen ihr Herzchen zuletzt?

Nun Tilly, gieb mir das Kind. Gute Nacht, Mr. Tackleton! Wo iſt denn nur John, ums Himmelswillen?

Er will neben dem Pferde hergehen, ſagte Tackleton, der ihr in den Wagen half.

Aber liebſter John, gehen? Bei Nacht?

Die vermummte Geſtalt ihres Gatten nickte kurz zur Antwort; und ſo, nachdem der falſche Fremdling und die kleine Kindsmagd ihre Plätze eingenommen hatten, ſetzte ſich das alte Pferd in Bewegung. Boxer, der unwiſſende Boxer, ſprang voraus, ſprang rückwärts, ſprang rings um den Wagen herum und bellte ſo triumphirend und fröhlich, wie immer.

Als Tackleton, der May und ihre Mutter nach Hauſe geleitete, ebenfalls fort war, ſetzte ſich der arme Caleb neben ſeine Tochter ans Feuer, das Herz voll Angſt und nagender Reue; und immer wieder klagte er, ſie kummervoll anſehend: Hab' ich ſie nur darum von der Wiege an getäuſcht, um ihr zuletzt das Herz zu brechen!

Die Spielſachen, welche dem Kinde zu lieb in Bewegung geſetzt worden, waren längſt alle abgelaufen und ſtanden ſtill. In dem Dämmerlicht und der Stille ringsum hätte man ſich einbilden können, daß dieſe Puppen in ihrer unerſchütterlichen Ruhe, dieſe wilden Schaukelpferde mit weit offnen Augen und Nüſtern, die alten Herren vor den Hausthüren, die halb zuſammengebrochen in ihren ſchlottrigen Knieen und Knöcheln hingen, die ſchiefmäuligen Nußknacker, ja ſelbſt die Thiere, die in die Arche wandelten, paarweiſe wie eine Koſtſchule auf dem Spaziergang — daß ſie allzuſammen regungslos erſtarrt ſeien vor märchenhafter Verwunderung, wie nur irgend eine Verkettung der Umſtände möglich wäre, die Dot untreu machen könnte und Tackleton geliebt.

## Drittes Gezirp.

Die Schwarzwälderuhr in der Ecke ſchlug zehn, als der Fuhrmann ſich wieder an ſeinem Herde niederließ. Er war ſo verſtört und gramgebeugt, daß er ſelbſt den Kukuk zu verſcheuchen ſchien, der ſeine zehn melodiſchen Rufe ſo kurz als möglich abmachte und geſchwind in ſein mauriſches Schloß zurückfuhr, das Thürchen hinter ſich zuſchlagend, als wenn der ungewohnte Anblick zu ſtark für ſeine Gefühle wäre.

Hätte der kleine Mähder die ſchärfſte aller Senſen geführt und mit jedem Zuge dem Fuhrmann ins Herz geſchnitten, nimmer hätte er es ſo zerreißen und verwunden können, wie Dot gethan.

Es war ein Herz ſo voll Liebe zu ihr; ſo an ſie gebunden mit zahlloſen Fäden ſüßer Erinnerung, die der tägliche Eindruck ihres herzgewinnenden Weſens geſponnen; es war ein Herz, in dem ſie ſo ſüß und feſt eingebettet war, ein Herz, ſo einfach und ſo innig in ſeiner Lauterkeit, ſo ſtark im Guten, ſo ſchwach im Böſen, daß es zuerſt weder Zorn noch Rache hegen konnte, ſondern einzig Raum für das zerbrochne Bild ſeines Idols hatte.

Doch allmählich, allmählich, wie er ſo vor ſich hinbrütete an ſeinem Herde, an ſeinem kalt und finſter gewordenen Herde, begannen andere, wildere Gedanken in ihm aufzuſteigen, wie ein grollender Wind aufſteigt in der Nacht. Der Fremde war unter ſeinem beleidigten Dache. Drei Schritte brachten ihn an ſeine Thüre. Ein Stoß, und ſie bricht ein. Ihr könntet einen Mord auf der Seele haben, eh' Ihr's Euch verſähet, hatte Tackleton geſagt. Aber konnte es ein Mord ſein, wenn er dem Schurken Zeit gab, Mann gegen Mann zu ringen? Ihm, der der Jüngere war?

Es war der Gedanke einer böſen Stunde, verhängnißvoll für ſeinen finſter brütenden Geiſt. Ein grimmiger Gedanke, aufſtachelnd zu einer Rachethat, die ſein trauliches Haus in einen unheimlichen Ort verwandeln mußte, den der einſame Wanderer zur Nachtzeit meidet, und wo der Furchtſame in den öden Fenſterhöhlen bei trübem Mondlicht kämpfende Schatten ſehen und grauenhafte Stimmen im Sturmesheulen hören will.

Er war der Jüngere! Ja, ja, ein Geliebter, der das Herz gewonnen, welches nie für ihn geſchlagen hatte. Ein Geliebter aus früherer Zeit, der Mann ihrer erſten Wahl, an den ſie dachte, von dem ſie träumte, nach dem ſie ſich ſehnte und ſehnte, wenn er ſie an ſeiner Seite glücklich glaubte. O Todespein, dies zu denken!

Sie war mit dem Kinde hinaufgegangen, um es zu Bette zu bringen. Jetzt, wie er ſo vor ſich hinbrütend am Herde ſaß, kam ſie wieder, trat ganz nahe zu ihm heran, ohne daß er's merkte — in den Folterqualen ſeines unendlichen Elends hatte er für nichts Anderes Sinn — und rückte ihren kleinen Stuhl zu ſeinen Füßen hin. Er merkte es erſt, als er ihre Hand auf der ſeinen fühlte, ihre Augen nach ſeinem Geſicht emporblicken ſah.

Mit Erſtaunen? Nein. Dies hatte er zuerſt darin zu erkennen geglaubt und mußte noch einmal hinſehen, um ſich zu vergewiſſern. Nein, nicht mit Erſtaunen: mit einem lebhaften fragenden Blick; aber nicht mit Erſtaunen. Erſt war ihr Ausdruck unruhig und ernſt, dann ging er in ein ſeltſam wildes ſchreckliches Lächeln des Erkennens über — ſie hatte ſeine Gedanken errathen — und dann barg ſie das Geſicht in den Händen und ſaß mit geſenktem Haupt und aufgelöſ'ten Haaren da.

Und hätte ihm die Allmacht der Gottheit in dieſem Augenblicke zu Gebote geſtanden, ſo hatte er doch zu viel von deren noch göttlicherer Eigenſchaft des Erbarmens in ſeiner Bruſt, um auch nur von einem Atom der Macht gegen ſie Gebrauch machen zu können. Nur hier auf dem kleinen Sitze, wo er ſie ſo oft mit Stolz und Liebe angeſehen hatte, wie ſie ſo unſchuldig und ſo fröhlich daſaß, hier konnte er ſie heute nicht kauern ſehen; und als ſie aufſtand und ſchluchzend hinausging, fühlte er ſich erleichtert, und der leere Platz an ſeiner Seite war ihm lieber, als ihre ſonſt ſo geliebte Gegenwart. Das war bohrender als alles Andere: es ſagte ihm, wie vereinſamt er geworden, und wie das ſchöne Band ſeines Lebens zerriſſen war.

Je mehr er dies fühlte, und je mehr er ſich bewußt wurde, daß er es eher hätte ertragen können, ſie frühzeitig hingerafft mit dem Kinde an der Bruſt vor ſich liegen zu ſehen, deſto höher und wilder ſtieg ſeine Wuth gegen ſeinen Feind. Er ſah ſich nach einer Waffe um.

An der Wand hing eine Flinte. Er nahm ſie herab und machte ein paar Schritte nach der Thüre des verrätheriſchen Fremden. Er wußte, die Flinte war geladen. Ein dunkler Gedanke überkam ihn, daß er ſein Recht übe, wenn er dieſen Mann wie ein wildes Thier niederſchieße, und der Gedanke breitete ſich aus in ſeinem Geiſte und wuchs und wuchs zum Rieſendämon, der ſich ſeiner ganz bemächtigte, jede mildere Regung austrieb und ſeine Alleinherrſchaft auszuüben begann.

Doch dies iſt unrichtig ausgedrückt. Er trieb ſie nicht aus, die milderen Regungen, ſondern verwandelte ſie tückiſch in Geißeln, die ihn vorwärts peitſchten, verwandelte Waſſer in Blut, Liebe in Haß, Sanftmuth in blinde Raſerei. Ihr Bild, voll Kummer, erniedrigt und doch noch mit unwiderſtehlicher Macht ſeine Milde, ſein Erbarmen anrufend, kam nie aus ſeiner Seele; aber wie es ſo vor ihm ſtand, trieb es ihn gegen jene Thüre, zog die Waffe an ſeine Schulter, bog den Finger an den Drücker und rief ihm zu: Tödte ihn! in ſeinem Bette!

Er nahm die Flinte verkehrt, um die Thüre mit dem Kolben einzuſchlagen, ſchon ſchwang er ſie hoch in der Luft; — ein unbeſtimmter Vorſatz fuhr ihm durch den Sinn, dem da drinnen zuzurufen, er ſolle fliehen, um Gottes willen, durchs Fenſter —

Da flackerte mit einmal das halberloſchene Feuer auf, ein Meer von Licht überſtrahlte den Kamin, und das Heimchen am Herde fing an zu zirpen.

Kein Ton, keines Menſchen Stimme, ſelbſt ihre nicht, wäre im Stande geweſen, ihn ſo zu ergreifen und zu beſänftigen. Die ſchlichten Worte, mit denen ſie ihm von ihrer Liebe zu dieſem Heimchen hier geſprochen hatte — erklangen ihm wieder friſch, ihr bebendes, feierliches Weſen in jenem Augenblicke ſtand wieder vor ihm, ihre liebliche Stimme — o welch eine Stimme, wie dazu geſchaffen, die Häuslichkeit eines wackern Mannes mit Muſik zu erfüllen! — durchzitterte ihn bis in ſein beſſeres Selbſt hinein und weckte es auf zu Leben und Thatkraft. Er prallte von der Thüre zurück, wie ein Schlafwandler, der aus einem entſetzlichen Traume aufwacht, und legte die

Chaldäer, Perſer, Alles, was umſchloſſen
Von meinen Grenzen, meinem Schwerte zollt,
Will ich in's eigne Land den Feinden treiben,
Daß ſie nicht lang in deinem Reiche bleiben. —

51,

Das zweite Werk, wozu ſich ihm Gradaß
Erbietet, kommt dem König ſehr gelegen,
Der ſeinem Schickſal dankt ohn' Unterlaß,
Das ihn der öden Inſel trieb entgegen.
Allein das erſte, käm's ihm auch zu Paß,
Läg' auch Biſerta auf dem Siegerdegen,
Den Kampf Gradaſſens geht er nimmer ein:
Der würde wider ſeine Ehre ſein.

52.

Denn wenn's zum Kampfe ſoll mit Roland gehen,
Bin ich's, verſetzt er, mir gebührt die Schlacht;
Ich bin bereit, Gott laſſ' es dann geſchehen,
Wie's ihm gefällt, es ſei Licht oder Nacht. —
Laß uns auf meine Art den Kampf beſtehen,
So ruft Gradaß: hör', was ich ausgedacht:
Wir wollen Beide mit dem Roland ſtreiten,
Und ihm auch ſei ein Andrer noch zur Seiten. —

53.

Spricht Agramant: Bleib' ich nur nicht im Stich,
Magſt du mich hinten oder vorne ſtellen;
Wohl weiß ich, keinen beſſern Mann als dich
Fänd' ich in aller Welt zum Kampfgeſellen. —
Und ich, verſetzt Sobrin, wo bleib' denn ich?
Schein' ich euch alt, ſo muß euch draus erhellen,
Daß ich erfahren bin: bei ſolcher That,
In der Gefahr, braucht man zur Kraft den Rath. —

Flinte weg. Die Hände vor ſein Geſicht preſſend, ſetzte er ſich wieder ans Feuer und fand Erleichterung in Thränen.

Das Heimchen am Herde aber kam ins Zimmer heraus und ſtand in Feengeſtalt vor ihm.

Ich liebe es, ſang die Feenſtimme, jene Worte wiederholend, die er ſo wohl kannte: ich liebe es, weil ich es nun ſo oft gehört habe, und weil mir ſchon ſo manche Gedanken über ſeiner harmloſen Muſik aufgegangen ſind . . .

So ſagte ſie, rief der Fuhrmann. Es iſt wahr.

Eine glückliche Heimath iſt mir hier geworden, John, und ich liebe das Heimchen darum.

Das war's, der Himmel weiß es, gab der Fuhrmann zurück. Sie hat es glücklich gemacht, allezeit — bis heute.

So lieb und herzensgut, ſo häuslich, ſo arbeitsfroh, ſo munter und ſo leichten Herzens! ſang die Stimme.

Hätt' ich ſie ſonſt ſo lieben können, wie ich ſie liebte? erwiderte der Fuhrmann.

Liebe! verbeſſerte die Stimme.

Der Fuhrmann wiederholte: wie ich ſie liebte! Aber es klang unſicher. Seine ſtammelnde Zunge ſträubte ſich gegen ſein Gebot und ſuchte ſelbſtſtändig zu ſprechen für ſich und für ihn.

Die Geſtalt erhob wie beſchwörend ihre Hand und ſprach:

An dem Herde deines Hauſes. . .

Dem Herde, den ſie zu einer Stätte des Elends gemacht hat, unterbrach der Fuhrmann.

Den ſie, wie oft! zu einer Stätte des ſonnigſten Glücks gemacht hat! — fuhr das Heimchen fort: — der ohne ſie nur ein Haufen Steine und Ziegel und roſtige Stangen wäre, der aber durch ſie zum Altar deines Hauſes geworden iſt, auf dem du allabendlich eine der kleinlichen, ſelbſtiſchen, grämlichen Regungen des Menſchenherzens geopfert und ein ruhiges Gemüth, eine vertrauende Seele und ein überfließendes Herz dargebracht haſt: ſo daß der Rauch dieſes armen Kamins mit größerem Wohlgeruch emporgeſtiegen iſt, als der koſtbarſte Weihrauch, der auf den reichſten Altären aller Prachttempel dieſer Welt verdampft. — An dem Herde deines Hauſes, in deinem ſtillen Heiligthum, umweht von jedem linden, ſanften Hauche; den es ausſtrömt — höre ſie! höre mich! Höre Alles, was in der Sprache deines Herdes und Hauſes ſpricht!

Und für ſie ſpricht? fragte der Fuhrmann.

Alle Dinge, die an der Sprache deines Herdes und Hauſes Theil haben, müſſen für ſie ſprechen, antwortete das Heimchen. Denn ſie reden die Wahrheit.

Und während der Fuhrmann, den Kopf in die Hände gelegt, noch immer nachdenklich in ſeinem Stuhle ſaß, ſtand die Erſcheinung immer neben ihm, mit Zaubermacht ſein Schauen geſtaltend und es ihm wie in einem Spiegel oder in einem Gemälde zeigend.

Sie blieb nicht einſam, dieſe Erſcheinung. Aus Herd und Kamin, aus Uhr, Pfeife, Theegeräth und Wiege, aus Flur und Wand, aus Decke und Treppe, aus dem Wagen draußen, dem Schrank drinnen — aus jedem Ding und jedem Ort, womit ſie jemals in Berührung gekommen war und ſich jemals eine Erinnerung an ſie in der Seele ihres unglücklichen Gatten verknüpfte, ſtrömten Elfen in Schaaren heran. Nicht um an ſeiner Seite ſtehen zu bleiben, wie die Heimchenfee, ſondern ſich geſchäftig umher zu tummeln. Was hatten ſie nicht Alles zu thun? Sie mußten Ihrer Geſtalt alle Ehre erweiſen. Mußten ihn am Aermel zupfen und nach ihr zeigen, wie ſie erſchien. Mußten ſie umſchwärmen und umarmen und Blumen vor ihre Füße ſtreuen; und ihr ſchönes Haupt zu bekränzen ſuchen mit den kleinen Händchen; und zeigen, wie lieb und werth ſie ſie hielten, und daß hier keine einzige häßliche, tückiſche, verleumderiſche Creatur zugegen ſei, ſondern nur ſie, die freudig rühmenden Hauselfen.

Seine Gedanken hingen immer an Ihrem Bilde. Es ſtand immer vor ſeinen Augen.

Da ſaß ſie mit ihrer emſigen Nadel am Feuer und ſang vor ſich hin. So eine fröhliche, glückliche, ſich immer gleich bleibende kleine Dot! Die Elfengeſtalten wandten ſich alle zugleich gegen ihn, wie verabredet, und wunderbar wie mit Einem ſtarren Blicke, der zu fragen ſchien: Iſt dies das leichtſinnige Weib, um das du trauerſt?

Draußen erklangen fröhliche Töne: Muſik und lärmende Stimmen und Gelächter. Ein Schwarm junger Leute ſtürmte herein, die ihren luſtigen Tag hatten. May Fielding dabei und ein Dutzend hübſche Mädchen. Dot war die ſchönſte von Allen und obenein jung wie nur Eine. Sie forderten ſie auf, mit am Vergnügen Theil zu nehmen. Es ging zum Tanze. Und wenn je ein kleiner Fuß zum Tanzen geſchaffen war, ſo war's gewiß der ihre. Aber ſie lachte und ſchüttelte den Kopf und deutete auf ihre Kochtöpfe am Feuer hin und auf den gedeckten Tiſch, mit einer ſo luſtig abweiſenden Miene, daß ſie noch reizender ausſah, als zuvor. Und ſo entließ ſie die Schaar wohlgemuth, wobei ſie denen, die gerne ihre Tänzer geweſen wären, Mann für Mann zum Abſchiede mit einer drolligen Gleichgültigkeit zunickte, die ſie alle ſofort geradezu ins Waſſer treiben mußte, wo es am tiefſten war — vorausgeſetzt, ſie waren ihre Anbeter; aber das mußten ſie mehr oder minder alle geweſen ſein, ſie mochten wollen oder nicht. Und doch lag nichts von Gleichgültigkeit in ihrem Weſen. O nein! denn gleich darauf kam ein gewiſſer Fuhrmann zur Thüre herein, und nun hättet ihr ſehen ſollen, wie der empfangen wurde!

Und abermals wandten ſich die Geſtalten alle zugleich mit ihrem ſtarren Blick gegen ihn und ſchienen zu fragen: Iſt dies das Weib, das dich verlaſſen hat?

Ein Schatten fiel auf den Spiegel oder das Bild, wie ihr es nun nennen wollt. Ein großer Schatten, der Schatten des Fremden, wie er zuerſt unter dieſem Dache geſtanden. Er verdeckte es ganz und löſchte alles Andere aus. Aber die Elfen arbeiteten wie Bienen, um ihn wieder wegzuwiſchen, und Dot ſtand wieder da, rein und ſchön wie immer. Sie ſchaukelte ihr Kind in ſeiner Wiege, ſie ſang ihm leiſe vor und lehnte ihr Haupt an eine Schulter, die dem Ebenbilde der ſinnenden Geſtalt angehörte, neben welcher die Heimchenfee ſtand.

Die Nacht — die wirkliche Nacht, nicht die der Elfenuhr — rückte allmählich vor, und eben wie der Fuhrmann dieſem Bilde nachhing, brach der Mond aus den Wolken und ſtand hell und leuchtend am Himmel. Vielleicht war auch in ſeiner Seele ein mildes ruhiges Licht aufgegangen, und er konnte gefaßter nachdenken über das, was geſchehen war.

Freilich fiel der Schatten des Fremden dazwiſchen wieder auf das Bild — immer deutlich und groß und ſcharf umriſſen — doch nicht mehr ſo finſter, wie zuerſt. So oft er erſchien, ſchrieen die Elfchen alle mit einander vor Schrecken auf und regten mit unglaublicher Behendigkeit ihre Händchen und Füßchen, um ihn auszulöſchen. Und ſo oft ſie dann Dot wieder zum Vorſchein brachten und ſie ihm von Neuem zeigen konnten, rein und ſchön, erhoben ſie einen wahrhaft begeiſternden Jubel. Sie zeigten ſie niemals anders als ſchön und rein, denn ſie waren Hausgeiſter, die in der Lüge nicht leben können; und was konnte darum Dot für ſie anders ſein, als einzig das unermüdliche, heitere, liebenswürdige Geſchöpfchen, das im Hauſe des Fuhrmanns Licht und Sonne geweſen war.

Ganz außer ſich waren die Elfen, als ſie ſie zeigten, wie ſie mit dem Kinde unter einem Haufen weiſer alter Matronen plaudernd ſtand, und dabei ſelber ſo merkwürdig alt und matronenhaft that und ſich ſo geſetzt und ſo ehrbar altbacken auf ihres Mannes Arm lehnte, ſo ganz, als wollte ſie — ſie, das winzige Ding von einer kleinen Frau — die Leute glauben machen, ſie habe die Eitelkeiten dieſer Welt alleſammt abgeſchworen, und es ſei ihr nachgerade gar nichts Neues mehr, Mutter zu ſein. Aber im nämlichen Augenblick zeigten ſie ſie wieder anders, wie ſie den Fuhrmann wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit auslachte, ihm den Hemdkragen zurecht zupfte, um ihn ſchmuck zu machen, und luſtig mit ihm im Zimmer, in dieſem Zimmer herumtrippelte, um ihn tanzen zu lehren.

Nun wandten ſie ſich wieder mit jenem ſtarren, diesmal unermeßlich ſtarren Blick gegen ihn, indem ſie ſie ihm zeigten, wie ſie um das blinde Mädchen war. Denn wenn ſie Heiterkeit und Leben mit ſich brachte, wo ſie ſtand und ging: in Caleb Plummer's Hauſe that ſie einen ganzen Himmel auf. Des blinden Mädchens Liebe zu ihr, ſein Zutrauen, ſeine Dankbarkeit; ihre gute Art, Bertha's Dankbezeugungen im Geſchäftseifer auf die Seite zu ſchieben; ihre artigen kleinen

Künſte, jeden Augenblick ihres Beſuches auf eine für Caleb's Haus nützliche Weiſe auszufüllen, ſo daß ſie wirklich angeſtrengt arbeitete, während ſie ſich den Anſchein gab als feiere ſie; ihre reichliche Vorſorge für die bekannten ſtehenden Leckerbiſſen, die Kalbs- und Schinkenpaſtete und die Bierflaſchen; ihr ſtrahlendes Geſichtchen beim Kommen und beim Gehen; der wunderliebe glückſelige Ausdruck in ihrer ganzen Erſcheinung, vom niedlichen Füßchen an bis zum Scheitel ihres Hauptes; der Ausdruck, mit welchem ſie es genoß, ein Theil dieſes Hausweſens zu ſein, ein nothwendiger Theil, ohne den es nicht leben konnte — das Alles bejubelten die Elfen und liebten ſie darum. Und abermals ſahen ſie ihm alle zugleich anklagend in die Augen und ſchienen zu fragen, während ein paar von ihnen in ihrem Gewande niſteten und ſie liebkoſ'ten: Iſt dies das Weib, das dein Vertrauen betrogen hat?

Zu wiederholten Malen aber in der langen, gedankenſchweren Nacht zeigten ſie ſie ihm auch, wie ſie auf ihrem Lieblingsſtühlchen ſaß, das Geſicht in den Händen, mit geſenktem Haupt und aufgelöſ'ten Haaren, wie er ſie zuletzt geſehen hatte. Und wenn ſie in dieſer Geſtalt erſchien, da wandte ſich keines nach ihm um, da ſah ihn keines an, ſondern alle drängten ſich um ſie und tröſteten und küßten ſie und wetteiferten mit einander, ihr Theilnahme und Liebe zu bezeigen; ihn aber hatten ſie ganz vergeſſen.

So verſtrich die Nacht. Der Mond ging unter; die

Sterne wurden bleich; der kalte Tag brach an; die Sonne erhob ſich. Der Fuhrmann ſaß noch immer ſinnend in der Kaminecke, den Kopf in die Hände gedrückt. Die ganze Nacht hatte das treue Heimchen ſein Zirp, Zirp, Zirp am Herde ertönen laſſen. Die ganze Nacht hatte er ſeiner Stimme gelauſcht. Die ganze Nacht hatten die Hauselfen ſich um ihn her zu ſchaffen gemacht. Die ganze Nacht war ſie liebenswerth und makellos im Spiegel erſchienen, außer wenn der Eine Schatten darauf fiel.

Als es heller Tag war, ſtand er von ſeinem Sitze auf, wuſch ſich und kleidete ſich an. Er hätte heute nicht ſeiner gewohnten liebgewonnenen Beſchäftigung nachgehen können; ihm fehlte die Luſt dazu. Doch dies that nichts zur Sache: war ja heute Tackleton's Hochzeittag, für den er ſich einen Andern beſtellt hatte, der an ſeiner Statt die Rundfahrt machen ſollte. Er hatte gedacht, heute fröhlich mit Dot in die Kirche zu gehen. Nun hatte es ein Ende mit dieſen Plänen. Es war noch dazu der eigene Hochzeittag. Ach! wie wenig hatte er einen ſolchen Ausgang von einem ſolchen Jahr erwartet!

Der Fuhrmann vermuthete, Tackleton werde ihn zeitig beſuchen, und er hatte ſich nicht verrechnet. Nur wenige Minuten war er vor dem Hauſe auf und ab gegangen, da ſah er auch ſchon den Spielwaarenhändler in ſeinem Einſpänner die Straße daher fahren. Wie das Gefährt näher kam, bemerkte er erſt, daß ſich Tackleton zur Hochzeit geſchniegelt und gebügelt hatte, ſelbſt der Kopf ſeines Pferdes war mit Blumen und Schleifen geputzt.

Das Pferd ſah übrigens weit eher einem Bräutigam gleich, als Tackleton, deſſen halbgeſchloſſenes Auge heute widerwärtiger lauernd als jemals blickte. Aber der Fuhrmann gab wenig Acht darauf. Seine Gedanken waren anderwärts beſchäftigt.

John Peerybingle, ſagte Tackleton, mit einem Ausdruck von Beileid, mein guter Junge, wie befindet Ihr Euch dieſen Morgen?

Ich habe nicht die beſte Nacht gehabt, Maſter Tackleton, gab der Fuhrmann kopfſchüttelnd zur Antwort. Ich war recht verſtört in meinem Gemüthe. Aber nun iſt's vorüber. Habt Ihr ein halb Stündchen Zeit für mich? Ich hätte etwas unter vier Augen mit Euch zu reden.

Eben darum komme ich, erwiderte Tackleton und ſtieg aus. Laßt nur das Pferd. Es bleibt mit den Zügeln um dieſen Pfoſten ruhig ſtehen, wenn ihr ihm ein Maulvoll Heu geben wollt.

Der Fuhrmann holte das Heu aus dem Stalle und warf es ihm vor, dann gingen Beide ins Haus.

Vor Mittag werdet Ihr nicht getraut? fragte er. Nicht wahr?

Nein, antwortete Tackleton. Zeit vollauf. Zeit vollauf.

Als ſie in die Küche traten, polterte Tilly Tolpatſch an die Thüre des Fremden, die nur ein paar Schritte davon entfernt war. Eines ihrer ſtark gerötheten Augen — denn Tilly hatte die ganze Nacht hindurch geweint, weil ihre Herrin weinte — lag am Schlüſſelloche, und ſie klopfte ſehr laut und ſchien ſehr erſchrocken.

Mit Verlaub, ich kann keine Seele da drin aufwecken, ſagte Tilly, ſich umſehend. Ich will nur hoffen, daß keine Seele da drin den Weg alles Fleiſches gefahren iſt, mit Verlaub!

Und dieſem philanthropiſchen Wunſche half Tilly mit unterſchiedlichen neuen Schlägen und Stößen gegen die Thüre nach, die jedoch zu nichts führten.

Soll ich nachſehen? ſagte Tackleton. Es iſt doch curios.

Der Fuhrmann, das Geſicht von der Thüre abgewandt, gab ihm ein Zeichen, es zu thun, wenn er wolle.

So kam denn Tackleton Tilly zu Hilfe und klopfte und polterte ebenfalls, erhielt aber eben ſo wenig die geringſte Antwort. Da fiel es ihm ein, den Knopf an der Thüre *) zu verſuchen, und ſiehe, ſie ging ganz gutwillig auf. Er ſchielte hinein, er ſchaute hinein, er ging hinein, und ſofort kam er wieder herausgeſtürzt.

John Peerybingle, ſagte ihm Tackleton ins Ohr. Ich will nicht hoffen, daß etwas — — etwas Gewaltſames heute Nacht geſchehen iſt.

---

*) Drehbarer Knopf zum Oeffnen, in England allgemein ſtatt der Klinke üblich.

54.

Sobrin iſt noch in ſeinen alten Tagen
Ein rüſt'ger Mann, der manchen Kranz noch pflückt;
Er ſchwört den Freunden, ſeine Glieder tragen,
Wie in der grünſten Zeit, ihn ungebückt.
Man kann ihm ſeine Bitte nicht verſagen,
Und alsbald wird ein Bote abgeſchickt,
Um hinzuziehen nach Biſerta's Hafen,
Und anzuſagen dem erlauchten Grafen:

55.

Er ſolle ſich in Lipaduſa ſtellen
Mit zweien andern Rittern zu dem Streit.
Dieß iſt ein Eiland in denſelben Wellen,
In deren Armen dieſer Rath gedeiht.
Er rudert ſtark, und läßt die Segel ſchwellen,
Als einer, der gewohnt an Schnelligkeit,
Und trifft den Grafen, der an ſeine Leute
Juſt die Gefangnen austheilt und die Beute.

56.

Die Ladung des Gradaß und Agramant
Und des Sobrin wird öffentlich verkündet,
Und freut ſo ſehr den Fürſten von Anglant,
Daß er dem Boten reiche Garben bindet.
Ihm iſt durch ſeine Freunde ſchon bekannt,
Daß bei Gradaſſen ſich ſein Schwert befindet;
Nach Indien will er eilen, nimmer matt,
Bis daß er Durindanen wieder hat.

57.

Denn nirgends ſonſt zu treffen hofft er dieſen,
Seitdem er weiß, daß er aus Frankreich ging.
Nun iſt der Ort ihm näher angewieſen,
Und deßhalb ſeine Freude nicht gering.

Der Fuhrmann drehte ſich ſchnell nach ihm um.

Er iſt nämlich fort! ſagte Tackleton, und das Fenſter iſt offen. Ich ſehe keine Spuren — das Zimmer iſt freilich beinahe in gleicher Linie mit dem Garten; aber ich fürchtete, es könnte ein bischen — ein bischen Handgreiflichkeit abgeſetzt haben. He?

Er kniff ſein ausdrucksvolles Auge faſt ganz zuſammen und ſah ihn durchbringend an. Und ſo merkwürdig wußte er das Auge, das Geſicht und ſeine ganze Perſon zuzuſpitzen, als wenn er die Wahrheit aus ihm herausſchrauben wollte.

Beruhigt Euch, ſagte der Fuhrmann. Er ging geſtern Nacht in dieſes Zimmer, ohne daß ihm ein Leid' von mir in Worten oder Werken widerfuhr, und ſeitdem iſt Niemand hinein gekommen. Er iſt aus freien Stücken fort. Gern möchte auch ich dieſe Thüre hinter mir laſſen und mein Brod betteln von Haus zu Haus mein Lebenlang, wenn ich die Vergangenheit ſo umwandeln könnte, daß er nie gekommen wäre. Aber er iſt gekommen und iſt gegangen. Und nun hab' ich nichts mehr mit ihm zu thun.

Ah! — Wahrhaftig, da iſt er ja ganz gut weggekommen, deucht mir, ſagte Tackleton, ſich einen Stuhl nehmend.

Sein Grinſen ging für den Fuhrmann, der ſich gleichfalls ſetzte, verloren; derſelbe hielt eine Weile die Hand vor das Geſicht, bevor er wieder anhob.

Ihr habt mir geſtern Abend meine Frau gezeigt, ſagte er endlich, meine Frau, die ich liebe; wie ſie heimlich —

Und zärtlich — ſchaltete Tackleton ein.

Die Mummerei jenes Mannes begünſtigte und ihm Gelegenheit gab, mit ihr allein zu ſein. Ich glaube nicht, daß es etwas in der Welt giebt, das ich nicht lieber geſehen hätte. Und glaube auch nicht, daß ein Menſch in der Welt lebt, von dem ich mir's nicht lieber hätte zeigen laſſen.

Ich geſtehe, daß ich immer meinen Verdacht hatte, ſagte Tackleton; und darum war ich hier auch ſcheel angeſehen, ich weiß es.

Aber da Ihr mir's nun einmal gezeigt habt, fuhr der Fuhrmann fort, ohne auf ihn zu hören, und da Ihr ſie geſehen habt, meine Frau, die Frau, die ich liebe, — (bei dieſen wiederholten Worten wurde ſeine Stimme, ſein Auge, ſeine Hand immer ruhiger und ſicherer, offenbar zum Zeugniß eines feſtgefaßten Entſchluſſes —) da Ihr ſie ſo zu ihrem Nachtheil geſehen habt, ſo iſt es recht und billig, daß Ihr ſie nun auch mit meinen Augen ſehet und in meine Bruſt blicket und erfahret, was meine Geſinnung in der Sache iſt. Denn mein Entſchluß iſt fertig, ſagte der Fuhrmann, ihm jetzt aufmerkſam ins Auge ſehend, und nichts kann ihn mehr wankend machen.

Tackleton murmelte ein paar allgemeine Worte der Zuſtimmung, wie man ſich nicht Alles gefallen laſſen könne;

doch die Haltung des Fuhrmanns machte ihn befangen. So ſchlicht und unverfeinert ſie war, ſo athmete ſie doch eine gewiſſe edle Würde, die nur in der von tiefer Ehre erfüllten Seele dieſes Mannes wurzeln konnte.

Ich bin ein ſchlichter, derber Mann, fuhr dieſer fort, und habe wenig Empfehlenswerthes an mir. Ich bin kein einnehmender Mann, wie Ihr ſelbſt recht wohl wißt. Ich bin kein junger Mann. Ich liebte meine kleine Dot, weil ich ſie aufwachſen ſah von Kindheit an in ihres Vaters Hauſe; weil ich wußte, was für ein Schatz ſie war, weil ſie mir mein Leben war, lange Jahre hindurch. Es giebt viele Männer, mit denen ich mich nicht vergleichen kann, und die doch meine kleine Dot nicht ſo hätten lieben können, wie ich.

Er hielt inne, ſchlug ein paarmal leiſe mit dem Fuße gegen den Boden und fuhr dann wieder fort.

Ich ſagte mir oft, wenn ich auch nicht gut genug für ſie ſei, würde ich ihr doch wenigſtens ein liebevoller Gatte ſein und ihren Werth vielleicht beſſer zu ſchätzen wiſſen, als ein Anderer; und auf dieſe Weiſe legte ich mir's zurecht und begann zu glauben, es könnte doch noch möglich werden, daß wir uns heiratheten. Und am Ende kam es dazu, und wir heiratheten uns wirklich.

Ja, ja, ſagte Tackleton mit bedeutungsvollem Kopfſchütteln.

Ich hatte mich ſtudiert, ich kannte mich vollſtändig, ich wußte, wie ſehr ich ſie liebte, und wie glücklich ich ſein würde, fuhr der Andere fort. Aber ich hatte — nun fühl' ich es — ich hatte ſie zu wenig in Betracht gezogen.

Das iſt's, rief Tackleton. Leichtſinn, Flatterhaftigkeit, Eitelkeit, Gefallſucht! Nicht in Betracht gezogen! Alles außer Acht gelaſſen! Ja, ja!

Ihr würdet gut thun, ſagte der Fuhrmann etwas nachdrücklich, mich nicht zu unterbrechen, bis Ihr mich begriffen habt, und davon ſeid Ihr noch weit entfernt. Hätt' ich geſtern den Menſchen, der nur ein Wort gegen ſie vorzubringen gewagt, mit der Fauſt niedergeſchlagen, heute würd' ich ihm den Fuß auf das Geſicht ſetzen, und wenn's mein Bruder wäre.

Der Spielwaarenhändler ſah ihn mit Erſtaunen an. Der Fuhrmann ſprach in milderem Tone weiter:

Hatte ich auch bedacht, ſagte er, wie ſie zu mir kam? in ihrem Alter und mit ihrer Schönheit; von ihren jungen Geſpielen weg, — aus einem Kreiſe, deſſen Zierde ſie war, worin ſie das hellſte Sternchen war, das je geſchienen hat; um ſich einſperren zu laſſen in meinem trübſeligen Haus und meiner langweiligen Geſellſchaft. Hatte ich bedacht, wie wenig ich zu ihrem lebhaften Weſen paßte, wie läſtig ich, der ſchwerfällige Mann, ihrem queckſilbernen Köpfchen fallen mußte? Hatte ich bedacht, daß meine Liebe kein Verdienſt war, mir keinen Anſpruch gab, da ja Jedermann ſie lieben mußte, der ſie nur kannte? Niemals. Ich zog aus ihrer argloſen Natur und ihrem liebevollen Gemüth meinen Vortheil, und ſo heirathete ich ſie. Ich wollte, es wäre nie geſchehen! Um ihret-, nicht um meinetwillen!

Der Spielwaarenhändler ſtierte ihn regungslos an. Sogar das halbgeſchloſſene Auge ſtand jetzt weit offen.

Gott ſegne ſie, fuhr John fort, für die liebevolle Ausdauer, mit der ſie ſich bemühte, die Erkenntniß von mir fern zu halten. Und Gott verzeihe mir, daß ich mit meinem langſamen Kopfe nicht früher darauf gekommen bin. Armes Kind! Arme Dot! Daß ich nicht darauf gekommen bin, der ich ihre Augen voll Thränen ſah, wenn von einer Heirath, wie der unſern, die Rede war. Ich, der ich das Geheimniß wohl hundertmal auf ihren Lippen zittern ſah und nichts ahnte, bis geſtern Abend! Armes Mädchen! Daß ich jemals hoffen konnte, ſie werde mich lieben! Daß ich jemals glauben konnte, ſie liebe mich!

Sie nahm die Maske vor, ſagte Tackleton. Sie nahm eine ſolche Maske vor, daß, um Euch die Wahrheit zu ſagen, dies der erſte Grund meines Argwohns wurde.

Und nun ließ er ſich vernehmen, wie May Fielding ein ganz anderes Weſen ſei, die ſich ſicher keine Mühe gebe, ihm weiß zu machen, daß ſie ihn liebe.

Sie gab ſich die Mühe, mich wirklich zu lieben, ſagte der arme Fuhrmann bewegter, als er bisher geweſen; ich komme jetzt erſt zur Einſicht, wie ſehr ſie ſich Mühe gab, mir ein treues, pflichteifriges Weib zu ſein. Wie gut ſie war, wie viel ſie that, welch ein edles ſtarkes Herz ſie hat, dafür ſoll die Glückſeligkeit zeugen, die ich unter dieſem Dache genoſſen habe. Das ſoll auch mein Troſt und meine Stütze ſein, wenn ich allein hier bin.

Allein hier? ſagte Tackleton. Aha! So wollt Ihr alſo doch einige Notiz von der Sache nehmen?

Ich will ihr, antwortete der Fuhrmann, den größten Liebesdienſt erweiſen und ihr die beſte Sühne bieten, die in meinen Kräften ſteht. Ich kann ſie von der täglichen Qual einer ungleichen Ehe und von dem Seelenkampfe, dieſe Qual zu verheimlichen, erlöſen; ſie ſoll ſo frei ſein, als ich ſie nur machen kann.

Ihr Sühne bieten? rief Tackleton aus, ſeine großen Ohren mit den Händen quirlend und zwirlend. Hier muß ein Mißverſtändniß obwalten. Das habt Ihr natürlich nicht ſagen wollen.

Der Fuhrmann ergriff den Spielwaarenhändler am Rockkragen und ſchüttelte ihn wie ein Rohr.

Hört mich an, ſagte er, und gebt Acht, daß Ihr mich recht verſteht. Hört mich an! Red' ich deutlich?

Sehr deutlich, in der That! antwortete Tackleton.

Als ob ich's ernſtlich meinte?

Ganz und gar als ob Ihr's ernſtlich meintet.

Ich ſaß an dieſem Herde heute Nacht, die ganze Nacht, rief der Fuhrmann aus. Hier auf dieſem Platze, wo ſie ſo oft bei mir geſeſſen, mit ihrem lieben Geſichtchen mich anblickend. Ich ließ ihr ganzes Leben, Tag für Tag, vor meinen Augen vorübergehen; ihr theures Bild ſtand vor mir, daß ich es in jeder ſeiner Erſcheinungen durchſchauen konnte. Und bei meiner Seele, ſie iſt unſchuldig, ſo wahr es Einen giebt, der über Schuld und Unſchuld richtet!

O wackres Heimchen am Herde! O vielgetreue Hauselfen!

Zorn und Argwohn haben mich verlaſſen, fuhr John fort, der Schmerz allein iſt mir geblieben. In einem unglücklichen Augenblicke kommt ein einſtiger Geliebter zurück, der beſſer zu ihrem Geſchmack und ihren Jahren paßt, als ich, den ſie vielleicht meinethalb, und gegen ihren Willen, aufgeben mußte. In einem unglücklichen Augenblicke, überraſcht und ohne Zeit, darüber nachzudenken, was ſie thue, macht ſie ſich zur Mitſchuldigen ſeines Bubenſtücks, indem ſie es verheimlicht. Dieſe Nacht ſah ſie ihn, bei der Zuſammenkunſt, von der wir Zeugen waren. Das war unrecht. Aber dies ausgenommen, iſt ſie unſchuldig, wenn es irgend noch Wahrheit auf Erden giebt!

Wenn das Eure Meinung iſt — wollte Tackleton ſagen.

So mag ſie denn gehen, fiel der Fuhrmann wieder ein. Gehen mit meinem Segen für die vielen glücklichen Stunden, die ſie mir geſchenkt, und meiner Verzeihung für den Schmerz, den ſie mir bereitet hat. Mag ſie gehen und den Seelenfrieden genießen, den ich ihr wünſche. Sie wird mich niemals haſſen. Ich werde ihr im Gegentheil lieber werden, wenn ſie ſich nicht mehr mit mir ſchleppen muß, wenn ſie die Kette, die ich ihr geſchmiedet habe, leichter trägt. Heute iſt der Tag, an dem ich ſie heimgeführt und mit ſo wenig Rückſicht auf ihr Glück aus ihrem Hauſe weggeholt habe. Heute ſoll ſie dahin zurückkehren und nichts mehr von mir zu leiden haben. Ihr Vater und ihre Mutter wollen heute hierher kommen — wir hatten unſern kleinen Plan, den Tag mit einander zu feiern — und dieſe ſollen ſie mit heim nehmen. Ich kann ihr vertrauen, dort und überall. Sie verläßt mich makellos und wird es immer bleiben, deſſen bin ich gewiß. Wenn ich ſterben ſollte — und dazu kommt es vielleicht, während ſie noch jung iſt, ich bin in den paar Stunden ein wenig muthlos geworden — dann wird ſie finden, daß ich an ſie gedacht und ſie bis ans Ende geliebt habe. Dies iſt der Ausgang des Schauſpiels, das Ihr mir geſtern gezeigt; und hiemit wär's vorüber.

O nein, John, nicht vorüber! Sage nicht, daß es vorüber ſei! Noch nicht ganz. Ich habe deine hochherzigen Worte gehört. Ich konnte mich nicht hinausſtehlen und thun, als ob ich nichts vernommen hätte von dem, was mich dir ewig dankbar macht. O ſage nicht, es ſei vorüber, bis die Uhr noch einmal geſchlagen hat!

Sie war gleich hinter Tackleton eingetreten und dageblieben.

Für Tackleton hatte ſie keinen Blick, ſie ſah unverwandt auf ihren Gatten. Aber ſie hielt ſich von ihm entfernt, ſo weit, als es ihr möglich war; und obgleich ſie jetzt mit dem leidenſchaftlichſten Nachdrucke ſprach, ſo kam ſie ihm doch immer noch nicht näher. Welch ein Unterſchied zwiſchen Einſt und Jetzt!

Keine Hand kann die Uhr zu Stande bringen, die mir die vergangenen Stunden wieder ſchlägt, erwiderte mit wehmüthigem Lächeln der Fuhrmann. Doch es mag ſein, wenn du willſt, mein Kind. Es wird ja bald ſchlagen. Was braucht es vieler Worte? Ich würde dir gern einen ſchwereren Dienſt erweiſen, als dieſen.

Schon gut, brummte Tackleton. Ich muß fort; denn wenn die Uhr das nächſte Mal wieder ſchlägt, muß ich auf dem Weg zur Kirche ſein. Guten Morgen, John Peerybingle. Bedaure, das Vergnügen Eurer Geſellſchaft entbehren zu müſſen. Bedaure die Lücke — und den Anlaß dazu.

Ich habe doch deutlich geſprochen? ſagte der Fuhrmann, indem er ihn vor die Thüre geleitete.

O gewiß!

Und Ihr werdet behalten, was ich geſagt habe?

Je nun, wenn Ihr mich zwingt, die Bemerkung zu machen, erwiderte Tackleton, nachdem er erſt die Vorſicht gebraucht hatte, in ſeinen Wagen zu ſteigen, ſo muß ich Euch ſchon ſagen, es klang mir ſo völlig unerwartet, daß ich es wohl ſehr ſchwerlich wieder vergeſſen werde.

Um ſo beſſer für uns Beide, verſetzte der Fuhrmann. Gott befohlen. Ich wünſche Euch Glück.

Ich wollt', ich könnt' es Euch wünſchen, ſagte Tackleton; da ich aber nicht kann, ſo dank' ich Euch. Unter uns geſagt — wie ich Euch vorhin ſchon bemerkt habe, oder nicht? — ich denke kaum, daß ich weniger Glück in meinem Ehſtand haben werde, weil May nicht übermäßig zuvorkommend und ſchönthueriſch gegen mich geweſen iſt. Gott befohlen! Nehmt Eure Geſundheit in Acht.

Der Fuhrmann blieb ſtehen und ſah ihm nach, bis er in der Ferne kleiner ward, als die Blumen und Schleifen ſeines Pferdes in der Nähe; und dann, mit einem tiefen Seufzer, ſchlug er ſich, wie ein ruhelos umhertreibender, gebrochener Mann, nach einer Ulmengruppe in der Nachbarſchaft. — Zurückkehren wollte er nicht, bis die Uhr am Schlagen wäre.

Seine kleine Frau weinte derweil bitterlich in ihrer Einſamkeit, nahm ſich aber oft wieder zuſammen, trocknete ihre Augen und ſagte ſich, wie gut er ſei, wie ausnehmend gut! Ein paar Mal lachte ſie ſogar mitten unter Thränen auf, ſo herzlich, ſo ſiegesgewiß, ſo unbegreiflich, daß Tilly ſich ordentlich darüber entſetzte.

Mit Verlaub, thun's nicht ſo! ſagte Tilly. Das iſt ja genug, um den Kleinen zu liefern und unter den Boden zu bringen, das iſt es, mit Verlaub.

Willſt du ihn manchmal ſeinem Vater bringen, Tilly, fragte ihre Herrin, ſich die Augen trocknend, wenn ich nicht hier bleiben darf und wieder in meiner alten Heimath bin?

Almontens Horn trieb den beraubten Rieſen,
Daß er die Ladung ſo bereit empfing.
Nicht minder Briliador, da er vernommen,
Daß alles dieß an Agramant gekommen.

58.

Er gibt vor Allen, die ihm wollen dienen,
Dem Schwager und dem Brandimart den Preis,
Weil er die Arme kennt der beiden Kühnen
Und ſich gar treu geliebt von beiden weiß.
Nun ſucht man gute Roſſe, gute Schienen,
Lanzen und Schwerter aus auf ſein Geheiß
Für alle drei: ihr werdet wohl noch wiſſen,
Daß Alle die gewohnte Wehr vermiſſen.

59.

Denn Roland, als ihm der Verſtand geſchwunden,
Warf in dem Wald die ſeine hin und her.
Den andern hat ſie Rodomont entwunden;
Der Thurm bewahrt ſie an dem Fluß nunmehr.
In Afrika wird nicht gar viel gefunden:
Theils ließ der König alle gute Wehr
Nach Frankreich bringen zu dem Waffenſpiele,
Theils macht man überhaupt daſelbſt nicht viele.

60.

So viel's nur gibt, die roſt'gen wie die hellen,
Treibt Roland auf mit großer Schnelligkeit,
Und geht inzwiſchen mit den Kampfgeſellen
Am Strand, und redet von dem künft'gen Streit.
Er wirft den Blick durch Zufall auf die Wellen,
— Sie ſtehn vom Lager wohl drei Meilen weit —
Und ſieht ein Schiff mit hohen Segeln ziehen
Und unaufhaltſam nach dem Strande fliehen.

O, o, mit Verlaub, thun's nicht ſo, ſchrie Tilly, indem ſie den Kopf zurückwarf und in ein Geheul ausbrach; ſie ſah in dieſem Augenblick Boxern ganz ungewöhnlich gleich. O, o, mit Verlaub, thun's nicht ſo! O, o, wie iſt denn alle Welt mit aller Welt umgegangen und umgeſprungen, daß all andre Welt ſo unglücklich drüber werden muß! O, o, o, o!

Und unter dieſem Schickſalsdrucke brach die weichherzige Tilly abermals in ein anhaltendes, und zwar ſo jammervolles Geheul aus, — durch die lange Unterdrückung war es um ſo ſchauderhafter geworden, — daß ſie unfehlbar das Kind hätte aufwecken und auf irgend eine gefährliche Weiſe, wahrſcheinlich bis zu Krämpfen, erſchrecken müſſen, wenn ihre Augen nicht auf Caleb Plummer gefallen wären, der ſo eben ſeine Tochter in das Zimmer führte. Dieſer Anblick verhalf ihr wieder zu einigem Schicklichkeitsgefühl; ſie blieb ein paar Augenblicke ſtumm mit weit aufgeriſſenem Munde ſtehen, dann aber rannte ſie zu dem Bette, auf dem das Kind ſchlief, tanzte auf dem Boden einen tollen St. Veitstanz und wühlte ſich zugleich mit Kopf und Geſicht in die Betttücher hinein, welches außerordentliche Manöver ihr offenbar große Erleichterung gewährte.

Mary, begann Bertha, nicht bei der Hochzeit!

Ich hab' ihr geſagt, daß Ihr nicht hingehen würdet, Frauchen, flüſterte Caleb. Ich hörte geſtern Abend ſo was. Aber, bei Gott, ſagte der kleine Mann und faßte zärtlich ihre beiden Hände, ich kümmere mich nicht darum, was ſie ſagen, ich glaube ihnen nicht. Es iſt nicht viel an mir, aber das kleine Bischen ſollen ſie mir in Stücke reißen, eh' ich ein Wort gegen Euch, aufkommen laſſe.

Er ſchlang ſeine Arme um ihren Hals und hätſchelte ſie, wie ein Kind ſeine Püppe hätſchelt.

Es ließ Bertha heut Morgen nicht zu Hauſe, ſagte Caleb. Ich merkte wohl, wie ſie ſich fürchtete, das Glockenläuten zu hören, und ſich nicht getraute, den Beiden an ihrem Hochzeittage ſo nahe zu ſein. So brachen wir frühzeitig auf und gingen hieher. Es iſt mir immer im Kopfe herumgegangen, was ich gethan habe, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort; ich habe mich ausgeſcholten, bis ich kaum mehr wußte, wo aus und ein, weil ich ihr ſo viel Kummer verurſacht — und da bin ich zu dem Schluß gekommen, daß es doch beſſer wäre — wenn Ihr mir nämlich beiſtehen wolltet, Frauchen, — ihr die Wahrheit zu ſagen. Nicht wahr, Ihr ſteht mir bei? fragte er, vom Kopf bis zu den Füßen zitternd. Ich weiß nicht, welchen Eindruck es auf ſie machen, weiß nicht, was ſie von mir denken, weiß nicht, ob ſie ſich dann jemals noch um ihren armen Vater kümmern wird. Aber es iſt am beſten für ſie, wenn ich die Täuſchung von ihr nehme, und ich muß die Folgen tragen, wie ich's verdient habe.

Mary, ſagte Bertha, wo iſt deine Hand? Ach! Hier iſt ſie, hier iſt ſie! — Sie preßte ſie lächelnd an ihre

Lippen und ſchmiegte ſie unter ihren Arm. Ich habe ſie geſtern Abend leiſe mit einander reden hören, es handelte ſich um einen Vorwurf gegen dich. Sie hatten Unrecht.

Des Fuhrmanns Frau blieb ſtill. Caleb antwortete für ſie.

Sie hatten Unrecht, ſagte er.

Ich wußte es, rief Bertha ſtolz. Und ich habe es ihnen auch geſagt. Ich hielt es unter mir, nur ein Wort anzuhören. Ihr mit einem Schein von Recht etwas vorwerfen! — Sie preßte die Hand zwiſchen den ihren und beugte die zarte Wange an ihr Antlitz. Nein! ſo blind bin ich nicht.

Ihr Vater trat auf ihre eine Seite, während Dot auf der andern blieb und ihre Hand hielt.

Ich kenne euch Alle, fuhr Bertha fort, beſſer als ihr meint. Aber Niemand ſo gut wie ſie! Nicht einmal dich, Vater! Nichts ſteht ſo wirklich und leibhaftig vor mir, wie ſie. Wenn ich in dieſem Augenblick wieder ſehen könnte, ſie brauchte kein Wort zu reden, ich fände ſie unter Tauſenden heraus! Meine Schweſter!

Bertha, mein Liebling, ſagte Caleb, ich habe etwas auf dem Herzen, das ich dir ſagen möchte, ſo lang wir Drei noch allein ſind. Höre mich geduldig an! Ich habe dir ein Geſtändniß zu machen, mein Liebling.

Ein Geſtändniß, Vater?

Ich bin von der Wahrheit abgewichen und habe mich verirrt, mein Kind, ſagte Caleb mit einem erbarmenswerthen Ausdruck in ſeinem beſtürzten Geſicht. Ich bin von der Wahrheit abgewichen, in der Meinung, dir was Liebes zu thun, — und ich bin grauſam geweſen.

Sie wendete ihm ihr Geſicht mit dem Ausdruck der Verwunderung zu und wiederholte: grauſam?

Er klagt ſich zu hart an, Bertha, ſagte Dot. Du wirſt das gleich ſelbſt ſagen, du wirſt die Erſte ſein, die es ihm ſagt.

Er grauſam gegen mich? rief Bertha, ungläubig lächelnd.

Nicht abſichtlich, mein Kind, ſagte Caleb. Aber ich bin's geweſen; obwohl ich es niemals ahnte — bis geſtern. Meine theure blinde Tochter, höre mich an und vergieb mir! Die Welt, in der du lebſt, mein Herzblatt, iſt nicht ſo beſchaffen, wie ich ſie dir vorgemalt habe. Die Augen, denen du vertrauteſt, haben dir gelogen.

Sie hatte ihm noch immer ihr verwundertes Geſicht zugewendet; aber nun wich ſie etwas zurück und ſchmiegte ſich enger an ihre Freundin.

Der Weg deines Lebens war rauh, meine Arme, ſagte Caleb, und ich wollte ihn dir ebner machen. Ich habe die Außenwelt verändert, die Herzen der Menſchen anders dargeſtellt, habe Dinge erfunden, die nie vorhanden waren, Alles das, um dich glücklicher zu machen. Ich habe dir viel verheimlicht, habe dich viel betrogen, Gott verzeihe mir, und dich mit Phantaſiegebilden umgeben.

Aber lebende Menſchen ſind keine Phantaſiegebilde, rief ſie haſtig und erbleichte dabei über das ganze Geſicht und wich noch weiter vor ihm zurück; die kannſt du nicht anders darſtellen.

Und dennoch that ich es, Bertha, klagte ſich Caleb an. Es giebt Jemand, den du kennſt, mein Täubchen —

O Vater! Wie kannſt du von Kennen reden! Ich kennen! gab ſie im Tone bittern Vorwurfs zurück. Was und wen ſoll ich kennen! Ich, die ich keinen Führer habe! Ich, die elende Blinde!

In der Angſt ihres Herzens ſtreckte ſie die Hände aus, als wollte ſie taſtend ihren Weg ſuchen, dann ſchlug ſie ſie in hülfloſem Schmerz vor das Geſicht.

Die Hochzeit, die man heute feiert, ſprach Caleb weiter, hält ein finſterer, geiziger, liebloſer Mann. Dir und mir ein harter Herr, Liebe, ſeit langen Jahren. Abſtoßend von Angeſicht und in ſeinem ganzen Weſen. Kalt und gefühllos durch und durch. In jedem Zug unähnlich dem Bilde, das ich dir von ihm gezeichnet habe, mein Kind. In jedem Zuge.

O warum, rief die Blinde, deren Schmerz ihre Kräfte zu überſteigen drohte, warum haſt du das gethan! Warum haſt du mein Herz ſo angefüllt, und kommſt nun wie der Tod, und raubſt mir, was ich liebe! O mein Gott, wie blind bin ich! Wie hülflos und allein!

Der zerknirſchte Vater ließ den Kopf hängen, ſeine Reue, ſein Kummer waren ſeine einzige Antwort.

Noch nicht lange hatte ſie ſich ihrem wilden Schmerzensausbruch hingegeben, als das Heimchen am Herde, für Niemand als für ſie hörbar, zu zirpen begann. Aber nicht fröhlich, ſondern leiſe, bang und traurig. Das Lied klang ſo ſchwermuthsvoll, daß ſogleich ihre Thränen floßen. Als aber jetzt die Fee, welche die ganze Nacht neben dem Fuhrmann geſtanden, hinter ihr erſchien und auf ihren Vater hindeutete, da ſtrömten ſie wie Regen nieder.

Bald vernahm ſie die Stimme des Heimchens deutlicher und ſchaute durch das Dunkel ihrer Blindheit, wie die Erſcheinung ihren Vater umſchwebte.

Mary, ſagte die Blinde, beſchreibe mir, wie es bei uns zu Hauſe ausſieht. Wie es in Wahrheit ausſieht.

Es iſt eine ärmliche Stätte, Bertha, in der That ſehr ärmlich und kahl. Das Häuschen wird kaum noch einen Winter gegen Wind und Regen vorhalten. Es iſt ſo übel vor dem Wetter verwahrt, Bertha, fuhr Dot mit leiſer, aber vernehmlicher Stimme fort, wie dein armer Vater in ſeinem Rock von Sackleinwand.

Aufs Tiefſte bewegt, ſtand das blinde Mädchen auf und zog des Fuhrmanns kleine Frau bei Seite.

Die Geſchenke, die ich ſo ſorgfältig aufhob, die ſo wunderbar meinen Wünſchen begegneten und mir immer ſo tiefe Freude machten, fragte ſie zitternd, woher kamen ſie? Haſt du ſie geſendet?

Nein.

Wer denn?

Dot ſah, daß ſie es bereits wußte und ſchwieg. Die Blinde drückte die Hände wieder vor ihr Geſicht, aber jetzt auf ganz andere Art.

Liebe Mary, nur einen Augenblick. Nur einen einzigen Augenblick. Weiter hieher. Sprich leiſe. Du biſt wahr, ich weiß es. Du wirſt mich jetzt nicht täuſchen. Du nicht!

Gewiß nicht, Bertha.

Nein, ich bin überzeugt, daß du es nicht thuſt. Du haſt zu viel Mitleid mit mir. Mary, blick einmal hinüber, wo wir ſo eben ſtanden, wo mein Vater geblieben iſt, mein Vater, der ſo ganz Mitgefühl und Liebe für mich iſt — und ſage mir, was du ſiehſt.

Ich ſehe, ſagte Dot, die ſie wohl verſtand, einen alten Mann, der auf einem Stuhle ſitzt und ſich kummervoll zurücklehnt, das Geſicht in den Händen vergraben. Ganz, als ob ſein Kind ihn tröſten ſollte, Bertha.

Ja, ja. Sie wird. Weiter.

Es iſt ein alter Mann, von Sorge und Arbeit gebeugt. Ein magerer, niedergeſchlagener, bekümmerter Mann mit grauen Haaren. Ich ſehe ihn jetzt verzagt und zerſchmettert und unfähig, dem Leben Stand zu halten. Aber, Bertha, ich habe ihn oft zuvor geſehen, wie er muthig kämpfte, auf allen möglichen Wegen ſtrebte, und immer nur nach Einem großen heiligen

Ziele. Und ich ehre ſein graues Haupt und ſegne ihn.

Die Blinde riß ſich von ihr los, und vor ihm auf die Kniee ſtürzend, drückte ſie ſein graues Haupt an ihre Bruſt.

Ich habe meine Augen wieder, ich habe meine Augen! rief ſie. Ich bin blind geweſen, doch nun ſehe ich. Ich habe ihn nie gekannt! Welch ein Gedanke, daß ich hätte ſterben können, ohne den Vater erkannt zu haben, der mich ſo zärtlich geliebt hat!

Caleb fand keine Worte für ſeine Rührung.

Nirgends auf Erden giebt es eine Lichtgeſtalt, rief das blinde Mädchen, indem ſie ihn umſchlungen hielt, die ich ſo innig lieben könnte und ſo aus tiefſtem Herzen verehren, wie dieſe. Je grauer und gebeugter, um ſo theurer, mein Vater! Nie ſoll man wieder ſagen, ich ſei blind. Keine Falte in ſeinem Geſichte, kein Haar auf ſeinem Haupte will ich vergeſſen, ſo oft ich den Himmel anrufe, bittend und dankend für ihn.

Meine Bertha! ſtammelte Caleb.

Und in meiner Blindheit glaubte ich ihm, fuhr ſie fort, ihn mit Thränen der heißeſten Hingebung liebkoſend, daß er ſo ganz anders ausſehe. Und hatte ihn Tag für Tag um mich, immer nur für mich ſorgend, und träumte mir nichts davon.

Der jugendliche, ſchmucke Vater im blauen Rock, Bertha, ſagte der arme Caleb, der iſt dahin!

Nichts iſt dahin, antwortete ſie. Liebſter Vater, nein! Alles lebt fort — in dir. Der Vater, den ich ſo über Alles liebe; der Vater, den ich nie genug liebte und nie kannte; der Wohlthäter, den ich zuerſt zu verehren und zu lieben anfing, weil er ſo voll Theilnahme für mich war; Alles lebt fort in dir. Nichts iſt todt für mich. Der Inbegriff von Allem, was mir das Liebſte war, lebt fort, lebt hier in dieſem eingefallenen Antlitz und dieſem grauen Haupte. Und ich bin nicht blind, Vater, nicht länger mehr!

Dot's Aufmerkſamkeit war während dieſes Zwiegeſprächs ganz auf Vater und Tochter gerichtet geweſen; doch jetzt, als ſie den kleinen Mähder auf der mauriſchen Wieſe ins Auge faßte, ſah ſie, daß die Uhr in wenigen Minuten ſchlagen mußte; und ſofort bemächtigte ſich ihrer eine ungewöhnliche fieberhafte Aufregung.

Vater, ſagte Bertha zögernd. Mary . . .

Ja, mein Kind, antwortete Caleb, hier iſt ſie.

In ihr iſt nichts verändert? Von ihr haſt du mir nie etwas geſagt, was nicht wahr geweſen wäre?

Ich hätte es wohl auch gethan, fürchte ich, gab Caleb zur Antwort, wenn man etwas an ihr beſſer machen könnte. Aber ich hätte ſie nur ſchlechter machen müſſen, wenn ich an ihr hätte ändern wollen. An ihr war nichts zu verſchönern, Bertha.

So vertrauensvoll auch das blinde Mädchen gefragt hatte, ſo war doch ihr Entzücken und ihr Stolz über dieſe Antwort und die Zärtlichkeit, womit ſie Dot immer wieder von Neuem umarmte, ein reizendes Schauſpiel.

Und dennoch kann ſich Mehr ändern, als du glaubſt, Liebe, verſetzte Dot. Zum Beſſeren, mein' ich, zur großen Freude für Manchen von uns. Nur darfſt du mir nicht zu ſehr erſchrecken, wenn etwas derart eintreten und dich näher angehen ſollte. Rollt nicht ein Wagen auf der Straße? Du haſt ein ſcharfes Gehör, Bertha. Rollt ein Wagen?

Ja, und er kommt ſehr raſch.

Ich — ich — ich weiß, daß du ein ſcharfes Gehör haſt, ſagte Dot, die Hand aufs Herz legend und ſo ſchnell als möglich ſprechend, um ſein Pochen zu verbergen. Ich habe es oft bemerkt, und auch geſtern Abend haſt du den fremden Tritt ſo ſchnell herausgefunden. Ich weiß zwar nicht, warum du es ſagteſt — denn ich erinnere mich ſehr gut: Weſſen Tritt iſt das? ſagteſt du, Bertha — aber ich weiß nicht, warum dir gerade dieſer Tritt mehr auffiel, als irgend ein anderer. Doch, wie ich ſo eben geſagt habe, es ändert ſich Vieles in der Welt; gar Vieles; und wir können nichts Beſſeres thun, als uns zuſammennehmen und uns von gar nichts mehr überraſchen laſſen.

Caleb begriff nicht, was ſie meinen konnte; er merkte wohl, daß ihre Worte ihm nicht weniger als ſeiner Tochter galten. Zu ſeinem Erſtaunen war ſie ſo aufgeregt und angegriffen, daß ſie kaum athmen

61.

Kein Reiſender, kein Schiffer iſt zu ſchauen;
Nur, wie der Wind und ſein Geſchick es führt,
Kommt es mit hohen Segeln, ſtraffen Tauen,
Bis es zuletzt den Uferſand berührt.
Doch lenkt, eh' ich euch dieſes kann vertrauen,
Die Liebe, die mein Herz für Rüd'gern ſpürt,
Zu dieſem mich, damit ich die Geſchichte
Von ihm und dem von Clermont euch berichte.

62.

Ich ſagt' euch von den beiden Kriegern an,
Daß ſie ſogleich auf jeden Kampf verzichtet,
Als ſie Vertrag und Schwur gebrochen ſahn,
Die Heere wirr, die Ordnung ganz vernichtet.
Wer wider ſeinen Eid zuerſt gethan
Und dieſes große Unheil angerichtet,
Ob Kaiſer Karl, ob König Agramant,
Erforſchten ſie, wo einer hergerannt.

63.

Ein Knappe kommt zu Rüdigern inzwiſchen,
Der treu, verſchlagen iſt, und ohne Raſt,
Und, da die beiden Heere ſich vermiſchen,
Beſtändig ſeinen Herrn in's Auge faßt:
Mit Hülfe ſeine Schaaren zu erfriſchen,
Bringt er ihm Schwert und Roß in großer Haſt.
Der Held ſteigt auf und nimmt den guten Degen,
Doch ohne drum ſich in den Kampf zu legen.

64.

Er ſprengt hinweg, allein zuvor erneuert
Er mit dem edlen Gegner den Vertrag,
Wenn Agramant den Stillſtand falſch betheuert,
Ihn zu verlaſſen an demſelben Tag.

konnte und ſich an einem Stuhle hielt, um nicht umzuſinken.

In der That, ein Wagen! ſtieß ſie hervor. Immer näher! näher? Ganz nah! Hört ihr, wie er jetzt an der Gartenthüre hält? Und jetzt ein Schritt vor der Thüre — derſelbe Schritt, Bertha, nicht wahr? und jetzt! —

Sie ſtieß einen leidenſchaftlichen Freudenſchrei aus, ſprang auf Caleb zu und verſchloß ihm die Augen mit beiden Händen, als ein junger Mann ins Zimmer ſtürzte, den Hut emporwarf und auf ſie zugeflogen kam.

Iſt's vorüber? rief Dot.

Ja!

Glücklich vorüber?

Ja!

Kennt Ihr dieſe Stimme noch, lieber Caleb? Habt Ihr nie einmal eine ähnliche gehört? rief Dot.

Wenn mein Sohn im goldenen Südamerika noch lebte — ſagte Caleb zitternd.

Er lebt, jauchzte Dot, die Hände von ſeinen Augen zurückziehend und ſie entzückt zuſammenſchlagend. Schaut ihn an! Seht, wie friſch und geſund er vor Euch ſteht! Euer theurer Sohn! Dein lieber, guter Bruder, Bertha!

Alle Hochachtung vor dem Freudenrauſche dieſes kleinen Weſens! Alle Hochachtung vor ihrem Weinen und Lachen, als die Drei ſich in den Armen lagen! Alle Hochachtung vor der Herzlichkeit, mit der ſie dem ſonnverbrannten, ſchwarzlockigen Seemann halbwegs entgegenkam und ihren roſigen kleinen Mund nicht zur Seite wandte, ſondern ſich herzhaft von ihm küſſen und an ſeine hochgehende Bruſt drücken ließ.

Alle Hochachtung aber auch vor dem Kukuk — warum denn nicht? — der jetzt wie ein Räuber aus dem Klappthürchen ſeines mauriſchen Schloſſes hervorbrach und zwölfmal über die verſammelte Geſellſchaft hin gluckſ'te, als wär' er trunken vor Freude!

Der Fuhrmann, der nun eintrat, ſtutzte nicht wenig, und dazu hatte er auch allen Grund, da er ſich plötzlich in ſo froher Geſellſchaft ſah.

Seht, John, rief Caleb außer ſich vor Freude, ſeht her! Mein Sohn aus dem goldnen Südamerika! mein leibhaftiger Sohn! O, den Ihr ſelbſt ausgerüſtet und hinausgeſendet habt, und dem Ihr immer ein ſolcher Freund geweſen ſeid!

Der Fuhrmann trat vor, um ihm die Hand zu reichen; aber ſchnell zurückfahrend, da ein Zug dieſes Geſichtes ihn an den tauben Mann in ſeinem Wagen erinnerte, rief er:

Edward! Warſt du es?

Jetzt kannſt du ihm Alles ſagen! rief Dot. Sag ihm Alles, Edward, und ſchone mich nicht, denn ich will mich ſelbſt nicht ſchonen, will um nichts in der Welt je wieder anders vor ihm ſtehen, als ich bin.

Ich war es, ſagte Edward.

Und du konnteſt dich verkleidet in das Haus beines alten Freundes einſchleichen! rief ihm der Fuhrmann zu. Ich kannte einſt einen treuherzigen Jungen — wie viel Jahre ſind es, Caleb, daß wir hörten, er ſei todt, und Beweiſe dafür zu haben glaubten? — der das nie gethan hätte!

Ich hatte einſt einen hochherzigen Freund, erwiderte Edward, mehr Vater als Freund, der nie weder mich noch einen andern Menſchen ungehört verurtheilt hätte. Ihr waret dieſer Freund. Und ſo bin ich gewiß, daß Ihr mich auch jetzt hören werdet.

Mit einem verſtörten Blick auf Dot, die ſich noch immer weit von ihm entfernt hielt, gab der Fuhrmann zurück:

Wohl, das iſt nicht mehr als billig. Ich bin bereit.

So wißt denn, ſagte Edward, daß ich, wie ich als junger Menſch von hier fortging, verliebt war, und daß meine Liebe erwiedert wurde. Das Mädchen war noch ſehr jung und wußte vielleicht, werdet Ihr ſagen, nicht recht, was ſie wollte. Aber ich wußte, was ich wollte, und hatte eine ernſtliche Liebe zu ihr.

Du! rief der Fuhrmann, du!

Gewiß, entgegnete der Andre. Und ſie liebte mich wieder. Ich habe immer daran geglaubt, und nun weiß ich's gewiß.

Gott ſteh' mir bei! rief der Fuhrmann aus. Das iſt ſchlimmer als Alles.

Voll treuer Liebe, erzählte Edward weiter, und voll Hoffnung kehre ich nach manchen Mühſalen und Gefahren zurück, um meinen Theil unſers alten Schwures einzulöſen, da höre ich zwanzig Meilen von hier, ſie ſei mir untreu geworden, habe mich vergeſſen und ſich einem andern, reicheren Manne zugewendet. Ich war nicht gemeint, ihr Vorwürfe zu machen, ich wollte ſie nur noch einmal ſehen und mich von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugen. Ich hoffte, ſie ſei wider ihren Wunſch und Willen dazu gezwungen worden. Freilich nur ein ſchwacher Troſt, aber immer ein Troſt, dachte ich, und ſo kam ich hieher. Um die Wahrheit, die volle Wahrheit zu erfahren, um ſelber frei beobachten und urtheilen zu können, ohne einerſeits einem Hinderniß zu begegnen, oder andrerſeits einen Einfluß (falls ich noch einen hätte) auf ſie auszuüben, verkleidete ich mich — Ihr wißt, wie — und wartete auf der Straße, Ihr wißt, wo. Ihr ſchöpftet keinen Verdacht, ſo wenig als ſie — dabei deutete er auf Dot — bis ich ihr am Kamin etwas ins Ohr flüſterte, ſo daß ſie mich beinahe verrathen hätte.

Aber als ſie nun ſah, daß Edward noch lebte und heimgekommen war, ſchluchzte Dot, die nun ihrerſeits das Wort nahm, worauf ſie während der ganzen Erzählung mit Schmerzen gewartet hatte, — und als ſie ſein Vorhaben inne wurde, rieth ſie ihm dringend, ſein Geheimniß zu bewahren; denn ſein alter Freund John Peerybingle wäre viel zu offenherzig und zu ungeſchickt in Kunſtgriffen aller Art geweſen — er iſt überhaupt ein ungeſchickter Mann, ſetzte ſie halb lachend und halb weinend hinzu —, um es ihm bewahren zu helfen. Und als ſie — das bin ich, John, ſchluchzte die kleine Frau weiter — ihm Alles erzählt hatte, wie Sie ihn todt geglaubt habe und von ihrer Mutter zu einer Heirath gedrängt worden ſei, die das einfältige, gute, alte Ding vortheilhaft nannte; und als ſie — das bin wieder ich, John, — ihm geſagt hatte, die Hochzeit ſei noch nicht vorüber, wiewohl es ganz nahe daran ſei, und daß Sie nur aufgeopfert würde, wenn es dazu käme, denn Liebe ſei bei Ihr nicht im Spiel; und als er nun vor Freude faſt närriſch wurde, da ſprach ſie — wieder ich, John —, ſie wolle ſich ins Mittel legen, wie ſie es ja oft in alten Tagen gethan, John, und wolle ſeine Geliebte ausforſchen und ſich vergewiſſern, daß, was ſie — wieder ich, John — was ſie ſage und meine, das Richtige ſei. Und es war das Richtige, John! Und ſie wurden zuſammengebracht, John! Und ſie wurden getraut, John, vor einer Stunde! Und hier iſt die Braut! Und Gruff und Tackleton kann als Junggeſelle ſterben. Und ich bin ein glückliches Weibchen, May, Gott ſegne dich!

Nein, ſie war eine unwiderſtehliche kleine Frau, wenn das hieher gehört; aber niemals ſo vollkommen unwiderſtehlich, wie jetzt in ihrem Freudentaumel. Niemals hat man ſo reizende, ſo entzückende Glückwünſche gehört, wie die, mit denen ſie jetzt ſich ſelbſt und die Braut überſchüttete.

Mitten im Sturm der Gefühle, die ſeine Bruſt bewegten, war der treffliche Fuhrmann ganz verwirrt dageſtanden. Nun wollte er auf ſie zueilen, aber Dot ſtreckte abwehrend die Hand aus und wich vor ihm zurück, wie vorhin.

Nein, John, nein! höre Alles! Liebe mich nicht eher wieder, John, als bis du jedes Wort gehört haſt, das ich dir zu ſagen habe. Es war unrecht, ein Geheimniß vor dir zu haben, John. Und es thut mir herzlich leid. Ich dachte freilich an nichts Schlimmes dabei, bis ich geſtern Abend herunterkam und mich zu dir auf mein Stühlchen ſetzte; da aber, als ich auf deinem Geſichte las, daß du mich mit Edward in der Gallerie hatteſt auf und abgehen ſehen, und errieth, was du darüber dachteſt, da fühlte ich, wie leichtſinnig und unrecht ich gehandelt hatte. Aber ach, theurer John, wie konnteſt du — wie konnteſt du ſo etwas denken!

Wie ſie wieder ſchluchzte, die kleine Frau! John Peerybingle wollte ſie in ſeine Arme ſchließen. Aber nein, ſie ließ es nicht zu.

Du darfſt mich noch nicht lieben, John! Noch lange nicht! Daß ich über dieſe bevorſtehende Hochzeit ſo traurig wurde, Herz, das geſchah darum, weil ich mich erinnerte, wie May und Edward ſich ſchon ſo frühe geliebt hatten, weil ich wußte, daß ihr Herz weit entfernt war von Tackleton. Das glaubſt du mir jetzt, nicht wahr, John?

Auf dieſes wollte John einen neuen Anlauf nehmen, aber ſie wehrte wiederum ab.

Nein, bleib dort, ich bitte dich, John. Wenn ich dich auslache, wie ich's ja manchmal thue, John, wenn ich dich ein ungeſchicktes, liebes, altes Kameel heiße, und was dergleichen Namen ſind, ſo thu' ich's ja nur, weil ich dich ſo ſehr liebe, John, und deine ganze Art ſo prächtig finde, und dich um kein Härchen anders haben möchte, und wenn du morgen dafür ein König würdeſt.

Hurrah hoch! rief Caleb mit ungewöhnlichem Feuer. Ganz meine Meinung.

Und wenn ich von ältlichen geſetzten Leuten ſchwatz, John, und uns verleumde, daß wir ein paar Schlafmützen ſeien, die ſo mitſammen dahintrollen, ſo iſt es ja nur, weil ich ſolch ein närriſches kleines Ding bin, John, daß ich manchmal ſogar mit dem Wickelkind Komödie ſpiele und alle möglichen Poſſen treibe.

Sie ſah ihn heranſtürmen, wehrte ihn aber noch einmal ab. Doch diesmal wäre es beinahe zu ſpät geweſen.

Nein, warte noch eine Minute, ich bitte dich, John. Das Wichtigſte habe ich mir bis zuletzt aufgeſpart. Mein lieber, guter, edler John, als wir neulich Abends vom Heimchen ſprachen, da hatte ich es ſchon auf der Zunge, dir zu ſagen, daß ich dich anfangs noch nicht ganz ſo aus tiefſtem Herzen geliebt habe, wie jetzt; daß es mir, wie ich zuerſt hier ins

Haus kam, halb bange war, ich könnte dich nicht ſo durch und durch lieben lernen, wie ich hoffte und wünſchte; weil ich ja noch ſo gar jung war, John! Aber, theurer John, jeden Tag und jede Stunde iſt meine Liebe größer und größer geworden. Und wenn ſie jetzt noch wachſen könnte, ſo würde ſie es, auf die hochherzigen Worte, die ich dich heute Morgen ſprechen hörte. Aber ſie kann es nicht. Alles, was ich von Herzenswärme beſaß — und es war viel, John —, gab ich dir, wie du es redlich verdienteſt, lange, lange ſchon, und ich habe nichts mehr, was ich dir noch geben könnte. Und jetzt, mein theurer Gatte, nimm mich wieder an dein Herz! Hier iſt meine Heimath, John, und nie, nie mehr denke daran, mich in eine andere zu ſenden.

Nimmermehr kann es euch ſo entzücken, ein herrliches Weibchen in den Armen eines Andern zu ſehen, wie es euch entzückt haben würde, zu ſehen, wie Dot dem Fuhrmann entgegenflog. Es war das vollkommenſte, ausgelaſſenſte, ſeelenvollſte kleine Schauſpiel von Zärtlichkeit, das ihr in all euren Tagen hättet ſchauen können.

Ihr dürft mir glauben, daß der Fuhrmann ganz verzückt war, und von Dot dürft ihr es gleichfalls glauben, und eben ſo von allen Anderen, mit Einſchluß Tilly's, welche vor Freude reichlich weinte und in dem Wunſche, auch ihren jungen Pflegling an dem allgemeinen Freudenaustauſche Theil nehmen zu laſſen, das

Wickelkind der Reihe nach herumreichte, als ob es etwas zu trinken geweſen wäre.

Abermals hörte man einen Wagen vor der Thüre, und Jemand rief, Gruff und Tackleton komme zurück. Wirklich trat auch gleich darauf der Edle ein, ziemlich erhitzt und aus den Fugen.

Aber was zum Teufel iſt das, John Peerybingle? rief er erſtaunt. Da muß ein Mißverſtändniß obwalten. Ich bedeutete Mrs. Tackleton, mich an der Kirche zu erwarten, aber ich will ſchwören, daß ich ihr auf der Straße begegnet bin, wie ſie hieherfuhr. Ah, da iſt ſie ja! Bitt' um Entſchuldigung, Sir, habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, aber Sie müſſen mir wohl ſchon den Gefallen thun, mir dieſe junge Dame ein wenig zu überlaſſen, ſie hat dieſen Morgen etwas Beſonderes vor.

Sie wird hier nicht zu entbehren ſein, antwortete Edward. Auch fiele es mir im Traum nicht ein, ſie fortzulaſſen.

Was will Er damit ſagen, Er Landſtreicher? rief Tackleton.

Ich will damit ſagen, erwiderte der junge Mann lächelnd, daß ich, da man Ihrem Aerger etwas zu Gute halten muß, für jede böſe Rede heute eben ſo taub ſein werde, wie ich es geſtern für alles Reden war.

Der Blick, den Tackleton ihm zuwarf, und der Sprung, mit dem er in die Höhe fuhr!

Es thut mir leid, Sir, ſagte Edward, May's linke Hand und namentlich den dritten Finger derſelben emporhaltend, es thut mir leid, daß die junge Dame Sie nicht zur Kirche begleiten kann; da ſie aber heute Morgen ſchon einmal dort geweſen iſt, ſo werden Sie ſie vielleicht entſchuldigen.

Tackleton ſtarrte den Goldfinger an; dann nahm er ein Stückchen Silberpapier aus ſeiner Weſtentaſche, in dem ſich, wie man ſehen konnte, gleichfalls ein Ring befand.

Tilly! ſagte er. Will Sie ſo gut ſein, das ins Feuer zu werfen? So, danke.

Es war eine frühere Zuſage, eine ſehr alte Zuſage, die meine Frau verhinderte, die mit Ihnen getroffene Abrede einzuhalten, mein Wort darauf, ſetzte Edward hinzu.

Mr. Tackleton, fiel May erröthend ein, wird mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu bezeugen, daß ich es ihm ehrlich geſtanden und ihm oft erklärt habe, ich könne nie vergeſſen.

Freilich, freilich! verſetzte Tackleton. O freilich, ganz gewiß. Nun ja, Alles in Ordnung. Alles in Richtigkeit. Mrs. Edward Plummer vermuthlich?

So iſt ihr Name, erwiderte der Bräutigam.

Ah! Ich hätte Sie kaum wieder erkannt, Sir, ſagte Tackleton, indem er ſein Geſicht genau muſterte und ihm eine tiefe Verbeugung machte. Gratulire, Sir!

Heut iſt der erſte Kampf, wo Rüd'ger feiert;
Das Einz'ge, was er unternehmen mag,
Iſt, den und jenen fragend anzuhalten,
Ob Karl, ob Agramant die Treu zerſpalten.

65.

Er hört es laut von allen Seiten ſagen,
Der Eidbruch ſei von Agramant geſchehn.
Er liebt den Agramant: ihm zu entſagen
Kommt ihn gar ſauer an für dieß Vergehn.
Der Heide ward zerſprengt und ganz geſchlagen,
Wie ich erzählt, und mußte von den Höhn
Des flücht'gen Rades in den Abgrund ſinken,
Wie's ihr gefiel, die launiſch pflegt zu winken.

66.

Bedenken muß der Held und überlegen,
Ob er ſoll bleiben, ob zum König ziehn.
Die Liebe legt ihm unter Herzensſchlägen
Den Zügel an, und läßt ihn nicht entfliehn.
Sie treibt und dreht ihn auf verſchiednen Wegen,
Spornt und bedroht mit harten Strafen ihn,
Wenn er ſein Schwurbeſiegeltes Verſprechen
Und den Vertrag mit Reinald wagt zu brechen.

67.

Nicht minder quält mit Sporn und Peitſchenhieben
Ihn eine Sorge, ſcharf und immer wach,
Als Furcht, als Feigheit werd's ihm angeſchrieben,
Wenn er in dieſem Fall die Treue brach.
Lobt der den Grund, warum er da geblieben,
So ſieht im Grunde jener ſchon die Schmach:
Man halte nicht, wird er von Vielen hören,
Was unerlaubt und unrecht war zu ſchwören.

Danke.

Mrs. Peerybingle, ſagte Tackleton hierauf, ſich raſch nach der Seite wendend, wo ſie mit ihrem Gatten ſtand, es thut mir leid. Sie haben mir zwar keinen ſehr großen Gefallen erwieſen, doch, bei meiner Seele, es thut mir leid. Sie ſind beſſer, als ich glaubte. John Peerybingle, es thut mir leid. Ihr verſteht mich, das iſt genug. Alles in Richtigkeit, meine Damen und Herren, — Alles befriedigend. Guten Morgen!

Damit machte er der Sache ein Ende und ſeiner Gegenwart ebenfalls. Letzteres übrigens mit einem kurzen Aufenthalt vor der Thüre, wo er ſeinem Pferde die Blumen und Schleifen vom Kopf riß und ihm eins in die Rippen gab, das beſte Mittel, um dem Thier bemerklich zu machen, daß ihm heut Etwas ſchief gegangen ſei.

Natürlich wurde es nun eine ernſte Pflicht, den Tag ſo zu begehen, daß er für ewige Zeiten als hoher Feſt- und Feiertag im Peerybingle'ſchen Kalender ſtehen mußte. Demgemäß ging denn Dot ans Werk, ein Feſtmahl herzurichten, das unverwelkliche Ehre über das Haus und jeden ſeiner Angehörigen ausſtrahlen ſollte; und über ein ganz Kurzes ſtak ſie bis über die Ellbogengrübchen im Weizenmehl und machte dem Fuhrmann, ſo oft er in ihre Nähe kam, den Rock weiß, indem ſie ihn anhielt, um ihm einen Kuß zu geben. Dieſe gute Seele wuſch das Gemüſe und ſchälte die Rüben, ließ die Teller fallen, warf volle Kochtöpfe am Feuer um und machte ſich auf jede Art und Weiſe nützlich, während ein paar gelernte Köchinnen, die man in aller Eile aus der Nachbarſchaft zuſammengetrommelt hatte, in allen Thüren und um alle Ecken auf Leben und Tod gegen einander rannten und alle Welt allerorten über Tilly und das Wickelkind ſtolperte. So hatte Tilly noch nie geglänzt. Ihre Allgegenwart war der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Fünfundzwanzig Minuten nach zwei Uhr war ſie ein Stein des Anſtoßes in der Küche, punkt halb drei Uhr eine Fallgrube im Gange, und fünfundzwanzig Minuten vor drei Uhr ein Fallſtrick in der Dachkammer. Des Kindes Kopf war eine Art Probierſtein für jeden erdenklichen Gegenſtand aus allen drei Naturreichen. Nichts kam heute in Gebrauch, das nicht ein oder das andremal nähere oder nächſte Bekanntſchaft mit ihm machte.

Alsdann wurde eine große Deputation in Bewegung geſetzt, um Mrs. Fielding ausfindig zu machen, vor der erhabenen Dame in Sack und Aſche Buße zu thun und ſie nöthigenfalls mit Gewalt herbeizuſchaffen, damit ſie vergebe und unter Glücklichen glücklich ſei. Im erſten Augenblicke, nachdem die Deputation ihrer habhaft geworden, wollte ſie auf gar keine Vorſtellung hören, jammerte in Einem fort, daß ſie dieſen Tag erleben müſſe, und kein anderes Wort war aus ihr herauszubringen als: Nun tragt mich nur zu Grabe! was doch äußerſt ungereimt lautete, in Anbetracht, daß ſie ja noch gar nicht todt oder irgend etwas dergleichen war. Nach einiger Zeit verfiel ſie in einen Zuſtand entſetzlicher Ruhe und bemerkte, ſie habe ſchon damals, als die unglückliche Verkettung von Umſtänden im Indigohandel eingetreten ſei, vorausgeſehen, daß ſie ihr Leben lang jeder Art von Schmach und Beleidigung ausgeſetzt ſein würde; und es freue ſie nur, zu ſehen, daß ſie Recht gehabt; und ſie bitte, ſie möchten ſich nicht weiter mit ihr bemühen — denn was ſei ſie? lieber Gott, ein reines Nichts! — ſondern ganz vergeſſen, daß ſolch ein Geſchöpf in der Welt ſei, und möchten ohne ſie ihren Gang durchs Leben gehen. Aus dieſem bitteren, beißenden Zuge ging ſie in einen erboſ'ten über und warf die bemerkenswerthe Aeußerung hin: der Wurm, wenn er getreten werde, krümme ſich; dann aber zerſchmolz ſie in ſanfte Wehmuth und ſagte, wenn man ſie nur ins Vertrauen gezogen, wie Manches hätte ſie an die Hand geben können. Dieſe Kriſis in ihren Gefühlen benutzte die Deputation, ſie in Umarmungen zu begraben, und ſehr bald hatte ſie ihre Handſchuhe an und befand ſich auf dem Wege zu John Peerybingle's in einem Aufzuge von unantaſtbarer Vornehmheit, neben ſich ein Papierpacket, das eine Staatshaube enthielt, faſt ſo groß und ganz ſo ſteif, wie eine Biſchofsmütze.

Nunmehr ſollten auch Dot's Vater und Mutter kommen, blieben aber ſo lange aus, daß man um ſie beſorgt wurde und alle Augenblicke nach ihrem Wägelchen auf die Straße hinaus ſchaute. Mrs. Fielding ſah jedesmal nach der entgegengeſetzten Richtung, und auf die moraliſche Unmöglichkeit dieſer Richtung aufmerkſam gemacht, „hoffte“ ſie, ſie werde ſich die Freiheit nehmen dürfen, hinzuſehen, wohin es ihr gefalle.

Endlich kamen ſie, ein rundes, kleines Pärchen, in einem gemächlichen und gemüthlichen kleinen Träbchen daher ziehend, das die Dot'ſche Familie ganz und gar bezeichnete; und wunderbar war es, Dot und ihre Mutter neben einander zu ſehen. Sie waren ſich Beide ſo ähnlich.

Jetzt mußte Dot's Mutter ihre Bekanntſchaft mit May's Mutter erneuern; und May's Mutter ſteifte ſich immer auf ihre Vornehmheit, aber Dot's Mutter ſteifte ſich auf gar nichts als auf ihre rührigen kleinen Füßchen. Der alte Dot — das heißt Dot's Vater; ich vergaß, daß dies nicht ſein rechter Name iſt, aber was thut das? — der nahm ſich allerlei Freiheiten heraus, ſchüttelte Leuten, die er zum erſten Mal ſah, die Hände, ſchien an einer Haube nichts zu finden, als ſo und ſo viel Stärke und Muſſelin, legte auch gar keinen Reſpect vor dem Indigohandel an den Tag, ſondern meinte, da ſei nichts mehr zu helfen; in Summa, nach Mrs. Fielding's Rechnung, ein guter Mann — aber ungebildet, meine Liebe, ungebildet.

Nicht um Alles hätte ich Dot miſſen mögen, wie ſie — meinen Segen über ihr ſtrahlendes Geſichtchen! — in ihrem Hochzeitskleide als Hausfrau waltete; um

Alles nicht. Noch den guten Fuhrmann, der ſo ſeelenvergnügt und ſo friſch ausſehend unten am Tiſche ſaß. Auch nicht den gebräunten, jugendlichen Seemann und ſeine ſchöne Frau. Nicht Eins von Allen. Das Eſſen ſelbſt zu miſſen, hieß ein ſo luſtiges und ſtattliches Feſtmahl miſſen, wie man ſich nur eines wünſchen kann; und wer die überſchäumenden Becher, aus welchen man auf den Hochzeittag trank, hätte miſſen ſollen, wäre am ſchlimmſten von Allen daran geweſen.

Nach Tiſche ſang Caleb ſein Lied vom „funkelnden Pokal“!

Und ſo wahr ich ein lebendiger Mann bin und es noch ein paar Jahre zu bleiben hoffe: er ſang das Lied bis zu Ende.

Und, beiläufig, juſt als er den letzten Vers ausgeſungen hatte, trat ein höchſt unerwartetes Ereigniß ein.

Es klopfte an der Thüre, und ohne viel Umſtände kam ein Mann hereingeſtolpert, der etwas Schweres auf dem Kopfe trug. Indem er es mitten auf den Tiſch ſymmetriſch zwiſchen die Nüſſe und Aepfel ſtellte, ſagte er:

Herrn Tackleton's Empfehlungen, und da er den Kuchen nicht mehr brauchen könne, ſo möchten ſie ſich's vielleicht ſchmecken laſſen.

Und mit dieſen Worten trollte er ſich wieder.

Die Geſellſchaft war ein wenig überraſcht, wie ihr leicht denken könnt. Mrs. Fielding, als eine Dame von begrenztem Scharfſinn, warf ſofort die Vermuthung auf, der Kuchen ſei vergiftet, und erzählte auch gleich eine Geſchichte, wie ſie wiſſe, daß von einem Kuchen ein ganzes Inſtitut von jungen Damen blau angelaufen ſei. Aber ſie wurde durch Acclamation überſtimmt und der Kuchen von May mit großer Feierlichkeit und unter allgemeinem Jubel zerſchnitten.

Ehe noch Jemand davon koſten konnte, klopfte es ſchon wieder an der Thüre, und der Menſch von vorhin kam abermals zum Vorſchein, unter dem Arme ein großes Packet in braunem Papier. Herrn Tackleton's Empfehlungen und hier ſchicke er ein paar Spielſachen für das Kind. Sie ſeien nicht übel.

Und nachdem er ſich ſeines Spruchs entledigt, zog er wieder ab.

Die ganze Geſellſchaft ſaß ſprachlos, und es würde ihr ſehr ſchwer gefallen ſein, Worte für ihr Erſtaunen zu finden, ſelbſt wenn ſie volle Zeit gehabt hätte, danach zu ſuchen. Aber es blieb ihr gar keine Zeit, denn kaum hatte der Bote die Thüre hinter ſich geſchloſſen, als es von Neuem klopfte und Tackleton ſelbſt ins Zimmer trat.

Frau Peerybingle! ſagte der Spielwaarenhändler, den Hut in der Hand. Es thut mir leid. Es thut mir jetzt noch mehr leid, als heute früh. Ich habe Zeit gehabt, darüber nachzudenken. John Peerybingle, ich bin ein Griesgram von Natur, aber ich muß wohl einigermaßen aufthauen, wenn ich einem Mann wie

Euch ins Auge ſehe. Caleb, aus dem Munde dieſes ahnungsloſen Kindsmädchens iſt mir geſtern Abend ein halber Wink geworden, der mir ein Licht aufgeſteckt hat. Ich ſchäme mich, wenn ich daran denke, wie leicht ich Euch und Eure Tochter hätte gewinnen können, und welch ein elender Tropf ich war, als ich ſie für einen ſolchen hielt. Ihr Freunde allzumal, mein Haus iſt heute Abend ſehr einſam. Nicht einmal ein Heimchen habe ich an meinem Herde. Ich habe ſie ja alle verſcheucht. Seid gütig gegen mich und laßt mich an eurer glücklichen Geſellſchaft theilnehmen.

In fünf Minuten war er wie zu Hauſe. Nie habt ihr ſo einen Sauſewind geſehen. Was hatte er denn nur ſein ganzes Leben lang angefangen, daß er ſeine große Anlage zur Luſtigkeit bis jetzt nicht kannte! Oder was hatten die Elfen mit ihm angefangen, eine ſolche Verwandlung zu bewerkſtelligen!

John! Gelt, du ſchickſt mich heut Abend nicht mehr heim? flüſterte Dot. Was meinſt du?

Er war doch bei alledem ſehr nahe daran geweſen.

Nur Ein lebendes Weſen fehlte noch, um die Geſellſchaft vollzählig zu machen; und wie der Blitz war er auch ſchon da; ſehr durſtig vom heftigen Laufen und ſich abarbeitend in vergeblichen Anſtrengungen, ſeinen Kopf in einen engen Waſſerkrug hinein zu zwängen. Er hatte den Wagen bis ans Ende des täglichen Weges begleitet, ſehr ungehalten über die Abweſenheit ſeines Herrn und unerhört rebelliſch gegen den Stellvertreter. Nachdem er ſich dort eine kleine Weile um den Stall herumgetrieben, fruchtlos bemüht, das alte Pferd zu dem meuteriſchen Unterfangen einer eigenmächtigen Umkehr zu verführen, hatte er ſich in die Wirthsſtube begeben und ans Kamin gelegt. Plötzlich aber, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die ganze Geſchichte mit dem Stellvertreter Schwindel ſei und rein aufgegeben werden müſſe, war er wieder auf die Beine geſprungen und rechtsum ſpornſtreichs heimgerannt.

Auf den Abend gab es einen Tanz. Bei dieſer allgemeinen Erwähnung ſothaner Luſtbarkeit könnte ich es bewenden laſſen, wenn ich nicht einigen Grund zu der Vorausſetzung hätte, daß es ein ganz eigenartiger Tanz, ein Tanz von höchſt ungewöhnlichen Figuren war. Er formirte ſich wenigſtens auf abſonderliche Weiſe, und zwar alſo.

Edward, dieſes Seemannsherz — ein ganzes, friſches, raſches, fröhliches Herz war er — hatte ihnen alle möglichen Wunderdinge erzählt, als da ſind von Papageien, Goldminen, Mexicanern, Goldſtaub und dergleichen, als es ihm auf einmal in den Kopf kam, von ſeinem Sitze aufzuſpringen und einen Tanz vorzuſchlagen; denn Bertha's Harfe war bei der Hand, und die Blinde meiſterte ſie, wie ihr es ſelten hören werdet. Dot, ein nichtsnutziges kleines Müſterchen von Ziererei, wenn ſie wollte, behauptete, ſie ſei aus den Tanzjahren heraus; meines unmaßgeblichen Dafürhaltens behauptete ſie das, weil der Fuhrmann eben ſeine Pfeiſe rauchte und ſie am liebſten bei ihm ſitzen blieb. Auf dieſes aber hatte natürlich auch Mrs. Fielding keine andere Wahl mehr, als ebenfalls zu behaupten, daß ſie aus ihren Tanzjahren heraus ſei; und ſo behaupteten dann die andern Alle der Reihe nach dasſelbe; nur May nicht. May war bereit.

So tanzten denn May und Edward unter großem Beifall allein, und Bertha ſpielte ihre munterſte Weiſe.

Ja wohl, meint Ihr? Ihr mögt mir's nun glauben oder nicht, keine fünf Minuten haben ſie getanzt, da wirft plötzlich der Fuhrmann ſeine Pfeiſe weg, faßt Dot um den Leib, und mitten ins Zimmer und dreht ſich mit ihr herum, daß es nur ſo eine Art hat. Kaum ſieht dies Tackleton, ſo kreuzt er auf Mrs. Fielding zu, faßt ſie auch um den Leib und wirbelt nach. Und kaum ſieht das der alte Dot, ſo iſt er ganz Queckſilber, zieht Frau Dot die ältere mitten in den Reigen, und alsbald ſind ſie die Vorderſten. Und kaum ſieht das Caleb, ſo erwiſcht er Tilly an beiden Händen, und fort geht's, daß Kies und Funken ſtoben; Tilly ihrerſeits im feſten Glauben, daß tolles Hineinraſen in die andern Paare und möglichſt häufiges Zuſammenprallen mit ihnen das wahre Geheimniß und die eigentliche Seele der Tanzkunſt ſei.

Horch, wie das Heimchen die Muſik mit ſeinem

Zirp, Zirp, Zirp! begleitet und wie der Keſſel ſummt!

* * *

Doch was iſt das! Eben da ich ihnen noch wohlgemuth lauſche und mich gegen Dot wende, um noch einen Blick auf das mir ſo liebgewordene Figürchen zu werfen, iſt ſie mit allen Andern in Luft zerronnen, und ich bin allein.

Ein Heimchen ſingt am Herde; auf dem Boden liegt ein zerbrochenes Kinderſpielzeug; und ſonſt iſt nichts mehr da.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

68.

Den ganzen Tag und auch die nächſte Nacht
Bleibt er allein, und noch den andern Tag,
Und immer kämpft's in ſeinem Geiſt mit Macht,
Ob er ſoll gehn, ob halten den Vertrag.
Doch hat er endlich ſeines Königs Acht,
Und will ihm folgen nach ſo hartem Schlag.
Es leuchtet hell in ihm der Liebe Licht,
Doch heller noch der Stern der Ehr' und Pflicht.

69.

Er kehrt nach Arles, wo er noch zu ſehen
Die Flotte hofft, mit ihr zu ziehn bereit;
Doch nirgends iſt ein Fahrzeug zu erſpähen,
Auch Mohren nicht, als Todte von dem Streit;
Denn Agramant hieß alle Segel blähen,
Dem Feuer ward der Reſt im Port geweiht.
Da dieß nicht glückt, ſo lenkt er ſeine Pfade
Der Stadt Marſeille zu, am Meergeſtade.

70.

Dort, hofft er. ſoll für ihn ein Ruder ſchallen,
Das er mit Bitten oder Zwang bemannt.
So eben kam des Dänen Sohn mit allen
Gefangnen Heidenſchiffen an das Land.
Kein Hirſenkörnlein kann in's Waſſer fallen,
So dicht erfüllt iſt dieſer ganze Strand
Mit Schiffen, die unüberſehbar kommen
Mit Siegern und Gefangnen angeſchwommen.

71.

Die Heidenſchiffe, die den Feuerlohen
Entgingen und dem Schiffbruch jener Nacht,
Die wen'gen abgerechnet, die entflohen,
Hat Dudo nach Marſeille mitgebracht.

# Novellenſchatz des Auslandes.

## III.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Dritter Band.

---

München.
Rudolph Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt

## des dritten Bandes.

Seite

**Wolfert Webber, oder Goldene Träume.** Von Waſhington Irving. Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe . . . . . . . . . . . . . 1

**Utballa.** Von Helena Hahn. Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer . . . . . . . . . . 93

**Der Teufelsſumpf.** Von Georges Sand. Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans . . . 222

# Wolfert Webber,

oder

# Goldene Träume.

Von

**Waſhington Irving.**
(geb. 1783, geſt. 1859.)

---

Aus dem Engliſchen

von

**Auguſte Scheibe.**

---

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Auch ſieben Fürſten, die das Schlimmſte drohen
Und unterliegen ſahen ihre Macht,
Und die mit ſieben Schiffen ſich dem Dänen
Ergaben, ſtehen ſprachlos und in Thränen.

72.

Dudo war ausgeſtiegen, um noch heute
Zum Frankenkaiſer im Triumph zu gehn.
Er ordnet die Gefangnen und die Beute
Zum langen Zug voll prächtiger Trophä'n.
Am Ufer liegen die gefangnen Leute,
Um welche froh die nub'ſchen Sieger ſtehn,
Die Dudo's Namen über Land und Wellen
Mit Jubeltönen weithin laſſen gellen.

73.

Der Ritter hofft, dieß ſeien die Entflohnen,
Dieß ſei die Flotte ſeines Agramant;
Er ſpornt ſein Roß zu dieſen Legionen,
Doch hat er die Gefangnen bald erkannt.
Den Bambirag, den Herrn der Naſamonen
Sieht er, den Agricalt und Farurant,
Balaſtern, Manilarden, Rimedonten,
Die, weinend, nicht die Augen heben konnten.

74.

Dem Ritter, der ſie liebt, vergeht das Lachen,
Wie er ſie ſieht in ſolcher Schmachgeſtalt;
Allein mit leerer Hand iſt nichts zu machen,
Und bitten hilft ſo viel nicht als Gewalt.
Er ſtößt mit ſeinem Speer in ihre Wachen,
Und zeigt die wohlbekannte Kraft alsbald;
Er zieht das Schwert, und eh' es faſt gewunken,
Sind leblos hundert um ihn her geſunken.

Es war im Jahre der Gnade Eintauſend ſiebenhundert und —, die genauere Jahreszahl iſt mir entfallen, aber es war jedenfalls im erſten Anfange des vorigen Jahrhunderts, als in einer der alten Städte von Manhattan ein würdiger Bürger Namens Wolfert Webber lebte. Es war der Nachkomme jenes alten Cobus Webber, der ſich als einer der erſten Anſiedler der Provinz durch die Einführung und den Betrieb der Krautcultur berühmt gemacht hatte und zu der Zeit ins Land gekommen war, als dasſelbe unter dem Protectorate von Oloff van Kortland ſtand, den man auch den Träumer nannte.

Die Aecker, in die Cobus Webber ſich und ſeine Krautköpfe zuerſt verpflanzt hatte, waren ſeitdem im Beſitze der Familie geblieben, welche mit der bekannten rühmlichen holländiſchen Beharrlichkeit den Boden ganz in derſelben Weiſe weiter bebaute. Der Sinn der ganzen Familie hatte ſich durch mehrere Generationen hindurch ausſchließlich der Cultur und Vervollkommnung des edlen Küchengewächſes zugewendet, und dieſer Concentration der

Beſtrebungen war ohne Zweifel ſowohl die ungeheure Größe wie die Berühmtheit zuzuſchreiben, zu welcher die Webber'ſchen Kohlköpfe gelangten.

Die Dynaſtie der Webber blieb in ununterbrochener Folge im Beſitz der Ländereien, und nirgend waren die Beweiſe der Legitimität weniger anfechtbar, als in dieſer Familie: denn der älteſte Sohn erbte vom Vater nicht nur Geld und Gut, ſondern ebenſowohl Geſtalt und Geſicht; und wären von den friedlichen Potentaten dieſes Geſchlechts Conterfei's vorhanden geweſen, ſo würde die ganze Reihe ihrer Häupter in der Form wie in der Größe die wunderbarſte Aehnlichkeit mit den Kohlköpfen gezeigt haben, über die ſie herrſchten.

Der Sitz ihrer Regierung blieb unveränderlich in dem alten Familienhauſe, einem echt holländiſchen Gebäude mit ſpitziger Giebelfront von gelben Backſteinen, auf deren höchſter Spitze ſich der gewöhnliche eiſerne Wetterhahn drehte. Und Alles in und an dem Hauſe trug das Gepräge eines langen, ſichern Beſtehens und Behagens. Maſſen von befiederten Gäſten bevölkerten die kleinen an den Mauern angebrachten Bruthäuschen, Schwalben bauten ihre Neſter unter den Dachrinnen, und Jedermann weiß, daß dieſe Vögel dem Hauſe, in dem ſie wohnen und niſten, Glück bringen. Im Frühſommer, an klaren, ſonnigen Morgen, war es eine wahre Freude, das Gezwitſcher zu hören, mit dem ſie die Luft erfüllten, als wollten ſie gleichſam die Größe und das Gedeihen der Webbers weit und breit verkündigen.

So vegetirte die würdige Familie ruhig und beſchaulich unter dem Schatten eines mächtigen Ahornbaumes, der nach und nach ſo groß geworden war, daß er den ganzen Palaſt beſchattete. Die Stadt dehnte ſich mehr und mehr aus, ihre Grenzen erreichten endlich die Webber'ſche Beſitzung, neue Häuſer ſchoſſen ringsum empor und verſperrten die Ausſicht, die Feldwege der Nachbarſchaft verwandelten ſich in geräuſchvolle, belebte Straßen — kurz die Webbers konnten nicht umhin zu bemerken, daß ſie, bei allem Feſthalten an den Gewohnheiten des Landlebens, zu Stadtbewohnern geworden waren, aber dennoch bewahrten ſie mit der Hartnäckigkeit, die eines kleinen deutſchen Fürſtenhauſes würdig geweſen wäre, den angeſtammten Charakter und die ererbte Beſitzung. Wolfert Webber, der letzte ſeines Stammes, war ſeinem Vater auf dem patriarchaliſchen Sitze vor der Hausthür im Schatten des Familienbaumes gefolgt und ſchwang, als ländlicher Potentat, inmitten einer Weltſtadt das Scepter ſeiner Vorfahren.

Um nun ſowohl die Sorgen wie die Süßigkeiten der Macht mit Jemand zu theilen, hatte ſich Wolfert eine Gefährtin auserkoren, eine Frau von jener vortrefflichen Schule und Art, die immer beſchäftigt iſt, auch wenn ſie nichts zu thun hat — nur daß bei Dame Webber der Thätigkeitstrieb eine beſondere Richtung genommen hatte. Ihr ganzes Leben ſchien einem einzigen Zwecke, dem Strickſtrumpfe, gewidmet. Mochte ſie daheim oder auswärts ſein, mochte ſie ſitzen, ſtehen oder gehen, ihre Stricknadeln waren in unabläſſiger Bewegung, und es iſt eine erwieſene Sache, daß ſie durch ihren unermüdlichen Fleiß faſt die geſammte Hausgenoſſenſchaft jahraus jahrein mit Strümpfen verſorgte.

Dieſes würdige Ehepaar war mit einer Tochter geſegnet, welche mit großer Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen wurde. So ungewöhnliche Mühe hatte man ſich mit ihrer Ausbildung gegeben, daß ſie in jeder Art von Näherei und Stickerei bewandert war, jede Sorte von Pickels und Früchten einzumachen verſtand und ihren eignen Namen in ein Modelltuch zeichnen konnte. Und auch im Familiengarten wurde der Einfluß ihres Geſchmackes bald bemerklich, denn ſie fing an, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Ganze Reihen ſtolzer Ringelblumen und bunter Stockroſen faßten die Krautbeete ein, und gigantiſche Sonnenblumen ſtreckten ihre großen, guten Geſichter über die Einfriedigung des Gartens hinaus und ſchienen die Vorübergehenden mit liebevoller Theilnahme zu betrachten.

So regierte Wolfert Webber in Frieden und Zufriedenheit die väterliche Beſitzung, obwohl er, wie alle Herrſcher, hie und da Sorgen und ſeinen gelegentlichen Aerger hatte. So ärgerte ihn zuweilen das Wachſen ſeiner Geburtsſtadt. Sein Grundſtück wurde nachgerade von Häuſern und Straßen eingeſchloſſen, welche Luft und Sonnenſchein abſchnitten; er war dann und wann den räuberiſchen Einfällen jener Grenzbevölkerung ausgeſetzt, welche die Plage der Außenlinien großer Städte iſt, bei nächtlicher Weile in ſeinen Garten einbrach und ganze Rotten der edelſten Häupter ſeiner Unterthanen als Gefangene mit ſich fortſchleppte. Auch herumlaufende Schweine geriethen hie und da, wenn die Pforte nicht gehörig verſchloſſen war, in die Plantage und richteten Verwüſtungen an, indem ſie zerſtörten, was ſie fanden; während böſe Buben nicht ſelten die ſtolzen Zierden des Gartens köpften, die prächtigen Sonnenroſen, die ihre Häupter ſo harmlos thöricht über den Zaun hinüber ſtreckten. Alles dies waren aber kleine Kümmerniſſe, die wohl zuweilen Wolfert Webber's Stimmung flüchtig berührten, wie ein Sommerwind die Oberfläche eines Mühlbaches kräuſelt, ſeine tiefbegründete Seelenruhe aber nicht ſtören konnten. Er griff nur gelegentlich zu einem tüchtigen Stocke, der hinter der Thüre ſtand, eilte hinaus, bearbeitete den Rücken des Miſſethäters, gleichviel ob Schwein oder Gaſſenbube, und kehrte dann immer wunderbar erfriſcht und beruhigt ins Haus zurück.

Die erſte und größte Sorge war und blieb für den ehrlichen Wolfert das fortſchreitende Wachsthum der Stadt. Das Leben wurde in Folge desſelben um das Doppelte und Dreifache theurer, ohne daß er den Ertrag ſeiner Krautäcker verdoppeln und verdreifachen konnte. Außerdem drückten zahlreiche Concurrenten den Preis ſeiner Erzeugniſſe herunter, und ſo geſchah es, daß Wolfert, während Alles um ihn her wohlhabender wurde, mehr und mehr verarmte und — was das Schlimmſte war — auch nicht die geringſte Möglichkeit erblickte, dem Uebel zu ſteuern.

Und dieſe von Tag zu Tag wachſende Sorge übte ihre Wirkung auf unſern ehrenwerthen Bürger dergeſtalt, daß ſich endlich — in der Familie der Webbers bis dahin etwas Unerhörtes — zwei oder drei Falten über ſeinen Augenbrauen eingruben, und daß ſelbſt die Spitzen ſeines Dreimaſters einen Ausdruck von ängſtlicher Beklemmung annahmen, welcher zu dem ruhigen Charakter der breitkrämpigen, niedrigen Caſtorhüte ſeiner berühmten Vorfahren im entſchiedenſten Widerſpruche ſtand.

Vielleicht wäre aber auch dies nicht im Stande geweſen, Wolfert Webber's Seelenruhe zu ſtören, hätte er nur für ſich und ſeine Ehehälfte zu ſorgen gehabt. Aber er hatte eine Tochter, die nach und nach zur Jungfrau heranwuchs, und Jedermann weiß, daß weder eine Frucht noch eine Blume ſo vieler Sorgfalt und Aufſicht bedarf, wie ein junges Mädchen in dieſem Alter. Ich beſitze kein Talent, weibliche Reize zu beſchreiben, ſonſt würde ich verſuchen, die Entwickelung der kleinen holländiſchen Schönheit zu ſchildern: wie ihre blauen Augen mehr und mehr an Tiefe und Ausdruck gewannen, wie ihre Kirſchenlippen ſich röther und röther färbten, wie ſie reifte und ſich rundete, bis der ſiebzehnte Lenz ſie bereit fand, gleich einer halberſchloſſenen Roſenknoſpe ihren Kelch zu ſprengen.

Ja, ich möchte ſchildern wie ſie Sonntag Morgens ausſah in den ererbten Prachtgewändern aus dem alten holländiſchen Kleiderſpind, zu dem die Mutter ihr den Schlüſſel anvertraut! Das für ihren Gebrauch moderniſirte Brautkleid der Großmutter, die alten Zierathe, die ſich als Erbſtücke von Geſchlecht zu Geſchlecht übertrugen, ihr mit Buttermilch geglättetes Haar, das die Stirn zu beiden Seiten in Wellenlinien umgab; die Kette von gelbem gediegenem Golde, die ihren Nacken umſchlang, das kleine Kreuz, das an ihrem ſchwellenden Buſen hing, als wollte es die Stelle heiligen, die — aber nein, es ſteht einem alten Manne, wie ich bin, nicht wohl an, ſich in der Beſchreibung weiblicher Schönheit zu ergehen. Es mag genügen, wenn ich ſage, daß Amy ihr ſiebzehntes Jahr erreicht hatte und — nachdem ſie in ihr Modelltuch verſchiedene Paare von Herzen geſtickt, welche in unbarmherziger Weiſe von Pfeilen durchbohrt und mit Liebesknoten von blauer Seide verbunden waren — anfing, ſich nach einer intereſſanteren Beſchäftigung zu ſehnen, als die iſt, Gurken einzumachen und Sonnenblumen zu ziehen.

In dieſer kritiſchen Periode des Frauenlebens, wo das Herz im Buſen eines jungen Mädchens bereit iſt, ſich — gleich dem kleinen goldnen Herzchen, das ſie auf dem Buſen trägt — durch das Bild eines Einzigen ausfüllen zu laſſen, in dieſer Periode erſchien unter dem Dache Wolfert Webber's ein neuer Gaſt. Es war Dirk Waldron, der einzige Sohn einer armen Wittwe, der aber mehr Väter aufzuweiſen hatte, als irgend ein andrer junger Mann der Provinz. Seine Mutter war viermal verheirathet geweſen, und ſo hatte dies einzige in letzter Ehe geborne Kind das Recht, ſich als die verſpätete Frucht einer langen Reihe von Bemühungen zu betrachten. Dieſer Sohn von vier Vätern vereinigte in ſich ihre Tugenden wie ihre Kraft, und wenn er nicht viele Vorfahren beſaß, ſo ſchien deſto begründetere Hoffnung auf eine große Nachkommenſchaft vorhanden, denn man brauchte den friſchen, kräftigen Burſchen nur zu ſehen, um zu wiſſen, daß er zum Stammvater eines zahlreichen und gewaltigen Geſchlechts von der Vorſehung beſtimmt war.

Dieſer junge Mann wurde bald ein gerngeſehener Gaſt der Familie Webber. Er ſprach wenig, aber er blieb deſto länger ſitzen; er ſtopfte des Vaters Pfeife, wenn ſie ausgeraucht war, hob der Mutter die Stricknadeln oder das Garnknäul auf, wenn ſie herunter fielen, ſtreichelte der Cyperkatze das Fell und füllte der Tochter die Theekanne aus dem blanken kupfernen Keſſel, der über dem Feuer ſummte. Alle dieſe kleinen Dienſte mögen ſehr unbedeutend erſcheinen, aber wenn wahre Liebe ins Holländiſche überſetzt wird, giebt ſie ſich gerade auf ſolche Art am Beredteſten kund, und ſo gingen denn auch dieſe Beweiſe für die Familie Webber nicht verloren. Der gewinnende junge Mann fand Gnade vor den Augen der Mutter; die Cyperkatze, obgleich ſie zu den Geſetzteſten und Sprödeſten ihres Geſchlechts gehörte, gab durch die unzweideutigſten Zeichen zu erkennen, daß ſie ſeine Beſuche billigte; der Theekeſſel ſchien, wenn

Dirk Waldron kam, ein freundliches Willkommen zu ſingen, und wenn ſich die ſchüchternen Blicke recht deuten ließen, welche die züchtig neben der Mutter ſitzende und emſig nähende Tochter verſtohlen nach ihm hinwarf, ſo blieb ihre Geneigtheit hinter der der Frau Webber, des Theekeſſels und der Cyperkatze nicht im Geringſten zurück.

Wolfert allein ſah nichts von dem, was vorging, ſondern ſtarrte, in Grübeleien über das Wachsthum der Stadt und ſeiner Kohlköpfe verſunken, ſtumm ſeine Pfeiſe rauchend, ins Feuer. Eines Abends indeſſen, als die hübſche Amy, dem Gebrauche gemäß, ihrem Anbeter bis zur Hausthür leuchtete und er, ebenfalls dem Gebrauche gemäß, Abſchied nahm, ſchallte der Ton ſo laut durch den ſtillen Vorplatz, daß er ſelbſt bis zu Wolfert's ſtumpfem Ohre drang. Damit that ſich vor dieſem eine neue Quelle von Sorgen auf. Es war ihm nie eingefallen, daß dies Kind, welches — wie es ihm ſchien — noch geſtern auf ſeinen Knieen herumgeklettert war und mit Puppen und Puppenſtuben geſpielt hatte, ſchon an Liebe und Ehe denken könnte. Er rieb ſich die Augen, ſchaute die Umſtände genauer an und fand wirklich, daß Amy, während er von andern Dingen träumte, zur Jungfrau herangewachſen war, und noch ſchlimmer, daß ſie bereits einen Liebeshandel hatte. Dies ſtürzte den armen Wolfert in neue Sorgen. Er war ein zärtlicher Vater, aber ein verſtändiger Mann. Der junge Waldron war ein netter, fleißiger Burſche, beſaß aber weder Geld noch Gut, und Wolfert, deſſen Gedanken nur Einer

Richtung folgten, ſah im Fall einer Heirath keine andre Möglichkeit, als dem jungen Paare einen Theil ſeines Kohlgartens zu überlaſſen, der jetzt ganz und ungetheilt kaum noch hinreichte, ſeine Familie zu erhalten.

Als vernünftiger Vater beſchloß er deßhalb, die Leidenſchaft im Keime zu erſticken, und verbot dem jungen Manne ſein Haus, obgleich es ihm in ſein väterliches Herz ſchnitt, und manche ſtille Thräne darüber im Auge ſeiner Tochter aufſtieg. Deſſenohngeachtet benahm ſich Amy als ein Muſter kindlicher Liebe und töchterlichen Gehorſams. Sie ſchmollte und trotzte nicht, lehnte ſich nicht offen gegen die elterliche Gewalt auf, ließ ſich niemals zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen hinreißen, oder bekam wohl gar Krämpfe, wie manche andre, Romane leſende junge Dame vielleicht gethan hätte, denn Amy war keine Romanheldin. Im Gegentheil, ſie fügte ſich wie eine gute gehorſame Tochter, ſchlug ihrem Anbeter die Thür des Hauſes, das ihm verboten war, vor der Naſe zu, und wann ſie ihm hie und da eine Zuſammenkunft bewilligte, ſo geſchah dies höchſtens am Küchenfenſter oder am Gartenzaun.

Wolfert dachte über alle dieſe Dinge ernſtlich und bekümmert nach, und ſeine Brauen waren in ungewöhnliche Falten gezogen, als er eines Sonntag Nachmittags ſeine Schritte einer ländlichen Schenke zuwandte, welche ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt lag. Sie war der beliebteſte Sammelplatz des holländiſchen Theils der Bevölkerung, denn, immer in den Händen holländiſcher

75.

Dudo vernimmt den Lärm, und ſieht das Blut,
Das vor dem Fremden fließt, dem Unbekannten.
Er ſieht die Seinen, die mit bangem Muth,
Mit Angſt und Klagen ſchon zur Flucht ſich wandten.
Er ruft nach Helm und Schild in Zornesgluth,
Da ihn die andern Waffen ſchon umſpannten,
Und ſpringt auf's Roß, der Held, der nicht vergißt,
Daß er ein Paladin von Frankreich iſt.

76.

Er ruft und heißt Platz machen allerwegen,
Und drückt dem Roß den Sporn gewaltig ein.
Indeß ſind Rüd'gern hundert noch erlegen,
Schon hoffen die Gefangnen frei zu ſein.
Wie er den heil'gen Dudo ſich entgegen
Zu Roſſe kommen ſieht, und ihn allein,
So denkt er ihren Herrn, ihr Haupt zu ſehen,
Und eilt mit großer Gluth ihn zu beſtehen.

77.

Schon naht ſich Dudo; doch er muß erblicken,
Daß dieſer Gegner ohne Lanze ficht;
Da wirft er weit die ſeine hintern Rücken,
Den Vortheil, der der Ehre widerſpricht.
Bei dieſer edlen That aus freien Stücken
Sagt Rüd'ger zu ſich: Der verläugnet's nicht,
Daß er der Krieger einer ſei, der blanken,
Die man die Paladine nennt der Franken.

78.

Ich wünſchte wohl, eh' wir uns minder leiſe
Begrüßen, ſeinen Namen mir genannt. —
Er fragt' und hörte, daß er Dudo heiße,
Der Sohn des Ogier vom Dänenland.

Wirthe, hatte ſie etwas von der Art und Weiſe der guten alten Zeit bewahrt. Das Haus war in holländiſchem Stile erbaut, hatte wahrſcheinlich in der erſten Zeit der Anſiedelung einem wohlhabenden Bürger als Landſitz gedient und ſtand in der Nähe einer Landzunge, Corlear's Hook genannt, welche ſich in die Meerenge hinausſtreckt, und an der ſich die Wellen bei Ebbe und Flut mit großer Heftigkeit brechen. Das ehrwürdige, wenn auch etwas baufällige Gebäude war ſchon von Weitem an einer Gruppe von Sykomoren und Ulmen zu erkennen, die den Gäſten ein freundliches Willkommen zuzuwinken ſchienen, während einige Trauerweiden mit ihren ſaftigen, gleich Waſſerfäden niederfallenden Zweigen Schatten und Kühlung verſprachen und den Ort während der heißen Jahreszeit zu einem ſehr angenehmen Aufenthalte machten. Hier verſammelten ſich, wie ſchon erwähnt, viele der alten Bewohner der Manhattan-Inſel, und die Einen vergnügten ſich mit Kegelſchieben und ähnlichen Spielen, während Andre in Gemächlichkeit ihre Pfeife rauchten und ſich über öffentliche Angelegenheiten unterhielten.

Es war ein ſtürmiſcher Herbſtnachmittag, als Wolfert nach der Schenke wanderte. Die Ulmen und Weiden hatten bereits ihre Blätter fallen laſſen und dieſe flogen und wirbelten über die Felder dahin. Der Kegelſchub ſtand leer, denn die vorzeitig eingetretene Kälte hatte die Gäſte ins Haus getrieben; aber da es ein Sonnabend Nachmittag war, fand Wolfert Webber den Club verſammelt, der meiſt aus echt holländiſchen Bürgern beſtand, gelegentlich aber auch — wie es ein Ort mit ſo gemiſchter Bevölkerung bedingte — Mitglieder andrer Nationalitäten und Berufsarten aufnahm.

Neben dem Kamin ſaß in einem mächtigen, mit Leder bezogenen Armſtuhle der Beherrſcher dieſer kleinen Welt, der ehrwürdige Ramm, oder, wie man den Namen ausſprach, Ramm Rapelye. — Der Mann ſtammte aus walloniſchem Geſchlecht und war wegen des Alters ſeiner Familie hoch angeſehen, denn ſeine Großmutter war das erſte weiße Kind geweſen, das in der Provinz das Licht der Welt erblickte. Mehr war er aber noch ſeines Reichthums und ſeiner Würde wegen berühmt: er hatte lange Zeit das Amt eines Aldermanns bekleidet und war eine Perſönlichkeit, vor der ſelbſt der Gouverneur der Provinz den Hut zog. Den mit Leder beſchlagenen Stuhl hatte Ramm ſeit undenklichen Zeiten inne, und nach und nach hatte ſein Umfang ſo zugenommen, daß er den weiten Raum dieſes Herrſcherthrons völlig ausſüllte. Sein Wort galt bei ſeinen Unterthanen von vornherein als entſcheidend, denn er war viel zu reich, als daß man erwarten konnte, er werde ſeine Ausſprüche und Meinungen durch Gründe unterſtützen, und der Wirth zeigte ihm gegenüber die dienſteifrigſte Befliſſenheit, nicht etwa, weil Ramm mehr bezahlte, als ſeine Nachbarn, ſondern nur weil das Geld eines reichen Mannes immer beſſern Klang hat, als das eines Andern. Obwohl der große Rapelye niemals lachte, hatte der Beſitzer der Schenke ſtets ein angenehmes Wort oder einen Scherz in Bereitſchaft, um ſein Ohr damit zu erfreuen, und wenn Ramm es auch ſeiner Würde angemeſſen fand, unter allen Umſtänden die Miene eines Bullenbeißers feſtzuhalten, ſo belohnte er den Wirth doch zuweilen mit einem Zeichen der Anerkennung, einer Art von Grunzen, welches Jenen indeſſen mehr erfreute, als das herzlichſte Lachen eines ärmeren Mannes.

Das wird eine ſchlimme Nacht für die Schatzgräber, bemerkte der Wirth, als ein Windſtoß das Haus umbrauſ'te und an den Fenſtern rüttelte.

Wie, ſind ſie ſchon wieder bei der Arbeit? fragte ein einäugiger Capitain auf Halbſold, der zu den eifrigſten Beſuchern der Schenke gehörte.

Und ob ſie dabei ſind! entgegnete der Wirth. Sie haben in der letzten Zeit Glück gehabt. Man ſagt, ſie hätten einen großen Topf voll Geld in dem Felde dicht hinter Stuyveſant's Obſtgarten gefunden. Die Leute meinen, Peter Stuyveſant, der holländiſche Gouverneur, müßte es dort vor alten Zeiten vergraben haben.

Narrenspoſſen! rief der einäugige Kriegsmann, indem er etwas Waſſer zu ſeinem Brandy goß.

Mögt Ihr's nun glauben oder nicht, entgegnete der Wirth ein wenig gereizt, Jedermann weiß doch, daß der alte Gouverneur zur Zeit der holländiſchen Unruhen, als die engliſchen Rothröcke ſich in der Provinz einniſteten, einen großen Theil ſeines Geldes vergraben hat. Man ſagt außerdem, daß der alte Mann umgeht — er ſoll ganz denſelben Anzug tragen, in welchem er auf dem Bilde in der Familienhalle abgemalt iſt.

Narrenspoſſen! wiederholte der Offizier auf Halbſold.

Nun meinetwegen Narrenspoſſen, aber Corny van Zandt hat ihn geſehen, wie er um Mitternacht mit ſeinem Stelzfuße über die Wieſe gegangen iſt, in der Hand ein gezücktes Schwert, welches Flammen ſprühte. Und warum ſollte er denn umgehen, wenn nicht darum, daß die Leute den Platz gefunden haben, wo er vor alten Zeiten ſein Geld verſcharrte?

Hier wurde der Wirth durch einige Gurgeltöne Ramm Rapelye's unterbrochen, welche anzeigten, daß dieſer an der Production eines Gedankens arbeitete; und da Ramm ein zu großer Mann war, als daß ein vorſichtiger Wirth wagen konnte, ihn zu verletzen, ſo ſchwieg der Beſitzer der Schenke ehrerbietig ſtill und wartete, bis der Gaſt ſich ausgeſprochen haben würde.

Der umfängliche Körper des mächtigen Bürgers zeigte jetzt alle Symptome eines feuerſpeienden Berges im Moment des Ausbruchs. Zuerſt erfolgte ein gewiſſes wellenförmiges Wogen des Bauches, nicht unähnlich den Bewegungen eines Erdbebens, dann entſtrömte dem Krater, ſeinem Munde, eine Wolke von Tabaksrauch, dann folgte ein raſſelndes, knatterndes Geräuſch in der Luftröhre, als ob der aufſteigende Gedanke ſich durch eine dicke Schicht von Phlegma hindurcharbeiten müßte, dann wurden die abgeriſſenen Theile eines Satzes ausgeworfen, der mit heftigem Huſten endigte — ſchließlich jedoch brach ſeine Stimme zwar dumpf, aber mit dem entſchiedenen Tone eines Mannes hervor, der ſich, wenn nicht des Gewichtes ſeiner Gedanken, ſo doch des Gewichtes ſeines Geldſacks bewußt iſt. Jeder Theil ſeiner Rede war von dem verdrießlichen Hervorſtoßen einer Wolke von Tabaksrauch begleitet.

Wer ſagt, daß der alte Peter Stuyveſant umgeht? — Paff — Hat man gar keinen Reſpect mehr vor ſolchen Leuten? — Paff, paff — Peter Stuyveſant wußte was Beſſeres mit ſeinem Gelde zu machen, als es zu vergraben. — Paff — Ich kenne die Familie Stuyveſant. — Paff — Ich kenne ſie Alle. — Paff — Es giebt keine achtungswerthere Familie in der Provinz — Paff — Leute von altem Schrot und Korn — Paff — Alle gute Haushalter — Paff — Gehören nicht zu den jetzigen Emporkömmlingen. — Paff — Paff — Paff — Sprecht mir nicht davon, daß Peter Stuyveſant umgehen ſoll. — Paff — Paff — Paff.

Hier runzelte Ramm die Stirn und ſchloß den Mund ſo feſt, daß ſich an beiden Winkeln tiefe Falten bildeten — dann fuhr er mit ſolcher Heftigkeit fort zu qualmen, daß ſein Haupt bald dem von dichten Rauchwolken umhüllten Gipfel des Aetna glich.

Allgemeines Schweigen folgte dieſem plötzlichen Ausbruche der Beredtſamkeit des reichen Mannes — aber der Gegenſtand war doch zu intereſſant, um ihn ſo plötzlich fallen zu laſſen Das Geſpräch begann bald von Neuem, und zwar ging es diesmal von Peechy Prauw van Hook aus, dem Chroniſten des Clubs, einem jener weitſchweifigen, redſeligen Männer, welche das Sprechen um ſo weniger laſſen können, je älter ſie werden.

Peechy Prauw war im Stande, mehr Geſchichten an einem Abend zu erzählen, als ſeine Zuhörer in vier Wochen zu verdauen vermochten. Er eröffnete auch jetzt wieder die Unterhaltung, indem er verſicherte, daß man ſeines Wiſſens zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Theilen des Landes bereits Gold ausgegraben habe. Die Glücklichen, denen dieſe Entdeckungen vorbehalten waren, hatten vorher immer drei Mal davon geträumt, und — das Merkwürdigſte bei der Sache — die Schätze waren ſtets nur von Abkömmlingen guter alter holländiſcher Familien aufgefunden und dadurch der klare und deutliche Beweis geliefert worden, daß es auch Holländer geweſen, die ſie vor alten Zeiten vergraben.

Narrenspoſſen! ſagte der Hauptmann auf Halbſold. Was haben die Holländer damit zu thun! Alle dieſe Schätze wurden durch den Seeräuber Kidd und ſeine Leute vergraben.

Damit war ein Thema berührt, das die ganze Geſellſchaft intereſſirte. An den Namen Kidd's knüpften ſich tauſend wunderbare Geſchichten, und auch der Offizier, welcher jetzt das Wort ergriff, faßte in ſeinen Erzählungen alle Thaten und Abenteuer Morgan's, Blackbeard's und noch einer ganzen Reihe von Piraten blutigen Angedenkens zuſammen, um ſie auf ein einziges Haupt, das des Capitäns Kidd, zu häufen.

Der Offizier ſpielte unter ſeiner Zuhörerſchaft, ſowohl um ſeines kriegeriſchen Charakters, wie um ſeiner nach Pulverdampf riechenden Geſchichten willen, eine wichtige und hervorragende Rolle: heute aber fanden ſeine Hiſtorien von Kidd und der Beute, die er vergraben, die hartnäckigſte Concurrenz in den Erzählungen Peechy Prauw's, der, um ſeine holländiſchen Vorfahren nicht durch einen fremden Freibeuter verdunkeln zu laſſen, jedes Feld und jeden Strand der Nachbarſchaft mit den verborgenen Schätzen Peter Stuyveſant's und ſeiner Zeitgenoſſen ſpickte.

Für Wolfert Webber ging kein Wort dieſes Geſprächs verloren. Nachdenklich und in Grübeleien verſunken kehrte er nach Hauſe zurück. Der Boden ſeiner Heimathinſel hatte ſich für ihn in goldenen Staub verwandelt, und die Aecker ſchienen ſämmtlich von Schätzen zu ſtrotzen. Sein Kopf ſchwindelte bei dem Gedanken, wie oft er ahnungslos über Stellen hinweggeſchritten ſein mußte, wo ungezählte und unzählbare Summen, kaum von einer Schicht Raſen bedeckt, unter ſeinen Füßen lagen, und dies Gewirr neuer Ideen verſetzte ſein ganzes Weſen in Aufregung. Als er den ehrwürdigen Wohnſitz ſeiner Väter und das kleine Reich erblickte, in dem die Webbers ſo lange und ſo zufrieden ihr Gedeihen gefunden, kam ihm ſein beſcheidenes Schickſal völlig empörend vor.

Unglücklicher Wolfert, ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn Andre zu Bett gehen, ſo träumen ſie ſich in eine Goldgrube hinein, und am andern Morgen haben ſie nichts zu thun, als den Spaten zu nehmen und die Dublonen aus der Erde zu wühlen, als wären es Kartoffeln. Du, du träumſt von nichts, als von Mühſeligkeiten, und wachſt auf in Armuth, und wenn du jahraus, jahrein das Feld umgräbſt, ſo ernteſt du nichts, als elende Kohlköpfe!

Wolfert Webber ging mit ſchwerem Herzen zu Bett. Es dauerte lange, ehe die goldenen Phantaſiebilder, welche durch ſeinen Kopf ſchwirrten, ihm das Einſchlafen geſtatteten — und ſelbſt bis in den Schlaf hinein erſtreckten ſich die Viſionen und nahmen hier eine beſtimmtere Form und Geſtalt an. Er träumte, er finde beim Graben mitten in ſeinem Garten einen ungeheuern Schatz. Mit jedem Spatenſtich förderte er einen Goldklumpen zu Tage, diamantene Kreuze funkelten im Staube; runde Säcke, gefüllt mit ehrwürdigen Dublonen und dicken ſpaniſchen Thalern, kamen zum Vorſchein, Kaſten, die bis zum Rande voll von Ducaten und portugieſiſchen Goldmünzen waren, öffneten ſich vor ſeinen geblendeten Augen und ſpieen ihren glänzenden Inhalt vor ihm aus.

Als Wolfert erwachte, fühlte er ſich ärmer als zuvor. Er fand nicht den Muth, an ſeine tägliche Arbeit zu gehen, die ihm gar zu ärmlich und gar zu wenig lohnend erſchien, ſondern blieb den ganzen langen Tag am Kaminfeuer ſitzen und ſtellte ſich vor, daß er Goldklumpen und Haufen von Dublonen in den Flammen erblicke.

In der nächſten Nacht wiederholte ſich der Traum. Wolfert befand ſich abermals in ſeinem Garten, grub und brachte ungeheure verborgene Schätze ans Tageslicht. Wie ſeltſam, daß der Traum noch einmal wiederkehrte! Wolfert brachte auch den folgenden Tag in Grübeln und Träumen hin, und blieb — obgleich es ein Reinmachetag war, an welchem im Webber'ſchen Hauſe, wie in jeder andern holländiſchen Wirthſchaft, das Unterſte zu oberſt gekehrt wurde — dennoch unbeweglich inmitten des allgemeinen Umſturzes, vor dem Kaminfeuer ſitzen.

In der dritten Nacht begab er ſich mit klopfendem Herzen zu Bett. Er wendete die rothe Nachtmütze um, ſetzte ſie, weil Das Glück bringt, verkehrt auf, und es ging bereits ſtark auf Mitternacht, ehe ſein aufgeregtes Gemüth im Schlafe Beruhigung fand. Und noch einmal wiederholte ſich der goldene Traum, noch einmal ſah Wolfert ſeinen Garten voll Goldbarren und Goldſäcken.

Am nächſten Morgen erhob er ſich völlig verwirrt. Ein Traum, der ſich dreimal wiederholt, trügt nicht, und demnach war ſein Glück gemacht. In ſeiner Aufregung zog er die Weſte verkehrt, die Vordertheile nach hinten an, und auch dies galt ihm als glückliche Vorbedeutung. Es war jetzt nicht länger zweifelhaft, daß ein großer Haufen Gold irgendwo in ſeinen Krautfeldern vergraben liege und nur darauf warte, von ihm gefunden zu werden. Er bereute es, ſo lange nur die Oberfläche des Bodens umgewühlt zu haben, anſtatt in die

Tiefe zu dringen, und ſetzte ſich ſo ganz erfüllt von dieſen Gedanken an den Frühſtückstiſch, daß er ſeine Tochter bat, ein Stück Gold in ſeine Theetaſſe zu werfen, und ſeine Frau fragte, indem er ihr einen Teller mit kleinen Kuchen reichte, ob ſie nicht eine Dublone nehmen wolle?

Seine größte Sorge war nun, wie er ſich des Schatzes bemächtigen könne, ohne daß man es bemerkte. Anſtatt wie bisher am Tage ſein Land zu bearbeiten, ſtahl er ſich jetzt Nachts aus dem Bett, nahm Spitzhacke und Schaufel und begann damit das väterliche Erbe von einem Ende zum andern umzugraben und aufzuwühlen, und binnen Kurzem war der ganze Garten, der bis jetzt mit ſeinen Reihen von Krautköpfen ſo gut und ordentlich ausgeſehen hatte, ein Bild der Verwüſtung. Mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, mit Laterne und Spaten in der Hand ging der ruheloſe Wolfert, gleich dem Engel der Vernichtung, durch die niedergemähten Reihen der Kohlpflanzen, die einſt ſeine Welt gebildet hatten.

Und jeden Morgen zeigten ſich neue, in der vorhergehenden Nacht angerichtete Verwüſtungen. Kohlſtauden aller Größen und Arten, vom zarteſten Pflänzchen bis zum ausgebildetſten Kopfe lagen, erbarmungslos aus dem Boden geriſſen, wie nutzloſes Unkraut umher und welkten im Sonnenſchein. Vergeblich machte Wolfert's Frau Gegenvorſtellungen, vergeblich vergoß ſeine Tochter Thränen über die Vernichtung der einen oder andern beſonders

Dann fragte Dudo Rüd'gern gleicher Weiſe,
Wobei er ihn nicht minder höflich fand.
Als jeder ſich genannt auf ſeiner Seite
So kamen ſie zur Fordrung und zum Streite.

79.

Die Eiſenkeule ruht in Dudo's Händen,
Die ihm in tauſend Kämpfen Ruhm gemacht.
Mit dieſer zeigt er, daß ihn des bebenden,
Des ſtarken Dänen Stamm hervorgebracht.
Das Schwert, dem keines gleicht an allen Enden,
Das jeden Helm und Harniſch leicht durchkracht,
Zieht Rüd'ger aus, und zeigt im kühnen Werke
Dem Paladin die niebeſiegte Stärke.

80.

Doch weil er nimmermehr die holden Mienen
Des Fräuleins will verdüſtern, das er liebt,
Und wenn er mit dem Blute dieſes Kühnen
Die Erde färbt, auf's Höchſte ſie betrübt,
(Denn Dudo's Mutter kennt er, Armellinen,
In Frankreichs Adelsbüchern wohl geübt,
Als Schweſter Beatricens, deren Schooße
Die Braut entſprungen iſt, die heldengroße;)

81.

So führt' er nie zum Stoße ſeinen Degen,
Und äußerſt ſelten nur zu einem Hieb.
Er ſchützte ſich vor jener Keule Schlägen,
Indem er bald ſie mied, bald ſeitwärts trieb.
Turpin meint, daß es nur an ihm gelegen,
Wenn Dudo nicht nach wenig Streichen blieb.
Und niemals, wenn er Blößen nach ihm kehrte,
Schlug er ihn anders, als mit flachem Schwerte.

bevorzugten Goldblume. Du ſollſt Gold ganz andrer Art haben, mein Kind, pflegte er dann ſie am Kinn faſſend zu ſagen: du ſollſt eine ganze Schnur Henkelducaten als Brauthalsband bekommen.

Endlich fing die Familie ernſtlich an, ſich um den Verſtand des Mannes zu ſorgen. Er ſchwatzte in der Nacht von Goldgruben, von Perlen, Diamanten und Goldſtufen, während er am Tage verdrießlich, kleinlaut, zerſtreut und wie im Traume umherging. Frau Webber hielt öftere Berathungen mit den alten Weibern der Nachbarſchaft, und kaum verging eine Stunde des Tages, wo nicht ein Trupp derſelben, die weißen Hauben ſchüttelnd, vor ihrer Thüre ſtand und die Erzählung ihres Jammers anhörte. Die Tochter ſuchte Troſt, indem ſie ihrem Anbeter, Dirk Waldron, häufiger als ſonſt heimliche Zuſammenkünfte gewährte — aber die hübſchen kleinen holländiſchen Lieder, mit denen ſie ſonſt das Haus erheiterte, hörte man ſeltener und ſeltener. Sie vergaß ſelbſt ihr Nähzeug und ſchaute bedenklich in ihres Vaters Geſicht, wenn er über ſeinen Plänen und Entwürfen brütend am Kamine ſaß.

Eines Tages fing Wolfert dieſen beſorgten Blick auf und erwachte einen Moment aus ſeinen goldenen Träumen. Sei fröhlich, Kind! rief er zuverſichtlich. Warum biſt du ſo niedergeſchlagen? Du ſollſt den Kopf eines Tages ebenſo hoch tragen, wie die Brinkerhoffs und die Schermerhorns, die van Horns und die van Dams.

Bei St. Nicolas, der Gouverneur ſelbſt ſoll froh ſein, wenn er dich zur Schwiegertochter bekommen kann.

Amy ſchüttelte ihr Köpfchen bei dieſer thörichten Prahlerei und zweifelte mehr als jemals an dem geſunden Verſtande ihres Vaters.

Währenddem fuhr Wolfert fort zu graben und zu graben, aber der Garten war groß, und da der Traum ihm keinen beſtimmten Ort gezeigt hatte, ſo mußte er aufs Gerathewohl weiter wühlen, und der Winter brach herein, ehe der zehnte Theil des Landes der Verheißung durchforſcht war. Der Boden gefror nach und nach hart wie Stein, und die Nächte wurden zu kalt für die Arbeit mit dem Spaten — aber kaum erlöſ'te das mildere Frühlingswetter die Erde aus den ſtrengen Banden des Froſtes, kaum begannen die jungen Fröſche auf den Wieſen ihre Stimmen zu erheben, als auch Wolfert ſeine Arbeit mit erneutem Eifer wieder aufnahm. Seine Zeiteintheilung blieb auch jetzt eine ganz verkehrte. Anſtatt den Tag über tüchtig zu arbeiten, ſeine Gemüſe zu ſäen und zu verpflanzen, blieb er in müßiges Sinnen verſunken in der Stube ſitzen, bis ihn die Schatten der Nacht wieder an ſeine geheime Arbeit riefen. Und ſo grub er weiter von Nacht zu Nacht, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat — ohne einen Heller zu finden. Im Gegentheil — je länger er grub, je ärmer wurde er. Der fette, fruchtbare Boden ſeines Gartens war hinweggegraben, ſtatt deſſen lag der Sand und Kies des Untergrundes oben auf, und bald bot das ganze Feld nur noch das Bild einer ſandigen, kahlen Wüſte.

So vergingen die Tage, und die Jahreszeiten folgten einander. Die jungen Fröſche, welche in der Frühlings- und Sommerszeit auf den Wieſen muſicirt hatten, waren verſtummt. Der Pfirſichbaum hatte geſproßt, geblüht und Früchte getragen; die Schwalben waren gekommen, hatten auf dem Dache gezwitſchert, ihre Neſter gebaut, ihre Jungen ausgebrütet, hatten ihre Herbſtverſammlungen längs der Dachrinnen gehalten und waren davon geflogen, einem andern Frühling entgegen. Auch die Blätter des Ahornbaumes wurden erſt gelb, dann braun und fielen endlich eins nach dem andern auf den Boden, wo ſie in Staub und Wind umherwirbelten und flüſternd verriethen, daß der Winter gekommen ſei.

Und in dem Maße, als das Jahr ſich dem Ende zuneigte, erwachte Wolfert aus ſeinen goldenen Träumen. Er hatte keine Vorräthe eingeheimſ't, um den Hausſtand während der unfruchtbaren Jahreszeit zu erhalten; der Winter war hart und ſtreng, zum erſten Male ſah ſich die Familie in ernſtlich bedrängter Lage, und nach und nach vollzog ſich, wie bei Allen, deren goldene Träume durch die rauhe Wirklichkeit geſtört werden, auch in Wolfert Webber's Anſichten ein Umſchwung. Der Gedanke, ſich und die Seinigen dem Mangel preisgegeben zu ſehen, drängte ſich ihm auf, und hatte er ſich bereits als den unglücklichſten Mann in der Provinz betrachtet, weil ihm die ungeheuern Reichthümer des nicht gefundenen

Schatzes verloren ſchienen, ſo fiel es ihm jetzt, wo Tauſende von Pfunden ſeinen Nachforſchungen entgingen, um ſo ſchwerer, ſich um Shillinge und Pfennige ſorgen zu müſſen.

Düſtrer Kummer lagerte ſich auf ſeiner Stirn. Die Augen auf den Boden gerichtet, als ſuche er beſtändig nach Gold, die Hände in die Taſchen vergrabend, wie Leute thun, die ſonſt nichts in den Taſchen haben, ſo ging er umher — und niemals kam er an dem Armenhauſe der Stadt vorüber, ohne einen wehmüthigen Blick darauf zu werfen, als ſähe er es bereits wie ſeinen künftigen Aufenthalt an. Sein ſeltſames Benehmen und Ausſehen gab Anlaß zu allerlei Bemerkungen und Vermuthungen — man hielt ihn eine Weile für geiſteskrank, und ſo lange bemitleidete man ihn, endlich aber fing man an zu argwöhnen, daß er arm ſei, und nun mied ihn Jedermann.

Die reichen alten Bürger ſeiner Bekanntſchaft gingen ihm bis vor die Thür entgegen, wenn er bei ihnen einſprechen wollte, fertigten ihn gaſtfreundlich auf der Schwelle ab, drückten ihm, wenn er ging, die Hand, ſchüttelten, wenn er fort war, die Köpfe mit einem gutmüthigen Ausdruck, der etwa ſagte: Armer Wolfert! und bogen ſchnell um die nächſte Ecke, wenn ſie ihn von Weitem auf der Straße kommen ſahen. Nur der Barbier, der benachbarte Schuhflicker und ein im nächſten Gäßchen wohnender heruntergekommener Schneider, drei der ärmſten und vergnügteſten Burſchen, die es in der Welt geben konnte, betrachteten ihn mit jenem überfließenden Mitgefühl, welches in der Regel Leute empfinden, denen es ſelbſt an Mitteln fehlt, und ohne Zweifel hätten ihre Geldbeutel ihm offen geſtanden, wenn ſie leider nicht leer geweſen wären.

Und ſo mied denn Jedermann das Webber'ſche Haus, als ob Armuth anſteckend ſei, wie die Peſt — Jedermann, außer dem ehrlichen Dirk Waldron, welcher ſeine heimlichen Beſuche bei der Tochter fortſetzte, und deſſen Liebe in dem Maße zu wachſen ſchien, als die Mitgift ſeiner Angebeteten zuſammenſchmolz.

Viele Monate waren vergangen, ſeit Wolfert die ländliche Schenke nicht beſucht hatte, als eines Sonnabend Nachmittags — während er einen langen, einſamen Spaziergang machte und über ſeine betrübende Lage und ſeine getäuſchten Erwartungen nachſann — ſeine Füße ganz inſtinctiv die gewohnte Richtung nahmen und er ſich, aus ſeinen Träumen erwachend, plötzlich vor der Thür des Wirthshauſes ſah. Er zögerte einige Augenblicke, ehe er eintrat — aber ſein Herz ſehnte ſich nach Geſellſchaft, und wo kann ein ruinirter Mann dieſe leichter finden, als in einer Schenke, wo man ihm jedenfalls weder mit gutem Rath noch mit gutem Beiſpiel beſchwerlich fällt.

Wolfert fand viele der alten Stammgäſte auf ihren gewöhnlichen Plätzen — nur Einen vermißte er, den großen Ramm Rapelye, der ſo viele Jahre den mit Leder überzogenen Ehrenſeſſel eingenommen hatte. Der Stuhl war von einem Fremden beſetzt, welcher ſich indeſſen bereits völlig heimiſch auf dem Platze und in der Schenke zu fühlen ſchien. Der Mann war kaum von mittlerer Größe, aber ſeine Bruſt war breit, und ſeine ganze Geſtalt hatte etwas Vierſchrötiges und Muskulöſes. Seine mächtigen Schultern und dicken Gelenke verriethen eine gewaltige Stärke, und ſein Geſicht war dunkel und wettergebräunt. Eine tiefe Narbe, augenſcheinlich von einem Säbelhiebe herrührend, theilte ſeine Naſe beinahe in zwei Hälften und hatte ſeine Oberlippe ſo geſpalten, daß ſeine Zähne wie die einer Bulldogge hindurchſchimmerten. Ein Büſchel eiſengrauen Haares auf dem Kopfe vervollſtändigte die unangenehme Erſcheinung.

Der Anzug des Fremden zeigte keinen beſtimmten Charakter. Er trug einen alten, mit verblaßter Goldborte eingefaßten Hut, der martialiſch auf einer Seite ſaß, einen abgeſchabten, blauen Militärrock mit meſſingenen Knöpfen, und weite Pluderhoſen, die unter dem Knie zuſammengebunden waren. Sein Betragen war gegen Jedermann rechthaberiſch und abſprechend und ſeine Stimme klang wie das Praſſeln von brennendem Reiſig unter einem Kochtopfe. Den Wirth und die Dienſtleute behandelte er mit wegwerfender Unverſchämtheit, wurde dafür aber mit wo möglich noch größerer Befliſſenheit bedient, als ehedem der mächtige Ramm.

Wolfert war neugierig, zu hören, wer der Fremde ſei, der eine ſolche unbeſchränkte Herrſchaft ausübte, und Peechy Prauw vertraute ihm in einer entfernten Ecke mit leiſer Stimme und unter Beobachtnng der größten Vorſicht Alles, was man von dem Eindringling wußte.

Das Wirthshaus war vor mehreren Monaten während einer ſtürmiſchen Nacht durch laute Rufe alarmirt worden, die wie das Heulen eines Wolfes klangen. Die Töne kamen von der Waſſerſeite her, und man unterſchied endlich ein wiederholtes, langgezogenes: „Wirthshaus ohoi!“ Der Beſitzer der Schenke eilte mit ſeinem geſammten Dienſtperſonal, Kellner, Hausknecht und Laufburſchen — d. h. mit ſeinem alten Neger Cuff, der alle dieſe Aemter in ſich vereinigte — hinaus an den Strand, und als ſie ſich dem Platze näherten, von welchem die Stimme erſchallte, fanden ſie dort auf einer Schiffskiſte von Eichenholz ſitzend dieſe Perſönlichkeit, welche halb wie ein Seemann, halb wie ein Soldat ausſah. Wie der Mann hierhergekommen, ob ihn ein Boot ans Land geſetzt, ob er auf ſeiner Kiſte an den Strand getrieben war? Niemand wußte es zu ſagen. Er ſelbſt ſchien nichts weniger als geneigt, freiwillig Auskunft zu geben, und es lag etwas in ſeinen Blicken und Manieren, was jede Frage unmöglich machte. In der Schenke nahm er ein Giebelzimmer in Beſitz, nach welchem man ſeine Kiſte nur mit großer Mühe hinaufbringen konnte, und hier war er ſeitdem wohnen geblieben. Nur zuweilen verſchwand er auf zwei oder drei Tage, ohne vorher etwas zu ſagen oder von ſeinem Gehen und Kommen Rechenſchaft abzulegen.

Mit Geld ſchien der Mann reichlich verſehen, aber es waren oft Münzen von ſeltſamem ausländiſchem Gepräge, in denen er jeden Abend, ehe er ſich zurückzog, ſeine Rechnung bezahlte. Sein Zimmer hatte er nach eigenem Geſchmack eingerichtet. Anſtatt des Bettes hatte er eine Hängematte an der Decke aufgehangen, und die Wände waren mit roſtigen Piſtolen und Hieb- und Stichwaffen von fremder Arbeit verziert. Den größten Theil ſeiner Zeit brachte der Gaſt in dieſem Zimmer an dem Fenſter ſitzend zu, das eine weite Ausſicht über die Meerenge gewährte. Mit einer altmodiſchen, kurzen Pfeiſe im Munde, einem Glas Grog neben ſich und einem Taſchenfernrohr in der Hand beobachtete er jedes Boot, das ſich auf dem Waſſer ſehen ließ. Große Schiffe mit viereckigen Segeln ſchienen ſeine Aufmerkſamkeit weniger zu feſſeln; ſobald ſich aber ein Giekſegel, eine Barke, Jolle oder Schaluppe blicken ließ, nahm er das Teleskop vor die Augen und beſichtigte das Fahrzeug mit größter Genauigkeit.

Alles dies würde aber die Aufmerkſamkeit nicht weiter auf ihn gelenkt haben — denn das Land war damals mit Abenteurern jeder Art und jeder Nation überſchwemmt, und Seltſamkeiten der Kleidung oder des Benehmens wurden nur wenig beachtet —, wenn nicht nach einiger Zeit das Seeungeheuer, das in ſo ungewöhnlicher Weiſe ans Land geſchwommen war, angefangen hätte, ſich einen Einfluß auf die althergebrachten Gewohnheiten des Hauſes und ſeiner Stammgäſte anzumaßen, und in dictatoriſcher Weiſe in die Angelegenheiten der Kegelbahn und des Schenkzimmers einzugreifen, bis es endlich eine vollſtändige Herrſchaft über das ganze Wirthshaus an ſich geriſſen hatte.

Jeder Verſuch, ſich dieſer Gewalt zu widerſetzen, war vergeblich. Der Mann war nicht gerade zänkiſch, aber aufbrauſend und abſprechend, wie Jemand, der gewohnt iſt, das Quarterdeck eines Schiffes uneingeſchränkt zu beherrſchen, und es lag in Allem, was er ſagte, ein herausfordernder Trotz, der die Andern verſchüchterte. Selbſt der Offizier auf Halbſold, welcher ſo lange der Heros des Clubs geweſen, war bald von ihm zum Schweigen gebracht, und die ruhigen Bürger ſahen mit ſtarrem Erſtaunen, wie dieſer Blut- und Eiſenmann ſo mit Einem Male ſeine Bedeutung und Wichtigkeit verlor.

Und die Erzählungen, welche der neue Gaſt zum Beſten gab, waren recht eigentlich dazu angethan, die Haare jedes friedliebenden Menſchen zu Berge zu treiben. Kein Seegefecht, kein Raubzug, kein Freibeuterabenteuer ſchien in letzter Zeit ſtattgefunden zu haben, um das er nicht genau Beſcheid wußte; beſonderes Vergnügen ſchien es ihm aber zu machen, von den Thaten der Seeräuber in den weſtindiſchen und ſpaniſchen Gewäſſern zu erzählen. Seine Augen funkelten vor Luſt, wenn er beſchrieb, wie man den Silberſchiffen aufgelauert, welche mörderiſchen Gefechte man Bord an Bord geliefert, wie man die ſpaniſchen Gallionen geentert und genommen. Mit welchem innigen Behagen ſchilderte er, wie man dieſe oder jene reiche ſpaniſche Colonie überfallen, Kirchen und

Klöſter geplündert! Wie ein Feinſchmecker vielleicht mit Wonne das Braten einer fetten Martinsgans beſchreiben würde, ſo beſchrieb er, wie man einen ſpaniſchen Don geröſtet, um ihn zur Herausgabe ſeiner Schätze zu zwingen, und führte die Einzelnheiten der Scene ſo genau aus, daß die alten, reichen Bürger voll Unbehagen auf ihren Stühlen hin und herrückten. Er erzählte ſolche Dinge, als ob es ſich um den beſten Spaß der Welt handelte, und warf Blicke in die Geſichter der Zunächſtſitzenden, daß die erſchrockenen Männer in Verſuchung geriethen, vor Angſt und Bangigkeit laut aufzulachen. Wehe aber, wenn Jemand ſich herausnahm, dem Erzähler widerſprechen zu wollen, der bei ſolcher Gelegenheit ſofort in Feuer und Flammen gerieth. Selbſt ſein dreieckiger Hut ſchien dann eine drohende Haltung anzunehmen und ſich gegen den Widerſpruch zu empören. Wie zum Teufel könnt Ihr das beſſer wiſſen wollen, als ich? ſchrie der alte Seebär. Ich ſage Euch, es war ſo und nicht anders! Und dann feuerte er eine ganze Breitſeite von haarſträubenden Seemannsflüchen ab, wie ſie nie zuvor ein Menſch in dieſen friedlichen Räumen gehört hatte.

Endlich fingen die ehrenwerthen Bürger an zu glauben, daß er dieſe Dinge wohl näher als vom Hörenſagen kennen müſſe, und ihre Vermuthungen über ihn geſtalteten ſich mit jedem Tage düſterer und unheimlicher. Die ſeltſame Art ſeiner Ankunft, die Seltſamkeit ſeiner Manieren, das Geheimniß, das ihn umgab, Alles das verlieh ihm in ihren Augen etwas Furchtbares. Er war

82.

Der Ritter hatt' ein Schwert mit breitem Rücken,
Um ſcharf und flach zu hau'n, wie's ihm gefiel.
Da trieb er denn mit ſo gewalt'gem Picken
An Dudo's Haupt ein ſeltſam Schellenſpiel,
Daß dem's oft grau und Nacht ward vor den Blicken,
Und er beinahe von dem Roſſe fiel.
Doch, um den Hörern beſſer zu behagen,
Will ich ein andermal das Weitre ſagen.

---

## Einundvierzigſter Geſang.

1.

Der Duft, der in den wohlgepflegten Haaren,
Im Barte ſich, im anmuthvollen Kleid
Des holden Jünglings pflegt zu offenbaren,
Der Jungfrau, weckend Amor's ſüßes Leid,
Wenn er ſich hält und kann ſich drin bewahren,
Und athmet fort auch noch nach langer Zeit,
Dann läßt er uns mit klaren Zeichen leſen,
Daß er vom Anfang gut und rein geweſen.

2.

Der edle Saft, den einſt zu eignem Schaden
Die Schnitter Ikarus *) verkoſten ließ,
Der, wie man ſagt, auf rauhen Alpenpfaden
Die Celten lockt' in unſer Paradies,
Kann er am Schluß des Jahrs den Trinker laden,
So war er auch gewiß am Anfang ſüß.
Der Baum, der grün iſt im Novemberwetter,
Der trug gewißlich auch im Lenze Blätter.

---

*) Ikarus, ein lakoniſcher König, der von ſeinen, im neu erfundenen Wein berauſchten Schnittern ermordet ward.

für ihn eine Art von Seeungeheuer, ein Meermann, ein Fabelthier, ein Leviathan — ein — ſie wußten ſelbſt nicht was.

Endlich wurde die Herrſchſucht des wilden Seebärs unerträglich. Er reſpectirte weder Rang noch Stand, widerſprach ohne jegliches Beſinnen dem reichſten Bürger, nahm Beſitz von dem heiligen Lehnſtuhl, welcher ſeit undenklichen Zeiten der Herrſcherthron des erlauchten Ramm Rapelye geweſen war — ja, er ging einmal ſo weit in ſeinen groben Scherzen, daß er dieſen mächtigen Bürger auf die Schulter ſchlug, ſeinen Grog austrank und — — was völlig unglaublich klingt — ihm dabei noch mit den Augen zublinzelte. Seit jener Zeit erſchien Ramm Rapelye nicht mehr in der Schenke, und ſeinem Beiſpiele folgten viele der angeſehenſten Stammgäſte, die zu reich waren, als daß ſie ſolchen gewaltthätigen Widerſpruch gegen ihre Anſichten und Meinungen dulden oder ſich gar zwingen laſſen konnten, über die Späße eines Andern zu lachen. Der Wirth war in Verzweiflung, aber er wußte nicht, wie er ſich des Seeungeheuers und ſeiner Kiſte entledigen ſollte, die beide mit ſeinem Hauſe zu verwachſen ſchienen.

Das war es, was Peechy Prauw vorſichtig in Wolfert's Ohr flüſterte, als er ihn in einer Ecke des Zimmers am Rockknopfe feſthielt und hin und wieder einen ängſtlichen Blick nach der Thür des Schenkzimmers warf, um ſich zu verſichern, daß der furchtbare Held ſeiner Erzählung ihn nicht höre.

Wolfert nahm in einem entfernten Winkel des Zimmers Platz, erfüllt von tiefer Scheu für den Unbekannten, welcher ſich in der Geſchichte der Freibeuterei ſo gut bewandert zeigte. Daß Ramm Rapelye von ſeinem Throne verdrängt war, daß eine grobe Theerjacke von dieſem Sitze aus den Dictator ſpielen, den Patriarchen beleidigen und das große Wort führen durfte, das erſchien ihm als ein wunderbarer Beweis, wie auch die mächtigſten Reiche ſtürzen können.

Der Fremde war an dem Abende in ungewöhnlich mittheilſamer Laune und erzählte eine Menge erſtaunlicher Geſchichten von Schiffen, die man auf hoher See geplündert und verbrannt. Er verweilte dabei mit beſonderem Behagen und verſtärkte die entſetzlichen Einzelheiten im Verhältniß zu der Wirkung, die ſie auf ſeine friedlichen Zuhörer hervorbrachten. Mit der größten Ausführlichkeit beſchrieb er die Wegnahme eines ſpaniſchen Kauffahrers. Derſelbe hatte während der Windſtille eines langen Sommertages auf der Höhe vor einer der Inſeln gelegen, welche den Piraten zu Verſteckplätzen dienten. Die Seeräuber hatten ihn mit Hülfe ihrer Ferngläſer vom Lande aus entdeckt, ſeine Beſchaffenheit und Stärke ausgekundſchaftet, und in der Nacht brach eine auserwählte Schaar tollkühner Burſchen in einem Wallfiſchboote auf. Sie näherten ſich mit umwickelten Rudern dem Schiffe, welches ruhig mit an den Maſten klappenden Segeln auf dem Waſſer ſchaukelte, und hatten bereits das Hintertheil desſelben erreicht, ehe die Wache auf

Deck ihre Annäherung bemerkte. Jetzt wurde Lärm. Die Piraten warfen Handgranaten auf Deck und ſprangen mit dem Schwert in der Hand an Bord. Die Mannſchaft griff zu den Waffen, aber in großer Verwirrung. Einige ſchoß man nieder, Andere ſuchten ſich in das Takelwerk zu flüchten, noch Andere wurden über Bord geworfen und ertranken, während ſich wieder Andere tapfer ſchlugen und den Räubern jede Handbreit Boden ſtreitig machten.

Den verzweiflungsvollſten Widerſtand leiſteten drei ſpaniſche Dons, die ſich mit ihren Damen an Bord befanden. Sie vertheidigten die Kajütentreppe, ſchlugen mehrere der Angreifer zu Boden und fochten, angeſpornt durch das Geſchrei ihrer Damen, das aus der Kajüte zu ihnen heraufdrang, wie Raſende. Der eine der Herren war indeſſen alt und erſchöpft. Die andern Beiden vertheidigten ſich wacker, obgleich ſich der Führer der Piraten ſelbſt unter den Angreifern befand. Da erſchallte plötzlich vom Quarterdeck ein Triumphgeſchrei. „Das Schiff iſt unſer!“ riefen die Piraten. Einer der Spanier ließ jetzt den Degen ſinken und ergab ſich, der andere, ein heißköpfiger junger Mann, der ſich eben erſt verheirathet hatte, verſetzte dem Seeräubercapitän einen Hieb über das Geſicht, der es in zwei Theile ſpaltete. Der Getroffene konnte nur noch ausrufen: „Keinen Pardon!“

Und was geſchah mit den Gefangenen? fragte Peechy Prauw geſpannt.

Sie wurden ſämmtlich über Bord geworfen, lautete die Antwort.

Tiefe Stille folgte dieſer Erzählung.

Peechy Prauw zog ſich zurück, wie Jemand, der unverſehens dem Lager eines ſchlummernden Löwen zu nahe gekommen iſt. Die andern ehrlichen Bürger warfen ängſtliche Blicke auf die Narbe, welche das Geſicht des Erzählers durchfurchte, und rückten ihre Stühle etwas zurück. Der Seeheld aber rauchte weiter, ohne eine Muskel zu verziehen, als bemerke er den ungünſtigen Eindruck gar nicht, welchen er auf ſeine Zuhörer hervorgebracht, oder als kümmere er ſich wenigſtens nicht darum.

Der Offizier auf Halbſold war der Erſte, welcher das Schweigen brach, denn gerade er war immer, wenn auch immer vergeblich, bemüht geweſen, dem Tyrannen die Spitze zu bieten, um ſeine eigne frühere Bedeutung in den Augen ſeiner alten Cumpane wieder zu erlangen; und ſo verſuchte er es auch jetzt, den haarſträubenden Geſchichten des Fremden durch andere ebenſo furchtbare Erzählungen den Rang abzulaufen. Sein Held war, wie immer, der Seeräuber Kidd, über den er alle in der Provinz verbreiteten Geſchichten und Legenden geſammelt zu haben ſchien; — hatte aber der alte Seebär ſchon früher gegen den einäugigen Kriegsmann eine Art von Groll gezeigt, ſo hörte er ihm heute mit doppelter Ungeduld zu. Den einen Arm in die Seite, den andern Ellbogen auf den Tiſch geſtemmt, mit der Hand die kurze Pfeife haltend, aus welcher er mit verdrießlicher Miene rauchte, die Beine gekreuzt, mit dem einen Fuße in kurzen Schlägen auf den Fußboden klopfend, ſaß er da und ſchleuderte von Zeit zu Zeit Baſiliskenblicke nach dem breit und weitläufig erzählenden Capitän. Als dieſer endlich erwähnte, Kidd ſei mit einigen von ſeinen Leuten den Hudſonfluß hinaufgefahren, um ſeine geraubten Schätze in Sicherheit ans Land zu bringen, fuhr der Fremde mit einem donnernden Fluche auf.

Kidd auf dem Hudſon! ſchrie er, Kidd war niemals auf dem Hudſon!

Ich ſage, er war auf dem Hudſon! entgegnete der Andere. Ja, man behauptet, er habe einen Theil ſeiner Beute auf der kleinen Landzunge vergraben, welche in den Fluß hineinragt und „des Teufels Tanzplatz“ genannt wird.

Des Teufels Tanzplatz in Euren Hals hinein! brüllte der Seemann. Ich ſage, Kidd war niemals auf dem Hudſon! Was zum Teufel wißt Ihr von Kidd und ſeinen Schlupfwinkeln?

Was ich von Kidd weiß? entgegnete der Capitän auf Halbſold. Nun, ich war, während ihm der Prozeß gemacht wurde, in London, und hatte ſogar das Vergnügen, ihn hängen zu ſehen.

Dann laßt Euch ſagen, daß Ihr einen ſo wackeren Burſchen hängen ſaht, als nur je einer in Lederſchuhen ſtand, ſagte die Theerjacke. Und Ihr könnt glauben, fuhr er fort, indem er ſich zu dem Capitän hinüber beugte, Ihr könnt glauben, daß manche Landratte zugeſchaut hat, um die es weniger ſchade geweſen wäre, wenn ſie an ſeiner Stelle in der Luft gebaumelt hätte.

Der Offizier auf Halbſold war zum Schweigen gebracht, aber die in ihm kochende Entrüſtung drückte ſich in ſeinem einen Auge aus, das wie eine Kohle glühte.

Peechy Prauw, der nicht zu ſchweigen vermochte, bemerkte, daß der Fremde offenbar Recht hätte. Kidd habe niemals Geld am Hudſon oder überhaupt in dieſen Theilen des Landes vergraben, wie Viele behaupten wollten. Vielmehr ſeien es Braddiſh und andere Piraten geweſen, welche ihre Schätze nach Einigen in der Schildkrötenbucht, nach Andern auf Long-Island oder in der Nachbarſchaft des Höllenthors verſcharrt hätten.

Ich beſinne mich recht gut auf ein Abenteuer, fügte er hinzu, das Sam, der ſchwarze Fiſcher, vor vielen Jahren erlebte, und welches, wie manche Leute meinen, im Zuſammenhange mit den Seeräubern ſteht. Da wir hier unter lauter Bekannten und guten Freunden ſind, die es nicht weiter plaudern werden, ſo will ich euch die Geſchichte erzählen. Es war alſo vor vielen, vielen Jahren in einer dunkeln Nacht, als Sam vom Fiſchfange am Höllenthore zurückkehrte —

Hier wurde die Erzählung durch den Unbekannten unterbrochen, der ſeine geballte Hand mit ſolcher Gewalt auf den Tiſch fallen ließ, daß die Knöchel einen Eindruck in dem Holze hervorzubringen ſchienen.

Hört mal, Nachbar, ſagte er, indem er den Erzähler mit dem Grinſen eines gereizten Bären anſah und ihm bedeutungsvoll zunickte, — Ihr thätet beſſer, die Seeräuber und ihre Schätze in Ruhe zu laſſen; für alte

Männer und alte Weiber iſt das nichts. Die Burſchen haben ſich für das Geld gehörig herumgeſchlagen, haben Leib und Seele dafür aufs Spiel geſetzt, und wo es auch immer liegen mag, ſo müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn es ein Unberufener fände.

Dieſem plötzlichen Ausbruch folgte ein beklommenes Schweigen. Peechy Prauw ſchauderte in ſich zuſammen, und ſelbſt der einäugige Offizier wurde blaß. Wolfert, welcher aus einem dunkeln Winkel des Zimmers alle den Erzählungen von verborgenen Schätzen zugehört hatte, blickte mit einem Gemiſch von Furcht und Theilnahme auf den alten Piraten, denn dafür hielt er den Fremden. Es war etwas wie ein Klingen von Goldſtücken und ein Blitzen von Edelſteinen in ſeinen Erzählungen aus den ſpaniſchen Gewäſſern, das jedem Satze einen gewiſſen Werth und Nachdruck verlieh; und Wolfert würde Alles darum gegeben haben, hätte er die eichene Schiffsliſte durchwühlen dürfen, welche in ſeiner Phantaſie mit goldenen Bechern, Crucifixen und runden Beuteln voll Dublonen gefüllt war.

Die Todtenſtille, welche ſich der Geſellſchaft bemächtigt hatte, wurde endlich durch den Fremden unterbrochen, der eine ungeheure Uhr von alter, ſeltener Arbeit, die Wolfert's Meinung nach entſchieden ſpaniſch ausſah, hervorzog. Beim Druck auf eine Feder ſchlug ſie Zehn, worauf der Seeheld ſeine Rechnung verlangte, dieſelbe mit einer Handvoll ausländiſcher Münzen bezahlte, ſein Glas austrank und, ohne Jemand gute Nacht zu wünſchen, das Zimmer verließ. Während er in ſein Gemach hinauf ſtapfte, hörte man ihn unverſtändliche Worte vor ſich hin murmeln.

Es verging einige Zeit, ehe die Geſellſchaft das Stillſchweigen brach, das ſich ihrer bemächtigt. Selbſt die Fußtritte des Fremden, die man hörte, wenn er in ſeinem Zimmer auf und ab ging, hatten etwas Furcht-Einflößendes. Aber der Gegenſtand der Unterhaltung war doch ein zu intereſſanter geweſen, um ihn nicht wieder aufzunehmen — und während die Gäſte in ihr Geſpräch vertieft da ſaßen, war unbemerkt ein Gewitter heraufgezogen. Ströme von Regen, welche hernieder goßen, machten die Heimkehr vorläufig unmöglich, und ſo rückte man die Stühle näher zuſammen und forderte den würdigen Peechy Prauw auf, die Erzählung, in welcher er ſo unhöflich unterbrochen worden war, fortzuſetzen. Er gab dieſem Verlangen gerne nach, aber er wagte doch nur in leiſem Flüſtertone zu ſprechen, der zuweilen im Rollen des Donners gänzlich unterging. Dann und wann unterbrach ſich der Erzähler ſogar, um mit ſichtlicher Angſt den ſchweren Fußtritten des Fremden über ſeinem Haupte zu lauſchen.

Seine Erzählung lautete wie folgt:

## Das Abenteuer des ſchwarzen Fiſchers.

Jedermann kennt den Neger Sam, den alten, ſchwarzen Fiſcher, gewöhnlich Schmutz-Sam genannt, welcher ſeit einem halben Jahrhundert ſeine Netze in der Meerenge auszuwerfen pflegt. Es iſt eine geraume Zeit her, daß Sam, der damals ein ſo flinker, rüſtiger Burſche war, wie es nur je einen in der Provinz gegeben, und auf der Farm Kilian Suydam's auf Long-Island in Dienſt ſtand, eines Tages mit ſeiner Arbeit ziemlich früh fertig wurde und gegen Abend zum Fiſchfang nach der Gegend des Höllenthors ausfuhr.

Er hatte ein leichtes Boot, und da er mit allen Strömungen und Strudeln der Meerenge vertraut und bekannt war, hatte er den Platz mehrere Male gewechſelt und war von der „Henne und den Küchlein" nach dem „Schweinsrücken", von da nach dem „Topf" und vom „Topf" nach der „Bratpfanne" gerudert. Hier ganz in ſeine Beſchäftigung verſunken, hatte er nicht bemerkt, daß die Ebbe eingetreten war, bis ihn das Brauſen und Gurgeln der Wirbel und Strudel auf die Gefahr aufmerkſam machte. Nicht ohne Mühe gelang es ihm, ſein Boot noch zwiſchen den Riffs und Klippen heraus nach der Spitze der Blackwells-Inſel zu rudern, wo er anlegte, um den Eintritt der Fluth zu erwarten und mit dieſer nach Hauſe zurückzukehren. Bei Anbruch der Dunkelheit erhob ſich indeſſen ein ziemlich heftiger Wind; Maſſen von dunkeln Wolken zogen von Weſten herauf, und das ferne Rollen des Donners und das Leuchten der Blitze verkündete, daß ein Gewitter im Anzuge ſei. Sam ruderte daher nach der vor dem Wind geſchützten Seite der Inſel, fuhr am Strande entlang und erreichte eine kleine, ſtille Bucht unter weit überhängenden Felsblöcken, wo er ſein Boot an die Wurzeln eines aus dem Geſtein hervorſpringenden Baumes band, deſſen mächtige Zweige ſich wie ein Baldachin über das Waſſer ausbreiteten. Der Gewitterſturm brauſ'te jetzt mit voller Gewalt heran und peitſchte die Wellen zu weißem Schaum; der Regen fiel praſſelnd auf die Blätter nieder, der Donner brüllte lauter als in dieſem Moment, der Blitz ſchien ſich im Schaume der Wogen zu baden; aber Sam lag, von dem Felſen und dem Baume wohl geſchützt, im Trocknen und ließ ſich von den Wellen wiegen, bis er endlich einſchlief.

Als er erwachte, war Alles ruhig. Das Gewitter hatte ausgetobt, und nur dann und wann verrieth ein ſchwaches Wetterleuchten, welchen Weg es genommen. Die Nacht war finſter und ohne Mondſchein; aus dem Stande der Flut ſchloß Sam indeſſen, daß es um die Mitternachtsſtunde ſein mochte, und eben ſtand er im Begriff, ſein Boot loszubinden, um ſich auf den Heimweg zu machen, als er in einiger Entfernung ein Licht auf dem Waſſer ſchimmern ſah, das ſich ſchnell näherte. Bald vermochte er zu erkennen, daß es von einer Laterne herrührte, die im Bug eines unter dem Schatten des Ufers herangleitenden Bootes ſtand. Das Boot lenkte in eine kleine Bucht, dicht neben der, in welcher Sam verborgen lag, ein Mann ſprang ans Ufer und leuchtete mit der Laterne am Boden umher.

Das iſt der Platz — hier iſt der eiſerne Ring! rief er endlich.

3.

Der edle Stamm, der, wie die Welt empfindet,
Im Licht der Tugend glänzt ſeit langer Friſt,
Im Licht, das immer heller ſich entzündet,
Macht, daß man leicht und klar daraus ermißt,
Es habe, wer der Eſte Haus gegründet,
In jeder Sitte, die da löblich iſt,
Durch welche Menſchen bis zum Himmel ſteigen,
Geglänzt, ſo wie die Sonn' im Sternenreigen.

4.

Held Rüd'ger, der in Allem, was er that,
Von hohem Muth, von fürſtlich edlen Sitten
Die klarſten Proben gab und weiſem Rath,
Und immer mehr in dieſen fortgeſchritten,
Zeigt es auch jetzt, wie ihr ſchon oben ſaht,
Als er zum Streit auf Dudo losgeritten,
Dem er aus Mitleid mit dem edlen Blut
Verheimlicht ſeine Kraft und ſeinen Muth.

5.

Dudo erkennt's und muß es ſich geſtehen,
Daß Rüd'ger ihn zu tödten nicht begehrt,
Da er ſich bald gefährlich bloß geſehen,
Bald müde, deß er kaum noch hob das Schwert.
Daß er ihn ſchont, und will nicht weiter gehen,
Iſt ihm nun dargethan und aufgeklärt;
Drum, muß er ihm an Kraft und Stärke weichen,
So will er doch an Edelmuth ihm gleichen.

6.

Bei Gott, Herr, ſpricht er, kommen wir zum Frieden,
Da doch der Sieg auf meiner Hand nicht liegt;
Ich fühl' es wohl, mir iſt er nicht beſchieden,
Ich bin durch deinen Edelmuth beſiegt. —

Das Boot wurde nun befeſtigt, und der Mann half ſeinen Kameraden einen ſchweren Gegenſtand aus dem Fahrzeug ans Land bringen. Beim Scheine der Laterne bemerkte Sam, daß es fünf ſtarke, wild ausſehende Burſchen waren, die rothe wollene Mützen trugen. Nur der Anführer hatte einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, und Mehrere waren mit Dolchen, langen Meſſern und Piſtolen bewaffnet. Sie flüſterten leiſe mit einander und bedienten ſich zuweilen einer fremden Sprache, welche Sam nicht verſtand.

Nachdem ſie ihre Laſt gelandet, bahnten ſie ſich einen Weg durch das Geſträuch, wobei ſie ſich gegenſeitig beim Vorwärtsſchleppen des ſchweren Gegenſtandes über die felſigen Ufer ablöſ'ten. Sam's Neugier war jetzt aufs Aeußerſte geſpannt, und leiſe verließ er ſein Boot und erkletterte eine Klippe, von welcher aus er ihren Weg überſehen konnte. Sie ſtanden einen Augenblick ſtill, um auszuruhen, und der Anführer beleuchtete mit ſeiner Laterne die Büſche.

Habt ihr die Spaten mitgebracht? fragte er.

Sie ſind hier, entgegnete einer ſeiner Spießgeſellen, der die Schaufeln auf der Schulter trug.

Wir müſſen tief graben, wenn wir vor Entdeckung ſicher ſein wollen, ſagte ein Dritter.

Ein kalter Schauer ging durch Sam's Gebeine. Er glaubte eine Horde Mörder vor ſich zu ſehen, die eben im Begriffe ſtand, ihr Opfer zu verſcharren. Seine Kniee ſchlugen zuſammen, und in ſeiner Aufregung bewegte er die Zweige des Baumes, an dem er ſich feſthielt, während er ſich über die Klippe lehnte.

Was war das? rief Einer von der Bande. Es rührte ſich etwas im Gebüſch!

Man leuchtete mit der Laterne nach der Richtung hin, in welcher ſich das Geräuſch hatte hören laſſen. Einer der Rothmützen ſpannte ſeine Piſtole und zielte nach der Stelle, wo ſich Sam befand. Dieſer blieb regungslos, athemlos, jeden Moment ſein letztes Stündlein erwartend, ſtehen. Glücklicherweiſe kam ihm ſeine dunkle Farbe, die ſich nicht von den Blättern abhob, zu ſtatten.

Es iſt nichts, ſagte der Mann mit der Laterne. Und plagt euch denn der Teufel? Ihr werdet die Gegend doch nicht durch einen Schuß alarmiren wollen?

Der Hahn der Piſtole wurde in Ruhe geſetzt, man nahm die Laſt von Neuem auf und ſchleppte ſie langſam am Ufer entlang. Sam beobachtete, wie die Bande ſich entfernte, das Licht der Laterne flackerte in einzelnen Streiflichtern durch die tropfenden Büſche — und erſt als ſie ihm völlig aus dem Geſichte entſchwunden, wagte er aufzuathmen. Er dachte jetzt daran, in ſein Boot zurück zu gehen und der gefährlichen Nachbarſchaft zu entfliehen; aber die Neugier war mächtiger als die Furcht. Er zögerte, zauderte, horchte — und nach einer Weile vernahm er das Einſtoßen der Spaten.

Sie machen ein Grab! ſagte er zu ſich ſelbſt, während ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Jeder

Spatenſtich, der durch die Stille herüberdrang, ging ihm ins Herz. Man verurſachte ſo wenig Geräuſch als möglich, Alles hatte einen unheimlich myſteriöſen Anſtrich, und Sam liebte das Unheimliche und Schreckliche. Eine Mordgeſchichte war das größte Gaudium für ihn — es fand keine Hinrichtung Statt, der er nicht beiwohnte, und ſo konnte er auch jetzt, trotz aller Gefahr, der Verſuchung nicht widerſtehen, ſich dem geheimnißvollen Platze zu nähern und die Mordgeſellen bei ihrem mitternächtlichen Thun zu belauſchen.

Vorſichtig, Zoll für Zoll vorwärts ſchleichend, behutſam die trockenen Blätter vermeidend, deren Raſcheln ihn hätte verrathen können, drang er bis zu einem Felsblocke vor, hinter welchem das Licht der Laterne die Blätter erleuchtete. Nur dieſer Stein lag noch zwiſchen ihm und der Bande. Geräuſchlos erſtieg Sam die Klippe, und indem er ſeinen Kopf über die kahle Kante derſelben hinausſtreckte, ſah er die Böſewichter unmittelbar unter ſich und zwar in ſolcher Nähe, daß er, trotz der drohenden Gefahr der Entdeckung, nicht wagte, ſich zurückzuziehen, weil man ſeine leiſeſten Bewegungen hätte hören können. So blieb er denn, und ſein rundes, ſchwarzes Geſicht ſchaute über den Rand des Felsblockes hinweg, wie die Sonne, wenn ſie am Saume des Horizontes aufſteigt, oder wie der pausbäckige Mond auf dem Zifferblatte einer Wanduhr.

Nach einer Weile hatten die Rothmützen ihr Werk beendigt, die Grube war zugeſchüttet und der Raſen ſorgſältig wieder darüber gelegt, dann ſtreuten ſie noch trockene Blätter auf die Stelle.

Und nun ſoll der Teufel ſelbſt den Platz nicht herausfinden! ſagte der Anführer.

Mörder! rief Sam unwillkürlich aus.

Die ganze Bande fuhr auf. Die Augen Aller richteten ſich in die Höhe und erblickten hier, grade über ſich, den ſchwarzen, runden Kopf Sam's, deſſen weiße Augen weit aus ihren Höhlen traten, und deſſen weiße Zähne zuſammenſchlugen, während ihm der kalte Schweiß von der Stirn rann.

Wir ſind entdeckt! rief der Eine.

Nieder mit ihm! ſchrie ein Andrer.

Sam hörte das Knattern einer Piſtole, wartete aber den Schuß nicht ab. Ueber Stock und Stein ſetzend, durch Büſche und Dornengeſtrüpp hindurch ſpringend, wie ein Igel zuſammengerollt Abhänge hinabkugelnd und wie ein Eichkätzchen an andern hinaufkletternd, ſtürmte er davon — aber überall, nach allen Richtungen ſchien ihm der Weg durch Einen von der Bande abgeſchnitten. Endlich erreichte er den Fuß des Felſengrates, welcher ſich am Ufer entlang zieht. Eine der Rothmützen war dicht hinter ihm, vor ihm erhob ſich eine ſteile Klippe; jeder Ausweg ſchien abgeſchnitten — da erſpähte er glücklicherweiſe eine dicke Weinrebe, die wie ein Seil bis zur halben Höhe an der Felswand herunter hing. Mit der Kraſt der Verzweiflung machte er einen Satz, erhaſchte die Rebe mit beiden Händen, und jung und behende wie er war, gelang es ihm, ſich daran empor zu ſchwingen und die Spitze des Riffes zu erreichen. Aber er ſtand hier einen Augenblick ganz frei und ſeine Geſtalt zeichnete ſich deutlich gegen den Nachthimmel ab. Der ihn verfolgende Räuber ſchoß mit der Piſtole nach ihm; die Kugel pfiff an dem Ohre Sam's vorbei, und dieſer, dem die Todesangſt einen glücklichen Gedanken eingab, ſtieß einen Schrei aus, fiel zu Boden und löſ'te gleichzeitig einen Stein los, welcher mit lautem Klatſchen in das Waſſer fiel.

Der wäre abgethan, ſagte der Mann zu einigen ſeiner Spießgeſellen, die jetzt herangekeucht kamen. Der wird höchſtens den Fiſchen erzählen, was er geſehen hat.

Die Räuber kehrten nun zu ihren übrigen Kameraden zurück. Sam ließ ſich geräuſchlos von der Klippe hinabgleiten, ſchlich zu ſeinem Boot, band es los, vertraute ſich der reißenden Strömung, die an dieſer Stelle mit der Schnelligkeit eines Mühlwaſſers dahinſchießt, und war bald weit von der gefährlichen Stelle hinweggetrieben. Erſt nachdem er ſo eine tüchtige Strecke zurückgelegt, wagte er ſeine Ruder zu gebrauchen, aber dann flog ſein Boot auch mit Blitzesſchnelligkeit durch das Höllenthor, ohne alle Rückſicht auf die Gefahren des Topfes, der Bratpfanne und des Schweinsrückens, und nicht eher fühlte ſich Sam ſeiner Haut vollkommen ſicher, bis er wohlbehalten in ſeinem Bett auf dem Oberboden von Kilian Suydam's altem Farmhauſe lag.

Hier machte der würdige Peechy Prauw eine Pauſe, um etwas zu verſchnauſen und einen Zug aus dem neben ihm ſtehenden Kruge zu thun. Seine Zuhörer blieben mit offenem Munde und langgeſtreckten Hälſen ſitzen, wie ein Neſt voll junger Schwalben, die auf weiteres Futter wartend die Schnäbel aufſperren.

Iſt das Alles? fragte der Offizier auf Halbſold.

Das iſt die ganze Geſchichte; entgegnete Peechy Prauw.

Und hat Sam niemals ausgekundſchaftet, was die Rothmützen damals vergruben? fragte Wolfert, der nichts im Kopfe hatte, als Dublonen und Goldbarren.

Nicht daß ich wüßte, entgegnete Peechy. Er hatte keine Zeit zu ſolchen Sachen und, um die Wahrheit zu ſagen, auch keine große Luſt, noch einmal den Wettlauf über die Klippen zu wagen. Außerdem — wie ſollte er den Ort wieder finden, wo man das Grab gegraben? Die Dinge ſehen bei Tage ſo ganz anders aus, als bei Nacht. Und endlich, was hätte es denn genützt, den Leichnam aufzuſuchen, da keine Ausſicht vorhanden war, die Mörder an den Galgen zu bringen?

Und ſeid Ihr denn ſo ſicher, daß es ein Todter war, den man vergrub? fragte Wolfert.

Gewiß! rief Peechy Prauw zuverſichtlich. Geht er denn nicht bis auf dieſen Tag in der Nachbarſchaft ſpuken?

Er geht ſpuken! rieſen mehrere von der Geſellſchaft, indem ſie die Augen weiter aufmachten und die Stühle noch näher zuſammen rückten.

Ja wohl, ſpuken! wiederholte Peechy Prauw. Hat noch Keiner von euch etwas von Vater Rothmütze gehört, der in dem alten niedergebrannten Farmhauſe unten am Strande, in der Nähe des Höllenthores, umgeht?

O, gewiß haben wir davon gehört, haben es aber immer für Altweibermärchen gehalten.

Wie ſo, Altweibermärchen? fragte Peechy Prauw. Das Farmhaus liegt ganz nahe bei jenem Orte. Es iſt ſeit undenklichen Zeiten nicht mehr bewohnt und ſtand an einer ſehr einſamen Stelle des Strandes — aber Fiſcher, die ihre Netze in der Gegend auswerfen, haben oft ſeltſame Töne gehört und mitten in der Nacht Lichter durch die Büſche flimmern ſehen. Mehr denn einmal hat man auch an den Fenſtern einen alten Burſchen mit rother Mütze erblickt, den man für den Geiſt des dort Vergrabenen hält. Einmal übernachteten drei Soldaten in dem Gemäuer und durchſtöberten es von unten bis oben. Da fanden ſie den alten Papa Rothmütze im Keller auf einem Ciderfaſſe reitend, in der einen Hand einen Krug, in der andern einen Becher. Er bot ihnen aus letzterem einen Trunk, aber als einer der Soldaten das Gefäß an die Lippen ſetzen wollte, da — puh! — fuhr eine Feuerflamme durch den Keller und blendete ſie alle für einige Minuten. Als ſie wieder anfingen zu ſehen, war Alles, Krug, Becher und Rothmütze, verſchwunden, und nichts war zurückgeblieben, als ein leeres Ciderfaß.

Hier flammte der Capitän auf Halbſold, welcher ſchon eine Weile mit ſchläfrigen Augen über ſein Glas gebeugt dageſeſſen hatte, plötzlich noch einmal auf, wie ein verlöſchendes Binſenlicht.

Alles Narrenspoſſen! ſagte er, nachdem Peechy ſeine letzte Erzählung beendet hatte.

Verbürgen kann ich mich für die Wahrheit nicht, entgegnete Peechy Prauw. Aber Jedermann weiß, daß es in der Gegend und in dem Hauſe nicht richtig iſt, und was die Geſchichte von Schmutz-Sam betrifft, ſo glaube ich ſo feſt daran, als ob ich ſie ſelbſt erlebt hätte.

Bei dem lebhaften Intereſſe, welches die Geſellſchaft an dem Geſpräch genommen, hatte ſie gar nicht bemerkt, in welchem Aufruhr die Elemente ſich befanden, bis ein furchtbarer Donnerſchlag ſie plötzlich wie elektriſirt von ihren Sitzen emporfahren ließ. Ein praſſelndes Krachen, welches das Haus in ſeinen Grundveſten erſchütterte, folgte, und die erſchrockenen Gäſte vermutheten nichts Geringeres als ein Erdbeben oder die Erſcheinung des Vaters Rothmütze in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt. Sie horchten einen Augenblick, hörten aber nichts, als den an die Fenſterſcheiben ſchlagenden Regen und den Sturm, der durch die Wipfel der Bäume brauſ'te. Bald wurde indeſſen die Erſchütterung erklärt. Ein alter Neger, deſſen weiße, glotzende Augen ſcharf gegen den rabenſchwarzen, vom Regen naſſen, wie ein Spiegel glänzenden Schädel abſtachen, ſteckte den kahlen Kopf in die Thür und verkündigte in nur halbverſtändlichem Jargon, daß der Blitz in den Küchenſchornſtein gefahren ſei.

Das Gewitter, welches bald ſchwächer, bald ſtärker getobt hatte, machte jetzt eine Pauſe — und plötzlich ſchallte durch die eingetretene dumpfe Stille vom Strande herüber ein Flintenſchuß, dem ein langgezogenes Rufen, das mehr wie ein Schreien klang, folgte. Alle ſtürzten an die Fenſter. Man hörte einen zweiten Musketenſchuß und einen zweiten langen Ruf, der ſich unheimlich mit dem wieder beginnenden Toben des Sturmes miſchte. Es klang faſt, als ob der Schrei aus der Tiefe des Waſſers heraufdränge, denn obgleich jetzt Blitz auf Blitz das Ufer erleuchtete, war dort Niemand zu ſehen.

Auf einmal wurde das Fenſter des Giebelzimmers über der Gaſtſtube geöffnet, und der geheimnißvolle Fremde rief ein lautes Halloh in die Nacht hinaus. Man ſchrie ſich mehrere Mal herüber und hinüber etwas zu, aber in einer Sprache, die Niemand von den Gäſten verſtand. Dann hörten ſie, wie das Fenſter geſchloſſen wurde, und es erhob ſich da oben nun ein Rumoren, als ob alle Möbel durcheinander geworfen würden. Der Neger wurde hinauf gerufen, und eine Weile ſpäter half er dem Fremden die ſchwere Schiffskiſte die Treppe herunter ſchaffen.

Der Wirth war aufs Aeußerſte erſtaunt.

Ihr wollt doch bei dieſem Sturme nicht aufs Waſſer? rief er.

Sturm! entgegnete der Andre verächtlich. Ihr werdet doch das bischen Sprühwetter keinen Sturm nennen wollen!

Ihr werdet naß bis auf die Haut und könnt Euch den Tod holen; ſagte Peechy Prauw theilnehmend.

Donner und Blitz, Ihr werdet doch einem Manne, der bei Wirbelwind und Tornados gekreuzt hat, nichts vom Wetter erzählen wollen! brüllte der Seebär.

Peechy Prauw war abermals zum Schweigen gebracht.

Die vom Waſſer herübertönende Stimme ließ ſich noch einmal und, wie es ſchien, in ungeduldiger Weiſe hören, und die Anweſenden ſtarrten mit verdoppelter Scheu auf den alten durchwetterten Burſchen, der aus der Tiefe des Meeres heraufgeſtiegen ſchien, um jetzt wahrſcheinlich dahin zurückzukehren. Sie ſahen ihm, während er mit Hülfe des Negers ſeine Kiſte langſam nach dem Ufer hinabſchleppte, mit abergläubiſchem Grauen nach, ja mit dem halben Zweifel, ob er ſich nicht wirklich auf den Kaſten ſetzen würde, um ſo auf den empörten Wogen davon zu ſchiffen.

Neugierig folgten ſie ihm in beſcheidner Entfernung mit der Laterne.

Fort mit dem Lichte! brüllte eine rauhe Stimme vom Waſſer her. Wir brauchen hier kein Licht!

Donner und Blitz! rief der Buccanier, der jetzt erſt die Begleitung bemerkte, indem er ſich kurz umdrehte. Wollt ihr euch wohl nach Hauſe packen!

Wolfert und ſeine Kameraden zogen ſich verdrießlich und getäuſcht zurück, aber die Neugier erlaubte ihnen doch nicht, ſich ganz zu entfernen. Ein lang anhaltender Blitz zuckte über die Wellen und zeigte ihnen ein mit

Und Rüd'ger drauf: Ich wünſch's und bin's zufrieden,
Doch ſei dem Friedensſchluſſe beigefügt,
Daß du die ſieben Kön'ge, die hier ſtehen,
Mir übergibſt, und frei ſie läſſeſt gehen. —

7.

Er zeigt ſie ihm, die mit betrübten Mienen
Gebunden ſtehen und das Haupt geſenkt,
Und bittet ihn, nach Afrika mit ihnen
Hinüberziehn zu laſſen ungekränkt.
So iſt den Herrn der Freiheit Tag erſchienen,
Die unſrem Freund der heil'ge Dudo ſchenkt,
Und ihm vergönnt, ein Schiff ſich auszunehmen,
Daß ſie zuſammen drauf nach Hauſe kämen.

8

Das Schiff wird flott, die Segel losgebunden;
Er gibt ſich in des falſchen Winds Gewalt,
Der Anfangs, bis der Schiffer Muth gefunden,
Nach grader Richtung in die Segel wallt.
Das Ufer flieht und iſt ſo ſchnell verſchwunden,
Als wär' das Waſſer ohne Grenz' und Halt.
Doch mit des Tages letztem Scheideblicke
Zeigt ſich der Wind in ſeiner ganzen Tücke.

9.

Er wendet ſich vom Hintertheil zur Seite,
Zum Vordertheil, und hält auch da nicht ſtill;
Er dreht das Schiff, verwirrt die Schiffersleute,
Und ſtürmt von allen Seiten, wie er will.
Er kommt mit ſtolzen Wogen im Geleite;
Die weiße Heerde jagt ſich mit Gebrüll.
So oft ſind ſie in Angſt, den Tod zu haben,
Als Wellen kommen und das Schiff begraben.

Menſchen gefülltes Boot, das an einer Felsſpitze lag und mit den brandenden Wogen ſtieg und ſank. Man hielt es nur mit Mühe vermittelſt eines Bootshakens an den Felſen feſt, denn die Strömung war an dieſer Stelle ſehr heftig. Der alte Seemann ſchob die eine Ecke ſeiner Kiſte über den Bord des Bootes und faßte eben die Handhabe der andern Seite, um ſie vollends hinein zu heben, als das Boot, durch dieſe Bewegung vom Lande abgedrängt, in ſchwankende Bewegung gerieth. Die Kiſte rutſchte vom Bord ab und indem ſie in den Wellen verſank, riß ſie den alten Seemann kopfüber mit in die Tiefe.

Die am Ufer Stehenden ſtießen ein lautes Geſchrei aus — vom Boote her erſchallte eine Flut von Verwünſchungen und Flüchen — aber das Fahrzeug wurde mit Blitzesſchnelligkeit von der Flut hinweggetrieben, und dichte Finſterniß verhüllte die Scene. Wolfert Webber glaubte zwar einen Hülferuf gehört und die ausgeſtreckten Hände eines Ertrinkenden geſehen zu haben — aber als ein neuer Blitz über das Waſſer leuchtete, war nichts mehr wahrzunehmen, weder Mann noch Boot — nichts als das Klatſchen und Aufſpritzen der vorüberrauſchenden Fluten.

Die Gäſte kehrten in die Schenke zurück, um das Ende des Gewitters vollends abzuwarten. Sie nahmen ihre Sitze wieder ein, ſahen einander aber voll Unbehagen an. Der ganze Vorgang hatte kaum fünf Minuten gewährt, und kein Dutzend Worte waren dabei geſprochen worden. Als ſie den lederbeſchlagenen Stuhl betrachteten, ſchien es ihnen kaum denkbar, daß der ſeltſame Gaſt, der ihn noch kürzlich innegehabt, ein Mann voll Leben und herkuliſcher Kraft, bereits eine Leiche ſein ſollte. Da ſtand noch das Glas, aus dem er getrunken, da lag die Aſche der letzten Pfeiſe, die er geraucht. Und während die guten Bürger alle dieſe Dinge betrachteten, drängte ſich ihnen die Ueberzeugung von der Unſicherheit unſrer Exiſtenz auf, und es ſchien Jedem, als ob der Boden, auf dem er ſelber ſtand, durch den ſchrecklichen Vorfall an Feſtigkeit verloren hätte.

Da indeſſen die Meiſten von der Geſellſchaft ſich zu jener bequemen Philoſophie bekannten, welche den Menſchen befähigt, das Mißgeſchick des lieben Nächſten mit Standhaftigkeit zu ertragen, ſo gelang es ihnen auch ſchließlich, ſich über das Ende des alten Seehelden zu tröſten. Der Wirth war beſonders glücklich darüber, daß der arme, liebe Mann, ehe er das Zeitliche ſegnete, ſeine Rechnung bezahlt hatte, und nahm die Gelegenheit wahr, ihm eine Art von Nachruf zu widmen.

Er kam in Sturm und Ungewitter, und ging in Sturm und Ungewitter, ſagte er. Niemand wußte, von wannen er gekommen, Niemand weiß, wohin er gefahren. Ich glaube feſt, er iſt mit ſeiner Kiſte wieder in See gegangen und landet vielleicht wieder an der andern Seite der Erdkugel, um dort die Leute zu moleſtiren! Nur iſt's Jammerſchade, ſetzte der Wirth hinzu, daß er, wenn er zum Teufel und ſeiner Großmutter ging, ſeine Lade nicht hier gelaſſen hat.

Seine Lade! Der heilige Nikolaus wolle uns behüten! rief Peechy Prauw. Ich hätte ſie um keinen Preis der Welt im Hauſe haben mögen. Ich würde immer gefürchtet haben, er könnte in der Nacht kommen, um Fangeball damit zu ſpielen. Die Schenke wäre als Spukhaus in Verruf gekommen. Und was ſeine Abfahrt auf der Schiffskiſte anbelangt, ſo erinnert ſie mich an das, was dem Fahrzeuge des Schiffers Onderdonk auf dem Wege nach Amſterdam begegnete. Der Bootsmann ſtarb während eines Sturmes; man wickelte ihn in ein Stück Segeltuch, legte ihn in ſeine eigene Lade und warf ihn über Bord, verſäumte aber in der Bedrängniß, die üblichen Gebete über ihn zu ſprechen. Der Sturm tobte und raſ'te nur toller als vorher, und die Mannſchaft ſah den Bootsmann in ſeiner Kiſte ſitzend, das Leichentuch als Segel benutzend, hinter dem Schiffe her kommen, während das Meer vor ihm aufſchäumte wie eine feurige Flut. Und Tag für Tag und Nacht für Nacht lief das Fahrzeug vor dem Winde, jeden Augenblick in Gefahr, Schiffbruch zu leiden — und jede Nacht ſah die Mannſchaft den todten Bootsmann, wie er in ſeiner Schiffslade dem Schiffe nachzukommen ſuchte. Sie hörten ſeine Pfeife durch das Sauſen des Sturmes hindurch, und es war, als ob er ihnen berghohe Wellen nachſchickte, die das Schiff unfehlbar mit Waſſer gefüllt und zum Sinken gebracht hätten, wenn man nicht die Blenden der Luken und Cajütenfenſter geſchloſſen hätte. Und ſo ging es weiter und weiter, bis ſie ihn in den Nebeln der Neuſoundlandsinſel aus dem Geſicht verloren. Wahrſcheinlich hatte er hier gewendet und war nach der Todteninſel geſteuert.

Das kommt davon, ſetzte Peechy Prauw hinzu, wenn man Jemand auf See begräbt, ohne die gehörigen Gebete über ihn zu ſprechen.

Das Ungewitter, welches die Gäſte bis jetzt in der Schenke zurückgehalten, hatte ſich endlich verzogen. Die Kukuksuhr in der Halle verkündigte die Mitternachtsſtunde, und Jeder eilte nun, ſobald als möglich nach Hauſe zu kommen; denn es war ſelten, daß dieſe ſoliden Bürger zu ſo ſpäter Stunde außerhalb des Hauſes verweilten. Als ſie vor die Thür traten, fanden ſie den Himmel klar und ſternenhell; die Wolken, die ihn bis dahin verfinſtert, waren fortgezogen und lagen in flockigen Maſſen am Horizont, beleuchtet von der Sichel des Mondes, die wie eine kleine ſilberne Lampe in einem Dom von Wolken erſchien.

Das entſetzliche Ereigniß der Nacht und die unheimlichen Erzählungen, mit denen ſie ſich unterhalten, hatten indeſſen ein abergläubiſches Grauen in den Gemüthern zurückgelaſſen, und Alle warfen ſcheue Blicke nach der Stelle, wo der alte Seeräuber verſchwunden war, als erwarteten ſie, ihn im hellen Mondenſchein in ſeiner Lade dahin ſegeln zu ſehen. Aber nur lange Lichtſtrahlen ſpiegelten ſich glitzernd im Waſſer, ſonſt war Alles ruhig, und gleichmäßig kräuſelten ſich die Wellen über der Stelle, wo der ſeltſame Fremde verſunken. Dennoch ſchloß ſich die Geſellſchaft beim Nachhauſegehen in kleinen Gruppen dicht aneinander, beſonders wenn ſie einſame Stellen, wo Leute ermordet worden waren, paſſirten, und ſelbſt der Küſter, der doch an Geiſter und Geſpenſter gewöhnt ſein mußte, machte zuletzt, als er noch ein Stück Wegs allein zu gehen hatte, einen langen Umweg, um nicht ſeinen eigenen Kirchhof überſchreiten zu müſſen.

Wolfert Webber hatte an dieſem Abend einen neuen Vorrath von Geſchichten und Ideen mit heimgebracht, über die er nachgrübeln konnte. Die Erzählungen von Töpfen voll Gold und ſpaniſchen Schätzen, die hier und da zwiſchen den Klippen und Buchten des Strandes vergraben ſein ſollten, machten ihn faſt ſchwindlig.

Heiliger Nikolaus! rief er halblaut, iſt's denn nicht möglich, einen dieſer Schätze zu heben und ſo im Handumdrehen zum reichen Manne zu werden? Welche Ungerechtigkeit, daß ich Jahr aus Jahr ein graben muß, um nur ein Stück Brod zu gewinnen, während mich ein einziger glücklicher Spatenſtich reich machen würde, ſo reich, daß ich für den Reſt meines Lebens in einer Kutſche fahren könnte!

Indem er nun ſo Alles überlegte, was von dem Abenteuer des Negers Sam erzählt worden war, gewann die Geſchichte in ſeiner Phantaſie ganz andere Geſtalt und Färbung. Er erblickte in den Rothmützen nur Piraten, die ihren Raub vergruben, und bei dem Gedanken, daß es ihm möglich ſein könnte, einem verborgenen Schatze auf die Spur zu kommen, erwachte ſein Golddurſt aufs

Neue. Seine aufgeregte Phantaſie ließ ihm Alles goldfarbig erſcheinen, und beinahe glich er jenem habſüchtigen Manne von Bagdad, deſſen Augen, nachdem ſie mit der Zauberſalbe des Derwiſches beſtrichen waren, die Gabe beſaßen, alle Schätze der Erde zu ſehen. Caſſetten voll Juwelen, Kiſten voll Goldbarren, Fäßchen voll ausländiſcher Münzen ſchienen ihn aus ihrer Verborgenheit anzulächeln und ihn um Erlöſung aus ihrem Grabe zu bitten.

Und die Erkundigungen, die er gelegentlich über die Gegend einzog, in welcher Vater Rothkappe umgehen ſollte, beſtätigten ſeine Vermuthungen. Er erfuhr, daß der Ort ſchon mehrere Mal durch erfahrene Schatzgräber, welche die Geſchichte des ſchwarzen Sam gehört hatten, unterſucht worden war, aber immer ohne Erfolg. Es war ihnen ſtets irgend ein Unfall zugeſtoßen, wahrſcheinlich weil ſie, wie Wolfert vermuthete, entweder nicht zu rechten Zeit, oder nicht mit den gehörigen Ceremonien an das Werk gegangen waren.

Den letzten Verſuch hatte ein gewiſſer Cobus Quackenbos gemacht. Er grub die ganze Nacht und ſtieß auf zahlloſe Schwierigkeiten, denn ſobald er eine Schaufel Erde aus dem Loche herausgeworfen, wurden von unſichtbaren Händen zwei Schaufeln voll wieder hineingeſchüttet. Deſſenohngeachtet gelang es ihm, bis auf den Deckel einer eiſernen Kiſte zu kommen; aber kaum hatte er dieſe berührt, als ſich ein furchtbares Getöſe erhob. Seltſame, nie geſehene Geſtalten ſprangen und tobten um die Grube und endlich ſauſ'te ein von unſichtbaren Fäuſten ausgetheiltes Hagelwetter von Prügeln auf ihn nieder, ſo daß er den verwünſchten Ort in eiliger Flucht verlaſſen mußte. Cobus Quackenbos hatte dies Alles auf ſeinem Todtenbett erzählt, und es konnte deshalb nicht angezweifelt werden, um ſo weniger, da der Mann viele Jahre ſeines Lebens auf die Schatzgräberei verwendet und wahrſcheinlich auch damit ſein Glück gemacht hätte, wenn er nicht kürzlich im Armenhauſe an einer Gehirnentzündung geſtorben wäre.

Wolfert Webber befand ſich, nachdem er das gehört, in großer Angſt und Beſorgniß, daß ein andrer Abenteurer die Spur der vergrabenen Schätze finden und verfolgen könnte. Er beſchloß alſo vor allen Dingen, den ſchwarzen Sam aufzuſuchen und ſich von ihm nach dem Platze führen zu laſſen, wo jenes geheimnißvolle Begräbniß ſtattgefunden, deſſen Zeuge er geweſen war. Dieſer Vorſatz ließ ſich leicht ausführen, denn Sam hatte ſo lange in der Gegend gelebt, daß er Jedermann bekannt und eine Art öffentlicher Charakter geworden war. Es gab keinen Straßenjungen in der Stadt, der Schmutz-Sam, den Fiſcher, nicht gekannt hätte und nicht der Meinung geweſen wäre, ſich mit dem alten Neger einen Spaß machen zu dürfen. Sam führte ſeit länger als einem halben Jahrhundert das Leben einer Amphibie am Strande der Bai und auf den Fiſchgründen der Meerenge. Er brachte den größten Theil ſeiner Zeit auf und in dem Waſſer, beſonders in der Gegend des „Höllenthores" zu, und bei ſchlechtem Wetter hätte man ihn leicht für einen jener Kobolde halten können, welche die Gegend unſicher machen. Man ſah ihn immer und bei jeder Witterung, zuweilen in ſeinem Boote ſitzend, das zwiſchen den Klippen lag, zuweilen wie ein hungriger Hai ein geſtrandetes Schiff umkreiſend, bei welchem die Fiſche ſich in beſonders großer Menge aufhalten ſollen. Manchmal ſaß er Stunden und Stunden auf einer Klippe und ſchaute unverwandt gleich einem einſamen auf Beute lauernden Reiher in den rinnenden Nebel hinaus. Er kannte jedes Loch und jeden Winkel des Strandes von Wallabout bis zum Höllenthore und vom Höllenthore bis zu den „Teufelsſtufen“ und man behauptete ſogar, daß er jeden Fiſch dieſer Gewäſſer beim Taufnamen zu nennen wiſſe.

Wolfert fand den alten Sam in ſeiner Hütte, die, nicht viel größer als ein Hundeſtall, nur roh aus den Ueberbleibſeln von geſtrandeten Schiffen und Treibholz zuſammengezimmert war und auf dem felſigen Grunde, dicht am Fuße des alten Forts ſtand, das jetzt die Spitze der Batterie bildet. Ringsum roch es nach alten Fiſchen; Ruder, Bootshaken und Angelruthen lehnten an den Mauern des Forts, auf dem Sande lag ein Netz zum Trocknen ausgebreitet, das Boot war ans Ufer gezogen, und in der Thür der Hütte lag Schmutz-Sam und gab ſich dem größten Genuſſe hin, den der Neger kennt, er ſchlief und ließ ſich von der Sonne beſcheinen.

Seit jenem Abenteuer, das Sam in ſeiner Jugend erlebte, waren Jahre vergangen, und der Schnee manches Winters hatte ſich ſeitdem auf das krauſe Haar ſeines Hauptes gelagert. Deſſenungeachtet erinnerte er ſich ſehr gut aller Umſtände, denn er war oft aufgefordert worden, ſie zu erzählen, aber, wie es bei authentiſchen Berichterſtattern oft zu gehen pflegt, ſeine Mittheilungen wichen von denen Peechy Prauw's in vielen Punkten ab. Was die mehrmaligen Nachſuchungen von Schatzgräbern an jenem Orte betraf, ſo wußte Sam davon nichts, denn dergleichen lag völlig außerhalb ſeines Ideenkreiſes, und der vorſichtige Wolfert hütete ſich wohl, ihn auf dieſe Gedanken zu bringen. Sein einziger Wunſch war, den alten Fiſcher als Führer nach dem Platze zu benutzen, und Sam zeigte ſich gern dazu bereit. Die lange Reihe von Jahren, welche ſeit dem nächtlichen Abenteuer verfloſſen, hatte Sam's Scheu vor jener Stelle verwiſcht, und das Verſprechen eines kleinen Trinkgeldes ließ ihn mit Vergnügen Schlaf und Sonnenſchein opfern. Da die Flut ihnen indeſſen entgegen war, konnten die Beiden die Tour nicht zu Waſſer machen, und da Wolfert eben ſo wenig die Zeit der Ebbe erwarten wollte, ſo traten ſie den Weg nach dem Lande der Verheißung zu Fuße an.

Nach einem Marſch von mehreren Stunden erreichten ſie den Saum des Gehölzes, das zu jener Zeit den größten Theil der Oſtſeite der Inſel bedeckte, und hier bogen ſie in einen Weg, der ſich zwiſchen Bäumen und Buſchwerk hinwand. Er war von Unkraut überwuchert, als ob er ſelten begangen würde, und Laub und Zweige überſchatteten ihn ſo dicht, daß man ſich in einer Art von grüner Dämmerung befand. Wilde Weinranken umſpannen die Bäume und ſchlugen den Wandrern ins Geſicht; Brombeeren und wilde Roſenbüſche hingen ſich in ihre Kleider; Bandſchlangen glitten über den Weg, gefleckte Kröten hüpften und krochen vor ihnen her, und Fliegenfänger zirpten ſie aus jedem Dickicht an. Wäre Wolfert Webber in der Sagenliteratur bewandert geweſen, ſo hätte er ſich in einen Zauberhain verſetzt glauben können und würde vielleicht in dieſen Thieren und Dingen Wächter der hier vergrabenen Schätze erblickt haben — aber auch ohne dies brachten die Einſamkeit des Platzes und die abenteuerlichen Erzählungen, die damit in Verbindung ſtanden, den tiefſten Eindruck auf ſein Gemüth hervor.

Als ſie das Ende des Weges erreicht hatten, befanden ſie ſich in der Nähe der Meerenge, auf einer Art von Amphitheater, das von Bäumen umſchloſſen war und deſſen innerer Raum — wahrſcheinlich früher ein Grasplatz — jetzt von wilden Roſenbüſchen und andern Ranken überwuchert wurde. An dem einen Ende, nahe dem Ufer, lag ein verfallenes Gebäude, das nicht viel mehr war, als ein Schutthaufen, und aus deſſen Mitte ſich thurmartig eine Gruppe von Schornſteinen erhob. Die Strömung rauſchte dicht daran vorüber, und die wild durch einander verwachſenen Bäume ließen ihre Zweige in die Wellen hängen.

Wolfert zweifelte keinen Augenblick, daß er hier das ſpukhafte Haus des Vaters Rothkappe, den Schauplatz der Erzählungen Peechy Prayw's, vor ſich habe. Der Abend brach bereits herein, und die halbgebrochene Be-

10.

Jetzt kommt ein Wind von hinten, jetzt von vorn;
Der jagt das Schifflein vor und der zurück;
Ein andrer treibt es quer mit ſcharfem Sporn,
Und jeder droht das höchſte Mißgeſchick.
Am Steuerruder ſitzt bei ſolchem Zorn
Der Steuermann blaß und mit trübem Blick.
Er winkt umſonſt und ruft, wenn umgelenkt
Das Segel werden ſoll, und wenn geſenkt.

11.

Doch Wink und Rufen will zu nichts gedeihen,
Die Regennacht raubt jedem das Geſicht,
Und ungehört verhallt der Ruf im Freien,
Wo ihn mit übertäubendem Gewicht
Des armen Schiffsvolks allgemeines Schreien
Und der zerſchellten Wogen Donner bricht;
Und vorn und hinten und auf beiden Seiten
Kann man nichts hören, und auch nichts bedeuten.

12.

Das Tauwerk iſt des Sturms gequälte Leier;
Er rast hindurch mit fürchterlichem Schall.
Von Blitzen ſteht der Himmel ganz im Feuer,
Und gräßlich tönt des Donners Wiederhall.
Der nimmt die Ruder, jener läuft zum Steuer,
Und die gewohnte Pflicht gilt überall.
Der ſetzt die Segel auf, der zieht ſie nieder;
Der pumpt und gibt dem Meer die Welle wieder.

13.

Sieh, pfeifend peitſcht mit fürchterlichem Raſen
Der Sturm das Segel wider ſeinen Maſt;
Jäh kommt ein Stoß von Norden hergeblaſen,
Das Meer ſchwillt auf, und netzt den Himmel faſt.

leuchtung des ſchattigen Platzes gab der Scene etwas Melancholiſches, das wohl geeignet war, unheimliche, ſchauerliche Empfindungen und abergläubiſche Vorſtellungen zu wecken. Der in der Luft kreiſende Nachtfalke ließ ſein Unheil bedeutendes Geſchrei ertönen, hie und da klopfte ein Specht an den Bäumen, und der Feuervogel mit ſeinem tiefrothen Gefieder flatterte an den beiden Männern vorüber. Endlich gelangten ſie an eine Umzäunung, die wahrſcheinlich einſt den Garten umſchloſſen hatte. Der eingefriedigte Platz zog ſich am Fuße eines Felſengrates hin und glich einer Wildniß von Unkraut, die nur hie und da von einem zerzauſ'ten Roſenſtrauch oder einem verkrüppelten, mit Moos bewachſenen Pfirſich- oder Pflaumenbaume unterbrochen wurde. Am unteren Ende des Gartens kamen ſie an einer Art von Grotte vorüber, welche nach der Waſſerſeite hin in dem erhöhten Ufer angebracht war und das Anſehen eines Gewächshauſes hatte. Die Thür, obgleich verwittert, war noch ziemlich ſtark und ſchien erſt kürzlich wieder ausgebeſſert zu ſein. Wolfert drückte ſie auf, ſie gab mit einem ſcharfen Knarren der Angeln nach, ſtieß an etwas, wie einen Kaſten, und polternd rollte ein Todtenſchädel über den Boden. Wolfert trat ſchaudernd zurück, aber der Neger beruhigte ihn durch die Mittheilung, daß eine der holländiſchen Familien, denen die Beſitzung gehört, dieſe Grotte als Begräbnißgewölbe benutzt habe, eine Angabe, welche durch die Särge beſtätigt wurde, die man von den verſchiedenſten Größen im Innern aufgeſtellt ſah.

Sam, ſeit ſeiner Knabenzeit mit der Oertlichkeit genau bekannt, wußte jetzt, daß der fragliche Platz nicht mehr weit entfernt war, und beide Männer wandten ſich dem Ufer zu. Sie überkletterten Klippen und Felsblöcke, welche über das Waſſer hingen, und mußten ſich oft an Ranken und Geſtrüpp feſthalten, um nicht auszugleiten und in die ſchäumende, reißende Flut hinabzuſtürzen, bis ſie endlich zu einer kleinen Bucht oder vielmehr Einbiegung des Ufers gelangten, welche von ſteilen Felſen überragt und von dicht belaubten Eichen und Kaſtanien beinahe ausgefüllt und verborgen wurde.

Hier blieb der Neger ſtehen, nahm den Ueberreſt eines Hutes, den er auf dem Kopfe trug, herunter und kratzte ſich eine Weile den grauen Schädel, während er den Platz prüfend betrachtete. Aber plötzlich klatſchte er in die Hände, eilte triumphirend vorwärts und deutete auf einen großen, eiſernen Ring, welcher in den Felſen, gerade an der Stelle befeſtigt war, wo breite, mächtige Steinplatten einen bequemen Landungsplatz boten. Der Ort, wo die Rothkappen ihr Boot angelegt hatten, war gefunden. Im Lauf der Jahre hatten ſich wohl die mehr vergänglichen Einzelnheiten des Platzes verändert, aber Stein und Eiſen, die dem Einfluſſe der Zeit nur langſam unterliegen, hatten Allem Trotz geboten, und als Wolfert den Platz genauer in Augenſchein nahm, bemerkte er zu ſeinem freudigen Erſtaunen dicht über dem Ringe drei in den Stein gehauene, Kreuze, die jedenfalls irgend eine geheimnißvolle Bedeutung hatten.

Der alte Sam erkannte nun auch mit leichter Mühe den überhängenden Felſen, unter welchem ſein Boot damals gegen das Ungewitter Schutz gefunden — aber es war immerhin eine ſchwierige Aufgabe, den Weg zu verfolgen, den die unheimliche Bande genommen. Die Aufmerkſamkeit Sam's war zu jener Zeit viel zu ſehr durch die bei dem Vorgange handelnden Perſonen in Anſpruch genommen worden, als daß er auf die Umgebung hätte achten können, und außerdem ſehen die Dinge bei Nacht ſo ganz anders aus, als am Tage; aber nachdem die Beiden eine Weile umhergewandert, gelangten ſie zu einem freien Platze zwiſchen den Bäumen, welchen Sam zu erkennen glaubte. Auf der einen Seite erhob ſich gleich einer Mauer ein Felſenriff, welches er als dasjenige bezeichnete, von welchem aus er einſt die Rothmützen bei ihrer Arbeit belauſcht hatte. Wolfert nahm hier ebenfalls eine genaue Beſichtigung vor und entdeckte ſchließlich auch hier drei Kreuze, die denen über dem eiſernen Ringe ähnlich, tief in den Stein eingegraben, aber von Moos faſt ganz überwachſen und beinahe unſichtbar geworden waren. Sein Herz hüpfte vor Freude, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er ein von den Piraten herrührendes Zeichen vor ſich habe.

Es kam jetzt nur noch darauf an, den Punkt genau feſtzuſtellen, wo der Schatz lag, weil man ſonſt den ganzen Platz rings um die Kreuze hätte untergraben müſſen; und Wolfert Webber hatte ſolcher vergeblichen Arbeit mehr als genug gehabt. In dieſem Punkte zeigte ſich indeſſen der alte Neger gänzlich unzuverläſſig. Er erinnerte ſich an Nichts mehr genau und verwirrte ſich in die widerſprechendſten Angaben. Einmal meinte er, es müſſe am Fuße eines nahen Maulbeerbaumes geweſen ſein; dann bezeichnete er die Stelle neben einem großen, weißen Stein als die richtige; ſpäter entſchied er ſich für einen kleinen grünen Hügel in geringer Entfernung von dem Felſenriff, und endlich war Wolfert eben ſo verwirrt, wie Sam ſelbſt.

Inzwiſchen waren die Abendſchatten auf den Wald herabgeſunken, und die Umriſſe von Felsmaſſen und Laubwerk begannen in einander zu verſchmelzen. Jedenfalls war es zu ſpät, um noch Etwas zu unternehmen, und außerdem hatte Wolfert keinerlei Werkzeug bei ſich, um ſeine Nachforſchungen weiter zu verfolgen. Es war ihm auch vorläufig genug, den Ort ausfindig gemacht zu haben, und nachdem er ſich ſorgfältig alle Kennzeichen eingeprägt, um ihn ohne Schwierigkeiten wieder zu finden, machte er ſich auf den Heimweg, feſt entſchloſſen, das vielverheißende Unternehmen ohne Aufſchub weiter zu führen.

Da das Hauptintereſſe, welches Wolfert bis dahin erfüllt und jedes andere Gefühl unterdrückt hatte, jetzt bis zu einem gewiſſen Grade befriedigt war, ſo begann nun ſeine Phantaſie ihre Thätigkeit und zauberte, während er durch die unheimliche Gegend dahin ſchritt, tauſend Schatten und Wahnbilder herauf. Piraten ſchienen ihm in Ketten von allen Bäumen herabzuhängen, und jeden Augenblick erwartete er, daß irgend ein ſpaniſcher Don mit abgeſchnittener Kehle vor ihm aus dem Boden emporſteigen und einen geſpenſtigen Geldſack ſchütteln ſollte.

Der Rückweg führte durch den verwilderten Garten, und Wolfert's Nerven waren bereits in ſo aufgeregtem Zuſtande, daß das Auffliegen eines Vogels, das Raſcheln eines Blattes oder eine fallende Nuß hinreichte, um ſie zu erſchüttern. Als Beide den eingefriedigten Platz betraten, ſahen ſie in nicht allzugroßer Entfernung eine Geſtalt daher kommen, die unter einer Laſt gebeugt ſchien und ſich nur langſam vorwärts bewegte. Sie blieben ſtehen und beobachteten aufmerkſam die Erſcheinung, die eine wollene Mütze — und, was noch bedenklicher war, eine wollene Mütze von blutrother Farbe zu tragen ſchien. Sie kam langſam näher, erklomm das Ufer und ſtand vor der Thür des Grabgewölbes ſtill. Ehe ſie indeſſen hineintrat, drehte ſie ſich um, und wer beſchreibt den Schrecken Wolfert's, als er das häßliche Geſicht des ertrunkenen Piraten erkannte. Er ſtieß einen Schreckensruf aus — die Geſtalt hob langſam ihre eiſerne Fauſt empor und ſchüttelte ſie mit drohender Geberde.

Wolfert nahm ſich nicht Zeit, weiter etwas zu ſehen, ſondern eilte davon, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen wollten, und Sam, in dem alle Schrecken von ehemals wieder erwachten, folgte ihm auf den Ferſen. Durch Buſch und Geſtrüpp ſtürzten ſie vorwärts; jede Brombeerranke, an der ſie mit ihren Kleidern hängen blieben, flößte ihnen den tödtlichſten Schrecken ein, und nicht eher ſtanden ſie ſtill, um Athem zu ſchöpfen, bis ſie aus dem gefährlichen Walde heraus waren und die nach der Stadt führende Straße erreicht hatten.

Die Erſcheinung des todtgeglaubten Piraten hatte Wolfert ſo mit Grauen erfüllt, daß mehrere Tage vergingen, ehe er den Muth gewann, das begonnene Unternehmen fortzuſetzen — aber welche geiſtigen Martern erduldete er in dieſer Zeit! Er vernachläſſigte alle ſeine Obliegenheiten, war unruhig und verdrießlich, verlor ſeinen Appetit und beging in ſeiner Geiſtesabweſenheit tauſend Thorheiten. Seine Ruhe war dahin, und ſelbſt im Schlafe lag ein Alp in Geſtalt eines Geldſackes auf ſeiner Bruſt. Er ſchwatzte von unermeßlichen Reichthümern, träumte, daß er nach Schätzen grabe, warf, in der Vorſtellung, daß er in der Erde ſchaufele, die Bettſtücke nach rechts und links, ſuchte Schätze unter dem Bette und zog ſeiner Meinung nach zuweilen einen gewaltigen Topf voll Gold hervor.

Dame Webber und ihre Tochter waren in Verzweiflung, denn ſie glaubten an einen neuen Anfall von Geiſtesſtörung und beſchloſſen ihre Zuflucht zu einem der Familienorakel zu nehmen, welche jede holländiſche Hausfrau in zweifelhaften Fällen zu Rathe zieht: zu dem Prediger oder zum Doctor. Im gegenwärtigen Falle entſchied man ſich für den Doctor. Der damalige Arzt war ein kleiner, ſchwarzer, verhutzelter Mediciner, der unter den alten Weibern von Manhattan eines großen Rufes genoß, nicht ſowohl um ſeiner Heilkunſt willen, ſondern weil er in allen wunderbaren und geheimnißvollen Wiſſenſchaften wohlbewandert war. Der Mann nannte ſich Dr. Knipperhauſen, war aber bekannter unter dem Namen der „deutſche Doctor", und an ihn wandten ſich die armen Frauen, um ſich in Bezug auf die geiſtige Zerrüttung Wolfert Webber's Rath und Hülfe zu erholen.

Sie fanden den Doctor in ſeinem kleinen Studirzimmer ſitzend, angethan mit einem weiten Gewande von ſchwarzem Camlott und einem ſchwarzen Sammetbarret, wie es Boerhaave, van Helmont und andere mediciniſche Berühmtheiten getragen. Mit einer grünen Brille in ſchwarzer Horneinfaſſung auf der dicken Naſe, ſaß er über einen deutſchen Folianten gebückt, deſſen Inhalt vielleicht noch dunkler war, als ſein dunkles Geſicht.

Der Doctor hörte den Bericht über die Symptome der Krankheit Wolfert's mit Aufmerkſamkeit an; aber als er vernahm, daß ſich die Phantaſie des Kranken beſonders mit dem Auffinden vergrabener Schätze beſchäftigte, fing er an, die Ohren zu ſpitzen. Die armen Frauen ahnten nicht, bei wem ſie Hülfe geſucht hatten.

Dr. Knipperhauſen hatte ſeine halbe Lebenszeit darauf verwendet, den kürzeſten Weg zum Glücke zu ſuchen — eine Aufgabe, mit welcher ſo Mancher ſein ganzes Leben verdirbt. In ſeiner Jugend hatte er mehrere Jahre im Harze, in Deutſchland, zugebracht und dort von den Bergleuten manche werthvolle Anweiſung über das Aufſuchen von vergrabenen Schätzen bekommen. Dann hatte er ſeine Studien unter der Anleitung eines reiſenden

Gelehrten weiter fortgeſetzt, welcher die Geheimniſſe der Medicin mit denen der Magie und der Taſchenſpielerkunſt verband. Er war alſo in allen Zweigen der geheimen Wiſſenſchaften bewandert, hatte ſich ein wenig in der Aſtrologie, Alchymie und Wahrſagerkunſt umgeſehen, wußte, wie man geſtohlenes Gut entdeckt, wie man verborgene Quellen findet — genug, ſeine Kenntniß der Nachtſeiten der Natur hatte ihm den Namen des „deutſchen Doctors“ erworben, einen Titel, der beinahe eben ſo viel ſagen will, wie der eines Schwarzkünſtlers.

Dieſer Mann hatte ſchon oft von den Gerüchten vernommen, nach welchen in verſchiedenen Gegenden der Inſel Schätze vergraben ſein ſollten; er hatte längſt den ſehnſüchtigen Wunſch gehegt, ihre Spuren zu verfolgen, und kaum hörte er, womit ſich Wolfert im Schlafe wie im Wachen beſchäftigte, ſo wußte er auch, daß hier alle Anzeigen einer Schatzgräbergeſchichte vorlagen, und er verlor keine Zeit, derſelben auf den Grund zu kommen.

Auch dem ehrlichen Wolfert hatte das goldene Geheimniß ſchon lange ſchwer auf der Seele gelegen, und da der Hausarzt eine Art von Beichtvater iſt, ſo war er froh, eine Gelegenheit zu finden, die es ihm möglich machte, ſein Herz zu erleichtern. Aber der Arzt, ſtatt den Kranken zu heilen, ließ ſich von ſeiner Krankheit anſtecken. Seine ganze Habgier erwachte, als er die nähern Umſtände vernahm — er zweifelte keinen Augenblick, daß irgendwo in der Umgebung jener geheimnißvollen Kreuze Geld vergraben ſein müſſe, und erbot ſich, Wolfert bei ſeinen Nachforſchungen zu unterſtützen. Er ſagte ihm, daß bei Unternehmungen dieſer Art ſtets das tiefſte Schweigen und die äußerſte Vorſicht erforderlich ſei, daß man Schätze nur Nachts mit beſonderen Formen und Ceremonien heben könne, daß man dabei gewiſſe Kräuter zu verbrennen und gewiſſe geheimnißvolle Worte zu ſprechen habe, und vor Allem, daß die Schatzgräber mit einer Wünſchelruthe verſehen ſein müßten, welche die wunderbare Eigenſchaft beſitzt, den Ort anzuzeigen, wo verborgene Schätze unter der Erde liegen. Da der Doctor ſich mit ſolchen Sachen ſchon vielfach beſchäftigt hatte, ſo übernahm er es, alle Vorbereitungen zu treffen, und da der Mond glücklicherweiſe im Zunehmen war, ſo verſprach er die Wünſchelruthe binnen Kurzem herbeizuſchaffen.*)

---

*) Zu dieſer Stelle fand ſich von der Hand des Dr. Knickerbocker, des Herausgebers dieſer Geſchichte, folgende Notiz vor:

Es iſt von oberflächlichen Leuten, die immer bereit ſind, die unergründlichen Geheimniſſe der Natur zu verhöhnen, viel gegen die Wünſchelruthe geſchrieben worden; ich ſtimme indeſſen mit Dr. Knipperhauſen vollſtändig in dem Glauben an dieſelbe überein. Ich behaupte nicht, daß ſie die Fähigkeit beſitzt, geſtohlenes Gut, verrückte Grenzſteine zu entdecken, die Spuren von Räubern und Mördern zu verfolgen, oder unterirdiſche Quellen und Waſſeradern nachzuweiſen, obgleich ich ihr dieſe letztere Eigenſchaft auch nicht abſprechen möchte; aber ich hege nicht den mindeſten Zweifel, daß man mit Hülfe dieſer Ruthe Adern edler Metalle und verborgene Schätze zu entdecken vermag. Einige behaupten, daß ſich die Wünſchelruthe nur in der Hand von Perſonen drehe, die in gewiſſen Monaten geboren ſind, und die Aſtrologen haben

Wolfert's Herz hüpfte vor Freuden, einen ſo unterrichteten und geſchickten Mann zu ſeinem Beiſtand geſunden zu haben. Alles wurde insgeheim, aber mit

---

deßhalb immer die Planeten befragt, wenn ſie ſich der Zauberruthe bedienen wollten. Andere dagegen erklären, daß die Eigenſchaften der Wünſchelruthe entweder dem Zufall zuzuſchreiben oder auf Betrug ſeitens Deſſen, der ſie handhabt, zurückzuführen ſeien, oder daß man ſie als Werk des Teufels zu betrachten habe. So ſagt der ehrwürdige Vater Gaspard Sebett in ſeiner Abhandlung über die Magie. Aus dieſen und ähnlichen Gründen darf man kühnlich behaupten, daß die Kraft der Wünſchelruthe keine natürliche iſt, ſondern daß ſie ſich entweder zufällig dreht, oder durch die Liſt Deſſen, der ſie führt, oder auch durch die Einwirkung des Teufels ꝛc. Auch Georgius Agricola war der Anſicht, daß ſie ein reines Blendwerk des böſen Feindes ſei, um die Habſüchtigen und Unklugen zu verlocken und ſie in ſeine Klauen zu bekommen. Er legt in ſeiner Abhandlung De Re Metallica ein ganz beſonderes Gewicht auf die geheimnißvollen Worte, welche die Führer der Wünſchelruthe zu ſeiner Zeit ſprachen — aber ich meinestheils bezweifele nicht, daß die Wünſchelruthe zu jenen Geheimniſſen der natürlichen Magie gehört, die ſich vielleicht durch den Zuſammenhang erklären laſſen, der aus den Wirkungen der Planeten auf irdiſche Dinge entſteht, Wirkungen, welche der ſtarke Glaube Einzelner ſich unterthan zu machen verſteht. Wird die Wünſchelruthe zur rechten Zeit, die vom Stande des Mondes abhängt, geſchnitten, giebt man ihr die rechte Form, bedient man ſich ihrer mit den nöthigen Ceremonien und mit dem feſten Glauben an ihre Kraft, ſo kann ich ſie meinen Mitbürgern als ein unfehlbares Mittel empfehlen! verborgene Schätze zu entdecken.

Die Ruder brechen, und ſo wilder Maßen
Drängt ſich heran der ungeſtüme Gaſt,
Daß vorn das Schiff ſich umkehrt, und zur Beute
Den Wellen läßt die unbeſchützte Seite.

14.

Der rechte Bord iſt gänzlich unter Wellen,
Das Unterſte des Schiffes ragt empor.
Man ſchreit zu Gott, und Jammertöne gellen;
Der Untergang iſt näher als vor'm Thor.
Das Glück will ſie mit Nöthen überſchwellen:
Die erſte weicht, die zweite tritt hervor.
Das Schiff wird leck, von Sturm und Fluth bezwungen,
Und feindlich kommt das Meer hereingedrungen.

15.

Und allwärts kommt das Wetter angezogen,
Und immer ärger wird des Sturmes Wehn.
Oft bäumt das Meer ſich in ſo hohem Bogen,
Daß es bis an den Himmel ſcheint zu gehn.
Oft tanzt ſo hoch das Schifflein auf den Wogen,
Daß ſie hinab wie in die Hölle ſehn.
Nichts oder wenig will die Hoffnung taugen,
Und unvermeidlich iſt der Tod vor Augen.

16.

Die ganze Nacht, wie ſie die Winde wiegen,
Durchirren ſie bald da bald dort das Meer.
Der wilde Sturm, ſtatt endlich ſtill zu liegen,
Wird ſtärker bei des Tages Wiederkehr.
Da kommt ein nackter Felſen aufgeſtiegen;
Sie wollen fliehn, doch können ſie nicht mehr.
Der böſe Wind mit ſeinen grauſen Schlägen
Treibt wider Willen ſie dem Tod entgegen.

großem Eifer betrieben. Der Doctor hatte häufige Beſprechungen mit ſeinem Kranken, und die Frau des Hauſes lobte und pries die beruhigende Wirkung, welche ſeine Beſuche auf dieſen ausübten. Während dieſer Zeit wurde die Wünſchelruthe, der große Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Natur, ſorgfältig präparirt. Der Doctor hatte zu dieſem Zwecke alle ſeine Bücher zu Rathe gezogen, und Sam, der ſchwarze Fiſcher, war bereits gedungen, ihn in ſeinem Boot nach dem Schauplatze der Unternehmung zu fahren, dort mit Schaufel und Spitzhacke den vergrabenen Schatz ans Licht zu fördern und endlich ſeine Barke mit der Beute zu beladen, die ſie unfehlbar finden mußten.

Und endlich brach die für das gefahrvolle Unternehmen beſtimmte Nacht herein. Ehe Wolfert das Haus verließ, empfahl er ſeiner Frau und Tochter, ſich zu Bett zu begeben und ſich nicht zu beunruhigen, falls er über Nacht ausbleiben ſollte; und wie alle vernünftigen Frauen, denen man ſagt, daß keine Urſache vorhanden ſei, ſich zu ängſtigen, waren ſie natürlich zum Tode erſchreckt. Sie ſahen an Wolfert's ganzem Benehmen, daß er etwas Ungewöhnliches vorhatte; alle Befürchtungen, welche aus ſeinem geſtörten Geiſteszuſtande hervorgingen, erwachten mit zehnfacher Stärke; ſie hingen ſich an ihn, beſchworen ihn, ſich der Nachtluft nicht auszuſetzen — aber Alles war vergeblich, denn wenn Wolfert einmal ſein Steckenpferd beſtiegen hatte, war es keine leichte Sache, ihn aus dem Sattel zu heben.

Die Nacht war klar und ſternenhell, als Wolfert den Palaſt ſeiner Väter verließ. Er trug einen heruntergeklappten Hut, der zum Schutze gegen die feuchte Nachtluft mit einem Taſchentuche ſeiner Tochter unter dem Kinn zugebunden war, und Dame Webber hing ihm ihren rothen langen Mantel um die Schultern und befeſtigte denſelben ſorgfältig um ſeinen Nacken.

Der Doctor war von ſeiner Haushälterin, Frau Ilſe, nicht weniger gut ausgerüſtet und eingepackt worden. Er trug ſeinen Camlottſchlafrock als Ueberzieher und hatte das Sammetbarett unter dem dreieckigen Hute über die Ohren gezogen. Unter dem Arme trug er ein dickes Buch mit metallenen Klammern; in der einen Hand hielt er einen Korb mit getrockneten Kräutern, in der andern die wunderthätige Wünſchelruthe.

Die Thurmuhr ſchlug Zehn, und der Nachtwächter rief mit heiſerer Stimme ſein langgedehntes: Lobet Gott den Herrn! als Wolfert und der Doctor am Kirchhofe vorübergingen. Die ganze noch an ländlichen Gewohnheiten feſthaltende Vorſtadt lag bereits im tiefen Schlafe, und Nichts ſtörte das feierliche Schweigen der Nacht, als das gelegentliche Bellen eines umherſtreifenden Hundes oder die Serenade einer romantiſch geſtimmten Katze. Einige Mal ſchien es Wolfert, als hörte er in gewiſſer Entfernung vorſichtige Fußtritte, aber es konnte eben ſo gut der Wiederhall ſeiner eigenen Schritte in der ſtillen Straße ſein. Auch ſchien es ihnen einmal, als ſähen ſie eine große Geſtalt hinter ſich herſchreiten, welche ſtillſtand, wenn ſie ſtillſtanden, und wieder vorwärts ging, wenn ſie weiter ſchritten; aber das trübe und unſichere Licht der Laterne warf ſo ſeltſame Lichter und Schatten, daß dies ebenſogut auf Täuſchung beruhen konnte.

Den alten Fiſcher fanden ſie bereits ihrer wartend. Er ſaß ſeine Pfeife rauchend im Stern ſeines Bootes, das gerade vor ſeiner kleinen Hütte lag. Eine Spitzhacke und eine Schaufel befanden ſich ſchon in dem Nachen, und neben der Blendlaterne ſtand eine irdene Flaſche voll echter holländiſcher Herzſtärkung, in welche der ehrliche Sam ohne Zweifel eben ſo viel Vertrauen ſetzte, wie Dr. Knipperhauſen in ſeine Kräuter.

So ausgerüſtet ſchifften ſich denn die drei würdigen Cumpane in ihrer Nußſchale von Fahrzeug für die nächtliche Expedition ein, und ihrer Klugheit und ihrem Muth konnte man nur etwa die Klugheit und den Muth jener drei weiſen Männer von Gotham an die Seite ſetzen, die in einer Punſchbowle zur See gingen. Die Flut war im Steigen begriffen und drang mit ſolcher Macht in der Meerenge herauf, daß die Strömung ſie faſt ohne Hülfe des Ruders ihrem Ziele entgegentrug. Die Umriſſe der Stadt lagen bald im Schatten hinter ihnen, nur hie und da flimmerte noch aus Krankenſtuben oder aus den Cajütenfenſtern vor Anker liegender Schiffe ein Licht herüber.

Nicht ein Wölkchen war an dem dunkeln Sternenhimmel zu ſehen, deſſen zitternde Lichter ſich in der Oberfläche des ruhigen Waſſers ſpiegelten, und eine fallende Sternſchnuppe, welche in der Richtung dahin ſchoß, die ſie einhielten, wurde von dem Doctor als ein günſtiges Vorzeichen ausgelegt.

Nach einer Weile kamen ſie an der Landſpitze Corlear's Hook und an der kleinen ländlichen Schenke, dem Schauplatz jener nächtlichen Scenen, vorüber. Die Bewohner waren bereits zur Ruhe gegangen, und das Haus war dunkel und ſtill. Wolfert fühlte, daß ihm ein Schauer über den Rücken lief, als ſie die Stelle paſſirten, wo der Seeräuber im Waſſer verſchwunden war. Er machte Dr. Knipperhauſen darauf aufmerkſam, und während ſie danach hinſchauten, glaubten ſie ein Boot an der Stelle ſchaukeln zu ſehen, aber das hohe Ufer warf ſo dunkle Schatten über das Waſſer, daß ſie nichts genau wahrzunehmen vermochten. Bald hörten ſie auch den leiſen Ton vorſichtiger Ruderſchläge hinter ſich, aber Sam verdoppelte ſeine Anſtrengungen, und da er alle Strudel und Strömungen der Gewäſſer genau kannte, ſo ließen ſie bald ihre Verfolger, wenn es ſolche waren, hinter ſich. Bald darauf kamen ſie an der Schildkrötenbai und Kipsbucht vorüber, gelangten dann in den tiefen Schatten des Manhattan-Ufers und glitten leicht und ſchnell, vor jeder Beobachtung ſicher, dahin. Endlich lenkte der Neger ſein Boot in die kleine von Bäumen beſchattete Bucht und befeſtigte es an dem wohlbekannten eiſernen Ringe.

Hier ſtiegen ſie ans Land, zündeten die Laternen an und ſuchten ihre verſchiedenen Geräthſchaften zuſammen; dann machten ſie ſich auf den Weg durch die Büſche. Aber bei jedem Laut fuhren ſie zuſammen, und ſelbſt das Geräuſch ihrer eigenen Tritte auf dem trockenen Laube und das Geſchrei einer Eule, die in dem zerfallenen Schornſteine der nahen Ruine niſtete, übergoß ſie mit kaltem Schauder.

Obgleich Wolfert die Vorſicht gebraucht hatte, ſich alle Wegzeichen genau zu merken, verging dennoch einige Zeit, ehe ſie den offenen Platz zwiſchen den Bäumen fanden, wo der Schatz aller Wahrſcheinlichkeit nach vergraben lag. Schließlich gelangten ſie aber an das Felſenriff, und als ſie mit Hülfe der Laterne die Oberfläche unterſuchten, fand Wolfert die drei geheimnißvollen Kreuze. Bei dieſem Anblick ſchlugen Aller Herzen ſchneller, denn jetzt mußte der wichtige Verſuch gemacht werden, auf den ſie ihre Hoffnung ſtützten.

Wolfert Webber hielt die Laterne, während der Doctor die Wünſchelruthe in Bereitſchaft ſetzte. Es war ein gabelförmiger Zweig, deſſen Enden er mit beiden Händen feſthielt, während das mittlere Stück, welches den Stiel bildete, ſenkrecht nach oben ſtand. Der Doctor bewegte dieſe Ruthe in einer gewiſſen Entfernung von der Erde von Ort zu Ort, aber längere Zeit ohne Erfolg, während Wolfert das volle Licht der Laterne darauf fallen ließ und ſie mit athemloſer Aufmerkſamkeit beobachtete. Endlich fing die Ruthe an, ſich langſam zu bewegen. Der Doctor faßte ſie feſter, und ſeine Hände zitterten vor innerer Bewegung. Die Ruthe fuhr fort, ſich allmählich zu drehen, bis endlich der Stiel ſeine Lage gänzlich verändert hatte, perpendicular nach unten und, wie die Nadel eines Compaſſes, unverrückbar auf dieſelbe Stelle zeigte.

Das iſt der Ort! ſagte der Doctor mit faſt lautloſer Stimme.

Wolfert fühlte ſein Herz am Halſe ſchlagen.

Soll ich graben? fragte der Neger, nach dem Spaten greifend.

Potztauſend, nein! rief der kleine Doctor haſtig. Dann befahl er ſeinen Gefährten, ſich nahe zu ihm zu halten und im tiefſten Schweigen zu verharren, weil gewiſſe Vorſichtsmaßregeln gebraucht und gewiſſe Ceremonien vorgenommen werden müßten, um die böſen Geiſter, die alle vergrabenen Schätze bewachen, zu verſcheuchen.

Er zog nun um den Platz einen Kreis, der groß genug war, alle Drei zu umſchließen. Dann ſchob er trockene Zweige und Blätter zuſammen, zündete ein Feuer an und warf die Specereien und getrockneten Kräuter hinein, die er in ſeinem Korbe mitgebracht hatte. Ein dicker Rauch ſtieg auf, der wunderbar nach Schwefel und Aſafötida duftete und, ſo angenehm er auch den Geruchsnerven der Geiſter ſein mochte, den armen Wolfert beinahe erſtickte und ihn zwang, zu huſten und zu nieſen, daß es im Walde wiederhallte.

Dr. Knipperhauſen öffnete nun das mitgebrachte Buch, welches mit deutſchen Buchſtaben in rother und ſchwarzer Farbe bedruckt war, und beim Scheine der Laterne, die

Wolfert hielt, las er, mit Hülfe ſeiner Brille, verſchiedene Beſchwörungsformeln in lateiniſcher und deutſcher Sprache ab. Endlich befahl er Sam, zur Spitzhacke zu greifen und die Arbeit zu beginnen. Die Feſtigkeit des Bodens bewies aufs Unzweifelhafteſte, daß er ſeit vielen Jahren nicht berührt worden war — aber nachdem Sam mit der Hacke die obere Schicht durchbrochen hatte, ſtieß er auf eine Lage von Sand und Kies und begann dieſe mit dem Spaten nach rechts und links rüſtig herauszuwerfen.

Horch! rief Wolfert, dem es vorkam, als hätte er Tritte auf den dürren Blättern und ein Rauſchen in den Büſchen gehört. Sam hielt einen Augenblick inne; ſie lauſchten, hörten aber nichts. Fledermäuſe huſchten ſtill an ihnen vorüber, ein Vogel, der durch das zwiſchen den Bäumen hindurchflimmernde Licht aus ſeiner Ruhe aufgeſtört war, umkreiſ'te die Flamme. Sie konnten durch die tiefe Stille des Waldes das Rauſchen des Waſſers an den felſigen Ufern und das ferne Brauſen und Donnern des Höllenthors hören.

Der Neger nahm ſeine Arbeit wieder auf und hatte bald ein ziemlich anſehnliches Loch geſchaufelt. Der Doctor ſtand am Rande deſſelben, las dann und wann eine Beſchwörungsformel aus ſeinem Buche oder warf neue Specereien und Kräuter ins Feuer, während ſich Wolfert begierig über die Grube beugte und jeden Spatenſtich überwachte. Hätte Jemand die Gruppe beobachtet, die vom Feuer, vom Licht der Laterne, ſo wie von dem Reflex derſelben auf Wolfert's rothem Mantel beleuchtet wurde, er hätte den kleinen Doctor für einen böſen Zauberer halten können und den grauköpfigen Neger für irgend einen ſchwarzen Kobold, der ſeine Befehle ausführte.

Endlich ſtieß der Spaten des alten Fiſchers auf Etwas, das einen hohlen Klang gab, einen Ton, der Wolfert ins Herz drang. Noch einmal ſtieß der Neger den Spaten in den Boden.

's iſt ein Kaſten! ſagte Sam.

Ein Kaſten voll Gold, darauf ſchwöre ich! rief Wolfert, vor Freude die Hände zuſammenſchlagend.

Aber kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als ein von oben kommendes Geräuſch an ſein Ohr ſchlug. Er ſchaute auf und erblickte — o Schrecken! — bei dem erſterbenden Scheine des Feuers gerade über der Kante des Felſens ein Etwas, das nichts Anderes ſein konnte, als das höhniſch hernieder grinſende Geſicht des ertrunkenen Piraten.

Wolfert ſtieß einen lauten Schrei aus und ließ die Laterne fallen. Sein Schrecken theilte ſich ſogleich ſeinen Gefährten mit. Der Neger ſprang aus der Grube, der Doctor ließ Korb und Buch fallen und fing an, ein deutſches Gebet zu ſprechen — Alles war Beſtürzung und Verwirrung. Das Feuer wurde aus einander getreten, die Laterne erlöſchte, Einer lief in der Angſt gegen den Andern. Es ſchien ihnen, als ſei eine ganze Legion von böſen Kobolden gegen ſie losgelaſſen. Bei dem wechſelnden Schimmer der umhergeſtreuten verglimmenden Brände ſahen ſie ſeltſame Geſtalten in rothen Mützen ſchnatternd in gewaltigen Sätzen um ſie herumſpringen. Der Doctor ſtürzte auf dem einen Wege davon, der Neger auf dem andern. Wolfert wandte ſich nach dem Waſſer hin, und während er ſo über Stock und Stein, durch Büſche und Sträucher ſprang, hörte er hinter ſich den Tritt eines Verfolgers. Halb wahnſinnig vor Furcht und Entſetzen ſtürzte er vorwärts — die Tritte kamen immer näher — er fühlte ſich am Mantel feſtgehalten — da wurde plötzlich der Verfolger von hinten angegriffen.

Nun folgte ein harter, erbitterter Kampf. Ein Piſtolenſchuß erleuchtete für einen Augenblick Fels und Wald und zeigte zwei mit einander ringende Geſtalten — dann ſank Alles in noch tiefere Finſterniß als vorher. Aber der Kampf wurde fortgeſetzt, die Kämpfenden hielten einander feſt umſchlungen und wälzten ſich ſchnaufend und ſtöhnend zwiſchen den Felsblöcken. Wolfert hörte ein Knurren und Murren wie von einem Hunde — glaubte aber die Stimme des alten Piraten zu erkennen und würde ſeine Flucht fortgeſetzt haben, wenn er, am Rande des Abgrunds, weiter gekonnt hätte. — Und nun ſtanden die Kämpfenden wieder auf ihren Füßen, und von Neuem begann das Ringen und Raufen, bis endlich der Eine ſeinen Gegner über die Klippe hinab in das Waſſer ſchleuderte, das unter ihnen vorüberſchoß. Wolfert hörte den klatſchenden Fall und eine Art gurgelndes Röcheln; aber die Dunkelheit der Nacht hinderte ihn, irgend etwas deutlich wahrzunehmen, und die reißende Strömung ſpülte Alles ſchnell und ſpurlos hinweg.

Einer der Kämpfenden war demnach beſeitigt; ob es aber Freund oder Feind geweſen, vermochte Wolfert nicht zu ſagen. Vielleicht waren auch Beide Feinde, und der Schrecken packte ihn von Neuem, als er hörte, daß der Ueberlebende ſich näherte. Er ſah da, wo ſich die Umriſſe der Klippen gegen den Horizont abzeichneten, eine menſchliche Geſtalt herankommen und — er konnte ſich nicht täuſchen — es mußte der Buccanier ſein. Wohin ſollte er fliehen? An der einen Seite ein Abgrund, an der andern ein Mörder! Der Feind näherte ſich — ſchon hatte er ihn faſt erreicht! Wolfert verſuchte, ſich an der Klippe hinabgleiten zu laſſen, aber ſein Mantel blieb an einem Strauche hängen, der auf dem Kamme derſelben wuchs. Er verlor den Boden unter den Füßen und blieb in der Luft ſchweben, halb erwürgt von der Schnur, mit welcher ſein ſorgſames Weib den Mantel um ſeinen Hals befeſtigt hatte. Wolfert glaubte ſein letztes Stündlein gekommen und hatte ſeine Seele bereits dem heiligen Nikolaus empfohlen, als die Schnur riß und er den Abhang von Vorſprung zu Vorſprung, von Strauch zu Strauch vollends hinabrollte, während der rothe Mantel wie ein blutiges Banner in der Luft flatterte.

Es dauerte lange Zeit, ehe Wolfert wieder zu ſich ſelbſt kam. Als er die Augen öffnete, erſchienen die erſten Strahlen der Morgenröthe bereits am Himmel, und er lag, an allen Gliedern zerſchlagen, auf dem Boden eines

17.

Drei, vier Mal ſucht der bleiche Steuermann
Mit aller Kraft das Rad herumzubringen:
Vielleicht daß er den Ausweg finden kann;
Da bricht's, die Welle kommt, es zu verſchlingen.
Das Segel iſt ſo in des Windes Bann,
Daß man es nicht vermag herabzuzwingen;
Nicht iſt zu rathen mehr in dieſer Noth,
Weil allzu nah die Todesklippe droht.

18.

Sobald ſie ſehn, es ſei nichts auszurichten,
Und für gewiß der Schiffbruch iſt erklärt,
So denken ſie nicht mehr an andre Pflichten,
Und jedem iſt die eigne Haut nur werth.
Wer kann, der eilt, ſich in das Boot zu flüchten;
Doch dieß iſt auf der Stelle ſo beſchwert
Von all' den Leuten, die es angezogen,
Daß kaum ſein Bord noch überragt die Wogen.

19.

Wie Rüd'ger merkt, daß Alles dahin trachtet,
Der Schiffer flieht, und wer ihm unterthan,
So ſpringt er wehrlos, ohne daß er's achtet,
Im bloßen Wamms hinunter in den Kahn.
Allein er findet ihn ſo ſchwer befrachtet,
Indeſſen immer noch ſo viele nahn,
Daß tiefer unter Meer von Stund zu Stunde,
Der Kahn mit ſeiner Ladung geht zu Grunde.

20.

Er geht zu Grund, mit den Betrognen allen,
Die von dem großen Schiff ſich abgewandt.
Da hört man wilde Jammertöne ſchallen,
Zum Himmel flehend um die Rettungshand.

Nachens. Den Verſuch, ſich aufzurichten, mußte er aufgeben, weil er unfähig war, ſich zu bewegen. Eine Stimme forderte ihn in freundlichem Tone auf, ſich ſtill zu verhalten. Wolfert wandte die Augen nach dem Sprecher und erkannte Dirk Waldron. Der junge Mann hatte das ganze Unternehmen überwacht, und zwar auf dringende Bitten der Frau Webber und ihrer Tochter, welche in der lobenswerthen Neugier ihres Geſchlechts die geheimen Unterredungen Wolfert's und des Doctors belauſcht. Dirk war mit ſeinem Boot anfänglich hinter dem leichten Fahrzeug des Fiſchers weit zurückgeblieben, war aber gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um die armen Schatzgräber vor ihrem Verfolger zu ſchützen.

So endete das unheilvolle Unternehmen. Der Doctor und der ſchwarze Sam kamen auf verſchiedenen Wegen nach der Stadt zurück, und Jeder hatte eine furchtbare Geſchichte von den Gefahren zu erzählen, die er überſtanden. Der arme Wolfert, anſtatt beladen mit Goldſäcken im Triumph heimzukehren, wurde in Begleitung eines Haufens neugieriger Straßenjungen auf einem Fenſterladen nach Hauſe getragen.

Seine Frau und ſeine Tochter ſahen den traurigen Zug ſchon von weitem herankommen und riefen durch ihr Geſchrei die ganze Nachbarſchaft zuſammen, denn ſie glaubten nichts Geringeres, als daß der arme Mann bei ſeinem wunderlichen Thun der Natur den letzten großen Tribut abgetragen hätte. Da ſie ihn noch lebend fanden, brachten ſie ihn ſo ſchnell als möglich zu Bett, und eine aus ſämmtlichen alten Weibern der Nachbarſchaft gebildete Jury trat zuſammen, um zu beſtimmen, auf welche Weiſe er behandelt werden ſollte.

Die Geſchichte der Schatzgräber verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Viele begaben ſich nach dem Schauplatze des nächtlichen Abenteuers; aber obgleich ſie die Stelle, wo die Nachgrabung geſchehen war, auffanden, ſo entdeckten ſie doch nichts, was ſie für den Weg und die Mühe belohnte. Einige behaupteten, man habe die Trümmer eines Kaſtens von Eichenholz gefunden, ſo wie einen eiſernen Topfdeckel, welcher ſtark nach vergrabenem Golde roch; auch habe man in der ehemaligen Familiengruft Spuren von Ballen und Kiſten entdeckt; aber alles dies blieb zweifelhaft und unſicher.

Thatſache iſt, daß das Geheimniß bis auf dieſen Tag nicht aufgeklärt wurde. Ob an jenem Orte wirklich ein Schatz vergraben geweſen, ob er, wenn es ſo war, von denen, die ihn vergraben, auch wieder abgeholt wurde, oder ob er noch immer in der Erde liegt und von Gnomen und Kobolden bewacht wird, bis ihn Jemand auf die gehörige Weiſe hebt? Ueber alles das haben wir nur Vermuthungen. Ich meinestheils neige mich der letzteren Annahme zu und bezweifle keinen Augenblick, daß ſowohl dort, wie in andern Gegenden der Inſel und ihrer Nachbarſchaft ſeit den Zeiten der Buccaniere und der erſten holländiſchen Coloniſten noch große Summen Goldes vergraben liegen, und ich möchte denjenigen meiner Mitbürger, die nichts Beſſeres vorhaben, ernſtlich rathen, danach zu ſuchen.

Auch über den fremden Seemann, welcher den Club der Stammgäſte auf Corlear's Hook für einige Zeit beherrſchte, um dann in ſo ſeltſamer Weiſe zu verſchwinden und wieder aufzutauchen, wurden allerlei Vermuthungen laut. Einige meinen, er ſei ein Schmuggler geweſen, der hier poſtirt war, um ſeinen Spießgeſellen bei der Landung geſchmuggelter Güter in den klippenreichen Buchten der Inſel beizuſtehen; Andere glauben, er habe zu den alten Kameraden der Seeräuber Kidd oder Bradiſh gehört und ſei zurückgekehrt, um die früher in der Gegend verborgenen Schätze fortzuholen. Der einzige Umſtand aber, welcher einiges Licht über die geheimnißvollen Vorgänge verbreitet, iſt ein Bericht, nach welchem um dieſe Zeit ein fremdes, ſeltſam gebautes Fahrzeug, allem Anſchein nach ein Kaperſchiff, mehrere Tage in der Meerenge gekreuzt haben ſoll, ohne zu landen oder ſonſt ſeine Abſicht kundzugeben. Man hatte nur Nachts Boote zwiſchen ihm und dem Lande kommen und gehen ſehen, und am Morgen nach der Schatzgräbergeſchichte war es beim erſten Grauen der Morgendämmerung davongeſegelt.

Aber auch noch eines andern Gerüchtes über den Buccanier, den man ertrunken glaubte, muß ich gedenken. Man behauptete, er ſei vor Tagesanbruch auf ſeiner Lade, mit einer Laterne in der Hand, durch das Höllenthor geſegelt, das gerade in dieſem Moment anfing, mit verdoppelter Wuth zu brüllen und zu toſen.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21119 / 041**

Und während ſich die Stadt mit allen dieſen Gerüchten eifrig und angelegentlich zu ſchaffen machte, lag der arme Wolfert krank und ſorgenvoll, an Leib und Seele zerſchlagen, in ſeinem Bett. Frau und Tochter thaten alles Mögliche, um die Wunden ſeines Körpers und ſeines Gemüths zu heilen. Die gute alte Frau ſaß Tag und Nacht ſtrickend an ſeinem Bett, während ſich die Tochter in der liebevollſten Weiſe mit ſeiner Pflege beſchäftigte, und auch an fremdem Beiſtande fehlte es nicht. Was man auch immer von der Treuloſigkeit der Freunde im Unglück ſagen mag — die Familie Webber hatte ſich nicht darüber zu beklagen; denn es gab kein altes Weib in der Nachbarſchaft, das nicht mit Vergnügen ihre eigene Arbeit im Stiche gelaſſen hätte, um nach Wolfert's Wohnung zu eilen und ſich nach ſeinem Ergehen und den nähern Umſtänden ſeiner Erlebniſſe zu erkundigen. Und nicht Eine kam, ohne ein Büchschen von ihrer Lieblingsſalbe oder irgend einen Thee, von dem ſie beſondere Wirkung erwartete, mitzubringen, und auf dieſe Weiſe zugleich ihre Theilnahme und ihre ärztlichen Kenntniſſe an den Tag zu legen.

Was wurde dem armen Wolfert nicht Alles eingegeben — und doch war Alles umſonſt. Es war ein trübſeliger Anblick, zu ſehen, wie er Tag für Tag mehr hinſchwand, bläſſer und bläſſer, magrer und magrer wurde und mit eingefallenem Geſicht unter einer alten, aus einzelnen Fleckchen zuſammengeſetzten Decke nach der Jury der alten Weiber hinſtarrte, die ſich verſammelt hatte, um ſich in Seufzen und Klagen zu ergehen und ſein Unglück zu bejammern.

Dirk Waldron war das einzige Weſen, welches einen Strahl von Sonnenſchein in dies Haus der Trauer zu bringen ſchien. Er kam ſtets mit freundlichem Geſicht und verſuchte, das muthloſe Herz des armen Schatzgräbers mit männlichen Worten aufzurichten. Aber auch das war vergeblich. Für Wolſert ſchien Alles vorüber, und wenn irgend etwas beitragen konnte, ihn noch mehr in Verzweiflung zu bringen, ſo war es die Nachricht, daß man Seitens der Stadt beſchloſſen hatte, eine neue Straße mitten durch ſeinen Kohlgarten zu legen.

Er ſah jetzt nichts mehr vor ſich, als Armuth und Elend — ſein einziges Eigenthum, der Garten ſeiner Väter, ſollte verwüſtet werden — was wurde nun aus Frau und Kind? — Seine Augen füllten ſich mit Thränen, als er eines Morgens der geſchäftigen Amy, welche eben hinausging, nachblickte. Dirk Waldron ſaß bei ihm und Wolſert ergriff ſeine Hand, deutete auf ſeine Tochter und brach zum erſten Male das Schweigen, das er ſeit ſeiner Krankheit bewahrt hatte.

Ich ſterbe, ſagte er mit ſchwacher Stimme — und wenn ich geſtorben bin — was wird dann aus meiner armen Tochter —

Ueberlaßt ſie mir, Vater, ſagte Dirk mit männlicher Entſchloſſenheit. Ich will für ſie ſorgen.

Wolſert blickte dem wackern, breitſchulterigen jungen

Manne ins Geſicht und ſah wohl, daß Keiner beſſer, als er, zum Beſchützer einer Frau geeignet war.

Du ſollſt ſie haben! ſagte er. Aber nun rufe mir einen Advocaten, ich will mein Teſtament machen und dann ſterben.

Der Advocat wurde herbeigeholt. Er war ein kluger, thätiger, kleiner Mann mit rundem Kopfe und nannte ſich Rohrbach. Die Frauen brachen bei ſeinem Anblick in Thränen und laute Klagen aus, denn ſie betrachteten die Unterzeichnung eines letzten Willens wie ein Todesurtheil. Wolfert machte einen ſchwachen Verſuch, ſie zur Ruhe zu ſprechen. Die arme Amy verbarg ihr Geſicht und ihren Kummer in dem Bettvorhange; Frau Webber nahm den Strickſtrumpf wieder auf, um ihren Schmerz zu bewältigen, der ſich aber dennoch in einer hellen Thräne verrieth, die langſam an ihrer gebogenen Naſe herabrollte und an der Spitze derſelben hängen blieb. Die Katze, das einzige unbefangene Glied der Familie, ſpielte mit dem Wollknäuel, welcher auf den Boden gefallen war.

Wolfert lag auf dem Rücken; ſeine Nachtmütze war über die Stirn heruntergezogen, die Augen waren geſchloſſen, das ganze Geſicht erſchien wie ein Bild des Todes. Er bat den Advocaten, ſich kurz zu faſſen, weil er fühle, daß ſein Ende herannahe und er keine Zeit zu verlieren habe. Der Notar tauchte ſeine Feder ein, breitete das Papier aus und ſetzte ſich zum Schreiben zurecht.

Ich gebe und vermache, begann Wolfert mit ſchwacher Stimme, mein Grundſtück —

Das ganze Grundſtück? fragte der Notar.

Wolfert öffnete halb die Augen und ſah den Mann an.

Ja, das ganze, ſagte er.

Wie, die ganze mit Kohl und Sonnenroſen bepflanzte Fläche Land, durch welche eine der Hauptſtraßen gelegt werden ſoll?

Dieſelbe, ſagte Wolfert, indem er mit einem ſchweren Seufzer in die Kiſſen zurückſank.

Nun, der Erbe kann ſich Glück wünſchen! rief der kleine Rechtsgelehrte, ſich unwillkürlich die Hände reibend.

Was meint Ihr damit? fragte Wolfert und öffnete noch einmal die Augen.

Ich meine damit, daß er einer der reichſten Männer der Stadt ſein wird! rief der kleine Rohrbach.

Der ſterbende Wolfert ſchien noch einmal von den Pforten der Ewigkeit zurückzukehren. Seine Augen bekamen neuen Glanz — er richtete ſich im Bette auf, ſchob die wollene Nachtmütze zurück und ſah den Notar groß an.

Iſt das Euer Ernſt? rief er.

Mein voller Ernſt! entgegnete der Andere. Wenn das große Feld und die mächtige Wieſe von Straßen durchzogen und in Bauſtellen getheilt werden, ſo braucht der Eigenthümer vor keinem Menſchen mehr den Hut zu ziehen.

Wenn das wahr iſt, rief Wolfert, indem er einen Fuß aus dem Bett herausſtreckte, ſo will ich lieber mein Teſtament noch nicht machen!

Und zu Jedermanns Verwunderung wurde der ſterbende Mann wirklich von Stund' an geſund. Der Lebensfunke, welcher nur noch ſchwach in der Lampe geglimmt hatte, erhielt neue Nahrung durch das Oel der Freude, welche der kleine Advocat in ſeine Seele goß; die Flamme loderte wieder hell auf. — Heilt immer nur das Herz, wenn ihr den Körper eines geiſtig gebrochenen Menſchen geſund machen wollt!

Wolfert Webber war binnen wenigen Tagen im Stande, Bett und Zimmer zu verlaſſen, und nach andern wenigen Tagen war ſein Tiſch mit Contracten, Straßen- und Bauplänen bedeckt. Der kleine Rohrbach war und blieb ſeine rechte Hand und ſein getreuer Rathgeber und erfüllte, ſtatt ſein Teſtament abzufaſſen, die viel angenehmere Aufgabe, ihm ein Vermögen zu ſichern.

Wolfert Webber gehörte zu jenen vielen würdigen Bürgern der Manhattan-Inſel, die ihr Glück gleichſam gegen ihren eignen Willen machten, — zu jenen, welche hartnäckig auf ihrer ererbten Scholle feſtſaßen, an der Grenze der Stadt Kohl und Rüben bauten und damit kaum das liebe Leben gewannen, bis die Behörde unbarmherzig Straßen durch ihre Grundſtücke zog, ſo daß ſie — plötzlich aus ihrer Lethargie aufgerüttelt — zu ihrem eigenen Erſtaunen als reiche Leute erwachten.

Und ehe noch viele Monate ins Land gingen, führte eine große, lebhafte Straße gerade in der Mitte durch den Webber'ſchen Garten, wo Wolfert im Traume ſeine Schätze gefunden. Der goldene Traum war zur Wahrheit geworden. Wolfert hatte in der That eine ungeahnte Quelle des Reichthums entdeckt; denn als ſein väterliches Erbe in Bauſtellen getheilt und dieſe an ſichere Leute vergeben waren, trug es ihm, anſtatt einer ärmlichen Ernte von Kohlköpfen, reiche Zinſen ein, und es war eine Freude, zu ſehen, wie an den Quartaltagen ſeine Pächter vom Morgen bis zum Abende an die Thür klopften, jeder mit einem kleinen, runden Sack voll Münzen, dem goldnen Ertrage des Bodens.

Das alte Gebäude, der Sitz ſeiner Vorfahren, blieb ſtehen; aber ſtatt wie früher im Garten, lag das kleine holländiſche Haus mit dem gelben Giebel jetzt an der Straße und war eins der anſehnlichſten der Nachbarſchaft geworden, denn Wolfert hatte es an jeder Seite durch einen Flügel vergrößert und es mit einem Kuppelbau verſehen, der als Theezimmer diente. Dorthinauf ſtieg Wolfert Webber bei warmem Wetter, um ſeine Pfeife zu rauchen, — und im Laufe der Zeiten füllte die rothwangige Nachkommenſchaft Amy Webber's und Dirk Waldron's das ganze Haus.

Nachdem Wolfert alt, reich und dick geworden, ſchaffte er eine große, pfefferkuchenfarbige Kutſche an und zwei ſchwarze, flandriſche Stuten, deren Schweife den Boden fegten, und um auf den Urſprung ſeiner Größe hinzuweiſen, ließ er als Wappen einen Kohlkopf mit dem

Doch müſſen dieſe Stimmen bald verhallen,
Das Meer kommt wild und wüthend angerannt,
Und alſobald iſt jede Spur verſchlungen,
Woher das klägliche Geſchrei gedrungen.

21.

Den hat es ohne Wiederkehr begraben,
Der kommt herauf und ſchwingt ſich über's Meer.
Der ſchwimmt daher und hält den Kopf erhaben,
Der zeigt den Arm, und eine Hüfte der.
Auch Rüd'ger will mit friſcher Luft ſich laben,
Ihn ſchreckt des Sturmes Drohen gar nicht ſehr;
Er taucht empor, und ſieht, nah aufgeſtiegen,
Die Klippe, die ſie meiden wollten, liegen.

22.

Er hofft noch, läßt er Arm und Fuß nicht raſten,
Schwimmend zu finden einen trocknen Ort.
Er ſchnaubt und bläst vom Antlitz die verhaßten,
Die ungeſtümen Wellen rüſtig fort.
Inzwiſchen ohne Mannſchaft, ohne Maſten
Treibt ſturmgepeitſcht das Schifflein hier und dort,
Von denen leer, die ihr Geſchick betrogen
Und Lebenshoffnung in den Tod gezogen.

23.

O, wie ſein Wahn den Menſchen kann betrügen!
Das Schiff entkommt, das ſchon verloren ſchien,
Da Steuermann und Schiffer, ausgeſtiegen,
Es rathlos durch die Wogen ließen ziehn.
Der Wind auch ſcheint es freundlicher zu wiegen,
Wie er die Menſchen alle ſieht entfliehn.
Es ſtößt nicht, wie ſie ſorgten, an's Geſtade,
Und findet ſtilles Meer und ſichre Pfade.

Motto „Alles Kopf“ auf die Thüren der Kutſche malen, womit er gleichzeitig andeutete, daß er durch Kopfarbeit allein in die Höhe gekommen.

Um aber das Maß ſeiner Größe voll zu machen, verſammelte ſich der berühmte Ramm Rappelye zu ſeinen Vätern, und Wolfert Webber folgte ihm im Beſitz des mit Leder überzogenen Armſtuhles im Gaſtzimmer der Schenke auf Corlear's Hook, allwo er lange thronte und regierte, ſo hochgeachtet und geehrt, daß er keine Geſchichte erzählte, die man nicht geglaubt, und keinen Scherz machte, den man nicht belacht hätte.

# Utballa.

Von

**Helena Hahn.**

(geboren 1815, geſtorben 1842.)

Aus dem Ruſſiſchen

von

**Claire von Glümer.**

## I.

Im Salon der Staatsräthin Sorbin war die Ariſtokratie der Stadt verſammelt. Die Frau des Gouverneurs mit drei Töchtern, zwei Nichten und einem Spitz; die Frau des Provinzial-Vorſtehers in einem Turban mit Federn; die Wittwe des Brigadegenerals mit einem ellenweiten Strickbeutel, in dem ſie von allen Präſentirtellern Beiträge aufſpeicherte, — mit Einem Wort, eine glänzende Soiree! Die Geſellſchaft hatte ſich getheilt; während die älteren Damen und Herren an den Spieltiſchen ſaßen, zerſtreute ſich die Jugend in allen Zimmern. Die Einen ſpielten Billard, die Andern Klavier; auch am Theetiſch im grünen Zimmer fanden ſich einige Frauen und Fräulein zuſammen und unterhielten ſich auf das Lebhafteſte.

Wer iſt denn dieſe Utballa? rief eine fremde Dame, die bisher an dem Geſpräch keinen Antheil genommen hatte. Der Name klingt ganz barbariſch.

Wer ſie iſt? wiederholte ihre Nachbarin mit ſpöttiſchem Lächeln. Das iſt ſchwer zu ſagen . . . über ihrer Abkunft ſchwebt ein gewiſſes Dunkel, und ich habe nie begreifen können, welche Rolle ſie im Sneſchin'ſchen Hauſe ſpielt.

Die Rolle eines reizenden jungen Mädchens, deſſen Feueraugen ſelbſt Kieſelherzen entflammen! rief ein geckenhafter junger Edelmann, der ſich dem Divan genähert hatte und fortwährend an ſeinem bunten Halstuche zupfte.

Man merkt, daß ſeine Güter ſubhaſtirt werden ſollen, ſagte halblaut eine der Damen. Jedes Mädchen, das eine gute Mitgift in Ausſicht ſtellt, nimmt ein Stück ſeines Herzens in Beſchlag.

Iſt denn Utballa reich? fragte die Fremde wieder.

Ja wohl: ihr Vater iſt Kaufmann; aber unſre jungen Herren geben ſich vergebene Mühe. Der Alte iſt ein Raskolnik*) und wird die Tochter ſicher nur einem ſeiner bärtigen Brüder zur Frau geben.

Mais de grâce, wie iſt ſie denn zu ihrer Bildung gekommen?

Sie iſt mit der Tochter der Frau von Sneſchin erzogen. Auf dem geſtrigen Balle haben Sie gewiß die hübſche, à l'enfant friſirte Blondine bemerkt — das war Sophie Sneſchin.

---

*) Raskolniks, altgläubige Schismatiker, die ſich im 17. Jahrhundert von der ruſſiſchen Staatskirche losgeſagt haben und in verſchiedene Secten zerfallen.
A. d. Ueb.

O, ich bin mit Frau von Sneſchin bekannt! bei einem Beſuch, den ich ihr machte, habe ich auch Utballa geſehen, von der jetzt ſo viel geſprochen wird.

Bei uns hat alles Neue Reiz! ſagte mit ſaurem Geſicht ein Fräulein, das den jungen Männern ihre Jugend und den alten Hageſtolzen ihre Eheloſigkeit nicht vergeben konnte.

Aber dieſer Name Utballa! . . er iſt in keinem Kalender zu finden.

Um den Urſprung des Namens zu erklären, müßte ich Ihnen eine lange Geſchichte erzählen, die durchaus nicht intereſſant iſt.

Einerlei! ich möchte ſie hören, fuhr die neugierige Dame fort. Das Aeußere des jungen Mädchens hat etwas Aſiatiſches . . . ſie intereſſirt mich ſehr. Darum bitte, erzählen Sie . . .

Ich weiß gar nichts Beſtimmtes, erwiderte die ältliche Jungfrau, indem ſie ſich von ihrem Platze erhob.

Wir auch nicht! ſagten mehrere junge Leute und folgten ihr in das anſtoßende Zimmer, wo ſich die Baßſtimme eines verabſchiedeten Ulanen-Offiziers hören ließ, der ſeit einem Vierteljahre immer dasſelbe zweideutigplatte Vaudeville-Couplet ſang. Die Männer lachten und klatſchten Beifall; die Frauen thaten ſehr geſchickt als verſtänden ſie nichts. Jetzt war im grünen Zimmer eine der Whiſtpartien zu Ende; die Spieler erhoben ſich, und einer derſelben trat, während man die Karten wechſelte, zu der fremden Dame. Es war ein kleiner, weiß-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

haariger Alter, in einem neuen, ſtutzerhaften Rocke, den er aus Petersburg verſchrieben. Er hatte ein glattes Kinn, war parfümirt und friſirt, wie die Puppe eines Haarkräuslers, wußte Alles, hörte Alles und war jeden Augenblick bereit, ſowohl Stadtneuigkeiten zu erzählen, als der Biograph und Hiſtoriker jeder einzelnen Familie zu werden.

Sie wären begierig zu wiſſen, wer Utballa iſt, ſagte er im Ton eines Muſikenthuſiaſten, der ſich anſchickt, ſeine Lieblingsarie zu ſingen.

Ach ja! Sie können es mir gewiß ſagen . . . bitte, erzählen Sie.

Freilich kann ich's! warum ſollt' ich nicht? . . Jeder kennt ſie übrigens; man will nur nicht mit der Sprache heraus. Erwarten Sie aber keinen Roman . . . es iſt eine ganz gewöhnliche Geſchichte.

Er ſchwieg und klopfte auf ſeine goldne Doſe, auf welcher das Monument Peters des Großen abgebildet war. Dann fragte er:

Sind Sie jemals in Aſtrachan geweſen?

Nein, niemals.

In keiner Stadt des ruſſiſchen Reiches findet man ein ſolches Gemiſch von Aſiaten und Rechtgläubigen, wie dort. Ein großer Theil des Gouvernements von Aſtrachan wird von nomadiſchen Kalmücken bewohnt und Viele derſelben kommen als Dienſtboten in die Gouvernementsſtadt.

Sie ſcheinen uns eine ſtatiſtiſche Vorleſung über

Kalmücken halten zu wollen, fiel ihm die ungeduldige Zuhörerin lächelnd ins Wort. Zu ſolchen gelehrten Dingen haben wir gar keine Luſt.

Geduld, gnädige Frau, wir kommen gleich zu Utballa. Ihr Vater lebte in einer Kreisſtadt des aſtrachan'ſchen Gouvernements, und ihre Mutter war eine Kalmückin.

Wie! ein ruſſiſcher Kaufmann mit einer Kalmückin verheirathet?

Das habe ich nicht geſagt! er war nie verheirathet und hat ſogar wenige Monate nach Utballa's Geburt ſeine Kalmückin einem Saiſſan, das heißt einem kalmückiſchen Edelmann, zur Frau gegeben und hat ſie vergeſſen.

Der Barbar!

Was wollen Sie, gnädige Frau! er liebt den Umſatz . . . das hat ihn reich gemacht. Doch das gehört nicht hierher. Uebrigens fing ſeine Einſamkeit an, ihm nach und nach zur Laſt zu werden. Zum Heirathen war er zu alt, und ſeine Verwandten drängten ſich ſeines Geldes wegen an ihn heran. Eines Tages wies er ihnen die Thür, und um ſie vollends zu ſtrafen, beſchloß er, ſein Töchterchen zu ſich zu nehmen. Er erkundete, wo die Horde, in der ſie lebte, ihre Zelte aufgeſchlagen hatte, holte ſein damals ſiebenjähriges Töchterchen von dem Saiſſanen weg und zog mit ihr hierher, um ſeinen Verwandten nicht mehr zu begegnen . . Da haben Sie die Löſung des Räthſels.

Das alſo iſt's! . . Erlauben Sie mir aber noch eine Frage: iſt das Mädchen denn nicht getauft, daß ſie noch immer dieſen heidniſchen Namen trägt?

Bitte um Verzeihung. Der alte Raskolnik hat ſie nach dem Ritus ſeiner Secte taufen laſſen und ihr irgend einen harten, häßlichen Namen . . ſo etwas wie Fekla oder Mattrienna gegeben; aber bei Sneſchins, wo Alles gebildet, feinfühlend und poetiſch iſt, zog man den heidniſchen Namen vor, und ſo heißt ſie wieder wie früher Utballa.

So! . . Nun aber ſagen Sie mir noch, warum Frau von Sneſchin an dem Mädchen ſolchen Antheil nimmt?

Utballa's Vater wurde ihr Nachbar; die Kinder ſchloßen ſich der kleinen Wilden an, und Frau von Sneſchin, die allerhand glückliche Anlagen in ihr entdeckte, beſchloß — wie ſie in ihrer Sentimentalität zu ſagen pflegte — die Entwicklung des „Steppenblümchens“ zu fördern. Sie gab dem Mädchen eine gute Erziehung, aber es wird ihr nichts nützen. Der alte Raskolnik iſt ſtarrköpfig; unſere Geſellſchaften nennt er Teufelsopfer, und ſeine Tochter darf ſie nicht beſuchen.

In dieſem Augenblick bot man dem Erzähler eine Karte an; er verbeugte ſich und ging. Die Fremde verlor ſich in einer Gruppe von Damen.

Bis auf den letzten Umſtand war die Erzählung des alten Herrn im neuen Rocke richtig. Nicht ſowohl um dem Vater zu gehorchen, als nach eigenem Wunſche hielt ſich Utballa von der Geſellſchaft fern. Als ſie zu Frau von Sneſchin gekommen war, hatte dieſe vor Kurzem ihren Mann verloren; ihr Haus war ſtill wie ein Kloſter, ſie empfing keine Beſuche und ging nirgend hin. Sie hatte die „kleine Wilde“ lieb gewonnen und ſtellte dieſelbe in ihrem Familienkreiſe der eigenen Tochter gleich, ohne den Standesunterſchied der beiden Mädchen zu beachten. Utballa war zwei Jahre jünger als Sophie; aber ihr Verſtand und ihre Lebhaftigkeit glichen dieſe Altersverſchiedenheit aus. Die jungen Mädchen waren, wie man zu ſagen pflegt, Ein Herz und Eine Seele. Anfangs ſehnte ſich Utballa nach der Freiheit des Nomadenlebens zurück, ſprach mit Zärtlichkeit von ihrer Mutter und fragte weinend, warum ſie ſo lange an Einem Orte bleiben müſſe. Aber nach und nach verwiſchten ſich dieſe Erinnerungen; Utballa gewöhnte ſich an die Sitten der gebildeten Welt, ſchloß ſich ihrem Vater, der Familie, ihrer Wohlthäterin an und vergaß ihre erſte Heimat.

Als Sophie ſechzehn Jahre alt war, gab Frau von Sneſchin ihre Zurückgezogenheit auf; ſie machte Beſuche, empfing ihre Bekannten, und zum erſten Male drang das bittre Gefühl der Ungleichheit auf Utballa ein. Die Frauen behandelten ſie mit hochmüthiger Kälte oder hatten höchſtens ein Lächeln des Mitleids für ſie. Ließ eine alte Dame ein Taſchentuch oder eine Karte fallen, ſo hieß es: Hebe das auf, Kleine! oder eine Andere befahl in gönnerhaftem Tone: Rücke mir doch den Fußſchemel näher! und der Dank beſchränkte ſich auf ein Kopfnicken.

24.

Und wenn's verirrte mit dem Steuermann,
So ging's, allein, gradaus zum lib'ſchen Strande;
Nicht ferne von Biſerta kam es an,
Juſt gegenüber vom egypt'ſchen Lande;
Und da der Wind ſchwieg und das Meer verrann,
So blieb es ſitzen auf dem trocknen Sande,
Wo, wie ich oben ſchon erzählt, der Graf
Zufällig beim Spatzierengehn es traf.

25.

Zu wiſſen, ob's bemannt, ob ledig wäre,
Leer, ob beladen, darauf ſteht ſein Sinn;
Drum rudert er auf einer kleinen Fähre
Mit Brandimarten und dem Schwager hin.
Sie kommen in das Ausgeſtorbne, Leere,
Und ſehen auch nicht Einen Menſchen drin.
Sie finden nur das gute Roß, Frontinen;
Auch Rüd'gers Schwert und Rüſtung liegt vor ihnen.

26.

Der Ritter war ſo ſchnell davon geſchwommen,
Daß er an's Schwert zu denken ganz vergaß.
Der Paladin erkannt' es gleich beim Kommen,
Der Baliſarden ſelber einſt beſaß.
Ihr habt ja die Geſchichte ganz vernommen;
Wer iſt's, der nicht von Phalerinen las?
Wie er den Garten ihr zerſtört, den Degen
Ihr nahm, den drauf Brunell ihm ſtahl verwegen,

27.

Und Rüdigern damit aus freien Stücken
Am Berg Carena ein Geſchenk gemacht;
Wie ſeine Schneide war, und wie ſein Rücken,
Das hatt' er ſchon erprobt in mancher Schlacht;

Die Männer waren höflicher, erſtens weil ſie in ihr die Erbin einer Million ſahen, was die Herzen dieſer Herrn immer erweicht, und zweitens weil ſie ſchon mit fünfzehn Jahren reizend war und ſich durch ihre edle Haltung auszeichnete. Ihr Geſicht hatte keine Spur vom kalmückiſchen Typus; von ihrer Mutter hatte ſie nur die kleinen, perlenweißen Zähne und langes, glänzendes, tiefſchwarzes Haar geerbt; auch ihre Augen waren ſchwarz und von wundervollem Glanze, aber wie die Augen der Europäer geformt. Die Milchweiße unſerer nordiſchen Schönheiten beſaß ſie freilich nicht, — aber welche liebliche Röthe war über ihre braunen Wangen hingehaucht! Habt ihr jemals in den Gärten der Ukraine einen reifen Glasapfel geſehen? Betrachtet ihn von der Seite, welche der Sonne zugewendet iſt — ſo von roſigem, friſchem, klarem Duft umwoben waren die Wangen Utballa's. Aber die wohlwollenden Blicke der Männer erfreuten ſie nicht mehr, nachdem ſie mehrere Beleidigungen erfahren; ſie begriff ihre zweideutige Stellung und zog ſich voll Bitterkeit aus einer Geſellſchaft zurück, deren Vorurtheile ſie nicht beſiegen konnte. Sobald ein Wagen bei Frau von Sneſchin vorfuhr, flüchtete Utballa in die Bibliothek oder eilte nach Haus. Wenn Sophie vom Balle zurückkam, erzählte ſie der Freundin, wie ſchön es dort geweſen, wie viel ſie getanzt, wie viele Huldigungen in Proſa und in Verſen man ihr dargebracht — wie aufmerkſam Er ſich bewieſen (Er, dies ausſchließlich der Provinz angehörende Weſen, das Ideal jedes Landfräuleins, das in die Welt tritt, der Gegenſtand ihrer Gedanken beim Thee und ihrer Flüſtereien in der Stubenecke, Er, deſſen Sie das junge Mädchen ſein möchte). Utballa hörte dieſe Mittheilungen mit träumeriſchem Lächeln an.

Und dann ſaßen ſie nächtelang und laſen beim Licht der Lampe verbotene Bücher, die Sophie heimlich von gefälligen Freundinnen erhalten hatte. Feuer durchſtrömte ihre Adern, ihre Phantaſie ſprühte Funken, ihr Geiſt ſchäumte auf wie Champagner, ehe das flüchtige Gas im Pokale verfliegt. Welches junge Mädchenherz würde nicht durch die Schilderung jener ſüßen Thränen, jener holden Leiden, jener wonnigen Gefühle gerührt, die alle Lebenskräfte des Menſchen zuſammenfaſſen und wie ein Blitz das einförmige Dunkel der Wirklichkeit durchzucken! Und wenn auch nach der augenblicklichen Helle die Nacht noch dunkler wird — das junge Herz läßt ſich davon nicht ſchrecken und iſt bereit, Minuten der beſchriebenen Seligkeit mit jahrelangen Leiden zu erkaufen.

Zur Zeit, in welcher unſre Geſchichte beginnt, war die ganze Stadt in Aufregung. In irgend einer wichtigen Angelegenheit war ein General mit drei Adjutanten aus Petersburg angekommen. Die geſtickten Kragen, die Epauletten und Orden dieſer Herren nahmen alle Frauen gefangen, und die angeſehenſten Häuſer der Stadt wetteiferten in Diners und Abendgeſellſchaften. Das Hauptgeſtirn, der General, wurde mit ſeinen drei Satelliten von Salon zu Salon geführt und ſah eine Reihenfolge von Kuchenpyramiden mit den Anfangsbuchſtaben ſeines

Namens verziert, Ruhmestempel von Zucker und andre eben ſo geiſtvolle Schöpfungen zu ſeiner Ehre prangen. Uebrigens handelte ſich's nicht ſowohl um dies Hauptgeſtirn, das ſchon etwas alt war, als um ſeine Trabanten. Aber nur die Frauen und Töchter wußten darum Beſcheid; den Männern war eingeredet, daß man vor dieſen Gäſten aus der Reſidenz die höchſte Gaſtlichkeit zur Schau tragen müſſe, damit es nicht heiße, daß die Provinzialſtadt von Bären bewohnt ſei, und daß Menſchen darin vor Langerweile umkommen müßten.

Auch im Hauſe der Frau von Sneſchin herrſchte das regſte Leben, theils um den General und ſeine Begleiter zu feiern, theils einem jungen Fähnrich zu Ehren, deſſen Glanz ſo eben am Horizonte aufging. Boris Sneſchin war nach vierjähriger Abweſenheit in das Haus der Mutter zurückgekommen. Ein großer Tag für die Familie, wenn der Knabe, der von den Segenswünſchen der Seinigen begleitet in die Ferne zog, als junger Mann wieder heimkehrt; als Bürger des Vaterlandes, der bereits die erſten Schritte auf ſeiner hoffnungsvollen Laufbahn gethan. Wie freuen ſich die Eltern des Sohnes, die Schweſtern des Bruders, wie kommen Alle im Hauſe dem jungen Offizier entgegen!

Nach den erſten zärtlichen Begrüßungen führte Frau von Sneſchin ihren Sohn der ſchüchternen Utballa zu.

Erkennſt du unſre kleine Wilde? fragte ſie.

Iſt's möglich . . . Utballa!

Ja, ſie iſt's. Erinnerſt du dich, wie du ſie und Sophien nach deinem Commando marſchieren ließeſt?

Boris begrüßte die Geſpielin ſeiner Kindheit mit herzlicher Freude, und von Stund' an wurde in Utballa's Leben Manches anders. Frau von Sneſchin machte ſeit der Ankunft ihres Sohnes ein noch größeres Haus. Ein Feſt folgte dem andern; Sophie, die von der Geſellſchaft in Anſpruch genommen wurde, konnte nicht mehr wie ſonſt den größten Theil des Tages mit der Freundin zubringen. Auch außerdem war eine Veränderung mit ihr vorgegangen: ſo lange ſie nur von Tänzen, von Liebeserklärungen in Verſen und in Proſa zu ſchwärmen gehabt, hatte ſie kein Geheimniß vor Utballa. Jetzt aber war ſie zerſtreut, beſchäftigte ſich mehr als ſonſt mit ihrer Toilette, langweilte ſich, wenn ſie zu Haus bleiben mußte, und war weder durch Fragen noch Bitten zu bewegen, den Grund dieſer Umwandlung zu geſtehen.

Bald darauf lud Frau von Sneſchin die ganze Stadt zu ſich ein — die ſich nur wenig zuſammenzudrängen hatte, um im Salon der Gaſtgeberin Platz zu finden. Das ganze Haus war hell erleuchtet; das Bedientenzimmer zum Orcheſter eingerichtet; im Saale wurde getanzt, am Büffet getrunken. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch die Fremden eingeladen waren. Die Ariſtokratie der Stadt drängte ſich um den General; die Adjutanten flatterten unter den Damen herum, ſie zur Ecoſſaiſe und Matradour aufzufordern (ich vergaß zu ſagen, daß meine Erzählung ins graue Alterthum zurückreicht), und Boris gab ihnen an Eroberungstalenten nichts nach . . . ſchon hatte ihn eine ältliche Schönheit ihrer beſondern Beachtung gewürdigt. Die jungen Mädchen nannten ihn le joli garçon und ſpielten mit ihm wie mit einem Kätzchen, ohne zu bedenken, daß ein ſolches oft ſchärfere Krallen hat, als eine alte Katze. Wenn ein Gardefähnrich den vollen Triumph ſeiner neuen Uniform genießen will, muß er gleich nach der Entlaſſung aus dem Cadettencorps in eine entfernte Provinz gehen. Dort wird — ſo lange ſeine Uniform noch neu iſt — die ſtolzeſte Dame um ſeinetwillen einem Hofrath, ja ſelbſt einem Collegienrath den Rücken kehren.

Die Paare traten zur Ecoſſaiſe an. Utballa's Tänzer beging die Unvorſichtigkeit, ſie zwiſchen die Tochter der Präſidentin und die uns bekannte Jungfrau in reifern Jahren zu führen. Beide fühlten ſich in ihrer Würde verletzt und verließen ihre Plätze. Faſt alle Paare folgten dieſem Beiſpiel; Utballa mußte zurücktreten. Zum zweiten und dritten Tanze wagte Niemand mehr ſie aufzufordern — die Abneigung, neben der Tochter von Gott weiß wem zu ſtehen, hatte ſich zu deutlich ausgeſprochen. Tief gekränkt zog ſie ſich in ein entferntes Zimmer zurück.

Warum ſitzeſt du hier ſo allein? fragte Boris, der zufällig vorüber ging.

Ich gehöre nicht in euern Kreis, antwortete ſie mit Thränen in den Augen. Ich habe mich auch nicht aufdrängen wollen, aber Sophie hat mich beredet . . . und nun muß ich ſehen, daß man mich verachtet.

Unſinn! wer hat dich gekränkt?

Alle, die in meiner Nähe waren.

Sage mir, was vorgefallen iſt.

Utballa erzählte ihm von der Beleidigung, die ſie eben erfahren hatte.

Komm, liebe Utballa, ich werde mit dir tanzen! rief Boris, und trotz ihres Widerſtandes führte er ſie in den Tanzſaal zurück und ſtellte ſie neben Sophie. Er war ſo aufmerkſam, ſo herzlich, daß die arme Utballa wieder heiter wurde. Ihr Geſicht belebte ſich, ihre Augen glänzten, und ſie ſah ſo ſchön aus, daß unwillkürlich alle Blicke an ihr hafteten.

Nach dem erſten Tanze führte ſie Boris in einen Kreis junger Mädchen.

Vergiß nicht, daß wir die Mazurka zuſammen tanzen, ſagte er, ehe er ſie verließ.

Die jungen Mädchen ſahen ſie ſpöttiſch an, Utballa achtete nicht darauf . . ſie war ſo glücklich!

Wer iſt die reizende Brünette? fragte der General.

Die Tochter eines hieſigen Kaufmanns, antwortete einer der Umſtehenden.

So! ſagte der General.

Eines reichen Kaufmanns.

So! rief einer der Adjutanten.

Ja, ſie wird eines Tages eine nette Erbſchaft machen, fügte ein Beamter hinzu. Eine Erbſchaft von mehr als einer Million.

Niemand antwortete auf dieſe Bemerkung, aber der General erhob den Kopf, legte die Hände auf den Rücken und ließ Utballa nicht mehr aus den Augen.

Sie iſt wirklich ſehr hübſch! murmelte er vor ſich hin.

Bald darauf ſaß er hinter Utballa, unterhielt ſich freundlich mit Boris und gab ſich Mühe, auch mit dem jungen ſchüchternen Mädchen ein Geſpräch anzuknüpfen.

Am folgenden Tage verbreitete ſich das Gerücht, daß Se. Excellenz um die Tochter des Kaufmanns werbe, eine Nachricht, die für verſchiedene ehrgeizige Pläne ein harter Schlag war. Von anderer Seite wollte man jedoch wiſſen, daß nicht der General, ſondern einer der Adjutanten Abſichten auf Utballa habe. Das war den Ehrgeizigen ein Troſt, während die Sentimentalen darüber erblaßten.

Denſelben Abend wurde auch der Grund von Sophiens ſeltſamem Weſen offenbar. Der liebenswürdigſte der drei Adjutanten liebte ſie, hatte ihr ſeine Gefühle erklärt, und ſie verlobten ſich. Um nicht von ihren Kindern getrennt zu werden, beſchloß Frau von Sneſchin, nach Petersburg zu überſiedeln; Boris hatte nur noch einen Monat Urlaub; Sophiens Verlobter mußte dann auch in die Reſidenz zurückkehren, und da Frau von Sneſchin vor der Abreiſe ihr Gut noch einmal gründlich zu inſpiciren wünſchte, ſollte die Zeit bis zur Abreiſe auf dem Lande verlebt werden.

Utballa weinte bitterlich. Sie ſollte auf einmal Alles verlieren: Freundin, Mutter und Beſchützerin. Der Vater mußte ihren Bitten nachgeben und ſie für dieſe letzte Zeit mit Frau von Sneſchin auf's Land ziehen laſſen.

Sie verließen die Stadt zum großen Vergnügen aller jungen Damen, denen um die übrigen Adjutanten bange war, bis ſich die Kalmückin mit ihrer Million entfernt hatte. Es war zu Ende September. Schon hatten leichte Nachtfröſte das Laub der ſchönen alten Bäume purpurn und golden gefärbt. Das herrſchaftliche Haus lag auf einer Anhöhe mitten im Garten, den der Fluß hufeiſenförmig umgab, ſo daß er eine Halbinſel bildete. An den Ufern des Fluſſes zogen ſich Terraſſen mit Blumenbeeten und Buſchwerk hin. Es war eine der ländlichen Beſitzungen, die unſre Blicke feſſeln und uns unwillkürlich den Ausruf entlocken: Glücklich, wer da wohnen kann! Wir bedenken nicht, daß vielleicht mancher bittre Seufzer unter dieſen herrlichen Laubgängen ausgehaucht wird, manche bittre Thräne auf dieſe Blumenbeete niederfällt.

Damals freilich wohnten Glück und Freude im Hauſe der Frau von Sneſchin. Sophie war in ihrem Liebesjubel wieder heiter und liebenswürdig, wie ſonſt. Boris ſchmückte ſich die Zukunft mit prächtigen Luftſchlöſſern. Nachbarn und Bekannte aus der Stadt kamen, ihre Glückwünſche zu bringen, und blieben oft mehrere Tage. Auch der General ließ ſich häufig ſehen, und da er ſich immer aufmerkſam gegen Utballa zeigte, wurde ſie bereits als die künftige Generalin angeſehen. Man verzieh ihr das „Gott weiß wer“, benahm ſich zuvorkommender gegen ſie, überhäufte ſie ſogar mit kleinen Freundſchaftsbeweiſen, die freilich nicht den mindeſten Eindruck auf ſie machten. Die Verlobung ihrer Freundin beſchäftigte ſie zu ſehr und erweckte in ihr ein eigenthümliches Gefühl. Neid war es nicht — einer ſolchen Regung war ihre Seele nicht fähig — im Gegentheil, ſie freute ſich über Sophiens Glück, aber dabei konnte ſie ſich einer gewiſſen Traurigkeit nicht erwehren. Wie oft, wenn Sophie ſich Anſtands halber mit den Gäſten unterhielt, während ihr Verlobter im andern Zimmer am Billard ſtand, begegneten ſich die Blicke der Liebenden und ſprachen in Utballa's Gegenwart in einer Secunde aus, was kein Wort zu ſagen vermag, Utballa's Herz aber ganz begriff! In dieſem Blicke lagen Leben, Liebe, Glücksverheißungen — dieſer Blick kam aus der Seele und drang tief in die Seele ein. Die Andern achteten freilich nicht darauf. Weder Sophiens Freundinnen, noch der Gutsbeſitzer, der mit Boris Billard ſpielte, ſahen den elektriſchen Funken — nur Utballa erkannte den Liebesblitz und fing ihn auf; ſie ließ ſich davon durchdringen und fühlte ſich tief erſchüttert. Nichts ſtimmt junge Mädchen ſo ſehr zu Zärtlichkeit und Thränen, als die Nähe eines Brautpaars. Da weinen alle Schweſtern der Braut im einſamen Stübchen und verlieben ſich — wenn auch nur vorübergehend — in den Erſten, Beſten.

Auch Utballa flüchtete im bittern Gefühl des Alleinſtehens, ſo oft ſie konnte, aus dem lauten Kreiſe und gab ſich einſam ihrem Kummer, ihren Thränen hin, ohne ſich die Urſache derſelben zu geſtehen.

Zwiſchen ihr und Boris hatte ſich nach und nach ein Verhältniß angeſponnen, das nicht gefahrlos war. Boris erzählte von ſeinen Jugendſtreichen, ſeinen Abenteuern beim Verlaſſen der Cadettenſchule, und ſie vertraute ihm ihre Träume und Schmerzen. Sophie, die jetzt ganz von Einem Gegenſtande erfüllt war, übertrug dem Bruder ihr Amt bei Utballa: das eines Vertrauten aller Geheimniſſe — ein wichtiger, gefahrvoller Poſten! Dieſem hohen Würdenträger wird Alles offenbart: das leiſeſte Gefühl der Abneigung oder Zuneigung für Andere muß ihm bekannt werden — nur Eins bleibt ihm verſchwiegen, bis Zeit und Gelegenheit kommen. Oft wenn ſich ſpät Abends die Gäſte in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, Frau von Sneſchin ſich mit dem Verwalter beſprach und die Verlobten in einer Ecke in Liebesgeflüſter verſanken, ſtritt Boris in der andern mit Utballa und bekämpfte ihre Behauptung, daß ihr die Natur ein kaltes Herz gegeben, und daß ſie aller zarten, innigen Empfindungen unfähig ſei. Er liebte ihre lebendige, eigenthümliche Ausdrucksweiſe, das ſeltſame Gemiſch von deutſcher Träumerei und orientaliſcher Leidenſchaft in ihrem Weſen; und da er gewöhnt war, ſich als ihren Bruder zu betrachten, ſtritt er hartnäckig gegen die Kälte, die ſie ſich andichtete, ohne zu ahnen, welche

Rolanden mein' ich, der, es zu erblicken,
Erfreut und dankbar war der höchſten Macht,
Gewiß, — er ſagt' es oft in ſeinem Leben —
Gott hab' es ihm in ſolcher Noth gegeben.

### 28.

In ſolcher Noth, da er vom großen König
Der Sericaner wird zum Kampf begehrt,
Dem, zu der Rieſenkraft, noch unterthänig
Der Rolandsdegen und das Reinaldspferd.
Die andern Waffenſtücke ſchätzt er wenig
Und gar nicht gegen ihren wahren Werth:
Er kennt ſie nicht; für gut läßt er ſie gelten,
Doch mehr für prächtig und durch Reichthum ſelten.

### 29.

Und weil die Waffen ihm nichts nützen können,
Da er gefeit und unverletzlich iſt,
So will er gerne ſie dem Schwager gönnen,
Das Schwert nicht, das er nimmt zur ſelben Friſt.
Der Freund ſoll auf dem Roß zum Kampfe rennen,
Daß Keiner etwas von der Beute mißt;
Dieß iſt ſein Sinn, es ſollen die Geſellen
Gleichmäßig theilen das Geſchenk der Wellen.

### 30.

Um auf den Tag des Kampfes ſich zu ſchmücken,
Schafft jeder Ritter ſich ein neu Gewand.
Der Graf läßt ſich in's alte Wappen ſticken
Die ſtolze Babel, durch den Blitz verbrannt.
Ein Hund, geſtreckt, den Riemen auf dem Rücken,
Von Silber ganz, iſt ſeines Schwagers Pfand;
Die Aufſchrift ſagt: Bis er ſich wird erheben.
Mit Gold, ſein werth, läßt er das Kleid durchweben.

Glut ſie unter dem Anſchein von Gleichgültigkeit verbarg.

Eines Abends wurde Utballa zu Frau von Sneſchin gerufen, die ſie ohne Zeugen zu ſprechen verlangte. Utballa erſchrak, und während ſie ſich zu ihrer Beſchützerin begab, fragte ſie ſich, was dieſe geheimnißvolle Unterredung veranlaßt haben könnte. Aber was ſie erfuhr, ging über alle ihre Erwartungen hinaus. Frau von Sneſchin eröffnete ihr nach kurzer Einleitung, daß ihr ein Gnadengeſchenk des Schickſals zu Theil werden ſolle — daß ihr das glänzendſte Loos, das vollkommenſte irdiſche Glück geboten würde, mit einem Worte: daß ſie der alte General zur Frau begehre. Niemals, auch in ihren kühnſten Träumen nicht, hätte ſie gewagt, eine ſolche Ehre für ihr Pflegekind zu erdenken, ſagte ſie. Aber ſtatt der Freude, die Frau von Sneſchin erwartet hatte, drückte das erbleichende Geſicht des jungen Mädchens nur Schrecken aus. Utballa faltete die Hände und ſtarrte ihre Beſchützerin mit den großen, glänzenden Augen angſtvoll an. Frau von Sneſchin wiederholte ihre Mittheilung und fügte hinzu, daß ſie verſprochen hätte, die Einwilligung des Vaters zu erlangen. Aber nun brach Utballa in lautes Schluchzen aus, warf ſich ihrer mütterlichen Freundin in die Arme und beſchwor ſie, ihrem Vater nichts zu ſagen und ſie ſelbſt mit dieſem entſetzlichen Glücke zu verſchonen.

Utballa, biſt du von Sinnen? rief Frau von Sneſchin.

Ich liebe ihn nicht.

Ein General!

Aber ſechzig Jahre alt . . .

Mit Orden bedeckt.

Und Runzeln!

Ein kluger, vortrefflicher, liebenswürdiger Mann.

Gewiß . . . man muß ihn achten.

Von allgemein anerkannten Verdienſten . . .

Meine Liebe kann er damit nicht erwerben.

Bedenke, du gehſt mit uns nach Petersburg.

Nur um dort die Zahl der Gräber zu vermehren . . .

Alles Zureden war vergeblich. Utballa blieb bei ihrer Weigerung. Frau von Sneſchin gab ihr einige Tage Bedenkzeit, bat ſie, Alles ernſtlich zu überlegen und ermahnte ſie dringend, ſich mit ihrem Nein nicht zu übereilen.

Auch Sophie ſuchte ſie umzuſtimmen.

Höre! fiel ihr Utballa ins Wort; die Hand aufs Herz: würdeſt du ihn zum Manne nehmen?

Ich liebe einen Andern.

Und — antworte mir aufrichtig — könnteſt du dich, wenn du keinen Andern liebteſt, dazu entſchließen, dieſen Greis zu heirathen und Allem zu entſagen, was du von der Zukunft geträumt? Warum ſollte ich nicht auch — ſpäter einmal — einen Andern lieben? warum meine ſchönſten Hoffnungen aufgeben, warum mir ſelbſt den Weg abſperren, der dich zum Glücke führt?

Ja. mich, mich . . .!

Ich weiß, was du ſagen willſt. Dir giebt deine Geburt eine Stellung in der Geſellſchaft, während ich ein armes, mißachtetes Geſchöpf bin. Aber gerade darum hänge ich deſto mehr an meiner Freiheit und will Keinem gehören, der nicht meine Liebe, ſondern meines Vaters Geld begehrt.

Sophie, die auf dieſen Einwand nichts zu entgegnen wußte, verzichtete auf weitere Vorſtellungen, und Frau von Sneſchin griff zum letzten Mittel: ſie trug Boris auf, das junge Mädchen, das in ſeiner Unerfahrenheit ein ſo großes Glück zurückwies, zur Vernunft zu bringen. Aber kaum hatte Boris die erſten Worte geſagt, als ihm Utballa ſcharf ins Geſicht ſah, während ihr Antlitz in einem Augenblick erglühte und erblaßte.

Auch du, Boris! rief ſie mit verzweiflungsvollem Ausdruck; auch du kannſt wünſchen . . .

Ich habe dich lieb, wie eine Schweſter, und wünſche, daß du glücklich wirſt.

Du haſt mich lieb . . . wünſcheſt, daß ich glücklich werde, und ſchlägſt mir vor, einen An . . . einen Greis zu heirathen. Laß mich . . . laß mich! ich klage dich nicht an . . . Du weißt ja nicht, du . . nein! Gott verzeihe dir, was du mir in dieſem Augenblick anthuſt!

Ich dir . . . was ſoll das heißen?

Aber Utballa war verſchwunden, und Boris dämmerte zum erſten Mal eine Ahnung der Wahrheit auf. Aber noch glaubte er, daß es eine Täuſchung der Eitelkeit ſei, und ſuchte ſich davon loszumachen.

Nach dieſem Geſpräche konnte ſich Utballa ihre Gefühle nicht länger verhehlen. Sie liebte Boris trotz ſeiner Gleichgültigkeit. Mit leeren Träumereien hatte ſie ſich nie getäuſcht. Ihrer Meinung nach ſtand Boris weit über ihr; mit ſcheuer Verehrung ſah ſie zu ihm auf — ſie hätte Alles für ihn gethan, aber auf ſeine Gegenliebe wagte ſie nicht zu hoffen. Wie einen Gefangenen bewachte ſie ihr Gefühl in der Tiefe ihres Herzens; ſie hütete es, wie man einſt das heilige Feuer im Tempel der Veſta gehütet, und ihr eifrigſtes Beſtreben war, es vor Aller Blicken zu verbergen. Aber mit dem Erwachen dieſer Liebe trat eine völlige Wiedergeburt ihres Weſens ein. Wie aus einem Traum erwachend, warf ſie die Ketten ab, welche das Leben in der Geſellſchaft ihr anzulegen begonnen, und war wieder feurig, ungebändigt, wie ſie von Natur geweſen. Die europäiſche Bildung hatte ihre Anlagen gezügelt, aber nicht erſtickt. So ſchüchtern und ſchweigſam ſie früher in Gegenwart fremder Menſchen geweſen, ſo unbefangen erſchien ſie jetzt. Selbſt eine größere Geſellſchaft bedrückte ſie nicht mehr, denn all ihr Denken war einem einzigen Gegenſtande zugewendet. Sie ſah nur ihn, ſprach nur für ihn; er war, wie eine unſichtbare Triebkraft, der Urſprung aller ihrer Handlungen und Gedanken. Die Bekannten ſahen mit Erſtaunen, wie gleichmüthig Utballa der Trennung von ihren Freunden entgegenging; ſie nannten ſie kaltherzig, undankbar, und wirklich erſchien ſie zuweilen ausgelaſſen luſtig. Niemand wußte, daß ſie nach dieſem

Lachen und Plaudern in ihr Zimmer flüchtete und bitterlich weinend, tief erſchöpft auf ihr Sopha ſank; ſie hatte eben nur, einem Schauſpieler gleich, ihre eingelernte Rolle vor den Zuſchauern durchgeführt. Selbſt Er, der dieſen erkünſtelten Frohſinn und dieſen wirklichen Schmerz hervorrief, bemerkte nicht, daß das Lächeln des jungen Mädchens ein erzwungenes war, und daß die Friſche ihrer Wangen erſtarb, wie die einer Herbſtblume, welche der Froſt berührt hat. Zuweilen ſprach er voll Bedauern von der bevorſtehenden Trennung, aber ſein Ton und ſeine Ausdrucksweiſe waren ruhig; während der armen Utballa alles Blut zum Herzen drang, konnte er ſchon wieder von gleichgültigen Dingen reden.

Einige Tage vor der Abreiſe der Familie erſchien der General, ſich von Frau von Sneſchin Antwort zu holen. Was ſie ihm ſagte, begriff er nicht. Es ſchien ihm unmöglich, daß ein einfaches Bürgermädchen ſeinen Rang verſchmähte, daß ſie ſich nicht freudig an ſeine mit Orden geſchmückte Bruſt warf, und er verlangte ſelbſt mit ihr zu ſprechen.

Die Gelegenheit dazu wurde ihm gegeben; er ſprach eindringlich, zärtlich ſogar, und bemühte ſich, Utballa's Herz zu rühren. Umſonſt! ſie bat ihn, ſeine Werbung aufzugeben, erklärte ohne Rückhalt, daß ſie das Glück, welches er ihr bot, nicht zu würdigen vermöchte, und ſo mußte ſich der General als geſchlagen erkennen und mit Verluſt zurückziehen.

Die Dämmerung brach herein; der Herbſtabend war ſo ſchön, daß er wie ein herrliches Abſchiedsfeſt des Sommers erſchien. Der Duft des welkenden Laubes erfüllte die Lüfte, und die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Baumwipfel und ergoſſen ringsumher jenen magiſchen Schimmer, der nur dem Herbſte angehört. Schwärme von Kranichen zogen unter den goldigen Wolken hin dem Süden zu. Auf dem Perron des Hauſes hatten ſich mehrere Perſonen zuſammen gefunden; aber Utballa wandelte allein unter den welkenden Blumen.

Boris trat aus dem Hauſe; er flüſterte ſeiner Schweſter ein paar Worte zu, dann eilte er die Stufen der Freitreppe hinunter und folgte der nachdenklichen Utballa.

An was denkſt du? fragte er; an das fallende Laub oder an den Abendſtern? Ach, ich vergaß, daß dich Sterne nicht feſſeln können. Einen haſt du ja heute erſt von dir geſtoßen.

Im Gegentheil — ich habe die Sterne lieb — nur die unechten nicht; deren Glanz iſt mir unerträglich. Mein Stern iſt klein, blaß und wird von Andern kaum bemerkt; aber er ſteht hoch am Himmel und blickt freundlich auf mich nieder . . .

Warum haſt du dir denn einen ſo kleinen Stern erwählt?

Warum? Utballa blieb ſtehen, pflückte eine Nachtviole und fragte:

Kennſt du die Geſchichte dieſes Blümchens?

Nein; aber beantworte mir erſt die Frage, warum du einen kleinen, fernen Stern der Sonne, dem Monde und ſo vielen andern glänzenden Geſtirnen vorgezogen haſt, die man, wie du weißt, ohne alle Zauberkünſte mit Händen greifen kann . . . beſonders mit einer ſo kleinen, weißen Hand, wie die deine.

Glaubſt du?

Gewiß! . . . Andere hätten die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen . .

Höre, Boris, fiel ihm Utballa ins Wort; in drei Tagen trennen wir uns . . . ich will dir ein kleines Andenken mitgeben, will dir das Märchen dieſer Blume aufſchreiben.

Du ſcheinſt die Botanik mehr zu lieben, als die Aſtronomie.

Vielleicht! . . . aber nein, es iſt ja nur ein Scherz, ein Märchen, eine Steppenſage.

Zeige mir nur erſt dein Sternchen.

Die Blume wird es dir zeigen.

Mit dieſen Worten eilte Utballa ins Haus und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein.

Zwei Stunden ſpäter fand ſie Boris im Saale. Sie waren allein; Utballa gab ihm ein beſchriebenes Blatt und eilte gleich wieder fort. Boris trat an den Tiſch, auf welchem Lichter brannten, und las:

## Geſchichte der Nachtviole.

Als die Erde geſchaffen war, ſtand unter dem klaren

Himmel des hohen Tibet ein kleiner Strauch. Die Sonne hatte ihren Lauf vollendet; der Schatten des Abends breitete ſich aus, als ſich an einem Zweige des Strauches eine kleine Blüte öffnete. Sie hatte nicht die Farbenpracht der Roſe; ſuchte nicht, wie der ſtolze Lotos, die andern Blumen zu beherrſchen. Demüthig erhob ſie das Köpfchen und blickte ſtill in das Reich des großen Buddha hinaus. Ringsumher war es kalt und dunkel. Die Gefährtinnen der kleinen Blume ſchliefen auf ihren ſchlanken Stengeln; die Nachtſchmetterlinge huſchten vorüber, ohne ſie zu beachten. Die arme Blume erſchrak über ihre Einſamkeit und ſenkte traurig das Köpfchen. Aber plötzlich erglänzte ein Stern am dunkeln Himmel; ſeine flimmernden Strahlen ſenkten ſich auf die Blume nieder; ſie ermuthigten die Verlaſſene, erfriſchten ſie mit dem Hauch des Zephyrs, tränkten ſie mit Thau . . . und die Blume lebte auf, erhob das Köpfchen, blickte um ſich und ſah den freundlichen Stern. Mit Liebe und Dankbarkeit nahm ſie ſeine Strahlen in ſich auf; ſie hatten ihr ein neues Leben gegeben.

Die Morgenröthe ſtieg auf; der Stern erblaßte vor dem Licht des Tages. Tauſende von Gewächſen erſchloſſen ſich in ſeinem heißen Glanz, der auch die kleine beſcheidene Blume überſtrömte. Aber ſie gedachte des ſanften Sternenlichtes und blieb unempfindlich für die Pracht der Sonne. Noch ſchwebte ihr das ſanfte, tröſtende Licht des Sternes vor, noch fühlte ſie in ihrem Kelche den erfriſchenden Thau; ſie wendete ſich ab vom

Sonnenglanz, ſchloß ihren Kelch und verbarg ſich unter den Blättern ihres heimiſchen Buſches. Seitdem iſt für ſie die Nacht zum Tage, der Tag zur Nacht geworden. Sobald die Morgenröthe aufſteigt, ſchließt ſich die Blume; erſt in der Abenddämmerung, wenn der ſilberne Strahl des Sternes erglänzt, richtet ſie ſich auf, um ihn zu begrüßen und ſein erquickendes Licht zu trinken.

Eben ſo iſts mit dem Frauenherzen. Das erſte Bild, von dem es berührt wird, das erſte herzliche Wort, der erſte Liebesbeweis dringen tief in die Seele des Weibes. Ein Wort von Dem, den ſie liebt, erregt ihr innigſtes Empfinden, während ſie die leidenſchaftlichſten Betheuerungen Andrer kalt laſſen. Was fragt ſie danach, ob ihr geliebter Stern ſich unbeachtet unter den Millionen ſeines Gleichen verliert — ihr Herz weiß ihn zu finden auf ſeinem beſcheidnen Wege und ſegnet ſeinen Lauf. Den Glanz der Sonne kann ſie bewundern, aber angehören wird ſie immer und ewig nur ihrem kleinen Stern.

Boris fühlte ſich von dieſer Allegorie tief ergriffen. Es wurde hell vor ſeinen Augen, und mancherlei Umſtände, denen er bisher keine Bedeutung zugeſchrieben hatte, ſtellten ſich ihm in neuem Lichte dar. Die Löſung des Räthſels war gefunden: das junge Mädchen mit dem raſchen Wechſel von Trübſinn und Heiterkeit erſchien ihm wie ein ganz eigenartiges Weſen, in dem ſich die urſprüngliche Natur des Weibes mit der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts vereinigte. Bisher hatte er nicht verſtanden, warum ihn Utballa oft plötzlich verließ, gleich darauf mit herzlicher, ſchweſterlicher Vertraulichkeit zurückkehrte, um dann wieder eben ſo plötzlich in Kälte und Förmlichkeit zurück zu fallen. Er hatte nicht verſtanden, warum, wenn er mit ihr allein war und von gleichgültigen Dingen plauderte, ihre Augen bald in hellem Glanze ſtrahlten, bald von Thränen verdunkelt wurden, warum ſie die feinen Brauen zuſammenzog und die Wimpern ſenkte, oder warum ihr friſches Geſicht in Einem Augenblick erröthete und erbleichte. Jetzt ſchien ihm Alles klar. Mit dem Ungeſtüm der erſten Liebe flog ſein Herz dem jungen Mädchen zu. Weder ihre Abkunft, noch der Stolz ſeiner Mutter, noch die Schranken, die das Vorurtheil zwiſchen ihm und Utballa gezogen hatte, vermochten ihn zurück zu halten. Mit der zitternden Erregung des Blinden, der plötzlich die Sehkraft wieder erlangt, eilte er, Utballa zu finden.

Aber vergebens irrte er, ihren Namen rufend, durch Haus und Garten. Sie ſpielt mit mir, ſagte er zu ſich ſelbſt, und die verletzte Eitelkeit drängte die erwachende Liebe zurück. Endlich blieb er auf der Terraſſe ſtehen. Die Luft war ſcharf, ein leichter Froſt bedeckte den Boden, der Mond verbarg ſich hinter rauchfarbigen Wolken und kam dann plötzlich hellglänzend wieder zum Vorſchein, wie eine kokette Schöne, die ſich in dem Augenblicke wieder zeigt, wo man ſie zu vergeſſen begann. In einiger Entfernung waren die Hütten der Bauern erkennbar, in

31.

Doch Brandimart will ſeinen Vater ehren,
Und will, in Trauer, an dem Tag der Schlacht
Mit keinem andern Schmucke ſich beſchweren;
Drum wählt er eine düſtre, ſchwarze Tracht.
Doch Flordeliſe läßt ſich's nicht verwehren,
Daß ſie den Saum ſo ſchön als möglich macht;
Es glänzen Edelſteine reich am Rande,
Doch bloßes ſchwarzes Tuch iſt am Gewande.

32.

Mit den von ihrer Hand gemachten Stücken,
Die freilich wären fein'rer Waffen werth,
Soll über'm Harniſch ſich der Ritter ſchmücken,
Und über Mähne, Bruſt und Kreuz das Pferd.
Doch von dem Tag, da ſie begann zu ſticken,
Bis zu dem Tage, da ſie's ihm beſchert,
Iſt auf dem Mund kein Lächeln je erſchienen,
Und keine Fröhlichkeit in ihren Mienen.

33.

Denn immer bangt ihr Herz in tiefen Qualen,
Sie ſieht den Theuren ſchon zum Tod verletzt.
Zu hundert ſah ſie ihn und hundert Malen
Im Sturm der Schlacht, von der Gefahr gehetzt;
Doch konnt' es nie die Wange bleich ihr malen,
Und nie ihr Blut durchfröſteln, ſo wie jetzt;
Und dieſe Neuheit ſelbſt, in Angſt zu leben,
Macht doppelt ihr das Herz in Aengſten beben.

34.

Und wie nun fertig jedes Waffenſtück,
Bereiten ſich die drei, zu Schiff zu gehen.
Aſtolf mit Sanſonetten bleibt zurück,
Dem großen Heer der Gläub'gen vorzuſtehen.

denen noch hin und wieder ein Licht glänzte. Alles lag in tiefer Ruhe, nichts war zu hören, als das leiſe Klatſchen der Wellen zwiſchen den Binſen des Ufers, das leiſe Flüſtern in den Zweigen der Pappeln, der Schrei eines Nachtvogels, oder das Kniſtern des fallenden Laubes, das wie ein nächtlicher Bote des Schickſals zur Erde flog, um dem Menſchen einen Kummer zu bringen.

Boris blieb ſtehen; Zweifel und Liebe, Sehnſucht nach Utballa und Beſorgniß vor dem neuen Leben bewegten ſein Herz. Plötzlich ſah er die Geſuchte auf der Terraſſe. Als er ſich näherte, wollte ſie entfliehen, aber er hielt ſie feſt und ſah ſie an, als ob er in der Tiefe ihres Herzens zu leſen verlangte. Die Seelen Beider ſchienen ſich in ihren Augen zu ſpiegeln und der Mond überflutete ſie plötzlich mit ſeinem Licht. Ein kindiſches Erſchrecken kam über ſie; Thränen zitterten an ihren Wimpern, und ein Lächeln zuckte um die halbgeöffneten Lippen.

Es war alſo kein Spiel? fragte Boris mit zitternder Stimme.

Utballa antwortete nicht.

Ich wagte nicht daran zu glauben . . . Du . . . Du liebſt mich, Utballa!

Sie faßte ſeine Hand und legte ſie auf ihr klopfendes Herz.

Von nun an ſoll keines Menſchen Macht im Stande ſein, uns zu trennen, rief er begeiſtert aus. Ich bin dein Freund, dein Bruder . . . und du, willſt du die Meine ſein?

Ich war dein, ſchon ehe ich wußte, was in mir vorging, antwortete ſie mit leiſer Stimme.

Und du wirſt mir gehören . . . allein und immer mir?

Ich werde dich lieben, ſo lange ein Hauch in mir iſt, aber dir gehören . . . nein, das iſt unmöglich.

Unmöglich! was ſagſt du da?

Bedenke doch . . . ich bin ein armes, von aller Welt mißachtetes Geſchöpf.

Nein, Utballa! Die dich beleidigt haben, waren Thoren. Nicht umſonſt hat dich das Schickſal aus fernen Steppen in den Schooß unſerer Familie geführt. Ich werde dich neu beleben, meine arme kleine Blume, werde dir an meinem Herzen eine Heimath geben und vereint mit dir die Welt vergeſſen. Was geht ſie uns an?

Wir können die Welt vergeſſen, aber ſie vergißt uns nicht. In drei Tagen entreißt ſie dich mir, und wir werden durch hunderte von Meilen getrennt ſein.

Nicht die Entfernung iſt's, die trennt, ſondern die Unmöglichkeit, ſie zu durcheilen; aber was vermöchte mich von meinem Blümchen fern zu halten? wer kann dich von mir losreißen? warum ſollen wir uns trennen?

Das läßt ſich nicht ändern, erwiderte das junge Mädchen. Aber wenn du verſprichſt, mich zu lieben, mir auch unter den Petersburger Schönheiten treu zu bleiben, wird mir die Trennung weniger qualvoll ſein.

Boris gab ihr die leidenſchaftlichſten Verſicherungen. Er liebte ſie wirklich, obwohl er es bisher ſich ſelbſt nicht eingeſtanden hatte; er liebte zum erſten Male, mit aller Kraft ſeines Herzens, und die geſchmeichelte Eitelkeit goß Oel in die leiſe brennende Flamme, daß ſie hoch aufloderte und die Adern des jungen Mannes mit Feuer durchſtrömte.

Die Dorfuhr ſchlug elf; der Ton der Glocke drang weithin durch die Stille der Nacht. Die Liebenden ſchwiegen und ſchmiegten ſich feſter an einander.

Ach, jeder Glockenſchlag nähert uns dem unſeligen Augenblicke, ſeufzte Utballa endlich und legte ihren Kopf an ſeine Schulter.

Nein, dieſer ſchreckliche Augenblick ſoll nicht kommen! Ich werde Alles aufbieten, ihn abzuwenden. Aber was auch geſchehen möge . . . noch bleiben uns drei Tage, und warum unſer gegenwärtiges Glück mit dem Gedanken an die traurige Zukunft trüben? Laß uns dieſe drei Tage ganz der Liebe weihen, laß uns Alles vergeſſen außer dir und mir . . . ſo werden ſie uns ein ganzes Leben. Selbſt wenn mein Bemühen, mit dir vereint zu bleiben, nicht zum Ziele führte, ſo wird in den Tagen der Trennung, in den Tagen des Kummers unſere Seele auf dies vergangene Glück zurück ſchauen, und die Erinnerung wird uns beſeligen.

Utballa hörte ihm ſchweigend zu; plötzlich preßte ſie die Hand an die Stirn, als ob ſie von einem Gedanken überraſcht wäre.

Ich kann es noch immer nicht glauben, flüſterte ſie; ſo viel Glück kann meine Seele nicht faſſen . . .

Biſt du es denn wirklich? und liebſt mich . . . mich! geſtern noch hätte ich nicht gewagt, mich deiner werth zu halten.

Geſtern verſtand ich mich ſelber nicht . . . Und du . . . wie wechſelteſt du mit jedem Augenblick! wie zogſt du dich oft plötzlich von mir zurück. Neulich erſt ſagteſt du mir, dir gefiele . . .

O bitte, ſei ſtill! ich habe nie im Ernſt an ihn gedacht. Wie hätte ein Andrer in dem Herzen, das ganz von dir erfüllt war, Raum finden ſollen! Ach! Boris, wenn du wüßteſt . . . wenn ich dir ſagen könnte, was ich in dieſen vier Monaten empfunden habe! Du machteſt Beſuche, gingſt in Geſellſchaft, warſt heiter ohne mich. Oft erzählteſt du mir mit Entzücken von der Schönheit anderer Frauen; du ſuchteſt ihnen in meiner Gegenwart zu gefallen . . . und gegen mich warſt du ſo kalt! Deine Freundlichkeit ſogar bewies mir deinen Mangel an Liebe. Wie oft waren wir Stunden lang allein, und immer ſprachſt du von den gleichgültigſten Dingen. O Boris, wie haſt du mich damit gequält! Warſt du einmal etwas zärtlicher gegen mich, ſo vergaß ich alle meine Leiden, meine Hoffnungsloſigkeit; ich hätte mich dir zu Füßen werfen, dir mein zerriſſenes Herz zeigen, dich mit heißen Thränen um ein Wort der Liebe anflehen und dann fliehen mögen . . . in meine Steppe fliehen, wo ich in der Erinnerung an dich leben könnte und mein Kleinod mit Niemand zu theilen hätte. Aber gerade in ſolchen Augenblicken wendeteſt du dich wie abſichtlich von mir. Du gingſt auf den Ball, ins Theater . . . und ich verbarg meine Liebe, verſchluckte meine Thränen und blieb allein mit meinem Gram . . .

Utballa . . .

Unterbrich mich nicht: ich möchte dir Alles ſagen . . . Zuweilen wollte ich dich auf die Probe ſtellen, wollte mich überzeugen, ob du wirklich keine Liebe für mich fühlteſt. Dann zwang ich mich zum Lachen und Plaudern; war fröhlich mit Andern; that, als ſähe ich dich nicht, oder vertraute dir ſogar eine angebliche Zuneigung für irgend einen Gleichgültigen. Wie ſuchte ich dann nach einer Regung der Eiferſucht, des Verdruſſes in deiner Seele . . . umſonſt! gleichgültig hörteſt du mich an, wollteſt ſogar Vermittler ſein und redeteſt mir endlich ſogar zu, den alten General zu heirathen. Ach! Boris . . . Du täuſcheſt dich ſelbſt . . . Du liebſt mich nicht!

Ihre Stimme zitterte bei dieſen Worten, und Thränen floſſen über ihre Wangen. Aber Boris ſchloß ſie in die Arme, preßte ſie ans Herz und ſuchte ſie zu überzeugen, wie er in dieſem Augenblicke überzeugt war. Endlich trocknete Utballa ihre Thränen und erhob den Kopf.

Es ſei! ſagte ſie . . . und wenn es Täuſchung wäre, warum ſollte ich mich nicht dem beglückenden Wahne ſo lange als möglich hingeben. Ich will die Tiefen deiner Seele nicht ergründen. Sag nur, daß du mich liebſt, Geliebter . . . und wenn es ein Irrthum von dir wäre, ich will deiner Verſicherung glauben, will, um ſelig zu ſein, jeden Zweifel in mir erſticken. Mein Freund, mein Bruder . . . Du liebſt mich, nicht wahr?

Sie hatte den Kopf zurückgelehnt und heftete einen ſo durchdringenden, in Liebe und Hoffnung leuchtenden Blick auf den jungen Mann, daß Boris ihr nicht anders zu antworten wußte, als indem er ihre brennenden Lippen mit einem langen, glühenden Kuſſe verſchloß.

Wenn ſchon in einem einförmigen Leben, während das Herz der Zukunft ſehnſüchtig entgegenſchlägt und ſich jedes entſchwundenen Augenblickes freut, Wochen, Monate und Jahre raſch verfließen, wie ſchnell mußten nicht erſt die drei Tage dahin gehen, in denen jeder Moment den Liebenden ſo koſtbar war, daß ſie ihm hätten zurufen mögen: verweile! verweile!

In einem der mächtigen Ströme Rußlands giebt es eine Stätte des Verderbens; mit unaufhörlichem Ziſchen und Toſen brechen ſich die Fluten durch Granitwände Bahn. Es iſt, als hätte der Geiſt der Finſterniß dieſe Felſen über einander gethürmt, um den Wogen den Weg zu ſperren und den Strom aus ſeinem Bette zu drängen. Aber der ſtolze Fluß, der Zeuge unſeres Ruhmes, weicht nicht zurück; ſeine Kräfte zuſammenfaſſend ſteigt er höher und höher, ſtürzt hier in Abgründe nieder, ſchäumt brauſend vorwärts, ſchleudert Waſſerſtrahlen empor und bäumt ſich, wo er keinen Ausweg findet, mit verzweiflungsvollem Grimme an den Felſen auf, daß die ungeheuern Granitwände zittern. Endlich hat er den Ausweg gefunden, und nun wallt er ſtill und müde dem mütterlichen Schooß des Meeres zu. Wenn der Frühling kommt, beeilen ſich die Uferbewohner, den hohen Waſſerſtand zu benutzen, um über die gefährlichen Stromſchwellen wegzuſchiffen. Einige Balken mit Holznägeln zuſammengefügt bilden ihre Flotte, und dieſen gebrechlichen Flößen vertrauen die kühnen Söhne der Ukraine ihre Reichthümer und ihr Leben. Am erſten ſonnigen Tage brechen ſie auf. Sie halten ein gemeinſchaftliches Gebet, kleiden ſich in weiße Hemden, als ob ſie ſich zum Sterben rüſteten, und ſteuern den Fluß hinunter. Geräuſchlos ſchwimmen ihre Flöße zwiſchen den maleriſchen Ufern hin. In der Ferne wird das Brauſen der Wogen laut . . . die Schiffer nähern ſich der verhängnißvollen Stelle. Jetzt laſſen ſie die Ruder fallen — denn was vermag menſchliche Kraft gegen die Uebermacht der Elemente! — ſie fallen auf die Knie. Vorwärts ſchießen die Flöße, die Wogen ſtürmen und branden um ſie her, und vom Schaum der Wellen beſpritzt treiben ſie dem Verderben zu. Wer blickte in dieſem Moment nicht zurück nach dem grünen Ufer! Dort ſtehen ihre ſtillen Hütten, dort weilen ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Schweſtern, vor ihnen aber toſ't der Höllenſchlund. Schwarze Klippen ſtarren aus den Fluten empor, und in jedem Schlag der Wellen glaubt der Schiffer die Wehklage der Unglücklichen zu hören, die vor ihm in die Tiefe geſchleudert ſind. Noch ein Moment, und auch er wird gegen die Felſen geworfen; krachend zerſchellen die Balken des Fahrzeuges . . Schauer des Todes dringen auf den Schiffer ein; er ſtreckt die Arme nach den Ufern aus, möchte die vergangenen Minuten zurückrufen, greift nach jedem Strauche, der zwiſchen den Steinen wächſ't . . . aber die biegſamen Zweige entgleiten ſeinen Händen, und die Wogen ſtürzen heran, eine drohender als die andere, und reißen ihn fort, dem letzten ſchrecklichen Augenblick entgegen.

Doch nicht alle Schiffe ſcheitern, nicht alle Schiffer ſind dem Tode verfallen . . . Zuweilen trägt ſie der Strom, dem feindlichen Granit zum Trotze, auf ſeinem mächtigen Rücken hinaus, und ſie können ruhig ihre Reiſe fortſetzen.

Auf ſolchen Wogen trieben jetzt Boris und Utballa dahin. Sie kamen weiter und weiter . . . ſchon traf das verhängnißvolle Rauſchen ihr Ohr . . . und über die Klippen des Abſchieds hinaus gab es keine Hoffnung für die Liebenden. Nicht der Tod war es, der ihrer harrte, aber endloſer Trennung, Einſamkeit, Thränen, einem Gram, der langſam das Herz zerfleiſcht . . . dem riß ſie jeder verrinnende Augenblick entgegen.

Als Boris zur Beſinnung kam, ſah er die Unausführbarkeit ſeiner Wünſche ein. Auf einige Zeit mußte er ſich von der Geliebten trennen. Sie erkannten es Beide, aber die ſchmerzliche Erwartung trübte ihre Seligkeit nicht. Es war beinah, als ob die kurze Dauer ihres Glücks demſelben eine höhere Weihe gäbe. Jede Minute brachte neues Entzücken, durch einen Blick, einen Händedruck, ein Wort, das nur von ihnen verſtanden wurde, durch tauſend Kleinigkeiten, die der Beobachtung Andrer entgingen. Es war faſt, als ob Menſchen und Schickſal Angeſichts der drohenden Wolke, die über den Häuptern der Liebenden ſtand, die letzten Augenblicke ihres Glücks nicht zu ſtören wagten. Unter den Vorbereitungen für die nahe Reiſe wurden ſie von Niemand beachtet und konnten ungeſtört ihre einſamen Spaziergänge fortſetzen. Aber die guten Stunden verrannen; der letzte Tag brach an und ging zu Ende.

Wie unbehaglich iſt die Stille und die Art von Ordnung, welche den Vorbereitungen zu einer langen Reiſe folgt! Die Unruhe des Einpackens iſt zu Ende; die Domeſtiken laufen nicht mehr von einem Zimmer ins andre; die Sachen liegen nicht mehr umher; die Koffer ſind aufgeladen, die Dienerſchaft ruht aus, die Zimmer ſind leer. Es iſt wie in einem Trauerhauſe, nachdem der Sarg in die Kirche gebracht wurde. Man fühlt, daß nur noch eine letzte Handlung übrig bleibt... und auch dieſe wird bald vorüber ſein.

Der Salon wurde von zwei herabgebrannten Kerzen erhellt; im Hauſe herrſchte tiefe Stille, durch die Bäume des Gartens ſauſ'te der Wind; aus der Geſindeſtube hörte man das Schnarchen der Diener; im angrenzenden Zimmer ſchrieb Sophie einen Abſchiedsbrief. Utballa ſaß in einem Lehnſtuhl am Kamin und blickte in die bläulichen Flammen, die über den Kohlen aufzüngelten. Mit gekreuzten Armen ſtand Boris ihr gegenüber; Beide ſchwiegen, und in ihren Mienen lag der Ausdruck tiefer Traurigkeit.

Endlich ſagte Boris:

Ich möchte faſt beklagen, daß du mir das Geheimniß deines Herzens offenbart, mir enthüllt haſt, was ich nicht zu ahnen wagte. Auch ohne das hätte uns der Abſchied weh gethan, aber ich hätte nicht die Qual empfunden, die mir jetzt der Gedanke an deine Einſamkeit bereitet. Aber nein! fuhr er lebhaft fort. Wir hätten ohne dieſen Schmerz auch dieſe drei glücklichen Tage nicht genoſſen . . . die erſten und vielleicht die letzten . . .

Nein, Boris! fiel ihm Utballa ins Wort; es ſind nicht die letzten . . . mein Herz ſagt mir, daß wir uns wiederſehen, und daß ich dir gehören werde. Es iſt der Wille des Schickſals — er wird in Erfüllung gehn. Höre nur! Als ich noch in der Steppe war, wurde unſer Aul von einer entſetzlichen Blatternepidemie heimgeſucht. Hunderte fielen der Seuche zum Opfer, Kinder vor Allen, und Niemand wagte, ſie zu berühren. Die Kalmücken ſehen in dieſer Krankheit ein Zeichen des göttlichen Zornes und ſetzen die davon Befallenen in der Steppe aus, überzeugt, daß keine menſchliche Hülfe im Stande iſt, ſie dem Zorn der Götter zu entreißen. Auch die Bewohner unſeres Auls brachen ihre Zelte ab, zogen fort und ließen mich mit einem Krug Waſſer in der Einöde zurück. Aber meine Mutter bot ihren Drohungen

Doch Flordeliſe folgt mit naſſem Blick,
Die Luft mit Klagen füllend und mit Flehen,
So lang ſie mit den Augen folgen kann,
Dem Segel ängſtlich und dem liebſten Mann.

35.

Den beiden Rittern koſtet's große Mühen,
Sie wegzubringen, wie das Schiff entfliegt,
Und endlich zum Palaſt zurückzuziehen,
Wo ſie im Bette müd und zitternd liegt.
Ein günſtig Lüftchen heißt das Segel fliehen,
Das unſer auserleſ'nes Kleeblatt wiegt;
Das Schiff kommt grad auf's Eiland zugeglitten,
Wo dieſe große Fehde wird geſtritten.

36.

Gelandet, läßt der Ritter von Anglant
Mit ſeinem Schwager und mit Brandimarten
Das Zelt erbau'n, dem Morgen zugewandt;
Mit kluger Abſicht miſchten ſie die Karten.
Am ſelben Tage noch kommt Agramant,
Und lagert drüben, um des Kampfs zu warten,
Der, da der Tag bereits zu ſinken droht,
Verſchoben wird zum nächſten Morgenroth.

37.

Bewaffnet ſtehn, bis Nacht und Tag ſich ſcheiden,
Zu beiden Seiten Diener auf der Wacht.
Doch Brandimart geht Abends zu den Heiden,
Wo ſie die Zelte ſchlugen für die Nacht,
Und redet, mit Verlaub der andern beiden,
Mit Agramanten gütlich vor der Schlacht:
Er war ſein Freund, und einſt mit ſeinen Schaaren
Nach Frankreich in den großen Streit gefahren.

ſowohl, wie dem Hunger, Trotz und blieb bei mir. Ich war damals ſechs Jahr alt und erinnere mich wie aus einem böſen Traume, daß die Sonne auf mich niederbrannte, und daß ich von Durſt gequält war. Als unſer Waſſervorrath zu Ende ging, tränkte mich die Mutter mit ihren Thränen und doch — dem ſichern Tode preisgegeben — rief ich immer wieder, daß ich nicht ſterben wolle, und eine Art von Inſtinct flüſterte mir zu, daß ich leben würde. Ich täuſchte mich nicht! Vorüberkommende Koſaken hatten Mitleid mit uns und brachten uns in ihr Dorf. Von dort aus ging ich geheilt in unſern Aul zurück. Ein ähnlicher Inſtinct ſagt mir heute, daß wir uns wiederſehen ... wo und wie weiß ich nicht, aber daß es geſchieht, iſt meine feſte Ueberzeugung.

Auch meine! rief Boris, ihre Hände erfaſſend. Ich glaube, daß wir uns wiederſehen, glaube, daß du mein ſein wirſt. Wer kann es hindern! ... wir ſind jung, frei ... noch einige Jahre, und dein Geſchick wird dem meinen auf immer verbunden ſein. Darum iſt's auch nicht unſre Zukunft, die mich ängſtigt, ſondern die Gegenwart mit ihrer grauſamen Trennung. Ich muß dich einſam unter Fremden zurücklaſſen ... wer wird dich in deiner Traurigkeit ſtützen? wie ſollſt du deine Schmerzenslaſt ertragen? Dein Stern wird fern von dir ſein ... wer wird dich tröſten, arme, verlaſſene Blume?

Du ſelbſt, Geliebter. Wenn du von mir gegangen biſt, werde ich den Lauf der Zeit nicht mehr nach Tagen, ſondern nach deinen Briefen berechnen. Jede Zeile von dir wird mir das Herz erfriſchen und mir neue Kräfte geben. So lange wir jetzt zuſammen geweſen ſind, war mein erſter Gedanke beim Erwachen: werde ich ihn heute ſehen? Mit welcher Freude begrüßte ich den Tag, der mir dieſe Hoffnung gewährte! Mit welcher Ungeduld erſehnte ich das Ende eines jeden, den ich ohne dich verleben mußte. Nun werden mir Tage und Jahre die grauſame Antwort geben: Du ſiehſt ihn nicht! Was ſollte aus mir werden, wenn mir nicht deine Briefe Troſt brächten und deine Gegenwart erſetzten. Denke daran, Boris! Ich kann Alles ertragen, wenn du meiner gedenkſt; nur dein Vergeſſen könnte mich vernichten.

Es ſchlug Mitternacht. Sophie, die ihren Brief vollendet hatte, ging durchs Zimmer und erinnerte ihren Bruder, daß er am nächſten Morgen früh aufſtehen müſſe. Zögernd erhob ſich Utballa und ſchickte ſich an, Sophien zu folgen, aber ſie fühlte ſich wie durch Zauber feſt gebannt und wendete ihr von Thränen überſtrömtes Geſicht dem jungen Manne zu, der bleich und zitternd vor ihr ſtand. Auch ſeine Augen waren feucht.

Boris!

Utballa!

Er ſtreckte die Arme nach ihr aus, und ſie warf ſich an ſeine Bruſt.

Lebwohl! lebwohl! flüſterten ſie Beide zugleich, und ihr letzter Kuß verlor ſich in Schluchzen. Eine Weile konnten ſie ſich nicht von einander losreißen; dann führte Boris Utballa, ohne ſie aus ſeinen Armen zu laſſen, bis an ihr Schlafzimmer, ſagte ihr noch einmal Lebewohl, ſchob ſie ſanft in die Thüre, die er hinter ihr zudrückte, und flüchtete auf den Balkon hinaus, in der kalten Nachtluft ſein beklommenes Herz zu erfriſchen.

Mit dem erſten Tagesgrauen kam das ganze Haus in Bewegung, und nach kurzem Gebet traten Frau von Sneſchin und die Ihrigen unter Thränen und Abſchiedsworten ihre Reiſe an. Im Lauf desſelben Tages brachte die Frau des Dorfpfarrers Utballa in die Stadt, zu ihrem Vater zurück. Nachdem die Arme von ihrer zweiten Mutter, ihrer Schweſter und dem Geliebten, der zuerſt die Ahnung eines höhern Daſeins in ihr erweckt hatte, geſchieden war, blieb ſie allein, ganz allein! Niemand nahm Antheil an ihrem ſchweren Looſe. Die Ariſtokratie der Stadt, welche ſie für kurze Zeit zu ſich empor gehoben hatte, ſtieß ſie, nachdem der General und Frau von Sneſchin abgereiſ't waren, mit um ſo größerer Mißachtung zurück. Die Geſellſchaft kann ſich einen derartigen Irrthum nie verzeihen; aber anſtatt ſich ſelbſt dafür zu ſtrafen, pflegt ihr Zorn den unſchuldigen Gegenſtand ihres Mißgriffs zu treffen.

Ihrer Bildung und Gefühlsweiſe nach ſtand Utballa hoch über ihren Standesgenoſſen; ihre Geburt aber ſtellte ſie in den Augen der vornehmen Welt ſehr tief . . . die ungünſtigſte Lage, die es geben kann. Von ihres Gleichen wurde ſie „das ſtolze Fräulein“, von den Frauen aus der vornehmen Welt „die unverſchämte Perſon“ genannt. So ſchwebte ſie, wie die Peris des Orients, in einer Mittelregion und konnte weder zum Himmel emporſteigen, noch auf der Erde Fuß faſſen. Aber das Alles berührte ſie wenig; ihre von Liebe und Leid erfüllte Seele war unempfindlich gegen die kleinen Schmerzen verletzter Eitelkeit. Was kümmerte ſie — die überall nur das Bild des Geliebten ſah — ein verächtlicher Blick oder ein ſpöttiſches Lächeln. Ueberdies ging ſie faſt niemals aus und verkehrte mit Niemand als mit ihrem Vater. Dieſer erzählte ihr in ſeinen Freiſtunden von ſeinen Geſchäften, ſeinen Holz- und Getreide-Einkäufen; oder er beklagte, daß er ſie habe aufs Land gehen laſſen, wo ſie krank und traurig geworden ſei. Es entging dem Alten nicht, daß Utballa's Weſen verändert war. Ihre frohen Lieder verſtummten, und an die Stelle ihrer frühern Lebhaftigkeit war ein unverkennbarer Trübſinn getreten. Tagelang ſaß ſie regungslos da und gab auf des Vaters Fragen verdrehte Antworten. Oft beobachtete er ſie mit ſtillem Kopfſchütteln, ſtrich ſeinen grauen Bart und murmelte vor ſich hin: Geht mir doch mit dieſen Herrſchaften! Den wahren Grund von Utballa's Veränderung ahnte er nicht; und da ſie weder weinte noch klagte, kam es ihm nicht in den Sinn, daß ſie geheimen Kummer haben könnte.

Habt ihr zuweilen die Abendwolken beobachtet, die ſo verſchiedene Bilder am Horizonte darſtellen? Bald erſcheinen ſie uns wie ein Berg, bald wie ein Gehölz oder ein luſtiges Schloß. Seht, nun vereinigen ſie ſich zu einer dichten, ſchwarzen Maſſe. Ein dumpfes Getöſe wird in der Ferne laut, wie das Aufſeufzen eines bangen Vorgefühls; ein Feuerſtrahl bricht aus dem Dunkel hervor und fährt zuckend nieder; der Donner grollt und kracht, der Sturm ſchüttelt die Bäume, der Regen ſchießt in Strömen nieder und die Menſchen zittern, als ob der jüngſte Tag erſchienen wäre. Aber bald iſt das Ungewitter vorüber; der Aufruhr der Flammen verſtummt, die Wolken zertheilen ſich, der Himmel wird hell, und die Erde lächelt wie ein erſchrecktes Kind, dem noch Thränen über die Wangen rinnen. Noch eine Stunde, und Alles iſt in heitre Ruhe zurückgeſunken.

Die Poeten haben dieſen heftigen Naturerſcheinungen verſchiedene Deutungen gegeben. Ich ſehe darin ein Bild von dem Schmerze, der Verzweiflung des Mannes.

Aber es gibt ein Gewölk von andrer Beſchaffenheit. Langſam ſteigt es über einem trocknen, unfruchtbaren Landſtrich auf. Kein See, kein Quell giebt ihm Nahrung. Nach und nach hebt es ſich am Horizonte und hat weder Kraft zum Leben noch zum Sterben.

Beim Anbruch der Morgenröthe ſteht es im Oſten und ſcheint zu bitten, daß das Licht ſeinem unſeligen Daſein ein Ende machen möge . . . Doch die Sonne geht auf und verfolgt ihre leuchtende Bahn, ohne die blaſſe Wolke zu beachten. Abends neigt ſie ſich gen Weſten, als ob ſie ſich ſehnte, mit dem letzten Tagesſtrahl ins Meer zu verſinken, aber die Sonne ſtößt ſie zurück, verſinkt in ihr blaues Wogenbette, und die arme Wolke irrt einſam weiter im unermeßlichen Raume. Dies iſt ein Bild von dem Schmerze, der Verzweiflung des Weibes.

Der Gram des Weibes ſchreckt nicht durch ſtürmiſche Ausbrüche — Niemand ſieht, Niemand beachtet ihn. Tief im Herzen liegt er und zernagt es, wie der Wurm die Waſſerlilie. Wenn eine vorübergehende Heiterkeit auf dem Antlitz der Dulderin ſchimmert, erfreut ſich der ahnungslos Vorübergehende daran, wie an den ſchneeigen Blättern der Blume, die auf dem Spiegel des Waſſers ſchwimmt. Es fällt ihm nicht ein, daß die arme Blume zernagt, daß die Leidende in innerſter Seele krank iſt, daß Gift durch ihre Adern rinnt und daß den Wurm ihres Herzens nur der Grabſtein erdrücken wird.

So war das Leben der armen Utballa.

Einige Monate waren nach der Abreiſe der Familie Sneſchin vergangen. Utballa's einzige Freude waren die Briefe, die ihr Boris von der Reiſe und aus Petersburg ſchrieb. Ihre ſchwärmeriſche Seele fand in ihnen eine Welt von Geiſt und Poeſie, und täglich las ſie dieſelben mit neuem Entzücken.

Eines Morgens, als ſie eben wieder einen Brief des Geliebten erhalten hatte, ging ſie von ſüßen Gedanken erfüllt an ihr tägliches Geſchäft: dem Vater den Thee zu bereiten. Aber vergebens wartete ſie auf ſein Erwachen. Die Sonne ſtand ſchon hoch, die Kohlen im Samowar gingen aus und der Alte ſchlief noch immer. Da er ſonſt ſehr pünktlich war, begann Utballa ſich zu wundern. Endlich ging ſie leiſe in ſein Zimmer; er lag mit dem Geſicht nach der Wand gekehrt; ſie trat näher . . . kein Athemzug war zu hören. Sie faßte ſeine Hand . . . die Hand war eiskalt! . . . Ein Blutſchlag hatte im Lauf der Nacht ihren Vater getroffen; ſtarr und todt lag er in ſeinem Bette.

Utballa ſank bewußtlos zu Boden.

Sobald die Verwandten des Kaufmanns ſeinen Tod erfuhren, fielen ſie wie Raubvögel über ſeinen Nachlaß her. Vor allen Dingen ſuchten ſie ſich zu überzeugen, ob etwa ein Teſtament zu Gunſten Utballa's vorhanden wäre. Unglücklicher Weiſe hatte der Alte verſäumt, ſeinen letzten Willen feſtzuſtellen, und nun ſchmiedeten ſeine Erben einen ruchloſen Plan. Um der Tochter jede Möglichkeit zu nehmen, ihren Antheil an der Verlaſſenſchaft des Vaters zu beanſpruchen und ſich irgend welchen Beſchützer zu erwerben, beſchloſſen ſie Utballa zu ihrer wilden Mutter in die Steppe zurück zu bringen.

Das junge Mädchen war in ein hitziges Fieber verfallen. Der anhaltende Gram hatte ihre Lebenskraft unterwühlt, und der Schrecken über den Tod des Vaters brachte ſie an den Rand des Grabes. Man legte ſie in eine Kibitke, gab ihr ein Köfferchen mit Wäſche und Kleidern mit, ein bärtiger Neffe ihres Vaters ſetzte ſich neben ſie, und ein raſches Dreigeſpann entführte ſie der Stadt, die ſie vor neun Jahren als kleine Wilde betreten, wo man ſie nach und nach den Gewohnheiten entfremdet, mit denen ſie in der Steppe glücklich geweſen wäre; wo ſie ihren Geiſt gebildet, ihr Herzensleben entwickelt, den ſüßeſten Jugendtraum geträumt und ſo bittres Leid erfahren hatte.

Ihr unbarmherziger Begleiter fuhr Tag und Nacht mit ihr dahin. Er hatte Mühe, den Aul zu finden, in dem Utballa's Mutter lebte, aber Geld und Beharrlichkeit brachten ihn endlich ans Ziel. Halbtodt kam das arme Mädchen bei den kalmückiſchen Zelten an und wurde den Händen der Mutter übergeben. Dann nahm ihr Begleiter den Saiſſanen, ihren Stiefvater, bei Seite. Er gab ihm tauſend Rubel und verſprach, ihm jährlich dieſelbe Summe zu ſchicken, wenn er ſich verbindlich machte, das Mädchen ſtreng zu überwachen, ſo daß ihr ſowohl die Möglichkeit zur Flucht, wie jede Verbindung mit der civiliſirten Welt abgeſchnitten würde. Für tauſend Rubel ſchwor der Saiſſan bei allen ſeinen Burchanen, beim Dalai-Lama und ganz Tibet, Alles, was man von ihm begehrte, buchſtäblich zu erfüllen, und zufrieden mit dem Erfolg ſeiner Reiſe trat Utballa's Begleiter den Rückweg an, während das arme junge Weſen, das die Zierde jeder Geſellſchaft und das Glück des gebildetſten Mannes geworden wäre, in der Steppe zurückblieb.

So war denn Utballa allein in der unabſehbaren Einöde, unter einem wilden Volksſtamme, deſſen Sprache, Sitten und Gewohnheiten ihr völlig fremd geworden. Ihre Wohnung war fortan ein Zelt von ſchmutzigem, rauchgeſchwärztem Filz; ihre Nahrung beſtand aus Speiſen, deren bloßer Anblick ſie mit Ekel erfüllte; ihre Tage gingen in vollſtändiger Unthätigkeit hin, und zu alledem mußte ſie ſich's gefallen laſſen, von den rohen Menſchen, die ſie umgaben, wie ein Wunderthier umdrängt und begafft zu werden.

Utballa's Zuſtand läßt ſich ſchwer beſchreiben. Die Umgeſtaltung ihres Lebens hatte ſich mit ſolcher Schnelligkeit vollzogen, daß ſie ſich Anfangs kaum darüber Rechenſchaft geben konnte. Wie erklären wir dieſe Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur! Geſunde, ſtarke Menſchen ſterben an einem Trunk kalten Waſſers, an einem Zugwinde, während das zarteſte Weſen trotz Kummer, Krankheit und tauſendfachen, marternden Leiden unverſehrt unter dem Mühlſtein des Schickſals hervorgeht, der in ſeiner unabläſſigen Bewegung einige Wenige in die Höhe ſchleudert, während er tauſend Andere mit ſeiner Schwere erdrückt. In der Kibitka ihres unmenſchlichen Verwandten war Utballa zum erſten Male zur Beſinnung gekommen, aber ſie fühlte ſich noch ſo krank, daß ſie Alles für eine Fieberphantaſie nahm und nicht zu fragen vermochte, wohin man ſie führe. Als ſie den Aul erreicht hatte, verſuchte ſie ihre Erinnerungen zuſammen zu faſſen, aber ſie befand ſich noch immer in einer Art von Taumel und kam nicht recht zum Bewußtſein der Wirklichkeit. Welch Glück, wenn damals in ihr ein geiſtiges Sterben dem körperlichen vorangegangen wäre! Denn was iſt Wahnſinn anderes als geiſtiger Tod? Seiner Vermittlung mit dem Leben, der Erinnerung und Ueberlegung beraubt, erſtarrt der Geiſt oder heftet ſich mit allen Kräften an einen Gegenſtand; er iſt glücklich, weil ihm Vergangenheit und Zukunft entſchwinden, und weil er einzig in der Welt der Träume lebt, wo die Phantaſie Alles nach ſeinen Wünſchen geſtaltet. Er bevölkert dieſe Welt mit geliebten Geſtalten, iſt mit dem geliebteſten Weſen, von dem ihn eine Unendlichkeit trennt, vereinigt; er ſieht das Unſichtbare und beſitzt das Unmögliche. So lebte Utballa in ihrer Fieberphantaſie. Sie ſprach mit Boris, ſtreichelte ſein lockiges Haar und hörte ſeine Liebesworte; ſie irrte mit ihm in der Steppe umher, kehrte mit ihm ins Zelt zurück, und überall, zu jeder Stunde, im Sternenſchimmer wie beim flackernden Herdfeuer ſah ſie in ſeine liebeſtrahlenden Augen. Für ſie beſtand das ganze Leben nur aus drei Tagen, alles Uebrige war wie mit einem dichten Schleier bedeckt. Sie lebte vom erſten zum dritten Tage und fing dann wieder beim erſten Tage an. Zwei Monate gingen in dieſer Weiſe hin, und ſie gehörten mit zu den glücklichſten ihres Lebens, aber nach und nach kehrte ihre Beſinnung zurück, und ſie erkannte ihr Elend. Die Stimme des Geliebten hörte ſie ſeltner und ſeltner; ſeine Augen verſchwanden, und immer mehr lichtete ſich die Nacht, die ihren Geiſt umhüllte. Die Stunden des Erwachens waren fürchterlich: erſt kam auch dieſe Klarheit nur in einzelnen Momenten, tauchte geſpenſterhaft auf und verſank wieder im Chaos. Dann aber wurde das ſelige Vergeſſen durch die beiden Ungeheuer, Erinnerung und Ueberlegung, beſiegt, und nun erſchien dieſes nur

38.
Nachdem ſie ſich die Hand gegeben hatten,
Räth ihm der Chriſt, als guter Freund, mit Flehn
Und Gründen, die die Kampfluſt überſchatten,
Er mög' in dieſem Streit nicht weiter gehn.
Man werd' ihm Alles, was man nahm, erſtatten,
Vom Nile bis wo Herkul's Säulen ſtehn,
Verſpricht er, auf des Paladins Begehren,
Würd' er ſich zu Mariens Sohn bekehren.

39.
Weil ich Euch ſtets geliebt und wahrhaft liebe,
Geb' ich den Rath Euch, der begründet iſt,
Da ich ihn ſelbſt nach Ueberzeugung übe;
Ich hab's erkannt: als wahrer Gott ſteht Chriſt
Hoch über dem Propheten, ſeinem Diebe!
Auf dieſer Straße wünſch' ich ohne Zwiſt
Euch, Herr, auf dieſem Weg des Heils zu ſehen,
Und möcht' ihn jeder, den ich liebe, gehen!

40.
Hierin allein iſt Euer Heil zu ſpüren,
Und jeder andre Rath iſt nichts für Euch!
Am wenigſten jedoch laßt Euch verführen,
Mit Milon's Sohn zu wagen dieſen Streich;
Denn der Gewinn des Siegs iſt dem Verlieren,
Das Euch bevorſteht, nicht von ferne gleich:
Ihr könnt nur wenig, wenn Ihr ſiegt, gewinnen,
Doch Alles wird, wenn Ihr verliert, zerrinnen.

41.
Erliegt auch er, und wir, die wir gekommen,
Vereint zum Siege wie zum Tod zu gehn,
So werdet Ihr, was man Euch weggenommen,
Deßhalb noch nicht in Euren Händen ſehn.

vorübergehend, ihr auf flüchtige Augenblicke einigen Troſt zu geben.

Als Utballa das Schreckliche ihrer Lage in ſeinem vollen Umfange erkannte, war ihre erſte Regung zu fliehen. Wohin, war ihr gleichgültig . . . nur dieſen Steppen entrinnen, dieſen Menſchen und wo möglich ſich ſelbſt!

Da ſie die Folgen eines verunglückten Fluchtverſuchs ſcheute, wollte ſie vor Allem Boris von ihrem Schickſal Kunde geben. Wie aber ſollte ſie ſich Feder und Tinte verſchaffen? wie ihren Brief auch nur bis zum nächſten Dorfe befördern? Die Kalmücken kamen nur ſelten mit Ruſſen in Berührung, und hätte ſich auch ein Menſch gefunden, dem ſie vertrauen durfte — wohin ſollte ſie adreſſiren? Boris' Briefe mit ſeiner Adreſſe waren im Hauſe ihres Vaters unter den räuberiſchen Händen ſeiner Erben verloren gegangen — es blieb ihr alſo nur die eigne Kraft. Immer unerträglicher wurde ihr die Gefangenſchaft, aber jedes Mittel zur Flucht, das ſie erſann, mußte ſie wieder aufgeben. Der Saiſſan bewachte in ihr ein lebendiges Kapital, das ihm tauſend Rubel Zinſen trug. Jeden Morgen entwarf Utballa einen neuen Befreiungsplan, und jeder Abend vereitelte ihre Hoffnung. Ihre Fluchtpläne nahmen ſie ſo ganz in Anſpruch, daß ſie für alles Andre unempfindlich wurde. Sie verließ das Zelt nicht mehr, ſaß unbeweglich wie ein Marmorbild, den Kopf in die Hand geſtützt, auf ihrer Matte; nur ein einziger Gedanke vermochte ſie zum

Leben zu erwecken, ein Gedanke, der ſich in die beiden Worte: Boris und Freiheit zuſammen faſſen ließ. Jedes Atom ihres Weſens war der Magnetnadel gleich nur Einer Richtung zugewendet. Zwei Mal verſuchte ſie zu fliehen; — ſie wurde entdeckt, und von Stund an verdoppelte ſich die Aufmerkſamkeit ihrer Wächter. In ihrer Verzweiflung rief Utballa die ganze Natur zu ihrer Hülfe herbei. Rauſchte der Wind über die dürren Steppengräſer, ſo hörte ſie darin bald die Aufforderung ihm zu folgen, bald eine Klage über ihr unglückliches Loos. Wenn eine Antilope vorüber jagte, wenn ſich ein Vogel zu den Wolken aufſchwang, ſtreckte ſie ihnen die Arme nach und bat ſie mitzunehmen . . . umſonſt! Alles um ſie her war frei, der Wind, das Thier, der Menſch, Alles folgte ſeinem eigenen Drange, nur ſie war an einen öden, wilden Landſtrich gefeſſelt! Endlich verlor Utballa den Muth und beſchloß zu ſterben. Sie erfaßte den Gedanken des Selbſtmords mit allem Feuer, das ihr das mongoliſche Blut ihrer Mutter vererbt hatte. Sie zwang ſich ruhig zu ſcheinen, ſo daß der Saiſſan Vertrauen faßte und in ſeiner Wachſamkeit nachließ. In einer Nacht aber, als Alles um ſie her in tiefem Schlafe lag, verließ ſie ihre Matte mit der Geſchwindigkeit der Steppenſchlange, näherte ſich der Wand, wo die Waffen hingen, bemächtigte ſich eines Dolches und ſchlich aus dem Zelte. Vor der Thür lagen einige ſchlafende Kalmücken; ſie ſchlich weiter, warf ſich auf die Kniee und, gen Norden, wo Boris weilte, gewendet, ſetzte ſie die Spitze des Dolches auf ihre Bruſt. Aber die Waffe entſank ihrer Hand, kalter Schweiß trat auf ihre Stirn; ſie erſchrak vor ihrem Verbrechen und bat den Gott der Chriſten um Verzeihung. Plötzlich hörte ſie im Zelte ihren Namen rufen; man hatte ihre Abweſenheit bemerkt . . . ſie fuhr auf, und verzweifelnd, wahnſinnig vor Angſt und Schmerz, ſtieß ſie ſich das Eiſen in die Bruſt.

Wenige Minuten ſpäter wurde ſie gefunden. Sie war mit Blut bedeckt, aber ſie lebte. Die ſchwache Hand war nicht im Stande geweſen, die mörderiſche Waffe zu führen; der Dolch war abgeglitten und hatte ſie nur in der Seite verletzt. Ihre Wunde war unbedeutend; nach acht Tagen ſchon ſaß Utballa wieder wie zuvor am rauchenden Herde, unter bewaffneten Wilden und ſcheußlichen Mißgeſtalten, die ſich für Zauberer ausgaben — eine ſchöne Blume in einem Neſt häßlicher Inſecten — ein feingebildetes Weſen in einer Welt von Rohheit und Unwiſſenheit. Der Saiſſan prügelte ſeine Frau wegen ihrer läſſigen Beaufſichtigung der Tochter und miethete ein altes Weib, das die Gefangene Tag und Nacht nicht aus den Augen laſſen durfte; außerdem wurden dem armen Mädchen von nun an Nachts die Füße zuſammengebunden.

Was ſollte Utballa beginnen? Tod und Freiheit waren unerreichbar für ſie, und ſie glich einem Menſchen, der, einen ſteilen Berg hinanklimmend, auf deſſen Gipfel die Erfüllung aller Wünſche auf ihn wartet, ausgleitet und in den Abgrund ſtürzt. Im erſten Augenblick iſt er vom Falle betäubt, im zweiten ſucht er ſich zum Licht empor zu arbeiten, im dritten verzweifelt er an der Rettung und ſucht einen ſchnellen Tod; endlich, wenn ihm auch dieſer verſagt wird, bleibt er in der Tiefe und gewöhnt ſich an Finſterniß, Hoffnungsloſigkeit und vergebliche Sehnſucht. Zuweilen ſtreckt er die Arme nach dem Himmelslicht aus, das einen matten Abglanz in die Tiefe wirft, läßt in Gedanken das Glück, das auf dem Bergesgipfel wohnt, an ſich vorüberziehen und kehrt endlich taſtend auf das Lager zurück, das er ſich ſo bequem als möglich in ſeiner dunkeln Tiefe bereitet hat.

Ein großer Dichter hat es längſt ſchon ausgeſprochen, daß entweder der Kummer den Menſchen beſiegt, oder der Menſch den Kummer.

Ein Tag folgte dem andern; die Zeit, die große Helferin, übte ihren Einfluß und ließ nach und nach die Seelenwunden Utballa's vernarben, wie die ihres Körpers. Sie gewöhnte ſich an das Nomadenleben der Ihrigen und fing wieder an, die Sprache zu ſprechen, die ihr in der erſten Kindheit vertraut geweſen war — die Sprache, deren grelle Töne einſt auf den rauchenden Trümmern der ruſſiſchen Städte gehört worden ſind, die der grauſame Baty mit der Fackel Dſchingis-Chan's in Brand geſteckt. Sie ſchloß ſich auch wieder innig an die Mutter, mit der ſie durch die Doppelbande des Blutes und der Erinnerung verknüpft war. Mit ihr allein konnte ſie ruſſiſch ſprechen, und Dſchala pflegte ſie, nicht aus eigenſüchtigen Abſichten, wie ihr Mann, ſondern aus Theilnahme, Mitleid und mütterlicher Liebe. Dſchala hatte ihre ganze Jugendzeit unter Ruſſen verlebt, und wenn ſie auch ſeitdem für alle höhern Bedürfniſſe abgeſtumpft war, begriff ſie doch, wie hart der Uebergang aus dem üppigen Leben einer ruſſiſchen Stadt zu ihrer wilden, armen, ſchmutzigen Lebensweiſe ſein mußte. Darum ſorgte ſie für Utballa ſo viel in ihren Kräften lag; ſie gab ihr von jeder Speiſe das Beſte, bettete ſie auf die weichſten Filzmatten, und oft, wenn ſie die Tochter im Schlafe auffahren hörte, gedachte ſie weinend der Zeit, in welcher ſie ihr geliebtes Kind von ſich gegeben hatte, um demſelben jene ſchönere Exiſtenz zu ſichern, die ſie ſelbſt einmal gekannt. Aber ihre Berechnungen hatten ſich als falſch erwieſen . . . das Schickſal hatte das Glück, welches ſie der Tochter bereiten wollte, in bittres Leid verwandelt.

Jahre gingen vorüber. Utballa hatte ihren Selbſtmordsgedanken entſagt; in ihr Schickſal ergeben lebte ſie ſtill dahin und ſuchte ſich mit der Hoffnung zu tröſten, daß Boris ſie eines Tages auffinden und von den Entbehrungen ihres jetzigen Aufenthalts erlöſen würde. Es kamen noch immer Stunden, wo die alten Erinnerungen ihre Seele überfluteten; dann wachte auch der Schmerz in ſeiner ganzen Heftigkeit wieder auf; ſie ſchluchzte, verzweifelte . . . aber der Sturm ließ bald wieder nach, und ſie kehrte zu einer todesähnlichen Ruhe zurück. Ihre angeborne Heiterkeit verſchwand jedoch mehr und mehr; ihr lebhafter, glänzender Geiſt, der in dem Sneſchin'ſchen

Kreiſe ſo viel Bewunderung erregt, erlahmte; ihr feiner, anmuthiger Reiz wurde von der rauhen Atmoſphäre, die die ſie hier umgab, ertödtet; ihre Nerven ſtumpften ſich ab im Qualm der Jurte, und ein finſterer Trübſinn laſtete auf ihrer Seele. Als der alte Saiſſan nach langer Beobachtung zu der Ueberzeugung kam, daß Utballa ihre Fluchtpläne aufgegeben hatte, und ihr mehr Freiheit ließ, wurde ſie eine leidenſchaftliche Reiterin. Oft flog ſie, an den Hals des Pferdes geklammert und feſt in ſeine Mähnen greifend, über die unermeßliche Ebene dahin, verfolgte die ſcheue Antilope, oder ſuchte dem Wirbelſturm der Wüſte zuvorzukommen. Wie ein Pfeil ſchoß ſie dahin, als ob ſie der Gegenwart entfliehen oder die Vergangenheit ereilen wollte. Ihr Athem ſtockte, das Blut ſauſ'te ihr in den Ohren. Die Bewegung betäubte ihr Sinne und Gedanken, Himmel und Erde ſchienen zu vergehen, und oft ſtürmte ſie vorwärts, bis ihr Pferd athemlos ſtehen blieb, oder ihre eigne Kraft erſchöpft war. Dann warf ſie ſich ins Gras oder auf einen Sandhügel nieder und blieb eine Weile wie vernichtet liegen.

Zuweilen ſchlugen die Kalmücken ihre Zelte an der Wolga auf, die ſich — im Sommer über ihre Ufer tretend — wie ein Meer zwiſchen den Wäldern ausbreitet. Zahlloſe Schiffe kommen gezogen, vielfarbige Flaggen ſchmücken die Maſten, und die Lieder der Matroſen ſchallen weit hinaus. Plötzlich ſteigt eine gelbe, ſturmverkündende Wolke am Horizonte auf; die Wellen des Stromes färben ſich dunkel und dunkler; ſie ſchäumen und brauſen; das Ungewitter bricht los, und ſtatt der Lieder erſchallt angſtvoller Hülferuf.

Utballa beobachtete ſolche Scenen mit wilder Freude; im Kampf der Elemente athmete ſie auf, und ihre Blicke erquickten ſich an dem Aufruhr der Wogen, wie eine die andere überſtürzte und verſchlang. Es riß ſie mit fort — ihre Seele folgte ihnen und entfloh der ſchwülen Steppe — nur ein Gedanke hielt dies leidenſchaftliche Verlangen zurück: dieſe Wogen rollten nicht dahin, wo ſie ſich träumend und wachend hinſehnte; die Wolga zog durch Städte, Wälder und Steppen einem andern Himmelsſtriche zu — aber auch ſie eilte wie eine treue Liebende zu dem Verbannten, nach dem einſamen Meere, ſich mit ihm zu vereinigen.

Auch mit den lärmenden Kreuz- und Querzügen ihres Stammes, mit ſeinen Feſten, ſeiner zugleich ſorgloſen und unruhvollen Lebensweiſe mußte ſich Utballa befreunden. Ihr gefiel die plötzliche Bewegung, wenn auf ein Zeichen des Häuptlings die Vorräthe eingepackt, die Zelte abgebrochen und mit den Kindern auf Kameele geladen werden, Alt und Jung in Feiertagskleidern ſich auf muthige Roſſe ſchwingt, die Männer im vollen Jagen ihre Mützen in die Luft ſchleudern und mit Pfeilen danach ſchießen oder mit abgerichteten Falken auf die Vögel der Steppe Jagd machen. Die Frauen genießen bei dieſen Wanderungen der vollkommenſten Freiheit; überhaupt nehmen die Gattinnen und Töchter der Buddhiſten, ganz abweichend von den Sitten der nomadiſirenden Muhamedaner, an den Spielen und Beluſtigungen der Männer Theil. Aber der mit dem Hirtenleben verbundene Müßiggang war der lebhaften Utballa unerträglich. Wenn ſich der Aul auf einem neuen Weideplatz niedergelaſſen hatte und die Zelte in der gewöhnlichen Ordnung aufgeſtellt waren, überfiel ſie gewöhnlich eine brennende Ungeduld. Die Frauen der ärmeren Kalmücken verrichteten dann die verſchiedenſten Arbeiten: beſſerten Matten aus, bereiteten das Mahl, reinigten Sättel oder nähten Kleider, während ſich die Männer müßig umher trieben oder ihre Pfeife rauchend in der Sonne lagen. Die vornehmen Kalmückinnen, die „von weißen Knochen“ abſtammten, flochten Goldſchnüre oder ſeidne Borten zum Beſatz der Kleider, oder beſuchten ſich unter einander und unterhielten ſich von Steppenneuigkeiten. Utballa fühlte jedoch einen tiefen Ekel vor der Rohheit und Unſauberkeit dieſer Frauen und vermied ihre Zuſammenkünfte.

Drei Jahre nach ihrer Rückkehr zu dem Nomadenſtamme wurde der Fürſt desſelben, Noyon-Dſchirgal, Wittwer. Er war ſiebzig Jahr alt, ein guter aber ſchwacher Mann, der in allen Dingen den Eingebungen der Prieſter folgte. Noyon-Dſchirgal hatte keine Kinder, und ſein einziger Verwandter, ein jüngerer Bruder Namens Noyon-Scharzig, war ihm durchaus unähnlich. Von Natur hart und grauſam, war er von dem Oberprieſter oder Batſchigellong zum fanatiſchen Götzendiener erzogen und wurde eine Stütze des alten Kalmückenglaubens, in welchem ſeine Stammesgenoſſen zu wanken begannen. Die Kalmücken fürchteten ihn, hielten ihn für den böſen Geiſt des Auls und dachten mit Schrecken an die Zeit, wenn nach dem Tode des milden Dſchirgal der böſe Scharzig in die Rechte des Bruders eintreten würde. Noyon-Scharzig war faſt nie zu ſehen; er ſchloß ſich in ſein Zelt ein und verlebte ſeine Tage im Gebet oder in Unterredungen mit dem Oberprieſter. Nur ſelten fuhr er auf die Jagd, und ehe er es that, hatte er lange Unterredungen mit unſichtbaren Geiſtern. Daß ſein Bruder Noyon-Dſchirgal einige europäiſche Gebräuche angenommen, bedrückte ſein abergläubiſches Gemüth und quälte ihn um ſo mehr, da er, der Sitte nach, gezwungen war, ſeinem Bruder eine knechtiſche Unterwürfigkeit zu bezeigen, öffentlich alſo nicht gegen ihn auftreten durfte. Dſchirgal aber liebte ihn wie einen Sohn und ſah ihm, aus Furcht vor Scharzigs' Heftigkeit und um Frieden zu haben, ſeine Rohheiten nach.

Scharzig war auf einige Monate verreiſ't. Dſchirgal langweilte ſich in ſeiner Einſamkeit und kam — wie viele Männer unter ſolchen Umſtänden — auf den Einfall zu heirathen. Auf einen Erben für ſeinen Nomadenthron wagte er nicht mehr zu hoffen; was er erſehnte, war nur die freundliche Geſellſchaft, die ihm eine Frau gewähren konnte. Es war jedoch ſchwer, eine paſſende Gattin zu finden. Der herrſchenden Sitte zufolge durfte ein Häuptling ſich nur mit einer Frau aus fürſtlichem Geſchlecht vermählen, aber die Schweſtern und Töchter der wenigen Kalmückenfürſten waren entweder ſchon verheirathet, oder noch zu jung, um vermählt zu werden. Endlich kam er auf einen Gedanken, der ihm mehr und mehr einleuchtete. Er theilte ihn einigen Gellongen mit; ſie widerſprachen auf das Entſchiedenſte, ſtellten dem Fürſten tauſend Unmöglichkeiten vor und drohten endlich mit dem Zorn der Götter. Aber Dſchirgal ließ ſich diesmal nicht irre machen. Er wußte aus Erfahrung, daß, wenn er hartnäckig auf ſeinem Willen beſtand, die ſanften Götter endlich nachgeben würden. Das geſchah auch jetzt; nach einigen Tagen erfolgloſen Widerſtrebens fügten ſich die Gellongen; der alte Fürſt ließ Utballa's Stiefvater rufen, eröffnete ihm, daß er, von Buddha's und des weißen Czaren Gnade regierender Fürſt Noyon-Dſchirgal, ſein Auge auf Utballa geworfen habe, und daß er ſie zu der hohen Würde ſeiner Gemahlin erheben wolle. Knieend hörte der Saiſſan die Rede des Herrſchers an, warf ſich ihm dankend zu Füßen und kehrte trunken vor Freude in ſein Zelt zurück, um den Seinigen ein Glück zu verkündigen, das den Neid des ganzen Auls erregen mußte.

Auch Dſchala war von der Gnade des Fürſten entzückt . . . aber Utballa?

Drei Jahre waren vergangen, ſeitdem ſie das Schickſal von Allem getrennt hatte, was ihrem Herzen theuer war und ihr das Leben lieb machte; ſeitdem ſie Vater, Freunde, Namen und Vermögen verlor und in eine

Hofft nicht, daß unſer Tod Euch alſo frommen
Und ſo verändern werde, was geſchehn,
Daß es dem Kaiſer fehlen würd' an Schaaren,
Um auch den letzten Thurm ihm zu verwahren. —

42.

So ſagte Brandimart, und wollte ſchon
Noch andre Dinge ſagen von Gewicht;
Allein mit zorn'gem Blick und ſtolzem Ton
Fällt ihm der Mohr in's Wort, der alſo ſpricht:
Tollkühn fürwahr und thöricht iſt's, mein Sohn,
Von dir und jedem andern, der ſein Licht
In Dingen leuchten läßt, ob gut ob ſchief,
Wo Niemand ihn zu einem Rath berief.

43.

Und ob der Rath, den du mir angetragen,
Die Frucht von deiner Treu und Freundſchaft iſt,
Ich weiß es nicht, die Wahrheit dir zu ſagen;
Ich weiß nur, daß du hier mit Roland biſt.
Ich glaube wohl, da du dich ſiehſt verſchlagen
Zu jenem Drachen, der die Seelen frißt,
So willſt du zu den Qualen, die nicht ſtocken,
Die ganze Welt zur Hölle mit dir locken.

44.

Doch ob ich ſoll verlieren oder ſiegen,
Fliehn oder kehren zu dem alten Thron,
Das ſteht in Gottes Hand und bleibt verſchwiegen;
Nicht ich, nicht du, nicht Roland weiß davon.
Ich aber werde nicht der Furcht erliegen,
Und nichts Unkönigliches kann mir drohn,
Ja, ging' ich wiſſend in des Todes Schrecken,
Ich will es lieber, als mein Blut beflecken.

Einöde gebannt wurde, der ſie nicht zu entrinnen vermochte, aus der nicht einmal ihr Hülferuf zu einem befreundeten Weſen dringen konnte. Wäre ſie in der gebildeten Welt geblieben, ſo hätte ſie nicht nur drei, ſondern dreimal drei Jahre an der Hoffnung feſtgehalten, Boris doch noch wiederzuſehen, und mit dieſer Hoffnung hätte ſie allen Schickſalsſchlägen widerſtanden, hätte eher den Hungertod gewählt, als ſich in einen neuen Abgrund ziehen laſſen. Aber jetzt war jede Verbindung mit ihrer Vergangenheit abgeriſſen, und nirgend zeigte ſich eine Möglichkeit, ſie wieder anzuknüpfen. Nicht nur ihr äußeres Leben, auch ihre Denkweiſe hatte eine Wandlung erfahren. Ihre erſte Kindheit und die Gegenwart floſſen in ihrem Geiſte zuſammen, während die Jahre, die ſie unter civiliſirten Menſchen verlebt hatte, wie ein lichter Traum darüber ſchwebten. Wenn ſie auch die Burchanen ihrer Stammesgenoſſen nicht anbetete, hatte ſie ſich doch in die Anſchauungsweiſe der Ihrigen wieder eingelebt, an ihre Sagen und Mythen gewöhnt und fragte ſich zuweilen: ob die Utballa, die in der Steppe umherzog, und die Utballa, die in den feſtlich geſchmückten Sälen des Sneſchin'ſchen Hauſes getanzt, nicht zwei verſchiedene Weſen wären? Hatte ſie nicht vielleicht eine Seelenwanderung durchgemacht und mußte, nachdem der ſchöne, anmuthige, zarte Körper zerſtört war, in dem ſie einſt gelebt, jetzt in dem Körper einer Nomadin weiter exiſtiren, mit dunkler Erinnerung an ihr früheres Daſein? Sie liebte Boris noch immer, glühend, innig, aber wie wir Freunde lieben, die uns in die Ewigkeit vorangegangen ſind, und deren Bild wir nur noch am Sternenhimmel oder in unſern Thränen ſehen. Eine Heirath war ihr jedoch niemals in den Sinn gekommen, und der Antrag Dſchirgal's traf ſie wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Um keinen Preis! rief ſie aus; aber in demſelben Augenblick fiel ihr Stiefvater wüthend über ſie her und warf ſie zu Boden. Ohne auf ihren Widerſtand Rückſicht zu nehmen, wurden die Hochzeitsfeierlichkeiten vorbereitet — denn wer kümmerte ſich um ihre Zuſtimmung oder ihr Widerſtreben!

Einige Tage ſpäter wurde denn auch die junge Fürſtin mit großer Feierlichkeit auf ein Bruchtheil des mongoliſchen Thrones niedergeſetzt, unter einem elenden Ueberreſt des Rieſenzeltes, welches Dſchingis-Chan von Peking bis Nowgorod und vom weißen Meere bis an die Mündung des Ganges ausgeſpannt hatte. Aber mit der ganzen Würde einer regierenden Kalmückenfürſtin ſaß Utballa in dem reichgeſchmückten Zelte, umringt von den Saiſſanenfrauen, die ſie ſklaviſch bedienten, während das Jubelgeſchrei des ſchmauſenden Volkes durch die Filzwände ihres Palaſtes drang.

Von dieſem Tage an geſtaltete ſich Utballa's Leben etwas freundlicher. Der alte Fürſt gewann ſie lieb, umgab ſie mit Allem, was er an Pracht und Behagen zu erdenken wußte, und nahm ihr zu Gefallen noch mehr europäiſche Gebräuche an, als bisher. Seine fürſtlichen Zelte wurden mit Stühlen und Tiſchen verſehen, er gewöhnte ſich an den Gebrauch der Gabel; der Haushalt wurde reinlicher und mehr nach ruſſiſcher Sitte geführt — darüber hinaus gingen die Veränderungen indeſſen nicht.

Die Rückkehr Scharzig's verſetzte den ganzen Aul in Aufregung. Die Kunde, daß ſein Bruder die Tochter einer einfachen kalmückiſchen Edelfrau geheirathet, ein Mädchen, das noch dazu eine Halbruſſin war und ſich zu einer andern Religion bekannte, verſetzte ihn in die äußerſte Wuth. Die Heirath mit einer Frau von anderm Glauben wird den Kalmücken übrigens nicht durch das Geſetz verboten. Die religiöſe Duldung geht ſogar ſo weit, daß die Kinder ſolcher Miſchehen die Religion der Mutter annehmen dürfen — in welchem Falle ſie freilich das Erbrecht verlieren. Es kommt vor, daß Kalmückenfürſten Muhamedanerinnen heirathen. Trotzdem überſchüttete der fanatiſche Scharzig ſeinen Bruder, die Gellongen und Alle, die dem Fürſten nahe ſtanden, mit Schmähungen, Drohungen und Flüchen. Er ging endlich ſo weit, daß er drohte, die Frau zu tödten, die, wie er meinte, ſeinen Bruder behext haben müßte. Die Folge war, daß Scharzig ſich noch mehr zurückzog, als bisher, und mit noch härterer Grauſamkeit Alle verfolgte, die nicht dem großen Schakia-Muni ergeben waren.

Die Wuth und die Unglücksprophezeiungen Scharzig's machten auf den abergläubiſchen Sinn des Volkes tiefen Eindruck. Schon vor ſeiner Rückkehr hatte Utballa's Glück den Neid der übrigen Saiſſanenfrauen erregt; jetzt wiederholten ſie alle die Behauptung Scharzig's, daß die Heirath des Fürſten den Zorn der Götter heraufbeſchworen, und daß Schakia-Muni den ganzen Stamm der Macht Erlik-Chans, des Höllenkönigs, überantworten werde.

Utballa ließ ſich durch den unverdienten Haß des Volkes nicht einſchüchtern. Sie lebte ſtill in ihrem Zelte, verkehrte faſt nur mit ihrer Mutter und ihren Dienerinnen, und wenn ſie hin und wieder einem boshaften Blick aus den kleinen, ſchielenden Augen Scharzig's begegnete, wendete ſie ſich ſtumm von ihm ab und flüchtete in ihr Aſyl zurück.

Das erſte Jahr ihrer Ehe ging friedlich zu Ende, aber im zweiten ſchienen durch ein ſonderbares Zuſammentreffen der Umſtände die düſtern Prophezeiungen Scharzig's in Erfüllung zu gehen. Der Winter war lang und hart; die älteſten Leute erinnerten ſich nicht, einen ähnlichen erlebt zu haben. Die weiten Steppen waren mit Schnee bedeckt, und täglich ſchneite es von Neuem; dichte Wolken umzogen den Horizont, die Sonne ſchien auf immer verſchwunden; traurig nach Nahrung ſuchend, irrten die Heerden umher; die Kameele ſtießen ein klagendes Geheul aus und ſanken in ſolchen Maſſen zuſammen, daß die Schaaren von Wölfen und Hunden, die ſich mit den Raubvögeln um die Leichname ſtritten, kaum im Stande waren, ſie zu verzehren. Die Kalmücken verloren den Muth. Die Meiſten hatten ihre Vorräthe aufgezehrt, ihre Schafe und Pferde geſchlachtet, und nagten jetzt nur noch die Knochen derſelben an ihrem erloſchenen Herde. Gegen Ende des Winters ſtieg die Hungersnoth aufs Aeußerſte. Eltern verkauften ihre Kinder für einen Sack Mehl. Hager, zu Gerippen abgezehrt, ſchlichen die Kalmücken durch die Steppe, wendeten ſich Nahrung ſuchend bewohnteren Gegenden zu, und mehr als einmal fand man im Schnee den Leichnam eines dieſer armen Wanderer neben den abgenagten Knochen eines Steppenhundes.

Das Murren des Volkes nahm endlich einen drohenden Charakter an. Die abergläubiſchen Anklagen verbreiteten ſich immer weiter; Utballa wurde der Hexerei, der alte Fürſt eines gottesläſterlichen Ehebundes angeklagt — aber zum Glück genügte der Anblick Dſchirgal's, um die aufrühreriſchen Gelüſte zu erſticken. Die Ehrfurcht vor dem Fürſten wird dem Kalmücken von Kindheit auf anerzogen, und kein Elend vermag ihn darin zu erſchüttern. Endlich kam auch der Frühling und milderte die Leiden des Volkes. Die ärmern Familien konnten freilich die verlornen Heerden nicht wiedererlangen, und die Unglücklichen, die dem Hunger erlegen waren, weckte der warme Sonnenſtrahl nicht wieder auf. Außerdem bemühten ſich die Gellongen auf Befehl der Oberprieſter, die ſinnloſeſten Gerüchte über die junge Fürſtin im Volke zu verbreiten. So glomm denn, ſelbſt nachdem die Schreckenszeit vorüber war, der Haß gegen ſie unter der Aſche fort.

Indeſſen begann auch Utballa den Wechſelfällen ihres äußern Lebens und den Stürmen ihres Innern zu erliegen. Mehr und mehr ſiechte ſie dem Grabe zu, ſah mit erlöſchendem Blick um ſich her und fühlte im Geiſte ſchon die Ketten ihres Daſeins von ſich abfallen.

## II.

Wir ſind inmitten der Steppe; kein Baum, keine menſchliche Wohnung iſt zu ſehen, kein Berg begrenzt den Horizont, nichts ringsum als die Eintönigkeit der Wüſte; hin und wieder nur friſten ein paar Wermuthſträucher ihr Daſein inmitten der Sandhügel, die vom kaspiſchen Meere herübergeweht ſind. Die weitgedehnte Fläche bietet den Anblick eines in heftiger Bewegung erſtarrten Meeres; eine Sandwelle hebt ſich hinter der andern, bereit beim erſten Windſtoß fortzurollen. Die Luft iſt ſchwül; wie die heiße Decke der venetianiſchen Bleikammern haucht der Himmel Glut auf den Wanderer nieder; ſelbſt das Lüftchen, das vorüber ſtreicht, kann die dürre, ſtaubige Fläche nicht erfriſchen. Nirgend iſt ein Zeichen des Lebens zu ſpüren — kein Vogel ſchwingt ſich zum Himmel auf, kein Schmetterling flattert im Graſe; die vergilbten Stengel des Wermuths regen ſich nicht — überall tiefe Stille; die Natur liegt wie in einem lethargiſchen Schlafe.

Die Sonne neigt ſich dem Horizonte zu. In der Ferne taucht eine Karawane auf. Zwanzig mit Schläuchen und Mantelſäcken beladene Kameele ſchleppen ſich mühſam durch den tiefen Sand. Zwei von Kameelen gezogene Kutſchwagen folgen; einige berittene Kalmücken ſchließen den Zug und treiben die Laſtthiere an, die ſich immer wieder im Sande niederſtrecken und mit ihrem widrigen Geheul den traurigen Eindruck der Wildniß noch erhöhen.

Im erſten Wagen liegen zwei ſchlafende Diener; im zweiten ſitzen ihre Herren. Der eine derſelben trägt Civilkleider, hat einen Orden auf der Bruſt, ein Fez auf dem Kopfe und ſcheint von der Hitze völlig niedergedrückt. Die einzige Bewegung, zu welcher er ſich hin und wieder ermannt, beſteht darin, die Mücken, die ihn umſchwärmen, mit ſeinem Taſchentuche zu verjagen. Der Zweite, der jünger und lebensfroher iſt, trägt Uniform, das weiße Mützchen liegt auf ſeinem Schooße, das Haar fällt ihm ungeordnet über die breite Stirn. Er blickt aufmerkſam umher und ſcheint ſich für ſeine Umgebung lebhaft zu intereſſiren.

Was um des Himmels willen haſt du beſtändig nach rechts und links zu ſehen? Du drehſt dich ja umher wie die Magnetnadel, ſagte ſein Gefährte. Du kannſt hier doch unmöglich Naturſchönheiten entdecken wollen?

Wie? rief der junge Offizier, liegt nicht in dieſer grenzenloſen Weite eine erhabene Majeſtät? und könnten wir uns nicht beim Anblick dieser Sandwüſte, dieſes wolkenloſen Himmels, dieſes ſeltſamen Aufzugs einbilden, in Afrika zu ſein und mit der Karavane Harun Alraſchid's nach Mekka oder Medina zu wallfahrten?

Unſinn! Harun Alraſchid ließ von Bagdad bis Mekka Teppiche auf den Weg breiten, während wir — ſieh doch nur — mit den beiden Wüſtenſchiffen, den abſcheulichen Thieren an unſerm Wagen, deren Geſchrei mir die Ohren zerreißt, tief im Sande verſinken. Schon vor zwei Jahren habe ich dieſe von Gott verfluchten Steppen durchmeſſen und weiß, daß es einer übergroßen Anſtrengung der Phantaſie bedürfte, um unſre Begleiter in eine Schaar jener tapfern und poetiſchen Beduinen zu verwandeln, die zugleich Räuber und Poeten ſind.

Es gab doch aber eine Zeit, in welcher die Kalmücken den Beduinen an Tapferkeit gleich ſtanden. Nur die Bequemlichkeit des Hirtenlebens hat ihr Feuer gedämpft. Aber ſieh nur, wie ſtolz dieſe Leute zu Pferde ſitzen.

Du haſt Recht, ſagte der Andere nach einigem Schweigen. Ich erinnere mich einer romanhaften Geſchichte aus dem Gouvernement von Aſtrachan, die allerdings den Beweis giebt, daß dies Volk ſeine alte Energie nicht ganz verloren hat. Die Frau eines kalmückiſchen Fürſten hatte ein intimes Verhältniß mit einem ihrer Unterthanen, einem jungen Saiſſanen, angeknüpft. Als es der Fürſt entdeckte, verbannte er den Schuldigen aus dem Aul und mißhandelte ſein Weib in grauſamer Weiſe. Lange nahm ſie ohne Murren ihre Strafe hin, aber endlich verſagte ihr die Geduld, und ſie beſchloß, ſich von dem unerträglichen Joche zu befreien. Allein wagte ſie es nicht. Es gelang ihr, den Geliebten heimlich zurück zu rufen, und ſie forderte ihn auf, ihren Gatten zu tödten. Der Saiſſan ſträubte ſich lange, aber die Steppenſchönheiten ſcheinen dieſelbe Gewalt über ihre Anbeter zu beſitzen, wie unſre Zauberinnen, und ſo fügte er ſich endlich dem Verlangen ſeiner Gebieterin. Die That wurde entdeckt, und der Saiſſan kam ins Gefängniß. Nun aber denke dir den wunderbaren Charakterzug des jungen Mannes: er nahm alle Schuld auf ſich und ſprach die Fürſtin vollkommen frei. Ueber ein Jahr dauerte die Unterſuchung; unzählige Verhöre wurden angeſtellt, doch weder die Bitten ſeiner Angehörigen, noch die Verſprechungen der Richter, ſein Loos zu erleichtern, konnten ihn bewegen, die Mitſchuld der Geliebten einzugeſtehen. Beweiſe lagen gegen die Fürſtin nicht vor, und ſo wurde der Saiſſan allein zur Zwangsarbeit verurtheilt. Kennſt du die Steppe zwiſchen Zarizina und Aſtrachan? Sie enthält nur wenige Dorfſchaften und wird nur ſelten von Reiſenden beſucht. Durch dieſe Steppe brachten zehn Soldaten den verurtheilten Kalmücken nach Sibirien. Eines Tages, als die Eskorte ganz ermüdet durch den tiefen Sand watete, näherten ſich einige Kalmücken zu Pferde und begannen mit dem Gefangenen zu ſprechen. Der Anführer der Soldaten wollte ſie wegweiſen, aber ſie baten um Erlaubniß, ihrem Freunde Lebewohl zu ſagen; da ſie unbewaffnet ſchienen, ließ man ſie gewähren, und die Kalmücken verkündigten dem Saiſſanen, daß ſie im Auftrage der Fürſtin gekommen wären, ihn zu befreien. — Das wird ſchwer halten, antwortete der junge Mann. Die Soldaten ſind euch an Zahl doppelt überlegen; ſie haben geladene Gewehre, und überdies bin ich gefeſſelt. — Waffen haben wir auch; wir werden deine Wächter in die Flucht jagen und deine Ketten löſen, ſagte einer der Kalmücken. — Nein, Bruder! rief der Gefangene, ihr würdet in dem Kampfe unterliegen, und ich habe an der alten Blutſchuld ſchwer genug zu tragen. — Aber wie ſollen wir dich in fremde Gegenden ſchleppen laſſen, wo dich die ſchwerſten Leiden erwarten, und wie ohne dich zu der Fürſtin zurückkehren? fragte ein anderer kalmückiſcher Reiter. — Ich werde die Fürſtin nicht wiederſehen, ſagte der Saiſſan; das einzige Mittel, mich frei zu machen, iſt, daß ihr mich tödtet. Die Kalmücken machten eine Geberde des Schauderns. Was fällt dir ein, Bruder . . wir dich todt ſchlagen? — Warum nicht! fuhr der Gefangene fort. Iſt's nicht beſſer für mich, in der Heimath zu ſterben, als auf fremder Erde vor Hunger und Durſt zu verſchmachten? Hier bin ich geboren, hier habe ich mit meinen Brüdern gelebt, hier werden meine Gebeine neben denen meiner Väter liegen. Kameraden, wenn ihr mich lieb habt, tödtet mich! Sie antworteten, daß ſie keine Feuerwaffen hätten. — Unmöglich! rief er aus; ihr

45.

Jetzt kannſt du gehn; und wenn du nicht dich morgen
In dieſem Felde beſſer zeigſt bewehrt,
Als du beredt heut warſt, ſo muß ich ſorgen,
Daß Roland ſchlecht mit dem Geleite fährt. —
So ſpricht der Mohr, und hält es nicht verborgen,
Welch Feuer ihm die ſtolze Bruſt verzehrt.
Sie gehen aus einander, um zu ſchlafen,
Bis auf den Strand die erſten Strahlen trafen.

46.

Sie waffnen ſich beim erſten Morgenroth,
Und ſitzen alſobald auf ihren Roſſen.
Nicht großer Reden thut's bei ihnen noth,
Auch wird nicht lang bedacht und lang beſchloſſen;
Auf den geſenkten Speeren ſchwebt der Tod.
Doch däucht mich, Herr, es wär' ein ſchlechter Poſſen,
Ließ' ich, um bei dem Kampfe hier zu ſtehn,
Im Meer inzwiſchen Rüd'gern untergehn.

47.

Der Jüngling kämpft mit Händen und mit Füßen,
Und peitſcht das arge wuthentbrannte Meer.
Ihm drohen Wind und Fluth mit ſchlimmen Grüßen,
Doch das Gewiſſen quält ihn noch viel mehr.
Ihm iſt es bange, Chriſtus laſſ' ihn büßen,
Und da er in der reinen Fluth ſo ſehr
Die Taufe, da es Zeit war, wollte meiden,
Müſſ' er ſie jetzt in dieſer ſalz'gen leiden.

48.

Jetzt kommt ihm Alles wieder vor die Sinne,
Was er ſo oft der edlen Braut verſprach;
Und was er damals bei des Kampfs Beginne
Dem großen Reinald ſchwur, und wieder brach.

könnt doch nicht allein mit euern Peitſchen hergekommen ſein — eure Waffen müßt ihr haben, und außerdem liegen Steine da, mit denen ihr mich todtſchlagen könnt. Nehmt den erſten, beſten, und zerſchmettert mir den Kopf. Schakia-Muni, unſer Gott, wird euch dafür belohnen! — Die lange Unterredung wurde dem Führer der Eskorte verdächtig, und er befahl den Soldaten, die Kalmücken fortzujagen. Brüder, verlaßt mich nicht . . . ſchlagt mich todt! rief ihnen der Gefangene nach. Schon waren die Kalmücken in einer gewiſſen Entfernung, plötzlich wendete einer der Reiter, ein junger Mann, der beſſer angezogen war als die Uebrigen, ſein Pferd und feuerte, im Galopp an den Wächtern vorüberjagend, eine Piſtole ab; der Saiſſan ſank mit zerſchmettertem Kopfe zuſammen. Haltet ihn! haltet ihn! ſchrie der Offizier, aber es war zu ſpät. Der Reiter, der in einer Staubwolke verſchwand, holte ſeine Gefährten glücklich wieder ein. Bald darauf ſtarb die Fürſtin, und auf ihrem Todtenbette geſtand ſie, daß ſie jener Reiter geweſen ſei. Aus Liebe und Dankbarkeit hatte ſie ihren großherzigen Geliebten erſchoſſen.

Iſt dieſe Geſchichte kein Märchen? fragte der junge Offizier.

Du kannſt dich bei den Kalmücken erkundigen; ſie werden die Wahrheit meines Berichts beſtätigen. Das Einzige, was ich vergeſſen habe, ſind die Namen der handelnden Perſonen. Aber es wird Zeit, daß wir ans Ziel kommen . . . Holla, Kutſcher, beeile dich!

Die Peitſche knallte, und die Kameele beſchleunigten den Schritt.

Uebrigens muß ich dich warnen, fing der ältere, redſelige Reiſende wieder an. Suche dein Herz mit beiden Händen feſtzuhalten, denn du wirſt heute eine ſehr ſchöne, ſehr gebildete Kalmückin kennen lernen.

Wen denn?

Die Frau des alten Fürſten, der uns eingeladen hat.

Wann haſt du ſie geſehen?

Ich ſagte dir ſchon, daß ich dieſe Stämme bereits vor zwei Jahren beſucht habe. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich inmitten dieſer rohen, breitnaſigen Geſichter eine reizende Europäerin entdeckte. Meine Verwunderung wuchs, als die Nomadenfürſtin in gutem Ruſſiſch mit mir zu ſprechen begann. Es that mir leid, daß ich mich nicht länger als zwei Stunden in ihrem Aul aufhalten konnte . . . ich hätte ihr den Hof gemacht.

Haſt du nicht wenigſtens gefragt, welchem Zufall ſie ihre Bildung verdankt? Iſt ſie keine geborne Kalmückin?

Man hat mir einen ganzen Roman über ſie erzählt, auf deſſen Einzelnheiten ich mich aber nicht genau beſinne. Ihr Vater ſoll ein Ruſſe geweſen ſein, ihre Mutter eine Kalmückin . . . oder umgekehrt. Aber was haſt du denn, warum wirſt du ſo blaß? Du wirſt doch nicht unwohl?

Weißt du, wie die Fürſtin heißt?

Kümmere dich doch nicht um ſie . . . trink lieber ein Glas Waſſer. Da ſiehſt du, was vierzig Grad Hitze aus dem Menſchen machen.

Es iſt nichts . . . ſorge dich nicht! aber um Gotteswillen, ſag mir, wie dieſe Fürſtin heißt!

Alle Wetter, wie du Feuer fängſt! aber wer kann ſich die barbariſchen Namen merken? Heute wirſt du ja dieſe Königin der Steppe ſehen, dann mag ſie dir ſelber ſagen, was du ſo ungeſtüm zu wiſſen verlangſt.

Werde ich ſie heute ſehen? murmelte der junge Mann, dann ſchlug er die Arme über einander und verſenkte ſich ſchweigend in ſeine Erinnerungen.

Je weiter die Karavane kam, um ſo feſter und ebener wurde der Boden. Statt des Sandes zeigte ſich grüner Raſen mit rothblühenden Tamariskenſtauden. In der Ferne glänzten einige kleinere Salzſeeen, die wie von einer leichten Eiskruſte bedeckt die Sonnenſtrahlen in blendender Spiegelung zurückwarfen. Wo die Salzkruſte hin und wieder geborſten war, ſchwammen Schwäne mit fleckenloſem Gefieder auf der Purpurflut. Am Ufer wuchs ſaftiges rothes Gras, und hohes Schilf ſtand überall, wo das Waſſer etwas ſüßer war. Endlich hörten die Reiſenden Gebrüll und Hundegebell. Zu beiden Seiten zogen große Heerden vorüber; mit dem Blöken der Schafe und dem Wiehern der wilden Pferde vermiſchte ſich das Geheul der Kameele, die gravitätiſch zwiſchen ihnen hinſchritten und die langen, krummen Hälſe nach allen Seiten ausſtreckten. Einige halbnackte Kalmücken trieben die Heerden in die Umzäunungen, wo ſie die Nacht zuzubringen pflegten.

Die Sonne ſank; der Abendwind erfriſchte die Luft; die Reiſenden fuhren ſchweigend weiter und erreichten bald darauf die Orga, das heißt den Aul, wo der Kalmückenfürſt ſeinen Hauptſitz aufgeſchlagen hatte. In der Mitte eines durch etwa hundert Zelte gebildeten Kreiſes erhoben ſich die Chorule oder Tempel und die fürſtlichen Wohnzelte. Hin und wieder ſtanden die Thüren der Filzhütten offen; man ſah die Feuer flackern und alte Kalmücken mit der Pfeiſe im Munde am Herde ſitzen, von dem der Rauch durch eine im Dache des Zeltes befindliche Oeffnung abzog. Auf den Thürſchwellen hatten ſich Männer und Weiber plaudernd zuſammengefunden; Andere gingen zwiſchen den Zelten hin und her. Nackte Kinder mit zerzauſ'ten Haaren liefen umher oder wälzten ſich mit den Hunden im Graſe. Aber in der Nähe der fürſtlichen Zelte war es ſtill; mit ſcheuer Ehrfurcht eilten die Kalmücken vorüber; nur die Prieſter in rothen Röcken und runden, tellerartigen Mützen gingen hier in feierlichem Schritt einher und unterhielten ſich mit leiſer Stimme.

Kaum hielten die Wagen, als ſie von einer neugierigen Menge umdrängt wurden. Die Diener des Fürſten eilten herbei, und als die Reiſenden ausgeſtiegen waren, trat ihnen Dſchirgal in Begleitung ſeines Bruders und einiger Gellongen entgegen, reichte ihnen die Hand und begrüßte ſie mit einem freundlichen „Mendi, mendi“! (ſeid willkommen.)

Herr von Serkow, Rath im Miniſterium des Innern, ſtellte dem Fürſten mit Hülfe eines Dolmetſchers ſeinen jungen Begleiter vor; dann folgten ſie ihrem Wirthe in das Fremdenzelt.

Es war ein ziemlich großes, rundes, äußerlich mit Filz gedecktes, innerlich mit koſtbaren Teppichen behangenes Zelt. Am Fußboden lagen fein geflochtene Matten. Im Hintergrunde wurde durch einen rothſeidenen Vorhang das Bett verdeckt. Zu beiden Seiten ſtanden große, mit demſelben Stoffe bedeckte Truhen. Zur Linken des Bettes befand ſich eine kleine Pagode, in welcher Buddha oder Schakia-Muni, der Hauptgott des Stammes, in goldgeſticktem Kleide und eckigem Mützchen auf einem Throne ſaß. Vor dem Götzenbilde brannten wohlriechende tibetaniſche Kerzen; ringsumher ſtanden ſilberne Schalen mit Blumen, Speiſen und Getränken, und darüber hing ein grellfarbiges Bild des Dalaï-Lama, oder Oberprieſters von Tibet. Von dieſem Bilde bis zur Thür waren die Wände mit Gewehren, Säbeln und reichverzierten alten Dolchen geſchmückt. Waffen gehören zu den koſtbarſten Erbſtücken der Kalmücken, gehen von einer Generation zur anderen über, und viele derſelben haben eine Geſchichte, die bis zu Dſchingis-Chan zurückreicht.

Dſchirgal führte ſeine Gäſte auf den Ehrenplatz, das heißt auf Polſter, die vor dem Zelte lagen, ſetzte ſich an ihre Seite und erging ſich in ſchwülſtigen Freundſchaftsverſicherungen, die der in der ruſſiſchen Sprache nur wenig geübte Dolmetſcher in der lächerlichſten Weiſe überſetzte. Herr von Serkow, der die mongoliſchen Sitten kannte, erwiderte die Anrede mit gleichlautenden Redensarten, bis Pfeifen und Thee dem erſten Austauſch der Höflichkeiten ein Ziel ſetzten.

Der Thee für die Gäſte war in europäiſcher Weiſe bereitet. Dann brachten zwei Kalmücken ein großes Gefäß herbei, goſſen die vor den Götzen ſtehenden Schalen aus, füllten ſie wieder und goſſen auch etwas Thee für den böſen Geiſt vor die Thür. Nachdem ſie dieſe Ceremonien erfüllt hatten, ſtellten ſie kleine, kunſtvoll aus Rinde geſchnitzte Schalen auf den niedrigen Tiſch, goſſen kalmückiſchen, mit Butter, Milch und Salz gekochten Thee hinein und reichten, auf den Knieen liegend, dieſen Nektar Mittelaſiens dem Fürſten, ſeinem Bruder und den Gellongen dar.

Herr von Serkow befragte Dſchirgal über die Verhältniſſe ſeines Stammes, die Hülfsquellen deſſelben, ſeine Heerden und andere Dinge. So oft die Thür geöffnet wurde, wendete der jüngere der Fremden den Kopf, aber er ſah nur unbekannte Geſichter mit platten Naſen und nahm die erkaltete Pfeife wieder auf. Endlich erhob ſich Dſchirgal und bat ſeine Gäſte, ihm zum Abendeſſen in ein anderes Zelt zu folgen.

Komm, Boris, ſtreiche dir das Haar zurecht, flüſterte Herr von Serkow ſeinem Freunde zu, und nimm dich in Acht, du wirſt der Fürſtin vorgeſtellt werden.

Boris antwortete nicht. Sie näherten ſich dem anderen Zelte und traten ein. Es war dem erſten ziemlich gleich, nur daß ſtatt des Bettes ein nach europäiſcher Weiſe gedeckter, reich mit Flaſchen beſetzter, von rohen Stühlen und Bänken umgebener Tiſch daſtand, auf dem in Bronzeleuchtern Kerzen brannten.

Dies Alles ſah Boris durch die geöffnete Thür, während Dſchirgal und ſeine Begleiter ſich tief bückend über die Schwelle traten. Im Augenblicke, als Boris folgte, ertönte ein Schrei im Innern des Zeltes, und man hörte, daß etwas zu Boden fiel. Die Eintretenden erſchraken und eilten dem Hintergrunde zu — ſelbſt der alte Fürſt vergaß ſeine gewöhnliche Würde und ſtürzte nach der Seite hin, wo der Wehelaut erklungen war.

Auch Boris folgte der allgemeinen Bewegung . . . Da lag ein Weib mit dem Geſicht auf dem Boden. Ein blaues Gewand umhüllte ihre Geſtalt, zwei lange ſchwarze Zöpfe wanden ſich wie Schlangen an der Erde, und daneben lag ein goldgeſticktes Mützchen.

Die Gellongen hoben die Fürſtin auf. Ihre Augen waren geſchloſſen und das bleiche Antlitz zeigte keine Spur des Lebens. Man trug ſie hinaus; Serkow und Boris blieben allein zurück und Letzterer ſtand regungslos da und ſtarrte auf die Stelle nieder, wo die Ohnmächtige gelegen hatte. Endlich fuhr er tief ſeufzend wie aus einem ſchweren Traume auf, griff mit der Hand in ſeine Locken, ſah ſich raſch um und begegnete zwei ſchwarzen Augen, welche ihn wie die eines Tigers anfunkelten. In dieſem Moment trat jedoch Dſchirgal mit ſeinen Begleitern wieder ein, bat um Verzeihung wegen der Störung, die das plötzliche Unwohlſein ſeiner Gemahlin verurſacht hatte, und lud die Gäſte ein, am Tiſche Platz zu nehmen. Der Wein wurde ohne alle gaſtronomiſche Rückſichten getrunken; auch Champagner ſchäumte in den Gläſern. Champagner, der Lieblingstrank der civiliſirten Welt, war alſo bereits — o der Entweihung! — in die Zelte eines kalmückiſchen Nomadenfürſten gedrungen, in die Adern der Enkel Kublai-Chan's!

Bald war die kranke Fürſtin von Allen vergeſſen — von Allen außer Boris und noch Einem.

Es war ſpät, als ſich die Reiſenden in das zu ihrer Aufnahme beſtimmte Zelt zurückzogen. Herr von Serkow kleidete ſich aus und ging zu Bett, aber Boris konnte nicht ſchlafen. Die Gedanken drängten ſich in ſeinem Kopfe, und ſein Herz war ſchwer. Zwei Bilder ſtanden ihm vor Augen: das friſche, blühende Geſicht Utballa's und das kummervolle Antlitz der ohnmächtigen Fürſtin.

Außer Stande, ruhig im Zelte zu bleiben, eilte er fort und befand ſich bald inmitten der Steppe. Er warf ſich im Graſe nieder, ſammelte ſeine Gedanken und verſuchte ruhig zu werden.

Nichts wirkt ſo beſänftigend auf unſere Seele, wie der Anblick einer ſtillen, friedvollen Natur. Ihrer Majeſtät gegenüber ſind unſere Leidenſchaften und Schmerzen ſo klein, daß wir uns derſelben ſchämen. Auf die Jugend macht beſonders der Nachthimmel einen mächtigen Eindruck.

Auch Boris hatte ihn überall mit Entzücken betrachtet: an den Ufern der Newa, wo das Mondlicht über Paläſten und Säulenhallen ſchimmert; an den Ufern des ſchwarzen Meeres, wo er eine Bergkette, deren Gipfel in die Wolken reichen, vor ſich aufſteigen ſah; aber nirgend hatte ihn das Gefühl der Unendlichkeit ſo tief erfaßt, wie in der Steppe.

Wir ſind gewöhnt, am Horizonte einen Thurm, einen Wald, einen Hügel, ein Dorf, irgend einen Ruhepunkt für das Auge zu finden, durch welchen der Himmel gleichſam einen irdiſchen Rahmen erhält. In den Steppen iſt nichts dergleichen — nichts, was die Unendlichkeit der Perſpective begrenzt. Nur ein ſchmaler Dunſtſtreif trennt die Wüſte der Erde von der Wüſte des Himmels.

Myriaden von Sternen ſchimmerten an der dunkeln Wölbung; Sternſchuppen ſchoſſen vorüber und verſchwanden, nachdem ſie im Fallen eine glänzende Spur gezogen. Boris beobachtete ihr märchenhaftes Leuchten und Schimmern und vertiefte ſich in die Erinnerung an drei glückſelige Tage, an den Abſchied, der ihnen gefolgt war, an ſeine Gelübde und die fünf Jahre, die alle Wünſche ſeines neunzehnjährigen Herzens umgewandelt hatten.

Fünf Jahre! ein bedeutender Zeitraum für einen jungen Mann, der von allen Genüſſen des Luxus umgeben in der Geſellſchaft lebt. Fünf Jahre im Anfang der Laufbahn, wo jeder Tag ein neues Ereigniß bringt, jeder Ball eine neue Hoffnung, jede Parade in Zärskoje-Selo einen neuen ehrgeizigen Traum. Dieſe Jahre — das erſte Luſtrum des Verkehrs mit der Welt — ſind für den Mann die Grundpfeiler ſeiner Zukunft. Sie geſtalten ſeinen Charakter, bereichern ſeine Begriffe, bilden ſeinen Geiſt, öffnen ihm den Weg zu hohen Zielen, oder drängen ihn in eine untergeordnete Stellung, aus welcher er ſich ſchwer herausarbeiten wird.

Als Boris in dieſen wichtigen Lebensabſchnitt eintrat, hatte er eben von der Gefährtin ſeiner Kindheit Abſchied genommen. Welche Erinnerungen konnten in einer ſo vielfach bewegten Seele, in der alle Leidenſchaften der Jugend auf- und abwogten, Stand halten? Welche Liebe vermochte den Anſprüchen zu widerſtehen, die bald ſein eigener Ehrgeiz, bald die Anforderungen des Dienſtes, bald ſeine Freunde, ſeine Kameraden, bald die Geſellſchaft an ihn machten? Die Geſellſchaft, dieſe hundertköpfige Schlange, die den Unerfahrenen anzieht, ihn durch ihre ſchillernden Farben bezaubert, ihn umſtrickt, ihn durch die Verheißung immer neuer Genüſſe in ein Labyrinth lockt, wo ſie ihn mit ihren Ringen umwindet und zerdrückt, ihn mit ihrem Giftzahn verwundet, ihm ſein Herzblut ausſaugt und ihn, nachdem ſie alle Poeſie, alle Illuſionen vernichtet hat, kalt und ſtarr ins Leben zurückſtößt.

Zu Gott, der ihm noch Zeit ließ zum Gewinne,
Thut er nun Buße ſechs= und ſiebenfach,
Und treu gelobt er an, ein Chriſt zu werden,
Sobald ſein Fuß nur ſei auf feſter Erden;

49.

Und nimmermehr ein Schwert zu ziehn in Kriegen,
Wo Sarazenen gegen Gläub'ge ſtehn,
Vielmehr zum Kaiſer gleich zurückzufliegen,
Und das zu thun, was beſſer längſt geſchehn;
Sein Fräulein auch nicht länger zu betrügen,
Und ehrlich die Verlobung zu begehn.
Und wunderbar, wie ſein Gebet geendet,
Fühlt er den Gliedern neue Kraft geſpendet.

50.

Es wächſt der Muth, der ihm von jeher eigen,
Er ſchlägt die Wogen, und bewältigt ſie.
Sie folgen ſich in ungeſtörtem Reigen;
Die hebt ihn auf, hinunter wirft ihn die.
So kommt er denn, mit Sinken und mit Steigen,
Auf trocknen Sand zuletzt nach großer Müh';
Und wo das Meer den Fels zur Tiefe ladet,
Steigt er empor, durchnäßt und ganz gebadet.

51.

Die Andern, die dem Meere ſich vertraut,
Ermatten all' und müſſen untergehen;
Er iſt der Einz'ge, der den Felſen ſchaut,
Wie's Gottes ew'ge Güte ließ geſchehen.
Nun ſieht er ſich gerettet, doch ihm graut
Auf dieſen wilden, nackten Felſenhöhen,
Wo ihm die traurigſte Verbannung droht,
Ja, und am Ende gar der Hungertod.

Uebrigens hatte Boris ſeiner Liebe nicht leichtſinnig entſagt. Nach ſeiner Ankunft in Petersburg hatte er trotz aller Anforderungen, denen er genügen mußte, trotz ſeiner Dienſtpflichten und der Obliegenheiten, die ihm Sophiens Verheirathung aufbürdete, oft und zärtlich an Utballa geſchrieben; hatte mit bewegtem Herzen ihre von Treue und Liebe erfüllten Antworten geleſen und ſich immer aufs Neue gelobt, ſein Leben an das ihrige zu ketten. Mit gleichgültigem Blick ſah er die blauen Augen und ſchlanken Geſtalten der Petersburger Schönen. Aber plötzlich verſtummte Utballa; die leidenſchaftlichen Briefe des jungen Offiziers ſo wie die ſeiner Schweſter Sophie blieben ohne Antwort. Boris that, was auch andere junge Männer gethan hätten: er tobte, fluchte der weiblichen Treuloſigkeit und wollte ſogar eine Novelle gegen die Frauen ſchreiben — davon kam er jedoch vernünftigerweiſe wieder zurück, nachdem er in den Zeitſchriften einige Proben dieſes abgedroſchenen Genres geleſen hatte. Endlich begann er ſich um Utballa zu ſorgen, ſchrieb an einen Bekannten in der Stadt, wo Utballa lebte, bat um Nachricht über den Kaufmann und ſeine Tochter und erfuhr, daß ſich nach dem Tode des Alten ſeine Verwandten des ganzen Vermögens bemächtigt, das Haus verkauft und die Waiſe nach einem unbekannten Orte gebracht hatten. Alle ſeine Bemühungen, den Aufenthalt der Unglücklichen zu erfahren, blieben erfolglos — Utballa war wie im Meere verſunken, und die undurchdringlichen Wogen der Zeit rauſchten über ſie hin.

Die Jahre vergingen; aus dem blühenden Jüngling mit dem Flaum am Kinn wurde ein ernſter, blaſſer junger Mann mit gedrehtem Schnurrbart, wohlgeordnetem Haar und einer bei dem jährlichen Manöver gebräunten Stirn. Auch ſein Geiſt war gereift, und er entzog ſich dem Kreiſe der Schmetterlinge, die nur der Gegenwart leben.

Nach dem erſten blendenden Eindruck der Feſte, den erſten Zerſtreuungen des Salonlebens hatte ſich Boris ernſterer Beſchäftigung zugewendet und ſich zum Dienſte des Vaterlandes vorzubereiten geſucht. Er gab ſich dabei nicht das Anſehen eines Menſchenfeindes; betheuerte nicht, daß er des Lebens müde ſei; glaubte weder die Ehre der Männer in Frage ſtellen zu dürfen, weil zwei oder drei ſeiner Kameraden abgereiſ't waren, ohne ihre Spielſchulden zu bezahlen; noch die Tugend der Frauen, weil er hin und wieder mit Schauſpielerinnen oder franzöſiſchen Putzmacherinnen ein flüchtiges Verhältniß gehabt hatte. Aber er ging durchs Leben wie ein Reiſender, der fremde Länder durchſtreift. Wohlwollend gegen Alle, ſchenkte er Keinem ſein volles Vertrauen, hielt ſich fern von lärmenden Vergnügungen, beſchäftigte ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Kunſt und Literatur und ging ohne Sorgen um die Zukunft und ohne Bedauern um die Vergangenheit Schritt vor Schritt weiter.

Nach Verlauf von vier Jahren ſchien Boris' Liebe zu Utballa völlig erloſchen. Mit ſeiner Schweſter ſprach er noch immer gern von ihr; erinnerte ſich an die Kinderzeit und an ſeine Ueberraſchung, als er bei der Rückkehr zu den Seinigen das ſchöne junge Mädchen im Hauſe der Mutter gefunden. Aber dieſe Geſpräche thaten ihm nicht weh. Hin und wieder nur, wenn Muſik ſein empfängliches Herz erregte, oder wenn er Abends in einem Nachen am Ufer der Newa hinfuhr, ſtieg wohl ein geliebtes Bild vor ihm auf. Zwei ſchwarze Augen glänzten in der Luft, näherten ſich ihm, entſchwebten wieder und ſchienen ihm traurig zu winken. Dann wachten die alten Gefühle wieder auf; der erſte Kuß brannte noch einmal auf ſeinen Lippen, und er flüſterte Utballa's Namen. Aber ſobald ſein Kahn ans Ufer ſtieß, war der Traum vorüber, und mit einem Seufzer kehrte Boris in die Wirklichkeit zurück.

Und dann kam der Krieg zum Ausbruch. Die Regimenter verließen Petersburg, die Spaziergänge und Theater wurden leer, während ſich Schaaren von angſterfüllten Frauen: Mütter, Gattinnen, Schweſtern, Bräute, in die Kirchen drängten, um den Schutz der Heiligen für ihre Lieblinge zu erflehen. Die Tage vergingen in qualvoller Erwartung — keine Bälle, keine großen Geſellſchaften mehr; der „Invalide"*) hatte ſelbſt in den Boudoirs den Ehrenplatz.

---

*) Der Invalide, eine vielgeleſene politiſche Zeitung.
A. d. Ueberſ.

Wie groß aber war das Entzücken, welche Freudenthränen, welches Liebeslächeln begrüßte die Helden, als ſie endlich, von Pulver geſchwärzt, mit Blut beſpritzt, im Schatten der eroberten Fahnen in die Hauptſtadt zurückkehrten! Wie ſchön auch die neue Uniform, die goldenen Epauletten erſcheinen — der Lorbeer giebt dem jungen Manne doch ungleich höheren Reiz in den Augen des Weibes.

Auch Boris kam unter den Siegern zurück, den Arm in der Binde und den Wladimirorden auf der Bruſt. Keine junge Schöne ſah ihm ſehnſüchtig entgegen, keine holde Braut lächelte ihm zu; die Meiſten kannten ihn kaum, da er auf den Bällen die Rolle des Zuſchauers zu ſpielen pflegte. Aber die Mutter drückte ihn ans Herz, und ihre Freudenthränen floſſen auf das Haupt des jungen Kriegers nieder.

Als der erſte Sturm der Freude, das Fragen und Erzählen vorüber war, fühlte Boris, daß er für die Heilung ſeiner Wunde etwas thun müſſe, und nachdem ihn die Aerzte den ganzen Winter lang vergebens mit guten Rathſchlägen und lateiniſchen Recepten überhäuft hatten, beſchloß er im Frühjahr die Heilquellen des Kaukaſus zu beſuchen. Einer ſeiner Verwandten, der Staatsrath von Serkow, wollte um dieſelbe Zeit das Gouvernement von Aſtrachan bereiſen, um ſich von den Zuſtänden des Kalmückenvolkes, das durch die Strenge des letzten Winters und die daraus entſtehende Hungersnoth ſo ſchwer gelitten hatte, zu unterrichten. Sie verabredeten, die Beſchwerden der weiten und nichts weniger als intereſſanten Reiſe zu theilen. Serkow war ein gebildeter, kenntnißreicher, liebenswürdiger Mann, und um ſeine Geſellſchaft zu genießen, war Boris gern bereit, einen Umweg von einigen hundert Werſt durch die Aſtrachan'ſchen Steppen zu machen.

Sobald es irgend möglich war, eilten ſie vom Norden — in deſſen Sümpfen ſie durch Gottes beſondere Gnade nicht ertranken — dem Süden zu und erreichten die ruſſiſche Mongolei, wo Boris jetzt, hart an der Grenze Aſiens, im Graſe lag.

Die Morgendämmerung weckte ihn endlich aus ſeinen Träumen auf. Er erhob ſich und kehrte nach der Orga zurück. Das Volk war bereits wach, aber in den fürſtlichen Gezelten herrſchte tiefe Stille, und Alle ſchienen noch zu ſchlafen. Auch Boris warf ſich angekleidet auf ſein Bette.

Im übrigen Theile des Auls war Jung und Alt in Bewegung. Das Feſt des Sommeranfangs ſollte gefeiert werden; die Wege wurden mit friſchem Gras beſtreut, die Zelte mit grünen Reiſern geſchmückt, die mehr als zwanzig Werſt weit hergeholt waren; die ſchönſten mit Feldblumen durchflochtenen Ranken zierten die Wohnung des Fürſten und die Tempel. Männer und Weiber zogen ihre Feiertagskleider an. Beide Geſchlechter tragen ſich faſt gleich: weite Pluderhoſen, lange, gewöhnlich blaue Kaftans und gelbe, viereckige, den Ulanenmützen ähnliche Kopfbedeckungen; ſie ſind mit Pelz verbrämt und mit einer rothen Quaſte verziert, die faſt den ganzen Obertheil des Mützchens bedeckt. Die Frauen unterſcheiden ſich nur durch zwei lange, mit ſchwarzen Bändern durchflochtene Zöpfe, die ihnen zu beiden Seiten des Kopfes niederhängen. Das Haar der Männer iſt entweder abgeſchnitten oder nach hinten zuſammengeflochten.

Als Herr von Serkow erwachte, erſchrak er über die Bläſſe und Traurigkeit ſeines jungen Freundes. Bisher hatte er ihn immer in gleichmäßig heiterer Stimmung geſehen; jetzt ſaß Boris mit finſterer Miene da und antwortete kaum.

Was haſt du, mein Lieber? fragte Serkow. Schon geſtern wurdeſt du plötzlich leichenblaß, und auch heute haſt du keinen Blutstropfen im Geſicht. Du biſt doch nicht krank?

Nein . . ja . . das heißt, ich fühle mich etwas unwohl, ſtammelte Boris. Meine Wunde thut mir weh.

Du mußt ſo ſchnell als möglich nach dem Kaukaſus fahren. Heute aber ruhe dich aus. Zu dem Fürſten brauchſt du nicht zu gehen; ich werde dich entſchuldigen.

Nein! nein! rief Boris, indem er ſich raſch erhob; ich will und muß ſie ſehen . . .

Wen?

Ihren Gottesdienſt . . . ihre Ceremonien.

Seltſame Leidenſchaft für den Cultus des großen Lama. Aber wenn du willſt, ſo laß uns gehen.

Sie verließen das Zelt, die Prieſter riefen auf Schalmeien und Seemuſcheln blaſend zum Gebet; die rauhen Töne dieſer Inſtrumente übertäubten die lauten, kreiſchenden Stimmen der Kalmücken, die ſich nach den Tempeln drängten. Herr von Serkow und Boris traten in den Hauptchorul.

Die Wände dieſes Zeltes waren mit koſtbaren Teppichen geſchmückt, und ringsumher hingen fratzenhafte Götterbilder mit rothen, blauen und vergoldeten Geſichtern. Einige dieſer Götzen ſaßen mit untergeſchlagenen Beinen da; andere wanden ſich in einer Flamme; noch andere ſtreckten hundert Arme aus. Unter dem Bilde Schakia-Muni's ſtand auf einem Tiſchchen mit koſtbaren Seidendecken ein goldener Dalai-Lama in einer Pagode. Davor lagen und ſtanden wohlriechende Kerzen, allerhand Spielereien aus Bändern und Läppchen, Silberblumen, Feldblumenſträuße, Schalen mit Waizen, Olivenöl und Waſſer. Von dieſem Altar bis zur Thür des Tempels ſaßen in zwei Reihen zwanzig Gellongen auf geſtickten Kiſſen, ſie trugen rothe Röcke, hatten gelbe Schärpen um die Schultern, raſirte Köpfe und nackte Arme. Einige hatten Meſſingteller und Glöckchen vor ſich ſtehen, Andere hielten Flöten, die aus den Knochen gefallener Helden gearbeitet und mit Silber beſchlagen waren, in den Händen. Dieſe Flöten werden von dem Volke wie ein Heiligthum verehrt. An den Ecken ſtanden Gellongen mit Schellentrommeln in der Linken, in der Rechten eiſenbeſchlagene Ruthen haltend.

Zu beiden Seiten des Altars ſaßen vier Prieſter, die neben ſich auf hölzernem Geſtell drei Ellen lange Meſſingtrompeten mit ſilbernen Reifen liegen hatten. Aber noch war Alles ſtill. Die Gellongen neigten ſich von einer Seite zur andern und murmelten Gebete in tibetaniſcher Sprache. Nach und nach erhoben ſie ihre Stimme und fingen an ſich im Takte mit den Inſtrumenten zu begleiten. Erſt leiſe, dann lauter und lauter — und endlich dröhnten die Trommeln, die Trompeten ſchmetterten, Schellen und Flöten klangen in den verſchiedenſten Tonarten dazwiſchen und verurſachten einen ſolchen Höllenlärm, daß die Fremden ihre Ohren zuhielten und nur aus Anſtandsgefühl im Tempel blieben. Plötzlich ſchwiegen Menſchenſtimmen und Inſtrumente, aber nur auf einen Augenblick; dann erklangen ſie wieder, vom Pianiſſimo bis zum betäubenden Forte. Aber trotz dieſes Heulens und Schmetterns, trotz des völligen Mangels an Harmonie, trotz der ſeltſamen Bewegungen der Gellongen flößte das Ganze dem zuſchauenden Volke unverkennbar Andacht und Ehrfurcht ein.

Der Gottesdienſt dauerte über eine Stunde. Als er beendigt war, trat Dſchirgal auf ſeine Gäſte zu und lud ſie ein, ihm zu folgen. Auch Dſchirgal war dem Feiertage zu Ehren mit ſeinen beſten Kleidern geſchmückt. Ueber ſeinem mit Perlenknöpfen verzierten Arſchalyk trug er einen blauſeidenen Rock mit geſchlitzten, über den Rücken fallenden Aermeln, nach Art der polniſchen Kantuſchs. Beide Gewänder waren reich mit Goldborten beſetzt. Während des Gottesdienſtes hielt der alte Fürſt ein goldgeſticktes, mit Zobel verbrämtes Mützchen in der Hand, das er gleich nach ſeinem Austritt aus dem Tempel aufſetzte. Auch ſein Bruder und die Saiſſanen waren koſtbar gekleidet. Einige unter ihnen trugen Perlengehänge in den Ohren und prächtige damascirte Dolche im Gürtel. Während Mehrere von ihnen dem Fürſten folgten, zerſtreuten ſich die Uebrigen im Aul. Die Bewirthung begann wie am Tage zuvor mit Thee und Pfeifen; erſt zur Mittagsſtunde verſammelten ſich Alle in dem Zelte, das zum Speiſeſaal eingerichtet war.

Dem jungen Sneſchin bebte das Herz, als er ſich dieſem Zelte näherte. Den ganzen Morgen hatte er über Mittel und Wege nachgedacht, wie er die Fürſtin ſprechen oder ſich wenigſtens nach ihr erkundigen könnte. Aber er hatte ſelbſt dies nicht gewagt, da er die Sitten der Kalmücken nicht kannte und ſich ſcheute, Verdacht zu erregen. Ob er ſie ſehen würde? — Die Thür ging auf; da ſtand derſelbe Tiſch wie geſtern mit Tellern und Flaſchen, an der Wand aber lehnte die reichgekleidete Utballa und zitterte als ob ſie einer übernatürlichen Erſcheinung entgegenſähe. — Boris trat ein — das Geſicht der Fürſtin erglühte, und ſie vermochte kaum den Gruß der Gäſte zu erwidern.

Man ſetzte ſich zu Tiſch; die Gäſte an die eine, die Fürſtin an die andere Seite Noyon-Dſchirgal's. Scharzig nahm an einer Ecke der Tafel Platz. Dſchirgal flüſterte ſeiner Gemahlin etwas zu, worauf ſie ſogleich mit Herrn von Serkow ein Geſpräch anknüpfte. Ihre Stimme bebte, aber ſie wußte ſich ganz geläufig auf Ruſſiſch auszudrücken. Während der langen Mahlzeit war Boris nicht im Stande, Utballa auch nur ein Wort zu ſagen; er miſchte ſich überhaupt nur ſelten ins Geſpräch — aber wie beredt waren ſeine Blicke! Jeden Augenblick wechſelte die Fürſtin die Farbe; bald ſtieg ihr das Blut ins Geſicht, bald ſtrömte es ihr zum Herzen zurück, und ihre Wangen wurden weiß wie Schnee; ein unbezwingliches Zittern durchflog ihren Körper, und ihre Augen ſtanden voll Thränen.

Nach dem Eſſen gingen Alle trotz der Hitze ins Freie, um die Spiele des Volkes mit anzuſehen. Dſchirgal, die Reiſenden, die Fürſtin und einige Saiſſanen-Frauen ſetzten ſich auf einen Hügel, den ein leichtes Zeltdach beſchattete.

Die Spiele begannen. Männer und Frauen übten ſich im Bändigen wilder Pferde aus dem zuſammengetriebenen Tabun. Sie faßten ſie bei den Mähnen und ſchwangen ſich auf ihren Rücken. Das feurige Thier ſucht ſich des kühnen Reiters zu entledigen; es bäumt ſich, ſteigt, jagt in die Ebene hinaus, wirft ſich zu Boden, ſpringt wieder auf und jagt von Neuem ins Weite. Aber der Kalmücke ſcheint gleichſam mit ihm verwachſen und läßt es nicht los, bis er es beſiegt und gebändigt hat.

Nach dieſem erſten Schauſpiel traten zwei beinah völlig nackte Ringer auf. Ihre geölten Glieder glänz-

52.

Allein zu tragen, was ihm Gott befohlen,
Beſchließt er mit dem ungebeugten Sinn,
Setzt auf den harten Stein die feſten Sohlen,
Und klettert grade nach dem Gipfel hin.
Nicht hundert Schritte braucht er auszuholen,
Da ſteht ein Mann mit ſchneebedecktem Kinn,
Ein Eremit, alt und von Faſten müde,
Im Antlitz Heiligkeit und Gottesfriede.

53.

Und wie er nahe bei ihm iſt: Saul, Saul!
Ruft er, warum verfolgſt du meinen Glauben?
(So wie der Herr einſt ſprach zum heil'gen Paul,
Als er den innern Sinn erweckt dem Tauben.)
Du wollteſt über Meer, zum Zahlen faul,
Und Andern das verdiente Fährgeld rauben;
Nun holt dich Gottes langer Arm noch ein,
Da du am weitſten meinſt von ihm zu ſein. —

54.

Der heil'ge Eremit, der in Geſichten
Von Gott erfuhr in der verfloſſ'nen Nacht,
Er werde ſich zu dieſem Felſen flüchten,
Von himmliſchen Gewalten hergebracht; —
Vergangne ſo wie künftige Geſchichten,
Den Tod auch durch des Frevels Tück' und Macht,
Kinder und Enkel, kurz, ſein ganz Geſchicke
Stellt' er, ſein ganzes Haus ihm vor die Blicke; —

55.

Er läßt ihn manchen bittern Tadel hören,
Doch heißt er ihn getroſt am Ende ſein.
Er tadelt ihn, daß er ſich wollte wehren,
Den Nacken jenem ſanften Joch zu leihn,

ten in der Sonne. Lange maßen ſie ſich mit den Blicken, dann ſtürzten ſie auf einander los und faßten ſich, ihre Augen funkelten, ihre Muskeln traten ſtraff hervor; dann ließen ſie ſich wieder los und liefen auf dem Ringplatze hin, umſchlangen ſich abermals, fielen mit einander zu Boden, ſprangen wieder auf und rangen Bruſt an Bruſt. Endlich fiel einer nieder und blieb auf der Seite liegen. Der Gegner drückte ihm das Knie auf die Schulter; aber trotz aller Anſtrengung gelang es ihm nicht, den Niedergeworfenen auf den Rücken zu legen, was allein als Zeichen eines vollſtändigen Sieges betrachtet wird. Andere Kalmücken hatten indeſſen nach der Scheibe geſchoſſen oder allerlei komiſche Kraftſtücke ausgeführt, wobei ſie unaufhörlich aus den Branntweinfäßchen ſchöpften, die ihnen der Fürſt zum Beſten gab.

Boris wartete, um ſich Utballa zu nähern, voll Ungeduld darauf, daß Serkow und der Dollmetſcher durch den Fürſten in Anſpruch genommen ſein würden; endlich kam der erſehnte Augenblick, und er trat an ihre Seite.

Utballa! flüſterte er ihr zu; biſt du es wirklich? wie biſt du hierhergekommen, wie das Weib dieſes Kalmücken geworden? Um Gottes Willen, rede . . . erkläre mir . . .

Liebſt du mich noch? fragte Utballa in leidenſchaftlichem Tone.

Kannſt du daran zweifeln? Aber ſag mir, ich beſchwöre dich, welches Schickſal dich hieher geführt hat und ſeit wann?

Ach! wie ſoll ich dir ſagen, was ich gelitten habe, welche Martern mein Herz erdulden mußte . . . aber ich fürchte mich . . . ich wage nicht länger mit dir zu ſprechen.

Ich muß dich ohne Zeugen ſehen. Ehemals wollteſt du mir dein Leben weihen, jetzt bitte ich dich nur um eine einzige Stunde, wie um ein Almoſen.

Großer Gott, wie ſoll ich es möglich machen und wo? Mein Kopf iſt ganz verwirrt! . . .

Utballa ſchob ihr goldenes Mützchen zurück und drückte die Hand an die Stirn, dann warf ſie einen ſuchenden Blick umher. Siehſt du dort, weit draußen in der Steppe, den kleinen mit Schilf bewachſenen See? fragte ſie. Wenn Alles ſtill iſt, komme ich dort hin.

Nach dieſen Worten wendete ſie ſich von dem jungen Manne ab und ſprach mit einer ihrer Frauen. Die Spiele und Wettkämpfe dauerten bis nach Sonnenuntergang. Eine Schaar betrunkener Kalmücken lärmte noch lange um die Feuer, die vor den Zelten angezündet waren; Andere ſpielten Schach oder Karten. So heftig iſt die Leidenſchaft für das Spiel bei dieſen wilden Horden, daß mancher Kalmücke, nachdem er ſeine Heerden, ſein Zelt, ſeine Vorräthe und Kleider verloren, endlich die eigene Freiheit auf eine beſtimmte Zahl von Jahren verſpielt. Für dieſe Zeit leiſtet er dann ſeinem glücklichen Gegner alle Dienſte, die ihm aufgetragen werden.

Inzwiſchen zählte Boris die Minuten nach den Schlägen ſeines Herzens. Was hätte er nicht dafür gegeben, ringsum Stille verbreiten zu können — Stille, das Signal zu der erſehnten Zuſammenkunft! Aber das Volk lärmte und ſang; die muntern Weiſen klangen immer lauter, die Feuer brannten immer heller. Boris verzweifelte. Nach fünfjähriger Trennung nur wenige Schritte von der Geliebten entfernt ſein und ihr nicht nahen dürfen . . . iſt das nicht eine Qual, die von Erlik-Chan, dem Höllenfürſten, erſonnen ſcheint? Boris war endlich nicht mehr im Stande, auf das Ruhigwerden der Kalmücken zu warten, und begab ſich nach dem beſtimmten Orte!

Utballa war noch nicht da; Boris ging am Ufer des einſamen Sees auf und nieder. Hier war es ſtill, nur das Schilf rauſchte im Winde, und aus der Ferne klang das Lachen und Schreien der Kalmücken herüber. Boris war es immer wieder, als ob er Schritte hörte, oder den Ton einer geliebten Stimme . . . dann ſtand er ſtill und lauſchte mit bebendem Herzen. Umſonſt — nur eine Wildente hatte mit klagendem Schrei ihr Neſt verlaſſen, oder eine Möve ſtrich über die Wellen; dann wartete er aufs Neue und fürchtete, daß die Geliebte nicht zu kommen vermöchte.

Aber er liebte ſie nicht mehr, höre ich ſagen; die Zeit hatte ſeine Leidenſchaft gekühlt, und wenige Tage zuvor dachte er kaum an Utballa. Doch jetzt! wir wiſſen es ja: die Liebe des Mannes gleicht zuweilen einem Vulcan, der ein halbes Jahrhundert lang von kalter Aſche bedeckt iſt. Die Bewohner der Nachbarthäler vergeſſen die Gefahr, ſiedeln ſich am Fuße des Berges an, pflanzen ihre Reben, ihre Bäume, und blühende Gärten breiten ſich aus, wo ehemals Lavaſtröme gefloſſen ſind. Niemand gedenkt des Vulcans, und die Kinder ſeiner früheren Opfer ſehen lachend zu ihm empor und ſagen: Vor Zeiten hat hier die Hölle gebrannt. Aber oft iſt dieſe Hölle nicht erloſchen, ſondern nur eingeſchlummert; ſie erwacht in einem Momente, wo Niemand ihrer gedenkt, erſchüttert die Erde noch mächtiger als ehemals, flammt noch gewaltiger auf und überſtrömt mit neuen Lavagüſſen die Unvorſichtigen, die ſich dem ruhenden Vulcane anvertraut. So war es mit der Liebe Sneſchin's. Die Zeit hatte ſie in Schlaf gewiegt, aber nicht ertödtet; jetzt war ſie mit neuer Kraft erwacht — und es war nicht mehr die ſchüchterne Empfindung des Jünglings, den ſchon ein Kuß beſeligt — es war die wilde Leidenſchaft des Mannes, der viel erfahren, noch mehr erſehnt hatte und deſſen Loſung lautete: Alles oder Nichts!

Des Wartens müde, von unruhigen Gedanken gequält, ſtreckte ſich Boris im Graſe nieder. Endlich hört er ein leiſes Geräuſch; er ſpringt auf, Utballa ſinkt athemlos in ſeine Arme, dann entreißt ſie ſich ihm, wirft den Mantel ab, der ſie verhüllt, und zeigt ſich dem Auge des Geliebten nicht mehr in ihren goldgeſtickten Fürſtengewändern, ſondern als die Utballa aus dem

Salon ſeiner Mutter, in dem Anzuge, in dem ſie am Abend vor der Trennung in ſeinen Armen geweint hatte. Sie trug dasſelbe ſchwarze Kleid, das ſie unter ihren Sachen gefunden und ſorgſam aufgehoben hatte. Nur ihre eingebundenen Zöpfe erinnerten an die Bewohnerin der Steppe. Beide ſetzten ſich am ſandigen Ufer nieder; es dauerte lange, ehe ſie zum Fragen und Antworten Ruhe fanden, und auch dann wurden ihre Mittheilungen immer wieder durch leidenſchaftliche Betheuerungen unterbrochen.

Ich habe immer auf einen Brief von dir gewartet, fing Boris endlich an. Habe überall nach einer Kunde, einer Spur von dir geſucht — Alles war vergebens. Endlich verlor ich den Muth . . . und du! Du haſt dieſen Fürſten geheirathet!

Boris, verurtheile mich nicht! rief Utballa bittend aus; ich habe mich der Gewalt fügen müſſen. Niemals, niemals hätte ich freiwillig einem Anderen angehört als dir . . . dir allein war mein Herz geweiht. Aber wie ſollte ich dieſer wilden Horde Widerſtand leiſten? Bedaure mich, aber beſchuldige mich nicht.

Giebt es kein Mittel, deine Bande zu löſen? Was iſt denn dieſe Ehe! Die Chriſtin iſt gewaltſam dem Heiden verbunden. Gewiß, Utballa, du biſt frei, ich nehme dich mit mir . . . du kannſt nicht hier bleiben.

Ja, ja! rief ſie freudig, bringe mich zu deiner Mutter, deiner Schweſter! Plötzlich verſtummte ſie, von einem Gedanken erſchreckt, und mit traurigem Tone fuhr ſie fort: Aber dein Weib werden . . . ach! das kann ich nicht . . . wie dürfte ich's wagen, mich an deiner Seite zu zeigen?

Du, die mein Herz erwählt hat, darfſt dich vor der ganzen Welt nicht ſcheuen.

Aber man würde ja nicht mich allein, man würde auch dich zurückſtoßen. Erinnere dich an die Geringſchätzung, mit der man mich in deiner Vaterſtadt behandelt hat, und damals war ich reich . . . . jetzt habe ich nichts mehr, und das Schickſal hat mich gebrandmarkt.

Unſer Glück liegt in uns ſelbſt, antwortete Boris.

Ich würde freilich mein ganzes Glück in deiner Liebe finden . . . aber du . . . kannſt auch du dich ſo beſchränken? wie dürfteſt du wagen, mich in die Geſellſchaft zu führen . . . wie das verwilderte, entlaufene Weib eines Kalmücken zu deinem Weibe machen . . . nein, nein, es iſt unmöglich!

Falſche Scham! ſie darf unſer Glück nicht ſtören, ſagte Boris.

Utballa fuhr zuſammen. Oh, ich würde den Augenblick nicht überleben, der mir das erſte Zeichen einer Sinnesänderung in dir verriethe, ſagte ſie; der mich fühlen ließe, daß ich dich eines beſſeren Schickſals beraubt.

Unmöglich!

So glaubſt du jetzt, und ich bin überzeugt, daß du mir jeden düſteren Gedanken verbergen würdeſt . . . aber ich würde ihn errathen, würde die leiſeſte Erkaltung deines Herzens fühlen . .

Unmöglich! wiederholte Boris . . . Wie kommſt du auf ſolche Gedanken? wie iſt es möglich, daß ſie dich in dieſer Stunde quälen!

Dieſe Gedanken ſteigen nicht zum erſten Male in mir auf . . . Schon oft habe ich mich gefragt, was aus uns würde, wenn es mir gelänge zu entfliehen und dich zu erreichen. Dann zitterte mein Herz in unſäglicher Freude, aber mein Verſtand ſagte mir: Ihr würdet Beide zu Grunde gehen . . . So laß mich denn allein elend verderben.

Nein, Utballa! erwiderte Boris mit größter Entſchiedenheit . . Soll es ſein, ſo iſt's doch beſſer, daß wir vereint zu Grunde gehen, als daß Jedes allein ein unglückliches Daſein hinſchleppt. Sage mir nichts von Hinderniſſen und Ahnungen. Kein Hinderniß darf den Mann zurückhalten, der Stimme ſeines Herzens zu folgen . . . Du wirſt mit mir gehen.

Um dich unglücklich zu machen! . . Nein, Boris, überlaſſe mich meinem Schickſal . . . es wird Erbarmen haben! ſieh meine eingefallenen Wangen, den dunkeln Rand, der meine Augen umgiebt. Kürzlich noch hat mir eine Wahrſagerin prophezeit, daß ich bald ſterben werde . . . alſo laß mich!

Wenn du mich liebteſt, wie ich dich, würdeſt du mir folgen! erwiderte Boris, ließ ſie aus ſeinen Armen los und ſtand auf.

Utballa warf ſich ihm zu Füßen und umklammerte ſeine Kniee.

Was ſagſt du! rief ſie leidenſchaftlich. Nimm mich, ja nimm mich mit dir . . führe mich wohin du willſt und mache mich zu deiner Sklavin, wenn ich nicht werth bin, dein Weib zu werden. Jede Stellung, die du mir giebſt, ſoll mir geſegnet ſein.

Boris hob die Knieende auf, drückte ſie ans Herz, und in ſüßer Trunkenheit vergaßen ſie Zeit und Stunde; endlich rief ſie das Erbleichen der Sterne und der Purpurſchein, der im Oſten aufſtieg, in die Wirklichkeit zurück.

Wir müſſen uns trennen und haben noch nichts über unſere Flucht verabredet, ſagte der junge Mann; willſt du heute Abend wieder hier ſein?

Nur der Tod könnte mich zurückhalten.

Bis dahin lebe wohl . . . wie hell es ſchon iſt; ich fürchte, daß wir geſehen werden.

Unter dieſem Mantel erkennt mich Niemand, und überdies liegt Alles noch berauſcht im tiefſten Schlaf. Lebwohl, lebwohl!

Utballa eilte fort und war bald im Morgennebel den Augen des Geliebten entſchwunden.

Oho, lieber Freund! ſagte Serkow, als Boris zurück kam, ich werde dir bei deiner Mutter kein gutes Zeugniß ausſtellen können. Dies iſt nun ſchon das zweite Mal, daß du die Nacht Gott weiß wo zubringſt. Welche kalmückiſche Schönheit hat dir das Herz geſtohlen?

Unſinn! ſagte Boris; es iſt hier ſo ſchwül, ich konnte nicht ſchlafen und habe mir die Spiele dieſer Wilden angeſehen.

Gut, gut, anſehen magſt du ihre Spiele, aber, bitte, miſche dich nicht hinein. Uebrigens reiſen wir morgen.

Aber nicht in gleicher Richtung.

Wie ſo? wohin willſt du denn?

Direct nach dem Kaukaſus.

Biſt du des Steppenlebens ſchon überdrüſſig? Freilich iſt dergleichen im Märchen viel anmuthiger als in der Wirklichkeit. Aber warum haſt du mir deinen Entſchluß nicht früher mitgetheilt?

Ich habe ihn eben erſt gefaßt; da ich meinen Wagen hier habe, ſteht der Ausführung nichts im Wege . . . im Kaukaſus treffen wir uns wieder.

Ich will dich nicht halten. Daß wir uns trennen ſollen, thut mir leid, aber wir ſehen uns ja bald wieder. Ich reiſe morgen früh von hier ab. Uebrigens hat mir der Fürſt erzählt, daß morgen der ganze Aul von hier aufbricht, um ſich dreißig Werſt weiter niederzulaſſen. Wärſt du nicht begierig, den Zug mit anzuſehen?

Es muß höchſt intereſſant ſein — aber ich glaubte, der alte Fürſt führe mit dir?

Ja, er will mich mit ſeinem ganzen Stamme bekannt machen, der in einem Umkreiſe von ein paar hundert Werſt zerſtreut iſt. Unſere Rundreiſe wird etwa zehn Tage dauern.

Boris konnte ſeine Freude über dieſe für ſein Vorhaben ſo günſtigen Nachrichten kaum verbergen. Er traf ſeine Vorbereitungen, und gegen Abend war Alles eingepackt. Auch Dſchirgal, der ſich zur Reiſe rüſtete, war auf mancherlei Weiſe in Auſpruch genommen, ertheilte Befehle und wählte ſein Gefolge.

Nachdem Alles im Aul zur Ruhe gegangen war, eilte Boris nach dem Orte des Stelldicheins, und gleich darauf erſchien auch Utballa. Nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen ſie, daß Boris am nächſten Morgen allein, das heißt in Begleitung der unvermeidlichen Kalmücken-Escorte, aufbrechen ſollte. Aber im erſten ruſſiſchen Dorfe angekommen, das ſechzig Werſt von hier am Ufer des Fluſſes lag, ſollte er ruſſiſche Fuhrleute nehmen und ſich Nachts an den Rand eines Wäldchens begeben, das ihm Utballa genau beſchrieb. Dort wollte ſie mit ihm zuſammentreffen. Stundenlang wurde dieſer Plan von den Liebenden beſprochen; voll Zuverſicht ſahen ſie in die Zukunft, fühlten ſich glücklich, und die Jahre der Trennung, des Leidens wurden im Licht der Hoffnung vergeſſen. Die Morgendämmerung fand ſie noch am Ufer des Sees.

Als ſie ſich trennen wollten, kam plötzlich eine tiefe Traurigkeit über Utballa. Zitternd ſchmiegte ſie ſich an die Bruſt des Geliebten; ihr Herz ſchlug ungeſtüm, und eine Thräne fiel auf Boris' Hand.

Du weinſt? rief er; was iſt dir, Geliebte . . . was ängſtigt dich noch?

Und daß er, ſtatt freiwillig umzukehren,
Da Chriſtus ihn noch lud mit Bitten ein,
Es jetzt erſt thut, und wenig hat zu Gute,
Da er den Herrn ſieht dräuen mit der Ruthe.

56.

Doch iſt der Tadel auch von Troſt begleitet:
Der Himmel weigert keinem ſeinen Sohn,
Sagt er, und wer im heil'gen Wort arbeitet,
Ob früh, ob ſpät, erhält den gleichen Lohn.
Mit Liebe dann und heil'gem Eifer deutet
Er ihm die Lehren der Religion,
Und langſam gehn ſie ſeiner Zell' entgegen,
Die tiefgewölbt im Felſen iſt gelegen.

57.

Erbaut iſt über dieſer frommen Zelle
Ein kleines Kirchlein, ſchön, bequem und fein;
Vom Oſten her empfängt's die Morgenhelle;
Ein Lorbeer=, Myrthen= und Wachholderhain
Hängt unter ihm hinunter bis zur Welle,
Fruchtbare Palmen miſchen ſich darein,
Bewäſſert ſtets von einem klaren Bache,
Der murmelnd ſich ergießt vom Felſendache.

58.

Faſt vierzig Jahre ſah der Greis entſchweben,
Seit er auf dieſem Felſen eingekehrt,
Den für ein heilig abgeſchiednes Leben
Der Heiland ihm zum Aufenthalt gewährt.
Mit Früchten, wie ſie dort die Bäume geben,
Und klarem Waſſer hat er ſich ernährt,
Und ohne je ein Leiden zu erfahren,
Geſund gelebt, friſch bis zu achtzig Jahren.

Ich weiß nicht! . . . ich fürchte mich . . . mein Glück iſt zu groß.

Es iſt nur der erſte Strahl der Seligkeit, die uns erwartet. Weine nicht, geliebter Engel! Laß wenigſtens dieſe Thränen die letzten ſein, die du vergießeſt. Morgen fängt ein neues Leben für dich an.

Er küßte ihr die Thränen aus den Augen, aber ſein Zureden beruhigte Utballa nicht.

Ich kann mich nicht entſchließen, von dir zu gehen, ſagte ſie ängſtlich; am liebſten möchte ich in dieſem Augenblicke ſterben.

Wie . . . . du erſehnſt den Tod, da wir der Erfüllung unſerer Wünſche ſo nahe ſtehen?

Und doch werden ſie nie erfüllt! ſeufzte Utballa. Fünf, ſechs Tage hier mit dir verleben und an deinem letzten Kuſſe ſterben, das iſt das einzige Glück, auf das ich hoffen ſollte. Jahre der Seligkeit ſind mir nicht beſchieden . . . nein, mir droht Verderben . . . meine Ahnung ſagt mir das eben ſo gewiß, wie ſie mir damals, als du nach Petersburg gingſt, geſagt hat, daß wir uns wiederſehen. Erinnerſt du dich noch, wie ich in deinen Armen lag und weinte? . . .

Boris verſuchte ſie dieſem quälenden Vorgefühl zu entreißen, indem er ihr die Zukunft in den glänzendſten Farben ausmalte, ihr beſchrieb, wie ſie im Kreiſe Derer leben würde, die ſie innig liebten, und ihr von einer Reihe glücklicher Tage erzählte. So gelang es ihm, ſie etwas zu beruhigen.

Auf verſchiedenen Wegen gingen ſie nach der Orga zurück. Als ſich Boris den Zelten näherte, glaubte er einen ſchwarzen Schatten zu ſehen, der ihm in einiger Entfernung folgte. Aber als Boris ſtehen blieb, war die Geſtalt verſchwunden, und der junge Mann redete ſich ein, daß ihn ſeine Phantaſie getäuſcht habe.

Beim Aufgang der Sonne wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und ſofort gerieth Alles in Bewegung. Die Kalmücken ſprangen von ihrem Lager auf, trieben die Heerden zuſammen und ſattelten die Pferde. Die Frauen brachen die Zelte ab und verpackten Hausgeräth und Lebensmittel; die Gellongen machten ſich um die Tempel zu ſchaffen und hüllten die Götzenbilder ein, und Noyon-Dſchirgal ſtieg, nachdem er noch mit ſeinem Bruder und den Aelteſten des Volkes eine kurze Berathung gehalten, in den Wagen des Staatsraths Serkow. Der Kalmücke, der auf dem Bocke ſaß, ließ ſeine lange Peitſche knallen; die Kameele ſetzten ſich in Bewegung, die Führer gingen voran und trugen das Abzeichen der fürſtlichen Würde — die Pike mit dem Fähnchen, das während Noyon's Anweſenheit im Aul an der Thür ſeines Zeltes ſtand — vor dem Gebieter her.

Auch Sneſchin eilte, nachdem er ſeinem Reiſegefährten und dem alten Fürſten Lebewohl geſagt, an ſeinen Wagen. Er begegnete Scharzig, blieb ſtehen und reichte ihm die Hand zum Abſchied. Scharzig berührte ſie nur leicht und ſah Boris dabei mit ſo boshaftem Lächeln ins Geſicht, daß der junge Mann ſich eines gewiſſen Unbehagens nicht erwehren konnte. Aber er war zu ſehr mit ſeinen eignen Angelegenheiten beſchäftigt, um länger darüber nachzudenken, und als er fortfuhr, hatte er die Begegnung bereits vergeſſen.

Am Abend desſelben Tages ließ ſich die Horde am Saume eines kleinen Waldes nieder. Die Zelte wurden in Eile aufgeſchlagen. Die Feuer flammten auf, und vom Tagesmarſch ermüdet ſetzten ſich die Kalmücken an ihren Herd, um ihr wenig leckeres Mahl zu verzehren.

Bald darauf wurde Alles ſtill, und die Feuer erloſchen. Utballa ſchlich vorſichtig, in ihren Mantel gehüllt, aus dem Zelte, ſchlüpfte zwiſchen den Büſchen hin und verſchwand in der Dunkelheit. Sobald ſie die Zelte aus den Augen verloren hatte, beſchleunigte ſie den Schritt. Ranken und Zweige zerriſſen ihre Kleider und ſchlugen ſie ins Geſicht, aber ſie achtete dieſer Hinderniſſe nicht und ging eilig weiter. Schon hörte ſie das Murmeln des Fluſſes, an deſſen Ufer Boris auf ſie warten ſollte . . noch ein paar Schritte, und ihr Ziel war erreicht. Plötzlich drang der Ton bekannter Stimmen an ihr Ohr; ſie erſchrak und warf ſich lauſchend zu Boden.

In einiger Entfernung ſtanden Scharzig und der Batſchigellong in eifrigem Geſpräch am Ufer. Utballa hörte ihren Namen und den ihres Geliebten. Scharzig ſchien in großer Wuth zu ſein; er ballte die Fäuſte und ſtieß Verwünſchungen und Flüche aus. Der Prieſter war ruhiger, ſuchte ihn zu beſänftigen, wenn er die

Stimme zu laut erhob, und warf ſpähende Blicke nach allen Seiten.

Du ſchwörſt alſo, daß du es ſelbſt geſehen und gehört haſt? ſagte Scharzig zu ſeinem Freund und Lehrer.

Ich ſchwöre dir's! antwortete der alte Prieſter. Wenn ich ein unwahres Wort geſagt habe, ſoll Shakia-Muni meinen Körper augenblicklich in Staub verwandeln und in alle Winde ſtreuen, und meine Seele ſoll in den ſcheußlichſten Wurm gebannt werden.

Verfluchte Hexe, die mit ihren Teufelskünſten meinen Bruder dazu gebracht hat, ſie zu heirathen! ſchrie Scharzig. Die den Zorn der Götter auf unſern Aul herabzieht und jetzt Dſchirgal's weiße Haare mit Schmach bedecken will! Aber das ſoll nicht geſchehen. Eher ſtoße ich ihr ſelbſt den Dolch in die Bruſt und ermorde auch ihren Geliebten. Eher mag die Erde euer Blut trinken, ihr Elenden, als daß ihr eure ruchloſen Pläne ausführt! Ich will nicht länger Scharzig heißen, und meine Gebeine ſollen ſchwarz werden, wenn ich nicht eure Pläne und euch ſelbſt vernichte!

Scharzig fuhr noch eine Weile fort, ſeine Mongolenflüche und allerhand entſetzliche Drohungen auszuſtoßen, wobei er mit raſchen Schritten am Ufer hin und her lief.

Endlich ſagte der Batſchigellong: Mit ihr kannſt du machen, was du willſt. So lange ſie lebt, wird ſie zwiſchen dir und deinem Bruder ſtehen, und der Zorn der Götter wird auf uns laſten. Aber den Fremden rühre nicht an . . . Die Ruſſen würden ihn rächen, und dann wehe uns!

Einerlei! ich werde ſie Beide erdolchen.

Nimm dich in Acht! Mein Rath iſt, daß du ihn verſchonſt; das Weib aber, das unſrer Götter ſpottet und den Wurm, in dem vielleicht die Seele eines unſrer Brüder lebt, ohne Scheu mit Füßen tritt, magſt du der Rache des Volkes überantworten. Laß ſie in Stücke zerreißen, oder gieb ſie lebend der Wuth der Wölfe preis.

Darauf ſchwiegen ſie; Utballa war kein Wort des entſetzlichen Geſprächs entgangen. Im Gebüſch verſteckt, auf den Knieen liegend, hatte ſie unbeweglich wie ein Steinbild ihr Todesurtheil vernommen. Kein Seufzer entſtieg ihrer Bruſt, keine Thräne fiel auf ihre Wangen. Sie zitterte, aber nur für Boris . . . und betete für ihn.

Haſt du dich nicht verhört? fing Scharzig nach einer Pauſe wieder an. Iſt dies wirklich der Platz, den ſie beſtimmt hatten?

Warum ſollte ich mich verhört haben? Ich verſtehe das Ruſſiſche ſehr gut, und ſie haben wohl zehn Mal wiederholt: am Fluſſe, wo der große hohle Baum ſteht. Hier iſt der hohle Baum — der einzige, den es ringsumher giebt.

Es iſt ſpät, und ſie kommen nicht! Sie hat vielleicht in ihrer ruchloſen Seele etwas geahnt . . . . aber er, was mag ihn zurückhalten?

Er kommt wohl noch . . . oder wenn heute nicht, doch morgen. Wer weiß, was ihn hindert.

Nun, mag er heute kommen oder morgen, ihn will ich wieder fort laſſen. Sie aber, die Verfluchte, ſoll mir nicht entrinnen! Sie hat ſich gegen uns vergangen und ſoll durch uns geſtraft werden.

Die Beiden gingen ſchweigend eine Weile am Ufer hin und her; dann begann das Geſpräch aufs Neue, aber Utballa konnte nur noch abgeriſſene Sätze verſtehen, wenn ſie in ihre Nähe kamen.

Höre meinen Rath, ſagte der Prieſter; wenn er kommt, muß man ihn gaſtfreundlich aufnehmen und ihm den freien Verkehr mit Utballa geſtatten, ſo daß ſich alle Welt von ihrem Einverſtändniß überzeugt. Das Volk hat eine Abneigung gegen dieſe Frau, deren Mutter einem andern Uluß *) entſtammt. Niemand wird Einſpruch erheben, wenn wir ſie nach altem Brauch in der Steppe ausſetzen, und dann magſt du . . .

Ja, ja! fiel Scharzig ungeduldig ein, wenn er nur erſt da wäre! Ich will mich in mein Zelt zurückziehen, will ſie einen Tag, zwei Tage, drei Tage, eine ganze Woche beiſammen laſſen. Niemand ſoll ſie ſtören; aber bewachen wird man ſie, und ehe ich dieſe Tochter der Hölle entfliehen laſſe, bringe ich ſie Beide um.

Wir müſſen vorſichtig zu Werke gehen... Spuren dürfen nicht gefunden werden.

---

*) Uluß iſt der Stamm, Aul oder Choton die einzelne Niederlaſſung der Kalmücken.

A. d. Ueb.

Ja, wir laſſen den Aul aufbrechen; ich bleibe mit dir zurück, und wir graben ſie an dieſer Stelle lebendig ein.

Utballa fühlte ſich in kaltem Schweiß gebadet; ihre Glieder bebten wie im Fieber, und ſie ſank zu Boden.

Die ganze Nacht wanderten Scharzig und der Prieſter, wie hungrige Wölfe, die Beute wittern, am Ufer hin und her. Zuweilen ſetzten ſie ſich im Graſe nieder, aber ſchon im nächſten Augenblick ſtanden ſie wieder auf. Endlich warfen ſie einen letzten prüfenden Blick umher, und als ſie noch immer Niemand ſahen, pfiffen ſie und wendeten ſich wieder den Zelten zu. Auf ihren Pfiff kamen zwei Kalmücken, die vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet waren, aus dem Dickicht hervor.

Als bei Tagesanbruch ein Diener Dſchirgal's an den Fluß ging, um Waſſer zu ſchöpfen, fand er die halb ohnmächtige Fürſtin und trug ſie in ihr Zelt. Zum Bewußtſein zurückgekehrt, ſetzte ſich Utballa nieder und ſtützte den Kopf, von dem die Haare in Unordnung über ihre Schultern fielen, in die Hand. Ihre Frauen flüſterten unter einander und bemerkten mit Erſtaunen, daß ſie fremdartige Kleidung trug.

Plötzlich hörte man im Aul den Hufſchlag von Pferden, Hundegebell und verworrenes Geſchrei. Utballa achtete nicht darauf.

Der Ruſſe iſt wieder angekommen, ſagte eine der Frauen, die an die Thür getreten war.

Bei dieſen Worten blickte die Fürſtin auf.

Welcher Ruſſe? fragte ſie.

Der junge, der allein abgereiſ't war.

Sie hatten Recht; Boris war in Begleitung der Kalmücken, die ihn escortirt hatten, zurückgekehrt. Er begab ſich zu Scharzig und meldete ihm, daß in einer Entfernung von etwa fünfzehn Werſt ſein Wagen umgeſtürzt und zerbrochen war; daß er ſich in Folge deſſen genöthigt geſehen, die Nacht in der Steppe zuzubringen, und daß er, da ſich im weiten Umkreiſe kein Dorf befinden ſolle, auf den Rath ſeiner Begleiter mit ihnen umgekehrt ſei. Er bat den Fürſten, einige Leute in die Steppe zu ſchicken, um ſeinen Wagen zu holen und repariren zu laſſen. Der Hauptgrund ſeiner Rückkehr war natürlich, Utballa zu beruhigen und einen neuen Fluchtplan zu verabreden.

Der mißtrauiſche Scharzig befragte die Männer, welche das Geleit des jungen Ruſſen gebildet hatten, und nachdem er ſich überzeugt, daß ihm Boris die Wahrheit geſagt, verſprach er, ſeine Wünſche zu erfüllen.

Utballa hörte die Nachricht mit bitterem Lächeln, ſchickte ihre Frauen hinaus und fing an ihr Zelt mit haſtigen Schritten zu durchmeſſen. Eine wilde Verzweiflung leuchtete aus ihren Augen. Zuweilen ſtand ſie ſtill und drückte erblaſſend die Hände an die Stirn; dann ging ſie wieder in fieberhafter Unruhe im Zelte hin und her. Ihr ganzes Weſen war der Ausdruck eines heftigen innern Kampfes — eines Kampfes zwiſchen Leben und Tod — eines Kampfes zwiſchen der Seele, die ſich zu ewiger Glückſeligkeit zu erheben, und dem Körper, der in den irdiſchen Banden zu bleiben verlangt.

Was war es, das die Seele dieſer Frau bewegte? welche Leidenſchaften zerriſſen ihr Herz? welche Gedanken marterten ihren Sinn? was war es, das in ihr rang und kämpfte?

Sie ſtand an einem Scheidewege und mußte über ihr Schickſal beſtimmen, das heißt, ſie mußte entweder dem Geliebten auf immer entſagen — dann konnte ſie ihr elendes Daſein erhalten. Oder ſie mußte, um ihn wiederzuſehen und einige Augenblicke des Glücks zu genießen, ihr Leben opfern. Alle Wünſche und Erwartungen, welche die Bildung in den Frauen erweckt, alle idealen Vorſtellungen eines Glückes, wie es noch Niemand auf Erden genoſſen, alle trügeriſchen Hoffnungen eines jungen, unentweihten Herzens waren beim Erſcheinen des Geliebten in Utballa erwacht. Ringsumher dehnte ſich die Steppe, und die Dolche ihrer wilden Bewohner hielten die Unglückliche in dieſem Kerker feſt. Niemals ſollte ſie ſich wieder am Licht einer geiſtigen Exiſtenz erfreuen — an jenem ſchönen Lichte, deſſen ſich die Menſchen außerhalb des Kerkers erfreuen, in deſſen Strahlen auch ihr Leben, unter dem Schutze der Liebe, ſo herrlich zu blühen vermöchte. Was ſollte ſie thun? . . . Dies Alles aufgeben für ihre Sicherheit — ſich in ihrem Zelte einſchließen — Boris mittheilen, daß ſie ihren Entſchluß geändert habe — ihn beſchwören, daß er ſie verlaſſe, und dann feſt bei dieſem Vorſatz bleiben! . . Wenn ſie dagegen Boris das Gefährliche ihrer Lage entdeckte, rief ſie ihn zu einem nutzloſen Kampfe auf. Sicherlich würde er den Verſuch machen, ſie gewaltſam den Händen ihrer Feinde zu entreißen, und was vermochte er gegen eine durch Scharzig und die Gellongen fanatiſirte Volksmenge? Sie kannte Scharzig's thieriſche Grauſamkeit, wußte, daß ſie ihm und den Prieſtern wegen ihres Einfluſſes auf Noyon-Dſchirgal, wegen ihrer Nichtachtung der kalmückiſchen Götter und wegen ihres Widerſtrebens gegen eine Prieſterherrſchaft, die das abergläubiſche Volk einſchüchterte und beraubte, tief verhaßt war. Blieb ſie aber feſt in dem Entſchluſſe, Boris abzuweiſen, ließ ſie ſich durch ſein Bitten und Flehen nicht erweichen, ſo konnte ſie die blutigen Abſichten Scharzig's noch vereiteln, konnte nach Boris' Abreiſe ruhig leben, vielleicht ein hohes Alter erreichen und endlich ihr farbloſes Daſein mit einem ſanften Tode beſchließen. Der Trieb der Selbſterhaltung und das Gefühl ihrer weiblichen Schwäche riethen ihr, dieſen langen, dunkeln Weg zu wählen. Der andre dagegen war kurz und hell; jeder Schritt auf demſelben führte zu neuer Seligkeit und verwirklichte die Wünſche, die ſo viele Jahre das Leben ihrer Seele geweſen waren. Folgte ſie der Neigung ihres Herzens, ſo konnte ſie in wenigen Tagen alle Freuden genießen, die dem Menſchen als Erſatz für ſeine Leiden und Entbehrungen gegeben ſind — konnte ſich mit ihrem ganzen Sinn und Weſen dem Manne hingeben, den ſie liebte, wie nur wenige

59.

Der heil'ge Greis bringt Früchte von dem Strande,
Und macht ein Feuer an im Felſenhaus,
Und als getrocknet Locken und Gewande,
Erquickt er Rüd'gern mit dem ſchlichten Schmaus;
Dann legt er ihm gemächlich zum Verſtande
Die tiefen Lehren unſres Glaubens aus,
Und tauft den Jüngling mit geweihter Welle
Am andern Tag aus jener klaren Quelle.

60.

So gut's an ſolchem Orte will gelingen,
Lebt Rüd'ger froh, da ihn der Gottesmann
Verſpricht in kurzer Zeit dahin zu bringen,
Von wo er nimmermehr entfliehen kann.
Inzwiſchen redet er von manchen Dingen
Mit ihm, von Gottes Reiche dann und wann,
Von ſeinen eignen Angelegenheiten,
Von ſeinen Enkeln in den künft'gen Zeiten.

61.

Der Alles ſieht und hat von Allem Kunde,
Weiſſagt' es ſeinem heil'gen Knecht vorher,
Es werde Rüdiger von dieſer Stunde
Noch ſieben Jahre leben, und nicht mehr,
Da er um Pinabellens Todeswunde,
Ihm zugeſchrieben durch ein Ungefähr,
Und Bertolazens Ende durch die Krallen
Der gottverfluchten Maynzer werde fallen.

62.

So heimlich werden ſie den Frevel wagen,
Daß Niemand etwas wiſſe von dem Mord.
Die Buben werden meuchlings ihn erſchlagen,
Und ihn begraben an demſelben Ort.

feurige Seelen zu lieben vermögen, und konnte ſo in wenige Stunden ein ganzes Leben zuſammenfaſſen.

Alles dies verhieß ihr der kurze Weg, den die Sterne des Glücks und der Liebe erhellten, an deſſen Ende aber das Grab mit allen Schrecken eines ſchmachvollen, gewaltſamen Todes vor ihr lag. Nicht nur die Phantaſie des Weibes, auch die des unerſchrockenſten Helden hätte ſich vor der Todesart entſetzt, die ſie ſich jetzt in allen Einzelnheiten ausmalte. Wenn es ihr vergönnt geweſen wäre, nach einigen glücklichen Tagen aus Boris' Hand den Tod zu empfangen, wie gern, wie freudig hätte ſie die Augenblicke der Seligkeit ſich und dem Geliebten mit ihrem Herzblut, mit allen künftigen Jahren ihres Lebens erkaufen mögen! Aber von Ungeheuern in Menſchengeſtalt mißhandelt, geſchmäht, zerriſſen zu werden, mit brechenden Augen ihre wilden, boshaften Geſichter zu ſehen, nichts zu hören als Flüche, Worte der Rache und Wuth — gewiß! nicht eine Tochter Europa's hätte ſich dazu entſchloſſen, und ſelbſt Utballa ſchwankte bei der Vorſtellung eines ſolchen Todes. Nur die Energie des mongoliſchen Blutes war im Stande, ſie aufrecht zu erhalten auf dem qualvollen Wege zu dem Opferherd, auf den ſie freiwillig das Haupt legte. Dies Blut floß ihr heiß durch die Adern und brach durch alle Dämme und Mauern, welche die Erziehung dagegen aufgerichtet hatte. Utballa überwand jede Furcht und zählte ſich endlich mit einer Art von wilder Freude die Einzelnheiten ihres Unterganges auf — wie man das Gold zählt, mit dem ein unerwartetes, unſchätzbares Glück bezahlt werden ſoll.

Die Würfel fielen! Nach langem Kampfe kniete Utballa an ihrem Lager nieder, drückte das brennende Geſicht in die Kiſſen und blieb eine Weile unbeweglich liegen. Als ſie ſich wieder erhob, war der Aufruhr ihrer Leidenſchaften vorüber; ihre Züge verriethen einen feſten Entſchluß, ja ſogar eine gewiſſe Freudigkeit; ſie hatte ſich gelobt, Boris die drohende Gefahr zu verbergen, ihm nicht mit einer Thräne, nicht mit einem Seufzer zu verrathen, wie theuer ſie ihr kurzes Glück bezahlen mußte.

Sie befahl nun, neben ihrem Zelte, das von den andern abgetrennt am Rande des Dickichts lag, ein Zelt für den jungen Fremden aufzuſchlagen, und ließ es durch ihre Frauen mit den beſten Stühlen und Tiſchen, den koſtbarſten Teppichen und Geweben ausſchmücken.

Boris erkannte auf den erſten Blick, welcher zarten Aufmerkſamkeit, welchem gebildeten Geſchmack und welchen ſorgſamen Händen er dieſe beinahe europäiſche Einrichtung verdankte. Utballa ließ ihn zum Mittageſſen einladen, er eilte zu ihr und fand ſie allein mit ihren Frauen; Scharzig hatte ſich unter dem Vorwande, daß ihn wichtige Geſchäfte auf ein paar Tage fortrieſen, bei dem Gaſte entſchuldigen laſſen.

Utballa's Antlitz zeigte keine Spur von dem überſtandenen Kampfe. Sie begrüßte Boris mit ſanftem Lächeln, ließ ſich ſcheinbar ruhig von dem Unfall erzählen, der ihre Pläne für eine Weile vereitelt hatte, und blieb nach dem Eſſen mit ihm allein. Nun fragte ſie ihn, wie lange er im Aul zu bleiben gedächte. Er mußte entweder ſeinen Wagen ins nächſte Dorf ſchicken, oder einen Schmied von dort kommen laſſen, und entſchloß ſich zu Letzterem. Auch ſo konnte ſich ſeine Abreiſe um fünf bis ſechs Tage verzögern.

Sechs Tage alſo werde ich bei dir ſein! ſagte Utballa, und wir werden uns keinen Augenblick trennen. O, dieſe ſechs Tage wenigſtens werde ich glücklich ſein!... und du, Boris . . . biſt du es auch?

Kannſt du noch fragen! rief der junge Mann. Weißt du nicht, wie ich dich liebe? Für einen Kuß von dir gäbe ich meine Freiheit, mein Leben hin.

Utballa unterbrach dieſe leidenſchaftlichen Betheuerungen, mit denen die Männer ſo verſchwenderiſch ſind; ſie fiel ihm um den Hals, umſchlang ihn mit beiden Armen und drückte ihn feſt an die Bruſt; er küßte ihre ſchöne Stirn, und ſo brachten ſie eine Weile unter dem ſüßeſten Austauſch liebender Seelen zu.

Ich fürchte, daß wir uns nicht zu oft ſehen dürfen, ſagte Boris endlich; wir könnten Verdacht erwecken.

Verdacht! wiederholte Utballa und ſchüttelte traurig den Kopf. Welchen Verdacht? Was kümmert es mich? Mein Loos iſt entſchieden.

Aber Scharzig, der böſe Wolf?

Laß uns nicht an ihn denken! fiel Utballa haſtig ein; ich erfreue mich hier vollkommener Freiheit und thue was mir gefällt . . . er ſoll uns nicht hindern. Sie ſchwieg einen Augenblick, und leiſer, um ſich nicht durch das Beben ihrer Stimme zu verrathen, fügte ſie hinzu: Scharzig wagt nicht, ſich in meine Angelegenheiten zu miſchen, und überdies iſt er verreiſ't.

Aber deine Dienerſchaft . . . das Volk?

Sei ruhig, ich ſtehe zu hoch und habe nichts von ihrer Bosheit zu fürchten. Die Gemahlin des Cäſar darf Niemand verdächtigen . . . Siehſt du, Geliebter, fügte ſie mit anmuthigem Lächeln hinzu, ich habe die römiſche Geſchichte noch nicht vergeſſen. Uebrigens bin ich dieſer Leute gewiß; Niemand unter ihnen würde ſich mir feindlich beweiſen . . . ſo laß denn alle Beſorgniß ſchwinden, theurer Freund; wie ſollte ich nicht wiſſen, was eine Kalmückenfürſtin von ihrem Volke zu erwarten hat! Vergiß die Außenwelt, trübe dieſe Tage durch keine Befürchtung; denke dir, daß wir unſer geſtriges Vorhaben ausgeführt, daß wir weit von der Steppe, weit von ihren wilden Bewohnern, weit von Allem entfernt wären, was uns getrennt hat. Denke dir, ich wäre dein Weib . . . dein bis zum Tode.

Die letzten Worte ſprach ſie mit eigenthümlicher Betonung und warf ſich aufs Neue an die Bruſt des Geliebten.

Boris, dem die Sitten und der Charakter der Kalmücken fremd waren, glaubte Utballa's Worten; er ſah ſie heiter, zuverſichtlich, und dieſe äußere Ruhe täuſchte ihn. Er redete ſich ein, daß ſie in der Ausſicht, die

Steppe bald auf immer zu verlaſſen, ſich nicht mehr um die Meinung ihres Stammes kümmere, und da ihm ſelbſt das ruhige, einfache Volk nicht die mindeſte Beſorgniß einflößte, wurde er nach und nach ſo ſicher, daß er die boshaft neugierigen Blicke, mit denen ihn die kleinen Kalmückenaugen verfolgten, gar nicht beachtete.

Boris und Utballa waren unzertrennlich. Die Einſamkeit ihres Zeltes umſchloß für ſie die Welt; ſie waren gleichſam von einer Liebesatmoſphäre umhüllt, ſo daß nichts für ſie vorhanden ſchien, als ſie ſelbſt. Die Zeit flog raſch dahin im Austauſch ihrer Empfindungen und in langen traulichen Geſprächen. Zuweilen ſchilderte Boris der Geliebten die Pracht der Hauptſtadt, ihre Paläſte, ihre Gärten, ihre Kunſtſchätze. Oder er führte ſie im Geiſte auf das Schlachtfeld und ſchilderte ihr das Lagerleben, deſſen Gemiſch von Luxus und Entbehrungen der Kalmückenfürſtin ſo genau bekannt war. Oder er ſprach von berühmten Schriftſtellern und theilte ihr Bruchſtücke von Gedichten mit, die ſie in tiefer Bewegung anhörte. Häufig fragte ſie ihn nach ſeinen eignen Erlebniſſen. Sie wollte Alles kennen, was ihm die Vergangenheit gegeben; wollte wiſſen, was er gedacht und empfunden und welche Zukunftspläne er vor ihrem Wiederfinden gehabt hatte. Sie dagegen konnte ihm nur von ihren Leiden erzählen; Ereigniſſe hatte ihr armes Leben nicht aufzuweiſen.

Wenn die Hitze des Tages vorüber war, gingen die Liebenden ins Freie, ſetzten ſich im Schatten der

Bäume nieder und genoſſen unter dem wolkenloſen Himmel den Zauber der Abende des Südens. Die milde Luft war vom duftigen Hauch der Pflanzen erfüllt, die Stimmen der Menſchen verſtummten, die Heerden lagen in tiefer Ruhe, und das Murmeln des Fluſſes oder das Zirpen der Grille waren die einzigen, geiſterhaften Stimmen der Einſamkeit. In Gras und Buſchwerk zündeten Tauſende von Leuchtkäfern ihre bläulichen Lichter an; die Erde ſchien mit Sternen überſäet zu ſein, und obwohl kein einziges Wölkchen den Himmel ſtreifte, zuckte ununterbrochenes Wetterleuchten am Horizonte auf und warf einen magiſchen Schein über die weite Fläche.

Zuweilen wandelten Boris und Utballa zwiſchen blühenden Geſträuchen am Fluſſe entlang. Hin und wieder blieben ſie ſchweigend ſtehen und blickten in die dunkle Ferne hinaus; aber immer waren ſie ganz von einander erfüllt und verſenkten ſich in das Gefühl, mit dem geliebteſten Weſen vereinigt zu ſein.

Das Schickſal jedoch, das wie ein mitleidsloſer Gläubiger vor ihnen ſtand, hatte ihnen nur wenige Tage Friſt gegeben, und das Ende derſelben kam heran. Die Liebenden leerten den Kelch ihres Glückes bis zum letzten Tropfen, und Utballa gewann es über ſich, jede Erinnerung an das Schreckliche, das ihr bevorſtand, in ſich einzuſchläfern. Nur wenn ſie den hohlen Baum am Ufer des Fluſſes, oder den rothen Rock des Batſchigellong erblickte, wurde ſie bleich und wendete ihr Geſicht von

Boris ab, wie ein Kind die Augen ſchließt und ſich einbildet, nun nicht geſehen zu werden.

Die Trennungsſtunde nahte, und Utballa hatte nun noch die Aufgabe, den Geliebten zu einem Aufſchub ihrer Flucht zu bereden. Sie wußte, daß Boris außer Stande war, ihr Loos zu wenden, und daß jeder Verſuch, ſie zu retten, auch ihm das Leben koſten würde. Beſtimmte ſie nun den Moment der Flucht gleich nach ſeiner Abreiſe, ſo brachte ſie ihn unnützer Weiſe in Gefahr, und wenn es ihm auch gelang, ſich derſelben zu entziehen, mußte doch die Nachricht ihres unglücklichen Geſchicks ſeine Seele auf Jahre hinaus bedrücken.

Weder mein Leben noch mein Tod ſoll die Heiterkeit ſeiner Tage trüben, ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Wenn er mein Ende erfährt, wird die Zeit die erſte Glut der Leidenſchaft abgekühlt haben, ſo daß er die traurige Kunde leichter ertragen und überwinden kann.

Aus dieſen Gründen blieb Utballa dabei, daß ſie die Flucht unmöglich gleich nach ſeiner Abreiſe wagen dürfe. Sie wußte ihm tauſend Hinderniſſe, Schwierigkeiten und Gefahren vorzuſtellen und brachte ihn durch Bitten und Liebkoſungen dahin, daß er in Alles willigte. Sie redete ihm zu, allein nach dem Kaukaſus zu reiſen und dort einen Brief von ihr zu erwarten, in dem ſie ihm Ort und Zeit ihres Zuſammentreffens beſtimmen würde. Nach langem Sträuben gab Boris nach. Utballa verlangte, daß ſie zwei bis drei Monate getrennt blieben; er wollte das Wiederſehen beſchleunigen, aber ſie ſchob es ſo weit als möglich hinaus, vermied ſo viel ſie konnte, über die Zukunft zu ſprechen, und ſuchte jede Stunde der Gegenwart auszukoſten.

So ſchwanden die Tage wie ſonnige Augenblicke dahin, und die Abſchiedsſtunde kam heran.

Alles war zu Boris' Abreiſe fertig; der grauſame Scharzig kehrte zurück, und da er fürchten mochte, daß Dſchirgal's Anweſenheit die Ausführung ſeiner böſen Abſichten hindern könnte, trieb er ſeinen Gaſt zum Aufbruch, indem er ihm ſagen ließ, daß der Aul am folgenden Morgen weiterziehen ſolle. Boris verſtand den Wink; er begab ſich zu dem Fürſten, dankte ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft und bat ſich für den nächſten Morgen Pferde oder Kameele aus.

Die Sonne ging unter. Zum letzten Male wandelte Boris mit der Geliebten dem Wäldchen zu. Trotz ſeiner frohen Erwartungen fühlte er ſich bedrückt; eine unüberwindliche Angſt ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen. Die Abendluft erſchien ihm ſchwül, und die Waldesſchatten vermochten nicht wie ſonſt ihm Ruhe zu geben. Die arme Utballa aber war von wildem Schmerz zerriſſen; das Geſpenſt des Todes, von dem ſie nur noch wenige Stunden trennten, ſtand ihr in ſeiner ganzen Entſetzlichkeit vor Augen. Umſonſt gab ſie ſich Mühe, dasſelbe zurückzuweiſen und ihre aufgeregte Phantaſie anderen Bildern zuzuwenden; in jedem Hauch der Luft wehte ſie Grabeskälte an; oft war es ihr, als fühle ſie den Stahl im Herzen, und ihr Blut erſtarrte in den Adern, während ihr Kopf und ihre Hände glühten, ihre Wangen in flammender Röthe brannten und ihre Augen leuchteten, wie die Flamme der Lampe, die vor dem Erlöſchen noch einmal auflodert. Mit zitternden Gliedern folgte ſie dem Geliebten, wohin er ſie zog. Beide fühlten ſich wie erdrückt von der Laſt ihrer Gedanken, und aus Furcht, ihren Schmerz durch das Ausſprechen desſelben zu erhöhen, verharrten ſie in tiefem Schweigen.

Sie kamen an einem blühenden Geſträuch vorüber; gedankenlos ſtreckte Boris die Hand aus und pflückte einige der Blüten. In demſelben Augenblicke flog eine Waldtaube aus dem Dickicht auf, ſchwang ſich in die Höhe, blieb einen Augenblick über den Liebenden ſchweben und ſchoß dann, einen Schrei ausſtoßend, ins Weite. Utballa fuhr zuſammen, und dem Zuge ihrer Gedanken folgend ſagte ſie, indem ſie die Hand des Geliebten ans Herz drückte: Weißt du, daß nach dem Glauben unſeres Volkes reine Seelen nach dem Tode in Vögel übergehen und durch die Lüfte fliegen, während die Seelen der Böſen, in ſchwerfällige Thiergeſtalten gebannt, an die Erde gefeſſelt ſind? Vielleicht werden meiner Seele eines Tages Vogelſchwingen zu Theil. Mit welcher Freude will ich dann nordwärts fliegen, mein Neſt auf deinem Dache bauen und mich von den Broſamen deines Tiſches nähren. Die Luft, die du athmeſt, werde ich mit Glück und Liebe zu erfüllen ſuchen; wenn ich dich traurig ſehe, ſoll dich mein Geſang erheitern, und Nachts werde ich vor deinen Fenſtern raſten und dir ſüße Träume ſenden.

Drum werde ſpät die Rache ſie erjagen
Der Schweſter und des Weibs, das fort und fort
Mit ſchwangrem Leibe durch die weite Erde
Voll Treue den Verlornen ſuchen werde.

63.

Am Fuß der Hügel, von der Etſch umſchloſſen
Und Brenta, wo die Schwefeladern ziehn,
Wo klare Flüſſe rollen, ſanft ergoſſen,
An heitern Saaten, holden Wieſen hin,
Wo einſt Antenor *) ſolche Luſt genoſſen,
Daß Ida, Xanthus ihm vergeßbar ſchien,
Beim phrygiſchen Ateſte **), zwiſchen Bäumen
Gebiert ſie, wie der Alte ſah in Träumen.

64.

Es iſt ein Sohn, an Schönheit wie an Muthe
Hochwachſend und dem Vater nachgenannt,
Und bald als Sprößling aus trojan'ſchem Blute,
Als Herr von jenen Trojern anerkannt;
Dem Kaiſer Karl wird er, als ſtrenge Ruthe,
Beiſtehen wider das Lombardenland,
Und jenen ſchönen Gau nach blut'gen Tagen
Als Markgrafſchaft von ihm zu Lehen tragen.

65.

Weil Karl ihm wird lateiniſch ſagen: Este
Hic domini, wenn er ihn wird beleihn,
So wird daraus der Name werden Eſte,
Und ſegensreich dem ſchönen Orte ſein;
Und alſo büßt der alte Nam' Ateſte
Den Klang der erſten beiden Zeichen ein.
Auch hat Gott ſeinem Knecht vorausverkündet,
Wie Rüd'ger einſt noch ſchwere Rache findet.

---

*) Erbauer von Padua.

**) Schloß im Gebiete von Padua, der alte Name von Eſte.

mein Herz mit den bängſten Ahnungen. Nein, ich verlaſſe dich nicht . . . Du gehſt augenblicklich mit mir. Mag dein Gatte, mag ſein Bruder, ſein ganzes Volk erfahren, daß mich Keiner von ihnen ſchreckt. Auf meinen Armen trage ich mein Kleinod fort und durchbreche ihre Reihen . . .

Utballa erſchrak; Boris' Ungeſtüm gab ihr die Faſſung wieder. Schon ſah ſie Scharzig's Dolch auf die Bruſt des Geliebten gezückt, und in ihren Ohren klangen die Worte wieder: Ich erſteche ſie Beide! Um ihn zu retten, nahm ſie alle ihre Kraft zuſammen, drängte die Angſt ihres Herzens zurück und zwang ſich ſogar, von der Zukunft zu ſprechen.

Die ſpäte Stunde trieb ſie endlich ins Zelt zurück. An der Thüre blieb Utballa ſtehen und warf einen Abſchiedsblick zu den Sternen empor. Sie leuchteten in ewiger Schönheit zu ihr nieder, und ihr war, als hätten ſie ihren Blick mit freundlichem Winken erwidert, einem Winken, das ſie hinauf rief in die Wohnungen des Friedens.

Müde vom Gehen und von innerer Unruhe warf ſich Boris auf die Kiſſen des Ruhebetts. Utballa ſetzte ſich zu ihm; er faßte ihre Hand, ſuchte ihr und ſich ſelbſt die trüben Gedanken auszureden, überhäufte ſie mit Liebkoſungen, und Utballa hörte ihm zu — ſie lächelte ſogar; aber es war das Lächeln einer Statue — kalt und ſtarr wie Marmor. Ihre ins Leere ſchauenden Augen waren trocken, aber ihr Ausdruck verrieth, daß ihnen

Thränen eine Wohlthat geweſen wären. Gewaltſam hatte ſie die erleichternden Tropfen zurückgedrängt, nun floſſen ſie mit dem Blute durch ihre Adern, und ihr bittrer Strom vergiftete ihren ganzen Körper, der trotz der Schwüle im Zelte mehr und mehr erſtarrte. Aber auch nicht der leiſeſte Seufzer verrieth den qualvollen Zuſtand der Unglücklichen, bis Boris die eherne Rinde, mit welcher ſie ihren Schmerz zu überdecken ſuchte, durch ſeine Liebesworte hinwegſchmolz. Zum hundertſten Male ſchilderte er ihr mit aller Beredſamkeit der Leidenſchaft das Glück, das ihrer nach der kurzen Trennung harrte, und vor dem Bilde dieſer hellen Tage, die ſie mit dem Grabesdunkel vertauſchen ſollte, brach Utballa's Kraft zuſammen. Aufſchluchzend lehnte ſie ſich an die Schulter des Geliebten und zerfloß in Thränen. Es war, als wollte ſie den lange zurückgedämmten Strom auf einmal ausweinen. Aber als ſie ihr Geſicht erhob, fühlte ſie ſich erleichtert.

Quäle dich nicht um meine Traurigkeit, ſagte ſie mit ſchwermüthigem Lächeln. Ich bin wie ein Kind, das ohne Urſache weint. Es iſt ſpät, geliebter Freund, und morgen mußt du eine weite Reiſe antreten . . . ſchlaf ein, ſchlafe hier an meinem Herzen, ich werde deinen Schlummer bewachen.

Mit dieſen Worten zog ſie den Kopf des Geliebten an die Bruſt, beugte ſich über ihn und küßte ihn, die Locken zurückſtreichend, auf die Stirn. Das ſchwarze Haar wallte ihr jetzt frei um die Schultern, fiel über das blonde Haupt des jungen Mannes und umhüllet ihn wie ein Trauerſchleier.

Sie ſchwiegen, — Utballa, die beſtändig fürchtete, ihr gefährliches Geheimniß zu verrathen, that als ob ſie eingeſchlafen wäre; Boris aber ſchlief bald in Wirklichkeit und träumte vielleicht, daß er mit ſeiner jungen Frau in Petersburg ankäme. Sobald ſie an ſeinem regelmäßigen Athem hörte, daß er ſchlummerte, richtete ſie ſich auf und ſah ihn an, als wollte ſie ſein Bild mit unauslöſchlichen Zügen in ihre Seele graben. Die auf dem Tiſche brennende Kerze verbreitete ein ſchwaches, gelbliches Licht, das der ſtummen Scene ein Grabescolorit verlieh und Utballa's Bläſſe noch erhöhte. Während ſie ſo unbeweglich daſaß, hätte man ſie für die verſteinerte Niobe halten können, die ihren letzten Sohn in die Arme preßt. Nur der Ausdruck innigſter Zärtlichkeit und ein kindlicher Zug in ihrem blaſſen Geſichte ließen ein lebendes Weib in der Blüte der Jahre in ihr erkennen.

Sie blieb lange ſo ſitzen. Ihre Lippen bewegten ſich in unhörbarem Flüſtern. Bald erhob ſie den Blick zum Himmel, bald ſenkte ſie ihn wieder auf den Geliebten, auf den ſie allen Segen herabflehte. Nur als ihre Augen ſich mit Thränen füllten, wendete ſie ſich raſch zur Seite, damit kein heißer Tropfen auf die Stirn des Schlafenden fiel und ihn erweckte.

Rings um das Zelt herrſchte eine tiefe Stille, die endlich auch auf Utballa wirkte. Der Schmerz der Dulderin wurde von der Schwäche des Körpers überwunden;

ihre Augenlider wurden ſchwer, ihr Kopf ſank in die Kiſſen, und ein wohlthätiger Schlaf wiegte ſie in Selbſtvergeſſenheit.

Die nächtlichen Stunden zogen vorüber; bald erſchien ein goldner Streifen im Oſten, und Alles begann zu erwachen. Die vom Thau erfriſchten Blumen öffneten ihre bunten Kelche; die Vögel flatterten fröhlich aus ihren Neſtern auf; aus den Zelten ſchwärmten die Kinder wie Bienen ins Freie; im ganzen Aul wurden Stimmen laut, nur in der Wohnung der Fürſtin war es noch ſtill. Das heitre Morgenlicht drang kaum in das Innere ihres Zeltes, wo ſich über der verlöſchenden Kerze ein dünnes Rauchwölkchen kräuſelte. Die ſchlafende Utballa hielt noch immer den ſchlummernden Geliebten in den Armen.

Plötzlich ſchmetterten die Trompeten der Gellongen, die das Volk zum Morgengebete riefen. Utballa fuhr in die Höhe — ſah das Tageslicht, und der Gedanke an das, was es ihr brachte, fiel ihr wie ein Donnerſchlag ins Herz.

Mit einem verzweiflungsvollen Aufſchrei preßte ſie Boris in die Arme, und lange konnte ſie auf ſeine Fragen keine Antwort geben. Sie zitterte wie der Vogel, der vom Todesblei getroffen aus den Wolken auf die Erde niederſtürzt.

Wenige Minuten ſpäter ließ ſich Pferdegetrappel und Räderknarren hören. Boris ſprang auf und blickte zur Thür hinaus. Sein Wagen ſtand zur Abfahrt bereit, und ſeine Führer erwarteten ihn.

So ſollen wir denn wirklich ſcheiden? ſagte er und reichte Utballa zärtlich die Hand. Leb wohl, meine einzig Geliebte! Um unſerer Liebe willen überlaſſe dich nicht deinem grundloſen Schmerz. Zeit und Ort unſerer Vereinigung ſind beſtimmt; bald ſehen wir uns wieder und werden glücklich ſein.

Utballa erhob ſich.

Noch ein Wort, Boris! antwortete ſie mit feſter Stimme; ſetze dich hierher, ich bitte dich.

Dabei deutete ſie auf einen Schemel; er folgte ihrem Blick; ſie kniete vor ihm nieder, öffnete ſeine Weſte, löſ'te das Kreuz, das er auf der Bruſt trug, und ſagte:

Segne mich!

Wie kommſt du darauf? rief er beſtürzt. Du nimmſt Abſchied von mir, als ob wir uns auf ewig trennten.

O nein, wir ſehen uns wieder . . . an einem ſichern Orte! aber wenn nicht zur Trennung, ſo ſegne mich zur Freude des Wiederſehens . . . Bitte, bitte, ſegne mich!

Boris nahm das Kreuz und machte das heilige Zeichen über ihrem Haupte. Thränen rollten über ſeine Wangen, aber Utballa's Augen blieben trocken.

Ich danke dir! ſagte ſie mit ſtockender Stimme, indem ſie ſich erhob. Und nun leb wohl! leb wohl!

Einen Augenblick hielten ſie ſich krampfhaft umfaßt — es war ein langer, langer Abſchiedskuß. Endlich ließen ſie ſich los, aber noch einmal ſanken ſie ſich ans Herz . . . dann trat Boris über die Schwelle des Zeltes, und die Thür fiel hinter ihm zu.

Utballa folgte ihm mit den Augen, dann ſtürzte ſie zu Boden, wie eine Garbe, die ein plötzlicher Windſtoß umwirft.

Jetzt entſtand zwiſchen den Zelten eine unheilverkündende Bewegung. Die Kalmücken umdrängten den Batſchigellong und den Fürſten Scharzig, der mit wilden Geberden eine Anrede an ſie hielt, auf welche laute Ausrufungen aus der Mitte des Haufens Antwort gaben. Plötzlich eilten Alle nach ihren Wohnungen. In einer halben Stunde waren die Zelte abgebrochen, Kameele, Heerden, Diener, Frauen machten ſich auf den Weg, während ein Haufe bewaffneter Männer mit wüſtem Geſchrei nach dem Zelte der Fürſtin ſtürzte. Jeder wollte ſich an der Ausübung des Nationalgebrauchs betheiligen, dem zu Folge eine Frau, die ihre Pflicht verletzt, in der öden Steppe allein gelaſſen wird. Die Kalmücken zerriſſen die Matten, welche die Wohnung der Fürſtin bedeckten, warfen die Gitterwände um, nahmen ihre Truhen, ihre Geräthſchaften und luden ſie auf Kameele; ſelbſt der Teppich, auf dem die unglückliche Fürſtin lag, wurde weggezogen, und die Kleider wurden ihr abgeriſſen.

Sie empfand nichts von alle dem; nur ein Zittern, das bei dem Toben des wilden Haufens ihre Glieder durchflog, verrieth, daß die Seele der Dulderin den Körper noch nicht ganz verlaſſen hatte.

Nachdem die Wuth der Kalmücken befriedigt war, eilten ſie lärmend auf die Steppe hinaus, ihren Heerden nach. Nun begannen Spiele, Wettrennen und allerlei Luſtbarkeiten. Freudenrufe erfüllten die Luft; der Zug dehnte ſich über einige Werſte aus und bewegte ſich langſam vorwärts.

Scharzig blieb mit dem Batſchigellong und einigen ihm ergebenen Dienern etwas zurück; dann ließ Scharzig den abgerichteten Falken ſteigen, den er auf der Hand hielt, und als ob ſie dem Fluge des Vogels folgten, ſprengten die Ungeheuer nach der Seite hin, von welcher ihr Stamm vor Kurzem aufgebrochen war.

. . . . . . . .

Zwei Stunden ſpäter ritt Noyon-Scharzig wieder vor dem Volke her und unterhielt ſich gleichmüthig mit den Saiſſanen.

---

An den Heilquellen des Kaukaſus wurde vor einigen Jahren zu Ende der Badeſaiſon zwiſchen Geſträuchen der Leichnam eines jungen Mannes mit zerſchmettertem Schäbel gefunden. Das Geſicht des Unglücklichen war nicht zu erkennen, ſein Name nicht mit Gewißheit feſtzuſtellen. Einige behaupteten, es ſei ein junger Offizier, ein Verwandter des Staatsraths von Serkow, der wenige Tage zuvor Kiſſlowodsk verlaſſen hatte. Kürzlich aber hat mir einer meiner Bekannten, der in Petersburg geweſen war, die Verſicherung gegeben, daß Boris Nikolajewitſch Sneſchin zum Oberſten avancirt iſt, und daß er häufig am engliſchen Quai mit einer jungen Dame am Arme ſpazieren geht, die eben ſo blond und blauäugig iſt, wie er. Ob aber verwandtſchaftliche oder Herzensbande die Beiden an einander knüpfen, wußte mir mein Bekannter, trotz ſeines tiefen Studiums der Lavater'ſchen Phyſiognomik, nicht zu ſagen.

Welcher Nachricht ſollen wir Glauben ſchenken?... Die letztere ſcheint uns die wahrſcheinlichere zu ſein.

# Der Teufelsſumpf.

Von

**Georges Sand.**

(Geb. 1804.)

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Ludwig Schneegans.**

66.

Er werde ſeinem treuen Weib erſcheinen,
Im Traum, nicht lange vor dem Tageslicht,
Ihr ſagen, wer den Tod ihm gab, und ſeinen
Begräbnißort ihr zeigen im Geſicht.
Sie werde mit Marfiſen ſich vereinen,
Poitiers zu ziehen vor ein ſchwer Gericht;
Auch Rüd'ger werde noch, in reifern Jahren,
Der Sohn, den Maynzern hart ſich offenbaren.

67.

Auch Azzo, Albert und Obiz geſellen
Zu den Geſtalten ſich, und ihr Geblüt
Herunter bis auf Borſo, Lionellen,
Und Hercules, Alphons und Hippolyt.
Doch weiß der Greis der Rede Fluth zu ſtellen,
Und ſagt nicht Alles, weß' ihn Gott beſchied.
Nur was ſich hören läßt, ſagt er dem Ritter,
Doch er verſchweigt, was traurig klingt und bitter.

68.

Inzwiſchen läßt der Graf nebſt Brandimarten,
Läßt Markgraf Olivier, mit bloßem Schwert,
Den Mars der Heiden nicht zu lange warten,
— Dieß iſt ein Name, der Gradaſſens werth —
Sammt ihren beiden andern Widerparten,
Von denen keiner lenkt im Schritt ſein Pferd,
Von Agramanten red' ich und Sobrinen;
Und ihr Galopp erſchüttert Meer und Dünen.

69.

Wie ſie zuſammentreffen in dem Stoß,
Und jeder Speer in tauſend Splitter ſpringt,
Da ſchwillt vom großen Lärm des Meeres Schooß,
Vom großen Lärm, der bis nach Frankreich dringt.

Hör einmal, Germain,*) ſagte eines Tages Vater Maurice zu ſeinem Schwiegerſohn, es wär' doch gut, wenn du dich entſchließen könnteſt, wieder zu heirathen. Du biſt jetzt bald volle zwei Jahre Wittwer, und dein Erſtgeborener geht ſchon ins achte. Du rückſt den Dreißigen immer näher, mein Junge, und weißt, daß wer drüber hinaus iſt, hier zu Land für zu alt gilt, um einen neuen Hausſtand zu gründen. Bis jetzt haben uns deine drei ſchmucken Kinder kein Kopfzerbrechen gemacht. Mein Weib und meine Sohnsfrau haben redlich für ſie geſorgt, und haben ſie lieb gehabt nach Schuldigkeit. Mit dem kleinen Peter ſeiner Erziehung wären wir auch ſo ziemlich im Reinen: er verſteht ſich ſchon ganz gut drauf, ſein Paar Ochſen voranzutreiben, iſt auch ſchon ſo vernünftig, daß er das Vieh hüten kann, und reitet dir einen Gaul recht manierlich in die Schwemme. Um Den hätten wir uns alſo weiter kein graues Haar wachſen zu laſſen; aber die zwei Jüngeren, die armen Dinger, — wie ſie uns ans Herz gewachſen ſind, das weiß Gott — die gehen uns heuer viel im Kopf herum, denn ſieh! über ein Kurzes kommt meine Sohnsfrau in die Wochen; mit ihrem Erſtgeborenen hat ſie ſchon ihre liebe Noth, weil er noch halb und halb in den Windeln liegt, und iſt einmal das andere Würmchen, das wir erwarten, auch da, wo ſoll ſie dann die Zeit hernehmen für deine kleine Solange und gar für deinen Sylvain, der noch nicht vier Jahre alt iſt und bei Tag und Nacht keine Ruh giebt? Das lebhafte Weſen hat er von dir geerbt und wird ſpäter auf dem Acker ins Zeug gehen, daß es eine Art hat; aber vor der Hand hat's eher eine Unart als eine Art, und meine Alte holt ihn kaum mehr ein, wenn er ihr davon läuft auf den tiefen Graben zu oder mitten unter die Pferde. Und dann mußt du auch bedenken, daß, ſo lang deine Schwägerin ihr eines Kind nährt, das andere ausſchließlich der Großmutter zur Laſt fallen wird. Wer kann ſich da noch bei all der Schererei um deine Kleinen annehmen? Siehſt du, das iſt's, was uns Sorgen macht. Deine Kinder dürfen nicht verwahrloſ't werden, und wenn wir uns all das Unheil vor Augen ſtellen, das bei mangelhafter Aufſicht über ſie kommen könnte, wird uns ganz bang ums Herz. Darum ſollteſt du dir zu einem Weib und uns zu einer Schwiegertochter verhelfen. Das überlege dir, mein Junge. Ich habe dir's ſchon mehrmals vorgehalten: es verſtreicht ein Tag nach dem andern, und die Jahre werden nicht warten, bis es dir genehm iſt. Deinen Kindern und uns, die wir drauf achten müſſen, daß Alles im Hauſe ſeinen richtigen Gang geht, biſt du es ſchuldig, dich nach einer Frau umzuſehen.

---

*) Der Schauplatz dieſer Dorfgeſchichten von G. Sand iſt Mittelfrankreich (Umgegend von Bourges).

Wenn Ihr's denn durchaus haben wollt, Vater, antwortete Germain, ſo ſoll Euch der Wille gethan werden. Aber verhehlen kann ich Euch nicht, daß es mir ſehr ſchwer werden wird, und daß mir dabei zu Muth iſt, als ſollte ich ins Waſſer ſpringen. Man weiß, was man verloren hat, doch was man zum Erſatz findet, das weiß man nicht. Ich hatte ein braves, ein ſchönes Weib, gutherzig und unverdorben, voller Liebe zu Vater und Mutter, voller Liebe zu ihrem Mann, zu ihren Kindern und zur Arbeit, fleißig auf dem Acker wie im Hausweſen, flink und anſtellig, kurzum, ein Weib, das Alles am rechten Ende anzugreifen wußte; und als Ihr mir ſie gabt und ich ſie heimführte, wurde zwiſchen uns nicht ausgemacht, ich müßte ſie vergeſſen, wenn ich das Unglück haben ſollte, ſie zu verlieren.

Was du da ſagſt, Germain, erwiderte Vater Maurice, iſt ein neuer Beweis für deine Herzensgüte; ich weiß, daß du meine Tochter auf den Händen getragen haſt, daß ſie glücklich mit dir geweſen iſt, und daß, wenn's auf deine Wahl angekommen wäre, die Kathrine heut noch lebte, und du an ihrer Stelle auf dem Kirchhof lägſt. Sie hat's auch um dich verdient, daß du ſie ſo lieb gehabt haſt, und wir können es eben ſo wenig verſchmerzen, wie du, daß ſie nimmer da iſt. Wer ſpricht dir denn davon, ſie zu vergeſſen? Der liebe Gott hat ſie zu ſich gerufen, und es ſoll kein Tag vergehen, wo ihr nicht unſre Gebete und ſtillen Gedanken, unſer Reden und unſer Thun zeigen, daß wir ihr Gedächtniß in Ehren halten und ihren Verluſt beklagen. Aber wenn ſie aus der andern Welt noch zu dir ſprechen und dir ihre Wünſche mittheilen könnte, ſie ſelber würde dir anbefehlen, um eine Mutter zu ſorgen für ihre unmündigen Waiſen. Es muß ihr alſo eine würdige Nachfolgerin gegeben werden. Sehr leicht wird's nicht ſein, eine ſolche zu finden, aber ein Ding der Unmöglichkeit iſt es nicht, und haben wir ſie einmal, dann wirſt du ſie auch lieben, wie früher unſere Kathrine, weil du ihr als ein rechtſchaffener Mann dankbar dafür ſein wirſt, daß ſie uns aus der Noth hilft und ein Herz hat für deine Kinder.

Gut, Vater Maurice, ſagte Germain, ich will auch in dieſer Sache handeln, wie Ihr mir rathet.

Ja, mein Sohn, auch dafür muß ich dich loben, daß du mein väterliches Zureden und meine guten Gründe nie in den Wind geſchlagen haſt. Jetzt aber laß uns mit einander erwägen, wie du bei der Wahl deiner künftigen Frau am klügſten verfährſt. Vor Allem bin ich nicht der Meinung, daß du ein junges Ding heimführſt. Das wäre für Deinesgleichen ein ſchlimmer Kauf. Junges Blut hat leichten Sinn, und da es keine Kleinigkeit iſt, drei Kinder zu erziehen, zumal wenn es Stiefkinder ſind, mußt du dich umthun nach einer guten Seele, einer geſetzten, ſanftmüthigen und recht arbeitsluſtigen Perſon. Wenn dein Weib nicht ungefähr in gleichen Jahren ſtünde, wie du, ſo ginge ihr noch die rechte Einſicht ab für ihre Pflichten. Dich würde ſie zu alt und deine Kinder zu jung finden. Sie würde ſich über ihr Schickſal beklagen, und die Kleinen müßten's entgelten.

Gerade davor bangt mir, ſagte Germain. Wenn meine armen Kinder von der Stiefmutter lieblos behandelt, gehaßt, geſchlagen würden . . . .

Da ſei Gott vor! entgegnete der alte Mann. Die böſen Weiber ſind hier zu Land ſeltener, als die guten, und es müßte ſchon mit dem Teufel zugehen, wenn wir die Rechte nicht herauskriegten.

Das, Schwäher, iſt auch wieder wahr: an braven Dirnen iſt im Dorf kein Mangel. Da haben wir die Luiſe, die Sylvaine, die Claudia, die Margret . . . . Euch überlaſſe ich die Wahl.

Nur ruhig, mein Junge, nur ruhig! Die ſind alle für dich entweder zu jung oder zu arm oder — zu hübſch, denn auch darauf iſt zu achten, mein Sohn. Bei einem hübſchen Weib ſteht's oft um die Sittſamkeit nicht ſo gut, wie bei einer Andern.

Ihr rathet mir alſo zu einer Häßlichen? frug Germain etwas ängſtlich.

Das nicht, denn von deinem Weib ſollſt du ja Kinder bekommen, und ich kenne nichts Traurigeres, als häßliche, ſchwächliche und kränkelnde Kinder zu haben.

Nein, friſch und geſund müßte dein Weib ſein, ſchön nicht, aber auch nicht häßlich.

Mir ſcheint, ſagte Germain mit einem wehmüthigen Lächeln, daß eine Frau, wie Ihr ſie für mich im Sinn habt, eigens geſchaffen werden müßte; um ſo mehr, als Ihr auch auf Vermögen ſeht und es ſo leicht nicht iſt, bei einer Reichen anzukommen, zumal für einen Wittwer.

Aber geſetzt den Fall, ſie ſelber wäre verwittwet, Germain? Denk dir eine kinderloſe Wittwe mit einem hübſchen Vermögen.

Eine ſolche iſt mir zur Zeit in unſerer Gemeinde nicht bekannt.

Mir auch nicht; doch es giebt noch andere Gemeinden.

Schwäher, Ihr haltet ſchon Eine in Bereitſchaft; wenn dem ſo iſt, ſagt mir's lieber gleich.

Wohl hätte ich Eine in Bereitſchaft, antwortete Vater Maurice: eine Wittwe Guerin, eine geborene Leonard aus Fourche.

Ich kenne weder die Frau noch den Ort, bemerkte Germain, der immer trauriger geworden war, mit ergebener Miene.

Sie heißt Kathrine, wie deine Selige.

Kathrine? Es würde mir wohl thun, ſie bei dieſem Namen zu nennen .... Kathrine! Und doch, wenn ich ſie nicht ſo lieb haben könnte, wie die Andere, thäte mir's um ſo weher, weil es mich noch häufiger an ſie erinnern würde.

Du wirſt ſie aber lieb haben, ſag' ich dir: ſie iſt ein tüchtig Weib und dabei ſeelengut; ich habe ſie zwar ſeit langer Zeit nicht mehr geſehen, doch als Mädel war ſie gar nicht übel; nur iſt ſie nicht mehr jung, denn ſie geht ins Dreiunddreißigſte. Sie hat eine rechtſchaffene Verwandtſchaft, lauter wackere Leute, und ein Vermögen von acht oder zehntauſend Francs in liegenden Gütern, die ſie gern losſchlagen würde, um ſich in einer neuen Heimath anzukaufen, denn auch ſie denkt an eine zweite Heirath, und ich weiß, daß ſie mit deinen äußern Umſtänden ganz zufrieden wäre, wenn ſie ſonſt Gefallen fände an deiner Sinnesart.

Ihr habt alſo Alles ſchon in Richtigkeit gebracht?

Ja, bis auf euer Beider Jawort, und das werdet ihr einander ſchon geben, wenn ihr erſt bekannt geworden ſeid. Der Frau ihr Vater iſt noch ein Verwandter von mir, und iſt mir auch ein recht guter Freund geweſen. Du kennſt ihn ja, den alten Leonard?

Ja, ich ſah ihn bei Jahrmärkten mit Euch reden, und jetzt erinnere ich mich, daß Ihr beim letzten Mittag mit ihm gehalten habt; das alſo war's, was er ſo ausführlich mit Euch beſprach?

Gewiß; er hatte dir bei dem Verkauf deines Viehs zugeſchaut und gefunden, daß du deine Sache gut gemacht; dein lebendiges und verſtändiges Weſen hatten ihm in die Augen geſtochen, und als ich ihm Alles auseinanderſetzte, wer du biſt, und wie du dich mit uns ſo wohl verträgſt ſeit den acht Jahren, wo wir zuſammen leben und wirthſchaften, und wie es zwiſchen uns noch nie zu einem böſen Wort gekommen, da gerieth der Alte auf den Gedanken, aus dir ſeinen Tochtermann zu machen; ich ging, offen geſagt, gleich darauf ein in Anbetracht des guten Rufs der Wittfrau ſowohl als der Rechtſchaffenheit ihrer Verwandtſchaft und des günſtigen Standes ihres Vermögens.

Wie mir ſcheint, Vater Maurice, legt Ihr auf das Vermögen einen ziemlich großen Werth.

Allerdings ſchlage ich's hoch an. Legſt denn du keinen großen Werth darauf?

Ich will ihn Euch zu Lieb drauf legen, wenn Ihr's begehrt; aber Ihr wißt, daß ich für meinen Theil mich blutwenig drum kümmere, wie viel oder wie wenig von unſerem gemeinſamen Erwerb für mich abfällt; ich verſtehe mich ein für allemal nicht aufs Rechnen; dergleichen wollte mir nie recht in den Kopf. Auf den Grund und Boden verſteh' ich mich und auf Ochſen, Pferde, Wagengeſchirr, Sämereien, Dreſchen und Futterſchneiden. Was die Schafzucht, den Wein-, Garten-, Gemüſebau betrifft und Alles was ſonſt noch dazu gehört, ſo wißt Ihr, daß das Eures Sohnes Sache iſt, und daß ich ſo gut wie nie dreinrede. In Geldangelegenheiten läßt mich mein Gedächtniß im Stich, und lieber würde ich auf Alles verzichten, als über das Mein und Dein herumſtreiten, denn ich müßte befürchten, vielleicht mehr zu verlangen, als mir billigerweiſe zukommt, und würde mich überhaupt in Fällen, die nicht ganz klar und einfach wären, nun und nimmermehr zurechtfinden.

Das iſt ein Fehler, mein Sohn, und darum wünſch' ich dir ein kluges Weib, damit Jemand für mich einſpringe, wenn ich einmal nicht mehr bei der Hand bin. Du haſt es von jeher vermieden, über unſere Abrechnungen einen genauen Ueberblick zu gewinnen, und das könnte zwiſchen dir und meinem Sohn zu Ungelegenheiten führen, wenn ihr mich nicht mehr um euch haben ſolltet, um Alles zu ſchlichten und euch zu ſagen, was einem Jeden zufällt.

Möget Ihr noch lange leben, Vater Maurice! Wie es nachher gehen wird, darüber macht Euch keine Sorgen, denn mit Eurem Sohn werde ich nie uneinig werden, dem Jakob vertrau' ich, wie Euch ſelber, und da ich ja nichts mit in die Ehe gebracht habe, da Alles, was etwa noch mein werden kann, von Eurer Tochter kommt und unſern Kindern angehört, ſo dürfen wir Beide ganz ruhig ſein; dem Jakob wird es nicht im Traum einfallen. die Kinder ſeiner Schweſter, die ihm faſt eben ſo lieb, ſind wie die eigenen, zu Gunſten der Seinigen an ihrem Erbe zu ſchädigen.

Da haſt du wieder Recht. Germain. Mein Jakob iſt ein guter Sohn, ein guter Bruder und ein wahrhaftiger Menſch. Aber er könnte vor dir ſterben, eh' eure Kinder großjährig geworden, und in einer Familie muß immer darauf geachtet werden, daß ein Oberhaupt da ſei für die Unmündigen, um ihnen guten Rath zu ertheilen und den Hausfrieden zu erhalten, ſonſt miſchen ſich die Advocaten drein und hetzen ſo lang den Einen auf den Andern los, bis das Proceſſiren den letzten

Gradaß und Roland gehn zuſammen los;
Hier iſt des Kampfes Ende gleich bedingt,
Nur ward ein Vortheil jenem vor dem Feind,
Das Roß Bayard, wodurch er ſtärker ſcheint.

70.

Er trifft das ſchwäch're Roß, das Roland reitet,
Mit einem Stoße, der ſo mächtig prellt,
Daß es zur Rechten und zur Linken gleitet,
Und dann der Länge nach zu Boden fällt.
Drei-, viermal wird's von ſeinem Herrn bedeutet,
Mit Sporn und Zügel; endlich ſpringt der Held,
Wie er's nicht auf die Beine bringt, herunter,
Und faßt den Schild und Baliſarden munter.

71.

Mit Agramant war Olivier zuſammen,
Und ſtand die Wage gleich bei dieſem Paar.
Sobrinen warf, wie Sturm und Feuerflammen,
Vom Roſſe Brandimart; doch blieb's nicht klar,
Ob Roß, ob Reiter dießmal zu verdammen,
Weil dieſer nicht gewohnt zu fallen war.
Lag nun die Schuld an ihm, lag ſie am Pferde,
Genug, Sobrin befand ſich auf der Erde.

72.

Wie Brandimart ihn ſieht am Boden liegen,
So greift er ihn für jetzt nicht weiter an,
Und auf Gradaſſen eilt er loszufliegen,
Der juſt den Sieg auf gleiche Art gewann.
Der Markgraf und der Mohrenkönig kriegen
Gleichmäßig fort, ſo wie ihr Kampf begann:
Wie an den Schilden ihre Speere ſpringen,
So meſſen ſie ſich mit den bloßen Klingen.

Heller aufgefreſſen hat. Folglich müſſen wir bei der Aufnahme irgend eines neuen Gliedes in unſere Familie, gleichviel ob Mann ob Weib, immer die Möglichkeit bedenken, daß dies Familienmitglied ſpäter vielleicht in den Fall kommen wird, den Lebenswandel und das Vermögen ſo und ſo vieler Kinder, Enkel, Schwiegerſöhne und Sohnsfrauen zu überwachen und zu verwalten, denn man kann nie wiſſen, in welchem Maß eine Familie ſich mehren wird, und fügt ſich's einmal ſo, daß das Bienenhaus nicht mehr groß genug iſt für den ganzen Schwarm, und daß ausgeflogen werden muß, dann iſt jeder Einzelne darauf bedacht, ſeinen Honig mit fortzutragen. Wie ich dich als Schwiegerſohn zu mir ins Haus nahm, war ich mit der Wahl meiner Tochter einverſtanden, wiewohl ſie reich war und du arm. Ich kannte dich als einen tüchtigen Arbeiter und wußte, daß zwei kräftige Arme und ein Herz, wie du eins haſt, das beſte Heirathsgut ſind für uns Bauersleute. Wenn ein junger Burſche das mit in die Ehe bringt, braucht man von ihm weiter nichts zu begehren. Von einem Weib hingegen darf man mehr verlangen: der Fleiß der Hausfrau mehrt den Erwerb nicht; er hält ihn bloß zuſammen. Uebrigens mußt du auch bedenken, daß die Kinder deiner zweiten Frau, die an dem Erbe deiner jetzigen Kinder keinen Antheil haben werden, ins Elend kämen, wenn du ſterben ſollteſt und ihre Mutter nicht einiges Vermögen beſäße. Und dann werden auch die Kleinen, die dein Weib dir ſchenken wird, mancherlei Ausgaben nach ſich ziehen. Wir würden ſie freilich von Herzen gern ernähren, hätten wir allein die Laſten zu tragen; aber dieſe Laſten würden ja den Wohlſtand der ganzen Gemeinſchaft verringern, und deine Kinder aus erſter Ehe müßten die daraus hervorgehenden Entbehrungen gleichfalls mit in den Kauf nehmen. Wenn ſich die Familien übermäßig, das heißt, ohne eine entſprechende Vermehrung der Einkünfte vergrößern, reißt die Armuth ein, wie ſehr man ſich auch dagegen wehrt. Das ſind ſo meine Betrachtungen, Germain; mach ſie dir zu Nutzen und ſuche der Wittwe Guerin zu gefallen, denn an ihren guten Eigenſchaften und ihren blanken Thalern würden wir für die Gegenwart eine Stütze gewinnen und einen Troſt für die Zukunft.

Abgemacht, Schwäher. Ich werde darnach trachten, ihr zu gefallen und Gefallen zu finden an ihr.

Nun, ſo mußt du ſie aufſuchen und kennen lernen.

In ihrer Heimath? In Fourche? Aber ſagt mir, iſt das nicht ein entfernter Ort? Und jetzt, wo eben geackert wird, bleibt ſchwerlich genug Zeit übrig zu einer Reiſe.

Wer aus Liebe heirathen will, der muß ſich darauf gefaßt machen, Zeit zu verlieren; aber eine Vernunftheirath zwiſchen Leuten, die keine Flauſen im Kopf haben und genau wiſſen, was ſie thun, kommt raſch zu Stand. Morgen iſt Samſtag; da machſt du etwas früher Feierabend, kannſt des Nachmittags um Zwei reiſefertig ſein, und biſt noch vor Nacht in Fourche; übrigens haben wir ja Vollmond; die Wege ſind gut, und das Dorf liegt kaum mehr als drei Meilen von hier, ganz nah bei Magnier. Zudem wirſt du hinreiten.

Bei der kühlen Witterung möcht' ich eigentlich lieber gehen.

Ganz recht, aber unſere Stute iſt ein ſchmuckes Thier, und ein ſchön berittener Freier nimmt ſich beſſer aus. Du wirſt auch deine neuen Kleider anziehen und für den alten Leonard ein paar Stück Wildpret mitnehmen zum Geſchenk mit einer Empfehlung von mir; dann redeſt du mit ihm ein vernünftig Wort; den Sonntag bringſt du mit der Tochter zu, und kannſt ſchon am Montag in der Früh mit einem Ja oder einem Nein zurück ſein.

Gut, erwiderte Germain mit Gelaſſenheit, wiewohl er ſich innerlich nicht vollkommen beruhigt fühlte.

Germain hatte von jeher, wie alle arbeitſamen Landleute, ein geregeltes, ſittſames Leben geführt. Seine Frau, die er in ſeinem zwanzigſten Jahr geheirathet, war und blieb ſeine erſte und einzige Liebe; trotz ſeines leicht erregbaren, zur Munterkeit hinneigenden Naturells hatte er, ſeit ſie geſtorben war, mit keiner Andern gelacht oder geſcherzt. Treu und wahr hatte er die Trauer um die Todte im Herzen gehegt, und nun gab er nicht ohne eine wehmüthige Beklommenheit dem Drängen ſeines Schwiegervaters nach. Der Gedanke an eine Auflehnung gegen die guten Gründe desſelben und den Vortheil Aller konnte jedoch in ihm nicht aufkommen, denn der Schwiegervater hatte die Familienintereſſen ſtets mit großer Umſicht verwaltet, und Germain, der mit ſeiner ganzen Kraft für das Gemeinweſen einſtand, war dem leitenden Oberhaupt mit Leib und Seele ergeben.

Dennoch war ihm das Herz ſchwer. Selten verging ein Tag, wo er nicht unter heimlichen Thränen ſeiner Frau gedachte, und wenn ihm auch die Einſamkeit peinlich zu werden begann, ſo war doch in ihm das Bangen vor einer neuen Heirath ſtärker als der Wunſch, ſich dem Gram zu entziehen. Eine dunkle Ahnung raunte ihm zu, daß eine unverhoffte Liebe ihn vielleicht tröſten könnte, denn nur den, welchen ſie überraſcht, tröſtet die Liebe. Wer ſie ſucht, findet ſie nicht; ſie ſtellt ſich ein, wenn wir ſie am wenigſten erwarten. Der kalt vernünftige Heirathsplan des Schwiegervaters, jene unbekannte Braut und wohl auch all die ſchönen Lobreden über ihre Klugheit und Tugend machten Germain nachdenklich. Und ſo ging er vor ſich hin, grübelnd wie Einer, deſſen innere Gefühls-Gegenſätze zu unbeſtimmt ſind, um in offenen Widerſtreit zu gerathen, wie Einer, der die egoiſtiſchen Gründe ſeines Widerſtrebens nicht in deutliche Worte faſſen kann, aber einen dumpfen Schmerz empfindet und den Kampf gegen ein unvermeidliches Uebel nicht aufzunehmen wagt.

Mittlerweile war bei heranbrechender Nacht Vater Maurice in die Meierei zurückgekehrt. Germain benutzte noch die letzte Tagesſtunde, um die Lücken zu verſchließen, welche die Schafe bei den Wirthſchaftsgebäuden durch eine Umzäunung gebrochen hatten. Während er die dornigen Stauden aufrichtete und mit Erdſchollen ſtützte, zwitſcherten im nahen Buſch die Droſſeln, als wollten ſie ihn zur Eile mahnen, um recht bald ihre Neugierde befriedigen und ſein Werk betrachten zu können, wenn er nur erſt fort wäre.

Als Vater Maurice ins Zimmer trat, fand er ſeine Frau im Geſpräch mit einer alten Nachbarin, welche glühende Kohlen holte, um ihr Feuer anzuzünden. Mutter Guillette wohnte einen Büchſenſchuß oder zwei von der Meierei in einer ärmlichen Hütte und war ein ordnungsliebendes, ausdauerndes Weib. Ihr elendes Häuschen war ſauber und wohlgehalten, und ihren ſorgfältig geflickten Kleidern ſah man an, daß ihr trotz der bitteren Noth die Selbſtachtung nicht verloren gegangen war.

Ihr holt Euch Feuer für den Abend, Mutter Guillette, redete ſie der Alte an. Braucht Ihr vielleicht ſonſt noch was?

Nein, Vater Maurice, gegenwärtig nicht, gab ſie zur Antwort. Ihr wißt ja, das Heiſchen liegt nicht in meiner Art, noch das Loshauſen auf die Gutmüthigkeit meiner Bekannten.

Ja, ſo iſt's; eben deßhalb ſind Eure Bekannten auch gern bereit, Euch Alles zu Gefallen zu thun.

Ich unterhielt mich gerade mit Eurer Frau und fragte ſie, ob es Germain nicht endlich übers Herz bringen wird, wieder zu heirathen.

Ihr ſeid ein zuverläſſig Weib, erwiderte Vater Maurice; vor Euch kann man reden, ohne fürchten zu müſſen, daß Ihr's ausplaudert: ich darf also in Eurer Gegenwart meiner Alten ſchon ſagen, daß er jetzt ganz dazu entſchloſſen iſt und ſich morgen auf den Weg macht nach Fourche.

Gott ſei Dank! rief Mutter Maurice; der arme Junge! Geb' ihm der Himmel ein Weib ſo gut und ſo brav wie er ſelber!

So? nach Fourche geht er? fiel die Guillette ein. Das findet ſich ja prächtig! Es kommt mir wie gerufen, und da Ihr mich vorhin doch gefragt habt, ob ich ſonſt was brauche, ſo will ich Euch ſagen, Vater Maurice, womit mir ein Gefallen geſchehen könnte.

Sagt's nur gleich heraus; Euch ſoll nach Kräften geholfen werden.

Mir wäre lieb, wenn Germain ſo gut ſein wollte, meine Tochter mitzunehmen.

Wohin denn? nach Fourche?

Das gerade nicht, aber nach dem Ulmenhof, wo ſie bis übers Jahr bleiben ſoll.

Was? ſagte die Mutter Maurice, Ihr gebt ſie von Euch?

Ihr bleibt keine andere Wahl, als in einen Dienſt zu treten, um etwas zu verdienen. Es kommt mich ſauer genug an, und ſie auch, das arme Ding! Um Johanni haben wir's nicht übers Herz bringen können, von einander zu gehen; aber jetzt ſteht Martini vor der

Thür, und es hat ſich eine gute Stellung für ſie gefunden. Der Ulmenhofbauer war nämlich drüben auf dem Jahrmarkt, und wie er durch unſere Gegend ritt, ſah er meine kleine Marie auf der Gemeindewieſe unſere drei Schafe hüten. Nun, Dirnel, ſprach er zu ihr, dir wächſ't die Arbeit juſt nicht über den Kopf; denn drei Schafe geben einem Hirtenmädel nicht viel aufzurathen. Willſt du ſtatt der drei da hundert hüten? Ich nehme dich in meinen Dienſt. Unſere Schäferin geht zu ihren Eltern, weil ſie krank geworden iſt, und wenn du bis in acht Tagen bei uns biſt, ſollſt du für dies Jahr bis Johanni fünfzig Francs Lohn bekommen. Die Kleine hat's zwar ausgeſchlagen, aber ſie hat ſich doch Gedanken drüber gemacht und hat mir's am Abend erzählt, als ſie mich traurig fand und bekümmert wegen des künftigen Winters, der jedenfalls ſtreng und andauernd ſein wird, denn heuer ſind die Kraniche und Schneegänſe um mehr denn einen Monat früher vorbeigeflogen als gewöhnlich. Wir hatten beide Waſſer in den Augen; aber endlich haben wir doch ein Herz gefaßt. Wir haben eingeſehen, daß es nichts iſt mit dem Beiſammenbleiben, weil ja von dem Ertrag unſeres Grundſtückchens mit knapper Noth Eins ſein Daſein friſten kann; und da die Marie die Kinderſchuhe ausgetreten hat (ſie iſt beinahe ſechzehn Jahre alt), ſo iſt's eben auch an der Zeit, daß ſie's macht, wie die Andern alle, und ihr Brod verdient, um ihrer armen Mutter von den Sorgen zu helfen.

Mutter Guillette, ſagte der alte Bauer, wenn bloße fünfzig Francs ausreichten, um Euch von allen Sorgen zu helfen und Euch die Trennung von Eurem Kinde zu erſparen, glaubt mir, ich würde ſie zur Stelle ſchaffen, wiewohl fünfzig Francs für Unſereins ſchon ins Gewicht fallen. Aber man muß in allen Dingen die Vernunft walten laſſen und nicht die Freundſchaft allein zu Rathe ziehen. Wenn Ihr auch geborgen wäret für den kommenden Winter, ſo wäret Ihr's darum nicht für alle Zukunft, und je länger es Euer Mädel anſtehen läßt, deſto ſchmerzhafter wird euch Beiden der Abſchied werden. Und dann iſt auch bei Euch Eure Marie, die ſchon groß und kräftig iſt, weitaus nicht genug beſchäftigt: da könnte ihr denn nach und nach die Unthätigkeit zur Gewohnheit werden . . . .

Nein, was das betrifft, hätt' ich nichts zu fürchten, ſagte die Guillette. Die Marie gibt dem reichſten Mädel, das in einem großen Anweſen herumwirthſchaftet, an Arbeitsluſt nichts nach. Die legt Euch den ganzen Tag keine Minute lang die Hände in den Schooß, und wenn es ſonſt nichts zu hantieren giebt, putzt und reibt ſie Euch unſere armen Möbel ſo blank, daß man ſich drin ſpiegeln könnte. Das Kind iſt nicht mit Gold zu bezahlen, und deßhalb wäre mir viel lieber, ſie ſtünde bei Euch im Dienſt, anſtatt weit hinaus zu kommen zu wildfremden Leuten. Ihr hättet ſie zu Johanni ins Haus genommen, wenn wir's damals zu einem Entſchluſſ gebracht hätten; jetzt aber habt Ihr bereits eine

Magd gedungen, und ich muß mich aufs nächſte Jahr vertröſten.

Dann ſoll es aber auch gewiß nicht fehlen, Mutter Guillette, und es wird mich von Herzen freuen. Unterdeſſen mag das Mädel immerhin was Rechts lernen und ſich dran gewöhnen, unter fremden Menſchen zu leben.

Da habt Ihr Recht; es iſt nun einmal ſo und nicht anders. Dieſen Morgen hat der Ulmenhofbauer nach ihr geſchickt; wir haben zugeſagt, und jetzt muß ſie hin. Aber das arme Kind kennt weder Weg noch Steg, und ich laſſe ſie auch nicht gern ſo mutterſeelenallein fort. Wenn alſo Euer Tochtermann morgen doch nach Fourche geht, ſo kann er ſie ja wohl mitnehmen. Der Ulmenhof liegt ganz in der Nähe der Ortſchaft; ſo hat man mir wenigſtens verſichert, denn ich ſelber bin meiner Lebtage nicht drüben geweſen.

Ja, hart nebenan. Mein Schwiegerſohn wird ſie ſchon hinführen. So was iſt man einander ja ſchuldig; er ſoll ſie ſogar zu ſich aufs Pferd nehmen, damit ſie ihre Schuhe ſchont. Da kommt er gerade herein zum Abendeſſen. Du, Germain, der Mutter Guillette ihre kleine Marie geht auf den Ulmenhof in Dienſt. Willſt du ſie nicht auf der Stute hinbringen?

Freilich, antwortete Germain, der trotz ſeiner ſorgenvollen Stimmung immer gern bereit war, ſeinem Nebenmenſchen behülflich zu ſein.

In unſeren Kreiſen käme es nun allerdings einer Mutter nicht in den Sinn, ihre ſechzehnjährige Tochter einem ſo jungen Mann anzuvertrauen, denn Germain ging erſt ins neunundzwanzigſte Jahr, und wenn er auch nach heimathlichen Heirathsbegriffen für ältlich galt, ſo war er nichts deſto weniger der ſchönſte Mann im ganzen Dorfe. Er ſah nicht, wie die meiſten Bauern nach zehnjähriger Arbeit hinter dem Pfluge, hohlwangig und abgequält aus. Allem Anſchein nach konnte er noch weitere zehn Jahre zu Acker fahren, ohne merklich zu altern, und ein junges Mädchen hätte von Vorurtheilen ganz verblendet ſein müſſen, um nicht wahrzunehmen, daß Germain eine friſche Geſichtsfarbe hatte und ein glänzendes Auge, blau wie der Maienhimmel, und tiefrothe Lippen und blendend weiße Zähne, und daß er ſchlank gewachſen war und gelenkig wie ein Füllen, das die Weide noch nicht verlaſſen hat.

Aber in jenen abgelegenen, vom laſterhaften großſtädtiſchen Getriebe noch unberührten Gegenden hat ſich die Sittenreinheit in heiliggehaltener Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, und unter allen Familien von Belair ſtand die des alten Maurice in einem ganz beſondern Ruf der Rechtlichkeit und aufrichtigen Pflichterfüllung. Für Germain, der auf die Brautſchau ging, war Marie ſowohl zu jung wie zu arm, um in Betracht zu kommen, und ein ſündhafter Gedanke konnte in ihm nicht aufſteigen, er hätte denn „ein abgefeimter Menſch“ oder „ein ſchlechter Kerl“ ſein müſſen. Der alte Maurice ſah alſo in aller Seelenruhe zu, wie ſein Tochtermann das hübſche Mädchen hinter

73.

Der tapfre Graf bemerkt, daß mit Gradaſſen
Jetzt anzubinden ſich nicht eben ſchickt;
Auch würd's von Brandimart nicht zugelaſſen,
Der ihn aus allen Kräften drängt und drückt.
Er wendet ſich, Sobrinen zu erfaſſen,
Den er zu Fuß und ohne Feind erblickt.
Er ſtürzt auf ihn, und ſeine Schritte ſchallen
Nachdröhnend durch des Himmels hohe Hallen.

74.

Sobrin, bedroht von einem ſolchen Rieſen,
Hüllt ſchnell und feſt ſich in die Waffen ein,
Dem Schiffer gleich, wenn ſtürmiſch ihn begrüßen
Gebäumte Wogen, und mit wildem Schrei'n.
Er läßt das Schifflein durch die Fluthen ſchießen,
Und denkt, er möchte gern im Trocknen ſein
Sobrin hält ſeinen Schild dem Tod entgegen,
Der drohend ſchwebt auf Phalerinens Degen.

75.

Kein Erz noch Stahl vermag ſie abzuwenden,
So fein iſt Baliſarda, und ſo ſchwer,
Zumal in eines ſolchen Mannes Händen,
Der einzig oder ſelten iſt, wie der.
Sie haut den Schild entzwei, und kann nicht enden;
Zwar hat er einen Stahlreif rings umher,
Doch haut ſie durch, bis er entzwei geſpalten,
Und dringt in's Schulterbein unaufgehalten.

76.

Sie trifft die Schulter, und obgleich von Ringen
Und Doppelblech ſie eine Wehr beſchützt,
So können ſie ihr wenig Hülfe bringen,
Daß nicht das Schwert ein breites Loch drein ſchlitzt,

ſich aufs Pferd nahm, und die Guillette hätte es für eine kränkende Verdächtigung gehalten, demſelben die Ehre ihres Kindes eigens ans Herz zu legen. Marie ſchwang ſich unter heißen Thränen auf die Stute, nachdem ſie Mutter und Freundinnen unzählige Male umarmt hatte. Germain, dem ſelber gar traurig zu Muthe war, fühlte ihren Kummer um ſo lebhafter mit und trabte mit tiefernſter Miene von dannen, während die Leute aus der Nachbarſchaft der armen Marie, ohne ſich weitere Gedanken zu machen, mitleidig nachwinkten.

* * *

„Die Graue" war ein ſchönes und kräftiges junges Thier. Ohne eine Spur von Anſtrengung trug ſie ihre doppelte Laſt, mit zurückgeſchlagenen Ohren und am Gebiſſe kauend, wie es einer ſtolzen und feurigen Stute ziemt. Als ſie an der langen Wieſe vorübertrabte, erblickte ſie ihre Mutter, welche man die alte Graue nannte, wie ſie ſelber die junge Graue hieß, und wieherte ihr einen Abſchiedsgruß zu. Die alte Graue trat mit klirrender Feſſel an den Zaun heran und verſuchte am Saum der Wieſe einherzugaloppiren, um der jungen zu folgen; da ſich aber dieſe in ſcharfem Trab entfernte, fing auch ſie zu wiehern an und blieb nachdenklich ſtehen, mit vorgeſtrecktem Hals und weitaufgeriſſenen Nüſtern, ohne mehr an das Gras zu denken, das ſie noch ungekaut im Maul hatte.

Das arme Thier erkennt eben ſein Fleiſch und Blut, ſagte Germain, in der Abſicht, die kleine Marie von ihrem Kummer abzulenken. Dabei fällt mir ein, daß ich meinem Peterle beim Weggehen keinen Kuß gegeben habe. Das böſe Kind war gar nicht da! Geſtern Abend hat er mir das Verſprechen abnöthigen wollen, ihn mitzunehmen, und hat eine volle Stunde in ſeinem Bett geweint. Und dieſen Morgen noch hat er mich zu überreden verſucht. O der kann dir bitten und ſchmeicheln! Als der junge Herr jedoch merkte, daß durchaus nichts auszurichten war, wurde er zornig; er lief querfeldein, und ich bekam ihn den ganzen Tag über nicht mehr zu ſehen.

Ich ſchon, ſagte die kleine Marie, indem ſie ihre Thränen gewaltſam hinunterwürgte. Er lief mit den Kindern von Soulas in der Richtung nach dem Holzſchlag, und ich habe gleich gedacht, daß er ſchon lange von Haus weg ſei, denn er aß Schlehen und Brombeeren, um ſeinen Hunger zu ſtillen. Da gab ich ihm mein Vesperbrod, und er ſagte zu mir: Schön Dank, meine herzige Marie! wenn du wieder zu uns kommſt, dann werde ich dir auch meinen Kuchen geben. Es iſt ein gar artiges Bübchen, Germain!

Ja, das will ich meinen, antwortete dieſer; ich weiß auch nicht, was ich nicht Alles für ihn thäte! Hätte die Großmutter nicht mehr Einſicht gehabt, als ich, ſo hätt' ich's nicht über mich bringen können, ihn zu Hauſe zu laſſen, als ich ihn ſo bitterlich weinen ſah, daß ihm's faſt das Herzchen abdrücken wollte.

Aber warum habt Ihr ihn denn nicht mitgenommen, Germain? Ihr hättet nicht viel Mühe mit ihm gehabt; er iſt ja ſo vernünftig, wenn man ihm nur den Willen thut!

Da, wo ich hingehe, wäre er wohl läſtig geworden; ſo meinte wenigſtens der Vater Maurice .... Ich jedoch dächte, daß es im Gegentheil gut geweſen wäre, zu ſehen, wie man den Kleinen empfängt, und daß man einem ſo artigen Kinde doch gewiß herzlich gut ſein müßte .... Aber meine Leute ſagen, es ſei nicht gerathen, ihr gleich auf den erſten Blick die Beſchwerlichkeiten vor Augen zu ſtellen .... Doch ich ſpreche da mit dir über Dinge, die du ja nicht begreifen kannſt.

O doch, Germain; ich weiß ſchon, daß Ihr über Feld geht, um zu freien; mir hat's die Mutter erzählt, und hat mir zugleich eingeſchärft, es keinem Menſchen zu ſagen, weder im Dorf, noch auf dem Ulmenhof, und Ihr könnt auch ganz ruhig ſein: von mir erfährt's Niemand.

Es ſoll's auch vorerſt Niemand erfahren, denn es iſt noch nicht ganz gewiß; vielleicht mag mich die Frau gar nicht.

Das wollen wir nicht hoffen, Germain. Und weßhalb ſollte ſie Euch denn nicht mögen?

Wer weiß? Ich habe drei Kinder, und das iſt eine ſchwierige Sache für ein Weib, das ihre Mutter nicht iſt.

Das ſchon, aber Eure Kinder ſind nicht ſo wie die andern alle.

Wirklich?

Erſtens ſind ſie ſchön wie der Tag und dann ſo wohl erzogen, daß man nichts Lieberes ſehen kann.

Na, der Sylvain, der iſt doch zuweilen ziemlich widerhaarig.

Ach, der iſt noch ſo klein! In dem Alter hat jedes Kind ſeine Unarten; und dafür iſt er wieder ſo geſcheidt!

Ja, geſcheidt iſt er, und verwegen! Der fürchtet dir weder Kühe noch Stiere, und wenn man ihm nur freie Hand ließe, ſo würde er ſchon wie mein Aelteſter an den Pferden hinaufklettern.

Den Aelteſten hätt' ich an Eurer Stelle mitgenommen. Mit ſo einem ſchönen Kind an der Hand hätt's Euch ja nicht fehlen können.

Das heißt, wenn die Frau eine Lieb hat zu Kindern; hat ſie aber die Neigung nicht . . . .

Giebt es denn Weiber, die zu Kindern gar keine Liebe haben?

Nicht viele, denk' ich; aber einige wohl und das eben macht mir Sorge.

Kennt Ihr denn die Frau gar nicht?

So wenig wie du, und ich fürchte, daß ich ſie auch nach einer Unterredung kaum beſſer kennen werde. Mißtrauiſch bin ich zwar nicht, und nehme auch gern ein gutes Wort für baare Münze, doch das iſt mir ſchon mehr als ein Mal ſchlecht bekommen, denn Worte und Thaten ſind Zweierlei.

Der Frau wird alles Mögliche nachgerühmt.

Von wem? Vom Vater Maurice!

Ja, von Eurem Schwäher.

Das wäre recht ſchön und gut, wenn wenigſtens er ſie kennte.

Nun, Ihr werdet ja mit ihr zuſammenkommen, und wenn Ihr ein offenes Auge habt auf Alles, ſo läßt ſich hoffen, daß Euch Euer Auge nicht täuſchen wird.

Du, Marie, da fällt mir was ein! du könnteſt mir den Gefallen thun und erſt ein wenig bei ihr vorſprechen, anſtatt deinen Weg in Einem Athem fortſetzen: du biſt findig, hatteſt von jeher einen hellen Kopf, und dir entgeht auch das Kleinſte nicht. Und wenn du dann etwas wahrnehmen ſollteſt, das dich ſtutzig macht, giebſt du mir einen leiſen Wink.

O nein, Germain, das werd' ich bleiben laſſen! Dafür trau' ich mir doch viel zu wenig zu, und übrigens geſetzt den Fall, es könnte Euch ein unbedachtſam hingeworfenes Wort dieſe Heirath verleiden, ſo würden mir's Eure Schwiegereltern nie verzeihen, und mir iſt das Herz ſo ſchon ſchwer genug, ohne daß ich erſt meiner Mutter, der armen lieben Frau, neuen Kummer auflade.

Während die Beiden alſo ſprachen, that die Graue mit geſpitzten Ohren einen Seitenſprung, wandte ſich um und trat dann auf den Strauch zu, bei dem ſie vor einem Gegenſtand, den ſie nun zu erkennen ſchien, geſcheut hatte. Germain warf einen Blick auf den Strauch und entdeckte im Graben unter den dichten und noch grünenden Aeſten eines Eichenſtrunks etwas, das er zuerſt für ein Lamm hielt.

's iſt ein verlaufenes Thier, ſagte er, oder ein Todtes, denn es rührt ſich nicht.

Vielleicht ſucht Jemand nach ihm; ich will gleich nachſehen! — Ein Thier iſt es nicht, rief die kleine Marie: ein eingeſchlafenes Kind iſt's — Euer Peterle.

Das iſt eine ſchöne Geſchichte! ſagte Germain und ſprang vom Pferd: ſchläft der kleine Schelm mir nichts dir nichts ein, ſo weit von Haus und noch dazu in einem Graben, wo ihn eine Schlange ſtechen könnte!

Er hob das Kind in ſeine Arme; es ſchlug die Augen auf, lächelte ihn an und ſprach, indem es ſich an ſeinen Hals hängte: Papa, nimm mich mit!

Da haben wir's! immer die alte Leier! Was hat man da angeſtellt, nichtsnutziger Peter?

Auf meinen lieben Papa hab' ich gewartet, ſagte das Kind; ich habe immer den Weg entlang geſchaut und ſo lang geſchaut, bis ich eingeſchlafen bin.

Und wenn ich nun vorbeigeritten wäre, ohne dich zu ſehen, wärſt du die ganze Nacht hier draußen geblieben, und der Wolf hätte dich gefreſſen.

Ach! ich wußte recht wohl, daß du mich ſehen würdeſt! antwortete der Kleine mit unerſchütterlichem Vertrauen.

Nun gut, mein lieber Peter; jetzt gieb mir einen Kuß, ſag mir ſchön gute Nacht, und geh raſch wieder nach Haus, ſonſt wird ohne dich zu Abend gegeſſen.

So willſt du mich denn nicht mitnehmen, rief das Kind, und fing an ſich die Augen zu reiben, zum Zeichen, daß Thränen im Anzug waren.

Du weißt ja, daß es Großvater und Großmutter nicht haben wollen, ſagte Germain, das Anſehen der beiden Alten zu Hülfe nehmend, wie Einer, der auf ſein eigenes nicht recht feſt baut.

Aber das Kind war für alles Zureden taub. Unter reichlich hervorbrechenden Thränen blieb es bei der Behauptung, daß der Vater es gerade eben ſo gut mitnehmen könne, wie die kleine Marie. Man hielt ihm vor, daß der Weg durch finſtere Wälder führe, wo es viel böſe Raubthiere gebe, welche die kleinen Buben verſpeiſ'ten, ferner daß die Graue keine drei Perſonen tragen wolle, daß ſie es beim Weggehen ausdrücklich erklärt habe, und endlich, daß dort, wo man hinreiſe, für ſo einen Fratz weder ein Bett noch ein Abendbrod aufzutreiben ſei. Dieſe hochweiſen Vorſtellungen ſchienen jedoch dem Peterle durchaus nicht ſtichhaltig; er warf ſich nieder und wälzte ſich im Graſe, indem er einmal über das andere ſchreiend erklärte, daß ihn ſein lieber Papa nicht mehr lieb habe, und betheuerte, er würde, wenn man ihn nicht mitnähme, weder bei Tag noch bei Nacht nach Haus zurückkehren.

Germain's Vaterherz war weich und ſchwach wie das Herz einer Mutter. Der Tod ſeiner Frau, die Pflege des Kleinen, die in Folge davon ihm allein zugefallen war, und auch der Gedanke, daß arme Waiſen vor Allen der Liebe bedürfen, hatten zur Entwickelung dieſer Naturanlage nicht wenig beigetragen, und nun kämpfte er in ſich einen um ſo härtern Kampf, als er ſich ſeiner Schwäche ſchämte; bei den Anſtrengungen, die er machte, um ſeine wehmüthigen Empfindungen vor der kleinen Marie zu verbergen, trat ihm der Schweiß auf die Stirn und quollen ihm die Augen auf, ſo daß auch er nahe daran war zu weinen. Endlich wollte er es mit dem Zorn verſuchen; aber da er ſich eben zu der kleinen Marie hinwendete, gleichſam um ſie als Zeugin ſeiner Seelenſtärke aufzurufen, ſah er, daß das gute Mädchen in Thränen ſchwamm; bei dieſem Anblick war es ihm nicht mehr möglich, die ſeinen zurückzuhalten, denn ſeine ganze erkünſtelte Energie war ihm abhanden gekommen, wiewohl er immer noch ſchalt und drohte.

Geht, Ihr ſeid doch zu hart gegen ihn, ſagte endlich die kleine Marie, und ich an Eurer Stelle brächte es nun und nimmermehr über mich, ſo unerbittlich zu ſein, wenn ein Kind vor Herzeleid vergeht. Drückt ein Auge zu, Germain, und nehmt ihn mit. Der Grauen wird es ja ſo nicht ungewohnt vorkommen, drei Perſonen zu tragen, denn auf dem guten Thier reitet jeden Samſtag Euer Schwager mitſammt ſeiner Frau, die doch viel ſchwerer iſt als ich, und ſeinem Buben zum Wochenmarkt. Ihr könnt den Kleinen ganz bequem rittlings vor Euch hinſetzen, und was mich betrifft, ſo will ich lieber zu Fuß weitergehen, als dem Peterle Kummer machen.

Das darfſt du keinesfalls, antwortete Germain, der nichts ſehnlicher wünſchte, als ſich überreden zu laſſen. Die Graue hat Kraft genug in den Knochen, um außer uns noch ihrer Zwei munter in den Kauf zu nehmen, wenn ſie Raum fänden auf ihrem Rücken. Aber was fangen wir unterwegs mit dem Kind nur an? Es wird frieren, und wird hungrig werden .... und dann, wer ſoll heut Abend und morgen für ihn ſorgen, ihn zu Bett legen, waſchen, ankleiden? Die Schererei kann ich doch unmöglich einer Frau zumuthen, die ich nicht kenne, und die zum Mindeſten denken würde, daß ich fürs Erſte doch gar zu wenig Umſtände mit ihr mache.

Je nachdem ſie es mit Vergnügen oder mit Verdruß aufnehmen wird, werdet Ihr ſie gleich näher kennen, Germain, das könnt Ihr mir glauben; übrigens laßt nur mich für Euer Peterle ſorgen, wenn ſie kein Gefallen an ihm findet. Ich werde kommen, um ihn anzuziehen, und ihn morgen in der Gegend ſpazieren führen. Den ganzen Tag über will ich ihn unterhalten, und es ſoll ihm nichts abgehen.

Aber du wirſt dich dabei langweilen, armes Mädel!

Er wird dir läſtig werden! Bedenke, den ganzen lieben, langen Tag!

Im Gegentheil, kurzweilig wird es werden; ich werde eine Geſellſchaft haben und weniger traurig ſein am erſten Tag, den ich in der Fremde verleben muß. Mir wird ſein, als wär' ich noch zu Haus.

Sowie der Knabe geſehen hatte, daß ihm die kleine Marie das Wort redete, hatte er ſich an ihr Kleid gehängt und hielt ſich ſo krampfhaft daran feſt, daß man ihn nicht hätte entfernen können, ohne ihm wehe zu thun. Als er nun inne wurde, daß der Vater nachgab, nahm er Mariens Hand in ſeine beiden ſonngebräunten Händchen und küßte ſie und hüpfte vor Freude und zog ſeine Fürſprecherin fort zu der Stute, voll von jener verzehrenden Ungeduld, mit welcher die Kinder der Verwirklichung eines Wunſches zuſtreben.

Ruhig, ruhig ſein! ſagte das Mädchen, indem es ihn auf den Arm hob; dein kleines Herz ſpringt ja auf und ab, wie wenn's ein Vögelchen wär' — ſei nur getroſt, und wenn's dunkel wird und dich zu frieren anfängt, dann ſag mir's ſein, Peterle, damit ich dich in meinen Mantel einwickle. Jetzt gieb deinem lieben Papa einen Kuß und bitt' ihn recht ſchön um Verzeihung, weil du dich ſo unbändig geberdet haſt. Verſprich ihm, daß du's nie mehr thun willſt, nie! hörſt du? nie wieder!

Ja wohl, unter der Bedingung, daß ich ihm immer zu Willen ſein werde, nicht wahr? ſagte Germain, während er mit ſeinem Taſchentuch dem Kind die Augen ab-

Sobrin haut zu, doch will ihm nichts gelingen,
Denn Roland iſt von jener Macht beſchützt,
Die da gebeut im Himmel und auf Erden,
Und ihn nicht will verwundet laſſen werden.

77.

Der Graf holt aus, droht ihm den letzten Tag,
Und denkt den Kopf ihm von dem Rumpf zu hauen.
Sobrin weiß wohl, was Clermont's Kraft vermag,
Und daß man nicht dem Schilde darf vertrauen;
Er weicht, allein zu langſam, vor dem Schlag,
Um nicht in Baliſardens Blitz zu ſchauen.
Der Hieb trifft flach, doch mächtig auf die Stirn;
Zerſchmettert iſt der Helm, betäubt das Hirn.

78.

Zu Boden iſt der alte Held geſchoſſen,
Der nicht ſo bald von dieſem Streich erſteht.
Der Ritter glaubt den Kampf mit ihm geſchloſſen,
Und denkt: Da hilft nicht Salbe, noch Gebet.
Drum eilt er zum Gradaß und dem Genoſſen,
Zu wehren, eh' es dieſem übel geht.
An Waffen iſt der Mohr ihm, durch den Degen,
Durch's Roß, vielleicht an Kraft auch, überlegen.

79.

Der muth'ge Brandimart hält auf Frontinen,
Dem guten Roſſe, Rüdiger's vorher,
So lobenswerth ſich wider jenen Kühnen,
Daß der im Vortheil iſt nicht allzuſehr;
Und ſtäk' er nur in gleich ſo feinen Schienen,
So hielt' er ihm die Stange noch viel mehr;
Allein, als ſchlecht gerüſtet, muß er eben
Bald da bald dort Raum ſeinem Gegner geben.

trocknete: du verwöhneſt mir den kleinen Wicht, Marie .... du biſt wirklich zu gut gegen ihn. Ich weiß eigentlich nicht, warum du nicht bei uns eingeſtanden biſt zum Schafhüten um Johanni. Da hätteſt du auch meine Kinder hüten können, und mir wär's weit lieber, dir einen guten Lohn dafür zu geben, als mir jetzt eine Frau zu holen, die vielleicht Wunder glaubt, was ſie mir für einen Gefallen thut, wenn ſie die Armen nur nicht haßt.

Ihr müßt die Dinge nicht immer von der ſchlimmſten Seite aus betrachten, antwortete die kleine Marie, welche das Pferd beim Zaum hielt, während Germain ſein Söhnchen vorn auf den breiten, mit Ziegenfell ausgeſchlagenen Saumſattel hinſetzte; wenn Eure Frau die Kinder nicht mag, ſo nehmt Ihr mich eben nächſtes Jahr in Euren Dienſt, und dann könnt Ihr ganz ruhig ſein: ich will ſie ſo munter pflegen, daß ſie gar nichts merken ſollen.

---

Der Tauſend! ſagte Germain eine kleine Weile darauf, was werden ſie denn zu Haus denken, wenn das Bürſchchen da nicht heimkommt? Die Großeltern werden in Angſt gerathen und überall ſuchen.

Ihr ſagt ganz einfach dem Straßenarbeiter, den wir etwas weiter oben antreffen werden, daß Ihr das Kind mitnehmt, und bittet ihn, Eure Leute davon in Kenntniß zu ſetzen.

Ja, das iſt ein guter Einfall, Marie; du weißt doch immer Beſcheid! ich dachte gar nicht daran, daß der Jeannie bei der Hand iſt.

Und der wohnt ja ganz dicht bei Eurem Hof; er wird Alles gewiſſenhaft ausrichten.

Nachdem dieſe Vorſorge getroffen worden, ſetzte Germain die Stute wieder in Trab, und dem Peterle fiel anfangs vor lauter Herzensfreude gar nicht ein, daß er noch nicht zu Mittag gegeſſen hatte; aber allmählich brachte die Bewegung des Reitens ſeinen Magen doch zum Knurren, und nach Verlauf einer Stunde kam es unter Gähnen und Erblaſſen zu einem wohlarticulirten Hungerbekenntniß.

Nun geht's los, ſagte Germain. Wußt' ich doch, daß über kurz oder lang der junge Herr nach Speiſe und Trank ſchreien würde.

Trinken möcht' ich auch! ſagte Peterle.

So kehren wir denn in Gottes Namen bei der Mutter Rebec ein, da wir doch ſchon in Corlay ſind. Wenn nur ihre Wirthſchaft zur goldenen Sonne ſo golden wäre wie das Schild! Dir wird ein Glas Wein auch wohl thun, Marie.

Nein, dank' ſchön! ich brauche nichts, ſagte ſie; ich werde bei der Grauen bleiben, bis Ihr mit dem Kind wieder zurück ſeid.

Du gutes Mädel, das erinnert mich juſt daran, daß du ja dieſen Morgen meinem Peter dein Vesperbrod gegeben haſt und noch ganz nüchtern biſt, denn bei uns zu Haus haſt du nichts zu Mitag eſſen wollen, und haſt in Einem fort geweint.

Ach! ich hätte keinen Biſſen hinuntergebracht; mir war das Herz zu ſchwer, und auch jetzt noch — Ihr könnt mir's gewiß glauben — verſpüre ich gar keinen Appetit.

Du mußt dich zum Eſſen zwingen, Kleine, ſonſt wirſt du krank. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, und dürfen nicht ſo ausgehungert ankommen, daß wir ein Stück Brod begehren, ehe wir nur einen guten Tag bieten. Ich ſelber will dir mit dem Beiſpiel vorangehen, obgleich auch mein Appetit nicht weit her iſt; aber es wird ſich ſchon machen laſſen, denn ich habe eigentlich eben ſo wenig zu Mittag gegeſſen, wie du. Ich ſah dich mit deiner Mutter weinen, und das ging mir zu Herzen. So, jetzt will ich die Graue an die Thür feſtbinden. Steig nur ab — ich will's.

So traten ſie denn alle Drei ein, und eh eine Viertelſtunde verſtrichen war, hatte ihnen die dicke, hinkende Rebec bereits einen Pfannenkuchen von ganz vortheilhaftem Aeußern nebſt Schwarzbrod und dem blaßrothen Landwein vorgeſetzt.

Die Bauersleute eſſen langſam, und der kleine Peter war ſo hungrig, daß Germain vor Verlauf einer Stunde gar nicht an ein Aufbrechen denken konnte. Zuerſt hatte die kleine Marie lediglich aus Rückſicht zugegriffen, aber ſpäter war der Hunger allmählich mit ins Spiel gekommen, denn mit ſechzehn Jahren, zumal auf dem Lande, wo die friſche Luft zehrt, läßt ſich's nicht lange faſten. Germain's wohlgemeinter, troſtreicher und aufmunternder Zuſpruch verfehlte gleichfalls die beabſichtigte Wirkung nicht; das Mädchen that ſeiner traurigen Stimmung Gewalt an, um ſich einzureden, daß ſieben Monate ja keine Ewigkeit ſeien, und ſich auf die glückliche Zukunft zu freuen, die in der Heimath und in der Nähe der Mutter ihrer harrte; hatte ihr doch der Vater Maurice ſowohl wie auch Germain verſprochen, ſie in Dienſt zu nehmen. Doch als ſie eben anfing heiter zu werden und mit dem kleinen Peter zu ſcherzen, gerieth Germain auf den unſeligen Gedanken, ihr durch das Fenſter der Wirthsſtube die ſchöne Ausſicht auf das freundlich grünende, fruchtbare Thal zu zeigen, das man von dem höher gelegenen Corlay der ganzen Länge nach überſchaut. Marie blickte hinaus und fragte, ob man von hier aus die Häuſer von Belair unterſcheiden könne.

Gewiß, antwortete Germain, unſern Hof und ſogar deine Hütte. Siehſt du den kleinen grauen Punkt dort, unter dem Kirchthurm, etwas abſeits von Godard ſeiner großen Pappel?

Ach ja! ich ſeh' ihn, ſagte ſie, und brach wieder in Thränen aus.

Ich hätte dich nicht daran erinnern ſollen, ſagte Germain; ich mache heut lauter dumme Streiche! Komm jetzt, Marie; wir müſſen fort, mein Kind; die Tage ſind noch kurz, und in einer Stunde, wenn der Mond aufgehen wird, wird es kalt werden.

Sie ſaßen wieder auf, ritten über die große Haide, und da Germain die Graue nicht zu eifrig anſpornte, weil er das Mädchen und das Kind nicht durch einen allzu ſcharfen Trab ermüden wollte, war die Sonne bereits untergegangen, als er von der Heerſtraße ablenkte, um den Wald zu erreichen.

Germain kannte zwar den Weg nach Magnier ganz wohl; aber er überlegte, daß ſich eine gute Strecke abſchneiden ließe, wenn er, anſtatt in die Allee von Chanteloube einzubiegen, über Nesles und am heiligen Grab vorbei hinabritte, obwohl er dieſe Richtung nicht einzuſchlagen pflegte, wenn er zu Markte fuhr. Doch er ging fehl, und verlor ſo einige Zeit, eh er in den Wald kam; überdies ritt er noch, ohne es zu bemerken, an einer falſchen Stelle hinein, ſo daß er Fourche den Rücken kehrte und ſich ganz ſeitwärts wendete gegen Ardente zu.

Er hatte ſich deßhalb nicht zurechtfinden können, weil bei ſinkender Nacht ein Nebel aufgeſtiegen war, wie dies an Herbſtabenden häufig der Fall iſt, ein Nebel, der, im fahlen Mondlicht ſchwimmend, um ſo unbegrenzter erſchien und um ſo trügeriſcher wirkte. Den breiten Pfützen, die in den Lichtungen des Waldes zerſtreut lagen, entſtrömten ſo dichte Dünſte, daß man, wenn die Graue darüber wegſchritt, das Waſſer nicht ſah, ſondern nur am Plätſchern erkannte und an der Schwierigkeit, womit das Pferd die Füße aus dem ſchlammigen Boden herauszog.

Als man endlich auf eine ſchöne gerade Waldſtraße geſtoßen war und Germain ſich, am Ende derſelben angekommen, zu orientiren ſuchte, wurde er gleich inne, daß er ſich verirrt hatte, denn der Vater Maurice hatte ihm den Weg beſchrieben und geſagt. er werde da, wo der Wald aufhöre, einen ſehr abſchüſſigen Abhang vor ſich haben; ferner ſolle er, wenn er unten angelangt ſei, über eine ſehr große Wieſe reiten und zwei Mal durch einen Bach waten, wobei ihm der Alte noch eingeſchärft hatte, doch ja recht vorſichtig zu Werke zu gehen, da in Folge der ſtarken Regengüſſe der Waſſerſtand möglicher Weiſe etwas hoch ſein könne. Da nun Germain weder Abhang, noch Wieſe, noch Bach, ſondern nur die flache Haide wie einen Schneeteppich ſo weit vor ſich liegen ſah, hielt er das Pferd an, um ein Haus zu erſpähen oder einen des Wegs ziehenden Wanderer zu erwarten. Da ſich aber nichts dergleichen erblicken ließ, kehrte er um, in den Wald zurück. Doch der Nebel verdichtete ſich immer mehr; der Mond wurde ganz verdunkelt, und auf der abſcheulichen Straße, die voll tiefer Sumpflöcher war, wäre die Graue zu zweien Malen um ein Haar geſtürzt; ſie begann ſchon unter ihrer ſchweren Laſt den Muth zu verlieren, und wenn ſie auch die Bäume noch in ſo fern unterſchied, als ſie ſich nicht daran ſtieß, ſo konnte ſie doch nicht hindern, daß die Reiter mit den dicken Aeſten in Conflict geriethen, welche ſich gerade auf

Kopfhöhe quer über den Weg ſtreckten, oft in ganz lebensgefährlicher Weiſe. So wurde Germain einmal der Hut heruntergeſchlagen, und er hatte ſeine liebe Noth, ihn wieder zu finden. Der kleine Peter war eingeſchlafen, und lag ſeinem Vater ſo ſchwerfällig und unbequem in den Armen, daß dieſer die Graue ſchließlich nicht mehr aufrechtzuhalten noch zu lenken vermochte.

Ich glaube faſt, wir ſind verhext, ſagte Germain, abermals ſtill haltend, denn ſo groß ſind dieſe Waldungen nicht, daß ſich Einer, der nicht betrunken iſt, darin verirren könnte, und jetzt ziehen wir ſchon zwei volle Stunden kreuz und quer darin herum, ohne hinauszukommen. Die Graue, die immer noch ihren gewohnten Stall im Kopf hat, die iſt an all der Verwirrung Schuld. Wenn wir nach Haus finden wollten, brauchten wir ſie nur ſich ſelbſt zu überlaſſen. Aber jetzt, da wir vielleicht nur wenige Schritte von dem Ort entfernt ſind, wo wir übernachten ſollen, wär's doch zu toll, das Ziel aufzugeben und den langen Weg noch einmal zurückzulegen. Nichts deſto weniger weiß ich nicht mehr wo aus und an. Ich ſeh' nichts mehr, weder über noch unter uns, und fürchte, daß das Kind zu fiebern anfängt, wenn wir länger in dem verdammten Nebel ſtecken bleiben, oder daß wir's unter unſerer eigenen Laſt erdrücken, wenn ſich das Pferd überſtürzt.

Wir dürfen uns nicht aus Eigenſinn feſtrennen, ſagte die kleine Marie. Steigen wir ab, Germain; gebt das Kind mir; ich kann es ganz gut tragen, und kann ſogar noch beſſer dafür ſorgen, als Ihr, daß es nicht durch das Auseinandergehen des Mantels bloß zu liegen komme. Führt Ihr die Stute am Zaum; wenn wir näher beim Boden ſind, ſehen wir vielleicht auch beſſer.

Dieſe Maßregel ſchützte ſie indeſſen nur vor einem Sturz vom Pferde, denn der Nebel kroch an der Erde hin und ſchien ſich an der feuchten Oberfläche des Wegs feſtkleben zu wollen. Es war ein mühſeliges Gehen, und bald waren Beide ſo erſchöpft, daß ſie ſtehen blieben, als ſie unter hohen Eichen endlich eine trockene Stelle gefunden hatten. Die kleine Marie war in Schweiß gebadet, aber ſie klagte nicht und war unbekümmert um ſich ſelbſt. Ausſchließlich beſorgt um das Kind, ſetzte ſie ſich auf den Sand nieder und bettete den Kleinen in ihren Schooß, während Germain, nachdem er die Zügel der Grauen an einen Zweig gehängt hatte, ſich rings umſchaute.

Die Graue jedoch, der die ganze Reiſe ſehr zuwider war, machte eine Rückenbewegung, welche die Zügel vom Aſt löſ'te, riß den Gurt entzwei, ſchlug dann noch mit einer gewiſſen Nachläſſigkeit ein halb dutzend Mal hoch über ihren eigenen Kopf weg hinten aus und rannte durch das Dickicht davon, gleichſam um den Beweis zu liefern, daß ſie den Heimweg ſchon allein finden könne.

So! ſagte Germain nach einem vergeblichen Verſuch, den Flüchtling einzufangen, jetzt gehören wir ganz und gar zur Infanterie, und jetzt würde es uns auch nichts mehr helfen, wenn wir den rechten Weg entdeckten, denn wir müßten ja zu Fuß durch die Furt waten, und nach den verregneten Straßen zu ſchließen, können wir mit Gewißheit annehmen, daß die Wieſe unter Waſſer liegt. Einen andern Uebergang kennen wir nicht. Wir müſſen alſo abwarten, bis ſich der Nebel zerſtreut hat. Länger als eine Stunde oder zwei kann er ſich nicht halten. Sehen wir erſt wieder hell, ſo ſuchen wir am Waldesſaum das erſte beſte Haus auf; einſtweilen aber iſt an ein Weitergehen nicht zu denken: vor uns liegt ein Graben, ein Teich oder irgend eine Teufelei, und was hinter uns liegen mag, das weiß ich eben ſo wenig, denn ich weiß ſogar nicht mehr, von welcher Seite wir eigentlich in den Wald hereingekommen ſind.

Nun gut! tragen wir's in Geduld, Germain, ſagte die kleine Marie. Auf dieſer kleinen Erhöhung ſind wir gar nicht übel dran. Der Regen dringt durch das Laubdach dieſer großen Eichbäume nicht bis zu uns, und wir können auch ein Feuer anzünden, denn ich fühle hier unter meinen Füßen altes, lockeres Wurzelwerk, das gewiß trocken genug iſt zum Verbrennen. Ihr habt doch ein Feuerzeug, Germain? Ich ſah Euch vorhin noch Eure Pfeife rauchen.

Ich hatte eines! im Sack, der am Sattel hing, bei dem Wildpret, das ich meiner Zukünftigen bringen wollte; aber die verwünſchte Stute hat Alles mitgenommen, auch meinen Mantel, den ſie unterwegs verlieren oder an allen Sträuchern zerfetzen wird.

Nein, Germain, Sattel, Mantel und Sack, Alles liegt dort, zu Euren Füßen. Die Graue hat beim Davonlaufen den Gurt geſprengt und Alles von ſich geworfen.

Weiß Gott, ſo iſt's! rief Germain, und wenn wir uns ein wenig Reiſig zuſammenklauben können, ſo wird es uns möglich werden, uns zu trocknen und zu erwärmen.

Das wird nicht ſchwer halten, ſagte die kleine Marie; das dürre Holz raſchelt allenthalben unter unſern Füßen; aber reicht mir zuerſt den Sattel her.

Was willſt du damit?

Ein Bett für das Kind machen: nein, ſo nicht; Ihr müßt ihn umkehren; ſo kann es nicht herabrutſchen, und dann iſt die untere Seite auch noch ganz warm vom Rücken der Grauen. Jetzt ſchiebt noch von rechts und links die Steine unter, die dort liegen!

Ich ſehe keine! Du haſt ja wahre Katzenaugen im Kopf!

So! nun iſt's ſchon geſchehen, Germain! Gebt mir noch Euren Mantel, damit ich die Füßchen hineinwickle; mit dem meinigen decken wir ihn zu. Seht her, ob er da nicht ſo bequem liegt, wie in ſeinem Bett! und rührt ihn an, wie er gut warm iſt!

Ja, in der That! aber du verſtehſt es einmal, mit Kindern umzugehen, Marie!

Dazu gehört keine Hexerei. Jetzt holt Euer Feuerzeug aus Eurem Sack, und laßt mich das Holz zurechtlegen.

Das Holz wird nie anbrennen; es iſt zu feucht.

80.

Es gibt kein Roß, das bei dem kriegeriſchen
Geſchäft den Herrn verſtünde, wie Frontin:
Wo Durindana will herniederziſchen,
Da weiß er immer mit Verſtand zu fliehn.
Der Markgraf und der große Mohr inzwiſchen
Bekämpfen ſich in wildem Zornesglühn;
Sie ſind an Kunſt einander zu vergleichen,
Und werden ſich an Stärke wenig weichen.

81.

Roland ließ den Sobrin am Boden liegen,
Wie ich geſagt, und kam bei der Gefahr
Des Brandimart, Gradaſſen zu bekriegen,
Mit großem Schritt, zu Fuße wie er war.
Schon iſt er dran, um auf ihn loszufliegen,
Da wird er juſt Sobrinens Roß gewahr,
Das mitten auf dem Platze geht ſpazieren,
Und macht ſich auf, um's in den Kampf zu führen.

82.

Er hat es bald und ohne Müh' gefangen,
Worauf er munter in den Sattel ſpringt.
Die Linke läßt den reichen Zügel prangen,
Indeß die Rechte hoch den Degen ſchwingt.
Ihn ſieht Gradaß und ſcheint nicht ſehr zu bangen,
Daß dieſer kommt; ſein Fehderuf erklingt;
Denn ihn und Brandimart und auch den Dritten
Hofft er vor Abend noch zu Nacht zu bitten;

83.

So daß er gleich ſich zu dem Grafen kehrt
Und einen Stich ihm beibringt in den Kragen,
Der Alles ihm, nur nicht das Fleiſch, durchfährt;
Durch dieſes iſt kein Stahl hindurchzujagen.

Ihr verzweifelt doch an Allem, Germain! Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr an die Zeit, wo Ihr das Vieh gehütet habt, und an die großen Feuer, die man da auf dem Feld, mitten im Regen, anzündet?

Ja, die Kinder, die das Vieh hüten, bringen das zuwege, aber ich habe gleich die Ochſen getrieben, ſowie ich nur laufen konnte.

Deßwegen habt Ihr auch mehr Kraft in den Armen, als Geſchicklichkeit in den Händen. So! jetzt wäre das Holz ſchon aufgeſchichtet, und Ihr ſollt einmal ſehen, ob es nicht Feuer fangen wird! Gebt mir nur den brennenden Zunder und dürres Farrenkraut, eine Handvoll. Gut! Jetzt blaſ't hinein — Ihr ſeid doch nicht ſchwach auf der Bruſt?

Meines Wiſſens nicht, ſagte Germain und begann zu puſten wie der Blaſebalg in einer Schmiede. Bald darauf ſprühte die Flamme, zuerſt in röthlichem Glanz, dann in bläulichen Strahlen, die, unter dem Laubdach der Eichen immer höher aufſteigend, im Kampf mit dem Nebel die Atmoſphäre nach und nach auf zehn Fuß in die Runde austrockneten.

Nun will ich mich zum Kleinen hinſetzen, um die Funken von ihm abzuwehren, ſagte das Mädchen. Ihr, Germain, mögt Holz zulegen und die Glut ſchüren! Hier kann uns kein Fieber und keine Erkältung was anhaben, dafür ſteh' ich Euch.

Meiner Seel', du biſt ein kluges Mädel, ſagte Germain, und biſt mit dem Feuer vertraut wie eine kleine Waldhexe. Ich werde wieder ganz friſch und munter, während vorhin die Ausſicht, mit meinen nackten Beinen, die bis zu den Knieen herauf durchnäßt ſind, hier das Morgengrauen zu erwarten, mich in eine recht unmuthige Stimmung verſetzte.

Und wenn man übler Laune iſt, weiß man ſich eben nicht zu helfen, fügte die kleine Marie hinzu.

Biſt denn du niemals übler Laune?

O nein, niemals. Was hätt' ich auch davon?

Allerdings hat man nichts davon; aber was läßt ſich dawider thun, wenn man Sorgen hat? Und daran hat es gerade dir nicht gefehlt, das weiß Gott, denn du biſt nicht immer glücklich geweſen, arme Kleine.

Das iſt wahr: wir mußten gar mancherlei leiden, meine arme Mutter und ich; aber wie groß der Kummer war, den Muth ließen wir doch nicht ſinken.

Den würde auch ich nicht ſinken laſſen, und gält' es eine noch ſo harte Arbeit zu verrichten, ſagte Germain; nur das Elend, das könnte mich aufbringen, denn ich habe nie Mangel gelitten. Durch meine Frau war ich wohlhabend, und das bin ich noch zur Stunde und werd' es auch bleiben, ſo lang ich arbeiten werde, und das hoffe ich bis an mein Ende zu können; aber Jedes muß ſeine Plage haben! Ich hab's anderweitig abgetragen.

Ja, Ihr habt Euer Weib verloren, und das iſt auch ein Jammer!

Nicht wahr?

Ihr könnt mir's glauben, Germain, ich habe recht um ſie geweint, denn ſie war ja ſo gut! Es iſt beſſer, wenn wir nicht darüber reden, denn ſeht! ich könnte gerade aufs Neue zu weinen anfangen; mir iſt, als wolle all der Kummer wieder über mich kommen.

So viel ſteht feſt, daß ſie dich recht lieb hatte, meine kleine Marie! ſie hielt große Stücke auf dich und deine Mutter. Aber du haſt ja ſchon Thränen in den Augen. Sei vernünftig, mein Kind! Ich will nicht weinen.

Und dennoch weint Ihr, Germain! Auch Ihr! Und was ſollte ſich ein Mann auch der Thränen ſchämen, die er ſeiner Frau nachweint? Thut Euch nur keinen Zwang an! Denn an dieſem Schmerz hab' ich ja mein redliches Theil!

Du haſt ein gutes Herz, Marie, und es thut mir wohl, mit dir zu weinen. Aber rücke doch näher ans Feuer; dein Kleid iſt auch ganz durchnäßt, du armes Ding! Sieh, ich will ſtatt deiner zum Kleinen hinſitzen, damit du dich beſſer wärmen kannſt.

Ich bin warm genug, ſagte Marie; wenn Ihr Euch ſetzen wollt, ſetzt Euch hierher auf einen Zipfel des Mantels; ich bin ganz wohl ſo.

Hier ſieht's auch wirklich gar nicht ſo übel aus, ſagte Germain, indem er ſich dicht an ihrer Seite niederließ. Mir ſetzt nur der Hunger ein wenig zu. Es muß wohl ſchon neun geſchlagen haben, und das Gehen wurde mir auf dieſen ſchlechten Wegen ſo beſchwerlich, daß ich mich ganz ſchwach fühle. Hungert dich nicht auch, Marie?

Mich? nicht im Mindeſten. Ich bin es nicht wie Ihr gewohnt, vier Mahlzeiten zu halten, und habe mich ſchon ſo oft mit leerem Magen zu Bett gelegt, daß mir's auf Einmal mehr oder weniger nicht ankommt.

Ei, ſo eine Frau wie du wäre eigentlich recht bequem; ſie würde nicht ins Geld laufen, ſagte Germain mit einem Lächeln.

Ich bin ja keine Frau, ſagte Marie ganz unbefangen, denn die neue Wendung, welche Germain's Gedanken nahmen, war ihr gar nicht aufgefallen. Träumt Ihr etwa ſchon?

Ja, mir iſt, als ob ich träumte, antwortete Germain; vielleicht iſt der Hunger daran Schuld, daß mein Kopf auf und davon geht.

Wie kann man nur ſo ein Werwolf ſein! erwiderte ſie, indem ſie nun ſelber einen muntern Ton anſchlug; gut denn, wenn Ihr einmal durchaus nicht leben könnt, ohne alle fünf oder ſechs Stunden zu eſſen, warum klagt Ihr? Dort drüben in Eurem Sack habt Ihr ja Wildpret und hier ein Feuer, um's zu braten.

Der Tauſend! das iſt ein herrlicher Einfall! aber es iſt ja ein Geſchenk für meinen zukünftigen Schwäher.

Sechs Rebhühner und ein Haſe! Hoffentlich braucht Ihr doch nicht Alles aufzueſſen, um ſatt zu werden.

Aber wie ſoll ich's denn anfangen, ohne Bratſpieß und Feuerböcke? es wird mir ja Alles verkohlen!

Bewahre, ſagte die kleine Marie; ich mache mich anheiſchig, Euch ein Rebhuhn in der Aſche zu braten, ohne daß Ihr den Rauch davon ſchmecken ſollt. Habt Ihr auf dem Feld nie Lerchen gefangen und ſie zwiſchen zwei Steinen gebraten? Ach, es iſt wahr! ich vergaß wieder, daß Ihr nie das Vieh gehütet habt! Alſo aufgepaßt, und vor Allem das Thierchen da gerupft! Nicht ſo ungeſtüm! Ihr ſchindet ihm ja die Haut ab!

Du könnteſt ein anderes rupfen, um mir zu zeigen, wie man's macht.

So wollt Ihr denn ihrer Zwei verſpeiſen, Herr Vielfraß? — So, jetzt ſind ſie fix und fertig, und das Braten kann losgehen.

Du würdeſt dich als Schenkwirthin prächtig ausnehmen, du kleine Marie; leider fehlt dir nur die Schenke, und ich werde mich bequemen müſſen, aus einer Pfütze zu trinken.

Nun möchtet Ihr am Ende noch einen Wein haben, nicht? Vielleicht gar einen Kaffee? als ob hier unter den Bäumen Jahrmarkt wäre! Herr Wirth: einen feinen Belairer Bauernſchnaps!

Was? Jetzt lacht mich die kleine Schlange zu guter Letzt noch aus? und würde doch gewiß gern mittrinken, wenn's einen Wein gäbe.

Ich? erſt dieſen Abend hab' ich ja mit Euch bei der Rebec, zum zweiten Mal in meinem Leben, einen getrunken; wenn Ihr aber recht artig ſeid, ſollt Ihr faſt eine ganze Flaſche voll bekommen, und noch dazu vom Beſten.

Was hör' ich, Marie? Du wärſt alſo wahrhaftig eine Hexe?

Habt Ihr nicht bei der Rebec in der Uebereilung zwei Flaſchen Wein beſtellt? Die eine habt Ihr mit Eurem Kleinen geleert, und ich habe von der andern, die Ihr mir zugeſchoben hattet, kaum ein paar Tropfen getrunken. Dennoch habt Ihr ſie beide ohne Weiteres bezahlt.

Nun?

Nun, da hab' ich denn die, welche noch voll war, in meinen Korb geſteckt, in der Vorausſetzung, daß Euch oder den Kleinen möglicherweiſe unterwegs dürſten könnte, und hier iſt ſie.

Du biſt das geſcheidteſte Mädel, das mir jemals vorgekommen iſt. Seh Einer an! da geht das arme Kind mit naſſen Augen aus dem Wirthshaus, und hat dennoch mehr an Andere gedacht, als an ſich ſelbſt! Kleine Marie, der Mann, der dich einmal nimmt, wird kein Dummkopf ſein!

Hoffentlich, denn einen Dummkopf könnt' ich gar nicht gern haben. So! jetzt laßt Euch Eure Rebhühner ſchmecken; ſie ſind gar, und in Ermangelung des Brodes werdet Ihr wohl mit Kaſtanien vorlieb nehmen?

Wo in aller Welt haſt du nur wieder die Kaſtanien her?

Ein großes Wunder! Die Bäume längs der Straße hingen ſo voll, daß ich im Vorbeireiten bloß hinaufzulangen brauchte, um mir die Taſchen zu füllen.

Und ſie ſind auch ſchon gebraten?

Aber wo hätt' ich denn meinen Kopf gehabt, wenn ich ſie nicht ans Feuer gelegt hätte, ſowie es brannte? Auf dem Feld macht man's immer ſo.

Herrlich, meine kleine Marie, wir werden alſo mit einander zu Nacht eſſen! Ich will auf deine Geſundheit trinken und dir einen guten Mann wünſchen . . . einen, der genau ſo iſt, wie du ihn haben möchteſt. Wie möchteſt du ihn eigentlich haben?

Das kann ich Euch nicht ſagen, Germain, denn daran hab' ich noch gar nie gedacht.

Wie? gar nie? niemals? frug Germain, der ſich ſchon mit ächtem Bauernappetit über den Braten hergemacht hatte, aber die beſten Biſſen immer herausſchnitt, um ſie ſeiner Reiſegefährtin hinzureichen, die jedoch das Dargebotene beharrlich ausſchlug, und ſich mit einigen Kaſtanien begnügte. Was du mir da ſagſt, Kleine! hub er wieder an, nachdem ſie ſeine Frage unbeantwortet gelaſſen hatte; du haſt noch gar nicht ans Heirathen gedacht? du biſt doch ſchon alt genug dazu.

Mag ſein, ſagte ſie, aber ich bin zu arm dazu. Um ein Hausweſen zu gründen, ſind mindeſtens hundert Thaler erforderlich, und bis ich mir die zuſammengeſpart habe, muß ich noch volle fünf oder ſechs Jahr arbeiten.

Armes Mädel! ich wollte, der Vater Maurice gäbe mir hundert Thaler, damit ich ſie dir ſchenken könnte.

Schönen Dank, Germain, aber was würde man dann von mir ſagen?

Was könnte man wohl ſagen? man weiß ja, daß ich alt bin und dich nicht heirathen kann. Alſo würde man nicht vorausſetzen, daß ich .... daß du ....

Da ſeht einmal her! jetzt erwacht Euer Kleiner, ſagte Marie.

Peterle hatte ſich aufgerichtet und blickte mit ganz nachdenklicher Miene rings um ſich.

Ja, ſo ſchaut er immer drein, der Kamerad, wenn er Andere eſſen hört! ſagte Germain; Kanonen könnte man neben ihm abfeuern — er würde nicht wach werden; ſowie man aber mit der Kinnlade arbeitet, da ſperrt er gleich die Augen auf.

In ſeinem Alter habt Ihr's jedenfalls gerade ſo getrieben, bemerkte die kleine Marie mit einem ſchelmiſchen Lächeln. Nicht wahr, Peterle, du ſiehſt dich nach deinem Betthimmel um? Für dieſe Nacht, mein Kind, haſt du einen aus lauter grünen Zweigen; aber dein Vater hat doch ſein Abendeſſen. Willſt du mithalten? Ich habe deinen Antheil nicht angerührt, denn ich dachte mir wohl, daß du ihn verlangen würdeſt.

Marie, du mußt miteſſen, ich will's, rief Germain, oder ich nehme keinen Biſſen mehr zu mir. Ich bin ein gefräßiger Grobian: du brichſt dir Alles am Mund ab für uns, und das iſt nicht in der Ordnung; ich muß mich ja ſo ſchämen, daß mir aller Appetit dabei vergeht; dem Buben geb' ich nichts, wenn du nicht miteſſen willſt.

So quält uns doch nicht, antwortete die kleine

Marie; Ihr habt ja nicht den Schlüſſel zu unſrem Appetit in der Taſche. Meiner iſt heut zugeſperrt, aber Eurem Peterle ſeiner reißt den Rachen auf wie ein hungriger kleiner Wolf. Da ſeht nur, wie er einhaut! O aus dem wird auch einmal ein feſter Bauersmann werden!

Und in der That zeigte Peterle zur Genüge, weß Vaters Kind er war: noch kaum munter, und ohne ſich weder um den Ort zu kümmern, wo er ſich befand, noch um die Art, wie er hingekommen, war er gleich über den Braten hergefallen. Als ſein Hunger geſtillt war, gerieth er in die Aufregung, die bei Kindern nie ausbleibt, wenn ſie aus ihren Gewohnheiten herausgeriſſen werden, und überbot ſich in neugierigen Fragen und klugen Bemerkungen. Er ließ ſich erklären, wo er eigentlich ſei, und als er erfuhr, daß er ſich mitten im Wald befinde, fürchtete er ſich ein klein wenig.

Giebt es böſe Thiere hier im Wald? fragte er ſeinen Vater.

Nein, ſagte dieſer, hier nicht. Nur nicht ängſtlich!

So haſt du denn gelogen, als du mir ſagteſt, daß mich der Wolf holen würde, wenn ich mit dir in den großen Wald ginge?

Da ſeh' mir Einer den Klügler an! ſagte Germain etwas verlegen.

Aber er hat Recht, entgegnete die kleine Marie; Ihr habt es ihm geſagt: er hat ein gutes Gedächtniß und erinnert ſich daran. Aber du mußt wiſſen, Peterle, daß dein Papa niemals lügt. Durch den großen Wald ſind wir geritten, während du ſchlieſſt, und jetzt ſind wir im kleinen Wald, wo es keine böſen Thiere giebt.

Iſt der kleine Wald recht weit vom großen?

Ziemlich weit; übrigens gehen die Wölfe nie aus dem großen Wald hinaus. Und dann, wenn Einer käme, würde ihn dein Vater umbringen.

Und du auch, kleine Marie?

Ja, wir auch, denn du würdeſt ja mithelfen, nicht, Peterle? Du haſt doch keine Angſt, und würdeſt tapfer drauf losſchlagen!

Ja, ja, rief das Kind, ganz ſtolz mit einer muthigen Geberde, wir ſchlügen ihn todt!

Wie du, verſteht es Keine, mit Kindern zu ſprechen und ihnen Vernunft beizubringen, ſagte Germain zu der kleinen Marie. Es iſt eben ſo lang nicht her, daß du ſelber noch ein Kind warſt, und da erinnerſt du dich noch an das, was deine Mutter zu dir ſagte. Ich glaube ſchon, daß man ſich, je jünger man iſt, mit den Jungen um ſo beſſer verſtändigen kann, und ich fürchte, daß eine Frau von dreißig Jahren, die noch nicht weiß, was es heißt, Mutter zu ſein, nur mit großer Mühe lernen wird, wie man mit ſo einem kleinen Burſchen plaudern und predigen muß.

Aber warum denn, Germain? Ich ſehe wirklich nicht ein, warum Ihr dieſer gar ſo wenig zutraut; Ihr werdet ſchon auf andere Gedanken kommen!

Zum Kukuk mit der Frau! brummte Germain. Ich wollte, ich wäre ſchon von ihr losgekommen und

Zu gleicher Zeit ſenkt Roland Rüd'gers Schwert;
Da hilft kein Zauber, wo es hingeſchlagen:
Helm, Schild, Halsberg und Harniſch ſind zerſpellt,
Kurz, Alles was es trifft, indem es fällt.

84.

Durch Antlitz, Bruſt und Schenkel iſt gehauen
Der Sericaner, und ſein Blut fließt klar,
Seit er ſich konnt' in dieſen Waffen ſchauen,
Das erſte Blut. Ihm ſchien es wunderbar,
Daß dieſes Schwert — er fühlt's mit Wuth und Grauen —
So ſchnitt, das doch nicht Durindana war;
Und hätt' er näher dieſen Hieb erhalten,
Er wär' vom Kopf bis zu dem Bauch geſpalten.

85.

Er darf nicht mehr auf ſeine Waffen heute
Vertrau'n wie ſonſt; das iſt ihm nun gewiß.
Er ruft mehr Umſicht nun auf ſeine Seite,
Die Kunſt des Schirmens muß nun vor den Riß.
Wie Brandimart den Grafen ſieht im Streite,
Der dieſe Schlacht ihm aus den Händen riß,
So bleibt er ruhig zwiſchen beiden Paaren,
Um beizuſtehn in jeglichen Gefahren.

86.

Wie nun in ſolchem Zuſtand iſt die Schlacht,
So hebt Sobrin, der lange dagelegen,
Sich wieder auf, mit großem Schmerz erwacht
In Schulter und Geſicht, von jenem Degen.
Er hebt den Blick, und hat auf Alles Acht,
Dann eilt er hülfreich ſeinem Herrn entgegen;
Mit weiten Schritten kommt er bei ihm an,
So leiſe, daß ihn Niemand hören kann.

müßte ſie nie wieder vor Augen haben. Was ſoll ich mit einer Frau, die ich nicht kenne?

Papa, ſagte das Kind, warum ſprichſt du denn heut immer von deiner Frau? die iſt ja weit fortgegangen . . . .

Ach! du haſt ſie alſo nicht vergeſſen, deine arme, liebe Mutter?

O nein, ich habe ja geſehen, wie man ſie in eine ſchöne Lade aus weißem Holz gelegt hat, und die Großmutter hat mich zu ihr hingeführt, um ihr einen Kuß zu geben und Adjes zu ſagen! . . . . Sie war ganz weiß im Geſicht und ganz kalt, und jeden Abend heißt mich die Tante den lieben Gott bitten, daß er ſie zu ſich nehme in den Himmel, damit ihr wieder gut warm werde. Glaubſt du, daß ſie jetzt im Himmel iſt?

Ich hoffe es, mein Kind; aber du mußt dennoch immerfort darum bitten; daran erkennt deine Mutter, daß du ſie lieb haſt.

Ich will gleich mein Gebet herſagen, erwiderte der Kleine; ich habe es dieſen Abend vergeſſen. Aber ganz allein kann ich's nicht, denn mir fällt nicht Alles ein. Die kleine Marie muß mir helfen.

Ja wohl, Peterle, ich will dir helfen, ſagte das Mädchen. Komm nur zu mir! Ich will dir ein gutes Plätzchen herrichten.

Das Kind kniete auf den Saum ihres Kleides nieder, faltete die Händchen und begann ſein Gebet herzuſagen, zuerſt mit voller Aufmerkſamkeit und Inbrunſt, denn der

Anfang war ihm ſehr geläufig, dann langſamer und unſicherer, und ſchließlich nur noch der kleinen Marie Wort für Wort nachſprechend, bis zu der Stelle, die es niemals bis zu Ende hatte lernen können, weil es immer dabei vom Schlaf bewältigt worden war. Auch diesmal that die angeſtrengte Aufmerkſamkeit, verbunden mit der Eintönigkeit des mechaniſchen Vortrags, die gewöhnliche Wirkung. Peterle brachte die letzten Worte nur noch mit Mühe über die Lippen, und zwar erſt, nachdem ſie ihm dreimal wiederholt worden; ſein ſchweres Köpfchen ſenkte ſich auf Mariens Buſen nieder; die Händchen erſchlafften, löſ'ten ſich von einander los und glitten ihm geöffnet auf die Kniee herab. Beim Schein des Feuers betrachtete Germain den kleinen Engel, wie er am Herzen des Mädchens friedlich eingeſchlummert war: während ſie ihn feſt in den Armen hielt und ihr reiner Athem über ſein blondes Haar hinſtrich, war auch ſie in ein frommes Träumen verſunken und betete heimlich für die Seele der Kathrine.

Germain war gerührt und ſuchte nach Worten, der kleinen Marie all die Achtung und Dankbarkeit auszudrücken, die er für ſie empfand, aber er fand nichts, was ſeinen innerſten Gefühlen entſprochen hätte. Er näherte ſich ihr, um den Kleinen, den ſie noch immer an den Buſen drückte, zu küſſen, und ſeine Lippen konnten ſich von Peterle's Stirn faſt nicht mehr trennen.

Ihr küßt ihn zu heftig, ſagte Marie, indem ſie ſeinen Kopf ſanft bei Seite ſchob; weckt ihn nicht, und laßt mich ihn wieder zu Bett bringen, weil ſein Seelchen ja doch ſchon zurückgeflogen iſt ins Paradies der Träume.

Der Knabe ließ es geſchehen; nur fragte er, als er ſich auf dem Ziegenfellfutter des Sattels ausſtreckte, ob er jetzt auf der Grauen reite. Dann ſchlug er die großen blauen Augen eine Minute lang ſtarr zu den überhängenden Zweigen auf und ſchien wachend zu träumen, oder mit einem Gedanken beſchäftigt zu ſein, der ihm im Lauf des Tages durch den Kopf gefahren war und ſich nun vor dem Einſchlummern noch einmal in ihm ſpiegelte: Väterchen, ſagte er, wenn ich eine neue Mama bekommen ſoll, ſo ſoll's die kleine Marie ſein.

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ſchloß er die Lider und ſchlief ein.

Für die kleine Marie ſchien dieſer ſonderbare Einfall des Kindes keine andere Bedeutung als die einer Freundſchaftsbezeigung zu haben; ſie hüllte den Kleinen ſorgfältig ein, ſchürte das Feuer, und da der Nebel, der auf der nächſtliegenden Pfütze kauerte, noch immer nicht das Ausſehen hatte, als würde er ſich bald verziehen, gab ſie Germain den Rath, ſich beim Feuer auszuſtrecken und einen Nicker zu thun.

Ich merk's Euch an, daß Ihr ein Bedürfniß danach empfindet, ſprach ſie, denn Ihr redet nichts mehr und ſtarrt vor Euch hin, gerade wie vorhin Euer Kleiner. Schlaft nur zu: ich werde über Euch und über das Kind wachen.

Nein, ſchlafen ſollſt du, erwiderte er, und ich will euch alle zwei hüten, denn ich war noch nie ſo wach, wie eben jetzt; mir ſummen über hundert Gedanken im Kopf herum.

Hundert wären viel, ſagte das Mädchen nicht ohne einen Anflug von Schalkhaftigkeit; es giebt ſo viele Leute, die ſchon mit einem einzigen zufrieden wären!

Nun gut, wenn auch mein Kopf nicht groß genug iſt für hundert, ſo hab' ich doch einen, der mir ſeit einer Stunde keine Ruhe läßt.

Ich will ihn Euch nennen, ſo wie auch die, die Ihr vorher hattet.

Schön! nenn' ihn mir, wenn du ihn errathen kannſt, Marie; es wird mich freuen, wenn du ſelber mir ihn nennſt.

Vor einer Stunde, fuhr ſie fort, kam Euch der Gedanke, etwas zu eſſen .... und jetzt kommt Euch der Gedanke, zu ſchlafen.

Marie, ich bin zwar nur Einer, der mit Ochſen umgeht, aber deßhalb brauchſt du mich nicht ſelber für einen Ochſen zu halten. Das iſt unfreundlich von dir, und daraus erſehe ich, daß du nicht mit mir reden willſt. Schlaf' alſo! Das iſt beſſer, als einen Mann zu hänſeln, dem nicht froh ums Herz iſt.

Nein, reden wir, wenn Ihr reden wollt, ſagte das

Mädchen, indem es ſich neben dem Kinde halb ausſtreckte und den Kopf gegen eine Seite des Sattels ſtützte. Ihr ſeid im Begriff, Euch wieder abzuquälen, Germain, und damit beweiſ't Ihr für einen Mann keinen großen Muth. Was würde ich nicht Alles ſagen, wenn ich mich nicht nach beſten Kräften gegen meinen eigenen Kummer wehrte?

Allerdings; aber das iſt's ja gerade, was mir nicht aus dem Sinn will, du armes Kind! Du ſollſt fern von deinen Leuten leben, in einer unwirthlichen, ſumpfigen Haidegegend, wo du im Herbſt das Fieber kriegen wirſt, und wo die Schafe nicht zunehmen, was doch für eine Schafhüterin, die einen ernſtlichen Willen hat, immerhin eine verdrießliche Sache iſt; und dann wirſt du unter wildfremden Menſchen leben, die dich vielleicht nicht gut behandeln und überhaupt nicht begreifen werden, was ſie an dir haben. Siehſt du, das macht mich trauriger, als ich es mit Worten ſagen kann, und ich möchte dich am Liebſten wieder heimbringen zu deiner Mutter, anſtatt nach Fourche zu gehen.

Was Ihr da ſagt, mein armer Germain, iſt zwar ſehr gütig, aber gar nicht weiſe; für ſeine Freunde ſoll man nicht feigherzig ſein, und anſtatt mir die ſchlimme Seite meines Schickſals zu zeigen, thätet Ihr beſſer daran, die gute hervorzuheben, wie vorhin, als wir bei der Rebec einkehrten.

Ich kann mir nicht helfen! Damals ſah ich's in dem Licht, und jetzt erſcheint mir's in einem ganz andern. Du ſollteſt doch lieber heirathen.

Daran iſt nicht zu denken, Germain, ich hab's Euch ſchon einmal geſagt, und weil nicht daran zu denken iſt, will ich auch nicht daran denken.

Aber wenn es ſich zufällig doch ſo fügen würde? Vielleicht wenn du mir auseinanderſetzteſt, was du für einen Mann haben möchteſt, könnt' ich mir einen ausdenken.

Ausdenken und finden ſind Zweierlei. Ich denke mir nichts aus, weil es doch zu nichts führt.

Möchteſt du nicht Einen finden, der reich wäre?

Wie ſollt' ich das? Ich ſelber bin ja arm wie eine Kirchenmaus.

Aber wenn er nun einmal wohlhabend wäre, ſo würde dich's wohl nicht verdrießen, eine freundliche Wohnung und gute Koſt und hübſche Kleider zu haben bei rechtſchaffenen Leuten, welche dir die Mittel an die Hand geben würden, deine Mutter zu unterſtützen?

O was das betrifft .... meine Mutter zu unterſtützen, das wäre mein einziger Wunſch.

Und wenn ſich das nun fände, auch geſetzt den Fall, daß der Mann nicht mehr ganz jung wäre, würde es dich Ueberwindung koſten?

Ach! nehmt mir's nicht übel, Germain, aber gerade darauf würd' ich ſchauen. Einen Alten möcht' ich nicht heirathen!

Einen Alten, allerdings; doch, zum Beiſpiel, einen Mann in meinen Jahren?

Für mich ſeid Ihr alt, Germain; Einer in des Baſtian's Jahren würde mir ſchon beſſer paſſen, obgleich der Baſtian nicht ſo ſchmuck iſt, wie Ihr.

Der Schweinehirt wäre dir lieber, der Baſtian? ſagte Germain voller Unmuth. Ein Kerl mit zwei Augen, wie ſie die Thiere im Kopf ſtecken haben, die er hütet?

Seinen achtzehn Jahren zulieb würde ich über ſeine Augen eins zudrücken.

In Germain's Herzen regte ſich eine furchtbare Eiferſucht. Gut, ſagte er, ich ſehe, daß dir's der Baſtian angethan hat. Aber ein toller Einfall bleibt es doch immer!

Ja, es wär' auch ein toller Einfall, antwortete laut auflachend die kleine Marie, und der Ehemann wäre gerade ſo toll. Der ließe ſich ja jeden Bären aufbinden. So hatte ich zum Beiſpiel unlängſt in dem Herrn Pfarrer ſeinem Garten einen Paradiesapfel aufgehoben; da haſt du einen ſchönen rothen Apfel, ſag' ich zum Baſtian, und er hat hineingebiſſen mit einer Gier . . . ! Ihr hättet nur die Fratze ſehen ſollen, die er geſchnitten hat! Herr Gott, war die häßlich!

Du magſt ihn alſo doch nicht, ſonſt würdeſt du ihn nicht zum Beſten haben?

O das wäre noch kein Grund. Aber ich mag ihn wirklich nicht: er mißhandelt ſeine kleine Schweſter und iſt unreinlich.

Nun, ſo gefällt dir vielleicht irgend ein Anderer?

Was liegt denn Euch daran, Germain?

Es liegt mir auch nichts daran; es iſt nur ſo ein Discurs. Aber ich merke wohl, Kleine, daß du ſchon ein Auge auf wen geworfen haſt.

Nein, Germain, Ihr irrt Euch: ich habe noch keinen Schatz; das kann in der Folge noch kommen; doch weil ich nur werde heirathen können, wenn ich mir Einiges erſpart habe, ſo iſt es mir beſtimmt, erſt ſpät zu heirathen und dann einen Mann in ältern Jahren.

Nun denn, ſo heirathe lieber gleich einen Alten!

O nein, wenn ich einmal ſelber nicht mehr jung bin, wird mir's allerdings einerlei ſein, aber einſtweilen iſts noch was Anderes.

Jetzt merk' ich wohl, Marie, daß ich dir gar nicht gefalle, es wird mir nur zu deutlich, ſagte Germain ganz entmuthigt, und ohne zu bedenken, was er ſprach.

Die kleine Marie antwortete nichts. Germain beugte ſich zu ihr hin: ſie ſchlief; der Schlummer hatte ſie plötzlich überwältigt und blitzähnlich niedergeworfen, wie die Kinder, die ſchon im Schlaf liegen, während ſie noch plaudern.

Germain war froh, daß ſie ſeine letzten Worte nicht beachtet hatte, denn er ſah jetzt ein, wie unklug ſie waren, und wandte ſich ab, um ſich zu zerſtreuen und auf andere Gedanken zu bringen.

Aber trotz aller Selbſtbeherrſchung wollte es ihm nicht gelingen, weder einzuſchlafen, noch an etwas Anderes zu denken, als an das zuletzt Geſagte. Wohl zwanzig Mal ging er um das Feuer herum, dann abſeits und wieder zurück; endlich lehnte er ſich, mit kochendem Blut, als hätte er Schießpulver geſchluckt, an den Baum, unter dem die beiden Kinder ſchliefen, und ſtarrte nach ihnen hin.

Ich weiß wirklich nicht, dachte er, warum ich erſt jetzt bemerke, daß die kleine Marie das hübſcheſte Mädel im ganzen Dorf iſt! . . . Ihre Backen ſind nicht ſehr roth, aber ſie hat ein Geſichtchen ſo friſch wie ein Hageröslein! Und der nette kleine Mund und das zierliche Näschen! . . . Groß iſt ſie nicht für ihr Alter, aber fein gewachſen wie eine junge Wachtel und flink wie ein kleiner Buchfink! . . . Eigentlich ſeh' ich nicht ein, warum man bei uns die großen, drallen, rothwangigen Weibsbilder ſo ſchön findet . . . . Meine Frau war eher ſchmächtig und blaß, und dennoch gefiel ſie mir mehr als jede Andere . . . . Die Marie hat auch ſo ein zartes Ausſehen, und iſt nichts deſto weniger kerngeſund, und hübſch anzuſchauen iſt ſie wie ein milchweißes Zicklein! . . . Und wie ſanft und züchtig ſie dreinblickt! Ihr gutes Herzchen liegt ihr in den Augen, ſogar wenn der Schlaf ſie zugemacht hat! . . . Und Verſtand hat ſie beinah noch mehr als meine ſelige Kathrine — ja, der Wahrheit die Ehre! bei ihr würde mir die Zeit nie lang werden . . . . Sie iſt ſo munter, ſo brav, ſo fleißig, ſo anhänglich und wieder ſo drollig. Ich weiß nicht, was man außerdem noch verlangen könnte . . . .

Aber was geht das Alles denn mich an? grübelte er wieder und that ſich Gewalt an, um wo anders hinzuſchauen. Der Schwäher würde ſicherlich nichts davon hören wollen, und die ganze Verwandtſchaft würde mich für verrückt halten! . . . Sie ſelber möchte mich ja nicht einmal, das arme Kind! . . . . Ich bin ihr zu alt: ſie hat es mit dürren Worten geſagt . . . . denn ſie iſt nicht eigennützig; es liegt ihr nichts daran, noch fernerhin zu leiden und zu entbehren und ſich ärmlich zu kleiden und zwei oder drei Monate im Jahr zu hungern, wenn ſie nur eines Tags nach ihrem Herzen wählen kann, einen Mann, der ihr gefällt . . . . Recht hat ſie! ich, wenn ich an ihrer Stelle wäre, würde es gerade ſo machen . . . . noch heute, wenn ich nach meinem Kopf handeln könnte, würde ich ein Mädel nach meinem Sinn heimführen, anſtatt mich in eine Heirath hineinzubugſiren, zu der ich kein Herz zu faſſen vermag . . . .

Je eifriger Germain ſich aufs Vernünfteln und Ruhigwerden verlegte, deſto weniger brachte er's zu Stande. Bald lief er zwanzig Schritte weit davon, in den Nebel hinein; bald lag er plötzlich wieder auf beiden Knieen vor den ſchlafenden Kindern. Einmal wollte er ſogar dem Peterle, der mit dem einen Aermchen Mariens Hals umſchlungen hielt, einen Kuß geben, und irrte ſich in der Perſon, ſo daß Marie, von einem Feuerhauch geweckt, der über ihre Lippen hinſtrich, auffuhr und ganz wirr um ſich ſchaute: was in Germain vorging, errieth ſie indeſſen nicht.

Ich ſah euch nicht recht, ihr armen Kinder, ſagte

87.

Dem Olivier ſchleicht er ſich in den Rücken,
Der immer nur auf Agramanten ſieht,
Worauf er einen Hieb mit argen Tücken
Durch's Hinterbein dem guten Roſſe zieht,
So daß es plötzlich muß zuſammenknicken;
Der Ritter fällt, und wie er auch ſich müht,
Er bringt den linken Fuß, der unter'm Pferde
Im Bügel ſteckt, nicht vor aus der Beſchwerde.

88.

Sobrin holt wieder aus, zu einem jähen
Querhieb; ihn zu enthaupten iſt ſein Wahn,
Allein der helle Stahl läßt's nicht geſchehen,
Den einſt für Hektorn ſchmiedete Vulcan.
Wie Brandimart des Freundes Noth geſehen,
Rennt er verhängten Zaums Sobrinen an,
Und haut ihn auf den Kopf und ſprengt ihn nieder;
Doch ſchnell erhebt der trutz'ge Greis ſich wieder,

89.

Und kehrt zu jenem, ihm in's andre Leben
Den Paß zu ſchreiben mit Geſchwindigkeit,
Wo nicht, doch mindeſtens nicht zuzugeben,
Daß er von ſeinem Roſſe ſich befreit.
Der Markgraf hat, um ihm zu widerſtreben,
Die Rechte frei, und macht ihm lang die Zeit,
Und weiß mit derben Stößen ſich den Alten,
So lang ſein Degen iſt, vom Leib zu halten.

90.

Wenn er ihn nur noch kurze Zeit beſchränkt,
So hofft er bald ſein Leiden zu beſchließen;
Er ſieht ihn um und um mit Blut beſprenkt
Und ſieht es in den Sand ſo reichlich fließen,

er, indem er ſich raſch zurückwarf. Faſt wäre ich über euch geſtürzt und hätte euch weh gethan.

Die kleine Marie nahm die Erklärung in ihrer Herzensunſchuld für baare Münze und ſchlief wieder weiter. Germain ging nun um das Feuer herum auf die entgegengeſetzte Seite und verſchwor es hoch und heilig, nicht mehr von der Stelle zu weichen, bis Marie erwachen würde. Er hielt auch Wort, aber es wurde ihm recht ſauer. Ihm war, als ginge ſein Verſtand in die Brüche.

Endlich, gegen Mitternacht, verzog ſich der Nebel, und Germain ſah die Sterne durch die Zweige niederleuchten. Nach und nach waren auch vom Mond die Dünſte gewichen, die ihn verfinſtert hatten, und er begann ſeine Diamanten auf das feuchte Moos auszuſtreuen. Die Stämme der Eichen waren noch in ein majeſtätiſches Dunkel getaucht, aber etwas weiter weg glänzten ſchon die weißen Birken wie eine Reihe in Leichentücher eingehüllte Geſpenſter. Das verglimmende Feuer ſpiegelte ſich in der nächſten Pfütze, und die Fröſche, die ſich nachgerade an den fremden Schein gewöhnt hatten, ermannten ſich ſchon zu einzelnen, immerhin noch ſchüchternen Discantlauten; die eckigen, von fahlem Moos umſtarrten Aeſte der alten Bäume ſtreckten ſich in wirrer Durchkreuzung gleich langen Knochenarmen über den Köpfen unſerer Reiſegeſellſchaft aus; es war eine ſchöne, aber ſo öde und düſtere Landſchaft, daß Germain, um nur ſeine Traurigkeit loszuwerden, zu ſingen anfing und Steine ins Waſſer warf, den unheimlichen

Zauber der Einſamkeit zu brechen. Damit verband er auch die Abſicht, die kleine Marie zu wecken, und als er ſah, daß ſie in der That aufſtand und nach dem Wetter forſchte, ſchlug er ihr vor, wieder aufzubrechen.

Bis in zwei Stunden, ſetzte er hinzu, wird beim Morgengrauen die Luft ſo eiſig werden, daß es hier, trotz dem Feuer, nicht mehr auszuhalten wäre ..... Jetzt ſehen wir doch unſern Weg und werden gewiß ein Haus finden, wo man uns einläßt, oder wenigſtens eine Scheune, die uns für den Reſt der Nacht ein Obdach bietet.

Marie war nicht eigenwillig, und wiewohl ſie noch ſehr gern weiter geſchlafen hätte, ſchickte ſie ſich an, Germain zu folgen.

Dieſer hob, ohne ihn zu wecken, ſeinen Sohn auf den Arm und rief Marie zu ſich her, um ſie unter ſeinen Mantel zu nehmen, denn den ihrigen, in welchen Peterle eingewickelt war, wollte ſie durchaus dem Kleinen nicht entziehen.

Als Germain das Mädchen ſo dicht an ſeiner Seite fühlte, ſchlug ſeine unbefangener und muntrer gewordene Stimmung plötzlich wieder um, und er begann neuerdings, den Kopf zu verlieren. Zwei oder dreimal entfernte er ſich haſtig und ließ ſie allein gehen. Dann, wenn er ſah, daß ſie ihm nur mit Mühe folgte, erwartete er ſie, zog ſie heftig an ſich und drückte ſie ſo feſt in ſeinen Arm, daß ſie ſich darüber wunderte und ſogar ärgerte, ohne ſich jedoch eine Bemerkung zu erlauben.

Da ſie nicht im Mindeſten wußten, aus welcher Richtung ſie gekommen waren, wußten ſie eben ſo wenig, in welcher Richtung ſie vorangingen, ſo daß ſie den Wald noch einmal der Länge nach durchmaßen, abermals auf die öde Haide ſtießen und wieder umkehren mußten; nach langem Hin- und Her-Irren ſchimmerte ihnen endlich ein Lichtſchein durch die Zweige entgegen.

Gut! das iſt ein Haus, ſagte Germain, und die Leute darin ſind auch ſchon wach, denn ſie haben bereits Feuer. Iſt es denn ſo ſpät?

Aber der Schein kam aus keinem Hauſe, ſondern vom Lagerfeuer, das ſie beim Weggehen zugeſchüttet hatten, und das durch den Morgenwind friſch angefacht worden war . . . .

Sie hatten zwei Stunden Wegs gemacht, um ſchließlich zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren.

---

Von nun an geb' ich's auf! rief Germain, mit dem Fuß ſtampfend. Kein Zweifel mehr, wir ſind verhext und werden erſt bei helllichtem Tag von hier fortkommen. Auf dem Ort muß ein böſer Zauber liegen.

Nur ruhig, ruhig! ſagte Marie, ärgern wir uns nicht, und ſchicken wir uns drein. Wir wollen ein größeres Feuer anſchüren; das Kind iſt ſo dicht eingewickelt, daß es keinen Schaden nehmen kann, und uns wird eine Nacht unter freiem Himmel nicht umbringen. Wo habt Ihr den Sattel verſteckt, Germain? Mitten unter die Stechpalmen — die Unbeſonnenheit! Das Heranholen wird uns bequem werden!

Halte du nur einſtweilen das Kind, damit ich ihm ſein Bettchen aus den Dornen ziehe; ich will nicht, daß du dir die Hände blutig ſtichſt.

Es iſt ſchon geſchehen; hier haben wir das Bett, und die paar Ritzer ſind ja keine Säbelhiebe, ſagte das muthige kleine Mädchen.

Nun legte ſie den Peter wieder im Sattel zurecht; diesmal hatte er ſo feſt geſchlafen, daß er von dieſer neuen Irrfahrt nicht das Geringſte gemerkt hatte. Germain warf ſo viel Holz ins Feuer, daß ringsum der ganze Wald erglänzte: die kleine Marie aber war todmüde, und obwohl ſie mit keinem Wörtchen klagte, vermochte ſie nicht mehr, ſich länger aufrechtzuhalten. Sie hatte ſich entfärbt und klapperte mit den Zähnen vor Froſt und vor Erſchöpfung. Germain nahm ſie in ſeine Arme, um ſie zu erwärmen: Beſorgniß, Mitleid, alle Regungen unbezwinglicher Zärtlichkeit, die ſein Herz bewältigten, hatten ſeine Sinne zum Schweigen gebracht. Wie durch einen Zauberſpruch löſ'te ſich ſeine Zunge, und, jede falſche Scham hintanſetzend, ſagte er: Marie, du gefällſt mir, und es macht mich recht unglücklich, daß ich dir nicht gefalle. Wenn du mich zum Mann nehmen wollteſt, ſo wären weder Schwäher, noch Verwandtſchaft, noch Nachbarsleute, noch Vorſtellungen aller Art ſtark genug, mich von dir zu reißen. Ich weiß auch, daß du meine Kinder glücklich machen und ſie dazu anhalten würdeſt, das Gedächtniß ihrer verſtorbenen Mutter zu ehren, und weil mein Gewiſſen dann ruhig wäre, könnt' ich getroſt der Freude meines Herzens leben. Ich bin dir von jeher freundſchaftlich gut geweſen, aber jetzt hab' ich dich ſo lieb, daß, wenn du von mir verlangen würdeſt, ich ſolle dir mein Leben lang den kleinſten Wunſch an den Augen abſehen, ich dir's auf der Stelle zuſchwören möchte. Bedenke nur, ich bitte dich darum, wie ich dich ſo überaus lieb habe, und ſuche mein Alter zu vergeſſen. Bedenke, daß man ſich eigentlich eine ganz falſche Meinung macht, wenn man ſich in den Kopf ſetzt, daß ein Mann von dreißig Jahren alt iſt. Und übrigens bin ich erſt achtundzwanzig! Ein Mädel fürchtet, ins Gerede der Leute zu kommen, wenn es einen Mann nimmt, der um zehn oder zwölf Jahre älter iſt, weil das hier zu Land nicht üblich iſt; aber ich habe erzählen hören, daß man in andern Gegenden gar nicht darauf achtet, ja im Gegentheil, daß man einem jungen Geſchöpf lieber einen geſetzten Mann von erprobter Tüchtigkeit zur Stütze giebt, als einen jungen Menſchen, der möglicher Weiſe in den guten Eigenſchaften, die man an ihm gerühmt hat, nachläßt und mit der Zeit ein ganz ſchlechter Kerl werden kann. Und dann hängt ja das eigentliche Alter nicht immer von der Zahl der Jahre ab, ſondern eher von der Kraft und der Geſundheit eines Jeden. So iſt ein Menſch, den übermäßiges Arbeiten oder das Elend oder ein liederlicher Lebenswandel heruntergebracht haben, ſchon mit zwanzig Jahren alt, während ich . . . . Aber du hörſt ja gar nicht zu, Marie!

Doch, Germain, ich höre Euch ſchon zu, antwortete die kleine Marie, doch ich denke auch an das, was mir die Mutter ſo oft geſagt hat, nämlich, daß eine Frau von ſechzig Jahren recht übel dran iſt, wenn ſie einen Mann von ſiebzig oder fünfundſiebzig hat, der ſie nicht mehr mit ſeiner Hände Arbeit ernähren kann, der breſthaſt wird, und den ſie dann pflegen ſoll, in einem Alter, wo ſie ſchon ſelber anfängt, der Schonung und der Ruhe zu bedürfen. So kann es nach und nach noch dahin kommen, daß man auf dem Stroh ſterben muß.

Die Mütter haben ganz recht, wenn ſie derlei ſagen, erwiderte Germain; das geb' ich ſchon zu, Marie, aber ſoll man ſich ſeine Jugendjahre, die gewiß die ſchönſten ſind, durch die fortwährende Sorge um Das verkümmern, was aus einem werden wird in den Jahren, wo man zu keiner Arbeit mehr taugt, und wo es am Ende ziemlich gleich iſt, ob man ſo ſtirbt oder ſo? Und bin denn ich nicht in der Lage etwas zurückzulegen, da ich ja mit den Schwiegereltern haushalte und neben vielem Arbeiten ſo gut wie nichts ausgebe? Ich will dich ſo lieb haben, ſiehſt du, daß mich die Liebe am Aelterwerden verhindern ſoll. Sagt man doch, daß ſich ein Mann jung erhält, wenn er glücklich iſt, und das fühl' ich wohl, was die Liebe anlangt, bin ich jünger als der Baſtian, denn lieben thut er dich nicht: er iſt zu dumm und noch zu kindiſch, um zu begreifen, wie hübſch du biſt und wie gut und wie begehrenswerth in allen Stücken. Geh, Marie, ſchrick nicht vor mir zurück! ich bin kein bösartiger Menſch; ich habe meine ſelige Kathrine glücklich gemacht; vor Gott, auf ihrem Sterbebett hat ſie verſichert, daß ihr von mir aus nur Liebs und Guts widerfahren iſt, und da hat ſie mir auch empfohlen, wieder zu heirathen. Mir iſt, als hätte ihr Geiſt aus ihrem Kinde geſprochen, heut Abend, im Augenblick bevor es einſchlief. Haſt du nicht gehört, was der Kleine geſagt hat? Und es zitterte ihm ums Mäulchen, indeſſen er mit den Augen aufwärts ſtarrte, wie nach Etwas, das für die unſern unſichtbar blieb! Glaube mir, er ſchaute ſeine Mutter, und ſie war's, die ihn ſagen hieß, daß er dich haben möchte an Mutterſtatt.

Was Ihr da ſprecht, Germain, iſt ehrlich und wahr, antwortete Marie ganz verwundert und nachdenklich. Ich thäte gewiß wohl daran, Euch zu lieben, wenn es Eure Schwiegereltern nicht allzu ſehr verdrießen würde; aber ich kann mir einmal nicht helfen: es regt ſich nichts für Euch in meinem Herzen. Ihr ſeid mir zwar lieb und werth, doch Euer Alter, wenn es Euch gleich nicht entſtellt, macht mich ängſtlich. Ihr kommt mir vor wie eine Art Onkel oder Taufpathe, dem ich Reſpect ſchuldig bin, und der mich unter Umſtänden mehr wie ein Kind behandeln würde, als wie ſein Weib und Seinesgleichen.

Und dann würden mich meine Geſpielinnen vielleicht auslachen, und obwohl es eine Albernheit ſein mag, auf dergleichen einen Werth zu legen, ſo glaub' ich dennoch, daß ich mich am Hochzeitstage einer gewiſſen Scham und Traurigkeit nicht erwehren könnte.

Das ſind kindiſche Einwendungen; du ſprichſt da ganz wie ein Kind, Marie.

Gut, ſo bin ich eben ein Kind, ſagte ſie, und deßhalb fürchte ich mich vor einem Manne, der mir zu vernünftig iſt. Daraus mögt Ihr erſehen, daß ich zu jung für Euch bin, weil Ihr mir jetzt ſchon mein unvernünftig Reden vorwerft! Ich kann nicht vernünftiger ſein, als meine Jahre es mit ſich bringen.

Ach, mein Gott! ich bin doch recht zu beklagen wegen meiner Ungeſchicklichkeit, die mich verhindert, die Worte ſo zu ſetzen, wie ich möchte! rief Germain. Ihr liebt mich nicht, Marie, ſo viel iſt gewiß; Ihr findet mich zu plump und unbeholfen. Hättet Ihr mich ein klein wenig lieb, ſo würden Euch meine Fehler nicht ſo deutlich auffallen. Aber Ihr habt mich nicht lieb — damit iſt Alles geſagt!

Was kann ich dafür, wenn dem ſo iſt? antwortete ſie etwas beleidigt, weil er ſie nicht mehr duzte; thu' ich doch mein Möglichſtes, indem ich Euch anhöre; aber je mehr ich mich dazu nöthige, deſto weniger will es mir in den Kopf, daß wir Mann und Frau werden ſollen.

Germain ſchwieg. Er vergrub ſein Geſicht in ſeine beiden Hände, und die kleine Marie konnte nicht unterſcheiden, ob er weinte, ſchmollte oder ſchlief. Es beunruhigte ſie, daß er ſo in ſich verſunken war, und daß ſie nicht errathen konnte, was Alles in ihm vorging; aber ſie wagte nicht, ihn anzureden, und da ihr die Ueberraſchung den Schlaf gänzlich verſcheucht hatte, erwartete ſie voller Ungeduld den Tag, hin und wieder das Feuer ſchürend oder nach dem Kinde ſehend, deſſen Daſein Germain rein vergeſſen zu haben ſchien. Auch er konnte nicht ſchlafen, wiewohl er ſich keine eigentlichen Gedanken machte über ſeine Zukunft und weder nach Faſſung rang, noch erfolgreiche Pläne auszuhecken verſuchte: er litt; ein Berg von Qualen laſtete auf ihm. Er hätte todt ſein mögen. Ihm ſchien Alles fortan ſich zum Schlimmen wenden zu müſſen, und wenn ihm jetzt Thränen zu Gebot geſtanden hätten, ſo hätte er ſich ausgeweint wie ein Kind. Mitten in ſeinem Schmerz fühlte er ſich nicht ganz frei von Ingrimm über ſich ſelbſt, und erſtickte darin, ohne ſich durch eine Klage Luft machen zu können und zu wollen.

Als der Tag angebrochen war und die tauſend Stimmen der Natur ihn verkündigten, nahm Germain die Hände vom Geſicht und ſtand auf. Er bemerkte, daß die kleine Marie ebenfalls nicht geſchlafen hatte, aber er wußte nicht, was er ihr ſagen ſollte, um ſeine Sorgſamkeit darzuthun. Er war völlig muthlos. Nachdem er den Sattel der Grauen wieder unter einem Strauch verborgen hatte, warf er den Sack über ſeine Schulter und faßte ſein Söhnchen bei der Hand.

Jetzt wollen wir ſchauen, wie wir unſere Reiſe zu Ende führen, ſagte er. Marie, ſoll ich dich zum Ulmenhof begleiten?

Laßt uns den Wald zuſammen verlaſſen, antwortete ſie, und wenn wir uns dann zurechtgefunden haben, gehen wir aus einander, Jedes ſeiner Wege.

Germain ſchwieg. Es kränkte ihn, daß ihn das Mädchen nicht bat, ſie bis zum Ulmenhof zu begleiten, und er bedachte dabei nicht, daß er ſich in einer Art und Weiſe dazu erboten hatte, die eine abſchlägige Antwort herauszufordern ſchien.

Ein Holzfäller, mit dem ſie zweihundert Schritte weiter zuſammentrafen, wies ſie auf den richtigen Weg und erklärte ihnen, ſie müßten, am Ende der großen Wieſe angelangt, nach rechts und nach links auseinandergehen, um ihre verſchiedenen Beſtimmungsorte zu erreichen, die übrigens ſo benachbart ſeien, daß man vom Ulmenhof die Häuſer von Fourche ganz genau unterſcheiden könne, und umgekehrt.

Als ſie gedankt und ſich bereits entfernt hatten, rief ſie der Mann zurück und fragte, ob ihnen nicht ein Pferd durchgegangen ſei.

Ich fand nämlich in meinem Hof eine ſchöne graue Stute, ſagte er, die ſich vielleicht vor den Wölfen hingeflüchtet hat. Meine Hunde haben in der Nacht zu bellen angefangen, und bei Tagesanbruch ſah ich das Roß unter meinem Schuppen ſtehen; dort iſt es noch

Daß er ihn bald beſiegt zu ſehen denkt;
Er iſt ſo ſchwach, kaum ſteht er auf den Füßen.
Der Markgraf will empor, mit Müh' und Pein,
Doch kann er ſich vom Roſſe nicht befrei'n.

91.

Vom Brandimart wird Agramant beſtritten,
Den er mit ſcharfen Blitzen rings beſtreicht;
Denn vorn und hinten iſt mit leichten Tritten
Frontin, der einem ſchnellen Kreiſel gleicht.
Der Sohn des Monodant iſt wohl beritten,
Worin ihm nicht der Fürſt von Süden weicht:
Der treue Rüd'ger gab ihm Briliadoren,
Den Mandricard in jenem Streit verloren.

92.

Auch hat der Mohr den Vortheil in den Waffen,
Die ſich bewährt in jeglicher Gefahr.
Die mußte Brandimart zuſammenraffen,
So gut es in der Eile möglich war.
Doch hofft er bald ſich beſſre zu verſchaffen,
Und baut auf ſeine Kühnheit ganz und gar,
Obgleich ein Hieb, der hoch herunter blitzte,
Die rechte Schulter ihm mit Blut beſpritzte.

93.

Noch hat er in der Seite von Gradaſſen
Ein Loch, bei dem man jeden Scherz vergißt.
Nun weiß er ſeinen Gegner abzupaſſen,
Indem er Zeit und Ort zum Hiebe mißt,
Und glücklich ſeinen linken Arm zu faſſen,
So daß die Rechte noch verwundet iſt.
Doch iſt dieß nur ein Scherz, ein Spiel zu heißen,
Vor dem, was Roland und Gradaß beweiſen.

immer. Seht nach, und wenn Ihr's als das Eurige erkennt, führt es mit fort.

Germain beſchrieb nun die Graue bis ins Kleinſte, und als er ſich überzeugt hatte, daß ſie es ſein müſſe, die zugelaufen war, ging er in den Wald zurück, um den Sattel hervorzuſuchen. Da bot ihm die kleine Marie an, ſein Kind auf den Ulmenhof mitzunehmen, wo er es dann von Fourche aus abholen könne.

Er ſieht ein wenig verwahrloſ't aus, ſagte ſie, von unſerem Nachtquartier her. Ich will ihm die Kleider putzen, ſein hübſches Geſichtchen waſchen und ihn kämmen; iſt er dann recht blank und ſauber, ſo mögt Ihr ihn Eurer neuen Verwandtſchaft zuführen.

Woher weißt du denn, daß ich überhaupt nach Fourche gehe? antwortete Germain mürriſch. Vielleicht geh' ich nicht hin!

O doch, Germain, Ihr müßt — Ihr werdet hingehen, erwiderte das Mädchen.

Du kannſt es wohl gar nicht erwarten, daß ich eine Andere heirathe, um ſo recht die Gewißheit zu haben, daß ich dich nie mehr beläſtigen werde?

Seid doch klug, Germain, und denkt daran nicht mehr: Ihr hättet den Einfall nie gehabt, wenn Euch unſere Reiſefatalitäten über Nacht den Sinn nicht ververwirrt hätten. Aber von jetzt an muß die Vernunft wieder zu Wort kommen; ich verſpreche Euch, Alles zu vergeſſen, was Ihr zu mir geſprochen habt, und keinem Menſchen jemals etwas davon zu erzählen.

Erzähle ſo viel du magſt! Es iſt meine Art nicht, meine Reden zu verleugnen, zumal wenn das, was ich geſagt habe, ſo offen und ehrlich war, daß ich mich vor Niemand deſſen zu ſchämen brauche.

Allerdings; doch wenn Eure Zukünftige wüßte, daß Ihr auf Eurer Brautfahrt an eine Andere gedacht habt, ſo würde ſie's Euch verargen. Achtet darum von nun an auf Eure Worte, und ſchaut mich nicht ſo an vor den Leuten, ſo ganz ſonderbar. Erinnert Euch, daß der Vater Maurice auf Euren Gehorſam rechnet; er wäre gewiß bitterböſe auf mich, wenn ich Euch zur Widerſpenſtigkeit verleiten würde. Behüt' Euch Gott, Germain. Euer Peterle nehm' ich mit, damit Ihr gezwungen ſeid, nach Fourche zu gehen. Das Pfand in meinen Händen müßt Ihr ja auslöſen.

Du willſt alſo mit ihr gehen? ſagte Germain zu ſeinem Söhnchen, das ſich an die Hand der kleinen Marie anklammerte und ihr ſchnell entſchloſſen folgte.

Ja, Papa, antwortete das Kind, das Alles, wovon man arglos vor ihm geſprochen, in ſeiner Weiſe aufgefaßt und ausgelegt hatte. Ich gehe mit meiner herzigen Marie: du wirſt mich abholen, wenn du geheirathet haſt; aber die Marie ſoll mein kleines Mütterchen bleiben.

Da hörſt du, daß er's verlangt! ſagte Germain zu dem Mädchen. Du, Peterle, fügte er hinzu, ich wünſche wie du, daß ſie deine Mutter werden und auf immer bei dir bleiben möchte: nur will ſie nichts davon wiſſen. Sieh zu, daß ſie dir gewährt, was ſie mir abſchlägt.

Sei ruhig, Papa; ſie wird ſchon Ja ſagen: die kleine Marie thut immer was ich haben will.

Das Kind entfernte ſich an der Hand des Mädchens, und der Vater ſtand allein da, trauriger und unſchlüſſiger denn je.

Nachdem Germain die Unordnung, welche die Reiſe in ſeine Kleider und in das Geſchirr ſeines Pferdes gebracht, beſeitigt hatte, ſaß er auf und ließ ſich die Straße nach Fourche weiſen; er dachte, daß er nunmehr nicht zurücktreten dürfe, und daß die verfloſſene bewegte Nacht gleich einem verführeriſchen Traum vergeſſen werden müſſe.

Er fand den alten Leonard vor ſeinem Haus, auf einer ſchönen, ſpinatgrün angeſtrichenen Holzbank ſitzend. Die Doppeltreppe von je ſechs Stufen, über welche man zur Eingangsthüre gelangte, deutete auf das Vorhandenſein eines Kellers. Um den Garten und den Hanfacker zog ſich eine mit Kalk und Sand verworfene Mauer hin. Das Gebäude ſah ſo ſtattlich aus, daß man es beinah für den Wohnſitz eines Städters gehalten hätte.

Der zukünftige Schwiegervater ging auf Germain zu, erkundigte ſich fünf Minuten lang nach dem Befinden der ganzen Familie und ſchloß mit der hergebrachten Frage, die man an Jeden richtet, den man über den Zweck ſeiner Reiſe höflich ausforſchen will: Ihr ſeid wohl hergekommen, um Euch unſere Gegend auch einmal anzuſchauen?

Ich bin gekommen, um Euch zu beſuchen und im Auftrag meines Schwähers dieſe paar Stück Wildpret zu überbringen; weiter ſoll ich Euch, gleichfalls in ſeinem Auftrag, ſagen, daß Ihr über die Abſicht meines Beſuchs wohl im Klaren ſein werdet.

Aha! ſchmunzelte der Alte, indem er ſich auf den wohlgerundeten Bauch klopfte, ich ſeh' ſchon — jetzt verſteh' ich — ſo, ſo! Und mit dem einen Auge zwinkernd, fügte er hinzu: Ihr ſeid der Einzige nicht, der ſeine Aufwartung macht, junger Mann. Drinnen ſind ſchon ihrer Drei, die gleich Euch ihr Glück verſuchen. Ich ſchrecke Keinen ab, und käme auch wirklich in Verlegenheit, wenn ich Einem den Vorzug und den Uebrigen den Laufpaß geben ſollte, denn es ſind lauter gute Verſorgungen. Zwar, dem Vater Maurice und Eurem fetten Ackerland zulieb, würdet Ihr mir ſchon am beſten gefallen. Aber meine Tochter iſt großjährig und verfügt frei über ihr Vermögen; ſie wird alſo nach eigenem Gutdünken verfahren. Nur hineinſpaziert nnd ausgekramt; Euch wünſch' ich den Treffer!

Mit Verlaub, antwortete Germain ganz erſtaunt, da als Ueberzähliger aufzutreten, wo er ſicher darauf gerechnet hatte, der Einzige zu ſein. Ich wußte nicht, daß Eure Tochter bereits mit Freiern verſehen iſt, und kam nicht her, um ſie Andern ſtreitig zu machen.

Der alte Leonard erwiderte, ohne ſeinen guten Humor im Geringſten zu verlieren: Ei, ei, wenn Ihr meint, meine Tochter würde auf dem Trockenen ſitzen, weil Ihr Euch ſo lange bedacht habt, da ſeid Ihr gewaltig auf dem Holzweg, junger Freund. Die Kathrine hat das Zeug dazu, die Freier anzulocken, und es wird ihr nur die Wahl weh thun. Aber, wie geſagt, tretet friſch hinein, und laßt den Kopf nicht hängen. Die Frau iſt es werth, daß man um ſie zur Wette läuft.

Dabei ſchob er Germain, ihn bei den Schultern faſſend, mit täppiſcher Luſtigkeit vorwärts: — Da, Kathrine, rief er beim Eintreten ins Haus, da bring' ich dir noch Einen!

Dieſe poſſierliche, aber plumpe Einführung in Gegenwart der andern Anbeter ſetzte Germain vollends in Verlegenheit und Mißbehagen. Er fühlte ſich ganz unſicher und ſtand einige Momente da, ohne daß er es wagte, die Augen zu der Schönen und ihrem Hofſtaat emporzurichten.

Die Wittwe Guerin war gut gewachſen und noch ziemlich jugendlich von Ausſehen. Aber der Ausdruck ihres Geſichts und ihr Anzug mißfielen Germain ſofort. Sie ſchaute keck und ſelbſtzufrieden in die Welt, und ihre Haube mit dreifacher Spitzengarnitur, die Sammtſchürze und das Halstuch aus ſchwarzer Blonde widerſprachen ſeiner bisherigen Vorſtellung von einer ernſten, geſetzten Wittwe. Mit dieſem Aufwand in der Kleidung und ihrem ungezwungenen Weſen erſchien ſie ihm alt und häßlich, wenn ſie gleich keines von beiden war. Der Putz und das luſtige Benehmen, dachte er, würden zu den Jahren und zu dem Mutterwitz der kleinen Marie paſſen; dieſe Wittwe hingegen weiß nur plumpe, gewagte Späße zu machen und hat, trotz ihrem prächtigen Staat, die rechte Haltung nicht.

Die drei Freier ſaßen an einem Tiſch, der den ganzen Sonntagmorgen hindurch für ſie gedeckt und mit Braten und Weinkrügen beladen blieb, denn der alte Leonard prahlte gern mit ſeinem Reichthum, und die Wittwe freute es ebenfalls, ihr ſchönes Tafelgeſchirr ſehen zu laſſen und offenen Tiſch zu halten, wie eine vornehme Dame. Wie ſchlicht und arglos er ſonſt auch war, hier durchſchaute Germain die Lage mit einem gewiſſen Scharfſinn, und zum erſten Mal in ſeinem Leben ſtieß er beim Trinken mit mißtrauiſcher Zurückhaltung an. Der Alte hatte ihn nämlich neben ſeine Mitbewerber auf einen Stuhl genöthigt, ſetzte ſich ihm gegenüber, bewirthete ihn unter dem eindringlichſten Zureden und zeichnete ihn überhaupt vor den Andern aus. Trotz der zwei fehlenden Rebhühner, die Germain auf eigene Rechnung verſpeiſ't hatte, war das Wildpretgeſchenk noch anſehnlich genug, um einen Eindruck hervorzubringen. Die Wittwe ſchien dadurch geſchmeichelt, und die Freier zeichneten es durch einen geringſchätzig hingeworfenen Blick aus.

Germain fühlte ſich unbehaglich in dieſer Geſellſchaft, und das Eſſen wollte ihm nicht recht ſchmecken. Der alte Leonard zog ihn damit auf: Ihr ſeid ja ganz nachdenklich, ſagte er zu ihm, und thut fremd mit Eurem Glaſe. Den Appetit dürft Ihr Euch durch die Liebe nicht verderben laſſen, denn ein nüchterner Freier hat nie ſo ſchöne Redensarten bei der Hand, wie Einer, der ſeinen Gedanken mit einer Flaſche Wein auf die Strümpfe geholfen hat. — Die Vorausſetzung, er müſſe ſchon verliebt ſein, und die gezierten Geberden der Wittwe, die mit einem Lächeln die Augen niederſchlug, wie Jemand, der ſeiner Sache gewiß iſt, hatten für Germain etwas Demüthigendes und riefen die Luſt in ihm wach, ſeine angebliche Niederlage in Abrede zu ſtellen; doch um nicht unhöflich zu erſcheinen, lächelte er und waffnete ſich mit Geduld.

Die Anbeter der Wittwe kamen ihm äußerſt ordinär vor. Die waren offenbar ſehr reich, denn ſonſt wären ihre Anſprüche ſicherlich nicht geduldet worden. Der Eine war über die Vierzig hinaus und beinah eben ſo dick wie der alte Leonard; der Zweite war einäugig und trank ſich ganz dumm; der Dritte war wohl jung und ziemlich hübſch; aber bei dem Beſtreben, witzig zu ſein, ſchwatzte er ſo albernes Zeug zuſammen, daß er einen dauerte. Nichts deſto weniger lachte die Wittwe darüber, als fände ſie wirklich Wohlgefallen an all dem Unſinn, und bekundete dadurch gerade keinen feinen Geſchmack. Zuerſt hielt Germain ihn für den Bevorzugten; bald aber wurde er gewahr, daß man ihn ſelber ganz beſonders aufmunterte und ihn etwas entſchiedener vorgehen zu ſehen wünſchte. Dieſe Entdeckung veranlaßte ihn jedoch, ſeiner innerſten Empfindung nach, nur zu einem noch kühleren und ernſteren Betragen.

Als die Stunde des Kirchgangs geſchlagen hatte, ſtand man auf, um mit einander die Meſſe zu beſuchen, die in Mers, eine gute halbe Stunde von Fourche geleſen wurde. Germain war ſo müde, daß er gar zu froh geweſen wäre, wenn er noch die Zeit gefunden hätte, vorher ein wenig zu ſchlafen; da er aber die Meſſe nie zu verſäumen pflegte, machte er ſich mit den Uebrigen auf den Weg.

Allenthalben wimmelte es von Leuten, und die Wittwe ſtolzirte einher, von ihren drei Freiern umringt, die ſie abwechſelnd beim Arm nahm, indem ſie ſich auffällig brüſtete und den Kopf ſo hoch trug, wie nur möglich. Es wäre ihr ſehr lieb geweſen, auch mit dem Vierten vor dem vorübergehenden Publicum zu glänzen; doch Germain fand es dermaßen lächerlich, ſich von einer Schürze rudelweiſe ſo ins Schlepptau nehmen zu laſſen, daß er ſich in gemeſſener Entfernung hielt und den alten Leonard durch ſein Geſpräch hinlänglich zu zerſtreuen und zu beſchäftigen ſuchte, um nicht in den Verdacht zu kommen, als gehöre er zum Gefolge der Schönen.

Als man das Dorf erreicht hatte, blieb die Wittwe ſtehen, um die Beiden zu erwarten. Ihren Einzug wollte ſie durchaus mit vollſtändigem Perſonal halten; doch Germain, der ihr dieſe Genugthuung nicht zugeſtehen mochte, verließ den alten Leonard, um einige Bekannte anzureden, und trat durch eine andere Thür in die Kirche. Das verdroß die Wittwe.

Nach dem Gottesdienſt ſpazierte ſie mit triumphirender Miene auf der Gemeindewieſe herum, wo getanzt wurde, und eröffnete den Reigen mit je Einem ihrer drei Liebhaber. Germain ſchaute ihr zu und fand, daß ſie gut, aber anſpruchsvoll tanzte.

Nun, nun! ſagte Leonard, ihn auf die Schulter klopfend, warum fordert Ihr denn meine Tochter nicht zu einer Tour auf? Ihr ſeid doch zu ſchüchtern.

Seit dem Tode meiner Frau tanze ich nicht mehr, antwortete Germain.

Aber da Ihr Euch eine Zweite ſucht, muß es vorüber ſein mit der Trauer, im Herzen wie in der Kleidung.

Das iſt noch immer kein Grund, Vater Leonard; übrigens komme ich mir auch zu alt vor, und mache mir aus dem Tanz nichts mehr.

Hört einmal, begann der Alte, indem er Germain bei Seite nahm, es hat Euch beim Eintritt in mein Haus verdroſſen, die Feſtung bereits belagert zu ſehen, und ich merke ſchon, daß Ihr ein wenig oben hinaus ſeid; aber das iſt nicht vernünftig, mein Junge. Meine Tochter iſt es gewohnt, daß man ihr zu Hof reitet, namentlich die letzten zwei Jahre her, ſeitdem ſie die Trauer abgelegt hat, und es ſteht doch ihr nicht zu, die erſten Schritte zu thun.

Schon ſeit zwei Jahren könnte Eure Tochter wieder heirathen, und ſie hat ſich noch für keinen Freier entſchieden? ſagte Germain.

Sie will's nicht übers Knie brechen, und darin muß ich ihr Recht geben. Trotz ihrem aufgeweckten Weſen, das Euch vielleicht auf die Meinung gebracht hat, daß ſie nicht groß nachdenkt, iſt ſie eine ſehr verſtändige Frau, die ganz gut weiß, was ſie thut.

Das nimmt mich Wunder, platzte Germain in ſeiner Aufrichtigkeit heraus, denn ſie führt ein Geleite von drei Freiern mit ſich, und wenn ſie wüßte, was ſie will, müßte ſie mindeſten deren Zwei für überflüſſig finden und ſie demnach erſuchen, zu Hauſe zu bleiben.

Ei warum denn? Das verſteht Ihr nicht, Germain. Sie mag weder den Alten, noch den Einäugigen, noch den Jungen, darauf möcht' ich wetten; wenn ſie aber die Drei nach Haus ſchickte, ſo würde man glauben, daß ſie Wittwe bleiben will, und da würde ſich Keiner mehr melden.

Ah ſo! die dienen als Aushängeſchild!

Ganz richtig. Wem ſoll das ſchaden, wenn ſie's zufrieden ſind?

94.

Roland hat halb die Waffen laſſen müſſen;
Gradaß hat vielfach ihm den Helm geſpellt,
Zu Boden hat er ihm den Schild geſchmiſſen,
Und Ring und Panzer jämmerlich zerſchellt;
Doch die gefeite Haut iſt nicht zerriſſen.
Allein noch ärger trieb's der Frankenheld,
Der zu den oben ſchon gemeldten Wunden
Ihm Angeſicht und Hals und Bruſt zerſchunden.

95.

In Strömen ſieht Gradaß ſein Blut entfließen;
Es füllt ihn mit Verzweiflung und mit Grau'n,
Da er den Feind vom Kopf bis zu den Füßen
Noch trocken muß nach ſolchen Schlägen ſchau'n.
Er führt das Schwert zweihändig gegen dieſen,
Um Kopf und Bruſt und Bauch ihm zu durchhau'n.
Auch trifft der Hieb, ſo wie's der Mohr begehrte,
Des kühnen Grafen Stirn mit halbem Schwerte.

96.

Bei Jedem, außer Roland, wär's gelungen,
Geſpalten bis auf's Pferd hätt' ihn der Hieb;
Allein die Klinge ſchien nur flach geſchwungen,
Die ungeröthet, glatt und glänzend blieb.
Dem Grafen hat es durch den Kopf geklungen;
Er ſieht mehr Stern' am Boden, als ihm lieb,
Und läßt den Zaum, wie er den Degen hätte
Gelaſſen, hielt' am Arm ihn nicht die Kette.

97.

Das Roß erſchrak vor dieſem harten Klange,
Das auf dem Rücken trug den Paladin,
Und rannte fort am Ufer, ſcheu und bange,
Wo es als Renner tadellos erſchien.

Das iſt Geſchmacksſache, ſagte Germain.

Euch würde das allerdings nicht behagen. Aber ſeht, es läßt ſich ja mit einander reden; ſetzen wir einmal den Fall, Ihr bekämt den Vorzug: da wäre es ja ein Leichtes, Euch freien Spielraum zu geben.

Wohl, ſetzen wir den Fall! Bis es ſich aber herausſtellte, wie lang müßt' ich noch zwiſchen Thür und Angel warten?

Das hängt, meines Erachtens, lediglich von Euch ab, je nachdem Ihr zu reden und zu überreden verſteht. Bisher hat meine Tochter ganz gut begriffen, daß die beſten Zeiten die ſind, wo man ſich den Hof machen läßt, und darum hat ſie's ſo eilig nicht, einem Manne unterthan zu werden, während ſie jetzt ſo und ſo Viele herumcommandiren kann. Sie wird alſo das Spiel forttreiben ſo lang es ihr gefallen wird; ſowie ſie jedoch an Euch mehr Gefallen findet, als an dem Spiel, kann das Spiel aufhören. Ihr braucht Euch nur nicht abſchrecken zu laſſen. Kommt jeden Sonntag wieder, führt ſie zum Tanz, laßt merken, daß Ihr's mit den Andern aufnehmen wollt, und hält man Euch dann für liebenswürdiger und manierlicher als die Andern, nun ſo wird man's Euch eines Tages ſchon zu wiſſen thun.

Mit Verlaub, Vater Leonard, Eure Tochter hat das Recht, nach Belieben zu handeln, und ich darf ſie darum nicht tadeln. Doch ich, wenn ich ſie wäre, ich würde es anders angreifen; ich ginge aufrichtiger zu Werk und würde nicht ſo mit der Zeit von Männern wirthſchaften, die jedenfalls etwas Beſſeres thun könnten, als ſich um eine Frau herumzutummeln, die ſie ſchließlich foppt. Aber gut, wenn ſie ihre Freude und ihr Glück dabei findet, mich geht es nichts an. Nur muß ich Euch etwas mittheilen, das Euch zu ſagen mich ſeit heute Morgen in einige Verlegenheit bringt, da Ihr Euch von Anfang an in meinen Abſichten geirrt und mir keine Zeit gelaſſen habt, Euch darüber aufzuklären, ſo daß Ihr jetzt Dinge vermuthet, die gar nicht vorhanden ſind. Wißt alſo, daß ich nicht hergekommen bin, um die Hand Eurer Tochter anzuhalten, ſondern Euch das Joch Ochſen abzukaufen, das Ihr zum nächſten Wochenmarkt treiben wollt, und von denen der Schwäher meint, ſie könnten ihm wohl taugen.

Ich verſteh' Euch, Germain, antwortete Leonard ganz gelaſſen; Ihr habt Euren Sinn geändert, weil Ihr meine Tochter in Geſellſchaft anderer Freier geſehen habt. Haltet es nach Belieben. Euch ſcheint gerade das abzuſchrecken, was die Uebrigen lockt, und es ſteht Euch ja vollkommen frei, Euch zurückzuziehen, zumal Ihr Euch noch gar in nichts eingelaſſen habt. Wenn es Euch wirklich ernſt iſt mit dem Ochſenhandel, will ich Euch zur Weide hinführen; dort können wir das Weitere beſprechen; aber ob nun aus dem Geſchäft was wird, oder auch nicht, jedenfalls müßt Ihr noch mit uns zu Mittag eſſen, bevor Ihr heimreitet.

Ich möchte nicht, daß Ihr Euch meinethalben bemüht, entgegnete Germain; Ihr habt vielleicht hier

Mancherlei zu beſorgen; mir wird beim Zuſehen und Nichtsthun die Zeit ein wenig lang. Ich will Euer Vieh in Augenſchein nehmen, und werde Euch hernach in Eurem Haus aufſuchen.

Hiemit entfernte er ſich raſch und ging auf die Wieſe zu, wo ihm Leonard in der That einen Theil ſeines Viehs von fern gezeigt hatte. Der alte Maurice hatte wirklich ein paar Stück nöthig, und Germain dachte, daß man ihm, wenn er ein ſchönes Paar Ochſen zu einem billigen Preis mitbrächte, um ſo bereitwilliger verzeihen würde, daß er den Zweck ſeiner Reiſe abſichtlich verfehlt habe.

Er ſchritt wacker aus und befand ſich bald in der Nähe des Ulmenhofs. Da empfand er das Bedürfniß, ſein Söhnchen zu umarmen, und nebenbei auch die kleine Marie wiederzuſehen, wiewohl er mit der letzten Hoffnung den Gedanken aufgegeben hatte, durch ſie glücklich zu werden. Alles, was er ſo eben geſehen und gehört hatte, dieſes gefallſüchtige, eitle Weib, ihr eben ſo pfiffiger wie beſchränkter Vater, der ſie in der angewöhnten dünkelhaften Unehrlichkeit beſtärkte, dieſer ſtädtiſche Aufwand, der ſeiner Meinung nach gegen die Würde der ländlichen Sitten verſtieß, die in nichtsſagenden, albernen Worten vergeudete Zeit, dieſe von den ſeinen ſo grundverſchiedenen Familienverhältniſſe und namentlich jenes tiefe Mißbehagen, das den Bauersmann befällt, wenn er aus ſeiner ordnungsgemäßen Thätigkeit geriſſen wird, — mit Einem Wort Alles, was ihm ſeit einigen Stunden Verdrießliches und Beſchämendes widerfahren war, drängte Germain zu ſeinem Kind und ſeiner kleinen Nachbarin hin. Wäre er auch in dieſe nicht verliebt geweſen, er hätte ſie nichts deſto weniger aufgeſucht, um ſich von ſeinen Eindrücken zu erholen und ſeine Gedanken und Empfindungen wieder ins gewöhnliche Geleiſe zurückzuführen.

Er ſchaute ſich indeſſen umſonſt auf den nächſtliegenden Wieſen um; weder die kleine Marie noch der kleine Peter kamen ihm zu Geſicht, und um die Stunde pflegte doch, wer das Vieh hütete, draußen zu ſein. Auf einem brachliegenden Acker erblickte er eine große Heerde und fragte den Knaben, der ſie überwachte, ob das nicht die Schafe vom Ulmenhof wären.

Ja, antwortete das Kind.

Biſt du der Hirt? Hüten denn bei euch zu Lande die Buben die Schafe der Bauernhöfe?

Nein. Ich hüte ſie nur heut, weil die Magd fort iſt: ſie iſt krank geworden.

Aber es iſt doch dieſen Morgen eine Neue hergekommen?

Ja; die iſt auch ſchon fort.

Wie ſo — fort? Hatte ſie nicht ein Kind bei ſich?

Ja, einen kleinen Buben, der geheult hat. Kaum waren ſie zwei Stunden da, ſo ſind ſie wieder gegangen.

Gegangen — wohin?

Dahin wahrſcheinlich, von wo ſie hergekommen waren. Ich hab' ſie nicht d'rum gefragt.

Aber weßhalb ſind ſie denn fort? fragte Germain, immer unruhiger.

Wie kann ich das wiſſen?

Hat man ſich etwa über den Lohn nicht geeinigt? Der war doch eine vorher abgemachte Sache.

Ich weiß von nichts. Ich ſah ſie kommen und wieder gehen, mehr nicht.

Germain begab ſich nun auf den Hof und fragte bei den Pächtersleuten an.

Niemand konnte ihm Aufſchluß geben; ſo viel aber ſtand feſt, daß das Mädchen, nachdem es mit dem Bauern geſprochen, mit dem weinenden Kind fortgegangen war, ohne ein Wort zu ſagen.

Hat man meinem Buben was gethan? rief Germain mit blitzenden Augen.

Der Bube gehörte alſo Euch? Wie kam's denn, daß er bei dem Mädel war? Wo ſeid Ihr zu Haus, und wie iſt Euer Name?

Als Germain merkte, daß man anfing, ſeine Fragen, nach Landesbrauch, durch andere Fragen zu beantworten, verlangte er, vor Ungeduld mit dem Fuß ſtampfend, den Bauern zu ſprechen.

Der war auch nicht mehr da: auf dieſem Hof hielt er ſich nie einen ganzen Tag auf. Er war fortgeritten, wahrſcheinlich um einen andern von den Höfen zu beſichtigen, die er beſaß, — welchen, konnte man nicht ſagen.

Aber habt Ihr denn gar keine Ahnung, fragte Germain, dem ſehr bang geworden war, warum das Mädel fortgegangen iſt?

Der Pachter tauſchte mit ſeiner Frau ein eigenthümliches Lächeln aus; dann antwortete er, daß er von nichts wiſſe, und daß ihn die ganze Geſchichte nichts angehe. Das Einzige, was Germain ermitteln konnte, war, daß das Mädchen mit dem Kinde die Richtung nach Fourche eingeſchlagen hatte. Er lief alſo nach Fourche: die Wittwe und ihre Freier waren noch nicht zurück, auch der alte Leonard nicht. Die Magd erzählte Germain, es habe ein Mädchen mit einem Kinde nach ihm gefragt, aber ſie habe die Beiden nicht ins Haus laſſen wollen, da ſie ſie nicht kannte, und habe ſie nach Mers geſchickt.

Und weßhalb habt Ihr ſie nicht einlaſſen wollen? fragte Germain ärgerlich. Treibt man denn hier zu Land das Mißtrauen ſo weit, daß man ſeinem Nebenmenſchen die Thür vor der Naſe zuſchlägt?

Ja, mein Gott! erwiderte die Magd, in einem ſo reichen Haus hat man's nöthig, recht auf der Hut zu ſein. Ich muß für Alles einſtehen, wenn die Herrſchaft fort iſt, und kann den Erſten Beſten nicht hereinlaſſen.

Das iſt eine garſtige Hausordnung, ſagte Germain, und lieber möcht' ich arm ſein, als ſo in ewiger

Angſt zu leben. Ich geh' ſchon, Mädel! In eurer unfreundlichen Gegend mag ich gar nicht bleiben!

Er erkundigte ſich nun in der Nachbarſchaft. Man hatte das Mädchen und das Kind geſehen. Da dieſes, weil es heimlich aus dem väterlichen Hauſe fortgelaufen war, nur ſeinen etwas zerriſſenen Kittel und ſein kleines Schaffell trug, und da die kleine Marie zu allen Zeiten, aus leicht zu begreifenden Gründen, ſehr ärmlich gekleidet ging, hatte man die Beiden für Bettelleute gehalten und ihnen Brod dargereicht, wovon das Mädchen für das hungrige Kind auch ein Stück angenommen hatte; hierauf waren ſie eilig dem Walde zugeſchritten.

Germain beſann ſich einige Augenblicke; dann fragte er, ob der Ulmenhofbauer nicht nach Fourche gekommen ſei.

Ja wohl, lautete die Antwort; kurz nachdem das kleine Mädchen fort war, ritt er vorbei.

Ihr nach?

Aha! Ihr kennt ihn alſo? lachte der Schenkwirth, an den ſich Germain gewendet hatte. Gewiß, gewiß; der iſt Euch auf die Mädel verſeſſen, wie der Teufel auf die armen Seelen. Aber ich glaube doch nicht, daß er die gefangen hat, wiewohl, wenn er ſie geſehen hätte . . . .

Genug — ich dank' Euch! Mit dieſen Worten rannte oder vielmehr flog Germain auf und davon, nach Leonard's Stallung. Dort warf er der Grauen den

Sattel über, ſchwang ſich auf und ſprengte in geſtrecktem Galopp in der Richtung des Chantelouber Waldes fort.

Das Herz ſprang ihm in der Bruſt auf und nieder vor Angſt und Wuth, und von ſeiner Stirne rieſelte der Schweiß. Wie ein Verzweifelter ſpornte er die Graue an, die ſchon ohnedies mit Windeseile hinſauſ'te, weil ſie merkte, daß es nun heimwärts ging in den erſehnten Stall.

Germain war ſehr bald wieder an der Stelle, wo er bei der Pfütze die Nacht zugebracht hatte. Das Feuer qualmte noch; ein altes Weib war gerade damit beſchäftigt, die Ueberbleibſel des Holzvorraths aufzuleſen, den die kleine Marie herbeigeſchleppt hatte. Germain hielt an, um das Mütterchen zu befragen. Es war taub, und verſtand Alles falſch.

Ja, mein Sohn, ſagte es, das hier iſt der Teufelsſumpf — ein ſchlimmer Ort, dem man ſich nie nähern darf, ohne mit der linken Hand drei Steine hineinzuſchleudern und mit der Rechten ein Kreuz zu ſchlagen: das verſcheucht die böſen Geiſter. Wer's aber unterläßt, und doch um das Moor herumgeht, dem widerfahren ſchreckliche Dinge.

Davon iſt ja die Rede nicht, ſagte Germain, zu der Alten hintretend; dann ſchrie er ihr ins Ohr: Habt Ihr nicht ein Mädel mit einem Kinde durch den Wald gehen ſehen?

Ja, antwortete die Alte, es iſt einmal ein kleines Kind darin ertrunken.

Germain überlief es kalt; glücklicher Weiſe fuhr die Alte fort:

Aber das iſt ſchon ſehr lange her; ſie haben ein ſchönes Kreuz zum Angedenken geſtiftet, allein die böſen Geiſter haben es über Nacht, wie ein großer Sturm war, ins Waſſer geworfen. Ein Endchen davon kann man noch ſehen. Wer das Unglück hätte, bei Nacht hieherzugerathen, der fände vor Tag nun und nimmermehr hinaus, und wenn er ſich auch die Füße abliefe; zweihundert Wegeſtunden dürfte er machen, und käme dennoch immer auf denſelben Fleck zurück.

Unwillkürlich wirkte das Geſchwätz auf Germain's Einbildung, und die Vorſtellung des Unglücksfalls, der vielleicht die Verſicherungen der Alten noch beſtätigen ſollte, bohrte ſich ſo in ſeinen Kopf, daß ihn von oben bis unten ein Froſt ſchüttelte. Da er nicht hoffen konnte, nähere Auskunft zu erlangen, ſetzte er ſich wieder aufs Pferd und durchſtreifte den Wald, ſein Kind aus Leibeskräften beim Namen rufend; er pfiff, knallte mit der Peitſche, knickte Zweige ab, damit ſeine Anweſenheit recht weit vernommen werden müſſe; dann lauſchte er, ob ihm nicht etwa eine Stimme Antwort gäbe; aber er hörte nichts als die Glocken der Kühe, die rings im Gehölz zerſtreut weideten, und das erboſ'te Grunzen der Schweine, die ſich um ihren Eichelfraß zankten.

Endlich drang der Hufſchlag eines Pferdes an ſein

Ohr, das hinter ihm hergetrabt kam, und bald darauf wurde er von einem Manne angerufen in mittleren Jahren, von der Sonne gebräunt, ſtämmig von Geſtalt, halb bäuriſch und halb ſtädtiſch gekleidet. Germain hatte den Ulmenhofbauern nie geſehen, aber ſeine Wuth brachte ihn inſtinctmäßig auf den Gedanken: das muß er ſein! Er kehrte ſich um, maß ihn vom Wirbel bis zur Sohle mit dem Blick und wartete auf die Anrede des Mannes.

Habt Ihr nicht ein fünfzehn- oder ſechzehnjähriges Mädel mit einem kleinen Buben da herum geſehen? frug dieſer ſcheinbar gleichgültig, ohne jedoch ſeine Aufregung vollſtändig verbergen zu können.

Was wollt Ihr von ihr? erwiderte Germain mit unverhohlenem Grimm.

Darauf kann ich Euch zwar antworten, daß Euch das nichts angeht, mein Freund; weil ich aber keinen Grund habe, es Euch zu verſchweigen, ſo mögt Ihr erfahren, daß ich die Dirne, ohne ſie zu kennen, auf ein Jahr zum Schafhüten gedungen hatte .... Als ich ſie nun von Angeſicht ſah, kam ſie mir für die ſonſtige Arbeit auf dem Hof zu jung und ſchwächlich vor. Ich ſchickte ſie deßhalb fort, wollte ihr jedoch ihre Reiſekoſten vergüten; ſie aber hat ſich geärgert und iſt hinter meinem Rücken davongelaufen .... So eilig hat ſie's gehabt, daß ſie ſogar Einiges von ihren Siebenſachen und ihren Geldbeutel im Stich ließ — na, in dem ſteckt gewiß nicht viel, ein paar lumpige Sous vermuthlich! ... Kurz,

Der Frankenheld, betäubt vom ſchlimmen Gange,
Vermag ihm nicht die Zügel anzuziehn.
Ihm folgt Gradaß, und würd' ihn bald erreichen,
Stieß' er Bayarden ſtärker in die Weichen.

### 98.

Doch ſieht er hinter ſich den Agramant
In äußerſter Gefahr und nah am Sinken;
Den hat der kühne Sohn des Monodant
Am Helme ſchon ergriffen mit der Linken;
Schon hat er ihm gelöst das vordre Band
Und läßt den Dolch ihm in die Augen blinken.
Auch wehrt der Heide ſich nur ſchlecht und matt,
Weil er den Degen ihm entriſſen hat.

### 99.

Gradaß kehrt um, und folgt nicht mehr dem Franken,
Da er nur die Gefahr des Königs fühlt.
Der ſichre Brandimart kennt keine Schranken,
Ahnt nicht, daß Roland nicht den Gegner hielt,
Und hat für den nicht Augen noch Gedanken,
Indem er nach des andern Kehle zielt.
Nun kommt Gradaß, um ihm mit beiden Händen
Den fürchterlichſten Schlag auf's Haupt zu ſenden.

### 100.

O Himmelskönig, laß ihn ſanft entſchlafen,
Und ſtell' ihn in der Auserwählten Reihn!
Der Märt'rer zieht die Segel jetzt im Hafen
Nach ſeinen vielverſtürmten Fahrten ein.
Wie, Durindana, konnteſt du dem Grafen
So falſch und grauſam, deinem Meiſter, ſein,
Den treuſten ihm, den wertheſten Geſellen,
Den er gehabt, vor'm Angeſicht zu fällen?

weil ich doch des Wegs mußte, dacht' ich mir: vielleicht triffſt du ſie an und kannſt ihr dann zurückgeben, was ſie vergeſſen hat, und was du ihr ſchuldig biſt.

Germain war ein ſo grundehrliches Gemüth, daß er beinah in ſeinem Verdacht irre wurde bei dieſer wenn nicht ſehr wahrſcheinlichen, ſo doch nicht unmöglichen Erklärung. Er heftete auf den Ulmenhofbauern einen durchdringenden Blick, den dieſer mit größter Unbefangenheit oder Unverſchämtheit ertrug.

Ich muß durchaus klar ſehen, dachte Germain, und ſeine Entrüſtung unterdrückend ſagte er:

Das Mädel kenne ich; es iſt aus unſerm Dorf und wird wohl hier herum zu finden ſein. Verſuchen wir's, und reiten wir ſelbander weiter.

Ihr habt Recht, antwortete der Ulmenhofbauer. Reiten wir ſelbander .... Aber wenn ſie bis zum Kreuzweg dort nicht zum Vorſchein kommt, ſo geb' ich's auf, denn ich muß noch hinüber nach Ardentes.

Oho! dachte Germain, dich laſſ' ich nicht weg, und müßt' ich vierundzwanzig Stunden lang mit dir um die Teufelspfütze herumreiten.

Halt! rief er plötzlich, das Auge auf einen Ginſterbuſch heftend, der ſich ganz ſonderbar hin- und herbewegte: Holla, holla, Peterle! Kind, biſt du's?

Da Peterle die Stimme ſeines Vaters erkannte, hüpfte er wie ein junges Reh hinter dem Buſch hervor. Doch als er ſah, daß der Ulmenhofbauer dabei war, blieb er verdutzt und unſchlüſſig ſtehen.

Komm, mein Peterle! komm her! Ich bin's! rief Germain; er ritt auf ihn zu und ſprang dann vom Pferd, um ihn in ſeine Arme zu ſchließen.

Aber wo iſt denn die kleine Marie?

Dort drüben hat ſie ſich verſteckt, weil ſie ſich vor dem böſen ſchwarzen Mann fürchtet; ich fürchte mich auch.

Ei, ſei nur ganz ruhig; ich bin ja da .... Marie! Marie! Ich bin's!

Marie war vorſichtig herbeigeſchlichen, und ſowie ſie Germain, dem der Ulmenhofbauer gefolgt war, erblickte, lief ſie zu ihm hin und warf ſich an ſeine Bruſt.

Nicht wahr, guter Germain, ſagte ſie, indem ſie ſich an ihn ſchmiegte wie ein Kind an ſeinen Vater, nicht wahr, Ihr werdet mich ſchützen? Bei Euch hab' ich keine Furcht.

Germain zitterte. Er betrachtete Marie: ſie war bleich, und ihre Kleider waren von den Dornhecken zerriſſen worden, zwiſchen denen ſie ſich durchgedrängt hatte, als ſie ſich wie ein gehetztes Wild ins Dickicht flüchtete. Aber in dem Ausdruck ihres Geſichts lag weder Scham noch Verzweiflung.

Dein Herr will mit dir reden, ſagte Germain, der kein Auge von ihren Zügen wendete.

Mein Herr! erwiderte ſie ſtolz; der Menſch dort iſt mein Herr nicht, und wird es auch nie ſein! Mein

Herr ſeid Ihr, Germain. Ihr müßt mich mit Euch nehmen. Ich will Euch ganz umſonſt dienen!

Der Ulmenhofbauer war näher herangeritten und ſtellte ſich etwas ungeduldig:

Da, Kleine, bring' ich Euch Einiges, was Ihr bei uns habt liegen laſſen.

Nichts da, Bauer, entgegnete die kleine Marie; ich habe nichts liegen laſſen und will nichts von Euch ....

Tretet nur ein wenig näher, hub der Bauer wieder an; ich muß Euch etwas ſagen. Na, wird's bald? So habt doch keine Furcht! .... Bloß auf zwei Worte ....

Die mögt Ihr mir nur laut ſagen .... Ich habe mit Euch keine Geheimniſſe.

Nehmt denn zum Mindeſten Euer Geld in Empfang.

Mein Geld? Ihr ſeid mir gottlob keins ſchuldig.

Ich hab' mir's gleich gedacht, flüſterte ihr Germain zu; aber gleichviel — hör' ihn an, Marie .... Ich möchte wiſſen, was er dir zu ſagen hat. Du wirſt mir's berichten; ich habe meine guten Gründe. Tritt nur an ſein Pferd hin .... Ich verliere dich nicht aus den Augen.

Marie gehorchte, und der Ulmenhofbauer ſprach mit gedämpfter Stimme, indem er ſich zu ihr niederbeugte:

Da haſt du einen blanken Louisd'or, Kleine! Nichts ausplaudern — verſtanden? Ich werde ſagen, daß ich dich für die gröbere Arbeit nicht kräftig genug fand .... Und jetzt laſſen wir Alles auf ſich beruhen .... Dieſer

Tage komme ich wieder durch euer Dorf geritten, und wenn du wirklich nicht geſchwatzt haſt, ſchenk' ich dir noch etwas .... Sollteſt du übrigens auf klügere Gedanken gerathen, ſo brauchſt du bloß zu reden: dann nehm' ich dich wieder zu mir, oder wir treffen einander bei Nacht auf der Wieſe .... Was könnt' ich dir wohl für ein Präſent mitbringen?

Dies nehmt einſtweilen von mir als Präſent! antwortete die kleine Marie mit lauter Stimme und ſchleuderte ihm ſeinen Louisdor mit aller Kraft ins Geſicht. Ich dank' Euch recht ſehr und bitt' Euch, mich nur vorher wiſſen zu laſſen, wann Ihr wieder bei uns vorüberkommt: alle Burſchen aus dem Dorf ſollen Euch empfangen, denn bei uns ſtehen die Leute hoch in Ehren, die armen Mädchen nachſtellen! Ihr werdet ſchon ſehen; es ſoll Euch nicht fehlen.

Ihr ſeid ein Läſtermaul und eine Klatſchſchweſter! rief der Bauer zornig, indem er ſeinen Stecken drohend erhob. Ihr möchtet den Leuten gern Dinge weißmachen, an denen kein wahres Wort iſt; aber von mir ſollt Ihr keinen Heller erpreſſen: man durchſchaut Eure Schliche!

Marie war erſchrocken zurückgetreten; doch Germain war auf das Pferd des Bauern losgeſtürzt und zerrte es beim Zügel hin und her.

Jetzt liegt Alles am Tag! rief er, und wir ſehen genugſam, wo Barthel den Moſt holt .... Herunter vom Gaul, Kamerad! Abgeſeſſen und Rede geſtanden!

Der Bauer, der keine Luſt hatte, weiter auf den

Streit einzugehen, gab ſeinem Pferde die Sporen, um ſich frei zu machen, und verſuchte mit dem Stock auf die Hände des Gegners loszuſchlagen, damit dieſer die Zügel fahren laſſe; aber Germain wich dem Streich aus, packte den Bauern am Bein und riß ihn vom Sattel herunter, daß er auf die Farrenkräuter hinſtürzte; dort warf er den wieder Aufgeſprungenen und ſich tapfer Wehrenden nieder, und als er ihm das Knie auf die Bruſt gedrückt hatte, ſagte er:

Du ehrloſer Menſch, ich könnte dich jetzt zu Schanden prügeln, wenn mir's gefiele! Doch ich habe keine Freude daran, Andern Uebles anzuthun, und dein Gewiſſen kann ich dir doch nicht wachprügeln .... Aber du ſollſt mir nicht von dieſer Stelle, bevor du das Mädel da fußfällig um Verzeihung gebeten haſt.

Der Bauer, dem dergleichen ſchon öfter zugeſtoßen war, wollte der Sache eine komiſche Wendung geben. Er erklärte, daß er kein gar ſo großer Sünder ſei, da er ja nur in Worten geſündigt, und daß er gern bereit wäre, Abbitte zu leiſten, wenn er nachher das Mädel küſſen dürfte, und wenn man ſchließlich in Gutem aus einander gehen würde, nachdem man noch zuvor im nächſten Wirthshaus einen Verſöhnungsſchoppen zuſammen getrunken.

Eigentlich biſt du mir zu erbärmlich! erwiderte Germain, indem er ihm den Kopf ins Farrenkraut hineindrückte, und ich mag dein Galgengeſicht gar nicht länger vor Augen haben. Schäme dich, wenn du's noch kannſt, und wenn dich dein Weg über unſer Dorf führt, ſo ſchleiche ja ſeitwärts vorüber, wie es einem lichtſcheuen armen Sünder ziemt.

Er hob den Knotenſtock des Bauern von der Erde, brach ihn über das Knie entzwei, um auch den letzten Zweifel an der Ueberlegenheit ſeiner Muskelkraft zu zerſtören, und warf die Stücke verächtlich von ſich. Dann nahm er ſein Söhnchen an die eine Hand, die kleine Marie an die andere, und entfernte ſich, vor lauter Entrüſtung noch an allen Gliedern zitternd.

Ein Viertelſtunde darauf hatten ſie die Haide bereits hinter ſich und trabten auf der Landſtraße weiter; die Graue wieherte jedem bekannten Gegenſtand ihren Gruß zu, und der kleine Peter erzählte dem Vater in ſeiner Weiſe die Erlebniſſe des Tages.

Kaum waren wir da, ſo kam der Mann zu uns in den Stall, wo wir die ſchönen Schafe betrachteten, um mit meiner Marie zu reden. Ich war in die Krippe hinaufgeklettert, um zu ſpielen, und der Mann ſah mich nicht. Er hat meiner Marie guten Tag geſagt, und hat ihr ein Küßchen gegeben.

Das haſt du geduldet, Marie? ſprach Germain bebend vor Zorn.

Ich hab's für eine bloße Höflichkeit gehalten, für einen dort gebräuchlichen Willkommsgruß, wie bei euch die Großmutter die Dirnen ja auch küßt, wenn ſie ihren Dienſt antreten, gleichſam um ihnen zu zeigen, daß ſie ſie freundlich aufnimmt und ihnen eine andere Mutter ſein will.

Und dann, fuhr Peterle fort, ganz ſtolz, einmal etwas recht Wichtiges erzählen zu können, dann hat der Mann etwas Garſtiges zu dir geſagt, Marie, etwas, von dem du mir geſagt haſt, ich ſoll's nie ſelber ſagen und mich auch nie mehr dran erinnern: ich hab's auch gleich wieder vergeſſen; aber wenn der Papa verlangt, daß ich ihm ſage, was es war ....

Nein, Peterle, ich will es nicht hören und verlange, daß du dir's für alle Zeiten aus dem Sinn ſchlägſt.

Wenn es ſo ſteht, will ich's ganz und gar vergeſſen, erwiderte das Kind. Und dann iſt der Mann zornig geworden, weil ihm die Marie geſagt hat, ſie wolle fortgehen. Er hat ihr geſagt, er wolle ihr Alles geben, was ſie begehre, hundert Francs! Und dann iſt meine Marie auch zornig geworden. Dann iſt er auf ſie zugegangen, als wollte er ihr etwas zu Leid thun. Da bekam ich Furcht und ſprang zu der Marie herunter und ſchrie. Und dann hat der Mann geſagt: Was ſoll das heißen? Wo kommt das Kind her? Hinaus mit ihm! Und er ſchwang ſeinen Stock, um mich zu ſchlagen. Aber meine Marie hat ihn dran verhindert und hat zu ihm geſagt: Später reden wir noch mit einander, Herr; jetzt aber muß ich das Kind nach Fourche führen; nachher komme ich zurück. Und ſowie der Mann aus dem Stall gegangen war, hat meine Marie zu mir geſagt: Mein Peterle, hat ſie geſagt, wir müſſen fortlaufen und machen, daß wir ſo raſch wie möglich von hier fortkommen, denn der Mann da iſt bös und würde uns etwas zu Leide thun. Dann ſind wir hinter der Scheune vorbeigegangen und über eine kleine Wieſe gegangen und nach Fourche gegangen, um dich zu ſuchen. Aber du warſt nicht da, und man hat uns nicht erlauben wollen, auf dich zu warten, und dann iſt der Mann auf einem Rappen hinter uns hergeritten, und wir ſind vor ihm fortgelaufen und haben uns im Wald verſteckt. Und dann iſt auch er in den Wald gekommen, und wenn wir ihn kommen hörten, verſteckten wir uns wieder. Und wenn er dann vorübergeritten war, liefen wir wieder weiter, um heimzukommen; und dann biſt endlich du gekommen und haſt uns gefunden, und ſo iſt Alles geweſen. Nicht wahr, meine liebe Marie, ich habe nichts vergeſſen?

Nein, Peterle, genau ſo trug ſich's zu, und Ihr, Germain, müßt nun bei uns im Dorfe Zeugniß für mich ablegen und Jedermann erklären, daß der Grund, warum ich's dort nicht aushielt, gewiß nicht Unwilligkeit oder Arbeitsſcheu war.

Und dich, Marie, ſagte Germain, bitte ich, an dich ſelbſt die Frage zu ſtellen, ob ein Mann von achtundzwanzig Jahren zu alt iſt, um ein Weib zu beſchützen und einen unverſchämten Menſchen zu züchtigen. Ich möchte doch wiſſen, ob der Baſtian oder irgend ein anderer ſchmuckerer und um zehn kommende Lebensjahre reicherer Burſche durch „den Mann“, wie ihn Peterl nennt, nicht zermalmt worden wäre; meinſt du nicht auch?

Ich meine, Germain, daß Ihr mir einen großen Dienſt geleiſtet habt, für den ich Euch Zeit meines Lebens dankbar bleiben werde.

Weiter haſt du mir nichts zu ſagen?

Lieber Papa, ſagte das Kind, ich habe nicht daran gedacht, mit der kleinen Marie zu reden, wie ich dir verſprach. Ich habe gewiß keine Zeit gehabt, aber zu Haus will ich's ihr ſchon ſagen und der Großmutter auch.

Dieſes kindliche Verſprechen brachte Germain wieder auf andere Gedanken. Zunächſt handelte es ſich für ihn um die Auseinanderſetzung mit den Schwiegereltern, wobei die Gründe, die er gegen die Wittwe Guerin geltend machen konnte, aufgezählt, hingegen diejenigen, die ſeinen Blick zu ſo ſtrengem Richten geſchärft hatten, verſchwiegen werden mußten. Das ſtolze Glück fragt nicht lange, woher es den Muth hernehmen ſoll, ſeine Anerkennung bei Anderen zu erſtreben; aber für den, der von einer Seite her abgeſtoßen und von der anderen abgewieſen wurde, iſt die Sachlage ſo bequem nicht.

Glücklicher Weiſe ſchlief der kleine Peter, als ſie heimkamen, und Germain legte ihn, ohne ihn auszukleiden, auf ſein Bett. Dann gab er alle zuläſſigen Erklärungen ab. Vater Maurice, der auf ſeinem Schemel mit drei Füßen vor der Hausthüre ſaß, hörte ernſthaft zu, und als Germain, nachdem er ihm die ſyſtematiſche Koketterie der Wittwe vorgehalten hatte, ihn fragte, ob ein Bauersmann Muße genug habe, alle zweiundfünfzig Sonntage im Jahr die Cour zu ſchneiden, auf die Gefahr hin, zu guter Letzt mit einem Korbe heimgeſchickt zu werden, da ſagte der Schwiegervater, ſo wenig ihn auch der Erfolg der Reiſe befriedigte, mit einem beiſtimmenden Kopfnicken: Unrecht kann ich dir nicht geben; es hat eben nicht ſein ſollen. Und als Germain dann auch berichtete, wie er die kleine Marie ſchleunigſt wieder habe zurückbringen müſſen, um ſie den Beſchimpfungen, ja vielleicht ſogar der Gewaltthätigkeit eines niederträchtigen Dienſtherrn zu entziehen, da nickte Vater Maurice abermals mit dem Kopf und ſagte: Auch darin geb' ich dir nicht Unrecht, Germain; das wareſt du ihr ſchuldig.

Nachdem Germain mit ſeiner Erzählung und der Begründung ſeiner Anſicht zu Ende war, ſtießen der Schwiegervater und die Schwiegermutter gleichzeitig einen tiefen Seufzer der Ergebung ins Unabänderliche aus und ſchauten einander an. Dann ſtand das Familienoberhaupt auf: In Gottes Namen! ſprach er; Sein Wille geſchehe! Das Gefühl läßt ſich nicht erzwingen.

Kommt mit zum Abendeſſen, ſagte die Großmutter. Es iſt Schade, daß es keinen beſſern Verlauf genommen

101.

Zwei Finger dick, umgab ein Ring von Eiſen
Den Helm, und doch vermag ihn das Gewicht
Des ungeheuren Schlages zu zerreißen,
Und auch die Eiſenhaube drunter bricht.
Der Ritter ſtürzt, und ſeine Augen kreiſen,
Des Todes Farbe deckt ſein Angeſicht,
Und aus dem edlen Haupte, reich ergoſſen
Aus voller Ader, kommt ſein Blut gefloſſen.

102.

Der Graf erholt ſich, wendet ſeine Blicke,
Und ſieht den Freund am Boden hingeſtreckt,
Und über ihm Gradaſſen, ſo voll Tücke,
Daß er den Mörder gleich in ihm entdeckt.
Wer weiß, ob mehr ihn Schmerz, ob Wuth durchzücke?
Doch iſt die Friſt zum Weinen kurz geſteckt;
Drum ſchweigt der Schmerz, und läßt die Wuth nur ſprechen;
Doch iſt es Zeit, den Sang hier abzubrechen.

## Zweiundvierzigſter Geſang.

1.

Welch' harten Zaum und welche Eiſenbande,
Ja, welche Diamantenkette gar
Iſt deinen Zorn zu bändigen im Stande,
Daß er noch Grenze nimmt und Ordnung wahr,
Wenn du ein Weſen ſiehſt bedroht mit Schande,
Das immer deinem Herzen theuer war,
Wenn du es ſiehſt auf bittern Todeswegen,
Sei's der Gewalt, ſei's dem Betrug erlegen?

hat; aber was hilft's? Gott wird's wohl nicht ſo gewollt haben. Wir werden uns eben wo anders umſehen.

Ja, ſetzte der Alte hinzu; meine Frau hat Recht: wir werden uns wo anders umſehen.

Damit war die Sache abgethan, und als Peterle am andern Tag mit den Lerchen beim Morgengrauen erwachte, hatte ſich die Aufregung, in die ihn ſeine außerordentlichen Erlebniſſe gebracht, bereits gelegt, und er verfiel wieder in die Gleichgültigkeit ſeiner Alters- und Standesgenoſſen für das Vergangene, vergaß Alles, was durch den kleinen Kopf gefahren war, und dachte nur daran, ſich mit ſeinen Geſchwiſtern herumzutummeln oder den Ochſen und Pferden gegenüber „den Mann“ zu ſpielen.

Germain ſuchte das Vergeſſene in der gewohnten Thätigkeit, war aber ſo traurig und zerſtreut, daß es Jedermann auffiel. Mit der kleinen Marie ſprach er kein Wort; er ſah ſie nicht einmal an, und dennoch, wenn man ihn gefragt hätte, wo ſie arbeite oder welchen Weg ſie gegangen ſei, und er hätte ſich zu einer Antwort herbeigelaſſen, ſo würde er's zu jeder Tageszeit genau gewußt haben. Er hatte nicht gewagt, ſeine Schwiegereltern aufzufordern, ſie möchten ſie über den Winter zu ſich ins Haus nehmen, obwohl er denken mußte, daß ſie allen möglichen Entbehrungen ausgeſetzt war .... Aber merkwürdig! Dies Mal fand ſich das Elend bei der Guillette nicht ein, und das Mütterlein konnte gar nicht begreifen, wie es ſich fügte, daß ihr beſcheidener Holzvorrath nie kleiner wurde; ja daß der Schuppen, der am vorigen Abend beinahe leer geweſen, in der Frühe wieder gefüllt war. Eben ſo ging es auch mit dem Korn und mit den Kartoffeln. Es ſtieg offenbar Jemand bei Nacht zum Dachfenſter herein und ſchüttete den Inhalt eines Sacks geräuſchlos aus, ohne irgend eine andere Spur ſeines Kommens zu hinterlaſſen. Die alte Frau fand dieſes Treiben einerſeits zwar unheimlich, aber andrerſeits wieder ſehr erfreulich; ſie ſchärfte ihrer Tochter ein, von dem Wunder nichts verlauten zu laſſen, denn ſie fürchtete, man möchte ſie, falls die Sache ruchtbar würde, als Hexe verſchreien. Im Stillen dachte ſie wohl, daß der Teufel dabei die Hand im Spiel haben müſſe, doch ſie hatte es ſo eilig nicht, es mit ihm zu verderben und den Herrn Pfarrer herbeizurufen, damit er ihn austreibe; es ſei ja noch immer früh genug, meinte ſie, wenn der Satan einmal anfangen ſollte, ihr Gegenleiſtungen für ſeine Wohlthaten zuzumuthen.

Die kleine Marie aber wußte, daß es mit rechten Dingen zuging; nur wagte ſie nicht, mit Germain darüber zu ſprechen, weil ſie ihm keinen Anlaß bieten wollte, ſeinen Heirathsantrag aufs Neue zu ſtellen; ſo gab ſie ſich denn, wie er, den Anſchein, als ahne ſie von dem ganzen Handel nichts.

Eines Tages war die Mutter Maurice im Baumgarten mit Germain allein und redete ihn zutraulich folgendermaßen an: Mein armer Sohn, ich fürchte, Euch iſt gar nicht wohl. Euch ſchmeckt das Eſſen nicht mehr wie ſonſt, das Lachen iſt Euch auch vergangen, und Ihr werdet immer ſchweigſamer. Hat irgend wer im Haus oder haben vielleicht wir ſelber Euch, ohne es zu wiſſen und zu wollen, Kummer verurſacht?

Nein, Mutter, antwortete Germain, Ihr ſeid ſtets ſo gut gegen mich geweſen, wie die Mutter, die mich geboren hat, und ich wäre recht undankbar, wenn ich über Euch oder Euren Mann oder irgend wen im Haus klagte.

Wenn dem alſo iſt, ſo kann nichts Anderes Schuld daran ſein, als der Schmerz um den Tod Eurer Frau, der Euch neuerdings zu Herzen geht. Euer Kummer wächſ't, anſtatt mit der Zeit nachzulaſſen, und Ihr müßt durchaus thun, was Euch Euer Schwäher wohlweislich gerathen hat: heirathen.

Ja, Mutter, ſo denke ich auch; aber die Weiber, zu denen mir gerathen worden iſt, paſſen nicht zu mir, und wenn ich ſie ſehe, muß ich nur noch lebhafter an meine Katharina denken, die ich doch bei ihnen vergeſſen ſoll.

Nun, ſo haben wir offenbar Euren Geſchmack nicht getroffen, und Ihr müßt uns dadurch an die Hand gehen, daß Ihr uns die ganze Wahrheit ſagt. Jedenfalls giebt es in der Welt Eine, die für Euch geſchaffen iſt, denn der liebe Gott ſchafft niemals ein menſchliches Weſen, ohne ihm zu gleicher Zeit ein anderes menſchliches Weſen zu beſtimmen, in dem er ſein Glück finden ſoll. Wenn Ihr alſo jenes Weib kennt, das Gott für Euch geſchaffen, ſo führt ſie heim, und mag ſie ſchön ſein oder häßlich, jung oder alt, reich oder arm, wir ſind feſt entſchloſſen, mein Alter und ich, unſern Segen dazu zu geben, denn es macht uns Sorge, Euch ſo traurig zu ſehen, und wir können nicht in Zufriedenheit leben, wenn Ihr nicht zufrieden ſeid.

Mutter, Ihr habt ein ſo gutes Herz wie der liebe Gott, und der Schwäher iſt eben ſo gut wie Ihr, erwiderte Germain; aber Euer Mitleid kann leider meinen Gram nicht heilen, denn das Mädel, das ich haben möchte, mag mich nicht.

Sie iſt wohl für Euch zu jung? Es war nicht klug von Euch, Euch in ein junges Ding zu verlieben.

Nun ja, liebe Mutter, ich war ſo unklug, mich in eine Junge zu verlieben, und ich ſelber tadle mich darob. Ich thu' auch mein Möglichſtes, um mir's aus dem Sinn zu ſchlagen; aber, ob ich nun arbeite oder feiere, in der Kirche oder in meinem Bett, bei meinen Kindern oder bei Euch, immer muß ich daran denken; ein anderer Gedanke will mir gar nicht mehr in den Kopf.

Das iſt ja gerade, wie wenn Ihr von einem

Zauber beſeſſen wärt, Germain. Da giebt es freilich nur Ein Mittel: jenes Mädel muß ſeinen Sinn ändern und Euch erhören. Und zu dieſem Zweck will ich mich der Sache annehmen und ſehen, was zu thun iſt. Darum ſagt mir, wo ſie wohnt und wie ſie heißt.

Ach, liebe Mutter, ich trau' mich nicht, ſprach Germain, denn Ihr würdet mich auslachen.

Ich werde Euch keineswegs auslachen, Germain, denn Ihr habt ein wehes Herz, und ich will es Euch nicht noch weher machen. Iſt es wohl die Fanchette?

Nein, Mutter, die iſt es nicht.

Oder die kleine Roſe?

Auch nicht.

So ſagt es doch gerade heraus, denn wir kommen ja zu keinem Ende, wenn ich alle Mädchen aus dem Dorf herzählen ſoll.

Germain ſenkte den Kopf und konnte ſich zu keiner Antwort entſchließen.

Wie Ihr wollt! ſagte Mutter Maurice; ich nehm' Euch heut nicht länger ins Gebet; morgen faßt Ihr vielleicht mehr Vertrauen zu mir, oder Eurer Schwägerin gelingt es, Euch geſchickter auszuforſchen.

Dabei nahm ſie ihren Waſchkorb von der Erde und ging auf die Hecken zu, um ihr Weißzeug zum Trocknen darüber auszuſpannen.

Germain that nun, was die Kinder thun, die ſich erſt dann zum Reden herbeilaſſen, wenn ſie merken, daß man ſich weiter nicht mehr mit ihnen beſchäftigen wird.

Er folgte der Schwiegermutter nach und nannte endlich unter Zittern und Beben „der Guillette ihre kleine Marie.“

Die Mutter Maurice war nicht wenig überraſcht, denn daran hätte ſie zu allerletzt gedacht. Aber ſie war ſo zartfühlend, die Hände nicht überm Kopf zuſammenzuſchlagen und ihre Gloſſen im Stillen zu machen. Als ſie ſah, daß ihr Schweigen Germain ganz zu Boden drückte, reichte ſie ihm ihren Korb und ſagte: Aber das iſt doch kein Grund, mir nicht bei der Arbeit zu helfen. Da, tragt mir den Korb nach, und redet mit mir darüber. Habt Ihr's auch vollkommen reiflich erwogen, Germain? Habt Ihr's unwiderruflich beſchloſſen?

Ach, liebe Mutter! ſo müßt Ihr nicht mit mir ſprechen: entſchloſſen wäre ich, wenn ich hoffen könnte; da ich jedoch nicht erhört würde, bin ich entſchloſſen, von dieſer Krankheit zu geneſen, wenn ich's vermag.

Und wenn Ihr's nun nicht vermöchtet?

Alles hat ſeine Grenzen, Mutter Maurice: wenn man einem Pferd zu unmenſchliche Laſten aufbürdet, bricht es zuſammen, und wenn ein Ochſe kein Futter mehr bekommt, ſo verhungert er.

Das heißt ja ſo viel, als Ihr müßt ſterben, wenn Ihr bei dem Mädchen nicht ankommt? Das möge Gott verhüten, Germain! Dergleichen aus Eurem Munde zu hören, macht mir bang, weil ich weiß, daß Ihr nie anders ſprecht, als Ihr wirklich denkt. Ihr ſeid nichts weniger als wehleidig, und eine ſolche Schwäche iſt gerade bei ſtarken Gemüthern gefährlich. Nehmt Euch zuſammen, und laßt nicht gleich alle Hoffnung fahren. Es iſt ja ganz unbegreiflich, daß Euch ein Mädel zurückweiſen ſollte, das im Elend lebt und ſich's zur größten Ehr' anrechnen muß, wenn Euresgleichen um ſie anhält.

Und dennoch iſt es ſo: ſie ſchlägt mich aus.

Aber was für Gründe hat ſie Euch denn angegeben?

Daß Ihr und der Schwäher ihr ſtets Lieb's und Gut's gethan, daß ſie und ihre Mutter euch Beiden gar Viel zu danken haben, und daß ſie nicht Euer Mißfallen auf ſich lenken will, indem ſie mich von einer reichen Heirath abwendig macht.

Wenn das ihre Worte ſind, ſo zeugt es von guten Gefühlen und iſt brav und rechtſchaffen von ihr. Aber, Germain, durch derlei Reden werdet Ihr nicht geheilt, denn wahrſcheinlich ſagt ſie Euch auch, daß ſie Euch lieb hat und Euch nehmen würde, wenn wir nichts dagegen hätten?

Nein, das Allertraurigſte iſt ja gerade, daß ſie mir geſagt hat, es ſpreche in ihrem Herzen Nichts für mich!

Wenn ſie anders ſpricht, als ſie denkt, um Euch dabei am ſicherſten fern zu halten, hat es das Kind um uns verdient, daß wir es lieben und ihm ſeine Jugend n Anbetracht ſeines großen Verſtandes nachſehen.

Wirklich? rief Germain, in dem plötzlich ein Hoffnungskeim aufſchoß, der bis jetzt ſeinem Grübeln entgangen war: ja das wäre recht brav von ihr, ganz wie es in Kalendergeſchichten zu leſen iſt! Aber ich fürchte gar ſehr, daß ſie nur deßhalb ſo viel Verſtand an den Tag legt, weil ich ihr mißfalle.

Germain, ſagte die Mutter Maurice, nun müßt Ihr mir verſprechen, die ganze Woche hindurch fein ruhig zu bleiben und Euch nicht ſelber ſo zu quälen, ſondern ordentlich zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, kurz, guter Dinge zu ſein, wie ſonſt. Ich für mein Theil will mit meinem Alten reden, und wenn ich ihn ſo weit bringe, daß er Ja ſagt, dann werdet Ihr auch über die eigentlichen Geſinnungen des Mädels ins Klare kommen.

Germain verſprach, nach der Schwiegermutter Rath zu handeln, und die Woche verſtrich. Vater Maurice hatte die Sache ihm gegenüber mit keiner Silbe erwähnt und that, als ob er von nichts wüßte. Wie ruhig Germain ſich auch ſtellen mochte, von Tag zu Tag wurde er bleicher und ſorgenvoller.

Am Sonntagmorgen, nach der Meſſe, fragte ihn endlich die Schwiegermutter, ob er ſeit ihrer letzten Unterredung mit ihm bei ſeiner Liebſten nichts ausgerichtet habe.

Nein, gar nichts, antwortete er. Ich habe nicht einmal mit ihr geſprochen.

Aber wie wollt Ihr ſie denn überzeugen, wenn Ihr nicht mit Ihr ſprecht! Ich habe überhaupt nur Ein Mal mit ihr geſprochen, ſagte Germain. Es war, wie wir zuſammen nach Fourche reiſ'ten, und ſeitdem habe ich kein einzig Wort mit ihr gewechſelt. Ihre damalige Antwort hat mir ſo weh gethan, daß ich lieber ſchweige, um nicht wieder aus ihrem Mund vernehmen zu müſſen, daß ſie mich nicht mag.

Jetzt, mein Sohn, iſt der Augenblick gekommen, wo Ihr mit ihr reden müßt, denn Euer Schwäher ermächtigt Euch dazu. Entſchließt Euch alſo, und geht zu ihr hin! Das rath' ich Euch, und befehl' es Euch ſogar, wenn Euch ein Rath nicht genügt; in dem Zweifel dürft Ihr nicht länger verharren.

Germain gehorchte. Mit geſenktem Kopf und gedrückter Miene trat er in die Hütte der Guillette. Die kleine Marie ſaß allein beim Herd und war ſo tief in Sinnen verloren, daß ſie Germain gar nicht kommen hörte. Als ſie ihn vor ſich ſtehen ſah, fuhr ſie überraſcht in die Höhe und wurde ganz roth.

Kleine Marie, ſagte er, indem er ſich neben ſie ſetzte, ich weiß im Voraus, daß ich dich wieder betrüben und beläſtigen werde, aber „der Mann und die Frau vom Haus“ (ſo werden nämlich die Häupter der Familie gewöhnlich bezeichnet) machen es mir zur Pflicht, mit dir zu reden und dich zu fragen, ob du mich heirathen willſt. Daß du nicht willſt, darauf bin ich gefaßt.

Iſt es denn wirklich gewiß, Germain, antwortete die kleine Marie, daß Ihr mich liebt?

Es kommt dir ungelegen, ich weiß es ſchon, aber ich kann ja nichts dafür: wenn du deinen Sinn ändern könnteſt, wär' ich gar zu glücklich, aber dies Glück verdiene ich wohl nicht. Schau' mich nur einmal an, Marie: bin ich denn gar ſo garſtig?

Nein, Germain, entgegnete ſie lächelnd; Ihr ſeid ſchöner als ich.

Verſpotte mich nicht, und habe Nachſicht mit mir. Mir fehlt noch weder ein Haar noch ein Zahn. In meinen Augen kannſt du leſen, daß ich dich liebe. Schau mir nur hinein in meine Augen: es ſteht deutlich drin geſchrieben, und die Schrift kennt jedes Mädel.

Marie ſah Germain mit ſchelmiſchem Selbſtvertrauen ins Geſicht; dann, plötzlich, wandte ſie ſich ab, am ganzen Leibe zitternd.

Ach du mein Gott! dir graut ja vor mir, wie damals vor dem Ulmenhofbauern. Fürchte dich vor mir nicht, ich bitte dich darum: das thut zu weh. Von mir ſollſt du kein böſes Wort hören; ich werde dich nicht gegen deinen Willen küſſen, und wenn du haben willſt, daß ich gehe, ſo brauchſt du nur nach der Thür zu deuten. Sag's nur heraus, ob ich gehen ſoll, damit du aufhörſt zu zittern.

Marie reichte ihm die Hand, ohne jedoch vom Herde wegzublicken und ihm ein Wort zu ſagen.

Ich verſtehe dich, fuhr Germain fort; du haſt Mitleid mit mir; du biſt gut; es thut dir leid, daß ich durch dich unglücklich ſein muß, aber lieben kannſt du mich einmal nicht.

2.
Wenn ſolch' ein Zorn in ungemeſſnen Wehen
Zu grauſer That die Seele treibt manchmal,
So iſt es zu verzeihn und nicht zu ſchmähen:
Da weicht Vernunft aus ihrem hohen Saal.
Als blutbethaut Achill den Freund geſehen,
Getroffen unter ſeinem falſchen Stahl,
War's ihm nicht g'nug, den Mörder zu erſchlagen,
Er mußt' ihn ſchleifen und den Leichnam plagen.

3.
Siegreicher Fürſt, ſo hetzten Zorn und Trauer
Zum Kämpfen Euer Volk an jenem Tag,
Als Eure Stirn der Stein traf, und mit Schauer
Ein Jeder ſah, daß ſein Alphons erlag.
Da half dem Feind nicht Graben, Damm noch Mauer;
So wüthend war das Volk ob dieſem Schlag,
Daß Alle fielen unter unſern Klingen,
Und Keiner blieb, die Nachricht heimzubringen.

4.
Der große Schmerz, Euch fallen ſehn zu müſſen,
Trieb Euer Volk zur Wuth und Grauſamkeit.
Die Klingen hätten minder ſich befliſſen,
Wenn Ihr geſund Euch ihnen angereiht.
Euch gnügt' es, die Baſtei dem Feind entriſſen
Zu ſehn, in wenigerer Stunden Zeit,
Als für Cordova's und Granada's Schaaren,
Sie wegzunehmen, Tage nöthig waren.

5.
Vielleicht hat's Gott, der Rächer, zugegeben,
Daß Ihr verhindert wart bei dieſer Schlacht,
Um für die Unthat ſie an Leib und Leben
Zu ſtrafen, die ſie kurz zuvor vollbracht,

Warum ſprecht Ihr ſo zu mir, Germain? antwortete endlich die kleine Marie; wollt Ihr denn durchaus, daß ich weinen ſoll?

Armes Kind, du haſt ein weiches Herz — ich weiß es ja, aber lieb haſt du mich nicht, und darum kehrſt du dein Geſicht von mir weg, um deinen Widerwillen und deine Abneigung vor mir zu verbergen. Und ſieh! ich bring' es nicht einmal über mich, dir die Hand zu drücken. Im Wald, während der Kleine ſchlief und du auch, hätte ich dir beinah ganz ſachte ein Küßchen gegeben. Aber eher wär' ich vor Scham zu Grunde gegangen, als daß ich von dir eins verlangt hätte, und in jener Nacht hab' ich ſo große Schmerzen ausgeſtanden, wie Einer, der langſam verbrannt wird. Von der Zeit an hab' ich jede Nacht von dir geträumt. Ach! im Traum, da hab' ich dich ſo herzlich geküßt, Marie! Du aber haſt traumlos ſchlafen können. Und weißt du, wie mir jetzt iſt? Ich glaube, daß, wenn du dich jetzt zu mir wendeteſt und ſähſt mich mit dem gleichen Blick an, wie ich dich, und wenn du dein Geſicht zu mir hinneigteſt, daß ich vor Freude ſterben müßte. Du aber denkſt gewiß, daß du, wenn ich das wagte, ſterben müßteſt vor Aerger und vor Scham!

Germain hatte geſprochen wie im Traum, ohne ſeine eigenen Worte zu hören. Die kleine Marie zitterte noch immer; doch da er noch heftiger zitterte, beachtete er es nicht. Plötzlich drehte ſie ſich um, ganz aufgelöſ't in Thränen, mit vorwurfsvollem Blick. Der Arme glaubte, jetzt werde er den Todesſtoß empfangen; er ſtand auf, ohne ſein Urtheil zu erwarten, und wollte gehen; da umſchlang ihn das Mädchen plötzlich mit beiden Armen und verbarg den Kopf an ſeiner Bruſt. Ach, Germain! ſchluchzte ſie, haſt du denn nicht errathen, daß ich dich liebe?

Germain hätte den Verſtand verloren, wenn in dem Augenblick nicht ſein Söhnchen, das den Vater ſuchte, auf einem Stecken hereingaloppirt wäre, hinter ihm her die kleine Schweſter, die mit einer Weidengerte auf den erdichteten Gaul losſchlug. Die Cavalcade brachte ihn wieder zur Beſinnung; er hob Peterle hoch empor und rief, indem er ſeiner Braut das Kind in den Arm legte: Da ſieh her! Ich bin der Einzige nicht, den du glückſelig machſt mit deiner Liebe!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

---

## Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe** und **Hermann Kurz.**

Preis eines Bandes von ca. 20 Bogen
elegant broſchirt: 15 Sgr. oder 54 kr.,
fein gebunden: 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. ſüdd. W.

**Jeder Band wird auch einzeln verkauft.**

## Inhalt der erſchienenen Bände.

### Erſte Serie.

### I. Band:

**Die neue Meluſine.** Von Goethe.
**Die Verlobung auf St. Domingo.** Von H. v. Kleiſt.
**Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.** Von Clemens Brentano.
**Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau.** Von Achim v. Arnim.
**Das Fräulein von Scudery.** Von E. T. A. Hoffmann.

### II. Band:

**Die Gemälde.** Von L. Tieck.
**Der letzte Savello.** Von C. Fr. Rumohr.
**Brigitta.** Von Adalbert Stifter.
**Der Stern der Schönheit.** Von Auguſt Wolff.

### III. Band:

**Des Lebens Ueberfluß.** Von L. Tieck.
**Die Glücksritter.** Von Joſeph v. Eichendorff.
**Die katholiſche Mühle.** Von Adolph Widmann.
**Romeo und Julia auf dem Dorfe.** Von Gottfried Keller.

### IV. Band:

**Irrwiſch-Fritze.** Von Franz Berthold.
**Phantaſieen im Bremer Rathskeller.** Von Wilhelm Hauff.
**Margret.** Von Gottfried Kinkel.
**Mozart auf der Reiſe nach Prag.** Von Eduard Mörike.

# Deutſcher Novellenſchatz.

## V. Band:

Ein Carnevalsfeſt auf Iſchia. Von Auguſt Kopiſch.
Die Entſcheidung bei Hochkirch. Von Friederike Lohmann.
Der Carneval und die Somnambüle. Von Carl Immermann.
Der arme Spielmann. Von Franz Grillparzer.

## VI. Band:

Nordiſche Freundſchaft. Von L. Kruſe.
Eine fromme Lüge. Von Luiſe v. Gall.
Der Müller vom Höft. Von Alfred Meißner.
Das Kind. Von Hermann Grimm.

## Zweite Serie.

### I. Band. (Bd. VII.)

Der Notar in der Falle. Von Jeremias Gotthelf.
Die Geſchichte des Diethelm von Buchenberg. Von Berthold Auerbach.
Johann Ohlerich. Von Adolf Wilbrandt.

### II. Band. (Bd. VIII.)

Die Engel-Ehe. Von Spindler.
Jörg Muckenhuber. Von W. H. Riehl.
Eine Verlorene. Von Kompert.

### III. Band. (Bd. IX.)

Mammon im Gebirge. Von Moriz Reich.
Der Sieg des Schwachen. Von Melchior Meyr.
Eine Malerarbeit. Von Theodor Storm.

### IV. Band. (Band X.)

Samuel Brinks letzte Liebesgeſchichte. Von Schreyvogel.
Herr von Sacken. Von Willibald Alexis
Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Von Robert Waldmüller.

### V. Band. (Band XI.)

Die drei Schweſtern. Von L. A. Kähler.
Der todte Gaſt. Von Zſchokke
Das Schloß im Gebirge. Von Moritz Hartmann.
Der Drache. Von Ferd. Kürnberger

* * *

Die folgenden Bände werden Auserwähltes bringen von: Willibald Alexis, E. v. Dincklage, Claire v. Glümer, Jerem. Gotthelf, Karl Gutzkow, Moritz Hartmann, Hermann Hauff, Edmund Höfer, Karl v. Holtei, L. A. Kähler, Kausler, Johanna Kinkel, Franz Kugler, Ferd. Kürnberger, Fanny Lewald, O. Ludwig, Melchior Meyr, Theodor Mügge, W. Raabe, Moritz Reich, Otto Roquette, Leopold Schefer, Hermann Schmid, Levin Schücking, Theodor Storm, Robert Waldmüller (Duboc), K. E. Weiß, Zſchokke und vielen Anderen.

# Novellenſchatz des Auslandes.

IV.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Vierter Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Als Beſtidell, nach tapfrem Widerſtreben,
Sich wund und matt ergab der Uebermacht,
Der waffenlos und zwiſchen hundert Degen
Dem Grimm des meiſt beſchnittnen * Volks erlegen.

6.

Drum ſag' ich Euch, und hiemit ſei geſchloſſen,
Es gleicht kein andrer Zorn den wilden Wehn,
Wenn man den Herrn, den Blutsfreund, den Genoſſen,
Vor ſeinen Augen muß mißhandelt ſehn.
Drum, iſt auch Roland's Wuth emporgeſchoſſen
Um ſolchen Freund, ſo iſt er nicht zu ſchmäh'n,
Da er ihn von dem fürchterlichen Streiche
Gradaſſens ſah dahingeſtreckt als Leiche.

7.

Ein Schäfer, wenn die Schlange fort ſich ſtiehlt
Und ziſchend ſich verbirgt in den Geſträuchen,
Die ſeinem Söhnchen, das im Sand geſpielt,
Den Giftzahn eingeſchlagen in die Weichen,
Zum Stocke greift er, wuth- und ſchmerzdurchwühlt:
So zieht das Schwert, dem keines zu vergleichen,
Mit heißem Grimm der Ritter von Anglant.
Der Erſte, den er faßt, iſt Agramant,

8.

Der blutbeſpritzt, den Schild entzweigehauen,
Das Helmband aufgeſprengt, und ohne Schwert,
Zerſetzt am Leib zum Jammer und zum Grauen,
Dem Brandimart entkam, bleich und verſtört,
So wie der Sperber aus des Geiers Klauen,
Dem er auf Raub gefolgt, von Neid bethört.
Da kommt Roland und haut den armen Heiden
Gerad' dahin, wo Kopf und Rumpf ſich ſcheiden.

* Anſpielung auf die Mauren unter den Spaniern.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. R. Schurich in München.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Inhalt
## des vierten Bandes.

Seite

**Advocat Loubet.** Von (Henriette-Etienne-Fanny Arnaud). Mad. Charles Reybaud. Aus dem Franzöſiſchen von Leonard Hamm . . . 1

**Pique Dame.** Von Alexander Puſchkin. Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer . . . . 95

**Die Tauben des heiligen Marcus.** Von Francesco dall' Ongaro. Aus dem Italieniſchen von Pauline Schanz . . . . . . . . . . . . 143

**Das Klappenhorn.** Von Pedro A. de Alarcon. Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner . . . . 233

**Deadly Daſh.** Von Ouida. Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe . . . . . . . . . . . . 253

# Advocat Loubet.

Von

Henriette-Etienne-Fanny Arnaud.

**Mad. Charles Reybaud.**

(geb. 1802.)

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

**Leonard Hamm.**

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# I.

Es war am Abend des Johannistages, im Jahr 16 . . . Die Schöffen der guten Stadt Aix hatten, dem alten Herkommen gemäß, einen mitten auf dem Predigerplatz in Pyramidenform aufgeführten Haufen von Reiſigbündeln und Geſträuch, auf dem eine mit Lilien verzierte Fahne angebracht war, in Brand geſteckt. Die röthliche Flamme beleuchtete mit ihren launiſch hin- und herzuckenden Lichtern die hohen Häuſer, die hundertjährigen Ulmen, und ſpiegelte ſich in den rautenförmigen, in Blei gefaßten Scheiben des alten Grafenpalaſtes. Das Volk klatſchte in die Hände und tanzte die Farandoule um das Freudenfeuer; von Zeit zu Zeit fiel irgendwoher ein Schwärmer mitten unter die Menge, die ſchreiend auseinanderſtob, und die Klügeren fingen an, ſich auf den Heimweg zu machen.

Gegen neun Uhr, als die mit Lilien geſchmückte Fahne niedergebrannt war, zogen ſich auch die Schöffen zurück, und der kleine Krieg begann. Seit der Erfindung des Schießpulvers war kein Johannisfeſt vergangen, ohne daß man eine Menge davon verbrannte. Die ſtädtiſchen Behörden duldeten dieſen Kampf mit harmloſen Waffen, bei dem gleichwohl dann und wann ein Menſch ums Leben kam, verſengt und verbrannt wurde, wenn ein größerer Feuerwerkskörper unvermuthet platzte, eine Rakete verkehrt geſchleudert wurde.

In Folge deſſen wurden am Johannisabend in der guten Stadt Aix bei Sonnenuntergang alle Thüren und Fenſter geſchloſſen. Die ehrbaren Leute blieben zu Haus und hüteten ſich wohl, ſich in das Feuer und den Rauch der Schwärmer zu wagen, welche von den Offizieren des Regiments Royal-comtois, den Parlamentsſchreibern, den Cadetten und Studenten der Hochſchule zu Tauſenden geſchleudert wurden. Wie in griechiſchem Feuer erſchien der Predigerplatz, auf dem die Parlamentsſchreiber und die Soldaten ſeit einer Stunde gegen einander kämpften. Der Pöbel, der bei dieſem Treffen ſein Urtheil über die Schüſſe und ſeinen Beifall zu den glänzenden Waffenthaten durch lautes Schreien kundgab, war bis in die benachbarten Straßen zurückgewichen. Nur ein Mann, der in einen weiten Mantel gehüllt war und den großen Hut ſo tief in die Stirn gedrückt hatte, daß er das Geſicht ſchützte, blieb, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, gegenüber dem Hotel des Oberpräſidenten des Parlamentshofes ſtehen.

Holla! Meiſter Loubet! rief ihn im Vorbeigehen ein Parlamentsſchreiber an, Sie ſind ohne Waffen. Nehmen Sie ſich in Acht!

Der Advocat drehte ſich ruhig um.

Bravo, Marius Magis, antwortete er. Das Regiment Royal-comtois macht Ihnen vor ſeinem Abſchied bös zu ſchaffen; aber Sie haben ihm wacker aufgetrumpft.

Sie werden tüchtig geſtriegelt abziehen, meine königlichen Offizierchen, ſagte der Parlamentsſchreiber, indem er ſeine mit Schwärmern gefüllte Umhängetaſche ſchüttelte; aber ziehen Sie ſich lieber zurück, Meiſter Loubet; hier geht es heiß her, und Sie riskiren ein verbranntes Geſicht.

Das bischen Pulver, das man abblitzt, hat nichts zu bedeuten, ich ſtehe unter einem guten Schild, erwiderte Meiſter Loubet, ſeinen Mantel höher über die Schulter ziehend.

Sagen Sie Minerva's Schild, fiel ihm der Schreiber emphatiſch in die Rede; Aegide, das iſt das Wort.

Wie Sie wollen; aber ich finde die Aegide immerhin etwas warm in dieſer Jahreszeit. Ich will nach Hauſe und es mir kühler machen. Guten Muth und gutes Glück für die Nacht, Marius Magis.

Er nickte dem Parlamentsſchreiber grüßend zu und lenkte ſeine Schritte nach einem kleinen Hauſe an der Portalatſtraße. Die Thüre war wie in Zeiten des Bürgerkrieges verbarricadirt, und in keinem von den zweifenſtrigen drei Stockwerken der Façade ließ ſich Licht ſehen.

Der Advocat öffnete leiſe und ſchlüpfte in einen engen Gang, der als Vorplatz diente und auf einen kleinen Hof führte. Er hatte kaum wieder hinter ſich zugeſchloſſen, als ein Schwärmer auf der Thürſchwelle platzte.

Was für ein dummes, lärmendes Vergnügen! murmelte Jacques Loubet vor ſich hin, während er in ſein zu ebener Erde gelegenes Cabinet trat.

Die Vorhänge aus blauer Glanzleinwand waren vor den Fenſtern dicht zuſammengezogen; eine Lampe brannte auf dem mit Papieren und Actenbündeln bedeckten Pult; hartgepolſterte Bänke und Stühle mit Strohſitzen ſtanden an den mit Kalk geweißten Wänden; einige hundert Bücher, die auf zwei ſchwarzen Brettern aufgeſtellt waren, und eine hölzerne Wanduhr vervollſtändigten das Mobiliar des Gemachs, in welchem der Advocat Jacques Loubet ſeine zahlreichen Clienten zu empfangen pflegte.

Er entledigte ſich raſch ſeines Mantels und ſetzte ſich in einen rothledernen Lehnſtuhl, in den man tief einſank, und der faſt ſo alt war wie der älteſte Actenſtoß in dem Cabinet; dann tauchte er ſeine Feder in das hörnerne Tintenfaß, aus dem die Loubets ſeit drei Generationen ſo lange und ſo gelehrte Auseinanderſetzungen geſchöpft hatten. Aber heute wollten dem Advocaten die glücklichen Gedanken nicht kommen, in unüberwindlicher Zerſtreutheit ließ er die Dinte in ſeiner Feder' trocken werden, und der große Papierbogen vor ihm auf dem Pult blieb weiß. Bald müde, ſich zwiſchen ſeinem Wollen und dem Ideengang, der ihn beherrſchte, abzuringen, warf er die Feder hin, ſtrich mit der Hand durch ſeine buſchigen Haare und verſank in Träumereien. Sein Blick ſchweifte über die zerſtreut umher liegenden beſchriebenen Papiere, mechaniſch las er die Aufſchriften an ſeinen Aktenſtößen: „Die Erben Chappins wider die Erben Fouqueteau wegen einer Forderung von zwanzig Livres“; „Herr Girard, Gerichtsbeiſitzer, gegen die Gemeinde Rans wegen eines Tränkeplatzes“ u. ſ. w. u. ſ. w. Aber ſeine blauen Augen erglänzten in einer zärtlichen, tiefen Empfindung, die ſeine Seele erfüllte, er lächelte ſeine Bücher, ſeine ſtaubigen Pergamente oder vielmehr die köſtlichen Erinnerungen an, die er im Herzen trug. Zuweilen jedoch ſtörte ein bitterer, trauriger Gedanke dieſes ſtumme Entzücken; dann drückte Jacques Loubet die ineinandergeſchlungenen Hände an die Stirne und murmelte leiſe vor ſich hin:

Großer Gott! was für Phantaſieen! und wohin ſollen ſie führen? Es iſt Tollheit, mich ihnen hinzugeben! . . .

Und wieder und wieder verſuchte er ſich in ſeine Actenſtücke zu verſenken, aber die Gedanken kamen bald mit aller Glut und Hartnäckigkeit wieder, und der Advocat verſank von Neuem in ſeine Träumerei.

Vetter Jacques! rief eine ſanfte jugendliche Mädchenſtimme durch die Thür des Cabinets, wollen Sie nicht zum Abendeſſen kommen?

9.

Der Helm war los, der Nacken bloßgegeben,
So daß er ihn wie dünnes Rohr durchſchnitt,
Und in den Sand, mit einem letzten Beben,
Der Rumpf des Afrikanerkönigs glitt.
Den Geiſt ſah Charon vor dem Haken ſchweben,
Und nahm ihn in den ſchwarzen Nachen mit.
Doch Roland, ohne lang bei ihm zu bleiben,
Dreht ſich, den Sericaner zu entleiben.

10.

Wie dieſer ſieht das Haupt des Herrſchers wanken,
Und wie es abgehau'n im Sande liegt,
Da, was ihm nimmer kam in die Gedanken,
Erbebt ſein Herz, der Wange Roth verfliegt,
Und bei der Ankunft des gewalt'gen Franken
Fühlt er, voll banger Ahnung, ſich beſiegt:
Er denkt an nichts, was ihm zum Schutz gereiche,
Und hülflos ſteht er unter'm Todesſtreiche.

11.

Das Eiſen trifft ihn in die rechte Seite,
Nimmt durch den Leib den ungehemmten Lauf,
Und bohrt ſich aus der Linken, um die Breite
Von einer Hand, geröthet bis zum Knauf.
Wer dieſen Streich geführt, der nimmt's im Streite,
Das ſieht man, mit den erſten Rittern auf,
Da er den Kämpen hieß vom Lichte ſcheiden,
Dem Keiner gleich war in der Welt der Heiden.

12.

Nicht ſehr erfreut von ſolchen Siegeskränzen,
Schnell ſpringt vom Roſſe jetzt der Paladin,
Und eilt mit Augen, die von Thränen glänzen,
Zu dem erſchlagnen treuen Freunde hin.

Er ſtand raſch auf und, mit einem Mal in den gewohnten Kreis ſeiner Beſchäftigungen zurückverſetzt, fing er an, ſeine Papiere zu ordnen.

Tante erwartet Sie, kommen Sie, Vetter! fuhr die nämliche Stimme ſchüchtern fort.

Meiſter Loubet nahm ſeine Lampe und folgte dem jungen Mädchen.

Zu jener Zeit waren die Advocaten noch nicht, wie heutzutage, große Herren, und ihr Haus glich nicht entfernt einer herrſchaftlichen Wohnung; das Cabinet oder Bureau nahm den ſchönſten Raum darin ein; als Wartezimmer mußte regelmäßig der Vorplatz dienen, und die Familie benutzte die Küche als Wohn- und Empfangszimmer. Dort hielten ſich auch die Mutter und die junge Baſe des Advocaten Loubet auf; aber Alles in dieſem Raume war gut im Stand gehalten und glänzte von Reinlichkeit, und der Haushalt machte in ſeinen vom Auge der Hausfrau ſorgſam überwachten Details den Eindruck einfach bürgerlichen Behagens.

Ein Büffet von außerordentlicher Größe ſtand ganz voll Geſchirr dem Kamin gegenüber, deſſen hoher Sims mit Taſſen aus bemaltem Steingut und mit Blumentöpfen verziert war. Auf der nußbaumenen Speiſetafel, auf der zum Abendeſſen gedeckt war, gab es durchaus kein Silberzeug, aber ſchöne zinnerne Gabeln, Becher und blendend feines weißes Linnen. Ein lederner Lehnſtuhl bezeichnete den Platz für das Familienhaupt, den Advocaten Loubet; die alte Magd hatte gleichfalls ihren

Schemel in geziemender Entfernung von der Herrſchaft, mit der ſie ihre Mahlzeit gemeinſchaftlich einnahm.

Die Mutter des Advocaten war eine höchſt verſtändige, fromme Frau, die man in der ganzen Nachbarſchaft wegen ihres muſterhaften Lebens und ihrer guten Werke hoch achtete. Trotzdem ſie dreitauſend Thaler als Mitgift eingebracht hatte, würde ſie doch nimmermehr gewagt haben, ſich Madame nennen zu laſſen; man hieß ſie ganz einfach Miſé Loubet. Ihre Nichte, Katharina Loubet, zählte achtzehn Jahre; ſie war ein reizendes Mädchen, blond und zart, ein ſo offenherziges und ſo liebliches Geſchöpf, daß bei ihr die Böſen ſelbſt auf gute Gedanken kamen. Waiſe ſeit längerer Zeit, war ſie die Braut des Herrn Loubet, und zu Ende des Jahres ſollte ſie ihn heirathen.

Vetter Jacques, Sie leſen zu viel, ſagte ſie, indem ſie ihre hellblauen Augen auf ihm ruhen ließ, Sie ſchaden ſich; Ihre armen Augen ſehen ſo trübe aus, als ob Sie geweint hätten . . .

Das hat Nichts zu bedeuten, unterbrach ſie der Advocat lebhaft, ich habe die ganze vorige Nacht gewacht, aber ich will mich nun bald zur Ruhe begeben.

Das junge Mädchen ſetzte ſich neben Miſé Loubet an den Tiſch und legte mechaniſch ihre Serviette auseinander; dann, indem ſie den Blick auf einen leeren Stuhl zur Seite des Advocaten wendete, brach ſie in Thränen aus.

Weinen Sie nicht mehr um das unglückliche Mädchen, Katharina, ſagte er mit trauriger und faſt ſtrenger Miene; Gott möge ihr helfen; wir können Nichts mehr für ſie thun . . .

Meine arme Schweſter! fiel ihm Katharina ins Wort, wer weiß, wohin ſie gegangen iſt! Wer weiß, ob ſie ſich nicht in recht beklagenswerther Lage befindet! Ach! Vetter Jacques, wenn Sie mir wenigſtens ſagen könnten, was aus ihr geworden iſt!

Der Advocat und ſeine Mutter wechſelten einen traurigen Blick mit einander.

Sie können ſie nicht wiederſehen, mein Kind, ſagte Miſé Loubet; für uns iſt ſie todt. Sie hat unſer Haus verlaſſen, nachdem ſie großjährig geworden; wir konnten ſie nicht wider ihren Willen zurückhalten. Gott möge ſie leiten und retten! Ein ſchönes Geſicht iſt eine recht unſelige Gabe, liebe Katharina, wenn man dabei nicht ſeine Pflichten gerne erfüllt und die Sünde verabſcheut.

Reden wir nicht mehr davon, ſetzte Meiſter Loubet hinzu; Clara's Namen muß hier im Hauſe vergeſſen ſein; Sie müſſen ſich von jetzt ab denken, Katharina, Sie hätten nie eine Schweſter gehabt: verſprechen Sie das, Couſine.

Ich verſpreche, ihrer nur noch in meinem Gebet zu gedenken, antwortete ſie mit einem Seufzer.

Während dieſes Geſprächs herrſchte draußen ein großer Tumult; die Schwärmer platzten, dazu wurde das Rufen und Schreien immer ſtärker, ſo daß der Wiederhall bis in die kleine Portalatſtraße hineindrang.

Heilige Jungfrau, wenn nur Niemand ein Unglück geſchieht! . . . rief die alte Magd.

Im Sterbejahr des vorigen Königs, ſagte Miß Loubet, fuhr ein Schwärmer einem der Parlamentsgerichtsſchreiber ins Geſicht und er ſtarb daran.

In dieſem Augenblick tobte es laut in die Straße herein. Spottrufe und helles Gelächter erſchallten, offenbar wurde Jemand verfolgt. Der Knall einiger zerplatzenden Schwärmer ließ ſich vernehmen, dann der Schrei einer Frau. Faſt zu gleicher Zeit pochte man heftig an die Thüre des Advocaten Loubet. Er ſtand auf, eilte hinaus und öffnete, im Dunkeln tappend. Kaum hatte er den Riegel weggeſchoben, als ſich Jemand haſtig in das Haus drängte und, die Thüre wieder hinter ſich ſchließend, mit erlöſchender Stimme fragte:

Sind wir allein, Meiſter Loubet? . . . es darf mich Niemand ſehen . . .

Er ſtand zitternd in ſtarrem Erſtaunen da; keines Wortes mächtig, ergriff er die Perſon beim Arm und ſchob ſie in ſein Cabinet. Katharina kam mit Licht. Der Advocat nahm die Lampe.

Gehen Sie, Couſine, ſagte er, gehen Sie zu meiner Mutter; ich möchte allein ſein.

Das Schreien, Ziſchen und Hohngelächter dauerte in der Straße fort. Jacques Loubet hatte die Thüre ſeines Cabinets abgeſchloſſen. Die Dame, die bei ihm Zuflucht gefunden, war wie vernichtet in den rothledernen Lehnſeſſel geſunken: angſtvoll horchte ſie nach den Stimmen, die ſie noch immer zu verfolgen ſchienen. Der Advocat ſtand bleich und in ſprachloſer Beſtürzung an dem Pult. Einen Augenblick lang unterbrach Nichts das Schweigen.

Sie ſind es, Frau Marquiſe! . . . zu dieſer Stunde! . . . allein! . . . Herr, mein Gott! was iſt denn beim Herrn Oberpräſidenten geſchehen? rief er endlich.

Nichts, antwortete ſie mit kaum hörbarer Stimme, Nichts . . . Ich werde Ihnen ſagen, weßhalb ich ausgegangen bin . . . Es iſt eine Unvorſichtigkeit . . .

Die Frau, die ſo ſprach, war jung und ſo zart und klein, daß man ſie, wenn man nicht ihr Geſicht ſah, für ein Kind hätte halten können; aber ihre regelmäßigen und auffallend ſchönen Züge waren nicht mehr ſo jugendlich wie ihre Figur. Eine ungeſtüme Seele, heftige Leidenſchaften funkelten aus ihren braunen Augen; auf ihrer Stirn zwiſchen den Brauen lagerte eine tiefe Falte und gab ihrem Geſicht einen, wenn auch durch ihr blondes und ſeidenweiches Haar gemilderten, doch harten, ſtrengen und ſcharfen Ausdruck. Sie trug Trauerkleider und war in einen weiten, ſchwarzen Mantel mit Kapuze eingehüllt.

Meiſter Loubet, begann ſie wieder, indem ſie ihre Verwirrung niederzukämpfen verſuchte, ich befand mich zum Glück vor Ihrem Hauſe . . . Unverſchämte verfolgten, inſultirten mich . . . Aber man hat mich nicht erkannt . . .

Madame, ich war auf das Aeußerſte erſtaunt, als ich Ihre Stimme hörte. Aber wie haben Sie ausgehen, allein ausgehen können? . . .

Ich habe vergeſſen, daß wir heute das Johannisfeſt feiern, entgegnete ſie kurz und haſtig, bei jedem Wort ſtockend, als ob ihr der Athem ausginge; ich wollte nach dem Unglücksfall, der mich heute betroffen, meine Schweſter beſuchen . . . Als es dunkel wurde, bin ich durch das Gartenpförtchen hinausgegangen . . . ohne Jemand davon zu ſagen . . . Man glaubte, ich hätte mich in mein Betzimmer eingeſchloſſen . . . Ich habe eine Stunde in dem Kloſter zur Heimſuchung zugebracht, und beim Nachhauſegehen bin ich mit Leuten zuſammengetroffen . . . man hat mir Angſt einjagen wollen . . .

Der Herr Präſident wird dieſen Unverſchämten ihre Strafe zu Theil werden laſſen.

Nein, nein! fiel ſie lebhaft ein; wie können Sie daran denken, Meiſter Loubet? . . . Ich wäre ja verloren, wenn es bekannt würde, daß ich an dieſem Abend ausgegangen bin! . . . Mein Schwiegervater würde mir das niemals verzeihen! . . . Sein Sohn, mein Gatte, heute geſtorben! . . . Der Leichnam noch im Hauſe, und ich ausgegangen! . . . O! mein Gott! mein Gott! und jetzt, wie ſoll ich wieder in das Haus gelangen? . . .

Sie ſchlang in höchſter Aufregung die Hände ineinander und ſchien zu horchen; der Lärm verzog ſich; man hörte Nichts mehr in der Straße. Der Advocat, welcher noch immer auf ſein Pult geſtützt daſtand, zerknitterte in Gedanken die ihm unter der Hand liegenden Papiere und ſah die Marquiſe ebenfalls zitternd an. Plötzlich trat er ihr mit einer Geberde des Entſetzens näher.

Himmel, Madame! auf Ihrem Arm iſt Blut! . . . rief er aus.

Auf einem der Arme der Marquiſe, der bis zum Ellenbogen entblößt war, befanden ſich röthliche und nur theilweiſe weggewiſchte Flecken; der andere, über den ſie einen langen Filethandſchuh trug, zeigte ſich mit Blut bedeckt. Haſtig zog ſie ihren dunkeln Mantel über der Bruſt zuſammen; ihr Geſicht wurde leichenfahl, und ihre Lippen bewegten ſich, ohne einen Laut hervorzubringen.

Sie ſind verwundet! fuhr der Advocat fort, Sie ſind am Arm verwundet, Frau Marquiſe!

Das hat Nichts zu bedeuten; ich bin gefallen, als ich mich vor jenen Menſchen flüchten wollte . . . Laſſen Sie, laſſen Sie, Meiſter Loubet! ich befinde mich wohl . . . ſehr wohl . . ich fühle durchaus keinen Schmerz.

So ſprechend verſuchte ſie den Filethandſchuh auszuziehen; aber ihre Hände zitterten derart, daß ſie damit nicht zu Stande kommen konnte; ſie ſchien von einem Schwindel befallen. Endlich, das Seidennetz von ihrem Arm abreißend, ſprach ſie vor ſich hin:

Das Blut da macht mir Angſt . . . Loubet, man erſtickt hier . . . Ich fühle, mir wird ſchwach . . .

Der Advocat trat, um ihr Beiſtand zu leiſten, auf ſie zu.

Es hat Nichts zu ſagen! fuhr ſie fort, indem ſie ihn, erſchreckt auffahrend, zurückſtieß, es iſt Nichts! . . . eine Schramme! . . . machen Sie ſich deßwegen keine Sorge, Meiſter Loubet!

Ah! wenn ich wüßte, wer es iſt, der vielleicht gewagt hat, Hand an Sie zu legen, Madame! rief er mit flammendem Auge. In dieſem Moment ſchlug die Wanduhr Elf; die Marquiſe überlief ein Schauder, als ſie die Schläge zählte.

Ich muß nach Hauſe, rief ſie, ich muß fort . . . Aber wie komme ich über den Platz weg durch das Feuer? Nicht wegen des Verbrennens, das kümmert mich wenig! aber wenn ich auf dem Wege erkannt würde!

Herr, mein Gott! ſagte der Advocat, welche Lage! Die Parlamentsgerichtsſchreiber und die Soldaten werden bis an den Morgen dort ſein.

Ich muß nach Hauſe! wiederholte ſie. Oh! ich gäbe mein Vermögen, meinen Namen, Alles was ich bin, Alles was ich beſitze, dafür, daß ich jetzt in meinem Betzimmer wäre. Komme ich über den Platz, ſo bin ich an der Thüre zu meinem Garten . . . Aber wie das anfangen?

Rathlos begann ſie im Zimmer auf und niederzugehen, während der Advocat voll Unruhe durch die Fugen der Läden auf die Straße hinaus ſah. Nach einigen Minuten trat ſie haſtig an ihn heran.

Ich bin gerettet! rief ſie. Loubet, hören Sie mich . . . Sehen Sie, ich bin klein, Sie ſind ſehr hoch gewachſen: unter dem Mantel da können wir Beide den Weg machen. Sie können mich hintragen.

Der Advocat erblaßte; ſeine Kniee zitterten vor Aufregung. Ohne ein Wort zu erwidern, warf er ſeinen Mantel über die Schultern. Bebend, blaß, mit ſtarrem und ängſtlichem Blick, neigte ſich die Marquiſe, indem ſie ſich in ihren dunkeln Ueberwurf einhüllte, auf den Arm Meiſter Loubet's. Er hob ſie in die Höhe. Ihr Kopf war gänzlich verborgen, und mit den Füßchen ſtreifte ſie nicht den Boden.

Laſſen Sie uns gehen! ſagte ſie. Laſſen Sie uns gehen!

Jacques Loubet zog ſie mit ſchüchternem Druck feſt an ſich; dann, indem er die Thür des Cabinets mit Vorſicht öffnete, gelangte er in das Vorhaus. Katharina ging über den Hof.

Ich bin gleich wieder hier, rief er ihr zu.

Und geräuſchlos trat er aus dem Hauſe auf die Straße.

Einige verſcheuchte Neugierige hatten dort ihren Stand genommen; weiter hin auf dem Platz wurde unausgeſetzt gefeuert. Die Parlamentsgerichtsſchreiber hatten ſich auf dem Galgen, der in Permanenz aus Stein dem Palaſt gegenüber aufgerichtet war, feſtgeſetzt; ſie vertheidigten ſich dort wie in einem Feſtungswerk. Die Offiziere des Regiments Royal-comtois griffen im Sturm an und zogen ſich oft mit Verluſt zurück. Der Platz ſah aus, als ſtehe er in Flammen, und ein dichter Funkenregen fiel fortwährend zwiſchen den Bäumen nieder.

Der Advocat ſchlüpfte an der Dominicanerkirche entlang und ſchritt Angeſichts der beiden Parteien langſam daher. Kam es ihm in dieſem Augenblick in den Sinn, daß ihm die Haare verſengt, das Geſicht verbrannt werden, daß einer der um ihn herum platzenden großen Feuerwerkskörper ihn verwunden könnte? Nicht deßwegen war er ſo erſchreckt und ſo tief erregt. Die Marquiſe hatte ſich auf ſeinem Arme gleichſam in ſich zuſammengeſchmiegt; er athmete den Duft ihrer Haare; es ſchien ihm, als müßten die lauten Herzſchläge, die er fühlte, ihre ſchwache Bruſt zerſprengen; mit unſäglicher Beängſtigung umſchloß er ihre ſchlanke Taille, als befürchtete er, ſie könnte ſeiner Hand plötzlich entgleiten. Einmal ſtand er, unter ſeinen zugleich ſüßen und ſchmerzlichen Empfindungen faſt erliegend, ſtill. Da drückte ihm die Marquiſe ſanft den Arm und flüſterte mit erlöſchender Stimme:

Gehen Sie weiter, Loubet! in des Himmels Namen, gehen Sie weiter!

Endlich erreichten ſie die andere Seite des Platzes, wo eine kleine Straße einmündete. Die Marquiſe glitt auf den Boden, und während ſich der hochgewachſene Advocat, ſie verdeckend, vor ſie ſtellte, öffnete ſie raſch die Gartenthüre und verſchwand. Der Parlamentsgerichtsſchreiber Marius Magis ſtand zwei Schritte davon. Er erkannte Meiſter Loubet.

Am Haupte liegt, das blutet ohne Gränzen,
Der Helm, der wie vom Beil zerſchlagen ſchien;
Und wär' er ſchwach geweſen wie von Rinden,
Es hätte ſchlechtern Schutz nicht können finden.

13.

Der Graf löst ihm den Helm, und muß mit Grauen
Sein Haupt geſpalten bis zur Naſe ſehn,
Geſpalten mitten durch die Augenbrauen;
Doch iſt es noch nicht ganz um ihn geſchehn,
Er kann empor noch zu dem Himmel ſchauen
Und um Vergebung ſeiner Sünden flehn,
Und ſeinem Freunde, der mit Thränenbächen
Die Wangen netzt, Troſt und Geduld einſprechen.

14.

Er ſagt, ſchon an des dunklen Nachens Borde:
Mein Roland, im Gebet gedenke mein.
Dir auch empfehl' ich ſcheidend meine Florde ....
Nicht ſagt er liſe mehr; hier hält er ein.
Sein Geiſt entflieht, und Stimmen und Accorde
Ertönen rings von Engeln, himmliſch rein;
Der Erde laſſend, was ſie ihm geliehen,
Entſchwebt er unter ſüßen Melodieen.

15.

Roland, den ſolch' ein ſchönes, frommes Sterben
Zwar ſollte freu'n. gewiß daß Brandimart
Hinging, den höchſten Stuhl ſich zu erwerben,
Da ihm der Himmel ja geöffnet ward,
Theilt doch die Schwachheit mit des Staubes Erben,
Sein irdiſch Herz empfindet's allzu hart,
Solch' einen, mehr als Bruder, zu entbehren,
Und nicht mit Thränen ſein Geſchick zu ehren.

Holla! ſagte er, ſind Sie noch hier! Sie wollen ſehen, wie die Schlacht ausläuft. Die Cadetten von Aix übertreffen ſich ſelbſt, jeder Mann iſt ein Cäſar, aber die Offiziere haben beſſere Munition als wir.

Man muß zum Rückzug blaſen und in guter Ordnung das Feld räumen.

Noch nicht, Meiſter Loubet, noch nicht! Bei der Gelegenheit ſagen Sie mir, wer das Frauenzimmer war, hinter der einige Schüler dahergejagt kamen, und die ſich zu Ihnen ins Haus flüchtete.

Der Advocat blieb ihm die Antwort ſchuldig.

Ich habe ihr meinen Schutz anzubieten verſucht, fuhr Marius Magis fort, und hätte ſie meinen Arm annehmen wollen . . . Aber ſagen Sie mir doch, wer ſie war!

Meiſter Loubet beeilte ſich nicht damit; dann antwortete er möglichſt trocken:

Es war meine Baſe, Katharina Loubet.

Katharina Loubet! antwortete der Parlamentsgerichtsſchreiber mit Erſtaunen.

Ja, Katharina Loubet. Wenn ich wüßte, wer Diejenigen waren, die ſie verfolgt haben, ſo würde ich den Burſchen einen Begriff von der Achtung beibringen, die man einem jungen Mädchen ſchuldet.

Und wiſſen Sie, woher ſie in dieſer Stunde kam? fiel ihm Marius Magis mit einem gewiſſen Lächeln in die Rede.

Sie kam aus dem Kloſter zur Heimſuchung, verſetzte der Advocat, mit um ſo gleichgültigerer Miene, je weniger ruhig und geneigt er war, ſich auf dieſe Weiſe ins Verhör nehmen zu laſſen.

Der Schreiber drehte ſich auf dem Abſatz herum und rief:

Sehen Sie, Meiſter Loubet, wie es mit dem guten alten Herkommen bergab geht. Da iſt der Cadett Beauregard, der es mit Herrn von Lanſac, Capitän im Regiment Royal-comtois, hält; ſie ſind heute Abend nicht von einander gewichen. Ein Stadtkind, das ſein Pulver gegen die Parlamentsgerichtsſchreiber verſchießt! Kennen Sie ihn, dieſen Herrn von Lanſac, Meiſter Loubet?

Man hörte aus der Art, in der dieſe Worte ausgeſprochen wurden, eine Anſpielung heraus, und es entging dies dem Advocaten keineswegs. Es ſollte damit in boshafter Weiſe auf ſeine Baſe Clara hingedeutet ſein, ein lebhaftes, kokettes junges Mädchen, das den Beinamen „die ſchöne Loubette" führte. Er erröthete lebhaft und ſagte, indem er den Parlamentsgerichtsſchreiber beim Arm faßte: Ihre Zunge iſt ein zweiſchneidiges Schwert, ich ſehe es Ihnen an den Augen an, daß Sie mir irgend eine Klatſcherei zu hinterbringen haben. Was meinten Sie damit, daß Sie mich nach Herrn von Lanſac fragten?

Durchaus nichts, Meiſter Loubet. Sie fangen Feuer wie eine Lunte und ſchießen los im Handumdrehen; man kann ſich mit Ihnen nicht ausſprechen, Ihnen nicht die geringſte Geſchichte erzählen. Dabei liegt in Allem, was ich Ihnen ſagen könnte, durchaus nichts Schlimmes. Herr von Lanſac iſt in die ſchöne Loubette verliebt; er iſt nicht der Erſte, nicht der Letzte, der dieſes reizende Weſen mit ſüßen Redensarten unterhalten wird. Hat ſie auch ihre dreiundzwanzig Jahre, ſo iſt ſie doch immer noch eine Roſenknospe; ſie iſt ſo friſch wie ihre jüngere Schweſter . . .

Keine Vergleichung zwiſchen den Beiden! fiel ihm der Advocat in die Rede. Die Eine iſt in ihrer Züchtigkeit und kindlichen Aufopferung ein Engel, die Andere . . . Gott behüte ſie vor einem ſchlimmen Ende! Ich habe es ihr oft genug vorausgeſagt.

Marius Magis blickte mit einem gewiſſen ſpöttiſchen Mitleid zum Himmel — dann, indem er dem Advocaten die Hand leicht auf die Schulter legte, ſagte er zu ihm:

Armer Loubet, ein Glück, daß das Regiment Royalcomtois morgen abzieht! Dieſe Offizierchen ſind als Nebenbuhler ſchrecklich. Darunter iſt Einer, der ſich rühmen kann, mit der Tugend bei den Frauen in der guten Stadt Aix etwas aufgeräumt zu haben.

Er ſchloß ſeine Rede, indem er mit dem Finger auf Herrn von Lanſac zeigte und ſich in Eile wieder zu ſeiner Partei auf das Kampffeld verfügte.

Beſchämung und Zorn verdrängten jetzt aus dem Herzen des Advocaten die ſüßeren Empfindungen, denen er ſich den Abend über hingegeben hatte; die zweideutigen Reden des Parlamentsgerichtsſchreibers weckten in ſeiner Seele einen tiefen Kummer, einen für ihn auf das Aeußerſte demüthigenden Gedanken; er warf ſich vor, die ſchöne Loubette nicht beſſer überwacht und nicht jedes Mittel verſucht zu haben, um ſie von ihren Koketterien abzubringen. In dieſen peinlichen Gedanken lehnte er ſich mit dem Rücken an einen Baum und ſah vor ſich hin. Das Schießen wurde ſeltener, die Pulvertaſchen waren leer; ſchon fing man hie und da an, ſich zurückzuziehen; Marius Magis hatte juſt ſein letztes Dutzend Feuerſchlangen ausgeworfen; er ſprang hinweg, um neue Munition zu holen. Als er an dem Advocaten vorbeikam, ſagte er zu ihm:

Die ſchöne Loubette hat heute Abend ein Stelldichein mit Herrn von Lanſac; laſſen Sie ſich's geſagt ſein, Meiſter Loubet.

Der Advocat antwortete nicht darauf. Aber er hielt ſich bis auf zehn Schritte in der Nähe des Capitäns. Mitternacht ſchlug.

Herr von Lanſac warf ſeine Pulvertaſche an einen Baumſtamm hin, nahm den Arm des Cadetten Beauregard und ſagte, indem er ſich den Hut über die Augen zog:

Ich habe für heute Pulver genug verbrannt. Ueber dem kleinen Krieg hätte ich faſt die Stunde vergeſſen. Zum Teufel mit den Tintenkleckſern! Sie ſind ſchuld, daß ich vielleicht das letzte Stelldichein vergeſſen werde! Kommen Sie mit mir, Beauregard; wenn mich die Krieger vom heiligen Johannes verfolgen ſollten, ſo halten Sie ihnen Stand.

Der Cadett drückte ſeine Kappe ſtolz auf ein Ohr, klappte ſeine noch wohl gefüllte Pulvertaſche zu und antwortete:

Zu Befehl, Capitän!

Sie nahmen ihren Weg auf den Wall zu; der Advocat folgte ihnen von ferne. In einer einſamen Straße, die nach dem Kloſter zur Heimſuchung führte, befand ſich, von hohen Mauern eingeſchloſſen, ein kleiner Garten. Eine mächtige Platane war über das gewölbte Thor hinausgewachſen, und ihr buſchiges Gezweige überſchattete die Straße, in der Gras und Kraut wie im freien Felde ſproßte. Auf der Seite gegenüber ſtanden einige ziemlich verfallene Häuſer; keine lebendige Seele zeigte ſich hier bei dieſer vorgerückten Nachtſtunde. Tiefe Stille herrſchte ringsum.

Herr von Lanſac und der Cadett Beauregard traten in den Garten. Der Advocat hatte erwartet, ſie würden in ein Haus in der Nachbarſchaft eintreten, das die ſchöne Loubette bewohnte, und nahm, an dem Thor ſtehen bleibend, ſeinen Wachtpoſten ein.

Es war wundervolles Wetter, eine jener ſchönen Sommernächte, in denen die Nachtigall ſingt, während der Mond Alles mit friedlichem Lichte übergießt; die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt; ein leichter Wind rauſchte in den breiten Blättern der Platane, der Garten glich einem Korb voll Blumen; die engen Wege waren mit Zitterroſen und blauen Schwertlilien eingefaßt; Granatbüſche und perſiſcher Flieder bildeten dunkle Laubengänge, über denen junger Goldregen ſeine gelben Trauben ſchaukelte; kein Laut drang ſtörend in dieſen lachenden engen Bezirk, ein wahres Liebesparadies umfing den ſchönen Capitän Lanſac. Er ging gerades Wegs auf den kleinen Pavillon im Hintergrund des Gartens zu und rief leiſe:

Loubette, meine ſchöne Loubette, wo biſt du?

Keine Antwort erfolgte.

Sie iſt nicht da, ſagte Beauregard; die Thüre ſteht offen, und es iſt kein Licht drinnen.

Sie iſt wahrſcheinlich des Wartens müde geworden. Und doch lag es ihr, wie ſie ſagte, ſo ſehr am Herzen, mich nochmals vor meinem Abſchied bei ſich zu ſehen. O, die Frauen!

Ohne Zweifel hat ſie gedacht, Sie würden zu ihr ins Haus kommen.

Ich werde nicht hingehen, Gott ſtraf' mich! Hält ſie mich für ihren gehorſamen Diener? Ihr Liebhaber zu ſein iſt ein ganz anderes Ding, und ich werde es ihr beweiſen.

Das führt zum Bruch.

Ich werde verſuchen, mich darüber nicht zu ſehr zu grämen. Uebrigens, da ich weggehe . . .

Aber, wenn Sie zurückkommen?

Lanſac lachte, um ſeinen Aerger zu verbergen.

Wenn ich zurückkomme, wer weiß, ob das wegen der ſchönen Augen der Loubette geſchehen wird! Sehen Sie, Beauregard, ich habe die bürgerlichen Liebſchaften herzlich ſatt. Sie iſt freilich ſehr ſchön, meine Loubette!

Ah! ich werde es ihr nie verzeihen, daß ſie mich heute Abend nicht erwartet hat!

Er machte einen kurzen Gang durch den Garten, wie um von dem hübſchen Aufenthalt Abſchied zu nehmen; dann kam er wieder auf Beauregard zu und rief:

Ich bedauere doch, daß ich weggehe; Sie werden mich bald wiederſehen; ich denke nicht daran, in irgend einem Ort an der piemonteſiſchen Grenze in Garniſon zu liegen; zunächſt will ich meine zwei Monate Urlaub in der Grafſchaft Venaiſſin verbringen.

Warum nicht hier?

Weil ich nicht zu weit hinter dem Regiment zurück bleiben möchte. Ich dachte einen Augenblick daran, Loubette mit mir zu nehmen.

Ein unglücklicher Gedanke, Capitän. Dadurch hätten Sie ſich von Seiten der Familie Verſchiedenes zuziehen können . . .

Was denn? fragte Lanſac mit verächtlicher Miene.

Nun, einen Prozeß.

Davor hätte ich mehr Angſt, als vor zwanzig Duellen. Man ſetzt ſich bei dieſen gewöhnlichen Liebſchaften der Gefahr aus, vor Gericht verurtheilt zu werden, ſtatt die Sache mit einem Degenſtoß auszumachen.

Ein Bürgerlicher, wie Meiſter Loubet, könnte gegen Sie kaum anders auftreten.

Warum? Ich habe niemals Jemand Genugthuung verweigert, und handelt es ſich um einen Gang ins Wäldchen, ſo iſt Alles, was ich verlange, daß Derjenige, dem ich die Ehre anthue, mit einem Degen umzugehen weiß. Ich habe ſchon fünf Duelle auf dem anderen Ufer des Var gehabt, und ohne die Verordnungen des Königs, die uns bei Todesſtrafe verbieten, einander die Hälſe zu brechen . . . Aber gehen wir unſeres Weges, Beauregard. Ich werde es Loubette niemals verzeihen, daß ſie heut Abend keine Geduld gehabt hat!

Was Sie auch ſagen mögen, ich glaube, für die kleine Bürgerliche würden Sie ſelbſt die Gunſtbezeugungen einer gewiſſen hohen Dame zum Opfer bringen.

Ich widerſpreche dem nicht; bei dieſer hohen Dame wird mir angſt und bange.

Angſt und bange! einem Manne wie Sie!

Ja, ſie liebt mich zu ſehr, ſagte Lanſac mit einer naiven Geckenhaftigkeit, die mit ſeinem ſchönen Geſicht und ſeiner ſchönen Geſtalt kaum im Widerſpruch ſtand.

Er machte noch einen Gang durch den Garten; dann trat er in den Pavillon, um das halb offen gebliebene Fenſter zu ſchließen. Der Mond ſtrahlte in vollem Glanz in das Gemach, aus dem das Erdgeſchoß beſtand, und bildete auf dem getäfelten Fußboden ein hell leuchtendes Viereck, während in dem Raum ringsum halbe Dunkelheit herrſchte. Herr von Lanſac zog die Läden vor das Fenſter und verſchloß dann die Thüre, auf deren Schwelle der Cadett Beauregard ſtehen geblieben war.

Es iſt ſonderbar! Da drin iſt ein Geruch wie von Blut, ſagte er.

Sie verließen den Garten. Der Advocat ſah ſie in den Gaſthof eintreten, in dem Herr von Lanſac wohnte, und beinahe überzeugt, daß ihn Marius Magis unverſchämt belogen hatte, entſchloß er ſich nach Hauſe zu gehen.

Das Erſte, was er beim Oeffnen ſeines Cabinets erblickte, war der ſchwarze Filethandſchuh der Marquiſe, den ſie beim Hinausgehen hatte fallen laſſen. Er hob ihn mit einer Art Schauder auf: er war von Blut befleckt. Lange verwandte er kein Auge davon; dann bedeckte er ihn mit Küſſen und ſchloß ihn ſorgfältig in ſein Pult.

Bei Tagesanbruch ſaß der Advocat noch auf der nämlichen Stelle; ſeine ermüdeten Augen ſchloſſen ſich vor den erſten Sonnenſtrahlen, und wie im Traum ſprach er vor ſich hin: Luiſe von Argevilliers! wie ſtolz der Name klingt! die ſchöne Luiſe von Argevilliers! die edle Wittwe eines Adjutanten des Königs, ich habe ſie mit dieſen Armen umfaßt, an mein Herz gedrückt! . . . Armer Thor! armer Jacques Loubet! ſich in die Marquiſe von Argevilliers zu verlieben! . . .

## II.

Am folgenden Morgen machte Jacques Loubet im Palais des Oberpräſidenten ſeine Aufwartung; er war der Geſchäftsführer der Marquiſe von Argevilliers und fand in dieſer Eigenſchaft weniger Schwierigkeit, bei ihr vorgelaſſen zu werden, als der junge Adel vom Gericht und von der Armee, deſſen Beſuch kaum anders als bei feierlichen Empfangsfeſten entgegengenommen wurde. In dieſem Hauſe ging Alles nach ſtrengen Gewohnheiten zu, mit einem ſtolzen Ernſt, der Jeden fern hielt, und mit einem hohen und ſteifen Weſen, das man ſogar am häuslichen Herd im engſten Familienkreiſe nicht ablegte. Der Oberpräſident redete ſeine Schwiegertochter nie anders als mit entblößtem Haupte an; nie, wenn er bei ihr ſeinen Beſuch gemacht, erließ ſie es ſich, ihm bis in das Vorzimmer das Geleit zu geben.

Das Leben der jungen Frau war bis zu dem Tage, wo ſie Wittwe geworden, in der unausgeſetzten Beobachtung allerlei kleinlicher Pflichten vergangen. Man hatte ſie mit einem dreifachen Wall von Frömmigkeit und Etiquette umgeben, der Nichts und Niemand an ſie heranließ. Es war allgemein bekannt, daß ſie mit ihrem Gatten nicht glücklich lebte und ihn nicht liebte; doch blieb ihr Ruf von jeder Verdächtigung unberührt, ſo vollſtändig ſchien ſie in ihrer Umgebung durch die getroffenen Vorſichtsmaßregeln vor jeder Gefahr behütet zu ſein. Was Herrn Loubet betrifft, ſo konnte man ihn bei ſeiner durchaus unadeligen Herkunft getroſt kommen und gehen laſſen.

Der Leichenzug des Marquis von Argevilliers bewegte ſich über den Predigerplatz, wo wenige Stunden

16.

Sobrin, der ſchon ſo vieles Blut verlor,
Das ihm auf Seiten troff und Wangen nieder,
Liegt längſt am Boden ſchon, der alte Mohr,
Die Adern werden leer und kalt die Glieder.
Auch Olivier kann unter'm Roß nicht vor,
Und kommt nicht anders auf die Beine wieder,
Als ganz verrenkt, und alle Knochen faſt
Zerbrochen von des Roſſes ſchwerer Laſt.

17.

Da eilt der Schwager her, ihn aufzuheben,
Zwar noch in Thränen und in tiefen Wehn;
Von ſelbſt kann er ſich keine Hülfe geben,
Und fühlt durch's Bein ſo heft'ge Stiche gehn,
Daß, wie er's frei hat, er's für all' ſein Leben
Zu regen nicht vermag, noch drauf zu ſtehn;
Der Schenkel iſt ſo lahm und ſo zerſchlagen,
Daß man ihn halb muß von der Stelle tragen.

18.

Die Freude, die der Graf beim Sieg empfunden,
War klein, weil's ihm zu hart und bitter war,
Den Brandimart zu ſehn, von Nacht umwunden;
Auch war ſein Schwager nicht aus der Gefahr.
Sobrin ward zwar am Leben noch erfunden,
Doch dunkel ſehr im Geiſt und wenig klar,
Da er nach ſeines Bluts verlornen Maſſen
Das Leben unvermeidlich ſchien zu laſſen.

19.

Der Graf ließ ihn, ganz überſtrömt mit Blute,
Wegtragen und verpflegen, mühevoll,
Und ſprach ihm zu mit ſolchem Edelmuthe,
Als brächt' er der Verwandtſchaft dieſen Zoll.

vorher der Parlamentsgerichtsſchreiber und das Regiment Royal-comtois ſich ihre Schlacht geliefert hatten. Der Advocat kam in der Hoffnung, die Marquiſe einen Augenblick ſprechen zu können. Er war in ſchrecklicher Unruhe darüber, wie ſie ſich nach dem geſtrigen Abend befinde, und zitterte bei dem Gedanken an jene Verwundung, von der er die Blutſpuren noch zu ſehen glaubte.

Der ganze Adel der Stadt war in Trauerkleidung zugegen; wohl hundert Perſonen befanden ſich in dem Salon der Marquiſe. Der Advocat wartete im Vorzimmer, uneinig mit ſich, ob er ſich anmelden laſſen ſollte, oder nicht.

Wünſchen Sie etwas, Meiſter Loubet? fragte eine der Frauen der Marquiſe von Argevilliers, die aus dem Zimmer ihrer Herrin trat.

Ich kam hierher, um mich nach der Geſundheit der Frau Marquiſe zu erkundigen; wie geht es ihr dieſen Morgen?

Schlimm, Meiſter Loubet, ſehr ſchlimm. Sie hat heute das Bett nicht verlaſſen, und noch iſt Niemand, außer dem Herrn Oberpräſidenten, bei ihr geweſen.

Die Kammerfrau blickte um ſich, ob Jemand ſie hören könne; dann ſagte ſie ganz leiſe: Ich hätte nie geglaubt, daß die Frau Marquiſe ſich den Trauerfall ſo zu Herzen nehmen würde; ſie iſt ſeit geſtern wie von Sinnen.

Herr, mein Gott! Und was ſagt der Arzt?

Sie will keinen Arzt haben. Geſtern, als es Abend wurde, ſchloß ſie ſich in ihr Betzimmer ein und verbot uns, ſie in ihrer Andacht zu ſtören. Herr Jeſus! ich verſtehe nicht, wie ſie ſo ganz allein hat bleiben können, während die Leiche des Herrn Marquis, mit den Wachskerzen drum herum, noch droben war! . . . Wir waren alle im Schlafzimmer zum Beten. Erſt um Mitternacht iſt die Frau Marquiſe aus ihrem Betzimmer gekommen. Wenn Sie ſie geſehen hätten, Meiſter Loubet . . . Wie eine Leiche ſah ſie aus. Sie hatte viel geweint, denn, als ich ſie ausgekleidet, habe ich gefühlt, daß der Vordertheil an ihrem Mieder feucht war, als ob man es in Waſſer getaucht hätte.

Aber die Frau Marquiſe war, außer vor Kummer, ſonſt nicht krank.

Wenn ſie ſich ſo weiter grämt, iſt das genug, um ſie dahin zu bringen, wo der Herr Marquis jetzt iſt. Ich wachte die ganze Nacht bei ihr am Bett; die Frau Marquiſe weinte nicht mehr; aber jeden Augenblick ſtreckte ſie die Hände empor und ſtieß mit halberſtickter Stimme einen Schrei aus wie in einem böſen Traum. Gegen zwei Uhr ſagte ſie, ſie fürchte ſich, und man ſolle alle Lichter anzünden; es war wie in einer Todtenkapelle. Endlich in der Frühe ſchlummerte die Frau Marquiſe ein. Ich hoffte, ſie würde etwas Ruhe haben; doch plötzlich wirbelten auf dem Predigerplatz die Trommeln: das Regiment Royal-comtois rückte aus; die Frau Marquiſe fuhr aus dem Schlaf auf. Ich lief herzu, zog den Vorhang weg, und wir Alle fürchteten uns, als wir ſie ſahen. Sie ſaß aufrecht mit zerrauften Haaren, mit ausgeſtreckten Armen und ſtarren, gläſernen Augen im Bett; einen Augenblick nachher ſank ſie in die Kiſſen zurück; nun weinte ſie.

Und ſeitdem, was ſagte, was that ſie? frug der Advocat ſchmerzlich beunruhigt. Meldeten Sie den Fall dem Herrn Oberpräſidenten und ſchickten Sie nach dem Arzt?

Die Frau Marquiſe verbot es uns. Jetzt eben kam der Herr Oberpräſident und ſagte, ſie müſſe, wie die Etiquette es verlange, ihr Zimmer offen halten, jeden Leidtragenden empfangen. Die Frau Marquiſe befindet ſich außer Stande, eine ſolche Anſtrengung auszuhalten; aber wenn ihr Herr Schwiegervater geſagt hat: es muß ſein! ſo iſt das wie ein Urtheil vom Parlamentshof.

Ich werde heut Abend nochmals anfragen, wie es ſteht. Sie haben eine gute und hochherzige Herrin, Genovefa, Sie müſſen ſie mit Eifer bedienen und pflegen! . . .

Dem Advocaten ſtanden bei dieſen Worten die Thränen in den Augen, und er eilte ſchnell hinweg, um die Erregung zu verbergen, die ihn beim Anhören dieſer Mittheilungen ergriffen hatte. Zärtliche und ſchwermüthige Gedanken beſtürmten ihn.

Sie leidet! ſie weint! dachte er; warum habe ich ſie nicht mit meinem Blut vor den Beunruhigungen dieſer Nacht bewahren können! Nicht weil ihr Gatte geſtorben iſt, ringt ſie in dieſer Herzensangſt; an ihm war ſo wenig zu verlieren! O! ſo klein ich bin, ſo hochadelig er war, ich fühle mich ihrer würdiger, als dieſer Mann mit ſeinen boshaften Launen und ſeinem entſetzlichen Ausſehen! Welche Eiferſuchtsqualen würde ich erlitten haben, wenn ſie ihn geliebt hätte! Aber ſie liebte weder ihn noch einen Anderen; ihr Herz hat nie für Jemand geſchlagen . . . Ach! dieſe Nacht, ich fühlte, wie es vor Angſt unter meiner Hand pochte! . . .

Als der Advocat über den Platz hin auf ſeine Wohnung zuging, bemerkte er eine Gruppe von Leuten, mittendrin Marius Magis; es waren Schreiber von Rechtsanwälten und Gerichtsvollzieher vom Parlamentshof, dazu ein Dutzend Bürger. Aller Augen wandten ſich nach Herrn Loubet hin; Marius Magis kam auf ihn zu. Nun! ſagte er mit einer betrübten Miene, aus der die boshafte Genugthuung, irgend eine anſtößig ärgerliche Neuigkeit zu hinterbringen, hervorſchaute, die ſchöne Loubette iſt von ihrem Stelldichein, das ſie mit Capitän Lanſac hatte, nicht wieder nach Hauſe gekommen, und heute früh ſind ſie zuſammen auf und davon gegangen . . .

Wie! was Sie ſagen! unterbrach ihn der Advocat mit einem Blicke, vor dem Marius Magis die Augen niederſchlug; wenn das wieder eine von den Lügen war, wie man ſie von Ihrer Vipernzunge gewohnt iſt, ſo werde ich Sie zu einer öffentlichen Ehrenerklärung zwingen.

Laſſen Sie mir mehr Gerechtigkeit widerfahren, Meiſter Loubet, ich bin Ihr Freund und deßwegen ſuche ich Sie ſeit zwei Stunden; mein Wunſch war, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen, was geſchehen iſt; man ſpricht ſchon in der ganzen Stadt darüber . . .

Kommen Sie zu Ende! bei Gottes Gerechtigkeit! fiel ihm der Advocat mit mühſam verhaltenem Zorn ins Wort; von einem Freunde, wie Sie, werde ich ja am Erſten ein Unglück erfahren, das Elend und Schande über meine Familie bringt.

O! es wird keiner Zeugen und Sachverſtändigen bedürfen, um den Thatbeſtand feſtzuſtellen. Die ſchöne Loubette iſt geſtern, als es dunkel wurde, aus ihrem Hauſe weggegangen und iſt von dieſem Ausgang nicht zurückgekehrt; ihre Aufwärterin hat ſie in der ganzen Nachbarſchaft geſucht; man hat ſelbſt bei mir nachgefragt, man hat ſie nirgend gefunden. Denken Sie nun nicht, wie Jedermann, daß ſie ſich in Geſellſchaft des ſchönen Capitäns Hektor von Lanſac nach der Grenze hin auf den Weg gemacht hat?

Der Advocat kreuzte die Arme und ſagte kalt: Es iſt wahrſcheinlich. Ich werde ſofort den Cadetten Beauregard aufſuchen.

Er iſt mit ausgerückt; von dieſer Seite können Sie ſich keine Genugthuung verſchaffen.

Dank für Ihre guten Nachrichten, Marius Magis! brach Loubet das Geſpräch mit ſtolz ironiſchem Gruße ab.

Beim Wiedereintreten in ſein Haus fand er Katharina an der Thüre ſeines Cabinets, wo ſie in Thränen gebadet auf ihn wartete.

Vetter, rief ſie und konnte vor Schluchzen kaum ſprechen, wenn Sie wüßten, was vorgefallen iſt! . . .

Sie ſtockte, als ſie dem Advocaten in das finſtere und zornige Geſicht blickte; plötzlich begriff ſie, daß er Alles wußte.

Nun, Katharina, laſſen Sie mich Alles hören, ſagte er und ſetzte ſich.

Marius Magis, der immer böſe Nachrichten bringt, iſt dageweſen, er wollte Sie ſprechen . . . Er hat mit der Tante geredet . . .

Und hat ihr Alles geſagt! . . . Und meine Mutter mußte dabeiſtehn und eine ſolche Demüthigung anhören! unterbrach ſie Jacques Loubet außer ſich.

Sie hat Marius Magis ſtumm angehört; aber ſobald er weggegangen, fühlte ſie ſich unwohl, und wir mußten ſie in das Bett tragen . . .Gott ſtehe uns bei!

Der Advocat ging aufgeregt in ſeinem Cabinet auf und nieder. Katharina, die ſich mit gefalteten Händen an die Wand lehnte, weinte bitterlich.

Wenn es nicht wahr wäre! begann ſie wieder, wenn Marius Magis gelogen hätte! Meine arme Schweſter! Man hat ſie vielleicht verleumdet!

Das werde ich bald aufklären, ſagte Loubet mit finſterer und entſchloſſener Miene. Auf dieſe oder jene Weiſe muß es damit zu Ende kommen! Meine Mutter! Welche Demüthigung nach ihrem heiligen Leben! Zum Glück ſind Sie zu ihrem Troſt da, armes Engelskind!

Er ſtieg zu Miſé Loubet hinauf; die alte Frau ſagte zu ihm einfach nur: die ſchlechte Aufführung des unglücklichen Mädchens wird mir den Tod bringen; ſage es ihr, wenn du ſie einmal wiederſiehſt; dann wird ſie vielleicht bereuen!

Der gute Bürgerſtand hielt damals auf Sittenſtrenge, wie der hohe Adel auf Ehre; Miſé Loubet hatte während ihres langen Lebens jene Tugend, von der keine Frau in der Familie Loubet jemals abgewichen war, in vollkommen muſterhafter Weiſe geübt. Die öffentliche Entehrung ihrer Nichte mußte ein tödtlicher Schlag für ſie ſein. Die alte Magd, die ſeit vierzig Jahren zum Hauſe gehörte, war eben ſo tief betrübt wie ihre Herrin; ſie nahm ſich die Demüthigung der Loubets zu Herzen, als ob es ſich um ihren eigenen Ruf gehandelt hätte. Sie ſchreckte jetzt ſchon zuſammen, wenn ſie an die Geſpräche, die Fragen dachte, die ſie in der Nachbarſchaft auszuhalten haben würde.

Der Advocat ſah einen Augenblick dem Weinen ſeiner alten Mutter in ſchmerzlichem Mitleiden zu; dann kniete er am Bette nieder und ſagte: Ich will ihr nachreiſen, ich werde das unglückliche Mädchen aufſuchen, ich werde ſie zurückbringen. Dann werden wir darauf bedacht ſein, ſie zu einer Aenderung ihres Lebenswandels zu bewegen.

Jacques, ſage ihr, daß wahrhafte Reue von ihrer

Seite ihren Fehltritt und unſere Schande wegwäſcht! rief Miſé Loubet aus, indem ſie ihren Sohn umarmte. Sage ihr, daß ich ihrer als der Schweſter des Engels gedenke, den du bald heirathen wirſt!

Bei dieſen Worten wandte ſich der Advocat traurig ab; neben der geheimen Leidenſchaft, die in der Tiefe ſeines Herzens glühte, war von der Neigung, von der er bis vor Kurzem ſein ganzes Lebensglück erwartete, wenig übrig geblieben; er fühlte nur noch die Neigung eines Bruders zu jenem anſpruchloſen, in ihrer Liebe ſo zutrauensvollen Mädchen, und er erſchrak über die Verbindlichkeit, an die ihn die Aeußerung ſeiner Mutter erinnerte. In dieſem Augenblick wünſchte er, ſein Leben, das ſich bisher nach dem Vorbild und Muſter von drei oder vier Generationen entwickelt hatte, möchte durch irgend ein entſcheidendes Ereigniß erſchüttert und aus dem Geleiſe gebracht werden. Er wünſchte es ſo heiß und ſehnſüchtig, daß ihm der Verluſt ſeiner ganzen Stellung als Preis der Freiheit nicht zu hoch erſchienen wäre, und um ſie zu erreichen, würde er ſelbſt vor keiner jener Handlungen zurückgewichen ſein, welche das Leben und das Vermögen eines Mannes in Frage ſtellen.

Der Advocat traf ſeine Vorbereitungen, als gelte es eine längere Abweſenheit, und noch am nämlichen Tage reiſ'te er ab, ohne die Marquiſe noch einmal geſehen zu haben.

## III.

Das verhängnißvolle Johannisfeſt war vorüber, und im Loubet'ſchen Hauſe ſchien Niemand mehr zu wohnen; die Fenſter blieben Tag und Nacht geſchloſſen; die Nachbarn ſahen das hübſche Geſicht Katharinens nicht mehr auf dem engen Balkon zwiſchen den Zweigen eines ſpaniſchen Jasmins erſcheinen, mit deſſen ſternförmiger Blüte ſie ſich die blonden Haare zu ſchmücken pflegte. Das arme Mädchen ging nicht mehr aus dem einſt friedlich glücklichen, nun traurig öden Hauſe.

Der Advocat blieb aus und ließ nichts von ſich hören; Miſé Loubet lag ſterbenskrank; die alte Magd war faſt kindiſch geworden. Sie machte ſich Tag für Tag in dem Bureau mit Ordnen der Sachen zu ſchaffen und ſagte den Clienten, die zu Meiſter Loubet wollten, er ſei in der Sitzung; daß er vor ein Paar Tagen die Stadt verlaſſen, hatte ſie ſchon vergeſſen.

Katharina umgab die beiden alten Frauen mit der liebevollſten Sorgfalt; ihrem von grauſamem Kummer zernagten Herzen war ſtrenge Pflichterfüllung eine Erholung, in der ſie ſich ausruhte; ſie ertrug das Unglück, von dem ſie betroffen, mit der ſchwärmeriſch gehobenen Stimmung eines zartfühlenden und glaubensſeligen Herzens. Sie betete fortwährend für ihre unglückliche Schweſter und für Jacques Loubet; jeden

Morgen erwachte ſie mit der Hoffnung, ſie heute Beide wiederzuſehen, und Tag für Tag pflegte ſie Miſó Loubet auf ihrem Krankenlager in der nämlichen Erwartung; dann, wenn es wieder Abend wurde, wenn ſie die Thüre am Hauſe, deſſen Schwelle Keines der Erwarteten überſchritten hatte, mit den ſchweren Riegeln abſchloß, ſagte ſie traurig: Morgen! O! mein Gott! laß Jacques nicht zu ſpät heimkehren!

Miſó Loubet beunruhigte ſich mehr und mehr darüber, daß ihr Sohn ſie ohne Nachricht ließ; ſie fürchtete, daß irgend ein Unglück geſchehen ſei; ſie ſagte öfter: Katharina, ich glaube, ich werde meinen Sohn nicht mehr wiederſehen! Ich denke mit Angſt daran, zu ſterben, ehe er wieder da iſt! Wer weiß, wohin er dem unglücklichen Mädchen nachreiſ't! . . . wer weiß, wann er wieder kommt! . . .

Genau zwei Wochen nach dem Johannisfeſt ſtarb Miſó Loubet.

Am folgenden Tage, zwiſchen elf Uhr und Mitternacht, wachte Katharina in dem Cabinet des Advocaten. Die alte Magd hatte ſich längſt zur Ruhe gelegt, und tiefe Stille herrſchte in dem wie eine Grabkapelle einſamen und düſteren kleinen Hauſe. Katharina weinte, indem ſie an das Ereigniß dachte, durch das in ſo kurzer Zeit ein ſo langes glückliches Zuſammenwohnen zerſtört worden war; ſie weinte, indem ſie an den Schmerz Jacques Loubet's dachte, wenn er ſie hier, wo er ſie mit ſeiner Mutter verlaſſen hatte, allein wiederfinden würde.

Denn nach dem Werke, wenn ſein Degen ruhte,
War er voll Milde ſtets und ohne Groll.
Den Todten nahm er Waffen ab und Roſſe,
Den Reſt vertheilt' er unter ſeinem Troſſe.

20.

Hier macht, ob die Geſchichte wahrhaft ſei,
Friedrich Fulgoſo *) ſeine Zweifel gelten,
Dem alle Küſten längs der Barbarei
Vor ſeiner Flotte ja zur Schau ſich ſtellten.
Er landet' auch in dieſer fernen Bai,
Und muß den Ort ſo rauh und bergig ſchelten,
Daß man — ſo ſagt er — keinen Fleck erſpäht,
Wo man mit Einem Fuß nur eben ſteht.

21.

Daß nun ſechs Ritter über dieſem rauhen
Geklüft, die erſten auf dem Erdenrund,
Zur Reiterſchlacht gekommen, will ihm grauen;
Dem Zweifler aber ſchließ' ich ſo den Mund:
Zu jenen Zeiten war ein Platz zu ſchauen,
Zum Fechten tauglich, an des Felſens Grund,
Bis daß ein Felsblock, den ein Erdſtoß weckte,
Herniederfiel und dieſen Ort bedeckte.

22.

Drum, heller Strahl vom ſtrahlenden Geſchlechte,
O ewig heitres und lebend'ges Licht,
Wenn du mich tadelteſt ob dem Gefechte,
Vielleicht vor meines Helden Angeſicht,
Durch den dein Vaterland zu neuem Rechte
Zurückgekehrt und zu der Liebe Pflicht,
So ſag' ihm, bitt' ich, eilig und gewogen,
Daß ich vielleicht auch hierin nicht gelogen.

---

*) Ein edler Genueſer.

Ein leiſes Klopfen an der Hausthüre entriß das junge Mädchen jählings ihren ſchmerzlichen Gedanken; ſie fuhr auf; ſo pflegte Herr Loubet anzupochen. Er war es wirklich. Katharina wich zurück, als ſie ihn erblickte; dann warf ſie ſich in Thränen ausbrechend in ſeine Arme.

O mein Gott! Sie waren krank, Vetter Jacques! . . . rief ſie aus. Wie haben Sie ſich verändert! . . .

Auch er weinte.

Gute Katharina, ſagte er und küßte ſie auf die Stirne, wie befindet ſich meine Mutter?

Sie zuckte zuſammen und drückte dem Advocaten krampfhaft die Hände, indem ſie die Augen gen Himmel erhob. Er verſtand ſie ſofort.

Todt? murmelte er vor ſich hin und ſank wie vernichtet in ſeinen Seſſel.

Beide ſchwiegen lange; nur ihr Schluchzen war hörbar. Katharina, die neben Herrn Loubet auf den Knieen lag, fand für ein ſo großes Leid kein Wort des Troſtes. Das Geſicht des Advocaten war bleich und abgemagert, ſein Ausdruck kündigte noch anderes Unheil an. Von Entſetzen ergriffen, wagte das junge Mädchen nicht, ihn zu fragen. Endlich, nach langem Zögern, rief ſie:

Und meine arme Schweſter?

Marius Magis hat gelogen, antwortete er raſch und kurz, ſie ging nicht mit Herrn von Lanſac davon.

Ah! rief Katharina freudig bewegt, ich wußte es wohl, es war eine niederträchtige Verläumdung! Meine arme Schweſter! Aber ſie iſt nicht hier! Niemand hat ſie wiedergeſehen! Ach! wo iſt ſie?

Der Advocat hatte ſich erhoben; düſter und in fieberhafter Erregung blickte er um ſich und preßte die Hand an die Stirn, als wollte er die Gedanken zuſammenhalten.

Katharina, ſagte er mit gepreßter Stimme, ſich dem jungen Mädchen wieder nähernd, Sie kennen noch nicht unſer ganzes Unglück; ich bin in einer ſchrecklichen Lage: ich muß das Land verlaſſen; es handelt ſich um mein Leben . . . Ich reiſe morgen.

Ich gehe mit Ihnen.

Nein, Katharina, nein! Das iſt unmöglich. Flüchtling, bald von allen Seiten umſtellt, wer weiß, ob ich Zeit haben werde mich zu retten?

Sie hörte ihn voller Erſtaunen an, ohne ſeine ſonderbaren Reden zu verſtehen und eine Frage zu wagen.

Begeben Sie ſich zur Ruhe, Katharina; ich meinestheils bleibe hier, fuhr er fort; ich brauche die ganze Nacht, um meine Geſchäfte zu ordnen.

Da warf ſie ſich ihm zu Füßen und rief:

Laſſen Sie mich mit Ihnen wachen. Jacques, Ihr Ausſehen ängſtigt mich! O! mein Gott! was iſt denn nur geſchehen? Warum wollen Sie mir Nichts ſagen? Ich bin kein Kind mehr! Sie können ſich auf mich verlaſſen.

Er winkte ihr, ſich neben ihn zu ſetzen, und ſagte:

Wenn Sie wüßten, wie weh mir Ihr Kummer thut! Ich bin ohnehin ſchon zu beklagen!

Sie trocknete ihre Thränen eiligſt und verſuchte ihren Schmerz zu unterdrücken. Aber ihr Herz war übervoll; es brach bei dem Gedanken an die bevorſtehende Trennung.

Katharina, ſagte der Advocat nach einer Pauſe ſanft, erzählen Sie mir von meiner armen Mutter.

Welche Nacht! Das junge Mädchen, das in ſich zuſammengeſunken in dem Seſſel lag, überließ ſich ihren düſtern, verzweiflungsvollen Gedanken. Der Advocat ſchrieb an ſeinem Pulte; von Zeit zu Zeit glitt ihm eine Thräne über die Wange, und er murmelte vor ſich hin: Meine Mutter! meine arme Mutter!

Als der Tag anbrach, richtete er ſich auf und, Katharinens Schulter berührend, ſagte er zu ihr:

Couſine, dort auf meinem Pult liegen Papiere, die Sie betreffen: der letzte Wille meiner Mutter, durch den, für den Fall daß ich, ihr rechtmäßiger Erbe, nicht erſcheine, Sie als ihre Univerſalerbin eingeſetzt ſind; dazu ſonſtige Schriftſtücke, deren Bedeutung Ihnen die Leute vom Gericht erklären werden; und die Adreſſe, unter der Ihre Briefe ſicher an mich gelangen. Jetzt müſſen wir ſcheiden, liebe Katharina! Möge Gott Sie ebenſo glücklich machen, wie ich es nicht bin.

Sie weinte nicht mehr, ſie betete mit gefalteten Händen, vor dem Seſſel knieend.

Der Advocat küßte ſie auf die Stirne und ſagte mit erſtickter Stimme:

Armes Engelskind! Schutzengel, den Gott bisher unſerm Hauſe gegeben! Du bleibſt allein hier! Lebewohl! Lebwohl!

Der Advocat verließ die Stadt und gelangte ins Freie; er hatte noch ein Lebewohl zu ſagen und wagte ſein Leben dabei. Die Marquiſe bewohnte ſeit einigen Tagen den „Pavillon", ein reizendes Landhaus, das eine halbe Stunde von Aix in einem kleinen Thale lag, in welchem ein Bach die üppigſte Vegetation hervorrief. Im dichten Blätterſchatten rieſelte das Waſſer dahin; die Flora des Südens hatte ihr reiches Füllhorn über dieſe Wieſen ausgeſchüttet, die ſich an den Abhängen der piniengekrönten Hügel hinzogen.

Der Pavillon war hinter einem durch große Kaſtanienbäume gebildeten grünen Laubvorhange verſteckt; ein gewundener, mit Cypreſſen und ſpaniſchem Ginſter eingefaßter Pfad führte zum Hauſe.

Der Advocat irrte den ganzen Vormittag im Wäldchen umher; das Denken war ihm eine Laſt; Erſchöpfung und Schmerz hatten ihn geiſtig abgeſtumpft; planlos, wie von einer unſichtbaren Hand getrieben, ging er hin und her. Gegen Mittag folgte er dem Wege nach dem Pavillon.

Die Marquiſe befand ſich allein in einem großen Salon mit italieniſcher Einrichtung; durch die niedergelaſſenen Jalouſieen drang kein Sonnenſtrahl ein; es herrſchte ein ſo mildes Dämmerlicht in dieſem Raum, als wäre er von einer Alabaſterlampe beleuchtet; die in Grau gemalten Bilder auf den Wänden machten in dieſem Halbdunkel einen ſchattenhaften, ſeltſamen Eindruck. Die Marquiſe, in tiefer Trauerkleidung, ruhte auf einem ſchmalen, niedrigen Divan. Sie fuhr zitternd empor, als ihr eine ihrer Frauen den Advocaten Loubet meldete.

Was will er von mir? fragte ſie?

Er trat ein. Als die Marquiſe bemerkte, wie erregt und verſtört er ausſah, ſchrak ſie, von einer unbeſtimmten Befürchtung erfaßt, zuſammen.

Guten Tag, Meiſter Loubet, ſagte ſie, ſich zum Lächeln zwingend, Sie haben ſich lange nicht mehr ſehen laſſen.

Er trat bebend näher und antwortete mit gepreßter Stimme:

Ich war auf der Reiſe, auf einer unheilvollen Reiſe, Frau Marquiſe, und ſtehe eben im Begriff, wieder zu verreiſen . . .

Für kurze Zeit, ohne Zweifel?

Vielleicht für immer.

Betroffen, mehr von der Art, wie er ſprach, als über das, was er ſagte, ſah ſie ihn an und ſtammelte einige unverſtändliche Worte.

Ich wollte von Ihnen Abſchied nehmen, fuhr er fort; ich wollte Ihnen ſagen, was Sie morgen, vielleicht heute, als öffentliche Neuigkeit erfahren würden; ich bin auf der Flucht, ich ſtehe im Begriff, mich ins Ausland zu flüchten, denn ich hatte ein Duell und dabei das Unglück, einen Menſchen zu tödten . . .

Die Marquiſe unterbrach ihn mit einem leiſen Ausruf und wandte das Geſicht ab.

Man wird ſich erzählen, ich hätte den Mann getödtet, um die Ehre meiner Familie zu rächen, redete der Advocat weiter, und ich werde die Leute bei dem Glauben laſſen; aber Ihnen will ich offen erklären, wie es in Wahrheit kam. Der Niederträchtige unterſtand ſich, mir zu ſagen, er ſei Ihr Liebhaber, Sie ſeien ſeine Geliebte . . . Ich habe Sie gerächt, Madame . . .

Sie haben Lanſac getödtet! Lanſac iſt todt! . . . ſchrie die Marquiſe, ſich ſtarr aufrichtend.

Einen Augenblick ſtanden ſich Beide ſtumm gegenüber. Frau von Argevilliers wollte weiter ſprechen, doch die Worte erſtarben ihr auf den Lippen; ihre Geberden und ihr Blick drückten die entſetzlichſte Verzweiflung aus.

Ah, er hat die Wahrheit geſagt! murmelte der Advocat in namenloſer Beſtürzung.

Die Marquiſe war ohne Bewußtſein zuſammengeſunken. Er ſtarrte die Ohnmächtige mit gedankenloſem Blick an; dann ging er langſam hinaus und eilte quer durch die Felder.

Am nämlichen Abende brachte der Cadett Beauregard bei ſeiner Rückkehr aus Avignon die traurige Nachricht heim, daß der Advocat Loubet den Capitän Hektor von Lanſac im Duell getödtet habe.

Marius Magis war der Erſte, der in den Gaſthof lief, in welchem der Capitän gewohnt hatte, und bald ſammelten ſich dort alle Müßiggänger der Stadt, um die geheimnißvollen Umſtände, welche mit dem Ereigniß verknüpft waren, zu beſprechen. Die Verwunderung ſtieg aufs Höchſte, als der Cadett Beauregard auf Ehrenwort bezeugte, daß die ſchöne Loubette, die ſeit vierzehn Tagen verſchwunden war, den Capitän Lanſac nicht begleitet hatte. Die Einen meinten, irgend ein anderer Offizier des Regiments Royal-comtois werde ſie mit ſich genommen haben; die Anderen wußten für gewiß, daß ſie in einem Kloſter Buße thue. Marius Magis, der in der Sache gar zu gern eine Rolle geſpielt hätte und ſich viel damit zu ſchaffen machte, erbot ſich unter Anderem, dem Cadetten Beauregard bei der Ordnung der Hinterlaſſenſchaft des Verſtorbenen behülflich zu ſein. Dieſelbe war nicht glänzend, eben zur Deckung der Schulden ausreichend.

Am nächſten Morgen begaben ſich der Cadett Beauregard und Marius Magis in Begleitung eines Notars nach dem Garten, der ſeit dem Johannisfeſt von Niemand mehr betreten worden war; es handelte ſich darum, über die Möbel in dem kleinen Pavillon ein Inventar aufzunehmen.

Der arme Capitän! ſagte der Cadett Beauregard beim Eintritt in den Garten, möge Gott ſeiner Seele gnädig ſein! Wer ihm geſagt hätte, daß ſein Leben und ſeine Liebſchaften ſo bald ihr Ende finden würden!

Es hatte in der Nacht geregnet; das Laub grünte friſch und lieblich; die Blumen hatten ſich zu vollerem Glanz erſchloſſen; die Vögel zwitſcherten in dem feinen Gezweige der Goldregenbüſche; Alles war ruhig, anmuthig, lachend in dem kleinen Raum.

Das iſt eine dem Gott der Liebe geweihte Einſiedelei! rief Marius Magis, den eine ſeiner mythologiſchen Schulerinnerungen anwandelte; laſſen Sie uns in das Allerheiligſte treten.

Er öffnete die Thüre des Pavillons und fuhr mit einem lautem Schrei jählings zurück; der Notar und der Cadett Beauregard ſchauten Marius Magis über die Schulter in den Raum. Die Haare ſträubten ſich ihnen, der Schweiß ſtand ihnen auf der Stirne, und wie aus Einem Munde riefen ſie: Oh! das iſt entſetzlich!

Im Hintergrunde des Zimmers lag der mit dem Geſicht zur Erde gekehrte Leichnam eines weiblichen Weſens; der getäfelte Boden war mit großen Flecken von geronnenem Blute bedeckt. Marius Magis erkannte auf der Stelle an den Kleidungsſtücken, trotz der Entſtellung, den Körper der ſchönen Loubette.

Meine Herren, ſagte er, die Thüre wieder abſchließend, wir müſſen den Fall zunächſt dem königlichen Gerichte melden.

Eine Stunde ſpäter wurde die Unterſuchung von Amts wegen an Ort und Stelle des Verbrechens vorgenommen. Man fand in der Nähe der von mehreren Stichen durchbohrten Leiche einen ſchwarzſeidenen Filethandſchuh und ein Meſſer mit buchsbaumenem Heft, das der Cadett Beauregard ſich erinnerte ſchon früher auf dem Tiſch des Salons geſehen zu haben.

Jedermann war voll Erwartung und Beſtürzung, denn aus keiner der Indicien ließ ſich auf den Mörder ſchließen. Einige Stimmen bezeichneten Capitän Lanſac als den Schuldigen.

Ich kam ihm den ganzen Johannisabend über nicht von der Seite, ſagte der Cadett Beauregard mit Beſtimmtheit. Wir gingen zu dem Stelldichein, das die ſchöne Loubette mit ihm verabredet hatte, zuſammen hierher; er rief ſie beim Namen, er trat auch in den Saal, und ich erinnere mich, daß er beim Schließen der Thüre ſagte: Es riecht da drinnen wie nach Blut. Er hatte in der Dunkelheit nichts ſehen können, aber Loubette lag ſchon todt da . . . ich bin davon überzeugt!

Da trat, ſich plötzlich auf etwas beſinnend, Marius Magis mit ausgeſtreckter Hand und bebenden Lippen vor, und während Alle um ihn verſtummten, rief er: Ich ſah am Johannisfeſte Abends gegen zehn Uhr Jemand hier herauskommen . . . Ich weiß, wer das Verbrechen begangen hat . . . Niemand anders als Katharina Loubet . . . und ich bin bereit, meine Ausſage vor den Herren vom königlichen Gericht zu Protokoll zu geben und zu unterſchreiben . . .

## IV.

Der Gerichtspalaſt der guten Stadt Aix war ein altes Gebäude, von deſſen Abtheilungen die jüngſte ein Alter von mehreren Jahrhunderten hatte. Drei Thürme aus der Römerzeit überragten ſeine finſteren Mauern; der höchſte, den man den Uhrthurm nannte, war ein prachtvolles Mauſoleum, das man zum Andenken irgend eines in der von Cajus Sextius gegründeten Colonie geſtorbenen römiſchen Patriciers errichtet. Die ehemaligen Grafen hatten ihren Palaſt an und um dieſes Denkmal herum gebaut, nachdem es bei den Einfällen der Barbarenhorden verſchont geblieben war, welche die Bildung der griechiſch-römiſchen Welt bis auf die letzte Spur verwiſchten. Aber von der Pracht des Palaſtes, den die Berengarier errichtet und König René von Anjou bewohnt hatte, war längſt nichts mehr übrig; und in den nämlichen Räumen, in denen die Liebeshöfe ihre galanten Urtheile geſprochen, hielt das Parlament der Provence ſeine Sitzungen.

Die verſchiedenen Gerichtsabtheilungen hatten ihre Gefängniſſe im Innern des Palaſtes, hinter den während der Römerherrſchaft erbauten ſtarken Mauern; das am wenigſten ſchreckliche derſelben lag im zweiten Stock des Uhrthurmes; die Sonne drang gegen Mittag einen

23.

Inzwiſchen warf der Graf den Blick auf's Meer
Und ſah ein Schifflein durch die Wogen gleiten;
Es kam mit vollen Segeln ſchnell daher,
Als käm's in gradem Lauf nach dieſen Seiten.
Doch ſchweig' ich noch vorerſt vom Wie und Wer?
Mich ruft die Pflicht zu manchen andern Leuten.
Sehn wir in Frankreich, nach der Mohrenjagd,
Ob man dort jubelt oder ob man klagt.

24.

Laßt uns die Spur der Liebenden erſpähen,
Der armen, treuen Bradamante Spur,
Die den Geliebten ſieht ſo ferne gehen,
Und ſchmählich ſieht gebrochen jenen Schwur,
Den er, von Freund- und Feindesheer geſehen,
Geleiſtet noch vor wenig Tagen nur.
Da ihm auch dieſesmal nicht war zu trauen,
So bleibt ihr nichts, worauf ſie könnte bauen.

25.

Sie wiederholt die Thränen und die Klagen,
Mit denen ſie ſich jeden Tag vergällt.
Ihn ſchilt ſie grauſam, nennt ſich hartgeſchlagen,
Und grollt, wie immer, mit Geſchick und Welt.
Sie läßt den Schmerz mit vollen Segeln jagen:
Den Himmel auch, der's mit dem Meineid hält
Und noch kein Zeichen gab, daß er ſie räche,
Zeiht ſie der Ungerechtigkeit und Schwäche.

26.

Dann flucht ſie dem Orakel in der Grotte,
Und ſchilt Meliſſen, die ſie falſch gelenkt,
Und, einverſtanden mit dem dunklen Gotte,
In's Liebesmeer und in den Tod verſenkt.

Augenblick hinein, und man hörte dort im Thurm hoch über ſich die Stunden ſchlagen.

Seit langen Jahren ſpannen in dieſem Gemach die Spinnen ungeſtört ihre Netze an den ſchwärzlichen Wänden; eine Schwalbe niſtete an der Innenſeite der mit einem engen Gitter verſehenen Fenſteröffnung, und in den Fugen zwiſchen den Steinen ſproßte ein ſpärliches Büſchel gelber Nelken.

Hier hatte man Katharina Loubet eingeſchloſſen, nachdem ſie die erſte Nacht in den ſchrecklichen tiefer liegenden Kerkern zugebracht. Das Gefängniß war für ſie eigens hergerichtet. Das Bett in einer der Ecken glich einem Sarg auf einer Tragbahre; ein Gefäß mit Weihwaſſer und ein Kreuz waren über dem Kopfkiſſen an der Wand angebracht; weiterhin, vor dem Fenſter, war ein wurmſtichiger Tiſch vorhanden, und darauf ein irdener Krug, Brod und einige fromme Bücher.

Die Gefangene ſaß mitten in dieſem kellerartig kühlen und düſtern Zimmer; ein Sonnenſtrahl, der ſchräg durch das Fenſter fiel, überſtrahlte ſie wie mit einer leuchtenden Glorie. Ihre Haltung drückte eine ſchwermüthig geſammelte Stimmung aus; ſie hatte die ruhige, bleiche Stirn auf eine ihrer Hände geſtützt, ihre Lippen bewegten ſich lautlos; ſo ſie las in einem Buch, das auf ihren Knieen lag; es war „Das Leben der Heiligen.“

Katharina beſchäftigte ſich lange mit ihrem Buch; dann ſchaute ſie durch das Gitter aus ihrem Gefängniß gen Himmel. Die Schwalbe ſtreckte ihr ſchwarzes Köpfchen und die glänzend weiße Bruſt über ihr Neſt heraus, wiegte ſich wohlig hin und her und fegte mit dem geſpaltenen Schwänzchen die Mauer; dann ſchlüpfte ſie durch die Gitterſtangen, ſpreitete die Flügel und flatterte in die ſonnige Welt hinaus; der ärmliche Nelkenſtock ſtreckte einige Zweige mit verſpäteten Blüten über den Bereich der Fenſterwölbung ins Freie; der Morgenwind ſtrich über die Blumen und führte einen leichten Wohlgeruch in das Gefängniß. Eine Thräne verſchleierte Katharinens gen Himmel erhobenen Blick.

Gleich darauf öffnete ſich die Thüre mit jenem Geraſſel von Schlüſſeln und Riegeln, welches für den Gefangenen einen ſo beſonders ſchmerzlichen Klang hat. Das junge Mädchen wandte das Geſicht ſchaudernd zur Seite und blieb in grauſamer Spannung regungslos ſitzen. Sie glaubte, man komme, ſie vor Gericht zu führen.

Es trat Jemand herein, und eine tiefe, ernſte Stimme ſagte:

Gott ſei mit Ihnen, Katharina Loubet!

Pater Athanaſius! Sie ſind es! Sie kommen! Sie haben in Ihrer chriſtlichen Liebe mich nicht aufgegeben! rief ſie, indem ſie ſich bebend und mit gefalteten Händen erhob; ach, ich glaubte, Niemand, ſelbſt nicht mein Beichtvater, könne bis in dieſes Gefängniß dringen.

Pater Athanaſius war ein alter, einfach denkender und frommgläubiger Mönch vom Orden der Trinitarier.

Er war weder beſonders beredt noch hochgelehrt; genoß aber wegen ſeines eines Heiligen würdigen Lebens allgemeine Achtung.

Ich wußte, meine Tochter, daß Sie meiner bedurften, ſagte er, indem er voll Trauer und Mitleid auf Katharina blickte; ich erwirkte mir bei dem Herrn Ober-Präſidenten die Erlaubniß, Sie vor der Gerichtsverhandlung zu ſprechen. Erleichtern Sie vorher Ihr Gewiſſen vor dem himmliſchen Richter in Reue und Buße, ſo werden Sie mit mehr Ruhe vor Ihre menſchlichen Richter treten, in deren Hand nur Ihr Leben liegt, während Ihr ewiges Heil bei Gott ſteht.

In dieſem Gedanken beruht mein Troſt und meine Hoffnung, Vater Athanaſius! Sie kommen meine Beichte zu hören; ich bin bereit dazu. Ach! ich habe hier Zeit gehabt, eine lange Gewiſſensprüfung mit mir vorzunehmen.

Der Mönch ſetzte ſich auf einen Schemel, den einzigen in dem Gefängniß; Katharina kniete neben ihm nieder und nach einem Augenblicke der Sammlung ſprach ſie mit leiſer Stimme das Confiteor. Pater Athanaſius betete, die Hände über ſein weißes Scapulier gekreuzt, ebenfalls; ſeine Blicke ruhten hierbei unverwandt und in ſchmerzlicher Spannung auf der Gefangenen. Er ſuchte ihr durch eine ſtumme Geberde Muth einzuflößen und hielt ihr das an ſeinem Roſenkranz hängende Crucifix vor; aber nachdem ſie das Confiteor beendigt, ſchwieg ſie.

Da wandte der Mönch das Geſicht zur Seite und ſagte ſanft:

Meine Tochter, Sie knieen vor Gott dem Allerbarmer; die Reue der größten Verbrecher fand vor ihm Gnade.

Vater Athanaſius, antwortete ſie demüthig, es iſt bald einen Monat her, ſeit ich die Abſolution von Ihnen empfing; es war am Sonntag vor dem Johannisfeſt. Seitdem, glaube ich, beging ich keine Todſünde.

Der Mönch ſah ihr ins Geſicht und ſagte mit einer Art von Entrüſtung: Meine Tochter, Sie ſprechen mit Ihrem Beichtvater und nicht mit Ihren Richtern; Gott ſieht auf den Grund Ihres Gewiſſens; Nichts iſt vor ihm verborgen.

Ich glaube feſt hieran, Vater Athanaſius, und ich habe alle meine Hoffnung auf ſeinen Beiſtand geſetzt; denn vor ihm bin ich ohne Sünde. Man klagt mich eines ſchrecklichen Verbrechens an, man häuft Schmach und Schande auf mich; die menſchliche Gerechtigkeit wird mich verdammen; aber, ob mich auch das Gericht der Menſchen ſchuldig findet, vor Gottes Gericht bin ich unſchuldig.

Das junge Mädchen blickte ruhig und milde gen Himmel; ſie ſchien innerlich zu beten. Das heitere und ſtolzmuthige Bewußtſein eines reinen Gewiſſens verklärte ihr Antlitz. Eine Weile ſchwiegen Beide. Der Pater war tief ergriffen; Katharina's Worte hatten mit Einem Mal ſeine Anſicht umgewandelt, und ſeine Beichtigerrolle vergeſſend, verſuchte er ihr als Rathgeber und Advocat beizuſtehen.

Mein Kind, ſagte er, Katharina zum Aufſtehen nöthigend, es liegen gegen Sie ſchreckliche Beſchuldigungen und Beweiſe vor . . . Im Namen des Heilands, verheimlichen Sie mir Nichts! Antworten Sie ohne Verſtellung und ohne Furcht auf alle meine Fragen! Wo waren Sie am Johannisabend?

Ich war in unſerm Hauſe bei meiner armen Tante Loubet, ich kam ihr nicht von der Seite.

Aber Sie wiſſen, was Marius Magis ausgeſagt? . . .

Ja, ich erfuhr es bei dem Verhör, als ich ihm gegenübergeſtellt wurde, antwortete ſie, vor Entrüſtung erröthend; aber was konnte ich auf dieſe entſetzliche Lüge, die mich um Ehre und Leben bringt, antworten? Die Wahrheit? Ich ſagte ſie, ohne daß ich einen Beweis dafür beibringen konnte.

Wiſſen Sie nicht einen Zeugen, der es beſtätigen könnte, daß Sie an dem Johannisabend zu Hauſe geblieben ſind?

Ich hatte Zeugen dafür; aber wen ſoll ich heute zu meiner Vertheidigung vorführen? Meine Tante iſt todt; Veronika, unſere alte Hausmagd, iſt nicht mehr bei Sinnen, ſie iſt ſeit unſerem Unglück wie um den Verſtand gekommen, und mein Vetter, Jacques Loubet, hat ſich über die Grenze geflüchtet.

Aber jener Filethandſchuh, Katharina, jener blutbefleckte Handſchuh, der ſich bei der Leiche Ihrer unglücklichen Schweſter gefunden? Man hat Sie mit ganz ähnlichen Handſchuhen geſehen.

Ach! meine gute Tante hatte ſie für mich gemacht! Der Handſchuh jedoch, den man in der Schublade des Pultes fand, gehörte nicht mir. Wer ihn dorthin gebracht, weiß ich nicht; es liegt in alldem ein ſchreckliches Geheimniß, — das ſich einmal aufklären wird, wenn es zu ſpät iſt!

Sie legte beide Hände an die Stirn und lehnte ſich in niedergeſchlagener Haltung mit dem Rücken an die Wand. Der Pater hob Arme und Augen gen Himmel.

Ich erinnere mich wohl, daß am Johannisabend an unſere Hausthüre gepocht wurde, begann Katharina wieder; Jacques ging eilig hinaus, um aufzuſchließen, ich kam ihm nach, und er hieß mich ſofort wieder hineingehen. Ohne Zweifel kam damals ein Frauenzimmer in unſer Haus. Wie ſie wieder hinaus gekommen iſt — wer ſie war? Jacques allein weiß es, er allein könnte Auskunft geben.

Sein Zeugniß muß in dieſe ſchreckliche Angelegenheit Licht bringen! rief der Pater; ich werde zum Herrn Oberpräſidenten, zu jedem von Ihren Richtern gehen, Sie erhalten eine Beweisfriſt . . .

Aber Jacques kann nur bei Todesſtrafe zurückkehren; er hat ſich duellirt, einen Menſchen getödtet . . .

Das iſt ein großes Unglück, eine ungeheure Sünde vor Gott; und es wird, um ſie zu ſühnen, ein ganzes Leben voll Reue und guter Werke nöthig ſein. Aber Jacques könnte vielleicht ohne Lebensgefahr zu Ihrer Vertheidigung hierherkommen; er ſchlug ſich auf dem päpſtlichen Gebiet, und die Verordnungen des Königs verhängen die Todesſtrafe über das Duell nur dann, wenn es innerhalb der franzöſiſchen Grenzen ſtattfand. Betreibt die Familie des Herrn von Lanſac die Verfolgung nicht, ſo ſchläft die Angelegenheit ein. Wir erwirken eine Beweisfriſt: als Zeuge wie als Advocat kann Jacques Loubet Sie retten.

Wenn es kein anderes Mittel für mich giebt, ſo will ich keinen Aufſchub, Vater Athanaſius.

Aber das iſt Selbſtmord, mein Kind; es iſt eine große Schuld vor Gott dem Herrn, nicht alle möglichen Mittel anzuwenden, um ſein Leben zu retten.

Und Jacques ſoll ich in Gefahr bringen, ſein Leben aufs Spiel ſetzen, um das meinige zu retten? kann das Gottes Wille ſein? Mein armer Vetter! Wenn Sie wüßten, wie edelmüthig aufopfernd er die Seinigen liebt. Sobald er von meinem Unglück Kunde erhielte, würde er zurückkehren, ohne Rückſicht auf die eigene Sicherheit und die Familie Lanſac, unbekümmert darum, ob dieſe ihn als den Mörder jenes unglückſeligen Mannes verfolgt, der meine Schweſter entehrt und ihren Tod verſchuldet hat. Und ich, die ich der blinden, menſchlichen Gerechtigkeit zum Opfer falle, ich ſollte ihr auch noch das Haupt meines Vetters überliefern! Niemals, niemals, mein Vater . . .

Ich werde die Wahrheit vor meinen Richtern ſagen, wie ich ſie vor Ihnen, vor Gott ſagte . . . Dann werde ich mein Schickſal erwarten.

Unglückſeliges Kind! aber die peinliche Frage, die Folter!

Ich weiß es, antwortete Katharina erblaſſend, ich weiß es, und ich habe mehr Furcht davor, als vor dem Tode. Heilige Jungfrau! Schmerzenreiche! gieb mir die Kraft, in jener entſetzlichen Prüfung nicht zu unterliegen und bis an mein Lebensende bei meiner Ausſage zu bleiben, daß ich unſchuldig ſterbe!

Gott wird eine ſolche Ungerechtigkeit nicht zulaſſen, er wird Ihr Leben retten, mein Kind, rief der alte Mönch und trocknete ſich die Thränen, die ihm in die Augen getreten waren.

Katharina war neben ihm niedergekniet.

Vater Athanaſius, ſagte ſie, ich fürchte mich nicht vor dem Sterben, das Leben erſcheint mir jetzt ſo traurig und elend! . . . Ueberſchaue ich meine Lage, ſo befällt mich heiße Sehnſucht nach jener beſſeren Welt, die mir durch die Martern des Leibes geöffnet werden ſoll. Ich preiſe Gott, daß er mich auf dieſem Wege zu ſich ruft. Bei den entſetzlichen Schickſalen, die meine Familie getroffen, bin ich nicht am meiſten zu beklagen. Meine unglückliche Schweſter! Für ſie muß gebetet werden. Geſtorben ohne Beichte! geſtorben ohne einen Augenblick zu Reue und Leid gehabt zu haben! Arme Seele! In welchem Zuſtand wird ſie vor Gott erſchienen ſein! Und

Jacques Loubet, er ſo gut, ſo gerecht, ſo hochgeehrt, er hat einen Menſchen getödtet; jetzt iſt ſeine Gewiſſensruhe dahin; Tag und Nacht ruft ihm eine Stimme zu: Mörder! . . . Doch ich, mein Vater, ich habe keine Gewiſſensbiſſe. Was liegt denn an Gefängniß, an Marter, Schmach und Schande! Dort oben iſt meine Zuflucht. Ich werde vor Gott, vor Ihnen, dem ich meine letzte Beichte abgelegt, unſchuldig ſterben. Ich fühle in meiner Seele keine Furcht, keinen Haß; ſterbend werde ich von ganzem Herzen meinen Feinden, meinen Richtern, meinen Henkern vergeben.

Nach dieſen Worten wandte Katharina mit der Ruhe der Entſagung ihren Blick gen Himmel; es lag durchaus nichts von Prahlerei in ihrem Muthe, nichts von Stolz in ihrer Standhaftigkeit; ein geheimer Schmerz machte ihr dieſe vollſtändige Loslöſung vom Leben leicht.

Mein Kind, ſagte der Mönch, Angeſichts eines ſolchen Mißgeſchickes von unendlichem Mitleid ergriffen, Sie finden alſo hienieden Nichts, das Ihnen eines Bedauerns würdig ſcheint?

Nichts, mein Vater.

Und doch waren Sie ein glückliches junges Mädchen, bis dieſes furchtbare Unglück Sie traf?

Sie ſchüttelte traurig den Kopf und antwortete nach einer Weile:

Mit all meinem Glück war es längſt zu Ende; ich hatte großen Kummer, von dem Niemand wiſſen durfte.

Pater Athanaſius betrachtete ſie mit erſtaunter Miene.

Ja, fuhr ſie fort; ich habe viel gelitten, viel im Geheimen geweint, während man mich ſo ruhig und ſo glücklich glaubte. Ich war entſchloſſen, der Welt zu entſagen und noch vor Ende des Jahres in ein Kloſter zu gehen.

Vor Ende des Jahres! Sie waren aber doch Jacques Loubet's Braut!

Nie wären wir Zwei ein Paar geworden! Jacques hätte mich doch nur mit Widerſtreben, aus Gehorſam gegen ſeine Mutter geheirathet. Ich hatte ihm tief genug ins Herz geſehen: er liebte mich wie eine Schweſter, doch er mochte mich nicht mehr zu ſeiner Frau; ich hätte ihm, indem ich ins Kloſter ging, ſeine Freiheit zurückgegeben.

So hätten Sie ſich nicht bedacht, alle Ihre Neigungen in dieſer Welt zum Opfer zu bringen, und jetzt verzichten Sie darauf, Ihr Leben zu vertheidigen, weil Jacques Loubet dabei in Lebensgefahr kommen könnte? Meine Tochter, Sie lieben ihn alſo über Alles und mehr als ſich ſelbſt?

Ja, Vater Athanaſius, antwortete ſie einfach; ich würde mich tauſend Mal hinopfern für ſein Wohl; mein letztes Gebet wird für ihn ſein . . .

Der Mönch ſtand auf.

Meine Tochter, ſagte er mit dem Anſehn und der Würde, die ihm ſein Alter und ſein Stand verlieh, Gott verbietet es, uns ſo ganz an Andre hinzugeben; er will nicht, daß Sie von der Sorge für Ihr Leben

Marfiſen klagt ſie dann mit bittrem Spotte,
Wie falſch, wie ſchnöd ihr Bruder ſie gekränkt;
Hier läßt ſie vollen Lauf dem Schrei'n und Stöhnen,
Und fleht um Beiſtand unter bittern Thränen.

27.

Die zuckt die Achſeln bei der Freundin Schmerzen,
Und tröſtet ſie denn mehr vermag ſie nicht:
Ihr Bruder könne nicht ſo grauſam ſcherzen,
Er kehre, ſagt ſie ihr mit Zuverſicht;
Wenn aber nicht, ſo ſchwört ſie ihr von Herzen,
Nicht zuzugeben dieſen Bruch der Pflicht;
Er müſſe dann mit ihr die Lanze brechen,
Und ſterben, oder halten ſein Verſprechen;

28.

So daß ihr Schmerz in etwas doch vergeht,
Der minder herb durch Klage wird und Rede.
Nun, da wir ſahn, wie's mit dem Fräulein ſteht,
Die Rüd'gern grauſam ſchilt und falſch und ſchnöde,
Laßt uns auch ſehn, wie's ihrem Bruder geht,
Der auch mit Puls und Nerven lebt in Fehde,
Dem Mark und Bein in Liebesflammen glühn,
Den Reinald mein' ich, unſern Paladin.

29.

Den Reinald, der, wie ihr mich hörtet ſingen,
So heiß entflammt iſt für Angelica,
Was nicht ſowohl durch ihrer Schönheit Schlingen,
Als durch die Macht des Zaubers ihm geſchah.
Nun ruhn der andern Paladine Klingen,
Seitdem der Heide floh nach Afrika.
Er blieb von allen, die den Sieg errangen,
Allein in Amors Haft und Qual gefangen.

und für Ihre Ehre abſtehen; Beides muß durch Jacques Loubet, durch ſein Zeugniß gerettet werden; eine von ihm mit eigener Hand geſchriebene und unterzeichnete Ausſage kann rechtzeitig eintreffen. Wiſſen Sie, wo er iſt?

Katharina antwortete nicht.

Sagen Sie mir nur, wohin ich den Brief, die Mittheilung über Ihre Lage, an ihn zu richten habe?

Sie zauderte, ſenkte das Geſicht und wagte nicht, ihm eine abſchlägige Antwort zu geben.

Keine leeren Gewiſſensbedenken, meine Tochter, fuhr der Mönch fort; reden Sie, ich gebiete es Ihnen.

Nun denn, mein Vater, ich gehorche; ich vertraue die Sorge für Alles, was Jacques Loubet betrifft, Ihrer chriſtlichen Liebe, Ihrer Klugheit an. Nach Genua, unter der Adreſſe des Kaufmanns Pietro Filomarini, haben Sie Ihren Brief zu richten, wenn Sie es für recht erachten, zu ſchreiben. Aber wird der Brief auch an Jacques gelangen? Wer weiß, ob es ihm möglich geweſen, über die Grenze zu kommen!

War er nach dem unglückſeligen Duell noch einmal hier? Sprachen Sie ihn?

Sie bejahte es ſtumm durch eine Geberde.

Und können Sie mir ſagen, an welchem Tage es war?

Am zweiten Tage vor meiner Verhaftung.

Seitdem ſind nicht mehr als fünf Tage verſtrichen; die berittene Polizei hat ihn nicht verfolgt; es wurde kein Verhaftsbefehl gegen ihn erlaſſen; ich habe mich deſſen verſichert. Vielleicht weilt er nicht ſo fern von hier, wie Sie annehmen. Er kann ſich für die erſte Zeit in der Umgegend von Aix verborgen haben und dort, da er nicht beunruhigt wird, den Verlauf ſeiner Sache, bis ſie eingeſchlafen, abwarten.

Wo er auch ſein möge, Vater Athanaſius, empfehlen Sie ihm beſonders, nicht zurückzukehren; ſeine Freiheit, ſein Leben gehen Allem vor!

Meine Tochter, ich ſtehe Ihnen für Beides ein; man wird ſich zu ſeinen Gunſten bei den Herren Räthen vom Parlamentshof verwenden. Bin ich auch nur ein armer Mönch, der letzte unter den Dienern Gottes, ſo habe ich doch auf vielvermögende Leute einigen Einfluß. Ich werde zu einer tugendreichen und liebevollen hohen Dame gehen und dieſe dringend bitten, für Sie einzuſchreiten. Sie wird einen Aufſchub der Gerichtsverhandlung für Sie erlangen. Nur Zeit müſſen wir gewinnen, und die Wahrheit wird an das Licht kommen, ſo tief ſie auch jetzt in Nacht verborgen liegt. Seien Sie guten Muthes; jeden Tag werde ich von jetzt ab zu Ihnen kommen.

Der Knecht des Kerkermeiſters hatte die Thüre wieder geöffnet: er wartete auf der Schwelle.

Ich verlaſſe Sie, doch Gott bleibt bei Ihnen, fuhr Vater Athanaſius fort, indem er die Hände ſegnend über Katharina's Haupt breitete; beten Sie, mein Kind, damit Frieden und Muth in Ihre arme Seele wieder einziehen; alle Tage werde ich mit Rückſicht auf das, was Ihnen noththut, die Meſſe leſen.

Möge Gott Ihnen Alles vergelten, was Sie aus chriſtlicher Liebe an mir thun, mein Vater!

Nachdem der Mönch weggegangen, ſetzte ſich die Gefangene an das Kopfkiſſen ihres Bettes und weinte lange. Die Hoffnung, dem Tode zu entrinnen, konnte ihrem Herzen, das Alles verloren hatte, was ihm lieb und theuer war, keine neue Lebensluſt einhauchen. Sie wandte ſich mit einer Art von Verachtung und Schauder von dieſer Welt ab, in der ſie ſich von dem einzig Geliebten für immer geſchieden ſah.

Beim Ueberſchreiten des Platzes, auf dem Wege zu dem Oberpräſidenten, begegnete Pater Athanaſius dem Marius Magis, dem Cadetten Beauregard und einigen Anderen, die ſich vor dem Beginn der Gerichtsſitzungen im Freien ergingen; alle dieſe Leute unterhielten ſich über Katharina; ſeit drei Tagen gab es kein anderes Geſpräch in der ganzen Stadt. Der Parlamentsgerichtsſchreiber wiederholte vielleicht zum hundertſten Mal ſeine Anſicht über die Sache, in der ſein Zeugniß eine ſo wichtige Rolle ſpielen ſollte. Er verſpürte eine gewiſſe Genugthuung, ſich in dieſe ſchreckliche Unterſuchung verwickelt zu finden, die man jedenfalls bald in Büchern beſchrieb und in den Straßen abſang; und doch trieb ihn weder Haß, noch eine boshafte Abſicht; er war einfach ein ſchwatzhafter, unruhiger, zu Klatſchereien geneigter Menſch. Es ging in der Stadt Nichts vor, ohne daß er ſich hineingemiſcht hätte. Entſtand zufällig irgendwo ein Zuſammenlauf oder ein Wortwechſel, ſo konnte man ſicher ſein, daß er, wie vom Himmel gefallen, mitten unter den Streitenden erſchien; handelte es ſich um ein Aergerniß, eine anſtößige Geſchichte, ſo erfuhr man ſie mit allen Einzelnheiten von ihm aus der erſten Hand; er war der ewige Zwiſchenträger, Ausleger, Verbreiter der guten wie böſen, der wahren wie falſchen Neuigkeiten, nach denen er die gute Stadt Aix Tag und Nacht durchſtöberte.

Meine Herrn, ſagte er, indem er mitten in der Gruppe ſeiner Begleiter Halt machte, Alles was Sie ſo eben von mir hörten, iſt in meiner Zeugenausſage niedergelegt, am Ort des Verbrechens ſelbſt niedergeſchrieben und von mir eigenhändig unterzeichnet. Gott weiß, wie ſchwer es mir gefallen iſt, das unglückliche Mädchen anzuklagen! . . . aber das Gewiſſen drückte mich zu ſehr. Keines von meinen Worten wurde leicht hingeſprochen; in Kriminalſachen darf man kein Zeugniß abgeben, es ſei denn de visu.

Und auch dann noch, wer ſteht uns dafür, daß unſer ſchwaches und beſchränktes Geſicht uns nicht getäuſcht hat? unterbrach Pater Athanaſius den Redenden, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. Ich komme von Katharina Loubet, aus ihrem Geſängniß, wo ich ſie aufſuchte. Sie beſteht darauf, daß Ihre Zeugenausſage auf einem entſetzlichen Mißverſtändniß beruht.

Statt aller Antwort ſtreckte Marius Magis zwei

Finger in die Höhe, hielt ſie ſich dicht vor die Augen und gab durch Mienen zu verſtehen, daß er leider feſt überzeugt ſei. Ein Gemurmel wurde in der Gruppe um ihn her laut; die aufgebrachte Menge verlangte ein Opfer; ſie ſchrie um Rache für die gemordete ſchöne Loubette; und Katharina, auf der ſo ſchwere Anklagen laſteten, war von der öffentlichen Meinung verurtheilt.

Der Mönch entfernte ſich traurig; dieſe Kundgebung erſchreckte ihn aufs Höchſte; er fürchtete Gleiches bei den Richtern zu finden, wenn er zu ihnen ginge, und anſtatt ſich unmittelbar zum Oberpräſidenten zu begeben, beſchloß er die Marquiſe von Argevilliers um ihren Beiſtand anzuſprechen.

Gleichzeitig mit ihm trat Genovefa, die erſte Kammerfrau der Marquiſe, vom Pavillon kommend, in das Palais.

Ehrwürden, ſagte ſie, auf den Mönch zugehend, die Vorſehung ſchickt Sie hieher, ich brauche Ihren Rath, mich drückt eine ſehr ſchwere Sorge.

Iſt es eine Sache für den Beichtſtuhl, ſo erwarten Sie mich in der Kirche, ich werde in einer halben Stunde dort ſein.

Nein, ehrwürdiger Herr, es handelt ſich nicht um mich, ſondern um eine Perſon, in deren Dienſten ich längere Zeit ſtehe, um eine Perſon, der ich mit Liebe und Hochachtung diene, und deren Seelſorger Sie ſind.

Dann bin ich bereit, Sie hier anzuhören.

Wollten Euer Ehrwürden einen Augenblick in den

Garten treten, ſo könnte ich ſicherer mit Ihnen ſprechen, als hier, wo leicht einer von der herrſchaftlichen Bedienung an der Thüre horchen könnte. Was ich zu ſagen habe, iſt ein Geheimniß.

Pater Athanaſius, über das traurige und geheimnißvolle Weſen der Frau ſehr erſtaunt, folgte ihr in den Garten. Nachdem ſie ſich vergewiſſert hatte, daß Niemand ſie ſehen oder hören konnte, fing ſie an zu weinen und ſagte: Ehrwürden, meine Gebieterin, die Frau Marquiſe von Argevilliers, iſt wie von Sinnen, und ich weiß nicht mehr, wie ich das Unglück länger geheim halten ſoll.

Heilige Mutter Gottes! Was ſagen Sie da, Genovefa!

Niemand weiß bis jetzt davon, ſelbſt nicht der Herr Oberpräſident, ich wage nicht, es Jemand zu ſagen.

Aber was iſt vorgefallen? Man hätte mich holen müſſen; verlangte die Frau Marquiſe nicht nach mir?

Ach nein, ehrwürdiger Herr, ſie will Niemand ſehen, ſie weint Tag und Nacht; faſt eine volle Woche dauert das nun ſchon; dabei glaube ich, das Uebel hat einen tieferen Grund. Seit dem Tode des Herrn Marquis nimmt die gnädige Frau zuſehens ab. Sie lag ſterbenskrank hier in ihrem ſchwarzausgeſchlagenen großen Zimmer. Der Herr Oberpräſident wollte es ſo, ſie mußte alle Beileidsbeſuche annehmen; vom Morgen bis zum Abend umgaben die gnädige Frau in tiefe Trauer gekleidete Geſtalten, die ſie nur über ihr Unglück unterhielten; das war der Tod für ſie. Ich dachte, ſie könne ſich wieder erholen, als ihr erlaubt wurde, einen Monat in dem Pavillon zuzubringen. Dort nimmt ſie keinen Beſuch an; und ſogar ihr Herr Schwiegervater kommt nicht ſelbſt zu ihr, ſondern begnügt ſich damit, zu ſchicken, um ſich nach ihrem Befinden erkundigen zu laſſen. Die gnädige Frau fing wieder an, etwas aufzuleben; ſie fühlte ſich weit beſſer, als am vorigen Sonntag der Advocat Loubet vorſprach . . .

Der Advocat Loubet! am Sonntag! bei Frau von Argevilliers!

Er und kein Anderer. Er ſah ſehr verſtört aus, und ich nahm gleich an, es müſſe ihm etwas Schlimmes begegnet ſein. Die gnädige Frau empfing ihn in dem großen Salon, er blieb keine Viertelſtunde, und ich weiß nicht, was vorgefallen iſt; doch als ich zur gnädigen Frau zurückkam, fand ich ſie in einem erbarmungswürdigen Zuſtand, ſie weinte und ſeufzte laut. Ich ſchloß die Thüren ab, damit ſie Niemand ſo ſähe; ich verſuchte ſie zu tröſten . . .

Und was ſagte ſie? . . .

Nichts. Ich brachte nicht ein Wort aus ihr heraus; bald ſchluchzte ſie, als wolle ſie ſich die Seele herausweinen, bald ſtarrte ſie vor ſich hin, daß mir angſt und bange wurde. Zuletzt fiel ſie in Ohnmacht und lag mir wie todt in den Armen. Ich rief nun ihre andern Frauen herzu, die mir halfen, ſie ins Bett zu bringen. Sobald ſie wieder zu ſich gekommen, verbot ſie uns, den

Arzt zu holen und dem Herrn Oberpräſidenten etwas zu ſagen; ſeitdem ſprach ſie nur, um dieſes Verbot zu wiederholen. Sie liegt die ganze Nacht ſchlaflos und nimmt nicht die geringſte Nahrung zu ſich; es ſieht aus, als hätte ſie die Abſicht zu ſterben. Geht das ſo fort, ſo glaube ich, liegt ſie, ehe noch vierzehn Tage verfloſſen ſind, neben dem Herrn Marquis in der Gruft unter der Heilandskirche. Dies große Herzeleid muß eine ganz beſondere Urſache haben, und ich zweifle nicht daran, daß der Advocat Loubet der Frau Marquiſe eine böſe, eine Unglücksnachricht gebracht hat . . .

Jedenfalls konnte das nur ihn angehen und, ſo theilnehmend ſie auch iſt, konnte ſich die Frau Marquiſe die Sache doch nicht ſo ſehr zu Herzen nehmen. Weiß ſie Alles, was ſeitdem ans Licht gekommen iſt? . . .

Den Tod der ſchönen Loubette und das Verbrechen der Katharina Loubet? . . . Nein, Ehrwürden, ich mochte ihr von alldem Nichts ſagen; in ihrem Zuſtand ſieht ſie ohnedies die Welt ſchwarz. Ich verſuchte im Gegentheil, durch allerlei Erzählungen und heitere Geſchichten ihre Gedanken zu zerſtreuen; doch gelang es mir nicht. Die Schwermuth, die der Frau Marquiſe am Herzen nagt, läßt ſich nicht mehr geheimhalten, und was ſoll man anfangen, wenn Beſuche nach dem Pavillon kommen? Die gnädige Frau kann ſich auf die Dauer nicht ſo abſchließen, ohne mit einer Menſchenſeele zu reden. Trotz ihrer Verbote kam ich hierher, den Herrn Oberpräſidenten in Kenntniß zu ſetzen. Was rathen Sie mir, Ehrwürden?

Ich kann nichts ſagen, bevor ich die Frau Marquiſe geſprochen, antwortete der Mönch nach kurzer Ueberlegung: man erwartet mich im Beichtſtuhl; doch gleichviel, ich gehe ſofort nach dem Pavillon hinaus.

## V.

Alle Fenſter in dem Salon mit der italieniſchen Einrichtung waren geſchloſſen; faſt vollſtändige Dunkelheit herrſchte in dem weiten Raum, und man vernahm außer dem Pendelſchlag der großen bronzenen Uhr auf dem Kaminſims keinen Laut. Die Marquiſe ruhte mit geſchloſſenen Augen, die Hände über der Bruſt, auf ihrer Chaiſelongue. Sie ſchien in einer Art von Erſtarrung zu liegen, jedoch verrieth von Zeit zu Zeit ein leichtes Zucken, daß die Seele in dieſem Scheinſchlummer noch wachte; ſchmerzliche Gedanken huſchten über die träumende Stirn, wie wenn Wolkenſchatten bei Unwetter raſch über das Gefilde ſtreifen; ſie hatte gebetet, ihr Roſenkranz von Perlmutter war um einen ihrer Arme gewickelt.

Gnädige Frau, ſagte Genovefa, ſich ihr leiſe nähernd, Seine Ehrwürden der Pater Athanaſius verlangt mit Ihnen zu reden.

Der Pater Athanaſius! rief die Marquiſe auffahrend, er will vielleicht Geld für ſeine Armen; laß ihn hereinkommen und gieb mir meine Börſe, Genovefa.

Der Mönch, von der Kammerfrau geführt, näherte ſich; ſeine Augen konnten in der Dunkelheit des weiten Gemachs Nichts unterſcheiden; tappend ſuchte er einen Sitz neben Frau von Argevilliers und ſagte ohne ſie zu ſehen: Gott ſei mit Ihnen, Frau Marquiſe! Der Landaufenthalt bekommt Ihnen, wie ich hoffe, gut?

Ja, ehrwürdiger Herr, ich befinde mich ſehr wohl, und denke noch länger hier zu bleiben.

Doch, gnädige Frau, ſollten Sie nicht in völliger Einſamkeit leben; durch das Alleinſein entwickelt ſich der größere Theil der Seelenkrankheiten; nur Heilige haben in der Wüſte leben können. Es iſt Unrecht von mir, Sie nicht früher aufgeſucht zu haben; aber die Obliegenheiten meines Standes laſſen mir ſo wenig Muße! . . . Ich habe Kranken die Beichte zu hören, Unglücklichen beizuſtehen. Den Weltleuten bleibt zu ihren Vergnügungen Zeit übrig, aber Derjenige, der ſich die Aufgabe geſtellt hat, die Leiden der Armen und Elenden zu lindern, hat kaum einen Augenblick der Ruhe.

Der Elenden! der Armen! unterbrach ihn die Marquiſe: man ſagt, Gott liebt ſie, und eher ſie, als die Reichen, finden Gnade vor ihm. Ich will Ihnen Geld für ſie geben; ich habe beſchloſſen, den größten Theil

30.

Wohl hundert Boten hatt' er fortgewieſen,
Und blieb auch ſelbſt im Suchen nicht zurück.
Am Ende wandt' er ſich an Malegyſen,
Der ihm ſchon öfter half im Mißgeſchick;
Von ſeiner Liebesnoth belehrt er dieſen
Mit rothen Wangen und geſenktem Blick,
Und bittet ihn, er möcht' ihm doch verkünden,
Wo er die Heißerſehnte könne finden.

31.

Verwund'rung dieſer ſeltnen Dinge wegen
Erfüllt beim Hören Malegyſens Bruſt.
Sich hundertmal zu ihr in's Bett zu legen*,
Lag nur an Reinald, wie ihm wohl bewußt;
Auch ſucht' er ſelbſt ihn oftmals zu bewegen,
Der Armen doch zu thun nach ihrer Luſt,
Mit Wort und That, mit Drohen und mit Flehen,
Doch nimmer wollt' es ihm nach Wunſche gehen.

32.

Und um ſo mehr, da er ihn konnte retten,
Als man ihn auf den Tod gefangen hielt!
Jetzt will er ſich freiwillig zu ihr betten,
Da doch dieß Unternehmen nichts erzielt!
Der Vetter mahnt ihn jetzt an jene Ketten,
Und wie er ihm ſo grauſam mitgeſpielt,
Da auf ſein Widerſtreben wenig fehlte,
Daß man im dunklen Kerker ihn entſeelte.

33.

Allein je mehr dem Malegys das Flehen
Des Reinald ſtürmiſch und beſchwerlich klung,
Je mehr kann er aus dieſem Zeichen ſehen,
Wie feſt ihn Amor mit dem Netz umſchlung.

---

* Anſpielungen auf Bojardo.

meines Vermögens guten Werken zu widmen. Gott wird es mir vielleicht anrechnen! Man muß an ſein Seelenheil denken, ſelbſt wenn man noch ſo fern vom Tode iſt.

Noch ſprach ſie ſo, als Genovefa einen Fenſterladen aufſtieß; das Tageslicht drang mit Einem Mal in den Salon herein, und heller Sonnenſchein beleuchtete voll das Geſicht der Marquiſe: ſie war leichenblaß, leichte grünlich gefärbte Stellen zogen ſich um ihre blutloſen Lippen, und ohne das düſtere Feuer, das in ihren Augen funkelte, hätte man ſie für todt halten können. Ihr Ausſehen hatte etwas Entſetzenerregendes. Die Krankheit hatte die Friſche, die Schönheit der jungen Frau von zwanzig Jahren vernichtet. Die Falte zwiſchen den Augenbrauen war tiefer eingegraben, die Knochen traten ſtark und eckig hervor; der Kopf mit den in dichten Locken herabfallenden hochblonden Haaren erinnerte an eine Löwin. Pater Athanaſius erſchrak über die raſche, furchtbare Veränderung.

Herr, mein Gott! rief er aus, mit Ihrer Geſundheit ſcheint es mir nicht gut zu ſtehen, Frau Marquiſe, Sie müſſen viel gelitten haben!

Ich war in den letzten Tagen etwas krank, antwortete ſie kalt; Genovefa hat mich das Bett hüten laſſen. Jetzt geht es beſſer, ich bin wieder wohl.

Die Ergebung in den Willen Gottes iſt das einzige Mittel gegen die Leiden dieſes Lebens; er will nicht, daß Ihnen in der Betrübniß über den Fall, der Sie betroffen hat, die Sorge für Ihre Geſundheit gleichgültig wird. Sie müſſen den Arzt kommen laſſen, Frau Marquiſe.

Sie ſchüttelte den Kopf, gab dem Mönch die Börſe, die Genovefa ihr eben brachte, und ſagte zu ihm:

Dies iſt für die Armen, daß ſie für mich beten. Helfen Sie damit, wo es noth thut, ohne zu ſparen, ehrwürdiger Herr, und ſo oft ſich die Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun, bietet, kommen Sie zu mir; die Armen ſind die Glieder des Heilands, man ſorgt für ſein Heil, indem man ihre Leiden lindert.

Das war ſo chriſtlich geſprochen, daß Pater Athanaſius zu dem Schluß kam: Frau von Argevilliers ſei geiſtig vollſtändig geſund, erliege aber einem Seelenkummer, für den ſie Troſt und Zerſtreuung in der Ausübung guter Werke ſuche, und dazu müſſe man ihr Gelegenheit verſchaffen. Die Vorſehung, ſo kam es ihm vor, gab ihm ein unfehlbares Mittel an die Hand, der armen Katharina zu helfen, und im frommen Glauben ſagte er:

Will Ihre Chriſtenliebe mich dabei unterſtützen, gnädige Frau, ſo iſt das Leben eines unglücklichen jungen Mädchens gerettet . . .

Die Marquiſe wurde aufmerkſam und erhob den Kopf.

Es handelt ſich um ein Verbrechen, um ein ſchreckliches Ereigniß, von dem Sie vielleicht noch nichts wiſſen, fuhr der Mönch fort; großes Unglück iſt über eine der achtbarſten Bürgerfamilien in Aix, die Familie Loubet, hereingebrochen: Klara Loubet wurde ermordet, und ihre Schweſter Katharina iſt des Mordes angeklagt . . .

Die Marquiſe ſank in ſich zuſammen, ihr Kopf fiel in die Kiſſen zurück, ſie regte ſich nicht mehr, während der Mönch, ohne etwas auszulaſſen, erzählte, wie der Mord entdeckt und die Anklage auf Katharina Loubet gewälzt worden war.

Die Marquiſe ſprach während der langen Erzählung kein Wort; ihre halbgeöffneten Augen ſtarrten vor ſich hin, ohne zu ſehen, ſie hielt ihre geſchloſſenen Hände gegen die Bruſt gedrückt, kalter Schweiß ſchimmerte an ihren Schläfen, an denen die Ader heftig und ungleich pochte; aber ihre Haltung blieb ruhig und unbeweglich.

Nun, gnädige Frau, ſchloß der Mönch ſeinen Bericht über den tieftraurigen Fall, werden Sie mit Ihrem Alles vermögenden Einfluß dem jungen Mädchen zu Hülfe kommen? Sie iſt unſchuldig; Sie würden es glauben, wie ich, wenn Sie ſie in ihrem Gefängniß geſprochen hätten: ſie iſt ruhig, ergeben in ihr Schickſal; ſie erträgt es wie eine Heilige; indeſſen, es liegen Beweiſe gegen ſie vor, die der menſchlichen Gerechtigkeit unwiderleglich erſcheinen müſſen; findet der Richterſpruch Statt, bevor Jacques Loubet Zeit gehabt, zu ihrer Vertheidigung zurückzukehren, ſo wird ſie zum Tode verurtheilt. Er allein auf der Welt kennt den Mörder; er allein kann ſagen, wie es ſich in Wahrheit damit verhält; und damit dies durch ihn vor aller Welt geſchehe, bedarf es eines Aufſchubs der Verhandlung; wird die Beweisfriſt für Katharina erwirkt, ſo iſt ſie gerettet; werden Sie ihre Retterin ſein, gnädige Frau?

Die Marquiſe richtete ſich auf; die ſchreckliche Lage, in der ſie ſich befand, gab ihr für einen Moment die volle Geiſtesgegenwart, die volle Verſtandesklarheit und Willenskraft wieder.

Ja, Ehrwürden, ſagte ſie feſt und beſtimmt, ja; nur iſt das Mittel, das Sie vorſchlagen, unſicher, vielleicht unmöglich. Wo iſt Jacques Loubet mit Sicherheit zu finden? Wird er jemals zurückkehren? Es geht um ſeinen Kopf . . . Nein, nein, nicht durch ſein Zeugniß läßt ſich Katharina retten . . . Sie bekenne ſich ſchuldig, und ich ſtehe für ihr Leben ein mit dem meinigen, mit meinem Leben! Hören Sie, Ehrwürden? Iſt Flucht unmöglich, erwirke ich Begnadigung.

Durch dies Mittel wird das Leben gerettet, Frau Marquiſe, aber die Ehre! . . .

Ein Aufſchub würde weder das Leben, noch die Ehre retten.

Herr, mein Gott! dann komme du der armen Unſchuld zu Hülfe! rief der Mönch beſtürzt.

Ein längeres Schweigen folgte. Die Marquiſe hatte das Kinn in die Hand geſtützt, ſtarrte düſter vor ſich hin und ſchien wieder in tiefſte Abſpannung verſunken. Sie hatte offenbar die Anweſenheit des Pater Athanaſius vergeſſen. Endlich ſtand er auf:

Ich komme morgen wieder, Frau Marquiſe, wenn ich Katharina Loubet mitgetheilt, was Ihre Chriſtenliebe für ſie thun will, ſagte er.

Frau von Argevilliers antwortete nur mit einer Kopfbewegung. Schon an der Thüre, kehrte der Mönch noch einmal um; der Zuſtand, in dem er die Marquiſe verließ, flößte ihm ernſtliche Beſorgniſſe ein, und bei ſeinem frommgläubigen Weſen ſah er nur Ein Mittel, eine raſche Wendung hervorzurufen.

Meine Tochter, ſagte er in ſeiner einfachen Weiſe, es iſt lange her, daß Sie nicht mehr gebeichtet haben; vielleicht bedarf Ihre Seele des geiſtlichen Beiſtandes. Sie wiſſen, welchen wirkſamen Troſt ein Sündenbekenntniß, Reue und Buße uns gewähren.

Frau von Argevilliers ſchauderte und gab mit bebender Stimme zur Antwort: Ich werde an einem der nächſten Tage beichten, Vater Athanaſius; ich habe vorher nöthig, eine Gewiſſensprüfung mit mir vorzunehmen.

Genovefa wartete im Vorzimmer.

Nun, ehrwürdiger Herr, ſagte ſie, was denken Sie von dem Zuſtand der Frau Marquiſe? Mit Ihnen hat ſie doch endlich geſprochen.

Sie ſcheint mir geiſtig geſund, wenn auch durch die Krankheit ſehr angegriffen und verändert.

Iſt es nothwendig, trotzdem ſie es verboten hat, den Herrn Oberpräſidenten und die Aerzte zu rufen?

Warten Sie bis morgen, Genovefa, ich ſpreche noch einmal mit ihr.

Gegen Abend ließ Frau von Argevilliers die

Chaiſelongue, auf der ſie zu ruhen pflegte, nach dem Garten zu rücken. Den Tag über war es glühend heiß geweſen; nach Sonnenuntergang jedoch erhob ſich von Zeit zu Zeit ein linder friſcher Windhauch und rauſchte durch die großen Kaſtanienbäume der Terraſſe. Die Blumen, in ihrer Schönheitsfülle, wie ſie die Sonne des Südens zeitigt, entſandten liebliche Wohlgerüche. Jasmin, Heliotrop und Feuernelken erfüllten die Luft mit ſüßen Düften. Es liegt in der Ruhe einer ſchönen Nacht, in den verſchwimmenden Harmonieen, die wie vom Himmel herab aus den Wipfeln der Bäume tönen, ein gewiſſes geheimnißvolles Etwas, das wie mit einem Zauber die tiefſten Schmerzen bannt und Herzensangſt, ja ſelbſt Gewiſſensbiſſe einſchläfert; Frau von Argevilliers erfuhr das an ſich: auf die Fenſterbrüſtung geſtützt, wandte ſie ihr Geſicht dem Abendwind entgegen und athmete die Wohlgerüche ein, die er ihr zuwehte. Für einen Augenblick erloſch das Denkfieber; ſie riß ſich los von Vergangenheit und Zukunft; ſie vergaß die zerfleiſchenden Martern der Gegenwart; ſie ruhte ſich aus von den Erinnerungen, die ſie tödteten. Ein tiefer Seufzer entrang ſich der glühenden Bruſt; ſie ließ ſich in dieſem Wohlgefühl gehen, in dieſer Zwiſchenfriſt, wie der Unglückliche auf der Folter, wenn man eine Weile mit der Qual innehält. Sie ſtreckte ihre abgezehrten Arme vor ſich hin, ihr Kopf neigte ſich, und dem Genuß des vollſtändigen

Ausruhens ſich hingebend, ſagte ſie leiſe: Die ſchöne Nacht! . . .

Als Genovefa ſie ſo regungslos erblickte, dämpfte ſie das Licht der Lampe und ſetzte ſich in einiger Entfernung nieder. Alle Thüren ſtanden offen; es befand ſich Niemand im Vorzimmer; die Dienſtboten verbrachten ihren Abend im Hauſe des Pächters, das hundert Schritte von dem Pavillon entfernt lag.

Tiefe Stille herrſchte im Saale; der Schein der Lampe fiel ſchräg auf die ſchwarzen und weißen Marmorplatten; die Grau in Grau gemalten Bilder an den Mauern traten unheimlich zwiſchen den Wandabtheilungen hervor; ein ſchwaches Geräuſch drang von außen herein: es rührte von dem Rauſchen des Windes und Waſſers im Park her.

Plötzlich ſtand die Geſtalt eines Mannes wie ein Geſpenſt in der Thüre des Salons. Genovefa richtet ſich von Schrecken erfaßt auf und rief: Wer iſt da? . . .

Es war der Advocat Loubet. Sein verwahrloſ'te Anzug, ſein unraſirter Bart, ſeine beſtaubten Schuhe gaben ihm das Anſehen eines Diebes oder eines Bettlers; ſein abgeſpanntes, von der Sonne gebräuntes Geſicht erſchien um zehn Jahre gealtert. Ohne ein Wort zu ſagen trat er an das Ruhebett der Marquiſe heran. Dieſ blieb regungslos; aber ihre Haare ſträubten ſich; es war ihr, als würde ihr der Hals von einer eiſernen Hand zugeſchnürt. Nach einer Weile ſagte ſie: Gehen Si hinaus, Genovefa.

Der Advocat ſchloß die Thüre hinter ihr ab; dann trat er mit gekreuzten Armen, mit düſterem und drohendem Blick auf Frau von Argevilliers zu. Sie erhob ſich halb, und beide Hände wie zum Schutze über den Kopf haltend, ſagte ſie:

Sie kommen, mich anzuzeigen! — Aber Sie haben keine Beweiſe. Wer wird Ihnen glauben?

Niemand; ich weiß es. Auch bin ich nicht da, um Sie dem Gericht zu überliefern. Ich will nur mich ausliefern. Auch ich habe einen Mord auf dem Gewiſſen! denn ich habe Ihren Liebhaber, ich habe Hektor von Lanſac getödtet! Ich wollte Ihre Ehre in ſeinem Blute rächen! . . . Erbärmlicher Narr, der ich bin! Ich liebte Sie, ich betete Sie an als eine über allen Frauen der Welt ſtehende, keuſche, reine, hohe Frau! und Sie ſind ein Ungeheuer von Schamloſigkeit und Grauſamkeit! . . .

Sie ſank halb ohnmächtig zuſammen.

Loubet, haben Sie Mitleid mit mir, murmelte ſie; ergehen Sie ſich nicht in Beleidigungen, in Drohungen . . . Mein Verbrechen iſt nicht mit freiem Willen geſchehen, und ich gäbe mein Vermögen, mein Blut, Alles außer meinem Ruf dafür hin, es zu ſühnen . . . Sie glauben mir nicht?

Nein, antwortete er, ſein Geſicht abwendend. Ich ſtehe im Begriff, mit meinem Leben die Unſchuldige auszulöſen, die Ihr Verbrechen bis an das Blutgerüſt gebracht hat. Gott ſei gelobt, daß er die ſchreckliche Kunde zu mir gelangen ließ! . . . Es hätte leicht geſchehen können, daß ich nicht zeitig genug eintraf . . .

Katharina wird nicht ſterben; ihr Leben iſt ſicher, wie auch das Urtheil ausfalle. Ich ſchaffe ihr die Mittel zur Flucht . . . und ſpäter wird ſie begnadigt . . .

Begnadigt! Der Gnadenbrief hebt die Todesſtrafe auf; aber die Entehrung, das Brandmaal der Schande! . . . Nein, nein, glänzend ſoll die Rechtfertigung ſein, durch die Katharinens unſchuldiges Haupt gerettet wird! Ich bin bereit, mich für ſie hinzugeben. Der Todtſchläger wird die Züchtigung erleiden, die der Meuchelmörder verdient hat; das iſt ein Gottesurtheil, Madame. Es verſchont Sie für heute; aber ſpäter werden Sie ſich vor ſeinem Gericht zu ſtellen haben . . . Sie erinnern ſich der Blutflecken auf Ihrem Arm am Johannisabend? Die werden dann wieder hervortreten!

Die Marquiſe verbarg unwillkürlich ihre Arme unter ihrem weißen Mäntelchen und antwortete mit hohler, gebrochener Stimme:

Gott wird vielleicht Mitleid mit mir haben, Jacques Loubet. Wenn er mich verdammt, werden die Qualen der Hölle nicht ſchmerzlicher für mich ſein, als die, welche ich auf dieſer Welt dulde. Mein Gewiſſen iſt mein Henker, und Gott ſtraft mich für den Tod Desjenigen, den ich ſo ſehr geliebt habe . . . Ihre Hände ſind ebenfalls mit Blut befleckt, mit dem Blut, für das ich das meinige mit Freuden hingegeben hätte . . . Lanſac iſt unter der Erde gebettet! . . . Niemals, niemals werde ich ihn wiederſehen! . . . Sein ſchönes Geſicht iſt Nichts als ein Todtenkopf, und ich, ich lebe noch; ich lebe Tag und Nacht zerfleiſcht von dieſem entſetzlichen Schmerze!

Sie brach in Thränen aus.

Sie liebten ihn alſo ſehr, dieſen Mann, der Ihnen untreu war! ſagte der Advocat mit verächtlichem Mitleid; er liebte Sie nicht mehr, Madame.

Sie preßte krampfhaft die Hände zuſammen; dieſe Worte weckten in ihrer Seele noch jetzt Eiferſucht und Rache.

Sie müſſen mir jetzt beichten, fuhr der Advocat fort; Sie müſſen mir die ganze Wahrheit ſagen: Der Mord geſchah mit Vorbedacht! Sie gingen in den Garten des Herrn von Lanſac, in der Abſicht, Ihre Nebenbuhlerin zu tödten! . . .

Nein, nein, fiel ſie ihm in die Rede, ich ſchwöre es vor Gott, der mich hört! . . . Ich glaubte die einzige Frau zu ſein, die jemals dieſen Ort betreten habe, als ich die ſchöne Loubette dort fand . . . Sie hielt ein; der Name kam kaum hörbar über ihre Lippen.

Kommen Sie zu Ende! ſagte der Advocat gebieteriſch.

Nun denn! Das Mädchen erkannte mich, ſie überhäufte mich mit den ſchwerſten Beleidigungen, ſie unterfing ſich, mir zu drohen . . . Mein Geheimniß, mein Ruf lag in ihrer Hand . . . Die Unglückliche ſagte mir, morgen ſolle unſere Begegnung bekannt ſein . . . Die Marquiſe von Argevilliers zu dem nämlichen Stelldichein

Die Bitten, die nicht in die Lüfte gehen,
Bewirken, daß er die Erinnerung
Des alten Unrechts will in's Meer verſenken
Und ernſtlich für den Freund auf Hülfe denken.

### 34.

Doch will er ſeine Antwort noch verſchieben,
Und gibt ihm Hoffnung, daß er zweifelsfrei
Ihm werde ſagen können von der Lieben,
Ob ſie in Frankreich, oder wo ſie ſei.
Er geht dahin, von Freundſchaft angetrieben,
Wo er die Geiſter immer ruft herbei;
In Bergen, unzugänglich, liegt die Grotte.
Er nimmt das Buch und ruft die dunkle Rotte.

### 35.

Er wählt ſich Einen, der in Liebesfällen
Bewandert iſt, und fragt ihn um den Grund,
Warum, vertheidigt einſt von ſieben Wällen,
So bloß dieß Herz nun ſei und liebeswund;
Und dieſer macht ihm jene beiden Quellen,
Die Feuer zünden und ertödten, kund,
Und wen die eine traf mit Liebespfeilen,
Den könne, ſagt er, nur die andre heilen.

### 36.

Da er getrunken von des Quells Kryſtallen,
Die feindlich löſchen jede Liebesgluth;
So habe Reinald ſich den Bitten allen
Der Schönen widerſetzt mit kaltem Blut;
Dann aber, ſeinem böſen Stern verfallen,
Hab' er getrunken von der Liebesfluth.
Und nun, gezwungen, jene lieben müſſen,
Von der er kaum zuvor nichts wollte wiſſen.

mit der ſchönen Loubette! . . . Ich fürchtete mich vor ihr . . . ein Meſſer lag auf dem Kamin, ich nahm es . . . Loubette ſchrie . . . Ich weiß nicht, ich war wie toll . . . ich ſtieß zu, ohne hinzuſehen . . . ſo habe ich ſie getödtet . . .

Die Marquiſe ſchwieg, Stimme und Athem verſagten ihr; ſie führte ihr Taſchentuch an den Mund, und als ſie es zurückzog, war es mit ſchaumigem Blut getränkt. Der Advocat wandte ſchaudernd das Geſicht ab.

Seit jenem Tage, begann die Marquiſe mit klagender Stimme wieder, hab' ich nicht mehr geſchlafen! Welche Schreckensbilder! In welchen Martern lebe ich! Ich hoffe, es geht bald zu Ende . . . doch was erwartet mich jenſeits? . . . Mein Gott, habe Erbarmen mit mir! . . .

Möge er Allen verzeihen, ſagte Jacques Loubet in finſterer Ergebung; möge mein Tod Ihr Verbrechen ſühnen können! Morgen werde ich an Katharina's Stelle ſein. Armes himmliſches Weſen! ſie bleibt dann ohne Stütze in der Welt; was wird aus ihr werden? Wer wird ſie heirathen wollen? Wo iſt die klöſterliche Gemeinſchaft, die ſie aufnehmen würde? Jeder wird der nahen Verwandten eines Mannes aus dem Wege gehen, der auf öffentlichem Markt geräbert worden iſt . . .

Frau von Argevilliers fiel erſchreckt mit dem Ausruf auf die Kniee: Jacques Loubet, Sie werden nicht ſtandhaft bleiben, Sie werden mich angeben.

Nein, nein! Sie wiſſen ja, daß ich keine Beweiſe habe . . . Auf meinem Gang zum Blutgerüſt werde ich Ihnen aus der Ferne einen Gruß in Ihr Palais hinaufwinken . . . Werden Sie nicht anweſend ſein, um ſich zu überzeugen, daß der Tod Sie von dem einzigen Zeugen befreit hat, der ſagen könnte: Luiſe von Argevilliers, die edle Wittwe eines königlichen Oberſten, erſtach die ſchöne Loubette?

Die Marquiſe verbarg tief aufſtöhnend das Geſicht in die Kiſſen und winkte dem Advocaten, ſich zu entfernen. Da ergriff er ſie am Arm und ſagte zu ihr: Ich gehe ſtatt Ihrer in den Kerker, auf das Blutgerüſt . . . Aber wenn Gott Ihnen verzeihen ſoll, ſo ſtellen Sie an Ihrem Todestage den guten Namen des armen Jacques Loubet wieder her.

## VI.

In jener Zeit war das Verfahren der Gerichte in Criminalſachen ein ſehr ſchnelles; die Verhandlung gegen den Advocaten Loubet konnte ſich nicht in die Länge ziehen: er hatte ſich ſelbſt zur Haft geſtellt, und da er Alles eingeſtanden, war die Vorunterſuchung raſch zu Ende, der unglückliche Ausgang der Angelegenheit ſchien nicht zweifelhaft. Die ſeltſamen Zwiſchenfälle in dieſem Drama hatten die Stadt Aix gründlich in Aufregung verſetzt. Am Tage, an dem das Urtheil gefällt werden ſollte, belagerte die Menge vom frühen Morgen an die Zugänge zu dem Gerichtspalaſt. Marius Magis hielt auf dem offenen Platz Reden vor einer zahlreichen Zuhörerſchaft. Nicht ohne eine Art von Leidweſen ſah er ſich der wichtigen Rolle beraubt, von der ihn das Eingeſtändniß des Advocaten Loubet abzuſtehen genöthigt hatte, er war auf ein ſehr untergeordnetes Mitſpielen bei der neuen Unterſuchung beſchränkt geweſen, in der ſein Zeugniß weder Jemand verurtheilen noch retten konnte. Aber ſein ſinnreicher Geiſt klammerte ſich an eine Muthmaßung, die bei den Leuten einigen Glauben fand.

Meine Herren, ſagte er zu den zwanzig Procuratoren und Advocaten, die ſich um ihn geſammelt hatten, ich bleibe bei der Annahme, daß Jacques Loubet ein heldenhaftes Opfer der Liebe iſt; er giebt ſein Leben hin, um das Katharinens zu retten. Was bedeutet es, frage ich Sie, daß er den Umſtand nicht hat erklären können, über den ich mein Zeugniß ſo klar und beſtimmt abgegeben habe? Wer iſt das Frauenzimmer, das ich aus dem Garten kommen ſah, wo das Verbrechen begangen wurde, und das ſich in das Loubet'ſche Haus flüchtete? . . . Er ſelbſt hat ſie genannt; die Entdeckung war ſonderbar und ich habe auf der Stelle Mehreren von Ihnen Mittheilung davon gemacht. Und jener Filethandſchuh? . . . Meine Herren! Man müßte ſchlechterdings mit gerichtlichen Verhandlungen nicht vertraut ſein, um in der Sache nicht klar zu ſehen. Ich komme zu dem Schluß: Katharina Loubet hat das Verbrechen begangen, wegen deſſen man ſie gleich Anfangs eingekerkert hatte; die Voruntersuchung befand ſich auf dem Wege zur Wahrheit, als der Advocat Loubet, in beiſpielloſer Selbſtaufopferung, hinzukam und ſich dem Schwerte der Gerechtigkeit überlieferte. Das gegen ihn eingeleitete Verfahren ſtützt ſich auf Thatſachen, die jeder Wahrſcheinlichkeit entbehren, und ſeine Nichtſchuld ſcheint mir erwieſen: man wird ihn verurtheilen, aber die Wahrheit wird ſpäter ans Licht kommen, und ſtatt des einen haben wir zwei Criminalprozeſſe. Merken Sie, was ich ſage, meine Herren: der Ruf des armen Advocaten Loubet wird bald wieder ohne Makel daſtehen.

Beifallsgemurmel begleitete den Schluß dieſer langathmigen Tirade. Marius Magis, ſtolz über ſeinen Erfolg, nahm, indem er ſeinen ſchielenden Blick über ſeine Zuhörerſchaft ſchweifen ließ, noch einmal das Wort.

Das iſt nicht Alles, meine Herren! ich weiß noch einige beſondere Umſtände, und habe ſie Ihnen zum Nachtiſch aufgehoben . . .

Der Kreis um ihn ſchob ſich enger zuſammen; Alle traten mit offenem Munde näher heran.

Ich ſprach heute früh den Bauern, bei dem der Advocat Loubet ſich drüben an der Durance aufgehalten hat; der Mann iſt brav, redlich, ein alter Client von Loubet; er erzählte mir, wie der Advocat Katharina's

Verhaftung erfuhr. Ein wandernder Handelsmann brachte die Nachricht in die Gegend, und die Hirten unterhielten ſich Abends darüber; morgen werden es acht Tage. Der Advocat hatte einen Anfall wie von einer Ohnmacht; er wollte auf der Stelle fort. Wie ein Menſch, der ſeine Sinne verloren hat, ſchrie er: Ich werde ſie retten! Ich gebe mein Leben hin! . . . und that hundert andere, ähnliche Aeußerungen.

Ein großes Gedränge am Thor des Gerichtspalaſtes ſchnitt dem Marius Magis das Wort ab; Jedermann eilte dorthin. Das Urtheil ſollte ſogleich öffentlich geſprochen werden. Es lag dem Parlamentsgerichtsſchreiber nichts daran, ſich mit dem gemeinen Volk in den engen Raum zu zwängen, wo man, um etwas zu ſehen, ſeinen Nachbarn auf die Schultern ſteigen mußte, und er zog es vor, im Freien unter den Bäumen zu bleiben. Ein Dutzend Cadetten, von Hauſe aus geſchwätziges Völkchen von Nichtsthuern, nahm ihn in die Mitte und ließ ſich von ihm nochmals über das Verfahren gegen Katharina Loubet Vortrag halten.

Eine Viertelſtunde darauf kündigte ein dumpfes Gemurmel das Ende der Sitzung an. Der Cadett Beauregard trat zuerſt heraus, ihm folgte die aufgeregte, lärmende Menge.

Einſtimmig verurtheilt, ſagte er, zum Tode verurtheilt! . . . Es heißt, morgen früh ſoll es ſein.

Als dies Marius Magis hörte, ſtreckte er die Arme gen Himmel und lief heftig geſticulirend über den Platz.

Ich laſſe mir nicht den Mund ſchließen! rief er, ich bezeuge es hoch und theuer, daß ich den Advocaten Loubet hier an dem nämlichen Ort am heiligen Johannisabend geſprochen habe; er äußerte ſeinen Beifall über die herrlichen Waffenthaten der Parlamentsgerichtsſchreiber. Der arme Mann! Mit keinem Haar auf ſeinem Kopfe dachte er daran, nach dem Wall hinauszugehen und die ſchöne Loubette umzubringen! . . . Er iſt unſchuldig! hier kommt die Schuldige! . . .

Bei dieſen Worten zeigte er auf Katharina, die, vom Pater Athanaſius geführt, aus der kleinen Portaletſtraße kam; ſie war auf dem Wege zum Gefängniß. Das unglückliche Mädchen war halbtodt; ſie hörte Nichts von dem Geſchrei, das um ſie herum laut wurde, nicht die Drohungen, die hinter ihr her erſchallten; man hätte ſie ſteinigen können, ſie würde ſich nicht umgewandt haben.

Der Mönch, auf das Tiefſte erſchreckt, legte einen Arm um ſie und hielt mit dem andern die Menge zurück, indem er ſagte:

Meine Herren, meine Herren! im Namen Gottes!

Was hat man gegen mich? fragte Katharina, als die Menge ihr den Weg verſperrte.

Da ſchrie eine Stimme neben ihr: Gerechtigkeit! Der Advocat iſt unſchuldig! Hier ſteht die Schuldige! . . .

Pater Athanaſius zog Katharina in das Gefängniß, deſſen ſtarkes Thor ſich ſogleich wieder hinter ihnen ſchloß.

Dem Advocaten war ſo eben das Todesurtheil vorgeleſen worden; er hatte nach ſeinem Beichtiger und nach Katharina verlangt und durfte ſie ungehindert ſprechen, das Geſetz geſtattete dem Verurtheilten dieſen Troſt.

Das junge Mädchen warf ſich vor Jacques Loubet auf die Kniee und faßte ſeine Hände. Pater Athanaſius, der blaß und verſtört ausſah, ſagte mit leiſer Stimme:

Da draußen ſchreit und lärmt man; Marius Magis hat die Cadetten aufgewiegelt; man erklärt Sie für unſchuldig . . . Katharina wurde bedroht . . .

Unglückliches Mädchen! rief der Advocat, ſie in ſeine Arme ſchließend, ſchmerzlich bewegt aus; ich werde ihr nur das Leben gerettet haben! . . . Katharina, unterwerfen Sie ſich dem Willen Gottes! Beten Sie für mein Seelenheil zu ihm! Ich kann die Welt nicht verlaſſen, ohne Ihnen zu Ihrem Troſte zu ſagen, daß ich, wie Sie, an dem Verbrechen, deſſen Sie angeklagt waren, unſchuldig bin! . . .

Sie hätten mich ſterben laſſen ſollen! rief Katharina verzweiflungsvoll. Jacques, man hat Ihnen geglaubt; ich glaubte Ihnen nicht, ich nicht!

Der Mönch hörte ſchmerzlich erſchüttert und erſtaunt zu.

Sie klagten ſich an, um dieſes Kind zu retten! Auch Sie, auch Sie ſind unſchuldig! . . . Aber wer iſt denn der Schuldige?

Sie erfahren es von mir in der Beichte, antwortete

Jacques Loubet ruhig; ſobald ich von Katharina Abſchied genommen, ſchenke ich Ihnen die kurze Zeit, die mir übrig bleibt.

Er wandte ſich zu dem jungen Mädchen und ſprach längere Zeit leiſe mit ihr; eine ſeiner Hände hatte er ihr dabei in die langen Locken geſchoben. Sie hörte ihn auf den Knieen mit gefalteten Händen, geſenkten Augen an, als läge ſie zu den Füßen Gottes.

Einen Augenblick ſchloß er ſie ans Herz, hielt ſie ſo und ſagte:

Katharina, lebe wohl! . . . wir müſſen ſcheiden; deine Gegenwart benimmt mir den Muth . . . bei dir wird mir das Leben wieder werth . . . Wir hätten ſo glücklich ſein können! ich verſtand mein Glück nicht, ſo lange ich es beſaß! O! wenn es mir nochmals gegeben würde!

Sie erhob das Geſicht bei dieſen Worten; ein Freudenſtrahl blitzte in ihren Augen auf; ſie lächelte ſchwach und ſagte leiſe:

Ich werde ſterben! ich werde dich dort oben bald wiederſehen, vor Ende des Jahres . . . Im Sterben wie im Leben bin ich deine Braut.

Jacques Loubet küßte ſie auf die Stirn; dann, indem er ſie den Händen des Mönchs übergab, ſprach er:

Leb wohl, leb wohl, Katharina! Pater Athanaſius, ſorgen Sie dafür, daß ſie ſich entfernt! Wir müſſen allein bleiben, um mich auf den Tod vorzubereiten.

Der Advocat war durchaus nicht übermäßig religiös, ſondern einfach frommgläubig. Seine Beichte war eine aufrichtige, vollſtändige; er ſagte dem Pater die ganze Wahrheit, bevor er die Abſolution von ihm verlangte.

Der Mönch hörte ihn mit tiefer Aufmerkſamkeit an; Thränen rieſelten über ſeine gefurchten Wangen; erſtaunt, ſchaudernd und mitleidsvoll faltete er die Hände. Sobald er Alles gehört, ertheilte er Jacques Loubet die Abſolution in articulo mortis.

Mein Sohn, ſprach er alsdann, ich gehe jetzt, um für Sie einen Aufſchub zu erwirken.

Ach! zu welchem Zwecke, mein Vater?

Schenkt uns die Vorſehung auch nur einen Tag, eine Stunde, ſo iſt es möglich, daß in der kurzen Friſt die Reue in einer verbrecheriſchen Seele zum Durchbruch gelangt. Das Beichtgeheimniß iſt heilig; aber ich will das Gewiſſen jener unſeligen Frau überwachen, deren Leben zur Neige geht.

Der Advocat ſchüttelte traurig den Kopf.

Ich bleibe das Opfer, mein Loos ſollte ſich erfüllen, ſagte er, ich habe keine Hoffnung.

Der Mönch erwirkte einen dreitägigen Aufſchub der Hinrichtung. Sobald er deſſen ſicher war, eilte er nach dem Pavillon hinaus. Auf dem halben Wege kam ihm eine Sänfte mit zahlreicher Begleitung entgegen, der Wagen des Oberpräſidenten folgte, die Dienerſchaft ging zu Fuß. Pater Athanaſius erſchrak, als er die Leute in den ſchwarzen Livreen erkannte; er glaubte, Frau von Argevilliers ſei geſtorben. Der traurige Zug bewegte ſich langſam vorwärts; vier Männer trugen die Sänfte; der Oberpräſident befand ſich in der Kutſche. Er ließ anhalten, als er den Mönch athemlos und mit entblößtem Kopf auf dem Fußſteig erblickte.

Steigen Sie ein, ehrwürdiger Herr, ſagte er, indem er ſich aus dem Wagenſchlag beugte; ich bringe die Marquiſe von Argevilliers wieder in die Stadt; ſie iſt auf den Tod erkrankt, und ich wollte eben zu Ihnen ſchicken.

Der Oberpräſident ſchloß ſeine Anſprache damit, daß er ſich in die Kutſche zurückſinken ließ und dem Pater Athanaſius winkte, ſich an ſeine Seite zu ſetzen. Die Hitze war erſtickend, kein Lüftchen regte ſich; kein Wölkchen zeigte ſich an dem glühenden Himmel; tiefe Stille herrſchte im Felde; nur die Grille zirpte in der Sonne auf den Zweigen, an denen ſich kein Blatt bewegte.

Welche Sahara! rief der Mönch aus; Herr Oberpräſident, in dieſer Gluthitze kann die Frau Marquiſe unterwegs ſterben!

Gott ſtehe ihr bei! Sie mußte unbedingt in die Stadt zurück; wie konnten wir ſie in ihrem Zuſtand in dem Pavillon laſſen? Ihr Zimmer iſt zu klein zum Empfangſaal; morgen, heute ſchon, ſobald die Gefahr, in der ſie ſchwebt, bekannt iſt, wird die ganze Stadt kommen, um ſie zu ſehen. Ich werde ſogleich das vierzigſtündige Gebet für ſie verlangen, die Kirche iſt es einer durch Rang und Tugend ſo hochſtehenden Perſönlichkeit ſchuldig.

37.

Ihm habe ſein ergrimmter Stern gewunken,
Die Gluth zu trinken aus der eiſ'gen Quelle;
Zur ſelben Stunde habe ſie getrunken
Aus jener andern, aus der bittern Welle;
Da ſei die Liebe ganz in ihr verſunken
Und Haß getreten an der Liebe Stelle,
Indeß er ſie ſo heiß und feurig liebte,
Als er ſie einſt durch ſeinen Haß betrübte.

38.

Dieß Alles ſagt der Geiſt dem Malegys
Von Reinald's wunderſamem Liebeleben;
Und von Angelica vernimmt er dieß,
Daß ſie dem jungen Mohren ſich ergeben,
Und daß ſie dann Europa ganz verließ,
Auf unbeſtänd'gen Fluthen hinzuſchweben,
Und vom hiſpaniſchen Strand nach Indiens Flur
Mit kecken Catalanenrudern fuhr.

39.

Wie nun der Vetter kommt, um ihn zu fragen,
Da räth ihm Malegys gewaltig ab,
Noch länger einem Fräulein nachzujagen,
Die dem geringſten Heiden ſich ergab,
Zumal ſo weit von Frankreich fortgetragen,
Daß ſchwerlich ſie erreicht ein Wanderſtab,
Da ſie halbwegs ſchon durch die weiten Wogen
Mit dem Medor nach Indien gezogen.

40.

Daß ſich ſein Liebchen ihm ſo ſchnell empfohlen,
Das hätte ſchwerlich ſehr den Freund gedrückt;
Auch hätt's ihm ſicher nicht den Schlaf geſtohlen,
Daß dieß Ereigniß ihn gen Oſten ſchickt;

Eine Stunde ſpäter war die Marquiſe in ihrem großen, mit ſchwarzem Sammt ausgeſchlagenen Zimmer zu Bett gebracht; das Tageslicht war durch die Vorhänge ausgeſchloſſen, über denen ein großes, elfenbeinernes Cruzifix zwiſchen einem Weihkeſſel und einem Reliquienſchrein angebracht war. Vor dem Lager ſtanden fünf oder ſechs Damen, die ſich flüſternd unterhielten. Vater Athanaſius und Genovefa nahmen ihre Stelle am Kopfkiſſen der Marquiſe ein, die ihr Geſicht gegen die Wand gekehrt hielt. Sie ſprach nicht, ſie klagte über Nichts; man hörte nur ihr ungleiches Athmen und zuweilen ein trockenes Huſten.

Der Mönch ſprach leiſe: Sie ſind ſchwerleidend, meine Tochter; faſſen Sie Muth, Gottes Erbarmen iſt groß, er ſendet mich zu Ihrem Beiſtand, wofern es ſein Wille iſt, daß Sie den ſchrecklichen Weg vom Leben zum Tod überſchreiten ſollen . . . Wünſchen Sie nicht, die Sacramente zu empfangen?

Die Marquiſe gab keine Antwort; der Pater wiederholte ſeine Frage zwei oder drei Mal, bis ſie ungeduldig wurde und zu ihm ſagte: Ich habe noch Zeit dazu, ehrwürdiger Herr; morgen.

Sobald Sie darnach verlangen werden, meine Tochter; ich bleibe in Ihrer Nähe.

Genovefa, in Thränen aufgelöſ't, führte den Mönch in ein anſtoßendes Gemach. Die gnädige Frau liegt im Sterben, ſagte ſie; die Aerzte geben ihr nicht zwei Tage mehr; jeden Augenblick kann ſie in unſeren Armen verſcheiden; und ſie hat nicht gebeichtet! Freilich iſt ſie eine Heilige! . . .

Gott gebe, daß ſie nicht den Tod einer Gottloſen ſtirbt! . . .

Genovefa bekreuzte ſich.

Ehrwürden, ſagte ſie, der letzte Beſuch des Advocaten Loubet koſtet der Frau Marquiſe das Leben; er hat ſie behext, ich bin deſſen ſicher! Es heißt, er ſoll wegen der Verbrechen, deren er ſich ſchuldig bekannt hat, gerädert werden! Sollte Gottes Gericht vollzogen werden, ſo müßte man ihn auf offenem Markte verbrennen.

Gemach, Genovefa, gemach! Sie läſtern den Herrn, ſchnitt ihr der Mönch das Wort ab, dann kehrte er zur Marquiſe zurück; an deren Kopfkiſſen er ſeinen Platz wieder einnahm.

Welche kindiſchen und eitlen Beileidsbezeugungen um dieſes Sterbebett! Das Zimmer war wie eine Todtenkapelle, in die man im Vorbeigehn einen neugierigen Blick warf; der ganze Adel der Stadt wurde empfangen.

Die Marquiſe ſah ſich von den düſtern, traurigen Vorbereitungen umgeben, die der katholiſche Gottesdienſt für die mit dem Tode Ringenden vorſchreibt. Die geweihten Wachskerzen brannten Tag und Nacht in dem Zimmer: man brachte ihr die Reliquien vom heil. Mitré und der heil. Magdalena; man hatte einen Altar in dem Gemache aufgeſtellt, um daran die Gebete für ſie zu ſprechen; es war ihre Schuldigkeit, ſtandesgemäß, wie ſie gelebt, zu ſterben, um zum letzten Male ihres Hauſes Rang und Frömmigkeit zur Schau zu ſtellen. Ihr Schwiegervater ſetzte ſeinen Stolz darein, ſie mit ihrem erbaulichen Ende öffentlich ein Beiſpiel geben zu laſſen. Frau von Argevilliers hatte keine Kinder, keine nahen Verwandten, keine andere als die Familie ihres unlängſt verſtorbenen Mannes; Niemand in der Welt, in der ſie eine ſo hohe, ſo beneidete Stelle eingenommen, beweinte ſie aufrichtig. Die Aerzte hatten ſie aufgegeben. Sie ſpielte bereits die Rolle einer Todten inmitten dieſer düſtern, ſcheinandächtigen Trauervorſtellung, die ſich ohne Berückſichtigung ihrer ſchweren Leiden um ſie herum abſpielte. Unbeweglich und anſcheinend ohne Empfindung ließ ſie das ſchreckliche Schauſpiel, die unmenſchlichen Ceremonien über ſich ergehen. Auf ihr Lager hingeſtreckt, mit geſchloſſenen Augen, gefalteten Händen, lag ſie ſprachlos da, ohne auf das Kommen und Gehen um ſie herum zu achten. Es hatte den Anſchein, als ob ihre Geiſtesfähigkeiten erloſchen ſeien und die letzte Lebenskraft mit dem Tode nur noch um einen bereits erſtarrten Körper ringe. Nur einmal mitten in der Nacht öffnete die Marquiſe die Augen und überſah mit noch lebhaftem und klarem Blick ihre Umgebung; aber der Moment ging wie ein Blitz vorüber, dann lag ſie ſtarr und regungslos wie vorher.

Pater Athanaſius wich nicht von dem Sterbebett; er ſprach der Marquiſe mahnend zu und erwartete in furchtbarer Seelenangſt eine Geberde, ein Wort; aber

Nichts, immer Nichts als dumpfe Klagelaute und ſchmerzvolles Stöhnen.

Während der letzten Nacht beteten zwei Prieſter die Sterbegebete in dem Zimmer der Marquiſe; ihre Frauen wachten bei ihr; Pater Athanaſius kniete zwiſchen den Vorhängen des Lagers und murmelte die Worte des Miſerere; ſeine Augen ſchloſſen ſich, überwältigt von Müdigkeit ſchlummerte er ein. Das Licht der Wachskerzen auf den Wandleuchtern am Kamin ließ die abgeſpannten Geſichter rings umher noch blaſſer erſcheinen; die Fenſter waren ein wenig geöffnet; das Wetter war milde; der erſte Tagesſchein glänzte am Himmel auf; der Morgenwind rauſchte in den Ulmen auf dem Predigerplatz.

Genovefa ordnete die über den Seiten des Lagers herabgeſunkenen Seidendecken, und ihre Hand berührte dabei die Füße der Marquiſe; ſie waren kalt und bereits gefühllos. In dem nämlichen Augenblick fuhr Frau von Argevilliers heftig auf; ein Blutſtrom benetzte ihre Lippen; ihre Arme wurden ſtarr.

Sie ſtirbt! rief Genovefa; reichen Sie ihr das Cruzifix zum Küſſen! . . .

Plötzlich richtete ſich die Marquiſe mit offenen Augen und ausgeſtreckten Händen empor. Ich fühl' es, ich ſterbe, ſagte ſie mit rauher und röchelnder Stimme . . . ich muß beichten! . . . Der Herr Oberpräſident . . . ſoll zu mir kommen! . . . Notare! . . . Zeugen! . . . ſie ſind nöthig! ruft Leute! . . . Die Zeit drängt! . . . Mein Gott! . . . ſchenke mir noch einen Augenblick! . . .

Zeugen! rief Pater Athanaſius; meine Tochter, es iſt Zeit . . . reden Sie! erleichtern Sie Ihr Gewiſſen! . . .

Die Frauen der Marquiſe waren nach der Thür geeilt und hatten Leute herbeigerufen; man weckte den Oberpräſidenten; in einem Augenblick waren alle Bewohner des Palais auf den Beinen. Pater Athanaſius ſprach Frau von Argevilliers zu und hielt ihr dabei beſtändig das Cruzifix vor.

Meine Tochter, ſagte er zu ihr, faſſen Sie Muth! . . . Gott zeigt Ihnen den Weg, auf dem Sie zu ihm gelangen . . .

Nach Verlauf einiger Minuten erſchien auch der Oberpräſident, dem mehrere andere Perſonen folgten; der Tumult im Hauſe hatte Leute herbeigezogen; der Schrecken war auf allen Geſichtern zu leſen.

Einen Notar! wiederholte die Marquiſe, alle ihre Kräfte zuſammennehmend, Einen, der meine letzten Worte aufſchreiben kann . . . Die Zeit drängt! . . .

Wünſchen Sie dies, um Ihren letzten Willen zu erklären, Madame? frug der Oberpräſident, indem er ſeine Schwiegertochter kalt anblickte; aber Sie haben Nichts zu vergeben; alle Ihre Güter vererben ſich nach dem Recht der Subſtitution von ſelbſt weiter.

Nein, ich wünſche es, um meine letzte Beichte abzulegen; ſeien Sie mir Alle Zeugen dabei . . .

Sie wandte ſich nach dem Mönche hin und ſagte unter dem tiefen Schweigen aller Umſtehenden mit deutlicher, vernehmlicher Stimme: Mein Vater, ich erkläre vor Ihnen und vor Denen, die hier gegenwärtig ſind, daß Jacques Loubet nicht ſchuldig iſt . . . Ich bin es, ich habe die ſchöne Loubette getödtet . . .

Ein Schrei erſcholl aus Aller Munde; Pater Athanaſius breitete die Hände über Frau von Argevilliers und ſprach die Formel der Abſolution.

Meine Tochter, rief er, durch Ihre Reue iſt das Haupt eines Unſchuldigen gerettet . . . Einige Stunden noch, und es war zu ſpät . . .

Sie ſank zurück und ſprach mit ſo ſchwacher Stimme, daß der Mönch, der ſich über ſie beugte, ſie kaum verſtand: Ich konnte nicht ſprechen vor meiner Sterbeſtunde! . . . Gelobt ſei Gott! . . . ſie iſt endlich gekommen! . . .

# Pique Dame.

Von

**Alexander Puſchkin.**

(geb. 1799 geſt. 1837.)

Aus dem Ruſſiſchen

von

**Claire von Glümer.**

„Pique Dame bedeutet heimliche Tücke.“
Neues Wahrſagebuch.

# I.

„Oft an Regentagen auch
Saßen ſie nach altem Brauch
Im Kreis,
Bogen — mag es Gott verzeih'n! —
Ihre Kartenblätter ein
Mit Fleiß.
Wer verlor und wer gewann,
Schrieben ſie mit Kreide an,
Und ſo
Waren ſie, nach altem Brauch,
Oft an Regentagen auch
Sehr froh.“

Bei Narumoff, Lieutenant in der Garde-Cavalerie, wurde geſpielt. Die lange Winternacht war dahin gegangen, ohne daß es einer der Anweſenden beachtet hätte, und es war bereits fünf Uhr Morgens, als das Souper begann. Die gewonnen hatten, ſetzten ſich mit großem Appetit zu Tiſch, die Andern ſahen auf ihre leeren Teller nieder; nach und nach machte jedoch der Champagner ſeinen Einfluß geltend, die Unterhaltung belebte ſich und wurde allgemein.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Doch daß ein Mohr mit ihr auf flücht'gen Sohlen
Und ihrer Liebe Knospen weggepflückt,
Das ſchlägt ihm ſolche tiefe Herzenswunden,
Wie er's in ſeinem Leben nie empfunden.

41.

Zur Antwort weiß er nichts hervorzubringen,
Es bebt ſein Herz, und Lippe bebt und Kinn,
Kein Wort vermag die Zunge loszuringen,
Der Mund iſt bitter, als wär' Gift darin.
Von Malegyſen eilt er auf den Schwingen
Der eiferſücht'gen Raſerei dahin;
Nach vielen Thränen und nach vielen Klagen
Beſchließt er, ſich in's Morgenland zu wagen.

42.

Er geht und bittet Karln, ihn zu entlaſſen;
Bayard iſt ihm ein Vorwand von Gewicht,
Sein Roß, das ihm genommen von Gradaſſen
Ganz wider alle ritterliche Pflicht.
Die Ehre zwing' ihn, den Entſchluß zu faſſen,
Damit der lügneriſche Heide nicht
Sich rühme, daß er einem Frankenkrieger
Ein ſolches Roß entriſſen hab' als Sieger.

43.

Karl gibt den Urlaub ihm, und läßt's geſchehn,
Obgleich er's mit ganz Frankreich muß beklagen,
Allein er weiß ihm nicht zu widerſtehn,
Es iſt zu ehrbar, um's ihm zu verſagen.
Dudo und Guido wollen mit ihm gehn,
Doch beiden wird's von Reinald abgeſchlagen.
Er ſcheidet von Paris und zieht allein,
Von Seufzern voll und von verliebter Pein.

Wie iſt dir's heute ergangen, Surin? fragte der Hausherr.

Wie immer — ich habe verloren! Glück habe ich nun einmal nicht. Ich ſpielte Mirandola. Du weißt, wie kaltblütig ich bin, wie ruhig ich pointire . . . niemals ändre ich mein Spiel und verliere beſtändig.

Wie? den ganzen Abend haſt du nicht Ein Mal auf Roth geſetzt? Die Beharrlichkeit iſt merkwürdig.

Wie findet ihr Hermann? fragte einer der Gäſte, indem er auf einen jungen Genie-Offizier deutete. Er hat nie ein Paroli gebogen, nie eine Karte berührt, aber bis fünf Uhr Morgens kann er unſerm Spiele zuſehen.

Das Spiel intereſſirt mich, ſagte Hermann; aber ich habe keine Luſt, das Unentbehrliche zu wagen, um vielleicht das Ueberflüſſige zu gewinnen.

Hermann iſt ein Deutſcher — alſo ſparſam — das iſt natürlich! rief Tomski. Viel merkwürdiger ſcheint mir meine Großmutter, Gräfin Anna Feodorowna.

Wie ſo? fragten ſeine Freunde.

Habt ihr nicht bemerkt, daß auch ſie niemals ſpielt? antwortete Tomski.

Das iſt wahr . . . eine achtzigjährige Frau, die nicht ſpielt, iſt eine Seltenheit, ſagte Narumoff.

Warum ſie es nicht thut, wißt ihr nicht?

Nein . . . Iſt denn ein beſonderer Grund vorhanden?

Natürlich! Hört nur: Ihr müßt wiſſen, daß meine

Großmutter vor etlichen ſechzig Jahren nach Paris ging, wo ſie großes Aufſehen erregte. Man lief ihr nach, um la Vénus moscovite zu bewundern. Richelieu machte ihr den Hof, und meine Großmutter behauptet, ihre Hartherzigkeit hätte ihn beinah dazu gebracht, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Zu jener Zeit pflegten die Frauen Pharao zu ſpielen, und eines Abends verlor meine Großmutter eine bedeutende Summe an den Herzog von Orleans. Als ſie nach Haus gekommen war, legte ſie Paniers und Schönpfläſterchen ab, begab ſich in dieſem tragiſchen Coſtüm zu meinem Großvater, erzählte ihm ihr Mißgeſchick und bat ihn um Geld zur Bezahlung ihrer Schuld. Mein ſeliger Großvater war, wie ich mich erinnere, eine Art von Haushofmeiſter für ſeine Frau, die er fürchtete, wie das Feuer. Aber bei der Summe, die ſie ihm jetzt geſtand, gerieth er in hellen, lichten Zorn, machte ſeine Rechnung und bewies meiner Großmutter, daß ſie in ſechs Monaten eine halbe Million verbraucht hatte. Er ſagte ihr gerade heraus, daß er in Paris ſeine moskauiſchen und ſaratoff'ſchen Dörfer nicht zur Hand hätte, und ſchloß damit, ihr das verlangte Geld zu verweigern. Die Wuth meiner Großmutter könnt ihr euch denken; ſie gab ihrem Manne eine Ohrfeige und bettete ſich für dieſe Nacht allein. Am nächſten Morgen erneuerte ſie ihren Angriff; zum erſten Mal im Leben ließ ſie ſich auf Auseinanderſetzungen und Erklärungen ein — aber umſonſt verſuchte ſie ihrem Gatten deutlich zu machen, daß es verſchiedene Arten von Schulden giebt, und daß man einen Fürſten nicht wie einen Wagenbauer behandeln darf. Alle ihre Beredſamkeit war vergeblich; mein Großvater blieb unbeugſam, und meine Großmutter wußte nicht, was ſie beginnen ſollte. Glücklicherweiſe kannte ſie einen Mann, der damals in hohem Anſehen ſtand. Ihr habt von dem Grafen von Saint-Germain gehört, von dem ſo viele Wunderdinge erzählt werden, und wißt, daß er ſelbſt ſich für einen Wunderthäter ausgab und behauptete, das Lebenselixir ſo wie den Stein der Weiſen zu beſitzen. Einige verlachten ihn und nannten ihn einen Charlatan; Caſanova behauptet in ſeinen Memoiren, er ſei ein Spion geweſen. Wie dem auch ſein mag, Saint-Germain wurde, trotz des Dunkels, das auf ſeinem Leben lag, von der guten Geſellſchaft geſucht und war wirklich ein liebenswürdiger Menſch. Heute noch fühlt meine Großmutter eine lebhafte Zuneigung für ihn und wird böſe, wenn man nicht mit der gebührenden Achtung von ihm ſpricht. Sie hoffte, daß er ihr die erforderliche Summe vorſchießen könnte, und ſchrieb ihm ein Billet, in dem ſie um ſeinen Beſuch bat. Der alte Wunderthäter kam ſogleich und fand ſie in heller Verzweiflung. Mit wenigen Worten erzählte ſie ihm von ihrem Unglück, von der Grauſamkeit ihres Mannes und fügte hinzu, daß ſie nur noch von ſeiner Freundſchaft und Gefälligkeit Hülfe erwarte. Saint-Germain überlegte eine Weile, dann ſagte er: Gnädige Frau, ich könnte Ihnen leicht die erforderliche Summe vorſchießen, aber ich weiß, daß Sie keine Ruhe haben würden, bis

Sie mich bezahlt hätten, und ich möchte nicht, daß Sie aus einer Verlegenheit in die andere geriethen. Es giebt ein beſſeres Mittel, Ihre Schuld zu zahlen: Sie müſſen das Geld zurückgewinnen ... Aber, lieber Graf, erwiderte meine Großmutter, ich habe Ihnen ja geſagt, daß ich nicht mehr eine Piſtole beſitze ... Das brauchen Sie auch nicht, erwiderte Saint-Germain; hören Sie mich nur an ... Und dann offenbarte er ihr ein Geheimniß, das ſicherlich Jeder von euch theuer bezahlen würde.

Die jungen Offiziere waren aufs Höchſte geſpannt. Tomski ſchwieg, um ſeine Pfeiſe anzuzünden, dann zog er die Schärpe feſter und begann aufs Neue:

Denſelben Abend fuhr meine Großmutter nach Verſailles zum Spiel der Königin. Der Herzog von Orleans hielt Bank. Meine Großmutter entſchuldigte ſich leichthin, daß ſie ihre Schuld noch nicht bezahlt; ſie erfand irgend eine glaubwürdige Geſchichte, ſetzte ſich an den Spieltiſch und nahm die drei von ihrem Freunde bezeichneten Karten; ſie gewann und ſpielte ſich vollkommen frei.

Zufall! ſagte einer der Gäſte.

Ein Märchen! rief Hermann.

Es müſſen falſche Karten geweſen ſein, meinte ein Dritter.

Das Alles glaube ich nicht, gab Tomski ernſthaft zur Antwort.

Wie! fiel Narumoff ein, du beſitzeſt eine Großmutter, welcher drei Glückskarten bekannt ſind, und du haſt dir dieſelben noch nicht ſagen laſſen?

Ja, das iſt eben der Teufel! antwortete Tomski. Sie hatte vier Söhne, deren einer mein Vater geworden iſt. Drei unter ihnen waren leidenſchaftliche Spieler, und doch hat ihr keiner das Geheimniß, das ihnen und auch mir von ſo großem Nutzen geweſen wäre, zu entreißen vermocht. Aber hört nur, was mir mein Onkel, Graf Iwan Ilitſch, auf ſein Ehrenwort mitgetheilt hat. Ihr habt Tſchaplitzki gekannt, der Millionen durchgebracht hat und endlich im Elend geſtorben iſt. In ſeiner Jugend hatte er eines Tages an Soritſch etwa 300,000 Rubel verloren und wollte verzweifeln. Meine Großmutter, die mit den dummen Streichen der Jugend eben keine Nachſicht zu haben pflegte, machte — ich weiß nicht warum — zu Tſchaplitzki's Gunſten eine Ausnahme. Sie nannte ihm drei Karten, die er nach einander ſpielen ſollte, er mußte ihr aber das Ehrenwort geben, ſein Leben lang keine Karte mehr zu berühren. Tſchaplitzki ging zu Soritſch und verlangte Revanche; auf die erſte Karte ſetzte er 50,000 Rubel und gewann; dann bog er ein Paroli — gewann wieder. Kurz, er ſpielte ſich frei und machte ſogar noch einen Gewinn.

Aber es iſt Zeit, zu Bette zu gehen . . . ſechs Uhr ſchon!

Jeder leerte ſein Glas, und man trennte ſich.

## II.

„Il parait, que monsieur est décidément pour les suivantes.“
„Que voulez-vous, Madame? elles sont plus fraiches.“
Salon-Geſpräche.

Die alte Gräfin * * * ſaß in ihrem Ankleidezimmer vor dem Spiegel. Drei Kammerfrauen waren um ſie beſchäftigt: die eine reichte ihr ein Büchschen rothe Schminke, die andere eine Schachtel mit ſchwarzen Stecknadeln, und die dritte hielt eine große Haube mit feuerfarbenen Bändern in den Händen. Obwohl die Gräfin allen Schönheitsanſprüchen längſt entſagt hatte, war ſie den Gewohnheiten ihrer Jugend treu geblieben, kleidete ſich nach der vor fünfzig Jahren herrſchenden Mode und widmete ihrer Toilette ſo viel Zeit und ernſte Aufmerkſamkeit, wie ſie vor ſechzig Jahren gethan. Ihre Geſellſchafterin ſaß mit einem Stickrahmen am Fenſter. Guten Morgen, grand'maman! ſagte ein junger Offizier, der ins Zimmer trat. Bonjour, Mademoiselle Lise. Grand'maman, ich komme mit einem Anliegen.

Was iſt's, lieber Paul?

Erlaube, daß ich dir einen meiner Freunde vorſtelle und dich bitte, ihn zu deinem Balle einzuladen.

Kannſt ihn gleich zum Balle mitbringen und dann vorſtellen. Biſt du geſtern bei Frau von * * geweſen?

Natürlich! es war ſehr hübſch; bis fünf Uhr wurde getanzt, und wie ſchön war Elezkaja!

Lieber Junge, deine Anſprüche ſind beſcheiden! Aber ihre Großmutter, die Fürſtin Daria Petrowna, war wirklich eine Schönheit. Jetzt wird ſie freilich wohl recht alt ausſehen, die gute Fürſtin.

Alt ausſehen! rief Tomski unbedachtſam aus. Sie iſt ja ſchon ſeit ſieben Jahren todt.

Die Geſellſchafterin erhob den Kopf und gab dem jungen Manne ein Zeichen. Nun fiel ihm ein, daß es hergebracht war, der alten Gräfin den Tod ihrer Zeitgenoſſen zu verbergen; er biß ſich auf die Lippen — aber die Gräfin blieb ganz ruhig.

Todt — und ich habe nichts davon gewußt! ſagte ſie. Wir wurden zuſammen zu Ehrenfräulein ernannt, als wir der Kaiſerin vorgeſtellt wurden . . .

Zum hundertſten Male erzählte ſie dieſelbe Anekdote.

Komm, Paul, ſagte ſie dann, hilf mir aufſtehen. Liſanka, wo iſt meine Tabaksdoſe?

Und von ihren Kammerfrauen begleitet, begab ſich die Gräfin hinter einen Schirm, um ihre Toilette zu vollenden. Tomski blieb mit der Geſellſchafterin allein.

Wer iſt's, den Sie hier vorſtellen wollen? fragte Liſabeta Iwanowna.

Narumoff; kennen Sie ihn?

Nein. Iſt er Offizier?

Ja.

Beim Geniecorps?

Nein, bei der Cavalerie. Warum vermuthen Sie, daß er beim Genie ſteht?

Die Geſellſchafterin lächelte, gab aber keine Antwort.

Paul, rief die Gräfin hinter ihrem Schirm, ſchicke mir doch irgend einen neuen Roman. Einerlei was es iſt, nur nichts nach dem Geſchmack des Tages.

Wie ſoll er denn ſein, Grand'maman?

Ein Roman, in dem der Held weder Vater noch Mutter erwürgt und worin keine Ertrunkenen vorkommen. Nichts iſt mir ſchrecklicher, als Ertrunkene.

Wo ſoll ich ſolchen Roman hernehmen? Willſt du ein ruſſiſches Buch haben?

Giebt es denn ruſſiſche Romane? Kannſt mir einen ſchicken, lieber Junge, kannſt mir einen ſchicken.

Adieu, Grand'maman ... ich habe Eile. Adieu, Liſabeta Iwanowna; warum meinten Sie denn, daß Narumoff beim Genie ſtände?

Mit dieſen Worten ging Tomski fort.

Liſabeta Iwanowna blieb allein, nahm ihre Arbeit wieder auf und ſetzte ſich damit dicht ans Fenſter. Gleich darauf erſchien ein junger Offizier an der Ecke des gegenüber liegenden Hauſes. Die Geſellſchafterin erröthete und beugte ſich tief auf ihre Stickerei nieder; in demſelben Augenblick kam die alte Gräfin, völlig angekleidet, wieder zum Vorſchein.

Laß anſpannen, Liſanka, ſagte ſie; wir wollen ſpazieren fahren.

Liſanka erhob ſich ſogleich und räumte ihre Arbeit zuſammen.

Nun, Kleine, was ſoll das? fragte die Gräfin; biſt du taub? ... Du ſollſt gleich anſpannen laſſen.

Ich gehe ſchon! antwortete die Geſellſchafterin und eilte hinaus.

Ein Diener brachte Bücher, die Fürſt Paul Alexandrowitſch geſchickt hatte.

Schön, ich laſſe danken, ſagte die Gräfin. Liſanka, Liſanka, wohin läufſt du denn?

Ich wollte mich anziehen.

Das hat Zeit, liebes Kind. Setze dich, nimm den erſten Band und lies.

Die Geſellſchafterin nahm das Buch und las ein paar Zeilen.

Lauter! ſagte die Gräfin. Was haſt du denn, Kleine? Es klingt ja, als ob du heiſer wärſt. Rücke das Tabouret näher ... noch näher .. ſo!

Liſabeta Iwanowna las noch zwei Seiten. Die Gräfin gähnte.

Leg das Buch wieder fort, ſagte ſie; nichts als albernes Geſchwätz! du kannſt dem Fürſten Paul die Bücher wieder ſchicken ... ich laſſe dafür danken. Aber wo nur der Wagen bleibt!

Der Wagen iſt vorgefahren, antwortete Liſabeta Iwanowna, indem ſie aus dem Fenſter ſah.

Und du biſt nicht fertig! daß man immer auf dich warten muß, Kleine, iſt unerträglich!

Liſa eilte in ihr Zimmer, aber ſie war kaum zwei Minuten dort, als die Gräfin aus allen Kräften klingelte, ſo daß die drei Kammerfrauen durch die eine, der Kammerdiener durch die andere Thür herein ſtürzten.

Man ſcheint nicht auf mich zu hören, rief die Gräfin; ſagt Liſabeta Iwanowna, daß ich auf ſie warte.

In dieſem Augenblick kam das junge Mädchen in Hut und Mantel zurück.

Endlich, liebes Kind! ſagte die Gräfin. Aber wie du geputzt biſt . . . auf wen haſt du es denn abgeſehen? Wie iſt eigentlich das Wetter? . . . windig, ſcheint es mir.

Ew. Erlaucht wollen verzeihen, es iſt im Gegentheil ſehr ruhig, antwortete der Kammerdiener.

Sie wiſſen ja nie, was Sie behaupten . . . machen Sie das Fenſter auf . . . Hab' ich's nicht geſagt? windig und kalt. Man ſoll wieder ausſpannen. Liſanka, wir fahren nicht. Du brauchteſt dich nicht ſo ſchön zu machen.

Welch ein Leben! ſagte Liſabeta Iwanowna zu ſich ſelbſt.

Sie hatte Recht — ihr Leben war qualvoll. Bitter iſt das Brod, das man bei Fremden iſſt, und ſeine Treppen zu ſteigen eine harte Mühe, ſagt Dante *); aber wer vermöchte die Leiden der Geſellſchafterin einer vornehmen alten Dame zu ſchildern! Die Gräfin * * * war keine böſe Frau; ſie hatte nur alle Launen eines von der Welt verzogenen Weſens

---

*) Tu proverai siccome sa di sale
Lo pane altrui, e come è duro calle
Lo scendere e il salir per l' altrui scale.
Paradiso, XVII. 58.

44.

Stets denkt er dran, und kann es nicht vergeſſen,
Wie er ſie haben konnte tauſendmal,
Und dieſe ſeltne Schönheit, wie beſeſſen,
Kränkungen ließ erfahren ohne Zahl.
Doch kurz nur war die ſchöne Zeit gemeſſen,
In der er ſich um ſolche Luſt beſtahl;
Jetzt möcht' er ſie für einen Tag erwerben,
Für einen kurzen Tag, und gerne ſterben.

45.

Ihn läßt's nicht los, und wo er immer bliebe,
Wie's doch nur ſein kann, daß ein niedrer Knecht
Aus ihrem Herzen alle Treu' und Liebe
Der andern auszurotten ſich erfrecht.
So zieht er gegen Oſten, ſtill und trübe,
Mit den Gedanken ewig im Gefecht;
Er reitet Baſel zu, dem Rhein entgegen,
Bis düſter die Ardennen ihn umhegen.

46.

Schon iſt er weit durch der Gebüſche Bogen
In dieſem abenteuerlichen Wald,
Von Städten fern und Burgen, hingezogen,
Und rauh und ſchrecklich wird die Straße bald.
Da iſt der Himmel plötzlich überflogen,
Die Sonne ſchwarz von Wolken überwallt,
Und gräßlich naht ihm, wo ein Fels ſich ſpaltet,
Ein Ungeheuer, wie ein Weib geſtaltet.

47.

Wohl tauſend Augen ohne Augenlieder
Stehn offen in dem Haupt und ſchlummerlos;
Gleich viele Ohren hängen rings hernieder,
Und ſtatt der Haare ſieht man Schlangen bloß.

und war geizig, engherzig, egoiſtiſch geworden, wie Jede, die aufgehört hat, in der Geſellſchaft eine Rolle zu ſpielen. Sie verſäumte noch immer keinen Ball, ſaß geſchminkt, in altmodiſchem Putz, wie ein unförmliches, unvermeidliches Geräth in einer Ecke des Saales und wurde von Jedem, der eintrat, mit einer Verbeugung begrüßt; war jedoch dieſe Förmlichkeit abgethan, ſo kümmerte ſich Niemand mehr um ſie. In ihrem Hauſe empfing ſie die ganze Stadt, hielt ſtreng auf Etikette, konnte ſich aber weder Namen noch Geſichter merken. Die zahlreiche Dienerſchaft, die in ihrem Vorzimmer grau und fett geworden war, lebte ganz nach eigenem Belieben, und ſo ging es im Hauſe zu, als ob die Gräfin unter Räuber gerathen, oder als ob der Tod bereits eingezogen wäre. Liſabeta Iwanowna's Daſein war eine beſtändige Quälerei. Wenn ſie den Thee ſervirte, machte man ihr Zuckerverſchwendung zum Vorwurf. Wenn ſie der Gräfin etwas vorlas, wurde ſie für alle Albernheiten der Schriftſteller zur Rechenſchaft gezogen, und wenn ſie ihre Herrin auf Spazierfahrten begleitete, wurden ſchlechtes Pflaſter und ſchlechtes Wetter ihr zur Laſt gelegt. Der mehr als beſcheidene Gehalt, den ſie bezog, wurde niemals pünktlich ausbezahlt, und doch verlangte man von ihr, daß ſie ſich kleide „wie alle Welt“, das heißt, wie ſehr Wenige. Ihre Stellung in der Geſellſchaft war eine höchſt unbehagliche. Jeder kannte ſie, aber Niemand zeichnete ſie aus. Zum Tanz wurde ſie nur aufgefordert, wenn irgendwo ein vis-à-vis fehlte, und alle

Damen, die irgend etwas an ihrer Toilette zu ordnen hatten, nahmen ſie ohne Weiteres bei der Hand und zogen ſie fort. Liſabeta war ehrgeizig, fühlte das Demüthigende ihrer Lage und wartete voll Ungeduld auf den Befreier, der ihre Ketten zerreißen würde. Aber die jungen Männer, die trotz ihres zur Schau getragenen Leichtſinnes ſo vorſichtig berechnen, nahmen ſich wohl in Acht, ſie auszuzeichnen, und doch war Liſabeta Iwanowna viel anziehender, als die einfältigen, übermüthigen Geſchöpfe, denen dieſe Herren ihre Huldigungen darbrachten. Wie oft flüchtete ſie aus der Pracht und Langenweile des Salons unbemerkt in ihr ärmliches Zimmer, deſſen Einrichtung aus einem alten Bettſchirm, einem geflickten Teppich, einer Commode, einem kleinen Spiegel und einer Bettſtelle von gemaltem Holz beſtand, ſaß da beim Licht einer Talgkerze in meſſingnem Leuchter und weinte ſich ſatt.

Eines Morgens aber — es war zwei Tage nach dem Spielabend bei Narumoff und acht Tage vor der eben geſchilderten Scene — eines Morgens, als Liſabeta Iwanowna mit ihrem Stickrahmen am Fenſter ſaß und einen zerſtreuten Blick hinaus warf, ſah ſie auf der andern Seite der Straße einen jungen Genie-Offizier ſtehen und unverwandt zu ihr herauf ſtarren. Sie ſenkte den Kopf und ſtickte mit verdoppeltem Eifer. Als ſie jedoch fünf Minuten ſpäter unwillkürlich wieder hinausſah, ſtand der Offizier noch an derſelben Stelle. Da ſie nicht gewohnt war, mit den Vorübergehenden zu kokettiren, blieb ſie mit geſenktem Kopfe beinah zwei Stunden lang an ihrer Arbeit ſitzen. Dann wurde ſie zu Tiſch gerufen, mußte aufſtehen, ihre Stickerei bei Seite legen . . . und noch immer ſah ſie den Offizier unbeweglich daſtehen. Sie fand es ſeltſam, trat nach dem Diner mit einer gewiſſen Erregung ans Fenſter; aber nun war der junge Mann nicht mehr da, und ſie dachte nicht weiter an ihn.

Zwei Tage ſpäter, als ſie mit der Gräfin in den Wagen ſteigen wollte, ſah ſie ihn wieder. Er ſtand an ihrer Thüre; ſein Geſicht war durch den hinaufgeſchlagenen Pelzkragen verhüllt, aber ſeine ſchwarzen Augen blitzten unter dem Hutrande hervor. Liſabeta Iwanowna fürchtete ſich, ohne recht zu wiſſen, warum, und ſtieg zitternd in den Wagen.

Als ſie nach Haus zurückgekehrt war, trat ſie mit klopfendem Herzen ans Fenſter; der Offizier ſtand an dem alten Platze und ſah mit glühendem Blick zu ihr hinauf. Sie zog ſich ſchnell zurück, aber ſie brannte vor Neugier, und eine nie gekannte Empfindung wurde in ihr wach.

Seitdem war nicht ein Tag vergangen, ohne daß ſich der junge Genie-Offizier vor ihrem Fenſter gezeigt hätte, und nach und nach entſpann ſich eine Art von ſtummem Verkehr zwiſchen ihnen Beiden. Während ſie an ihrem Stickrahmen ſaß, überkam ſie plötzlich das Gefühl ſeiner Gegenwart. Dann erhob ſie den Kopf und ſah ihn — mit jedem Tage etwas länger — an. Er ſchien dieſe unſchuldige Gunſt mit lebhaftem Danke hinzunehmen, denn mit dem raſchen, ſcharfen Blick der Jugend bemerkte ſie, daß ſich ſeine blaſſen Wangen, ſo oft ihre Augen den ſeinigen begegneten, mit einer tiefen Röthe bedeckten. Nach Verlauf von acht Tagen begann ſie ihm zuzulächeln.

Als Tomski die Gräfin um Erlaubniß bat, ihr einen ſeiner Kameraden vorſtellen zu dürfen, ſchlug dem armen Mädchen das Herz, und als ſie erfuhr, daß Narumoff kein Genie-Offizier war, machte ſie ſich bittre Vorwürfe, ihr Geheimniß dem leichtſinnigen Tomski verrathen zu haben.

Hermann war der Sohn eines Deutſchruſſen und hatte von ſeinem Vater ein kleines Capital geerbt. Feſt entſchloſſen, ſeine Unabhängigkeit zu wahren, hatte er ſich's zum Geſetz gemacht, ſein Vermögen nicht anzutaſten, lebte von ſeinem Solde und geſtattete ſich nicht die geringſte unnütze Ausgabe. Er war wenig mittheilſam, ehrgeizig und von einer Beharrlichkeit, die den Kameraden zu allerlei Neckereien Anlaß gab. Unter dem Anſchein der Ruhe verbarg er glühende Leidenſchaften und eine zügelloſe Phantaſie; aber er blieb immer Herr ſeiner ſelbſt und hatte ſich vor den gewöhnlichen Verirrungen der Jugend zu bewahren gewußt. So hatte er, trotz ſeiner Leidenſchaft für das Spiel, nie eine Karte in die Hand genommen, weil ihm ſeine Verhältniſſe, wie er ſich ſelber ſagte, nicht erlaubten, das Nothwendige zu opfern, um vielleicht das Ueberflüſſige zu gewinnen. Trotzdem konnte er Nächte lang vor dem grünen Tiſche ſitzen und die Wechſelfälle des Spiels mit fieberhafter Aufregung verfolgen.

Die Geſchichte von den drei Karten hatte ſeine Phantaſie mächtig angeregt. Die ganze Nacht hatte er darüber nachdenken müſſen. Wenn doch — ſagte er zu ſich ſelbſt, während er am nächſten Abend durch die Straßen von Petersburg wanderte — wenn doch die alte Gräfin mir ihr Geheimniß anvertrauen, mir die drei gewinnenden Karten nennen wollte! . . . Ich muß mich ihr vorſtellen laſſen, muß ihr Intereſſe gewinnen, mich bei ihr einſchmeicheln. Aber ſie iſt ſiebenundachtzig Jahr alt, kann in den nächſten Tagen, vielleicht morgen ſchon ſterben . . . und ob an der Geſchichte auch nur ein wahres Wort iſt? . . Nein! Sparſamkeit, Mäßigkeit, Arbeit, das ſind die drei Karten, die mir Gewinn bringen ſollen. Mit ihrer Hülfe werde ich mein Vermögen verdoppeln; ſie werden mir Unabhängigkeit und Behagen ſchaffen.

In dieſe Gedanken verſunken, hatte er eine der großen Straßen von Petersburg erreicht und ſtand einem alten, ſtattlichen Hauſe gegenüber. Die Straße war mit Equipagen angefüllt, die nach einander vor der glänzend erleuchteten Façade hielten. Bald ſah er auf dem Wagentritt einen kleinen Frauenfuß, bald die hohen Stiefel eines Generals, bald einen durchbrochenen Strumpf, bald den Schuh eines Diplomaten erſcheinen. Pelze und Mäntel zogen in langer Reihe an einem rieſenhaften Portier vorüber. Hermann blieb ſtehen.

Wem gehört das Haus? fragte er den an der Ecke ſtehenden Nachtwächter.

Der Gräfin * * *, antwortete der Mann.

Hermann fuhr zuſammen. Die Geſchichte von den drei Karten fiel ihm wieder ein; er begann vor dem Hauſe hin und her zu gehen und dachte an die Frau, die es bewohnte, an ihren Reichthum, an die geheimnißvolle Macht, die ſie beſaß. Als er in ſeine düſtre Wohnung zurückgekehrt war, konnte er lange keine Ruhe finden, und als er endlich einſchlief, tanzten Karten, grüne Tiſche, Haufen von Gold und Banknoten an ihm vorüber. Er ſah ſich ſelbſt ein Paroli nach dem andern biegen, ſah ſich immer gewinnen und füllte ſeine Taſchen mit Gold und Papiergeld. Beim Erwachen ſandte er den verſchwundenen Schätzen einen tiefen Seufzer nach, und um ſich zu zerſtreuen, begann er abermals durch die Straßen zu wandern. Bald ſtand er wieder dem Hauſe der Gräfin * * * gegenüber . . . eine unwiderſtehliche Gewalt ſchien ihn dahin zu ziehen. Er ſah nach den Fenſtern hinauf — hinter einem derſelben erblickte er einen jugendlichen Kopf mit ſchönen, ſchwarzen Haaren, der ſich anmuthig auf ein Buch oder eine Arbeit niederbeugte. Dann hob ſich der Kopf; Hermann ſah ein friſches Geſicht mit dunkeln Augen . . . und dieſer Moment entſchied über ſein Schickſal.

## III.

„Vous m'écrivez, mon ange, des
lettres de quatre pages plus
vite que je ne puis les lire."

* * *

Liſabeta Iwanowna war eben im Begriff, Hut und Mantel abzulegen, als die Gräfin ſie zurückrufen ließ. Sie hatte wieder anſpannen laſſen und wollte fahren. Während zwei Lakaien mit großer Mühe die alte Dame in den Wagen hoben, ſah Liſabeta Iwanowna den jungen Genieoffizier plötzlich dicht an ihrer Seite und fühlte, daß er ihre Hand ergriff. Der Schrecken raubte ihr die Beſinnung, und der junge Mann war bereits verſchwunden, als ſie bemerkte, daß er ihr ein Papier zugeſteckt hatte. Sie verbarg es haſtig in ihrem Handſchuh und ſah und hörte nicht, was um ſie her geſchah.

Während des Fahrens hatte die Gräfin wie gewöhnlich immerfort zu fragen: Wer iſt der Mann, der uns eben gegrüßt hat? — Wie heißt dieſe Brücke? — Was ſteht dort auf dem Aushängeſchilde geſchrieben? Liſabeta Iwanowna gab lauter verkehrte Antworten und wurde von der Gräfin ausgeſcholten.

Nun, Kleine, was iſt denn heute mit dir? ſagte ſie. Wo ſind deine Gedanken? Oder kannſt du mich plötzlich nicht mehr verſtehen? Ich lisple doch nicht, Gott ſei Dank, und rede auch keinen Unſinn.

Liſabeta Iwanowna hörte ſie nicht. Sobald ſie nach Haus kam, eilte ſie in ihr Zimmer, ſchloß ſich ein und zog den Brief hervor. Er war nicht verſiegelt; ihn ungeleſen zu laſſen, wäre alſo ganz unmöglich geweſen. Der Brief enthielt eine Liebeserklärung; er war zärtlich, achtungsvoll und Wort für Wort aus einem deutſchen Roman überſetzt; aber Liſabeta Iwanowna konnte nicht deutſch und war mit Hermann's Epiſtel ſehr zufrieden.

Dennoch befand ſie ſich in der größten Verlegenheit. Zum erſten Mal im Leben hatte ſie ein Geheimniß. Mit einem jungen Manne im Briefwechſel ſtehen! Sie erſchrak vor ihrer eignen Kühnheit, machte ſich ihr Benehmen zum Vorwurf und wußte nicht, wozu ſie ſich entſchließen ſollte.

Nicht mehr am Fenſter arbeiten; den jungen Mann durch Kälte abſchrecken; ihm ſeinen Brief zurückgeben; ihm feſt und abweiſend antworten . . . was ſollte ſie thun? Sie hatte keinen Freund, keinen Rathgeber und entſchloß ſich endlich zu antworten.

Sie ſetzte ſich an ihren Tiſch, nahm Papier und Feder zur Hand und verſank in tiefes Nachdenken. Aber mancher Brief wurde angefangen und wieder zerriſſen. Bald fand ſie ihr Billet zu hart, bald fehlte ihm die nöthige Würde. Endlich nach vieler Mühe brachte ſie ein paar Zeilen zu Stande, die ihr genügten: „Ich glaube“, ſchrieb ſie, „daß Ihre Abſichten die eines Ehrenmannes ſind, und daß Sie mich durch Ihr unbedachtes Benehmen nicht beleidigen wollen; aber Sie werden begreifen, daß unſre Bekanntſchaft nicht in dieſer Weiſe angeknüpft werden kann. Ich ſchicke Ihnen Ihren Brief zurück und hoffe, daß ich keine Urſache haben werde, die Unvorſichtigkeit meiner Antwort zu bereuen.“

Am nächſten Morgen ſtand Liſabeta Iwanowna, ſobald ſie Hermann erblickte, von ihrem Stickrahmen auf, ging in den Salon, öffnete das Fenſter und warf — auf die Gewandtheit des jungen Offiziers rechnend — ihren Brief hinunter. Hermann ſtürzte auch ſogleich darauf zu, eilte damit in den nächſten Conditorladen, riß das Siegel auf und fand ſein eigenes Billet nebſt dem von Liſabeta Iwanowna. Es war ungefähr, wie er es erwartet hatte, und zufrieden mit dem Anfang ſeines Abenteuers kehrte er in ſeine Wohnung zurück.

Drei Tage ſpäter erſchien ein junges Mädchen mit muntern, unverſchämten Augen und verlangte Liſabeta Iwanowna im Auftrage einer Putzmacherin zu ſprechen. Liſabeta erſchrak; ſie fürchtete eine vergeſſene Rechnung zu erhalten, aber als ſie das Papier entfaltete, erkannte ſie Hermann’s Handſchrift.

Sie irren ſich, ſagte ſie, dieſer Brief iſt nicht an mich.

Bitte um Verzeihung, antwortete die Putzmacherin mit liſtiger Miene, leſen Sie nur.

Liſabeta Iwanowna warf einen Blick hinein; Hermann verlangte eine Unterredung.

Unmöglich! rief ſie, erſchreckt von der Kühnheit dieſer Bitte und der Art und Weiſe, in welcher ſie ihr zugegangen war. Der Brief iſt nicht an mich.

Mit dieſen Worten zerriß ſie ihn in tauſend Stücke.

Wenn der Brief nicht an Sie iſt, warum zerreißen Sie ihn denn? ſagte das Mädchen. Sie hätten ihn lieber an die richtige Adreſſe ſchicken ſollen.

Bitte, meine Liebe, ſagte Liſabeta Iwanowna, die ſich über die Bemerkung ärgerte, bringen Sie mir künftig keine Briefe mehr und ſagen Sie Dem, der Sie hergeſchickt hat, er möge ſich ſeiner Handlungsweiſe ſchämen.

Aber Hermann ließ ſich nicht abſchrecken; täglich bekam Liſabeta Iwanowna einen Brief, bald auf die eine, bald auf die andre Weiſe, und jetzt waren es keine Ueberſetzungen aus dem Deutſchen, die er ihr ſchickte. Hermann ſchrieb unter dem Einfluß einer heftigen Leidenſchaft und in einer Sprache, die ganz ſein eigen war. Liſabeta Iwanowna vermochte dieſem Strom von Beredſamkeit nicht zu widerſtehen. Erſt nahm ſie ſeine Briefe nur an, dann antwortete ſie darauf, und täglich wurden ihre Antworten länger und zärtlicher. Endlich warf ſie ihm folgendes Billet durch das Fenſter zu:

„Heute iſt Ball bei dem * * ſchen Geſandten; die Gräfin wird hingehen, und wir werden bis zwei Uhr dort bleiben. Nun hören Sie, wie wir uns ohne Zeugen ſprechen können. Sobald die Gräfin fortgefahren iſt,

Dieß Unthier iſt die fürchterlichſte Hyder,
Die je hervorging aus der Hölle Schooß.
Der Schlangen größte, welche grimmig züngelt,
Dient ſtatt des Schweifs ihr, um die Bruſt geringelt.

### 48.

Was bei ſo manchem ſchweren Unterfangen
Dem Reinald nie geſchah, geſchieht ihm jetzt:
Wie dieſes Unthier kommt herangegangen
Und ſich zum Angriff in Bereitſchaft ſetzt,
Empfindet er ein ungeheures Bangen
Und iſt, mehr als ein Andrer je, entſetzt;
Doch ſtellt er ſich, wie immer ſonſt, verwegen,
Und bebend ſchwingt er ſeinen guten Degen.

### 49.

Das Ungethüm kommt auf ihn angedrungen,
So daß man ſieht, wie gut es kämpfen kann.
Es ſtürzt, die gift'ge Schlange hochgeſchwungen,
Mit wilder Streitluſt auf den Rittersmann.
Von da und dort kommt's hoch herein geſprungen;
Er fehlt, und greift den Kampf nicht glücklich an:
Er giebt ihm hundert Hiebe, quer und grade,
Doch ſendet er nicht einen, der ihm ſchade.

### 50.

Das Unthier drückt ihm an die Bruſt die Schlange,
So daß es ihm wie Eis das Herz durchwallt,
Drückt ſie an das Viſier, und ſtreift die Wange
Und ſtreift den Hals ihm glatt und gräßlich kalt.
Da wird's dem Ritter endlich allzu bange,
Er ſpornt ſein Roß mit tobender Gewalt;
Allein der Furie macht's nicht viel Beſchwerde,
Sie ſchwingt ſich auf, und ſitzt mit ihm zu Pferde.

das heißt gegen elf Uhr, pflegen ſich auch die Domeſtiken zu entfernen, ſo daß ſich in der Vorhalle nur der Thürſteher befindet, der gewöhnlich in ſeiner Loge einſchläft. Treten Sie alſo, ſobald es elf ſchlägt, ins Haus und eilen Sie ohne Weiteres die Treppe hinauf. Finden Sie Jemand im Vorzimmer, ſo fragen Sie, ob die Gräfin zu ſprechen ſei. Dann wird man Ihnen ſagen, ſie wäre ausgefahren, und Ihnen bleibt natürlich nichts übrig, als zu gehen. Aber aller Wahrſcheinlichkeit nach wird Ihnen Niemand begegnen, denn die Kammerfrauen der Gräfin halten ſich in einem abgelegnen Gemache auf. Im Vorzimmer wenden Sie ſich links und gehen immer weiter, bis Sie das Schlafzimmer der Gräfin erreichen. Dort werden Sie hinter einem Schirm zwei kleine Thüren ſehen: die zur Rechten führt in ein Cabinet, das die Gräfin niemals betritt; die zur Linken in einen Gang, an deſſen Ende ſich eine Wendeltreppe befindet. Ueber dieſe Treppe gelangen Sie in mein Stübchen."

Zitternd wie der Tiger, der ſeine Beute nahen ſieht, wartete Hermann auf die Stunde des Stelldicheins. Von zehn Uhr an ging er vor dem Hauſe der Gräfin auf und nieder. Das Wetter war abſcheulich; der Wind tobte, und der Schnee fiel in dichten Flocken nieder. Die Laternen verbreiteten nur ein unſicheres Licht, und die Straßen waren leer; von Zeit zu Zeit nur kam eine Droſchke vorüber, deren Kutſcher, ſein mageres Pferd antreibend, nach einem verſpäteten Fahrgaſt ausſchaute. Hermann — obwohl er nur einen dünnen Ueberrock anhatte — fühlte weder Wind noch Schnee. Endlich erſchien der Wagen der Gräfin; der junge Mann ſah, wie zwei Lakaien das alte Geſpenſt unter die Arme faßten, in den Wagen hoben und in einen dicken Pelz wickelten. Gleich darauf kam Liſabeta Iwanowna in einen kleinen Mantel gehüllt, den Kopf mit natürlichen Blumen geſchmückt; ſie ſtieg leichtfüßig ein, der Thürſteher machte den Wagenſchlag zu, und die Kutſche rollte ſchwerfällig durch den leichten Schnee. Der Portier machte das Thor zu, die Fenſter der erſten Etage wurden dunkel, und das Haus verſank in Schweigen. Hermann ging vor demſelben auf und nieder; endlich trat er unter eine Laterne und ſah nach der Uhr. Es war beinah drei Viertel auf elf. An den Laternenpfahl gelehnt, die Augen auf den Zeiger gerichtet, zählte er die Minuten. Punkt elf Uhr ſtieg er die Stufen hinauf, öffnete die Hausthür und trat in die erleuchtete Halle. Kein Thürſteher war zu ſehen. Mit raſchen, feſten Schritten eilte er die Treppe hinauf und kam in das Vorzimmer. Hier lag, von der Lampe beſchienen, ein Bedienter auf dem alten, ſchmutzigen Sopha und ſchlief. Schnell und leiſe ging Hermann an ihm vorüber; der Eßſaal und der Salon waren dunkel, aber die Lampe des Vorzimmers leuchtete ihm, und endlich erreichte er das Schlafgemach. Vor dem heiligen Schreine mit den alten Bildern brannte eine goldne Lampe. Vergoldete Seſſel und verſchoſſene Divans mit weichen Kiſſen ſtanden längs der mit chineſiſchen Seidenſtoffen bekleideten Wände, an denen zwei große, von Madame Lebrun gemalte Portraits zu ſehen waren. Das eine zeigte einen dicken, etwa vierzigjährigen Mann mit friſcher Geſichtsfarbe, in hellgrünem Rocke und mit einem Ordensſtern auf der Bruſt. Das zweite Bild war das einer jungen Modedame, mit einer Adlernaſe, aufgepufften, gepuderten Haaren und einer Roſe über dem Ohre. Ueberall waren Schäfer und Schäferinnen von Meißener Porzellan, Vaſen von allen Formen und Größen, Uhren von Leroy, Körbchen, Fächer und tauſend andre Spielereien für Damen zu ſehen — Erfindungen des vergangenen Jahrhunderts, Zeitgenoſſinnen der Montgolfièren und des Mesmerismus. Hermann trat hinter den Schirm, der ein kleines, eiſernes Bett verbarg, und ſah die beiden Thüren: rechts die des dunkeln Cabinets, links die des Corridors. Er öffnete die letztere, ſah die kleine Treppe, die zu dem Stübchen der armen Geſellſchafterin führte, dann machte er ſie wieder zu und begab ſich in das dunkle Cabinet.

Langſam verging die Zeit; ringsum war Alles ſtill; die Uhr im Salon ſchlug zwölf; dann wieder tiefes Schweigen. Hermann ſtand da, an einen kalten Ofen gelehnt; er war ganz ruhig, ſein Herz ſchlug in gleichmäßigem Takte, wie das eines Mannes, der entſchloſſen iſt, dem bevorſtehenden Unvermeidlichen die Stirne zu bieten. Er hörte Eins ſchlagen, dann Zwei und bald darauf das ferne Rollen eines Wagens. Jetzt kam doch eine gewiſſe Aufregung über ihn. Der Wagen näherte ſich raſch und hielt; von allen Seiten eilte die Dienerſchaft geräuſchvoll herbei. Auf Gängen und Treppen ließen ſich Stimmen hören; die Zimmer wurden hell, die drei alten Kammerfrauen ſtellten ſich im Schlafgemach ein, und endlich erſchien die Gräfin, eine wandelnde Mumie, die ſich in einen großen Lehnſtuhl à la Voltaire niederſinken ließ.

Hermann ſah durch eine Spalte; Liſabeta Iwanowna kam dicht an ihm vorüber; er hörte ihren raſchen Schritt auf der Wendeltreppe, und in ſeiner Seele regte ſich etwas, wie ein Gewiſſensbiß; aber es ging vorüber, oder er verhärtete ſich dagegen.

Die Gräfin begann ſich vor dem Spiegel auszukleiden. Man nahm ihr den Kopfputz von Roſen ab und löſ'te ihre gepuderte Perrücke aus den eignen, ſpärlichen, weißen Haaren. Die Stecknadeln regneten um ſie her; das gelbe, ſilberdurchwirkte Kleid fiel zu ihren geſchwollenen Füßen nieder. Hermann mußte allen, nichts weniger als reizenden Einzelnheiten ihrer Nachttoilette beiwohnen. Endlich war die Gräfin in Nachtmütze und Pudermantel, — ein Coſtüm, das ihrem Alter weit beſſer zuſagte, und in dem ſie weniger ſchrecklich ausſah, als zuvor.

Wie die meiſten alten Leute litt auch die Gräfin an Schlafloſigkeit. Nachdem ſie ausgekleidet war, ließ ſie ihren Seſſel in eine Fenſterniſche rollen und verabſchiedete ihre Kammerfrauen. Die Kerzen wurden ausgelöſcht, ſo daß das Zimmer nur noch durch die Lampe vor den Heiligenbildern erhellt war. Die Gräfin ſaß da, zuſammengeſunken, gelb, mit hängender Unterlippe und wiegte ſich langſam nach rechts und links. Ihre glanzloſen Augen verriethen die Abweſenheit jedes Gedankens, und man hätte glauben können, daß die Bewegung ihres Körpers nicht die Folge eines Wollens, ſondern die Wirkung eines Galvanismus ſei.

Plötzlich kam ein andrer Ausdruck in dies Todtenangeſicht. Die Lippen hörten auf zu zittern, und die Augen belebten ſich. Ein unbekannter Mann ſtand der Gräfin gegenüber.

Erſchrecken Sie nicht! um Gotteswillen erſchrecken Sie nicht! ſagte er mit deutlicher, aber gedämpfter Stimme. Ich will Ihnen nicht das Geringſte zu Leide thun — im Gegentheil, ich komme, Sie um etwas zu bitten.

Die Alte ſah ihn ſchweigend an, als ob ſie ihn nicht verſtanden hätte. Hermann hielt ſie für taub, neigte ſich zu ihrem Ohre und wiederholte ſeine Worte.

Die Alte verharrte in ihrem Schweigen.

Sie können, fuhr Hermann fort, das Glück meines Lebens ſichern, ohne daß Sie das geringſte Opfer zu bringen hätten. Ich weiß, daß Sie mir drei Glückskarten nennen können . . .

Hermann ſchwieg; die Gräfin ſchien zu verſtehen, was er verlangte, und nach einer Antwort zu ſuchen.

Es war ein Scherz, ſagte ſie endlich; ich ſchwöre Ihnen, daß es ein Scherz war.

Es war kein Scherz! fiel Hermann zornig ein;

erinnern Sie ſich an Tſchaplitzki, dem Sie zu großem Gewinn verholfen haben.

Die Gräfin ſchien zu erſchrecken; einen Augenblick drückten ihre Züge eine gewiſſe Aufregung aus — dann ſanken ſie in ihre blödſinnige Unbeweglichkeit zurück.

Können Sie mir nicht, fing Hermann wieder an, die drei gewinnenden Karten nennen?

Die Gräfin ſchwieg.

Warum wollen Sie dies Geheimniß für ſich behalten? fuhr Hermann fort. Für Ihre Enkel vielleicht? Was ſollen die mit Ihren drei Karten? Sie ſind Verſchwender ... wer ſein Erbtheil nicht zu erhalten weiß, wird in Armuth ſterben, und wenn ihm das Wiſſen aller Dämonen zur Verfügung ſtände. Ich dagegen bin ein ordentlicher Menſch: ich kenne den Werth des Geldes ... für mich werden Ihre drei Karten nicht verloren ſein. Alſo ...

Er ſchwieg und wartete zitternd auf Antwort; die Gräfin blieb ſtumm. Hermann kniete nieder.

Wenn Sie die Liebe kannten, ſagte er; — wenn Sie ſich ihrer Wonnen erinnern; wenn Sie je den erſten Schrei Ihres Neugeborenen mit freudigem Lächeln begrüßten — wenn je ein menſchliches Gefühl Ihr Herz zu ſchnellern Schlägen erregte, beſchwöre ich Sie ... bei der Liebe Ihres Gatten, Ihres Geliebten, Ihres eignen Mutterherzens, bei Allem, was im Leben heilig iſt, weiſen Sie meine Bitte nicht zurück ... entdecken Sie mir Ihr Geheimniß! Vielleicht iſt es an irgend eine furchtbare Sünde geknüpft, oder an den Verluſt Ihrer ewigen Seligkeit? Haben Sie nicht vielleicht einen Pact mit dem Teufel ſchließen müſſen? . . . Bedenken Sie wohl, Sie ſind ſehr alt, haben nicht mehr lange zu leben. Aber ich will alle Ihre Sünden auf mich nehmen . . . will allein vor Gott dafür verantwortlich ſein . . . Sagen Sie mir Ihr Geheimniß. Bedenken Sie, daß das Glück eines Menſchen in Ihren Händen liegt; daß ich — und nach mir meine Kinder und Kindeskinder — Ihr Gedächtniß ſegnen und Sie wie eine Heilige verehren werden.

Die alte Gräfin erwiderte nicht ein Wort.

Hermann erhob ſich.

Alte Hexe! rief er mit den Zähnen knirſchend, ich werde dich ſchon zum Sprechen bringen . . .

Mit dieſen Worten zog er eine Piſtole aus der Taſche.

Beim Anblick der Waffe verrieth das Geſicht der Gräfin abermals eine heftige Bewegung; ihr Kopf zitterte ſtärker als zuvor; ſie ſtreckte die Hände aus, wie um die Piſtole fortzuſtoßen, dann ſank ſie plötzlich zurück und blieb unbeweglich liegen.

Genug der Kindereien! rief Hermann und erfaßte ihre Hand. Ich frage Sie zum letzten Male: wollen Sie mir Ihre drei Karten nennen, ja oder nein?

Die Gräfin gab keine Antwort, — und Hermann ſah, daß ſie todt war.

## IV.

„Homme sans moeurs et sans religion."

* * *

Liſabeta Iwanowna ſaß, noch im Ballanzuge, tief in Gedanken verſunken in ihrem Zimmer. Sobald ſie nach Haus gekommen war, hatte ſie ihre Kammerfrau mit dem Bedeuten verabſchiedet, daß ſie keiner Hülfe zum Auskleiden bedürfe, und war dann in der zitternden Erwartung, Hermann in ihrem Zimmer zu finden, hinauf geeilt. Sie wünſchte jetzt, daß er nicht gekommen ſein möchte; der erſte Blick überzeugte ſie, daß er nicht da war — und ſie dankte dem Zufall, der das Stelldichein vereitelt hatte. Gedankenvoll ſetzte ſie ſich nieder, vergaß, ſich auszukleiden, und ließ im Geiſte alle Einzelnheiten ihres Verhältniſſes zu Hermann, das noch ſo neu war und ſie ſchon ſo weit geführt hatte, an ſich vorüber ziehen. Kaum drei Wochen waren vergangen, ſeit ſie den jungen Mann zum erſten Mal von ihrem Fenſter aus geſehen hatte — und ſchon hatte ſie ihm geſchrieben und es war ihm gelungen, ſie zu einer nächtlichen Zuſammenkunſt zu beſtimmen. Und doch kannte ſie eigentlich nichts von ihm, als ſeinen Namen. Sie hatte eine

Anzahl Briefe von ihm erhalten, aber nie hatte ſie mit ihm geſprochen, nie den Ton ſeiner Stimme vernommen und ſeltſamerweiſe bis dieſen Abend auch nie von Andern über ihn ſprechen hören. Dieſen Abend aber hatte Tomski zu bemerken geglaubt, daß die junge Fürſtin Pauline * * *, welcher er ſeine Huldigungen darbrachte, gegen ihre Gewohnheit mit einem Andern kokettirte; er hatte ſich gleichgültig ſtellen wollen, und um dieſen edeln Vorſatz auszuführen, hatte er Liſabeta Iwanowna zu einer endloſen Mazurka *) aufgefordert. Er hatte ſie mit ihrer Vorliebe für Genie-Offiziere geneckt, und während er ſich den Anſchein gab, beſſer unterrichtet zu ſein, als der Fall war, kamen einige ſeiner Andeutungen der Wahrheit ſo nahe, daß Liſabeta Iwanowna mehr als einmal ihr Geheimniß für verrathen hielt.

Von wem haben Sie denn das Alles erfahren? fragte ſie mit erzwungenem Lächeln.

Von einem Freunde des Bewußten, antwortete Tomski, einem ſehr merkwürdigen Menſchen.

Wer iſt dieſer merkwürdige Menſch?

Er heißt Hermann.

Liſabeta Iwanowna erwiderte nichts; aber ſie fühlte, daß ihre Hände und Füße erſtarrten.

Dieſer Hermann, fuhr Tomski fort, iſt ein wahrer

---

*) Die Mazurka wird in Rußland mit verſchiedenen Touren getanzt, wie unſer Cotillon.

A. d. Ueb.

Romanheld; er hat das Profil eines Napoleon, die Seele eines Mephiſtopheles, und ich bin überzeugt, daß ihm wenigſtens drei Verbrechen auf dem Gewiſſen liegen ... Warum werden Sie denn ſo blaß?

Ich habe Kopfſchmerzen ... aber was hat Ihnen denn dieſer Hermann — ſo nannten Sie ihn doch? — eigentlich erzählt?

Hermann iſt mit ſeinem Freunde ſehr unzufrieden ... er ſagt, daß er an deſſen Stelle ganz anders auftreten würde. Ich möchte beinah wetten, daß Hermann ſelbſt Abſichten auf Sie hat; wenigſtens hört er die Mittheilungen ſeines Freundes mit ganz beſonderem Intereſſe an.

Wo hat er mich denn geſehen?

Vielleicht in der Kirche oder auf der Promenade, Gott weiß wo! .. vielleicht in Ihrem Zimmer, während Sie ſchliefen ... Er iſt zu Allem fähig.

In dieſem Augenblick kamen drei Damen herbei. „Oubli ou regret?“ fragte die Eine und das Geſpräch, das Liſebeta mit peinigender Neugier erfüllte, war unterbrochen.

Die Dame, welche Tomski zu der Tour gewählt hatte, war die Fürſtin Pauline. Während ſie mit einander tanzten und er ſie dann langſam nach ihrem Platze führte, kam es zu einer Erklärung zwiſchen ihnen, und als Tomski zu ſeiner Tänzerin zurückkehrte, hatte er ſowohl Hermann wie Liſabeta Iwanowna vergeſſen. Vergebens verſuchte ſie, das frühere Geſpräch wieder anzu-

51.

Ob er ſein Roß quer oder gradaus treibe,
Stets folgt ihm die vermaledeite Peſt.
Er kann ſich nicht befrei'n von dieſem Weibe,
Obgleich er keine Ruh dem Pferde läßt.
Er bebt wie Eſpenlaub am ganzen Leibe,
Obgleich ihn jene Schlange nicht mehr preßt;
Ihn ſetzt der Spuk in Grauen und in Beben,
Er ächzt und jammert, und verwünſcht ſein Leben.

52.

Er ſucht den ärgſten Pfad auf ſeiner Flucht,
Das tiefſte Thal, das ſchaurigſte Geklüft.
Die rauh'ſte Höh', die dornenvollſte Schlucht,
Geſtrüppe, das kein Strahl der Sonne trifft,
Indem er ſo ſich zu befreien ſucht
Von dieſem ſcheußlichen, verruchten Gift.
Es hätte wohl ein ſchlimmes Ziel genommen,
Wär' nicht die Hülfe ſchleunig angekommen.

53.

Ein Ritter kommt zu rechter Zeit jedoch
In leuchtendem Metall auf's Kampfgefilde;
Der trägt zerbrochen, ſtatt des Helms, ein Joch,
Und rothe Flammen in dem gelben Schilde;
Geſtickt iſt auch ſein ſtolzes Kleid, und noch
Die Decke ſeines Pferds mit dieſem Bilde.
Er ſchwingt den Speer, ſein Degen hängt beiſeit,
Die Keul' am Sattelknopf, die Feuer ſpeit.

54.

Es lebt in ihr ein Feuer ohne Gleichen,
Das immer leuchtet und ſich nie verzehrt;
Kein Schild, kein Panzer ſchützt vor ihren Streichen,
Kein Helm iſt dicht genug, daß er ihr wehrt;

knüpfen; dann ging die Mazurka zu Ende, und gleich nachher brach die alte Gräfin auf.

Tomski's Worte waren nichts als Ballgeſchwätz, aber ſie hatten das Herz der armen Geſellſchafterin tief berührt. Das von Tomski ſkizzirte Bild ſchien ihr von überraſchender Aehnlichkeit zu ſein, und Dank ihrer großen Romanbeleſenheit glaubte ſie in dem ziemlich unbedeutenden Geſicht ihres Anbeters Züge zu entdecken, die ſie zugleich bezauberten und erſchreckten. Die bloßen Hände im Schooße kreuzend, den mit Blumen geſchmückten Kopf auf die Bruſt geſenkt, ſaß ſie da — als plötzlich ihre Thür geöffnet wurde und Hermann eintrat. Sie fuhr zuſammen.

Wo waren Sie? fragte ſie zitternd.

Im Schlafzimmer der alten Gräfin, antwortete Hermann. Eben habe ich ſie verlaſſen . . . Die Gräfin iſt todt.

Großer Gott! was ſagen Sie da?

Und ich fürchte, fuhr er fort, daß ich an ihrem Tode ſchuld bin.

Liſabeta Iwanowna ſah verwirrt zu ihm auf; die Worte Tomski's: „ich bin überzeugt, daß er wenigſtens drei Verbrechen auf dem Gewiſſen hat", fielen ihr ein. Hermann ſetzte ſich ans Fenſter und erzählte ihr Alles.

Liſabeta Iwanowna hörte ihn voll Grauen an. Alſo nicht durch Liebe war er zu ſeinen leidenſchaftlichen Briefen, ſeinen glühenden Betheuerungen, ſeiner hartnäckigen Verfolgung getrieben . . . Gelddurſt allein entflammte ſeine Seele . . . Und ſie, die ihm nur ihr Herz zu bieten hatte, konnte ſie ihn glücklich machen? Armes Kind! Sie war das blinde Werkzeug eines Schurken, des Mörders ihrer Wohlthäterin geweſen!

Sie weinte bitterlich in tiefer Reue. Hermann ſah ſie ſchweigend an, aber ſein Herz blieb kalt; weder ihre Thränen, noch ihre im Schmerze doppelt rührende Schönheit vermochten ſeine eiſerne Seele zu erſchüttern. Nicht einmal der Gedanke an den Tod der Gräfin erweckte eine Empfindung der Reue in ihm. Eins nur zerriß ihm das Herz: daß das Geheimniß, von dem er ſein Glück erwartet hatte, unwiederbringlich verloren war.

Sie ſind ein Ungeheuer! rief Liſabeta Iwanowna endlich aus.

Ich habe ſie nicht tödten wollen, gab er ruhig zur Antwort; meine Piſtole war nicht geladen.

Beide ſchwiegen.

Der Morgen graute. Liſabeta Iwanowna löſchte das Licht aus, und ein mißfarbiger Tagesſchein drang ins Zimmer. Sie trocknete ihre thränenvollen Augen und wendete ſie Hermann zu. Er ſtand am Fenſter, hatte die Arme gekreuzt und zog die Brauen zuſammen. In dieſer Haltung erinnerte er an Napoleon — die Aehnlichkeit fiel jetzt auch Liſabeta Iwanowna auf.

Wie ſoll ich Sie nun aus dem Hauſe ſchaffen? fragte ſie endlich. Meine Abſicht war, Sie über die geheime Treppe zu führen; aber dann müßte ich durch das Schlafzimmer der Gräfin gehen . . . und da fürchte ich mich.

Sagen Sie mir nur, wo ich die Treppe finde, dann gehe ich ſchon allein.

Liſabeta Iwanowna ſtand auf, nahm einen Schlüſſel aus ihrer Commode, händigte ihn Hermann ein und gab ihm dabei die nöthigen Erklärungen. Er faßte ihre ſchlaffe, kalte Hand, drückte einen Kuß auf ihre geſenkte Stirn und ging.

Er ſtieg die Wendeltreppe hinunter und kam in das Schlafzimmer der Gräfin. Steif und ſtarr ſaß die Todte in ihrem Seſſel; ihre Züge waren nicht entſtellt. Hermann blieb vor ihr ſtehen und betrachtete ſie, als ob er ſich von der ſchrecklichen Wahrheit noch überzeugen müßte. Dann trat er in das dunkle Cabinet und fand, an der Tapete hintaſtend, eine kleine Thür, die zu der geheimen Treppe führte.

Während er dieſe hinunter ſtieg, kamen ihm allerlei ſeltſame Gedanken. Wer weiß, ſagte er zu ſich ſelbſt, ob man nicht vor einigen ſechzig Jahren, um dieſelbe Stunde, einen jungen Mann in geſticktem Rocke, à l'oiseau royal friſirt, den dreiſpitzigen Hut auf die Bruſt gedrückt, über dieſe Treppe ſchleichen ſah — einen jungen Glücklichen, der ſeit langen Jahren begraben liegt, während das Herz ſeiner Geliebten erſt heute gebrochen iſt.

Am Ende der Treppe fand Hermann eine zweite Thür, die ſein Schlüſſel öffnete; dann kam er in einen Gang und endlich auf die Straße.

## V.

„In dieſer Nacht erſchien mir die verſtorbene Baroneſſe von W . . . Sie war ganz in Weiß und ſagte zu mir: „Guten Morgen, Herr Rath.“

Swedenborg.

Drei Tage nach dieſer verhängnißvollen Nacht trat Hermann um neun Uhr Morgens in das Kloſter, wo der ſterblichen Hülle der Gräfin die letzten Ehren erwieſen werden ſollten. Er fühlte keine Reue, obwohl er ſich nicht verhehlen konnte, daß er der Mörder der armen Frau geweſen war. Da ihm der Glaube fehlte, war er — wie das gewöhnlich iſt — um ſo abergläubiſcher, und überzeugt, daß die todte Gräfin einen böſen Einfluß auf ſein Leben ausüben könnte, hatte er ſich gedacht, daß er ſie vielleicht zu beſänftigen vermöchte, wenn er ihrer Begräbnißfeier beiwohnte.

Die Kirche war ſo voll Menſchen, daß Hermann kaum einen Platz fand. Der Sarg ſtand auf einem prächtigen Katafalk, unter einem Sammetbaldachin. Im weißen Atlaskleide, eine Spitzenhaube auf dem Kopfe und die Hände auf der Bruſt gefaltet, lag die Todte da. Rings um den Katafalk ſtanden ihre Angehörigen: die Domeſtiken in ſchwarzen Kaftans, mit wappenverzierten Bandſchleifen an der Schulter und Kerzen in den Händen; die Verwandten in tiefer Trauer; Kinder, Enkel, Urenkel. Niemand weinte; Thränen würden für eine „Affectation" gegolten haben, denn die Gräfin war ſo alt, daß ihr Tod Niemand überraſchen konnte, und daß man ſich längſt gewöhnt hatte, ſie als nicht mehr in dieſe Welt hinein gehörig zu betrachten. Ein berühmter Prediger hielt die Grabrede. In einfachen, ergreifenden Worten ſchilderte er das Abſcheiden der Gerechten, nachdem ſie ſich durch jahrelange fromme Betrachtungen auf ein chriſtliches Ende vorbereitet. Der Engel des Todes, ſagte der Redner, hat ſie aus der ſtillen Seligkeit ihrer Betrachtungen, aus der Erwartung des himmliſchen Bräutigams abgerufen. — Die heilige Handlung wurde mit würdevoller Andacht zu Ende geführt; dann traten die Verwandten heran, um der Todten das letzte Lebewohl zu ſagen, und nach ihnen zogen in langer Reihe alle die zu der Feierlichkeit Eingeladenen vorüber und verbeugten ſich zum letzten Male vor Derjenigen, die ſo lange eine Störung ihrer Feſtlichkeiten geweſen war. Zuletzt kam die Dienerſchaft der Gräfin. Eine alte Haushälterin, eben ſo hochbetagt wie die Verſtorbene, war darunter; ſie wurde von zwei Frauen geſtützt und hatte nicht mehr Kraft genug, um niederzuknieen, aber als ſie die Hand ihrer Herrin küßte, floſſen ihr die Thränen aus den Augen. Endlich kam auch Hermann an die Reihe; er näherte ſich dem Sarge, kniete einen Augenblick auf den mit Tannenzweigen beſtreuten Steinplatten nieder, erhob ſich blaß wie der Tod, ſtieg die Stufen des Katafalks hinauf und verbeugte ſich . . . Plötzlich war ihm, als ob ihn die Todte mit ſpöttiſcher Miene anſähe und mit den Augen blinzelte. Mit einer raſchen Bewegung warf ſich Hermann zurück und ſtürzte zu Boden. Man beeilte ſich, ihn aufzuheben; in demſelben Augenblicke fiel im Innern der Kirche Liſabeta Iwanowna in Ohnmacht. Dieſer Zwiſchenfall brachte einige Störung in die Feierlichkeit; die Anweſenden ſteckten die Köpfe zuſammen, und ein ältlicher Kammerherr, ein naher Verwandter der Verſtorbenen, flüſterte einem neben ihm ſtehenden Engländer zu: Dieſer junge Offizier war der natürliche Sohn der Gräfin, worauf der Engländer ein kaltes „Oh!“ zur Antwort gab.

Den ganzen Tag fühlte ſich Hermann von einem unerträglichen Unbehagen bedrückt. In der wenig beſuchten Reſtauration, wo er zu ſpeiſen pflegte, trank er mehr als gewöhnlich, um ſich zu betäuben; aber der Wein erregte ſeine Phantaſie nur noch mehr. Er ging früh nach Haus, warf ſich angekleidet auf ſein Bett und verfiel in einen ſchweren Schlaf.

Es war Nacht, als er erwachte; der Mond ſchien in ſein Zimmer. Er ſah nach der Uhr; es war drei Viertel auf drei. Schlafen mochte er nicht mehr, richtete ſich im Bette auf und dachte an die alte Gräfin.

In dieſem Augenblick ſah Jemand, der auf der Straße vorüber ging, ins Fenſter. Hermann achtete nicht weiter darauf, aber in der nächſten Minute hörte er die Thüre ſeines Vorzimmers knarren. Er glaubte, daß ſein Dentſchik*) wie gewöhnlich betrunken von einem nächtlichen Gelage nach Haus gekommen wäre, doch nun hörte er einen unbekannten Schritt und das Nachſchleppen von Pantoffeln auf dem Fußboden; die Thüre öffnete ſich, und eine weißgekleidete Frau trat ins Zimmer. Hermann glaubte, es könnte ſeine alte Amme ſein, und fragte ſich ſelbſt, was ſie zu dieſer Stunde der Nacht herführen möge; aber die weiße Frau hatte das Zimmer raſch durchmeſſen, ſtand jetzt am Fuße ſeines Bettes, und Hermann erkannte die Gräfin.

Ich bin gegen meinen Willen hergekommen, ſagte ſie mit feſter Stimme, aber ich bin gezwungen, deine Bitte zu erfüllen. Drei, Sieben und Aß werden nach einander für dich gewinnen. Du darfſt jedoch immer nur eine dieſer Karten in vierundzwanzig Stunden ſpielen und darfſt dann in deinem ganzen Leben keine Karte mehr berühren. Meinen Tod will ich dir verzeihen, vorausgeſetzt, daß du meine Geſellſchafterin, Liſabeta Iwanowna, heiratheſt.

Mit dieſen Worten wendete ſie ſich der Thüre zu und ging, langſam die Pantoffeln nachſchleppend, aus dem Zimmer. Hermann hörte, wie ſie die Thür des Vorzimmers zudrückte, und ſah gleich darauf, daß eine weiße Geſtalt am Fenſter vorüber kam und einen Augenblick ſtehen blieb, wie um ihn anzuſehen.

---

*) Dentſchik, Burſche, Offiziersdiener.

Eine Weile war Hermann vollſtändig betäubt; dann ſtand er auf und ging ins Vorzimmer. Sein Dentſchik lag, betrunken wie gewöhnlich, am Fußboden und ſchlief. Es war kaum möglich, ihn zu ermuntern, und dann wußte er nicht die geringſte Auskunft zu geben. Die Thüre des Vorzimmers war verſchloſſen. So kehrte denn Hermann in ſein Schlafzimmer zurück und ſchrieb alle Einzelnheiten des geſpenſtiſchen Beſuches nieder.

## VI.

„Pique Dame bedeutet heimliche Tücke.“

Es iſt eben ſo unmöglich, daß ſich zwei fixe Ideen auf einmal im Geiſte behaupten, als daß in der phyſiſchen Welt zwei Körper zu gleicher Zeit denſelben Platz einnehmen. Drei — Sieben — Aß verdrängten aus Hermann's Phantaſie die Erinnerung an die letzten Augenblicke der alten Gräfin. Drei — Sieben — Aß gingen ihm nicht mehr aus dem Sinn und kamen ihm bei jeder Gelegenheit auf die Lippen. Wenn ihm ein junges Mädchen begegnete, dachte er: Welche ſchlanke

Geſtalt! ſie ſieht aus wie Coeur-Dame. Fragte man ihn: Wie viel Uhr iſt es? ſo antwortete er: Fünf Minuten nach Treff-Sieben, und jeder dicke Mann erinnerte ihn an ein Aß. Drei — Sieben — Aß verfolgten ihn bis in ſeine Träume und erſchienen ihm in den mannigfaltigſten Formen. Die Dreie blühten als Magnolia grandiflora vor ihm auf; die Sieben verſchlangen ſich zu gothiſchen Portalen; die Aſſe hingen aller Orten als ungeheure Spinnen, und alle ſeine Gedanken drehten ſich um die Frage: wie er ſein theuer erkauftes Geheimniß zu verwerthen vermöchte. Schon dachte er daran, Urlaub zu nehmen und auf Reiſen zu gehen, um in Paris ein Spielhaus zu ſuchen, in dem er ſeine drei Glückskarten ausnutzen könnte, als ihm der Zufall zu Hülfe kam.

In Moskau gab es damals eine Geſellſchaft reicher Spieler unter dem Vorſitz des berühmten Tſchekalinski, der ſein Leben lang geſpielt und dabei Millionen gewonnen hatte, denn die Bankbillets fielen ihm zu, und ſeine Verluſte konnte er mit Silber zahlen. Sein prächtiges Haus, ſeine vortreffliche Küche und ſein angenehmes Weſen hatten ihm Freunde die Menge und großes Anſehen erworben. Er kam nach Petersburg, und ſofort drängten ſich die jungen Männer zu ihm und zogen das Spiel dem Tanze, die Aufregungen des Pharao den Liebeshändeln vor. Narumoff führte Hermann bei ihm ein.

Sie durchſchritten eine Reihe von Zimmern, in denen ſie die aufmerkſamſte Dienerſchaft und ein Gedränge von Gäſten fanden. Generale und Geheimräthe ſpielten Whiſt; junge Leute lagen auf Divans, aßen Eis oder rauchten aus langen Pfeifen. Im Hauptſalon ſaß der Herr des Hauſes mit einigen zwanzig Spielern an einem langen Tiſche und legte Bank. Er war ein Mann von ſechzig Jahren mit ſanftem, edlem Geſichtsausdruck und ſilberweißen Haaren. Sein volles, friſches Geſicht trug den Stempel der Heiterkeit und Güte, und ſeine Augen leuchteten beſtändig in freundlichem Lächeln. Als Hermann durch Narumoff vorgeſtellt wurde, reichte ihm Tſchekalinski die Hand, hieß ihn willkommen und fuhr fort zu tailliren.

Die Partie dauerte lange; man pointirte auf mehr als dreißig Karten. Bei jedem Umlegen hielt Tſchekalinski inne, um den Gewinnenden Zeit zu laſſen, ihr Paroli zu biegen, zahlte und hörte mit der größten Höflichkeit alle etwaigen Reclamationen an. Endlich war die Partie zu Ende, und Tſchekalinski miſchte die Karten, um neu zu beginnen.

Erlauben Sie mir, eine Karte zu nehmen, ſagte Hermann, indem er über einen dicken Herrn weglangte, der das eine Ende des Tiſches vollſtändig einnahm.

Tſchekalinski lächelte ihm zu und verbeugte ſich zum Zeichen der Einwilligung, während Narumoff Hermann beglückwünſchte, daß er ſeine bisherige Enthaltſamkeit aufgegeben.

Va! ſagte Hermann, nachdem er eine Ziffer auf den Rücken der Karte geſchrieben hatte.

Und Alles muß vor dieſem Kämpen weichen,
Wohin die fürchterliche Fackel fährt.
Dem Ritter konnte nichts Geringres frommen,
Als von dem grauſen Unthier loszukommen.

55.

Und als ein Held für jedes Abenteuer
Jagt er dahin, von wo der Lärm erklingt,
Und ſieht den Reinald, den das Ungeheuer
Mit ſeiner Schlange tauſendfach umſchlingt,
Daß er zugleich empfindet Eis und Feuer,
Weil er den Feind nicht von dem Roſſe bringt.
Der Ritter ſtößt das Unthier in die Seiten,
Und macht es links vom Roſſe niedergleiten.

56.

Kaum iſt's am Boden, als es ſich erhebt
Und ſeine lange Schlange dreht und wendet.
Der Ritter läßt den Speer, und iſt beſtrebt,
Wie er mit Feuer dieſen Streit vollendet.
Er hebt die Keul', und wo die Schlange webt,
Da fallen Hiebe, Wettern gleich verſchwendet,
So daß zu keinem Streich, gut oder ſchlecht,
Das ſtets gehetzte Scheuſal ſich erfrecht.

57.

Indeß er's treibt und hält durch ſeine Schläge,
Die Frevel rächend, die von ihm geſchehn,
Räth er dem Paladin, auf jenem Wege,
Der ſich bergan erhebt, nur fortzugehn.
Der folgt dem Rath und Pfad, und iſt nicht träge,
Und hält nicht einmal an, ſich umzuſehn,
Und raſtet nicht, bis daß er ganz von hinnen,
Obwohl die Höhe mühſam zu gewinnen.

Wie viel? fragte der Bankhalter mit den Augen blinzelnd. Entſchuldigen Sie, ich ſehe nicht genau.

Siebenundvierzigtauſend Rubel, antwortete Hermann.

Bei dieſen Worten fuhren alle Köpfe in die Höhe, und alle Augen wendeten ſich Hermann zu.

Er iſt verrückt geworden, dachte Narumoff.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, ſagte Tſchekalinski mit ſeinem ewigen Lächeln, daß Ihr Spiel etwas hoch iſt. Der erſte Einſatz pflegt hier nie höher als zweihundertfünfundſiebzig Rubel zu ſein.

Gut, antwortete Hermann; aber wollen Sie meinen Einſatz halten oder nicht?

Tſchekalinski verbeugte ſich zuſtimmend.

Ich möchte Sie nur darauf aufmerkſam machen, ſagte er, daß ich, obwohl ich meiner Freunde ſicher bin, doch nur gegen baares Geld zu ſpielen pflege. Ich bin überzeugt, daß Ihr Wort ſo gut wie Gold iſt, aber im Intereſſe der Spielordnung wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie Ihren Einſatz niederlegten.

Hermann zog einen Schein aus der Taſche und gab ihn Tſchekalinski, der ihn raſch mit den Augen überflog und auf Hermann's Karte legte.

Dann begann er zu tailliren. Rechts fiel die Zehn, links die Drei.

Gewonnen! ſagte Hermann, indem er ſeine Karte zeigte.

Ein Gemurmel des Erſtaunens ließ ſich hören und für einen Augenblick zogen ſich die Brauen des

Bankhalters zuſammen; aber dann lächelte er wieder, wie gewöhnlich.

Soll ich auszahlen? fragte er.

Haben Sie die Güte, antwortete Hermann.

Tſchekalinski nahm die erforderlichen Kaſſenbillets aus ſeiner Brieftaſche und zahlte. Hermann ſteckte ſeinen Gewinn ein, verließ den Spieltiſch, trank ein Glas Limonade und ging nach Hauſe. Narumoff wußte nicht, was er von alledem denken ſollte. Am nächſten Abend erſchien Hermann abermals bei Tſchekalinski, der wieder beim Spiele ſaß. Diesmal beeilten ſich die Pointirenden, Hermann am Tiſche Platz zu machen. Tſchekalinski begrüßte ihn mit verbindlichem Lächeln.

Hermann wartete, bis eine neue Taille begann; dann nahm er eine Karte und ſetzte ſowohl ſeine ſiebenundvierzigtauſend Rubel, wie den geſtrigen Gewinn darauf.

Tſchekalinski begann zu tailliren. Rechts kam der Bube, links die Sieben.

Hermann hatte die Sieben.

Ein allgemeines Ah! ließ ſich hören. Tſchekalinski war ſichtlich nicht wohl dabei. Er zählte vierundneunzigtauſend Rubel auf und reichte ſie Hermann, der ſie mit der größten Kaltblütigkeit hinnahm, aufſtand und ging.

Am folgenden Tage zur gewöhnlichen Stunde kam er abermals. Alle hatten auf ihn gewartet; die Generäle und Geheimräthe hatten ihr Whiſt verſäumt, um ein ſo außerordentliches Spiel mit anzuſehen. Die jungen Offiziere verließen die Divans, alle Bewohner des Hauſes drängten ſich in den Saal und umringten Hermann; ſelbſt die Pharaoſpieler hörten auf zu pointiren, voll Ungeduld, ihn weiter zu beobachten. Hermann ſetzte ſich an den Tiſch, und der bleiche, aber immer lächelnde Tſchekalinski bereitete ſich vor, allein mit ihm zu ſpielen. Jeder von ihnen öffnete ein Paket Karten, Tſchekalinski miſchte, Hermann coupirte, wählte ſeine Karte und bedeckte ſie mit Bankbilletts. Es war, als ob ein Duell ſtattfinden ſollte. Tiefſte Stille herrſchte ringsumher.

Tſchekalinski begann zu tailliren; ſeine Hände zitterten. Rechts kam die Dame, links das Aß.

Aß gewinnt, ſagte Hermann, indem er ſeine Karte umdrehte.

Ihre Dame hat verloren, erwiderte Tſchekalinski mit großer Höflichkeit.

Hermann fuhr zuſammen; ſtatt des Aß lag die Pique Dame vor ihm! Er wollte ſeinen Augen nicht trauen . . . es war ihm unfaßbar, wie er ſich ſo vergriffen haben konnte.

In dieſem Augenblick war es ihm, als ob ihm die Pique Dame ſpöttiſch lächelnd zublinzelte, und eine grauenvolle Aehnlichkeit wurde ihm klar.

Verfluchte Alte! ſchrie er auf.

Tſchekalinski zog die gewonnenen Bankbillets ein; Hermann ſaß noch eine Weile wie vernichtet da. Als er den Tiſch verließ, fingen alle Anweſenden laut an zu ſprechen.

Ein tollkühner Pointeur! ſagten die Spieler. Tſchekalinski miſchte die Karten, und das Spiel nahm ſeinen Verlauf.

Hermann iſt wahnſinnig geworden; er trägt Nr. 17 im Irrenhauſe von Obukoff, antwortet auf keine Frage und wiederholt beſtändig: Drei — Sieben — Aß! Drei — Sieben — Aß!

Liſabeta Iwanowna hat einen liebenswürdigen jungen Mann, Sohn des Intendanten der verſtorbenen Gräfin, geheirathet. Er iſt Beamter und befindet ſich in ganz guten Verhältniſſen. Liſabeta Iwanowna hat eine arme Verwandte an Kindesſtatt angenommen.

Tomski, der Rittmeiſter geworden iſt, hat ſich mit Fürſtin Pauline vermählt.

# Die Tauben von St. Marcus.

Von

**Francesco dall' Ongaro.**

Aus dem Italieniſchen

von

**Pauline Schanz.**

## I.

Seid ihr je in Venedig geweſen?

Scheint es doch faſt, als dürfte man nicht mehr ſo fragen, ſeitdem die Eiſenbahnbrücke über die Lagunen dieſe Stadt mit Mailand und Turin verbindet, ſeitdem ſie ſich aufs Neue mehr und mehr die Liebe und Bewunderung aller Völker erworben hat.

Und doch, ſollten es euch die Verhältniſſe bisher nicht geſtattet haben, ſo thut ein Uebriges und gehet hin! Man hat ſo oft wiederholt: Siehe Neapel und ſtirb! Ich dagegen ſage: Siehe Venedig und lebe!

Alſo wir ſind einverſtanden.

Hättet ihr, meine theuern kosmopolitiſchen Leſer, auch eine Reiſe um die Welt gemacht, ſo wartet euer noch eine letzte anmuthige Ueberraſchung. Geht nach Venedig: auf den Algen ihrer Lagunen werdet ihr ſie ruhend finden, die holde Braut des adriatiſchen Meeres, die Odaliske des Abendlandes, das Wunder der Künſte, halb romaniſch, halb mauriſch, eine wunderbare Vereinigung aller Racen, aller Stile, aller Trachten der Vor- und Jetztzeit.

Und wenn ihr ſie ſeht, ſo grüßet von mir ihre goldenen Kuppeln, jene zwei Porphyrſäulen, das korinthiſche Viergeſpann, ihren Dogenpalaſt, ihre gondelbevölkerten Lagunen, ihre Inſeln, die ſie gleich einem wundervollen Diadem aus Smaragden und Cameen umkränzen.

Grüßt ſie von mir! Wer weiß, wann ich ſie wiederſehe! Ach! hart iſt die Verbannung von Venedig! Wer in einer andern Stadt Italiens geboren ward, kann ſich zu tröſten, kann ſich zu täuſchen ſuchen, wenn er Europa durchſchweiſt. Aber Venedig! Venedig iſt einzig und ohne Vergleich.

Leb' wohl, Venezia, holdeſte Stätte
Jeglicher Größe, jeglicher Luſt!
Wer, der am Herzen geruht dir hätte,
Trüge nicht Sehnſucht nach dir in der Bruſt?
Schmelzender Lufthauch, flattre und fliege,
Träuf' in die Seele mir zaubriſches Weh!
Leb' wohl, Venezia, trauteſte Wiege,
Erſte und einzige Liebe, ade!

Aber ich wollte euch von den Marcustauben erzählen.

Habt ihr ſie geſehen, die Tauben von St. Marcus, wenn ſie mit dem Schlag der zweiten Stunde aus der ganzen Stadt, von allen umliegenden Inſeln in Schwärmen herbeifliegen, um jene freiwillige Spende zu empfangen, die eine mildthätige Frau ihnen täglich von ihrem Fenſter aus hinſtreut?

Wer kann ihre Zahl ermeſſen? Vielleicht iſt ſie größer, als die der Weizen- und Gerſtenkörner, die ihnen als tägliches Brod zugeworfen werden.

Bei dieſer, wie bei jeder Gratisvertheilung, wohl denen, welche die Erſten ſind!

Beim ausbebenden Summen der Glocke, ja einige Minuten bevor die heiligen drei Könige ihre Verbeugungen gegen die Madonna des Uhrthurmes machen, ſeht ihr jedes Geſims, jeden Säulenknauf, jeden Fries und Vorſprung beider Procuratieen, der Münze, des Dogenpalaſtes, des Glockenthurmes der St. Marcuskirche und aller benachbarten Häuſer ſich mit langen, dunklen Reihen dieſer freien, glücklichen Gäſte ſchmücken.

Mit dem Schlag der Stunde drängen ſie ſich in der Ecke des Platzes zuſammen, wo ſich das freigebige Fenſter öffnet. Die Körner fliegen herab. Der Platz iſt überſchwemmt, bedeckt, verſchwunden unter einem lebendigen Teppich der geflügelten Gäſte, welche euch auf die Schulter fliegen, zwiſchen euern Füßen hindurchtrippeln, hin- und hereilen, unbekümmert um die Menge der Zuſchauer, daran gewöhnt, vor Niemand Furcht und Scheu zu haben. Irisfarbig ſchillern ihre Kehlen, wie die der Faſanen und Pfauen. Nach fünf Minuten iſt Alles vorüber; weder ein Körnchen, noch eine Taube iſt auf dem Platze geblieben. Sie ſind in ihr Heim, ihr Neſt zurückgekehrt. Vielleicht bewahrten ſie einen Theil der

58.

Als jener nun das Ungethüm vertrieben
Zur dunklen Kluft, von wo's nicht mehr erſcheint,
Und, von den innern Qualen aufgerieben,
Aus tauſend Augen ew'ge Thränen weint,
Da iſt er länger nicht zurückgeblieben,
Zum höchſten Gipfel folgt er unſrem Freund;
Er holt ihn ein und bleibt ihm hier zur Seite,
Damit er ihn aus dieſem Dunkel leite.

59.

Wie Reinald ihn erblickt in ſeinen Gleiſen,
Nennt er verpflichtet ſich für alle Zeit,
Und ſchwört ihm zu, den Dank ihm zu beweiſen,
Sei er mit ſeinem Leben ſelbſt bereit.
Er fragt den Ritter drauf, wie er geheißen,
Daß er den Namen deß', der ihn befreit,
Vor Karln und allen Rittern könne nennen,
Und rühmend ſeinen Edelmuth bekennen.

60.

Der Ritter ſpricht: Du magſt es mir geſtatten,
Den Namen dir vorerſt nicht zu geſtehn.
Du hörſt ihn, eh' um einen Schritt die Schatten
Gewachſen ſind, und das wird bald geſchehn. —
Friſch murmelt eine Quelle durch die Matten,
Die oftmals hieß den Hirten näher gehn,
Den Wandrer lud, aus ihrem klaren Blinken
Vergeſſenheit der Liebesqual zu trinken.

61.

Und dieß, mein Herr, ſind jene kalten Wogen,
Die feindlich löſchen jeden Liebesbrand,
Woraus Angelica den Haß geſogen,
Den ſie von damals an für ihn empfand.

Nahrung in ihrem Kropfe auf und verkünden nun, zärtlich girrend, ihren Kleinen den gewohnten Schmaus, wenn ſie artig ſind, wenn ſie ihre Flügel ausbreiten und ſich in freiem Schwunge erheben lernen.

Woher kommen dieſe Tauben, die ſeit Jahrhunderten ihr Daſein in der geſchilderten Weiſe führen?

Ihr Urſprung iſt kürzlich folgender:

Die verſchiedenen Kirchſpiele und Innungen Venedigs pflegten bei gewiſſen Feſtlichkeiten des Jahres dem Dogen irgend ein Geſchenk, an Früchten, Backwerk oder ähnlichen Dingen, darzubringen. Die Gabe irgend eines Sprengels beſtand in einem Paar wilder Tauben. Einſtmals geſchah es nun, daß es einem dieſer Pärchen, glücklicher als ſeine Vorgänger, gelang, die Füße aus den ſie umſchnürenden Banden frei zu machen und, ſtatt aus den Händen des Dogen in die des herzoglichen Mundkochs überzugehen, unter den vergoldeten Wölbungen der byzantiniſchen Baſilika ein Aſyl zu ſuchen. Das Volk litt nicht, daß man die Flüchtlinge einfing; es behauptete, daß ſie, einmal frei und unter dem Schutze der Heiligen, welche in farbenreicher Moſaik dieſe Wölbungen zieren, ſelbſt heilig und unantaſtbar geworden ſeien.

Der Doge, um nicht minder großmüthig als das Volk zu ſein, befahl, daß [illegible]epublik die Ernährung des befreiten Paares und ſeiner Nachkommen übernehmen ſolle. Der Senat beſtätigte den Beſchluß des durchlauchtigen Herrn, und auf dieſe Weiſe und ſo beſchützt und genährt, vermehrte ſich von Jahr zu Jahr, von

Jahrhundert zu Jahrhundert dieſe glückliche Familie, die allmählich zu einem Volke, zu zahlloſen Schwärmen heranwuchs.

Dies Vermächtniß wurde bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in Ehren gehalten. Jeden Tag ſtreute man den privilegirten Tauben von Staatswegen einen Sack Körner aus. Allein die Republik brach zuſammen, und mit anderen wichtigeren Einrichtungen ward auch dieſe fromme Stiftung aufgehoben.

Zum Glück für die geſiederte Schaar übernahm es die Marcheſa Anguiſſola, eine lombardiſche Edelfrau, welche damals eine Wohnung in den alten Procuratieen inne hatte, den Enterbten ihr täglich Brod auch ferner zu ſpenden; und ihre Freigebigkeit ward durch die Treue und Zärtlichkeit ihrer leichtbeſchwingten Freunde belohnt. Allein die Marcheſa Anguiſſola war nicht unſterblich, und die mildthätige Stiftung bedurfte mit der Zeit einer weiteren Stütze. Eine andere Dame von ähnlicher Sinnesweiſe ward die Nachfolgerin der Marcheſa in deren Wohnung und in der Pflege unſerer Tauben. Wir brauchen ſie nicht zu nennen, ſie lebt noch, zur Freude ihrer nahen und fernen Freunde, und wenn ſie keine anderen Anſprüche auf die Liebe und Achtung ihrer Mitbürger hätte, ſo würde ſchon dieſes genügen, daß ſie wenigſtens eine der vom venezianiſchen Senate auf ewige Zeiten gemachten Verheißungen aufrecht erhält.

Uebrigens iſt ſie es nicht allein, welche ſich um jene uralten Schützlinge der Republik verdient macht.

Das Volk giebt ihr das Beiſpiel oder ahmt das ihre nach. Es iſt kein Fall bekannt, daß ein Venezianer ſich je aus Muthwillen oder aus Noth an einer dieſer Tauben vergriffen hätte, welche doch für einen Jeden, den die Luſt dazu anwandelte, ſo leicht zu fangen wären. Selbſt während der Bedrängniſſe der letzten Belagerung, als es an Fleiſchnahrung jeder Art fehlte, wurden die Marcustauben verſchont und ungekränkt gelaſſen; man würde es faſt als eine Verſündigung angeſehen haben, ſich von ihrem Fleiſche zu nähren. Dies wird Niemand Wunder nehmen, der die Gemüthsart der Venezianer kennt. Jene Zeit bildet vielleicht die ruhmreichſte Epiſode in der Geſchichte der Marcustauben, aber ich muß es mir für ein andermal aufſparen, ſie zu erzählen.

Unter allen Begebenheiten in älterer und neuerer Zeit, bei welchen dieſe zierlichen Lüfteſegler betheiligt waren, iſt eine, die mir ganz beſonders reizvoll erſcheint und die vielleicht nicht allen meinen Leſern neu ſein dürfte.

Es iſt ein ſehr einfaches Idyll, nur für die wenigen Gemüther anziehend, die ſich durch die düſteren, tragiſchen Conflicte unſerer modernen Romanliteratur noch nicht überreizt fühlen. Indeſſen in Italien, und beſonders bei den Frauen, iſt, Gott ſei Dank, noch ein Reſt von einfacher Empfindung vorhanden, vor dem vielleicht auch dieſe Erzählung Gnade finden wird.

## II.

Ueberlaſſen wir den Marcusplatz, die Procuratieen und den Glockenthurm den Alltagsreiſenden, den Müßiggängern und den Provinzbewohnern; die Meiſterwerke der Kunſt den Neugierigen und Dilettanten. Beſteigen wir eine Gondel, welche uns nach der einſamen, friedlichen Stätte führen ſoll, welche der Schauplatz dieſer Erzählung iſt.

Das Dach von der Gondel
Soll Toni uns heben,
Um freier zu ſchweben
Im luftigen Meer.

Blicke um dich her! Hier ſiehſt du das eigentliche Venedig! Links den Dogenpalaſt, die Seufzerbrücke, die Riva der Slavonen, das Arſenal, den öffentlichen Garten; rechts erhebt ſich die prachtvolle Kuppel der Kirche della Salute, die Kirche San Giorgio auf der Inſel gleichen Namens, und rings aus der Ferne her ſchimmern die verſchiedenen andern Inſeln wie grüne Oaſen über die Azurbläue der Lagune ausgeſtreut.

Jener grüne Streifen dort, auf welchen wir zuſteuern, iſt nicht Feſtland, ſondern eine ungeheure Sandbank, die das Meer und die einmündenden Flüſſe hier angeſchwemmt haben, ein natürliches Bollwerk, welches

Stadt und Lagune vor der Wuth der heranbrauſenden Adria ſchützt. Es war eine Sandbank, aber Menſchenhand hat ſie nach und nach mit lebendigem Grün, mit Gärten, Blumen und Reben geſchmückt.

Einſt ſah man dieſe Lagune mit den Schiffen aller Völker bedeckt. Damals war Venedig die Königin der Meere. Jetzt gleiten wir ungeſtört über dieſe Waſſerfläche hin, welche von ſechs zu ſechs Stunden durch Ebbe und Flut in Bewegung geſetzt wird.

Ohne dieſe geregelten Ab- und Zuſtrömungen, die dem ebenmäßigen Pulsſchlag eines lebendigen Weſens gleichen, würde die herrliche Lagune ein gifthauchender Sumpf ſein und bald ihres poetiſchen Rufes entbehren müſſen.

Hier ſind wir am Ziele unſerer Fahrt. Laß uns bei jenen zwei Reihen von Maulbeerbäumen landen und dort die ärmliche Hütte aufſuchen, in welcher die beſcheidene Heldin unſerer Erzählung gewohnt hat.

Siehſt du jenes Nelkenbeet dort? Fühlſt du, wie der ſüße, balſamiſche Duft die Lüfte rings durchdringt und uns hier ſchon berauſchend umfächelt? Du meinſt vielleicht, dieſe Anpflanzung gehöre irgend einem reichen Blumenliebhaber. Nein, die Nelke iſt der Liebling der Armen in Venedig, wo man ſie Monate lang in allen Straßen feilhält. Für einen Soldo kannſt du die Räume deines Hauſes mit Duft erfüllen. Man zieht Nelken in Menge hier am Lido, und ſie gedeihen wunderbar in dem mit Humus gemengten Sandboden. Es iſt dies eine Cultur, wie jede andere auch. In England oder Belgien würde man freilich dieſe Felder mit Kartoffeln bebauen. Meinetwegen! Ich ziehe Nelken den Kartoffeln vor.

Wie glücklich iſt das junge Mädchen, wenn es hoch oben vor dem Dachfenſter ſeines armen Stübchens ein Blumenbrett haben kann! Sie verwandelt das ſchmale Geſims in einen hängenden Garten, in welchem ſie die prächtigſten „beſchriebenen“ Nelken (garofani scritti) zieht. Andere nennen dieſe bunte Blume einfach geſprenkelt. Die Venezianerin aus dem Volke heißt ſie „beſchrieben“, und Gott weiß, was ſie Alles in dieſen geheimnißvollen Schriftzeichen lieſ't.

Dieſes Nelkenbeet gehörte alſo einem Gärtner des Lido, welcher mit dem Ertrag desſelben ſich und ſeine Familie ernähren mußte. Die Aufgabe war zur Zeit der Nelkenblüthe nicht ſchwierig; wie aber während der übrigen Monate des Jahres? Dann fiſchte er am Strande des Lido die Meerfrüchte zum Verkauf oder behalf ſich mit anderem kleinen Erwerb bis zum Beginn der Blumenmonate. Alles ging vortrefflich, ſo lange die gute Frau lebte, die er geheirathet hatte. Marta war eine vorzügliche Haushälterin. Sie pflegte die Nelken und wußte ſie zu den höchſten Preiſen zu verkaufen. Nun aber hatte ſich die Arme, müde und von häuslichem Leid bedrückt, ſchon ſeit länger als fünf Jahren auf dem Gottesacker zum Schlafe niedergelegt. Ihren Grabhügel bezeichneten einige ſchöne Nelkenſträucher, die ihre Tochter in frommer Zärtlichkeit dahin gepflanzt. Luca gedenkt ihrer noch mit Rührung, wenn er dort vorüberkommt, und trocknet zuweilen eine Thräne mit dem Rücken ſeiner ſchwieligen Hand.

Im Ganzen genommen iſt unſer Luca kein übler Charakter; aber er iſt roh, heftig und ein wenig zu ſehr dem Wein ergeben. Für letztere Liebhaberei ſucht er indeſſen eine Entſchuldigung in den Fiebern zu finden, die von dieſen alten Maremmen unzertrennlich ſind. Nachdem er bereits vergebens alle Mittel der Aerzte erſchöpft hatte, nahm der gute Mann ſeine Zuflucht zu dem bewährten Hausmittel, einem guten Glaſe Wein. Und die Arznei that ihre Wirkung. Das Fieber verabſchiedete ſich, aber die Vorliebe für den Wein blieb, er trank ihn von nun an als Präſervativ.

Die häufige und nicht immer mäßige Anwendung dieſes Gegengifts gegen das Fieber brachte manchmal den Haushalt in Unordnung und, was ſchlimmer war, gab ſeinem Charakter einen gewiſſen zänkiſchen und ſtörriſchen Zug, der früher nicht in ſeinem Weſen gelegen. In ſolchen Augenblicken, namentlich wenn zugleich Ebbe in den Finanzen eingetreten war, haderte der arme Luca mit den Kindern, mit dem Schickſal, mit Jedem, der ihm in den Wurf kam. Sein Geſicht färbte ſich dann kirſchroth. War er überhaupt niemals ein Mann der That geweſen, ſo verlor er, wenn der Geiſt des Weines über ihn gekommen, vollends allen Halt, ſaß ſtundenlang mit verſchränkten Armen und wußte nicht, welchen Heiligen er um Hülfe anrufen ſollte.

Zu ſeinem Glücke war indeſſen die gute Marta nicht ganz und gar aus der Welt geſchieden, wenigſtens hatte ſie eine Erbin ihres Fleißes und ihrer [illegible]den Güte in dem jungen Mädchen hinterlaſſen, das an jenem Fenſter dort mit Nähen beſchäftigt iſt. Sie iſt jung, erſt ſiebzehn Jahre, aber ſie hat den Verſtand einer Dreißigjährigen. Man hat ſie Perina oder Petronilla getauft, aber der Volksmund wandelte den gewöhnlichen Namen Pera in Perla um. Und dieſe Volkstaufe blieb nicht ohne Wirkung; das Kind entwickelte ſich wirklich zu einer Perle an Schönheit, Güte und Reinheit. Ihr ſollt ſie noch näher kennen und gewiß lieben lernen. Sie allein hält den Hausſtand in Ordnung, beſorgt die Pflege des Gartens und weiſ't ihr Brüderchen von zehn bis elf Jahren zu der leichteren Arbeit an. Sie iſt wirklich das Mütterchen der kleinen Waiſe; ſie kleidet und bewacht ihn mit mütterlicher Sorge, ſie hält mit einem Blick ſeine wunderlichen Einfälle in Schranken, ſie läßt ihn nach ihrem Willen lachen und weinen.

Sie wünſchte, daß er leſen und ſchreiben lerne, und bezahlte einen Lehrer von ihren kleinen Erſparniſſen. Der Vater murrte Anfangs, und da er ſelbſt nichts vom Alphabet wußte und ſich bis dahin durchgebracht hatte, verlangte er, daß ſein Junge es machen ſolle, wie er. Perla ertrug ſeinen Unmuth und fuhr heimlich in ihrem begonnenen Werke fort, ſo daß Tonio bald im Stande war, alle kleinen Schreibereien des Hauſes zu beſorgen. Dieſes Jahr hat er nun ſchon angefangen, die ſchönen „beſchriebenen“ Nelken in Venedig zu verkaufen, und kann, wenn er Abends nach Hauſe kommt, immer genaue Rechnung über ſeinen kleinen Handel ablegen.

Was Perla anlangt, ſo weiß dieſe ſich zu verdoppeln; ſie findet für jedes Geſchäft Zeit. Das Haus iſt blitzblank von oben bis unten; die einfache Mahlzeit pünktlich um die Mittagsſtunde fertig; und dennoch ſieht man ſie beſtändig an ihrem Nähkiſſen ſitzen und an jener wundervollen venezianiſchen Spitze ſticken, die neuerdings wieder in Mode kommt. Sie hat zufällig einige alterthümliche Muſter aufgefunden und durch Geduld und angebornen Schönheitsſinn es dahin gebracht, eine Spitze herzuſtellen, welche der alten täuſchend ähnlich iſt. Leider kann Perla nicht den vollen Gewinn aus ihrer Arbeit ziehen, wie es deren Zierlichkeit verdient, denn ſie muß durch zu viele Hände gehen, ehe ſie in die Hand derjenigen gelangt, die ſich damit ſchmückt und ſie theuer genug bezahlt. Dennoch hat ſie kürzlich ihrem Vater einen ſchönen Schifferrock geſchenkt, ſo ſchön, wie er ihn noch nie getragen. Sieh, Väterchen, ſagte ſie dabei, der wird dich beſſer gegen das Fieber ſchützen, als jedes andere Mittel!

Luca lächelte, verſtand die Anſpielung, brachte es aber nicht übers Herz, böſe darüber zu werden. Er küßte ſein ſchönes Kind und nannte es zum erſtenmale mit ſeinem anmuthigen Zunamen Perla. Wahrſcheinlich hatte er eben ſeinen guten Tag.

Du machſt mich wieder jung, ſagte der Fiſcher; iſt mir's doch, als kämen die ſchönen Zeiten wieder, da deine Mutter noch lebte. Laß uns auf ihr Andenken trinken und dann —

Und dann, ergänzte Perla raſch, laß uns friſche Nelken auf ihr Grab pflanzen.

Und ſie ſah ihn mit ihren feuchtglänzenden Augen an, daß die Weingedanken ihm vergingen, und alle Drei wandelten bald nach dem lieben Grabhügel, um die ſchönſten ſchneeweißen Nelken neben das kleine Holzkreuz zu pflanzen, das Namen und Alter der geliebten Todten zeigte.

Dieſes Grab war indeſſen nicht das einzige, welches dieſen frommen Tribut empfing. Es war da noch ein anderer friſcher Erdhügel, der gleichfalls jene duftende weiße Blüte trug.

Perla ging nie an ihm vorüber, wenn ſie den Gottesacker verließ. Sie blieb neben ihm ſtehen, bleich und ſtill, und ein paar Thränen glitten leiſe über ihre Wangen. Dieſer Schmerz war ein anderer als jene friedevolle, milde Trauer, welche ihrer Mutter Tod in ihrer Seele hinterlaſſen. Dieſe, wohl tief und ſchmerzlich, fand ſich doch ergebungsvoll in die Naturnothwendigkeit; jener hatte das Herz des Mädchens heftig und gewaltſam verwundet.

Auch hier ſtanden Worte in ſchwarzer Schrift auf

Und war zuerſt ihr Reinald nicht gewogen,
Den ſie ſo feſt in ſeinem Haſſe fand,
So iſt, o Herr, der Grund in nichts zu leſen,
Als daß auch er an dieſem Quell geweſen.

62.

Reinald's Begleiter durch des Waldes Gitter,
Wie er ſich ſieht an dieſer klaren Fluth,
Hält er, erhitzt vom Ritt und Kampfgewitter,
Das Roß, und ſagt: Hier wär' die Ruhe gut. —
Ja, ſagt Reinald; Mir wär' ſie auch nicht bitter,
Denn außer, daß uns drückt des Mittags Gluth,
Hat mich ſo hart das Unthier mitgenommen,
Daß uns die Ruhe trefflich wird bekommen. —

63.

Sie ſpringen von den Roſſen, froh und gern;
Die dürfen weiden in der grünen Halle,
Indeſſen unter Blumen ſich die Herrn
Das Haupt befrei'n vom drückenden Metalle.
Reinald, getrieben von dem heißen Stern,
Eilt lechzend zu dem flüſſigen Kryſtalle,
Und jagt mit einem Trunk der friſchen Fluth
Aus heißer Bruſt ſo Durſt als Liebesgluth.

64.

Wie ihn der Ritter von dem feuchten Spiegel
Das Antlitz wiederum erheben ſieht,
Gewiß, daß ihn die Reue hält am Zügel
Und jener thör'ge Liebeswahn entflieht,
Da ſteht er auf und bricht des Schweigens Siegel,
Indeß ihm Hoheit aus dem Auge ſprüht:
Der Stolz, der da verſchmäht, bin ich geheißen,
Und kam, dem niedern Joch dich zu entreißen. —

dem hölzernen Kreuze: „Leb wohl, Beppo! Auf Wiederſehen!“

Iſt es nöthig zu ſagen, wer die weißen Blumen pflanzte und dieſe ernſten Worte ſchrieb?

## III.

Als ich ſie zum erſten Male ſah — es mögen wohl zehn Jahre her ſein — ſaß ſie ſtickend an ihrem kleinen Fenſter. Selten nur erhob ſie den Blick von ihrer Arbeit und dann ließ ſie ihre Augen ernſt und traurig über die Lagune gleiten, deren glänzende Fluten ſich vor ihr ausbreiteten.

Ihr reiches kaſtanienbraunes Haar, welches ſie an der Stirn zurückgeſtrichen und am Nacken in dicken Zöpfen aufgeſteckt trug, hob das feine, anmuthige Oval des bleichen, ſchwermüthigen Geſichtchens vortheilhaft hervor. Die Seeluft und die italieniſche Sonne, die ſelbſt den weißen Marmor Venedigs mit einem goldbraunen Ton angehaucht haben, ließen auch ihre zarte Haut in einer ſüdlich warmen, durchſichtigen Färbung ſchimmern und warfen über die reichen Wellen ihres Haares einen leuchtenden, ſeidenartigen Glanz; und auch die Weinranke, welche das kleine Fenſter umklettert hatte und das liebliche Mädchenbild einrahmte, ließ auf ihren Blättern goldene und purpurne Lichter ſpielen.

Eine Taube, die auf dem Fenſterſims ſaß, drehte, zum Fluge bereit, ihren im Sonnenlicht ſchillernden Hals.

Hätte Gian Bellin oder Giorgione dieſes Fenſter erblickt, ſie hätten gewiß das Motiv zu einem Gemälde daraus genommen, und man zeigte jetzt in irgend einer Kirche Venedigs „die Jungfrau mit der Taube,“, wie wir „die Madonna mit dem Stieglitz“ von Raphael beſitzen.

Man nimmt im Allgemeinen an, daß ſich die Vögel nicht durch Intelligenz auszeichnen. Ich bitte die Marcustauben auszunehmen und beſonders die an jenem Fenſter dort.

Eines Tages, da die Kehle des durſtigen Luca ebenſo trocken wie ſeine Taſche leer war und ihn die bei ſolchen Gelegenheiten übliche Laune überfallen hatte, kam er auf den Gedanken, mit einem ſeiner Fiſchernetze nach einem Täubchen zu fahnden, welches den Saum der Lagune entlang flatterte. Er trug die kleine Gefangene zu der Wirthin der nahen Schenke, um ſie ihr als Bezahlung für eine Halbe Wein anzubieten, welche ſie ihm auf Credit zu geben verweigert hatte. Allein die Frau, mit dem Volksglauben bekannt und das Urtheil ihrer Gäſte ſcheuend, nahm nicht nur die Taube nicht an, ſondern beſtand darauf, daß Luca ſie frei laſſen ſolle. Dieſer aber, wie ſchon angedeutet, in übler Stimmung, verſchwor ſich, daß er die Taube verſpeiſen werde, da er ſie nicht vertrinken könne.

Die Wirthin und die in der Schenke anweſenden Zechbrüder geriethen ob dieſer böſen Abſicht des Fiſchers in hellen Zorn. Sie beſtürmten ihn mit Vorwürfen, daß er die Taube gefangen, und mehr noch, daß er ſie tödten wolle. Die Fiſche, ja in Gottesnamen, die waren eben geſchaffen, um im Netze gefangen und gegeſſen zu werden; aber die Vögel der Lüfte, die Tauben, und ganz beſonders eine Marcustaube zu ſpeiſen, das ſei eine Sünde, ein Tempelraub, ein unerhörter Fall in Venedig.

Luca, ſtatt von dieſen Worten beſchämt zu ſein, wandte hohnlachend jenen frommen Seelen den Rücken und trug die Taube geradewegs nach Hauſe, wo er ſie ſeiner Tochter mir dem Auftrag übergab, ihm ein Ragout davon zu bereiten. Perla ſchien indeſſen die Worte des Vaters nur als einen Scherz anzuſehen, ſie nahm ihm die Taube lächelnd ab, ſetzte ſie auf ihren Schooß, ſtreichelte ihr liebkoſend das glänzende Gefieder und ſchickte ſich dann an, ihr die Freiheit zu geben.

Vorwärts, vorwärts! brummte Luca ungeduldig, dreh ihr den Hals um und mache ſie mir zum Abendeſſen zurecht.

Perla ſah ihn ruhig und feſt an, um ſich zu überzeugen, ob er wirklich im Ernſte ſpreche. Sie bemerkte ſeine böſe Miene und ſeine Abſicht, das Thierchen ſelbſt zu tödten, und ſo eilte ſie auf das Fenſter zu, um die

Taube fliegen zu laſſen, ehe ſie ihr Vater in ſeine Gewalt bekäme.

Dieſer ward immer aufgebrachter durch den Widerſtand, den er fand, und ſeine Tochter an den Schultern faſſend rief er zornig: Wenn du ſie entkommen läſſeſt, ſo ſollſt du zum erſten Mal fühlen, wie ſchwer meine Fäuſte ſind!

Thu was du willſt, Vater, ſagte Perla, im Begriff das Fenſter zu öffnen; zum erſten Mal auch werde ich dir ungehorſam ſein. Man ſoll nicht ſagen, daß ſo Etwas in unſerem Hauſe geſchehen ſei. Weißt du nicht eben ſo gut wie ich, daß dieſe Tauben heilig und unverletzlich ſind? Eher wollte ich Hungers ſterben, als eine von ihnen tödten!

Perla hatte eines von den Gemüthern, denen alles durch Gewohnheit und Sitte Geheiligte in einem religiöſen Lichte erſcheint. Die Schwalben waren ihr die Vögel der Madonna, die Tauben die Geweihten des heiligen Marcus. Eins oder das Andere quälen oder tödten, erſchien ihr als wirkliche Sünde. Sie hätte ſich blutig ſchlagen laſſen, ehe ſie ſo etwas zugab. Da ſie das Fenſter nicht öffnen konnte, ſo warf ſie ſich auf ihre Kniee nieder, die zitternde Taube an ihre Bruſt drückend.

So gieb Geld heraus! ſchrie Luca. Heraus mit dem Gelde, das du geſtern eingenommen haſt! Gieb mir Geld zu einer Halben, und mach was du willſt mit der Taube!

Du weißt, Vater, ſagte Perla bittend, daß dies Geld für die Hausmiethe beſtimmt iſt. Du ſelbſt haſt es mir dazu überlaſſen. Aber ehe du eine Sünde begeheſt, da, nimm das Geld. Ich werde meinen Schleier verpfänden, um das Fehlende zu erſetzen.

Verpfände was du willſt, aber laß mich meinen Durſt löſchen, den du verdoppelt haſt durch deinen Eigenſinn.

Perla ging zu einem Käſtchen, öffnete es und nahm eine Lira heraus, die ſie ſchweigend ihrem Vater reichte. Dieſer blickte ihr ſtarr in die Augen, wollte zugreifen, zögerte und verließ, wie um ſich der Verſuchung zu entziehen, die ſeine Kräfte überſtieg, haſtig das Zimmer.

Perla hatte ihn durch die Gewalt jenes ruhigen und traurigen Blickes beſiegt, mit welchem ſie die kindiſchen Unarten Tonio's in Schranken hielt.

Als der Vater fort war, liebkoſ'te ſie die Taube, fütterte ſie mit den Brodkrümchen, die ſie im Schranke zuſammenlas, und öffnete dann, eine Thräne im Auge zerdrückend, das Fenſter.

Das hübſche Thierchen ſchien es mit dem Fortfliegen nicht eilig zu haben; es flatterte, hie und da ein Krümchen aufpickend, im Zimmer umher, ſetzte ſich auf die Schulter ſeiner Lebensretterin, als wolle es ihr für ihre Güte danken, ſchwang ſich dann zum Fenſter hinaus, und unbekannt mit der Gefahr, der es entronnen, flog es mit ausgebreiteten ſicheren Schwingen davon.

Tags darauf, zur nämlichen Stunde, ſah Perla, welche nähend am Fenſter ſaß, eine Taube daſſelbe umkreiſen. Ohne den Vorgang vom geſtrigen Tage wäre ihr dies wohl nicht aufgefallen, ſo aber meinte ſie, es könne vielleicht jene Taube ſein, welcher ſie das Leben gerettet hatte. Sie öffnete das Fenſter, blickte ſchärfer hin; es war in der That dieſelbe. Sie erkannte ſie an einem weißen Streifen auf den Flügeln.

Wie frohlockte das Mädchen, als die Taube ſich auf dem Fenſterſims niederließ, ins Zimmer hineinhüpfte und furchtlos, ohne ſich lange bitten zu laſſen, die Krümchen vom Fußboden aufpickte.

Es war eben Spätherbſt, kein Körnchen mehr auf den Feldern, und ſo iſt es nicht wunderbar, daß die hungrige Taube an den Ort zurückkehrte, wo ſie Tags zuvor Futter empfangen hatte.

Perla aber war ein wenig abergläubiſch. Die Wiederkehr des Täubchens erſchien ihr als ein Zeichen von Dankbarkeit, wohl gar als eine Gnade des heiligen Marcus. Sie ſtreute ihrem Gaſte einige Maiskörner hin, die ſie irgendwo im Hauſe fand, und gewann ſo vollſtändig die Gunſt des zierlichen Luftbewohners.

Und der Beſuch wiederholte ſich regelmäßig von Tag zu Tag, jedesmal zur Stunde, an welcher die Tauben des Lido von ihrem täglichen Fluge nach Venedig zurückkehren. Marco, ſo nannte das Mädchen ihre Taube, verlor die Gewohnheit, Perla zu beſuchen, nicht wieder. Aus einer wilden Taube wurde zuletzt eine ganz zahme und zutrauliche, ſo daß Luca ſelbſt endlich dadurch gerührt wurde und ſtets die Taſchen voll Körner hatte, um ſie dem Thierchen hinzuſtreuen. Und Tonio erſt, der die poetiſchen Phantaſieen ſeiner Schweſter theilte, wie hing der ſein Herz an den kleinen geflügelten Hausengel, der jeden Tag getreulich kam, um die Einförmigkeit der Winterarbeiten zu unterbrechen! Die Arbeit Tonio's beſtand darin, daß er die Netze für ſeinen Vater flocht und flickte; und wenn ſich's die Taube auch zuweilen einfallen ließ, die Maſchen zu verwirren, hörte ſie darum doch nicht auf, der willkommene tägliche Gaſt zu ſein.

## IV.

Es giebt zweierlei Liebhaber von Hausthieren. Das Mädchen und der Knabe, in der erſten Gefühlsdämmerung befangen, erwacht aus der dunklen Gleichgültigkeit der Kindheit, umfaſſen im unbewußten Sehnen alle Dinge, alle Weſen, welche Lebens- und Liebesfähigkeit in ſich tragen. Taſtend, ſuchend, von Stufe zu Stufe, ranken die feinen Seelenfühlfäden weiter und weiter, bis ſie den Gegenſtand gefunden, den ſie im vollen Liebesempfinden umfaſſen, und dann ade, Täubchen! ade, Hündchen! ade, zärtlich gepflegte, gehütete, mit ſorgender Treue gezogene Blume!

Beſtändiger iſt die Liebe zu den Thieren bei der anderen der beiden angedeuteten Klaſſen. Ich meine Jene, die geliebt und gelitten haben und verwaiſ'ten Herzens zurückkehren zu ihren erſten Jugendneigungen, die wohl minder tief, aber auch minder ſchmerzlich als die ſpäteren waren und, wenn ſie das Bedürfniß des Herzens nicht völlig befriedigen, ihm doch hinweghelfen über das öde Einerlei dieſes Lebens und es verhindern, ſich ganz verlaſſen und verloren auf der Welt zu fühlen.

Perla, die noch jung, nicht viel über zwanzig Jahre alt war, befand ſich im letzteren Falle. Die Zuneigung, welche ſie zu dem vom Zufall ihrer Einſamkeit zugeführten kleinen Gaſte fühlte, war nicht die erſte und einzige ihres Herzens. Sie hatte geliebt!

Wozu ſoll ich noch ausführlich von dem Gegenſtande ihrer Liebe reden? Wir wiſſen ja bereits, daß er nicht mehr unter den Lebenden iſt. Beppo ruht auf dem Friedhofe, nicht weit von Perla's Mutter; er ruht unter dem nelkengeſchmückten Hügel, den die trauernde Gärtnerin von Jahr zu Jahr aufs Neue mit jenen duftenden Blumen bepflanzt.

Dieſe Liebe war in Beiden gleich rein und warm, von beiden Familien gebilligt, und das Band der Ehe ſollte die Liebenden vereinigen.

Es war im Januar des Jahres 1848. Die Hochzeit war auf den zweiten Februar, den Marientag, feſtgeſetzt. Jeder Venezianer kennt die Bedeutung dieſes Tages. Seit den erſten Jahrhunderten der Republik wurden an dieſem Tage die tugendhafteſten Bräute der Stadt, vom Staatsſchatz ausgeſtattet, in der alten Metropolitankirche von Venedig durch die Hände des Patriarchen mit ihren Erkorenen getraut. Man nannte dieſe Mädchen Marien, nach der heiligen Jungfrau. In reichem Putz begaben ſie ſich, ſobald die Ceremonie beendet war, in diejenigen Patrizierhäuſer, mit deren Beſitzern ſie in irgend einer Beziehung ſtanden, und der Gebrauch gebot, daß die hohen Frauen und Herren Geldſtücke in die „Brautlade" warfen. Dieſe Sitte trug dazu bei, das Band zu befeſtigen, welches in früheren Zeiten die verſchiedenen Klaſſen Venedigs eng mit einander verknüpfte.

Jetzt iſt dieſe Feſtlichkeit längſt abgeſchafft, aber die venezianiſchen Mädchen aus dem Volke, in deſſen Mitte die alten Ueberlieferungen ſich friſcher erhalten haben, als in den höheren Ständen, wählen ſich immer noch gern den Marientag zum Hochzeitstage aus, und am zweiten Februar finden in Venedig mehr Trauungen als an jedem anderen Tage des Jahres ſtatt.

Auch Perla ſollte an dieſem Tage getraut werden. Die kleine Mitgift war bereit, die beiden Herzen waren es noch mehr. Aber das Jahr 1848 war kein den Hochzeiten günſtiges Jahr. Der Funke, der lange geſchlummert, war plötzlich über die ganze italieniſche Halbinſel hin zur Flamme aufgelodert und hatte auch die Herzen der Männer ergriffen, die das venezianiſche Litorale bewohnten; in dieſen Tagen ſich zu vermählen, hätte wie

Fahnenflucht ausgeſehen, hätte einem Vorwande geglichen, um ſich den neuen Pflichten, den bevorſtehenden Gefahren zu entziehen.

Perla war nicht ſo ſelbſtſüchtig, zu murren, wenn es ſich um heldenmüthige Opfer für das Vaterland handelte. Und unter der großen Zahl junger Leute, die plötzlich, allen Liebes- und Eheträumen entſagend, ſich nur im Gebrauch der Waffen übten, um beim erſten Ruf des gefährdeten Vaterlandes bereit zu ſein, befand ſich auch Beppo.

Groß und kräftig von Geſtalt, abgehärtet gegen jedes Wetter, ein kühner Schiffer, auch wohl ein wenig Schmuggler, wenn die Gelegenheit ſich bot, hatte er gelernt den Carabiner zu handhaben und ſich mit Liſt und Gewalt gegen die Zollwächter zu wehren. Seiner Perla hatte er verſprochen, ſich nach der Hochzeit dieſen Wagniſſen nicht mehr auszuſetzen. Er hatte es verſprochen und würde ſein Wort gehalten haben. Jetzt aber handelte es ſich um ganz Anderes. Jetzt ſchmuggelte er geheime Botſchaften zwiſchen den Schiffen der kaiſerlichen Flottille hindurch, die an den Küſtenſtationen ankerten.

Ohne den wahren Grund zu geſtehen, hatte Beppo von Perla begehrt und erlangt, daß die Hochzeit erſt nach beendigtem Kriege ſtattfinden möge. Perla verſtand ihn und verlangte nicht erſt Aufſchluß. Der Liebe ihres Beppo ſicher und ſein Geheimniß achtend, beugte ſie ſich in Ergebung. Der alte Luca wußte von nichts und lebte in ſeiner gewohnten Weiſe fort; Tonio war

65.

Er ſpricht's, und alſobald verſchwindet er,
Und mit ihm iſt ſein Roß in Luft verſchwommen;
Darob verwundert ſich der Ritter ſehr,
Schaut rings und ſagt: Wo iſt er hingekommen?
Er weiß nicht, hat aus ſeiner Geiſter Heer
Sich einen Boten Malegys genommen,
Um durch den Zauberſpuk ihn zu befrei'n
Aus ſeinen Ketten und der langen Pein;

66.

Hat Gott durch einen Engel es vollendet,
Nach ſeiner unnennbaren Güt' und Macht,
Der dem Tobias ſeinen Knecht geſendet
Und ihm der Augen Licht zurückgebracht?
Ob's nun ein Teufel ſei, der ihn geblendet,
Ein Engel, der ihn riß aus tiefer Nacht,
Er dankt und preist: durch ihn allein geſundet
Fühlt er ſein Herz, das Liebe tief verwundet.

67.

Er muß Angelica von Neuem haſſen,
Unwürdig ſcheint ihm jetzt ſein alter Schwur,
Nicht nur ſo weit von ihr ſich ziehn zu laſſen,
Nein, auch ein Viertel einer Meile nur.
Und doch muß er nach Indien, zu Gradaſſen,
Um dem Bayard zu kommen auf die Spur,
Theils weil ihn Ehre zu der Fahrt verpflichtet,
Theils weil er Karln nun einmal ſo berichtet.

68.

In Baſel iſt er mit dem nächſten Licht,
Und überall vernimmt er, wo er reitet,
Daß Roland ſich, der Graf, zum Kampfgericht
Mit Agramant und dem Gradaß bereitet.

noch zu jung, um ins Vertrauen gezogen zu werden. Die Hochzeit ward verſchoben — für immer.

Erlaßt es mir, den armen Beppo auf ſeiner kurzen Krieger-Laufbahn zu begleiten, die er bei einem kühnen Ausfall mit dem Tode krönte. Sterbend brachte man ihn in das Haus ſeiner Braut, die ihn während der wenigen, ihm noch verliehenen Lebens- oder Leidenstage pflegte. Wenn die Liebe Wunder thun könnte, ſo wäre Beppo geneſen. Perla betete, that Gelübde zur Madonna und wachte Tag und Nacht neben ſeinem Schmerzenslager. Umſonſt! — Er ſtarb wie ein braver Soldat, ſeine Braut auf ein Wiederſehen in einer beſſeren Welt vertröſtend. Man bettete ihn unter jenen Hügel, den wir kennen, deſſen Holzkreuz die ſchlichten Worte trägt:

„Leb wohl, Beppo! Auf Wiederſehen!“

Auf Wiederſehen! — In dieſem Worte waren von nun an alle Hoffnungen und Freuden der armen Perla beſchloſſen — die Hoffnungen und der geheime Troſt eines verwittweten Herzens; denn andere blühten ihr noch aus der Anhänglichkeit an den alten, durch Jahre und Arbeitsmühen gebeugten Vater, aus der mütterlichen Sorge und Zärtlichkeit für ihren Bruder. Perla ergab ſich muthig und ſtark in ihr Schickſal, nachdem ſie den erſten, gewaltigen Sturm des Schmerzes überwunden hatte. Arbeit, anhaltende, anſtrengende Arbeit jeder Art war ihre Hülfe. Bei jedem Stich ihrer Nadel gedachte ſie des Vergangenen, mit jedem Faden, den ſie zog, verwob ſie einen Traum, einen Seufzer ihrer Seele.

So lebte die Arme nur mit ihrem Thun in der Gegenwart, mit ihrem Denken entweder in der Vergangenheit oder in einer fernen, verſchleierten Zukunft. Zuweilen verſank ſie in ſich und überraſchte ſich ſelbſt dabei, wie ſie die Hände im Schooß mit thränenüberflutheten Augen daſaß. Aber dieſe Gramergüſſe wurden doch von Tag zu Tag milder und ſeltener. Nach Jahresfriſt trauerte ſie nur noch in ihrem Herzen, ohne es nach außen zu zeigen. Sie konnte ſogar thränenlos an Beppo's Grabe ſtehen, eine Nelke pflücken und an ihre Bruſt ſtecken, nicht als Schmuck, ſondern als eine duftende Reliquie ſeiner Liebe.

Um jene Zeit ereignete ſich der Vorfall mit der Marcustaube. Voll jenes ſüßen Wunderglaubens, der liebenden in Leiden geprüften Seelen eigen zu ſein pflegt, betrachtete ſie dieſe Taube als einen geheimnißvollen Boten ihres theuern Todten und liebte ſie, wie ſie die Nelken ſeines Grabhügels liebte, wie einen Theil ſeiner ſelbſt, liebte ſie wie ein Geſchöpf, das von jenem Lebenshauch beſeelt ſei, den ſie mit dem letzten Athemzuge vom Munde des Sterbenden geküßt hatte. Nicht etwa, daß ſie an eine wirkliche Seelenwanderung glaubte; Perla hatte von dieſer Vorſtellung noch nie gehört, aber ſie empfand die Gegenwart des geliebten, unvergeßlichen Freundes in Allem, was ihn umgeben und geliebt hatte; ſein Bild verſchmolz ihr mit Allem, was ihrem eignen Herzen theuer war. Sie taufte die Taube Marco, in

Erinnerung an die Geſchichte dieſer Vögel; ihr Herz nannte ſie Beppo, im Andenken an den Geliebten.

Die Taube, welche nach und nach ganz zahm geworden war, pflegte ihr Fenſter zwei Mal des Tages zu beſuchen und daſelbſt ihr Futter zu picken; das erſte Mal gegen Ein Uhr vor ihrer täglichen Wallfahrt nach Venedig, und des Abends, nachdem ſie dieſelbe vollendet hatte. Eine Verſpätung brachte ſchon Unruhe in die Familie, machte beſonders das junge Mädchen beſorgt.

Wenn ich dich verlieren ſollte, rief ſie eines Tages, wenn ein trauriger Zufall dir dein Leben raubte, welch ein neuer Schmerz wäre das für mich!

Und ſie drückte den Vogel an ihre Lippen, ſtreichelte ſeinen ſchillernden Hals, während die zutrauliche Taube ihre Liebkoſungen zu erwidern ſchien und ihre röthlichen Augenſterne zärtlich auf ſie richtete.

Ich bitte nüchterne Seelen, die ſolche Ueberſchwänglichkeiten lächerlich finden werden, nicht um Entſchuldigung. Dieſe ſchwermüthige Idylle meines Heimathlandes iſt nicht für ſie geſchrieben.

## V.

Von dem Tage, an welchem wir unſere Perla verließen, bis zu demjenigen, wo wir ſie wiederſehen werden, ſind wenige Monate vergangen; aber dieſe kurze Zeit wurde durch ein Ereigniß bezeichnet, das jedem Venezianer unvergeßlich ſein wird. Nichts iſt bitterer, als die Enttäuſchung, die um ſo ſchmerzlicher fühlbar wird, je größer und edler das erhoffte Gut war, je allgemeiner der Glaube, wir würden es erlangen.

Die arme Familie, deren Geſchichte wir erzählen, hatte durch die politiſchen Bewegungen des Jahres 1848 weder gewonnen noch verloren. Sie, wie viele andere Familien der Küſtenbevölkerung, hatte in der Märzrevolution nichts Anderes erblickt, als einen Verſuch zur Wiederherſtellung der Republik von San Marco, und als ſolche, als eine Rückkehr der guten alten Zeit, deren Vortheile man im Gedächtniß trug, deren Uebel man nicht kannte, hatte ſie dieſelbe mit Freuden begrüßt. Unſerer Perla hatte der Aufſtand gewiß nichts Gutes gebracht. Ihre Hochzeit, erſt verſchoben, hatte ſich dann in ein Leichenbegängniß verwandelt. Ihre Jugendhoffnungen, alle ihre Freuden hatte man mit in jenes Grab gebettet. Und doch, wenn ſie an die Sache dachte, der ihr Geliebter ſich geweiht, an die Begeiſterung, womit er ſie vertheidigt, an den Heldentod, den er ihretwegen gelitten, ſo war ihr nie in den Sinn gekommen, den Anlaß alles deſſen zu haſſen, und ſie hatte die dreifarbige Cocarde, jene Farben, für die Er gekämpft und geſtorben, als theure Reliquie dem Todten auf die Bruſt gelegt.

Kehren wir zu unſeren Tauben zurück. Die Glücklichen hatten von all dem Schlimmen nichts erfahren, was das verhängnißvolle Jahr gebracht. Die Hungersnoth der belagerten Stadt that ihnen wenig Schaden. Wir ſagten ſchon, daß Niemand daran dachte, ihre Reihen zu lichten und das karge Mahl mit ſo bequemer Beute zu mehren. Das Getöſe der Geſchütze, das Krachen der Bomben, die bei dem letzten Sturm über die Stadt herein regneten, mag ſie höchſtens erſchreckt und aufgeſcheucht haben, als ſie ſich um ihre tägliche Mahlzeit ſchaarten. Aber den politiſchen Leidenſchaften fremd, freie Bewohner der Lüfte, konnten ſie ungehindert den geflügelten Löwen umflattern und ihm noch ferner huldigen, wie es den Anderen nur ſo kurze Zeit vergönnt geweſen war.

Nach der Uebergabe der Stadt war jedes Herz zuſammengeſchnürt, jeder Schrei ward erſtickt, Jeder empfand die Niederlage, aber man ergab ſich ſtill, man beugte ſich der unabänderlichen Macht der vollendeten Thatſache.

Jetzt erſt fühlte Perla ſo recht ihre Wittwenſchaft; jetzt erſt legte ſie Trauer an um ihre geſtorbene Liebe. Am Grabe ihres Verlobten, der für eine verlorene Sache geſtorben war, vergoß ſie doppelt bittre Thränen. Aber der Name ihres Beppo war ihr deßhalb nur um ſo theurer, und auch jetzt wankte ihr Entſchluß nicht, ſeinem Andenken treu zu bleiben. — Nein, rief ſie, wenn das Glück unſeren Waffen untreu wurde, ſo werde ich ſeinem Beiſpiel nicht folgen! Du warſt der Erſte, du ſollſt der Einzige und Letzte ſein, den ich liebe! Der

Gedanke an dich ſoll mir alles Liebesglück aufwiegen; ich will für dich leben, wie für einen fernen, theuren Freund, wie für eine Hoffnung, welche keine Zeit zerſtören kann!

Kam ſie von dieſen ſich oft wiederholenden Beſuchen nach Hauſe, ſo fand ſie gewöhnlich ihre Taube auf dem Fenſterſims ihrer harrend. Der Vogel trug die republikaniſchen Farben noch als Halsband, womit ſie ihn geſchmückt hatte. Der alte Luca ſchalt Perla ob dieſer Unvorſichtigkeit. Der Polizei-Commiſſär hat Wind davon bekommen, ſagte der Alte, und ich warne dich bei Zeiten, damit wir nicht Unannehmlichkeiten davon haben. Nenne deine Taube wie du willſt, aber nicht Marco, und nimm ihr das Halsband ab, das für ſtaatsgefährlich gilt. Ich weiß, was ich ſage.

Obgleich Perla die Befürchtungen ihres Vaters für übertrieben hielt, wollte ſie ihn wegen einer ſo unbedeutenden Sache nicht böſe machen. Sie nahm die Taube in die Hände und löſ'te das bunte Band von ihrem Halſe, das ſie von ihren Gefährtinnen unterſchied. Du ſollſt nicht mehr Marco heißen, ſagte das Mädchen, indem ſie das Thierchen ſtreichelte, und über ihre Züge flog ein leiſes, ironiſches Lächeln. Ich will deinen Namen ändern, aber nicht meine Liebe zu dir. Noch mehr will ich dich lieben, noch heiliger und theurer ſollſt du mir ſein, denn du ſollſt mich ewig an meinen Geliebten erinnern!

Von dieſem Tage an hieß Perla's Taube Beppo;

ſie trug ein ſchwarzes Band um den Hals, das zugleich ihre Wittwentrauer und das allgemeine Leid bedeutete.

## VI.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir über Zeit und Raum gebieten zu können glauben und mit wunderſamer Freigebigkeit ewige Liebe, ewige Treue verſprechen. Kein Wunder, wenn die Thatſachen ſolche Gelübde Lügen ſtrafen. Ich will ſo unbedachte Schwüre weder tadeln noch vertheidigen. Es liegt in der menſchlichen Natur, auf ewig zu verſprechen, und iſt eben ſo in der menſchlichen Schwachheit begründet, dem Einfluß der Zeit unterthan zu ſein und die Ewigkeit, über welche wir verfügen dürfen, in ſehr enge Grenzen einſchränken zu müſſen. Die Zukunft iſt in ſo dichte Nebel gehüllt, daß Derjenige eine gewaltige Vermeſſenheit begeht, der da glaubt, ſie beherrſchen zu können. Thue heute, was zu thun deine Pflicht iſt, und wenn du für morgen verſprechen willſt, ſo halte dich an den bekannten Satz: „Thue was du ſollſt, dann komme was da will.“

Ihr glaubt gewiß, meine theuren Leſerinnen, daß ich euch mit dieſer Einleitung auf eine menſchliche Schwäche, auf eine Untreue unſerer armen Perla vorbereiten wolle?

Uebereilt euch nicht. Sie heißt Perla und das iſt genug. Ohne dem Gange der Erzählung vorgreifen zu wollen, kann ich jetzt ſchon die Verſicherung geben, daß ſie weder ſich ſelbſt, noch Anderen untreu werden wird. Seit Dido haben wenige junge und ſchöne Wittwen die Treue gewahrt, die ſie den Manen des Sichäos geſchworen. Das Unglück und der Tod der karthagiſchen Königin ſind Gegenſtand einer berühmten Dichtung geworden, haben indeß nicht ſonderlich dazu beigetragen, weibliche Herzen gegen die Nachſtellungen der Liebe zu waffnen.

Unſere Perla war zu anmuthig, um nicht irgend einen Aeneas zu finden, der, an jenem Geſtade landend, ihre Treue auf die Probe ſetzen ſollte.

In Folge der obenerwähnten Kataſtrophe waren die benachbarten Seehäfen mit neuer Beſatzung verſehen worden, die mehr oder weniger im Lande unbekannt war. Darunter befand ſich auch ein junger Schiffsfähnrich, der während der Belagerung im feindlichen Lager geſtanden hatte. Schon vor dem Jahre 1848 hatte er Perla gekannt, die bereits damals den Ruf eines ſchönen, ſittſamen Mädchens genoß. Nun er mit ſeiner Peniche (Pinaſſe) zur Station in jene Gewäſſer zurückgekehrt war, erkundigte er ſich nach ihr und erblickte ſie eines Tages, wie ſie, in ihren ſchwarzen Schleier gehüllt, mit Anderen aus der Meſſe kam. Er näherte ſich ihr ohne Umſtände und gab ſich ihr zu erkennen. Vielleicht hatte ihn Perla wirklich vergeſſen, vielleicht gab ſie es nur vor, um ſich von ihm zu befreien; ſie erwiderte ihm kurz, daß ſie ſich ſeiner nicht erinnere, und ſchritt ruhig weiter, ohne ſeine Antwort abzuwarten.

Der Offizier war ein junger Mann von hübſchem, militäriſchem Ausſehen, gewandtem und artigem Benehmen, wie man deren in der kaiſerlichen Marine nicht ſelten findet. Als er ſich der jungen Lidobewohnerin näherte, wollte er nur eine Pflicht natürlicher Höflichkeit erfüllen. Er fühlte das Bedürfniß, ſeine mehrmonatliche Abweſenheit, ſein Dienen unter der feindlichen Fahne zu entſchuldigen. Mit einem Wort, er ſuchte Verſöhnung, wollte ſich bei einer der Familien des Ortes wieder in Gunſt ſetzen und ſich auf dieſe Weiſe ein Mittel verſchaffen, die kürzere oder längere Zeit, während welcher er an dieſe Station gebannt ſein würde, ſich minder unangenehm verſtreichen zu laſſen. Perla's Aufnahme ſeines Entgegenkommens war nicht ermuthigend. So leicht aber ließ er ſich nicht abſchrecken. Als Seemann und Soldat war er unternehmend, und außerdem rollte illyriſches Blut in ſeinen Adern; das Hinderniß, welches ſich ihm zeigte, reizte nur ſein Siegesgelüſte.

Bald erfuhr er, was ſich während ſeiner Abweſenheit zugetragen. Man ſprach ihm von Beppo, von der vereitelten Hochzeit, vom Tode des Braven und von dem zärtlichen Andenken, welches Perla ihm bewahrte.

Giure, ſo hieß der junge Offizier, hatte wenig Glauben an die Treue der Frauen überhaupt, noch weniger an die der Wittwen für ihre verſtorbenen Gatten. Ueberdies war Perla weder Frau noch Wittwe, nur eine Braut, deren Bräutigam auf dem Kirchhofe ruhte, wo es ſehr kalt war, zu kalt nach ſeiner Meinung, als daß ſich dort eine Liebesflamme warm erhalten könnte. Er entwarf alſo ſeinen Angriffsplan, ohne ſich viel um den Ausgang zu kümmern. Die Belagerung wird nicht ſo lange dauern, wie die von Troja oder jene von Venedig; die Feſtung wird ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Gedacht, gethan. Bald begann er das Haus, wo Perla wohnte, zu umſchwärmen, am Ufer in deſſen Nähe zu laviren, Abends auf dem Verdeck des in der Nähe ankernden Schiffes Flöte zu blaſen, ihr auf dem Kirchhof zu begegnen und auf ihren Gängen nach dem Nelkenfelde zu folgen, wohin ſie ſich zuweilen in Geſellſchaft ihres Bruders begab, um zu jäten. Sie bemerkte ihn entweder nicht, oder that, als würde ſie nichts gewahr. Sie hoffte wohl, ſich durch eine ernſte, abweiſende Haltung von ſeinen läſtigen Aufmerkſamkeiten zu befreien. Tonio, der bereits zwölf Jahre alt war und im Verkehr mit der Schweſter ſeinen Verſtand und Charakter über ſeine Jahre entwickelt hatte, begann die Geduld zu verlieren und würde, ohne Perla's Verbot, den Herrn Offizier ſchon mehr als einmal gebeten haben, ſeiner Wege zu gehen.

Perla fand in ihrem eigenen Herzen und im Andenken an ihren unglücklichen Beppo die Kraft und die Ruhe, welche ſie zeigte. Da indeß ihr paſſiver Widerſtand ſie dennoch nicht vor den Verfolgungen des Fähn-

Doch weiß man dieſe Kunde daher nicht,
Daß ſie der Ritter von Anglant verbreitet:
Ein Mann, der von Sicilien über's Meer
In Eil' gekommen, brachte ſie daher.

69.

Reinald will dieſen Kampf mit ihm beſtehen,
Und ſieht ſich noch ſo weit von jenem Strand.
Von zehen Meilen wechſelt er zu zehen
So Roß als Führer, eilig und entbrannt.
Bei Konſtanz eilt er übern Rhein zu gehen,
Kreuzt dann die Alpen, kommt in's welſche Land,
Läßt hinter ſich Verona, Mantua liegen,
Und zaudert nicht, den Po zu überſtiegen.

70.

Schon war die Sonne halb im Meer verloren,
Es dämmert' und der erſte Stern erſchien,
Und Reinald ſann, der ſich's noch nicht erkoren,
Ob er mit friſchen Pferden weiter ziehn,
Ob weilen ſolle, bis daß vor Auroren,
Und ihrem holden Blick die Schatten fliehn;
Da tritt ein Rittersmann auf dieſen Wegen,
Von Art und Antlitz edel, ihm entgegen.

71.

Er grüßt und fragt ihn artig, ob er noch
Ein Junggeſell, ob er verehlicht wäre.
Und Reinald ſagt: Ich bin im Ehejoch;
Doch iſt er hoch erſtaunt ob dem Begehre.
Der andre ſagt darauf: Wie freut mich's doch!
Und daß er ihm der Frage Grund erkläre:
Laß dir's gefallen, fügt er froh hinzu,
Und geh' heut Nacht in meinem Schloß zur Ruh.

richs zu ſchützen vermochte, ſo beſchloß ſie ihn anzuhören und ihm ein für alle Mal ihre Meinung kundzugeben. Sie bewilligte ihm eine Unterredung und beſtellte ihn auf den folgenden Tag nach dem Gottesacker.

Giure zögerte nicht zuzuſagen, obgleich ihm jeder andere Ort für das erſehnte Stelldichein lieber geweſen wäre. Doch fand er keine hinreichenden Gründe, Perla davon abzubringen, und war der Erſte, der ſich zur bezeichneten Stunde dort einſtellte.

Jener Kirchhof iſt ein hügeliges Sandfeld, mit Kreuzen beſä't, von einer Mauer umgeben, dicht am Saume des Meeres gelegen. Die feierliche Oede und Einſamkeit, die hier herrſcht, wird nur durch das unabläſſige Rauſchen und Rollen der Wogen unterbrochen, welche langſam gegen die Düne herantreiben und ſchäumend und ziſchend zurückprallen, das ſandige Ufer mit Muſcheln und Seetang bedeckend.

Der junge Mann war, wie geſagt, der zuerſt Gekommene. Die Abendſonne näherte ſich dem purpurglühenden Horizont, gegen den ſich die Kuppeln und Thürme der dazwiſchen liegenden Stadt tief ſchwarz abhoben. Dies prachtvolle Schauſpiel auf der einen, das unermeßliche Meer auf der andern Seite, das mit Kreuzen überſä'te Todtenfeld hätten wohl auf das profanſte Gemüth der Welt einen tiefen Eindruck hervorbringen müſſen. Giure war aber nur von einem einzigen Gedanken erfüllt. Leichtſinnig und trotzig zugleich, war er mit nichts Anderem beſchäftigt, als ſich im Geiſte die

Worte zu wiederholen, mit denen er den Widerſtand des ſchönen Mädchens zu beſiegen hoffte. Schon begann er über ihre Zögerung ungeduldig zu werden; der Verdacht, daß ſie ihn wohl gar nur zum Beſten habe, ſtieg in ihm auf. Dergleichen aber lag nicht in Perla's Art. Von Tonio begleitet erſchien ſie an der Friedhofspforte, wo ſie den Bruder zurückließ, und kam mit freiem, ſicheren Schritte auf den jungen Mann zu, der ihr in freudigem Ungeſtüm entgegeneilte.

Ich begann ſchon zu zweifeln, rief er, doch ich erkenne mein Unrecht und bin bereit, es wieder gut zu machen!

Mit dieſen Worten wollte er Perla's Hand ergreifen, um ſie an ſeine Lippen zu ziehen.

Das Mädchen zog ſie aber eilig zurück und ſagte: Ich habe noch nie mein gegebenes Wort gebrochen und will nicht mit Ihnen den Anfang machen, Herr Offizier. Ich verſprach zu kommen, um anzuhören, was Sie mir zu ſagen haben. Eine Andere an meiner Stelle würde für ihren Ruf beſorgt ſein. Ich komme aber, auf meine eigene und auf Ihre Ehre vertrauend, da mir daran gelegen iſt, einem Zuſtand der Dinge ein Ende zu machen, der ohne Gefahr und Verdruß nicht länger dauern kann. Da bin ich nun. Die Nacht iſt nicht mehr fern. Ich bitte ſich kurz zu faſſen, ich werde noch kürzer ſein.

Der Angeredete wurde durch dieſe Einleitung ein wenig verwirrt; er merkte ſofort, daß dies nicht die Sprache der

Liebe war. Er ſtammelte einige unbedeutende Redensarten von Achtung und Liebe, von welchen ſein Herz wenig wußte, deren Anhörung er kaum mehr hoffte.

Das junge Mädchen hörte ihn dennoch an, ohne ihn zu unterbrechen. Dann ſchritt ſie auf eine Stelle des Friedhofs zu, die wir kennen. Als ſie vor dem Kreuze ſtand, welches den Namen „Beppo" trug, wandte ſie ſich um und erhob ihr geſenktes Antlitz.

Dies iſt meine Antwort, ſprach ſie, auf das ſchlichte Denkmal deutend. Hier liegt mein Verlobter, ein Schiffer, den Sie einſt wohl gekannt haben werden, der ſein Leben im Kampfe für ſein Vaterland verlor. Wenn Sie Ehrgefühl beſitzen, werden Sie begreifen, daß die Braut jenes Gefallenen mehr als leichtſinnig ſein müßte, wenn ſie länger Ihre Liebesſchwüre anhören würde. Ich verurtheile weder Ihre Abſichten, die ich für ehrlich halte, noch die Gründe, die Sie bewogen, zu einer andern Fahne überzugehen; allein es giebt Thatſachen, die ſich weder hinwegleugnen, noch umgehen laſſen; eine ſolche iſt die, daß ich heute noch Beppo's Verlobte bin. Leben Sie wohl, Signor. Ich hoffe, daß meine offene Antwort Sie darüber aufgeklärt haben wird, wie ich denke, und daß Sie uns Beiden von heute an jede fernere Unannehmlichkeit erſparen werden.

Giure wollte antworten, allein das Unerwartete, was er gehört, mehr noch die ernſte und feſte Haltung des Mädchens, raubten ihm die gewohnte Keckheit. Perla benutzte den Augenblick und ſchritt auf das Gitterthor zu, wo Tonio ihrer wartete. Als Jener von ſeiner Ueberraſchung ſich erholt, wollte er ihr nacheilen, doch ein ſtrenger Blick, eine abweiſende Bewegung des Mädchens hielten ihn in gemeſſener Entfernung.

Bald hatten die Geſchwiſter ihre Wohnung erreicht, und der Fähnrich beſtieg ſein Boot, um ſich an Bord der „Iris" zurückzubegeben.

## VII.

Giure, halb ſinnlos vor Aerger, ſchloß ſich in ſeine Kajüte ein. Er hatte begriffen, daß er „abgefallen" war. Man verzeihe mir den trivialen Ausdruck. Von der weiten Kluft, die zwiſchen ihm und Perla lag, hatte er keinen Begriff.

Aus der Cadettenſchule hervorgegangen, unbekannt mit Allem, was nicht Dienſt, Disciplin, Beförderung, militäriſche Rangordnung war, hatte er die politiſche Lage des Landes nicht nur nicht begriffen, ſondern nicht einmal darüber nachgedacht. Er war nicht geborener Italiener, und ſomit von jenem elektriſchen Funken unberührt geblieben, der von einem Ende der Halbinſel bis zum andern ſich fortgepflanzt hatte. Die traditionelle Anhänglichkeit der Dalmatiner an die Republick von St. Marcus war ihm nicht angeboren, nicht anerzogen worden. Er war Soldat; nichts weiter. Seine höchſte, einzige Pflicht war Gehorſam gegen ſeine militäriſchen Vorgeſetzten; blinder, unbedingter, ſtarrer Gehorſam.

Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn Perla's Rede ihm faſt unbegreiflich erſchien. Er hatte einen Nebenbuhler; das war der Schluß, zu dem er gelangte.

Wäre dies ein lebendiger Menſch von Fleiſch und Bein geweſen, ſo hätte man allenfalls mit ihm fertig werden können. Kampf war ihm begreiflich, den konnte man wagen; ſiegen oder unterliegen. Es war dann eine Frage der größeren Gewandtheit oder Kraft. Aber hier handelte es ſich um einen Todten! Wie dem beikommen? Giure, der Realiſt, ſann vergebens darüber nach. Sein eigentlicher Nebenbuhler war eine Idee, und mit ſolcher Macht läßt ſich nicht handgemein werden.

Sie iſt ein überſpanntes Mädchen, ſagte er bei ſich ſelbſt; will ſchon Mittel finden, ſie zu bekehren, falls der Commandant mich länger hier ſtationiren läßt. Wir haben gerade keinen andern Krieg in Ausſicht, da will ich dieſen kleinen Feldzug auf eigne Fauſt unternehmen und mit dieſer Rebellin doch noch fertig werden.

Dieſen Entſchluß gefaßt, ſchlief er ruhig ein. Am nächſten Morgen wollte er ſeine Batterieen aufpflanzen. Aber es war ihm nicht ſo leicht, einen Angriffsplan zu entwerfen. Er ſchlenderte wie gewöhnlich mehr als einmal unter Perla's Fenſter vorbei, allein es gelang ihm nicht, ſie zu ſehen. Ohne Veranlaſſung in das Haus ſelbſt einzudringen, erſchien ihm nach Perla's geſtriger

Rede nicht gerathen. Er wartete bis Sonntag, zog ſeine beſte Uniform an und begab ſich in all ſeinem Glanze nach dem einzigen Kirchlein des Ortes zur Meſſe. Auch Perla beſuchte dieſelbe in Geſellſchaft anderer Gefährtinnen, arglos, ihrer ſelbſt ſicher, nicht im Entfernteſten Schlimmes beſorgend.

Ich ſage nicht, daß der Fähnrich eben Schlimmes im Sinne führte. Allein er war trotzig von Natur und gewohnt, ein jedes weibliche Weſen, das ihm begehrenswerth erſchien, als eine durch Liſt oder Gewalt zu erobernde Beute anzuſehen. Im Seemann ſteckt immer etwas vom Piraten, wie im Soldaten etwas vom Abenteurer ſteckt. Giure war, gleich der Mehrzahl der Menſchen, eine zwiſchen Gut und Bös ſchwankende Natur. Er warf in ſeinem Hirne hundert Pläne herum, ohne einen einzigen feſt zu ergreifen, auch würde er, zum Handeln gedrängt, all das Verwegene, was er erſann, nicht gewagt haben. Denn es giebt eine Feigheit, die uns abhält, das Gute zu thun, eine andere, die uns nicht dazu kommen läßt, zum Verbrecher zu werden.

Dort kniete ſie, unweit von ihm, ganz im Gebet verſunken. Ihre Blicke ſchienen ihn weder zu ſuchen, noch auch zu fliehen. Sie bemerkte ihn einfach nicht. Mochte er ſich drehen und wenden, in den Hüften wiegen, ſo viel er wollte, die Meſſe ging zu Ende, ohne daß ſie ſich in ihrer Andacht hätte ſtören laſſen. Höchſtens hatte er Anderen ſich bemerkbar gemacht und Aufſehen erregt. Mehr als Einer oder Eine begriff, um was es ſich handelte; es ſtand einem Jeden frei, Perla im Verdacht des Einverſtändniſſes zu haben, oder ſie um ihr Glück zu beneiden. Allein die Sittſamkeit des Mädchens war zu bekannt, als daß ihr auch dies hätte ſchaden können. Sie ging aus der Kirche raſch nach Hauſe, ohne zu bemerken, ob man ihr folge.

Abermals verlorne Mühe! —

Bei der vielen freien Zeit, die ihm ſein Dienſt ließ, verſuchte Giure öfter, ihr zu ſchreiben; allein einmal war der Briefſtil nicht ſeine ſtarke Seite, und zum anderen war er nicht ſicher, ob Perla ſeine Epiſteln las oder auch leſen konnte. Immerhin beförderte er verſchiedene Liebesbriefe an ſie, die ich nicht in der Lage bin, dem Leſer mitzutheilen. Der Verluſt iſt nicht eben groß.

Heureka! rief er endlich eines Tages, als er, auf dem Deck ſeiner Peniche hin und hergehend, den alten Luca bemerkte, der eben ſein Netz mit Fiſchen einzog. Er nahm das Sprachrohr und rief ihn an Bord. Luca kam mit ſeiner Beute, die er gut zu verkaufen hoffte. Und in der That, der Fähnrich erkundigte ſich, was es für Fiſche wären und wie viel ſie koſteten, wurde mit dem Alten Handels eins und bezahlte.

Seelenvergnügt ſchickte ſich der Alte zum Fortgehen an, als ihn der Offizier aufforderte, ein Gläschen Rhum mit ihm auf die Geſundheit des ſchönſten Mädchens der Umgegend zu trinken. Der alte Fiſcher ſchien nicht ſogleich begreifen zu wollen, allein der Verſuchung konnte er nicht widerſtehen und nahm, ohne weiter zu fragen, das dargebotene Glas. Von einem Gläschen kam's zum andern, der Alte wurde guter Laune, und der Fähnrich fühlte ſich im rechten Fahrwaſſer. Er ſagte, Perla gefalle ihm; es ſei ein Jammer, daß ein ſo hübſches Mädchen ſich zu einer ſo abgeſchmackten Wittwenſchaft ſelbſt verurtheile. Der Todte ſei todt und nur der Lebende habe Recht, und noch andere derartige geiſtvolle Gemeinplätze brachte er vor, daß es eine Freude war, ihn reden zu hören.

Luca betrachtete ſchweigend bald den vor ihm ſtehenden Offizier, bald die Rhumflaſche. Wollen Sie ſie heirathen? fragte er plötzlich beim dritten Glaſe mit patriarchaliſcher Einfalt.

Heirathen! meinte Giure, etwas gedehnt, ja freilich, heirathen! Gewiß! gewiß! Aber man fängt doch damit an, ſich zu ſehen, ſich kennen zu lernen, zu erfahren, ob man für einander paßt. Eine Heirath iſt eine Sache, die ſich nicht ſo übers Knie brechen läßt. — Noch ein Gläschen, Alterchen? Schmeckt der Rhum? 's iſt guter, alter Jamaika, wie man ihn nicht oft trinkt. — Und er ſchenkte ihm ein weiteres Gläschen ein.

Luca leerte dasſelbe mit Einem Zuge, und zum Zeichen des Wohlgefallens mit den Lippen ſchnalzend ſagte er: 's iſt ein ganz abſonderliches Kind, Herr Capitän. Wenn ſie ſich etwas in den Kopf geſetzt hat, ſo iſt's ſchwer, es ihr wieder heraus zu bringen. Ich ſelbſt, ſeht Ihr, ihr leiblicher Vater, richte in ſolchen Fällen nichts mit ihr aus. Und nun gar — ein kleiner Trotzkopf, ſag' ich Ihnen, ein Trotzkopf! Na, lebt wohl, Euer Gnaden, und höflichen Dank für gütige Bewirthung! Wenn Ihr Fiſche braucht, ſtehen ſie immer zu Dienſten! — Mit dieſen Worten ſprang der Alte in ſein Boot, wie ein kluger Diplomat vorſichtig einer bedenklichen Wendung des Geſprächs ausweichend.

Giure war unzufrieden mit dem Erfolg der Unterhaltung und leerte im Aerger darüber die einmal entkorkte Flaſche bis auf den Grund.

## VIII.

Es war die Eſſensſtunde. Perla bereitete die Suppe und briet auf dem Roſt die Nachſpeiſe, womit die hülfreiche Lagune heute das dürftige Mahl bereichert hatte. Da trat Luca halb angetrunken mit den übrigen Fiſchen und dem gelöſ'ten Gelde im Korbe herein. Auf den erſten Blick merkte Perla, wie es um ihn ſtand, und daß er heute mindeſtens keinen Wein mehr bedurfte. Darin aber verſtand der Alte keinen Spaß; er hatte zwei Lire verdient und durfte wohl einen Theil davon verwenden, ſich gütlich zu thun.

Schau, Perla, meinte er, es iſt mir nicht um mich;

ich habe mir die Kehle ſchon rechtſchaffen genetzt, ohne daß es mich einen Soldo gekoſtet hätte. Aber du ſollſt auch deinen Antheil haben. Geh, Tonio, und hole eine Halbe vom Beſten. Iſt immer noch nichts gegen den Rhum, den mich der brave Offizier hat koſten laſſen!

Welcher Offizier? frug Perla.

Der Capitän der Peniche, der mir meinen Fang abgekauft und mich obenein noch eingeladen hat, eins mit ihm zu trinken.

Aber, Vater, ſtammelte Perla, Ihr wißt nicht —

Weiß Alles, weiß Alles, lachte Luca, wir haben auf deine Geſundheit angeſtoßen. Da iſt doch nichts Böſes dabei, wollt' ich meinen, und was das Weitere anlangt —

Perla wurde roth und gleich darauf ſchneebleich. Sie durchſchaute augenblicklich des Fähnrichs Plan und erbebte bei dem Gedanken, daß ihr Vater unter dem Einfluß des berauſchenden Getränkes weiter gegangen ſein könnte, als ihre Ehre erlaubte. Sie wagte keine Einrede, aber ihr traurig ernſter Blick ſagte dem alten Manne mehr, als Worte hätten ſagen können.

Nun, nun, rief Luca, betroffen von dieſem ſtummen Vorwurf, ſei ohne Sorge. Ich hab' ihn gleich verſtanden und ihm geantwortet, wie ſich's gehört. Wenn er dich heirathen will, ſo habe ich nichts dagegen.

Mich heirathen! Vater! Ein armes Mädchen heirathen, das keinen Soldo Mitgift hat! — Und dann,

72.

Ich will dir nämlich eine Sache weiſen,
Die gerne jeder Ehmann ſollte ſehn. —
Reinald, theils weil er, von dem langen Reiſen
Ermüdet, gerne mag zur Ruhe gehn,
Theils weil er ſtets auf allen ſeinen Gleiſen
Was Neues wollte hören und erſpähn,
Kommt dieſem Anerbieten gern entgegen,
Und folgt dem Ritter auf den neuen Wegen.

73.

Kaum einen Bogenſchuß vom Pfad abſeiten
Gelangen ſie zu einem großen Schloß.
Mit Fackeln, welche ringsum Licht verbreiten,
Erſcheint ſogleich ein großer Dienertroß.
Reinald tritt ein, läßt rings die Blicke gleiten,
Und ſieht, wie's ſelten noch ſein Blick genoß,
Ein mächtiges Gebäu, ſchön, wohl erfunden,
Das einen reichen Fürſten mag bekunden.

74.

Von Serpentinen iſt und von Porphyren
Des Thores Vorderſeite reich gefügt,
Und ehern ſind die großen Flügelthüren,
Mit Bildern, deren Ausſehn Leben lügt,
Die unter einen großen Bogen führen,
Wo Moſaik das Auge ſchön betrügt.
Dann kommt ein Viereck, deſſen Gallerien
Sich hundert Ellen in die Länge ziehen.

75.

Ihr eigen Thor hat jede vorgeſchoben,
Und ſeinen Bogen hat ein jedes Thor,
Gleich weit, allein nicht gleich herausgehoben
Durch Zierden, wie der Meiſter ſie erkor.

fuhr Perla mit bebender Stimme fort: Ihr wißt ja, Vater! Ich bin verlobt; ich habe dem Aermſten, der auf dem Kirchhof ſchläft, meine Treue gelobt und werde mein Wort nicht brechen, wegen eines — eines — kurz, Vater, ich ſage nichts weiter. Ich denke gar nicht mehr daran und ſehe mich für eine alte Jungfer an. Alle meine Liebe und Treue gehört Euch und Tonio, und wenn Ihr mich lieb habt, Vater, redet mir nie mehr von ſolchen Dingen und geht nie wieder zu jenem Offizier.

Nun, nun, brummte Luca, was Letzteres betrifft, ſo verkaufe ich meine Fiſche an einen Jeden, der ſie kaufen will, und werde nicht ſo unhöflich ſein, ein Gläschen Rhum, das mir angeboten wird, auszuſchlagen.

Begreift Ihr nicht, Vater, daß der Signore Euch in keiner guten Abſicht zum Trinken einlädt? Ich bitte Euch, gebt den böſen Zungen keinen Anlaß zu Verläumdungen. Ihr habt es ſchon Sonntag in der Kirche geſehen; Betta ſagte mir, er habe kein Auge von mir verwandt, als ich für die Seele unſerer armen Mutter betete. Er iſt ein Unverſchämter, den man ernſtlich ſeine Wege weiſen muß; oder ich darf das Haus nicht mehr verlaſſen.

Bei dieſen Worten Perla's trat Tonio mit dem Weinkruge ein und unterbrach das Geſpräch zur großen Befriedigung des Vaters, der um Antwort in Verlegenheit war.

Er bot der Tochter ein Glas Wein an, welches dieſe ablehnte, da es ihr nicht nach Weintrinken zu Muthe ſei. Drauf reichte er Tonio das Glas und trank den Reſt.

Nach dem Eſſen ſagte er mit einem gezwungen munteren Ton, er wolle mit dem Knaben einen Gang nach dem Nelkenfelde machen, um dort zu arbeiten. Das ſollte eine Art Bußgang ſein; denn er fühlte ſich ein wenig beſchämt von wegen des Rhums. Sie nahmen Hacke und Grabſcheit und gingen fort.

Unruhvoll blieb Perla allein zurück. Sie räumte den Tiſch ab, ohne recht zu wiſſen, was ſie that, und dachte nicht einmal daran, die Krümchen für ihre Taube zu ſammeln, wie ſie ſonſt zu thun pflegte. Aber als ſie mit ihrer Handarbeit wieder ihren Platz am Fenſter eingenommen hatte, fiel ihr ein, daß ſie ihren Gaſt vergeſſen, und ſie wunderte ſich, daß er zur gewohnten Stunde ſich nicht einſtellte.

Ich hab' es verdient, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ich vergeſſe dich und du mich.

Dennoch ſchaute ſie immer wieder nach ihrem Beppo aus, an deſſen täglichen Beſuch ſie ſo gewöhnt war.

Und endlich ſtellte er ſich auch ein, allein ſpäter als ſonſt und ungewöhnlich ſcheu. Statt ſich auf ihre Schultern niederzulaſſen, blieb er in einiger Entfernung ſitzen und verſchmähte ſogar die Krumen auf dem Fenſterſims. Er ſchien durch irgend eine Gefahr verſchüchtert, Irgend eine Angſt ſchien ihn an ſeinen zierlichen, gewandten Bewegungen zu hindern.

Perla ergriff die Taube und bemerkte unter einem ihrer Flügel ein Papier. Sie öffnete das Blatt und las folgende Worte: „Die Tauben ſind Liebes- und Friedensboten. Dieſe, welche dir theuer iſt, möge dir die Botſchaft meiner Liebe bringen und den innigen Wunſch, in gutem Einklang mit dir zu leben.“

Beſtürzt hielt ſie den offenen Zettel in der Hand, während die Taube, von dem läſtigen Anhängſel befreit, ſich luſtig ſchüttelte, ihre Federn aufblies, den Hals hin und her drehte und endlich auf ihre Freundin zuflatterte, wie um dieſer für den Dienſt, den ſie ihr geleiſtet, zu danken. Doch das Mädchen erwiderte dieſe Zärtlichkeit nicht, ja, ſie erhob ſchon die Hand faſt unwillkürlich, wie um die Ueberbringerin der verhaßten Botſchaft zu verjagen. Sie that es aber nicht. Ihr Vater fiel ihr ein. Sollte der vielleicht gegen den Offizier von ihrer Vorliebe zu dieſer Taube geſprochen und Veranlaſſung zu der unwillkommenen Correſpondenz gegeben haben?

Wir wiſſen, daß dies nicht der Fall geweſen war. Einer der Matroſen der „Iris“, der von der Wirthin die Geſchichte der Taube gehört, hatte ſeinem Vorgeſetzten davon erzählt und dieſem den Gedanken zu dem klug erſonnenen Plan eingegeben. Es war nicht ſchwer geweſen, ſich des zahmen, am ſchwarzen Halsband kenntlichen Thierchens zu bemächtigen. Der Fähnrich, zum Gelegenheitsdichter geworden, hatte anfänglich ſeinen Gefühlen in Verſen Ausdruck geben wollen, doch, da ihm dies nicht gelingen wollte, ſich begnügt, ſein Herz in Proſa ſprechen zu laſſen, und wartete nun mit Ungeduld auf eine günſtige Antwort durch den verſchwiegenen Boten.

Perla hatte nicht einmal daran gedacht, ihm zu antworten, ſie hoffte, nun endlich Ruhe zu haben. Doch neue Unruhe bemächtigte ſich ihrer, als am folgenden Tage ihre Taube ausblieb.

Der Schändliche! dachte ſie, ſollte er meine Taube gefangen und aus Rache zurückbehalten haben?

Sie hatte in der That das Richtige getroffen. Giure hatte die Taube wieder einfangen laſſen und, als er ſah, daß ſie keine Antwort brachte, ſie als Geiſel in ſeiner Cajüte zurückbehalten.

Perla war außer ſich und weinte vor Zorn und Aerger wie ein Kind. Luca ſuchte ſie zu tröſten. Ich werde dir eine andere bringen, meinte er, und du wirſt ſie zähmen wie jene. An Tauben iſt kein Mangel, wie an Liebhabern und ehrlichen Menſchen.

Tonio verſtand ſeine Schweſter beſſer. Er ſagte kein Wort und überlegte im Stillen den Tag und die folgende Nacht, wie er die Wahrheit erfahren und die Taube aus der Gefangenſchaft, in welcher ſie jedenfalls gehalten wurde, befreien könnte. Er wollte Perla nichts ſagen, denn er fürchtete, ſie würde ihn abhalten, etwas an Bord der „Iris“ zu unternehmen. Aber feſt entſchloſſen, gegen jenen Mächtigen das Aeußerſte zu wagen, ging er am nächſten Morgen zum Fiſchen aus, um einen Vorwand zu haben, an Bord des Schiffes zu kommen und den Fähnrich zu ſprechen.

## IX.

Tonio hatte bisher von jener geiſtigen Reiſe, die den werdenden Mann bekundet, noch keine beſonderen Zeichen gegeben. Von Natur gutmüthig, vielleicht ein wenig durch die Schweſter verwöhnt, war er in aller Harmloſigkeit aufgewachſen. Er bebaute den Garten, fuhr in die Stadt, um die Nelken zu verkaufen, und kam und ging, wie Vater und Schweſter ihm befahlen, ohne je ein Wort des Widerſpruchs oder der Selbſtändigkeit hören zu laſſen. Er nahm das Leben leicht, ertrug ſeine Beſchwerden als etwas Selbſtverſtändliches und freute ſich, wenn er auch ſein kleines Theil Mühe und Arbeit zum gemeinſamen Wohle und Behagen der Familie beitragen konnte.

Das erſte Symptom, das erſte Aufleuchten des erwachenden männlichen Sinnes, war ihm an jenem Abend gekommen, da die Schweſter ihn bedeutet, ſie nach dem Friedhof zu begleiten, wo ſie mit einem Marineoffizier ernſte Dinge zu beſprechen habe. Tonio war am Gitter ſtehen geblieben, er hatte das Geſpräch nicht hören können, aber während er dort ſtand und wartete, waren ihm verſchiedene Gedanken darüber durch den Sinn gegangen, was wohl die Schweſter dem fremden Manne dort zu ſagen habe, was Jener von ihr verlangen könne. Er hatte ihn auch öfter in der Nähe des Hauſes bemerkt und bei ſeinem Anblick einen inſtinctmäßigen Widerwillen empfunden. Dieſes unbewußte Gefühl nahm nun aber Geſtalt und Farbe an. Er hatte wohl geſehen, daß die Schweſter von jener Unterredung nicht mit der gewohnten Heiterkeit zurückkam, er ahnte, daß ſich ſchmerzliche Dinge zwiſchen jenen Kreuzen und Grabhügeln zugetragen haben mußten; er ſah, daß jene Beiden kalt und feindſelig auseinander gingen. All dies genügte, um dem Knaben einen tiefen, unbeſiegbaren Haß gegen den Seeoffizier einzuflößen.

Dieſer Haß erreichte ſeinen Höhepunkt durch den Verdacht, daß er es geweſen ſein mußte, der aus Bosheit oder Rachſucht Perla's Taube eingefangen hatte. Er wagte der Schweſter weder ſeinen Verdacht noch ſeine Abſichten mitzutheilen, weil er beſorgte, daß ſie aus Güte oder mütterlicher Vorſicht ſein Vorhaben ſtören könnte. Es war die erſte That ſelbſtſtändigen Willens, die er unternahm.

Er ruderte in die Lagune hinaus, und nach einer halben Stunde ſtieg er mit den erſten gefangenen Fiſchen an Bord der Peniche.

Der Befehlshaber derſelben maß, eine Cigarre rauchend, das Deck des kleinen Fahrzeugs, indem er mit regelmäßigen Schritten auf und ab ging. Als er den Fiſcherknaben bemerkte, der auf ihn zukam, machte er eine Geberde des Unwillens und brummte, er brauche keine Fiſche.

Sehen Sie, Signore, es iſt ein Prachtſtück, ſo recht für Sie, und ich gebe es Ihnen wohlfeil.

Jetzt erkannte Giure Peria's Bruder an der Stimme, und der Gedanke kam ihm, daß der Knabe ihm eine Botſchaft zu bringen habe.

Zeig her deinen Fiſch, ſagte er, wo haſt du ihn gefangen?

Dort, Signore.

Und weißt doch, daß du in der Nähe meines Schiffes nicht fiſchen darfſt?

Verzeihen Sie, aber ich habe ſtets in dieſem Gewäſſer gefiſcht, ehe Sie hierherkamen, und der Fiſch iſt eben nur für Eccellenza gefangen worden!

Wahrhaftig! Nun dann trag' ihn dort in die Küche und hole dir dann dein Geld.

Tonio gab ſeinen Fiſchkorb dem Koch, der ihm entgegen kam, und ſtand in zwei Sätzen wieder bei dem Commandanten.

Wie geht's deiner Schweſter? fragte ihn dieſer mit ſchlauer Miene.

Recht gut, Signore.

Hat ſie dir nichts an mich aufgetragen?

Einen Auftrag? Nein, — ja doch, das heißt, ich ſoll Sie fragen, ob Sie hier nicht eine Taube haben vorüberfliegen ſehen?

Ah! machte der Fähnrich mit einer vergnüglichen Miene, liebt ſie dieſe Taube ſo ſehr, wie es ſcheint? Das muß ein ganz aparter Vogel ſein; ich gäbe viel darum, einen ähnlichen zu beſitzen.

So haben Sie ihn alſo nicht geſehen? fragte der Knabe, der es ſchon zu bereuen anfing, daß er ſich umſonſt in dieſes Geſpräch eingelaſſen hatte.

Sag deiner Schweſter, die Höflichkeit verlange, daß man empfangene Briefe beantworte.

Das kommt drauf an. Was haben Sie meiner Schweſter denn geſchrieben? Vielleicht kann ich darauf antworten. Aber nicht hier vor all dieſen Leuten! — Der Schelm wollte in die Kajüte hinabſteigen, um zu ſehen, ob die Taube dort ſei.

Der Commandant begann ernſtlich zu glauben, daß Tonio der Ueberbringer einer mündlichen oder ſchriftlichen Antwort für ihn ſei, und ging ihm voran in ſeine Cabine, wo er ihm das Geld für den Fiſch geben wollte. Tonio hatte richtig gerathen; die Taube befand ſich hier und flog, als ſie den Knaben erkannte, auf ſeine Schulter, wie ſie zu thun gewohnt war.

Da iſt die Taube, die du ſuchſt, rief Giure, aber, bei meinem Eid, du bekommſt ſie nicht, wenn du mir keine gute Botſchaft bringſt.

Tonio ward verlegen. Er hatte weder eine gute noch eine ſchlimme Botſchaft, ja er wußte kaum, daß der Offizier einen Brief an ſeine Schweſter geſchrieben hatte.

Nun? frug Jener, iſt ſie geneigt, meinen Friedensvorſchlag anzunehmen? Ich dachte, eine Botſchaft, die die geliebte Taube ihr brächte, würde ihr Freude machen.

Tonio verſtand immer weniger von der Sache, ſtreichelte den Hals und die Flügel der Taube und nahm ihren Schnabel zwiſchen ſeine Lippen, um nur Zeit zu gewinnen.

'ſ iſt ein herziges Thierchen, Herr Commandant, wiſſen Sie. Seit zwei Jahren haben wir ſie gefüttert, und meine Schweſter würde ſich nie tröſten, wenn wir ſie verlieren ſollten.

Deſto beſſer! rief der Commandant.

Wie ſo, deſto beſſer? fuhr Tonio auf. Sie müſſen wiſſen, ehe ich meiner Schweſter ein Leid geſchehen ließe, wäre ich im Stande —

Gut, gut! Schwatz' nicht ſo viel! Richte mir die Botſchaft deiner Schweſter aus und ſpute dich. Die Taube läßt du mir hier. Wenn deine Schweſter ſie ſo gern hat, ſo ſage ihr, wo ſie zu finden iſt, und daß nur ſie allein ſie von mir bekommen ſoll, wenn ſie ein wenig freundlicher gegen mich iſt.

Inzwiſchen hatte ſich Tonio ganz ſacht der Thüre genähert; plötzlich ſtieß er ſie auf, ſprang in Einem Satze die Treppe hinauf und war im Nu mit ſeiner Taube im Waſſer, ſeinen Korb, ſeinen Fiſch, ſammt dem verſprochenen Geld im Stiche laſſend. Er hatte ſeinen Zweck erreicht und ließ dem Commandanten das Nachſehen, ohne Antwort und ohne Taube.

Dieſer ſtürzte auf das Verdeck, und als er die Flucht des pfiffigen Burſchen bemerkte, ſchrie er aus vollem Halſe: Ein Dieb! ein Dieb! fangt den Dieb!

Aber ehe zwei ſeiner Matroſen in ein Boot ſprangen und die Ruder ergriffen, um ihm nachzuſetzen, hatte Tonio ſchon ſchwimmend das Ufer erreicht und trug die wieder eroberte Taube im Triumph davon. Doch bevor er noch das Haus erreichte, hatten die beiden Matroſen der „Iris“ ihn eingeholt und wollten ihn ergreifen.

Tonio, um den Preis ſeines Sieges nicht zu verlieren, ließ die Taube fliegen, wandte ſich kühn zu ſeinen Verfolgern um und rief mit der größten Kaltblütigkeit: Was wollt ihr von mir?

Die Taube, die du dem Commandanten geſtohlen haſt! antworteten die Matroſen.

Die Taube, ſagte der Knabe, gehört mir, oder vielmehr dem heiligen Marcus, und nicht dem Capitän. Uebrigens dort fliegt ſie, lauft ihr nach, wenn ihr gute Beine habt.

Die Matroſen, die ſich überliſtet ſahen, mochten nicht mit leeren Händen abziehen, ohne dem Burſchen, der ſie verhöhnte, wenigſtens einige Ohrfeigen ertheilt zu haben. Allein dem Erſten, der ſich näherte, ſtellte Tonio ein Bein, daß er zu Boden ſtürzte, und ehe Der noch ans Aufſtehen dachte, verſetzte er dem Zweiten einen ſo heftigen Fauſtſchlag, daß ihm Hören und Sehen

Durch jeden Bogen ſteigt man auf nach oben;
Die Treppen ſtieg' ein Laſtthier leicht empor,
Und jede prangt mit Bogen und Portale,
Und jeder Bogen führt zu einem Saale.

76.

Die Bogen ſieht man oben vorwärts ragen,
Um Dächer für die Pforten noch zu ſein.
Zwei Säulen ſind's, die jeden Bogen tragen,
Zum Theil von Erz, zum Theil von hartem Stein.
Lang wär's, von all' den Zimmern euch zu ſagen,
Die reich im Schloß ſich an einander reihn,
Und außerdem, wie viel der Meiſter traute
Gemächer noch in den Gewölben baute.

77.

Die hohen Säulen, goldnen Kapitäle,
Drauf die juwelenreichen Decken ruhn,
Der fremde Marmor, der zum Schmuck der Säle
Verwendet iſt mit kunſtbegabtem Thun,
Und was von Kunſt erfreuen kann die Seele,
— Obgleich durch Nacht dem Blick entzogen nun —
Dieß alles zeigt, daß ſolch ein reich Gebäude
Den Schatz von zweien Königen vergeude.

78.

Doch war die ganze reiche Pracht verloren,
Die dieſer ſeltene Palaſt erſchloß,
Vor einem Brunnen, der aus vielen Rohren
Im Ueberfluß die kühlſte Fluth ergoß.
Hier war der Platz zur Tafel auserkoren,
Recht in der Mitte von dem ſchönen Schloß.
Man hatte, ſehend und geſehn, von dorten
Im Angeſicht des ſtolzen Bau's vier Pforten.

verging. Leute, die den ungleichen Kampf ſahen, kamen herbei und nahmen Partei für den Schwächeren. Die Matroſen aber, theils aus Scham über die empfangenen Schläge, theils um die Würde ihrer Uniform nicht bloßzuſtellen, ſuchten ihr Boot und das Weite.

Tonio, triefend und glühend vor Zorn und Freude, ging ins Haus, um die Kleider zu wechſeln. Er wußte nicht recht, wie er der Schweſter ſeinen Streich mittheilen ſollte; er fürchtete ihre Vorwürfe, daß er dem Offizier von ihr geſprochen; aber endlich konnte er doch der Luſt nicht widerſtehen, ihr zu ſagen, daß er die Taube gefunden und den Händen des Commandanten entriſſen habe. Nun mag ſie ſich hüten, ſich zum zweiten Male fangen zu laſſen! ſchloß er ſeinen Bericht.

Perla war mit dem Erfolg zu ſehr zufrieden, um ihm wegen des Mittels, deſſen er ſich bedient hatte, böſe zu werden. Sie küßte ihren tapfern Bruder und dankte ihm für dieſen Beweis ſeiner Liebe.

## X.

Die Zeit der Blumenherrlichkeit war gekommen. Die „beſchriebenen" Nelken hatten ihre grünen Hüllen durchbrochen, und Perla's Garten blühte in voller Pracht. Tonio ſtand mit Tagesgrauen auf, pflückte die am meiſten aufgeblühten und ging damit nach Venedig, um ſie den Schönen und ihren Verehrern zum Kauf anzubieten. Es brachte ihm mehr ein, wenn er ſie ſelbſt feilhielt, als wenn er ſie an Wiederverkäufer abgab; ſein blühendes Geſicht, ſein munteres Weſen beſtachen ſo ſehr, daß Jeder gern von ihm kaufte, ohne lange um den Preis zu feilſchen. Meiſtens hatte er ſchon um die Mittagsſtunde ſeine Blumen in Geld verwandelt, doch traf ſich's auch zuweilen, daß der Abend darüber herankam. Er hielt ſich dann in einer kleinen Bude in der Nähe des Campanile von San Marco auf, wo ein altes Mütterchen ihre Aepfel und Orangen den auf jenem herrlichen Platze Luſtwandelnden feilbot.

Sie hatten miteinander ausgemacht, daß er ſeine Blumen dort auslegen und friſch halten durfte und dafür ihr Obſt bewachen ſollte, während die alte Frau in ihrer nahegelegenen Wohnung das Eſſen bereitete. Zuweilen hielten ſie wohl auch ihre Mahlzeit zuſammen, und halb im Scherz, halb im Ernſt, hatten ſie ſchon Entwürfe gemacht, ihren Handel gemeinſchaftlich zu betreiben. Blumen und Früchte paſſen ſo gut zuſammen. Nur war Tonio noch zu arm, um ſeinen Antheil an der Miethe der kleinen Bude beizuſteuern, auch hatte er wenig Luſt zu der ſitzenden Lebensweiſe eines Bottegajo. Er zog vor, ſein Feld zu bearbeiten und die Früchte ſeines Fleißes zu verkaufen; aus Gefälligkeit übernahm er nur zeitweiſe das Amt, in der Bude zu ſitzen und Kunden zu bedienen, und ſo blieb der ſchöne Plan immer in der Schwebe und die Handelsverbindung in einem proviſoriſchen Status quo.

Einſt traf ſich's, daß Tonio um Schlag zwei Uhr in Agneſens Bude ſtehend ſich an dem Taubenſchwarm ergötzte, welcher von den Simſen und Mauervorſprüngen ſich auf die Körner herabſtürzte, die ihm aus dem Fenſter der edlen Teſtamentsvollſtreckerin der Republik zugeworfen wurden. Sein Falkenauge entdeckte unter all den Tauſenden Perla's Taube an ihrem ſchwarzen Halsbande, und indem er ſich ihr näherte und ihr einige Brodkrumen zuwarf, gelang es ihm, ſich dem klugen Thierchen zu erkennen zu geben, drei Miglien von der Heimath und mitten unter dem ſchmauſenden Gewimmel. Der Zufall ward bald Gewohnheit; die beiden guten Freunde ermangelten nicht, einander zu ſuchen, zum größten Erſtaunen der guten Agneſe, die bald ſelbſt Vergnügen daran fand. Beppo hatte von dieſer Zeit an eine zweite Filialverſorgung gefunden und ward ein Gegenſtand des Neides unter ſeinen geflügelten Genoſſen.

Einſt bemerkte Tonio ein Zettelchen an dem Bande, welches den Hals ſeiner Taube ſchmückte. Sachte nahm er es ihr weg, in der Meinung, es enthalte wieder eine Liebesbotſchaft des Offiziers. Weh dir, rief er, wenn du dich wieder haſt fangen laſſen, um den Zwiſchenträger zu machen!

Aber als er das Papier entfaltete, ſah er, daß es etwas ganz Anderes enthielt. Es war eine Aufforderung, vielmehr ein Befehl Perla's, ſofort nach Hauſe zu kommen, da der Vater gefährlich erkrankt ſei. Tonio erblaßte, ein banges Vorgefühl überkam ihn, und ohne nur ſeine Blumen Agneſens Obhut zu übergeben, ſprang er in das nächſte Boot und fuhr nach dem Lido zurück.

Der arme Luca rang mit dem Tode. Er war von einem Schlaganfall betroffen und für todt in ſeine Wohnung geſchafft worden.

Man brachte ihn zwar durch einen Aderlaß wieder zu ſich, aber nur um von Perla und ſeinem Sohne Abſchied nehmen und Beiden ſeinen Segen ertheilen zu können." Mehr durch Mienen und Geberden als mit Worten bat er ſeine Kinder, ſich hinfort lieb zu haben und ſich gegenſeitig zu unterſtützen, und nach dieſer letzten Anſtrengung entſchlief er ſanft, um nicht wieder zu erwachen.

So vertraut Perla ſchon mit dem Schmerz des Lebens war, fand ſie dieſer neue Verluſt doch ganz unvorbereitet. Des Vaters Tod öffnete die Wunden ihres Herzens aufs Neue. Sie beweinte Mutter, Vater und Geliebten; ſie fühlte ſich einſam auf der Welt, und ohne ihre aufrichtige Frömmigkeit hätte ſie die Kraft nicht finden können, ihr Leben ferner zu ertragen. Aber ſie hatte ſich bereits gewöhnt, dasſelbe mehr als eine ernſte und ſchwere Aufgabe, als eine herbe Pflicht zu betrachten, denn als ein reines, ungetrübtes Gut. Ueberdies hatte ſie auch die Pflicht zu erfüllen, die der ſterbende Vater in ihre Hände gelegt hatte: ſie mußte bei ihrem jungen Bruder Mutterſtelle vertreten, ihn behüten in der gefahrvollen Zeit der erwachenden Leidenſchaften.

Die verwaiſ'ten Geſchwiſter geleiteten des Vaters Hülle zu ſeiner letzten Ruheſtatt; ſie hatten erlangt, daß man ihn zwiſchen jene zwei theuren Hügel bettete, die den Staub der Mutter und des jungen für das Vaterland geſtorbenen Helden umſchloſſen, den man gewohnt war als geliebtes verſtorbenes Familienglied zu betrachten.

Viele Tage hindurch überließen die Verwaiſ'ten ſich ihrer ſtummen Trauer. Die Nelken erblühten und welkten ungepflückt, die Taube ſelbſt ward vergeſſen. Der Stachel der Noth zwang Tonio endlich, nach Venedig zurückzukehren, wenn auch nur, um der alten Agneſe den Verkauf ſeiner Blumen zu übertragen.

Die gute Alte unterzog ſich willig und ohne eine Entſchädigung zu verlangen dieſem Geſchäft, nachdem ſie die Trauer ihres kleinen Gefährten vernommen.

Perla benützte die Einſamkeit während Tonio's Abweſenheit, um ſich einmal recht auszuweinen, und achtete es nicht, daß ihre Spitzen, an denen ſie wieder zu arbeiten begonnen, naß wurden. Endlich bezwang ſie ſich mit dem feſten Entſchluß, ihren Kummer in ſich zu verſchließen und ſich ihren ernſten Pflichten mit heiterer Ergebung zu widmen. Sie fühlte, daß ſie um ihres Bruders willen ſtärker ſcheinen müſſe, als ſie war, um dem Knaben ein Vorbild zu ſein, und ſo kehrten Beide allmählich zu ihren täglichen Arbeiten und Gewohnheiten zurück.

## XI.

Das ganze Kirchſpiel hatte an dem Tode des alten Luca aufrichtig Theil genommen; nicht ſowohl ſeiner perſönlichen Eigenſchaften wegen, die nicht durchaus muſtergültig geweſen, als vielmehr wegen der traurigen Lage ſeiner Waiſen. Die armen Leute hatten ſich nicht damit begnügt, der Leiche zu folgen, ſondern den Hinterbliebenen ſich zu jeder Hülfe erboten, die nur irgend in ihren Kräften ſtand. Einer erklärte ſich bereit, die Nelken zu pflegen und nach Venedig zum Verkauf zu tragen, ein Anderer wollte Boot und Netze des Verſtorbenen miethen und als Pachtzins ihnen die Hälfte des ſtets reichlichen Fiſchfanges abtreten. Die Nachbarinnen kamen, um der jungen Waiſe des Lido Geſellſchaft zu leiſten, ſie von ihrem Kummer abzulenken und ihr die Einſamkeit minder empfindlich zu machen. Perla war von ſo vielen Liebesbeweiſen gerührt und fand in der That großen Troſt in dieſen Kundgebungen aufrichtiger Anhänglichkeit.

Der Einzige, der dieſe Gefühle nicht theilte, war Giure. Hätte er in der That einen Funken echter Liebe für das Mädchen in ſeinem Herzen gehegt, ſo war jetzt die Zeit, dies dadurch zu beweiſen, daß er ſeinen früheren Plänen und Hoffnungen entſagte, die keineswegs auf eine Heirath mit Perla zielten, ſondern auf ein frevelhaftes Spiel mit ihrer Ehre. Aber er dachte nur an eine flüchtige Liebſchaft für die Zeit, die er in dieſen Gewäſſern zu verbringen gezwungen war.

Der Tod des alten Luca ſchien ihm nur ein Hinderniß weniger auf dem Wege, der zum Ziele ſeiner Wünſche führte. Die Schwierigkeiten, die er bisher gefunden, hatten ihn erbittert und gereizt; es ſchien ihm unbegreiflich, daß die Tochter eines Fiſchers, ein Blumenmädchen, eine Stickerin vom Lido, ſich nicht geehrt fühlen ſollte, ihn zum Geliebten zu haben, ihn, den die vornehmſten und reichſten Damen im Auslande ausgezeichnet und bevorzugt hatten! Hierin war gewiß mehr Prahlerei als Wahrheit; allein Giure war einer von Denen, die den Glanz der Epauletten und eine blitzende Uniform für unwiderſtehlich halten.

Verletzte Eitelkeit, die kindiſche Beleidigung, die ihm Tonio angethan, der geheime Grund von Perla's Abneigung gegen ihn, die ſeltſame Nebenbuhlerſchaft, mit der er es zu thun hatte, all dies zuſammen erzeugte ein ihm bisher fremdes Gefühl in ſeiner Seele: den Ehrgeiz des ſieggewohnten Soldaten, ein verlorenes Land zurückzuerobern.

Die Befehle ſeiner Vorgeſetzten gingen dahin, die ſtrengſte Mannszucht zu halten, jede Vergewaltigung, jeden Zuſammenſtoß mit den Bürgern zu vermeiden, Alles zu thun, um die Gemüther zu beruhigen und mit der wiedereingeſetzten Regierung zu verſöhnen; vor Allem ſollte man die Frauen achten, die in Venedig mehr als irgendwo an dem patriotiſchen Aufſtande Antheil genommen und mit Wunſch und That die nunmehr unterdrückte Bewegung begünſtigt hatten. Dieſe weiſen und vorſichtigen Maßregeln erſchienen ihm als eine des Siegers unwürdige Nachgiebigkeit. Ja, er ging ſo weit, zu wünſchen, daß neuausbrechende Feindſeligkeiten ihm die Waffen wieder in die Hand drücken und ihn zu offener Gewalt ermächtigen möchten.

Eine Stunde militäriſcher Occupation hätte ihm genügt; er hätte dann ſein Hauptquartier in Perla's Haus verlegen und ohne Scheu vor Strafe oder Vergeltung das Recht des Siegers ſich zu Nutze machen können. Der Elende, eine unreine Leidenſchaft im ſelbſtſüchtigen Herzen, berauſchte ſich in wüſten Bildern von Plünderung und Gewaltthaten.

Zuweilen, im Wirbel ſeiner unſteten Gefühle, kam ihm ſogar der Einfall, ſich bis zu einer Heirath mit Perla herabzulaſſen, förmlich um ihre Hand anzuhalten. Sie ſoll die Meine werden, dachte er, trotz meiner Eltern, trotz der Militärgeſetze, die es mir verbieten; ich will den Dienſt aufgeben, auf die Beförderung verzichten, auf die ich Anſpruch habe. Ich will ſie heimlich heirathen, der Pfarrer kennt mich und muß meinen Willen thun; man unterläßt das Aufgebot, läßt ſich trauen, und dann komme was kommen will! — Dies hieß die Rechnung ohne den Wirth machen, Luftſchlöſſer bauen, die vor der geringſten Ueberlegung nicht Stand hielten.

Und immer blieb noch der eine ſchwierigſte Punkt von allen, die Einwilligung der Braut. Jener ſichere und ruhige Blick, jener feierlich entſchiedene Ton ließen ihm wenig Hoffnung übrig.

Sie iſt halb verrückt, ſagte er ſich; dieſer elende Schmuggler hat ſie verhext und gegen jede andere Liebe unempfindlich gemacht.

Mit ſolchen Gedanken und Träumen brachte er die langen Stunden nothgedrungenen Müßigganges in ſeiner Kajüte hin, bis die Dünſte des Tabaks und des Rhums ſein Gehirn vollends betäubten und ihn endlich einſchlummern ließen.

Tonio's Schelmenſtreich und das Benehmen des Offiziers in der Sonntagsmeſſe hatten die Dorfbewohner in das Geheimniß eingeweiht. Die Wirthin der Weinſchenke hatte geplaudert, bald das Mädchen beklagt, bald den Fähnrich bedauert, der vergeblich um ihre Liebe warb. Die Wirthin war eine gute Seele, die für jedes Leid ein weiches, mitleidiges Gefühl in Bereitſchaft hatte. Sie hätte die eine Hand hingegeben, um Perla's Ehre zu retten, und die andere, um dem Fähnrich behülflich zu ſein, in ihr Fenſter zu ſteigen. Giure hatte ſich zum Oeftern herabgelaſſen, ihr ſeine Wünſche und Pläne mitzutheilen.

Die gute Frau Baſe ſchüttelte den Kopf und bedauerte ihn auf eine Art, die man auch noch anders auslegen konnte. Laßt mich nur machen, ſagte ſie eines Tages, als ihr Herz von den Klagen des unglücklichen Liebhabers recht bis auf den Grund gerührt worden war, laßt mich nur machen, Herr Capitän; ich kenne das

Mädchen, wünſche ihr alles Gute; ſie iſt eine Närrin, einen ſolchen Liebhaber zurückzuweiſen, um einem Todten die Treue zu halten. Seit ihr Vater geſtorben, Gott tröſte ſeine Seele, gehe ich zuweilen zu ihr, um ihr Geſellſchaft zu leiſten; da werde ich die Gelegenheit abpaſſen, mit ihr von Euren Abſichten zu reden; Ihr meint es ja redlich und ehrlich mit ihr, das verſteht ſich! denn ſonſt würde ich um alles Gold der Welt Euch nicht mit einer Silbe das Wort reden!

Vortrefflichſte Anaſtaſia! rief Giure; wenn Ihr es durchſetzt, lade ich Euch zur Hochzeit ein, und Ihr und keine Andere ſollt für die ganze Mannſchaft das Feſtmahl herrichten!

Die treffliche Wirthin zögerte nicht lange, ihren guten Vorſatz auszuführen. Sie leitete das Geſpräch wie zufällig auf den Marineoffizier, lobte ſein Betragen, ſeinen Anſtand, ſein gefälliges und geſcheidtes Weſen; ſagte, mit Einem Worte, daß er eine gute Partie wäre, eine rechte Stütze für die alleinſtehende Waiſe, betheuerte, daß er die beſten Abſichten von der Welt habe und Perla auf jeden Fall heirathen werde, wenn er erſt ihrer Liebe ſicher ſei.

Perla hörte dies Alles mit großer Gelaſſenheit an, weil ſie eine gewiſſe Achtung vor dieſer Frau hatte und nicht gewaltſam mit ihr brechen wollte. Aber ſie bedeutete ihr, daß all ihre Mühe verſchwendet, daß ſie nicht einfältig genug ſei, ſich von den ſchönen Reden des Herrn Fähnrichs verblenden zu laſſen. Sie bat

79.

Von eines klugen feinen Meiſters Händen
Iſt dieſes Werk mit großem Fleiß gemacht,
Wie eine Gallerie, die mit acht Enden
Ringsum den Born beſchattet und bedacht.
Ein goldner Himmel dehnt ſich ob den Wänden,
Glänzt unterhalb in bunten Schmelzes Pracht,
Und hat von weißem Marmor acht Geſtalten,
Die ihn mit ihren linken Armen halten

80.

Der Meiſter gab, mit artigem Erſinnen,
Ein Füllhorn jeder in die rechte Hand,
Woraus die Waſſer lieblich murmelnd rinnen,
In's alabaſterne Gefäß geſandt.
Zu Bildern edler Frau'n und Herrſcherinnen
Schuf er die Pfeiler, künſtleriſch gewandt.
Verſchieden in der Tracht und im Geſichte,
Gleich in der Schönheit und der Anmuth Lichte.

81.

Die Füße hatte jegliche von ihnen
Zwei zierlichen Figuren aufgeſetzt,
Die durch den offnen Mund zu zeigen ſchienen,
Daß ſie Geſang und Harmonie ergetzt,
Und durch die Haltung, daß ſie gern, zu dienen
Mit Preis und allem, was man artig ſchätzt,
Wenn ſie nur lebten, ihren holden Bürden
All ihre Kunſt und Mühe weihen würden.

82.

Die untern Bilder hielten in der Hand
Inſchriften, lang und in dem weitſten Rahmen,
Worauf mit großem Lob und Preis genannt
Die obern waren, jene hohen Damen.

ſie, ihr ferner nicht mehr von ihm zu reden; ſie ſagte, daß ſie ihr dankbar ſein würde, wenn ſie dazu beitragen wollte, ihn von ſeinen unnützen und läſtigen Werbungen abzuhalten; daß er niemals weder ihr Geliebter, noch ihr Gatte werden könne. Ihre einzige Sorge ſei der Knabe, dem ſie beide Eltern erſetzen müſſe, der all ihr Sinnen und Sorgen in Anſpruch nehme; ſie habe ihre guten Gründe und den feſten Vorſatz, ſich Keinem zu verloben, am wenigſten einem Seeoffizier.

So zog die Nachbarin kleinlaut und verblüfft wieder ab, ohne den Muth zu einer Entgegnung zu finden; in ihrer Miene aber lag Etwas, das zu ſagen ſchien: Deſto ſchlimmer für dich!

Als der Fähnrich von dem Mißerfolg der Sendung hörte, ſtieg ſeine Wuth aufs Höchſte, und nun erſt recht und gewiß, ſchwur er, müſſe ſie ſein werden um jeden Preis.

## XII.

Perla's Haus ſtand einen Büchſenſchuß von den andern Häuſern entfernt, nahe am Saum der Lagune, und das Mädchen konnte, wenn ſie nähend am Fenſter ſaß, die kreuzenden Boote auf dem Waſſer ſehen, ſie konnte des Mittags und des Abends die Rufe der

Schiffer vernehmen, wenn dieſe von ihren Fahrten heimkehrten. Außer dieſen Tageszeiten war das Ufer einſam und verlaſſen.

Hinter dem Hauſe lag der Nelkengarten und andere Felder, die mit Melonen, Gurken und Gemüſe aller Art beſtellt waren. Darüber hinaus erſtreckte ſich der öde Sand, und in weiter Ferne lag das Geſtade, an welchem ſich die ſchäumende, brauſende Welle der Adria brach. Die Lage des Häuschens eignete ſich alſo wohl zu einem Gewaltſtreich. Indeſſen waren derartige Dinge in letzterer Zeit ſo ſelten in Venedig und deſſen Umgegend vorgekommen, daß das muthige Mädchen noch nicht einmal an die Möglichkeit eines ſolchen Ereigniſſes gedacht hatte. Und Tonio noch weniger, da er noch die ganze Unbekümmertheit ſeines Alters beſaß und, ſelbſt jeder Argliſt fremd, auch keinem anderen Menſchen ſchlimme Gedanken zutraute.

Unſer Commandant hingegen, der die Hoffnung aufgeben müſſen, auf geradem Wege und mit guter Manier zum Ziele zu gelangen, hatte ſich's in den Kopf geſetzt, durch einen Gewaltſtreich, über deſſen Folgen er ſich kein Kopfzerbrechen machte, ſeine Wünſche durchzuſetzen. Es mochte auch wohl noch ein Tropfen morlackiſchen Blutes in ſeinen Adern rollen und er die halbbarbariſchen Vorſtellungen jenes Volkes geerbt haben, nach welchen der Bräutigam ſich die Lebensgefährtin mit bewaffneter Hand erobert, und deren Ueberlieferung ſich bis zum heutigen Tage in der Weiſe erhalten hat, daß keine

Hochzeit dort ohne einen ſcheinbaren Kampf und gewaltſame Entführung ſtattfindet.

Giure erſah ſich einen Tag, an welchem Tonio etwas ſpäter als gewöhnlich mit ſeinen Nelken nach Venedig abging, landete an einer einſamen Stelle des Ufers und ließ ſeine Leute zur Bewachung des Bootes zurück.

Allein und in eine Matroſenkapuze eingehüllt, durcheilte er die Gegend und gelangte in die Gärten, die an die Rückſeite des Häuschens ſtießen, das Perla bewohnte. Rings herrſchte eine ſo tiefe Stille und Einſamkeit, daß er das Haus erreichen und in dasſelbe eindringen konnte, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Perla hatte nicht einmal die Vorſicht gebraucht, das Hinterpförtchen abzuſchließen. Er traf ſie, im Begriff, die Treppe hinaufzuſteigen, die nach ihrem Stübchen führte.

Als ſie den Offizier in ſeiner Matroſenvermummung erkannte, errieth ſie ſofort den Zweck ſeines Kommens und ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung und des Schreckens aus. Mit einer entſchloſſenen ſoldatiſchen Geberde gebot er ihr Stillſchweigen. Er komme, um ſie ein letztes Mal zu ſprechen, und ſie ſolle ihre Lage nicht dadurch verſchlimmern, daß ſie Lärm mache.

Perla faßte ſich ſchnell, überſah die ihr drohende Gefahr und durchlief in Gedanken alle Hülfsmittel, die ihr etwa zu Gebote ſtanden. Das Beſte wäre wohl geweſen, aus dem Hauſe zu fliehen, um Hülfe zu rufen und die Nachbarn herbeizuholen. Allein da ſtand er am Treppenaufgang und verſperrte ihr den Weg; ihr Hülferufen von hier aus aber würde von Niemand gehört worden ſein. Sie verſuchte ihn durch jene würdevolle und ſtrenge Miene, die ihr eigen war, zurückzuhalten, ſah aber wohl ein, daß er jetzt zum Aeußerſten entſchloſſen war. So ſprang ſie mit einer raſchen Bewegung, ehe er ſie erfaſſen konnte, in ihr Zimmer und ſchob den Riegel an der Thüre vor. Für den Augenblick war ſie gerettet, aber zu weiterer Flucht bot ſich ihr nur das Fenſter, das ſich zu hoch über dem Erdboden befand, um durch dasſelbe hinabzuſpringen. Niemand war in der Nähe, der ihr Rufen hätte vernehmen können; kein Fiſcher am Ufer der Lagune, ſo weit ihr Blick reichte; ein leeres Boot ſchaukelte dort, ſonſt nichts. Sie ſah ein, daß ſie verloren war, ſobald es ihrem Verfolger gelang, die Thüre zu ſprengen, ehe Jemand zu ihrer Rettung herbeikam.

Indem das geängſtigte Mädchen ſich zum Fenſter hinausbog und ihre Blicke nach links und rechts ſandte, um ein menſchliches Weſen zu entdecken, bemerkte ſie ihre Taube, die, nachdem ſie das Fenſter umkreiſ't, ſich wie gewöhnlich auf dem Sims vor demſelben niederließ, wie um zu fragen, ob ſie ihr keine Aufträge zu geben habe, ehe ſie die Reiſe nach Venedig fortſetze. Ein Gedanke kam ihr; ſie erinnerte ſich des Tages, da ſie Tonio die traurige Botſchaft in Betreff ihres ſterbenden Vaters geſandt hatte. Raſch, mit bebenden Fingern, ſchrieb ſie auf ein Blättchen: „Komm ſchnell und hilf mir! Mein

Leben und meine Ehre ſind in Gefahr. Der Fähnrich iſt in das Haus eingedrungen!"

Haſtig befeſtigte ſie das Zettelchen am Halsbande des Vogels, ließ ihn dann frei und ſchloß das Fenſter, damit er unverweilt davonfliegen möchte. Der kleine Bote, gleichſam als ahne er, wie wichtig die Botſchaft ſei, die er trug, breitete ſofort ſeine Flügel aus und war bald dem Auge Perla's entſchwunden. — Es war gegen zwei Uhr. Von dieſem geringen Hoffnungsſchimmer etwas beruhigt, hörte ſie, wie der Fähnrich an der Thür arbeitete, deren Widerſtandskraft prüfte, indem er ſein Meſſer in den Spalt zwiſchen den beiden Thürflügeln ſchob.

Perla bat, drohte, rief ihm zu, daß ſie Lärm machen, Hülfe herbeirufen und ſich eher aus dem Fenſter ſtürzen würde, ehe ſie in ſeine Hände fiele.

Statt aller Antwort donnerte und polterte der Offizier gegen die Thüre und ſtieß Flüche aus gegen das Hinderniß, das ſich ihm in den Weg ſtellte.

Während deſſen ſuchte Perla ſich, ſo gut es in der Eile ging, hinter der Thüre zu verſchanzen, trug die Möbel herbei und ſtellte ſie gegen den Eingang, dazwiſchen immer durch das Fenſter nach Rettung ausblickend.

Aber Niemand kam. Es blieb ihr nichts mehr als die Hoffnung auf eine allmächtige Vorſehung und der feſte Entſchluß, eher zu ſterben, als ſich dem Schurken zu ergeben. Sie ergriff die Harpune des Vaters, die neben andern Schiffergeräthen an der Wand hing, entſchloſſen, ſie gegen den frechen Eindringling zu ſchleudern, falls es ihm gelingen ſollte, die Thür zu ſprengen und ihr entgegenzutreten.

## XIII.

Fliege, fliege, zierlicher Wanderer der Lüfte, fliege dahin, ohne auf den grünen Inſeln der Lagunen, oder auf den glänzenden Kuppeln ihrer Kirchen dich niederzulaſſen. Du weißt nicht, welche wichtige Botſchaft du trägſt; du weißt nicht, welchen Dienſt du Derjenigen leiſteſt, die dein Leben gerettet hat. Fliege, fliege dahin, dem unbewußten Zuge folgend. Es ſei der letzte Dienſt, den ich von dir verlange, die letzte Sendung, die ich dem raſchen Ruderſchlage deiner Flügel anvertraue! —

Und wirklich flog die Taube, nicht wie auf Vogel-, ſondern auf Engelsfittigen geradeaus, ihrem Ziel entgegen. Sie ſenkt ſich einen Augenblick auf die Mähne des Flügellöwen, der grollend auf der Granitſäule der Piazzetta ſteht, fliegt vorüber an der Loggia des Campanile, wirft einen Blick auf den Uhrthurm, als wolle ſie ſehen, welche Stunde es ſei, und da noch einige

Minuten fehlen, läßt ſie ſich auf das Pflaſter des Platzes nieder, um ihren jungen Freund aufzuſuchen.

Tonio ſtand zufällig vor der Obſtbude der alten Agneſe, aber da es noch nicht zwei Uhr geſchlagen, ſo achtete er nicht auf die Tauben und bemerkte auch jene nicht, die gurrend zu ſeinen Füßen umherhüpfte, das bedeutungsvolle Briefchen an ihrem Halſe tragend.

Da mit Einem Male tönt von der Höhe des Thurmes Sant' Artemio die verhängnißvolle Stunde, und mit rauſchendem Flügelſchlage ſenken ſich die Taubenſchwärme auf den gewaltigen Platz hernieder. Tonio ſah auf und bemerkte erſt jetzt ſeinen Beppo, der eben den Flug nach dem nahrungſpendenden Fenſter lenken wollte.

Trug der Vogel nicht ein weißes Zettelchen am Halſe? Der Knabe erſchrak, ein Schauer überrieſelte ihn. Beppo! Beppo! rief er ihm nach; aber umſonſt. Die Taube, die vorher ihr gewohntes Futter von Perla nicht erhalten hatte, ſchwang ſich auf das Fenſterſims ihrer Wohlthäterin empor. Tonio's Blick, von der Angſt geſchärft, folgte ihrem Fluge und fand ſie unter den Tauſenden ihrer Gefährten an dem ſchwarzen Halsband und dem daran hängenden weißſchimmernden Zettel heraus.

Was thun? Warten, bis ſie ihr Futter verzehrt hatte? Es war nicht ſicher, ob die Taube dann zu ihm zurückkehren würde.

Er gehorchte der bangen Ahnung ſeines Herzens, die ihn zur Eile antrieb, ergriff haſtig einen Nelkenſtrauß, ſtürzte die Treppe des Palaſtes hinauf, die in die Wohnung der Gräfin führte, und ohne ſich von dem Kammerdiener im Vorzimmer zurückhalten zu laſſen, ſtürmte er in das Zimmer der Gräfin, die eben im Begriffe ſtand, ihren gefiederten Gäſten das gewohnte Mahl zum Fenſter hinauszuſtreuen.

Mit vor Erregung bebender Stimme bat Tonio die Dame, ihm zu geſtatten, daß er ſeine Taube, die auf dem Fenſterſims ſaß, an ſich nehmen dürfe, und freundlich ward ihm die Bitte gewährt.

Die erſtaunte Dame ſah die Taube auf den bekannten Pfiff, mit welchem Tonio ſie zu locken pflegte, hereinhüpfen, auf des Knaben Schulter fliegen und ihn liebkoſen wie ein kluges Hündchen. Tonio griff ſchnell nach dem Papier, riß es auseinander und las zitternd die Botſchaft, die ſeine Schweſter erſt wenige Minuten zuvor geſchrieben.

Darf ich das Futter nun ausſtreuen? fragte die Dame lächelnd über den ſeltſamen Zwiſchenfall und in der Meinung, es handle ſich um eine ganz andere Botſchaft.

Streuen Sie nur, ſtreuen Sie . . . Verzeihung, Eccellenza — o mein Gott, was ſoll nun werden?

Die edle Frau, durch die heftige Aufregung des Knaben noch neugieriger gemacht, fragte ihn, ob ſie wohl leſen dürfe, was auf dem Zettel ſtehe.

Leſen Sie, o leſen Sie, Signora! rief Tonio, es iſt eine ſchändliche Tücke, die meine Schweſter betroffen!

Die Dame las die haſtigen Zeilen Perla's. Was bedeutet dies? frug ſie; wer iſt dieſer Fähnrich? Erkläre mir Alles!

Er iſt der Commandant der Peniche, welche bei Santa Eliſabetta am Lido ſtationirt; ein Schurke iſt es, der meine Schweſter verfolgt. Laſſen Sie mich fort; ich habe keine Minute zu verlieren!

Du würdeſt zu ſpät kommen, ſagte die treffliche Frau, die ſchnell den ganzen Ernſt der Sachlage begriff. Du würdeſt dich nur ſelbſt ins Verderben bringen, ohne die Schweſter zu retten. Warte! Ich kann hier vielleicht eher Hülfe ſchaffen als du. Der Telegraph iſt noch ſchneller als deine Taube.

Und haſtig hüllte ſich die Dame in ihre Mantille, ſetzte den Hut auf und eilte nach der entgegengeſetzten Seite des Platzes, wo ein höherer Marinebeamter ſeine Wohnung hatte.

Sie kannte dieſen Herrn; allein ſeit den letzten Ereigniſſen, da ihre Salons ſich ohnedies nur noch für wenige Freunde öffneten, hatte Jener ſeine Beſuche nicht mehr fortzuſetzen gewagt. Bei ihrem Anblick erhob er ſich ſehr höflich und verlegen mit der Frage, welch glücklichem Umſtand er die Ehre ihres Erſcheinens in ſeinem Bureau zu danken habe.

Es iſt dies kein glücklicher Umſtand, allein Sie ſind im Stande, ihn dazu zu machen, ſagte die Dame. Wer commandirt die bei Santa Eliſabetta del Lido liegende Peniche?

Der Beamte ließ ſeine Blicke über eine an der Wand befeſtigte Tabelle gleiten und nannte den Namen des Schiffsfähnrichs Giure D . . .

Liegt es in Ihrer Macht, denſelben ſofort hierher zu berufen?

Aber weßhalb? Aus welchem Grunde?

Es liegt alſo in Ihrer Macht?

Allerdings, ſobald es ſich um eine Dienſtangelegenheit handelt.

Nun, fuhr die Dame eifrig fort, ich werde Ihnen den Grund, den Sie gewiß billigen, ſpäter mittheilen; inzwiſchen ſäumen Sie keinen Augenblick, ſenden Sie ſogleich eine Depeſche an die Station ab und rufen Sie den genannten Fähnrich nach Venedig zurück.

Die Dame ſagte dies mit ſo eindringlicher Würde, daß der Beamte ohne Weiteres in das Nebenzimmer ging und dort die verlangte Depeſche abfertigte.

Und wenn der Commandant nicht an Bord ſein ſollte? fragte die Dame.

Er muß zu dieſer Stunde an Bord ſein, und wenn nicht, ſo ruft ihn ein abgefeuerter Kanonenſchuß ſofort dahin.

Das genügt mir; ich danke Ihnen.

Nur wenig ferne ſtanden, an dem Rand,
Mit klaren Lettern ihre eignen Namen.
Reinald beſah beim hellen Fackelſchein
Die Damen und die Ritter im Verein.

83.

Lucrezien Borgia läßt in Ehren ragen
Die erſte Inſchrift, die ſein Blick erfaßt,
Vor deren Reiz und Zucht in ihren Tagen
Der Stern der alten Römerin erblaßt.
Die beiden, die auf ihren Schultern tragen
So ehrenvolle, ſo erlauchte Laſt,
Als Strozza und Tebald ſind ſie daneben,
Ein Linus und ein Orpheus, angegeben.

84.

Nicht minder ſchön iſt auf der zweiten Stelle
Ein ander Bild, und ſeine Inſchrift heißt:
Dieß iſt die Tochter Herkuls, Iſabelle,
Durch die Ferrara ſich beglückter preist,
Weil eines ſolchen theuren Lebens Quelle,
Als durch das Rad, das unaufhörlich kreist,
Die auserwählte Stadt von allen Seiten
Mit Gaben ſegnend in dem Lauf der Zeiten.

85.

Die Träger, die ſo große Luſt beweiſen,
Sie zu erheben mit dem höchſten Ton,
Gian Jacopo ſind beide gleich geheißen,
Calandra der und jener Bardelon.
Die dritt' und vierte, wo auf engen Gleiſen
Die Waſſer murmeln aus dem Pavillon,
Sind Frau'n, die Heimath und Geſchlecht und Tugend
Und Ehre theilen und den Reiz der Jugend.

Darf ich vielleicht jetzt, ohne unbeſcheiden zu erſcheinen, den Grund Ihres Verlangens erfahren? frug der Beamte.

Der Grund, ſagte die Dame, iſt ſehr einfach, aber nichts deſto weniger ſchwerwiegend. Ihr Untergebener ſteht im Begriff, eine Niederträchtigkeit zu begehen, die zu jeder andern Zeit unverzeihlich, unter den gegenwärtigen Verhältniſſen es aber in noch weit höherem Grade iſt. Er beabſichtigt, ſich eines jungen Mädchens, einer ehrbaren Waiſe aus dem Volke, die lange ſeinen unwürdigen Verfolgungen widerſtanden, mit Gewalt zu bemächtigen. Vielleicht wird Ihr Befehl zu ſpät ankommen, um eine That zu verhindern, welche die ſchwerſten Folgen haben könnte. Bitten wir Gott, daß dies nicht der Fall ſei, denn Sie wiſſen, daß ein Funke genügt, um einen Brand anzufachen, den zu entzünden ſicher nicht in Ihrem Intereſſe liegt.

Hoffen wir, daß die Depeſche zu rechter Zeit anlangt. Auf jeden Fall, Frau Gräfin, ſeien Sie überzeugt, daß ich ſtrenge und raſche Gerechtigkeit üben werde. Die Regierung thut Alles, was in ihrer Macht ſteht, um Conflicte zwiſchen dem Volke und der Beſatzung zu verhindern und den Anlaß dazu fern zu halten.

Es ſoll mir lieb ſein, einen neuen Beweis hierfür zu erhalten. Wann kann eine Antwort hier ſein?

In wenigen Augenblicken, wenn man durch den Telegraphen antwortet. Vielleicht entſchließt ſich der Commandant zu gehorchen, während wir hier ſprechen.

Ich bin zu ungeduldig, mein Herr, um hier länger zu warten. Wenn Sie mir eine gute Nachricht zu bringen haben, ſo ſteht meine Thüre Ihnen offen.

Nach dieſem Geſpräch verbeugte ſich die Gräfin mit der ihr eigenen ernſten Grazie und kehrte in ihren Palaſt zurück, wo Tonio, wie ſie ihm befohlen, ihrer wartete.

Du kannſt nun gehen, ſagte ſie ihm; auch ich habe meine Taube ausgeſchickt, und deine Schweſter wird ferner keiner Gefahr mehr ausgeſetzt ſein. Komme morgen und beſuche mich hier.

Tonio verbeugte ſich, ſprang in zwei Sätzen die Treppe hinab und eilte davon.

## XII.

Während jenſeits der Lagune dieſe etwas ſpäten Rettungsmittel in Bewegung geſetzt wurden, fuhr Giure in ſeinen Anſtrengungen, Perla's Zimmerthüre zu ſprengen, fort. Bei ſeinen heftigen Stößen mit Armen, Knieen und Füßen gab die nicht eben mit einem Sicherheitsſchloß verſehene Thüre endlich nach, der eine der beiden Flügel hob ſich aus ſeinen Angeln und war bald darauf von dem Riegel abgeriſſen, der ihn von innen mit dem andern zuſammenhielt.

Das junge Mädchen ſah ſich verloren. Sie hielt immer noch die mit einem eiſernen Haken verſehene Harpune in der Hand, eine ſchreckliche Waffe für den, welcher die Kraft beſaß, ſie auf den Feind zu ſchleudern. Allein, obwohl zur Abwehr gerüſtet, brachte dennoch der Anblick, der ſich ihr jeẓt bot, ſie aus aller Faſſung. Giure's Ausſehen hatte nichts Menſchliches mehr. Die wilde Leidenſchaft, die ihn durchglühte, der Zorn, den der Widerſtand in ihm entfacht, die Anſtrengung, die das Aufbrechen der Thüre ihm gekoſtet, hatten ihn auf das Furchtbarſte entſtellt, ſein Blut nach Schläfen und Stirn gedrängt und ſeinem Geſicht eine faſt ſchwarzblaue Färbung verliehen.

Seine Augen waren aus den Höhlen hervorgetrieben, und ſeine Lippen verzerrten ſich in krankhaften Zuckungen.

Perla wich entſeẓt gegen das Fenſter zurück, das Eiſen entſank ihrer Hand, ſie wagte nicht, es dem Manne entgegenzuſchleudern, der in dieſem Augenblick mehr ihr Mitleid, als ihren Unwillen herausforderte.

So ſtanden ſie ſich gegenüber, Eines über den Anblick des Andern ſtaunend und betroffen. Perla, troẓ ihrer Erregung, hatte den edlen Ernſt ihrer Züge bewahrt. Sie kehrte ſich mit dem Rücken gegen das offene Fenſter, und ihr ſchönes, todtbleiches Geſicht ihrem Verfolger zuwendend, rief ſie: Nicht einen Schritt weiter; ich ſtürze mich da hinunter, ſobald Sie es wagen, die Hand nach mir auszuſtrecken!

Wie furchtbar ſchön war ſie in dieſem Augenblick! Die Harpune lag zu ihren Füßen, aber Unwille und Entſchloſſenheit gaben dem Ausdruck ihrer Züge eine Kraft, die mehr als jene Waffe wirkte. Hochaufgerichtet, die Hände gegen die Fenſterpfoſten geſtemmt, ſo daß ihre ſchlanke Geſtalt ſich voll gegen das einſtrömende Licht abhob, hielt ſie den Wüthenden durch die Gewalt ihres Blickes gebändigt. Plötzlich tönten Schritte von der Gaſſe herauf, näher und näher. Sie warf einen Blick hinaus und ſah in der That zwei Männer, die ſich eilig der kleinen Fiſcherhütte näherten. Es waren zwei Matroſen der Iris, was Perla aber nicht abhielt zu rufen: Zu Hülfe, um Chriſti willen! Rettet mich aus den Händen eines Wahnſinnigen!

Eines Wahnſinnigen! ſchrie Giure, und es ſchien, als löſ'ten dieſe Worte den Zauberbann, in welchem ihn Perla's Blick gefeſſelt hielt. Eines Wahnſinnigen! Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich dem Mädchen entgegen, ſie an beiden Armen ergreifend. Perla ſtieß einen Schrei aus, blieb aber unerſchütterlich ſtehen. Sie harrte auf die Hülfe, die ſie angerufen hatte. Da kamen eilige Schritte die kleine Treppe herauf, und die beiden Männer erſchienen auf der Schwelle der erbrochenen Thür.

Giure wandte ſich und erkannte ſeine Matroſen. Fort mit euch! donnerte er ihnen zu. Wer hat euch hergerufen?

Commandant, ſagte einer der Männer, ein Signal auf dem Campanile von San Marco!

Was kümmert mich euer Signal! Hinweg mit euch! ſchrie Giure.

Ein Signal für die Iris, Commandant. Ohne Zweifel ein Befehl des Contreadmirals — fuhr der Mann fort.

Ein Befehl des Satans, der dich holen ſoll! Fort! herrſchte der Fähnrich, außer ſich über dies neue Hemmniß. Und einen Augenblick Perla's Arme loslaſſend, ſtürzte er wuthſchnaubend gegen die zwei Matroſen, die ſeinem Befehle zum Trotz ſtehen geblieben waren.

Da ſtieg vom Schiff eine Rauchwolke empor, die man vom Fenſter aus erblicken konnte; ein Lichtblitz zuckte am Hintertheil auf, und im nämlichen Augenblick donnerte das Allarmzeichen, welches die ſämmtliche Mannſchaft an Bord rief.

Sie hören, Commandant, ſagte der Matroſe, der zuerſt geſprochen hatte, wir werden an Bord gerufen. Vielleicht ein Tumult in Venedig.

Giure faßte ſich mit Einem Male. Die Gewohnheit der Disciplin war gewaltiger, als ſeine Leidenſchaft. Er zog ſeine bei der Erſtürmung des Zimmers in Unordnung gerathene Uniform zurecht und gab ſeinen Leuten Befehl, ihm voranzugehen.

Als er einen Moment mit dem Mädchen allein blieb, die ihre Augen dankend für die unverhoffte Hülfe gegen den Himmel aufhob, flüſterte er ihr mit vor verhaltenem Groll bebender Stimme zu:

Frohlocke noch nicht; du biſt dennoch mein und ſollſt mein bleiben; müßte ich auch, um dich zu gewinnen, meine Stellung aufgeben und den Dienſt verlaſſen! Bitte Gott, daß dein Geſchrei keinen Aufruhr im Volke erweckt habe, ſonſt — das ſchwöre ich dir — werde ich dich als Kriegsgefangene behandeln, die ich auf friſcher That der Aufruhrſtiftung ergriffen habe.

Mit den letzten Worten folgte er ſeinen Matroſen. Aber der Kanonenſchuß, den man von der Iris her vernommen, hatte die ſämmtlichen Strandbewohner ans Ufer gelockt. Als dieſe die beiden Matroſen mit dem Commandanten aus Perla's Hauſe treten ſahen, ertönte ein gellendes Pfeifen von allen Seiten. Giure wandte ſich wüthend gegen die Menge und drohte ſie mit Kartätſchen auseinander treiben zu laſſen. Erneutes Pfeifen war die gebührende Antwort auf dieſe Prahlerei.

Giure überlegte, daß, wenn er nicht nachgab, eine Rauferei unvermeidlich war, und daß er bei der überlegenen Anzahl ſeiner Feinde dabei den Kürzeren ziehen würde. Drohend und wüthend beſchleunigte er daher ſeine Schritte und ſprang in ſein Boot, welches nicht weit davon ſeiner harrte.

Kaum ſtach das Boot in See, von den zwei Matroſen in größter Eile der Iris zugerudert, als ſich ein drittes, noch heftigeres Pfeifen zum Hohne für den vorſichtigen Rückzug des Commandanten vom Ufer her vernehmen ließ.

Perla wußte noch nicht. wem ſie ihre Rettung verdankte. Sie ahnte nicht im Entfernteſten, daß dieſe wunderbare Schickung ein unbewußtes Werk der unſchuldigen Taube ſei, der ſie einſtmals das Leben gerettet, und die nun die anvertraute Botſchaft auf ſchnellen Schwingen in die rechten Hände gebracht hatte.

Tonio zögerte nicht, ihr die Löſung des Räthſels zu bringen. Seine Taube im Arm trat er ins Haus; er hatte die treue Botin noch nicht von ſich gelaſſen, ſeitdem er ſie vom Fenſterſims der Gräfin zu ſich gelockt, und hatte dem klugen Thierchen ohne Aufhören von der gütigen Mutter der Tauben, wie er ſie nannte, vorgeplaudert. Am Abend dieſes Tages wußte die ganze Bevölkerung des Lido, was ſich zugetragen, und man kann denken, wie Perla, Tonio und die Taube, der der Hauptantheil bei dem errungenen Siege zukam, von Allen gefeiert und mit freudigen Liebkoſungen überſchüttet wurden.

Indeß war der Sieg bis jetzt weder vollſtändig noch ſicher. Der Offizier konnte aus Rache noch auf eine ſchreckliche Wiedervergeltung ſinnen, weßhalb einige Nachbarn, ohne Perla davon zu ſagen, den Entſchluß faßten, während der nächſtfolgenden Nacht am Ufer zu wachen und die Bewegungen des feindlichen Schiffes zu beobachten. Dieſer freundnachbarliche Vorſatz, ſo gut er gemeint war, erwies ſich als überflüſſig. Die Peniche ging unter Segel und fuhr ſogleich in der Richtung nach der Stadt ab, vom donnernden Händeklatſchen der noch am Ufer verſammelten Lidobevölkerung begleitet.

Das Kirchſpiel von Santa Eliſabetta, obwohl der zu ſeinem Schutz beſtimmten Beſatzung beraubt, ſchlief indeſſen ruhig und ſicher, „im Panzer ſeines ruhigen Gewiſſens“.

Am nämlichen Abend noch begab ſich der Marinebeamte, der ihm gewordenen Einladung gemäß, zu der Gräfin, um Bericht über das Vorgefallene zu erſtatten. Der Schiffsfähnrich hatte ſeine Schuld bekannt und ſeinen Degen abgeben müſſen. Tags darauf ſollte eine Unterſuchung ſtattfinden, und das Mindeſte, was ihn betreffen konnte, war die Entſetzung von dem ihm anvertrauten Commando.

Die Gräfin dankte dem Beamten und winkte ihm, Platz zu nehmen. Dieſer aber verbeugte ſich feierlich und entfernte ſich. Ein gewiſſes Zartgefühl verbot ihm, eine Einladung anzunehmen, die ihm nur als eine Pflicht der Dankbarkeit für eine erfüllte Pflicht der Gerechtigkeit erſchien.

## XV.

Den folgenden Tag widmete Perla der Vollendung eines zierlichen Kragens von alten venetianiſchen Spitzen, an dem ſie bereits ſeit einem Monat gearbeitet hatte. Nachdem ſie ihn beendigt, faltete ſie das feine Gewebe in ein Blatt Papier und ſagte Tonio, daß er ſie auf einem Dankbeſuche begleiten möge, den ſie jener hohen Frau abzuſtatten gedachte.

Tonio verſtand die Empfindung ſeiner Schweſter, und um nicht mit leeren Händen neben ihr zu erſcheinen, lief er in den Nelkengarten, dort die ſchönſten „beſchriebenen“ Nelken zu pflücken.

Als er mit ſeinem bunten Strauß ins Stübchen trat, erwartete ihn die Schweſter ſchon in ihrem Feiertagskleide, mit dem ſchwarzen Schleier, der ihr Haar und einen Theil ihres Geſichts bedeckte. Bei ihrem Anblick hätte man denken können, eine von Canaletto's reizenden Venetianerinnen ſei lebendig geworden und aus ihrem Rahmen herabgeſtiegen.

Wenn gleich in Venedig ſelbſt dieſe Tracht zum Theil verſchwunden iſt, ſo hat ſie ſich doch wie ein Nachklang der alten freien Zeit längs der Seeküſte und in den venetianiſchen Colonieen Iſtriens und Dalmatiens erhalten.

Die Gräfin erwartete die Geſchwiſter bereits mit Ungeduld und wunderte ſich, daß ſie nicht ſchon einen Tag früher bei ihr erſchienen waren. Perla entſchuldigte ſich wegen dieſer Verzögerung, die durch die Vollendung der Spitzen verurſacht war, und überreichte ihr dieſelben nebſt dem buntfarbigen Nelkenſtrauße, als ein Zeichen ihrer ewigen Dankbarkeit. Die Spitze ſei ihre eigene Arbeit, die Nelken von ihrem Bruder gezogen. Sie hoffe, die edle Gräfin werde dieſe Gaben nicht verſchmähen, wie gering ſie auch immer neben der hohen Wohlthat, die ſie von ihr empfangen, erſcheinen möchten.

Die Gräfin ward von dieſen Aeußerungen des Dankes bis zu Thränen gerührt und, überraſcht von der Anmuth der Rede und dem ſittſamen Betragen der jungen Arbeiterin, hieß ſie dieſelbe an ihrer Seite niederſitzen und bat ſie, ihr ausführlich die Geſchichte ihres Lebens zu erzählen. Perla erfüllte dieſen Wunſch; ſie ſprach einfach und ſchlicht, aber mit jener Anmuth und Lieblichkeit, die ihr eigen waren und ſie von ihren Standesgenoſſinnen vortheilhaft unterſchieden. Als ſie von Beppo und ihrem Brautſtand, von dem frühen Tode ſprach, der ihn ihr entriſſen, umſchleierten ſich unwillkürlich ihre Augen, und Thränen quollen über ihre bleichen Wangen. Bald aber ſuchte ſie ſich zu faſſen, als ſchäme ſie ſich, daß ſie ſich von ihrer Wehmuth hatte übermannen laſſen, und ging nun mit wenigen Worten über den Reſt ihrer Lebensgeſchichte hinweg. Die Dame wußte ſchon von den Nachſtellungen des

86.

Eliſabethen nennt und Leonoren
Die Inſchrift, die der Meiſter ſchön erſann:
Durch dieſes Paar zu ſolchem Ruhm erkoren
Iſt Manto's Stadt, ſo ſagt der Marmor an,
Daß ſie Virgilens auch, den ſie geboren,
Nicht mehr als dieſer zwei ſich rühmen kann.
Die erſte hat zu Füßen die Beredten,
Petro Bembo'n und Jacob Sadoleten.

87.

Der art'ge Caſtiglione ſtützt, der feine
Muzio Arelio jenes andre Bild,
Die Namen, die jetzt ſtehn in lichtem Scheine,
Damals von jenem Marmor nur enthüllt.
Nun aber ſehn ſie, hocherhoben, Eine,
Von Gott mit jeder Tugend Glanz erfüllt,
Der je auf Erden war ein Raum bereitet,
Von gutem oder ſchlimmem Glück begleitet.

88.

Lucrezien Bentivoglia nennt zu Füßen
Die Goldſchrift, und es rühmt von ihr der Stein,
Daß, ſie als ſeine Tochter zu begrüßen,
Ferrara's Herzog glücklich werde ſein.
Von dieſer ſingt mit klaren Tönen, ſüßen,
Camillo, dem Felſina horcht und Rhein
Mit ſolchem Staunen, wie der hocherbaute
Amphryſus [*] einſt bei ſeines Hirten Laute;

89.

Und er, durch den, wo ſeine ſüßen Wogen
Iſaur dem größern Becken bringt, die Stadt
Berühmt wird ſein, von wo den großen Bogen
Die Sonne zieht, bis wo ihr Lauf wird matt,

---

[*] Theſſaliſcher Fluß, an dem Apoll Admet's Schafe weidete.

Fähnrichs, und Perla bemühte ſich eher, ihn zu entſchuldigen, als ihn anzuklagen.

Er hat den Dienſt quittirt, ſagte die Gräfin, und iſt in der That heftig in dich verliebt, meine liebe Perla. Warum willſt du ſeine Hand nicht annehmen, da dies doch eigentlich nur eine Ehrenerklärung für dich wäre? Ich würde gern bereit ſein, die Sorge für deine Ausſtattung zu übernehmen, und ſo wäre dies ein doppelter Lohn für deine Tugend.

Perla erröthete über dieſes unerwartete Anerbieten, aber ſie zögerte nicht lange zu erwidern, daß ſie auf jedes Ehebündniß verzichtet habe, und daß des Fähnrichs Werbung die letzte ſein würde, die ſie annehmen möchte. Der Geiſt meines Beppo, fügte ſie hinzu, würde es mir nie verzeihen können, daß ich ihm um eines ſolchen Mannes willen die Treue gebrochen, und ich ſelbſt verziehe es mir am wenigſten, wenn ich der heiligen Sache untreu werden ſollte, für die er ſein Leben dahingegeben hat.

Die Gräfin verſtand und würdigte dieſe Worte und wußte keine beſſere Antwort darauf, als einen Händedruck und einen Kuß auf die Stirn des treuen Mädchens. Verzeihe, liebe Perla, ſagte ſie, daß ich dir dieſen unüberlegten Vorſchlag machte. Ich kannte deine große Seele noch nicht ganz und biete dir nun ein anderes Bündniß an, welches du annehmen wirſt: das der aufrichtigen und herzlichen Freundſchaft, die ich dir entgegenbringe und von dir erbitte. Willſt du zu mir kommen, Perla? Du würdeſt nicht die Stellung einer Dienerin bei mir haben; du ſollſt in meiner Nähe ſein, mir Geſellſchaft leiſten und, wenn du Luſt dazu haſt, meine Spitzengarnituren ausbeſſern, wozu du, wie ich ſehe, ſo viel Geſchick beſitzeſt.

Perla dankte der trefflichen Frau aufs Wärmſte, aber ſie deutete auf Tonio hin, der elternlos ſei und ihrer nicht entbehren könne.

Nun, meinte die Gräfin, was den guten Jungen betrifft, ſo ſoll er der Pfleger und Verſorger meiner Tauben werden, ſoll ihnen täglich ihr Futter ſpenden und ſie abrichten, allen hübſchen Mädchen im Lande umher als Liebesboten zu dienen. Was meinſt du, Tonio?

Tonio ſchwieg und drehte verlegen ſeinen Strohhut in den Händen. Die Dame bemerkte, daß ſie auch mit dieſem Anerbieten kein Glück zu haben ſchien.

Oder, meinte ſie nach einigem Nachdenken, wollt ihr Beide nach Strà gehen? Ich beſitze dort ein Haus mit einem großen Garten. Der Gärtner hat mir geſtern erſt mitgetheilt, daß er Jemand zur Hülfe bei ſeiner Arbeit brauche. Ich ſehe, wie glücklich du in der Pflege deiner Nelken biſt, es wird dir mit andern Pflanzen eben ſo gelingen und du wirſt bald ein tüchtiger Gärtner werden.

Tonio ſah nach ſeiner Schweſter hin und wartete auf deren Antwort.

Perla's Antlitz überflog abermals die Röthe der Verlegenheit, doch ſie faßte ſich und lehnte auch dieſen gütigen Vorſchlag auf zarte Weiſe ab. Sie könne ihr kleines Haus, ihre alten Nachbarn, vor Allem den Gottesacker nicht verlaſſen, meinte ſie, wo Vater und Mutter ruhen und jener Einzige, dem ſie für hier und dort ihr Herz in Treue geweiht habe.

Nun glaubte die Dame nicht weiter in ſie dringen zu dürfen. Sie begriff Perla's edlen Stolz, der ihr dieſe Antwort eingegeben hatte, und weit entfernt, ihr deßhalb zu zürnen, fühlte ſie ſie nur höher in ihrer Achtung und Liebe ſteigen.

Dies junge Mädchen aus dem Volke ſchien ihr in dieſem Augenblicke ein Sinnbild Venedig's ſelbſt zu ſein, jener wunderbaren Stadt, die in erhabenem Stolze, ruhend auf ihren alten und neuen Ruinen, die Almoſen des Fremden, jeden Vergleich, der ihre Ehre kränkt, zurückweiſ't, um an ihren glorreichen Erinnerungen zu zehren und im Stillen ihrer guten Sache und der Gerechtigkeit der Zukunft zu vertrauen.

Sie ließ ihre Gondel zur Abfahrt rüſten und begleitete ſelbſt ihre Gäſte nach dem Lido zurück. Sie wünſchte das Haus zu ſehen, den Nelkengarten, den Friedhof mit ſeinen drei Gräbern, die, von jüngerem oder älterem Datum, alle drei ſich in dem duftenden Blumenſchmucke glichen, den die Hand der Liebe darauf gepflanzt.

Als ſie in Perla's Stübchen traten, ſahen ſie die treue Taube, die ſich ihre erſte Tagesmahlzeit zu holen gekommen war. Unbewußt des Guten, das ſie geſtiftet, freute ſie ſich nur, wieder in Geſellſchaft ihrer alten Freunde zu ſein, die ſie heute mit beſonderer Zärtlichkeit und voll innigen Dankes herzten und küßten.

Die Gräfin, Thränen der Rührung in den Augen, verabſchiedete ſich von den Geſchwiſtern, nahm ſich aber feſt vor, in ſtetem Verkehr mit der kleinen, ihr liebgewordenen Familie zu bleiben, und geſellte ſie in ihrem edlen Herzen Denjenigen zu, deren mütterliche Vorſehung zu heißen ſie glücklich machte.

# Das Klappenhorn.

Von

Pedro A. de Alarcon.

Aus dem Spaniſchen

von

Ludwig Laiſtner.

## Wollen iſt Können.

### I

Bitte, Don Baſilio, blaſen Sie auf dem Horn, dann tanzen wir.

Ja, ja, Don Baſilio: ſpielen Sie das Klappenhorn!

Bringt dem Don Baſilio das Horn, auf welchem Joaquin lernt!

Es taugt nicht viel! Werden Sie darauf ſpielen, Don Baſilio?

Nein.

Warum nicht?

Nein, ſage ich.

Aber warum nein?

Weil ich es nicht kann.

Weil er es nicht kann! Hat man je ſo einen Heuchler geſehn?

Ohne Zweifel will er, wir ſollen ihm ſchön thun!

Gehen Sie! Wir wiſſen wohl, daß Sie Kapellmeiſter bei der Infanterie geweſen ſind!

Und daß noch Niemand das Klappenhorn ſo geſpielt hat, wie Sie.

Und daß Sie bei Hof haben ſpielen müſſen. —

Und daß Sie eine Penſion haben —

Alſo friſch, Don Baſilio! —

Nun ja, es iſt wahr. Ich habe das Klappenhorn geſpielt; ich bin eine — eine Specialität geweſen, wie Sie da ſagen. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß ich vor zwölf Jahren mein Horn an einen Bettler verſchenkt habe, und daß ich ſeitdem nie wieder nur ein Trarara geblaſen habe.

Wie ſchade!

Ein zweiter Roſſini!

O deßhalb müſſen Sie dieſen Nachmittag dennoch ein wenig ſpielen.

Hier auf dem Land iſt Alles erlaubt.

Und heute, da überdies mein Namenstag iſt —

Vivat! Vivat! Da iſt ſchon das Horn!

Ja, er muß ſpielen!

Einen Walzer!

Nein, eine Polka!

Polka! — Nichts da! — Einen Fandango!

Ja, ja! Fandango! den Nationaltanz!

Es thut mir ſehr leid, Kinder; ich kann aber nicht ſpielen.

Und Sie ſind doch ſo liebenswürdig —

So gefällig —

Es bittet Sie Ihr Enkelchen —

Und Ihre Nichte —

Herrgott, ſo laßt mich doch! Ich habe geſagt, daß ich nicht ſpiele.

Warum denn?

Weil ich's geſchworen habe.

Wem?

Mir ſelber, einem Todten und deiner armen Mutter, meine Tochter!

Alle Geſichter wurden plötzlich traurig bei dieſen Worten des Don Baſilio.

O wenn ihr wüßtet, um welchen Preis ich das Horn gelernt habe! fügte der Alte hinzu.

Die Geſchichte! die Geſchichte! riefen die Jungen; erzählen Sie uns dieſe Geſchichte!

In der That, ſagte Don Baſilio, es iſt eine förmliche Geſchichte. So hört denn!

Und unter einen Baum ſich ſetzend, umringt von einem neugierigen Schwarm junger Leute, erzählte er die Geſchichte, wie er das Horn blaſen lernte.

Gerade ſo erzählte Mazeppa, der Byron'ſche Held, einmal bei Nacht Karl dem Zwölften unter einem andern Baum die ſchreckliche Geſchichte ſeiner Reitſtunden.

Hören wir dem Don Baſilio zu.

Mehr, als weil Rom ſein Gold dort dargewogen, *
Woher ſie ihren ew'gen Namen hat:
Der edle Poſthumo, den Doppelkronen
Von Pallas und Apollen einſt belohnen.

90.

Diana folgt zunächſt in dieſer Reihe:
Sieh auf den Stolz in ihren Zügen nicht,
— So ſagt der Stein — denn Liebe, Güte, Treue
Bewohnt ihr Herz, wie Schönheit ihr Geſicht.
Sie hat vom Calcagnin die Liederweihe,
Und hell ertönet, die von ihr nur ſpricht,
Von des Maneſes Reich zu dem des Juba,
Von Indien bis nach Spanien ſeine Tuba.

91.

Cavallo ſingt von ihr, der eine Quelle
Der Poeſie wird wecken in Ancon,
Wie jenes Flügelroß der Dichtung Welle,
Sei's am Parnaſſe, ſei's am Helikon.
Beatrix hebt die Stirne dann, die helle;
Von dieſer ſpricht die Schrift im höchſten Ton:
Ihr Leben iſt des Gatten Glück und Freude,
Und ſterbend läßt ſie ihn im tiefſten Leide;

92.

Ja, ganz Italien, das hoch aufgerichtet
Mit ihr, und ohne ſie beſiegt wird ſein.
Correggio's Herr hat dieſer ſich verpflichtet,
Und will ihr ſeine Lobgeſänge weihn;

---

* Beim Ueberfall der Gallier, woher Peſaro ſeinen Namen haben ſoll. Servius ſagt: nam Pisaurum dicitur, quod illic aurum pensatum est.

## II.

Es iſt ſiebzehn Jahre her, daß in Spanien der Bürgerkrieg entbrannt war. Karl und Iſabella ſtritten ſich um eine Krone, und die Spanier, in zwei Lager geſchieden, vergoſſen ihr Blut in brudermörderiſchem Kampfe.

Ich hatte einen Freund, Jägerlieutenant im gleichen Bataillon mit mir, den vollkommenſten Mann, den ich gekannt habe. Wir waren mit einander erzogen worden, mit einander traten wir aus dem Colleg, mit einander ſtanden wir im Gefecht, hundertmal, mit einander wünſchten wir für die Freiheit zu ſterben — er war, wo möglich, noch freiheitsbegeiſterter als ich!

Aber was geſchah? eine Ungerechtigkeit, die ein Vorgeſetzter gegen meinen Freund Ramon beging, einer jener Fälle von Mißbrauch der Autorität, welche die ehrenvollſte Laufbahn verleiden, kurzum eine Willkürlichkeit brachte den Jägerlieutenant dazu, die Reihen des Heeres zu verlaſſen, den Freund, vom Freunde zu ſcheiden, den Mann der Freiheit, zur Gegenpartei überzugehen, den Subalternoffizier, ſeinem Oberſten den Tod zu wünſchen. Ramon beſaß ein gewaltiges Selbſtgefühl; nicht einmal vom Morgenſtern hätte er ſich einen Unglimpf gefallen laſſen.

All mein Zureden vermochte nicht, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen; es war beſchloſſene Sache: er wollte den Tſchako mit der Baskenmütze vertauſchen, obſchon er die Inſurgenten auf den Tod haßte.

Damals ſtanden wir im Principado (Aſturien), drei Leguas vom Feinde. Es war die Nacht, in welcher Ramon deſertiren ſollte; regneriſch und kalt, düſter und traurig, die Nacht vor einer Schlacht.

Um zwölf Uhr trat Ramon in mein Quartier. Ich ſchlief.

Baſilio! flüſterte er mir ins Ohr.

Wer da?

Ich bin's. Lebe wohl!

Gehſt du ſchon?

Ja. Lebe wohl!

Und er faßte meine Hand.

Höre, fuhr er fort; wenn es morgen, wie vorausſichtlich, zu einer Schlacht kommt, und wir begegnen uns —

Ich weiß ſchon; wir ſind Freunde.

Gut; wir umarmen einander und kämpfen weiter. Ich werde morgen wahrſcheinlich ſterben; denn ich denke den Wahlplatz nicht zu verlaſſen, eh' ich den Oberſten getödtet habe. Was dich betrifft, Baſilio, ſo ſetze dich nicht aus! Ruhm iſt nur Dunſt.

Und das Leben?

Du haſt Recht: werde Commandant, rief Ramon; die Gage iſt kein Dunſt, und Rhum, Tabak und Mädchen auch nicht. Ach, das Alles hat für mich aufgehört!

Jeſus, was für ein Gedanke! ſagte ich mit erkünſtelter Zuverſicht; morgen werden wir beide die Schlacht überleben.

So laß uns für hernach ein Stelldichein verabreden.

Wohin?

Nach der San Nicolas-Einſiedelei, auf ein Uhr Nachts. Sollte Einer ſich nicht einfinden, ſo müßte er gefallen ſein. Nicht wahr?

Ganz recht. Und damit lebe wohl!

Lebe wohl!

Wir umarmten uns zärtlich, und Ramon verſchwand in den Schatten der Nacht.

## III.

Wie wir befürchtet, oder beſſer geſagt, gehofft hatten, griffen uns die Inſurgenten andern Tages an.

Der Kampf war äußerſt blutig und dauerte von drei Uhr Nachmittags bis es Nacht wurde. Ramon ſah ich ein einziges Mal. Sein Haupt war mit der breiten Carliſtenmütze geſchmückt. Er war ſchon Commandant geworden und hatte unſern Oberſten getödtet.

Ich war nicht ſo glücklich. Die Aufſtändiſchen machten mich zum Gefangenen.

---

## IV.

Es war ein Uhr in der Nacht, die Stunde, die ich mit Ramon ausgemacht.

Ich war eingeſperrt in einem Verließ des Gefängniſſes von . . . ., einer kleinen, von den Carliſten beſetzten Ortſchaft.

Ich fragte nach Ramon, und man ſagte mir:

Das iſt ein Tapfrer; er hat einen Oberſten getödtet. Aber er wird umgekommen ſein.

Wie?

Ja; er iſt nicht vom Schlachtfelde zurückgekehrt.

Was hab' ich in jener Nacht ausgeſtanden!

Eine Hoffnung blieb mir: daß Ramon in der Einſiedelei von San Nicolas auf mich warte, und daß er aus dieſem Grunde nicht ins Lager der Inſurgenten zurückgekehrt ſei.

Wie groß wird ſein Schmerz ſein, wenn er ſieht, daß ich mich nicht einfinde, dachte ich. Er wird mich todt glauben. Und bin ich denn etwa ſo weit von meinem letzten Stündlein? Die Aufſtändiſchen erſchießen ihre Gefangenen immer! Morgen muß ich ſterben. Aber

Ramon wird vorher zurückkehren. Und wenn er heute gefallen iſt? Mein Gott, reiße mich aus dieſer Ungewißheit!

So wachte ich den folgenden Tag heran.

Ein Feldprediger trat in meinen Kerker. Meine Unglücksgefährten ſchliefen noch alle.

Sterben? rief ich, da ich den Prieſter ſah.

Ja, antwortete dieſer mit ſanftem Ton.

Gleich jetzt?

Nein, binnen drei Stunden.

Eine Minute ſpäter waren meine Gefährten aufgewacht.

Tauſendfältig erſcholl Schreien, Schluchzen, Fluchen im Umkreis des Gefängniſſes.

## V.

Ein Menſch, der im Begriffe ſteht zu ſterben, klammert ſich gern an irgend einen Gedanken an und läßt ihn nicht mehr los.

War es ein Alp, ein Fieber oder der Irrſinn — dasſelbe begegnete auch mir. Der Gedanke an Ramon; an Ramon als lebendig, an Ramon als todt, an Ramon im Himmel, an Ramon in der Einſiedelei, bemächtigte ſich meiner dergeſtalt, daß ich leblos, ſtumpf war, wie ein Schwachſinniger.

Man ließ mir meine Hauptmannsuniform, ſetzte mir nur eine Soldatenmütze auf und hing mir einen Soldatenmantel um. So ging ich zum Tode mit meinen zwanzig Gefährten.

Ein einziger entkam dem Richtplatz — weil er Muſiker war.

Die Carliſten ſchenkten den Muſikern das Leben, weil ſie ihnen im Kampf keinen Schaden thaten, aber auch weil ſie Muſikbanden für ihre Bataillone brauchten. —

Und waren Sie Muſiker, Don Baſilio? Wurden Sie dadurch gerettet? fragten alle jungen Leute mit Einer Stimme.

Nein, Kinder, antwortete der Veteran; ich war nicht Muſiker; ich verſtand nicht eine Note Muſik.

Man bildete das Viereck und ſtellte uns in die Mitte. Ich hatte Nummer zehn, d. h. ich ſollte als Zehnter ſterben. Damals dacht' ich an mein Weib und meine Tochter; an dich und deine Mutter, Kind!

Die Schüſſe begannen. Sie brachten mich von Sinnen. Da mir die Augen verbunden waren, ſah ich meine Gefährten nicht. Ich wollte die Salven zählen, um einen Augenblick vorm Sterben zu wiſſen, daß die für mich käme. Aber noch vor der dritten Salve war es mit dem Zählen aus.

O, jene Flintenſchüſſe werden ewig über mich hinkrachen. Bald glaubte ich ſie tauſend Meilen weit zu hören, bald war's, als gingen ſie mir im Kopfe los. Und immer wieder ward gefeuert.

Jetzt! dachte ich. Und die Salve krachte; und ich war noch am Leben.

Die iſt's! . . . . ſagt' ich mir zum letzten Mal. Und ich fühlte, wie man mich bei den Schultern ergriff und mich ſchüttelte und mir in die Ohren rief.

Ich fiel um. Ich dachte nichts mehr. Damals bildete ich mir ein, ich ſei todtgeſchoſſen worden.

## VI.

Dann war mir, als liege ich auf einem Bett ausgeſtreckt, in meinem Kerker. Ich ſah nichts. Ich erhob die Hand nach den Augen, um die Binde wegzunehmen, und griff mir an die Augen, — die waren offen, weit aufgeſperrt.

Denn das Gefängniß war ganz finſter. Ich hörte Zuſammenläuten, und zitterte. Es war das Nachtgeläute.

Neun Uhr . . . dachte ich; aber von welchem Tag?

Ein Schatten, dunkler als die Finſterniß des Kerkers, neigte ſich über mich.

Es ſchien ein Menſch zu ſein.

Und die Uebrigen? Und die zwanzig Andern? Alle waren todtgeſchoſſen. Und ich? Ich lebte, oder träumte im Grabe tolles Zeug. Meine Lippen flüſterten mechaniſch einen Namen, den Namen, der wie ein Alp auf mir lag.

Ramon!

Was willſt du? antwortete mir der Schatten an meiner Seite.

Ich ſchauderte zuſammen.

Mein Gott! rief ich. Bin ich in der andern Welt?

Nein, ſagte die nämliche Stimme.

Ramon, lebſt du?

Ja.

Und ich?

Auch.

Wo bin ich? Iſt das die Einſiedelei von San Nicolas? Bin ich kein Gefangener? Hab' ich all das geträumt?

Nein, Baſilio, du haſt nichts geträumt. Höre!

## VII.

Geſtern hab' ich den Oberſten in der Schlacht getödtet .... Ich bin gerächt! — Nachher war ich blind vor Ingrimm und mordete weiter ... bis die Nacht hereingebrochen war, ... bis kein Chriſtino mehr auf dem Wahlplatz war! Ich war ſehr müde, als der Mond aufging, und ich dachte an dich. Da richtete ich meine Schritte nach der Einſiedelei von San Nicolas, in der Abſicht, dich zu erwarten.

Es war zehn Uhr Nachts; die feſtgeſetzte Zeit war ein Uhr; die Nacht zuvor hatt' ich kein Auge zugethan . . . Ich ſchlief ein.

Als es ein Uhr ſchlug, that ich einen Schrei und erwachte. Mir hatte geträumt, du ſeieſt todt. Ich ſchaute mich um und fand mich allein. Und du? Es ſchlug zwei . . . drei . . . vier . . . Welche bange Nacht! Du kamſt nicht. Ohne Zweifel warſt du todt.

Der Gedanke brachte mich zur Verzweiflung. Der Tag brach an. Da verließ ich die Einſiedelei und wandte mich nach dieſer Ortſchaft, um meine Truppe aufzuſuchen. Mit Sonnenaufgang kam ich her. Alle hatten geglaubt, ich ſei umgekommen. Da ſie mich ſahen, umarmten ſie mich, überhäuften mich mit Glückwünſchen und ſagten mir, eben ſollten einundzwanzig Gefangene erſchoſſen werden.

Eine Ahnung ſtieg in meiner Seele auf.

Sollte Baſilio darunter ſein?

Ich eilte auf den Platz. Das Viereck war ſchon gebildet. Ich hörte Schüſſe . . . .

Das Erſchießen hatte begonnen.

Ich ſtrengte das Geſicht an; aber ich ſah nichts. Der Schmerz machte mich blind; mir ſchwindelte vor Angſt und Aufregung.

Endlich unterſcheid' ich dich. Du ſollteſt erſchoſſen werden!

Zwei Opfer noch, dann kamſt du . . .

Was thun?

Ich kam von Sinnen; ich that einen Schrei; ich faßte dich in meine Arme, und mit heißer, durchdringender, bebender Stimme rief ich: Den nicht! Den nicht, General!

Der General, der die Abtheilung befehligte und der mich kannte und wußte, wie ich mich geſtern gehalten, fragte mich: Warum denn? Iſt er Muſiker?

Dieſe Frage war für mich das, was für einen Blindgebornen der plötzliche Anblick der Sonne an einem Frühlingstage ſein müßte. Das Licht der Hoffnung ſtrahlte mir in die Augen, ſo unverſehens, ſo kräftig, ſo übervoll, daß es ſie blendete.

Muſiker? rief ich . . . ja . . . ja . . . General; er iſt Muſiker; ein großer Muſiker!

Du lagſt indeſſen ohne Bewußtſein.

Welches Inſtrument ſpielt er? fragte der General.

Die . . . das . . . die . . . die . . . richtig! nun fällt es mir ein: das Klappenhorn!

Braucht man einen Klappenhorniſten? fragte der General, indem er ſich an die Muſikbande wandte.

Fünf Secunden, fünf Jahrhunderte blieb die Antwort aus.

Ja, General, man braucht einen, erwiderte der Kapellmeiſter.

Der Bendedei Stolz Timotheo dichtet
Mit ihm, und bei der Lieder holden Reihn
Weilt jene Welle [*] zwiſchen ihren Borden,
Wo Bernſteinthränen einſt vergoſſen worden.

93.

Und zwiſchen dieſer und der erſten Frauen,
Die von der Borgia die Geſtalt ſich leiht,
Iſt noch ein Alabaſterbild zu ſchauen,
Ein hohes Weib von ſolcher Herrlichkeit,
Daß ſie, im bloßen Schleier ausgehauen,
Schmucklos, in einem ſchlichten ſchwarzen Kleid,
So wenig den geſchmücktern braucht zu weichen,
Als Venus vor den Sternen muß erbleichen.

94.

Wenn man verweilt vor dieſem holden Lichte
So iſt es, ob die Huld und Schönheit mehr,
Ob mehr die Hoheit herrſcht im Angeſichte,
Ob Tugend und Verſtand, zu ſagen ſchwer.
Wer dieſe wollte preiſen im Gedichte,
So ſpricht der Marmor, wie es ſchicklich wär',
Der hätte ſich das Höchſte vorgenommen,
Doch würd' er nie damit zu Ende kommen.

95.

Doch wie auch Anmuth ſtrahlt' in ſanftem Feuer
Aus dieſem ſchönen, wohlgeformten Bild,
Schien's doch von Unmuth ob der niedern Leier
Solch eines ungeſchickten Geiſts erfüllt,
Wie der allein es ſtützt und ihm die Steuer
Des Liedes bringt; warum? bleibt unenthüllt.
Die andern ſind genannt mit klaren Zügen:
Der Künſtler hat nur dieſe zwei verſchwiegen.

---

[*] Po.

So nehmt dieſen Mann aus der Reihe, und die Execution ſoll alsbald fortgeſetzt werden, rief der Carliſtenführer.

Da nahm ich dich in meine Arme und brachte dich in dieſen Kerker.

## VIII.

Kaum hatte Ramon ausgeredet, als ich mich aufrichtete und unter Weinen und Lachen, ihn umarmend, zitternd, ich weiß ſelbſt nicht mehr wie mir war, zu ihm ſagte:

Dir dank' ich das Leben!

Nicht ſo ganz, antwortete Ramon.

Wie meinſt du das? rief ich.

Kannſt du das Horn ſpielen?

Nein.

Dann läuft es noch übel ab.

In der That, Kinder, es überlief mich kalt.

Und Muſik? fragte Ramon. Verſtehſt du die?

Ein wenig, ſehr wenig; du weißt ſchon: ſo viel man uns im Colleg beigebracht hat.

Das iſt wenig, oder, beſſer geſagt, nichts. Du mußt ſterben, ohne Rettung, und ich auch, als Verräther, als Betrüger! Binnen vierzehn Tagen ſoll die Muſikbande eingerichtet ſein, der du zugetheilt biſt.

In vierzehn Tagen!

Nicht mehr noch minder. Und wenn du da nicht Horn bläſeſt . . . wofern nicht Gott ein Wunder thut, werden ſie uns beide erſchießen, ohne Gnade.

Dich erſchießen! rief ich; dich! um meinetwillen! um mich, der dir das Leben dankt! Nein, das kann der Himmel nicht wollen! Binnen vierzehn Tagen werd' ich Muſik verſtehen und das Klappenhorn blaſen.

Ramon fing an zu lachen.

## IX.

Was ſoll ich euch weiter ſagen, Kinder?

In vierzehn Tagen, o Macht des Willens! in vierzehn Tagen mit ihren vierzehn Nächten (ich ſchlief und ruhte keinen Augenblick, einen halben Monat lang) — ja wohl, ihr habt Urſache zu erſtaunen — in vierzehn Tagen lernte ich das Horn!

Was waren das für Tage!

Wir gingen, Ramon und ich, aufs Feld hinaus und verbrachten unſern Tag mit einem Muſikanten, der aus einem Ort in der Nähe kam, mir Unterricht zu geben.

Entfliehen! ich leſe das Wort in euren Augen. Aber zu entkommen war unmöglich: ich war Gefangener und wurde bewacht. Und Ramon wollte ohne mich nicht fort.

Ich redete nichts, ich dachte nichts, ich aß nichts.

Ich war wie in einer Art Wahnſinn. Meine fixe Idee war die Muſik; das Horn. Ich wollte lernen, und ich lernte.

Und wär' ich ſtumm geweſen, ich hätte ſprechen gelernt; lahm, gehen; blind, ich hätte es wieder zum Sehen gebracht . . . weil ich wollte!

O, der Wille erſetzt Alles. Wollen iſt Können.

Ich wollte: da habt ihr das große Wort. Ich wollte . . . und es gelang. Kinder, merkt euch dieſe große Wahrheit!

So erhielt ich mir das Leben. Aber ich war verrückt geworden; meine Narrheit war die Kunſt.

Drei Jahre ließ ich das Horn nicht aus der Hand. Ut-re-mi-fa-sol-la-si: das war meine Welt. Mein Leben beſtand im Blaſen.

Ramon trennte ſich nicht von mir. Ich wanderte mit ihm nach Frankreich, und in Frankreich ſpielt' ich das Horn weiter. Das Horn war ich: ich ſang mit dem Horn am Munde. Mein Irrſinn war der des Donizetti. Die Menſchen, die Bevölkerungen, die Kunſtnotabilitäten drängten ſich heran, mich zu hören. Ich war eine Merkwürdigkeit, ein Wunder. Das Horn lebte unter meinen Fingern; es wurde elaſtiſch, es ſeufzte, weinte, dröhnte, brüllte; es ahmte den Vogel, das Raubthier, das menſchliche Schluchzen nach. Meine Lunge war von Eiſen.

Und ſo lebt' ich noch weitere zwei Jahre. Als die um waren, ſank Ramon ins Grab.

Der Anblick ſeiner Leiche gab mir die Vernunft wieder. Ich nahm das Horn — und konnt' es nicht mehr blaſen.

Wollt ihr noch, daß ich euch zum Tanz aufſpiele?

# Deadly Daſh.

Von

## Ouida.

Aus dem Engliſchen

von

**Auguſte Scheibe.**

Es mag jetzt wohl nur wenige Menſchen geben, die ſich des Spitznamens Deadly Daſh*) erinnern, obgleich derſelbe vor etwa einem Dutzend Jahren in der engliſchen Armee nur zu gut bekannt war. Der Name hatte einen ſchlimmen, düſtern Klang, und doch übte er auf Viele von uns eine unwiderſtehliche Anziehungskraft aus, unter Andern auch auf mich, der ich damals, als ziemlich grüner Burſche, bei den Dragonern eintrat, unter welchen Deadly Daſh ſeine Berühmtheit und ſeinen Namen erworben hatte.

Die Bedeutung des letztern war eine zweifach unheilvolle. Im Duell, das Deadly Daſh wie ein heiteres Spiel behandelte, jagte er dem Gegner ohne Bedenken, mit unnachahmlicher Grazie und unfehlbarer Sicherheit, je nach Abſicht und Belieben, eine Kugel durch Herz oder Kopf, und mit gleicher Eleganz, gleicher Gewiſſenloſigkeit und gleich ſicherem Erfolg ging er bei ſeinen zahlloſen Liebeshändeln zu Werke. Er vernichtete ſeine Opfer hier wie dort unfehlbar und acceptirte den Spitznamen, den man ihm in Folge deſſen beilegte, mit demſelben lachenden Gleichmuth, mit welchem Andre einen Rennpreis gewinnen. Er war ſogar ſtolz auf die Bezeichnung und bedauerte einzig und allein, daß die damaligen ſtrengen engliſchen Geſetze gegen den Zweikampf ihm nicht erlaubten, ſeiner Leidenſchaft auf heimathlichem Boden genug zu thun, ſondern ihn jedesmal zu einer Reiſe über den Kanal zwangen.

---

*) Wörtlich etwa: „tödtlicher Streich“ oder „Todesſtoß“.

An tollen Streichen übertraf Deadly Daſh den Tollſten, und es gelang ihm ſtets, Jedem, der etwa den thörichten Verſuch machte, auf der Bahn zum Verderben mit ihm wetteifern zu wollen, um eine volle Pferdelänge vorauszukommen. Oft war er nahe daran, ſein endliches Ziel, den vollſtändigen Ruin, zu erreichen — nach welchem bekanntlich der Prinz von Soubiſe wie nach einem vergeblich erſehnten Glück ſeufzte — aber immer kam er davon, ohne daß ein Haar auf ſeinem Haupte Schaden litt; nach jedem drohenden Sturze ſtand er mit den Füßen wieder ſo feſt auf dem Boden, als ſei nicht das Geringſte geſchehen, und das halsbrecheriſche Spiel begann von Neuem.

Es gab wohl hier und da einen Menſchen, der den gleichen Weg mit gleichem Eifer ging, aber keinen, der ſich ſo lange über Waſſer zu halten vermocht hätte, wie er. Als durch und durch gewitzter, mit allen Hunden gehetzter liebenswürdiger Taugenichts hatte er nicht ſeines Gleichen, und, obwohl nur einfacher Dragonerrittmeiſter ohne beſondere „Ausſichten", lebte er wie ein Prinz und that es an Luxus und Verſchwendung den reichſten Söhnen des Landes zuvor. Deadly Daſh beſaß unter allen Offizieren der Armee den glänzendſten Witz, die eleganteſten Manieren, die meiſten Schulden und die laxeſte Moral. Selbſt die abgehärtetſten Burſchen ſtutzten zuweilen vor dem Cynismus, mit dem er ſeine Sittenloſigkeit zur Schau trug, dennoch nannte man ihn in den Kaſernen, Spielhäuſern, Offiziersgeſellſchaften und Cantonnements nicht anders, als einen „verteufelt netten Kerl", einen „prächtigen Burſchen". Mit ſeinem unerſchöpflichen Witz war er im Stande, ganz allein eine Tiſchgeſellſchaft zu erheitern und zu unterhalten, vorausgeſetzt, daß er bei guter Laune war. Im andern Falle konnte es freilich geſchehen, daß er einen ſeiner Cumpane von heute am nächſten Morgen vermittelſt einer Piſtolenkugel in jene beſſere Welt hinüber beförderte — aber ſein Opfer hatte immerhin den Troſt, daß er nachher, mit derſelben liebenswürdigen Harmloſigkeit, mit welcher er ihm eine echte Havannah angeboten hätte, ein hübſches bon mot auf ſein Ende machte.

Das war nun gerade die Art von Ruhm, die mich mit wahnſinnigem Verlangen nach der Bekanntſchaft des Mannes erfüllte, und ich kann wohl ſagen, daß ich mich nie, weder vorher noch ſpäter, nach dem Anblick eines menſchlichen Weſens halb ſo geſehnt, an keins mit halb ſo viel Reſpect und Ehrfurcht gedacht habe, wie an ihn. Ich war damals noch ſehr jung, hatte viele ſchlechte

96.

Geſtellt ſind dieſe Bilder als Rotunde,
Der Platz darin gepflaſtert mit Korallen,
Gar ſanft gekühlt zur heißen Mittagſtunde
Von jenen reinen, flüſſigen Kryſtallen,
Die aus des ſchönen Borns vielfachem Munde
Geſammelt in ein fruchtbar Bächlein fallen,
Das in die Au'n ſich theilt, mit holder Friſche
Das reiche Gras erquickend und Gebüſche.

97.

Der Paladin ſprach manch vertraulich Wort
Mit ſeinem edlen Wirth bei dieſem Eſſen;
Doch mahnt er ihn dazwiſchen immerfort,
Was er verſprach, doch ja nicht zu vergeſſen.
Es ſcheint ihm nicht geheuer an dem Ort,
Ein tiefer Kummer ſcheint den Wirth zu preſſen;
Denn es vergeht kein Augenblick, daß nicht
Aus ſeiner Bruſt ein heißer Seufzer bricht.

98.

Oft ſteigt das Wort, um jenen zu befragen,
Verlangensvoll ihm bis zum Mund empor;
Dort aber will es ſich nicht weiter wagen,
Von edler Scheu gezügelt noch am Thor.
Wie endlich nun die Tafel abgetragen,
Da tritt ein Jüngling aus den Dienern vor,
Um einem goldnen Becher zu kredenzen,
Wo innen Wein, Juwelen außen glänzen.

99.

Nun will der Wirth ſich endlich offenbaren,
Der unſern Freund mit einem Lächeln mißt;
Doch wer ihn näher anſieht, kann gewahren,
Daß Weinen näher ihm als Lachen iſt.

Romane geleſen und glaubte, ein Menſch, der Dutzende von Duellen ausgefochten und mit jeder ſchönen „Löwin“ ſeiner Zeit auf vertraulichem Fuße ſtand, müſſe nothwendig den in jenen Büchern geſchilderten Helden gleichen, die „in den ſchwarzen Augen etwas unbeſchreiblich Wildes und Stolzes, auf den bleichen Stirnen die Offenbarung einer erſchöpften aber noch immer von ungebändigten Leidenſchaften beherrſchten Seele tragen“ u. ſ. w.

Mindeſtens hatte ich mir in dem Manne, den man Deadly Daſh nannte, einen Grafen Monte Chriſto, einen Mephiſto und einen König Murat in derſelben Perſon verkörpert gedacht; — was ich aber zu meinem höchſten Erſtaunen fand, war ein ſchlanker, beinahe zarter Menſch mit ſanften, feinen, mädchenhaften Zügen, den liebenswürdigſten Manieren und einem heitern, ſilberhellen Lachen, das wie Muſik klang. Deadly Daſh führte ein ſo ſchlimmes Leben, als man nur immer führen konnte. Er hatte an mehr als einem nebelgrauen Morgen, während ſein Gegner todt und ſtarr vor ihm auf dem Raſen hingeſtreckt lag, mit vollkommen ruhiger Hand ſeine Cigarre angezündet, und hatte zuweilen vierundzwanzig Stunden in Einem Zuge ein Spiel gehalten, dem ſelbſt die leichtſinnigſten und abgehärtetſten Wagehälſe Europa's mit angehaltenem Athem zuſahen. Seine Liebesaffairen waren nicht zu zählen. Er beſaß den Frauen gegenüber die geſchmeidigſte, einſchmeichelndſte Zunge und, wo es eine Revanche galt, ſtahlharte Nerven. Er hatte alle Ausſchweifungen erſchöpft, hatte getrunken wie Einer — und dennoch hätte man ihn kaum zu einem modernen Romanhelden verarbeiten können. Er ſah dazu viel zu einfach, viel zu ſehr wie ein gewöhnlicher Sterblicher aus und entſprach in keinem Zuge den hergebrachten Vorſtellungen von einem gefährlichen, dämoniſchen Charakter. Deadly Daſh war im Umgang einer der liebenswürdigſten Menſchen, und wenn man ſein harmloſes Lachen, ſeine weiche und doch klangvolle Stimme hörte, war es faſt unmöglich, an den kühlen Gleichmuth zu glauben, mit dem er ſo oft, nachdem er jenſeits des Canals einen todten Mann auf dem Raſen zurückgelaſſen, die Cigarre im Munde, den Charivari leſend und kalten Curaçao-Punſch aus ſeiner Reiſeflaſche ſchlürfend, mit dem erſten Morgenzuge davon gedampft war.

Glauben Sie, ſagte mir eines Tages im Rauchzimmer des Clubs ein Offizier, den der Mangel an Avancement etwas miſanthropiſch geſtimmt hatte, glauben Sie, daß ſich Mephiſto der Welt heute noch im vollen Glanze ſeiner hölliſchen Attribute mit Schwanz und Pferdefuß zeigen wird? So dumm iſt er nicht. Heutigen Tages ſieht er wie ein Gentleman aus und ſpricht wie ein gebildeter Menſch. Und Kain? Ich bezweifle, daß er Dummkopf genug wäre, mit dem Brandmal auf der Stirn herumzulaufen. Er würde es ſein ſäuberlich mit poudre de riz zudecken. Wer zeigt ſich jetzt überhaupt noch in ſeiner wahren Geſtalt, mein lieber junger Freund? Damit will ich keineswegs geſagt haben, daß Deadly Daſh falſche Farben auflegt, um Jemand zu täuſchen —

er pflegt ſich höchſtens noch etwas ſchwärzer zu machen, als er ſchon iſt. Heucheln kann er nicht, — könnte es ſelbſt nicht, wenn er wollte, und wenn ſein Leben dabei auf dem Spiele ſtände. Auch daß er Sie bezaubert, ebenſo bezaubert wie jede Frau, nimmt mich nicht Wunder. Ich kenne das. Schwor ich doch ſelbſt nur bei ihm bis zu dem Tage —

Bis zu welchem Tage?

An dem er meinen Bruder Charlie, um einer berühmten Schauſpielerin willen, im Wäldchen von Chantilly erſchoß. Charlie war ein braver Burſche, und ich wechſle, wie Sie wiſſen, ſeitdem kein Wort mehr mit Deadly Daſh, aber ich weiß doch manchmal nicht, ob ich recht thue. Langweilig und läſtig iſt's jedenfalls. Deadly Daſh braut den beſten Curaçao-Punſch in Europa, und wenn er Ihnen die Chancen erklärt, welche das eine oder andere bei einem Rennen betheiligte Pferd hat, ſo können Sie auf die Richtigkeit ſchwören und fluchen. Aber er hat Charlie erſchoſſen —

Dabei ſchob der Mann ſeine Cigarre im Munde hin und her, offenbar in großem Zweifel, ob er ſich nicht ein unnützes, nur auf äußern Rückſichten und übergroßer Sentimentalität beruhendes Opfer auferlege, indem er einen ſolchen Meiſter in der Kunſt, Curaçao-Punſch zu brauen, einen ſolchen zuverläſſigen Rathgeber auf der Rennbahn fallen ließ — nur deßhalb fallen ließ, weil der Mann ſeinen Bruder in der allergentilſten und berechtigtſten Weiſe ums Leben gebracht und ihm ſelbſt zu einer Erbſchaft verholſen hatte — im Grunde doch eher ein Freundſchaftsdienſt, als etwas Andres.

Aber folgen Sie meinem Rathe, junger Freund, fügte der Kamerad hinzu, kommen Sie Deadly Daſh nicht allzu nahe. Er iſt ein junges Pantherkätzchen, hat ein ſeidenweiches Fell, die ſanfteſten Manieren und Sammetpfötchen — eines Tages aber kommen die Krallen zum Vorſchein, und Sie wiſſen, die tödten immer ihren Mann.

Ich wußte das Alles längſt. Es war ja der ewige Refrain, den man von allen Seiten hörte: von den verſchmitzten Juden, deren kunſtvoll geſtellten Netzen er, als der noch Schlauere, ſtets zu entſchlüpfen wußte, von den Schönen, die er bethört und ins Verderben gebracht, von den Ehemännern, die ihn zur Faſanenjagd eingeladen und ihn als Wildſchützen auf anderem Revier ertappt, von gewiſſen Frauen, deren geborgten Tugendglanz er ſchonungslos mit derſelben Zunge vernichtet, die ſo unwiderſtehlich war, wenn ſie um Gunſt flehte — der Refrain, mit Einem Worte, den ich von Allen hörte, die dieſem modernen Apollo-Apollyon ihren Ruin in irgend einer Weiſe verdankten.

Endlich aber nahmen dieſe Dinge ſo ungeheure Dimenſionen an, daß ſelbſt das Laſter ſich tugendhaft zu fühlen begann, wenn man den Namen Deadly Daſh nannte (beiläufig geſagt, thut das Laſter das immer, wenn es merkt, daß Jemand ſeinem Sturze nahe iſt), und die Offiziere ſeines eignen Corps und ſeines eignen

Clubs anfingen, bedenklich zu werden, wenn er ſich in Pall-Mall zu oft zu ihnen geſellte, um ſeinen Arm in den ihrigen zu hängen. Das Glück war ihm bei jeder Art von Hazardſpiel, mochte er es am grünen Tiſch oder auf grünem Raſengrund herausfordern, gar zu unwandelbar treu und hold.

Und ſchließlich trat die Kataſtrophe ein. Deadly Daſh tödtete einen Menſchen zu viel. Er erſchoß im Wäldchen von Vincennes einen ruſſiſchen Fürſten, um einer kleinen, unbedeutenden Sängerin aus dem Café Alcazar willen, an der Beide gleichzeitig Geſchmack gefunden. Die vornehme Welt war entrüſtet, nicht etwa über die That an und für ſich, ſondern über die Frechheit eines einfachen Cavalerieoffiziers, der es gewagt hatte, ein Mitglied der höchſten, erhabenſten Schichten der Geſellſchaft über den Haufen zu ſchießen. Bei einem Herzoge hätte man die rothen Flecken, und wären ſie noch ſo brennend geweſen, nur für goldgeſprenkelte Früchte zwiſchen den Erdbeerblättern ſeiner Krone, für eine neue Zier derſelben gehalten; aber ein gewöhnlicher Dragoneroffizier, deſſen Name noch dazu auf einer Menge länglicher Papierſtreifen figurirte, die unter den Juden von Hand zu Hand gingen, ſtand nicht hoch genug für die Verzeihung einer Geſellſchaft, welche dem Sünder mit der ſtrengen Stirn der Tugend zuruft: „Deine Miſſethat kann dir nicht vergeben werden“, leiſe und verſtohlen aber hinzuſetzt: „es wäre denn, du hätteſt eine Auslöſung zu bieten.“

Deadly Daſh wurde durch eine in der Stille ausgeübte, aber unwiderſtehliche Preſſion gezwungen, ſein Offiziers-Patent zu verkaufen. Was dem beſten Reiter der Armee ſo oft für voll ausgegangen war, ſchleuderte ihn diesmal aus dem Sattel, und er ſah ſich endgültig und für immer in den Sand geſetzt.

Sicherlich hatte er ſeinen Sturz verdient. Gewiſſenlos und ohne jegliches Bedenken hatte er Frauen und Männer ſeinen Gelüſten und Leidenſchaften, oft einer Laune geopfert; er hatte nie eine Spur von Reue empfunden, hatte Jeden, der ihm im Wege ſtand, auf die eine oder andere Weiſe ſo gleichgültig bei Seite geſtoßen, als handle es ſich um eine Kröte, die über ſeinen Pfad kroch. Und doch — er hatte ſich gegen mich, den ſo viel Jüngeren, immer freundlich und gütig gezeigt. Freilich war er ebenſowohl im Stande, in der ihm eigenen freimüthigen, chevaleresken Weiſe heute den letzten Kreuzer hinzugeben, um einem Kameraden aus der Verlegenheit zu helfen, als ihm morgen, ganz in derſelben harmloſen Manier, die Geliebte abwendig zu machen, oder ihn im Spiel auszuplündern und zu Grunde zu richten; mir gegenüber hatte er aber immer nur die hinreißend liebenswürdige Seite ſeines Weſens gezeigt — ich konnte nur beklagen, daß die Dinge dieſe Wendung genommen.

Und welch einen Reiter und Schützen hatten wir an ihm verloren. Er that nie einen Fehlſchuß. Gleichviel ob er auf der Faſanenjagd im Schatten einer dunkeln Allee ſtand, oder in einem Boote inmitten eines viertelſtundenweit mit flatternden wilden Enten bedeckten Teiches — in einem ſiebenbürgiſchen Urwalde, wo der wilde Eber ſchnaubend durch das Dickicht bricht — oder Nachts in den indiſchen Dſchungeln, wo ein in der Entfernung von dreihundert Yards zuweilen auftauchender dunkler Kopf die einzige Zielſcheibe bildete — Deadly Daſh ſtand immer am rechten Platze, und ſeine Kugel fehlte niemals.

Warum man einen ſo gearteten, ſo begabten Menſchen nicht in der Armee zu verwenden wußte, iſt mir immer räthſelhaft geblieben. Der kaltblütige Duellant, der tollkühne Wagehals, der ſeinen Ueberfluß an Muth und Kraft nutzlos vergeudete, wäre im Kriege gegen wilde Völkerſchaften, gegen die Ghorkas, die Maories oder Kaffern gewiß ein unſchätzbarer Offizier geweſen, aber die Behörden ſchienen dieſer Einſicht nicht zugänglich. Sie verſtanden es nicht, den Raufbold in einen Helden zu verwandeln — es hätte dazu auch immerhin etwas Verſtand und klarer Blick gehört. So kam es, daß Deadly Daſh ſeine Papiere einſandte, in einer ſchönen Spätherbſtnacht mit ſeinem heiterſten, ſorgloſeſten Lachen einen Dampfer beſtieg und als Flüchtling, geächtet, von Myriaden rache- und wuthſchnaubender Gläubiger verfolgt, über den Canal ſchiffte, wohl wiſſend, daß er ſeinem alten, luſtigen, wilden Leben, der Geſellſchaft, welche bisher die ſeinige geweſen, ſeinen Beſitzungen, die er Acker um Acker gierigen Juden verpfändet, für immer den Rücken kehrte. Zwiſchen ihm und Alledem lag fortan ein breiter, unausfüllbarer Abgrund — er ſchied auf Nimmerwiederſehn.

Und ſo wie er den Dienſt und das Land verließ, verlor er ſich aus dem Gedächtniſſe Derer, die ihn gekannt. Niemand beklagte ſein Scheiden, Niemand ſprach ein De profundis für ihn — aber Viele athmeten freier, als er fort war. Wir können ja ſelten darauf rechnen, daß man uns vermißt, können aber immer eine Wette eingehen, daß ſich Dieſer oder Jener freut, wenn wir gehen. In Deadly Daſh's Falle war die Zahl Derer, die ſich freuten, Legion. Vielleicht gab es einen oder zwei Menſchen, die ſich ihm für irgend einen launenhaften Zug von Großmuth verpflichtet fühlten, dagegen aber gab es Hunderte, die ihm nichts verdankten, als ihren Ruin. Nachdem man noch einige Tage in den Clubs und an den Offizierstiſchen von ihm geſprochen, ließ man den Gegenſtand fallen, wie jeden andern, und ſelbſt der alte bedeutungsvolle Spitzname, der einer ſolchen Berühmtheit genoſſen hatte, wurde vergeſſen. Keiner wußte, wohin ſein Träger ſich gewendet, und kaum Einer fragte danach. Er war, bildlich geſprochen, „zum Teufel gegangen“, und wenn der Menſch, der dieſe Reiſe antritt, dann noch einen Tag als Geſprächsſtoff dient, ſo thut man ihm, wie es nun einmal mit der Freundſchaft in unſrer Welt beſtellt iſt, ſchon viel Ehre an, und ſeine Gedächtnißfeier iſt eine glänzende geweſen.

Ich ſelbſt dachte im Laufe der nächſten ſechs oder ſieben Jahre noch dann und wann an den alten Kameraden. Ein Hirſchgeweih mit dreizehn Enden, das über meinem Kaminſims prangte, und das er mir geſchenkt, als er das ſtolze Thier auf einer Jagd in Ayrſhire erlegt, erinnerte mich an ihn — aber ich erfuhr ſo wenig über ſein Schickſal, wie alle Andern. Ob er in Chili oder Bolivia als Soldat gefallen, ob er ſich vielleicht in Homburg mit eigener Hand eine Kugel durch den Kopf gejagt, ob er Muſelmann geworden und in die Armee des Sultans eingetreten, ob er gegen die Beduinen und Kabylen focht, oder als Räuber im Dienſte der neapolitaniſchen Bourbonen ſtand, oder ob er auf der alten ausgetretenen Stufenleiter von Sproſſe zu Sproſſe tiefer und tiefer geſunken war und als Abenteurer von ſeinem Glück im Spiel und ſeiner Geſchicklichkeit im Piſtolenſchießen lebte — Niemand wußte es zu ſagen, und Niemand kümmerte ſich darum. Hat die Geſellſchaft einmal einen ihrer Angehörigen in die Acht erklärt, ſo pflegt ſie in der Regel auch nicht mehr danach zu fragen, wo er ſein Grab gefunden.

Sieben oder acht Jahre mochten ſo ins Land gegangen ſein, ſeitdem der Name Deadly Daſh nicht mehr unter den Kameraden genannt wurde, als ich einen ſechsmonatlichen Urlaub benutzte, um mich in den vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen der Bürgerkrieg in vollem Gange war, ein wenig umzuſehen. Es war kurz nach dem Einfall des Generals Lee und der Schlacht von Gettysburg, und ich drang direct bis ins Herz von Virginien vor, um dem Schauplatze, auf dem die Ereigniſſe ſich hauptſächlich abſpielten, möglichſt nahe zu ſein. Natürlich vermied ich es, in größern Städten zu verweilen, ſuchte im Gegentheil vor Allem die Feldlager auf, denn ich wollte die Dinge in ihrer wahren Geſtalt und mit eignen Augen ſehen, und bald ſollte ſich erweiſen, daß meine Sucht nach Abenteuern mich etwas zu tollkühn gemacht hatte.

Ohne andre Begleitung als die meines magern, ſtahlgrauen Reitpferdes und zweier guter Revolver brach ich eines Tages nach einem etwa dreißig engliſche Meilen entfernten Cavalerielager der Virginier auf. Wie ſich vorausſehen ließ, verlor ich auf dem mir gänzlich unbekannten Terrain binnen Kurzem den Weg, der mitten durch den Wald führte, und bald wußte ich nicht mehr, wohin ich mich zu wenden hatte, um aus der mich umgebenden ſumpfigen Wildniß herauszukommen, die in der ganzen bunten Farbenpracht eines indianiſchen Sommertages glänzte und ſchimmerte.

Hier und da lagen kleine, dunkle Tümpel und Teiche im Waldesſchatten, deſſen Dichtigkeit das helle Tageslicht in magiſche Dämmerung verwandelte. An andern Stellen ragten gewaltige, dunkle, verwitterte Felsblöcke aus dem feuchten Boden empor, und ſo weit das Auge reichte, erſtreckte ſich über Geſtein, Moor und Moraſt ein undurchdringlich grünes Blätterdach. In den Wipfeln über mir ließ der Pirol ſeine ſüße, klangreiche Stimme erſchallen, und nichts hätte in dieſem Bilde des tiefſten Friedens verrathen, daß ſich das Land mitten

Er ſpricht; Nun iſt es Zeit, dir zu willfahren,
Da du ſo dringend ungeduldig biſt;
So will ich denn dir eine Probe weiſen,
Die jedem Ehemann erwünſcht muß heißen.

### 100.

Mich däucht, ein Ehemann muß immer ſpähen,
Ob ſeine Frau ihn liebt mit wahrer Treu,
Ob Ehr' ihm oder Schmach von ihr geſchehen,
Ob er noch Menſch, ob Thier geworden ſei.
Im Hörnerſchmuck iſt's federleicht zu gehen,
Doch der Gehörnte ſteht ſich ſchlecht dabei:
Die Hörner können alle faſt erblicken,
Nur der nicht, dem ſie von dem Haupte nicken.

### 101.

Kannſt du auf deines Weibes Treue bauen,
So haſt du ſie zu lieben größern Grund,
Als einer, der ſie treulos mußte ſchauen,
Als einer, der von Furcht und Zweifel wund.
Mit Unrecht eifern manche mit den Frauen,
Die nie geſündigt an dem keuſchen Bund;
Und mancher geht dahin in ſichrem Frieden,
Und trägt das Horn, das ihm ſein Loos beſchieden.

### 102.

Willſt du erfahren, ob dir treu die Deine,
— Ich meine, daß du's meinſt und meinen mußt,
Denn ſchwer iſt's, machen, daß man anders meine —
Und biſt du's nicht genügend dir bewußt,
So ſiehſt du's aus dem eignen Augenſcheine,
Kühlſt du aus dieſem Kelch die heiße Bruſt;
Ich ließ aus keinem andern Grund ihn füllen,
Als was ich dir verhieß dir zu enthüllen.

im erbittertſten Bürgerkriege befand, wenn ich nicht dann und wann auf eine mit verkohlten Trümmern bedeckte Brandſtätte geſtoßen wäre, welche anzeigte, daß hier ehedem eine menſchliche Wohnung geſtanden — wenn nicht dann und wann mein Pferd vor einem über den Weg liegenden formloſen Gegenſtand geſcheut hätte, der ſich bei näherer Beſichtigung als der aufgedunſene Leichnam eines Menſchen auswies, deſſen leere, von Raubvögeln ausgefreſſene Augenhöhlen zu mir emporſtarrten, und deſſen Finger, von welchen die Ameiſen nur die Gebeine übrig gelaſſen, noch Büſchel von Gras und Moos umklammert hielten, die ſie im ſchweren Todeskampfe aus dem Boden geriſſen.

Und unweit dieſer einzelnen Leichen lagen gewöhnlich, halb im Moraſt verſunken, oder auch durch die Raubvögel bis auf das Skelett verzehrt, fünf, zehn oder zwanzig Andre, namenlos und unbegraben, da, wo ſie im Vorpoſtengefecht, oder vielleicht durch ein Cavaleriepiquet überraſcht, gefallen waren. Sie gehörten zu den „Vermißten", und Niemand kümmerte ſich darum, wo ſie geblieben waren. An ſolchen Gruppen kam ich mehr als einmal vorüber, während ſich über mir in Purpur und Gold prangende Zweige und Ranken ſchaukelten und glänzende Inſecten mich brummend und ſummend umſchwirrten. Dieſe Spuren waren meine einzigen Wegweiſer durch die Wildniß.

Meile um Meile war ich ſo geritten. Die tiefſte Einſamkeit umgab mich; ich hatte keine Ahnung mehr, ob der Weg, den ich verfolgte, aus dem Walde zu Menſchen oder immer tiefer in den Forſt hineinführte. Meine Lage fing nach und nach an, mir unheimlich und unbehaglich zu werden, und ſo konnte mich kaum Etwas angenehmer überraſchen, als das Knattern von Gewehrfeuer, das ſich plötzlich in weſtlicher Richtung von mir hören ließ, und in dem ich deutlich das Krachen der Rifles und das dumpfe, langanhaltende Rollen der Musketen unterſcheiden konnte.

Mein Grauer, der an Pulverdampf gewöhnt war, ſpitzte die Ohren und beſchleunigte ſeinen Schritt. So mager und abgetrieben das Thier auch ausſah, war es dennoch kein ſchlechter Läufer, und ich ließ es tüchtig ausgreifen, indem ich durch Geſtrüpp und Moraſt der Richtung folgte, aus welcher das Knallen der Flintenſchüſſe herüberſchallte; denn mein Blut war bei der Muſik in Wallung gerathen. Und je weiter ich vordrang, je deutlicher hörte ich das Schießen; der Pulvergeruch, den mir der Wind entgegentrieb, wurde immer ſtärker, und endlich brach mein Pferd durch ein Netz von Dornen und Schlingpflanzen ins freie Land hinaus. Beinahe auf den Hacken ſitzend, rutſchte es an einem ſteilen mit glattem Graſe bedeckten Abhang hinunter und galoppirte einem grünen Plateau zu, auf dem ein ernſtes Handgemenge ſtattfand.

Der erſte flüchtige Blick ließ mich die Lage der Dinge überſchauen. Ein Detachement ſüdſtaatlicher Reiter, etwa vierhundert an der Zahl, focht hart bedrängt gegen drei Diviſionen feindlicher Infanterie, denen es wahrſcheinlich unvermuthet in die Hände gerathen war, während die letztern, welche außerdem einige Fußartillerie-Batterieen bei ſich hatten, das Plateau paſſirten. Das Verhältniß der Kämpfenden verhielt ſich etwa wie Eins zu Fünf. Die Südſtaatlichen fochten mit bewundernswürdiger Bravour und vertheidigten ſich in feſt geſchloſſenem Carré mit einer Tapferkeit, welche an die Conſulargarde bei Marengo erinnerte, aber die gegen ſie anſtürmende feindliche Uebermacht war ſo groß, daß ſich das Häuflein ausnahm, wie eine Klippe mitten im Meere, die von brandenden Wogen umbrauſt wird.

Von der Höhe aus geſehen, an deren Abhang mein Pferd langſam hinabglitt, erſchien die Lage der Seceſſioniſten zwiſchen den andringenden Colonnen und den ſprühenden Feuerſchlünden des Gegners als eine völlig verzweifelte. Wolken von Staub und Pulverdampf bedeckten und verhüllten zuweilen den Schauplatz, aber durch die Riſſe dieſes weißen Nebelſchleiers hindurch ſchimmerten Säbel und Gewehrläufe, gewahrte ich das Aufblitzen des Pulvers, tauchten die Köpfe der wiehernden, ſich bäumenden Pferde auf, und von Zeit zu Zeit wurde auch der Führer der Reiterſchaar ſichtbar, der unbeweglich wie ein Fels inmitten der Seinigen hielt und nur mit dem Säbel rechts und links in einer Weiſe um ſich hieb, die auf der Stelle den alten Cavaleriſten verrieth. Auf ſeinem Sombrero wiegte ſich eine graue Reiherfeder, die als

Banner und Feldzeichen zu dienen ſchien, wie dereinſt König Murat's weißer Federbuſch.

Ich hätte kein Mann oder wenigſtens kein Soldat ſein müſſen, um dies Schauſpiel mit anſehen zu können, ohne mich zu betheiligen. In ſauſendem Galopp ſprengte ich mit meinem Grauen über das Plateau, ſtürzte mich in das dichteſte Getümmel, durchbrach die Reihen der Conföderirten, erreichte die graue Feder und focht im Handumdrehen an ſeiner Seite für eine Sache, die mich nicht das Geringſte anging. Ich gehörte nicht zu der im Krieg begriffenen Nation, war ein „Neutraler“, wie der ſchonende Ausdruck für den Feigling lautet, der ſich zu keiner Partei ſchlägt und beide verräth — befand mich auf einer bloßen Beobachtungsreiſe, hatte vielleicht nicht die mindeſte Veranlaſſung, für eine der kriegführenden Parteien den Degen zu ziehen — aber alles Dies war in dem Moment vergeſſen. Die Zügel zwiſchen den Zähnen, in jeder Hand eine geſpannte Piſtole ſtürmte ich heran, um mich den Schwächeren anzuſchließen.

Wie die graue Feder focht! Seine Leute eng zuſammenhaltend, obgleich ein Sattel nach dem andern leer wurde, ein Pferd nach dem andern reiterlos dahin jagte, ſaß er wie eine Statue auf ſeinem Thiere und ſchlug um ſich wie ein Titane. Sein Säbel fuhr wie ein leuchtender Blitz durch die Luft, und ſo oft er niederſauſte, traf er einen Feind. Die Kugeln riſſen ringsum den Boden auf und fielen wie Hagelkörner um ihn her, Dutzende der blauen Bohnen wurden nur nach ihm ausgeſandt. Dutzende von Säbeln und Bayonetten bedrohten ihn — dennoch blieb er kalt wie das Eis des heiligen Laurentius, und ein Feind nach dem andern ſank unter die Hufe ſeines ſtampfenden Roſſes. Es hatte etwas Berauſchendes, Bezauberndes, an der Seite dieſes Menſchen zu fechten, und der Blutgeruch ſtieg mir zu Kopf wie alter Wein.

Aber unſere vierhundert Mann warem bereits auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen. Ich that, nachdem ich einem ſterbenden Reiter den Säbel aus der Hand geriſſen, redlich das Meinige — aber ich war nur Einer, und die Truppen der Nordarmee zählten nach Tauſenden. Daran, daß ich lebend davon kommen könnte, dachte ich nicht, und doch ſagte ich mir, daß es der ſchönſte Tag meines Lebens ſei. Es war ein ſo fortreißender Zug und Schwung in dem Ganzen.

Indeſſen fing die graue Feder doch an, dann und wann einen beſorgten Blick auf unſer Häuflein zu werfen. Die Leute hielten ſich dicht um ihn geſchaart, ſichtlich entſchloſſen, bis auf den letzten Mann Widerſtand zu leiſten und ſich, wenn es ſein mußte, mit ihrem Führer in Stücke hauen zu laſſen. Noch einmal ſchaute dieſer prüfend über ſie hin. Er hatte die Zähne feſt auf einander gebiſſen, und ſeine Augen blitzten auf wie kalter blauer Stahl. Drauf und durch! rief er mit weithin ſchallender Stimme.

Der Befehl ſchien ohne übernatürlichen Beiſtand nicht durchführbar, aber die Leute hegten offenbar nicht den geringſten Zweifel an der Unfehlbarkeit ihres Führers. Ohne Zaudern folgten ſie ſeinem Commando. Obgleich die im Todeskampf um ſich ſchlagenden Pferde und Haufen von Leichen und Verwundeten das Manöver ſehr erſchwerten, ſchloſſen ſie ihre Reihen, als handelte es ſich um eine Parade. Einen Moment machten ſie, von allen Seiten mit einem Regen von Kugeln überſchüttet, Halt. Dann ertönte das Commandowort des Führers, und mit voller Wucht ſtürzte ſich die kleine Schaar auf die feindlichen Maſſen.

Die erſte Linie wich vor der Gewalt des Anpralls. Mit der unwiderſtehlichen Macht eines Keils drangen wir in die Reihen der Unionstruppen, die ſich, ohne ihr Feuer zu unterbrechen, zu beiden Seiten zurückzogen und gleichſam eine Falle mit eiſernen Zähnen bildeten, die jeden Augenblick über uns zuſammenſchlagen und uns zermalmen konnte. Aber das Glück war den Kühnen hold. Die von Menſchen und feuerſpeienden Flintenläufen gebildete Mauer wurde durchbrochen, und mit einem wilden virginiſchen Triumphgeſchrei, das mir jetzt noch in die Ohren gellt, ſtürmten wir jenſeits auf den freien Theil des Plateaus hinaus. Wie viele heiße Attaken ich zu meiner Zeit auch mitgemacht, ſo kann ich mich doch auf nichts beſinnen, was ſich an Bravour, Wagehalſigkeit und überraſchender Kühnheit mit dieſer That meſſen dürfte.

Ich meinestheils war ohne andern Schaden als einen leichten Hieb in die Schulter davon gekommen und hatte mich während der ganzen Affaire Ellbogen an Ellbogen zu dem Führer der Reiter gehalten. Als wir das freie Plateau erreicht hatten und in verhältnißmäßiger Sicherheit waren — denn die Nordſtaatlichen ſandten uns wohl aus ihren weittragenden Gewehren einen Hagel von Kugeln nach, hatten aber keine Cavalerie, um uns zu verfolgen — drehte er ſich im Sattel um und riß, ohne den donnernden Galopp ſeines Pferdes zu mäßigen, die gezogene Büchſe, die an ſeiner Seite hing, an die Wange.

Ich möchte mir den General holen, ſagte er, noch immer im vollen Galopp auf einen Trupp Offiziere anlegend, der nur noch wie ein dunkler Punkt in dem wirbelnden Nebel hinter uns ſichtbar war. Er drückte los, und die Mittelfigur der Gruppe ſank aus dem Sattel, während das Wuthgeſchrei, welches der Wind herüber führte, uns ſagte, daß der Schuß ein tödtlicher geweſen. Die graue Feder brach in ein heiteres, triumphirendes Lachen aus, indeß wir im raſenden Galopp weiter ſprengten.

Noch einige Minuten, und der dunkle Schatten des Waldes nahm uns auf, und ſeine Schluchten und Hohlwege entzogen uns jeder weiteren Verfolgung; noch wenige Minuten, und wir erreichten die grünen ſchützenden Hallen, die Ufer kühler, bergumſäumter Seeen und waren in Sicherheit. Schon hielten wir uns für geborgen — noch ein Augenblick, und Alles war gewonnen! Aber dieſer Augenblick war uns nicht mehr gegeben.

Aus einer engen, von dichtem Laubwerk faſt verſteckten Schlucht zu unſrer Rechten entwickelte ſich plötzlich eine Abtheilung feindlicher Truppen, welche reichlich mit reitender Artillerie verſehen war und wenigſtens zweitauſend Mann zählte. Wir wurden im Moment umringt und von der Uebermacht erdrückt, denn wir zählten kaum noch zweihundert Mann, von denen der größte Theil verwundet war. Was konnte dies kleine, erſchöpfte Häuflein gegen die ungeheure Ueberzahl friſcher Truppen, die uns umſchwirrten wie ein Schwarm von Horniſſen, beſonders da uns im Rücken die feindlichen Schaaren ſtanden, die wir ſo eben ſiegreich durchbrochen hatten!

Daß wir uns dennoch auf Tod und Leben wehrten, brauche ich wohl kaum zu ſagen — aber die neu hinzugekommenen Streitkräfte umfaßten uns und drückten uns zuſammen wie mit eiſernen Klammern. Der Mann mit der grauen Feder focht, als wären alle Ritter der Tafelrunde in ihm vereinigt, bis er buchſtäblich vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut bedeckt und ſein Säbel zerhackt und ſtumpf war wie ein Schüreiſen.

Ihm zunächſt an Tapferkeit und Muth ſtand ein großer, wunderſchöner Virginier, welcher ausſah wie ein Bild von Van Dyk oder Velasquez. Gleichzeitig ſanken endlich er und die graue Feder vom Pferde, nicht von der Senſe des Todes getroffen, denn die ſchien dieſen Beiden nichts anhaben zu können, ſondern aus den Bügeln geſchleudert durch die ſie immer dichter umdrängende heulende Menge, welche ihre Pferde niederſtach und -ſchoß und ſie zu Gefangenen machte, freilich nicht ehe noch eine Menge der Angreifenden unter ihren Streichen zu Boden geſunken waren. Ich ſelbſt wurde einen Augenblick ſpäter durch einen Säbelhieb aus dem Sattel geworfen. Die Sonne ſchien ſich wirbelnd über mir im Kreiſe zu drehen, ich ſah Garben von Lichtfunken aufſchießen — dann verlor ich die Beſinnung.

* * *

Als ich wieder zum Bewußtſein erwachte, befand ich mich in einem dunkeln, viereckigen, abſcheulich riechenden Raume. Ich hatte die beſtimmte Empfindung, als wäre ich todt und läge in unſrer Familiengruft unter den alten ſchattigen Ulmen von Warwickſhire, in deren Wipfeln die Raben krächzten. Als dieſes traumartige Gefühl ſchwand und die Nebel, die mein Bewußtſein umfingen, ſich ein wenig zerſtreuten, erblickte ich im unſichern Dämmerlichte ein menſchliches Geſicht, das mir bekannt vorkam und, wie ich beſtimmt wußte, mit irgend einer Erinnerung an die Heimath im Zuſammenhange ſtand. Es war das bärtige, von der Sonne gebräunte Antlitz eines Mannes, deſſen helles Haar bereits von einzelnen grauen Streifen durchzogen war. Es ſah verwüſtet und früh gealtert aus, war jetzt außerdem mit Staub und dem Blut unverbundener Wunden bedeckt, denn Niemand hatte ſoviel Barmherzigkeit, uns ein wenig Waſſer zu reichen. Die Züge waren härter, düſtrer, ernſter, als die, welche ich ehedem gekannt, aber auch ſtolzer und edler. Regungslos lag ich da und ſchaute zu dem Manne hinüber. Es war der Anführer der ſüdſtaatlichen Reiter, der inmitten einiger zwanzig anderen Gefangenen auf einem Bündel Stroh ſaß und gedankenvoll hinaus in die ſinkende Sonne blickte. Endlich bewegte ich mich, und er wendete ſich zu mir. Er hatte mich offenbar bereits als todten Mann betrachtet und war erſtaunt, daß ich noch einmal ins Leben zurückkehrte. Als ſich unſere Augen begegneten, erkannte ich ihn; es war Deadly Daſh.

„Ich ſprach den Namen mit einem ſo lauten Ausruf der Verwunderung aus, als ein halbtodter Menſch nur immer hervorzubringen vermag. Es war zu ſeltſam, ihn hier als Mitgefangenen in den Händen der Unionstruppen wieder zu treffen. Er fuhr bei meinem Ausruf unwillkürlich zuſammen. England lag ſo lange und ſo weit hinter ihm. Ich ſah, wie ihm das Blut ins Geſicht ſtieg und ſein Auge aufleuchtete; dann ſprang er von dem Strohbündel, das ihm zum Sitz gedient hatte, auf, trat zu meinem Lager, nahm meine Hand in die ſeine und ſah mich mit dem guten, freundlichen Blicke an, den er immer für mich gehabt hatte. Seine Begrüßung war herzlich und warm, und ſeine Freude, mich wiederzuſehen, war nur gedämpft durch das Be-

103.
Trinkſt du daraus, ſo wird es Wunder ſetzen:
Denn trägſt du auf dem Helm die Hörnerzier,
So wird der Wein dir ganz den Buſen netzen,
Und in den Mund kommt auch kein Tropfen dir.
Doch iſt ſie treu, kannſt du dich ruhig letzen.
So geh' denn d'ran, und ſieh dein Schickſal hier. —
Er ſpricht's, und gibt wohl Acht, um zuzuſchauen,
Wie Reinald ſich den Buſen wird bethauen.

104.
Reinald, faſt überredet, zu erproben,
Was er hernach gern hätte laſſen ruhn,
Hat mit dem Becher ſchon die Hand erhoben,
Und iſt ſchon nahe d'ran, den Zug zu thun;
Bald aber iſt ihm all ſein Muth zerſtoben,
Wie er den Becher hat am Munde nun.
Doch gönnt mir, Herr, daß ich ein wenig raſte;
Dann ſag' ich den Entſchluß, den Reinald faßte.

# Dreiundvierzigſter Geſang.

1.
Verruchter Geiz, gefräß'ge Luſt am Haben,
Mich wundert's nicht, daß einen niedern Geiſt,
Der bald bereits zerfreſſen iſt von Schaben,
Dein Wahn ſo leichtlich in's Verderben reißt,
Doch daß du in denſelben Schlamm begraben
Auch eine Seele kannſt, die höher kreist,
Die, wenn ſie hätte dir entgehen können,
Jedweder Ehre würdig war zu nennen.

dauern, daß meine Theilnahme an der Sache Virginiens mich zum Gefangenen gemacht, und daß wir uns in einer Stunde wiederfinden mußten, die wenig Ausſicht bot, als die auf einen, wenn nicht ſchnellen, gewaltſamen, ſo doch langſamen, qualvollen Tod in den entſetzlichen Gefängnißen der Nordſtaaten. Aber wir hatten uns doch wiedergeſehen, und ich hatte erfahren, was aus dem Manne geworden, den England als einen Taugenichts ausgeſtoßen, und in dem die neue Welt einen Helden entdeckt hatte.

Obgleich ſelbſt verwundet, erſchöpft, von Schmerzen gepeinigt, verſuchte er dennoch, mir einige Erleichterung zu verſchaffen. Seine eigene Gefahr vergeſſend, überlegte er mit mir, wie ich, der ich, auf der Reiſe begriffen, nur ganz zufällig am Kampfe theilgenommen, meine Freiheit erlangen könnte — voll Theilnahme hörte er an, was ich ihm von meinen eigenen Verhältniſſen und von den alten Freunden in England erzählte, aber er vermied, wie es ſchien, gefliſſentlich, von ſich ſelbſt zu ſprechen. Er theilte mir in der Kürze mit, daß er ſeit Ausbruch des Krieges für die Südſtaaten gefochten, aber es entging mir trotz ſeiner Zurückhaltung nicht, daß er einen Kummer im Herzen trug, gegen den er vergebens anzukämpfen ſuchte. Freilich boten die Ereigniſſe dieſes Morgens, ſowie die Lage, in der er ſich befand, und die Unthätigkeit, zu welcher der kühne Soldat und ruheloſe Menſch ſich vorausſichtlich für lange

Zeit verurtheilt ſah, auch Grund genug zu ſchwermüthigen Gedanken.

Gleichzeitig bemerkte ich, daß Deadly Daſh, während er neben mir ſaß und leiſe flüſternd mit mir ſprach — denn das Blockhaus, das uns vorläufig zum Gefängniß diente, war innen und außen von Schildwachen beſetzt — ſeine Augen von Zeit zu Zeit mit ſeltſamem Ausdruck über den ſchönen, herculiſchen Virginier hinſchweifen ließ, der mit ihm gefallen war und jetzt, gleich ihm, von Blut und Staub bedeckt und mit gebrochenem linkem Arme in einer entfernten Ecke des Schuppens ſtumm und regungslos auf der bloßen Erde lag. Die Lippen des Mannes waren unter dem langen, ſchwarzen Schnurrbart feſt zuſammengepreßt, und es lag eine ſtumme Qual in ſeinen Blicken, wie ich ſie, trotzdem ich Sterbende genug, ſowohl auf Schlachtfeldern, wie in Hoſpitälern geſehen, dennoch nie in eines Menſchen Auge erblickt hatte. Die übrigen Gefangenen waren gewöhnlichere Leute; alle benahmen ſich wie Helden, keiner ſtieß einen Klagelaut aus — aber ein lebhafteres Intereſſe flößte mir nur der Virginier ein, und mit der müßigen Neugier, welche Schwache und Kranke oft vorübergehenden Dingen widmen, fragte ich Deadly Daſh, deſſen Blicke ich eben wieder zu Jenem hinüberſchweifen ſah, nach ſeinem Namen.

Stuart Lane, entgegnete er, ohne ein weiteres Wort hinzuzuſetzen; habe ich aber je im Leben den Ausdruck des Haſſes, tiefen, leidenſchaftlichen Haſſes wahrgenommen, ſo ſah ich ihn in den Blicken, mit denen Deadly Daſh den ſchönſten, muthigſten, tapferſten Soldaten des braven Regiments ſtreifte, das nach ſo heldenmüthiger Gegenwehr auf jenem verwünſchten Plateau in die Pfanne gehauen worden war.

Einer Ihrer Offiziere? fragte ich. Ich dachte es mir, er focht bewunderungswürdig. Und wie unglücklich er ausſieht, obgleich er zu ſtolz iſt, eine Klage auszuſprechen.

Er denkt an ſeine — an ſeine junge Frau, die er vor drei Wochen geheirathet hat, entgegnete Deadly Daſh.

Die Worte lauteten ſehr einfach und wurden im ruhigſten Tone geſprochen, und dennoch hörte ich ein unbeſchreibliches Mißempfinden, eine gewaltige Anſtrengung heraus; ich ſah, wie ſich die Sporen der ſchweren Reiterſtiefel, die mein alter Freund trug, knirſchend in den trocknen Boden gruben, als ſuche er böſe Erinnerungen damit zu vernichten. War es eine Frau, die zwiſchen den beiden Waffenbrüdern, zwiſchen den Gefährten im Unglück ſtand? Die Sache intereſſirte mich ſelbſt in dieſer Stunde, die für uns Alle eine ſo ſchwere, verhängnißvolle war. Fragend und prüfend blickte ich in das Geſicht, das ſich jetzt wieder liebevoll über das Strohbündel beugte, auf welches mich ein Schuß ins Knie und eine tiefe, wenn auch nicht geradezu lebensgefährliche Schulterwunde geworfen hatte. Dies Geſicht hatte ſich in den acht oder neun Jahren, die vergangen waren, ſeit ich es das letzte Mal geſehen, freilich ſehr verändert. Es war brauner, härter, viel ernſter geworden, und in den Zügen lag ein Ausdruck von Schmerz, welcher den ehemaligen herzloſen Leichtſinn, die frühere unbekümmerte Gewiſſenloſigkeit hinweggewiſcht und den Mann durch ſein reinigendes Feuer geläutert zu haben ſchien.

Tiefes Schweigen herrſchte jetzt in dem elenden Raume, in welchem wir zuſammengepfercht waren. Ich lag in heftigem Fieber, und obgleich ich die Beſinnung ſo weit behielt, um zu ſehen und zu wiſſen, was um mich her vorging, gerieth ich doch in eine Art von traumhaften Zuſtand, in dem ich ſogar ein oder zweimal zu Deadly Daſh ſprach, als befänden wir uns zuſammen in England bei einem Rennen, an deſſen Verlauf wir lebhaften Antheil nahmen.

Bei alledem vergingen die Minuten langſam und immer langſamer, je mehr der Tag ſich ſeinem Ende zuneigte. Aufmerkſam verfolgte ich den gleichmäßigen Schritt der Schildwachen, die draußen auf und abgingen. Ich hörte das Wiehern der Pferde, das Raſſeln der Trommeln, den Ton der Signalhörner, das Anrufen der Vorpoſten, all das mannichfaltige, aus größerer oder geringerer Entfernung zu uns herüberdringende unaufhörliche Geräuſch eines Feldlagers.

Die Farm, in deren einem Gebäude wir untergebracht waren, bildete das Hauptquartier der nordſtaatlichen Diviſion, welche den Sieg über unſere Reiterſchaar ſo theuer hatte erkaufen müſſen. Uns, die man zu Gefangenen gemacht, blieb keinerlei Hoffnung. An ein Entkommen war nicht zu denken, denn abgeſehen davon, daß man uns ſelbſtverſtändlich alle Waffen abgenommen, waren die Meiſten, gleich mir, durch ihre Wunden außer Stand geſetzt, ſich durch die Flucht zu retten, ſelbſt wenn man uns nicht mit doppelten Wachen umſtellt gehabt hätte. Vor uns lag, als das Wahrſcheinlichſte, die ſchreckliche Ausſicht auf Einſperrung entweder in einem entfernten Fort oder in irgend einem andern abſcheulichen Kerker. Wir hatten auf nichts zu hoffen, als auf die etwaige Möglichkeit, daß einige höhere Offiziere der Unionsarmee in die Hände der Seceſſioniſten gefallen ſein möchten, ſo daß wir durch Auswechſelung frei wurden; während ſich uns auf der anderen Seite die ernſtlichſten Befürchtungen aufdrängten. Wie wir erfuhren, hatte der General, in deſſen Hauptquartier wir uns befanden, geſchworen — als Revanche für drei ſeiner Offiziere, welche die Südſtaatlichen kürzlich erſchoſſen hatten oder wenigſtens erſchoſſen haben ſollten — die drei erſten feindlichen Offiziere, die in ſeine Hände geriethen, füſiliren zu laſſen. Wir wußten nur zu gut, daß dieſe Drohung zur Ausführung kommen würde, und Jeder von uns war darauf gefaßt, die Sonne, welche nach dem heißen Tage hinter purpurnen Wolken verſchwand, zum letzten Male geſehen zu haben. Keiner von uns zitterte vor der Kugel, die ihn im offenen Felde, im Kampfe Mann gegen Mann treffen konnte, aber Jeder, auch der Muthigſte und Gefaßteſte fand es unſagbar bitter, als Gefangener wie ein Hund zu ſterben.

Selbſt Deadly Daſh, der abgehärtete, kaltblütige Soldat, der den Teufel nicht fürchtete, ſchaute mit einem tiefen Schatten im Geſicht hinaus auf das langſam ſinkende Tagesgeſtirn, von dem er nur zuweilen den Blick abwendete, um ihn über Stuart Lane hinſtreifen zu laſſen — und jeder dieſer Blicke ſchien von tiefer Erregung begleitet. Der Virginier rührte und regte ſich nicht, aber in ſeinen Augen lag noch immer jener Ausdruck ſtummer Qual, welchen ich vordem nur einmal geſehen, und zwar in den Augen eines Büffels, den ich einſt in der Wallachei ſchoß, und der mich, ehe er verendete, mit demſelben Blick anſah. Der Virginier dachte ohne Zweifel an die Frau, die er liebte und die er, nachdem er ſie kaum beſeſſen, nun für immer laſſen mußte. Er dachte wohl an ihre ſtolze Schönheit, an ihre Liebe, an die Lippen, die er nie wieder küſſen ſollte, an ihr junges Leben, das mit dem ſeinigen vernichtet wurde.

Der ſtarke Blutverluſt verſenkte mich immer tiefer in ein dämmerndes Hinträumen, und doch ſah ich Alles in voller Deutlichkeit. Trotzdem mir kaum ein klares Bewußtſein meiner gegenwärtigen Lage blieb, grub ſich die Scene ſo tief und lebendig in meine Seele ein, daß ſie noch heute in unverwiſchlichen Zügen vor mir ſteht. Ich hatte nicht die Macht, mich zu regen, aber die Fähigkeit zu ſehen, zu hören und zu empfinden, ſchien ſich verzehnfacht zu haben. Ich war kaum im Stande zu unterſcheiden, ob ich wachte oder träumte, aber ich verfolgte die Dinge mit hundertmal größerer Aufmerkſamkeit, als ich wahrſcheinlich in geſunden Tagen dafür gehabt hätte.

So brach die Dämmerung und die Nacht herein. Die Wachen wurden abgelöſ't, und ein Stümpfchen Licht, das in einer Flaſche ſteckte, warf ſeinen flackernden, unſichern Schein über das Innere des Schuppens, auf die dunkeln Geſichter der Gefangenen und die blanken Bayonette der Wachen. Ich hörte wie Deadly Daſh, der noch immer neben mir ſaß, plötzlich auflachte. Es war das alte, leichte, halb ſorgloſe, halb ironiſche Lachen, das ich in früheren Jahren ſo gut gekannt hatte.

Il faut souffrir pour être beau! rief er. Wir ſehen wirklich maleriſch aus — bilden einen prachtvollen Salvator Roſa. Der kleine Dickey würde etwas darum geben, wenn er uns ſehen und zeichnen könnte. Er lebt hoffentlich noch?

Ich glaube, ich antwortete bejahend, aber der Name des kleinen Malers, eines liebenswürdigen künſtleriſchen Vagabunden, der in England der Schützling und allgemeine Liebling unſers Regiments geweſen war, brachte meine Gedanken noch mehr in Verwirrung. Ich hatte Mühe, den Faden nur einigermaßen feſtzuhalten, und fing an, mich zu wundern, wie, wo und wann ich das Geſicht vor mir ſchon geſehen hatte, das mir ſo ſeltſam bekannt vorkam, und das ich hier bei dem ſchwachen, flackernden Schimmer eines Lichtes, in dieſem großen, häßlichen Schuppen wiederfand.

Aber trotz des Nebels, der meine Sinne umfing, vernahm ich plötzlich das Anrufen des Wachpoſtens vor unſrer Thür, dann ſah ich, wie der Soldat einen jungen Menſchen, der, von Blutverluſt erſchöpft, auf der Schwelle zuſammengeſunken und eingeſchlafen war, fluchend mit dem Bayonett zur Seite ſtieß, wie ſich die Thüre öffnete und mehrere Offiziere eintraten. Ich erfuhr erſt in der Folge, daß es der nordſtaatliche General mit ſeinem Stabe war, welcher kam, um die Gefangenen zu inſpiciren, aber ich hatte das Bewußtſein, daß von dieſem Manne unſer Schickſal abhänge, und daß ſich dies jetzt auf die eine oder andere Weiſe entſcheiden müſſe. Nur ſchien die Sache mich wenig oder nichts anzugehen — es war mir in dem Zuſtande der halben Betäubung, in dem ich mich befand, völlig gleichgültig, was aus mir wurde, aber ich ſah, wie Stuart Lane und Deadly Daſh aufſtanden und mit Blicken ſtolzer Verachtung auf die Sieger herabſahen, in deren Händen ihr Leben lag. Jede Spur von Schmerz und Beſorgniß war aus ihren Zügen verſchwunden. Sie ſahen aus wie zwei Edelhirſche, die, von einer übermächtigen Meute niedergehetzt, mit Blut und Staub bedeckt, aber erhobenen Hauptes den Todesſtoß erwarteten.

Das Urtheil war bald geſprochen. Sieben von uns ſollten zurückgeſandt und gegen ſieben Offiziere der Union ausgewechſelt werden, die ſich in den Händen der Seceſſioniſten befanden. Zehn wurden in die Gefängniſſe geſchickt, und drei ſollten bei Tagesanbruch — um, wie ſchon erwähnt, Repreſſalien zu üben — erſchoſſen werden. Das Loos ſollte über Leben und Tod entſcheiden und zwar auf der Stelle.

Nicht ein Laut entſchlüpfte den Lippen der Virginier, und im Geſicht ihres Führers zuckte kein Muskel. Unbeweglich, mit ſtummer, ernſter Würde hörten die Gefangenen das Urtheil, das ihr Leben von einem Glücksſpiel abhängig machen ſollte, bei dem der Tod Croupier und der Einſatz das Leben war.

Der General und ſein Stab blieben, um perſönlich den Ausfall dieſes neuen Rouge et noir zu überwachen und ſich daran zu ergötzen. Ein Spiel ums Leben war immerhin eine kleine erquickende Abwechſelung in dieſer ſchwülen, dunkeln, unbehaglichen Nacht, in der ſie zwiſchen verbrannten Farmen und verwüſteten Feldern campiren mußten.

Zwanzig Papierſtreifen, auf denen die Worte: „Auswechſelung“, „Tod“ und „Gefangenſchaft“ geſchrieben ſtanden, wurden zuſammengerollt und in einen leeren Feldkeſſel gelegt. Dann wurde jeder Mann aufgefordert, heranzutreten, um ein Loos zu ziehen. Ich, als engliſcher Offizier, war allein davon ausgenommen.

Ich erinnere mich, daß ich heftig dagegen proteſtirte, indem ich geltend machte, daß man kein Recht habe, mich auszuſchließen, da ich in den feindlichen Reihen gefochten, drei Männer getödtet und gern dreißig niedergehauen hätte, wenn ſich mir dazu die Möglichkeit geboten; aber das Fieber, das mich mit eiſernen Banden umſchlungen hielt, lähmte meine Glieder und ließ mich unzurechnungsfähig erſcheinen. Man nahm nur ſo viel Notiz von meinen Proteſtationen, um mir Schweigen zu gebieten — und die Ziehung der Looſe begann.

So lange ich lebe, werde ich die Einzelnheiten jener Nacht in ihrer ganzen Abſcheulichkeit in der Erinnerung behalten. Den niedrigen, ſchmutzigen, übelriechenden Stall, in dem bis vor Kurzem Vieh geſtanden hatte, die gelben, flackernden Lichtblitze, die bald hierhin, bald dorthin fielen, das Schimmern der Flintenläufe, die mit Blut befleckten Heu- und Strohbündel, die Gruppen der Offiziere, die in der Nähe des Einganges ſtanden, die wettergebräunten, trotzigen Geſichter der Seceſſioniſten und an ihrer Spitze das hellere Haupt und die ſchlankere Geſtalt ihres engliſchen Führers, der hoch aufgerichtet daſtand.

Die Aushebung des Todes begann. Ein Soldat nahm Jedem das Loos, das er gezogen, aus der Hand und las mit lauter Stimme das inhaltſchwere Wort, das es enthielt. Keiner der Gefangenen wurde ſchwach, keiner zögerte nur einen Moment. Jeder, auch der Erſchöpfteſte, Schwächſte, trat mit ruhigen, feſten Schritten heran; nicht Einer zauderte, den verhängnißvollen Griff zu thun.

Deadly Daſh wurde zuerſt aufgerufen. Kein Schatten lag auf ſeiner Stirn; ſein Geſicht drückte die ruhigſte, ungezwungenſte Sorgloſigkeit oder vielmehr die

2.

Ja, Manchen gibt's, der Himmel mißt und Erde,
Dem jedes Räthſel die Natur vertraut,
Der hoch ſich ſchwingt bis zu dem Sitz des Werde,
So daß er ſelbſt in Gottes Buſen ſchaut,
Und doch mit Sorge, Kummer und Beſchwerde,
Von deinem Todesgift im Mark bethaut,
Nur Schätze häuft, das Herz nur dafür offen,
Und all ſein Heil d'rauf ſetzt und all ſein Hoffen.

3.

Ein Anderer zerſprengt des Feindes Schaaren,
Nimmt ſtarke Städte mit gewalt'ger Hand,
Und beut zuerſt den blutigen Gefahren
Die kühne Bruſt, und weicht zuletzt vom Stand,
Und kann ſich doch vor'm Kerker nicht bewahren,
In dem du bis zum Tod ihn hältſt gebannt.
Und andre noch, zu andrem auserleſen,
Sie wären ohne dich berühmt geweſen.

4.

Was ſag' ich noch von ſchönen, hohen Frauen,
Die gegen langen Dienſt und Reiz und Werth
Des Freunds ſich hart wie Säulen laſſen ſchauen,
Standhaft, von keiner Bitte je bekehrt?
Dann kommt der Geiz, und faßt ſie in die Klauen,
Der plötzlich ſie verzaubert und entehrt:
Wer glaubt' es, daß Ein Tag ſie, ohne Liebe,
Dem Greis, dem Unthier in die Arme triebe?

5.

Nicht ohne Grund iſt's, wenn ich mich beklage:
Verſteh's wer kann, denn ich verſtehe mich.
Doch glaubt d'rum nicht, daß ich mit dieſer Frage
Vom Plan und Stoffe meines Lieds entwich.

vollkommenſte Gleichgültigkeit aus, ohne herausfordernd zu erſcheinen. Man nahm ihm das gezogene Loos ab; es enthielt das Wort „Auswechſelung“, das ihm Leben und Freiheit ſicherte. Für einen Moment leuchteten ſeine Augen in Hoffnung und Triumph hell auf — aber ſchon im nächſten erloſch der Strahl.

Drei andere Männer folgten ihm; allen Dreien brachte das Loos „Gefangenſchaft“. Der Fünfte, welcher aufgerufen wurde, war Stuart Lane.

Wie viel er vorher auch immer gelitten haben mochte, jetzt verrieth kein Zeichen die innere Qual. Mit ſtolzen, feſten Schritten und hoch erhobenem Kopfe trat er heran gleich dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, den die Dichtung verewigt. Seine Hand bebte nicht, als er das Loos zog und abgab.

Wie ein Flintenſchuß, laut und deutlich tönte das Wort, das es enthielt, durch die Nacht; es lautete: „Tod“!

Der Virginier machte eine leichte Kopfbewegung, wie um anzudeuten, daß er den Spruch acceptire; dann trat er ohne einen Laut zurück.

Deadly Daſh warf ihm einen Blick zu. Grauſame Befriedigung, unbarmherziges Frohlocken, blutdürſtiger Haß drückten ſich in dieſem Blicke aus — aber Alles währte nur einen Moment. Dann ließ er den Kopf wieder auf die Bruſt ſinken, und dunkle Schatten legten ſich über ſein Geſicht. Ich weiß ſeitdem, daß es die Schatten eines gewaltigen Kampfes, eines bitteren

Selbſtvorwurfes waren. Er kämpfte mit dem glühenden Wunſche, dieſen Mann vernichtet, ſein Blut vergoſſen zu ſehen.

Der Virginier blieb ſtumm und aufrecht ſtehen. Dieſe eine Nacht noch, und vorüber war es mit ſeinem jungen, hoffnungsreichen Leben, mit all ſeinem Streben und Verlangen, mit allem Wollen und Wagen — vorüber war es mit ſeiner jungen Liebe, die noch in erſter Blüte ſtand! Alles aus und vorbei, als wäre es nie geweſen! Aber er war ein Mann und Soldat, und nicht das kleinſte Zeichen verrieth, wie bitter ihm das Scheiden fiel. Selbſt die Sieger betrachteten ihn mit Blicken der Bewunderung; Deadly Daſh allein ſchien weder Mitleid noch Theilnahme für ihn zu empfinden.

Die entſetzliche Lotterie nahm ihren weiteren Verlauf. Der Zufall entſchied über Leben und Tod, Gewinn oder Verluſt der zwanzig Männer, die bei dieſer Partie Spieler und Einſatz zugleich waren. Tiefes Schweigen herrſchte in ihren Reihen. Nicht Einer ſchien an ſich ſelbſt zu denken, für ſich ſelbſt zu empfinden, kein Blick der Mißgunſt traf die Glücklicheren aus den Augen der Kameraden, die das Todesloos oder Gefangenſchaft zogen. Nur Deadly Daſh, dem Fortuna Leben und Freiheit in den Schooß geworfen, ſtand mit tief geſenktem Haupte, wie in düſtere, peinvolle Gedanken verloren.

Die drei zum Tode Verurtheilten wurden von uns getrennt und in einen geſonderten Raum abgeführt.

Sie ſollten für die eine kurze Nacht, die ſie noch zu leben hatten, als Verbrecher und Vaterlandsverräther behandelt werden. Als die Wachen auch Stuart Lane abführen wollten, zögerte er und gab Deadly Daſh ein Zeichen, zu ihm zu treten. Als dieſer ſeinen Wunſch erfüllte, hielt er ihm die Hand entgegen.

Wir ſind einſt Nebenbuhler geweſen, jetzt können wir wohl Freunde ſein, ſagte er mit leiſer Stimme, aber mir doch vollkommen verſtändlich, denn die Beiden ſtanden dicht neben meinem Lager. Sie haben ſie einſt geliebt und werden deßhalb ſchonend zu Werke gehen, wenn Sie ihr die Nachricht von meinem Tode bringen, der vielleicht der ihrige iſt. Sie kennen ſie und werden verſtehen, was es heißt, ohne einen Abſchiedsblick von ihr aus dem Leben ſcheiden zu müſſen!

Hier, aber auch nur dies eine Mal, wurden ſeine broncefarbenen Wangen bleich wie die eines Weibes, und die ganze hünenhafte Geſtalt erbebte unter einem erſtickten Seufzer. Die Wache trieb ihn hinaus, und der Mann, zu dem er ſprach, hatte ihm kein Abſchiedswort geſagt, nicht einmal die gebotene Hand gefaßt. Er hatte ihn nur mit düſtern, böſen Blicken angehört.

Der General forderte jetzt auch Deadly Daſh mit kurzen ſcharfen Worten auf, ihm zu folgen, denn da er der Höchſtſtehende von denjenigen war, die am nächſten Morgen unter der weißen Parlamentärflagge ausgewechſelt werden ſollten, hatte man noch Allerlei mit ihm zu arrangiren und feſtzuſtellen.

Ich möchte Sie unter vier Augen ſprechen, General, entgegnete der Angeredete kurz.

Der Offizier war offenbar verwundert und warf einen prüfenden, mißtrauiſchen Blick auf den Mann, deſſen graue Feder ihn als den gefürchteten Anführer jener Reiterſchaar kenntlich machte. Die Erfüllung ſeines Wunſches ſchien auf Bedenken zu ſtoßen.

Deadly Daſh brach in ein halb verächtliches, ironiſches Lachen aus.

Ein verwundeter, unbewaffneter Mann erſcheint Ihnen hoffentlich nicht gefährlich! rief er. Außerdem mögen Ihre Offiziere immerhin der Unterredung beiwohnen; ich wünſche nur keinen meiner Virginier zum Zeugen.

Die Nordſtaatlichen, welche vielleicht glaubten, Deadly Daſh wolle ſeine Fahne verlaſſen und in ihr Heer übertreten, oder habe die Abſicht, ihnen eine verrätheriſche Mittheilung von Wichtigkeit zu machen, willigten endlich ein und traten mit ihm aus dem Stalle in die heiße, ſtürmiſche Nacht hinaus. Die zurückbleibenden Virginier ſahen ihrem Führer mit langen, gedankenvollen Blicken nach, in denen ſich eine blinde Ergebenheit ſpiegelte. Sie hatten ſo viele aufregende Tage und gefahrvolle Nächte mit ihm getheilt und wußten, daß ſie ihn nicht wieder ſehen würden! — Er dachte nicht daran, ihnen ein Wort des Abſchieds zu ſagen. Er hatte zu viele Menſchen mit eigener Hand getödtet, als daß das Loos dieſer Männer ihm ein Bedauern einflößen konnte. Wer durfte Mitleid von Deadly Daſh erwarten!

Eine lange Stunde verging. Ich wurde nach einem etwas beſſern Aufenthaltsorte, in eine Scheune gebracht, wo ein Chirurg meine Wunden oberflächlich verband und mich unter dem Schutze der Schildwache, mit einem Krug Waſſer auf meinem Strohlager, allein ließ, indem er mir empfahl, zu ſchlafen. Schlafen! Ich hätte es nicht gekonnt, wäre ſelbſt meine Freiheit davon abhängig geweſen. Obgleich das Leben mich abgehärtet und mir die Empfänglichkeit für weichere Regungen ziemlich abgeſtreift hatte, konnte ich es doch nicht laſſen, an die Kameraden zu denken, die mit dem anbrechenden Morgen aus der Welt gehen ſollten. Beſonders ſtand mir der junge, ſchöne Virginier vor Augen, dem das Leben ſo reizvoll erſchien und der ſich dennoch ſo ruhig und gefaßt in ſein grauſames Schickſal ergab. Der Kampf um die Gunſt jener von Beiden geliebten Frau mußte ein ſehr heißer geweſen ſein, daß der Unterliegende den Haß gegen den Sieger ſelbſt unter ſolchen Umſtänden nicht zu vergeſſen vermochte. Hätte nicht jede, auch die erbittertſte Fehde hier am Rande des Grabes ihr Ende finden müſſen?

Dieſe Gedanken gingen mir wie im Traume durch den Sinn. Ich lag im heftigſten Wundfieber — da ſah ich plötzlich durch den Nebel, der meine Sinne umfing, Deadly Daſh in die Scheune treten. Er wurde ſtreng überwacht, aber man hatte ihm, in Berückſichtigung unſrer Landsmannſchaft, erlaubt, die Nacht bei mir zuzubringen. Und ich war niemals dankbarer für den

Anblick eines bekannten Geſichts, als in dieſen endloſen, bangen Stunden.

Deadly Daſh wollte ſich nicht niederlegen; er ſetzte ſich zu mir und war mit wahrhaft weiblicher Sorgfalt bemüht, mir alle möglichen Erleichterungen zu verſchaffen, trotzdem ihm die Wunden und Verletzungen, welche er im Laufe des vergangenen Tages empfangen, die heftigſten Schmerzen verurſachen mußten. Aber obgleich er ſich meiner Pflege unermüdlich widmete, ſah ich doch, daß ſeine Augen und ſeine Gedanken von mir hinweg in die Ferne ſchweiften. Durch das offene Thor der Scheune, über den dort ſtehenden Wachtpoſten hinweg, ſtarrte er hinaus nach dem ſternenbeſäeten Himmel, auf den dunkeln Wald und das in Nacht gehüllte Land.

Dachte er an den Virginier, deſſen Leben mit den Sternen da oben erlöſchen ſollte? Dachte er an die Frau, die er verloren und die Jener gewonnen, an die Frau, die niemals die Seine werden konnte, auch wenn ſich das Grab über ſeinem Nebenbuhler ſchloß?

Lieben Sie denn jene Frau ſo innig? fragte ich in halber Bewußtloſigkeit.

Seine Augen hafteten noch immer an dem glänzenden Sternenhimmel, und als er ſprach, ſchien er mehr ſeine eigenen Gedanken als meine Frage zu beantworten.

Ja, ich liebe ſie — ich liebe ſie mehr, als ich irgend eine Frau daheim in England geliebt habe. Ich glaube, man liebt ſo nur Einmal im Leben.

Und ſie?

Sie hat nur Einen Gedanken in der Welt, den Gedanken an ihn.

Bei dieſen Worten bebte ſeine Stimme in tiefſter, ſchmerzlichſter Erregung.

Und iſt ſie wirklich ſo ſchön, daß ſie Ihr Herz ſo ganz gefangen nehmen konnte?

Er lächelte mit unſagbar ſchmerzlich traurigem Ausdruck.

Ja, ſie iſt ſehr ſchön, entgegnete er endlich; aber ihre Schönheit iſt nicht ihr höchſter Reiz. Sie gehört zu jenen Frauen, denen der Mann ſein ganzes Leben weiht, oder für die er ſtirbt, wenn er nicht für ſie leben darf.

Dieſe langſam und leiſe ausgeſprochenen Worte legten ſich mir wie eine ſchweigengebietende Hand auf die Lippen. Er hatte Alles vergeſſen, nur ſie nicht und während ſich ſein Blick in der Nacht zu verlieren ſchien, ſah ich, wie ſeine Lippen bebten, und hörte, wie er mit halblauter Stimme vor ſich hinmurmelte: Mein Einziges, mein Liebling, jetzt endlich wirſt du erfahren, was meine Liebe war.

Wir blieben Beide ſtumm. Stunde um Stunde ſaß er in ſich verſunken bei mir, bis ihn der erſte Morgenſchimmer, der die öſtlichen Hügel berührte, aus ſeinem Hinbrüten weckte. Auch ich ſchauderte bei dieſem Anblick zuſammen; war es doch das Signal des Todes für drei der tapfern Männer, an deren Seite ich geſtern gefochten.

Deadly Daſh beugte ſich über mich und ſah mir mit herzlichem Ausdruck in die Augen.

Ich muß jetzt aufbrechen, lieber alter Junge, ſagte er ſanft. Der General erwartet mich bei grauendem Morgen. Leben Sie wohl!

Seine Hand umfaßte die meine. Noch einen Moment ſah er mich an, ernſt, gedankenvoll, wie mit einem Bedauern, dann entfernte er ſich in Begleitung der Wache und ſchritt hinaus in den jungen Tag, der über der Welt anbrach.

Ich ſah ihm nach, ſo lange ich konnte. Inzwiſchen war die Sonne aufgegangen, und meine Gedanken kehrten wieder zu Denen zurück, welchen ſie den Tod brachte.

Noch eine Weile blieb Alles ſtill, dann dröhnte Trommelſchlag durch die ſtille Morgenluft, und die taktmäßigen Schritte einer kleinen Abtheilung marſchirender Soldaten wurden hörbar. Mein Herz ſtand ſtill — ich fühlte meine Lippen trocken werden wie Pergament. Ich wußte, wohin die Soldaten gingen, deren Schritte auf dem verbrannten Boden widerhallten. Nach einigen Minuten hörte ich den ſcharfen Klang der Ladſtöcke, mit denen ſie die Patronen feſtſtießen, und trotz meiner Schwachheit ſprang ich von meinem elenden Lager auf und taumelte nach dem Eingange der Scheune. Hier lehnte ich mich erſchöpft und doch wie von unſichtbarer Macht feſtgebannt an den Thürpfoſten.

Vor mir ſah ich die Soldaten, welche ihre Rifles luden, hinter ihnen drei leere Särge und vor ihnen drei gefeſſelte Männer, deren Formen ſich in der klaren Morgenluft deutlich von dem dunkeln Waldhintergrunde abhoben. Zwei der Männer waren Virginier, aber der Dritte — es war nicht Stuart Lane!

Mit einem lauten Schrei ſprang ich vorwärts, aber die Wachen faßten mich am Arm und hielten mich, hülflos, wie ich war, an der Stelle zurück. Deadly Daſh, denn er war es, der dort an Stuart Lane's Stelle ſtand, hatte mich gehört. Er blickte zu mir herüber und lächelte. Sein Geſicht war vollkommen ruhig und ſah beinahe ſtrahlend aus, als ob das reine, friedliche Licht des Tages ſich darin ſpiegelte.

Die Wachen hielten mich wie in eiſernen Klammern — die Erde ſchien unter mir zu beben und ſich zu drehen — ein See von Blut breitete ſich vor meinen Augen aus. Glänzend ſtieg das Tagesgeſtirn höher und höher, ſeine Strahlen beleuchteten einen Mord — und ich ſtand und mußte Zeuge ſein, mußte hülflos, machtlos zuſehen!

Jetzt hörte ich das entſetzliche Commando: Achtung! Legt an! Feuer! Die lange Linie der Flintenläufe ſprühte donnernd Rauch und Flammen; das Echo hallte aus den Bergen wieder. Als ſich der Rauch verzogen hatte, ſtanden die drei vorhin von der Sonne beleuchteten Geſtalten nicht mehr da — ſie waren gefallen.

Mit der Kraft der Verzweiflung riß ich mich jetzt von meinen Wächtern los und ſchwankte zu dem Platze, wo er lag. Noch war ſein Leben nicht ganz entflohen.

Die Kugeln waren ihm durch die Bruſt gegangen, aber er athmete noch. Die Augen waren offen, und ich ſah noch einmal einen Abſchiedsgruß darin aufdämmern. Noch einmal umzog ein ſchwaches Lächeln ſeine Lippen.

Sie wird nun wiſſen, wie ich ſie geliebt. Sagen Sie ihr, daß ich für ſie geſtorben bin, flüſterte er leiſe, während ſein brechendes Auge an den Sonnenſtrahlen haftete, die am öſtlichen Himmel aufſchoſſen.

Seine Seele war mit dieſen Worten entflohen, aber das Lächeln lag noch auf ſeinen Lippen. Auch mein Bewußtſein ſchwand, und wie ein zu Tode Getroffener ſank ich neben ihm und dem offenen Grabe nieder, das man für ihn gegraben, während er noch unter den Lebendigen war.

Ich wußte, was ich viel ſpäter in allen Einzelnheiten beſtätigen hörte, daß er ſein Leben für das Stuart Lane's geboten und daß man den Tauſch angenommen. Man hatte den Virginier, der ohne eine Ahnung des heldenmüthigen Opfers war, das für ihn gebracht wurde, während der Nacht nach dem nächſten Lagerplatze der ſüdſtaatlichen Truppen geſandt, nachdem man ihm das Verſprechen abgenommen, als Auslöſung einen höhern Offizier der Unionsarmee, den er ſelbſt kürzlich zum Gefangenen gemacht, zurückzuſenden. Er wußte nichts, ahnte nichts von dem Tauſch, durch welchen ſein Leben für die Frau erhalten wurde, die ihn liebte — ließ ſich nichts davon träumen, daß die graue Feder an ſeiner Stelle ſtarb, daß die Flintenſchüſſe, welche weithin durch

Zwar nicht zum vor'gen Sang paßt, was ich ſage,
Jedoch zu dieſem künft'gen ſchickt es ſich
Doch kehren wir zu unſrem edlen Recken,
Der eben d'ran iſt, jenen Wein zu ſchmecken.

6.

Er ſann erſt eine kleine Weile nach,
Eh' er den Becher hob, wie ich verkündet.
Da ſann er etwas Klüg'res aus, und ſprach:
Ein Thor, wer ſucht, was er nicht gerne findet.
Mein Weib iſt Weib, und jedes Weib iſt ſchwach;
D'rum laßt mir meinen Glauben unergründet.
Bis jetzt hielt er mich frei von jeder Pein:
Wird's nun auf ſolche Proben beſſer ſein?

7.

Verlieren kann ich viel, nicht viel gewinnen,
Weil leichtlich die Verſuchung Gott empört.
Ich will — ob klug, ob thöricht mein Beginnen —
Nicht mehr erfahren, als für mich gehört.
Nun ſchafft mir alsbald dieſen Wein von hinnen!
Mich dürſtet's nicht, ich bin nicht ſo bethört.
Denn Gott verbeut uns ſolchen Blick in's Klare,
Mehr als den Lebensbaum dem erſten Paare.

8.

Wie Adam, der die Frucht zum Munde brachte,
Die ihm der Herr mit eignem Mund verbot,
Den tiefen Sprung von Freud' in Trauer machte,
Und nun verfallen war der ew'gen Noth,
So wer, was ſeine Gattin that und dachte
Und ſagte, ſtets erfahren will auf's Loth,
Fällt aus der Luſt in Jammer und in Klagen,
Und kann ſich nimmer ſeines Leids entſchlagen. —

die Stille des friſchen Morgens dröhnten, die Augen ſeines Feindes für immer ſchloſſen.

So endete der Mann, den wir Deadly Daſh genannt hatten. Der Schatten des virginiſchen Waldes umfängt ſein namenloſes, unbekanntes Grab. Er war ein Ausgeſtoßener, ein Verurtheilter, ein Verbannter; er hatte ſchwer geſündigt, und ſeine Miſſethaten ſchrieen zum Himmel, und doch — wenn ich an jenes ferne Grab im Süden denke, auf welchem das lange Gras im Winde weht, an welchem Niemand ſtillſteht, als vielleicht der ſcheue Hirſch, der durch die Wildniß ſtreift, dann ſteigen in mir Zweifel auf, ob nicht Etwas in ihm war, das auch den Beſten unter uns beſchämen könnte.

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

---

# Novellenſchatz
des
# Auslandes.

Herausgegeben
von
**Paul Heyſe** und **Hermann Kurz.**

**Preis eines Bandes** (von ca. 20 Bogen) **15 Ngr. oder 54 kr.**

Jeder Band wird einzeln verkauft.

Die günſtige Aufnahme, welche der „deutſche Novellenſchatz" fand, veranlaßte die Verlagshandlung, an die Herren Herausgeber deſſelben die Einladung zu richten, eine gleiche Sammlung von Novellen des **Auslandes** zu übernehmen. Die Verlagshandlung glaubt, mit derſelben der Leſerwelt eine gleich werthvolle Gabe zu bieten; denn obgleich wir in Deutſchland keinen Mangel an Ueberſetzungen, namentlich aus dem Gebiete der Erzählungsliteratur haben, ſo erwächſt gerade aus dem Maſſenhaften dieſer Erſcheinungen, abgeſehen von ihrer oft zweifelhaften Qualität, das leicht erklärliche Verlangen, jenes Gebiet an der Hand bewährter Führer zu betreten.

Die Herausgeber nun ſprechen ſich über die Geſichtspunkte, die ſie bei der Auswahl und Redaction des Unternehmens leiteten, in dem Vorwort zum erſten Bande folgendermaßen aus: „Wenn Romane, an denen das große Publikum doch zumeiſt nur ſeinen gröberen Stoffhunger zu ſtillen ſucht, eine oberflächliche Ueberſetzung noch eher vertragen — obwohl gerade die beliebteſten engliſchen Humoriſten ſich eines Salzes bedienen, das bei dem herkömmlichen Umkochen dumm zu werden pflegt — ſo ſind Novellen, und insbeſondere die künſtleriſch gelungenſten, von zu empfindlicher Art, um nicht unter der üblichen nachläſſig rohen Behandlung zu leiden. Man hat Ueberſetzungen mit umgekehrten Tapeten verglichen. Nun, ein großer Gobelin kann immerhin noch, von der Kehrſeite betrachtet, durch die Umriſſe der Compoſition im Großen und Ganzen und die Farben ſeiner Arabesken einen gefälligen Eindruck machen, während die Rückſeite einer feinen Handſtickerei das Auge beleidigt. Nur eine feinfühlig liebevolle Nachdichtung vermag in der kleineren Form, wo oft die leiſeſten Schattirungen und Farben-Uebergänge für die Wirkung entſcheidend ſind, das Original davor zu bewahren, daß es bei der Uebertragung gerade ſeinen eigenſten Reiz, die Unmittelbarkeit des perſönlichen Ausdruckes und den gleichſchwebenden Ton des Ganzen, einbüßt.

Ein mit ſolchen Anſprüchen begonnener **Novellenſchatz des Auslandes** wäre demnach trotz alledem immer noch kein müßiges Unternehmen, abgeſehen davon, daß hier dieſelben Gründe mitſprechen, die den Gedanken des deutſchen Novellenſchatzes eingegeben und demſelben zu einer ſo günſtigen Aufnahme verholfen haben: die immer wachſende Schwierigkeit, das Werthvolle aus der Menge herauszufinden, und der Wunſch ſo vieler Leſer, ſich bei der Wanderung durch dieſe Ueberfülle einer kundigen und ſorgſamen

Führung anzuvertrauen. Freilich ſteigert ſich auch dieſe Schwierigkeit, die ſchon bei der heimiſchen Novelliſtik nicht klein war, ſich vor Mißgriffen in der Auswahl zu hüten und die hervorragendſten Autoren wo möglich immer durch ihre bedeutendſten Leiſtungen zu vertreten, für die Herausgeber ſelbſt, bei einer Sammlung, die das ganze Gebiet der novelliſtiſchen Weltliteratur in charakteriſtiſcher Auswahl umfaſſen ſoll, in einem faſt entmuthigenden Grade.

Hier nun kommt es uns in noch höherem Maße als bei dem deutſchen Novellenſchatze zu Statten, daß wir uns der Hülfe trefflicher Mitarbeiter erfreuen, die auf dem Gebiete derjenigen Literaturen, welche uns im Original nicht zugänglich ſind — die ſlaviſchen und nordiſchen insbeſondere — durch umſichtige Auswahl unſer Geſchäft erleichtern, es überhaupt erſt ermöglichen. Die beiden erſten Bände, die wir hier vorlegen, bringen Novellen aus dem Franzöſiſchen, Ruſſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen und Engliſchen. Die folgenden werden auch die ungariſchen, däniſchen, ſchwediſchen, norwegiſchen und holländiſchen Novelliſten in ihren Kreis ziehen. Dabei iſt es zwar nicht unſere Abſicht, wie es im deutſchen Novellenſchatz aus äußeren Gründen nothwendig war, jedem Autor nur einmal das Wort zu ertheilen, doch aber, eine möglichſt gleichmäßige Vertheilung des Raumes an die verſchiedenen Nationen durchzuführen, wohlverſtanden: nach Maßgabe und Verhältniß der größeren oder geringeren Verdienſte, die ſie ſich um die Pflege der Gattung erworben haben“ u. ſ. w.

# Novellenſchatz des Auslandes.

Der Umfang der Bände wird dem der ſchon vorliegenden ſtets annähernd gleich bleiben.

## Inhalt des I. Bandes.

Colomba. V. **Prosper Mérimée.** Aus dem Franzöſiſchen v. Ludw. Schneegans.

Fauſt. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

## Inhalt des II. Bandes.

Eine abenteuerliche Nacht. Von **Anton Giulio Barrili.** Aus dem Italieniſchen von Johannes Kugler.

Das Schönpfläſterchen. Von **Alfred de Muſſet.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Schweigen im Leben, im Sterben vergeben. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner.

Ein Schuß. Von **Alexander Puſchkin.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire v. Glümer.

Das Heimchen am Herde. Von **Charles Dickens.** Aus dem Engliſchen von R. R.

## Inhalt des III. Bandes.

Wolfert Webber oder goldene Träume. Von **Waſhington Irving.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

Utballa. Von **Helena Hahn.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Der Teufelsſumpf. Von **Georges Sand.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

## Inhalt des IV. Bandes.

Advocat Loubet. Von Henriette-Etienne-Fanny Arnaud. **Mad. Charles Reybaud.** Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Leonard Hamm.

Pique Dame. Von **Alexander Puſchkin.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Die Tauben von St. Marcus. Von **Francesco dall' Ongaro.** Aus dem Italieniſchen von Pauline Schanz.

Das Klappenhorn. Von **Pedro A. de Alarcon.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner.

Deadly Daſh. Von **Ouida.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

**R. Oldenbourg,** Verlagsbuchhandlung.

# Die Naturkräfte.

Eine
## naturwiſſenſchaftliche Volksbibliothek
herausgegeben
**von einer Anzahl von Gelehrten.**

**Erſcheint in ca. 33 Lieferungen oder 11 Bänden, reich illuſtrirt.**
**Preis einer Lieferung von 6—7 Bogen 8 Sgr. oder 28 kr. —**
**Preis eines Bandes von drei Lieferungen 24 Sgr. oder fl. 1. 24 kr.**
**Preis eines Bandes elegant gebd. 1 Thlr. 2 Sgr. oder fl. 1. 52 kr.**
**Jeder Band wird auch einzeln verkauft.**

Indem die Verlagshandlung auf den ausführlichen **Proſpectus** verweiſt, welcher dem erſten Bande des Werkes vorgeheftet iſt, bemerkt ſie hier nur Folgendes:

Das Unternehmen hat ſich den Zweck geſetzt, dem Publikum in einer Darſtellungsweiſe, welche ſich gleich weit entfernt hält von dem trockenen Tone ſchulmeiſterlicher Belehrung als von verſtändnißloſer Verflachung, die Naturkräfte vorzuführen, welche der Menſch ſich unterworfen hat, oder mit denen er ſich noch im Kampfe befindet; es will dem Publikum anſchaulich machen und zum Verſtändniß bringen, was die Wiſſenſchaft von ihnen weiß und die Technik nutzbar gemacht hat.

Die Kenntniß der Naturkräfte und ihre Anwendung greift heute in tauſendfältiger Weiſe in unſer tägliches Leben ein, und doch, wie wenig iſt von dieſem Wiſſen bisher in Beſitz auch des gebildeten Publikums übergegangen! Wie gering das Intereſſe an dieſen wunderbaren Naturkräften! Das Unternehmen hat ſich vorgeſetzt, bei dem gebildeten Publikum dies Intereſſe zu erwecken und zu befriedigen.

Nach dem **einſtimmigen Urtheil der Kritik** iſt in den bisher erſchienenen Bänden dieſer Vorſatz **auf das Glänzendſte ausgeführt,** und haben ſich die **„Naturkräfte“** ſchnell als eine wahre **„naturwiſſenſchaftliche Volksbibliothek“** eingebürgert.

* * *

Bisher erſchienen 9 Bände mit folgendem Inhalte:

**Erſter Band: Die Lehre vom Schall.** Gemeinfaßliche Darſtellung der Akuſtik von **R. Radau.** 21 Bogen Text mit 114 Holzſchnitten.

**Zweiter Band: Licht und Farbe.** Eine gemeinfaßliche Darſtellung der Optik von Prof. Dr. **Fr. Joſ. Piſko** in Wien. 28 Bogen Text mit 130 Holzſchnitten.

**Dritter Band: Die Wärme.** Nach dem Franzöſiſchen des Prof. **Cazin** in Paris deutſch bearbeitet. Herausgegeben durch Prof. Dr. **Carl.** 19 Bogen Text mit 92 Holzſchnitten und einer Farbendrucktafel

**Vierter Band: Das Waſſer** von Prof. Dr. **Pfaff** in Erlangen, mit 21 Bogen Text und 57 meiſt größeren Holzſchnitten.

**Fünfter Band: Himmel und Erde.** Eine gemeinfaßliche Beſchreibung des Weltalls von Prof. Dr. **Bech** in Stuttgart. 19 Bogen Text mit 16 Holzſchnitten und 5 Tafeln.

**Sechſter Band: Die electriſchen Naturkräfte.** Der Magnetismus, die Electricität, der galvaniſche Strom. Mit ihren hauptſächlichſten Anwendungen gemeinfaßlich dargeſtellt von Prof. Dr. **Ph. Carl.** 20 Bogen Text mit 116 Holzſchnitten.

**Siebenter Band: Die vulkaniſchen Erſcheinungen.** Von Prof. Dr. **Pfaff** in Erlangen. 20 Bogen Text mit 67 Holzſchnitten.

**Achter und neunter Band: Aus der Urzeit.** Bilder aus der Schöpfungsgeſchichte. Von Profeſſor Dr. **Zittel** in München. 2 Theile. 37 Bogen Text mit 172 Holzſchnitten.

Die Bände 10—11 werden enthalten:

**Wind und Wetter,** von Prof. Dr. **Lommel** in Erlangen.

**Der Zuſammenhang der Naturkräfte.** Von Privatdocent Dr. **Weber** in Berlin.

**Die Verlagsbuchhandlung.**

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Novellenſchatz des Auslandes.

V.

9.

So ſpricht der Paladin mit guter Art,
Weit von ſich den verhaßten Becher weiſend,
Als er auf einmal ſeinen Wirth gewahrt
Ganz aufgelöst in Thränen, herzzerreißend.
Der ſpricht, nachdem ſein Schmerz gelinder ward:
Verflucht ſei, wer mich überredet gleißend,
Daß ich die Probe, wehe mir, gemacht,
Die mich um mein geliebtes Weib gebracht!

10.

O hätt' ich dich gekannt vor zehen Jahren,
Wie hätte mir genützt dein weiſer Sinn!
Du konnteſt vor den Thränen mich bewahren,
In deren Fluth ich faſt erblindet bin!
Doch will ich dir mein Leiden offenbaren:
Sieh's an, und ſei dein Mitleid mein Gewinn!
Ich will den Grund und Anfang dir bekennen
Von meiner Qual, die einzig iſt zu nennen.

11.

Du haſt hier oben eine Stadt[*] gelaſſen;
Ein Fluß, als See, umzingelt dieſe Stadt,
Der ſich vom Po läßt in die Arme faſſen
Und ſeinen Urſprung bei Benaco hat.
Sie ward gegründet, als in Trümmermaſſen
Die Stadt des Kadmus fiel, von Kämpfen matt.
Dort, hoch entflammt, begannen meine Tage,
Doch unter niedrem Dach, in dürft'ger Lage.

12.

Wenn mich das geiz'ge Glück auch nicht mit Schätzen,
Wie's ſchicklich war für meinen Rang, bedacht,
So wollte die Natur mir dieß erſetzen,
Die über alles Maß mich ſchön gemacht.

---

[*] Mantua.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

Paul Heyſe

und

Hermann Kurz.

Fünfter Band.

---

München.
Rudolph Oldenbourg.

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt
## des fünften Bandes.

Seite

**Das Regimentsalbum.** Von Edmond About. Aus dem Franzöſiſchen von Wihelm Ludwig Hertz 1

**Servil und Liberal** oder **drei Taubenherzen.** Von Fernan Caballero. Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner . . . . . . . . . . . . . 71

**Tante Franziska.** Von Carl Bernhard. Aus dem Däniſchen . . . . . . . . . . . . . . . 159

**Die blauäugige Jungfrau.** Erzählung eines engliſchen Küſtenwächters. (Harper's Monthly Magazine, Auguſt, 1851.) Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe . . . . . . . . . . . . . 275

# Das Regiments-Album.

Von

**Edmond About.**

(Geb. 1828.)

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Wilhelm Ludwig Hertz.**

# I.

Eine ſtattliche, ſchlanke und noch hübſche Frau von fünfundvierzig Jahren ging eiligen Schrittes durch die Straße St. Dizier in Nancy. Sie ging ſo eilig, daß ihr Führer, ein Kellner des Hotel de l'Europe, kaum zu folgen vermochte.

Die Auguſtſonne ſchien ihr ſenkrecht auf den Kopf; es fiel ihr aber nicht einmal ein, den Sonnenſchirm, welchen ſie hin und her ſchwang, aufzuſpannen.

Sie war unzweifelhaft vom Lande. Der gebräunte Teint, das für eine Sommertoilette viel zu ſchwere Seidenkleid, ein allzu bunt geſticktes Crêpe-de-Chine-Tuch, ein überladener, etwas überjähriger Hut, Brillanten, welche man doch ſonſt nicht in prallem Sonnenſchein ſpazieren führt, Alles ließ eine jener wackern Damen vom Lande erkennen, die ein ganz gutes Franzöſiſch ſprechen, ohne ihr Patois zu vergeſſen. — Madame! Madame Humblot! rief der keuchende Kellner, bitte, einen Augenblick! Sie gehen vorüber!

Sie drehte ſich ſofort um. Eben noch Heldin, die im Sturmſchritt erobern will, und nun zaghafter, furchtſamer, als eine Confirmandin. — Schon? ſagte ſie. Wo?

Nun, beim Schilderhaus! Wenn Sie vor einer und derſelben Thür einen Voltigeur ſtehen und einen Sapeur ſitzen ſehen, ſo brauchen Sie nicht zu fragen, ob in dem Hauſe ein Oberſt wohnt. Schildwache und Ordonnanz ſind ein Aushängeſchild.

Gut, das will ich mir merken, das kann man behalten. Und wie ſagten Sie daß er heißt?

Vautrin; ein ſtattlicher Mann, ſtattlich wie Sie Madame Humblot; gibt jeden Sonntag ein famöſes Diner und einen Ball bis Morgens 6 Uhr. Da giebt es Eis, Thee, Punſch und was dazu gehört.

Schon gut! Und ſeine Frau? Er iſt doch verheirathet, nicht wahr?

Freilich, in aller Form. Eine außerordentliche Dame! Das Pulver hat ſie zwar nicht erfunden. Das thut indeſſen der Achtung, die ihr Jeder erweiſ't, keinen Eintrag. Aber die Tochter . . . .

Gut. Ich fürchte nur, daß Madame Vautrin nicht zu Hauſe iſt.

Ich will das Kindermädchen da drüben fragen.

Der zutrauliche, ſpaßhafte Lothringer lief über die Straße zum Sapeur und kehrte dann zu Madame Humblot zurück. Die Kleine hat mir bei ihrem Bart geſchworen, daß Alle zu Hauſe ſind. Alſo, wenn's gefällig wäre . . . .

Aber was fiel mir denn nur ein, ſo früh zu kommen? Sie werden beim Frühſtück ſein.

Nein, auf mein Wort nein! Jetzt iſt es drei Viertel auf zwölf, alſo hat alles Militair von Frankreich und Afrika ſchon gerade vor fünfundvierzig Minuten gefrühſtückt.

Nun, ſo ſei es denn, ſeufzte Madame Humblot.

Eigentlich war ſie über die Auskunft nicht zufrieden, aber ſie ergab ſich in ihr Schickſal. Ueber Berge wäre ſie geklettert, über Meere wäre ſie geſchifft, über glühende Kohlen geſchritten, um zu Madame Vautrin zu gelangen; aber auf ebenem Wege, vor der geöffneten Thüre ſank ihr Muth. Es hätte wenig gefehlt, ſo hätte ſie Ferſengeld gegeben und wäre nach Hauſe gelaufen. Der behäbige Cicerone aber verlegte ihr den Rückzug: Nun, Madame Humblot, ſagte er, Gott ſtraf' mich! Sie ſehen ja aus, als ob ich Sie zum Zahnarzt bringen ſollte.

Bei dieſen Worten nahm ſie ſich zuſammen, zuckte die Achſeln und ſchritt vorgebeugten Hauptes durch den Thorweg; den Sapeur verwickelte ſie in ihre lange Schleppe.

Der Mann mit dem Barte überantwortete ſie einer Köchin, dieſe einem Kammermädchen, und nach nicht ganz fünf Minuten ſtand Madame Humblot etwas betroffen mitten in einem prächtigen Salon.

Die Weiber lagen all' in meinen Netzen,
Für meinen friſchen Jugendreiz entfacht,
Den ich durch Sitte wußte zu erheben —
Zwar klingt's nicht gut, ſich ſelbſt dieß Lob zu geben.

13.

Es lebt' in unſrer Stadt ein weiſer Mann,
Unglaublich faſt in jeder Kunſt erfahren,
Und war, als ſeine Lebensfriſt verrann,
Gelangt zu hundert acht und zwanzig Jahren,
Einſam, bis an das Ende faſt; doch dann
Konnt' er vor Amors Pfeil ſich nicht bewahren:
Ein ſchönes Weib ward durch Geſchenke ſein
Und ſchenkte heimlich ihm ein Töchterlein.

14.

Und um zu hindern, daß die Tochter nimmer
Der Mutter gleiche, die ihm, ſchnell beſiegt,
Die Keuſchheit gab um Lohn und eitlen Schimmer,
Die alles Gold auf Erden überwiegt,
Entzieht er der Geſellſchaft ſie für immer,
Sucht einen Ort, der ſtill und einſam liegt,
Und läßt dieß Schloß mit ſeinen Prachtgeſtalten
Von Geiſtern bau'n durch zaubriſche Gewalten.

15.

Und in der Obhut alter, keuſcher Frauen
Erblühte ſie zu großer Schönheit hier.
Niemals bekam ſie einen Mann zu ſchauen,
Als ihn, ja, keiner ward erwähnt vor ihr.
Und um ſie durch Exempel zu erbauen,
Ließ er die Frauen, die die höchſte Zier
Bewahrten vor verbot'ner Liebe Schlingen,
In Farben ihr und Stein vor Augen bringen.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21120 / 042**

Bei ihrem Namen und ihrem Erſcheinen erhob ſich eine umfangreiche Dame mit einem kleinen leiſen Schrei und ein junger Backfiſch, nicht gerade ſehr ſorgfältig friſirt, ging ihr mit einer kriegeriſchen Miene entgegen. Madame Vautrin war nämlich ungewöhnlich ſchüchtern, und ihre Tochter war es nicht im mindeſten. Dieſe half denn auch den beiden würdigen Damen aus der Verlegenheit, bot der Madame Humblot einen Stuhl und erſuchte ſie, die Veranlaſſung „ihres liebenswürdigen Beſuches“ mitzutheilen.

Madame Humblot ſah ein, daß nichts mehr half. Nach einigen Entſchuldigungen erzählte ſie in gutem Franzöſiſch, daß ſie ſeit langen Jahren Wittwe ſei, daß ſie eine Tochter von neunzehn Jahren habe und ein anſehnliches Erbgut in Marans in der unteren Charente beſitze. Ein Zuſammentreffen unvorhergeſehener, um nicht zu ſagen ſonderbarer Ereigniſſe veranlaſſe ſie, ihre geliebte Antoinette mit einem Offizier der Garniſon von Nancy zu verheirathen. Der erſte Eindruck, den ihr der junge Mann gemacht, ſei ſehr günſtig, indeſſen ſei ſie doch nicht hinreichend über ſeinen Charakter, ſeine Sitten, ſeine Grundſätze unterrichtet, deßhalb rufe ſie als Mutter die hergebrachte Freimaurerei der Mütter an und hoffe von Madame Vautrin in ſo wichtiger Angelegenheit die unbedingteſte Wahrheit zu erfahren. Dieſe würdige Einleitung intereſſirte die Frau des Oberſten und befreite ſie von ihrer Verlegenheit.

Madame Vautrin antwortete, daß ſie ſehr dankbar für die ihr erwieſene Ehre ſei, und verſprach, gewiſſenhaft Erkundigungen einziehen zu wollen. Leider kenne ſie die Herren nur aus oberflächlichem Höflichkeitsverkehr; ſie lebe ganz für ihr Haus, für die Erziehung ihres kleinen Satans; Stickereien für Kirchen nähmen ihre übrige Zeit gänzlich in Anſpruch; ſie habe auch kein intimeres Verhältniß zu den übrigen Damen von der Garniſon; aber wenn ein ſo ernſtes Intereſſe ſich geltend mache, ſo erachte ſie es als eine Pflicht, an allen Thüren anzuklopfen. Uebrigens, wenn der junge Mann vom Regiment ſei, Herr Vautrin kenne alle ſeine Leute von Grund aus wie Cäſar —: denn er beſitzt, Madame, einen ſcharfen Adlerblick und ein weiches Vaterherz.

Ich weiß nicht, erwiderte Madame Humblot, ob der bewußte Herr die Ehre hat, unter dem Befehl des Oberſt Vautrin zu ſtehen.

Falls er von der Infanterie iſt, gewiß. In Nancy ſteht nur unſer Regiment.

Aber vielleicht iſt er von der Cavalerie. Wir haben ihn nicht in Uniform geſehen.

Wie ſonderbar! Was iſt er?

Ich glaube, er iſt Capitän, zum mindeſten Lieutenant. Darüber hat er ſich nicht ausgeſprochen.

Alſo ein Original? Wie heißt er denn, meine theure Dame?

Ach! gerade auf Ihre Hülfe rechnete ich, um ſeinen Namen zu erfahren.

Bei dieſer Eröffnung machte Madame Vautrin große Augen, und das junge Mädchen brach in Lachen aus.

Die Fremde ſah ſofort ein, daß ihre geſunde Vernunft in Zweifel gezogen wurde, und ergriff daher lebhaft das Wort: Ich kann Ihnen mit wenigen Worten eine Aufklärung geben, Madame, und Sie werden geſtehen, daß der Zufall oder die Vorſehung für das Ungewöhnliche meines Erlebniſſes mehr die Verantwortung tragen, als ich; aber Ihre liebenswürdige Tochter iſt doch wohl zu jung für eine Liebesgeſchichte von ſo... beſonderer Art.

Die kleine Lachluſtige richtete ſich ſtolz auf: Ich bin vierzehn Jahre alt, Madame, und meine Mutter erweiſ't mir das Vertrauen, die wichtigſten Dinge in meiner Gegenwart zu verhandeln. Wünſcheſt du, daß ich gehe, Mama?

Madame Vautrin ward roth, ſo roth wie eine Wolke bei Sonnenuntergang: — Blanche, Blanchette, mein Liebling, geh nicht fort, aber thue etwas. Setz dich ans Clavier. Sei artig.

Bin ich es denn nicht immer?

O, gewiß.

Das verzogene Kind ſetzte ſich ans Clavier und begann eifrigſt zu üben. Zuerſt ſpielte ſie mit ſolcher Energie, daß man im Salon kein Wort verſtehen konnte, aber nach und nach mäßigte ſie ſich, ſo daß ihre Muſik eine ſanfte Begleitung zu der Unterhaltung bildete.

Konnte Blanche auch nicht die Erzählung der Madame Humblot Schritt für Schritt verfolgen, ſo entgingen ihr doch wenigſtens nicht die weſentlichen Stellen, und ſie begriff dieſelben eben ſo gut, vielleicht beſſer als ihre gute Frau Mutter.

Madame, ſagte die Wittwe Humblot, ich brauche nicht mehr zu fürchten, daß Sie ſich wundern werden, wenn ich geſtehe, daß ich mich vollſtändig als die Sclavin Antoinettens anſehe. Neun Zehntel der Mütter ſind heut zu Tage wie wir, da kann Niemand dagegen an. Es iſt, als ob dieſe Schwäche anſteckte. Wir haben auch Liebe erfahren, wir Beide, aber auf eine andere Art. Ich bekam Schläge, wenn ich nicht artig war, Sie vielleicht auch, aber wir Beide werden ſterben, ohne je unſere Töchter, die doch nicht artiger ſind, als wir waren, geſchlagen zu haben. Unſere Eltern verheiratheten uns, wie es ihnen beliebte, und nicht wie wir's gehofft hatten. Einige weinten darüber, die Muthigeren klagten laut über Tyrannei und redeten vom Kloſter; aber das Ende war, daß man nachgab, und man befand ſich nicht übel dabei. Vater und Mutter haben eine beſſere Menſchenkenntniß, als ein junges Ding von zwanzig Jahren, das ſteht feſt. Ich, wie Sie mich da ſehen, ich glaubte vor Verzweiflung ſterben zu müſſen, als man mich einem halben Bauern, aber braven Manne geben wollte. Ich wollte keinen Andern als den erſten Schreiber beim Advocaten Riquet, ſein Semmelgeſicht hatte es mir angethan. Geſegnet ſeien meine trefflichen Eltern, die mich trotz meiner Thränen verheirathet haben, denn mein armer Humblot hat mich ſehr glücklich gemacht, und der liebenswürdige

Schreiber, der ſitzt auf Lebenszeit auf der Galeere zu Toulon. — Antoinette iſt ein liebes gutes Kind, ſie liebt mich und hat keine Geheimniſſe vor mir. Ich habe mich bemüht, ihr Vertrauen zu gewinnen, und ich kann mich rühmen, daß ich es ganz und gar beſitze. Ihre Gedanken ſind meine Gedanken, und ſie ſieht die Dinge, wie ich ſie ſehe. Hätte ſie in einer raſchen Wallung des Herzens eine üble Wahl getroffen, ſo würde es nur eines Wortes von mir bedürfen.

Aber weßhalb ſollten wir nicht annehmen, daß dieſer junge Offizier, wie es auch ſcheint, ein ordentlicher Menſch iſt? warum ſollte ich ihm meine Tochter nicht geben? Die Partieen, welche uns in Marans nahe gelegt wurden, waren zwar ſehr anſtändig, aber nicht nach ihrem Sinn. Sie hat ſie alle ausgeſchlagen aus Gründen, gegen die ſich nichts ſagen ließ. Sollte ich ſie zwingen, ihrer Neigung Gewalt anzuthun? Ich ſagte mir ſtets, ſie iſt jung, ſie hat noch Zeit. Im vorigen Monat, als noch einmal alle Heirathscandidaten aus unſerer Gegend Revue paſſirt hatten, fiel es mir ein, daß es gut ſein möchte, ein wenig zu reiſen. Die Zeitungen rühmten den Rhein, Baden, Wiesbaden als europäiſche Sammelplätze für Heirathsluſtige. Was läßt ſich dagegen ſagen? Gerade jetzt bedurfte mein armes Kind der Zerſtreuung, ſeit dem Frühjahr erſchien ſie nachdenklich. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß unſer Leben zu Hauſe zwar ſehr thätig, aber doch ein wenig einförmig iſt. Ich übergab das Gut dem Inſpector, der ein wackerer, von mir geſchulter Mann iſt, und wir ſetzten uns auf die Eiſenbahn. Ohne Aufenthalt eilen wir durch Paris durch, da es leer und ſtaubig und zur größeren Hälfte im Neubau begriffen iſt, und ſteuern geraden Wegs auf Baden zu. Bis Commercy ging Alles gut, aber da erreicht uns unſer Geſchick. In unſerm Waggon war nur noch ein Plätzchen leer, mir gegenüber. Ich hatte unſere Decken und Shawls auf dasſelbe gelegt und hoffte, daß es ſo bis Baden bleiben würde. Im letzten Augenblick, zwiſchen dem Läuten und dem Pfeifen der Locomotive, ſtürmt eine luſtige Geſellſchaft auf den Perron. Zwölf bis fünfzehn Offiziere in Uniform, theils Cavaleriſten, theils Infanteriſten, gaben einem Offizier in Civil das Geleit. Die jungen Leute vollführten einen Heidenlärm und ſprachen laut, wie wenn ſie eben vom Diner kämen. Die Thür unſeres Waggons wird geöffnet, ich ſehe eine allgemeine eilige Umarmung, höre ein vielfaches Adieu, mein Lieber, Adieu, mein Beſter, Adieu, Alter, und ein junger Mann von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, ſchön wie der Tag, fällt im wahren Sinne des Wortes wie vom Himmel auf meine armen Reiſedecken.

Er entſchuldigt ſich in der höflichſten Weiſe und wirft ſeine Cigarre ſofort zum Fenſter hinaus, als er ſieht, daß er in unſerer Geſellſchaft ſich befindet. Er war nicht ſchuld, daß er uns in unſerm Waggon, in welchem die Luft ohnehin zum Erſticken war, noch mehr beengte; aber er mußte um jeden Preis wieder zu ſeinem

Corps kommen und konnte zufrieden ſein, wenn ſeine kleine Deſertion unbemerkt blieb. Uebrigens verſprach er uns, in Toul einen andern Platz ſuchen zu wollen, und ſchlimmſten Falls: Nancy ſei ſein Reiſeziel. In Toul aber blieb der gute Junge ſitzen, und er hatte guten Grund dazu: wir waren nämlich in die beſte Unterhaltung gekommen, und Sie können mir glauben, daß Niemand gegen den Zauber ſeines Weſens verſchloſſen bleiben konnte. Ich frage mich noch immer, ob er dieſe ſtürmiſche Heiterkeit aus dem Waſſer der Meuſe geſchöpft habe, und doch ſagte er nicht ein einziges Wort, an welchem die ernſteſte Kritik hätte Anſtoß nehmen können. Seine Ausdrucksweiſe iſt eigenthümlich, echt ſoldatiſch; hätte ſie nach der Kaſerne geſchmeckt, ſo würde ſie weder meine Tochter noch mich bezaubert haben. Er iſt wirklich ein außerordentlich liebenswürdiger junger Mann, hübſch, ohne fade zu ſein, ohne jede Großſprecherei, geiſtvoll und doch nicht boshaft, ausgelaſſen und doch mit Maß. Sie müßten ihn aus dieſer Schilderung erkennen können.

Sie paßt auf mehr als Einen, meine Liebe, aber wir wollen Den ſchon finden, der Ihnen am Herzen liegt.

Unter Tauſenden würde ich ihn wieder erkennen. Eigentlich erwies er ſeine Aufmerkſamkeiten allen Reiſegefährtinnen, und wir waren unſerer vier. Aber nach und nach wandte er ſich ausſchließlich an meine Tochter und mich, und Antoinette ſchien ihm mit geſpannter Theilnahme zuzuhören. Man konnte glauben, der liebe Gott habe ſie für einander geſchaffen, und den Beiden iſt vielleicht dieſer Gedanke zur ſelben Zeit gekommen, wie mir. Er iſt groß, ſie iſt nicht klein; er iſt braun, ſie iſt blond, ſie ſind Beide ungefähr gleich hübſch. Ich ſagte mir, als wir fuhren:

Schlägt die Liebe wie ein Blitz zu derſelben Zeit in zwei Herzen ein, dann iſt es thöricht, die Gelegenheit nicht zu benutzen.

Sie merken wohl, daß auch ich wie verzaubert war, denn eine Mutter iſt immer eiferſüchtig auf ihren Schatz, und iſt geneigt, den Mann, der ihrer Tochter gefällt, vor der Hand für einen Dieb zu halten. Er lief Sturm auf Antoinettens Herz und hatte es bald erobert. Meine Tochter iſt in den ernſteſten Grundſätzen großgezogen, ſie iſt auch von Natur und durch unſere Abgeſchloſſenheit ſchüchtern; daß ſie etwas größer iſt als gewöhnlich, genirt ſie überdies. Nun ſtellen Sie ſich vor, daß ſie bald mit dem jungen Mann zu plaudern begann, als ob ſie ſich ſeit Jahren kennten. Ich erkannte ſie gar nicht wieder und war glücklich, ſie ſo erſtaunlich aufgethaut zu ſehen. Die Engel hätten hören können, was ſie mit einander ſprachen; aber man merkte wohl hinter ihren Worten die tauſend guten und lieben kleinen Dinge, aus denen man das Erwachen der Liebe herausfühlt. Sehr erſtaunt waren ſie, als ſie in den Bahnhof von Nancy einfuhren, denn ſie hatten die Meilen nicht gezählt. Der Offizier verabſchiedete ſich von uns in beſter Form, mit Worten, in denen Alles lag, Gemüth, Gutherzigkeit, Beſcheidenheit. Ich entſinne mich nicht des Wortlautes, aber ſie beſagten, daß eine Reiſe eine ſonderbare Sache ſei; man nähere ſich einander auf einer Reiſe durch tauſend kleine Veranlaſſungen ſo, als ob man ſich nie wieder trennen wolle, und bei der erſten Station gehe doch Jeder ſeines Weges, zwar mit einer freundlichen Erinnerung im Herzen, aber auf Nimmerwiederſehen.

Ich ſah ein, daß er durchaus Recht hatte, wenn ich kälter an das kleine Ereigniß zurückdachte; denn hat man nur Eine Tochter, ſo hofft man, daß ſie nicht in die Fremde ſich verheirathe. Der beſte, ſchönſte Offizier erſchien mir wie ein Räuber. Deßhalb hoffte ich, daß Antoinette die Begegnung vergeſſen würde, und bemerkte mit Freude, daß ſie nicht weiter von derſelben ſprach. In Baden trafen wir mehrere uns bekannte Familien, wir hatten viel Vergnügen und machten herrliche Ausflüge. Die jungen feinen Herren ließen ſich nicht lange bitten, von der Partie zu ſein: meine Tochter iſt nämlich nicht nur anſehnlich von Perſon, man weiß auch, daß ſie 60,000 Frcs. Rente aus unſern hübſchen Gütern hat, und dort wie hier ſind Thaler die wahre Lockſpeiſe für Lerchen. Sie können ſich denken, daß es an Heirathsluſtigen nicht fehlte; guter Gott, ſogar für mich nicht. Kurz, alle waren ſo artig als möglich gegen uns, aber meine Fräulein Tochter nahm das Alles ſo hin, als müßte es ſo ſein, und dankte es Niemand. Von Zeit zu Zeit fühlte ich ihr den Puls: Was denkſt du von Dieſem? wie gefällt dir Der? Regelmäßig

16.

Und nicht nur die, ergeben ihren Pflichten,
Durch Zucht und Treu' die alte Welt geſchmückt,
Und deren Ruhm, bewahrt in den Geſchichten,
An's Ziel der Tage dauert unverrückt,
Auch die einſt leben werden in Gedichten
Italiens, das freudig auf ſie blickt,
Ließ er in lebenswahren Bildern ſehen,
Wie jene acht, die an dem Brunnen ſtehen.

17.

Wie nun die Tochter reif erſcheint dem Alten,
So daß die Frucht ein Gatte pflücken kann,
— Sei's meines Unſterns, meines Sternes Walten —
Trägt er ſie mir vor allen Andern an
Die Länderei'n, die zwanzig Meilen halten,
Was nur gehört in dieſes Schloſſes Bann,
Den ſchönen Bau, das Feld, die Fiſchereien,
Läßt er mit ſeiner Tochter mich erfreien.

18.

Schön war ſie und ſo hold in ihren Sitten,
Daß jeder Wunſch die vollſte Gnüg' empfing.
Im Sticken war und Nähen unbeſtritten
Die feine Pallas ſelbſt vor ihr gering;
Und wie ſie ſang, und wie ſie kam geſchritten,
Schien ſie ein Engel und kein irdiſch Ding;
So war auch in den freien Künſten allen
Der Apfel nicht gar weit vom Stamm gefallen.

19.

Mit großem Geiſt und nicht geringrer Schöne,
So daß ſie Steine hätten müſſen preiſen,
Verband ſie eine Liebe, deren Töne
Noch jetzt im Nachklang mir das Herz zerreißen.

antwortete ſie: Nicht gut, nicht ſchlecht. Niemals ein Schwanken, niemals der kleinſte Schein von Unentſchiedenheit.

Förmlich eingemauert in ihre Gleichgültigkeit war ſie. So ſtanden die Sachen einen Monat lang, als ſie eines Abends auf eine Filigrannadel trat, die wahrhaftig kaum dreißig Sous werth war; aber ſie weinte und weinte ſo anhaltend, als ob ſie ſich die Augen ausweinen wollte. Eine Mutter läßt ſich aber durch dergleichen nicht täuſchen; große Wirkungen müſſen ernſte Urſachen haben. Ich frage ſie, ich bitte ſie, ich fange auch an zu weinen, ich thue Alles, was Sie an meiner Stelle gethan hätten, Madame, denn alle Mutterherzen ſind aus demſelben Teige gebacken; und endlich geſteht mir mein armes Kind ihr Geheimniß. Ich, ich hatte nicht mehr an den jungen Mann gedacht: aber Antoinette hatte alle die Tage nur an ihn gedacht. Die Liebe war leiſe, unbemerkt in ihr reines Herz gedrungen, wo ſie wohl Wurzel faſſen konnte. Ach! heute braucht man mir nicht mehr zu erklären, wie aus einem kleinen Samenkorn ein großer Baum erwachſen kann. Mein Kind geſtand mir, daß ſie liebe, für das Leben, daß ſie ihr Ideal gefunden habe, daß ſie nie einen Anderen nehmen würde, und wenn ich ſo barbariſch wäre, ihr den Unbekannten zu verſagen, daß ich ſie dann tödten würde. Lieber Gott! das war Alles nicht nöthig, um mich zu überreden; unſere Kinder halten ja unſere Herzen wie an einem Faden und lenken ſie, wohin ſie wollen. Ich habe Alles überlegt, und ich fange an zu glauben, daß meine liebe Antoinette das Beſte erwählt hat.

Das Epaulette iſt in den Augen der großen Menge nichts als ein Putz; verſtändigen Eltern bietet ein Offizier Garantieen. Wir können auf eine gewiſſe ernſte Bildung rechnen, auf gute Erziehung, ritterliche Höflichkeit, Muth, Uneigennützigkeit und unbedingte Anſtändigkeit; denn das iſt ja bekannt, daß ein nur halbanſtändiger Offizier nicht in der Armee geduldet wird. Das iſt aber das Schreckliche dabei, daß unſere Töchter von einem Ort zum andern mit ihnen ziehen müſſen. Indeſſen fand ich bei ruhiger Ueberlegung, daß ſie ſie doch nicht in den Krieg mitnehmen können, und daß ich jedes Mal zu meinem Recht kommen würde, wenn er ins Feld rückte; mindeſtens müßte man mir dann doch die Kinder laſſen; denn dieſe armen Würmer ſind keine Packete, die man überall mitnehmen kann; und wer kann übrigens wiſſen, ob er nicht ſeinen Abſchied nimmt, wenn er Familie hat?

Mein Entſchluß iſt jedenfalls gefaßt; der junge Mann wird mein Schwiegerſohn, und wäre er von noch ſo untergeordneter Herkunft und noch ſo arm. Wir haben genug für ihn und für uns, und ich habe niemals begehrt, daß meine Tochter eine Marquiſe werde. Es iſt ja ſchon etwas Vornehmes, die Frau eines Offiziers zu werden. Ich muß nur wiſſen, ob der hübſche Unbekannte nicht etwa ein Courſchneider, ein Spieler, ein

Abſinthtrinker iſt. Wenn das Unglück wollte, daß er auch nur einen dieſer drei Fehler hätte — nein, nur die beiden letzten ſollen ein Hinderniß ſein; mag doch die Frau das Herz ihres Mannes feſſeln. Spielt er aber, oder trinkt er, ſo faſſe ich einen ſchnellen Entſchluß, und ſollte Antoinette darüber verzweifeln. Mit Einem Schlage will ich ſie lieber tödten, als langſam ſie hinſterben ſehen.

Dieſen Schluß, der nicht ohne einige Thränen erfolgte, begleitete Blanche mit den lauteſten Paſſagen.

Die Frau Obriſtin war trägen Geiſtes, aber vortrefflichen Herzens. Die Anſtrengung, welche ſie gemacht hatte, der Erzählung der Madame Humblot zu folgen, und die Theilnahme, welche dadurch erregt war, bewegten lebhaft die würdige dicke Dame, und ſie ſchwitzte große Tropfen. Sie ſammelte ſich einen Augenblick, trocknete ihr Geſicht und ihre Hände und rief:

Wenn er nun verheirathet iſt?

Dann iſt meine Tochter gerettet. Das Sprichwort ſagt: Unmöglich macht Alles möglich.

Und wenn er aus einer Familie wäre, die ungeheure Anſprüche macht, wie es deren giebt?

Was das Geld betrifft, ſo kann ich nicht mehr geben, als ich habe; aber findet man denn häufig eine Mitgift wie die unſrige? Was den Namen betrifft, ſo iſt der unſere gewiß ſo ehrlich, wie Einer. In der Familie Humblot iſt nie ein Judas, nie ein Räuber, ein Verſchwörer, nie ein Wucherer, niemals eine Maitreſſe vorgekommen. Kennen Sie auch nur zehn Familien aus dem vornehmſten Adel, die ein Gleiches von ſich rühmen dürften? Und was thut der Name meiner Tochter zur Sache, da er für immer in dem ihres Mannes aufgeht?

Vortrefflich geſprochen, Madame. Wir brauchen nur noch den fraglichen jungen Mann zu finden; da Sie ſicher ſind, ihn auf den erſten Blick zu erkennen ....

Gewiß, ganz gewiß!

Unſere Nachforſchungen werden nicht langwierig ſein und nicht beſchwerlich. Die Garniſon von Nancy beſteht aus unſerm Regiment, zwei Escadrons Cavalerie, einigen Cavalerie- und Ingenieur-Offizieren und dem Generalſtab. Ich, wie ich Ihnen ſchon ſagte, kenne die Offiziere des Herrn Vautrin nicht hinlänglich, aber meine Tochter beſitzt die Photographieen ſämmtlicher in einem Album. In dieſem Album wollen wir unſere Nachforſchungen beginnen. Wenn Ihr Schwiegerſohn nicht hier iſt, ſchütteln wir den Staub von unſeren Füßen und ſehen uns anderweitig um. Es iſt ſchade, daß ſich der Herr an jenem Tage, an welchem Sie ihm begegneten, nicht auf regulärem Urlaub befand: dann brauchten wir nur das Datum zu wiſſen, um ihn zu faſſen. Jetzt iſt es eine Frage der Zeit.

Wir können warten. Ich glaubte, und meine Tochter auch, daß Nancy eine kleine Stadt ſei. Nun ſind wir ſeit drei Tagen hier, haben alle Straßen, Promenaden, die Umgegend durchlaufen, haben die Muſik in der Pepinière angehört, haben alle jungen Offiziere ſcharf angeguckt, und ſind von ihnen auch wieder gehörig angeguckt worden, aber Alles umſonſt, meine theure Dame. Eine plötzliche Eingebung vom Himmel treibt mich heute zu Ihnen. Sein Sie bedankt für Ihre liebenswürdige Aufnahme und für Ihre Bereitwilligkeit. Gott möge an Ihrem Kinde das vergelten, was Sie an meiner Tochter thun wollen.

Die beiden guten Damen umarmten ſich gerührt, und Madame Vautrin rief ihre Tochter.

Blanchette! mein Herzchen! mein liebes Kind! Nun, Blanchette!

Je lauter die Mutter rief, deſto lauter ſpielte Blanche. Man hätte glauben ſollen, daß das Clavier ein Verbrechen begangen habe, und daß ſie es deßhalb ſofort in Grund und Boden ſchlagen wolle. Als ſie ſich endlich herbeiließ, auf ihre Mutter zu hören, ſagte Madame Vautrin:

Verzeih, daß ich dich ſtöre, liebes Kind, und hole uns doch, bitte, das Regiments-Album.

Mein Album?

Ja, dein Regiments-Album.

Gleich, Mama.

Sie verließ zögernd und langſam das Zimmer, ſtellte ſich draußen vor einen Spiegel und ſtreckte vor demſelben die Zunge heraus. Ihr Zimmer war am Ende einer ganzen Reihe anderer. Sie ſchob ſofort den Riegel vor, ergriff ein Album von rothem Saffian mit Elfenbein-Ornamenten, ſchlug es in der Mitte auf und ſuchte die Lieutenants vom zweiten Bataillon. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Unter dem Portrait ſtand: Aſtier (Paul) in ſchönen, großen, ſteifen Buchſtaben.

Er iſt's, ſagte ſie mit finſterem Geſicht. Er allein kann es ſein. Sie zog die Photographie aus ihrem Rahmen, zerriß ſie in kleine Stücke und ſteckte dieſelben in die Taſche; dann bedachte ſie, daß dieſe Lücke Verdacht erregen könne. Sie löſ'te alſo den Rahmen, der auf das Blatt aufgeklebt war, ab. Als ſie Alles beſeitigt hatte, belebte eine boshafte Freude ihr Geſicht und ſie murmelte: So, nun habe ich mich gerächt, an einem Uebermüthigen mich gerächt, wie ein Weib ſich rächt!

Und damit lief ſie mit dem Album zu den beiden Müttern zurück.

Madame Vautrin küßte ſie auf die Stirn. Nun kannſt du bei uns bleiben, mein Schatz! wir haben keine Geheimniſſe mehr.

Man kann ſich denken, daß der Madame Humblot das Herz lebhaft ſchlug. Nur aus Höflichkeit ſah ſie den Oberſt und die hohen Häupter des Regiments an; als aber die Reihe der Capitains begann, machte ſie die Augen weit auf. Nicht ohne einen gewiſſen Stolz fand ſie alle jene Herren minder hübſch, groß, ſchlank, anziehend, als ihren künftigen Schwiegerſohn, und doch fehlte es dem Regimente weder an angenehmen noch an ſchönen Männern. Aber der ausgezeichnete Unbekannte war immer ſchöner, als der Eine, und immer eleganter, als der Andere. Blanchette lächelte für ſich, als ſie dieſe Bemerkungen hörte. Sie ſagte zu Madame Humblot: Wenn die Herren Sie hören könnten, Madame, dann würden ſie mit dem Prinzen, der ſie Alle aus dem Sattel hebt, Händel anfangen.

Als man zu den letzten Blättern des Albums gekommen, ward der kleine Teufel noch ſchlimmer und herausfordernder als bisher.

Es bleiben nur noch vier übrig, ſagte ſie. Die Letzten ſind die Beſten. Wer warten kann, gewinnt. Ich denke mir, daß nun der Held des Romans erſcheinen wird. Wie, Sie wollen den Lieutenant Bouleau auch nicht? Das iſt doch ein tapferer Soldat, hat von der Pike an gedient, zählt ſiebenundzwanzig Dienſtjahre, hat achtzehn Feldzüge mitgemacht und beſitzt die Medaille und das Kreuz. Nicht Jeder hat das Kreuz. Sehen Sie doch, wie gut ihm die Narbe zwiſchen den Augenbrauen ſteht!

Es iſt Alles vorbei, ſagte Madame Humblot. Er iſt nicht vom Regiment. Ach! ich bin die unglückſeligſte Mutter.

Die Obriſtin erwiderte: Warum denn? Wenn er nicht vom Regiment iſt, ſo iſt er bei der Cavalerie, bei der Artillerie, bei den Ingenieuren oder beim Generalſtab. Möchten Sie gern bald wiſſen, woran Sie ſind?

Mein Gott, gewiß! Bedenken Sie doch, daß mein armes Kind im Hotel jede Minute zählt.

Nun denn, ich hole Hut und Shawl. Blanchette bleibt zu Hauſe und iſt artig.

Als die beiden Mütter fort waren, ſchlug Fräulein Blanche Vautrin ihre beiden mageren, langen Arme übereinander wie eine Theaterheldin und ging mit großen Schritten im väterlichen Salon auf und ab. Der Schauplatz war ein großer Saal mit einer Einrichtung vom Ende des vorigen Jahrhunderts, welche von den Leuten des jetzigen ſchon gehörig mitgenommen war. Seit fünfzig oder ſechszig Jahren hatte ein Oberſt der Garniſon von Nancy dem anderen die verblichenen ſeidenen Tapeten und Möbel überlaſſen. Verſchiedene Generationen hatten ſchon auf den Stühlen geſeſſen, und der runde Fuß von mehreren Tauſend Punſchgläſern hatte ſich auf dem Marmor des Kamins und zweier großer Conſolen von reicher und etwas ſchwerfälliger Form abgedrückt. Das Militär hat die Unannehmlichkeit, überall die Spuren hundert anderer Militärs wiederzufinden. Die wenigen Möbel, die man beim Umzuge mitnimmt, verſchwinden in der Maſſe des Vorhandenen. Madame Vautrin war eine Frau für das Haus; als ſolche ſtickte ſie unaufhörlich, Penelope wäre eiferſüchtig geworden; aber ihre Decken, Kiſſen, Ofenſchirme kamen ſo wenig zur Geltung unter dem alten Mobiliar, wie eine geſinnungstüchtige Oppoſition in einer farb- und charakterloſen Majorität.

In ſolcher Umgebung lief Blanche, die kleine Blanchette, jetzt auf und nieder, wie ein kleiner junger Tiger im Käfich. Sie war häßlich, ohne häßlich zu ſein; findet man doch auch Menſchen, die ſchön erſcheinen, obgleich jeder einzelne Zug, beſonders betrachtet, kaum leidlich genannt werden kann. Bei ihr traten die leiblichen und geiſtigen Kennzeichen ihres unbehaglichen Uebergangsalters faſt übertrieben hervor. Ihre Arme und Beine waren Trommelſtöcke; ſie hatte lange, übrigens ſonſt wohl geformte Füße, und unendliche Hände, hielt ſich ſchlecht, und bei ihrem Teint mochten die Afrikaner vom Regiment an Afrika denken. Naſe, Augen, Stirn paßten nicht zuſammen, obgleich die Naſe gerade war, die Stirn wohl gebaut und die Augen gute Farbe und Form hatten. Es fehlte die Harmonie, aber bei einer Frau iſt die Harmonie Alles. Ein Fremder, der ſie auf der Straße geſehen, hätte ſie für einen grünen Jungen gehalten.

Es giebt wohl kein zehnjähriges Mädchen, das nicht bei dem Anblick einer ſchönen Frau ſich ſagt: So möchte ich ſein; oder: So werde ich ſein, wenn ich erſt groß bin; aber die unerbittliche Bildnerin, die Natur, vereitelt gern ſolche Wünſche. Durch einen grauſamen Naſenſtüber ſchnellt ſie die arme kleine Naſe empor, die gern griechiſch ſein möchte, bis an die Ohren reißt ſie einen harmloſen Mund auf, der durchaus nicht Luſt hatte breiter zu werden; Haare von unbeſtimmter Farbe, die goldbraun zu ſchimmern verſprachen, dunkeln eines ſchönen Tages oder werden wie Flachs. Dagegen läßt ſich nichts thun, aber man kann von ganzem Herzen wüthend darüber werden, manchmal ſogar boshaft. Blanche Bautrin hatte nicht nöthig, ſchön zu ſein, um Huldigungen zu erobern oder einen Mann zu bekommen. Der Tochter eines Oberſten fehlt es nicht an Schmeichlern, und einer Häßlichen, wenn ſie Geld hat, nicht an einem Manne; aber trotzdem war ſie ſo wüthend, daß ſie alle Spiegel hätte zertrümmern können; ſie wollte ſchön ſein; ihrer ſelbſt wegen wollte ſie ſchön ſein.

Faſt alle Offiziere ihres Vaters behandelten ſie wie eine junge Dame und huldigten ihr, als ſei ſie eine Venus. Fade Schmeicheleien nahm ſie ſchlecht auf, neun Mal unter zehn gab ſie prompte Antworten; wehe dem, der nicht in vollem Ernſte mit ihr redete. Sie erlaubte nicht, daß man ſie wie ein kleines Mädchen behandele, ſie wollte etwas vorſtellen und ihre kleine Perſon reſpectirt ſehen. Ihr junger unluſtiger Kopf verfiel auf despotiſche Grillen, wie ſie von Caligula hätten ſtammen können. Das Hauptvergnügen im Salon ihrer Mutter beſtand für ſie darin, nach Artigkeiten zu fiſchen, wie mit der Angel. Die armen Offiziere, welche damit nach Wunſch dienten, nannte ſie glatte Schmeichler, diejenigen aber, die ſolchen Tribut verſagten, notirte ſie ſich als Rebellen. Der verwünſchteſte dieſer Rebellen hieß Paul Aſtier. Es war ein hübſcher, tapferer, ehrlicher Menſch, der Alles allein ſich ſelbſt verdankte.

Ein ſiebenter Sohn eines Forſtwärters in den Ardennen kann das väterliche Vermögen mit dem kleinen Finger heben, das iſt klar; der Junge war nun aber weder dumm noch faul, er beſuchte die benachbarte Dorfſchule, zeichnete ſich bald aus und erhielt eine Freiſtelle auf dem Gymnaſium der Stadt. Jeden Morgen und jeden Abend marſchirte er eine Meile weit, ſeine Bücher in der einen, ſeine Schuhe in der andern Hand, ein Stück Brod in der Taſche. Mit achtzehn Jahren trat

All ihr Verlangen war, mit mancher Thräne,
Auf allen meinen Schritten mein zu heißen.
Wir lebten lang, von Fried' und Ruh' umſchlungen,
Bis daß der Streit durch meine Schuld entſprungen.

20.

Nach ihres Vaters Tod, im fünften Jahr,
Seit ich den Hals in's Ehejoch gegeben,
Ward dieß mein großes Leiden offenbar;
Ich will dir ſagen, wie es ſich begeben.
Indeß ich ganz von Liebe trunken war
Für Sie, die du mich hörſt ſo hoch erheben,
War eine edle Frau von dieſem Land,
So ſehr man irgend kann, für mich entbrannt.

21.

Und dieſes Weib verſtand von Zauberdingen,
So viel nur eine Hexe kann verſtehn;
Sie hieß die Nacht den hellen Tag verſchlingen,
Die Sonne weilen und die Erde gehn.
Doch konnte ſie nicht meinen Sinn bezwingen,
Daß ich ſie heilte von den Liebeswehn
Mit einem Mittel, welches ohne ſchweren
Verrath der Gattin nicht war zu gewähren.

22.

Doch weder daß ſie ſchön war und erhaben,
Noch ihre wohl erkannte Liebesgluth,
Noch die Verſprechungen die großen Gaben,
Womit ſie nimmermehr bei mir geruht,
Vermochten je mir etwas anzuhaben,
Erregten je den leichtſten Wankelmuth;
Denn alle meine Sinne blieben haften
An meines Weibes edlen Eigenſchaften.

er in Dienſt, ging mit in die Krim und machte den ganzen Feldzug durch, ohne daß ihm auch nur einmal ein Zahn weh gethan hätte. Beim Sturm auf den Malakof explodirte eine Mine unter ihm; er kam wieder auf ſeine Füße zu ſtehen und lachte wie toll. Als er zurückkam, 1856, hatte er drei Belobigungen erhalten und war Offizier geworden. Beim Beginn des italieniſchen Krieges 1859 ſollte ſein Regiment nicht mit marſchiren, aber es gelang ihm, mit einem kränklichen Unterlieutenant zu tauſchen, und ſo kam er unter den Befehl des Oberſt Vautrin. In der Compagnie fand er einen gleichalterigen Kameraden aus ſeiner Heimath, den er von Kindheit an kannte und von jeher geduzt hatte. Dieſen Soldaten Namens Bodin nahm er alsbald als Burſchen an, und derſelbe bediente ihn mit herzlicher Freundſchaft. Bodin konnte weder leſen noch ſchreiben, aber er hätte ſich für ſeinen Herrn, der ihn wie einen Kameraden behandelte, todtſchlagen laſſen. Der Feldzug von 1859 verlief, wie Jedermann weiß, ſehr ſchnell, trotzdem fand Aſtier Gelegenheit, einen Grad vorwärts zu kommen, und der getreue Bodin, der eine Fahne erobert hatte, trug die Medaille davon. Nach geſchloſſenem Frieden wurde das Regiment nach Nancy geſchickt, und dort lernte Paul Aſtier Frau und Tochter ſeines Oberſten kennen.

Von Anfang an mißfiel ihm Blanchette, und da er durchaus kein Diplomat war, ſo dachte er nicht daran, ſich mit Galanterieen um ſie zu bemühen. Der Kleinen war ſeine Kälte ſehr empfindlich, weil ſie ihn viel angenehmer fand als alle Uebrigen. Sie wollte mit Gewalt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen und ſuchte ihn anzulocken, ſo ſehr ſie konnte; ohne jeden Erfolg, denn die Koketterie iſt eine Kunſt, welche nicht ohne ſorgfältige Studien erlernt wird . . . Je mehr ſie ihn reizte, deſto mehr gewöhnte er ſich daran, ſie wie eine Bremſe anzuſehen oder wie irgend ein anderes unbequemes Inſect. Der junge Mann hatte zu viel Blut in den Adern, um eine Stunde lang nach der Pfeife eines kleinen häßlichen Backfiſches zu tanzen. Wenn ihn Blanche in Gegenwart von fünfzig Leuten rief und ihm doch nichts zu ſagen hatte, ſo antwortete er auf ihre läppiſchen Fragen nicht immer geduldig. Je mehr ſie ihre Albernheit gegen ihn erkannte, deſto abgeſchmackter ward ſie, wie ein Spieler, der gegen ſein Mißgeſchick ankämpft, obgleich er weiß, daß er ſeinen letzten Groſchen dabei verlieren muß. Immer ſchlimmer ſtanden die Dinge, immer größer ward die Unbehaglichkeit.

Blanche ſagte einmal zum Lieutenant: Herr Aſtier, es geht das Gerücht, daß Sie ſehr nett zeichnen, ſchicken Sie mir doch einige Bilder.

Aſtier begab ſich ſofort zum beliebteſten Papierhändler und brachte ein paar Dutzend bunter Bilderbogen.

Der Scherz iſt nicht fein, ſagte ſie.

Gnädiges Fräulein! ich habe Bilder gewählt, wie man ſie ſo kleinen Mädchen in dem Kloſter giebt.

Wenn Sie nicht glauben, daß Sie dieſelben verdienen, ſo kann ich ſie zurückgeben.

Ein ander Mal peinigte ſie ihn in Gegenwart Vieler:

Herr Aſtier, als Sie noch gemeiner Soldat waren .... Sie haben doch den Torniſter tragen müſſen, nicht wahr?

Gewiß, und zwar viele Meilen weit.

Nun wohl, als Sie noch erſt Gemeiner waren, in der Kaſerne ſchliefen und aus dem gemeinſchaftlichen Topf aßen, welche Geſellſchaft beſuchten Sie denn damals?

Die Geſellſchaft der beſten Menſchen von der Welt, mein Fräulein, aber Sie ſind zu geiſtreich, Sie werden das niemals verſtehen können.

Ein ander Mal wollte ſie ihn beſchämen; öffentlich fragte ſie vor Allen:

Herr Aſtier, nicht wahr, Ihre Eltern leben noch?

Gott ſei Dank, ja, mein Fräulein.

Was thut Ihr Herr Vater?

Er bewacht die Holzhauſen der Regierung.

Wirklich? und Madame Aſtier, Ihre Frau Mutter?

Sie kocht dem Papa Aſtier Suppe.

Nein, iſt das patriarchaliſch! werden die ehrlichen Waldbewohner ſtolz ſein, wenn Sie das Kreuz einmal erhalten!

So lange haben ſie nicht gewartet, mein gnädiges Fräulein!

Aus dieſen Worten läßt ſich nicht viel ſchließen, aber den Ton mußte man hören, in welchem ſie geſprochen wurden. Man mußte die Feinde auf dem Kampfplatz ſehen, die dünne, gedehnte Stimme Blanche's hören und den entſprechenden kurzen Ton des Lieutenants. Der Vortheil war nicht oft auf ihrer Seite, und da es nichts Empfindlicheres, als das Gefühl zu unterliegen, giebt, ſo gelangte ſie bis zu den ſchlimmſten Taktloſigkeiten.

Herr Aſtier, haben Sie die letzten Feldzüge mitgemacht?

So viele, als ich erlebte, mein Fräulein.

In welchen Ländern haben Sie denn Krieg geführt, wenn man fragen darf?

In der Krim, in Afrika und in Italien.

Aber haben Sie auch vor dem Feinde geſtanden?

Einige Male.

Sie haben dabei doch keine Ungelegenheiten gehabt?

Nein, nur mein Avancement habe ich dabei gefunden.

Verwundet wurden Sie nie?

Nein, auch nicht einmal todtgeſchoſſen. Verzeihen Sie es ihnen, ſie wußten nicht was ſie thaten.

Wie fängt man es denn im Kriege an, daß man nichts abbekommt?

Das iſt ſehr einfach, man muß eben Glück haben!

Oder vorſichtig ſein.

Sehr verbunden für dieſes Lob, mein gnädiges

Fräulein; Ihr Herr Vater hat es mir nie ertheilen wollen.

Schon aus Koketterie müßte man ſich verwunden laſſen. Ein ganz unverſehrter Offizier kommt mir unvollſtändig, unfertig vor.

Werde nicht ermangeln bei nächſter Gelegenheit, meine Gnädigſte, Ihnen einen meiner Arme zu ſchicken, oder ein Bein.

Arme und Beine? Was ſoll ich damit, die habe ich ſelbſt.

Ja, aber nur ſo wenig!

Die kleinſte Anſpielung auf ihre Magerkeit brachte ſie außer ſich. In dieſem Punkt, und in Bezug auf ihren Teint war ſie grenzenlos empfindlich. Deshalb haßte ſie auch Aſtier's Burſchen, den getreuen Bodin, der Wortſpiele in Umlauf geſetzt hatte. Bodin neckte manchmal den Sapeur Schumacher, einen Elſäſſer, von dem man beinahe behaupten konnte, daß er Blanche's Amme geweſen: Sage doch einmal, alter Burſche, als ſie da die Kleine getauft haben, da konnte man doch noch gar nicht wiſſen, welche Couleur ſie einmal haben würde. Die Blanche iſt alles, nur nicht blank.

Das iſt wahr; dafür aber dünn wie eine Planke.

Blanche nicht blank! Fräulein Planke mit den hölzernen Gliedmaßen und der braunen Holzfarbe! Sehr gut! Das haſt du geſagt, alter Schwede, und das ſoll dir nicht vergeſſen werden. Nur die Naſe iſt blank, dem kleinen Naſeweiß, nicht wahr? Sonſt eine braune Planke! Gut, ſehr gut, Alter!

## II.

Dem Haß wohnt ein Scharfblick inne, der ans Wunderbare grenzt. Madame Humblot hatte kaum begonnen ihr Abenteuer zu erzählen, als Blanche Vautrin ſofort an den Lieutenant Aſtier denken mußte, obgleich ſie nicht wiſſen konnte, daß er im vorigen Monate zwei Tage lang ausgeflogen war, und nie etwas von ſeiner beſonderen Freundſchaft zu den Offizieren in Commercy gehört hatte. Wie vermochte ſie aus dem ganz in Roſa gemalten Portrait ſofort einen Menſchen zu erkennen, der ihr ſeit zwei Jahren nur in dunklen Farben erſchien? Sie hatte ſo ſchnell gedacht, ſo ſchnell gehandelt, daß ihr kleiner böſer Streich wie von ſelbſt geſchah, daß ſie ſelbſt durch ihn überraſcht wurde.

Dem erſten Jubel über denſelben folgte die Ueberlegung, als die beiden Mütter ſich entfernt hatten. Sie fragte ſich, was wohl geſchehen würde, wenn die beiden Damen jetzt auf der Straße dem Lieutenant Aſtier plötzlich begegneten. Sie ſtellte ſich das Erkennen vor, das

Erſtaunen, die Rührung, Madame Humblot ſinkt in Ohnmacht und in die Arme des Lieutenants; eine Erklärung, eine Verſtändigung folgt; Antoinette tritt auf, und bald darauf . . . . Nein, Blanche fühlt wahrlich nicht den leiſeſten Zug zu dieſer langen Antoinette.

Nichts in der Welt kann die Entwickelung mehr verhindern oder hinausſchieben, ſobald die Begegnung einmal ſtattgefunden. Des Lieutenants Ruf war gut, ſeine Vorgeſetzten erwarteten, daß er Carriere machen werde. Humblots ſchienen ſeine geringe Herkunft und ſeine Armuth vorauszuſetzen. Er würde ohne Zweifel das unerwartete Glück mit großer Freude annehmen. Sein Gewiſſen war frei von jeder Verpflichtung, eine Abneigung gegen die Ehe im Allgemeinen hatte man nicht bei ihm bemerkt; er liebte ſeine Eltern und beklagte, daß er ihnen nicht helfen könne; ein rechtes Familienkind war er. Sein Stolz und ſeine erprobte Uneigennützigkeit würden gewiß ein reiches Mädchen, wenn ſie häßlich, von zweifelhaftem Ruf, von zweifelhafter Herkunft wäre, zurückweiſen; aber Humblots ſind offenbar wackere Leute, und die gefühlvolle Antoinette kann unmöglich ſo übel ſein, wenn ſie ihrer Mutter nur ein wenig gleicht.

Er würde ſie alſo heirathen, aber nach, vielleicht ſchon vor der Hochzeit ſich mit ihr über alle Begebenheiten des Romans ausſprechen. Madame Humblot würde es dann nicht unterlaſſen zu erzählen, daß ſie das Album durchgeſehen, ihren Schwiegerſohn aber nicht geſunden habe, man würde wiſſen wollen, weßhalb er im Album fehlte. Was ſollte man dann denken?

Und was würde Madame Vautrin ſagen? Blanche legte den größten Werth auf die Achtung ihrer Mutter, einer guten, zwar ſchwachen, doch redlichen Frau von geradem Herzen. Ihren Vater fürchtete ſie faſt; im Punkte der Ehre und des Gewiſſens verſtand er keinen Spaß. Aber das Urtheil der Welt fürchtete ſie vor Allem. Die Unterſchlagung des Portraits mußte nicht nur gehäſſig, ſondern ſogar lächerlich erſcheinen, da ja doch nichts dadurch verhindert worden. Wenn die Bosheit der Nancyer ſie nur als einen plumpen Streich anſehen ſollte, als .eine That aus ohnmächtigem Haß, das wäre noch zu ertragen, das ginge noch; aber wenn man ſich herausnähme, ſie einer andern Urſache zuzuſchreiben, etwa dem Gegentheil des Haſſes! Nein! lieber die härteſte Strafe erdulden, als die Beſchämung, daß ſie, ein Backfiſch, an einen Mann gedacht habe, der eine Andere liebt!

Faſt unmöglich hielt ſie es, den Lieutenant vor den Nachforſchungen der Madame Humblot zu verbergen. Die vortreffliche Dame hatte gute Augen, ihre Tochter ſicherlich noch beſſere, und wenn die Liebe, wie man ſagt, blind iſt, ſo iſt ſie nur dann blind, wenn ſie ſelbſt ſich täuſchen will. Nancy iſt eine große Stadt; aber ein Mann verliert ſich da nicht in der Maſſe, wie in Paris; bei der Rolle, welche die Uniform in den Garniſonen der Provinz ſpielt, ein Offizier gewiß nicht.

Die Verſammlungslocale kennt man, die Anzahl der Spazierwege iſt beſchränkt, alle Perſonen aus gewiſſen Kreiſen können ſicher ſein, ſich wöchentlich ein oder zwei Mal mindeſtens zu begegnen. Glücklicherweiſe war das Theater geſchloſſen, aber in einer ſo lebhaften, lebensluſtigen Stadt ſieht man ſich auch an anderen Orten. Der Marſchall gab manchmal Geſellſchaften, der General und der Oberſt hatten beſtimmte Empfangstage. In dem Hauſe des Präfecten, des General-Einnehmers und mehrerer Anderer konnte Madame Humblot das geſammte Offiziercorps finden. Jetzt, in dieſem Augenblick machten die beiden Mütter den beliebteſten und geiſtreichſten Damen der Garniſon ihren Beſuch. Die Neugierde derſelben ſollte erregt, ſie ſollten alle für dieſe eigenthümliche Jagd nach einem Manne intereſſirt werden. Die Damen würden die Geſchichte ihren Männern erzählen, die Kunde von 60,000 Frcs. Rente, welche ein ſchöner Unbekannter zur Mitgift erhalten ſoll, würde innerhalb vierundzwanzig Stunden die Runde durch die ganze Stadt gemacht haben, in allen Penſionen, allen Offizier-Cafés würde man davon reden, und wenn Paul Aſtier noch nicht von ſeinen Kameraden erkannt worden ſein ſollte, würde er ſich natürlich von ſelbſt melden.

Alſo, dachte der kleine Teufel, Herr Paul Aſtier muß verſchwinden. Dieſe Nothwendigkeit gründete ſich auf ungefähr dieſelbe Ueberlegung, der zu Folge ein Dieb die Zeugen ſeines Verbrechens zu ſeiner eigenen Sicherung todtſchlägt.

Einen lebendigen Lieutenant kann man aber nicht verſchwinden laſſen wie eine Nuß. Blanchette ging mit ſich zu Rathe. Sie überdachte fünf oder ſechs unſinnige Pläne, endlich verfiel ſie auf einen guten.

Nicht ohne Mühe hatte ſie ſich eine Zeichnung des Lieutenants verſchafft. Es war eine recht ſcherzhafte Caricatur des Herrn Spatz, Commandanten des zweiten Bataillons. Paul hatte einen Sperling gezeichnet, der an einer Kirſche pickt. Sah man die Zeichnung aus einiger Entfernung an, ſo ſtellte ſie den Bataillonschef und ſeine Naſe bewunderungswürdig ähnlich dar. Der arme Commandant, ein alter Afrikaner und guter Soldat, hatte durch eigene Anſtrengung und Schuld ſeiner Naſe den rothen Glanz verliehen, der ſie ſchmückte. Sonſt war er, von dieſem Fehler und den lächerlichen Folgen desſelben abgeſehen, ſehr geachtet und ſtand mit aller Welt auf beſtem Fuße.

Er hielt viel von Aſtier, der ſolche Geſinnung von Herzen erwiderte und ihm um keinen Preis eine Unannehmlichkeit bereitet hätte; — aber Paul war jung, lachte gern, ließ ſich wohl zu einem harmloſen Spott verleiten, und wenn er einen guten Witz geriſſen, war er nicht vorſichtig genug, ihn bei ſich zu behalten. Jene Zeichnung, die er durch einige farbige Pinſelſtriche noch verſchönte, wurde eines Abends, als man durchreiſende Offiziere feierte, in das Caſino der Lieutenants mitgebracht.

Jedermann hatte ſeinen Spaß an ihr, und mehrere

### 23.

Denn Glaube, Hoffnung und ein feſt Vertrauen,
Womit ich meines Weibes Treu erkannt,
Ließ mich ſogar die Schönheit überſchauen,
Die Griechenland und Troja überwand,
Und was dem Schäfer einſt auf Ida's Auen
Von Schätzen ward geboten und Verſtand.
Doch haben alle meine Weigerungen
Die Zärtlichkeit der Läſt'gen nicht bezwungen.

### 24.

Vom Schloſſe fern traf mich zu dieſer Zeit
Die Zaub'rin, die Meliſſa war geheißen;
Sie ſprach mich hier und fand Gelegenheit,
Den Zauber meines Friedens zu zerreißen
Und mit dem Sporn der Eiferſucht mir weit
Die Treu aus meinem Herzen wegzuweiſen.
Nun fing ſie an, zu loben, daß ich treu
Mit unbeſiegtem Sinn der Treuen ſei.

### 25.

Doch kannſt du auf dem Glauben nicht beſtehen,
Sprach ſie, eh' dieſe Treu erprobt wird ſein.
Begeht ſie, wo ſie könnte, kein Vergehen,
Dann magſt du treu ſie nennen, keuſch und rein.
Doch läſſeſt du ſie keinen Andern ſehen,
Und läſſeſt du ſie keinen Tag allein,
Wie kannſt du dich der Zuverſicht erfrechen,
Mir immerfort von ihrer Treu zu ſprechen?

### 26.

Geh doch, geh doch ein wenig fort von Haus,
Laß es in Dörfern wiſſen und in Städten,
Du ſeiſt verreiſt, und deine Frau zu Haus;
Laß Buhler, Boten dieſes Haus betreten,

angeheiterte junge Männer verſahen ſie mit einem kleinen erläuternden Text. Nach dieſen unſchuldigen Scherzen ſprach man von anderen Dingen, ging dann ins Café, und die Caricatur des Commandanten Spatz blieb ein wenig befleckt und zerknittert auf dem Tiſche liegen. Einer von Paul's Kameraden, der Lieutenant Foucault, nahm das Blatt, faltete es und brachte es, ohne an etwas Böſes zu denken, dem Fräulein Vautrin. Acht Tage ſpäter ſagte das junge Mädchen ſtolz zu ihrem Feinde: Ich beſitze eine Ihrer Zeichnungen, ohne daß Sie es wiſſen; aber ſie ſagte nicht, welche. Ihm erſchien es damals gleichgültig, was dieſelbe darſtelle.

Heute ſteht es aber anders. Sie tritt in ihr Zimmer, öffnet eine Mappe, nimmt die Caricatur, ſchreibt Paul Aſtier's Namen in großen Buchſtaben unter dieſelbe, ſteckt ſie in ein Couvert, adreſſirt dasſelbe an den Commandanten, Alles mit großen Buchſtaben, und ruft die Ordonnanz.

Guter Schumacher, ſagt ſie, geh, trage dieſen Brief auf die Poſt und laß Niemand die Adreſſe ſehen. Du wirſt ſie nicht leſen, das weiß ich, und ich weiß auch, warum nicht.

Dieſer zweite Streich beunruhigte ihr ſchwaches Gewiſſen wenig. Einmal glaubte ſie ſich durch die Noth gerechtfertigt, dann wußte ſie, daß ein böſer Handel zwiſchen einem Lieutenant und einem Bataillonschef auf keinen Fall daraus zu fürchten ſei. —

Uebrigens, dachte ſie, kommt mein Herr Aſtier mit einigen Tagen ſcharfen Arreſtes, mindeſtens acht, höchſtens vierzehn, davon; daran ſtirbt kein Mann. Nach acht Tagen werden die Wittwe Humblot und ihre Tochter es ſatt haben, ihre Schuhe auf dem ſpitzen Pflaſter Nancy's abzulaufen. Wir werden ihnen klar machen, daß ſie geträumt haben, und ſie reiſen nach Hauſe zurück zur Ernte. Wenn ſie ſich nur nicht einfallen laſſen, die General-Inſpection abzuwarten! Nein, nein, ſie müſſen ja bald einſehen, daß ein längeres Bleiben ſie lächerlich macht, und der General-Inſpector kommt erſt nach drei Wochen. Nur keine Sorgen!

Sie ſetzte ſich ans Clavier und ſuchte, bis die beiden Mütter kämen, ihre Gedanken durch Muſik zu betäuben.

Endlich kehrte Madame Vautrin zurück, allein, ſehr ermüdet und ſichtlich verſtimmt.

Nun, Mama?

Es iſt um den Verſtand zu verlieren.

Wir haben die Cavalerie abgeſucht, die Artillerie aufs Korn genommen, das Ingenieurcorps ausgefragt, das große Hauptquartier Revue paſſiren laſſen. Wie gefällig ſind alle unſere Damen geweſen! Alle wollen uns helfen; ſogar die Marſchallin intereſſirt ſich für unſere arme Madame Humblot. Und nichts, aber gar nichts. Du kannſt dir nicht denken, wie wirr ich im Kopfe bin.

Aber, Mama, . . . .

Was denn?

Ich denke mir, daß die beiden Leichtgläubigen durch einen liebenswürdigen Spaßvogel, der ſo wenig ein Soldat iſt, wie ich, ſich haben anführen laſſen.

Kind! hältſt du es für möglich, daß Jemand ſich für einen Offizier auszugeben wagt, wenn er es nicht iſt?

Warum denn nicht? Jeden Tag leſe ich von Prozeſſen, daß Jemand ſich für einen Offizier ausgiebt, ſogar in Uniform mit dem Kreuz und mit Medaillen die Leute betrügt.

So laſſen ſich nur Gimpel fangen, niemals Militärs. Stelle dir mal vor, daß in Commercy — — —

Ja, ja. Ein Civiliſt kann aber ſehr gut zufällig mit den Offizieren von Commercy dejeunirt haben. Möglich, daß es ein ganz anſtändiger Menſch iſt; aber ein wenig angeheitert war er, und da wird er es ſpaßhaft gefunden haben, Madame Humblot aufzuziehen.

Und warum denn?

Weil es Geſichter giebt, die geradezu dazu herausfordern, wie es Bäume giebt, die den Blitz anziehen. Wenn du durchaus nicht willſt, daß die Damen das Opfer eines luſtigen Handlungsreiſenden geweſen ſind, ſo laß uns doch annehmen, daß der Betreffende wirklich Soldat war. Vielleicht ein Unteroffizier der Cavalerie, von erſtaunlich guter Familie, ein wirklicher junger Menſch von Stande, den man Schulden halber in die Uniform geſteckt hat. Suche ihn doch, du haſt ja Zeit, aber, Mama! ich warne dich, trage nicht dazu bei, daß deine Freundinnen ihr Glück und ihr Vermögen einem Menſchen anvertrauen, der damit beginnt, ſich für mehr auszugeben, als er iſt.

Wenn nun der junge Mann doch Offizier wäre?

Ach was! Vielleicht iſt es gar ein Capitain in partibus, der heimlich eine Compagnie, aber nicht uniformirter Leute befehligt. Was ſagteſt du, wenn es Fra Diavolo wäre? Biſt du nun zufrieden? Die Fabel dichtet ihm ein hübſches Geſicht an; und wer weiß, ob das Fräulein von der unteren Charente ihn verſchmähte.

Wie boshaft biſt du!

Und du, wahrhaftig, du biſt ein Engel!

Die beiden Damen werden heute Abend zum Thee kommen; entmuthige ſie wenigſtens nicht.

Gott bewahre! Aber wenn Madame Humblot nur einen Funken Verſtand hat, dann muß ſie alle Hoffnung ſchwinden laſſen

Beim Mittageſſen erzählte Madame Vautrin ihrem Manne die Angelegenheit im Allgemeinen. —

Meine Liebe, ſagte der Oberſt, ich beklage, daß dieſes große Loos nicht einem unſerer jungen Offiziere zugefallen iſt. Die Herren Lieutenants wären ſehr froh, wenn ſie jährlich 60,000 Livres zu den 165 Francs legen könnten, welche ſie an jedem Erſten beziehen.

Aber, Papa, fragte Blanchette, verſtehſt du, daß ein Offizier vierundzwanzig Stunden lang auswärts herumfliegt, ohne daß ſein Oberſt eine Ahnung von ſolchen Streichen hat?

In gewiſſen Garniſonen kann dergleichen durch die Nachläſſigkeit der Vorgeſetzten vorfallen. In meinem Regiment, das darf ich wohl ſagen, haben wir dergleichen niemals erlebt und werden es niemals erleben.

O Papa, du kannſt ruhig ſein. Jener Offizier, wenn er überhaupt vorhanden iſt, iſt gewiß nicht von deinem Regimente.

Madame Humblot und ihre Tochter verfehlten nicht, ſich zur beſtimmten Stunde einzuſtellen. Als Blanche Vautrin Antoinetten eintreten ſah, gab es ihr faſt einen Stich durchs Herz. Man kann ſich die Wuth eines jungen Mädchens vorſtellen, das ſich häßlich weiß, brennend wünſcht, ſchön zu ſein, ſich ein Ideal von edlem Anſtand und von Schönheit gebildet hat, und plötzlich, unvorbereitet, ſieht ſie ſich nun ſo in das Zimmer treten, wie ſie es für ſich, für ihre Perſon immer erſehnt hat. Eine herrliche Geſtalt, Ebenmaß der Glieder, Fülle der Formen, reine Linien, weißen Teint, ſtrahlende Geſundheit, klare, ſanfte Anmuth, Alles, was ihr die Natur verſagt hat, muß ſie im Beſitz einer Andern ſehen.

Als hätte man einen Raub an ihr begangen und ihr aus Mitleid nur Lumpen gelaſſen!

Die Kleine beſaß eine gewiſſe Seelenſtärke. Sie vermochte ihre erſte Regung, nämlich Antoinetten die Augen auszukratzen, zu unterdrücken. Man ſchüttelte ſich die Hände, man lächelte einander zu und wechſelte ſcheinbar ohne Zwang die herkömmlichen Redensarten.

Natürlich ließen Geſtändniſſe nicht auf ſich warten. Die rührende Unbefangenheit des ſchönen Opfers war unvergleichlich. Kein Zweifel an der Aufrichtigkeit des jungen Mannes, nicht einen Augenblick wollte ſie zugeben, daß er ſich nur das Geringſte angemaßt habe. Sie hoffte, daß die beiden Mütter das Album zu ſchnell durchgeſehen hätten, oder daß eins der Portraits nicht ganz ähnlich ſei. Die Sonne iſt ein launenhaftes Geſtirn, warum ſolle ſie durchaus ein unfehlbarer Maler ſein müſſen?

Heuchleriſch ging Blanche auf dieſen Wahn ein. Sie zog die ſchöne Fremde mit ſich aus dem Zimmer, als wolle ſie dieſelbe vor zudringlicher Neugier ſchützen, und in einem Winkelchen, wo man allein war, überreichte ſie ihr das Album, damit ſie es mit eigenen Augen nach Gefallen prüfen könne. Als die Durchſicht beendet war, umarmte die kleine Schlange Antoinetten und ſagte: Grämen Sie ſich nicht. Kein Offizier aus Papa's Regiment iſt Ihrer würdig. Ich wußte das; wir müſſen andere Mittel ergreifen; Nichts ſoll unverſucht bleiben. Beim Generalſtab werden wir den Glücklichen finden, und morgen mache ich mich mit Ihnen auf den Weg. Aber nun wollen wir zu den Andern; Mama hat anſagen laſſen, daß ſie heute empfängt, die Geſellſchaft wird zahlreich werden, denn Ihre Ankunft iſt ein Ereigniß, Jeder will Sie kennen lernen. Wer weiß, ob Er nicht anweſend ſein wird, ob Sie Ihm nicht bald gegenüber ſtehen?

Der Salon war ſehr gefüllt, als ſie eintraten. Alle Damen der Garniſon waren erſchienen, um zu ſehen, die meiſten unverheiratheten Herren, um geſehen zu werden. Wohl mehr als Einer von den jungen Männern hatte bei ſich gedacht, als er das letzte Stäubchen vom Waffenrock abbürſtete: Wenn der Himmel es zugelaſſen hat, daß eine ſo reiche Erbin ſich um die Garniſon von Nancy bewirbt, ſo treibt er möglicherweiſe dieſe ſonderbare Grille ſo weit, mich ganz beſonders vor den Augen der Schönen Gnade finden zu laſſen. In dieſer Hoffnung kehrte Jeder ſeine beſten Seiten heraus; der Eine ſtellte ſeinen Fuß ins beſte Licht, der Andere ſeine Taille, der Dritte ſein Geſicht. Einer drehte ſeinen Schnurrbart, der Andere zeigte ſeine Figur, um die Kraft und Eleganz derſelben bewundern zu laſſen. Unter ſo vielen hübſchen jungen Männern glänzte Paul Aſtier durch ſeine Abweſenheit. Seit er im Hauſe des Oberſten unfreundlich empfangen war, betrat er es nur auf beſondere Einladung oder zu einem nothwendigen Beſuche.

Während Fräulein Humblot Den nicht fand, den ſie ſuchte, genoß Blanche die Befriedigung, den Commandanten Spatz in ſehr lebhafter Unterredung bei Seite mit ihrem Vater zu erblicken. Gegen Abend hatte ſich nämlich Folgendes ereignet:

Eben als Aſtier bei Tiſch ſeine Serviette entfaltete, ward er zum Bataillonschef ſofort befohlen. Erfreut in der Hoffnung, daß Papa Spatz irgend eines Dienſtes bedürfe, und daß er ſich dem braven Manne, den er liebte, nützlich erweiſen könne, beeilte er ſich.

Als er aber vor dem alten Offizier ſtand, bemerkte er, daß der Barometer auf Sturm zeigte. Aus dem ſonderbar blaſſen Geſichte ſtrahlte die rothe Naſe hervor.

Herr Lieutenant, ſagte Herr Spatz, haben Sie ſich je über mich zu beklagen gehabt im Dienſt?

Niemals, Herr Commandant.

Und außer dem Dienſt?

Eben ſo wenig.

Wiſſen Sie auch, daß ich mir Mühe gegeben habe, die Achtung aller Männer und die Ehrerbietung der Jugend mir zu erwerben?

Jedermann ehrt und achtet und liebt Sie, Herr Commandant.

Sie ſind doch bei vollem, klarem Verſtande heute?

So viel ich weiß, ja.

Sie haben ſich heute nicht betrunken?

Gewiß nicht.

Aber warum beleidigen Sie mich denn, in drei Teufels Namen?

Ich, Herr Commandant?

Wer ſonſt? Hätte ich ſelbſt etwa dieſes Ding da mir geſchickt? Kennen Sie es?

Paul erkannte ſeine alte Zeichnung, die er längſt vernichtet glaubte, die er vergeſſen hatte.

Herr Commandant, ſagte er, als ich vor einem Jahre dieſes fatale Blatt zeichnete, habe ich eine Dumm=

heit und eine Unſchicklichkeit begangen; aber Derjenige, welcher es geſtohlen und aufgehoben, welcher es mit meinem Namen unterſchrieben und auf die Poſt gegeben hat, der hat eine Niederträchtigkeit begangen. Ich bitte Sie wegen dieſer Leichtfertigkeit, die verzeihlich wäre, wenn ſie Ihnen verborgen geblieben, um Verzeihung. Was aber den Patron betrifft, der ſich unterfing, den Scherz in Schimpf zu verwandeln, ſo ſoll es meine Sorge ſein, ihn zu finden und zu züchtigen.

Da man mir dieſes Kunſtwerk aber nicht hätte ſchicken können, Herr, wenn Sie es nicht verübt hätten, ſo machen Sie mir einſtweilen das Vergnügen, nach Hauſe zu gehen und in ſtrengem Arreſt bis auf weiteren Befehl zu bleiben.

Der Lieutenant verneigte ſich ohne ein Wort und gehorchte.

Zu Hauſe bleiben zu müſſen, ſelbſt allein, wäre es auch eine, zwei Wochen, iſt für den ruhigen Bürgersmann kein Unglück, für einen jungen Offizier aber iſt es eine Höllenqual. Ein möblirtes Miethszimmer iſt keine eigentliche Wohnung; man befindet ſich in ſolchem mehr bei den Eigenthümern, bei den Vorgängern, bei allen möglichen Leuten, als in den eignen vier Wänden. In ſolchen Zimmern iſt auch gar nichts, woran das Herz ſich erfreuen kann; da iſt der Geiſt unruhig, zerſtreut, unſtät und weiß nicht, worauf er ſich richten ſoll.

Daher jene Unruhe Reiſender in dem beſteingerichteten vornehmſten Wirthshauſe, jenes Bedürfniß, auszugehen, ein Heimweh, welches die Fremden im Grand Hôtel und im Hôtel Meurice in die Theater treibt. Ein Ungemach iſt noch tauſend Mal unerträglicher in ſolchen möblirten Zimmern ohne Möbel, welche ein Offizier für zwanzig Francs monatlich miethet. Der Vermiether kann es für den Preis nicht beſſer geben, und der Miether vermag nicht mehr zu zahlen. Paul Aſtier bewohnte wie alle Lieutenants ein Zimmer zu zwanzig Francs, fünfundſechzig Francs koſtete ihn der Tiſch und fünfzehn Francs außerdem die Gäſte des Offiziercorps. Sein Burſche bekam zwölf Francs, dazu fünf Francs für die Menage. Er zahlte fünfzehn Francs monatlich dem Schneider und fünf dem Schuhmacher für Erneuerung und Erhaltung ſeiner Garderobe, zwölf der Wäſcherin und fünf der Marketenderin für die Fütterung ſeines Hundes. Dieſe Ausgaben, von denen nur eine, die für den Hund, nicht unerläßlich war, betrugen zuſammen hundertundvierundfünfzig Francs monatlich. Blieben elf Francs für das Unvorhergeſehene, das Café, Cigarren, für Kaufen und Leihen von Büchern, Schreibmaterialien, Jagdſchein und Munition, für Umzug, plötzliche kleine Launen und für Geſchenke. Das Café allein koſtet den mäßigſten Offizier dreißig Francs monatlich; aber weßhalb geht er denn ins Café?

Einmal, weil es Gebrauch iſt, und dann, weil in der Armee mehr als irgendſonſtwo der Einzelne leben muß, wie alle Andern leben. Dazu kommt, daß der

Und wenn ſie da beſteht den ſchweren Strauß,
Und wird beſtochen nicht und nicht erbeten,
Auch wenn ſie den Verrath nicht fürchten kann,
Dann nimmſt du ſie mit Recht für redlich an. —

### 27.

Der Zauberin gelingt's, mich aufzuhetzen
Mit ſolchen Worten, die ſie klug geſtellt,
Daß ich mein Weib auf eine Probe ſetzen
Und ſehen will, ob ſie die Treue hält.
Doch wenn ſie iſt, wie ich ſie nicht kann ſchätzen,
Füg' ich hinzu, laß ſehn in aller Welt,
Wie mach' ich's denn, damit ich ſicher wiſſe,
Ob ich ſie ſtrafen, ob belohnen müſſe? —

### 28.

Meliſſa ſprach: So nimm an deinen Mund
Den Becher hier, mit ſelt'ner Kraft bedacht;
Durch dieſen hat Ginevrens Sünde kund
Morgana ihrem Bruder einſt gemacht.
Weß' Gattin treu iſt, trinkt ihn bis zum Grund,
Der Hahnrei aber nehme ſich in Acht,
Dem, wie er ihn an ſeine Lippen ſetzt,
Der Wein, zerfließend, Hals und Bruſt benetzt.

### 29.

Du magſt's verſuchen, eh' du wirſt verreiſen;
Du wirſt ihn, glaub' ich wohl, austrinken rein,
Denn rein noch, ſcheint es, iſt dein Weib zu preiſen;
Indeſſen frage nur den Augenſchein.
Willſt du's bei deiner Rückkunft neu beweiſen,
So ſteh' ich nicht für deinen Buſen ein.
Wird dir den Trunk der Becher noch geſtatten,
Biſt du der glücklichſte von allen Gatten. —

Staat den Offizieren niemals ein Verſammlungslocal hat gewähren wollen, wo man ſich ſetzen und plaudern kann, ohne etwas verzehren zu müſſen.

Paul bewohnte eins der beſcheidenſten Zimmerchen in dem alten Theile von Nancy in der Straße Maure-qui-trompe. Eine eiſerne Bettſtelle, eine Commode, ein Tiſch, ein Koffer und drei Stühle, das war die ganze Einrichtung.

Eine Lefaucheux-Büchſe, welche er beim Schießen gewonnen, und ein halbes Dutzend Pfeifen ſchmückten die Wand. In ſolcher Behauſung ſchlief der junge Mann ſeit zwei Jahren, in ihr hatte er die ſchönſten Träume von der Welt geträumt. Das Leben lächelte ihm immer freundlicher, er liebte ſeinen Stand, ſeine Vorgeſetzten, ſeine Kameraden, die Soldaten achteten ihn von Tag zu Tag mehr. Obgleich er nur als Freiwilliger eingetreten war, befand er ſich mit ſechsundzwanzig Jahren ſo weit wie die Zöglinge von St. Cyr. Seit drei Jahren war er bei jeder General-Inſpection zum Kreuz eingegeben, es war davon die Rede, ihn zur Wahl zum Capitain vorzuſchlagen. Wenn die Dinge nur ſo weiter gingen, war er beinahe ſicher, vor dem Abſchied General zu werden. Einſtweilen ertrug er mit Leichtigkeit die Armuth, die für den Sohn eines kleinen Forſtwärters gewiſſermaßen Reichthum war. Sein Zimmer erſchien ihm üppig und das zähe Beefſtake des Offiziertiſches ſehr ſaftig. Obgleich er ſich jede unnütze Ausgabe verſagte, ſo hatte es ihm nie an Freuden gemangelt. Zu allen Partieen zog man ihn zu, mit den Dragoner-Offizieren ritt er, im Winter jagte er bei den reichen jungen Männern der Umgegend, auf dem Ball in der Präfectur führte er den Cotillon auf. Die Griſetten ſahen ihn mit freundlichen Augen an; kurz, er war ein Glückskind.

An dem Abend, an welchem er auf Befehl des Commandanten Spatz nach Hauſe ging, ſchien ihm ſein Stern plötzlich erloſchen, und das kleine Zimmer bekam ein düſteres Anſehen. Der getreue Bodin ſetzte ihm das kalt gewordene Eſſen vor, er rührte es kaum an und verſenkte ſich in ſehr entmuthigende Betrachtungen. Er war mit ſich und den Anderen unzufrieden. Ohne es zu wollen, hatte er einen vortrefflichen Mann, der dem Greiſenalter ſchon nahe ſtand, beleidigt; es konnte nicht ausbleiben, daß das kleine Ereigniß mit böſen Folgen für ihn endete; die Generalinſpection ſtand bevor. Wegen eines Fehlers, für den er doch nur zur Hälfte verantwortlich war, lief er Gefahr, daß das Kreuz ihm entging. Jetzt ſollte er zum dritten Mal vorgeſchlagen werden. Das erſte Mal am Tage nach Solferino ward nichts daraus, weil im Kriege die Verwundeten allen Uebrigen vorgezogen werden. Das zweite Mal vor einem Jahre hatte es der Inſpector ſelbſt geſtrichen und dem Zeugniß über Aſtier hinzugefügt: „Zu vertraut mit ſeinen Untergebenen, nicht genug Haltung.“

Das verdankte er der kleinen Blanche Vautrin. Sie hatte in einer Geſellſchaft zum General geſagt: Sehen Sie den langen Offizier da, der ausſieht, als ob er ein Prinz wäre? Sein Burſche darf ihn duzen, weil ſie zu Hauſe miteinander Vieh gehütet haben wollen. Der General hatte die Sache unterſucht und dem guten Aſtier den Kopf gewaſchen. Diesmal aber ſtanden die Dinge doch viel ernſter. Dennoch empfand es Paul weniger hart, daß ihm ſein Recht entgehen könne, als daß er einen Kameraden anklagen mußte. Er ahnte einen ſchändlichen Verrath, und es wollte ihm nicht in den Kopf, daß ein franzöſiſcher Offizier einen ſolchen verüben könne.

Die erſte Lebensäußerung eines Neugebornen iſt Weinen, Aehnliches empfindet ein Jüngling wenn er zuerſt die Erfahrung macht, daß das Böſe, vorhanden iſt, und daß nicht Jedermann gut und ehrlich iſt, wie er. Paul warf ſich in ſeinen Kleidern aufs Bett und brach in Thränen aus.

## III.

Er verblieb vierzehn Tage zähneknirſchend in ſeiner Einſamkeit, erhielt keine Beſuche, hörte nichts Neues und hatte keine andere Zerſtreuung, als die Ausſicht auf die Straße, ſeines Bodin Aufwartung und die zerleſenen Romane einer ſchlechten Leihbibliothek. Fünf oder ſechs Mal erfaßte ihn ernſte Beſchämung über ſeinen Zuſtand;

er wollte das Gefühl der Erſtarrung abſchütteln und ein Buch über die Kriegskunſt der Zukunft beginnen. Die Gelegenheit, neue Gedanken, welche ſeit länger in ihm wogten, an den Tag zu bringen, ſchien ihm günſtig; aber mit Schmerzen fühlte er, daß ſein Kopf ihm den Dienſt verſagte, an den Wänden des Zimmers erlahmte der Flug ſeiner Gedanken. Er ſah jetzt ein, daß zum Geſtalten von Gedanken die Freiheit, nach Belieben ſich bewegen zu können, unerläßlich iſt, und daß Zeiten der Gefangenſchaft aus dem Leben zu ſtreichen ſind, wie Seereiſen.

Während er ſo träumeriſch in ſich verſank, traten Madame Humblot und ihre Tochter, den Rückweg nach Marans an. Die gute Frau hatte ſich geplagt wie ein Jäger, der ohne Beute heimkehren muß und lieber Tauben und Hühner ſchießt, als daß er mit leerer Taſche in ſeinem Hauſe erſcheint. In den letzten Tagen ihres Aufenthalts wies ſie ihre Tochter bald auf den einen, bald auf einen andern Offizier hin, als ob ſie ihr ſagen wollte: Da der wahre Vogel Phönix davongeflogen iſt, ſo nimm doch dieſen oder jenen; wir ſind nun einmal hier.

Aber Antoinette's Herz blieb feſt. Das athemloſe Jagen durch eine ihr neue Welt, die Tröſtungen und Rückſichten, welche man ihr zu Theil werden ließ, die Neugier, die Huldigungen, welche ſie erfuhr, endlich ein gewiſſer Aberglaube, welcher die Frauen bei wichtigen Ereigniſſen des Lebens erfaßt, Alles trug dazu bei, ihr einen höheren Schwung zu geben. Wenn Gott will, daß ich mich vermähle, ſagte ſie, ſo läßt er mich Den wiederfinden, den er mir auf meinem Wege ſandte. Wenn er mir dieſes Glück verſagt, nun, dann werde ich erkennen, daß er ſelbſt meiner begehrt.

Blanche Vautrin weidete ſich wie ein wahrer kleiner Teufel an dieſen Aengſten. Sie verließ keinen Augenblick ihr Opfer, ſie ging mit ihr ſpazieren, ſie ſpielte mit ihr wie die Katze mit der Maus.

Herzlos ſchwelgte ſie in den Thränen der Unſchuld und ſchlürfte mit wildem Genuß Thräne auf Thräne, dann plötzlich brach ſie ſcheinbar ohne Grund in heftiges Weinen aus, raufte ihr Haar, ſchlug ihr Haupt, riß die arme Antoinette an ihre Bruſt und ſtieß ſie im Nu wieder von ſich. Schließlich ſtürzte ſie ihr zu Füßen und bat ſie um Verzeihung. Antoinette freute ſich arglos dieſer lebhaften Gefühle und wußte nicht, wie ſie ihre Dankbarkeit ausdrücken ſolle. — Wie lieb habe ich Sie, wie gut ſind Sie! —

Verachten Sie mich lieber; ich habe ein böſes Herz. Ich bin ein Ungeheuer.

Drei oder vier Mal war ſie ſchon im Begriff, den Mund zu öffnen, Alles zu offenbaren und das Böſe, das ſie angerichtet, wieder gut zu machen. Was verhinderte ſie daran? Die Eiferſucht nicht, nicht die Furcht vor Beſchämung, nicht die Gewiſſensbiſſe, gelogen zu haben; ein gewiſſer Jungfrauenſtolz hinderte ſie vielmehr. Ich würde es geſtehen, wenn ich ſechzehn Jahre alt wäre, unglücklicher Weiſe bin ich erſt fünfzehn alt. Die Menſchen ſind boshaft und dumm. Manchmal ſagen ſie, daß das Herz nicht nach Jahren zählt, aber das kommt nur alten, vierzigjährigen Närrinnen zu Gute.

An dem Tage, an welchem Antoinette mit vielen Betheuerungen Abſchied von ihr nahm, ſagte ſie zu derſelben: Ihrer Freundſchaft empfehle ich mich nicht, wohl aber Ihrer Fürbitte. Die Elendere von uns Beiden, mögen Sie denken was Sie wollen, bin ich. Mein Gewiſſen iſt wie ein mit Todten und Verwundeten bedecktes Schlachtfeld. Ich habe für Sie gethan, was menſchenmöglich war; wenn Sie nun auch nicht beruhigt abreiſen, ſo ſind doch Andere viel beklagenswerther, als Sie.

Niemand fand Zuſammenhang in dieſen Widerſprüchen. Aber die unſinnigſten Reden, die unerklärlichſten Uebereilungen ſetzen nicht in Erſtaunen, wenn ein junges Mädchen von vierzehn oder fünfzehn Jahren ſie ausſpricht.

Die Damen aus Marans waren erſt ſeit zwei Tagen aus Nancy abgereiſ't, als Paul Aſtier ſich an der Lieutenants-Tafel wieder einſtellte. Seine Kameraden nahmen ihn mit Jubel auf, viele umarmten ihn. Das Commando hatte es nicht für zweckmäßig erkannt, die Gründe ſeiner Beſtrafung bekannt zu machen. Man wußte lediglich, daß er ſich ſchwer gegen ſeinen Bataillons-Chef vergangen hatte. Sein Name war aus der Liſte der Beförderungen geſtrichen, Lieutenant Foucault war an ſeine Stelle geſetzt, und der wackere Menſch hat ihn auf das Herzlichſte deßhalb förmlich um Verzeihung.

Aſtier nahm die Beileidsbezeugungen ſeiner Kameraden ſehr höflich entgegen, blieb aber etwas gezwungen und ſteif; ſein Herz erſchloß ſich nur halb. Als beim Deſſert ihm zu Ehren die Champagnerpfropfen knallten, kam er dem Toaſt zuvor und ſagte:

Einen Augenblick, meine Herren! Erinnern Sie ſich, daß ich im vorigen Jahr, an dieſer Tafel, an einem Geſellſchaftstage, eine gewiſſe Caricatur auf Commandant Spatz habe herumgehen laſſen?

Die Anweſenden, die mit gefüllten Gläſern daſtanden, ſahen ſich an und verſtanden nicht. Er wartete ihre Antwort nicht ab und fuhr in kurzem Ton fort:

Unſere Mahlzeit endete ſo heiter, daß ich nicht daran dachte, den Wiſch mitzunehmen. Hat ihn einer von Ihnen zufällig an ſich genommen?

Ich, ſagte Foucault.

Alſo Sie! Das Zuſammentreffen der Umſtände iſt ja auffallend.

Weßhalb?

Haben Sie das fragliche Blatt aufbewahrt?

Nein, ich legte demſelben keine Wichtigkeit bei und habe es Jemandem gegeben.

Gegeben oder geſchickt?

Gegeben mit dieſer meiner Hand in ſeine Hand.

Foucault, ich befehle Ihnen, mir auf der Stelle zu ſagen, wem Sie es gegeben.

Aſtier, Befehle nehme ich nur von meinen Vorgeſetzten an.

Wenn Sie meinen Befehl nicht annehmen wollen, ſo werde ich Ihnen mein Glas an den Kopf werfen.

Der Drohung folgte die That, die Kameraden ſprangen hinzu, um Weiteres zu vermeiden, und das Duell ward verabredet. Der Oberſt konnte es nicht verhindern, da Thätlichkeiten ſtattgefunden hatten. Am folgenden Morgen erfolgte das Duell auf krumme Säbel um ſechs Uhr Morgens, und Aſtier erhielt einen Stich gerade in die Bruſt. Zwei Monate lag er im Hoſpital zwiſchen Leben und Sterben.

Zu der nämlichen Zeit machte Blanche Vautrin eine Krankheit durch, welche man dem Wachsthum zuſchrieb. Sie hatte Fieber, phantaſirte, ſie hatte Beklemmungen, ſogar mehrfache Krampfanfälle. Einige Male ſchien ſie dem Tode nahe, ſie verlor ihr Haar, bekam eine andere Haut und genas endlich; aber ſie ſchlich umher wie ein Schatten. Ihre Freundinnen, wenn ſie überhaupt Freundinnen hatte, erkannten in dieſem großen, durchſichtigen, gebeugten Mädchen, welches wie eine Nonne ein weißes Band um den Kopf trug, die kleine Vautrin nicht wieder. Ihre Eltern führten ſie in der Herbſtſonne, die in Nancy oft ſo herrlich ſcheint, ſpazieren. Sie hatte große ſchwarze Augen, welche das ganze Geſicht beherrſchten, eine ſchmale gerade griechiſche Naſe, ihre weißen Lippen waren rein und fein geſchwungen. Nichts Abſtoßendes lag jetzt mehr in ihren Zügen; es ſchien, als ob die Krankheit mit gewaltiger Macht Alles neu geformt habe.

Auch der innere Menſch ſchien zum Beſſern verändert; die Stimme hatte eine gewiſſe ſüße Weichheit bekommen, ihr Urtheil hatte zwar an Lebhaftigkeit verloren, aber es war nicht mehr ſo ſcharf, es war milder und gütiger geworden; über eine Kleinigkeit ward ihr Herz gerührt und bereit in Thränen zu zerfließen. Beim Anblick eines Käfers auf einem Zweige, beim Duft eines verſpäteten Veilchens empfand ſie die ausſchweifendſte, hingebendſte Bewunderung. Einem Geneſenden iſt Alles neu, er glaubt, daß für ihn die ganze Natur von Neuem blühe. Langſam gewann ſie neue Kräfte; aber ihr froher Sinn kehrte nicht wieder. Der Arzt erklärte, der Winter in Lothringen ſei zu rauh für ſie, und ſandte ſie zur gänzlichen Wiederherſtellung nach Palermo; Madame Vautrin begleitete ſie.

Am Tage ihrer Abreiſe, es war gegen Ende des November, begegnete ſie am Bahnhof einem großen blaſſen Offizier, der mit dem einen Arm ſich auf den Füſilier Bodin, mit dem andern auf einen Stock ſtützte und langſam dahin ſchlich. Er grüßte ſeinen Oberſten, der mit im Wagen ſaß, militäriſch, dann wandte er ſich mit einem Ausdruck unbeſchreiblicher Verachtung ab. Blanche erſah daraus ohne Weiteres, daß er ſich nach dem Duell mit Foucault auseinandergeſetzt habe, und daß er nunmehr die Urheberin ſeines Unglücks kenne.

Die ſtets gute und milde Madame Vautrin ſagte zu ihrer Tochter: Der arme Menſch hätte es dringend nöthig, mit uns nach Sicilien zu reiſen.

Unglücklicher Weiſe, erwiderte der Oberſt, hat er nichts als ſeinen Sold.

Blanche konnte ſich nicht verhehlen, daß der junge Mann, wenn ſie nicht geweſen, reich, glücklich und geſund ſein würde.

Dieſe Gewiſſensbiſſe begleiteten ſie ins Land der Citronen. Einem nicht ganz verdorbenen Gemüth iſt eine böſe That eine drückende Laſt. Es verfloſſen wenige Tage, an welchen Blanche nicht Aſtier's gedacht, ſich nicht gefragt hätte, wo iſt er? was wird aus ihm? Er muß den Winter recht empfinden, während ich hier meinen Sonnenſchirm brauchen muß. Wenn er einen Rückfall gehabt hätte? ſtürbe? Ich würde Nichts erfahren, Niemand fiele es ein, mir zu ſchreiben; nicht einmal das Recht habe ich, Erkundigungen einzuziehen.

Mit Antoinette führte ſie einen kleinen Briefwechſel, und die Nachrichten aus Marans waren nicht dazu angethan, ihre Gewiſſensbiſſe zu beſchwichtigen. Antoinette zeigte ihr an, daß ſie es im Kloſter als Penſionärin verſuchen wolle, ohne ſich zu verpflichten. Eine thörichte, aber dennoch nicht zu vernichtende Hoffnung hält die Aermſte aufrecht. — Auch ein redliches Herz, welches durch mich leidet, ſagte Blanche, und wozu? Was erwächſ't mir Gutes aus ihrem Leid? Alle Menſchen mache ich unglücklich; es giebt auf der Welt kein elenderes Weſen, als mich.

30.

Ich nehm' es an, ſie gibt den Becher mir,
Ich trink' und der Verſuch gelingt mir richtig,
Denn ganz, wie ich mir's wünſchte, find' ich hier
Mein liebes Weib noch immer treu und züchtig.
Meliſſa ſpricht: Jetzt gehe fort von ihr,
Nur einen Monat oder zwei ſei flüchtig;
Dann kehre wieder und verſuch' auf's Neu',
Ob aus dem Becher noch zu trinken ſei. —

31.

Mich mußte dieſe Reiſe ſehr beſchweren,
Nicht zwar, als würde nicht mein Weib beſtehn,
Doch konnt' ich ſie zwei Tage nicht entbehren,
Nicht eine Stunde konnt' ich von ihr gehn..
Meliſſa ſprach: Ich will dich anders lehren,
Der Wahrheit deutlich auf den Grund zu ſehn:
Du mußt die Kleider wechſeln und die Sprache,
Und fremd erſcheinen unterm eignen Dache. —

32.

Hier nahe, Herr, iſt eine Stadt gelegen,
Um die der Po ſchirmend die Hörner zeucht,
Und deren Bann bis wo die Welle gegen
Den Strand anrennt und fliebt, hinunter reicht.
Wohl mißt ſie ſich an Reichthum und an Segen
Mit andern, denen ſie an Alter weicht.
Von Troja's Reſten wurde ſie errichtet,
Die vor der Geißel Attila's geflüchtet. *

33.

Ein Ritter, jung, reich, ſchön, von art'gen Sitten,
Hält unumſchränkt die Zügel dieſer Stadt,
Der einſtmals, einem Falken nachgeritten,
In meine Mauern kam, vom Jagen matt;

---

[*] Ferrara wurde, nach der Sage, von Flüchtlingen Padua's gegründet.

Während ſie ſo ihre Tage mit wechſelnden Selbſtanklagen verbrachte, übten das Klima, die friſche Luft, die Bewegung in derſelben, vor Allem die Jugend ihren Einfluß und verwandelten je länger deſto mehr die kleine Perſon. Ihre eingefallenen Wangen rundeten ſich, ihre Geſtalt entwickelte ſich und ward voller, die Kleider wurden ihr zu eng, die hervortretenden Knochen am Arm ſchwanden wie Steine in der Brandung, und kleine Grübchen zeigten ſich hier und da. Das mißfarbige Braun ihres Teint wandelte ſich in eine helle Wachsfarbe. Nach und nach belebte ſich dieſelbe, und endlich ſtieg ſie zu jener ſanften Wärme, wo man unter der leicht bräunlichen Haut das freundliche Roth ſchimmern ſieht, wie wir es bei den Creolinnen bewundern. Palermo und Umgegend erklärten ſie für ſchön, die gute Madame Vautrin ſtaunte auf ihren Knieen das Wunder an. Es war augenſcheinlich: das gewöhnliche Blei war in köſtliches Silber verwandelt, und die Frau Oberſt führte nach ſechs Monaten eine ſehr reizende Blanchette nach Lothringen zurück. Die Schönheit Blanche's war nicht durchweg regelmäßig, von der ehemaligen Häßlichkeit blieb ein nicht zu erklärendes fremdartiges Etwas zurück, aber dieſes fremdartige Etwas war nicht zu verachten, und ich kenne ſtolze Frauen, die es theuer bezahlen würden, wenn man es kaufen könnte.

Mein Herr Lieutenant, ſagte eines Tages der getreue Bodin, ich habe Etwas für Sie, eine Neuigkeit. Die kleine Obriſtentochter hat ihre ſechs Monate im Süden abgedient, und ſie ſieht aus, als hätte ihre Mama ſie nur mit Milchbrod gefüttert und in Milch gebadet. Mit einem Wort, nun iſt ſie eine blitzblanke Blanche.

Deſto beſſer für ſie. Uebrigens, wenn du nichts Intereſſanteres zu erzählen haſt, ſo brauchſt du dich nicht zu bemühen.

Zu Befehl.

Paul Aſtier war geheilt. Er war nicht nur wieder in Dienſt getreten, ſondern ſeit zwei Monaten in ununterbrochener Arbeit auf ſeinem Zimmer. Er hätte nicht eine Stunde Erholung in jeder Woche ſich gegönnt, wenn er nicht genöthigt geweſen wäre, an den Montagsabenden des Oberſten ſich einzufinden. Dieſe Veranlaſſung führte ihn fünf oder ſechs Mal Blanche vor Augen, beharrlich ſchien er ſie nicht zu erkennen. Ob ſchön oder häßlich, in ſeinen Augen war ſie deßhalb weder weniger noch mehr verächtlich. Indeſſen geſtand er ſich, als ein gerechter Mann, daß ſie ſchön ſei.

Eines Abends, als er an das Buffet trat, ahnte ſie, obgleich ſie ihm den Rücken zugewendet hatte, daß er da ſei, ſie drehte ſich raſch um und ſagte:

Ich muß mich ſehr verändert haben, Herr Aſtier, daß Sie mich nicht erkannt haben?

Er antwortete kalt: Zu jeder Zeit, an jedem Ort, mein gnädiges Fräulein, welche Aenderungen Sie auch erleben mögen, verſichere ich Sie meiner — Erkenntlichkeit.

Keine Wortſpiele warum grüßen Sie mich niemals?

Weil ich eine ſchlechte Meinung von Ihnen habe, mein Fräulein.

Und dennoch bin ich ein ehrliches Mädchen.

Das hoffe ich Ihrer Eltern willen, aber nimmermehr werden Sie ein ehrlicher Menſch ſein.

Dies geſagt, wandte er ſich, ſchritt durchs Vorzimmer, ſteckte ſich eine Cigarre an und ging heim, ein Liedchen trällernd, nach ſeiner kleinen Wohnung, in welcher ſeine geliebte Arbeit ſeiner wartete. —

Er hatte ſich einen Plan überlegt, der auf den erſten Blick verſtändig ſcheint und es auch überall iſt, wo nur nicht unſer Schlendrian herrſcht: wenn meine gute Führung, der Feldzug und meine belobte Theilnahme an demſelben nicht genügten, um das verteufelte rothe Band zu erlangen, wenn man bald aus dieſer, bald aus jener Urſache alle mittelmäßigen Offiziere der ganzen Armee über mich weg marſchiren läßt, ſo bleibt mir nur Eines übrig: ich muß einen großen Wurf thun; ich werde den alten Nachtmützen da zeigen, daß ich kein Offizier bin, wie man ſie zu Dutzenden haben kann, und daß ich meine Sache etwas beſſer verſtehe, als Dupont, Lombard und Foucault. Alſo ans Werk! und Courage!

Die Fehler und Verkehrtheiten unſerer Heereseinrichtung begannen damals die beſſeren Köpfe der Armee zu beſchäftigen. In jedem Regiment befand ſich unter den jüngeren Offizieren ein heimlicher, beſcheidener, aber ſeiner Sache ſicherer Reformator. Dieſe kühnen Schwärmer hatten ſich nicht unter einander verabredet, kein Bündniß hielt ſie zuſammen, ſie hatten ſich nicht zur Umgeſtaltung der veralteten Einrichtungen verſchworen; was ihnen gemeinſam war, das war die nämliche Ueberzeugung, welche bei ihnen allen zu gleicher Zeit aufgetaucht war.*)

Paul's Werk war nun wohl nicht ein unanfechtbares Meiſterwerk, es konnte in dem einen Punkt getadelt, in anderen verbeſſert werden, aber es war doch die Arbeit eines guten Franzoſen und eines über das Gewöhnliche hinausragenden Offiziers. Die ganze hiſtoriſche Abtheilung zeugte von einem ſicheren und wohlerworbenen Wiſſen, die Kapitel, welche die Zukunftspläne behandelten, waren voll geſunder Gedanken (die Ereigniſſe haben ihnen ſeitdem ſchon Recht gegeben); aber Paul kam vor der Zeit, ſeine Uhr ging der offiziellen Uhr um mehrere Jahre voraus. Von ſeinen Kameraden, denen er ſein Manuſcript ſtückweiſe vorlas, ſchloſſen ſich mehrere ihm an und theilten leidenſchaftlich ſeine Beſtrebungen, andere, vorſichtigere, warnten ihn, daß dieſe Vergeudung von Talent ihm höheren Orts mehr ſchaden als nützen würde. Unglücklicherweiſe hatte ihm die ſeltſame Krankheit, die je nach Tag und Stunde Genie oder Thorheit genannt wird, das Reformirfieber, den Kopf verdreht. Er fühlte ſich dermaßen ſicher, Recht zu haben, daß er ſein Manuſcript in die Vincent'ſche Druckerei brachte, ohne die Genehmigung des Miniſters vorher nachzuſuchen. Das Buch ward in fünfzehnhundert Exemplaren abgezogen, mit einer Karte, drei Plänen und zweiundzwanzig Skizzen verſehen und koſtete ſechstauſend Francs; von denen er auch nicht einen Pfennig beſaß.

---

*) Wir haben uns hier erlaubt, in der Ueberſetzung einen längeren Excurs des Verfaſſers über die Hauptpunkte der damals wünſchenswerthen, jetzt zum Theil bereits durchgeführten Heeres-Reorganiſation, als für die Novelle ganz unweſentlich, wegzulaſſen. D. Red.

Den Erfolg bezweifelte er aber nicht im Mindeſten; er ſchickte zehn Exemplare auf die Bureaus der Rue Saint-Dominique und war überzeugt, daß nicht nur die Herausgabe erlaubt, ſondern auch die erſte Auflage zur Vertheilung in der Armee angekauft werden würde.

Von jenen zehn Exemplaren wurden neun ungeleſen in den Winkel geworfen, eins blieb bei einem alten Bureauzopf liegen, der es zum Zeitvertreib aufſchlug und bei der erſten Zeile auf der erſten Seite ſich vor Entrüſtung überſchlug. Was? Die beſtehende Ordnung umſtoßen? an einer ſo trefflichen, ſo vorzüglichen Organiſation rühren, welche uns in fünfundzwanzig Jahren den Rang der vierten Macht Europa's verſchaffen ſollte? Welcher tolle Kopf hat einen ſo revolutionären Gedanken ausgeheckt? Einem Diviſions-General könnte man ihn verzeihen, ein Oberſt würde einen leichten Verweis erhalten. Aber ein ſimpler Lieutenant — das war nicht zu dulden. Einem ſcharfen Bericht des alten Herrn zu Folge erließ der Miniſter ein niederſchmetterndes Schreiben an Aſtier. Es forderte ihn auf, ſofort ſeine unbeſonnene Veröffentlichung bis auf das letzte Blatt zu vernichten, wenn er nicht ſeine ganze Carriere hindurch ſtets an dem Rufe eines Raiſonneurs ſcheitern wolle.

Einen Befehl vernehmen und ſofort gehorchen iſt bei der ſeltſamen Nation, die wir die Armee nennen, Ein und Dasſelbe. Seinen Vorgeſetzten gegenüber hat Niemand Recht; geſunder Verſtand und gutes Recht ſind lediglich Fragen der Rangordnung. Wenn zwei Leute jener Nation nicht gleicher Meinung ſind, dann iſt es lächerlich, Gründe und Gegengründe abzuwägen, man braucht nur die Knöpfe an ihrem Kragen zu zählen.

Dem Lieutenant ward ordnungsmäßig bedeutet, daß er Unrecht habe, und als ein Mann, der das Leben kennt, ließ er es ſich geſagt ſein. Er vertheilte ſein Buch unter zwanzig Kameraden, gab es drei oder vier Freunden, und den Reſt ließ er auf dem Boden der Druckerei lagern.

Das wäre noch nicht ſo ſchlimm geweſen, wenn es dabei ſein Bewenden gehabt hätte; aber Druck und Papier für dieſes vergebliche Buch waren zu bezahlen. Der Buchdrucker verſprach Nachſicht, er kannte Aſtier und intereſſirte ſich daher für ihn, aber der Papierhändler wohnte hundertundfünfzig Meilen entfernt von Nancy, er forderte, da er nicht reich war, hartnäckig ſein Geld und da der Schuldner ſeine Zahlungsunfähigkeit bekannte, ſo mußte er an den Oberſt ſchreiben. Hätte der Buchdrucker gelitten, daß der Papierhändler allein ſeine Forderung geltend mache, ſo würde er demſelben den Vorrang gelaſſen haben; er mußte ſich alſo, wenn auch ungern, anſchließen. Aſtier hatte außerdem einige laufende Schulden, wie alle Lieutenants, die kein Vermögen beſitzen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß der ordentlichſte Offizier den Credit nicht entbehren kann, wenn er nicht wenigſtens Hauptmann iſt. Die erſte dieſer Forderungen zog die übrigen ans Licht, alle zuſammen machten die Summe von achttauſend Francs aus. Wollte man monatlich ein Fünftel des Soldes zur Bezahlung der Gläubiger zurückbehalten, ſo würde die ganze Schuld etwa nach neunzehn Jahren und einigen Tagen abgetragen ſein. In einem ſolchen Fall kennt die Militärbehörde einen Ausweg, der nicht genug bewundert werden kann. Sie ſtellt den Schuldner zur Dispoſition; das heißt, ſie ſetzt ihn auf halben Sold. Eines ſchönen Morgens war Paul Aſtier gewiſſermaßen verabſchiedet; es blieben ihm etwa achtzig Francs monatlich.

Der Oberſt ließ ihn kommen und redete freundlich und wohlwollend ihm zu: Mein Beſter, ich kann da nichts thun. Sie haben ſehr gute Anlagen und alle möglichen ausgezeichneten Eigenſchaften. Rechnen Sie auf meine Empfehlungen nach oben, ſeien Sie überzeugt, daß wir Sie wieder anſtellen, ſobald Ihre Schulden bezahlt ſind. Einſtweilen können Sie wohnen, wo es Ihnen beliebt.

Paul antwortete, daß er in Nancy bleiben würde, aber nicht hoffen dürfe, je ſeine Schulden bezahlt zu ſehen. Aber, zum Teufel! warum ließen Sie ſich dann einfallen, zu ſchreiben und drucken zu laſſen? Sie hatten ſo gut angefangen, mein Kind! Seit zwei Jahren ſind Sie auf falſcher Fährte; ſeit der Geſchichte mit Spatz. Abergläubiſch bin ich nicht, wahrhaftig nicht, aber ich habe mich manchmal befragt, ob Sie nicht behext ſind.

Das wäre möglich, Herr Oberſt.

Am andern Morgen verließ er den Dienſt und ſuchte in der Stadt Unterrichtsſtunden. Da er gute Freunde und gute Bekanntſchaften hatte, ſo kamen Schüler von allen Seiten. Dem Einen gab er Zeichen-, dem Andern mathematiſchen Unterricht. Im Café ließ er ſich nicht mehr ſehen, er war ein Muſter von Sparſamkeit, er ſchrob ſeine Ausgaben bis auf hundert Francs monatlich herab und begann wirklich abzuzahlen. Eines Tages ward an ihn die Frage geſtellt, ob er eine junge Dame die Aquarellmalerei lehren wolle.

Warum nicht?

Aber nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie ſich in Ihre Schülerin nicht verlieben: es iſt Fräulein Bautrin.

Ja, Sie haben Recht, ſie iſt viel, viel zu hübſch, und überdies ſind alle meine Stunden beſetzt.

Blanche war von Allem, was er that, unterrichtet. Sie brachte Schumacher zum Reden, der mit Bodin trank, und Bodin bediente ſeinen alten Herrn umſonſt. Das junge Mädchen empfand eine aufrichtige Bewunderung für den jungen Mann, der ſein Mißgeſchick ſo einfach hinnahm. Sie ſah, wie er gegen dasſelbe ohne eine Spur von falſchem Heldenmuth ankämpfte, wie er ſeine kleine Siſyphus-

Arbeit mit dem Gleichmuth verrichtete, mit dem ein Schanzgräber ſeine Karre ſchiebt. Zum erſten Male in ihrem Leben empfing ſie den Eindruck der wahren Größe, die ohne Einfachheit nicht gedacht werden kann. Aber in dem Maße, in welchem ſie ihrem Feinde Gerechtigkeit widerfahren ließ, mußte ſie ſelbſt ſich ſtreng verurtheilen. An einem trüben Octobertage bemerkte ſie von ihrem Fenſter aus einen langen Menſchen, der bei ſtrömendem Regen die Straße entlang lief und, ſo gut es ging, Bücher und Papiere zu ſchützen ſuchte. Es war Paul. — Da geht er, dachte ſie, er, der durch Heiterkeit, Geiſt und Liebenswürdigkeit alle Offiziere des Regiments überragte!

Und ich, ich allein habe ihn in dieſen Zuſtand gebracht! — Sie weinte den ganzen Tag, und als ihre Mutter fragte, was ſie ſo nervös mache, ſagte ſie: Es kommt vom Wetter! —

Sechs lange Monate gingen hin, für Paul lang, der ſchwer zu arbeiten hatte, lang für ſie, die ſich vergeblich quälte. Eines Morgens erhielt ſie einen Brief mit dem Poſtſtempel von Marans. Sie wagte nicht, ihn zu erbrechen, lief zu ihrer Mutter und rief: Lies du, ich fürchte mich zu ſehr! Ich glaube beſtimmt, daß Antoinette Humblot heirathet. Ihr Gefühl hatte ſie nicht getäuſcht. Antoinette zeigte ihr trübſelig ihre baldige Hochzeit an. Das arme Kind hatte es zwei Mal im Kloſter verſucht, aber es wollte nicht gehen, und ſie opferte ſich nun für das Glück ihrer Mutter. Sie heirathete einen Nachbar vom Lande, einen noch ziemlich jungen Wittwer, den ſie achtete, aber nicht liebte. Die Hochzeit ſollte, „wenn nicht ein Wunder geſchehe," in vierzehn Tagen gefeiert werden, und man hoffte, daß Madame und Fräulein Vautrin ſie durch ihre Gegenwart verherrlichen würden; ſehr heitere Geſichter könne man freilich nicht verſprechen. Die Nachſchrift war reizend offenherzig: „Meine liebe Blanche! Im Grunde meines Herzens lebt eine Erinnerung, die ich von jetzt ab, wenn ich nicht ein Unrecht begehen will, nicht dulden darf. Ich reiße ſie aus und ſende ſie dir. Sobald du dieſen Brief verbrannt haſt, iſt nichts mehr von ihr vorhanden. So! Jetzt iſt es geſchehen! Schenke mir deine Theilnahme, deine Thränen."

Blanche ſchenkte ihr mehr als ihre Thränen, ſie ſchrie, ſie betete; ſie bat Gott, ihre Mutter, die arme, geopferte Antoinette um Verzeihung.

Nein, ich will eine ſo rührende, reine Erinnerung nicht verbrennen. Gutes, liebes, ehrliches Mädchen, für ihn biſt du geſchaffen, ihr ſeid Einer des Andern würdig. Ach! Jedermann hier auf Erden ſollte etwas werth ſein, nur ich nicht? Ich will werden wie die Andern, koſte es, was es wolle. Ich will mein Unrecht bekennen und Alles wieder gut machen. Wenn nicht ein Wunder geſchähe, ſchreibſt du, armes Herz. Das Wunder ſoll geſchehen, ich werde es thun!

Madame Vautrin ſtand ſprachlos vor dieſem leidenſchaftlichen Ausbruch und weinte, ſie wußte nicht, warum.

Er ſieht die Frau, und fühlt ſein Herz durchſchnitten
Vom erſten Blick, den er empfangen hat,
Und läßt nicht ab zu trachten und zu ſinnen,
Um ſie für ſeine Wünſche zu gewinnen.

34.

Doch ſie bewog durch ihre Weigerungen
Ihn abzuſtehn, wo's nichts zu ärnten galt;
Allein ihr Bild, das innig ihn durchdrungen,
Entwich aus ſeinem Herzen nicht ſo bald.
Ich, von Meliſſens Schmeichelei'n bezwungen,
Entlehne nun von dieſem die Geſtalt;
Sie weiß von ihm — wie? iſt mir ſelbſt verborgen —
Mir Antlitz, Augen, Sprache, Haar zu borgen.

35.

Bei meinem Weibe hatt' ich vorgegeben,
Daß ich verreiſe nach dem Morgenland.
Als jener Ritter, mit bethörtem Streben,
Ihm gleich an Ausſehn, Sprache, Gang, Gewand,
Kehr' ich zurück; Meliſſa ſteht daneben,
Als Diener, mit Juwelen in der Hand,
Kleinodien, die alles überſcheinen,
Was Indien je geſandt von Edelſteinen.

36.

Wir waren ſicher in das Schloß getreten,
Denn jeden Winkel kannt' ich ganz genau.
Madonna war allein, ganz wie erbeten,
Kein Knapp' um ſie und keine Kammerfrau.
Mein Flehn vermag die Treu' nicht auszujäten,
D'rum leg' ich nun der Sünde Sporn zur Schau,
Smaragden und Rubinen und Demanten,
Die auch die ſtärkſten Herzen übermannten;

Aber erkläre mir doch, ſagte ſie; was quält dich, was iſt dir denn begegnet? Herr Gott, hat denn unſer Kind den Verſtand verloren?

Nein, Mutter, ich will ruhig ſein, ich will ſtark ſein, du ſollſt Alles erfahren; aber erſt laß Papa holen; er muß zugegen ſein.

Als ſie vor ihren Richtern ſtand, erhob ſie ihre Selbſtanklage und ſchonte ſich nicht. Ueber die Geſchichte mit dem Album erſchrak Madame Vautrin, die ihrer Tochter eine ſolche Verſtellung nicht zugetraut hatte; der Oberſt war von derſelben nicht minder empfindlich berührt; vielleicht verſtand er die Sache nur halb. Aber als er erfuhr, daß Blanche die Unterſchrift Paul's und die Adreſſe des Commandanten auf die verhängnißvolle Caricatur geſchrieben hatte, ward er blaß, richtete ſich hoch auf und rief mit erhobener Hand: Unglückskind! Ich ſchlüge dich nieder, wenn du ein Mann wäreſt. Aber du biſt ein Weib und wirſt Gottlob meinen Namen nicht lange tragen. — Sie brach nicht zuſammen unter dieſen ſchweren Worten, im Gegentheil, ſie ſchritt auf ihren Vater zu und ſagte: Tödte mich, Papa, das iſt mir das Liebſte, denn ich bin ſehr, ſehr unglücklich.

Als ſie Alles bekannt hatte, ſagte der Oberſt: Du weißt, was wir zu thun haben! Aſtier ſoll kommen, und in deiner Gegenwart will ich ihm alle deine Streiche erzählen. Ich will ihn wieder auf den Weg zu Glück und Ehre bringen, von dem deine Niederträchtigkeit ihn weggeſtoßen hat. Und weil du nur ein untergeordnetes, unverantwortliches Ding biſt, ſo will ich ihn für das Unrecht um Verzeihung bitten, das du an ihm begangen haſt.

Er ließ den unglücklichen Paul, der zufälligerweiſe zu Hauſe war, holen. Als Paul die zwei Damen anweſend fand, erkannte er, daß es ſich nicht um etwas Dienſtliches handle; das war aber auch Alles, was er errieth. Madame trocknete ihre Thränen, Blanche klammerte ſich an ihren Stuhl, als ob ein Abgrund ſich vor ihr aufthue, der Oberſt war roth, knöpfte den Kragen auf, drehte den Schnurrbart und ſchoß wüthende Blicke umher.

Mein lieber Aſtier, ſagte er, Sie werden einmal Vater werden, hoffentlich in nicht zu langer Zeit. Möge der Himmel Sie davor behüten, daß Sie nicht die Schande erleben, die mich in dieſem Augenblick vernichtet. Erinnern Sie ſich, daß ich Sie vor ſechs Monaten fragte, ob Sie vielleicht behext ſeien? Mein Freund — dort ſteht die Hexe!

Oberſt, ich bitte, ſeien Sie nachſichtig gegen das Fräulein; ſie war ja noch ein Kind, als ſie die . . . . den kleinen Schabernack ſpielte, den Sie ihr vorwerfen.

Wie? Sie wußten?

Die Geſchichte mit Herrn Spatz? Schon längſt.

Und Sie haben nichts geſagt, Alles geſchehen laſſen? Sie wären ja beinahe in dem Duell geblieben? Ich ſage dir, wäre er geſtorben, ermordet hätte ich dich.

Blanche zuckte mit den Achſeln; ihre Miene ſchien ſagen zu wollen: Es verſteht ſich doch, daß mir das gleichgültig geweſen wäre.

Aber, wenn Sie Alles wußten, fuhr der Oberſt fort, warum haben Sie denn nicht Fräulein Humblot geheirathet?

Bei dieſem Namen zeigte Paul's Erſtaunen deutlich, daß er durchaus nicht Alles wiſſe. Der Oberſt erzählte ihm die Geſchichte ab ovo, wie er ſie eben gehört hatte. Er rühmte ausnehmend Antoinettens Schönheit, Vermögen und ihre vielen Vorzüge; aber der Lieutenant ſchien weniger erſtaunt, als lebhaft beunruhigt. Er ſuchte in Blanche's Miene eine Erklärung zu der Erzählung ihres Vaters. Blanche fühlte ſich beobachtet, ſie zitterte unter dieſen ernſten, fragenden, ſanften Blicken. Die gütigen Augen Paul's verwirrten ſie ſtärker, als die Blitze ihres Vaters. Niemals hatte der Lieutenant ihr ſo viel Güte erwieſen, und nie, wahrhaftig nie während dieſes langen Kampfes hatte ſie ſo große Furcht vor ihm gehabt.

Der Oberſt endete ſeine Rede: Mein Freund! ich werde Ihnen einen Paß nach Marans verabfolgen laſſen. Da Sie in Nancy keine Schulden zurücklaſſen dürfen, ſo hoffe ich, daß Sie mir die Freude und die Ehre erweiſen werden, ſich meiner Börſe zu bedienen. Dieſer Brief Ihrer Zukünftigen (da, nehmen Sie ihn) zeigt Ihnen, daß man Sie nicht erwartet, nicht mehr auf Sie hofft; aber Sie werden willkommen ſein. Ich komme zur Hochzeit. Bis dahin will ich es mir angelegen ſein laſſen, Sie mit dem Miniſterium auszuſöhnen und Ihnen zu einem glänzenden Wiedereintritt in das Regiment zu verhelfen. Die Auszeichnung, die Ihnen gebührt, und die Ihnen das Fräulein da durch ihren Teufelsſtreich geſtohlen hat, ſoll Ihnen, auf Ehre! nicht lange entgehen. Ich kann nicht verſprechen, daß ich ſie Ihnen als Hochzeitsgeſchenk bringe, aber ich werde es der Madame Humblot ſagen, was Sie für ein Mann ſind, was ich von Ihnen halte, wie Sie ins Feuer gegangen ſind und, wohl das Schönſte und Beſte, mit welcher Hochherzigkeit Sie Ihr Mißgeſchick getragen haben. Ich werde ihr ſagen, daß jeder Vater, ſei er noch ſo hochgeſtellt, ſtolz ſein kann, Sie Schwiegerſohn zu nennen.

Die ſchöne Rede hätte jeden Andern als Paul entzückt. Er ſchien kaum hinzuhören, und den Brief ließ er fallen. Sein Auge wanderte auf den drei Geſichtern der Familie Vautrin umher, er ſchien einen verborgenen Sinn hinter den Worten des Oberſten zu ſuchen; ſeinen nachdenklichen, unruhigen Blick heftete er fragend auf die zwei Damen, endlich entſchloß er ſich und ſagte: Herr Vautrin, möchten Sie auf einen Augenblick mit mir hinausgehen? Ich habe Ihnen ein Paar Worte allein zu ſagen.

Als ſie im Vorzimmer waren, fuhr er fort: Herr Oberſt, auf der ganzen Welt giebt es keinen beſſeren Menſchen, als Sie, nur den Feinden Frankreichs haben Sie wehe gethan; und es iſt nicht einmal ganz gewiß, ob Sie deren Haut nicht auch geſchont hätten, wäre es anders möglich geweſen. Madame Vautrin iſt Ihrer würdig. Sie Beide ſind von gleichem Werthe. Ich meine nun, daß die Vereinigung von zwei ſo guten Weſen unmöglich ein böſes erzeugen kann; ich läugne alſo a priori, daß Fräulein Vautrin mir Böſes zugefügt habe aus Freude am Böſen.

Welchen Grund hätte ſie ſonſt gehabt?

Ja, zum Teufel! als ich anfing, dachte ich nicht, daß das Reden ſo ſchwer ſei. Es muß aber Alles aufgeklärt werden. Sie haben Gelegenheit gehabt, mich kennen zu lernen, Sie wiſſen, daß ich weder ein Laffe bin, noch des Geldes willen heirathe, und Sie werden begreifen, daß ich nicht der Mann bin, der Leute, die er kennt, betrübt, um ſich Unbekannten an den Hals zu werfen. Was ich noch zu ſagen habe, klingt als ob ich toll geworden wäre. Denken Sie davon, wie Sie wollen. Herr Oberſt, ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten. Ich mache mich aber ſchnell aus dem Staube, damit Sie mich nicht aus Ihrem Hauſe jagen, wie damals aus dem Regiment.

Damit öffnete er die Thüre, glitt hinaus wie ein Aal und ließ den Oberſt verdutzt ſtehen.

Blanche, Auguſtine, Tochter, Frau! wir haben ein Unglück angerichtet, Kinder! Der arme Teufel iſt nicht richtig im Kopf. Könnt ihr glauben, daß er als Antwort auf meine Mittheilungen um Blanche angehalten hat?

Das junge Mädchen ſtieß einen lauten Schrei aus, aber es war ein Freudenſchrei. — Um mich, die ich weit eher Strafe verdient hätte! Ach, Mama! der liebe Gott iſt doch noch hundert Mal gnädiger, als man denkt!

# Servil und Liberal

oder

# Drei Taubenherzen.

Von

**Fernan Caballero**

(Cecilia Böhl de Faber).

(geb. 1797.)

Aus dem Spaniſchen überſetzt

von

**Ludwig Laiſtner.**

# Erſtes Kapitel.

In Puerto de Santa Maria liegt ein altes Schloß, das den Herzogen von Medinaceli gehört und nach ſeinem angeblichen Erbauer, dem ſagenhaften Meneſtheus, Mneſteo genannt iſt. Es war im Lauf der Zeiten unter römiſche, ſpäter unter mauriſche Herrſchaft gerathen, bis im Jahr 1264, aufgefordert durch eine Erſcheinung der allerheiligſten Jungfrau, König Alfons der Weiſe es eroberte; zum Andenken taufte dann der weiſe und fromme Fürſt die heidniſche Mneſteo-Niederlaſſung auf den Namen der Benedeiten um.

Wie ein im Tode verſteinerter Recke liegt es da, ein verſchrumpfter Koloß, unten „phöniciſch“, römiſch der Rumpf, mauriſch das Haupt und ſpaniſch die Arme, oder auch wie ein altadeliges, vierfeldriges Wappenſchild, als Wahrzeichen von Puerto, auf einer Anhöhe aufgerichtet, da wo der Rio Guadalete hereinbiegt, an deſſen Ufer, unter dem Schutze ihres ſtattlichen Schirmwächters, die Ortſchaft ſich hingebreitet hat, gleichwie Nachwuchs im Schatten des mütterlichen Baumes wuchert.

Vom „Schloßplatz“ aus treten wir durch ein hohes Thor in das Gebäude; nach einer kleinen Strecke geht es etliche Stufen empor, und wir betreten einen Vorraum vor der „Kirche“. Diese letztere bildet den Mittelpunkt des Ganzen: ein weites Gewölbe mit mächtigen Pfeilern, zur Beleuchtung ein einziges großes Fenster im Hintergrunde, das auf einen Hof geht; ob dieses Gebäude ursprünglich als Zollstätte oder Waarenlager, als Moschee oder als Vorrathskammer gedient haben mag, habe ich nie herausbringen können.

Eine steile Treppe führt rechts vom Vorraum nach einer Art Terrasse oder Söller über der Kirche hinan, einem Raum, der heute noch seinen alten Namen Rüstplatz führt; rings um denselben her ziehen sich die ehemaligen Burgherrngelasse und Rüstkammern, die heutzutage in Familienwohnungen abgetheilt sind und zur Zeit unsrer Erzählung die vier Hauswesen eines Kaplans, eines Küsters, eines Schulmeisters und einer Wittfrau beherbergen.

Darüber ragen stattliche Thürme auf, von deren Höhe man eine wundervolle Aussicht genießt. Wie leuchten da oben Luft, Himmel und Meer, wie weit schweift das Auge, wie schön ist Alles, wie großartig das Landschaftsbild. Nach Süden zu in all seiner Pracht und Majestät das Meer; ganz deutlich sieht man jenseits der Bucht Cadix liegen, trotz einer Entfernung von mehr als zwei Meilen. Linkshin zieht sich die Küste zwei Meilen weit bis zu dem reizenden Puerto Real und wendet sich dann südwärts nach der Inselstadt San Fernando, wo sich die

37.

Und ſag' ihr, dieß Geſchenk ſei noch geringe,
Und Größ'res hoffen dürfe ſie von mir,
Und zeig' ihr, wie uns Alles jetzt gelinge,
Da ihr Gemahl ſo ferne ſei von hier,
Erinnre ſie, indem ich ſtärker dringe,
Wie lang ich ſchon mich abgehärmt vor ihr,
Und führ' ihr zu Gemüth, ſolch' treues Minnen
Sei endlich werth, den Lohn ſich zu gewinnen.

38.

Ihr Unmuth war im Anbeginn nicht klein,
Sie kehrte mir den Rücken mit Erröthen;
Doch der Juwelen flammengleicher Schein
Bracht' ihr das harte Herz zu großen Nöthen.
Ihr Ton wird kurz und ſchwach, ſie willigt ein,
— Ach, die Erinn'rung kann noch jetzt mich tödten! —
Wenn ſie darf glauben, ſicher und beſtimmt,
Daß Niemand je ein Wort davon vernimmt.

39.

Ein gift'ger Pfeil, der mir das Herz durchſtochen,
War der Beſcheid. Unſeliges Geſchick!
Ein Froſt durchfährt die Adern mir, die Knochen,
Und in der Kehle bleibt das Wort zurück.
Nun iſt der Zauber alſobald gebrochen,
Meliſſa wandelt mich im Augenblick.
Nun denke dir, wie blaß mein Weib geworden,
Ertappt von mir in ſolchem feinen Orden.

40.

So ſtanden wir nun da, wie Leichen beide,
Geſenkten Auges, ſchweigend, ſtarr wie Stein.
Kaum hatt' ich Stimme noch in meinem Leide,
Und kaum ſo viel, um ſchmerzlich aufzuſchrei'n:

Bai zwiſchen den weißen Sandhügeln der „Albinas“ verliert. Rechter Hand weicht das Ufer in ſanftem Bogen nach Norden hin zurück; über Wein- und Obſtgärten und über geſegnete Kornfelder hin reicht das Auge bis San Lucar de Barrameda. Rückwärts endlich iſt der Blick durch einen Höhenzug begrenzt, über welchen ſchnurgerade die Straße nach Jerez hinanläuft.

Doch kehren wir über die ausgetretenen Stufen vorſichtig zurück auf unſern „Rüſtplatz“. Da liegt vorn hinaus die Wohnung des Schulmeiſters Don José Mentor, der hier mit ſeinem wackern Weibe Doña Escolaſtica und ſeiner ſeelenguten Schweſter Doña Liberata hauſ't. Kommt man die Treppe herauf, ſo führt der Weg zunächſt über den Rüſtplatz, wo aber ſtatt rauher Krieger ſanfte Haustauben umherſtolziren; dann tritt man in einen kleinen Vorſaal oder Gang, an deſſen linkem Ende Doña Liberata's Stübchen liegt, das Fenſter auf den Platz blickend. Aus dem Gang treten wir in den Saal; von dem Altan davor genießt man eine herrliche Ausſicht über den Fiſchmarkt und die Mauth auf Hafen und Fluß, bis hinüber, wo das Ufergelände dem Auge einen freundlichen Ruhepunkt gewährt. Der Saal ſelbſt iſt ſauber ausſtaffirt, mit einer Binſenmatte auf der Diele und mit Mahagoniſtühlen, deren Roßhaarpolſterung aus Bucephalus' Zeiten ſo zuſammengeſeſſen iſt, daß ſie durch die weißen Baumwollüberzüge ſich einen Ausweg geſucht hat. Vorn an der Wand ſteht ein Tiſch von puritaniſcher Einfachheit, und darüber hinter Glas-

# Zweites Kapitel.

Don Joſé Mentor war, wie ſchon bemerkt, ſeines Zeichens ein Schulmeiſter. Die Zeit hatte den Armen überholt: Gymnaſium, Freiſchule, Lancaſterſyſtem entzogen ihm alle ſeine Zöglinge, einen nach dem andern — moderne Niobiden, den Sonnenpfeilen des Jahrhunderts erliegend. Aber Don Joſé ließ den Muth nicht ſinken: er lebte weiter zwiſchen ſeinen friedlichen Schloßmauern, am ſtillen Herd, mit ſeinem Weib und ſeiner Schweſter, in Gottes Huld und Frieden, und alle Drei waren ſo voll Vertrauen auf ihren Schutzheiligen St. Cajetan, den Patron von der „göttlichen Providenz“, daß ihr ärmliches Geſchick Keines auch nur um eine Viertelſtunde Schlaf brachte.

Don Joſé's Haupteinkommen beſtand in einer Leibrente, worin er den Erlös aus einem baufälligen Häuschen angelegt hatte und die ihm eine Peſeta täglich trug — das Kapital war danach; — in der Sorgloſigkeit ſeines Kindergemüths hatte er ſie auf ſeinen Namen einſchreiben laſſen, ohne daran zu denken, daß ſein Weib und ſeine Schweſter ihn wahrſcheinlicher Weiſe überleben mußten. Außerdem gab es noch einigen Nebenerwerb, den Dienſt bei einer fremden alten blinden Dame, die er gegen eine Belohnung von drei Cuartos am Arm in die Meſſe führte, und zweitens ein paar Schreib- und Leſeſtunden bei jungen Mädchen mit Bildungsbedürfniſſen, die es in Folge deſſen ſo weit brachten, ſittenloſe Romane zu leſen, ihre häuslichen Geſchäfte und ihren Nähtiſch zu verabſäumen und Strümpfe mit nicht aufgenommenen Maſchen zu tragen. — Sehn Sie, Kind, pflegte Don José zu den aufgeſchoſſenen Schülerinnen zu ſagen, wenn ſie ihre Striche hinkleckſ'ten, ſehn Sie die Sparren da am Dach? Genau ſo muß das Ding laufen, kerzengrad, wie nach der Schnur.

Don José war häßlich — um es nur gerade herauszuſagen; Liebe darf nicht blind machen — wirklich auffallend häßlich. Seine unverhältnißmäßig große und dicke Naſe nahm vollauf die ungewöhnliche Länge des Geſichts, in welchem ſie ſaß, in Anſpruch, um mit Mund und Stirn gute Nachbarſchaft zu halten. Nicht geringer war der Umfang ſeiner Ohren, ſowie die Dicke ſeiner Lippen, von denen die untere lappenartig ſchlotternd herabhing. Seine kleinen Aeuglein, zwiſchen wulſtigen Lidern vergraben, ſchauten mit einem Ausdruck von Herzensgüte und zugleich, da er taub war, wie verwundert oder neugierig drein; darüber lagerte ein Paar gewaltiger Brauen, die mit dem dräuenden Raum dazwiſchen einem Jupiterskopfe wohl angeſtanden wären, aber in dem Geſicht unſres guten Don José ganz und gar nicht an ihrem Platze waren und hinpaßten wie der Teufel in die Meſſe. Er war lang gewachſen, ging aber jämmerlich zuſammengekrümmt; eine Schulter war viel zu hoch, die andre viel zu niedrig, als gäben ſie ſich alle Mühe, den Beweis zu liefern, es ſei Nichts gleich auf dieſer Welt — die ſonſt auch gar zu langweilig wäre — gar Nichts, nicht einmal die Schultern an einem und demſelben Menſchenkind.

Dennoch, wenn in der Charwoche oder an Fronleichnam Don José ſeinen ſchwarzen Frack anzog, der im Anfang des Jahrhunderts einmal neu geweſen war, und dann ſchlurfend davonſtolzirte, folgten ihm ſein Weib und ſeine Schweſter mit den Augen über den Rüſtplatz und lächelten hierauf einander voll Befriedigung zu, als wollten ſie ſagen: Nehm's Einer auf mit ihm!

Doña Liberata beſaß die Häßlichkeit ihres Bruders, nur im Kleinen, und eben ſo ſeine Harthörigkeit; doch war ſie, als Angehörige des zarten Geſchlechts, weniger unbeholfen und raſcher im Auffaſſen, wenn ſie ſich eine Kenntniß verſchaffen oder Andre ſich ihr verſtändlich machen wollten. Flink und friſch, immer geſchäftig, trippelte ſie Jedermann raſchen Schritts entgegen. Mit Näharbeiten ſteuerte ſie das Ihrige zu den Haushaltungskoſten bei. Verheirathet war ſie nie geweſen, da ſich keine Gelegenheit geboten und ſie ſelbſt nie eine geſucht hatte.

Doña Escolaſtica war eine rundliche, höchſt behäbige Dame, ohne Galle, wie das müßige Taubenvolk auf dem Rüſtplatz draußen, von minder auffallender Häßlichkeit, als ihre Schwägerin, aber dafür an Geiſt und Gaben noch unter ihr.

Dieſe drei Leutchen, ſo recht von Einem Schlag, lebten glücklich und einträchtig ihr kümmerliches Daſein und machten ſich weder ihr Brod mit Klagen, noch ihr Leben mit Grämen ſauer; ſie waren heruntergekommen, Schritt für Schritt, und doch ſah man nie in ſolch trauriger Lage einen heitreren Sinn und ein ſanfteres Gemüth: denn Glaube und ein gut Gewiſſen, der Herzensreichthum Derer, die da geiſtlich arm ſind, war ihr beſeligendes Erbtheil.

Wie ſeelengut und ſonder Gallen Don Joſé war, wußte man im ganzen Orte, und als drolligen Beleg dafür ſagten ſeine für alles Schwankhafte immer aufgelegten Landsleute ihm folgendes Stückchen nach. Eines ſchönen Tages kommt Don Joſé früher, als man ihn erwartete, nach Hauſe und findet einen Liebhaber bei ſeiner Frau. Was thut der beleidigte Gatte? Er hebt den Nebenbuhler in den Armen auf und trägt ihn bis zum Ausgang des Victoriaplatzes, ganz am Ende des Orts; hier ſetzt er ihn nieder und erklärt ihm feierlich: Das iſt für diesmal! Aber laſſen Sie ſich geſagt ſein: treff' ich Sie wieder bei meinem Weibe — ſo wahr ich Joſé heiße und einſt ſelig zu werden hoffe, — dann trag' ich Sie bis dorthin! — Dabei wies er auf eine kleine Schenke eine halbe Stunde davon. Und höchlich befriedig von der Genugthuung, die er ſeiner geſchädigten Ehre hatte angedeihen laſſen, kehrte Don Joſé nach Hauſe zurück. Auch will man wiſſen, von jenem Abenteuer her ſeien unſerm Helden die ſchiefen Schultern geblieben.

Um nun unſre eigentliche Erzählung üblichermaßen ganz von vorne anzuheben, müſſen wir bis ins Jahr 1823 zurückgehen. Wie ſchon berichtet, diente der linke Eckthurm der Familie unſeres Exſchulmeiſters als Küche. An einem Sommerabend des gedachten Jahres war Doña Liberata aufs Eifrigſte beſchäftigt, Brot, Knoblauch, Salz und Paradiesäpfel klein zu ſtoßen für den „Gazpacho“ (die landesübliche Suppe). Sie war ſo vertieft in ihre Arbeit und tractirte den Mörſer mit ſo kräftigen Stößen, daß auch ohne ihr bischen Taubheit die Außenwelt für ſie nicht vorhanden geweſen wäre. Nun denke man ſich den Schrecken, als urplötzlich, wie aus dem Boden gewachſen, ein Mann vor ihr ſtand. Die Augenbrauen unſrer Doña Liberata, welche gleich denen ihres Bruders eine ganz abſonderliche Fähigkeit beſaßen, ſich im Spitzbogenſtil nach oben zu ziehen, riſſen diesmal auch die Lider mit in die Höhe, ſo daß die ſchwarzen Aeuglein über die Maßen weit offen ſtanden; der Mund that desgleichen, und die Hand hielt regungslos den Stößel empor.

Ein Räuber in dieſem Schloſſe, wo doch nichts zum Stehlen war — ein ſolches Phänomen war viel außerordentlicher und übernatürlicher, als wenn ihr Einer aus Mohrenland oder Welſchland erſchienen wäre.

Uebrigens rechtfertigte die Erſcheinung des Fremden ein gar ſo großes Entſetzen keineswegs. Er war ein junger Menſch von etlichen zwanzig Jahren, Jacke und Hoſen ſtark mitgenommen, auf dem Kopf eine Klappmütze, die den größten Theil des Geſichts verhüllte. Ein jugendlicher Bartanflug, der ſchon manchen Tag kein Scheermeſſer mehr geſehen, brachte durch die leichte Schattirung etwas Männliches in das Primanergeſicht. Die mittelgroße Geſtalt zeigte feine Formen, und die gelenkigen Glieder ſchienen ſich in dem Gewande nicht eben behaglich zu fühlen, wenigſtens verrieth ſich in den Bewegungen eine ſeltſame Ungeduld, wie bei einer Schlange, die aus der unſcheinbar gewordenen Haut ſchlüpfen möchte, wenn ſie darunter die ſchmiegſamere und prächtigere neue ſpürt.

A . . . ber . . ., war Alles, was Doña Liberata hervorbrachte, ſo gern ſie um Hülfe gerufen hätte.

Señora, ſagte der Fremde, bringen Sie mich nicht ins Unglück! Unbarmherzige Häſcher verfolgen mich; ich bin an der verfallenen Mauer nach dieſem offnen Fenſter heraufgeklettert, in der Hoffnung, edle, freie Seelen zu finden, die ein Opfer der Tyrannei in Schutz nehmen würden.

Doña Liberata, die nicht gut hörte, auch im Abenteuerſache ganz unbewandert war und überdies vor Schrecken den Kopf verloren hatte, erwiderte zitternd: Señor, bei unſrer lieben Frau vom Karmel, wir ſind arme Leute; meinem Bruder haben ſie die Schule geſchloſſen; ich habe das Nähgeld für dieſe Woche noch nicht eingenommen. Ich beſitze nichts als meinen Roſenkranz und meine ſilberne Doſe; wenn Sie das wollen .... Und die arme Doña Liberata griff tief bewegt mit zitternder Hand in ihre Taſche.

Dem Fremden ging ein Licht auf, wie es um ihr Gehör ſtehe, er trat deßhalb nah zu ihr heran und ſagte: Ich bin kein Dieb.

Kein Dieb? verſetzte einigermaßen beruhigt Doña Liberata und ließ mit einem Gefühl der höchſten Zufriedenheit den Roſenkranz und die ſilberne Doſe wieder aus der Hand, — wozu aber ſteigen Sie dann ſo ſpät noch durchs Fenſter?

Weil Tyrannenmacht mich verfolgt, um mich zu greifen, entgegnete der Fremde mit lauter Stimme.

Die Augenbrauen der Doña Liberata, die ſchon ihren Niedergang angetreten hatten, ſchnellten ſofort wieder in die Höhe.

Was? greifen will man Sie? Ave Maria puriſima! rief ſie voller Aengſten — der hat einen Mord begangen, ſetzte ſie im Stillen hinzu; wenn ich mukſe, .... dann iſt's um mich geſchehen! O du barmherziger Gott!

Der Unbekannte merkte, was der Guten durch den verſtörten Sinn ging, und ſagte raſch: Ich habe keinerlei Verbrechen begangen; ich bin ein politiſcher Prófugo.

Dieſen Ausdruck aus dem gewählteren Sprachſchatz, der einen Flüchtling, einen Heimathloſen bedeutet und die amtliche Bezeichnung für einen, der ſich dem Waffendienſt entzieht, geworden iſt, hat ſich das Volk zu einem Préſulo zurechtgemacht und wendet ihn in dieſer Geſtalt allgemein und ausſchließlich auf Leute an, die ſich auf die Flucht begeben, um der Aushebung zu entgehen. In ſolchem Sinn iſt der Préſulo immer ein Gegenſtand des Antheils und Bedauerns.

Ein Préſulo? Armer Menſch! ſagte die gute Doña Liberata, und ihre Brauen kehrten in die natürliche Lage zurück. — Ei, da ſeien Sie ganz ohne Sorgen, fügte ſie wohlwollend hinzu, wir brauchen Sie ja nicht anzuzeigen. Aber ich will's jetzt Eſcolaſtica und Pepe ſagen, damit ſie nicht erſchrecken.

Doña Liberata entfernte ſich mit ihrem kurzen, haſtigen Schritt und ließ ſowohl das Fenſter, durch das der Flüchtling gekommen war, als die Thür, durch die ſie ging, offen ſtehen: ihr Zutrauen zu dem Eindringling war nun eben ſo groß, wie zuvor der Schrecken bei ſeinem Erſcheinen.

Don Joſé, der wegen ſeiner Taubheit etwas Mißtrauiſches und zugleich Bärbeißiges hatte (beides übrigens in ganz harmloſem Grade), war nicht ſo geneigt, wie ſeine Schweſter, einen Flüchtigen zu verſtecken, noch auch ihm aufs Wort zu glauben, daß er vor der Aushebung auf der Flucht ſei.

Was Prófugo! brummte er mit ſeiner groben, verroſteten Stimme; jetzt iſt ja gar keine Ziehung! Freilich iſt er ein Prófugo, aber aus der Feſtung. Die Zeiten

So würdeſt du vergeſſen deiner Eide,
Fänd' ſich ein Käufer meiner Ehre ein? —
Sie weiß mir d'rauf nichts andres zu verſetzen,
Als ihr Geſicht mit Thränen zu benetzen.

41.

Es wirkt die Scham, allein der Groll noch mehr,
Daß ich ſie ſolchen Schimpf erfahren laſſen,
Und ohne Rückhalt wächst er alſo ſehr,
Daß er zum Wüthen wird, zum wilden Haſſen.
Zu fliehn beſchließt ſie, ohne Wiederkehr,
Und wie des Tages Lichter nun erblaſſen,
Rennt ſie zum Fluß, löst einen Nachen ab,
Und fährt in Eil' die ganze Nacht hinab.

42.

Und vor dem Ritter ſteht ſie mit dem frühen,
Erwachten Licht, der ſie geliebt ſo lang,
Von dem ich frevelnd die Geſtalt geliehen
Und Schmach durch die Verſuchung mir errang.
Denk' dir, nach lang verlornen Liebesmühen,
Wie hocherfreut er ihr entgegen ſprang.
Von dort hat ſie die Botſchaft mir geſendet,
Wir ſei'n getrennt und Alles ſei geendet.

43.

Weh' mir! da lebt ſie nun ſeit jenem Tage
In großer Luſt mit ihm, und ſpottet mein,
Indeß ich über meinen Vorwitz klage
Und nicht zu bleiben weiß in meiner Pein;
Es nagt der Tod, den ich im Buſen trage,
Und wenig wird noch zu verzehren ſein.
Es hätt' im erſten Jahr mich aufgerieben,
Wofern mir nicht ein einz'ger Troſt geblieben.

ſind unruhig, da giebt's allemal für die Landſtreicher gute Tage. Warum haſt du ihn hereingelaſſen?

Hat er mich etwa um Erlaubniß gebeten? verſetzte ſeine Schweſter. Aber ſo ſchau doch nur, Joſé, er ſieht gar nicht nach was Unrechtem aus und iſt noch ein halbes Kind.

Sauberes Kind, das bei Nacht über die Mauer ſteigt und Hausſuchung hält! . . . . Nichts da, nichts da; fort mit ihm . . . . . oder ich geh' und hole die Wache.

Mann! Wie kannſt du denn gehen? Iſt ja das Schloß abgeſperrt, und man müßte den Küſter wecken damit er das Thor aufſchließe . . . ., bemerkte Doña Eſcolaſtica.

Er ſoll machen, daß er hingeht, wo er hergekommen iſt; ich mag keine Schererei mit der Juſtiz und will die Franzoſen nicht auf den Hals bekommen, wenn es, auch gleich nicht des Napoleons Hallunken ſind.

Pepe, ich kenn' dich nicht mehr: wie biſt du nur ſo unbarmherzig! ſagte ſeine Schweſter zu ihm; herauf hat er können über die bröckligen Steine, aber hinunter kann er nicht wieder.

Während nun Don Joſé, ſein Weib und ſeine Schweſter in aller Gemüthlichkeit, wie es ihr Brauch war, die Sache weiter hin und her beſprachen, hatte der Flüchtling, des Wartens müde, den Weg eingeſchlagen, den er Doña Liberata hatte nehmen ſehen, und ſtellte ſich urplötzlich mit dem ungezwungenſten Benehmen dem überraſchten Kleeblatt vor.

Don Joſé zog ſeine Jupiterbrauen zuſammen und erhob ſich würdevoll; die linke Schulter verſtieg ſich zu höherem Schwung denn je.

Allein der da vor ihm ſtand, war keineswegs der Mann, ſich von Don Joſé's Augenbrauen einſchüchtern zu laſſen; wenigſtens, wenn Keckheit und Flunkerei ſich recht gefliſſentlich hätten zuſammenthun wollen, ſo hätte ganz beſtimmt ſo was, wie er, zu Stande kommen müſſen. Der Flüchtling hatte ſeine garſtige Mütze abgenommen und die ſchwarzen Locken aus der reinen, hohen Stirn geſtrichen; lächelnd, daß die ſchönen, blanken Zähne ſichtbar wurden, wandte er ſich an den Hauswirth und ſagte mit artigem Muthwillen: Alſo Sie ſind der Herr Joſé Soundſo, Bruder dieſes Fräuleins Werweißwieſehr, der ich ganz wider Willen einen argen Schrecken eingejagt habe?

Don Joſé Mentor, Ihr gehorſamer Diener, entgegnete Doña Eſcolaſtica; er hat Sie nicht verſtanden, denn er iſt ein bischen harthörig.

Mentor? lachte der Fremde; demnach wären Sie Beide die Kalypſen dieſer Grotte, und ich komme eben recht als Telemach.

Was ſagt er? fragte Don Joſé ſeine Frau.

Sein Name iſt Telemach, erwiderte dieſe.

Das ſagt' ich nicht, verſetzte der Fremde, die Stimme erhebend, mit noch luſtigerem Gelächter, ich heiße Leopold Ardaz. Ja ſo; fügte er hinzu und ſchlug ſich vor die Stirn, vor allen Dingen, hat mir Ramon eingeſchärft, ſollt' ich meinen Namen geheim halten.

Ganz ohne Sorgen dieſerhalb, bemerkte Don Joſé; denn was Ihnen oder irgend wem nachtheilig ſein könnte, kommt nie über unſere Lippen. Und wenn Sie der Barrabas in eigener Perſon wären! übrigens . . . . ich habe gar nichts verſtanden.

Die Schweſter, die ſich etwas darauf zu gute that, beſſer als ihrBruder zu hören, näherte ſich ſeinem Ohr und ſagte, ohne zu ſchreien: Herr Deópolvo Ardaz heißt er.

Der Fremdling fing wieder an zu lachen, und anſteckend wie das Gelächter iſt, beſonders bei Leutchen ſonder Gallen — Eins ums Andere lachte mit.

Aber zur Sache, ſprach nach einer Weile Don Joſé; wiewohl, Sie werden verzeihen, wer ſind Sie eigentlich, Sennor Ardaz? Was haben Sie angeſtellt, und warum müſſen Sie ſich verſtecken?

Wer ich bin? verſetzte Jener; ein freier Mann; was ich angeſtellt habe? die Freiheit vertheidigt. Warum ich mich verſtecke? weil wir wieder in die Zeiten kommen (und er fing an zu ſingen), da man Menſchenfleiſch, als wären's Barben, auf dem Roſte briet.

Gott im Himmel! Ein Nationaler! rief Don Joſé ängſtlich.

Herr Jeſus, ein Rother! murmelte zitternd Doña Eſcolaſtica.

Heilige Mutter Gottes! ein Wühler! ſprach Doña Liberata ſchmerzlich.

Aha, ſagte Leopold, da er den Eindruck ſeiner bündigen Erklärung wahrnahm, ich verſtehe, meine werthe Perſon ſcheint Ihnen verdächtig vorzukommen; aber ich werde Sie ſofort beruhigen. Darf ich um Schreibzeug bitten, ſo benachrichtige ich Jemand, der für mich gut ſtehen ſoll, und Sie werden den Brief beſorgen, Señor Mentor.

Soll ich auch noch einen Brief beſtellen! Nachts zwölf Uhr und am Ende gar zu unterſt in der Hölle — fällt mir nicht im Schlaf ein! brummte Don Joſé, während ſein Gaſt ſchrieb.

Nachdem dieſer das Blättchen geſiegelt, fragte er Don Joſé: Ihr werdet den Gouverneur kennen?

Don Juan de Soto? Den ſollt' ich nicht kennen!

Geht in ſein Haus; fragt nach ſeinem Adjutanten Valverde und übergebt ihm dieſen Zettel eigenhändig.

Nach des Gouverneurs Adjutanten! rief Don Joſé. Der will ſich ins Unglück bringen und uns in Ungelegenheiten, war dabei ſein peinlicher Gedanke; verdrießlich ſetzte er hinzu: es iſt ſchon ſpät, Señor.

Macht nichts; geht nur.

Nemlich, das Schloß iſt jetzt zu.

So laßt Euch aufmachen.

Iſt das ein eigenſinniges Bürſchchen! und wie er ſich aufs Commandiren verſteht! Der iſt, ſcheint's, ſchon anders dran geweſen im Leben, brummte Don Joſé.

Pepe, ſagte ſeine Schweſter zu ihm, thu ihm den Gefallen; man merkt es ja, daß es ein feiner Herr ſein muß.

Fein oder grob, da dreh' ich die Hand nicht um, wenn's ein Strolch iſt.

Hör, Mann, wenn er ſich aber doch an dich wendet, darfſt du's ihm denn abſchlagen? ſagte ſein Weib zu ihm; thu was er dir ſagt, aus chriſtlichem Erbarmen; er wird ja wohl wiſſen, was er zu thun hat; er iſt gar ſo hübſch.

Seh' mal einer, das heiß' ich eine Empfehlung für einen Strauchritter! Wenn er's doch wenigſtens auf eine anſtändige Manier verlangte! brummte Don Joſé und ſchlurfte davon; ſeine Schweſter leuchtete ihm mit der Oellampe voran.

## Drittes Kapitel.

Kaum war eine Viertelſtunde vergangen, da hörte man eilige Schritte über den Rüſtplatz kommen. Der Empfänger des Briefes trat ein, flog auf unſern Ankömmling zu, ſchloß ihn in die Arme und rief: Leopold! Leopold! Du hier, und verſteckt! Was iſt das für ein Genie- oder für ein Schickſalsſtreich?

Doña Eſcolaſtica und Doña Liberata waren ſo zartfühlend, ſich zurückzuziehen, ſie nahmen ein Licht und warteten an der Treppe auf ihren Pepe.

Als nun die beiden Andern allein waren, berichtete Leopold ſeinem Freunde Folgendes:

Wir waren unſer Drei vom Offiziercorps, die als begeiſterte Exaltados deſertirten, ſobald unſer Regiment zu den königlichen Truppen*) geſtoßen war. Es gelang uns, Gibraltar zu erreichen, wo uns die Engländer als Helden begrüßten; verkleidet und mit falſchen Päſſen verſehen, ſchifften wir uns mit einer ziemlich verdächtigen Reiſegeſellſchaft auf einem Küſtenfahrer ein, der nach Cadiz wollte, allein ein Kanonenboot brachte uns auf und ſchleppte uns hieher. Da der Unfall zur Nachtzeit ſich ereignete, konnte ich mich in den Falten eines Segels verbergen, das in der Koje zuſammengerollt lag. Die Andern wurden ans Land geſchafft, ich aber blieb den ganzen Tag in meinem Verſteck; als dann die Nacht kam, kroch ich hervor und entdeckte mich den zwei Matroſen, die als Schutzwache an Bord geblieben waren. Die ſetzten mich in aller Stille ans Ufer, und ſchon ging ich über den Fiſchmarkt, als ich vom Zollhäuschen am Damm aus mich anrufen hörte. Wiewohl es ſich nun augenſcheinlich nur darum handelte, ob ich nicht etwa Schmuggelwaare führte, hielt ich es doch in keiner Weiſe für rathſam, mich auf eine Viſitation einzulaſſen, und machte, daß ich weiter kam.

---

*) Eigentlicher: „Regentſchaftstruppen“, d. i. Truppen der von den Franzoſen eingeſetzten Regentſchaft. Der König war damals noch, wenn auch widerwillig, bei den Exaltados in Cadiz.

Darauf rückten ſie aus, mich zu fahen, wie ich deutlich hören konnte, und nun galt es Ferſengeld. Ich wußte nicht, wo aus und an, da präſentirte ſich mir der Schloßthurm hier mit einem offenen, erhellten Fenſter, das zu ſagen ſchien: nur hereinſpaziert! Du weißt von der Schule her, ich bin ein guter Turner; die Ritzen der verfallenen Mauer gaben mir den nöthigen Halt, und ſo klomm ich zu dem Fenſter empor, ſtieg hinein und ſah mich einer der Schloßjungfrauen gegenüber, der ich unter meinem Helmſturz (vulgo im Schatten meines Mützenſchirms) wie eine Art raſender Roland oder Hayradin Barbaroſſa vorkam . . . . und da läuft eine Maus, und die Geſchichte iſt aus.

Aber was nun? rief Valverde rathlos.

Athemholen, wenn wir nicht ertrinken wollen, verſetzte Leopold mit unerſchütterlichem Gleichmuth. Biſt du denn ſchon ſo durchſogen und angeſteckt von den Tyrannen-Ideen und Maximen deiner dermaligen Umgebung, daß du einen Henkersſtrick à la Damoklesſchwert über meinem Haupte hängen ſiehſt?

Von der Fahne, deſertiren, verkleidet und mit falſchem Paß auf dem Weg nach einem cernirten Platz, mit allen Merkmalen eines Spions ſich aufgreifen laſſen . ! rief ſchmerzlich ſein Freund! und du zeigſt dich ſo gleichgültig und übermüthig?

Ja was ſoll ich ſonſt thun? entgegnete Leopold; mich köpflings ins Pathetiſche ſtürzen? O nein. Das Pathetiſche iſt mir antipathiſch (reizendes Wortſpiel!). Frei ſei der Mann und wahr; ein edler Freiheitsmann fällt niemals aus der Rolle, und wenn ſie mir das Urtheil ſprechen, ſo ſollſt du mich ſingend zum Galgen gehen ſehen.

Und Leopold, der eine recht hübſche Stimme beſaß, hub an zu ſingen.

Wenn ſammt ſeinen Bütteln
Der Amtmann mir droht,
Mit Kugeln und Knütteln,
Mit Mord und mit Tod .....

Vor dem Mord ſo wenig als vorm Tode brauchſt du dich zu fürchten; darum handelt ſich's jetzt gar nicht. Darum handelt es ſich vielmehr, daß du nicht in den Verdacht einer Niederträchtigkeit kommen darfſt, daß dein alter Name nicht vor den Gerichten herumgezerrt werde, daß deine werthe Perſon von Verhaftung und ſonſtigen Verdrießlichkeiten unbehelligt bleibe. Vorderhand mußt du jedenfalls dich verborgen halten.

Ich habe gar nichts dagegen, unter der Bedingung, daß es nicht zu lange dauert, denn dieſes altersſchwache Schloß da mit ſeinen nicht minder altersſchwachen Bewohnern wäre im Stande, mich binnen Kurzem zu einem vollſtändigen Simpel zu machen. Und wenn du mir nicht in Bälde dazu hilfſt, durch die Thür zu entwiſchen, ſo geh' ich durchs Fenſter, auf die Gefahr hin, drunten zur Rechten mit den ſchwarzen Knaſterbärten deines grimmen Soto, zur Linken mit den blonden des elligen, ausgedörrten Lilienſtengels, des Herzogs von Angoulême, Bekanntſchaft zu machen.

Du mußt ein ſtarkes Vertrauen haben, verſetzte Valverde, auf deinen guten Stern, auf die Redlichkeit deiner Freunde und auf die Gutmüthigkeit der Leute, die du ſo freundlich mit dem Tyrannentitel zu beehren geruhſt. Nun, am Ende ſpricht gerade das, daß ihr ſo keck und unverſchämt herumlauft, am allerbeſten für uns. Ich werde nicht ſo oft zu dir kommen, als ich gern möchte, um keinen Argwohn zu erwecken; aber ich will Alles aufbieten, dich ſicher und mit Ehren fortzuſchaffen. Und nun verſprich mir: habe Geduld und ſei geſcheidt!

Vor allen Dingen ſchick' mir meine Siebenſachen, vortrefflichſter Pylades; denn der Anzug hier drückt und preßt mich wie ein Schildkrötenpanzer. Ueberdies möcht' ich an dieſer alten Jungfer vom Schloßthurm, die ſich erdreiſtet, über Andere wegzuſchauen, eine Eroberung machen und will ſehen, daß ich ihr dann einige liberale Gleichheitsbegriffe in den Kopf bringe.

Valverde ſagte zu und entfernte ſich, nachdem er noch den Hausleuten eingeſchärft, reinen Mund zu halten.

Während der Unterredung der beiden Freunde hatten die Frauen das Eßzimmerchen aufs Beſte hergerichtet; vom Küſter war ein Feldbett entlehnt worden, darauf kamen Bettſtücke zu liegen, zwar nicht beſonders fein, aber ſchneeweiß und lavendelduftig; friſche Eier, nebſt dem Gazpacho, deſſen Bereitung eine ſo jähe Unterbrechung erlitten, waren für den Gaſt aufgetragen, der die beſcheidene Mahlzeit mit dem ganzen, durch den Faſttag noch geſchärften Appetit ſeiner zwanzig Jahre verſchlang; darauf ſtand es nicht lang an, ſo ſchlief er den Schlaf des Gerechten.

Don Deopoldo, ſagte zu ihm am folgenden Morgen Doña Eſcolaſtica, deren Neugier eine mehr als bloß weibliche war, und deren Antheil tiefer als in ihrer natürlichen Gutherzigkeit wurzelte, lebt Ihre Frau Mutter noch?

Jener entgegnete: Mutter, Vater, Großmama, Tanten, Onkel, Geſchwiſter, Vettern, Schwäher und Neffen; geben Sie nur Acht, daß Ihnen nicht die ganze Herrlichkeit mit Kind und — (er erſetzte das Wort durch eine Bewegung, als wär' er auf der Kegelbahn) über den Hals kommt.

Und iſt Ihr Herr Vater beim Militär? fragte Doña Eſcolaſtica weiter.

Ja, er iſt Leibgardiſt beim Papa Ruhſam, auf höheren Befehl des Generals Vondergicht.

Wenn Sie aber nicht mehr Gage und Menage haben, als was Ihnen der Herr Papa giebt, dürfen Sie Ihren Magen nur getroſt in der Hungergarde einſchreiben laſſen, ſagte Don Joſé mit einem Beſtreben, witzig zu ſein, wozu ihn ſein eigner Erzeuger nicht gerade aufs Beſte ausgeſtattet hatte.

44.

Und dieſer Troſt iſt, daß ſeit zehen Jahren,
Wer ſeinen Fuß in dieſes Haus geſetzt,
— Und Keinem wollt' ich dieſen Kelch erſparen —
Den Buſen unvermeidlich ſich benetzt,
Und dieſer Leidsgenoſſen große Schaaren,
Sie haben mich doch etwas noch ergetzt.
Du unter allen warſt der einz'ge Kluge,
Und wollteſt nichts von dieſem böſen Zuge.

45.

Daß ich nun mehr geſucht, als uns beſchieden,
Als man bei einer Frau berechtigt iſt,
Raubt meinem Leben allen künſt'gen Frieden,
Ob lang, ob kurz es mir die Parze mißt.
Meliſſa war im Anfang ſehr zufrieden,
Doch freute ſie nicht lang ſich ihrer Liſt:
Ich haßte ſie als Quelle meiner Wehen,
Und konnte ſie nicht mehr vor Augen ſehen.

46.

Sie konnte nimmer dieſen Haß ertragen
Von mir, der mehr ihr als ihr Leben galt,
Den ſie, wenn jene aus dem Feld geſchlagen,
Als Gatten hoffte zu beſitzen bald;
Und dieſer Jammer mußte ſie verjagen,
Sie ſuchte fern ſich einen Aufenthalt,
Und iſt ſo weit von dieſem Land gekommen,
Daß ich ſeitdem nichts mehr von ihr vernommen. —

47.

Der Ritter endet die Geſchichte hier
Von ſeinen und von ſeines Weibes Schwächen.
Reinald ſinnt noch ein wenig über ihr,
Mitleidig, und dann hebt er an zu ſprechen:

Er hat ſein eigenes, höchſt perſönliches und unabhängiges Einkommen und iſt nicht auf andrer Leute Beutel angewieſen, will ſagen auf Regierungsbeſoldung aus den Steuern, die das Land ruiniren.

Was iſt denn Seiner Gnaden? fuhr die neugierige Fragerin fort.

Seiner Gnaden iſt gar nicht Gnaden, ſondern Erlaucht, Graf, Marquis.

Potz Wetter, Marquis! Gott ſegne Sie und laſſe Sie lange leben, ſagte voll Ehrerbietung Doña Escolaſtica; lauter wiederholte ſie dann ihrem Mann und ihrer Schwägerin die Neuigkeit.

Der heilige Cajetan iſt auch von Stande geweſen, ſprach Doña Liberata, Graf Gaſpar Tiene war ſein Vater. Gratulire von Herzen.

Was iſt da weiter zu gratuliren? rief Leopold ungeduldig, ſprang auf und ſang unter allerhand Geberden ein damals ſehr beliebtes Lied:

„Auch Herrn und Grafen ſind geborne Menſchen.“

Was ſagt er? fragte Don José, da er ihn ſo in Eifer ſah.

Auch Herren und Grafen ſeien ſterblich geboren, erwiderte ſein Weib.

Als was, Frau, hat er müſſen geboren werden? entgegnete Don José.

Inzwiſchen war Leopold mit der ſinnigen Strophe zu Ende gediehen und ſang den Refrain oder Rundreim:

Ihr Bürger, wohlauf zu den Waffen,
Zum Kampfe, zu Tod oder Sieg!

Don Joſé ſchüttelte dabei ungeduldig den Kopf.

Dem Zwingherrn blutige Fehde . . .

fuhr Leopold fort.

Wer ſoll denn der Zwingherr ſein? fragte Don Joſé.

Der Nero hier, verſetzte Leopold und wies auf die Sudelei, die König Ferdinand's ſchöne Erſcheinung zu Pferde vorſtellen ſollte.

Junger Herr, entgegnete Don Joſé, reden Sie mir nicht ſo vom König von Spanien, ſo lange noch das edle Blut ſeiner Getreuen, die für ihn gefallen, in Städten und Feldern nicht verraucht iſt; ſo was muß jedem richtigen Spanier das Blut ins Geſicht treiben.

Sie ſind Allem nach ein Fürſtenknecht und das vom ſtärkſten Kaliber, rief Leopold ärgerlich.

Und Sie, ſcheint's, mit Reſpect zu vermelden, ein Fortſchrittler, gab Don Joſé zurück.

Ich bin ſtolz, zu ſein was ich bin, ſagte Leopold.

Und ich, was ich bin, entgegnete Don Joſé.

Wie können Sie ſich eine ſolche Behauptung herausnehmen, Angeſichts eines Märtyrers der heiligen Freiheit? rief Leopold höchſt ſelbſtgewiß aus.

Was Sie da ſagen, iſt eine zwiefache Abgeſchmacktheit, junger Herr.

Und Sie produciren eine ſalomoniſche Weisheit, daß man nur ſo ſtaunen muß; Sie ſind ein Einfaltspinſel oder ein Narr.

Noch hab' ich Gottlob meinen Kopf beiſammen, junger Herr. Seit wann denn wäre dieſe Ihre Heilige und Putſchpatronin kanoniſirt? Heilig bedeutet Einen, in dem Heiligkeit iſt, der vollkommen iſt und frei von jeglicher Schuld, und kommt nach reinem Sprachgebrauch nur von göttlichen Dingen vor; verſtanden? Auch ſind Sie durchaus kein Märtyrer, denn, wie die heiligen Väter ſagen, nicht daß man leidet, nur warum, macht eine Qual zum Märtyrthum; verſtanden?

Da hört doch Alles auf! rief Leopold wüthend. Sie Schwachkopf, ſetzte er hinzu und ging hinaus, Sie Schwarmgeiſt, Sie beſchränkter Menſch, Sie . . . Sie . . . . Sie alter Oſtgothe!

Schon recht! ſagte Don José, als ſein Gegner fort war. Der ſoll mir kommen: ich „nehme wir was heraus", wenn ich gut königlich ſein will! und Er muß herumlaufen, unſtät und flüchtig, weil er's nicht iſt. Hat man je ſo eine Frechheit geſehn? . . . . Geht mir weg mit dem Burſchen!

Der arme Menſch! ſagte Doña Liberata: laß ihn, José, antwort' ihm nichts! er läuft in der Irre, und den Verirrten muß man nicht ſo die Meinung ſagen, wie ſie es machen.

Hab' ich ſie ihm denn ſo recht geſagt, oder wenigſtens nur ſo was Aehnliches? verſetzte Don José. Ich hab' ihm nur ſeine Reden parirt; denn, wenn ich meine Meinung hätte ſagen wollen, hab' ich eine Zunge trotz einem Fortſchrittler und Stimme genug, wenn auch nicht ſo gellend, wie Der da.

Joſé, meinte ſein Weib, aber ſchau, er iſt ja ein Grafenſohn . . .

Meinethalben ein Herzogsſohn; welches Recht hat er, wenn man fragen darf, mich einen Einfaltspinſel zu heißen, einen Narren, einen Schwachkopf, und gar einen Oſtgothen? entgegnete ihr Gatte.

Sag einmal, Pepe, was ſoll denn das Wort heißen?

Weiß ich's denn ſelber? Aber ich ſtelle mir vor, es ſoll einen recht rohen, groben, altväteriſchen Kerl bedeuten. Was von heut iſt, hat gut das Maul aufreißen! . . . . Lauter Larifari!

Wie zu erwarten war, fühlte Leopold ſchon in wenigen Tagen die entſetzlichſte Langeweile. Er war ſo ſchlimm gelaunt und unfähig, ſich zu gedulden, daß es zu weit führen würde, wollten wir ausführlich berichten über all die Auftritte zwiſchen ihm und den friedlichen Schloßbewohnern, die bald unter ſeinen Tollheiten, bald unter den Ausbrüchen ſeiner Ungeduld, bald unter ſeinem überlegen-unfreundlichen Betragen, bald unter ſeinem Muthwillen zu leiden hatten.

Da übrigens Leopold bei all ſeinen beißenden Reden niemals bösartig, bei aller Rückſichtsloſigkeit niemals hämiſch wurde, ſeine Spottſucht nie in Geringſchätzung ausartete, da ſeine Jugend, ſein muntrer Sinn, der gute Kern in ihm trotz Allem, was Schlimmes darüberwucherte, immer wieder zum Durchbruch kamen, da endlich ſeine

Umgebung aus ſo ſeelenguten Menſchen beſtand, ſo nahmen dieſe nicht bloß oberflächlich Antheil an ihm, ſondern ſchenkten ihm ihre aufrichtige, ſtetig wachſende Zuneigung. So war denn nie Einer ſicherer in ſeinem Verſteck, als er unter dieſen Gegnern ſeiner Ueberzeugungen, denen er tagtäglich durch Widerſpruch und Sticheleien, durch Spott und Aergerniß aller Art in ſeiner herausfordernden, wenn auch nicht geradezu kränkenden Weiſe zur Laſt fiel.

Wenn er vor Unmuth ſo recht aus der Haut fahren wollte, ſagte wohl Doña Liberata zu ihm: Don Deopolvo, wenn Sie ſich nur an den heiligen Cajetan wenden wollten, an den Schutzpatron von der göttlichen Providenz. Reich wird man freilich nicht bei ihm; aber auch nie, gar nie fehlt es einem am Nöthigen. Thün Sie ihm ein Gelöbniß, Sie werden ſehen, er hilft Ihnen hinaus.

Sind Sie bei Troſt? erwiderte Leopold entrüſtet. Halten Sie mich etwa für einen abergläubiſchen Schwärmer gleich Ihnen?

Seitdem fanden die Schwägerinnen, ſo oft ſie ins Zimmer kamen, ihren geliebten Schutzheiligen St. Cajetan mit dem Geſicht nach der Wand gekehrt.

Ihr ſeht, ſagte ihnen alsdann Leopold, der den Unfug angeſtellt hatte, der Heilige dreht euch den Rücken zu. Mirakel! Mirakel! Schnell eine Votivtafel her zum ewigen Angedenken daran, daß der Heilige es nicht gern hat, wenn man ihm, wie ihr, fortwährend in den Ohren liegt, und hübſch ungeſchoren bleiben möchte.

Eines Tages führte ihn die Langeweile in die Hauskapelle des Kaplans, der gerade nicht da war. Der Mann hatte ſich das Malen angewöhnt, und auf ſeiner Staffelei ſtand eben ein faſt vollendetes Gemälde, eine h. Anna, die kleine Maria unterrichtend. Nicht ſobald hatte das Leopold erblickt, als er, ohne ſich weiter zu bedenken, einen Pinſel mit ſchwarzer Farbe nahm und in das aufgeſchlagene Buch, das die Heilige in Händen hielt, das Wort „Verfaſſungsurkunde“ ſchrieb. Dann ging er ganz ehrbar pfeifend davon und ſtieg auf einen der Thürme, wo er ſich, bäuchlings auf der Bruſtwehr liegend, in die Betrachtung des Meerbuſens vertiefte, ohne an jene ſeine Leiſtung weiter zu denken.

Wenn Don José mit ſeinem Weibe und ſeiner Schweſter an das Gebet für den König kamen, wie es die Hausordnung mit ſich brachte, unterbrach er ſie ungeduldig: Was geht euch der König an? Der König iſt ein Sünder, wie ich, und ein Dickkopf, wie Alle, die für ihn beten.

Dann ſchlugen die Schwägerinnen die Hände überm Kopf zuſammen und riefen: Ach du lieber Gott, ſo was darf man ja nicht einmal im Spaß ſagen, Señor! Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt, ſteht im Evangelium.

Und Don José ſetzte hinzu: Den König hat Gott auf den Thron geſetzt, und wir müſſen ihn in Ehren halten; verſtanden, junger Herr? Wir haben zu gehorchen, da hilft nichts. Und darum iſt der König eben legitimer König, weil's ihm von Rechtswegen, als Erbgut ſchon im Blute ſteckt. Und das iſt mehr werth als hundert ſo Zaunkönige, einer ſchlimmer und zerſtörungswüthiger als der andere, die uns eine Thür aufthun möchten .... wo nichts als Elend hereinkommt.

Bin ich einmal fünfundzwanzig Jahre alt, erwiderte entrüſtet Leopold, und haben wir dann eine Verfaſſung, ſo laſſ' ich mich in die Cortes wählen, lediglich um zu beantragen, daß man Ihnen und andern argen Fürſtenknechten, wie Sie einer ſind, einen Knebel in den Mund ſteckt.

Bin überzeugt, vollſtändig überzeugt, daß das kommt, ſobald ihr wieder Oberwaſſer habt. Es iſt nur ein Haken daran: für die Wahrheit werdet ihr keinen Knebel haben, und ſpricht ſie nicht durch Menſchenmund, ſo wird ſie durch Thaten ſprechen. Verſtanden, junger Herr?

Wann werd' ich aus dem vermaledeiten Schloſſe kommen! rief Leopold und ſtieß den Stuhl von ſich, aus dieſem Narrenſchloß, dieſer würdigen Zopfburg, dieſem Schlendrians-Hauptquartier, dieſer Schlafmützenherberge, dieſer Zwingfeſte des Status quo! —

# Viertes Kapitel.

Einmal, bei Tagesneige, waren die Schloßbewohner auf dem Rüſtplatz verſammelt und genoſſen die Abendkühle. Schon hatte die Sonne dem hohen Thurme ihre Scheidegrüße geſchickt, der mit ſeinen Zinnen alle Nachbarthürme überragend ſo erhaben neben ihnen ſteht, wie wenn er ſie als Denkſteine für die Jahrhunderte, die an ihm vorübergerauſcht, aufgeſtellt hätte. Der Mond kam ſtill und ſtumm heraufgegangen und leuchtete trüb und bleich darüber hin, als wär' er eine rieſige Todtenkerze, welche die Zeit ihren heimgegangenen Töchtern angezündet. Und über ihm draußen im Weltraum ſtrahlten die Sterne ſo freudig, als dürften ſie das Antlitz ihres Schöpfers ſehn.

Die Hausthiere in unſerm Schloſſe ließen nur noch ſchläfrige Gurgeltöne hören, jene Schlummerboten vorm Einnicken, als plötzlich wie vom Himmel hernieder zauberiſche Töne klangen. Wie nun die liebliche Muſik in das feierliche Schweigen der alten Mauern drang, da wachte ein Echo auf, das, ſeit die Kriegshörner und Drommeten hier verhallten, im Schlaf gelegen hatte, und fühlte ſich freundlich überraſcht durch Roſſini's Melodieen; und wenn's ein mauriſches Echo war, ſo mocht' es ihm dünken, als wär' es auf dem Schlachtfeld geſtorben und unter Huris auferſtanden. Nicht minder entzückt waren die übrigen Schloßbewohner. Die Tauben auf dem Mauerkranz drehten ihre Köpfchen hin und her und ſchauten ſich helläugig nach ihrem gefiederten Sänger, der Nachtigall, um. Die Kaninchen kamen aus ihrem behaglichen Bau hervor, machten Männchen und putzten ſich im Takte mit beiden Pfötchen den Bart. Stieglitz und Kanarienvogel geriethen in Begeiſterung und ließen trotz der ungewohnten Stunde ihre reinſten Triller und ihr lauteſtes Geſchmetter hören, als wollten ſie die Zauberweiſe im Chor begleiten. Der Haushahn ſchritt hochaufgerichtet unter ſeinem Feigenbaum hervor, wie Achilles aus dem Zelte, und hob dabei die Füße ſo wacker und regelrecht, wie nur irgend ein Schulpferd; die Hennen dagegen, proſaiſcher von Gemüthe, ließen ſich nicht irre machen und blieben bei ihrem Geſchäft, ein Körnlein für den Schnabel und ein Neſtchen fürs Ei zu ſuchen.

Was iſt das? fragte des Küſters Haushälterin.

Das iſt Don Deopolvo, antwortete Doña Eſcolaſtica.

Ei ſo ſchlag, mit deinem Deopolvo, bemerkte Don José; ich hab' dir ſchon geſagt, es heißt Leopoldo, Le-o-poldo, capirſt du?

Doña Eſcolaſtica machte ein Zeichen der Zuſtimmung und fuhr fort: Nämlich Don Deopolvo hat dieſen Morgen ſeine Sachen gekriegt, ſein Freund hat ſie doch noch losgeeiſ't. Da kam auch ſeine Flöte mit, und nun bläſ't er auf dem Thurme, und wie ſchön er's macht!

Meiſterhaft! ſetzte des Kaplans Nichte hinzu, die übrigens ganz gut deſſen Tante hätte ſein können; iſt's nicht als käme die Muſik vom Himmel her, wie wenn die lieben Engelein ſpielten?

Du, Pepe, fragte Doña Liberata, die nur die Hälfte verſtanden hatte, iſt das das Sanctus, was er da ſpielt?

Warum nicht gar! erwiderte ihr Bruder: was Weltliches ſpielt er, was Luſtiges; eine Seguidilla oder ſo, aber hübſch, recht hübſch!

Köſtlich! verſetzte mit tiefſter Ueberzeugung Doña Liberata.

Nicht lange, ſo läutete die Betglocke; die Schloßleute begannen das Ave Maria und beteten ihren Roſenkranz.

Leopold überhörte es; übrigens bleibt es ſehr die Frage, ob er, wenn er's gehört hätte, ſein Spiel würde unterbrochen haben. Gleichwohl war dasſelbe gar nicht ſtörend — es hat ja Alles, was nur recht von Herzen geht, neben einander Platz, ohne ſich gegenſeitig Weihe und Stimmung zu verderben: — jene eintönigen, andächtigen Stimmen von unten und die ſüßen, hellen, luſtigen Weiſen von droben ſchienen einander zu grüßen, wie der Vogel im engen Bauer und die heitre Lerche draußen im Blauen.

Als dann das Gebet vorüber war, hatte Leopold

Fürwahr, ſehr übel rieth Meliſſa dir,
So blindlings in ein Wespenneſt zu ſtechen,
Und unvorſichtig ſuchteſt du, fürwahr,
Was dir zu finden nicht erfreulich war.

### 48.

Wenn Habſucht deine Frau zur Untreu hetzte,
So wundre dich nicht mehr, als ſich's gebührt:
Sie iſt die erſte nicht und nicht die letzte,
Die in ſo hartem Strauß das Feld verliert.
Schon manches Herz, das man für ſtärker ſchätzte,
Hat klein'rer Preis zu Schlimmerem verführt.
Wie viel vernahmſt du ſchon von Frevelthaten,
Wo man den Herrn, den Freund für Gold verrathen.

### 49.

Du durfteſt nicht ſo ſtark zu Felde liegen,
Wenn du im Kampfe ſiegreich ſie gewollt.
Weißt du nicht, daß den Marmor ſelbſt beſiegen,
Den härtſten Stahl zerbrechen kann das Gold?
Mir däucht, noch minder hätt'ſt du ſie bekriegen,
Als ſie den Krieg ſo ſchlecht beſtehn geſollt.
Geſetzt, daß ihre Netze dich umwanden,
Ich weiß nicht, ob du beſſer wär'ſt beſtanden. —

### 50.

Hier ſchließt der Paladin, zugleich vom Tiſch
Aufſtehend, um des Schlummers nun zu pflegen.
Er will ein wenig ruhen, um dann friſch
Sich wohl zwei Stunden noch vor Tag zu regen.
Er hat nur wenig Zeit: faſt krämeriſch
Muß er vom Wen'gen noch zurückelegen.
Der Wirth erwiedert ihm, er könnte nun
Ganz nach Gefallen hier im Schloſſe ruhn;

ſchon längſt zu ſpielen aufgehört. Denn obſchon er die Muſik nicht bloß leidenſchaftlich, ſondern, wie es ihm mit allen ſeinen Neigungen und Abneigungen erging, maßlos liebte, ſo fehlte es ihm doch an der Geduld, ſich mit irgend etwas auf die Länge zu befaſſen.

Unſer Kanarienvogel außerm Käfig iſt ſchon verſtummt, ſprach Doña Eſcolaſtica; was wird er nun anfangen?

Vielleicht macht er ſich wieder mit Röthel an meinem Waſchzuber unnütz, wie neulich, ſagte des Küſters Nichte.

Oder ſtreicht mir den Kühlbecher am Rande mit Pfeffer an, wie er's geſtern machte, daß ich mir die Lippen verbrannte; da, Sie können noch die Schrunde ſehen, ſagte Don José und wies ſeine große Lippe her.

Ja, es iſt rein nicht zum Aushalten mit dem Menſchen, ſprach der Küſter.

Er meint's nicht bös, wandte Doña Eſcolaſtica ein.

Ei was! rief Don José, mein' er's gut oder bös, mir hat's rechtſchaffen weh gethan.

Was mag er nur jetzt thun? fing nach einer Weile Doña Eſcolaſtica wieder an.

Geh und ſieh nach, wenn dir's gar ſo zu ſchaffen macht, verſetzte ihr Gatte.

Da erſcheint zu allgemeiner höchlichſter Verwunderung in einem eleganten Civilanzug, geſchniegelt und gebügelt, der Gaſt des Hauſes, ein Stöckchen in der

Hand und die Riego-Hymne pfeifend, geht über den Rüſtplatz, winkt einen Gruß und begiebt ſich nach der Straße.

Die ganze Geſellſchaft war ſo voller Staunen, daß geraume Zeit Alles wortlos, mit offenem Munde daſaß.

Nun, da verlohnte ſich's wahrhaftig der Mühe, fing endlich Don José an, ſich die Hände blutig zu reißen und ſchier den Hals zu brechen die Mauer herauf und ins Fenſter zu ſtürzen; und jetzt läuft er mit dieſer Frechheit zum Thor hinaus!

Hat man je ſo was erlebt! meinte der Küſter. In ſeinen falſchen Kleidern hält er ſich zu Haus, und in ſeinen rechten läßt er ſich ganz offen ſehen.

Ach, und mit der Riego-Hymne geht er hinaus, rief ängſtlich Doña Eſcolaſtica.

Ach, lieber Gott! ſagte Doña Liberata, ſo oft ſich das Lied vom Jägerhimmel hören läßt, ſetzt es allemal was ab!

Ich hab' dir ſchon hundertmal geſagt, ſchrie ihr Bruder ihr ins Ohr, es heißt nicht der Jägerhimmel, ſondern die Riego-Hymne.

Hör mal, Pepe, fragte Jene, was iſt denn eine Hymne?

Hymne, verſetzte ihr Bruder, das iſt ein Geſang zum Preiſe Gottes oder ſeiner Heiligen, oder auch, unter den Heiden, ein Gedicht zu Ehren ihrer Abgötter und Helden.

Da paßt ja aber der Name gar nicht auf das Lied, bemerkte ſeine Schweſter.

Freilich paßt er nicht, erwiderte Don Joſé. Aber Die haben ja eine Unordnung unter den Namen angerichtet, wie's ihnen nur grad einfiel. Wer will da was machen?

Und wenn's nur bloß unter den Namen wäre! ſeufzte der Küſter.

Sag' ich aber dem Burſchen ſo was, fuhr Don Joſé fort, dann heißt er mich in ſeinem fleiſchlichen Hochmuth einen Schwachkopf, Einfaltspinſel und Narren.

Und Roſtgothen, ergänzte ſeine Frau.

Ach das hat er nur ſo auf der Zunge! Eigentlich iſt er doch recht unglücklich; muntrer Sinn, bald dahin! bemerkte Doña Liberata.

Ja, ſagte Don Joſé, übrigens flink genug geht ihm die Zunge.

Wie bei der ganzen Sippſchaft, verſetzte der Küſter.

Ob man ihn einfangen wird? ſagte die Wittwe.

Den nicht; Narren und Wind gehen frei durch, entgegnete Don Joſé.

Gott ſei mit ihm und behüt' ihn vor Unglück, ſprach Doña Liberata.

Und uns mit, erwiderte Don Joſé mit einem Seufzer; ihr werdet ſehn, der junge Herr hat keine Ruh', bis er uns was übern Hals bringt.

Gebe Gott, daß das Thor nicht geſchloſſen wird, eh er heimkommt, ſagte Doña Eſcolaſtica.

Macht nichts; er ſteigt durchs Fenſter, gab mißmuthig ihr Gatte zurück; oder vielleicht übernachtet er hinter Schloß und Riegel. War er hier nicht wie das Kalb in der Kuh ſo ſicher? und jetzt hat er die Frechheit und tritt den Leuten unter die Augen: da bin ich! . . . Nun, mir iſt's recht; er muß wahrhaftig ſein bischen Verſtand vollends ganz verloren haben; 's iſt nicht anders als wie in ſelbigem Vers:

Neulich ſagt' ein Narr im Tollhaus
Mir ein Wort von tiefem Sinn:
Nicht ſind Alle toll, die drin ſind,
Noch ſind alle Tollen drin.

## Fünftes Kapitel.

Leopold ſchlenderte ganz wohlgemuth durch die Straßen von Puerto. Es kannte ihn da Niemand, und ſo hoffte er in ſeinen eigenen Kleidern hinreichend vermummt zu ſein.

Die „lange Straße“, die ihrem Namen alle Ehre macht, übrigens, ohne Schmeichelei, eben ſo gut den der „ſchönen“ verdienen würde, ging er ganz hinab; dann über den ſtattlichen Victoriaplatz; und als er den faſt menſchenleer fand, wandte er ſich nach dem Stadtgarten, einem kleineren öffentlichen Platz mehr im Innern, am Ufer des Fluſſes; Alles war voller Leute; und unſer Freund miſchte ſich darunter, als wär' er hier zu Hauſe.

Er hatte kaum einmal die Runde gemacht, als er eine Kinderſtimme, übrigens recht laut und gellend, rufen hörte: Mamachen, Mamachen, da iſt Leopold Ardaz!

Der aber that, als hätt' er den Erkennungsruf gar nicht gehört, und ging raſcher; allein da ſtand vor ihm, bereit zu ſterben oder zu ſiegen, wie einſt Alcibiades, da er als Kind das Fuhrwerk aufhielt, ein Mädchen von ſechs, ſieben Jahren, reich und prächtig aufgeputzt, und rief mit ſeiner ſcharfen Discantſtimme: Ardaz, warum ſind Sie in Civil? Die Uniform ſteht Ihnen viel beſſer.

Still, ſtill, Margarita, Herzenskind, entgegnete der Angeredete (verdammte Kröte, fügte er bei ſich hinzu); ich habe Eile, ich habe mich mit einem Freunde zuſammenbeſtellt.

Wollen Sie nicht Mamachen ſehen? Dort ſitzt ſie auf der ſteinernen Bank: geſchwind, kommen Sie!

Und damit ergriff ſie ſeine Hand und zog ihn nach einem der Ruheſitze.

Sie hier, Ardaz? rief bei ſeinem Anblick ganz erſtaunt eine elegante Dame ihm entgegen.

Auch ich bin überraſcht, wiewohl angenehmer als Sie, Frau Gräfin, Sie hier in dieſem Garten zu ſehen, wo man eine Ohnmacht riskirt, ſo duftet es nach lauter Söhnen des heiligen Ludwig.

Was iſt denn das, Mamachen, die Söhne des heiligen Ludwig? fragte das Mädchen, das ſich in jede Unterhaltung miſchte.

Die Franzoſen, liebes Herz.

Ach, aber der Heilige hat viel Söhne gehabt, ſagte die Kleine; und wie nett ſie ſind! Nicht wahr, Ardaz?

So? Gefallen ſie dir? ſagte Leopold und ſchluckte ſeinen Aerger hinunter; mußt dir eben die Zuckerwaare kaufen, Goldkind.

Wiſſen Sie auch ſchon, was der Neffe vom General Gudin zu mir geſagt hat? fuhr der kleine Naſeweis fort: Margarita bedeutet Perle.

Das wäre freilich Schade, wenn man ſo was nicht weiter ſagte, mein Kindchen.

Und daß ich die Perle der Antillen bin.

Sonſt iſt das die Habana geweſen.

Nein, die iſt zu groß dafür. Nicht wahr, ich bin's, Mamachen?

Freilich, Herzensſchatz, und das die köſtlichſte in meinen Augen.

Die Gräfin de la Enramada, eine habaneſiſche Dame von vornehm einfachem und liebenswürdigem Weſen, hatte nach dem Urtheil ihrer Freunde nur einen einzigen Fehler, nemlich den, daß ſie ihr Töchterchen mit der übertriebenſten Zärtlichkeit, in einer geradezu läſtigen Weiſe verzog. In ihren Luxusbedürfniſſen war ſie ſo ausſchweifend und trieb den Aufwand ſo ſyſtematiſch, daß ſie ihre Wäſche nach der Habana ſchickte, weil ſie glaubte, in Spanien könne man nicht gut genug damit umgehen, während man ſich doch in keinem Lande von ganz Europa ſo gut aufs Waſchen verſteht, wie hier. Sie war nach der Pyrenäenhalbinſel gekommen, um einen Sohn in die Artillerieſchule zu bringen, hatte ſich dann in Madrid aufgehalten, wo ſie unſern Leopold kennen lernte, begab ſich hierauf, durch die politiſchen Wirren vertrieben, auf die Rückreiſe nach der Habana, fand aber Cadiz in Belagerungszuſtand und blieb deßhalb in Puerto, um das Ende der Belagerung abzuwarten.

Wie kommen Sie eigentlich hierher? fragte die Gräfin unſern Freund. Sie mit Ihrem Thatendurſt hätt' ich mir weit eher in Cadiz hinter einer Kanone, die brennende Lunte in der Hand, vorgeſtellt.

Dort wär' ich auch, entgegnete Leopold, wäre nicht das Fahrzeug, das mich nach Cadiz bringen ſollte, durch ein Kanonenboot aufgebracht worden, das dort auf der Rhede den Cerberus ſpielt.

Da wären Sie alſo Kriegsgefangener?

Nein, Señora, denn ich entwiſchte; ich lebe im Verſteck.

Die Gräfin ſchlug ein luſtiges Gelächter auf. Das heißt, ſagte ſie, Sie bilden ſich ein, mit der Tarnkappe auf den öffentlichen Plätzen herumzuſpazieren.

Das nicht, Gräfin. Sie ſehn mich hier, weil ich mich darauf verließ, es würde mich in dieſer Franzoſenwirthſchaft Niemand kennen; ich wollte im Zwielicht einen kleinen Gang machen.

Ja, ja, im Zwie-Licht zwiſchen Sonnen- und Laternenſchein. Sehn Sie denn nicht, Sie Leichtſinn, daß Sie ſich Gefahren ausſetzen?

Ich ziehe mich ſchon wieder in meinen Schlupfwinkel zurück, wo ſie mich weder finden noch ſuchen werden, denn es iſt der reinſte unbefleckte Abrahamsſchooß des Servilismus.

Und wo befindet ſich dieſer Taubenſchlag, wo der Falk zu Gaſt iſt? fragte die Gräfin verwundert, mit mehr Neugier als Ueberlegung.

Das Schloß iſt's, gab Leopold, unbedacht wie immer, ohne Säumen zur Antwort.

Mamachen, das Schloß will ich ſehen, ſagte Margarita.

Wahrhaftig, meine dickohrigen, blöden Schloßkäuzchen ſind mir noch lieber, als dieſe koſtbare Perle, die mich noch in die koſtbarſte Verlegenheit bringen wird, dachte Leopold.

Herzenskind, das geht nicht an, ſagte die Mutter zur Tochter.

Nehmen Sie mich mit, Ardaz, bat die Kleine.

Nein, Kindchen, das werd' ich wohl bleiben laſſen. Du mußt wiſſen, das Schloß, das iſt Schloß Wartenweil: wer hineingeht, der muß drinnen bleiben, ohne Gnad' und Erbarmen. Und dann iſt da noch ein wilder Drache, genannt Don José, der ſchluckt alle Perlen hinunter, auch die der Antillen, die Inſel Cuba nämlich, würd' er nicht verſchmähen, wenn man ſie ihm vorſetzte.

Der Drache wird ein Yankee ſein, lachte die Gräfin.

Ich kann Ihnen nur ſo viel ſagen: es iſt ein ſchauerliches Ungethüm, das lüg' ich nicht, und ſo koloſſal, daß er eine Schulter in Flandern, die andere in Aragon hat. Es iſt nur aus dieſem Grunde, ſonſt würd' ich dich ja recht gern dahin bringen, Margaritchen (wo dich ein halbes Jahr keine Sonne beſcheinen ſollte, hieß der ungeſprochene Schluß des Satzes).

Die Gräfin drang darauf, daß Leopold nun gehen ſolle, und dieſer kehrte kurz darauf übel gelaunt in ſeinen friedlichen Verſteck zurück.

Dank der ſpaniſchen Landesſitte in Stadt und Dorf, wenig zu ſchlafen, namentlich im Sommer, waren ſeine Wirthsleute alle noch auf, als Leopold ankam: Don Joſé, um ihm das Schloßthor aufzumachen, Doña Liberata für den Fall, daß er etwa zu eſſen wünſchte oder ſonſt etwas brauchte, und Doña Eſcolaſtica, um Beiden Geſellſchaft zu leiſten. Alle Drei äußerten die größte Freude, ihn zu ſehen, und wünſchten ihm tauſendmal Glück zu ſeiner glücklichen Heimkehr.

Iſt das ein Gethu'! ſagte Leopold in ſeiner unfreundlichen Stimmung. Verzeih mir's Gott, ſeid ihr nicht ein langweiliges, überläſtiges Volk. Iſt's nicht, als hätt' ich wie Noah eine Sündflut überſtanden! Man möchte glauben, wenn man eure Angſt ſieht, ich hätte Wunder was für Schandthaten auf dem Gewiſſen. Wenn ihr mich jetzt nicht in Ruhe laßt mit euren Sprüchen, eurem guten Rath, ſo gewiß als zwei mal zwei vier iſt, ich ſtelle mich dem Don Juan de Soto oder dem General Córdoba, und dann gute Nacht.

Mit einer wahren Lammsgeduld gingen bei dieſen

Worten Don José, ſein Weib und ſeine Schweſter, ohne den Mund aufzuthun, im Gänſemarſch nach der Thüre.

Ich habe noch keinen Schlaf, ſagte Leopold weiter, ich bin nicht aufgelegt, rein des Teufels. Habt ihr nichts zum Leſen? und wenn's der Bertoldo *) wär'.

Schleunigſt liefen Alle davon, ihres Gaſtes Wunſch zu erfüllen. Die Erſte, die wiederkam, von Befriedigung ſtrahlend, war Doña Liberata. Hier, ſagte ſie und reichte ihrem Gaſt ein paar ungebundene, zerleſene Büchelchen hin; das da iſt das Leben der heiligen Jungfrau; ſo oft ich's leſe, muß ich weinen und möchte vergehen vor Rührung; hier ſind Lebensbeſchreibungen von Heiligen, da werden Sie ſehen, was für Wunder der Herr durch ſie gewirkt hat, derweil daß der Martin Luther nicht einmal Zahnweh hat curiren können.

Hinter ihr kam Don José und ſchleppte eine dickleibige Schartele herbei, deren ſchwarzer Einband ſtark mitgenommen war. Im ſchlechteſten Kittel ſteckt oft der beſte Trinker, ſagte er und reichte Leopold das Buch mit dem tiefſten Selbſtgefühl hin; dabei ſchlug er es an einer Stelle auf, wo als Zeichen ein ganzes Quartblatt eingelegt war mit Krackelfüßen von ſeiner eingegangenen Schule her, und hub mit ſeiner groben, eingeroſteten Stimme zu leſen an:

---

*) Ein Volksbuch, etwa wie die Schildbürger oder Till Eulenſpiegel.

51.

Denn Bett und Zimmer ſeien ſchon gerüſtet.
Doch willſt du, ſpricht er, thun nach meinem Wort,
So ſchläfſt du heut, ſo lang es dir gelüſtet,
Und kommſt im Schlafe manche Meile fort.
Ein Nachen führt, der dir den Schlummer friſtet,
Im Fluge dich und als ein ſichrer Hort
Die ganze Nacht den Fluß hinunter leiſe,
Und ſo gewinnſt du eine Tagereiſe. —

52.

Der Vorſchlag iſt dem Ritter ſehr genehm,
Er dankt dem edlen Wirthe voll Vergnügen,
Und ohne Zögern trennt er ſich von dem,
Und ſieht am Strande ſchon den Nachen liegen.
Hier ruht er nun ganz ſicher und bequem,
Indeß den Kahn die Wellen abwärts wiegen;
Sechs Ruder treiben ihn, und er durcheilt
Den Fluß, ſo wie die Luft der Vogel theilt.

53.

Kaum daß er läßt ſein Haupt auf's Lager ſinken,
So ſchläft der Paladin von Frankreich ein;
Doch wenn Ferrara's Thürme würden blinken
Im Morgenlicht, wünſcht er geweckt zu ſein.
Melara bleibt am Ufer auf der Linken,
Zur Rechten ſieht Sermide hinterdrein;
Stellata grüßen und Figarolo,
Wo ſeine Hörner zornig ſenkt der Po.

54.

Das rechte von den Hörnern wählt der Nachen,
Und läßt das linke gen Venedig ziehn.
Bondeno grüßt; in Oſten jetzt erwachen
Die Lichter, und die blauen Schatten fliehn.

Dann füllt für Frankreich ſich das Maß der Sünden;
Den alten Glauben wagt es abzuſchwören,
Dem König den Gehorſam aufzukünden,
Die heil'ge Gottesordnung zu zerſtören;
Die Bosheit wird dem Leichtſinn ſich verbünden,
Mit eitler Erdenluſt ihn ſchlau bethören.
Geſchloſſen ſteht die glaubensloſe Meute,
Und Kirch' und Kron' erſieht ſie ſich zur Beute.

Geben Sie ſich doch weiter keine Mühe, mir dieſe ſchlechten Verſe vorzuleſen, die auch von ſo einem verrückten Schulmeiſter oder von einem ſchmeerbäuchigen Bruder Leuteverdummer ſein werden, ſagte Leopold.

Bitte recht ſehr, junger Herr, rief Don Joſé und deutete auf das Titelblatt; ſie ſind von einem Kriegsmann, wie Sie, nur ein wenig geſcheidter.

Auf dem Titel ſtand: Die Araucana, von Ercilla.

Gehn Sie mir weg mit dem alten Plunder, brauſ'te Leopold auf; ich hab an euch Dreien ſchon genug.

Da haben wir's; bringt ihm einer ein gutes Buch, und zum Dank . . . . murmelte Don Joſé und ſchlurfte nach der Thür.

Und Sie nehmen das Ihrige nur auch wieder mit; machen Sie Düten draus, ſagte Leopold weiter, indem er zu Doña Liberata hinlief und ihr ihre geliebten Heiligenlegenden einhändigte.

Ach, wie gottlos! ſagte wehmüthig das gute, fromme Geſchöpf.

Gottlos, Fräulein? gar nicht; nur vorurtheilslos, verſetzte Leopold.

Paſſen Sie auf, junger Herr, ſprach Don Joſé, von dem, was Sie da Vorurtheilsloſigkeit nennen, führt ein Weg zu Ketzerei und Abfall, und denken Sie dran, daß es jäh und raſch hinunter geht!

Damit ging Don Joſé hinaus, und ſeine Schweſter folgte ihm.

Warum fehlt nur im Katalog der Erdenplagen die Ueberläſtigkeit! rief Leopold, als er ſie abgehen ſah. Dann, da ihm ſonſt nichts einfiel, ſetzte er ſich an den Tiſch und fing einen Brief an, an ſeinen Freund Ramon Ortiz:

„Wo denkſt du wohl, daß dein Intimus ſteckt? Ein Opfer des Deſpotismus und der Tyrannei ſchmachtet er im Hafen von Santa Maria, der eben ſo gut „„von allen Teufeln““ heißen könnte; zum Verſteck die proſaiſchſte aller unverwunſchenen Schloßburgen, das reinſte Schloß Chuchurumbel, das ſo viel Narren als Einwohner zählt.

„Stell dir vor: dein Freund, der Mann des Fortſchritts und der Aufklärung, mit ſeiner abgöttiſchen Verehrung des modernen Princips, mit ſeiner fanatiſchen Begeiſterung für Eleganz — eingeſperrt in einem ganz communen Pfründnerhaus voll Heuchelei und Kriecherei; ſeine Geſellſchaft ein Kirchenlicht von Kaplan ſo trüb wie eine Altarkerze, ein Küſter mit einem Löſchhütchen in der Hand, einem ditto über den Verſtand geſtülpt und mit entſprechend erloſchenen Augen; ferner zwei alte Betſchweſtern, ſcheußlicher als Barrabas, die mich mit Teufelsgewalt dahin bringen möchten, den Roſenkranz mit ihnen zu beten, wie ein Kopfhänger, und mich ihrem Schutzpatron San Cajetano zu „„verloben““; und endlich ein Schulmeiſter, phyſiſch wie moraliſch betrachtet ein ganz capitaler Eſel, ſogar mit Einſchluß der ſtattlichen Ohren, die der Species eigen ſind. Gedachtes Rhinoceros hält mir mit dem Blödſinn ſeines theologiſch-monarchiſchen Glaubensbekenntniſſes fortwährend das Blut in Wallung, ſo daß ich ab und zu in einem Anfall von Mordwuth ihn eigenhändig mit Genuß erdroſſeln könnte. Es kommt ſchon noch ſo weit, daß ich nicht mehr an mich halten kann, und eines ſchönen Tages wird zum ſtarren Staunen unſerer ehrſamen Muſchelmänner*) und zum Entſetzen ihrer imitirten Chouansgemüther in einem dieſer Thürme ein Schulmeiſter im „Steindruck“ verewigt liegen.

„Zum Glück hab' ich einen Herrn Gevatter hier, den ich nicht nenne, dieweil ich zu der Einſicht gekommen bin, daß in dieſen Zeiten des Krebsganges Vorſicht nicht ohne iſt (und ſo lang die noch noth thut, dieſer Kappzaum, dieſe heuchleriſche Maske, dieſe Dienerin des falſchen Scheins, ſind wir freilich auf dem ſonnenhellen Pfade der Freiheit und der Unabhängigkeit noch nicht weiter vorwärts gekommen). Beſagter Herr Gevatter nun hat mir verſprochen, aus dieſem erzfinſtern

---

*) Spitzname der Einwohner von Puerto de Santa Maria, von einer kleinen eßbaren Miesmuſchel, die ſich dort in großer Menge findet und auf den Straßen verkauft wird.

Loche, aus dieſem trüben, trägen, ſtockenden Pfuhl, aus dieſem alten, verfallenen Eulen- und Gimpelneſte mich in Bälde zu erlöſen. Mein erſter Flug ſei dann ein Schwalbenflug, d. i. ich ſchwinge mich über Meer, um mit den Meinen, mit euch, Geliebte, mich zu vereinigen, zu ſterben oder — zu ſiegen, je nach Umſtänden.

„Heut Abend hab' ich im Ueberdruß an meiner widerwärtigen Gefangenſchaft und meinen unausſtehlichen Kerkermeiſtern, welche zu aller Pein, die ſie mir bereiten, mir noch die hinzufügen, daß ſie mich, ohne mich um Erlaubniß zu bitten, aufs Zärtlichſte lieben, einen kleinen Spaziergang gemacht und traf da die . . . . . ſchon war ich dran, ihren Namen herzuſetzen, uneingedenk meiner neugebackenen Liaiſon mit Dame Vorſicht, deren gouvernantenhaftes Weſen mir in der Seele zuwider iſt. Die . . . . hat mir geſagt, du ſeieſt in Cadiz, und ſich erboten, dieſen Brief in deine Hände zu beſorgen.

„Sie hatte ihren unleidlichen Anhang bei ſich, die liebe kleine Margarita, dieſen aufdringlichen Naſeweis; die erkannte mich mit ihren Luchsaugen auf eine Viertelſtunde Wegs und ſetzte mein Incognito aufs Spiel, indem ſie mit ihrer Quiekſtimme mich anrief, um mir mitzutheilen, daß die Franzoſen ſie, weil ſie Margarita heiße, die Perle nennen. Seit dem erſten Sündenfall ſind doch die Evas-Töchter nicht aus der Art geſchlagen, Eitelkeit und Einbildung trinken ſie mit der Muttermilch. Wie dieſe Mutter ihr Kind erzieht — es iſt unglaublich!

Nein, dies Mädchen, dies Mädchen! Könnte doch einer ſie in Weineſſig auflöſen, dieſe Perle, wie es einſt die ſchöne Kleopatra mit einer andern machte."

## Sechſtes Kapitel.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, erhielt Leopold ein Billet ohne Unterſchrift, das ein Matroſe gebracht hatte; er erkannte ſofort die Hand Valverde's, welcher ihm Folgendes ſchrieb:

„Leopold, Unverbeſſerlicher, biſt du denn nur dazu auf der Welt, deine Freunde zur Verzweiflung zu bringen? Nun wieder dieſe jüngſte Tollheit: auf öffentlichem Spaziergang dich blicken zu laſſen und eine Dame, die faſt jedes Kind kennt, nicht bloß zu begrüßen, ſondern auch noch geraume Zeit mit ihr zu plaudern! Ihr Töchterchen hat Alles erzählt und deinen Aufenthalt verrathen; dieſen Morgen ſoll deine Verhaftung ſtattfinden; zieh deßhalb ſchleunigſt das Matroſengewand an, das dir der Ueberbringer dieſes, ein vollkommen zuverläſſiger Mann, übergeben wird, und vertrau dich ihm an. Für die Bergung deiner Habſeligkeiten wird er gleichfalls Sorge tragen."

Kaum hatte Leopold zu Ende geleſen, ſo raffte er ſeine Sachen zuſammen, warf ſich in den ſchon bereit gehaltenen Anzug, ſchrieb ein paar Zeilen an Don Joſé, der mit ſeiner Familie zur Meſſe gegangen war, theilte ihm darin ſeine plötzliche Abreiſe mit, nahm Abſchied mit der Bitte, für beiliegende zehn Unzen möchte er ſeinem Weib und ſeiner Schweſter ein kleines Andenken kaufen, und machte ſchließlich folgende Nachſchrift zu dem Brief an Ramon Ortiz:

„Ich bin entdeckt und muß fliehen. Der Habaneſer Staarmatz, die Plaudertaſche, das Kind Margarita hat mich verrathen. Die Zeit reicht nicht für Mehr. Ein andermal erfährſt du, wie es deinem Freund, dem Vielverfolgten, auf ſeiner Irrfahrt weiterhin ergangen."

Darauf machte er beide Briefe zu, verwechſelte aber in gewohnter Achtloſigkeit die Adreſſen und überſchrieb den Brief für Don Joſé an Ramon Ortiz und den für Ramon Ortiz an Don Joſé. Den letztern legte er mit den zehn Unzen auf den Tiſch im großen Zimmer und folgte dann ſeinem Führer.

Eine halbe Stunde ſpäter kamen die Hausleute aus der Kirche zurück.

Wo ſteckt denn der Herr Leopold? fragte Don Joſé, der zuletzt eintrat.

Er wird noch nicht auf ſein, verſetzte ſeine Frau.

Wär' er nicht ſo ſpät ins Bett gegangen . . . . brummte Don Joſé.

Der arme Schelm! gönn's ihm doch! In jungen Jahren braucht man viel Schlaf, ſagte Doña Eſcolaſtica.

Ja, ja, es iſt gut, daß er ſchläft, meinte Doña Liberata, dann hat er keine Zeit zu langer Weile und Ungeduld, und wer ſchläft, ſündigt nicht.

Ewig mit eurem armen Schelm! . . . Möchtet ihr nicht gar noch ein paar Roſenkränze für das gute Herrlein beten? — Armer Schelm! — Arm iſt der Teufel, weil er Gott nicht ſchauen darf . . . . Wiewohl, auf dem Weg, den Der einſchlägt, kann ihm das auch noch paſſiren, brummte Don Joſé weiter.

Pepe, ich kenne dich gar nicht mehr, bemerkte ſeine Schweſter; da biſt du ganz falſch dran; der Herr Leopold iſt eine gute Seele, und was er da für Geſchichten macht, ach das iſt nur Strohfeuer.

Er meint's nicht bös, in nichts, ſetzte ſein Weib hinzu, er iſt wie ein Täubchen und hat uns recht gern.

Don Joſé war an den Tiſch getreten und erblickte nun den Brief, den Leopold darauf gelegt hatte.

Ein Brief an Don Joſé war etwas gar zu Außerordentliches. Wer mag mir nur ſchreiben? dachte er, indem er aus einem ſchwarzen Chagrin-Futteral ſeine Brille hervorzog.

In dieſem Augenblick kam Doña Liberata, die in das Zimmer des Gaſtes gegangen war, mit ihren kurzen, trippelnden Schrittchen zurück und rief in der höchſten Beſtürzung: Pepe! . . . Eſcolaſtica! . . . er iſt nicht in ſeinem Zimmer, er iſt nicht in ſeinem Bett, er iſt gar nirgends!

Ach Gott, was muß ihm nur paſſirt ſein! rief Doña Eſcolaſtica und ſchlug die Hände zuſammen.

Ei was, ſagte Don Joſé, der wird halt mit gutem Wind davon ſein, ohne Muh und ohne Mäh, nur ſo hinterm Rücken, auf die nämliche Manier wie er auch gekommen iſt.

Ob der Brief am Ende von ihm iſt? Pepe, Bruder, lies ihn doch!

Während Don Joſé ſeine große Brille aufſetzte, flüſterten ſein Weib und ſeine Schweſter: Heiliger Rafael, bewahre ihn, heiliger Cajetan, behüte ihn!

Don Joſé erbrach den Brief und fing zu leſen an: „Wo denkſt du wohl, daß dein Intimus ſteckt?" Mein Intimus? Wo kommt denn die Intimität her? Und duzen thut er mich; das iſt doch nicht ſchicklich gegenüber einem Mann in meinen Jahren.

Iſt nur ſo eine kleine Freiheit, ſagte ſein Weib.

Ach was! Schnickſchnack! ſagte der Vorleſer und fuhr fort: „Ein Opfer des Deſpotismus und der Tyrannei" . . Die alten Dummheiten, brummte Don Joſé . . . „und der Tyrannei . . . ſchmachtet er im Hafen von Santa Maria," der eben ſo gut „„von allen Teufeln"" heißen könnte." Die Woch' fängt gut an! bemerkte der Vorleſer; . . . . „heißen könnte. Zum Verſteck die proſaiſchſte aller unverwunſchenen Schloßburgen."

Wahrhaftig, ſprach Doña Liberata, ſeit der Bulle von der heiligen Kreuzfahrt . . .

Don Joſé ließ ſich nicht unterbrechen und las weiter: „das reinſte Schloß Chuchurumbel, das ſo viel Narren als Einwohner zählt.“

Er brach ab und ſchaute erſt auf ſein Weib, dann auf ſeine Schweſter, die beide die Augen niederſchlugen; dann las er weiter: „Stell dir vor: dein Freund, der Mann des Fortſchritts und der Aufklärung, mit ſeiner abgöttiſchen Verehrung des modernen Princips, mit ſeiner fanatiſchen Begeiſterung für Eleganz — eingeſperrt in einem ganz communen Pfründnerhaus voll Heuchelei und Kriecherei; ſeine Geſellſchaft ein Kirchenlicht von Kaplan ſo trüb wie eine Altarkerze.“

Herr Jeſus, Herr Jeſus! Ach du lieber Gott, ach du lieber Gott! riefen Doña Eſcolaſtica und Doña Liberata wie aus Einem Munde.

Don José räuſperte ſich laut und entrüſtet, dann fuhr er fort: „ein Küſter mit einem Löſchhütchen in der Hand, einem ditto über den Verſtand geſtülpt und mit entſprechend erloſchenen Augen; ferner zwei alte Betſchweſtern, ſcheußlicher als Barrabas ...“; hörſt du, Liberata?

Als wer? fragte dieſe, die nicht recht verſtanden hatte, weil dem Alten, der das Vorhergehende laut und zornig geleſen, bei den Complimenten, die ſeiner Frau und Schweſter galten, die Stimme verſagte.

Scheußlicher ſeien wir als Barrabas, ſchrie ihr mit deutlichſter Betonung, übrigens ganz ungenirt, ihre Schwägerin ins Ohr.

Nein, das iſt denn doch übertrieben, meinte Doña Liberata.

„Der arme Schelm“ . . . „die gute Seel’“ . . . . geht mir weg mit dem Burſchen! ſprach Don Joſé und las weiter: „Scheußlicher als Barrabas, die mich mit Teufelsgewalt dahin bringen möchten, den Roſenkranz mit ihnen zu beten, wie ein Kopfhänger, und mich ihrem Schutzpatron San Cajetano zu verloben; und endlich ein Schulmeiſter . . . .“

Demnach, bemerkte der Vorleſer, wie ſich’s der Burſche denkt, beten nur die Kopfhänger. Aber weiter, fuhr er fort, ſtrich ſich den Brief zurecht und trat damit ans Fenſter, jetzt kommt das „Engelchen ſonder Gallen“ über mich, nun geht’s an den Hauptſchlag „ein . . . ein . . . ein . . . . Schulmeiſter, phyſiſch wie moraliſch betrachtet ein ganz capitaler Eſel, ſogar mi Einſchluß ſeiner ſtattlichen Ohren, die der Species eigen ſind.“

So ſoooo, ſo ſo? ſagte der Vorleſer, deſſen eben erwähnte Ohren wie mit Scharlach übergoſſen waren, und deſſen Unterlippe tiefer als je ſich vorſchob. So, ſo? Was ſagt ihr nun zu dem „armen Schelm“, der „guten Seel’“? Verſteht ſich’s aufs Schimpfen, das Bübchen? Liberal, liberaler als liberal; ja, dazu kann man die Kerle brauchen, zu ſonſt nichts. Sich auf Franzöſiſch zu empfehlen und uns zum Abſchied dies Schock Grobheiten und Beleidigungen dazulaſſen! Sollte man ſo was für möglich halten unter civiliſirten Leuten?

Nein, ’s iſt nicht recht, ſagte Doña Liberata.

Aurora leert' die Farben zu entfachen,
Den Korb, daß weiß und roth die Wolken glühn.
Jetzt laſſen ſich Thealdo's Schlöſſer ſchauen,
Und Reinald hebt ſein Haupt im Morgengrauen.

### 55.

Beglückte Stadt! — ſo ſpricht er zu Ferraren —
Von welcher einſt mein Vetter Malegys,
Der ſich's von feſten und von wandelbaren
Geſtirnen, und von Geiſtern künden ließ,
Als wir zuſammen hier vorbei gefahren,
Für kommende Jahrhunderte verhieß,
Es werde noch dein Ruhm ſo mächtig ſteigen,
Daß dir ſich ganz Italien müſſe neigen. —

### 56.

Er ſpricht's, und folgt dabei mit großer Schnelle
Auf dieſem Fahrzeug, das beflügelt ſcheint,
Dem Flüſſekönig, und ihn bringt die Welle
Zur Inſel, die ſich mit der Stadt vereint.
Obgleich noch arm und öde war die Stelle,
So iſt er doch vergnügt, da ſie erſcheint,
Und grüßt ſie freudig, da ihm nicht verhalten,
Wie ſchön ſie mit der Zeit ſich wird entfalten.

### 57.

Denn als ihn einſt vorübertrug die Fähre,
Da ſagt' ihm Malegys, der mit ihm war,
Wenn ſiebenhundertmal die vierte Sphäre
Dem Widder ſich geſtellt zum Tanze dar,
Vor allen werde dann in Fluß und Meere
Dieß Eiland lieblich ſein und wunderbar,
So daß, wer dieß geſchaut, die Heimaterde
Nauſikaa's nicht ferner preiſen werde.

Nein, das iſt nicht der Brauch, fügte Doña Escolaſtica hinzu.

Don Joſé fuhr fort zu leſen: „Gedachtes Rhinoceros hält mir mit dem Blödſinn ſeines theologiſch-monarchiſchen Glaubensbekenntniſſes fortwährend das Blut in Wallung . . .“

Rhinoceros? Sag mal, Pepe, was ſoll denn das heißen? fragte ſein Weib.

Soll heißen, erwiderte ingrimmig der Gefragte, ein Thier, ein Ungethüm, ſo'n Vetter, Landsmann, Gevatter vom Elephanten.

Was für ein Tollkopf! ſagte Doña Liberata.

Ja wohl, horntoll wie ein vierjähriger Stier, verbeſſerte Don Joſé wüthend, der bei jedem Anlauf Alles übern Haufen rennt, was im Weg ſteht.

Nur weiter, Pepe! wollen ſehen, wo das noch hinausläuft! bat ſeine Frau.

Ja, weiter! verſetzte dieſer; es iſt auch gar ſo luſtig zu leſen, und Jeder kriegt das Seine.

Mit einem heftigen Ruck nahm Don Joſé den Brief wieder vor und las weiter: „Rhinoceros . . . Blut in Wallung, ſo daß ich ab und zu in einem Anfall von Mordwuth ihn eigenhändig mit Genuß erdroſſeln könnte.“

Bei dieſer Stelle entſank der Brief den Händen Don Joſé's, und er erbleichte.

Mordanſchläge! Alle Heiligen, ſteht mir bei! . . Wer hätte das gedacht: ſo viel Welt und nette

Manier, und ſolche Gedanken im Stillen! rief Doña Eſcolaſtica.

So viel Welt! . . . . Das iſt's ja eben, gab Don Joſé zurück. Ein ſchlechter Chriſt, ohne Religion und Glauben. Ein Menſch, dem wir lauter Gutes gethan haben — und hat Mordgedanken gegen einen, lediglich weil er von deſſen Lippen Gottes Wort hören muß! So eine ruchloſe Undankbarkeit ſieht man nicht ſo bald wieder!

Es braucht uns nicht zu reuen, Pepe, das bischen Gutthat, das wir an ihn gewendet haben, ſprach Doña Liberata. Dankt's einem einer, dann lohnt ſich's ja auf der Stelle; das Andere wird ſchon Gott lohnen; unvergolten bleibt Nichts, was ein Menſch thut, im Guten oder Böſen.

Wenn er wieder käme, nicht wahr, Joſé, wir thäten an ihm, was in unſern Kräften ſteht? fügte Doña Eſcolaſtica hinzu.

Nur ins Haus darf er mir nicht, verſetzte ihr Gatte; gebrannte Kinder ſcheuen das Feuer. Drum thut mir den Gefallen und haltet mir bei Nacht das Küchenfenſter feſt verſchloſſen, wenn ihr auch vor Hitze erſticken möchtet; ſonſt ſteigt uns eines ſchönen Abends der Burſch wieder herein; den Weg weiß er jetzt.

Was iſt denn aber da in dem Papier? fragte Doña Liberata, die an den Tiſch getreten war; ſie machte es auf und erblickte die zehn Unzen zu dem Brief an Don Joſé, der mit nach Cadiz gewandert war.

Da ſieht man wieder das bischen Hirn von dem Burſchen, ſagte Don José. Läßt ſein Geld dahinten! Geht mir! . . . Der Menſch hat doch nie den Kopf beiſammen.

Lieber Gott, und bald genug wird er's recht nöthig haben, der Arme! rief Doña Liberata.

Könnte man's ihm nicht nachſchicken? fragte ſeine Frau.

O du heilige Einfalt! Wohin denn adreſſiren? entgegnete ungeduldig ihr Gatte. Nichts da, hebt es ihm auf. Er wird ſich ſchon drum melden.

Und wenn er ſich nicht meldet?

Iſt einmal über der dummen Geſchichte Gras gewachſen, ſo wird's ſchon aufkommen, wo er ſteckt; dann kann man's ihm ſchicken.

Aber wenn wir vorher ſterben, Pepe? ſagte ſeine Schweſter.

Da müßt' es ſchon recht eigen gehen, Mädchen, wenn wir alle Drei ſterben ſollten, bis die Sache im Reinen iſt. Uebrigens, auf alle Fälle gieb mir Tinte und Papier.

Und Don José ſchrieb auf ein Quartblatt folgende Worte: „Dieſe zehn Unzen Gold gehören Herrn Leopold Ardaz, im Jahr 1823 Lieutenant beim königlichen Linien-Regiment * * *, und ſollen ihm zugeſtellt werden.“ Er faltete das Papier zuſammen, ſchlug es nebſt den zehn Unzen ſauber in einen Bogen, klebte das Ganze mit drei viereckigen Oblaten zu und ſchrieb darauf: „Hinterlegt“. Dann gab er's ſeiner Frau zum Aufheben in dem Cedernholzſchrank, der die ehrwürdigen Hauskleinodien barg (mit Einſchluß bewußten ſchwarzen Fracks nebſt Don Joſé's Erlaubnißſchein und Beſtallungsurkunde als Schulmeiſter), und ſchickte ſich an, den Brief zu Ende zu leſen, als ſich auf der Stiege Fußtritte vernehmen ließen; und wie die Drei auf den kleinen Vorſaal hinaustraten, erblickten ſie zu ihrem Staunen auf dem Rüſtplatz einen franzöſiſchen Oberſt, der die Platzcommandantſchaft hatte, mit etlichen Soldaten und einem Dolmetſcher.

Der Oberſt ſtellte einen Poſten an den Treppenaufgang und ſagte dann laut: Monsieur Josef Mentor, maître d'école.

Wir erſparen es uns, da wir der Phantaſie unſerer Leſer nicht vorgreifen möchten, den Schrecken und die Aufregung der guten Leutchen auszumalen, die bis dahin ſo friedlich gelebt hatten auf ihrem Schloſſe, das in den lebendigen Leib der Stadt wie ein Steingebild eingebettet lag, ſo verloren und erſtorben, ſo fremdartig und unnahbar für das Weltgebrauſe und den Lärm des Lebens, wie der Meerfels im Branden und Brüllen der Wogen ſteht.

Hab' ich's nicht immer geſagt, daß uns der Tollkopf noch was übern Hals bringt? rief Don Joſé in ſeiner Beſtürzung. Nun ſind wir aus dem Regen in der Traufe. Des Herrn Wille geſchehe! Ihr Diener, Euer Gnaden, fügte er hinzu, indem er ſich dem Oberſten vorſtellte und das ſchauderhafteſte Compliment ſchnitt, das Menſchenaugen je geſehen.

Sie halten hier einen entwichenen Gefangenen verſteckt, ſprach der Oberſt.

Don José entgegnete: Señor, es kam ein Subject hieher, das ich nicht kannte; welches daraus erhellt, daß er bei Nacht durchs Fenſter ſtieg, ohne mich zu fragen. Er ſuchte Zuflucht, und ich gewährte ſie ihm, denn ich glaube nicht, daß es verboten iſt, dem Unglücklichen beizuſtehen, weder nach göttlichen noch menſchlichen Geſetzen. Und ſo iſt er denn freilich hier geweſen in meinem Hauſe; aber jetzt iſt er nicht mehr da.

Der Oberſt ließ das ganze Schloß durchſuchen, natürlich erfolglos.

Sie ſind ihm zur Flucht behülflich geweſen, ſagte der Oberſt, ſtecken alſo mit unter der Decke.

Mit unter der Decke? In wie fern denn? fragte Don José.

Sie haben ſeinen Abſichten Vorſchub geleiſtet. Er war ein Spion.

Wie, Señor? Das kann ja gar nicht ſein, er ſchrieb an keinen Menſchen und ſprach mit Niemand.

Jedenfalls ſtand er im Einverſtändniß mit irgend einem Freunde, der ihm zu wiſſen that, daß er geſtern Abend erkannt wurde, und der ihm die Mittel zur Flucht an die Hand gab.

Das weiß ich nicht.

Sicherlich aber werden Sie wiſſen, wer dieſer Freund iſt.

Don Joſé ſchwieg einen Augenblick; Furcht und Aufrichtigkeit ſtritten ſich lebhaft in ihm, dann entgegnete er: Ich kenn' ihn, aber, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nur vom Sehen.

Und wer iſt es? fragte der Oberſt.

Don Joſé fuhr ſich mit dem Finger rund um den Hals und antwortete entſchloſſen: Das ſag' ich nicht, und ſollt' es mir da dran gehn.

Sein Weib und ſeine Schweſter eilten ängſtlich auf ihn zu, als ſähen ſie das theure Haupt wirklich ſchon in Gefahr.

Oh, le sot! rief der Oberſt.

Was ſagt er? fragte die Schweſter.

Er ſagt „ſo“, weil er wahrſcheinlich meint, ich wolle fliehen, erwiderte ihr Bruder. Nein, Señor, fuhr er mit ſteigender Entſchiedenheit fort, ich denke nicht ans Fliehen; ich kann und will nicht davonlaufen. Hier ſteh' ich: Sie der Hammer und ich der Amboß — verfahren Sie nach Belieben mit einem Unglücklichen, der Zeit ſeines Lebens mit der Juſtiz noch nichts zu ſchaffen gehabt hat. Aber daß durch meine Ausſage irgendwer zu Schaden kommen ſoll, daß Joſé Mentor zum Angeber werde — nein! und beföhl' es der König ſelber, den Gott ſchütze.

Dann wird man Sie eben in Haft nehmen, ſagte der Oberſt in der Abſicht, ihn einzuſchüchtern.

Nur zu, rief Don Joſé mit dem Muthe der Verzweiflung und ſtreckte heroiſch den Arm nach der Stiege aus.

Da hingen ſich ſeine Frau und ſeine Schweſter an ihn und weinten bitterlich.

Hat Ihnen der Flüchtling Papiere anvertraut? fragte der Oberſt.

Nicht Eines.

Man durchſuche den Herrn, befahl der Anführer.

Sein Geheiß ward auf der Stelle ausgeführt, und man fand Leopold's Brief in der Taſche, in die ihn ſein Eigenthümer geſteckt hatte.

Sehen Sie wohl? ſprach der Oberſt, dieſer Brief iſt an Sie und muß von Ihrem Gefangenen herrühren.

Das iſt richtig, erwiderte Don Joſé.

So haben Sie mich alſo betrogen.

Ich und betrügen! rief Don Joſé gekränkt. Nein, Señor, ich betrüge nie. Dieſer Brief iſt mein, geſchrieben an mich, und iſt durchaus kein Papier, das Dem gehörte, den Sie ſuchen, iſt auch kein Depoſitum. Euer Gnaden verſtehen mich?

Kaum hatte der Oberſt angefangen, den Brief zu leſen, ſo brach er trotz der eben noch angenommenen Amtsmiene in ein unauslöſchliches Gelächter aus, und „zur Scene ward das Tribunal.“

Der Brief enthüllte Don Joſé's Unſchuld ſo augenfällig und legte den Sachverhalt ſo klar, daß der Oberſt, als er den Brief zurückgab, um Entſchuldigung bat, worauf er mit einem flüchtigen Gruße ſich entfernte.

Er war kaum weg, da nahm Don Joſé ſein Weib bei der einen Hand und ſeine Schweſter bei der andern und zog ſie haſtig ins Zimmer.

Merkt ihr was? rief er mit aller Munterkeit und Lebhaftigkeit, deren ſeine ſtille Natur fähig war.

Frau und Schweſter ſahen ihn betroffen an: Nein; was giebt's denn?

Das giebt's, entgegnete Don Joſé begeiſtert, das giebt's, daß dieſer Herr Leopold ein guter Menſch iſt, wenn's einen giebt auf der Welt; fürſichtig, weit über ſein Alter; ein Ehrenmann, ein wackrer Freund mit einem ungemeinen Verſtand, mit einem Herzen, ſo gut, ſo edel! fuhr er ganz begeiſtert fort und ſchlug ſich an die Bruſt. Dieſer Brief, dieſer Brief! ſagte er von Neuem und klopfte mit dem Rücken der Hand auf das Papier, dieſer Brief, den wir für eine Grobheit angeſehen haben, dieſer Brief hat uns gerettet. Er hat's vorausgeſehen, wie's kommen würde, und hat den Brief geſchrieben, lediglich zu dieſem Zweck. Iſt das nicht ſonnenklar?

Das iſt wahr, das iſt wahr! riefen Beide in freudiger Verwunderung.

Nun ſieh, der arme Schelm hat eben doch ſeinen Kopf beiſammen, fügte Doña Liberata hinzu. Hab' ich's nicht geſagt, daß er uns recht gern hat?

Ja wohl hat er das beſte Herz und den hellſten Kopf, der liebe Menſch, ſagte Doña Eſcolaſtica.

Und Notabene, erinnerte Don Joſé, daß ihr mir jede Nacht das Küchenfenſter offen laßt, wenn's auch ein bischen kalt hereinkommt!

Und ein Nachtlicht muß brennen, daß er in der Dunkelheit nicht fehl geht, ſetzte ſeine Frau bei.

Ja, als Leuchtthurm von San Sebaſtian*), ſprach beinahe mit einem Anflug von Lächeln der ernſthafte Don Joſé.

Nein, bemerkte die Schweſter, als Leuchtthurm zum heiligen Cajetan, Schutzpatron von der göttlichen Providenz! —

## Siebentes Kapitel.

Mit Hülfe ſeiner Verkleidung hatte Leopold glücklich Cadiz erreicht, und zwar an Bord der Feluke, welche die königliche Tafel mit Obſt und Gemüſe zu verſorgen pflegte — der Zufall iſt ja Denen hold, die ihm vertrauen, indeß die Klugheit oft gerade ihre begeiſtertſten Schleppträger vollſtändig im Stiche läßt.

Hier nun war er ſo recht in ſeinem Element, umgeben von Freunden und Kameraden; er ſchwamm in Wonne, aus dem heilloſen Neſt voll Sclavenſeelen erlöſ't zu ſein, und nahm ſich vor, dem Herzoge vorzuſchlagen, er ſolle es, im Intereſſe der Moderniſirung von Puerto, niederreißen laſſen. Doch eines ſchönen Tages rief er aus: Nicht einmal ſo lang möcht' ich König ſein — das war an dem Tage, wo die abſolute, unumſchränkte Gewalt wiederhergeſtellt worden war. Dann erging er ſich noch in allerhand grimmigen Redensarten, ließ ein Dutzend Flüche los gegen die „Serviten“ und Schergen von der heiligen Allianz und — griff nach ſeiner Flöte.

---

*) So heißt der Leuchtthurm von Cadiz.

Gräfin de la Enramada war gleichfalls nach Cadiz gekommen, und natürlich mit der unvermeidlichen Margarita. Als Leopold ſeine Aufwartung machte, zeigte er der Kleinen ein bitterböſes Geſicht; die aber blieb nichts ſchuldig und ſagte in ihrer nie verlegenen Dreiſtigkeit: Ei, Ardaz, Sie ſind doch überall zu finden! Ich hab' geglaubt, Sie ſteckten für immer in Ihrem Schloß Wartenweil.

Ich bin hier, mit deiner gütigen Erlaubniß, mein Kindchen, verſetzte Leopold. Wenn du's weiter ſagen willſt, hab' ich nichts dagegen; verſtehſt du, Fräulein Echo?

Öko? Was iſt Öko, Ardaz?

Öko, das iſt der erſte Theil einer äußerſt ſchätzbaren Tugend, die ich dir für deinen Verbrauch von Worten empfohlen haben möchte, Perlchen Echo.

Mamachen, Ardaz heißt mich Fräulein Öko.

Echo, das iſt ja ein recht hübſcher Name, liebes Herz, gab die Mutter zur Antwort.

58.

An ſchönen Bauten werd' es überwinden
Die vielgeliebte Inſel des Tiber,
Und ſeltne Bäume ſtehn in ſeinen Gründen,
Wie bei den Hesperiden nimmermehr.
Thierarten werden mehr ſich dort befinden,
Als Circe hielt in Hürd' und Stall vorher,
Und Venus mit dem Sohn und ſeinen Pfeilen
Dort, nicht in Cypern mehr noch Gnidos, weilen.

59.

Dieß alles werd' ein Herrſcher ihr beſcheren,
Der Macht und That vereine mit Verſtand,
Mit Wall und Mauer ſeine Stadt bewehren
Und ſetzen in ſo ehrenvollen Stand,
Daß ſie nicht dürfe fremden Arms begehren,
Wär' gegen ſie auch alle Welt entbrannt.
Sohn eines Hercules und eines Vater
Sei dieſer Held,* ſo groß im Welttheater.

60.

So dachte Reinald wieder drüber nach,
Was er von ſeinem Vetter einſt vernommen,
Wenn der mit ihm von künft'gen Dingen ſprach;
Denn oftmals that er dieß zu ſeinem Frommen.
Die Stadt betrachtend, die noch klein und ſchwach:
Wie kann es, ruft er aus, wie kann es kommen,
Daß hier, wo jetzt ſich gift'ge Sümpfe ziehn,
Einſt noch die edlen Künſte ſollen blühn?

61.

Daß dieſer kleine Flecken auf dem Damme
Zur mächt'gen, ſchönen Stadt erwachſen ſoll,
Und aus dem trüben Sumpf und trägen Schlamme
Gefilde werden, reich und ſegensvoll?

---

* Alphons I.

Aber ich mag ihn nicht, ich mag ihn nicht, ich mag ihn nicht! rief die Kleine, und ihre Stimme nahm dabei einen immer höheren Ton an. Ich heiße Margarita, und das bedeutet Perle.

Echo, ſagte unhörbar, bloß die Lippen bewegend, Ardaz, der nicht viel weniger kindiſch war, als ſein kleiner Widerpart.

Mamachen, rief dieſe im höchſten Aerger, wehr's ihm doch, daß er immer Echo ſagt; ich heiße Margarita, und das bedeutet Perle.

Auch Gretchen, oder Krötchen, murmelte Leopold zwiſchen den Zähnen.

Weil wir gerade vom Echo ſprechen, Ardaz: haben Sie ſchon von einem ſolchen an den Kaſematten von Puerta de Tierra gehört, das ganz prächtig ſein ſoll? ſagte die Gräfin.

Ich höre das erſte Wort davon, entgegnete er.

Was iſt denn Echo? fragte das Mädchen und wandte ſich dabei an Ardaz, weil ſie ſah, daß ihre Mutter eben aufſtand, um einige eintretende Freundinnen zu empfangen.

Dieſes Echo, erwiderte ihr Leopold, iſt ein Nixchen, das gern Alles nachſagt, was es hört, und zur Strafe hat ſie ein gewiſſer Don Hercules, der die hieſige Stadt erbaut hat, in die Kaſematten von Puerta de Tierra geſperrt. So, jetzt weißt du's, merk dir's.

Und was ſind Kaſematten, Ardaz?

Löcher.

Löcher?

Ja; Keſſel.

Zum Kochen?

Ja, fürs Echo; wenn es ſiedet, klingt's wunderſchön.

Ach ja, ſagte die Gräfin und wandte ſich wieder zu Leopold. Man kann nichts Schöneres hören als eine Flöte dort in der Nähe. Ardaz, Sie ſpielen ja ſo vortrefflich, Sie könnten uns wohl den Genuß verſchaffen und ſich dort hören laſſen. Meine Freundinnen hier ſind nicht minder geſpannt darauf, als ich ſelbſt.

Mit dem größten Vergnügen, Gräfin, verſicherte Leopold.

Gut, ſo wollen wir's auf morgen Mittag um zwei Uhr feſtſetzen, ſagte die Gräfin erfreut.

Ich will auch mit, rief Margarita.

Leopold konnte ſich in ſeinem kindiſchen Grimm kaum enthalten, zu ihr zu ſagen: wenn du mitgehſt, bleib' ich da.

Am folgenden Tage war Alles pünktlich zur Stelle, und man nahm, der ſchönern Ausſicht zulieb und weil es beſſer zu gehen war, den Weg über den Wall.

Wo haben Sie die Flöte? fragte Margarita unſern Freund.

Im Futteral, gab er zur Antwort.

Ach, wie klein! Laſſen Sie mich's ſehen.

Geht nicht; auf dem Wall iſt das Waffentragen verboten.

Ja, iſt denn das eine Waffe?

Freilich . . . im Krieg dient ſie als Piſtole.

Das iſt erlogen . . .

Fein gegeben, o Perle aus — Morgenland oder auch nicht.

Mamachen, Ardaz will mich gar nicht die Flöte ſehen laſſen.

Bei den Kaſematten wirſt du ſie ſchon ſehen, liebes Kind, antwortete die Mutter.

Man war noch keine zehn Minuten gegangen, da fing die Kleine an: Mamachen, ich habe Durſt.

Wie kommt denn das, Kind? Iſt dir nicht wohl, mein Herz?

Nein, ich hab' eben ſo arg Durſt.

Ardaz, da ſeh' ich einen Bretzeljungen, der hat Waſſer feil; wenn Sie die Güte haben wollten . . .

Mit Vergnügen, Señora.

Damit ſetzte ſich Leopold in Trab und verwünſchte im Stillen das Mädchen von Herzensgrund.

Noch war man nicht halbwegs, da fing die Kleine ſchon wieder an: Mamachen, ich bin müde.

Armes Kind! erwiderte mitleidig die Mutter, ſetzen wir uns ein wenig auf dieſe Bruſtwehr.

Da ſitzen ſonſt die Bettelleute, dachte Leopold und ärgerte ſich im Stillen; Gott mag wiſſen, ob ſie nicht lebende Andenken zurückgelaſſen haben.

Nicht lange, ſo hatte nach Kinderart Margarita auch hieran wieder genug, ſprang auf und lief quer über den Wall nach der Seite, welche die Bai beherrſcht, fand aber die Mauer zu hoch und rief: Ardaz, Ardaz, heben Sie mich hinauf, ich will die Schiffe ſehen.

Leopold that, als hört' er's nicht.

Ardaz, ſagte die Gräfin, Sie könnten mir wohl den Gefallen thun, die Kleine einen Augenblick hinaufzuheben; das arme Ding kann ſonſt die Schiffe nicht ſehen.

Mit größtem Vergnügen, Gräfin.

Nein, das iſt nicht auszuhalten, murmelte Leopold im Gehen; ſo ein großes Ding, und ich ſoll ſie in die Höhe heben, als wär' ſie zwei Jahre alt.

Er hob ſie gerade ſo hoch, daß ſie mit Kinn und Händen auf der Brüſtung ruhte, und ſagte zu ihr: Höre, Mädchen, gehſt du noch nicht ins Inſtitut?

Und Sie gehen nicht ins Colleg? Im Artilleriecolleg, wo mein Bruder iſt, hab' ich Zöglinge geſehen, die ſind größer als Sie.

Eine Sekunde ſpäter ſagte Leopold: So, jetzt kannſt du die Barken und Felukeu ſammt den Schaluppen auf der ganzen Bai gezählt haben. Er ließ plötzlich die Kleine los, die ſich nun im Fallen an dem rauhen Stein das Kinn aufſchürfte und ein erbärmliches Wehgeſchrei erhob.

Es gab einen Heidenlärm. Die Gräfin zitterte an allen Gliedern; ihre Freundinnen thaten Eine erſchrockener und theilnehmender als die Andere. Die kläglichſte Figur ſpielte Leopold, der die ganze Geſchichte angeſtiftet hatte. Die kleine Patientin wies jeden Beweis von Antheil ſeinerſeits in der höchſten Erbitterung zurück, ſie packte ſogar ein Batiſttuch, das ihr Leopold reichte, um ein rothes Fleckchen an der verletzten Stelle zu betupfen, und ſchleuderte es über die Bruſtwehr.

Man mußte den Wall verlaſſen, in einen Kramladen treten und der armen Kranken ein in Salzwaſſer getauchtes Papierfetzchen auflegen; denn wieder ließ ſie nicht nach, bis man nach den Kaſematten aufbrach; ſie war gar zu begierig, das Echo zu hören, das ſo ſchön ſang, wenn es in einem Keſſel brodelte.

Man ging weiter und ließ das Stadtthor hinter ſich. Es iſt das ein ſtarkes, gewaltiges Thor, in ſeiner Rüſtung von Bollwerken und Bruſtwehren gleicht es einem bis an die Zähne bewaffneten Manne, und die Zugbrücke iſt dann ſeine Hand, wie zum Gruße ausgeſtreckt für den Willkommenen, drohend für Den, der etwa feindlich in das Innere dringen wollte, in den wohlbeſchirmten, nie entweihten Hort der ſpaniſchen Ehre: nie hat ſich dies Thor geöffnet, außer auf den Ruf „es lebe Spanien“, nie antwortete das liebliche Echo dort auf ein anderes Feldgeſchrei.

Indeſſen wir uns mit der Betrachtung des Thores aufgehalten haben, ſind die Andern in den Feſtungsgraben hinabgeſtiegen; Margarita hatte ihr Papierpfläſterchen verloren, ohne darauf zu achten, und ſah mit offenem Munde zu, wie aus einem Futteral eine Flöte hervorſpazierte; und nun begann Leopold zu ſpielen.

Die Wirkung des Echos war wundervoll, ſo deutlich und weich gab es die Flötentöne wieder; wie verſunken und entrückt lauſchte Alles den leichthinſchwebenden Weiſen, die da zwiſchen Mauern, Gräben, Bollwerken ihr Gaukelſpiel trieben, gleich einem Sonnenſtrahl, der lächelnd in den Tiefen eines Kerkers zittert. Da war unvermerkt der franzöſiſche Hauptmann, der die Thorwache hatte, mit zwei Freunden herbeigekommen, durch die zauberiſchen Zwillingstöne angelockt.

Leopold, wie wir wiſſen, pflegte ſich dem erſten Anſtoß zu überlaſſen, die Entſchlüſſe ſprangen fix und fertig bei ihm hervor wie das Teufelchen aus der Schachtel; nun hatte er ſich auf zwei Monate einen erſchrecklichen Franzoſenhaß beigelegt, und ſo kam es, daß er augenblicklich, ſobald er der Fremden anſichtig wurde, die Flöte abſetzte, auseinandernahm und in die Taſche ſteckte.

Ach, ſagte Margarita, Ardaz will nicht weiterſpielen, weil die Offiziere hier dazugekommen ſind.

Ich will nicht hoffen, ſagte der Hauptmann und begrüßte die Damen. Das reizende Duett zwiſchen dem Echo und dieſem Herrn hat uns heruntergelockt, und wenn er nun aufhören wollte, ſo dächt' ich, wir hätten mit unſerm Wunſch, ihn zu hören, der ja doch gewiß nicht anders als ſchmeichelhaft für den Caballero ſein kann, immerhin etwas mehr Rückſicht verdient.

Nennen Sie meine Weigerung, wie es Ihnen beliebt, ſagte Leopold; . . . ich ſpiele nicht weiter.

Caballero, verſetzte der Franzoſe, eine eingeſtandene

Rückſichtsloſigkeit wird zur Beleidigung; ſoll ich es ſo auslegen?

Ganz ad libitum, warf Leopold in ſeiner bekannten Weiſe hin.

Die Damen, denen bis dahin die Ueberraſchung den Mund geſchloſſen hatte, wollten ins Mittel treten; aber es war zu ſpät. Alles Zureden, jede Vorſtellung ſcheiterte an der unerbittlichen Haltung des verletzten Capitäns.

Der Herr hat mich beleidigt, und nur wenn er ſpielt, kann er mir die ſchuldige Genugthuung geben. Will er mir die nicht leiſten, ſo verlang' ich eine andere, die ſich nicht verſagen läßt.

Leopold erklärte ſeinerſeits den Vermittlerinnen aufs Beſtimmteſte: Ich ſpiele nicht; dagegen ſteh' ich dem Herrn in Betreff ſeiner zweiten Forderung mit Vergnügen zu Dienſten. Umſonſt hielt ihnen die Gräfin die traurigen Folgen vor Augen, welche bei den politiſchen Verhältniſſen ein Duell für beide Theilnehmer haben müßte, und daß nur Verlegenheiten ſchlimmſter Art daraus erwachſen könnten: es wollte Keiner nachgeben. Nun verlegten ſich die Damen aufs Bitten und auf Thränen. Der Franzoſe blieb unerſchütterlich. Leopold dagegen, ein echter Cavalier bei all ſeinem Leichtſinn, fing an zu bedauern, daß er Anlaß zu dem tragikomiſchen Auftritt gegeben hatte, zumal in Gegenwart der Damen. Nach einigem Beſinnen zog er ganz gelaſſen ſeine Flöte hervor und wandte ſich an die Damen mit den Worten: Ich ſeh' es ein, ich hätte ſollen klüger ſein und die Rückſichten nicht außer Augen ſetzen, die wir den Damen ſchuldig ſind. Einen Fehler einſehen, iſt vernünftig, noch beſſer, ihn wieder gut machen. Ich bin bereit nachzugeben, nicht dieſen Herren hier, ſondern Ihnen, Señoras, denen ich dieſe Erklärung zu geben verbunden bin.

Hierauf ſpielte er ein paar Tacte, ſteckte dann ſeine Flöte wieder ein, und die Geſellſchaft trat den Heimweg an. Die Damen waren ſo voll Freude und Dank wegen Leopold's beſonnen rückſichtsvoller Handlungsweiſe, daß ſie nicht genug Worte ſanden, ihre Gefühle auszudrücken und ſein feines, artiges, verſtändiges Benehmen zu preiſen; die Guten hatten nicht bemerkt, wie im Vorübergehen Leopold dem Hauptmann auf Wiederſehen ſeine Karte zugeſteckt hatte, ahnten alſo nicht, wie wenig er die ernſtgemeinten, begeiſterten Lobſprüche verdiente, welche übrigens der Heuchler mit ſtaunenswerther Beſcheidenheit hinnahm.

Am andern Morgen, früh fünf Uhr, ſtanden ſich Leopold und der Hauptmann, jeder von ſeinen Zeugen ſecundirt, mit der Piſtole in der Hand gegenüber, in Puntales.

Man hatte geloſ't und der Hauptmann ſollte im Vorwärtsgehen den erſten Schuß haben; ſo geſchah es denn auch. Doch Leopold vertraute mit Recht auf ſeinen guten Stern, daß er auch diesmal ihn nicht verlaſſen würde. Die franzöſiſche Kugel ſtreifte nur ſeine

Schulter und brachte dann einem unſchuldigen Pfriemenſtrauch eine tödtliche Verwundung bei.

Immer näher rückten ſich die beiden Gegner.

Was haſt du vor, Leopold? ſchrie Ramon Ortiz, der ihm ſecundirte.

Er muß dran glauben, ſagte Leopold, und in ſeiner Stimme verrieth ſich nicht die geringſte Aufregung; — oder ja, meinetwegen ſoll's ihm geſchenkt ſein, jedoch nur unter einer Bedingung.

Die Beiden machten Halt, behielten aber Stellung.

Und wie lautet die Bedingung? fragten die Franzoſen.

Die Bedingung? war die Antwort: der Herr ſoll mir ein Lied ſingen.

Singen! . . . . Unter dieſen Umſtänden! . . . riefen die Andern.

Singen oder ſterben! ein Drittes giebt's nicht, antwortete Leopold. Der Herr hat mich gezwungen, zu ſpielen, ohne daß ich wollte; mir ſoll er ſingen, ohne daß Er will. Nur ſo kommen wir ins Reine, nur ſo werden wir quitt. Sie ſehn, ich mißbrauche meinen Vortheil nicht, ich verlange nur Gleiches um Gleiches.

Der Capitän weigerte ſich, Leopold beſtand darauf. Keiner wollte nachgeben; die Zeugen liefen hin und her und mühten ſich erfolglos ab. Doch ſchließlich, wie er ſah, daß Leopold ſchlechterdings nicht abſtehen wollte, und da er ſich ſagen mußte, daß auf eine ſolche Entfernung die Kugel unmöglich fehlen könne, fing der

Hauptmann an, wankend zu werden. Den Ausſchlag gab am Ende ein Argument, das einer ſeiner Freunde beibrachte: hatte Heinrich IV. geſagt, Paris ſei ſchon eine Meſſe werth, und war hineingegangen, obſchon er damals Proteſtant war, ſo konnte Er, ohne ſich etwas zu vergeben, ſagen, ſein Leben ſei immerhin ein Lied werth. So biß er denn die Zähne aufeinander und ſang, nicht eben mit der klangvollſten Stimme, den Refrain aus einem Liede von Béranger, dem Lieblingslyriker der Franzoſen:

Reviens, ma voix, faible, mais douce et pure:
Il est encor de beaux jours à chanter.

Leopold und ſeine Zeugen grüßten hierauf ſtumm und gemeſſen und entfernten ſich. Den Hauptmann aber koſtete die Geſchichte noch zwei Aderläſſe und fünfhundert Blutegel nach Brouſſais'ſchem Syſtem.

Soviel Mühe ſich nun aber die bei jenem Vorfall Betheiligten auch geben mochten, die Sache zu vertuſchen, ſie kam doch allmählich unter die Leute, man wußte nicht wie; es iſt bei allen ſolchen Dingen, die man gern geheim halten möchte, als wäre eine Lohn und Strafe voraus andeutende Hand im Spiel, es liegt unleugbar etwas Providentielles in dieſem unbegreiflichen Andentagkommen.

Ein paar Tage nachher war Leopold im Hauſe der Gräfin de la Enramada, der Salon war voller Leute, da erzählte ein Herr die ganze Geſchichte von Anfang

Schon jetzo bring' ich deinem Fürſtenſtamme,
Beglückte Stadt, der Ehrfurcht ſchuld'gen Zoll,
Und preiſe deiner Ritter edle Schilde
Und deiner Bürger Weisheit, Fleiß und Milde.

### 62.

Des Schöpfers unermeßne Huld bewahre
Und deiner Herrn Verſtand in Wort und That
Mit Ruh' und Frieden dir noch viele Jahre
Den Frohſinn und des Segens reiche Saat,
Beſchütze dich vor Krieg, und offenbare
Dir immer deiner Feinde böſen Rath!
Mög' andrer Neid dein Wohlſtand ſtets entzünden,
Du aber keinen zu beneiden finden! —

### 63.

Indeſſen Reinald alſo ſpricht und denkt,
Schießt durch den Fluß ſo ſchnell der Nachen nieder,
Daß ſchneller ſich kein Falke niederſenkt,
Gelockt vom Jäger mit dem Scheingefieder.
Zum rechten Aſt des rechten Hornes lenkt
Der Schiffer, und die Stadt verſchwindet wieder.
Es ſchwindet St. Georg vor ſeinem Blick;
Die beiden Thürme bleiben weit zurück.

### 64.

Reinald, ſo wie es oft pflegt zu geſchehen,
Daß ſich Gedanken an einander reihn,
Muß jenen Ritter wieder vor ſich ſehen,
Bei dem er nahm das Abendeſſen ein,
Dem dieſe Stadt, die Wahrheit zu geſtehen,
Gerechten Anlaß gab, betrübt zu ſein;
Auch jener Becher kommt ihm vor die Seele,
Der Jedem anzeigt ſeines Weibes Fehle.

bis zu Ende mit allen Einzelheiten, nur die Namen der Betheiligten wußte er nicht.

Die Gräfin, die den Ausgang nicht kannte, wurde bleich während der Erzählung und blickte auf Leopold, der ſo heiter und gleichmüthig zuhörte, als würde eben eine Geſchichte aus der Maurenzeit berichtet.

Und hat man nicht herausgebracht, wer denn eigentlich die Betheiligten waren? fragte Jemand aus der Geſellſchaft.

Nicht das Geringſte. Es iſt ein merkwürdiges Glück dabei; denn die Behörden ſind wüthend: es müſſe ein Exempel ohne Gleichen ſtatuirt werden, um bei dem kitzlichen Stand der Dinge die Wiederkehr ſolcher Zwiſtigkeiten zu verhindern.

Ich weiß, wer es war! rief Margarita.

Kind, um Gotteswillen! rief die Mutter in der höchſten Angſt und faßte ſie beim Arm.

Ja wohl, ich weiß es! ſchrie die kleine Rechthaberin. Der die Flöte geſpielt hat, das war Ardaz, und der Franzos, der's hören wollte, hatte die Wache auf Puerta de Tierra.

Bei Tagesgrauen war Ardaz abermals auf der Flucht durch Margarita's Schuld und ſchiffte ſich unter Verwünſchungen auf alle verzogenen, verhätſchelten, naſeweiſen und plappermäuligen Mädchen auf einem engliſchen Dampfer ein.

# Achtes Kapitel.

Wir überſpringen einen Zeitraum von achtzehn Jahren. Einen unſrer Bekannten hat der Tod abgefordert: friſch und geſund war eines Abends nach dem Gebet Don José an der Seite ſeiner treuen Lebensgefährtin zur Ruhe gegangen, und am andern Morgen rief die Frau nach Doña Liberata, dieſe erſchien und ... Schweſter, hieß es, ſieh nur her, ich glaube gar, Pepe iſt geſtorben.

Was ſagſt du? Nein, das kann ja gar nicht ſein! antwortete dieſe und trat zu der Leiche. Pepe, Pepe! rief ſie — keine Antwort; ſie befühlte ihm Geſicht und Puls, wandte ſich dann zu ihrer Schwägerin und ſagte: Schwägerin, ich glaube, du haſt Recht, er iſt todt.

Er iſt uns vorangegangen, ſprach ſeine Frau.

Noch geſtern ſagt' er mir: Drüben erwart' ich dich, fügte Doña Liberata bei. Aber er iſt ohne die heiligen Sacramente heimgegangen, Eſcolaſtica.

Erſt geſtern hat er noch gebeichtet und communicirt, verſetzte ſein Weib; grad als hätt's ihm ſein Herz eingegeben, daß es zum Sterben geht.

Es mag's ihm ſein Schutzengel ins Ohr geſagt haben, meinte Doña Liberata. Komm, Schweſter, wir wollen ſeine Seele Gott befehlen, das iſt Alles, was wir noch thun können.

Und die Beiden ſanken auf die Kniee und beteten, ohne Schmerzenslaut, ein heißes, inbrünſtiges Gebet, doch Gottes Frieden im Herzen.

Mit Don Joſé's Tode hörte die Leibrente und die übrigen kärglichen Zuſchüſſe auf; und zu Allem büßte Doña Liberata ihr Augenlicht ein, ſo daß ſie nur noch Strümpfe zu ſtricken im Stande war, ein letztes trauriges Auskunftsmittel für die fleißigen Frauen. Den Luxus eines Strumpfwebſtuhles mußten ſie ſich in Gottes Namen wohl verſagen. Es war ja die bitterſte Armuth in das ſonſt ſo glückliche Haus eingezogen. Und dazu noch die Gebrechen des Alters! Vor dieſem doppelten Schreckgeſpenſt hätte ſich wohl jeder Andere entſetzt nicht ſo dieſe beiden ſchweſterlichen „Gottesſeelen“: ſie ſahen es gar nicht, denn zwiſchen ihm und ihrem Auge ſtand das Bild des heiligen Cajetan, des Schutzpatrons von der göttlichen Providenz, in der Rechten die Geſetzestafeln, das Sinnbild und Wahrzeichen lauterer Gemüther.

Gleichwohl kam es ſo weit, daß ſie einmal zwei Tage lang nicht einen Biſſen über die Lippen brachten, und Doña Liberata lag krank zu Bett. Hatte der Heilige ihrer vergeſſen?

Liberata, ſagte Doña Eſcolaſtica, du haſt nun zwei Tage gar nichts genoſſen. Ich geh' zum Pater Caplan hinüber und bitt' ihn um eine Taſſe Fleiſchbrühe.

Nein, nein, erwiderte dieſe. Er hat erſt den Hauszins für uns bezahlt und gab uns vorige Woche eine Unterſtützung. Hochwürden hat ſelber nichts zum Wegwerfen; man darf ihn nicht ſo überlaufen.

Aber Mädchen . . . ich kann dich doch nicht ſterben laſſen.

Sorg' du nicht; ſo weit läßt es unſer Heiliger nicht kommen, ſagte die gute Alte und wandte ihre erloſchenen Augen auf das Bild des heiligen Cajetan.

Ach, Schweſter, verſetzte Doña Eſcolaſtica, ich fürchte immer, er hat uns vergeſſen.

Wie redſt du doch, Eſcolaſtica; er will nur unſern Glauben auf die Probe ſtellen.

Zwei Tage haben wir nichts gegeſſen, und morgen . . . .

Gott wird ſchon ſorgen, Eſcolaſtica.

Ja, Schweſter, laſſen wir das Sorgen und das Grämen, halten wir an am Gebet. — Und ſie wandte ſich zu dem geliebten Bilde des heiligen Schutzpatrons von der göttlichen Providenz: Schick' uns Hülfe, betete ſie im Stillen; ich bitte dich nicht für mich, ſondern für die Arme, die da drüben im Bette liegt und die ganze Zeit nicht einen Löffel Fleiſchbrühe bekommen hat.

Ach, liebſter Heiliger! flehte drüben die arme Kranke in ſtummem Gebet, bitt' für uns bei unſerm Herrgott, daß er uns beiſteht; ich bitte nicht für mich, ſondern für die arme Eſcolaſtica, der es ſo weh thut, daß ſie mir nicht helfen kann.

Sie hatten noch nicht zehn Minuten gebetet, als Doña Eſcolaſtica einhielt. Auf dem ſtillen Rüſtplatz draußen hörte man Tritte und Stimmen.

Wer kann das ſein? fragte Doña Eſcolaſtica und trat aus der Kammer, die jetzt beiden Schweſtern zum Schlafgemach diente. Unter der Thür erblickte ſie draußen eine Menge Menſchen, und ihre Verwunderung ſtieg, als ſie aus der Gruppe einen Herrn, deſſen Generalsuniform mit Ordensbändern und Kreuzen bedeckt war, eine ſchöne junge Frau am Arm, auf ſich zukommen ſah.

Die Herren wollen, ſcheint's, das Schloß beſichtigen, dachte Doña Eſcolaſtica.

Señor, ſagte ſie zu dem General, der in dieſem Augenblick in den Saal trat, dies Haus ſteht ganz zu Ihren Dienſten. Aber nebenan liegt eine Kranke.

Wer iſt denn krank? fragte der General.

Dieſe Frage wäre jedem Andern überraſchend geweſen, nur nicht unſrer Doña Eſcolaſtica, die in aller Einfalt erwiderte: meine Schwägerin Liberata.

Doctor, wandte ſich der General an einen der Herren, die auf dem Rüſtplatz warteten, thun Sie mir den Gefallen und ſehn Sie nach der Kranken in der Kammer hier.

Der Arzt trat ein, und der General fragte weiter: Und Don José?

Mein José, Señor, iſt da wo ich auch gern ſein möchte, ſagte ſie und wies gen Himmel. Aber haben denn Sie meinen Pepe gekannt? fuhr ſie fort; Sie ſind ſo ein großer Herr, und er war nur ein armer Schulmeiſter.

Wenn er aber nicht mehr da iſt, wer verſchafft Ihnen denn Ihren Unterhalt? fragte der General, ohne auf ihre Frage zu antworten.

Doña Eſcolaſtica deutete auf das Bild, das über dem Tiſch an der Wand hing.

Der Heilige da, der Schutzpatron von der Providenz, und er hat uns noch nie verlaſſen.

In dieſem Augenblick trat der Arzt aus der Kammer.

Was iſt der Kranken? fragte der General.

Nichts als Entkräftung, Señor; ſie hat ſeit zwei Tagen nichts gegeſſen.

Der General ſuchte ſeine tiefe Bewegung zu verbergen; er ſagte dem Arzt einige Worte ins Ohr und trat dann mit der ſchönen jungen Frau und der ganz beſtürzten Eſcolaſtica in die Kammer.

Doña Liberata! rief er luſtig, ſo hat euch doch der heilige Cajetan einen Poſſen geſpielt! Hab' ich's euch nicht geſagt, als ich ihn euch nach der Wand drehte, der Heilige kann die Ueberläſtigen nicht leiden?

Jeſus Maria! riefen die guten Weiblein voller Freuden. So ſind Sie der Leicht . . . ., Verzeihung, Excellenz, der junge Herr, der uns wie ein Vögelchen ins Fenſter flog?

Der Nämliche! . . . . und der jetzt als geſtandener

Mann hübſch ordentlich zur Thür hereinkommt, um euch um Verzeihung zu bitten für all das Herzeleid, das ich euch in meinem Unverſtand angethan habe, und euch zu danken für all die Lieb' und Güte, für die ich heut noch euer Schuldner bin. Ich bin nicht mehr der Leichtfuß von dazumal, ſondern ein Mann, der ſich auf ſeinen Kopf und auf ſein Herz beſonnen hat. Nicht wahr, Margarita?

Margarita! riefen die beiden Schwägerinnen erſtaunt.

Wie, wundert ihr euch über meinen Namen? fragte die ſchöne junge Frau mit gütigem Lächeln.

Nicht über den Namen, erwiderte Doña Eſcolaſtica; aber gerade ſo hat auch ein nichtsnutziges kleines Ding geheißen, das den Herrn da angezeigt hat; und hätt' er's nicht noch zur rechten Zeit erfahren, wer weiß, was dann geſchehen wäre: kaum war er fort, ſo ſtand der ganze Platz voll Militär, und meinen Pepe wollten ſie verhaften, weil er den Namen von Euer Excellenz Freund nicht ſagen mochte. Aber weil Excellenz, bei allen Dumm .... bei allen Geſchichten ſo ein gutes Herz hatten, ſo ließen Sie meinem Pepe den Brief da, Excellenz wiſſen ſchon noch, den Freibrief, den Sie ihm geſchrieben haben. Und daher kam's dann, daß der Offizier, der das Commando hatte, anfing zu lachen, wie er ihn kaum geleſen hatte, und Pepe in Ruhe ließ.

Ich einen Brief geſchrieben, in dieſer Abſicht? rief verwundert der General. Ich kann mich nicht erinnern.

Excellenz werden ſich auch nicht mehr erinnern, daß

Sie Ihr Geld vergeſſen haben, fragte Doña Eſcolaſtica. Zehn Unzen — zehn ganze Unzen haben Sie bei dem Brief liegen laſſen.

In dem Brief ſtand, bemerkte der General, das Geld ſei zu einem Andenken beſtimmt an den Gaſt, der Ihnen ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte.

Nein, Señor, davon ſtand nichts in dem Briefe; drum hat's auch mein Pepe in ein Papier geſiegelt und dazugeſchrieben, wem es gehörte, und außen drauf: „Hinterlegt", für den Fall, daß wir ſtürben, eh Sie es zurückverlangt hätten, oder wir Ihnen auf die Spur gekommen wären.

Der General wandte ſich an ſeine Begleiterin: Und ſie waren nahe daran, Hungers zu ſterben . . .; bewundernswürdig!

Ergreifend, Leopold! erwiderte die junge Frau und trocknete mit ihrem geſtickten Tuche ein paar Thränen, die ihr über die Wangen rollten.

Aber ich erinnere mich doch ganz genau, daß ich in meinem Briefe angab, wozu das Geld verwendet werden ſollte.

Nein, Señor, ſagte Eſcolaſtica; wenn Sie ſich überzeugen wollen — hier iſt der Brief; dabei zog ſie aus dem alten Secretär einen Brief hervor, der in eine Schulſchrift eingewickelt war, und gab ihn dem General; mein Pepe hat ihn immer aufgehoben wie ein Heiligthum.

Der General betrachtete die Adreſſe, um ſich zu überzeugen, ob ſie auch wirklich an Don Joſé laute, und las dann neugierig, indeß ihm die junge Dame über die Schulter ins Papier ſah.

Der Leſer hat den Inhalt dieſes Briefes noch im Gedächtniß. Bei General Leopold Ardaz war es anders, da er ihn ſchon vor achtzehn Jahren geſchrieben hatte. Uebrigens beſaß er ſowohl als die junge Señora viel zu viel Herzensgüte, Feinheit, Zartgefühl und Bildung, als daß der undankbare, verletzende Brief ſie zum Lachen gebracht hätte.

Nein, was war ich für ein gedankenloſer Menſch damals, flüſterte der General der Dame ins Ohr. Dieſer Brief war an Ramon Ortiz gerichtet, und ich habe die Aufſchriften verwechſelt. Und die guten Seelen bilden ſich nun ein, ich hätt' ihn in der Abſicht geſchrieben, ihnen Verlegenheiten zu erſparen!

Beim Umwenden ſtießen ſie auf den Abſatz, worin von Margarita die Rede war, und die Gedanken nahmen eine minder ernſthafte Wendung.

„Ihren unleidlichen Anhang“ .... las die junge Frau und mußte herzlich lachen, „wie dieſe Mutter ihr Kind erzieht — es iſt unglaublich .... Könnte doch einer ſie in Weineſſig auflöſen, dieſe Perle, wie einſt die ſchöne Kleopatra es mit einer andern machte.“ Grad umgekehrt iſt's gegangen, ſagte ſie und lachte weiter: die Perle hat den Weineſſig bezwungen.

Und iſt nicht davon angeſäuert worden, lächelte der General.

„Ich bin entdeckt, muß fliehen,“ las die Dame weiter. „Der Habaneſer Staarmatz, die Plaudertaſche, das Kind Margarita hat mich verrathen.“

Sehn Sie, ſehn Sie, ſagte Doña Eſcolaſtica, das iſt das nichtsnutzige Ding geweſen ....

Und dies nichtsnutzige Ding, rief die junge Frau und lachte von Neuem, hat noch allerhand Unglück über euern Gaſt gebracht.

Iſt's möglich? fragte Doña Eſcolaſtica; der Arme! O du lieber Gott, muß das aber ein böſes Ding geweſen ſein! Was hat ſie denn ſonſt noch angeſtellt?

Nicht lange darnach, in Cadiz, war ſie ſchuld, daß er ſich mit einem Franzoſen ſchoß.

Herr Gott Israels! riefen die guten Weiblein.

Ein paar Tage ſpäter brachte ſie dann die Geſchichte unter die Leute, und euer Gaſt mußte ſich außer Lands begeben.

Nein, das iſt zu arg! Iſt das ein Mädchen!

Und das war noch nicht der ſchlimmſte Streich, den ſie ihm ſpielte: nach Jahren kam der gnädige Herr in die Habana, da ſpannte ſie ihn ins heilige Joch der Ehe; mit einem Worte, ich, ſeine beſſere Hälfte und eure gehorſame Dienerin, bin niemand anders als die nichtsnutzige kleine Margarita.

65.

Und nun erinnert er ſich jener Proben,
Von denen ihm der Ritter angeſagt,
Daß keiner ihn zu ſeinem Mund erhoben,
Der nicht den Wein ſich in die Bruſt gejagt.
Erſt reut es ihn, und dann muß er ſich loben:
Gut, ſpricht er, iſt es, daß ich's nicht gewagt.
Gelang's, ſo konnt' es meinem Glauben frommen,
Gelang es nicht, wie wär' es mir bekommen?

66.

Mein Glaub' iſt ſo, als wär' mir's zugeſchworen,
Und wachſen könnt' er darum nicht gar ſehr;
So daß, wenn ich die Wette nicht verloren,
Nicht eben allzugroß der Vortheil wär';
Allein wie würde mir's das Herz durchboren,
Erführ' ich von Clariſſen ſchlimme Mähr'!
Es hieße tauſend gegen eines ſetzen
Und ſich aus Neugier allzu ſchwer verletzen. —

67.

Indeß gedankenvoll der Paladin,
In's Waſſer blickend, alſo ſich vernahm,
Betrachtet' einer von den Schiffern ihn,
Der gegenüber ſtand, gar aufmerkſam,
Und da's ihm ausgemacht und deutlich ſchien,
Welch' mächtiger Gedanke jenem kam,
Er auch wohlredend war und etwas frech,
So fing er an und bracht' ihn zum Geſpräch.

68.

Nach langem Reden kamen ſie zum Ziele,
Sehr unklug ſei's gehandelt von dem Mann,
Der mit der Gattin ſo gefährlich ſpiele,
Ein Spiel, wo keine widerſtehen kann;

Ach du meine Güte! Ja, wie ging denn das zu? riefen die beiden Schwägerinnen verwundert.

Im Lauſe von zwölf Jahren, berichtete Margarita, hatte euer toller Gaſt im Felde ſeine Carrière gemacht, nicht ohne daß der Tod, der ihm anders nicht ankonnte, ihn wenigſtens zum Andenken mit dieſer Narbe an der Schläfe und mit einer verrenkten Schulter gezeichnet hätte; nach der Habana beordert, traf er dort ſeine alte Widerſacherin, die nichtsnutzige Margarita, die, wie es ſcheint, leidlich vernünftig geworden war und ſich nicht übel gemacht hatte, wenigſtens änderte er ſeine Geſinnungen gegen ſie vollſtändig.

Die guten Alten kamen aus der Verwunderung gar nicht heraus, die ihren Gipfel erreichte, als ſie ein paar Gaſthofkellner eintreten ſahen, jeden mit einem Speiſebrett voll der auserleſenſten Gerichte.

Margarita eilte ihnen entgegen, hob den Deckel von einer Schüſſel, füllte einen Teller mit Suppe und brachte ihn ſchleunigſt der Kranken; aber die nahm ihn nicht und war fortwährend wie in tiefen Gedanken.

Nehmen Sie, nehmen Sie, ſagte Margarita; das iſt die Arznei, die der Doctor verordnet hat.

Was haben Sie, Doña Liberata? nahm auch ihr Gatte das Wort; warum greifen Sie nicht zu? Appetit haben Sie gewiß, und noth thut's Ihnen auch.

Señor, erwiderte die Greiſin, wollen Sie nun immer noch zweifeln, daß mein Heiliger etwas ausrichtet mit ſeiner Fürſprache bei der Vorſehung, die Sie gerade heute von der Habana hieher gebracht hat?

Wahrhaftig nein, Doña Liberata, betheuerte der General. Ich müßte kein Spanier, kein guter Chriſt und Katholik ſein, wollt' ich den geiſtigen und leiblichen Segen leugnen, der aus dem Glauben ſtammt. Förmlich neidiſch möchte man werden, wenn man euern reinen, felſenfeſten Glauben ſieht, ihr lieben, guten Seelen, und es bleibt einem nichts Klügeres übrig, als daß man trachtet, es euch nachzuthun.

Da falteten die zwei wackern Weiber die Hände und weinten helle Freudenthränen.

Wer Gott ſucht, der findet ihn, ſprach Doña Liberata.

Ach, hätte das mein José noch gehört, ſprach Doña Eſcolaſtica.

Alſo . . . er hat euch nichts hinterlaſſen?

Gar nichts, erwiderte Doña Eſcolaſtica; mit ſeinem Tode hörte die Rente auf.

Und ich ſehe ganz ſchlecht, ſo daß ich faſt nicht mehr nähen kann, fügte Doña Liberata bei, die mit jedem Schluck von der kräftigen Brühe immer mehr auflebte.

Nun, wenn die Rente mit eurem Don José weggegangen iſt, ſo muß ſie eben der Leopold wieder bringen, ſagte der General.

Du ſetzeſt die Rente aus für Doña Liberata, der du einen furchtbaren Schrecken eingejagt haſt, wie du durchs Fenſter ſtiegſt; aber die nichtsnutzige kleine Margarita übernimmt die für Doña Eſcolaſtica.

Ach, Señora, eine einzige Peſeta iſt übrig genug für uns, wenn die uns nie fehlt.

Sie ſoll nicht fehlen, einer Jeden von euch, verſetzte der General und fügte lächelnd hinzu: San Cajetan iſt mir erſchienen und hat mir den Auftrag gegeben; ſo ſoll es gehalten werden!

# Tante Franziska.

Von

**Carl Bernhard.**

(A. N. de Saint-Aubain.)

(geb. 1798. geſt. 1865.)

Aus dem Däniſchen.

Im Juli des vorigen Jahres ging eines ſchönen Nachmittags eine alte Dame ganz allein längs der Reihe kleiner Häuſer, welche die eine Seite des Sanct Annaplatzes bilden und ſich bis gegen den Hafen hinunter ziehen. Der Theil von Kopenhagen, zu welchem dieſer Platz gehört, iſt der Wohnſitz der vornehmen Welt und entſpricht dem Faubourg Saint-Germain der Pariſer. Ein Palais liegt neben dem andern; alterthümliche und moderne Vornehmheit reichen ſich die Hände; der Hof reſidirt in dieſem Stadttheil, und die fremden Diplomaten — in Kopenhagen eine wichtigere Menſchenklaſſe, als an irgend einem andern Ort der Welt — beehren die Friedrichsſtadt mit ihrem Aufenthalt. Aber, als ſollte es recht deutlich zu Tage treten, daß Vornehm und Gering ſich nicht entbehren können, haben ſich hie und da einzelne kleine Häuſer in dieſe gute Geſellſchaft mit eingeſchlichen, und die vielen Schilder, mit denen ſie behangen ſind, beweiſen genugſam, daß die Inſaſſen nicht auf ganz ſo weichen Lorbeeren ruhen, wie ihre Nachbarn. Namentlich iſt dies der Fall bei der obengenannten Häuſerreihe, die von einem Ende bis zum andern von Handwerkern, Schiffern und andern kleinen Leuten bewohnt iſt.

Die alte Dame bewegte ſich ſo langſam, daß man ſchon daraus auf ein ziemlich hohes Alter ſchließen konnte; ihr Gang war ſteif und abgemeſſen, es ſah aus, als gäbe ſie ſich Mühe, zierliche Schritte zu machen, und doch zeigte ihre Miene einen Ernſt, welcher bewies, daß ihre Gedanken ſich mit einem bedeutenderen Gegenſtand beſchäftigten.

Ihre Züge waren ſcharf und beſtimmt, man hätte den Ausdruck abſtoßend und ſtreng nennen können, wenn nicht ihre blauen Augen ihn gemildert und ihm einen Schein von Freundlichkeit verliehen hätten, der doch nur vorübergehend war und einem Anſtrich von Schwermuth wich, welcher eigentlich der ſtehende Ausdruck ihres Geſichts genannt werden mußte. Was ihren Anzug angeht, ſo entſprach er ihrer Haltung und gehörte einer geweſenen Zeit an, jedes Stück war wenigſtens zwanzig Jahre alt, ſowohl an Schnitt als an Farbe, und dennoch würde man ſich vergebens bemüht haben, einen einzigen Flecken zu finden. Ueber ihre ganze Perſon war eine Sauberkeit und Zartheit ausgebreitet, die den Beſchauer keinen Augenblick darüber in Zweifel ließ, daß es eine alte Jungfer ſei, die vor ihm ſtand.

Mit einem Stockſchirm in der Hand, und einem, wie es ſchien, ſchweren Arbeitsbeutel am Arm, begab ſich die alte Dame zu einem Haus, deſſen unſcheinbares Aeußere zu dem Schluß berechtigte, daß die Bewohner der armen Klaſſe angehörten. Sie ſuchte nicht nach der Nummer, ihr Fuß fand mechaniſch die Thürſchwelle, als hätte er dieſelbe oft betreten. Und ſo war es auch. Eine junge Frau mit einem Kind auf dem Arm öffnete die Thür mit dem Ausruf: Sind Sie es wirklich, gnädige Frau! Das muß der liebe Gott ſelbſt ſein, der Sie zu uns armen Elenden ſendet.

Die alſo Redende, ſo wie das Kind, waren in zerfetzte Lumpen gekleidet, das kleine Wurm ſaß auf der Mutter Arm, wie eine Mißgeburt in einem Spiritusglas, zuſammengebrochen und ſtierend, gelb, eingefallen und runzelig, obgleich es kaum zwei Jahre alt war.

Es war ſchwer zu ſagen, ob die Stube oder ihre Bewohner den Preis der Unordnung und Unreinlichkeit davon trugen. Die alte Dame ſuchte vergebens nach einem Platz zum Sitzen. Ihr verdientet, daß ich nicht öfter zu euch käme, ſagte ſie, alle Hülfe iſt umſonſt, wenn ihr ſelbſt Nichts zur Aufbeſſerung eurer Lage thut. Wie ſieht es hier aus? Du haſt mir doch verſprochen, daß ich es hier ordentlich finden ſollte, wenn ich dich wieder beſuchte.

Die Frau ſchlug bei dieſen Vorwürfen die Augen nieder und ſchwieg. Sie ſetzte das Kind auf die Erde, während ſie den einzigen hölzernen Stuhl abräumte und denſelben mit den Bruchſtücken eines zerlumpten Rockes abwiſchte. Die alte Dame betrachtete mitleidig das kleine Kind und ſagte mit einer weniger ſtrengen Stimme, als vorhin: Was du deiner ſelbſt wegen nicht thun magſt, das ſollteſt du für deine Kinder thun. Die elenden Geſchöpfe müſſen ja in all dem Schmutz verkommen, das iſt nicht auszuhalten. Wo ſind die andern Kinder? Iſt das Aelteſte in die Schule geſchickt?

Die arme Frau ſtotterte einige verlegene Worte, die zu verſtehen unmöglich war; die Dame ſchüttelte mißvergnügt den Kopf. Und dein Mann, ſetzte ſie ihr Verhör fort, hat er Arbeit bekommen? Weßhalb hat er ſich nicht dort gemeldet, wo ich ſagte? Weil er ſich lieber müßig herumtreibt, als daß er etwas Nützliches vornimmt, weil er die elenden Pfennige, die er zuſammenbettelt, lieber vertrinkt, als daß er ſich bemühte, aus der Noth und dem Jammer heraus zu kommen. Was ſoll das Ende werden von einem ſo unverantwortlichen Betragen?

Ach Gott, die Gnädige haben ganz Recht, antwortete die Frau, mein Mann, der Lump, er iſt Schuld an all unſrer Noth, er kann die Branntweinflaſche nicht laſſen, und jeder Pfennig muß durch die Gurgel gejagt werden. Ich ſollte nicht ſo ſprechen und es die gnädige Frau hören laſſen, die vermuthlich einen braven Mann haben, aber ſo ſind die Mannsleute. Es iſt ein Jammer, was für erbärmliche Geſchöpfe das ſind; ich wollte, ich hätte nie geheirathet.

Wahrſcheinlich hat dein Mann denſelben gottloſen Wunſch und mit eben ſo gutem Grund, ſagte die alte Dame. Eheleute ſollen Nachſicht gegen einander üben, und die Leiden wie die Freuden der Ehe theilen. Eine unordentliche Frau hat kein Recht, ſich über einen unor-

Denn wenn ſie nicht von ihrer Höhe fiele,
Gelockt von Silber und von Gold, ja dann,
Dann würde ſie, von Schwertern und von Speeren,
Umdräut von Flammen, ſich noch leichter wehren.

### 69.

Er hätte nicht ſo lockend ſollen kommen,
— So fügt der Schiffer bei — du hatteſt Recht;
Nicht eine jede Bruſt bleibt unbeklommen
Bei ſolchem Sturm und hitzigen Gefecht.
Haſt du von jener jungen Frau vernommen,
— Vielleicht daß ihr auch von der Mähre ſprecht —
Der in derſelben Schuld erſchien ihr Gatte,
Weßhalb er ſie zum Tod verurtheilt hatte?

### 70.

Es ſollte mein Gebieter doch ermeſſen,
Daß Gold der Sieger jeder Härte ſei;
Doch als ihm's nöthig war, hatt' er's vergeſſen,
Und rannt' in ſein Verderben blind und frei.
Nicht minder wußt' er als ich ſelbſt indeſſen,
Was in der Stadt geſchah hier nahebei,
Die mich und ihn gebar, mit See und Gräben,
Von dem gezäumten Menzo rings umgeben.

### 71.

Ich meine, wie Adonio mit dem Hunde
Der Frau des Richters ein Geſchenk gemacht. —
Bei euch, verſetzt der Ritter, blieb die Kunde,
Und ward nicht über das Gebirg gebracht.
In Frankreich nicht, noch wo ich in der Runde
Sonſt umgeſtreift, ward ihrer mir gedacht.
Drum ſag' nur an, und laß dich nimmer ſtören,
Denn ich bin gern bereit, dich anzuhören. —

dentlichen Mann zu beklagen. Die Frau iſt es, der es obliegt, für ein freundliches Daheim zu ſorgen, und das kann mit Wenigem geſchehen, aber ohne Ordnung und Reinlichkeit iſt es nicht zu machen. Was ich bis jetzt geſehen habe, iſt eben ſo ſehr dein Fehler, wie der deines Mannes. Wo haſt du das Garn, zu dem ich dir Geld gegeben? Haſt du den Flachs gekauft?

Die arme Frau fing an zu weinen und betheuerte ihre Unſchuld. Hätte ſie gewußt, wie die Dame hieß, oder wo ſie wohnte, dann wäre ſie zu ihr gegangen, aber Beides war ihr unbekannt. Der Wirth hatte mit Hinauswerfen gedroht, falls die Miethe nicht bezahlt würde, und ſie hatte keinen andern Ausweg gewußt, als ihn mit dem anvertrauten Geld zu beſchwichtigen, um ſo mehr, da ihr Mann in dieſer Verwendung der Gabe keine Sünde geſehen habe.

Die alte Dame erkundigte ſich nach ihren weiteren Verhältniſſen, ermahnte und ſchalt die junge Frau, drohte jede Unterſtützung zu entziehen, falls ſie ſich nicht alle beide beſſerten, und ſchloß damit, aus dem großen Arbeitsbeutel Lebensmittel und Kleidungsſtücke heraus zu ziehen, die ſie der bekümmerten Mutter auf den Tiſch legte. Sie nahm das Kind auf den Schooß, beruhigte es, gab ihm eine Semmel und ein neues Kleid und verſprach der Frau, ihm einen ganzen Anzug zu ſchenken, wenn ſie bei ihrem nächſten Beſuch die Stube rein und ordentlich fände. Darauf wiederholte ſie nochmals ihre ernſte Ermahnung und verließ das Haus, ohne auf die Segnungen der armen Frau zu hören.

Als ſie wieder die Straße hinab ging, geſchah es mit denſelben abgemeſſenen Schritten und derſelben pedantiſchen Haltung; der große Arbeitsbeutel hing am linken Arm, aber er war leer; in der rechten Hand hielt ſie zwiſchen zwei Fingern den Stockſchirm. So ſetzte ſie ihre Wanderung fort bis zu einem Haus in der breiten Straße. Hier wohnte eine ihrer Verwandten, die Staatsräthin Werner, eine Wittwe mit zwei Töchtern, von denen die ältere Luiſe, die jüngere Flora hieß. Luiſe war ſehr ſtill und zurückhaltend, ſie war mit dem jungen Aſſeſſor Rudolph Horn verlobt, der ſie demnächſt heirathen wollte, da er nicht nur eine einträgliche Stelle, ſondern auch ſelbſt Vermögen hatte. Flora war mit Lieutenant Arnold heimlich verlobt, heimlich, inſofern es noch nicht declarirt war, denn Alle wußten es; er war eine gute Partie, wenn er es erſt zum Hauptmann brachte, wozu er freilich noch ein kleines halbes Schock Jahre vor ſich hatte. Aber ſie waren noch jung, und bekanntlich geht die Zeit ſchnell; damit tröſteten ſie ſich.

Die Familie befand ſich eben im Garten, wo ſie in dieſer warmen Sommerzeit den größten Theil des Tages zubrachte; Arnold hatte einen neuen Roman mitgebracht, den er vorlas. Die Damen, zu denen noch zwei Couſinen kamen, die beinahe täglich Werners beſuchten, ſaßen mit ihrer Handarbeit um den Tiſch, ungeheuer geſpannt auf den neuen Roman, deſſen Anfang ſo vielverſprechend war. Als Arnold aufſchauend ausrief: Nun hol' mich der Henker und beiß' mir den Kopf ab, da haben wir ſie; ich habe die Ehre, Tante Franziska's feierlichen Einzug zu melden — da ſchoſſen all die jungen Mädchen zornige Blicke auf die alte Dame, welche, langſam wandelnd, ſich der Laube näherte, in der ſie ſaßen. Ach Gott, wie langweilig! rief die kleine Geſellſchaft wie aus Einem Munde, und Arnold ſagte, indem er ärgerlich das Buch auf den Tiſch warf: Auf das Ende der Geſchichte können wir nun lange warten. Morgen früh muß ich das Buch zurückgeben. Welch unglückliches Geſchick mußte juſt heute das unſelige alte Geſchöpf herführen!

Luiſe ſtand auf und ging ihr entgegen. Tante Franziska knixte und küßte ſie dreimal, erſt auf den Mund und dann auf beide Wangen; denſelben Gruß bekamen Frau Werner und Flora. Eine lahme Unterhaltung begann, über das Wetter und die Annehmlichkeit, einen Garten in der Stadt zu haben.

Arnold nahm keinen Theil daran, obwohl Tante Franziska ſich öfter an ihn wandte; Frau Werner war die Einzige, welche die Unterhaltung aufrecht hielt, denn das Alter findet ſich leichter als die Jugend in eine getäuſchte Hoffnung.

Wird Rudolph bald von Holſtein zurück kommen? fragte die alte Dame Luiſen. Es wundert mich, daß er mir noch nicht geſchrieben hat. Du magſt ihm ſagen, mein Kind, daß ich die beiden letzten Poſttage auf Nachrichten von ihm gewartet habe.

Das nennt man doch verteufelte Prätenſionen von ſo einer alten Vogelſcheuche, ſagte Arnold halblaut. Couſine Ida konnte ein Kichern nicht unterdrücken. Du biſt ja ſehr vergnügt, mein Kind, ſagte Franziska.

Sind Tante ſchon im deutſchen Theater geweſen? fragte Flora, den Andern heimlich zulächelnd.

Nein, für dergleichen Späße iſt mein Kopf zu alt, antwortete Tante Franziska, das iſt Nichts für meine Jahre. Meine Augen taugen auch nicht mehr, und ich kann die Perſonen nicht unterſcheiden. Sind die Couſine dort geweſen?

Frau Werner bejahte die Frage und erzählte Dies und Jenes von der Vorſtellung, aber Tante Franziska hatte wenig Intereſſe dafür. Sie erzählte dagegen allerlei von der Thätigkeit der Bibelgeſellſchaft, aber hier war derſelbe Fall, nur umgekehrt, denn dies intereſſirte nur ſie allein. Flora ſchlug vor, den Thee bald zu trinken, Luiſe ging, um ihn zu beſorgen. Die Unterhaltung ſtockte wieder. Da meinte Tante Franziska: Ich komme Ihnen gewiß ungelegen heute Abend, Sie wollten vielleicht ausgehen, am Ende in die deutſche Komödie?

Wir wollten ein Buch zu Ende leſen, das ich angefangen hatte, antwortete Arnold; heute Abend ſpielt die deutſche Truppe nicht, aber das engliſche Ballet giebt eine Vorſtellung; falls die Damen Luſt haben, können wir noch hinaus gehen. Die Uhr iſt erſt ſechs, und man läuft ſchnell dahin.

So redet die Jugend, für die giebt's keine Entfernung, ſagte die alte Dame mit einem Lächeln, unter dem ſie ihre Empfindlichkeit zu verbergen ſuchte. Ich bitte, liebe Couſine, ſich meinetwegen nicht zu geniren, ich gehe gleich wieder, da ich nicht gern Jemand läſtig falle.

Aber Frau Werner bat ſie, zu bleiben, und verſicherte, daß das Buch ein andermal geleſen werden könnte, und an die Tänzer habe Niemand gedacht. Es ſei das nur ein Scherz von Arnold.

Das müßte denn heute Nacht ſein, ſagte Arnold, denn morgen früh ſoll ich's abliefern, aber das verſteht ſich, wenn man die Nacht zu Hülfe nimmt, dann läßt es ſich machen.

Tante Franziſka hörte es nicht, da ſie mit Frau Werner ſprach. Die jungen Leute ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten. Ihren Blicken konnte man anſehen, daß die alte Dame der Gegenſtand ihrer Bemerkungen war. Die Eine hielt ſich über ihren unmodernen Aermel auf, die Andre über ihren Hut, die dritte über ihren Sonnenſchirm.

Aber was ſagen Sie denn zu dem Ungeheuer von Fouragierſack, den ſie am Arm trägt? ſagte Arnold. Kann mir Jemand ſagen, wozu ſie den mit hat? Anderthalb Scheffel gehen wenigſtens hinein. Vielleicht wandelt der alte Geizkragen ſelbſt auf den Markt, um ihre

Einkäufe zu machen und ſo die paar Pfennige zu profitiren, die ſonſt des Mädchens Verdienſt ſind.

O bewahre, dazu iſt ſie viel zu zimperlich, ſagte Couſine Ida, aber ſie hält ihn für modern. Wagſt du es, ſie zu fragen, Flora?

Flora wollte ihren Muth zeigen, doch konnte ſie das Lachen kaum unterdrücken, als ſie Tante Franziska's Arbeitsbeutel mit den Worten nahm: Das iſt ein hübſcher Arbeitsbeutel, den Tante da haben.

Tante Franziska antwortete ernſt: Hübſch? Das kann unmöglich deine Meinung ſein, mein Kind, denn er iſt wohl ungefähr ſo häßlich, wie es ein Arbeitsbeutel ſein kann, aber er iſt groß, und deßhalb brauche ich ihn mitunter. Ich war beim Färber, um Zeug abzuholen, aber es war nicht fertig; wenn man ſo allein lebt, wie ich, muß man oft ſeine Beſorgungen ſelbſt machen.

Flora erröthete und ſtotterte einige verlegene Worte zur Vertheidigung des Arbeitsbeutels. Die alte Dame that, als merke ſie ihre Verlegenheit nicht. Flora ſagte: Ich finde ihn wirklich recht hübſch, aber freilich darf er nicht neben dem ſchönen Tuch liegen; Gott, wie reizend! Sie griff nach einem kleinen Mouſſelinſhäwlchen, das auf dem Tiſch lag, und betrachtete die kleinen, feinen Blumen, die mit Gold und bunter Seide in den weißen Grund eingewirkt waren; es war in einem Geſchmack gearbeitet, der ewig modern bleibt, weil er wirklich ſchön iſt.

Es iſt mir lieb, daß es dir gefällt, mein Kind, ſagte Tante Franziska, weil ich oft daran gedacht habe, es dir zu ſchenken. Mache mir die Freude, es zu behalten, es paßt beſſer für dein Alter, als für meines. Ich habe zu Hauſe ein ähnliches für Luiſe, und es wäre mir lieb, euch damit eine kleine Freude zu machen.

Flora freute ſich über das hübſche Shäwlchen und nahm es dankbar an.

Laß ſehen, ſagte Ida, das ſieht ja ganz menſchlich aus. Bei Gott, das iſt ächt oſtindiſch! Das war wahrhaftig im rechten Augenblick, daß ich dir rieth, ihren garſtigen Beutel zu bewundern. Lobe mal die hohen Hacken ihrer Schuhe, man kann nicht wiſſen, was das einträgt.

Pfui, Ida, ſchäme dich! Glaubſt du, daß ich noch einmal erröthen möchte? ſagte Flora.

Tante Franziska fand den Abend kühl und ſchlug vor, in die Stube zu gehen. Die jungen Leute warfen ſich ärgerliche Blicke zu, als Frau Werner das Dienſtmädchen mit dem Theebrett wieder zurückſchickte, und man ſtand auf, um den Garten zu verlaſſen. Arnold wollte den Damen helfen ihre Handarbeiten hinein zu tragen, und beim Zuſammenräumen ſtrengte er all ſeinen Witz an, um ſie auf Tante Franziska's Koſten zum Lachen zu bringen. Flora reichte unterdeß der alten Dame den Arm, um ſie hinauf zu führen, aber die Tante wollte erſt die Blumen ſehen und ging nicht den geraden Weg. Als ſie allein waren, drehte ſie ſich plötzlich zu Flora um und ſagte: Sag mir, liebes Mädchen, biſt du mit Lieutenant Arnold verlobt? Du denkſt vielleicht, daß es mich nichts angeht, aber ich frage nicht aus Neugierde, ſondern aus Intereſſe für dich. Ich ſah vorhin, wie er dir die Hand drückte — nein, nein, leugne es nicht, ich habe es wohl geſehen; ich kann noch, trotz meiner Jahre, Augen und Ohren weit beſſer gebrauchen, als man denkt. Aber dergleichen darf ein junges Mädchen einem Herrn nicht erlauben; es ſchickt ſich nicht, mein Kind; ſolche Vertraulichkeiten dürfen nur zwiſchen Verlobten ſtattfinden.

Flora ſchwieg und ſchlug die Augen nieder.

Ich weiß, daß du ein gutes und ſittſames Mädchen biſt, fuhr die Tante fort, und deßhalb habe ich dich auch lieb. Aber die Wahrheit muß heraus, ſelbſt wenn ſie unangenehm iſt. Welche Ausſichten hat heut' zu Tage ein Lieutenant? Gar keine, Kind; es währt eine Ewigkeit, bis er heirathen kann, mittlerweile verliebt er ſich in hundert Andre, und das Ende iſt vielleicht, daß die Erſte ſitzen bleibt. Arnold iſt leichtſinnig, und, wie ich wohl gemerkt habe, in höherem Maße, als erlaubt; ich weiß auch, daß er Schulden hat, und das iſt der Weg zu allem Elend.

Aber Tante, das haben alle jungen Leute, erwiderte Flora kleinlaut.

Gott bewahre deine Zunge, Kind! Wie kannſt du ſo etwas ſagen! Nein, ordentliche junge Leute haben keine Schulden. Rudolph wird keinem Menſchen einen Heller ſchulden, davon bin ich überzeugt.

Aber Rudolph hat auch nicht nöthig, Schulden zu machen, er hat ſelbſt Vermögen. Für ihn iſt es keine Kunſt, auszukommen. Aber was ſoll ein Lieutenant machen, der nichts als ſeine Gage hat?

Er ſoll einem jungen Mädchen nicht verſprechen, was er nicht halten kann, denn das iſt unverantwortlich, ſagte Tante Franziſka. Die Zeit der Mirakel iſt vorüber, es kommt kein Vogel zu euch durchs Fenſter geflogen mit einem Geldſack im Schnabel, und in unſern Zeiten lebt man nicht von Luft allein. Und bildeſt du dir vielleicht ein, daß Liebe eine ſo dauernde Empfindung iſt, daß ſie Ungemach, Widerwärtigkeiten, Zeit und Alles trägt und überwindet? Liebe und Unbeſtändigkeit ſind Geſchwiſter, liebe Flora. In zehn Jahren biſt du ſchon ein altes Mädchen, in demſelben Alter, wo du unter andern Umſtänden noch eine junge Frau ſein würdeſt, und in zwanzig Jahren würde es lächerlich ſein, wenn du noch an Heirathen dächteſt. Und früher wird Arnold kaum eine Frau ernähren können.

Flora zupfte an ihrer Gürtelſchleife. Die Thränen traten ihr in die Augen, und ihr Geſicht verrieth deutlich, wie unangenehm ihr dieſe Unterredung war.

Tante Franziſka beobachtete ſie aufmerkſam. Biſt du vielleicht mit Arnold verlobt, mein Kind? fragte ſie leiſe, indem ſie ſie mit dem Arm umſchlang und ſie feſt anſah. Nicht wahr, Flora, du biſt nicht verlobt? Antworte mir ehrlich, mein Kind, biſt du's?

Das junge Mädchen wollte antworten, aber ihre Lippen ſchloſſen ſich wieder; ſie betrachtete das oſtindiſche Shäwlchen, das ſie in der Hand hielt, und zerknitterte es in ihrer Verlegenheit.

Die Tante ließ ſie los und bückte ſich, um eine Blume zu pflücken. Darauf ſagte ſie: Komm, mein Kind, wir wollen hineingehn, es iſt kühl, und die Abendluft taugt nicht für alte Leute. Deine Roſen ſtehen ſchön, erlaube mir einige für mein Blumenglas mitzunehmen.

Flora pflückte emſig einen kleinen Strauß und begleitete dann Tante Franziska, die von gleichgültigen Dingen ſprach, ins Haus hinein.

Was wollte ſie von dir? fragte die Couſine. Hat ſie dir noch etwas außer dem Shäwlchen gegeben?

O, ich wollte, ſie hätte ihren Shawl behalten, ſagte Flora. Soll man es mit Predigten bezahlen, dann entbehrt man lieber ſolche Geſchenke. Sie iſt eine recht langweilige alte Jungfer.

Luiſe hatte den Theetiſch zurecht gemacht, Tante Franziska ſetzte ſich zu ihr und näherte ſich Flora nicht mehr, welche verſtimmt war, und weder mit der Tante noch mit Arnold ſprach. Als dieſer ihr etwas zuflüſtern wollte, drehte ſie ſich weg, ohne ihn anzuhören, und das mit einer Miene, die ihre ſchlechte Laune deutlich verrieth.

72.

Der Schiffer nun begann: In dieſer Stadt
Lebt' ein Anſelm, von würd'gem Stamm geboren,
Der den Pandekten, nimmer müd noch matt,
Im langen Kleid die Jugend zugeſchworen.
Der ſucht ein Weib, das gleichen Stammbaum hat,
An Schönheit und an Tugend auserkoren,
Und findet ſie in einer Stadt nicht fern,
Schön wie nur Engel von dem höchſten Stern;

73.

Und von ſo reizend angenehmem Weſen,
Daß jede Anmuth ſcheint an ſie gebannt,
Ja, mehr als für den Frieden gut geweſen
Des Gatten und für ſeinen ernſten Stand.
Er übertrifft, ſobald er ſie erleſen,
Was je die Welt von Eiferſucht gekannt,
Nicht daß ſie andern Anlaß ihm gegeben,
Als durch zu vielen Reiz und Klugheit eben.

74.

In dieſer Stadt lebt' in denſelben Zeiten
Von altem gutem Haus ein Rittersmann,
Der ſeinen Urſprung weit her konnte leiten,
Von jener Drachenzähneſaat, von wann
Auch Manto ſammt den andern kühnen Leuten,
Die unſre Stadt gegründet, ihn gewann.
Adonio war's, wie ſich der Ritter nannte,
Der mächtig für die ſchöne Frau entbrannte.

75.

Um dieſe Leidenſchaft an's Ziel zu bringen,
Zeigt' er ganz rückſichtslos die größte Pracht
In Kleidern, Gaſterei'n und allen Dingen,
Womit ein Ritter nur ſich Ehre macht.

Arnold ſah nach der Tante hin, als wollte er ſie verſchlingen, und murmelte: Daran iſt die alte Hexe Schuld, ich gehe jede Wette darauf ein. So eine alte Jungfer iſt im Stande, ein ganzes Regiment junger Mädchen mit ihrer Zimperlichkeit anzuſtecken. Obenein ſoll man jetzt wohl noch gar die alte Schachtel nach Hauſe begleiten, aber das ſchwöre ich, ihre Beine ſoll ſie rühren.

Wäre Luiſe nicht geweſen, ſo wären den Abend nicht zehn Worte gewechſelt worden. Sie war die Einzige, welche ſich Mühe gab, das Geſpräch zu unterhalten. Arnold ſetzte ſich ans Fenſter und trommelte mit den Fingern an die Scheiben, Flora nähte eifrig, um nicht aufzuſehen; Frau Werner ſtrickte und ließ nur mitunter ein Ja oder Nein in das Geſpräch mit einfließen; die Couſinen blinzelten Arnold zu und kicherten.

Als es neun Uhr war, wurde Tante Franziska's Mädchen gemeldet. Die alte Dame erhob ſich ſogleich, als fühle ſie, daß ihr längeres Verbleiben der Geſellſchaft unangenehm ſein würde, und bereitete ſich zum Fortgehen, obgleich Frau Werner ſie bat, zum Abendeſſen zu bleiben. Als Arnold hörte, daß ſie abgeholt wurde, trat er vor und bedauerte, daß er nicht das Vergnügen haben ſollte, das Fräulein nach Hauſe zu begleiten. Die Couſinen konnten das Lachen kaum verbergen; Flora biß ſich auf die Lippen, um ihnen nicht Geſellſchaft zu leiſten, und Luiſe that ihr Möglichſtes, um die Aufmerkſamkeit der Tante von den unartigen Verwandten abzulenken. Da die alte Dame ſich fertig gemacht hatte, nahm ſie freundlich von Allen Abſchied, ſogar von Arnold, wünſchte ihnen wohl zu ſchlafen und ging, von Luiſen begleitet. Sie hatte kaum die Thüre hinter ſich zugemacht, als die Unterhaltung anfing. Man lachte und ſcherzte, daß es weithin gehört werden konnte, und als Luiſe zurück kam, ſchalt ſie über den Mangel an Rückſicht gegen Tante Franziska, die, noch nicht aus dem Hauſe, ihre Fröhlichkeit habe hören müſſen, nachdem ſie den ganzen Abend ſo lieblos geweſen wären. Frau Werner gab ihr Recht, aber Arnold war ganz ausgelaſſen vor Freude, daß ſie die langweilige alte Jungfer los ſeien, und ließ ſich gar nicht ſteuern. Als Tante Franziska auf die Straße kam, drang das laute Gelächter zu ihren Ohren; ſie drehte ſich um und ſah zu den Fenſtern hinauf, als wollte ſie ſagen: Dieſe Freude gilt meinem Weggehen, auch da bin ich zu viel. — Aber als ihr Mädchen im ſelben Augenblick bemerkte, daß man heute Abend bei Werner's ſo ungewöhnlich munter ſei, ſagte ſie: Gottlob, daß ſie fröhlich ſind, es ſind recht gute Menſchen, der liebe Gott laſſe es ihnen gut gehen, damit ſie immer fröhlich ſein können. Es war mir eine rechte Erquickung heute Abend. — Und das alte Dienſtmädchen dachte mit doppelter Freundlichkeit an Werner's, weil ihr Fräulein einen ſo vergnügten Abend da zugebracht hatte.

Als Tante Franziska fort war, wurde das Buch wieder geholt und der Roman zu allgemeiner Zufriedenheit zu Ende geleſen, ehe die Glocke zwölf ſchlug.

Als Flora zu Bett ging, legte ſie das oſtindiſche Shäwlchen zuſammen und ſagte: Tante iſt ſeelengut, aber fürchterlich langweilig, es iſt nicht auszuhalten.

Mir däucht, daß man, wo das Erſte ſo überwiegend iſt, ſich wohl mit Geduld in ein bischen Langeweile finden kann, antwortete Luiſe; aber Flora lachte und ſagte: Bitte mich um Alles in der Welt, Herzens-Luiſe, nur nicht, daß ich mich langweilen ſoll. Es iſt ſchauerlich, ſich zu langweilen. — —

Sechs Wochen waren verſtrichen, ſeitdem Tante Franziska Werners beſucht hatte, der Herbſt meldete ſich ſchon, die Abende wurden länger, und das Laub fing an ſich zu färben. An einem ſolchen grauen Septembernachmittage ging ein junger Mann langſam über den Heumarkt in Copenhagen und blieb vor einem kleinen Hauſe ſtehen, das wie ausgeſtorben ausſah; denn faſt überall waren die Rouleaux heruntergelaſſen, obgleich nirgends Licht angeſteckt war. Die Hausthür war verſchloſſen, er zog die Klingel, deren ſchriller Ton einen gellenden Wiederhall gab; doch dauerte es eine Weile, ehe geöffnet wurde.

Endlich erſchien ein altes Mädchen in einem ſchwarzen Kleid und mit ſchwarzen Mützenbändern und führte ihn ins Haus. Nach einem beiderſeitigen ſtummen Gruße ſtieg der junge Mann, der hier wohlbekannt ſchien, die Treppe hinauf, öffnete ſelbſt eine Thür im erſten Stockwerk und ging hinein, während das alte Mädchen die Hausthür wieder vorſichtig ſchloß. Das Zimmer war leer, kein einziges Möbel deckte die nackten Wände, vor den Fenſtern hingen lange, weiße, zugezogene Vorhänge. In der Mitte der Stube zeigte der Fußboden ein blankes Viereck von zwei langen und zwei ſchmalen Seiten, rings herum Sand, worauf Blumen und Laub geſtreut waren. In den vier Ecken der Stube lagen die Blumen noch geordnet, wie in Damaſt gewirkt, und man ſah daraus, daß urſprünglich der ganze Fußboden mit derſelben Sorgfalt geziert geweſen war.

Der junge Mann blieb in der Thür ſtehen und ließ den Blick langſam durch die öde Leere ſchweifen, die ihn umgab. Das alte Mädchen war mittlerweile herzugekommen; ſie blieb neben ihm ſtehen und ſchaute auf den viereckigen Fleck, als hätte ſie vor Augen, was denſelben bedeckt hatte; darauf ließ ſie ängſtlich den Blick über des jungen Mannes ernſtes Geſicht gleiten, als wollte ſie ſeine Gedanken leſen. Er bemerkte es und reichte ihr ſtumm die Hand, die ſie recht treuherzig drückte. Sie ſah bleich und übernächtig aus, die alten, ſcharfen Züge trugen das Gepräge von Treue und Ehrlichkeit; ſie war ein Dienſtbote aus alter Zeit, da man noch ſolche faſt ganz verbrauchte Inventarſtücke des Hauſes in vielen Familien fand.

Keines von ihnen hatte noch ein Wort geredet. Der junge Mann ging um den viereckigen Fleck herum, als wollte er vermeiden, etwas vom Sand oder von den Blumen auf denſelben zu bringen, und öffnete die Thür des andern Zimmers, wo gleichfalls lange, weiße Vorhänge ein trauriges Halbdunkel über die zierlichen Möbel und über die feine Fußdecke verbreiteten. Er blieb auf der Thürſchwelle ſtehen und ſah hinein, aber als im ſelben Augenblick das alte Mädchen ſagte: Alle Schlüſſel liegen in des Fräuleins eigner Stube, Herr Aſſeſſor; da iſt Alles unverändert, wie es war, — drehte er ſich ſchnell um und folgte dem Mädchen, das ſchon die Thür zu der kleinen Wohnſtube geöffnet hatte.

Ja, Inger, hier iſt Alles unverändert, wie es war, wiederholte er, und doch war es nie ſo.

Das alte Mädchen wiſchte ſich die Augen mit der ſchwarzen Seidenſchürze und ſagte: Niemand kann mehr, als ich, meine gute Herrſchaft beweinen. Es iſt auch hart, daß ich zurückbleiben mußte, das hätte ich nie gedacht, ich hatte immer gehofft, daß der liebe Gott mir die Gnade anthun würde, mich zuerſt abzurufen.

Das iſt der natürliche Lauf der Welt, Inger, die Aelteren ſterben zuerſt. Dein Fräulein war ja beinahe zehn Jahre älter als du.

Wohl wahr, antwortete Inger nach einer Weile, in welcher ſie ihre ſtille Berechnung angeſtellt hatte: hätte mein Fräulein bis zukünftige Lichtmeß gelebt, wäre ſie ſieben und ſechzig Jahre alt geworden, und ich wurde genau ſechs und fünfzig an letzte Vierzig Ritter, die den neunten März ſind, ſo daß nicht ganz fünf Wochen zwiſchen uns waren. Aber ſie war ſo gut und eine ſolche Stütze für viele arme Menſchen, die ſie jetzt vermiſſen werden, ich dagegen bin nur mir ſelbſt und Andern zur Laſt, denn in meinen Jahren iſt es ſchwer, eine paſſende Herrſchaft zu finden, und dienen muß man ja doch. Nun bin ich bis auf ſechs Wochen drei und zwanzig Jahre beim Fräulein geweſen, und dann iſt es hart, getrennt zu werden.

Die alte Inger weinte bittere Thränen, die weniger ihrer eigenen Lage, als der Trennung von ihrer verſtorbenen Herrſchaft galten, denn der Aſſeſſor, welcher der einzige Erbe des Fräuleins war, hatte ihr ſchon die Verſicherung gegeben, daß für ihre Zukunft ſo geſorgt werden ſolle, daß ſie keinen Mangel in ihren alten Tagen zu befürchten brauche. Als ſie nach einigen Augenblicken den jungen Mann, der in Gedanken vertieft im Sopha ſaß, gefragt hatte, ob er etwas zu befehlen habe, und keine Antwort erhielt, verließ ſie das Zimmer mit leiſem Tritt.

Rudolph Horn war der einzige Erbe des an dieſem Tage beerdigten Fräulein Gorlöv. Sie war leibliches Geſchwiſterkind und beſte Freundin ſeiner Mutter geweſen, mit welcher ſie zuſammen erzogen worden war, und hatte mit ihr in ſtetem Briefwechſel geſtanden, bis der Tod dieſen unterbrach, als Rudolph's Mutter vor dreizehn Jahren ſtarb. Das alte Fräulein hatte ihre Liebe zu der Mutter auf den Sohn übertragen. Als er nach Copenhagen kam, um auf die Univerſität zu gehen, hatte ſie ihn aufgeſucht, der aus jugendlicher Blödigkeit, Flüchtigkeit oder vielleicht auch aus Unluſt, der alten Jungfer nähere Bekanntſchaft zu machen, es längere Zeit verſchoben hatte, ſie zu beſuchen. Sie verſtand es, ihn bald zu gewinnen, er wurde ein häufiger Gaſt bei ſeiner alten Tante, und kurz vor ihrem Tode vermachte ſie ihm Alles, was ſie beſaß, was freilich nicht viel ſein konnte, da Tante Franziska nie vermögend geweſen war. Sie hatte nur wenige Tage krank gelegen, Rudolph war gerade von Copenhagen abweſend, und als er zurückkehrte, wurde er mit der unerwarteten Nachricht empfangen, daß ſeine Tante am Abend zuvor geſtorben ſei.

Er war frühzeitig genug gekommen, um die Einmiſchung des Gerichts zu verhindern und ſelbſt Alles zu ihrer Beerdigung ſo zu ordnen, wie ſie es gewünſcht und mit gewohnter Seelenſtärke Inger geboten hatte; aber er war zu ſpät gekommen, um in ihrer Sterbeſtunde bei ihr zu ſein, um liebevollen Abſchied von ihr zu nehmen und ihr die Augen zuzudrücken.

Als kleiner Knabe hatte Rudolph öfter die Tante mit ſeiner Mutter beſucht. Der alte eingelegte Schrank mit dem hohen Aufſatz und den darauf ſtehenden chineſiſchen Pagoden aus Porzellan, der Lehnſeſſel mit dem hohen, geraden Rücken, der Theetiſch mit der glänzenden Meſſingplatte und dem altmodiſchen Theegeſchirr, die Commoden mit blanken Beſchlägen, die alten Spiegel in vergoldeten Rahmen, das weiche, altmodiſche Sopha, alle dieſe Gegenſtände aus einer vergangenen Zeit waren in ſeine früheſten Kindheits-Erinnerungen verflochten. Er lebte jetzt die Tage wieder durch, wo er mit kindlicher Neugier dieſe Herrlichkeiten betrachtete und das Bilderbuch und den Kuchen liegen ließ, um heimlich den Schrank anzuſtoßen, damit die Chineſen mit den Köpfen nickten, während die Mutter und die Tante in der Schlafſtube mit einander ſprachen. Sie verſchloſſen ſich dort immer mit einander, und ſeine Mutter war nie ernſter und ſchweigſamer, als wenn ſie Tante Franziska beſucht hatte. Damals war die eingelegte Schrankklappe, die mitunter halb geöffnet wurde, um dem „lieben Jungen" dieſe oder jene Rarität zu verehren -- denn man durfte Tante Franziska nie mit ganz leeren Händen verlaſſen — das Ziel aller ſeiner Wünſche geweſen. Hinter dieſe zu gucken, einen Blick in die zahlloſen kleinen Schubfächer zu thun, die für ihn Peru's Schätze enthielten, war damals ſein höchſter Wunſch geweſen; aber ſie wurde jedesmal ſchnell und ſorgfältig wieder verſchloſſen. Jetzt brauchte er bloß die Hand auszuſtrecken, um ſie zu öffnen. der blanke Schlüſſelbund lag vor ihm auf dem Tiſch in dem von Alter gebräunten Schlüſſelkorb, wohin die Tante ihn das letzte Mal ſelbſt gelegt hatte, und alle dieſe ſo innig begehrten Schätze waren ſein Eigenthum. Allein, wie gleichgültig waren ſie ihm jetzt, wie weit weg von dieſen Gegenſtänden, die einmal ſeine ganze Seele erfüllt hatten, bewegten ſich ſeine Gedanken! Zwiſchen dieſen beiden Perioden ſeines Lebens lag beinahe ein Menſchenalter: damals war er acht Jahre geweſen, jetzt war er dreißig.

Die alte Inger brachte Licht und forderte ihn auf, die Zimmer zu beſichtigen. Er erhob ſich mechaniſch und folgte ihr in die Schlafſtube, wo ſie die Schränke geöffnet hatte, um ihm die ganze bis aufs Tüpfchen genaue Anordnung zu zeigen. Rudolph hörte aber nicht auf ſie, er betrachtete wehmüthig das große Himmelbett mit den zugezogenen grünen Vorhängen, hinter welchen ſeine Tante die letzten Athemzüge gethan und ihm ihren letzten bewußten Gedanken gewidmet hatte. Von dieſem Lager aus hatte eine treue Seele, die mit unendlicher Liebe das ganze Menſchengeſchlecht umfaßte, die Erde verlaſſen, hier war ein altes Mädchen geſtorben, einſam und verlaſſen, unbeweint von ihren Verwandten und nur vermißt von den Armen, mit denen ſie ihr Scherflein theilte; und ein anderes altes Mädchen, deſſen Herz aus Gewohnheit und Dankbarkeit an ihr hing, aber weit entfernt war, ihren Werth erkennen zu können, hatte ihr die Augen zugedrückt. Doch der Allwiſſende war zugegen in ihrer Sterbeſtunde, er umgab ihr Lager mit freundlichen Schatten von Lebenden und Verſtorbenen; ſie redete mit ihnen, lächelte ihnen zu, und er führte ihre Seele mit einem beinahe unmerkbaren Seufzer mit ſich in ſeinen lichten Himmel. —

Es iſt gut, Inger, davon reden wir ein ander Mal; ich weiß ja, daß du Alles in Ordnung hältſt; behalte nur die Schlüſſel, ſagte Rudolph, als des alten Mädchens fortgeſetztes Herzählen endlich ſeine Gedanken auf die Gegenwart gelenkt hatte.

Wenn Herr Rudolph ſie mir anvertrauen will, iſt es eine andere Sache, antwortete Inger mit ſichtlicher Befriedigung. Es ſoll hier gewiß kein Faden wegkommen, und wenn auch nichts aufgeſchrieben iſt, ich ſtehe dafür. Seit dreiundzwanzig Jahren habe ich es unter Händen gehabt, und Fräulein hat gewiß nie ſo viel wie eine Stecknadel vermißt.

Ja, das weiß ich, Inger, wir Zwei ſehen uns ja heute nicht zum erſten Mal.

Ach du mein lieber Herr Gott! Erinnern Sie ſich noch daran, Herr Aſſeſſor? Sie waren nicht größer als ſo, als ich Sie zum erſten Mal mit Ihrer Mutter hier ſah. Gott gebe ihr Freude, ſie war meinem Fräulein eine treue Freundin, jetzt begegnen ſie ſich im Himmel. — Inger wiſchte ſich die Augen mit der Hand und ſchloß die Schränke wieder zu. Der Lärm, den das verurſachte, war Rudolph unangenehm, er drehte ſich ſchnell um und ging in die Wohnſtube. Inger folgte ihm.

Möchten der Herr Aſſeſſor nicht den alten Schrank einſehen? Das wäre mir doch lieb, fuhr ſie fort; Fräulein ſelig trug mir auf, ehe ſie ſtarb, Ihnen gleich die Schlüſſel zu bringen und Sie zu bitten, denſelben je eher je lieber zu öffnen, es ſind Beſtimmungen darin aufbewahrt, die ſie befolgt wünſcht.

Da Rudolph keine Antwort gab, ſtellte Inger beide

Um alle dieſe Koſten zu erſchwingen,
Hatt' er den Schatz des Kröſus durchgebracht.
Ich glaube, daß zwei Winter nicht geendet,
Da war ſein väterliches Gut verſchwendet.

76.

Das Haus, einſt früh und ſpät von Freundeshorden
Belagert durch das liebe lange Jahr,
Stand öde nun, ſobald es leer geworden
Von Rebhuhn und Faſan und Kaviar.
Er blieb zurück, faſt wie im Bettlerorden,
Der einſt das Haupt von der Geſellſchaft war.
Zu gehen dacht' er, ſo herabgekommen,
Weithin, wo Niemand noch von ihm vernommen.

77.

Mit dieſem Plan geht er an einem Morgen
Aus ſeiner Heimath mit betrübtem Sinn,
In Thränen, doch vor Jedermann verborgen,
Am See, der unſere Stadt umzingelt, hin.
Vergeſſen hat er, über ſeinen Sorgen,
Die Schöne nicht, die Herzenskönigin.
Da macht ein Abenteuer ihm die Tücke
Des tiefſten Unglücks zu dem höchſten Glücke.

78.

Ein Bauer ſteht vor ihm mit großem Stecken,
Der ſtöbert raſch um ein Gebüſche her.
Adonio hält und will den Grund entdecken,
Daß er ſich abmüht mit ſo viel Beſchwer.
Der Bauer ſagt, er hab' in dieſen Hecken
Geſehen eine Schlange, alt gar ſehr,
Und groß und dick, wie er auf dieſer Erde
Nie eine ſah noch jemals ſehen werde;

Lichter auf den Schrank und zog den hohen Lehnſtuhl davor, ſuchte den Schlüſſel zwiſchen den andern heraus und ſteckte ihn ins Schloß, wie ſie es zu thun pflegte, wenn ihr Fräulein ſchreiben wollte; dann ſah ſie ſich noch einmal um und verließ die Stube, da ſie Alles in Ordnung fand.

Rudolph ſah auf die Uhr, als wollte er in der Zeit einen Anlaß finden, dieſes unangenehme Geſchäft zu verſchieben, aber es war erſt ſechs Uhr. Etwas verdroſſen drehte er den Schlüſſel um und öffnete die Klappe. In den hohen Stuhl zurückgelehnt, betrachtete er lange mit unwillkürlich gefalteten Händen die vielerlei Sachen, welche in der ſtrengſten Ordnung auf dem ihnen einmal beſtimmten Platz lagen. Es war, als wenn dieſe faſt pedantiſche Regelmäßigkeit ihm eine früher nicht gekannte klare Anſchauung des einförmigen, freudeloſen Lebens gäbe, das ſeine Tante geführt hatte, und dies machte ihn immer wehmüthiger. Es dauerte lange, ehe er ſich entſchließen konnte, eines der vielen kleinen Schubfächer herauszuziehen. Endlich that er es, ſo leiſe wie möglich, und ſchob ſie nach einander eben ſo leiſe wieder zu mit einem flüchtigen Blick, mehr um den Willen der Verſtorbenen zu erfüllen, als um zu ſehen, was ſie enthielten.

Doch als er die kleine Thür öffnete, die einen abgeſonderten Raum verſchloß, ſah er wohl, daß dieſer mehr Aufmerkſamkeit erforderte. Derſelbe enthielt einige Portraits, ſo wie Papiere und Notizbücher. Unter den

Portraits fiel ihm das eines jungen Mannes in altmodiſcher Tracht beſonders auf. Es war ein volles, friſches Geſicht, nach der Mode jener Zeit ohne Backenbart. Die dunkelblauen Augen verriethen zugleich Nachdenken und Uebermuth; um den Mund ſpielte ein Lächeln, welches zweifelhaft ließ, ob derjenige, den das Bild vorſtellte, ſo eben etwas Boshaftes geſagt hatte, oder etwas Witziges, etwas Tiefſinniges oder etwas Leichtſinniges. Das Kinn hatte ein feines Grübchen, die Stirn war unverhältnißmäßig hoch und gewölbt, aber glatt. Die hohen Schläfen waren ſorgfältig vom Puder gereinigt, der es unmöglich machte, die Farbe des Haares zu beſtimmen. Dieſes fiel in ſchönen, loſen Locken beinahe bis auf den Rockkragen. Das Halstuch hing ziemlich loſe und gab dadurch ſeinem Beſitzer einen Ausdruck von Nachläſſigkeit, der mit den gekräuſelten Manchetten contraſtirte, welche unter dem dunkelbraunen Rock hervorſahen und das ungewöhnlich feine Weiß der Hände, die durchaus keiner ſolchen Koketterie bedurften, noch erhöhten.

Neben dieſem lag ein anderes Portrait, welches offenbar Tante Franziska in ihrer Jugend vorſtellte. Sie war damals ziemlich blaß geweſen, hatte einen feinen Teint und ſehr feine Züge gehabt. Der Hauptausdruck ihres Geſichts war kindliche Aengſtlichkeit und Zurückhaltung, mit Herzensgüte gepaart. Die gewölbten Augenbrauen waren ihre größte Schönheit; das Haar, von hübſcher, aſchblonder Farbe, nicht durch Puder verunſtaltet, wie es doch damals Mode war, hing in Locken bis unter den Nacken und verbarg ganz die Bruſt. Ein blaues Band, das um den Kopf gebunden war, hielt es zuſammen. Das Corſettkleid ging vorn in eine Schneppe hinunter und ſchloß hoch am Halſe. Die Arme waren dünn und die Aermel wo möglich noch dünner. Die Naſe war verzeichnet und etwas zu lang, und man vermißte ganz den der Tante Franziska ſo eigenthümlichen Ausdruck von Stärke und Ruhe; aber das hübſche Kinn und das freundliche Lächeln um den Mund, der ſich wie zu einem Kuſſe zuſpitzte, ließen keinen Zweifel, daß ſie es war, die dem Maler geſeſſen hatte. Um dieſe beiden Bilder war ein kleiner Kranz von Immortellen ſo geſchlungen, daß er ſie zuſammen hielt, aber die meiſten Blumen waren abgefallen und nur die Stiele noch übrig. Das iſt leider das nicht zu vermeidende Loos aller Blumen, ſowohl derer, die aus der Erde ſprießen, wie derer, die das Geſchick in unſer Erdenleben mit einwebt.

Rudolph betrachtete dieſe beiden Documente zu Tante Franziska's Jugendgeſchichte aufmerkſam; nach ſo vielen Jahren redeten ſie noch klar und deutlich zu ihm und ſchärften ſein Urtheil über Begebenheiten, die er allein kannte. So alſo hatte Sie ausgeſehen und ſo war Er geweſen! — Es iſt ein wunderbares Gefühl, das uns überkommt, wenn wir Bilder von Verſtorbenen aus ihrer früheſten Jugend ſehen; wir haben ſie in ihrem Alter gekannt und ihre Jugendgeſchichte gehört, allein wir haben uns die Gefühle der Jugend zum Theil gelähmt gedacht durch die zerbrechliche Larve, die vor uns ſtand,

— plötzlich treten ſie hervor wie Geſpenſter in der friſchen Fülle ihrer Jugend, und mit der abgeſtreiſten Hülle haben ſie ein neues Daſein erhalten. Das Grab hat ſeine Beute herausgegeben, und das Leben hat ſie wieder in ſeinen Schooß aufgenommen. Jetzt erſt vermögen wir zu begreifen, was für uns vordem eine dunkle Sage war.

Nachdem Rudolph ſich die längſt verwelkten Züge hinreichend eingeprägt hatte, legte er die Bilder wieder auf ihren Platz und wandte den Papieren ſeine Aufmerkſamkeit zu. Es waren Verzeichniſſe und Rechenbücher von Tante Franziska, ſprechende Zeugen, daß ſtrenge Ordnung den Unbemittelten reich macht und ihn in den Stand ſetzt, nach vielen Seiten Wohlthaten zu ſpenden. Je mehr er las, je mehr wurde ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt; aus dem wechſelnden Ausdruck ſeines Geſichts hätte man deutlich ſehen können, daß er unerwartete Entdeckungen gemacht hatte. Die Zeit verſtrich, ohne daß er es merkte, und als die alte Wanduhr endlich neun ſchlug, ſaß er noch, Briefe und Papiere vor ſich ausgebreitet, an dem alten Schreibtiſch der Tante.

Die Zeit, die über den Sarg wie über die Wiege unaufhaltſam fortrollt, weckte ihn mit ihrer tönenden Zunge. Langſam legte er die Papiere zuſammen und ſchob ſie in den Schrank, darauf betrachtete er noch einmal Tante Franziska's Bild, legte es mit Ehrerbietung an ſeinen Platz und ſchloß die Klappe ebenſo vorſichtig, wie er es in ſeiner Kindheit von ihr ſelbſt geſehen hatte.

Sobald er ſich zu rühren anfing, erſchien die aufmerkſame Inger. Rudolph nahm ſeinen Hut, um weiterem Geſpräch zu entgehen, und Inger leuchtete ihm hinunter; doch unwillkürlich blieb er in der vorderen Stube ſtehen und heftete den Blick auf den Boden, als ob die Spuren von dem, was hier geſchehen war, ſeine Gedanken wieder an die Gegenwart geknüpft hätten. Inger blieb auch ſtehen. Da ſtand ihr Sarg, ſagte ſie, man ſieht noch, wo die ſchwarze Decke gelegen hat. Ja, es war eine ſchöne Beerdigung, viel ſchöner, als es ſich mein Fräulein je gedacht hat. Das werde ich Ihnen nie vergeſſen, Herr Rudolph, ſo lange ich lebe nicht, Gott ſegne Sie dafür.

Rudolph antwortete indeß nicht, er verließ das Haus mit ſchnellen Schritten und eilte die Straße hinauf. Als Inger die Hausthüre zumachte, ſchien es ihr, als hätte er Thränen in den Augen, und als ſie die Treppe langſam wieder hinauf ſtieg, um ſich in ihre einſame Kammer zu begeben, ſagte ſie vor ſich hin: Er iſt herzensgut, der Herr Rudolph. Wie hat er ordentlich geweint über die Alte, aber die Mannsleute können es nun einmal nicht leiden, wenn man Gefühle bei ihnen merkt. Die Selige liebte ihn auch immer, als wäre er ihr eigener, leiblicher Sohn.

Als Rudolph endlich in die breite Straße gekommen war und dort eine Thorglocke zog, erſcholl aus dem Erdgeſchoß ein lautes Gelächter. Unangenehm berührt, trat er einige Schritte zurück und ſah hinauf zu den hell erleuchteten Fenſtern; er war ſogar im Begriff umzukehren, als eben der Pförtner aufmachte, und nun ging er langſam in das Haus.

Während Rudolph in Tante Franziska's verlaſſener Wohnſtube geweſen war, hatte ſich um den Theetiſch der Staatsräthin Werner eine kleine Geſellſchaft verſammelt. Sie beſtand aus jungen Leuten, die Hausfrau ſelbſt war die einzige Perſon in reiferen Jahren. Hinter der Theemaſchine ſaß Flora, die gerade die Woche hatte, und an ihrer Seite hatte Lieutenant Arnold ſeinen Platz geſucht, um ihr zu helfen, die Theetaſſen herumzureichen. Die Staatsräthin ſaß auf der andern Seite neben ihm, mehr um die Artigkeiten, die er der ſchönen Flora ſagte, zu verdecken, als um ihn daran zu hindern. Ihnen gegenüber ſaß Luiſe. Mit ihrer Näharbeit beſchäftigt, hörte ſie meiſt ſtumm der Unterhaltung der Andern zu, welche ſich um unbedeutende Tagesbegebenheiten drehte, während ihr Blick, wenigſtens einmal jede Viertelſtunde, ſich nach der Stutzuhr wendete, die ſie im Stillen beſchuldigte, ganz verkehrt zu gehen, da ſie erſt halb neun zeigte, dann neun und ein Viertel auf zehn, ehe Rudolph erſchien. In verſchiedenen Gruppen ſtanden und ſaßen die beiden Couſinen und noch einige Vettern um den Tiſch herum. Die Staatsräthin und ihre beiden Töchter trugen bunte Kleider, aber ſchwarze Bänder, zum Zeichen, daß ſie befolgten, was die Sitte an Tante Franziska's Begräbnißtag gebot, indeß die luſtige Stimmung der Verſammelten bewies, daß ſie keinen aufrichtigen Antheil an dem Todesfalle nahmen. Alles hatte hier ein lachendes Gepräge, die jugendlichen, fröhlichen Geſichter, die hübſchen modernen Möbel, die hellen Aſtrallampen, das geöffnete Klavier, auf dem ein Walzer von Strauß aufgeſchlagen war, Alles ſtand im grellſten Gegenſatz zu der Scene, welche Rudolph eben verlaſſen hatte, und er zog die Augenbrauen zuſammen, als würde er widerwärtig davon berührt. Luiſe ſtand auf und ging ihm freundlich entgegen, Flora zankte ihn, weil ſie mit dem Thee ſo lange hätten auf ihn warten müſſen.

Ich bitte dich um Vergebung, ſagte Rudolph, aber es war mir nicht möglich, früher zu kommen.

Behüte Gott, welch tragiſches Geſicht! Du ſchauſt ja aus, als ſollteſt du Tante Franziska noch einmal beerdigen. Da, löſche deinen Kummer mit einer Taſſe kalten Thees; du biſt ſelbſt Schuld, daß du ihn nicht beſſer bekommſt. Sei nicht zärtlich mit ihm, Luiſe, du ſiehſt ja, daß er melancholiſch iſt.

Eben gegen melancholiſche Leute muß man zärtlich ſein, ſagte Luiſe, indem ſie ihren Stuhl ſo rückte, daß Rudolph neben ihr Platz bekam: Andere haben es nicht nöthig.

Es iſt in der That rührend zu ſehen, wie tiefbetrübt der Erbe von Tante Franziska's chineſiſchen Pagoden bei ihrem, ach! nur zu frühen Hinſcheiden iſt, fuhr Flora fort. Du treuer Seladon, woher ſollſt du nun wieder eine ſolche ſiebenundſechzigjährige Schäferin kriegen?

Wie, iſt das wirklich wahr? rief einer der Vettern, iſt Rudolph melancholiſch über das alte Fräulein Gorlöv? Mich dünkt, daß die gute alte Haut nichts Beſſeres thun konnte, als ſterben. Es ſind wahrhaftig alte Jungfern genug im Lande.

Die gute treue Seele, ſagte die Staatsräthin mit der gleichgültigſten Miene von der Welt: ihr iſt jetzt wohl; man ſoll Die nie bedauern, die in einer beſſern Heimath ſind.

Sie wird geradewegs in den Diamanthimmel gefahren ſein, von wegen ihrer fleckenloſen Tugend, ſagte Lieutenant Arnold und lachte über ſeinen eigenen Witz. Rudolph warf ihm einen zornigen Blick zu; Luiſe bemerkte es und legte ihre Hand auf ſeinen Arm, um ihn zu beruhigen. Rudolph ſchwieg und rührte mit dem Theelöffel in ſeiner Taſſe, ohne aufzuſehen. Die Unterhaltung wollte eben einſchlafen, da ſagte eine der Couſinen: Ob wohl Tante Franziska je einen Freier gehabt hat?

Das möchte ich bezweifeln, verſetzte Frau Werner lächelnd; danach ſah ſie eben nicht aus.

Freier? rief einer der Vettern, um ſolche Zierlieſen wird nicht gefreit. Sah ſie darnach aus, als ob ſie ſich jemals hätte verlieben können?

Mitunter können alte Jungfern recht amüſant ſein, ſagte Arnold; man kann ſie mit eingebildeter Jugendliebe necken, das haben ſie gern, oder ſie ſetzen ſich in den Kopf, daß Hinz oder Kunz noch immer in ſie verliebt ſei; aber nicht einmal dazu war Fräulein Gorlöv zu gebrauchen, die verſtand wahrhaftig keinen Spaß.

Gott, wie war ſie langweilig, meinte Couſine Ida; es war förmlich zum Entſetzen.

Puh, ſolch eine alte Jungfer iſt ein ſchauderhaftes Geſchöpf, fuhr Arnold fort, man kann mich damit jagen, und ich fliehe doch ſonſt nicht vor Damen. Dieſe runzeligen, moosbewachſenen Vertueuſen, die beſtändig von der Unmoralität der Jugend reden und vor lauter Tugend und Zimpferlichkeit nur zolllange Schritte machen können! Es iſt namentlich hart, wenn man ſie Abends nach Hauſe begleiten muß. Ich hätte Tante Franziska gern auf ihrem letzten Gang geleitet, aus Dankbarkeit, daß es mit dieſem Mal abgethan ſei.

Meine Tante hat Sie gewiß nicht damit beläſtigt, ſich von Ihnen nach Hauſe begleiten zu laſſen, ſagte Rudolph heftig, ſie kam nur ſelten her und liebte es nicht, irgend wem läſtig zu fallen.

Nichts deſto weniger, erwiderte Arnold ruhig, hatte ich zweimal die Ehre. Es ging ſich allerliebſt, eins-zwei, eins-zwei, aber übereilen thaten wir uns nicht. Von hier bis zum Königsmarkt brauchten wir eine halbe Stunde; bei der Hauptwache ſagte ſie jedesmal: Es iſt eine gute Einrichtung mit der erleuchteten Scheibe, jetzt iſt die Uhr gleich zehn, dann kommen wir gegen eilf nach Hauſe. — Und, wie geſagt, ſo gethan: um eilf Uhr waren wir am Heumarkt. O, das waren in der That unterhaltende Promenaden.

Die Andern lachten, Luiſe war die Einzige, welche die Beſchreibung nicht komiſch fand; ihre flehenden Blicke ſuchten Rudolph, ſie kannte und theilte ſeine Hingebung an die Verſtorbene, aber ſie fürchtete ſeine Heftigkeit. Flora bemerkte es und ſagte: Hört bei Zeiten auf, bevor ihr das Spiel verderbt, Luiſe hat Mühe genug, Rudolph in Feſſeln zu halten; bricht er ſie, dann giebt es einen harten Kampf; er iſt, ſo lange ich ihn kenne, der geharniſchte Ritter aller alten Jungfern geweſen.

Und alle jungen Mädchen hätten deßwegen Urſache, mir dankbar zu ſein, ſagte Rudolph, denn Keine ohne Ausnahme, auch nicht Eine, kann wiſſen, ob ſie nicht einmal eine alte Jungfer wird.

Flora warf Arnold einen Blick zu, als wollte ſie ſagen, daß für ſie keine Gefahr in dieſer Drohung liege.

Rudolph fuhr fort: Ich habe oft mit Verwunderung beobachtet, wie die Jugend, namentlich die grüne, alle alten Mädchen haßt und verfolgt. Es iſt, als wären ſie trotz ihres Alters, das doch ſchon allein genügen ſollte, Achtung zu erwecken, von allen Rechten ausgeſchloſſen, welche die civiliſirte Geſellſchaft ſich ſonſt gegenſeitig einräumt. Ich ſpreche hier nicht von meiner verſtorbenen Tante, ſondern ſehe ganz ab von der Pietät, die ich gegen ſie, als die Couſine meiner Mutter, fühle. Ich will es vergeſſen, da ich ſehe, daß es alle Andern ſo gänzlich vergeſſen haben, obwohl es Keinem von Ihnen unbekannt iſt, daß ſie mir bis zu ihrem letzten Athemzug eine mütterliche Liebe gezeigt hat. Ich will in ihr nur die alte

79.

Und eher werd' er nicht von dannen gehn,
Als bis er ſie gefunden und erſchlagen.
Adonio, wie er hört, was ſoll geſchehn,
Vernimmt er es mit großem Mißbehagen,
Weil er die Schlangen immer gern geſehn,
Die ſein Geſchlecht im Wappenſchild getragen,
Zum Angedenken, daß ſein erſter Ahn
Entſprungen iſt aus einem Schlangenzahn.

80.

D'rum thut und redet er auf ſolche Weiſe,
Daß jener von dem Vorſatz laſſen muß;
Die Schlange bleibt in ihrem ſtillen Gleiſe,
Befreit von Tod und ſonſtigem Verdruß.
Zu unbekannten Ländern ſetzt die Reiſe
Adonio fort, nach ſeinem erſten Schluß,
Und ſchmachtet, unter einem böſen Sterne,
Wohl ſieben Jahre, von der Heimath ferne.

81.

Trotz der Entfernung, trotz dem knappen Leben,
Das frei nicht die Gedanken ſchweifen läßt,
Fühlt er ſein Herz der Schönen noch ergeben
Und ſtets von Liebe brennend und gepreßt.
Er kehrt zuletzt, und kann nicht widerſtreben,
Zu ihr, die ſo ihn hält im Netze feſt,
Und ſchnell iſt er den Weg zurückgeflogen,
Zerlumpt und bärtig, den er hergezogen.

82.

Um eben dieſe Zeit muß unſre Stadt
Dem heil'gen Vater einen Sprecher ſenden,
Der eine Zeit bei ihm zu bleiben hat;
Noch weiß man nicht, wann ſein Geſchäft wird enden.

Jungfer ſehen, ich will von ihr ſprechen, als ſei ſie bloß Eine unter den Tauſenden, die ihr Schickſal theilen, weil eben ſie uns Allen bekannt iſt, und nun frage ich Sie alle, die Sie hier wetteifern, ihr Andenken zu mißhandeln, ob Sie wohl bei Ihren liebloſen Worten etwas gedacht haben? Ich gehe kaum zu weit, wenn ich mit einem Nein! antworte. Niemand von Ihnen iſt in Wirklichkeit ſo roh, wie Sie es ſein müßten, um das ernſtlich zu meinen, was die gewöhnliche Redſeligkeit und Unbedachtſamkeit Sie zu ſagen verleitet haben.

Rudolph ſah ſich ernſt in der Geſellſchaft um, Alle ſchwiegen verlegen. Nach einer Weile hob er wieder an: Iſt denn das Loos eines alten Mädchens ſo erfreulich, daß man es noch durch Spott verbittern dürfte? Ich ſollt' es nicht meinen. Müßte es nicht vielmehr ein Gegenſtand der herzlichſten Theilnahme ſein, Jemand außer den Verhältniſſen ſtehen zu ſehen, die dem Menſchen die liebſten ſind? Ein ganzes verfehltes Daſein iſt ein trauriger Anblick, und das Weib, das nicht Gattin und Mutter wird, hat ihr Daſein verfehlt, denn das iſt ihre Beſtimmung. Im Alter ſieht ſie zurück auf ein verlorenes Leben, die Namen, die ihr die theuerſten wären, wird ſie nie hören, über ihrem Leben liegt eine Leere, die keine Reſignation im Stande iſt auszufüllen, und zu dieſem Allem muß ſie noch in einem beſtändigen Kampfe leben mit allen Denen, die glücklicher ſind, als ſie, muß ſich mit dem Panzer der Geduld waffnen gegen alle Pfeile der Spottluſt und Liebloſigkeit. Und iſt dieſes Loos ihre eigene Wahl?

Iſt es eigene Schuld, die ſie in dieſe Lage bringt? Wie viele Mädchen, meinen Sie wohl, verſpielen ſelbſt ihre Stellung im Leben? Unſere unſeligen ökonomiſchen Verhältniſſe, unſere Armuth verhindert manche Ehe, und ein unglückliches Geſchick, das in die feinſten Fäden eingreift und Bande zerreißt, welche Menſchen geknüpft haben, unabwendbare und unverſchuldete Unglücksfälle fordern manches Opfer, das ſich unter der Maske der Gleichgültigkeit langſam verblutet. Und iſt dies Alles lächerlich? Ich begreiſe nicht, wie Jemand über ein altes Mädchen lachen kann, die ihre Katze oder ihren Kanarienvogel liebkoſ't. Beweiſ't es nicht vielmehr, daß die Liebe, welche Gott in die weibliche Seele legte und welche ihr ſchönſter Schmuck iſt, unauslöſchlich iſt? Die Menſchen verſchmähten ſie, oder ſtießen ſie zurück, deßhalb liebt ſie das geringere Weſen, das ihr mit Ergebung lohnt; folgte dieſes dem hartherzigen Beiſpiel des Menſchen, dann würde ſie den kalten, todten Stein lieben, oder ihr Herz würde aufhören zu ſchlagen, denn es ward zur Liebe geſchaffen. — Ludwig meinte vorhin, daß Tante Franziska nicht danach ausſah, als ob ſie je verliebt geweſen ſein könnte. Soll man das aus dem milden, liebevollen Ausdruck ihrer Augen ſchließen, aus der Schonung und Nachſicht, womit ſie alle Verhältniſſe beurtheilte, aus der Wohlthätigkeit, mit welcher ſie viele Bedürftige unterſtützte, aus der Liebe, mit der ſie jedes Kind an ihr Herz drückte, aus der Theilnahme und Bereitwilligkeit, mit der ſie Jeden von Ihnen beſuchte und Jedem half, der krank war und Pflege und Theilnahme bedurfte? Sie hatte wohl mehr Liebe in ihrem kleinen Finger, als Mancher in ſeiner ganzen Perſon; aber unter Ihnen allen iſt Niemand, der ſie gekannt hat, und deßhalb kann auch Keiner von Ihnen ſie beurtheilen.

Du gütiger Himmel! nein, nun werden Sie doch allzu paradox, rief Frau Werner; haben wir ſie nicht gekannt? Das weiß der liebe Gott, daß ich ſie über zwanzig Jahre gekannt habe. Sie war die Baſe der Baſe von einer Baſe meines ſeligen Mannes, und von ihm habe ich ſie geerbt. Da wüßte ich freilich nicht, wie lange Zeit dazu gehört, einen Menſchen kennen zu lernen.

Rudolph ſchüttelte den Kopf: Ich habe ſowohl heute Abend, wie bei mancher Gelegenheit zu Viel gehört, um meine Meinung zu ändern. Niemand von Ihnen Allen hat ſie gekannt. Iſt es Ihnen darum zu thun, ſich ſelbſt davon zu überzeugen, dann werde ich Ihnen Tante Franziska's Lebensgeſchichte erzählen, ſo wie meine Mutter, die ihre vertrauteſte Freundin war, und theilweiſe auch ſie ſelbſt ſie mir erzählt haben. Ich habe heute Abend einige Papiere durchgeleſen, die mir lebhaft vergegenwärtigten, was jetzt nach ihrem Tode kein Geheimniß mehr zu ſein braucht.

Ich bin neugierig, den Beweis zu hören, ſagte Frau Werner. Iſt es eine lange Geſchichte?

Lang oder kurz, Rudolph ſoll beweiſen, was er geſagt hat, rief Flora; alle ſeine Vorwürfe wollen wir nicht umſonſt hingenommen haben. Aber erſt wollen wir das langweilige Theebrett hinausnehmen laſſen.

Die Damen nahmen ihr Strickzeug, Arnold, der wenig Luſt hatte, die Chronik einer alten Jungfer anzuhören, beſann ſich einen Augenblick, ob er ſich nicht unter dem Vorwand, die Runde zu haben, entfernen ſollte; aber ein Blick aus Flora's ſchönen Augen beſtimmte ihn, dem Gehorſam ein Opfer zu bringen, und er blieb. Die Vettern und Couſinen, die lieber einen Walzer getanzt hätten, warfen ſehnſüchtige Blicke nach dem Klavier. Das Schickſal war ihnen aber heute Abend zuwider. Luiſe nickte Rudolph zu und reichte ihm die Hand, er hielt ſie einen Augenblick in der ſeinen, als wollte er ſeine Gedanken ſammeln, und fing dann ſeine Erzählung an.

Indem ich Ihnen Tante Franziska's Geſchichte mittheile, geſchieht es mit der vollen Ueberzeugung, daß ich Ihnen etwas ganz Gewöhnliches erzählen werde. Es iſt, wie ich Ihnen vorhin ſagte, Ein Beiſpiel von Tauſenden, die ungefähr eben ſo lauten würden, wenn man ſie zufälliger Weiſe kennte. Und ich erzähle ſie Ihnen zunächſt, um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht Unrecht habe, wenn ich Nachſicht und Theilnahme für alte Jungfern fordre, denn Tante Franziska bedarf eben ſo wenig meiner Vertheidigung, wie der irgend eines Menſchen.

Hören Sie, unterbrach ihn flüſternd die Staatsräthin, indem ſie ſich zu ihm beugte, da Sie eben darauf anſpielen, ſo müſſen wir wohl erwarten, etwas von gewiſſen Jugendverhältniſſen zu hören, die damals der Familie Aergerniß genug gaben. Ich möchte dieſe Geſchichten doch nicht in Gegenwart der jungen Mädchen berührt wiſſen. Gut, daß der Junge vor der Confirmation ſtarb, ſonſt hätte uns das gute Fräulein gewiß mehr als einmal durch ihn Verlegenheiten bereitet. Sie verſtand es ausgezeichnet, ſich über dergleichen hinwegzuſetzen.

Aber Arnold hatte gehört, was ſie Rudolph zuflüſterte, und rief: O Tugend, o Unſchuld! Steht es ſo? Nun, dann bin ich dem alten Fräulein noch in ihrem Grabe dankbar für ihre Jugendſünden, ohne die es eine langweilige tugendhafte Geſchichte geworden wäre. Jetzt iſt wenigſtens Hoffnung, daß ſie intereſſant werden kann.

Nur keine Unterbrechungen, ſagte Flora, ſonſt erfahren wir gar nichts. Rudolph, fahre fort.

Ich bin der Gehorſam ſelbſt und ſtumm wie ein Fiſch, ſagte Arnold mit einem galanten Blick auf ſeine Herrſcherin.

Die Vettern und Couſinen ſetzten ſich in aufmerkſame Stellungen, vielleicht weil ſie die Hoffnungen des Lieutenants theilten, und Rudolph nahm wieder das Wort.

Von Tante Franziska's Kindheit iſt ſo wenig zu berichten, wie von der Kindheit der meiſten andern Menſchen. Ihr Vater hatte eine Anſtellung in einem der Collegien, und ſie brachte ihre erſten acht Jahre in Copenhagen zu, in einem Zimmer, wo ſie ſich begnügen mußte, den Himmel durch grüne Fenſterſcheiben zu ſehen und unter ihren Füßen nur Bretter zu haben ſtatt grünes Gras. Dieſe eingeſchloſſene Lebensweiſe hat wahrſcheinlich nicht wenig dazu beigetragen, ihr die bleiche, zarte Farbe zu geben, die uns ein Bild aus ihrer frühen Jugend zeigt. Der Vater war faſt immer dienſtlich beſchäftigt, Franziska's Erziehung alſo ganz ihrer Mutter überlaſſen, der Schweſter meiner Großmutter, und ſie verlor nichts dabei, denn es ſoll eine ganz vorzügliche Frau geweſen ſein. Ihr größter Fehler war eine übertriebene Aengſtlichkeit bei Allem, was ſie nicht überſehen konnte; dagegen mangelte es ihr nicht an Muth und Stärke bei Dingen, die ſie zu faſſen im Stande war. Namentlich hatte ſie eine unüberwindliche Angſt vor Krankheiten, deren ſo manche in ihrer eignen Verwandtſchaft geweſen war, und das geringſte Uebelbefinden genügte, um ihr einen tödtlichen Schrecken einzujagen. Aber auf Franziska wirkte dies günſtig zurück: es benahm ihr jede Furcht vor Krankheiten, und wie die Mutter Alles ohne Ausnahme für anſteckend hielt, meinte die Tochter, daß Nichts anſtecke, vor dem man nicht ſelbſt Angſt habe; und in dieſer Zuverſicht pflegte ſie mit der größten Ruhe die kranken Dienſtboten, wie die Bauern der Umgegend, als ihr Vater ſpäter eine Beſitzung gekauft hatte und aufs Land gezogen war, eine halbe Meile von dem Städtchen entfernt, wohin er verſetzt war, da Franziska ungefähr acht Jahre zählte.

Das junge Fräulein ward bald der Liebling der ganzen Umgegend, alle Kranken und Bedürftigen wandten ſich an ſie, und Frau Gorlöv gewöhnte ſich nach und nach daran, ſie alle die Liebesthaten, die in ihrem eignen Herzen ihren Fürſprecher fanden, ausüben zu ſehen, als ſtehe Franziska unter dem beſondern Schutz eines guten Geiſtes und könne von dem widrigen Hauch der Krankheit nicht berührt werden. Und Franziska war auch unter der Obhut eines guten Geiſtes.

In dieſer Periode ihres Lebens machte ſie die Bekanntſchaft meiner Mutter. Die zwei Couſinen wurden unzertrennliche Freundinnen, und meine Mutter brachte ſpäter faſt alle Jahre den größten Theil des Sommers bei Gorlövs zu.

Im Frühjahr 1785 war Franziska eben ſechzehn Jahre alt geworden. Schön konnte man ſie nicht nennen, aber es giebt eine Schönheit, die meiner Anſicht nach bei Weitem die der Züge übertrifft: die des Ausdrucks, und die fehlte ihr nicht. Die unverkennbare Güte leuchtete aus ihren Augen, ein beſtändiges Lächeln umſpielte ihren Mund und verrieth die frohe Unſchuld, welche ihr Herz erfüllte; aber es war gedämpft durch eine gewiſſe Zurückhaltung und jungfräuliche Schüchternheit, die, in Verbindung mit einer feinen Geſtalt und einem leichten, ſchwebenden Gang, ſie beinahe eben ſo reizend gemacht haben müſſen, wie ſie meiner Mutter erſchien.

Im Monat März brach eine allgemeine Krankheit aus, ein anſteckendes Fieber, das durch die unbegreifliche

Gleichgültigkeit der Bauern gefährlich wurde und ſchließlich ſo um ſich griff, daß beinahe jedes Haus davon angeſteckt ward. Es war bald Niemand mehr da, um die Kranken zu pflegen, und, um das Unglück vollſtändig zu machen, wurde der Arzt des Städtchens auch krank, ſo daß ſie nun gänzlich ohne Hülfe waren. Auch bei Gorlövs erkrankten alle Dienſtboten. In dieſer Noth ſchrieb der Vater nach Copenhagen und bat, einen jungen Arzt hinaus zu ſchicken, der ihnen beiſtehen könne. Er hatte keine Ahnung, daß er mit dem abgeſchickten Brief die Würfel geworfen hatte, die zum Theil über das Schickſal ſeiner Tochter entſcheiden ſollten.

Nach wenig Tagen erſchienen zwei junge Aerzte; der ältere von ihnen ſollte im Städtchen wohnen, der jüngere dagegen bei Gorlövs; ſo hatten ſeine Vorgeſetzten die erhaltene Aufforderung verſtanden. Es war ein hübſcher junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, der kürzlich ein glänzendes Examen beſtanden hatte und mit beiden Händen dieſe Gelegenheit ergriff, um in Thätigkeit zu kommen. Ich werde Ihnen gelegentlich ein Bild von ihm zeigen, das Tante Franziska's Geſchmack vollkommen rechtfertigt, und Niemand von Ihnen wird leugnen, daß aller Grund vorhanden war, ihn zu den ungewöhnlichen Erſcheinungen zu rechnen, ja daß er in ſolcher Jammerzeit als ein vom Himmel geſendeter rettender Engel betrachtet werden konnte.

Der junge Mann ſchien eines der Schooßkinder des Glücks zu ſein. Er hatte merkwürdigen Erfolg, und da ſein Collega im Städtchen die Beſchwerlichkeiten, die mit einer Landpraxis verbunden ſind, treulich theilte, konnte er ziemlich viel Zeit auf die Kranken des Hauſes und der Umgegend verwenden, weßhalb auch Keines von ihnen ſtarb. Wohin er kam, ward er mit Segnungen empfangen. Der Vater freute ſich über die Abnahme der Krankheit und fühlte ſich erheitert durch des Jünglings lebhafte Geſpräche; die Mutter ſah ihn als den guten Genius des Hauſes an, der den Tod von der ſchon mit ſchwarzen Kreuzen bezeichneten Thürſchwelle fern gehalten hatte. Franziska betrachtete ſeine ſchönen Züge, meinte, nie etwas Schöneres geſehen zu haben, und fühlte ſich geſchmeichelt durch eine Huldigung, die ihr früher nie zu Theil geworden war.

Der junge Arzt war gewohnt, den Hof zu machen und für einen Adonis angeſehen zu werden: er trat daher, wenn auch in beſcheidener Form, ſo doch mit dem Selbſtvertrauen auf, das eben nothwendig iſt, um unwiderſtehlich zu ſein, und ſah es als Schuldigkeit an, der Tochter ſeines gaſtfreien Wirthes ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeigen. Bald intereſſirte ihn das junge Mädchen, weil er ſie anders fand, als die Copenhagner Damen; dazu kam noch, daß ſie die Einzige war, und daß ſie auf dem Lande lebten, wo man bekanntlich in drei Tagen größere Fortſchritte macht, als ſonſt in drei Jahren. Wer will leugnen, daß alle dieſe Umſtände beſonders dazu angethan waren, Theodor Anker, ſo hieß er, zu Franziska's jungem und unerfahrnem Herzen den Weg finden zu laſſen.

Als der Sommer in ſeiner vollen Pracht ſtand, war Franziska, ohne es ſelbſt zu ahnen, in den jungen Arzt wirklich verliebt. Ihre Zurückhaltung hatte ſich keinen Augenblick verleugnet und ſie ſich ſelbſt ſo wenig wie ſonſt Jemand Rechenſchaft über die Empfindungen gegeben, die ihre Bruſt bewegten und ſie glauben machten, daß die Sonne noch nie ſo klar geſchienen habe, und der Himmel nie ſo blau, oder die Bäume ſo grün geweſen ſeien, wie in dieſem Sommer. Die Krankheit hatte beinahe ganz aufgehört, die vereinzelten Rückfälle waren unbedeutend, und Anker dachte ſchon daran, Gorlövs zu verlaſſen. Er hätte es wahrſcheinlich mit demſelben leichten Sinn gethan, mit dem er dahin gekommen war; Franziska hätte ihn kurze Zeit vermißt und ſich der Schwermuth hingegeben, während die Blätter von den Bäumen fielen, und mit dem Frühling wäre ihre Munterkeit wieder zurückgekehrt. Aber es ſollte anders kommen.

Theodor war nach einem Bauernhof gerufen worden, wo der Mann abermals einen leichten Fieberanfall hatte. Er kam ſelbſt mit allen Krankheitsſymptomen zurück, und nach wenig Tagen brach an ihm das Fieber mit der größten Heftigkeit aus. Es ward ſchnell nach dem Arzt im Städtchen geſchickt, er kam, fand den Zuſtand bedenklich, ordnete die nöthigen Arzneien an und ließ das ganze Haus in der größten Aufregung. Anker

Man wirft das Loos darum, und — Schach und Matt! —
Es muß ſich juſt auf unſern Richter wenden.
Er redt ſich aus, er bittet, fleht, verheißt,
Bis er, gezwungen, doch am Ende reist.

83.

Nicht minder hart und ſchwer glaubt er zu leiden
In dieſem grauſam ungeheuren Schmerz,
Als ob er ſähe ſeine Bruſt zerſchneiden
Und d'raus mit kalten Händen ziehn ſein Herz.
Er bangt, ganz blaß vor Eiferſucht beim Scheiden,
So lang er fern, vor einem böſen Scherz,
Und fleht auf jede Weiſe zu dem Weibe,
Die wirkſam iſt, daß ſie ihm treu verbleibe.

84.

Er ſagt ihr, daß nicht Adel und nicht Schöne,
Noch Reichthum für ein Weib genügend ſei'n,
Bis wahre Hoheit ihre Stirne kröne,
Wenn ſie nicht ſei in Wort' und Werken rein,
Und daß noch heller dieſer Ruhm ertöne,
Wenn er im Kampf erprobt ſei obendrein;
Nun werd' ihr durch dieß plötzliche Verreiſen
Ein weites Feld, die Keuſchheit zu beweiſen.

85.

Mit ſolchen Worten und noch andern mehr
Beſchwört er ſie, der Treu' nicht zu entſagen.
Sie jammert ob des harten Scheidens ſehr,
Mit welchen Thränen, Gott, mit welchen Klagen!
Und ſchwört, die Sonne ſoll erblaſſen eh'r,
Eh' ſie den ſchnöden Frevel würde wagen,
Die Treu zu brechen; ſterben könne ſie,
Doch ſolchem Wunſch den Buſen öffnen? Nie!

war der Liebling Aller, Eines dankte ihm ſeine Geneſung, ein Anderes liebte ihn ſeiner Heiterkeit wegen. Die Klagen der Dienſtboten ſteckten die Herrſchaft an, und der Kummer war allgemein. Franziska war die Einzige, welche Faſſung genug behielt, um die Anordnungen des Arztes auszuführen. Frau Gorlöv war ſo beſtürzt, daß ſie gar nicht einmal bemerkte, daß ihre Tochter bei dem Kranken ein und aus ging, und als ſie endlich zur Beſinnung kam, wollte Franziska es ſich durchaus nicht nehmen laſſen, ihn zu pflegen und ſo einen kleinen Theil der Schuld abzutragen, in der ſie Alle gegen ihn ſtänden. Sie behauptete dies mit einer Hartnäckigkeit, die Niemand bei ihr gekannt hatte, und da der Vater ſelbſt ihr Recht gab und, ſoweit es ſeine Geſchäfte erlaubten, ſich mit an der Krankenpflege betheiligte, konnte Frau Gorlöv nichts weiter thun, als den Himmel mit Bitten für Alle, die ihrem Herzen ſo nahe ſtanden, beſtürmen.

Und der Himmel erhörte dieſe Gebete. Gegen Herbſt erholte ſich der Patient. Seine Kräfte erlaubten ihm ſchon, kleine Spaziergänge in den Garten zu machen, oder in den Wald, der ſo nahe am Garten lag, daß er eigentlich nur eine Fortſetzung desſelben war und ſich faſt bis zu dem eine halbe Meile entfernten Städtchen ausdehnte. Niemand freute ſich mehr als Franziska, und wenn Theodor den Blick zu ihr wandte und mit ſchwacher Stimme ſagte: Wie iſt die Luft doch heute wohlthuend! Das danke ich Ihnen, Fräulein Franziska; ohne Ihre ſorgſame Pflege hätte ich dieſen ſchönen Buchenwald nie mehr zu ſehen bekommen, — dann durchſtrömte ein ſeliges Entzücken ihre Bruſt, es war ihr, als müßte ſie auf die Kniee ſinken und Gott für das Glück danken. Ihr Arm zitterte ſo, daß Theodor es bemerkte und ſagte: Ich ſtütze mich gewiß zu feſt auf Sie, und Sie werden müde. Wir wollen uns auf dieſe Bank ſetzen, die Sonne ſcheint ſo herrlich durch die Blätter, daß es ausſieht, als trügen alle Bäume goldne Früchte. Wie ſchön iſt es hier, ich verſtehe jetzt erſt recht, wie Sie ſo gut und liebenswürdig werden konnten; es iſt mir, als würde ich in dieſen Umgebungen ſelbſt ein beſſerer Menſch.

Die Ernte war längſt vorüber, aber die Ernteſeſte dauerten fort, theils weil der ſeeländiſche Bauer keinen Anlaß zu Luſtbarkeiten verſäumt, theils weil er heuer mehr Grund hatte, vergnügt zu ſein, da die Krankheit allenthalben gut überſtanden war. Der alte Arzt hatte ſich erholt, — ſein Subſtitut hatte ſchon die Stadt verlaſſen — und machte in der ganzen Umgegend Beſuche, um ſelbſt die Glückwünſche zu ſeiner Geneſung zu empfangen. Theodor war noch ſchwach. Alle Leute des Gütchens hatten Erlaubniß, die verſchiedenen Feſte in der Umgegend zu beſuchen, mit Ausnahme eines Knechts und eines alten Mädchens.

Die Herrſchaft und der alte Doctor ſpazierten Nachmittags in den Wald; Theodor ging an einem Stock und führte mit ſeinem Collegen ein mediciniſches Geſpräch, welchem Franziska in ſtummer Bewunderung lauſchte. In dieſer wurde ſie durch ein Geſchrei unterbrochen. In weiter Entfernung ſah man einen Haufen Bauern durch einander laufen, einige mit Knitteln bewaffnet, andere mit Steinen, mit welchen ſie warfen. Es war nicht möglich, den Zuſammenhang zu errathen. Plötzlich ſchoß ein großer gelber Hund mit abgeriſſener Kette an dem Gebüſch vorbei, querfeldein gerade auf ſie zu, und zugleich vernahm man deutlich den Ruf: „Ein toller Hund! Es iſt ein toller Hund!“

Wie von paniſchem Schrecken ergriffen, ſtob die kleine Geſellſchaft auseinander; Jeder ſuchte Rettung im Ausweichen, Franziska ergriff Theodor's Hand und zog ihn mit ſich nach dem Thor. Er konnte ihr nicht ſchnell genug folgen, der Stock gerieth ihm zwiſchen die Füße, er ſtrauchelte und fiel mitten auf dem Wege. Franziska drehte ſich entſetzt um und ſchlug beide Hände ineinander. Theodor hatte den Kopf an einen Stein geſtoßen und regte ſich nicht, ihr Vater rief ſie, jedoch ſie achtete nicht darauf. Der Hund kam immer näher, ſie hörte, wie die klirrende Kette auf der Erde ſchleifte, mit offenem Rachen und aus dem Halſe hängender Zunge lief er gerade auf ſie zu. Da ſprang ſie plötzlich vor und ſtellte ſich mit ausgebreiteten Armen vor Theodor, als wollte ſie ihn vertheidigen. Der Hund fuhr gegen ſie, er legte die naſſen Pfoten auf ihren Hals, ſie fühlte ſeinen warmen Athem an ihrem Geſicht, die funkelnden Augen waren dicht an ihren Augen, und bewußtlos ſank ſie neben Denjenigen, den ſie vertheidigen wollte.

Aber es war nur ein blinder Lärm geweſen. Der Hund war nicht toll. Er ſuchte im Gegentheil Schutz bei Franziska gegen die Mißhandlung der Bauern, und der Inſtinct, der jedes Thier dazu antreibt, ſich dahin zu wenden, wo man ihm wohl will, ließ ihn bei Franziska Zuflucht ſuchen. Franziska erholte ſich bald, und auch bei Theodor kehrte die Beſinnung zurück, doch hatte er eine ſtarke Contuſion am Kopfe erlitten, eine Stunde ſpäter lag er im Fieber und phantaſirte beſtändig vom tollen Hund, von dem er Franziska gebiſſen glaubte. Der alte Doctor verordnete Blutegel und ſchrieb ein Recept, ehe er ſich in den Wagen ſetzte; Franziska ſprang auf den Wagentritt, um noch einmal zu fragen, ob Lebensgefahr vorhanden ſei. Doch verneinte er dies durchaus, nannte ihr die verſchriebene Medicin und verſicherte, daß Einer, der auf den Tod liege, die nicht bekomme, jedoch könne der Zuſtand gefährlich werden, wenn ſie nicht nach der Vorſchrift genommen würde.

Darauf fuhr er weg, und der einzige zurückgebliebene Dienſtbote wurde nach der Stadt geſchickt, um die Arznei zu holen. Das Fieber nahm allmählich ab, doch die Mattigkeit, die den Kranken jetzt befiel, entſetzte Franziska bei Weitem mehr, als es die Phantaſieen gethan hatten. Wie man auf einmal eine unerwartete Ausſicht wahrnimmt, wenn ein Vorhang zur Seite gezogen wird, ſo hatte dieſe Begebenheit ſie plötzlich über ihre eigenen Gefühle aufgeklärt. Sie wußte jetzt, daß ſie Theodor liebte, daß ſie, von allgewaltiger Neigung getrieben, ihr Leben für den Geliebten hatte opfern wollen. Und in demſelben Augenblick, wo ſie ſich ihrer Liebe bewußt geworden war, ſollte ſie ihn vielleicht verlieren!

Der ganze Nachmittag verlief, ohne daß der Bote zurück kam, mit jeder Viertelſtunde wuchs ihre Angſt, und noch lag Theodor in einem todähnlichen Zuſtand, aus welchem ihn nur die Arznei wecken konnte. In der peinlichſten Ungeduld, die ſie jetzt ſelbſt der liebevollen Mutter gegenüber nicht zeigen wollte, ging ſie von Theodor's Zimmer auf die Landſtraße, um nach dem lange erwarteten Boten zu ſehen. Endlich hörte ſie Fußtritte. Sie flog ihm entgegen, er war es. Neues Mißgeſchick, Die Blutegel brachte er mit, das Recept hatte er unterwegs verloren und lange Zeit vergeblich geſucht. Der Apotheker hatte keinen Rath gewußt, der alte Doctor! zu dem er verſtändiger Weiſe gegangen war, war zu einem Kranken aufs Land gefahren, und ſo hatte er nichts Beſſeres gewußt, als ſich ſelbſt in Schnaps zu betrinken. Er hatte kaum den unglücklichen Ausfall ſeiner Sendung berichtet, ſo lag er auch ſchon ſchnarchend auf dem Boden in der Geſindeſtube und ſah mehr todt als lebendig aus.

Franziska war der Verzweiflung nahe; während ihre Mutter und das alte Mädchen damit beſchäftigt waren, die Blutegel an Theodor's Schläfen zu ſetzen, ging ſie händeringend unter ſeinen Fenſtern hin und her. Alle Dienſtboten waren auf dem Feſt, es war unmöglich, den betrunkenen Knecht zu wecken, und wenn auch, das Recept war ja verloren. Der Arzt hatte geſagt, daß es gefährlich werden könnte, wenn die Arznei nicht pünktlich genommen würde. Die arme Franziska brach beinahe zuſammen unter der Laſt dieſer Betrachtungen. Da fuhr ihr plötzlich wie ein Blitz der Gedanke durch den Sinn, daß der Arzt ihr die Arznei genannt habe, und einen Augenblick ſpäter war es ihr, als flüſterte ihr Jemand den Namen ins Ohr. O mein Gott! rief ſie, ich danke dir für dieſen Wink. Nun weiß ich, was ich zu thun habe. — Sie ſah ſich ängſtlich um, wollte aus dem Thor eilen, aber ſie hielt wieder inne, legte die Hand an die Stirn und lief ins Haus hinein.

Einige Minuten ſpäter eilte eine weibliche Geſtalt mit einem um den Kopf geſchlungenen Tuch, wie es die Bauernmädchen mitunter tragen, den Weg entlang nach dem Walde; es war Franziska. Der Mond war im Begriff aufzugehen. Er warf ein unſicheres Licht auf alle Gegenſtände. Sie lief wie gejagt, aber als ſie die Gitterthür zum Waldweg geöffnet hatte, hielt ſie inne. Die weißen Stämme grinſten ihr aus dem dunkeln Hintergrund entgegen, es war, als rührte ſich eine Geiſterwelt unter den dunkeln Kronen und verböte ihr den Durchgang. Franziska war Abends nie allein im Walde geweſen, alle die unheimlichen Gefühle, die der Anblick des kleinen, engen Waldweges, der ſich zwiſchen den Baumſtämmen und über dem Moor hinſchlängelte, in ihr wecken mußte, ſtürmten auf ſie ein. Sie ſah ſich verzweifelt um. Aus einem einzigen Fenſter ſchien ein Licht, das oft von Schatten, die ſich in der Stube bewegten, verdunkelt wurde; es war in Theodor's Zimmer. Dort lag er ſtöhnend auf ſeinem Lager und ſeufzte nach der Hülfe, die ihm das Leben retten ſollte; ſie konnte ſie ihm bringen, ſie allein konnte ihn retten und ſonſt Niemand, — ſie liebte ihn und konnte ſich beſinnen! Im Nu hatte ſie die erſten hundert Schritte zurückgelegt, doch ihr Herz pochte zu gewaltſam, ſie mußte ſtill ſtehen und ſich an einem Baum halten, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Mit unbeſchreiblicher Andacht ſank ſie auf die Kniee und faltete ihre Hände, und als ſie wieder aufſtand, war alle Furcht verſchwunden; Liebe hatte die Geſpenſter der Finſterniß überwunden, das große Himmelslicht zeigte ihr den Weg, und mit der Zuverſicht, daß Gott ſie auf dieſem rechtſchaffenen Gang begleite, wanderte ſie vertrauensvoll, wenn auch mit klopfendem Herzen, ohne ſich von den gewöhnlichen Lauten ſchrecken zu laſſen, die im Walde wiederhallten: der Eulen klagendes Schreien, das ferne Brüllen der Hirſche und das deutliche Geräuſch in den Büſchen, wenn ein aufgeſcheuchtes Wild die Flucht vor der nahm, die ſelbſt noch weit furchtſamer war. Iſt unter Ihnen, meine verehrten Zuhörerinnen, noch Eine, welche daran zweifelt, daß Tante Franziska geliebt hat? —

Sie erreichte glücklich die Stadt, die Straßen waren ſchon leer. Der Apotheker kannte ſie nicht, er lächelte über das lebendige Recept und bereitete aufs Gerathewohl, was er gemeint glaubte. Mit dem heilbringenden Mittel in der Hand, das ihr ſo viel Herzweh gekoſtet hatte, ſchlich ſie durch die Straßen und trat ihre Rückwanderung an. Sie erreichte wieder den Wald, bog auf den Fußpfad ein, ſah ſich nach keiner Seite um und drückte das Päckchen jedesmal, wenn ſie einen Laut hörte, der ſie entſetzte, an ihr klopfendes Herz, als müſſe das, was Theodor Heilung bringen ſollte, ihr auch gegen ihre Seelenangſt helfen.

Je näher ſie dem väterlichen Hauſe kam, je mehr fühlte ſie ihren Muth ſinken, ſie erſchrak beinahe über ihre eigene Heldenthat; es war ihr, als ſtünden die Geiſter des Waldes gegen ſie auf, um ihr, der Verwegenen, die der Zauberei der Nacht getrotzt hatte, nachzuſetzen. Sie wagte es nicht, rückwärts zu ſchauen, es klang wie zahlloſe Fußtritte und wie heiſeres Gelächter hinter ihr; es ſchien ihr, als neigten ſich die Stämme und ſtreckten ihre laubreichen Aeſte aus, um ſie zu ergreifen. Ohne ſich Zeit zu laſſen, die Gitterthür zu öffnen, ſprang ſie über die Hecke, ſtürzte den Weg hinab bis zum Hof und ſank beinahe neben ihrer Mutter hin, die eben beſchäftigt war, die Igelbiſſe an Theodor's blutender Stirn zu ſtillen. Ihr Buſen hob ſich gewaltſam, ſie hielt die Hand vor die Augen, und als fürchte ſie noch, Geſpenſter zu ſehen, konnte ſie nur ſtammeln: O Gott! der Wald, der Wald!

Die erſchrockene Mutter umfing ſie mit ihren Armen. Die naſſen Kleider, die vom Thau und von den Aeſten arg mitgenommen waren, ihr athemloſes Stöhnen und des Apothekers Päckchen, das ſie noch krampfhaft feſthielt, belehrten die Andern ſchneller, als ſie ſelbſt es im

Stande war. Frau Gorlöv umarmte ſie und weinte mit ihr; Theodor, welcher ſich ſchon weit beſſer befand, hörte verwundert, was geſchehen war. Er betrachtete ſie einen Augenblick mit der Ehrfurcht, mit welcher man eine Heilige betrachtet, und mit einem Ausdruck, der aus ſeiner tiefſten Seele kam, rief er: Franziska, das haben Sie gewagt, und für mich!

Frau Gorlöv beredete ſie, zu Bett zu gehen, und zwang ſie, ein kühlendes Pulver zu nehmen. Aber wo findet ſich das Pulver, das die brennende Flamme eines ſechzehnjährigen Herzens zu kühlen vermag? — Die ganze Nacht klang Theodor's Stimme vor ihren Ohren, und ſie klang wie die ſchönſte Muſik. Jedesmal, wenn ſie die Augen ſchloß, ſah ſie ihn, wie er ſich im Bett erhob und ihr zurief: Franziska, das haben Sie gewagt, und für mich! Und ſie ſchloß ſie recht oft, um beſtändig, wie durch Aeolsharfen, die Worte klingen zu hören, die ſie ſelig machten.

Einige Wochen nach dieſer Begebenheit war Theodor vollkommen hergeſtellt; er konnte Gorlövs, wenn es ſein müßte, verlaſſen, und ſeine Vorgeſetzten hatten ihn ſchon gemahnt, ſeine Rückreiſe zu beſchleunigen. Aber nur mit Widerſtreben dachte er an die Trennung von Franziska, und er verſchob es, den Tag der Abreiſe zu beſtimmen. Er wußte, was ſie für ihn geweſen war, ſie hatte ihm zweimal das Leben gerettet, — oder gemeint, es zu thun, — mit Aufopferungen, wie es nur die Liebe vermag; ſeine Eitelkeit flüſterte ihm zu, daß ſie ihn liebe, und ſein gutes Herz beredete ihn leicht, zu glauben, daß er dieſes Gefühl erwidere. Er erwiderte es in der That auch, wenigſtens für den Augenblick; jedoch hatte Franziska's jungfräuliche Zurückhaltung ihn bisher verhindert, es anders als mit Blicken auszuſprechen. Seit jenem entſcheidenden Tag hatte ſie ihn ſogar gemieden, als fürchtete ſie, ihn zu tief in ihrem Herzen leſen zu laſſen.

Endlich konnte er ſeine Abreiſe nicht länger verſchieben, und mit bekümmertem Geſichte theilte er bei Tiſch der Familie mit, daß er ſie am nächſten Tag verlaſſen müſſe. Franziska fühlte, daß ſie erblaßte; ſobald es ſich thun ließ, ſtand ſie auf und ging in den Garten, um ihren Kummer in der Einſamkeit auszuweinen. Es war, als ſollte ihr Herz zu ſchlagen aufhören. Theodor war ihr unbemerkt nachgefolgt. Er ſah, wie ſie ſich an einen Baum lehnte und das Taſchentuch vor die Augen hielt; er eilte zu ihr hin; zugleich erblickte ſie ihn, ſie wankte — und fand ſich von ſeinen Armen umſchlungen.

Sie weinen, Franziska? Sind Sie krank? Weßhalb ſind Sie traurig? Haben Sie einen Kummer, der Sie drückt? — Ich hatte gehofft, ein lichtes Bild von der glücklichen Franziska in meinem Herzen mitzunehmen, — Sie ahnen es nicht, wie ſehr mir Ihr Glück am Herzen liegt, ich ſchulde Ihnen ja zwei Leben, ich bin Ihnen mehr ſchuldig, als zehn Leben abzutragen im Stande ſind. — Liebe, geliebte Franziska! Wollen Sie mit Freundlichkeit an mich zurückdenken, wenn ich fort bin? — O, bei jeder goldnen Wolke, bei jedem grünen Baum,

86.

Zwar ließ er etwas ſich zur Ruhe bringen,
Und glaubte, was ihr erſter Schwur verhieß;
Doch ruht' er nicht, mehr Kunde zu erringen,
Bis er zuletzt auf neuen Jammer ſtieß.
Ihm war ein Freund, den mit geheimen Dingen
Vertraut die allgemeine Sage pries,
In jeder Art, Zukunft zu offenbaren,
Wofern nicht ganz, doch großentheils erfahren.

87.

Er bittet ihn, durch Zeichen zu erſpähen,
Ob ihm ſein Weib Argia treu und rein,
Wenn er nun aus der Heimath müſſe gehen,
Ob ſie der Pflicht vergeſſen werde ſein.
Der Freund punctirt, gerührt durch dieſes Flehen,
Und trägt den Himmel in die Häuſer ein;
Anſelm verläßt ihn über ſeinen Häuſern,
Und bittet ihn, ſich morgen früh zu äußern.

88.

Er kommt. Der Freund ſteht mit geſchloſſ'nen Lippen,
Er thät' nicht gern dem Doctor was zu Leid,
Und gern umſchifft' er ſchweigend dieſe Klippen,
Doch wie er ſieht, der Doctor will Beſcheid,
Sagt er: Sie wird am Sündenbecher nippen,
So wie Ihr über Eure Schwelle ſeid.
Nicht Schönheit und nicht Flehn wird ſie berücken:
Dem Lohn und dem Gewinne wird es glücken. —

89.

Wie nun, da zu dem erſten bangen Zagen
Dieß Dräuen kommt der höchſten Himmelsmacht,
Zu Muth ihm war, kannſt du dir ſelber ſagen,
Wenn Amors Pfeile je dir heiß gemacht.

bei jeder Blume, die ich ſehe, werde ich an Sie denken. Ich werde keinen andern Gedanken haben, als Sie.

Franziska weinte noch immer. Sie hatte ſich aus ſeinen Armen losgemacht, aber ſie hatte nicht die Kraft, ihm ihre Hand, die er ergriffen hatte, zu entziehen. Sie ſchwieg, aber es giebt ein Schweigen, das viel beredter iſt, als alle Hymnen Pindar's, und dieſes verrieth dem glücklichen Theodor, daß er geliebt ſei. Sie ſtanden noch unter derſelben Linde, die erſt Zeuge von Franziska's bitterem Weinen geweſen war und jetzt ihre Freudenthränen ſah.

Theodor war berauſcht, Franziska wehmüthig froh. Iſt es auch wahr? rief er einmal übers andre aus: können Sie mich auch lieben? Sagen Sie es noch einmal und fahren Sie fort es zu ſagen. Ich zweifle, ſobald Sie es nicht wiederholen. Liebe, liebe Franziska! O Gott! Wie bin ich glücklich!

Franziska riß ſich erröthend aus ſeinen Armen. Lieber Theodor! flüſterte ſie. Wie oft habe ich in meinem Herzen den Namen wiederholt, den ich nicht über die Lippen bringen durfte.

Laſſen Sie mich es noch einmal hören, Franziska! Sie glauben nicht, mit welchem Entzücken ich meinen Namen von Ihnen höre. Nur einmal noch! —

Am Abend vor Theodor's Abreiſe ſpazierten die Liebenden im Garten. Komm, ſagte Theodor, wir wollen in den Wald gehen. Ich will von dem Wege Abſchied nehmen, wo du, der Mythologie zum Trotz, Euridice ihren Orpheus aus der Unterwelt holen ließeſt.

Franziska lächelte verlegen und folgte ihm. Hier war es, wo du für mich beteteſt, hier an dieſem Platz, nicht wahr, Franziska? Dieſe Erde iſt mir heilig; ich will ſie mitnehmen, wie ein Amulet, das mich vor jeder Zauberei bewahren ſoll. Mit dieſen Worten füllte er eine kleine Düte mit Erde und verwahrte ſie.

Das Amulet könnte wohl Noth thun, ſagte Franziska mit einem wehmüthigen Lächeln. Sie verlaſſen mich jetzt, fügte ſie nach einer Weile furchtſam hinzu. Sie werden mich binnen kurzer Zeit über den Vielen vergeſſen, welche viel ſchöner und liebenswürdiger ſind, als ich. In Kopenhagen werden Sie an uns hier bald nicht mehr denken, — es iſt daher beſſer, Sie laſſen die Erde da wo ſie hingehört. Geben Sie ſie mir, Theodor. Wenn ſie hier im Walde liegt, hat ſie keine Macht, aber mir ahnt, daß, ehe ſo viele Secunden vorüber, als Sandkörner in der Düte ſind, Sie mich vergeſſen haben werden; ſie ſind Ihnen von meinem böſen Genius zugemeſſen.

Abergläubiſches Kind, ſagte Theodor lächelnd; böſe Geiſter haben keine Macht über die Erde, welche deine Frömmigkeit geweiht hat; ſie iſt heilig, wie meine Liebe heilig iſt, weil du ſie mit mir theilſt. Hier biſt du an jenem dunkeln Abend einſam und zitternd gegangen, gleich der furchtſamen Hindin, die vor dir floh. Das haſt du gethan, um mich zu retten. Dort haſt du dich in den offnen Rachen des Todes geſtürzt und dem Schmerz und Wahnſinn getrotzt. Das haſt du gethan, um mich zu retten. Ueberall ſehe ich nur Erinnerungen an die zahlloſen Wohlthaten, die ich dir ſchuldig bin, — womit ſoll ich eine ſolche Schuld abtragen? — Und du kannſt glauben, daß ich dich je vergeſſen werde? — Dann möge Gott mich vergeſſen, denn dann verdiene ich nicht, glücklich zu ſein.

Theodor's exaltirte Stimmung ſteckte auch Franziska an. Sie zweifelte nicht mehr. Man glaubt ſo gern, was man wünſcht, deßhalb iſt das liebende Herz ſo leicht zu täuſchen. Sie war glücklich und glaubte, daß dieſes Glück ewig dauern würde.

Den nächſten Morgen beim Abſchied flüſterte Theodor: Lebe wohl, Franziska! Darf ich an dich ſchreiben? Darf ich auf Antwort hoffen?

Schreibe nicht, hauchte Franziska mehr, als ſie es flüſterte, nein Theodor, ſchreibe nicht, unſre Seelen bedürfen ein ſolches Pfand der Treue nicht. Lebe wohl, Geliebter! Wir ſehen uns wieder.

Auf den Frühling! O Gott, wie lange Zeit bis zum Frühling!

Auf den Frühling! wiederholte Franziska, aber ſie hörte es kaum ſelbſt, denn der Wagen rollte zugleich über das Steinpflaſter und verſchwand.

Liebe — und Dankbarkeit! Wie himmelweit ſind dieſe beiden Gefühle von einander verſchieden. Liebe iſt das Kind unſrers Herzens, das Eingeborne, ſein Erbe.

Dankbarkeit iſt ein angenommenes Kind, eine arme Waiſe, für die wir übernommen haben bis zu ihrer Confirmation zu ſorgen, dann muß ſie ſuchen, ſelbſt weiter zu kommen. Was Franziska fühlte, war Liebe, Theodor hatte immer die Dankbarkeit im Hintergrunde, um ſeine ſchwankenden Gefühle zu unterſtützen. Indeß bildete er ſich wirklich ein, ungeheuer verliebt nach Kopenhagen zurückzureiſen.

Es iſt zu bedauern, daß noch von keinem Phyſiker ein Inſtrument erfunden iſt, um die Liebe zu meſſen; dasſelbe würde gleich die Liebenden gewarnt und Theodor über ſeinen eignen Zuſtand aufgeklärt haben. Jedoch hätte Theodor's Eitelkeit ihn wahrſcheinlich davon abgehalten, es zu benutzen. Und wir können vielleicht die Probe ohne Inſtrumente machen, denn Derjenige, der das Bild ſeiner Geliebten nicht in jedem, auch noch ſo entfernten Winkel ſeines Herzens findet, hat nie geliebt. — Derjenige, deſſen Geliebte nicht zugleich ſeine Zukunft, ſein Gewiſſen und ſeine ewige Seligkeit iſt, — der hat nie geliebt. Ich rathe euch, ihr Herren Liebenden, daß ihr euch ſelbſt bei Zeiten nach dieſer Vorſchrift prüft.

Ein altes franzöſiſches Sprichwort ſagt, daß die Abweſenheit auf die Liebe wirke, wie der Sturm auf das Feuer: ſie löſche die ſchwache und fache die ſtarke heftiger an. Dieſes gewiß von einem Mann erfundene Sprüchwort iſt ſicherlich auch nur für Männer gemacht.

Während Franziska's ſtarke Liebe durch die Abweſenheit wuchs und ſie in ihren wachen und ſchlafenden Träumen Theodor mit allen möglichen Tugenden und Schönheiten ausſchmückte, wurde ſeine ſchwache Liebe immer ſchwächer, und Franziska's Bild verlor nach und nach die meiſten Reize, die es in der That beſaß, zugleich mit allen denen, die ihm ſeine verliebte Phantaſie geliehen hatte. Denn es iſt gefährlich, von der Phantaſie zu borgen, ſie iſt ein Wucherer, der nicht nur das Geliehene mit Strenge zurückfordert, ſondern noch hohe Zinſen nimmt.

Franziska hatte gleich an meine Mutter geſchrieben und der vertrauten Freundin mitgetheilt, was ihre blöde Schüchternheit ihr nicht erlaubte gegen irgend Jemand mündlich zu äußern. Unter dieſen Mittheilungen und Herzensergießungen verſtrich ein glücklicher Winter. Theodor verſchwieg ſeinen Freunden das kleine Liebesabenteuer. Anfangs erſchien es ihm zu heilig, ſpäter zu unbedeutend. Die andern jungen Doctoren hätten ihn ja auslachen müſſen, daß er für das Hofmachen während eines ganzen Sommers nicht ſo viel als einen Kuß erlangt hatte. Bälle und Zerſtreuungen nahmen ſeine freie Zeit in Anſpruch, er war einer der beſten Tänzer der Hauptſtadt, die menſchliche Eitelkeit, die wir gern entſchuldigen, fand eine ſo reichliche und angenehme Nahrung durch das Glück, das er machte, und Franziska war faſt vergeſſen, ehe ſo viele Secunden verlaufen waren, als die kleine Tüte Sandkörner enthielt. Als er dieſe wieder in einem Schubfach fand, erweckte ſie einen Augenblick Nachdenken in ihm. Franziſka's Bild trat noch einmal vor ſeine Seele, aber ſchwach und verblaßt, er ſchob die Düte zurück, und jetzt hatten die böſen Geiſter die Uebermacht, — er hatte Franziſka's Herz unter der Erde begraben, die ihre Liebe geheiligt hatte.

Gegen das Frühjahr erkrankte er, zwar nur unbedeutend, aber er mußte doch das Zimmer hüten, und in ſeiner Einſamkeit hatte er Muße, Vergleiche anzuſtellen zwiſchen jetzt und damals, als er, von Franziſka gepflegt, krank lag. Unwillkürlich wurde ſie wieder der Gegenſtand ſeines Denkens. Welche von allen den Mädchen, die er den Winter hindurch angebetet hatte, würde ihn wohl ſo ſorgſam gepflegt, welche ſich dem ſichern Tode ausgeſetzt haben, um ſein Leben zu retten? In ſolchen einſamen Stunden erkannte er den Unterſchied zwiſchen der Befriedigung des Herzens und der des Kopfes, und vielleicht erkannte er ſie doch nicht recht, denn Franziſka's Aufopferungen waren in der That der Art geweſen, wie ſie wohl die Eitelkeit eines jungen Menſchen befriedigen konnten. Eine quälende Sehnſucht nach dem Landleben und nach Franziſka überkam ihn, jede Blume duftete ihm einen Vorwurf entgegen, jede vorbeifliegende Wolke ſchien ihm zu drohen. Die vergeſſene Erde wurde wieder hervorgeholt, aber ſie war inzwiſchen in trocknen Staub verwandelt. In kindiſcher Ungeduld goß er Waſſer darauf, um ſie zu erfriſchen, doch ſie verſchwand, ſein Amulet war verloren.

In dieſer Periode ließ er ſich malen, — das Bild, das wir von ihm beſitzen. Die betrügeriſche Dankbarkeit flüſterte ihm zu, daß er dem Mädchen, das für ihn ſo viel gethan hatte, dieſe Aufmerkſamkeit ſchuldig ſei. Es iſt ihm gewiß ähnlich geweſen, denn das Bild zeigt eben die Art von Leben, wie ſie die Maler nicht leicht aus bloßem Zufall ihren Arbeiten geben. Als das Bild vollendet war, konnte er den Augenblick kaum erwarten, um es zu verſchenken, und Franziska erſchien ihm doppelt liebenswerth, weil ſie die Einzige war, der er es geben konnte.

Mit dem Bilde und einem glatten goldnen Ring am kleinen Finger, reiſ'te er zu Gorlövs. Unterwegs machte er ſich bittre Vorwürfe, daß er erſt jetzt eine Familie beſuche, welche ſo lange und ſo gaſtfrei Böſes und Gutes mit ihm getheilt hatte. Der Wald hatte ſich ſchon hellgrün entfaltet. Wie oft hatte ſich Franziska nach dem Frühling geſehnt und ſorgfältig jede hervorbrechende Knospe gezählt, welche den Geliebten zurückführen ſollte! Aus den Knospen waren Blätter geworden, — und noch kam er nicht. Dieſe ſchmeichelhaften Gedanken erregten ſeine Ungeduld. Der Kutſcher fuhr ihm viel zu langſam, ſeine Sehnſucht eilte voraus, um ſich dem ſiebzehnjährigen Mädchen zu Füßen zu werfen, die erröthend und in der reizendſten Verwirrung ihm entgegenflog. Welch rührenden Ausdruck mußte ihr ein in Liebe und Sehnſucht verlebtes halbes Jahr geben! Und wer liebte, wer betete an, wie Franziska? Und der einzige ausſchließliche Gegenſtand dieſer Liebe war er.

Er wurde von Gorlövs wie ein alter Freund empfangen. Franziska war glückſelig, ſie hatte keinen Augenblick an ſeiner Treue gezweifelt. Ihr Glück theilte ſich Theodor mit; das Bild wie der Ring waren bald Franziska's Eigenthum. Letzteren trug ſie an einer ſeidnen Schnur am Halſe, denn es hatte ſich der Mutter noch keine Gelegenheit geboten, den Vater für dieſe Verbindung zu ſtimmen. Frau Gorlöv wußte, daß er Franziska's Hand einem reichen Gutsnachbar beſtimmt hatte, der ſchon bei Jahren war, aber ein vortrefflicher Ehemann und ein ſolider Schwiegerſohn zu werden verſprach.

Die Frühjahrsabende waren noch kalt und feſſelten die Geſellſchaft an das Zimmer. Wenn ſie um den runden Theetiſch ſaßen, die Theemaſchine weggenommen war und Theodor laut vorlas, oder wenn er in der anbrechenden Dunkelheit ein Lied oder eine alte Ballade zu ihrer Begleitung ſang, dann hing ihr Auge an ihm wie feſtgezaubert, es ſchien ihr unmöglich, ſeligere Augenblicke zu erleben. Auch Theodor empfand das ſtille Glück ſolcher Stunden. Doch als der Sommer mit ſeinen lieblichen, duftgeſchwängerten Abenden kam und ſie in ſtumm beredter Wanderung an ſeinem Arm den Strom von Leben und Kraft einſaugen konnte, welchen der Wald aushauchte, da war es faſt mehr, als ihr Herz zu faſſen vermochte, und ſie wandte ſich oft zu ihm und rief: O Gott! bin ich noch nicht glücklich genug? Giebt es denn wirklich in der Welt ſo reiches Glück, wie ich es in dieſem Augenblick fühle!

Gerührt drückte Theodor ihre Hand, und flüſternd, faſt als fürchteten ſie die lebloſe Natur als Zeugin einer Unterredung, die nur ihre eignen Herzen anging, ſuchten ſie unwillkürlich die lichtloſeſten Gänge.

Theodor mußte an die Rückreiſe denken. Bleibe noch eine Woche, bat Franziska. Ach, was iſt eine Woche, nur ſieben Tage, heute über acht Tage iſt es ſchon vorüber. Die Zeit läuft auch ſchrecklich, die Tage ſind ſo kurz.

In einem Monat haben wir den längſten Tag, Liebchen! Der liebe Gott hat nicht viel längere Tage, als die, welche er uns jetzt ſchenkt.

Wollte er mich doch mit Allmacht begaben, ich würde meine Macht nur dazu brauchen, die Zeit feſtzuhalten, verſetzte Franziska. Meine andern Wünſche ſind alle erfüllt, mir fehlt nichts als Zeit, um mein Glück zu genießen.

Sie dürfen noch nicht reiſen, ſagte Frau Gorlöv. Es kommen jetzt Gäſte, und die werden Erheiterung und Munterkeit mitbringen.

Alle Donnerwetter auch, das iſt ja wahr! Was ſtellen wir an, um ſie zu unterhalten? rief Herr Gorlöv. Das muß Ihre Aufgabe ſein, Anker, und die Reiſe geben Sie nur auf. Wenn Sie reiſen, haben wir ja keine andern Cavaliere, als den alten Doctor und Norup drüben vom Tannenhof und mich. Das iſt keine Geſellſchaft für junge Mädchen. Sie müſſen wahrhaftig hier bleiben, das ſage ich Ihnen.

Wenn du bleibſt, ſollſt du zum Lohn ein ſchönes Mädchen ſehen, ſagte ſpäter Franziska. Du wirſt es nicht bereuen, das ſage ich dir.

Iſt deine Couſine Ketty ſo ſchön? fragte Theodor.

Nein, ſie iſt nur liebenswürdig, aber mit ihr kommt ein Fräulein Engel aus Holſtein. Sie heißt Aurora Engel: ſind das nicht zwei ominöſe Namen? und doch ſoll ſie beiden ganz entſprechen. Bleibe nur bis zu ihrer Ankunft, das iſt ſchon übermorgen, und dann wollen wir weiter reden.

Du Närrchen, meinſt du, daß ich jemand Andern als dir zu Liebe bleiben würde? ſagte Theodor, indem er ſie mit ſeinen Armen umſchlang. Nein, den Triumph ſoll die Göttin der Morgenröthe nicht haben. Jetzt bleibe ich, ſie mag kommen oder nicht, und mir wäre es am liebſten, wenn ſie wegbliebe.

Die fragliche Couſine war meine Mutter. Sie kam einige Tage ſpäter mit ihrer Mutter und dem holſteiniſchen Fräulein, um einen Theil des Sommers bei Gorlövs zuzubringen.

Aurora Engel war eine vollkommene Schönheit, eine Blondine mit blauen Augen von eigenthümlich ſchwärmeriſchem Ausdruck, mit ſchönem Teint, friſchen Farben, einer üppigen Geſtalt und ungewöhnlich ſchönen Armen und Händen. Man konnte ſich nichts Schöneres denken, als ſie, wenn ſie die Harfe zwiſchen den Armen hielt, deren Töne unter ihren hübſchen Fingern weicher zu klingen ſchienen als ſonſt. Dazu hatte ſie eine rührende Stimme,

Und alle dieſe Leiden, die ihn plagen,
Sind durch die Kunde noch verhundertfacht,
Daß ſie um Lohn, vom Geize nur getrieben,
Dieß ſchändliche Verbrechen wird verüben.

90.

Damit er ſie verhindre, ſo zu fehlen,
That er, was nur in ſeinen Kräften ſtand,
— Denn ſelber die Altäre zu beſtehlen,
Treibt Noth den Menſchen ohne Widerſtand —
Und gab ihr ſeine Gelder und Juwelen,
Gar einen reichen Vorrath, in die Hand,
Sammt Zins und Zehnten ſeiner Ländereien,
Kurz, was er hat und was er kann verleihen.

91.

Und zwar, ſo ſpricht er, kannſt du es verwenden
Ganz wie du willſt, nicht nach Bedürfniß bloß;
Du kannſt's nach Luſt verbrauchen und verſchwenden:
Verzehr's, verſchenk's, wirf's von dir, ſchlag' es los.
Auch will ich Rechnung nicht aus deinen Händen,
Nur bleib', wie ich dich laſſe, fleckenlos;
Und darf ich, wie du biſt, dich wiederfinden,
So mag indeſſen Haus und Habe ſchwinden. —

92.

Er bittet ſie, die Stadt nicht zu erwählen
Zum Aufenthalt, ſo lang er ferne ſei;
Vielmehr ſein Landgut will er ihr empfehlen,
Wo's leicht ſich lebt von jedem Umgang frei.
Dieß ſagt er, weil er von den niedern Seelen,
Die er zu Landbau hält und Schäferei,
Nichts fürchten kann, was ſeinem ſchönen Weibe
Den keuſchen Vorſatz aus der Bruſt vertreibe.

die zum Herzen drang und mehr ſagte, als die Lippen ausſprachen und das Auge ahnen ließ. Ihre fremde Ausſprache ſtand ihr allerliebſt und verlieh den einfachſten Worten etwas Reizendes, was dazu beitrug, daß man ihnen mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Indeß gefiel ſie Theodor nur in den erſten Tagen, und der Frau Gorlöv gar nicht. Die Andern wurden alle zuſammen immer mehr von Aurora eingenommen, namentlich Franziska. Theodor behauptete, daß die fromme Engelsmiene etwas Lauerndes habe, ſobald ſie ſich unbemerkt glaube, und das ſtoße ihn eben ſo ſehr ab, wie es ihm Mißtrauen einflöße; er beſchuldigte ſie der Koketterie; und da Franziska ihm widerſprach und es auf Rechnung ihres deutſchen Weſens ſchrieb, ging er noch einen Schritt weiter und behauptete, daß ſie durchaus herzlos ſei, obgleich ſie ſo viel Herz affectire. Er konnte für dieſes raſche Urtheil natürlich keinen Grund angeben, als die Antipathie, welche wir oft beim Anblick fremder Menſchen empfinden, ohne daß wir uns ſelbſt Rechenſchaft davon geben können.

Die Folgen davon zeigten ſich bald. Theodor wurde verſtimmt und einſilbig, die fremde Geſellſchaft hatte ſich zwiſchen ihn und ſeine Liebe gedrängt, und es verdroß ihn, daß er ſeinem erſten Entſchluß, nach Hauſe zu reiſen, nicht treu geblieben war. Wie alle launiſchen Herren, denn das war er, konnte er ſeine verdrießliche Stimmung nicht beherrſchen; vor Allem verbarg er nicht, wie wenig angenehm ihm Aurora war, und die Aufmerkſamkeit, die er genöthigt war ihr zu erweiſen, war ungefähr eben ſo gezwungen wie die Bereitwilligkeit, womit ein mürriſcher Bär tanzt. Aurora that indeſſen, als bemerke ſie es nicht.

Eines Abends, als Theodor äußerſt verſtimmt darüber war, daß er keinen Augenblick hatte finden können, um mit Franziska zu ſprechen, denn ſeine üble Laune ließ ihn oft die Gelegenheit überſehen, war die ganze Geſellſchaft im Gartenzimmer verſammelt. Aurora ſang und ſpielte die Harfe. Theodor ärgerte ſich, daß ſie ſo übermäßig gelobt wurde, und konnte kaum eine Pauſe erwarten, um Franziska zum Singen aufzufordern. Sie entſchuldigte ſich. Theodor, der nach einer Gelegenheit geſucht hatte, ihr Talent geltend zu machen (denn ſie ſang recht hübſch), war beleidigt und wollte das Zimmer verlaſſen, als ſie ihn zurückrief, um von Aurora Clärchens Lied aus Goethe's Egmont, das damals ganz neu war, ſingen zu hören. Theodor blieb, im Voraus entſchloſſen, es abſcheulich zu finden. Franziska ſah ihn liebevoll an, als erkenne ſie die gute Abſicht ſeiner Aufforderung, aber er bemerkte es nicht. Aurora präludirte lächelnd und begann darauf die Romanze mit einem plötzlich ernſthaften Geſicht:

„Freudvoll
Und leidvoll
Gedankenvoll ſein;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;

Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.“

Als ſie zu Ende geſungen hatte, wiederholte ſie das Lied unaufgefordert und ſchloß dann mit einigen hinſterbenden Accorden. Die letzten Worte ſang ſie mit faſt brechender Stimme, ihre Bruſt hob ſich, die Augen waren voll verhaltener Thränen.

Alle Zuhörer waren tief ergriffen, ſelbſt Theodor war bewegt, aber es ärgerte ihn, er wollte hart erſcheinen und ſtand mit einem gleichgültigen Geſicht auf. Aurora ſah bei dieſer Bewegung in die Höhe, ihre Blicke begegneten ſich, Theodor gähnte in dem Augenblick, er drehte ſich halb um, um es zu verbergen, und ordnete ſeine Schuhſchleiſe mit einer Miene, als wäre ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf dieſe gerichtet geweſen. Aurora erröthete tief, Frau Gorlöv machte eine Bemerkung über die Tragödie und über Clärchens Perſon. Aurora ſuchte ihren Verdruß zu verbergen und ſagte: Ich kenne keine Romanze mit ſchöneren Worten als dieſe, das finden auch Sie gewiß, Herr Anker.

Es ſcheint mir dennoch, antwortete Theodor, als wenn Clärchens Mutter ſie ganz richtig beurtheilte, wenn ſie ſagt: „Ach, das iſt das ewige Heyo, popeyo!“

Ich möchte Ihnen darauf mit Clärchens eignen Worten erwidern: „Scheltet mir's nicht, es iſt ein kräftig Lied, hab' ich doch manchmal ein großes Kind damit ſchlafen gewiegt“, antwortete Aurora freundlich. Dieſe kleine Replik in ihrer Mutterſprache klang ſo hübſch aus ihrem Mund, daß Theodor ſich faſt Gewalt anthun mußte, um zu erwidern: Ja ſchlafen wiegen, das war eben Clärchens Fach. Sie lieben wahrſcheinlich dieſen Charakter?

Und Sie? — Ja, ich liebe ihn, er hat mich mächtig angeſprochen. Es iſt eine treue und zugleich eine liebenswürdige Schilderung des weiblichen Charakters.

Eines weiblichen Charakters, Gottlob! nicht aller, ſagte Theodor: Clärchen iſt launenhaft, kokett, leichtſinnig, herzlos; ſie zieht den armen Freier an der Naſe herum und hält ihn feſt, wie einen Nothanker; ſie benutzt ihn zu Botengängen und als Garnwinde, er iſt ihre wandernde Leihbibliothek und zuletzt gar ihre Apotheke, und alle dieſe Dienſte lohnt ſie ihm mit Koketterie, die ihn mit Feſſeln bindet. Sagt ſie ja ſelbſt: „Meine Hand drückt ſich oft unverſehens zu, wenn die ſeine mich ſo leiſe, ſo liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in ſeinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre.“

Aurora hörte ihm aufmerkſam zu und betrachtete ihn lächelnd: Man ſollte meinen, daß Sie ſich lange in Deutſchland aufgehalten hätten, Sie ſprechen das Deutſche ungewöhnlich hübſch aus; ſagte ſie, und, als legte ſie gar kein Gewicht auf dies leicht hingeworfene Compliment, das indeſſen ſeine Wirkung auf Theodor nicht verfehlte, fuhr ſie fort: Sie urtheilen, wie der Blinde von den Farben, falls ich mich gegen Sie, mein geſtrenger Herr, eines ſolchen Ausdrucks bedienen darf. Sie haben ja den Schluß ausgelaſſen, wo ſie ſagt: „Ich bin übel dran. Ich will nicht, daß er hoffen ſoll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln laſſen. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich ſo nachdenke, wie es gegangen iſt, weiß ich's wohl und weiß es nicht.“ — Ein Mann kann Clärchen nicht gerecht beurtheilen, wie denn überhaupt viel dazu gehört, daß uns die Herren Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie begreifen nicht die Liebe, die tiefe, die Alles verzehrende, welche ein Clärchen fühlt.

Na! rief Herr Gorlöv, da haben Sie uns eine ſchöne Predigt gehalten; was ſagen Sie nun, Anker?

Theodor fühlte ſich etwas verlegen und zuckte die Achſeln ſtatt aller Antwort. Aurora ſchwieg auch einen Augenblick und ſagte dann: Clärchen iſt zwiſchen des Lebens kalte Proſa und die warme Poeſie der Ewigkeit geſtellt. Dieſer Kampf iſt es, der ſie verzehrt, wie er ſchon ſo manches junge Herz verzehrt hat. Sie haben von dieſem innern Streit keine Ahnung. Möchten Sie nie in die Lage kommen, zu fühlen, was in den Worten liegt: „Ich bin übel dran, ich bin in einer wunderlichen Lage.“

Sie ſtand auf, als hätte dies Geſpräch ſchmerzliche Saiten in ihrem Innern berührt, ſtellte die Harfe an ihren Platz und ging in den Garten hinaus. Theodor war mit ſich ſelbſt unzufrieden; obwohl ſein Urtheil ſowohl über Clärchen wie über Aurora noch dasſelbe war,

war es ihm dennoch unangenehm, daß ſie ſeinen directen bittern Angriff mit einem ſo frommen Wunſch erwidert hatte. Die Stille, mit welcher die Damen nach und nach Aurora's Beiſpiel folgten, bewies ihm, daß Herr Gorlöv nicht Unrecht hatte, als er ihm, ſobald ſie allein waren, ſagte: Da haben Sie ſich ſchön hineingeritten, mein lieber Freund. Mit deutſchen Damen muß man vorſichtig ſein, ſie ſind empfindlich wie der Satan. Was plagte Sie denn, daß Sie ihr ſo in die Flanke fielen? Das war ja eine Allerwetters-Attake.

Obwohl Theodor ſich in den folgenden Tagen ſichtliche Mühe gab, die Wolken wieder zu verjagen, welche ſeine ſchlechte Laune zuſammengezogen, und durch zuvorkommende Artigkeit den Eindruck zu verwiſchen, den er auf Aurora gemacht hatte, gelang es ihm doch nicht. Sie ſchien dies eben ſo wenig zu bemerken, wie ſein früheres Benehmen. Es verdroß ihn, und er ſagte zu Franziska: Ich möchte wiſſen, was das Mädchen will. In meinem Leben habe ich keine ſolchen Prätenſionen geſehen. Wenn ſie meint, daß ich auf den Knieen zu ihr rutſchen ſoll, wie ſie es vielleicht in Holſtein gewohnt iſt, dann irrt ſie ſich ſehr. Hier thut man nicht ſo viel für ein glattes Geſicht, ſie ſind Gottlob nicht ſo ſelten.

Nun, ein Geſicht wie Aurora's iſt dennoch ziemlich ſelten, antwortete Franziska. Du verkennſt ſie aber, ſie macht wirklich keine Prätenſionen, ſie weiß vielleicht kaum, wie ſchön ſie iſt. Daß ſie gegen dich zurückhaltend iſt, liegt theils in ihrer Natur, theils in der Ueberzeugung, daß du ſie nicht leiden kannſt. Es thut ihr leid, da ſie dich ſo gern hat, wie mir Ketty geſagt hat, und nicht begreift, weßhalb du ſo feindſelig gegen ſie geſinnt biſt.

Solche und ähnliche Geſpräche kamen oft vor zwiſchen den Liebenden. Theodor ließ ſie indeß nicht alle zum einen Ohr herein und zum andern hinaus gehen; nach und nach gab er ſeiner Braut Recht und ſich ſelbſt Unrecht. Mit Freuden gewahrte Franziska die Veränderung, welche ihre Bekehrungspredigten bewirkt hatten; ſie machte auch Aurora darauf aufmerkſam, indeß dieſe that, als wenn ſie ſie gar nicht verſtünde, und fuhr fort, Theodor mit ihrer gewohnten kalten Höflichkeit zu behandeln. In ihrem Zorn darüber war die ſonſt ſo gerechte Franziska nicht weit davon, Theodor's Meinung zu theilen, daß das Herz ihr fehle. Doch das nächſte Wort von Aurora, das an ſie gerichtet war und nur ihr allein galt, war wieder ſo liebreich und ſo voll Zärtlichkeit, daß ſie in ihrem Herzen ihr das Unrecht abbat, das ſie beinahe gegen ſie begangen hätte.

Die Gäſte waren ſchon ſechs Wochen da geweſen. Dieſe Zeit war für Theodor ſehr langſam vergangen, er betrachtete ſie wie eine Zeit der Pönitenz. Ihm unbewußt hatte ſie aber eine ungünſtige Wirkung auf ſein Verhältniß zu Franziska geübt; es war nach und nach ein fremder Ton zwiſchen ihnen entſtanden, da ſie ſelten oder nie Gelegenheit fanden, ihre Gedanken auszutauſchen, und Theodor's ſchlechte Laune daran ſchuld war, daß er die gebotenen Gelegenheiten überſah oder verſäumte. Er bemerkte es nicht, aber Franziſka bemerkte es, und als ſie ihm eines Sonntag Morgens in den Garten folgte, während alle die Andern noch beim Frühſtück ſaßen, geſchah es im Gefühle dieſer Veränderung. Sie hatte ein Buch in der Hand, mit dem ſie vielleicht der übrigen Geſellſchaft gegenüber ihren Fortgang bemänteln wollte. Theodor kam ihr entgegen und ſagte: Welch intereſſanter Lectüre verdanke ich dieſe Begegnung? Die erſte, kann ich wohl ſagen, ſeitdem die Sonne über dieſem Haus aufgegangen iſt. Gott weiß, daß es nicht die Morgenröthe meiner Liebe geweſen iſt, die uns die Zeit über bezaubert hat. — Er griff nach dem Buch, es war Goethe's Egmont. Clärchen! ſagte er: überall muß ich auf Clärchen ſtoßen. Ich möchte, ich könnte alle Clärchens ſo leicht von mir werfen, wie dieſes Buch.

Um Gotteswillen, Theodor, wirf Aurora's Buch nicht in den Teich. Wie kannſt du ſo ungerecht ſein, auf ein armes Buch böſe zu werden? Es iſt nicht Clärchen, die mich hierher geführt hat, ich griff nach einem Buch in der Gartenſtube, um etwas in der Hand zu haben, ich wußte ſelbſt nicht, was es war. Ich kam her, fügte ſie verlegen und erröthend hinzu, weil ich dich ſuchte.

Mich, Franziſka? Wirklich? Du haſt mich über den Gäſten alſo nicht ganz vergeſſen. O, ich bin ungerecht, abſcheulich, vergieb mir, ſüße Franziſka, ich weiß ſelbſt nicht, was ich ſage. Es iſt lächerlich, aber ich läugne es nicht, ich bin eiferſüchtig auf Aurora, als wäre ſie ein Mann. Sie macht dir den Hof in einer Weiſe, daß ſie uns förmlich trennt; die Frauenzimmer ſind darin noch weit ſchlimmer als die Männer; ſie weicht ja kaum einen Augenblick von deiner Seite.

Du närriſcher Menſch, ſagte Franziska lächelnd, meinſt du, daß du allein Erlaubniß haben ſollſt, mich zu lieben? Komm, wir wollen dieſen ungeſtörten Augenblick benutzen, um recht vertraulich miteinander zu plaudern. Laß uns in den Wald gehen, mir iſt's, als könnte ich erſt da ſagen, wie mir um's Herz iſt.

Theodor nahm ihren Arm, und ſie gingen in den Wald. Es war ein herrlicher Morgen; das dichte Buchenlaub barg die Wandernden vor den heißen Strahlen der Sonne, die vom klaren blauen Himmel herab brannten. Unzählige Vögel ſangen und zwitſcherten durcheinander, in den fernen Dörfern wurde zur Kirche geläutet und von den im Walde graſenden Kühen hörte man das Geklingel ihrer melancholiſchen Glocken. Auf dem geſchlängelten Fußpfade, welcher bald hinter dem Gebüſch verſchwand, bald wieder zum Vorſchein kam, wanderten geputzte Bauern in ihrem Sonntagsſtaat und mit den abgenutzten Geſangbüchern in der Hand zur Kirche. Sie grüßten treuherzig und winkten mit zugeworfenen Handküſſen den Liebenden, welche unter dem großen Baum ſaßen, wo ſie einſt eines Abends gekniect und Gott um Kraft gebeten hatte, der Angſt und Gefahr zu widerſtehen, um ſein theures Leben zu retten.

Dies iſt unſre Kapelle, ſagte Theodor, hier halten wir unſern Gottesdienſt. Dieſer kleine Erdhügel iſt mein Altar, bei welchem ich mein Leben dem deinigen geweiht habe. Erinnerſt du dich wohl, daß es hier war, wo du zweifelteſt, ob ich dich beſtändig lieben würde, und ich dir antwortete: Wenn ich jemals vergeſſen könnte, was ich dir ſchuldig bin, dann möge der liebe Gott mich vergeſſen, denn dann verdiene ich nicht glücklich zu ſein. Mehr als je fühle ich in dieſem Augenblick die Wahrheit meiner damaligen Worte. — Doch kaum hatte Theodor dieſe Worte ausgeſprochen, als ihn der Gedanke wie ein Blitz durchfuhr, daß er ſie ja ſchon einmal vergeſſen hatte und dadurch den Schutz der himmliſchen Mächte verſpielt. Unwillkürlich hielt er ihre Hand vor die Augen, Franziska zog ſie leiſe zurück.

Mein Zweifel war gottlos, ſagte ſie. Ich war damals ein Kind und glaubte nicht an die Möglichkeit, ſo geliebt zu werden, wie ich fühlte, daß ich dich liebte. Jetzt weiß ich, wie ſündhaft dieſer Gedanke war, vergieb mir. Aber bereuen kann ich ihn dennoch nicht, denn eben durch dieſen Zweifel habe ich die Gewißheit erlangt, die jetzt unumſtößlich iſt und die mich ſo unſäglich glücklich macht.

Theodor umarmte ſie. Franziska lehnte ſich in liebender Befangenheit an ſeine Bruſt. So ſaßen ſie lange. Der Ring, den ſie noch immer an einer Schnur um den Hals trug, war herausgeglitten, Theodor ſpielte damit, während ſeine Gedanken noch einmal das ganze Regiſter ſeiner Undankbarkeit durchgingen. Dieſe Be-

93.

Argia hält den bangen Mann umfangen
Mit ihren weißen Armen immerfort,
Und netzt mit Thränenflüſſen ihm die Wangen,
Und jammert laut, und läßt ihn nicht vom Ort.
Als ob ſie ſchon ſich gegen ihn vergangen,
So innig ſchmerzt ſie jenes bittre Wort;
Sie klagt, ſein Argwohn ſei nur darum rege,
Weil er an ihrer Treue Zweifel hege.

94.

Zu lange währt' es, wollt' ich wiederholen,
Mit welchen Worten unſer Pärchen ſchied.
So ſei denn meine Ehre dir empfohlen,
Sagt er zuletzt, wie er von hinnen zieht.
Im Sattel ſitzt er wie auf heißen Kohlen,
Und fühlt, wie aus der Bruſt ſein Herz entflieht.
Sie folgt ihm nach, ſo weit die Augen ſchauen,
Die ihr Geſicht mit Thränen überthauen.

95.

Adonio hatt' indeſſen, ausgefegt,
Blaß, bärtig, wie du weißt, und voll Beſchwerde
Den Weg zur Vaterſtadt zurückgelegt,
Und hofft, daß Niemand ihn erkennen werde.
Er kommt zum See, der an die Mauer ſchlägt,
Wo er der Schlange half aus der Gefährde,
Die im Gebüſch von jenem Bauersmann
Belagert ward und kaum dem Tod entrann.

96.

Mit Tagesanbruch iſt er an dem Strande,
Indeß noch mancher Stern vom Himmel ſpäht,
Und ſieht in fremdem, zierlichem Gewande
Ein Weib, das gegen ihn am Ufer geht,

trachtung koſtete ihm einen Seufzer, den Franziska ſehr anders deutete. Sie hatte heimlich vorm Spiegel ihr eignes Bild gezeichnet. Trotz der Mängel glich es ihr. Es war für Theodor beſtimmt, doch hatte ſie bis jetzt keine Gelegenheit gefunden, es ihm zu geben. Heute hatte ſie beſchloſſen, ihm ihre Gabe zu bringen. Als ſie ihn nach dem Garten gehen ſah, nahm ſie das Bild, doch als ſie in die Gartenſtube kam, hörte ſie Stimmen. Schnell verbarg ſie es in einem Buch, das auf dem Tiſche lag, und nahm es mit ſich. In ſeiner launiſchen Heftigkeit hätte Theodor beinahe Buch und Bild vertilgt und ihre Abſicht zunichte gemacht. Als er jetzt ſeufzend den Ring betrachtete, erinnerte ſie ſich plötzlich des faſt vergeßnen Bildes; es war, als hätte ſie ſich ſelbſt gänzlich vergeſſen, um nur an ihn zu denken.

Du biſt gegen mich ſo liebevoll geweſen und haſt mir dieſen Ring geſchenkt, welcher mein theuerſter Schatz iſt, ſagte ſie, und dein Bild, mit dem ich rede, jedesmal, wenn ich allein bin und ihm alle meine Gedanken vertraue. Ich habe keinen Ring dir zu geben, Theodor, aber ich fühle ein unendliches Bedürfniß, die einzige Erinnerung, die du aus der Kindheit unſrer Liebe haſt, mit einer andern zu vertauſchen. Es iſt mir unheimlich, daß du ein wenig ſchwarze Erde als Andenken verwahrſt. Damals war ich ſelbſt thöricht genug, die Beſtändigkeit deiner Liebe an jene Sandkörner zu binden. — Theodor ſeufzte abermals tiefer als vorhin bei dem Gedanken an dies verſchwundene Amulet. Franziska fuhr fort: Solche unbeſonnene Worte haben Gottlob! keinen Einfluß, dennoch denke ich mit einer unerklärlichen Angſt an die kleine Düte. Mir ſcheint's mitunter, als hätte ich ſelbſt deine Liebe zu mir unter dieſem kleinen Erdhügel begraben, den du eben unſern Altar nannteſt. Ich bitte dich, wirf die Erde ins Feuer, aber daß kein andres Element damit in Berührung kommt. Du wirſt es Aberglauben nennen, fügte ſie lächelnd hinzu; ich bin ſo lange auf dem Lande geweſen, daß ich wohl ein bischen abergläubiſch ſein darf.

Theodor ward verlegen und antwortete nicht. Als Erſatz bringe ich dir eine kleine Gabe, ſagte Franziska nach einer Weile, nimm ſie liebreich an und überſieh ihre Mängel. Sie iſt dir zu Liebe entſtanden. Wenn du dieſe blaſſen Züge betrachteſt, dann vergiß nicht, daß darunter eine liebende Seele wohnt, die ihr unverdientes Glück zu ſchätzen weiß.

Das beſcheidene Mädchen konnte den Satz kaum zu Ende bringen. Sie war verlegen, in einer ſo mangelhaften Form vor den Geliebten zu treten. Die Thränen traten ihr in die Augen, beinahe mit abgewandtem Geſichte blätterte ſie in dem Buche, nahm ein Blatt Papier heraus und reichte es ihm. Doch kaum hatte er einen Blick auf die Zeichnung geworfen, als er mit der unverkennbarſten Ueberraſchung ausrief: Franziska, das war ein bittrer Scherz! Das habe ich von dir nicht verdient.

Franziska ſah ihn betroffen an. Er hielt das Blatt noch in der Hand und ſtarrte darauf. Ein Blick genügte, um ihr zu zeigen, daß es nicht ihr Bild ſei; das Buch hatte, außer der ihrigen, noch eine Zeichnung enthalten. Eine junge Dame bückte ſich über eine Harfe, die ſie im Arme hielt, die Hand ruhte noch auf den Saiten, das Geſicht war durch ein Taſchentuch verdeckt, das ſie vor die Augen hielt, ihre Stellung drückte Kummer aus. Neben ihr ſtand ein junger Mann in einer gleichgültigen Stellung, die eine Hand hatte er in die Taſche geſteckt, mit der andern ordnete er ſeine Schuhſchleife, wobei er den Fuß auf einen Stuhl geſetzt hatte. Es war mit Bleifeder ſkizzirt, aber gut und dreiſt. In einer Ecke, als beziehe es ſich nicht auf die Zeichnung, ſtand der deutſche Vers:

„Das Herz allein ſchafft Höll' und Paradies.“

Aurora! rief Franziska erſchrocken.

Clärchen! ſagte Theodor langſam. Soll ich ſie denn überall finden, wie ein allgegenwärtiges Weſen, dem zu entfliehen unmöglich iſt! Dennoch iſt es eine unbillige Strafe, Franziska. Ich habe für dieſe Sünde in meinem Herzen Buße gethan, ich habe meine Unart erkannt und nur zu gern Abbitte thun wollen.

Ach nein, es iſt keine Strafe, ich habe mich geirrt — ich wußte nicht, daß dieſe Zeichnung da war — ich habe dies nicht gezeichnet — es iſt Aurora — ſtotterte Franziska.

Aurora? Hat Aurora das gezeichnet? fragte Theovor und betrachtete es wieder; Franziska ſchwieg und wollte in Thränen ausbrechen. Er bemerkte es nicht und ſagte lächelnd: Clärchen bleibt ſich ſelbſt gleich. Sieh einmal, wie viel Koketterie in dieſer kleinen Rache liegt. Und der Vers, den man für den Seufzer halten könnte, den das Taſchentuch erſtickt. Es iſt in der That allerliebſt. Doch was iſt dir, liebe Franziska, biſt du nicht wohl? Du wirſt blaß, du weinſt, um Gotteswillen, biſt du krank?

Franziska bezwang ſich gewaltſam. Es iſt nichts, mir wurde ſchwindlig, es iſt vorüber. Es iſt ja lächerlich, daß etwas ſo Unbedeutendes einen ſolchen Eindruck auf mich macht. Wir wollen nach Hauſe gehen, wo man uns vielleicht vermißt. Ich bitte dich, laß uns nicht hier bleiben, es iſt hier ſo ſchwül, und mir könnte wieder übel werden. Ich muß nach Hauſe.

Theodor ſtand auf und begleitete Franziska durch den Wald. Seine liebevolle Theilnahme beruhigte ſie nach und nach. Er trug noch das Buch mit den beiden Zeichnungen. Franziska nahm es und eilte auf ihr Zimmer. Hier nahm ſie das Portrait heraus, betrachtete es wehmüthig und legte es an ſeinen alten verborgenen Platz, mit ſehr anderen Gefühlen, als die, mit denen ſie es hervorgeholt hatte, um es Theodor zu ſchenken. Daß das Schickſal ihre eigne Hand benutzt hatte, um Aurora's Bild ſtatt des ihrigen unterzuſchieben, beunruhigte ſie ſo ſehr, daß ſie ſich nicht zu beherrſchen vermochte. Sie betrachtete die Zeichnung und konnte ſich kaum überreden, ſie wieder in das Buch zu legen. Noch ſchwankend zwiſchen der Verſuchung, dieſen kleinen Diebſtahl zu begehen, und der Scham darüber, hörte ſie die Stimme ihrer Mutter im Gang. Schnell verwahrte ſie die Zeichnung in ihrem Tuch, nahm das Buch und ging auf einem andern Weg in den Gartenſaal. Es war Niemand da, und ſie legte das Buch dahin, wo ſie es genommen hatte. Theodor kam eben durch den Garten gegangen. Es war ihr nicht möglich, ihn jetzt zu ſehen. Sie flüchtete abermals und verſteckte ſich in einem entlegenen Gartenhäuschen, um ſich die beklemmte Bruſt durch Thränen zu erleichtern.

Nach und nach jedoch kehrte die Hoffnung in ihre Seele zurück und verlieh ihr eine heitere Ruhe. Sie nannte ſich ſelbſt ein großes Kind und nahm ſich ernſtlich vor, gegen all ſolche kindiſchen Anfechtungen anzukämpfen. Die Zeichnung, die ihr nicht gehörte, und die wahrſcheinlich nicht dazu beſtimmt war, von irgend wem geſehen zu werden, wollte ſie wieder an ihren früheren Platz legen. Es war gewiß ſehr gegen Aurora's Wunſch, daß Theodor ſie geſehen hatte, — ſie ſchloß das aus ihrer eignen Beſcheidenheit, — aber ſie wollte ihn bitten, dieſe Entdeckung zu verſchweigen, und ſelbſt das ſchien ihr unnöthig, denn ſein eignes Gefühl mußte ihm Schweigen auferlegen.

Mit dieſem Gedanken betrat ſie die Gartenſtube. Jedoch ihr Vorſatz wurde vereitelt; Theodor ſaß in der Sophaecke, den Kopf auf die Hand geſtützt; ſie glaubte, er ſchlafe, und wollte ſich fortſchleichen, um ihn nicht zu ſtören; doch als ſie nach dem Buch ſuchte, entdeckte ſie es auf dem Tiſch vor ihm. Er war in Egmont ſo vertieft, daß er ſie gar nicht bemerkte, und ſie ſchlich ſich fort, noch leiſer, als ſie gekommen war. —

Zu Mittag kamen der alte Doctor und noch einige Herren aus der Umgegend. Franziska hatte ihre Traurigkeit verwunden, ſie trat wieder lächelnd ein, Theodor war ſo heiter wie ſeit lange nicht. Die ganze Geſellſchaft war in fröhlichſter Stimmung. Am Nachmittag zerſtreute man ſich im Garten. Der alte Doctor wollte die jungen Damen begleiten. Theodor, welcher beſtändig um Franziska war, ſchlug vor, daß man ſchaukeln ſolle; doch auf dem Wege zur Schaukel bat Aurora ihn, ihr Taſchentuch zu holen, das ſie im Gartenſaal hatte liegen laſſen. Da Sie, wie ich ſehe, in ſo ungewöhnlich guter Laune ſind, darf ich vielleicht eine ſo dreiſte Bitte wagen, ſagte ſie. Franziska, in der Furcht, er würde nach einer Ausflucht ſuchen, ſtieß ihn unmerklich an den Arm. Er drehte ſich fragend gegen ſie, ſie nickte verlegen über ſeine Ungeſchicklichkeit, und dadurch bekam ihre gute Abſicht ein anderes Anſehen, das Aurora nicht angenehm ſein konnte. Theodor ging. Als er wieder kam, ſaßen Franziska und Aurora in der Schaukel, und der alte Doctor ſchaukelte ſie aus allen Kräften, obwohl er ſtöhnte und puſtete. Indem ſie vorbeiflogen, griff Aurora nach ihrem Tuch, ohne ein Wort zu ſagen. Theodor drehte ihr den Rücken. Der alte Doctor warf ihm im ſelben

Augenblick den Strick zu und rief: Nun ziehen Sie, ich bin alt genug, um abgelöſ't zu werden. Doch Aurora verbot es ihm, ſie wolle ihm keine Ungelegenheit machen.

Ich diſpenſire Sie von jeder Dankbarkeit, ſagte Theodor, ich weiß, daß Sie die haſſen. Es mag auf Fräulein Franziſka's Koſten gehen, ſie wird ſchon den Dank für Sie Beide übernehmen.

Franziſka lachte, um einen Scherz daraus zu machen. Ketty und der alte Doctor lachten auch. Davon angeregt, zog er die Schaukel noch ſtärker an, die dadurch ins Schwingen gerieth. Aurora ſchrie, ſie fürchte ſich. Theodor ließ aber nicht nach, ſondern rief: Die Engel haben ihre Heimath in den höheren Regionen, Fräulein Engel kann ſich deßhalb unmöglich fürchten, die Wipfel zu erreichen.

Aber ich will jetzt nicht mehr ſchaukeln, ich befehle Ihnen aufzuhören, rief Aurora mit einer Stimme, die es zweifelhaft machte, ob es Scherz oder Ernſt ſei. Theodor antwortete ausgelaſſen: Laſſen Sie ſich herab zu bitten, Fräulein Aurora. Es iſt vielleicht das erſte Mal in Ihrem Leben, daß Sie dazu gezwungen ſind. Sie können jetzt mit Wahrheit ſagen: ich bin übel dran.

Allein Aurora bat nicht. Als die Schaukel nahe an den Boden kam, wollte ſie herausſpringen, doch dieſe hob ſich wieder, ohne daß ſie den Augenblick ſchnell genug benutzt hatte. Jedoch einmal im Springen begriffen, konnte ſie nicht mehr anhalten und ſtürzte aus der Höhe herab. Die Schaukel ſenkte ſich wieder, erſchrocken ließ

Franziska den Strick los und ſtieß einen Schrei aus, — im ſelben Augenblick lagen beide jungen Damen auf dem Boden.

Theodor's Schreck war unbeſchreiblich. Der alte Doctor ſchlug die Hände zuſammen, Ketty war nahe daran ohnmächtig zu werden. Die Andern, welche den Schrei gehört hatten, kamen herzu und vermehrten nur die Verwirrung. Theodor hob Franziska in ſeinen Armen empor. Er beachtete Aurora nicht, welche noch betäubt lag, als Franziska ſchon zu ſich gekommen war. Sie konnte nicht reden und war blaß wie eine Leiche. Er trug ſie mehr ins Haus, als daß er ſie führte; ihre Mutter und Ketty legten ſie aufs Bett. Mittlerweile hatte ſich Aurora erholt. Sie ſah ſich um, verwundert, nur Herrn Gorlöv und die fremden Herren zu finden. Die Liebe zu Franziska hatte alle Damen des Hauſes zu dieſer gezogen. Aurora konnte nicht aufſtehen; der eine Fuß war entweder gebrochen, oder doch wenigſtens verrenkt. Die Dienſtboten wurden gerufen, um ſie in einem Seſſel hinaufzutragen. Theodor war außen vor Franziska's Thür geblieben, bis er ihre Stimme gehört hatte; da fiel ihm plötzlich Aurora ein, und er eilte in den Garten zurück, wo er dem ſich langſam bewegenden Zug begegnete. Aurora ſaß in einem Lehnſeſſel, mit dem Tuch vor den Augen, wie um ihren Schmerz zu verbergen. Herr Gorlöv ging an der einen Seite, der alte Doctor an der andern, hinterdrein kamen die fremden Herren.

Sachte, Kinderchen, ſachte, es muß vorſichtig gegangen werden, damit iſt nicht zu ſcherzen, ſagte der Doctor. Sie ſind ein allerliebſtes kleines Fräulein, daß Sie gar nicht klagen. Na, na, die Luſtigkeit nahm freilich ein ſchlechtes Ende. Wir wollen den Fuß aber ſchon wieder in Ordnung bringen, und den erſten Tanz auf dem Erntefeſt ſollen Sie mit mir tanzen, das verſpreche ich Ihnen. — So tröſtete der Doctor die arme Aurora.

Theodor flog ihnen entgegen. Um Gotteswillen, Fräulein! rief er und hielt den Zug an; haben Sie ſich verletzt? wie geht es Ihnen?

Aurora nahm das Tuch von den Augen und ſah ihn ſchmerzlich an. Wie Sie es mir prophezeit haben, ich bin übel dran.

Ja freilich iſt ſie übel dran, das arme Kind, ſagte der Doctor, das weiß der Himmel, und das um ſolcher Narrenspoſſen willen. — Der alte Herr vergaß in einem Eifer, daß er ſelbſt daran Theil genommen hatte. Darauf fuhr er fort: Laßt uns wieder anfaſſen, ſo, ſachte, ſachte; da iſt eine Stufe, ſtoßt nicht an die Thür. Nehmt den Stuhl da weg! So! Jetzt geht's! Nun wollen wir ſie auf ihr Zimmer tragen. Oder noch beſſer, wenn wir ihr hier unten eine Stube zurecht machten, um ſo eher kann ſie an die Luft. Geht nur ins Cabinet, Kinderchen, da wollen wir bleiben. — So commandirte der alte Doctor und geleitete Auroren, die nicht ein Wort ſprach, aber die Zähne vor Schmerz zuſammenbiß, in ein Zimmer neben der Gartenſtube, wo ſie auf ein Sopha gelegt wurde.

Die Damen des Hauſes fanden ſich nach und nach ein. Franziska war zu Bett gebracht; ihre Bruſt, gegen eine Baumwurzel geſtoßen, war braun und blau unterlaufen, indeß hatte es keine Gefahr. Der Doctor unterſuchte Aurora's Fuß, der verrenkt und ſtark angeſchwollen war; da er denſelben nicht wieder einrichten konnte, wurde Theodor gerufen, Aurora's Widerſtreben zum Trotz. Der alte Doctor freute ſich, einen Collegen zur Hülfe zu haben. Aurora litt mit heldenmüthiger Standhaftigkeit die Schmerzen, welche dieſe Operation verurſachte.

Die Fremden fuhren fort. Frau Gorlöv und Ketty gingen von einer Stube zur andern und theilten ſich in die Pflege der beiden Leidenden. Der alte Doctor nahm auch Abſchied, nachdem er Franziska noch einen Beſuch abgeſtattet und ihr ſeine Verordnungen hinterlaſſen hatte. Aurora bat ihn, bald wiederzukommen, doch er erklärte es für unnöthig in den erſten acht Tagen. Sein Amanuenſis, wie er Theodor nannte, könne einſtweilen ſeine Praxis bei den jungen Damen übernehmen. Aurora fragte gleich, ob ſie die Reiſe nach Copenhagen nicht vertragen würde; es war offenbar, daß ſie ſich lieber einer langen ſchmerzvollen Reiſe ausſetzen wollte, als von Theodor behandelt zu werden. Doch der Doctor verbot es mit einem derben Fluch. Theodor verwünſchte in ſeinem Herzen ſein früheres ungerechtes Benehmen gegen Aurora, das dem armen Mädchen einen ſolchen Abſcheu gegen ihn eingeflößt hatte.

Am Abend verſammelte ſich, während nur Ketty

Ihr ganzes Ausſehn zeugt von hohem Stande,
Obgleich nicht Magd noch Knappe bei ihr ſteht.
Mit holden Blicken kommt ſie ihm entgegen
Und löst den Mund zu dieſem Wort voll Segen:

### 97.

Du kennſt mich nicht, doch bin ich deine Muhme,
Und hochverpflichtet, Ritter, bin ich dir.
Aus Kadmus in dem hohen Alterthume
Ging unſer beider edles Blut herfür.
Fee Manto bin ich, die zum ſpätern Ruhme
Den erſten Stein gelegt des Dorfes hier,
Das, wie du wohl durch das Gerücht vernommen,
Von mir den Namen Mantua bekommen.

### 98.

Ja, eine Fee bin ich, und will dir ſagen,
Wie's mit dem Feenweſen ſich verhält:
Wir haben jedes Erdenweh zu tragen,
Nur ſind wir nicht dem Tode bloßgeſtellt;
Doch iſt, nicht minder herb als Todesplagen,
Ein Umſtand zur Unſterblichkeit geſellt:
Wir müſſen's alle ſieben Tage leiden,
Daß wir als Schlangen an der Erde weiden.

### 99.

In dieſer ſchnöden Schuppenhaut zu ſtecken,
Zu kriechen, iſt ſo ſchändlich und verrucht,
Daß nichts ſo bitter kann auf Erden ſchmecken
Und daß ihr Leben jede Fee verflucht.
Noch will ich, Jüngling, dir zugleich entdecken,
Wie dir mein Dank geworden ungeſucht:
Du kannſt dir denken, daß an dieſem Tage
Unendlich uns Gefahr bedroht und Plage.

bei Franziſka blieb, die ganze Familie unten bei Aurora. Ihre Harfe, ihre Noten, Bücher, Zeichenmappe, alle ihre Sächelchen, kurz Alles, was Frau Gorlöv ſich nur ausdenken konnte, um es ihr behaglich zu machen, wurde zu ihr hineingebracht. Sie fand eine Art Troſt darin, jeder Sache ihren Platz anzuweiſen, und bald hatte ſie das kleine Cabinet in ein gemüthliches Krankenzimmer umgewandelt. Als Theodor eintrat, — er wagte es nicht, ohne Frau Gorlöv's Fürſprache ſich der mit Recht Erzürnten zu nahen, — war ihm Alles fremd. Aurora lag auf dem eiligſt in ein Bett verwandelten Sopha; die weiße Kleidung, das ſchöne Haar, in Locken unter dem weißen Tuche ſich hervorſtehlend, das in einer Schleife unter dem Kinn gebunden war, die ruhende Stellung mit der Hand unter der Wange, der leidende Ausdruck, Alles trug dazu bei, ihre natürliche Schönheit zu erhöhen. Er ſtand wie verſteinert und konnte kaum eine Frage nach ihrem Befinden hervorſtammeln.

Aurora ſah ihn verſöhnlich an und reichte ihm die Hand mit den Worten: Ich könnte wohl fragen, wie die Geängſtete im Märchen: „Daniel, Daniel, warum verfolgſt du mich?“

Dieſe directe, wenn auch milde Anklage brachte Theodor ganz aus der Faſſung. Er bückte ſich über ihre Hand, die er küßte, und konnte nur die Worte hervorbringen: O Fräulein, ſeien Sie barmherzig.

Aurora drückte ihm faſt unmerklich die Hand und ſagte: Es wäre unbillig, Sie allein die Schuld tragen zu laſſen; ich habe mir genau eben ſo viel vorzuwerfen, wie Sie, wir waren Beide unbeſonnen. Die arme Franziska iſt die Einzige, welche unſchuldig leidet. Wie ich aber höre, iſt ſie Gottlob am Beſten davongekommen. Sie müſſen ſich darein finden, mein Mitſchuldiger zu ſein, das ſei Ihre Strafe.

Theodor blieb den ganzen Abend unten. Um Aurora zu zerſtreuen, ſollte vorgeleſen werden. Sie wählte einige Scenen aus Egmont, und er mußte Vorleſer ſein. Als er das Buch aus der Hand legte, hatte er den Schluß gezogen, daß man ein dramatiſches Werk laut leſen müſſe, um es richtig zu beurtheilen. Clärchens verhaßter Charakter ſtand während des Leſens in einem viel vortheilhafteren Licht vor ihm, als da er das Buch leiſe für ſich geleſen hatte.

Franziska war indeſſen nicht am beſten davongekommen. Sie ſtand freilich ſchon am nächſten Tag wieder auf und half Aurora pflegen, aber ihre Bruſt ſchmerzte beſtändig, und ſie hatte ſpäter noch lange Zeit Blutſpucken. Sie verbarg indeß ihren Zuſtand vor Allen, außer vor meiner Mutter, und war alſo die einzig Leidende, denn unter Theodor's Cur beſſerte ſich Aurora's Fuß Tag für Tag und verurſachte ihr beinahe keine Schmerzen, ausgenommen beim Verbinden. Hatte ſie im erſten Augenblick viel Muth bewieſen, ſo beſaß ſie jetzt gar keinen mehr, ſobald es galt den Fuß zu gebrauchen, und drei Wochen nachdem das Unglück geſchehen war, lag ſie noch auf dem Sopha im Cabinet, welches der Sammelplatz der Familie geworden war.

Theodor fand die ganze Zeit über wenig Gelegenheit, mit Franziska zu ſprechen, da Beide bald abwechſelnd, bald zuſammen bei Aurora waren. Dieſe hatte ſich ſo an Franziska's Pflege gewöhnt, daß ihr nichts ſchmeckte, was nicht aus den Händen der Freundin kam, und dies ſpornte das liebevolle Mädchen, ihre Kräfte faſt über Vermögen anzuſtrengen. Gewiß war ſie die Schwächere, und wenn man die blaſſe, zarte, feingeſtaltete Franziska ſah, wie ſie die rothwangige volle Aurara, die auf dem Sopha lag, pflegte, hätte man denken ſollen, daß die Kranke und die Geſunde die Rollen getauſcht hätten. In einzelnen Augenblicken fiel Franziska's Bläſſe auch Theodor auf, doch ſie wußte immer ſeine Aufmerkſamkeit von ſich auf Aurora zu lenken. Theodor befolgte dies nur zu willig.

Der argloſen Franziska fiel es mit keinem Gedanken ein, daß Theodor in Aurora verliebt ſein könnte, und doch war dem ſo. In den erſten Tagen nach ihrer Ankunft hatte ihre Schönheit ihn geblendet, ohne daß er ſich's geſtehen wollte, doch ſah ſie ihn als ſichere Eroberung an, weil weder Franziska noch Ketty ſich in Schönheit mit ihr meſſen konnten, und ſie vernachläſſigte ihn deßhalb. Theodor's Eitelkeit ward verletzt, und er fand ſie kokett, leichtſinnig und herzlos. Schon damals war es verſchmähte Liebe, die ihn zu ihrem Gegner machte. Es ärgerte ihn, daß Aurora ſeine Aufmerkſamkeit nicht beachtete, und er ließ ſeiner ſchlechten Laune freien Lauf. Franziſka's Vermittelung weckte jedoch eine beſſere Meinung bei ihm, und nun wollte er Aurora gewinnen. Sie bemerkte ſofort dieſe Veränderung, allein ihrer Sache gewiß, that ſie, als achte ſie nicht darauf. Theodor hatte richtig geurtheilt, als er die Zeichnung eine überlegte Koketterie nannte, indeſſen konnte er ſich, ſeiner beſſeren Einſicht ungeachtet, der Wirkung derſelben nicht erwehren. Die anhaltende Aufmerkſamkeit, welche er Franziſka bewies, ſah Aurora als einen Eingriff in ihr Monopol auf jede Huldigung an. Sie ging darauf aus, die Beiden zu trennen. Die Scene bei der Schaukel war von Eiferſucht hervorgerufen, ſie hatte zwar einen unerwarteten und ungewollten Ausgang genommen, doch auch dieſen wußte Aurora ſich zu Nutze zu machen, und jetzt bezweifelte ſie ihren Sieg keinen Augenblick mehr. Sowohl Theodor wie Aurora waren eitel und Beide kokett. Man kann den, der ſeine Hoffnung auf ſolche Charaktere gebaut hat, nur beklagen: er hat ſein Haus auf Flugſand errichtet.

Bald konnte Theodor ſeine Gefühle für Aurora nicht mehr mit den hübſchen Namen Reue, Pflicht, chriſtliche Liebe, Freundſchaft beſchönigen, womit er bisher das aufwachende Gewiſſen in Schlummer gewiegt hatte. Er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß er Aurora liebte, wie er noch nie geliebt hatte; was ihn an Franziſka gebunden hatte, das war in der That nur Freundſchaft und Dankbarkeit. Er erinnerte ſich der vielen Beweiſe von Selbſtaufopferung, die ihm Franziska gegeben hatte, und warf ſich vor, daß Unbekanntſchaft mit dem, was Liebe ſei, ihn zum Betrüger an ihr gemacht habe; denn daß ſie ihm ihr ganzes Herz geſchenkt, konnte er vor ſich ſelbſt nicht in Abrede ſtellen. Als Aurora wieder zu gehen anfing, erſt auf Krücken, dann an einem Stock, und endlich, weil ſie ſich für die Andern zu ſchwer auflehnte, an ſeinem Arm, ſo daß ſie manche Stunde allein mit ihm zubrachte, die ſie nicht unbenutzt ließ, war er mitunter dem Verzweifeln nahe bei dem Gedanken an das Band, das ihn von ihr ſchied. Begegnete er in ſolchen Augenblicken, wo auch ſeine Sinne Verräther an ſeinem Herzen geworden waren, der ſorgſamen Franziska, welche ſich an ſeiner Aufmerkſamkeit für Aurora erfreute, ſo konnte er ſie nicht ohne Widerwillen anſehen, den er Mühe hatte zu verbergen. Franziska war leichtgläubig genug, denſelben als verhaltene Unzufriedenheit zu deuten, daß die Sorgfalt, die er Auroren beweiſen mußte, ihn ihres Umganges beraubte. Sie verdoppelte alsdann ihre Freundlichkeit und ſtellte alle Vorzüge ihrer Rivalin ins hellſte Licht, um es ihm recht einleuchtend zu machen, wie ſehr dieſe ſeine Aufmerkſamkeit verdiene. Dies war ſicherlich, bei einem Menſchen von Theodor's Charakter, das beſte Mittel, Aurora's Herrſchaft in demſelben Grade zu befeſtigen, wie die Franziska's gelockert wurde.

Doch nicht Alle waren ſo blind wie Franziska; ſowohl ihre Mutter wie Ketty ſahen klarer und zitterten vor dem Augenblick, der ihr Schickſal entſchleiern würde.

Aus Liebe zu Franziska wurden ſie Theodor's Mitſchuldige, ſie ſuchten die Unvorſichtigkeiten zu verdecken, die er öfter beging, und beſchäftigten Franziska, um ihre Aufmerkſamkeit von den halb geflüſterten Geſprächen abzulenken.

So war ein Theil des Sommers verſtrichen, und Theodor, welcher Anfangs Mai hinausgekommen war, befand ſich Ende Auguſt noch da. Aurora ging noch nicht allein, Ketty hatte einige Tage wegen einer ſtarken Erkältung das Bett gehütet und Franziska dieſe Zeit meiſtens bei des Paſtors Töchtern, eine Viertelmeile entfernt, zugebracht, welchen ſie bei einem Todesfall Troſt und Hülfe geweſen war. Theodor hatte dadurch Gelegenheit bekommen, faſt immer um Aurora zu ſein.

Eines Nachmittags beim Dunkelwerden kehrte Franziska von einem dieſer Beſuche heim; die ernſten Geſpräche der letzten Tage im Hauſe des Paſtors veranlaßten ſie zu einem Vergleich zwiſchen ihrem und dem Looſe dieſer armen Mädchen. Eine wohlthuende Zufriedenheit und Ruhe durchſtrömten ſie, und im Gefühl ihres tiefen Glücks betrat ſie das Haus in der fröhlichſten Stimmung. Auf der Treppe begegnete ihr das Mädchen, das Auroren ein Glas Limonade bringen ſollte. Sie nahm es ihr ab, um das ſelbſt zu thun. Die Thüre zwiſchen dem Cabinet und dem Gartenſaal ſtand angelehnt, ſie hörte Aurora die Harfe ſpielen und blieb ſtehen, um nicht zu ſtören. Es war Clärchens Lied. Theodor ſang die zweite Stimme dazu, allein ſowohl der Geſang wie die Begleitung waren eigenthümlich gedämpft. Wie mächtig ergriffen ſie die ſchönen Worte!

Es war ſo lange her, daß ſie Theodor's Stimme nicht gehört hatte. Seitdem die Ankunft der Fremden die liebe alte Hausordnung geſtört, hatte ſie nicht mehr in der Dämmerung am Clavier geſeſſen und ihn begleitet. Der bloße Klang ſeiner Stimme rief die glücklichſte Periode ihres Lebens zurück. Die Freude hat auch ihre Thränen, und dieſe wollten hervorbrechen, eine unendliche Wehmuth ergriff ſie. Sie ſetzte ſich an die Thür, um ſich den ſie beſtürmenden Gefühlen ganz hinzugeben, und athmete kaum, um den geliebten Tönen zu lauſchen.

Theodor's Stimme verhallte vor dem Schluß des Liedes, das Aurora zu Ende ſang. Als ſie leiſe die beiden letzten Zeilen wiederholte, drang ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt zu Franziska's Ohren. Sie glaubte einen leiſe durch die Luft ſchwebenden Gedanken zu vernehmen, der ihren Namen enthielt.

Er denkt an mich, flüſterte ſie zu ſich ſelbſt, wie auch ich nur an ihn denke. — Arme Franziska!

„Zum Tode betrübt", wiederholte Theodor. Sie ſingen mein Grablied, Aurora. — Ach, wie weit entfernt waren dieſe Worte von Franziska's Gedanken!

Und das meine, ſagte Aurora. Wäre ich doch nie hergekommen, fügte ſie nach einer Weile wie im Selbſtgeſpräch hinzu; was habe ich denn gethan, um ſo hart geſtraft zu werden?

Aurora, ſprechen Sie nicht ſo. Ich, ich allein bin ſchuldig. Weßhalb habe ich Ihnen nicht früher mein Verhältniß zu Franziska anvertraut, weßhalb flüchtete ich nicht, als ich nur die Wahl hatte zwiſchen der Flucht und dem Verrath an euch Beiden!

O Gott, Franziska!

Franziska hat einen ruhigen und liebevollen Charakter, ſie wird eine vorübergehende Unbeſtändigkeit verzeihen, wenn ſie dieſelbe bemerkt hat, oder ſie wird ſie nicht einmal bemerken. Es iſt noch nicht zu ſpät. Ich bin es, die fort muß, Sie werden mich bald vergeſſen, Franziska kann noch glücklich werden, was liegt an mir! Ich muß fort, ſogleich. . . .

Sie machte eine Bewegung, um aufzuſtehen, ſank aber zurück mit dem Ausruf: O Gott! Mein Fuß! Ich kann nicht!

Um Gotteswillen, ſchonen Sie ſich, Aurora! Doch verlaſſen Sie mich nicht, ich kann mich von Ihnen nicht losreißen, dazu fehlt mir die Kraft. Mein Leben iſt dahin — dahin! In meiner Unwiſſenheit habe ich es ſelbſt verſpielt, für mich giebt's kein Glück mehr in der Welt.

Aurora verbarg ihr Geſicht in dem Taſchentuch, Theodor kniete vor ihr und legte ſeine Stirn auf ihre Hand: Es giebt Pflichten, die ich erfüllen muß — grauſame Pflichten, denen ich unterliege und die meiner Anſtrengungen ſpotten werden, ſagte er leiſe.

Es wird mich vernichten, Theodor, doch es muß ſo ſein. Jetzt iſt es zu ſpät. Laſſen Sie meine Hand los, verlaſſen Sie mich, Sie ſind ja mit Franziska verlobt. Gehen Sie, Anker, überlaſſen Sie mich meinen Thränen!

Liebe, theure, angebetete Aurora! Wie bin ich unglücklich! Mein verruchter Leichtſinn iſt an Allem Schuld. Wie konnte ich glauben, daß ich Franziska liebte! Und bin ich nicht ein Ungeheuer von Undankbarkeit? Wer hat für mich ſo viel gethan, wie Franziska? Verdient ſie, daß ich es ihr mit Treuloſigkeit lohne?

Schweigen Sie, Anker! Sie tödten mich! Heirathen Sie, ich verlange es, heirathen Sie und ſeien Sie glücklich.

Glücklich? rief Theodor heftig. glücklich ohne Sie? Sie ſind grauſam gegen mich, Aurora. Sie martern mich, haben Sie wenigſtens Barmherzigkeit!

Faſſen Sie ſich, Theodor, bezwingen Sie Ihre Heftigkeit, die mich erſchreckt. Die Zeit muß Rath ſchaffen. Doch vergeſſen Sie nicht, daß Sie Franziska's Bräutigam ſind, fügte ſie mit einem Lächeln hinzu, das ſie eben ſo gut kleidete, wie es die Sonne kleidet, durch eine Regenwolke zu brechen.

Ich bewundre Ihre Faſſung, Aurora. Könnte ich es Ihnen nachmachen! aber dazu fehlt es mir an Stärke. Die Zeit . . . . ich erwarte nichts von der Zeit.

Muthloſer, ſagte Aurora, die Strafe iſt gerecht. Fühlen Sie jetzt, was es heißt, wenn man ſich ſelbſt ſagen muß: „Ich bin übel dran, ich bin in einer wunderlichen Lage.“

Sie ſind gerächt, Aurora, antwortete Theodor nicht ohne Bitterkeit. Das Glück eines ganzen Lebens iſt wohl ein Opfer, das die Unbedachtſamkeit eines Augenblicks ſühnen kann. Oder iſt die weibliche Eitelkeit noch nicht zufrieden geſtellt?

Das ſagen Sie mir? mir, die vielleicht das größte Opfer von uns Beiden bringt? rief Aurora mit weinender Stimme. Ich habe wohl mehr Grund, Sie zu fragen, wie viel die männliche Eitelkeit zu ihrer Befriedigung braucht. — Sie hielt wieder das Tuch vor die Augen und weinte.

Verzeihung, geliebte Aurora, ich bin von Sinnen, und weiß ſelbſt nicht was ich ſage. O, können Sie mir verzeihen? Er kniete noch immer; Aurora legte die Hand auf ſeinen Kopf, und ihre Finger ſpielten mit ſeinen Locken.

Eine tödtliche Mattigkeit, deren ſie nicht Herr werden konnte, hatte Franziska gezwungen, Zuhörerin bei dieſer Scene zu ſein. Schon die erſten Worte hatten genügt; ihr Herz ſtand faſt ſtill; jedes der folgenden bohrte ſich wie ein ſpitzes Meſſer hinein und hinterließ unheilbare Wunden. Sie lehnte die Stirn gegen den Thürpfoſten und weinte. Doch plötzlich fuhr ſie in die Höhe und eilte wie ein gejagtes Reh aus der Stube. Auf ihrem Zimmer angekommen, fiel ſie meiner Mutter um den Hals mit den Worten: Ketty, Ketty, was habe ich gehört!

Es ahnte meiner Mutter gleich, von welcher Seite das Unglück ihre Couſine getroffen hatte, und ſo ward

100.

Kein Thier auf Erden iſt verhaßt wie Schlangen;
Auch uns, auf dieſe Mißgeſtalt erpicht,
Verfolgen ſie mit Stecken und mit Stangen,
Und wer uns ſieht, der hetzt und haut und ſticht.
Wär' nicht ein Loch im Boden zu erlangen,
So fühlten wir der Feindeshand Gewicht.
Erwünſchter wär' der Tod, als unter Streichen
Halb krumm und lahm gedroſchen hinzuſchleichen.

101.

Der große Dienſt, durch den du mich verpflichtet,
Iſt, daß du einſt an dieſem kühlen Strand
Vor eines Bauers Prügel mich geflüchtet,
Der mich verſetzt in einen harten Stand.
An Kopf und Rücken übel zugerichtet,
Entkam ich ohne deine Ritterhand.
Hätt' er mich auch nicht völlig aufgerieben,
So wär' ich doch lahm und zerquetſcht geblieben.

102.

Denn wenn wir mit der Bruſt am Boden gehen,
Gehüllt in die verwünſchte Schlangenhaut,
Vermag der Himmel uns zu widerſtehen,
Der ſonſt gehorcht auf einen leiſen Laut.
Zu andern Zeiten bleibt die Sonne ſtehen,
Auf unſer Wort, von Finſterniß umgraut,
Die Erde ſchwankt mit ihrem feſten Steuer,
Das Eis entbrennt, und es gefriert das Feuer.

103.

Und jetzo bin ich mit dem Lohne hier
Für jene Wohlthat, die du mir erwieſen.
Umſonſt begehrt man keine Gunſt von mir,
Wenn mich die Schlangenſchuppen nicht umſchließen.

es ihr möglich, ihr entgegen zu kommen und ihr das ſchwere Bekenntniß zu erleichtern. Die beiden Freundinnen brachten den Abend miteinander zu; Franziska war untröſtlich, ihren Entſchluß hatte ſie bald gefaßt, aber damit war die tiefe Wunde ihres Herzens nicht geheilt.

Als Alles im Hauſe ſtill geworden war, begab ſich meine Mutter mit klopfendem Herzen nach dem Flügel, wo Theodor wohnte. Sie hielt den Ring und Theodor's Bild in der Hand. Zitternd klopfte ſie an, doch ſie bekam keine Antwort, und die Thüre war verſchloſſen. Erleichterten Herzens ging ſie zurück. Die Gartenthür ſtand halb offen, man hatte wohl vergeſſen ſie zu ſchließen; ſie wollte es thun, doch der klare Mondſchein veranlaßte ſie, hinauszutreten. Dort ſtand Theodor vor Aurora's Fenſter, auf dem Fenſterſims lehnend und ihr zuflüſternd, und ſie beugte ſich, ein Tuch um den Kopf geſchlungen, zu ihm hinaus. Erſchrocken kehrte Ketty um, allein Theodor hatte ſie geſehen und wußte ſich verrathen. Noch bevor ſie das Gartenzimmer verlaſſen hatte, ſtand er neben ihr und fing eine verwirrte Rede an, worin er dieſe „zufällige Begegnung“ mit einer improviſirten Geſchichte bemänteln wollte, die einer ſchlechten Lüge ſo ähnlich ſah, wie ein Waſſertropfen dem andern. Seine Verwirrung erleichterte meiner Mutter, was ſie ihm zu ſagen hatte. Sie hielt ihm vor, was ſie geſehen, was Franziska gehört, und ſchloß damit, ihm den Ring und das Bild zurückzugeben. Die Unterredung war kurz und entſcheidend. Ohne auf ſeine Verſicherung oder

Weigerung zu achten, legte ſie die Pfänder ſeiner Treuloſigkeit auf den Tiſch und verließ ihn mit der Bitte, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen.

Der armen Franziska verſchwieg ſie, wie ſie ihn getroffen, und berichtete nur, daß ſie ihn im Garten gefunden und ihren Auftrag ausgeführt habe. Sie verbrachten eine kummervolle und ſchlafloſe Nacht. Am nächſten Morgen war Franziska krank. Theodor reiſ'te nach Copenhagen zurück, ohne von den Couſinen Abſchied zu nehmen. Als er fort war, langweilte ſich Aurora und unterſtützte dadurch Ketty in der Ausführung ihres Planes, ſie zugleich mit meiner Großmutter zu entfernen und allein zurückzubleiben. Erſt nach ihrer Abreiſe vernahm Frau Gorlöv von Ketty, daß Franziska's Verlobung zurückgegangen ſei; der Vater erfuhr nie etwas davon, und wenn er Theodor's Geſellſchaft vermißte und für ſein Wiederkommen Pläne machte, ſo konnte die arme Franziska die Thränen nicht zurückhalten. Sie ſchlich ſich in den Garten und weinte ſich unter demſelben Lindenbaume aus, wo Theodor ſie einſt weinend angetroffen und ſich mit ihr verlobt hatte. Aber in den Wald kam ſie faſt nie, und an die Stelle, wo ſie in jener Nacht gekniet und zu Gott geflehet hatte, erſt viel ſpäter, nachdem die Zeit Jahre zu der eben erzählten Begebenheit gefügt hatte, Jahre, die Franziska in einem ſchweren Kampf mit einem gebrochenen Herzen verbrachte, in welchen ſie ſich rüſtete, den Spott und die Härte zu ertragen, die oft die Ungerechtigkeit des Schickſals begleiten, und woran ihre Nächſten treulich Theil genommen haben. Und dies iſt Tante Franziska's einfache Jugendgeſchichte. — —

Rudolph ſchwieg. Luiſe trocknete ihre Augen und bückte ſich über ihr Nähzeug. Flora wollte ihre Bewegung verbergen, der ſie ſich Arnold gegenüber ſchämte, da ſie wußte, daß er darüber ſpotten würde. Sie zog den Faden aus der Nadel und ſuchte ihn wieder einzufädeln, um einen triftigen Grund zu haben, mit den Augen zu blinzeln. Die Couſinen und alle Herren hatten Rudolph's Erzählung gleichgültig zugehört.

Zürnen Sie nicht, Rudolph, ſagte Arnold, aber ich hatte wirklich gehofft, daß etwas mehr bei Ihrer Erzählung herauskommen würde. Oder haben Sie etwas unter die Decke geſteckt, wie zum Beiſpiel den Knaben, über welchen Frau Werner Ihnen einen Floh ins Ohr ſetzte? Sie lächeln. Ja, Sie haben den Knaben unterſchlagen, das ſehe ich, geben Sie ihn heraus und verſchweigen Sie uns nicht das Beſte vom Ganzen. Her mit dem Jungen, dann kann noch etwas aus der Geſchichte werden.

Ich muß mich wohl fügen, ſagte Rudolph, die neugierigen Blicke der Andern muſternd. Allein ich will Ihnen nicht verſchweigen, daß ich damit Tante Franziska's beſtes Geheimniß verrathe. So hören Sie denn:

Franziska hatte mehrere Jahre ſtill auf dem Lande gelebt. Meine Mutter war ihre einzige Freundin, ſie ſchrieben einander fleißig und Couſine Ketty kam jeden Sommer auf einige Monate zu Gorlövs. Das war für Franziska die beſte Zeit, wo ſie der theilnehmenden Freundin ihr Herz recht ausſchütten und von dem kurzen und ſo bitter entſchwundenen Glücke ſprechen konnte. Sie hatte in dieſer Periode mehrere Heirathsanträge; doch darüber weiß ich nichts Genaues und will es dahingeſtellt ſein laſſen. Mittlerweile war ſie zwanzig Jahre alt geworden, da ſtarb ihr Vater, und ihre Mutter zog nach Copenhagen, nachdem ein langwieriger Theilungsprozeß ihr ganzes Vermögen aufgezehrt hatte. Mit ihrer kleinen Penſion und einer noch kleineren Leibrente, welche Franziska aus einer Tontine bezog, in der ſie eingeſchrieben war, richteten ſie ſich genügſam ein, und Franziska verſtand es, immer am Ende des Monats einen kleinen Ueberſchuß in der Haushaltungscaſſe zu haben, oder ſie hatte noch etwas zu gut für die letzten Blätter der Flora Danica, welche ſie illuſtrirte. Wenn dann Frau Gorlöv darüber klagte, daß ihre Jugend nur Kummer und Mühe ſei, liebkoſ'te Franziska ſie und rechnete ihr all die Freuden vor, welche ihnen das Honorar von der Zeitung, die ſie in der Hand hielt, verſchaffen ſollte, und verſcheuchte mit einem Kuß die unmuthigen Worte, die der Mutter auf der Zunge ſchwebten.

Von Theodor ſprachen ſie nie, und wenn Frau Gorlöv ja einmal eine Aeußerung that, die an vergangene Zeiten erinnerte, genügte ein Blick Franziska's, um ſie zu unterbrechen. Sie ſchüttelte dann den Kopf und murmelte leiſe vor ſich hin: Armes Kind! Wie kann ſie nur dem Menſchen verzeihen! — Dann ſagte Franziska: Liebe Mutter, es iſt ſo leicht zu verzeihen. Doch wir wollen nicht weiter davon ſprechen, es betrübt dich nur.

Theodor hatte inzwiſchen Auroren geheirathet. Franziska erfuhr es von Ketty. Gott ſchenke ihm ſo viel Glück, wie ich es ihm wünſche, ſagte ſie. — Zwei Jahre ſpäter reiſ'te Theodor nach Rußland, wo damals Aerzte hoffen konnten ihr Glück zu machen. Ketty hatte gehört, daß es zum Theil ſei, um Aurora aus den Verbindungen zu reißen, in welchen ſie hier in Copenhagen ſtand, und die ihn beſtändig veranlaßten, ſeine Wahl zu bereuen. Sie lebten unglücklich mit einander, ihre Koketterie ſpannte ihn ewig auf die Folter, und die Schaar von Anbetern, die ſie um ſich verſammelte, war ihm eine tägliche Qual. Die beiden Gatten waren ſehr ins Gerede gekommen, und es mußte ihr ſchließlich eben ſo lieb ſein wie ihm, von hier fort zu kommen. Ketty verſchwieg dieſe traurigen Nachrichten, und Franziska erfuhr nichts davon, nur wußte ſie, daß ſie hinfort ihre guten Wünſche durch die Luft nach Petersburg ſchicken müſſe. Das that ſie auch.

Frau Gorlöv ſtarb und ließ Franziska allein zurück. Sie hatte mehrere Verwandte, doch die Aermeren, zu denen meine Großmutter gehörte, konnten nichts für ſie thun, die Reicheren wollten es nicht, und ſie wünſchte von ihnen auch keine Hülfe. Als meine Mutter ſpäter heirathete, bot ſie ihr ihr Haus an, doch Franziska ſchlug es aus, da ſie ſchon gewohnt war, allein mit ihrem Mädchen zu leben. Sie ſetzte ihre Beſchäftigungen fort, illuſtrirte die Flora Danica und übte im Stillen manche Wohlthat.

Theodor hatte jedoch nicht das Glück in Rußland gefunden, das er erwartete. Wohl vermehrte ſich ſein Vermögen, doch ſeine häusliche Ruhe verringerte ſich. Aurora kümmerte ſich wenig um ſeine Ermahnungen, gar nicht um ſeinen Zorn, und ſie hatte bald Verbindungen angeknüpft, die ſie über ſeine zunehmende ſchlechte Laune tröſteten. Er ſuchte nun auch ſeine Zerſtreuungen außer Hauſe. Sie ſahen ſich oft den ganzen Tag nicht, und wenn ſie ſich ſahen, geſchah es nur um zu zanken. Eines Abends vermißte er ſeine Frau, ſie war ſeit dem Morgen nicht wiedergekommen. Am nächſten Tag brachte der Diener eines ruſſiſchen Offiziers die Botſchaft, er möge ſie nicht erwarten, ſie ſei mit ſeinem Herrn nach Moskau gereiſ't und komme nicht wieder.

Petersburg war ihm nun verhaßt, nichts hielt ihn länger; er ſammelte daher ſein Vermögen, machte Alles zu Geld und ging an Bord, um nach Copenhagen zu ſegeln. Er hatte aber eine unglückliche Reiſe. Das Schiff trieb ganz hinab in die Oſtſee, ſtrandete an Rügen und ging unter. Die Paſſagiere retteten das Leben, aber weiter nichts, und Theodor ſtand als Bettler auf einer fremden Küſte. Kummer und körperliche Leiden nach dem unglücklichen Schiffbruch brachten ihn ins Krankenhaus, von wo er nach einem halben Jahre als geiſteskrank entlaſſen ward. Der däniſche Conſul nahm ſich ſeiner an und bezahlte die Ueberfahrt nach Copenhagen. Hier wurde er der Behörde übergeben, man kannte ihn nicht, die einzige Nachricht, die der däniſche Conſul geben konnte, war, daß er ein däniſcher Arzt ſei, welcher auf der Reiſe nach Copenhagen verrückt geworden. Paß und Papiere waren mit dem Schiff untergegangen. Man brachte ihn ins Irrenhaus. Hin und wieder hatte er doch lichte Augenblicke, dann nannte er Namen, welche endlich auf ſeine Perſönlichkeit ſchließen ließen. Nun gab man ihn einer Familie in Pflege, die zum Theil davon lebte, Geiſteskranke bei ſich aufzunehmen, und bei der er weit davon entfernt war, gut verpflegt zu ſein.

Stückweiſe erfuhr Franziska dieſe Begebenheiten, welche bald allenthalben beſprochen wurden. Sie hatte ſich ihn glücklich liebend und geliebt gedacht, und fand ihn jetzt unglücklich, verrathen, Gegenſtand eines Mitleids, das ihm nach Groſchen und Pfennigen zugemeſſen ward. Sie ſuchte ihn auf. Wie klopfte ihr Herz, als ſie mit der Wirthin vor ſeiner Thüre ſtand. Sie hatte ſich für eine entfernte Verwandte Theodor's ausgegeben. Jedes Wort der Beſchreibung ſeines traurigen Zuſtandes war ihrem Herzen eine brennende Wunde. Er kannte ſie nicht. Sie trat vor ihn hin, wie eine Fremde, von der er mit ſtumpfer Gleichgültigkeit die ihm dargebotene Pflege hinnahm. Er ahnte nicht, daß das Glas, das er mit thieriſcher Gier leerte, ihm von dem einzigen Weſen gereicht wurde, das ihm nicht den Rücken gewandt hatte, von der tief gekränkten Franziska. Mitunter glaubte ſie Spuren von wiederkehrender Vernunft an ihm zu entdecken, ſie wollte in den abgebrochenen Worten einen Sinn finden, aber ſie enthielten keinen, und ſie mußte ſich geſtehen, daß er nicht im Stande ſei, zu denken.

Ein ganzes Jahr hindurch beſuchte ſie ihn täglich, trotz aller Vorſtellungen meiner Mutter. Da erkrankte ſie. Ihr erſter Gang, ſobald ſie wieder an die Luft durfte, war zu Theodor. Sein Zuſtand war unverändert, er erkannte ſie noch nicht, er war nicht im Stande, einen einzigen Begriff zu faſſen, weder von der Gegenwart noch von der Vergangenheit, und er hatte ihre Abweſenheit kaum bemerkt, geſchweige ſie vermißt. Ungeachtet dieſer troſtloſen Nachrichten ſetzte Franziska ihre Beſuche fort. Es kam ihr vor, als ſei er ihretwegen unglücklich, als hätten die Worte die er zweimal ausſprach: „Vergeſſe ich dich jemals, dann möge der liebe Gott mich vergeſſen, denn dann verdiene ich nicht glücklich zu ſein“, des Himmels Fluch über ihn gebracht. Sie flehte aus innerſtem Herzen zu Gott, des Vergeſſenen wieder zu gedenken und ihm Gnade zu erweiſen, doch dem ſollte noch nicht ſo ſein.

Um dieſe Zeit, das weiß ich gewiß, hielt ein ehrenwerther Gutsbeſitzer, der Franziska ſchon als Kind gekannt hatte, um ſie an. Sie wußte, daß das ihr dargebotene Herz ihr ſchon ſeit ihrem ſiebzehnten Jahre gehört hatte. Es war ein recht ſchöner Mann, einige vierzig Jahre alt, Beſitzer eines ſchönen Gutes in der Gegend, wo Franziska ihre Jugend zugebracht hatte; er war reich, fügſam, gutmüthig, geachtet und verſtändig. Es iſt überflüſſig zu bemerken, daß Franziska's Eltern dieſe Partie immer gewünſcht hatten. Sie ſchlug ſie dennoch aus, um für Theodor's Pflege ihre Freiheit zu erhalten.

Am Abend, als ſie den Brief vollendet hatte, in welchem ſie ihrem Bewerber ihren unveränderlichen Entſchluß, nie zu heirathen, mittheilte, und den Kopf auf die Hand geſtützt daſaß, um ihn zu überleſen und noch einmal jeden Ausdruck zu erwägen, wurde ſie durch einen Eilboten zu Theodor's Wirthin gerufen. Das Mädchen wußte nicht, was geſchehen ſei, doch müſſe es wichtig ſein, denn ſie war beauftragt, das Fräulein zu erſuchen, ſofort zu kommen. Unterwegs durchkreuzten tauſenderlei Vermuthungen Franziska's Gehirn, und allemal verfiel ſie wieder auf die, daß Theodor zur Beſinnung gekommen ſei und die Wirthin geglaubt habe, dieſen glücklichen Augenblick benutzen zu müſſen. Die freudige Erwartung beflügelte ihre Schritte, — allein es war ein ganz anderer Anlaß, weßhalb ſie geholt wurde.

In dem einen Winkel ſeines Stübchens ſaß Theodor; der glanzloſe Blick, den er bei ihrem Eintritt auf die Thüre warf und dann wieder einem Bindfaden zuwandte, den er unaufhörlich von einem Finger auf den andern wickelte, überzeugte ſie ſehr bald davon, daß ihre Hoffnung ſie getäuſcht habe. Vor ihm ſtanden drei geleerte Teller; daß ſie von Zinn waren, bewies, daß man ihm ohne Gefahr nichts Zerbrechliches anvertrauen konnte. Das vordem rothwangige, volle Geſicht war blaß und eingefallen, das dunkelblaue Auge hatte zugleich mit dem Ausdruck die Farbe geändert, die lebhafte, ſprudelnde Abwechſelung von Witz und Gutmüthigkeit, Bedächtigkeit und Leichtſinn war verſchwunden; die blaugrauen Augen ſtierten ohne Ausdruck, ohne Sehkraft, ohne ſich auf irgend einen Gegenſtand zu heften. Das feine Grübchen im Kinn war von einem kurz abgeſchnittenen Bart bedeckt, das Haar gleichfalls kurz, die weichen, glänzenden Locken in harte, ſtruppige Borſten verwandelt, die hübſchen Hände mager und knöchern, und bewegten ſich mit einer Schnelligkeit, die ihnen ein ſpinnenartiges Ausſehen gab. Das Einzige, was von ehedem übrig geblieben, war das loſe Halstuch, das noch immer in dieſelbe nachläſſige Schleife gebunden war. Das war Theodor Anker.

Die Wirthin ſaß und ſpann mit ihrem gewöhnlichen mürriſchen Geſicht. Auf dem Tiſch lag ein Brief und ein Päckchen, und daneben ſtand ein kleiner Junge, welcher neugierig bald den fremden Mann, bald die fremde Frau, bald ein ältliches Frauenzimmer in ausländiſcher Tracht, das in der Ofenecke ſaß, betrachtete. Franziska blieb verwundert ſtehen. Die Wirthin berichtete, was geſchehen ſei. Die Fremde hatte ſich in halb verſtändlichem Deutſch als eine Schiffersfrau aus Reval vorgeſtellt, die den Auftrag hatte, den kleinen

Dreimal ſo großen Reichthum geb' ich dir,
Als dir die Eltern ſterbend hinterließen;
Auch fühlſt du nimmermehr der Armuth Pein:
Je mehr du gibſt, je größer ſoll er ſein.

104.

Und weil ich weiß, daß du noch in den Netzen,
Worin dich Amor fing, verwickelt biſt,
So will ich alsbald in den Stand dich ſetzen,
Um endlich zu befried'gen dein Gelüſt.
Ihr Mann iſt fern, jetzt kannſt du dich ergetzen,
Drum folge meinem Rath in kurzer Friſt.
Geh' zu der Frau, ſie lebt in dieſen Zeiten
Auf ihrem Gut; ich bleibe dir zur Seiten. —

105.

Auch lehrt ſie ihn, wie er es ſolle wagen,
Vor ſeine Herzenskönigin zu gehn,
Wie er ſich nämlich kleiden, was er ſagen,
Wie ſie verſuchen ſolle, bitten, flehn.
Auch ſagt ſie, welche Form ſie wolle tragen;
Denn iſt der Tag mit ſeinen Schlangenwehn
Vorüber, kann ſie an den andern allen
In jede Form ſich wandeln nach Gefallen.

106.

Ihn wandelt ſie zum Pilgrim, wie ſie fahren,
Mit frommer Bettelei, von Haus zu Haus;
Sie wird zum Hündchen, klein, wie keine waren,
Seit Gott ſie ſchuf, ja faſt wie eine Maus,
Mit langen hermelinenweißen Haaren,
Anmuthig und gelehrig überaus.
Wie ſie gerüſtet ſind auf dieſe Weiſe,
Geht nach dem Haus der ſchönen Frau die Reiſe.

Knaben an ſeine Verwandten abzuliefern, nach dem beifolgenden Adreßbrief: „Doctor Theodor Anker, in Copenhagen.“ Die Ueberfahrt war bezahlt. Die Frau war gewiſſenhaft ihren Verpflichtungen nachgekommen, indem ſie Theodor aufſuchte; ſeine Wirthin hatte ſie zurückgehalten, um erſt Franziska's Anſicht einzuholen.

Der Brief enthielt nur wenige Worte mit der Unterſchrift: „Aurora.“ Des Knaben Name war Alexander, ſein Alter drei Jahre. Die Mutter ſchickte ihn auf gut Glück in die Welt hinaus, da ſie ihn nicht verſorgen konnte, und bat Theodor, ſich ſeiner anzunehmen, wozu ſie meinte ihn in die Lage geſetzt zu haben, da ſie von ſeinem bedeutenden Vermögen nichts für ſich gefordert hätte. Das Schreiben enthielt kein Wort über ihr eignes Schickſal, ſo wenig wie eine Angabe von Zeit und Ort. In einer hinzugefügten Zeile ſtand: „Das Kind verſteht däniſch.“ Das feine Papier, an welchem der Goldſand noch klebte, und des Knaben Leinenzeug deuteten nicht darauf, daß Aurora, als ſie den Brief ſchrieb, ſich in Noth befunden hatte. Es zeugte nur von der Richtigkeit des Satzes, daß koketten Frauen das Organ für Kinderliebe fehle, das Organ, ohne welches ein Frauenzimmer aufhört Weib zu ſein.

Franziska's Entſchluß war bald gefaßt. Obwohl es nicht Theodor's Kind war, obwohl ſeine Züge ſie beſtändig an Aurora erinnern mußten, deren ausgeprägtes Ebenbild der Knabe war, nahm ſie ihn doch zu ſich. Allein Franziska war keine Heilige. Sie hat meiner Mutter geſtanden, daß ſie einen großen Widerwillen gegen das unſchuldige Kind zu bekämpfen gehabt, und daß ihr dieſer Kampf bittre Thränen gekoſtet habe. Alexander verſtand nur wenige däniſche Worte, aber genug, um ihn im Verein mit Franziska's Liebkoſungen zu beruhigen, und noch am ſelben Abend ſchlief er in dem kleinen Bettchen, das eiligſt neben Franziska's eignem für ihn hergerichtet war. Dann öffnete ſie das Päckchen, das des Kindes ganze Erbſchaft von deſſen Eltern enthielt. Außer einigen Kleidungsſtücken war noch eine Schachtel da, mit ruſſiſch geſchriebenen Papieren (Scheinen über des Kindes Taufe und Impfung). Auf dem Boden derſelben lag — Theodor's Bild, daſſelbe, das einſt ihr gehört hatte, das ſie ihm zurückgegeben hatte, und das jetzt wieder aus Aurora's Händen in ihre wanderte und ihr den kleinen Ueberbringer lieb machte. Sie betrachtete es lange, als wollte ſie eine einzige Aehnlichkeit herausfinden mit der Ruine, die vom Urbilde noch übrig war. Ihre verlorene Jugend zog noch einmal an ihrer Seele vorüber in beſtimmten Zügen, die das Bild belebt hatten, darauf drückte ſie es leiſe an ihre Lippen und verwahrte es neben ihrem eignen, welches Theodor nie geſehen hatte. Sie kniete an des Kindes Bett, küßte den kleinen unſchuldigen Engel und gelobte, daß ſie ihm eine treue und liebende Mutter ſein wolle. —

Ich kann nicht ſagen, wie ich Tante Franziska liebe, rief Flora, ich möchte mich ſelbſt haſſen, daß ich jemals über ſie gelacht habe. Es iſt abſcheulich, ſo unbedacht zu ſein!

Sie hat ihr Gelübde treulich erfüllt, fuhr Rudolph fort. Meine Mutter war die einzige Seele, die den Zuſammenhang erfuhr. Theodor ſtarb einige Jahre ſpäter, ohne zu ahnen, welche Hinterlaſſenſchaft ihm Aurora geſchickt hatte. Es iſt mein Sohn, ſagte Franziska, ich bin wegen ſeiner Herkunft Niemand Rechenſchaft ſchuldig und ſelbſt alt genug, um mich über Beſchuldigungen hinwegzuſetzen, von denen mein Gewiſſen mich freiſpricht. Ich werde ihn mit Gottes Hülfe ſo erziehen, daß ein braver Mann aus ihm wird, der meines Vaters Namen keine Schande macht. — So wurde Alexander von Einigen für ein armes, von ihr angenommenes Kind gehalten, von Andern für ihr eignes, das auf dem Lande verborgen geweſen ſei. Doch wie es im Sprichwort heißt: „Gott beſchütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werd' ich mich ſchon ſelbſt zu hüten wiſſen," waren es hauptſächlich ihre eignen Verwandten, die ſich zu dieſem Glauben neigten und manchen Aerger darüber hatten, daß es ihnen nicht möglich war, den Vater ausfindig zu machen.

Tante Franziska's Gebete blieben übrigens nicht unerhört, und Theodor ſtarb nicht im Wahnſinn. Als Alexander fünf Jahre alt war, nahm Franziska ihn öfter mit zu Theodor, der ſich bald an das Kind gewöhnte und mit ihm ſpielte. Eines Tages fiel das Kind vor ſeinen Füßen, Theodor ſtolperte über es und ſtürzte mit dem Kopfe gegen den Ofen, wo er wie todt liegen blieb. Als Franziska, die nichts ahnte, nach einer

Stunde kam, um das Kind abzuholen, verließ eben der Arzt das Haus mit der Erklärung, daß er nicht lange mehr leben könne. Allein der gewaltſame Stoß hatte ihm plötzlich den Verſtand wieder gegeben, der Nebelſchleier, der ſeine Vernunft umhüllt hatte, war zerriſſen, er erkannte Franziska zum erſten Mal und ſtreckte ihr die Hände entgegen; doch hatte er die Sprache verloren. Franziska kniete an ſeinem Bett und gab ihm die zärtlichſten Namen; er legte die Hand auf ihr Haupt, als verſtände er in dieſem Augenblick Alles, was ſie ein ganzes Leben hindurch für ihn gelitten und gethan hatte, und als wollte er ſie dafür ſegnen. Mit einer ungeheuren Anſtrengung erhob er ſich, nannte ihren Namen, und mit dieſem auf den Lippen ging er in die Ewigkeit ein.

Es ward ihr noch eine harte Prüfung auferlegt. Alexander wurde ihr durch ein anſteckendes Fieber entriſſen, wenige Tage vor ſeiner Einſegnung, einen Monat nach dem Tode meiner Mutter, ihrer einzigen, treuen Freundin, und ſie ſtand nun ganz einſam in der Welt. Von dieſer Zeit an alterte ſie ſichtlich, doch ihr Geiſt und ihr Herz bewahrten die jugendliche Wärme für alles Gute und Edle, die alterten nicht. Liebe war ihr ein unbedingtes Bedürfniß, es war ihr eigentlichſtes Leben, das ſich in dieſer Empfindung zuſammendrängte, deßhalb ſchloß ſie ſich jedem Kinde an, jedem Thier, das ihr entgegen kam, deßhalb übertrug ſie einen Theil vom Reichthum ihres Herzens auf mich, der ich erſt ſpät deſſen Werth ſchätzen lernte. Kein Tag verging, ohne daß ſie eine von den Wohlthaten übte, die nur im Stillen, ungeſehen von menſchlichen Augen, geübt werden; viele Arme beweinen jetzt ihre Tröſterin, und ihre Segnungen werden nicht bloß Worte ſein, die in der Luft verklingen. Und ſo wie ſie in Liebe lebte, iſt ſie auch in Liebe geſtorben; Andre zu beglücken war ihre letzte Handlung. —

Rudolph hielt einen Augenblick inne und warf einen Blick auf Arnold, welcher ihm gegenüber ſaß, das eine Bein über das andere geſchlagen, auf dem Stuhle ſchaukelnd. Getäuſchte Erwartung hatte ihn verdrießlich gemacht, und er fand Tante Franziska's Geſchichte „gottserbärmlich langweilig". Da Rudolph ſchwieg, vollendete er ſchnell den Satz, indem er hinzufügte: Derohalben ſie Herrn Aſſeſſor Horn ihr ganzes Hab' und Gut, Krims und Krams, Chineſen und alte Schränke teſtamentirt hat. Ich wünſche Ihnen Glück zu der Erbſchaft.

Flora wandte ſich mit Heftigkeit zu ihm und rief: Aber Arnold! Doch Rudolph unterbrach ſie und wiederholte, ohne ſich ſtören zu laſſen: So wie ſie in Liebe lebte, iſt ſie auch in Liebe geſtorben; Andre zu beglücken war ihre letzte Handlung. Niemand von uns Allen hat gewußt, daß Tante Franziska Capitaliſtin war. Sie hat das Wohlwollen verſchmäht, das ihr nicht um ihrer ſelbſt willen bewieſen wurde, und hat deßhalb Niemand auf eine Probe ſtellen wollen, die vielleicht Wenige ausgehalten hätten.

Capitaliſtin! Tante Franziska! rief Frau Werner erſtaunt. Wollen Sie uns zum Beſten haben?

Durchaus nicht. Aber ich ſelbſt habe es erſt heute Abend erfahren. Die Tontine, bei der ſie betheiligt war, hatte die Einrichtung, daß das Mitglied, das die Andern überlebte, Erbe der ganzen Summe wurde. Tante Franziska hat ſie Alle überlebt und iſt ein halbes Jahr vor ihrem Tode reich geworden. Ich habe hier in meiner Hand ihr Teſtament, das mir den unerwarteten Aufſchluß gegeben hat, daß ſie ein Vermögen von zwanzigtauſend Thalern hinterläßt.

Die ganze Geſellſchaft drängte ſich an Rudolph und Luiſe heran, um ihnen zu der Erbſchaft Glück zu wünſchen, über die ſie beinahe geſpottet hatten, ſo lange ſie meinten, daß ſie nur in den perſönlichen Nachlaſſenſchaften der Verſtorbenen beſtände. Rudolph betrachtete erſt Einen nach dem Andern, und ſein Mund verzog ſich zu einem bittern Lächeln.

Meine holde Luiſe, ſagte Frau Werner, jetzt kannſt du eine Ausſteuer recht nach deinem Geſchmack bekommen. Welch ein Glück, daß Tante Franziska dem Gutsbeſitzer einen Korb gab, du und Rudolph ihr hättet ſonſt keinen Heller geerbt. Doch was ſollte ſie nun anders mit dem Geld machen, die gute alte Seele, als es euch geben? Das war ja ſo natürlich, und du haſt ſie auch immer lieb gehabt.

Luiſe ſchüttelte mit dem Kopf und antwortete halblaut: Ich habe Tante Franziska ihrer ſelbſt wegen lieb gehabt. In dieſem Augenblick würde es mir, glaube ich, am liebſten ſein, wenn Rudolph nichts weiter geerbt hätte, als die Sachen, die ihr perſönlich angehörten. Doch iſt es wohl unvernünftig, ſo zu ſprechen!

Rudolph nahm, ohne ein Wort zu ſagen, ihre Hand, die er küßte. Ihre andere Hand hatte Flora ergriffen und hielt ſie in der ihren, indem ſie ſagte: Meine liebſte Luiſe, du haſt uns Andre immer beſchämt, deßhalb muß dich auch Tante am liebſten haben.

Den Teufel auch! rief Arnold, jetzt begreiſe ich, weßhalb Sie ihr Ritter waren. Eine kleine Ahnung von den Moneten haben Sie ſicherlich gehabt, Sie haben eine zu feine Naſe, um nicht das liebe Silber gerochen zu haben. Zwanzigtauſend Thaler! dafür kann man auch ſchon etwas thun, ich wollte mich für viel weniger verpflichten, die Selige mein ganzes Leben lang zu loben und die Geſchichte mit dem aus Rußland herbeigeſchneiten Jungen buchſtäblich zu glauben, wie Sie ſie erzählt haben.

Iſt das gewiß? fragte Rudolph. Gut, ich nehme Sie beim Wort. Da ſieht man, daß meine Tante eine große Menſchenkennerin war und ihre Leute zu beurtheilen verſtand. Hören Sie denn, was das Teſtament ſagt:

„Da mein lieber Vetter Rudolph Horn in einer Stellung iſt, daß er meine Gabe nicht nöthig hat, und da ſeine Verbindung mit ſeiner Verlobten von keinem pecuniären Hinderniß aufgehalten wird, ſoll er von dem mir gehörenden Tontinecapital nichts genießen, ſondern fünftauſend Thaler ſollen zu Legaten für Arme feſtgeſtellt werden, und die übrigen fünfzehntauſend Thaler vermache ich hierdurch an meine liebe Nichte Flora Werner und an Lieutenant Arnold, unter der Bedingung, daß ihre Hochzeit vor dem Jahrestag nach meinem tödtlichen Hintritt Statt finde.“ So lautet es Wort für Wort und iſt ein Spaß von Tante Franziſka, womit ſie Andern eine Zukunft eröffnet, die ihr ſelbſt verſagt war. Ich kann mir denken, daß es eine kleine Erkenntlichkeit iſt, weil Sie ſie ſo willig nach Hauſe begleiteten. Haben Sie ihr aber auch jemals Ihre heimliche Verlobung anvertraut? Vielleicht auf dem Wege von der Hauptwache nach dem Heumarkt?

Arnold wurde roth und biß ſich die Lippe. Flora traute ihren eignen Augen nicht. Rudolph mußte Jedem der Anweſenden das Teſtament zeigen, ehe man ihm glauben wollte.

Bei Gott, da ſteht es, rief Couſine Ida, 15,000 Thaler, ſchreibe fünfzehntauſend Thaler Silber. Das iſt accurat die Lieutenantscaution. Wer hätte denken ſollen, daß die Alte ſo gut Beſcheid wußte? Das kann man bei Gott Glück nennen; das iſt ja grade wie vom Himmel zu euch herunter gefallen, Kinder!

Flora und Luiſe umarmten ſich weinend, Frau Werner hatte ihre Hände im Schooß gefaltet und dachte an die gute alte Tante Franziſka.

Seht mir das alte Fräulein, wie fein ſie ihren Reichthum zu verbergen wußte, ſagte der eine der Vettern. Wer hätte das ahnen können? In Zukunft werde ich alten Jungfern den Hof machen, Niemand kann wiſſen, was ſie heimlich im Kaſten verwahren. Möge es auch zehn Mal fehlſchlagen, das elfte Mal trifft es vielleicht zu, und dann lohnt es ſich doch.

Rudolph ſtand noch mit dem Papier in der Hand und betrachtete die verſchiedenen Gruppen mit einem ruhigen und zufriedenen Lächeln. Darauf faltete er es zuſammen und legte es in den Schooß der weinenden Flora, die ihr Geſicht an der Schweſter Buſen verbarg. Luiſe küßte ſie auf die Stirn und reichte Rudolph die Hand. Flora blickte auf, und ihr Auge traf Arnold, welcher noch in derſelben Stellung da ſaß und die Hand vor die Augen hielt. Rudolph bemerkte es und nickte ihr zu, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte.

Tante Franziska hat glühende Kohlen auf mein Haupt geſammelt, ſagte Arnold leiſe, ſie hat mir eine harte und demüthigende Lehre gegeben, die ich aber redlich verdient habe. Ihr begreift nicht, wie tief ich mich ſchäme, wenn ich euch anſehe.

Tante Franziska hat es verſtanden, Leichtſinn und Schlechtigkeit zu unterſcheiden, ſagte Rudolph, indem er Arnold's und Flora's Hände in einander legte. Die Wunden, die ihr erſterer möglicher Weiſe geſchlagen hat, ſind längſt vergeben und vergeſſen. Werdet ſo glücklich, wie ſie es euch gewünſcht hat, ich kann euch keinen kräftigeren Segen geben, und wenn ihr alten Jungfern begegnet, dann vergeßt nicht, daß ihr Tante Franziska's Erben ſeid!

107.
Erſt hält der Jüngling vor der Bauern Thüren,
Eh' er zur Villa ſeine Schritte kehrt,
Beginnt auf einem Rohr zu muſiciren,
Da tanzt das Hündchen ganz beneidenswerth.
Zur Herrin dringt das Schrei'n und Jubiliren,
So daß ſie ſelber zuzuſchau'n begehrt,
Und wie's dem Doctor künden die Planeten,
Heißt ſie den Pilger in die Pforte treten.

108.
Nun läßt Adonio den Kleinen glänzen,
Der achtſam ſich bei jedem Wort gebart,
In fremden und in unſres Landes Tänzen,
In Schritt und Haltung und gemeſſ'ner Art.
Kurz, wie ein Menſch, klug über alle Grenzen,
That er genau, wie ihm geboten ward,
So aufmerkſam, daß alle, die ihn ſchauten,
Sich nicht zu blinzen, kaum zu athmen trauten.

109.
Verwunderung, dann Sehnſucht ohne Ende
Fühlt nach dem art'gen Hund die Doctorin,
Und ſchickt mit großem Angebot behende
Die Amme zu dem ſchlauen Pilger hin.
Und legte ſie mehr Gold in meine Hände,
Als je begehrt habſücht'ger Weiberſinn,
Es wär' kein Preis, ſagt er mit höhn'ſchem Munde,
Zu kaufen nur ein Bein von meinem Hunde.

110.
Und um zu zeigen, daß er Wahrheit ſage,
Geht er mit ihr beiſeit, und ſagt ſodann
Zu ſeinem Hunde: Sei ſo gut und trage
Der Dame hier ein volles Goldſtück an.

# Die blauäugige Jungfrau.

## Erzählung eines engliſchen Küſtenwächters.

(Harper's Monthly Magazine, Auguſt 1851.)

Aus dem Engliſchen
von
**Auguſte Scheibe.**

Mein Name lautet Warnford — oder wenn nicht ganz ſo, doch ähnlich — und geboren bin ich in Itchen, einem Dorfe, das zu meiner Zeit von Southampton aus, zu Land und mit der Fähre, in etwa dreiviertel Stunden zu erreichen war. Jetzt ſoll dieſe Stadt ſich gerade in der Richtung nach Itchen hin bedeutend ausgebreitet haben und die Entfernung dadurch viel kleiner geworden ſein — aber ich weiß das nur von Hörenſagen, denn es werden nächſten Juli neunundzwanzig Jahre, daß ich die Gegend für immer verließ. Zu der Zeit, in welcher meine Geſchichte ſpielt, war das Dorf faſt nur von Fiſchern und Fährleuten bewohnt und beſtand aus einer Anzahl kleinerer Häuſer, die dort, wo ſich der Itchen mit den Gewäſſern der Southamptonbucht vereinigt, an einer ſteil nach den Ufern des Fluſſes hin abfallenden Berglehne verſtreut lagen.

Mein Vater, ein penſionirter Lieutnant von der königlichen Marine, war nicht in dem Orte geboren, wie ſchon der Name Warnford Jedem verräth, der damals die Bevölkerung von Itchen gekannt hat — denn es gab zu jener Zeit dort eigentlich nur zwei Namen: Dible und Diaper; aber er muß wohl ziemlich lange daſelbſt gewohnt haben, denn der Kirchhof von Itchen umſchloß das Grab ſeiner Frau und fünf ſeiner Kinder. Ich und meine um ein Jahr ältere Schweſter Johanna waren die beiden einzigen Sprößlinge, die ihm von ſeiner zahlreichen Familie übrig geblieben.

Die Verhältniſſe, in denen wir damals lebten, waren beſchränkt, ohne gerade unbehaglich zu ſein, denn mein Vater beſaß außer ſeiner Penſion ein Einkommen von etwas mehr als hundert Pfund. Wir Beiden, Johanna und ich, erhielten eine ſorgfältige, unſern Verhältniſſen angemeſſene Erziehung, und als ich das ſtreitbare Alter von fünfzehn Jahren erreicht hatte, wurde ich beſtimmt, in die königliche Marine einzutreten, um die Schlachten meines Vaterlandes mit ſchlagen zu helfen. Sir Joſeph Yorke verſchaffte mir auf Anſuchen meines Vaters den Platz eines Midſhipman, und wenige Wochen nachdem ich in dieſe Stellung eingetreten, machte ich, zu meinem eignen Erſtaunen, die Expedition nach Aegypten mit — eine Großthat, deren Beſchreibung, wie ich der Wahrheit zu Ehren geſtehen muß, ich ſpäterhin mit größerem Vergnügen geleſen habe, als ich während ihrer Dauer daran finden konnte.

Vier Jahre vergingen, ohne daß ich Gelegenheit hatte, nach Hauſe zurückzukehren, aber als es endlich dazu kam, legte ich auch den Weg von Gosport nach Itchen mit dem freudigſten Herzen und den flinkſten Beinen zurück. Daß mich Johanna mit Thränen der Rührung und Freude empfing, darf ich wohl kaum erſt ſagen, aber hinzuſetzen muß ich leider, daß bald Umſtände eintraten, die es meinem würdigen, jedoch etwas gewaltthätigen Vater rathſam erſcheinen ließen, meinem Aufenthalt in der Heimath ein Ziel zu ſetzen.

Ich habe ſchon erwähnt, daß die Einwohner meines Geburtsortes faſt ohne Ausnahme Dible oder Diaper hießen. Nun wollte der Zufall, daß es darunter auch eine gewiſſe Ellen Dible gab, die Tochter eines in ziemlich günſtigen Verhältniſſen lebenden Fiſchers, der es bald gelang, mein jugendliches Herz zu berücken. Das junge Mädchen war eine reizende, blauäugige, rothwangige Hexe, etwa zwei Jahre jünger als ich, aber für ihr Alter ſehr groß und vollſtändig ausgebildet, mit runder, ſchlanker Taille und allerliebſten Manieren, welche letzteren ihr jedenfalls als freie Gabe der guten Mutter Natur zugefallen waren, denn als Reſultat ihrer Erziehung — wenn man überhaupt das Recht hatte, von einer ſolchen zu ſprechen — durften ſie wohl kaum betrachtet werden. Genug, Ellen war die Schönheit des Ortes, und es fehlte ihr auch nicht an ländlichen Anbetern, die ſich indeſſen ſämmtlich vor dem Glanze meiner Midſhipman-Uniform zurückzogen, vielleicht aber auch vor dem an meiner Hüfte hängenden Dolche, mit dem ich dann und wann in wirklich beunruhigender Weiſe herumzufuchteln pflegte.

Als ſentimentales Mondkalb, das ich war, verliebte ich mich ernſthaft in das einfache Kind. Es konnte freilich nur ihr äußerer Reiz ſein, der mich anzog; ihre Unterhaltung war es ſicherlich nicht, denn ſie ſprach ſelten und beantwortete ſelbſt meine Fragen faſt immer nur einſilbig, aber ſie hörte ſo hübſch zu, und wenn wir Abends die Felder und das Gehölz zwiſchen Itchen und der Netley-Abtei durchſtreiften und ich ſie in gereimter und ungereimter Sprache meiner Liebe verſicherte, da hatten ihre ſüßen blauen Augen einen ſo beredten Ausdruck, daß ich mich immer tiefer in die Leidenſchaft für ſie verlor. Sicherlich wäre es ihren klugen, umſichtigen Verwandten früher oder ſpäter auch gelungen, mich zu einer unüberlegten und in jeder Beziehung unpaſſenden Heirath zu vermögen, hätte nicht mein Vater die Sache entdeckt und meinen thörichten Träumen in ſeiner energiſchen Weiſe ein Ende gemacht.

Es war an einem ſchönen Septemberabende, als ich mit Ellen nach der Höhe des Pear-Tree-Green gewandert war, eines Hügels, der die ganze Gegend beherrſcht und eine bezaubernd ſchöne Ausſicht über Waſſer und Land gewährt. Wir hatten uns auf eine dort angebrachte hölzerne Bank niedergelaſſen. Vor uns lagen die breiten, ruhigen Spiegel des Southampton- und Itchenfluſſes, in der Ferne begrenzt von den abwechſelnd in Licht und Schatten getauchten, bewegten Linien des „Neuen Forſtes,“ links die bewaldeten Höhen, von denen jetzt die grauen Ruinen der alten Abtei völlig geſpenſterhaft herabſchauen auf die immer näher rückende Stadt, ihren Lärm und ihr raſtloſes Treiben, welche die ehemalige Stille und Einſamkeit für immer zu verdrängen drohen. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Thürme von Southampton, dann glitzerten die erſten Sterne am blauen Himmel — ich fühlte mich außerordentlich poetiſch geſtimmt, hatte meinen Arm um Ellen's Hüfte geſchlungen und trug eben in möglichſt ausdrucksvoller Weiſe ein ſentimentales Gedicht vor, während das Mädchen, das den Hut in der Hand hielt und den Wind durch die loſen Löckchen wehen ließ, mit ihren Taubenaugen voll zärtlicher Bewunderung in die meinigen blickte — als ich plötzlich einen Schlag auf meiner Schulter fühlte, der uns Beide im Moment auf die Beine brachte. Wie von einer Natter geſtochen drehte ich mich um, aber nur um in meines Vaters halb ärgerliches, halb ſarkaſtiſches Geſicht zu ſchauen.

Ich denke, es iſt jetzt genug des Unſinns, Bob, ſagte er in hartem Tone. Geh nach Hauſe und mache dich bereit, morgen früh an Bord deines Schiffes zurückzukehren. — Was aber dieſe blauäugige Jungfer anbelangt, fuhr er fort, indem er ſich zu Ellen wendete, die vor Verlegenheit kaum im Stande war, ihre Hutbänder zu binden, ſo meine ich, ſie thäte beſſer, die Hemden ihres Vaters zu flicken oder ihres Bruders Strümpfe zu ſtopfen, als ihre Zeit mit einem ſo thörichten jungen Schlingel, wie du biſt, zu vergeuden.

Ich kochte innerlich vor Scham und Zorn, aber ich wußte auch, daß offner Widerſtand das Uebel nur ärger machen würde, und nachdem ich verſucht, mit Ellen ein Zeichen auszutauſchen, welches ewige Liebe und Treue, ſo wie Verzweiflung ausdrücken ſollte, gingen wir Beide unſres Wegs nach Hauſe. Noch vor Mittag des nächſten Tages fuhr ich, von meinem Vater begleitet, nach Gosport, freilich nicht ohne durch Vermittelung meiner weichherzigen Schweſter mündlich Abſchied von Ellen genommen zu haben. Wir gelobten uns in der Scheideſtunde unwandelbare Treue und beſiegelten unſern Bund auf Ellen's Vorſchlag dadurch, daß wir einen Sixpence in zwei Theile brachen. Jedes von uns ſollte eine Hälfte zum ewigen Andenken an unſre Liebe und als einen ſtummen Proteſt gegen die ſteinernen Herzen der Väter an einer Schnur um den Hals tragen.

Ich nahm mir die kindiſche Schwärmerei anfänglich tief zu Herzen, aber im Laufe einer Reihe bewegter Jahre, die an mir vorüberrauſchten, verblaßte nach und nach die Erinnerung. Directe Nachricht hatte ich von Ellen Dible niemals empfangen, obwohl ich in der erſten Zeit unſrer Trennung mehrere Male an ſie ſchrieb. Die Erklärung ihres Schweigens fand ich endlich in einem Briefe meiner Schweſter, in welchem dieſe mir, etwa ſechs Monate nach meiner Abreiſe, mittheilte, daß Ellen Dible ſich mit einem Manne ihres Standes verheirathet und Itchen verlaſſen habe. Es ſchien mir aus der Faſſung dieſer Notiz hervorzugehen, daß Ellen ſich zu der Verbindung entſchloſſen, weil ſie ſich moraliſch verpflichtet fühlte, mir meine Freiheit wiederzugeben. Aber mochte dem auch ſein, wie ihm wollte — Ellen war für mich verloren, und ich gewann es nicht über mich, je wieder nach ihr zu fragen. Auch Johanna, welche wußte, daß die Berührung des Gegenſtandes mir nicht angenehm ſein konnte, hatte den Namen des Mädchens nie wieder genannt, und ſo war es gekommen, daß das weitere Schickſal der Jugendgeliebten mir ganz unbekannt blieb.

Der Friedensſchluß von 1815 führte mich zum erſten Male ſeit jenem Vorfall in die Heimath zurück. Ich erhielt mit vielen hundert Andern meinen Abſchied und wurde als unnütſes Seegewächs ans Land geworfen, um dort Wurzel zu ſchlagen und zu vegetiren, ſo gut das mit meinem Halbſold als Lieutenant eben angehen wollte. Mein Vater war zwei Jahre vorher geſtorben, und das kleine Einkommen, das er uns hinterließ, reichte kaum weiter, als zum Unterhalt meiner Schweſter, deren Ausſicht auf eine paſſende Heirath verſchwunden war, ſeit die Blattern vor mehrern Jahren ihr hübſches Geſicht entſtellt hatten. Ihre Sanftmuth und die herzinnige Güte und Hingebung ihres Weſens waren zwar unverändert geblieben, aber dieſe Eigenſchaften allein ſchienen nicht hinreichend, einen der jungen Herrn zu feſſeln, welche ſie ehedem umſchwärmt hatten.

Unter ſolchen beſchränkten pecuniären Verhältniſſen wurde mir das mühſelige Leben am Lande doppelt unerträglich, und ich beſchloß, noch einmal Sir Joſeph York's Verwendung, die mir ſchon früher ſo gute Dienſte gethan, in Anſpruch zu nehmen. Der Admiral, einer der beſten Menſchen und tüchtigſten Seemänner ſeiner Zeit, wohnte damals in der Nähe von Southampton, und mein Vorſatz ließ ſich alſo leicht ausführen. Mein Gönner emfing mich mit ſeinem gewöhnlichen Wohlwollen, und ich verließ ihn verſehen mit einem Briefe an den Secretär der Admiralität, deſſen Reſultat nicht lange auf ſich warten ließ. Ich wurde zum Capitain eines königlichen Zollkutters, „Roſe" genannt, befördert, und meine Pflicht beſtand fortan darin, die Ufer der Southamptonbucht, die daran grenzenden Küſten von Hauts und Dorſet, mit Inbegriff der Inſel Wight, wo damals das Einſchwärzen franzöſiſcher Waaren ſehr lebhaft betrieben wurde, im Intereſſe der Krone zu überwachen. Ich trat damit in eine Sphäre, die mir gänzlich unbekannt war, glücklicherweiſe aber befanden ſich unter der Mannſchaft des Wachtſchiffes gediente Leute, die in einer jahrelangen Praxis Erfahrungen geſammelt hatten, und da ich ſelbſt mich mit Eifer auf das Studium warf, ſo währte es nicht lange, bis ich mir wenigſtens die Kenntniß der traditionellen Schliche und Kniffe der Schmuggler verſchafft hatte.

In den erſten drei oder vier Wochen nach Antritt meines Dienſtes paſſirte nun eben nichts Intereſſantes. Nur erfuhren wir durch ſcharfe Beobachtungen, die wir anſtellten, daß Barnaby Diaper, der Beſitzer eines Küſtenbootes von großer Tragkraft, ein ganz abſonderlicher Freund nächtlicher und geheimnißvoller Expeditionen zu ſein ſchien, während er ſich bei ſeinen Beſchäftigungen

Der ſchüttelt ſich, das Goldſtück kommt zu Tage,
Der guten Alten ſchenkt's der Pilgersmann
Und fügt hinzu: Könnt Ihr den Preis mir nennen,
Um mich von einem ſolchen Hund zu trennen?

### 111.

Niemals begehr' ich irgend von ihm Dinge,
Daß er mich kehren läßt mit leerer Hand;
Bald ſchüttelt er mir Perlen und bald Ringe
Und bald ein ſchönes, koſtbares Gewand.
Doch ſagt Madonnen, daß ſie ihn empfinge,
Um Gold nicht, Gold iſt gegen ihn nur Tand,
Doch will ſie mich mit einer Nacht beglücken,
So ſchenk' ich ihr den Hund von freien Stücken. —

### 112.

Er ſpricht's, und gibt ihr einen Edelſtein,
Der eben fiel, die Frau damit zu grüßen.
Der Amme däucht das billiger zu ſein,
Als zehn und zwölf Dukaten einzubüßen;
Sie geht und redet ihrer Herrin ein,
Den vortheilhaften Handel abzuſchließen;
Der Kaufpreis ſei von einer ſolchen Art,
Daß nichts verloren ſei und viel erſpart.

### 113.

Argia ſtellt ſich auf die Hinterbeine,
Theils weil ihr ihre Treu' am Herzen liegt,
Theils weil ſie nicht zu trauen wagt dem Scheine,
Und ihr das Wort der Alten nicht genügt.
Die aber drängt und quält und mahnt die Kleine,
Wie ſelten ſich ein Fall ſo glücklich fügt,
Und endlich muß Argia zugeſtehen,
Das Hündchen morgen in's Geheim zu ſehen.

als Fiſcher in der That ſehr ſelten betreffen ließ. War er zu Hauſe, ſo zeigte er ſich meiſt eben ſo harmlos wie eifrig beſchäftigt, Netze auszubeſſern, Segel zu flicken oder ſein kutterartiges Fahrzeug, das den Namen „blauäugige Jungfrau“ trug, zu theeren und zu calfatern.

Der „alte Barnaby“, wie man ihn in der Gegend nannte, wo man überhaupt ſelten einen Familiennamen braucht, war ein hagerer, wettergebräunter Mann, mit Sehnen und Muskeln ſo dauerhaft wie Stahl, und einem Geſicht, deſſen gleichmüthige, beinahe hölzerne Ruhe ganz unzerſtörbar ſchien. Er beſaß ein hübſches Anweſen am Ufer des Hamble, da wo der Fluß ſich in die Southamptonbucht ergießt, während ſein Sohn, der Miteigenthümer des Fahrzeugs, eine ihm gehörige Meierei in Weſton, etwas mehr aufwärts am Waſſer zwiſchen Netley und Itchen, bewohnte. Die drei Barnabys: Vater, Sohn und Enkel — letzterer ein hübſcher, früh entwickelter Knabe von ſechszehn Jahren — genügten mit gelegentlicher Hülfe zur Bemannung des verdächtigen Fahrzeugs, das zuweilen unerwartet verſchwand und eben ſo unerwartet zurückkehrte, ſonderbarer Weiſe aber ſtets in den Nächten, wo die „Roſe“ die Southampton-Gewäſſer verlaſſen hatte.

Einſtmals hatten wir das Fahrzeug faſt eine ganze Woche vermißt, als uns die Nachricht zuging, daß ein großes Küſtenboot, auf das wir in vergangener Nacht vergebens Jagd gemacht, ſeine Ladung nach Mitternacht an einem näher beſtimmten Platze, unweit Lymington, ausſchiffen würde. Wir waren dieſer Mittheilung zufolge bei Einbruch der Dunkelheit nach dem angegebenen Ort unter Segel gegangen und hatten bis gegen Morgen in der Nähe gekreuzt, ohne daß uns der erwartete Fang zu Geſicht gekommen wäre, oder daß die am Lande ſtationirten Küſtenwächter, die ich von dem Unternehmen in Kenntniß geſetzt, das verabredete Signal gegeben hätten. Ich vermuthete ſtark, daß man uns einen Streich geſpielt, uns überliſtet hatte, und dieſe Vermuthung wurde zur Gewißheit, als ich bei der Rückkehr um das Calſhot-Caſtel biegend, im Morgenſonnenſchein die „blauäugige Jungfrau“ bemerkte, die ſich an ihrem Ankerplatze leicht und graziös auf den Wellen ſchaukelte. Nach ihrem geringen Tiefgange zu urtheilen hatte ſie ſich ihrer Ladung bereits glücklich entledigt, obgleich die Sommernacht kurz geweſen war und die Abweſenheit der „Roſe“ nur wenige Stunden gewährt hatte.

Kraft meines Amts begab ich mich ſogleich an Bord des Fahrzeugs und fand den alten Barnaby, den ich von Anſehen kannte, ſo wie Sohn und Großſohn eifrig beſchäftigt, das Deck zu waſchen und Segel und Takelwerk in Ordnung zu bringen. Der Sohn war dem Vater außerordentlich ähnlich, nur zeigte ſein Geſicht einen etwas intelligenteren und gutmüthigeren Ausdruck, und der Enkel, ein blauäugiger, lockenköpfiger Junge, mußte, abgeſehen von einem gewiſſen herausfordernden Blick, für einen ſehr hübſchen Burſchen gelten. Das Geſicht kam mir bekannt vor, und doch erinnerte ich mich nicht, den Knaben ſchon irgendwo geſehen haben.

Auch bemerkte ich, daß er, als ich meinen Namen nannte, ſofort in ſeiner Arbeit innehielt und mich mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit betrachtete.

Indeſſen war die Arbeit auf dem Fahrzeuge, wie ich mich bald überzeugte, bereits vollſtändig gethan, und da ich nicht Luſt hatte, mich auf etwaige Kreuz- und Querfragen mit Unwahrheiten bedienen zm laſſen, ſo blieb mir nichts übrig, als mich, nach einigen ausgetauſchten ironiſchen Höflichkeiten, bei denen der Vortheil keineswegs auf meiner Seite war, zu empfehlen. Der einzige Nutzen dieſes Beſuches war die neu befeſtigte Ueberzeugung, daß es der Mühe wohl lohnte, die intereſſante Familie, die ich ſo eben verlaſſen, mit der größten Aufmerkſamkeit zu überwachen.

Am Abend dieſes Tages verſchwand die „blauäugige Jungfrau“ abermals, und es waren vielleicht vierzehn Tage vergangen, ohne daß ſie wieder erſchien, als die „Roſe“ bei einer Jagd auf Schmuggler an der nordweſtlichen Küſte der Inſel Wight auf ein Riff gerieth und einige kleine Beſchädigungen erlitt, die ich im Hafen von Portsmouth unterſuchen laſſen mußte. Es fand ſich, daß mehrere Kupferplatten neu zu befeſtigen und einige andre Havarieen auszubeſſern waren, und ſo konnten wohl zwei oder drei Tage vergehen, ehe das Schiff wieder ſeetüchtig wurde.

Ich brachte dieſe müßige Zeit in Itchen bei meiner Schweſter zu, die ich eine gute Weile nicht geſehen hatte. Am Abend nach meiner Ankunft gingen wir zuſammen nach Southampton, um eine alte Freundin zu beſuchen. Wir begleiteten dieſe dann ins Theater, und als ich nach Beendigung des Stückes die Damen nach Hauſe gebracht hatte — meine Schweſter blieb die Nacht über bei ihrer Freundin —, begab ich mich nach dem Gaſthofe zur Sonne, wo ich übernachten wollte.

Es mochte etwa Mitternacht ſein, als ich dort ankam. Das Wetter, das einige Stunden zuvor trübe und regneriſch geweſen, hatte ſich völlig aufgeklärt. Es war eine warme, helle, ruhige Nacht, und da der Kellner mir ſagte, daß das Haus erſt in einigen Stunden geſchloſſen würde, ſo nahm ich mir vor, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Ich ſchlenderte langſam der Platt-form-Batterie zu, von welcher aus man einen herrlichen Blick über die Bucht von Southampton und ihre Ufer genießt; aber kaum hatte ich meine Blicke über den im hellen Mondſchein ſchimmernden und blitzenden Waſſerſpiegel ſchweifen laſſen, als meine Augen auf die „blauäugige Jungfrau“ fielen, welche bei Weſton vor Anker lag. Sie ſchien übrigens erſt kürzlich hier angelegt zu haben, denn das Hauptſegel, an deſſen drei neuen aufgeſetzten Flecken ich ſie zuerſt erkannte, flatterte noch im Winde, und ſo viel ich bei der trügeriſchen Beleuchtung zu erkennen vermochte, war das Fahrzeug ſchwer beladen.

Hier galt es, keinen Moment zu verlieren. Das Glück wollte, daß gerade in dieſem Augenblicke zwei Fährleute mit einer Jolle an der Treppe der Plattform anlegten. Ich bot ihnen eine Guinee, wenn ſie mich ſogleich an Bord des Küſtenbootes bringen wollten, das vor Weſton lag. Sie brauchten nicht lange Zeit, um die Offerte zu überlegen, und bald ſchoß die leichte Nußſchale unter ihren kräftigen Ruderſchlägen über das Waſſer hin. Leider mußte mich indeſſen meine Uniform den Barnabys verrathen haben, denn ich war noch etwa zweihundert Schritt von ihrem Fahrzeuge entfernt, als ich zwei Geſtalten, in denen ich ſogleich Großvater und Enkel erkannte, über Bord in ein zur Seite liegendes Boot ſpringen und aus allen Kräften davonrudern ſah. Allem Anſchein nach ſuchten ſie einen Landungsplatz weiter nach Itchen hinauf zu erreichen.

Wie es ſchien, war Niemand an Bord der „blauäugigen Jungfrau" zurückgeblieben; die am Ufer lauernden Helfershelfer des alten Schmugglers machten ſchwerlich einen Verſuch, ſich dem Fahrzeuge zu nähern, — denn ſie mußten annehmen, daß ſich meine Leute im Bereiche meines Signalpfiffes befanden, — und ich beſchloß unter dieſen Umſtänden, zuerſt das davoneilende Boot zu verfolgen und dann mit ihm nach dem Kutter zurückzukehren. Meine beiden Schiffer, durch die Jagd angeregt, unterſtützten mich mit dem beſten Willen, und ſo währte es nicht zehn Minuten, bis ich den Flüchtling einholte. Ein leichter Sprung brachte mich in Barnaby's Boot, das bis zum Rande voll Branntweinfäßchen geſtaut war.

Endlich gefangen, alter Burſche! rief ich in Beantwortung eines wahren Hagelwetters von Flüchen, mit denen Barnaby mich empfing. Nun wendet nur Euer

Boot und ſteuert ohne Widerſtand nach der „blauäugigen Jungfrau“ zurück, ſonſt renne ich Euch mein Meſſer durch den Leib.

Wendet es ſelbſt! entgegnete der Alte wüthend, indem er von der Ruderbank aufſtand und den Riemen löſ’te. ’s iſt ſchlimm genug, wenn ſich einer die Früchte ſeiner Arbeit nehmen laſſen muß; zu helfen braucht man den Dieben wenigſtens nicht dabei.

Seine Weigerung hatte natürlich keine weitern Folgen, als daß meine beiden Fährleute das Boot beſtiegen, nachdem ſie ihre Jolle am Hintertheil desſelben befeſtigt hatten; und wenige Minuten ſpäter ruderten wir nach dem noch immer regungslos daliegenden Kutter zurück.

Der alte Barnaby ſuchte unter gottesläſterlichen Flüchen zwiſchen den Branntweinfäſſern herum, wo, wie er ſagte, ſeine Jacke liegen mußte, und ſein hoffnungsvoller Enkel ſaß im Hintertheil des Bootes und pfiff mit großer Energie und Kaltblütigkeit einen Gaſſenhauer, der gerade dazumal ſehr in der Mode war. Ich ſtand im Bug des Fahrzeuges und kehrte Beiden den Rücken, als ich plötzlich einen der Männer auf der Ruderbank ausrufen hörte: Was haſt du mit der Leine zu thun, du junger Teufelsbraten? — ein Zuruf, der dem jungen Barnaby galt und den der Burſche mit einem höhniſchen Gelächter und einem raſchen: Jetzt, Großvater, jetzt! beantwortete.

Der Alte ſprang blitzſchnell in die Jolle, die ſein Enkel mit einem kräftigen Rucke dicht an das große

Boot herangezogen, während dieſer ſelbſt, in der Hand die Leine, mit welcher die beiden Fahrzeuge aneinander befeſtigt geweſen waren und die er unbemerkt gelöſ't hatte, nach der andern Seite hin über Bord ſprang, ehe noch einer von uns Zeit gewann, ihn daran zu hindern. Einen Moment ſpäter half ihm der Alte aus dem Waſſer und Beide ſaßen bereits lachend und jubelnd in der Jolle und ruderten der „blauäugigen Jungfrau“ zu, ehe wir uns noch von unſrer Ueberraſchung erholen konnten.

Indeſſen machten wir uns nach dem erſten Schrecken flink auf die Jagd, und obgleich die leichte Briſe, welche faſt gleichzeitig aufſprang, den Schmugglern günſtig war, ſo zweifelten wir doch nicht, ſie zu erreichen, ehe es ihnen gelang, die „blauäugige Jungfrau“ flott zu machen, namentlich da das Aufſetzen des Klüver- und Fockſegels ſie einige Minuten aufhalten mußte. Meine beiden Fährleute legten ſich gewaltig in die Riemen, und ſo ſchwer beladen das Boot auch war, ſo durchſchnitten wir doch mit großer Schnelligkeit die Flut, als der Schreckensruf eines der Männer einen andern und bei weitem gefährlichern Streich ankündigte, den die Schmuggler uns geſpielt hatten.

Während der alte Barnaby vorgab, ſeine Jacke zu ſuchen, hatte er einen Zapfen aus dem Boden des Fahrzeugs gezogen und dadurch ein Loch geöffnet, welches dazu angebracht war, das Boot ſinken zu laſſen, wenn dies, bei dem gefährlichen Handwerk, das der Alte trieb, nöthig ſein ſollte. Der Fall war eingetreten. Das Waſſer drang unaufhaltſam in die Oeffnung, und es blieb uns nichts übrig, als ſo ſchnell wie möglich dem Lande zuzuſteuern.

Die Barnabys ſtießen, da ſie den Erfolg ihrer Liſt bemerkten, ein Triumphgeſchrei aus, das von Seiten meiner beiden Schiffer mit einer Flut freilich ohnmächtiger Verwünſchungen erwidert wurde. Inzwiſchen ſank das Boot ziemlich ſchnell, und wir mochten noch etwa hundert Yards vom Lande entfernt ſein, als wir bis unter die Arme im Waſſer ſtanden. Glücklicherweiſe war die Bucht an dieſer Stelle trotz der hohen Flut nicht tief, dafür machte aber ein Gewirr von Seetang, der ſich um unſre Füße ſchlang, das Schwimmen unmöglich, und ſo hatten wir die Strecke bis zum Ufer langſam watend zurückzulegen. An einer Stelle, wo der Schlamm beſonders zähe war, fielen wir mehr als einmal bis über die Ohren in das halbflüſſige Element. Erſt als der feſte Boden erreicht war, fanden wir Muße, uns nach der „blauäugigen Jungfrau“ umzuſchauen, und hatten das eigenthümliche Vergnügen, ſie leicht und graziös mit luſtig geſchwellten Segeln die Bucht hinabgleiten zu ſehen, die am Stern befeſtigte Jolle meiner Schiffer in ihrem Fährwaſſer ſchaukelnd.

Da uns alle Mittel fehlten, die Schmuggler zu verfolgen, ſo mußten wir uns begnügen, ihnen in energiſcher Weiſe unſre guten Wünſche nachzuſchicken, und übrigens verſuchen, uns ſelbſt ſo bald als möglich unter

Dach und Fach zu bringen. Fluchend und von Froſt geſchüttelt, eilten wir nach Weſton, klopften den nächſten Gaſtwirth heraus und waren ſo glücklich, endlich unſre triefenden Kleidungsſtücke gegen trockene Hemden und warme Decken zu vertauſchen, unter deren Schutze wir auch bald einſchliefen.

Am nächſten Morgen war die Sonne kaum aufgegangen, als wir uns alle Drei bereits auf den Beinen befanden, um uns des Bootes und der Branntweinfäſſer zu verſichern, die wir dieſe Nacht während der Flut hatten im Stiche laſſen müſſen, die ſich aber jetzt, zur Zeit der Ebbe, jedenfalls leicht erreichen und bergen ließen. Zu unſerm nicht geringen Erſtaunen waren Boot und Fäſſer verſchwunden! Die Kobolde und Nixen von Weſton hatten, während wir ſchliefen, Alles fortgeholt, ohne auch nur die kleinſte Spur von den Dingen zurück zu laſſen, die wir als Entſchädigung für die Strapazen der Nacht, für die verlorene Jolle der Fährleute und für unſre verdorbenen Kleider betrachtet hatten — des Schlamm- und Waſſerbades, das wir genommen, gar nicht zu gedenken.

Jedenfalls hatten wir ein ſehr ſchlechtes Geſchäft gemacht. Das Verſprechen, den Gefährten meines Mißgeſchicks eine andere Jolle zu verſchaffen, erſetzte den Leuten ihr eignes Fahrzeug keineswegs und beſänftigte ihre ſchlechte Laune nur zum Theil. Indeſſen konnten jetzt alle Klagen nichts helfen, und wir trennten uns endlich in der Hoffnung, daß ſich bald eine Gelegenheit finden würde, die Scharte auszuwetzen.

Im Ganzen verminderte der Vorfall durchaus nicht mein Verlangen, den Barnabys gehörig auf die Finger zu klopfen, aber lange Zeit waren all meine Bemühungen, ihrer habhaft zu werden, fruchtlos, und ſchon fing ich an zu glauben, daß die „blauäugige Jungfrau“ eine andre, weniger gut bewachte Küſte zum Schauplatz ihres Wirkens ausgeſucht habe, als eine Nachricht, die ich empfing, dieſe Beſorgniß ganz unerwartet zerſtreute.

Mein Plan war bald gefaßt. Ich ließ geſprächsweiſe am Ufer verlauten, daß die „Roſe“ einen oder zwei Tage vorher während eines ziemlich heftigen Sturmes ihr Bugſpriet zerbrochen habe und am nächſten Tage nach Portsmouth gehen werde, um den Verluſt zu erſetzen. In Uebereinſtimmung damit verließ das Wachtſchiff auch wirklich Morgens neun Uhr ſeinen Ankerplatz und ſegelte nach jenem Hafen, wo es bis neun Uhr Abends blieb, um dann mit gerefftem Sturmſegel — denn der Wind blies hart aus Norden — nach den Southamptongewäſſern zurückzuſteuern.

Die Nacht war pechfinſter, und außer beim Scheine der häufigen Blitze vermochte man keine hundert Schritte weit zu ſehen. Wir hatten die lang geſtreckte Southamptonbucht ſchon mehrere Male gekreuzt, ohne den Gegenſtand, den wir ſuchten, zu finden, und waren eben in der Nähe der Mündung des Hamblefluſſes angekommen, als ein blauer, langanhaltender Blitz die ſchäumenden Wellen

114.

Adonio kam zum zweiten Mal gegangen,
Und dieſes war des Doctors Todesſtoß.
Er ließ Dublonen dutzendweiſe prangen,
Und Perlen und Juwelen wundergroß.
Da war denn bald das ſtolze Herz gefangen,
Und gab ſich um ſo eher in ſein Loos,
Als der, der dieſen Handel vorgeſchlagen,
Sich für den Freund bekannt aus frühern Tagen.

115.

Der buhleriſchen Amme heftig Dringen,
Des Freundes Gegenwart und Schmeichelei'n,
Die Ausſicht, ſolchen Vortheil zu erringen,
Des armen Doctors langes Ferneſein,
Die Hoffnung, Niemand werd' es weiter bringen,
Dieß nimmt ihr keuſches Herz ſo völlig ein,
Daß ſie den Hund empfängt, und, ihn zu lohnen,
Den Ritter läßt in ihren Armen wohnen.

116.

So hat der Lieb' Adonio gepflogen
Mit dieſer ſchönen Frau gar lange Zeit;
Die Fee auch iſt ihr inniglich gewogen,
Die ſtets bei ihr zu bleiben ſich erbeut.
Die Sonne hat den ganzen Kreis durchzogen,
Da wird der Richter wiederum befreit.
Er kehrt zurück, doch ob der Schmach bekümmert,
Die ihm des Freundes Sterne vorgeſchimmert.

117.

Und angelangt, fliegt er am erſten Tage
Zum Aſtrologen hin, und fragt ſofort,
Ob noch für ihn das Herz der Gattin ſchlage,
Ob ſie gebrochen ihm der Treue Wort?

erleuchtete und uns zugleich die „blauäugige Jungfrau“ zeigte, die kaum tauſend Schritt von uns am nördlichen Ufer vor Anker lag. Unglücklicherweiſe hatte man in demſelben Augenblick auch von dem Schmugglerfahrzeuge aus die Annäherung des Zollkutters bemerkt, und einen Moment ſpäter flog die „blauäugige Jungfrau“, in der Hoffnung, ihrem ſo unerwartet erſcheinenden Feinde zu entgehen, mit vollen Segeln über die aufgeregten Wogen der Bucht dahin, an uns vorüber und in die brauſende See hinaus. Meine Hoffnung, ihr beim Paſſiren der „Nadeln“ den Wind abzugewinnen, war vergeblich. Ohne eine Handbreit Segeltuch einzuziehen, flog das kleine wackere Fahrzeug vor dem Sturme dahin, und vielleicht wäre es mir auch diesmal entkommen, hätte ſich ihm nicht ein entſetzlicher Zufall in den Weg geworfen.

Bei Spithead, gerade im Cours der „blauäugigen Jungfrau“, lag der Donegal, ein Kriegsſchiff von achtzig Kanonen, vor Anker. Der alte Barnaby, den ich an den langen, weißen, im Sturm flatternden Haaren erkannte, ſtand am Steuer, und in ſeinem Beſtreben, ſich ſo viel als möglich beim Wind zu halten, vergaß er jede Vorſicht und wagte es, dicht unter dem Spiegel des ungeheuern Schiffes hinzuſteuern. Unglücklicherweiſe zerriß gerade in dieſem Momente ein mächtiger Windſtoß das Klüverſegel des kleinen Kutters wie Spinnwebe — das Fahrzeug ſchoß unter dem Drucke ſeines Hauptſegels vorwärts, während in demſelben Augenblicke der an ſeinem Ankertau tanzende Donegal um einige Fadenlängen zurückgeſchleudert wurde. Ein entſetzlicher Zuſammenſtoß erfolgte, und im nächſten Augenblicke war der unglückliche Schmuggler in den brauſenden, ſchaumgekrönten Wellen verſchwunden! Das Geſchrei der Schiffbrüchigen, wenn ſie überhaupt Zeit hatten, ein ſolches auszuſtoßen, verhallte im Heulen des Sturmes, und obgleich wir alles Holzwerk, deſſen wir habhaft werden konnten, augenblicklich ins Waſſer warfen, ſo war doch keine Hoffnung vorhanden, die Verunglückten bei ſo hochgehender See damit zu retten. Ich näherte mich dem Orte des Unglücks ſo ſchnell als möglich und paſſirte ihn mehrere Male, aber ſo eifrig wir auch ausſchauten, ſo ſahen wir doch nichts, als die weißen Schaumkronen der Wellen, die ſich an dem Rieſenleibe des Donegal donnernd brachen. Zwei Stunden ſpäter lag die „Roſe“, von ihrer aufregenden Jagd zurückgekehrt, bereits wieder auf ſicherem Ankergrunde.

Der jüngſte Barnaby hatte, wie ich zu meiner Freude hörte, ſeinen Vater und Großvater bei der letzten Fahrt der „blauäugigen Jungfrau“ nicht begleitet und war folglich dem Schickſal entgangen, das die beiden kühnen Männer ſo unerwartet dahinraffte — ein Schickſal, für welches, wie ſich vorausſehen ließ, die ganze Gemeinſchaft der Schmuggler mich verantwortlich machte. Indeſſen hatte der Tod mir zu oft und in zu verſchiedener Geſtalt gegenüber geſtanden, als daß ein Vorkommniß, wie das geſchilderte, mit allen ſeinen möglichen Folgen einen mehr als vorübergehenden Eindruck auf mich machen konnte, und ſicher wäre es bald ganz in den Hintergrund meines Gedächtniſſes getreten, hätte nicht ein andrer, etwa einen Monat ſpäter ſtattfindender Vorfall es mir wieder in Erinnerung gebracht.

Einer der Zollbeamten erhielt nämlich eines Tages durch unſre Spione die Nachricht, daß zwei große Küſtenboote, beladen mit franzöſiſchem Branntwein und Tabak, in der folgenden Nacht zwiſchen Hamble und Weſton anlegen ſollten und daß man, bei dem bedeutenden Werth der Ladung, für den Fall einer Entdeckung auf energiſchen Widerſtand vorbereitet ſei. — Unſere Dispoſitionen waren bald getroffen. Ich ſandte die „Roſe" mit ſo viel Leuten, als zu ihrer Bedienung durchaus nöthig waren, nach einem entfernten Stationspunkte und faßte ſelbſt, ſobald die Nacht angebrochen war, mit dem übrigen Theile der Mannſchaft Poſto in der Nähe der Netley-Abtei. Zwei andre Abtheilungen von Küſtenwächtern wurden am Ufer in gewiſſen Entfernungen von einander aufgeſtellt, und jeder Trupp ſtand mit den übrigen durch Signalpoſten in Verbindung.

Die Nacht war nicht finſter, denn die Sterne blitzten und glitzerten in voller Pracht am dunkelblauen Himmel, aber der Mond ging erſt nach Mitternacht auf, und daraus, wie aus dem Stande der Flut, ließ ſich leicht abnehmen, zu welcher Zeit unſre Freunde, wenn ſie überhaupt kamen, erſcheinen mußten. Bald überzeugte uns übrigens die verſtohlene Annäherung einer Anzahl von Leuten an dem bezeichneten Platz, daß unſre

Nachrichten zuverläſſig waren. Kurz nach elf Uhr hörten wir ein eigenthümliches leiſes Pfeifen, das ſich längs des Ufers wiederholte, und als wir uns mit dem Ohre in abgemeſſenen Zwiſchenräumen an die Erde legten, vermochten wir deutlich das Geräuſch von Ruderſchlägen zu vernehmen. Fünf Minuten ſpäter gab ich meinen Leuten das ſehnlich erwartete Zeichen, und wir näherten uns nun von allen Seiten mit ſchnellen, aber möglichſt geräuſchloſen Schritten den Schmugglern, die wir jetzt in voller Arbeit treffen mußten.

Die beiden Lugger lagen im weichen Sande oder Schlamme des Ufers, und vierzig oder fünfzig Männer waren beſchäftigt, kleine, etwa drei Gallonen haltende Branntweinfäßchen nach den Wagen zu tragen, die man in einiger Entfernung aufgefahren hatte. Zwanzig Burſche, eben ſo gut bewaffnet wie wir, waren als Sicherheitswache aufgeſtellt. Ich gab das Zeichen zum Angriff — aber noch ehe wir den überraſchten Deſperados nahe genug gekommen waren, um handgemein mit ihnen zu werden, feuerten ſie ihre Piſtolen auf uns ab, wodurch ein junger Seemann, Namens John Batley, ein ſchöner Menſch von wahrhaft athletiſchem Wuchſe, getödtet und zwei andre meiner Leute gefährlich verwundet wurden.

Nachdem die Tollköpfe das gethan, ſtoben ſie nach allen Seiten auseinander. Wir machten uns ſogleich an ihre Verfolgung, und eben ſtreckte ich meine Hand aus, um einen der beiden Flüchtlinge, die ich vor mir hertrieb, am Kragen zu faſſen, als der andre ſich umdrehte und ſein Piſtol nach meinem Kopfe abdrückte. Glücklicherweiſe verfehlte er ſein Ziel, aber die Kugel pfiff in ſehr unangenehmer Nähe an meinem rechten Ohre vorbei. Ich faßte nun den Burſchen trotz ſeines heftigen Widerſtandes und entdeckte zu meiner Ueberraſchung, faſt möchte ich ſagen, zu meinem Schrecken, daß es der jüngſte Barnaby war, den ich da unter der Hand hatte. Zu weiteren Erörterungen war jetzt keine Zeit, und nachdem ich den Jungen der Wachſamkeit meiner Leute empfohlen hatte, ſetzte ich die Verfolgung der Schmuggler fort.

Der Erfolg entſprach freilich nicht meinen Erwartungen, denn ſowohl durch ihre Zahl begünſtigt, wie durch die genaue Kenntniß des Terrains, jedes Grabens und jeder Hecke, gelang es ſämmtlichen Contrebandiers, zu entkommen. Auch die Wagen entſchlüpften uns, und der ganze Fang, den wir gemacht hatten, beſtand in dem jungen Barnaby und den beiden Küſtenbooten mit ihrer beinahe vollſtändigen Ladung.

Da ein Theil meiner Leute die Jagd auf die zerſtreuten Schmuggler noch eine Weile fortſetzte, ſo blieben mir, nachdem die beiden Verwundeten fortgetragen waren und ich eine genügende Wache in die erbeuteten Fahrzeuge gelegt hatte, nur noch zwei Mann zur Verfügung. Der Leichnam des armen John Bailey wurde vorläufig nach einem der Boote gebracht, und dann marſchirte ich mit den beiden Matroſen, die den gebundenen Gefangenen in ihre Mitte genommen hatten, nach Itchen zu, wo ich den jungen Menſchen bis auf Weiteres in Gewahrſam bringen wollte.

Das Geſicht des Knaben war todtenbleich, und ich hatte recht wohl bemerkt, daß der Anblick der Leiche ihn erſchütterte, aber als ich mich jetzt zu ihm wandte, nahm er ſogleich wieder die frühere trotzige Miene an. Ich befahl den beiden Matroſen, etwas zurückzubleiben, ſo daß ſie unſer Geſpräch nicht hören konnten.

Du wirſt hängen, mein Junge, für das, was du dieſe Nacht gethan haſt! begann ich.

Hängen! wiederholte er ſichtlich erſchrocken; Sie ſagen das nur, um mir bange zu machen. Ich habe den Mann nicht erſchoſſen — Sie wiſſen das auch. — Aber vielleicht wollen Sie es nicht wiſſen, fügte er mit bebender Stimme hinzu, weil Sie mich umbringen möchten, wie Sie meinen Vater umgebracht haben!

Ich habe eben ſo wenig Urſache, dir ans Leben zu wollen, armer Junge, wie ich die Abſicht hatte, deinen Vater zu tödten, antwortete ich. Warum hätte ich ſeinen Tod wünſchen ſollen?

Warum Sie ihm den Tod wünſchten, weiß ich recht gut! erwiderte er mit finſterem Blicke.

Dann weißt du mehr, als ich, junger Menſch. Aber jetzt genug der Thorheit. Ich würde viel darum geben, dich retten zu können, obgleich ich nicht recht weiß, wodurch du meine Theilnahme verdient haſt. Du haſt wahrſcheinlich den unglücklichen Schuß nicht abgefeuert, aber das vermindert deine Schuld nicht vor dem Richter.

Vielleicht würdeſt du indeſſen frei ausgehen, wenn du die Namen deiner Mitſchuldigen nennen wollteſt.

Des Knaben blaue Augen leuchteten hell auf in Zorn und beleidigtem Ehrgefühl.

Ich ſoll zum Verräther werden! rief er verächtlich. Soll die angeben, die mich lieb haben und mir vertrauen! Niemals — mögen ſie mich auch tauſendmal hängen!

Ich hatte darauf nichts zu erwidern, und ſchweigend gingen wir neben einander her, bis wir die Ruine der Abtei erreicht hatten. Hier blieb der Knabe plötzlich ſtehen.

Darf ich meine Mutter noch einmal ſehen, ehe Sie mich ins Gefängniß bringen? flüſterte er mit halb erſtickter Stimme, während ſich ſeine Augen mit Thränen füllten.

Dagegen hätte ich nichts einzuwenden, entgegnete ich mitleidig. Aber ich glaube, deine Mutter wohnt ziemlich weit von hier — bei Weſton?

Nein, wir haben das Anweſen dort verkauft und wohnen jetzt bei meiner Muhme Diaper, da oben in Netley. In den nächſten Tagen wollten wir nach Hull überſiedeln, wo ein Bruder von meiner Mutter Vater lebt. Ich ſollte dort dem Capitän eines Grönlandfahrers übergeben werden. Jetzt freilich, fügte er in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend hinzu, jetzt iſt ja Alles vorbei.

Aber wenn es ſo iſt, warum gab deine Mutter dir die Erlaubniß, dich bei dieſem gefährlichen Unternehmen, das dich ins Unglück brachte, zu betheiligen?

Die Mutter weiß nichts davon, verſetzte der Burſch, ſich mühſam faſſend. Ich ſagte ihr, ich ginge nach Southampton, um mich nach der Abfahrt der Schiffe nach Hull zu erkundigen. — Meine Mutter wird ſterben, wenn Sie mich hängen! rief er dann, ohne einen neuen Schmerzensausbruch unterdrücken zu können. Und Sie werden doch nicht wünſchen, auch an ihrem Tode ſchuld zu ſein!

Gewiß nicht — im Gegentheil, ich wünſche deiner Mutter alles Gute, obgleich ich ſie nie geſehen habe.

Sie hätten meine Mutter nie geſehen? rief er lebhaft. Dann wiſſen Sie vielleicht gar nicht — und ſich näher an mich herandrängend flüſterte er mir leiſe und haſtig zu: Laſſen Sie mich laufen — der Mädchenname meiner Mutter war Ellen Dible!

Wären des Burſchen gefeſſelte Hände frei geweſen und hätte er mir plötzlich ein Meſſer in die Bruſt geſtoßen, ſo hätte die Erſchütterung kaum heftiger und ſchmerzlicher ſein können, als die, welche ſeine Worte auf mich hervorbrachten.

Um Gotteswillen, kann das möglich ſein! rief ich, während mein einen Augenblick erſtarrtes Blut mir ſiedend zum Herzen ſchoß.

Es iſt ſo wie ich ſage, fuhr der Knabe mit demſelben ernſten Blick, mit demſelben leiſen, raſchen Flüſtertone fort. Ich ſah vorhin, als im Handgemenge Ihre Weſte aufgeriſſen wurde, was Sie an dem ſchwarzen Bande um den Hals tragen. Sie werden mich laufen laſſen — nicht wahr? Um meiner Mutter willen werden Sie es thun.

Ein Sturm von Gefühlen durchwogte meine Bruſt: Schmerz, Mitgefühl, Reue. — Es war mir eine Weile unmöglich, zu antworten, obwohl des jungen Menſchen Augen brennend und fragend auf mir ruhten. Endlich ſuchte ich mich zu faſſen — aber ich ſtieß die Worte mehr hervor, als daß ich ſie ſprach.

Ich kann dich nicht freigeben! ſtotterte ich. Es iſt nicht möglich — nur auf geſetzlichem Wege kann es — muß es geſchehen! Ich ſah, wie des Knaben Muth von Neuem ſank. Sein Geſicht wurde wieder todtenbleich, wie vorher. Aber deine Mutter ſollſt du ſehen, ſetzte ich ſchnell hinzu, und zwar heute noch, dieſe Nacht noch, denn morgen habe ich nichts mehr zu erlauben, da liegt ſchon Alles in andern Händen! Nur müſſen wir jedes Aufſehen vermeiden, deßhalb ſoll ſie hierherkommen, um Abſchied von dir zu nehmen. — Das iſt aber Alles, was ich für dich thun kann, mein armer Burſche. Johnſon weiß in Netley Beſcheid, ſage ihm, wo er deine Mutter zu ſuchen hat.

Der Knabe that, wie ich ihm geheißen, und Johnſon, einer meiner beiden Matroſen, ſchlug einen Augenblick ſpäter den Weg nach dem kaum einen Büchſenſchuß entfernten Dorfe ein.

Komm hierher, ſagte ich zu dem Knaben, indem ich meine Schritte nach der Ruine des alten Forts lenkte, das ehemals zum Schutze der Abtei gegen die Piraten am Ufer der Bucht erbaut worden war. Es führte nur eine einzige Treppe zu der Plattform des verfallenen Werkes hinauf, und dieſe Treppe war allein durch eine leicht zu bewachende Pforte zugänglich. Komm, ich will dir für die Zeit, daß deine Mutter hier iſt, die Hände frei laſſen. Du magſt da hinaufgehen, wo du unbeachtet und ungehört Abſchied von ihr nehmen kannſt, und von wo doch jeder Fluchtverſuch unmöglich iſt, denn wir werden dieſe Thür nicht aus den Augen laſſen. Das merke dir, mein Junge, und bereite dir nicht neue Unannehmlichkeiten, ſetzte ich hinzu, indem ich mich eiligſt zurückzog; denn eben hörte ich Johnſon mit der ſchluchzenden Mutter daherkommen, der ich in dieſem Augenblicke am wenigſten zu begegnen wünſchte.

Nachdem ihr Roberts, der andere Matroſe, in meinem Auftrage eine kurze Erklärung des Vorgefallenen gegeben hatte, eilte die weinende Frau mit unſichern aber haſtigen Schritten die Treppe hinauf, um ihren Sohn vielleicht ein letztes Mal zu umarmen.

Die Unterredung ſollte, wie Roberts ihr mitgetheilt, nicht länger als eine halbe Stunde dauern, aber dieſe Friſt war bereits überſchritten, und ſchon fing ich an, ein wenig ungeduldig zu werden, als wir plötzlich durch einen Schrei aufgeſchreckt wurden, der von der Höhe des alten Thurmes zu kommen ſchien, deſſen Ueberreſte die Plattform ein wenig überragten. Wir verließen ſogleich das innere Eingangsthor, wo wir uns ziemlich ermüdet niedergelaſſen hatten, und ſahen in demſelben Moment

Der Seher zeichnet ihm des Himmels Lage,
Gibt jedem der Planeten ſeinen Ort,
Und ſagt, was er beſorgt, hab' alles eben
Genau, wie er's verkündet, ſich begeben.

118.

Von prächtigen Geſchenken hingeriſſen,
Hab' ſie mit einem Andern ſich ergetzt.
Und hätt' er Schwert und Lanze koſten müſſen,
Der Doctor wäre nicht ſo tief verletzt.
Doch um ſein Loos unzweifelhaft zu wiſſen,
Obgleich er nur zu hoch den Seher ſchätzt,
Geht er zur Amme, nimmt ſie auf die Seite
Und ſucht, wie er ſie zum Geſtändniß leite.

119.

In weitem Kreis ſucht er ſie zu umgehen,
Da oder dort auf eine Spur erpicht;
Doch Anfangs will ihm nichts von Statten gehen,
Obgleich es ihm an Eifer nicht gebricht.
Sie mag dergleichen Dinge wohl verſtehen,
Und läugnet ihm's mit frechem Angeſicht;
So wird er von der ausgelernten Alten
In Furcht und Zweifel einen Mond gehalten.

120.

Wie gern er doch den Zweifel walten ließ,
Wenn er des Jammers der Gewißheit dachte!
Wie er nun fruchtlos bat, beſtach, verhieß,
Und doch nicht kirr die ſchlaue Amme machte,
Und jede Saite, die ſein Finger ſtieß,
Ihm andre nicht als falſche Töne brachte,
So harrt' er klug auf eine Zwiſtigkeit;
Denn da, wo Weiber ſind, gibt's Zank und Streit.

den jungen Barnaby aus dem Gemäuer hervorſtürzen und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit am Rande der Plattform hinlaufen.

Einer meiner Leute riß die Piſtole aus dem Gürtel, ließ ſie aber auf einen Wink von mir ſogleich wieder ſinken.

Er kann nicht entfliehen, verſicherte ich, deßhalb keine unnütze Gewaltthat.

Damit eilten wir dem Knaben nach, der, als er ſah, daß wir ihm auf den Ferſen waren, durch eine enge Mauerſpalte in das Innere der Ruine einzudringen ſuchte. Er hoffte, wahrſcheinlich uns hier im Trümmergewirr und unter dem Schutze der Dunkelheit zu entkommen, aber ich wußte recht gut, daß dieſer Weg nur eine verfallene Treppe hinauf und dann zu einer Mauer führte, welche in einem tiefen, breiten, mit Schlingpflanzen überwucherten Graben endigte. Ich war überzeugt, daß der Flüchtling uns nicht entwiſchen konnte, aber ich fürchtete, daß der arme Junge in ſeiner Verzweiflung den Sprung über den Graben wagen könnte, und ſah im Geiſte ſchon ſeine blutige zerſchmetterte Leiche vor mir liegen.

So laut ich konnte, rief ich ihm zu, um Gotteswillen nicht in ſein ſicheres Verderben zu rennen — aber erſt wenige Schritte vor dem Ende der Mauer gehorchte er meinem Zurufe und ſtand ſtill. Ich lief jetzt auf ihn zu — bei meiner Annäherung fiel er auf die Knie nieder, nahm den Hut vom Kopfe, und im hellen Mondſchein ſchaute ich in das bleiche Geſicht von — Ellen Dible.

Ich ſtand wie verſteinert. — Vielleicht ließ das unſichere Licht des Mondes die Veränderungen nicht erkennen, welche das Leben und die Zeit auch in Ellen Dible's Zügen hervorgebracht haben mußten — aber als ich in dies flehend zu mir gewendete Geſicht, in dieſe angſtvollen blauen Augen ſah, da ſchien es mir, als ſeien die Jahre, welche zwiſchen unſerem letzten Sehen und heute lagen, verwiſcht und verweht, wie ein Traum. Ellen erſchien mir kaum älter als damals — und die Vergangenheit mit all ihren Erinnerungen drang mit ſolcher Macht auf mich ein, wie ich es noch eine Stunde vorher nicht für möglich gehalten hätte. Die beiden Matroſen, die uns auf der Plattform am Fuße der Mauer gefolgt waren, riefen jetzt zu mir herauf — aber ich war von dem Unerwarteten ſo verwirrt und betäubt, daß ich kaum ihre Worte vernahm und mich im Augenblicke völlig außer Stand ſah, ihnen zu antworten.

Ellen ſchien aus meiner tiefen, nicht zu verbergenden Bewegung Vertrauen zu mir und Hoffnung für ihren Knaben zu ſchöpfen.

Rette meinen Sohn, mein einziges Kind —, rette es um ſeiner Mutter willen! hörte ich von Schluchzen unterbrochen die liebe bekannte Stimme flüſtern.

Abermals vernahm ich meine Leute, welche von unten fragten, ob ich den Flüchtling eingeholt hätte.

Mechaniſch gab ich ein Ja zur Antwort, und ſie machten nun ſchleunigſt Anſtalt, zu uns heraufzuklettern.

Welchen Weg hat er genommen? fragte ich leiſe, als die beiden Männer ſich näherten.

Nach Weſton zu, wo er ein Boot findet, antwortete ſie ſchnell, meine Abſicht errathend.

Jetzt hatten meine beiden Leute uns erreicht.

Wir waren auf einer falſchen Fährte! rief ich ihnen entgegen. Da ſeht her!

Seine Mutter, bei Jingo! ſchrie Johnſon. Sie haben die Kleider gewechſelt, und während wir hier herum klettern, hat ſich der junge Seehund in ſeiner Mutter Unterrock auf und davon gemacht.

So iſt's, der Junge iſt davon. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt er nach — nach Hamble gegangen, ſtieß ich hervor. Verfolgt ihr ihn in dieſer Richtung — ich werde den Weg nach Weſton und Itchen einſchlagen.

Die Männer eilten ſogleich fort, um meinen Befehl auszuführen.

Gott ſegne dich, Robert! flüſterte Ellen.

Ich drückte ihr flüchtig die Hand, und einen Augenblick ſpäter ſtolperte ich mit unſichern Schritten und glühenden Wangen die verfallene Treppe hinab und eilte nach Hauſe.

* * *

Ellen habe ich niemals wieder geſehen. Soviel ich weiß, iſt ſie noch am Leben und wohnt mit ihrer

Schwiegertochter in Chelſea. Ihren Sohn, der ſich damals durch meine Schwäche und ſträfliche Mithülfe dem Arme der Gerechtigkeit entzog, traf ich ſpäter noch einmal in London. Er iſt Capitän eines Kauffahrers erſter Klaſſe, der zwiſchen England und Auſtralien ſegelt, und ich erinnere mich nicht, jemals einen ſchmuckeren und tüchtigeren Seemann geſehen zu haben.

# Novellenſchatz des Auslandes.

VI.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Sechster Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. R. Schurich in München.

121.

Und wie er ſich's gedacht, ſo iſt's geſchehen,
Denn bei der erſten Spannung, die entſtand,
Kam ihm die Amme, Alles zu geſtehen,
Und löst' ihm ungefragt der Zunge Band.
Lang wär's zu reden von den tiefen Wehen,
Von der Verzweiflung, die Anſelm empfand;
Der arme Richter war ſo mitgenommen,
Daß er beinah um den Verſtand gekommen.

122.

Vom Zorn beſiegt, entſchließt er ſich, zu ſterben,
Allein zuvor ſein Weib dem Tod zu weihn:
Ein Stahl ſoll ſich mit beider Blute färben,
Sie von der Schmach, vom Jammer ihn befrei'n.
Geſtachelt ſo von Tod und von Verderben,
Eilt er blindwüthend in die Stadt hinein,
Und ſendet einen Diener zu Argien,
Mit einem Auftrag, ſchleunig zu vollziehen.

123.

Er heißt ihn nämlich nach dem Landhaus jagen,
Und läßt durch ihn vermelden ſeiner Frau'n,
Er liege ſchwer in eines Fiebers Plagen,
So daß ſie kaum ihn lebend werde ſchau'n;
D'rum, wenn ſie je im Herzen ihn getragen,
So ſolle ſie dem Diener ſich vertrau'n.
Sie kommt, er weiß, ſie thut's mit will'ger Seele;
Dann ſoll' er unterwegs ihr an die Kehle.

124.

Der Diener geht zur Herrin mit der Kunde,
Um zu vollbringen die gebot'ne That.
Argia greift zuerſt nach ihrem Hunde,
Steigt dann zu Roß und macht ſich auf den Pfad.

# Inhalt
## des ſechsten Bandes.

---

Seite

**Das Fräulein von Malpeire.** Von Henriette-Etienne-Fanny Arnaud, Madame Charles Reybaud. Aus dem Franzöſiſchen von Leonard Hamm . . . . . . . . . . . . . . 1

**Erſte Liebe.** Von Iwan Turgénjeff. Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer . . . . . . 171

---

# Das Fräulein von Malpeire.

Von

Henriette-Etienne-Fanny Arnaud,

**Mad. Charles Reybaud.**

(geb. 1802.)

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Leonard Hamm.**

# I.

Als ich auf dem Gymnaſium war — es ſind ſeitdem dreißig Jahre und darüber verſtrichen — brachte ich alljährlich einen Theil meiner Ferien bei einem Oheim meiner Mutter zu, der ein hübſches Landhaus in der oberen Provence, wenige Stunden von der piemonteſiſchen Grenze, bewohnte. Dieſer Onkel war ein ehemaliger Benedictiner, mit lauter Gelehrſamkeit großgeſäugt und mit Folianten aufgefüttert; man behauptete allgemein, daß er eine der Ruhmesſäulen in der gelehrten Brüderſchaft von Saint-Maur geworden wäre, wenn die Revolution ihn nicht aus ſeinem Kloſter getrieben hätte, als eben ſein Noviziat zu Ende ging.

Dom Geruſac, wie er in der Familie noch genannt zu werden pflegte, war kaum volle fünfundzwanzig Jahre alt, als die Verordnung erſchien, die ſeine geiſtlichen Gelübde zerriß; aber er benutzte die Wohlthat dieſes Geſetzes nicht, um in den Strom der Welt zurückzukehren. Eben ſo wenig verſuchte er es noch einmal mit dem Kloſterleben und folgte nicht dem Beiſpiel der Mehrzahl ſeiner bisherigen Genoſſen, die in irgend einem Kloſter Spaniens oder Italiens das Kleid des heiligen Benedict nahmen. Sobald der Sturm der Revolution ſich ein wenig ausgetobt hatte, raffte er die Trümmer ſeines väterlichen Erbes zuſammen und flüchtete in einen Erdenwinkel, dem er den Namen Saint-Pierre de Corbie beilegte, zur Erinnerung an das berühmte Haus, in welchem er die erſten Jugendjahre den Studien gewidmet hatte. Die kleine Beſitzung verſteckte ſich ſo zu ſagen in einer Falte der Alpen, da wo deren Kette ſich gegen Süden hin ſtufenweiſe abſenkt bis zu der Mündung des Var. Wild und lachend zugleich erſchien die Lage; über dem Hauſe, das auf einem kleinen Hügel ſtand, ragten ungeheure Felskegel in die Höhe, an deren Abhängen hie und da niedriges Eichengebüſch und allerlei Geſträuch ſproßte. Ein vielgewundener Weg führte zwiſchen Weiden und italieniſchen Pappeln nach dem Hauſe. Dieſe Bäume bildeten auf beiden Seiten eine Art von lichtem Laubſchleier, durch den man Wieſen, Olivengärten und Rebengänge erblickte, gleich langen grünen Bändern von verſchiedener Schattirung, die über den kreidigen Boden ſich ausſpannten.

Gewöhnlich ſetzte die Poſtkutſche mich eine gute halbe Stunde von dort auf der Heerſtraße ab, und ich ſchlug einen Seitenweg ein, in den kein Kutſcher ſich je mit ſeinem Wagen hineingewagt hätte. Leichtfüßig und wohlgemuth ſchritt ich auf dem ſelten betretenen Pfade dahin; ich war ſelig, ſo ganz allein zu wandern, meine paar Siebenſachen in ein Schnupftuch eingebunden und einen derben Stock in der Hand, wie ein Handwerksburſche, der eben auf die Wanderſchaft ziehen will.

Je näher ich dem Ziele kam, je mehr beſchleunigte ich meine Schritte, und wenn ich endlich die Allee betrat, blieb ich einen Augenblick ſtehen, ſah mich nach allen Seiten um und begrüßte mit unſäglicher Freude wie alte Bekannte jeden Baum, jede Bank von Stein, jeden kleinen Bach, der ſich im Graſe verlor. Immer war es dasſelbe friedliche und reizende Bild: oben das Haus mit ſeiner weißen Façade und ſeinem rothen Dach, über welchem eine lange Rauchfahne flatterte; weiter unten der Garten, der noch grün und voller Blumen war wie im Frühjahr; rings umher der Obſtgarten, in welchem die Apfelbäume über und über roth und die Pflaumenbäume in violettem Schimmer ſich bogen unter der Laſt der reifen Früchte; endlich noch darüber hinaus die ſchönen, eichengekrönten Berge, aus denen das Geblöt der Heerden herüberſcholl.

Der gute alte Onkel kam mir mit offenen Armen entgegen, erkundigte ſich vor Allem, ob ich mit Schullorbeeren beladen einrücke, und verfehlte nicht, mir ſeinen lateiniſchen Glückwunſch auszuſprechen, nachdem ich ihm über meine Erfolge berichtet hatte; dann erſt bemerkte er, daß ich in Schweiß gebadet war, und ließ mich eilig in den kleinen Saal zu ebener Erde eintreten, während er Marion, ſeiner alten Haushälterin, rief, mir ein Glas gezuckerten Weines zu bringen und mein Gepäck in Empfang zu nehmen.

Der Eindruck, den Marion's Anblick auf mich machte, wirkte unangenehm abkühlend auf das Entzücken, das ich ſo eben beim Wiedereintritt in dieſen reizenden Aufenthalt empfunden hatte. Sie war wohl das häßlichſte Geſchöpf, das ich jemals geſehen; ein ſeltſam verdroſſener, trübſelig greiſenhafter Ausdruck lag in ihren Zügen, der mir einen unüberwindlichen Widerwillen einflößte. Als ich noch ein Bübchen von acht oder zehn Jahren war, wagte ich es nie ihr in die Augen zu ſehen, und auch ſpäter konnte ich ſie nie erblicken, ohne dabei unwillkürlich an die fratzenhaften Bewohner des Höllenreiches zu denken. Mit ihrer hageren hölzernen Geſtalt, ihren knochigen Händen, den entzündeten Augen und zahlloſen Runzeln, die ihre fahle Stirn furchten, erſchien ſie mir wie ein Vampyr, oder eine Eule aus dem Märchen. Uebrigens war ſie eine Dienerin, wie man ſie nicht mehr oft findet, rührig, pünktlich, unterwürfig und bis zur Verſchloſſenheit ſchweigſam.

Mein Onkel hatte ſich ſein Hausweſen mit der auserleſenen Einfachheit, dem behaglichen und ſoliden Luxus der reichen alten Klöſter eingerichtet. Alles in ſeiner Umgebung, mit Ausnahme der alten Marion, nahm ſich angenehm und heiter aus. Der kleine Salon, in welchem er ſich aufzuhalten pflegte, war mit einer anſpruchloſen Zierlichkeit möblirt, deren Feinheiten man erſt nach und nach entdeckte. Alles darin war auf ein friedliches und beſchauliches Gelehrtenleben berechnet. Die weichen Seſſel, in die man tief einſank, glitten geräuſchlos auf ihren Rädern und ordneten ſich wie von ſelbſt um den Kamin, in welchem vom September an gegen Abend ein helles Feuerchen flackerte. Japaneſiſche Vaſen, die ſtets mit Blumen gefüllt waren, ſtanden auf den Ecken des Geſimſes, und das grauangeſtrichene Wandgetäfel umrahmte vier große Oelgemälde, die hiſtoriſche Landſchaften darſtellten. Durch die breite, ſtets offenſtehende Thüre ſah man in ein zweites Zimmer, deſſen Wände von oben bis unten mit den von meinem Oheim geſammelten Bücherſchätzen tapezirt waren. Da ſah man in beſter Ordnung aufgepflanzt das heidniſche Bataillon der lateiniſchen Claſſiker, die gelehrte Cohorte der Benedictiner von Saint-Maur und die Menge der minder berühmten Autoren, die ſich um das Studium unſerer alten heimiſchen Chroniken verdient gemacht haben. Einige Dichter der Neuzeit hatten ſich unter dieſe ſchweren Folianten verirrt und ließen ihren eleganten Einband hie und da von den ſtaubigen Fächern herabglänzen. Verſchiedene Gemälde, auf die mein Onkel große Stücke hielt, und eine ſehr merkwürdige Reihe alter Kupferſtiche hingen in dem Speiſeſaal, durch den man in den kleinen Salon gelangte, und auf dem beſcheidenen Büffet von Nußbaum ſah man einiges Silbergeräth von guter Arbeit. Ich geſtehe indeſſen, daß all dieſe Raritäten meine Aufmerkſamkeit weit weniger auf ſich lenkten, als ein höchſt mittelmäßiges Gemälde, das Dom Geruſac für gut befunden hatte oberhalb des Spiegels über dem Kamin aufzuhängen. Ein Paſtellgemälde war es, von der Zeit ſchon ein wenig gebleicht und in einer ovalen Einfaſſung, die ſich an mehr als einer Stelle beſchädigt zeigte. Dasſelbe ſtellte eine junge Dame dar in dem vollen Glanze der Jugend und der auffallendſten Schönheit. In ihrem Anzuge erinnerte ſie an die Schäferinnen Watteau's; ein langes Mieder mit Blankſcheit und verziert mit Roſenbändern, eines über das andere, hob ihre runde und feine Taille; in Form eines Armbandes ſchlang ſich ein breiter ſchwarzer Sammetſtreifen um ihren ſchönen, bis zum Ellbogen nackten Arm; ihre gepuderten Haare waren einfach mit blaßblauen Schleifen aufgeſteckt. Dieſes Geſicht hatte etwas unwiderſtehlich Anziehendes im Ausdruck; es flammte und ſchmachtete in ihren blauen und ein wenig vortretenden Augen; ihr Mund, der mit einem verſchwimmenden Lächeln ſich ein wenig öffnete, ließ Zähne vom reinſten Schmelz erblicken und glich einer Granatblüte, in deren Kelch Jasminen gefallen ſind.

Mein Platz bei Tiſche war dem Kamin gegenüber, und, ſo oft ich den Blick erhob, mußte ich die reizende Perſon ſehen, die ihrerſeits aus ihrem Rahmen herab mich anſchaute und mir, ſo ſchien mir's, mit zärtlicher Innigkeit zulächelte; ſenkte ſich aber mein Auge, dann konnte es nicht vermeiden, das hagere und verdroſſen grämliche Angeſicht der Marion zu ſtreifen, welche hinter dem Lehnſeſſel Dom Geruſac's ſtand und, die Schüſſeln wechſelnd und die Gläſer füllend, uns ſchweigſam bediente. Der Gegenſatz machte jedesmal auf mich einen gewiſſen Eindruck und erhöhte wo möglich die Empfindung,

Schon weiß ſie die Gefahr aus ſeinem Munde,
Doch ruhig zu gehorchen iſt ſein Rath:
Er habe ſchon geſorgt und vorgeſehen,
Um in der höchſten Noth ihr beizuſtehen.

### 125.

Bald geht der Diener ab vom breiten Wege,
Und kommt auf Pfaden, öd und vielgekraust,
Zu einem Bach, der von dem Wolkenſtege
Des Apennins zum Po herniederbraust.
Ein dichtes, ſchwarzes, wildes Waldgehege,
In welchem keine Menſchenſeele haust,
Scheint ihm ein ſichrer Mordplatz, um verſtohlen
Den Gräuel zu vollziehn, der ihm befohlen.

### 126

Er läßt die Frau den bloßen Degen ſehen,
Und ſagt ihr an, was ihm ſein Herr gebot;
D'rum ſolle ſie zu Gott um Gnade flehen
Für ihre ſchweren Sünden vor dem Tod.
Ich weiß nicht, wie ſie's machte, zu entgehen,
Genug, wie jener mit dem Schlage droht,
Iſt ſie hinweg; er ſucht ſie aller Orten,
Und ſteht zuletzt verhöhnt und ſtutzig dorten.

### 127.

Er kehrt mit Schimpf und Schmach zum Herrn zurücke,
Ganz ſtarr noch und erſchrocken im Geſicht,
Und ſagt ihm von dem ſeltnen Mißgeſchicke,
Doch wie es zugegangen, weiß er nicht.
Daß ſich Fee Manto zu dem Freundſchaftsſtücke
Verband, darüber hat Anſelm kein Licht:
Das Weib, von dem er den Bericht empfangen,
Hat dieß — ich weiß den Grund nicht — übergangen.

mit der ich mich von der alten Magd abgeſtoßen fühlte. Vielleicht hätte ich mich an ihre finſtere Häßlichkeit beſſer gewöhnt, wäre mir jenes vollendete Urbild einer friſchen und glänzenden Schönheit nicht ſo oft vor Augen geweſen. Was meinen Oheim anbelangt, ſo beſaß er für gewiſſe Dinge die Einfalt eines Heiligen und die Gleichgültigkeit eines Gelehrten. Einmal, da ich mir einfallen ließ, ihm die Frage zu ſtellen, ob er ſich entſinne, die Alte jemals etwas weniger dürr und runzelig geſehen zu haben, ſann er ein Weilchen nach und antwortete mir harmlos:

In der That niemals; hältſt du ſie für alt? Ich habe nie daran gedacht, ſie nach ihrem Alter zu fragen. Sie muß ihre Sechzig haben, wie ich.

Und da ich ungläubig den Kopf ſchüttelte, ſetzte er hinzu: Vielleicht iſt ſie jünger; es giebt Perſonen, die vor der Zeit alt werden. Seit zehn Jahren, die ſie in meinem Dienſt iſt, kommt es mir ſo vor, als hätte ich immer das nämliche Aeußere an ihr geſehen. Uebrigens iſt ſie rührig und rüſtig wie ein junges Mädchen.

Dom Geruſac lebte von der Welt gänzlich zurückgezogen; nur mit den gelehrten Geſellſchaften, denen er ſeine Arbeiten einſandte, ſtand er in brieflichem Verkehr, und einen Beſuch erhielt er kaum, es ſei denn, daß der eine oder der andere Angehörige ſeiner Familie einmal bei ihm vorſprach. Ein wackerer alter Prieſter, der Abbé Lambert, war die einzige Perſon, der man öfter auf dem Wege nach Saint-Pierre begegnete; einmal allwöchentlich während der Ferien ſah ich ihn anlangen, ſeine ärmliche Soutane in die Taſchen aufgeſchürzt, ſein Brevier unter dem Arm und ſeinen Stab aus einer wilden Weinrebe in der Hand. Er verſah die Pfarrei Malpeire, auf deren Grenze die Beſitzung meines Onkels lag, und der würdige Mann war ſicherlich der ärmſte Pfarrer von Frankreich. Seine Beichtkinder wohnten über ein weites Gebiet hin zerſtreut, das waldbedeckt, von tiefen Thälern durchſchnitten und von oft unüberſteiglichen Gießbächen durchzogen war. Das Dorf Malpeire, ziemlich in der Mitte der Pfarrei gelegen, hatte kaum etwas über hundert Einwohner; indeſſen, nach ſeinen zerfallenden Ringmauern und Wohnungen zu ſchließen, mußte die Bevölkerung ehemals beträchtlicher geweſen ſein. Die Kirche, deren gothiſche Thurmſpitze noch jetzt die ganze Umgegend beherrſchte, war ein verhältnißmäßig umfangreiches Gebäude, an dem ſich die Spuren ehemaliger Herrlichkeit erkennen ließen; prachtvolle Scheiben ſchmückten den Chor, und verſtümmelte Bildhauerarbeiten, zerbrochenes Stabwerk bezeichneten die Stellen, wo man ehemals künſtleriſchen Schmuck erblickt hatte.

Das Dorf Malpeire lag eine Stunde von Saint-Pierre entfernt, jenſeits eines hohen Berges, den wir jeden Sonntag überſtiegen, um in die Meſſe zu gehen; denn dieſe Pflicht erließ ſich Dom Geruſac nie, wie lange er auch auf die geiſtlichen Uebungen des Kloſterlebens verzichtet hatte. Wie es in den Alpengegenden gewöhnlich der Fall iſt, erfreuten wir uns auf dem ſüdlichen Abhang des Berges einer gleichmäßigen und milden Temperatur, während über die höher gelegenen Gegenden häufige Gewitter ſich entluden und in dem übrigen Theil des Kirchſpiels die Kälte ſich fühlbar machte. Auch verſäumten wir nicht, unſere Vorſichtsmaßregeln zu treffen, bevor wir zu jenen Hochebenen emporſtiegen; Marion zog, mit unſeren Mänteln beladen, voraus, um uns an der Mündung einer Schlucht zu erwarten, die den Gipfel des Berges durchſchnitt und gewöhnlich von einem eiſigen Luftſtrom durchzogen wurde. Die alte Magd hing ſich außerdem einen Korb an den Arm und einen ſchweren Querſack über die Schulter: darin befand ſich unſer Frühſtück und die milden Gaben meines Oheims, die ſie hartnäckig auf dieſe Art beförderte, ſtatt ſie nach Art eines Felleiſens dem friedlichen Eſelchen, das Dom Geruſac beſtieg, aufzupacken.

Gewöhnlich machten wir einen kurzen Halt, wenn wir bei der eben erwähnten Felsſchlucht angelangt waren. Dieſe Stelle, die man den Engpaß von Malpeire nannte, hatte ein finſteres und wildes Anſehen, das mir beſonders gefiel. Der Felſen, den irgend eine Zuckung der vorſündflutlichen Welt auseinandergeriſſen hatte, öffnete ſich mit faſt ſenkrechten Wänden, und ſein tiefausgezackter Doppelkamm hob ſich wie ein dunkler Kranz von dem mattblauen Himmel ab. Das Innere dieſer wunderbaren Schlucht war mit einer Fülle von kleineren Pflanzen und Bäumchen, unter deren unentwirrbaren Verſchlingungen Abgründe ſich verbargen, gänzlich überdeckt. Den Weg hatte man zwiſchen dem unfruchtbaren Felſen und dieſen Maſſen von Grün, unter denen man die reißenden Waſſer eines Gießbachs toſen hörte, hindurchgebahnt. Ein derartiger Verkehrspfad ließ ſich im Winter, wo der Schnee alle gefährlichen Ungleichheiten des Bodens ebnete, nicht benutzen; im Sommer aber wanderte man hier im Schatten über einen Teppich von Moos und Raſen und athmete die kühle Friſche, die aus den grün überwucherten Abgründen zur Seite des Steiges heraufwehte. Ein ungeheurer Felsblock verſperrte den Eingang dieſer engen Gaſſe und ragte wie ein Vorgebirge über die weißen Steintrümmer, die den nördlichen Abhang des Berges bildeten. Auf der Höhe dieſes Zackengrats, deſſen kahle Wände ſich faſt lothrecht bis auf das Dorf hinunterſenkten, ſah man die Ruine des Schloſſes von Malpeire mit ihrem durchbrochenen Gemäuer und ihren zerſtörten Thürmen.

An dem Eingange dieſer Schlucht kam uns, wenn wir dort anlangten, Marion entgegen, die uns, am Fuß der Felſen ſitzend, erwartet hatte, um Dom Geruſac beim Abſteigen zu helfen; ſie breitete dann unſere Mäntel aus, hing ſie uns ſchweigend über die Schultern und trat ſofort, indem ſie das Eſelchen beim Zügel führte, ihren Weitermarſch an.

Wahrhaftig, das Frauenzimmer hat Beine wie der Vogel Strauß, mit denen er ſieben Stunden in Einer macht, wie es heißt, rief mein guter Ohm und folgte ihr mit den Augen; da iſt ſie uns ſchon aus dem Geſicht.

Deſto beſſer! ſagte ich zu mir ſelbſt, denn Marion's Geſicht verdarb mir die Landſchaft; meine Einbildungskraft empörte ſich bei dem Anblick dieſer Alpenhirtin im Sonntagsſtaat, mit ihren plumpen Schuhen, dem abſcheulichen ſchwarzen Strohhut auf ihrem alten Haarzopf, und dem ſchlechten Kattunkleid, deſſen kurze Aermel vom Ellenbogen an ihre langen dürren Arme frei ließen. War ſie mir aus dem Geſicht, ſo folgte ich dem Fußpfad mit mehr Behagen; meine Einbildungskraft wurde rege in dieſer einſiedleriſchen Wildniß, und wenn ich das andere Ende der Schlucht erreichte, betrachtete ich in träumeriſcher Begeiſterung das Bild, das ſich dort meinen Blicken darbot. Dann befand ich mich dem Felſen gegenüber, auf deſſen Gipfel ſich ehemals das Herrenſchloß erhoben hatte; an dem Fuße des Rieſenblockes ſah ich die kleine Kirche, um dieſe herum in unregelmäßigen Gruppen die Häuſer des Dorfes und vor der Kirche einen ziemlich großen Platz von zwei Ulmen beſchattet, deren dicht bei einander ſtehende Stämme dergeſtalt zuſammengewachſen waren, daß ſie nur einen einzigen Baum bildeten, den größten und ſchönſten, den die ganze Gegend weit und breit aufzuweiſen hatte. Ueber das Dörfchen hinaus eröffnete ſich eine endloſe Fernſicht, in der das Auge nichts Einzelnes mehr unterſchied, als wären bei irgend einer Erdumwälzung dieſe beweglich übereinanderſtürzenden Erdwellen plötzlich erſtarrt zu einem Felſenmeere mit regungsloſen Wellen. Die Burgtrümmer, welche dieſe düſtere Landſchaft beherrſchten, bildeten eine ſtattliche Maſſe, in der ſich der Bauſtil verſchiedener Zeitalter unterſcheiden ließ. Dom Geruſac hatte nicht verfehlt, mir im Vorbeigehen das Eigenthümliche dieſer verſchiedenen Stile zu erklären; nach ſeiner Anſicht hatte der Hauptthurm die römiſchen Legionen auf der Hochebene lagern ſehen; die Umfaſſungsmauer um den Thurm rührte aus den Feudalzeiten her, während die Façade mit den zwei eleganten Eckthürmchen entſchieden aus neuerer Zeit ſtammte. Wie dem aber auch ſein mochte, all dieſe Mauerreſte, an denen Thüren und Dächer fehlten, machten gleichmäßig den Eindruck des Verfalles.

Dann und wann hatte ich meinen Oheim über die ehemaligen Herren von Malpeire befragt; aber der würdige Mann ſchien ſich um die hiſtoriſchen Traditionen der Gegend nie bekümmert zu haben und antwortete mir mit Achſelzucken: Die Geſchichte dieſer großen Familie kennen, hieße das Chaos entwirren. Nicht als ob es an Urkunden mangelte; es giebt deren ſehr koſtbare in dem Kirchenbuch von Saint-Maurin, das in meinem Beſitz iſt. Neulich traf ich darin zufällig auf eine Stelle, die den unwiderſprechlichen Beweis liefert, daß Ferrand, der ſiebente unter den Baronen von Malpeire, einer von den ſechzehn provençaliſchen Herren geweſen iſt, die mit Gottfried von Bouillon nach dem gelobten Lande auszogen. Ich denke gelegentlich einen kleinen Aufſatz über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, den ich dir dann zu leſen geben will.

In der Erwartung der Chronik jenes Ferrand des Kreuzfahrers machte ich den Verſuch, mir die neuere Geſchichte der Gegend von Marion erzählen zu laſſen. Als wir wieder einmal nach Malpeire hinaufſtiegen, traf ich mit ihr vor dem Eingang zu dem Engpaß zuſammen und, anſtatt ihr wie ſonſt auszuweichen, brach ich kühn die Unterhaltung vom Zaun. — Ein hübſcher Morgen heute, redete ich ſie an. Ich komme mir ſo leicht vor wie eine Gemſe und bin, ohne es zu bemerken, ſo raſch gegangen, daß ich meinen Onkel weit weit dort unten zurückgelaſſen habe. Wollen Sie mir wohl erlauben, mich neben Sie zu ſetzen, um ihn zu erwarten, liebe Marion?

Sie rückte etwas weg, um mir Platz zu machen, wandte das Geſicht von mir ab mit ihrer gewöhnlichen mürriſchen Miene und machte ſich mit Durchſtöbern und Ordnen ihres Korbes zu ſchaffen, augenſcheinlich um nicht mit mir ſprechen zu müſſen. Ich aber fuhr, ohne mich abſchrecken zu laſſen, gleich wieder fort: Schon manches Jahr machen Sie dieſen Weg, liebe Marion; finden Sie ihn nicht nachgerade etwas lang und beſchwerlich für Ihre armen Beine?

Nein, mein Herr, antwortete ſie kurzangebunden mit jenem rauhen Ton der Stimme, wie man ihn bei verdrießlichen alten Frauen zu hören bekommt.

Ich ließ mich aber nicht einſchüchtern.

Vor der Revolution, fuhr ich fort und blickte dabei nach der Ruine, ſtand ein ſchönes Schloß dort oben;

haben Sie es damals geſehen, Marion, zu der Zeit, als es noch von ſeinen alten Herren bewohnt war?

Da ſie nicht antwortete, fügte ich höflich hinzu: Sie müſſen damals ſehr jung geweſen ſein.

So jung, daß ich mich auf Nichts von Alledem beſinne, brummte ſie mit einem patzigen Ton und, Querſack und Korb zuſammenraffend, ſchritt ſie meinem Ohm entgegen.

Die Antwort kam mir in Marion's Munde als eine lächerliche Ziererei vor; dem Anſehen nach mußte ſie zu der Zeit, wo es mit dem alten Regiment zu Ende ging, mindeſtens ſchon die Kinderſchuhe vertreten haben. Nicht minder fruchtlos forſchte ich den Abbé Lambert aus; der würdige Mann verſah die Pfarrei Malpeire erſt ſeit der Wiederherſtellung des Gottesdienſtes. Die Landleute waren über die Landesgeſchichte nicht beſſer unterrichtet; ſie kümmerten ſich um das, was ſich vor ihrer Zeit zugetragen hatte, ſehr wenig, und der junge Nachwuchs wußte ganz gewiß nicht, ob das Schloß von Malpeire vor dreißig Jahren oder dreißig Jahrhunderten zerſtört worden war. Einmal jedoch, als ich unter dem Schatten vor der Kirchthüre ein Weilchen raſtete, ſagte ein Bäuerlein zu mir, indem es mit einem ſtolzen Blick auf die Ulmen zeigte: Nicht wahr, mein Herr, da haben wir ein paar ſchöne Bäume, kerzengerade und ſchön belaubt. In den höchſten Zweigen ſind mindeſtens fünfzig Elſternneſter. So Etwas, habe ich mir erzählen laſſen, findet man in der ganzen Provence und ſelbſt darüber hinaus nicht mehr.

„Sehr alt ſcheinen ſie mir nicht zu ſein, ſagte ich, indem ich das kraftvolle Gezweige betrachtete, deſſen Verſchlingungen einen undurchdringlichen Laubdom bildeten.

I nu! wer weiß? erwiderte das Bäuerlein, wer weiß, wie lange Jahre das her iſt, ſeitdem ſie gepflanzt und getauft worden ſind?

Getauft? rief ich aus.

Ja wohl, Herr, der auf dieſer Seite heißt Herr Marquis und der andere Herr Baron.

Und warum das, mein Beſter?

Ja, warum das! gab er achſelzuckend mit einer Miene, als ob ihn das durchaus nichts angehe, zurück. Meiner Seel, darüber habe ich niemals etwas gehört; ſo lange iſt es damit her, daß kein Menſch etwas davon weiß.“

## II.

Ich ſprach von einem Paſtellgemälde in dem Speiſeſaal meines Onkels, das meine Aufmerkſamkeit beſonders feſſelte; das Bild hatte ſeine Stelle über einem alterthümlichen Spiegel, in dem man abſcheulich grün ausſah. Ferner ſtanden auf dem Sims des Kamins ein Paar Täßchen aus Sèvres-Porzellan, verziert mit Arabesken und kleinen Blumengewinden, zwei wahrhafte Cabinetsſtücke, in welche Marion ihre Zündhölzerpäckchen zu ſtecken pflegte. Ich weiß nicht, wie ich zu der Einbildung kam, Spiegel, Taſſen und Paſtellgemälde rührten aus einer und der nämlichen Zimmerausſtattung her, die in dem Bilde Dargeſtellte habe ſich öfter in dem grünlichen Spiegel betrachtet und mit ihren Purpurlippen manchmal den Rand der Taſſen berührt. Der Einfall hatte ſich in meiner Phantaſie feſtgeſetzt; eine heftige Neugier marterte mich, und die Vermuthungen, in denen ich mich erging, würden ſich in einem Roman gut ausgenommen haben. Nach und nach entſprang aus dieſer unausgeſetzten Gedankenrichtung eine abſonderliche und unerhörte Empfindung. In das alte Portrait, deſſen ſchmachtender Glutblick auf mir zu ruhen ſchien, verſenkte ich mich ſo lange, bis ich mich ſterblich darein verliebte. Ich empfand bei ſeinem Anblick die geheimen Schauer, wie ich ſie in der Nähe einer lebenden Geliebten nicht lebhafter hätte empfinden können. Alle Zierathen um den Kamin waren für mich zu geheimnißvollen Reliquien geworden; in der Aufrichtigkeit meiner Liebe huldigte ich ihnen mit einer Art anbetender Verehrung: Marion's Streichhölzer hatte ich weggeworfen, und an deren Stelle prangten Tag für Tag die ſchönſten Blumen, die ich im Garten aufzutreiben vermochte. Während Dom Geruſac mich in die Lecture ſeiner Folianten verſenkt glaubte, ſchwärmte ich, die Ellbogen auf meinem Pult, traumverloren, und ſo weit brachten mich die Verzückungen meiner Liebe, daß ich Dichter wurde; ich machte Verſe auf die bloß im Bilde lebende Schön-

128.

Was thun? jetzt kann er nicht der Rache gnügen,
Und ſeiner Leiden wird er auch nicht bar.
Zum Balken iſt der Splitter nun geſtiegen,
Sein Herz gepreßter, als es vormals war.
Der Fehl, der unter Wenigen verſchwiegen
Geblieben wäre, wird nun offenbar;
Den erſten konnte man zur Noth verhehlen,
Vom zweiten wird gar bald die Welt erzählen.

129.

Er ſieht wohl ein, nachdem ſo unumwunden
Sein böſer Wille gegen jene ſprach,
So hat ſie eines Mächt'gen Schutz gefunden,
Und gibt nicht wieder ihrem Manne nach.
Mit dem Beſchützer bleibt ſie nun verbunden
Zu des Betrognen Schimpf und ew'ger Schmach;
Wohl möglich, daß ſie gar in Hände fiele,
Bereit zum Buhler- und zum Kupplerſpiele.

130.

Um dieß zu hindern, ſchickt er Briefe, Leute
Auf Kundſchaft in der größten Eile fort.
Man ſucht auf dieſer und auf jener Seite
Der Lombardei; ſie iſt nicht da, nicht dort.
Am Ende ſucht er ſelbſt in Näh' und Weite
Und unbeſichtigt läßt er keinen Ort;
Doch wird kein Weg, kein Mittel ausgefunden,
Um zu entdecken, wo ſie hingeſchwunden.

131.

Am Ende ruft er jenen Knecht herbei,
Dem er umſonſt den Mordbefehl ertheilt,
Und der mit ihm zum Walde jetzt auf's Neu,
Wo ſie ſo plötzlich ſich verborgen, eilt.

heit. Als die Tollheit mich erfaßt, war ich eben ſiebzehn Jahre alt und hatte juſt meinen Curſus in der Rhetorik hinter mir. Mitten in dieſer inneren Verwirrung behielt ich Selbſtbeherrſchung genug, um die beſtändigen Aufregungen, den überſchwänglichen Liebeswahnwitz, dem ich in ſo toller Weiſe verfiel, nicht ſichtbar werden zu laſſen; die bloße Vorſtellung, Jemand möchte meinen Zuſtand ahnen, ergriff mich mit dem Gefühl tödtlicher Beſchämung. Meine Begier, Näheres zu erfahren, war zu einer unerträglichen Geiſtesqual geworden; ich hatte mir die abenteuerlichſten Vermuthungen zuſammengeträumt; ich forſchte unaufhörlich nach der Familie und dem Namen der verhängnißvollen Schönheit, die ſich vielleicht vor einem Jahrhundert hatte malen laſſen, um zu meines Lebens Glück und Qual zu werden. Nichts wäre einfacher geweſen, als ein Verſuch, meinen Oheim um Aufklärungen anzugehen. Aber meine Gedanken verwirrten ſich bei der bloßen Vorſtellung eines ſolchen Geſprächs; ich zitterte davor, den Gegenſtand nur zu berühren und durch irgend eine Andeutung unwillkürlich, was in meinem Herzen vorging, zu verrathen. . . Eines Tages jedoch, als wir bei Tiſche ſaßen, kam mir plötzlich der Muth, ich erhob den Blick und rief mit erzwungenem Lachen: Haha, lieber Onkel, da haben Sie einen alten Spiegel, in dem die Leute ausſehen, als ob ſie von grünem Wachſe wären.

Es iſt das gleichwohl ein Cabinetsſtück, verſetzte Dom Gerufac; die Einfaſſung iſt von Elfenbein mit eingelegtem Silber und Perlmutter; ein Unglück nur, daß oben die Bekrönung abgebrochen iſt; vermuthlich war ein Wappen da mit Schildhaltern und Helmſchmuck. Ich fand es zu D. . . in einer Trödlerbude, ſammt dem Paſtell und den Taſſen, unter einem wüſten Haufen von altem Eiſen.

Das Herz pochte mir; ich brachte mühſam die weitere Frage hervor: Die Sachen ſtammen wohl aus einem reichen Hauſe, das man in der Revolution ausgeplündert hat?

Sehr wahrſcheinlich, antwortete mein Onkel, nur fehlt mir jedes Anzeichen, woraus ſich ſchließen ließe, wem es früher gehört hat, das altfränkiſche Zeug, wie ihr junges Volk gleich wegwerfend Alles nennt, was nicht nach der neueſten Mode iſt.

Dom Geruſac hatte ſich herumgedreht, um die Zierathen über ſeinem Kamine zu betrachten, und indem er auf das Porträt hindeutete, ſetzte er hinzu: Nicht wahr, Friedrich, auch der Rahmen iſt allerliebſt.

Das Porträt? rief ich aus. O, gewiß!

Nicht doch! erwiderte Dom Geruſac. Das iſt ſehr verblichen und abſcheulich verzeichnet; der Rahmen jedoch iſt ein wahres Meiſterſtück. Gelegentlich will ich ihn mir auffriſchen laſſen, und das Porträt mag ſich die Marion nehmen und es ſich in ihre Kammer neben das Bild vom ewigen Juden hängen.

Bei dieſem Wort überlief es mich kalt, ich erblaßte; aber ich gewann es nicht über mich, meinen Onkel um den Gegenſtand meiner geheimen Anbetung zu bitten, und beſchwichtigte mich mit dem Gedanken, Marion würde ſich hernach wohl entſchließen, mir das Bild gegen ein Stück Geld abzulaſſen.

Mittlerweile erhielt mein Oheim eine Nachricht, durch die er höchlich erfreut und ſein ſonſt ſo regelmäßiges und friedliches Hausweſen um und um gekehrt wurde: eine hohe Perſönlichkeit, der Marquis von Champaubert, Geſandter an einem auswärtigen Hofe, kündigte Dom Geruſac an, er werde auf einer Reiſe über Toulon einen Abſtecher zu ihm machen, um ihre alte Jugendfreundſchaft zu erneuern.

Mein Onkel verſammelte auf der Stelle ſeinen geheimen Rath, das heißt, er berief Marion zu ſich und theilte ihr den Inhalt des ſo eben erhaltenen Schreibens mit. Jedermann begiebt ſich, ſprach er ſodann, an die Arbeit; laſſen Sie durch Babelou das blaue Zimmer herrichten und Sie verfügen ſich an Ihren Herd; Herr von Champaubert trifft morgen ein; daß mir Alles zur rechten Zeit fertig iſt! Das Diner lege ich Ihnen beſonders an das Herz. Einige Gerichte gelingen Ihnen ausgezeichnet, zum Beiſpiel die Taubenpaſtete: ſo eine machen Sie uns; dann auch Eierſchnee, einen ſchönen fetten Kapaun, kurz was Sie ſich ſonſt an guten Sachen nur ausdenken können.

Ich werde mein Beſtes thun, antwortete Marion kurzweg. Und ohne weitläufigere Anweiſungen abzuwarten, kehrte ſie in ihre Küche zurück.

Der gute Maximin, wie freue ich mich, ihn wiederzuſehen, ſagte Dom Geruſac hierauf zu mir. Er iſt mein älteſter Freund; wir haben unſere Studien zuſammen angefangen bei den Oratorianern; ich aber war für Saint-Maur beſtimmt, und zwei Jahre ſpäter ging ich nach Chaiſe-Dieu. Champaubert ſetzte es durch, mich dorthin zu begleiten. Er fühlte gar keine Neigung zum Kloſterleben; aber ein tüchtiger Schüler war er, beſonders fleißig im Studium der alten Sprachen. Seine Familie wünſchte, daß er geiſtlich werden ſollte; da er aber durch den Tod ſeines älteren Bruders einziger Sohn wurde, kehrte er ſo zu ſagen in die Welt zurück, bevor er ſie verlaſſen hatte. Ich ſollte gerade mein Noviziat antreten, als er abreiſ'te. Es war an Allerheiligen; noch meine ich ihn zu ſehen, in ſeinem dicken, blauen Reiſerock und dem Hut nach amerikaniſchem Muſter, wie er eben zu Pferde ſteigen will und uns Lebewohl ſagte. O, welche Miene! welche Anmuth! welch ſchöner Cavalier!

Iſt das lange her? entfuhr mir unbedachterweiſe.

Je nun — wart' einmal — antwortete mein Ohm; es war im Jahr Siebenundachtzig, am zweiten Oſtertag, alſo ſind ſeitdem fünfunddreißig Jahre vergangen. In all der Zeit ſah ich Champaubert nicht wieder, und nur hie und da hörte ich etwas von ihm durch die Zeitungen. Gleich im Beginn der Revolution war er emigrirt und iſt erſt mit dem Frieden ins Land zurückgekehrt. Da wurde denn ſein Talent und ſeine Treue belohnt. Der König hat ihn mit Ehren und Gütern überhäuft. Er iſt Pair von Frankreich und Geſandter; er hat ich weiß nicht wie viele Titel und Würden; Gott möge ihm all das große Glück erhalten; er verdient es.

Der Gedanke, eine ſo hohe Perſon ganz in der Nähe zu ſehen, ihr vorgeſtellt zu werden, ließ mich über Nacht kein Auge ſchließen, und vom frühen Morgen an ſpähte ich von der Terraſſe auf die Dorfſtraße hinaus, durch deren ausgefahrene und ſchlammige Geleiſe der Wagen Seiner Excellenz ſich durcharbeiten ſollte. Nicht minder ſchwere Sorgen hatte ich wegen des Empfangs, den man dem Erwarteten bereitete, und der mir des Gaſtes völlig unwürdig ſchien. Ich ſetzte voraus, daß der Marquis von Champaubert mit zahlreichem Gefolge reiſ'te, und inmitten einer ſolchen Geſellſchaft ſtellte ich mir nun unſere alte Haushälterin vor: das Geſicht brannte mir, wenn ich ſie mir vergegenwärtigte, wie ſie da, durch Nichts abzuſchrecken, das Tellertuch unter dem Arm hinter dem Seſſel ihres Herrn ſich aufſtellen und dem hohen Tiſchgenoſſen Dom Geruſac's mit ihren gräulichen gekrümmten Fingern Wein einſchenken würde.

Im Laufe des Nachmittags erſchien Babelou, die Jungemagd, die in der Küche aushalf, in der Thüre zu der Terraſſe und rief mir mit ihrer durchdringendſten Stimme zu: Herr Friedrich, kommen Sie, der fremde Herr kommt eben an, er iſt ſchon in der Allee!

Und ſein Wagen? . . . Welchen Weg hat denn der genommen? ſagte ich ganz beſtürzt; der wird in irgend einem Hohlweg umgeſchlagen ſein.

Sein Wagen? lachte die Babelou, ſein Wagen iſt wie der von Ihrem Herrn Onkel; der kommt überall durch, wo ein Eſel für ſeine vier Füße Platz hat.

In der That, der Herr Geſandte rückte auf einem nach Landesſitte geſchirrten Grauthier und auf einem Reitkiſſen ohne Bügel ein; ſein Gefolge beſtand aus einem Bauern, der ihm den Mantelſack nachtrug und den Eſel mit einem Haſelzweig antrieb.

Der Marquis ſchwang ſich gewandt nieder und warf ſich mit überwallendem Gefühl meinem Onkel an die Bruſt, der vor Freuden weinte, der würdige Mann, und, ihm die Hand drückend, ſtammelte: O, auf einen ſolchen Beſuch war ich wahrlich nicht gefaßt. . . Welch ein Glück für mich, gnädiger Herr — —!

Was ſoll das heißen: „gnädiger Herr"? unterbrach ihn der Marquis, ſeinen Arm mit dem des Jugendfreundes verſchränkend; du nennſt mich Maximin, wie ſonſt. Weißt du, lieber Thomas, daß ich dich auf der Stelle wiedererkannt habe?

Ich dich ebenfalls, antwortete mein Ohm; du haſt dich gar nicht verändert, wahrhaftig.

Nun, nun, es iſt doch viel Schnee gefallen, ſeit wir uns zuletzt geſehen, meinte der Marquis und ſtrich ſich mit der Hand durch ſeine ſtark angegrauten Haare.

Nur um einen Tag hätte dein Schreiben früher eintreffen dürfen, nahm mein Onkel das Geſpräch wieder auf, ſo wäre ich dir bis C . . . . entgegen gekommen.

Du mußt deine liebe Noth gehabt haben, dich bis hieher durchzufinden.

Nicht die geringſte, antwortete Seine Herrlichkeit. Ich ließ ganz einfach meinen Wagen auf der Landſtraße zurück und verſorgte mich auf der nächſten Villa mit einem Reitthier und einem Bauern, die mich zu dir bringen ſollten.

Aber wer hatte dir geſagt, welchen Weg du einſchlagen mußteſt? fragte mein Onkel weiter.

Niemand; die Gegend war mir ſchon bekannt, antwortete Herr von Champaubert und ließ den Blick über Thal und Berge ſchweifen; ich bin ſchon früher einmal hier geweſen.

Nach deinem Austritt aus Chaiſe-Dieu?

Etwa zwei Jahre darnach.

Ah! rief Dom Geruſac verwundert, und wie kommt es, daß ich nie davon gehört habe?

Der Marquis lächelte faſt traurig und antwortete mit etwas gedämpfter Stimme: Du wareſt damals in Saint-Pierre de Corbie, du ſtandeſt im Begriff, deine Gelübde abzulegen; es handelte ſich um Dinge, die ich dir nicht ſchreiben konnte.

Iſt es möglich? murmelte mein guter Onkel mit unverhohlenem Staunen.

Ich hielt mich abſeits, ganz überraſcht und verblüfft. Der Mann da vor mir war alſo der Stellvertreter des Königs von Frankreich und redete öfter mit gekrönten Häuptern. Auf den erſten Blick hätte man ihn für einen kleinen Rentier halten können. Aus ſeinem blauen, auf der Bruſt übereinandergehenden Rock guckte nicht ein Zipfel von einem Bändchen, und ſein ganzer Anzug war vollkommen einfach. In ſeinem Umgang gab er ſich leicht und natürlich, und in ſeinen Zügen miſchte ſich Gutmüthigkeit mit Feinheit. Allerdings hatte er, vielleicht ihm ſelbſt unbewußt, gewiſſe impoſante Kopfbewegungen, und zuweilen blitzte in ſeinen Augen etwas wie Stolz und ungewöhnliches Selbſtbewußtſein. Sein Geſicht war noch ſchön, und ſeltſamerweiſe mußte man ihn neben meinem Onkel für den Jüngeren halten. Dieſer, deſſen Daſein unter ruhigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten verfloſſen war, hatte ſchon den ſchwerfälligen Gang eines alten Mannes, während der Weltmann, der ſo manchen rauhen Anprall der Leidenſchaften ausgehalten und durch ſo viele Wechſelfälle ſeine Laufbahn verfolgt hatte, noch feſt und männlich auftrat.

Dom Geruſac rief mich heran und ſtellte mich vor; in einem Augenblick war dies abgethan. Dann traten die beiden Freunde Arm in Arm ins Haus. Der Marquis wendete ſich gegen den Garten.

Es iſt draußen zu warm, ſagte Dom Geruſac und zog ihn mit fort; beſieh dir lieber meine Bibliothek.

Herzlich gerne, antwortete Jener heiter, das iſt ja deine Welt, dein Umgang, deine Familie. Du ſollſt mich in die berühmte Geſellſchaft der alten und neuen Autoren einführen; nur, bitte, laß mir erſt etwas zu trinken geben, denn ich habe großen Durſt.

Marion! rief mein Onkel, indem er nach der Küchenthüre ging.

Jetzt, dachte ich, müſſe ſie ſich blicken laſſen, und erwartete mit komiſchem Zagen die Wirkung ihrer Erſcheinung auf den Marquis; zum Glück kam ſie nicht zum Vorſchein; die Babelou erſchien mit einem ungeheuren Präſentirbrett, auf dem eine Flaſche alten Weines, Zucker, ein Korb mit prachtvollen Früchten und eine Schüſſel voll flaumiger orangegelber Pfirſiche ſtand.

Vortrefflich! ſagte Herr von Champaubert und half in eigener Perſon der Babelou das Brett auf den Tiſch ſtellen, der mit Manuſcripten und alten Scharteken überhäuft war. Die Kleine hat meine Vorliebe für die gelben Pfirſiche dieſer Gegend errathen, dieſe kleine ſäuerliche Frucht, die, das kann ich dir verſichern, nirgends in der Welt ihres Gleichen hat.

Ich glaube es gerne, erwiderte lachend mein Onkel, ſeit lange findet man dieſes wilde Gewächs nur noch in unſeren dürftigen Bergen.

Komm, ſetz dich her, alter Kamerad, ſagte der Marquis und wies auf einen Platz neben ſich; wir werden uns Manches zu erzählen haben.

Mein Onkel ſetzte ſich; ich erbat mir leiſe ſeine Aufträge und entfernte mich, beſcheiden die Thür hinter mir ſchließend.

Kurz vor der Eſſensſtunde begegnete mir die Babelou im Speiſeſaal. Du mein Herrgott, was fangen wir nun an? ſagte ſie in heller Beſtürzung. Die Marion hat ſich ſeit geſtern ſo ſehr angeſtrengt, daß ſie jetzt krank iſt; eben hat ſie ſich zu Bett gelegt.

Ich geſtehe, daß ich hiervon angenehm überraſcht war. Was weiter? ſo wirſt du ſtatt ihrer die Herren bedienen, antwortete ich dem Mädchen. Geſchwind dein ſchönſtes Kleid und eine weiße Schürze angezogen, und ſage der Marion, ſie ſolle nur ruhig zu Bette bleiben. Ich will es dem Onkel ſchon ſagen.

Die beiden Freunde waren aus der Bibliothek in den Garten gegangen, und mein Onkel führte den Marquis mit ſtolzer Genugthuung zwiſchen ſeinen Blumen- und Gemüſebeeten umher. Dieſer ſchien von Allem, was er ſah, entzückt; er gerieth mit allerliebſter Gutherzigkeit in Ekſtaſe über einen ſchönen Nelkenſtock, oder vor einem rieſenhaften Kohlkopf, und naſchte von den Trauben an den Weingeländern, ganz wie ein loſer Schulknabe. Ich meldete leiſe meinem Onkel den widerwärtigen Zwiſchenfall, von dem das Hausweſen betroffen war; der treffliche Mann wollte gleich ſelbſt nachſehen, wie Marion ſich befinde, und ich blieb allein mit Herrn von Champaubert, der noch einen Gang durch den Garten machte und dann vertraulich zu mir ſagte:

Ich denke, mein junger Freund, wir werden gut thun, nachzuſehn, ob angerichtet iſt.

Aus dem Garten gelangte man durch eine Glasthüre in den Speiſeſaal; ich öffnete die Außen-Jalouſieen und trat bei Seite, dem Marquis den Vortritt zu laſſen. Die Vorhänge waren aufgezogen; bei dem hellen Tages-

Vielleicht daß ſie bei Tag in Büſchen frei,
Und Nachts in irgend einem Hauſe weilt.
So führt ihn denn der Diener, wie er meint,
Zum Wald, ſtatt deſſen ein Palaſt erſcheint.

132.

Denn auf Argiens Flehn, treu ihren Pflichten,
Ließ jene Fee durch ihre Geiſterſchaar
Von Alabaſter ihr ein Schloß errichten,
Ringsum geziert mit Golde wunderbar.
Kein Mund kann ſagen, kein Verſtand erdichten,
Wie ſchön's von außen, reich von innen war.
Das meines Herrn, das geſtern dir gefallen,
Wär' eine Hütte gegen dieſe Hallen.

133.

Denn mit Tapeten, die, hervorgegangen
Aus ſeiner Hand, in bunten Farben glühn,
Sind Ställe ſelbſt und Keller hier behangen,
Nicht nur die Säle, Zimmer, Galerie'n.
Gefäße, die von Gold und Silber prangen,
Juwelen wimmeln, blau und roth und grün,
Gehöhlt zu Schüſſeln, Bechern und Pokalen,
Und Gold- und Seidenſtoff, nicht zu bezahlen.

134.

Der Richter, wie ich euch bereits verkündet,
Stößt mit dem Kopf auf dieſes ſchöne Schloß,
Wo, wie er glaubt, ſich keine Hütte findet,
Gebüſch und unwirthbare Wildniß bloß.
Nun fühlt er, wie ihm die Beſinnung ſchwindet;
Des armen Manns Verwunderung iſt groß;
Er weiß nicht, träumt er, oder iſt er trunken?
Iſt ihm im Blauen der Verſtand verſunken?

licht trat Alles in dem Gemach bis aufs Kleinſte deutlich hervor, und die Vergoldung an den alten Rahmen blitzte von den Strahlen der untergehenden Sonne. Der Marquis trat ein, that einige Schritte, indem er ſich umſchaute, und blieb plötzlich vor dem Kamin ſtehen, die Augen auf das Paſtellbild geheftet, dann drehte er ſich um und ſagte lebhaft zu mir:

Wiſſen Sie, wie dieſes Porträt hierher kommt?

Ich erröthete bis über die Ohren und ſtotterte mit unſicherer Stimme: Ja, gnädiger Herr, mein Onkel hat es zu D . . . gekauft in einem Trödlerladen.

Zugleich mit dem Spiegel da und den Täßchen? forſchte der Marquis weiter.

Ich glaube, ja, gnädiger Herr!

Dom Geruſac kam in dieſem Augenblick zurück.

Lieber Maximin, du entſchuldigſt mich, ſagte er; die Aufwartung dürfte Einiges zu wünſchen übrig laſſen; die Hälfte meiner Leute iſt dienſtunfähig, das heißt, meine alte Haushälterin iſt plötzlich krank geworden.

Je nun, ſo bedienen wir uns ſelbſt, erwiderte Herr von Champaubert und ſetzte ſich zu Tiſch; meinſt du, ſo etwas ſei mir während der Emigration niemals vorgekommen?

Glücklicherweiſe hatte Marion den ganzen Tag über bei ihren Kochöfen bleiben und ihrem Adjutanten, der kleinen Babelou, Befehle geben können; der Tiſch war vortrefflich gedeckt und das Diner ausgezeichnet. Ueberdies hatte ich in einem Winkel des Kellers einige Flaſchen eines alten Weines ausgegraben, der in der That würdig war, an der Tafel eines Königs getrunken zu werden. Der Marquis aß mäßig und raſch, ohne das Geſpräch einſchlafen zu laſſen, mein Onkel dagegen mit ſeinem gewohnten ruhigen und ſoliden Appetit, der noch durch die Freude geſchärft wurde, einen ſolchen Tiſchgenoſſen ſich gegenüber zu haben. Ich meinerſeits rührte Nichts an; ich war ganz aus dem Häuschen. Aus den Fragen des Marquis erhellte klar: er hatte das anbetungswürdige Antlitz, vor dem ich ſeit ſechs Wochen ſchwärmte, wiedererkannt; er wußte, wer dieſe Dame war, deren Namen jemals zu erfahren ich verzweifelte; kurz, er konnte mir ſagen, was ich in der ganzen Welt am glühendſten zu wiſſen wünſchte; aber wie ſollte ich mir ein Herz faſſen, ihn auszufragen? ja wie überhaupt ein derartiges Geſpräch nur einleiten?

Da mit Einem Male, über dem Nachtiſche, während einer Unterhaltung, in welcher die Tagesfragen ſich mit den Erinnerungen aus der Schulzeit kreuzten, fiel es meinem Onkel ein, zu dem Marquis zu ſagen:

Die großen Weltgeſchäfte haben dein Daſein ganz in Anſpruch genommen. Du haſt nie daran gedacht, dich zu verheirathen?

Allerdings, erwiderte er, und dabei ſah er nach dem Paſtellbild hinauf; ich habe die ſchöne Perſon heirathen ſollen, deren Bildniß du dort beſitzeſt.

Wie? Was? Das Porträt, von dem Niemand den Namen weiß? rief Dom Geruſac aus.

Wohl iſt das ein wunderlicher Zufall, fuhr Herr von Champaubert fort; darauf war ich ſicherlich nicht gefaßt, heute den ſchönen Gegenſtand, dem meine erſte Liebe galt, wiederzuſehen.

Du mußt mir die Geſchichte erzählen, ſagte mein Onkel; da wir im Zuge ſind, unſere Jugenderinnerungen aufzufriſchen, ſo iſt es mir ſehr willkommen, daß du dieſes Bild hier wiedergefunden haſt.

## III.

Die Dämmerung brach herein; ich zündete die Wandleuchter an, die über dem Kamin zu beiden Seiten des Spiegels angebracht waren. Sofort gaben die Kerzen, die das Paſtellbild von unten nach oben beleuchteten, den verblichenen Farben neue Friſche, und durch das trübe Glas in verſchwimmenden Umriſſen hervortretend, ſchien das bezaubernde Geſicht herniederzulächeln, ähnlich jenen Blondköpfchen von Greuze hinter einem halbgeöffneten Fenſtervorhang.

Der Marquis betrachtete das Gemälde einen Augenblick mit feſtem Blick; dann, als ahne er meine heftige und ſorgfältig verhehlte Neugier, richtete er das Wort an mich: Dieſes Bild ſtellt das Fräulein von Malpeire vor, die einzige Tochter des Barons von Malpeire.

Des letzten Schloßherrn? rief ich, und ſie wohnte in dem alten Schloß, oben auf dem Berge?

Ja, mein junger Freund; dort haben ſich auch all die Ereigniſſe zugetragen, die ich Ihnen erzählen will, antwortete der Marquis. — Und nach einer Pauſe fuhr er fort, zu Dom Geruſac gewendet:

Erinnerſt du dich, lieber Thomas, eines Briefes, in welchem ich dir mittheilte, daß ich Paris verließe, um eine Reiſe in den Süden Frankreichs anzutreten?

Ja freilich erinnere ich mich deſſen, antwortete Dom Geruſac; es war der letzte Brief, den ich von dir bekam, und er datirte, ohne dir einen Vorwurf machen zu wollen, aus den Tagen vor der Revolution; irre ich nicht, vom Auguſt 1789.

Du ſuchſt deines Gleichen in der Chronologie! rief Herr von Champaubert; in der That kam ich kurz nach der berüchtigten Nacht vom 4. Auguſt in dieſe Berge; zunächſt aber muß ich dir auseinanderſetzen, was mich zu der Reiſe veranlaßte, und woher die Champauberts, aus einem alten Hauſe der Normandie, zu den Malpeires der Provence in Beziehung ſtanden. Vor mehr als hundert Jahren, während der Kriege mit Piemont, beſetzte der Herzog von Teſſé dieſen Grenzſtrich mit ſeiner Heeresabtheilung. Mein Urgroßvater, Wilhelm von Champaubert, diente in dem Regiment von Auvergne, gleichzeitig mit einem Edelmann aus der Gegend, dem Freiherrn von Malpeire, der bald ſein Freund und Waffenbruder wurde. Beide ſtanden in der Blüte der Jahre und waren verheirathet mit zwei jungen Frauen, die ihnen auf den Kriegsſchauplatz gefolgt waren, das heißt, ſie hatten ſich auf das Schloß von Malpeire zurückgezogen, damals eine uneinnehmbare Feſtung. Es kam zu verſchiedenen Gefechten zwiſchen den Franzoſen und den Piemonteſen, welche das ebene Land verwüſteten. Bei einem der Zuſammenſtöße ward der Marquis von Champaubert verwundet; nur zwei Stunden von hier hatte das Treffen ſtattgehabt; ſeine junge Frau eilte zu ihm bis auf das Schlachtfeld und ſetzte es durch, ihn auf das Schloß von Malpeire tragen zu laſſen, wo er am folgenden Tage verſchied. Kurze Zeit darauf wurde der Freiherr von Malpeire unter den Mauern von C . . . getödtet. Nach dieſem Doppelunglück blieben die beiden Damen auf Malpeire, wo ſie durch den in dieſen Bergen ſechs Monate im Jahre liegenden Schnee eingeſchloſſen wurden, und am nämlichen Tage genas hier jede eines Sohnes, welche beide in der Kirche des Dorfes zuſammen getauft wurden. Zum Angedenken an dieſes Ereigniß pflanzte man zwei Ulmen, denen man die Namen der beiden Neugeborenen beilegte. Zu meiner Zeit überſchatteten ſie den ganzen Kirchplatz; ſtehen die Bäume noch?

Ja, Monſeigneur, antwortete ich lebhaft, und man nennt ſogar noch den einen Marquis, den anderen Baron; doch Niemand weiß, wie es ſo gekommen iſt.

Die beiden Wittwen verbrachten ihr Trauerjahr zuſammen, fuhr der Marquis fort. Später mußten ſie ſich trennen; doch bis an ihr Lebensende dauerte die Freundſchaft, die ihr gleiches Schickſal zwiſchen ihnen geſtiftet hatte, und ſie erzogen ihre Söhne zu denſelben Geſinnungen. Dieſe pflegten die Beziehungen fort und übertrugen ſie auf ihre Kinder. Obgleich man gewiſſermaßen an den äußerſten Enden des Königreichs wohnte, theilte man ſich gegenſeitig alle häuslichen Vorkommniſſe von einiger Bedeutung mit und verſäumte nicht, an den Jahresfeſttagen der Familie einander zu ſchreiben. Die beiden Häuſer durch eine Ehe zu verbinden, war der von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortpflanzende Wunſch; aber die Vorſehung ſchien dieſe Pläne und Wünſche immer verſagen zu wollen, und während dreier Generationen hatte die Familie Champaubert keine Töchter, und die Töchter in dem Hauſe Malpeire ſtarben alle in der Wiege. Von Jugend auf hatte ich die Erzählungen hierüber am Kamin mitangehört; auch war mir bekannt, daß der letzte Freiherr von Malpeire endlich ſich einer Tochter erfreute, und daß ſie mit mir ungefähr in gleichem Alter ſtand. Es konnte mich daher nicht wundern, als zwei Jahre nach meinem Austritt aus Chaiſe-Dieu mein Vater mir ankündigte, meine Verheirathung mit Fräulein von Malpeire ſei durch ihn eingeleitet. Lieber Sohn, ſagte er, dies Familienbündniß entſpricht, wie ich glaube, in jeder Hinſicht allen unſern Wünſchen. Den Baron von Malpeire lernte ich in Paris kennen, als er dorthin kam, um ſich mit Fräulein von Herbelay zu vermählen, der reizendſten Perſon von der Welt; ein Edelmann alten Schlages, iſt er ein wenig zurückgeblieben und nicht gerade ein großer Geiſt, dafür loyal und von ehrenfeſtem, großherzigem Charakter. Das Vermögen iſt hinreichend und ſicher angelegt. Bezüglich des Namens bedarf es keiner Nachfrage, es iſt einer der ſchönſten in dem Adelsregiſter der Provence. Ueber den Geiſt und die Schönheit des Fräuleins weiß ich dir keine nähere Auskunft zu ertheilen. Du wirſt ſie ſelber ſehen; ich weiß bloß, daß ſie nahe an zwanzig Jahre zählt.

Mein Vater ſagte dies mit einem Lächeln, das mich ahnen ließ, er habe mir eine angenehme Ueberraſchung zugedacht und wiſſe, das Fräulein von Malpeire ſei eine vollendete Schönheit. Das Portrait hier möge Ihnen beweiſen, daß ich mich nicht täuſchte.

In der That, ſchön war die Perſon, ſagte mein guter Ohm und zog ſeine dichten Augenbrauen in die Höhe mit der Miene etwa eines Landmannes, der ſich bemüht, eine antike Schaumünze oder ein Manuſcript in der Pali-Sprache zu bewundern.

Wie geſagt alſo, Ende Auguſt kam ich hier an, fuhr Herr von Champaubert fort. Acht Tage lang hatten die Räder einer unbequemen Poſtkutſche mich durch den Landſtraßenſtaub befördert, und ich erinnere mich noch der freudigen Aufregung, die beim Anblick der grünenden Berge und der friſchen Thalgründe mich ergriff, wo rings um mich die Waſſer rauſchten und rieſelten. Meine Kutſche hatte ich in C . . . gelaſſen. Damals zweigte ſich noch kein Gemeindeweg hieher ab; nur für

Laſtthiere gab es einen Fußſteig. Ich ritt, und ein Maulthiertreiber folgte mir mit meinem Gepäck. Der Mann hatte ſich in der Welt ein wenig umgeſehen und ſprach, obgleich Landeskind, Franzöſiſch. Er nannte mir die Namen aller Dörfchen, die wir in der Ferne erblickten, und wußte mir von jedem Fleck etwas zu erzählen. Als wir an den Eingang der Felsſchlucht kamen, die man den Engpaß von Malpeire nennt, blieb er ſtehen und zeigte mir einen flachen Stein, der aus dem Grunde des Fußpfades vorſprang. Iſt etwa dieſer natürliche Ruheſitz noch vorhanden?

Freilich, ſagte mein Ohm; auf dem Stein hält die Marion, meine alte Haushälterin, jeden Sonntag ihre Raſt, wenn wir zur Meſſe gehen.

Ich machte mich auf eine Räubergeſchichte gefaßt, die in dieſem Mordloche vorgefallen wäre, fuhr Herr von Champaubert fort; aber der Maulthierführer ſagte bloß: Sehen Sie, mein Herr, das da iſt die Stelle, wo die Tochter des Herrn Baron von den Todten auferſtanden iſt . . .

Welche Tochter? rief ich.

Nun ja, die nämliche, die noch jetzt friſch und geſund iſt. Stellen Sie ſich vor, mein Herr, ſieben Jahre war ſie alt geworden, da wurde ſie krank und ſtarb, wie ihre Brüder und Schweſtern, die längſt beim lieben Herrgott ſind. Sie ſtarb Ihnen ſo complet, daß man ſie in den Sarg legte, mit einem weißen Kranz auf dem Kopf und dem Crucifix in den gefalteten Händen; dann wurde hinausgezogen, um ſie dort unten, wo die Herrſchaften ihre Gruftkapelle haben, beizuſetzen. Als die Mädchen, die den Leichnam trugen, bis hieher gekommen waren, waren ſie müde und ließen den Sarg auf den flachen Stein nieder, um ein Weilchen auszuruhen. Der Herr Pfarrer ſagte ſein „Libera“ nicht weiter her, Alles ſchwieg, und bloß das Waſſer hörte man rauſchen, das in der Schlucht fließt. Auf einmal kam ein Stimmchen aus dem Sarg; das Kind richtete ſich empor, ſuchte mit den Augen den Bach und ſagte: Ich bin ſehr durſtig! Alle, die dabei waren, erſchraken ſehr, als ſie ſahen, wie ſie ihr Bahrtuch aufhob; aber der Herr Pfarrer nahm ſie auf den Arm und brachte ſie völlig lebendig der Frau Baronin wieder ins Haus.

Es überſchauerte mich bei dieſer Geſchichte. Ich weiß nicht, wie es mir ſchon angethan ſein mußte, daß mein Herz dabei ſo ſtark klopfte. Es war mir zur Gewohnheit geworden, mich in die Liebe und die Heirath, die mir bevorſtänden, hineinzudenken, und ich zitterte, als ich erfuhr, wie wenig daran gefehlt hatte, daß ich meine unbekannte Braut verloren hätte. Unwiderſtehliche Eindrücke wirkten in dem Augenblick auf meine Einbildungskraft; der Anblick der Natur verſetzte mich in eine Art von Entzücken; ich war berauſcht von dem wilden Wohlgeruch der Alpenpflanzen, von der Einſamkeit, von den lieblichen und verworrenen Lauten, die aus der Tiefe der Wälder erſchallten, von der Luft, die ich einathmete.

In dieſer Verfaſſung langte ich auf Malpeire an.

Das Schloß war um dieſe Zeit eine alte Feſte, umgeben von furchtbaren Mauern, durch bezinnte Thürme flankirt, an die einige moderne Baulichkeiten angeklebt waren. Eine neue Façade verdeckte den Fuß des Schloßthurms, der auf einem lothrecht abhangenden Felſen am Rande eines Abgrundes ſich erhob. Grüne Sommerläden ſchloſſen die Fenſter, und die Plateform war in ein allen Winden ausgeſetztes Gärtchen verwandelt. Dieſe Verſchönerungen änderten jedoch nichts an dem eigentlichen Charakter der alten Burg aus der Feudalzeit. Ihr Haupteingang lag nach Norden, und an dieſer Seite hatte das Schloß ſich ganz und gar das finſtere und kriegeriſche Ausſehen der Bauwerke des Mittelalters bewahrt. Ein breiter Graben umgab den Wall, und die Pforte lag zwiſchen zwei noch mit ihren Falconetten bewaffneten Thorthürmchen. Die Zugbrücke war noch in dem Zuſtande vorhanden, wie ſie zur Zeit der Kriege in der Provence geweſen war; ſeit einer Reihe von Jahren aber wurde der Aufzug nicht mehr benutzt, ſondern bildete mit ſeinen dauerhaften Bohlen eine Art Gangſteig, ohne Ketten oder Geländer.

Die Sonne ging eben unter, als ich anlangte; ich ſtieg vor der Zugbrücke ab, warf den Zügel meines Thiers dem Treiber zu und ſchritt allein voran, mich nach Jemand umſehend, den ich hätte anreden können. Zunächſt kam ich in einen gewölbten Durchgang, dann in einen weiten Hof, rings umgeben von ſehr alten Gebäuden, deren mit Stabwerk geſchmückte Fenſter ſämmt-

135.

Am Thore ſieht er einen Neger ſtehen,
Von Naſ' und Lippe dick; ihm kommt es vor,
Als hätt' er niemals ein Geſicht geſehen,
So ſcheußlich, nicht hernach und nicht zuvor.
Er könnte dem Aeſop zur Seite gehen
Und ſcheuchte Heilige vom Himmelsthor,
Unfläthig, ſchmierig, bettelhaft gekleidet,
Und andres mehr, was die Beſchreibung meidet.

136.

Anſelm, der Niemand ſieht, ihm anzuſagen,
Weß' dieſes Prachtgebäude möchte ſein,
Tritt zu dem Aethiopier mit Fragen,
Und der erwiedert: Dieſes Haus iſt mein.
Der Richter iſt nicht vor den Kopf geſchlagen,
Und denkt: Der neckt und lügt nicht eben fein.
Jedoch der Mohr beſchwört, es ſei ſein eigen,
Und Keiner werde je dawider zeugen;

137.

Und lädt ihn ein, in ſeinen Zimmern allen,
Wenn's ihn gelüſte, frei ſich umzuſehn,
Und ſollt' ihm irgend etwas d'rin gefallen,
Für ſich, für Freunde, möcht' er's nicht verſchmähn.
Anſelm läßt Roß und Diener vor den Hallen,
Um durch die Pforten in das Schloß zu gehn;
Saal und Gemach von unten bis nach oben
Betrachtet er und muß den Meiſter loben.

138.

Wie ſchön es iſt gebaut, wie wohlgelegen,
Bewundert er, die Abſicht und den Fleiß.
Oft ruft er aus: Laß alle Schätze wägen,
Die dieſe Welt nur aufzubringen weiß,

lich geſchloſſen waren. Niemand zeigte ſich; die tiefſte Stille herrſchte um mich her; man hätte das Schloß für unbewohnt halten können. Nachdem ich in dieſem Ehren- und Empfangshof die Runde gemacht hatte, wagte ich eine nur angelehnte Thüre aufzuſtoßen und ſah mich an den unterſten Stufen einer Wendeltreppe, vor mir in der Wand eine Niſche mit einem Madonnenbild, rings von Blumenſträußen umgeben. Ich tappte mich faſt im Dunkeln hinauf; im erſten Stock angekommen, befand ich mich am Eingang eines großen Saales, deſſen Möblirung wenigſtens bis in die Zeit der Ligue hinaufreichte. Eine Lampe brannte bereits auf einer Tiſchecke und erhellte das Gemach ſo weit, daß ich mit einem Blick Alles in dem Raum überſchauen konnte: die Bergamaskiſchen Tapeten, die Seſſel mit den hohen Rücklehnen, die an den Wänden vorſpringenden kupfernen Fackelhalter mit gewaltigen gelben Wachskerzen und das Kamin, deſſen Mantel wie ein ſteinerner Thronhimmel weit über die Feuerſtelle hinausragte. Dieſer Saal ſchien als Vorzimmer zu einem zweiten Gemach zu dienen, aus dem die ſcharfe Fiſtelſtimme eines Hündchens ſich vernehmen ließ, das ohne Zweifel, weil es einen Fremden witterte, wüthend bellte. Ich klopfte hier, um mich anzumelden; ſogleich kam eine kräftige Dirne in einem Kleid von grünem Tuch und mit einer Haube von rothem Zeug herausgelaufen, die nicht abwartete, bis ich meinen Namen nannte, ſondern nach der Thüre im Hintergrunde lief mit dem lauten Rufe: Fräulein Boinet! Fräulein Boinet!

Ein Frauenzimmer ſchon in gewiſſen Jahren und wie die Kammerfrau in einem vornehmen Hauſe gekleidet erſchien alsbald und trat mit einem tiefen Knix auf mich zu. Als ich meinen Namen genannt, lächelte ſie discret, wie um mir zu verſtehen zu geben, daß ihr der Anlaß meiner Reiſe bekannt ſei; hierauf ſagte ſie zu mir mit einer ſo entſchiedenen Pariſer Ausſprache, daß man ſofort wußte, ihre Wiege könne nicht weit von den Thürmen der Notre-Dame geſtanden haben: Mein Herr, ich bin Ihre ganz gehorſame Dienerin und eile die Frau Baronin zu benachrichtigen.

Gleich darauf thaten ſich die beiden Flügel der Thüre auseinander, die Baronin in Perſon kam mir entgegen und ſagte: Herr von Champaubert, ich bitte ſehr zu entſchuldigen . . . Es thut mir ganz unendlich leid, daß Sie zu Ihrem Empfange Niemand unten vorgefunden haben, man hat Sie aber erſt morgen erwartet.

Ich entſchuldigte mich meinerſeits, ſo ohne Weiteres gleichſam aus dem Stegreif eingerückt zu ſein, und auf die Einladung der Baronin, einzutreten, reichte ich ihr den Arm, ſie in ihre Gemächer zurückzugeleiten. Als ich aus dem großen Saale in den Salon trat, in welchem Frau von Malpeire ihr Leben zuzubringen pflegte, war ich von dem auffallenden Gegenſatze derart betroffen, daß ich ſtehen blieb und ſagte: Das grenzt an Wunder, Frau Baronin; auf die Höhe dieſes Berges haben Sie den Salon aus einem der ſchönen Hôtels von Verſailles oder des Faubourg Saint-Germain verſetzt.

Allerdings, mein Herr, antwortete ſie mir mit einem Seufzer; endlich bin ich ſo weit gekommen, mich in einem Winkel dieſes alten Schloſſes einzurichten. Wenn die Vorhänge niedergelaſſen und die Kerzen angezündet ſind, kann ich mir immerhin einbilden, ich wäre noch in Paris; nur, ſoll die Täuſchung vorhalten, darf ich nicht zum Fenſter hinausſehen. Sonſt, anſtatt der Gärten des Luxembourg, ſehe ich da unten die Dächer des Dorfes und ringsumher Felſen, Wälder und Berge. In der That, manchmal war ich in Verſuchung, auf mich anzuwenden, was meine Schwiegermutter ſeligen Andenkens, eine Forbin-Mandols, nach ihrer Vermählung mit dem Vater des Herrn Baron an ihren Onkel den Cardinal ſchrieb, als ſie hier eingezogen war: „Ich hauſe hier in einem Neſt, wo mir die Adler auf dem Nacken ſitzen und ich ganz bequem in den Mond einbeißen könnte.“

Sie lachte bei dieſen Worten und ließ ſich zwanglos in ihre Bergère ſinken, indem ſie mich auf einen Sitz neben ſich winkte und ihre kleine Dogge, die hartnäckig ihr dumpfes Gekläff gegen mich fortſetzte, auf ihren Schooß zog. Die Baronin war eine kleine, zierliche und ſchwächliche Dame, die auf den erſten Blick jung erſchien, obwohl ſie bereits auf der Schattenſeite des Lebens angelangt war. Ihr Anzug, wenn auch nicht nach der neueſten Mode, ſtand ihren niedlichen Zügen gut; Schminke und Puder verliehen ihr die ewige Friſche eines hübſchen Familienportraits; ſie trug als vornehme Dame die unbequeme Maſchine eines Rockes mit Falbeln, der über ungeheure Roßhaarwulſte geſpannt war, und wandelte dabei mit unbegreiflicher Leichtigkeit in Schuhen mit Abſätzen von fabelhafter Höhe. Ich machte alle dieſe Beobachtungen nur flüchtig; meine Phantaſie war zu ſehr in Anſpruch genommen, mein Herz zu tief erregt, als daß ich einem andern als dem Hauptgedanken hätte nachhängen können. Jeden Augenblick lauſchte ich auf und ſchaute um mich, in der Hoffnung, jetzt müſſe das Fräulein von Malpeire erſcheinen, ohne daß ich jedoch gewagt hätte, mich nach ihr zu erkundigen, oder auch nur ihren Namen auszuſprechen.

Der Baron iſt auf der Jagd, wie gewöhnlich, nahm Frau von Malpeire die Unterhaltung wieder auf; doch kann er nicht mehr lang ausbleiben; inzwiſchen laſſe ich Ihnen einige Erfriſchungen bringen; ein wenig Wein, nicht wahr, mit etwas kaltem Braten? Oder vielleicht ein Glas Zuckerwaſſer?

Ich dankte; aber ſie beſtand darauf.

Sie werden mit mir Kaffee trinken, fuhr ſie fort; eine Taſſe Kaffee läßt man ſich jederzeit gefallen. Fräulein Boinet! Bringen Sie das kleine Service und klingeln Sie nach ſiedendem Waſſer.

Die Kammerfrau ſchob vor ihre Gebieterin ein kleines Leuchtertiſchchen, auf welches ſie, zwiſchen zwei Kerzen, ein Käſtchen aus Roſenholz ſtellte. Frau von Malpeire öffnete dieſe Art von Schmuckköfferchen, in welchem ſich, in blauſammtenen Abtheilungen, eine Zuckerbüchſe, eine Kaffeekanne nebſt den beiden Täßchen von Sèvres-Porcellan befanden, die jetzt dort auf dem Kamine ſtehen.

O! murmelte ich, die Stirn in die Hände preſſend, habe ich es doch immer gedacht!

Der Marquis ſah mich an, lächelte leichthin und fuhr fort:

Als der Kaffee fertig war, goß ihn Frau von Malpeire ſelbſt in die beiden Taſſen und reichte mir die eine; dann nahm ſie ſich die andere und ſagte: Fräulein Boinet, melden Sie meiner Tochter, daß ich ſie erwarte; nichts weiter, hören Sie?

Ich zitterte und blieb ſtumm; die Baronin lächelte über meine Verwirrung, und faſt ſpöttiſch klang es, als ſie zu mir ſagte: Wären Sie ein Mädchen, möchte es noch hingehen. — Dann nach einem Augenblick des Schweigens ſetzte ſie in ernſthaftem Tone hinzu: Das Kind iſt nicht darauf vorbereitet, Sie hier zu treffen. Verwundern Sie ſich nicht, wenn ſie Ihnen nicht gleich das erſte Mal ſo entgegenkommt, wie Sie es verdienen.

Ich verdiene noch gar Nichts, ſagte ich lebhaft; ich hoffe bloß; ich hoffe mich erſt in Ihren Augen des Glücks würdig zu zeigen, das mir in Ausſicht geſtellt iſt.

Faſt in dem nämlichen Augenblicke trat Fräulein von Malpeire durch eine gegenüber dem großen Saale ſich öffnende Thüre in den Salon. Ich hatte ſie mit leichtem Schritte nahen hören; aber als ſie mich erblickte, blieb ſie plötzlich ſtehen, ja es ſchien ſogar, als ob ſie nicht abgeneigt wäre, zu flüchten. Ihre Mutter begriff offenbar dieſes bange Zaudern; denn ſie ſtand auf und führte ſie an der Hand näher, indem ſie mit heiterem Tone ſagte: Dies iſt meine Tochter, mein Herr, eine ſehr wilde kleine Perſon; die Einſamkeit, in der wir leben, iſt Schuld daran; aber ich glaube, ſie wird ganz und gar liebenswürdig werden, ſobald ſie erſt etwas von der Welt zu ſehen bekommen hat.

Ich ſtammelte eine höfliche Redensart, welche Fräulein von Malpeire bloß durch eine Verbeugung erwiderte. Dann ſetzte ſie ſich mit ernſter Stirne und kalter, faſt hochmüthiger Haltung. Offenbar ging bei ihr jene wilde Manier, welche ihre Mutter ſo eben zu entſchuldigen verſucht hatte, bis zu einem Uebermaß von Verſchloſſenheit, ja bis zur vollſtändigſten Abweſenheit des Wunſches zu gefallen; aber über ihrem ganzen Weſen lag ein ſolcher Reiz, daß Aller Herzen, uageachtet der ſichtbaren Gleichgültigkeit, unwiderſtehlich ſich zu ihr hingezogen fühlen mußten. Das Bildniß, wie es hier vor Ihnen ſteht, giebt nur eine ſehr ſchwache Idee von dieſem ſchönen Geſchöpfe; welcher Pinſel hätte die Friſche ihres Teints, das ſüße Feuer in ihren Blicken ihr träumeriſches Lächeln wieder geben können? Ja, ſie war ein Wunder von Schönheit; ſie beſaß jene unwiderſtehliche Anziehungskraft, die den erſten Menſchen verführte und die Schlange ſelbſt bezaubert haben würde, wäre dieſe aus ſterblichem Thon geknetet geweſen. Ich war wie geblendet von ſo viel Reizen; die Aufregung in meinem Herzen war ſo mächtig, daß mir die Freiheit des

Geiſtes abhanden kam; wahrhaftig, den ganzen Abend über, an dem ich zum erſten Mal fühlte, daß ich mich ſterblich verliebte, muß ich wie ein alberner Menſch dageſeſſen ſein.

Frau von Malpeire nippte langſam an ihrem Kaffee und hatte faſt allein die Koſten der Unterhaltung zu tragen.

Liebes Herz, ſagte ſie, mit einem Blick auf den höchſt einfachen Anzug ihrer Tochter, du gefällſt mir gar nicht ſo, im kattunenen Morgenkleid und niedrigen Schuhen. Warum den Chignon ſo glatt und die Haare ungepudert? Man merkt, daß Fräulein Poinet dich heute nicht friſirt hat; du ſiehſt ſchrecklich aus.

Wirklich, liebe Mutter? murmelte Fräulein von Malpeire und blickte in einen Spiegel ihr gegenüber, in welchem ich ſeit einer Viertelſtunde ihr ſchönes blondes, nachläſſig gelocktes und von einem Kamm aus Schildpatt gehaltenes Haar betrachtete, die Durchſichtigkeit, den natürlichen Glanz ihres Teints und die Zierlichkeit ihrer Taille bewunderte, die ein Leibchen von feinem, blauem, großblumigem Kattun nur wenig einſchnürte. Sobald ihr Blick im Spiegel dem meinigen begegnete, wandte ſie den Kopf weg mit einer Miene, in der eher Verwirrung als Schüchternheit lag.

Entſchuldigen Sie den nachläſſigen Anzug meiner Tochter, fuhr Frau von Malpeire fort, indem ſie ſich an mich wandte; ſie wußte nicht, daß wir heute Abend einen Gaſt haben ſollten, ſonſt würde ſie für das Souper Abend-Toilette gemacht haben. Ich ſähe es freilich gerne, wenn ſie für gewöhnlich auf ihren Anzug mehr Werth legen wollte, aber in dieſem Punkte vermag ich nichts über ſie; ſie behauptet, gehen könne man nur auf einem Schuh ohne Abſätze.

Das Fräulein dürfte hierin nicht ſo ganz Unrecht haben, antwortete ich; es ſcheint mir ſehr ſchwierig, auf einem Schuh, wie der Ihrige iſt, Frau Baronin, das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Durchaus nicht, erwiderte ſie lebhaft; das iſt Alles nur Sache der Gewohnheit; ich würde keinen Schritt aus dem Zimmer in meinen Saffian-Pantoffeln thun können, und in dieſen zierlichen Schuhen gehe ich vortrefflich.

Bei dieſen Worten ſtreckte ſie ihren kleinen Fuß in ſeiner extravaganten Bekleidung vor, die nur erlaubte, mit dem großen Zehen den Boden zu berühren, und ließ ihre hohen, mit weißem, zartem Schafleder überzogenen Holzabſätze aneinanderklappen. — In ſolchen Schuhen habe ich getanzt, ſetzte ſie ſeufzend hinzu; in einem Ballet im Hôtel Richelieu, wo ich im Coſtüm einer Schäferin mitſpielte; das iſt ſchon lange her!

Dann ging ſie mit einem Sprung von dieſen Kindereien zu ernſthafteren Gedanken über: Es iſt ſchrecklich, mein Herr, ſagte ſie, ſo zu leben, wie wir hier leben, fern von jeder Geſellſchaft und faſt ohne irgend einen Verkehr mit der Welt! Niemals habe ich mich an dieſe Art von Verbannung gewöhnen können. Als ich in dieſe Wildniß überſiedelte, ließ ich mir nicht träumen, daß ich hier für immer bleiben ſollte. Meine Vereinſamung und meine Langeweile nahm ich geduldig hin, weil ich jung war; vor mir lagen noch ſo viele Jahre, daß ich glaubte, es würden mir immer noch genug für die Welt übrig bleiben, und ſo ließ ich ſorglos die Zeit vergehen und meine Jugend hinſchwinden. Mein Gemahl iſt die Güte, die Gefälligkeit ſelbſt; obwohl wir in unſeren Neigungen ſehr verſchieden geartet ſind und das Leben, wie er es hier führt, ihm unendlich zuſagt, hätte er mich doch gerne nach Paris zurückgeführt. Jedes Jahr, im Frühling und im Herbſt, war die Rede von der Reiſe; aber ich hatte viele Kinder und, wenn abgereiſ't werden ſollte, fand ich mich jedesmal verhindert. Wäre ich nicht dazu gekommen, mich, wie Sie ſehen, in dieſem Gemach einzurichten, und hätte ich die arme Boinet nicht um mich gehabt, ich glaube, ich wäre geſtorben vor Langerweile und Heimweh nach Paris.

Der gütige Himmel hat Ihnen ein Kind gelaſſen, Frau Baronin, ſagte ich ſchüchtern; über der Beſchäftigung mit der Erziehung Ihrer Fräulein Tochter muß Ihnen Ihre Vereinſamung weit weniger fühlbar geworden ſein.

Es iſt wahr, antwortete ſie, indem ſie ſich zu Fräulein von Malpeire neigte und ihr eine Bandſchleife ins Haar befeſtigte, die ihr gerade in die Hände gefallen war; die kleine Perſon verließ mich nie; von mir hat ſie leſen gelernt. Ich habe ſie auch ein wenig Muſik und Klavierſpielen lehren wollen, aber ich bin nicht weit darin gekommen. Bei ihrer Erziehung hat der Zufall das Beſte gethan. Unter den Gegenſtänden, die ich zur häuslichen Einrichtung von Paris kommen ließ, fand ſich eine kleine Bücherſammlung, die mein verewigter Oheim, der Bailli von Herbelay, ausgewählt hatte, ein Philoſoph, ein Gelehrter, der mit allen Schöngeiſtern unſeres Jahrhunderts in Verbindung ſtand. Meine Tochter hat ſich all dieſer alten und neuen Werke bemächtigt; ihr größtes Vergnügen beſtand darin, ſie zu leſen, obſchon ſie nicht beſonders unterhaltend ſind. Heute hat ſie den ganzen Nachmittag unter vier Augen mit einem dicken Bande verbracht.

Ich wagte es, an Fräulein von Malpeire die Frage zu richten, was für ein Buch ſie ſo lebhaft in Anſpruch nehme.

Die philoſophiſche Geſchichte der beiden Indien von Abbé Raynal, antwortete ſie mir; das Buch iſt ſchön; ich ärgere mich nur über ein paar Sätze darin, die die Jeſuiten in Schutz nehmen.

So haben Sie gegen ſie Partei ergriffen? ſagte ich. Sie ſind Janſeniſtin, Fräulein?

Nein, mein Herr, entgegnete ſie mit Lebhaftigkeit; ich bin gar Nichts.

Es freut mich ſehr, daß meine Tochter gerne lieſ't; das iſt ein großes Hausmittel gegen die Langeweile, fuhr die Baronin fort, mit ihrer Tabaksdoſe ſpielend; was mich betrifft, ſo fehlt mir die Fähigkeit, meinen Geiſt anzuſtrengen, und ich kann die ernſthaften Bücher nicht ausſtehen.

Sollte es hier nicht auch noch andere Mittel, ſich

Sie zahlen's nicht! — Der Mohr verſetzt dagegen,
Das Ungethüm: Auch dieß hat ſeinen Preis;
Und wenn auch Gold und Silber hier nicht frommen,
So iſt vielleicht wohlfeiler zuzukommen. —

139.

Und was Adonio von der Frau empfangen,
Begehrt er rundweg als beſcheidnen Zoll.
Bei dieſem ſchändlich garſtigen Verlangen
Hält er den Kerl für viehiſch und für toll.
Der läßt ſich's nicht vor ſeinem Weigern bangen,
Und überredet ihn ſo ränkevoll,
Und bietet immer ihm das Schloß zum Lohne,
Bis er ihn endlich lockt zu Schimpf und Hohne.

140.

Argia ſtand verborgen auf der Wache,
Und wie ſie den Gemahl mitſchuldig ſieht,
Springt ſie hervor und ruft: O, würd'ge Sache
Für einen Doctor, der ſo weiſe rieth! —
So nun erfunden als der Feile, Schwache,
Denk' dir, wie er verſtummt, wie er erglüht!
Warum nicht, Erde, gähnten deine Gründe,
Und deckten ihn mit ſeiner Schmach und Sünde?

141.

Sich zu entſchuld'gen und ihn zu beſchämen,
Füllt ſie ihm mit Geſchrei die Ohren an:
Wie ſoll man, ſpricht ſie, dich in Strafe nehmen
Für das, was du mit dieſem Vieh gethan?
Mich zwang Natur, die Niemand kann bezähmen,
Und tödten willſt du mich in blindem Wahn?
Mich hat der Freund gerührt, der edle, holde;
Mehr bot er, als dieß Schloß mit ſeinem Golde.

zu zerſtreuen, geben? ſagte ich, erſtaunt über dieſe unheilbare Frivolität; wenn Sie mir einen Rath nicht übel nehmen wollten, Frau Baronin, ſo möchte ich Sie veranlaſſen, in den ſchönen idylliſchen Bergen ſpazieren zu gehen, wo es jetzt weniger Gras als Blumen giebt; gewiß bieten die ſchönſten Ziergärten keinen ſo lachenden Anblick.

Das iſt wohl hübſch, ſagte ſie nachläſſig, aber man kommt dahin nicht wie in die Gärten von Verſailles auf einem ganz glatten Wege, ſondern um dieſe ländlichen Gegenden zu erreichen, muß man erſt Gott weiß wie viel Abgründe überſchreiten.

Dann muß man die Unterhaltung näher ſuchen, antwortete ich; an Ihrer Stelle, Frau Baronin, würde ich verſuchen, an dem, was um mich her vorfällt, Antheil zu nehmen; ich würde mich mit den Einzelnheiten des Landlebens befaſſen; ich würde ins Dorf hinab ſteigen, manchmal ins Innere der Häuschen treten, in denen die Zinsleute wohnen.

O pfui! ſagte ſie lachend. Sie ahnen nicht, was Sie mir da rathen! Jeden Sonntag in der Kirche ſehe ich von fern dieſe guten Leute, und ich ſchwöre Ihnen, das benimmt mir vollſtändig die Luſt, ſie mir mehr in der Nähe anzuſehen.

Es kam mir vor, als ob bei dieſen Worten ein Blitz des Unwillens in dem Auge des Fräuleins von Malpeire aufleuchte, und als ob ſie eine faſt unmerkliche Bewegung mache, wie um von ihrer Mutter wegzurücken. Dagegen ſchien ſie meine Worte ſtillſchweigend zu billigen, und gleich nachher ſagte ſie, indem ſie mir ein weniger ſtrenges Geſicht zukehrte: Iſt es denn wahr, mein Herr, findet man wirklich auf unſern idylliſchen Bergen ſo ſchöne Blumen?

Unſere ſchönſten Gartenblumen! rief ich aus; da ſind ganze Abhänge bedeckt wie mit einem Teppiche von bläulichen Stiefmütterchen, Eiſenhut mit violettem Helm, und anderen ſeltenen und reizenden Pflanzen. Aber Sie ſelbſt, mein Fräulein, ſind ohne Zweifel oft durch dieſen Theil des Gebietes von Malpeire herumſpaziert.

Niemals, mein Herr, antwortete ſie kalt; meine Mutter geht von hier bloß in die Kirche und würde mir nie erlauben, auch nur einen Schritt ohne ſie zu machen.

Da kommt der Baron, ſagte Frau von Malpeire, ſich nach dem halb offenſtehenden Fenſter wendend; er tritt eben in den Hof.

In der That hörte man von dorther allerlei Töne und das Gebell der Hunde. Faſt unmittelbar darauf knarrte der Fußboden des großen Saales unter ſchweren Schuhen, und der Freiherr, die Jagdtaſche auf dem Rücken und das Gewehr in der Hand, trat ein. In der That, wäre ich anderswo mit ihm zuſammengetroffen, ich hätte ihn für einen Wilddieb gehalten. Er warf ſeinen Hut auf die Bergère, trocknete ſein ſonnverbranntes Geſicht und umarmte mich herzlich, indem er ſich nach dem Befinden meines Vaters erkundigte.

Guten Tag, Frau, guten Tag, Tochter, ſagte er dann; rathet, was für Wildpret ich euch bringe?

Wildpret in Pelz oder Wildpret mit Federn? fragte Fräulein von Malpeire und ließ ihre Hand in die Jagdtaſche gleiten.

Von Beidem etwas, antwortete der Baron mit Siegerſtolz; da ſind drei weiße Haſelhühner, zwei rothe Rebhühner und ein Paar junge Haſen, die mich den ganzen Morgen in Athem gehalten haben; dieſer da wäre mir noch entkommen ohne den großen Burſchen, der im vorigen Jahr beim Ringfeſt die zinnerne Schüſſel gewonnen hat.

Pinatel? fragte Fräulein von Malpeire.

Der Nämliche, antwortete der Baron, indem er ſeine Jagd auskramte; der fand ſich da ein mit ſeinem Hunde, einem Hunde, für den ich gern zehn Thaler geben würde, wenn er auch etwas von einem Dachs hat. Der Haſe war mit meinem Schuß in die Oberläufe weiter geſprungen und hinuntergefallen unter dem Strich von Piedſourcha, in einen Abgrund. Meine Hunde wollten nicht hinunter; Leander ſelbſt ſträubte ſich. Da hat der Pinatel mit ſeinem Spitz ſich auf die Suche begeben und mir das Thier da heraufgeholt. — Schau, ſchau! fügte er hinzu, als er die Taſche bis auf den Boden geleert, was finde ich denn hier für ein Fratzengeſicht?

Laſſen Sie ſehen! riefen die beiden Frauen.

Ein Bildwerk in Buchsbaumholz war es, nach Art der Nürnberger Puppen grob mit dem Meſſer geſchnitzt.

Was ſtellt das Stück Holz vor? ſagte Frau von Malpeire, die es betrachtete ohne es anzurühren.

Einen Jäger, glaube ich, antwortete der Baron; er hält ſeine Flinte in der Hand.

Sie irren ſich, lieber Vater, es iſt ein Schäfer, der die Heerde hütet und ſich auf ſeinen Stab lehnt, unterbrach ihn das Fräulein von Malpeire, indem ſie ſich des Figürchens bemächtigte.

Zieh deine Handſchuhe an, liebes Kind, eh' du dergleichen anfaſſeſt! rief die Baronin aus. Wer weiß, durch was für Hände das garſtige Bildchen gegangen iſt? Irgend ein Hirt hat es im Stalle, auf der Streu bei ſeinen Hämmeln verfertigt.

Ja wohl, ſo wird es ſein, antwortete das Fräulein von Malpeire und ſteckte das Figürchen in die Taſche.

Es iſt ein Heiligenbild; Choiſet, mein Jagdhüter, wird es mir in die Jagdtaſche geſchoben haben, um mir Glück zu bringen, ſagte treuherzig der Baron; hierauf entledigte er ſich ſeines Bandeliers, warf ſein Pulverhorn auf das Leuchtertiſchchen und ſich ſelbſt auf die Bergère, in deren perlgrauem Damaſt-Polſter er ſeine Ellbogen vergrub. Frau von Malpeire, die ihm gegenüber Platz nahm, ſpielte mit ihrem Fächer und nahm von Zeit zu Zeit eine Priſe Spaniol aus einem kleinen goldenen Döschen. Sie können ſich vorſtellen, welchen Gegenſatz dieſe beiden Perſönlichkeiten zu einander bildeten: er in ſeiner dicken blauen Tuchjacke, den Lederkamaſchen, die ihm bis über die Kniee reichten, mit ſeinem ſonnenverbrannten Geſichte, den breiten behaarten Händen und der rieſenhaften Statur; ſie mit ihrem hohen Kopfputz, ihren Spitzen, ihrer dünnen Taille, ihren niedlichen Mienchen und aller Verzärtelung einer großen Dame. Ich wenigſtens war ganz verblüfft davon.

Der Baron ließ ſich von mir mittheilen, was ich vom Hofe, wie wir uns noch ausdrückten, wußte, und natürlich drehte ſich die Unterhaltung um die neueſten Ereigniſſe. Der alte Edelmann begriff die Bedeutung deſſen nicht, was er einen vermeſſenen Aufſtand nannte, und ſprach ſich mit verächtlicher Entrüſtung darüber aus. — Mein Herr, wir haben nichts zu befürchten, ſagte er mit Nachdruck zu mir. Der König iſt der Herr; ſobald er will, wird er es beweiſen; mit einem Wink, einem einzigen Wort zermalmt er die Ränkeſchmiede.

Wer weiß! murmelte das Fräulein von Malpeire mit einem ſonderbaren Ausdruck.

Ihre Aeußerung entging mir nicht, und von dem Augenblick an bezweifelte ich nicht mehr, daß die Beſchäftigung mit der philoſophiſchen Geſchichte der beiden Indien ihre Früchte getragen hatte; aber ich betrachtete ihre Hinneigung zu den neuen Anſichten als den Traum eines edlen Geiſtes und beunruhigte mich keineswegs über die Folgen, die ſich möglicherweiſe daraus entwickeln konnten. Man begab ſich, um zu Nacht zu ſpeiſen, in den großen Saal hinüber. Auf ein Zeichen der Frau Baronin bot ich Fräulein von Malpeire den Arm und nahm Platz an ihrer Seite; aber ſie wandte mir keinen

Blick mehr zu, und wenn ich das Wort an ſie richtete, antwortete ſie mir kurz und mit auffallender Kälte; dabei bemerkte ich gleichwohl deutlich, daß ſie weder niedergeſchlagen noch unzufrieden war; vielmehr nahm ich ein lächelndes und träumeriſches Weſen an ihr wahr, das ſie noch ſchöner erſcheinen ließ und mich vollends toll machte.

Nach dem Souper verfügte man ſich in den Salon zurück, der vollbeleuchtet und hergerichtet war, wie wenn man zahlreiche Geſellſchaft erwartet hätte. Die Lehnſeſſel, im Halbkreiſe herumgeſtellt, ſtanden dem Kamin gegenüber, deſſen Feuerſtelle durch einen gold- und purpurgeſtickten Ofenſchirm verdeckt wurde, mit dem Wappenſchild der Malpeire in der Mitte. Das Klavier ſtand offen, und der Spieltiſch vor der Bergère war zurecht gemacht. Die Baronin ſetzte ſich an das Klavier und ſpielte eine leichte Sonate, wobei ſie die Zimmerdecke anſchaute und den Kopf mit ſiegesbewußter Geberde hin- und herwiegte. Während dieſer Muſik war der Freiherr feſt eingeſchlafen und Fräulein von Malpeire nach und nach bis in eine Fenſterniſche zurückgewichen, deren Vorhänge ſie halb verhüllten. Ich ſah ſie alſo im Profil; ſie ſtand, die Stirne auf die Hand geſtützt, und ſchaute durch die Jalouſieen in das Dunkel hinaus, in welchem unten zwei oder drei leuchtende Punkte die Stelle andeuteten, wo das Dorf lag und die Häuschen, in denen man noch auf war.

Möchten Sie eine Partie machen, mein Herr? fragte mich die Baronin, vom Klavier aufſtehend; ich ſchlage

Ihnen Piquet bis Hundert vor; es war dies die Lieblingspartie des Bailly von Herbelay, und er hatte ein fabelhaftes Glück. Ich habe von ihm gelernt, aber es iſt ſo lange her, daß ich beſorge, ich werde ſeinen Unterricht vergeſſen haben.

Der Spieltiſch ſtand dicht beim Fenſter, und der mir angewieſene Stuhl war ſo geſtellt, daß nur der Vorhang mich von Fräulein von Malpeire trennte; ſie verließ jetzt das Fenſter und ſetzte ſich hinter ihre Mutter. — Sie ſpielen alſo nie, Frau Baronin? frug ich, die Karten miſchend.

Piquet? nein, mein Herr, antwortete ſie. Der Baron wäre nach dem Abendeſſen nicht im Stande, die Augen offen zu halten. Was meine Tochter angeht, ſo brachte ſie es nie dahin, Coeur-König von Carreau-Bube zu unterſcheiden. So ohne Mitſpieler, unterhalte ich mich zuweilen mit Patience; das iſt eine Art, die Karten zu ſchlagen und in der Zukunft zu leſen.

Würden Sie mir eine Sitzung gewähren? ſagte ich ſcherzend.

Mit größtem Vergnügen! rief ſie in dem nämlichen Ton und mit einem Blick auf ihre Tochter; wir wollen die Karten befragen, ob ein ſchöner junger Mann mit braunem Haar nächſtens der Gatte einer ſchönen Blondine werden wird.

Fräulein von Malpeire erröthete bei dieſer nicht mißzuverſtehenden Anſpielung, und ihre feinen Augenbrauen zogen ſich leicht zuſammen. Gleich darauf ſtand ſie auf und bat ihre Mutter, ſich zurückziehen zu dürfen. Dann ging ſie hinaus mit einer ſtummen Verbeugung gegen mich.

O, Frau Baronin, ſagte ich, ich fürchte ſehr, die Karten geben mir keinen günſtigen Beſcheid.

In dem Fall würden die Karten lügen, erwiderte ſie lebhaft, indem ſie mir das Spiel zuſchob. Heben Sie ab, lieber Schwiegerſohn!

Wir ſpielten fünf oder ſechs Partieen Piquet. Frau von Malpeire war wie im Himmel. Es komme ihr vor, ſagte ſie, als ſei ſie auf einer Soirée in Paris.

Schlag zwölf erwachte der Baron und meinte mit einem Blick auf die Wanduhr: Sie müſſen müde ſein; verzeihen Sie, daß man Sie ſo in die Nacht hinein feſtgehalten hat. Daran iſt die Baronin Schuld; ſie hat mich daran gewöhnt, jeden Abend ſo lange wach zu bleiben.

Nach dem Herkommen der früheren Gaſtfreundſchaft ſchritt der alte Edelmann vor mir her mit einem hohen Leuchter, perſönlich mich in das mir beſtimmte Gemach zu geleiten. Bevor er ſich zurückzog, drückte er mir die Hand, und ſeine Stimme klang weich, als er zu mir ſagte: Ihr Kommen hat mich aufs Aeußerſte erfreut; gute Nacht, lieber Graf; morgen, wenn Sie ausgeſchlafen haben, habe ich mit Ihnen zu reden.

Trotz der Anſtrengungen des Tages ſchlief ich in dieſer Nacht wenig. Das Bild des Fräuleins von Malpeire verfolgte mich bis unter die Vorhänge meines großen

Himmelbettes. Sobald ich die Augen ſchloß, ſah ich ſie im Traume, und wenn ich aufwachte, ſetzten meine Gedanken den Traum fort. Ich gefiel mir in dieſem Aufruhr, dieſem Rauſch des eigenen Herzens, und es machte mir ordentlich Freude, mich ſo hingeriſſen, beſiegt, gänzlich unterjocht zu fühlen durch eine Neigung, die ſtärker war als alle Kraft meiner Vernunft und meines Willens. Dieſes Fieber des Geiſtes verlor ſich indeſſen mit der Dunkelheit. Der reizende Spuk, der mich verfolgte, verſchwand vor den erſten Strahlen des Tages, und plötzlich ging ich von überſpanntem Hoffen zu ſchwermüthiger Niedergeſchlagenheit über. In dieſem Zuſtand traf mich der Baron, als er am andern Morgen in mein Zimmer trat. Obgleich die Thurmuhr des Schloſſes noch nicht ſieben geſchlagen hatte, war ich bereits auf. Der Baron nahm einen Stuhl, ſetzte ſich zu mir und eröffnete das Geſpräch ohne Umſchweife.

Mein lieber Graf, ſagte er, der Empfang, den Sie hier gefunden, genügt, um Ihnen bezüglich unſerer Geſinnungen für Sie keinen Zweifel zu laſſen. Sie haben bereits das Herz der Baronin gewonnen; ſie iſt entzückt von Ihrem Geiſt, Ihrem Aeußeren, Ihren Manieren. Was mich betrifft, ſo habe ich Sie beim erſten Blick liebgewonnen, weil Sie Zug für Zug das Ebenbild Ihres Vaters ſind, des ehrenwertheſten Mannes, den ich jemals gekannt habe. Jetzt müſſen Sie Ihrerſeits mich mit Ihren Gefühlen bekannt machen und mir ſagen, ob Ihnen in der Perſönlichkeit unſerer Tochter irgend etwas mißfallen hat, ob Sie ſie ſchön und liebenswürdig genug finden.

O, mein Herr! rief ich, können Sie das noch fragen? Sie iſt in meinen Augen eine Schönheit ohne Gleichen, und ich werde mich für den glücklichſten aller Menſchen halten, wenn ich ihre Hand erlange!

Nun denn, fuhr der Baron heiter fort, ſo bleibt uns nur noch übrig, den Heirathscontract aufzuſetzen und den Tag der Hochzeit zu beſtimmen.

Sehen Sie gar kein Hinderniß? fragte ich ſchüchtern.

Was für ein Hinderniß? ſagte er erſtaunt. Sie haben meine Einwilligung und die der Baronin.

Ich drückte ihm die Hand, die er mir zum Zeichen der Zuſage hinhielt, und nachdem ich dies Ehrenpfand von ihm erhalten hatte, das uns feſter als ein Vertrag verband, verlangte ich als eine Gunſt von ihm, mein Glück aufſchieben zu dürfen. Ich bitte Sie inſtändig darum, ſagte ich, erklären Sie Fräulein von Malpeire noch nicht, daß Sie meine Werbung angenommen; bewilligen Sie mir einige Tage Friſt, um ihre Einwilligung von ihr ſelbſt zu erlangen!

Ich kann Ihnen nichts abſchlagen, antwortete er lachend. Machen Sie ihr den Hof, ſchöner Amadis; meine Tochter hätte ein Herz von Stahl, wenn ſie ſich Ihren Wünſchen nicht bald fügte. . . Jetzt aber gehen wir zum Frühſtück, dann mache ich mit Ihnen einen Rundgang durch das Schloß. Wir haben Zeit genug dazu; die Baronin ſteht erſt um Mittag auf, zum Diner.

142.

Haſt du des Todes würdig mich gehalten,
Dann, ſiehe, hundertfach verdienſt du ihn.
Doch, könnt' ich gleich mit dir nach Willkühr ſchalten,
Weil mir die Macht an dieſem Ort verliehn,
So ſoll doch meine Rachegluth erkalten,
Und deine Schuld ſei dir hiemit verziehn.
Laß aufgehn, mein Gemahl, das Soll und Haben,
Und unſer beider Sünde ſei begraben.

143.

So wollen wir in Frieden uns vertragen,
Vergeſſen ſei ein jegliches Vergehn,
Nie ſei die Saite wieder angeſchlagen,
Du haſt nicht mich, und ich nicht dich zu ſchmähn. —
Dem Doctor mußte der Vergleich behagen,
Nicht konnt' er der Vergebung widerſtehn.
So war nun Friedens- und Verſöhnungsfeier,
Und immerdar blieb eins dem andern theuer. —

144.

So ſpricht der Schiffer, und der Ritter lacht
Ein wenig, wie er ſchließt mit dem Berichte,
Allein des armen Doctors Schande macht
Zugleich ihn feuerroth im Angeſichte.
Er lobt Argien, daß ſie klug und ſacht
Und luſtig umgewendet die Geſchichte,
Und in demſelben Netz den Vogel fing,
In welches ſie, doch minder ſchuldig, ging.

145.

Als ſich die Sonne höher aufgeſchwungen,
Deckt man den Tiſch, womit ihn, als er ſchied,
Der edle Wirth, von dem ich euch geſungen,
Die vor'ge Nacht auf's Reichlichſte berieth.

Das Schloß von Malpeire muß heute ein Trümmerhaufen ſein; aber in jenen Tagen hatte ſich noch kein Stein von ſeinen alten Wallmauern gelöſ't, und eine koſtbare Einrichtung ſchmückte alle Räume. Insbeſondere enthielt der Waffenſaal und das Archiv höchſt werthvolle Merkwürdigkeiten. Im Schloßthurm ſah ich Fahnen, die einer der Herren von Malpeire aus dem erſten Kreuzzuge heimgebracht hatte. Dieſe Banner beſtanden aus gelber Seide an einfachem Schafte von ſchwarzem Holze.

Der Baron ſtand bei dieſer Trophäe ſtill und ſagte, indem er ſie betrachtete: Das Geſetz, das die Adelstitel abſchaffte, könnte dieſe alten Saracenenbanner doch nicht zu verächtlichen Fetzen machen; ſo iſt es auch mit uns: ſo lange unſere Race fortlebt, bleibt ſie von Rechtswegen und thatſächlich adelig trotz aller Revolutionen.

Ich führe dieſe Worte des alten Edelmanns an, um Ihnen von ſeinen Grundſätzen eine Vorſtellung zu geben und die furchtbare Unbeugſamkeit Ihnen begreiflich zu machen, von der er ſpäter Beweiſe geben ſollte.

Etwas vor der Eſſensſtunde ſchickte die Baronin Fräulein Boinet mit der Bitte zu mir, in ihr Wohnzimmer zu kommen. Zu meinem großen Mißvergnügen fand ich ſie allein.

Mein Herr, ich wünſche Ihnen guten Tag, ſagte ſie und reichte mir graziös ihren Handſchuh zum Kuſſe.

Der Baron hat mir eben ein Wörtchen aus Ihrer Unterhaltung heute Morgen verrathen; ich konnte nicht länger anſtehen, es Ihnen auszuſprechen, wie ſehr mich Ihre Art, die Dinge zu nehmen, entzückt hat. Dieſes Zartgefühl iſt wahrhaft ritterlich. Ihre Abſicht, vor Allem das Herz meiner Tochter zu gewinnen, hat meinen vollen Beifall.

Ich werde es wenigſtens verſuchen, Frau Baronin, ſagte ich mit einem Seufzer.

An Gelegenheiten, ihr den Hof zu machen, ſoll es Ihnen nicht fehlen, erwiderte die Baronin. Zunächſt lade ich Sie ein, ſich in den Garten zu bemühen, wo Sie meine Tochter finden werden. Eilen Sie und machen ſich die Viertelſtunde unter vier Augen zu Nutz, die ich Ihnen geſichert habe.

Fräulein von Malpeire wandelte langſam im Schatten einer jungen Pflanzung von Hagebuchen, die den Rand des Gartens einfaßte und am äußerſten Ende in eine Laube auslief, wenn man ein ſeladongrün angeſtrichenes Stabwerk, um das einige kümmerliche Kletterpflanzen emporwuchſen, ſo nennen kann. Klopfenden Herzens näherte ich mich ihr durch einen kleinen Baumgang, der mit der Buchenanlage parallel lief, doch das Fräulein von Malpeire war derart in Gedanken verloren, daß ſie meine Gegenwart nicht bemerkte. Ich ſah ſie in die Laube treten und ſich ſinnend auf die Bank niederſetzen, wo ſie ihr Arbeitskörbchen gelaſſen hatte. Einen Augenblick blieb ſie ſo geſenkten Hauptes, die Stirne in die Hand geſtützt; dann griff ſie zur Nadel und fing eifrig an zu arbeiten. Da wagte ich es, ſie anzureden. Sowie ſie mich bemerkt hatte, war ſie aufgeſtanden. Ich merkte, daß ſie ſich entfernen wollte, und beeilte mich, zu ſagen: Ihre Frau Mutter hat mir erlaubt, Sie hier aufzuſuchen. Werden Sie mir die Gunſt verſagen, meinen Arm anzunehmen, um in den Salon zurückzukehren? Sie verbeugte ſich mit einer Geberde, die weder Einwilligung noch Ablehnung ausdrückte, und fuhr in ihrer Arbeit fort, ohne den Blick zu mir aufzuſchlagen. Vor Erregung konnte ich das erſte Wort zu dem, was ich ihr ſagen wollte, nicht finden, und verharrte ſo in einem verlegenen Schweigen, das ihr ſonderbar erſcheinen mußte. Ich hatte mich dicht neben ſie auf die Bank geſetzt und, um Faſſung zu gewinnen, das Ende eines breiten Streifens von himmelblauem Taffet ergriffen, den ſie mit Gold und Silber zu ſticken beſchäftigt war. Dieſe Art Stickerei war nichts weniger als geſchmackvoll; gleichwohl vertiefte ich mich darein, ſie zu betrachten, als hätte ich ein bewunderungswürdiges Meiſterwerk vor mir, und nachdem ich es hinreichend ſtudirt, legte ich das Stück Zeug ehrerbietig wieder an ſeine Stelle vor Fräulein von Malpeire hin und fragte, für wen dieſe Arbeit ihrer Hände beſtimmt ſei.

Für Den, der ſie ſich verdienen wird, antwortete ſie, indem ſie die Arbeit in ihrem Schooß ausbreitete, um zu ſehen, wie ſich eine Franſe ausnehme, die ſie ſo eben über der Stickerei angebracht hatte.

Handelt es ſich denn um ein Turnier? ſcherzte ich. In dieſem Falle, mein Fräulein, werde ich auf dem Kampfplatze erſcheinen und mit Jedem eine Lanze brechen, der mir dieſen Siegespreis ſtreitig machen wollte.

Das glaube ich ſchwerlich, mein Herr, erwiderte ſie lächelnd.

Und weßhalb, mein Fräulein? rief ich mit Feuer. Wenn es um mein Leben ginge, würde ich es bereitwillig für weniger noch aufs Spiel ſetzen, für ein Band, eine Blume, die Ihnen gehört hätte.

Sie ſtrafte mich auf der Stelle für dieſe fade Redensart, indem ſie den Kopf mit einem ſeltſam ſcheuen Blick von mir wegwandte.

Ich flehe Sie an, fuhr ich fort, ſagen Sie mir, was muß ich thun, um einen für mich ſo koſtbaren Preis zu verdienen.

Sie müſſen eine Menge Mitbewerber beſiegen, antwortete ſie mit einer lauernd ſpöttiſchen Miene.

Ich werde ſiegen! rief ich voll Selbſtvertrauen.

Sie lächelte abermals und ſagte ruhig: Sie werden es nicht einmal verſuchen!

Wer wird mich daran hindern?

Nächſten Sonntag feiern wir hier das landesübliche Feſt, fuhr ſie fort, immer in dem nämlichen Tone. Die ganze Jugend der Umgegend kommt zuſammen, um ſich an den Spielen zu betheiligen. Nachmittags werden die Männer ringen auf dem Platz vor der Kirche, und der Gewandteſte und Stärkſte gewinnt dieſe Schärpe. Sie ſehen wohl ein, mein Herr, daß Sie mit ſolchen Mitbewerbern ſich nicht meſſen können, und daß ich Recht habe, wenn ich ſage, es würde Sie nicht einmal danach gelüſten, ihnen den Preis ſtreitig zu machen.

Ich war ſchwach genug, dieſe Erklärung verlegen und empfindlich aufzunehmen, und entgegnete ſofort: Alſo, mein Fräulein, die Schärpe, die Sie geſtickt haben, ſoll neben der Schüſſel von Zinn eine Rolle ſpielen, die, nach dem zu ſchließen, was Ihr Herr Vater geſtern ſagte, gleichfalls der Preis des Ringkampfes iſt? Viel Ehre für ſolch ein Schenkwirthsgeräth.

Damit hatte nun ich ſie verletzt und tiefer als ich dachte. Sie erröthete und ſagte mit einem Ausdruck der Entrüſtung und heimlichen Drohung: Sie verachten die Freuden des Volkes! Ihr Hochmuth ſieht geringſchätzig auf die fleißigen und einfachen Menſchen herab, deren Arbeit uns ernährt; aber nur Geduld, Geduld. . . .

Der Augenblick war wenig geeignet, ihr mein Glaubensbekenntniß über Welt und Staat vorzutragen; ich antwortete ihr einfach:

Seien Sie überzeugt, daß ich Niemand verachte oder geringſchätze, ſelbſt nicht die Niedrigſten. Indeſſen, das geſtehe ich, meiner Erziehung verdanke ich's, daß ich mich hier angezogen, dort abgeſtoßen fühle.

Ihren Vorurtheilen! murmelte ſie.

Ich nahm dieſes Wort nicht auf, aus dem ſich ein langer Streit hätte entſpinnen können, und begnügte mich hinzuzuſetzen: Ich liebe allerdings ausſchließlich die Welt, in der ich lebe, und bin gewiß, Sie werden dieſe Empfindung theilen, ſobald Sie Ihren Platz unter Ihresgleichen, unter den ſchönſten, bewundertſten und verehrteſten Frauen werden eingenommen haben.

Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte dumpf: Niemals!

Wie! rief ich aus. Haben Sie gar kein Verlangen, die gewählte Geſellſchaft kennen zu lernen, von der Sie ſchon durch Ihre Erziehung einen Begriff bekommen? Möchten Sie nicht fort aus dieſer Einſamkeit, wenn auch nur, um Paris, die große Stadt, zu ſehen, von der Sie ſo oft ſchon reden gehört haben?

Nein, mein Herr, antwortete ſie; vielmehr fürchte ich Alles, was mich von hier wegziehen kann, und nur mit unausſprechlichem Schmerz würde ich von unſeren armen Bergen ſcheiden.

Dieſe deutlich, mit heller und feſter Stimme ausgeſprochene Erklärung entmuthigte mich nicht; es war augenſcheinlich, daß, wenn Fräulein von Malpeire darauf beſtand, ihr Leben in der Verborgenheit des alten Schloſſes zuzubringen, in welchem ſie geboren war, ihre Wahl nothwendig auf mich fallen mußte, ſchon in Ermanglung eines anderen Bewerbers. Ueberdies ſah ich in der Zukunft Stürme heraufſteigen, die das ruhige und glänzende Daſein, das ich ihr draußen gern geſichert hätte, ſchwer bedrohten, und der Gedanke, mich hier mit ihr fern von der Welt einzuſchließen, ſchreckte mich nicht.

Sie haben vielleicht Recht, ſagte ich zu ihr nach kurzem Schweigen; Sie haben Recht, wenn Sie die Ruhe und Sicherheit, die Sie hier genießen, allem Anderen vorziehen. Ueberall ſonſt könnten in Ihr Leben Ereigniſſe ſtörend eingreifen, gegen die Sie keine menſchliche Vorausſicht zu ſchützen vermag. Wird der Revolution kein Damm geſetzt, mein Gott, wer kann dann wiſſen, was aus der eleganten, geiſtreichen und gebildeten Welt wird, von der ich Ihnen ſo eben ſprach? Beſſer wäre es, ſich in die tiefſte Verborgenheit zu begraben, als den Zerfall und die Auflöſung der alten franzöſiſchen Geſellſchaft, an der das neue Regiment ſchon ſo ſchrecklich gerüttelt hat, mitzuerleben. Die Reihen ſind gelichtet, der Adel emigrirt oder er zerſtreut ſich in das Innere des Landes. Bei der Rückkehr nach Paris fände ich wohl manche Salons verlaſſen, manche Häuſer geſchloſſen. Unter dieſen Umſtänden könnte auch ich mich leicht entſchließen, auf die große Welt zu verzichten und ein zurückgezogenes Leben als einfacher Landedelmann zu führen.

Sie, mein Herr? unterbrach ſie mich ſchroff. Und würden Sie das können? Gehen Sie doch! Sie würden es wie meine Mutter machen, ſich ewig nach Ihren großen Geſellſchaften zurückſehnen, nach Ihren Beſuchen, dem Spiel, den Bällen, nach all den Zerſtreuungen und Vergnügungen, an die Sie gewöhnt ſind.

Es würde nur von Ihnen abhängen, daß ich mich nach Nichts zurückſehnte, erwiderte ich ihr in einer unwillkürlichen Aufwallung von zärtlicher Liebe und Hingebung.

Sie wich bis an das äußerſte Ende der Bank vor mir zurück und zuckte die Achſeln mit einer ſolchen Geberde von Stolz und Herbheit, daß jede Andere dadurch entſtellt worden wäre, während ſie, wie durch einen dämoniſchen Zauber, nur noch reizender dadurch erſchien. Dann, ohne um meine Gegenwart ſich zu bekümmern und als ob ſie der Unterhaltung müde wäre, ſtützte ſie ſich mit den Ellbogen an das Gitterwerk und blickte in die Landſchaft hinaus. Bei dieſer Bewegung hatte ſich ihr Sommerhütchen von leichter Gaze verſchoben, und obwohl ſie den Kopf von mir abgewandt hielt, ſah ich durch ihre blonden Haare hindurch den bezaubernden Umriß ihres Geſichtes, ihre atlasweiße Schläfe, ihren Schwanenhals, hinter dem zwei ſchwarze Bänder herabhingen. Ein längeres Schweigen folgte hierauf, während deſſen ich ſie unruhig, ſorgenvoll und entzückt, in der Erwartung, ſie werde mir die Augen wieder zukehren, betrachtete, ohne daß ich ſie anzureden wagte. Ihre Haltung blieb unverändert, und ſie ſchien in eine ſchmollende Träumerei verſunken. Auf einmal ſah ich ſie zuſammenfahren und erröthen; durch die geſteiften Falten ihres Mouſſelin-Halstuches hätte man die haſtigen Schläge ihres Herzens zählen können, zitternd hielt ſie ſich an dem Gitter, als ob ſie nahe daran wäre, dem Uebermaß ihrer Aufregung zu erliegen. Ich hatte mich in unbeſchreiblicher Beſtürzung erhoben und bemühte mich, hinter ihr ſtehend und über ihre Schulter blickend, die Urſache einer ſo gewaltigen Aufregung zu entdecken; aber vergebens: Niemand ging unten an den Schloßmauern vorbei; in der näheren Umgebung war Alles ſo und verlaſſen, und weiter hinaus ſah ich nur Wäſcherinnen damit beſchäftigt, ihr Linnen bei der Quelle zu trocknen, an der mein Maulthiertreiber ſeine Thiere tränkte, dann jenſeits des Dorfes ein paar Landleute im Felde zerſtreut und einige arme Ziegenhirten, die ihren herumſchweifenden Heerden nachliefen.

Alles das währte nur einen Augenblick; Fräulein von Malpeire athmete tief auf, fuhr ſich mit dem Taſchentuch über die Wangen, deren brennende Röthe ſich ſchon wieder verloren hatte, und wandte ſich mit einer ruhigen und ſtolzen Miene um, die deutlich ausſprach, daß ſie glaubte, ich hätte nichts bemerkt. In der That, da ich mir die befremdende Thatſache nicht zu erklären vermochte, kam ich nicht aus den Zweifeln heraus und glaubte beinahe ſelbſt, daß ich mich getäuſcht haben müſſe.

Gleich darauf kündigte die Thurmuhr die Mittagsſtunde an, und gleichzeitig läutete ein Glöckchen zu Tiſche. Fräulein von Malpeire hatte ſich aufgerichtet. Ich ging auf ſie zu, ihr den Arm anzubieten, aber ſie ſchritt mir voraus unter dem Vorwand, im Garten einen Strauß pflücken zu wollen. Erſt an der Thüre des Saals traf ich mit ihr wieder zuſammen; ſie machte mir eine Verbeugung, legte die Fingerſpitzen auf meinen Rockärmel und wir traten zuſammen ein.

Während der Mahlzeit kam das Geſpräch natürlich auf die öffentlichen Angelegenheiten zurück und auf die Ereigniſſe, die ſich in den letzten Monaten vollzogen hatten.

Der Rückſchlag dieſer Unordnungen hat ſich bis hieher fühlbar gemacht, ſagte der Baron zu mir; unſer Landvolk, die Jugend insbeſondere, iſt von einem böſen Geiſte beſeelt. Eine gewiſſe Erregung herrſcht in der ganzen Gegend, und durch die politiſchen Neuigkeiten wird dieſe Gährung unterhalten.

Durch die politiſchen Neuigkeiten! rief ich aus. Ei, wie dringt dergleichen bis zu den braven Leuten?

Durch zahlreiche und unermüdliche Boten, antwortete mir der Baron: durch die wandernden Handwerker, die, ihr Handwerkszeug auf dem Rücken, die Dörfer und Felder durchſtreifen; durch die herumreiſenden ſtarken Männer, deren einziges Gewerbe darin beſteht, Jahrmärkte und Dorfkirchweihen zu beſuchen, um bei Wettläufen und Ringkämpfen ihren Mann zu ſtellen. Die Neuigkeiten, die ſie herumbringen, pflanzen ſich mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit fort; dieſe Agenten der Unordnung haben ſchon viel Unheil geſtiftet. Neulich verbreiteten ſie das Gerücht, die Nationalverſammlung habe decretirt, daß alle Herrenſitze zerſtört werden ſollten, von den befeſtigten Schlöſſern mit Wall und Graben bis zu den kleinſten Gehöften mit Taubenſchlag und Kaninchengehege. Sofort rührten ſich die Bauern im platten Land wie ein Ameiſenbau und zogen zum Sturm gegen das Schloß von Mauſſane, ein ſchönes Gebäude im neueren Stil, in das man ebenen Schritts, wie in einen Ballſaal, eintreten konnte. Am anderen Morgen rückte eine Abtheilung des in D . . . liegenden Regiments von Bourgogne

Zur Linken fliehn die ſchönen Niederungen,
Der ungeheure Sumpf zur Rechten flieht;
Argenta kommt und flieht mit ſeiner Gegend,
Und der Santern, zur Mündung ſich bewegend.

146.

Noch war hier nicht die Schanze zu erblicken,
Wovon der Spanier wenig rühmen kann,
Daß einſt ſein Banner weht' auf ihrem Rücken,
Doch tiefre Klage ſtimmt der Römer an.
Nach Filo ſchwebt, in gradem Weiterrücken,
Der leichte Kiel, als wären Flügel d'ran.
Dann wird der todte Graben noch durchſchwommen,
So daß ſie Mittags nach Ravenna kommen.

147.

Ob Reinald gleich nicht ſtets mit vollen Taſchen
Verſehn iſt, ſteht es anders heute doch.
Ein Trinkgeld bietet er, das ſich gewaſchen,
Dem Volk, und ſcheidet unter Lebehoch.
Die Roſſ' und Knechte wechſelnd ſtets, die raſchen,
Kommt er durch Rimini am Abend noch,
Erwartet nicht den Tag in Montefiore,
Und ſieht im Morgenlicht Urbino's Thore.

148.

Noch war dort Franz Maria nicht am Leben,
Eliſabeth, Lenore, Friederich,
Den guten Guido hat's noch nicht gegeben,
Die gegen den berühmten Ritter ſich
Gewiß vereint mit gaſtlichem Beſtreben,
Ihn haltend, bis manch froher Tag verſtrich,
Wie ſie's ſeit vielen Jahren mit den Damen
Und Rittern machten, die zu ihnen kamen.

ein, den Aufſtand zu unterdrücken; aber da war ſchon Alles vorüber: die Bauern hatten ſich verlaufen, nachdem das Schloß von ihnen verwüſtet, geplündert und in Brand geſteckt worden war.

Das Land, wo ungeſtraft ſolche Gewaltthaten begangen werden, iſt ein verlorenes Land, ſagte ich traurig.

Die Zeiten ſind ſchwierig; doch über den Ausgang der Ereigniſſe bin ich ruhig, fügte der Baron mit unerſchütterlicher Zuverſicht hinzu; es iſt nicht das erſte Mal, daß das Königreich von inneren Zwiſtigkeiten zerrüttet wurde, und unſere Väter wußten, was Bürgerkrieg heißt. Wir werden gleich ihnen handeln; wir werden unſeren Glauben, unſere Geſetze, unſer Recht vertheidigen. Dieſe alten Mauern ſind in der Zeit der Ligue mehr als einmal belagert worden; aber überſtiegen haben die Hugenotten ſie niemals.

Nach aufgehobener Tafel griff der Baron zu ſeiner Büchſe, den Umgang um ſeine Felder zu machen, wie er ſich ſcherzweiſe ausdrückte; es war das ein Spaziergang von drei Stunden Weges, der gewöhnlich bis in die ſtockfinſtere Nacht dauerte. So blieb ich unter vier Augen mit der Baronin, denn Fräulein von Malpeire war in dem Augenblick, wo wir wieder in den Salon eintraten, verſchwunden. Mit den Blicken hatte ich ihr folgen können; ſie hatte ſich in ein Nebengemach zurückgezogen, deſſen Thüre angelehnt geblieben war, und wenn ſie hin und her ging, ſah ich ihren Schatten in unbeſtimmten Umriſſen ſich gegen das Eichengetäfel abzeichnen.

Nun, wie ſteht es, mein Herr? Haben Sie verſucht, Ihre Werbung anzubringen? fragte mich Frau von Malpeire, indem ſie in ihrer Bergère Platz nahm.

Ach ja, Frau Baronin, antwortete ich; aber ich bin höchſt entmuthigt.

Bah! tröſtete ſie mich; ich ſehe keinen Grund dazu. Meine Tochter hat allerdings kein ſehr gefühlvolles Naturell; ſie wird Sie Anfangs nicht gnädig behandeln, wenn ſie auch im Stillen Ihren Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie werden ſich vielleicht noch lange gedulden müſſen, bis Sie in der ſchönen Gleichgültigen Liebe erwecken; aber was thut das? Sie heirathen ſie einſtweilen; ich ſehe da gar kein Hinderniß.

Mir fiel der unerklärliche Vorgang wieder ein, der mich am Morgen in Unruhe verſetzt hatte, und ich ſagte ſtockend: Wenn aber ein Anderer, ein Glücklicherer ihr Herz ſchon gewonnen hätte?

Bei der Vermuthung einer ſolchen Möglichkeit hob die Baronin die Hände gen Himmel und rief: Ei, mein Herr, zehn Stunden in der Runde giebt es keinen Mann, an den ein Mädchen von guter Familie auch nur denken könnte: nicht den Schatten eines Nebenbuhlers haben Sie zu fürchten. Wir empfangen gar keinen Beſuch, denn einige alte Edelleute aus der Nachbarſchaft können nicht mitzählen, wenn ſie uns auch bisweilen die Ehre erweiſen, mit uns zu ſpeiſen, nachdem ſie mit dem Baron gejagt haben: da iſt Herr de La Tuſette, der Mitbeſitzer von Piedfourcha; Herr von Verdache, Glashüttenbeſitzer von Adel; Herr von Cadaraſſe, ehemaliger königlicher Forſtrichter, lauter höchſt ehrenwerthe Leute und von gutem Adel, das muß ich ihnen einräumen, aber ſehr langweilige Geſellſchafter.

Während die Baronin mich ſo wieder beruhigte, betrachtete ich gedankenlos einen ovalen, trefflich gearbeiteten Rahmen, der einen ſchlechten Kupferſtich einfaßte, von einem Format, das zu der Größe der prachtvollen Einfaſſung ſchlecht genug paßte. Er ſtellte die Heldin des Richardſon'ſchen Romanes dar in dem Augenblicke, wo ſie aus ihrem Elternhauſe entflieht.

Sie finden, man hat dem Stich zu viel Ehre angethan? ſagte die Baronin, mit ihrer gewöhnlichen Beweglichkeit den Geſprächsgegenſtand plötzlich wechſelnd; ich bin ſehr Ihrer Meinung, und dennoch habe ich ſelbſt die Anordnung getroffen: Sie werden ſehen, ob ich Grund dazu hatte. Stellen Sie ſich vor, mein Herr, im erſten Jahre meiner Ehe fühlte ich mich von einer ſo tiefen Langenweile befallen, daß ich faſt daran geſtorben wäre. Der Baron ſuchte beſtändig nach Mitteln, mich aufzuheitern. Als er von einem italieniſchen Maler hörte, der ringsherum in den Schlöſſern nach Arbeit ſuchte, gerieth er auf den Einfall, ihn kommen zu laſſen, damit er mich malte. Zugleich ſchrieb er nach Paris und beſtellte dort einen ſchönen Rahmen und eine Schachtel mit Farben, denn ich liebe nur die Paſtellporträts und wollte das meinige nicht in anderer Weiſe ausgeführt haben. Zwei oder drei Monate vergingen, bevor der Italiener ankam. Ich war ſo abgemagert und ſo hinfällig, daß ich mich nicht aufrecht halten und keinen Schritt thun konnte; indeſſen aus Gefälligkeit für den Baron willigte ich ein, mich malen zu laſſen; aber ſchon nach der erſten Sitzung mußte man darauf verzichten; meine Geſundheit wurde immer ſchlechter, und ſechs Wochen lang konnte ich das Bett nicht verlaſſen. Als ich zum erſten Mal wieder aus meinem Zimmer durfte, führte mich der Baron hieher, ließ mich dem Rahmen gegenüber niederſitzen und ſagte mit ſichtbarer Befriedigung: Unſer italieniſcher Maler hat Sie nur ein einziges Mal zu ſehen brauchen, um an die Arbeit zu gehen. Blicken Sie auf, liebes Herz, und ſagen Sie mir, ob Sie Ihre Züge in dieſem Geſicht da oben wiedererkennen. Ich ſchrie laut auf; der verwünſchte Menſch hatte mein Bild in Oel gemalt; dazu hatte er den hübſchen Einfall gehabt, mich in türkiſche oder römiſche Tracht, was weiß ich? zu ſtecken, in einen gelben jackenartigen Ueberwurf, ein Ding wie einen Turban auf das ungepuderte Haar geſtülpt. — Nein, ſagte ich dem Baron, ſo könnte ich mich ſelbſt gemalt nicht ausſtehen, und mit Ihrer Erlaubniß werde ich die Leinwand in die Rumpelkammer hinaufſchicken. Wirklich wurde ſie auf der Stelle dorthin geſchafft; der Rahmen blieb an ſeinem Platz, und die Boinet hatte den Einfall, den Stich hineinzuſchieben. Auch die Büchſe mit Paſtellfarben hatte ich verſchloſſen, in der Hoffnung, es möchte einmal ein anderer Maler hier durchreiſen; aber man bekommt keinen von dieſen ausländiſchen Künſtlern mehr zu ſehen, und ſo iſt denn ſtatt meiner für alle Zeiten dieſe Zierpuppe, die Clariſſe Harlowe, dort hingekommen.

Vielleicht aber, Frau Baronin, ſagte ich hierauf — ich kann ein bischen zeichnen, und wenn Sie mir erlauben wollen, möchte ich wohl verſuchen, Ihr Porträt zu machen.

Nein, nein, ich danke Ihnen ſehr; das iſt nun zu ſpät, antwortete ſie raſch, mit einem leichten Seufzer; um ſich malen zu laſſen, muß man zwanzig Jahr alt ſein, wie meine Tochter; von der möchte ich ein Bild in dieſem Rahmen haben.

Wenn ſie nichts dagegen hat, fange ich gleich morgen an, ſagte ich entzückt über die ſich mir eröffnende Ausſicht.

Lieber ſogleich! rief die Baronin. Ich muß es nur noch meiner Tochter ſagen.

Zugleich lud ſie mich mit einer Kopfbewegung ein, ihr in das Nebenzimmer zu folgen. Fräulein von Malpeire las aufrecht ſtehend vor einer kleinen Bücherſammlung, gewiß derſelben, die von dem guten alten Herrn von Herbelay herſtammte. Sobald ſie uns ſah, warf ſie ihr Buch lebhaft hin, aber ohne daß ſie verſuchte, es vor uns zu verbergen. Als dann ihre Mutter ihr ankündigte, ich würde ihr Bildniß malen, verrieth ſie weder Zufriedenheit noch Mißvergnügen und antwortete ſehr kurz und bündig, indem ſie nachläſſig ihre langen Ringellocken zurückſtrich: Ich bin bereit.

Nein, nein, Mademoiſelle! rief die Baronin; ich wünſche, daß Sie als Nymphe friſirt erſcheinen, mit einem Anflug von Puder auf den Haaren. Auch ſollen Sie himmelblaue Bänder tragen.

Schön, liebe Mutter, antwortete ſie wie in ihr Schickſal ergeben.

Gehen Sie mit der Boinet in Ihr Zimmer, fuhr die Baronin fort; während ſie Sie friſirt, werde ich hier alles Uebrige vorbereiten.

Da ich mich einen Augenblick allein befand, gab ich der Verſuchung nach, in das Buch, das Fräulein von Malpeire las, einen Blick zu werfen; es war die Neue Heloiſe. Sofort erinnerte ich mich des Satzes in der Vorrede: „Diejenige, die es wagt, eine einzige Seite dieſes Buches zu leſen, iſt ein verlorenes Mädchen.“ Zum Glück, ſagte ich zu mir ſelbſt, giebt es hier keinen Saint-Preux. — Ich war aber zu jung und zu verliebt, als daß dieſe Entdeckung in meinem Geiſt ernſtere Gedanken hätte erwecken können, und ſtellte das Buch wieder an ſeinen Platz, nur mit dem Bedauern, daß der Zufall es in die Hände des Fräuleins von Malpeire hatte gerathen laſſen.

Wie alle Diejenigen, die ihr Leben gewöhnlich im tiefſten Müßiggang verbringen, entwickelte die Baronin eine ungemeine Rührigkeit bei den ſeltenen Gelegenheiten, die ſich ihr boten, ſich mit irgend Etwas zu beſchäftigen. Sie leitete ſelbſt die Einrichtung des Cabinets, das zu einer Art von Maleratelier umgewandelt wurde, ließ auch den Farbenkaſten, das Velinpapier zum Zeichnen und alle Geräthſchaften, die damals für den italieniſchen Künſtler beſtimmt geweſen waren, hieherbringen. Fräulein von Malpeire, in der Tracht und dem Kopfputz, wie ihre Mutter ſie ihr vorgeſchrieben hatte, ſah all dieſen Vorbereitungen mit gleichgültiger Miene zu. Als ſie beendigt waren, machte ſie die Baronin darauf aufmerkſam, daß es bereits dämmerte und ich keine Zeit mehr haben würde, ihr Bildniß zu entwerfen.

Du haſt Recht, mein Kind, ſagte Dieſe; um ſo mehr als die Vesperſtunde da iſt. Bitte, klingle, damit Boinet die Kuchen und das Obſt auftragen läßt.

Eine kleine Tafel wurde im Salon gedeckt und das Goûter gebracht. Was die Baronin das Obſt nannte, beſtand in einer Schüſſel jener unanſehnlichen kleinen gelben Pfirſiche, an denen ich mich heute Nachmittag ſo herzlich erquickt habe. Fräulein Boinet ſpießte jede einzeln auf eine Gabel, ſchälte ſie mit einem ſilbernen Meſſer und machte ſie mit Wein und Zucker an. Die Baronin reichte mir eigenhändig einige Viertel und ſagte dabei ſeufzend: Dies iſt das einzige Obſt, das hier reif wird.

Ich finde es köſtlich, antwortete ich ihr ohne Schmeichelei.

Sie ſind ſehr gütig! rief ſie. Es wäre ganz ungenießbar, wenn Boinet nicht das Talent hätte, ihm die Schärfe durch das Eintauchen in Malvoiſier zu benehmen. Im Herbſt macht ſie mir auch Wallnußkerne ein. Eine unvergleichliche Perſon! Was ſie anfaßt, behandelt ſie mit einer gewiſſen ſauberen und geſchickten Manier, die mir ihre Dienſte außerordentlich angenehm macht. Ich hätte ſie gerne an einen der Dorfleute verheirathet; ſie hätte es fertig gebracht, ihm ein wenig Schliff beizubringen, und ich hätte ihn dann als Kammerdiener angenommen; aber ſie hat ſich nie entſchließen können, einem dieſer Tölpel ihre Hand zu reichen.

Aber Mutter, das wäre auch zu viel Ehre für ſie geweſen! fiel Fräulein von Malpeire lebhaft ein; dieſe Tölpel ſind freie Menſchen, und ſie gehört zum dienenden Stande.

Gütiger Himmel, was für großartige Worte! rief die Baronin verächtlich. Wo haſt du dieſe Albernheiten her, mein Kind? Du mußt wiſſen, daß Mademoiſelle Boinet durch ihre Lebensart und ihre feineren Gefühle ſich längſt über den Stand erhoben hat, den du den dienenden zu nennen beliebſt. Ferner ſollteſt du einſehen, daß ſie ſich wirklich erniedrigt haben würde durch eine Verbindung mit Einem, der an Intelligenz und Erziehung unter ihr ſteht, durch die Verheirathung mit einem dieſer einfältigen und unwiſſenden Bauern, die du freie Menſchen nennſt.

Bei dieſer Lection erröthete Fräulein von Malpeire und ließ den Kopf ſinken; ſie war offenbar verwirrt und dabei von tiefem Unwillen erfüllt. Ich wunderte mich, daß ein einfacher Widerſpruch ſie ſo heftig beſtürzt machen konnte; weiter aber gingen meine Gedanken nicht. Wohl hätte ich es damals begreifen ſollen, welche Abgründe in Folge der ſeltſamen Erziehung, die ſie ſich ſelbſt im Geheimen gegeben, zwiſchen uns lagen. Ich hätte tiefer über die Empfindungen, die Ueberzeugungen erſchrecken ſollen, die ſie zuweilen offenbarte, und es vorherſehen können, wie weit ſie ſich von ihnen würde fortreißen laſſen. Ja, ich hätte damals ſogleich abreiſen ſollen und für immer auf dieſes kaltherzige und doch ſo reizende Geſchöpf verzichten. Vielleicht hätte ich ſie dadurch vor großem Unglück bewahrt. . . Aber ich blieb, und ſo vollzog ſich ihr Schickſal.

## IV.

Der Marquis unterbrach ſich bei dieſen Worten und ließ den Blick mit ſchwermüthiger Innigkeit auf dem bezaubernden Bildniß ruhen, das ihm lächelnd zuzuhören ſchien; dann fuhr er fort: Ich richtete mich in dem improviſirten Atelier ein und malte in drei bis vier Tagen dieſes Porträt. . .

Und du zeichneteſt es mit deinen Anfangsbuchſtaben! rief Dom Geruſac; es findet ſich ein M und ein C unten am Rand des Rahmens hart an der Einfaſſung.

Wie, ſo aufmerkſam haſt du das namenloſe Porträt unterſucht? verſetzte der Marquis; und doch iſt es nicht gerade ein Meiſterwerk.

Das kann man freilich nicht behaupten, murmelte mein guter Ohm in ſeiner gewöhnlichen unſchuldigen Offenherzigkeit.

Die Aehnlichkeit war jedenfalls vollkommen, fuhr Herr von Champaubert fort, und natürlich fand man das Werk bewundernswerth. Ich erlaſſe dir, lieber Thomas, die Schilderung von alle Dem, was in meinem armen, närriſchen Herzen im Verlauf dieſer vier Tage vorging, wo ich ſo zu ſagen keinen Blick von dem Geſicht abwandte, deſſen Reize ich mit zärtlichſtem Bemühen wiedergab. Die Sitzungen dauerten mehrere Stunden, denn die Ungeduld der Baronin, mein Werk fertig zu ſehen, war unbeſchreiblich. Kaum aufgeſtanden, kam ſie in das Gemach, wo ich mich bereits befand, herüber und ließ ihre Tochter rufen. Dieſe erſchien ſofort, in der Kleidung und der Friſur, wie Sie ſie dort ſehen. Sie trat langſam ein, ſetzte ſich in gemeſſener Entfernung hin, ſteif und gerade in ihrer langen Fiſchbein-Taille, und ließ einen ſtolzen Blick auf mir ruhen; ſie kreuzte die ſchönen Arme über der Bruſt und blieb regungslos in der Haltung, die ich ihr angegeben hatte. Dann ergriff ich meine Zeichenſtifte, und die Baronin ſagte mit drolliger Ungeduld: Lächle doch, Kind, lächle doch! Ungeachtet dieſer Mahnung blieb ſie ernſthaft und kalt, aber bald veränderte ſie ihre Phyſiognomie, ihr ſelber unbewußt; ihr reizender Kopf neigte ſich unwillkürlich, und ſie verſank in eine ſtumme Träumerei, die zu zerſtreuen ich mich wohl hütete, denn ſie gab den jungen Zügen ihren natürlichen Ausdruck wieder; ein

149.

Doch da ihm Niemand hier den Zügel hält,
Trabt er geraden Wegs nach Cagli hin,
Den Berg hinab, durch den der Gauno fällt,
Mit dem Metaur, links nun vom Apennin.
Er ſtreift durch's Herrſcherland der alten Welt
Und eilt von Rom nach Oſtia zu ziehn.
Von dorten ſchifft er zu der Stadt hinab,
Der fromm Anchiſens Leib Aeneas gab.

150.

Nach Lipaduſa fördert ihn von dort,
Das man von fern im Meere kann gewahren,
Ein andres Schiff nach dem erkornen Ort,
Wo längſt die Streiter eingetroffen waren.
Er drängt und treibt die Schiffer fort und fort,
Mit Segeln und mit Rudern ſcharf zu fahren;
Doch da ein flauer Wind mißgünſtig weht,
Kommt er, wiewohl um Weniges, zu ſpät.

151.

Er kommt dahin, als juſt dem großen Grafen
Die heilvoll ruhmgekrönte That gelang,
Den Agramant und den Gradaß zu ſtrafen;
Jedoch ein ſaurer Sieg, den er errang!
Der Sohn des Monodant iſt mit entſchlafen,
Und Olivier liegt auf dem Sande bang,
Von jenem ſchweren Fall erſchöpft und ſchwindend,
Und Schmerz und Qual in ſeinem Fuß empfindend.

152.

Der Thränen kann ſich Roland nicht enthalten,
Wie er, umarmend, zeigt dem Paladin
Den edlen Brandimart, den todeskalten,
Der ſo voll Lieb' und Treue war für ihn.

ſanfter Glanz leuchtete dann in ihren feuchten Augen, und dann und wann ſah ſie mich, ohne es zu wollen, mit dem himmliſchen Lächeln an, das ich ihrem Bilde auf die Lippen gelegt habe. Zwei oder drei Mal während dieſer langen Sitzungen blieb ich einen Augenblick mit ihr allein. Ihre Haltung änderte ſich dann, ſie wandte die Augen von mir ab mit einer Miene eiſiger Zurückhaltung, wie um mir anzudeuten, daß ſie es mir übel nehmen würde, wenn ich das Schweigen zu brechen wagte; ich war aber ſo leidenſchaftlich verliebt, ſo thöricht in meine Hoffnungen verrannt, daß alle dieſe Zeichen von Gleichgültigkeit und Geringſchätzung mich nicht abſchreckten. Ich ließ nicht von dem Glauben, daß meine zärtlichen Huldigungen dieſe ſtolze Perſon doch endlich rühren würden, und ich gewöhnte mich an den Gedanken, ſie „einſtweilen zu heirathen“, wie die Baronin ſich ausgedrückt.

Der Baron wußte nichts davon, daß ich ſeine Tochter malte; das Bildniß ſollte eine Ueberraſchung für ihn ſein, die ihm Frau von Malpeire mit aller Verſchwiegenheit, deren ſie fähig war, zugedacht hatte. Es war nicht ſchwierig geweſen, das kleine Geheimniß vor ihm zu verbergen; während ich arbeitete, befand er ſich auf der Jagd, und Abends dachte er nicht daran, ſich zu erkundigen, was ich den Tag über getrieben.

Als mein Meiſterwerk fertig war, that ich es in den Rahmen und ſtellte es ſelbſt in dem Salon auf, gegenüber der Bergère, auf welcher der Baron nach dem Abendeſſen zu ſchlummern pflegte.

Deſſelben Tages, als es dunkelte, ließ Frau von Malpeire die Fenſter ſchließen und den Kronleuchter, der an der Decke hing, anzünden, ſowie ſämmtliche Kerzen an den Wandleuchtern neben dem Kamine. Fräulein Boinet hatte den Garten geplündert und aus Laubgewinden eine rieſige Namenschiffre hergeſtellt, die ſie über dem Rahmen anbrachte; zwei verſchlungene M, darüber eine Wappenkrone; das ſinnreiche Mädchen hatte ſich darauf beſonnen, daß ich Maximin heiße.

Ein allerliebſter Einfall! rief die Baronin mit beſonderer Betonung. Sieh doch, Kind, dieſe Chiffre! ...

Es ſind meine Anfangsbuchſtaben, unterbrach ſie die Tochter, wie um gegen die Auslegung ihrer Mutter zu proteſtiren; das doppelte M bedeutet Marie von Malpeire.

Der Baron kehrte in dieſem Augenblick heim; ſeine Frau ging ihm entgegen und führte ihn triumphirend bis an die Thür des Salons.

Ah! rief er, als er das Bild ſeiner Tochter bemerkte, das iſt ein ſchönes Bild! Welche Aehnlichkeit! es iſt erſtaunlich!

Die Baronin weidete ſich einen Augenblick an ſeiner Ueberraſchung, dann ſagte ſie lächelnd: Sie fragen nicht nach dem Namen des Malers?

Du haſt Recht, meine Liebe; ich bin ihm großen Dank ſchuldig, antwortete er gutmüthig.

Hier iſt er! rief die Baronin, indem ſie mich bei der Hand ergriff und zu dem Baron führte. Seine Beſcheidenheit verbot ihm, ſich zu zeigen.

Der alte Edelmann umarmte mich herzlich und ſagte mit heiterer Rührung: Wir tauſchen, lieber Freund: ich gebe Ihnen das Original, und Sie laſſen mir das Porträt.

Dabei wandte er ſich zu Fräulein von Malpeire und winkte ihr, ihm ihre Hand zu geben, damit er ſie in die meinige lege, aber ſie wich geſenkten Blicks zurück und flüchtete hinter ihre Mutter.

Sie haben meine Zuſage, fügte der Baron in ernſthafterem Tone hinzu, das genügt.

An dem nämlichen Abend, beim Souper, ſagte er zu ſeiner Frau: Haben Sie auch nicht vergeſſen, meine Liebe, daß wir morgen St. Lazare haben und das Feſt des Schutzheiligen?

Ich geſtehe, daß ich kaum daran gedacht habe, antwortete ſie nachläſſig.

Es ſind ſchon viel Leute gekommen, fuhr der Baron fort; auf dem Heimweg von der Jagd ſah ich es aus der Ferne mit an, wie ſie daherzogen, die Zigeuner, die Roßtäuſcher, die Tabulettkrämer und ſonſtige kleine Händler, die nach alter Gewohnheit vom Feſtvorabend an auf der Jahrmarktswieſe lagern. Auch die Leute aus der Ebene ſteigen in Menge herauf; morgen, wenn alle Bauern aus der Umgegend hinzukommen, wird es ein großes Gewühl geben. Ehemals, wandte er ſich an mich, war es Brauch, daß die Frau oder die Tochter des Gutsherrn den Feſttanz mit einem der Burſchen aus der Gegend eröffnete; die Baronin hatte dieſes Herkommen eingehen laſſen, aber voriges Jahr hat meine Tochter es wieder eingeführt; wie ihre Großmutter und ihre Urgroßmutter, tanzte ſie mit den Landleuten. Dieſes Jahr wollen wir es nicht ſo halten, wir gehen morgen nur ins Dorf hinab, um der Meſſe beizuwohnen. . .

Wie, lieber Vater? unterbrach ihn Fräulein von Malpeire, ſichtlich beſtürzt, wir ſollen bei den Spielen nicht zugegen ſein?

Nein, mein Kind, antwortete er entſchieden, die Zeiten haben ſich geändert, und du kannſt an einem Orte nicht mehr erſcheinen, wo man dir vielleicht nicht mehr die Achtung bezeigen möchte, die dir gebührt.

Ich glaube gar, dir liegt etwas an dieſem Dorfball und dieſer Bauernfête! fügte die Baronin mit vorwurfsvollem Ton hinzu; die ſchönen Tänzer, wahrhaftig! eine Bande von Flegeln, noch ganz erhitzt und ſchweißtriefend, geputzt wie mitten im Winter, mit einer grünwollenen Jacke, kurzer Kniehoſe von demſelben Zeug, groben wollenen Socken und groben Nägelſchuhen!

Ei, liebe Mutter, was liegt an dem Anzug? rief das Fräulein von Malpeire mit verhaltener Entrüſtung, nur der iſt grob an dieſen Menſchen. . . Ihre einfachen Manieren ſind vielleicht mehr werth, als unſere überfeinerte Höflichkeit, und trotz der Unterſchiede, die Sie abſtoßen, kann man ſich ihre Geſellſchaft ſehr wohl gefallen laſſen.

In freier Luft, mag ſein! verſetzte die Baronin mit einem ſpöttiſchen Lachen.

Es fiel mir dabei die himmelblaue Taffetſchärpe ein. Der Sieger im Wettringen empfängt den Preis alſo nicht aus Fräulein von Malpeire's Hand? fragte ich, ohne mir etwas dabei zu denken, den Baron.

Er ſoll ihn nach den Spielen ſich hier abholen, antwortete der alte Edelmann. Die Baronin wird unten, im grünen Saale, ihn und ſein Geleit empfangen; dieſe Gunſt mag man ihnen immerhin gewähren.

Damit ſtand er auf und reichte Frau von Malpeire den Arm, um ſich in den Salon hinüber zu begeben. Ich blieb einen Augenblick mit Fräulein von Malpeire zurück.

Morgen, flüſterte ich ihr zu, morgen will Ihre Frau Mutter mit Ihnen von dem reden, was beſchloſſen iſt. . . Mein Schickſal hängt von Ihrer Antwort ab, denn ich kann nicht glücklich ſein, wenn ich nicht Ihre freie Einwilligung erlange. . .

Sie wich einen Schritt zurück und murmelte, indem ſie mich feſt anſchaute: Wie? So bald?

Verzeihen Sie mir! antwortete ich ihr in höchſter Verwirrung. Das Uebermaß meiner Liebe rechtfertigt mich. . .

Sie würden mich heirathen gegen meinen Willen? erwiderte ſie kalt.

Ich antwortete ihr nur durch eine Kopfbewegung und einen leidenſchaftlichen und verzweifelten Blick.

Ah! Sie wollten es ſo weit treiben! rief ſie empört; nun denn, wir werden ſehen! . . .

Früh am nächſten Morgen kam Fräulein Boinet, mir zu melden, daß man zur Kirche gehen wolle. Ich fand die Baronin in einem Anzuge, als ſollte ſie der Meſſe des Königs beiwohnen, in einer Robe von indiſchem Atlas mit drei hohen weißen Federn in ihrem Kopfputz. Fräulein von Malpeire hatte ſich ebenfalls geſchmückt; ſie trug ein Morgenkleid von geſtreiftem Taffet und ein Strohhütchen mit langen Bändern, die ihr über die Schultern nachwallten. Als ich mich ihr näherte und ſie begrüßte, wandte ſie ſich nach mir hin und erwiderte meinen Gruß mit einem gleichgültigen und zerſtreuten Blick, der mich verſteinerte: ich hatte ein weniger ruhiges Geſicht erwartet. Die Baronin gab mir einen Wink, daß ſie ſich hierüber nicht wundere: Ich habe ihr noch Nichts geſagt, flüſterte ſie mir zu. Gehen wir!

Der zum Dorf hinabführende Weg war eine förmlich in den Fels gehauene Treppe. Frau von Malpeire ließ ſich in einer Sänfte hinuntertragen; der Baron führte ſeine Tochter, und ich folgte ihnen. Das ganze Haus ſchloß ſich uns an, das heißt, ein Dutzend Diener und Dienerinnen, voran Fräulein Boinet und Choiſet, der Forſtwart.

Vor der Kirche war ein großes Gedränge; das Landvolk im Sonntagsſtaat bildete lärmende Gruppen um die Zwillingsbäume, die den Platz überſchatteten. Weiter ab, auf dem Raſenplatz, der die Jahrmarktswieſe hieß, war das Gewühl nicht minder groß. Ich bemerkte, daß die Mehrzahl der jungen Bauern im Knopfloche oder am Hute ein Bändchen mit den Nationalfarben trug, wie man ſich damals ausdrückte. Beim Erſcheinen des Freiherrn und ſeiner Familie richteten ſich Aller Blicke auf ſie, und für einen Augenblick wurde es ſtille. Die Gruppen traten langſam aus dem Weg, um uns durchzulaſſen. Hie und da lüftete ein Alter den Hut, die Mehrzahl aber hielt die Reſpectsbezeugung für überflüſſig. Trotz der Eingriffe der jüngſten Zeit in die Adelsvorrechte befand ſich in der alten Pfarrkirche noch ein beſonderer Sitz für die Herrſchaft. Es war eine wundervolle Arbeit in Eichenholzſchnitzwerk; die ſehr hohe, mit einem kleinen Thronhimmel bekrönte Rückwand war mit den ſchönſten Schnitzarbeiten überreich ausgeſchmückt, und auf jedem Felde ſah man das Wappen der Malpeire nebſt ihrem ſtolzen Wahlſpruch in provençaliſcher Sprache: Fuero un degun! (außer Einem, Niemand!) Beim Eintreten in das Schiff fiel mir an einem der Pfeiler eine Stickerei auf, ein Ex-voto. Mit wie ungenügenden Mitteln auch der Ort und die handelnden Perſonen ausgeführt waren, erkannte man doch leicht, was ſie vorſtellen ſollten: ein Leichenzug hielt an dem Engpaß von Malpeire; der Sarg ſtand im Vordergrunde am Fuße eines Felſens, und der Prieſter ſtreckte die Hände gen Himmel, während er nach der jungen Todten hinſah, die eben unter ihrem Bahrtuch ſich aufrichtete. Frau von Malpeire bemerkte, daß ich die Augen auf dem einfachen Werke ruhen ließ, und ſagte zu mir, indem ſie zärtlich gerührt ihre Tochter betrachtete: Sie wollten ſie mir lebendig begraben.

Gott gab ſie Ihnen durch ein Wunder zurück, antwortete ich, von ihrer unwillkürlichen Erregung mitergriffen; und ohne Zweifel, um Ihren Dank auszudrücken, haben Sie das Bild anfertigen laſſen.

Ich habe es ſelbſt mit eigener Hand geſtickt, unterbrach ſie mich, ein ganzes Jahr habe ich daran gearbeitet.

Der Baron ſetzte ſich in den Herrenſtuhl zwiſchen Frau und Tochter und lud mich durch einen Wink ein, einen leeren Platz neben der Letzteren einzunehmen. Die Dienerſchaft des Hauſes kniete etwas tiefer auf dem Saum des Teppichs nieder, der über die Steinplatten ausgebreitet lag. Wir bildeten ſo eine abgeſonderte Gruppe zwiſchen dem Altarraum und dem Hauptſchiff, in welchem die Dorf- und Landbewohner ſich drängten. Unſere Anweſenheit hatte eine gewiſſe Aufregung in der Menge hervorgerufen. Als die Baronin die Kirche mit ſtolzem Lächeln durchſchritten, wobei die Federn ihres Kopfputzes nickten und ihre hohen Abſätze klapperten, hatten ſich alle Geſichter mit dem Ausdruck böswilliger Neugier nach ihr hingekehrt, und ſobald wir in dem herrſchaftlichen Kirchenſtuhle Platz genommen, trat die feindſelige Stimmung offener hervor. Trotz der Heiligkeit des Orts wurde hie und da ein Murren laut. Bei dieſer unerwarteten Demonſtration blickte Frau von Malpeire aus ihrem Gebetbuch, in dem ſie ruhig geleſen, mit der Miene der Ueberraſchung auf und ſagte zu ihrer Tochter:

Was wollen ſie nur?

Sie meinen, daß vor Gott Niemand einen Vorrang haben dürfe, antwortete dieſe in ſichtbarer Erregung.

Der Freiherr hatte ſich mit erblaßtem Geſicht umgewendet; den Kopf hoch aufgerichtet, ließ er einen zornigen Blick durch die Kirche ſchweifen. Zum Glück dauerte dieſe peinliche Scene nicht lange; der Prieſter erſchien mit ſeinen Begleitern, und als er vor dem Altare ſtand, warfen ſich Alle lautlos in dem unteren Raum der Kirche auf die Kniee. Einige indeſſen waren in guter Ordnung bis an den Altarraum vorgerückt; dort ſtellten ſie ſich reihenweiſe auf und blieben nach einer Kniebeugung aufrecht der Herrenbank gegenüber ſtehen.

Das iſt ihr Recht, ſagte der Baron leiſe zu mir. Seit undenklicher Zeit gebührt dieſer Platz am Feſttag dem „Abbat“ oder Fürſten der Jugend mit ſeinen Begleitern.

Der Fürſt der Jugend und ſein Gefolge trugen einen grünen Zweig am Hut und über die grobe Jacke aus Wollenzeug, von der die Baronin ſo geringſchätzig geſprochen, hatten ſie eine Art Schärpe ſo angelegt, daß ſie ein Andreaskreuz bildete. Es waren rüſtige Bauernburſche, wettergebräunt, mit athletiſchen Gliedern. Der Abbat vor Allen war ein herrlicher Typus körperlicher Kraft; von rieſiger Geſtalt, erinnerte er durch ſeine regelmäßigen Züge an den derben Kopf des antiken Fechters. Im Anzug unterſchied er ſich etwas von den Leuten aus der Gegend; gelblederne Gamaſchen nahmen die Stelle der Wollſtrümpfe ein, dazu trug er eine Jacke von geſtreiftem Zeug, ſtatt der grobwollenen grünen Bauernjacke. Ich beobachtete das Alles zerſtreut; die Unruhe, in der ich mich befand, nahm zu, je mehr ſich der Augenblick des Aufgebots näherte, und in unbeſchreiblicher Aufregung erwartete ich die Vollziehung dieſer Förmlichkeit. Die Baronin hatte nicht die geringſte Unruhe, ungeachtet ſie ihrer Tochter gegenüber noch geſchwiegen hatte, und von Zeit zu Zeit wandte ſie ſich zu mir herüber, wie um mir Muth einzuflößen und mir Glück zu wünſchen. Endlich ſchritt der Prieſter bis zur Abendmahltafel vor, ein Papier in der Hand, und las mit lauter Stimme inmitten des tiefſten Schweigens: „Es beſteht ein Eheverſprechen zwiſchen dem ſehr hohen und ſehr fürtrefflichen Herren Maximin von Monville, Grafen von Champaubert, und der ſehr hohen und ſehr fürtrefflichen Jungfrau, Fräulein Madeleine Marie von Malpeire u. ſ. w.“

Eine Unruhe entſtand in der Kirche: dieſe Curialien und Adelstitel regten den Unwillen der Zuhörer auf; indeſſen wurde es ſofort wieder ſtill. Aengſtlich betrachtete ich Fräulein von Malpeire. Nichts hatte ſich in ihrer Haltung verändert; nur war ſie ſehr bleich, und das leichte Zucken ihrer Hände verrieth die Erregung, die ſie niederzukämpfen ſich bemühte.

Faſſe dich, mein Kind, ſagte die Baronin herzlich

Auch Reinald's Augen thau'n, wie er geſpalten
Das Haupt des Freundes ſieht, und auf den Knie'n
Erfreut er Oliviern mit ſeinem Gruße,
Der in dem Sande ſitzt mit lahmem Fuße.

### 153.

Die Freunde tröſtet er auf jede Weiſe,
Indeß er ſelber muß untröſtlich ſein,
Daß ihn zum Nachtiſch bringt die ſpäte Reiſe,
Ja, daß ſchon abgetragen Speiſ' und Wein.
Von Dienern nach Biſerta, ſanft und leiſe,
Wird des Gradaß und Agramant Gebein,
Zu ihrem Trümmergrabe, hingetragen,
Wo jene, was geſchah, den andern ſagen.

### 154.

Der Sieg, den Roland hat davongetragen,
Freut Sanſonetten und Aſtolfen ſehr;
Doch wäre nicht ihr Brandimart erſchlagen,
So freuten ſich die Freunde freilich mehr.
Nun haben ſie ſein Ende zu beklagen,
Und Trauer liegt auf ihrer Stirne ſchwer.
Und wer von ihnen ſoll ſich unterwinden,
Den Jammer Flordeliſen zu verkünden?

### 155.

Ein banger Traum wies ihren treuen Blicken,
Die Nacht vor dieſem Tage, das Gewand,
Das ſie, um Brandimart damit zu ſchmücken,
Gewoben und geſtickt mit eigner Hand,
Und das ſie, wie von Hagelſchlag, mit dicken
Blutrothen Tropfen ganz beworfen fand.
Ihr ſchien's, ſie ſelber habe dieſe Zeichen
Hineingeſtickt; das machte ſie erbleichen.

zu ihr; du haſt keinen Grund dich zu verwundern, noch weniger dich zu betrüben.

Ich bin ruhig, Madame, antwortete ſie mit bewegter Stimme und wandte das Geſicht zur Seite.

Ich bemerkte Nichts weiter; ich ſah Nichts mehr; gleichwohl gingen in dieſem Augenblick Dinge vor, die mich darüber hätten aufklären können, daß ich einen Nebenbuhler hatte. Am Schluß der Meſſe ſagte der Baron zu mir, indem er ſtehen blieb, um mir den Vortritt zu laſſen: Nun, da Ihre Verlobung öffentlich verkündigt worden iſt, gehen Sie voran, Herr Graf, und geben Sie Ihrer Braut den Arm.

Pochenden Herzens näherte ich mich Fräulein von Malpeire; dieſe legte ohne Zögern ihren Arm in den meinigen, und wir durchſchritten die Kirche. Bereits hatte ſich die Menge zerſtreut und erwartete uns draußen. Die kleine Bande, an deren Spitze der Abbat ſtand, kam auf uns zu, und er, mit gezogenem Hut, redete in provençaliſcher Sprache den Baron an.

Was ſagt er? frug Frau von Malpeire ihre Tochter flüſternd.

Er bittet uns, bei den Spielen zugegen zu ſein, antwortete ſie kalt.

Aus der Entfernung will ich es wohl thun, erwiderte die Baronin; ich habe ſchon befohlen, Stühle im Garten aufzuſtellen längs der Bruſtwehr; von oben ſieht man das ganze Schauſpiel, als ob man dabei wäre. Man muß jedenfalls den großen Burſchen und ſeine Freunde aufs Schloß einladen, ein Glas Wein zu trinken und die ſchöne Schärpe in Empfang zu nehmen, die du zu ſticken dir die Mühe gegeben haſt. Es iſt unnütz, den Leuten das auf Franzöſiſch zu ſagen; ſie würden mich nicht verſtehen. Sage du es ihnen, mein Herz; erkläre es ihnen auf Provençaliſch.

Es iſt bereits geſchehen, antwortete ſie; mein Vater hat ihnen ſo eben mitgetheilt, daß Sie ſie heute Abend empfangen würden.

Gehen wir ſo ſchnell als möglich aus dieſem Gedränge, rief die Baronin, ſich wieder in ihre Portechaiſe ſetzend; ſonſt erſticken wir hier. . .

In der That wurden wir auf eine ſehr läſtige Weiſe gedrängt und mit den Ellenbogen geſtoßen; die Menge wurde beinahe unverſchämt; ſie drängte ſich tumultuariſch uns entgegen und verlegte uns den Durchgang. Doch kam es noch zu keinem Zuruf oder ſonſt einer beunruhigenden Kundgebung. — Ich gehe voran, ſagte der Baron zu mir; führen Sie meine Tochter.

Ich nahm Fräulein von Malpeire's Arm in den meinigen und wollte ſie durch das zudringliche Gewühl führen; aber ſie riß ſich von mir los, wandte ſich zu dem Abbat, wie um ſich unter ſeinen Schutz zu ſtellen, und ſagte: Pinatel, gehen Sie uns voraus! . . .

Der Rieſe gehorchte, brach ſich durch das Gedränge Bahn, Stöße austheilend und Jeden hinwegſchiebend, der ſich vor uns befand, und öffnete uns ſo eine Gaſſe. Als wir über den Platz hinaus waren, machte er Kehrt, ohne ein Wort zu ſagen, und trat wieder zu ſeinen Genoſſen.

Schweigend wurde der Weg zum Schloſſe angetreten; Fräulein von Malpeire war uns allen voraus, und der Baron ging düſter und aufgeregt neben mir. Sie ſahen, ſprach er endlich zu mir, Sie ſahen, wie die Stimmung dieſer Leute iſt! . . . es fehlte wenig, ſo wurden Sie mißhandelt . . . wer weiß, wohin das Alles noch führt! . . . der König muß ein Einſehen haben, ſonſt wird ſein Adel einem Conflict mit dem Landvolk ausgeſetzt . . Einſtweilen will ich Maßregeln zu unſerer Sicherheit treffen; wir ſteigen nicht mehr in das Dorf hinab.

Ich bin durchaus Ihrer Anſicht, nahm die Baronin das Wort, indem ſie ſich aus ihrer Sänfte vorbeugte; wir bleiben zu Hauſe, und die Vermählung unſrer Tochter findet in der Schloßkapelle Statt. Denken Sie, mein Gemahl, Mademoiſelle Boinet hat gehört, wie man hinter ihr ſagte, in allen anderen Pfarreien ſei der Gutsherrenſtuhl umgeſtürzt worden! . . . Sie werden vielleicht genöthigt ſein, den Ihrigen wegnehmen zu laſſen.

Nimmermehr! rief er aus. Auf alle nützlichen Vorrechte habe ich ohne Zögern verzichtet: Alles iſt abgeſchafft worden, die Erbzinſe in Geld und Lebensmitteln, die Garbenkehrzehenten, die Zwangsgerechtigkeiten, mir zu mahlen und zu backen, die Wegegelder, die Lehnsgebühren bei ſo manchen Beſitzveränderungen, beim Verkauf jedes Erbgutes in meinem Bann; aber die Ehrenrechte gebe ich nicht auf, und nur die Gewalt ſoll ſie mir rauben.

Beim Wiedereintritt in das Schloß ſuchte ich die Gelegenheit, mich gegen Fräulein von Malpeire auszuſprechen; ſie verſtand es aber mit auffallender Beharrlichkeit und Gewandtheit, dieſer Unterredung aus dem Wege zu gehen. Nachmittags jedoch, in dem Augenblick, wo wir uns in den Garten begaben, gelang es mir, ſie aufzuhalten, und ich ſagte mit innigem Tone zu ihr: O, Mademoiſelle, können Sie mir mein Glück denn nicht verzeihen? . . . was muß ich thun, um Sie zu rühren . . . Ihrer Wahl mich würdig zu machen? . . . Kennten Sie die Größe meiner Liebe, Ihr Herz würde vielleicht nicht ſo lange zaudern, ſich zu entſcheiden . . .

Und da ſie ihren Schritt beſchleunigte, ohne mir zu antworten, ſetzte ich hinzu: Erlauben Sie mir, Ihnen von meinen Gefühlen zu reden, Sie können es, ohne irgend eine Pflicht zu verletzen, da Sie jetzt in mir einen Verlobten ſehen —

Sagen Sie „Einen, der mich heirathen will!“ unterbrach ſie mich im Tone bitteren Spottes.

Die Neue Heloiſe fiel mir ein und jener Brief, in welchem die ſinnliche und pedantiſche Tochter des Baron d'Etange die beiden Bewerber ſo bezeichnet, die ſie verachtet; von Neuem ſtieg ein Argwohn in mir auf, und außer mir vor dumpfer, wüthender Eiferſucht rief ich: Wer iſt denn der Saint-Preux, dem Sie mich dergeſtalt opfern?

Sie werden es bald erfahren! antwortete ſie kühn;

und ohne noch ein Wort hinzuzufügen, eilte ſie in den Garten.

Ich bekenne, der Gedanke, auf ſie zu verzichten, kam mir gar nicht in den Sinn; ich liebte ſie mit zu leidenſchaftlicher und ſelbſtiſcher Liebe, als daß ich ſie nicht ſogar einem glücklichen Nebenbuhler hätte ſtreitig machen wollen, und ich ſah mich plötzlich auf dem Punkt, ohne Scheu und Scrupel mir die Möglichkeit einer Zwangsheirath vorzuſtellen. Meine Leidenſchaft wollte weder von Schonung noch von Aufſchub wiſſen. Ich beſchloß, noch an demſelben Abend mit dem Baron zu reden; es blieb nur übrig, gleich am folgenden Morgen den Heirathsvertrag aufzuſetzen, und in drei Tagen konnte ich das Fräulein von Malpeire heirathen. All dieſe Entſchlüſſe und Plane entſtanden in mir, während ich an der Bruſtwehr neben der Baronin ſaß und von dort aus mitanſah, was auf dem Dorfplatze vorging. Das Schauſpiel war ziemlich verworren, die Jahrmarktswieſe lag faſt menſchenleer, und die Menge drängte ſich in wüſtem Durcheinander um einen durch Seile und in den Boden eingetriebene Pfähle abgeſperrten Raum. An dem einen Ende dieſer Art von Kampfbahn erhob ſich ein Maſtbaum, auf deſſen Spitze eine blank geputzte Zinnſchüſſel wie ein rieſiger Spiegel zum Lerchenfang blitzte, und an dem entgegengeſetzten Ende bildete eine Trommel und ein Leierkaſten das mißtönendſte Orcheſter, das Menſchenohren je zu hören bekamen. Das Fräulein von Malpeire ſaß neben ihrer Mutter und verwandte kein Auge von dem Schauſpiel. Ich beobachtete ſie mit unbeſchreiblichen Empfindungen, zärtlich, ſchmerzvoll, in finſterer Eiferſucht; ſie dagegen trug eine ruhige und zuverſichtliche Haltung zur Schau, indeß ihr Geſicht und die fieberiſche Röthe ihrer Wangen den geheimen Aufruhr in ihrem Innern verriethen.

Sehen Sie doch, Herr Graf, ſagte die Baronin zu mir, die Spiele beginnen.

Zwei Männer, nahezu nackt, traten auf den Kampfplan und faßten einander um den Leib; der Eine wurde bald auf die Erde geworfen und zog ſich ſtumm zurück; der Andere blieb aufrecht ſtehen und erwartete einen neuen Gegner, der ſeinerſeits das Feld behauptete und dann wieder durch einen überlegenen Kämpfer beſiegt wurde.

Eine Stunde lang folgten die Ringer einander auf der Arena und ſtürzten Einer nach dem Andern in den Staub, unter dem Geſchrei der Menge, welche ſie mit Beifallsrufen oder Hohngelächter empfing, je nachdem ſie ihre Sache gut oder ſchlecht gemacht hatten.

Gleich nach den erſten Gängen dieſes Kampfſpiels hatte die Baronin ſich umgedreht und mit einem leichten Gähnen zu mir geſagt: Man muß geſtehn, es iſt ein wenig eintönig, um ſo mehr, als man den Sieger zum Voraus kennt. Der Abbat wird, wie im vorigen Jahr, ſie endlich Alle in den Sand werfen.

Der Burſche hat eine wunderbare Stärke und iſt ein ſchlauer Wilddieb, fügte der Baron hinzu; wenn er nur von hier geweſen wäre, hätte ich ihm die Anwartſchaft auf Choiſet's Poſten angetragen und bis dahin irgend eine kleine Nutzung in meinem Forſte zu ſeinem Unterhalt.

Gleich darauf nahm die Baronin wieder das Wort: Nein, wahrhaftig, dieſer Fauſtkampf iſt zu widerwärtig; wir wollen einen Gang durch den Garten machen.

Ich glaube, ich habe ſchon geſagt, daß der Garten auf dem vormaligen Wall angelegt und von mageren jungen Hagebuchen eingefaßt war, zwiſchen denen ſich kleine, mit Buchsbaum geſäumte Fußſteige hinſchlängelten. Dieſer babyloniſche Garten in Miniatur zog ſich vor der neuen Schloßfaçade hin, die auf alten reſtaurirten und mit einer gleichmäßigen Mörtelfarbe abgeputzten Unterbauten ruhte. An dem Neubau, neben dem Flügel, in dem die Zimmer der Baronin lagen, ragte ein Eckthürmchen; über den Wall vorſpringend hing es hoch über dem Abgrund, an deſſen Fuß die grünen Felder der Ebene begannen. Ehemals hieß das Thürmchen die Warte, und wenn Unruhen im Lande waren, wurde in der Zelle oben ein Poſten ausgeſtellt, der die Annäherung von feindlichen Banden zu melden hatte. An die Stelle dieſes Schilderhäuschens war in neuerer Zeit ein Schieferdach gekommen, und in der Höhe des erſten Stockwerkes hatte man ein breites Fenſter mit einem Altan angebracht, auf dem man über einem mit Brombeerſträuchern und ſchwärzlichen Mooſen tapezirten Abgrunde ſtand. Das Zimmer des Fräuleins von Malpeire befand ſich in dieſem alten Thurme. Die Baronin blieb ſtehen und ſagte zu mir, während ſie mit der Spitze ihres goldbeknopften Stöckchens nach dem Balcon zeigte: Ich kann nicht aus dem Fenſter da oben ſehen, ohne Schwindel zu bekommen. Meine Tochter hat minder empfindliche Nerven; manchen Abend habe ich ſie da gefunden, im Mondſchein träumend, den Ellbogen auf den Rand dieſes Schwalbenneſtes geſtützt.

Ich beugte den Kopf über die Bruſtwehr, um mit dem Auge die fabelhafte Höhe der Mauer zu meſſen, und murmelte beruhigt: Gewiß, wenn es hier einen Lindor gäbe, würde er ſich's verſagen müſſen, unter Roſinens Balcon ſein Ständchen zu ſingen.

Kurz vor Sonnenuntergang drang rauſchendes Beifallsklatſchen von dem Platz herauf, und man ſah die glänzende metallene Scheibe von der Spitze des Maſtes verſchwinden.

Es iſt zu Ende, ſagte die Baronin, indem ſie durch die Blätter ihres Fächers ſah, der Sieger iſt gekrönt, da geht er quer über den Platz, ſeine Zinnſchlüſſel in der Hand, und hinter ihm ſein Gefolge; ſie ſetzen ſich hieher in Bewegung. Gehen [illegible] hinein.

Es wurde raſch dunkel, [illegible] die Bauern hatten Zweige von harzigem Holz angezündet, die ſie wie Fackeln in der Hand trugen, und aus deren flackernden und hin her wehenden Flammen eine Illumination der ſeltſamſten Art entſtand. Von den Fenſtern des Salons aus ſah man die Gruppen, wie ſie bei Trommelſchlag und unter dem Abſingen patriotiſcher Lieder durch das Dorf zogen, während auf der Jahrmarktswieſe eine weit weniger zahlreiche Schaar von Mädchen und Burſchen nach dem Takt herumtanzte.

Gleich darauf kam Choiſet, der Jagdwart. — Der Abbat iſt da, ſagte er haſtig. Eine Menge Menſchen begleiten ihn. Ich komme, um die Befehle des Herrn Baron zu erbitten.

Du ſollſt Niemand als ihn ſelbſt und ſein Dutzend Ehrengarden hereinlaſſen, antwortete der alte Edelmann, und wenn die Anderen Miene machen, mit Gewalt einzudringen, wirſt du meine Befehle ausführen.

Laßt uns gehen, ſagte die Baronin heiter, und dieſen galanten Schäfern Audienz geben. Ihren Arm, mein Herr Gemahl . . . du folgſt uns, mein Kind . . .

Das Fräulein von Malpeire gehorchte und hielt dabei die blaue Schärpe flatternd in den Händen; es kam mir vor, als ob ſie blaß ſei und ihr die Hände zitterten. Alle Drei begaben ſich nach unten; ich folgte ihnen nicht: dieſe ganze Ceremonie mißfiel mir, und ich mochte bei der Uebergabe der Schärpe nicht zugegen ſein. So blieb ich allein in dem Salon, an eines der Fenſter gelehnt und gedankenlos vor mich hin ſtarrend. Weder Mond noch Sterne erhellten den Himmel, die tiefſte Dunkelheit herrſchte im Garten, und der Abendwind ſummte traurig in den Hagebuchen. Ich ſtützte die Stirn in die Hände und überließ mich einer ſchmerzlichen Träumerei; ich fing an gerührt zu werden und meine unerbittlichen Entſchlüſſe zu bereuen. Das halbe Geſtändniß, das Fräulein von Malpeire mir aus eigenem Antriebe gemacht, hatte mich anfangs zu wahnwitziger Eiferſucht fortgeriſſen, die in ihren Wirkungen dem Haſſe glich; dann, über dem Hin- und Herbedenken jenes grauſamen Wortes, das ihrem Munde entſchlüpft war, begann ich mir einzureden, es ſei dieſem Wort kein Glauben zu ſchenken, es ſei eine leere Ausflucht zur Bemäntelung der Niederlage, eine bloße Drohung, eine Lüge, und ich hätte gar keinen Nebenbuhler. Als ich deſſen gewiß zu ſein glaubte, entſchuldigte ich Alles, verzieh alle Kälte, alle tödtliche Verachtung, und war bereit, dem ſtolzen Mädchen zu Füßen zu fallen und ihr zu ſagen, daß ich ſie immer mit gleicher Treue anbeten würde, ohne jeden Lohn zu erhoffen, wofern es ihr Wille, ihre Laune ſei . . . Während ich mich dieſer Ebbe und Flut von Zorn und Rührung überließ, ſah ich einen Schatten unter dem Fenſter langſam an der Mauer vorbei ſtreifen, wie von Jemand, der tappend nach einer Thüre, nach irgend einem Eingang ſucht. Obwohl an der Sache an und für ſich nichts Auffallendes war, ſo folgte ich doch einen Augenblick der unbeſtimmten Geſtalt mit den Augen; es war aber ſchon ſo dunkel, daß ſie verſchwand, ohne daß ich mir über den Weg, den ſie genommen, Rechenſchaft geben konnte. Gleich darauf ſprang das Hündchen der Baronin mit dumpfem Knurren in die Höhe. Ich ſah um. Die Thüre des Cabinets, das mir als Atelier gedient hatte, ſtand halb

156.
Im Traume ſprach ſie: Mir war aufgegeben
Von meinem Herrn ein völlig ſchwarzes Kleid:
Wie? was bewog mich, ihm zu widerſtreben
Und es zu ſticken ſo voll Seltſamkeit?
Der Traum ließ ſie in banger Ahnung ſchweben,
Und ſchon am Abend wußte man das Leid.
Doch wollt' es ihr der Herzog nicht geſtehen,
Bis Sanſonett es wagte, mitzugehen.

157.
Kaum ſieht ſie, als ſie eingetreten waren,
Nach ſolchem Sieg ihr Auge freudenleer,
So braucht ſie ſchon nichts weiter zu erfahren,
Und weiß, es lebe Brandimart nicht mehr.
Da kann ſie länger nicht ihr Herz bewahren,
Nacht wird es um die treuen Augen her.
Die Sinne ſchwinden ihr, und auf den Boden
Sinkt ſie dahin, erblaßt, gleich einer Todten.

158.
Als ihre Sinne wieder ſich erneuern,
Thut ſie Gewalt dem Haar, den Wangen an,
Und wiederholt den Namen ſtets, den theuern,
Und thut ſich Leid und Schmach, ſo ſehr ſie kann.
Den Frauen gleicht ſie, die mit ungeheuern
Gebärden toben in des Dämon's Bann,
Mänaden, wie ſie, bei der wilden Weiſe
Der Hörner, ſchreiend ſich gedreht im Kreiſe.

159.
Jetzt bittet ſie, ein Meſſer ihr zu bringen,
Daß mit dem Blut entfließen kann ihr Gram;
Jetzt will ſie fort und in das Fahrzeug dringen,
Das mit den beiden Fürſtenleichen kam,

offen, und es war mir, als hörte ich unter einem verſtohlenen Schritt den Parketboden knarren. Die Wahrnehmung war ſo deutlich und lebhaft, daß ich rief: Wer iſt da? . . . Keine Antwort; ich ergriff nun einen Leuchter und trat in das Cabinet. Niemand war drinnen, das Hündchen folgte mir, indem es mir bellend um die Füße ſprang. Durchaus Niemand, aber die Thüre im Hintergrunde hatte ſich ſoeben halb angelegt. ohne Zweifel durch den Zugwind bewegt. Dieſe Thüre führte in einen Gang und durch dieſen in das Thürmchen: ich ſchritt geradeaus, den Leuchter hoch haltend, und trat in das Zimmer des Fräuleins von Malpeire. Es war ein kleines Gemach ohne Ecken und Winkel; ich konnte es mit einem einzigen Blick überſehen. Einen anderen Eingang gab es nicht, als die Thüre, auf deren Schwelle der kleine Hund mit geſträubtem Fell und wüthendem Bellen zurückgeblieben war. Das Bett, ohne Betthimmel, war einfach mit einer weißen Decke verhüllt, das Fenſter mit einem großen Vorhang von Brokatſtoff verhängt, und auf dem Kaminſims, der Thüre gegenüber, befand ſich ein alterthümlicher Spiegel, unter dem ich jenes armſelige, mit dem Meſſer geſchnitzte Figürchen ſtehen ſah, das der Baron in ſeiner Jagdtaſche gefunden hatte. Dieſe ganze Umſchau währte nur eine halbe Minute; ich zog die Thüre beim Hinausgehen hinter mir zu und kehrte in den Salon zurück, ohne auf die Wuth des Hündchens zu achten, das ſich draußen im Gang heiſer bellte.

Faſt gleichzeitig kam die Baronin mit ihrer Tochter wieder herauf. — Ich bin hin! rief ſie aus und ließ ſich in ihre Bergère ſinken; Mademoiſelle Boinet, ſchnell, ſchnell, reichen Sie mir das Riechfläſchchen; ich bin faſt erſtickt vor Lachen . . .

Iſt die Audienz ſo ſpaßhaft geweſen? rief ich.

Haha! Sie ſollen es hören! antwortete die gute Dame unter einem neuen Anfall von Heiterkeit; ſtellen Sie ſich vor, da warteten der Abbat und ſein Gefolge in dem grünen Saale auf uns, Hut in der Hand und in reſpectvoller Haltung, wie es ſich ziemt. Als meine Tochter vortrat, kniete der große Burſche mit der galanteſten Manier vor ihr nieder, um die Schärpe in Empfang zu nehmen. Sie knüpfte ſie ihm um übers Kreuz, und die Anderen applaudirten mit ſchrecklichem Lärm. Endlich wurde es wieder ſtill. Jetzt richtete ſich der Abbat auf und hielt mir eine kleine Rede, während deren ich ihn mir betrachtete: ein Rieſe von einem Mann; es kam mir vor, als ob mein Federbuſch nicht bis zu ſeinem Ellenbogen hinan reichte. Als er mit der feierlichen Anſprache fertig war, wandte ich mich zu meinem Gemahl, der mir den Arm bot, und ſagte zu ihm mit lauter Stimme:

Haben Sie die Güte, lieber Baron, und verſichern Sie dieſen jungen Mann meiner vollſten Dankbarkeit. Da ich die Landesſprache nicht verſtehe, habe ich ſeiner Rede nicht folgen können, bin aber darum nicht weniger von ſeinen Empfindungen entzückt. Ei was, Madame, er hat franzöſiſch mit Ihnen geſprochen, rief der Baron aus. — Bei dieſer Erklärung konnte ich das Lachen nicht zurückhalten und habe eine ganze Viertelſtunde gebraucht, um hinter meinem Fächer mich wieder zu faſſen. Im Uebrigen lief es recht gut ab, man hat dieſen braven Leuten Wein und Ratafia reichlich eingeſchenkt; ſie haben, ich weiß nicht wie oft, unſere Geſundheit getrunken und ſind höchſt befriedigt, wie ich glaube, davongegangen.

Gleich darauf trat der Baron herein.

Da unten auf der Straße ſammelt ſich eine Unmaſſe Volks, ſagte er zu ſeiner Frau; es hat den Anſchein, als ob die Leute alle hier herauf wollten; ſo viel aber ſteht feſt, herein kommen ſie nicht, und wir können die Nacht ruhig ſchlafen; ich habe eben die Zugbrücke aufziehen laſſen.

Da wären wir nun Alle Gefangene! ſcherzte die Baronin; Niemand kann mehr ein oder aus ohne Ihre Erlaubniß.

Man ging unmittelbar hierauf zu Tiſche. Das Fräulein von Malpeire ſah erregt und zerſtreut aus; ſie betheiligte ſich an der Unterhaltung mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß es mir auffallen mußte: ich hatte ſie nie ſo geſehen, und bemerkte mit geheimer Unruhe, wie viel Mühe ſie ſich gab, natürlich und ruhig zu erſcheinen.

Gleich nach dem Abendeſſen zog ſie ſich zurück, unter dem Vorwand, von dem Tage ermüdet zu ſein. Der Baron ſchlief in der Bergère ein, und ich begann mit

Frau von Malpeire eine jener Spielpartien, die ſich ſo gerne bis Mitternacht hinzogen.

Gegen elf Uhr trat die Boinet herein, in heller Beſtürzung.

Ich weiß nicht, was vorgeht, ſagte ſie; da draußen iſt ein großer Tumult. Von hier aus hört man Nichts; aber wenn der Herr Baron in den Hof hinunterginge, würde er es wohl heraus bekommen, was all der Lärm bedeutet.

Vielleicht will man uns noch ein Ständchen bringen, ſagte Frau von Malpeire, ruhig die Karten miſchend.

Ich werde nachſehen! rief der Baron, der aufwachte und auf ſeine Füße ſprang; bleiben Sie, Champaubert: es lohnt nicht der Mühe, Ihre Partie zu unterbrechen.

Er hatte uns kaum verlaſſen, als wir die große Glocke in der Kirche in vollem Schwunge anſchlagen hörten.

Das iſt Sturmläuten, rief ich.

Es wird irgendwo Feuer ausgebrochen ſein, antwortete die Baronin; das Unglück kommt hier häufig vor, die Häuſer ſind von Holz und die Dächer von Stroh. Faſt bei jedem öffentlichen Feſte fängt es hier irgendwo an zu brennen, weil Jeder auf ſeinem Herd ein großes Feuer unterhält, um ſeine Gäſte mit allerlei in Nußöl Gebackenem zu bewirthen.

Dann müßte man von hier aus die Flamme ſehen, ſagte ich und ſtand auf, um aus dem Fenſter zu ſpähen.

Die tiefſte Finſterniß bedeckte Himmel und Erde; die Luft war ſchwül, als zöge ein Gewitter ſich über dem Hochlande zuſammen. Wo das Dorf lag, ließ ſich unmöglich erkennen, außer durch die Unheilsklänge, die von dort heraufſchollen, und man unterſchied [illegible] der dichten Finſterniß Nichts als eine Menge leuchtender Punkte, die ſich in gleicher Richtung bewegten. Es waren die Harzfackeln der Landleute, und augenſcheinlich kam ein zahlreicher Trupp auf das Schloß zu. Nicht ohne Beklemmung beobachtete ich all die Dinge, als der Baron plötzlich in den Salon zurückkehrte. Er trug eine jener ſchweren Flinten in der Hand, wie man ſie ehemals bei Belagerungen gebrauchte.

Das iſt ein Aufſtand, ein Angriff mit bewaffneter Hand, ſagte er kaltblütig und zornig zugleich. Vier bis Fünfhundert mögen es ſein, die ſchreiend und heulend am Rande des Grabens ſtehen, gerade dem Thor gegenüber . . .

Was will man nur? fragte die Baronin ohne beſondere Aufregung.

Wer kann es wiſſen! erwiderte der Freiherr; Choiſet hat ſich ihnen an dem Gitterpförtchen gezeigt, um mit ihnen zu reden; aber darüber wurde ihr Geſchrei erſt recht wüthend . . . Statt ihre Beſchwerden vorzubringen, wenn ſie welche haben; hören ſie nicht auf zu ſchreien: „Der Abbat! Der Abbat!“ als ob wir ihn hier gefangen hielten . . . Einige tragen Flinten, aber die Meiſten ſind nur mit Hacken und Pflugſcharen bewaffnet.

Es hat keine Gefahr, daß ſie uns ſo im Sturm nehmen . . . Nur Eins befürchte ich: ſie könnten auf den Einfall gerathen, von dieſer Seite her durch die heimliche Ausfallthüre einzudringen.

Ließe ſich denn das ausführen? fragte die Baronin, die anfing unruhig zu werden.

Er bejahte es durch ein Kopfnicken und rief mit einem Fluch: Aber ich nehme es auf mich, den Eingang zu vertheidigen; den Erſten, der ſich zeigt, ſchieße ich nieder wie einen Hund, und ſo Alle, Einen nach dem Anderen, ſo Viele ihrer kommen mögen.

O mein Gott! mein Gott! ſeufzte die Baronin, die Hände gen Himmel erhebend; und meine Tochter!

Führen Sie ſie gleich hieher, antwortete der Baron; vom Balcon ihres Zimmers aus will ich die Zugänge zu der Ausfallthüre überwachen.

Haben Sie mir keinen Auftrag zu geben? fragte ich.

Kommen Sie mit mir, antwortete er kurz.

Die Baronin nahm ein Licht; wir folgten ihr in das Gemach, durch das man zunächſt mußte, um in das Zimmer ihrer Tochter zu gelangen.

Sie wird ſchon lange ſchlafen und ihre Thüre verſchloſſen haben, ſagte ſie, einen Schlüſſel aus ihrer Taſche ziehend; aber ich habe meinen Hauptſchlüſſel bei mir; ich ſchleiche mich oft ſo für einen Augenblick bei ihr ein, um ſie ſchlafen zu ſehen.

Sie betrat den Gang; im nämlichen Augenblick machte ein lebhafter Luftzug die Kerze flackern, die ſie auf dem Tiſch gelaſſen, die Vorhänge an den Fenſtern bewegten ſich rauſchend.

Wer hat dieſen Durchgang geöffnet? rief der Baron, ſich erſtaunt umwendend, und betrachtete eine der Füllungen der Vertäfelung, die halb ausgehoben war; dieſe geheime Thür iſt lange ſchon nicht mehr im Gebrauch geweſen.

Führt ſie in den Garten? fragte ich, den Zuſammenhang dieſer Thatſache mit Dem, was mir vorhin aufgefallen war, ahnend.

Eben hatte die Baronin die Thüre des Schlafgemachs geöffnet; ſie trat hinein und ſtieß einen lauten Schrei aus: es war ein Mann bei ihrer Tochter . . . und dieſer Mann — war der Abbat!

Das Fräulein von Malpeire ſtand aufrecht mit vorgeſtreckten Armen und ſchien mit ihrem Körper dieſen Rieſen beſchützen zu wollen, der regungslos und wie verſteinert mitten im Zimmer ſtand. — Rette dich! rette dich! rief ſie, indem ſie ihm mit lebhafter Geberde die Thüre zeigte.

Ich ſprang vor, um ihm den Durchgang zu verſperren; gleichzeitig feuerte der Baron ſein Gewehr ab. Die Kugel ſtreifte dem Abbat die Haare und ſchlug in den Rahmen des Spiegels ein, dort oben an dem Rande, wo Sie noch die Spur bemerken können.

## V.

Ich habe mir's immer gedacht, der Schaden müſſe von einer Kugel herrühren, murmelte Dom Geruſac und ſchlug auf ſeine Tabaksdoſe.

Die Tochter hätte der Vater tödten müſſen, ſagte ich, hingeriſſen von meiner Empörung.

Alles, was ich Ihnen ſoeben erzählte, geſchah in weniger als einer Minute, fuhr Herr von Champaubert fort. Der Abbat hatte die Geiſtesgegenwart, ſich ſofort in den geheimen Gang zu ſtürzen; er rannte uns buchſtäblich über den Leib und entkam . . . Ich erhob mich mit ſchwindelndem Kopfe; ich war wie ein Menſch, der in einen Abgrund gerollt iſt, und deſſen Geiſtesfähigkeiten für den Augenblick aufgehoben ſind. In der That, ich weiß nicht, wie mir von dem Auftritt, bei dem ich damals ſtummer Zeuge war, eine Erinnerung hat bleiben können. Als der Abbat verſchwunden war, trat für kurze Zeit Schweigen ein. Die Baronin war auf einen Stuhl geſunken und verbarg das Geſicht in ihr Taſchentuch. Das Fräulein von Malpeire ſtützte ſich mit einer Hand auf das Kamin; ſie war ſehr bleich, doch ſenkte ſie weder den Kopf noch die Augen.

Der Mann iſt durch Liſt hier eingedrungen? ſagte endlich der Baron mit rauher Stimme zu ihr.

Nein, antwortete ſie unerſchrocken; der Augenblick iſt da, Alles zu bekennen . . . über alle Gefühle meines Herzens mich offen zu erklären . . . ich thue es ohne Furcht . . .

Ihre Kühnheit verließ ſie jedoch, und mit weniger ſicherem Ton und unwillkürlich geſenktem Blick fügte ſie hinzu: Ich habe mein Herz und meine Liebe einem Manne geſchenkt, der nach der Auffaſſung der Welt mir nicht gleich ſteht . . .

Dieſem Bauern . . . du liebſt ihn? unterbrach ſie der Baron heftig.

Ja, antwortete ſie, und Nichts kann uns trennen . . . wir ſind vereinigt . . . er iſt mein Geliebter . . . ich gehöre ihm an . . .

Sie lügt! ſie lügt! glauben Sie ihr nicht, rief die Baronin, die plötzlich aus ihrer Erſtarrung aufwachte und ſich zwiſchen Vater und Tochter warf; ſie redet in einem Augenblick des Wahnſinns, der Verrücktheit . . . Iſt denn das möglich, was ſie da ſagt? . . . Wie hätte das geſchehen können . . . ſie kam mir ja nie von der Seite, niemals . . . wann hätte ſie denn verführt werden ſollen? . . . Nicht doch! ſie hat gelogen . . . Sie kennt dieſen Mann nicht einmal.

Ich habe die Wahrheit geſagt! antwortete Fräulein von Malpeire, die Augen gen Himmel gerichtet, in ſeltſam begeiſterter und leidenſchaftlicher Erregung; ich habe dieſen jungen Mann geliebt, weil er alle Tugenden ſeines niedrigen Standes beſitzt, die Einfachheit, das ehrliche treue Herz, die Sittenſtrenge . . . Ja, ich liebe ihn, fuhr ſie, in ihrer Aufregung ſich ſteigernd, fort; die Armuth an ſeiner Seite ſchreckt mich nicht . . . Seine rüſtigen Arme ſind an die Arbeit gewöhnt; ich werde das Brod mit ihm theilen, das er mit ſeiner Arbeit gewinnt. Als ich ihn heut Abend hieher kommen ließ, hatte ich die Abſicht, ihm meinen Entſchluß, mit ihm noch in dieſer Nacht zu entfliehen, mitzutheilen. Die Gewalt, die man mir anthun will, hat mich zu dieſem äußerſten Schritt getrieben. Vor dem entſetzlichen Unglück, wider Willen und Neigung mich verheirathen zu laſſen, ſollte er mich retten, und zu dieſem Zweck habe ich mich unter ſeinen Schutz geſtellt.

Sie iſt toll! . . . mein armes Kind iſt toll! . . . rief die Baronin aus, verzweifelt die Hände ringend.

Der Baron wandte ſich zu mir und ſagte mit einer Kaltblütigkeit, die entſetzlicher war, als alle Ausbrüche des wildeſten Zorns: Ich tödte den Elenden!

Und wer giebt mir dann die Ehre wieder? rief Fräulein von Malpeire mit wilder Energie; wer wird aus einem ſchuldigen Mädchen eine ehrliche Frau machen? . .

Der alte Edelmann erhob die Hand, als ob er ihr ins Geſicht ſchlagen wollte, um ihr ein ewiges Brandmal der Schmach mitzugeben; doch berührte er ſie nicht.

Geh, ich willige ein, er ſoll dich heirathen! ſagte er; geh, folge ihm . . . Du biſt nicht mehr meine Tochter . . . ich ſtoße dich aus und ſage mich von dir los . . . Verflucht ſei der Augenblick, wo du geboren wurdeſt! . . . verflucht die Stunde, wo Gott dich aus

Und grauſam ſich, mit unerhörten Dingen,
An beiden rächen, die der Tod entnahm;
Jetzt will ſie über's Meer ſich ſchiffen laſſen,
Um an des Gatten Seite zu erblaſſen.

160.

Warum, o Brandimart, ließ ich dich gehen
Zu ſolchem Kampfe, rief ſie, ohne mich?
Hat Flordeliſe je dich ziehen ſehen,
Daß ſie von ihres Freundes Seite wich?
Ja, war ich dort, dir wäre nichts geſchehen,
Mein Auge hätte ſtets geblickt auf dich;
Ja, war Gradaß in Rücken dir geſprungen,
Ein Schrei, und deine Rettung war gelungen.

161.

Vielleicht auch konnt' ich ſo behende ſein,
Mich zwiſchen dich zu werfen und den Stoß,
Und ſo zum Schilde dir mein Haupt zu leihn;
Denn ſtarb ich, war der Schade nicht ſo groß.
Nun ſterb' ich doch, und dieſes Todes Pein
Iſt fruchtlos, denn ſie ändert nicht dein Loos.
Hätt' ich geendet, ſterbend, deine Noth,
Wie fänd' ich jemals einen ſchönern Tod?

162.

Und war mir von den grauſamen Geſchicken,
Vom harten Himmel dieſes nicht gewährt,
So konnt' ich küſſend noch an's Herz dich drücken,
Und meine Thränen hätten dich geehrt.
Und eh' dein Geiſt zu himmliſchem Entzücken
Mit Engelsſchaaren wäre heimgekehrt,
Hätt' ich geſagt: Du magſt in Frieden gehen,
Denn wo du biſt, da wirſt du bald mich ſehen.

deinem Sarg ins Leben zurückrief! . . . verflucht das Daſein, das dir in dieſer und in der andern Welt bevorſteht . . .

Der Tag wird kommen, wo Sie mir verzeihen werden . . . murmelte Fräulein von Malpeire und beugte das Haupt.

Das war das letzte Wort, das ich von ihren Lippen hörte. Der Baron ſtreckte die Hand nach mir aus, wie um eine Stütze zu ſuchen. Kommen Sie, ſagte er zu mir.

Vor dem Hinausgehen wandte ich noch einmal die Augen nach ihr; das war das letzte Mal, daß ich ſie geſehen habe.

Welche Nacht! Alles in mir [illegible] zerſtört, und ich fand einen traurigen Troſt darin, meine tödtliche Herzenswunde bluten zu laſſen. Ich übertrieb wo möglich die Verachtung, mit der das Fräulein von Malpeire meine Zärtlichkeit vergolten, und die unſinnige Leidenſchaft, der ſie nun Alles geopfert hatte. Im Uebermaß meiner Entrüſtung und Verzweiflung würde ich vielleicht die Rache ihres Vaters überboten haben; wäre in dieſem Augenblick ihr Geſchick in meiner Hand geweſen, vielleicht würde ich mir ein Verbrechen vorzuwerfen haben: meine Liebe war zu groß, um nicht unerbittlich zu ſein.

Der Baron war mir auf mein Zimmer gefolgt. Sein Schmerz war düſter und wortlos; mit großen Schritten durchmaß er immer wieder den Raum, und nur zuweilen näherte er ſich dem Fenſter, als fehle es ihm an Luft zum Athmen. Von draußen hörte man

Nichts mehr; offenbar hatte irgend ein unerwarteter Umſtand das aufgeregte Volk beruhigt, und die Bauern umdrängten nicht mehr das Schloßthor. Gegen Mitternacht trat Choiſet herein, ſein Geſicht verrieth die tiefſte Beſtürzung. — Verzeihung, Herr Baron, daß ich mir die Freiheit nehme, ſagte er ſtockend; ich komme zu melden . . . die Frau Baronin iſt krank geworden; wir haben ſie für todt aufgehoben; jetzt iſt ſie wieder ein wenig zu ſich gekommen und eben in ihr Zimmer gegangen . . .

Allein? frug der Baron.

Mit Mamſell Boinet, antwortete der alte Jagdwart mit bewegter Stimme und abgewandtem Geſicht.

Wir eilten hinunter. Als die Baronin uns ſah, warf ſie ſich ihrem Gatten krampfhaft ſchluchzend an die Bruſt.

Sie iſt fort . . . ich habe ſie nicht zurückhalten können! rief ſie; aber ich werde ſie nicht ſo ihrem Schickſal überlaſſen . . . Mein Gemahl, Sie werden mit dieſer armen Verirrten Mitleid haben . . . Sie werden mir erlauben, ihr zu folgen . . . es iſt mein Recht . . . ich muß ſie dieſem elenden Entführer entreißen . . . Der Augenblick bleibt nicht aus, wo ſie vor ihrem Fehltritt erſchaudert . . . Dann nehme ich ſie mit mir, verberge ſie tief in irgend einem Kloſter, ſchließe mich dort mit ihr ein . . . Die Religion befiehlt uns barmherzig zu ſein . . . nach ihrer heiligen Lehre ſühnt lange Reue die größten Verbrechen . . .

Die Reue tilgt das Verbrechen vor Gott! unterbrach ſie der Baron ſtreng und hart; aber die Entehrung bleibt vor der Welt! ... unſer Blut und unſer Rang erlauben uns nicht, es zu vergeſſen.

Noch lange flehte und jammerte die arme Frau in heftigem Schmerz und in Tönen, die mich bis ins Innerſte erſchütterten, da ſie die Qualen meines eigenen Herzens ausſprachen. Der Baron blieb unerſchütterlich. — Alles das, ſagte er, wäſcht uns die Schande nicht ab und hilft uns aus unſrer ſchmachvollen Lage nicht heraus. Die Unglückliche muß jetzt ihren Liebhaber heirathen ...

So verging der Reſt der Nacht, und der Tag fand uns alle Drei auf der nämlichen Stelle, bleich, gebrochen, vernichtet. Sei es nun, daß die Leidenſchaft bereits alle Kräfte meiner Natur aufgezehrt, oder daß ich am meiſten unter den letzten ſchrecklichen Erlebniſſen gelitten hatte: ich verfiel plötzlich in einen Zuſtand der Niedergeſchlagenheit und des körperlichen Leidens, der meine Umgebung lebhaft beunruhigte und erſchreckte. Das Uebel verſchlimmerte ſich reißend ſchnell, und am andern Morgen ſchwebte ich in Lebensgefahr. Nur eine verworrene Erinnerung iſt mir von Allem geblieben, was damals um mich her vorging; ich weiß bloß, daß ich in den Hallucinationen des Fiebers mir wie ein ganz junges Kind vorkam, deſſen Daſein eben erloſchen war; mir war, als legte man mich in den Sarg und trüge mich unter Trauergeſängen hinaus, dann hielt der Leichenzug am Engpaß von Malpeire, und jetzt ſtreifte ich das Bahrtuch von mir ab und ſähe wieder die Klarheit des Himmels. Dieſes Spiel mit Tod und Wiederauferſtehung erneuerte ſich in meinem verwirrten Geiſte immer wieder, und das Gefühl vollſtändiger Vernichtung wechſelte in mir mit der heftigſten Aufregung. Zuletzt gewann das Leben in einer dieſer äußerſten Kriſen die Oberhand; eines Tages ſchloſſen ſich meine Augen nicht wieder, ich richtete mich wie Lazarus auf und ließ meinen matten Blick auf einer Frau ruhen, die neben meinem Bette ſaß. Es war Frau von Malpeire; aber ich erkannte ſie erſt nicht wieder, denn ſie trug keine Schminken und keine Schönpfläſterchen mehr. Auch der Baron war da. Alle Beide waren Nacht und Tag nicht von meinem Bette gewichen, und gewiß verdankte ich ihnen mein Leben. Sechs Wochen hatte meine Krankheit gewährt, und mehrere Male hatte der Arzt, den man von D . . . kommen laſſen, erklärt, den nächſten Morgen würde ich nicht mehr erleben. Dieſer Arzt war ein kleiner alter Mann, mit geübtem Scharfblick; er hatte ſich über die Urſache meines Leidens nicht getäuſcht, und ſobald ich wieder ſo viel Kraft hatte, meiner Lage mir bewußt zu werden, ſagte er in meiner Gegenwart zu Frau von Malpeire: Die Bergluft iſt für einen Geneſenden zu rauh. Ueberdies darf man nicht vergeſſen, daß der Winter hier acht Monate im Jahr dauert, und daß der Schnee ſehr bald alle Straßen unwegſam machen wird. Meine Anſicht iſt, daß Herr von Champaubert eiligſt abreiſen ſoll; trotz ſeiner augenblicklichen Schwäche hält er die Reiſe aus, ich ſtehe dafür ein; geht es nicht zu Pferde, nun, ſo bringen wir ihn in einer Sänfte fort . . .

Ich bewegte mich mit leiſem Stöhnen; die Anſtrengung, mich aufzurichten, hatte meine Kraft erſchöpft, und mein Geiſt fing wieder an ſich zu verdunkeln.

Ja, Doctor, erwiderte ich, Sie müſſen mich begleiten . . . wir wollen auf dem Schnee ausruhen, beim Engpaß von Malpeire . . . und dort ſoll man mich laſſen . . .

Nein, nein, Sie reiſen weiter, fiel der Arzt ein, Sie gehen zu Ihrem Vater, der Sie erwartet.

Mein Vater, ſagte ich, von dieſem Namen erſchüttert . . . weiß er von meiner Krankheit? Sind Nachrichten von ihm da?

Frau von Malpeire ſah den Arzt mit einer ängſtlichen Geberde an und zögerte mit der Antwort.

Sagen Sie ihm Alles, rief Dieſer, theilen Sie ihm den Brief mit, den der Herr Baron erhalten hat.

Nur wenige Zeilen, ſagte ſie, ſich zu mir neigend; der Brief iſt von Ihrem Vater; er iſt Gottlob geſund und in Sicherheit, aber ſchreckliche Dinge ſind geſchehen . . .

Der Baron trat in dieſem Augenblick ins Zimmer; von ihm erfuhr ich die unheilvollen Ereigniſſe des 5. und 6. Oktobers. Mein Vater hatte an Allem Theil genommen, hatte die königliche Familie unter den größten Gefahren nach Paris begleitet, war dann für einige Stunden nach Hauſe geeilt und am andern Morgen freiwillig in die Verbannung gezogen: er war emigrirt, ich ſollte ihn in Turin wiedertreffen.

Der Arzt hatte gehofft, dieſe ſchickſalsſchweren Nachrichten würden mich von der Einen fixen Idee, die mich tödtete, abbringen; und in der That lenkte die geiſtige Erſchütterung, die mir dieſe Mittheilung verurſachte, meine Gedanken von meinen eigenen Leiden ab und gab mir plötzlich meine Thatkraft zurück. Ich richtete mich auf und ſtützte mich mit den Ellbogen auf mein Kiſſen, während der Baron mir die öffentlichen Blätter vorlas, die ihm gleichzeitig mit dem Schreiben meines Vaters zugegangen waren. Von dem Bericht über die entſetzlichen Ereigniſſe, die ſie im Einzelnen ſchilderten, wurde meine Aufmerkſamkeit vollſtändig in Anſpruch genommen. Eine Viertelſtunde lang vergaß ich, wo ich war und was die Leidenſchaft aus mir gemacht hatte: ich vergaß Fräulein von Malpeire; doch bevor der Baron zu Ende geleſen, mußte ich unglücklicherweiſe einen kleinen Zweig, der vor meinem Fenſter grünte, bemerken. Es war ein Schößling von Immergrün, den Fräulein von Malpeire ſich eines Nachmittags an ihr Mieder geſteckt, und den ich, als ſie ihn verwelkt und zernickt in eine Ecke des Salons warf, aufgehoben hatte. Der kümmerliche kleine Schößling hatte Wurzeln getrieben, und ſeine kleinen blaßgrünen Blättchen fingen an über den Rand der Vaſe hinaufzuklettern, in die ich ihn wie eine koſtbare Pflanze geſtellt hatte. Bei dem Anblick fiel mein brennend heißer Kopf auf das Kiſſen zurück, und ich verſank in eine bitterliche Träumerei; der Baron las weiter, aber was in meinen Adern ein Fieber vor Entrüſtung und Schmerz entzündete, war nicht mehr das, was ich hörte. Der alte Arzt bemerkte den jähen Rückfall: Alſo es bleibt dabei, Herr Graf, ſagte er kurz angebunden; morgen reiſen wir.

Am nämlichen Abende war die Baronin einen Moment allein an meinem Bette. Ich weiß nicht, was in dem Blick liegen mochte, mit dem ich ſie in Erinnerung an die, die ich nicht mehr nennen wollte, betrachtete; plötzlich aber brach die unglückliche Frau in Thränen aus und ſagte: Ich beweine ſie, als ob ſie todt wäre!

Eine weitere Erklärung fiel zwiſchen uns nicht vor; ich war ſo bis ins Leben hinein verwundet, daß ich fürchtete, neue Schmerzen in mir aufzuwühlen, wenn ich daran rührte; mir war, als könne ich gewiſſe Dinge nicht nennen hören, ohne zu ſterben.

Gegen Mitternacht zogen ſich der Baron und ſeine Gemahlin zurück, nachdem ſie mir innig die Hand gedrückt hatten. Fräulein Boinet machte ſich noch eine Zeitlang um mich zu ſchaffen und ſagte mir dann mit trauriger Miene, wie man ſie nicht an ihr gewohnt war, gute Nacht.

Auf morgen, ſagte ich mechaniſch zu ihr. Sie drückte ihr Tuch vor die Augen und ging, ohne mir Antwort zu geben.

Ich blieb allein mit der Magd, die für dieſe Nacht die Wache bei mir hatte. Bis dahin hatte der Baron in meinem Zimmer geſchlafen, da er Niemand die Pflege, die mein trauriger Zuſtand erheiſchte, anvertrauen wollte. Die gute dicke Perſon ſetzte ſich, die Hände unter ihrem Vortuch gekreuzt, an mein Bett, und da ſie bemerkte, daß ich nicht ſchlief, fing ſie an in ihrem Patois ein mir unverſtändliches Selbſtgeſpräch zu halten. Es ſchien mir jedoch, als beklage ſie, daß ſie mich und ihre Herrſchaft ſo bald verlaſſen müſſe. Das näſelnde Summen ſchläferte mich endlich ein; meine ermatteten und brennenden Augen ſchloſſen ſich, und zum erſten Mal ſeit ſehr langer Zeit genoß ich mehrere Stunden eines ununterbrochenen tiefen Schlafes.

Als ich am andern Morgen aufwachte, war es heller Tag, und mit ſeinem heitern, klaren Schein drang das Licht der höher ſich erhebenden Sonne von allen Seiten in mein Zimmer, an dem die Thüre und Fenſter weit offen ſtanden. Der Arzt war ſchon an meinem Bett.

Auf, auf! ſagte er. Es geht Ihnen beſſer, wir müſſen den herrlichen Tag benutzen; in einer Stunde brechen wir auf.

Ich ließ mich wie ein Kind ankleiden und verſuchte am Arm des trefflichen Mannes ein paar Schritte zu machen; aber ich war ſo geſchwächt, daß ich nicht bis an die Thüre kam.

Laſſen Sie den Muth nicht ſinken, ſagte er, mich zu meinem Seſſel zurückführend; ich habe Ihnen eine gute Sänfte herrichten und mit dichten Vorhängen verſehen laſſen; Sie werden ſich darin vortrefflich befinden.

Unten an der Treppe wartet ſie ſchon; können Sie bis dahin nicht gehen, ſo wird man Sie hintragen.

Ich möchte vorher von dem Baron und der Frau Baronin Abſchied nehmen, ſagte ich ſchmerzlich erregt.

Sie haben Ihnen dieſes peinliche Lebewohl erſparen wollen; der Schmerz und die Aufregung dabei hätten noch Ihre Kräfte überſtiegen. Seit mehreren Tagen war Alles zu ihrer Abreiſe bereit; ſie erwarteten nur den Augenblick, wo Sie ſich außer Gefahr befänden, und haben in dieſer ſelben Nacht das Schloß verlaſſen.

Auf lange? fragte ich, von dieſer Nachricht tief ergriffen.

Möglicherweiſe für immer, antwortete der Arzt traurig; ſie ſind emigrirt.

Man bettete mich, während ich einer Ohnmacht nahe kam, in die Sänfte, und ich ließ mich wie eine lebloſe Laſt wegtragen, ohne mich zu erkundigen, wohin es mit mir gehe, ohne mit einem letzten Blick Abſchied zu nehmen. Der Arzt begleitete mich zu Pferde. Als wir den Engpaß von Malpeire erreichten, ſtieg er ab und öffnete ein wenig den Vorhang der Sänfte. Die friſche Luft hatte mich neu belebt; ich hob den Kopf und überblickte die ſchwermüthige Landſchaft: die Felſen warfen ihre Schatten bereits bis in die Nähe des Paſſes; der Giesbach ſprudelte in ſeiner tiefen Schlucht, und die gelben Blätter fielen längs des Weges von den Bäumen. Eine Meiſe hüpfte auf dem Stein, auf den man einſt den Sarg des Fräuleins von Malpeire niedergelaſſen, und das luſtig helle Gezwitſcher des Vögelchens miſchte ſich mit dem dumpfen Brauſen des Waſſers.

Bei dieſem Anblick barg ich aufſtöhnend das Geſicht in mein Taſchentuch.

Der Arzt beugte ſich über mich. Wie fühlen Sie ſich, fragte er beſorgt.

Ich drückte ihm die Hand, die nach der meinigen ſuchte, und deutete ihm an, er möge den Vorhang wieder zuziehen. Der Anblick dieſer Umgebung erregte mir Schwindel; eine fürchterliche Verſuchung bemächtigte ſich meines verwirrten Gehirns; ich fühlte ein unwiderſtehliches Verlangen, mich in dieſe Abgründe zu ſtürzen und unter den kalten Fluten des Bergſtromes für immer zu ruhen. Der Anfall ging erſt vorüber, als auf dem jenſeitigen Abhang der Felshöhe eine mildere Luft mir das Geſicht umſpielte und die Mittagsſonne meine erſtarrten Glieder neu erwärmte. So ſchied ich von dieſen Gegenden, in denen ich im Laufe weniger Tage Alles durchgekoſtet hatte, was des Menſchen Herz an berauſchender Wonne und tödtlichen Schmerzen zu erleben vermag.

Acht Tage ſpäter kam ich in Turin an, wo ich meinen Vater traf. Bis dahin hatte der Arzt mir das Geleit gegeben; nun aber mußte er unverzüglich in ſein Städtchen zurück. Die Trennung ging mir tief zu Herzen; ich hatte mich an ihn wie an einen alten Freund angeſchloſſen; mit ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner zarten Seelenkunde hatte er mir wirkſamen Beiſtand geleiſtet, und ihm verdankte ich es, daß ich meinen Leiden nicht

163.

Iſt dieß die Krone, die dir heimgefallen?
Iſt dieß das Reich, beſtimmt dem Königsſohn?
So ziehn wir ein in Dammogire's Hallen,
Und ſo empfängſt du mich auf deinem Thron?
So endeſt du mit meinen Planen allen,
So machſt du, Glück, die Hoffnung mir zum Hohn!
Ließ ich mir ſo mein größtes Gut entführen,
Was ſäum' ich, auch das andre zu verlieren? —

164.

Indem ſie dieß und andres ſagt, erwacht
Die Wuth von Neuem über den Verluſt.
Als hätt' ihr den das ſchöne Haar gebracht,
Rauft ſie das ſchöne Haar mit wilder Luſt.
Sie ringt und beißt die Hände ſchlägt mit Macht
Die Nägel in die Lippen, in die Bruſt.
Indeſſen Schmerz und Jammer ſie verzehren,
Laßt uns zum Grafen und den Freunden kehren.

165.

Mit ſeinem Schwager, deſſen Fuß nicht ſcherzt,
Und den ein tücht'ger Wundarzt ſoll verpflegen,
Fährt er und mit dem Freunde, der ihn ſchmerzt,
Den er in eine würd'ge Gruft will legen,
Nach jenem Berge, der die Tage ſchwärzt
Mit Rauch, die Nächte hellt mit Feuerregen.
Der Wind iſt günſtig, und zur rechten Hand,
Nicht gar zu ferne, liegt Siciliens Strand.

166.

Die Wimpel flattern in den friſchen Winden,
Man löst die Taue, da die Sonne ſinkt.
Den Weg läßt ſie die ſtille Göttin finden,
Die mit dem lichten Horn am Himmel blinkt.

erlegen war. Noch aus einem anderen, ſeltſamen und faſt unglaublichen Grunde, den ich mir kaum eingeſtand, vermißte ich ſeine Nähe: er kannte ſie, an die ich ewig denken mußte, und mit ihm hätte ich von ihr ſprechen können. In dem Augenblicke, wo wir uns trennten, hatte ich einen Rückfall meiner Leidenſchaft, meiner unſeligen Neigung, und mit erſtickter Stimme ſagte ich zu ihm, indem ich ihn bei Seite zog: Weiß man, was aus jenem unglücklichen Mädchen geworden iſt? . . . Erkundigen Sie ſich, wie es ihr ergeht, ich bitte Sie inſtändigſt darum . . . Vielleicht hat ſie bereut und jenen Menſchen verlaſſen . . . Die Ihrigen haben ſich von ihr losgeſagt und ſie ihrem Schickſal preisgegeben . . . Niemand würde ihr zu Hülfe kommen, ſelbſt wenn ſie jetzt mit Schaudern ihren Fehltritt erkannt hätte . . . Dieſer Gedanke bringt mich zur Verzweiflung . . . Ich gäbe mein Blut hin, ſie zu retten, ſie jenem Elenden zu entreißen.

Der Arzt ſah mich mit einem Blicke des Mitleids an und erwiderte lakoniſch: Glauben Sie mir, Sie thäten gut, ſie zu vergeſſen . . . Was kümmert Sie ihr Glück oder Unglück? . . . Sie hat ſich ihr Loos ſelbſt gewählt.

Von meinem Vater wurde ich nicht ausgefragt, und ich ſprach nicht mit ihm über das Geſchehene; nach einer Art ſtillſchweigender Uebereinkunft vermieden wir Alles, was an den unheilvollen Heirathsplan, der mich zu dem Baron geführt, erinnern oder das Geſpräch auf meinen

Aufenthalt in dem Schloſſe von Malpeire hätte bringen können.

Ein einziges Mal brach mein Vater dieſes Schweigen. Es war gegen Ende des Jahres 1792 und wir waren eben in Oſtende angelangt. Damals hatte ſich in dieſer Stadt eine größere Anzahl Emigrirter zuſammengefunden; gleich mir wollten ſie nach England; indeſſen ſuchte ich die Gelegenheit nicht, mit ihnen anzuknüpfen, und während mein Vater ausging, um einige alte Freunde zu begrüßen, blieb ich allein in dem Gaſthof. Ich entſinne mich, die Nacht dunkelte herein und in unbeſchreiblicher Schwermuth ſah ich durch die Scheiben meines Zimmers, wie der Schnee langſam fiel und ſich auf den Dächern der benachbarten Häuſer ſammelte, deren hohe Giebelwände ſich mit ihren großen, ſchwarzgezackten Umriſſen auf dem matten Grau des Himmels abzeichneten. Mein Vater kam mit trauriger Miene zurück und ſetzte ſich zum Feuer, ohne ein Wort zu reden. Ich trat beſorgt zu ihm: in jenen Tagen lebte man in beſtändiger Furcht, immer Unheil vermuthend und ſtets von der Wirklichkeit überboten.

Sind Nachrichten aus Frankreich angekommen? ſagte ich zitternd.

Mein Vater verneinte kopfſchüttelnd und ſagte mit bewegter Stimme: Soeben erfuhr ich den Tod eines meiner alten Freunde . . . Du haſt ihn gekannt, mein Sohn, und obgleich deine Beziehungen zu ihm unter ſchmerzlichen

Umſtänden ihr Ende fanden, bezweifle ich nicht, der Todesfall wird auch dir nahe gehn.

Der Baron von Malpeire iſt todt! . . . rief ich.

Es hat ihn plötzlich in dieſen letzten Tagen getroffen, antwortete mein Vater; ſeit mehreren Monaten lebte er hier, faſt von Allem entblößt . . .

Und Frau von Malpeire? fragte ich; ſie war ihm gefolgt? Sie haben ſie geſehen?

Er ſchüttelte den Kopf mit einer ſchmerzlichen Geberde.

Auch ſie todt! rief ich.

Sie iſt ſchon lange erlegen; der Gram hat ſie getödtet, ſagte mein Vater dumpf; um den Baron war in ſeinen letzten Augenblicken Niemand; Niemand, außer einer armen Kammerjungfer ſeiner Frau, die in der letzten Zeit ihn mit ihrer Hände Arbeit ernährt hat. Ich habe ſie aufgeſucht, als ich das Alles erfuhr, aber ſie iſt nach Frankreich zurückgekehrt.

Ein langes Schweigen folgte. Endlich ſagte ich zu meinem Vater: — Und Fräulein von Malpeire . . . weiß man, was aus ihr geworden iſt? . . .

Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann rief er mit düſterem Ton: Die Familie von Malpeire iſt nun erloſchen.

Seit dem Tage kam der Name des Fräuleins von Malpeire nicht mehr über meine Lippen, und mein Vater durfte annehmen, ich hätte ſie vergeſſen. Trotzdem hat dieſe Erinnerung in mir fortgelebt, durch all die Jahre meiner Jugend und iſt, kaum wage ich es auszuſprechen, in meinem reiferen Alter der Grund geweſen, daß ich einſam blieb. Ja, heute ſelbſt habe ich mich nicht ohne tiefe Bewegung dieſem Bilde gegenüber befunden. Bei ſeinem Anblick zitterte mein armes altes Herz wieder wie damals . . . Ach! es war das ſchönſte und beweinenswertheſte Blatt im Buche meines Lebens, das plötzlich noch einmal aufgeſchlagen wurde.

## VI.

Der Marquis ſtützte ſich ſeufzend mit den Ellbogen auf den Tiſch und ſchenkte ſich ein Glas voll ſpaniſchen Weines ein, das er auf einen Zug austrank.

Du haſt wirklich viel Unglück gehabt bei deiner erſten Herzensneigung, rief Dom Geruſac, der ſich in dieſe ganze Liebesmetaphyſik nur mit großer Mühe finden konnte.

Was mich betrifft, dem das Herz vor eiferſüchtiger Empörung ſchwoll, ſo verwandte ich keinen Blick von Fräulein von Malpeire's Portrait, und als der Marquis zu ſprechen aufgehört, murmelte ich mit ingrimmiger Verachtung: Dieſer Abbat, den ſie ſo ſehr geliebt hat, muß heute ein alter, abſcheulich runzliger, zuſammengekrümmter und zerlumpter Bauer ſein; ich möchte ihn jetzt wohl ſehen.

Während Herrn von Champaubert's Erzählung hatte Babelou zwei oder drei Mal in die Thüre geſehen. Als er geendigt, glitt ſie hinter den Seſſel meines Onkels und ſprach leiſe zu ihm: ſie hätte ihm zu melden, daß der Herr Pfarrer um ein Nachtlager gebeten habe, wie das ſchon manchmal vorgekommen war.

Er ſoll willkommen ſein! rief Dom Geruſac und ſtand auf. Wo iſt er denn?

In der Küche, antwortete Babelou, er trocknet ſeine Soutane, die ganz durchnäßt iſt, denn es hat eben einen tüchtigen Platzregen gegeben.

In der That klaſchte der Regen noch gegen die Scheiben, und obgleich der Abend nicht weit vorgerückt war, hatte ſich die Temperatur empfindlich abgekühlt.

Wirf einen Armvoll Rebholz in das Kamin; wir ſind ganz erſtarrt, fuhr Dom Geruſac fort; dann mußt du uns noch Kaffee machen. Du weißt, daß der Herr Pfarrer es gern recht warm hat. — Lieber Maximin, ſetzte er hinzu, du erlaubſt mir wohl, dir den Abbé Lambert vorzuſtellen, einen würdigen Mann, der ſeit fünfzehn Jahren die Pfarrei von Malpeire verſieht.

Mit großem Vergnügen, antwortete lebhaft der Marquis.

Und während mein Onkel dieſem neuen Gaſt entgegenging, fügte er, ſich zu mir wendend, hinzu: Der Herr Pfarrer muß darum wiſſen, auf welche Art die

Malpeire aus dieſer Welt verſchwunden ſind; er hat gewiß von den Unglücksfällen dieſes Hauſes ſprechen hören. Haben Sie ihn nie danach gefragt?

Doch, Monſeigneur, antwortete ich erröthend; aber er ging nicht darauf ein; vielleicht aus chriſtlicher Liebe und um Fräulein von Malpeire's Schmach in Vergeſſenheit zu begraben.

Der Abbé Lambert trat jetzt mit meinem Onkel herein. Seine alte Soutane war noch ganz feucht, und die Spuren, die ſeine ſchweren Schuhe auf dem getäfelten Fußboden zurückließen, zeugten von dem langen Marſch, den er auf überſchwemmten Wegen über den Lehmboden gemacht hatte; ſein ärmlicher Aufzug machte ihn aber nicht im Geringſten verlegen, und eben ſo unbefangen als beſcheiden grüßte er die hohe Perſönlichkeit, die er unter unſerem Dache fand. Der Marquis ſeinerſeits empfing den armen Dorfpfarrer mit aller Ehrerbietung, wie er ſie einer Eminenz bezeigt haben würde: er machte ihm an ſeiner Seite Platz und ſchürte ſelbſt die Rebholzflamme, damit er ſeine geflickten Schuhe vollends trocknen könne.

Mein lieber Herr Pfarrer, ich danke dem Himmel dafür, daß er Ihre Herde bis in dieſes Thal zerſtreut hat, ſagte Dom Geruſac ſcherzend; Ihr Beſuch wäre uns heute Abend nicht zu Theil geworden, wenn nicht irgend eines Ihrer Beichtkinder Sie in dieſe Gegend gelockt hätte.

Das iſt wahr, antwortete er in traurigem Tone, der mir auffiel; ich bin wegen eines Anlaſſes, der mein Amt betrifft, gerufen worden. Der Fall war dringend, und ich hätte leicht zu ſpät kommen können. Es iſt weit von Malpeire bis hieher, und bei dieſem Unwetter trifft man bei jedem Schritt auf Wildbäche, die einem den Weg verſperren.

Nachdem der Abbé Lambert ſeine Kleider getrocknet und eine Taſſe Kaffee zu ſich genommen hatte, fing der Marquis an, ihn vorſichtig auszuforſchen, wann er in der Gegend angekommen ſei und was er über die ehemalige Schloßherrſchaft erfahren haben mochte. Es ſchien, als durchſchaue der Abbé das Intereſſe, das Herrn von Champaubert bei ſeinen Fragen leitete; denn er kam directeren Fragen zuvor und antwortete mit einer ſtillen Traurigkeit: Als ich vor beinahe ſechzehn Jahren hieher kam, war die Familie von Malpeire faſt ſchon vergeſſen; man ſprach ſelbſt über das beklagenswerthe Ereigniß nicht mehr, das die Ehre dieſes alten Hauſes befleckt hatte . . .

Sie haben aber davon erfahren? rief der Marquis. Man hat Ihnen von der einzigen Tochter des letzten Barons, von dem Fräulein von Malpeire, erzählt?

Der wackere alte Prieſter hob die Hände und die Augen gen Himmel.

Gott erbarme ſich der armen Seele, die Sie da genannt haben, ſagte er, ſichtlich tief ergriffen. Vergeben auch Sie ihr die Beſchimpfung, deren ſie ſich gegen Sie ſchuldig gemacht hat; ſie hat mit ſchweren Leiden dafür gebüßt.

Sie haben ſie gekannt? Sie wiſſen, wo ſie ihr elendes Leben geendigt hat? unterbrach ihn Herr von Champaubert lebhaft.

Das iſt eine düſtere Geſchichte, ſprach der Abbé vor ſich hin, die Achſeln zuckend, als ob er plötzlich Bedenken fühle, die Erinnerung daran wieder aufzuwecken; doch der Marquis beſtand darauf, und nun ſagte er: Ich glaubte nicht, daß ich hier und in ſolcher Geſellſchaft das Leben dieſer Sünderin erzählen würde. Gott, deſſen Rathſchlüſſe unerforſchlich ſind, hat dieſes Begegnen herbeigeführt.

Dann, nachdem er ſich einen Augenblick geſammelt hatte, fuhr er fort:

Zu jener Zeit, wo das Fräulein von Malpeire aus dem Schloſſe entfloh, verſah ich die Pfarrei von Saint-C . . ., einem kleinen Dorfe der unteren Provence, in der Diöceſe von Aix. In dieſem Orte lebte die Familie des François Pinatel, dem man den Beinamen „der Abbat“ gegeben hatte, weil er bei allen Kirchweihfeſten der Anführer der Jugend war. Dieſe Pinatels waren altanſäſſige Bauern und beſaßen ein kleines Gut, das ſich ſeit zwei oder drei Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn vererbt hatte. Die Mutter, eine rechtſchaffene Frau und gute Wirthſchafterin, zähe in Arbeit und Erwerb, ſtand dem ganzen Hausweſen vor. Sie hatte bereits ihren älteſten Sohn verheirathet und lebte in ſehr gutem Einvernehmen mit ihrer Schwiegertochter, die ein Stück Land im Werth von tauſend Thalern als Mitgift eingebracht hatte. Eines Tages brachte mir die wackere Frau einen Brief, den ſie eben erhalten. Da Niemand in ihrem Hauſe nur einen Buchſtaben vom Alphabet kannte, ſo bat ſie mich, ihn ihr vorzuleſen. Dieſer Brief zeigte ihr an, daß ihr zweiter Sohn, François Pinatel, das Fräulein von Malpeire geheirathet hatte . . .

Sie wurde ſeine Frau! rief der Marquis mit Entrüſtung aus. Deßwegen ſagte mir die Baronin, daß ſie ihre Tochter wie eine Todte beweine. — Aber ſich raſch wieder faſſend fügte er hinzu: Ich bitte Sie, Herr Pfarrer, fahren Sie fort!

Ja, es war geſchehen, nahm Dieſer mit einem Seufzer wieder das Wort, es war geſchehen zu ihrem und zum Unglück des jungen Mannes. Die Heirath hatte mit der ſchriftlichen Einwilligung des Barons ſtattgefunden, obwohl anderweitige Förmlichkeiten nicht beobachtet worden waren: man hatte ſich beeilt, dem Aergerniß ein Ende zu machen. Die jungen Eheleute waren unmittelbar darauf abgereiſ't und wollten in Kurzem in Saint C . . . eintreffen.

Die Wittwe Pinatel war von dieſer Verbindung keineswegs verblendet. Mit ihrem einfachen geſunden Menſchenverſtand und ihrer bäuriſchen Klugheit errieth ſie auf der Stelle, unter welchen Umſtänden ihr Sohn die Hand eines Edelfräuleins, einer reichen Erbin, hatte erlangen können, und überſah klar die wahrſcheinlichen

Folgen dieſer Heirath. Sie bat mich, ihr den Brief noch einmal vorzuleſen; dann ſagte ſie mit ſorgenvoller Miene: Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt. So viel iſt klar, daß die Eltern ihre Einwilligung nicht gerne gegeben haben, und daß ihre Tochter ihnen nicht mehr vor die Augen kommen darf, da ihr Mann ſie mir ins Haus bringt. Es war, ſo viel ich ſehe, keine Rede davon, ihr eine Mitgift zu geben, und ſo unterwürfig ſie ſich auch zeigen mag, wird das wohl nichts daran ändern, daß ſie enterbt iſt. In jedem Betracht iſt es eine Heirath, die nicht für uns paßt. Was ſollen wir mit dem Fräulein nun in der Wirthſchaft machen? . . . Sie darf ſich nicht einbilden, daß wir dazu da ſein werden, um ihr aufzuwarten! Und dann, wie wird ſie ſich in ihren modiſchen Kleidern mitten unter uns ausnehmen? Man wird ſich im Dorf über ſie luſtig machen, und ich darf es nicht einmal wagen, ſie an den Brunnen zu ſchicken. Was ſteht ſonſt noch in dem Briefe? Daß ſie ſo außerordentlich ſchön iſt? Das muß ein gelehrter Mann ſein, der dieſen Satz geſchrieben hat, denn ich habe ihn nicht recht verſtanden.

Der Schulmeiſter, an den ſich François Pinatel gewandt hatte, um ſich ſeinen Brief aufſetzen zu laſſen, hatte einen Anflug von dem Stil der weltlichen Autoren, und der arme Schulfuchs verglich das Fräulein von Malpeire mit der Mutter der Liebesgötter. Dieſer Ausdruck beunruhigte die Wittwe Pinatel ſehr, und ich hatte große Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß das nur eine

Früh kommen ſie zu jenen holden Gründen,
Aus denen Agrigent dem Schiffer winkt.
Hier ſorgt der Graf, um mit den nächſten Schatten
Des Freundes Leiche prächtig zu beſtatten.

167.

Da Alles nun, wie er gebot, bereitet,
Und ſchon der Sonne Licht im Meere ruht,
So kehrt der Graf, von vielen Herrn begleitet,
Die er zur Feier aus der Gegend lud,
Indeß ſich lauter Klageruf verbreitet
Und das Geſtade ſtrahlt von Fackelgluth,
Die letzten Ehren ſeinem Freund zu geben,
Den er im Tode liebt, wie einſt im Leben.

168.

Hier ſteht Bardin, gebeugt von ſeinen Jahren,
Der reichlich ſeines Freundes Sarg bethaut;
Er hat die Augen im Herüberfahren
Sich faſt ſchon ausgeweint, und jammert laut;
Feindſelig wüthet in den grauen Haaren
Die Hand, und in der runzelvollen Haut.
Er ſchilt den Himmel hart, falſch die Planeten,
Und brüllt dem Leuen gleich in Fiebernöthen.

169.

Wie jetzt zurückgekehrt der Paladin,
Verdoppelt ſich das Schreien und das Klagen.
Roland tritt zu dem blaſſen Freunde hin
Und ſteht betrachtend, ohne was zu ſagen;
Ja, blaß, gleich dem Acanthus, ſieht er ihn,
Der Abend bleich iſt, wenn gepflückt beim Tagen.
Nach einem tiefen Seufzer, immerfort
Ihn ſtarr anblickend, nimmt er ſo das Wort:

Redensart ſei. — Gleichviel! ſagte ſie, wie um ihr letztes Wort zu ſagen. Der Aelteſte wird mit der Heirath ſeines Bruders nicht zufrieden ſein; er wird finden, daß man den Reſpect gegen mich vergeſſen, indem man meine Einwilligung nicht erſt eingeholt hat.

Offenbar war dieſer letzte Punkt in ihren Augen der wichtigſte; ſie ſah darin eine unverzeihliche Beleidigung; und man muß zugeben, daß, vom Standpunkt der hergebrachten Schicklichkeit, ihre Empfindlichkeit gerecht und natürlich war. Ich verſuchte allerdings, ihr die Heirath ihres Sohnes in einem anderen Lichte zu zeigen und die chriſtlichen Gefühle in ihrem Herzen zu erwecken, die ihr geboten, die Fremde, die ihr die Vorſehung ins Haus ſchickte, zu lieben; aber dieſe Frau, wenn auch nach weltlichen Begriffen höchſt rechtſchaffen, beſaß leider keine von den Tugenden wahrhaft frommer Seelen, und meine Worte machten keinen Eindruck auf ſie.

Inzwiſchen wurde ich von dem Herrn Erzbiſchof von Aix berufen, um eine im vorigen Jahre begonnene Arbeit zu Ende zu führen, und zwar unter den Augen ſeiner Eminenz. Meine Abweſenheit dauerte zwei Monate, und erſt gegen Weihnachten konnte ich in meine Pfarrei zurückkehren. Ich langte gegen Abend an, den Weg hatte ich theilweiſe zu Fuß gemacht, und da ein kalter Regen zu fallen anfing, wandte ich mich nach dem Hauſe der Pinatels, das eine Viertelſtunde vor dem Dorf faſt dicht an der Straße ſtand.

Es war ein großes Gebäude, das niemals mit

Kalk beworfen worden war und ſo zu ſagen weder Seiten noch Façade hatte. Die Fenſter, die nur ſo zufällig in die Mauern gebrochen waren, hatten nie weder Scheiben noch Läden gehabt, und zur Hausthüre gelangte man über eine Art Hof, der voll Schutt, Holzwellen und Düngerhaufen lag. Kein Baum vor dem Haus, kein Gartengehege daran; im Sommer brannte die Glutſonne auf das Dach und verwandelte das Innere in einen Schmelzofen, und im Winter fegte der eiſige Nordweſt frei durch die morſchen Bretter der Fenſtervorſätze. Es war ſehr finſter, und ich ging, den Boden mit dem Stock unterſuchend, über den Hof, als ich Jemand vor mir rufen hörte: François! Biſt du es endlich!

Ich trat näher, indem ich meinen Namen nannte; da wandte ſich die Perſon, die geſprochen hatte, ohne Weiteres nach dem Hauſe und verſchwand in der Dunkelheit, ohne mir zu antworten. Ich ſtieß die nur angelehnte Hausthüre auf und trat, nachdem ich durch den Stall gegangen, in das Zimmer, wo ſich die Familie Pinatel gewöhnlich aufhielt. Es war ein ziemlich großer Raum, aber ſo finſter und von Rauch geſchwärzt, daß man ſich nicht gleich darin zurecht fand. Das Bett der Mutter Pinatel ſtand in einer Ecke hinter Vorhängen von gelber Serge. Gegenüber ihrem großen, ſtets feſt verſchloſſenen Schrank von Nußbaum ſtanden auf ein paar Brettern die Geſchirre und ſonſtigen Küchengeräthe. Die Zinnſchüſſeln, die der Abbat gewonnen hatte, bildeten die Wandbekleidung neben allen Vorräthen für die Wirthſchaft, die an Nägeln und Haken hingen.

In dieſem Augenblick war die ganze Familie um den Tiſch verſammelt, auf dem ein großer Haufen Getreide lag; es handelte ſich darum, Korn für Korn den Brand herauszuleſen, der das Brod ſchlecht macht. Dieſem Geſchäft lagen ſie beim Scheine einer qualmigen Lampe ob, und Jedes verſenkte ſich mit unglaublichem Eifer in die Ameiſenarbeit. Als ich erſchien, ſtand die Wittwe Pinatel auf und rief: Entſchuldigen Sie, Herr Pfarrer, Sie ſind durch den Stall ohne Licht gegangen, weil wir Sie nicht hatten kommen hören. Die Hausthüre iſt alſo offen?

Es iſt Jemand im Hofe, antwortete ich ihr; Ihre neue Schwiegertochter, glaube ich. Sie wartet auf ihren Mann.

Die Mutter Pinatel zuckte die Achſeln, und der Aelteſte brummte durch die Zähne: Dann riskirt ſie, die Nacht draußen zuzubringen.

Iſt François in das Gebirge gegangen? frug ich, da ich dachte, er könne vielleicht nach Malpeire zurückgekehrt ſein, wo es nach dem Abzug des Barons drunter und drüber gegangen war; man ſprach ſogar davon, daß die Bauern das Schloß ausgeplündert und einen Theil der Gebäude in Brand geſteckt hätten.

Was ſollte er da oben thun? erwiderte mir die Wittwe Pinatel; er iſt anderswo hin. Was wollen Sie, Herr Pfarrer? der Burſche iſt nicht gern zu Hauſe. Er iſt nach Apt, auf den Jahrmarkt, um ſich einen guten Tag zu machen.

Ich ſetzte mich auf den Ehrenplatz unter dem Ueberbau des Herdes. Es brannte da ein Feuerchen aus zwei Holzſcheiten, und obgleich die Stunde zum Abendeſſen vorüber war, brodelte noch ein gewaltiger eiſerner Kochtopf in der Aſche. Die Höflichkeit der provençaliſchen Bauern beſteht darin, alle Koſten der Unterhaltung zu tragen, ſo daß bei ihnen Derjenige, mit dem ſie ſprechen, der Mühe der Antwort überhoben iſt.

Der Aelteſte der Pinatels nahm das Wort und fing an über die Dürre, die den Saaten hinderlich geweſen, und über die außerordentliche Dicke der beiden Maſtſchweine zu reden, die er auf dem letzten Jahrmarkt zu Saint-C . . . verkauft hatte. Während er mir hierüber Alles bis ins Kleinſte zum Beſten gab, trat ſeine junge Schwägerin geräuſchlos ein und ſetzte ſich an die andere Ecke des Herdes. Sie war vom Regen durchnäßt und vor Kälte ganz erſtarrt. — Schwiegertochter, laßt nicht mehr die Thüre offen, wenn Ihr des Abends hinausgeht, ſagte die Wittwe Pinatel mürriſch zu ihr.

Wie ſoll ich wieder hereinkommen, wenn ich ſie hinter mir zuſchließe? erwiderte ſie halblaut und in gereiztem Ton.

Man bekümmerte ſich nicht weiter um ſie; der Aelteſte fuhr in der Geſchichte von ſeinen Saaten und vom Verkauf ſeiner Schweine fort; die anderen Brüder Pinatel gaben ihr Wort dazu; dann entſpann ſich ein Streit zwiſchen ihnen über den Umfang und das Gewicht der beiden Thiere. Während dieſer Unterredung betrachtete ich die junge Frau ſehr neugierig und mitleidig. Sie war, wie die Mutter Pinatel, in einen braunen Rock von Halbwollenzeug gekleidet, und ihre kattunene unter dem Kinn zugebundene Haube verbarg ihre Haare völlig. Ihr Teint war ſo außerordentlich und ſo gleichmäßig weiß, daß ihr Geſicht wie aus Marmor gemeißelt ſchien. Sie ſchürte das Feuer an und zitterte dabei in ihrer durchfeuchteten Kleidung, immer den Kopf geſenkt, als fürchte ſie, daß ich ſie anreden möchte. Da ich dies bemerkte, ſagte ich Nichts zu ihr und vermied ſelbſt ſie anzuſehen; nur ein Paar Scheite, die neben mir lagen, warf ich auf den Herd und rückte den Topf etwas weg, daß ſie die Füße in die warme Aſche ſetzen konnte. Als ſie ſich wieder erwärmt hatte, kreuzte ſie die Arme und lehnte ſich gegen die Wand mit geſchloſſenen Augen, wie Jemand, der von Müdigkeit überwältigt einſchlummert. Der Regen hielt fortwährend an, und ich blieb bis in den ſpäten Abend. Während der ganzen Zeit regte die junge Frau ſich nicht und öffnete nicht ein einziges Mal wieder die Augen. Als ich mich endlich zurückziehen wollte, da ich dachte, das ſchlechte Wetter würde die ganze Nacht nicht nachlaſſen, pfiff Jemand im Hof und der Haushund lief wedelnd an die Thüre.

Das iſt er! rief die junge Frau plötzlich aufſpringend und ihrem Manne entgegeneilend.

Die Uebrigen blieben um den Tiſch ſitzen, und die Mutter Pinatel ſprach mit einem Blick nach der Stelle, die ihre Schwiegertochter ſoeben verlaſſen hatte, vor ſich hin: Wenn ſie nur die Suppe warm gehalten hat! . . .

Einen Augenblick darauf trat der Abbat herein und ſagte heiter, indem er ſeinen Stock und ſeinen groben Mantel aus wollener Sarſche in eine Ecke warf: Guten Abend miteinander! Wie geht's Ihnen, Herr Pfarrer? und Euch, Mutter? — ſteht Alles nach Wunſch?

Man muß nur immer Ja ſagen, antwortete ſie; und du, mein Sohn, wie befindeſt du dich?

Nicht ſchlecht; aber bald wird es mit mir noch beſſer ſtehen, ſagte er mit derbem Lachen und ſtrich ſich dabei mit der Hand über den Magen.

Du haſt nicht zu Nacht gegeſſen! rief die Mutter Pinatel; dann ſetz dich dorthin.

Sie rückte beiſeit, um ihm am Tiſche Platz zu machen, und fügte noch, ſich zu der jungen Frau wendend, hinzu: Bringt Eurem Mann zu eſſen, Schwiegertochter.

Dieſe gehorchte und holte ein grobes Schwarzbrod, das ſie nebſt einem Napf voll Kohlſuppe dem Abbat vorſetzte. Zum Unglück war die Suppe kalt, was den Abbat in üble Laune und die Mutter in Zorn brachte.

Jeſus Chriſtus! was habt Ihr denn da gemacht? ſagte ſie zu der jungen Frau; es iſt zum Lachen, eine Perſon in Eurem Alter, die nicht einmal verſteht, einen Topf ans Feuer zuzuſetzen. Zum Glück ſind nicht Alle im Hauſe wie Ihr, fügte ſie mit einem freundlichen Blick auf die Schwiegertochter ihrer Wahl hinzu; wenn der Aelteſte heim kömmt, findet er immer ſeine Frau bei der Arbeit und in einem Winkel des Herdes einen Topf, der für ihn kocht. Nehmt Euch ein Beiſpiel an Eurer Schwägerin, wenn Ihr eine gute Wirthſchafterin werden wollt.

Solange François ſich nicht beklagt, habt Ihr mir Nichts zu ſagen, antwortete ſie ſchnippiſch.

Ich beeilte mich, dazwiſchen zu treten und zu erklären, daß ich ſchuld daran ſei, wenn der Abbat ſeine Suppe kalt eſſe, weil ich den Topf weggerückt hätte. — François wird mich entſchuldigen, fügte ich hinzu; ein anderes Mal werde ich vorſichtiger ſein.

Nun wahrhaftig, ich ſehe nicht, was da viel übelzunehmen iſt, ſagte jetzt der junge Bauer zu den beiden Frauen, die Suppe ſcheint mir nicht ſchlecht; alſo ſteht Alles aufs Beſte; ſprechen wir nicht mehr davon. Wiſſen Sie, daß der Jahrmarkt beſſer hätte ſein können? Weder Händler noch Kunden noch ſonſt Jemand, der einen Sechsfrankenthaler in der Taſche gehabt hätte. Dann iſt geſtern das Wetter umgeſchlagen; es iſt viel Schnee auf dem Luberon gefallen, und bei der Rückkehr waren die Wege ſo niederträchtig, daß die Hunde nicht weiter wollten. Ich bin bis an die Knöchel voll Schmutz und habe Füße wie Eisſchollen.

Thue geſchwind etwas warme Aſche in die Schuhe!

unterbrach ihn die Mutter Pinatel ſorglich; es giebt nichts Beſſeres, um die Erkältung herauszuziehen.

Da, Frau, ſagte der Abbat, indem er ſeine groben Nagelſchuhe auszog, an denen man unter der dichten Kruſte von gefrorenem Koth keine Spur von Leder ſah, da, mach mir das zurecht!

Sie wiſchte den Koth ab, ohne ein Wort zu ſagen, that eine Schaufel Aſche in die Schuhe und brachte ſie ihrem Mann wieder.

Als ich ſie ſo heruntergekommen und für ihren Fehltritt ſo grauſam geſtraft ſah, war ich überzeugt, ſie würde ſich gewiß der Religion in die Arme werfen, die allein ſie aufrecht halten und für die langen Prüfungen, die ihr noch bevorſtanden, ſtärken konnte; und ich ging in der feſten Zuverſicht, daß hier eine Seele für den Himmel gewonnen ſei. Gleichwohl erſchien ſie am nächſten Sonntag nicht in der Kirche, und ſelbſt um Weihnachten erfüllte ſie ihre religiöſen Pflichten nicht. Obgleich die Pinatels ſicher keine eifrigen Chriſten waren, wohnten doch die Frauen ziemlich regelmäßig dem Gottesdienſte bei. Ich fragte die Wittwe Pinatel, warum ich ihre Schwiegertochter nicht bei ihr ſähe, und was ſie zu Hauſe mache.

Nichts, wie gewöhnlich, antwortete die Frau; ſie ſteht am Herd in der Ecke, die Arme übereinander geſchlagen, die Füße in der Aſche, und wenn ihr Unterrock Feuer finge, ich glaube, Gott verzeihe mir's! keine Hand rührte ſie, um ihn zu löſchen.

Es war meine Gewohnheit, die Familien in meiner Pfarre ein oder zwei Mal im Monat zu beſuchen, je nachdem ſie des geiſtlichen Beiſtandes bedurften, und wenn nicht beſondere Umſtände eintraten, ging ich von dieſer Regel nicht ab. So wartete ich vierzehn Tage, ehe ich bei den Pinatels wieder vorſprach. Diesmal fand ich die junge Frau allein; ſie ſaß vor der Thüre in der Sonne, ihren Bauernhut ſo tief über die Augen gedrückt, daß ſie mich erſt gewahrte, als ich auf drei Schritte vor ihr ſtand. Mein Kommen ſchien ſie nicht angenehm zu überraſchen; ſie ſtand haſtig auf und ſagte auf Provençaliſch: Es iſt Niemand zu Haus; Alle ſind ſchon von früh an draußen auf dem Felde.

Störe ich nicht, ſo möchte ich wohl ein Weilchen hier ausruhen, ſagte ich auf Franzöſiſch.

Sie hatte ſich offenbar eingebildet, ich wiſſe nichts von ihrer Herkunft; denn ſie erröthete leicht und ſchien verwundert, weil ich mit ihr nicht, wie ich es in der Familie Pinatel gethan, Provençaliſch ſprach. Doch gewann ſie bald ihre Faſſung wieder und antwortete mir gleichfalls auf Franzöſiſch, dabei mit einem Weſen und einer Betonung, die an den Salon ihrer Mutter erinnerten: Wollen Sie mir die Ehre erweiſen, mein Herr, in das Haus zu treten?

Ich dankte, und ſo blieben wir im Freien und ſaßen auf einer Bank gegen die Mauer gelehnt. Das Wetter war herrlich, die Sperlinge hüpften luſtig über die Sträucher und die weißen Tauſendſchönchen fingen an, auf den Plätzen, wo ſie vor dem Winde gedeckt waren, ihre Knospen zu öffnen.

Was für ein ſchöner Tag! ſagte ich zu der jungen Frau. Die Sonne glänzt ſo hell, als ob Gott mit einem Blick der Liebe auf ſeine Geſchöpfe herniederſähe. Die betrübteſte Seele richtet ſich empor und fühlt ſich getröſtet, wenn dieſe wohlthätigen Strahlen ſie treffen, unter denen die Natur rings frohlockt und das All ſich neu belebt. Danken wir dem Herrn für ſeine Gnade! Geprieſen ſei der allmächtige Gott, der über uns wacht!

Sie antwortete mir nicht; dagegen ſah ſie mich mit der feindſeligen und höhniſchen Miene an, die Perſonen ohne Religion ſich ſtets bemühen vor Leuten unſeres Standes anzunehmen, ſo oft wir verſuchen, in ihren Seelen Glauben, Dankbarkeit und Liebe zu Gott zu erwecken. Es war nicht das erſte Mal, daß ich dieſe Zeichen eines verächtlichen Widerwillens hinnehmen mußte; doch nur immer von Menſchen, die von philoſophiſcher Unduldſamkeit erfüllt waren, oder von Solchen, die mit ihrer Gottloſigkeit prahlen und es ſich zur Ehre rechnen, das Kleid, das ich trage, zu beſchimpfen. Das Uebelwollen dieſes jungen Weibes dagegen verſetzte mich in peinliches Erſtaunen. Ich ließ jedoch nicht nach, von der Herrlichkeit der Religion mit ihr zu ſprechen, von den überſchwänglichen Tröſtungen, die uns die Ausübung der chriſtlichen Tugenden gewährt. Meine Worte machten nicht den gehofften Eindruck; im Gegentheil erweckten ſie in ihrem Geiſt Ideen, die ich bei ihr nicht vermuthet

170.

O Tapfrer, Theurer, Treuſter der Genoſſen!
Hier liegſt du todt, im Himmel lebeſt du.
Dort iſt ein beſſer Leben dir erſchloſſen,
Wo weder Froſt noch Gluth dir ſtört die Ruh.
Vergib die Thränen, Freund, die mir entfloſſen!
Daß ich zurückblieb, ſchnürt das Herz mir zu,
Daß ich zu deiner Wonne nicht gekommen,
Nicht daß du mir hienieden biſt entnommen.

171.

Ich bin allein, ich bin von dir geſchieden,
Nichts iſt, was mich auf Erden noch ergetzt.
Theilt' ich mit dir den Sturm und Krieg hinieden,
Warum nicht droben Ruh' und Freude jetzt?
O ſchwerer Irrthum, der von deinem Frieden
Mich ausſchließt und durch dieſen Sumpf mich hetzt!
Trug ich dein Leiden mit zu meinem Theile,
Warum erlang' ich nichts von deinem Heile?

172.

Du haſt Gewinn und ich Verluſt gezogen,
Gewinn nur du, Verluſt nicht ich allein:
In meinen Schmerz, umrauſcht von wilden Wogen,
Stimmt Frankreich, Teutſchland und Italien ein!
Wie traurig wird, wenn Botſchaft hingeflogen,
Mein Herr und Ohm mit ſeinen Kämpen ſein!
Wie wird das Reich, wie wird die Kirche klagen,
Daß du, ihr beſter Schirm und Hort, erſchlagen!

173.

O, von wie vieler Angſt, wie vielem Beben
Befreit den kaum beſiegten Feind dein Tod!
Wie wird das Heidenthum ſein Haupt erheben!
Schon ahn' ich, wie's mit neuem Muthe droht.

hätte; ſie fing an leidenſchaftlich zu disputiren und zu dogmatiſiren, enthüllte mir ihre eigenen Grundſätze und verſuchte die von der heiligen Schrift aufgeſtellten Grund- und Glaubensſätze zu widerlegen. Ich war beſtürzt, bei einer ſo jungen Perſon ſo frevelhafte und haltloſe Anſichten, ſo hartnäckige Zweifel, einen ſo leidenſchaftlichen Unglauben zu entdecken. Ihr hochmüthig vernünftelnder Geiſt war eben ſo leicht in Flammen zu ſetzen, wie es ſchwer, wo nicht unmöglich war, ihr verdorrtes Herz zu rühren und zu erſchüttern. Was die Kinder der Welt Zartſinn und Weichheit nennen, fehlte ihr ganz; dafür beſaß ſie eine feurige und von falſchem Enthuſiasmus erfüllte Einbildungskraft. Aus dem, was ſie mir ſagte, ward es mir begreiflich, welcher Verirrungen ſie fähig geweſen und wie es ſo weit mit ihr hatte kommen können.

Ich war damals noch jung, ich hatte noch nicht in alle Abgründe des menſchlichen Gewiſſens hinabgeſehen, und war ſo entſetzt über den Zuſtand dieſer armen Seele, daß ich inbrünſtig für ſie zu beten anfing und den Herrn anflehte, durch ein Wunder ſeiner Gnade all dies Elend und all dieſen Stolz von ihr zu nehmen. Während ich ſo im Stillen die göttliche Barmherzigkeit anrief, glaubte die junge Frau mich geſchlagen und zum Schweigen gebracht zu haben.

Die Discuſſion iſt zu Ende, ſagte ſie faſt mit heiterer Miene zu mir; ſprechen wir von etwas Anderem.

Ich konnte ihr nützlichen Rath in Betreff ihrer Lage geben und zögerte nicht, ihr zu ſagen, wie ſie es anzufangen habe, um ihr Verhältniß zu ihrer neuen Familie leichter und angenehmer zu machen; doch ſie ließ mich nicht ausreden.

Ich weiß, was ich zu thun habe, erwiderte ſie ruhig; dieſe Leute haſſen mich, und Nichts würde ihre Geſinnungen gegen mich ändern; ich geſtehe es, dieſe Geſinnungen ſind gegenſeitig. Indeſſen müſſen wir uns ſo lange vertragen, bis die Wittwe Pinatel ihrem Sohn die Summe, die ihm aus dem väterlichen Erbe zukommt, auszahlen kann, dreißig Louisd'or, nicht mehr. Doch damit können wir uns eine kleine Pachtung kaufen und unſre eigene Wirthſchaft anfangen. Mein Mann hat ſich ſchon umgethan und auch etwas gefunden, was uns vollſtändig zuſagen würde, ein Emigrantengut, deſſen Eigenthümer wohl ſo bald nicht wieder kehrt. Leider müſſen wir noch bis nächſten Michael damit warten, faſt noch ein Jahr; aber ich werde mich gedulden.

Die Ausführung dieſes Planes ſchien mir ſchwierig, und ich wagte einige Gegenbemerkungen. Sie ſind nicht an die Arbeit gewöhnt, ſagte ich zu der jungen Frau. Ihr Muth und Ihr guter Willen mögen noch ſo groß ſein, Sie werden ſich ſchwerlich in ein ſo rauhes Arbeitsleben finden. Ueberdies wird auch Ihr Mann Ihnen nicht ſo helfen, wie Sie vielleicht glauben; er hat nie, wie ſeine Brüder, den Pflug und die Schaufel geführt. . .

Sagen wir es mit Einem Wort, er iſt ein Tagedieb, fiel ſie mir gleichmüthig in die Rede; ich kenne den Fehler und noch andere an ihm; er trinkt und ſpielt. Das iſt die Schuld ſeiner Mutter; ſie hat ihn von Kind an auf alle Meſſen und Märkte gehen laſſen, wo er ſich nur mit Roßtäuſchern, Zigeunern und all ſolchen laſterhaften und ausſchweifenden Menſchen abgegeben hat. Noch jetzt ſogar begünſtigt ſie ſeine häufigen Streifereien und hilft ihm Vorwände finden, um ſich fern von mir herumzutreiben. Sind wir erſt allein, in unſerm eigenen Hauſe, werde ich ihm das ſchon abgewöhnen; dann wird er lernen bei mir zu bleiben und nicht mehr in alle Wirthshäuſer zu laufen, ſondern das arbeitſame, ruhige Leben zu führen, zu dem der Menſch hier auf Erden beſtimmt iſt, und wird endlich anfangen, ſeine Pflichten als Haupt der Familie und als guter Bürger zu erfüllen.

Die chriſtliche Nächſtenliebe ließ mich verſtummen; wer aber François Pinatel kannte, wußte, daß er ſich niemals als einfacher Bauer ſein Brod verdienen würde. Er war zu nichts geſchickt als zu den Leibesübungen, bei denen er mit ſeiner wunderbaren Stärke prahlen konnte. Außerdem fehlten ihm die echt bäuerlichen Eigenſchaften, Geduld, zäher Wille, Scharfblick mit ein wenig Mißtrauen gemiſcht, und vor Allem die Anlage zum Haushalten. Er war ein beſchränkter Menſch von leichtlebigem und heiterem Naturell, aber wehrlos gegen jede Verführung und mit Anfällen von Jähzorn behaftet. Seine Mutter, deren Liebling er trotz alledem war, hatte ihn richtig beurtheilt; ſie hatte ſich bis jetzt wohl gehütet, ihm ſein kleines Erbe auszuliefern, und ließ ihren vorlorenen Sohn, ſo oft er heimkam, immer nur ſein Stück Brod und ſeinen Napf voll Suppe finden. Es hätte zu Nichts geführt, der jungen Frau die Art von Vormundſchaft begreiflich machen zu wollen, die ihr Mann nöthig hatte und die ſie ſelbſt über ihn auszuüben unfähig war; ich bat ſie bloß, ohne den Rath ihrer Schwiegermutter Nichts vorzunehmen, und zog mich in doppelt trauriger Stimmung zurück; war ich doch weder im Stande geweſen, ſie über die Gefahren ihrer unſterblichen Seele aufzuklären, noch auch nur über ihr zeitliches Wohl.

Noch ein paar Tage, und ich verließ Saint-C . . .; der Erzbiſchof von Aix hatte mich zu anderen Dienſten auserſehen, und die Vorſehung übergab meine geiſtliche Familie einem neuen Seelenhirten. Wir ſtanden dicht vor den heilloſen Tagen der Revolution; in der Kirche riß die Spaltung durch die Abtrünnigen ein, und die Verfolgung gegen Diejenigen begann, die ſich weigerten, die bürgerliche Verfaſſung des geiſtlichen Standes anzuerkennen. Mehrere Monate bereiſ'te ich die Diöceſe als der Sendbote, der die Schwachen aufzurichten, die Unentſchiedenen aufzuklären hatte. Nach Beendigung meiner Rundfahrt begab ich mich nach S . . .; es war Ende September geworden, und ſeit faſt einem Jahr hatte ich meine Pfarrei nicht wiedergeſehen. S . . . iſt ein großer Flecken nur zwei Stunden von Saint-C . . . Ich langte am Vorabend zum dortigen Jahrmarkt an, einem der bedeutendſten in der ganzen Gegend, der immer ſtark beſucht wird. Aus dem Markte wird zugleich ein Feſt, das drei Tage dauert. An Verſuchern und Seelenverderbern fehlt es da nicht; man ſpielt hoch, ſchließt große Geſchäfte ab, und von Solchen, die gewerbsmäßig ihre Nächſten ausbeuten, wimmelt es. Am andern Morgen, als ich aus dem Pfarrhauſe, wo ich übernachtet, heraustrat, traf ich auf den Abbat. Er trug einen neuen Anzug und ſchritt mit unternehmender Miene in der Richtung nach der Jahrmarktswieſe hin. Ich redete ihn an und fragte ihn, wie es mit ſeiner Familie ſtehe.

Sie waren Alle wohlauf, als ich wegging, antwortete er mir; die Mutter iſt ſtets dieſelbe, aufrecht wie eine Lanze und munter wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren. Auch meine Frau befindet ſich nicht ſchlecht, nur iſt ſie ein bischen mager geworden.

Sind Sie allein hier? fragte ich ihn noch.

Der Aelteſte ſollte mit mir gehen, aber es kamen Abhaltungen dazwiſchen, antwortete er. Ich kann Ihnen ſagen, Herr Pfarrer, ich habe eine Menge Geſchäfte auf dem Halſe. Ich habe mich entſchloſſen, ein Gut zu übernehmen; dreihundert Viertel Land an Einem Stück. Es braucht Leute, um ſo eine Wirthſchaft zu bearbeiten. Ich habe ſchon einen Ochſentreiber, einen Schäfer und einen Ackerknecht gemiethet; jetzt will ich ein paar Ochſen kaufen, ein Pferd und ein Hundert Schafe, dann muß ich daran denken, bis zur Ernte Getreide auf den Speicher zu ſchaffen.

Dies Alles wird Sie ſchweres Geld koſten, ſagte ich.

Er ſchlug auf ſeinen ledernen Gurt, ließ die Thaler in der Geldkatze klingen und antwortete mit etwas leiſer Stimme: Da drin ſind ſiebenhundert Livres, die meine Mutter mir in der Schürze gebracht hat, als ich mich auf den Weg machte.

Damit trennten wir uns. Etwa eine Stunde ſpäter, als ich über den Platz kam, ſah ich ihn in das Kaffeehaus gehen, wo ſich gewöhnlich die wohlhabenden Gutsbeſitzer zuſammenfanden, die reichen Pferdehändler und ſo ziemlich Alle, die Geld mit auf den Markt brachten. Ich wußte, dort wurde geſpielt, und ſogar hoch; doch kam mir nicht in den Sinn, François Pinatel könnte ſich in eine ſolche Geſellſchaft wagen und ſich zu einer Partie Vendôme verleiten laſſen. Gewöhnlich hielt er ſich zu den jungen Leuten, und ich dachte, wenn er mit ſeinen Geſchäften fertig wäre, würde er mit ihnen ringen oder nach der Scheibe ſchießen. Nachmittags ging ich in die Olivengärten vor dem Flecken, um dort mein Brevier zu leſen, und es dunkelte ſchon, als ich von meinem Spaziergang zurückkam. An der Ecke des Platzes ſtieß ich abermals auf den Abbat; er hatte keinen Hut auf dem Kopf, was beim Bauer die äußerſte Geiſtesverwirrung bedeutet, und ſchlenderte ſo herum, ohne auf die Vorübergehenden zu achten, die er mit den Ellenbogen anrannte. Wie er mich erblickte, kam er gerades Wegs auf mich zu und ſagte haſtig: Herr Pfarrer, können Sie mir einen Sechsfrankenthaler leihen?

Ich habe nur einen kleinen Thaler; er ſteht Euch zu Dienſt, antwortete ich ihm; nur ſagen Sie mir erſt, was mit Ihnen vorgegangen iſt.

Und ihn unterm Arme faſſend, zog ich ihn aus der Menge fort nach einem Ort, wo uns Niemand hören konnte. Er ließ ſich führen wie ein Kind und antwortete Anfangs nicht ein Wort auf meine dringenden Fragen; dann raffte er ſich plötzlich aus ſeiner Niedergeſchlagenheit auf und bekannte mir unter entſetzlichen Flüchen und Schmerzensausbrüchen, daß er alles Geld, was er beſeſſen, in dem Vendômeſpiel verloren habe.

Der Augenblick war nicht dazu angethan, ihm die Größe ſeiner Schuld vorzuhalten und Reue in ihm zu erwecken. Ich ſuchte ſeine Verzweiflung zu mäßigen, aber ich hatte es mit einem jener heftigen und für Gründe unzugänglichen Menſchen zu thun, die nur endlich von ſelbſt zur Ruhe kommen; immer und immer wiederholte er: Meine Mutter! . . . was wird meine Mutter ſagen! . . . Ich möchte lieber ſterben, als ihr wieder unter die Augen treten. . . Vor dem Tode habe ich keine Angſt. . . Es geht ſo ſchnell, kopfüber in einen Brunnen geſtürzt. . . .

Mir graute vor dem Gedanken, daß er wohl eines ſolchen Verbrechens fähig wäre, und wenn man ihn ſich ſelbſt überließe, durch Nichts zurückgehalten würde, nicht durch die Vorſtellung von Gottes Gerechtigkeit, noch durch die Furcht vor den ewigen Strafen. Mitten in dieſem wilden Aufbrauſen hatte er Anwandlungen von Schwäche; dann ſetzte er ſich hin, drückte das Geſicht in die Hände und fing an, wie ein Weib zu ſtöhnen und zu weinen. Ich benutzte einen dieſer weichen Augenblicke, um ihm mit allem Nachdruck zu ſagen: Folgen Sie mir, lieber Pinatel; es bleibt Ihnen nur der Eine Weg. Sie kehren jetzt auf der Stelle nach Saint-C . . . zurück, werfen ſich Ihrer Mutter zu Füßen und geſtehen ihr Alles.

Nein, nein, rief er, niemals betrete ich das Haus wieder. . . Ich gehe auf und davon, und Niemand ſoll mehr von mir reden hören.

Stehen Sie auf, ſagte ich, ſtehn Sie auf und kommen Sie; ich gehe mit Ihnen.

Er ſträubte ſich ſchwächer, dann gab er nach, und wir begaben uns auf den Weg. Unterwegs ſtellte ich ihm vor, wie ſehr er bis dahin ſeine Pflichten gegen Gott und ſeine Familie vernachläſſigt, und wie er ſich aufzuführen habe, um das Verſäumte wieder gut zu machen. Er hörte willig zu; doch der Troſt, ein Wort wahrer Reue aus ſeinem Munde zu vernehmen, wurde mir nicht zu Theil. Indeſſen legte ſich nach und nach der Aufruhr in ſeinem Kopf, und ſein natürlicher Leichtſinn gewann wieder die Oberhand. Bevor wir die Hälfte des Weges zurückgelegt, war er wieder ſo weit Herr ſeiner ſelbſt, daß er mir das Erlebte mit allen Einzelheiten berichten konnte. — Ich muß Ihnen die Geſchichte ehrlich beichten, ſagte er mit einem Seufzer; ich wollte meiner Frau gern eine goldene Kette kaufen; das war der Anlaß zu dem ganzen Unglück. Eine goldne Kette kriegt man nicht billiger als um drei Louis; der Aelteſte hat ſeiner Frau eine geſchenkt, als ſie ſich heiratheten. Ich ärgerte mich, meiner nicht eben ſo ein Präſent machen zu können. Damit Sie die Wahrheit wiſſen, muß ich Ihnen ſagen, die Mutter hat in dem Punkt keine Vernunft annehmen wollen. Nicht, daß ſie den Aelteſten begünſtigte, Gott behüte mich, das zu glauben! Aber ſie hat ſo ihre Ideen. Drei Frauen in einem Hauſe, das iſt wie drei Nüſſe in einem Sack. Die Frau des Aelteſten iſt eiferſüchtig auf meine, weil die im Dorf nur die ſchöne Bäuerin heißt. Andererſeits ärgert ſich meine Frau, wenn ihre Schwägerin am Sonntag mit ihren Schmuckſachen ſo einherſtolzirt, als ob ſie es ihr zum Hohn thäte. . .

Ich glaube kaum, daß Ihre Frau auf dergleichen Acht giebt, unterbrach ich ihn, um die Abſchweifung abzuſchneiden, die lang zu werden drohte.

Doch! erwiderte er. Um alſo darauf zurückzukommen, ich wollte eine goldene Kette haben, und Alles in Allem hatte ich gerade das Geld für das Vieh und ein paar Säcke Korn. Da fiel mir ein, ich ſollte es doch einmal mit einem Sechsfrankenthaler im Vendôme riskiren; vielleicht hätte ich Glück. Ich bin ganz kaltblütig hineingegangen, meinen Thaler in der Hand; ich hatte mir feſt vorgenommen, nicht mehr daranzuwagen als den einen. Der Nicolas Fidelier hielt Bank; die Louisd'or lagen haufenweiſe vor ihm. Ich ſetze meine ſechs Franken, zum Unglück gewinne ich; nun ſpiele ich drei Louis auf einmal und verliere. Mein Ochſenpaar war angebrochen; ich hole noch drei Louis hervor und verliere wieder.

Das Blut ſtieg mir zu Kopf; ich ſagte zu mir, jetzt wird das Blatt ſich wenden, und ſetze ſechs Louis; wieder verloren, meine beiden Ochſen ſind hin. Da ſetze ich einen Louis auf die Ranganelle; nur zur Probe; die Karte des Bankhalters kommt heraus, ich gewinne. . . Einer hinter mir ſagt, das müſſe mir Glück bringen, und der Banquier werde ſich verbluten, ganz ſicher, weil er den kleinen Finger mit dem Daumen gekreuzt habe. Da faſſe ich neuen Muth und ſetze ohne zu zählen; und wieder verliere ich, diesmal waren es ſiebzehn Louis. Nun hätte ich aufhören ſollen; es blieben mir noch hundert Thaler, damit konnte ich die Heerde und ein bischen Getreide kaufen; aber der Gedanke, daß ich den Ochſentreiber und den Knecht ſchon gedungen hatte, ließ mich nicht ruhen. Ich ſpielte weiter und verlor Alles bis auf mein letztes Zwölfſousſtück, bis auf meinen letzten Heller. Und leider hat man mir noch Credit gegeben. Jean-Paul, einer von unſeren Nachbarn, hat mir vier Sechsfrankenthaler geborgt, für die ich ſein Schuldner bin. Sie haben wohl daran gethan, mir Ihren kleinen Thaler nicht zu geben, er wäre jetzt auch fort, wie all das Uebrige. Heute früh iſt mir ein ſchwarzer Hund begegnet, der einem weißen Huhn nachlief; daraus hätte ich ſehen können, daß ich Unglück haben würde.

Ich wollte ihm klar machen, daß er ſich eines ſolchen Aberglaubens ſchämen ſolle; aber er blieb auf ſeinem Kopf und erwiderte lebhaft: Juſt ſo war es vor zwei Jahren, als ich zum erſten Mal nach Malpeire ging;

In welchem Gram wird deine Gattin ſchweben!
Bis hieher ſeh' und hör' ich ihre Noth.
Ihr Klagen wird, ihr Haß mein Herz durchbohren,
Weil ſie durch mich all' ihren Troſt verloren.

### 174.

Doch iſt auch Brandimart vom Tod verſchlungen,
Bleibt, Flordeliſe, noch ein Troſt uns beiden:
Er hat im Tode ſolchen Ruhm errungen,
Daß auch die größten Krieger ihn beneiden.
Die Decier, und der in den Schlund geſprungen,
Kodrus, an welchem ſich die Griechen weiden,
Sind nicht zu größrem Heil für ihre Lieben,
Mit größrer Ehre nicht für ſich geblieben. —

### 175.

So ſpricht der Graf, da läßt ſich, ernſt und ſchön,
Ein langer Zug von Prieſtern, im Geleit
Der grauen, weißen, ſchwarzen Brüder ſehn;
Sie kommen langſam, Paar an Paar, gereiht,
Indem ſie für des Todten Seele flehn,
Daß Gott ihr gebe Ruh' und Seligkeit.
Mit ſeiner Fackeln rings entflammter Pracht
Verwandelt dieſer Zug in Tag die Nacht.

### 176.

Man hebt den Sarg: Ritter und Grafen, beide,
Gehn, immer wechſelnd, unter ihm gebückt.
Das Bahrtuch iſt von ſchwerer Purpurſeide,
Mit großen Perlen und mit Gold durchſtickt.
Nicht minder ſchön von Arbeit und Geſchmeide,
Sind königlich die Kiſſen aufgeſchmückt.
D'rin liegt mit ſeinen Wunden, ſeinen Narben
Der Held, in einem Kleid von gleicher Farben.

ich hätte klüger gethan, gleich umzukehren. Stellen Sie ſich vor, wie ich aus dem Hauſe trat, ſah ich einen Raben, der nicht höher ſlog, als das Dach unſeres Hühnerſtalls. Hätte meine Mutter das gewußt, ſie würde mich nicht haben gehen laſſen, die arme Frau. Ich ſage das nicht, als ob ich bereute, was eingetroffen iſt, doch klüger hätte ich es ſchon anfangen können. Sie ſind ein braver Mann, Herr Pfarrer, und ich rede zu Ihnen, wie mir's ums Herz iſt. Es iſt richtig: ein Bauer, der ein Fräulein heirathet, holt ſich die ſieben Todſünden in Perſon ins Haus.

Wie können Sie ſo ſprechen! . . . rief ich entrüſtet aus.

Sieben, hab' ich geſagt? Das iſt zu viel, ziehen Sie zwei oder drei ab, antwortete er mir phlegmatiſch.

Schweigen Sie, Unglücklicher! ſagte ich zu ihm hierauf; Sie haben das junge Mädchen verführt, Sie haben ſie unglücklich gemacht.

O nein, fiel er mir in die Rede; ſo wahr wie ich einmal ſterben muß: ich habe ſie nicht aufgeſucht, noch an mich gelockt. Das erſte Mal als ich nach Malpeire kam, am St. Lazarustag vor nun zwei Jahren, war ſie bei den Spielen zugegen. Nach dem Ringen kam der Ball, und ich war ihr Tänzer; das war viel Ehre für mich; aber, die Wahrheit zu ſagen, lieber wäre ich mit einigen Burſchen, guten Freunden von mir, gegangen, die ſich verabredet hatten, eine Schüſſel Haſenklein miteinander zu eſſen. Sie ſprach mit mir und ſah dabei recht liebenswürdig aus; ich that mein Beſtes in Red- und Antwortgeben, wie es meine Schuldigkeit war, und beim Weggehen ſagte ſie mir mit einer gewiſſen Miene Dinge, wie ich ſie von ihr nicht erwartet hatte. Ich blieb in Malpeire, weil ſie es wollte. Es wäre zu lang und breit, Ihnen zu erzählen, wie ſie es einrichtete, daß wir uns treffen konnten. Es iſt nichts Schlimmes dabei paſſirt; ſie ſtand im Garten, oben, auf der Schloßterraſſe, und ich unten an einem Baum am Ausgang des Dorfes; wir ſahen uns ſo aus der Entfernung und unterhielten uns durch Zeichen mit einander. Zuweilen ſtellte ich mich in der Nacht unter ihr Fenſter, und ſie warf mir Bandſchleifen zu. Sie ſehen, es waren Kindereien. Wer mir geſagt hätte, daß das mit einer Heirath vor dem Altar endigen würde. . . Das aber wollte ſie gerade, und ſie hat ihren Willen durchgeſetzt, der Querkopf! . . . Je nun, man muß Geduld haben, am Ende werden die Eltern doch noch einmal verzeihen. . .

Inzwiſchen näherten wir uns Saint-C . . .; als wir das Haus vor uns liegen ſahen, fing der Abbat an langſamer zu gehen, zu zittern und es zu bereuen, daß er mitgegangen war. Das iſt mehr als ich kann und vermag, ſagte er zu mir; ich bringe es nicht fertig, vor meine Mutter hinzutreten und ihr zu geſtehen, was ich angerichtet habe. . . Lieber will ich ſterben. . .

Nun denn, ſo gehe ich erſt allein ins Haus, ſagte ich und hielt ihn zurück; ich will Ihre Familie auf die Nachricht von dem beklagenswerthen Ereigniß vorbereiten.

Ja wohl, Herr Pfarrer, bat er mich plötzlich entſchieden, thun Sie das; ſagen Sie es meiner Mutter in Gegenwart aller Uebrigen. Sehen Sie, ich fürchte mich nur vor dem erſten Sturm; iſt der vorüber, komme ich nach. Bitten Sie meine Mutter in meinem Namen vielmals um Verzeihung. . . Sagen Sie ihr, ſie müßte mir verzeihen.

Und Ihre Frau, Ihre unglückliche Frau? erinnerte ich ihn vorwurfsvoll.

O, die! die verzeiht mir ſchon, das weiß ich gewiß, meinte er zuverſichtlich.

Wir gingen mitſammen bis an die Hausthüre; der Abbat blieb draußen, ich ſchärfte ihm ein, ſich nicht zu entfernen, und trat hinein. Die ganze Familie ſaß beim Abendeſſen um den Tiſch. Offenbar ſah man es mir an, daß ich etwas auf dem Herzen hatte, denn die Wittwe Pinatel rief, als ſie mich erblickte: Herr Gott! iſt ein Unglück geſchehen? . . . Was bringen Sie uns, Herr Pfarrer? . . .

Ich ermahnte ſie, ſich zu faſſen und ſich in Allem dem Willen der göttlichen Vorſehung zu unterwerfen; denn ich hatte ihr ja wirklich eine ſchlimme Nachricht zu bringen.

Es betrifft François; alle Anderen ſind hier! ſagte ſie zitternd an allen Gliedern. Mein Kind! Mein unglückliches Kind! . . .

Die junge Frau hatte ſich mir ſtumm genähert; ihre Herzensangſt war ihr im Geſicht zu leſen, aber ſie weinte nicht.

Mein Sohn! ſagen Sie mir, was iſt mit meinem Sohn? rief die Mutter Pinatel in Verzweiflung.

Sie werden ihn gleich ſehen, antwortete ich ihr; er lebt und befindet ſich wohl, aber ein ſehr großes Unglück iſt ihm widerfahren.

Nun erzählte ich ihr, was ſich ereignet hatte, ſtellte ihr die Reue ihres Sohnes lebhaft vor, den Kummer und die Beſchämung, die ihn abhielten, ſich wieder vor ihr blicken zu laſſen. Sie hörte mich an, ohne ein Wort hervorzubringen; dann ſagte ſie mit aufgehobenen Händen: Gott ſei gelobt! ich dachte, es wäre ein größeres Unglück geſchehen, mein armes Kind wäre todt. . . Laſſen Sie ihn kommen, Herr Pfarrer, er ſoll keine Vorwürfe von mir hören. Das Geld, das er verſpielt hat, war ſein eigen; es iſt ſchade, daß er keinen beſſeren Gebrauch davon gemacht hat; aber ihm darüber Vorwürfe zu machen, hat Niemand das Recht.

Der Abbat war in den Stall geſchlichen; als er ſeine Mutter ſo ſprechen hörte, trat er ein und fiel ihr, ganz außer ſich vor Dankbarkeit, um den Hals.

Komm, armer Franzel, mache dir darum keine Sorge, ſagte ſie, ihre Mutterliebe und Großmuth gefliſſentlich zur Schau ſtellend; für dich iſt immer Brod im Hauſe!

Seine Brüder reichten ihm die Hände und rückten zuſammen, um ihm am Tiſche Platz zu machen. Nur ſeine Frau blieb beiſeit und ſagte kein Wort zu ihm. Sie ſaß in einer Ecke des Zimmers mit geſenktem Kopf, die Hände lagen auf ihren Knieen. Er näherte ſich ihr und fing an leiſe mit ihr zu ſprechen, wie um ſie zu beſänftigen; aber ſie hörte ihn finſter an, ohne aufzublicken, oder ihm mit einer Silbe zu antworten. Immer eindringlicher redete er ihr zu und that, als ob er mit ſanfter Gewalt ſie nöthigen wollte, ihn anzuſehen. Da brach es aus. Laß mich! rief ſie und richtete ſich hoch auf; Du biſt ein Elender und nicht werth alles deſſen, was ich für dich gethan habe. . . Glaubſt du, ich würde das Brod mit dir theilen, das deine Familie dir als ein Almoſen zuwirſt? . . Nein, nein. . . Und da du das Haus nicht mit mir haſt verlaſſen wollen, ſo gehe ich nun allein. . . Dich aber laſſe ich auf dem Miſthaufen, auf dem du geboren biſt, armſeliger Tagedieb! . . .

Weiter kam ſie nicht. Der Abbat, blaß vor Zorn, hob die Hand, und ſie taumelte mit einem dumpfen Schrei zurück. Sofort ſtürzten ſich Alle zwiſchen die Beiden; die Mutter Pinatel ſprang zu ihrem Sohne hin und hielt ihn aus aller Kraft zurück, ihre Arme um ſeinen Leib ſchlingend. Ich trat zu der jungen Frau, die, aufgerichtet, mit dem Rücken gegen die Wand, vor ſich hinſtarrte; eine ihrer Wangen war todtenfahl, die andere purpurroth. — Er hat mich geſchlagen! ſagte ſie zu mir mit einem Ausdruck, vor dem ich erſchrak.

Dann, ohne mich anzuhören, ohne ein Wort hinzuzufügen, ohne Jemand anzuſehen, ſchritt ſie aus der Kammer, und wir hörten, wie ſie, laute Verwünſchungen ausſtoßend, die Treppe hinaufſtieg.

Hüte deine Zunge! ſchrie ihr der Abbat nach, ſonſt...

Laß ſie jetzt, ſagte Mutter Pinatel, ihn auf die Bank niederzwingend; bringe dich nicht ins Unrecht gegen ſie; ſie hat dich beleidigt, du haſt ſie geſtraft; damit iſt's aus; ihr müßt euch nun wieder verſöhnen und verſuchen, gut miteinander zu hauſen.

Das wollen wir erſt erleben!... murmelte er. Ihr müßt wiſſen, Mutter, wenn Ihr ſo zu mir geſprochen hättet, ich hätte mich vielleicht auch gegen Euch vergeſſen, obwohl Ihr meine Mutter ſeid! . . .

Inzwiſchen war es ſpät geworden, und ich mußte noch den nämlichen Abend nach S . . . zurück. Der Aelteſte erbot ſich, mich zu begleiten; er habe morgen früh Geſchäfte auf dem Jahrmarkt. In dem Augenblick, wo wir aufbrachen, überkam es die Mutter Pinatel wie ein Vorgefühl. Sie wandte ſich an den Abbat und ſagte voller Unruhe zu ihm: Du ſollteſt mit nach S . . . gehen und gleichfalls dort übernachten; deine Frau iſt ſehr gegen dich aufgebracht; wenn du jetzt mit ihr redeſt, ſo geſchieht am Ende noch was Schlimmeres, als was eben geſchehen iſt.

Fürchte ich mich etwa vor ihr? erwiderte er faſt beleidigt. Laßt's nur gut ſein, Mutter! Sie wird mich nicht zum zweiten Mal beſchimpfen!

So gingen wir, es war ruhiges Wetter, und der Mond leuchtete uns auf den Weg. Ehe ich mich entfernte, ſah ich nochmals nach dem Hauſe zurück und betete zu Gott für die empörte und verzweifelte Seele, die ich dort verließ. . . . Ach! ich hätte für Den beten ſollen, der ſo nahe daran war, vor Gottes Gericht zu treten.

## VII.

Bei dieſen Worten ſeufzte der Abbé Lambert tief auf, und zum zweiten Mal ſchien er Bedenken zu tragen, ob er in ſeiner ſeltſamen Geſchichte fortfahren ſollte.

Ich bitte Sie inſtändigſt, erzählen Sie zu Ende, ſagte der Marquis mit bewegter Stimme.

Nun denn, ſo hören Sie! verſetzte Jener.

Am nächſten Morgen, als ich mich nach der Kirche begab, ſah ich einen Fußgänger auf der Landſtraße von Saint-C. . . ſehr haſtig daherkommen. Der Mann erkannte mich und rief mir im Vorbeieilen zu: Es iſt ein Mord geſchehen, bei den Pinatels. . . Heute Nacht hat die ſchöne Bäuerin ihren Mann umgebracht. . . Ich gehe nach Aix, um das Gericht davon in Kenntniß zu ſetzen.

O Gott! unterbrach ihn der Marquis und verbarg das Geſicht, laut aufſtöhnend, in beide Hände. — Mich hatte es bis in den Grund der Seele erſchüttert und unwillkürlich ſah ich weg, als ſtände die Schuldige in Perſon vor mir. Nun wahrhaftig! rief mein Onkel, das heiß' ich ein böſes Weib!

Ich entſchloß mich kurz, fuhr der alte Prieſter fort; anſtatt in die Kirche, ging ich gerades Weges nach Saint-C. . . Auf dem Hinweg beſtätigte mir ein Mann, der mir begegnete, die entſetzliche Neuigkeit, die der Bote mir zugerufen hatte. — Die ſchöne Bäuerin hat das Verbrechen begangen, daran iſt nicht zu zweifeln, ſagte er zu mir; geſtern Abend hat ſie ſich mit ihrem Mann gezankt; doch ſind ſie noch wie gewöhnlich zu Bett gegangen, und die ganze Nacht hat man nichts gehört. In der Frühe, wie es eben Tag wurde, ſteht die Frau des Aelteſten auf, um Brod zu backen; im Vorbeigehen vor der Kammer der Beiden gleitet ihr der Fuß aus, und ſie ſieht, daß es wegen des Blutes war, das unter der Thür herausfloß. Da hat ſie geſchrieen und um Hülfe gerufen. Die beiden jüngeren Pinatel wollten gerade in den Weinberg; die ſind dann gleich hinauf geſtürzt und haben ihren Bruder ermordet in ſeinem Bette gefunden. . . Allem Anſchein nach hat ihn der Streich plötzlich im erſten Schlaf getroffen, denn er hat ſich nicht mehr gerührt. . . Vor einer Weile, wie ich fortging, athmete er noch, aber man erwartete jeden Augenblick ſein Hinſcheiden. . .

Und die Frau? fragte ich bebend.

Man weiß nicht, wo ſie iſt; man ſucht ſie, antwortete er. Sie wird durch die Felder geflohen ſein, denn man fand die Hausthür offen; . . . aber ſie kann nicht entkommen, das ganze Dorf iſt hinter ihr her, den Abbat zu rächen.

Ich beſchleunigte meinen Schritt, bat Gott mit Thränen, mich noch rechtzeitig eintreffen zu laſſen, um den Unglücklichen zu dem Erſcheinen vor ſeinem Thron vorbereiten zu können. Als ich dem Hauſe näher kam, hörte ich Schreien und Schluchzen, daß ich ſchauderte; ich glaubte, es ſei bereits Alles vorbei. Der Raum im Erdgeſchoß war voller Leute, die ganze Nachbarſchaft war herbeigelaufen, denn die Pinatel nahmen in der Gegend einen gewiſſen Rang ein. Der Abbat liege ohne Bewußtſein, ſagte man mir, er ſei aber noch am Leben. Ich tappte mich die Art Leiter, die als Treppe diente, hinauf und trat in eine Kammer, in die der Tag nur durch ein Dachfenſter eindrang. Die ganze Familie war um den Abbat beiſammen, der wie ein Schlafender ausgeſtreckt ruhte. Ein weißes Leintuch war über das Bett gebreitet und bedeckte ihn ganz und gar bis an das Geſicht, das auf dem Kiſſen lag. Seine Mutter beugte ſich über ihn und betrachtete ihn außer ſich, mit Ausbrüchen eines Schmerzes, der jeder Schilderung ſpottet; von Zeit zu Zeit ſprach ſie zu ihm, als ob ſie ſich einbilde, er höre ſie. Als ſie mich erblickte, rief ſie aus: Geſtern haben Sie ihn mir in voller Geſundheit zurückgebracht, und jetzt ſtirbt er. . . Wie ein armes Lamm hat ſie ihn gewürgt, die Wölfin! . . .

Ich bringe ihm Hülfe! ſprach ich aus vollem, gläubigem Herzen.

Ich kniete an der anderen Seite des Bettes hin; es ſchien mir, als ob der Abbat eine Bewegung mache und die Augen halb öffne. Der Arzt kam in dem Augenblick, er lüftete ein wenig das Laken, überzeugte ſich, daß der Puls noch ſchlug, horchte nach dem faſt unmerklichen Athem des Sterbenden; dann trat er dicht an mich heran und ſchüttelte den Kopf.

Keine Hoffnung? fragte ich leiſe.

Keine, antwortete er; der Unglückliche hat nur noch wenige Minuten zu leben. Ohne ſeine wunderbare Leibesſtärke wäre ſchon Alles vorüber; aber das Leben zieht ſich aus einem ſo jungen und kräftigen Körper langſam zurück.

Ich näherte mich dem Abbat wieder, neigte mich über ihn und ſuchte nach ſeiner Hand. Da bemerkte ich mit Grauſen, daß er in ſeinem Blute gebadet lag. — Mein Sohn, mein lieber Sohn, ſagte ich zu ihm, wollen Sie, daß Gott Ihnen verzeihe, ſo beten Sie mit mir von Herzen zu ihm. Beten Sie für Ihre Frau und verzeihen Sie ihr, durch deren Hand Sie ſterben; Sie haben nur einen Augenblick, aber ein Augenblick vermag alle Fehler unſeres Lebens zu ſühnen. . . Hören Sie mich, mein lieber Sohn? . . . wollen Sie verzeihen?

Er konnte mir nicht antworten, aber ich hatte den

177.
Dreihundert ſiehſt du ſchon vorausgegangen,
Die ärmſten Leute, die das Land ernährt.
Sie gehn, gleich angethan, mit ſchwarzen, langen
Gewändern bis zum Grund hinab beſchwert.
Nach ihnen ſiehſt du hundert Pagen prangen,
Und jeden hoch auf ſchwerem Schlachtenpferd.
Der Pagen ſchwarz behang'ne Roſſe fegen
Den Boden, wie ſie ſich im Zug bewegen.

178.
Die Banner ſieh', die ſich am Sarg entfalten,
Jedwedes in verſchiedner Wappenpracht,
Ein langer Zug von neuen und von alten;
Sie ſind erobert in manch heißer Schlacht
Von den nunmehr erloſchenen Gewalten,
Und Petro und dem Kaiſer zugebracht.
Die vielen Schilde ſieh, mit würd'gen Zeichen
Geſchmückt von Kriegern aus beſiegten Reichen.

179.
Ein Hundert und noch eins betritt die Scene,
Das den und jenen Zweck im Zug erfüllt!
Sie tragen alle Fackeln ſo wie jene,
Und ſind von Kopf zu Fuß in Schwarz gehüllt.
Dann folgt der hohe Graf, dem manche Thräne
Aus den ſchon roth geweinten Augen quillt.
Mit ihm Reinald, nicht heitrer anzuſehen.
Der Markgraf kann nicht mit der Leiche gehen.

180.
Es wär' zu lang, und ewig würd' es währen,
Von Allem euch, was düſter hier geſchah,
Von all' den Trauermänteln zu belehren,
Von all' den Kerzen, die man flackern ſah.

unausſprechlichen Troſt, zu fühlen, wie ſeine Hand die meinige ſchwach drückte. Dann öffneten ſich ſeine Augen halb; er ſah ſeine Mutter an, und unmittelbar darauf kehrte ſeine reuige und gerettete Seele zu Gott zurück.

Desſelben Tages, als ich nach S. . . zurückkehrte, erfuhr ich, daß man die Schuldige kurz vorher ergriffen und nach Aix in den Kerker geführt hatte. Es war mir leider verſagt, ihr den geiſtlichen Beiſtand, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte, zu bringen; die Civilbehörde geſtattete den Eintritt in die Gefängniſſe nur den Geiſtlichen, die den Eid auf die Verfaſſung geleiſtet hatten. In der Unmöglichkeit, bis zu ihr vorzudringen, ſchrieb ich ihr Alles, was mir die chriſtliche Liebe zu ihrem Troſt und zum Beſten ihres Seelenheils eingab, und ich hatte das Glück, daß mein Brief in ihre Hände gelangte.

In den Tagen bürgerlicher Wirren und Zwiſtigkeiten ereilt die menſchliche Gerechtigkeit die großen Verbrecher ſo zu ſagen geräuſchlos, und ſo entging auch dieſe Unglückliche einer traurigen Berühmtheit. Nach mehr als einjährigem Schmachten im Gefängniß erſchien ſie vor einem der Gerichte, die an die Stelle der Parlamentshöfe getreten waren, und wurde, ohne daß es Aufſehen erregte, nach den neuen Geſetzen verhört und verurtheilt; verurtheilt, durch Henkers Hand gebrandmarkt und auf Lebenszeit eingekerkert zu werden. Ich befand mich damals nicht mehr in Frankreich; durch die Verfolgung war ich genöthigt worden, in den Kirchenſtaat zu flüchten, und als ich von dem Richterſpruch hörte, war er längſt vollzogen.

Bei meiner Rückkehr aus dem freiwilligen Exil hatte man den Fall faſt vergeſſen. Nur ſo viel konnte ich in Erfahrung bringen: die ſchöne Bäuerin, wie man ſie noch nannte, erſtand ihre Strafe in Embrun, und die Mutter Pinatel war aus Gram darüber geſtorben, daß die Richter ihre Schwiegertochter nicht auf das Blutgerüſt geſchickt hatten.

Und ſeit dieſer Zeit haben Sie nichts mehr von der Unglücklichen gehört? rief der Marquis aus.

Der Abbé zögerte eine Weile mit der Antwort; irgend ein Gewiſſensbedenken ſchien ihm mitten in ſeinen Enthüllungen Einhalt zu gebieten. Endlich erwiderte er kurz: Ich erfuhr ſpäter, daß ſie ſich der Begnadigung würdig gezeigt habe und aus dem Gefängniß entlaſſen worden ſei. Indeſſen war ihre Lage noch entſetzlich; bei ihrer Rückkehr in die Welt fand ſie nichts als Elend und den allgemeinen Abſcheu vor ihrer That. Nur ein Einziger, der wußte, mit wie tiefer Reue ſie ihr Verbrechen gebüßt, war ihr bei der Geheimhaltung ihrer Vergangenheit" behülflich und verſchaffte ihr die Mittel, ſich ihren beſcheidenen Unterhalt zu gewinnen.,

Ich beſchwöre Sie, Herr Pfarrer, erkundigen Sie ſich weiter nach ihr, ſagte Herr von Champaubert erregt; dann berichten Sie mir über ihre Lage; in Zukunft ſoll ihre Exiſtenz geſichert ſein und Nichts mehr die Ruhe ihrer letzten Tage gefährden.

Der Abbé verbeugte ſich und antwortete bloß: Ich werde es verſuchen, Herr Marquis.

Iſt es möglich, daß ich ſo lange, ohne es zu ahnen, die Heldin einer ſo traurigen Geſchichte vor Augen hatte! murmelte mit einem Blick auf das Portrait Dom Geruſac. Lieber Abbé, Sie hätten mich doch nicht darüber im Dunkeln laſſen ſollen.

Der Abbé heftete mit der Miene des Erſtaunens ſeine Augen auf das Bild.

Das iſt das Fräulein von Malpeire, rief ich. Haben Sie die Züge denn nicht wieder erkannt?

Er ſchüttelte den Kopf und antwortete traurig: Nein, wahrlich nicht; wie ich ſie zum erſten Mal ſah, hatte ſie nicht mehr ein ſo friſches und lachendes Geſicht, ſie war dieſem Bilde ſchon nicht mehr ähnlich.

Wir Alle ſchwiegen; das Rebholz kniſterte im Kamin und flackerte mit einer ſo lebhaften Flamme, daß ſie den Schein der faſt ganz niedergebrannten Wachslichter erſetzte. Draußen hatte es mit Regnen aufgehört, und der Herbſtwind ſummte traurig zwiſchen den Jalouſieen. Als die Uhr Mitternacht ſchlug, ſtand der Marquis auf. Er mußte morgen in aller Frühe abreiſen, und wir wollten ihm bis zur Landſtraße das Geleit geben. Ehe er ſich zurückzog, drückte er dem Abbé Lambert die Hand und ſagte, indem er ſeine Börſe auf die Kaminecke legte, leiſe zu ihm: Dies für Ihre Armen, Herr Pfarrer; ich werde die Gabe jedes Jahr erneuern.

Die ganze Nacht ſchloß ich kein Auge, und Herr von Champaubert ſchlief eben ſo wenig; lange nach Mitternacht hörte ich ihn noch in ſeinem Zimmer auf und abgehen. Wir dachten Beide an das ſchöne, unheilvolle Weſen, das ſeine erſte Liebe geweſen und fünfunddreißig Jahre ſpäter meinem unbefangenen Herzen gefährlich geworden war. Ich war noch immer ſterblich in ſie verliebt; ihr düſteres Geſchick ſogar verlieh ihr in meinen Augen einen eigenen unheimlichen Reiz; ihre Miſſethat ſelbſt erregte in mir ein zwiſchen Bewunderung und Grauſen ſeltſam ſchwankendes Gefühl; ich fand, der Abbat hatte, als er die Hand gegen ſie erhob, den Tod tauſend Mal verdient, und ſie hatte ſich mit einer ihres Stammes würdigen Entſchloſſenheit gerächt. Wenn ich an dieſen traurigen Nebenbuhler dachte, ſo gerieth ich in eine Eiferſucht, eine Wuth, die ſich nicht ſchildern laſſen: mir ſchien, als ſei er trotz ſeines kläglichen Endes viel zu glücklich geweſen, und gerne hätte ich das, was er genoſſen, mit demſelben hohen Preiſe bezahlt. Dieſe Gedanken ſchürten ein Fieber an in meinem Blut, ich zählte die Stunden bis zum neuen Tag; beſtändig, bald lächelnd, bald düſter oder Thränen vergießend, ſtand das reizende Geſpenſt vor meinen geſchloſſenen Augen. Doch lag ich in tiefem Schlaf, als Dom Geruſac am anderen Morgen nach mir rief.

Der Marquis war bereits reiſefertig, und wir machten uns auf den Weg.

Die Strahlen einer milden Herbſtſonne überflutheten das ganze Thal; noch hatte kein vorzeitiger Froſt das friſchgrüne Laub entfärbt; in den lang geſtreckten Weißdornhecken zwitſcherte das kälteſcheue Rothkehlchen, und um blühende Rosmaringeſträuche flatterten noch ſchöne Falter; aber über dieſes Gebiet hinaus, in welchem die lauen Südwinde herrſchten, erhoben ſich die Berggipfel, die ſchon mit ihrem Schneemantel umhüllt waren.

Ehe wir zur Landſtraße kamen, wandte der Marquis ſich noch einmal nach dieſer Gegend zurück. Sein Blick ruhte auf den beiden Felshäuptern, die, durch einen tiefen Einſchnitt getrennt, den ſüdlichen Abhang überragen, und er ſagte ſeufzend vor ſich hin: Das iſt der Engpaß von Malpeire!

Gleich darauf erreichten wir die Straße, wo die Wagen warteten. Der Marquis gab mir die Hand und verſicherte mich lebhaft ſeines Wohlwollens; dann wandte er ſich zu Dom Geruſac und ſagte gerührt zu ihm: Nun wir uns wiedergeſehen, wird es mir ſchwer, abermals von dir zu ſcheiden, alter Freund!

Und doch ſind wir recht traurig zuſammen geweſen, ſagte mein guter Ohm mit einem tiefen Seufzer; das verwünſchte Porträt hat das auf dem Gewiſſen.

Die beiden Freunde umarmten ſich; der Geſandte ſchwang ſich raſch in ſeine Kutſche und winkte uns zum Wagenſchlag heraus ein letztes Lebewohl zu. In der nächſten Minute verſchwanden die Wagen in der Ferne unter dichten Staubwolken, und wir ſtanden allein am

Rande des Weges, den weißen Wirbel, der ſo raſch ſich gegen den Horizont bewegte, mit den Augen verfolgend.

Das Erſte, was Dom Geruſac bei der Heimkehr vornahm, war, daß er Babelou rief und ihr befahl, den Gegenſtand meiner heimlichen Anbetung auf den Speicher hinaufzutragen; dann ſagte er ruhig zu mir: Der Anblick dieſes abſcheulichen Weibes würde mir meine Mahlzeiten ſtören; bei Tiſche würde ich beſtändig an ihre Abenteuer denken müſſen. Uebrigens iſt das Bild eine rechte Pfuſcherei. So lieb ich Champaubert habe, — der Arm iſt ſehr verzeichnet, und die Verkürzung des kleinen Fingers iſt ganz und gar verfehlt. Kurz, es iſt eine klägliche Schmieralie, und ich hätte ſicher gut daran gethan, es nicht ſo lange meinen Kamin verunzieren zu laſſen.

Ich erhob keinen Einſpruch gegen dieſe Verbannung; noch auch mochte ich meinen Oheim um das Bild bitten, das für mich einen ſo hohen Werth hatte und ihm ſo wenig galt; ich hätte doch meine geheime Narrheit dabei verrathen müſſen, wenn ich ihm mein heftiges Verlangen nach dieſem Schatz geſtanden hätte; dagegen nahm ich mir vor, mich ſeiner heimlich zu bemächtigen und es mitzunehmen. Die Zeit war kurz, die mir blieb, um dieſe ſeltſame Entführung ins Werk zu ſetzen: die Ferien gingen zu Ende, und ich ſollte übermorgen abreiſen. Die Sache ſchien nicht mit großen Schwierigkeiten verknüpft; es handelte ſich einfach darum, ſich in den im dritten Stock gelegenen Speicher einzuſchleichen, das koſtbare Gemälde herauszuholen und es irgend einem Bäuerlein gegen eine anſtändige Vergütung zur Beförderung bis an den Ort anzuvertrauen, wo ich in die Poſtkutſche zu ſteigen pflegte. Ehe ich mich nach einem ſolchen unentbehrlichen Vertrauten und Helfershelfer umſah, ſtellte ich der Babelou die ſchlaue Frage: Wie haſt du, arme Kleine, es nur fertig gebracht, das alte Bild ſo hoch hinauf zu ſchleppen und es bis ans Ende des Speichers zu ſchieben?

Ich habe es, mit dem Geſicht gegen die Mauer, gleich neben der Thüre abgeſetzt; antwortete ſie mir; ich habe wahrhaftig mehr zu thun, als dem Ding da unter dem alten Gerümpel, das oben herum ſteht, einen beſondern Platz auszuſuchen.

Mein Onkel hält all dieſe Alterthümer unter Schloß und Riegel? warf ich ſcheinbar gleichgültig hin.

Ja, ſo denkt er! ſagte ſie mit Achſelzucken; aber, da man täglich bald um dies, bald um das hinein muß, hängt der Schlüſſel am Haken neben der Thüre.

Dieſe Aufklärungen befriedigten mich ſehr, und ich verbrachte faſt den ganzen Tag im Freien, meine Büchſe im Arm, unter dem Vorwand zu jagen, in der That aber, um irgend einen Burſchen aus der Nachbarſchaft aufzutreiben, dem ſich die Rolle des Helfers bei der Entführung anvertrauen ließe. Endlich war er gefunden, ich verſicherte mich mittels eines Fünffrankenſtücks ſeiner Verſchwiegenheit und beſtellte ihn für den nämlichen Abend zwiſchen elf und zwölf Uhr an den Ausgang der Allee. Ich trug ihm auf, ſich mit zwei Weidengeflechten zu verſehen, zwiſchen denen das theure Bild die Reiſe mitmachen ſollte, um mich dann nie mehr zu verlaſſen. Nach dieſen Anordnungen kehrte ich, zu meinem Abenteuer entſchloſſen, in das Haus zurück.

Es war ſchon ſpät; die Dämmerung brach raſch herein, und ein melancholiſches Schweigen herrſchte rings um mich her. Beim Eintritt in das Haus fand ich Niemand; die Lampe ſtand angezündet in dem kleinen Salon, und die Hunde ſchliefen auf den Seſſeln. Ich dachte, mein Oheim arbeite in der Bibliothek, den Kopf in ſeine Folianten vergraben, und die Babelou ſei in der Küche beſchäftigt. Die Gelegenheit ſchien mir durchaus günſtig; ich ſtieg die Treppe hinauf mit klopfendem Herzen und brennendem Kopfe, wie ein Mädchenräuber, der eben ſeine Beute an ſich reißen will. Ich habe ſchon geſagt, daß der Speicher im dritten Stocke lag. Oben an der Treppe angelangt, ſtand ich plötzlich Dom Geruſac gegenüber. Seine Arbeitslampe in der Hand und die Brille auf die Stirn zurückgeſchoben, trat er aus einer Thüre, die ſich unmittelbar auf den Treppenflur öffnete. Er ſah ſehr betrübt und beſtürzt aus.

Die arme Marion liegt im Sterben, ſagte er; Abbé Lambert hat ihr eben die letzte Wegzehrung ertheilt; ſie kann jeden Augenblick hinüber ſein.

Welch ein Unglück! rief ich in wirklicher Verzweiflung.

Marion's Kammer lag dicht neben dem Speicher; die beiden Thüren ſtießen aneinander, und es blieb mir alſo keine Ausſicht, meinen Plan auszuführen, ohne von den Perſonen in der Umgebung der Sterbenden bemerkt zu werden. Mein guter Onkel, der mich ſo ganz außer Faſſung ſah, nahm mich unter den Arm und nöthigte mich, mit ihm wieder hinabzuſteigen. Unten an der Treppe fanden wir die Babelou, die heftig weinte.

Das arme Mädchen hat ſich zu viel zugetraut, ſagte ſie zu uns; geſtern war ſie ſchon ſehr krank, aber ſie wäre lieber vor ihrem Herde geſtorben, als daß ſie ſich ins Bett gelegt hätte, bevor für das Diner Alles beſorgt war. Und doch hat ſie wohl gewußt, wie gefährlich es ſtand. Während ich bei Tiſch aufwartete, ſagte ſie zu der Goton, die bei ihr war, ſo ſchnell als möglich müſſe der Herr Pfarrer geholt werden . . . Deßwegen iſt er noch um neun Uhr Abends durch den Platzregen hergekommen . . . Heut früh ging es jedoch wieder beſſer mit ihr. Um ihr eine Freude zu machen, brachte ich ihr, was der Herr Marquis mir geſchenkt hatte, zwei ſchöne Vierzigfrankenſtücke, und gab ihr eins davon . . . Sie meinte, ſie fühle ſich faſt nicht mehr krank . . . Doch das hielt nicht lange vor, und nun geht es mit ihr zur Neige . . .

Wir traten in den Salon; eine halbe Stunde ſpäter kam der Abbé Lambert mit der Nachricht, daß Alles vorüber ſei.

Der plötzliche Tod der Marion war eines von den häuslichen Ereigniſſen, die den Hausſtand eines Hageſtolzen für den Augenblick aus den Fugen bringen. Mein

Onkel war tief betrübt und hörte nicht auf zu betheuern: Sie war ein ſehr wackeres Frauenzimmer . . . Während der zehn oder zwölf Jahre, die ſie bei mir in Dienſt ſtand, hat ſie mir nicht zu der geringſten Klage Anlaß gegeben . . . Es wird ſchwer halten, ſie zu erſetzen.

Was mich betrifft, ſo berechnete ich, wie viel Zeit mir nach dem Wegbringen der Leiche zur Entführung des Fräuleins von Malpeire noch bleiben würde.

Wer beerbt eigentlich das arme Geſchöpf? ſagte mein Oheim plötzlich. Ich habe von ihr noch einen vollen Jahreslohn in Händen; ſie beſaß auch einige Erſparniſſe; Alles das gehört ihren Verwandten, wenn ſie welche hat. Man wird ſich erkundigen müſſen . . .

Abbé Lambert ſchüttelte den Kopf; er ſaß am Tiſch und ſetzte das Nöthige für die Eintragung in die Todtenliſte auf. Als er damit fertig war, reichte er Dom Geruſac, ohne ein Wort zu ſagen, das Blatt. Dieſer fuhr zurück, ſtarr vor Erſtaunen, und warf einen Blick auf den leeren Wandpfeiler über dem Kamin. Ich trat unwillkürlich näher und las ihm über die Schulter: „Heute den 12. Oktober 18 . . verſchied zu Saint-Pierre de Corbie Maria Magdalena von Malpeire, Wittwe von François Pinatel u. ſ. w.“

Oh! Marion! . . . Sie war es! rief ich, und ein Schauder überlief mich.

Der Abbé Lambert und mein Oheim ſtanden an den Tiſch gelehnt, mit gefalteten Händen, ich glaube, ſie beteten. Babelou ſchluchzte hinter der Thüre. Ich

Jetzt, wie ſie ſich zur Kathedrale kehren,
Da bleibt kein Auge trocken fern und nah.
So ſchön, ſo gut, ſo jung! Das Loos des Armen
Füllt Männer, Weiber, Kinder mit Erbarmen.

### 181.

Nun iſt er in dem Dom; und wie das Klagen
Geendet, und der Weiber nutzlos Schrei'n,
Und wie nicht länger ſich die Prieſter plagen
Mit dem Eleiſon und den Litanei'n,
Bleibt hier die Bahre, die zwei Säulen tragen,
Es hüllt ein reicher Goldbrokat ſie ein;
Hier läßt der Graf den Todten ruhn, ſo lange,
Bis ihn die würdigere Gruft empfange.

### 182.

Der Graf beſtellt', eh' er von dannen ſchied,
Noch Porphyrſäulen, Alabaſterplatten;
Da er die beſten Künſtler an ſich zieht,
Mit reichem Lohn, geht alles raſch von Statten.
Worauf ſich Flordeliſe ſelbſt bemüht,
Das Denkmal zu errichten ihrem Gatten;
Denn dieſe kam vom Afrikanerſtrand,
Als ſchon der Graf ſich auf der See befand.

### 183.

Da ihre Thränen nimmermehr verſiegen,
Und ihre Bruſt von Seufzern ewig flammt,
Und da es nicht der Sehnſucht will genügen,
Zu ordnen ein beſtändig Todtenamt,
So faßt ſie den Entſchluß, hier ſtill zu liegen,
Bis daß ihr Geiſt hingeht von wo er ſtammt;
Sie läßt im Grab ſich eine Zelle bauen,
Um ihren letzten Tag darin zu ſchauen.

ſetzte mich an den Kamin, verbarg das Geſicht in den Händen und blieb ſo den ganzen Abend, gedemüthigt, beſchämt, vernichtet. Gegen Mitternacht ſuchte ich mein Zimmer auf. Unmittelbar darauf hörte ich Jemand unter dem Fenſter leiſe meinen Namen rufen. Ich öffnete den Fenſterladen: es war mein Vertrauter, der nicht länger vergebens am Ausgang der Allee auf mich warten wollte und, um ſich mir in Erinnerung zu bringen, herangetreten war.

Wie ſteht's, Monſieur Frédéric? ſagte er und hob ſich auf den Fußſpitzen, ich bin da, um das Bild zu holen. Könnten Sie mir es nicht durch das Fenſter herunterlaſſen?

Ich habe es nicht und will es auch nicht haben! erwiderte ich mit einer Verwünſchung. Mach' daß du fortkommſt!

* * *

Fünfzehn Jahre ſpäter, nach dem Tode Dom Geruſac's, der mich zu ſeinem Haupterben eingeſetzt hatte, fand ich das Fräulein von Malpeire noch auf der nämlichen Stelle hinter der Speicherthüre. Es war von den Mäuſen hie und da angenagt, und der kleine Finger, an dem ſich mein Onkel ſo ſehr geſtoßen, verſchwunden.

Ich ließ das hübſche Paſtellbild auffriſchen, und heute nimmt es einen ehrenvollen Platz in meiner Porträtſammlung ein.

# Erſte Liebe.

Von

**Iwan Turgénjeff.**

(geb. 1818.)

Aus dem Ruſſiſchen

von

**Claire von Glümer.**

Die Gäſte hatten ſich längſt entfernt, die Wanduhr ſchlug halb Eins; nur Sergeĭ Nikolajewitſch und Wladimir Petrowitſch waren bei dem Hausherrn zurückgeblieben.

Er klingelte und befahl die Ueberreſte des Abendeſſens abzuräumen. Es bleibt alſo dabei, ſagte er dann, indem er ſich im Seſſel zurücklehnte und eine Cigarre anzündete, Jeder von uns wird die Geſchichte ſeiner erſten Liebe erzählen — Sie, Sergeĭ Nikolajewitſch, fangen an.

Sergeĭ Nikolajewitſch, ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit blondem, aufgedunſenem Geſicht, ſah erſt den Hausherrn an und erhob dann die Augen zur Decke. Ich habe gar keine erſte Liebe gehabt, ſagte er endlich; ich habe gleich bei der zweiten angefangen.

Was wollen Sie damit ſagen?

Es war ſehr einfach. Ich war achtzehn Jahr alt, als ich zum erſten Male einem hübſchen Mädchen den

Hof machte, aber ich that es in einer Weiſe, als ob mir dies durchaus nichts Neues wäre, und ganz ſo, wie ich ſpäter auch Andern den Hof gemacht habe. Die Wahrheit zu geſtehen, verliebte ich mich zum erſten und letzten Male, als ich ſechs Jahr alt war und zwar in meine Wärterin . . . aber das iſt ſchon lange her. Die Einzelnheiten dieſes Verhältniſſes ſind meinem Gedächtniß entſchwunden, und wenn ich mich wieder darauf beſinnen könnte, wer ſollte ſich dafür intereſſiren?

Was iſt da zu thun? fing der Hausherr wieder an. Auch von *meiner* erſten Liebe iſt nichts Bemerkenswerthes zu ſagen. Ich war nie verliebt geweſen, als ich Anna Iwanowna, meine jetzige Frau, kennen lernte, und dann ging Alles wie am Schnürchen. Unſere Eltern wünſchten, ein Paar aus uns zu machen; wir gewannen uns lieb und heiratheten bald darauf . . . meine Geſchichte iſt alſo in zwei Worten erzählt, und ich muß geſtehen, meine Herren, daß ich bei der Frage nach der erſten Liebe auf Sie beiden Junggeſellen gerechnet hatte. . . . Sie ſind zwar noch nicht alt, aber doch auch keine Jünglinge mehr! Sollten Sie, Wladimir Petrowitſch, uns nichts Intereſſantes zu erzählen haben?

Meine erſte Liebe kann in der That nicht zu den gewöhnlichen gerechnet werden, gab Wladimir Petrowitſch, ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit ſchwarzem, ſchon ins Graue ſpielendem Haar, zögernd zur Antwort.

Ah! riefen der Hausherr und Sergei Nikolajewitſch wie aus Einem Munde, um ſo beſſer . . . erzählen Sie!

Sehr gern . . . und doch nicht! ich erzähle ſchlecht: entweder kalt und trocken, oder weitläufig und ungenau. Wenn Sie erlauben, will ich aufſchreiben, was ich noch weiß, und es Ihnen vorleſen.

Die Freunde wollten erſt nicht einwilligen, aber Wladimir Petrowitſch beſtand auf ſeinem Vorſchlage, und als ſie vierzehn Tage ſpäter wieder zuſammen kamen, erfüllte er ſein Verſprechen.

Hier folgt, was ſein Heft enthielt.

## I.

Ich war damals ſechzehn Jahr alt, und es war im Sommer 1833.

Meine Eltern, die in Moskau lebten, hatten ein Landhaus vor dem Kaluſchkoiſchen Thore gemiethet, dem Park von Neskuſchnoi gegenüber. Ich bereitete mich zur Univerſität vor, war jedoch nicht beſonders fleißig und ließ es mit der Arbeit langſam angehen.

Niemand beſchränkte mich im Genuß meiner Freiheit; ich that was mir gefiel, namentlich ſeit mich mein letzter franzöſiſcher Hofmeiſter verlaſſen hatte. Er konnte ſich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er wie eine Bombe (comme une bombe) nach Rußland geſchleudert ſei, und pflegte ſich tagelang mit grimmiger Miene in ſeinem Bett herumzuwälzen.

Mein Vater behandelte mich mit freundlicher Gleichgültigkeit, und meine Mutter bekümmerte ſich ſo wenig als möglich um mich, obwohl ich ihr einziges Kind war; andere Sorgen nahmen ſie in Anſpruch. Mein Vater, ein noch junger und ſehr ſchöner Mann, hatte ſie aus Berechnung geheirathet. Sie war etwa zehn Jahre älter als er, führte ein trauriges Leben, befand ſich in beſtändiger Aufregung, war eiferſüchtig und gereizt, zeigte das aber nie in Gegenwart meines Vaters, vor dem ſie große Furcht hatte und der ſich immer ſtreng, kalt und zurückhaltend gegen ſie benahm. Nie iſt mir ein Menſch von größerer äußerlicher Ruhe, mehr Selbſtvertrauen und Selbſtbeherrſchung vorgekommen.

Die erſten Wochen unſeres Aufenthalts im Landhauſe werde ich nie vergeſſen. Das Wetter war herrlich; wir hatten die Stadt am 9. Mai, dem Sanct Nikolaustage, verlaſſen. Ich wanderte bald in unſerm Garten, bald im Park von Neskuſchnoi, bald vor dem Thore umher; zuweilen nahm ich ein Buch, etwa Kaidanow's Leitfaden mit, ſchlug es aber ſelten auf und ſagte mir lieber Gedichte her, von denen ich eine Menge auswendig wußte. Mein Blut kochte, mein Herz that weh — es war halb ſüß, halb lächerlich. — Ich befand mich immer in Erwartung, als ob mir etwas Beſonderes bevorſtände, ſtaunte über Alles und war doch auf Alles gefaßt. Meine aufgeregte Phantaſie umgaukelten immer dieſelben Bilder, wie im Morgenroth Schwalben einen Thurm umkreiſen. Ich wurde nachdenklich, wehmüthig, und zuweilen kamen mir ſelbſt Thränen in die Augen.

Aber durch dieſe Traurigkeit und dieſe Thränen, welche bald durch den Zauber volltönender Verſe, bald durch die Schönheit des Abends hervorgerufen wurden, drang wie Frühlingsgrün das Wonnegefühl des jungen, gährenden Lebens.

Ich hatte ein Reitpferd, das ich ſelbſt zu ſatteln pflegte, ritt dann ohne beſtimmtes Ziel hinaus, ſpornte es an und bildete mir ein, daß ich ein Ritter wäre, der zum Turnier eilte. Luſtig blies mir der Wind in die Ohren, und wenn ich die Augen zum Himmel erhob, drang mir ſein ſtrahlendes, leuchtendes Blau bis in den Grund der Seele.

Ich erinnere mich, daß in jener Zeit weder das Bild einer Frau, noch die Vorſtellung weiblicher Liebe meinem Geiſte in deutlichen Zügen vorgeſchwebt hat; aber in Alles, was ich dachte und fühlte, miſchte ſich ein halbbewußtes, verſchämtes Vorgefühl, eine Ahnung von etwas Neuem, unausſprechlich Süßem, Weiblichem . . .

Dieſes Vorgefühl, dieſe ahnungsvolle Erwartung erfüllte mein ganzes Weſen, durchrieſelte meine Adern, durchglühte jeden Blutstropfen und . . . ſollte ſich bald verwirklichen.

Unſer Landhaus beſtand aus einem hölzernen, mit Säulen verzierten Mittelbau und zwei niedrigen Flügeln. Der zur Linken enthielt eine kleine, ärmliche Tapetenfabrik, die ich häufig beſuchte, um zuzuſehen, wie abgemagerte, zerlumpte Jungen mit ſchmutzigen Röcken und elenden Geſichtern immer wieder auf die hölzernen Hebebäume ſprangen, welche die viereckigen Preßblöcke niederdrückten, und ſo durch das Gewicht ihrer hagern Körper die bunten Tapetenmuſter fertig brachten. Der rechte Flügel des Hauſes ſtand leer und war zu vermiethen. Eines Tages — etwa drei Wochen nach dem 9. Mai — wurden die Fenſterläden dieſes Flügels geöffnet, und mehrere Frauengeſichter ließen ſich ſehen. Eine Familie war eingezogen. Ich erinnere mich, daß ſich an demſelben Tage während des Eſſens meine Mutter bei unſerm Haushofmeiſter nach den neuen Miethsleuten erkundigte und als ſie erfuhr, daß unſere Nachbarin der fürſtlichen Familie Saſſekin angehörte, mit einem gewiſſen ehrfurchtsvollen Nachdruck ausrief: Ach . . eine Fürſtin! dann aber hinzufügte: Sie muß wohl arm ſein.

Sie ſind in drei Miethswagen gekommen, antwortete der Haushofmeiſter, indem er meiner Mutter reſpectvoll die Schüſſel reichte. Eigene Equipage haben ſie nicht, und ihr Mobiliar ſieht auch nicht beſonders aus.

Ja, fing meine Mutter wieder an, aber das iſt immer beſſer . . .

Mein Vater warf ihr einen kalten Blick zu und ſie verſtummte.

Die Fürſtin Saſſekin konnte in der That keine reiche Frau ſein. Die Wohnung, die ſie gemiethet hatte, war ſo baufällig, klein und niedrig, daß ſie Leute von nur einiger Wohlhabenheit ſchwerlich bezogen hätten. Auf mich machten die damals gehörten Be-

184.

Er läßt ſie nicht durch Boten nur ermahnen,
Roland kommt ſelbſt, und ſucht ſie zu erflehn.
Will ſie nach Frankreich, ſoll bei Galeranen
Ein reiches Jahrgeld ihr zu Dienſten ſtehn,
Will ſie zum Vater, in die Gruft der Ahnen,
So will er bis nach Lizza mit ihr gehn.
Auch will er gern ein Kloſter ihr errichten,
Wenn ſie dem Herrn ihr Leben will verpflichten.

185.

Sie bleibt im Grab, mit ſanftem Widerſtreben,
Und betet tiefzerknirſcht ſo Tag als Nacht.
So währt es denn nicht lang, bis ihrem Leben
Die Parze mitleidsvoll ein Ende macht.
Schon haben ſich vom Eiland fortbegeben,
Von der Cyklopen alter Höhlennacht,
Die drei von Frankreich, die ſich ſtill betrüben,
Des vierten denkend, der zurückgeblieben.

186.

Sie wollten ohne Arzt die Fahrt nicht wagen,
Beſorgt für Oliviers verletzten Fuß;
Denn da ſie ſchlecht zuerſt des Uebels pflagen,
So droht es nun mit einem harten Schluß.
Man hört ſo bitterlich den Kranken klagen,
Daß man das Schlimmſte ſchon befürchten muß.
Dem Schiffer kommt, indem ſie dieß bedenken,
Ein Vorſchlag, dem ſie alle Beifall ſchenken.

187.

Die beſte Zuflucht, ſagt er, wär' am Ende
Ein Eremit auf nahen Felſenhöhn,
An den man nimmer ſich vergebens wende,
Es gelte mit was irgend beizuſtehn,

merkungen keinen Eindruck. Der Fürſtentitel blieb wirkungslos — ich hatte kurz vorher Schiller's „Räuber" geleſen.

## II.

Jeden Abend pflegte ich unſern Garten mit einer Jagdflinte zu durchſtreifen und den Krähen aufzulauern, denn ich habe gegen dieſe vorſichtigen, ſchlauen, raubgierigen Vögel von jeher einen Widerwillen gehabt. An dem vorhin erwähnten Tage war ich gleichfalls in den Garten gegangen und hatte vergebens alle Alleen durchſtreift (die Krähen hatten mich bemerkt und krächzten mich von weitem an). Zufällig kam ich in die Nähe des niedrigen Zaunes, der unſern Garten von dem ſchmalen zu dem rechten Flügel gehörigen Antheil trennte. Mit geſenktem Kopfe ging ich meines Weges, aber plötzlich hörte ich Stimmen, warf einen Blick über den Zaun und blieb wie verſteinert ſtehen . . . ein ſeltſames Schauſpiel bot ſich mir dar.

Nur wenige Schritte von mir entfernt, auf einem Raſenplatze zwiſchen blühenden Himbeerſträuchern, ſtand ein großes, ſchlankes Mädchen in einem geſtreiften roſa Kleide und mit einem weißen Tuche auf dem Kopfe. Vier junge Leute drängten ſich um ſie her, die ſie der Reihe nach mit kleinen grauen Blumen auf die Stirne ſchlug. Den Namen dieſer Blumen weiß ich nicht, aber allen Kindern ſind ſie wohl bekannt, bilden kleine Säckchen und platzen mit einem Knall, wenn ſie an einen harten Gegenſtand geſchlagen werden. Die jungen Leute ſchienen ihre Stirn ſo freudig darzubieten und in dem Weſen des jungen Mädchens (ich konnte ſie nur von der Seite ſehen) lag zugleich etwas ſo Bezauberndes, Gebietendes, Einſchmeichelndes, Spöttiſches und Liebliches, daß ich vor Staunen und Entzücken beinah aufgeſchrieen und Alles in der Welt darum gegeben hätte, von dieſen holden Fingern ebenfalls einen Schlag auf die Stirn zu bekommen. Meine Flinte ſank ins Gras, ich hatte Alles vergeſſen und meine Blicke verſchlangen die herrliche Geſtalt mit dem ſchlanken Halſe, die ſchönen Hände, die blonden unter dem weißen Tuche vorquellenden Haare, das halbgeſchloſſene, kluge Auge, die Wimpern und die zarten Wangen darunter . . .

Junger Mann! Ei, junger Mann, ließ ſich plötzlich eine Stimme neben mir hören, iſt es wohl erlaubt, fremde junge Damen ſo zu beobachten?

Ich erbebte vom Kopf bis zu den Füßen, blieb aber ſchweigend ſtehen. Neben mir, an der andern Seite des Zaunes, ſah ich einen Mann mit kurzgeſchorenen ſchwarzen Haaren, der mich ſpöttiſch lächelnd anſtarrte. In demſelben Augenblicke wendete ſich das junge Mädchen nach mir um; ich ſah ein paar große, ſtrahlende graue Augen, ein ausdrucksvolles Geſicht, das plötzlich zuckte, lächelte und die weißen Zähne ſehen ließ, während ſie die Augenbrauen wie ſcherzend in die Höhe zog.

Ich erröthete, raffte meine Flinte auf und ſtürzte, von einem lauten, aber nicht etwa boshaften Gelächter begleitet, davon, eilte in mein Zimmer, warf mich aufs Bett und drückte das Geſicht in meine Hände. Das Herz wollte mir die Bruſt zerſprengen; ich war zugleich beſchämt und beglückt und fühlte eine bis dahin unbekannte Erregung.

Nach kurzer Ruhe kämmte ich mich, ordnete meinen Anzug und ging hinunter zum Thee. Das Bild des jungen Mädchens ſchwebte mir vor der Seele; mein Herz ſchlug ruhiger, aber noch immer fühlte ich mich ſanft bedrückt.

Wie iſt's, fragte mein Vater plötzlich, haſt du Krähen geſchoſſen?

Schon war ich im Begriff, ihm Alles zu erzählen, aber ich beſann mich wieder und lächelte nur vor mich hin. Dann zog ich mich zurück, drehte mich, als ich in mein Zimmer kam — warum weiß ich noch heute nicht — wohl dreimal auf einem Beine, pomadiſirte meine Haare, legte mich ins Bett und ſchlief die ganze Nacht wie ein Todter. Gegen Morgen wachte ich einmal auf, erhob den Kopf, ſah wie verzückt umher — und ſchlief wieder ein.

## III.

Wie fange ich's an, mit ihr bekannt zu werden? war mein erſter Gedanke, als ich endlich erwachte. Schon vor dem Thee ging ich in den Garten, hielt mich aber von dem Zaune fern und bekam Niemand zu ſehen. Nach dem Thee wanderte ich ein paar Mal die Straße vor dem Landhauſe auf und ab, blickte aus der Ferne nach den Fenſtern ihrer Wohnung, und als ich hinter einem Vorhange ihr Geſicht entdeckte, eilte ich erſchrocken weiter. Ich muß jedenfalls mit ihr bekannt werden, dachte ich, während ich planlos in der Sandfläche, die ſich um Neskuſchnoi ausdehnt, umherirrte. Aber wie . . . das iſt die Frage. Die kleinſten Einzelnheiten unſerer geſtrigen Begegnung rief ich mir ins Gedächtniß zurück. Beſonders lebhaft war die Erinnerung, wie ſie über mich gelacht hatte . . . aber während ich voll Aufregung verſchiedene Pläne entwarf, hatte das Schickſal bereits über mich verfügt.

In meiner Abweſenheit hatte meine Mutter von unſerer neuen Nachbarin einen Brief erhalten, der auf grauem Papier geſchrieben und mit jenem dunkelbraunen Lack geſiegelt war, den man eigentlich nur für große Packete und zum Verſiegeln billiger Weinſorten gebraucht. In dieſem Briefe, deſſen Handſchrift, Orthographie und Ausdrucksweiſe viel zu wünſchen übrig ließ, bat unſere Nachbarin meine Mutter um Schutz und Hülfe; meine Mutter, ſagte ſie, wäre mit verſchiedenen hochgeſtellten Perſönlichkeiten befreundet, welche über der Fürſtin und ihrer Kinder Schickſal zu beſtimmen hätten, da ſie in bedeutende Prozeſſe verwickelt ſei. „Ich wende mich an Ihnen", ſchrieb ſie, „wie eine Edel-Dame an die andere, und es freut mir, dieſe Gelegenheit zu benutzen.“ Am Schluſſe des Briefes bat die Fürſtin um Erlaubniß, meiner Mutter ihre Aufwartung machen zu dürfen. Dieſe fand ich in tiefer Verſtimmung; mein Vater war nicht zu Hauſe, und ſie wußte nicht, bei wem ſie ſich Rath holen ſollte.

Der Brief der „Edel-Dame“, die noch dazu Fürſtin war, konnte unmöglich unbeantwortet bleiben, aber das Nachdenken über eine angemeſſene Antwort brachte meine Mutter in die größte Verlegenheit. Der Fürſtin ein franzöſiſches Billet zu ſchreiben erſchien ihr unpaſſend, in der ruſſiſchen Orthographie war aber meine gute Mutter ſelbſt nicht ganz ſicher, wußte das auch und wollte ſich nicht gern bloßſtellen. Sie freute ſich darum ſehr, als ich nach Haus kam, und ſchickte mich ſofort zu der Fürſtin hinüber, um ihr mündlich ſagen zu laſſen, daß ſie ſtets bereit ſei, Ihrer Erlaucht nach Kräften zu dienen, und daß ſie dem Beſuch derſelben noch heute gegen ein Uhr entgegen ſähe.

Die unerwartet ſchnelle Erfüllung meiner Wünſche erfreute und erſchreckte mich, aber es gelang mir, meine Aufregung zu bemeiſtern, und ich begab mich vor allen Dingen in mein Zimmer, um ein neues Halstuch umzubinden und einen Rock anzuziehen; denn zu Haus trug ich noch immer eine Jacke und einen umgeſchlagenen Hemdkragen, ſo widerwärtig es mir auch war.

## IV.

In dem kleinen, unſaubern Vorzimmer unſerer fürſtlichen Nachbarin, deren Wohnung ich mit bebenden Gliedern betrat, kam mir ein alter, greiſer Diener entgegen; er hatte ein dunkles kupferfarbiges Geſicht, kleine, mürriſche Schweinsaugen und tiefere Falten auf Stirn und Schläfen, als ich je geſehen. In dieſem Augenblick hielt er einen Teller mit abgenagten Häringsgräten in der Hand, ſtieß die Thür, die in das nächſte Zimmer führte, mit dem Fuße auf und fragte mich barſch: Was wollen Sie?

Iſt die Fürſtin Saſſekin zu Haus? fragte ich.

Bonifazi! rief eine ſchrille Frauenſtimme aus dem angrenzenden Zimmer.

Der Diener drehte ſich ſchweigend um und zeigte mir den fadenſcheinigen Rücken ſeiner abgetragenen Livree, den nur noch ein einziger gelb angelaufener Wappenknopf zierte, ſtellte den Teller auf den Fußboden und folgte dem Rufe.

Biſt du bei dem Polizeicommiſſär geweſen? ließ ſich die Frauenſtimme wieder hören. Der Diener murmelte etwas vor ſich hin. Ah! es iſt Jemand da, fuhr die weibliche Stimme fort; der Sohn unſres Nachbars . . . er ſoll hereinkommen.

Haben Sie die Güte in den Salon zu treten, ſagte der zurückkehrende Diener, indem er ſeinen Teller vom Boden aufnahm. Und ich trat in den Salon.

Ich fand ein kleines, nicht eben ſauberes Zimmer, mit ärmlichen, wie in Haſt zuſammengeſtellten Möbeln. Am Fenſter in einem Seſſel, dem ein Arm fehlte, ſaß eine Frau von etwa fünfzig Jahren mit blaſſem Kopfe und nichts weniger als ſchönem Geſicht; ſie trug ein verblaßtes grünes Kleid und um den Hals ein buntes wollenes Tuch. Ihre kleinen ſchwarzen Augen ſtarrten mich an, als ob ſie mich einſaugen wollten.

Mit einer Verbeugung trat ich auf ſie zu.

Habe ich die Ehre, mit der Fürſtin Saſſekin zu ſprechen?

Ich bin die Fürſtin Saſſekin, und Sie ſind der Sohn des Herrn W.?

Zu Befehl . . . ich habe einen Auftrag meiner Mutter auszurichten.

Bitte, ſetzen Sie ſich . . . Bonifazi, wo ſind meine Schlüſſel? haſt du ſie nicht geſehen?

Ich beſtellte der Fürſtin, was meine Mutter auf ihren Brief antworten ließ; während ſie mich anhörte, trommelte ſie mit ihren dicken, rothen Fingern auf das Fenſterbrett, und als ich geendet hatte, ſtarrte ſie mich wieder an.

Sehr gut . . . ich werde nicht ermangeln zu kommen, ſagte ſie endlich. Aber wie jung Sie noch ſind . . . wie viel Jahre alt, wenn man fragen darf?

Sechszehn, gab ich ſtockend zur Antwort.

Die Fürſtin zog einige beſchriebene, ſchmutzige Papierblätter aus der Taſche, hielt ſie erſt dicht unter ihre Naſe und begann ſie zu zerreißen.

Ein ſchönes Alter! rief ſie dann plötzlich, indem ſie ſich in ihrem Lehnſtuhle hin und her ſchaukelte. Aber bitte, machen Sie keine Umſtände mit mir . . . bei mir geht es einfach her.

Zu einfach! dachte ich, indem ich ihr widerwärtiges Geſicht mit einem gewiſſen Ekel betrachtete.

In dieſem Augenblick wurde die andere Thür des Zimmers haſtig geöffnet und das junge Mädchen, das ich Tags zuvor im Garten geſehen hatte, erſchien auf der Schwelle. Sie erhob die Hand und ein Lächeln zuckte um ihre Lippen.

Ah! da iſt meine Tochter, ſagte die Fürſtin und wies mit dem Zeigefinger auf ſie hin. Sinotſchka, der Sohn unſres Nachbars, des Herrn W . . . Wie iſt Ihr Name, wenn ich fragen darf?

Wladimir, gab ich zur Antwort, indem ich mich erhob und vor Aufregung ſtammelte.

Und wie heißt Ihr Vater?

Peter.

So! . . Ich kannte einen Polizeimeiſter, der auch Wladimir Petrowitſch hieß. Bonifazi, du brauchſt meine Schlüſſel nicht mehr zu ſuchen, ich habe ſie in der Taſche.

Das junge Mädchen fuhr fort mich lächelnd anzuſehen, blinzelte dabei und legte den Kopf ein bischen auf die Seite.

Ich habe Mosjö Waldemar ſchon geſehen, fing ſie an (der Silberklang ihrer Stimme durchſchauerte mich mit angenehmer Kühle). Sie erlauben mir doch, Sie ſo zu nennen?

Ich bitte, ſtammelte ich.

Wo denn? fragte die Fürſtin.

Die Tochter gab ihr keine Antwort.

Sind Sie jetzt in Anſpruch genommen? fragte ſie, ohne mich aus den Augen zu laſſen.

Durchaus nicht.

Helfen Sie mir vielleicht etwas Wolle wickeln? Kommen Sie mit.

Dabei nickte ſie mir zu und verließ den Salon; ich folgte ihr.

In dem Zimmer, das wir betraten, waren die Möbel beſſer gehalten und mit Geſchmack aufgeſtellt. Viel beobachten konnte ich übrigens in jenem Augenblicke nicht; ich ging wie im Traume umher und fühlte mich ſo beſeligt, daß ich geradezu verdummt davon war.

Die junge Fürſtin ſetzte ſich, nahm ein Gebind rothe Wolle, wies mir einen Stuhl ihr gegenüber an, löste die Fäden mit graziöſer Sorgfalt und legte mir die Wolle um die Hände. Sie traf dieſe Vorbereitungen ſchweigend, mit neckiſcher Langſamkeit und dem frühern ſchelmiſchen Lächeln um die halboffenen Lippen. Dann begang ſie die Wolle auf ein zuſammengelegtes Kartenblatt zu wickeln und ſah mich plötzlich mit einem ſo hellen, ſtrahlenden Blicke an, daß ich unwillkürlich den Kopf ſenkte. Wenn ihre gewöhnlich halbgeſchloſſenen Augen ſich in ihrer vollen Größe öffneten, bekam ihr Geſicht einen ganz andern Ausdruck und ſchien wie von Licht übergoſſen zu ſein.

Was haben Sie geſtern von mir gedacht, Mosjö Waldemar? fragte ſie nach einer Weile. Sie haben ſicherlich Schlimmes von mir gedacht?

Ich . . Fürſtin . . . ich habe nichts gedacht . . . wie könnte ich . . . gab ich voll Verwirrung zur Antwort.

Hören Sie, fing ſie wieder an. Sie kennen mich nicht. Ich gehe meine eignen Wege und wünſche, daß man mir immer die Wahrheit ſagt. Wie ich höre, ſind Sie ſechzehn Jahre alt . . ich bin einundzwanzig. Sie ſehen alſo, daß ich viel älter bin als Sie . . . . . . Sie ſind deßhalb verpflichtet, mir immer die Wahrheit zu ſagen . . . . und mir zu gehorchen, fügte ſie hinzu. Sehen Sie mich einmal an . . . warum ſehen Sie mich nicht an?

Ich wurde noch verlegener, hob aber doch den Blick zu ihr auf. Sie lächelte wieder, aber nicht wie vorhin, ſondern beifällig, freundlich. Sehen Sie mich an, wiederholte ſie mit leiſem einſchmeichelnden Tone; es iſt mir nicht unangenehm, Ihr Geſicht gefällt mir, und ich habe die Ahnung, daß wir Freunde ſein werden. Aber gefalle ich Ihnen denn? fügte ſie neckiſch hinzu.

Fürſtin . . . fing ich an.

Bitte, nennen Sie mich Sinaïda Alexandrowna . . . und dann, was iſt's für eine ſeltſame Gewohnheit der Kinder . . . der jungen Leute, verbeſſerte ſie ſich, nicht

Ja, daß er mehr als Menſchliches vollende,
Daß Todte leben, daß ihm Blinde ſehn,
Daß er mit einem Kreuz die Winde ſtille,
Das Meer verſöhnend, wenn's am wildſten brülle.

188.

Sie möchten nicht den fernſten Zweifel hegen,
Daß, träfen ſie den Mann, dem Höchſten werth,
Nicht Schmerz und Krankheit gleich ſich würden legen;
Schon Größ'res habe man von ihm begehrt.
Dem Grafen Roland iſt der Rath gelegen,
Das Schiff wird nach dem heil'gen Ort gekehrt,
Und, nimmer weichend vom geraden Pfade,
Erblickt's im Morgenroth das Felsgeſtade.

189.

Geführt von Schiffern, die ſich wohl erproben,
Schießt nun das Fahrzeug ſicher durch's Gebraus.
Von Dienern und Matroſen ſanft gehoben,
Gelangt der Markgraf in den Kahn hinaus.
So kommt man durch der Welle Schaum und Toben
Zum harten Fels und zu dem heil'gen Haus,
Zum heil'gen Haus und zu demſelben Alten,
Von dem die Taufe Rüd'ger jüngſt erhalten.

190.

Der Knecht des höchſten Herrn nimmt fromm und ſchlicht
Den Grafen auf und ſeine Reiſ'gefährten;
Er ſegnet ſie mit heitrem Angeſicht
Und fragt ſodann, was ſie von ihm begehrten,
Obgleich ſchon vor dem erſten Morgenlicht
Ihn Himmelsboten vom Beſuch belehrten.
Roland erwiedert ihm, er käme her,
Troſt zu empfah'n für ſeinen Olivier,

herauszuſagen, was ſie fühlen? Das iſt gut für die Erwachſenen . . . Nicht wahr, ich gefalle Ihnen?

Obwohl es mir lieb war, daß ſie ſo unbefangen mit mir ſprach, fühlte ich mich doch etwas gekränkt; ich wollte ihr beweiſen, daß ſie es nicht mit einem Knaben zu thun habe, und ſagte, indem ich eine möglichſt ernſte, ungezwungene Miene annahm: Gewiß, Sinaida Alexandrowna, Sie gefallen mir ſehr, das will ich Ihnen gar nicht verhehlen.

Sie wiegte den Kopf von einer Seite zur andern. Haben Sie einen Hofmeiſter? fragte ſie plötzlich.

Nein, ich habe ſchon lange keinen Hofmeiſter mehr. Ich log; ſeit der Abreiſe meines Franzoſen war noch kein Monat vergangen.

Oh! nun ſehe ich ein, daß Sie ein erwachſener Mann ſind!

Sie gab mir einen Schlag auf die Finger. Halten Sie die Hände gerade! ſagte ſie und fing an emſig ihr Knäuel zu wickeln.

Ich benutzte die Zeit, in welcher ſie nicht aufblickte, um ſie, erſt verſtohlen, dann immer zuverſichtlicher und kühner anzuſehen. Ihr Geſicht kam mir noch ſchöner vor, als am vergangenen Tage; wie fein war es, wie klug und lieblich! Sie ſaß mit dem Rücken nach dem Fenſter, das durch ein weißes Rouleau verhüllt war. Ein Sonnenſtrahl drang durch den Vorhang und umfloß ihr weiches goldiges Haar, ihren weißen Hals, die ſanft abfallenden Schultern und die zarte, ruhige Bruſt mit mildem Glanz. Ich ſah ſie an . . . wie lieb und vertraut war ſie mir! Mir war, als hätte ich ſie längſt gekannt und nichts gekannt und nichts erlebt, ehe ſie mir begegnet. Sie trug ein dunkles, etwas abgenutztes Kleid und eine Schürze. Wie gern hätte ich jede Falte dieſes Kleides und dieſer Schürze geküßt. Die Spitzen ihrer Stiefelchen ſahen unter dem Kleide hervor . . . ich hätte mich voll Andacht vor dieſen Stiefelchen niederwerfen mögen. Da ſitze ich nun vor ihr, dachte ich, und bin mit ihr bekannt geworden. Welch ein Glück, o mein Gott! Ich wäre beinah vor Entzücken aufgeſprungen, aber ich begnügte mich, nur die Füße zu bewegen, wie Kinder thun, wenn ſie Näſchereien eſſen.

Mir war ſo wohl, wie dem Fiſch im Waſſer, und ich wäre gern auf immer in dieſem Zimmer geblieben, ohne mich jemals vom Platze zu rühren.

Ihre Augenlider erhoben ſich langſam, und wieder ſah ich das Leuchten ihrer grauen Augen — und ihr anmuthiges Lächeln.

Wie Sie mich anſehen! ſagte ſie leiſe und drohte mit dem Finger.

Ich erröthete. Sie weiß Alles, ſie ſieht Alles! ſagte ich zu mir ſelbſt. Und warum ſollte ſie auch nicht Alles wiſſen und ſehen?

Plötzlich ließ ſich Geräuſch im Nebenzimmer hören . . . ein Säbel raſſelte.

Sina! rief die Fürſtin im Salon, Belowſerow hat dir ein Kätzchen gebracht.

Ein Kätzchen! wiederholte Sinaïda, ſprang auf, warf mir das Garn auf den Schooß und flog davon.

Auch ich ſtand auf, legte Garn und Knäul auf die Fenſterbank und begab mich ebenfalls in den Salon. Aber verwundert blieb ich ſtehen . . . in der Mitte des Zimmers lag ein buntgeflecktes Kätzchen; Sinaïda kniete neben ihm und hielt ſein Schnäuzchen vorſichtig in die Höhe. Neben der Fürſtin — beinah den ganzen Raum zwiſchen den Fenſtern ausfüllend — ſtand ein junger, blonder, kraushaariger Huſar mit rothem Geſicht und hervorſtehenden Augen.

Wie komiſch es iſt! rief Sinaïda. Und ſeine Augen ſind nicht grau, ſondern grün . . . und was es für große Ohren hat! Danke, Victor Jegoritſch — Sie ſind ſehr liebenswürdig.

Der Huſar, in dem ich einen der jungen Männer vom vergangenen Tage wiedererkannte, lächelte und verbeugte ſich mit einem Kratzfuß, bei dem ſeine Sporen und Säbelringe klirrten.

Sie ſagten geſtern, daß Sie ein geflecktes Kätzchen mit großen Ohren haben möchten . . . und ſo erlaube ich mir . . . Ihr Wunſch iſt mir Befehl. Und wieder verbeugte er ſich.

Das Kätzchen fing an zu miauen und den Fußboden zu beſchnoppern.

Es hat Hunger! rief Sinaïda. Bonifazi, Szonja, bringt Milch.

Eine Kammerjungfer in einem alten, gelben Kleide, mit einem verblaßten Tuch um den Hals, brachte ein Schälchen Milch, das ſie vor dem Kätzchen niederſetzte. Das Thierchen zitterte, ſchloß die Augen und fing an zu lecken.

Was für eine roſige Zunge es hat, bemerkte Sinaida, indem ſie ihren Kopf faſt bis auf den Fußboden neigte und das Kätzchen von der Seite betrachtete.

Das Thierchen trank ſich ſatt und fing an zu ſchnurren, wobei es zierlich die Pfötchen bewegte. Sinaida ſtand auf und ſagte in gleichgültigem Tone zu der Kammerjungfer: Trag' es fort.

Bekomme ich eine Hand für das Kätzchen? fragte lächelnd der Huſar und ſtreckte ſeinen mächtigen Körper, dem die neue Uniform etwas knapp ſaß.

Beide, antwortete Sinaida, indem ſie ihm ihre Hände reichte. Während er dieſelben küßte, ſah ſie über ihre Schulter gewendet nach mir hinüber.

Ich ſtand noch unbeweglich auf dem alten Platze und wußte nicht, ob ich mich ſelber auslachen, mich in die Unterhaltung miſchen, oder ſchweigen ſollte. Plötzlich fiel mir durch die geöffnete Thür die Geſtalt unſeres Dieners Fedor in die Augen. Er machte mir ein Zeichen, und mechaniſch ging ich auf ihn zu.

Was willſt du? fragte ich.

Ihre Mama hat mich nach Ihnen geſchickt, gab er flüſternd zur Antwort. Sie iſt böſe, weil ſie ſo lange auf die Antwort warten muß.

Ja, bin ich denn ſchon ſo lange hier?

Ueber eine Stunde.

Ueber eine Stunde, ſagte ich unwillkürlich nach, kehrte in den Salon zurück und begann mich zu verbeugen und mit den Füßen zu ſcharren.

Wohin? fragte die junge Fürſtin, die hinter dem Huſaren ſtand.

Ich muß nach Haus, gab ich zur Antwort, und zu der alten Fürſtin gewendet fügte ich hinzu: ich darf alſo beſtellen, daß Sie uns um ein Uhr die Ehre Ihres Beſuches ſchenken werden?

Ich bitte darum, junger Herr.

Mit dieſen Worten griff die Fürſtin nach ihrer Doſe und nahm eine Priſe mit ſolchem Geräuſch, daß ich erſchreckend zuſammenfuhr. Ich bitte darum! wiederholte ſie mit thränenden Augen, blinzelnd und huſtend.

Ich verbeugte mich abermals, drehte mich um und verließ das Zimmer mit jenem Gefühl des Unbehagens im Rücken, welches ein ſehr junger Menſch zu haben pflegt, wenn er weiß, daß man ihm mit den Blicken folgt.

Vergeſſen Sie nicht uns zu beſuchen, Monſieur Waldemar, rief Sinaïda und lachte wieder.

Warum lacht ſie nur immer? dachte ich, während ich in Begleitung Fedor's, der nichts ſagte, mich aber nicht eben tröſtlich anſah, nach Hauſe ging. Meine Mutter ſchalt mich aus und konnte nicht begreifen, was mich ſo lange bei dieſer Fürſtin feſtgehalten hätte. Ich ließ mich nicht auf Erklärungen ein und zog mich in mein Zimmer zurück. Plötzlich überfiel mich eine große Traurigkeit . . . ich konnte die Thränen kaum zurückhalten . . . ich war eiferſüchtig auf den Huſaren.

## V.

Die Fürſtin machte, wie ſie verſprochen hatte, meiner Mutter einen Beſuch, gefiel ihr jedoch nicht. Bei der Zuſammenkunft war ich nicht anweſend, aber bei Tiſch ſagte Mama zu meinem Vater, dieſe Fürſtin Saſſekin ſcheine eine femme très vulgaire zu ſein. Sie wäre ihr, durch die inſtändigſten Bitten, ſich für ſie bei dem Fürſten Sergei zu verwenden, ſehr läſtig geworden, ſtecke in widerwärtigen Verlegenheiten, de vilaines affaires d' argent, und würde wohl eine Abenteurerin ſein. Meine Mutter fügte hinzu, daß ſie trotz alledem die Fürſtin nebſt Tochter zu morgen Mittag zum Eſſen eingeladen habe (als ich die Worte „nebſt Tochter" hörte, beugte ich mich tief auf meinen Teller nieder), da ſie einmal unſere Nachbarin und eine Fürſtin ſei. Mein Vater erwiderte, daß er ſich jetzt auf dieſe Dame beſinne; in ſeiner Jugend hätte er den verſtorbenen Fürſten Saſſekin gekannt; einen feingebildeten, aber leichtſinnigen, oberflächlichen Mann, der in der Geſellſchaft le Parisien genannt wurde, weil er lange in Paris gelebt. Nachdem er große Reichthümer geerbt, hätte er Alles im Spiel verloren und bald darauf, vielleicht um wieder zu Gelde zu kommen — jedenfalls hätte er eine beſſere Wahl treffen können, fügte mein Vater mit kühlem Lächeln hinzu — — hätte er die Tochter eines untergeordneten Beamten geheirathet, ſich aber in Speculationen eingelaſſen, die ihn vollends zu Grunde gerichtet.

Wenn ſie nur nicht mit Geldforderungen kommt, ſagte meine Mutter.

Das wäre ſehr möglich, gab mein Vater ruhig zur Antwort. Spricht ſie Franzöſiſch?

Sehr ſchlecht.

Hm! übrigens kommt darauf nichts an. Sagteſt du nicht, daß du auch ihre Tochter mitgebeten haſt? Dieſe ſoll eine ſehr liebenswürdige und feingebildete junge Dame ſein.

Wirklich! dann kann ſie nicht nach der Mutter arten.

Auch nicht nach dem Vater; er war allerdings gebildet, aber dumm.

Meine Mutter ſeufzte und verſank in Nachdenken; auch mein Vater ſchwieg. Mir war bei dieſer Unterredung ſehr unbehaglich zu Muth.

Nach Tiſch begab ich mich in den Garten, aber ohne Flinte. Ich hatte mir vorgenommen, mich dem Saſſekin'ſchen Garten nicht zu nähern — es zog mich jedoch unwiderſtehlich hin und nicht umſonſt! kaum hatte ich den Zaun erreicht, als ich Sinaïda erblickte. Heute war ſie allein und ging mit einem Buch in der Hand langſam in dem ſchattigen Wege hin. Mich bemerkte ſie nicht.

Erſt wollte ich heimlich wieder fortgehn, aber plötzlich beſann ich mich anders und fing an zu huſten.

Sie ſah ſich um, blieb jedoch nicht ſtehen, warf mit einer Handbewegung das breite, blaue Band ihres runden Strohhutes zurück, blickte mich mit ruhigem Lächeln an und ſenkte die Augen wieder auf ihr Buch.

Ich nahm meine Mütze ab, blieb einen Augenblick ſtehen und ging dann mit ſchwerem Herzen. Que suis-je pour elle? dachte ich — Gott mag wiſſen warum — auf franzöſiſch.

Bekannte Schritte ließen ſich hören; ich ſah mich um; mein Vater kam mit ſeinem raſchen, leichten Gange auf mich zu.

Iſt das die junge Fürſtin? fragte er.

Ja, ſie iſt's.

Kennſt du ſie?

Ich habe ſie heute bei der alten Fürſtin geſehen.

Mein Vater blieb ſtehen, drehte ſich dann raſch auf dem Abſatze um und ging zurück. Als er Sinaïda erreicht hatte, grüßte er höflich. Sie erwiderte ſeinen Gruß; ein Ausdruck des Staunens flog über ihre Züge, ſie ſenkte das Buch und ich ſah, daß ſie meinem Vater mit den Augen folgte. Er war immer elegant, obwohl einfach gekleidet, aber niemals erſchien mir ſeine edle Geſtalt vortheilhafter, niemals ſaß ſein grauer Hut beſſer auf ſeinem noch immer üppigen Lockenhaare.

Ich näherte mich Sinaïda abermals, doch ſie beachtete mich nicht, nahm ihr Buch wieder auf und ging weiter.

## VI.

Dieſen ganzen Abend und den folgenden Morgen verlebte ich in ſtummer Niedergeſchlagenheit. Ich erinnere mich, daß ich zu arbeiten verſuchte und Kaidanow zur Hand nahm. Aber Sätze und Seiten des Lehrbuchs gingen eindruckslos an meinen Augen vorüber. Mehr als zehn Mal las ich die Worte: „Julius Cäſar zeichnete ſich durch kriegeriſche Kühnheit aus“ — ich verſtand ſie nicht und warf das Buch bei Seite. Vor Tiſche ſtrich ich mir abermals Pomade ins Haar, band wieder mein Halstuch um und zog meinen Rock an.

Was ſoll das? fragte meine Mutter. Du biſt noch nicht Student, und Gott weiß, ob du dein Examen beſtehen wirſt. Und wie lange haſt du denn die hübſche Jacke? Wegwerfen kannſt du ſie doch nicht?

Wir haben ja heute Gäſte, ſtammelte ich in halber Verzweiflung.

Unſinn! ſchöne Gäſte, das!

Jeder Widerſpruch war vergebens; ich zog meine Jacke wieder an, aber das Halstuch legte ich nicht ab. Die Fürſtin und ihre Tochter erſchienen eine halbe Stunde vor dem Diner. Die Alte trug über ihrem alten, grünen, mir ſchon bekannten Kleide einen gelben Shawl, und ihren Kopf ſchmückte eine altmodiſche Haube mit feuerfarbenen Blumen. Sie fing gleich wieder an von ihren Wechſeln zu ſprechen, ſeufzte, klagte über ihre Armuth, brachte allerlei Wünſche vor und machte nicht die mindeſten Umſtände. Eben ſo geräuſchvoll, wie ſie ihren Tabak ſchnupfte, keuchte ſie und rückte ſich in ihrem Stuhle hin und her. Ihre fürſtliche Würde machte ihr offenbar keine Sorge. Sinaïda dagegen zeigte in ihrem Benehmen den größten Anſtand, beinah Hochmuth und war eine durchaus fürſtliche Erſcheinung. Ihr Geſicht drückte kalte Gemeſſenheit und Würde aus. Ich erkannte ſie kaum; dieſer Blick, dieſes Lächeln waren mir fremd; aber ich fand ſie auch ſo bezaubernd. Sie trug ein leichtes Barègekeid mit hellblauen Streifen. Ihre Haare fielen nach engliſcher Weiſe in langen Locken über ihr Geſicht, was zu ihrem ernſten Ausdruck ſehr gut ſtand. Bei Tiſche ſaß mein Vater neben ihr und unterhielt ſie mit der ihm eigenen feinen, ruhigen Höflichkeit. Zuweilen ſahen ſie ſich an, aber mit einem ſeltſamen, beinah feindlichen Ausdruck. Sie ſprachen franzöſiſch, und ich erinnere mich, daß mir die reine Ausſprache Sinaïda's auffiel.

Die alte Fürſtin genirte ſich bei Tiſch eben ſo wenig als vorher, aß viel und lobte Alles was ſie aß. Meine Mutter war ſichtlich gelangweilt und beantwortete ihre Fragen mit einer gewiſſen verdrießlichen Geringſchätzung. Mein Vater runzelte zuweilen die Stirne. Auch Sinaïda gefiel meiner Mutter nicht. „Wie hochmüthig ſich das Mädchen benimmt, ſagte ſie am folgen-

191.

Der, kämpfend für das heil'ge Kreuz der Chriſten,
In tödtliche Gefahr gekommen ſei.
Der Greis verheißt das Leben ihm zu friſten,
Und macht den Freund von jeder Sorge frei.
Ihm fehlt's an Salbenbüchſen, Balſamkiſten
Und jeder andern ird'ſchen Arzenei;
Zum Kirchlein geht er, wirft ſich betend nieder,
Und kommt, erfüllt von hohem Muthe, wieder.

192.

Und in der höchſten drei Perſonen Namen,
Die Vater ſind und Sohn und heil'ger Geiſt,
Gibt er dem Kranken ſeinen Segen. Amen!
O Kraft, die Chriſt den Gläubigen verheißt!
Denn Schmerz und Leiden weichen von dem Lahmen,
Der Gottes Huld mit heilem Fuße preist.
Stark iſt das Glied, mehr als es je geſchienen,
Und dieß geſchah im Beiſein von Sobrinen.

193.

Sobrin, den tödtlich ſeine Wunden brennen,
Mit dem's von Tag zu Tage ſchlimmer geht,
Wie dieſes Wunder, das er groß muß nennen,
So ſichtbarlich vor ſeinen Augen ſteht,
Will den lebend'gen, mächt'gen Chriſt bekennen,
Und ſich von Mahom wenden, den er ſchmäht,
Und mit vom Glauben tief zerknirſchtem Herzen
Fleht er um Lindrung ſeiner Seelenſchmerzen.

194.

Der fromme Greis gibt ihm die heil'gen Weihen
Und ſtellt die alte Kraft ihm wieder her.
Graf Roland und die andern Ritter freuen
Nicht minder ſich ob ſeiner Wiederkehr,

den Tage. Wie kommt ſie zu dieſem Hochmuth, avec sa mine de grisette?

Du haſt jedenfalls noch keine Griſette geſehen, bemerkte mein Vater.

Nein, Gott ſei Dank.

Gott ſei Dank, verſteht ſich ... Aber wie kannſt du dann ſo urtheilen?

Für mich hatte Sinaïda nicht die geringſte Aufmerkſamkeit. Bald nachdem wir vom Tiſche aufgeſtanden waren, empfahl ſich die Fürſtin.

Ich zähle auf Ihren Schutz, Maria Nikolajewna, und auf den Ihren, Peter Waſſiljewitſch, ſagte ſie in flehendem Tone zu meinen Eltern. Was bleibt mir weiter übrig? Ich habe auch meine guten Tage gehabt, aber ſie ſind zu Ende. Man nennt mich Erlaucht, fügte ſie mit einem widerwärtigen Lächeln hinzu, eine ſchöne Ehre, wenn man das tägliche Brod nicht hat.

Mein Vater machte ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und begleitete ſie bis an die Thür des Vorzimmers. Auch ich ſtand da in meiner Jacke, mit niedergeſchlagenen Augen, wie ein zum Tode Verurtheilter. Sinaïda's Benehmen gegen mich hatte mich geradezu vernichtet. Wie erſtaunte ich nun, als ſie mir im Vorübergehen mit dem frühern, gewinnenden Ausdruck der Augen haſtig zuflüſterte: Kommen Sie um acht Uhr, aber gewiß! Ich ſtreckte die Hände aus — ſie war jedoch, nachdem ſie einen weißen Shawl über den Kopf geworfen, ſchnell verſchwunden.

## VII.

Punkt acht Uhr trat ich im Ueberrock, mit ſorgfältig geknüpftem Halstuch und unternehmend zurückgeſtrichenem Haar in das Vorzimmer des von der Fürſtin bewohnten Flügels. Der alte Diener ſah mich nichts weniger als freundlich an und erhob ſich widerwillig von ſeiner Bank. Im Salon erklangen fröhliche Stimmen. Ich öffnete die Thür und prallte erſtaunt zurück; auf einem Stuhle mitten im Zimmer ſtand die junge Fürſtin, hatte einen Männerhut in den Händen und war von fünf jungen Leuten umdrängt, die der Reihe nach voll Eifer in den Hut griffen, den ſie in die Höhe hielt und heftig ſchüttelte.

Halt, halt! rief ſie, als ſie mich erblickte, da kommt ein neuer Gaſt, dem müſſen wir auch einen Zettel geben. Sie! fuhr ſie fort, indem ſie leichtfüßig vom Stuhle ſprang und mich beim Aufſchlage meines Rockes faßte. Was ſtehen Sie da? Meſſieurs, erlauben Sie mir, Ihnen Mosjö Waldemar, den Sohn unſeres Nachbars, vorzuſtellen. Die Herren ſind, fügte ſie zu mir gewendet hinzu, indem ſie jeden derſelben mit einer Handbewegung bezeichnete, Graf Malewski, Dr. Luſchin, der Dichter Maidanow, der Hauptmann außer Dienſt Nirmazki und Belowſerow, der Huſar, den Sie ſchon geſehen haben.

Ich war in ſo großer Verlegenheit, daß ich Niemand grüßte. In Dr. Luſchin erkannte ich den Schwarzkopf, der mich im Garten ſo rückſichtslos angeſchrieen hatte. Die Andern waren mir völlig fremd.

Graf, ſagte Sinaïda, ſchreiben Sie einen Zettel für Monſieur Waldemar.

Das iſt ungerecht! erwiderte mit leiſem polniſchen Accent der Graf, ein ſehr hübſcher, elegant gekleideter Mann mit braunen Haaren, ſchwarzen, lebhaften Augen, einer feinen weißen Naſe und einem zierlichen Schnurrbarte über dem kleinen Munde. — Er hat ja nicht an unſerm Pfänderſpiele theilgenommen.

Ja, es iſt ungerecht! wiederholten Belowſorow und der Herr, der mir als Hauptmann außer Dienſt vorgeſtellt war, ein vierſchrötiger Mann von etwa vierzig Jahren mit einem von Pockennarben zerriſſenen Geſicht, krausköpfig wie ein Mohr, krummbeinig und in aufgeknöpfter Uniform ohne Epauletten.

Schreiben Sie einen Zettel, ich ſag' es Ihnen, rief die junge Fürſtin. Was iſt das für eine Meuterei? Monſieur Waldemar befindet ſich heute das erſte Mal unter uns und macht eine Ausnahme von der Regel. Nicht gemurrt, ſchreiben Sie! — ich will es!

Der Graf zuckte die Achſeln, neigte jedoch gehorſam das Haupt, nahm eine Feder in die weiße, beringte Hand, riß ein Stück Papier ab und begann zu ſchreiben.

Erlauben Sie wenigſtens, daß ich Herrn Waldemar erkläre, um was es ſich handelt, ſagte Luſchin in ſpöttiſchem Tone, er ſteht ja ganz verlegen da. Sehen Sie, junger Mann, wir ſpielen um Pfänder. Die junge Fürſtin muß ſich einer Strafe unterwerfen; Jeder von uns zieht ein Loos, und wer das richtige trifft, hat das Recht, der Fürſtin die Hand zu küſſen. Haben Sie mich verſtanden?

Ich ſah ihn an und blieb wie verſtummt ſtehen, während Sinaïda wieder auf den Stuhl ſprang und die Looſe im Hute aufs Neue ſchüttelte. Alle umdrängten ſie, und ich geſellte mich zu ihnen.

Maidanow, ſagte Sinaïda zu einem großen, ſchlanken, jungen Mann mit hagerm Geſicht, kleinen, hellen Augen und ſehr langem ſchwarzem Haar. Sie als Dichter ſollten großherzig ſein und Ihren Zettel an Monſieur Waldemar geben, damit er zwei Chancen für Eine hätte.

Aber Maidanow machte eine verneinende Bewegung. ſo daß ihm die langen Haare um den Kopf flogen. Ich kam zuletzt an die Reihe, ein Loos aus dem Hute zu ziehen, öffnete es und — Herr Gott! wie wurde mir, als ich darauf las: „ein Kuß.“

Ein Kuß! rief ich unwillkürlich.

Bravo! er hat gewonnen, antwortete die junge Fürſtin. Wie mich das freut! Dabei ſtieg ſie vom Stuhle und ſah mir ſo klar und hold in die Augen, daß mir das Herz zitterte. Und Sie — freuen Sie ſich auch? fragte ſie mich.

Ich? . . . ſtieß ich hervor.

Verkaufen Sie mir den Zettel! ſchrie mir Belowſerow in die Ohren; ich gebe Ihnen hundert Rubel dafür.

Ich antwortete dem Huſaren mit einem ſo unwilligen Blicke, daß Sinaïda in die Hände klatſchte und Luſchin ausrief:

Braver Junge! aber — fuhr er fort, in meiner Eigenſchaft als Ceremonienmeiſter muß ich ſorgen, daß Alles nach dem rechten Brauch geſchehe. Moſjö Waldemar, laſſen Sie ſich auf ein Knie nieder — das iſt Sitte bei uns.

Sinaïda ſtand vor mir, neigte den Kopf ein wenig auf die Seite, wie um mich beſſer zu ſehen und reichte mir anſtandsvoll die Hand. Mir ſchwamm es vor den Augen; ich wollte mich auf ein Knie niederlaſſen, fiel aber unwillkürlich auf beide und drückte meine Lippen ſo ungeſchickt auf Sinaïda's Finger, daß mir einer ihrer Nägel die Naſenſpitze ritzte.

Sehr gut! rief Luſchin und half mir aufſtehen.

Das Pfänderſpiel wurde fortgeſetzt. Sinaïda gab mir einen Platz an ihrer Seite. Und was ſie für Strafen erfand! Als ihr auferlegt wurde, eine Bildſäule vorzuſtellen, wählte ſie den häßlichen Nirmatzki zum Piedeſtal. Er mußte ſich auf alle Viere niederlaſſen und den Kopf unter die Bruſt zwängen. Das Lachen verſtummte keinen Augenblick. Mir, dem einſam und ernſt Erzogenen, der in einem vornehmen, anſtandsvollen Hauſe aufgewachſen war, ſtieg dieſer Lärm, dieſe Ungebundenheit, dies beinah übermäßig luſtige Treiben, dieſer ungewohnte Verkehr mit fremden Menſchen gewaltig zu Kopfe. Ich war förmlich berauſcht, als ob ich Wein getrunken hätte, lachte und lärmte noch lauter als die Andern, ſo daß ſelbſt die alte Fürſtin, die mit irgend einem Beamten von der Iwerskoiſchen Pforte im Nebenzimmer ſaß, herauskam, um ſich nach mir umzuſehen. Aber ich fühlte mich ſo glücklich, daß es mir einerlei war, ob man mich auslachte oder tadelte. Sinaïda fuhr fort mich zu bevorzugen und ließ mich nicht von ihrer Seite. Bei einer der Straſen, zu denen wir verurtheilt waren, wurden unſere beiden Köpfe mit einem ſeidenen Tuche bedeckt, und in dieſer Stellung ſollte ich ihr mein Geheimniß anvertrauen. Ich erinnere mich deutlich, wie unſere Köpfe plötzlich von einer ſchwülen, durchſichtigen, duftigen Dämmerung umgeben waren, wie mir ihre Augen nahe und ſanft entgegen leuchteten, wie warm es mich aus ihren geöffneten Lippen anwehte, und wie die Spitzen ihrer Haare mir die Wangen ſtreiften. Sie lächelte geheimnißvoll, und nach einer Weile flüſterte ſie ſchmeichelnd: Wird es bald? Ich aber erröthete, lachte, wiegte mich verwirrt hin und her und vermochte kaum zu athmen. Als wir des Pfänderſpiels müde waren, fingen wir das Bandſpiel an. O Gott! wie glücklich war ich, als ſie mir wegen meiner Zerſtreutheit einen derben Schlag auf die Hand gab, und wie angelegentlich verſuchte ich fortan zerſtreut zu ſcheinen. Aber ſie war ſchelmiſch und boshaft genug, meine Hand nicht mehr zu berühren.

Was wurde im Lauf des Abends nicht Alles vorgenommen! Wir ſpielten Klavier, ſangen, tanzten und ſtellten ein Zigeunerlager dar. Nirmatzki wurde als Bär verkleidet und mußte Salzwaſſer trinken. Graf Malewski machte Kartenkunſtſtücke; das letzte war, daß er, zum Whiſt miſchend, ſich ſelbſt alle Atouts gab, wozu ihn Luſchin „ehrfurchtsvoll beglückwünſchte". Maidanow declamirte Bruchſtücke aus ſeinem Gedicht der Mörder (wir ſteckten damals in der Romantik), das er in ſchwarzem Einband mit blutrothen Buchſtaben erſcheinen laſſen wollte. Dem oben erwähnten Beamten von der Iwerskoiſchen Pforte wurde der Hut vom Kamin weggenommen, und um ihn wieder zu erhalten, mußte er die „Kaſatſchka" tanzen. Dem alten Bonifazi ſetzten wir eine Frauenmütze auf und der jungen Fürſtin einen Herrenhut. — Das Aufzählen unſerer Einfälle würde kein Ende nehmen. Nur Belowſerow ſtimmte nicht in die allgemeine Heiterkeit ein. Er ſaß faſt immer finſter und gereizt in einem Winkel; zuweilen trat ihm das Blut in die Augen, er wurde roth und ſah aus, als ob er plötzlich über uns herfallen und uns wie Spreu in alle Winde jagen wollte. Dann warf ihm die junge Fürſtin einen Blick zu, drohte ihm mit dem Finger, und er zog ſich grimmig in ſeine Ecke zurück.

Ermüdet hörten wir endlich auf; die junge Fürſtin konnte, wie ſie ſich ausdrückte, viel vertragen; Schreien und Lärmen brachten ſie nicht leicht aus dem Gleichgewicht; aber jetzt fühlte ſie ſich doch erſchöpft und verlangte nach Ruhe. Gegen Mitternacht wurde das Abendeſſen aufgetragen, das aus einem alten, trockenen Stück Käſe und Gott weiß was für kalten Paſtetchen mit gehacktem Schinken beſtand, mir aber beſſer ſchmeckte, als die ausgeſuchteſten Gerichte. Wein kam nur in einer ſeltſam ausſehenden, dunkeln, dickhalſigen Flaſche auf den Tiſch. Der Wein ſchien roth zu ſein, wurde aber von Niemand getrunken. Müde und bis zur Erſchlaffung glücklich verließ ich die nachbarliche Wohnung. Beim Abſchied drückte mir Sinaïda herzhaft die Hand und lächelte mich wieder räthſelhaft an.

Schwer und feucht ſchlug die Nachtluft in mein glühendes Geſicht. Ein Gewitter ſchien im Anzuge; ſchwarze Wolken ſtiegen empor und dehnten ſich, ihre verſchwimmenden Umriſſe unaufhörlich wechſelnd, über den Himmel aus; ein leichter Windhauch raſchelte durch die dunkeln Bäume, und fern am Horizonte rollte mit dumpfem Grollen der Donner hin.

Durch die Hinterthür des Hauſes gewann ich mein Zimmer. Fedor ſchlief auf dem Fußboden, und ich mußte über ihn wegſteigen. Er wachte auf, erkannte mich und verkündigte mir, daß meine Mutter abermals böſe geweſen ſei: ſie hätte nach mir ſchicken wollen, mein Vater habe ſie jedoch davon zurückgehalten. Ich ging ſonſt nie zu Bett, ohne meiner Mutter gute Nacht zu ſagen und ihren Segen zu erbitten — heute war das nicht möglich.

Ich ſagte dem Diener, daß ich mich allein auskleiden würde, löſchte das Licht, zog mich aber nicht aus und legte mich nicht zu Bett.

Statt deſſen ſetzte ich mich auf einen Stuhl und blieb wie gebannt eine Weile ſitzen. Was ich fühlte, war mir neu und ſüß. Unbeweglich, ohne aufzublicken ſaß ich da und athmete ſchwer. Bald lachte ich ſtill vor mich hin, bald überrieſelte mich ein kalter Schauer, bei dem Gedanken, daß ich verliebt ſei, daß, was ich empfand, Liebe war. Sinaïda's Antlitz ſchwebte vor mir in der Dunkelheit, da war es und wollte nicht verſchwinden. Ihre Lippen lächelten wieder ſo räthſelhaft, ihre Augen ſahen mich wieder, wie in dem Moment, als ich Abſchied von ihr nahm, mit fragendem, nachdenklichem, zärtlichem Ausdruck an. Endlich ſtand ich auf, ging auf den Zehen an mein Bett und legte ſtill, ohne mich auszukleiden, den Kopf in die Kiſſen, als ob ich gefürchtet hätte, daß eine unvorſichtige Bewegung mich dem, was in mir vorging und mich ganz erfüllte, plötzlich entreißen würde . . .

So lag ich denn, aber ohne die Augen zu ſchließen. Nach einer Weile bemerkte ich, daß der matte Widerſchein eines Lichtſchimmers in mein Zimmer fiel. Ich richtete mich auf und ſah durch das Fenſter, deſſen Kreuz ſich deutlich von den matterhellten Scheiben abzeichnete. Ein Gewitter, dachte ich — und es war ein Gewitter, aber in ſo weiter Ferne, daß der Donner nicht hörbar wurde. Nur am fernen Horizonte flammten matte, lange, zackige Blitze auf, die nicht eigentlich leuchteten, ſondern zitterten und zuckten wie der Flügel eines ſterbenden Vogels . . . Ich ſtand wieder auf, trat ans Fenſter und blieb dort bis zum Tagesanbruch ſtehen. Das Blitzen dauerte ohne Unterlaß fort — ich blickte auf die öde Sandfläche hinaus, auf die dunkle Maſſe, die der Park von Neskuſchnoi bildete, auf die gelblichen Façaden der fernen Gebäude, die bei jedem ſchwachen Aufleuchten des Blitzes zu zittern ſchienen — ich blickte hinaus und konnte mich nicht losreißen. Dies fortwährende Aufflammen, dieſe ſtummen Blitze ſchienen den ſtummen, geheimnißvollen Regungen zu entſprechen, die mich durchbebten. Der Tag brach an; purpurn glänzte die Morgenröthe und erbleichte dann mit dem Steigen der Sonne. Auch die Blitze wurden matter und kürzer, zuckten immer ſeltener auf, bis ſie vollſtändig verſchwanden, verſchlungen und vernichtet von dem ſiegenden Lichte des anbrechenden Tages . . . .

Auch die Blitze in meiner Bruſt verſchwanden . . . eine tiefe Mattigkeit und Ruhe kam über mich. Aber Sinaïda's Bild ſchwebte noch immer glänzend vor meiner Seele. Doch auch dies Bild ſchien ruhiger zu ſein. — Wie der Schwan, der ſich zum Fluge erhebt und die Sumpfgewächſe hinter ſich läßt, hatte ſich's von den andern, weniger anziehenden Geſtalten, die es umgaben, abgetrennt, und beim Einſchlafen wendete ich mich zum letzten Male in hingebender Verehrung dieſem angebeteten Bilde zu.

Sanfte Empfindungen, holde Töne, ſüße Wehmuth der bewegten Seele, geheimnißvolles Entzücken der erſten Liebesregung . . . wo ſeid ihr? wo ſeid ihr?

Als über die Errettung, das Gedeihen
Des armen, vielgeliebten Olivier.
Am meiſten ſcheint ſich Rüd'ger zu erbauen,
Der mächtig wächſt in Glauben und Vertrauen.

### 195.

Vom Tage, da er ſchwimmend angekommen,
Hat Rüd'ger hier auf dieſem Fels gelebt.
Froh weilt der Alte zwiſchen dieſen frommen
Kriegsmännern, ſtets zu ihrem Heil beſtrebt
Und flehend, daß ſie doch, dem Schmutz entnommen,
Den Pfuhl durchgehn, (der unbeſtändig bebt
Und Leben heißt, und ſo gefällt den Thoren),
Und nach dem Himmel ſchauen unverloren.

### 196.

Dem Grafen bringt man Brod und Wein indeſſen
Und Käſ' und Schinken, die im Schiffe ruhn.
Der Gottesmann, der den Geſchmack vergeſſen,
Bei ſeinem Obſt, von Schnepf' und wildem Huhn,
Muß aus Gefälligkeit mit ihnen eſſen
Und trinken und wie all' die andern thun.
Und wie nun ſcheint nichts weiter zu gebrechen,
Beginnen ſie von allerlei zu ſprechen.

### 197.

Und wie ſich's oft im Reden pflegt zu fügen,
Daß zu dem zweiten führt das erſte Wort,
So bleibt auch Rüd'gers Name nicht verſchwiegen,
Und es erkennen ihn die drei ſofort
Für jenen Rüd'ger, herrlich in den Kriegen,
Von deſſen Muth man ſpricht an jedem Ort;
Selbſt der ihn jüngſt erfand ſo ſtark als bieder,
Reinald erkannt' ihn nicht gleich anfangs wieder.

## VIII.

Als ich am folgenden Morgen zum Thee kam, ſchalt mich meine Mutter aus — weniger jedoch, als ich erwartete — und befahl mir, zu erzählen, wie wir den Abend zugebracht hätten. Ich gab in wenigen Worten Auskunft, ließ viele Einzelnheiten weg und ſuchte dem Ganzen einen möglichſt unſchuldigen Anſtrich zu geben.

Sie ſind jedenfalls keine Leute comme il faut, ſagte meine Mutter; du thäteſt beſſer, dich auf dein Examen vorzubereiten, anſtatt bei ihnen deine Zeit zu verlieren.«

Da ich wußte, daß die Beſorgniß meiner Mutter wirklich nur der Unterbrechung meiner Studien galt, hielt ich es nicht für nöthig, darauf zu antworten, aber nach dem Thee nahm mich mein Vater unter den Arm, führte mich in den Garten und befahl mir, ihm Alles zu erzählen, was ich bei Saſſekins erlebt hatte.

Es war ein ſeltſamer Einfluß, den mein Vater auf mich ausübte, und ſeltſam war unſer ganzes Verhältniß. Er kümmerte ſich wenig um meine Erziehung, ſprach nur ſelten mit mir, erſparte mir aber auch jede Demüthigung. Er achtete meine Freiheit und behandelte mich, wenn ich ſo ſagen darf, mit einer gewiſſen Höflichkeit, hielt mich jedoch in gemeſſener Entfernung. Ich liebte ihn, bewunderte ihn, ſah in ihm das Muſterbild eines

Mannes, und Gott weiß, wie leidenſchaftlich ich mich an ihn gedrängt hätte, wäre ich nicht immer wieder einer abwehrenden Hand begegnet. Dennoch konnte er mir, ſobald er wollte, jeden Augenblick durch ein einziges Wort, eine einzige Geberde das rückhaltloſeſte Vertrauen einflößen. Die Seele ging mir auf, ich ſcherzte mit ihm, wie mit einem überlegenen Freunde, einem herablaſſenden Vorgeſetzten — aber plötzlich ließ er mich wieder fallen, und ſeine Hand ſtieß mich aufs Neue zurück — in ſanfter Weiſe zwar — aber ſie ſtieß mich zurück.

Zuweilen, wenn er in fröhliche Stimmung gerieth, konnte er mit mir ſpielen und ſpringen wie ein Knabe, denn er war ein Freund körperlicher Uebungen jeder Art. Einmal — nur einmal! war er ſo zärtlich gegen mich, daß ich mich kaum des Weinens zu erwehren vermochte. Aber weder ſeine fröhlichen noch ſeine zärtlichen Stimmungen ließen einen Nachklang zurück, und Nichts, was zwiſchen uns vorfiel, berechtigte mich zu einer Erwartung für die Zukunft — es war, als hätte ich Alles nur im Traum geſehen. Wenn ich ſein kluges, ſchönes, ausdrucksvolles Geſicht betrachtete, ſchlug mir das Herz, und mein ganzes Weſen fühlte ſich zu ihm hingezogen. Dann ſchien er zu verſtehen, was mich bewegte, aber er begnügte ſich, mir im Vorübergehen die Wange zu ſtreicheln, und entfernte ſich, oder wendete ſich irgend einer Beſchäftigung zu, oder nahm plötzlich jenen eiskalten Ausdruck an, der nur ihm in ſolchem Maße zu Gebot ſtand, worauf ich mich jedesmal in mich zurückzog. Niemals wurden die ſeltenen Beweiſe von Freundlichkeit, die er mir gab, durch meine ſtummen, aber verſtändlichen Bitten hervorgerufen: ſie kamen immer unerwartet. Später, als ich eingehender über den Charakter meines Vaters nachdachte, kam ich zu der Ueberzeugung, daß er ſich wenig ſowohl aus mir, wie überhaupt aus dem Familienleben machte. Er liebte den Genuß und ſuchte ihn völlig zu erſchöpfen. Nimm was du bekommen kannſt, aber ſchließe nicht zu feſt die Hand — wir müſſen vor Allem uns ſelbſt gehören, darin liegt das ganze Geheimniß des Lebens, ſagte er eines Tages.

Ein anderes Mal, als ich in meiner Eigenſchaft als junger Demokrat in ſeiner Gegenwart über die Freiheit ſprach (er war an dem Tage gut, das heißt, in einer Stimmung, in welcher man über Alles mit ihm ſprechen konnte), rief er: Freiheit! — weißt du wohl, wie der Menſch zur Freiheit gelangt?

Wie denn?

Durch den Willen, durch den feſten Willen, der eine Macht giebt, die beſſer iſt, als Freiheit. Verſtehe zu wollen, ſo wirſt du zugleich frei ſein und herrſchen.

Mein Vater wollte vor allen Dingen leben — und er lebte. Vielleicht hatte er die Ahnung, daß es ihm nicht lange vergönnt ſein ſollte, ſich am Tiſch des Daſeins zu laben. Er ſtarb mit zweiundvierzig Jahren.

Ich erzählte ihm alle Einzelnheiten meines Beſuchs bei Saſſekin's. Er ſaß dabei auf einer Bank, zeichnete mit der Spitze ſeiner Reitgerte im Sande und hörte mir halb zerſtreut, halb aufmerkſam zu. Hin und wieder lächelte er, oder ſah mich forſchend und neckiſch an, oder reizte mich durch flüchtige Fragen und Bemerkungen. Anfangs ſcheute ich mich auch nur Sinaïda's Namen zu nennen; aber ich konnte mich nicht lange beherrſchen und fing an ſie zu preiſen. Mein Vater hörte mir lächelnd zu, dann wurde er nachdenklich, ſtand auf und dehnte ſich.

Es fiel mir ein, daß er, als wir das Haus verließen, Befehl gegeben hatte, ſein Pferd zu ſatteln. Er war ein vortrefflicher Reiter und verſtand — lange vor Mr. Rarey — die wildeſten Pferde zu bändigen.

Darf ich mitreiten, Väterchen? fragte ich ihn.

Nein! erwiderte er und ſein Geſicht nahm den gewöhnlichen, freundlich gleichgültigen Ausdruck an. Reite allein, wenn du Luſt haſt, und ſage dem Kutſcher, daß ich zu Haus bleiben werde.

Darauf drehte er mir den Rücken und ging mit raſchen Schritten fort. Ich folgte ihm mit den Augen; er verſchwand hinter der Pforte, aber an ſeinem Hute, der ſich längs der Hecke fortbewegte, ſah ich, daß er zu Saſſekins ging.

Etwa eine Stunde blieb er dort, ging dann aber gleich in die Stadt und kam erſt gegen Abend nach Haus zurück.

Nach dem Eſſen ging auch ich zu Saſſekin's. Im Salon traf ich die alte Fürſtin allein. Während ich ſie begrüßte, kratzte ſie ſich unter der Haube mit einer

Stricknadel den Kopf und fragte dann plötzlich, ob ich ihr nicht eine Bittſchrift abſchreiben könne.

Mit Vergnügen! gab ich zur Antwort und ſetzte mich auf die Ecke eines Stuhles.

Aber, bitte, machen Sie recht deutliche Buchſtaben, fuhr die Fürſtin fort, indem ſie mir ein ſchmutziges Blatt Papier reichte. Und wär's wohl möglich, daß ich die Abſchrift noch heute bekäme, junger Herr?

Ich werde ſie noch heute fertig machen.

Die Thür des Nebenzimmers öffnete ſich ein wenig und das Geſicht Sinaïda's erſchien, bleich, nachdenklich, mit nachläſſig zurückgeſtrichenen Haaren. Sie ſah mich mit großen, kalten Augen an und verſchwand wieder, indem ſie die Thür leiſe hinter ſich zudrückte.

Sina, Sina! rief die Alte, aber Sinaïda hörte nicht. Ich nahm die Bittſchrift mit nach Haus und hatte die ganze Nacht mit dem Abſchreiben derſelben zu thun.

## IX.

Mit dieſem Tage begann meine Leidenſchaft. Ich erinnere mich, daß mir damals zu Muth war, wie es etwa dem Manne ſein mag, der zum erſten Male ein Amt antritt. Ich hatte aufgehört, nichts weiter als ein junger Menſch zu ſein — ich war ein Verliebter. Wenn ich ſagte, daß mit jenem Tage meine Leidenſchaft anfing, hätte ich hinzufügen können, daß an dieſem Tage auch meine Leiden begannen. In Sinaida's Abweſenheit verzehrte ich mich vor Sehnſucht; mein Verſtand begriff nichts mehr, nichts vermochte ich feſtzuhalten; tagelang waren meine Gedanken nur mit ihr beſchäftigt . . . ich verging fern von ihr und in ihrer Nähe wurde mir nicht beſſer. Im Bewußtſein meiner Nichtigkeit war ich eiferſüchtig, ſchmollte mit ihr in thörichter Weiſe und lag ihr eben ſo thöricht zu Füßen. Eine unwiderſtehliche Macht zog mich immer wieder zu ihr, und wenn ich nur die Schwelle ihres Zimmers betrat, fühlte ich mich von ſeligen Schauern durchbebt. Sinaida hatte bald erkannt, daß ich in ſie verliebt war, und es fiel mir nicht ein, ſie darüber im Unklaren zu laſſen. Meine Leidenſchaft war ihr Ergötzen; ſie ſpielte mit mir, verzog und quälte mich. Es iſt ſüß, die einzige Quelle, die bewußte, mächtige Urſache der höchſten Freuden und tiefſten Leiden eines Menſchen zu ſein . . . und ich war in Sinaida's Händen wie weiches Wachs. Uebrigens war nicht ich allein in ſie verliebt; allen Männern, die ihr Haus beſuchten, hatte ſie den Verſtand verwirrt und hielt ſie Alle gefeſſelt zu ihren Füßen. Es war ihr Vergnügen, abwechſelnd Furcht und Hoffnung zu erwecken, ſie nach ihrer Laune zu drehen (ſie nannte das: die Leute aneinander ſtoßen), und Niemand dachte an Widerſtand; Jeder fügte ſich mit Freuden. In ihrem ganzen lebensvollen, reizvollen Weſen lag eine bezaubernde Miſchung von Abſicht und Sorgloſigkeit, von Künſtelei und Einfalt, von Gleichmuth und Schelmerei. In Allem, was ſie that und ſprach, in jeder ihrer Bewegungen, lag ein ſtiller, anmuthiger Reiz, eine unbewußte, ſpielende und doch hinreißende Gewalt. Auch ihr Geſicht wechſelte beſtändig und verrieth oft zu gleicher Zeit Spottluſt, Ernſt und Leidenſchaft. Die verſchiedenartigſten Gefühle flogen leicht und ſchnell, wie Wolkenſchatten am ſonnigen Tage, über ihre Augen, ihre Lippen.

Jeder ihrer Verehrer war ihr in ſeiner Weiſe werth und nothwendig. Belowſerow, den ſie zuweilen „Mein wildes Thier“, zuweilen nur „Meiner“ nannte, wäre mit Freuden für ſie durchs Feuer gegangen. Da er auf ſeine Geiſtesgaben und ſonſtigen Eigenſchaften keine Hoffnungen gründen konnte, bat er ſie immer wieder, ihn zu heirathen, und deutete an, daß die Andern nur mit ihr ſpielten. Maidanow erregte die poetiſchen Saiten ihrer Seele. Wie die meiſten Schriftſteller, war auch er ein Mann von kühlem Temperament, bemühte ſich aber fortwährend, ſie zu überzeugen — und war vielleicht ſelbſt überzeugt —, daß er ſie anbete, und er beſang ſie in endloſen Gedichten, die er ihr mit halb erkünſtelter, halb wirklicher Begeiſterung vortrug. Sie ließ ihn gewähren, hatte ihn etwas zum Beſten und ſchenkte ihm wenig Glauben. Oft wenn ſie ſeine Ergüſſe angehört hatte, verlangte ſie, daß er ihr etwas aus Puſchkin vorleſe, um — wie ſie ſagte — die Luft zu reinigen. Luſchin, der ſpöttiſche, cyniſch redende Doctor, verſtand ſie am beſten von Allen und liebte ſie auch mehr als Alle, obwohl er hinter ihrem Rücken ſowohl, wie in ihrer Gegenwart, ziemlich ſchlecht von ihr zu ſprechen pflegte. Sie ſchätzte ihn, gewährte ihm aber keinerlei Rechte und ließ ihn zuweilen mit boshafter Freude empfinden, daß auch er nur ein Spielzeug ihrer Hände ſei. Ich bin eine Kokette, habe kein Herz, bin eine Komödianten-Natur, ſagte ſie ihm eines Tages in meiner Gegenwart. Nun gut, geben Sie mir doch einmal Ihre Hand . . . ich werde eine Nadel hinein ſtechen. Sie werden ſich vor dieſem jungen Menſchen ſchämen . . . und Sie aufrichtiger, jeder Verſtellung unfähiger Herr werden zu lachen geruhen. — Luſchin erröthete, wendete ſich ab, biß ſich auf die Lippen, reichte ihr aber endlich die Hand. Sie ſtach ihn mit einer Nadel und er lachte wirklich. Sie lachte auch, indem ſie ihre Nadelſtiche wiederholte und ihm dabei feſt in die Augen ſah, die er vergebens wegzuwenden ſuchte.

Am ſchwerſten fiel es mir, Sinaïda's Verhältniß zu dem Grafen Malewski zu verſtehen. Er war hübſch, gewandt und lebhaft; aber ſelbſt mir, dem ſechzehnjährigen Knaben, fiel etwas Falſches, Unzuverläſſiges in ſeinem Weſen auf, und ich wunderte mich, daß Sinaïda es nicht bemerkte. Es iſt aber auch möglich, daß ſie ſeine Falſchheit erkannt hatte und abſichtlich überſah. Ihre ungeregelte Erziehung, ihre ſeltſamen Bekanntſchaften und Gewohnheiten, die beſtändige Geſellſchaft ihrer Mutter, die Armuth und Unordnung in ihrer Häuslichkeit — Alles, von der Freiheit, deren ſie ſich ſeit früheſter Kindheit erfreut hatte, bis zu dem Bewußtſein der Herrſchaft, welche ſie über Alle ausübte, die ihr nahe kamen, hatte in ihr ſowohl eine ſorgloſe Gleichgültigkeit, wie eine große Toleranz ausgebildet. Mochte ihr von Bonifazi gemeldet werden, daß kein Zucker im Hauſe ſei, oder mochte ihr eine Klatſcherei zu Ohren kommen, oder mochten ihre Gäſte Streit mit einander anfangen . . . ſie ſchüttelte nur die Locken, ſagte: Dummes Zeug! und kümmerte ſich nicht weiter darum.

Mir aber kochte das Blut, wenn ich ſah, daß Malewski mit unſichern Schritten und dem liſtigen Ausdruck eines Fuchſes auf ſie zuging, oder, auf ihre Stuhllehne geſtützt, mit wichtiger, ſelbſtzufriedener Miene ihr etwas zuflüſterte, während ſie, die Arme über der Bruſt gekreuzt, aufmerkſam zu ihm emporſah, oder lächelnd den Kopf ſchüttelte.

Wie kann es Ihnen Vergnügen machen, dieſen Grafen Malewski bei ſich zu ſehen? fragte ich eines Tages.

Er hat einen ſehr hübſchen Schnurrbart, und was geht es Sie denn an?

Sie glauben doch nicht, daß ich ihn liebe? fragte ſie ein anderes Mal. Nein! einen Mann zu lieben, den ich überſehe und dem ich Alles bieten kann, iſt mir unmöglich! Ich brauche einen Mann, der mich zu beherrſchen weiß . . . aber einen ſolchen giebt es nicht, Gott ſei Dank! Ich werde Keinem in die Klauen fallen . . . nein, gewiß nicht!

Sie werden alſo niemals lieben?

Und Sie? — liebe ich Sie etwa nicht? rief Sinaïda, indem ſie mich mit einem Handſchuh auf die Naſe ſchlug.

Ja, Sinaïda hatte mich oft zum Beſten. Drei Wochen lang kam ich täglich mit ihr zuſammen, und ſie ließ mich alles Mögliche ausſtehen! Bei uns erſchien ſie nur ſelten, was mir ſehr lieb war, denn in unſerm Hauſe ſpielte ſie die junge Dame, die Fürſtin, und ich wagte dann nicht, mich vertraulich zu nähern. Außerdem fürchtete ich, mich vor meiner Mutter zu verrathen, die Sinaïda nicht leiden konnte und uns voll Mißtrauen beobachtete. Meinen Vater fürchtete ich weit weniger; er ſchien mich kaum zu beachten und unterhielt ſich nur ſelten mit Sinaïda, aber dann immer in gewählter, geiſtreicher Weiſe. Ich hörte auf zu arbeiten, zu leſen, ja ſelbſt ſpazieren zu gehen oder zu reiten. Wie ein am Fuße feſtgebundener Käfer ſchwirrte ich fortwährend um den geliebten Seitenflügel herum und hätte am liebſten immer dort bleiben mögen. Leider ging das nicht an; die alte Fürſtin war verdrießlich gegen mich und zuweilen ſchickte mich auch Sinaïda fort. Dann ſchloß ich mich in mein Zimmer ein, oder ging an das äußerſte Ende des Gartens, kletterte auf die hohe Mauer eines verfallenen Gewächshauſes, ſetzte mich mit herunterhängenden Beinen an die Seite, welche der Landſtraße zugekehrt war, und ließ meine Augen ſtundenlang umherſchweifen, ohne irgend Etwas wirklich zu ſehen. Neben mir, über den beſtaubten Brenneſſeln flatterten träge

198.

Bekannt zwar ſchien er anfangs gleich Sobrinen,
Als der ihn mit dem Greiſe kommen ſah;
Doch da ein Irrthum möglich ihm erſchienen,
So ſaß er ſtill vorerſt und ſchweigend da.
Jetzt, wie gemeldet wird den Paladinen,
Dieß ſei der Rüd'ger, der aus Afrika
Weſt, Nord und Oſt erfüllte mit dem Ruhme
Von ſeinem Muth und edlem Ritterthume,

199.

Und Chriſt hab' ihn erworben zum Vaſallen,
Eilt alles ihm mit frohem Angeſicht
Die Hand zu drücken, um den Hals zu fallen,
Der küßt, der preßt ihn in die Arme dicht.
Doch eilt der Herr von Montalban vor allen
Mit Gruß und Kuß und jeder Ehrenpflicht.
Warum der mehr — das will ich mir verſparen
Zum nächſten Sang, wofern ihr's wollt erfahren.

## Vierundvierzigſter Geſang.

1.

Im armen Haus und unter niedrem Dache,
Wo man nur Elend und Entbehrung ſieht,
Spricht reiner, voller ſich der Freundſchaft Sprache,
Als bei dem Reichthum, wo der Neid erglüht,
In des Palaſtes ſchimmerndem Gemache,
Am Hofe, wo der Argwohn Netze zieht,
Wo Lieb' und Herzlichkeit durchaus verbannt iſt
Und Freundſchaft nur als hohles Wort bekannt iſt.

weiße Schmetterlinge; ein kecker Sperling ſetzte ſich in meiner Nähe auf einen zerbröckelnden Backſtein und ſchrie aus vollem Halſe, indem er ſich mit ausgebreitetem Schwänzchen um ſich ſelber drehte; mißtrauiſche Raben, die ſich auf dem Wipfel einer Birke wiegten, ließen von Zeit zu Zeit ihr Krächzen hören, während Sonne und Wind in den ſpärlich belaubten Zweigen ſpielten; dazwiſchen klang das friedvolle, ſchwermüthige Glockengeläut des doniſchen Kloſters an mein Ohr und ich ſaß, ſchaute, hörte und fühlte mich von einer unnennbaren Empfindung durchſtrömt, die Alles in ſich vereinigte: Trauer, Freude, Ahnung des Zukünftigen, Lebensverlangen und Lebensfurcht. Damals freilich verſtand ich nichts von alledem, wäre nicht im Stande geweſen, mir auch nur eins der verworrenen Gefühle, die mich durchbebten, klar zu machen, und hätte ihnen insgeſammt nur Einen Namen geben können — den Namen Sinaïda.

Und Sinaïda fuhr fort mit mir zu ſpielen, wie die Katze mit der Maus. Bald kokettirte ſie mit mir, bis ich glühte und ſchmachtete — bald ſtieß ſie mich wieder zurück, ſo daß ich nicht mehr wagte, mich ihr zu nähern, oder ſie nur anzublicken.

Ich erinnere mich, daß ſie einmal mehrere Tage hintereinander ſehr kühl und förmlich gegen mich geweſen war. Ich war außer mir darüber, ſchlich ſchüchtern in ihren Flügel hinüber und hielt mich an die alte Fürſtin, obwohl dieſe gerade damals in ſchlechteſter Laune war und fortwährend ſchalt und brummte. Ihre Wechſelangelegenheiten ſtanden ſchlimm und hatten nochmals zu Erörterungen mit dem Polizeicommiſſär Anlaß gegeben.

Eines Tages, als ich in den Garten ging und mich dem bekannten Zaune näherte, erblickte ich Sinaïda, die, den Kopf in beide Hände ſtützend, unbeweglich im Graſe ſaß. Ich wollte mich leiſe wieder entfernen, aber plötzlich erhob ſie den Kopf und nickte mir gebieteriſch zu. Da ich ſie nicht verſtanden hatte, blieb ich wie angewurzelt ſtehen; ſie winkte abermals, und nun ſprang ich über den Zaun und lief voll Freuden auf ſie zu. Doch ſie hielt mich durch einen Blick wieder zurück und deutete auf einen etwa zwei Schritte ſeitablaufenden Fußpfad. In meiner Verwirrung, nicht wiſſend was ich thun ſollte, warf ich mich am Rande dieſes Pfades auf die Kniee. Sie war ſo bleich, und aus ihren Zügen ſprach ein ſo bittrer Gram, eine ſo tiefe Niedergeſchlagenheit, daß ſich mein Herz zuſammenzog und ich unwillkürlich ausrief: Was iſt Ihnen?

Sinaïda reichte mir die Hand, riß einen Grashalm ab, zerbiß ihn und warf ihn fort, ſo weit ſie konnte.

Sie lieben mich . . . nicht wahr? fragte ſie endlich.

Ich antwortete nicht; wozu hätte ich antworten ſollen?

Ja, ſagte ſie, indem ſie mich wieder anblickte, ſo iſt es . . . Ganz dieſelben Augen! fuhr ſie fort, dann wurde ſie nachdenklich und verbarg das Geſicht in den Händen. Alles iſt mir widerwärtig, fing ſie endlich mit leiſer Stimme an. Bis ans Ende der Welt möchte ich gehen . . . länger ertragen kann ich's nicht und weiß mir doch nicht zu helfen . . . Und was wird mir in Zukunft bevorſtehen? Ach! wie ſchwer iſt mir ums Herz . . . mein Gott, wie ſchwer!

Warum? fragte ich ſchüchtern.

Sinaïda antwortete nicht, ſondern zuckte nur mit den Achſeln. Ich lag noch immer auf den Knieen und ſah ſie tieferſchüttert an. Jedes ihrer Worte hatte mich ins Herz getroffen; ich glaube, daß ich in jenem Augenblick, um ſie zu tröſten, mit Freuden mein Leben hingegeben hätte. Ich blickte ſie an, und ohne zu wiſſen, warum ſie ſo traurig war, ſtellte ich mir vor, wie ſie, von unerträglichem Schmerz erfaßt, in den Garten geeilt und wie von einer Senſe umgemäht ins Gras geſunken ſei. Rings um mich her war Alles hell und blütenvoll; der Wind ſäuſelte durch das Laub und ſchaukelte hin und wieder einen der langausgeſtreckten Himbeerzweige über Sinaïda's Haupte; Tauben girrten in der Ferne, Bienen ſummten durch das dünnſtehende Gras, über uns leuchtete der Himmel im ſanften Blau, und ich war ſo traurig . . . .

Leſen Sie mir irgend ein Gedicht vor, ſagte Sinaïda mit leiſer Stimme, indem ſie ſich auf den Ellenbogen ſtützte. Ich höre Sie gern Gedichte leſen; Sie ſingen ein wenig, aber das ſchadet nichts . . . das iſt jugendlich, wie Sie ſelbſt. Leſen Sie mir „Auf Gruſiens Hügeln", aber erſt ſetzen Sie ſich.

Ich ſetzte mich und las das Gedicht.

„Weil's ihm unmöglich, nicht zu lieben“ — wiederholte Sinaïda. Das iſt das Schöne der Poeſie, daß ſie ausdrückt, was nicht iſt und was doch nicht nur viel beſſer, ſondern auch der Wahrheit viel näher iſt, als die Wirklichkeit.

„Weil's ihm unmöglich, nicht zu lieben!“ — und wenn es auch anders will, das arme Herz, es iſt ihm unmöglich! Sie blieb noch eine Weile ſchweigend ſitzen, plötzlich ſchauerte ſie zuſammen, ſtand auf und ſagte: Kommen Sie, bei Mama ſitzt Maidanow; er hat mir ſeine Gedichte gebracht, und ich bin fortgegangen . . . nun wird er übler Laune ſein. Was kann ich dafür! . . . Sie werden eines Tages erfahren . . . dann dürfen Sie mir nicht böſe ſein!

Sie drückte mir haſtig die Hand und eilte voran nach dem Seitenflügel. Maidanow las uns ſeinen eben erſchienenen „Mörder“ vor, aber ich achtete nicht darauf. Halb kreiſchend, halb ſingend trug er ſeine vierfüßigen Jamben vor; die Reime klangen ſo hohl wie Schellengeklingel. Ich ſah unverwandt zu Sinaïda hinüber und ſuchte mir den Sinn ihrer letzten Worte zu deuten.

Plötzlich ſchrie Maidanow mit erhobener Stimme:

„Hat dich ein heimlicher Rival
So unvermuthet überwunden?“

Meine Augen und Sinaïdas Augen begegneten ſich; ſie ſenkte den Blick, und ein leichtes Erröthen flog über ihr Geſicht. Mich überlief es kalt, als ich dies Erröthen ſah. Schon früher war ich eiferſichtig geweſen, aber erſt in dieſem Augenblicke fuhr mir der Gedanke, daß ſie lieben könnte, durch den Kopf, ſo daß ich erſchrocken zu mir ſelber ſagte: Mein Gott, ſie liebt!.

## X.

Dieſer Augenblick wurde für mich der Ausgangspunkt unſäglicher Qualen. Ich zerſann mir den Kopf, kam bald auf dieſe, bald auf jene Vermuthung und ließ nicht ab, Sinaïda im Geheimen zu beobachten. Es war unverkennbar, daß eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie machte lange, einſame Spaziergänge, ließ ſich zuweilen vor den Gäſten gar nicht ſehen und ſchloß ſich — was ſie ſonſt nie gethan hatte — ſtundenlang in ihr Zimmer ein. Ich war plötzlich ſehr ſcharfſichtig geworden, oder bildete mir doch ein, daß ich's wäre. Ob es Dieſer ſein mag? oder Jener? fragte ich mich ſelbſt in großer Aufregung, indem ich alle ihre Verehrer an meinem geiſtigen Auge vorüberziehen ließ.

Graf Malewski (obwohl ich mich in Sinaïda's Seele ſchämte, dies einzugeſtehen) ſchien mir der Gefährlichſte zu ſein.

Mein Scharfblick reichte übrigens nicht weit, und mein geheimnißvolles Weſen vermochte wahrſcheinlich Niemand zu täuſchen. Doctor Luſchin wenigſtens hatte mich bald durchſchaut. Uebrigens war auch mit ihm eine Veränderung vorgegangen; er war mager geworden, lachte zwar noch, aber in einer dumpfen, boshaften, abgeriſſenen Weiſe, und an die Stelle ſeiner bisherigen leichten Ironie, ſeines ſtreitluſtigen Cynismus war eine unbewußte, nervöſe Gereiztheit getreten.

Was haben Sie ſich immer hier herum zu treiben, junger Mann? ſagte er eines Tages zu mir, als wir im Saſſekin'ſchen Salon zuſammen trafen. (Die junge Fürſtin war noch nicht von ihrem Spaziergange zurückgekehrt und die alte ließ ihre keifende Stimme vom obern Stockwerk herunter hören, wo ſie ihre Kammerfrau auszankte). Sie ſollten etwas Nützliches lernen, ſollten arbeiten, ſo lange Sie jung ſind — was haben Sie hier zu ſuchen?

Wie können Sie wiſſen, ob ich zu Hauſe nicht arbeite? gab ich halb hochmüthig, halb verwirrt zur Antwort.

Was werden Sie arbeiten! Ihnen gehen ganz andere Dinge durch den Sinn. Nun — ich will nicht beſtreiten . . . in Ihrem Alter iſt das begreiflich — aber leider iſt Ihre Wahl keine glückliche . . . ſehen Sie denn nicht, was für ein Haus dies iſt?

Ich verſtehe Sie nicht, erwiderte ich.

Sie verſtehen mich nicht? Um ſo ſchlimmer für Sie! ich halt' es für meine Pflicht, Sie zu warnen. Ein alter Junggeſell, wie ich, darf es ſchon wagen, hierher zu kommen. Was kann Unſereinem geſchehen? wir ſind abgehärtete Leute, denen ſo leicht nichts ſchadet, aber

Ihre Haut iſt noch zart, die Luft an dieſem Orte iſt Ihnen ſchädlich — glauben Sie mir, Sie könnten davon angeſteckt werden.

Wie ſo?

Genau ſo wie ich Ihnen ſage. Fühlen Sie ſich etwa geſund? fühlen Sie ſich in normalem Zuſtande? oder iſt Ihnen, was Sie fühlen, heilſam oder gut?

Was fühle ich denn? fragte ich den Doctor, mußte aber innerlich zugeben, daß er Recht hatte.

Ach, junger Mann, junger Mann! fuhr der Doctor mit einer Betonung fort, als ob dieſe beiden Worte etwas tief Kränkendes für mich enthielten. Sie verſuchen umſonſt ſich zu verſtellen: bei Ihnen ſpricht ſich, Gott ſei Dank! was in der Seele vorgeht, noch auf dem Geſichte aus. Aber was ſoll ich Ihnen erklären? — ich ſelbſt würde dies Haus nicht betreten, wenn ich — (der Doctor preßte die Lippen zuſammen) — wenn ich nicht eben ſo thöricht wäre, wie die Andern. Was mich wundert, iſt nur, daß Sie bei Ihrem Geiſt nicht ſehen, was hier vorgeht.

Was geht denn vor? fiel ich ein und war ganz Ohr.

Der Doctor betrachtete mich mit einem gewiſſen ſpöttiſchen Mitleid.

Es iſt ſchön von mir, ſagte er wie zu ſich ſelbſt, daß ich ſo mit ihm rede . . . Kurz und gut, fügte er dann mit lauterer Stimme hinzu, ich ſage Ihnen, dieſe Atmoſphäre iſt nichts für Sie. Daß es Ihnen hier gefällt, iſt kein Beweis dagegen. Die Luft in einer Orangerie iſt auch angenehm, und doch kann man nicht darin leben . . . Genug, ich rathe Ihnen, Ihren Kaidanow wieder vorzunehmen.

Die Fürſtin kam und klagte dem Doctor, daß ſie Zahnſchmerzen habe. Gleich darauf erſchien auch Sinaida.

O Herr Doctor, ſagte die alte Fürſtin, ſchelten Sie ſie doch einmal ordentlich aus. Den ganzen Tag trinkt ſie Eiswaſſer . . . kann ihr das bei ihrer ſchwachen Bruſt geſund ſein?

Warum thun Sie das? fragte Luſchin.

Was kann es denn ſchaden?

Sie können ſich erkälten und ſterben.

Wirklich? iſt's möglich! Nun ſo wird ja wohl ein Weg zum Himmel führen.

Man höre! rief der Doctor. Die Fürſtin ſeufzte.

Man höre! wiederholte Sinaida. Iſt denn dies Leben ſo angenehm? Sehen Sie's doch an, iſt es etwa gut? oder glauben Sie, daß ich es nicht verſtehe, nichts dabei fühle? Es macht mir nun einmal Vergnügen, Waſſer mit Eis zu trinken — und Sie wollen mir ernſthaft beweiſen, daß ein Leben wie das meinige zu koſtbar iſt, um es für einen Augenblick des Vergnügens aufs Spiel zu ſetzen . . . von Glück will ich gar nicht reden.

Nun ja! rief Luſchin, Laune und Unabhängigkeitsſinn, mit dieſen beiden Worten iſt Alles geſagt — Ihr ganzes Weſen iſt damit ausgeſprochen.

Ein nervöſes Lächeln flog über Sinaida's Geſicht.

Sie kommen zu ſpät, lieber Doctor, und ſind ein ſchlechter Beobachter, ſagte ſie. Nehmen Sie Ihre Brille. Von Launen iſt jetzt bei mir wahrhaftig nicht die Rede. . . . Ich Sie zum Beſten haben, oder mich ſelbſt zum Beſten haben? . . . ein trauriger Zeitvertreib . . . und mein Unabhängigkeitsſinn . . . Mosjö Waldemar! wandte ſie ſich plötzlich an mich, indem ſie mit dem Fuße ſtampfte, Sie ſollen nicht ſolch ein ſchwermüthiges Geſicht machen! Ich kann es nicht ertragen, daß man mich bemitleidet. Mit dieſen Worten ging ſie haſtig fort.

Verderbliche Atmoſphäre für Sie, junger Mann, höchſt verderblich! wiederholte Luſchin.

## XI.

Am Abend desſelben Tages hatten ſich die gewöhnlichen Gäſte, unter denen auch ich mich befand, bei Saſſekins verſammelt.

Das Geſpräch drehte ſich um Maidanow's Gedicht, das Sinaïda aufrichtig lobte . . . Aber darf ich wohl eine Bemerkung machen? fragte ſie. Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich mir andere Gegenſtände wählen. Was ich ſage, iſt vielleicht Unſinn . . . aber mir gehen oft ſeltſame Dinge durch den Kopf, beſonders gegen Morgen, wenn ich nicht ſchlafen kann und der Himmel anfängt, ſich roſa und grau zu färben. Ich würde zum Beiſpiel . . . aber werden Sie mich nicht auslachen?

Nein, nein! riefen Alle wie aus Einem Munde.

Ich würde, fuhr ſie fort, indem ſie die Arme über der Bruſt kreuzte und die Augen abwendete, ich würde eine Anzahl junger Mädchen ſchildern. Nachts in einem großen Kahn, auf einem ſtillen Fluſſe. Der Mond ſcheint — ſie ſind Alle weiß gekleidet, haben Kränze von weißen Blumen auf dem Kopfe und ſingen eine Art von Hymne.

Ich verſtehe, ich verſtehe, fahren Sie fort! ſagte Maidanow halb wichtig, halb träumeriſch.

Plötzlich — Lärm, Gelächter, Fackeln, Taburinklänge vom Ufer her. Eine Bachantenſchaar kommt ſingend und lärmend herbei — und nun haben Sie, mein Herr Poet, das Bild weiter auszumalen. Ich möchte, daß die Fackeln roth wären und nicht rauchten, und daß die Augen der Bachanten unter Kränzen hervorglühten und daß dieſe Kränze dunkel wären . . . auch dürfen Sie Tigerfelle nicht vergeſſen und Trinkſchalen . . . und Gold, viel Gold.

Wo ſoll das Gold angebracht werden? fragte Maidanow, indem er den Kopf zurückwarf und die Naſenlöcher aufblies.

Wo? auf den Schultern, an den Händen und Füßen. Man ſagt, daß im Alterthum die Frauen goldne Spangen an den Fußknöcheln trugen. Die Bachanten rufen die Mädchen im Kahne herbei. Dieſe haben ihren Geſang unterbrochen; ſie wagen nicht fortzufahren, aber ſie rühren ſich nicht; die Strömung des Fluſſes trägt

2.

Drum iſt auch den Verträgen nicht zu trauen,
Durch welche Herrn und Fürſten ſind vereint:
Wenn Pabſt und Kaiſer heut am Frieden bauen,
So ſind ſie morgen ſchon ſich tödtlich feind.
Denn wer nur auf ihr Aeußres wollte ſchauen,
Der wüßte nicht, wie es ihr Innres meint,
Worin ſie nicht nach Recht noch Unrecht fragen,
Und immer nur nach ihrem Vortheil jagen.

3.

So kann die Freundſchaft ſelten ſie beglücken,
Denn dieſe kann nicht an dem Ort beſtehn,
Wo man in ernſten wie in leichten Stücken
Nicht ohne Täuſchung kann zu Werke gehn.
Doch kehrt das Glück nur ihnen erſt den Rücken,
Daß ſie zuſammen ſich im Elend ſehn,
Dann lehrt ſie eine Stunde mehr als Jahre:
Was Freundſchaft ſei, und wie man ſie erfahre.

4.

Der heil'ge Greis in ſeiner armen Hütte
Verſchlang die Gäſte mit ſo feſtem Band
Von echter Lieb' und Treu', wie in der Mitte
Des Hofes nie ſich eines möglich fand,
Und das auch in der Jahre tück'ſchem Schritte
Unlösbar feſt bis an den Tod beſtand.
Der Alte fand ſie alle gut und bieder,
Und rein von Herzen, wie des Schwans Gefieder,

5.

Fand ſie voll Liebenswürdigkeit und Milde,
Nicht wie den Haufen, den ich euch gemalt,
Der nie mit ſeines Herzens wahrem Bilde,
Der immer nur mit Scheingepräge zahlt.

ſie ans Ufer. Und ſiehe! plötzlich erhebt ſich langſam Eine von ihnen . . . , dies muß beſonders gut geſchildert werden, wie ſie im Mondlicht leiſe aufſteht und wie ihre Gefährtinnen erſchrecken. Sie hat den Rand des Kahnes überſchritten; die Bacchanten umdrängen ſie, verſchwinden mit ihr in Nacht, in Finſterniß. Hier muß man den Fackelrauch aufwirbeln ſehen, dann verwirrt ſich Alles, man hört nur noch Klagelaute und der Kranz des Mädchens iſt am Ufer zurückgeblieben.

Sinaida ſchwieg. O ſie liebt! dachte ich wieder.

Iſt das Alles? fragte Maidanow.

Alles! antwortete ſie.

Das iſt kein Inhalt für eine größere Dichtung, bemerkte er mit Wichtigkeit, aber zu einem kurzen Gedichte werde ich Ihre Idee benutzen.

In romantiſcher Form? fragte Malewski.

Natürlich in romantiſcher Form, à la Byron.

Mir iſt Hugo lieber als Byron, warf der junge Graf nachläſſig ein. Er iſt intereſſanter.

Hugo iſt ein Schriftſteller erſten Ranges, erwiderte Maidanow, und mein Freund Tankoſchaief hat in ſeinem Roman El Torrador . . .

Ach, das iſt das Buch mit den umgefallenen Fragezeichen? fiel Sinaida ein.

Ja, das iſt ſo Brauch bei den Spaniern. Ich wollte alſo ſagen, daß Tankoſchaief . . .

Sie ſcheinen wieder auf dem beſten Wege, ſich über

Claſſicität und Romantik zu ſtreiten, unterbrach ihn Sinaïda. Wir wollen lieber ein Spiel anfangen.

Ein Pfänderſpiel? fragte Luſchin.

Nein, das iſt langweilig. Laſſen Sie uns lieber Vergleichungen ſpielen. (Dies Spiel hatte Sinaïda erfunden: irgend eine Sache wurde gewählt, Jeder bemühte ſich, ſie mit einer Andern zu vergleichen, und wer darin am Glücklichſten war, erhielt einen Preis.) Sie trat ans Fenſter; die Sonne war eben untergegangen; hoch am Himmel zogen lange, rothe Wolken hin.

Womit ſind dieſe Wolken zu vergleichen? fragte Sinaïda, und ohne unſere Antwort zu erwarten, fügte ſie hinzu: ich finde, daß ſie den Purpurſegeln des goldnen Schiffes gleichen, auf dem Kleopatra dem Antonius entgegenfuhr. Erinnern Sie ſich, Maidanow, Sie haben mir erſt kürzlich davon erzählt.

Wie Polonius in Hamlet waren wir Alle mit ihr der Anſicht, daß dieſe Wolken jenen Segeln glichen, und verſicherten, daß Keiner von uns einen beſſern Vergleich zu finden vermöchte.

Und wie alt war Antonius damals? fragte Sinaïda.

Jedenfalls noch ein junger Mann, antwortete Malewski.

Ja, jung war er noch, beſtätigte Maidanow.

Bitte um Verzeihung, ſagte Luſchin; er war bereits über vierzig Jahre alt.

Ueber vierzig Jahre, wiederholte Sinaïda, indem ſie ihm einen flüchtigen Blick zuwarf.

Bald darauf ging ich nach Haus. Sie liebt, flüſterte ich unwillkürlich, aber wen?

## XII.

Die Tage vergingen. Sinaida wurde immer ſeltſamer, immer unbegreiflicher. Als ich einmal zu ihr kam, ſaß ſie auf einem Strohſtuhle und hatte den Kopf an die ſcharfe Tiſchkante gelehnt. Sie erhob ſich — ihr Geſicht war von Thränen überſtrömt.

Ah, Sie ſind es! ſagte ſie bitter lächelnd; kommen Sie her.

Ich ging zu ihr; ſie legte mir die Hand auf den Kopf und begann mich heftig an den Haaren zu zauſen.

Das thut weh! ſagte ich endlich.

So — thut es weh? . . und mir, thut mir nichts weh — gar nichts? antwortete ſie.

Ach, was habe ich gethan! rief ſie plötzlich, als ſie bemerkte, daß ſie mir eine Menge Haare ausgeriſſen hatte. Armer Mosjö Waldemar.

Dabei legte ſie die ausgeriſſenen Haare zuſammen, wickelte ſie um den Finger und machte eine Locke daraus.

Ich werde dieſe Haare in ein Medaillon legen und tragen, ſagte ſie, während Thränen in ihren Augen ſchimmerten; vielleicht tröſtet Sie das ein wenig — aber jetzt adieu!

Ich ging nach Haus und wurde Zeuge eines peinlichen Auftritts. Meine Mutter hatte eine Auseinanderſetzung mit meinem Vater. Sie machte ihm Vorwürfe, die er wie gewöhnlich mit höflicher Kälte anhörte. Bald darauf ging er fort. Worüber ſich meine Mutter beklagte, hatte ich nicht verſtanden, war auch nicht in neugieriger Stimmung; aber ich erinnere mich, daß ich, nachdem ihre Erörterungen beendigt waren, in ihr Cabinet kommen mußte, und daß ſie mir heftige Vorwürfe über meine häufigen Beſuche bei der Fürſtin machte, von der ſie ſagte, ſie wäre une femme capable de tout. Ich küßte ihr die Hand (was ich immer that, wenn ich ihren Vorwürfen ein Ende machen wollte) und zog mich in mein Zimmer zurück. Sinaïda's Thränen hatten mich ganz aus der Faſſung gebracht; ich wußte nicht, was ich von ihr denken ſollte, und fühlte mich ſelbſt dem Weinen nahe — ein ſolches Kind war ich noch immer, trotz meiner ſechzehn Jahre. An Malewski dachte ich nicht mehr, obwohl Belowſerow ihm gegenüber von Tag zu Tag drohendere Mienen annahm und den jungen eleganten Grafen anblickte, wie der Wolf das Lamm. Im Grunde dachte ich an Nichts und an Niemand mehr, verlor mich in Träumereien und ſuchte die Einſamkeit. Vor Allem zog mich das verfallene Gewächshaus an. Ich kletterte dort gewöhnlich eine hohe Mauer hinauf, ſetzte mich nieder und fühlte mich dann ſo unglücklich, verlaſſen und traurig, daß ich mich ſelbſt bemitleidete. Und doch — wie ſüß waren mir dieſe ſchmerzlichen Gefühle, und wie gern berauſchte ich mich darin.

Eines Tages ſaß ich wieder auf der Mauer, blickte in die Ferne und lauſchte dem Glockengeläut . . . plötzlich fuhr ich zuſammen, als ob mich etwas berührt hätte — aber es war kein Wind, kein Luftzug, nur ein Hauch, nur das Gefühl von der Gegenwart eines Menſchen, und als ich die Augen ſenkte, erblickte ich Sinaïda, die im lichten grauen Kleide einen roſa Sonnenſchirm über dem Kopfe ſchnell daher kam. Sie ſah mich, blieb ſtehen, und indem ſie den Hutrand zurückbog, hob ſie die ſammtnen Augen zu mir auf.

Was thun Sie da oben? fragte ſie mich mit ſeltſamem Lächeln. Sie verſichern immer, daß Sie mich lieben, fuhr ſie fort; wenn das wahr iſt, ſo ſpringen Sie hier auf den Weg herunter.

Kaum hatte Sinaïda dieſe Worte geſagt, als ich ſchon unten lag. Es war, als ob mich Jemand hinterrücks hinuntergeſtoßen hätte. Die Mauer mochte ein paar Klafter hoch ſein und obwohl ich auf die Füße zu ſtehen kam, war die Erſchütterung ſo groß, daß ich mich nicht aufrecht halten konnte; ich ſtürzte zu Boden und verlor für einige Momente die Beſinnung. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, wußte ich, ohne die Augen zu öffnen, daß Sinaïda neben mir war. Mein liebes Kind, ſagte ſie, indem ſie ſich über mich beugte und in ihrer Stimme lag die angſtvollſte Zärtlichkeit, wie konnteſt du das thun, wie konnteſt du mir gehorchen . . . aber ich liebe dich . . ſteh auf . . .

Ich fühlte das Wogen ihres Buſens, ihre Hände befühlten meinen Kopf, und plötzlich — wie wurde mir dabei! — fingen ihre weichen, friſchen Lippen an, mein Geſicht mit Küſſen zu bedecken . . . ſie berührten meine Lippen, aber nun mochte Sinaïda, obwohl ich die Augen geſchloſſen hielt, am Ausdruck meines Geſichts bemerken, daß ich wieder zur Beſinnung gekommen war, und ſie ſagte, indem ſie ſich haſtig erhob: Nun ſo ſtehen Sie doch auf, Sie unvernünftiger Tollkopf. Was liegen Sie da im Staube? Ich ſtand auf. Holen Sie mir meinen Sonnenſchirm . . . wie weit der fortgeflogen iſt! und ſehen Sie mich nicht ſo an! . . Welche Thorheit war das nun wieder? Sie haben ſich doch nicht beſchädigt? Die Brenneſſeln haben Ihnen doch nicht weh gethan? — Aber Sie ſollen mich nicht ſo anſtarren! . . . Er verſteht nicht, antwortet nicht! fügte ſie hinzu, wie mit ſich ſelber ſprechend. Gehen Sie nach Haus, Mosjö Waldemar, reinigen Sie ſich und laſſen Sie ſich nicht einfallen, mir zu folgen, ſonſt werde ich böſe und werde nie mehr . . .

Sie ſprach den Satz nicht aus und eilte fort; ich aber blieb am Wege ſitzen, unfähig mich aufrecht zu erhalten. Die Neſſeln hatten mir die Hände verbrannt, der Rücken that mir weh, und vor meinen Augen drehte ſich Alles im Kreiſe. Aber das Wonnegefühl, das mich damals durchſtrömte, habe ich in meinem ganzen Leben nicht wieder empfunden. Ein ſüßer Schmerz durchſchauerte meine Glieder und machte ſich endlich in Freudenſprüngen und Ausrufungen Luft. Gewiß, ich war noch immer ein Kind!

## XIII.

Den ganzen Tag über war ich ſtolz und froh und hatte auf meinem Geſicht ſo lebhaft die Nachempfindung von Sinaïda's Küſſen, erinnerte mich mit ſolchem Wonneſchauer an jedes Wort von ihr, ſchwelgte ſo tief in meinem unerhofften Glücke, daß ich gewiſſermaßen davor erbangte und nicht einmal den Wunſch hatte, ſie — der ich dieſe neuen Empfindungen verdankte — wiederzuſehen. Mir war, als ob ich nun nichts mehr vom Schickſal zu fordern hätte, als ob mir nichts mehr übrig bliebe, als mich zu faſſen, zum letzten Male tief zu ſeufzen und zu ſterben. Aber als ich am nächſten Morgen in den Nachbarflügel hinüber ging, überfiel mich eine große Unruhe, und vergebens verſuchte ich ſie unter dem Anſchein jener beſcheidenen Ungezwungenheit und Zurückhaltung zu verbergen, die dem Manne zukommt, der zu verſtehen geben will, daß er ein Geheimniß bewahren kann. Sinaïda empfing mich übrigens ſo ruhig, als ob nichts zwiſchen uns vorgefallen wäre. Sie drohte mir nur mit dem Finger und fragte: ob ich keine blauen Flecken hätte? Die mühſam angenommene, ungezwungene und geheimnißvolle Haltung ging mir hierdurch ſofort verloren, aber auch meine Unruhe war zu Ende. Ich hatte zwar nichts Beſonderes erwartet, aber Sinaïda's Gleichmuth wirkte doch wie ein Eimer kalten Waſſers. Ich erkannte, daß ich in ihren Augen nur ein Kind war, und das machte mich ſehr traurig. Sinaïda ging im Zimmer auf und nieder und lachte jedesmal, wenn ſie mich anblickte, aber ich ſah deutlich, daß ihre Gedanken anderswo waren. Ob ich von unſerer geſtrigen Begegnung anfange? fragte ich mich ſelbſt; ob ich ſie frage, wohin ſie geſtern eilte, um endlich zu erfahren . . . Aber ich machte nur eine Handbewegung und ſetzte mich in eine Ecke.

Belowſerow trat ein; ſeine Ankunft war mir recht.

Ich habe kein ruhiges Reitpferd für Sie auffinden können, ſagte er mit rauher Stimme. Freitag hat mir eins verſprochen, aber ich traue ihm nicht . . . ich fürchte . . .

Bitte, was fürchten Sie denn? fiel ihm Sinaïda ins Wort.

Was? . . nun, Sie können ja nicht reiten! Gott verhüte, daß Ihnen was geſchieht. Was haben Sie nur plötzlich für Einfälle?

Nun, das iſt meine Sache, Sie Brummbär! Ich werde mich nun an Peter Waſſiljewitſch wenden . . . (dies war der Name meines Vaters, und ich wunderte mich, daß er ihr ſo geläufig von den Lippen floß und ſo zuverſichtlich, als ob ſie von ſeiner Bereitwilligkeit, ihr gefällig zu ſein, ganz überzeugt wäre.)

Wirklich . . ſo wollen Sie alſo mit ihm reiten? erwiderte Belowſerow.

Mit ihm oder mit Jemand anders — das kann Ihnen gleichgültig ſein — nur nicht mit Ihnen.

Nicht mit mir! wiederholte Belowſerow. Wie Sie wollen . . . ein Pferd verſchaffe ich Ihnen doch.

Aber ſorgen Sie, daß es keine alte Mähre iſt, ich ſage Ihnen hiermit, daß ich galoppiren will.

Galoppiren Sie, wenn es Ihnen gefällt — aber mit wem werden Sie reiten? Mit Malewski?

Und warum nicht mit ihm, mein edler Krieger? Aber ſeien Sie ruhig, fügte ſie hinzu, und blinzeln Sie nicht ſo mit den Augen. Ich werde Sie mitnehmen . . . Sie wiſſen ja, daß Malewski jetzt für mich . . pfui! dabei ſchüttelte ſie den Kopf.

Sie ſagen das nur, um mich zu beruhigen, antwortete Belowſerow.

Sinaida ſah ihn blinzelnd an. Um Sie zu beruhigen? o . . . o . . . o mein edler Krieger! ſagte ſie endlich, als ob ſie im Augenblick kein anderes Wort zu finden wüßte. Und Sie, Mosjö Waldemar, wollen Sie nicht auch mitreiten?

Ich reite nicht gern . . . in großer Geſellſchaft, ſtammelte ich, ohne aufzuſehen.

So, Sie ziehen ein tête-à-tête vor . . . nun dem Freien die Freiheit, dem Erlöſ'ten das Paradies, ſagte ſie und ſeufzte tief. Gehen Sie, Belowſerow, und ſorgen Sie, daß ich bis morgen ein Pferd habe.

Aber woher das Geld nehmen? fiel die alte Fürſtin ein.

Sinaïda runzelte die Stirn.

Ich werde Sie nicht darum bitten. Belowſerow legt es für mich aus.

Legt es für dich aus . . ſo, ſo! brummte die Fürſtin. Dann rief ſie plötzlich aus voller Kehle: Dunjaſchka!

Mama, ich habe Ihnen eine Glocke zum Schellen geſchenkt, ſagte Sinaïda.

Dunjaſchka! rief die Alte wieder.

Belowſerow verabſchiedete ſich, und ich ging mit ihm. Sinaïda hielt mich nicht zurück.

## XVI.

Am folgenden Morgen ſtand ich früh auf, ſchnitt mir einen Stock und ging vors Thor. Friſch hinaus, um meinen Kummer zu verlaufen! Der Tag war herrlich; klar und nicht zu heiß. Ein friſcher Wind ſtrich über die Gräſer, rauſchte ſpielend durch die Gebüſche, ſo daß Alles bewegt, aber nichts geſtört war. Lange wanderte ich über die Hügel der Umgegend und in den Wäldern umher. Ich fühlte mich nicht glücklich, war von Haus weggegangen in der Abſicht, mich meiner Schwermuth zu überlaſſen . . . aber die Jugend, das köſtliche Wetter, die friſche Luft, der Genuß des raſchen Gehens und die Freude, die es mir machte, mich hin und wieder ſo ganz allein auf dem dichten Raſen hinzuſtrecken, das Alles gewann den Sieg. In meiner Seele

Vergeſſen iſt die trübe Zeit, die wilde,
Lieb' iſt im Auge, das von Haß geſtrahlt;
Ja, wären ſie aus Einem Schooß entſproſſen,
Hielt' enger nicht die Liebe ſie umſchloſſen.

6.

Den Rüd'ger liebkoſt vor den andern allen
Der Herr von Montalban, und ehret ihn.
Wie in den Schranken, bei der Waffen Schallen,
Er heldenmüthig ihn erfand und kühn,
Fand er an ſeiner Sitte jetzt Gefallen,
In der kein Ritter ihm zu gleichen ſchien.
Am meiſten war's ob der Verbindlichkeiten,
Die er ihm hatte von verſchiednen Seiten.

7.

Er weiß, daß er den Richardett gerettet
Aus jener ſchweren ſpaniſchen Gefahr,
Da er zur Königstochter ſich gebettet
Und auf den Tod mit ihr gefangen war,
Und daß er Bovo's wackres Paar entkettet
— Ihr wißt es — aus den Händen jener Schaar
Von Sarazenen und von böſen Buben,
Die Bertolazens Schandpanier erhuben.

8.

So groß iſt ihm die alte Schuld erſchienen,
Daß ſie zu Lieb' ihn und Verehrung zwingt;
Man ſieht den tiefen Schmerz auf ſeinen Mienen,
Daß er ſo ſpät erſt ſeinen Dank ihm bringt;
So lang ſie andern Herren mußten dienen,
War freilich ſolche Pflicht nicht unbedingt.
Nun da ſich Chriſto Rüd'ger anbefohlen,
Freut's ihn, das Langverſäumte nachzuholen.

erwachte die Erinnerung an ihre unvergeßlichen Worte und Küſſe; es war mir ein ſüßer Gedanke, daß Sinaïda meiner Entſchloſſenheit, meinem Heldenmuth ihre Anerkennung nicht verſagen konnte. Mögen ihr die Andern beſſer gefallen als ich, ſagte ich zu mir ſelbſt, . . ſie Alle reden nur von dem, was ſie thun würden, während ich wirklich etwas gethan habe. Und was Alles könnte ich nicht noch für ſie thun? Meine Phantaſie riß mich fort. Ich ſtellte mir vor, wie ich Sinaïda aus Feindeshänden rettete, wie ich von Blut bedeckt ſie aus ihrem Kerker befreite, um endlich zu ihren Füßen zu ſterben. Ich erinnerte mich eines Bildes in unſerm Salon, das Malek-Adel vorſtellt, wie er Mathilde entführt. Aber trotz meiner Verſunkenheit bemerkte ich einen großen Grünſpecht, der behende an dem ſchlanken Stamme einer Birke hinaufkletterte und halb durch den Baum verborgen, bald rechts, bald links mit unruhigen Blicken umherſpähte, wie ein Muſikant hinter ſeinem Contrabaß.

Dann ſang ich: „Nicht der weiße Schnee“, ging darauf zu dem damals ſehr beliebten Liede über: „Ich harre Dein, wenn ſpielende Zephire“ und declamirte endlich noch mit großem Pathos Jermak's Anrufung der Sterne aus Chamjakow's Trauerſpiel; dann verſuchte ich meine eignen Kräfte im Dichten eines Liebesliedes und brachte wirklich den Vers zu Stande, der den Schluß des Ganzen bilden ſollte.

O Sinaïda, Sinaïda!

Weiter kam ich nicht. Inzwiſchen rückte unſere Eßſtunde heran. Ich ging in das Thal hinunter, durch welches ein ſchmaler, ſandiger Weg nach der Stadt führt, und hatte dieſen Weg eben eingeſchlagen, als ich hinter mir den dumpfen Schall von Pferdehufen hörte. Unwillkürlich blieb ich ſtehen, wendete mich um und zog die Mütze ab. Ich erblickte meinen Vater und Sinaïda; ſie ritten neben einander. Zu ihr hinübergebeugt, die Hand auf den Hals ihres Pferdes ſtützend, ſprach er lächelnd mit ihr, während ſie die Augen niederſchlug und die Lippen zuſammenpreßte. Erſt ſah ich nur die Beiden, aber kurz darauf bog auch Belowſerow in voller Huſaren-Uniform und Dolman, auf einem ſchwarzen, ſchaumbedeckten Pferde in das Thal ein. Das edle Roß ſchüttelte den Kopf, ſchnaubte und tanzte, während ſein Reiter es zu gleicher Zeit zügelte und anſpornte. Ich trat zur Seite. Mein Vater nahm die Zügel auf, entfernte ſich etwas von Sinaïda, die langſam den Blick zu ihm erhob, und Beide ſetzten ihre Pferde in Galopp. Belowſerow ſchoß ſäbelraſſelnd hinter ihnen her. Er iſt roth wie ein Krebs, dachte ich, und ſie . . . warum iſt ſie ſo bleich?

Ich verdoppelte meine Schritte und kam kurz vor Tiſch nach Haus. Mein Vater ſaß bereits umgekleidet neben dem Lehnſtuhl meiner Mutter und las ihr mit ſeiner ruhigen, klangvollen Stimme das Feuilleton des Journal des Débats vor. Aber meine Mutter hörte ihm nur mit halber Aufmerkſamkeit zu, fragte mich, als ihre Augen auf mich fielen, wo ich mich den ganzen Tag umhergetrieben hätte, und fügte hinzu, daß ſie es nicht leiden möge, wenn man ſeine Zeit Gott weiß wo und mit Gott weiß wem todſchlage. Ich wollte ihr antworten, daß ich allein ſpazieren gegangen wäre — aber ich ſah meinen Vater an und ſchwieg.

## XV.

Im Lauf der nächſten fünf oder ſechs Tage ſah ich Sinaïda kaum. Sie ließ ſich krank melden, was aber nicht verhinderte, daß die Hausfreunde täglich erſchienen, um — wie ſie ſich ausdrückten — ihren Dienſt zu verſehen. Nur Maidanow ſtellte ſeine Beſuche ein; weil er ſich langweilte und ſelbſt langweilig war, ſobald er ſich nicht begeiſtern konnte. Belowſerow ſaß roth und zugeknöpft mit finſterer Miene in einer Ecke. Ueber das feine Geſicht das Grafen Malewski zuckte beſtändig ein boshaftes Lächeln. Er ſchien bei Sinaïda in Ungnade gefallen zu ſein, beſchäftigte ſich jedoch um ſo eifriger mit der alten Fürſtin, die er ſogar in einem Miethswagen zum Generalgouverneur begleitete. Dieſe Fahrt hatte übrigens kein Reſultat und zog Malewski ſelbſt eine Unannehmlichkeit zu. Man erinnerte ihn an einen Streit, den er mit einigen Genie-Offizieren gehabt, und er mußte ſich mit ſeiner Unerfahrenheit entſchuldigen. Luſchin kam täglich zwei Mal angefahren, blieb aber nicht lange. Ich fürchtete ihn gewiſſermaßen ſeit unſerer letzten Unterredung, fühlte mich aber trotzdem zu ihm hingezogen. Eines Tages ging er mit mir im Park von Neskuſchnoi ſpazieren, war ſehr liebenswürdig, belehrte mich über Namen und Eigenſchaften verſchiedener Kräuter und Blumen — plötzlich aber, ohne jede Veranlaſſung, ſchlug er ſich vor den Kopf und rief: Welch ein Narr war ich, ſie für eine Kokette zu halten! . . . Es muß wohl ſüß ſein, ſich für Andre zu opfern . . .

Was wollen Sie damit ſagen? fragte ich.

Ihnen habe ich gar nichts ſagen wollen, erwiderte Luſchin.

Sinaïda wich mir aus, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß ihr meine Nähe peinlich war. Unwillkürlich wendete ſie ſich von mir ab . . . unwillkürlich! das war ſchwer zu ertragen und brachte mich faſt zur Verzweiflung . . . aber was konnte ich thun? So viel als möglich entzog ich mich ihren Augen und begnügte mich, ſie aus der Ferne zu beobachten. Sie erſchien mir immer unbegreiflicher; ihr Geſicht war anders geworden, ihr ganzes Weſen hatte ſich verändert. Dieſe Veränderung drängte ſich mir an einem warmen, ſtillen Abend beſonders auf. Ich ſaß auf einer niedrigen Bank unter einem breitäſtigen Hollunderſtrauche, meinem Lieblingsplatze, denn von hier aus konnte ich Sinaïda's Fenſter ſehen. Ich ſaß ganz ſtill; über mir im dunkeln Laube hüpfte ein Vögelchen unruhig hin und her; eine graue Katze ſchlich vorſichtig durch den Garten und die erſten Maikäfer ſchwirrten durch die nicht mehr helle, aber immer noch durchſichtige Luft. Ich hatte die Augen ihren Fenſtern zugewendet und wartete, ob ſie ſich nicht öffnen würden. Und wirklich, das eine derſelben öffnete ſich, und Sinaïda erſchien. Sie trug ein weißes Kleid, und faſt eben ſo weiß war ſie ſelbſt, ihr bleiches Geſicht, ihre Schultern, ihre Hände. Sie ſtand lange unbeweglich da und blickte eben ſo unbeweglich unter den zuſammengezogenen Augenbrauen gerade vor ſich hin — ein Blick, den ich noch nie von ihr geſehen hatte. Dann faltete ſie die Hände feſt zuſammen, hob ſie an die Lippen, an die Stirne, zog ſie plötzlich wieder auseinander, um das Haar nach beiden Seiten zurückzuſtreichen, ſchüttelte den Kopf mit einem gewiſſen Ausdruck der Entſchloſſenheit und machte das Fenſter wieder zu.

Drei Tage ſpäter begegnete ſie mir im Garten; ich wollte ihr ausweichen, aber ſie hielt mich feſt.

Geben Sie mir die Hand, ſagte ſie mit großer Freundlichkeit. Wir haben lange nicht miteinander geplaudert.

Ich ſah ſie an; ihre Augen leuchteten ſanft, und ihr Geſicht lächelte wie durch einen leichten Nebel.

Sind ſie immer noch leidend? fragte ich.

Nein, jetzt iſt Alles vorüber! antwortete ſie, indem ſie eine kleine rothe Roſe pflückte. Ich fühle mich noch etwas angegriffen, aber das wird auch vorübergehen.

Und werden Sie dann wieder Dieſelbe ſein, wie früher? fragte ich.

Sinaïda hielt die Roſe an ihr Geſicht, und es war mir, als ob ein Widerſchein der glühenden Blätter auf ihre Wangen fiele.

Bin ich denn anders geworden? fragte ſie.

Ja, Sie haben ſich verändert, antwortete ich mit leiſer Stimme.

Ich war kalt gegen Sie, das weiß ich, fing Sinaïda an, aber Sie müſſen das nicht ſo ernſt nehmen . . . Ich konnte nicht anders . . . Aber warum ſollen wir noch weiter davon ſprechen?

Sie wollen nicht, daß ich Sie liebe . . das iſt's! rief ich traurig, in unwillkürlicher Erregung.

Nein, Sie ſollen mich lieben, aber nicht wie bisher.

Wie ſo?

Wir wollen Freunde ſein . . . weiter nichts. Dabei gab mir Sinaïda ihre Roſe zu riechen. Sehen Sie, ich bin viel älter als Sie — ich könnte Ihre Tante ſein, nicht wahr? oder wenn nicht Ihre Tante, doch Ihre ältere Schweſter . . . und Sie . . .

Ich bin für Sie nur ein Kind! fiel ich ein.

Nun ja, ein Kind, aber ein liebes, gutes, kluges, das ich ſehr lieb habe. Wiſſen Sie was . . . Sie ſollen vom heutigen Tage an mein Page ſein. Aber vergeſſen Sie nicht, daß ein Page ſich nie von ſeiner Gebieterin entfernen darf. Hier haben Sie das Zeichen Ihrer neuen Würde, fügte ſie hinzu, indem ſie die Roſe an meine Jacke ſteckte, das Zeichen der Gunſt, die ich Ihnen ſchenke.

Ich habe früher andere Gunſtbezeugungen von Ihnen erhalten, ſtammelte ich.

Ach! rief Sinaïda, indem ſie mir einen Seitenblick zuwarf. Was er für ein Gedächtniß hat! Nun — ich bin noch jetzt bereit . . .

Und ſich zu mir beugend, drückte ſie mir einen reinen, ruhigen Kuß auf die Stirn.

Ich ſah ſie an, aber ſie wendete ſich ab und mit den Worten: Folgen Sie mir, mein Page, ging ſie ihrem Seitenflügel zu. Ich ging ihr nach — von Zweifeln erfüllt.

Iſt es möglich, dachte ich, kann dies ſanfte, verſtändige Mädchen dieſelbe Sinaïda ſein, die ich bisher gekannt habe? Selbſt ihr Gang kam mir ruhiger vor als ſonſt und ihre ganze Geſtalt ſchöner und harmoniſcher.

Und, o mein Gott! mit welcher neuen Gewalt flammte die Liebe in mir auf!

## XVI.

Nach Tiſch kamen im Seitenflügel die gewöhnlichen Gäſte zuſammen, und die junge Fürſtin geſellte ſich zu ihnen. Es war dieſelbe Geſellſchaft, die ich an jenem erſten, unvergeßlichen Abend getroffen hatte. Auch Nirmatzki fehlte heute nicht, und Maidanow war früher gekommen, als die Andern — er hatte neue Gedichte mitgebracht. Abermals wurden Pfänderſpiele geſpielt, aber ohne die frühern Seltſamkeiten; es ging nicht mehr ſo toll und lärmend dabei her. — Das Zigeunerelement war verſchwunden; Sinaïda gab dem kleinen Kreiſe ein neues Gepräge. Als Page mußte ich ihr zur Rechten ſitzen, und dann befahl ſie unter Anderm, daß Jeder, deſſen Pfand herauskäme, einen Traum erzählen ſolle. Damit war freilich nicht viel gewonnen: die Träume waren entweder langweilig (Belowſerow hatte geträumt, daß er ſein Pferd mit Karauſchen gefüttert, worauf es einen hölzernen Kopf bekommen), oder ſie waren unwahrſcheinlich und erdichtet. Maidanow trug uns ein ganzes Märchen vor, in welchem Grabſcenen, Engel mit Lyras, ſprechende Blumen und fernhertönende Klänge vorkamen. Sinaida ließ ihn nicht zu Ende kommen: Da wir uns in das Gebiet der Dichtung verirrt haben, ſagte ſie, mag Jeder gleich etwas Selbſterfundenes erzählen.

Der Erſte, den die Reihe traf, war wieder Belowſerow.

Dem jungen Huſaren war ſehr unbehaglich dabei. Ich kann nichts erfinden! rief er aus.

Dummes Zeug! ſagte Sinaïda. So denken Sie ſich doch, Sie wären verheirathet, und erzählen Sie uns, wie Sie die Zeit mit Ihrer Frau zubringen würden. Würden Sie ſie vielleicht einſperren?

Ja, ich würde ſie einſperren.

Und Sie . . würden Sie dann bei ihr bleiben?

Ja, ich würde ſie natürlich nicht verlaſſen.

Sehr ſchön! . . aber wenn ihr das langweilig würde, und ſie käme darauf, Sie zu hintergehen?

Dann brächte ich ſie um.

Wenn ſie Ihnen aber entkäme?

So würde ich ſie verfolgen, einholen und dann umbringen.

Gut! aber nehmen wir einmal an, ich wäre Ihre Frau . . . was thäten Sie dann?

Dann brächt' ich mich ſelber um, antwortete Belowſerow nach einer Pauſe.

Sinaïda lächelte. Sie machen nicht viel Umſtände, wie ich ſehe, ſagte ſie.

Das zweite Pfand, das herauskam, gehörte Sinaïda. Sie ſchlug nachdenkend die Augen zur Decke auf.

Hören Sie, was ich mir ausgedacht habe, ſagte ſie endlich. Stellen Sie ſich einen prachtvollen Palaſt vor, eine Sommernacht und einen entzückenden Ball. Dieſen Ball giebt eine junge Königin. Ueberall Gold, Marmor, Kryſtall, Seide, Kerzenlicht, Edelſteine, Blumen, Wohlgerüche . . . alle Gaben des Luxus . . . .

Sie lieben den Luxus? fiel ihr Luſchin ins Wort.

Der Luxus umfaßt das Elegante, und ich liebe das Elegante, antwortete ſie.

Mehr als das Schöne? fragte er wieder.

Das iſt mir zu geſucht, das verſtehe ich nicht . . . unterbrechen Sie mich nicht immer! Der Ball iſt alſo prächtig . . . die Geſellſchaft zahlreich; alle Männer ſind jung, ſchön, tapfer; Alle ſind verliebt in die Königin.

Sind denn keine Frauen unter den Gäſten? fragte Malewski.

Nein . . . oder warten Sie . . . doch!

Aber Alle häßlich?

Im Gegentheil! aber die Männer ſind alle in die Königin verliebt. Sie iſt groß und ſchlank, und trägt ein kleines, goldnes Diadem in ihren ſchwarzen Haaren.

Ich ſah Sinaïda an; ſie ſchien mir in dieſem Augenblick hoch erhaben über uns Alle; ihre weiße Stirn mit den klargezeichneten Brauen leuchtete von Geiſt und ſtrahlte eine ſolche Hoheit aus, daß ich mir ſagte: Du ſelber biſt dieſe Königin.

Alle umdrängen ſie, fuhr Sinaïda fort; Alle überhäufen ſie mit Schmeichelreden.

Und ſie liebt die Schmeichelei? fragte Luſchin.

Wie unausſtehlich Sie ſind; immer unterbrechen Sie mich. Wer hörte nicht gern etwas Schmeichelhaftes?

Eine einzige Frage noch . . . warf Malewski ein. Hat die Königin auch einen Gemahl?

Daran habe ich noch nicht gedacht . . . Nein! wozu ein Gemahl?

Natürlich! fing Malewski wieder an; wozu ein Gemahl?

Silence! rief Maidanow, obwohl er nur ſchlecht franzöſiſch ſprach.

Merci, antwortete Sinaïda. Die Königin alſo lauſcht den Schmeichelreden und lauſcht der Muſik, aber ſie wendet den Blick keinem ihrer Gäſte zu. Sechs Fenſter

9.

Nun unterläßt er keinen Augenblick,
Den Freund mit Lieb' und Ehre zu umfangen.
Da kommt der Alte, der mit klugem Blick
Die Freundſchaft ſieht, zu ihnen hergegangen:
Nur Eines, ſpricht er, iſt jetzt noch zurück,
Auch hoff' ich's ohne Mühe zu erlangen:
Daß, wie jetzt Freundſchaft zwiſchen euch entſtand,
Euch noch vereint ein ſchwägerliches Band.

10.

Aus den zwei Stämmen, denen hier auf Erden
Kein dritter iſt an Glanz und Adel gleich,
Soll künftig ein Geſchlecht geboren werden,
Mehr als die hohe Sonne ſtrahlenreich;
Und wie die Zeit hinjagt mit raſchen Pferden,
— Das hat der Herr mir angezeigt für euch —
Soll's immer ſchöner, herrlicher bekleiben,
So lang im alten Lauf die Himmel bleiben. —

11.

Der Alte hat noch manches Wort vorhanden
Und mahnt Rinalden, ſeinen ſüßen Stern
Zu knüpfen an den Freund mit heil'gen Banden,
Und keiner ſträubt ſich von den beiden Herrn.
Roland und Olivier ſind einverſtanden
Und ſehen dieſes edle Bündniß gern;
Sie hoffen, daß es Haimon, Karln und allen
Getreuen ſeiner Krone ſoll gefallen.

12.

So reden ſie, weil ihnen unbekannt,
Daß Haimon, und mit Kaiſer Karls Behagen,
An Kaiſer Konſtantin von Griechenland
Die Tochter halb verſagt vor wenig Tagen,

ſind von der Decke bis zum Fußboden geöffnet; dahinter breitet ſich der dunkle Himmel aus mit ſeinen großen Sternen und der dunkle Garten mit ſeinen großen Bäumen. Die Königin blickt in den Garten hinaus. Zwiſchen den Bäumen ſchimmert weiß und lang wie ein Geſpenſt ein Springbrunnen aus dem Dunkel hervor. Durch Stimmengewirr und Muſik hört die Königin das leiſe Plätſchern des Waſſers. Sie blickt hinaus und denkt: da ſeid ihr Alle, meine edeln, klugen, reichen Herrn! Ihr drängt euch um mich her, fühlt euch durch jedes meiner Worte beglückt, würdet freudig zu meinen Füßen ſterben, ich herrſche über euch . . . aber dort, neben dem Springbrunnen, neben dem plätſchernden Waſſer, ſteht der Mann, den ich erwarte, den ich liebe, der über mich herrſcht. Er trägt weder reiche Kleider, noch Edelſteine; Niemand kennt ihn, aber er wartet auf mich und iſt überzeugt, daß ich komme. Und ich werde kommen! Keine Gewalt ſoll mich halten, wenn ich zu ihm gehen will und bei ihm bleiben und mich mit ihm verlieren will in der Dunkelheit des Gartens, bei dem Rauſchen der Bäume und dem Plätſchern des Springbrunnens . . .

Sinaïda ſchwieg.

Iſt das etwas Erdichtetes? fragte Malewski mit liſtiger Miene.

Sinaïda ſah ihn gar nicht an.

Was würden wir gethan haben, meine Herren, fiel Luſchin plötzlich ein, wenn wir unter den Gäſten geweſen wären und von dem Glücklichen am Springbrunnen gewußt hätten?

Warten Sie, warten Sie! rief Sinaïda lebhaft. Ich will Ihnen ſagen, was Jeder von Ihnen gethan haben würde: . . . Sie, Belowſerow, hätten ihn zum Duell gefordert; Sie, Maidanow, hätten ein Epigramm auf ihn gemacht . . . Aber nein, Epigramme können Sie nicht ſchreiben; ſie hätten lange Jamben in Berlier's Weiſe gedichtet und im „Telegraphen" drucken laſſen. Sie, Nirmatzki, hätten Geld von ihm geborgt — nicht doch! Sie hätten ihm welches auf Zinſen geliehen; Sie, Doctor . . . hier machte ſie eine Pauſe . . . was Sie gethan hätten, weiß ich wirklich nicht!

Ich als Leibarzt, erwiderte Luſchin, würde Ihrer Majeſtät der Königin den Rath ertheilen, keine Bälle zu geben, wenn ihr die Gäſte ſo gleichgültig ſind.

Darin hätten Sie vielleicht Recht gehabt! . . . und Sie, Graf?

Und ich? widerholte Malewski mit ſeinem boshaften Lächeln.

Sie hätten ihm vergiftetes Confect gebracht.

Malewski's Geſicht verzerrte ſich und nahm einen jüdiſchen Ausdruck an. Aber gleich darauf lachte er wieder.

Was Sie betrifft, Waldemar . . . fuhr Sinaida fort. Aber es iſt genug! laſſen Sie uns etwas Anderes ſpielen.

Monſieur Waldemar als Page der Königin müßte ihr die Schleppe tragen, wenn ſie in den Garten geht, fiel Malewski giftig ein.

Ich fuhr zornig auf, aber Sinaïda legte beſchwichtigend die Hand auf meine Schulter und ſagte, ſich erhebend, mit leiſe bebender Stimme: Ich habe Ew. Erlaucht nie das Recht gegeben, ſich unverſchämt zu betragen, und bitte deßhalb, daß Sie ſich entfernen. Dabei zeigte ſie ihm die Thür.

Ich bitte Sie, Fürſtin! ſtammelte Malewski, der ganz blaß geworden war.

Die Fürſtin hat Recht! rief Belowſerow, indem er ebenfalls aufſtand.

Ich habe, bei Gott, nicht gedacht . . . fuhr Malewski fort. Ich glaube nicht, daß in meinen Worten . . . ich hatte wirklich nicht die Abſicht, Sie zu beleidigen . . . Verzeihen Sie mir!

Sinaïda warf ihm einen kalten Blick zu und lächelte kalt. So bleiben Sie denn! ſagte ſie mit einer verächtlichen Handbewegung. Ich und Monſieur Waldemar hätten nicht in Zorn gerathen ſollen. Es macht Ihnen Freude zu ſtechen . . . möge es Ihnen bekommen.

Verzeihen Sie mir, bat Malewski noch einmal, und ich dachte, indem ich mich der Geberde Sinaïda's erinnerte, daß eine wirkliche Königin nicht im Stande geweſen wäre, mit größerer Würde einem Unverſchämten die Thür zu weiſen.

Das Pfänderſpiel wurde nach dieſem Zwiſchenfall nicht mehr lange fortgeſetzt. Uns Allen war unbehaglich zu Muth, weniger wegen des Vorfalls, als wegen der peinlichen Empfindung, die er hinterließ. Niemand ſprach davon, aber Jeder fühlte die Wirkung, und bemerkte ſie auch an ſeinen Nachbarn. Maidanow las uns ſeine neuen Gedichte vor, und Malewski lobte ſie mit übermäßigem Eifer. Wie viel Mühe er ſich giebt, wohlwollend zu ſcheinen! flüſterte mir Luſchin zu. Bald darauf gingen wir auseinander. Sinaïda war plötzlich nachdenklich geworden; die alte Fürſtin ließ ſagen, daß ſie Kopfſchmerzen hätte, und Nirmatzki klagte über ſeinen Rheumatiſmus.

Ich konnte lange nicht einſchlafen; Sinaïda's Erzählung hatte mich aufgeregt. Sollte etwa eine Anſpielung darin liegen? fragte ich mich ſelbſt; aber auf wen könnte ſie angeſpielt haben und zu welchem Zwecke? . . . Und wenn ihrer Erzählung wirklich etwas zu Grunde läge, wie hätte ſie ſich entſchließen können . . . nein! nein! es iſt nicht möglich! flüſterte ich, indem ich meine glühenden Wangen in die Kiſſen drückte. Aber dann erinnerte ich mich des Ausdrucks, den Sinaïda's Geſicht während ihrer Erzählung gehabt, der Worte, die ich von Luſchin im Park von Neskuſchnoi gehört, der plötzlichen Veränderung in Sinaïda's Benehmen gegen mich, und ich verlor mich in Vermuthungen. Wer iſt's? dieſe Worte ſtanden mir in der Dunkelheit klar vor Augen und bedrohten mich wie ein Geſpenſt. Wie eine niedrig gehende, unglücksſchwere Wolke hing es über mir; ich fühlte den Druck und war jeden Augenblick auf den

Ausbruch gefaßt. Ich hatte mich in der letzten Zeit an Manches gewöhnt, hatte bei Saſſekins mancherlei Neues kennen gelernt: die Unordnung ihres Hausweſens, die Talglichter, die zerbrochnen Meſſer und Gabeln, der mürriſche Bonifazi, die zerlumpte Kammerfrau, die Manieren der alten Fürſtin . . . dieſe ganze wunderliche Lebensweiſe ſtörte mich nicht mehr, aber an die düſtern Ahnungen, die ſich mir in Bezug auf Sinaïda aufdrängten, konnte ich mich nicht gewöhnen. Eine Abenteurerin hatte meine Mutter ſie einſtmals genannt.

Eine Abenteurerin! ſie, mein Ideal, meine Gottheit! Dies Wort brannte mir in der Seele, ich ſuchte ihm zu entfliehen, indem ich meine Stirn in die Kiſſen drückte . . . ich fluchte ihm . . . und doch, was hätte ich nicht gethan, wozu wäre ich nicht fähig geweſen, um ſelbſt der Glückliche am Springbrunnen zu ſein! Mein Blut kochte und jagte mir durch die Adern. Garten . . . Springbrunnen, dachte ich immer wieder und fügte endlich hinzu: ich will in den Garten gehen. Eilig zog ich mich an und ſchlich aus dem Hauſe. Die Nacht war dunkel, die Bäume regten ſich kaum, eine ſanfte Kühlung ſenkte ſich vom Himmel herab, aus dem Küchengarten zog ein Fenchelgeruch herüber. Ich ging durch die Alleen; der leichte Schall meiner Tritte erregte mich und gab mir eine gewiſſe Zuverſicht. Wenn ich ſtehen blieb, um zu lauſchen, hörte ich die vollen, ungeſtümen Schläge meines Herzens. Endlich kam ich an den Zaun und lehnte mich an eine dünne Stange. Plötzlich —

oder ſchien es mir nur ſo? — erblickte ich wenige Schritte von mir eine weibliche Geſtalt. Ich hielt den Athem an und richtete meine Augen feſt ins Dunkle. Was war das? — hört' ich wirklich Tritte ſchallen, oder nur den lauten Schlag meines Herzens? Wer iſt da? ſtammelte ich kaum hörbar. Was war das wieder? — Ein unterdrücktes Lachen — oder ein Rauſchen im Laube — oder ein Seufzer dicht an meinem Ohre? Mir wurde unheimlich zu Muth. Wer iſt da? wiederholte ich mit noch ſchwächerer Stimme.

In dieſem Augenblick wurde die Luft etwas bewegter; vom Himmel ſchoß ein feuriger Strahl hernieder; es war eine Sternſchnuppe. Sinaïda? wollte ich fragen, aber der Laut erſtarb mir auf den Lippen, und plötzlich umgab mich jenes tiefe Schweigen, das oft im Laufe der Nacht einzutreten pflegt. Selbſt die Grillen zirpten nicht mehr — nur ein Fenſter klirrte irgendwo. Ich horchte, horchte vergebens, kehrte endlich in mein Zimmer zurück und legte mich in mein kaltgewordenes Bette. Ich fühlte eine ſeltſame Aufregung — als wäre ich zu einem Stelldichein gegangen, allein geblieben und am Glück eines Andern vorübergeſtreift.

## XVII.

Am folgenden Tage ſah ich Sinaïda nur ganz flüchtig. Sie fuhr mit der alten Fürſtin in einer Miethskutſche, ich weiß nicht wohin. Dagegen traf ich Luſchin, der übrigens meinen Gruß kaum erwiderte, und dann Malewski. Der junge Graf lächelte und redete mich verbindlich an. Von allen Beſuchern des Seitenflügels war er der Einzige, der verſtanden hatte, auch in unſerm Hauſe Zutritt zu erhalten und das Wohlwollen meiner Mutter zu gewinnen. Mein Vater mochte ihn jedoch nicht und behandelte ihn mit beleidigender Artigkeit. Ah monsieur le page, fing Malewski an; es freut mich außerordentlich, Ihnen zu begegnen. Wie geht es Ihrer ſchönen Königin?

Sein friſches, hübſches Geſicht war mir in dieſem Augenblick ſo widerwärtig, und er ſah mich mit ſo höhniſcher Selbſtgefälligkeit an, daß ich ihn keiner Antwort würdigte.

Sie ſind mir noch böſe? fuhr er fort. Das iſt unnöthig! ich habe Sie ja nicht zum Pagen ernannt, aber im Gefolge von Königinnen pflegen immer Pagen zu ſein. Uebrigens erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie Ihre Aufgabe ſchlecht erfüllen.

Wie ſo?

Ein Page muß von ſeiner Gebieterin unzertrennlich ſein, muß Alles wiſſen, muß über ſie wachen . . . und mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu: bei Tag und bei Nacht.

Was wollen Sie damit ſagen?

Was ich ſagen will? . . Ich dächte, das wäre deutlich genug. Bei Tag und bei Nacht . . . Tags über geht es noch . . . da iſt's hell und belebt. Aber Nachts . . . da kann leicht ein Unglück geſchehen. Ich rathe Ihnen, Nachts nicht zu ſchlafen, ſondern aufzupaſſen, recht ſcharf aufzupaſſen. Erinnern Sie ſich . . . im Garten, Nachts, beim Springbrunnen, da gilt es Wache zu halten! Sie werden mir meinen Rath noch danken.

Malewski lächelte und kehrte mir den Rücken. Vielleicht legte er ſeinen Worten keine weitere Bedeutung bei. Er ſtand in dem Rufe, daß er die Leute gern und mit großem Geſchick myſtificire, und zeichnete ſich darin beſonders auf Maskeraden aus. Seine große Gewandtheit in der gefährlichen Kunſt, Andere zu täuſchen, irre zu führen und auszuforſchen, entſprang dem falſchen, lügenhaften Zuge, der ihm ſelbſt faſt unbewußt durch ſein ganzes Weſen ging. Er wollte mich vielleicht nur necken, aber jedes ſeiner Worte war wie ſchnellwirkendes Gift in mich eingedrungen. Das Blut ſtieg mir zu Kopfe. So ſteht's! ſagte ich zu mir ſelbſt. Gut — alſo wären meine geſtrigen Ahnungen doch nicht grundlos geweſen! . . nicht umſonſt hat es mich ſo mächtig nach dem Garten hingezogen . . aber das ſoll nicht ſein, . das kann nicht ſein! rief ich laut und ſchlug mit der Fauſt an meine Bruſt, obwohl ich eigentlich nicht recht wußte, was ich damit ſagen wollte . . . Ob Malewski ſelbſt in den Garten zu kommen gedenkt — dachte ich — frech genug iſt er dazu, oder irgend ein Anderer? Die Umzäunung des Gartens iſt niedrig und leicht zu überſteigen. Aber wehe Jedem, der mir in die Hände fällt! Ich fällt! Ich will Keinem rathen, mir dort zu begegnen! Die ganze Welt und ſie ſelbſt, die Verrätherin (ich nannte ſie wirklich Verrätherin), ſoll erfahren, wie ich mich räche!

Ich ging in mein Zimmer, nahm ein engliſches Meſſer, das ich erſt kürzlich gekauft hatte, aus meinem Schreibtiſche, prüfte die ſcharfe Schneide und ſteckte es dann, ſtirnrunzelnd, mit einer ſo kalten Entſchloſſenheit in die Taſche, als ob dieſe Dinge durchaus nichts Neues und Ungewohntes für mich wären. Mein Herz war von Bitterkeit erfüllt und wie verſteinert. Mit zuſammengezogenen Brauen und zuſammengepreßten Lippen erwartete ich den Einbruch der Nacht; ging ſchweigend hin und wieder; rieb das Meſſer in meiner Taſche, bis es heiß wurde und bereitete mich auf etwas Entſetzliches vor. Dieſe neuen, ungewohnten Empfindungen nahmen mich ſo ganz in Anſpruch und gefielen mir ſo gut, daß ich an Sinaïda kaum noch dachte. Immer wieder fiel mir Aleko ein, der junge Zigeuner:*) „Wohin, du ſchöner Jüngling, ſprich?“ und dann: „Du biſt beſpritzt mit Blut! O ſag', was thatſt du? ... Nichts!“ ... Mit welchem grauſamen Lächeln widerholte ich dies „Nichts!“ Mein Vater war nicht zu Hauſe, aber meine Mutter, die ſich ſeit einiger Zeit faſt immer in einem Zuſtande dumpfer Erbitterung befand, bemerkte meine verhängnißvolle Miene und fragte beim Abendeſſen: Was giebts denn? Du ſiehſt ja aus, wie die Maus im Grützebrei?

---

*) Aus einem Puſchkin'ſchen Gedichte.

Ich antwortete ihr nur durch ein herablaſſendes Lächeln und dachte: Wenn ſie wüßte! Die Uhr ſchlug elf; ich ging in mein Zimmer, kleidete mich aber nicht aus, ſondern erwartete die Mitternacht. Endlich ſchlug die verhängnißvolle Stunde. Es iſt Zeit, murmelte ich zwiſchen den Zähnen, knöpfte meinen Rock bis an den Hals zu, ſchlug die Aermel zurück und ging in den Garten.

Einen paſſenden Ort zum Wachehalten hatte ich mir ſchon vorher auserſehen. Am Ende des Gartens, wo der Zaun, der unſer Gebiet von dem Saſſekin'ſchen ſchied, mit der Hauptmauer zuſammenſtieß, ſtand eine einſame Fichte, unter deren tief niederhängenden, dichten Zweigen ich mich bequem verbergen und ſoweit es die Dunkelheit erlaubte, Alles überſehen konnte, was ringsum geſchah. Neben der Fichte zog ſich ein ſchmaler Fußpfad hin, der mir von jeher geheimnißvoll erſchienen war. Er ging an der lebendigen Hecke vorüber, die hier ausſah, als ob ſie Jemand überſtiegen hätte, und führte zu einer runden, dichten Akazienlaube. Zu dieſer Fichte ſchlich ich hin, lehnte mich an ihren Stamm und ſpähete umher.

Dieſe Nacht war eben ſo ruhig wie die vorhergegangene, aber der Himmel war wolkenloſer; die Umriſſe der Gebüſche und der größeren Blumen waren deutlich zu erkennen. Die erſten Augenblicke des Wartens fand ich peinlich, beängſtigend ſogar. Ich war zum Aeußerſten entſchloſſen und dachte nur noch darüber nach, wie ich

Der Leo's, ſeines edlen Sohnes Hand,
Des Erben ſeines Reichs, ihr angetragen.
Ihr Muth, von dem ſo viel Gerüchte gehn,
Gewann des Jünglings Herz ihr ungeſehn.

13.

Haimon beſchied ihn, bei ſo großer Ehre
Könn' er doch nichts beſchließen ſo allein,
Eh' er mit ſeinem Sohn im Reinen wäre,
Der eben fern vom Hofe müſſe ſein.
Doch glaubt er ſelbſt, daß der im Fluge kehre,
Erfreut ob der Verwandtſchaft ungemein.
Jedoch aus Achtung vor dem hohen Degen
Beſchließt er nichts, ſo lang nicht der zugegen.

14.

Reinald, der, ferne von den Heimathauen,
Nichts von der kaiſerlichen Werbung weiß,
Verſpricht, die Schweſter Rüd'gern anzutrauen,
Weil's ihn und Roland und den ganzen Kreis
In jener Zelle höchlich muß erbauen,
Und weil der Alte bat mit allem Fleiß;
Und Haimon, glaubt er, werde zweifelsohne
Zufrieden ſein mit ſolchem Schwiegerſohne.

15.

Man bleibt den Tag und noch zum großen Theile
Den andern bei dem weiſen alten Mann;
Vergeſſen ſchwankt das Schiff am Ankerſeile,
Obgleich der Wind nicht günſt'ger wehen kann.
Allein der Schiffer, dem die lange Weile
Verdrießlich wird, mahnt ſie durch Boten an,
Die ſie zum Abſchied ſo gewaltſam treiben,
Daß ſie beim Greis nicht länger können bleiben.

beginnen ſollte. Ob es beſſer wäre, mit donnernder Stimme zu rufen: Wohin! ſteh, bekenne oder ſtirb! oder ob ich gleich zuſtoßen ſollte? Jeder Laut, jedes Raſcheln und Säuſeln erſchien mir bedeutungsvoll, ungewöhnlich . . . Ich hielt mich bereit, beugte mich vorwärts . . . aber eine halbe Stunde, eine ganze Stunde verging; mein Blut wurde ruhiger und kälter. Ich kam zu der Erkenntniß, daß ich vielleicht meine Anſtalten vergebens getroffen, mich vielleicht ſehr lächerlich mache und Malewski Gelegenheit gebe, mich auszulachen. Ich verließ meinen Poſten und durchwanderte den ganzen Garten. Nirgend war das geringſte Geräuſch zu hören, Alles ruhte; ſelbſt unſer Hund ſchlief, in ſich zuſammengeringelt, an der Gartenpforte. Endlich kletterte ich auf die Ruinen des Gewächshauſes, ſah ins weitgedehnte Feld hinaus, gedachte der Begegnung, die ich hier mit Sinaïda gehabt, und verſank in Träumereien.

Plötzlich fuhr ich zuſammen . . . ich hörte das Knarren einer ſich öffnenden Thür und gleich darauf das leichte Krachen eines brechenden Zweiges. In zwei Sätzen war ich unten und blieb wie verſteinert ſtehen. Schnelle, leichte, aber vorſichtige Schritte kamen durch den Garten und näherten ſich mir. Da iſt er! . . . da iſt er endlich! klang es mir durchs Herz. Krampfhaft zog ich das Meſſer aus der Taſche, machte es krampfhaft auf . . . rothe Funken flimmerten mir vor den Augen, vor Wuth und Schrecken ſträubte ſich mir das Haar auf dem Kopfe . . . die Schritte kamen gerade auf mich zu; ich bückte mich und ging ihnen langſam entgegen . . . ein Mann wurde ſichtbar . . . Herr Gott! es war mein Vater.

Ich erkannte ihn gleich, obwohl er in einen dunkeln Mantel gehüllt war und den Hut in die Stirn gedrückt hatte. Auf den Fußſpitzen gehend, kam er näher; mich bemerkte er nicht, obgleich mich nichts verbarg, aber ich hatte mich ſo zuſammengekauert, daß ich beinah an der Erde lag. Der eiferſüchtige, mordbereite Othello war plötzlich in einen Schulknaben verwandelt, und ſo groß war mein Erſchrecken bei dem unerwarteten Erſcheinen meines Vaters, daß ich nicht einmal Acht gab, woher er kam und wohin er verſchwand. Erſt als Alles um mich her wieder ruhig war, ſtand ich auf und fragte mich ſelbſt: Was kann mein Vater Nachts hier im Garten zu thun haben? Mein Meſſer war mir vor Schrecken ins Gras gefallen, aber ich dachte nicht daran, es zu ſuchen, ſo ſchämte ich mich. Ich war völlig ernüchtert. Auf dem Nachhauſewege kam ich an meiner Bank unter dem Fliederbuſche vorbei und ſah nach Sinaida's Schlafzimmerfenſter hinüber. Die kleinen, leicht ausgebogenen Scheiben glänzten mattblau im ſchwachen Lichte des Nachthimmels — plötzlich wurde ihre Farbe anders; dahinter, das ſah ich, ſah es deutlich, wurde vorſichtig ein weißes Rouleau niedergelaſſen; es ſenkte ſich, bis das ganze Fenſter verhüllt war — dann blieb es unbeweglich.

Was bedeutet das? fragte ich mich laut, faſt unwillkürlich, als ich in mein Zimmer zurückgekehrt war. Iſt es Traum, Zufall, oder . . . Die Vermuthungen, die mir durch den Kopf jagten, waren ſo neu und ſeltſam, daß ich mich ihnen nicht zu überlaſſen wagte.

## XVIII.

Der Kopf that mir weh, als ich aufſtand, aber meine geſtrige Aufregung war verſchwunden; ſie hatte ſich in eine quälende Unruhe verwandelt und in eine mir bis dahin unbekannte Traurigkeit; es war, als ob etwas in mir abſtürbe.

Warum ſehen Sie denn aus wie ein Kaninchen, dem das halbe Gehirn herausgenommen iſt? fragte mich Luſchin, als er mir begegnete. Während des Frühſtücks beobachtete ich verſtohlen bald meinen Vater, bald meine Mutter. Er war ruhig wie gewöhnlich; ſie wie gewöhnlich gereizt. Ich wartete, ob mein Vater nicht, wie er hin und wieder zu thun pflegte, ein herzliches Wort zu mir ſagen würde, aber er hatte für mich auch nicht die alltäglichſte, oberflächlichſte Freundlichkeit. Wenn ich Sinaïda Alles erzählte, dachte ich. Schaden kann es nicht . . . zwiſchen uns iſt doch Alles vorbei. Ich ging zu ihr, erzählte ihr aber nichts und konnte mich nicht einmal nach Wunſch mit ihr unterhalten. Der Sohn der Fürſtin, ein zwölfjähriger Kadett, war zu den Ferien aus Petersburg gekommen, und Sinaïda führte mir ſogleich ihren Bruder zu. Mein lieber Wolodja, ſagte ſie (es war das erſte Mal, daß ſie mich ſo nannte), hier iſt ein, Kamerad für Sie. Er heißt auch Wolodja; bitte, haben Sie ihn ein bischen lieb. Er iſt noch etwas ungeberdig, aber er hat ein gutes Herz. Zeigen Sie ihm Neskuſchnoi, gehen Sie mit ihm ſpazieren, nehmen Sie ihn unter Ihren Schutz! nicht wahr, Sie thun mir den Gefallen? Sie ſind ja ſo gut! Dabei legte ſie mir zutraulich die Hände auf die Schultern, und ich wußte nicht, wie mir geſchah. Die Gegenwart dieſes Knaben machte mich ſelbſt wieder zum Kinde. Ich ſah den Kadetten ſchweigend an, während auch er ſtumm den Blick auf mich richtete. Sinaïda lachte laut auf und ſtieß uns zuſammen. Umarmt euch doch, Kinder! Wir umarmten uns. Soll ich Sie in den Garten führen? fragte ich meinen Schutzbefohlenen. Wenn es Ihnen gefällig iſt, antwortete er rauh, mit einer ächten Kadettenſtimme. Sinaïda lachte wieder. Es fiel mir auf, daß ihr Antlitz noch nie von einer ſo bezaubernden Röthe angehaucht geweſen war. Ich ging mit dem Kadetten in den Garten; in unſerm Theile befand ſich eine alte Schaukel; ich ſetzte den Knaben auf das ſchmale Brett, und begann ihn zu ſchaukeln, und er ſaß ſteif da in ſeiner neuen, mit breiten Goldborten beſetzten Uniform von dickem Tuche und hielt ſich an den Stricken feſt. Knöpfen Sie doch Ihren Kragen auf, ſagte ich ihm. Der hindert mich nicht, wir ſind daran gewöhnt, antwortete er und fing an zu huſten. Er ſah ſeiner Schweſter ähnlich, ſeine Augen beſonders erinnerten an ſie. Mir war es lieb, ihm gefällig ſein zu können, aber mein Herz blieb dabei von derſelben

Traurigkeit belaſtet. Jetzt bin ich wieder ein Kind, ſagte ich zu mir ſelbſt, und geſtern? . . Ich erinnerte mich, daß ich in der vergangenen Nacht mein Meſſer verloren hatte, und fand es wieder. Der Kadett bat es ſich aus, riß einen dicken Stengel Liebſtöckel ab, ſchnitt ſich eine Pfeife zurecht und fing an darauf zu blaſen . . . auch Othello blies darauf.

Wie aber weinte dieſer Othello denſelben Abend noch auf Sinaida's Hände, als ſie ihn in einem Winkel des Gartens fragte, warum er ſo traurig wäre? Meine Thränen floſſen mit ſolchem Ungeſtüm, daß ſie darüber erſchrak. Was haben Sie? was haben Sie, Wolodja? wiederholte ſie, und als ſie ſah, daß ich vor Weinen nicht ſprechen konnte, wollte ſie meine naſſen Wangen küſſen. Aber ich wendete mich ab und ſtammelte von Schluchzen unterbrochen: Ich weiß Alles! warum ſpielen Sie mit mir? . . . warum mißbrauchen Sie meine Liebe?

Ich bin ſchuldig gegen Sie, Wolodja, antwortete Sinaida. Ach! ich bin ſehr ſchuldig! fügte ſie die Hände faltend hinzu. Wie viel Schlechtes, Dunkles, Sündiges iſt in mir! Aber ich ſpiele jetzt nicht mit Ihnen, ich liebe Sie — warum, ahnen Sie gar nicht! Uebrigens — was wiſſen Sie denn?

Was hätte ich ihr ſagen können? Sie ſtand vor mir, ſah mich an — und ſobald ſie nur den Blick auf mich richtete, gehörte ich ihr vom Scheitel bis zur Sohle. . . . Eine Viertelſtunde ſpäter lief ich ſchon wieder mit dem Kadetten und Sinaida um die Wette. Ich weinte nicht mehr, ich lächelte, obwohl auch mein Lächeln den geſchwollenen Augenlidern Thränen erpreßte. Um den Hals hatte ich ein Band Sinaida's geſchlungen, und ich ſchrie vor Freude, wenn es mir gelang, ſie beim Laufen um die Taille zu faſſen. Sie konnte mit mir machen, was ſie wollte.

## XIX.

Es würde mich in große Verlegenheit bringen, wenn ich Alles, was in der Woche nach jener mißlungenen nächtlichen Expedition mit mir vorging, ausführlich ſchildern ſollte. Es war eine ſeltſame, fieberhafte Zeit, eine Art Chaos, in welchem mich die widerſprechendſten Gefühle, Gedanken, Befürchtungen, Hoffnungen, Freuden und Leiden durchwogten. Ich fürchtete mich, den Blick in mein Inneres zu richten, ſoweit überhaupt ein ſechzehnjähriger Knabe dazu fähig iſt — fürchtete mich, mir ſelbſt von irgend etwas Rechenſchaft zu geben. Ich ſuchte den Tag bis zum Abend ſo raſch und unruhig als möglich hinzubringen . . . dafür ſchlief ich Nachts. Der kindliche Leichtſinn half mir über Alles fort. Ich wollte nicht wiſſen, ob ich geliebt würde, wollte mir ſelbſt nicht eingeſtehen, daß ich es nicht wurde. Meinem Vater wich ich aus, aber Sinaida konnte ich nicht ausweichen. In ihrer Nähe war mir, als ob ein Feuer in mir glühte. Aber was brauchte ich zu wiſſen, was für ein Feuer es war, an dem ich verbrannte und hinſchmolz — erſchien es mir doch entzückend, ſo hinzuſchmelzen und zu verbrennen. Ich überließ mich vollſtändig allen meinen Eindrücken und täuſchte mich ſelbſt, wenn ich mich von allen Erinnerungen abwendete und die Augen vor der Zukunft verſchloß, die ich doch vorausſah. Dieſe Qual wäre wahrſcheinlich nicht von langer Dauer geweſen . . . ein Donnerſchlag machte ihr plötzlich ein Ende und warf mich in neue Geleiſe.

Als ich eines Tages von einem längern Spaziergange zurückkam, erfuhr ich zu meinem Erſtaunen, daß ich allein eſſen müſſe. Mein Vater war ausgefahren, meine Mutter war unwohl und hatte ſich in ihr Schlafzimmer eingeſchloſſen. Aus den Geſichtern der Lakaien errieth ich, daß etwas Beſonderes vorgefallen war. Sie auszufragen wagte ich nicht, aber der junge Büffetdiener Philipp, ein Liebhaber von Gedichten und Künſtler im Guitarrenſpiel, war mein guter Freund; an ihn wendete ich mich und erfuhr, daß zwiſchen meinen Eltern ein heftiger Auftritt ſtattgefunden hatte. Im Mägdezimmer war Alles bis auf das letzte Wort zu hören geweſen. Zuweilen hatten ſie zwar franzöſiſch geſprochen, aber Maſcha, die Kammerjungfer, die in Paris das Nähen gelernt verſtand franzöſiſch. Meine Mutter hatte meinem Vater vorgeworfen, daß er ihr untreu ſei und mit dem Nachbarfräulein ein Verhältniß habe. Erſt hatte mein Vater verſucht, ſich zu rechtfertigen, dann aber war er aufgefahren und hatte ihr über „vorgerückte Jahre" ein

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21121 / 043**

hartes Wort geſagt, worauf ſie in Thränen ausgebrochen war. Meine Mutter hatte auch von einem Wechſel geſprochen, der, wie ſie behauptete, für die alte Fürſtin ausgeſtellt worden ſei. Sie hatte von dieſer ſowohl, wie von ihrer Tochter viel Böſes geſagt, worauf mein Vater ſie bedroht hatte . . . Das ganze Unheil, fuhr Philipp fort, wäre durch einen anonymen Brief entſtanden. Wer ihn geſchrieben hätte, wüßte man nicht — ohne dieſen Brief wäre die Geſchichte vielleicht gar nicht herausgekommen.

Alſo iſt doch wirklich etwas vorgefallen? ſtieß ich mühſam hervor, während mir Hände und Füße erſtarrten und mein Herz bis ins Tiefſte erzitterte.

Philipp blinzelte mir bedeutungsvoll zu. Freilich, ſagte er. Solche Dinge bleiben nicht verſchwiegen. Ihr Väterchen iſt zwar mit großer Vorſicht zu Werke gegangen . . . aber nun brauchte er zum Beiſpiel einen Wagen, oder ſonſt etwas, und dazu muß man Leute haben.

Ich ſchickte Philipp fort und warf mich auf mein Bett. Ich ſchluchzte nicht, überließ mich nicht der Verzweiflung, dachte nicht darüber nach, wann und wie es geſchehen, wunderte mich auch nicht, daß ich es nicht ſchon früher, ſchon lange errathen hatte, ich grollte ſelbſt meinem Vater nicht . . . was ich eben erfahren hatte, überſtieg meine Kräfte . . . dieſe plötzliche Entdeckung hatte mich vollſtändig vernichtet. Alles war vorbei! alle meine Blumen waren auf einmal abgeriſſen und lagen um mich her, verſtreut und zertreten.

## XX.

Am folgenden Tage erklärte meine Mutter, daß ſie wieder in die Stadt ziehen wolle. Mein Vater war früh Morgens in ihr Schlafzimmer gegangen und eine Weile bei ihr geblieben. Was ſie miteinander ſprachen, hatte Niemand gehört, aber meine Mutter weinte nicht mehr; ſie war ruhig geworden und befahl, ihr etwas zu eſſen zu bringen. Dennoch blieb ſie in ihrem Zimmer und gab ihre Abſicht nicht auf.

Ich erinnere mich, daß ich den ganzen Tag umherwanderte, aber nicht in den Garten ging und den Nachbarflügel auch nicht mit einem Blicke anſah. Denſelben Abend wurde ich Zeuge eines ſeltſamen Auftritts. Mein Vater nahm den Grafen Malewski am Arm, führte ihn durch den Salon ins Vorzimmer und ſagte hier ſehr kühl in Gegenwart der Lakaien: Vor einigen Tagen hat man Ew. Erlaucht in einem andern Hauſe die Thür gewieſen; ich will mich in keine Erörterungen mit Ihnen einlaſſen, aber ich erlaube mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich Sie, wenn es Ihnen einfallen ſollte, mich noch einmal zu beſuchen, zum Fenſter hinauswerfen werde; Ihre Handſchrift gefällt mir nicht. Der Graf verbeugte ſich, biß die Zähne zuſammen und verſchwand.

Die Vorbereitungen zu unſerer Rückkehr in die Stadt, nach der Arbot, wo wir ein eigenes Haus beſaßen, wur-

16.

Rüd'ger, den auf dem Fels verbannter Weiſe
So lange Zeit zu wohnen nie verdroß,
Nimmt zögernd Abſchied von dem heil'gen Greiſe,
Der ihm des wahren Glaubens Licht erſchloß.
Roland gibt ihm ſein Schwert, noch vor der Reiſe
Die Waffen Hektors und ſein gutes Roß,
Sowohl um ſeine Freundſchaft ihm zu zeigen,
Als weil er weiß, ſie waren einſt ihm eigen.

17.

Und hatte gleich auf den gefeiten Degen
Der Graf ein größres Recht, der wunderſam,
Gefahrvoll ihn, mühſelig und verwegen
Aus jenem grauſen Zaubergarten nahm,
Als Rüdiger, der, ohne ſich zu regen,
Ihn von dem Dieb, ſammt dem Frontin, bekam,
War Roland doch, ſobald er ward gebeten,
Bereit, ihn ſammt dem andern abzutreten.

18.

Vom Segensſpruch des frommen Manns geleitet,
Begeben endlich alle ſich an Bord,
Die Segel werden nach dem Wind gebreitet,
Die Ruder ſpielen, und ſo geht es fort.
Ein immer heitres, klares Wetter leitet
Sie ohne Beten in Marſeille's Port.
Dort bleiben ſie ſo lang, bis ich Aſtolfen,
Dem ruhmgekrönten Herzog, hingeholfen.

19.

Wie jener Sieg dem Herzog ward bekannt,
Der blutig mußte, nicht erfreulich enden,
Und wie er ſieht, daß Frankreich vor der Hand
Die Blicke ruhig kann von Libyen wenden,

den getroffen. Wahrſcheinlich lag meinem Vater ſelbſt nichts mehr daran, in dem Landhauſe zu bleiben, aber er ſchien es bei meiner Mutter durchgeſetzt zu haben, daß ſie die Geſchichte auf ſich beruhen ließ. Alles geſchah ruhig, ohne Haſt. Meine Mutter ließ ſogar die alte Fürſtin grüßen und ihr Bedauern ausſprechen, daß ſie nicht perſönlich Abſchied nehmen könne — ſie wäre zu leidend. Ich ging wie verrückt umher und wünſchte nur, daß Alles ſo ſchnell als möglich vorbei ſein möchte. Nur Ein Gedanke wollte mir nicht aus dem Sinn: wie war's gekommen, daß ein junges Mädchen, eine Fürſtin, ſich in ein ſolches Verhältniß eingelaſſen, da ſie wußte, daß mein Vater nicht frei war, und es doch nur von ihr abgehangen hätte, einen Andern — Belowſerow zum Beiſpiel — zu heirathen? Was konnte ſie hoffen? — wie hatte ſie's gewagt, ſo ihre ganze Zukunft zu gefährden? Ja, dachte ich, das iſt Liebe, iſt Leidenſchaft, iſt Hingebung — und dann erinnerte ich mich der Worte Luſchin's: es ſcheint ein Glück zu ſein, ſich für Andere zu opfern. Endlich weiß ich nicht, wie es kam, daß ich doch einmal nach dem Seitenflügel hinüber ſah und an einem der Fenſter etwas Weißes erblickte. Sollte das Sinaïda ſein? dachte ich — und wirklich, es war ihr Geſicht. Nun hielt ich es nicht länger aus; ich konnte mich nicht entſchließen, ſie ohne Abſchied zu verlaſſen, erwartete einen günſtigen Augenblick und ging ins Nachbarhaus.

Im Salon fand ich die alte Fürſtin, die mich, wie gewöhnlich, nachläſſig und unſauber empfing.

Wie kommt es, mein Lieber, daß ſie ſo früh an den Aufbruch gehen? fragte ſie, indem ſie ihre Naſe voll Tabak ſtopfte. Ich ſah ſie an und fühlte mein Herz erleichtert. Das Wort Wechſel, das ich von Philipp gehört, hatte mich gequält. Sie ahnte nichts -- wenigſtens ſchien es mir damals ſo. Sinaïda kam aus dem anſtoßenden Zimmer, im ſchwarzen Kleide, bleich, mit aufgelöſ'ten Haaren. Sie faßte ſtumm meine Hand und zog mich fort.

Ich hörte Ihre Stimme, ſagte ſie, und kam gleich zu Ihnen. Wie konnten Sie uns ſo leicht verlaſſen, Sie böſes Kind?

Ich bin gekommen, um Abſchied zu nehmen, Fürſtin, wahrſcheinlich auf immer, antwortete ich. Sie haben wohl gehört, daß wir wieder in die Stadt ziehen?

Sinaïda blickte mich ſtarr an.

Ja, das hab' ich gehört, und ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind. Ich fürchtete ſchon, Sie nie wiederzuſehen. Seien Sie mir nicht böſe . . . ich habe Sie zuweilen gequält, aber ſo ſchlimm, wie Sie glauben, bin ich nicht. .

Sie wendete ſich ab und lehnte ſich ans Fenſter. Gewiß, ich bin es nicht . . . ich weiß, daß Sie eine ſchlechte Meinung von mir haben.

Ich?

Ja — Sie, Sie!

Ich? wiederholte ich voll Bitterkeit, und mein Herz erzitterte wie ehemals unter dem Einfluß unwiderſtehlicher Gewalt. Ich, glauben Sie mir, Sinaïda Alexandrowna, was Sie auch thun und wie Sie mich quälen mögen, ich werde Sie lieben und anbeten, bis an das Ende meiner Tage.

Sie wendete ſich haſtig, mit ausgebreiteten Armen nach mir um, faßte meinen Kopf und küßte mich heftig und glühend. Gott weiß, wem dieſer lange Abſchiedskuß gelten mochte, an deſſen Süßigkeit ich mich gierig labte — ich wußte, daß dies Entzücken ſich nie wiederholen würde. — Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! rief ich aus.

Sie wendete ſich raſch von mir und ging — auch ich entfernte mich. Das Gefühl zu ſchildern, mit dem ich ſie verließ, bin ich nicht im Stande. Ich möchte nicht, daß es ſich wiederholte, aber ich würde mich für unglücklich halten, wenn ich es nicht einmal im Leben empfunden hätte.

Wir zogen in die Stadt. Es dauerte lange, ehe ich mich von dem Vergangenen frei machen und wieder an die Arbeit gehen konnte. Meine Wunde heilte langſam, aber gegen meinen Vater war kein bitteres Gefühl in mir zurückgeblieben, im Gegentheil . . . er war in meinen Augen gleichſam noch gewachſen. Mögen Pſychologen dieſen Widerſpruch zu löſen ſuchen! Einmal, als ich über den Boulevard ging, traf ich zu meiner unausſprechlichen Freude mit Luſchin zuſammen. Ich liebte ihn wegen ſeines freimüthigen, geraden Charakters und außerdem war er mir durch die Erinnerungen theuer, die er in mir weckte. Ich eilte auf ihn zu.

Aha! rief er, die Brauen zuſammenziehend. Sie ſind es, junger Mann! Laſſen Sie ſich einmal anſehen . . . Sie ſind noch immer gelb, aber ihre Augen ſind klarer geworden, und Sie ſehen jetzt aus wie ein Mann, nicht wie ein Stubenhündchen. Recht ſo! geht es denn nun wieder mit der Arbeit?

Ich ſeufzte. Lügen wollte ich nicht und ſchämte mich die Wahrheit zu geſtehen.

Laſſen Sie's gut ſein, fuhr Luſchin fort. Die Hauptſache iſt, ein normales Leben zu führen, und ſich nicht fortreißen zu laſſen. Was kann es nützen? . . . wohin uns die Woge treibt . . . es iſt immer verderblich. Der Mann muß feſt auf den Füßen ſtehen, und wenn es auch nur auf *einem* Beine wäre. Hören Sie, wie ich huſte . . . und Belowſerow, wiſſen Sie ſchon?

Nein, was denn?

Er iſt verſchwunden; er ſoll nach dem Kaukaſus gegangen ſein. — Eine Lehre für Sie, junger Mann. Das kommt Alles davon her, daß man ſich nicht zur rechten Zeit losmacht, die Netze nicht zu zerreißen weiß. Sie ſind, wie es ſcheint, noch glücklich davon gekommen. Nehmen Sie ſich in Acht . . . laſſen Sie ſich nicht wieder fangen und leben Sie wohl!

Ich werde nicht wieder gefangen, ſagte ich zu mir ſelbſt, — ich werde ihr nicht wieder begegnen. Aber es war mir beſchieden, Sinaïda noch einmal zu ſehen.

## XXI.

Mein Vater ritt täglich ſpazieren. Er hatte einen herrlichen Fuchs engliſcher Race mit langem, ſchlankem Halſe und langen Beinen; das Pferd hieß: Electric und war ein unermüdliches Thier, voll Feuer und Eigenſinn, das Niemand als ſein Herr zu bändigen wußte. Eines Tages kam mein Vater zu mir, ſo gut gelaunt, wie ich ihn lange nicht geſehen hatte. Er war im Begriff auszureiten und hatte ſchon die Sporen angeſchnallt. Ich bat ihn, mich mitzunehmen.

Laß uns lieber Bockſpringen ſpielen, ſagte mein Vater. Auf deinem Klepper wirſt du nicht im Stande ſein, mit mir Schritt zu halten.

O ja, ich werde ihm tüchtig die Sporen geben.

Gut, wir wollen's verſuchen.

Wir ritten fort; ich hatte ein ſchwarzes, zottiges Pferdchen, feſt auf den Füßen und nicht ohne Feuer. Es mußte, als Electric in Trab kam, im vollen Galopp ausgreifen, blieb jedoch nicht zurück. Ich habe nie einen beſſern Reiter geſehen, als meinen Vater. Er ſaß ſo ſchön und leicht im Sattel, daß ſelbſt das Pferd unter ihm ſeine Freude daran zu haben und mit ihm zu prunken ſchien. Wir ritten über die Boulevards, kreuzten das Jungfrauenfeld, ſetzten über verſchiedene Hecken (anfangs fürchtete ich mich vor dem Springen, aber Feigheit war meinem Vater verächtlich, und ich nahm mich zuſammen), dann kamen wir zweimal über die Moskwa, und ich glaubte ſchon, daß wir nun nach Hauſe reiten würden, da auch mein Vater die Müdigkeit meines Pferdes bemerkt hatte. Aber plötzlich lenkte er um, nach der Krimm'ſchen Furth zu, und trabte am Ufer entlang. Ich folgte ihm; bei einem großen Haufen alter behauener Balken ſprang er aus dem Sattel, hieß mich abſteigen, gab mir die Zügel ſeines Electric, befahl mir, bei den Balken auf ihn zu warten, bog in eine Seitengaſſe ein und verſchwand.

Ich ging, die Pferde führend, am Ufer hin und her und ärgerte mich über Electric. Unaufhörlich riß er am Zügel, ſchüttelte den Kopf, ſchnob und wieherte, und ſo oft ich ſtehen blieb, ſcharrte er bald mit dem einen, bald mit dem andern Huf die Erde auf, biß meinen Klepper in den Hals — kurz er benahm ſich ganz als verzogener pur sang. Mein Vater kam noch immer nicht zurück. Vom Fluſſe ſtieg eine unangenehme Feuchtigkeit auf; ein feiner Regen rieſelte hernieder und beſprengte die langen, grauen Balken, an denen ich ärgerlich hin und her ging, mit dunkeln Fleckchen. Das Warten wurde mir immer langweiliger, aber mein Vater ließ ſich nicht ſehen. Ein betrunkener Budotſchnik mit einem alten, abſcheulichen Tſchako auf dem Kopfe und einer Hellebarde in der Hand (was ein Budotſchnik an dem öden Moskwaufer zu thun hatte, weiß ich nicht), näherte ſich mir und ſagte, mir ſein altes, runzliges Geſicht zuwendend:

Was thun Sie hier mit den Pferden, junger Herr? geben Sie ſie mir zum Halten.

Ich antwortete nicht; er bat mich um Tabak; um ihn loszuwerden (überdies quälte mich die Ungeduld mehr und mehr) ging ich einige Schritte in der von meinem Vater eingeſchlagenen Richtung fort. Am Eingang der kleinen Gaſſe bog ich um die Ecke und blieb erſchrocken ſtehen. Etwa vierzig Schritte von mir entfernt, an dem offenen Fenſter eines hölzernen Häuschens, ſtand mein Vater; er wendete mir den Rücken, lehnte ſich mit der Bruſt an den Fenſterrahmen und ſprach mit einer ſchwarzgekleideten Dame, die von dem Vorhange halb verhüllt in dem Häuschen ſaß. Es war Sinaïda.

Ich erſtarrte. Das — ich muß es geſtehen, hatte ich nicht erwartet. Meine erſte Regung war, zu fliehen. Mein Vater könnte ſich umkehren, dachte ich, und dann wär' ich verloren . . . Aber ein ſeltſames Gefühl, ein Gefühl, das ſtärker war als Neugier, ſtärker als Eiferſucht, ſtärker als Furcht, hielt mich feſt. Ich ſtrengte mich an, zu ſehen und zu hören. Es war, als ob mein Vater Etwas verlangte, das ſie verweigerte. Jetzt noch ſehe ich ihr Geſicht deutlich vor mir — traurig, ernſt und ſchön mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Kummer, Liebe und einer gewiſſen Verzweiflung — eine andere Bezeichnung finde ich nicht. Sie ſprach nur in abgeriſſenen Worten, ſchlug die Augen nicht auf und lächelte voll Demuth und Eigenſinn. Nur an dieſem Lächeln erkannte ich meine Sinaïda von ehemals. Mein

Vater zuckte die Achſeln und drückte den Hut auf den Kopf, was immer ein Zeichen ſeiner Ungeduld war. Dann hörte ich die Worte: „Vous devez vous séparer de cette“ . . . Sinaïda richtete ſich auf, ſtreckte die Hand aus . . . und plötzlich ging vor meinen Augen etwas Unglaubliches vor . . . mein Vater erhob die Reitgerte, womit er ſich den Staub vom Saume des Rockes abgeklopft hatte, und verſetzte ihr einen heftigen Schlag über den entblößten Arm. Ich hätte beinah aufgeſchrieen; nur mit Mühe bezwang ich mich. Sinaïda erbebte, ſah meinen Vater ſchweigend an, hob langſam den Arm an die Lippen und küßte die Schramme. Mein Vater ſchleuderte ſeine Reitgerte fort und eilte über die Stufen der Freitreppe ins Haus. Sinaïda wendete ſich um, bog den Kopf zurück, breitete die Arme aus und verließ das Fenſter.

Faſt beſinnungslos vor Schrecken, mit einem Gefühl des Entſetzens im Herzen, eilte ich hinweg und hätte beinah den wilden Electric fortlaufen laſſen, ehe ich das Flußufer wieder erreichte. Ich konnte nicht mehr klar denken; ich wußte, daß mein Vater, der gewöhnlich kalt und voll Selbſtbeherrſchung war, zuweilen in einen Wuthanfall verfiel — aber was ich eben geſehen hatte, blieb mir unverſtändlich. Und dann fühlte ich, daß der Blick, die Bewegung, das Lächeln Sinaïda's mir mein Leben lang unvergeßlich ſein, daß dies Bild, dies plötzlich vor mir aufgetauchte neue Bild, meinem Gedächtniß unauslöſchlich eingeprägt bleiben würde. Gedankenlos ſah ich in den Fluß hinunter und wußte kaum, daß mir die Augen voll Thränen ſtanden. Er ſchlägt ſie, dachte ich, ſchlägt ſie . . . ſchlägt ſie . . .

Nun, was haſt du? Gieb mir mein Pferd, ertönte die Stimme meines Vaters hinter mir.

Mechaniſch gab ich ihm die Zügel. Er ſchwang ſich auf; das vor Kälte zitternde Thier bäumte ſich und ſprang weit vorwärts; aber mein Vater wußte es bald zu bändigen; er drückte ihm die Sporen in die Seiten und gab ihm einen Fauſtſchlag auf den Hals. Die Reitgerte fehlt mir, ſagte er.

Das erinnerte mich an das Schwirren, an den Schlag dieſer Gerte, und ich ſchauderte zuſammen.

Was haſt du damit gemacht? fragte ich ihn nach einer Weile.

Mein Vater antwortete nicht und ſprengte vorwärts; ich eilte ihm nach, denn ich wollte ihm durchaus ins Geſicht ſehen.

Hat dich mein Ausbleiben gelangweilt? murmelte er durch die Zähne.

Ein bischen. Wo haſt du denn deine Reitgerte fallen laſſen? fragte ich wieder.

Mein Vater ſah mich flüchtig an. Ich habe ſie nicht fallen laſſen, ich habe ſie weggeworfen, ſagte er. Dann verfiel er in Nachdenken und ſenkte den Kopf — und ich ſah zum erſten und wohl auch zum letzten Male, daß ſeine ſonſt ſo ſtrengen Züge einen weichen, reuevollen Ausdruck haben konnten.

Er ſetzte ſein Pferd wieder in Galopp; ich konnte ihn nicht mehr einholen, und er kam eine Viertelſtunde vor mir nach Hauſe.

Das iſt Liebe, ſagte ich mir abermals, als ich Nachts vor meinem Schreibtiſch ſaß, auf dem ſich nach und nach wieder Hefte und Bücher zeigten, das iſt Leidenſchaft! . . . wie war es möglich, ſich nicht zu empören, ruhig den Schlag zu ertragen, woher er auch kommen mochte . . . ſelbſt von der geliebteſten Hand . . . Aber es ſcheint möglich, wenn man liebt . . . und ich . . . ich, der ich mir einbildete . . .

Der letzte Monat hatte mich bedeutend gereift und meine Liebe mit allen ihren Aufregungen und Leiden erſchien mir ſelbſt nichtig und kindiſch im Vergleich mit jenem geheimnißvollen Etwas, von dem ich kaum eine Ahnung hatte, und das mich erſchreckte, wie ein fremdartiges, ſchönes, aber drohendes Geſicht, das man in der Dunkelheit vergebens deutlich zu erkennen ſucht.

In derſelben Nacht hatte ich einen ſeltſamen, fürchterlichen Traum. Mir träumte, ich käme in ein dunkles, niedriges Zimmer. Mein Vater ſtand da, hatte die Reitgerte in der Hand und ſtampfte mit den Füßen. In einer Ecke des Zimmers kauerte Sinaïda und hatte einen rothen Strich, nicht auf dem Arme, ſondern über der Stirne. Hinter den Beiden erſchien Belowſerow mit Blut bedeckt, öffnete die bleichen Lippen und bedrohte meinen Vater mit grauenvoller Geberde.

Zwei Monate darauf bezog ich die Univerſität und

So denkt er drauf, den Nubier in ſein Land
Mit ſeinen Schaaren wieder heimzuſenden,
Und zwar dieſelbe Straße, die er nahm,
Als er verheerend gen Biſerta kam

20.

Die Flotte, die den Heiden auf der Welle
Vernichtet hat, ſchickt Dudo wieder her.
Kaum nahn die Schiffe zu des Ufers Schwelle,
Kaum ſind ſie von dem ſchwarzen Volke leer,
Da wandelt ſie ein Wunder auf der Stelle,
Sie werden Laub und Blätter, wie vorher,
Leicht werden ſie vom Wind emporgehoben,
Wie lauter Spreu, und ſchnell ſind ſie verſtoben.

21.

So ziehn, zu Fuße der, und der beritten,
Aus Afrika die Nubierſchaaren ab.
Erſt aber kommt Aſtolf mit raſchen Schritten,
Und dankt aus vollem Herzen dem Senap,
Daß er in dieſem Kriege mitgeſtritten,
Daß er ihm ſolchen großen Beiſtand gab.
Auch gibt er ihnen, in dem Schlauch verſchloſſen,
Den Südwind mit, den ſtürmiſchen Genoſſen.

22.

Den Wind, der oft an unheilvollen Tagen
Von Mittag ſich erhebt mit ſolcher Wuth,
Daß er den Sand vermag emporzujagen
Und himmelan zu wirbeln, gleich der Fluth;
Den ſollen ſie gefangen mit ſich tragen,
Auf daß er unterwegs nicht Schaden thut;
Doch wenn ſie ihre Heimath wieder ſehen,
So ſollen ſie ihn ledig laſſen gehen.

ein halbes Jahr ſpäter ſtarb mein Vater (vom Schlage gerührt) in Petersburg, wohin er erſt vor Kurzem mit meiner Mutter und mir überſiedelt war. Wenige Tage vor ſeinem Tode hatte er einen Brief aus Moskau erhalten, der ihn in große Aufregung verſetzte. Er war zu meiner Mutter gegangen, ſie flehentlich um etwas zu bitten, und ſolle ſogar dabei geweint haben . . . Er, mein Vater! Am Morgen desſelben Tages, als er vom Schlage gerührt wurde, hatte er einen franzöſiſchen Brief an mich angefangen. „Mein Sohn, ſchrieb er, fürchte Frauenliebe, fürchte dies Glück, dies Gift . . .“ Nach ſeinem Tode ſchickte meine Mutter eine nicht unbedeutende Geldſumme nach Moskau.

## XXII.

Vier Jahre waren ſeitdem vergangen; ich hatte die Univerſität verlaſſen und wußte noch nicht, was ich anfangen, an welche Thür ich klopfen ſollte, und trieb mich einſtweilen umher. Eines ſchönen Abends traf ich im Theater mit Maidanow zuſammen. Er hatte ſich verheirathet und war in den Staatsdienſt getreten. Uebrigens war er unverändert und konnte ſich noch wie ehemals ohne Grund begeiſtern und ebenſo grundlos in Kleinmuth verſinken.

Sie wiſſen doch, fragte er mich unter Anderm, daß Frau von Tolski hier iſt?

Wer iſt Frau von Dolski?

Das wiſſen Sie nicht? — Die ehemalige Fürſtin Saſſekin, in die wir Alle verliebt waren — ja, Sie auch! erinnern Sie ſich noch? — in dem Landhauſe bei Neskuſchnoi.

Sie hat alſo einen Herrn von Dolski geheirathet?

Ja.

Und iſt hier im Theater?

Nein — in Petersburg. Sie iſt auch nur auf kurze Zeit hergekommen — ſie geht ins Ausland.

Was für ein Menſch iſt ihr Gatte? fragte ich.

Ein prächtiger Burſche und reich. Wir haben zuſammen in Moskau gedient. Sie begreifen, daß es nach jener Geſchichte . . . Sie ſind natürlich genau davon unterrichtet (Maidanow lächelte verſtändnißvoll) . . . nicht leicht für ſie war, eine Partie zu finden . . . Die Sache blieb nicht ohne Folgen . . . aber bei ihrem Geiſt iſt Alles möglich. Gehen Sie zu ihr . . . Es wird ihr Freude machen, Sie zu ſehen . . . Sie iſt noch ſchöner geworden.

Maidanow gab mir Sinaïda's Adreſſe; ſie logirte im Hôtel Demuth. Die alten Erinnerungen erwachten wieder; ich nahm mir vor, meine „erſte Liebe" gleich am folgenden Tage aufzuſuchen — aber ich weiß nicht, was mich hinderte; eine Woche verging, eine zweite, und als ich endlich im Hôtel Demuth nach Frau von Dolski fragte, erfuhr ich, daß ſie vor vier Tagen unerwartet im Kindbett geſtorben ſei.

Mir war, als ob ich einen Schlag aufs Herz bekommen hätte. Der Gedanke, daß es möglich geweſen wäre, ſie wiederzuſehen, daß ich ſie nicht wiedergeſehen hatte und nie wiederſehen würde . . . dieſer bittere Gedanke wurde mir zum niederdrückenden Vorwurf. „Geſtorben!“ wiederholte ich, indem ich den Schweizer ſtumpfſinnig anſah. Dann ging ich ſtill auf die Straße und wanderte, ich weiß ſelbſt nicht, wohin. Alles Vergangene tauchte wieder auf und ſtand mir vor der Seele. Und ſolch ein Ende mußte ſie nehmen, ſolchem Ende mußte dies junge, feurige, glänzende Leben zueilen! dachte ich und rief mir ihre geliebten Züge, ihre Augen, ihre Locken ins Gedächtniß zurück — die nun in einem engen Schrein gebettet, in feuchtem, unterirdiſchem Dunkel lagen, unfern von mir, der ich jetzt noch lebte, vielleicht nur wenige Schritte von meinem Vater . . . dies Alles dachte ich und ſtrengte meine Einbildungskraft an, mir das Alles vorzuſtellen, und dazwiſchen hinein klang es durch meine Seele:

Gleichgültige Lippe ſprach die Todeskunde aus,
Gleichgültig hab' ich ſie vernommen.

O Jugend! Jugend! Nichts macht dir Sorgen — dir gehören gleichſam alle Schätze der Welt, ſelbſt der Gram zerſtreut dich, und der Kummer wird dir ein Schmuck. Du biſt ſelbſtvertrauend und kühn, du ſagſt: ich allein lebe, ſeht her! und doch entfliehen deine Tage und vergehen ſpurlos, ungezählt, und Alles in dir ſchmilzt dahin, wie Wachs in der Sonne, wie Schnee . . . Und vielleicht liegt das Geheimniß deines Zaubers nicht in der Möglichkeit Alles zu thun, ſondern in der Möglichkeit zu denken, daß du Alles zu thun vermagſt. Es beſteht darin, daß du die Kräfte vergeudeſt, die du nicht beſſer anzuwenden gewußt hatteſt. — Es beſteht darin, daß Jeder von uns ſich in Wahrheit für einen Verſchwender hält, in Wahrheit ſagen zu können glaubt: Was würde ich nicht geleiſtet haben, wenn ich meine Zeit nicht ſo nutzlos zerſplittert hätte!

So auch ich! . . . was habe ich nicht Alles erhofft, erwartet, welche reiche Zukunft ſah ich nicht vor mir, als ich für die flüchtig auftauchende Erſcheinung meiner erſten Liebe kaum einen Seufzer, kaum eine Regung der Wehmuth hatte.

Und was hat ſich erfüllt von Allem, was ich damals hoffte? Und bleibt mir jetzt, wo der Abend des Lebens bereits anfängt, ſeine Schatten über mein Daſein auszubreiten, wohl etwas Süßeres, Lieberes, als die Erinnerung an jenes ſchnell entſchwundene, morgendliche Frühlingsgewitter?

Aber ich thue Unrecht, mich anzuklagen. Auch damals, in meinen fröhlichen, ſorgloſen Jugendtagen, blieb ich nicht taub für die wehmüthige Stimme, die mich rief, für den feierlichen Ton, der aus dem Grabe zu mir herüberklang. Ich erinnere mich, daß ich wenige Tage, nachdem ich die Nachricht von Sinaïda's Tode erhalten, unaufgefordert dem Begräbniß einer armen alten Frau beiwohnte, die mit mir in demſelben Hauſe gelebt hatte. In Lumpen gehüllt, auf hartem Lager liegend, einen Sack als Kopfkiſſen, hatte ſie ein ſchmerzvolles, ſchweres Ende gehabt. Ihr ganzes Leben war ein bittrer Kampf mit täglichen Entbehrungen geweſen. Sie hatte keine Freude gekannt, hatte nie vom Honig des Glücks gekoſtet — und hätte den Tod, der ihr Freiheit und Ruhe brachte, freudig begrüßen müſſen. Aber ſo lange ihr ſchwacher Körper widerſtand, ſo lange ihre Bruſt ſich unter der daraufliegenden eiſigen Hand noch qualvoll hob, hörte die Alte nicht auf ſich zu bekreuzen und zu murmeln: „Herr, vergieb mir meine Sünden!“ und erſt mit dem letzten Funken des Bewußtſeins erloſch in ihren Augen der Ausdruck der Todesfurcht, des Todesſchreckens. Ich erinnere mich auch, daß mich an der Bahre dieſer armen Alten Furcht für Sinaïda beſchlich, und daß es mich zu beten trieb, für ſie, für meinen Vater und für mich ſelbſt.

# Novellenſchatz des Auslandes.

## VII.

l. eleg. g. 281 u/7

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Siebenter Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

23.

Es ſchreibt Turpin, ſo wie ſie zu den Päſſen
Des Atlas kamen, ſei im Augenblick
Auf Steinen ihr beritten Volk geſeſſen;
Kurz, wie ſie kamen, kehrten ſie zurück.
Zum Abſchied rüſtet ſich Aſtolf indeſſen,
Der in den lib'ſchen Städten, die das Glück
In ſeine Hände gab, gebeut und ſchaltet,
Und dann die Schwingen ſeinem Roß entfaltet.

24.

Dann nach Sardinien geht's in Einem Zug,
Und von Sardinien zu der Korſen Strand.
Von dorten lenkt er über's Meer den Flug,
Und dreht den Zügel nach der linken Hand,
Bis ihn ſein Roß zum letzten Ziele trug,
Zu der Provence wonnevollem Land,
Wo er den Vogel wieder ledig ließ,
So wie es ihn der heil'ge Jünger hieß.

25.

Würd' er in der Provence niederſchweben,
So hieß im Paradies der Jünger ihn,
Sollt' er dem Wilden nicht mehr widerſtreben
Mit Zaum und Zeug, vielmehr ihn laſſen ziehn.
Schon hat der niedre Himmel, dem wir geben
Was hier verloren geht, dem Paladin
Des Hornes Ton geraubt, der nicht erklungen,
Seitdem er zu dem heil'gen Land gedrungen.

26.

Marſeille nimmt ihn auf am gleichen Tage,
Wo mit dem Freund und Schwager unſer Graf,
Mit dem Sobrin, dem Mann von gutem Schlage,
Und dem noch beſſern Rüd'ger zu ihm traf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bibliotheca
Regia
MONACENSIS

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt

## des ſiebenten Bandes.

---

Seite
**Die Montenegrinerin.** Von Francesco dall'Ongaro. Aus dem Italieniſchen von J. B. ....... 1
**Vierklee.** Von C. A. Wetterbergh. Aus dem Schwediſchen von L. Paſſarge ........ 57
**Capitän Paz.** (La Fausse Maîtresse.) Von H. von Balzac. Aus dem Franzöſiſchen von Auguſte Scheibe 183
**Standhaft und treu.** Von Korzeniowski. Aus dem Polniſchen von M. ........... 275

83

# Die Montenegrinerin.

Von

**Francesco dall'Ongaro.**
(geſt. 1873.)

Aus dem Italieniſchen
von
**B. J.**

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## I.

## Der Vladika.

Vor einigen Jahren lernte ich in Trieſt dieſen merkwürdigen Mann kennen. Als Fürſt und Biſchof des „Schwarzen Berges“ vereinigte er in ſeiner Perſon die geiſtliche und weltliche Macht der Republik; zugleich war er der beſte Schütze im Lande und reiſ'te bewaffnet wie ein Heiduck. Man könnte alſo ohne Uebertreibung ſagen, daß er zu den beiden andern auch noch die militäriſche Gewalt beſaß. Niemals war wohl ein Staatsoberhaupt abſoluter und dabei allſeitiger, als er.

Auch ſchien ihn die Natur ausdrücklich dazu beſtimmt zu haben. Um eines Hauptes Länge überragte er die ſchönen Männer ſeines Volkes, eine für das Fürſtenrecht ſehr wichtige Eigenſchaft. Schon die heilige Schrift erzählt von Saul, daß er ſeine Wahl zum Könige von Israel der hervorragenden Größe ſeiner Geſtalt verdankt habe. Er war bekanntlich Eſeltreiber im Stamme Benjamin zu der Zeit, da das Volk Gottes gleich den

Fröſchen Aeſop's von einem Könige regiert ſein wollte und mit Samuel's Zuſtimmung den größten und kräftigſten Mann des Stammes dazu erwählte.

Ich weiß nicht, ob die Sache in derſelben Art vor ſich ging, als die Republik Montenegro ihre Regierung wechſelte und die Dynaſtie der Petrovich ans Ruder kam. Ich kann nur ſagen, daß der Vladika, den ich kannte, zugleich der Saul und der Samuel jenes Ländchens war und zu den beiden obengenannten Eigenſchaften noch einige andere fügte, die vielleicht der erſte König von Israel nicht beſaß. Er war nämlich zugleich ein vortrefflicher Redner und Dichter und ſprach das reinſte Illyriſch an der Küſte. Auch hatte er durch ſeine häufigen Reiſen in Europa die Vortheile der modernen Civiliſation kennen gelernt, und der ſeltſame Gedanke war ihm gekommen, Diejenigen daran Theil nehmen zu laſſen, deren Geiſt und Körper er beherrſchte.

Das Unternehmen war nicht leicht; dennoch, wenn wir ihm Glauben ſchenken dürfen, glückte es durch Mittel, die zu richten ich nicht berufen bin. Vor Allem war er darauf bedacht, ſich mit einem Senat zu umgeben, der ihn dabei unterſtützte. Dann, da er unſere Länder von Büchern und Journalen überſchwemmt ſah, welche die öffentliche Meinung beherrſchten, kaufte er eine Druckerei und richtete ſie in ſeinem eigenen Palaſte ein. Hier wurde er nun zugleich Journaliſt und verantwortlicher Herausgeber einer Zeitung politiſch-literariſchen Inhalts, welche die Ströme der Beredſamkeit, das Licht der Civiliſation in ſeinem Lande verbreiten ſollte. Ich glaube, es war wohl das erſte Buch, das unter ſolchen Verhältniſſen gedruckt wurde. Der Vladika glaubte ſeinen Zweck erreicht zu haben; doch bald ſah er ein, woran es fehlte: die Montenegriner hatten weder Fähigkeit noch Neigung, Nutzen daraus zu ziehen. Die Wenigſten unter ihnen konnten leſen. —

Was ſollte der arme Vladika machen? Lehrer herbeizurufen, die ſich dort niederließen, um eine Schule zu gründen, das überſtieg ſeine Finanzen. Ein anderer Gedanke tauchte in ihm auf. Er bat ſeine Gönner unter den Fürſten, den Kaiſer von Rußland, den von Oeſterreich, den König von Bayern, einigen Dutzend Montenegriniſcher Jünglinge Zutritt zu ihren Lehranſtalten zu gewähren, in Wien, Petersburg, München. Ich glaube, daß er dadurch in der That etwas erreichte, und vielleicht haben dieſe jungen eingebornen Miſſionäre die Elemente deutſcher und koſackiſcher Literatur und Philoſophie in die montenegriniſchen Berge getragen. Nur ſchade, daß der Vladika die Früchte ſeiner Mühen nicht mehr ſelber einſammeln konnte! —

Aber nicht zu dieſem Mittel allein griff er während der Dauer ſeines Lebens. — Er hatte den großen Nutzen der Reiſen erkannt, und da er nicht ſein ganzes Volk in Perſon reiſen laſſen konnte, ſo beſchränkte er ſich darauf, es figürlich zu thun; d. h. er reiſ'te ſelbſt, für ſich und für die Andern. Alle Jahre nach Trieſt, alle zwei Jahre nach Wien, alle drei nach Petersburg.

Es gelang ihm ſo, in dieſen drei Hauptſtädten die Fehler und Vorzüge ſeines Fürſtenthums, über welches die ſonderbarſten Gerüchte umliefen und noch umlaufen, zur Kenntniß zu bringen.

Für ihn ſelbſt war es vortheilhaft. Jedesmal kam er milder und liebenswürdiger zurück, Dank den Damen jener Länder, die ſich bemühten, die edelſten Gefühle in ſeinem Herzen auszubilden.

Ich lernte ihn im Theater kennen, als Fräulein Fitz-James die Giſella tanzte. Der fürſtliche Biſchof gerieth in Verzückung und verfaßte zu Ehren der Pariſer Sylphide eine anmuthige Dithyrambe, die ich ſofort in italieniſche Verſe überſetzte und in den Zeitungen veröffentlichte. Das verſchaffte mir die Freundſchaft und Achtung des hohen Dichters. Ich glaube, er hätte mich mit einem Orden decorirt, aber es gab keinen in ſeinem Fürſtenthum. Um ſo beſſer für uns Beide. Ich werde nie ſeine Liebenswürdigkeit vergeſſen, ſein Feuer, ſeinen edlen Stolz und das ſichtbare Vergnügen, womit er mir von ſeinem Lande und ſeinen philanthropiſchen Plänen erzählte. Ich will, ſagte er, Montenegro zu einem Muſterſtaate machen. —

Wie wollen Sie das anfangen, Durchlaucht? ſagte ich. Sie ſtehen allein und haben nicht alle die Mittel in Händen, die den andern Souveränen zu Gebote ſtehen.

Ich werde thun, was ich kann, erwiderte er. Ich werde mit meinen Unterthanen nach der Scheibe ſchießen, mit ihnen trinken, mich ihnen einigermaaßen gleichſtellen, um ſie mir fügſam zu machen und mich ihres Sinnes und Willens zu bemächtigen. So habe ich's bis jetzt gemacht und es iſt mir gelungen, ſelbſt die Wildeſten zu zähmen. Wenn die Schwierigkeiten zu groß werden, mache ich eine Reiſe und ſammle neue Kräfte zur Fortführung des Unternehmens.

Dieſen Geſprächen mit dem Vladika verdanke ich das Wenige, was ich von der Natur und den Sitten Montenegro's weiß. Wir in Europa ſind Alle ſo gleichmäßig und einförmig zugeſchnitten, daß es ſchon ein Gewinn iſt, gewiſſe naturwüchſige und wilde Racen kennen zu lernen, wäre es auch nur, um etwas Abwechſelung in die hergebrachte Eintönigkeit unſerer Erzählungen zu bringen. Wir ſind wie die Münzen und Medaillen, denen auf dem Wege von Hand zu Hand das urſprüngliche Gepräge verloren gegangen. Daher kommt es, daß wir uns ſelbſt langweilig ſind und es immer mehr werden. Als ich eines Tages dieſen Uebelſtand beklagte und mit mehr Hitze, als ſonſt, gegen die proſaiſche Einförmigkeit des Lebens eiferte, lächelte der würdige Herr wohlwollend in ſeinen Knebelbart und verſprach, mir eine Probe jener naturwüchſigen, etwas wilden Poeſie zu geben, die für mich ſo viel Reiz zu haben ſcheine. So bin ich zu der wahrhaftigen, echt montenegriniſchen Geſchichte gekommen, die ich die Ehre habe der wohlwollenden Aufmerkſamkeit des Leſers vorzulegen. —

Noch iſt im Herzen nicht verſtummt die Klage
Um ihn, der ferne ſchläft den ew'gen Schlaf,
Und macht ſo fröhlich nicht das Wiederſehen,
Wie's pflegt nach ſolchem Siege zu geſchehen.

27.

Schon weiß der Kaiſer von Sicilien her,
Die Kön'ge ſeien todt, Sobrin gefangen,
Doch leider auch ſein Brandimart nicht mehr;
Und auch von Rüd'gern hat er Kund' empfangen.
Nun iſt er froh, und zeigt's, wie nimmermehr,
Daß er der unleidbaren Laſt entgangen,
Die ihm ſo ſchwer auf ſeinen Schultern lag,
Daß er ſich nicht ſo bald erheben mag.

28.

Um ſie zu ehren, die er als die Säulen
Des heil'gen Reichs erfand von Anbeginn,
Heißt Karl den Adel ſeines Landes eilen,
Sie zu begrüßen, bis zur Saone hin.
Er ſelber will nicht in der Hauptſtadt weilen,
Er zieht hinaus mit ſeiner Kaiſerin,
Mit Fürſten und mit Kön'gen im Geleite,
Und ſchöne, hochgeſchmückte Frau'n zur Seite.

29.

Der Kaiſer ſammt den Fürſten und den Schönen,
Dem Adel und dem Volk, in Schaaren dicht,
Empfängt die Kommenden mit Freudenthränen,
Und Liebe ſtrahlt aus jedem Angeſicht.
Clermont! Mongrana! hört man rings ertönen,
Das Küſſen und Umarmen endet nicht.
Nun eilen die drei freundlichen Geſellen,
Den vierten ihrem Kaiſer vorzuſtellen.

## II.

## Das blutige Hemd.

Der Vladika war nicht im Mindeſten Socialiſt. Dennoch gab es ein Erbrecht bei ſeinem Volke, das er gerne ausgerottet hätte: das Erbrecht vergoſſenen Blutes. Bei einigen ſlawiſchen Stämmen nämlich, und auch auf einigen italieniſchen Inſeln, Corſica und Sardinien, beſteht noch heute das alte Geſetz der Wiedervergeltung. Hand um Hand, Fuß um Fuß, Kopf um Kopf — die alte Gerechtigkeit des jüdiſchen Volks, nur daß Moſes den Gebrauch in gewiſſe Regeln brachte und jedenfalls ein Tribunal, ein Gerichtshof, ein mehr oder weniger zahlreiches Synedrium darüber zu entſcheiden hatte.

Bei den Morlachen, Albaneſen und andern wilden Stämmen kümmert man ſich wenig um dieſe Formalitäten. Iſt dir der Kopf abgeſchnitten, ſo hat dein Sohn, dein Bruder, oder irgend ein Verwandter nach dem Geſetz der Wiedervergeltung die Pflicht, dich zu rächen; er muß den Kopf deines Gegners haben, ſobald ſich die Gelegenheit darbietet. Auf dieſe Art ſpart man die Prozeßkoſten und die Bewachung des Gefangenen.

Begreiflich iſt, daß der Vladika, nachdem er das ganze gebildete Europa durchſtreift, ſolche Zuſtände nicht mehr dulden konnte. Er ſetzte ſeine ganze Manneskraft daran, eine ſo übereilte Juſtiz zu unterdrücken und etwas mehr Ordnung in Urtheil und Strafe zu bringen. Ich weiß nicht, in wie fern es ihm glückte; gewiſſe Vorurtheile und Traditionen ſind ſchwer auszurotten, nicht nur auf dem ſchwarzen Berge, ſondern in den blühendſten, fruchtbarſten Ebenen der Erde.

Wie können wir civiliſirten und moraliſch gebildeten Völker die Wirkung ermeſſen, die der Anblick eines blutgetränkten Hemdes auf die Seelen auszuüben vermag, wenn es wie eine Reliquie in unſerm Saal, in unſerm Zimmer, im geheiligtſten Raum des Hauſes aufgehängt iſt? Ein ſolches Hemd, getränkt mit dem Blute des Vaters, des Bruders, des Sohnes, Tag und Nacht, wie bei jenen wilden Völkern, unſern Blicken ausgeſetzt, hätte die Macht, ſelbſt die mildeſte Gemüthsart, den maßvollſten Charakter unſeres Jahrhunderts und unſeres Landes aufzuregen und zu empören.

Deßhalb faßte der Vladika den Gedanken, jene blutigen Trophäen zu ſammeln und ein Autodafé von ihnen zu veranſtalten, chriſtlicher und verdienſtlicher als jedes andere. Es war ein Staatsſtreich, dem man die vollkommenſte Billigung nicht verſagen kann.

Damit will ich nicht behaupten, daß dieſe Handlung des Vladika von Jedermann gutgeheißen wurde. Man ſchrie, wie immer, über die Neuerung, über Entheiligung und Gewaltthätigkeit gegen allerworbene Rechte und die Sitten der Vorfahren. Mit dem Hemd freilich wurde noch nicht die Sache beſeitigt. Der Schwur wurde gehalten, wie früher, und zur Ausführung gebracht. Aber der erſte Schritt war doch gethan, und der Aberglauben hatte ſein Idol verloren.

In einer Hütte an der äußerſten Grenze Montenegro's gelegen, unweit Cattaro, hatten die mit dem Einſammeln der blutigen Hemden beauftragten Soldaten große Mühe, eines derſelben den Händen zweier armen Frauen zu entreißen. Dieſe betrachteten es als eine heilige Reliquie, einen koſtbaren Talisman.

Es hat meinem Manne gehört, ſagte die Alte.

Meinem Vater, ergänzte die Jüngere ſchluchzend.

Sie haben ihn mir gemordet, drüben über der Grenze, und ihm den Kopf abgeſchnitten.

Es iſt unſer einzig Erbtheil, und wehe dem, der es berührt, ehe der Mord gerächt iſt und der Schuldige mit ſeinem Kopf für den meines Vaters gebüßt hat!

Es war eine tragiſche Scene; die beiden Soldaten zögerten, gegenüber dem Schmerz der beiden Unglücklichen, die jeder Stütze beraubt, verbittert waren durch das Elend.

Ihr könnt doch euren Mann nicht rächen, ſagten ſie. Laßt die Sorge den Gerichten. Es giebt Richter und Tribunale drüben über der Grenze. Der Vladika wird ſprechen, und der Elende wird die Strafe für ſein Verbrechen erleiden.

Nein! rief die Alte. Nicht jenſeits der Grenze ſoll er mir den Kopf meines Mannes bezahlen! Hier, hier werden wir uns ſelbſt Recht verſchaffen.

Aber wie? Ihr habt keine Verwandten. Ihr ſeid zwei arme, ſchwache Frauen!

Und doch wird uns der Rächer nicht fehlen, fuhr die unbeugſame Alte fort. Nur Dem gebe ich die Hand meiner Yella, der mir des Stenovich Haupt bringt.

Ich habe keinen leiblichen Bruder, ſagte die Jüngere, aber ich habe mir einen erwählt, der dieſe Pflicht erfüllen wird. Er hat mir's verſprochen. Nehmt nur das Hemd mit fort; darum wird mein Vater nicht ungerächt bleiben.

Die Mutter machte eine neue Anſtrengung, die Wegnahme ihres Erbſtücks zu hindern: ſie appellirte an die Religion der beiden Executoren. — Ihr ſeid Montenegriner, ſagte ſie; ihr wißt, was das bedeutet, wenn ein Kopf durch tückiſchen Verrath abgeſchnitten und den Raben zum Fraß hingeworfen worden iſt. Was würdet ihr thun, wenn ihr an meiner Stelle wärt?

Die beiden Soldaten wußten auf dieſe Gewiſſensfrage Nichts zu antworten. War doch das Vaterland jener Unglücklichen auch das ihre. Aber der Befehl war ſtreng und bedingungslos und ſie mußten ihn ausführen um jeden Preis.

Indeſſen näherte ſich der Jüngere der Beiden dem Mädchen und ſagte: Wenn dein Wahlbruder ſeinem Schwur untreu wird, wende dich an mich! Ich heiße Gregorio; frage nach mir in Cettigne, und ich werde deinen Vater rächen. Das ſei dir genug, und jetzt hindere uns nicht länger, die Befehle unſers Herrn auszuführen. Her das Hemd! Du haſt mein Wort!

# III.

## Die Seelenbrüder.

Ich habe vergeſſen, mich nach dem Namen des unglücklichen Montenegriners zu erkundigen, den es zu rächen galt, und welches die Urſache ſeines Todes geweſen. Yella aber war eine ſchöne, würdige Tochter der Berge mit langem, ebenholzfarbenem Haar, ſchwarzen Augen, ſchlanken und kräftigen Gliedern. Stolz trug ſie ihre rothe Mütze, bis zum Tage der Hochzeit der charakteriſtiſche Schmuck der ſlawiſchen Jungfrau. Die Tracht der Montegrinerinnen iſt reich und prächtig, mit moſaikartiger Stickerei ſelbſt an Hemd und Strümpfen. Ihre Dalmatica, an der Seite offen, iſt aus tauſend Farben gewebt, mit den ſeltſamſten Schnörkeln verziert. Die Opanche, aus feinen Lederſtreifen geflochten, gleichen den antiken Sandalen; Gürtel, Halsketten und ein wahres Arſenal von Schmuckſtücken in Blei und Silber vollenden den Anzug. Die rothe Mütze iſt mit goldnen Zecchinen geſchmückt, die rings herum daran befeſtigt ſind. So liegt das Erbtheil des Mädchens offen vor aller Augen, und Jeder kennt mit der Braut zugleich auch die Mitgabe.

Jella trug wohl ſchöne und reichverzierte Kleider, aber der Zechinen an ihrer Mütze waren nicht allzu viel. Ihr Vater hatte nicht mehr Zeit gehabt, die Lücken an ihrer Brautkrone auszufüllen, darum wurde ſie nicht gerade eifrig umworben und lief Gefahr, ihre rothe Mütze länger zu tragen, als ihr lieb ſein konnte.

Man glaube jedoch nicht, daß ſie im Lande keine Zuneigung erweckt. Sie hatte einen Seelenbruder, einen Pobratimo, wie es in ſlawiſcher Sprache heißt.

Bei uns Culturmenſchen hat man keinen Begriff von dieſer Art Verwandtſchaft. Wir kennen keine Pobratimi und auch keine Posestrime, keine Seelen- oder Wahlſchweſtern.

Es iſt dies eine Sitte, die in Dalmatien, bei den Morlachen und Serben noch heute fortdauert. Zwei Jünglinge, zwei Mädchen, oft auch ein Jüngling und eine Jungfrau, ſchließen eine Art brüderlicher Verbindung, die der Prieſter am Altar weiht und wie eine wirkliche, geiſtige Ehe vor Gott einſegnet. Dadurch verpflichten ſie ſich zu gegenſeitiger Freundſchaft und Vertheidigung im Falle der Noth und Gefahr. Die Liebe hat mit dieſem Bande nichts zu ſchaffen. Selten nur fordert ein Pobratimo Liebe von ſeiner Posestrima. Es wäre das ein Frevel, eine Entweihung, ein Mißbrauch des Vertrauens, der keine Entſchuldigung und Vertheidigung verdiente. Der Bruder weiht ſich der Schweſter auf Leben und Tod; er beſchützt ſie, vertheidigt ſie gegen böſe Zungen, gegen Gefahren, die ihr drohen könnten. Er bringt ihr, wenn ſie es fordert, das Haupt des Beleidigers und theilt ſein letztes Stück Brod mit ihr. Die Schweſter dagegen entſagt zuweilen jeder andern Liebe und widmet ſich fürs Leben ihrem erwählten Bruder. Es liegt in einer ſolchen Verbindung der Seelen ein Hauch urſprünglicher Poeſie, den man verloren glauben müßte, bewahrte nicht der illyriſche Stamm Beiſpiele davon.

Yella hatte nach dem Tode ihres Vaters unter einigen Jünglingen des Kirchſpiels, die nach dieſer Ehre ſtrebten, ihren Seelenbruder erwählt. Vlado war ihr als der Würdigſte und Tapferſte erſchienen. Er war zu jung und zu arm, als daß ſie daran hätten denken können, ſich zu heirathen, und überdies beſtand zwiſchen Yella und ihm ein Verwandtſchaftsgrad, der zwar weitläuftig, aber in jenen orthodoxen Gegenden ein kanoniſches Hinderniß war. Sie wurden alſo Bruder und Schweſter, und die arme Waiſe konnte wieder ihre Thränen trocknen und den Gefahren des Alleinſtehens muthiger ins Auge ſehen.

Aber ach, die ſchönen Tage entflohen ſchnell! Vlado war nichts weniger als ihres Vertrauens werth. Es betrübte den Vladika ſichtlich, mir das geſtehen zu müſſen. Lieber hätte er mir ein beſſeres Beiſpiel montenegriniſcher Sitten angeführt und durch Thatſachen bewieſen, daß die antike Freundſchaft zwiſchen Niſus und Euryalus, zwiſchen Oreſt und Pylades noch nicht erloſchen ſei, ſondern in Montenegro fortbeſtehe, ſogar zwiſchen Wahlbruder und Wahlſchweſter.

Ich theile das Bedauern des edlen Prälaten und möchte gern dieſe Seite meiner Erzählung unterdrücken, aber die Wahrheit verlangt ihr Recht, das ich ihr nicht vorenthalten darf, ſo ſchwer es mir auch fällt.

Uebrigens gleichen nicht alle Pobratimi Vlado, und die Ausnahme hebt die Regel nicht auf.

Vlado vergaß nur zu bald, daß ſeine Posestrima ihm ſo heilig und unantaſtbar ſein ſollte, wie eine leibliche Schweſter. Sie war jung, ſchön und nur allzu vertrauend! Das einmal geknüpfte Band erlaubte ihnen, ſich oft zu ſehen, zu ſprechen, im Hauſe und draußen in den Wäldern und Feldern, erfüllt von den würzigen Düften jener Thäler. Sie liebten einander nicht wie Geſchwiſter, ſondern wie Verlobte, wie Gatten, ohne die Eltern und den Geiſtlichen vorher befragt zu haben. — Aber, ſagte der Vladika, nicht die weiße Taube verrieth das Geheimniß ihrer Liebe; der ſchwarze Rabe der böſen Nachrede trug ſie im Dorfe herum. —

Anfangs glaubte man dem Gerede nicht. Jella war ſo gut und beſcheiden, daß man eher jede Andere beargwohnt hätte. Aber Neid und Eiferſucht haben ein ſcharfes Auge; ſie entdecken nicht nur des Andern Fehltritt, ſie erfinden ihn, wo er nicht iſt. Ein Mädchen aus dem Dorfe, weniger ſchön als die Andern, und vielleicht auch weniger ſittſam, war froh, das allgemeine Gerücht beſtätigen zu können, und gab die arme Jella der Verachtung und Rache der Uebrigen Preis. — Sie werden von einer grauſamen Sitte hören, ſagte der Vladika, die noch unter uns beſteht. Ich wollte, ich könnte ſie ausrotten, wie die des blutigen Hemdes; aber die Sache iſt zarter Natur, und ich würde fürchten, es nur noch ſchlimmer zu machen.

## IV.

## Die rothe Mütze.

Ich ſpreche von dem Kopfſchmuck, den die ſlawiſchen Jungfrauen bis zu ihrem Hochzeitstage zu tragen pflegen. Dieſe mit Goldmünzen geſchmückte Mütze iſt ihnen mehr als ein bloßer Schmuck. Es iſt ihr Ehrenzeugniß zugleich und ihre Mitgiſt. Wer die letzten Zecchinen von San Marco ſehen will, der gehe nach Montenegro, dort wird er ſie am Halsſchmuck oder an der rothen Mütze der heirathsfähigen Mädchen finden.

Die Montenegrinerin iſt ſtolz auf ihre rothe Mütze und hält ſie heilig. Wehe Derjenigen, die fortführe ſie zu tragen, nachdem ſie das Recht dazu eingebüßt. Das wäre eine Anmaßung, eine Entweihung! —

Leider erging es der armen Yella ſo. Die rothe Mütze lag mit ſchwerem Druck auf ihrer Stirn; ſie hätte ſie am liebſten abgelegt, als die ſpöttiſchen Blicke der Geſpielinnen ihr, wie dem Gretchen des Fauſt, verriethen, der Rabe habe ſein Geſchrei ertönen laſſen, und ihr Fehltritt ſei kein Geheimniß mehr für das Dorf.

Arme Yella! Kaum wagte ſie den Blick in die Zukunft zu richten. Sie liebte Vlado, aber eine innere Stimme flüſterte ihr zu, ihre Liebe werde nicht mit gleicher Neigung erwidert. Von jenem Tage an, wo ſie ihm den letzten Beweis ihrer Liebe gegeben, ſah ſie ihn ſchon nicht mehr ſo oft wie früher. Anfangs ſuchte er noch eine Urſache, einen Vorwand, längeres Ausbleiben zu rechtfertigen, dann dachte er auch daran nicht mehr. Die Wochen, die Monate vergingen, und die Unglückliche fühlte den Zeitpunkt immer näher rücken, an dem ſie die flüſternden Stimmen nicht länger Lügen ſtrafen konnte, an dem die arme Mutter ihre Schmach ertragen mußte.

Die alte Montenegrinerin wußte von Allem noch nichts. Sie war eine Frau von altem Schlage, ein harter ſtrenger Charakter, noch herber geworden durch Einſamkeit und Unglück. Sie liebte die einzige Tochter wie die Bärin ihr Junges, aber lieber hätte ſie ihren Tod geſehen, als ihren Ruf befleckt durch einen Fehltritt.

Auch Yella hätte den Tod einer Entdeckung vorgezogen, die mit jeden Tage näher und unvermeidlicher heranrückte. Und doch trug ſie immer noch ihre rothe Mütze; lieber belog ſie ſich ſelbſt und die Welt, als daß ſie ihrer armen Mutter den Todesſtoß verſetzte. So vergingen die Tage, ohne daß ſie einen Entſchluß zu faſſen,

30.

Er ſei des Rüdiger von Riſa Sohn,
So ſagen ſie, an Werth dem Vater gleich;
Das Reichsheer kenne ſeine Stärke ſchon,
Das oft empfunden ſeines Schwertes Streich.
Die beiden Jungfrau'n ſind nicht weit davon,
Das holde Paar, an Reiz und Adel reich.
Marfiſa fliegt, den Bruder zu umfahn,
Doch Bradamante wagt ſich kaum zu nahn.

31.

Erſt war aus Ehrfurcht Rüd'ger abgeſeſſen,
Doch nöthigt Karl ihn wieder auf ſein Pferd,
Und heißt ihn mit ſich reiten. Alles deſſen,
Was zeigen kann, wie ihn der Kaiſer ehrt,
Bleibt auch das kleinſte Pünktchen nicht vergeſſen.
Er weiß bereits, daß Rüd'ger ſich bekehrt:
Sobald die Ritter auf dem Trocknen waren,
So ließen ſie ihn alles gleich erfahren.

32.

Im Siegespomp und in der Freude Glänzen
Ziehn ſie zur Stadt, die Jubel rings erfüllt.
Die Häuſer prangen wie mit tauſend Lenzen,
Die Straßen ſind von Tüchern ganz verhüllt.
Ein Regen deckt von Laub und Blumenkränzen
Die Helden, denen dieſe Feier gilt;
Es ſind die Frauen, die mit vollen Händen
Sie von Balkonen und von Fenſtern ſpenden.

33.

Trophäen waren aller Orten ihnen,
Und Ehrenpforten in der Eil' gemacht,
Darauf Biſerta's brennende Ruinen
Und andre würd'ge Thaten angebracht.

einen Ausweg zu ſuchen, oder auch nur ſich Rechenſchaft abzulegen vermochte von dem, was der Morgen bringen würde. Vlado konnte und mußte ſein Unrecht gut machen; aber ſchwach und unſchlüſſig, wie er war, zögerte er und wartete ab, bis ihm das Waſſer an die Kehle ſtieg, ehe er Schritte that, der Gefahr vorzubeugen.

Arme Yella! Schlecht genug hatte ſie ſich den „Seelenbruder" und Gefährten erwählt. Einen Beſchützer hatte ſie in ihm gehofft, und ſtatt deſſen einen Elenden gefunden, der keines Opfers fähig war.

Der Vladika bezeichnete ihn in ſeiner Sprache mit einem noch weit ſtärkeren, unüberſetzbaren Ausdruck.

Indeſſen hing über Yella's Haupt eine neue Demüthigung. Ihre ſittſameren oder vorſichtigeren Gefährtinnen murrten heimlich darüber, daß ſie mit dem Ehrenſchmuck der Jungfrauen zur Kirche zu gehen wagte. Es beſteht in Montenegro und den angrenzenden ſlawiſchen Landſtrichen noch eine uralte Ueberlieferung, welche den Jungfrauen eines Kirchſpiels das Recht giebt, Derjenigen die rothe Mütze von der Stirn zu reißen, die ſich gegen die Geſetze der Ehrbarkeit verfehlt hat. Im Geheimen bildet ſich eine Art Tribunal und fällt das Urtheil. Alsdann erwarten die tugendhaften Mädchen des Dorfes das arme Opfer an der Kirchthür und rauben ihr gewaltſam den jungfräulichen Schmuck, der ihr nicht länger gebührt. Dieſe ſchreckliche Ceremonie war in jener Gegend faſt in Vergeſſenheit gerathen; Yella hatte gar nicht daran gedacht, vielleicht wußte ſie nicht einmal darum. Aber ein

Unglück kommt ſelten allein; die Arme, durch ihren Fehltritt ſchon ſo ſchwer Geſtrafte war auserſehen, auf ſo grauſame Art daran erinnert zu werden.

Es war Palmſonntag, die Kirche dicht gefüllt. Yella hatte keine Ausrede gefunden, zu Hauſe zu bleiben, ſie erſchien mit ihrer rothen Mütze zur Seite der Mutter und ſetzte ſich in einen Winkel der Kirche, vielleicht ſchon im dunkeln Vorgefühl der Prüfung, die ihrer harrte. Leiſe betete und weinte ſie, das Geſicht in die Hände gedrückt, und demüthigte ſich vor Gott und vor der Welt, die ja am ſtrengſten ſolche Vergehen richtet, denen oft mehr Mitleid als Strafe gebührt.

Der Erlöſer war nicht dort, ſagte der Vladika, um zu jenen Unglücklichen zu ſprechen: „Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie!“ — Sie verließen die Kirche und verſammelten ſich am Ausgang, die arme Yella zu erwarten. Sie war die Letzte von Allen; mit niedergeſchlagenen Augen, den Roſenkranz in der Hand, ſchritt ſie aus der Thür. Da wurde ſie aufgehalten und fühlte ſich von kräftigen Armen ergriffen. Die Stärkſte und Häßlichſte von Allen riß ihr die Mütze ab, warf ſie zu Boden und trat darauf mit rohen Spottreden! Yella fühlte ihre Kräfte ſchwinden, zum erſten Male in ihrem Leben wurde ſie von einer Ohnmacht ergriffen. Die arme Mutter erblaßte vor Zorn; ſchon wollte ſie auf die Vollſtreckerin des harten Urtheils zuſtürzen, da zuckte die traurige Wahrheit wie ein unheilvoller Blitz durch ihr Gehirn und lähmte ihr Muth und

Kräfte. Die gefühlloſen Mädchen erließen es der unglücklichen Mutter nicht, Schmähungen und Vorwürfe zu hören: Du hätteſt beſſer auf ſie Acht geben ſollen, ſagten ſie. Bringe ſie nur nach Haus, ihr iſt nur nach Verdienſt geſchehen.

Yella ſchlug die Augen auf und ließ ſie matt umherſchweifen. Sie ſuchte Einen unter der Menge, aber vergebens; Vlado war nicht darunter. Vielleicht, wäre er Zeuge des entſetzlichen Strafgerichts geweſen, er hätte es entweder verhindert, oder ſich zum Gatten der Verrathenen bekannt. — Das war ſeine Pflicht, fügte der Vladika hinzu, und wehe ihm, wenn er ſie nicht erfüllte! Es giebt Schurkereien, die in unſern Bergen nicht ungeſtraft begangen werden. Yella hätte einen Rächer in demſelben Moment gefunden, wo ſie ihre Schuld büßen mußte. Aber Vlado war nicht da, und die Arme wagte nicht, ihn zu nennen.

## V.

## Jenſeits der Grenze.

Auch wir haben eine Grenze, ſagte der Vladika, an der jeder Fußbreit bewacht wird. Hier die Türkei, da Serbien, dort Oeſterreich. Ehemals war dort San

Marco, unſer alter Bundesgenoſſe. Wir hatten ruhmvolle Jahrhunderte durchlebt zur Zeit der Venetianer. Der Türke wagte ſich nicht an uns; er wußte wohl: Montenegro angreifen, hieß, ſich die Galeeren der Republik auf den Hals hetzen. Die Dalmatiner waren damals unſre Freunde; ſie fürchteten dieſelben Gefahren und hatten die gleichen Privilegien mit uns. Jetzt liegen die Sachen anders. Die Dalmatiner ſind noch unſre Brüder, aber ſie gehorchen nicht denſelben Geſetzen, derſelben Politik. Wir ſind Brüder geblieben, aber ein Cordon von Grenzwächtern trennt uns und entfremdet uns einander. — Der Leſer möge ſich erinnern, daß dieſe Worte vor längerer Zeit geſprochen wurden, und dieſe Erzählung nicht für ein Blatt aus der Tagesgeſchichte halten. Im Uebrigen, wenn wirklich noch hie und da dieſelben Zuſtände beſtehen, ſo iſt das nicht meine Schuld.

Die Familie, die Yella für das vergoſſene Blut des Vaters Sühne ſchuldete, lebte jenſeits der Grenze jenes Zollcordons, der dem guten Vladika ſo viel Verdruß bereitete. Es war eine, nach den Begriffen des Landes, reiche und angeſehene Familie.

Der Herr des Hauſes, der den Mord vollbracht, lebte unbekümmert darum fort und ſpottete des blutigen Hemdes, das man als Pfand der Rache dem Leichnam ſeines Opfers entriſſen. Es war ihm gelungen, die Sache niederzuſchlagen, und ſeine eigene Regierung hatte ihn nicht mehr damit behelligt. Ihm fiel es nicht ein, über die Grenze zu gehen, und für den Fall, daß Einer von

Jenen herüberkäme, ſo waren ſchon mit den ihm befreundeten Douaniers die nöthigen Verabredungen getroffen, ihn bei Zeiten zu warnen. Und dann: die beiden Frauen waren ja einſam und hatten keinen nahen Verwandten, der ein Intereſſe daran gehabt hätte, ihre Blutrache auf ſich zu nehmen; es ſei denn, daß das Mädchen heirathete.

Wir wiſſen jetzt, wie es mit Yella's Heirath ſtand. Vlado hatte verſprochen, hatte geſchworen, aber wie er den Schwur des Pobratimo gebrochen, ſo konnte er auch dieſen andern mißachten, von deſſen Erfüllung die Ehre und das Leben ſeiner Braut abhing. Als er ſie, nach dem empörenden Auftritt mit der rothen Mütze, wiederſah, ereignete ſich ein leidenſchaftlicher Auftritt, den man eher ſich vorſtellen als ſchildern kann. Yella war noch krank; die Mutter empfing den jungen Burſchen, den ſie erwartete, in vorwurfsvoller, drohender Haltung. Sie erzählte ihm das Vorgefallene, aber noch ehe ſie ihm ſeine Wortbrüchigkeit vorgehalten, fragte ſie ihn, wo er an jenem Tage geſteckt habe, und warum er nicht zur Hand geweſen, ſeine Schweſter zu beſchützen, nachdem er ſie ſolcher Schande preisgegeben? Er allein mußte ſie in ſeine Arme nehmen, ſie vom Boden aufheben und vor allem Volke ſie für ſeine Braut, für ſeine Frau erklären!

Vlado hörte das Alles in dumpfem Schweigen an. Er wußte nichts von dem Vorgefallenen, und der Anblick der armen Mutter, die er getäuſcht, mußte wohl ſelbſt in ſeinem kalten Herzen ein Gefühl von Mitleid und Reue wecken. Er ſchwieg; wie ſollte er auch auf dieſe

Fragen antworten, ohne eine neue Feigheit einzugeſtehen! Jenſeits der Grenze war er geweſen, im Hauſe des Mörders, aber nicht um einen Act der Rache zu vollführen, ſondern um eine neue Erbärmlichkeit anzuzetteln.

In jenem Hauſe wohnte ein anderes Mädchen, eine hübſche, ſchlaue Blondine, die Yella's Verlobten in ihre Netze zu ziehen verſtand und zu ihrem Liebhaber erkor. Mariska wußte nichts von der That ihres Vaters und von den Racheplänen, die Vlado hegen konnte. Aber der Vater ſchöpfte Verdacht, und ehe er Gewalt mit Gewalt bekämpfte, verſuchte er die Gefahr auf anderem Wege abzulenken. Er empfing den jungen Montenegriner mit erheucheltem Wohlwollen und hieß ihn an ſeinem Tiſche niederſitzen. Das war die einfachſte Art, den Feind zu verſöhnen, ihm die Waffe zu entwinden. — Niemals, ſagte der Vladika, tödten wir Einen, der mit uns Brod und Salz getheilt hat. —

Vlado ging leicht in dieſe Falle, um ſo leichter, da er überhaupt für gefahrvolle Unternehmungen keine große Neigung beſaß und es vorzog, den Liebhaber der Tochter zu ſpielen, anſtatt dem Vater nach dem Leben zu trachten.

Von der unerbittlichen Alten in die Enge getrieben und durch den Mahnruf des eigenen Gewiſſens erſchreckt, fand Vlado keine andere Antwort als eine Lüge. — Ich war ferne. ſagte er, außerhalb des Dorfes, jenſeits der Grenze. Ihr wißt's ja, ich ſuche immer nach einer guten Gelegenheit, meinen Vorſatz auszuführen und mir die Hand Eurer Tochter zu verdienen.

Der ſcharfe, furchtbare Blick der Alten ruhte auf Vlado, um zu erſpähen, was Wahres an dieſer Verſicherung ſei. — Nun wohl, ſagte ſie, haſt du deinen Vorſatz ausgeführt? Haſt du es verdient, der Tochter Dragonich's deinen Namen zu geben? Wo iſt ſeines Mörders Haupt?

Noch habe ich es nicht, ſtotterte Vlado, aber ich bringe es Euch, das ſchwöre ich!

Zu oft haſt du ſchon geſchworen, zu Viel ſchon verſprochen, als daß ich deinen Worten noch trauen könnte! Du biſt ein Verräther, du haſt mein Vertrauen mißbraucht, deine Poſeſtrima betrogen, ſie in Schande und Verzweiflung geſtürzt! Du wirſt ſie nicht wiederſehen, ehe du meines Gatten Blut gerächt haſt und mir das Unterpfand deiner Treue bringſt!

Vlado ſchickte ſich an zu gehen, um neuen Fragen auszuweichen, als plötzlich Yella, die im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte, bleich und faſt athemlos ſich ihm entgegen warf und ihn am Fortgehen verhinderte. — Mutter, rief ſie mit halberſtickter Stimme, Ihr fordert eines Andern Tod und ſeht nicht, daß ich ſelbſt beinahe ſterbe! — Das arme Mädchen ſprach nur zu wahr; kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſtoßen, ſo fiel ſie auch ſchon zu Vlado's Füßen nieder, der nicht wagte, ſie in ſeinen Armen aufzufangen.

Das iſt dein Werk, ſchrie die Mutter, dahin haſt du deine Schweſter gebracht! Warum tödteſt du ſie nicht gleich? Vollende dein Werk, vielleicht haſt du noch ſo viel Muth, ihr das bischen Leben zu nehmen, wenn du auch nicht genug hatteſt, ſie zu rächen!

Ihr kennt mich nicht, rief Vlado, aufgebracht durch dieſe Worte und durch den verächtlichen Ton, in welchem die Alte ſie geſprochen. Laßt mich gehen. In Kurzem ſollt Ihr von mir hören! — Und ſich Yella's Händen entwindend, die ſeine Kniee umklammert hielt, faßte er nach der Thür und verließ das Haus, das er nicht wieder betreten ſollte.

Die Mutter trug Yella wieder auf ihr Lager und ſetzte ſich daneben. Beide ſahen einander ſchweigend an, ohne ein Wort oder auch nur eine Thräne zu finden, ſo ſehr hatten Schmerz und Verzweiflung ſie überwältigt.

## VI.

## Marcus und Madonna.

Vlado wohnte unweit der Grenze und hatte durch häufigen Verkehr mit den Handelsleuten, die in Geſchäften von einem Lande zum andern gingen, viel von ſeinem urſprünglichen montenegriniſchen Charakter eingebüßt; Gemüth und Sitten hatten dabei freilich nicht gerade gewonnen. Er war eine unentſchloſſene Natur, ſtets dem erſten Eindruck nachgebend, ohne viel über die Folgen nachzudenken. Der Zufall war ſeine Vernunft und ſeine Vorſehung.

Als er Yella's Haus verließ, aufgebracht durch die Reden ihrer Mutter und doch voll Mitleid mit dem Zuſtand, in den ſeine Braut durch ſeine Schuld gerathen, ſchlug er den Weg nach ſeinem Dorfe ein. Er trat in ſein Häuschen, bewaffnete ſich mit Piſtole und Meſſer und durchmaß mit großen Schritten jene unwirthbare Haide voll Dornengeſtrüpp und Buſchwerk, die Montenegro vom öſterreichiſchen Gebiete trennt.

Wohin mochte er ſo eilig gehen?

So viel war klar, daß er die Richtung nach dem verfehmten Hauſe einſchlug, aber ſchwer vorauszuſehen, mit welchen Abſichten es geſchah. In ihm ſah es verworrener und unſchlüſſiger aus, als je. In jenem Hauſe wohnte ein Mann, den er zu morden geſchworen hatte, und ein ſchönes Mädchen, das ihn mit gefährlicher Schmeichelei an ſich zog. Es war im Grunde nicht der gewöhnliche Kampf zwiſchen Gut und Böſe, eher ein Conflict zweier Impulſe, zweier Gedankenreihen, die eine an ſich ſtrafbare That in verſchiedener Beleuchtung zeigten. War immerhin der Mord ein Verbrechen, der Verrath an Yella und ſeine Liebſchaft mit einer Andern wurden darum nicht zur tugendhaften Handlung!

Auf einen vom Sturme entwurzelten Baumſtamm ſetzte er ſich Angeſichts des Hauſes, nach welchem ſo widerſtreitende Gefühle ihn hinzogen.

Er fühlte ſich ermüdet, weniger vom langen Weg, als von dem innern Kampfe, der ſein Gewiſſen erſchütterte. Nach langem Grübeln und Hin- und Herſinnen zog er eine kleine Kupfermünze aus der Taſche, die er augenſcheinlich zu anderem Zwecke, als um ſie auszugeben, bei ſich trug. Es war ein Quattrinello aus den Tagen der Republik; damals nannte man die Münze Marcolino, nach dem Löwen von S. Marco, deſſen rohes Bild die eine Seite zeigte. Auf der andern ſah man das Bildniß Unſerer lieben Frau: Marcus und Madonna. Die Buben, aber auch die Erwachſenen bedienten ſich des Marcolino zu einem Spiel, deſſen Name von dem Gepräge herrührte; eine Variation der alten und neuen Würfelſpiele, zugleich eine der hundert verſchiedenen Arten, das Schickſal zu befragen und zu verſuchen.

Aber Vlado war allein; mit finſterer Miene betrachtete er das Geldſtück und warf es zwiſchen den beiden Handflächen hin und her, ehe er's in die Höhe ſchnellte, um zu ſehen, welche Seite des Gepräges ſich zeigen würde, wenn die flache Hand es wieder auffing.

Der Unſelige ſpielte „Marcus und Madonna“, um das Leben eines Mannes und um die Ehre eines armen Mädchens, das ihn liebte! Ein beſſeres Mittel fand er nicht, ſein Gewiſſen zu erleuchten. Bleibt Marcus oben, ſagte er für ſich, ſo giebt's einen Todten, der Löwe giebt keinen Pardon; iſt's die heilige Jungfrau,

Dann ſah man wieder, auf verſchiednen Bühnen,
Schauſpiel' und Tänze, bis zur tiefen Nacht,
Und überall, mit ſchöngemalten Lettern,
Stand dieſe wahre Schrift: des Reiches Rettern!

34.

Bei Horn- und Pfeifenſchall ging's nach dem Schloſſe
Und bei vereinter Inſtrumente Klang,
Und beim Gejubel von dem großen Troſſe,
Der lachend, ſchreiend, kaum ſich Platz erzwang;
Da ſtieg der große Kaiſer von dem Roſſe,
Der die Geſellſchaft viele Tage lang
Mit Schauſpiel und Turnier und Gaſtereien
Und Spiel und Tanz bemüht war zu erfreuen.

35.

Einsmals zeigt Reinald ſeinem Vater an,
Er wolle Rüd'gern ſeine Schweſter geben,
Der jüngſt ſein brüderliches Wort gewann,
Als Roland war und Olivier daneben.
Die, ſagt er, hätten eingeſtimmt ſodann,
Es laſſe ſich kein Band der Ehe weben,
Das dieſem wär' an Werth und Adel gleich,
Geſchweige denn noch mehr an Ehren reich.

36.

Haimon vernimmt's, nicht eben ſehr zufrieden,
Daß Reinald über ſeiner Schweſter Hand
So ungefragt und gradezu entſchieden,
Für die er einen Prinzen paſſend fand,
Nicht Rüd'gern, der auch keinen Fleck hienieden
Sein nennen kann, geſchweige denn ein Land,
Da Blut und Tugend wenig nur bedeute,
Wofern nicht Macht und Reichthum ſie begleite.

dann liegt die Sache anders. Sie will den Tod des Sünders nicht, dann heirathe ich Mariska, und Alles iſt vorbei. Jella kann mit der Vorſehung nicht rechten, die über ihr Schickſal entſcheidet. —

Aber die Vorſehung ſchien ſich zu dieſer Probe nicht herbeilaſſen zu wollen. Die emporgeworfene Münze fiel zu Boden und verſchwand in einer tiefen Erdſpalte. Vlado hätte danach ſuchen können, oder das Spiel mit einer andern Münze erneuern, aber er war abergläubiſch und hielt den Zufall für einen Wink des Himmels, der ſich zu einer ſolchen Entſcheidung nicht hergeben wolle.

Um ſo ſchlimmer, rief er aufſpringend, jetzt gehe ich geradeswegs auf das Haus zu: die erſte Perſon, der ich begegne, entſcheidet die Sache. Iſt's der Alte, ſo muß er ſterben, iſt's das Mädchen, dann umarme ich ſie und — was geſchehen iſt, iſt geſchehen!

Nachdem er zu dieſem Entſchluß gekommen war, machte er ſich auf den Weg, ohne auch nur nach Rechts oder Links zu ſehen, bis er das Haus erreicht. Er klopfte: Mariska öffnete und empfing den Burſchen mit den gewohnten Liebkoſungen.

Der Himmel hat geſprochen, dachte der Elende, — dies ſchöne Kind wird mein Weib!

## VII.

## Das dritte Aufgebot.

Mehrere Tage waren vergangen, ſeit Vlado Jella's Hütte verlaſſen hatte. Man kann ſich den Zuſtand der armen Verlaſſenen vorſtellen! Was war aus ihm geworden? Wo hielt er ſich auf? Warum kam er nicht wieder, ſein Wort einzulöſen?

Die Art und Weiſe, wie er geſchieden war, ließ jeder Vermuthung Raum. Hatte er den Streich vollführt? War ihm der Mordverſuch geglückt, oder war er ſelbſt dem ſtarken Gegner zum Opfer gefallen? Dieſer Gedanke beſonders quälte das arme Mädchen, das noch immer an ihr Lager gefeſſelt war. Hätte ſie von dem eben Erzählten eine Ahnung gehabt, es hätte wahrlich nicht dazu beigetragen, ſie wieder geſund zu machen.

Die Mutter wich nicht von ihrer Seite; was aber konnte ſie der Tochter ſagen, das dem armen Herzen Beruhigung gewährt hätte! Sie ſelbſt hatte ja den Unſeligen mit ihren harten Worten und Vorwürfen zu dieſer ſchrecklichen Entſcheidung getrieben. Darum ſchwieg ſie und beugte ſich dem Willen des Schickſals in dumpfem Hinbrüten.

Aber Jella ertrug dieſen Zuſtand von Ungewißheit und Rathloſigkeit nicht länger. Als die Mutter ſich einmal für einen Augenblick entfernt hatte, eilte ſie, ſchwach wie ſie war und nicht einmal frei vom Fieber, ins Feld hinaus. Mehr vom Fieber, als von wirklicher Kraft rührte auch die augenblickliche Energie her, mit der ſie ihr Vorhaben ausführte. Alle Leute, die ihr begegneten, hätte ſie gerne gefragt, ob ſie nichts von Vlado wüßten, aber ſie wagte ſeinen Namen nicht auszuſprechen und ging weiter, ohne die Lippen zu öffnen. Die breite Straße vermeidend, ſchritt ſie fort, fort, wohin ihr Schickſal ſie trieb, ohne zu raſten, ohne ſich umzuſehen, bis endlich Vlado's Hütte vor ihr lag. Erſt Einmal in ihrem Leben war ſie dort geweſen — an jenem verhängnißvollen Abend, als ſie, von einem ſeltſamen Rauſch ergriffen, ſich ihrem Wahlbruder in die Arme geworfen und eingewilligt hatte, vor Gott ſeine Gattin zu werden.

Sie klopfte an, Niemand antwortete. Die Nachbarn ſagten ihr, Vlado ſei fort ſeit mehreren Tagen und werde wahrſcheinlich erſt nach der Hochzeit wiederkommen. — Hochzeit? — Die arme Yella erbleichte bei dieſer Antwort. Was für eine Hochzeit konnte das ſein, von der die Rede war? — Sie errieth es nicht. — Es wird ein Vorwand ſein, dachte die Unglückliche. Vielleicht hat er das Gerücht ſelbſt ausgeſprengt, um den wahren Zweck ſeines Fortgehens zu verbergen. Sollte ſie ihn hier erwarten, oder unverrichteter Sache wieder ins Dorf zurückkehren? — Nein: ich muß ihn ſehen, muß wiſſen, was mit ihm vorgeht! Ich gehe ſelbſt über die Grenze, dort hält er ſich vielleicht auf und wartet auf den günſtigen Moment, ſein Wort einlöſen und ſich die Einwilligung der Mutter erwerben zu können! Gewiß, die Anklage iſt falſch; ich thue ihm bitter Unrecht mit meinem Verdacht! Er wird's nicht wagen, nach Hauſe zu kommen, ohne die Bedingung erfüllt zu haben! Er denkt ja nur an mich; nur für mich ſetzt er ſich den größten Gefahren aus.

So täuſchte ſich die Aermſte und nährte ſich mit neuen falſchen Hoffnungen. Nur dieſe „Hochzeit" wollte ihr nicht aus dem Sinne und verfolgte ſie wie ein unheilkündendes Wort, eine Prophezeiung neuer Leiden. Sie machte ſich wieder auf den Weg, ohne zu wiſſen wohin. Da mit einem Male befand ſie ſich auf der Grenze zwiſchen Montenegro und Illyrien, die ſie noch nie zu überſchreiten gewagt hatte. Auch jetzt zögerte ſie lange, ehe ſie den unſeligen Boden betrat, der ihr roth dünkte vom Blute des Vaters.

Als ſie gerade die Zollgrenze paſſirte, begegnete ihr einer ihrer Landsleute, den ſie ſchon früher einmal geſehen. Jener Soldat war es, der im Auftrag des Fürſten ihr damals das blutige Hemd abforderte und ihr beim Abſchied in ſo ſeltſamer Weiſe ſeine Dienſte anbot. — Zähle auf mich, hatte er geſagt, wenn du einen Freund oder Bruder brauchſt. — Der Soldat hatte einige Mühe, ſie zu erkennen, ſo ſehr hatten die Krankheit und der erlittene Herzenskummer ſie entſtellt. Kaum aber hatte er ſie wieder erkannt, als er ſich auch des gegebenen Verſprechens erinnerte und ſie anſprach, um zu fragen, wohin ſie gehe.

Dies Land iſt nicht ſicher für dich, ſagte er.

Es hilft Nichts, antwortete Yella; ich muß weiter. Ich habe was Wichtiges zu thun da drüben.

Ich weiß, ich weiß, meinte der Andere, — und doch, ſo oder ſo, du thäteſt beſſer daran, nach Hauſe zu gehen. Folge dem Rath eines Freundes.

Ich danke Euch, ſagte ſie; ich danke Euch für Euren guten Rath, aber ich muß um jeden Preis wiſſen, wo mein Verlobter iſt.

Dein Verlobter, Mädchen?

Sie neigte den Kopf und erröthete bis unter die Augen.

Dein Verlobter iſt ein Verräther! begann der Soldat wieder. Ein ſchlimmer Bruder, ein noch ſchlimmerer Beſchützer für dich. Kehre um, kehre um, ſuche nicht, ihn zu ſehen, und, wenn du irgend kannſt, ſo ſchlage ihn dir aus dem Sinn!

Er iſt todt! murmelte Yella. Er iſt geſtorben bei der That, die er auf ſich geladen! Der Mörder meines Vaters triumphirt zum zweiten Male über uns! Sagt es nur heraus! Sein Tod iſt auch der meine, aber wenigſtens iſt es doch nicht ſo hart, als durch Verrath von ihm zu ſterben! —

Armes Kind, ſagte der rauhe, aber gutherzige Bergbewohner, es wird mir ſchwer, dir's zu ſagen, aber das Uebel iſt nicht mehr zu heilen, und das Verſchweigen nützt auch nichts. Früher oder ſpäter mußt du's ja doch erfahren. Den Kopf oben, Mädchen! Muth, liebe Schweſter! Du mußt deinen Entſchluß faſſen: Vlado hat an des Mörders Tiſch geſeſſen und Brod und Salz mit ihm getheilt. Anſtatt deinen Vater zu rächen und die Ehre eurer Familie wieder zu gewinnen, opfert der Elende dich auf und wirbt um die Tochter ſeines Feindes.

Ihr lügt, ſchrie Yella: das iſt unmöglich!

Ich lüge wahrlich nicht, Mädchen. Ich ſage dir die Wahrheit, ſo ſauer mir's auch wird, dich mit einer ſo traurigen Neuigkeit zu betrüben! Du biſt mit deiner Liebe und deinem Vertrauen ſchlimm genug angekommen.

Yella, blaß wie eine Leiche, fiel beſinnungslos zu Boden. Der Jäger, der ihr unvorbereitet eine ſo grauſame Mittheilung gemacht, nahm ſie in ſeine Arme und verſuchte, ſie ins Leben zurückzurufen. — Nein, es iſt nicht wahr, rief die Aermſte, zum Bewußtſein erwacht; es kann nicht ſein! Es iſt ein Traum, ein böſer Traum, aber gleich wird er von mir weichen. Nicht wahr, es iſt nur ein Traum? —

Der Jäger, erſchrocken über den Eindruck, den ſeine Worte auf das arme Geſchöpf gemacht hatten, ſchwieg, weil er nicht wußte, was er ſagen ſollte, und ſah ſie mit einem ſo innigen Ausdruck an, wie er ihm ſonſt ganz fremd war.

Warum belügt Ihr mich? begann ſie wieder. Ihr wißt ja ſo gut, wie ich, daß Vlado keine Andere beirathen kann. Ich bin ſeine Frau vor Gott. Jede andere Heirath iſt unmöglich.

So geh, ſagte der Jäger. Vielleicht iſt's noch Zeit, deine Rechte geltend zu machen. Geh zum Pfarrer und ſieh zu, die Heirath zu hindern; noch ſind ſie nicht zum letzten Mal aufgeboten.

Diesmal ging Yella auf das ein, was er ihr ſagte. Zeige mir den Weg! bat ſie haſtig.

Verfolge dieſen Fußſteig, ſagte der Jäger. Bald wirſt du das Dorf ſehen. Frage nur nach dem Pfarrer, morgen iſt Sonntag, da iſt er gewiß im Kirchſpiel. Was dir auch begegnen mag, komm wieder und triff mich hier. Ich gehe nicht fort, und wenn ich dir etwas helfen kann — du weißt, ich habe dir mein Wort gegeben, und ich werde es halten! —

Yella flog von dannen, wie ein Pfeil vom Bogen, ohne nur ein Wort des Dankes zu ſagen. Sie überſchritt die Grenze, folgte dem bezeichneten Fußſteig, und nach Verlauf einer Stunde ſah ſie den Kirchthurm des Dorfes auftauchen.

Die Sonne war ſchon untergegangen; trotz ihrer fiebernden Ungeduld wagte das arme Mädchen nicht mehr zu ſo ſpäter Stunde an die Thür des Pfarrhauſes zu klopfen. Im erſten beſten Hauſe, deſſen Thür offen ſtand, bat ſie um Obdach und wurde freundlich aufgenommen, ohne auch nur durch eine zudringliche Frage beläſtigt zu werden. — Die Gaſtfreundſchaft iſt eine der Erbtugenden bei den ſlawiſchen Völkern. —

Sie hätte ſich gerne gleich hier erkundigt und wäre ſo jedes Zweifels überhoben worden, aber ſie wagte kein Wort zu ſagen. Am andern Tage, der ein Feiertag war, ging ſie mit den Leuten zur Kirche, die Meſſe zu hören.

Nach dem Evangelium verkündigte der Pfarrer der Gemeinde zum dritten Male die bevorſtehende Heirath Vlado's mit Mariska. —

Ein gellender Schrei unterbrach ſeine Worte.

Alles wendete ſich nach dem Winkel der Kirche, woher der Schrei gekommen war; ich brauche nicht zu ſagen, wer ihn ausgeſtoßen! — Die Gewißheit ihres Elends hatte die arme Jella gleich einem Blitzſchlag getroffen. Er tödtete ſie nicht, aber er raubte ihr das Licht der Vernunft!

## VIII.

## Ein unerwarteter Vertheidiger.

Der Jäger, der Jella zuerſt die ſchmerzliche Kunde gebracht, hatte ſich, da ſie nicht wiederkam, nach dem Dorf begeben und erwartete ſie vor der Kirche. Der wackere Gregorio hatte nicht entfernt an ſo traurige Folgen gedacht. Er war, wie wir ſehen werden, ein Mann von Herz, aber von zu rauhem Stoff, um die Wirkung einer ſolchen Nachricht auf das Gemüth eines Weibes begreifen zu können. Man ſtelle ſich alſo vor, wie ihm wurde, als er Yella aus der Kirche kommen ſah, geſtützt, faſt getragen von den guten Leuten, die ſie aufgenommen. Entſetzt und erſchüttert ſchloß er ſich dem traurigen Zuge an, und nachdem er ſich dem Hausherrn genannt, übernahm er es, das unglückliche Mädchen ihrer Mutter zurückzubringen. Es war das Beſte, das einzig Richtige, was ſich thun ließ. Yella ließ ſich fortführen, wortlos, ohne das mindeſte Sträuben. Auch Gregorio verhielt ſich ſchweigend, er ſah wohl, wie überflüſſig alle Troſtreden wären. Daß das arme Mädchen in dieſem Zuſtande den gehabten Vorſatz nicht mehr ausführen konnte, lag auf der Hand; er führte alſo die Tochter zur alten Mutter zurück, erzählte ſo ſchonend als möglich, was geſchehen war, und ging dann ſeiner Wege. —

Aber der einfache Sohn der Berge war nicht der Mann, ein gegebenes Verſprechen zu vergeſſen. Er machte nicht unnütze Worte, wo es zu handeln galt. Der Anblick der Unglücklichen, der bejammernswerthe Zuſtand, in dem er ſie geſehen, die Ungerechtigkeit und der Verrath, denen ſie zum Opfer gefallen, Alles das hatte ihn tiefinnerlich gerührt und empört. Von dem Augenblick an betrachtete er die Aermſte wie eine Schweſter oder Tochter und ſchwor bei ſich ſelbſt, wenn er auch ſo viel Unheil nicht wieder gut machen könne, wenigſtens die Schmach, die ſie unverdient erlitten, zu rächen.

Der Entſchluß war gefaßt, aber er verſchloß ihn in ſich und erwartete Zeit und Ort, ihn auszuführen. Jedenfalls wollte er kein geſetzliches Mittel unverſucht laſſen, und ohne ſich noch ſelbſt recht klar über ſeinen Plan zu ſein, ging er wieder nach dem Dorfe zurück, dem Schauplatz jener tragiſchen Scene.

Er begab ſich geradenwegs zum Pfarrer, erzählte in wenigen Worten die traurige Geſchichte, erklärte, daß die neue Ehe unmöglich und ungültig ſei, und daß er komme, um ſie zu verhindern.

Der Pfarrer hörte ihn an, ohne ſich aus ſeinem Gleichmuth bringen zu laſſen. Unglücklicherweiſe war er nicht gerade ein Mann von hellem Verſtande. Engherzig und ohne einen ſehr klaren Begriff von der Heiligkeit und den Pflichten ſeines Amtes, begnügte er ſich, Gregorio zu fragen, mit welchem Recht und in welcher Eigenſchaft er denn komme, um eine ſolche Heirath zu hintertreiben? Ob er ein Bruder, Vetter, Verwandter des Mädchens ſei? — So gehen die Sachen nicht in meinem Kirchſpiel, ſchloß er. Vlado iſt frei, es beſteht kein früheres, kirchlich gültiges Ehebündniß. Die Brautleute ſind drei Mal regelmäßig aufgeboten worden, wie es das bürgerliche und kanoniſche Recht vorſchreiben. Ihr ſeht alſo, daß Euer Einſpruch unzeitig und ungeſetzlich iſt. Die beiden Verlobten ſind brave und gottesfürchtige Leute; ſie ſcheinen wie für einander geſchaffen. Das Mädchen iſt nicht nur aus meinem Kirchſpiel, ſie iſt mein Täufling. Sie beſitzt eine anſehnliche Mitgift, und Ihr irrt, wenn Ihr

37.

Beatrix tobt noch mehr in ihrem Grimme,
Frech ſchilt ſie, übermüthig ihren Sohn,
Und redet heimlich und mit lauter Stimme
Dem guten Rüdiger zu Trutz und Hohn.
Sie will's mit Macht, und ob die Welt ſich krümme,
Ihr Kind ſoll ſitzen auf dem griech'ſchen Thron!
Doch Reinald bleibt bei dem, was er verſprochen,
Und will kein Jota davon abgebrochen.

38.

Sie glaubt, es ſtimme mit des Kaiſers Erben
Die hochgeſinnte Tochter überein,
Und reizt ſie, zu erklären: Lieber ſterben,
Als einen ſolchen armen Ritter frei'n!
Ertrage ſie des Bruders ſchimpflich Werben,
So ſolle ſie ihr Kind nicht länger ſein.
Keck widerſtehen ſolle ſie dem Dringen,
Denn Reinald werde ſie zuletzt nicht zwingen.

39.

Die Jungfrau ſchweigt und muß ſich ſtille kränken,
Zur Mutter Nein zu ſagen wagt ſie nicht;
An Ungehorſam kann ſie gar nicht denken,
So unbegrenzt fühlt ſie der Liebe Pflicht.
Doch glaubt ſie von der Bahn des Rechts zu lenken,
Wenn ſie, was ſie nicht halten will, verſpricht.
Sie will nicht, denn ſie kann nicht; ſchon ſeit lange
Liegt ihre Freiheit unter Amors Zwange.

40.

Sie ſeufzt und ſagt nichts drauf; denn ach, ſie kann
Nicht widerſprechen, nicht vergnügt ſich ſtellen.
Doch iſt ſie einſam, fangen Thränen an
In Strömen ihrem Auge zu entquellen,

glaubt, eine ſo paſſende Verbindung über den Haufen werfen zu können.

Aber die Andere, wandte Gregorio ein, die Unglückliche, die vor Gott ſchon ſeine Gattin und rettungslos verloren iſt, wenn er ihr ſein Wort bricht und jenes Mädchen heimführt?

Ich bedaure ihr Mißgeſchick, ſagte der Pfarrer, ich bedaure es, aber ich weiß nicht, was ich für ſie thun ſoll. Schließlich iſt ſie eine Fremde, und nicht einmal katholiſch; ich kann ſie nicht zu meiner Heerde zählen. Sollte es ſich übrigens um eine Abfindung handeln, — die Familie iſt recht wohlhabend und wird ihr eine Unterſtützung, wenn ſie deren bedarf, nicht verweigern. Ich ſelbſt mache mich anheiſchig, ihr Anliegen vorzubringen, und werde froh ſein, wenn dieſe Angelegenheit gütlich erledigt wird, ohne unnöthiges Aufſehen und ohne die Gerichte.

Dieſe Worte brachten unſern Gregorio auf einen andern Gedanken. Da er einſah, daß von dieſer Seite nichts Gutes zu erwarten war, ſo beſchloß er, einen ihm bekannten Advocaten aufzuſuchen und ihn in dieſer Sache um Rath zu fragen.

Der Advocat, wie ſich vorausſehen ließ, fragte zuerſt, ob nichts Schriftliches von Seiten Vlado's da ſei? Gregorio wußte darüber nichts, aber das Schreiben iſt nicht ſehr gebräuchlich dort zu Lande, und Vlado mochte es wohl nicht einmal können.

In dieſem Falle, meinte der Advocat, iſt wenig zu thun oder zu hoffen. Der Commiſſär pflegt nicht leicht mündliche Beweiſe gelten zu laſſen; er erkennt nur nach ſchriftlich beglaubigten Documenten. Ich rathe Euch darum, Mühe und Koſten zu ſparen.

So giebt es denn keine Gerechtigkeit in der Welt? rief Gregorio aus. So darf ein armes Geſchöpf ungeſtraft verrathen und verlaſſen werden? Pazziavira! Bei uns zu Lande gehen die Dinge anders! —

Er betonte dieſen landüblichen Ausruf ſo energiſch, daß der Advocat davor erſchrak. — Behüt' Euch Gott, Herr Advocat, ſagte der Aufgebrachte, ſich mühſam faſſend. Behüt' Euch Gott! Ihr werdet von mir hören! — Mit dieſen Worten ſetzte er ſich ſeinen Kolpak wieder auf und entfernte ſich fluchend über die nutzlos vergeudeten Worte und die verlorene Zeit.

Ohne Aufenthalt ging er nun geradeswegs nach dem Hauſe der Braut. Er fragte nach dem Vater, dem er Wichtiges zu ſagen habe.

Einen günſtigeren Augenblick hätte er kaum dazu wählen können. Der zukünftige Schwiegervater ſaß noch am Tiſch mit dem Bräutigam. Sie hatten mit einander zu Mittag gegeſſen und rauchten nun gemüthlich ihr Verdauungspfeifchen, indeß die alte Mutter und Mariska mit dem Abräumen beſchäftigt waren. Bei den Slawen ſitzen die Frauen nicht mit zu Tiſch, beſonders nicht, wenn Gäſte zugegen ſind.

Gregorio war fremd im Haus, aber der Sitte gemäß wurde ihm ein Becher gereicht und eine lange Pfeife von Jasminholz. Er berührte weder Eins noch das Andere. — Erlaubt mir, ſagte er, daß ich Euch den Zweck meines Kommens nenne, ehe ich den Gaſtbecher annehme.

So ſprich, ſagte der Hausherr trocken.

Ich bin Gregorio Marcovich aus Cettigne, meines Zeichens ein Jäger, auch beſitze ich mehrere Felder und ein Haus. Ich komme, um Eure Tochter zur Ehe zu begehren.

Ich habe nur dieſe eine Tochter, erwiderte Mariska's Vater. Es thut mir leid, daß du zu ſpät kommſt. Sie iſt verheirathet, und hier ſitzt ihr Gatte.

Verheirathet? fragte Gregorio mit dem Ausdruck größter Ueberraſchung.

Das Aufgebot iſt geſchehen, es fehlt nur noch der Segen.

Es fehlt doch noch etwas Anderes, ſagte Gregorio. Der Segen kann nicht ſtattfinden, da Euer Schwiegerſohn ſchon eine Frau hat.

Eine Frau? fragten gleichzeitig vier erſtaunte Stimmen.

Ja, eine Frau, erwiderte Gregorio mit feſter Betonung. Mein Vetter Vlado, den ihr hier ſeht, hat ſchon eine Frau in Montenegro. Ich weiß nicht, ob die Hochzeit vor dem Prieſter gefeiert worden iſt, aber das weiß ich, daß ſie heilig und unverletzlich iſt vor Gott.

Wie heißt denn dieſe Frau? fragte Mariſka mit halb ſpöttiſcher, halb ungläubiger Miene.

Pella heißt ſie, ſagte Gregorio. Frage nur deinen Verlobten, der wird ſie beſſer kennen als ich.

Mit welchem Rechte miſcheſt du dich in meine Angelegenheiten? fuhr jetzt Vlado auf. Du thäteſt beſſer, Vetter Gregorio, dich aus dem Staube zu machen!

Ich ſpreche nicht mit dir, erwiderte Gregorio. Ich komme, um die Hand dieſes Mädchens zu werben, das mir gefällt, und da mich keine ältere Verpflichtung bindet, habe ich einige Hoffnung, bevorzugt zu werden. Jedenfalls haſt nicht du mir zu antworten, ſondern die Jungfrau, die ja zugegen iſt, und ihre Eltern.

Dies iſt ein einfältiger Scherz, rief Mariſka's Vater. Iſt ein geſetzliches Hinderniß da, ſo wende dich an den Herrn Pfarrer. Der geiſtliche Herr wird in ſeiner Weisheit das Richtige finden. Was mich betrifft, ſo halte ich mein Verſprechen und ändere meinen Willen nicht. Ich kenne die Frau nicht, von der du ſprichſt, und wenn du weiter nichts zu ſagen haſt, — dort iſt die Thür!

Möglich, ſagte Gregorio, von ſeinem Sitz aufſtehend, möglich, du kennſt ſie nicht, aber ihren Vater haſt du ſicherlich gekannt! Mein Vetter Vlado kann dir mehr davon erzählen.

Kommſt du mir in mein Haus, um mich herauszufordern? ſchrie der Alte, dem die Flammen aus den Augen ſprühten, indem er ſich gleichfalls erhob.

Alle ſprangen auf, und es wäre zu böſen Händeln gekommen, wären nicht die Frauen dazwiſchen getreten und hätte Mariska, die eigentlich das Regiment im Hauſe führte, den Vater nicht durch Schmeicheleien zu beſänftigen gewußt und ihn auf den Seſſel niedergezogen.

Ich ſehe keinen Grund, ſo vielen Lärm zu machen, ſagte die herzloſe, wankelmüthige Kokette. Hier meldet ſich ein neuer Freier. Er ſei willkommen wie die Andern. Wir ſind keine Montenegriner, aber darum haben wir die alten Sitten nicht vergeſſen. Es ſteht frei, bis zum Hochzeitstage um ein Mädchen zu werben. Wer ſie nicht von ſeinen Nebenbuhlern erkämpft, iſt ihrer nicht werth. Ich nehme daher dieſen Jüngling unter die Schaar Derer auf, die nach meiner Hand trachten, und bei der „Probe“ werden wir ſehen, ob er ſie verdient. Auf jeden Fall wird er beim Hochzeitsſchmauſe ſitzen, und bis zu jenem Tage gehe er mit Gott!

Ich danke dir, Mädchen, ſagte Gregorio mit feſter Stimme. Auf Wiederſehen, Vetter. Das Schickſal wird zwiſchen uns entſcheiden!

Mit dieſen Worten grüßte er ernſthaft und entfernte ſich.

## IX.

## Das Hochzeitsturnier.

Ich muß Ihnen nun erklären, mein Lieber, ſchaltete der Vladika ein, was die blonde Mariska damit meinte, wenn ſie Gregorio zur „Probe“ zuzulaſſen gedachte.

Bei den ſlawiſchen Völkern, die eure Sitten noch nicht angenommen haben, ſind die beiden wichtigſten Ereigniſſe im Leben die Hochzeit und die Begräbnißfeier. Beide werden mit Homeriſchen Trinkgelagen begangen, die mehrere Tage dauern, und an denen faſt die ganze Gemeinde Theil nimmt. Wo ſich's um Feſte handelt, ſind mehr oder minder alle Leute Blutsverwandte oder Freunde. Ich übergehe die Leichenfeier, die hier nicht in Betracht kommt; wie aber die Hochzeiten begangen werden, will ich Ihnen mit zwei Worten ſagen. — Es iſt eine höchſt maleriſche Sitte. Als Kenner der klaſſiſchen Literatur werden Sie mit Vergnügen einige Züge aus der Geſchichte des Peirithoos unter den Kentauren darin wieder finden. Am Hochzeitstage erſcheint der Bräutigam in ſeinen Feſtkleidern, von Kopf bis Fuß bewaffnet, vor dem Hauſe der Braut. Er reitet ein feuriges Pferd und wird begleitet von ſeiner ganzen Sippſchaft und ſo vielen Freunden und Gefährten, als er auftreiben kann. Dieſe heißen dann Svati. was ſo viel bedeutet, als: Gevattern, Zeugen, Pathen, etwa was bei den Alten Paraninfo, Brautführer, hieß.

Die Braut ihrerſeits iſt gleichfalls umgeben von ihren Diveri, ein ſlawiſches Wort, das dieſelbe Bedeutung hat. Die Diveri ſind ihre Verwandten, Brüder, Vettern ꝛc., ein eben ſo zahlreiches und nicht minder feſtliches Gefolge. Die Werbung iſt ſchon vorgetragen, oder wird mit großem Ceremoniel vor der Thüre des Hauſes wiederholt. Nun macht der Vater oder ſonſt das Haupt der Familie Gegenvorſtellungen. Das Mädchen ſei zu eigenwillig oder nicht arbeitſam genug, oder noch zu jung zum Heirathen. Alle dieſe Hinderniſſe ſchrecken den Bräutigam nicht ab, und er erklärt, ſie trotzdem heimführen zu wollen. Darauf giebt der Hausherr ſcheinbar nach und zieht ſich zurück, aber das Gefolge der Diveri rückt vor und macht Miene, ſich nicht nur mit Worten, ſondern mit Gewalt zu widerſetzen. Der Bräutigam zieht ſich unter ſeine Svati zurück, berathſchlagt mit ihnen und geht dann zum Angriff über. Nun entſteht ein Kampf, meiſt ein ſehr unſchuldiges Turnier mit blinden Piſtolen- und Flintenſchüſſen, das einen leicht zu berechnenden Ausgang nimmt. Der Bräutigam bleibt Herr des Schlachtfeldes, ergreift das Mädchen, ſchwingt ſie auf ſein Pferd und galoppirt mit ihr querfeldein. Svati und Diveri ſchließen Frieden, ſchütteln ſich die Hände und ſetzen ſich mit einander zum Hochzeitsmahl. Ich habe öfters ſolche Feſtlichkeiten in der Herzegowina mitgemacht.

Sie werden jetzt, fuhr der Vladika fort, Mariska's

Worte verſtehen und Gregorio's Plan errathen. Bald ſollen Sie erfahren, ob die Unbeſonnene Grund hatte, ſich auf ihr Betragen etwas einzubilden.

Die Hochzeitsfeier war auf den nächſten Sonntag feſtgeſetzt. Es war ein ſchöner Junitag, der Himmel rein und klar, das Land fruchtbar, von ſommerlichen Düften erfüllt.

Jene Küſten und Inſeln ſind mit Thymian und Myrthen bedeckt, wie die Inſeln des griechiſchen Archipelagus. Sie wiſſen ja, daß die griechiſchen Jungfrauen ſich von dieſen Kräutern zum Feſt der Aphrodite die hochzeitlichen Kränze wanden. Die Bräute heutzutage haben trotz des Chriſtenthums einige Spuren des alten Cultus beibehalten, nur iſt die Tracht weniger einfach und weniger geſchmackvoll. Mariska hatte die herkömmliche Tunica mit einer Menge von Auspuß und Schmuckſächelchen verziert, die ſie auf ihren Reiſen in Trieſt eingekauft. Die rothe Mütze erglänzte von vielen Reihen goldener Münzen; ein großer weißer Schleier umhüllte die ganze Geſtalt vom Kopf bis zu den Füßen. Man hätte ſie einer Madonna von Loretto vergleichen können, die zu ihrem Feſttag geſchmückt iſt. Die ſchönen blonden Haare und die zarte Hautfarbe, eine Seltenheit für jene Gegenden, gaben ihr ein fremdes, ſtädtiſches Anſehen, das Aller Blicke auf ſich zog.

Vlado ſah den Himmel offen. Er war ſo bezaubert von ihr, daß er nicht mehr ernſtlich an Gregorio's verheißenen Beſuch und ſeine Worte dachte. — Er hat mir Angſt machen wollen, dachte er, aber er wird wohl einſehen, daß es ihm ſchlecht bekommen würde, uns anzugreifen! — An Yella dachte er nicht einmal; ſie hatte den Verſtand verloren — um ſo ſchlimmer für ſie!

Vlado war ein Jüngling von kräftiger, ſtattlicher Geſtalt, und dieſem ſeinem einzigen Vorzug verdankte er auch Mariska's Hand; er bemühte ſich alſo, am Hochzeitstage ſo prächtig und ſchön als möglich zu erſcheinen. Im Gürtel trug er glänzende Waffen und tummelte ein gewaltig bäumendes und ſchnaubendes Roß. Die dalmatiniſche Kleidung, die er trug, iſt recht wie geſchaffen, die Kraft und Schmiegſamkeit der Glieder recht ins Licht zu ſetzen: enganliegende Beinkleider von weißem Tuch, eine Art Jacke oder Kaftan mit reichen Verzierungen von verſilbertem Zinn, dazu ein Meſſer mit ciſelirtem Griff, ein Carabiner am Bandelier, den Vlado mit vieler Geſchicklichkeit zu handhaben wußte. Die langen, ſchwarzen, in Zöpfe geflochtenen Haare hingen ihm hinten im Nacken bis auf den Sattel herab, und ein kleines blaues Mützchen, mit Pfauenfedern geſchmückt, bedeckte kaum den Wirbel. So war die Tracht der Montenegriner und Dalmatiner noch bis auf die jüngſte Zeit.

Sein Gefolge war nicht groß, weil die Hochzeit jenſeits der Grenze ſtattfand und viele ſeiner Verwandten ihre beſonderen Gründe hatten, ihn nicht dorthin zu begleiten. Zehn oder zwölf Svati bildeten ſeinen ganzen Anhang. Mariska's Sippe war vielleicht doppelt ſo zahlreich. Ihr Vater war der Reichſte weit und breit und hatte Verwandte und Freunde, ſo viel er wollte. Die Tochter prahlte mehr damit, als ihr geziemte.

Schon von fern ließ ſich das Knattern der Piſtolen- und Musketenſchüſſe vernehmen; das Gefolge der Braut antwortete noch geräuſchvoller. Ihr Herz hüpfte vor Freude und Stolz beim Herannahen ihres Verlobten; ſie liebte ihn auf ihre Weiſe wirklich, ſchon um der Hinderniſſe willen, die ſie hatte überwinden müſſen, um ihn der Nebenbuhlerin zu entreißen.

Vlado trat mit ſeinem ſpärlichen Gefolge in den Hof, wo ſchon die Tiſche zum Gaſtmahl bereit ſtanden. Man tauſchte die üblichen Begrüßungen aus, als ſich mit einem Male aus der Ferne neue Schüſſe vernehmen ließen. Es kommen gewiß noch andere Svati, meinten die wenigen Gefährten Vlado's; aber Dieſer wußte recht gut, daß er außer ſeinem Vetter Gregorio Keinen mehr zu erwarten hatte.

Nun meinetwegen! ſagte er zu ſich ſelbſt mit ſeinem gewöhnlichen Leichtſinn; kommt er als Freund, ſo ſoll er einen Platz bei Tiſche finden, kommt er als Nebenbuhler, ſo werden wir ihm ſchon eine Nuß zu knacken geben!

Es war wirklich Gregorio! Auch er hatte ſeine Feſtkleider angelegt, aber von dunkler Farbe. Kaum hatte er den Hof betreten, ſo wandte er ſich an Vlado und fragte ihn, ob er ſein Brautführer ſein wolle?

Das käme dir zu, ſagte Vlado; du kommſt gerade recht, um die Zahl meiner Svati zu vergrößern. Was mich anbelangt, ich bin Niemandes Brautführer, ich bin

Und ihren Schmerz und Jammer fühlen dann
Die weiße Bruſt, die blonden Lockenwellen.
Sie ſchlägt die eine, rauft die andern aus,
Und alſo ſpricht ſie in des Schmerzes Graus:

41.

Soll ich was wider deren Wunſch begehren,
Die über meinen mehr vermag als ich?
So ſchlecht den Willen meiner Mutter ehren,
Daß ich ihn achtlos werfe hinter mich?
Nichts könnte mein Gewiſſen ſo beſchweren,
Nichts kann die Jungfrau thun, ſo freventlich,
Als einen Gatten wählen, der entgegen,
Der ſie gehorchen muß auf allen Wegen.

42.

So heißt mich Tochterpflicht und heil'ge Treue,
Dir treulos, mein geliebter Rüdiger, ſein,
Und will mir neue Hoffnung, will mir neue
Sehnſucht, mir eine neue Liebe leihn?
Wie? oder ſoll ich alle Furcht und Scheue,
Die gute Kinder guten Eltern weihn,
Bei Seite werfen, und nur eins erjagen,
Mein Glück und meine Luſt und mein Behagen?

43.

Ich Arme, weh! ich kenne meine Pflichten,
Ich weiß, was eine gute Tochter ziert.
Wohl! doch was hilft's, wenn ſich Vernunft muß flüchten
Im Kriege, den ſie mit den Sinnen führt?
Wenn ſich Vernunft durch Amor ließ vernichten,
Der all' mein Denken, all' mein Thun regiert,
So daß ich ganz nun bin in ſeinen Händen,
Nur was er ſagt darf ſagen und vollenden?

der Bräutigam, und wehe Dem, der ſich's einfallen ließe unſer Feſt zu ſtören! —

Was haſt du mit Jella gemacht? fragte Gregorio.

Kannſt du denn nicht aufhören, mir den Namen dieſes Mädchens ins Geſicht zu werfen? Wenn ſie dir ſo ſehr am Herzen liegt, warum heiratheſt du ſie denn nicht? Ich werde dir nichts in den Weg legen, da kannſt du ſicher ſein!

Du biſt ein Elender, ein falſcher Bruder, ein Verräther, der es nicht werth iſt, ſich auch nur von fern zu den Unſrigen zu zählen! —

Ah, ſuchſt du Händel mit mir? rief Vlado, und ohne Weiteres eine Piſtole aus dem Gürtel reißend, richtete er ſie auf Gregorio's Bruſt. Aber ſchnell wie der Blitz warf ſich Der auf den Angreifer, ergriff ihn bei den Haaren, zog ihn auf den Rücken des Pferdes nieder und trennte mit ſcharfem Hiebe das Haupt vom Rumpf! — Dies Alles geſchah in kürzerer Zeit, als ich brauche, um es zu erzählen. Die Umſtehenden blieben ſtarr und betäubt vom Schrecken, Mariſka ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Vlado's Begleiter und Einige vom Gefolge der Braut ſtürzten ſich auf den Mörder, der aber ſaß ſchon wieder zu Pferd und verſchwand blitzſchnell hinter den Hecken und Geſträuchen, die den Nachſetzenden den Weg verſperrten.

## X.

### Gradiſca.

Hier unterbrach der Vladika ſeine Erzählung und ſah mich mit dem Ausdruck ruhiger Ironie an.

Sie erwarteten wohl einen andern Ausgang? ſagte er.

Ich geſtehe, Monſignore, daß mir dieſer etwas ſchroff erſcheint, erwiderte ich.

Und doch iſt er der vernunftgemäßeſte, der ſich in dieſer von Jahrhunderte alten Vorurtheilen und wilden Leidenſchaften durchwucherten Geſellſchaft erwarten ließ. Vlado war unzweifelhaft der Schuldigſte von Allen, und doch wäre er der rächenden Hand des Geſetzes entgangen. Gregorio warf ſich zugleich zum Richter und Vollſtrecker auf. Ich ſage darum nicht, daß er wohl daran that und ein Recht dazu hatte. Das Leben des Menſchen gehört Gott allein, deſſen Geſchenk es iſt; aber ſo lange es Völker geben wird, bei denen die Gerechtigkeit dem Ermeſſen des Einzelnen überlaſſen bleibt, müſſen wir auch alle Folgen davon in den Kauf nehmen.

Und was iſt aus Gregorio geworden, Monſignore?

Der Unglückliche konnte die Grenze nicht mehr erreichen. Sein Pferd war weniger ſtark und ſchnell als die der Verfolger. Mariska's Vater überholte ihn bald und ſchnitt ihm den Weg in dem Augenblick ab, wo er die Grenze erreichte. Die öſterreichiſchen Zollwächter waren auf dem Poſten, und trotz ſeines Muthes und ſeiner bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit erlag er der Uebermacht. Läugnen konnte er die That nicht, er gab ſich alſo gefangen und mußte ſich der Anwendung der Landesgeſetze unterwerfen, die eben ſo ſtrenge als gerecht ſind.

Er ward zum Tode verurtheilt?

Nicht gerade zum Tode; er bekam zwanzig Jahre Zwangsarbeit. Ich habe an ihm, durch ſeine eigene Schuld und durch ein Uebermaß von ſchlecht verſtandenem gutem Willen, einen vorzüglichen Unterthan verloren. Ich ſagte Ihnen ſchon, daß er ſich, wenn auch mit Widerſtreben, damals an der Ausführung meines Befehls, die blutigen Hemden einzuſammeln, betheiligte. Und nun war er in dieſelbe Schuld verfallen, die im Princip auszurotten er mitgeholfen hatte! Für mich ein wahrer Verluſt! Schließlich aber laſſen ſich doch auch nicht in einem Tage, in einem Monate alte, eingewurzelte Vorurtheile ausrotten. „Was möglich iſt, geſchieht, was unmöglich iſt, wird geſchehen!“ —

Sie haben Machiavell geleſen, Monſignor! Man muß niemals an der Zukunft verzweifeln. Aber warum wenden Sie Ihren mächtigen Einfluß nicht dazu an, die Strafzeit Ihres Unterthanen abzukürzen?

Ich habe es gethan, und ich habe einige Hoffnung, daß es mir gelingen wird. Wollen Sie ihn ſehen? Ich habe ohnedies die Abſicht, morgen einen Beſuch in Gradisca zu machen, um zu prüfen, wie er geſinnt iſt. Kommen Sie mit, Sie können mir bei dieſer Prüfung helfen.

Das Anerbieten war zu freundlich, als daß ich es nicht mit Freuden angenommen hätte. So befanden wir uns denn andern Tags vor dem alten, zum Gefängniß umgeſchaffenen Schloſſe der Grafen von Gradisca. Jedenfalls hatte der Director ſchon vorher ſeine Inſtructionen erhalten, denn die Pforten der Kerker öffneten ſich uns ohne die mindeſte Schwierigkeit. Man wird mir eine Beſchreibung gern erlaſſen, die doch nichts Neues oder Originelles enthalten könnte. Alle Gefängniſſe gleichen einander, alle ſind mehr oder weniger eine Wiederholung von Dante's Hölle, über deren Pforte die düſtern Worte ſtehen: Lasciate ogni speranza! Wäre es wenigſtens ein Fegefeuer! Das wäre chriſtlicher und menſchlicher. —

Wir ließen Gregorio rufen. Zwei Jahre ſeiner Strafzeit hatte er ſchon hinter ſich, und der hohe Prälat hatte Mühe, ihn in dem ſchrecklichen Sträflingsanzug zu erkennen. Der Montenegriner wurde dunkelroth beim Anblick ſeines Fürſten und Biſchofs und verneigte ſich tief, ohne die Lippen zu öffnen.

Gregorio, mein Sohn, ſagte der Vladika, ich komme zu dir, um dir zu beweiſen; daß ich meine Mitbrüder im Unglück nicht verlaſſe, und um zu ſehen, ob ich etwas zu deinen Gunſten thun kann. Du ſtehſt außerhalb meiner Gerichtsbarkeit, ich vermag alſo nichts aus eigner Gewalt. Aber Seine Majeſtät der Kaiſer will mir wohl und wird gern geneigt ſein, meinen Bitten Gehör zu geben.

Ich wünſchte wohl, daß Sie eine Gnade für mich erwirken könnten, mein Fürſt!

Und welche Gnade? fragte Seine Ehrwürden.

Die Gnade, in meinem Vaterland erſchoſſen zu werden, ehe man mich länger in dieſem Zuſtand leben läßt.

Er ſagte dieſe Worte ohne Emphaſe mit der ruhigſten und ehrlichſten Miene von der Welt. Das iſt unſchwer zu begreifen. Der Montenegriner hat viel Aehnlichkeit mit dem Beduinen: er kann nicht leben ohne Licht, Luſt und Freiheit. Er liebt die ruhige Arbeit nicht einmal am eigenen Herd, zu eigenem Nutzen; wie unerträglich muß ihm nun dieſe Zwangsarbeit ſein, ohne Vortheil für ihn, zur beſtimmten Stunde, mit Feſſeln an den Füßen und in einem engen Raume mit der niedrigſten Hefe der menſchlichen Geſellſchaft zuſammengepfercht. Dagegen mußte der Tod ihm weniger hart erſcheinen, beſonders wenn er zuvor ſein Vaterland wiederſehen durfte und mit vollen, durſtigen Zügen die reine, erfriſchende Luft ſeiner geliebten Berge einſaugen.

Ich würde dir gerne die Gnade, um die du bitteſt, erwirken, antwortete der Vladika, nicht um dich zu Hauſe erſchießen zu laſſen, ſondern um dir beſſere Gelegenheit zum Abbüßen deiner Schuld zu geben. Darum iſt's erforderlich, daß du Reue zeigſt und gelobſt, nicht mehr in die Sünde des vorſätzlichen Mordes zu verfallen.

Immer dasſelbe Lied! ſagte Gregorio mit einer Geberde bittern Grolls, die durch die Gegenwart des Vladika nicht gemildert wurde. Ich habe vielleicht nach dem öſterreichiſchen Codex Unrecht gethan, aber vor Gott, Monſignore, glaube ich nicht ſo Schweres verbrochen zu haben. Vlado hatte den Tod wohl verdient; wie kann ich denn bereuen, gute und ſchnelle Juſtiz geübt zu haben?

Da ſehn Sie es, ſagte der Vladika zu mir auf Franzöſiſch, um nicht von dem Fragenden verſtanden zu werden. Die Gewohnheit iſt eine zweite Natur. Man muß den Gewiſſen Zeit laſſen, in ſich zu gehen und ſich gründlich umzuwandeln. Und wieder zu Gregorio gewendet: Du haſt Unrecht, Bruder, ſagte er; nur Gott hat zu richten. Du haſt deinen Nächſten beſtrafen wollen und erleideſt nun ſelbſt Strafe, weil du es ohne den Willen des Geſetzes gethan. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, ſagt der Herr. Du haſt alſo ein Unrecht begangen und mußt dich bemühen, es zu bereuen.

Gregorio ſenkte das Haupt und ſchwieg.

Der Vladika gab ihm ſeinen Segen und verſprach ſich für ihn zu verwenden. — Ich gehe nach Wien, ſagte er; ich werde mit dem Kaiſer ſprechen und ihn bitten, dich mir zu überlaſſen. Indeſſen waffne dich mit Geduld, und bitte Gott um Vergebung für das vergoſſene Blut.

Der Vladika war wie ein echter Biſchof, als er dieſe Worte ſprach. Er ließ den Gefangenen unter dem wohlthätigen Eindrucke zurück, den er auf ihn ausgeübt, und verließ mit mir die traurige Stätte der Schuld und Verzweiflung.

## XI.

## Die Wahnſinnige.

Ich danke Ihnen, Monſignore, für die tröſtenden Worte, die Sie jenem Unglücklichen gegönnt. Ich zweifle nicht im Mindeſten daran, daß es Ihnen gelingen wird, ihn aus jener Hölle zu befreien und ihm zur Heimkehr in ſein Land zu verhelfen.

Das wäre gefährlich, erwiderte er. Vlado's Verwandte würden die gewohnten Repreſſalien üben. Auch Mariska's Vater iſt über alle Maßen aufgebracht gegen ihn. Die Geſchichte wurde ruchtbar, und er und ſein Sohn ernteten überall Haß und Verachtung. Ich hörte, daß er das Dorf hat verlaſſen müſſen, worin ſein Gut lag; er fand keinen Tagelöhner mehr, der bei ihm arbeiten wollte, ſo wie ſeine Tochter keinen Freier mehr hat finden können.

Und was iſt aus der armen Yella geworden? Wenn wir die Ereigniſſe nach unſerm Wunſche lenken könnten und ſelbſt eine Löſung für das traurige Drama ausſuchen dürften, ſo bekenne ich, daß ich es mit einer glücklichen Ehe zwiſchen ihr und ihrem wilden Vertheidiger ſchließen würde!

Sie iſt jetzt Mutter, ſagte der Vladika, und wahnſinnig! Aber ein ſtiller, unſchuldiger Wahnſinn, der nichts Böſes fürchten läßt. Es iſt ein ſonderbarer Wahn, dem die Aermſte verfallen iſt. Denken Sie, ſie glaubt nicht an den Tod ihres Verlobten und lächelt jedesmal ungläubig, wenn die Leute mit ihr davon ſprechen, um ſie zum Bewußtſein ihrer ſelbſt und der Wirklichkeit zurückzurufen. Sie wartet noch immer auf ihren Seelenbruder, auf ihren Gatten, ihre erſte und einzige Liebe. — Sie haben mir geſagt, daß er mich verrathen habe um einer reichen, ſchönen Fremden willen, die ihn in ihren Netzen verſtrickt habe. Das iſt Lüge! Verläumdung! Mein Vlado hat mich nie, auch nur einen Augenblick, verrathen oder verlaſſen!

Sie ſehen wohl, fügte der Vladika hinzu, ein ſolcher Irrſinn kann nicht ein Unglück für die Arme genannt werden. Es iſt eher eine Erleichterung, ein Troſt, den ihr der Herr geſchickt, ihr Elend zu mildern! Wenn Sie mich in meiner Heimath beſuchen, wie Sie mir's verſprochen haben, will ich Ihnen die arme Irrſinnige zeigen, wie ich Ihnen ihren Vertheidiger in Gradisca gezeigt habe. Sie iſt noch eine ſchöne Frau, eine etwas fremdartige, wilde Schönheit, in Folge ihrer Verſtörung, aber der echte Typus einer Montenegrinerin: ſchwarze

Augen, ſchwarze Haare, die Haut broncefarbig durch die Sonnenglut, ſchlank und ſchmiegſam von Geſtalt, eine echte Tochter der Wälder.

Jella wohnt in Gemeinſchaft mit ihrer Mutter, die noch am Leben iſt, und die man in den Stand geſetzt hat, für die nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens zu ſorgen.

Sie hat auch ſonſt nicht im Mindeſten zu leiden. Die unduldſame Härte der Gefährtinnen hat einem beſſeren Gefühle Platz gemacht. Sie wird für Vlado's Wittwe angeſehen, und ihr Unglück, das größer iſt als ihre Schuld, erweckt nur Mitleiden und Zuneigung.

# Vierklee.

Von

**C. A. Wetterbergh.**
(geb. 1804, bekannter unter dem Schriftſtellernamen
„Onkel Adam".)

Aus dem Schwediſchen

von

**L. Paſſarge.**

44.

Als Tochter meinen Eltern untergeben,
Und Amors Sclavin, ach! zugleich bin ich.
Die Eltern, hoff' ich, würden mir vergeben,
Wenn auch ein Fehl mein gutes Herz beſchlich.
Doch würd' ich Amors Herrſchaft widerſtreben,
Wer rettete mit ſeinem Flehen mich?
Würd' er nur eine meiner Bitten hören,
Und nicht mein Leben Augenblicks zerſtören?

45.

Wie eifrig bin ich Rüd'gern angelegen,
Hab' ihn zum Chriſtenthum zu ziehn geſucht!
Und es gelang: doch wo iſt nun der Segen,
Wenn andre brechen meiner Gutthat Frucht?
So holt die Biene, auch nicht ihretwegen,
Den Honig immer, den ſie nie verſucht.
Doch eher will ich ſterben, denn geſtatten,
Daß man mir einen andern geb' als Gatten.

46.

Dem Bruder werd' ich folgſam mich beweiſen,
Wenn auch dem Vater und der Mutter nicht.
Ihm konnte noch das Alter nicht entreißen,
Woran es dieſen nur zu ſehr gebricht.
Sein Rath wird auch von Roland gut geheißen;
So hält mich denn ein doppeltes Gewicht.
Die zwei ſind mehr als unſres Stammes hundert
Von aller Welt geachtet und bewundert.

47.

Wenn ſie die Blüthe ſind, wie alle ſagen,
Der Glanz und Ruhm von Clermonts hohem Haus,
Wenn ſie ſo weit die andern überragen,
Als übern Fuß die Stirne reicht hinaus,

Dort hinten im Stordal ſteht ein kleines Haus. Jetzt iſt es freilich alt und grau, aber vor einigen Jahren konnte man noch erkennen, daß es einſt roth angeſtrichen geweſen, denn unter dem Geſimſe war noch ein dunkelbrauner Ton ſichtbar, und auch die ſchweren Balken hatten von der einſtigen Farbe, ſoweit ſie nicht unter dem grünlich braunen Mooſe verborgen oder vollkommen verſchwunden war, noch einige Spuren aufbewahrt. Elſtern und Sperlinge holten aus den Fugen das Moos zu ihren Neſtern; und ſo würde die Hütte mit jedem Jahre weniger dicht, kälter und vielleicht ſchließlich unbewohnbar geworden ſein, wenn ſie nicht dann und wann von ihrer Eigenthümerin, der alten Grete, im Innern ausgebeſſert, nämlich mit Lehm verſtrichen und neu getüncht worden wäre.

Damals ſtanden auch noch einige Blumen vor der Hütte, jedoch nur zweierlei Arten. Denn von der ganzen Blumenwelt kannte Mutter Grete, wie viele Andere in der Menſchenwelt, nicht mehr als dieſe beiden, nämlich hohe, die Glücklichen, und niedrige, die Unglücklichen.

Dieſe Blumen waren aber ein paar Sonnenblumen und ein Gaisblatt, das ſich an der Giebelwand der Hütte hinaufrankte.

Sonnenblumen ſind bekanntlich viel zu ſtolz, viel zu ſehr Glücksjäger, als daß ſie in die Hütten der Armen blicken ſollten. Wenigſtens dieſe hatten ſtets, von Geſchlecht zu Geſchlecht, vom Vater auf den Sohn, dem kleinen Fenſter in der Giebelwand den Rücken zugekehrt, um die Sonne zu betrachten, nach deren Ebenbild ſie, ihrer Anſicht nach, geſchaffen waren. Sie hielten ſich darum auch für ein gut Theil vornehmer als alle andern Blumen auf Erden und erachteten die kleinen als bloßes Pack, die Stockroſen aber als reine Emporkömmlinge. Da nun die Sonnenblumen ſich ſtets von der Hütte abgewandt hatten, ſo waren ihnen auch alle Vorgänge in derſelben ſchlechthin unbekannt geblieben. Das Gaisblatt aber mit ſeinen weißen und röthlichen Blütenbüſchchen kannte das beſſer.

Hören wir was es uns erzählt.

„Schon vor dreißig Jahren war es immer ſo ſtille in der Hütte. Wurde das Fenſter an den Sommerabenden geöffnet, ſo ſtiegen wir ſchnell hinein und legten uns auf das Fenſterbrett neben eine Balſamine. Die aber blickte ſtolz und von oben auf uns herab und beklagte ſich darüber, daß ſie die Natur nicht ſchauen könne, ohne mit ſo ſimplem Volke in Berührung zu kommen. Vielleicht war ſie deßhalb ſo vornehm, weil ſie im Zimmer aufgewachſen war.

Aber da ſaßen auch ein Mann und eine Frau, die ſich ſo herzlich liebten. Wohlwollen blickte aus ihren Augen, und wenn ſie das Fenſter öffneten, ſo geſchah es immer mit der größten Vorſicht, damit keine unſerer Ranken zerdrückt würde. Aber einige Jahre ſpäter, da kam ein Sommer, wo das Fenſter geſchloſſen blieb. Wir lauſchten und vernahmen Seufzer und Gebete, dann wieder tiefe Stille. Der Einzige, welcher ſprach, war unſer unbekannter Freund, die Wanduhr mit ihrem unaufhörlichen Tick-Tack. Endlich an einem Abend hörten wir lautes Schluchzen. Dann kam die Nacht.

Wie mag es drinnen ſtehn? fragten wir einander, aber Keiner wußte es.

Am Morgen, da die Sonne auf das Fenſter ſchien, hätten wir hineinblicken können, aber es hing ein Laken davor. Damals begriffen wir noch nicht, was es bedeute, aber ein paar Tage ſpäter läuteten die Glocken in dem Thurme, und da wußten wir, daß der gute Mann drinnen todt ſei.

Vater drinnen iſt todt, ſagten wir zu den Sonnenblumen. Die aber warfen den Kopf in den Nacken und blickten hochmüthig nach oben.

Was geht das uns an, wenn ein alter Käthner ſtirbt! Wir gehören nicht zu ſeinem Geſchlechte, wir ſind Kinder der Sonne!

Kurze Zeit darauf wurde das Fenſter wieder geöffnet, und die gute Frau ſaß davor. Wir krochen ſchnell hinein, legten uns auf das Fenſterbrett wie früher und flüſterten:

Guten Abend! Grüß' Gott!

Aber ſie antwortete nicht, ſie berührte keine Blume und ließ uns unbeachtet. Da fiel ein großer warmer Tropfen auf die eine von uns, und wir zogen uns traurig wieder zurück. Wir hatten uns ſo ſicher gefühlt, daß wir ſie mit einem „Grüß' Gott“ tröſten würden, es war uns aber nicht gelungen.

So dauerte es eine lange traurige Zeit; doch lebten wir wenigſtens friedlich weiter. Später kam dann eine Schaar lärmender Kinder, welche ſich in der Stube zwar wie kleine Engel, draußen aber wie rechte Barbaren benahmen. Nirgends gab es Ruhe vor ihnen. Wir mußten es wohl dulden, wir, die wir nicht vornehm waren. Aber ſie warfen auch nach den Sonnenblumen mit Steinen, ſo daß dieſe nicht länger ruhig zu ihrem hohen Ahnherrn aufſchauen konnten, der ſich übrigens ebenſowenig um ſie wie um das niedere Kraut zu kümmern ſchien. Denn er iſt in Wahrheit erhaben und macht daher zwiſchen Groß und Klein keinen Unterſchied. Gott weiß, was noch geſchehen wäre, wenn Mutter Grete nicht uns und die Sonnenblumen in ihren Schutz genommen hätte.

So führen wir unſer ſtilles Daſein weiter. Dann und wann wird aber drinnen ein Feſt gefeiert. Dann pflücken ſie alle unſere Blumen mit Einem Male ab;

aber es thut nichts, iſt es doch zum Geburtstage der guten Alten.“ —

So lautete die Erzählung des Gaisblattes vor dreißig Jahren, aber noch immer ſtand es nicht weit von den Sonnenblumen, umſchwärmt von lärmenden Kindern, denn Frau Margareta im Stordal war Wittwe und lehrte die Jugend des Dorfes.

Von ihrer Schule iſt nicht viel zu berichten. Leſen, ein wenig ſchreiben und der Katechismus früh und ſpät, das war Alles.

Mutter Grete in Stordal begriff eben ſo wenig als die Gelehrten, daß man einem Kinde nichts Unverſtändlicheres in die Hand geben kann, als den Katechismus, und daß es falſch iſt, gerade in dem Alter, da das Kind aufzumerken und aufzupaſſen beginnt, Gedanken und Begriffe einſammelt und allmählich, wenn auch nicht zu begreifen, ſo doch zu ahnen und ſein Vorſtellungsvermögen zu entwickeln anfängt, mit bloßem Auswendiglernen zu beginnen, wodurch das Denken und der Verſtand mit Centnerſchwere zu Boden gedrückt wird, wie Blumen unter einem Brette. Wächſ't ſpäter eine und die andere doch unter demſelben hervor, ſo ſagen die Hochweiſen freilich, daß es eben das Brett geweſen, welches die Blumen zur Entwicklung gebracht. —

Aber da es ſich nun ein Mal damit ſo verhält, ſo lohnt es auch nicht, viel darüber zu reden, was und wie viel die Kinder in der kleinen Schule lernten. Aber was ſie alle lernten, obwohl es in keinem Buche ſtand, das war die Kunſt, ſich mit Wenigem zu begnügen, fromm zu ſein und Gott zu vertrauen.

Denn das bewirkte die Mutter Grete.

Sie und ihre Hütte ſahen einander gleich; arm von außen, ohne andere Freunde als einige dürftige Blumen; aber drinnen wohnte ein Geiſt, welcher alle Schäden von innen heraus heilte, die Wände immer neu tünchte und mit den ſchönſten Blumen ſchmückte. Im ganzen Kirchſpiele gab es Niemand, der nicht wenigſtens der guten Frau freundlich zunickte, wenn ſie Sonntags in ihrem ſchwarzen, jetzt verſchoſſenen Camelotkleide und der ſchneeweißen Haube, welche ihre eingefallenen Backen einrahmte, das Geſangbuch in das rothcarrirte Taſchentuch geſchlagen, ihren Weg nach der Kirche ging, hinter ihr die Kinder der Nachbarn, alle friſch gewaſchen, ſteif und ausgeputzt wie Roſen in einer Düte.

Ja die alte Grete verbreitete einen gewiſſen Reſpect um ſich, ſo arm ſie auch war. Hatte ſie doch ſo manches Jahr die Dorfkinder unterrichtet, und dankten ihr doch die Meiſten, daß ſie Gedrucktes erträglich leſen und ihren Namen kritzeln, oder gar einen Brief aufſetzen konnten, des Inhalts, daß ſie „Gottlob geſund ſeien und Gleiches wieder wünſchten“.

Ich weiß in der That nicht, wie Mutter Grete ſich heutzutage ausnehmen würde, wo wir ordentliche Volksſchulen haben, und das intereſſirt ſie auch ferner nicht, da ſie bereits längſt bei ihrem Alten ſchläft und das Gaisblatt und die Sonnenblumen verdorrt ſind.

Nur ſo viel iſt mir bekannt, daß Pfarrer Näkterroth, der ſich ihrer noch wohl erinnert, behauptet, Mutter Grete im Stordal habe weit beſſer unterrichtet als der Schulmeiſter, der ſich im Seminar den Kopf mit allerlei dummem Zeuge vollgepfropft und die Dreiſtigkeit habe, den Bauerjungen eine Menge unverſtändlicher Dinge beizubringen, an die der Herr Pfarrer niemals gedacht, und die ihm faſt ſo unbekannt ſeien wie das Chineſiſche. Kein Menſch lobt die Mutter Grete im Stordal wärmer als beſagter Pfarrer. Bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbniſſen, auf Weg und Steg, wo nur Menſchen ſind, beginnt er immer einen langen Sermon, wie überflüſſig es für die Leute ſei, mehr zu wiſſen als zum rechten Glauben gehöre. Auch pflegt er in geeigneter Weiſe auf gelehrte Bauern und Bauernanwälte anzuſpielen und die Verderbniß der Zeiten hervorzuheben.

Immer ſchließt er ſeine Reden mit den Worten: Ja die alte Grete, das war doch noch ein Unterricht! — Oder habt ihr, du Anders Persſon, du Greta Stina, nicht genug gelernt, um einſt ſelig zu werden? Ein Bauer braucht nichts als die Seligkeit, nicht wahr, Per Guſtaf in Kräkelid? — Werdet ſelig, das iſt die Kunſt; aber die bringt einem kein Schulmeiſter bei, und ginge er auch in Herrenkleidern oder glaubte er gar, er ſei ſchon ein halber Pfarrer!

Ja, der Herr Pfarrer hat Recht! — lautet immer die Antwort; denn die guten Leute halten ſich für ſo gelehrt, als ihnen für dieſes und jenes Leben nöthig iſt, und dieſes ihr ganzes Wiſſen verdanken ſie der Mutter Grete im Stordal. Kurz, der Herr Pfarrer hält die Erinnerung an ſie wach. Um aber auch meinerſeits dazu beizutragen, daß ihr Name nicht baldiger Vergeſſenheit anheimfalle, habe ich dieſe Geſchichte mit ihr begonnen, obwohl ich eigentlich von zwei Kindern erzählen will, die zu ihr in die Schule gingen.

Die Leute haben ein Sprichwort, welches beweiſ't, daß trotz des Katechismus und ihres ganzen ſonſtigen Glaubens der Fatalismus den Grundzug ihres religiöſen Meinens und Empfindens bildet.

Das hat ſo ſein ſollen, heißt es, das Unglück hat es ſo gewollt — das ihre ganze Philoſophie, ihre Anſchauung von Glück und Unglück.

Napoleon glaubte an ſeinen Glücksſtern; Cäſar an den ſeinigen; auch jeder Bauer hat ſeinen. Aber Sterne ſind nur für vornehme Leute, der Bauer darf keinen haben; ſo glaubt er denn einfach, es habe ſo ſein ſollen.

Wenn man nun unterſucht, was er eigentlich unter der höhern Macht, dem Schickſal verſtehe, ſo iſt das keineswegs dasſelbe wie die göttliche Vorſehung; vielmehr eine Zuſammenſetzung dieſer Vorſehung und menſchlichen Thun und Treibens, eine von den Menſchen, ſo zu ſagen, verdorbene Vorſehung. Benimmt ſich einer einfältig und ungeſchickt und geräth er in die Enge, ſo heißt es: Es hat ſo ſein ſollen. Erkältet man ſich oder läßt man ein Thier verhungern, ſo hat es ſo ſein ſollen. Betrinkt man ſich auf einem Jahrmarkte, fällt in die Schlingen eines Gauners und verliert ſein Geld, ſo iſt es das Schickſal, welches den Branntwein gemacht, den Betrunkenen ins Spielhaus geführt und ihm ſein Geld abgenommen hat. In der That nichts leichter als das Schickſal und deſſen Launen zu beſchuldigen, entſprechen ſie doch genau unſern eigenen Fehlern und Neigungen.

Allerdings ſind wir nicht immer die Herren unſeres Schickſals. Oft miſchen ſich die Menſchen hinein und ſpielen Gottes Vorſehung. Doch von uns hängt es ab, ob es zum Guten oder Böſen ausſchlagen ſoll. Denn nur von innen heraus wächſ't das Gute, und weder Liebe noch Furcht kann es von außen in uns hineintragen.

Hören wir, wie das Schickſal mit den Menſchen ſpielt, wie ſie ſich in die göttliche Vorſehung eindrängen und wie ihr Werk gelingt.

---

Das Gaisblatt ſprach von einem unbekannten Freunde in Gretens Hütte, der eintönigen Uhr mit ihrem ewigen Tick-Tack, Tick-Tack. Aber dieſe Uhr war doch ſeit vielen Jahren Gretens Geſellſchafterin geweſen, hatte bald ihre Freuden, bald ihre Schmerzen mit ihren Schlägen begleitet und ihr Frieden und Ruhe gebracht, wenn kein Anderer mit ihr ſprechen konnte, in den ſtillen Stunden der Nacht, da es draußen im Walde rauſchte, am Morgen, da die Sonne aufging und die Vögel ihr Lied begannen,

Was ſoll mir Haimons Meinung mehr behagen,
Als dieſer beiden? Nein, da wird nichts draus!
Zumal ſie Rüd'gern förmlich mich verhießen
Und auf Beſcheid der Grieche ward verwieſen. —

48.

Wenn ſo die Jungfrau ſich betrübt und plagt,
So iſt ihr Freund nicht ruhiger zu nennen.
Zwar iſt der Stadt noch nichts davon geſagt,
Doch hat man's nicht vor ihm verbergen können;
Weßhalb er über ſein Verhängniß klagt,
Das ihm ſein höchſtes Gut nicht will vergönnen,
Und Reichthum ihm verſagt und Herrſcherſtab,
Die's unverdient ſo vielen andern gab.

49.

Denn von den weſentlichen Gaben allen,
Die einem Menſchen gibt Natur und Fleiß,
Iſt ihm ein ſolcher Antheil zugefallen,
Deſſ' einer ſelten ſich zu rühmen weiß:
Sein Reiz macht jeden andern zum Vaſallen,
Und ſeine Kraft erringt ſich ſtets den Preis;
An königlichem Glanz und großem Sinne
Hat er den Rang vor allen andern inne.

50.

Der Pöbel doch, bei dem die Ehren ſtehen,
Und der ſie geben wie entreißen kann,
— Und keiner ſoll ſich ausgenommen ſehen
Von dieſem Namen, als der weiſe Mann,
Weil Kaiſer, Pabſt und König nicht entgehen,
Durch Scepter, Mitra, Krone, dieſem Bann,
Durch Weisheit nur und gutes Urtheil, Gaben,
Die wenige von Gott empfangen haben; —

am Abend, wenn die Sonne unterging und das Gaisblatt durchs Fenſter blickte und ſein „Grüß' Gott!“ flüſterte. Die alte Uhr, müßt ihr wiſſen, hatte nichts Beſonderes, Künſtliches, weder von außen noch innen. Nichts als eine einfache Holzuhr mit einem einzigen Zeiger, drei Rädern und einem unförmigen Pendel, an deſſen Ende ein in einen Lappen von einer Baſtmatte genähter Ziegelſtein hing. Aber trotz dieſer geringen Mittel ging ſie ununterbrochen, Jahr aus Jahr ein, und übertraf an Genauigkeit manche kunſtvolle Uhr mit ſeinem Repetirwerke. Uebrigens hatte ſie ein ganz ſchwarzes Antlitz. Ob die Menſchenracen unter dem Einfluſſe der verſchiedenen Zonen weiß, braun, ſchwarz oder roth geworden, darüber ſind die Gelehrten noch immer im Streite; was Mutter Gretens Uhr betrifft, ſo war ſie einſt weiß geweſen und hatte lediglich in Folge der Einflüſſe des Klima's, des Rauchs, des Dampfes und durch die Fliegen ein vollkommen ſchwarzes Geſicht bekommen. Trotzdem gab es in der Zeit, da unſere Geſchichte beginnt, in der Stube zwei Paar Augen, welche die alte häßliche Uhr gern anſahen, während freilich viele andere mit Sehnſucht darauf warteten, daß der Zeiger auf Voll weiſen würde. Jene Augen waren natürlich die von Mutter Grete, und außerdem zwei hellblaue, herzensfrohe Kinderaugen, welche der kleinen Anna aus der Holzſchuhhütte zugehörten. Das kam aber daher, weil die Uhr gewiſſermaßen aus der Familie ſtammte; denn der Vater der kleinen Anna war der Verfertiger dieſer häßlichen Uhr, die ſo vortrefflich ging und ſo laut ſchlug. Darum betrachtete die Kleine dieſelbe auch mit einem gewiſſen Stolze und erzählte zuweilen den andern Kindern, daß kein Geringerer als ihr Vater das ſtattliche Werk, welches mit ſeinen mächtigen Schlägen von ſeinem Leben Zeugniß ablegte, gearbeitet habe.

Es gab nämlich etwas in dem Herzen der Kleinen, was ſie zwang, mit ihrem Vater groß zu thun; nicht weil ſie ſich auf ſich ſelber, ſondern auf ihren Vater etwas einbildete. Denn wie oft mußte ſie nicht hören: „Anna, dein Vater iſt ein armer Schlucker, ein kleiner Knirps!“ Darum hielt ſie es für ihre Pflicht, ſo viel ſie vermochte, auch ſeine Verdienſte hervorzuheben. Was dagegen ihren mütterlichen Großvater, den alten Flink, betraf, ſo fand ſie keine Veranlaſſung, für ihn einzuſtehen, denn der war ein Mann, welcher für ſich ſelbſt einſtand.

Die kleine Anna, obwohl erſt im neunten Jahre, war das geſchickteſte von allen Schulkindern. Keines wußte die Aufgabe ſo glatt herzuſagen wie ſie, keines den Inhalt des Gelernten und das „Was iſt das?“ ſo geſchickt zu erklären. Es gab aber auch keines, das Mutter Grete mit ſo vielen Fragen beläſtigte, wie ſie.

Wißbegierige Kinder ſind natürlich die allerbeſchwerlichſten. Man fährt ſie gewöhnlich an, zieht ihre Fragen ins Komiſche und höhnt ſie — warum? — höhnt man doch auch den, welcher dürſtet und um Waſſer bittet!

Mutter Grete mußte oft, ſehr oft ſich zuſammennehmen und heimlich bekennen, daß Kinder mehr fragen als alte Leute beantworten können. Aber ſie genügte den Fragen, ſo gut ſie es vermochte, und liebte das Kind um ſeines Wiſſensdurſtes willen. Anna erhielt daher auch gewöhnlich als Buchzeichen, für ihren Vater, eine kleine Pfauenfeder, — die Hauptauszeichnung; lag nur ein weißer Papierſtreifen darin, ſo bedeutete das „mittelmäßig“; ein Stück Löſchpapier aber hieß ſo viel wie „ſehr ſchlecht“. Nahm nun Anna die Pfauenfeder wahr, ſo lächelte ſie ſelig und dachte: Nun wird der arme Vater zu Hauſe ſich gewiß recht freuen!

Dann zog ſie die Schuhe von den kleinen hübſchen Füßen und ſprang barfuß durch Wald und Feld, um raſch nach Hauſe zu kommen und für Vater und Großvater das Eſſen zu bereiten. Denn ſo klein ſie war, ſo verrichtete doch ſie allein alle weiblichen Dienſtleiſtungen in der armen Familie. Und ſie ſprang durch Feld und Wald und wadete durch die Bäche, die alle aus dem kleinen Sumpfſee weit hinten im Walde kamen. In dieſem See wohnte eine Waſſerfrau, und zwar in einem Kryſtallſchloſſe von ſo herrlichen Steinen, als nach der Erzählung ihres Vaters in dem Kronleuchter des Gutsherrn waren, und die Frau hatte viele dienſtbare Geiſter, welche unſichtbar in den Strömen und Bächen ſchwammen, und artigen Knaben große Fiſche an die Angel ſteckten, ungehorſamen aber große Baumwurzeln; ja ſie riſſen ihnen wohl zuweilen gar die Angelſchnur ab, wenn ſie Taugenichtſe vor ſich hatten.

Wadete nun die kleine Anna durch die ſchwarzen

Waldbäche, beſonders gegen Abend, ſo dachte ſie immer an die kluge Frau und deren Geiſter. Zuweilen ſtand ſie auch eine Weile ſtill, bevor ſie in das dunkle Waſſer zu ſteigen und über die ſchlüpfrigen Steine zu ſchreiten wagte. Denn es konnte ja dort einer der vielen Geiſter ſitzen. Aber dann fragte ſie ſich:

Bin ich meinem armen Vater gut?

Ja!

Bin ich nicht gehorſam?

Ja!

Und nach dieſer Selbſtprüfung ging ſie dann in Gottes Namen und ruhigen Herzens hindurch.

Zu Hauſe gab es immer Eins und Daſſelbe. Der Vater ſaß auf ſeiner kleinen Bank und arbeitete an einer Uhr, oder ſtand an ſeiner Drehbank, der Großvater aber ſchnitzelte an einem Paar Holzſchuhe.

Der Vater der kleinen Anna war ein kleiner, buckliger Mann, eine kränkliche und ſchwächliche Figur, zu welcher Flink, ein großer, kräftiger Alter mit rothen Backen und einem eigenthümlichen Ausdrucke von Munterkeit in den offenen Augen, einen entſchiedenen Gegenſatz bildete.

Nun, da iſt ja die Annika! ſagte Flink, als das Mädchen eintrat, — gut, daß du heimgekommen, denn dein Vater kümmert ſich nicht um mein Eſſen; und wenn —

Ich meinte — wandte der kleine bleiche Mann ein — es ſchmeckt beſſer, wenn Anna es zubereitet.

Ja, das glaube ich auch! lachte Anna und ſtrich die braunen Locken hinter die Ohren, ſieh hier, Vater, ſieh! Eine Pfauenfeder, heute wieder! — Du kommſt raſch vorwärts, mein Kind.

Ach ja, murmelte Flink, wenn Gott gut iſt, hat der Pfarrer leicht predigen.

Anna zögerte nicht lange, nahm den kleinen Topf herab, wuſch die Kartoffeln ab und ſtellte ſie an das luſtige Feuer. Denn Flink hatte Reiſig von der Allmende geholt und gehörig klein gehauen.

Flink mochte die Kleine gerne, aber er rivaliſirte doch mit ihr in einem Punkte, den man kaum errathen möchte, nämlich in nichts Geringerem als der edlen Kochkunſt.

Ja, koche du nur für uns; dein Vater iſt nicht zufrieden mit dem, was ich bereite. Was aber das Kochen betrifft, ſo verſtehe ich es auch, wenn ich nur etwas dazu habe. In der Compagnie hieß es immer: Flink verſteht zu kochen — ſagte der Lieutnant. Ja — ſagte ich — mein' Seel', das kann ich. Und ſo wurde der Flink immer zum Kochen commandirt, wo es was zu kochen gab. Und da ſagt nun mein Schwiegerſohn, ich verſtehe nichts!

Freilich verſteht Ihr es, Vater, aber es ſchmeckt doch beſſer, wenn Anna —

Ach — Schnick-Schnack! Schmecken? — Kartoffeln und Mehlbrei — beſſer! — Ha! — Geſchwätz, reine Einbildung!

Aber wenn Alles fertig war, ſchmeckte es auch dem alten Flink beſſer, als wenn er es ſelbſt bereitet hatte. Denn Anna wußte es ſo appetitlich anzurichten, die Schüſſel mit den Kartoffeln, die Teller, den Brei und die ſaure Milch ſo zu ordnen, daß das geringe Mahl ſich gut ausnahm und weit beſſer ſchmeckte, als wenn der Alte Alles bunt durcheinander ſtellte. Da ſaß dann Anna immer ſo von Herzen froh und lachte und fühlte ſich ſo glücklich, wenn ſie die kleinen Hände faltete und Gott dankte. Inniger that es gewiß keines von den Dreien.

Der kleine Drechsler und Uhrmacher war zwar immer ſchweigſam, aber freundlich wie ein Kind. Beſonders wenn er die Kleine betrachtete, gewannen ſeine ſonſt ſo ernſten faſt traurig blickenden Augen ein eigenthümliches Leben und ſie erglänzten in den Strahlen einer heiligen, ewigen Liebe. Der alte Flink mochte das Kind auch gerne, aber damit war es auch zu Ende. Er war überhaupt nicht mit Allem zufrieden, wie es gekommen. Denn ſeine Tochter hatte ſich mit dem kleinen Uhrmacher wider ſeinen Willen verheirathet, und obwohl ſie zuſammen glücklich lebten und einander lieb hatten, ſo konnte der Alte doch niemals ſeinen Schwiegerſohn anſehn, ohne ſich über die nun ſelige Anna zu ärgern, daß ſie einen ſolchen Knirps zum Manne genommen. Jeder Menſch hat ſein eigenes Syſtem der Glückſeligkeit: das des alten Flink beſtand darin, daß kein vernünftiges Mädchen einen Mann lieben könnte oder ſollte, der nicht eine Größe von drei Ellen hätte — denn ſo groß war er ſelbſt — und die Stärke eines Bären — denn die hatte er auch gehabt. Wenn das aber nicht der Fall, dann könnte ſie auch unter keinen Umſtänden mit ihm glücklich ſein. Daß nun ſeine Tochter den buckligen Jonas nicht bloß geheirathet hatte, ſondern auch mit ihm glücklich geweſen war, das ärgerte ihn erſt recht; denn es war gegen alle Vernunft, und deßhalb gab es Momente, wo er glaubte, Jonas habe ihr wohl einen Liebestrank gegeben oder etwas ſonſt „Schändliches" in einem Apfel. So kam es denn, daß Flink wohl in der Hütte wohnen blieb, aber keine beſondere Theilnahme für ſeinen kleinen, bleichen, kränklichen Schwiegerſohn hegte und nicht einzuſehen vermochte, daß ſeine Enkelin ihn mit Recht liebte, wie es ſchon die Mutter gethan. Sie glich derſelben auch darin, daß ſie mehr auf den kleinen Krüppel hielt als auf den Großvater — und das ging ihm zu weit. Denn dieſer hatte doch einen geraden Rücken wie ein Menſch und ſah nicht wie ein Fiedelbogen aus!

Jonas ſprach ſelten auf andere Art als mit den Augen, er war wortkarg; und auch darüber ärgerte ſich Flink, der das Gegentheil war.

Es iſt — ſagte Flink — nur ein Glück, daß das Kind jeden Abend nach Hauſe kommt, ſonſt, ſtrafe mich Gott! vergäße ich noch meine eigene Mutterſprache. Ich mag reden, dies oder das, von Wind und Wetter, oder von Deutſchland und Napoleon, von Sr. Majeſtät und der Krone, oder dem Forſtwart und dem Pfarrer

— nicht ein Mux! — Still wie ein Krebs, den man einwiegt. Das einzige Zeichen, daß er nicht ſchläft, iſt, daß er mit ſeinen Fingern an den Uhren krappelt, oder in eine alte ſilberne Butterbüchſe ſtochert und ſie ans Ohr hält. Hören kann er, denn manchmal nickt er und ſagt: Ja ſo!

So lautete die ewige Klage des alten Flink, und nicht mit Unrecht, denn Jonas war in der That zu ſchweigſam und zu leidend, um ein unterhaltender Geſellſchafter zu ſein.

Aber mit der kleinen Anna ſprach er doch; ſie verſtand ihn, die Sprache ſeiner Augen nämlich — gerade ſo wie ihre Mutter in früheren Jahren. Doch wie wenig Jonas auch mit ihr redete, er dachte an ſie um ſo mehr, fühlte für ſie um ſo tiefer. Wenn die Nacht kam und Flink ihn in ſeinen ſtillen Gedanken nicht mehr ſtörte, ſaß er oft in ſeinem ärmlichen Bette aufrecht und betrachtete ſein Kind in dem Mondlichte, das ſich durch das dunkle Fenſter der Hütte ſtahl. Da mußte er lange und herzinniglich an das Kind denken, ſchlug ſeine trockenen Hände zuſammen und ſeufzte: Was ſoll aus ihr werden? — und er betete ſo tief und brünſtig, daß er endlich ſein Gebet erhört glaubte.

So hatte das nun gewährt ſchon ſeit dem Tode ſeiner Frau. Nimmer vermochte er aufzuhören, der Zukunft ſeiner Tochter zu gedenken, wenn er vor ihr ſterben müßte. Und das drückte ihn ſo auf die Bruſt — wie bald, und der Athem verſagte ihm.

Wenn aber wieder die Sonne aufging und durch die kleinen Fenſter ſchien — denn die Sonne liebt es, in die Hütten der Armen zu blicken —, wenn das Kind ſich die Augen rieb und ſeinen erſten Blick auf den Vater warf, welchen noch ein unruhiger Schlaf umfangen hielt, dann faltete es auch ſeine Hände und betete: Gott helfe und ſtärke meinen armen Vater!

Da waren Zwei, die einander beklagten, beſchützten, ohne an ſich ſelber zu denken.

Sobald das Frühſtück fertig, war Klein-Anna auch ſchon bereit zur Schule zu gehen, und ſprang froh und munter fort, über Berg und Thal, durch Wald und Wieſe. Bei einem kleinen Pfade im Walde pflegte ſie ſich zu verweilen, um Athem zu ſchöpfen, doch nur dann, wenn ſie noch ſo viel Zeit hatte, und das war für gewöhnlich der Fall. Denn Klein-Anna war faſt immer mit der Sonne auf, wie die kleinen Vögel in den Quitſchenbäumen neben der Holzſchuhhütte. Sie ſetzte ſich dann auf einen Stubben und ſchaute den kleinen ſteinigen Gang entlang, welcher ſich in den Wald verlief und zu einer Hütte, der Myrkärshütte, leitete, mit einer einzigen Stube und neben ihr einer Art Schauer für Holz und Stubben. Zuweilen ſtand ſie auf und gihg einige Schritte in den Wald hinein und ſetzte ſich wieder, mit einer Miene, die ihre Unzufriedenheit ausdrücken ſollte.

Er iſt doch immer ein Springinsfeld, ſagte ſie, und gewiß weiß er wieder nichts, hat nichts gelernt und kommt endlich gelaufen, ſo daß er kein Wort herausbringen kann. Wie wird er mit Schande vor Mutter Grete beſtehen!

Hm — er kommt noch immer nicht! Bald ſteht die Sonne über dem ſchwarzen Klint, und dann iſt es ſieben.

Es war noch immer ganz ſtill im Walde; nur ein und der andere Vogel flatterte zwiſchen den Fichten und ſchlug einen kurzen Triller in den Wipfeln der Tannen. Hie und da lief ein Specht den Baumſtamm hinauf und hinab und hackte in die Sprünge und Löcher der Rinde. Eine Waldtaube girrte tief in dem Walde, als gäbe ſie Antwort auf das Rauſchen und Murmeln der Bäche, welche zwiſchen Wurzeln und über Steine floſſen und eilten, um zu dem Fluſſe zu gelangen. Der aber nahm ſeinen Lauf weiter unten im Thale, ſtill und ſchweigſam, zwiſchen ſandigen Abhängen und im Schatten der zum Sturze geneigten Fichten.

Endlich vernahm ſie in der Ferne ein lautes Pfeifen und ſtand auf.

Nun kommt er, heute will ich ihn aber auch recht ausſchelten! — ſagte ſie und lächelte. Ja, beeile dich nur, es iſt höchſte Zeit! Legte ich nicht zuweilen ein gutes Wort bei Mutter Grete ein, ſo hätte der Herr Patron ſchon oft genug im Winkel ſtehen können. Aber es iſt doch Schade um ihn; und was kann er dafür, daß er nur ein ſo kleiner Burſche iſt und für ſeine Mutter, die es doch ſo nöthig braucht, nichts zu ſchaffen vermag.

51.

Der Pöbel — denn von dieſem wollt' ich ſagen,
Der nichts als Reichthum achtet in der Welt,
Und der allein nach dieſem pflegt zu fragen,
Und, ohne ihn, für elend alles hält,
Du magſt die höchſte Schönheit an dir tragen,
Sei Muth und Körperkraft in dir geſellt,
Verſtand und Güte — pflegt zumal beim Freien
Am heftigſten nach Gut und Geld zu ſchreien.

52.

Iſt, ſagte Rüd'ger, Haimon feſt entſchloſſen,
Daß ſeine Tochter eine Kaiſ'rin ſei,
So mög' er doch, bis nur ein Jahr verfloſſen,
Sich noch gedulden mit der Freierei;
Bis dahin, hoff' ich, iſt ſammt ſeinem Sproſſen
Der alte Konſtantin der Bürde frei;
Und trag' ich dann der beiden Stab und Krone,
So taug' ich ja zu Haimon's Schwiegerſohne.

53.

Doch iſt ſie ohne Friſt für mich verloren,
Und gibt er ſie dem Sohn des Konſtantin,
Nicht achtend, daß ihr Bruder mich erkoren,
Und mir's vor ſeinem Vetter Paladin,
Vor jenem heil'gen Greiſe zugeſchworen,
Und vor dem Olivier und dem Sobrin,
Was thun? Soll ich ſo ſchweres Unrecht leiden,
Wie? ſoll ich eher von dem Leben ſcheiden?

54.

Weh' mir, was thun? ſo ſoll ich es denn wagen,
Soll ich mit ihrem Vater gehn zu Recht?
Doch will ich nichts nach Hinderniſſen fragen
Und nicht bedenken, ob es gut ob ſchlecht:

Dieſer Monolog des kleinen Mädchens wurde jetzt durch das Geräuſch von leichten Tritten unterbrochen, und es dauerte nicht lange, ſo kam ein barfüßiger Knabe den Waldſteig hergeſprungen.

Ja du biſt mir ein Schöner, Anders! rief Anna ihm ſcheltend entgegen, indem ſie zugleich einen Finger drohend erhob.

Ha—aſt du ſcho—on lange gewa—artet? fragte der Knabe außer Athem und kaum im Stande ein Wort herauszubringen.

Ha—aſt du! — Hör' doch Einer! Nun biſt du ſo gelaufen, daß du noch krank wirſt! — Weißt du, Vater erzählte, es war einmal ein Knabe, der lief ſo raſch, um ein Gehege einem Reiſenden zu öffnen, und er ſprang ſo, daß ihm das Herz mitten entzweibrach und er auf der Stelle todt war. Es iſt ſchrecklich gefährlich, ſagte der Vater, ſo zu laufen.

Ei—ei, nu—un, das geht ſchon vorüber, erwiderte der Knabe, aber fühle ein Mal, wie mir das Herz ſchlägt — das pocht gehörig! Dabei nahm er Anna's Hand und legte ſie auf ſeine Bruſt. Es war nicht weit bis dahin, denn er hatte keine Jacke an, und ſein Hemde ſtand offen, ſo daß der Wind ihm die Haut kühlen konnte.

Der Knabe war faſt zehn Jahre alt, ein kleiner munterer Kerl, mit einem Paar Augen, aus denen eben ſo viel Ernſt und Verſtand, wie Freundlichkeit und Güte hervorleuchteten.

Nun, jetzt iſt es gut — und ſo ſchreckliche Eile hat es wohl auch nicht. Die Sonne ſteht noch hinter dem ſchwarzen Klint, da iſt es noch früh. Weißt du, dieſe Nacht habe ich zwei Enten gefangen, ſo daß die Mutter für heute genug hat. Arme Mutter, ſie ißt dieſe Vögel ſo gerne, obwohl ſie ohne Butter hart genug ſind und einem den Hals zuſchnüren.

Aber haſt du deine Aufgabe gelernt?

O ja! Nicht vollſtändig, aber es wird ſchon gehn. Weißt du, ich freue mich ſo über die Enten, und daß Mutter wieder etwas zu kochen hat; — auch habe ich einen Topf Blaubeeren im Kaſten zu Hauſe, ſo daß ich zu heute nichts zu beſorgen brauche.

Aber was haſt du ſelber zu eſſen mit, in der Schule?

Ich? — Hm, eigentlich nichts; aber auf den Abend da geht es hoch her. Denn zwei Enten — haſt du ſie ſchon ein Mal gebraten gegeſſen?

Genug geplappert, Anders! — Da, jetzt ſetze dich hin und laß dich überhören! Was war es doch — ja —

Hier, dieſes Stück, ſiehſt du. Hier habe ich ein Ohr gemacht und das Stück mit dem Nagel angeſtrichen.

Mit dem Nagel? — Wie geht der Musje mit ſeinem Buche um — hat Er ſchon ein Mal eine Pfauenfeder bekommen — Er?

Nein!

Nein? — ja, das glaub' ich. — Löſchblätter, die ſind für Ihn!

Der Knabe lachte und ſchlug Klein-Anna auf die Hand

Sage nicht Er, Anna, das klingt ſo fremd. Löſchblätter? — Nein — ich danke! Ich habe blaues Zuckerpapier bekommen; — ſiehſt du, ich bitte immer Mutter Grete um blaues Zuckerpapier.

Ach was, die Schande iſt gleich groß! — Pfui, du biſt ein kleiner Faulpelz ſammt deinem Buche, ja ich glaube faſt der dümmſte Junge in der ganzen Schule. Da lobe ich mir doch den Sohn vom Schöppen, den Laſſe, bei dem geht es immer wie Waſſer.

Aber dumm iſt er doch wie ein Klotz — erwiderte Anders; doch das thut nichts, ich bin mit dem Zuckerpapier ganz zufrieden. Denn ſieh, die Mutter kann es zu Spulchen brauchen, — es iſt ſo ſteif und feſt, und eine ſolche Spuldüte hält zehn Mal ſo lange als eine von Löſchpapier.

Hat ſie aber auch ſchon das Zeug zu meines Vaters Rock gewebt? Das Garn — fügte das Mädchen freundlich hinzu — habe ich mit Steinmoos gefärbt; das iſt eine ſchöne Farbe.

Ach nein, die Mutter hat ſo die Gicht in den Händen und braucht Theerwaſſer und Salbe aus der Stadt, und iſt ſo ſteif, daß ſie nicht ſo viel Kraft hat, um das Weberſchiffchen zu werfen. Aber ſieh, das iſt nur jetzt im Frühjahr ſo; wenn der Sommer kommt und es warm wird, dann geht es auch ihr beſſer. Bis dahin — — Gott ſei Dank, daß ſie zu Hauſe was zu eſſen hat.

Jetzt haſt du aber wirklich genug geſchwatzt — unterbrach ihn das Mädchen, höre zu — wie war das doch, das vierte Gebot?

„Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lang lebeſt in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird.“

Was befiehlt Gott in dem vierten Gebot?

Daß — daß du ſollſt — hm!

Ei der Tauſend, weißt du das nicht?

Ja gewiß, jetzt weiß ich's — — daß du ſollſt — — weißt du, Anna, die beiden Enten reichen für die Mutter auf zwei Tage, denn ſie hat auch noch ein paar Erbſen, das fällt mir jetzt ein.

War das deine Aufgabe? — Wie wird das in der Schule werden? Anders, ich fürchte, du bekommſt das Löſchpapier.

Nein, blaues, hübſches, ſteifes Papier! Aber es iſt doch ſchlimm. Ja, wenn ich nicht wegen der Mutter umherlaufen müßte und Schlingen und Fallen legen und mir deßhalb den Kopf zerbrechen, ſo würde ich bald ſo viel wiſſen wie der Laſſe, ſo dumm er auch iſt. Ja er iſt wirklich recht dumm! Aber was thut's, er iſt reich, und deßhalb ſagt auch ſein Vater, er ſoll Pfarrer werden und vielleicht gar Biſchof.

Aber — unterbrach ihn das Mädchen — gleich ſteigt die Sonne über den ſchwarzen Klint, und wir müſſen weiter; aber deine Lection kannſt du nicht. Sitz' jetzt ſtill, ich will ſie dir beibringen.

Dank, liebe Anna, du kannſt Alles ſo raſch, antwortete der Knabe, ſetzte ſich nieder und faltete die Hände; denn ſonſt ging es mit dem Lernen nicht.

Anna ſprach vor, wiederholte, kurz, trichterte ihm jedes Wort ein, und ſo gelang es ihr, wie ſchon oft, dem willigen Anders einen Theil der Lection beizubringen. Aber das ſchien ihm ſchon ganz genug, und als ſie ſo weit waren, machten ſie ſich auf den Weg.

Die beiden Kinder ſprangen Hand in Hand durch den Wald, und wenn ſie an einen Bach kamen, ſo trug Anders ſeine Schulkameradin hinüber, ohne an die Waſſerfrau und deren dienſtbare Geiſter zu denken, obwohl er ſelber nicht recht wußte, ob er an ſie glauben ſolle oder nicht. Am Morgen, im Sonnenlichte ſchien ihm ihre Exiſtenz nicht ſo wahrſcheinlich als am Abend, wenn die Bäche rauſchten und die überhängenden Bäume ihren tiefen Schlagſchatten darüber warfen.

Bald langten ſie an, um jedoch ſogleich für den ganzen Tag von einander getrennt zu werden; denn Anders ſaß gewöhnlich ganz zu unterſt, zur Strafe dafür, daß er, wie Mutter Grete ſagte, ſeine Lection auch nicht ein einziges Mal konnte. Alles Bemühen von Seiten Anna's, alle Püſſe, die er erhalten, wenn er ſtecken blieb, hatten zu Nichts geholfen.

Wir haben die Topographie der Gegend ſchon ſo ziemlich kennen gelernt. Wir wiſſen, daß durch den Wald ein Fluß mit dunkelbraunem Waſſer ſtrömt, welcher ganz ruhig und ſittſam zwiſchen den ſteilen, ſandigen Ufern fließt und nur hie und da aufbrauſ't, wenn ſich ihm ein Felsſtück hindernd in den Weg ſtellt. Dem Fluſſe geht es ſo wie oft dem Menſchen im Leben: je weiter er kommt, deſto ſchwerer werden die Prüfungen; er bildet Windungen und Buchten, als fürchte er ſich den Wald zu verlaſſen, und da er endlich in das offene Land hinaus muß, ſtößt er ſofort auf — nun was? — nichts Geringeres als den Teich am Schlackenhammer. Da muß der dunkle ernſte Strom ſich dazu verſtehn, Stangeneiſen und geſchmiedete Nägel zu hämmern. Und wie er auch murrt und ſchäumt, es fragt Niemand danach, denn die Hämmer und Blasbälge übertönen ſeine Klagen. Nachdem er aber vorbeigelangt und geſehn, daß die vielen Räder, über welche er gemußt, ihm nichts geſchadet haben, ſchweigt er wieder beſcheiden und fließt fröhlich weiter.

Es war alſo ein Eiſenhammer, einer der vielen heitern und anmuthigen Plätze, daran Schweden ſo reich iſt, im Uebrigen weder ausgezeichnet durch die Centnerzahl des gewonnenen Eiſens, noch durch eine im Welthandel beſonders renommirte Marke, oder durch auffallend große Anlagen in mechaniſcher oder forſtliger Hinſicht. Es war ein Eiſenhammer mit Acker- und Landwirthſchaft, eine Art Fabrik und zugleich eine Oekonomie. Jedenfalls ſtand er zu jener Zeit in dem unbeſtrittenen Eigenthum des Brukspatrons Klarin und deſſen Ehefrau, einer gebornen Muggendorf.

Gott bewahre — ſagte die Patronin, eine kleine, hagere Dame, welche beweglich wie ein perpetuum mobile mit dem Ordnen der Wäſche in dem hübſchen Zimmer beſchäftigt war — (dieſe Arbeit konnte ihr nämlich Keiner zu Danke machen, wie manche Menſchen auch ihr Kopfkiſſen ſtets zurechtlegen müſſen, bevor ſie zur Ruhe gehen, und wäre ihr Bett auch noch ſo vortrefflich geordnet).

Gott bewahre, du ſagteſt ja, der Patron ſei ohne Galoſchen ausgegangen, ſpringe ſchnell ihm nach mit den Galoſchen! — Hm, ausgehn an einem Sommermorgen, da der Thau kaum aufgetrocknet! — Nein, ſind auf den Schwertlilien nicht noch einige Tropfen? — Das iſt mir eine ſchöne Geſchichte! — Suche den Patron ſofort auf, grüße ihn von mir und ſage ihm, er möchte die Galoſchen unter allen Umſtänden anziehn.

Die Magd ſprang hinaus, um ihren ſeltſamen Auftrag auszurichten, nämlich im Monat Juni, um zehn Uhr Vormittags und in dem ſchönſten Sonnenſcheine die Füße des Patrons mit einem Paar feſter und mit Tuch gefütterter Galoſchen zu bekleiden.

Hm — ich begreife nicht, was in ihn gefahren; er, der ſonſt ſo ſtill iſt, in einem Nu, da ich ihm kaum den Rücken gekehrt, war er draußen!

Das Räthſel löſ'te ſich bald, als der Patron zugleich mit der Magd zurückkam.

Man konnte nicht leicht etwas Weicheres, Milderes ſehn, als Patron Klarin, wie er in ſeinem grüngewürfelten Schlafrock, der ihm bis auf die Füße ging, mit einem ſchwarzen ſeidenen Käppchen unter dem grauen Filzhut, in das Zimmer trat, die Galoſchen in beiden Händen haltend.

Die Patronin erkannte ſofort, daß etwas Entſetzliches paſſirt ſei, und rief:

Klarin, was um des Himmels Willen iſt mit dir? Hat dich der Schlag gerührt? — Ja, ſo iſt es! — Was ſagte ich zu Beate? — Trägſt du nicht die Galoſchen in den Händen? Iſt das recht von dir, der du eine ſo ſchwächliche Conſtitution haſt? — Ja wenn ich nicht da wäre, du würdeſt — —

Die Patronin hätte kein Ende ihrer moraliſchen Betrachtungen gefunden, wenn der Patron ſie nicht mit dem Einen Worte unterbrochen:

Der Affe, Mama!

Der Affe, mein kleiner Job, was iſt mit ihm?

Beate trat herein. Sie hatte dem Patron die Galoſchen eingehändigt, um eine theurere Laſt heim zu tragen — den kleinen Job. Dieſer ſah noch kläglicher aus als der Patron.

Es war ein kleiner, graugrüner Kapuzineraffe, ein eben ſo gutmüthiges als eigenſinniges Geſchöpf, der Augenſtern der Patronin; das einzige Weſen im Hauſe, das einen verſöhnenden Einfluß ausübte, da ihre Ehe kinderlos geblieben.

Der kleine Job war ganz durchnäßt, huſtete und nieſ'te erſchrecklich und bebte vor Kälte am ganzen Leibe.

Iſt er in den Teich gefallen? — Ach du mein Gott! So antworte doch, Klarin! Wer hat Job in den Teich geworfen? — Ja ich weiß ſchon, Hammarholm's Jungen! Du mußt mir ſofort das ganze Hammarholm'ſche Pack fortſchaffen, ich dulde dieſe Hammarholms nicht länger, ſie ſollen meinen armen Job nicht ferner beunruhigen! — Du armes kleines Mätzchen, hier haſt du ein Laken und meinen grauen wollenen Shawl, ſo, wir wollen dich frottiren. Ach, er kann nicht einmal mehr nach mir beißen, das liebe, ſüße Geſchöpfchen! — Nun, waren es nicht die ungezogenen Jungen von Hammarholms?

Nein, Frauchen, nein, bewahre! — Ich trank gerade meinen Millefoliithee, als ich einen fremden Hund ſah, der den armen Job verfolgte und ihn nicht hineinkommen ließ. Job ſprang in ſeiner Angſt über den Zaun, nach dem Hammer und ſchließlich auf das Dach des Mühlenhauſes. Ich ſtürzte hinaus, aber kam zu ſpät, denn Job war aus Angſt vor den Rädern hinab in den Teich geſprungen. Er ſprang leider fehl, das arme kleine Weſen!

Ach, ach! — war das Einzige, was die Patronin zu erwidern vermochte. Ihr Gefühl hatte in dieſem Augenblicke etwas von dem einer Mutter. Sie wärmte und rieb ihren Liebling, bot ihm warme Milch, Mandeln, Roſinen, Eingemachtes und Backwerk an, was Alles Job ſonſt ſo liebte. Jetzt aber blieb er gleichgültig gegen alle dieſe irdiſchen Genüſſe und, um den Bericht nicht in die Länge zu ziehen, er entſchlief nach halbſtündigem Todeskampfe in den Armen der Patronin.

Er verloſch wie ein Licht — pflegte ſie ſpäter hinzuzufügen, wenn ſie dieſes Ereigniß erzählte; und das geſchah jedes Mal, ſobald die Rede auf die ſchweren Prüfungen kam, welche keinem Menſchenherzen erſpart bleiben.

Die beiden Gatten ſaßen in tiefe Trauer verſenkt da.

Wir werden einen ſolchen Affen niemals wiederſehn, ſagte die Patronin.

Nein, Job war ein liebes Geſchöpf und hatte beinahe Menſchenverſtand, fügte der Patron hinzu.

Und war ſo treu und ſo ganz Hingebung, ſagte die Patronin.

Und ſtarb in deinen Armen, fügte der Patron hinzu.

Mit einem Worte, ſolchen Schmerz hatten ſie noch niemals erfahren.

Patron Klarin war ein ſchlichter, vielleicht auch nicht ſehr begabter Mann, welcher gerne Zeitungen las, politiſirte und den Lehren des Liberalismus anhing. Ihm waren die Laſten der Alleinherrſchaft, nämlich für die Beherrſchten, leider nicht unbekannt, darum blieb er ein abgeſagter Feind jedes abſoluten Regimentes, ganz beſonders aber des Weiberregimentes, deſſen Freuden ihm ſelbſt zu Theil geworden. Die Patronin behandelte nämlich den Patron nach den Grundſätzen, welche die

Würd' ich den böſen Alten auch erſchlagen
Mit ſeinem ganzen trotzigen Geſchlecht,
Würd' ich dadurch mein Herz zufriedenſtellen
Und nicht vielmehr den ganzen Plan vergällen?

55.

Mein Ziel war immer, mich geliebt zu ſehen
Von meiner Braut, nicht ihr verhaßt zu ſein;
Doch wenn durch mich die Ihren untergehen,
Durch mich in Schaden kommen und in Pein,
Geb' ich ihr Anlaß nicht, mich Feind zu ſchmähen
Und ſich zu ſträuben gegen den Verein?
Was ſoll ich alſo thun? mich d'rein ergeben?
Nein, nein, bei Gott! weit eher nicht mehr leben.

56.

Nein, ich will leben, aber billig ſterben
Soll dieſer Leo, dieſer Kaiſerſohn,
Der meine Freude kam mir zu verderben;
Ihm und dem Vater blüht ein bittrer Lohn.
Nicht theurer ward dem Paris einſt ſein Werben,
Nicht ſchlimmer kam Pirithous davon,
Da er die Höllenfürſtin wollt' umſchließen,
Als beide ſollen meinen Kummer büßen.

57.

Und kannſt du deinen Rüd'ger ohne Grämen
Um dieſen Griechen laſſen, o mein Stern?
Kann dich dein Vater zwingen, ihn zu nehmen,
Geſetzt, auch deine Brüder ſähen's gern?
Ich fürchte nur, du wirſt dich leicht bequemen,
Zu folgen deinem Vater, deinem Herrn,
Und lieber wirſt du einen Kaiſer wählen,
Als einem bloßen Ritter dich vermählen.

abſoluten Herrſcher befolgen, indem ſie in jeder Beziehung für ihn Sorge trug, ihn bemutterte, ihn liebkoſ'te, aber ihm durchaus einen eigenen Willen verſagte. Wehe ihm, wenn es ihm in den Sinn kam, zu verſuchen, ob er nicht ſelber über ſein Geſchick beſtimmen könne. Wenn es vierundzwanzig Grade heiß war und der Patronin der Gedanke kam, er könnte ſich erkälten, ſo mußte er im zugeknöpften Ueberrocke ſchwitzen. Saure Milch, wie ſehr er ſie liebte, geſtattete ſie ihm niemals, denn man kann davon das kalte Fieber bekommen. Mit einem Worte, die Patronin liebte ihren Mann, aber ſie regierte abſolut, und das Scepter der Liebe in ihrer Hand hatte ein Gewicht, das wohl auch zu zerſchmettern vermochte. Darum war denn der Patron immer ein großer Freund der Freiheit, ſobald er ſein Haus verließ und mit dem Pfarrer disputirte, welcher umgekehrt auf Seiten ſeiner Alten nicht den leiſeſten Widerſpruch duldete, den Abſolutismus für die beſte Regierungsform anſah und, wie wir ſchon geſehen haben, von der Aufklärung des Volkes nichts hielt.

Seit das große Unglück mit Job paſſirt war, durfte der Patron nicht mehr ausgehn. Er ſaß wie auf einem Spielberg, ein Staatsgefangener in ſeinem eigenen Hauſe. Denn in Folge von Job's Bade hatte er ſelber einen hartnäckigen Schnupfen bekommen, der es ihm unmöglich machte, das Zimmer zu verlaſſen, oder gar auszufahren, ohne zu nieſen. Die liebe Sonne durfte nicht den armen Patron beſcheinen, der mit ſtillem Murren ſich darein finden mußte, zu Hauſe zu bleiben und Bruſtthee zu trinken. Man wird es ihm nicht verdenken, daß er anfing ein Diplomat zu werden und darauf zu ſinnen, ob nicht irgend etwas die Aufmerkſamkeit der Patronin von ſeiner Naſe ablenken könnte. Er räſonnirte ungefähr ſo:

So lange Mama eine Spielpuppe an dem Job hatte, durfte ich doch noch einigermaßen meinen Willen haben. Kinder haben wir leider nicht, ich muß ihr einen neuen Affen beſorgen.

Der Patron ſchrieb deßhalb an einen Geſchäftsfreund in Göteborg, er möchte ihm einen Affen ſchicken. Es dauerte auch nicht lange, ſo erhielt er die Nachricht, daß ein prächtiger Affe mit der nächſten Gelegenheit eintreffen werde.

Er hat — lautete der Brief — dem ſeligen Seecapitän Murvell zugehört und iſt durch deſſen Tod herrenlos geworden. Wie Murvell's Bedienter verſichert, beſitzt er eine große Lebendigkeit und hat den ſeligen Capitän durch ſeine „putsluſtigen Einfälle“ ſehr unterhalten.

Gut! — ſagte der Patron zu ſich ſelber, das iſt offenbar ein ſtilles, friedliches Geſchöpf, ſo daß Mama ihre Freude an ihm haben, mich aber in Ruhe laſſen wird. Vielleicht kann ich doch noch einigermaßen meinen eigenen Willen haben.

Der Menſch, fuhr der Patron fort, indem er mit dem rechten Zeigefinger auf den linken ſchlug, der Menſch iſt, ſchon nach der Heiligen Schrift, als ein freies Weſen geboren, mit dem Gefühle für Freiheit in ſeiner Bruſt und mit dem tiefinnerlichſten Bedürfniß, frei zu leben und zu ſterben.

Ach wenn man nur jemals zur rechten Freiheit gelangte! So lange meine ſelige Mutter lebte, war ſie hier im Hauſe Königin. Mein Vater hatte nichts zu ſagen. Wie hätte da ich — ! — Hm — und ſo ſuchte ſie mir eine Frau aus, und darum wurde es nicht anders, als ſie ſtarb. — Nein, rief er und nieſ'te dazu, frei muß jedes lebende Weſen ſein — frei — und der Affe ſoll mich — — Sein heftiges Nieſen ließ ihn nicht zum Schluſſe kommen.

Da haſt du's! rief die Patronin, indem ſie in das Zimmer trat, deine Erkältung iſt ſchlimmer geworden. Sagte ich es nicht geſtern, als du am Fenſter ſtandeſt ohne Käppchen? — Lieber Gott, wenn man ſo ſchwächlich iſt wie du, muß man den Rath vernünftiger Leute befolgen. Dieſen Abend Fußbad und Fliederthee.

Der Patron hatte nichts dagegen einzuwenden.

Einige Tage ſpäter kam der Affe an. Das niedliche Thierchen erinnerte an Job, hatte ein freundliches Geſicht, ſchnalzte mit der Zunge, liebkoſ'te den Patron und bewies ſich in jeder Weiſe ſo wohlerzogen, daß der Patron ihn frei umherlaufen ließ, wie es mit dem kleinen Job der Fall geweſen war.

Der ſelige Capitän Murvell hat ihn in der That vortrefflich erzogen. — Mama, komm herein — ich habe etwas für dich, liebes Kind!

Die Patronin trat in ihrer majeſtätiſchen Haube ein und blickte ihren Herrn und Gatten fragend an.

Siehſt du — hapſchi! — Ha—ha—ha — da iſt ein neuer Job für dich.

Ach was für ein reizendes Thierchen! rief die Patronin und näherte ſich dem Affen, der gerade auf einem Schranke hockte. Aber der neue Job wies ihr die Zähne, und als ſie trotzdem näher an ihn heranging, ſprang er auf ihre Schultern und verurſachte in wenigen Secunden eine wahre Revolution in ihrer Coeffure. Haube, falſche Locken, Kamm und Haarnadeln flogen nur ſo umher. Dabei blickte er, als erwarte er ein Wort des Beifalls und Lobes, dann und wann nach dem Patron, der ſeinerſeits vor Angſt und Schrecken weder zu ſprechen noch zu nieſen vermochte.

Hülfe, Hülfe, er mordet mich! — Hülfe — er bringt mich um! — rief die Patronin ein über das andere Mal und ſchlug mit ihren Armen wie eine Windmühle um ſich, außer Stande, ſich von ihrem Widerſacher zu befreien. Endlich kam Beate mit noch anderen Leuten und erretteten die Patronin von Job dem Zweiten. Nun erſt erkannte man, daß der Affe ein Weiberfeind ſei; denn er fletſchte jedes Mal die Zähne, wenn er eines Frauenzimmers anſichtig wurde. Raſch wurde er in einen Käfich geſetzt. Der Patron aber mußte ſich ſeiner Quarantäne und Cur weiter unterziehen.

Alles im Leben bildet eine einzige zuſammenhängende Kette, deßhalb wollen wir noch einmal vom Schickſal reden. Der Charakter Job's des Zweiten iſt an ſich nichts ſo Gleichgültiges, als man glauben möchte, und wie jeder Charakter, der eines Affen wie eines Menſchen, ſeinen Urſprung und Grund, ſeine Wurzel gleichſam und eine hiſtoriſche Entwicklung aufzuweiſen hat, ſo war es auch bei dieſem Job der Fall. Nichts weniger als ein Abenteuer, eine unglückliche Liebe des Capitän Murvell hatte den Affen zu einem Weiberfeinde gemacht.

Jonas Murvell war nämlich im Jahre 1810 Steuermann auf der Brigg „Meta Liſa von Trelleborg" — nebenbei geſagt, ſo getauft nach der einzigen Tochter des Kaufmanns Tom Cattings und Comp. daſelbſt, einem großen, bleichſüchtigen Frauenzimmer, jetzt ſchon todt und begraben — und fuhr auf dem mittelländiſchen Meere. Dort, nämlich irgendwo am Lande, verliebte er ſich in ein hübſches Mädchen, deren Mutter nicht dulden wollte, daß ſie einem ſchwediſchen Ketzer ihre Hand reiche. Sie wußte denn auch ihre Tochter zu überreden, ſich ſchleunigſt in einen ſchwarzhaarigen Italiener zu verlieben. Aber Murvell ließ ſich nicht abweiſen. Da lehrten ſie einen Affen, den ſie im Hauſe hielten, auf Murvell losgehen; dieſer, außer Stande ſich zu vertheidigen, erhielt einen Biß in die Backe, wovon ihm die Narbe das ganze Leben lang blieb, und eine Wunde im Herzen, welche niemals heilte. Denn die Schöne hatte bei ſeinem Unfall laut gelacht und, da er den Affen todt zu ſchlagen Miene machte, ihn durch ihren Bräutigam, den neuen nämlich, und andere Leute hinauswerfen laſſen. Wie geſagt, die Wunde in der Backe heilte, aber nicht die tiefe Herzenswunde. Da ſchwur er, niemals wieder ein Weib zu lieben, dieſe Falſchen, die mit den heiligſten Gefühlen Spott treiben und ihn durch einen Affen aus dem Paradieſe gejagt hatten. Allmählich linderte ſich ſein Schmerz, Capitän Murvell blieb eine gute, brave Seele und aß, trank und ſchlief, als wäre er niemals in ſeinem Leben verliebt geweſen. Aber um doch auf ſeine alten Tage eine Unterhaltung zu haben, ſchaffte er ſich einen Affen an und lehrte ihn jedes Frauenzimmer, deſſen er anſichtig wurde, anzufallen, beſonders aber Haare zu zerzauſen, Hauben zu zerreißen und Ohrfeigen auszutheilen. Da lachte denn der Selige, daß er ſich den Bauch halten mußte und die Thränen ihm über die Backen liefen. Nach Beendigung der Execution aber rief er den Affen zu ſich, liebkoſ'te ihn und gab ihm Kuchen zu eſſen. In Folge dieſes Erziehungsſyſtems hatte Job der Zweite, in der Abſicht ſeinem neuen Herrn gefällig zu ſein, die Patronin ſo behandelt, wie er das ſchöne und allerdings auch ſchwächere Geſchlecht zu behandeln gewohnt war, und die übliche Belohnung für ſeine gute That erwartet. Statt deſſen erhielt er Schläge und wurde eingeſperrt. Dem Patron ging es aber ſeitdem doppelt ſchlecht. Denn die Patronin vermochte den Unfall nicht zu verſchmerzen, und obwohl ſie einſah, daß der Patron daran gänzlich unſchuldig, ſo ließ ſie ihn doch die bekannten Folgen ihrer ſchlechten Laune nur zu ſehr fühlen. Allerdings nahm dieſelbe keine anderen

Formen an, als daß ſie ununterbrochen den Geſundheitszuſtand des Patrons überwachte. Es war auf ihrer Seite eine Art egoiſtiſcher Liebe; zwar immer noch Liebe, doch hatte der ſtille Mann nicht wenig unter ihrer Laſt zu leiden.

Bei alledem beſaß die Patronin ein gutes Herz, und es fiel ihr nicht ein, ihren Alten abſichtlich zu quälen; ſie hielt ſogar große Stücke auf ihn, erachtete ihn aber ganz beſonders nothwendig für ihr eigenes Glück und Wohlbefinden. Dieſes ewige Einwickeln und Sorgen um ihres Mannes Geſundheit war allerdings nichts als eine Uebertreibung; aber ſie hatte es mit ihren Vorſichtsmaßregeln, ihren wollenen Strümpfen, Halswärmern und Flanellhemden, welche ſie ihm aufgedrungen, endlich dahin gebracht, daß der Patron es kaum vertrug, wenn ein ſommerlicher Windhauch ſeinen Ueberzieher traf (denn ohne einen ſolchen durfte er nun ſchon niemals unter den freien Himmel treten), und dieſes vermehrte natürlich ſowohl die Aufmerkſamkeit der Patronin, als auch die Zahl der Vorſichtsmaßregeln und der Ueberröcke.

Zwar hatte der Patron, wie wir wiſſen, eigentlich niemals erfahren was ein eigener Wille ſei, trotzdem fühlte er ſich gedrückt und mißmuthig. Dabei überſah er nicht, daß ſeine Frau es gut mit ihm meinte, und es gab Momente, wo er ſie trotz all des Zwanges, dem ſie ihn unterwarf, aufrichtig liebte. Aber es gab auch wieder Zeiten, da er ungehalten einen Ableiter für ihre „allzu aufopfernde“ Liebe herbeiwünſchte. In einer ſolchen

Stimmung war es, daß er auf den unglücklichen Affen gekommen. Daß er ſeitdem noch ſtrenger — wenn das überhaupt möglich — überwacht wurde und täglich lange Citate zu hören bekam, aus Weſterdahl's „Geſundheitslehre“ oder aus der „Kunſt ſein Leben zu verlängern“ von Hufeland, aus Tiſſot, Bock und Andern, iſt begreiflich, wenn man hört, daß die Patronin Bücher medicinischen Inhalts fleißig ſtudirte und ſelber den Kranken in der Umgegend allerlei Medicamente verſchrieb. Der Patron war naturgemäß ihr nächſtliegendes „Verſuchsfeld“. Dafür erinnerte ſein kränkliches und mageres Ausſehn, wenn der Vergleich erlaubt iſt, auch in etwas an das „Inventarium“ einer landwirthſchaftlichen Akademie.

Das Klarin'ſche Ehepaar war demnach ein, was man nennt, glückliches Paar und weit bekannt wegen der Liebe, die zwiſchen ihnen herrſchte. Und das Publikum hatte Recht. Denn es giebt in der That ſchwerere Leiden als zu ſehr geliebt zu werden, und ſchwerere Prüfungen als Camillenthee und Fußbäder.

---

Wir laſſen mittlerweile unſere Bewohner vom Schlackenhammer glücklich ſein oder unglücklich, je nachdem, und wenden uns wieder den Kindern zu, bei denen wir Freiheit und Freude antreffen, dagegen keine wollenen Tücher, keine Moralpredigten und keine Sorgen. Denn ſie ſpielen gerade auf einer grünen Wieſe.

Es war nämlich der Margaretentag, oder der zwanzigſte Juli. Alles ſtand in der herrlichſten Pracht. Die Schmetterlinge flatterten umher, als nähmen ſie an den Spielen der Kinder Theil, und die Blumen beugten ſich gern unter den leichten Tritten der ſpringenden Jugend. Die Wieſe außerhalb Stordalsborg zeigte noch jetzt die Spuren davon, daß ſie einſt als Acker gedient hatte, denn es wuchs dort zahlloſer weißer und rother Klee, aus deſſen Blüten die Bienen und die Kinder Honig ſogen. Ringsum aber erſtreckte ſich ein prächtiger Laubwald.

Klein-Anna war heute mit der Sonne zugleich aufgeſtanden und mit einem ganzen Arm voll Blumenkränzen erſchienen. Mutter Grete ſchlief noch; auch die Sonne ſchien noch nicht durch die Ranken des Gaisblatts und das kleine Fenſter in der Giebelwand. Als ſie aber höher ſtieg und die verſammelten Kinder merkten, daß Mutter Grete drinnen ſich zu rühren anfange, ſtimmten ſie einen Geſang an, ein altes Lied, das man bei ſolchen Gelegenheiten zu ſingen pflegte. Man konnte den Geſang nicht gerade vorzüglich nennen, aber Anna's klare Stimme klang deutlich durch alle die übrigen hindurch; auch Mutter Grete verſtand recht gut, aus welchen Herzen es kam, und trat unter ſie. Da knixten und verbeugten ſich die Kinder alle und riefen, gerade ſo wie das Gaisblatt:

Grüß' Gott! und Gottes Segen mit Euch, Mutter Grete!

Ei, habt ihr ſchon auf mich gewartet? — ſagte jedes Mal die Alte lächelnd. Wie herrlich habt ihr die Thüre geſchmückt! — Was für Kränze und Blumen! — Wie ſchön das ausſieht!

Ach, die Muter Grete ſagt, es ſehe ſchön aus, flüſterten die Kinder unter einander und umringten ſie.

Ich möchte gern — nahm endlich Klein-Anna das Wort — Euch, Mutter Grete, ein paar Lilien und Moosroſen geben, die ſind vom Schlackenhammer — und mit dieſen Worten reichte ſie ihr einen Blumenſtrauß. Auch läßt der Großvater ſagen, Ihr möchtet dieſes annehmen — fuhr ſie fort und zog unter ihrer Schürze ein Paar Holzſchuhe hervor. Die waren ein Meiſterſtück des alten Flink, mit einem kupfernen Ringe beſchlagen und ſo ſauber geſchnitzt, daß ſie wie ein Paar Ballſchuhe ausſahen. Der alte Flink hatte ſich dieſes Mal ſehen laſſen wollen, vielleicht mit Rückſicht auf das Mädchen; kurz, er hatte für Mutter Grete die Holzſchuhe gearbeitet.

Großvater meinte auch — nahm Anna wieder das Wort, während Grete das Geſchenk betrachtete — die ſeien gut für den Winter, wenn der Fußboden kalt iſt und der Froſt eindringt. Da möchteſt du eine Hand voll Stroh hineinſtopfen — ſagte er — dann hielten ſie warm wie ein Ofen — ſagte er.

Dank, ihr lieben Kinder, Dank, Anna! — Das ſind ſchrecklich koſtbare und ſeltene Schuhe. Ich weiß wirklich nicht, weßhalb Großvater Flink an mich gedacht hat!

Anna wollte eben antworten, doch war nun die Reihe an den andern Kindern. An dieſem Tage brachte

58.

Iſt's möglich, daß die königliche Pracht,
Der Kaiſertitel ſie, ſo frei von Schwächen,
Mir irre meine Bradamante macht
Und ihre hohe Tugend kann beſtechen?
Sie hielt' in klein'rem Preis als Rang und Macht
Die Treu' und das gegebene Verſprechen?
Sie trüge nicht vom Vater Grimm und Schmach,
Und bliebe feſt beim Worte, das ſie ſprach? —

59.

Dieß Alles und noch viele andre Klagen
Stieß Rüd'ger aus in ſeiner Traurigkeit,
Und Jeder hört' ihn ſolche Worte ſagen,
Der um ihn war in jener trüben Zeit.
So wurde manches ihr auch zugetragen,
Um die er Schmerzen trug, von ſeinem Leid.
Nicht minder fühlte ſie des Freundes Schmerzen,
Als jene Qual in ihrem eignen Herzen.

60.

Doch mehr als alles was man ihr geſagt
Von Rüd'gers Qual und Pein, ſchmerzt ſie die Kunde,
Daß der Verdacht an ſeinem Herzen nagt,
Sie ſtrebe nach dem griech'ſchen Ehebunde.
Den Wahn zu bannen, den ſie ſchwer beklagt,
Und um den Schmerz zu lindern ſeiner Wunde,
Läßt ſie durch eine ihrer Kammerfrau'n
Ihm eines Tages dieſes Wort vertrau'n:

61.

Mein Rüd'ger, wie ich war, ſo bleib' ich immer,
Bis zu dem Tod, und weiter als zum Tod.
Mag Amor lächeln, mag er mir in Trümmer
Mein Glück zerſtreu'n, ich weiß nur Ein Gebot:

ein jedes nach altem Brauche der geliebten Lehrerin ein Geſchenk, eine Art Opfergabe. Unter den andern erſchien auch Anders. Die Augen des gutherzigen Jungen funkelten, als er in einem Weidenkörbchen ein paar Barſche präſentirte, ſehr klein, das iſt wahr, ſo klein, daß ſie auf einem Fiſchmarkte polizeilich würden confiſcirt worden ſein; aber er hatte ſie ſelbſt geangelt, ſelbſt aus dem tiefen See geholt, in welchem die Waſſerfrau wohnte. Am Abend vorher hatte er bis tief in die Nacht hinein dort geſeſſen.

Nachdem auch ihm Dank zu Theil geworden, ſetzten die Kinder ihre Beſcherung fort. Einer verehrte ein Paar Strümpfe, ein anderer eine Schürze. Der kleine Biſchof in spe übertraf ſie aber alle insgeſammt, denn er brachte ein Gebinde Wolle und ein Pfund Butter von der Frau Schöppin.

Nach dieſer Ceremonie erhielten die Kinder Erlaubniß, ein paar Stunden umherzulaufen und zu ſpielen. Kaum war dieſes Wort ausgeſprochen, ſo eilten ſie auf die Wieſe, erhoben ein lautes Geſchrei und lärmten und jubelten ohne Ende. Denn Mutter Grete hatte ſo zufrieden ausgeſehn, und das machte ſie Alle ſo glücklich. Nur darüber waren ſie nicht ganz einig, ob ihre Mienen mehr Freude verrathen hätten bei den Strümpfen oder den Holzſchuhen, bei den Handſchuhen oder den Barſchen. Aber des reichen Schöppen Laſſe ging, die Hände in den Taſchen, ſeiner Sache gewiß umher, denn ſeine Mutter hatte ihm geſagt, ein Gebind Wolle koſte zehn und ein Pfund Butter ſechs Groſchen. Darum ſtand es bei ihm feſt, Mutter Grete erachte ſeine Gabe für die allerkoſtbarſte.

Das war nun allerdings nicht der Fall. Denn Mutter Grete betrachtete am längſten die kleinen Geſchenke, welche ſie von Anna erhalten hatte, und meinte:

Die Holzſchuhe habe ich eigentlich nicht von dem alten Flink. Anna hörte, daß ich vergangenen Winter über Kälte an den Füßen klagte, und da hat ſie dem Alten keine Ruhe gelaſſen. Und dann die ſchönen Blumen, die Lilien und Roſen, beſäße ich das kleinſte Fleckchen Erde, ſo würde ich auch ſolche ziehen! Gott ſegne das Kind! — Wie lange wird ihr armer Vater noch leben? Er ſteht am Rande des Grabes. Wer ſoll ihrer warten und ſie leiten? — Niemand außer mir. Und was vermag ich? — Ach, es iſt doch recht traurig, arm zu ſein! —

Als das Spiel der Kinder zu Ende war und ſie wieder in der kleinen Stube ſaßen, als Anna wie gewöhnlich ihre Aufgabe herſagte und Mutter Grete anlachte und ſo klug ſich der andern Kinder annahm, mußte Mutter Grete, gerade ſo wie der kleine verwachſene Uhrmacher, denken: Was ſoll aus dieſem Kinde werden? —

Etwa acht Tage ſpäter ſaß Mutter Grete aus Stordal in der Küche des Schlackenhammers und wurde, wie die Patronin es befohlen, mit einem Topfe Kaffee tractirt. Die Patronin war nämlich keinesweges geizig, obwohl ſparſam, weßhalb ſie auch darauf hielt, daß die Leute nicht, wie ſie ſich auszudrücken beliebte, „dem lieben Gott die Zeit wegſtahlen". Sie hielt große Stücke auf Mutter Grete und unterhielt ſich gern mit ihr über Alles, was in der Umgegend paſſirt oder auch nicht paſſirt war. In jener Zeit hatten die politiſchen Neuigkeiten noch nicht alle übrigen verdrängt, damals nahm das Tagesgeſpräch noch den ehrwürdigen Platz ein, welchen nunmehr die Publiciſtik behauptet.

Die Kinder kamen alſo mit Geſchenken — äußerte die Patronin; ein Gebind Wolle und ein Pfund Butter — das iſt anſtändig von der Schöppin. — Nun, und was bekamt Ihr mehr?

Ja, Anders gab mir ein Gericht Fiſche. Gewiß meinte er es gut, aber lieber Gott, er lieſ't deßhalb um nichts beſſer; das iſt recht traurig; er hat keine Luſt zum Lernen, obwohl er gar nicht ſo dumm iſt. Da iſt der Laſſe viel weniger begabt, aber er iſt fleißig wie ein Maulwurf und lernt in Einem fort, obwohl es mit ihm durchaus nicht vorwärts will.

So ſo! — Ja, ſie haben es da oben im Myrkär recht arm. Gott weiß, wovon ſie leben — bemerkte die Patronin; aber das iſt wahr, ſie werden einen nicht um das Geringſte anbetteln.

Das macht der Anders. Ohne ihn wäre ſeine Mutter ſchon verhungert. Das iſt eine rechte Luſt zu ſehen, wie das Kind Sprock und Reiſig aus dem Walde nach Hauſe ſchleppt, wie er im Herbſte die Fugen und Sprünge der Hütte verſtopft und verſtreicht, ſo klein er iſt; er angelt Fiſche, ſtellt Fallen und Schlingen und ſorgt für jedes Bedürfniß. Allerdings bekommt er dann und wann etwas von Frau Bertil in Framsberga; aber daran rührt er nicht, das bringt er nach Hauſe für ſeine Mutter. Und ſind es ein paar Pfennige, ſo legt er ſie in die Sparbüchſe, Alles für ſeine Mutter. Gott weiß, wie er ſie liebt.

Nun, bekamt Ihr noch Etwas?

Allerdings, von der kleinen Anna in der Holzſchuhhütte ein Paar neue Holzſchuhe, die der alte Flink gemacht hat, mit Kupferringen und Allem.

Anna? — Ja ſo, ich habe ſie ſeit vielen Jahren nicht geſehn. Ihre Mutter kam einmal her und hatte das Kind mit, ein hübſches Kind, mit großen blauen Augen, ſo viel ich mich erinnere.

Ja, die hat ſie noch, ein gutes, artiges Kind, und ſo aufgeweckt — und eine Stimme hat ſie, daß ſie mit dem Küſter um die Wette ſingen könnte, wenn es ſein müßte. Ach du mein Gott, es wird nicht lange dauern, dann weiß ſie ſo viel wie ich ſelber.

Die Patronin hatte kaum zugehört. Sie ſchien in tiefe Gedanken verſunken und erwachte jetzt wie aus einem Traume.

Alſo ſie iſt ſo aufgeweckt! — Wie alt iſt ſie jetzt?

Acht und ein halbes Jahr, etwas darüber; ein liebes, gutes Kind. Aber wenn ihr Vater, der kleine Bucklige, ſtirbt, was ſoll dann aus ihr werden?

Gott wird ſchon helfen — erwiderte die Patronin, Gott wird ſchon helfen, Mutter Grete.

Es war an einem Herbſtabend; die Kinder hatten ihre Spiele beendigt, der ſchwarze Klint, ein kahler, nur mit einem gräulich-weißen Mooſe ſpärlich bekleideter Felſen blickte über den Kiefernwald, vor welchem ſich die Wieſe wie eine grüne Matte ausſtreckte, und erglühte von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Vom Walde her hörte man Glocken klingen, denn das Vieh wurde nach Hauſe getrieben. Der Wind wehte warm und mild über die Gräſer, bewegte die hängenden Zweige der Birken und verlor ſich weiter im Schweigen des Waldes.

Das Spiel war zu Ende, die Kinder hatten ſich auf den Heimweg begeben.

Im Stordal war es recht ſtill geworden. Mutter Grete ſaß allein in ihrer Hütte, aus deren zerbröckelndem Schornſtein der hellblaue Rauch in die Abendluft aufſtieg. Nun ſeien alle Kinder zu Hauſe, meinte ſie. Aber es ſaßen auf dem Grasplane hinter einem Buſche noch ein Knabe und ein Mädchen, er bitterlich weinend, während ſie freundlich lächelnd ihn zu tröſten ſuchte und dann und wann mit ihrer Schürze die Thränen von ſeinen Wangen trocknete.

Ei was, Anders, ein Junge muß nicht weinen! Siehſt du, ich weine niemals. — Sieh her, Anders, ſetzte ſie hinzu und richtete ſeinen Kopf auf, ſieh mich an! Und dabei blickte ſie ihm ſo herzlich und tröſtend in die Augen, daß er die Arme um ihren Hals ſchlang und ausrief:

Anna, liebe Anna, ach wenn ich doch ſo glücklich wäre wie du! Dabei brach er wieder in Thränen aus und ſchluchzte ſo heftig, daß das Mädchen ihm wieder die Backen trocknen mußte.

Glücklich, ja — gewiß bin ich glücklich. Mein Vater fühlt ſich wieder friſch und geſund wie früher, und wir haben, Gottlob, Alles, was wir brauchen, ſo wenig das auch iſt. Aber morgen ſoll ich in den Hammer gehn, und mein Vater kommt mit, und da giebt es zu eſſen! — Aber du kannſt auch ein ordentlicher Menſch werden, wenn du nur tüchtig lernſt und recht fleißig biſt.

Der Knabe hörte plötzlich auf zu weinen, legte ſeine beiden Hände auf ihre Schultern und blickte ſie ernſt an.

Lernen? — Ja, das läßt ſich leicht ſagen! — Weißt du, ich möchte ſchon lernen. Aber ich habe für meine Mutter zu ſorgen und das koſtet Zeit.

Ja, das iſt mir nichts Neues, du haſt keine Zeit, armer Anders — erwiderte das Mädchen etwas verlegen, daß ſie ihrem Freunde Unrecht gethan; aber etwas beſſer könnte es doch gehn — fügte ſie hinzu, ſchon um das letzte Wort zu haben.

Aber was ſoll ich jetzt thun? — Schon drei Tage ohne Nahrung! — Nein, nein, ſie ſtirbt vor Hunger, und doch giebt ſie nicht zu, daß ich die Leute für ſie um eine Gabe bitte.

Ach du mein Gott, du ſollſt etwas von uns bekommen, erwiderte das Mädchen; doch — nein — das geht nicht an. Das Meiſte hat der Großvater für ſeine Holzſchuhe eingetauſcht, da können wir nichts davon verſchenken. — Ach, Anders, ich weiß keinen Rath!

Ja, das weiß ich. Seit die Frau Bertil in Framberga todt — ſie ſtarb vor einem Monat — habe ich Niemand, den ich um etwas bitten könnte. Mit der Frau Bertil war das etwas Anderes, die hatte bei meiner Mutter Gevatter geſtanden. Ach mein Gott, jetzt liegt ſie zu Hauſe, hat nichts als Waſſer und wird von Tage zu Tage ſchwächer. Vielleicht ſtirbt ſie vor Hunger, ehe ich wieder zu ihr komme und ihr das Stückchen Brod bringe, das du mir immer von dem deinen giebſt!

Schäme dich ſo zu ſprechen! fiel das Mädchen ein, du mußt Gott vertrauen, er giebt dir, wenn du es am wenigſten erwarteſt. Er kann dir helfen, ja, das kann er, und nur er. Du darfſt nicht betteln, da deine Mutter es dir verboten hat; und iſt es bis heute nicht immer gut gegangen? Blick auf! Sieh mich an! —

Wenn Anna ihren kleinen Schulkameraden aufforderte, ſie anzuſehn, ſo geſchah dieſes allerdings nicht ohne Rückſicht auf ihre blauen Augen, von denen ſie überzeugt war, daß er aus ihrer lichten Tiefe ebenſo Troſt und Ruhe holen werde, wie der Fiſcher die koſtbarſte Perle aus der Tiefe des blauen Meeres.

In der That wurde er ruhiger und ſagte:

Aber was ſoll ich thun? — Es kommen keine Vögel mehr in die Schlingen; kein Eichhörnchen läßt ſich fangen, obwohl ich ſie mit Nüſſen locke. Die ſind dieſes Jahr auch nicht gerathen, und die Kartoffeln haben wir ſchon vom Felde aufgegeſſen. Nichts im Walde, im Waſſer oder in der Luft, was ich bekommen könnte, und meine Mutter verhungert!

Bekommſt du denn keine Fiſche?

Nein! — Natürlich — wer ſie recht nöthig hat, bei dem beißen ſie nicht an. Schon als ich für Mutter Grete angelte, wollte keiner anbeißen. Auch wage ich nicht bis an den See zu gehen, denn der Alte — ſagen ſie — duldet nicht, daß man in ſeinem See fiſcht.

Der alte Ola? — Ja das iſt ein finſterer Menſch, und böſe genug ſieht er aus mit ſeinen blutrothen Augen und den ſtruppigen Augenbrauen, die wie langes Bartmoos auf einem Strohdache — ja wahrhaftig, wie ſolche Bärte, ihm über die Augen hängen.

Ja, das hilft nichts, die Fiſche können nicht den Eiſenhammer vorbei, ſagte Mutter Bertil. Früher war das anders, da gingen die Lachſe bis weit hinauf. Aber das war noch in ihrer Jugend, bevor der Hammer angelegt war. Es ſoll allerdings wider Geſetz und Recht ſein, einen öffentlichen Strom, eine ſolche „Königsader" zu ſperren — ſagt Lill Pelle in Storvik, der die Gerichtsherrn fährt und ſich aufs Recht verſteht.

Ich meine, du gehſt zu dem See hin. Schlimmeres kann doch nicht geſchehn, als daß der Ola aus ſeiner Hütte kommt und dich fortjagt.

Freilich, das wäre nicht ſo ſchrecklich. Aber, weißt du, er wacht wie ein Drache auf ſeinem Schatze und iſt da, bevor ich noch die Angel auswerfe.

Thut nichts, gehe nur dieſen Abend dorthin und verſuche dein Glück. Gewiß liegt dann der Alte und ſchläft, die Fiſche ſind aber eben ſo gut für dich wie für ihn da. Auch hat er kein größeres Recht auf den See wie alle Leute, ſo ſagte der Großvater noch vorgeſtern.

Mein Glück verſuchen? — rief der Knabe aus und ſchüttelte mit dem Kopfe, ach, das iſt es ja eben, ich habe kein Glück!

Das werden wir ſogleich ſehn! erwiderte das Mädchen; ſo, jetzt die Augen aufgemacht und geſucht! — Findeſt du einen Vierklee, ſo haſt du Glück! Komm, wir wollen ſuchen!

Sofort ſprang Anna auf und ſuchte. Das Beiſpiel wirkte — Anders fing gleichfalls im Graſe zu ſuchen an, — lauter Dreiklee! Nein, Anna, es lohnt nicht! — rief er.

Wer ſucht, der findet! lautete die Antwort; und ſie ſuchten weiter.

Da riefen Beide faſt in Einem Augenblick aus: Sieh her, ich habe einen — und liefen auf einander zu.

In der That hatte Jedes einen Vierklee gefunden. Der Knabe ſah ſehr glücklich aus. Dieſe vier Blätter, welche auf dem Stengel in ſeiner Hand ſchwankten, erfüllten ihn mit einer wunderſamen Ruhe. Kaum traute er ſeinen Augen, da auch Anna mit triumphirender Miene ihren Vierklee in die Höhe hob und ſagte: Siehſt du nun, daß wir Glückskinder ſind? — jetzt geh nur gleich zum See und angle in Gottes Namen, ſo bekommſt du Fiſche; aber denke an Gott und nicht an die Waſſerfrau, dann iſt nichts zu fürchten.

Mit dieſen Worten ſprang Anna auf dem kleinen Steige dem Walde zu, und Anders folgte ihr. Die Dämmerung hatte ſchon begonnen, und im Walde war es vollkommen dunkel; aber ſie eilten trotzdem raſch weiter bis zum Scheidewege. Hier ſchöpfte das Mädchen einen Augenblick Athem und ſagte:

Ich muß ſehen, ob du wirklich angeln gehſt, damit deine Mutter morgen etwas zu eſſen hat.

Meinetwegen, und da ich den Vierklee gefunden —

Auch mir zu Liebe, Anders! — Gute Nacht!

Der Mond beſchien ſchon die Myrkärshütte, die paar Scheiben des kleinen Fenſters und die weißen Brettchen, welche die Stelle der fehlenden einnahmen. Anders ging hinein, begrüßte ſeine Mutter und ſagte:

Denkt Euch, Mutter, ich habe einen Vierklee gefunden. Er wollte ihr gerne etwas Tröſtliches ſagen und wußte nichts Beſſeres. Anders' Mutter ſeufzte leiſe und erwiderte nichts als:

Gott gebe dir Glück, mein liebes Kind.

Ich will heute Abend angeln gehen, vielleicht beißen ſie jetzt beſſer an; auch ſagte Anna, es ſei nicht verboten, im See zu angeln, denn die Fiſche darin gehör-

Ein feſter Fels der Treue, wank' ich nimmer,
Wie rings auch Wind und Welle mich bedroht;
Im Sonnenſchein und unter Donnerſtreichen
Werd' ich niemals von meiner Stelle weichen.

### 62.

Eh' wird ein bleiern Werkzeug noch gefunden,
Das bildend auf den Demant wirken mag,
Eh' meines Herzens Feſtigkeit verſchwunden
Vor Amors Zorn, vor des Geſchickes Schlag;
Den wilden Fluß ſiehſt du zurückgewunden
Zum höchſten Alpengipfel, eh' ein Tag,
Sei hold das Glück mir, oder mir entgegen,
Mir die Gedanken anders ſoll bewegen.

### 63.

Dir, Rüd'ger, hab' ich die Gewalt gegeben,
Wohl mehr als andre glauben, über mich.
Ein Volk, das ſeinem neuen Fürſten eben
Geſchworen hat, iſt treuer nicht als ich,
Und minder darf kein Fürſt in Sorgen ſchweben,
Als du, ob Aufruhr nicht ſein Land beſchlich.
Auch brauchſt du nicht mit Gräben oder Thürmen
Es gegen einen Andern zu beſchirmen.

### 64.

Und du bedarfſt auch nicht bezahlter Leute:
Kein Angriff ohne kräft'gen Widerſtand!
Dem Reichthum werd' ich nimmermehr zur Beute,
Kein edles Herz verkauft ſich ſolchem Tand.
Kein Adel lockt, kein Reif mich auf die Seite,
Des leichtbethörten Pöbels Augenband,
Und keine Schönheit, die bei ſchwachen Seelen
So viel vermag, wird mir die deine ſtehlen.

ten Jedermann und nicht bloß dem alten Ola – ſagte ſie.

Ach, du wirſt keine bekommen, mein Kind, doch gehe, wenn du willſt.

Der Knabe nahm ſeine Angel aus der Vorſtube, ſchloß die Thüre und begab ſich auf den Weg.

Man konnte nicht leicht etwas Düſtreres finden, als den kleinen Waldſee, zu welchem jetzt Anders im Mondſcheine ging. Der dunkle Wald, der ihn umgiebt, ſenkt ſich tief hinab bis zu dem Waſſerſpiegel, in welchen die ſeltſam geformten Wurzeln tauchen, während die Kronen der Bäume ihn beſchatten. An einer Stelle, die einigen Raum gewährte, ſtand eine kleine Hütte, ungefähr in demſelben Stil wie die Myrkärshütte.

Man kann aus einem Gebäude ebenſo auf den Charakter ſeines Erbauers wie ſeines Bewohners ſchließen. Ein großes Haus mit vielen Zimmern, welches das ganze Jahr leer ſteht, gehört gewöhnlich Leuten, die entweder höher hinaus wollen, als die Schwingen tragen, oder es ſich im Alter bequem machen wollen, indeſſen niemals alt genug werden, um ſich dafür zu halten und ſich ihres Beſitzes zu erfreuen. Ein Haus mit ſo vielen Räumen, als die Familie gerade braucht, um bequem zu leben, verräth Ordnungsſinn und Vertrauen auf das Walten der Vorſehung. Ein kleiner viereckiger Raum aber mit einer Thüre ohne Schloß und Riegel, bloß mit einer hölzernen Klinke, einigen kleinen Scheiben ſtatt der Fenſter, einem Kamin, einem

Schrank, einer Bank, einem Spinnrocken, daneben ein Geſangbuch und eine irdene Schüſſel auf dem Brett, alles indeſſen weiß geſcheuert und ſauber — in einer ſolchen Hütte, wie beiſpielsweiſe die Myrkärshütte, die Wohnſtatt der Armuth und der Zufriedenheit, ſo enge, ſo ungeſchützt und doch ſo heimlich mit ihrer niedrigen Decke, da weilen weder bleiche Furcht, große Anſprüche, noch Hochmuth, da vergeht ein Tag wie der andere; denn die Hoffnung geht an ihr vorüber, aber auch die quälende Erinnerung.

In einer ſolchen Hütte wohnte der Fiſcher Ola, der mit Keinem umging, Keinen brauchte und Etwas Abſtoßendes und Mürriſches hatte. Eigentlich wußte Niemand von ihm etwas Böſes zu erzählen, ein Jeder nahm aber an, daß er ein ſchlechter Menſch ſei. Denn er ſprach faſt mit Niemand, war überdies verdrießlich und aß ſeine Fiſche ſelber auf, wenn man ihm den geforderten Preis nicht bewilligen wollte. Ueberdies war er ſchon darum ſeinen Nachbarn beſchwerlich, weil dieſe gerne aus dem Gemeindewalde ihr Holz holten, Ola aber nicht ſelten gegen ſie Zeugniß ablegte. Denn der Alte war draußen früh und ſpät, fiſchte in allen Waldtümpeln und traf die Herrſchaften immer gerade dann an, wenn ſie bei voller Arbeit waren. Man hatte ihm gedroht, Geld geboten, es half aber nichts. Der alte Ola beſaß die Stärke eines Bären und führte überdies ſtets einen gewaltigen Knüttel mit ſich, ſo daß es ſeine bedenkliche Seite gehabt hätte, ihn anzugreifen. Auch verſchmähte er hartnäckig, was man ihm etwa anbot, um ſein Schweigen zu erkaufen; ja er trieb, wenn er als Zeuge vor Gericht ſtand, die Rückſichtsloſigkeit ſo weit, daß er ſelbſt dieſe Verſuche zu den Ohren des Richters brachte. Ola blieb auch dem Scherze unzugänglich; ſolche Menſchen werden aber immer mißtrauiſch angeſehen. Im Uebrigen kümmerte er ſich nichts um die ganze Welt, lebte einſam, unverheirathet und hatte endlich ſeinen Hof, mit Ausſchluß der kleinen Hütte am See, veräußert. Obwohl keines Menſchen Freund, war er doch auch nicht gerade eines Menſchen Feind, ſchien ſich um Keinen zu kümmern, wenn man nur ihn in Ruhe ließ, bat um keinen Rath und gab keinen. Den Kindern erſchien er als ein leibhaftiges Schreckgeſpenſt und nicht ohne Grund. Denn ein paar grimmigere Augen, als die beiden tiefen bluthrothen Höhlen, aus welchen er die Welt betrachtete, konnte man ſich ſchwerlich vorſtellen. Da hiezu noch ſeine ſtruppigen Augenbrauen kamen und ſeine finſteren Züge, konnte es nicht Wunder nehmen, wenn die Kinder ſich vor dem ſeltſamen Manne fürchteten, der überall und nirgends, von der ganzen Welt geſchieden, in dem ſchweigſamen Walde lebte, neben dem dunklen See, worin die Waſſerfrau mit ihren Trollen im Herbſtnebel tanzte und mit den Goldfiſchen in der unergründlichen Tiefe ſpielte. Denn „unergründlich" war er natürlich, da man mit der „längſten Stange" nicht den Boden zu erreichen vermochte.

Anders fühlte ſich daher nicht ganz behaglich, als er an dem Septemberabende um eilf Uhr, ſeine Angel auf der Schulter und die Schachtel mit Würmern auf der Bruſt, durch den Wald wanderte und nur das Geſchrei des Uhu's vernahm, welcher in der Ferne zwiſchen Felsſtücken und Trümmern kauzte, oder in der Dunkelheit einen entrindeten Baum erblickte, der ſeine Geiſterarme gegen den Himmel ſtreckte. Der helle Mond ließ die einzelnen Gegenſtände in dem dunklen Walde nur noch unbeſtimmter und unheimlicher erſcheinen, indem er bald einen ſpukhaften Baumſtubben, bald ein wunderliches Felsbild mit ſeinen Strahlen traf.

Der Knabe eilte indeſſen unerſchrocken weiter und ſtimmte zuweilen ein munteres Lied an, um die Furcht zu bannen; doch dämpfte er ſeine Stimme, wenn er des alten Fiſchers gedachte, der ihm ja nahe ſein konnte, — vielleicht hinter jenem Baume — vielleicht unter dem Buſche verſteckt, wo es ſo finſter war, — vielleicht überall, unſichtbar, ſpurlos; und wenn Ola ihn merkte, ſo gäbe es keine Fiſche, und auf den Fiſchen beruhte doch ſeiner Mutter Leben.

Der ſchmale Steig, der hinauf und hinab durch den Wald führte, öffnete ſich endlich; durch die hängenden Zweige glänzte der mondbeſchienene See, und nicht lange, ſo ſtand er an ſeinem Ufer, ſprang barfuß wie er war über Steine und Baumwurzeln, umgefallene Bäume und hinabgerutſchte Stubben bis zu einer kleinen Bucht, wo er die Barſche zu Mutter Grete's Geburtstag gefangen hatte. Aber damals war es noch Hochſommer geweſen und der Himmel hell und klar, ſtrahlend im wunderbaren Lichte der nordiſchen Sommernacht. Jetzt kam dagegen der Schein nur von Einem Punkte, dem Monde, und darum legte ſich ein dunkler Schlagſchatten über das Ufer und breitete ſich weiter über den See, welcher einem Spiegel in einem altmodiſchen, geſchnitzten Ebenholzrahmen glich.

Vorſichtig ſchaute Anders ſich um nach der Hütte des Fiſchers. — Alles finſter. Entweder ſchlief der Alte, oder war da draußen im Walde, denn ſeine Netze hingen auf ihren Geſtellen; er hatte ſie alſo nicht im See ausgelegt.

Die ganze Umgebung hätte ſonſt wohl die Phantaſie des Knaben mächtig erregt, aber der Vierklee, den er in ein Papier gelegt und in ſeinen Buſen geſteckt hatte, diente ihm als ein Talisman wider alles Böſe. Er warf deßhalb ſeine Angel aus, ſaß ruhig und hoffnungsvoll und wandte kaum einen Blick von dem kleinen Kork mit der Federſpule, welcher auf der ſtillen Waſſerfläche leicht auf- und niederſchwebte. Aber kein Biß. Er zog die Angel herauf, beſchaute den Köder, — er war unberührt. Bis dahin hatte kein Fiſch geruht, auf die Einladung des armen Knaben anzubeißen. Anders wurde, je tiefer der Mond ſank, mehr und mehr unruhig. Der Vierklee hatte alſo nichts bedeutet. Anna's Wahrſagung, die ihm ſo viel Muth und Kraft eingeflößt, war nichts als eine Einbildung geweſen!

Er wechſelte ſeinen Platz; jetzt im Schatten, jetzt neben dem Röhricht. Zuletzt wagte er ſich ſogar in das volle Mondlicht. — Alles umſonſt.

Umſonſt — kein Fiſch wollte anbeißen. Es ſchien ihm, als wären alle die lebendigen, ſpringenden Fiſche von der mächtigen Waſſerfrau in einen Zauberſchlaf verſenkt. — Endlich war ſeine Geduld zu Ende. Vielleicht verſtand der liebe Gott, dem es ja ſo bekannt, was er brauchte und daß Hunger und Tod zu Hauſe drohten, ſeine Worte, und ſo rief er laut:

Lieber Gott, du weißt, daß meine Mutter krank iſt und Nahrung braucht — ſonſt ſtirbt ſie — ſeit drei ganzen Tagen hat ſie nichts gehabt als Waſſer. — Lieber Gott, ſteh mir bei, daß ich einen Fiſch bekomme, nur einen kleinen, einen ganz kleinen — ich will dir auch ſo von ganzem Herzen danken! —

Kein Biß — Alles ſtill. — —

So ſaß er noch eine lange Zeit — indeſſen ohne Erfolg. Endlich begann er zu weinen, laut und bitterlich. Bald trat der Mond hinter die Bäume des Waldes, und dann war jede Hoffnung verloren. Schon umfing ihn ſelber der volle Schatten. Da plötzlich ein Zucken an der Schnur — er zog ſie herauf — ein großer glänzender Fiſch erſchien über dem Waſſer, ſchlug mit dem Schwanze und — fiel zurück; — die Schnur hatte ſich gelöſ't, ſein Angelhaken war fort, der einzige, den er beſaß, ein koſtbarer engliſcher Haken; einen ſolchen bekam er nicht wieder.

Da kam die Verzweiflung über ihn, er weinte nicht mehr, er begab ſich nur noch ſtumm und düſter auf den Rückweg.

Um auf den Steig zu kommen, mußte er an Ola's Hütte vorüber. Jetzt brannte ein Feuer darinnen; er war alſo heim.

Ach, ſeufzte der Knabe, wenn der Fiſcher ein Menſch wäre und ein Herz hätte, dann würde ich ihn um ein paar Fiſche bitten; aber es lohnt nicht!

Er ſetzte alſo ſeinen traurigen Weg fort und war nicht weit den Waldſteig gegangen, als er neben einem Steine im Mondlichte etwas Glänzendes wahrnahm, das ſich zu bewegen ſchien. Er ging darauf zu, und ſiehe, da zappelten vier der allerſchönſten Barſche, als wären ſie ſo eben aus dem Waſſer gezogen.

Gott Lob und Dank! — rief er außer ſich vor Freude, nahm ſie auf und legte ſie in ſeinen zerriſſenen Strohhut. Und ſchon war er auf dem Wege nach Hauſe und ſprang den Hügel hinauf, als ihn plötzlich der Gedanke durchfuhr: Aber die Fiſche hat offenbar der Ola dort hingelegt, ſie gehören alſo nicht mir! Aber Ola iſt ein ſchlimmer Menſch, er giebt ſie dir nicht, wenn du ihn darum bitteſt, erwiderte die Noth, um das Gewiſſen zum Schweigen zu bringen.

Unrecht Gut gedeiht nicht, antwortete das Gewiſſen.

Nein, nein, es iſt kein Segen dabei, ſagte Anders halb für ſich und kehrte um. Vielleicht hatte der Alte ſie auch weggeworfen; oder es hatte ſie Einer aus dem

Fiſchkaſten geſtohlen, war aber mit dem Raube nicht weit gekommen. Alſo war es nicht genug, wenn er die Fiſche wieder an ihren Platz legte; er mußte jedenfalls den Alten davon in Kenntniß ſetzen, und ach — vielleicht ſchenkte Der ſie ihm doch!

Mit klopfendem Herzen näherte er ſich alſo der Hütte des ſchrecklichen Mannes. Das Feuer war aus, nur von den Kohlen im Kamin kam noch ein rother Schein und leuchtete durch die Scheiben des Fenſters. Offenbar ſchlief der Alte bereits.

Anders klopfte trotzdem an das Fenſter und rief:

Vater Ola, Vater Ola!

Wer iſt da? ließ ſich eine rauhe Stimme drinnen hören, läßt man einen nicht einmal mitten in der Nacht in Ruhe?

Ich bin's, Vater Ola, nehmt's nicht übel, ich fand im Walde vier Barſche und wollte nur fragen, ob es Eure wären, Vater Ola; ich habe ſie hier in meinem Hute!

Meine? — Ich habe keine Fiſche im Walde! — Haſt du ſie gefangen, ſo behalte ſie!

Gott ſei Dank! jubelte der Knabe im Stillen, fügte aber laut hinzu:

Dank! Tauſend Dank, Vater Ola!

Er wollte eben davonſpringen, als der Fiſcher Ola, größer und entſetzlicher als ſonſt, dicht neben ihm ſtand, ſeine ſchwere Hand auf ſeine Schulter legte, ihn mit ſeinen tief liegenden Augen betrachtete und fragte:

Für wen fiſcheſt du, Junge?

Für meine Mutter, die ſo krank iſt und ſeit drei Tagen nichts gegeſſen hat.

So! — Für deine Mutter — hm — du ſollteſt dir wohl etwas ehrlich verdienen und nicht in meinem Waſſer fiſchen. Denn ich bezahle dafür jährlich zwei Thaler an den Fiscus — hm — laß mir das hübſch bleiben, — ehrlich währt am längſten!

Das hab' ich wirklich nicht gewußt, — ach verzeih, lieber, kleiner, guter (lauter Epitheta, die hier nicht recht angebracht waren), lieber, kleiner, guter Vater Ola!

Ach — Schnack — hm — kannſt du dir nicht mit Arbeit, ehrlicher Arbeit was verdienen?

Wer giebt mir wohl welche? Ich bin ja noch ſo klein.

Verſtehſt du Netze zu knitten — oder willſt du es lernen?

Freilich!

Nun, da kannſt du dann und wann herkommen und mir dabei helfen, da bekommſt du dann auch ein kleines Gericht Fiſche für deine Mutter! — Aber nun packe dich! — So! — doch verliere die Fiſche nicht! Der Hut hat ein Loch!

Ach nein, ich will ſchon darauf achten! — Darf ich morgen wiederkommen?

O ja! Komm wann du willſt!

Nach Hauſe ging es nun ſo raſch als die Finſterniß es geſtattete. Anders fühlte ſich ſo glücklich, ſo von Herzen ſelig. Und es waren vier Fiſche, gerade vier, als hätten ſich die Blätter des Vierklees in eben ſo viele Barſche verwandelt. Der Morgen dämmerte bereits, als er heim kam. Die Mutter ſchlief, erwachte aber bald bei dem Scheine des praſſelnden Feuers im Kamin.

Wie, haſt du etwas zu kochen, Anders? fragte ſie.

Ja, Mutter, Fiſche! Vier Stück! — Nein, bloß zwei, denn die beiden andern habe ich aufgehoben. — Ich habe auch mit dem Fiſcher Ola geſprochen und ſoll für ihn Netze knitten, und dafür bekommen wir ſo viele Fiſche als wir brauchen. Nun, Mutter, ſollſt du wieder geſund und kräftig werden, du wirſt ſehen, ich werde hoffentlich auch ein tüchtiger Kerl werden!

Gott gebe es, Anders!

Ja, das ſollſt du noch erleben! — Und wenn ich erſt groß bin, dann wirſt du bei mir am Weihnachtstiſche ſitzen und gebratene Fiſche eſſen und Milchgrütze, und Alles ſo ſchön haben. Und wir werden dich auf einen goldenen Stuhl ſetzen, das heißt, wenn du nicht gehen kannſt, und dich hineintragen. Denn es ſchadet nichts, wenn die Eltern auch nicht gehen können, wenn ſie nur Kinder haben, die für ſie ſorgen.

Jetzt, fuhr er in ſeiner Freude fort, ſollſt du auch ſehen, wie es mit dem Lernen gehen wird; denn nun brauche ich bloß zum Ola zu gehen und an den Netzen zu arbeiten. Und da bekommen wir Fiſche, und da hat alle Noth ein Ende!

65.

Von keinem Andern drohen dir Gefahren,
Daß er dieß Herz umprägt mit neuem Schlag.
Dein Bildniß werd' ich ewig d'rin bewahren,
Das zu vertilgen keine Macht vermag.
Daß es nicht wächſern ſei, hab' ich erfahren,
Da es dem Meißel nicht ſogleich erlag
Und Amor hundert Schläge führen mußte,
Bis er dein Bild darein zu prägen wußte.

66.

Das Elfenbein und was von harten Steinen
Schwer iſt zu meißeln, mag in Stücke gehn;
Doch nimmer wird ein Bild daraus erſcheinen,
Zuwider dem, was man zuerſt geſehn.
Dem Marmorſtein kann wohl mein Herz ſich einen,
Und andern, die dem Stahle widerſtehn:
Weit eher kann es Amor ganz zerſtücken,
Als andern Reiz in dieſe Formen drücken. —

67.

Viel andre Worte fügt ſie dieſen bei,
Die ihn mit Troſt, voll Lieb' und Treue, laben,
Um ihm das Leben tauſendmal auf's Neu'
Zu ſchenken, wär' er tauſendmal begraben.
Doch wie die Liebe ſchon, vom Sturme frei,
Im Hafen alle Hoffnung glaubt zu haben,
Da wirft ein neuer Sturm im Augenblick
Vom Ufer fern ſie in das Meer zurück.

68.

Denn Bradamante, die in dieſen Nöthen
Noch mehr vollbringen will, als ſie verhieß,
Die ihren alten Muth zu Hülf' erbeten,
Und jede Rückſicht ferne von ſich ſtieß,

An dieſem Morgen ging die Sonne groß und ſtrahlend auf. Gerade zu derſelben Zeit, da Anders ſein einfaches Mahl auftrug und das Stückchen Brod, welches er von Anna erhalten hatte, neben den Teller ſeiner Mutter legte, rüſtete ſich auch Klein-Anna, um in Gemeinſchaft mit ihrem Vater zu dem Eiſenhammer zu wandern. Der kleine Uhrmacher ſollte nämlich an der Front des Hauſes eine alte Uhr, welche das ganze Jahr hindurch falſch zeigte, in Ordnung bringen. Dieſe Uhr erinnerte in etwas an einen alten Schriftſteller, der fortdauernder Erklärungen und Berichtigungen bedarf. Jetzt aber war ſie gänzlich ſtehen geblieben, ſo daß die Leute nicht einmal die Genugthuung hatten, zu wiſſen, was die Uhr nicht ſei. Der kleine Meiſter hatte ſich mit ungewöhnlicher Sorgfalt gekleidet, denn er trug einen alten ſchwarzen Ueberrock, einen ſogenannten Bonjour, welcher vor zwanzig Jahren einmal neu geweſen, jetzt aber verſchoſſen und fadenſcheinig geworden war, weniger durch den Gebrauch, als durch das viele Ausklopfen und Abbürſten. Dazu kam eine ſchwarze Sammetweſte und ein weißes Halstuch, aus deſſen Enden Anna eine große, prächtig aufgeblühte Roſe gebunden hatte. Auch Anna ſtand ſauber und zierlich gekleidet und mit rothen Backen neben ihrem ſchweigſamen Vater, der ſein ſpaniſches Rohr von der Wand nehmend ſagte:

Jetzt wollen wir gehen, Anna.

Gott ſei mit euch! ſprach Flink, der an dieſem

Morgen mit ſeinem rechten Fuße zuerſt aus dem Bette geſtiegen und daher guter Laune war, Gott ſei mit euch! Aber ich halte nichts von der Reiſe und fürchte, die Klarinette (ſo pflegte er nämlich die Patronin zu nennen) könnte Unkraut unter den Weizen ſäen. — Nun, geh mit Gott, Kind!

Der Alte war faſt gerührt, und das erſchien um ſo wunderlicher, als ſonſt keinerlei Empfindungen der Art an ihm zu bemerken waren. Die Patronin hatte Anna eingeladen, ganz ſpeciell gebeten, darum war ſie die Freude ſelbſt. Und mit den Kindern iſt es in der Beziehung auch ganz anders als mit alten Leuten. Jene denken an die feſtliche Aufnahme, an all die ſchönen Gerichte, die ihnen zu Theil werden ſollen, kurz an einen ganzen Sack voll Freude, während alte Menſchen eine Einladung faſt mit Mißmuth entgegennehmen.

Die Patronin empfing die beiden Ankömmlinge äußerſt gnädig. Sie führte Anna ſofort in ihre Zimmer, während der Uhrmacher die dunkle Treppe zu der Uhr hinaufſtieg. Dieſe Zimmer mit den feinen Tapeten, den großen Spiegeln an den Wänden und den Glaskronen an den Decken erſchienen dem Kinde herrlich wie der Himmel. So hatte ſie ſich die Wohnung der Engel und der guten Geiſter vorgeſtellt; überall Sonnenſchein, Gold und Kryſtallglanz!

Die Patronin ſprach viel mit ihr. Man kann ſich aber auch leicht mit einem Kinde unterhalten, das von Jugend auf gewöhnt iſt, für ſich zu ſorgen und zu denken, oder gar für Andere zu denken, wie Anna und ihr Freund Anders. Bei ſolchen in der Schule der Nothwendigkeit erzogenen Kindern trifft man oft eine Fähigkeit, ſcharf zu denken, einen Vorrath an Wiſſen, den ſie von tauſend Enden geſammelt und in ihrer klaren und friſchen, noch nicht geſchwächten Erinnerung aufbewahrt haben, einen Vorrath, von dem Kinder, welche nicht die Nothwendigkeit zur Lehrmeiſterin gehabt, kaum etwas wiſſen.

Kleine arme Kinder ſchlagen ſich oft auf eigene Hand durchs Leben, in einem Alter, da die reichen nicht ohne Aufſicht aus dem Hauſe gelaſſen werden dürfen. Freilich iſt es mit dieſer ſchnellen Entwicklung bald zu Ende. Selten entfalten ſich die geiſtigen Kräfte ſolcher Kinder weiter, als ſie ſchon im achten oder zehnten Jahre waren. An Erfahrungen werden ſie reicher, aber die Fähigkeit, dieſelben zu verbinden und daraus Schlüſſe zu ziehen, wächſ't nicht mit den Erfahrungen. Darum zehrt der Arme bis an ſein Lebensende meiſt von denjenigen Ergebniſſen, welche er ſich im Alter von zehn Jahren aneignete. Und wie ſollte es auch anders ſein? Die Noth bleibt ja immer dieſelbe, die Hülfe immer dieſelbe; ſchwer drückt auf ihnen die Entſagung, und die große Wunderthäterin Geduld muß ihren Stab ebenſo der Jugend leihen wie dem Alter.

Es war daher keineswegs wunderbar, wenn Klein-Anna mit ihrer Schlagfertigkeit, ihrer Naivetät, ihren „reizenden Raiſonnements“ die Patronin vollkommen bezauberte; denn dieſe zog natürlich die Kinder ihres Umgangskreiſes zur Vergleichung heran. Auch hatte ſie ſich förmlich vorgenommen, an dem Kinde Gefallen zu finden; denn ſie verfolgte einen Plan, einen großen Plan, den nämlich: Anna an Kindes Statt anzunehmen. Wer da glaubt, daß Anna die Lücke ausfüllen ſollte, welche der Tod des Affen geriſſen hatte, wird nicht gerade irre gehen. Die gute Patronin freilich dachte nicht daran, daß ihre Liebe zu dem Kinde ſich aus dieſer Quelle herleite. Sie fühlte eine gewiſſe Beklemmung, eine Einſamkeit und Leere; hatte ſchon der kleine Job mit ſeinen Grimaſſen und luſtigen Sprüngen ſo manche Stunde ihres einförmigen Lebens ausgefüllt, wie viel mehr nicht ein Kind! Gab es ein beſſeres Spielzeug?

Sie empfand daher eine aufrichtige Freude, als ſie Klein-Anna beobachtete, wie dieſe durch die eleganten Zimmer lief und mit großer Neugier in den Kupferwerken auf dem Albumtiſche blätterte.

Möchteſt du gern hier bleiben? fragte die Patronin freundlich.

Anna wurde aufmerkſam, ſie dachte an den Vierklee.

Ei freilich, das möchte ich, aber wer würde da meinem Vater helfen?

Aber wenn wir es ſo einrichten, daß wir ihm Hülfe zukommen ließen, daß er keine Noth leiden müßte.

Ja — ach ja, da wollte ich, — aber, — fügte Anna hinzu, ich muß ihn von Zeit zu Zeit beſuchen dürfen, ſehen, wie es ihm geht. Denn Vater kann ohne mich gar nicht beſtehen, und Großvater kocht ſo ſchlecht und macht meinem Vater Alles verkehrt.

Das ſollſt du, mein Kind, und ſogar zu Wagen, wenn ich und mein Mann nämlich in die Kirche fahren, da kannſt du rückwärts ſitzen, wird das nicht ſchön ſein?

Ach, wunderſchön, erwiderte das Mädchen, während ihre Augen leuchteten.

Die Patronin hatte ſchon früher die Angelegenheit mit dem Patron erörtert, und eigentlich war er es, welcher ſeine Frau, ohne daß ſie es merkte, auf den Gedanken brachte. Er hatte dabei in der That die Schlauheit eines Diplomaten entwickelt. Anna ſollte eine Art Blitzableiter ſein für die erdrückende Liebe ſeiner Gattin. Mindeſtens hoffte er, daß ſo und ſo viele Taſſen Fliederthee, verſchiedene Fußbäder und ein ganzer Scheffel Verhaltungsregeln auf das Kind übertragen werden würden. Anna mußte mithin nothwendig einen Theil ſeiner Bürde übernehmen und ihm einen Theil jener angeborenen Freiheit, „welche Gott einem jeden ſeiner Geſchöpfe beſtimmt hat“, wiedergeben.

So nahm denn auch der Patron das Kind mit aufrichtiger Freude auf. Als der Uhrmacher von ſeiner Höhe herabſtieg, war die Sache bereits ausgemacht und erfuhr von Seiten des Vaters natürlich nicht den mindeſten Widerſpruch. So manche Nacht hatte er in ſeinem Bette geſeſſen und Gott gefragt: Was ſoll aus dieſem Kinde werden? — Er glaubte jetzt die Antwort auf ſeine Frage zu hören.

Die Patronin, immer eigenwillig und zu ſchnellen Entſchlüſſen geneigt, wünſchte, daß Anna ſofort da bliebe. Auch dieſes wurde genehmigt. Hatte ſie doch ihre beſten Kleider an, und das Uebrige ließ ſich leicht in einem Bündel mit den Leuten ſchicken, die zur Kirche gingen.

Anna blieb frohgemuth. Nur als ihr Vater gehen wollte, erfaßte ſie plötzlich eine unerklärliche Angſt; ſie ſchlang die Arme um ſeinen Hals und wollte nicht zurückbleiben. Sie weinte und bat, ſie mitzunehmen, wenn auch nur auf eine Nacht, damit ſie ihm ein letztes Mal ſeine Kartoffeln kochen könne. Aber vergebens, es mußte geſchieden ſein. Und da nun der kleine Uhrmacher die Allee entlang ging, ſaß das Kind in den prächtigen Zimmern, mitten im Himmelreiche, zwiſchen Gold und Sammet, Kryſtall und Marmor, und weinte heißere Thränen, als ſie je in der kleinen, niedrigen Hütte vergoſſen.

Die Patronin hatte, wie geſagt, großartige Pläne mit dem Mädchen. Da es in der That an Kindes Statt treten und den illuſtren Namen Klarin empfangen ſollte, ſo mußte es natürlich auch ein Wunder von Schönheit, Geiſt und Wiſſen werden. Vom Auswendiglernen des Katechismus konnte fernerhin nicht die Rede ſein. Die Patronin engagirte eine Gouvernante, welche Anna franzöſiſch parliren und die Harfe ſpielen lehrte; denn die Harfe iſt ein ſo poetiſches Inſtrument und paßt ſo vortrefflich zum Geſange. In der That entwickelte das Mädchen auch eine vorzügliche Stimme, eben ſo biegſam als klar, bei aller Fülle einfach und rührend. Man erblickte in ihr bald eine Sängerin erſten Ranges. Anna faßte leicht. Trotzdem floß ſo manche Thräne, zumal wenn es ſich darum handelte, als die würdige Pflegetochter des vornehmen Hauſes aufzutreten. Alles was ſie früher erfreut hatte, war hier verboten. Sich im Graſe zu wälzen in dem weißen Morgenkleide, das ſchickte ſich nicht; in den Bach zu ſteigen mit den zierlichen Saffianſchuhen, oder mit den behandſchuhten Fingern in der Erde zu wühlen, das ſchickte ſich nicht. Sie hatte auf ihren Teint zu achten und auf ihre Kleider, darauf, wie Andere redeten, wie man ſich verbeugte, mit einem Worte: wie es Sitte iſt.

Trotz alle dem bewahrte ſich Anna eine einfache, natürliche Empfindung; hatte ſie doch noch immer ihren Vierklee und die Erinnerung an ihren Vater! Wie oft ließ ſie nicht ihn grüßen! Aber Anders ſah ſie ſo gut wie gar nicht.

Der ging indeſſen täglich zum Fiſcher Ola und hatte auch ſeine guten Tage, wenngleich in anderer Weiſe.

Ola war allerdings ein rauher Geſell, aber fern von all dem, was man ihm andichtete. Anders bekam ſeine Fiſche, aber nicht eher, als bis er ſie ſich verdient hatte.

Hm — ich ſage dir, Junge, ſei mir niemals faul! Wer arbeitet, hat auch zu eſſen und braucht Keinem zur Laſt zu fallen.

Dieſe Lebensregel prägte der Alte ihm früh und ſpät ein. So mußte der Knabe denn bei dem Fiſcher arbeiten, Zäune ſetzen, graben, Netze ſtricken und Holz hauen, arbeiten wie ein Sklave. Dafür erhielt er aber auch Nahrung für ſich und ſeine Mutter, und wenn er abgeriſſen war, eine alte Jacke oder ſonſt ein abgelegtes Kleidungsſtück. Dabei erlitt der Beſuch der Schule keine Unterbrechung, ja die Luſt zu lernen nahm in demſelben Maße zu, als die Nahrungsſorgen ſich verringerten. Aber Anna ſah er ſelten, ſie war jetzt ein ſo vornehmes Fräulein. Nur wenn ſie mit ihrer Pflegemutter in dem zierlichen Landauer vor der Kirche vorfuhr und in der dichtgedrängten Menge die gelben Locken ihres alten Schulkameraden wahrnahm, nickte ſie auch ihm ſo freundlich zu und lächelte in alter Weiſe. Aber er hatte auch bemerkt, daß die Patronin oder das lange Fräulein an ihrer Seite Anna einen Blick zuwarf, ſo daß ſie ganz ernſt wurde und weder nach rechts noch nach links zu blicken wagte. Bloß wenn ſie ihren Vater, den kleinen Uhrmacher ſah, durfte ſie zu ihm gehn und ihm die Hand geben; aber auch das kam ſo gezwungen heraus; denn die lange Bleiche verzog den Mund und lachte über den kleinen Mann, deſſen Gebrechen um ſo mehr hervortrat, je tiefer er ſich verbeugte.

Hätten Anders und die übrigen Kinder nur gewußt, was Anna litt, wenn ſie in ihren theuern Kleidern, die feinen franzöſiſchen Handſchuhe an den Händen und die kleinen Füße in Saffianſchuhe eingeſchnürt, vor ihrem Vater in dem fadenſcheinigen Rocke ſtand, mit den groben Stiefeln und dem bleichen Geſichte zwiſchen den hohen

Schultern. Hätten ſie nur ahnen können, was ſie empfand, wie niedergebeugt unter der Laſt ihrer Vornehmheit ſie tauſend Mal lieber ihre alten Kleider angehabt hätte, ein armes Kind geweſen wäre, das, ſtatt angeſtarrt zu werden, an ihres Vaters Seite ſtehn und die vornehmen Herrſchaften bewundern durfte, wenn ſie hinauf zu dem hellblauen Chorſtuhle ſtiegen. Da hätten ſie erkannt, daß ſie noch immer die alte Anna war, das heitere Naturkind, eine Waldtaube, die, mit einem ſeidenen Bande am Fuße, ſich nach ihren Wäldern ſehnte und die Flügel hob, um ſich dorthin zu ſchwingen.

So war es im erſten Jahre. — Aber im zweiten Sommer war der Abſtand zwiſchen ihr und den andern Kindern ſchon größer geworden. Sie hatte ſich jetzt in ihre Kleider, den Reichthum und Luxus eingelebt, dagegen ihrer Schulgenoſſen entwöhnt. Sie konnte nicht umhin zu bemerken, daß Anders doch gar zu komiſch ausſah, wenn er ſich verneigte, und daß er ſich doch jedenfalls das Haar von der Stirne ſtreichen ſollte. Anſtatt wie früher ſich gedrückt zu fühlen, daß ſie in ihren prächtigen Kleidern auf dem Kirchhügel wie eine leibhaftige Parodie neben ihrem Vater daſtehe, erſchien jetzt der Vater wie eine Parodie ihrer eigenen Perſon und Stellung. Sie hätte ihn gerne gebeten, er möchte nicht in die Kirche kommen, wenn ſie dahin ginge; aber das Wort erſtarb doch auf ihren Lippen, und ſie bereute ſchmerzlich, daß ſie ſich ihres Vaters ſchämen könne, dieſes leidenden armen, liebevollen Vaters. Aber trotz aller Reue ſchämte ſie ſich dennoch. Durch die Erziehung war nun einmal eine künſtliche Scheidewand zwiſchen Vater und Kind errichtet; ſie hatte das urſprüngliche heilige Band der Natur und des Herzens zerriſſen und das Gift des Hochmuthes darauf geſpritzt.

Anders blieb dagegen ſeiner Mutter einzige Stütze. Sie bedurfte ſeiner, und ſo lange dies der Fall, war auch ſie ihm unentbehrlich.

Es ließ ſich kein ſtärkerer Gegenſatz denken, als zu gleicher Zeit Anna und Anders auf dem Kirchhügel zu ſehen. Er, wie er ſeine arme, faſt gelähmte Mutter, die ruhigen Augen niedergeſchlagen, durch die Menſchenmenge leitete, beinahe trug und ihr mit einem gewiſſen Stolz in die dunkle Bank unter dem Orgelchore half, als wollte er ſagen: Seht, das iſt meine Mutter, und ich bin ihre Stütze! — Anna dagegen ſtand verlegen und zerſtreut und ſchaute mit unruhigen Augen über die Menge, ſpähend, ob man nicht lache, wenn ſie die Hand ihres Vaters faßte und dieſer ſich vor der Patronin verbeugte, ſo unbeholfen, eckig und lächerlich. Da wurde ſie roth, ſchlug die Augen nieder und bemühte ſich, der Scene ſo raſch als möglich ein Ende zu machen. Das Gewiſſen, ihre Gouvernante und die Menſchen drückten ſie zu Boden; ihre ſchönen Kleider brannten ſie wie ein Neſſushemd. Trotzdem war es nicht eigentlich Hochmuth, vielmehr ein tiefes, unerklärliches Gefühl, daß ſie ſich nicht an ihrer rechten Stelle befinde, was in der Kindesſeele das Gepräge der Natur verwiſchte.

Wagt eines Tags vor Kaiſer Karln zu treten:
Herr, ſagt ſie, wenn ich je mich ſo bewies,
Daß Ew. Majeſtät mein Thun gebilligt,
So ſei mir eine Gnade jetzt bewilligt.

### 69.

Doch eh' ich's näher kann zu nennen wagen,
Gebt Euer Kaiſerwort, und ſchwört mir blind
Gewährung zu; Ihr werdet ſelber ſagen,
Daß meine Bitten recht und billig ſind. —
Nein, deiner Tugend iſt nichts abzuſchlagen,
Was du auch fordern magſt, geliebtes Kind,
— Erwiedert Karl — ich ſchwör' es zu gewähren,
Und ſollteſt du mein halbes Reich begehren. —

### 70.

Dieß iſt die Gunſt, die Ihr mir mögt vergönnen:
Gebt, mein Gebieter, keinem Gatten mich,
— Verſetzt die Maid — der nicht beweiſen können,
Es ſei in Waffen mächtiger denn ich.
Wer mich begehrt, der meſſe, ſei's im Rennen,
Sei's mit dem Schwert, mit meinem Arme ſich.
Wer mich beſiegt, dem will ich mich verſtatten,
Wer unterliegt, mag anderswo ſich gatten. —

### 71.

Der Kaiſer ſagt mit heitrem Angeſicht,
Die Bitte ſei vollkommen ihrer werth.
Sie ſolle ruhig ſein, es ſei ihm Pflicht,
Genau zu thun, was ſie von ihm begehrt.
Und da er dieß nicht im Geheimen ſpricht,
So kommt's, daß bald die Welt davon erfährt,
Und daß am ſelben Tag es noch der Greis
Haimon und ihre alte Mutter weiß.

Sie erkannte ſich ſelbſt nicht wieder und wünſchte, daß es den Andern mit ihr eben ſo ginge. Sie glich einem Engel, der mit verbrannten Flügeln vom Himmel gefallen war und dem man als Erſatz ein Paar von Gaze über einem Drahtgeſtell angeheftet hatte. — —

Es war vier Jahre ſpäter, an einem Frühlingstage, da der Schnee von den Feldern geſchmolzen war und die jungen Knoſpen der Birken ausſchlugen. Anna ſaß einſam in ihrem Zimmer, ſtiller als ſonſt. Der Frühling mit ſeinem erſten Grün, die Vögel in der Pappel vor ihrem Fenſter, der Sonnenſchein — Alles weckte in ihrer Seele eine faſt entſchwundene Erinnerung. Sie träumte ſich zurück in die Kinderzeit; wie wunderlich hatte das Schickſal mit ihr geſpielt; ſie gedachte des Glücks, das ihr zu Theil geworden, ihrer Kindheit; ſie zog unwillkürlich Parallelen zwiſchen damals und jetzt. Es war doch Alles ſchöner und beſſer geworden. Was beſaß ſie nicht Alles: ihrer Pflegemutter Liebe, und Talente, von denen ſie früher keine Ahnung gehabt hatte. Alles ſo ſchön, ſo herrlich, ſo glücklich! Und doch — ſie konnte nicht ganz darüber ins Reine kommen. Ihre Vernunft ſagte ihr, daß ſie glücklicher ſei als damals, aber ihr Herz erwiderte nein. Beruht doch alles Glück auf unſern Vorſtellungen.

Es blieb ihr kein Wunſch, als der nach einer Freiheit, die ſie gleichwohl verachtete. Aber ſie weilte doch gerne bei den Erinnerungen ihrer Kindheit. Sie gedachte der Spiele auf der Wieſe, der Pfauenfeder; Bild um

Bild trat vor ihr inneres Auge. Auch der Abend erſchien, da ſie ihren Schulkameraden als ſein guter Engel tröſtete und ſie Beide ihren Vierklee fanden. In Betreff ihrer war in Erfüllung gegangen, was der Vierklee verſprochen, aber der arme Anders! — er war ein armer Knabe nach wie vor.

Dieſe Erinnerung hielt ſie gefangen; ſie ging an ihren Schreibtiſch, zog eine Schublade auf und nahm ihren Vierklee heraus. Er lag mit ſeinen vier Blättern ausgebreitet auf einem Blatte. Anna betrachtete ihn lange und lächelte. Endlich ſagte ſie:

Du mein lieber Vierklee, der mir mein Glück verkündet hat, dich will ich auch behalten, ſo lange ich lebe!

Sie küßte ihn und legte ihn vor ſich auf den Tiſch.

In dieſem Augenblicke trat die Patronin ein.

Guten Morgen, liebe Anna, haſt du dieſe Nacht gut geſchlafen?

Gottlob, Mama, gut!

Weißt du, ich habe beſchloſſen, das heißt Klarin und ich, dieſen Sommer eine Reiſe nach Stockholm zu machen, und wir wollen in acht Tagen aufbrechen. Das wird für dich hübſch ſein. Du ſprichſt jetzt fertig franzöſiſch und kannſt alſo in die beſte Societät kommen. Klarin hat ſo viele Freunde dort, noch von ſeiner Jugend her. Wir wollen uns ſo recht amüſiren.

Während dieſer langen Einleitung hatte die Patronin den kleinen Vierklee in die Hand genommen und die Blätter zwiſchen den Fingern zerrieben. Anna dachte an die Reiſe, an all das Neue, was ſie zu ſehen bekommen würde, und bemerkte nichts. Kaum aber hatte ſie geſehen, wie das eine Blatt nach dem andern zerriſſen auf den Boden fiel, ſo rief ſie entſetzt aus:

Gott im Himmel, mein Vierklee!

Wie? War das ein Vierklee? Hm — ich nahm ihn ſo in Gedanken und zerpflückte ihn, äußerte die Patronin, der die Sache ebenfalls unangenehm war. Aber Anna wurde bleicher und warf ſich in die Arme ihrer Pflegemutter.

Mein Vierklee, hauchte ſie, mein Glück, meine Seligkeit! — Ach, Mama, den kann ich für alles Gold der Welt nicht wieder bekommen!

Sei ruhig, liebes Kind, die ſind nicht ſo ſelten — du ſollſt dafür einen ganzen Haufen bekommen — ich will ſogleich ſuchen laſſen. — Sieh nur, ich dachte mir dabei nichts, es war bloß ſo in Gedanken.

Als die Patronin hinausgegangen, warf ſich Anna auf die Kniee und ſuchte die zerriſſenen Blättchen zuſammen; aber es wurde kein Vierklee mehr. Da weinte ſie, gerade ſo wie Anders an jenem Abende, da ſie ihn gefunden.

Am Mittage war Anna wieder ruhig und anſcheinend heiter. Abends fand ſie in ihrem Zimmer ein Glas mit mehr als Einem Vierklee, alſo in der That einen ganzen Haufen Glück und Freude!

Es war in dem Charakter der Patronin, wie in dem vieler anderer Frauen, Etwas, das die höchſte Achtung verdient und trotzdem den meiſten Schaden anrichtet, ſobald ſie nämlich Töchter zu erziehen haben. Dieſer Vorzug oder dieſer Fehler — je nachdem man es anſieht — beſteht darin, daß ſie Alles ſelbſt ausführen, für Alle denken wollen und ſich nicht dareinfinden können, daß etwas in der Führung des Haushaltes aus dem Grunde mißlingt, weil ihr Stellvertreter noch nicht die gehörige Uebung beſitzt. Dieſes Beſtreben, Alles ſo vollkommen als möglich zu machen, artet bei manchen vortrefflichen Hausfrauen in eine Art von Krankheit aus; ſie dulden nicht, daß ihre Töchter ſich die gewöhnlichſten und für Frauen nothwendigſten Kenntniſſe erwerben, oder wenn ſie es thun, ſo geſchieht es unter einer ſo beſtändigen Aufſicht und Einmiſchung, daß die Lernbegierigen alles Intereſſe für die Sache verlieren. In einem ſolchen Falle trifft natürlich alles Lob die Mama und alle Schande die Töchter. Dieſen Fehler beſaß die Patronin im höchſten Maße. Darum ließ ſie Anna zwar an der Wirthſchaftsführung theilnehmen, aber mit ſo vielen Verhaltungsmaßregeln und unter ſo weitgehender Hülfeleiſtung von ihrer Seite, daß Anna kaum dazu kam, die Hand an die Arbeit zu legen. Wenn ein ſeltenes Gericht aufgetragen wurde, ſo wußte ſie, obwohl die Patronin ſowohl ihrem Gatten als etwaigen Beſuchern zu verſtehen gab, daß Anna es bereitet habe, nicht, wie es eigentlich gekommen, daß es ſo vortrefflich ſchmecke. Denn Mama war beim Anrichten zugegen geweſen, hatte ihre „Meſſerſpitzen Salz“, ihre „Handvoll Weizenmehl“ nebſt Pfeffer und ſonſtigen Ingredienzien „nach Gutdünken“ hineingeſchüttet, ſo daß das Mädchen kaum Mehr davon in der Erinnerung behielt, als daß ſie in der Küche geweſen und vom Herde wieder mit derſelben reinen Schürze und bloß einem etwas wärmeren Geſicht weggekommen war. Nicht anders war es beim Weben. Denn die Patronin wünſchte, daß Anna ſich Alles aneigne, was ſie ſelber verſtand. Auch hier fehlte ſie nicht, weder beim „Scheeren“ noch beim „Aufbringen“. Der Webſtuhl ſtand fertig da, Anna ſchlug täglich ein paar Schläge, aber das Uebrige machte Stina. Denn es ging kräftiger, wurde beſſer und ſchadete Anna's Bruſt nicht. War aber das Gewebe fertig, ſo lag es mehrere Tage zur Schau da, um zu zeigen, was ihre flinke Anna zu Stande gebracht.

Die gute Patronin war auch in der That davon überzeugt, daß Anna nun Alles wirklich gelernt habe, und da ſie niemals aufhörte mit Hand anzulegen, ſo machte Anna Alles auch ganz vortrefflich. Die Folge davon war, daß Anna alle Luſt und Freude an dieſen Arbeiten verlor.

So blieb ihr denn nichts übrig als Muſik, die Lecture von Romanen, Handarbeiten und ein wenig Zeichnen, und ſie wechſelte auch hier raſch mit den einzelnen Beſchäftigungen und Studien, um nicht bei allen zu ermüden.

---

Es waren nunmehr zehn Jahre vergangen ſeit der Zeit, da Anna die Hütte ihres Vaters verlaſſen. Vieles hatte ſich verändert. Die Patronin wohnte mit ihrer Pflegetochter in der Hauptſtadt der Provinz; denn der Patron Klarin war trotz Fliederthee, Naſenwärmer und ſtrengſter Diät ſelig entſchlafen, um nun endlich in Wahrheit zu erfahren, daß der Menſch — wie der Selige zu ſagen pflegte — ein zur Freiheit geſchaffenes Weſen ſei.

Anna war nicht bloß ein ſchönes Mädchen geworden, ſondern hatte auch die Ausſicht auf das ganze, nicht unbeträchtliche Klarin'ſche Vermögen. Sie beſaß alſo unter allen Umſtänden Schönheit, Talente und den reinſten Charakter, Dinge, die man kaum bemerkt haben würde, wenn ſie nichts geblieben wäre, als die Tochter des kleinen, mißgeſtalteten Uhrmachers. So wurde ſie denn auch von den jungen Herren umſchwärmt, die unter einander wetteiferten, ſie zu dem erſten Walzer, der zweiten Polka, oder dem Cotillon zu engagiren. Doch war es nicht ganz leicht, die Gunſt der Patronin zu erlangen. Denn als einer erfahrenen und verſtändigen Frau kam es lediglich ihr zu, einen reinen, edlen, frommen und ſtillen Jüngling für ihre Anna auszuwählen, einen jungen

Mann ohne Furcht und Tadel, einen jungen Mann, welcher ſich von ſeinem ganzen übrigen verdorbenen Geſchlecht eben ſo unterſchied, wie der Mond von einem Edamer Käſe; einen jungen Mann, der, mit Einem Worte, nichts weiter war, als eine Mannsperſon.

Nun iſt es aber, wie Männiglich bekannt, nicht eben leicht, aus der großen Zahl von jungen Leuten ein ſo unſchuldsvolles und reines Herz, wie es die Patronin verlangte, auszuſuchen. Denn Anna ſollte nicht bloß ſeine erſte Liebe ſein, er ſollte auch im Laufe ſeines ganzen frühern Lebens kein weibliches Weſen geſehen haben, das ihm gefallen, das er gern geſehen, in deſſen Geſellſchaft er ſich wohler befunden, als in ſeinem Studirzimmer, bezüglich in ſeinem Laden, oder in Reih' und Glied. Anna ſollte jedenfalls ein ganzes, „ungetheiltes" Herz empfangen. Darum unterließ es die Patronin auch nicht, über die jungen Herren, welche für Anna „ihre Schlachten ſchlugen", in der Nähe und in der Ferne Erkundigungen einzuziehen. Leider lauteten die Nachrichten in den meiſten Fällen nicht ſehr erbaulich. Faſt überall alte Schuldverſchreibungen und Verpfändungen von Herzen, nicht eingelöſ'te Wechſel, haarſträubende Promeſſen! Da aber die Liebe zu den „geſetzlichen Pfandrechten" gehört, ſo vermochte die Patronin auch niemals recht ins Klare darüber zu kommen, ob dasſelbe noch beſtehe, ob die Hypothek ſchon gelöſcht ſei, oder zum Nachtheil Anna's noch könnte geltend gemacht werden. Anna merkte das Alles ganz gut, aber ſie lächelte nur dabei.

Denn ihr Herz war noch frei, und ſo tanzte ſie, allen Unterſuchungen ihrer Mutter zum Trotz, ganz unbefangen mit den beſten Tänzern und ſang zum Entzücken von Alt und Jung ihre köſtlichen Volksweiſen. Und weiter verlangt ja ein junges Mädchen nichts.

Die Myrkärshütte war noch immer die alte, vielleicht etwas weniger baufällig, denn Anders, der ſich nun in einem Bauernhofe bei Pehr Magnus in Hallen verdungen hatte, war zu Hauſe bei ſeiner Mutter geweſen und hatte die Hütte renovirt.

Anders war ein großer, flinker, rothwangiger Jüngling geworden, der nun das nächſte Jahr ins Militair eintreten ſollte. Er trug das blonde, faſt gelbe Haar dicht über der Stirne abgeſchnitten, während es hinten lang herunterhing; die gute, alte, ſchwediſche Haartracht, bei welcher die ungefurchte, freie, oft gedankenvolle Stirne offen vor uns liegt, wie das Leben eines guten Menſchen. Von heiterem Gemüth, nahm er gerne an den Spielen ſeiner Genoſſen an Sonntagabenden Theil. Noch lieber ging er aber zu ſeiner Mutter (nicht ohne etwas für ſie mitzubringen), und nicht eben ſelten zum alten Ola, der — mürriſch und finſter, wie immer — ſeinen jungen Freund doch ziemlich höflich empfing. Denn ſelbſt er vermochte ſich nicht deſſen offenem Weſen und herzlichem Frohſinne, zumal dieſer mit unermüdlichem Fleiße gepaart war, zu entziehen. War das doch, nach des Alten Lebensregel, die Summe von Allem.

Aber, — ſagte Anders an einem Abend, — ich muß Euch etwas erzählen.

Hm — was denn? — fragte der Alte, der gerade am Kamin mit dem Stopfen ſeines Pfeifenſtummels beſchäftigt war, eines ſchwarzgerauchten, mit Meſſingdraht überſponnenen Kopfes, an einem kurzen Rohr von Leder.

Ja ſeht, Vater Ola, ich glaube an eine Vorſehung.

Ei, ſonſt wärſt du ja auch ſchlimmer wie ein Vieh!

Und deßhalb habe ich mich oft genug gewundert, woher wohl die vier Fiſche gekommen ſind, — an jenem Abend — Ihr wißt.

Hm — ach ſo! — vielleicht iſt der liebe Gott draußen geweſen und hat gefiſcht — hm — hm, was ſind das für Dummheiten, platzte der Alte heraus, während er ſeine Pfeife mit einem brennenden Spahn anzündete. Die Pfeife aber ſchien bruſtkrank zu ſein, denn es raſſelte in der Biegung des Rohres.

Nein — das kann nicht ſein! Aber wißt Ihr was, — er hat ſeine Werkzeuge hier auf Erden, — er.

Hm — Manche fiſchen für ihn — hm, du redeſt heute ſo einfältig — du kannſt wohl von was Anderem reden — hm — wie ſteht das mit Stina in Hallen? Hm — ich habe etwas lauten gehört, ein braves, fleißiges Mädchen, verſteht ihre Sache — hm? —

Anders erröthete.

Ach, das iſt bloßes Geſchwätz, Vater Ola! — Aber ſeht — nun darf ich Euch wohl fragen, denn ich bin nicht mehr in Eurem Lohn und Brod —, ſagt, Vater Ola, wart Ihr es nicht ſelbſt an jenem Abend? Habt Ihr nicht die Fiſche hingelegt? Ich hab' mir das immer ſo gedacht.

Der Alte huſtete und ſog an ſeiner Pfeife, daß es wieder in ihr raſſelte.

Ich? — meinſt du, ich ſei ſo verrückt, Fiſche in den Wald zu legen?

Nun, ich meine, Ihr thatet es mit Abſicht. Ihr hattet gehört, wie ich in meiner Verzweiflung Gott gebeten, und da gab er Euch den Gedanken ein.

Hm — was — du glaubſt, der liebe Gott bedarf der Hand eines alten Fiſchers? — Ja Proſit! — Doch plappre nur nicht in alle Ewigkeit von den vier Barſchen, — waren ſie doch kaum acht Stüber werth, alle zuſammen!

So wart Ihr es alſo doch, Vater Ola! — ſagte Anders. Er ſtand auf, ging zu dem Alten und legte ihm die Hand auf die Schulter, — alſo wart Ihr es doch — Gott ſegne Euch dafür!

Weißt du was, Anders, nun könnte das Geſchwätz wohl endlich ein Ende haben, — erwiderte der Alte nach einer kleinen Pauſe, fügte dann aber hinzu:

Weil du ein ſo fleißiger Junge warſt, — darum — — Gott ſegne dich wieder, ſo ſind wir quitt.

72.

Daher ſie in gewalt'gem Zorn erglühen
Auf ihre Tochter, denn gar leicht und klar
Ließ ſich der Schluß aus dieſer Bitte ziehen,
Daß Rüd'ger lieber ihr als Leo war.
Um nun ſo ſchnell als möglich zu entfliehen
Der von dem Anſchlag drohenden Gefahr,
Entführt man ſie dem Kaiſerhof mit Liſten,
In Rochefort mit ihr ſich einzuniſten.

73.

Dieß wicht'ge Schloß ward erſt vor wenig Tagen,
— Bei Perpignan und Carcaſſon, am Strand
Des Meeres liegend — Haimon zugeſchlagen,
Als ein Geſchenk vom Kaiſer. Hier empfand
Die Jungfrau nun gleichwie des Kerkers Plagen;
Sie ſoll mit Nächſtem fort in's Morgenland,
Und, mag ſie oder mag ſich nicht bequemen,
Den Rüd'ger laſſen und den Leo nehmen.

74.

Die Jungfrau, welche ebenſo beſcheiden
Von Sitten war, als ſtark und heldenkühn,
Vermochte zwar die ſtrenge Haft zu meiden,
Als unbewacht, und aus dem Thor zu fliehn;
Doch will ſie gern dem Zaum des Vaters leiden,
Gern aber auch zum Tode niederknie'n,
Und lieber jede Qual und Marter tragen,
Als ihrem vielgeliebten Freund entſagen.

75.

Reinald, der ſich die Schweſter ſieht entwunden
Durch Haimon's Schlauheit, und in hartem Bann,
Und der das Wort, wodurch er ſich verbunden,
Dem armen Rüd'ger ſo nicht halten kann,

Dank — Dank, Vater Ola — das wird Gott gewiß Euch erhören.

Freilich! lautete die rauhe Antwort, welche jede weitere Erörterung abſchnitt.

Ihr fragtet mich nach Stina.

Ich? wohl möglich — aber ich kümmere mich nicht um ſolche Geſchichten — hm, hab' niemals welche im Hauſe haben mögen — leid' keine alten Weiber!

Aber, Vater Ola, Mädchen ſind doch keine alten Weiber!

Sind ſie's nicht, ſo werden ſie's doch, hol ſie der Teufel!

Ach, ſeid nicht ſo böſe — aber wenn Ihr es wiſſen wollt, wir ſind einander gut, und gewiß, wenn Einer ihr gut zuredete, ſo würden wir ein Paar. Aber ſeht, Pehr Magnus meint, ich ſei zu arm, und darin hat er wohl Recht.

Was, ſchämt der Menſch ſich nicht? rief der Alte aus und ſprang auf, als hätte ihn eine Schlange geſtochen, — ſchämt der ſich nicht, — Pehr Magnus in Hallen — biſt du denn ärmer, als er einſt war?

Das weiß ich wohl, aber er meint, ich ſei doch gar zu arm.

Haſt du nicht zwei kräftige Arme und biſt geſund? — O, er ſollte ſich ſchämen!

Aber wir wollen bis aufs zweite Jahr warten, wenn ich ausexercirt habe und mündig geworden bin.

So? — Du hoffſt alſo von deinen Armen und Beinen dann mehr als jetzt?

Aber, erwiderte Anders, ich meine, dann kann ich ohne Weiteres um Stina anhalten, dann bin ich alt genug; — denn er ſagt, ich ſei noch zu jung.

Hm — — ha ha ha (Ola's Lachen war eben ſo ungewöhnlich als ſeltſam), liegt es daran? So kann ich ja wohl auch noch auf die Freite gehn, denn ich bin doch hoffentlich alt genug! — Ha ha ha!

Ihr beliebt zu ſcherzen, Vater Ola. Ja, im nächſten Jahre halte ich um ſie an; aber Ihr ſeid der Einzige, der etwas davon weiß, ſchweigt darüber!

Jetzt redeſt du wieder recht einfältig, Anders; bin ich ein altes Weib — ich? Aber nun kannſt du nach Hauſe gehn, ich muß Netze ausſtellen.

Darf ich Euch nicht dabei helfen?

Nicht nöthig — kann mir ſelbſt helfen, antwortete der Alte und legte die Pfeife auf das Kamingeſims. Er, jetzt geh zu deiner Mutter und ſetz dich hin und halte eine Predigt von Gottes Vorſehung und der Stina in Hallen; das paßt in das Stück, wie der Schneider ſagte, als er das Zeug zuſchnitt.

Anders war an einen ſolchen Schluß bei ſeinen Beſuchen ſchon gewöhnt, und man kann ſich an Alles gewöhnen, wenn man nur weiß, in welchem Sinne es gemeint iſt. Er nahm es alſo weiter nicht übel, hütete ſich wohl, dem Alten zum Fiſchfange Glück zu wünſchen, denn dann hätte er — nach dem Glauben des Volkes — keine gefangen, und wanderte auf dem bekannten Waldſteige weiter.

---

Wieder war es Margaretentag, der Namenstag der Regierungspräſidentin. Die Honoratioren der Stadt hatten ihr zu Ehren ein ſchönes Feſt veranſtaltet, auf einer Inſel in dem kleinen See, an deſſen Geſtade die Hauptſtadt der Provinz belegen war. Auch Anna, leicht wie eine Sylphide und ſchön wie ein neunzehnjähriges Mädchen nur ſein kann, gehörte zu den Eingeladenen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß die gefeiertſte Schönheit der Stadt „das Feſt mit ihrer Gegenwart ſchmücken“ und eine Hauptrolle dabei übernehmen mußte. Es handelte ſich nämlich um nichts Geringeres, als der Präſidentin einen Blumenſtrauß zu überreichen und einige Verſe zu recitiren, welche der Magazinsverwalter eigens für dieſen Zweck gedichtet, auch in Golddruck in der ſtädtiſchen Officin hatte drucken laſſen; und zwar in dieſer Buchdruckerei, weil daſelbſt das Anzeigeblatt der Bezirksregierung erſchien. Denn von der zweiten, in welcher ein „Rabuliſtenblatt“ das Licht der Welt erblickte, konnte füglich nicht die Rede ſein.

Anna erſchien an dieſem Tage ſchöner als je. Aus ihren Augen leuchtete nicht wie ſonſt eine heitere Unbefangenheit, allerdings nichts als ein Deckmantel für die Gleichgültigkeit, welche ſie empfand; vielmehr lag etwas Reſignirtes, Gedankenvolles in dieſen Augen, die mit ihrem milden Glanze gleichſam nach innen blickten, als ſie ſich in dem leichten Boote niederſetzte und zu der Feſtinſel hinüberfuhr. Am Ufer wurden die Patronin und Anna von den Feſtordnern, darunter einem Lieutenant Andersſon (welch ein gemeiner Name!) empfangen. Dieſer half der Patronin aus dem Boote, beſchäftigte ſich aber ſo lange mit ihrem Shawl und Sonnenſchirm, daß ein Anderer, der Magiſtrats-Secretär Munther (trotz ſeines Embonpoints machte er ſeinem Namen alle Ehre), ihm zuvorkam und unter lautem Lachen über ſein unverhofftes Glück nicht bloß Anna die Hand reichte, ſondern auch triumphirend mit ihr die Höhe hinan ſtieg, auf welcher ein mit Blumen und Eichenlaub (an Stelle des Lorbeers) geſchmücktes Zelt für die Gäſte errichtet war.

Platz, meine Herrn, Platz, rief der kleine Magiſtratsſecretär, deſſen rundes Bäuchlein eine weiße Weſte bedeckte, mit komiſchem Pathos, Platz für Cäſar und ſein Glück! — Ha ha ha! — Cäſar und ſein Glück! — Haben Sie die Güte, hier unter den jungen Damen Platz zu nehmen und, wenn ich in die Hände klatſche, ſich gefälligſt aufzuſtellen, — hier neben dem Pfeiler, — bitte gerade hier. Sein Sie dann ſo gut, nach Fräulein Erneſtine die reizenden Verſe zu recitiren, welche Bruder Klammerbom — ſehr ſchöne Verſe, voll tiefer Gedanken und von merkwürdig viel Gefühl, — welche

Klammerbom verfaßt hat, — ein Heidenkerl, der Klammerbom mit ſeiner Poeſie! — Aber entſchuldigen Sie mich — als Feſtordner muß ich — — und der kleine Mann entfernte ſich, um andere Gäſte zu empfangen.

Der gute Secretär hatte nicht gemerkt, daß Anna, während er ſie zu dem Zelte führte, einen Blick auf den Lieutenant Andersſon geworfen hatte, der viel mehr enthielt, als die ganze Rede ihres Begleiters, ſelbſt wenn er „Bruder Klammerbom" zu Hülfe nahm. Auch wenn die Andern dieſen Blick geſehen, hätten ſie ſchwerlich erkannt, warum ſie den Fremden ſo freundlich, ſo dankbar gleichſam anblickte. Aber Lieutenant Andersſon nahm dieſen Blick nicht bloß wahr, ſondern verſtand ihn auch und ſchlug die Augen nieder, doch erſt nachdem er ihn mit einem gleichen Blicke beantwortet.

Dieſer Eine Blick hatte den Beiden genug geſagt. Gehörte er doch jener Univerſalſprache an, welche auch die Sterne miteinander reden, derſelben Sprache, die ein Sterbender, wenn er bereits ſprachlos, mit den Seinen redet, der Sprache, die der treue Hund ſpricht, der ſeinen Kopf zwiſchen die Knie ſeines Herrn legt, oder das Kind, das die Arme nach ſeiner Mutter ausſtreckt.

Lieutenant Andersſon war, wie ſchon ſein Name andeutet, durchaus nicht von hoher Geburt; er ſtammte vielmehr aus dem Volke, hatte weder Güter noch Namen geerbt, und war alſo darauf angewieſen, auf eigene Kraft ſein Glück zu bauen. Die hübſche Uniform bildete ſo ziemlich ſeinen ganzen Beſitz, aber er kam mit ſeiner geringen Gage aus und wußte ſich unabhängig zu erhalten, in einer Stellung, in der man ſo ziemlich von Jedermann abzuhängen ſcheint. Mit wenig hauszuhalten, das iſt der ganze Inhalt einer Lebensweisheit, die ſo ſelten gelehrt und noch ſeltener begriffen wird.

Anna und der Lieutenant hatten ſich ſchon wiederholt bei den Feſtlichkeiten in der kleinen Stadt getroffen, denn Andersſon war die Seele von allen. Ohne ihn vermochte weder der Magiſtratsſecretär mit ſeinen komiſchen Einfällen, noch der Magazinsverwalter mit ſeiner Poeſie die Unterhaltung in den Gang zu bringen und die Geſellſchaft zu amüſiren. Jene beiden Herren brachten mit all ihrer Anſtrengung ungefähr die Wirkung hervor, wie ein Oeltropfen auf Infuſorien in einer eingetrockneten Flüſſigkeit; ſie ſterben daran, während ein Sonnenſtrahl oder ein Thautropfen ſie zu neuem Leben erweckt.

Was Anna's Aufmerkſamkeit zuerſt auf ihn gelenkt hatte, war, daß der Lieutenant zu gleicher Zeit ſo heiter und ſo ſtille ſein konnte und daß er ohne alle Anſtrengung rings um ſich Freude zu verbreiten vermochte. Selbſt die Auszeichnung, welche ihm dieſes Talent erwarb, und die Achtung, die man dem armen Lieutenant bezeugte, verlieh ihm in ihren Augen Werth. Bald fand ſie, daß auch ſeine Uniform ihn gut kleide. Und ſo geſchah es denn, wie bei jungen Mädchen oft, daß ſie ihn längſt liebte, bevor ſie ſich davon Rechenſchaft ablegte, warum oder in welchem Grade.

Doch wir kehren zu unſerm Feſte zurück, zu welchem alle Eingeladenen mittlerweile eingetroffen ſind, mit Ausnahme allerdings der Präſidentin nebſt deren Familie; denn der Herr Präſident befand ſich im Reichstage.

Endlich ſchoß ein mit Flaggen geſchmücktes Boot über die heitere Waſſerfläche; der Magiſtratsſecretär Munther klatſchte in die mit ſtrohgelben Handſchuhen bekleideten Hände, zum Zeichen, daß alle bei dem Empfange der Präſidentin betheiligten Perſonen ſich aufſtellen möchten. Anna nahm ihren Platz an dem Pfeiler ein und ſah ſich nach dem Blumenſtrauße um, welchen ihr Lieutenant Andersſon mit einer tiefen, faſt ſchüchternen Verbeugung überreichte. Anna lächelte verbindlich; ſie wollte nichts als höflich ſein, konnte indeſſen nicht umhin, einen flüchtigen Blick auf den ſchönen jungen Mann zu werfen. In demſelben Augenblicke erröthete ſie, erbleichte dann wieder, ſchlug die Augen nieder und begann ſo heftig zu zittern, daß eine nebenſtehende Dame ihr ein Riechdöschen anbot.

Es iſt nichts, durchaus nichts, antwortete ſie mit einem gezwungenen Lächeln, offenbar nur die Hitze. —

Sie könnten noch in Ohnmacht fallen! — erwiderte die kleine gutmüthige Frau mit dem Riechdöschen. Wenn Sie nach Hauſe kommen, liebe Anna, müſſen Sie auf die Schläfen eine Citronenſchale legen, das hilft gegen das Ohnmächtigwerden.

Kein Menſch wäre im Stande geweſen zu errathen, was Anna ſo in Verwirrung brachte. Nichts als ein

Vierklee, welchen der Lieutenant im Knopfloche trug. Er hatte ihn zufällig im Graſe gefunden, ſich der damit verbundenen guten Vorbedeutung erinnert, vielleicht auch an Anna und an ein Glück gedacht, das er nicht zu hoffen wagte; kurz er hatte den Vierklee in ſein Knopfloch geſteckt. Als Anna ihn bemerkte, kam er ihr im erſten Momente wie eine Verheißung vor, daß ihr Glück noch einmal Blätter und Blüten treiben werde. Aber im nächſten Augenblicke erinnerte ſie ſich, daß ihr Vierklee zerriſſen und vernichtet ſei; es war ihr, als müſſe ſie allen Freuden und ſelbſt der Hoffnung für immer Lebewohl ſagen. Und heute, am Margaretentage, ſtand ſie wieder mit Blumen in den Händen, wieder um jemand Anderem Glück zu wünſchen. Mutter Gretens Hütte, die Spiele der Kinder, Alles was einſt ihr Herz erfüllt und ihr lieb geweſen, ſtand, wie mit Händen zu greifen, leibhaftig vor ihr. Zu viel — zu viel! — Sie wäre ohnmächtig geworden, wenn die gute Frau ſie nicht unterſtützt hätte.

Die Königin des Feſtes erſchien. Unter den Klängen eines Quartettes bekränzte Fräulein Erneſtine ſie erſt mit Blumen, dann trat Anna mit ihrem Strauße ihr entgegen. In ihrer Bläſſe erinnerte ſie an eine Waſſerlilie, welche das Haupt über den Spiegel des friedlichen See's erhebt, und ſie trug die magern Verſe des Magazinverwalters mit einer Empfindung, einem Ausdrucke vor, daß der Dichter ſein unter Mühen und Schweiß zuſammengeſchriebenes Opus kaum wieder erkannt hätte.

Das Feſt verlief herrlich und ganz nach Wunſch. Anna tanzte mit Lieutenant Andersſon und ließ ihre Augen auf den einfachen Blättern ruhn. Da kam ihr der Gedanke: Vielleicht iſt er es, der mich mir ſelber wiedergeben, der mich lehren wird glücklich zu ſein wie einſt. Und — dachte ſie weiter — wenn mir das zu Theil wird, ſo werde ich auch nicht über meinen Vater mehr erröthen. Nein, ach nein; auch er ſoll ihn nicht verachten, nicht über ihn lachen, — iſt er doch mein Vater, mein eigener Vater! — Ach, morgen will ich auch an ihn ſchreiben, ihm ſagen, wie ich ſeiner in Liebe gedenke.

Als man auseinander ging, ſtiegen Anna und der Lieutenant in dasſelbe Boot und ſprachen mehr und ungezwungener mit einander. Sie begann ſich wieder glücklich zu fühlen wie ein Kind. Wie lange hatte ſie das vermißt, ſo lange, lange — ſeit der Zeit da ſie durch die Waldbäche gewadet und zu Mutter Grete im Stordal gewandert war. Die Liebe iſt die Lebensluſt der Kindheit, und wo die weht, um Jungfrauen, Greiſe oder die Engel Gottes, da werden alle zu Kindern.

Nun, meine gute Anna, meinte die Patronin am folgenden Tage, das war ja ein höchſt gelungenes Feſt! Ich bemerkte, daß du mit Lieutenant Andersſon tanzteſt. Ein recht hübſcher junger Mann.

Scheint es Ihnen ſo, liebe Mama? erwiderte Anna und beugte ſich tiefer auf ihre Stickerei.

Ja, ſo ſchien es Vielen und wohl auch dir. Aber aufrichtig, du warſt geſtern bezaubernd. Ich hörte leider, daß du vor Hitze unwohl geworden. Du warſt ſo ſchnell weg, ſonſt hätte ich noch unſern Arzt rufen laſſen. Fühlſt du dich heute auch ganz wohl?

So wohl, liebe Mama, wie ſelten. -- Aber, liebe Mama, ich habe mir vorgenommen, heute an meinen armen Vater zu ſchreiben, er ſehnt ſich ſo nach einem Briefe von mir; ich fühle es an mir ſelber, daß er ſich freut, wenn er einen Brief erhält.

Die Patronin entfernte ſich, und Anna ſetzte ſich hin und ſchrieb einen langen, herzlichen Brief an den kleinen Uhrmacher. So aufrichtig, ſo warm und rückhaltslos hatte ſie ihn nur damals geliebt, als ſie noch klein und ihm Alles war.

Nach acht Tagen erhielt ſie einen ſchweren Brief. Als ſie ihn öffnete, fiel ihr eigener an ihren Vater unerbrochen heraus, und dabei lag ein kleines Billet vom Pfarrer, folgenden Inhalts:

„Hochedles Fräulein!

Leider habe ich Ihnen, zu meinem großen Bedauern, mitzutheilen, daß es Gott in ſeiner Weisheit gefallen hat, Ihren ehrenwerthen und geachteten Vater, den Uhrmacher Jonas Jansſon, aus dieſem Leben abzurufen, und zwar in einem Alter von neunundvierzig Jahren, drei Monaten und ſechszehn Tagen, am zwanzigſten Juli des laufenden Jahres, Abends. Er fühlte ſich in der letzten Zeit ſchon recht ſchwach. Als ich ihm auf ſein Verlangen das heilige Abendmahl reichte, ſprach er mit mir über Sie und dankte Gott, daß Sie ihm eine gehorſame

Spricht gegen ſeinen Vater unumwunden,
Und klagt ihn ohne Scheu und Achtung an.
Doch Haimon macht ſich nichts aus dieſen Sachen,
Und denkt's mit ihr nach ſeiner Luſt zu machen.

76.

Rüd'ger, dem der Bericht das Herz zerriſſen,
Erwartet bang den drohenden Verluſt;
Sie wird zuletzt den Leo nehmen müſſen,
Wenn lang noch Athem bleibt in ſeiner Bruſt!
Deßhalb beſchließt er, ohne jemands Wiſſen,
Zum Divus ihn zu machen vom Auguſt,
Und hofft gewiß, dem Vater und dem Sohne
Das Leben zu entreißen ſammt der Krone.

77.

Er nimmt die Rüſtung, die einſt Hektors war,
Und Mandricardens d'rauf in ſpät'rer Zeit;
Frontin ſoll theilen ſeines Herrn Gefahr;
Doch wechſelt er den Helm, den Schild, das Kleid.
Im himmelblauen Feld den weißen Aar
Nimmt er nicht mit in dieſen ſchweren Streit:
Ein Einhorn, weiß und wie die Lilie rein,
In rothem Feld, ſoll jetzt ſein Zeichen ſein.

78.

Den treuſten nur aus ſeiner Knappen Schaaren
Wählt er ſich aus, und heißt ihn mit ſich fliehn:
Er ſolle nie und nirgends offenbaren,
Daß Rüdiger ſein Herr ſei, heißt er ihn.
Nun läßt er über Maas und Rhein ſich fahren,
Um Oeſtreich dann und Ungarn zu durchziehn,
Und folgt dem Iſter auf der rechten Seiten
So lang, bis ſie zuletzt nach Belgrad reiten.

liebe Tochter geweſen, welche er an dem großen Tage des Gerichts wiederzufinden hoffen dürfe.

Mit der Bitte ꝛc. ꝛc.“

Todt alſo, todt! hauchte ſie faſt unhörbar, am zwanzigſten Juli — dem Margaretentage — gerade als ich im Tanze an Seiner Bruſt ruhte, mein Auge mit Entzücken das glückverheißende Blatt betrachtete und ich von einem Glücke träumte, das du, mein armer Vater, mit mir theilen ſollteſt, gerade damals lagſt du im Todeskampfe, gedachteſt meiner, liebevoller, inniger, als ich es verdient. All mein Glück haſt du mit dir genommen — meinen Vierklee hat man zerriſſen — mein Glück vernichtet.

Als die Patronin ihren Verluſt erfuhr, tröſtete ſie Anna damit, daß ſie ja noch eine liebende Mutter habe und daß ihr Vater keine Noth gelitten. Anna blieb zurückhaltend und trübe geſtimmt. Ihre Trauer machte ſie indeſſen den Menſchen noch intereſſanter.

Welch köſtlicher Anblick, äußerte der Magiſtratsſecretär, dieſe Anna Klarin, wie ſie ihren Vater betrauert, der doch nur ein kleiner buckliger Uhrmacher war. Das iſt brav von ihr. Aber ſie weiß auch recht gut, daß ſie ſich in Schwarz vortrefflich ausnimmt. Ich kenne kein Mädchen, das nicht eine Trauer für ein halbes Feſt anſieht — ha—ha—ha! Schwarz — das ſteht — das kleidet; man erſcheint doppelt intereſſant, zumal mit einem Paar blauen Augen — ha—ha—ha!

Der Magazinsverwalter ſchrieb einige „Betrachtungen bei der Nachricht von dem Tode eines Vaters, gerichtet an ſeine einzige Tochter" — ein Gedicht, das — wenn ich nicht irre — ſo begann:

„Dort oben in dem blauen Zimmer,
Beim ſilberhellen Sternenſchimmer,
Schlägt laut die Uhr der Ewigkeit.
Dies Uhrwerk treiben andre Federn,
Es fährt die Zeit mit andern Rädern,
Als hier auf Erden — —"

Das Weitere habe ich vergeſſen, doch genügt wohl ſchon das Mitgetheilte. Der Schluß lautete ungefähr dahin, daß der verſtorbene Uhrmacher bei der Uhr der Ewigkeit angeſtellt wurde und von dieſem erhabenen Standpunkte aus einige tröſtliche Worte an ſeine Tochter richtete,

„Der eine theure Mutter ja geblieben,
Und Freunde, alle warm zu lieben."

Aber auch dieſe Verſe vermochten nicht die tiefe Melancholie von dem Antlitze der trauernden Tochter zu verſcheuchen. —

Die gute Patronin wanderte mittlerweile mit ihrem Compaſſe in der Hand umher, um aus der ganzen ihre Anna umſchwärmenden Schaar einen würdigen jungen Mann auszuſuchen. Schließlich würde kein Anderer als Lieutenant Andersſon in Frage gekommen ſein, wenn nicht noch ein langer, flachsköpfiger Jüngling mit langer Naſe und großen Ohren da geweſen wäre, nämlich Herr Theodor Djupendahl. Der junge Djupendahl, wie er zum Unterſchiede von ſeinem Vater, dem Kaufmann

Petter Djupendahl, genannt wurde, war ungefähr achtundzwanzig Jahre alt und ſeines Vaters einziger Sohn und Compagnon, weßhalb auch die Firma: „Petter Djupendahl et Sohn“ lautete. Der junge Djupendahl gehörte zu jenen glücklichen Menſchen, die niemals irgend ein Gefühl gehegt und darum auch die Gefahren, welche die Liebe mit ſich bringt, nicht kennen gelernt haben. Er war nach der Ueberzeugung der Patronin rein und unſchuldsvoll, tief religiös, und ſein Herz ſo licht wie ſein Haar. Er war ferner fleißig wie eine Ameiſe, ſaß den ganzen Tag im Comtoir ſeines Vaters, über das Kaſſenbuch gebeugt, und ließ ſich nirgends ſehen, außer in ein paar Geſellſchaften. Dann tanzte er aber jeden Tanz mit einem Eifer, einer Hingebung, als befände er ſich zu Hauſe bei ſeinem Buche. Endlich war er nach dem unbeſtrittenen Urtheile der Damen der liebenswürdigſte und angenehmſte aller Geſellſchafter; denn es kam ihm niemals darauf an, mit wem er tanzte, mit einer alten Tante oder deren Nichte; er tanzte um zu tanzen; was ging ihn ſeine Dame an? Für gewöhnlich ſprengte der junge Djupendahl an einem ſolchen Abende drei Paar Handſchuhe und ſchloß damit, daß er, nachdem die Damen ſich entfernt, die Herren zu einem Glaſe Champagner einlud und ſich endlich auf ſein ſtilles Bette warf, um Punkt fünf Uhr ſchon wieder im Comtoir zu ſitzen. Es lag auf der Hand, daß die Patronin auf eine ſolche Perſönlichkeit, welche mit ſo viel Fleiß ſo viel Beſcheidenheit vereinigte, ſicher niemals geliebt und daher ein gänzlich „ungetheiltes" Herz zu offeriren hatte, überdies ein anſtändiges Vermögen beſaß oder doch erwarten durfte, bald ihre Blicke richtete. Aber Alles in Allem genommen urtheilte doch auch die Patronin günſtiger über Lieutenant Andersſon, welcher zwar nicht ſo entſchieden „aſſecurirt" war, wie der junge Djupendahl, aber immerhin noch ſo weit, daß ſie von ſeinen Tugenden wenigſtens moraliſch überzeugt ſein durfte.

So ſtanden die Actien, als an einem ſchönen Tage „Djupendahl et Sohn" ganz unerwartet ihre Aufwartung machten.

Papa Djupendahl hatte ſich plötzlich erinnert, daß er einmal einen Poſten Stangeneiſen vom ſeligen Brukspatron gekauft habe, erachtete ſich verbunden, ſeine „pflichtſchuldige" Viſite bei der Frau Patronin zu machen, und hatte ſeinen Sohn, ſeinen theuern Theodor, mitgebracht, der ſchon früher die Ehre gehabt, der Frau Patronin vorgeſtellt zu werden.

Der alte Djupendahl war die Zuvorkommenheit ſelbſt und ſo aufmerkſam gegen die Patronin, daß ſie nicht umhin konnte ſich geſchmeichelt zu fühlen.

Anna war von dem Beſuche nicht gerade erbaut, hatte ſich aber — was allen jungen Mädchen ja wie ein Dogma eingeprägt wird — beherrſcht und die beiden Herren höflich empfangen.

Als „Djupendahl et Sohn" ſich empfohlen hatten, begann die Patronin ſich des Weitern darüber zu verbreiten, wie ſittlich und rein, wie fleißig er ſei; daß er die andern jungen Leute ſo unendlich überrage und ſeinen Vater ſo überaus liebe; denn das hatte der alte Djupendahl ſelber verſichert.

Anna hörte halb zerſtreut zu, eigentlich dachte ſie an nichts. Aber durch ihre Seele irrten die Bilder des Geliebten, der alten Grete, ihres Vaters und des zerriſſenen Vierklee's.

Die kleine Frau mit dem Riechdöschen gehörte zu den intimſten Freundinnen der Patronin. Sie war Wittwe, verſtand ſich auf die Medicin, befand ſich in ihren beſten Jahren und liebte die Tugend über Alles. Sie paßten alſo vortrefflich zu einander, beſuchten einander ſo oft als möglich und tauſchten ihre „Ideen“ aus, wie ſie es wenigſtens nannten, indem ſie die Fehler und Schwächen ihrer Mitmenſchen geißelten. Ihre Ideen trafen wenigſtens immer in dem Endurtheile zuſammen, daß es in der ganzen Stadt doch nur zwei recht lautere und reine Seelen gebe, nämlich die Patronin und deren liebe Freundin mit dem Riechdöschen; was die Uebrigen betraf, ſo waren ſie alle ohne Bedeutung, entweder „überhaupt“ oder „insbeſondere“.

Nicht wahr, liebe Auguſta, der junge Djupendahl iſt doch einer von den Wenigen, welche —

Ja, das iſt mir noch ein junger Mann, dergleichen kann man mit der Laterne ſuchen! Weißt du, er denkt niemals an etwas Anderes als an ſein Geſchäft, und nimmt er einmal an einem Vergnügen Theil, ſo geſchieht es mit einer Ruhe und Würde —

Ja, ſo meine ich auch. Aber Lieutenant Andersſon iſt ebenfalls ein hübſcher junger Mann.

Sehr, ſehr hübſch! Aeußerſt gentil! Ein rechter Geſellſchafter. Auch hat man von ihm noch nichts gehört, was —

Gehört, von ihm? — Ei, das iſt wohl nicht ganz —

Was denn?

Nun, das kennſt du ja wohl ſchon — ſeine Verlobung mit einem Mädchen da unten in Schonen, — oder war es in Halland? — ſo ungefähr. Aber ein Fräulein war es jedenfalls.

So? — Alſo verlobt — hm —, ich muß doch geſtehn, ein ſo junger Menſch und ſchon verlobt —

Ja, aber die Verlobung ging aus einander.

So? — wer veranlaßte das?

Ich glaube, ihre Eltern. — Der gute Lieutenant ließ ſich hieher verſetzen — mußte ſeine Schöne meiden. Es muß doch recht ſchmerzlich für einen jungen Menſchen ſein, ſo abgewieſen zu werden — ſie ſollen zuſammen erzogen ſein — ſchon als Kinder —

So?

Ja — ſo heißt es — aber ein hübſcher junger Mann, der Lieutenant Andersſon. —

Die Frau mit dem Riechdöschen wußte nicht, daß ſie mit dieſer Klatſchgeſchichte den Stab über das Schickſal zweier Menſchen brach, denn der Entſchluß der Patronin in Anſehung des ungetheilten Herzens war ihr leider nicht bekannt. Die ganze Geſchichte war übrigens erdichtet und das einzig Wahre daran, daß Andersſon in einer adligen Schonen'ſchen Familie ſeine Erziehung erhalten, daß ſein Wohlthäter eine Tochter gehabt, daß er ſie wie eine Schweſter geliebt und daß er ſich hatte verſetzen laſſen, weil die Ausſichten auf ein Avancement hier beſſer waren. Was mehr als dies Alles den Zuſtand ſeines ungetheilten Herzens bewies, war die Freude, mit welcher er die Nachricht von der ſo eben erfolgten Verlobung ſeiner Pflegeſchweſter mit einem ſeiner Freunde empfing. Aber dies Alles wußte die Frau mit dem Riechdöschen nicht: und darum hatte ſie die Sympathieen der Patronin von dem Lieutenant auf den jungen Djupendahl gelenkt, dieſem von der Natur ſo reich ausgeſtatteten, edlen Jüngling, deſſen Schwingen von den Flammen der Liebe noch nicht verbrannt waren.

Leute von Theodor Djupendahl's Charakter behandeln eine Eheſchließung wie ein Geſchäft. Geſchäftsleute in allen Angelegenheiten, vermögen ſie ſich nichts Anderes vorzuſtellen, als daß das ganze Leben ein Geſchäft und der Tod ſein Abſchluß ſei, ein Strich gleichſam auf der letzten Seite des Hauptbuches. Außerdem giebt es für ſie keinen andern vernünftigen Zweck der Schöpfung als ihr Intereſſe. Wie dieſer edle Jüngling an den Orient nur als die Heimath der Feigen und der Knackmandeln dachte und ſich ſeines eigenen Vaterlandes nur als desjenigen Theiles der bewohnten Erde erinnerte, auf dem es Planken und Bretter, ſowie Theer und Stangeneiſen gab, ſo behandelte er auch die Angelegenheit einer Eheſchließung lediglich vom Standpunkte des Intereſſes aus. Danach aber konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß er Anna lieben mußte, denn ſein Vater hatte ihm, als ſie gerade am Schreibpult ſaßen, geſagt: Anna Klarin iſt ein hübſches Mädchen — und ihm ſo eigenthümlich zugeblinzelt.

Der junge Herr ſchob den grünen Augenſchirm in die Höhe, ſtarrte ſeinen Vater mit den großen waſſerblauen Augen an und antwortete:

Man ſagt, ſie wird drei Tonnen Gold erben. Ein vortreffliches Mädchen!

Wären gut im Geſchäft anzulegen — meinte der Vater.

Freilich — gäbe fünfundzwanzig Procent! Das lohnte ſchon der Mühe; und (ſich die Hände reibend) die Alte ſcheint nicht gerade zähe.

Du könnteſt es alſo verſuchen. —

Und ſo machte man denn die Viſite, und nicht lange, ſo vertraute der alte Djupendahl der Patronin, daß ſein Theodor Anna liebe, und daß er vor Unruhe und Liebe weder eſſen noch ſchlafen könne.

Alſo er leidet ſo ſehr! erwiderte die Patronin, welche keine Ahnung davon hatte, wie ein Verliebter zu empfinden oder zu handeln pflegt, vielmehr wähnte, daß die Unruhe und das würdevolle Schweigen ganz vortrefflich zu der Unſchuld eines Herzens paſſe, welches zum erſten Male unter dem Einfluſſe einer tiefen, wahren Leidenſchaft ſtehe.

Ich vermag nicht ſogleich — begann ſie nach einer kleinen Pauſe — ich vermag nicht ſogleich Ihre Frage zu beantworten. Das iſt meiner Anna Sache, welche frei über ihr Schickſal beſtimmen kann; denn — und ich darf es wohl ausſprechen — ſie beſitzt die gehörige Einſicht und hat Grundſätze. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß ſie Achtung für Ihren Herrn Sohn hegt, wie ich meinerſeits großes Gewicht auf ſeine Moralität und Religioſität lege.

Ach, erwiderte der alte Djupendahl, ach, ich habe es ihm auszureden verſucht, vorgeſtellt, daß er auf ein ſolches Glück niemals hoffen dürfe. Aber dann antwortet er mir immer: Vater, ich hoffe nichts, nichts, ich bitte nur, daß bald, recht bald der Schlag fallen möge, der mein Glück zertrümmert! — Um ſein Gefühl zu ſchonen und Fräulein Anna, welche vielleicht meinen Sohn nur achten, nicht lieben kann, das Unangenehme einer Abweiſung zu erſparen, habe ich es gewagt, Ihnen, meine gnädige Patronin, die Wünſche meines Sohnes zu Füßen zu legen und um Ihre gütige Fürſprache zu bitten. Sie, die Sie durch ſo viele Jahre meinen unvergeßlichen Freund, den ſeligen Klarin, glücklich gemacht und ihn ſo heiß geliebt haben, Sie wiſſen, was eine edle Frau dem Manne bedeutet, der ohne ſie nicht zu leben vermag.

Ja, das weiß Gott — ſagte die Patronin und zerdrückte eine Thräne — wie ich den Seligen geliebt habe!

Die Patronin und der Freund des Entſchlaſenen ſetzten noch eine Weile dieſe erbaulichen Betrachtungen fort. Als er endlich ging, legte er noch einmal ſeines Sohnes Glück, vielleicht — ach — ſein Leben, in die Hände der edlen Frau. Dieſe aber ließ ſich in einen Fauteuil nieder und kam nach einigem Hin und Her zu der Ueberzeugung, daß der junge Djupendahl der Rechte ſei.

Anna hatte an demſelben Nachmittage den Lieutenant Andersſon getroffen und von ihm mit Worten vernommen, was ihr ſo oft ſchon ſeine Augen geſtanden. Sie, ſeit dem Erwachen dieſer Liebe wieder offen wie ein Kind, geſtand ihm ohne Rückhalt, daß er mit der Patronin reden könne, ja ſie ließ durchblicken, daß er hoffen dürfe, mit Wohlwollen empfangen zu werden.

Als die Patronin am Abend mit Anna ſprach, ſchien ſie zurückhaltender als ſonſt, verlegen, ja gedrückt, als ſuche ſie ſich von einer Laſt zu befreien. Dieſe Empfindung kam vielleicht von einer, wenn gleich dunklen Vorſtellung, daß Anna ſich weigern würde, den jungen Djupendahl, trotz aller ſeiner moraliſchen Vorzüge, zu lieben. Doch zweifelte die Patronin, welche in ihrem ganzen Leben niemals einen Widerſpruch erfahren, mindeſtens nicht geduldet hatte, keinen Augenblick daran, daß von ihrer Seite eine leichte Andeutung genügen werde, um Anna zur Vernunft zu bringen. Trotz dieſes Bewußtſeins ihrer Allmacht quälten ſie doch einige Zweifel.

### 79.

Wo in den Donauſtrom die Save fällt,
Um nach dem Meer zu ziehn in größern Bahnen,
Sieht er ein großes Volk, und Zelt an Zelt,
Verſammelt unter kaiſerlichen Fahnen,
Da Konſtantin umringt die Mauern hält,
Die jetzo den Bulgaren unterthanen;
Sie nahmen's ihm, nun liegt er vor der Stadt
Mit Sohn und Volk, ſo viel ſein Reich nur hat.

### 80.

In Belgrad ſelbſt und auf den Felſenwegen,
Bis wo zum Fluß des Berges Fuß ſich ſenkt,
Steht der Bulgaren Kriegsmacht ihm entgegen,
So daß die Save beide Heere tränkt.
Jetzt eben will der Grieche Brücken legen,
Was der Bulgar ihm zu verwehren denkt,
Als Rüd'ger ankommt und den Streit entzündet
In wilder Gluth bei beiden Heeren findet.

### 81.

Die Griechen, viere gegen einen, bringen
Schiffbrücken auf den Fluß im Ueberſchwang,
Und thun, als wollten ſie mit Macht erzwingen
Zum linken Ufer freien Uebergang.
Der Prinz inzwiſchen, mit verborgnen Schlingen,
Entfernt vom Fluſſe ſich, zieht weit und lang
Durch's Land, dann kehrt er um und ſchlägt die Brücke,
Und drüben ſteht ſein Heer im Augenblicke.

### 82.

Und eine große Schaar, Fußvolk und Reiter,
Wohl minder nicht als zwanzigtauſend Mann,
Trabt längs des Fluſſes mit dem Helden weiter,
Und fällt den Feind hart in den Flanken an.

Sie beſchloß daher, erſt noch das Herz des jungen Mädchens zu erforſchen, bevor ſie mit der wichtigen Neuigkeit, nämlich der verzweifelten Liebe des jungen Djupendahl, ins Feld rückte.

Sie ſollte allerdings nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn ſchon am folgenden Tage ließ ſich der Lieutenant bei ihr melden und trug ihr mit einfachen Worten vor, daß er und Anna einander liebten, daß ſie beſchloſſen hätten, ihr Alles zu ſagen, und um ihren Segen bäten. Der gute Lieutenant war feſt davon überzeugt, daß Alles nach Anna's Willen ginge; darum redete er offen und ohne Umſchweife, höchſtens darauf gefaßt, daß die Patronin der Form halber einige unbedeutende Bedenken erheben, dann aber nachgeben werde. Das traf nun allerdings nicht zu. Die Patronin ließ zwar Jedermann ſeinen Willen, aber nur wenn er nicht in Widerſpruch mit dem ihren trat; ſie wurde roth wie ein Krebs, ſtand auf und fragte höchſt ceremoniös:

Haben der Herr Lieutenant mir noch etwas Weiteres zu ſagen?

Nein, meine liebe Frau Patronin, ich erwarte Ihre Entſcheidung.

Das wird überflüſſig ſein, Herr Lieutenant. Da Sie hinter meinem Rücken, und ohne mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren, eine ſo zarte Angelegenheit mit meiner Pflegetochter abgemacht haben, eine Angelegenheit, welche gemäß der Sitte, — um von Ihrem eigenen Taktgefühl zu ſchweigen — Derjenigen überlaſſen bleiben mußte, welche das Mädchen auferzogen, ſo — leben Sie wohl, Herr Lieutenant; Ihr hieſiges Experiment iſt Ihnen nicht beſſer geglückt als das in Schonen; es giebt noch Moralität und Sitte im Norden wie im Süden! — Dienerin!

Lieutenant Andersſon ſtand gleichſam verſteinert da und verſtand von Allem ungefähr ſo viel als ein Antiquar, der eine zur Hälfte zerſtörte Inſchrift deuten ſoll. Er faßte indeſſen den einzigen Entſchluß, der ihm in ſolcher Lage zu faſſen blieb, er ſchwieg, verbeugte ſich und ging.

Anna hatte unterdeſſen mit Herzklopfen dem Ergebniß der Unterredung entgegengeſehen und ahnte nichts Gutes, als ſie Andersſon mit heftigen Schritten das Haus verlaſſen ſah. In dieſem Augenblicke trat die Patronin ein, noch aufgeregt, doch ſchweigend. Anna glaubte das Bewußtſein zu verlieren, als ſich die eiſigen Blicke der Patronin auf ſie hefteten.

Mama, um Gotteswillen, was iſt das? Sehn Sie mich nicht ſo an! — flehte das Mädchen und machte Miene, ſich ihr zu nähern. Aber die Patronin ſchob ſie zurück und rief:

Nun weiß ich, daß ich kein Kind mehr habe, daß ich eine Schlange an meinem Buſen erzogen, daß ſich ein böſer Geiſt in mein Haus geſchlichen und mir mein Kind geſtohlen hat! — Ich weiß Alles!

Daß Andersſon mich liebt, gute Mama —; iſt er nicht ein edler Menſch? — Können Sie leugnen, daß Sie ihm ſelber wohl wollen?

Die Patronin hatte ſich vorgenommen, eine entſcheidende Schlacht zu liefern, ſie fürchtete ſonſt an Terrain zu verlieren.

Iſt es Recht, Die zu betrügen, welche ſeit deiner Kindheit dich wie ihr eigenes Kind geliebt hat? Hinter dem Rücken deiner Wohlthäterin, deiner zweiten Mutter, deiner einzigen Freundin in dieſer Welt, Pläne zu ſchmieden, welche ihren Abſichten ſchnurſtracks zuwiderlaufen?

Ach nein! Verzeihung!

Iſt der ein edler Mann, der ein ſchutzloſes, unerfahrenes Mädchen in ſeine Netze lockt, der gleich einer Schlange ſein Opfer umwindet und die Giftzähne in ihre Bruſt, dicht neben dem Herzen, ſchlägt, ohne ihr die Zeit oder die Möglichkeit zu laſſen, ſich mit Derjenigen zu berathen, welcher ſie Alles zu danken hat — Alles?

Ach nein, verzeihn Sie auch ihm!

Nein, Anna, dir kann ich wohl verzeihen, aber ihm in alle Ewigkeit nicht. Er iſt für immer von meiner Schwelle verbannt; er iſt deiner Liebe unwürdig; du wirſt ihn vergeſſen!

Anna ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe und ſchaute ihre Pflegemutter mit verzweifelten Blicken an.

Nein, nein, das vermag ich nimmer!

Du bringſt es alſo eher über's Herz, mich zu vernichten, mich zu tödten mit deinem Ungehorſam? — Du willſt ihn nicht vergeſſen, obwohl ich es dir befehle? —

Dieſes „Befehlen“ in einer Angelegenheit, welche keinen Befehl duldet, weckte das Selbſtgefühl des Mädchens. Sie richtete ſich auf, ſtolzer als man hätte erwarten ſollen, und ſagte:

Vergeſſen kann ich ihn nicht, aber ihn nicht mehr zu ſehen, das vermag ich, und müßte ich auch darüber ſterben!

Zu zärtlich! — Was ihn betrifft, ſo braucht er nicht gerade in den Tod zu gehen. Er reiſ't nach Schonen, führt ſein Fräulein heim — da hat er genügenden Erſatz.

Anna ſtutzte, die Patronin fuhr aber in einem ruhigeren und vertraulicheren Tone fort:

Armes Kind — du warſt im Begriff in die Netze eines Betrügers zu fallen, der deinen Mangel an Erfahrung mißbrauchen wollte. Sie berichtete dann, mit einigen Ausſchmuckungen, die unbedeutende Geſchichte, welche die Frau mit dem Riechdöschen aufgeſpürt hatte.

Anna ſchüttelte ungläubig den Kopf, die Patronin aber dachte:

Es iſt ein Glück, daß ich für die Wunde Balſam bereit habe, daß ich ihr einen Mann ohne Tadel als Erſatz bieten kann.

Aber ſie wünſchte zugleich, daß Anna zuvörderſt ruhiger würde. So trug ſie denn Sorge, daß Anna von der Welt abgeſchloſſen blieb und mit Andersſon weder zu ſprechen noch zu correſpondiren im Stande war.

Und dieſes erwies ſich auch als nothwendig. Denn nicht lange, ſo kam ein Billet an Anna, des Inhalts, daß die Patronin ihn ſo ſeltſam beſchieden, daß er jedoch weiter hoffe; dazu Verſicherungen ewiger Liebe. Dieſes Billet behielt die Patronin natürlich.

Nach einiger Zeit faßte ſie dann den Entſchluß, mit dem jungen Djupendahl hervorzutreten.

Anna lächelte ſchmerzlich und erwiderte, ohne aufzuſehn:

Nein, nein, Mama.

Und warum nicht?

Ich liebe ihn nicht.

Aber was findeſt du an ihm auszuſetzen? Nenne mir einen einzigen Grund, warum du ihn nicht lieben könnteſt.

Ich weiß keinen, aber ich vermag es nicht, gute Mama. Sprich nicht mehr davon!

Aber es iſt meine Pflicht, zu reden, und deine, mich anzuhören. — Ich muß alſo — fuhr die Patronin nach kurzem Stillſchweigen fort, bemüht eine gewiſſe Weichheit in ihre Worte zu legen, — ich muß dir alſo ſagen, liebe Anna, daß ich in meinem Hauſe eine Fortſetzung dieſer Liebesgeſchichten nicht dulden kann; du mußt dich verheirathen, ſchon um allem weiteren Gerede ein Ende zu machen.

Sie ſind hart, liebe Mutter.

Hart? Nein, mein Kind, du haſt mir Gehorſam und Liebe verſprochen; zum erſten Male iſt es, daß ich Gehorſam von dir fordere, und du antworteſt: Nein, nein, ohne allen Grund. Du folgſt bloß deinen Launen; es gefällt dir nicht — es paßt dir nicht, auf deiner Mutter Rath zu hören, und das bei dem wichtigſten Schritte deines Lebens!

Liebe Mama, wäre es nicht ein Unrecht, wenn ich ihn nähme, ohne ihn zu lieben? — Darf er nicht Liebe von mir fordern? — Die aber vermag ich ihm ja niemals entgegenzubringen.

Nun, wir wollen abwarten, wer Recht behält. Ueberlege dir Alles genau. Ich habe nicht Luſt, länger deine Ausflüchte anzuhören. Die Lehren des Herrn Lieutenants, ſcheint es, tragen ihre Früchte!

Mit dieſen Worten entfernte ſich die Patronin, doch in der Hoffnung, daß ihr noch Alles wohl gelingen werde.

Ich will ihr mit Andrietta drohen, der Tochter meines Halbcouſins. Ich kann ſie aufnehmen, wann es mir beliebt, und die Jungfer gehen laſſen, wohin es ihr beliebt. — Ungehorſam iſt ein Verbrechen vor Gott und den Menſchen!

Die Patronin war von Hauſe aus nicht ohne Herzensgüte. Seitdem ſie jedoch das praktiſche Leben aufgegeben und keine genügende Beſchäftigung in ihrem Haushalte fand, ſah ſie ſich in der Nothwendigkeit, ihren niemals ruhenden Geiſt auf etwas Anderes zu richten. Sie wählte hiezu das Studium der Moral — das leichteſte allerdings, das man finden kann, wenn es einem an Kenntniſſen und rechter Luſt zum Lernen gebricht. Man findet oft ſolche vortreffliche und aller Philoſophie baare Hausmütter, welche, ſobald ſie Wittwen geworden, oder ſich zur Ruhe ſetzen, ſich auf das Denken legen und ſo mit Sittenſprüchen vollſtopfen, daß ein Profeſſor der Moral vor ihnen mit Schanden beſtehen möchte. Auch pflegen ſie in demſelben Grade, als es ihnen an Klarheit der Begriffe und rechter Lebensweisheit mangelt, intolerant zu werden. Aber bekanntlich vertragen ſich bei manchen Frauen Intoleranz und ein gutes Herz nicht eben ſchwer; und was unſere Patronin anlangt, ſo wußte man niemals recht, wo ihr gutes Herz oder ihre Intoleranz mitſpreche.

Jedenfalls unterließ ſie es nicht, die Angelegenheit Tag für Tag von Neuem zu erörtern. Als nun das Gerücht entſtand und zu Anna's Ohren drang, der Lieutenant Andersſon ſei nach Schonen gereiſ't; als jede Nachricht, ja ſelbſt ein Gruß von ihm, noch immer auf ſich warten ließ, begann auch ſie zu ſchwanken und die Redlichkeit ſeiner Geſinnung in Zweifel zu ziehn. —

Man trifft bei jungen Mädchen oft auf ein ſeltſames Gefühl, welches ſie nöthigt, blind ihre ganze eigene Zukunft, ja ihr Leben hinzugeben, bloß um zu zeigen, daß ſie ſich erhaben über die Wechſelfälle des Schickſals fühlen. Es iſt dieſelbe Rückſicht, welche in Hindoſtan die Scheiterhaufen anzündet, auf denen ſich die Wittwen verbrennen, zu ihres Gatten und ihrer eigenen Ehre. Mit einem gewiſſen Schauder verfolgt man, wie weit es ein Weib in Opferfreudigkeit bringen kann. Und oft iſt dieſes Opfer der einzige Sieg, welchen ſie über ihr Geſchick davonträgt.

Anna fühlte mit jedem Tage, daß der Dolch ſich tiefer in ihre Seele bohrte; ſie fühlte, daß ſie ſterben oder der Verzweiflung in die Arme fallen würde, wenn die Spitze das Herz erreichte und in das Heiligthum dränge, darinnen die ewige Liebe wohnt. Aber ſie machte keinen Verſuch, den Dolch herauszuziehen; gab es doch keine Entſchuldigung für Den, welchen ſie ſo heiß geliebt, keine Erklärung, warum er von ihr gegangen und geſchwiegen! — Sie waren für alle Zeit geſchieden. — Da beſchloß ſie — und nur ein Weib kann einen ſolchen Entſchluß faſſen — mit einem einzigen Stoße das Herz zu durchbohren und die Liebe, welche dort noch immer wachſen und freudig treiben wollte, zu tödten. —

Sie war bleich an dem Tage; die ſchönen blauen Augen hatten ihren Glanz verloren und ſtarrten ohne Ausdruck. Aber der junge Djupendahl kam, es kamen Fremde, es ſummte in den Zimmern, die Kronleuchter brannten, die Spiegel ſagten ihre Wahrheiten ohne zu verletzen — es waren viele Leute da, und man feierte — ſie glaubte zu träumen — ihre Verlobung mit einem Manne, den ſie nie geliebt und niemals lieben konnte.

Weßhalb that ſie es? —

Um auch das letzte Band zu zerreißen, um ſich rettungslos in den Abgrund zu ſtürzen, um einen geiſtigen Tod zu ſterben. So kann nur ein Weib philoſophiren.

Als die Gäſte fort waren, hörte ſie ihre Mutter reden von einer Liebe, die mit der Zeit komme; daß auch ſie damals, als ſie ihren Mann geheirathet, weit von Liebe entfernt geweſen; daß ſie trotzdem glücklicher gelebt als Andere mit all ihrer Liebe. — Sie vernahm das wohl, die Klänge drangen in ihr Ohr, aber es haftete kein Gedanke, keine Vorſtellung in ihrem Geiſte. Alle ihre Empfindungen, ihr ganzes Denken vereinigte ſich in dem Einen Brennpunkte: Alles iſt vorbei! —

Aber die Zeit bringt Klarheit. Allmählich wurde es um ihr, in ihr heller; ſie erkannte, daß ſie ſich betrogen, ihre Mutter, ihn, dem ſie Liebe verſprochen, und ihn, den ſie noch immer liebte. Es lag wie ein Fluch auf ihr, ein vierfacher Betrug. Aber das Netz, welches ſie ſelber über ſich geworfen, zu zerreißen, fühlte ſie nicht die Kraft. Da überkam ſie tiefſte Verzweiflung. —

Der Verlobte machte, der Sitte gemäß, häufige Beſuche. Mit jedem Tage wurde er unerträglicher. Verzweiflung, Hoffnungsloſigkeit, Scham und Reue griffen härter an ihr Herz und preßten es zuſammen. Es war ein ſtiller Wahnſinn. — Immer wieder und wieder, ſie wußte nicht wie, trat das Bild ihrer Kindheit vor ihre Seele; alle ihre Schulgenoſſen, ſie ſelber in Kindesgeſtalt ſtanden vor ihr und zeigten mit Fingern auf ſie, nach einer ſchwarzen Tiefe — — ſie ſchwindelte. Und dann ihr Vater! — Sie meinte ſeinen letzten Segen zu hören, wie er ungehört in dem leeren Raum erſtarb, ohne zu Gott zu gelangen. — — Sie verlor das Gefühl ihrer Würde, wenn ſie nicht die Ketten zerriß, — um jeden Preis! —

Das Zimmer des Fräuleins iſt leer, ſie iſt fort! berichtete am nächſten Morgen das Dienſtmädchen. Die Patronin ſprang auf, das Zimmer war leer, auf der Toilette lag ein Brief. Die Patronin zitterte vor Aufregung, erbrach ihn und las:

„Geliebte Mutter!

Ich weiß, daß ich wahnſinnig bin, aber ich bin nicht mehr Herr über mich ſelbſt. Ich bin Ihrer Liebe nicht würdig; ich will Niemand betrügen, darum Lebwohl, Lebwohl für ewig. Ich kehre zu der Sphäre zurück, zu welcher ich gehöre, zu dem Stande, aus welchem Sie mich gezogen haben. Forſchen Sie nicht weiter nach mir. Wenden Sie Ihre Liebe einer gehorſameren, beſſeren Tochter zu. Ich kann Ihnen nicht folgen. Gott iſt mein Zeuge, ich kann es nicht!

Aber fluchen Sie nicht

Ihrer Anna."

Die Patronin wurde bleich wie der Tod und ließ ſich auf einen Stuhl nieder. Einen ſolchen Schlag hatte ſie nicht erwartet." Sie liebte Anna, obwohl dieſes Gefühl, von Hauſe aus mehr egoiſtiſch als aufrichtig, in der letzten Zeit ziemlich abgekühlt war. Trotzdem wäre es wieder in den Vordergrund getreten, hätte ſie ſich nicht immer wieder die Frage vorlegen müſſen, was wohl die Menſchen dazu ſagen würden! — Sie ſelber der Gegenſtand aller Unterhaltungen! — Das das Reſultat ihrer ſo oft gerühmten Erziehungsmethode! — Glücklicherweiſe

Der Kaiſer ſieht den Sohn und ſeine Streiter
Am linken Ufer, und ſo ſchnell er kann,
Fügt er zu Schiffen Schiff, und Brück' an Brücken,
Und läßt ſein ganzes Heer hinüberrücken.

83.

Batran, der Fürſt und Führer der Bulgaren,
Ein tapfrer Mann, im Rath und Kampfe groß,
Verſucht umſonſt das Feld ſich zu bewahren
Vor dieſem ungeheuren Doppelſtoß,
Bis ihn der Prinz umringt mit ſeinen Schaaren
Und ihn zu Boden ſtreckt mit ſeinem Roß;
Und da er ſich nicht will gefangen geben,
So nehmen tauſend Schwerter ihm das Leben.

84.

Noch ſtanden die Bulgaren unbezwungen,
Doch wie ſie ſah'n des Königs Untergang
Und ſich von Sturm und von Gefahr umrungen,
Da wandten ſie ſich um in wildem Drang.
Rüd'ger, der mit den Griechen eingedrungen,
Sah dieſen Schlag, und zögerte nicht lang,
Dem flücht'gen Heere, weil er Konſtantinen
Und Leo'n haßt, mit ſeinem Schwert zu dienen.

85.

Frontin, geſpornt, ſcheint einem Wind zu gleichen,
Und läuft vor allen Rennern raſch voraus,
Ereilt die Schaaren, die vom Blachfeld weichen
Und nach dem Berge fliehn in Schreck und Graus;
Der Ritter hemmt und wendet ihre Zeichen,
Und ſenkt den kühnen Speer zu neuem Strauß,
Und ſpornt ſein Roß ſo furchtbar in's Getümmel,
Daß Mars erbebt und Jupiter im Himmel.

trat der Zorn an die Stelle des Schmerzes: Kann ſie ohne mich — ſo kann auch ich ohne ſie beſtehn! —

„Djupendahl & Sohn“ wurden benachrichtigt und durften an der ſchaudervollen Neuigkeit Theil nehmen. „Junior“ faßte ſie gerade ſo auf, wie wenn beim Löſchen vor ſeinen Augen ein Ballen Kaffee in die See gefallen wäre. Was auch immer ſich repariren ließ, die Geſchichte war faul, die Waare zum Mindeſten havarirt. Beide, „Senior“ und „Junior“, fanden, daß Anna kein Mitleid verdiene, und beklagten Niemand als ſich ſelber. Die Patronin ſetzte ſich in ihrem Zornesmuthe, verletzt bis aufs Tiefſte, ſofort nieder und ſchrieb an ihren Halbcouſin, einen armen Commiſſarius, er möchte ihr umgehend ſeine einzige Tochter ſchicken. Dieſer Brief verurſachte an Ort und Stelle eine Revolution; die Familie des Commiſſars gerieth in die äußerſte Aufregung und expedirte mit der nächſten Poſt Fräulein Andrietta Toppling an die Adreſſe der ihrer ſehnſuchtsvoll harrenden Halbcouſine.

---

Nach einigen Tagen traf Fräulein Andrietta ein, mit ihrer Reiſetaſche (ohne Schloß) und einem Briefe ihres Vaters, voller Segenswünſche und Dankſagungen an die liebe Tante, welche, noch immer ſtrahlend im Nordlichtſcheine des Zornes, ſie wie ein Werkzeug ihrer Rache empfing. Anna ſollte erkennen, wie überflüſſig ſie ſei. Darum mußte Andrietta ſofort ganz an ihre Stelle treten, ihr Zimmer beziehen und ihre beſten Kleider anlegen. Sie nahm ſich darin allerdings ſeltſam genug aus. Sie war nicht bloß ein langes, ungraziöſes Frauenzimmer mit eckigen Bewegungen und großen Händen, ſie hatte auch bereits die Linie paſſirt, das heißt, ſie ſchwankte zwiſchen fünfundzwanzig und dreißig und beſaß in ihrem Geſicht etwas ſo aufrichtig Häßliches, daß der Beſchauer es ſofort vorzog, ſeinen Blick auf Anna's Kleider zu richten.

Die Patronin unterließ trotzdem nichts, um zu zeigen, daß ſie Andrietta weit angenehmer finde als Anna. Sie ſprach gern von den rohen Empfindungen bei Leuten niederer Klaſſe, von der Unmöglichkeit, auf einem wilden Apfelbaume Reinetten zu ziehen, und dem undankbaren Bemühen, Menſchen die Segnungen der Bildung angedeihen zu laſſen. Die ganze Stadt gab der Patronin Recht und lachte ſie hinter ihrem Rücken aus. Dem Magiſtratsſecretär kamen hundert muntere Einfälle von „flüchtigen" Fräuleins, durchgehenden Schönheiten, Zugvögeln ꝛc., mit Einem Worte, lauter witzige Anſpielungen auf Anna's Verſchwinden. Er pflegte aber immer ſo zu ſchließen:

Schade um das Mädchen — war doch verdammt hübſch — wundre mich nicht über ihren Geſchmack — denn Bruder Djupendahl ſieht doch wahrhaftig wie eine Vogelſcheuche aus! — Ha, ha, ha!

Der Magazinsverwalter aber, deſſen „geſammelte

Schriften“ ſich bereits unter der Preſſe befanden, beeilte ſich, das oben erwähnte Gedicht: „Betrachtungen bei dem Tode eines geliebten Vaters“ davon auszuſchließen. Man hätte ja über ihn lachen können, wenn er einen buckligen Uhrmacher und deſſen „durchgegangene“ Tochter beſang.

Man ſprach noch vierzehn Tage, einen Monat lang, über die Geſchichte. Allmählich verdrängten neue Eindrücke die früheren; die jungen Herren liefen anderen Sternen nach, tanzten mit anderen Mädchen, bewunderten andere Stimmen. Nach einem halben Jahre war Anna vergeſſen. Nur dann und wann tauchte noch irgend ein Gerücht über ſie auf. Einer hatte ſie auf einer Weide barfuß geſehen, ein anderer ſie als Ladenmädchen in Stockholm getroffen, ein Dritter hatte gehört, ſie ſei todt und begraben.

Solche Mittheilungen weckten hie und da die Erinnerung an das arme Mädchen, gleichwie der Wind aus dem Aſchenhaufen eines abgebrannten Hauſes noch ein paar Funken aufwirbelt.

Im folgenden Frühlinge ſaßen ein paar junge Leute in einer Reſtauration und plauderten, als der Eine von ihnen plötzlich ſagte:

Apropos, Sie haben wohl ſchon gehört, daß Andersſon an der Lungenſchwindſucht geſtorben iſt, dort unten in Schonen?

Was zum Henker, iſt er todt? — Es war ein braver Menſch und mein ſpecieller Freund, ſchade um den Kerl!

Wer iſt ſein Hintermann im Regimente?
Ja, das iſt ja wahr, er hatte vollen Lieutenantsgehalt!
Da kann Cederholm ſich freuen, er iſt an der Reihe!

---

Viele Jahre ſind ſeit den letzten Ereigniſſen verfloſſen. Theodor Djupendahl, nunmehr Rath und Handelsherr, ja ſogar Abgeordneter zum Reichstage, hatte längſt ſeinen tiefen Schmerz verwunden und mit der Tochter des Commiſſärs Toppling, Fräulein Andrietta, der liebevollen Pflegetochter der einſamen Patronin, einen treuen Herzensbund geſchloſſen. Längſt waren unſere alten Freunde, Mutter Grete, der Fiſcher Ola und der alte Flink zur ewigen Ruhe gegangen. Auch die Patronin hatte der unerbittliche Tod auf dem Kirchhofe der kleinen Stadt gebettet; doch erinnerte ein prächtiges Grabkreuz mit großen goldenen Buchſtaben daran, daß „dankbare Kinder“ dieſes Denkmal über ihrem Staube errichtet. —

Es war zur Weihnachtszeit.

In einer geräumigen Bauernſtube ſtand ein mächtiger Tannenbaum auf ſeinem Holzkreuze und ſtreckte ſeine grünen Finger nach der weißgetünchten Decke. Zwei Knaben von zehn und acht Jahren und ein ſechsjähriges Mädchen waren ſo eben damit beſchäftigt, Lichtſtümpfe an den Zweigen zu befeſtigen. Es ſchien nicht ganz leicht, doch gelang es den Kindern endlich. Dann behingen ſie die Wände mit Kränzen vom Heidelbeerſtrauch und den rothen Trauben der Berberitze. Denn ſie hatten die reifen Beeren ſchon im Herbſte getrocknet, um damit das Weihnachtsfeſt zu verſchönern.

Ein gedeckter Tiſch ſtand neben dem Baume. Das ſelbſtgewebte Tiſchtuch mit ſeinen Franſen, die irdenen Schüſſeln und Holzlöffel verriethen nicht eben Reichthum, aber Reinlichkeit und Genügſamkeit, die den ſchwediſchen Bauer ſo auszeichnet, die Zufriedenheit, den Stolz und das Glück der Armuth.

Eine Frau war an dem Tiſche beſchäftigt, während der Mann Holz hereintrug, um ein prächtiges Weihnachtsfeuer im Kamin anzuzünden.

Iſt Alles fertig? fragten die Kinder, indem ſie der Mutter überall hin folgten, iſt es bald fertig, ſo daß wir den Baum anzünden können?

Noch nicht, Kinder! — du, Ola, laß den Löffel liegen! — Hörſt du nicht? — Und du, Petter, geh mir aus dem Wege, man kann ſonſt noch über dich fallen. — So, ihr Krabaten! —

Die gute Frau ſah trotz all dieſer Zurechtweiſungen ſo froh und freundlich aus, daß ſie nicht eben den wünſchenswerthen Gehorſam fand. Die Kinder lärmten umher und fragten und fragten, „denn ſie wollten nun doch einmal anzünden.“

Endlich rief die Mutter, welche einen letzten Blick auf die Fiſche, die paar Scheiben Schinken und die ſtattliche Schüſſel Grütze geworfen und Alles in Ordnung gefunden hatte:

Na, dann zündet an!

Da zündeten die Kinder die Lichter an und wetteiferten mit einander, und ihr Eifer dabei war ſo groß, daß ſie hier ein Licht herunterwarfen, dort ein bereits brennendes wieder auslöſchten. Endlich war das große Werk nun doch gelungen, die ſchwankenden Tannenzweige kamen zur Ruhe; die Kinder aber liefen zum Vater, welcher während deſſen lächelnd nach ihnen geſchaut hatte, und riefen:

Vater, komm nun mit, nun muß die Großmutter den Weihnachtsbaum ſehen! Einen ſo großen haben wir noch niemals gehabt!

Da begaben ſich Alle, der Vater an der Spitze, durch die kleine Hausflur in das Hinterſtübchen, und es dauerte nicht lange, da brachten ſie die Großmutter in einem Sorgenſtuhl getragen.

Das war keine kleine Laſt, die Kinder keuchten ganz erſchrecklich, als ſie mit dem Vater die Großmutter über die Schwelle trugen. Sieh, Großmutter, haſt du ſchon einen ſo großen Weihnachtsbaum geſehen? — Zwanzig Lichter ſind darauf! — Weißt du, Großmutter, von denen gehen zehn aufs Pfund!

So riefen die Kinder durcheinander und bemühten ſich, der alten Frau allerlei Erläuterungen zu geben, die ſie natürlich für durchaus nothwendig erachteten, um den Genuß all dieſer Herrlichkeiten zu ſteigern.

Freilich, Kinder, das iſt ja ganz großartig, ſo etwas habe ich in meinem ganzen Leben nicht geſehn. Und -- fügte ſie lächelnd hinzu — jetzt möchte ich gerne mit euch Allen tanzen, wenn ich nur könnte!

Liebe Mutter — ſagte der Mann und legte ſeine Hand auf ihre Schulter, das thut nichts, Mutter; wenn man nur Kinder und Kindeskinder hat, wie du, die dich alle ſo lieb haben, wie wir, — wir tragen dich gerne auf unſeren Armen, Mutter.

Glückliche Weihnachten und frohe Feiertage, Anders! erwiderte die Mutter. Und für all Das haben wir dem alten Fiſcher Ola zu danken.

Ja, Mutter, das haben wir, nächſt Gott; und darum habe Gott den alten mürriſchen Kerl ſelig, der mir Arbeit gab, ſtatt Geld, und mich lehrte, wie man auf eigenen Füßen ſteht.

---

Wer jemals in Kopenhagen geweſen, hat ſicher auch „Tivoli“ beſucht mit ſeinen köſtlichen Raſenplätzen, Kiesgängen, Hügeln, grünen Bäumen und den kleinen kryſtallklaren Teichen; ein Seeland im Kleinen; heiter, ſtill und ſchattig wie Geſion's Inſel, von welcher es einen Theil bildet. Indeſſen ſo heiter und freundlich blickt dieſes Tivoli nur die eine Hälfte des Tages. Wenn die Sonne niederſteigt, ſtrömen durch die weit geöffneten

Thore die lebensluſtigen Kopenhagener, ein heiteres phäakiſches Völklein, das ſich nicht für zu gut hält, um ſich ein paar Stunden köſtlich, und was die Hauptſache iſt, für geringes Geld, zu amüſiren. Dann wimmelt es von Tauſenden froher Menſchen, zwiſchen den herrlichen Buchen, auf den Terraſſen. Dicht an einander gedrängt ſchaut man hier einem Seiltänzer zu, dort einer Pantomime auf dem kleinen Theater. Bald drängt man ſich in dem märchenhaften Glasſaale, wo Lumbye's Orcheſter eine Gade'ſche Symphonie zum Beſten gibt, oder eine „neueſte" Compoſition des närriſchen und doch ſo würdigen Dirigenten mit dem ſeltſamen Titel „Kriegsrath". Die Einen ſitzen an Tiſchen, Andere ſtehen auf Stühlen und Bänken. Der Herr mit dem Orden ſteht dicht neben einem Matroſen mit rothem Shawl und gelbem Strohhut; die ſeidene Robe der Dame von Stande ſtreift das Kattunkleidchen eines Gemüſemädchens von Amager. Doch könnten Kenner ſtreiten, wer beſſer ausſieht, wer den ſchönſten Mund und die blaueſten Augen hat.

Es war an einem Abend im Auguſt. Wieder hatte ſich, trotz des zweifelhaften, zwiſchen Sonnenſchein und Regen wechſelnden Wetters, eine ungeheure Menſchenmenge eingefunden. Aber trotz der zur Schau getragenen äußerlichen Freude, und obwohl Alles hier darauf angelegt iſt, die Sorgen zu vergeſſen und ſich von drückenden Empfindungen fern zu halten, wollte es doch zu keiner rechten Heiterkeit kommen. Es war zur Zeit, als der Kampf um Schleswig-Holſtein faſt ſchon ausgebrochen war, mindeſtens unvermeidlich ſchien. Krieg und Streit, Sieg oder Tod ſchwebte auf den Lippen aller dieſer ſcheinbar ſo frohen Menſchen. Lumbye wußte das auch recht gut, denn das erſte Stück, welches er zum Beſten gab, war ein Kriegsmarſch, in welchen er nicht ungeſchickt däniſche, ſchwediſche und norwegiſche Melodieen verwebt hatte. Beſtand doch ſein Publicum zum großen Theile aus Militärperſonen und Freiwilligen aus den drei Ländern, welche man heutzutage die ſkandinaviſchen nennt. Erregten dieſe Anklänge ſchon mächtig die Herzen der verſammelten „Brüder,“ ſo verſetzte der „nordiſche Unionsgalop“, mit welchem der Kriegsrath ſein Programm ſchloß, die Zuhörer in jene ferne Vergangenheit, da ihre Vorfahren beim Julfeſt ſaßen und im Schwertertanze korybantenartig durch die Halle ſtürmten.

Ein unbefangener Zuſchauer hätte vielleicht gelächelt über dieſen „nordiſchen Unionsgalop“, aufgeführt vor dieſem modernen, geputzten Publikum. Vielleicht that es der Mond auch, welcher dann und wann durch die Wolken brach und ſein bleiches Licht über die hin und her wogenden Menſchenmaſſen goß.

Mancher ging weiter zu der von tauſend Lampen beleuchteten Rutſchbahn, auf welcher man in raſender Fahrt von einer bedeutenden Höhe hinab und wieder hinauf faſt zu derſelben Stelle gelangte, von welcher man ausgegangen; oder zu dem Bazar, der gleichſam in Flammen zu ſtehen ſchien. Den Ermüdeten luden

Hunderte von Kaffee's, Reſtaurationen und „Schweizereien", das heißt Conditoreien, ein, in denen hier Muſik zu hören war, dort ein Taſchenſpieler ſein Weſen trieb, ein Affe ſeine Künſte zum Beſten gab oder ein Pferd ein Taſchentuch apportirte. Nirgends ein bleibendes, aufmerkſames Publicum. Die Menge zog ein und aus. Einer trank eine Flaſche Champagner, der Andere ein Glas Milch.

An einer etwas entlegenen Stelle, zwiſchen dunkeln, nur mit Lampions erhellten Bäumen vernahm man aus der geöffneten Thüre einer Conditorei eine volle und glockenreine Frauenſtimme, begleitet von einer Harfe. Sie ſang das däniſche Nationallied, „den tapferen Landſoldaten", während ein paar Herren, die Cigarre im Munde und ein Glas Cognac auf dem kleinen Tiſche vor ſich, läſſig auf einer Bank ſaßen, über Politik ſprachen und über die Geſchicke der Welt entſchieden. Sie bemerkten nicht, daß vor der Harfenſpielerin ein Teller ſtand, und daß derſelbe noch ganz leer war. Die Einzigen, welche bei dem Geſange in Bewegung geriethen, waren ein paar ärmliche Kinder, doch mit der däniſchen Cocarde an ihren Mützen. Sie marſchirten, barfuß wie ſie waren und einen Stecken über die Schulter gelegt, auf und ab und ſangen: „Da, als ich Abſchied nahm, da, als ich Abſchied nahm, mein Liebchen wollte mit!"

Endlich näherten ſich ein paar ſchwediſche Offiziere der ſingenden Frau, auf welche durch das geöffnete Fen-

86.

Auf einen Rittersmann im Purpurkleide
Fiel Rüd'gers Blick zuerſt im ganzen Heer;
Ein Hirſenhalm, geſtickt mit Gold und Seide,
War ſeines Kleides Schmuck und ſeiner Wehr.
Des Kaiſers Neffe, ſeine Augenweide,
Und lieb ihm, wie ſein eigner Sohn, war er.
Schild, Panzer bricht er ihm, wie Glas, zu Stücken,
Und handbreit dringt der Speer noch aus dem Rücken.

87.

Er läßt ihn todt, und gegen jene Schaaren
Zieht er das Schwert, die ſich zu ihm geſellt;
Und der und jener kann ſich nicht bewahren,
Dem iſt der Kopf herab, und dem zerſpellt,
Dem iſt die Bruſt, die Seite dem durchfahren,
Indeſſen der mit blut'ger Kehle fällt.
Nach allen Seiten fliegen halbe Glieder,
Und ſtromweis ſchießt das Blut zum Thale nieder.

88.

So wie die Griechen dieſe Hiebe ſehen,
Denkt keiner mehr, beſtürzt, an Widerſtand.
Verwandelt plötzlich iſt die Schlacht: es ſtehen,
Das Angeſicht dem Feinde zugewandt,
Dem kaum ſie fliehend ſuchten zu entgehen,
Die Haufen der Bulgaren, neu entbrannt;
Die Ordnung iſt im Augenblick geendet,
Und alle Fahnen ſind zur Flucht gewendet.

89.

Auf einem Hügel ſteht der Prinz und ſieht
In jähe Flucht getrieben all' die Seinen,
Und tiefbeſtürzt und traurig im Gemüth
— Da alle Punkte deutlich ihm erſcheinen —

ſter gerade ein Strahl des Mondes fiel. Sie ſchien ihre Uniform mit Intereſſe zu betrachten und begann, offenbar bemüht, ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, auf der ſchlechten, hartklingenden Harfe zu präludiren. Ihre großen blauen Augen blickten nach oben, als ſuche ſie in ihrer Erinnerung nach Etwas. Richtig, das war es, — und da die Offiziere vor ihr ſtehen blieben, begann ſie auf ſchwediſch zu ſingen:

Ich denke noch der Jugendzeit,
Als wär' es heute nur,
Da ich ein Kind, und Heiterkeit
Noch folgte meiner Spur.

Aber ihre Stimme begann gleich am Anfange zu zittern, ſie ſang nur mit Anſtrengung weiter. Als ſie dem Schluſſe nahe war, brach ſie plötzlich in Thränen aus, beugte ſich tief über ihre Harfe und ſchluchzte laut.

Einer der jungen Schweden trat auf ſie zu und äußerte theilnehmend: Was iſt Ihnen, mein Fräulein? Singen Sie das Lied zu Ende, wir kennen es ſchon. Auch wir ſind einſt Kinder geweſen.

Aber das Mädchen weinte nur noch lauter und antwortete nichts.

Sind Sie aus Schweden?

Ein kaum hörbares Ja war die Antwort.

Sehnen Sie ſich dorthin zurück?

Nein — nein — niemals! rief ſie mit Heftigkeit, blickte auf und trocknete raſch ihre Thränen.

Verzeihen Sie, meine Herren, jetzt werde ich fortzufahren im Stande ſein.

Sie ſang hierauf einige ſchwediſche Lieder, jetzt veraltet, vergeſſen, welche jedoch, von den Lippen dieſes Mädchens geſungen, das Summen draußen übertönten und einen ſo eigenthümlichen, melancholiſchen Eindruck auf die Herzen der Zuhörer machten, wie etwa ein Echo, welches aus weiter Ferne von Berg und Wäldern wiederklingt.

Die Herren warfen einige größere Münzen in ihren Teller, und ſie verbeugte ſich dankend.

Ihr wurde eine reiche Ernte an dieſem Abende zu Theil, denn die Schweden wollten ſämmtlich ihre intereſſante Landsmännin hören. Als ſich dann ſpäter, nachdem Amici ſein Feuerwerk abgebrannt, wieder ein Paar von ihnen trafen, ſagte Einer und der Andere:

Wer zum Teufel kann dieſes Frauenzimmer ſein?

Sie muß den beſſern Ständen angehören, denn ſie hatte eine ſchöne Stimme und eine gute Schule.

Sie ſah aus, als wäre ſie einſt ſchön geweſen! Schade um die Perſon! Hat Keiner gefragt, wo ſie wohnt?

Freilich, ich. Aber ich bekam keine Antwort, als bloß: Lieber Herr, der Arme hat kein Haus, nur ein Nachtquartier.

Wahrhaftig, eine räthſelhafte Erſcheinung! Es wäre doch intereſſant, etwas von ihrem Leben zu erfahren. Gewiß romantiſch und ſeltſam genug! — Ha ha ha! — Kommſt du mit uns, Lagerkrona? — Wohin fahren wir? — Wahrhaftig, der gute Kerl fährt uns zum Teufel und ſeiner Großmutter!

Laß ihn nur, er kennt den Weg!

Ach ſo, nun finde ich mich zurecht — die Oeſtergade, — weißt du, da wohnt der Jude, von welchem ich dieſe Uhrkette gekauft habe — veritables Talmi! — Ha ha ha! — Ein Unterlieutenant kann eine ſolche echte Pariſer Kette wohl mit Ehren tragen. Aha, da iſt ja auch Se. Majeſtät auf Kongens Nytorv! — Muß im Finſtern ſitzen, der arme Kerl, mit den vier Tugenden zu ſeinen Füßen. Sitzt ſo hoch, als hätte er ſich über ſie hinweggeſetzt! — Ha ha ha! —

Der Wagen hielt, Jeder ging ſeines Wegs. Wer dachte noch an das arme Harfenmädchen!

Draußen in Chriſtianshavn, in einer der kleinen „Buden“, welche im Schutze des alten Stadtwalles halb verſteckt ſtehen, hätten ſie die Löſung des Räthſels gefunden. Eine kleine ärmliche Stube, faſt ohne Möbel, aber reinlich und ſauber, mit einigen Blumen an dem kleinen Fenſter, auf dem Tiſche ein ſchwediſches Geſangbuch, darinnen ein Brief als Buchzeichen. In dem Briefe die Ueberreſte vertrockneter Kleeblätter.

Hier wohnte Anna, arm und vergeſſen. Um ihr Leben zu friſten, hatte ſie zum letzten Mittel gegriffen: ſie war Harfenſpielerin geworden und ſang an den Abenden auf öffentlichen Plätzen. Früher hatte ſie gelebt um zu ſingen, jetzt ſang ſie, um ein Daſein weiter zu führen, das für ſie keinen Werth mehr hatte.

Ihre Geſchichte iſt einfach genug.

Nachdem ſie das Haus ihrer Pflegemutter verlaſſen, verſuchte ſie es, in Dienſte zu treten. Aber ſie hatte nichts gelernt, womit ſie ihr Brod hätte verdienen können. In ihren früheren Stand hinabzuſteigen vermochte ſie nicht und ſah es wohl auch als ein Unglück an. Sie konnte arm ſein, aber nicht diejenige Armuth ertragen, welche einſt ihr Glück und ihre Freude ausgemacht hatte. Eine andere Weltanſchauung war an die Stelle jener frühern getreten. Einmal aus dem urſprünglichen Waldboden in einen andern künſtlichen, verfeinerten verſetzt, weigerte ſich die Pflanze, von Neuem Wurzeln zu ſchlagen in der rauhen Erde der alten Heimath. Sie zog es vor, kümmerlich hinzuleben, und mochte lieber im leichten Kattunkleide gehen, als in einem ſelbſtgewebten rauhen Wollenkittel.

Zuletzt hatte ſie ſich über den Sund begeben und bald hier bald dort einen Dienſt übernommen, ohne irgend einem genügen zu können. Es lag wie ein Fluch auf ihr. So war ihr nichts als dieſer muſikaliſche Erwerb geblieben, der traurigſte von allen.

Aber der Heimath mochte ſie nicht gedenken. Nur wenn ſie die ſüßen Laute ihrer Mutterſprache vernahm und eine ſchwediſche Uniform in der Volksmenge erkannte, preßte es ihr Herz zuſammen, und vor ihr inneres Auge trat das Bild jenes zerriſſenen Vierklee's, des Symbols ihres einſtigen Glücks und ihres namenloſen Elends.

# Capitän Paz.

(La Fausse Maîtresse.)

Von

**H. von Balzac.**
(geb. 1799, geſt. 1850.)

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Auguſte Scheibe.**

Es war im September des Jahres 1835, als eine der reichſten Erbinnen des Faubourg St. Germain, Mademoiſelle du Rouvre, einzige Tochter des Marquis du Rouvre, ſich mit dem Grafen Adam Mitgislas Laginski, einem jungen polniſchen Flüchtling, vermählte. Beiläufig geſagt, erlauben wir uns die polniſchen Namen zu ſchreiben, wie ſie ausgeſprochen werden, um unſern Leſern den Anblick jener Bollwerke von Conſonanten zu erſparen, mit welchen die ſlaviſchen Sprachen die Vocale — wahrſcheinlich, um ſie bei ihrer geringen Zahl nicht ganz verloren gehen zu laſſen — ſchützend umgeben.

Der Marquis du Rouvre hatte, faſt bis auf den letzten Heller, ein ſehr anſehnliches Vermögen verſchwendet, dem er ſeiner Zeit die Verbindung mit einem Fräulein von Ronquerolles verdankte. Durch dieſe Verbindung war ſeine Tochter Clementine von mütterlicher Seite Nichte des Marquis von Ronquerolles und der Frau von Sérizy, während ſie einen Onkel von väterlicher Seite in der wunderlichen Perſon des Chevalier du Rouvre beſaß. Derſelbe war der jüngſte Sohn der Familie, lebte als Hageſtolz und hatte durch Kauf und Verkauf von Landgütern und Häuſern ein ſehr großes Vermögen erworben. Der Marquis von Ronquerolles hatte das Unglück gehabt, ſeine zwei Kinder an der Cholera zu verlieren, und der einzige Sohn von Frau von Sérizy, ein zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigender junger Offizier, war in Afrika, bei Macta, gefallen.

Unſere reichen Familien ſchweben ja immer zwiſchen den beiden Gefahren: ihre Kinder, wenn ſie deren zu viele haben, in Armuth zu hinterlaſſen, oder ihre Geſchlechter, falls ſie ſich mit einem oder zwei Sprößlingen begnügen, ausſterben zu ſehen — eine Folge des code civil, die Napoleon nicht ins Auge gefaßt hat. Durch dies Zuſammentreffen zufälliger Umſtände war Clementine eine reiche Erbin geworden, trotz der wahnſinnigen Verſchwendungsſucht ihres Vaters und ſeiner Schwäche für Florine, eine der reizendſten Schauſpielerinnen von Paris. Der Marquis von Ronquerolles, der zu den gewiegteſten Diplomaten der neuen Dynaſtie gehörte, ſeine Schweſter Frau von Sérizy und der Chevalier du Rouvre waren überein gekommen, ihr Vermögen vor den Angriffen des Marquis ſicher zu ſtellen und deßhalb zu Gunſten ihrer Nichte ſo zu verfügen, daß Jedes von ihnen ihr am Tage ihrer Verheirathung eine Rente von 10,000 Fr. ausſetzte.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Graf Laginski, obgleich Flüchtling, nicht auf Koſten der franzöſiſchen Regierung lebte. Adam gehörte einer der älteſten und berühmteſten Familien Polens an und war mit vielen Fürſtenhäuſern, den Sapiéha's, Radziwill's, Mniszech's, Ruzewuski's, mit allen den großen ſarmatiſchen Ki's, den Leszcinski's, Lubomirski's, Czartoriski's verwandt und verſchwägert. Aber Frankreich zeichnete ſich unter Louis Philipp nicht gerade durch heraldiſche Kenntniſſe aus, und ſein alter Adel konnte dem jungen Laginski bei der damals herrſchenden Bourgeoiſie außerdem nicht zur Empfehlung gereichen. Dazu kam, daß Graf Adam, als er im Jahre 1833 anfing, ſich auf dem Boulevard des Italiens, bei Frascati und im Jokey-Club zu zeigen, das Leben eines jungen Mannes führte, der, nachdem er ſeine politiſchen Hoffnungen verloren, dafür die frühern lockern Sitten und den Geſchmack am Vergnügen und an Zerſtreuungen wieder gefunden. Seinem Auftreten nach hielt man ihn für einen Studenten. Dank der reactionären Tendenz der Regierung war überdies die polniſche Nation in der allgemeinen Achtung eben ſo tief geſunken, als die Republik ſie hatte heben und erhöhen wollen. Eine ehrenwerthe Sache, der Name eines beſiegten Volkes, welchem Frankreich Gaſtfreundſchaft geboten, für welches man Feſte erfunden und veranſtaltet, für das man geſungen und auf Subſcriptionsbällen getanzt hatte, war zum Spott geworden — der Name eines Volkes, das uns im Jahre 1796, zur Zeit des Kampfes zwiſchen Europa und Frankreich, ſechstauſend Mann Soldaten — und welche Soldaten! — zur Verfügung geſtellt hatte.

Blickt er auf ihn, vor welchem alles flieht,
Und ſieht ſein Heer geſchlagen von dem Einen,
Und muß, obgleich ſo ſchwer verletzt, geſtehn,
Er habe keinen Beſſern noch geſehn.

90.

Wohl ſieht er an dem Kleid und an den Zeichen,
Und an der lichten, goldgeſchmückten Wehr,
Der Ritter, helf' er gleich mit ſeinen Streichen
Dem Feind, ſei doch vom Feinde nimmermehr.
Er ſtaunt ob dieſen Thaten ohne Gleichen,
Und denkt, ein Engel ſei vom Himmel her
Gekommen, der die Griechen laſſe büßen,
Daß ſie ſo oft von ihrem Schöpfer ließen.

91.

Und als ein Mann vom adelichſten Blute
Fühlt er, was tauſend nur mit Haſſe ſäh'n,
Lieb' und Bewundrung bei dem Heldenmuthe,
Und ungern ließ' er ihm ein Leid geſchehn.
Ja, ſechs für einen hielt' er ihm zu Gute;
Müßt' auch ſein halbes Reich zu Grunde gehn,
Er würd' es nicht ſo hart und ſchmerzlich miſſen,
Als ſolchen würd'gen Ritter todt zu wiſſen.

92.

So wie ein Knabe, den, zum Zorn verpflichtet,
Die liebe Mutter ſchlägt und von ſich drängt,
Zur Schweſter nicht und nicht zum Vater flüchtet,
Nein, zu ihr kehrt und zärtlich ſie umfängt,
So Leo, ſieht er gleich ſein Heer vernichtet,
Die einen todt, die andern hart bedrängt:
Zur Liebe mehr muß ihn der Muth bewegen,
Als ſolche Kränkung ſeinen Zorn erregen.

Man wolle hieraus nicht ſchließen, daß ich die Partei Polens gegen Kaiſer Nikolaus, oder die des Kaiſers gegen Polen zu nehmen gedächte. Es wäre in erſter Linie Thorheit, politiſche Auseinanderſetzungen in eine Erzählung zu verflechten, die nur unterhalten ſoll, und zweitens haben Rußland und Polen in gleicher Weiſe Recht. Das Erſtere, indem es die Einheit des Reiches anſtrebt, das Andere, indem es verſucht, die verlorene Freiheit wieder zu gewinnen. Beiläufig geſagt, hätten die Polen das ruſſiſche Reich mit Hülfe ihrer Bildung erobern ſollen, anſtatt es mit den Waffen in der Hand zu bekriegen. Sie hätten nur das Beiſpiel der Chineſen nachzuahmen gebraucht, welche die Tataren chineſiſirt haben und hoffentlich auch die Engländer chineſiſiren werden. Polen hätte Rußland poloniſiren müſſen. Poniatowski hat den Verſuch gemacht, aber er konnte um ſo weniger hoffen, von Andern verſtanden zu werden, da er ſich ſelbſt vielleicht nicht ganz verſtand.

Natürlich mußte man in Paris die Unglücklichen haſſen, gegen welche wir uns, als die geſammte Bevölkerung bei Gelegenheit jener bekannten Revüe Hülfe für Polen forderte, einer ſo abſcheulichen Lüge ſchuldig gemacht hatten. Man gab ſich den Anſchein, als ſehe man in den Polen Bundesgenoſſen der republicaniſchen Partei, ohne zu bedenken, daß Polen eine ariſtokratiſche Republik war. Seit jener Zeit begegnete das Bürgerthum den Polen, die man vor Kurzem noch vergöttert hatte, mit unwürdiger Geringſchätzung. Der Wind eines Aufſtandes iſt immer und unter jeder Regierung im Stande geweſen, die Pariſer von Norden nach Süden zu drehen, und man muß ſich dieſes Umſchlagen der öffentlichen Meinung ins Gedächtniß rufen, um es erklärlich zu finden, daß im Jahre 1835, bei dem Volke, welches ſich nicht nur für das geiſtreichſte, ſondern zugleich für das gebildetſte der Welt hält, inmitten des Brennpunktes der Aufklärung, in einer Stadt, welche auf dem Gebiet der Literatur und Kunſt den Herrſcherſtab ſchwingt, der Name Pole beinahe als Spottname gelten konnte.

Freilich giebt es — mit Bedauern ſei es geſagt — zwei Klaſſen polniſcher Flüchtlinge: den Republikaner, den Sohn und Jünger Lelewel's, und den Polen von vornehmer Abkunft, welcher zu der Partei gehört, an deren Spitze Fürſt Czartoriski ſteht, und dieſe beiden Parteien verhalten ſich zu einander, wie Feuer und Waſſer. Aber wer hat ein Recht, ihnen das zum Vorwurf zu machen? Dergleichen Spaltungen haben ſich unter allen Flüchtlingen gezeigt, welcher Nation ſie auch immer angehören, in welchen Ländern ſie ſich auch immer aufhalten mochten. Der Menſch nimmt eben ſein Vaterland und ſeinen Haß mit ſich. In Brüſſel z. B. lebten zwei flüchtige franzöſiſche Prieſter, die den tiefſten Abſchen gegen einander zur Schau trugen, und fragte man ſie nach der Urſache, ſo erklärte jeder, auf ſeinen Unglücksgefährten zeigend: „Er iſt ein Janſeniſt.“ Dante hätte im Exil gern jeden Gegner der Weißen erdolcht. Hier iſt es, wo man den hauptſächlichſten Grund zu den Angriffen der franzöſiſchen Radicalen gegen den ehrenwerthen Fürſten Adam Czartoriski zu ſuchen hat, ſowie der Ungunſt, in welcher ein Theil der polniſchen Emigration bei den Geld- und Pfefferſäcken ſteht.

So hatte denn auch Adam Mitgislas Laginski anfänglich die Pariſer Witzlinge gegen ſich. Er iſt gentil, obgleich ein Pole! ſagte Raſtignac von ihm. — Alle Polen ſpielen ſich als große Herren auf, bemerkte Maximilian de Trailles, aber dieſer bezahlt ſeine Spielſchulden, und ich fange an zu glauben, daß er begütert iſt. —

Ohne die in der Verbannung lebenden Polen beleidigen zu wollen, müſſen wir zugeſtehen, daß der Leichtſinn, die Sorgloſigkeit und Unbeſtändigkeit des ſarmatiſchen Charakters den übeln Ruf einigermaßen rechtfertigten, in welchem die Polen bei den Pariſern ſtanden, aber die letztern würden ſicherlich in gleicher Lage ganz dieſelben Eigenſchaften zeigen. Ueberdies hat der franzöſiſche Adel, dem die polniſche Ariſtokratie während der Revolutionszeit in der hochherzigſten Weiſe zu Hülfe kam, den Dank dafür jedenfalls nicht an die Verbannten und Flüchtlinge von 1832 zurückgezahlt, und es thut uns leid, conſtatiren zu müſſen, daß das Faubourg St. Germain in dieſem Punkte Schuldner der Polen geblieben iſt.

Die Räthſelfrage, ob Graf Adam reich, arm, oder nur ein Abenteurer ſei, blieb lange Zeit ungelöſ't. Die Salons der Diplomatie ahmten, ihren Inſtructionen getreu, das Schweigen des Kaiſers Nikolaus nach, für welchen jeder polniſche Emigrant ein todter Mann war.

Die Tuilerien und der größte Theil Derer, die von dort das Loſungswort empfingen, gaben einen kläglichen Beweis von der politiſchen Tugend, die man mit dem Namen Klugheit beehrt hat. Es kam vor, daß man einen ruſſiſchen Fürſten, mit dem man während der Verbannung Cigarren geraucht, verläugnete, weil es ſchien, als habe er ſich die Ungnade ſeines Kaiſers zugezogen, und ſo zwiſchen die Vorſicht des Hofes und die der Diplomatie geſtellt, lebten die vornehmen Polen in der bibliſchen Abgeſchloſſenheit des Super flumina Babylonis, oder erſchienen doch nur in Salons, die als neutraler Boden für alle Meinungen galten.

Dies gab in einer Stadt wie Paris, die Zerſtreuungen und Genüſſe jeder Art bietet, den unbeſonnenen Polen natürlich mehr als genügenden Grund, ſich dem zügelloſeſten Garçonleben zu überlaſſen, und um aufrichtig zu ſein, auch gegen Graf Adam ſprachen anfänglich ſowohl ſeine perſönliche Erſcheinung, wie ſeine Sitten. Es giebt zweierlei Polen, wie es zweierlei Engländerinnen giebt. Iſt die Engländerin nicht ſehr ſchön, ſo iſt ſie abſchreckend häßlich — und Graf Adam gehörte in die zweite Kategorie. Sein kleines, ſehr lebhaft gefärbtes Geſicht ſah aus, als wäre es zwiſchen einem Schraubſtock zuſammen gepreßt worden; ſeine kurze Naſe, ſeine blonden Haare und ſein rother Schnurr- und Kinnbart gaben ihm das Anſehen einer Ziege, eine Aehnlichkeit, die noch durch die kleine, dürftige Geſtalt und durch Augen von ſchmutzig-gelblicher Farbe erhöht wurden, Augen, welche jenen unſichern Blick beſaßen, der durch die Verſe Virgils berühmt geworden iſt. Trotz ſo vieler ungünſtiger Zufälligkeiten waren ihm aber die beſten Manieren, der feinſte Geſellſchaftston und die größte äußere Eleganz nicht abzuſprechen, und dies erklärte ſich leicht durch die Erziehung, welche er von ſeiner Mutter, einer gebornen Radziwill, empfangen. Der Muth des Grafen ging bis zur Tollkühnheit, und wenn ſein Geiſt nicht über das Bedürfniß der gewöhnlichen Pariſer Converſation hinausreichte, ſo begegnete er doch unter den jungen tonangebenden Männern ſelten einem, der ihm in dieſem Punkte überlegen geweſen wäre. Die jungen Leute der guten Geſellſchaft unterhalten ſich heutigen Tages ſo viel über Pferde, Renten, Steuern und Deputirte, daß die franzöſiſche Converſation unmöglich bleiben konnte, was ſie ehedem war. Geiſt und Witz bedürfen der Muße und einiger Ungleichheiten der Lebensſtellung. Man verſteht vielleicht gegenwärtig in Petersburg und Wien angenehmer zu plaudern als in Paris, denn unter vollkommen Gleichen und Gleichberechtigten bedarf es keiner Feinheit; man ſagt ſich die Dinge ungeſchminkt und unverblümt ins Geſicht.

So kam es denn, daß es den Pariſer Spottvögeln nicht gleich gelang, den vornehmen Mann in dem leichtlebigen Studenten zu erkennen, der im Geſpräch ſorglos von einem Gegenſtand zum andern ſprang, der dem Genuſſe um ſo eifriger nachjagte, da er eben großen Gefahren entgangen, und welcher ſich hier, wo ſeine Familie unbekannt war, ohne Bedenken dem ungebundenſten Leben hingeben zu dürfen glaubte. Aber eines ſchönen Tages, es war im Jahre 1834, kaufte Adam in der Rue de la Pépinière ein Palais, und ſechs Monate nach dieſer Erwerbung befand ſich ſein Hausſtand auf gleichem Fuße mit dem der reichſten Familien in Paris.

In dieſer Zeit, als Laginski anfing, das Leben von der ſolideren Seite zu nehmen, ſah er in der italieniſchen Oper Clementine du Rouvre und verliebte ſich in ſie. Ein Jahr ſpäter fand die Vermählung ſtatt, und der Salon von Frau von Espard gab das Signal zum Preiſe des jungen Paares. Die beſorgten Mütter unverheiratheter Töchter erfuhren zu ſpät, daß die Laginski's ſeit dem Jahre 900 zu den berühmteſten Geſchlechtern Polens zählen, und daß die Mutter des jungen Grafen mit einer ſonſt durchaus nicht im polniſchen Charakter liegenden Vorſicht beim Ausbruch der Revolution ihre Güter für eine ungeheure Summe an zwei Juden verpfändet, und dies Geld in der Bank von Frankreich deponirt hatte, ſo daß Graf Adam eine Rente von achtzigtauſend Francs beſaß. Man wunderte ſich jetzt nicht mehr über die Unvorſichtigkeit, mit welcher, nach der frühern Meinung vieler Leute, Frau von Sérizy, der alte Diplomat Ronquerolles und der Chevalier du Rouvre der thörichten Neigung ihrer Nichte nachgegeben hatten, ja man fiel, wie gewöhnlich, aus einem Extrem ins andere, und im Winter 1836 war Graf Adam der geſuchteſte Mann und Clementine Laginski die Königin der

Pariſer Geſellſchaft. Sie gehörten zu dem Kreiſe, welcher als die Blüte dieſer Geſellſchaft gilt und alle Emporkömmlinge, alle bürgerlichen Elemente und die Faiſeurs der neuen Politik aufs Strengſte ausſchließt.

Wir hielten dieſe Einleitung für nöthig, um die Sphäre zu bezeichnen, in welcher ſich eine jener Thaten edelſinniger Selbſtverläugnung vollzog, die lange nicht ſo ſelten ſind, wie die Verächter unſrer Zeit glauben; Thaten, welche, wie die koſtbarſten Perlen, Frucht eines Leides, eines Schmerzens ſind, und welche ſich, auch hierin den Perlen gleich, in rauher Schaale verborgen, in der Tiefe der ewig bewegten Flut verlieren, die man Welt, Jahrhundert, Paris oder, wenn man will, London und Petersburg nennt.

Wenn für den Satz, daß die Architektur der beſte Ausdruck des Zeitgeiſtes iſt, jemals der Beweis geliefert wurde, ſo geſchah das ſeit der Revolution von 1830, unter der Regierung des Hauſes Orleans. Alle großen Vermögen waren kleiner geworden, die majeſtätiſchen Paläſte unſrer Vorfahren wurden niedergeriſſen und durch eine Art von Miethkaſernen erſetzt, in welcher der neugebackene Pair von Frankreich in der dritten Etage, über einem reich gewordenen Induſtriellen wohnt. Man warf die verſchiedenſten Bauſtile wirr durcheinander, und mit dem Verſchwinden eines Hofes und eines tonangebenden Adels verloren auch die Erzeugniſſe der Kunſt den Charakter der Einheit. Namentlich hat die Architektur zu keiner Zeit ſo viel billige Hülfsmittel entdeckt, um das

Echte und Solide nachzuahmen, und niemals hat ſie größern Scharfſinn in der Vertheilung und Ausnutzung des Raumes bewieſen, als zur Zeit Louis Philipp's. Man gebe einem der jetzigen Baukünſtler den Saum des Gartens von einem jener alten, niedergeriſſenen Paläſte, und er baut ein kleines, mit Ornamenten überladenes Louvre hin, mit Höfen und Ställen, und wenn man darauf beſteht, bleibt ſelbſt noch Platz für einen Garten übrig. Im Innern bringt er ſo viele kleine Zimmer und Nebenzimmer an und weiß das Auge ſo zu blenden, daß man ſich einbildet, ſehr bequem zu wohnen — kurz er ſchafft einen ſolchen Ueberfluß an Räumlichkeiten, daß jetzt eine herzogliche Familie mit dem Raume ausreicht, den ehemals die Badeſtube eines Parlamentspräſidenten einnahm.

Das in der Rue de la Pépinière zwiſchen Hof und Garten liegende Palais der Gräfin Laginski gehörte zu dieſen modernen Schöpfungen. Zur Rechten begrenzten die Wirthſchaftsgebäude, zur Linken Ställe und Remiſen den Hof. Die Loge des Portiers war zwiſchen zwei hübſchen Einfahrtsthoren angebracht. Der größte Luxus des Palais beſtand aber in einem Glashauſe, welches ſich unmittelbar an ein Boudoir des Erdgeſchoſſes anſchloß, in welchem letztern ſich die prachtvollen Empfangszimmer der Gräfin befanden. Ein aus England vertriebener Menſchenfreund hatte dieſes Raritätenkäſtchen gebaut, das Glashaus angelegt, die Zeichnungen zum Garten entworfen, die Fenſter grün umrankt und hatte in kleinern Verhältniſſen einen ähnlichen Traum verwirklicht, wie Georg IV. in Brighton. Die ſchnellen, geſchickten, unermüdlichen Arbeiter von Paris hatten Fenſter und Thüren mit Schnitzarbeiten verziert, die Gewände derſelben mit Marmorplatten belegt, mittelalterliche und venetianiſche Plafonds copirt. Steinbock und François Souchet hatten die Bildhauerarbeiten an Thür und Kaminſimſen geliefert, Schinner hatte die Decken gemalt — und die Treppen, die weiß waren, wie die Arme einer ſchönen Frau, konnten ſich an Pracht mit denen des Palais Rothſchild meſſen.

Dies Spielzeug koſtete in Folge der Revolution nicht mehr als eine Million einmalhunderttauſend Francs, für den Engländer eine Kleinigkeit. Und die ganze Herrlichkeit, welche von Leuten, die nicht mehr wiſſen, was ein wirklicher Fürſt iſt, fürſtlich genannt wurde, hatte in dem ehemaligen Hausgarten eines Armeelieferanten Platz gefunden, eines Kröſus der Revolution, welcher, nach vielfachen glücklichen und unglücklichen Börſenſpeculationen, bankerott in Brüſſel geſtorben war. Der Engländer ſtarb in Paris an Paris, denn für viele Leute iſt Paris eine Krankheit, ja zuweilen mehr als Eine. Seine Wittwe, eine Methodiſtin, empfand den lebhafteſten Abſcheu vor der kleinen Nabob-Schöpfung — der Menſchenfreund war Opiumhändler geweſen — und befahl in tugendhafter Entrüſtung, das anſtößige Beſitzthum zu verkaufen. Dies geſchah gerade in einem Moment, wo mehrfache Aufſtände den Frieden gefährdet erſcheinen ließen, und

Graf Adam benutzte dieſe Gelegenheit zu ſeinem Vortheil. Wir werden ſpäter hören, durch weſſen Vermittelung, denn in ſeiner eigenen, vornehmen Art lag eine ſolche Klugheit nicht.

Hinter dem Hauſe, das maſſiv aus boſſirten Steinen aufgeführt war, dehnte ſich ein ſammetartiger engliſcher Raſenplatz aus, im Hintergrunde begrenzt durch eine Gruppe exotiſcher Bäume, aus welcher ein chineſiſcher Pavillon ſeine ſtummen Glöckchen erhob. Der phantaſtiſche Bau des Glashauſes maskirte nach der Südſeite hin die Umfaſſungsmauer; die gegenüberliegende Wand wurde durch Schlingpflanzen verdeckt, die an grün angeſtrichenen Pfoſten hinauflaufend und dieſelben in Feſtons verbindend, einen Laubengang bildeten. Dieſe Raſenplätze, Blumenmaſſen und Kieswege, dieſes Scheinbild eines Waldes, dieſe luftigen Bogengänge nahmen den Raum von fünfundzwanzig Quadratruthen ein, eine Bodenfläche, welche zur Zeit ein Capital von viermalhunderttauſend Franken, d. h. den Werth eines wirklichen Waldes repräſentirt; und in dieſer mitten in Paris geſchaffenen Stille zwitſchern Vögel: nicht nur viele Sperlinge, ſondern auch Amſeln, Nachtigallen, Finken und Grasmücken.

Das Glashaus glich einem ungeheuern Blumenkorbe, in welchem die Luft mit Wohlgerüchen gefüllt war und man ſich im Winter ergehen konnte, als ſchiene draußen die ſchönſte Sommerſonne. Die Mittel, je nach Belieben eine chineſiſche oder italieniſche Atmoſphäre zu ſchaffen,

93.

Wenn Leo Rüd'gern alſo liebt und achtet,
So geht er einen ſchlechten Handel ein;
Denn Rüd'ger haßt ihn, der ſich ſehnt und ſchmachtet,
Mit eignen Händen ihn dem Tod zu weihn,
In Berg und Thal ihn zu erſpähen trachtet,
Und manchen nach ihm fragt aus ſeinen Reihn;
Allein die Vorſicht und das Glück des Schlauen
Läßt ihn heut nicht in ſeine Augen ſchauen.

94.

Damit ſein Volk nicht gänzlich werd' erſchlagen,
Schnell ordnet er den Rückzug an, und ſchickt
Zum Kaiſer einen Boten, ihm zu ſagen,
Er möchte, da ihm alles heut mißglückt,
Nach jenſeits gehn; er dürfe gar nicht klagen,
Wenn ihm die Flucht nicht völlig ſei verrückt,
Und nimmt, mit ihm nicht viele, die entkommen,
Den Weg zur Brücke, den er hergenommen.

95.

Viel blieben in den Händen der Bulgaren,
Vom Berge bis zum Fluß erlegt durch's Schwert,
Und alle hätten gleiches Loos erfahren,
Wenn's nicht als Scheidewand der Fluß verwehrt.
Doch von den Brücken ſtürzten ganze Schaaren,
Viel andre, nie den Blick zurückgekehrt,
Entflohen weit, um ſich zur Furth zu retten,
Und viele mußten Belgrad ſehn in Ketten.

96.

Nachdem nun dieſe heiße Schlacht geendet,
Die wohl, nachdem ihr Herr gefallen war,
Für die Bulgaren ſchimpflich ſich gewendet,
Hätt' er nicht abgetrieben die Gefahr,

waren geſchickt verſteckt. Man hatte die Röhren, durch welche Dampf, ſiedendes Waſſer und heiße Luft circulirte, mit Erde umgeben, ſo daß ſie dem Auge wie Blumenguirlanden erſchienen. Das anſtoßende Boudoir war geräumig; die Kunſt der Zauberin, die man Pariſer Architektur nennt, beſteht eben darin, auch in dem beſchränkteſten Raume Alles groß erſcheinen zu laſſen.

Das Boudoir der jungen Gräfin war der Stolz des Künſtlers, welchem Graf Adam den Auftrag ertheilt hatte, das Palais neu zu decoriren. Ein Fehltritt war in dieſem mit reizenden Kleinigkeiten überfüllten Gemache nicht gut möglich. Die Liebe hätte keinen Platz gefunden zwiſchen dieſen chineſiſchen Arbeitskörbchen und Käſtchen mit Tauſenden von ſeltſamen in Elfenbein geſchnitzten Figürchen, an deren Vollendung zwei chineſiſche Familien ein Menſchenalter hindurch gearbeitet hatten — zwiſchen den Gefäßen von Rauchtopas auf Füßen von Filigran, den zum Diebſtahl verlockenden Moſaiken, den Gemälden in holländiſchem Stil, wie Schinner ſie liefert, den Engeln, die ausſahen, als hätte Steinbock, der nicht immer ſeine eigenen Compoſitionen ausführt, ſie geſchaffen — zwiſchen dieſen Statuetten, modellirt von Künſtlern, die (eine Verkörperung arabiſcher Märchen) vielleicht vor ihren Gläubigern auf der Flucht waren — dieſen herrlichen Skizzen von der Hand unſrer beſten Meiſter, den kunſtvollen Paneelen, den golddurchwirkten Portièren, die in ſchweren Falten unter Trägern von ſchwarzem Eichenholz niederhingen, auf welchen letzteren in prachtvoller Schnitzerei ganze Jagdzüge dargeſtellt waren — zwiſchen den Möbeln, die einer Pompadour würdig geweſen wären, und den perſiſchen Teppichen — zwiſchen all dieſen Herrlichkeiten, die in dem matten, durch koſtbare Spitzengardinen hereinfallenden Licht nur noch ſchöner erſchienen. Auf einer Conſole, mitten unter antiken Kunſtgegenſtänden, lag eine Reitpeitſche, deren Griff durch Fräulein von Faveau ciſelirt war, und welche verrieth, daß die Gräfin ſich der Reitkunſt befleißigte. Genug, ein Boudoir war in den dreißiger Jahren eine Ausſtellung von Kunſtgegenſtänden, die das Auge ergötzten und beſchäftigten, als ob die erregteſte und anregendſte Geſellſchaft der Welt von Langeweile bedroht wäre. Nirgend etwas Anheimelndes, Heimliches, nichts was die Seele beruhigen und in Träumereien verſenken konnte. Und warum nichts von Alledem? Weil eben Niemand mehr des morgenden Tages ſicher war, und Jeder das Leben ausbeutete, wie ein verſchwenderiſcher Nutznießer.

Eines Morgens ſchien Clementine in nachdenklicher Stimmung. Sie lag in einem jener Armſtühle hingegoſſen, aus denen das Aufſtehen ſo ſchwer wird, weil der Tapezierer, der ſie erfunden, alle Bequemlichkeiten darin zu vereinigen gewußt hat, die uns in ſüßes Nichtsthun wiegen. Die Thüren des Glashauſes ſtanden weit offen und ließen den Duft tropiſcher Pflanzen und Blumen hereinſtrömen. Die Augen der jungen Frau ruhten auf Adam, welcher vor einem eleganten Nargileh ſaß —

beiläufig die einzige Art zu rauchen, die Clementine in dieſem Zimmer erlaubte. Die zurückgeſchlagenen Portièren geſtatteten den Einblick in zwei prachtvolle Salons, wovon der eine in Weiß und Gold, der andere im Renaiſſanceſtile gemalt und möblirt war. Der Speiſeſaal, mit dem ſich nur der des Barons von Nücingen meſſen konnte, befand ſich am Ende einer kleinen, im Geſchmack des Mittelalters decorirten Gallerie, und an dieſe Gallerie ſtieß, nach dem Hofe hin, ein großes Vorgemach, von welchem aus man durch Glasthüren in das prachtvolle Treppenhaus blickte.

Der Graf und die Gräfin hatten eben ihr Frühſtück eingenommen. Es war zu Ende des Monats April, und der wolkenloſe Himmel ſtrahlte im glänzendſten Blau. Der zweijährige Eheſtand war ein ungetrübt glücklicher geweſen, und erſt ſeit zwei Tagen hatte Clementine in ihrem Hauſe etwas entdeckt, das wie ein Geheimniß ausſah.

Der Pole iſt, ſagen wir es zum Ruhme der Nation, ſeiner Frau gegenüber faſt immer ſchwach. Seine Zärtlichkeit für ſie iſt ſo groß, daß er ſich, ſchon wenn ſie Polin iſt, gänzlich unterordnet, aber noch viel vollſtändiger wird er durch eine Pariſerin unterjocht. Graf Adam brauchte, von Clementine durch Fragen beſtürmt, nicht einmal die unſchuldige Liſt, ſich ſein Geheimniß abkaufen zu laſſen, und einer Frau gegenüber ſollte man aus jedem Geheimniß, das ſie erfahren will, Nutzen ziehen — ja ſie weiß uns das ſogar Dank, wie der

Schelm dem ehrlichen Manne Reſpect zollt, der ſich nicht von ihm überliſten läßt. Der Graf, welcher den Degen beſſer zu führen wußte, als die Junge, hatte die einzige Bedingung geſtellt, daß er, ehe er Rede und Antwort gebe, ſeine friſch gefüllte Waſſerpfeife ausrauchen dürfe.

Auf der Reiſe, fuhr Clementine fort, haſt du mir bei jeder Schwierigkeit geſagt: „Paz wird das einrichten!“ Du ſchriebſt an Niemand, als an Paz! Seit wir zurück ſind, höre ich von aller Welt nur das Eine Wort: „Der Capitän!“ Paſſirt meinem Pferde etwas, ſo meldet man es dem Capitän Paz! Jedermann ſpricht von Paz, und dennoch ſehe ich dieſen Paz nicht! Wer iſt denn dieſer Paz? Ich will ihn ſehen, man ſoll mir ihn bringen!

Iſt irgend etwas nicht in Ordnung? fragte der Graf, ſein Nargileh einen Augenblick im Stich laſſend.

Alles iſt in ſo guter Ordnung, geht ſo vortrefflich, daß wir mit hundertzehntauſend Francs leben, wie wir es kaum mit zweimalhunderttauſend vermöchten, ohne uns zu ruiniren, entgegnete ſie, indem ſie die reiche in Gobelinſtich gearbeitete Klingelſchnur zog.

Ein Kammerdiener, der gekleidet war wie ein Miniſter, erſchien.

Sagen Sie Capitain Paz, ich wünſchte ihn zu ſprechen; befahl die Gräfin.

Wenn du glaubſt, auf dieſe Weiſe etwas zu erfahren . . . ſagte der Graf lächelnd.

Es dürfte nicht überflüſſig ſein, hier zu erwähnen, daß Adam und Clementine, die ſich im December 1835 vermählt und den Winter in Paris zugebracht, im Laufe des Jahres 1836 eine Reiſe durch Italien, die Schweiz und Deutſchland gemacht hatten. Nachdem ſie im November nach Paris zurückgekehrt, hatte die Gräfin ihre Salons geöffnet, hatte während des letzten Winters Geſellſchaft bei ſich empfangen und dabei das ſtumme, beinahe unmerkliche, aber hülfreiche Daſein eines Factotums, des Capitän Paz, bemerkt, der aber perſönlich unſichtbar für ſie blieb.

Capitän Paz bittet Frau Gräfin, zu entſchuldigen — er befindet ſich im Stalle und ſein Coſtüm erlaubt ihm nicht, im Augenblicke zu erſcheinen. Sobald er ſich umgekleidet hat, wird er ſeine Aufwartung machen; meldete der zurückkehrende Diener.

Was thut er im Stalle?

Er giebt Conſtantin, der ihm das Pferd der Frau Gräfin nicht gut genug abwartet, die nöthigen Anweiſungen.

Die Gräfin blickte den Diener groß an. Der Mann ſah ernſt aus und auf ſeinem Geſicht verrieth ſich keine Spur jenes Lächelns, das ſich Untergebene ſo gern erlauben, wenn ſie von Höhergeſtellten ſprechen, die zu ihnen herab geſtiegen ſcheinen.

Ah, er ſtriegelte Cora!

Werden Frau Gräfin dieſen Morgen ausreiten? fragte der Diener.

Er empfing keine Antwort.

Iſt Paz ein Pole? fragte die Gräfin ihren Gemahl.

Adam bejahte durch ein Kopfnicken.

Clementine blieb ſtumm und ſah Adam an. So, die Füße auf einem Kiſſen ausgeſtreckt, den Kopf in der Haltung eines Vogels, der auf dem Rande ſeines Neſtes ſitzend dem Rauſchen im Gebüſche lauſcht, hätte ſie ſelbſt einem blaſirten Manne reizend erſcheinen müſſen. Blond und ſchlank, das Haar in langen Locken friſirt, in ein Peignoir von buntem perſiſchen Stoff gehüllt, deſſen ſchwere Falten die Schönheit ihrer Glieder und die Feinheit ihrer Taille nicht ſo gänzlich verbargen, daß man ſie nicht durch das Gewebe und die Stickerei hindurch hätte bewundern können, glich ſie beinahe den märchenhaften Geſtalten der damaligen Schönheitsalmanache. Das Morgenkleid, das ſich vorn über der Bruſt kreuzte, ließ den Hals frei, deſſen Weiße mit dem gelblichen Tone der reichen Guipüre contraſtirte, die auf den Schultern angebracht war. Die von ſchwarzen Wimpern umſäumten Augen verſtärkten noch den Zug der Neugier, der um den hübſchen Mund lag. Die ſchön modellirte Stirn zeigte jene Rundung, welche die eigenſinnige, ſpottluſtige, welterfahrene, aber auch jeder gemeinen Lockung unzugängliche Pariſerin charakteriſirt. Ihre beinahe durchſichtigen Hände hingen zu beiden Seiten über die Armlehnen des Fauteuils herab; die ſchlanken, an den Spitzen etwas umgebogenen Finger zeigten roſige, mandelförmige Nägel, in denen ſich das Licht ſpiegelte.

Adam lächelte über die Ungeduld ſeiner Frau, indem er ſie mit Augen betrachtete, welche verriethen, daß der Eheſtand ſeine Empfindung noch keineswegs abgekühlt hatte. Wie es ſchien, war es dieſer kleinen, ſchlanken Frau bereits gelungen, ſich des Scepters zu bemächtigen, denn ſie achtete kaum auf Adam's Bewunderung und in den Blicken, die ſie dann und wann über ihn hinſtreifen ließ, verrieth ſich ein volles Bewußtſein der Ueberlegenheit der Pariſerin über den unanſehnlichen kleinen Polen mit dem rothen Geſicht.

Da iſt Paz! ſagte der Graf, als er Schritte in der Gallerie hörte.

Ein großer, ſchöner Mann, auf deſſen Antlitz ein tiefer Schmerzenszug, der Stempel kraftvoll getragenen Unglücks lag, trat ins Zimmer. Paz hatte in der Eile einen jener mit Schnüren und olivenförmigen Knöpfen geſchloſſenen Ueberröcke angezogen, die man dazumal polniſche Röcke nannte. Maſſen ſchwarzen, ziemlich ſchlecht gekämmten Haares umgaben ſeinen eckig gebauten Kopf und umrahmten ſeine breite, wie Marmor leuchtende Stirn. In der Hand hielt Paz eine Mütze, und dieſe Hand ſah aus wie die eines Hercules in der Kindheit. Die blühendſte Geſundheit ſtrahlte aus dem Geſicht, und die kräftige römiſche Naſe erinnerte Clementinen an die der ſchönen Traſteveriner. Eine ſchwarzſeidene Cravatte vervollſtändigte den militäriſchen Anſtrich dieſes Myſteriums von fünf Fuß ſieben Zoll, deſſen ſchwarze Augen wie die eines Italieners glänzten. Die Weite des Beinkleides, welches nur die Spitzen der Stiefel ſehen ließ, verrieth des Capitäns Vorliebe für die polniſche Tracht. Der ſchneidende Contraſt zwiſchen dem Capitän und dem Grafen, zwiſchen dem kleinen Polen mit dem ſchmalen Geſicht und dem ſchönen, ritterlichen Manne wirkte beinahe komiſch.

Guten Tag, Adam, ſagte Paz vertraulich zu dem Grafen, dann verbeugte er ſich mit männlichem Anſtand vor Clementinen und fragte, womit er ihr dienen könne.

Sie ſind der Freund Adam's? begann die junge Frau.

Auf Tod und Leben, entgegnete Paz, während ihm der Graf — die letzte wohlriechende Rauchwolke von ſich blaſend — freundlich zunickte.

Warum ſpeiſen Sie denn nicht mit uns? Warum haben Sie uns nicht nach der Schweiz und nach Italien begleitet? Warum halten Sie ſich hier ſo verborgen, daß ich Ihnen für die Dienſte, die Sie uns fortwährend leiſten, nicht einmal danken kann? fragte die Gräfin lebhaft, aber ohne beſondere Wärme, denn ſie erblickte in dem Verhältniß des Capitäns immerhin eine Art von Dienſtbarkeit, wenn ſie auch freiwillig war, und vermochte nicht, ſich von einer gewiſſen Mißachtung für die geſellſchaftliche Amphibie loszumachen, für dies Weſen, das gleichzeitig Secretär und Intendant, aber weder ganz das Eine noch das Andere war, ſondern mehr die Stellung eines armen Verwandten oder läſtigen Freundes einnahm.

Sie ſind mir keinen Dank ſchuldig, entgegnete Paz ohne Verlegenheit. Ich bin Adam's Freund, und es macht mir Vergnügen, ſeine Intereſſen und Angelegenheiten zu überwachen.

Und zu deinem Vergnügen bleibſt du jetzt wohl auch ſtehen? ſagte der Graf.

Paz ſetzte ſich in ein Fauteuil in der Nähe der Thür.

Ich entſinne mich jetzt, Sie ſeit unſrer Rückkehr einige Mal im Hofe geſehen zu haben, ſagte die junge Frau. Aber warum wählen Sie, der Freund Adam's, eine ſo untergeordnete Stellung im Hauſe?

Was die Pariſer davon ſagen und denken, iſt mir völlig gleichgültig, entgegnete Paz. Ich lebe für mich, oder wenn Sie wollen, für Sie Beide.

Aber mir kann die Meinung der Welt über den Freund meines Mannes nicht gleichgültig ſein . . .

O gnädige Frau, die Welt giebt ſich mit der Phraſe: „Er iſt ein Original", gern zufrieden.

Werden Sie heute ausreiten? fragte er nach einer Pauſe.

Wollen Sie mich nach dem Bois de Boulogne begleiten? entgegnete die Gräfin.

Sehr gern, ſagte Paz und verließ mit einer Verbeugung das Zimmer.

Welch ein guter Menſch — einfach wie ein Kind, ſagte Adam.

Erzähle mir von deinem Verhältniſſe zu ihm, bat die Gräfin.

Paz ſtammt aus einer Familie, die eben ſo alt und berühmt iſt, wie die unſrige, begann Laginski. Ein de' Pazzi flüchtete in Zeiten des Unglücks aus Florenz nach Polen, wo er ſich, da er einiges Vermögen beſaß, niederließ und die Familie Paz gründete, welche ſpäter in den Grafenſtand erhoben wurde. Dieſe Familie zeichnete ſich in den ſchönen Tagen unſrer königlichen Republik vielfach aus, wurde reich, und das Reis des Baumes, den man in Italien umgehauen, erfreute ſich eines ſolchen Wachsthums und Gedeihens, daß es jetzt mehrere Zweige der gräflichen Familie Paz giebt, von denen einige arm, andere reich ſind. Unſer Paz entſtammt einer unbegüterten Seitenlinie. Früh verwaiſ't und ohne anderes Beſitzthum, als ſeinen Degen, nahm er Dienſte im Regiment des Großfürſten Conſtantin, bis unſere Revolution zum Ausbruch kam. Dann ſchloß er ſich unſrer Partei an und focht für die Sache des Vaterlandes wie ein Pole, wie ein Patriot und wie ein Mann, der nichts zu verlieren hat — drei Gründe, ſich mit Auszeichnung zu ſchlagen. Bei dem letzten Zuſammenſtoß mit dem Feinde ſtürmte er im guten Glauben, daß ſeine Soldaten hinter ihm wären, auf eine ruſſiſche Batterie los und wurde gefangen. Ich war Zeuge des Vorganges. Der tollkühne Muth, den Paz zeigte, riß mich mit fort. „Vorwärts, wir müſſen ihn befreien!“ rief ich den mich umgebenden Waffenbrüdern zu. Zwanzig Mann ſtark griffen wir die ruſſiſche Batterie an und hieben Paz glücklich heraus, aber unſerer waren, als wir zurückkehrten, Paz mit inbegriffen, nur noch

Er, deſſen Einhorn aller Augen blendet,
Das licht im rothen Schilde glänzt und klar,
Da ſtürzen alle, Freud- und Dankdurchdrungen,
Auf ihn, der dieſen großen Sieg errungen.

### 97.

Der grüßt ihn, jener wirft ſich vor ihm nieder,
Der küßt den Fuß, und jener küßt die Hand,
Und jeder, wie's geſtatten ſeine Brüder,
Drängt ſich zu ihm; wer nahe ſich gewandt,
Iſt glücklich, mehr noch, wer ihm rührt die Glieder,
Da er ein Engel ſcheint, von Gott geſandt.
Sie flehn — es hallt zum Himmel von der Erde —
Daß er ihr Hauptmann, Führer, König werde.

### 98.

Er ſagt, er wolle ſich dazu bequemen,
Ihr Feldherr oder auch ihr König ſein,
Doch werd' er jetzt nicht Stab noch Scepter nehmen,
Auch zieh' er heute nicht in Belgrad ein;
Denn eh' zum andern Strand die Feinde kämen
Mit ihrem Prinzen, müſſ' er hinterdrein,
Und wolle nicht von ſeinen Spuren weichen,
Bis er ihn mit dem Mordſtahl werd' erreichen.

### 99.

Er ſei gekommen mehr als tauſend Meilen,
Nur deßhalb, und zu keiner andern That.
So läßt er denn die Schaaren ohne Weilen,
Und folgt behend dem angewieſ'nen Pfad,
Auf dem der Prinz die Brücke will ereilen,
In vollem Flug, aus Furcht, es ſei zu ſpat.
Er folgt ſo raſch den flüchtigen Standarten,
Daß er nicht ſeines Knappen mag erwarten.

acht. — Nachdem Warſchau verkauft und verrathen war, galt es, der ruſſiſchen Gefangenſchaft zu entgehen, und durch einen ſeltſamen Zufall trafen wir, Paz und ich, zu derſelben Stunde an demſelben Platze jenſeits der Weichſel zuſammen. Ich ſah, wie die Preußen, welche ſich damals von den Ruſſen als Häſcher brauchen ließen, den armen Capitän feſtnahmen, und da man, wenn man einen Menſchen aus dem Styx herausgefiſcht hat, auch etwas auf ihn hält, ſo ging mir die neue Gefahr, in der ſich der arme Paz befand, ſo zu Herzen, daß ich mich in der Hoffnung, ihm nützlich werden zu können, mit ihm verhaften ließ. Zwei Männer vermögen ſich oft zu retten, wo einer allein untergeht. Dank meinem Namen und einigen verwandtſchaftlichen Beziehungen zu einflußreichen Perſönlichkeiten — denn wir befanden uns in den Händen der Preußen — drückte man denn auch ein Auge zu, und wir fanden Gelegenheit zur Flucht. Ich gab meinen lieben Capitän für einen gewöhnlichen Soldaten, für einen zu unſerm Hauſe gehörigen Mann aus, und es gelang uns, Danzig zu erreichen. Hier ſchifften wir uns auf einem holländiſchen Fahrzeuge nach London ein, wo wir zwei Monate ſpäter glücklich landeten. Meine Mutter war in London erkrankt und erwartete mich. Wir, Paz und ich, haben ſie bis zu ihrem Tode, welcher durch das abermalige Fehlſchlagen der polniſchen Erhebung beſchleunigt wurde, getreulich gepflegt. Dann verließen wir London, und ich nahm Paz mit nach Frankreich. Solche Schickſale bringen die Menſchen ſchnell einander näher und machen ſie zu Brüdern. Als ich mich dann in Paris in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren im Beſitz einer Rente von einigen ſechzigtauſend Francs ſah — den Erlös aus den Familiendiamanten und Gemälden, die meine Mutter verkauft hatte, noch nicht eingerechnet — wollte ich, ehe ich mich in den Strudel des Pariſer Lebens ſtürzte, das Schickſal des Freundes ſichern. Ich hatte zuweilen etwas wie Traurigkeit, wie verhaltene Thränen in ſeinen Augen bemerkt, hatte Gelegenheit gehabt, ſeine edle, große Seele kennen und ſchätzen zu lernen, und glaubte, es könnte ihm drückend ſein, ſich durch Bande der Dankbarkeit an einen ſechs Jahr jüngern Mann gekettet zu ſehen, ohne die Möglichkeit, ſich erkenntlich zu zeigen. Sorglos und leichtſinnig, wie junge Menſchen ſind, konnte ich mich im Spiel ruiniren, mich von irgend einer Pariſerin in Ketten und Banden ſchlagen laſſen; Paz und ich konnten uns eines ſchönen Tages entzweien; genug, es konnten, wie ich vorausſah, Umſtände eintreten, die mich an der Ausführung meines Vorſatzes hinderten, den Freund der drückendſten pecuniären Sorge zu überheben. Ich konnte ſpäter einmal außer Stande ſein, ihm ſeinen Jahrgehalt zu zahlen, oder konnte es vergeſſen, und ich wollte ihm die Mühe und Unannehmlichkeit erſparen, mich daran zu erinnern, oder ſich in irgend einer Verlegenheit und ſchlimmen Lage an ſeinen Freund zu wenden, ohne daß dieſer die Mittel beſaß, ihm zu helfen. Genug, eines Morgens, als wir Beide nach dem Frühſtück mit brennenden Pfeifen bei einander ſaßen, überreichte ich ihm erröthend und nach vorſichtiger Einleitung — denn er ſah mich voll Unruhe an — ein Schriftſtück, welches dem Inhaber eine Rente von zweitauſend vierhundert Francs ſicherte . . .

Clementine ſtand von ihrem Stuhl auf, ſetzte ſich auf Adam's Kniee, legte den Arm um ſeinen Nacken und küßte ihn auf die Stirn.

Wie ſchön finde ich das von dir, Liebſter! ſagte ſie. Und Paz — was ſagte Paz?

Thaddäus wurde blaß . . . fuhr der Graf fort.

Er heißt Thaddäus? fiel die Gräfin ein.

Ja; Thaddäus faltete das Papier und gab es mir zurück. Ich glaubte, es ſei zwiſchen uns eine Freundſchaft auf Leben und Tod — ich glaubte, wir würden uns niemals trennen — es ſcheint aber, daß du mich nicht mehr willſt! ſagte er. — Wenn du es ſo verſtehſt, ſo kann nicht mehr davon die Rede ſein, entgegnete ich; aber wenn ich mich ruinire, trifft es dich mit. — Du haſt nicht Vermögen genug, um als ein Laginski zu leben, und brauchſt deßhalb einen Menſchen, der ſich deiner Angelegenheiten annimmt, der dir Vater, Bruder, ein zuverläſſiger Vertrauter iſt, fuhr er fort, und es lag dabei in ſeinem Blick und in ſeiner Stimme die Zärtlichkeit einer Mutter, die Dankbarkeit eines Arabers und ein Etwas, das an die Treue des Hundes und die Liebe des Wilden erinnerte, die jede Betheuerung verſchmähen und auf die man doch in jedem Moment zählen kann. Ich nahm ihn, wie wir Polen unter einander zu thun pflegen, bei den Schultern und küßte ihn auf den Mund. Auf Tod und Leben denn! ſagte ich. Alles, was mir gehört, gehört auch dir, mache es nun, wie du willſt! — Paz war es dann, der dies Haus für mich erwarb, beinahe für ein Nichts. Er verkaufte meine Papiere, während ſie hoch ſtanden, kaufte ſie zu niedrigen Courſen wieder, und für den Profit haben wir die Baracke bekommen. Als gewiegter Pferdekenner weiß er es zu machen, daß wir mit geringen Koſten die beſten Pferde und die hübſcheſten Equipagen in ganz Paris beſitzen. Unſere Leute, brave polniſche Soldaten, die er ausgewählt hat, würden für uns durchs Feuer gehen. Es hatte eine Weile den Anſchein, als ob ich mich zu Grunde richtete, aber Paz erhält unſer Haus in ſo wunderbarer Ordnung und mit einer ſolchen Sparſamkeit, daß meine jugendlichen Thorheiten, ſowie einige Spielverluſte längſt wieder ausgeglichen ſind. Er iſt klug wie zwei Genueſer, auf den Gewinn erpicht wie ein polniſcher Jude, vorſorglich wie eine gute Hausfrau. Ich habe ihn niemals, ſo lange ich noch ledig war, dahin bringen können, mit mir auf gleichem Fuße zu leben, und beinahe immer hat es eines freundſchaftlichen Zwanges bedurft, wenn er mich ins Theater begleiten oder an Diners theilnehmen ſollte, die ich zuweilen in heiterer Geſellſchaft bei einem Reſtaurant gab. Er liebt das Salonleben nicht.

Was liebt er denn? fragte Clementine.

Er liebt Polen und beweint es. Seine einzige Freude beſteht darin, einigen unſrer armen Verbannten, mehr in meinem Namen, als in dem ſeinigen, Unterſtützungen zukommen zu laſſen.

Ich ſehe ſchon, ich werde den braven Mann lieb haben müſſen; ſagte die Gräfin. Er ſcheint ſo einfach, wie alles wahrhaft Große.

Und alle die ſchönen Dinge, die du hier ſiehſt, hat Paz aufgeſtöbert und zum Theil durch Gelegenheitskäufe für uns erworben, fuhr der Graf fort, welcher, indem er ſeinen Freund lobte, die edelſte Zuverſicht an den Tag legte. O, Paz iſt ein vortrefflicher Geſchäftsmann; wenn du eines Tages ſiehſt, daß er im Hofe ſteht und ſich vergnügt die Hände reibt, ſo kannſt du darauf ſchwören, daß er ein gutes Pferd gegen ein noch beſſeres vertauſcht hat. Er lebt nur für mich, es macht ihn glücklich, mich elegant, in glänzender Equipage zu ſehen, und die Pflichten, die er ſich ſelbſt auferlegt, erfüllt er ohne Prahlerei und viele Worte. Einmal hatte ich zwanzigtauſend Francs im Spiel verloren. Was wird Paz dazu ſagen? fragte ich mich auf dem Heimwege. Paz zahlte das Geld zwar mit einem Seufzer, aber er hatte keinen tadelnden Blick für mich. Indeſſen dieſer Seufzer wirkte beſſer, als alle Vorſtellungen von Vätern, Frauen und Müttern in ſolchem Falle gethan hätten. Das Geld thut dir leid? fragte ich. — O, nicht deinet- oder meinetwegen, aber ich dachte an die zwanzig Armen, die davon ein Jahr hätten leben können, entgegnete er. — Du begreifſt, daß ich mich, da die Pazzi von eben ſo gutem alten Adel ſind, wie die Laginskis, nicht dazu entſchließen konnte, in meinem lieben Paz einen Untergebenen zu ſehen. Ich habe mich alſo bemüht, ebenſo groß in meiner Art zu ſein, wie er in der ſeinigen. Ich bin niemals ausgegangen oder nach Hauſe gekommen, ohne Paz zu begrüßen, wie ich meinen Vater begrüßt hätte. Was ich beſitze, gehört auch ihm, und er weiß, daß ich mich heute wie damals jeder Gefahr für ihn ausſetzen würde.

Das iſt viel geſagt, mein Freund, entgegnete die Gräfin. Der Opfermuth iſt Sache momentaner Erregung. Man opfert ſich wohl im Kriege, aber nicht in Paris.

Für Paz bin ich immer im Kriege! rief Adam. Unſere Charaktere haben ihre Ecken und Kanten bewahrt, aber die gegenſeitige genaue Kenntniß unſrer Naturen hat die Bande der Freundſchaft nur noch enger geſchlungen. Man kann einem Menſchen das Leben retten und kann ihn nachher, wenn man findet, daß er ein erbärmlicher Wicht oder ſchlechter Kamerad iſt, umbringen; unſere Freundſchaft dagegen hat die Feuerprobe beſtanden. Es findet zwiſchen uns jener fortwährende Austauſch guter und fördernder Einflüſſe ſtatt, an welchen die Freundſchaft vielleicht noch reicher iſt, als die Liebe.

Eine ſchöne Hand legte ſich ſo ſchnell auf ſeinen Mund, daß die Bewegung beinahe ausſah wie ein Schlag.

Aber es iſt wahr, mein Engel, fuhr der Graf deſſenungeachtet fort. Die Freundſchaft kennt weder einen Bankerott des Gefühls, noch ein Aufhören des Genuſſes.

Die Liebe dagegen endigt, nachdem ſie mehr gegeben als ſie beſitzt, damit, daß ſie weniger gewährt als empfängt.

Von der einen wie von der andern Seite, erwiderte Clementine lächelnd.

So iſt's, ſagte Adam. Die Freundſchaft hingegen kann nur wachſen. Du darfſt deßhalb nicht ſchmollen, mein Engel; wir Beide, du und ich, ſind ebenſo durch Freundſchaft, wie durch Liebe an einander gefeſſelt; wir haben, ſo hoffe ich wenigſtens, beide Gefühle in einem glücklichen Bunde vereinigt.

Ich will dir ſagen, was euch zu ſo guten Freunden gemacht hat, entgegnete Clementine: die Verſchiedenheit eurer Exiſtenz geht aus einer Verſchiedenheit des Geſchmacks, nicht aus der Nothwendigkeit hervor; ſie entſpringt aus euren Neigungen, nicht aus eurer Stellung. So weit man einen Menſchen nach einmaligem Sehen und nach dem beurtheilen kann, was du mir ſoeben mittheilſt, könnte hier der Diener gelegentlich auch der Herr ſein.

O, Paz iſt mir weit überlegen, erwiderte Adam harmlos. Ich habe Nichts vor ihm voraus, als das, was der Zufall mir in den Schooß geworfen.

Seine Frau umarmte ihn für dies edelmüthige Geſtändniß.

Schon in dem außerordentlichen Geſchick, mit welchem er die Stärke ſeiner Empfindungen verbirgt, liegt eine ungeheure Ueberlegenheit, fuhr der Graf fort. Ich habe ihm oft geſagt: Du biſt ein Schelm und Duckmäuſer, du beſitzeſt innerlich große Domänen, in welche du dich zurückziehſt. So z. B. hat er das Recht auf den Grafentitel und läßt ſich in Paris nur Capitän nennen.

Es ſcheint demnach, als ob nach drei Jahrhunderten einer der Florentiner des Mittelalters wieder auferſtanden wäre, ſagte die Gräfin. Es iſt etwas von Dante und Michel Angelo in ihm.

Da haſt du Recht; er iſt Poet mit der Seele, entgegnete Adam.

So wäre ich alſo mit zwei Polen verheirathet, ſagte die Gräfin mit ausdrucksvoller Geberde.

Es würde mich ſehr betrübt haben, wenn dir mein Freund nicht gefallen hätte, geliebtes Herz, erwiderte Adam, indem er Clementine an ſich zog. Obgleich Paz über meine Heirath entzückt war, hatten wir doch Beide etwas Furcht. Du wirſt ihn ſehr glücklich machen, wenn du ihm ſagſt, daß du ihn lieb haſt — das heißt natürlich, wie einen alten Freund.

Ich will mich vor allen Dingen anziehen. Das Wetter iſt ſchön, und wir drei werden zuſammen ausreiten, ſagte Clementine, indem ſie ihrer Kammerfrau klingelte.

Paz führte ein ſo zurückgezogenes Leben, daß die geſammte elegante Welt von Paris, als Clementine zwiſchen ihm und ihrem Manne im Bois de Boulogne erſchien, ſich fragte, wer der unbekannte Begleiter der

Gräfin Laginski ſein könne? Während dieſer Promenade hatte Clementine den Capitän gebeten, mit ihr und Adam zu ſpeiſen, und dieſe Grille der abſoluten Herrſcherin zwang Paz, ungewöhnliche Toilette zu machen. Sie ſelbſt kleidete ſich nach ihrer Rückkehr mit einer gewiſſen Koketterie, ſo daß ſie beim Eintritt in den Salon ſogar auf Adam einen Eindruck nicht verfehlte.

Graf Paz, wir werden heute Abend zuſammen die Oper beſuchen, ſagte ſie in einem Tone, welcher bei Frauen etwa ſo viel heißt, als: wenn Sie es mir abſchlagen, werden wir uns erzürnen.

Gern, Frau Gräfin, entgegnete Paz. Aber da ich kein gräfliches Vermögen beſitze, bitte ich Sie, mich einfach Capitän zu nennen.

Gut, Capitän, geben Sie mir Ihren Arm, ſagte ſie, indem ſie ohne Weiteres ihre Hand auf denſelben legte und Thaddäus mit jener etwas feierlichen Vertraulichkeit in den Speiſeſaal führte, welche Liebende in Entzücken zu verſetzen pflegt.

Die Gräfin wies den Platz neben ſich dem Capitän an, der ſich ungefähr benahm, wie ein armer Secondelieutnant, welcher bei einem reichen General ſpeiſ't. Er ließ Clementine ſprechen und hörte ihr mit allen Zeichen des Reſpectes zu, den man einem Höherſtehenden ſchuldig iſt. Er widerſprach ihr niemals, wartete immer erſt eine beſondere Aufforderung ab, ehe er ihr antwortete, ſo daß er endlich der Gräfin, deren Koketterie an dieſem eiſigen Ernſte, an dieſer diplomatiſchen Ehrerbietung ſcheiterte, beinahe albern erſchien. Vergebens rief ihm Adam zu: Sei doch heiter, Thaddäus, man ſollte ja meinen, du fühlteſt dich nicht zu Hauſe! Es ſcheint, du haſt dir vorgenommen, Clementine außer Faſſung zu bringen! u. ſ. w. Thaddäus blieb ſtumm, ſteif und langweilig, und als ſich beim Deſſert die Diener entfernt hatten, machte er das Geſtändniß, er ſei müde und ſchläfrig. Als Erklärung fügte er hinzu, wie ſeine Lebensweiſe ſo ganz anders eingerichtet ſei, als die der guten Geſellſchaft, daß er ſehr früh aufſtehe, aber auch gewöhnt ſei, ſich um acht Uhr ſchlafen zu legen.

Als ich Sie aufforderte, uns in die Oper zu begleiten, geſchah es natürlich, weil ich glaubte, es würde Ihnen Vergnügen machen, — aber thun Sie ganz nach Ihrem Belieben, ſagte Clementine etwas gereizt.

Ich werde mit Ihnen gehen, erwiderte Paz.

Duprez ſingt den Wilhelm Tell, bemerkte Adam, aber vielleicht gingeſt du lieber nach dem Theater des Variétés?

Der Capitän lächelte und zog die Klingel. Ein Diener trat ein.

Conſtantin ſoll anſtatt des Coupé's den vierſitzigen Wagen anſpannen laſſen, befahl Thaddäus. Wir würden im Coupé nicht gut Platz haben, fügte er zu der Gräfin gewendet hinzu.

Ein Franzoſe hätte das vergeſſen; ſagte die Gräfin lächelnd.

Die Paz ſind nach dem Norden verpflanzte Flo-

100.

Der Prinz hat ſolchen Vortheil in der Hand
Beim Fliehn — denn Fliehen darf man's kecklich nennen —
Daß er die Brücke frei und offen fand;
Sie fällt, die Schiffe läßt er ſchnell verbrennen.
Die Sonne ſteht ſchon unterm Himmelsrand,
Und Rüd'ger weiß nicht, wo ſich Ruhe gönnen.
Im Mondſchein trabt er weit und weiter fort,
Und trifft kein Schloß noch einen andern Ort.

101.

Da er nicht weiß, wo er ſoll Ruhe finden,
Bleibt er im Sattel jene ganze Nacht.
Erſt wie die Morgenlichter ſich verkünden,
Nimmt er zur Linken eine Stadt in Acht.
Hier, denkt er, ſoll ihm dieſer Tag verſchwinden,
Bis er bei ſeinem Roſſe gut gemacht,
Daß er es ohne Futter, ohne Weilen
In dieſer Nacht ließ machen ſo viel Meilen.

102.

Ungiard, des Konſtantin Vaſall, gebietet
In dieſem Ort. Der Kaiſer, der ihn ehrt,
Hat zum Bulgarenkriege, der jetzt wüthet,
Viel Volk geworben hier zu Fuß und Pferd.
Hier, wo der Eingang keinem ſich verbietet,
Wird Rüdigern ſolch' ein Empfang gewährt,
Daß er nicht weiter wünſchen kann zu gehen,
Und ſich nach beſſrem Raſtort umzuſehen.

103.

Zur ſelben Herberg' Abends kommt geritten
Ein Ritter aus Romanien, von der Schlacht,
Der zugeſehn, wie Rüdiger geſtritten
Und den Bulgaren dieſen Sieg gebracht.

rentiner, entgegnete Thaddäus mit einer Feinheit des Accents und einem Blicke, welche verriethen, daß ſein Benehmen bei Tiſch ein vorbedachtes, abſichtliches geweſen war. Es lag zwiſchen dem Ausdruck, welchen er unwillkürlich in die Worte gelegt hatte, und ſeiner Haltung während des Diners ein ſo großer Contraſt, daß Clementine ihn mit einem jener ironiſchen forſchenden Blicke anſah, welche bei Frauen gleichzeitig Verwunderung und ein geſchärftes Beobachten verrathen. Beim Kaffee, welchen alle Drei im Salon einnahmen, herrſchte denn auch ein Schweigen, das für Adam, der das Warum nicht zu ergründen vermochte, ziemlich unbehaglich war. Clementine hatte es aufgegeben, Thaddäus zu necken und herauszufordern, und der Capitän nahm die frühere militäriſche Steifheit wieder an und fiel weder unterwegs noch in der Loge, wo er ſich ſchlafend ſtellte, wieder aus ſeiner Rolle.

Sie ſehen, Frau Gräfin, ich bin ein langweiliger Geſell, ſagte er während des Ballets im letzten Act der Oper. Hatte ich nicht Recht, in meiner Specialität, wie man zu ſagen pflegt, bleiben zu wollen?

Wahrhaftig, mein lieber Capitän, Sie ſind weder Prahler noch Schwätzer, vielleicht ſind Sie ganz Pole.

Geſtatten Sie mir alſo auch fernerhin, Ihr Vergnügen, Ihr Haus, Ihr Vermögen zu überwachen; ſonſt tauge ich zu nichts.

Tartüffe! fiel Adam lächelnd ein. Glaube mir, Liebe, er iſt voll ſchöner Eigenſchaften, gemüthvoll, unterrichtet, und würde ſeinen Platz in jedem Salon ausfüllen. Du brauchſt das, was er in ſeiner Beſcheidenheit von ſich ſagt, nicht buchſtäblich zu nehmen.

Adieu, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen den Beweis meines Gehorſams gegeben, ſagte Thaddäus. Jetzt eſtatten Sie mir wohl, um deſto ſchneller nach Hauſe zu kommen, Ihren Wagen zu benutzen; ich ſende denſelben ſogleich zurück.

Clementine neigte den Kopf und ließ ihn gehen, ohne etwas zu erwidern.

Welch ungeleckter Bär! ſagte ſie zu dem Grafen gewendet. Wie viel artiger du biſt!

Adam drückte ſeiner Frau verſtohlen die Hand.

Der gute Thaddäus machte ſich abſichtlich zur Vogelſcheuche, wo ſich jeder Andere bemüht hätte, mich durch Liebenswürdigkeit auszuſtechen, ſagte er.

Ich weiß nicht, inwieweit ſein Benehmen auf Berechnung beruht, erwiderte die Gräfin; eine gewöhnliche Frau würde dadurch in Verlegenheit gekommen ſein.

Eine halbe Stunde ſpäter, als der Kutſcher, welcher Adam und Clementine nach Hauſe fuhr, nach dem Einfahrtsthore umbog und das Oeffnen desſelben erwartete, fragte Clementine den Grafen:

Wo hat eigentlich der Capitän ſein Neſt aufgeſchlagen?

Da oben, entgegnete Adam, indem er auf eine der eleganten, von Säulen getragenen Halbgeſchoſſe zu beiden Seiten des Einfahrtsthores deutete, deren eines Fenſter nach der Straße herausging. Seine Zimmer liegen über der Remiſe.

Und wer wohnt gegenüber?

Bis jetzt Niemand; die Wohnung über den Ställen ſollen dereinſt unſere Kinder und ihr Lehrer einnehmen.

Er ſchläft noch nicht, ſagte die Gräfin, als ſie die Fenſter des Capitäns erleuchtet ſah, während ſie unter der Säulenhalle einfuhren, die, dem Porticus der Tuilerien nachgebildet, das gewöhnliche, als Leinwandzelt gemalte Zinkdach erſetzte.

In ſeinen Schlafrock gehüllt, mit einer Pfeiſe in der Hand, beobachtete der Capitän die Heimkehr der Gräfin. Der Tag war hart für ihn geweſen, und hier das Warum. Thaddäus hatte, als ihn Adam nach der italieniſchen Oper geführt, um ihm Mademoiſelle du Rouvre zu zeigen, eine gewaltige Erſchütterung empfunden. Später, als er ſie in der Mairie de St. Thomas d'Aquin wiedergeſehen, wußte er, daß ſie eine jener Frauen war, die der Mann ganz und ausſchließlich lieben kann — gab doch ſelbſt Don Juan unter den Tauſend und drei Einer den Vorzug. So rieth denn Paz nach der Hochzeit dringend zu der claſſiſchen Reiſe nach Italien und der Schweiz, und wirklich war er während der Abweſenheit des jungen Paares ziemlich ruhig — aber nach der Rückkehr desſelben ſollten ſeine Leiden von Neuem beginnen.

Nur Gott allein weiß, wie ich ſie liebe, und er wird es mir anrechnen, daß ich ſchweigend dulde! ſagte

Paz zu ſich ſelbſt, während er, aus einem ſechs Fuß langen Weichſelrohr — einem Geſchenk Adam's — dichte Rauchwolken in die Luft ſendend, im Zimmer auf und ab ſchritt. Aber wie fange ich es an, um weder ihre Liebe noch ihren Haß zu verdienen?

Er durchdachte ſeinen von der Liebe dictirten Feldzugsplan noch einmal bis zu den fernſten Möglichkeiten. Das Leben des Capitäns war trotz aller Schmerzen nicht ohne Glück und Genuß. Auch die edelherzigen Täuſchungen dieſes Tages waren für ihn nur Quelle innerer Freude. Er empfand ſeit der Rückkehr Adam's und Clementinens eine unſägliche Befriedigung, wenn er ſah, wie unentbehrlich er dem Hauſe geworden, das ohne ſeine Hingebung dem gewiſſen Ruin entgegen gegangen wäre. Denn welches Vermögen genügte noch den ungeheuern Anſprüchen des Pariſer Lebens? Clementine, von einem verſchwenderiſchen Vater erzogen, verſtand nichts von dem Hausweſen, welchem heutigen Tages auch die reichſten und vornehmſten Damen perſönlich ihre Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen; denn die Wenigſten ſind jetzt noch im Stande, einen Intendanten zu halten. Und Adam, der Sohn eines vornehmen polniſchen Magnaten, der ſich fortwährend in den Händen jüdiſcher Wucherer und Blutſauger befunden hatte und unfähig geweſen war, auch nur die Ueberreſte eines der größten Vermögen Polens — und es giebt dort ſehr große — zu verwalten, Adam war ſeinem ganzen Weſen nach wenig geartet, den eigenen Wünſchen und Einfällen oder denen ſeiner Frau Zaum und Zügel anzulegen. Wäre er ſich allein überlaſſen geweſen, ſo hätte er ſich vielleicht ſchon vor ſeiner Verheirathung zu Grunde gerichtet. Paz hatte ihn abgehalten, ſich auf Börſenſpeculationen einzulaſſen, und damit iſt eigentlich ſchon Alles geſagt.

Unter dieſen Umſtänden blieb Paz, als er ſich ſeiner Liebe zu Clementine bewußt wurde, nicht einmal die Möglichkeit, das Haus zu verlaſſen und auf Reiſen ſeine Leidenſchaft zu vergeſſen. Die Dankbarkeit, dies Gefühl, welches alle Räthſelfragen ſeines Lebens löſ'te, feſſelte ihn an das Haus und an die ſorgloſen Menſchen, deren Angelegenheiten nur er zu leiten und in Ordnung zu halten vermochte. Die Reiſe Adam's und Clementinens ließ ihn auf innern Frieden hoffen — aber die Gräfin, die nur noch ſchöner geworden war, machte nach ihrer Rückkehr vollen Gebrauch von jener geſellſchaftlichen Freiheit, welche die Ehe der Pariſerin gewährt. Sie entfaltete die ganze Anmuth einer jungen Frau und all die eigenthümliche Anziehungskraft, welche ihr das Glück oder die Unabhängigkeit verlieh, die ſie an der Seite eines ſo liebevollen, ſo vertrauenden und wirklich ritterlichen jungen Gemahls genoß.

Das Bewußtſein, daß auf ihm, als der Haupttriebfeder, der Glanz dieſes Hauſes beruhte, der Anblick Clementinens, wenn ſie, von einem Feſte zurückkehrend, aus dem Wagen ſtieg, oder Morgens nach dem Bois de Boulogne ritt — eine Begegnung mit ihr auf den Boulevards, wenn ſie, wie eine Blume in ihrem Blätterkelche, in ihrer hübſchen Equipage lehnte — Alles das erfüllte den armen Thaddäus mit geheimnißvoller, überwältigender Wonne und erregte ſein Herz in den tiefſten Tiefen, ohne daß ſich jemals etwas von dieſen Empfindungen auf ſeinem Geſicht verrieth.

Wie war es aber zugegangen, daß die Gräfin ſeit den fünf Monaten ihrer Rückkehr den Capitän noch nicht bemerkt hatte? Es war ihm gelungen, ihr ſo geſchickt auszuweichen, daß ſie ſelbſt die Mühe nicht gewahr wurde, die er ſich geben mußte, um ſich zu verbergen. Iſt doch nichts der göttlichen Liebe ähnlicher, als eine Liebe ohne Hoffnung. Welche Seelentiefe gehört nicht dazu, eine ganze, volle Hingebung in Schweigen und Geheimniß zu hüllen! In dieſer Tiefe, die väterlichen und ſchöpferiſchen Stolz verbirgt, waltet der Cultus der Liebe um der Liebe willen, wie die Macht um der Macht willen das Loſungswort im Leben der Jeſuiten war. Ein verklärter Egoismus, der, ohne Unterlaß ſpendend, in ſeinem innerſten Kern den Urgrundſätzen der Schöpfung entſpricht. Natur! Wirkung dieſer Urgrundſätze, Zauberin, du umfängſt den Menſchen, den Dichter, den Maler, den Liebenden! Und dennoch ſteht für Auserwählte, für die Rieſen unter den Denkern die Urſache höher als die Wirkung, denn dieſe Urſache iſt Gott ſelber. In dieſer Region der Urſache lebten Menſchen wie Newton, Laplace, Keppler, Descartes, Malebranche, Spinoza, Büffon, die großen Poeten und die Einſiedler des zweiten chriſtlichen Zeitalters, eine heilige Thereſe von Spanien, ſowie die gottſeligen Ekſtatiker. Jedes menſchliche Gefühlserlebniß läßt ſich in dieſe Sphäre erheben, in welcher der Geiſt der Wirkung entſagt um der Urſache willen, und jene Höhe, wo alle Dinge eine andere Geſtalt gewinnen, hatte Thaddäus erreicht. In unſäglicher Schaffensfreude war er in der Liebe, was wir in den Annalen des Genius als Höchſtes erkennen.

Nein, ohne Grund habe ich ſie nicht getäuſcht, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er den Rauchwolken, die ſeiner Pfeife entſtiegen, mit den Augen folgte. Sie könnte mich, wenn ich mir ihr Mißfallen zuzöge, für immer mit Adam entzweien, und auf der andern Seite, was ſollte aus mir werden, wenn ſie mit mir kokettirte, um mich zu quälen.

Die eitle Selbſtgefälligkeit, welche ſich in dieſer letzten Vorausſetzung ausſprach, paßte indeſſen ſo wenig zu dem beſcheidenen Weſen und der beinahe deutſchen Schüchternheit des Capitäns, daß er ſich innerlich darüber Vorwürfe machte und ſich mit dem Vorſatz zur Ruhe legte, abzuwarten, wie die Dinge ſich geſtalteten, ehe er einen Entſchluß faßte.

Am andern Morgen frühſtückte Clementine ohne Thaddäus mit dem beſten Appetit, ja ſie ſchien ſeinen Mangel an Gehorſam nicht einmal zu bemerken. Dieſer andere Tag war gleichzeitig ihr Empfangstag, bei welchem ſie einen wahrhaft fürſtlichen Luxus zu entfalten pflegte, und der Capitain, auf deſſen Schultern die Zurüſtungen zu dieſen Galatagen in allen Einzelnheiten ruhten, wurde nicht vermißt.

Es war nur ein Einfall der Gräfin, nur die Neugier der Pariſerin, ſagte ſich Paz, als Morgens gegen zwei Uhr die letzten Equipagen davonrollten.

So nahm er denn ſeine gewöhnliche, durch dieſen Zwiſchenfall für einen Moment geſtörte Lebensweiſe wieder auf.

Clementine ſchien ihn in den Zerſtreuungen des Pariſer Lebens vergeſſen zu haben. Und in der That iſt es nichts Kleines, den Herrſcherſtab über dies unbeſtändige Paris zu ſchwingen. Man riskirt dabei noch etwas mehr, als den Verluſt eines Vermögens. Ein Winter in Paris iſt für die Frau à la mode genau das, was für die Soldaten des Kaiſerreichs eine Campagne war. Welcher Aufwand von Kunſt und Erfindungsgabe iſt nöthig, um eine Senſation erregende Toilette oder Friſur herzuſtellen! Die zarteſte, ſchwächlichſte Frau trägt von Abends neun bis Morgens zwei oder gar drei Uhr ein ſchweres, glänzendes Rüſtzeug von Blumen und Diamanten, von Seide und Stahl, ißt wenig, um ihre ſchlanke Taille nicht zu verderben, ſtillt ihren Hunger während des Abends mit einigen Taſſen ſchwächenden Thees, mit ſüßem Kuchen, gewürztem Eis oder einigen Biſſen ſchwerer Paſtete, und der Magen muß ſich den Vorſchriften der Gefallſucht fügen. Morgens ſteht man ſpät auf — Alles befindet ſich im Widerſpruch mit der Natur, und die Natur läßt ſich nicht ungeſtraft beleidigen. Kaum hat ſich die Frau à la mode von ihrem Lager erhoben, ſo beginnt die Morgentoilette und das Denken an den Nachmittagsanzug; ſie empfängt oder macht Beſuche, reitet oder fährt nach dem Bois de Boulogne; für Jedermann muß ſie ein Lächeln auf den Lippen, für Jedermann ein Compliment in Bereitſchaft halten, das weder verbraucht noch geſucht erſcheinen darf; und trotz all dieſer aufreibenden Anſtrengung hat nicht einmal Jede Erfolg.

So hatte denn auch Clementine alle Hände voll zu thun, denn man fing eben an, ſie als Autorität zu nennen und zu citiren. Die ſtete Aufmerkſamkeit, zu welcher ſie der Wettkampf mit ihren Rivalinnen zwang, ließ kaum noch Raum für die Liebe ihres Mannes, und ſo wäre es kein Wunder geweſen, wenn ſie Thaddäus vergeſſen hätte. Erſt einen Monat ſpäter — es war im Mai, wenige Tage vor ihrer Abreiſe nach Ronquerolles — ſah Clementine den Capitän wieder. Er ſtand, ſorgfältig gekleidet, in einer der Seitenalleen der Champs Elyſées, um ſich an dem Anblick der Gräfin zu weiden, die in ihrer eleganten Kaleſche mit feurigen Pferden und glänzenden Livreen vorüberrollte.

Dort iſt der Capitän, ſagte ſie zu ihrem Manne.

Wie glücklich er ausſieht! entgegnete Adam. Das ſind ſo ſeine Feſttage. Es giebt keine ſchönere Equipage, als die unſrige, und es gewährt ihm den größten Genuß, zu beobachten, wie man uns beneidet. Siehſt du ihn heute zum erſten Male hier? Er iſt faſt jeden Tag da.

Woran mag er wohl denken? fragte Clementine.

Er bedenkt in dieſem Augenblicke, daß uns der Winter viel gekoſtet hat, und daß wir bei Onkel Ronquerolles ſparen werden; entgegnete Adam.

Die Gräfin befahl, als ſie in die Nähe des Capitäns gekommen waren, anzuhalten, und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. Thaddäus wurde roth wie eine Kirſche.

Ich werde mich bei Ihnen in übeln Geruch bringen, denn ich habe ſoeben eine Cigarre geraucht; ſagte er.

Und thut das Adam nicht auch? entgegnete die Gräfin lebhaft.

Ja, aber das iſt auch Adam, ſagte Paz.

Und warum ſollte Thaddäus nicht dasſelbe Vorrecht haben? fragte die Gräfin lächelnd.

Dies entzückende Lächeln ſiegte über alle heroiſchen Entſchlüſſe des Capitäns. Er ſah Clementinen mit einem Blicke an, in dem ſich die ganze Glut ſeiner Seele ſpiegelte, aber ſie wurde gemildert von dem Ausdrucke jener hingebenden Dankbarkeit, in welcher ſein Leben aufging.

Die Gräfin wickelte die Arme in ihren Shawl, legte ſich, ohne zu beachten, daß ſie die hübſchen Blumen ihres Hutes zerdrückte, nachdenklich in die Kiſſen zurück

Er ſelber hatte faſt den Tod erlitten
Von ſeiner Hand, und kaum ſich losgemacht.
Noch zittert er, und drohend allerwegen
Tritt ihm des Einhornritters Bild entgegen.

104.

Kaum ſieht er nun allhier den Schild des Helden,
So hat er auch den Sieger ſchon erkannt,
Den furchtbar'n, der zu jenen düſtern Welten
Des Griechenvolks ſo viele hingeſandt.
Flugs eilt er zu dem Schloß und läßt ſich melden,
Und kündet einen wicht'gen Gegenſtand,
Wird vorgelaſſen und beginnt zu ſagen,
Um was ihr mögt den nächſten Sang befragen.

# Fünfundvierzigſter Geſang.

1.

Je höher du auf dem unſtäten Rade
Des Glückes ſiehſt den ſchwachen Menſchen ſteigen,
Um deſto raſcher ſiehſt du, ohne Gnade,
Kopfunter ſeinen Lauf ſich wieder neigen.
Kröſus vermag von ſolchem jähen Pfade,
Polykrates und Dionys zu zeugen,
Und mancher, der zum Abgrund von der Spitze
Des Glücks geſchleudert ward mit Einem Blitze.

2.

Und umgekehrt, je näher bei dem Grunde
Deſſelben Rades jetzt die Menſchen ſchweben,
Um deſto näher iſt auch ſchon die Stunde,
Wo ſie ſein Schwung wird auf den Gipfel heben.

und heftete die Augen auf die Vorübergehenden. Dieſer aus einer großen bis dahin entſagenden Seele aufblitzende Strahl bewegte und rührte ſie. Was waren in ihren Augen die Verdienſte Adam's denn ſo Beſonderes! Waren Muth und Freigebigkeit nicht etwas ganz Natürliches, Selbſtverſtändliches? Der Capitän dagegen ... er überragte Adam ja in allen Dingen, oder ſchien ihn wenigſtens weit zu überragen! .. Es waren unheilvolle Gedanken, die ſich der Gräfin bemächtigten, als ſie von Neuem die ſchöne, nach allen Seiten hin ausgebildete Perſönlichkeit des Capitäns mit der dürftigen Erſcheinung ihres Gatten verglich. Adam war ein lebendiges Beiſpiel für die nothwendige Entartung der Race, zu welcher ſich die hohe Ariſtokratie durch den unſinnigen Gebrauch, ſich nur unter einander zu verheirathen, ſelbſt verurtheilt. Aber der böſe Feind der Menſchheit allein hatte Kenntniß von dieſen Gedanken der jungen Frau, welche ſchweigend und mit träumeriſchen Augen ins Unbeſtimmte hinausſchaute, bis ihr Haus erreicht war.

Sie werden mit uns zu Mittag eſſen, oder ich fange nachträglich an, über Ihren frühern Ungehorſam böſe zu werden, ſagte ſie beim Ausſteigen. Sie ſind für mich Freund Thaddäus, wie Sie es für Adam ſind. Ich kenne die Verbindlichkeiten, die Sie ihm ſchulden, aber ich weiß auch, was wir Ihnen zu danken haben. Zwei ganz natürliche und ſelbſtverſtändliche Regungen der Großmuth vergelten Sie durch tägliche, ſtündliche Hingebung. Mein Vater, mein Oheim Ronquerolles und meine Tante Sérizy werden mit uns ſpeiſen. Gehen Sie und kleiden Sie ſich an, ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich auf die Hand ſtützte, die er ihr reichte, um ihr beim Ausſteigen behülflich zu ſein.

Thaddäus begab ſich mit zugleich glücklichem und gepreßtem Herzen in ſein Zimmer, um Toilette zu machen. Er erſchien erſt im letzten Augenblicke im Speiſeſaal und verſuchte während des Diners die Rolle des alten Soldaten wieder aufzunehmen, der zu nichts zu brauchen iſt, als zum Intendanten; aber diesmal gelang es ihm nicht, Clementine zu täuſchen. Jener Blick hatte ihn verrathen, und Oheim Ronquerolles wurde von ſeiner Nichte über die Verdienſte des Grafen Paz aufgeklärt, der ſich in ſo beſcheidener Weiſe zum Factotum ſeines Freundes Mitgislas machte.

Und wie kommt es, daß ich zum erſten Male das Vergnügen habe, den Grafen Paz zu ſehen? fragte der Marquis.

Weil er ein Schalk und Geheimnißkrämer iſt, entgegnete Clementine, indem ſie Paz einen Blick zuwarf, der ihn veranlaſſen ſollte, ſein Benehmen zu ändern.

Aber auf die Gefahr hin, den Capitän weniger intereſſant erſcheinen zu laſſen, müſſen wir geſtehen, daß er, trotz der Ueberlegenheit über ſeinen Freund Adam, kein hervorragender Geiſt war, ſondern jene Ueberlegenheit nur dem Unglück verdankte. Er hatte in den Tagen des Elends und der Verlaſſenheit in Warſchau viel geleſen, hatte ſich unterrichtet, hatte verglichen und nachgedacht; aber ſchöpferiſche Talente, die den großen, bedeutenden Menſchen machen, waren ihm nicht verliehen, und erwerben laſſen ſie ſich nicht. Paz war nur groß durch ſein Herz, und in dieſem Punkte erreichte er allerdings das Höchſte. Auch in der Gefühlsſphäre war er mehr der Mann der That, als des Gedankens. Er verſchloß ſein Denken in ſich, und es diente nur dazu, ihm Herzensqualen zu bereiten. Und überdies — was iſt ein unausgeſprochener Gedanke?

Der Marquis von Ronquerolles und ſeine Schweſter wechſelten bei den Worten Clementinens einen eigenthümlichen Blick, der ihre Nichte, Graf Adam und Paz ſtreifte. Es war eine jener ſchnell vorübergehenden Scenen, wie ſie nur in Italien und Paris möglich ſind. Außer in den Hofkreiſen verſteht man nur hier, ſo viel mit einem Augenaufſchlag zu ſagen. Die Kunſt, den ganzen Inhalt einer Rede, eines Gedichts oder einer Tragödie in einen Blick zu legen, erlernt ſich nur unter dem Einfluſſe der äußerſten Knechtſchaft oder der unbeſchränkteſten Freiheit. Adam, der Marquis du Rouvre und die Gräfin bemerkten dieſes bedeutungsvolle, zwiſchen der alten Kokette und dem alten Diplomaten gewechſelte Zeichen nicht, aber Paz, der treue Hund, verſtand alle Prophezeiungen, die darin lagen, und wir würden zu weitſchweifig werden, wollten wir den Sturm der Empfindungen beſchreiben, den der Vorgang, welcher kaum zwei Secunden dauerte, in ſeiner Seele heraufbeſchwor.

Onkel und Tante glauben ſchon, ſie liebe mich, ſagte er zu ſich ſelbſt. Mein Glück hängt alſo vielleicht nur von meiner Keckheit ab . . Aber Adam! . . Liebe und Verlangen, beide eben ſo mächtig wie Dankbarkeit und Freundſchaft, beſtanden einen harten Kampf, und für den Augenblick ſiegte die Liebe und erlangte ihr Recht. Paz wurde geiſtreich und geſprächig; er wollte gefallen und gab, durch eine Frage des Diplomaten angeregt, in großen Umriſſen eine Schilderung der polniſchen Erhebung. Er ſah, daß die Augen Clementinens an ſeinen Lippen hingen. Sie erblickte in ihm einen Heros und vergaß ganz und gar, daß auch Adam, nachdem er den dritten Theil ſeines großen Vermögens geopfert, in die Verbannung gegangen war.

Um neun Uhr, nachdem der Kaffee getrunken war, küßte Frau von Sérizy ihre Nichte auf die Stirn, drückte ihr die Hand und nahm, kraft ihrer verwandtſchaftlichen Autorität, Adam mit ſich. Der Marquis du Rouvre und Herr von Ronquerolles brachen zehn Minuten ſpäter auf, und Paz und Clementine blieben allein.

Ich werde mich ebenfalls empfehlen, Frau Gräfin, denn ich ſetze voraus, daß Sie die Ihrigen in der Oper treffen, ſagte Paz.

Nein, ich habe keine Luſt, tanzen zu ſehen; man giebt heute ein abſcheuliches Ballet, das „der Aufruhr im Serail“ heißt, entgegnete ſie — und nach kurzem Stillſchweigen fügte ſie, ohne Paz anzuſehen, hinzu: Vor zwei Jahren wäre Adam nicht ohne mich ins Theater gegangen.

Aber er liebt Sie leidenſchaftlich . . . erwiderte Thaddäus.

Und das iſt vielleicht ein Grund, mich morgen gar nicht mehr zu lieben! ſagte die Gräfin.

Die Pariſerinnen ſind unergründlich, entgegnete Paz. Werden ſie mit Leidenſchaft geliebt, ſo wünſchen ſie, daß es vernünftiger geſchehe, liebt man ſie in vernünftiger Weiſe, ſo beſchuldigen ſie uns, nicht zu wiſſen, was Liebe iſt.

Und dabei haben wir immer Recht, erwiderte ſie lächelnd. Ich kenne Adam ziemlich genau und mache ihm keinen Vorwurf. Er iſt flatterhaft und vor Allem grand Seigneur. Er wird mich immer gern ſeine Frau nennen, wird nie einen meiner Wünſche kreuzen, aber . . .

Wo gäbe es eine Ehe, die nicht ihre Aber hätte? ſagte Thaddäus leiſe, indem er verſuchte, den Gedanken der Gräfin eine andere Richtung zu geben.

Auch in dem beſcheidenſten, zurückhaltendſten Manne wäre vielleicht in dieſem Augenblicke der Gedanke aufgeſchoſſen, welcher den armen Capitän beinahe um die Beſinnung brachte.

Wenn ich ihr jetzt nicht geſtehe, daß ich ſie liebe, bin ich ein Dummkopf! ſagte er ſich während eines jener verhängnißvollen Momente beiderſeitigen Verſtummens, in denen die Gedanken ſich wild überſtürzen. Die Gräfin beobachtete Paz verſtohlen, während er ſie im Spiegel beobachtete. Aber der Capitän ſaß mit der unbefangenen Miene eines Menſchen, welcher der Verdauung obliegt, in ſeinem Armſtuhle, kreuzte in einer Weiſe, wie nur Ehemänner oder abgelebte Greiſe es thun, die Hände über den Magen, drehte mechaniſch die Daumen um einander und ſchien ganz in dieſes Spiel verſunken.

So ſagen Sie mir doch etwas Gutes von Adam! rief Clementine halb ungeduldig, halb zornig. Sagen Sie mir, daß er nicht flatterhaft iſt, daß Sie ihn kennen!

Jetzt iſt der Augenblick gekommen, um für immer eine unüberſteigliche Schranke zwiſchen uns aufzurichten, dachte Thaddäus, indem er ſich auf eine heroiſche Lüge vorbereitete.

Ich ſoll Ihnen Gutes von Adam ſagen! ſetzte er laut hinzu. Aber dazu liebe ich ihn viel zu ſehr — Sie würden mir keinen Glauben ſchenken. Ebenſo wenig bin ich im Stande, ſchlimm von ihm zu ſprechen . . . Sie ſehen, meine Rolle zwiſchen Ihnen Beiden hat ihre Schwierigkeiten.

Clementine ſchlug die Augen nieder und blickte auf die Spitzen der Lackſtiefel des Capitäns.

Ihr Nordländer habt nur phyſiſchen Muth, in Euern Entſchlüſſen ſeid Ihr unſicher und ſchwankend, murmelte ſie zwiſchen den Zähnen.

Was werden Sie den ganzen Abend allein thun, Frau Gräfin? fragte Paz mit dem Anſchein vollſtändigſter Unbefangenheit.

Sie wollen mir alſo nicht Geſellſchaft leiſten?

Sie müſſen mir ſchon geſtatten, mich zu entfernen...

Wie ſo, wohin wollen Sie?

Ich gehe in den Circus, nach den Champs Elyſées, wo heute Abend eine Vorſtellung ſtattfindet, die ich nicht verſäumen darf . . .

Warum nicht? fragte Clementine mit halb zornigem Blick.

Muß ich Ihnen mein ganzes Inneres eröffnen? erwiderte er erröthend. Muß ich Ihnen geſtehen, was ich ſelbſt dem guten Adam verheimliche, welcher glaubt, daß ich nur Polen im Herzen trage?

Ah, unſer Capitän hat ein Geheimniß.

Ja, ein recht beſchämendes, das Sie aber verſtehen und über das Sie mich tröſten werden . . .

Sie etwas Beſchämendes . . . Sie . .

Ja, ich, Graf Paz. Ich bin ſterblich in ein Mädchen verliebt, das mit der Kunſtreiterfamilie Buthor Meſſen und Jahrmärkte beſuchte. Ich habe ihr ein Engagement bei dem Director des Olympiſchen Circus vermittelt.

Iſt ſie ſchön?

Ja, für mich, entgegnete er melancholiſch. Malaga, ſo lautet ihr Künſtlername, iſt ſtark, gelenkig und biegſam. Warum ich ſie allen Frauen der Geſellſchaft vorziehe, könnte ich ſelbſt kaum ſagen, aber wenn ich ſie ſo ſehe, die dunkeln Haare durch ein blaues Atlasband feſtgehalten, das auf ihre nackten, bräunlichen Schultern niederflattert, bekleidet mit einer weißen, goldgeſäumten Tunica, mit Atlasſchuhen und ſeidenen Tricots, die ſie wie eine lebende griechiſche Statue erſcheinen laſſen — wenn ſie beim Klange militäriſcher Muſik mit der Fahne in der Hand vorüberfliegt, durch einen mit Papier beſpannten Reifen ſpringt und jenſeits desſelben in voller Grazie auf das im Galop weiter jagende Pferd zu ſtehen kommt — wenn ſie, ohne die Hülfe von Claqueurs, von dem verſammelten Publicum mit Beifall überſchüttet wird — ſo verſetzt ſie mich in eine Aufregung . . .

Mehr als eine ſchöne Frau auf dem Balle? fragte Clementine mit herausfordernder Verwunderung.

Ja, mehr; entgegnete Paz mit erſtickter Stimme. Dieſe bewunderungswürdige Geſchwindigkeit, dieſe unter ſteter Gefahr entwickelte Grazie erſcheint mir als der ſchönſte Triumph des Weibes . . . Ja die Cinti, Malibran, Griſi und Taglioni, die Paſta und die Elsler, alle gegenwärtigen und frühern Größen unſrer Bühne ſcheinen mir nicht werth, die Schuhriemen Malaga's aufzulöſen, die im vollen Galop vom Pferde ſpringt und wieder aufſitzt, ſich links heruntergleiten läßt, um ſich rechts wieder hinaufzuſchwingen, die wie ein Irrlicht über den feurigſten Renner herüber und hinüber voltigirt, auf einer Fußſpitze auf dem Rücken des dahinjagenden Roſſes ſteht, auf ungezäumtem Pferde Strümpfe ſtrickt, Eier zerſchlägt und Eierkuchen backt — Alles das unter dem bewundernden Zujauchzen des Volkes — und zwar des echten Volkes, das aus Bauern und Soldaten beſteht! Bei großen Aufführungen balancirte die reizende Columbine früher Stühle auf der Naſenſpitze, und ſie hat die ſchönſte griechiſche Naſe, die ich je geſehen. Genug, Malaga iſt die Grazie und Geſchicklichkeit in eigener Perſon. Mit wirklich herculiſcher Stärke begabt, iſt ſie im Stande, mit einer ihrer kleinen Hände oder einer Fußſpitze drei oder vier Männer abzuwehren — o, ſie iſt die Göttin der Gymnaſtik.

Aber ſie iſt wohl dumm? . .

Im Gegentheil, ſie gehört zu den intereſſanteſten Frauen, die man ſich denken kann. Sorglos wie eine Zigeunerin, ſpricht ſie aus, was ihr durch den Kopf fährt, kümmert ſich um die Zukunft nicht mehr, als Sie ſich um das Schickſal des Sou's kümmern, den Sie einem Armen zugeworfen, und dabei kommen köſtliche Dinge zum Vorſchein. Niemand könnte ihr einreden, daß ein alter Diplomat ein ſchöner junger Mann ſei, und nicht um eine Million würde ſie ihre Meinung ändern. So iſt ihre Liebe eine fortwährende Schmeichelei für den Mann, den ſie damit beglückt. Ihre Geſundheit iſt unverwüſtlich; ihre Zähne gleichen zweiunddreißig köſtlichen in Korallen gefaßten Perlen und ihre „Maulpartie“, wie ſie ſelbſt den untern Theil ihres Geſichtes nennt, beſitzt, um einen Ausdruck Shakeſpeare's zu brauchen, Friſche und

Kraft, wie die einer jungen Kuh; was ihr denn nicht geringen Kummer bereitet. Für ſchöne, ſtarke Männer, Ringkämpfer und Bajazzo's hat ſie eine beſondere Vorliebe. Ihr Lehrer, ein entſetzlich roher Menſch, hat ſie faſt todtgeſchlagen, um ihre Grazie, ihre Kühnheit und Geſchmeidigkeit auszubilden.

Malaga verſetzt Sie ja in völlige Begeiſterung! ſagte die Gräfin.

Malaga nennt ſie ſich nur auf den Ankündigungszetteln, entgegnete Paz etwas empfindlich. Sie wohnt Rue St. Lazare in einer ſehr niedlichen dritten Etage, iſt in Sammt und Seide möblirt, wie eine Prinzeſſin, und führt ganz getrennte Exiſtenzen, die der umherziehenden Künſtlerin und die der ſchönen Frau.

Und erwidert ſie Ihre Liebe?

Sie liebt mich — was Ihnen ſehr lächerlich vorkommen wird — nur um meiner Nationalität willen. Für ſie iſt jeder Pole Poniatowski, wie er mit ſeinem Pferde in die Fluten der Elſter ſprengt, denn ganz Frankreich hält ja die Elſter, in der ſich kein Menſch ertränken kann, für einen reißenden Fluß, deſſen Wogen über Poniatowski zuſammenſchlugen . . . Bei Alledem bin ich aber doch unglücklich . . .

Thaddäus zerdrückte im Auge eine Thräne der Verzweiflung, die Clementinens Herz rührte.

Ihr Männer liebt nur das Ungewöhnliche, ſagte ſie.

Thun das die Frauen nicht auch? entgegnete Thaddäus.

Wem heut das Beil wird aus des Richters Munde,
Darf morgen ſchon der Welt Geſetze geben,
Wie Marius, Ventidius vor Jahren,
Und König Ludwig kürzlich erſt erfahren.

3.

Herr Ludwig, meines Herzogs Gegenſchwäher,
Als er bei St. Albin ward überwunden,
War einem blut'gen Tod um vieles näher,
Als einem Thron, von ſeinem Feind gebunden.
So hat Corvin, der Große, nicht viel eher,
Sich in noch größerer Gefahr befunden.
Doch durften ſie, als ihre Noth vergangen,
Auf Frankreichs und auf Ungarns Thron gelangen.

4.

Der Lauf der alten wie der neuern Tage
Läßt ſo in viel Exempeln uns erſchauen,
Daß Freud' in Leid, und Leid in Freud' umſchlage,
Dem hellen Tage folge Nacht und Grauen,
Daß nur der Thor im Mißgeſchick verzage,
Nur er auf Macht und Siege könne bauen,
Weil ohne Raſt, auf wunderbare Weiſe,
Ihr mächtig Rad Fortuna dreht im Kreiſe.

5.

Seit jenem Sieg, der über Konſtantin
Und ſeinen wackern Prinzen ihm gelungen,
War unſer Rüd'ger nun gedoppelt kühn
Und ſo vom Glauben an ſein Glück durchdrungen,
Daß er ſich ungefolgt vermaß zu ziehn,
Und wär' er auch von Tauſenden umrungen
Zu Fuß und Roß, mit ſeiner Hand allein
Dem Tod den Vater und den Sohn zu weihn.

O, ich kenne Adam gut genug, um zu wiſſen, daß er mich um eine Luftſpringerin, wie Ihre Malaga, vergeſſen würde . . Aber wo ſind Sie ihr denn zuerſt begegnet?

Ich ſah ſie zum erſten Male vergangenen Herbſt in St. Cloud. Sie ſtand in der Ecke einer mit Leinwand bezogenen Eſtrade, auf welcher ſich die Geſellſchaft dem Publicum präſentirte. Ihre Kameraden, ſämmtlich in polniſchem Coſtüm, verführten einen entſetzlichen Spectakel, während ſie ſtumm und ſtill daſtand. Ich glaubte eine gewiſſe Schwermuth in ihrem Weſen zu bemerken, zu der das zwanzigjährige Mädchen wohl auch Grund hatte. Das war es, was mich zuerſt anzog.

Die Gräfin ſaß in reizend nachdenklicher, beinahe trauriger Haltung da.

Armer, guter Thaddäus! rief ſie — und nicht ohne ein feines Lächeln; aber mit der ganzen Leutſeligkeit einer wirklich vornehmen Dame fügte ſie hinzu: Gehen Sie, machen Sie, daß Sie in den Circus kommen!

Thaddäus nahm ihre Hand, küßte ſie, ließ eine heiße Thräne darauf fallen und ging.

Es handelte ſich für Paz nun darum, ſeiner erdichteten Leidenſchaft für eine Kunſtreiterin auch den Anſchein der Wirklichkeit zu geben. An der ganzen Erzählung war kein wahres Wort, als daß die berühmte Malaga, die zu der Kunſtreitergeſellſchaft Buthor gehörte, in St. Cloud ſeine Aufmerkſamkeit einen Moment auf ſich gezogen. Kürzlich war ihm der Name in den Ankündigungen des olympiſchen Circus wieder ins Auge gefallen, und der Komiker der Geſellſchaft, welchen ſich Paz durch ein einziges Fünffrankenſtück geneigt gemacht, hatte ihm geſagt, daß ſie ein gefundenes, vielleicht geſtohlenes Kind ſei.

Thaddäus begab ſich jetzt nach dem Circus, um die ſchöne Reiterin wieder zu ſehen, und für andere zehn Franken, welche er einem der Reitknechte gab, die hier etwa das ſind, was die Garderobière beim Theater iſt, verrieth ihm dieſer, daß Malaga eigentlich Marguérite Turquet heiße und in einer fünften Etage der Rue des Fossés du Temple wohne.

Am andern Morgen begab ſich Paz, den Tod im Herzen, nach dem Faubourg du Temple, um nach Mademoiſelle Turquet, die während des Sommers Stellvertreterin der erſten Reiterin des Circus, im Winter Statiſtin an einem der Boulevard-Theater war, zu fragen.

Malaga! rief die Frau des Portiers, in die fünfte Etage hinauf ſtürzend, unten iſt ein vornehmer Herr, der Sie ſucht. Er ſpricht mit Chapuzot, der ihn aufhält, damit ich Sie vorher benachrichtigen kann.

Danke ſchön, Frau Chapuzot — aber was ſoll er denken, wenn er mich beim Ausplätten meines Kleides trifft!

Ach was — an dem geliebten Gegenſtande gefällt einem Alles.

Iſt es ein Engländer? Die intereſſiren ſich für Pferde . . .

Nein, er ſieht eher aus wie ein Spanier.

Schade, man ſagt von den Spaniern . . . aber bleiben Sie bei mir, Frau Chapuzot, damit ich nicht ſo verlaſſen ausſehe.

Was wünſchen Sie, mein Herr? fragte Frau Chapuzot, indem ſie die Thür öffnete.

Mademoiſelle Turquet?

Mein Kind, hier iſt Jemand, der nach Ihnen fragt, ſagte die Portiersfrau, ſich in die Bruſt werfend.

Eine Leine, die der Künſtlerin zum Trocknen ihrer Wäſche diente, ſtreifte dem Capitän den Hut vom Kopfe.

Was ſteht zu Dienſten, mein Herr? fragte Malaga, denſelben vom Boden aufhebend.

Ich habe Sie im Circus geſehen, mein Fräulein, und Sie erinnern mich lebhaft an eine Tochter, die ich verloren habe. Zum Andenken an meine Heloiſe, der Sie ſo auffallend ähnlich ſind, möchte ich Ihnen, wenn Sie erlauben, nützlich ſein.

Wie ſo? Aber bitte, ſetzen Sie ſich, Herr General, ſagte Frau Chapuzot. Ihr Anerbieten iſt überaus ehrenwerth . . . ſehr galant . . .

Es handelt ſich um keine Galanterie, liebe Frau, entgegnete Paz. Ich bin ein troſtloſer Vater, der eine Aehnlichkeit benutzen möchte, um ſich ſelbſt zu täuſchen.

Ich würde alſo die Stellung einer Tochter einnehmen? fragte Malaga liſtig, ohne zu ahnen, wie nahe ſie der Wahrheit mit dieſer Vorausſetzung kam.

Ja, entgegnete Paz. Ich würde Sie zuweilen beſuchen, und damit die Illuſion um ſo vollſtändiger iſt, würde ich Ihnen eine hübſche Wohnung miethen und elegant möbliren.

Ich ſoll meine eignen Möbel haben! rief Malaga, indem ſie Frau Chapuzot anblickte.

Und Dienerſchaft und alle ſonſtigen Bequemlichkeiten, fügte Paz hinzu.

Malaga beobachtete den Fremden mißtrauiſch unter der Stirn hervor.

Zu welcher Nation gehören Sie? fragte ſie dann.

Ich bin Pole.

Dann nehme ich Ihr Anerbieten an, entgegnete Malaga.

Paz empfahl ſich, indem er wiederzukommen verſprach.

Was ſagen Sie dazu! rief Marguerite Turquet, Frau Chapuzot anſehend. Ich fürchte, dieſer Menſch ſtreicht mir Honig um den Mund, um irgend welche Teufelei auszuführen. Aber gleichviel — ich will's riskiren.

Einen Monat nach dieſer ſeltſamen Scene bewohnt die hübſche Kunſtreiterin ein allerliebſt möblirtes Quartier, das vom Tapezierer des Grafen Adam eingerichtet war, denn Paz wollte, daß man im Palais Laginski von ſeiner Thorheit ſpreche. Malaga, der Alles wie ein Traum aus Tauſend und einer Nacht erſchien, wurde von der Familie Chapuzot bedient, die zugleich als Vertraute fungirte und mit Marguerite Turquet ungeduldig die Löſung des Räthſels erwartete.

Aber ein volles Vierteljahr verging, und noch wußte weder Malaga, noch die Chapuzots, wie ſie ſich die Caprice des polniſchen Grafen erklären ſollten. Paz brachte jede Woche etwa eine Stunde bei Malaga zu, aber er blieb ſtets im Salon und war ſelbſt durch die geſchickteſten Manöver der Kunſtreiterin und der Chapuzot nicht zu vermögen, je in ihr Zimmer oder Boudoir einzutreten. Er erkundigte ſich theilnehmend nach den kleinen Vorgängen in Malaga's täglichem Leben und ließ dann jedesmal zwei Vierzigfrancsſtücke auf dem Kaminſims zurück.

Er ſieht ſehr gelangweilt aus, bemerkte Frau Chapuzot.

Kalt wie Glatteis! fügte Malaga hinzu.

Deſſenungeachtet iſt er ein guter Kerl! rief Meiſter Chapuzot, der ſich in ſeinem Anzuge von blauem Tuch ſehr glücklich fühlte und wie der Aufwärter irgend eines Miniſterial-Bureaus ausſah.

Durch ſeine regelmäßig wiederholte Spende ſetzte Paz Marguerite Turquet in den Genuß einer monatlichen Rente von dreihundertzwanzig Francs. Dieſe Summe gewährte ihr, neben dem kärglichen Salair, das ſie bezog, eine Exiſtenz, welche im Vergleich zu ihrer frühern elenden Lage glänzend zu nennen war, und bald verbreiteten ſich im Circus unter den Künſtlern und Künſtlerinnen die ſeltſamſten Gerüchte über das Glück Malaga's. Letztere ließ in ihrer Eitelkeit die Wohnung, welche der vorſichtige Capitän mit ſechstauſend Francs bezahlte, zwölftauſend koſten, und nach den Erzählungen der Clowns und Statiſten ſpeiſ'te ſie nur von Silber. Außerdem erſchien ſie mit allerliebſten Burnuſſen, Cachemirs und reizenden Schärpen im Circus, und bald galt es als ausgemachte Sache, daß der Pole der beſte Fund ſei, den eine Kunſtreiterin nur immer machen konnte. Zum Ueberfluß war er weder launenhaft noch eiferſüchtig und ließ Malaga die unbeſchränkteſte Freiheit.

Manche Leute haben nun einmal Glück! ſagte die Rivalin Malaga's. Mir, die ich den dritten Theil der Einnahme verdiene, paſſirt ſo etwas nicht!

Malaga trug die reizendſten Hütchen, fuhr zuweilen in einer Kaleſche im Bois de Boulogne ſpazieren, die junge elegante Welt fing an, ſich nach ihr umzuſehen und endlich begann die demi-monde von ihr zu ſprechen und ihr Glück durch Verleumdungen zu unterminiren. Man erzählte, ſie ſei ſomnambül und der Pole ein Magnetiſeur, welcher den Stein der Weiſen ſuche. Andre, noch viel giftigere Andeutungen machten Malaga neugieriger als weiland Pſyche, und eines Tages berichtete ſie, in Thränen aufgelöſ't, dem Grafen, was ſie gehört.

Wenn man einer Frau etwas anthun will, ſchloß ſie ihre Erzählung, ſo ſoll man ſie wenigſtens nicht verleumden, man ſoll nicht ſagen, daß Einer ſie magnetiſire, um Steine in ihr zu finden. Man ſoll meinetwegen ſagen, ſie ſei buckelig, und ſoll es beweiſen. Was haben Sie davon, mich ſo zu compromittiren?

Paz behauptete das hartnäckigſte Stillſchweigen.

Endlich gelang es den Bemühungen Chapuzot's, Namen und Wohnung des Grafen auszukundſchaften, und im Palais Laginski empfing er die zuverläſſigſten Nachrichten. Paz war unverheirathet und weder in Polen noch in Frankreich wußte man etwas von einer verſtorbenen Tochter.

Malaga fing an ſich zu fürchten.

Mein Kind, ſagte Frau Chapuzot, dieſes Ungeheuer . . . (der Mann, welcher ſich begnügte, ein ſo ſchönes Geſchöpf, wie Malaga, mit halb ſpöttiſcher Miene von Weitem zu betrachten, der ſich über nichts ausſprach, keinerlei Vertrauen bewies, mußte ihrer Meinung nach ein Ungeheuer ſein!) dies Ungeheuer thut nur ſchön mit Ihnen, um Sie zu etwas Ungeſetzlichem, Verbrecheriſchem zu verlocken. Großer Gott, wenn Sie vor die Geſchworenen kämen, oder — ich zittre ſchon bei dem bloßen Gedanken am ganzen Leibe — gar vor die Zuchtpolizei! . . . wenn Ihr Name in den Zeitungen gedruckt würde! . . Wiſſen Sie, was ich an Ihrer Stelle thäte? . . Ich an Ihrer Stelle zeigte die Sache zu meiner eignen Sicherheit bei der Polizei an.

Eines Tages, als im Kopfe Malaga's die tollſten Ideen gährten und Blaſen warfen und Paz abermals ſeine zwei Goldſtücke auf den mit Sammet bezogenen Kaminſims niederlegte, nahm ſie dieſelben und warf ſie ihm hin.

Ich will kein geſtohlenes Geld! ſagte ſie.

Der Capitän ſchenkte die Goldſtücke den Chapuzots und kam nicht wieder. Clementine befand ſich damals auf den Gütern ihres Oheims, des Marquis de Ronquerolles, in Burgund.

Das Wegbleiben des Polen von ſeinem gewöhnlichen Platze im Circus erregte unter den Künſtlern der Truppe kein geringes Aufſehen. Die Einen erblickten in dem Benehmen Malaga's eine Dummheit, die Andern eine Liſt. Das Verhalten des Polen erſchien aber auch den gewitzteſten Frauen unerklärlich, und Thaddäus erhielt in einer einzigen Woche nicht weniger als ſiebenunddreißig Briefe von leichtfertigen Damen. Ein Glück für ihn, daß ſeine eigenthümliche Zurückhaltung nicht die Neugier der guten Geſellſchaft auf ihn lenkte, ſondern nur die demi-monde beſchäftigte.

Zwei Monate ſpäter ſchrieb die ſchöne Kunſtreiterin, die ſich vor Schulden nicht mehr zu helfen wußte, einen Brief, den die Dandys jener Zeit für ein Meiſterſtück erklärten.

Er lautete:

„Werden Sie, den ich noch immer Freund zu nennen wage, nach dem was vorgefallen iſt und was Sie ſo ſchlimm ausgelegt haben, noch einige Theilnahme für mich empfinden? An Allem, was Sie kränken und beleidigen konnte, iſt mein Herz unſchuldig. Bin ich glücklich genug, Reize zu beſitzen, die es Ihnen angenehm erſcheinen ließen, bei mir zu weilen, wie Sie es thaten, ſo kommen Sie wieder. . . Wenn nicht, ſo wird Verzweiflung mein Loos ſein. Das Elend iſt bereits bei mir eingekehrt, und Sie glauben nicht, welchen Unſinn es mit ſich führt. Geſtern habe ich von einem Häring für zwei Sous und einem Brödchen für einen Sou gelebt. Iſt das ein Frühſtück, wie es Ihrer Geliebten zukommt? Auch die Chapuzots, die mir ſo ergeben ſchienen, ſind nicht mehr da! Ihr Weggehen hat die Folge gehabt, daß ich jetzt um die Anhänglichkeit der Menſchen Beſcheid weiß. Ein Hund, den man gefüttert hat, verläßt uns nicht, aber die Chapuzots ſind ihrer Wege gegangen. Ein Gerichtsbote, der gegen alle vernünftigen Vorſtellungen taub blieb, hat im Namen des herzloſen Wirthes und eines Juweliers, der keine zehn Tage warten will, alle meine Sachen mit Beſchlag belegt, denn mit euch Männern empfiehlt ſich auch unſer Credit. Iſt das eine Lage für Frauen, die ſich nichts vorzuwerfen haben, als ein bischen Lebensluſt? Lieber Freund, ich habe Alles, was ich an Werthſachen beſaß, zu „meiner Tante" getragen und nenne nichts mehr mein, als die Erinnerung an Sie. Und dabei bricht die rauhe Jahreszeit herein. Ich kann mir nicht einmal eine warme Stube verſchaffen, denn man ſpielt am Boulevard nichts als Melodramen, in denen ich nur ganz kleine Rollen habe und nicht Gelegenheit finde, mich zu zeigen. Wie haben Sie die Reinheit der Gefühle, die ich für Sie hegte, ſo mißverſtehen können? Dankbarkeit läßt ſich ja nicht auf zweierlei Weiſe ausdrücken. Mein Wohlergehen ſchien Sie zu erfreuen — wie konnten Sie mich ins Elend ſtoßen? O, mein einziger Freund auf Erden, ehe ich wieder anfange, mit der Familie Buthor umherzuziehen, um wenigſtens mein tägliches Leben zu friſten, werden Sie mir verzeihen, wenn ich zu wiſſen wünſche, ob ich Sie für immer verloren habe. Wenn ich in dem Augenblicke, wo ich durch einen Reifen ſpringe, an Sie dächte, ich wäre im Stande, das Tempo zu verfehlen und ein Bein zu brechen! Wie dem aber auch ſei, ich bleibe lebenslang

Ihre
Marguerite Turquet."

Der Brief iſt die zehntauſend Francs werth, die er mich koſtet, rief Thaddäus in Lachen ausbrechend.

Clementine kam am nächſten Tage an, und am folgenden Tage ſah Paz ſie wieder, ſchöner, graziöſer als je. Nach dem Diner, bei welchem die Gräfin die vollſtändigſte Gleichgültigkeit gegen den Capitän zur Schau trug, ſpielte zwiſchen dem Grafen und ſeiner Frau, als Thaddäus ſich verabſchiedet hatte, eine kleine Scene. Unter dem Vorwande, Adam um Rath zu fragen, hatte Paz ihm den Brief Malaga's gegeben und denſelben wie aus Unachtſamkeit in ſeinen Händen gelaſſen.

Armer Thaddäus! ſagte Adam, nachdem Paz ſich davon geſchlichen. Es iſt betrübend, einen ſo ausgezeichneten Menſchen zum Spielball einer Kunſtreiterin der gemeinſten Klaſſe werden zu ſehen. Er wird darin untergehen, ſich herabwürdigen und binnen Kurzem nicht mehr zu erkennen ſein. Da lies! fügte er hinzu, indem er Clementinen Malaga's Brief reichte.

6.

Doch die nicht will, daß Menſchen ſich verlaſſen
Auf ihre Gnade, zeigt ihm unverweilt,
Wie ſchnell ſie iſt im Lieben und im Haſſen,
Wie Hoheit ſie und Niedrigkeit vertheilt;
Und ſie verräth ihn jenem Schreckensblaſſen,
Der, ihm zur Noth und Schande, kommt geeilt,
Dem Ritter, der in jenem wilden Streite
Mit Mühe ſich aus ſeiner Hand befreite.

7.

Der ſäumte nicht, Ungiarden anzuzeigen,
Der Ritter, der die Griechen in der Schlacht
Auf manches Jahr hinein gebracht zum Schweigen,
Sei hier, und werde bleiben über Nacht.
Leicht ſei es ihm, das Glück ſich zuzuneigen,
Das greifbar ihm die Locke dargebracht,
Und, laſſ' er dieſen in Verwahrſam bringen,
Dem König die Bulgaren zu bezwingen.

8.

Schon hat Ungiard von den verſprengten Schaaren,
Die aus der Schlacht zu ihm ſich hingewandt,
Und Trupp' für Trupp' hier angekommen waren,
Da Raum nicht Alles auf der Brücke fand,
Den ſchlimmen Ausgang dieſes Tags erfahren,
Wie Einer, der zu den Bulgaren ſtand,
Der Griechen Hälfte in den Sand gebettet,
Ein Heer geſchlagen und ein Heer gerettet.

9.

Daß der von ſelbſt ſein Haupt zum Netze brachte
Und ohne Jagen, das begriff er nicht;
Doch welche Freude dieſer Fang ihm machte,
Zeigt' er in frohem Wort und Angeſicht.

Clementine überflog den Brief, der nach Tabak roch, und warf ihn dann mit einer Geberde des Ekels von ſich.

So dick die Binde um ſeine Augen auch ſein mag, ſo wird er doch hinter gewiſſe Dinge gekommen ſein — Malaga mag ihm böſe Streiche geſpielt haben, ſagte Adam.

Und dennoch wird er zu ihr zurückkehren, dennoch wird er ihr verzeihen! rief Clementine. Für dieſe abſcheulichen Frauen habt ihr ja alle Nachſicht!

Sie bedürfen ihrer ſo ſehr! entgegnete Adam.

Thaddäus that nur, was ſich gehörte, — als er ſich von uns fern hielt, ſetzte ſie hinzu.

Du gehſt zu weit, lieber Engel, ſagte der Graf, der, obgleich er anfänglich erfreut geweſen war, den Freund in den Augen ſeiner Frau ein wenig herabſetzen zu können, dennoch den Tod des Sünders nicht wollte.

Paz, der Adam kannte, hatte ihn um die ſtrengſte Verſchwiegenheit gebeten; er hatte ihn ſcheinbar nur darum von der Sache unterrichtet, um ſeine Verſchwendung zu entſchuldigen und ſeinen Freund um tauſend Thaler für Malaga anzugehen.

Thaddäus beſitzt einen merkwürdig ſtarken Charakter, ſetzte Adam hinzu.

Wie ſo?

Daß er nicht mehr als zehntauſend Francs für ſie ausgegeben hat und ſich ſolche Briefe ſchreiben läßt, ehe er ſich entſchließt, ihre Schulden zu bezahlen, das iſt wenigſtens für einen Polen . . .

Aber er kann dich ruiniren! rief Clementine mit dem ſcharfen Tone, den die Pariſerin annimmt, wenn ſie anfängt mißtrauiſch zu werden.

O, dazu kenne ich ihn zu gut; entgegnete Adam. Er wird Malaga zweifellos für uns opfern.

Das wollen wir ſehen! rief die Gräfin.

Sobald ich ſein eignes Wohl bedroht ſehe, werde ich keinen Moment Anſtand nehmen, mit ihm zu reden und ihn zu bitten, daß er von ihr läßt, fuhr der Graf fort. Conſtantin hat mir geſagt, daß Paz, der ſonſt die Mäßigkeit ſelbſt iſt, ſeit dies Verhältniß beſteht, zuweilen ſehr aufgeregt nach Hauſe gekommen iſt . . . Wenn er ſich zum Trinken hinreißen ließe, würde mich das ſchmerzen, als ob es ſich um mein eignes Kind handelte.

Bitte, ſage mir nichts mehr! rief die Gräfin mit einer abermaligen Geberde des Ekels.

Zwei Tage ſpäter bemerkte der Capitän in dem ganzen Benehmen der Gräfin, in ihren Augen, wie im Ton ihrer Stimme den Erfolg der Indiscretion, die Adam begangen. Die Verachtung hatte einen Abgrund zwiſchen ihm und der ſchönen Frau aufgeriſſen, und tiefe Melancholie ergriff ihn bei dem Gedanken, daß dieſe Verachtung ſein eigenes Werk war. Das Leben fing an ſchwer auf ihm zu laſten, und der glänzendſte Sonnenſchein erſchien ihm grau und farblos.

Deſſenungeachtet fand er in dieſer Flut bittrer Schmerzen dann und wann einen Augenblick der Freude.

Ohne Rückhalt konnte er ſich jetzt der Bewunderung für die Gräfin hingeben, die ihm nicht die geringſte Beachtung mehr ſchenkte, wenn er bei ihren Feſten ſtumm in einer Ecke ſtand. Ohne Gefahr durfte er jetzt ganz Auge und Ohr ſein, und er verlor keine ihrer Bewegungen, wenn ſie ſang, keinen Ton ihrer Stimme. Sein Leben ging in dem ihrigen auf. Es war ihm geſtattet, eigenhändig das Pferd zu warten und zu pflegen, das ſie ritt, die Angelegenheiten ihres eleganten, reichen Hausweſens, dem er ſich jetzt mit verdoppeltem Eifer widmete, zu ordnen und zu beſorgen, und er vergrub dies ſtille Glück in die tiefſten Tiefen ſeines Herzens, wie eine Mutter, deren Kind niemals erfährt, was es ihr gekoſtet. War dieſe Liebe nicht noch ſchöner und edler, als die reine Flamme Petrarca's für Laura, die ihren Lohn im Ruhme fand und im Triumph der Poeſie, die ſie geweckt? Wog die Empfindung, die d'Aſſas im Sterben beſeelte, nicht ein ganzes Leben auf! Und Paz hatte dieſe Empfindung jeden Tag, ohne zu ſterben, freilich auch ohne den Lohn der Unſterblichkeit. Dennoch — welch ſeltſames Ding iſt die Liebe! — dennoch, und trotz dieſes geheimen Glückes, fühlte ſich Paz von Gram verzehrt. Der Katholicismus hat die Liebe ſo hoch erhoben, daß Achtung und Würde gleichſam zu unlöslicher Ehe mit ihr verbunden ſind. Liebe kann nicht exiſtiren ohne jene den Mann ſo ſtolz machende Ueberlegenheit, und man wird ſo ſelten geliebt, wo man nicht geachtet iſt, daß Thaddäus ſich an den Wunden verblutete, die er ſich ſelbſt geſchlagen. Von ihr zu hören, daß ſie ihn liebe, und dann zu ſterben, fürwahr der Preis wäre dem armen Thoren nicht zu gering für ſein Leben erſchienen. Alle Qualen ſeiner früheren Lage kamen ihm unbedeutend vor neben der Aufgabe, in ihrer Nähe zu leben und ſie mit der Fülle ſeiner Liebe zu überhäufen, ohne daß ſie etwas davon ahnte, ohne daß ſie ihn darum ſchätzte. Mit Einem Worte, Paz vermochte den Lohn ſeiner Tugend nicht zu entbehren. Dabei wurde er gelb und mager und endlich ſo krank, daß er den ganzen Monat Februar, von einem ſchleichenden Fieber verzehrt, das Bett hüten mußte, ohne indeſſen einen Arzt zu Rathe ziehen zu wollen.

Graf Adam war ſehr beſorgt um ſeinen armen Thaddäus. Die Gräfin dagegen hatte die Grauſamkeit in kleinem Kreiſe zu äußern: Laß ihn doch; ſiehſt du nicht, daß er olympiſche Schmerzen hat? Und dies Wort gab Paz den Muth der Verzweiflung wieder. Er ſtand auf, verſuchte ſich zu zerſtreuen und wurde geſund.

Gegen Ende des Monats Februar hatte Adam im Jokey-Club einen ziemlich bedeutenden Verluſt, und da er ſeine Frau fürchtete, bat er Thaddäus, die Summe auf ſich und ſein Verhältniß zu Malaga zu nehmen.

Was iſt denn Beſonderes dabei, wenn die Reiterin dich zwanzigtauſend Franken gekoſtet hat? ſagte er. Das geht Niemand etwas an als mich, während ich in der Achtung der Gräfin ſinken würde, wenn ſie wüßte, daß ich die Summe im Spiel verloren. Sie würde ſich vielleicht um die Zukunft Sorge machen.

So mag auch das noch ſein! ſagte Paz, indem ihm ein tiefer Seufzer entſchlüpfte.

Lieber Thaddäus, mit dieſem Dienſt würdeſt du dich jeder Dankespflicht gegen mich entledigen, wenn ich nicht ohnehin dein Schuldner wäre! rief der Graf.

Adam, du wirſt einmal Kinder haben — gieb das Spiel auf! bat Thaddäus.

Malaga koſtet uns wieder einmal zwanzigtauſend Francs! rief die Gräfin einige Tage ſpäter, als ſie von der neuen Großmuth Adam's gegen Paz hörte. Zehntauſend hat ſie ſchon früher gekoſtet, macht dreißigtauſend oder eintauſendfünfhundert Francs Rente; das iſt ſo viel wie der Preis meiner Loge bei den Italienern und das Vermögen manches kleinen Bürgers . . . Ihr Polen ſeid doch ſeltſame Menſchen . . . Du ſcheinſt nicht einmal zornig! ſetzte ſie hinzu, indem ſie einige Treibhausblumen abpflückte.

Der arme Paz . . .

Der arme Paz, und immer der arme Paz! rief ſie ihn unterbrechend. Was nützt uns eigentlich dieſer arme Paz? Ich werde das Hausweſen ſelbſt in die Hand nehmen! Du magſt ihm die hundert Louisd'or Rente zahlen, die er früher ausgeſchlagen, und er kann ſich dann mit dem olympiſchen Circus ſtellen, wie er will!

Paz nützt uns ſehr viel, er hat uns ſeit Jahresfriſt gewiß vierzigtauſend Franken erſpart, und außerdem, lieber Engel, hat er hunderttauſend Francs bei Rothſchild für uns angelegt, die uns jeder andre Intendant einfach geſtohlen hätte . . .

Clementine ſchien ſich etwas zu beruhigen, aber ihre Geſinnung gegen Thaddäus wurde nicht milder. Einige Tage ſpäter ließ ſie ihn in das Boudoir bitten, in welchem ſie ſich ein Jahr früher bei einem gefährlichen Vergleich zwiſchen ihm und dem Grafen ertappt hatte. Diesmal empfing ſie ihn allein, ohne an Gefahr zu denken.

Mein lieber Paz, begann ſie mit jener herablaſſenden Vertraulichkeit, die vornehme Leute gegen Niedrigerſtehende anzunehmen pflegen — mein lieber Paz, wenn Sie Adam wirklich ſo lieb haben, wie Sie ſagen, ſo werden Sie gern zu einer Gefälligkeit bereit ſein, die er von Ihnen nie verlangen würde, die aber ich, ſeine Frau, ohne Bedenken erbitte . . .

Es handelt ſich um Malaga? fragte Thaddäus mit bitterer Ironie.

Ohne Umſchweife geſagt, ja! entgegnete ſie. Wenn Sie bei uns bleiben wollen, wenn Ihnen unſre Freundſchaft lieb iſt, ſo geben Sie Malaga auf. Wie kann ein alter Soldat . . .

Ich bin erſt fünfunddreißig Jahre alt und habe noch kein einziges graues Haar.

Aber Sie ſehen aus, als ob Sie welche hätten, und das iſt ganz dasſelbe, entgegnete die Gräfin. Wie kann ein ſo kluger, klarer Kopf, ein Mann von ſo hervorragenden Eigenſchaften . . . Dieſe ſchrecklichen Worte ſprach ſie offenbar in der Abſicht, den Adel der Seele wieder in ihm zu wecken, den ſie für erloſchen hielt, und fuhr nach einer unmerklichen Pauſe, die durch eine Geſte des Capitäns hervorgerufen wurde, fort: Wie kann ein Mann von Ihrem Werthe und Ihren Grundſätzen ſich täuſchen und fangen laſſen wie ein Kind! Ihr Verhältniß zu Malaga hat dieſer zur Berühmtheit verholfen . . . mein eigner Onkel hat ihre Bekanntſchaft geſucht und hat ſie auch gemacht . . . Aber er iſt nicht etwa der Einzige. Malaga empfängt alle dieſe Herren . . . Pfui! . . . Ich habe Sie für ein ſo ſtolzes Herz gehalten . . . Wäre der Bruch dieſes Verhältniſſes denn ein ſo großes Opfer, daß nichts Sie dafür entſchädigen könnte?

Wenn ich durch irgend ein Opfer Ihre verlorene Achtung wieder gewinnen könnte — ich würde es ohne Zögern bringen. Aber der Bruch mit Malaga iſt nicht einmal ein Opfer . . .

In Ihrer Lage und als Mann würde ich wahrſcheinlich ebenſo ſprechen, aber Sie können es um ſo weniger übel nehmen, wenn ich dies Opfer als ein großes betrachte und es Ihnen als ein ſolches anrechnen würde, entgegnete Clementine.

Paz entfernte ſich. Er fürchtete, ſich zu einer Thorheit hinreißen zu laſſen, denn er fühlte tolle, wilde Gedanken in ſich aufſteigen. Er ging in die friſche Luft hinaus, ohne daß es ihm, trotz ſeiner leichten Bekleidung, gelang, die Glut, die ihm auf Stirn und Wangen brannte, zu dämpfen. Immer hörte er die Worte: Ich habe Sie für ein ſo ſtolzes Herz gehalten! — Und dabei ſprach ſie vor kaum Jahresfriſt von mir, als hätte ich ganz allein die Ruſſen geſchlagen! ſagte er ſich. Er dachte daran, das Haus Laginski zu verlaſſen, bei den Spahis Dienſte zu nehmen und in Afrika den Tod zu ſuchen — aber eine entſetzliche Befürchtung hielt ihn zurück. Was ſollen ſie ohne mich anfangen? fragte er ſich. Man wird ſie zu Grunde richten. Arme Gräfin! Es wäre furchtbar für ſie, ſich auf dreißigtauſend Francs Rente reducirt zu ſehen. — Nun denn, ſchloß er ſein Selbſtgeſpräch, da ſie einmal für mich verloren iſt, faſſen wir Muth und führen unſer Werk zu Ende!

Bekanntlich hat der Carneval in Paris ſeit dem Jahre 1830 jene fabelhafte Entwickelung gewonnen, die ihn zu einer europäiſchen Berühmtheit macht und ihn viel toller und burlesker erſcheinen läßt, als den ſeligen Carneval von Venedig. Haben die Pariſer vielleicht bei dem ſchnellen Sinken des Reichthums zu dem Auskunftsmittel gegriffen, ſich in Maſſen zu amüſiren, wie ſie ja auch in ihren Clubs Salons ohne Damen des Hauſes, ohne feine Sitte und mit wenig Koſten herſtellen? Wie dem auch ſei, der Monat März brachte ſeitdem eine Flut von Bällen, wo ſich Tanz und Poeſie, laute Luſt und wilder Taumel, groteske Bilder und vom Pariſer Esprit gewürzte Scherze ins Ungeheure ſteigern. Und dieſe Tollheit fand ihr Pandämonium in der Rue St. Honoré und ihren Napoleon in Muſard, einem kleinen Manne, der eigens dazu geſchaffen ſchien, eine die wahnſinnige Menge beherrſchende Muſik zu dirigiren und den Hexenſabbath des Galops zu leiten — des Galops, deſſen Ruhm Auber gebührt, denn dieſer Tanz gewann ſeine Form und Poeſie erſt durch den großen Galop in der Oper: „Der Maskenball“. Und kann dies rieſenhafte Finale nicht in der That als Symbol einer Epoche gelten, in welcher — ſeit mehr als fünfzig Jahren ſchon — die Dinge mit der Schnelligkeit eines Traumes an uns vorüberziehen?

Zu einem jener Muſard-Bälle führte der ernſte Thaddäus, welcher ein himmliſches Bild unbefleckt in ſeinem Herzen trug, Malaga, die Königin der Carnevalstänze, als er erfuhr, daß die Gräfin in einer ſie unkenntlich machenden Verkleidung, in Geſellſchaft zweier andrer junger Frauen und ihrer Männer, ſich dorthin begeben würde, um das ſeltſame Schauſpiel kennen zu lernen. Am Faſtnachtstage des Jahres 1838 Morgens vier Uhr ſaß Clementine, dicht in einen ſchwarzen Domino gehüllt, auf den Stufen eines der Amphitheater dieſes babyloniſchen Saales, worin ſeitdem Valentino ſeine Concerte gab, und ſah Thaddäus, als Robert Macaire verkleidet, im großen Galop vorüberfliegen — in ſeinen Armen die als Wilde coſtumirte Kunſtreiterin, den Kopf mit Federn beladen wie ein Schlittenpferd und irrwiſchartig zwiſchen den Gruppen auf und nieder hüpfend.

Ihr Polen habt keinen Charakter, ſagte Clementine zu ihrem Manne. Wer hätte dieſem Thaddäus nicht volles Vertrauen geſchenkt! Er hatte mir ſein Wort gegeben, ohne zu ahnen, daß ich hier ſein und ihn ſehen würde, ohne geſehen zu werden.

Einige Tage ſpäter ſpeiſ'te Paz bei der Gräfin, und als Adam nach Tiſch die Beiden allein ließ, ſchalt Clementine den Capitän in einer Weiſe aus, die ihm fühlbar machen ſollte, daß ihr ſeine Hausgenoſſenſchaft nicht länger erwünſcht ſei.

Sie haben Recht, Frau Gräfin, ich bin ein elender Wicht — ich hatte mein Wort gegeben, entgegnete Thaddäus demüthig. Auch hatte ich mir beſtimmt vorgenommen, Malaga nach dem Carneval zu verabſchieden . . . aber ich will ganz aufrichtig ſein . . . Das Mädchen beſitzt eine ſolche Herrſchaft über mich . . .

Ein Mädchen, das durch den Poliziſten aus dem Ballſaale gewieſen wird, und um welcher Tänze willen!

Ich gebe zu, daß ich Ihren Unwillen verdiene, und würde auch ſofort Ihr Haus verlaſſen, aber Sie kennen Adam und würden, wenn ich Ihnen die Verwaltung Ihres Vermögens übergäbe, ihm gegenüber Ihre ganze Energie aufbieten müſſen. Trotz meiner Leidenſchaft für Malaga habe ich doch Ihre Angelegenheiten nicht vernachläſſigt, habe Ihre Leute überwacht und jede Kleinigkeit im Auge behalten. Ich möchte nicht von Ihnen gehen, ehe ich Sie im Stande weiß, in die Fußſtapfen meiner Verwaltung zu treten. Sie ſind jetzt drei Jahre verheirathet und haben die Schwachheiten, zu denen man in den Flitterwochen geneigt iſt, nicht mehr zu fürchten; überdies beſitzt heutigen Tages jede, auch die

Nun ſchickt er ſeine Leute ſachte, ſachte,
Als Rüdigern des Schlafes Arm umflicht,
Und fängt den Guten, der die Ruheſtätte
Arglos geſucht, um Mitternacht im Bette.

### 10.

Verklagt vom eignen Schilde, den ſie fanden,
Blieb Rüdiger zu Novengrad in Haft.
Ungiard, der roh'ſte Mann in allen Landen,
Hielt ihn nichts weniger als ehrenhaft.
Was konnte Rüd'ger machen in den Banden,
Gefeſſelt ſchon, als er erwacht zur Kraft?
Ungiard heißt ſchleunig einen Boten eilen,
Dem Kaiſer dieſe Nachricht mitzutheilen.

### 11.

Der Kaiſer hatte von der Save Strand
Sein Volk hinweggezogen in der Nacht,
Und ſich nach Beletich zurückgewandt,
Die ihm ſein Schwager Androphil bewacht,
Der Vater deß', dem vor der Ritters Hand,
Den jetzt Ungiard bekam in ſeine Macht,
Die Wehr, als wäre ſie von Wachſe nur,
Beim erſten Lanzenſtoß in Stücke fuhr.

### 12.

Der Kaiſer läßt die Mauern wohl verwahren
Zum Angriff, und befeſt'gen Thor um Thor;
Denn ſicher iſt er nicht vor den Bulgaren,
Daß er, kämpft ihnen ſolch ein Ritter vor,
Nicht Schlimm'res muß, als Schrecken bloß, erfahren,
Nachdem er ſchon des Heeres Kern verlor.
Doch braucht er jetzt, da jener iſt gefangen,
Käm' alle Welt mit ihnen, nicht zu bangen.

vornehmſte Pariſerin Verwaltungstalente, und ſo werde ich, ſobald ich mich nicht ſowohl von Ihrer Fähigkeit als von Ihrer Feſtigkeit überzeugt habe, Ihr Haus und Paris verlaſſen.

Das ſpricht der Thaddäus von Warſchau, nicht der des olympiſchen Circus, entgegnete ſie. Gehen Sie und kehren Sie geheilt zu uns zurück.

Geheilt . . . niemals! ſagte Paz mit niedergeſchlagenen Augen, indem er Clementinens kleine Füße betrachtete. Sie wiſſen nicht, wie pikant und eigenthümlich dies Weſen iſt . . . und da er ſeinen Muth ſinken fühlte, ſetzte er hinzu: Unter all unſern gezierten, verbildeten, vornehmen Frauen iſt keine, welche mit dem offnen, geſunden Weſen dieſes unverkünſtelten, friſchen Naturkindes den Vergleich aushielte.

Ich möchte aber doch für eine Aehnlichkeit mit dieſem „friſchen Naturkinde“ danken! entgegnete die Gräfin, indem ſie ihn anblickte wie eine gereizte Natter.

Von dem Tage an bemühte ſich Graf Paz, Clementine mit dem Stande ihrer Angelegenheiten bekannt zu machen. Er unterwies ſie, weihte ſie in die Schwierigkeiten der Verwaltung ihres Vermögens ein, unterrichtete ſie von dem wirklichen Preiſe der Gegenſtände und wie ſie allzu großer Uebervortheilung ſeitens ihrer Leute zu begegnen vermöchte. Er ſagte ihr, daß ſie ſich auf Conſtantin verlaſſen und ihn zum Majordomus machen könne, denn er ſelbſt hatte Conſtantin herangezogen — und ſo vorbereitet ſchien ihm die Gräfin im Mai voll kommen befähigt, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu leiten. Sie war eine jener Frauen mit klarem Blick und zuverläſſigem Inſtinct, denen die Talente zur Führung eines Hausweſens angeboren ſcheinen.

Dieſe Lage der Dinge, welche Thaddäus auf die anſcheinend natürlichſte Weiſe herbeigeführt hatte, ſollte ſich indeſſen für ihn noch um Vieles ſchmerzvoller geſtalten; ſein Leid ſollte nicht ſo leicht zu tragen ſein, als er es ſich machen wollte. Der arme Paz hatte in ſeiner Rechnung den Zufall vergeſſen.

Adam wurde ernſtlich krank, und ſtatt abzureiſen, übernahm Thaddäus bei ſeinem Freunde die Stelle eines Krankenwärters. Als ſolcher war er unermüdlich. Eine Frau, die es der Mühe werth gehalten hätte, ſein Benehmen mit dem Teleskop des natürlichen Scharfſinns zu beobachten, würde vielleicht in dem Heroismus des Capitäns eine Art von Bußübung erblickt haben, wie ſich edle Seelen auferlegen, um unfreiwillige ſchlimme Regungen und Gedanken niederzuhalten — aber Frauen ſehen eben, je nach ihrer Seelenſtimmung, Alles oder Nichts: die Liebe iſt ihr einziges Licht.

Fünfundvierzig Tage und Nächte überwachte und pflegte Paz ſeinen Freund, ohne, wie es ſchien, an Malaga zu denken, und zwar aus dem guten Grunde, weil er niemals an ſie gedacht hatte. Clementine, die Adam in Lebensgefahr ſah, berief die berühmteſten Aerzte an ſein Krankenbett.

Wenn er davonkommt, kann dies nur durch einen

Aufſchwung ſeiner Natur geſchehen, und ſeinen Pflegern wird es obliegen, die Momente zu erſpähen, wo man der Natur zu Hülfe kommen muß; das Leben des Grafen liegt in den Händen ſeiner Wärter; ſo lautete das Verdikt, das ſie abgaben.

Thaddäus ſuchte Clementine auf, um ihr dieſen Ausſpruch mitzutheilen. Sie hatte ſich, theils um in der friſchen Luft von ihren Anſtrengungen auszuruhen, theils um den Aerzten freies Spiel zu laſſen und ſie nicht zu ſtören, in den chineſiſchen Gartenpavillon zurückgezogen, und während Paz den Windungen der dorthin führenden Kieswege folgte, hatte er das Gefühl, ſich in der Tiefe eines Dante'ſchen Abgrundes zu befinden. Der Unglückliche war nie auf den Gedanken gekommen, der Gatte Clementinens werden zu können, und hatte alle ſeine Hoffnungen in einen ſchmutzigen Graben verſenkt. Mit verſtörter Miene, außer ſich vor Schmerz, trat er in den Pavillon. Sein Geſicht ſah aus, wie ein Meduſenhaupt.

Er iſt todt! . . . rief Clementine.

Sie geben ihn auf — verweiſen ihn wenigſtens in letzter Inſtanz auf die Hülfe der Natur. Bleiben Sie, die Aerzte ſind noch anweſend.

Armer Adam . . . ich habe ihn zuweilen gequält! rief Clementine.

Sie haben ihn ſehr glücklich gemacht, darüber können Sie ſich beruhigen, entgegnete Thaddäus. Sie haben Nachſicht mit ihm gehabt . . .

Mein Verluſt wird ein unerſetzlicher ſein!

Aber, theuerſte Gräfin, angenommen, Adam unterläge ſeiner Krankheit, war denn Ihre Liebe wirklich eine ſolche, daß . . .

Ich liebte ihn nicht blind, nicht leidenſchaftlich, erwiderte ſie, aber ich liebte ihn, wie eine Frau ihren Mann lieben ſoll.

Sie würden ihn alſo doch immerhin weniger zu betrauern haben, als wenn er einer jener Männer geweſen wäre, welche den Stolz, die Liebe, das ganze Leben einer Frau ausmachen, ſagte Thaddäus mit einer Stimme, die Clementine noch nicht gehört hatte. Sie können gegen einen Freund, wie ich bin, ganz aufrichtig ſein . . . Ich meinestheils würde Adam's Tod tief beklagen . . . Ich liebte ihn, längſt ehe Sie ihn heiratheten, wie meinen Sohn und widmete ihm mein Leben. Ich verliere mit ihm mein ganzes Intereſſe am Daſein. Für eine Wittwe von vierundzwanzig Jahren iſt die Welt noch immer ſchön.

Sie wiſſen ja, daß ich Niemand liebe! entgegnete ſie mit der Schroffheit des Schmerzes.

Vielleicht wiſſen Sie noch gar nicht, was lieben heißt, ſagte Thaddäus.

O, wenn ich die Wahl zwiſchen einem Ehemann und dem andern habe, ſo bin ich vernünftig genug, ein Kind, wie meinen guten Adam, bedeutenderen Männern vorzuziehen. Seit dreißig Tagen fragen wir jetzt, ob er uns erhalten bleiben wird, und dieſer Zuſtand hat mich, ebenſo wie Sie, auf den Verluſt vorbereitet. Ich kann ganz offen gegen Sie ſein und Ihnen ſagen, daß ich gern einen Theil meines Lebens darum geben würde, um das Adam's zu erhalten. Iſt die Unabhängigkeit einer Frau in Paris denn etwas Anderes, als die Erlaubniß, ſich von den falſchen Liebesbetheuerungen ruinirter oder verſchwenderiſcher Männer bethören zu laſſen? Ich habe nur Gott zu bitten, daß er mir dieſen liebenswürdigen, gutmüthigen, anſpruchsloſen Mann, der nachgerade anfing, mich ein wenig zu fürchten, noch lange erhalte.

Sie ſind offenherzig, und ich liebe Sie darum nur noch mehr! ſagte Thaddäus, indem er Clementinens Hand an die Lippen zog. Es hat in ſo ernſten Momenten etwas eigenthümlich Befriedigendes, eine Frau zu finden, welche die Heuchelei verſchmäht. Man kann mit Ihnen ſprechen, und ſo laſſen Sie uns einmal die Zukunft ins Auge faſſen. Setzen wir den traurigen Fall, daß Gott Ihre Bitten nicht erhört. Sie wiſſen, daß ich Einer von Denen bin, die mit Ihnen um Adam's Erhaltung beten. Die vergangenen fünfzig Nächte haben mich nicht erſchöpft; bedürfte er noch dreißig Tage und dreißig Nächte der Pflege, ſo würden Sie, Frau Gräfin, während ich wache, ruhig ſchlafen können, und wenn es wahr iſt, was die Aerzte ſagen, daß ſorgſame Pflege ihn retten kann, ſo werde ich ihn dem Tode entreißen. Wenn aber, ſetzen wir immerhin den Fall, der Graf trotz Ihrer und meiner Sorge und Pflege ſtürbe, und wenn Sie dann erführen, daß Sie geliebt — nein, was ſage ich, daß

Sie angebetet, vergöttert würden von einem Mann, deſſen Herz und Charakter Ihrer würdig iſt, daß . . .

Vielleicht habe ich einmal glühend gewünſcht, einer ſolchen Liebe zu begegnen, aber es iſt nicht geſchehen . . .

Wenn Sie ſich darin täuſchten . . .

Clementine maß Thaddäus, bei dem ſie weniger Leidenſchaft als habſüchtige Berechnung vorausſetzte, vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Blicke tiefſter Verachtung. Arme Malaga! ſagte ſie dann in jenen drei Tönen, die nur wirklich vornehmen Damen als Ausdruck tiefſter Mißachtung zu Gebote ſtehen und mit denen ſie Paz vollends zu Boden ſchmetterte. Dann erhob ſie ſich und verließ ſtolzen Schrittes, ohne ſich nur einmal nach dem Vernichteten umzuſehen, den Pavillon, um ſich in ihr Boudoir und von da in Adam's Zimmer zu begeben.

Eine Stunde ſpäter erſchien auch Paz wieder am Bett des Kranken und überwachte den Grafen mit einer Sorgfalt, als habe er nicht eben den Todesſtoß empfangen. Aber er blieb ſeit jenem verhängnißvollen Augenblick ſchweigſam und verſchloſſen. Der Feldzug gegen die Krankheit ſchien ihn allein zu beſchäftigen, und er bekämpfte dieſelbe in einer Weiſe, welche ihm die volle Bewunderung der Aerzte eintrug. Man fand ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht mit offenen Augen. Gegen Clementine zeigte er keine Spur von Groll, hörte aber ihre Dankſagungen an, ohne ſie anzunehmen — er ſchien völlig taub dafür. Sie ſoll mir ſein Leben zu danken haben! hatte er ſich geſagt, und dieſe Worte ſtanden fortan für ihn wie mit feurigen Buchſtaben im Zimmer des Kranken geſchrieben. Am fünfzehnten Tage ſah ſich Clementine genöthigt, ihren bisherigen Antheil an der Pflege zu beſchränken, wollte ſie nicht Gefahr laufen, der Anſtrengung zu unterliegen. Paz war und blieb unermüdlich.

Endlich gegen Ende des Monats Auguſt erklärte Bianchon, der Hausarzt, den Grafen außer Gefahr.

Sie ſind mir keinen Dank ſchuldig, ſagte er zu der Gräfin. Ohne ſeinen Freund hätten wir ihn nicht gerettet!

Am Tage nach der Scene im chineſiſchen Pavillon war der Marquis von Ronquerolles, welcher in geheimer Miſſion nach Rußland ging, gekommen, um ſeinen Neffen noch einmal zu ſehen, und Paz, noch unter dem niederſchmetternden Eindrucke von geſtern, hatte eine kurze Unterredung mit dem Diplomaten gehabt. Am Tage, als Adam und ſeine Frau zum erſten Male ausfuhren, und gerade im Moment, als der Wagen im Begriff ſtand, den Perron zu verlaſſen, erſchien ein Gensdarm im Hofe und fragte nach dem Grafen Paz. Thaddäus, der auf dem Rückſitz ſaß, drehte ſich um und nahm einen Brief in Empfang, welcher das Siegel des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten trug. Er ſteckte denſelben mit einer Bewegung in die Seitentaſche ſeines Rockes, welche Clementine und Adam abhielt, nach dem Inhalt zu fragen. Die gute Geſellſchaft beſitzt unleugbar das

Talent, eine Sprache ohne Worte zu verſtehen — dennoch machte Adam, an der Porte Maillot angekommen, von dem Rechte eines Reconvaleſcenten Gebrauch, der erwarten darf, jede ſeiner Launen erfüllt zu ſehen.

Zwiſchen zwei Brüdern, die ſich lieben, wie wir Beide, giebt es wohl keine Indiscretion? fragte er. Du weißt, was die Depeſche enthält, nicht wahr? Ich brenne vor Neugier, es zu erfahren.

Da ich die Zeitungen nicht hindern kann, das Geheimniß auszuplaudern, ſo darf ich es dir wohl auch verrathen, entgegnete Thaddäus. Kaiſer Nikolaus erzeigt mir die Gnade, mich in ein Regiment aufzunehmen, das nach Khiwa beſtimmt iſt.

Und du folgſt dem Rufe?

Ja, lieber Freund. Ich war Capitän und werde wieder Capitän . . . Malaga könnte mich hier zu Thorheiten verleiten. Wir ſpeiſen morgen zum letzten Male mit einander. Gehe ich nicht jetzt nach Petersburg, ſo muß ich die Reiſe auf dem Landwege zurücklegen, und da ich nicht reich bin und Malaga eine beſcheidene Unabhängigkeit ſichern möchte . . . Warum ſollte ich mich auch nicht verpflichtet fühlen, an die Zukunft des einzigen weiblichen Weſens zu denken, das mich verſtanden hat? Malaga findet mich groß, Malaga findet mich ſchön! Malaga iſt mir vielleicht untreu, aber ſie würde dennoch für mich . . .

Durch einen Reifen ſpringen, um auf der andern

Seite glücklich wieder auf den Rücken ihres Pferdes zu ſtehen zu kommen, fiel Clementine lebhaft ein.

O, Sie kennen Malaga nicht, erwiderte der Capitän in ſo bitterm Tone und mit einem ſolchen Blick voll Ironie, daß Clementine nachdenklich und unruhig wurde.

Adieu, ihr ſchönen, grünen Bäume, du liebes Bois de Boulogne, in dem die reizenden Pariſerinnen ſpazieren gehen und die armen Flüchtlinge ihre Heimath wiederfinden! fuhr Thaddäus fort. Meine Augen werden vielleicht weder die Schatten deiner Alleen, noch die Cedern deiner Rundplätze wiederſehen. An der Grenze Aſiens, wohin mich der Kaiſer, den ich mir zum Herrn erkoren, ſchickt, und wo ich vielleicht, wenn ich mein Leben tapfer in die Schanze ſchlage, dereinſt eine Armee commandire, werde ich möglicherweiſe Sehnſucht nach den Champs Eliſées bekommen, wo ich eines Tages an Ihrer Seite ſpazieren fahren durfte. Jedenfalls werde ich immer über die Härte und Grauſamkeit Malaga's trauern — jener Malaga, die ich meine.

Der Ton, in welchem Paz ſprach, ließ die Gräfin zuſammenſchauern.

Sie lieben alſo Malaga wirklich? fragte ſie.

So ſehr, daß ich ihr den Theil meiner Ehre zum Opfer gebracht habe, den der Mann eigentlich niemals opfert.

Welchen?

Den, welchen wir um jeden Preis in den Augen unſres Idols bewahren möchten.

Nach dieſen Worten beobachtete Thaddäus tiefes Schweigen, das er erſt brach, als ſie in die Champs Eliſées einfuhren.

Da iſt der Circus! ſagte er auf ein von Brettern aufgeführtes Gebäude zeigend.

Kurz vor dem Mittageſſen begab er ſich nach der ruſſiſchen Geſandtſchaft, von da nach dem Miniſterium des Auswärtigen, und am andern Morgen, als die Gräfin und Adam aufſtanden, war er bereits unterwegs nach Havre.

Ich verliere einen Freund, ſagte Adam mit Thränen in den Augen, als ihm die Abreiſe des Grafen Paz gemeldet wurde, einen Freund im vollſten Sinne des Wortes, und ich weiß nicht einmal, was ihn dazu zwingt, mein Haus zu fliehen, wie die Peſt. Wir ſind zu gute Freunde, um uns um einer Frau willen zu entzweien, ſetzte er Clementine ſcharf fixirend hinzu — und doch war Alles, was er von Malaga ſagte . . . Aber er hat das Mädchen ja niemals auch nur mit der Fingerſpitze berührt.

Woher weißt du das? fragte Clementine.

Nun, ich war natürlich neugierig, Mademoiſelle Turquet kennen zu lernen — das arme Mädchen vermag ſich noch heute keine Erklärung für die vollſtändige Zurückhaltung zu geben, die Thad . . .

Genug, nichts weiter! rief die Gräfin. — Wenn ich das Opfer einer großherzigen Myſtification geworden wäre? fragte ſie ſich, in ihr Zimmer zurückkehrend.

13.

Er ſchwimmt in einem Meere von Vergnügen
Und faßt ſich in dem Rauſch der Freude nicht.
Was die Bulgaren jetzt am Boden liegen!
Ruft er mit frohem, ſich'rem Angeſicht.
Gleichwie ein Kämpfer ſicher iſt zu ſiegen,
Der ſeinem Gegner beide Arme bricht,
So iſt der Kaiſer froh und außer Sorgen,
Wie er vernimmt, der Krieger ſei geborgen.

14.

Nicht mindern Grund hat Leo, ſich zu freuen,
Als Konſtantin: denn Belgrad nicht allein
Hofft er von den Bulgaren zu befreien,
Bald ſoll ihr ganzes Land erobert ſein.
Und jenen Krieger will er ſich zum treuen
Freund machen, daß er folge ſeinen Reihn.
Dann darf er Kaiſer Karln um jene beiden,
Um Roland und um Reinald, nicht beneiden.

15.

Doch dieſen Wunſch theilt Theodora nicht,
Der jener in der Schlacht den Sohn erſtochen,
So grauſam, daß der Speer dem armen Wicht
Noch handbreit aus dem Rücken vorgebrochen.
Sie fällt vor'm Bruder auf das Angeſicht,
Und will nicht ruhen, bis ſie ihn gerochen;
Mit ihren Thränen, ihrem bittern Schmerz
Rührt ſie zu tiefem Mitleid, ihm das Herz.

16.

Nicht werd' ich, Herr, ſo ruft ſie. mich erheben,
Bis du den Schurken, der in dieſer Schlacht
Den Sohn mir ſchlug, in meine Hand gegeben,
Nun er gefallen iſt in unſre Macht.

Und noch hatte ſie die Frage nicht ausgedacht, als Conſtantin ihr einen Brief überreichte, den Thaddäus während der Nacht aufs Papier geworfen hatte.

Er lautete:

„Frau Gräfin! Nach dem Kaukaſus zu gehen, um mich tödten zu laſſen, und Ihre Verachtung mitzunehmen, iſt zu viel. Sterben muß man wenigſtens als ganzer Mann und Menſch. Ich habe Sie geliebt, ſeit ich Sie zum erſten Male geſehen, habe Sie geliebt, wie eine Frau, der man ſich ganz und für immer zu eigen giebt, von der man nicht läßt, ſelbſt wenn ſie ſich einer Untreue ſchuldig machte. Aber ich war Adam, der Sie wählte und dem Sie Ihre Hand reichten, tief verpflichtet, war arm und nichts als der freiwillige Intendant Ihres Hauſes. Bei all dieſem Unglück habe ich dennoch das größte Glück genoſſen. Ich fand die reinſte Quelle des Genuſſes darin, ein unentbehrliches Rad in dem Mechanismus Ihres Lebens zu ſein, mich für Ihr Wohl, Ihr Glück, Ihr Behagen nothwendig zu wiſſen. Hatte mich dies Bewußtſein ſchon glücklich gemacht, ſo lange es ſich um Adam allein handelte, wie viel mehr mußte es mich beſeligen, nachdem eine angebetete Frau zum Mittelpunkt und Zweck meines Thuns wurde. Ich lernte in dieſem Verhältniß das ganze Glück der Mutterliebe kennen und fand mich mit dieſer Exiſtenz ab. Ich hatte mir, wie die Armen an der großen Heerſtraße, eine Hütte von Feldſteinen an den Grenzmarken Ihrer reichen Beſitzungen gebaut, ohne die Hand nach Ihnen auszuſtrecken. Arm und unglücklich und durch das Glück Adam's in den Schatten geſtellt, war ich dennoch der Spendende. Ich umgab Sie mit einer Liebe, die rein war, wie die Ihres Schutzengels. Dieſe Liebe wachte, wenn Sie ſchliefen, und begleitete Sie auf allen Wegen. Sie waren die Sonne der Heimath für den armen Flüchtling, dem Thränen in die Augen treten, wenn er des Glückes jener erſten Tage gedenkt. — Als ich achtzehn Jahr alt war und Niemand hatte, der mich liebte, erkor ich eine reizende Frau in Warſchau zu meinem Ideal, zur Königin meiner Tage und Nächte, und flüchtete mit all meinen Gedanken und Wünſchen zu ihr, ohne daß ſie je etwas davon erfuhr. Warum hätte ich es ihr auch ſagen ſollen? Liebte ich in ihr doch nur meine Liebe! Beurtheilen Sie nach dieſem Zuge aus meiner Jugendzeit, wie glücklich es mich machen mußte, als es mir geſtattet war, mich der Sphäre Ihres Daſeins einzufügen, Ihr Pferd zu pflegen, neue Goldſtücke für Ihre Börſe einzuwechſeln, Ihre Tafel aufs Ueppigſte zu verſorgen, Ihre Soireen glänzend auszuſtatten — zu ſehen, wie Sie Andere, Reichere, durch meine Gewandtheit und Geſchäftskenntniß verdunkelten und in den Schatten ſtellten. Mit welchem Eifer durchſuchte ich ganz Paris, wenn Adam mir ſagte: Thaddäus, ſie wünſcht dies oder das! Ich empfand dann eine Seligkeit, die jeder Beſchreibung ſpottet. Sie ſprachen zuweilen Wünſche nach unbedeutenden Dingen aus, für deren Herbeiſchaffung ich aber dennoch ſieben Stunden lang im Cabriolet herumjagte — und welches Glück mir das bereitete! Wenn ich Sie, ohne daß Sie mich bemerkten, lächelnd zwiſchen Ihren Blumen ſah, vergaß ich völlig, daß es Niemand gab, der mich liebte. Ich war dann wieder achtzehn Jahre alt! Zu manchen Zeiten, wenn mein Glück mir den Kopf verdrehte, ging ich Nachts um, meine Lippen auf die Stellen zu drücken, wo Ihr Fuß für mich leuchtende Spuren hinterlaſſen, wie ich ehedem Wunder von Einbrecherkunſtſtücken vollbracht, um das Schloß zu küſſen, welches die Gräfin Ladislas beim Oeffnen einer Thür berührt hatte. Die Luft, die Sie athmeten, erſchien mir balſamiſch, lebenſpendend, und ich fühlte mich — wie man ſagt, daß es in den Tropen der Fall iſt, — von einer mit ſchöpferiſchen Urſtoffen geſättigten Atmoſphäre umgeben. Ich muß Alles das ſagen, um Ihnen die anſcheinende Selbſtüberhebung und Eitelkeit zu erklären, die Sie in meinen unfreiwilligen Empfindungen erblicken könnten. Aber ich wäre eher geſtorben, als daß ich Ihnen mein Geheimniß geſtanden hätte! Sie werden ſich der Tage erinnern, als Sie von Neugier getrieben wünſchten, den Schöpfer der Wunder kennen zu lernen, die endlich Ihre Aufmerkſamkeit erregt hatten. Ich glaubte damals — verzeihen Sie mir, Frau Gräfin! —, Sie könnten mich lieben. Ihr Wohlwollen, Ihre Blicke, die ich, der Liebende, zu meinen Gunſten deutete, ſchienen mir ſo gefahrdrohend, daß ich Malaga erfand, wohl wiſſend, daß ein derartiges Verhältniß von keiner Frau verziehen wird. Ich erfand Malaga in dem Moment, wo ich zu bemerken glaubte, daß meine Leidenſchaft anfing, ſich in verhängnißvoller Weiſe auf Sie zu übertragen. Ueberhäufen Sie mich jetzt mit der Verachtung, die Sie mit vollen Händen über mich ausſchütteten, als ich ſie nicht verdiente, aber ich glaube mit Gewißheit, ich hätte, wenn ich Ihnen an jenem Abende geſagt, was ich heute ſchreibe, dem gezähmten Tiger geglichen, der ſeine Zähne wieder einmal in lebendes Fleiſch ſchlägt, wieder einmal warmes Blut koſtet und . . .

„Mitternacht.

„Ich konnte nicht weiter ſchreiben; die Erinnerung an jene Stunde iſt noch zu lebendig! Ja, ich war damals im Fieberparoxysmus. Aus Ihren Augen leuchtete mir Hoffnung entgegen, in den meinigen wäre der Triumph mit allen rothen Wimpeln aufgeblitzt und hätte Sie mit fortgeriſſen. Mein Verbrechen war, daß dieſe Gedanken vielleicht ohne Grund in mir aufſtiegen. Sie allein ſind Richterin jener Scene, wo es mir gelang, Liebe und Verlangen, die unbezwinglichſten Triebe des Menſchen, unter die eiſige Hand einer Dankbarkeit zu beugen, zu der ich mich für alle Zeiten verpflichtet fühle. Ihre Verachtung hat mich beſtraft. Sie haben mir gezeigt, daß ſich Geringſchätzung und Ekel nicht wieder verwiſchen laſſen. Ich liebe Sie noch heute wie ein Wahnſinniger, aber da ich davongegangen ſein würde, wenn Adam geſtorben wäre, um wie viel größere Urſache habe ich, zu gehen, nachdem er gerettet iſt. Man entreißt den Freund nicht den Klauen des Todes, um ihn zu betrügen. Außerdem iſt meine Entfernung die Strafe für den Gedanken, Adam ſterben zu laſſen, der in mir aufſchoß, als die Aerzte erklärten, ſein Leben liege allein in den Händen ſeiner Pfleger. Leben Sie wohl. Indem ich Paris verlaſſe, verliere ich Alles — Sie entbehren nichts, wenn nicht mehr in Ihrer Nähe weilt

Ihr ergebener
Thaddäus Paz.“

Wenn mein armer Adam ſchon ſagt, er habe einen Freund verloren, was verlor ich dann? fragte ſich Clementine, die Augen in tiefer Niedergeſchlagenheit auf die Blumen des Teppichs heftend.

Ein anderer Brief, welchen Conſtantin dem Grafen im Geheimen überreichte, lautete:

„Mein lieber Mitgislas!

Malaga hat mir Alles geſagt, und um deines eigenen Glückes willen bitte ich dich, dir über deine Beſuche bei ihr niemals ein Wort gegen Clementine entſchlüpfen zu laſſen. Erhalte ſie bei dem Glauben, daß Malaga mich hunderttauſend Francs gekoſtet hat. Wie die Gräfin nun einmal iſt, würde ſie dir nie, weder deine Spielverluſte, noch dieſe Beſuche bei Malaga verzeihen. Ich gehe nicht nach Khiwa, ſondern nach dem Kaukaſus. Ich habe den Spleen, und hoffe es in dieſer Gemüthsverfaſſung binnen drei Monaten entweder bis zum Fürſten Paz gebracht, oder den Tod gefunden zu haben. Lebewohl! Obgleich ich bei Rothſchild ſechzigtauſend Franken für mich entnommen habe, ſind wir dennoch quitt. Thaddäus.“

Thor, der ich bin! Ich hätte mich vorhin, als ich von Malaga ſprach, beinahe verrathen, dachte Adam.

* * *

Drei Jahre ſind ſeit der Abreiſe des Capitäns verfloſſen, und die Zeitungen berichten noch immer von keinem Fürſten Paz. Die Gräfin Laginska intereſſirt ſich ganz ungemein für die kriegeriſchen Unternehmungen des Kaiſers Nikolaus; ſie iſt von ganzem Herzen Ruſſin und verſchlingt heißhungrig alle Neuigkeiten aus dieſem Lande. Jeden Winter fragt ſie den ruſſiſchen Geſandten ein oder zwei Mal in gleichgültigem Tone: Wiſſen Sie nicht, was aus unſerem guten Grafen Paz geworden iſt?

Die größte Zahl der Pariſerinnen, jener Frauen, die man für ſo klug und ſcharfſichtig hält, gehen an einem Paz vorüber, ohne ihn zu beachten. Ja, mehr als ein Paz wird verkannt — und was noch ſchlimmer iſt, die Paz werden mißkannt, ſelbſt wo ſie Liebe finden. Auch die unbedeutendſte Frau aus der Geſellſchaft verlangt von dem bedeutendſten Manne ein wenig Charlatanerie, und die reinſte, heißeſte Liebe iſt ohne Werth, wenn ſie ſich als roher Diamant darſtellt. Sie bedarf der Kunſt, des Schliffes und der goldenen Faſſung.

Im Januar 1842 flößte die Gräfin Laginska, welcher eine ſanfte Melancholie ſehr gut ſtand, dem Grafen La

Palſerine, einem der unternehmendſten Löwen von Paris, die heftigſte Leidenſchaft ein. Der Graf wußte, wie ſchwer es iſt, Frauen zu erobern, die durch eine Chimäre behütet und beſchützt werden, und beſchloß, Clementine durch Ueberraſchung zu gewinnen. Eine andere junge Frau, welche dem Grafen ſehr ergeben und auf Clementine eiferſüchtig war, gab ſich dazu her, die Gelegenheit für dieſe Ueberraſchung herbeizuführen.

Trotz ihrer Klugheit unfähig, ſolche Verrätherei vorauszuſetzen, beging die Gräfin Laginska die Unvorſichtigkeit, mit dieſer ſogenannten Freundin einen Maskenball im Opernhauſe zu beſuchen. Gegen drei Uhr Morgens ließ ſich Clementine, auf welche La Palſerine alle Verführungskünſte hatte wirken laſſen, im Ballrauſche bereit finden, ein Souper mit ihm einzunehmen, und war eben im Begriff, in den Wagen der falſchen Freundin zu ſteigen, als ſie ſich von zwei ſtarken Armen ergriffen und trotz ihres Sträubens nach ihrem eigenen Wagen getragen fühlte, deſſen Thür offen ſtand und den ſie gar nicht hier vermuthete.

Er hat Paris nicht verlaſſen! rief ſie, Thaddäus erkennend, der ſich, nachdem er die Gräfin in dem davonrollenden Wagen ſicher geborgen ſah, ſchnell zurückzog.

Ob wohl jemals im Leben anderer Frauen ein ähnlicher Roman geſpielt hat?

Clementine hofft noch immer, Paz wiederzuſehen.

# Standhaft und treu.

Von

**Joſeph Korzeniowski.**

(geb. 1797, geſt. 1863.)

Aus dem Polniſchen

von

**J. M.**

In einem ſtattlichen und angeſehenen Hauſe an der Grenze von Podlachien war eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft im Schlafzimmer um das Bett einer ſchon nicht mehr jungen Dame verſammelt, die in vollſtändigem Anzuge auf demſelben ruhte. Ihre Krankheit ſchien mehr pſychiſcher als körperlicher Natur zu ſein, denn abgeſehen von dem Kummer auf ihrer Stirn und den verweinten Augen, konnte man Spuren eines Leidens an ihr nicht wahrnehmen. Der Abend war ſchon vollſtändig hereingebrochen; die Alabaſterlampe verbreitete von oben her ein zweifelhaftes Licht, welches, mit dem flackernden Schimmer des Kaminfeuers ſich miſchend, die Geſichtszüge der um das Bett ſtehenden oder ſitzenden Perſonen beleuchtete. Dieſe ſchienen alle Glieder Einer Familie zu ſein und bereit, mit Wort oder That der Leidenden Linderung und Troſt zu bringen, die mit dem Lächeln der Güte und Dankbarkeit ihre kleinen Dienſte entgegennahm; — dem Einen drückte ſie die Hand, die Eine küßte ſie auf die Stirn, einer Andern warf ſie für die Bezeigung guten Willens eine Kußhand zu. Es war im Herbſt: draußen rauſchte der Wind in den mächtigen Pappeln, welche das Haus umgaben, und dieſes Rauſchen ſtimmte ein in die noch gewaltigere Muſik eines alten Fichtenwaldes, welcher unmittelbar hinter dem Garten

Dein Neffe war's; für dich ließ er das Leben,
Denk', wie viel Gutes er für dich vollbracht,
Denk', wie er dich geliebt, wie deiner Ehre
Strafloſigkeit des Mörders tödtlich wäre.

17.

Gott hat ihn, ſieh, vom Schlachtfeld weggezogen,
Den Grauſamen, von unſrem Schmerz gerührt,
So daß er ſelbſt in unſer Netz geflogen,
Dem Vogel gleich, den ſein Verhängniß führt,
Daß nicht mein Sohn lang an den ſtyx'ſchen Wogen
Der Rache warten muß, die ihm gebührt.
Gib dieſen mir und laß mir meinen Willen,
Durch ſeine Qual die meine, Herr, zu ſtillen. —

18.

So klagt und jammert ſie vor Konſtantin,
Und weiß ſein Mitleid wirkſam anzuregen,
Und läßt ſich nicht empor vom Boden ziehn,
Wie oft er auch ſie will dazu bewegen
Mit Mund und Hand, bis ihm's gerathen ſchien,
Dem Mutterſchmerz nichts in den Weg zu legen.
So ſchickt er denn nach jenem Rittersmann,
Und übergibt ihn ihrer Hand ſodann.

19.

Kurz, um nicht viele Worte zu verſchwenden,
Der Einhornritter wird hieher geſandt
Und überliefert Theodorens Händen,
Noch eh' des nächſten Tages Licht verſchwand.
Soll er mit Schmach und Hohn ſein Leben enden,
Geviertheilt, öffentlich, von Henkershand?
Ihr ſcheint's zu wenig, und ſie ſinnt und dichtet,
Wie ſie ihn unerhört zu Grunde richtet.

beginnend nach rechts und links hin mehrere Meilen weit ſich ausdehnte. Dies eintönige Brauſen, verbunden mit dem widrigen Klappern der Fenſterläden und dem Anſchlagen einzelner großer Regentropfen an die Scheiben, vermehrte den Ausdruck einer beklommenen Stimmung auf allen Geſichtern. Die Geheimräthin ließ ihren Blick über die Anweſenden gleiten und ſprach: Meine Lieben, das iſt ja traurig um euch beſtellt! Der Abend iſt lang, der Wind heult, und ich mit meinem Leiden mache euch Langeweile! Ich bitte euch, nehmt doch keine Rückſicht auf mich und fangt etwas an. Spiele doch etwas, Sophie!

Ich bin gar nicht aufgelegt dazu, liebe Mama! und dann müßte ich ja auch von dir weggehen, während doch Pflicht und Herz mich hier bleiben heißen, um deiner Winke gewärtig zu ſein.

Mit dieſen Worten rückte das friſche und ſchöne achtzehnjährige Mädchen ein Tabouret näher heran und ließ ſich zu den Füßen der Mutter nieder.

Ich danke dir, mein Kind, daß du wenigſtens an deine Pflicht denkſt. Ahme deiner Schweſter nicht nach, die mir heute ſolches Herzleid verurſacht.

Aber, liebe Tante! ließ ſich jetzt ein junger Mann vernehmen, indem er ſein Schnurbärtchen ſtrich, das zu ſeinem großen Verdruſſe nicht ſo raſch wachſen wollte, als er es wünſchte — ich will ja Antonie nicht rechtfertigen, daß ſie ihren Mann verlaſſen, es wäre mein herzlichſter Wunſch, daß meine Schweſter und meine Couſine glücklicher in ihrer Wahl wären und zu einem ſolchen Aeußerſten nicht gezwungen würden; aber es dünkt mich doch beſſer, einen Mann, den man nicht liebt, zu verlaſſen, als ihm und ſich das ganze Leben zu verbittern.

Gewiß, wenn der Mann die Schuld daran trüge, mein junger Herr Philoſoph! ſagte die Geheimräthin — aber das iſt ein hochachtbarer, ſanftmüthiger, guter Menſch, er hat ſie über Alles geliebt, iſt immer nachgiebig gegen ſie geweſen und hat ſie vielleicht gerade dadurch verdorben.

Erlauben Sie mir zu bemerken, Frau Geheimräthin, daß er daran Schuld iſt — ſagte Frau v. A., eine ſchöne, reichgekleidete Dame mittleren Alters.

Wie ſo?

Nun, weil ſie ihn nicht geliebt hat! war die Antwort.

Du als eine geſchiedene Frau, meine liebe Marie, vertheidigſt deine eigene Sache, ſprach die Nachbarin der Frau v. A. — Antonie hat ihren Mann geliebt, bis ihr ein Anderer mehr gefiel — und das iſt doch nicht des Oberſten Schuld, daß Herr Erasmus jünger iſt und ein gefälligeres Weſen hat.

Was iſt denn am Ende Wunderbares dabei, ließ ſich wieder der junge Neffe der Räthin vernehmen — wenn der gewaltige Sturm, der in dem Herzen des zwanzigjährigen Weibes ſich erhoben, ſie zu weit fortgeriſſen hat? Wer kann ſich rühmen, daß er die Kraft habe, das Gefühl zu unterdrücken, das ihn fortreißt wie eine ſturmgepeitſchte Welle? Wer kann dafür bürgen, daß es ihm in den Jahren der Leidenſchaft immer gelingen wird, dem oft ſo plötzlich hereinbrechenden Zuge zweier Herzen zu widerſtehen, die für einander geſchaffen ſind, einander angehörten von Ewigkeit an, noch vor ihrem Schlagen auf dieſer Erde, deren Vergehen — ſo nennt es die Welt! — nur darin beſteht, daß ſie einander zu ſpät gefunden, daß ihnen eine Stunde zu früh die Feſſeln angelegt worden, deren Klirren ſie nun beſtändig hören müſſen!

Mein Gott, was lehrt man doch jetzt in den Schulen! ſagte mit Achſelzucken die Geheimräthin.

Stanislaw hat Recht, meinte Frau v. A.

Ich gebe zu, mein Herr Romantiker, ſagte die Räthin mit Ernſt, daß das Herz, des Mannes ſowohl als der Frau, einer plötzlich entſtandenen Neigung erliegen kann. Aber wozu iſt Vernunft und das Gefühl heiliger Pflicht? Hätte nicht — zum Beiſpiel — meine Tony an ihrer Mutter Buſen ſich flüchten, ihr die aufkeimende Neigung geſtehen, bei ihr Hülfe und Rath ſuchen können? Ich würde ſie aus dem Zauberkreiſe des verlockenden Reizes entfernt haben, der ihre Ruhe vergiftete, ich würde ſie unter die Flügel der Mutterliebe genommen und geſchützt haben vor der verderblichen Verſuchung, wie vor der Bosheit läſternder Zungen. Sei gewiß, das Wort der Mutter und die Stimme der Religion hätten wie heilender Balſam auf ihr verwundetes Herz gewirkt, und geneſen wäre ſie zu ihrem Mann zurückgekehrt. Aber in ihr war gewiß der Einfluß ſchlimmer Lectüre zu mächtig — ſie hat ihren Mann verlaſſen, ſich hinter die Riegel eines Kloſters geflüchtet, die Eheſcheidung beantragt, bevor ich Unglückliche irgend etwas erfahren, irgendwie hätte einſchreiten können.

Vergebung, beſte Tante! erwiderte Stanislaw, du könnteſt dich hier doch vielleicht in dem Irrthum befinden, der bei Leuten reiferen Alters, in den kühleren Jahren ſo gewöhnlich iſt. Dir zu Liebe, um deinem Willen gehorſam zu ſein, hätte Antonie vielleicht ihren Verſtand verloren oder ihr Leben, aber ihre Liebe hätte ſie nicht aufgegeben; denn ein von der Leidenſchaft ergriffenes Herz iſt wie Stahl, den das Feuer gehärtet — zerbrechen kann man ihn, aber nicht biegen!

Ganz recht, lieber Stanislaw! und gut ausgedrückt!

rief Frau v. A., erhob ſich und küßte ihn auf die Stirn. Sie liebte es, auf dieſe Art ihrem neunzehnjährigen Vetter ihre Bewunderung auszudrücken, wenn er etwas Verſtändiges oder Geiſtreiches geſagt hatte. Es hieß ſogar in der Gegend, die Frau Geheimräthin habe an dieſer Bewunderung gerade keine große Freude.

Das Geſpräch ging nun in dieſer Weiſe noch fort. Die Einen behaupteten, man könne in jedem Falle ſich beherrſchen, die Andern leugneten dies eben ſo entſchieden; Andre hielten ſich an einen Mittelweg als Fledermäuſe des juste milieu: ſie ſprachen ihre Meinung nur bedingungsweiſe aus, ſo daß ſie ſich immer einen kleinen Ausweg nach der oder jener Seite offen hielten. Am heftigſten aber ſtritt für die Schwäche der Vernunft, gegenüber der ſiegreichen Leidenſchaft, Frau v. A., ohne daß man jedoch genau wiſſen konnte, ob ſie das in der Erinnerung an eine erlittene Niederlage that oder in der Hoffnung auf eine neue. Ganz der entgegengeſetzten Meinung war die Geheimräthin: ſie ſprach mit Nachdruck und Geiſt, einmal aus Ueberzeugung, dann auch, weil ihre achtzehnjährige Tochter bei der Unterhaltung anweſend war. Von allen Perſonen, welche ſich in dieſer Geſellſchaft befanden, verhielten ſich nur zwei ſchweigend: ein junger Arzt, welcher, vor nicht langer Zeit von Warſchau gekommen, in jener Gegend ſich angekauft hatte, und ſeine Frau. Kaum hatten ſie einige Monate an den Ufern des Horyn zugebracht, und ſchon fanden Beide überall die freundlichſte Aufnahme, er als ein angeſehener Arzt, der ſeine Kunſt und die Menſchen liebte, ſie als eine ſchöne, höchſt anmuthige, ſehr gebildete, in Betragen und Umgangsformen muſterhafte Frau. Seit ihrer Verheirathung war kaum ein Jahr verfloſſen, und das Leben ſtand für ſie noch in voller Blüte; ſo ſah man ſie denn auch immer nur zuſammen und ſtellte ſie als ein Muſter ehelicher Eintracht und Zärtlichkeit auf. Das Gut, welches Doctor Kaminski in der Nachbarſchaft der Geheimräthin gekauft hatte, ſollte bald die Zierde der ganzen Gegend werden; denn einen bedeutenden Theil ſeiner Einkünfte verwandte er auf die Verſchönerung desſelben, auf Beſeitigung des Anblickes von Noth und Elend, auf Verbeſſerung der Lage ſeiner Leute. Aus ſolchen Beſchäftigungen hatte ihn und ſeine Frau heut ein Billet von Fräulein Sophie mit einer Einladung für den Mittag in das Haus der Geheimräthin geführt. An dem nämlichen Tage hatte Dieſe die traurige Nachricht von dem raſchen, übereilten Schritte ihrer Tochter erhalten, und ſo war er denn auch den Reſt des Tages dort geblieben als Arzt und als Nachbar. Während des ganzen Laufes der Unterhaltung, zu welcher jene Unüberlegtheit der jungen Frau die Veranlaſſung gegeben, hatte er auf einem niedrigen, bequemen Sopha an der Seite ſeiner Frau geſeſſen, ihre Hand gehalten, mit ihrer Schärpe geſpielt. Dabei hatte er aber doch aufmerkſam zugehört — bisweilen flog über ſeine Mienen ein Lächeln, wenn Frau v. A. ſprach, bisweilen gab er durch ein leiſes Nicken ſeine Zuſtimmung zu den Worten der ehrwürdigen leidenden Hausfrau zu erkennen. Als die Debatte den höchſten Grad der Lebhaftigkeit erreicht hatte, beugte ſich der Doctor zum Ohr ſeiner Frau, flüſterte ihr einige Worte zu und erhob ſich. Sie richtete auf ihn einen Blick ihres tiefdunkelblauen Auges, ſenkte das ſchöne, mit glänzenden Locken geſchmückte Haupt, ſtützte es in die Hand und folgte mit einem Ausdruck unausſprechlicher Liebe ſeinen Bewegungen.

Meine Herrſchaften! ſprach der Doctor, indem er mitten unter die Streitenden trat, ich habe Ihrer Unterredung lange zugehört, und auf der einen Seite ſehe ich wenigſtens guten Glauben, obgleich ich nicht ſagen kann, daß alle Beweiſe überzeugend auf mich gewirkt. Der Gegenſtand Ihrer Unterhaltung ruft in mir die Erinnerung wach an ſchmerzliche und doch zugleich ſüße Augenblicke, deren Mittheilung wohl die Auflöſung des vorliegenden Problems bringen dürfte. Ich will Ihnen ſchlicht und aufrichtig die Thatſache berichten, wenn Sie noch einen Fall mehr kennen zu lernen wünſchen, auf welchen ſich das fernere Für und Wider ſtützen kann.

Bitte, bitte! riefen Alle. Die Geheimräthin fügte mit einem Ausdrucke von Herzlichkeit, der ihr kummervolles Geſicht verſchönte, hinzu: Ach! Sie wiſſen ja recht wohl, wie gern ich Ihnen zuhöre, wenn Sie reden oder vorleſen. Außerdem aber ſagt mir eine gewiſſe Ahnung, Sie werden mir beiſtehen und Alle überzeugen, daß ich nicht bloß deßwegen die Partei der Vernunft ergreife, weil ich alt bin.

Frau v. A. hatte eine andre Hoffnung; Stanislaw fühlte in Vorausſicht eines Kampfes die Gewißheit in ſich, daß er ihn würde aufnehmen können; Alle, wenn auch nur deßhalb, weil ſie von einer intereſſanten Erzählung einen Zeitvertreib für den langen Abend hofften, nahmen das Anerbieten des Doctors mit Dank an. Sie ſaßen alſo ruhig da: Sophie am Bett ihrer Mutter, Frau v. A. Stanislaw gegenüber, der Doctor in der Mitte gegenüber dem Bette der Räthin, ſeine Frau behielt ihren Platz auf dem Sopha, die Andern ließen ſich hier und dort nieder.

Schöne Geſchichten werden Sie da zu hören bekommen! ſagte Frau v. A. zu der Gattin des Arztes. Auf dem Geſichte der jungen Frau zeigte ſich ein wunderſames Lächeln, doch nur für einen Augenblick. Kaum bemerkte es Jemand. Der Doctor jedoch ſprach mit einem innigen Blick auf ſeine Frau:

Meine Frau kennt alle meine Gedanken und Gefühle. Ueberhaupt iſt das eine alte Geſchichte und kann mir in ihrem Herzen nichts ſchaden. Es iſt kaum ein Jahr her, ſeit wir verheirathet ſind, und was ich erzählen will, hat ſich im Jahre 1828 zugetragen — alſo ſchon vor zehn Jahren.

Nachdem ich 1825 meine Univerſitätsſtudien in Wilna beendet hatte, ließ ich mich als praktiſcher Arzt in Podolien nieder. Zwei Jahre vergingen mir ſchnell und angenehm. Im dritten aber hatte ich eine ſchwere Krankheit zu beſtehen und beſchloß dann, zu meiner Erholung und Kräftigung den ganzen Sommer in Odeſſa zuzubringen. Im Mai reiſ'te ich ab. Nach mehrſtündiger Fahrt an den Ufern des Boh entlang hatte ich mich an dieſe menſchenleere Ebene gewöhnt, mich befreundet mit dieſer grünen, blumigen, duftenden Einöde, wo das Auge ſich im unbegrenzten Raume verliert und der Gedanke frei und feſſellos ins Unendliche dahinſchweift. Am vierten Tage erblickte ich vor mir am Horizonte einen dunkeln Streifen, der ſtets mehr hervortrat, wie eine zweite Steppe in der Ferne. Das war das Meer, ein zweiter unbegrenzter Raum. Von dieſem dunklen Hintergrunde hoben ſich nach und nach die weißen Thürme und Häuſer des am Strande ſich hinziehenden Odeſſa ab, und etwas nach links traten die ſcharfen Spitzen unzählbarer Maſten hervor, die, je näher ich kam, ſtets mehr dem Auge ſich geſchmückt zeigten mit dem Spitzengewebe des Tauwerkes, den Schleiern ihrer Segel, den buntfarbigen Bändern und Schleifen ihrer Wimpel und Flaggen. Der Anblick einer ſchönen, volkreichen Stadt macht, wenn man Tage lang durch die Einöden der Steppe gereiſ't, einen überraſchenden, überwältigenden Eindruck. Mich erfreute und ergriff er mächtig, ſo daß ich mehrere Tage bloß dazu verwandte, mir die Straßen, die Paläſte, die Kaufhallen, den Hafen, die Schiffe in ihm und was ſonſt noch Merkwürdiges war, anzuſehen, um ſpäter mit freierem Geiſte daran gehen zu können, den erſten Eindruck — kritiſch zu beleuchten.

Erſt am fünften Tage nahm ich mir vor, einige Empfehlungsbriefe abzugeben und die für mich nöthigen Bekanntſchaften zu machen. Ich wollte mit zwei Briefen an die beiden hervorragendſten Aerzte Odeſſa's beginnen, einmal um Beziehungen anzuknüpfen, die in unſrem Fache immer vortheilhaft ſind, dann auch um wegen meiner eigenen Geſundheit mir Rath zu holen. Doctor R., an welchen ich zuerſt einen Empfehlungsbrief abgeben wollte, war mir wenigſtens durch den Ruf von ſeiner Tüchtigkeit nicht unbekannt. Er war ſchon ziemlich bejahrt, aber Jeder, bei dem ich mich nach ihm erkundigte, ſprach von ihm als einem vielbeſchäftigten, aufopfernden, in jeder Beziehung ausgezeichneten Arzte. Doctor R. bewohnte ſein eigenes Haus in einer nicht gerade ſehr belebten, aber auch vom Mittelpunkte der Stadt nicht zu entfernten Straße, und weil er allgemein bekannt war, fiel es mir auch gar nicht ſchwer, ſeine Wohnung zu erfragen. Nachdem man ſie mir gewieſen, trat ich in eine Einfahrtshalle, in welcher rechts die Treppe nach dem obern Stockwerk ſich befand, zur Linken Thüren zu Wohnungen im Erdgeſchoß führten; vor mir ſah ich den Hof, in deſſen Mitte eine große, von einem hübſchen Gitter eingefaßte Anlage von Bäumen und Ziersträuchern, alle herrlich grünend und blühend, ſich befand. Wie ich mich nun nach Jemand umſah, den ich hätte fragen können, nach welcher Seite ich mich zu wenden hätte, trat aus dem Hofe unter das Thor ein junges und ſchönes weibliches Weſen, unbedeckten Hauptes, in einem blauen, ſeidnen Hauskleide, einen weißen Kragen um den Hals, eine Roſe in der Hand. Ich erinnere mich ſo, als ob es vor einer Minute geweſen wäre, an dieſe leichten und zierlichen Bewegungen, an das anmuthige und beſcheidene Auftreten, an dieſen Ausdruck ihres Geſichtes und ihrer Augen, wie ihr Blick auf den Unbekannten fiel.

Hören Sie, wie gut er das Alles behalten hat? ſagte Frau v. A. zu der Frau des Doctors, indem ſie ſich zu ihr ſetzte.

Ach, das iſt ſchon ſehr lange her, antwortete dieſe, und wiederum lief ein melancholiſches Lächeln über ihr ſchönes Geſicht. Der Doctor ſah auf ſeine Gattin mit einem Blicke, der um Verzeihung zu bitten ſchien, und fuhr in ſeiner Erzählung fort.

Als ich über die ſchöne Erſcheinung betroffen daſtand und nicht wußte, was ich ſagen ſollte, richtete die Dame mit klarer, anmuthiger Stimme die Frage an mich: Suchen Sie Jemand in dieſem Hauſe?

Ich wünſchte Herrn Doctor R. zu ſprechen, antwortete ich.

Dann bitte ich, mir zu folgen. Nach dieſen Worten ſtieg ſie behend die Treppe hinan und ich betrat hinter ihr ein geräumiges, geſchmackvoll und bequem eingerichtetes Gemach. Dort holte ich meinen Brief hervor und überreichte ihr denſelben mit den Worten: Sie haben wohl die Güte, mein Fräulein, dieſen Brief an Ihren Herrn Vater abzugeben. — Bei dieſen Worten lächelte ſie, ſofort jedoch nahm ihr Geſicht einen ernſten, faſt traurigen Ausdruck an. Sie nahm den Brief aus meiner Hand und öffnete die Thür nach einem rechts gelegenen Zimmer.

Nachdem ſie einen Blick dort hinein gethan, wandte ſie ſich zu mir und ſprach: Mein Mann iſt nicht zu Hauſe. Ich war etwas im Gärtchen und habe ſein Ausgehen nicht bemerkt. Ich muß alſo um Verzeihung bitten, daß ich Sie vergebens die Treppe heraufbemüht habe. — Alles dies ſprach ſie mit geſenkten Augen und ohne auch nur ein einziges Mal mich anzublicken. Da ich keine Antwort gab, verwirrt, wie ich war, und gleichſam bezaubert von ihrer Geſtalt und Stimme, ſchlug ſie ihre ſchönen blauen Augen zu mir auf und fügte hinzu: Um drei Uhr iſt mein Mann immer zu Hauſe. Aber von wem ſoll ich ihm ſagen, daß dieſer Brief gebracht worden? — Ich nahm eine Viſitenkarte hervor, überreichte ſie ihr und empfahl mich mit reſpectvoller Verbeugung.

Langſam ſtieg ich die Stufen hinab, mißgeſtimmt und ärgerlich. Es war mir verdrießlich, daß ich ſie als Tochter des Herrn R. angeredet. Ich fürchtete, ſie könnte dies als ein unpaſſendes Compliment auffaſſen und mich für einen Menſchen ohne Zartgefühl halten, der ſeine Bekanntſchaft mit einer faden Galanterie anfangen wollte. Das ging ſo eine Zeit lang fort, daß ich mir bald Vorwürfe machte, bald mich wieder vor mir ſelbſt rechtfertigte — und als ich die ganze Sache vergeſſen, mich durch etwas Anderes zerſtreuen wollte, kam ich doch auch wider Willen ſtets von Neuem auf dieſe Gedanken zurück, die mir ihr Bild immer wieder hervorriefen, ſo deutlich, ſo ausdrucksvoll, mit dieſem flüchtigen Lächeln und noch mehr mit dieſem Ausdruck von Ernſt und Schwermuth, in welchem ich ihren Seelenadel und zugleich den geheimen Kampf ihres Herzens in einer nicht zuſagenden Ehe zu leſen glaubte.

Es iſt eine wichtige Wahrheit, daß Nichts ganz vergeblich geſchieht. Es giebt keine Unüberlegtheit, die nicht

20.

Gefeſſelt ſchwer an Händen, Hals und Füßen,
Läßt ihn die Harte, die kein Mitleid zwingt,
In eines Thurmes finſtern Grund verſchließen,
Wohin ein Strahl Apollo's nimmer dringt.
Ein wenig ſchimmlich Brod darf er genießen,
Das man ihm oft zwei Tage lang nicht bringt;
Auch läßt ſie ihn von einem Mann bewachen,
Der mehr als ſie noch ſtrebt, ihm's ſchlimm zu machen.

21.

O, würde man von Rüd'gers ſchweren Plagen
Dem ſchönen, hochgeſinnten Haimonskind,
Der kampfesmuthigen Marfiſa ſagen,
Die ferne von dem theuren Freunde ſind,
Wie gerne würden ſie ihr Leben wagen,
Um ſeine Haft zu brechen, wie geſchwind!
Und ach, wie wenig würd', ihm beizuſtehen,
Auf ihre Eltern Bradamante ſehen!

22.

Der König Karl indeß auf ſeinem Thron,
Nachdem er dieſer tapfern Maid verheißen,
Nur der erhalte ſie als Kampfeslohn,
Der gleiche Kraft vermöge zu beweiſen,
Läßt ſeinen Willen mit Trompetenton
Nicht nur verkünden in des Hofes Kreiſen,
Nein, überall wo er den Scepter hält,
So daß der Ruf ergeht in alle Welt.

23.

Bedungen iſt, und keiner ſoll's vergeſſen:
Wer Haimon's Kind will herzen als Gemahl,
Der muß mit ihr ſich im Turniere meſſen
Vom erſten bis zum letzten Sonnenſtrahl;

ihr Ziel fände, ihre Folgen hätte, kein anſcheinend noch ſo leichthin und in den Wind geſprochenes Wort, das nicht den Keim legte zu irgend einer ſüßen oder bittern Frucht. Als ich aus Podolien abreiſ'te und von meinem Nachbar, dem Präſidenten Sulicki, mich verabſchiedete, ſagte dieſer höchſt verehrungswürdige Mann, indem er mir den Brief an Doctor R. übergab, zu mir: Den braven Alten, an den ich Sie hierdurch empfehle, werden Sie herzlich lieb gewinnen — es iſt ein alter Freund von mir, ein gelehrter Menſch von ausgebreiteter, ſegensreicher Thätigkeit — aber nach einer andern Seite hin, fügte er lächelnd hinzu, geben Sie Acht auf Ihr Herz!

Das geſchah, als ich ſchon im Wagen ſaß, ich hatte keinen Grund und keine Luſt, ihn nach der Urſache dieſer Mahnung zur Vorſicht auszufragen. Jetzt fiel mir das wieder ein, ich konnte gar nicht aufhören, mir Gedanken darüber zu machen, und die Folge davon war, daß das Bild der Frau R. anſtatt zu verblaſſen, nur noch deutlicher und ſtärker ſich mir ins Gedächtniß prägte. Ich befand mich in übler Laune und war nicht aufgelegt, an dieſem Tage noch mit andern Beſuchen mich zu befaſſen. Ich ging alſo geradewegs auf die Boulevards, ließ mich dort unter den Akazien auf einer Bank nieder und ſchaute, einſam und träumeriſch, hinaus auf das Meer. Es war ſtill und friedlich, nur am Ufer ſchlug Welle auf Welle leiſe an den Sand und die bunten Muſcheln. In ſeiner Tiefe war es ruhig, in deren grundloſem Schooße ſo viel Leben ſich regt, ſo viele uns unbekannte Beweglichkeit herrſcht. Es kann nichts Schöneres geben als die Oberfläche des ſchwarzen Meeres in den Zeiten, wo es bei guter Laune und friedlich geſtimmt iſt. Seine grünliche Farbe geht an den Ufern unmerklich in die Farbe des Himmels über, und an der äußerſten Grenze des Blickes verſchwimmt es mit den Wolken in Lilafarbe und bildet mit ihnen ein endloſes Ganzes. Das rege Leben am Geſtade, die mannichfaltigen Trachten, das Gewirr verſchiedenartiger Sprachen bildet einen wunderbaren Contraſt zu dem Frieden dieſer unergründlichen Tiefe, auf welcher hin und wieder ein weißes Segel hingleitet oder veilchenfarb der Schatten einer am Himmel ſchwebenden Wolke ſich abſpiegelt. Wie lange ich dort geſeſſen, weiß ich nicht — was ich gedacht, daran kann ich mich auch nicht erinnern — ich weiß nur, daß durch das Gewebe all dieſer Träumereien ſich wie ein goldner Faden die Erinnerung an eine anmuthige, liebe Geſtalt hindurchzog, deren Bild ich nicht los werden konnte und — was noch ſchlimmer iſt — nicht los werden wollte. Ich ſage heut nicht, daß ich übel daran gethan, meinen Gedanken die Beſchäftigung mit dieſem Bilde zu geſtatten; denn geheimnißvoll ſind die Wege unſeres Lebens. Aber der Ausgang, den die Zukunft ihnen gegeben, darf nicht in Anſchlag gebracht werden bei der Beurtheilung unſeres Thuns und unſerer Empfindungen, und damals mußte ich bei Erwägung meiner Lage, wie ſie war, dieſe unhaltbaren Phantaſieen, dieſe mit meinen Anſichten von der Heiligkeit fremden Glückes und Friedens ſo unvereinbaren Regungen meines Gefühls für Leichtfertigkeit und Sünde halten. Ich ernüchterte mich alſo gewaltſam, rief meine ganze Charakterfeſtigkeit zu Hülfe und entfernte mich von dieſer gefährlichen Stelle, die noch gefährlichere Phantaſieen entflammte und nährte. Meine Uhr zeigte gerade die dritte Stunde. Dennoch ging ich nicht zu Doctor R. und beſchloß überhaupt nicht hinzugehen oder doch erſt ſpäter, wenn ich mein Herz beſſer erforſcht und, wie ich hoffte, zum Vergeſſen gebracht.

An demſelben Abende ging ich ins Theater, wo gerade eine neue Oper aufgeführt ward. Die italieniſche Oper langweilte mich . . .

Schon war der erſte Act faſt vorüber, da erblickte ich in einer Loge Frau R. Die Logen in Odeſſa ſind ſo eingerichtet, daß die Damen, ſelbſt wenn ſie es nicht wollten, große Sorgfalt auf ihre Toilette verwenden müſſen, um ſich nicht zu ſchlecht zu präſentiren. Sie ſind dort, wie ein Bild im Rahmen, faſt ganz den Blicken ausgeſetzt. Auch in dem Anzuge der Frau R. ſah ich guten, feinen Geſchmack, und doch wie ſehr unterſchied ſie ſich von ihren aufgeputzten und decolletirten Nachbarinnen! Beſcheidenheit und Herzensunſchuld drückten ſich unverkennbar in dieſem Anzuge aus und ließen ſie um ſo ſchöner und gewinnender erſcheinen, je weniger ſie daran dachte, ſchön und gewinnend ſein zu wollen. Nur verſtohlen blickte ich nach ihr hin. Sie ſah mich nicht oder that ſo, als ſähe ſie mich nicht. Sie hörte geſpannt zu, in den Zwiſchenacten war ſie nachdenklich und ernſt geſtimmt — und dieſe würdevolle Schwermuth in der ganzen Haltung der zwanzigjährigen Frau, daneben das graue Haupt ihres Mannes, verſtärkte mein träumeriſches Sinnen, meine Traurigkeit. Als Herr R. die Loge verließ, trat ein junger Mann ein; ſie erwiderte ſeinen Gruß mit artigem Kopfneigen, ohne doch im geringſten ihre würdevolle und anmuthige Haltung zu verändern. Die Logenbeſuche in den Zwiſchenacten ſind eine ganz gewöhnliche und ſehr gleichgültige Sache; aber doch war für mich die Erſcheinung jenes jungen Mannes der Anſtoß zu einer neuen Reihe ſinnender Träume. Je peinigender dieſe für mich waren, um ſo mehr überzeugte ich mich, wie tief ergriffen ich war, wie viel ich an mir ſelbſt arbeiten müßte, um dies in mir aufkeimende Gefühl, ein Gefühl, wie ich es noch nie gekannt, ein Gefühl, das mich ganz neue Geheimniſſe des Lebens, ganz ungekannte Wandlungen von Glück und Schmerz ahnen ließ, ſiegreich zu überwinden. Ich verließ das Theater vor Beendigung des Stückes mit dem feſten Vorſatze, auf die Bekanntſchaft des Doctor R. zu verzichten.

Einige Tage ſpäter lernte ich einige meiner Collegen, dortige Aerzte, kennen. Alle fragten mich, ob ich bei Herrn R. geweſen. Ich gab nur halbe, ausweichende Antworten, weil ich mich einigermaßen ſchämte, dem in ſo allgemeiner Achtung ſtehenden Neſtor meines Faches meine Huldigung noch nicht dargebracht zu haben. Aber ich fühlte mich nicht ſtark genug. Obgleich es mein unerſchütterlicher Vorſatz war, nicht zu unterliegen, nicht zu zeigen, was in meinem Herzen vorging, ſah ich doch ſehr wohl, daß das ein ſchwieriger, ein ſchmerzlicher Kampf ſein würde. Ein unerklärlicher, unausſprechlicher Reiz zog meine Gedanken im Traume und im Wachen immer nach einem und demſelben Bilde.

So verging eine ganze Woche.

Und Sie gingen nicht hin? fragte Herr Stanislaw.

Jeden Tag um die dritte Stunde ſah ich lange auf die Uhr — und ging nicht hin. Aber ich bitte die Herrſchaften um Entſchuldigung — es ſcheint mir, ich werde zu weitſchweifig.

Reden Sie nur weiter, Herr Doctor! laſſen Sie auch den kleinſten Umſtand nicht weg. Wir hören mit geſpannter Theilnahme, ſagte die Geheimräthin — und du, lieber Stanislaw, magſt noch aufmerkſamer zuhören als wir Alle!

Eines Tages, fuhr der Doctor fort, als ich aus der katholiſchen Kirche trat, geſtärkt und beruhigter, erblickte ich einen guten Bekannten, den Adelsmarſchall des Winnicer Kreiſes. Er kam ſchnell auf mich zu und rief: Gott ſei Dank, daß ich Sie gefunden habe! Erſt heut erfuhr ich, daß Sie hier ſind, und ſuche Sie ſeit zwei Stunden. Kommen Sie, kommen Sie, lieber Doctor! erbarmen Sie ſich meiner.

Um was handelt es ſich? fragte ich.

Vor drei Tagen bin ich nach Odeſſa gekommen. Unterwegs iſt mir mein Franz krank geworden und heut ſteht es ſchon ſchlimm mit ihm. Wir ſind in Verzweiflung. Ich habe die hieſigen Aeſculape zuſammengerufen, aber zu Ihnen und zu unſerer Wilnaer Schule habe ich mehr Vertrauen als zu den hieſigen Deutſchen und Franzoſen. Sie kennen meinen einzigen Sohn — ſchon einmal hatte ich Ihnen ſeine Rettung zu verdanken. Kommen Sie, erbarmen Sie ſich!

Ich drückte dem Marſchall die Hand, und wir machten uns raſch auf den Weg.

Nachdem ich die beiden Aerzte, die ich im Hauſe ſchon antraf, begrüßt, betrachtete ich den Kranken und fing an, die in Thränen aufgelöſ'te Mutter zu tröſten, die mir zum Danke dafür faſt um den Hals fiel, ſo war ſie durch die unheilverkündenden Mienen meiner Collegen in Angſt verſetzt worden. Es waren das Leute von einer ganz anderen Schule als die unſrige. Ich verargte es ihnen nicht, daß ſie ſich in der Diagnoſe geirrt, aber verzeihen konnte ich ihnen nicht dieſe gelehrten und unglückverheißenden Grimaſſen, die man uns angehalten hatte als eine tadelnswerthe, der wahren Wiſſenſchaft unwürdige Manier zu betrachten. Mit deutlichem Ausdruck meiner Mißbilligung fragte ich: Warten wir noch auf Jemand?

Herr R. ſoll jeden Augenblick kommen, antwortete der Eine — von ihm machen wir unſre definitive Entſcheidung abhängig.

Kurz darauf öffnete ſich die Thür, und der ſtattliche, alte Herr trat ein. Sein Haar ſchien mir noch grauer, ſeine Geſichtsfarbe jedoch recht friſch. Langſam und ſtill trat er ein, machte Allen eine verbindliche Verbeugung und näherte ſich dem Kranken mit dem Ausdrucke ſanfter Freundlichkeit, welcher dem Leidenden Beruhigung, ſeiner Umgebung Vertrauen und Hoffnung einflößte. Ich konnte kein Auge von ihm verwenden, einen ſolchen Eindruck machte ſeine Geſtalt auf mich, ſo ſprach ſeine Stimme mich an. Der eine Arzt begann ſeine Anſichten, ſeine Auffaſſung und Behandlung der Krankheit darzulegen. Der zweite hatte eine etwas abweichende Meinung, und beide ſuchten nun vor Herrn R. wie vor einer höheren Inſtanz ihre Anſichten, ihre Behandlungsweiſe zur Geltung zu bringen. Der Alte ſchwieg, die Hand des Kranken in der ſeinen haltend, doch auf ſeinem Geſichte konnte ich Zweifel und Mißbilligung des von Beiden Vorgebrachten leſen. Ich näherte mich ihm und fing an meine Meinung, die ſich auf meine Kenntniß der Conſtitution und des Temperamentes des Knaben ſtützte, zu entwickeln. Anfangs verwunderte ſich Herr R., der mich jedenfalls für einen Laien gehalten hatte, dann begann er mir mit einer Aufmerkſamkeit zuzuhören, welche meine Zuverſicht erhöhte, bisweilen lächelte er und gab durch ein Kopfnicken ſeine Zuſtimmung zu erkennen; als ich fertig war, ergriff er meine Hand und ſprach: Sie ſind gewiß Herr Kaminski?

Der bin ich, gab ich zur Antwort.

Ich muß mich über Sie beklagen, fuhr er fort, daß Sie mir ſchon eine ganze Woche lang eine ſo liebe Bekanntſchaft vorenthalten. Hätten Sie auf Ihre Karte geſchrieben, wo Sie wohnen, ſo hätte ich Sie ſchon längſt aufgeſucht. Ich bin überzeugt, Sie werden Ihren Fehler wieder gut machen. Aber nun ſetzen Sie ſich, ſchreiben Sie das Recept, ich werde es unterſchreiben. Beſchämt machte ich ihm eine Verbeugung, er ging zu der Mutter, nahm neben ihr Platz und begann ſie zu tröſten und zu beruhigen. Ich wußte ſelbſt nicht, was ich thun ſollte. Einer von den Aerzten wollte etwas reden, aber da erhob ſich Doctor R., nahm eine ungewöhnlich ernſte Miene an und ſagte in lateiniſcher Sprache: Meine Herrn Collegen! Dieſer junge Mann kennt die Natur des Kindes dort und ſeine Krankheit beſſer als wir, laſſen Sie ihn nur machen! — Da reichte mir der Arzt die Feder. Ich ſchrieb das Recept, Herr R. ſah es durch, unterſchrieb es, die Andern desgleichen. Als ſie ſich entfernt hatten, wandte ſich der Alte an den Vater und ſprach: Schicken Sie ihnen das Honorar und ſie mögen ſich nicht ferner bemühen. Um das Leben Ihres Kindes können Sie unbeſorgt ſein, dieſer Herr wird es curiren. Sollte etwas Ungewöhnliches eintreten, dann laſſen Sie es mich wiſſen. Was in meinen Kräften ſteht, werde ich thun — im Uebrigen wird Gott und die Natur helfen. Bis jetzt aber haben Sie jedenfalls nicht den geringſten Grund, ſich zu ängſtigen oder zu verzweifeln. Nicht wahr, Herr College?

So ſcheint es mir, ſprach ich — und ich habe es auch ſchon der Frau Marſchallin geſagt.

Und das war in der Ordnung. Lüge in jeder Geſtalt iſt etwas Widerwärtiges. Ich verachte einen Arzt, der von einer geringfügigen Sache ein großes Weſen macht, um ſeine Geſchicklichkeit, ſein Verdienſt recht leuchten zu laſſen. Jetzt empfehle ich mich den Herrſchaften. Sie jedoch, lieber College, erwarte ich morgen um drei Uhr zu Mittag.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

Ich hatte keine Möglichkeit, keinen Vorwand, die Einladung abzulehnen. Am andern Tage machte ich mich alſo um drei Uhr mit klopfendem Herzen, von Furcht und Freude erregt, auf den Weg.

Aha, ſehen Sie, mein Herr! rief wie triumphirend Frau v. A.

Und was ſiehſt du denn dabei, Marie? fragte die Hausfrau. Mußte er denn nicht gehen? Es wäre doch ſonſt unartig und lächerlich von ihm geweſen.

Herr. R., fuhr der Doctor fort, empfing mich mit der vollen Herzlichkeit eines alten Bekannten. Frau R., ſchöner als je, wies mir mit freundlichem Nicken einen Stuhl an. Bei meinem Eintritt kam es mir vor, als belebte ein leichtes Erröthen ihr Geſicht. Später ſchämte ich mich dieſes anmaßenden Gedankens, da ſie den ganzen Abend über ſo ruhig war, eine ſo natürliche, gleichmäßige Höflichkeit zeigte, daß ich auch nicht eine Spur weder von Abneigung, noch von Zuneigung wahrnahm. Daß ich eine ganze Woche lang mit meinem Beſuche gezögert, davon ward nicht die geringſte Erwähnung gethan. Das Geſpräch erging ſich in Allgemeinheiten, über die Stadt, ihre Eigenthümlichkeiten, die dort herrſchenden Krankheiten, über unſre Landsleute, die hergekommen waren um der Bäder, ihres Vergnügens, ihrer Geſchäfte willen. Nur ein wenn auch an und für ſich ganz unbedeutender Umſtand rief aufs Neue jene Träumereien hervor, aus deren Gewebe ich mich herausreißen, die ich ganz hatte verſcheuchen wollen. Am Fenſter hinter der Gardine ſtand eine einzelne Roſe. Schon neigte ſie ihr welkendes Haupt, ihre Blätter fielen ab, aber man ſah, daß ſie ſorgfältig gepflegt war. War es dieſelbe, welche ich vor einer Woche in ihrer Hand geſehen? — Für meine Phantaſie genügte es, dieſem Gedanken nachzugehen und mir einzubilden, daß Frau R. ſie als ein Erinnerungszeichen aufbewahre und ſie täglich mit friſchem Waſſer verſorge, damit ſie länger dauere, und daß ſie wenigſtens dann jedesmal auch an mich denke, der ich ſie nie vergeſſen könne, der mit ihrem Bilde einen hartnäckigen Kampf kämpfe. — Als wir vom Tiſche aufſtanden, drückte mir Herr R. die Hand und ſprach: Lieber Herr! ich bitte, betrachten Sie ſich hier als zu Hauſe, nicht als Gaſt. Wir eſſen regelmäßig um drei Uhr, und dort iſt Ihr Couvert und Ihr Platz, der immer für Sie bereit ſein wird. Kommen Sie nicht, ſo wird er unbeſetzt bleiben.

Von da ab begann für mich die Zeit eines ſchmerzlichen und doch zugleich auch wonnereichen Kampfes. Anfangs ging ich nur jeden dritten und vierten Tag hin. Als ich inne ward, daß ich in ihrer Gegenwart ruhiger war und mehr Gewalt über mich ſelbſt hatte, als wenn ich ſie nicht ſah, fing ich an faſt täglich hinzugehen; es iſt das der gewöhnliche Selbſtbetrug, der gewöhnliche Hinterhalt, in welchem die Leidenſchaft unſerer Ruhe, unſeren feſteſten Vorſätzen auflauert. Mich ermuthigte beſonders der Umſtand, daß ich in ihrem Benehmen, ihrer Stimme, in dem Ausdrucke ihres Geſichtes keinerlei Veränderung bemerkte. Dieſelbe Artigkeit gegen mich, dieſelbe gemeſſene Ruhe in jedem Worte, in jeder Bewegung; dieſelbe Herzlichkeit gegen ihren Gemahl, dieſelbe liebevolle Aufmerkſamkeit auf jeden ſeiner Winke. Herr R. war mir dankbar, als hätte ich ihm irgend welche Gunſt erwieſen; dieſe ſeine Güte, dieſe, ich kann wohl ſagen, väterliche Zuneigung brachte eine ſehr wohlthätige Wirkung auf mich hervor. Sein Alter, ſeine Gediegenheit, ſein Vertrauen verliehen ihm eine gewiſſe Hoheit, die meine Leidenſchaft in Schranken hielt. Trotz alledem aber war es im Verlaufe dieſer Woche, ungeachtet der größten Anſtrengung, mir bisweilen unmöglich, mich nicht zu verrathen und nicht zu ſehen, daß Frau R. das Geheimniß meines Herzens durchſchaut hatte und mir für die Gewalt, die ich mir anthat, dankbar war. Ein kleines Ereigniß beſtärkte mich in dieſem Gedanken und enthüllte uns zugleich unſer gegenſeitiges Geheimniß deutlicher. Eines Tages hatten wir uns eben in der beſten Laune und zu munterem Geſpräche recht aufgelegt zu Tiſche geſetzt, als Herrn R. ein Billet gebracht ward, in welchem ein Mann ihn um ſchleunige ärztliche Hülfe für ſeine tödtlich erkrankte Frau bat. Bei wichtigen Vorfällen ließ er ſich nicht durch Müdigkeit, nicht durch Hunger zu Hauſe zurückhalten; ſo erhob er ſich auch jetzt ſofort und ging aus. Wir blieben zum erſten Male allein mit einander. Augenblicklich war unſere gute Stimmung verſchwunden, und es herrſchte ein beklommenes Schweigen. Lange Zeit wagte ich nicht aufzuſehen und that ſo, als nähme die Befriedigung meines Appetits meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Als ich doch einmal einen Blick auf Frau R. richtete, gewahrte ich, daß alles Roth von ihrem Geſichte wich. Lebhaft erſchreckt und wieder von der Hoffnung durchzuckt, welche ich in mir zu unterdrücken verſucht hatte, gewann ich doch hinlängliche Faſſung und fing eine Unterhaltung an — die aber jeden Augenblick abriß. Die Speiſen wurden faſt unberührt vom Tiſche fortgetragen. Sobald das Eſſen vorüber war, ſchützte ich ein unaufſchiebbares Geſchäft vor und ging weg. Sie nöthigte mich nicht zum Bleiben, was ſie in der Regel that, wenn ihr Mann zugegen war und ich meinen Aufbruch beſchleunigen wollte. Ich ſah es jedoch ihrem Auge an, daß ſie mir für meine Eile dankbar war.

Und wird er nicht ermatten unterdeſſen,
Und nicht beſiegt ſein von des Fräuleins Stahl,
So hat ſie für beſiegt ſich anzuſehen
Und darf die Hand des Freiers nicht verſchmähen.

24.

Ihm wird die Waffenwahl anheimgegeben,
Ihr gleich, wer auch der Fordrer möge ſein.
Sie braucht darob in Sorgen nicht zu ſchweben,
Denn keine Art des Kampfes macht ihr Pein.
Der Herzog, der der Krone widerſtreben
Nicht kann noch mag, gibt ſich gezwungen drein,
Nach langem Ueberlegen, langem Wehren,
Mit ſeiner Tochter an den Hof zu kehren.

25.

Obgleich noch ſtets der Zorn der Mutter brannte,
Verſah ſie doch die Tochter, wohlbedacht,
Weil ſie's für eine Ehrenpflicht erkannte,
Mit mancher ſchönen, farbenreichen Tracht.
Zu Hof geht mit dem Vater Bradamante,
Doch findet ſie des Hofes bunte Pracht,
Nun da ſie ſieht, ihr Liebſter ſei verſchwunden,
Ganz anders als ſie vormals ſie gefunden.

26.

Wie, wer den Garten ſah, vom Reiz geblendet,
Im ſchönen Mai, wenn Alles grünt und blüht,
Und, wenn die Sonne ſüdwärts ſich gewendet,
Und kurz die Tage ſind, ihn wiederſieht,
Verblühte Wildniß, ſchaurig und geſchändet,
So unſer Fräulein, die zum Hofe zieht:
Ihr ſcheint der Hof, geräumt von ihrem Kühnen,
Der nicht, der er beim Abſchied ihr geſchienen.

Einige Wochen ſpäter hatte der Sohn des Marſchalls ſeine vollſtändige Geſundheit wieder erlangt; ich beſchloß jedoch noch einmal Herrn R. zu Rathe zu ziehen wegen ſeiner Bekanntſchaft mit dem Seeklima und überhaupt wegen ſeiner reichen Erfahrung; er ſollte den Kranken ſich noch einmal anſehen und in Gemeinſchaft mit mir die ferneren Verhaltungsmaßregeln vorſchreiben. Nach zehn Uhr Morgens fuhr ich bei ihm vor, um ſeine Begleitung mir zu erbitten. Ich trat in das Empfangszimmer. Dort hatte Frau R. ihren Platz auf dem Sopha, und nahe dabei ſaß auf einem Stuhle jener junge Mann, welchen ich im Theater in ihrer Loge geſehen hatte. Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie dieſer Anblick mich verwirrte, peinigte, verletzte. Ich hatte ſie in meinen Gedanken ſo hoch geſtellt, ihr eine ſo reine Hochachtung gewidmet, jeden meiner Schritte ſorgfältig abgemeſſen, jedes Wort genau überlegt, jeden Blick in ſtrenger Hut gehalten, um keinen Schatten auf ihr reines Bild zu werfen — und das Alles auf Koſten meiner Geſundheit, meines Schlafes, meiner Seelenruhe; und ſie ſollte einem jungen Menſchen, deſſen Blick und ganze Geſtalt eine auffallende Selbſtgefälligkeit und Keckheit verrieth, eine dreiſte Bewerbung geſtatten! Ein unſagbarer Schmerz durchzuckte meine Bruſt; ich trat einige Schritte näher, war aber nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Frau R. ward das gewahr. Sie mußte meinen Zuſtand begreifen, denn das Auge einer Frau iſt ſcharf, und unſer Geſicht, welche Maske es auch immer vornehmen mag, iſt für ſie kein unverſtändliches Buch. Sie erhob ſich raſch von ihrem Sitze, trat mit dem Ausdrucke ungewöhnlicher Freundlichkeit an mich heran, reichte mir die Hand und ſprach: Was iſt Ihnen, lieber Freund? Steht es mit Ihrem Kranken ſchlimmer? Mein Mann iſt in ſeinem Zimmer, vielleicht wollen Sie ihn ſprechen? Dieſe ihre Theilnahme, die Benennung „lieber Freund“, die Gewißheit, daß Doctor R. in der Nähe war, goſſen lindernden Balſam in meine quälende, brennende Wunde. Ohne es zu wiſſen, drückte ich ihre Hand lebhafter, ließ dieſe aber ſofort fahren, als ich ein zartes Erröthen auf ihrem Geſicht bemerkte. Ich dankte ihr für ihre freundliche Theilnahme, und indem ich meine Aufgeregtheit der ermattenden Wirkung der Seebäder und der Treppe (die übrigens ſehr bequem war) zuſchrieb, empfahl ich mich und trat in das Arbeitszimmer des Doctors. Dorthin kam auch ſie hinter mir her und ſagte: Sieh nur, lieber Mann, wie blaß Herr Kaminski ausſieht; offenbar ſind ihm die Seebäder nicht zuträglich, obgleich ihr meint, das ſei gerade ein gutes Zeichen, wenn ſie ſchwächend wirken. Herr R. lachte über dieſe Bemerkung ſeiner Frau, und dieſer ſah ich es wohl an, daß ſie an meine Mattigkeit nicht glaubte. Sie trat nun an ihren Mann heran und fragte: Warum läſſeſt du mich denn mit dem Herrn dort allein?

Er iſt mir langweilig, antwortete R.

Mir iſt er noch langweiliger. Kaum warſt du hinausgegangen, da fing er an mit gedämpfter Stimme zu ſprechen und in ſchrecklichen Redefiguren, von denen er zu wünſchen ſchien, daß ich ſie durchaus begreifen ſollte.

Iſt er noch da?

Ja freilich und er denkt nicht daran fortzugehen. Mit dieſen Worten verließ uns Frau R., nachdem ſie noch einen ſcharfen Blick auf mich geworfen, als wollte ſie erſpähen, ob ich verſtanden hätte, weßhalb ſie mir nachgekommen. Ich ſelbſt wußte nicht, was ich denken ſollte — ich war verwirrt, zerſtreut und gab Herrn R.

nur halbe Antworten. Doch nach einiger Zeit kam ich zur Beſinnung, rief die ganze Energie, deren ich fähig war, zu Hülfe und theilte ihm mit, weßhalb ich gekommen.

Als wir das Empfangszimmer betraten, ſagte R. zu jenem jungen Manne: Für Ihre Krankheit, mein Herr, iſt eine nützliche und ernſte Beſchäftigung die beſte Arzenei. Bis zwölf Uhr arbeiten und leſen wird das Beſte ſein. Morgenſtunde hat Gold im Munde, ſagt ein deutſches Sprichwort. Ein anderes Recept vermag ich Ihnen nicht zu ſchreiben. — Mit dieſen Worten verneigte er ſich gegen den beſtürzten Jüngling. Als wir nun gehen wollten, trat Frau R. mit dem deutlichen Ausdruck von Freude an ihren Mann heran und, wie zur Verabſchiedung, küßte ſie ſeine Hand. Er küßte ſie auf die Stirn, und wir verließen ſie alle Drei zuſammen.

Als wir Beide im Wagen ſaßen, ſagte R. zu mir: Das iſt einer von dieſen reichen Taugenichtſen, die meinen, jeder jungen und ſchönen Frau, beſonders wenn ſie einen alten Mann hat, die Cour machen und den Kopf verdrehen zu können. Wenn ich die Macht hätte, würde ich ſolchen Herren eine ganz gewaltige Abgabe zum Beſten wohlthätiger Stiftungen auflegen — und wenn auch das noch nicht wirkte, würde ich ſie eine Zeitlang in ein beſonderes Correctionshaus einſperren, da müßten ſie Federn ſchleißen, Strümpfe ſtricken und alte Socken ſtopfen. Das würde mehr Nutzen ſtiften, als ihre albernen Duelle. Dieſer Geck thut mir mehr Böſes an, als er vielleicht ſelbſt denkt. Nicht etwa, als ob ich des Herzens meiner Frau nicht ſicher wäre, aber was iſt leichter, als eine junge Frau ins Gerede zu bringen? Im Theater ſucht er uns in der Loge auf, auf den Spaziergängen weiß er ſie überall zu finden — und das genügt bei uns, wo man Schlimmes ſo leicht glaubt, um Veranlaſſung zu Schwätzereien zu geben, beſonders den Damen, die mit aller Gewalt von ſich reden machen möchten, aber es ſchon nicht mehr vermögen. Heut hat er es das erſte Mal gewagt, zu einer ungewöhnlichen Stunde zu mir zu kommen, gewiß weil er mich nicht anzutreffen dachte. Da er nun aber mich erblickte, wußte er nicht, was er ſagen ſollte, und fing an, mich wegen ſeiner Geſundheit zu conſultiren. Ich zuckte die Achſel mit einem Blicke auf ſeine Geſichtsfarbe und ſeine breiten Schultern. Es thut mir doch leid, daß ich ihm nicht Ricinusöl oder Glauberſalz verordnet habe. Indeſſen hege ich die Hoffnung, daß auch das Recept, welches ich ihm verſchrieben, ſeine Wirkung thun wird.

Alles, was ich an dieſem Tage geſehen und gehört, rief in mir peinigende Gedanken und ſchwere Seelenkämpfe hervor. Ihr Benehmen ſchien mir eine doppelte Erklärung zuzulaſſen. Einerſeits kam es mir vor, als hätte ſie ſich vor mir rechtfertigen und der hochachtungsvollen Verehrung, die ich ihr entgegenbrachte, würdig erweiſen wollen; andererſeits verfiel ich wieder auf den Gedanken, es ſei Alles nur plumpes Spiel, gemeine Schlauheit geweſen, womit ſie eine tadelnswerthe Schwäche habe verdecken wollen. Als zu dieſem Widerſtreite meiner Gedanken und Empfindungen noch die Erinnerung an die Worte des Alten hinzukam, als ich, der ich mir der Sünde in Gedanken bewußt war, mir vorſtellte, daß er vielleicht auch mich einigermaßen beargwohnte, daß er vielleicht die Gelegenheit, ſich gegen mich ſo auszuſprechen, abſichtlich benutzt habe, damit auch ich aus ſeiner Auseinanderſetzung meinen Theil mir nähme, da faßte ich, von Schamgefühl ergriffen, in der Angſt meiner ruheloſen Seele den Entſchluß, ihr Bild aus meinem Herzen zu reißen, ja ich kam ſogar auf den Gedanken, Odeſſa ſofort zu verlaſſen.

Länger als eine Woche ſah ich ſie nicht. Am neunten Tage kam R. zu mir und ſprach, indem er meine Hand ergriff, mit freundſchaftlichem Vorwurf: Sie ſind blaß und angegriffen, Sie waren krank und haben es uns nicht wiſſen laſſen! Das iſt nicht ſchön, lieber Karl! Haben Sie denn kein Vertrauen zu unſrer Theilnahme und Freundſchaft? — Ich erſann mir eine kleine Unpäßlichkeit, welche, obgleich zu unbedeutend, um ihre Sorge zu verdienen, mich doch am Ausgehen gehindert habe.

Nun ſo kommen Sie nur heut zu uns, fügte er hinzu — ich bin ein wenig freier als gewöhnlich. Wir haben uns ein hübſches Boot beſtellt, um nach Tiſche auf das Meer hinauszufahren und uns das Linienſchiff anzuſehen, welches einige Meilen draußen vor Anker liegt. Sie haben es gewiß noch nicht geſehen.

Ich ſagte zu, R. verabſchiedete ſich und ging. Sein Vorſchlag verurſachte mir die größte Aufregung und Qual, ich ſah in ihm das Gift, welches meinen Frieden vollſtändig zerſtören, meiner Selbſtbeherrſchung den letzten Halt rauben ſollte, und doch war ich nicht im Stande, dieſen wonnig berauſchenden Zaubertrank von meinen Lippen fern zu halten. Um drei Uhr ging ich hin, ich lief ſo eilig, daß ich mich gar nicht umſah. Als ich vor ihrer Thür ſtand, war ich athemlos und fühlte, daß alles Blut von meinem Geſichte gewichen. Ich lehnte mich an die Wand und ſtand ſo einige Zeit, um mich zu ſammeln und ein wenig zu Athem zu kommen. Vom Empfangszimmer her drang zu mir der Ton des Fortepiano, gedämpft, melancholiſch und traurig. Ich wußte, daß ſie ſehr fertig ſpielte, ſo manches Mal hatte ich ſie ſpielen hören, aber niemals noch hatte mich der Klang dieſes Inſtrumentes ſo ergriffen wie jetzt. Ich konnte mir nicht vorſtellen, daß ein leichtfertiges Weib einen ſolchen Ausdruck, ſolche Zartheit und Innigkeit in ihr Spiel legen könnte; es ſprach aus ihm ein ſtarkes, volles und doch verhaltenes Gefühl. Dieſe Ueberzeugung ſtellte ſie wieder hoch in meinen Augen und reinigte meine Gedanken von jeder Bitterkeit, von jedem unwürdigen Argwohn. Erfreut und etwas ruhiger trat ich ein. Als ſie mich erblickte, ließ ſie die Hände ſinken und neigte den Kopf, doch ward ich gewahr, daß ihr Geſicht auffallend bleich war und Thränen in ihren Augen ſtanden. Ein gräßliches Licht, wie der Glutſchein einer Feuersbrunſt, durchleuchtete meine Seele. Es war Niemand im Zimmer als nur ſie allein — in demſelben blauen ſeidenen Hauskleide, mit einem ähnlichen weißen Kragen. Eine Roſe ſteckte an ihrer Bruſt, aber mir ſchien es, als ſei ſie von Thränen bethaut. In der erſten Aufregung wollte ich ihr zu Füßen ſtürzen und Alles geſtehen; jedoch jener beſſere Theil unſeres moraliſchen Weſens, welcher immer in uns wacht wie ein ſtrenger Richter und ſich durch keine Bitte erweichen, durch keine Vorſpiegelung täuſchen oder beſtechen läßt, hielt mich in meiner Stellung feſt. Gelehnt an das Inſtrument, vor dem ſie ſaß, ſtand ich unbeweglich und ſchweigend. So vergingen einige Minuten, in deren Verlaufe unſere Seelen ſich wohl hinreichend verſtändigten.

Als eine Viertelſtunde darauf Herr K. in das Zimmer trat, fand er uns in ruhiger Unterhaltung; eine ſolche Gewalt vermag der Menſch über ſich auszuüben, wenn er nur den muthigen und entſchiedenen Willen hat. Gewiß, daß ſie mich verſtehe und mein Gefühl theile, auf immer jeden Gedanken eines quälenden und ihren Charakter erniedrigenden Verdachtes von mir werfend, erfreut und beglückt, daß ich mich in dem gefährlichſten Momente zu beherrſchen vermocht, Dankgefühl für dieſe heroiſche That in ihren Augen leſend und erkennend, wie eine heilige Sicherheit ihre Seele erfüllte und die aus dem Bewußtſein derſelben hervorgehende hohe Freude ihr blaſſes Geſicht mit friſchem Roth ſchmückte und den Ausdruck ihrer Züge milderte und verklärte, erhob ich mich auf den Standpunkt, der des Mannes würdig iſt, welchen die Natur und die Geſellſchaft zum Vormunde des Weibes auserkoren, daß er mit ſeiner Kraft ſie ſchütze ſelbſt gegen die Schwäche ihres eigenen Herzens. Das Eſſen nahm einen ganz fröhlichen Verlauf. Ich fühlte mich in ungewöhnlich angeregter, gehobener Stimmung. Ich redete viel über allerlei Dinge, ließ mich ſogar in einen kleinen mediciniſchen Disput mit dem verehrten alten Herrn ein und wollte ihn durchaus nicht Recht behalten laſſen. Er lachte über meine Hartnäckigkeit und warf mehrmals mit einigen kurzen Worten den ganzen künſtlichen Aufbau meiner Argumente über den Haufen. Als das Eſſen vorüber war, gingen wir zuſammen aus und begaben uns nach dem Hafen, wo unſer ein ziemlich großes, bequem eingerichtetes Segelboot wartete, deſſen Bemannung außer dem Schiffer ſelbſt, einem luſtigen, redſeligen Italiener, noch aus zwei kräftigen Ruderern beſtand. Als wir an das Boot herangekommen waren, von unſerem Italiener mit jovialen Mienen und Worten begrüßt, ſprang ich zuerſt hinein und wandte mich, um Frau R. beim Einſteigen behilflich zu ſein. Lächelnd reichte ſie mir beide Hände und ſtieg leicht und zierlich ein. Als ich unwillkürlich ihre Hände drückte, traf ein tiefer, bedeutender Blick ihrer Augen die meinen. Wir ſtießen vom Lande. Unſer Fahrzeug glitt leicht ſchaukelnd dahin über die durchſichtige

Tieſe, der Italiener ſang und ſchwatzte, wir unterhielten uns behaglich und froh. Es war das der glücklichſte Augenblick in meinem Leben. Neben mir hatte ich die beiden meinem Herzen theuerſten Weſen, unter mir eine Welt voll geheimnißvoller Größe, über mir den grenzenloſen Himmel und in meinem Herzen eine mächtige Leidenſchaft, durch meines Willens Kraft feſt gebunden und in dieſen Banden mich anlächelnd wie ein Kind.

So waren wir etwa drei Werſt gefahren und bei der Wachtbrigg vorbeigekommen. In der Ferne ſah man ſchon deutlich den gewaltigen Bau des Linienſchiffes; ihrer Segel entkleidet ragten die Maſten gen Himmel, kreuz und quer, wie von Spinneweben, überzogen von Tauwerk in den mannichfachſten Geſtalten und Verknüpfungen. In drei Reihen übereinander gähnten die geöffneten Stückpforten — und dieſe ganze, impoſante Maſſe ſchaukelte ſich nach rechts und links, wie ein lebendes Ungeheuer, das ſich von der Kette loszureißen ſucht. Plötzlich tauchte über uns eine Dunkelheit auf, unſer Segel klatſchte. Die Wogen begannen ſtärker zu gehen. Unſer Patron fing an zu pfeifen, zu geſticuliren, mit ſeiner Leinwand zu reden, wenn ſie nicht nach der Richtung, wie er wünſchte, ſich blähen wollte und das Boot in eine ſchiefe Lage brachte. Als wir uns etwas beſtürzt umſahen, war die Sonne ſchon hinter Wolken verſchwunden, ein fernes, hohles Sauſen ließ ſich hören und unſer Fahrzeug hob und ſenkte ſich in immer gewaltſameren Sprüngen. Herr R. flüſterte dem Steuermann einige Worte zu, worauf dieſer antwortete: Si, signore! und in demſelben Augenblicke wandte ſich das Boot nach dem Lande zu. Dann trat Jener an ſeine Frau heran und ſprach mit Lächeln: Fürchte dich nicht, liebes Kind! Es wäre nicht rathſam, zu dem Schiffe hinauszufahren, denn der Wind hat ſich gedreht: und die See fängt an unruhig zu werden. Aber es wird nicht lange dauern, dann ſind wir am Ufer. Mit dieſen Worten ſetzte er ſich neben ſie, ſie ſchmiegte ſich an ſeine Seite und umfaßte mit beiden Händen ſeine Rechte. Setzen Sie ſich dort auf jene Seite, lieber Freund! ſprach er zu mir, und ſeid unbeſorgt. Ein forſchender Blick in ſein Auge ließ mich wahrnehmen, daß die Gefahr größer war, als ich geglaubt. Jenes hohle Sauſen wurde ſtärker, die Oberfläche des Meeres nahm eine immer dunklere Färbung an, die Wellen wuchſen und hoben unſer Schifflein immer höher empor, ließen es immer tiefer herabfallen. Nachdem das anfänglich ſchräggeſtellte Segel in eine mit dem Ufer gleichlaufende Richtung gebracht worden und unter Aechzen und Pfeifen ſich gefüllt hatte, zog es der Patron noch ſtärker an, legte es feſt, und dann trieb uns der raſend in den ſchwellenden Buſen fallende Wind pfeilſchnell vorwärts. Schon war der Hafen nicht allzu fern. Schon konnte man ſehen, wie die dort liegenden Fahrzeuge von verſchiedener Größe ſich zu bewegen, ſich zu heben und zu ſchaukeln anfingen, wie die Wellen an dem in das Meer hinausgehenden gemauerten Molo ſich immer wilder brachen, weiße Schaumflocken in hohem Bogen über den Damm ſpritzend. Da gab von der übermäßigen Anſpannung des Segels der ſchwache Maſtbaum unſeres Bootes einen krachenden Ton von ſich. Frau R. ſchrie auf und faßte mit einer Hand, die ihres Mannes loslaſſend, die meine. Fürchten Sie ſich nicht, gnädige Frau, ſagte ich, es iſt ja hier ſchon nicht mehr beſonders tief. Sie ſah auf mich mit einem Lächeln voller Ergebung, als wollte ſie meinen Gedanken ergänzend hinzufügen: Wenn wir ſterben, ſterben wir zuſammen. Ich verſtand ſie, und unſre Hände hielten einander feſt mit dem beredten Drucke, der die Vermählung unſerer Seelen war im Angeſichte des Todes, im Angeſichte der Ewigkeit und Gottes. Endlich kamen wir glücklich in den Hafen, obgleich der Sturm ſtets wüthender uns jagte, der Himmel ſtets dichter ſich in Wolken hüllte und ferne Blitze den dunklen Hintergrund in blendend aufflammendem Zickzack durchzuckten. Der Italiener ſtand mit der Mütze in der Hand lebhaft geſticulirend vor uns, lobte ſein Boot, übertrieb die Größe der beſtandenen Gefahr und konnte über ſeine eigene Kaltblütigkeit und Geſchicklichkeit ſich gar nicht genug verwundern. Ich gab ihm alles Geld, das ich bei mir hatte. Für einen ſolchen Augenblick, wie ich ihn durchlebt, hätte ich die Hälfte meines Lebens dahin gegeben. Fröhlich traten wir unſern Heimweg an, nicht ohne ab und zu uns nach dem Meere umzuſehen, das indeſſen ſchon ſeinem Namen entſprechend vollſtändig ſchwarz geworden war und ſtets grimmiger zu toben begann. Nicht weit von dem Standbilde Richelieu's ließen wir uns auf eine Bank nieder. Die Dämmerung war ſchon hereingebrochen, verſchiedene Perſonen gingen bei uns vorüber, doch Niemand achtete auf uns. Alle Augen waren auf das erhabene Schauſpiel des erzürnten Meeres gerichtet, welches mit Rieſenſtimme ſeinen wildempörten Grimm laut werden ließ. Schon wollten wir unſeren Heimweg wieder fortſetzen, als ein Diener des Polizeipräſidenten eilig an uns herankam und Herrn R. mittheilte, er ſei bei ihm zu Hauſe geweſen, habe ihn dann im Hafen ſuchen ſollen, mit dem Kinde gehe es ſchlechter, und die Frau Generalin laſſe ihn aufs Inſtändigſte bitten, nur gleich hinzukommen. R. wandte ſich zu mir mit den Worten: Sie haben wohl die Güte, meine Frau nach Hauſe zu führen, ich werde bald zurückkommen. Wir Beide gingen alſo allein.

27.

Sie wagt nicht g'radezu nach ihm zu fragen,
Daß nicht der Argwohn wachſe fort und fort.
Sie lauſcht umher, und ſucht mit bangem Zagen
Nach irgend einem unerfragten Wort.
Er ſei verreist, weiß Jedermann zu ſagen,
Doch keine Seele weiß, nach welchem Port;
Denn Niemand hat ein Wort von ihm vernommen,
Als jener Knappe, der mit fort gekommen.

28.

O, welche Seufzer, welches tiefe Bangen,
Da ſie vernimmt, er ſei gleichwie entflohn!
Und über alles Furcht, er ſei gegangen,
Sie zu vergeſſen, ja, er hab' es ſchon!
Da jede Hoffnung, je ſie zu erlangen,
Geraubt ihm iſt durch Haimon's Zorn und Hohn,
Sucht er vielleicht von ihr ſich zu entfernen,
In Hoffnung, dieſe Liebe zu verlernen.

29.

Damit er ſie in's Buch der Todten ſchreibe,
Zieht er vielleicht umher von Land zu Land,
Und ſucht nach irgend einem neuen Weibe,
Die ihn vergeſſen macht das erſte Band;
So wie ein altes Sprichwort ſagt, man treibe
Den Nagel mit dem Nagel aus der Wand.
Bald aber folgen dieſem Bilde neue
Und malen Rüd'gern ihr voll Lieb' und Treue,

30.

Und tadeln ſie, daß ſie das Ohr geliehen
Dem ungerechten, dem verkehrten Wahn.
So wird denn nun verklagt und wird verziehen,
Und beiderlei Gedanken hört ſie an,

Leicht an meinen Arm ſich hängend, ſchritt ſie ſchweigend einher. Ich hörte nur, daß ſie ſchwer athmete, und bisweilen blieb ſie einen Augenblick ſtehen, um ſich zu erholen. Auf der Straße war es öde und finſter — denn es war zwar eben erſt Abend geworden, doch der ganze Himmel mit Wolken umzogen. Ab und zu erleuchtete ein Blitz unſern Weg, und aus der Ferne drang an unſer Ohr das Brüllen des Meeres und der Wiederhall ununterbrochenen Donnergerolles. In Glück und Wonne verſunken, wagte ich es doch nicht, ihre Hand an meine Bruſt zu drücken, ich fühlte aber, wie ſie jedesmal näher zuckte, ſo oft der Schein eines grellen Blitzes unſeren Weg traf und ein heftigerer Donnerſchlag losbrach. Jedes Wort, das ich geſprochen hätte, wäre mir als eine frevelhafte Entweihung dieſer Augenblicke erſchienen. Dieſen ganzen Weg alſo, auf dem Niemand uns beobachtete, auf dem wir faſt keinen Menſchen ſahen, legten wir ſchweigend zurück. Als wir in die Hausthür traten, wo ich ſie zum erſten Male geſehen hatte, zuckte ich unwillkürlich zuſammen. Doch führte ich ſie die Treppe hinauf. Sie öffnete die Thür, es war Niemand im Vorzimmer. Dort blieb ſie ſtehen. Gute Nacht, lieber Karl! ſprach ſie gleichſam mit ſegnender Stimme und reichte mir beide Hände. Ich erfaßte ſie, drückte ſie innig, und reichliche Thränen entquollen meinen Augen. Im nächſten Augenblick fand ich mich allein im Vorzimmer — aus dem Empfangsſaale drang der Ton unterdrückten Schluchzens zu mir.

Nach dieſen Worten ſah der Doctor zu Boden und hörte auf zu ſprechen. Seine Frau hielt das Tuch vor die Augen, und alle Zuhörer ehrten ſeine Bewegung und unterbrachen das Schweigen durch kein Wort. Nach einer Pauſe ließ er mit gedämpfter Stimme ſich ſo vernehmen: Die Herrſchaften wollen dieſe Einzelheiten entſchuldigen, aber ich habe verſprochen, aufrichtig zu ſein, alſo mußte ich auch dieſe Anwandlung von Schwachheit geſtehen.

Ach, theurer Herr! ſagte, ihm die Hand hinreichend, die Geheimräthin, auf einen Augenblick einer ſo erklärlichen Schwachheit zu verfallen, liegt in der menſchlichen Natur; aber ſich ſiegreich aus ihr zu erheben, ſie nicht die Oberhand gewinnen zu laſſen, nicht Pflicht und Tugend ihr aufzuopfern, das iſt ein hohes Verdienſt. Wenn Sie ein Engel wären, würde Sie eine ſolche Schwachheit nicht anwandeln und Ihre Erzählung würde weniger Theilnahme erwecken. Ich bitte, erzählen Sie weiter.

Mehrere Wochen, fuhr er nun fort, vergingen ohne jeden beſonderen Vorfall. Ich beſuchte die Beiden oft, ſchon nicht mehr als Gaſt, ſondern wie zum Hauſe gehörig. Aber niemals kam ich zu einer Zeit, wo ich denken konnte, Herr R. würde nicht anweſend ſein. Wenn wir trotz dieſer meiner Vorſicht uns zufällig einmal allein trafen, änderte das nichts in unſerem gegenſeitigen Benehmen. Der Vorfälle jenes denkwürdigen Tages ward nie Erwähnung gethan. Wir hatten in unſerer Seele es uns geſagt, wo die Grenze unſeres Glückes ſei, und hielten ſie ſtreng inne. Und dieſes Gebiet war ja auch nicht zu eng bemeſſen. Ich ſah ſie, hörte ihre Stimme, las in ihren Augen ein tiefes und reines Gefühl; ich war Zeuge ihrer Ergebenheit gegen ihren Mann, welche durchaus keine Heuchelei war, ſondern die heilige Liebe zu einem hochverehrten Vater. Ich litt, es iſt wahr, wenn ich allein war, wenn ſie meinen Augen entſchwunden, aber ich kann mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß Niemand meine Qualen errieth, mein Seufzen zu keinem Ohre drang.

Eines Abends, nachdem ich ſie zwei Tage lang nicht geſehen, erhielt ich von Frau R. ein Billet: „Mein

Mann iſt heftig erkrankt. Er will keine andere Hülfe, als die Ihrige, lieber Karl! Lieber Karl! kommen Sie, retten Sie ihn!“ — In dieſer Wiederholung meines Vornamens hörte ich den Aufſchrei der Verzweiflung ihres Herzens und eine Mahnung, welch heilige Verpflichtung es für mich ſei, ihn zu retten. In athemloſer Eile flog ich hin. Ich fand Frau R. in Thränen, Herrn R. in heftigem Fieber. Er lächelte, als er mich erblickte, und zeigte auf ſeine Bruſt — in der That litt er an einer Lungenentzündung. Ich ließ ihm ſofort zur Ader und verſchrieb ihm die angemeſſene Arznei. Die ganze Nacht hindurch ſaßen wir an ſeinem Bett. Gegen Morgen ſchlief er ein, und ich bat Frau R., ſich zur Ruhe zu begeben. Seit dieſer Zeit kam ich faſt nicht mehr aus ihrem Hauſe. Tag und Nacht waren wir beiſammen. Nur dann ſah ich ſie nicht, wenn ſie ſich ein wenig ausruhte, oder wenn ich einmal nach meiner Wohnung ging, mich umzukleiden und in friſcher Luft etwas aufzuathmen. Und doch, trotz der vielen unvermeidlichen Annäherungen, trotzdem daß wir faſt ununterbrochen ſo gut wie allein waren, lenkte ich durch kein Wort ihre Gedanken von ihrem Manne auf mich. Ich liebte ſie damals mehr als je; aber niemals war meine Liebe reiner, ruhiger — denn niemals erſchien ſie mir heiliger, als während dieſer Zeit. Am ſiebenten Tage fiel R. in einen feſten Schlaf, und ich, ermattet von ſo vielen durchwachten Nächten, begab mich in das Empfangszimmer, lehnte den Kopf in die Sophaecke und entſchlummerte gleichfalls. Nach einiger Zeit fühlte ich eine leiſe Berührung meiner Hand. Es war mir, als ob das ein Traum ſei, und ich wollte die Augen nicht öffnen, um ihn nicht zu verſcheuchen. Bald lag eine zarte, weiche Hand auf der meinigen, ſie immer ſtärker drückend. Ich erhob mich — Frau R. ſtand vor mir mit freudeſtrahlendem Geſicht. Ich bin ſchon lange hier, ſagte ſie, aber Sie ſchliefen ſo prächtig, daß ich nicht das Herz hatte, Sie aufzuwecken. Ach, mein lieber, guter Karl, er fühlt ſich wohler, iſt munterer erwacht, hat mich angelächelt und geküßt.

Gott ſei Dank! rief ich aus, der Schlaf hat die Kriſis gebracht. Er iſt gerettet, Sie können unbeſorgt ſein.

Ihnen habe ich das zu danken, theurer Karl! ſagte ſie, ergriff von Neuem meine Hand und wollte ſie an ihre Lippen führen. Ich umfaßte ſie, zog ſie an mein Herz, drückte einen brüderlichen Kuß auf ihre Stirn — und ebenſo wenig wie damals mache ich mir heute einen Vorwurf daraus, daß ich mich dazu fortreißen laſſen. Es war der lautere Ausbruch der Freude über die Rettung Deſſen, welchen wir Beide in gleichem Maße liebten.

Jedoch nicht immer war es ſo. Nach drei Wochen kehrte Herr R., faſt vollſtändig geneſen, allmählich zu ſeinen früheren Beſchäftigungen zurück. Innerlich beruhigt und an einander gewöhnt durch ſo langes, nahes Beiſammenſein, begannen wir unſere gewöhnliche Lebensweiſe wieder. Das Vertrauen in unſre Kraft wuchs, weil ſie ſo lange ſich erprobt, aber leider, zugleich mit ihm wuchs auch die Gefahr. Unſere Vernunft vermag viel, aber man muß ihr zu Hülfe kommen, nicht ihr zuwider ſein, man muß ſie unterſtützen, ſie nicht unabläſſiger Anſpannung ausſetzen. Sie unausgeſetzt wachen heißen, iſt dasſelbe, wie einen und denſelben Soldaten auf einen Poſten ſtellen und verlangen, daß er Tag und Nacht nach dem Feinde ausſpähe und nicht einſchlafe. Der Arme wird ſich langweilen, ſeine Kraft wird ſchwinden, und der Feind wird unangefochten bei dem ſchlafenden

Poſten vorüberziehen. Aehnlich erging es auch mit uns. Sicher gemacht durch den täglichen Umgang, vertrauend auf die Heiligkeit unſres Entſchluſſes, überſchritten wir, ohne es zu wollen, die Grenze, welche wir uns ſelbſt geſteckt hatten durch ein geheimes, mit keinem Eide bekräftigtes, aber doch gegenſeitiges Uebereinkommen. Eines Abends waren wir allein zuſammen. In der Dämmerſtunde plaudert es ſich ſo angenehm; ich ging im Zimmer auf und ab, Frau R. ſaß in ihrem Lehnſtuhle. Allmählich brach unſer Geſpräch vollſtändig ab, ein gefährliches Schweigen umhüllte uns mit ſeinen Schwingen. Ich näherte mich ihr, ſetzte mich an ihrer Seite nieder, erfaßte ihre Hand, und mit den meinigen ſie drückend hielt ich ſie lange ſo an meiner Bruſt. Nach einiger Zeit kam es mir vor, als weine ſie. Ich neigte mich zu ihrem Geſichte — in der That, ſie weinte. Da kniete ich vor ihrem Seſſel nieder, legte meinen Arm um ſie — zog ſie an mein von Verzweiflung und Liebe übervolles Herz. Ihr Kopf ſank auf meinen Arm — ich küßte ihre Stirn, ihre Augen, ihren Mund. Sie wehrte ſich nicht gegen dieſe Liebkoſungen, aber ſie erwiderte ſie auch nicht. Bald bemerkte ich, daß ſie ohne Bewußtſein war. Erſchrocken riß ich mich los: Verzweiflung, Verachtung meiner ſelbſt, unſäglicher Schmerz durchwühlten mein Herz. So ſtand ich eine Zeit lang ohne jede Bewegung, auf das unſchuldige Opfer meiner raſenden Verblendung ſchauend. Zum Glück ward in dieſem Augenblicke Licht hereingebracht. Ich gebot Stille, die Herrin ſei eingeſchlummert. Der Diener glaubte es und ging hinaus. Ich ermannte mich, und da Waſſer zur Hand war, rief ich ſie ſchnell wieder zum Bewußtſein. Als ſie vollſtändig zu ſich gekommen war, hieß ſie mich neben ſich niederſitzen. Ich war folgſam wie ein Kind. Da nahm ſie meine Hand und begann ſie zu küſſen. Verwehren Sie mir dieſe Freude nicht, ſprach ſie — ich habe Ihnen viel zu danken. Zuerſt das Leben meines Mannes, meines Wohlthäters, dann verdanke ich Ihnen das tiefe, unausſprechliche Gefühl, welches Sie in meinem Innerſten erweckt haben; ich danke Ihnen meine Ehre und Gewiſſensruhe, denn, wenn Sie ſich weniger mannhaft gezeigt, wäre ich hundertmal ſchwächer geweſen. Können Sie mir nun noch eine Wohlthat erweiſen? — Ich kann Alles, antwortete ich entſchieden. — Reiſen Sie morgen, fuhr ſie mit leiſerer Stimme fort. — Morgen? Nein! antwortete ich, ich will noch ſehen, wie Sie dies überſtehen, und von Ihrem Manne mich verabſchieden. Uebermorgen um acht Uhr reiſe ich. Gut! ſprach ſie, Sie ſollen ſehen, daß Sie mir nicht umſonſt das Beiſpiel ſtandhaft entſagender Selbſtbeherrſchung gegeben haben — und jetzt geh, mein geliebter Karl! Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, warf ſich in meine Arme, und unſre Lippen fanden ſich zu einem langen, ewigen Abſchiede. Einige Secunden ſpäter ſtand ich ſchon draußen — dunkle Nacht umgab mich, und dichte Wolken verhüllten wie mit ſchwarzem Trauerflor die Gotteswelt vor meinen Augen.

Am andern Tage theilte ich Herrn R. mit, daß ich abreiſen müße. Vormittags holte der verehrte Alte, von ſeiner Praxis zurückkehrend, mich ab, und wir gingen zuſammen zu ihm. Wir fanden ſie in geſchäftiger Erregung, gewählter gekleidet als ſonſt und jene fieberhafte Luſtigkeit zeigend, die aus der höchſten Kraftanſtrengung eines verzweifelnden Herzens hervorgeht. Nach dem Eſſen ging R. in ſein Arbeitszimmer. Sie trat an mich heran und ſagte ſchnell: Sei nicht beſorgt um mich, Gott wird uns helfen, denn unſre Sache iſt rein und edel. Aber fahre hier bei uns vorüber, ich möchte dich noch einmal ſehen, ich werde auf dem Balkon dich erwarten. Herr R. brachte mir nun Abſchiedsgeſchenke zur Erinnerung, von ihm ſelbſt ein koſtbares Beſteck mit engliſchen Inſtrumenten, von ſeiner Frau ein von ihr ſelbſt geſticktes Taſchenbuch. Mit zerriſſenem Herzen nahm ich Abſchied und ging. Die ganze Nacht konnte ich kein Auge ſchließen. Mein Fenſter hatte die Ausſicht auf das Meer; ich öffnete es, und indem ich meinen Blick über den Wellenſpiegel gleiten ließ, verabſchiedete ich mich von dieſer bodenloſen Tiefe, welche in dem unvergeßlichſten Augenblick meines Lebens mich auf ihren Wogen geſchaukelt. Endlich beleuchteten die erſten Strahlen des anbrechenden Tages die Säume des Horizonts — der weiße Schimmer ging allmählich in ein Blau über, welches langſam am Himmel emporſtieg und über das Meer ſich ausbreitete. Nach einiger Zeit zeigte ſich ein goldſtrahlender Punkt fern über dem Meere, ward zuſehends größer — und die Sonnenſcheibe, im herrlichſten Glanze flammend, tauchte ganz hervor und ſchien einen Augenblick auf ihren durchſichtigen Thron ſich niederzulaſſen. Gleichzeitig dröhnte ein Kanonenſchuß vom Wachtſchiff her. Ich neigte mein Haupt, ſtille Thränen entſtrömten meinen Augen, ein ſtummes Gebet durchzitterte meine Seele, und mit der ganzen Erde zuſammen begrüßte ich die Königin des Tages und des Lichts.

Beruhigt durch dieſen majeſtätiſchen Anblick, vor welchem ich unbedeutendes Weſen mit Allem, was ich litt und fühlte, in Nichts verſank, begann ich mich zur Abreiſe zu rüſten und um acht Uhr war ich vor ihrem Hauſe. Ich ließ den Wagen langſam vorausfahren und blieb einen Augenblick vor dem Balkon ſtehen; ſie hatte mich dort ſchon erwartet, ſie richtete einen langen Blick auf mich, ohne ein Wort zu ſprechen. Dann ließ ſie an einem Faden ein verſiegeltes Packet herab, ſtreckte raſch die Arme nach mir aus, kreuzte ſie dann über ihrer Bruſt, als ob ſie mich noch einmal an ihr Herz drücken wollte, und verſchwand. Halbohnmächtig ſtieg ich wieder in den Wagen. Ich fuhr durch ein paar Straßen und ließ dann vor einem ganz abgelegenen Gaſthofe halten. Dort entſiegelte ich ihre Abſchiedsgabe. Obenauf fand ich ein Blättchen, auf dem nur die Worte ſtanden: „Dank dir, mein Engel! möge Gott dich geleiten.“ Ferner lag in dem Packetchen ein wohlgetroffenes Miniaturbild von ihr, einige verwelkte Roſenblätter, eine Locke von ihrem Haar und dem ihres Mannes, endlich ein Tagebuch, angefangen in ihrem ſiebzehnten Lebensjahre und fortgeführt bis zum Tage unſerer Trennung. Wenn mir Gott eine Tochter giebt, wird dies mein Geſchenk für ſie an ihrem Hochzeitstage ſein. Einſam, wie ein Gefangener, verbrachte ich mehrere Tage auf meinem Zimmer. Nur früh morgens um die mir bekannte Stunde ging ich in die Kirche und ſtand lange verborgen in einem dunklen Winkel, von wo aus ich die Stelle ſehen konnte, auf der ſie zu ſitzen pflegte. Endlich am fünften Tage erſchien ſie. Sie betete inbrünſtig. Ihr Geſicht war noch bleich, aber ich las in ihm Seelenfrieden und Ergebung. Als ſie ſich entfernt hatte, ſank ich ſelbſt innerlich beruhigt voll gläubiger Zuverſicht auf meine Kniee. In kurzem Gebete empfahl ich ſie und mich dem Vaterſchutze Gottes, und eine Stunde darauf hatte ich ſchon die Thore der Stadt hinter mir.

Der Doctor ſchwieg, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, und auch alle Anweſenden ſchwiegen. Endlich ſprach Frau v. A.: Ich war überzeugt, daß es ſo kommen würde. Uns alle hat Ihre Erzählung auf das Lebhafteſte ergriffen — und ſehen Sie, meine Herrſchaften, die

Aermſte hat ihr Tuch ganz naß geweint! Mit dieſen Worten zog ſie mit ihren beiden Händen die der Frau Kaminska von deren Geſichte weg. .Es waren keine ſchmerzlichen Thränen, ſprach dieſe. Ihr Mann trat zu ihr und drückte ihr mit Innigkeit die Hand.

Lieber Herr Doctor! ſagte die Geheimräthin — ich danke Ihnen, danke Ihnen aus vielen Gründen für Ihre Erzählung. Ihre Selbſtüberwindung und Entſagung iſt etwas Schönes und Edles — aber wie haben Sie dieſen Rieſenkampf überſtanden? Vor Allem erzählen Sie mir, wie es ihr, der Beklagenswerthen, weiter ergangen.

Ach ja, Herr Doctor! führen Sie Ihre Erzählung zu Ende, rief Sophie, die Augen voll Thränen. Haben Sie ſpäter ſie niemals wieder geſehen? fragte ſie betrübt.

Freilich habe ich das, mein Fräulein! Noch vier Jahre lang wohnte ich in Podolien. Ich ſchrieb ziemlich oft an Herrn R., er antwortete mir, und immer hatten ſeine Briefe eine kleine Nachſchrift voll herzlicher Freundlichkeit von ihrer Hand. Und doch konnte mir das nicht genügen. Jedes Jahr machte ich unter dem Vorwande eines Ausfluges nach Kiew oder Littauen eine Reiſe nach Odeſſa. Ich kehrte ſtets in demſelben abgelegenen Gaſthofe ein. Abends ging ich vor ihrem Hauſe auf und ab, um den Lichtſchein aus ihren Fenſtern, zuweilen auch den Schatten ihrer Geſtalt auf den Scheiben und Vorhängen zu ſehen; bis tief in die Nacht hinein ſaß ich dann wieder auf jener Bank, den Blick aufs Meer gerichtet; des Morgens ging ich in die Kirche. Ich blieb ſtets ſo lange in Odeſſa, bis ich ſie einmal geſehen hatte, dann machte ich mich, Gott für ihre Geſundheit dankend, beruhigter auf den Heimweg. Im vierten Jahre brachte ich längere Zeit als gewöhnlich in

Odeſſa zu; es genügte mir ſchon nicht mehr, ſie einmal geſehen zu haben — ich wollte dieſes Glück mehrmals genießen. Von träumeriſcher Sehnſucht ſchlimmer als je befangen und von ſündhaftem Triebe verleitet, ging ich eines Abends nach ihrem Hauſe und ſtand ſchon in dem Hausflur, wo ich ſie zum erſten Male geſehen. Ohne Zweifel wäre ich ins Zimmer getreten, aber der Schutzengel, der jedem dem Falle nahen Menſchen zur Seite ſteht und ihm die Hand reicht, wenn er ſieht, daß, ob auch der Wille rein, doch die Kraft zu ſchwach iſt, um den Fall zu verhüten, hatte Erbarmen mit mir. In dieſem Augenblicke hörte ich die Stimme des Doctor R., welcher ſagte: Gute Nacht, liebes Kind! mit meinem Patienten ſteht es ſehr bedenklich, ich werde wohl erſt am Morgen zurückkommen. — Durch dieſe Worte erſchreckt, überwältigt durch die Größe der uns Beiden drohenden Gefahr, rettete ich mich in eiliger Flucht von dem gähnenden Abgrunde. Ich reiſ'te ſofort ab, und als ich nach Hauſe gekommen, wandte ich Podolien für immer den Rücken und verlegte meinen Wohnſitz nach Warſchau. Dort vergingen mir drei Jahre in angeſtrengter, unabläſſiger Arbeit, welche ich immer für die beſte Arznei eines kranken Herzens, einer leidenden Seele angeſehen habe und noch anſehe. Im Juli 1836 erhielt ich aus Odeſſa ein großes Packet mit ſchwarzen Siegeln. Mit zitternder Hand riß ich es auf, von unſäglicher Angſt gefoltert. Ich athmete auf, als ich einen Brief von ihr zu oberſt fand. Er enthielt folgende Worte: „Ich ſende Ihnen ein verſiegeltes Packet, welches ich unter den Papieren meines Mannes gefunden. Auf der Adreſſe werden Sie einige von ſeiner Hand geſchriebene Zeilen finden, in welchen er mir aufträgt, es Ihnen erſt nach ſeinem Tode zukommen zu laſſen. Den Inhalt glaube

Wie ſie herüber und hinüber fliehen,
Und iſt entſchieden keinem zugethan.
Doch neigt ſie mehr ſich zu dem beſſern Glauben,
Und ſchaudert ſich den andern zu erlauben.

31.

Und wenn ſie wieder jener Worte denkt,
Die ſie ſo oft von Rüd'gern hörte ſagen,
Bereut ſie ihren Fehler, tiefgekränkt,
Daß ſie den Argwohn in der Bruſt getragen;
Als wär' er da, und wieder ihr geſchenkt,
Kann ſie ſich reuig an den Buſen ſchlagen.
Ich fehlte, ſpricht ſie, ja, ich ſeh's, doch wer
Die Schuld hat, hat der größern Schuld noch mehr.

32.

Die Lieb' iſt Schuld, — drum mögſt du mir vergeben —
Die deine Schönheit mir in's Herz gedrückt,
Und deinen Muth und deinen Geiſt daneben,
Und deine Tugend, die die Welt beglückt.
Unmöglich ſcheint mir's ja, zu widerſtreben,
Wenn dich ein Weib, ein Mädchen dich erblickt:
Sie muß mit allen Künſten ſich bemühen,
Dich von mir ab und hin zu ſich zu ziehen.

33.

Hätt' Amor mir dein Herz in's Herz geſchrieben,
Wie er dein Angeſicht mir d'rein geätzt!
Ich weiß gewiß, das offne würd' ich lieben,
Wie ich's verhüllt geliebt und hochgeſchätzt.
Dann wär' ich frei von Eiferſucht geblieben,
Die mich ſo ſchwer gepeinigt hat bis jetzt,
Und die ich jetzt mit Mühe kann beſtreiten,
Todt wäre ſie, erſtickt auf ew'ge Zeiten!

ich ahnen zu können. Was Sie aber auch immer mir zu ſchreiben haben — ich beſchwöre Sie, ſchreiben Sie nicht vor Ablauf eines Jahres." Ich legte dieſen meinem Herzen ſo theuren Schatz bei Seite und verwahrte ihn mit unberührten Siegeln. Gewiß iſt noch nie Jemandem ein Jahr ſo lang geworden, wie mir dieſes. Als es endlich vorüber war, ließ ich einen Trauergottesdienſt für die Seele des Greiſes abhalten und, nachdem ich durch Beichte und Abendmahl mich geläutert, kehrte ich nach Hauſe zurück und löſ'te die Siegel. Ich fand einen langen Brief voll väterlicher Innigkeit. Herrn R. war nicht ganz unbemerkt geblieben, was in meinem Herzen vorging, daher hatte er auch keine Einwendung gemacht, mich nicht zurückzuhalten verſucht, als ich damals mich losriß. Das Uebrige hatte er nach meiner Abreiſe von ſeiner Frau erfahren. Er dankte mir für meine Selbſtbeherrſchung, dankte mir, daß die Ehre und der Seelenfrieden eines ſchwachen Weibes mir heilig geweſen, daß ich ſein graues Haar geachtet; zugleich aber beſchwor er mich feierlich, Vormund und Gatte Derjenigen zu werden, welche er ſterbend geſegnet. Dem Briefe lag eine Abſchrift ſeines Teſtamentes bei. Er vermachte mir ſeine ganze Bibliothek, alle chirurgiſchen Inſtrumente, ſeine ſchönen anatomiſchen Sammlungen, verſchiedene alterthümliche Merkwürdigkeiten, die er im Laufe ſeines Lebens geſammelt, kurz Alles, was ſich auf Kunſt und Wiſſenſchaft bezog. Sein übriges geſammtes Vermögen, welches ſehr beträchtlich war, verſchrieb er ſeiner Frau. Nachdem ich alles Dieſes geleſen hatte, fiel ich auf meine Kniee, und wiederum ſtieg mein heißes Gebet zum Himmel empor für die Seele des vortrefflichſten Menſchen.

Die Herrſchaften errathen leicht, daß ich keine ſchriftliche Antwort gab. An demſelben Tage ſchon war ich unterwegs. Ich flog Tag und Nacht dahin ohne Unterbrechung, ohne Ruhe — und am zehnten Morgen erfreute mein Auge derſelbe dunkle Gürtel, wie vor acht Jahren, mit den aus ihm ſich erhebenden Thürmen und hochragenden Maſten. Als ich gegen zehn Uhr in das Zimmer der Frau R. ſtürzte, traf ich ſie in ihrem Lehnſtuhl ſitzend. Ein blaues Hauskleid ſchimmerte, wie ein Stern der Hoffnung und des Glückes, vor meinen Augen. Sie ſchrie auf, als ſie mich erblickte, ich lag ihr zu Füßen, drückte ihre Hände, umfaßte ihre Kniee. Als der erſte leidenſchaftliche Ausbruch der Freude ſich gemäßigt, ſprach ſie zu mir: Ich wußte gewiß, daß du in dieſer Woche kommen würdeſt. Sieh, fuhr ſie fort, ſeit ich die Trauer abgelegt, trage ich kein anderes Kleid. — Ich zog ſie an mein Herz, und eine Woche darauf reichten wir uns vor dem Altar die Hände.

Alſo das iſt ſie? riefen Alle.

Sie iſt es, antwortete der Doctor und zog ſeine weinende Frau an ſein Herz. Glauben Sie denn, daß, wer ſo geliebt hat, wie ich, ſo viel gelitten, wie ich gelitten habe, mit gutem Gewiſſen einer andern Frau ſeine Hand reichen, im Angeſichte Gottes ihr Liebe hätte ſchwören können?

Alle umringten das treffliche Paar mit dem Gefühle der Bewunderung, mit der tiefen Verehrung, welche hohe Tugend und ein durch heiße Kämpfe und Thränen verdientes Glück uns abnöthigen. Denn wie es keine höhere Erkenntniß giebt, als Selbſterkenntniß, ſo giebt es keine höhere, menſchlich-edlere Tugend, als Selbſtüberwindung.

# Novellenſchatz des Auslandes.

## VIII.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Achter Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt
## des achten Bandes.

Seite

**Die Blutrache.** Von Honoré de Balzac. Aus dem Franzöſiſchen von **Ludwig Schneegans** . . . 1

**Eine Abendſcene.** Von Chriſtian Winther. Aus dem Däniſchen von **Adolf Strodtmann** . . . 121

**Der Vetter vom Lande.** Von J. J. Cremer. Aus dem Niederländiſchen von **Adolf Glaſer** . . . . 183

**Die Gattin des Gefallenen.** Von M. Jokai. Aus dem Ungariſchen von ⁂ . . . . . . . . . 233

**Die kleinen Schuhe.** Von Hégéſippe Moreau. Aus dem Franzöſiſchen von **Clara Wulſten** . . . 275

# Die Blutrache.

Von

**Honoré de Balzac.**
(geb. 1799, geſt. 1850.)

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Ludwig Schneegans.**

34.

Der in den Schätzen hat ſein Herz vergraben,
Dem gleich' ich, einem Geizbethörten Mann,
Der immer bangt, man raube ſeine Gaben,
Und nicht getrennt von ihnen leben kann.
Kann ich mich nicht an deinem Anblick laben,
So weicht die Hoffnung, Sorge faßt mich an,
Und ob ich gleich ſie falſch und eitel glaube,
So werd' ich dennoch, dennoch ihr zum Raube.

35.

Doch tagte wieder mir dein holder Morgen,
Und wären meine Augen neu erhellt
Von deinem Antlitz, das ſich mir verborgen,
Ich weiß nicht, ach! in welchem Theil der Welt,
Wie ſchnelle wären dieſe falſchen Sorgen
Von der wahrhaft'gen Hoffnung Kraft gefällt!
Komm', Rüd'ger, komm', die Hoffnung aufzurichten!
Faſt ſchon gelang's der Furcht, ſie zu vernichten.

36.

Die Schatten wachſen, wenn die Sonne ſinket,
Und eitle Furcht empört des Menſchen Blut;
Die Schatten fliehn, wenn ſie von Neuem blinket,
Und dem Verſtörten tagt ein neuer Muth:
So hab' ich Furcht, wenn mir dein Aug' nicht winket,
Doch flieht ſie, wenn ich ſeh' mein theures Gut.
O kehre, Rüd'ger, kehre zu mir wieder,
Eh' Furcht die Hoffnung gänzlich wirft darnieder!

37.

Wie jedes Licht, wenn ſich die Schatten regen,
Sein Feuer zeigt, das mit dem Tag verglüht,
So ſtreckt auch Furcht die Hörner mir entgegen,
Sobald ſich meine Sonne mir entzieht.

Zu Paris, in den letzten Octobertagen des Jahres 1800, ſchritt ein Fremder auf die Tuilerieen zu und hielt ſich mit dem Weibe und dem kleinen Mädchen, die ihn begleiteten, geraume Zeit bei den Trümmern eines kürzlich niedergeriſſenen Hauſes auf, an der Stelle, wo ſich jetzt*) der noch unvollendete Schloßflügel befindet, der die Reſidenz der Katharina von Medici mit dem Louvre der Valois verbinden ſoll. Mit gekreuzten Armen und geſenktem Kopfe ſtand er da und ſchaute zuweilen auf, einen prüfenden Blick nach dem Palaſt des erſten Conſuls zu werfen, oder nach ſeiner Frau, welche neben ihm auf einem Steine ſaß und lediglich mit ihrem neun- bis zehnjährigen kleinen Mädchen beſchäftigt ſchien, deſſen langes ſchwarzes Haar ſie ſpielend durch die Finger gleiten ließ. Von den ſtummen Blicken ihres Mannes entging ihr dennoch kein einziger; die beiden Weſen waren in der Unſtetigkeit ihrer Bewegungen und Gedanken von einer gemeinſamen Empfindung beſeelt, einer andern als der Liebe: enger verkettet die Menſchen vielleicht nichts, als das Elend. Der Unbekannte hatte einen jener buſchigen, breiten, ernſthaften Köpfe, an denen die Carracci häufig ihre Kunſt erprobt. Seine kohlſchwarzen Haare waren ſchon mit einer beträchtlichen Anzahl weißer untermiſcht. Ein harter Zug beeinträchtigte die edle Wirkung des ſtolzen Geſichts. Trotz der Rüſtigkeit ſeiner aufrechten Geſtalt ſchien er die Sechzig überſchritten zu haben. Die abgetragene Kleidung hatte etwas Fremdländiſches. Wiewohl die welken Züge der Frau in ihrer abgehärmten Schönheit die tiefinnere Trauer verriethen, zwang ſie ihnen doch ein Lächeln ab, wenn der Mann zu ihr herüber ſah, und bemühte ſich, ihrer Haltung den Ausdruck ſcheinbarer Seelenruhe zu geben. Das kleine Mädchen hatte ſich, ungeachtet der Müdigkeit, die aus dem gebräunten Geſichtchen hervorſchaute, nicht niedergeſetzt. Seine Erſcheinung trug das ächt italieniſche Gepräge: unter reingewölbten Brauen große ſchwarze Augen, angeborener Adel im Bunde mit ungekünſtelter Anmuth. Mancher, den ſein Weg vorbeiführte, fühlte ſich bewegt beim bloßen Anblick dieſer Gruppe, die ſich auch nicht im Mindeſten anſtrengte, eine eben ſo tiefe wie im Ausdruck einfache Verzweiflung vor der Außenwelt zu verbergen; aber gar bald verſiegte die Quelle jener dem Pariſer eigenen Zuvorkommenheit, denn ſobald der Unbekannte ſich von einem Müßiggänger beobachtet glaubte, ſtarrte er ihn ſo grimmig an, daß ſelbſt der verſtockteſte Gaffer raſch von dannen ſchritt, als wäre er auf eine Schlange getreten. — Nachdem er lange unentſchloſſen dageſtanden hatte, fuhr ſich der hagere Fremde plötzlich mit der Hand über die Stirn, wie um die Gedanken, die ſie durchfurcht hatten, zu verſcheuchen, und ſchien offenbar einen verzweifelten Entſchluß zu faſſen. Er warf auf Frau und Kind einen durchbohrenden Blick, zog dann einen langen Dolch hervor und ſagte, indem er ihn ſeiner Gefährtin reichte, auf Italieniſch zu ihr: Ich will nachſehen, ob die Bonaparte's ſich unſrer noch entſinnen. — Und langſamen aber feſten Schritts trat er zum Eingang des Palaſtes hin, wo er ſelbſtverſtändlich von einem Wachtpoſten der Conſulargarde angehalten wurde. Die Unterhandlungen waren von kurzer Dauer, denn dem hartnäckigen Andringen des Unbekannten ſtellte der Soldat mit gefälltem Bajonet ein militäriſches Ultimatum. Da fügte es der Zufall, daß gerade in dieſem Augenblick der Poſten abgelöſ't wurde und daß der Corporal den Fremden mit größter Bereitwilligkeit zum Commandirenden der Wache führte.

---

*) 1830.

Melden Sie Bonaparte, es wünſche Bartolomeo di Piombo ihn zu ſprechen, ſagte der Italiener zum dienſtthuenden Hauptmann.

Umſonſt ſuchte der Offizier dem Unbekannten klar zu machen, daß man nicht vorgelaſſen werden könne, ohne zuerſt den erſten Conſul ſchriftlich um Audienz gebeten zu haben: Bartolomeo beſtand auf ſeinem Begehren, durch den Hauptmann bei Bonaparte angemeldet zu werden. Darauf hin berief ſich der Offizier auf ſeine Ordre und weigerte ſich rundweg, das Anſinnen des ſonderbaren Beſuchers zu berückſichtigen. Bartolomeo runzelte die Stirn, warf dem Commandanten einen furchtbaren Blick zu, als mache er ihn für alles Unheil verantwortlich, das dieſe Weigerung möglicherweiſe nach ſich ziehen würde, und ſtellte ſich ſchweigend, mit krampfhaft ineinandergeſchlagenen Armen, in der verbindenden Halle zwiſchen Hof und Garten der Tuilerieen auf. Der ausdauernden Willenskraft zeigt ſich in den meiſten Fällen der Zufall dienſtfertig. So kam es auch, daß im Moment, wo ſich Bartolomeo di Piombo auf einen der am Eingang der Halle befindlichen Eckſteine niederſetzte, ein Wagen vorfuhr, aus welchem Lucian Bonaparte, der damalige Miniſter des Innern, herausſprang.

Ah, Lucian! rief der Fremde im corſiſchen Dialekt, wie glücklich fügt es ſich, daß ich dich treffe!

Bei dieſen Worten blieb Lucian, der ſchon vorübereilen wollte, ſtehen, ſah ſich ſeinen Landsmann an, erkannte ihn, und beim nächſten Wort, welches ihm dieſer zuflüſterte, nahm er ihn mit ſich hinauf. Im Cabinet des erſten Conſuls befanden ſich gerade Murat, Lannes und Rapp, als die Beiden eintraten. Piombo's Erſcheinung war eine ſo auffallende, daß die Unterhaltung ſofort ins Stocken gerieth. Nun zog Lucian Napoleon bei der Hand abſeits in eine Fenſterniſche, und nach einem kurzen Geſpräch mit ſeinem Bruder machte der erſte Conſul eine Handbewegung, auf welchen Befehl hin Murat und Lannes das Zimmer verließen. Rapp, um bleiben zu können, that, als ob er nichts geſehen hätte;

es bedurfte einer heftigen Bedeutung von Seiten Bonaparte's, bevor ſich der Generaladjutant — mit verdroſſener Miene — entfernte. Da der erſte Conſul gleich darauf vernahm, daß im Vorzimmer Jemand auf und ab ging, eilte er hinaus, und ſah Rapp bei der Wand ſtehen, welche das Cabinet vom Vorzimmer trennte.

Willſt du denn nicht begreifen, ſagte der erſte Conſul, daß ich allein ſein muß mit meinem Landsmann?

Ein Corſe! antwortete der Adjutant. Den Leuten traue ich zu wenig, um nicht ....

Der erſte Conſul mußte unwillkürlich lächeln, und ſchob ſeinen Getreuen ganz leiſe bei den Schultern nach der Thüre.

Nun, mein armer Bartolomeo, was ſuchſt du hier? redete er Piombo an.

Deinen Schutz und eine Zuflucht, ſagte Bartolomeo mit Ungeſtüm, wofern du ein echter Corſe biſt.

Was für ein Unglücksfall vertrieb dich aus der Heimath? Du warſt doch der Reichſte dort, und ....

Ich habe alle Porta's umgebracht, erwiderte der Corſe mit tiefer Stimme und zuſammengezogenen Brauen.

Der erſte Conſul wich überraſcht zwei Schritte zurück.

Willſt du mich etwa verrathen? rief Bartolomeo, ihm düſter ins Geſicht ſchauend. Weißt du wohl, daß es in Corſica noch vier Piombo's giebt?

Lucian ergriff ſeinen Landsmann beim Arm und fuhr ihn, während er ihn ſchüttelte, heftig an:

Biſt du gekommen, um dem Retter Frankreichs zu drohen?

Bonaparte befahl dem Bruder mit einem Wink, zu ſchweigen. Dann fragte er Piombo mit ruhigem Blick: Und warum haſt du ſie umgebracht, die Porta's?

Wir waren wieder Freunde, antwortete Bartolomeo; die Barbanti hatten uns mit einander ausgeſöhnt. Eines Tages, nachdem wir uns zugetrunken, um allen Hader zu begraben, verließ ich ſie wegen eines Geſchäfts, das ich in Baſtia beſorgen mußte. Sie waren bei mir zu Haus geblieben und ſteckten meine Reben zu Longone in Brand. Meinen Sohn Gregorio haben ſie erſchlagen und wollten meinem Weib und meiner Tochter Ginevra ein Gleiches anthun; doch die hatten an demſelben Morgen das Abendmahl genoſſen, und die heilige Jungfrau hat über ihnen gewacht. Als ich zurückkehrte, fand ich mein Haus nicht mehr, das ich, in der Aſche umherwatend, ſuchte. Da plötzlich ſtieß ich mit dem Fuß an einen Körper: beim Schein des Mondes erkannte ich meinen Gregorio. Die Porta's ſind gewesen, dachte ich bei mir ſelbſt und ging ſchnurſtracks in den Wald. Dort verſammelte ich einige Männer um mich, die mir zu Dank verpflichtet waren — du verſtehſt doch Bonaparte? — und nun voran, zum Weingarten der Porta's. Um fünf Uhr früh kamen wir an, und um ſieben ſtanden ſie Alle vor Gott. Giacomo will zwar wiſſen, daß ein Kind, der kleine Luigi, durch Eliſa Vanni gerettet worden, aber ich hatte es mit eigenen Händen im Bettchen feſtgebunden, bevor ich das Haus anzündete. Ohne ermitteln zu können, ob Luigi Porta wirklich noch am Leben ſei, habe ich mit Frau und Kind die Inſel verlaſſen.

Bonaparte betrachtete Bartolomeo neugierig, doch ohne Verwunderung.

Wie viel waren es? fragte Lucian.

Ihrer ſieben, antwortete Piombo. Euch haben ſie vor Zeiten auch verfolgt, ſetzte er hinzu, und da dieſe Bemerkung bei den zwei Brüdern auch nicht die Spur der erwarteten Regung hervorbrachte, rief er im Ton der Verzweiflung: Nein, ihr ſeid keine Corſen mehr! Ich gehe. — Und doch bin ich euch früher hülfreich geweſen, fügte er vorwurfsvoll hinzu. Ohne mich wäre deine Mutter nimmermehr nach Marſeille gekommen, ſagte er, zum erſten Conſul gewendet, der nachdenklich, den Arm auf den Vorſprung des Kamins geſtützt, daſtand.

Piombo, antwortete Napoleon, als Mann von Gewiſſen kann ich dich nicht in den Schutz meiner Flügel nehmen. Ich bin das Oberhaupt einer großen Nation geworden und ſtehe an der Spitze dieſer Republik, um den Geſetzen Geltung zu verſchaffen.

Ja ſo! ſagte Bartolomeo.

Aber ein Auge darf ich ſchon zudrücken, fuhr Bonaparte fort. Die Unſitte der Blutrache wird in Corſica dem Walten der Geſetzlichkeit noch lange im Wege ſtehen, ſetzte er mit ſich ſelber redend hinzu, wenngleich ſie um jeden Preis beſeitigt werden muß.

Bonaparte ſchwieg einige Augenblicke, und Lucian gab Piombo durch einen Wink zu verſtehen, er ſolle ein Gleiches thun, denn ſchon ſchüttelte der Corſe mißbilligend den Kopf.

Bleib hier wohnen, begann der erſte Conſul, ſich wieder an Bartolomeo wendend; wir wiſſen nicht darum. Einſtweilen werde ich deine Güter unter der Hand ankaufen laſſen, um dir deine Exiſtenz zu ſichern. Dann ſpäter, wenn einige Zeit darüber verſtrichen, werden wir anderweitig für dich ſorgen. Aber nichts mehr von dergleichen Gewaltthaten! Hier kann man ſich in keinen Wald flüchten, und du dürfteſt auf keinerlei Schonung rechnen, wenn du abermals zum Dolche greifen würdeſt, denn es ſteht hier Jeder unter dem Schutze des Geſetzes, und ſich eigenmächtig zum Recht verhelfen, iſt verpönt.

Ein ſonderbares Land, über das er da regiert! ſagte Bartolomeo, indem er nach Lucian's Hand griff und ſie ſchüttelte. Aber ihr habt, da ich im Unglück bin, ein Herz für mich: von heut an bin ich euer auf Leben und Tod, und ihr könnt von jedem Piombo verlangen was euch beliebt.

Bei dieſen Worten glättete ſich die Stirne des Corſen, und er ſchaute mit dem Ausdruck der Befriedigung im Zimmer umher.

Ihr habt es euch wirklich bequem gemacht hier, ſagte er lächelnd, wie Einer, der ſich dasſelbe wünſcht, und wie ein Cardinal ſiehſt du aus in deinem rothen Anzug.

Es ſteht nur bei dir, Carrière zu machen und im eigenen Palaſte zu wohnen, bemerkte Bonaparte, der ſeinen Landsmann mit den Blicken maß. Ich werde mehr als Einmal in den Fall kommen, Umſchau zu halten nach einem ergebenen Freunde, welchem unbedingt zu trauen iſt.

Mit einem Laut der Freude, der wie ein Seufzer aus ſeiner breiten Bruſt ſtieg, ſtreckte Piombo dem erſten Conſul die Hand entgegen und ſprach: Du haſt den Corſen doch noch nicht abgeſtreift!

Bonaparte lächelte. Schweigend betrachtete er den Mann, aus deſſen Weſen ihn die Luft der Heimath gleichſam anwehte, die Luft jener Inſel, wo er einſt dem Haſſe der „engliſchen Partei“ in ſo wunderbarer Weiſe entgangen war, und die er nie mehr wiederſehen ſollte. Dann winkte er ſeinem Bruder, und dieſer verließ mit Bartolomeo di Piombo das Zimmer. Lucian erkundigte ſich angelegentlichſt nach der materiellen Lage des früheren Beſchützers ſeiner Familie.

Piombo führte den Miniſter des Innern an ein Fenſter und zeigte ihm von dort aus ſein Weib und Ginevra, welche auf einem Steinhaufen ſaßen. Wir haben den Weg von Fontainebleau hierher zu Fuß gemacht, ſagte er, und haben keinen rothen Heller.

Hierauf gab Lucian dem Landsmann ſeine Börſe und beſchied ihn auf den nächſten Tag zu ſich, um zu berathen, wie der Familie am Beſten aufgeholfen wer-

Doch wie ſie leuchtet über meinen Wegen,
So kehrt die Hoffnung und die Furcht entflieht.
O kehre wieder, theures Licht, o kehre,
Damit mich nicht die wilde Furcht verzehre!

38.

Entfernt die Sonne ſich an kurzen Tagen,
So birgt die Erde was ſie Schönes hat,
Die Winde bringen Eis und Schnee getragen,
Kein Vogel ſingt, und Blüthe fällt und Blatt:
So, muß ich fern von deinem Lichte zagen,
Dann bin ich, holde Sonne, krank und matt,
Und tauſendfache Furcht bringt, unſagbare,
Manch rauhen Winter mir in Einem Jahre.

39.

O kehre, holder Gott, und länger fehle
Der ſüße, heißerſehnte Lenz mir nicht!
O ſchmilz das Eis, den Schnee in meiner Seele,
Und heitre dieſe Wolken, ſchwer und dicht! —
Wie Progne jammert oder Philomele,
Die ferne war in zarter Mutterpflicht,
Und leer das Neſt erblickt; wie eine Taube,
Wenn die Genoſſin war dem Feind zum Raube,

40.

So jammert Bradamante; denn ihr Freund,
Befürchtet ſie, bleib' ewig ihr entriſſen,
Und wo ſie immer ungeſehn ſich meint,
Da netzt ſie ihr Geſicht mit Thränengüſſen.
O, wie viel bittrer hätte ſie geweint,
Wenn ſie gewußt, was ſie nicht konnte wiſſen!
Daß ihr Geliebter, unter Qual und Noth,
Im Kerker liegt, verdammt zum ſchnödſten Tod.

den könne. Der Geſammtbetrag der Güter, die Piombo in Corſica beſaß, reichte zu deſſen anſtändigem Fortkommen in Paris kaum aus.

Zwiſchen dem Eintreffen der Familie Piombo in Paris und den Ereigniſſen, die nun erzählt werden ſollen und zu deren Verſtändniß das Geſagte weſentlich beitragen wird, liegt ein Zwiſchenraum von fünzehn Jahren.

Zur Zeit, in die wir uns nunmehr verſetzen müſſen, war Servin, einer unſerer hervorragendſten Künſtler, auf den damals neuen Gedanken gerathen, ein Atelier zu eröffnen, worin junge Damen in der Malerei unterrichtet wurden. Er war ſchon in den Vierzigen, hatte, da er ganz in ſeiner Kunſt aufging, ein tadelloſes Leben hinter ſich und war, aus uneigennütziger Neigung, mit einer unbemittelten Generalstochter verheirathet.

Zuerſt begleiteten die Mütter ihre Töchter in die Lehrſtunde, ſpäter jedoch begnügten ſie ſich damit, ſie hinführen zu laſſen, denn ſie hatten die leitenden Grundſätze des Meiſters hinlänglich erkannt und wußten den Eifer zu ſchätzen, womit er befliſſen war, ſich allgemeines Vertrauen zu erwerben. Es lag mit im Plane des Malers, nur Schülerinnen aus reichen oder angeſehenen Familien aufzunehmen, um jedem Tadel über die Zuſammenſetzung ſeiner Claſſen vorzubeugen; er ging ſogar ſo weit, diejenigen Mädchen auszuſchließen, welche ſich zu Künſtlerinnen von Fach heranbilden wollten und denen er gewiſſe Studien nicht hätte vorenthalten dürfen, die für die tiefere Förderung eines Talents unerläßlich ſind. Dieſe Fürſorge von Seiten des Meiſters, die Ueberlegenheit, womit er ſeine Schülerinnen in das innere Weſen des künſtleriſchen Schaffens einführte, die Beruhigung, die den Eltern zu Theil ward, ihre Kinder in ebenbürtigem Verkehr zu wiſſen, und dazu noch die anerkannte Bürgſchaft von Servin's Charakter, reinen Sitten, achtungswerther Ehe, verhalfen ihm in allen Salons zu einem vorzüglichen Rufe, ſo daß, wenn ein Mädchen zeichnen oder malen zu lernen wünſchte und die Mutter irgend wen um Rath anging, die Antwort regelmäßig lautete: Schicken Sie ſie doch zu Servin! — Servin war alſo für weibliche Malerei eine Specialität geworden, die derjenigen eines Herbault in Hüten, eines Leroy in Modeartikeln, oder eines Chevet in Delicateſſen nichts nachgab, und es galt für eine unbeſtrittene Thatſache, daß eine Dame, welche den Servin'ſchen Lehrcurs abſolvirt hatte, befähigt ſei, über die Gemälde der Ausſtellung ein endgültiges Urtheil auszuſprechen, ein vortreffliches Porträt auszuführen, einen Meiſter zu copiren, und ihr Original-Genrebildchen zu liefern. Die Leiſtungen des Lehrers entſprachen demnach allen Anforderungen der ariſtokratiſchen Kreiſe. Aber trotz ſeiner Beziehungen zu den vornehmſten Häuſern von Paris hatte Servin unabhängige politiſche Geſinnungen bewahrt und legte keinem Menſchen gegenüber jenes ungezwungene, witzige, zuweilen ſarkaſtiſche Weſen, kurz jene Freiheit der Anſchauung ab, wodurch ſich die Maler auszeichnen. Seine ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit und Vorſorge erſtreckte ſich bis auf die Einrichtung ſeines Unterrichtslocals. Der Eingang zum Dachboden, der über ſeinen Privatzimmern lag, war zugemauert worden, und man konnte nur mehr durch eine im Innern der Wohnung angebrachte Treppe dahingelangen. Das Atelier, welches, Dank dieſer Vorſichtsmaßregel, gleich einem Harem jeder unheiligen Berührung mit der Außenwelt entrückt war, nahm den ganzen Flächenraum unter dem Dache ein und hatte jene ungeheure Ausdehnung, welche jeden neugierigen Beſucher ſtets überraſcht, der, weil er ſechzig Fuß hoch ſtieg, den Künſtler in ein Bodenkämmerchen eingepfercht finden zu müſſen glaubt. Dieſe Art von Galerie war verſchwenderiſch erhellt durch rieſige Glasfenſter, die, wie in allen Ateliers, mit großen grünen Vorhängen verſehen waren, vermittelſt deren man die Beleuchtung je nach Bedürfniß mildern konnte. Die vielen gezeichneten, gemalten oder mit einer Meſſerſpitze einradirten Caricaturen und Köpfe an den dunkelgrau angeſtrichenen Wänden legten Zeugniß davon ab, daß, abgeſehen vom Unterſchied in dem Ausdruck, die feinſten jungen Damen in der Tollheit der Einfälle den Männern keineswegs nachſtehen. Ein anderer unausbleiblicher Schmuck dieſer Kunſthalle war ein kleiner Ofen, deſſen lange Rohre ſich in entſetzlichen Winkelzügen krümmten, bevor ſie ſich in den höhern Regionen des Dachſtuhls verloren. Ringsum zog ſich die Wand entlang ein Brett hin, auf welchem Gypsmodelle, meiſt unter einer Schichte von gelblichem Staub, in wirrem Durcheinander ſtanden oder lagen. Unter dem Brett hing hin und wieder an einem Nagel ein ſchmerzlich ſtarrender Niobe-Kopf, eine lächelnde Aphrodite, eine Hand, die ſich einem wie die eines Bettlers plötzlich vor die Augen drängte, oder einige Muskelabgüſſe, welche, von Rauch gebräunt, ausſahen wie ächte, Tags zuvor aus ihren Särgen genommene Gliedmaßen; dazu noch Gemälde, Zeichnungen, Puppen, Rahmen ohne Inhalt und Leinwandſtücke ohne Rahmen — das Alles drückte dem unregelmäßigen Raume das echte Gepräge der Atelierphyſiognomie auf, deren Grundzug da kein anderer iſt als eine ſeltſame Miſchung von Putz und Nacktheit, Elend und Ueberfluß, Sorgfalt und Vernachläſſigung. In ſolch einer Halle, deren koloſſaler Umfang Alles klein erſcheinen läßt, ſogar den Menſchen, riecht es nach der Theatercouliſſe: es liegen, wie dort, alte Tücher, vergoldete Rüſtungen, Coſtümſtücke, Inſtrumente aller Art umher; aber es liegt auch etwas in der Luft, groß wie der Gedanke: hier hauſen der Genius und die Vergänglichkeit, Diana oder Apollo neben einem Todtenſchädel oder einem Skelett, das Schöne und die Unordnung, Poeſie und Wirklichkeit, die reichſten Farben im dunkelſten Winkel und — wie oft! — ſtumm und regungslos ein ganzes Trauerſpiel. Welch eine paſſende Verſinnlichung von dem Treiben im Kopfe des Künſtlers!

Im Augenblick, wo dieſe Geſchichte beginnt, erhellte die blendende Juliſonne das Atelier und durchſchnitt es der Tiefe nach mit zwei Strahlen, zwei breiten, durchſichtigen Goldſtreifen, in denen der Staub erglühte. Wie die Maſtbäume in einem Seehafen ragten die ſchlanken Spitzen von einem Dutzend Staffeleien empor. Mehrere Mädchen belebten die Scenerie ſowohl durch ihre verſchiedenen Typen und Stellungen, wie durch Mannigfaltigkeit ihrer Toiletten. Die kräftigen Schatten der je nach den Erforderniſſen jeder einzelnen Arbeit verwendeten grünen Vorhänge bewirkten eine Menge maleriſcher Gegenſätze und pikanter Helldunkeleffecte. Im ganzen Atelier war dieſe Gruppe das anziehendſte Bild: ein blondes, einfach gekleidetes Mädchen arbeitete, abſeits von ihren Mitſchülerinnen, muthig drauf los und ſchien ein herannahendes Unglück zu ahnen; Keine ſah nach ihr hin oder redete ſie an; ſie war von Allen die Hübſcheſte, Beſcheidenſte und wenigſt Reiche. In zwei Hauptgruppen, die ſich in geringer Entfernung auseinanderhielten, ſchieden ſich, bis in dieſes Atelier hinein, wo ſich doch Rang- und Vermögensverhältniſſe hätten verwiſchen ſollen, zwei Geſellſchaftsclaſſen, zwei Geſinnungsſphären. Sie boten einen für Männer befremdlichen Anblick, dieſe Mädchen, die zwiſchen ihren Farbenſchachteln ſaßen oder ſtanden, und ihre Pinſel herrichtend oder damit ſpielend, oder um die buntſchimmernde Palette beſchäftigt, malend, plaudernd, lachend, trällernd, dem innern Weſen freien Lauf ließen und die Eigenart ihres Charakters entfalteten:

die Eine, ſtolz, hochfahrend, launiſch, mit ſchwarzem Haar und feinen Fingern, wirft ſprühende Blicke planlos um ſich; jene lichte Brünette mit den weißen, zarten Händchen, ſorglos und munter, immer ein Lächeln auf den Lippen, die echte franzöſiſche Jungfrau, ohne Hintergedanken hinlächelnd, lebt lediglich in der Gegenwart: eine Dritte ſenkt träumeriſch, melancholiſch-bleich das Haupt, wie eine welkende Blume, während ihre große Nachbarin, die man, nach den weitgeſchlitzten, ſchwarzen, feuchten-Augen und der apathiſchen Haltung, für eine Orientalin hätte halten können, zwar eben ſo wenig ſpricht, aber vor ſich hinbrütend zum Kopfe des Antinous verſtohlen hinüberſchielt. Alle dieſe Mädchen überſah mit Einem Späherblick eine luſtige Perſon voll drolliger Einfälle und ſcharfen Witzes, welche, gleich dem Gracioſo der ſpaniſchen Komödie, Jedermann zum Lachen brachte, und deren unabläſſig von der Arbeit wegblickendes Geſicht zu lebendig war, um nicht hübſch zu ſein. Sie gab den Ton an in der erſten Gruppe, die aus Banquiers-, Advocaten- und Kaufmannstöchtern beſtand, — Alle, wenn auch von reichen Eltern, der kaum wahrnehmbaren und dennoch verletzenden Geringſchätzung preisgegeben, mit deren Nadelſtichen die Andern, die Ariſtokratinnen, ſehr freigebig aufwarteten. Die Letzteren ſtanden unter dem Commando der Tochter eines königlichen Cabinetsſecretärs; dieſes kleine, ebenſo einfältige wie hochmüthige Geſchöpf that ſich viel darauf zu gut, einen „mit einer Hofcharge bekleideten Vater“ zu haben, that demgemäß immer dergleichen, als verſtände ſie ſofort jede Bemerkung des Lehrers, und ſchien bloß aus Barmherzigkeit zu arbeiten; ſie bediente ſich einer Lorgnette, kam nie anders als in großem Staat, gewöhlich verſpätet, und bat die Andern, doch leiſe zu reden. Reizende Taillen und feingeſchnittene Geſichter gab es in dieſer zweiten Gruppe, aber in den Augen war wenig Urſprünglichkeit zu entdecken, und waren die jungen Damen auch elegant in ihrer Haltung und in ihren Bewegungen graziös, ſo ging doch ihrer Phyſiognomie der Ausdruck der Offenheit ab: man errieth ſogleich, daß ſie einer Welt angehörten, wo die Höflichkeit die Charaktere frühzeitig verbildet und der Mißbrauch der wohlthuenden Formen der Geſelligkeit die Gefühle ertödtet und die Selbſtſucht entwickelt. Wenn aber die Mädchenverſammlung vollzählig war, befanden ſich auch manche kindliche Köpfe von entzückender jungfräulicher Reinheit darunter, mit einem halberſchloſſenen Mund, aus dem ſelbſt die weißen Zähnchen unſchuldsvoll hervorſchimmerten, von einem Madonnenlächeln umſpielt. Dann konnte man das Atelier auch mit keinem Serail mehr vergleichen: der Anblick erinnerte an eine Gruppe von Engeln auf einer Wolke des Himmels.

Es war ungefähr Mittag; Servin war noch nicht erſchienen. Seit einigen Tagen brachte er die meiſte Zeit auswärts in ſeinem Privatatelier zu, wo er an einem Bilde für die Ausſtellung malte. Plötzlich ließ ſich Fräulein Amélie Thirion, die Wortführerin der ariſtokratiſchen Rechten dieſer kleinen Verſammlung, in ein langes Geſprach mit ihrer Nachbarin ein; tief ſtille wurde es in der Patriziergruppe; die plebejiſche Partei verſtummte gleichfalls und bemühte ſich, den Gegenſtand der ungewöhnlichen Conferenz zu errathen. Das Geheimniß der jugendlichen Reaction ward auch bald entſchleiert, denn Amélie ſtand auf, nahm eine ein paar Schritte abſeits ſtehende Staffelei und trug ſie ziemlich weit von der blaublutigen Gruppe an eine garſtige Riegelwand hin, welche das Atelier von einem finſtern Verſchlag trennte, wo man die zerbrochenen Gypsmodelle, die vom Lehrer verworfenen Bilder und im Winter den Holzvorrath unterbrachte. Die That rief ein Gemurmel der Verwunderung hervor, das jedoch Amélie nicht verhinderte, den Umzug zu vervollſtändigen, indem ſie der Staffelei auch die Farbenſchachtel und das Tabouret, kurz das ganze Mobiliar nachfolgen ließ, bis zu dem Bilde von Prudhon, das die abweſende Collegin copirte. Nach vollbrachtem Staatsſtreich nahm die rechte Seite des Hauſes in aller Stille die Arbeit wieder auf; links aber kam es zu einer langen Debatte.

Was wird wohl Fräulein Piombo dazu ſagen? fragte eines der Mädchen.

Wenn ich ſie recht kenne, gar nichts, antwortete Fräulein Mathilde Roguin, die alſo interpellirte ſchelmiſche Pythia der erſten Gruppe; aber nach fünfzig Jahren wird ſie ihnen den Schimpf noch ſo gedenken, als wäre er ihr Tags zuvor angethan worden, und wird

Mittel und Wege finden, ſich blutig zu rächen. Mit einer Perſon, wie ſie, möchte ich nicht auf dem Kriegsfuße ſtehen.

Die Acht, welche jene Damen über ſie verhängen, bemerkte eine Dritte, iſt um ſo ungerechtfertigter, als Fräulein Ginevra vorgeſtern ſehr betrübt war; ihr Vater, ſagt man, hat ſeine Entlaſſung genommen. Ihre traurige Stimmung kann alſo nur verbittert werden, und doch hat ſie ſich während der hundert Tage jenen Damen gegenüber ſehr nett benommen. Hat ſie ihnen jemals auch nur Ein verletzendes Wort geſagt? Sie vermied es ſogar überhaupt, von Politik zu reden. Aber die Reaction dort drüben ſcheint eher vom Neid als vom Parteigeiſt zur That getrieben.

Ich habe große Luſt, Fräulein Piombo's Staffelei herüberzuholen und neben meine zu ſtellen, ſagte Mathilde Roguin. Sie ſtand auf, aber ein plötzliches Bedenken drückte ſie auf ihren Sitz zurück: Bei Fräulein Ginevra's Charakter, ſagte ſie, iſt nicht vorauszuſehen, wie ſie unſere Aufmerkſamkeit aufnehmen würde; warten wir lieber ab.

Eccola, hauchte ſchmachtend das Mädchen mit den ſchwarzen Augen.

In der That konnte man Jemand die Treppe heraufſchreiten hören. Dieſes Wort: ſie kommt! flog von Mund zu Mund, und die feierlichſte Stille herrſchte im Atelier.

Zum Verſtändniß der Wichtigkeit dieſes von Amélie Thirion decretirten Oſtracismus müſſen wir beifügen, daß dies in den letzten Julitagen des Jahres 1815 geſchah. Die zweite Rückkehr der Bourbonen hatte gar manches Freundſchaftsverhältniß getrübt, welches den Erſchütterungen der erſten Wiedereinſetzung Ludwig's XVIII. nicht erlegen war. Es gab beinah keine Familie, in der ſich nicht, in Folge der politiſchen Meinungsverſchiedenheit, viele jener bedauernswerthen Conflicte erneut hätten, welche in Zeiten des Bürger- und Religionskriegs die Geſchichte aller Völker entwürdigen. Kinder, junge Mädchen, Greiſe wurden von der monarchiſchen Fieberhitze angeſteckt, welche die Regierung erfaßt hatte. Die Zwietracht ſchlich ſich allenthalben ein, und das Mißtrauen färbte die vertraulichſten Handlungen und Aeußerungen ſchwarz. Ginevra Piombo hing mit wahrer Abgötterei an Napoleon; wie hätte ſie ihn auch haſſen können? War doch der Kaiſer, ihr Landsmann und der Wohlthäter ihres Vaters. Der Baron von Piombo zählte zu denjenigen Dienern Napoleon's, die an der Rückkehr von der Inſel Elba den thatkräftigſten Antheil genommen hatten. Unfähig, ſeinen politiſchen Glauben zu verläugnen, ja mehr noch: eifrig beſtrebt, denſelben laut zu bekennen, blieb der alte Baron von Piombo in Paris mitten unter ſeinen Feinden. Ginevra Piombo konnte im Atelier um ſo leichter unter die Verdächtigen gerechnet werden, als ſie aus dem Kummer, den die zweite Kataſtrophe Napoleon's ihren Eltern verurſachte, kein Hehl gemacht. Sie hatte Thränen, vielleicht die erſten in ihrem Leben, geweint bei der doppelten Trauerkunde von Bonaparte's Gefangenſchaft auf dem Bellerophon und der Verhaftung von Labédoyère.

Die jungen Damen der ariſtokratiſchen Gruppe ge-

41.

Wie grauſam jene böſe Alte wüthe
An dem gefangnen guten Rittersmann,
Und wie ſie über neuen Qualen brüte,
Womit ſie grauſam ihn zu morden ſann,
Das zeigt jetzt durch's Gerücht die ew'ge Güte
Dem hochgeſinnten Sohn des Kaiſers an,
Und führt ihn zum Entſchluß, ihm beizuſtehen;
Denn ſo viel Tugend darf nicht untergehen.

42.

Leo, deß' Freundſchaft Rüd'gern ſich verbündet,
Obgleich ihm der Gefangne nicht bekannt,
Weil ſeine Liebe ſich am Muth entzündet,
Der ihn als übermenſchlich übermannt,
Erwägt, ſinnt hin und her, bis er ergründet,
Wo ſich ein Weg zu ſeiner Rettung fand,
So daß nicht wider ihn die harte Baſe,
Beleidigt, in des Zornes Funken blaſe.

43.

Er wolle, ſagt er dann geheimer Weiſe
Dem Manne, der des Kerkers Schlüſſel hat,
Den Ritter ſehn, eh' er die letzte Reiſe,
Die ſchwere machen ſoll zur Schädelſtatt;
Und geht bei Nacht mit einem Treuen leiſe,
Der keck iſt und zu Händeln nimmer matt,
Zum Kaſtellan, der keinem darf entdecken,
Er ſei der Prinz, den Anſchlag zu vollſtrecken.

44.

Der Kaſtellan führt heimlich, ohne Wiſſen
Der Seinen, beide ſelbſt zum Thurme hin,
Wo Rüd'ger muß das Licht der Sonne miſſen,
Zur letzten Qual bereit. Kaum ſind ſie d'rin,

hörten Familien an, in denen der royaliſtiſche Cultus die höchſte Höhe erreicht hatte, und es würde ſchwer halten, auch nur annähernd die Maßloſigkeit jener Epoche und den Abſcheu zu ſchildern, den damals die Bonapartiſten erweckten. Wie unbedeutend und kleinlich uns die That Amélie's jetzt erſcheinen mag, damals war ſie der natürliche Ausfluß jenes Abſcheu's. Seit dem erſten Tag ihrer Aufnahme in das Atelier hatte Ginevra Piombo, die eine der erſten Schülerinnen Servin's geweſen war, den Platz inne, von dem man ſie nun verdrängen wollte und um den herum die ariſtokratiſche Gruppe ſich allmählich angeſiedelt hatte; ſie mußte, von einem Platz verjagt, der gleichſam ihr eigner Grund und Boden war, neben dem Zorn über die Beleidigung auch einen gewiſſen Schmerz empfinden, denn jeder Künſtler hat eine Vorliebe für die ſelbſtgewählte Stätte ſeines Schaffens. Möglicherweiſe ſpielte jedoch in dem Beſchluß der reactionären Fraction des Ateliers die politiſche Abneigung nur eine untergeordnete Rolle: Ginevra Piombo war, als die tüchtigſte von Servin's Schülerinnen, der Gegenſtand eines tief eingewurzelten Neides; einerſeits galt ſie für den anerkannten Liebling des Lehrers, welcher ihren Charakter nicht minder hochſchätzte, als ihr Talent, und immer ſie als Maßſtab für die Beurtheilung der Leiſtungen ihrer Colleginnen aufſtellte; andererſeits übte ſie, ohne daß man ſich dieſe Macht über ihre Umgebung hätte erklären können, auf die kleine Welt des Ateliers faſt ein gleiches Preſtige aus, wie Bonaparte auf ſeine

Regimenter. Schon vor einigen Tagen war für die ariſtokratiſche Partei die Entthronung dieſer Königin eine beſchloſſene Sache geweſen; da aber Niemand den Muth gehabt, mit der Bonapartiſtin offen zu brechen, hatte Fräulein Thirion ſoeben einen entſcheidenden Schlag geführt, der ihre Freundinnen zu Mitſchuldigen ihrer Gehäſſigkeit machen mußte. Wiewohl Zwei oder Drei von der Rechten dem Opfer von ganzem Herzen gut waren, ſo hatten die Eltern ſie zu Hauſe in politiſchen Dingen doch dermaßen geſchult, daß ſie, mit jenem dem weiblichen Geſchlecht angebornen Scharfſinn, für gut fanden, in unthätiger Neutralität den ganzen Streit zu ignoriren. Ginevra wurde alſo bei ihrem Eintreten mit tiefem Schweigen empfangen. Bis zur Stunde war ſie von allen Schülerinnen Servin's die ſchönſte, größte und wohlgewachſenſte. In ihrem Gang lag ein anmuthig edles Etwas, welches Achtung abnöthigte. Ihr geiſtvolles Geſicht ſchien zu leuchten, ſo innig war es von jener den Corſen eigenthümlichen Lebendigkeit beſeelt, die die Ruhe keineswegs ausſchließt. Das lange, ſchwarze Haar und die ſchwarzen Augen und Wimpern verriethen die Leidenſchaftlichkeit ihres Naturells. Aus den weich geformten Mundwinkeln und den etwas zu ſtarken Lippen blickte jene Seelengüte, die bei ſtarken Weſen dem Bewußtſein eigener Kraft entquillt; aber die Anmuth dieſer Züge war, in Folge eines ſonderbaren Naturſpiels, gleichſam widerlegt durch eine Marmorſtirn, welche das ächt corſiſche Gepräge wildſcheuen Stolzes trug. Hierin allein lag das Band zwiſchen ihr und ihrer Heimath; in der ganzen übrigen Erſcheinung herrſchte das hingebend Schmiegſame der lombardiſchen Schönheiten ſo herzgewinnend, daß nur, wer ſie nicht ſah, ihr Etwas, und wär's auch das Geringſte geweſen, hätte zu Leide thun können. So mächtig war der Zauber, den ſie ausübte, daß ihr Vater ſie, aus Vorſicht, nie allein ausgehen ließ. Der einzige Mangel an der durchaus poetiſchen Geſtalt lag in den Vorzügen ihrer ſo üppig entfalteten Schönheit: ihr Ausſehen war das einer Frau. Sie hatte jeden Heirathsantrag ausgeſchlagen, dem Vater und der Mutter zu Liebe, weil ſie fühlte, wie unentbehrlich ſie den zwei alten Leuten war. Ihr Geſchmack an der Malerei war bei ihr an die Stelle der gewöhnlichen Jugendneigungen anderer Mädchen getreten.

Sie ſind ja ſo ſtill heut, meine Damen, ſagte ſie, nachdem ſie einige Schritte vorwärts gethan. — Guten Tag, liebe kleine Laura, ſetzte ſie mit ſanfter, ſchmeichelnder Stimme hinzu, und näherte ſich dem Mädchen, welches abſeits von den Andern malte. Der Kopf iſt recht gelungen; nur ſind die Fleiſchpartieen etwas zu röthlich; ſonſt iſt Alles ganz vortrefflich gezeichnet.

Laura ſchaute auf, ſah Ginevra voller Rührung an, und beide Geſichter überflog ein und dieſelbe zärtliche Heiterkeit. Ein flüchtiges Lächeln beſeelte die Lippen der Italienerin, welche innerlich befangen ſchien und nun langſam auf ihren Platz zuging, hie und da ſtehen bleibend, um auf eine Zeichnung oder ein Gemälde einen läſſigen Blick zu werfen, oder die Mädchen der erſten Gruppe einzeln zu begrüßen. Von der ungewöhnlichen Neugierde, welche ihre Anweſenheit hervorrief, merkte ſie nichts. Sie ſchritt einher wie eine Königin unter ihrem Hofſtaat. Auch die tiefe Stille, die im ariſtokratiſchen Lager herrſchte, zog ihre Aufmerkſamkeit nicht auf ſich; ſie ging an demſelben, ohne ein Wort zu ſprechen, vorüber. Vor ihrer Staffelei angekommen, öffnete ſie die Farbenſchachtel, band die braunen Aermelüberzüge, dann die Schürze um, betrachtete ihr Bild, prüfte die Palette, — gleichſam ohne zu wiſſen, was ſie that, ſo ſehr war ſie in ihre Gedanken verſunken. Alle Augen der bürgerlichen Gruppe waren auf ſie gerichtet. Bei den andern Mädchen äußerte ſich die Spannung ſo offenkundig zwar nicht, aber dennoch ſpähten ſie nicht minder erwartungsvoll zu Ginevra hinüber.

Es fällt ihr nicht auf, flüſterte Fräulein Roguin.

In demſelben Augenblick fuhr Ginevra aus der träumeriſchen Stellung empor, die ſie bei der Betrachtung ihres Bildes eingenommen hatte, und wendete den Kopf nach der Patriziergruppe. Mit einem einzigen Blicke maß ſie die zwiſchen dieſer und ihr liegende Entfernung und ſchwieg.

Sie merkt die beleidigende Abſicht nicht, flüſterte Mathilde wieder; ſie hat die Farbe nicht gewechſelt. Die wird es nicht wenig verdrießen, daß ihr der neue Platz mehr behagt als der alte! — Sie haben da einen ausgezeichneten Platz gewählt, Fräulein Piombo, ſagte ſie laut zu Ginevra.

Die Italienerin that, als höre ſie nichts, oder überhörte vielleicht wirklich die Anrede; ſie ſtand haſtig auf, ſchritt ziemlich langſam längs der Riegelwand hin, die das dunkle Cabinet vom Atelier trennte, und ſchien das oben in derſelben angebrachte Fenſter für ſo wichtig zu halten, daß ſie auf einen Seſſel ſtieg, um den grünen Vorhang, welcher dem Verſchlage das Licht entzog, höher zu befeſtigen. Während ſie dies that, reichte ſie mit dem Kopf bis zu einer unanſehnlichen Lücke in der Wand, dem wirklichen Ziele ihrer Beſtrebungen, denn der Blick, den ſie hindurchwarf, läßt ſich nur mit dem eines Geizhalſes vergleichen, welcher nach Aladdin's Reichthümern ſpäht; ſie ſtieg eilig wieder herab, ging zu ihrer Staffelei zurück, drehte dieſelbe nach rechts und links, that abermals dergleichen, als ſei ſie mit der Beleuchtung unzufrieden, rückte einen Tiſch an die Wand, auf den ſie den Seſſel ſtellte, kletterte dann mit Behendigkeit auf dieſes Gerüſt und ſchaute noch einmal durch die Lücke. Ein Blick nur in den durch das Hinaufziehen des Vorhangs heller gewordenen Raum — und das darin Geſehene wirkte ſo mächtig auf ſie, daß ſie taumelte.

Sie werden fallen, Fräulein Ginevra! rief Laura ihr zu.

Als alle Mädchen zu der Unvorſichtigen hinaufſchauten, fand dieſe in der Furcht, man möchte ihr zu Hülfe eilen, den Muth und mit ihm die Geiſtesgegenwart und das Gleichgewicht wieder; nur zitterte ihre Stimme noch ein klein wenig, als ſie, ſich auf dem Stuhl hin und herwiegend, rückwärtsgewendet zu Laura ſagte: Ach was! ſo wackelig wie ein Thron iſt's noch immer nicht. — Bei dieſen Worten riß ſie den grünen Vorhang raſch herunter, ſtieg nieder, ſchob den Tiſch und ſtellte den Stuhl recht weit von der Wand weg, trat wieder vor die Staffelei hin und rückte noch einige Male verſuchsweiſe daran, als wäre ſie noch immer mit der Beleuchtung nicht einverſtanden Doch es lag ihr an ihrem Bild zur Stunde blutwenig; das eigentliche Ziel, auf das ſie losſteuerte, war das dunkle Cabinet, neben deſſen Thüre ſie ſchließlich, wie ſie's beabſichtigte, ſich niederließ. Und nun erſt ging ſie in tiefſter Stille daran, ihre Palette herzurichten. Von ihrem gegenwärtigen Platze konnte ſie das leiſe Geräuſch deutlicher vernehmen, welches Tags zuvor ihre Neugier ſo mächtig gereizt und ihre junge Phantaſie auf die endloſe Bahn der Vermuthungen hinausgetrieben hatte. Sie hörte den ſchlafenden Mann, den ſie geſehen, kräftig und regelmäßig athmen. Ihre Wißbegierde war alſo vollkommen zufriedengeſtellt, aber zu gleicher Zeit hatte ſie auch eine ungeheuere Verantwortlichkeit auf ſich geladen, denn durch die Oeffnung hindurch hatte ſie den kaiſerlichen Adler und, auf einem ſpärlich beleuchteten Gurtenbette ausgeſtreckt, einen Offizier der Garde erblickt. Alles war ihr klar: Servin hatte einen Geächteten bei ſich aufgenommen, und jetzt zitterte ſie beim Gedanken, eine Mitſchülerin könnte ſich nähern, um ihr Bild zu betrachten, und dann das Athemholen des Unglücklichen hören oder irgend ein zufälliges Aufſeufzen, wie dies ja ihr ſelbſt während der letzten Unterrichtsſtunde widerfahren war. Sie beſchloß, neben der Thür zu bleiben und ſich, wenn ein gefahrbringender Zwiſchenfall auftauchen ſollte, auf die Eingebung des Moments zu verlaſſen.

Beſſer ich bin hier, dachte ſie, und wehre das Verhängniß von ihm ab, als ich ſetze den Aermſten den unberechenbaren Folgen einer Unbeſonnenheit aus. — Dies iſt der Schlüſſel zu der ſcheinbaren Gleichgültigkeit, womit Ginevra die Entfernung ihrer Staffelei aufgenommen hatte; ſie war innerlich darüber entzückt, weil ihr die Gelegenheit geboten worden war, ihre Neugierde in gar nicht auffälliger Weiſe zu befriedigen, und dann beſtürmten ſie gegenwärtig ſo viele Gedanken, daß ihr keine Zeit übrig blieb, dem Grund ihrer Beſeitigung nachzuſpüren. Für junge Mädchen, wie überhaupt für Jedermann, giebt es nichts Beſchämenderes, als eine Bosheit, eine Kränkung oder eine Stichelrede an der Geringſchätzung des Opfers derſelben ſcheitern zu ſehen. Der Haß ſcheint in gleichem Maße zu wachſen, wie ſich der Gegner über ihn erhebt. Ginevra's Benehmen war allen Schülerinnen räthſelhaft. Freund wie Feind theilte dasſelbe Staunen, denn jede Eigenſchaft mochte man ihr zuerkennen, nur keine Milde gegen einen Beleidiger. Wenn Ginevra, im Verlauf des Atelierlebens, auch nur ſelten eine Gelegenheit gefunden hatte, dieſe Charakterſchwäche blicken zu laſſen, ſo hatten dennoch die wenigen Beiſpiele ihres hartnäckigen Vergeltungstriebes in der Erinnerung Aller tiefe Spuren zurückgelaſſen. Nach langem Hin- und Herdeuteln kam Fräulein Roguin zu dem Schluß, daß ſich im Schweigen der Italienerin eine über jedes Lob erhabene Seelengröße bekunde: darauf hin faßte der von ihr beeinflußte Kreis den Entſchluß, die Adelspartei zu demüthigen, welcher Zweck durch ein Kreuzfeuer von ironiſchen Anſpielungen auch erfüllte wurde, unter dem es dem Hochmuth der Reaction recht übel erging. Das Erſcheinen von Servin's Frau ſetzte dieſen Plänkeleien ein Ziel. Mit dem Scharfſinn, welcher der Bosheit immer zur Seite ſteht, hatte Amélie die innere Spannung und Erregtheit, die Ginevra das ſauerſüße Wortgefecht überhören ließ, deſſen Veranlaſſung ſie doch war, bemerkt, zergliedert, erläutert. Die Rache, welche Fräulein Roguin nebſt Anhang an Fräulein Thirion und deren Partei nahm, zog die fatale Folge nach ſich, die jungen Ariſtokratinnen zur Erforſchung eines Grundes für Ginevra's Schweigen anzueifern. So wurde die ſchöne Italienerin, als Zielſcheibe aller Blicke, ſowohl von Freundinnen wie von Feindinnen ſcharf beobachtet. Es hält gar ſchwer, die geringfügigſte Seelenregung, das leiſeſte Empfinden vor fünfzehn neugierigen, müßigen Mädchen zu verbergen, deren Verſchmitztheit und ganzes geiſtiges Naturell auf das Errathen von Geheimniſſen und auf das Schürzen oder Löſen von Intriguen gerichtet iſt, und die aus einer Geberde, einem Blick, einem Wort zu vielfältige Auslegungen herauszuklügeln wiſſen, um nicht zu guter Letzt dem richtigen Sachverhalt auf die Spur zu kommen.

In der That lief auch Ginevra di Piombo's Geheimniß ſchon die größte Gefahr, entdeckt zu werden. Da trat durch die Anweſenheit der Frau Servin ein Ruhepunkt in dem Drama ein, das ſich heimlich in der Tiefe dieſer jungen Herzen abſpielte, und deſſen Motive, Gedanken und Steigerungen ſich zumeiſt in mehr oder minder allegoriſchen Sätzen, verſchlagenen Seitenblicken oder Bewegungen, ja ſogar in Pauſen ſpiegelten, die oft verſtändlicher waren als alle Worte. Sowie Frau Servin das Atelier betrat, richtete ſich ihr Auge nach der Thür, neben welcher Ginevra malte. Unter den obwaltenden Umſtänden ging dieſer Blick nicht verloren. Obgleich ihm keine von den Mädchen eine Bedeutung zumaß, kehrte er doch nachträglich dem Fräulein Thirion in die Erinnerung zurück, und ſie brachte ihn mit dem mißtrauiſchen, ängſtlichen, verſteckten Ausdruck, welcher Frau Servin's Augen in jenem Moment einen gewiſſermaßen fahlen Glanz verliehen hatte, in Verbindung.

Meine Damen, ſagte dieſe, mein Mann wird heute nicht erſcheinen können. Hierauf begrüßte ſie die Mädchen der Reihe nach und empfing von allen Seiten eine Menge jener weiblichen Artigkeiten, deren Reiz ſowohl im Ton der Stimme wie in Blicken und Geberden liegt. Dann ging ſie raſch auf Ginevra zu, auf welcher der Druck einer vergeblich nach Unbefangenheit ringenden Beſorgniß laſtete. Die Italienerin und die Frau des Künſtlers nickten einander freundſchaftlich zu; Beide ſchwiegen, und Jene malte weiter, indem ihr Dieſe zuſah. Trotzdem der Unbekannte ganz vernehmlich athmete, achtete Frau Servin nicht darauf; ſie beherrſchte ſich ſo vollkommen, daß für Ginevra die Vermuthung nahe lag, die Dame wolle nichts hören. Da bewegte ſich der Offizier auf ſeinem Lager. Die Italienerin blickte Frau Servin ſcharf an, aber dieſe ſagte, ohne einen Muskel des Geſichts auch nur annähernd zu verziehen: Ihre Copie iſt eben ſo ſchön wie das Original. Mir würde wirklich die Wahl wehthun.

Herr Servin hat ſeine Frau in das Geheimniß nicht eingeweiht, dachte Ginevra, beantwortete das Compliment mit einem ſanften, ungläubigen Lächeln und ſummte eine corſiſche Canzonetta vor ſich hin, um jedes weitere Geräuſch in dem Cabinet zu decken.

Die fleißige Italienerin ſingen zu hören, war etwas ſo Ungewöhnliches, daß alle Mädchen verwundert herüberſahen. Dieſer Umſtand lieferte ſpäter dem gehäſſigen Argwohn einen neuen Beleg. Frau Servin entfernte ſich bald, und die Arbeitszeit verlief ohne ſonſtige Zwiſchenfälle. Ginevra ließ ihre Colleginnen eine nach der andern hinausgehen und ſchien noch längere Zeit fortarbeiten zu wollen; doch unwillkürlich verrieth ſie ihren Wunſch, allein zu bleiben, denn während ſich die Mädchen zum Heimweg anſchickten, folgte ſie ihren Bewegungen mit dem Ausdruck kaum zu verkennender Ungeduld. Fräulein Thirion, welche der ſie in allen Stücken übertreffenden Ginevra in wenigen Stunden tödtlich feind geworden war, errieth mit der Spürkraft des Haſſes, daß dieſer

Als ſie dem Kaſtellane, juſt befliſſen,
Die Thür zu öffnen, mit entſchloſſnem Sinn
Um ſeinen Nacken eine Schlinge ziehen,
Die ihn zur Hölle ſenden ungeſchrieen.

45.

Sie öffnen eine Fallthür; Leo ſteigt
An einem Seile, das ſie feſt gemacht,
Mit einer Fackel, die den Weg ihm zeigt,
Hinunter in die grauſenvolle Nacht.
Auf einem Roſt liegt Rüd'ger, ſchwer gebeugt,
Der handhoch über'm Waſſer angebracht.
Ihn hätt' in einem Mond, in kürz'rer Zeit,
Der Ort allein von aller Qual befreit.

46.

Der Prinz umarmt ihn, der ſo ſchlecht gebettet,
Voll Mitleid: Herr, ſpricht er, dein tapf'res Schwert
Hat unauflöslich mich an dich gekettet
Zu ew'ger Knechtſchaft, froh und frei gewährt.
Um jeden Preis will ich dich ſehn gerettet,
Dein Heil iſt mehr mir als mein eignes werth;
Gern will ich, deine Freundſchaft zu erringen,
Dir Vater und Geſchlecht zum Opfer bringen.

47.

Ich bin Leo, der Prinz, mußt du verſtehen,
Der Kaiſerſohn, der ſeinen Arm dir leiht.
Gefahr hielt mich nicht ab, zu dir zu gehen;
Denn würd' es meinem Vater je verſchreit,
Ich dürfte nie ſein Antlitz wieder ſehen,
Zum mind'ſten nicht in alter Freundlichkeit.
Denn grimmig haßt er dich ſeit jenem Tage,
Da du entſchiedeſt unſre Niederlage. —

Arbeitsfleiß nur ein Deckmantel war für ein Geheimniß ihrer Rivalin. Die Aufmerkſamkeit, womit die Italienerin auf etwas gehorcht, das ſonſt Niemand vernommen hatte, war ihr keineswegs entgangen; die ungeduldigen Blicke aber, die ſie ſoeben erhaſcht, zündeten in ihr wie ein Blitzſtrahl. Sie entfernte ſich erſt, nachdem die andern Alle ſchon fort waren, und ſprach noch auf einige Minuten bei Servin's Frau vor; dann ſchlich ſie, unter dem Vorwand, ihre Mappe vergeſſen zu haben, ſachte wieder hinauf ins Atelier und fand Ginevra auf einem eilig aufgeſtapelten Gerüſte; das Mädchen war in den Anblick des unbekannten Offiziers ſo vertieft, daß ſie das leiſe Geräuſch von Amélie's Schritten nicht wahrnahm. Dieſe ging auch, um mit Walter Scott zu reden, wie auf Eiern und verſchwand dann, laut huſtend, durch die Thüre der Ateliers. Ginevra fuhr, mit einem Blicke rückwärts, zuſammen, ſah die Feindin noch, machte ſich unter tiefem Erröthen an dem grünen Vorhang zu ſchaffen, um ihre eigentliche Abſicht zu verläugnen, und entfernte ſich, nachdem ſie noch ihre Farbenſchachtel geordnet. Aus dem Atelier trug ſie, ins innerſte Gedächtniß geprägt, das Abbild eines Jünglingskopfes mit fort, ſo lieblich wie der Endymion's, des Meiſterſtücks von Girodet, das ſie kurz zuvor copirt hatte.

Geächtet, in dieſem Alter! Wer mag es nur ſein? Denn der Marſchall Ney iſt es nicht.

In dieſen beiden Sätzen laſſen ſich alle Gedanken am Prägnanteſten zuſammenfaſſen, welchen Ginevra zwei

Tage hindurch nachhing. Am dritten fand ſie, trotz ihrer Eile, die Erſte im Atelier zu ſein, Fräulein Thirion bereits dort; das Fräulein war hingefahren. Ginevra und ihre Feindin beobachteten einander lange Zeit; doch Beide wußten ihre Züge gegenſeitig undurchdringlich zu machen. Amélie hatte zwar den bezaubernden Kopf des Unbekannten geſehen, glücklicher- und zugleich unglücklicherweiſe aber hatten der Adler und die Uniform außer dem Raum gelegen, den ſie durch die Lücke hindurch hatte überblicken können. Während ſie ſich immer noch in Muthmaßungen aller Art verlor, trat Servin, ebenfalls beträchtlich früher als gewöhnlich, plötzlich in das Atelier, welches ſich mittlerweile bevölkert hatte. Fräulein Ginevra, ſagte er, nachdem er den Raum mit den Augen durchflogen, warum ſetzen Sie ſich dorthin, wo die Beleuchtung ganz ungünſtig iſt? Rücken Sie doch näher zu den Damen, und laſſen Sie den Vorhang da ein wenig herab.

Dann ſetzte er ſich zu Laura, deren Arbeit ſeiner verbindlichſten Kritik würdig war.

Ei der Tauſend! rief er, der Kopf iſt ja brillant gezeichnet. Aus Ihnen wird noch die zweite Ginevra.

Und nun ſchritt der Lehrer von Staffelei zu Staffelei; er ſchalt, ſchmeichelte, ſcherzte und erweckte, wie immer, eine größere Furcht vor ſeinem Spott als vor einem ernſten Verweis. Die Italienerin hatte die an ſie ergangene Aufforderung nicht berückſichtigt und verharrte auf ihrem Poſten mit dem feſten Entſchluſſe, nicht zu weichen. Sie nahm ein Blatt Papier zur Hand und begann den Kopf des armen Gefangenen in Sepia zu ſkizziren. Jedem in Leidenſchaft concipirten Werke haftet ein eigenthümliches Etwas an. Das Genie beſteht in nichts Anderem, als in der Fähigkeit, die Außen- oder die Innenwelt in naturgetreue Farben umzuſetzen, und das gelingt zuweilen auch der Leidenſchaft. So ſchöpfte denn Ginevra, unter dem Einfluß der Verhältniſſe, aus dem Schauen ihres mächtig ergriffenen Gedächtniſſes, oder vielleicht in der Noth, jener Mutter alles Großen, eine übernatürliche bildneriſche Kraft. Sie warf den Kopf des Offiziers mit einer innern Erſchütterung aufs Papier, die ſie der Furcht zuſchrieb, und in der ein Phyſiologe das Fieber der Begeiſterung wahrgenommen hätte. Von Zeit zu Zeit huſchte ihr Blick verſtohlen zu ihren Mitſchülerinnen hinüber, ob ſie das Blatt nicht vor einem unberufenen Auge verbergen müſſe. Aber trotz dieſer ängſtlichen Wachſamkeit überſah ſie den Moment, wo, hinter einer großen Mappe hervorlauernd, die erbarmungsloſe Feindin die Lorgnette auf die geheimnißvolle Skizze richtete. Als Fräulein Thirion das Porträt erkannt hatte, fuhr ſie raſch mit dem Kopf in die Höhe, und Ginevra brachte das Blatt in Sicherheit.

Warum ſind Sie denn wider mein Anrathen hier ſitzen geblieben, mein Fräulein? fragte der Lehrer Ginevra in ſehr ernſtem Ton.

Die Schülerin gab ihrer Staffelei haſtig eine Wendung, die das, was darauf ſtand, dem Auge der Andern entzog, und ſagte mit bewegter Stimme, indem ſie Servin die Skizze zeigte: Finden Sie nicht mit mir, daß die Beleuchtung hier doch die günſtigere iſt? Darf ich nicht bleiben?

Servin erbleichte. Mit dem Luchsblick des Haſſes hatte Fräulein Thirion ſich ſchon in die Gemüthsbewegungen des Lehrers und der Schülerin ſo zu ſagen als Dritte eingedrängt.

Sie haben Recht, antwortete Servin. Ueber ein Kurzes werden Sie gelehrter ſein als ich, fügte er mit gezwungenem Lachen bei. Dann entſtand eine Pauſe, während welcher der Lehrer das Porträt betrachtete. Das iſt ein Meiſterwerk, eines Salvator Roſa würdig! platzte er mit künſtleriſchem Nachdruck heraus.

Bei dem Ausruf ſtanden alle Mädchen auf, und Fräulein Thirion ſprang mit der Schnelligkeit des Tigers herbei, der auf eine Beute losſtürzt. In dieſem Augenblick bewegte ſich der durch das Geräuſch aus dem Schlaf geſchreckte Offizier. Ginevra ließ ihr Tabouret umfallen, brachte einige unzuſammenhängende Sätze hervor und fing dann zu lachen an; das Porträt aber hatte ſie, noch bevor die furchtbare Gegnerin es ſehen konnte, zuſammengefaltet und ins Portefeuille geſchoben. Nun wurde die Staffelei umringt; Servin ſetzte die Vorzüge der Copie, an der ſeine Lieblingsſchülerin gegenwärtig arbeitete, laut auseinander, und Alle ließen ſich durch die Kriegsliſt täuſchen, die einzige Amélie ausgenommen, die, ſich hinter ihren Mitſchülerinnen deckend, die Mappe, in der ſie die Skizze hatte verſchwinden ſehen, zu öffnen verſuchte. Ginevra langte aber danach und ſtellte ſie dicht vor ſich hin, ohne ein Wort zu reden. Darauf hin ſtillſchweigendes gegenſeitiges Beobachten.

Jetzt, meine Damen, zurück an die Arbeit, ſagte Servin. Wenn Sie es ſo weit bringen wollen wie Fräulein von Piombo, müſſen Sie weniger über Toiletten und Bälle ſprechen und nicht lauter Kindereien im Kopfe haben, wie das bei Ihnen die Regel iſt.

Als alle Mädchen zu ihren Staffeleien zurückgekehrt waren, ſetzte ſich Servin neben Ginevra.

Iſt es nicht beſſer, ich habe das Geheimniß entdeckt, als eine Andere? flüſterte ihm die Italienerin zu.

Gewiß, antwortete der Maler. Sie fühlen patriotiſch; aber auch wenn dies der Fall nicht wäre, Ihnen hätt' ich mich doch am liebſten anvertraut.

Im Bewußtſein gegenſeitigen Einverſtändniſſes nahm Ginevra keinen Anſtoß mehr, zu fragen: Wer iſt's?

Labédoyère's beſter Freund, der, nach dem unglücklichen Oberſt, den größten Antheil hat am Uebergang des ſiebenten Regiments zu den Grenadieren der Inſel Elba. Er war Schwadronschef bei der Garde und kommt von Waterloo.

Warum haben Sie ſeine Uniform, ſeinen Tſchako nicht verbrannt und ihm Civilkleider gegeben? warf Ginevra dazwiſchen.

Die ſollen mir heut Abend für ihn gebracht werden.

Sie hätten Ihr Atelier auf ein paar Tage ſchließen ſollen.

Er wird es mit Nächſtem verlaſſen.

So will er denn ſterben? ſagte das Mädchen. Laſſen Sie ihn nicht fort, bevor der erſte Sturm ſich gelegt hat. Paris iſt noch der einzige Ort in ganz Frankreich, wo man einen Menſchen ſicher verbergen kann. Er iſt Ihr Freund? fragte ſie.

Nein, meinem Schutz empfiehlt ihn nichts als ſein Unglück. Hören Sie, auf welche Art ich in dieſe Geſchichte verwickelt wurde: mein Schwiegervater, welcher wieder in die Armee eingetreten war, um den letzten Feldzug mitzumachen, iſt mit dem armen jungen Mann zuſammengekommen und hat ihn mit größter Geſchicklichkeit den Häſchern, welche Labédoyère feſtnahmen, aus den Krallen geſpielt. Er wollte ſich für den Oberſten wehren, der Raſende!

So nennen Sie ihn? fuhr Ginevra mit ſtaunendem Blicke den Maler an, der nun einige Secunden ſchwieg.

Mein Schwiegervater, hub er wieder an, wird zu ſtreng überwacht, als daß er Jemand bei ſich unterbringen könnte, und hat mir ihn deßhalb in der vorigen Woche bei Nacht zugeführt. In dem Winkel da, dem einzig ſichern Plätzchen dieſes Hauſes, glaubte ich ihn wohl geborgen vor Aller Augen.

Wenn ich Ihnen von Nutzen ſein kann, ſo verfügen Sie über mich, ſagte Ginevra; ich bin mit Marſchall Feltre bekannt.

Nun, warten wir es ab, antwortete der Maler.

Dies Geſpräch dauerte zu lang, um nicht ſämmtlichen Mädchen aufzufallen. Servin entfernte ſich von Ginevra, ging wieder von einer Staffelei zur andern und dehnte ſeinen Unterricht ſo in die Länge, daß er die Treppe noch nicht ganz hinabgeſtiegen war, als die Stunde ſchlug, welche ſeinen Schülerinnen das Zeichen zum Aufbruch gab.

Fräulein Thirion, Sie vergeſſen ja Ihre Mappe, rief der Lehrer und eilte dem Mädchen nach, das ſich zu beſtändigem Spioniren herabwürdigte, um ſeinen Haß zu befriedigen.

Die Neugierige that etwas überraſcht ob ihrer Zerſtreutheit und holte die Mappe, aber daß Servin ſo aufmerkſam geweſen, lieferte ihr einen neuen Beweis für das Vorhandenſein eines Geheimniſſes von unzweifelhafter Wichtigkeit; ſie hatte ſich Alles ſchon zurechtgelegt und konnte mit dem Abbé Vertot ſagen: „Ich bin mit meiner Belagerung fertig“. Polternd ging ſie die Treppe wieder hinunter und ſchlug die Thür zu Servin's Privatwohnung hinter ſich zu, um ſich den Anſchein zu geben, als ginge ſie nach Hauſe; doch leiſe ſchlich ſie zurück und lauerte an der Thüre des Ateliers. Als der Lehrer ſich dort mit Ginevra allein glaubte, trat er zum Eingang des Verſchlags hin und klopfte in einer verabredeten Weiſe an; ſofort drehte ſich das Pförtchen knarrend auf ſeinen roſtigen Angeln. Vor der Italienerin erſchien ein ſchlanker, ſchön gewachſener Jüngling; beim Anblick der kaiſerlichen Uniform ſchlug ihr das Herz höher. Der Offizier trug den Arm in einer Binde, und die Bläſſe ſeines

Geſichts zeugte von heftigen Schmerzen. Er fuhr zuſammen, als er ſich vor einer Unbekannten ſah. Amélie, welche nichts erſpähen konnte, wagte nicht länger zu bleiben; ihr genügte übrigens, das Knarren der aufgehenden Thüre gehört zu haben, und ſie ſtahl ſich geräuſchlos von dannen.

Beſorgen Sie nichts, ſagte der Maler zum Offizier; der Vater dieſes Fräuleins, Baron Piombo, iſt des Kaiſers treuſter Freund.

Jeder Zweifel des jungen Mannes an Ginevra's patriotiſchen Abſichten war beim zweiten Blick, den er auf ſie warf, geſchwunden.

Sie ſind verwundet? ſagte ſie.

O nur eine Kleinigkeit, mein Fräulein; es heilt bereits zu.

Da drang plötzlich der ſchnarrende, kreiſchende Ruf der Zeitungsverkäufer herauf ins Atelier: „Das Neueſte, meine Herren! Sein Todesurtheil . . .“ Alle Drei ſchraken zuſammen. Der Offizier war der Erſte, der einen Namen vernahm, bei deſſen Klang er erblaßte.

Labédoyère! ſprach er nach und ſank auf einen Stuhl.

Stumm ſtarrten ſie einander an. Schweißtropfen traten dem jungen Manne auf die todtenbleiche Stirne; verzweiflungsvoll fuhr er ſich mit der Hand in die ſchwarzen Locken und ſtützte ſich mit dem Ellbogen auf den Vorſprung von Ginevra's Staffelei.

Alles in Allem, ſagte er, haſtig aufſtehend, wußten wir ja wohl, er und ich, was wir unternahmen. Wir täuſchten uns nicht über das Schickſal, das uns nach dem Sieg oder nach dem Sturz erwartete. Nur ſtirbt er für unſre Sache, während ich mich verkrieche . . .

Und er eilte nach der Thür des Ateliers; doch raſcher als er hatte ſich Ginevra ihm in den Weg geſtürzt.

Können Sie den Kaiſer wieder einſetzen? rief ſie. Trauen Sie ſich die Kraft zu, den Titanen aufzurichten, der ſich ſelbſt nicht aufrecht zu erhalten vermochte?

Was wollt ihr denn, daß aus mir werden ſoll? redete der Verſtoßene die ihm durch den Zufall zugeführten Freunde an. Ich habe nicht Einen Verwandten in der weiten Welt; Labédoyère war mir Beſchützer und Freund — jetzt bin ich allein, morgen vielleicht geächtet oder gerichtet; mein Sold war von jeher mein einzig Vermögen; den letzten Heller hab' ich drangeſetzt, Labédoyère dem Verhängniß zu entreißen; jetzt drängt es mich mit der Wucht der Nothwendigkeit in den Tod. Wer aber einmal entſchloſſen iſt, zu ſterben, der ſehe zu, daß er dem Henker ſeinen Kopf nicht ſchenke. Soeben fällt mir bei, das Leben eines Ehrenmanns ſei mit dem zweier Verräther nicht zu theuer bezahlt: auch ein Dolchſtich, wenn er nur am rechten Orte ſitzt, führt zur Unſterblichkeit.

Dieſer Ausbruch von Verzweiflung erfüllte den Maler und ſelbſt Ginevra, die den jungen Mann ganz gut verſtand, mit Furcht. Die Italienerin bewunderte den ſchönen Kopf und die klangvolle Stimme, die ſogar im Aufbrauſen der Wuth faſt nichts von ihrem Wohllaut einbüßte; dann goß ſie mit Einem Male Balſam in alle Wunden des Unglücklichen.

Herr Hauptmann, ſagte ſie, erlauben Sie mir, was Ihre pecuniäre Nothlage betrifft, Ihnen den Betrag meiner Erſparniſſe anzubieten. Mein Vater iſt reich; ich bin ſein einziges Kind; er liebt mich, und ich weiß beſtimmt, daß er mich darum nicht tadeln wird. Nehmen Sie es ohne jedes Bedenken an: dem Kaiſer verdanken wir all unſern Wohlſtand; wir beſitzen keinen Heller, der nicht von ſeiner Freigebigkeit herrührt. Was iſt es Anderes als bloße Erkenntlichkeit, wenn wir uns einem ſeiner Getreuen gefällig erweiſen? Greifen Sie alſo eben ſo einfach zu, wie Ihnen der Antrag gemacht wird. Es iſt ja nur Geld, fügte ſie wegwerfend bei. Und was Freunde anlangt, ſo ſind Ihnen ſolche gewiß! Bei dieſen Worten blickte ſie ſtolz in die Höhe, und in ihren Augen leuchtete ein ungewohntes Feuer auf.

Das Haupt, welches morgen vor zwölf Gewehren niederſinken muß, wird das Ihrige retten, begann ſie wieder. Warten Sie ab, bis das Unwetter ausgetobt hat; nachher können Sie, wenn man Sie auch dann noch nicht vergißt, in auswärtigen, oder, wenn Alles vergeſſen iſt, wieder in franzöſiſchen Kriegsdienſt treten.

In den Tröſtungen aus weiblichem Munde liegt ſchon an ſich etwas mütterlich Sorgendes, rückhaltlos Feinfühliges; wenn aber ſolche Worte des Friedens und der Hoffnung überdies getragen ſind durch die Anmuth der

48.

Und mit noch andern Freundesworten ſucht
Er ihn zu führen aus dem Tod in's Leben,
Und nimmt ihm ab der Ketten ſchwere Wucht.
Und Rüd'ger ſpricht: Mein ewiges Beſtreben
Sei Euch zu danken; Eurer Rettung Frucht,
Mein Leben, will ich gern zurück Euch geben,
Wenn Ihr es wünſchet, jetzt und jeden Tag,
Wo irgend Euch das Opfer frommen mag. —

49.

Sie ſteigen aus der Nacht empor am Seile;
Statt Rüd'gers bleibt der todte Wächter dort.
Niemand erkennt ſie. Leo geht in Eile
Mit Rüdigern nach ſeinem Hauſe fort,
Auf daß er etlich Tage noch verweile
An dieſem ſichern, ſtillen Zufluchtsort,
Indeß der Prinz ſein Roß und ſeine Waffen
Ihm aus Ungiardens Händen will verſchaffen.

50.

Den Wächter ſieht man Morgens umgebracht,
Den Kerker offen, Rüdigern entflohn,
Worüber man ſich viel Gedanken macht;
Sie rathen hin und her, doch weit davon.
Von jedem Andern hätt' man's eh' gedacht,
Als von dem ſchwerverletzten Kaiſerſohn:
Der, muß man denken, wünſcht ihm Qual und Tod,
Und hilft ihm ſicher nicht aus ſeiner Noth.

51.

Ob dieſer Großmuth ohne Ziel und Schranken
Iſt Rüd'ger ſo verwundert und gerührt,
Und ſo ganz abgelenkt von dem Gedanken,
Der ihn ſo viele Meilen hergeführt,

Geberde, durch jenen eindringlichen Schwung, der aus dem Herzen kommt, und, vor Allem, wenn die Wohlthäterin ſchön iſt, ſo wird ein junger Mann ſchwerlich Widerſtand leiſten. Durch alle Sinne athmete der Offizier Liebe ein. Ein leichter röthlicher Hauch flog über ſeine fahlen Wangen; ſeine Augen verloren etwas von der Schwermuth, die ſie verdüſterte, und er ſprach mit einem eigenthümlichen Schmelz der Stimme: Sie ſind ein Engel an Güte . . . Aber Labédoyère, brach er wieder ab, Labédoyère!

Bei dieſem Ausruf vereinigten ſich die Augen der Drei zu Einem verſtändnißvollen Blick. Ihre Freundſchaft war nicht mehr zwanzig Minuten, ſondern zwanzig Jahre alt.

Liebſter, ſagte Servin, können denn Sie ihn retten?

Rächen kann ich ihn.

Ginevra erbebte: wie ſchön auch der Unbekannte war, ins Herz hatte der Anblick das Mädchen nicht getroffen; das zarte Mitleid, welches die Weiber allem Elend entgegenbringen, das nichts Unedles an ſich hat, hatte bei Ginevra jede anders geartete Zärtlichkeit hintangehalten; doch dieſer Racheſchrei, dies italieniſche Seelenauflodern in dem Geächteten, ſeine Hingebung für Napoleon, die corſiſche Aeußerung ſeiner Großmuth . . . das mußte doch tiefer auf ſie wirken: ſchon betrachtete ſie den Offizier mit einer ehrfurchtsvollen Rührung von herzergreifender Gewalt. Noch nie hatte ein Mann ein ſo mächtiges Fühlen in ihr wachgerufen. Nach echtem

Frauenbrauch konnte ſie nicht umhin, des Unbekannten inneres Leben mit der edlen Feinheit ſeiner Züge, dem glücklichen Ebenmaß ſeines Aeußern, welches ſie als Künſtlerin bewunderte, in Einklang zu bringen. Durch den Zufall aus der Neugierde ins Mitleid und aus dieſem in eine innigere Theilnahme hineingelockt, fühlte ſie ſich bereits durch dieſe Theilnahme zu ſo tiefer Empfindung fortgeriſſen, daß ſie es für gefährlich erachtete, länger hier zu verweilen.

Auf Wiederſehen morgen, ſagte ſie zu dem Offizier, und ließ ihm ihr mildeſtes Lächeln als Troſt zurück.

In dieſem Lächeln, das Ginevra's Zügen einen überraſchend neuen Ausdruck verlieh, ging dem Unbekannten auf ein paar Minuten die ganze Gegenwart unter.

Morgen, antwortete er betrübt, morgen wird Labédoyère . . .

Ginevra wandte ſich um, legte einen Finger auf die Lippen und ſah ihn mit einem Blicke an, der ihn zur Ruhe und Vorſicht ermahnte.

„O Dio! chi non vorrebbe vivere dopo averla veduta!“ *) entfuhr's dem jungen Manne.

Die eigenthümliche Betonung, womit er dieſen Satz ausgeſprochen, traf Ginevra wie ein Blitz.

Sie ſind ein Corſe? rief ſie, und ihr Herz pochte in Freude auf, indeſſen ſie wieder zu ihm hintrat.

---

*) O Gott! wer möchte nicht leben, nachdem er ſie geſehen!

Ich bin aus Corſica gebürtig, erwiderte er; aber ich wurde ſchon als Kind nach Genua gebracht, und ſowie ich das erforderliche Alter erreicht hatte, ging ich zum Militär.

Die Schönheit des Unbekannten, die Glorie, womit ihn ſeine Anhänglichkeit an den Kaiſer umgab, ſeine Wunde, ſein Unglück, Alles, ſelbſt die Gefahr, in der er ſchwebte, verſchwand vor Ginevra's Augen, oder verſchmolz vielmehr zu einem ungetheilten, neuen, köſtlichen Gefühl: dieſer Geächtete war ein Landsmann, ſprach die geliebte Sprache der Heimath. Das Mädchen ſtand eine Zeitlang regungslos, wie unter dem Banne eines Zaubers: ſie hatte ein lebendes Bild vor ſich, vom Zufall wie vom Zuſammenwirken aller Regungen des Menſchenherzens mit glänzenden Farben ausgeſtattet; von Servin dazu aufgefordert, ſaß der Offizier auf einem Divan; der Maler hatte die Binde, in welcher der Arm ſeines Gaſtes ruhte, aufgeknüpft und war eben damit beſchäftigt, den Verband zu löſen, um die Wunde zu pflegen. Als Ginevra den langen, klaffenden Säbelhieb auf dem Vorderarm des jungen Manns erblickte, überlief ſie ein Schauer, und es entfuhr ihr ein Klagelaut. Der Unbekannte erhob den Kopf und lächelte ſie an. Rührend war es zu ſehn und mußte das Herz ergreifen, wie ſorgfältig Servin die Charpie entfernte und die wunden Fleiſchtheile prüfte, während ſich auf dem Geſicht des Leidenden, trotz ſeiner unverkennbar kränklichen Bläſſe, weit eher Freude am Anblick des Mädchens ſpiegelte, als Schmerz. Eine Künſtlerin mußte ſich unwillkürlich angeregt fühlen durch dieſen Widerſtreit von Empfindungen, ſowie auch durch die Farbengegenſätze der weißen Leinwand, des nackten Arms und der blau und rothen Uniform des Offiziers. Das Atelier verſchwamm bereits in einem ſanften Halbdunkel; da, mit Einem Male, fiel ein letzter Sonnenſtrahl gerade auf die Stelle, wo der Geächtete ſaß und übergoß die ganze Geſtalt, die edlen, bleichen Geſichtszüge und das ſchwarze Haar mit einem Strom von Glanz. Die abergläubiſche Italienerin ſah in dieſem gewöhnlichen Lichteffect ein glückverheißendes Zeichen der Vorſehung. Jetzt erſchien ihr der Unbekannte als ein Himmelsbote, der in der Sprache der Heimath zu ihr redete und ſie mit dem Zauber der erſten Erinnerungen umwob, damit ihr im Herzen ein Gefühl aufkeime, ſo jugendfriſch und rein wie die unſchuldvollen Kinderjahre. Sie verharrte eine ganz kurze Spanne Zeit in ſinnender Betrachtung, wie aufgelöſ't in einen unendlichen Gedanken; dann erröthete ſie über ihr unverhohlenes Sichgehenlaſſen, wechſelte mit dem Flüchtling noch einen freundlichen, raſchen Blick und eilte davon, ſein Bild in der Seele mit hinwegtragend.

Am folgenden Tag war keine Lehrſtunde; Ginevra kam ins Atelier, und der Gefangene konnte dort mit ihr zuſammenſein; Servin, der eine Skizze vollenden wollte, hatte es ihm erlaubt und überwachte die beiden jungen Leute, welche das Geſpräch häufig auf corſiſch führten. Der arme Soldat erzählte die Leidensgeſchichte ſeiner Rückkehr aus Rußland; er hatte im neunzehnten Jahr als der Letzte ſeines Regiments die Bereſina überſchritten, nachdem er in ſeinen Kameraden die einzigen Weſen verloren, die ein Herz haben konnten für den Verwaiſ'ten. In Flammenzügen ſchilderte er den Weltuntergang bei Waterloo. Seine Stimme klang der Italienerin wie Geſang. In Folge ihrer corſiſchen Erziehung war Ginevra gewiſſermaßen ein Naturkind geblieben; die Verſtellung war ihr nicht geläufig, und ſie folgte ohne Rückhalt der Strömung ihrer Eindrücke; ſie bekannte ſie freimüthig, oder vielmehr ließ ſie errathen, weil ſie die Ziererei, die kleinlich berechnende Koketterie der Pariſer Mädchen verſchmähte. Im Lauf dieſes Tages geſchah es mehr als einmal, daß ſie mit der Palette in der einen, dem Pinſel in der andern Hand daſaß, ohne den Pinſel an der farbenreichen Palette zu tränken; beide Augen auf den Offizier geheftet, mit halbverſchloſſenem Munde, lauſchte ſie, ſtets im Begriff, einen Strich zu machen, zu dem es nie kam. Sie fand an den ſanften Blicken des jungen Mannes nichts Seltſames mehr; fühlte ſie doch, daß ihre eigenen ſanft wurden, wie ſehr ſie auch bemüht war, ernſt und unbewegt dreinzuſchauen. Dann malte ſie wieder mit beſonderer Aufmerkſamkeit ſtundenlang drauf los und verwendete kein Auge von der Arbeit, denn er war ja da, ganz in der Nähe, und ſah ihr zu. Als er ſich zum erſten Mal zu ihr hinſetzte, um ſie ſtill zu betrachten, hatte ſie nach einer langen Pauſe mit bewegter Stimme zu ihm geſagt: Macht es Ihnen denn Spaß, beim Malen zuzuſchauen? — An dieſem Tag erfuhr ſie auch, daß er Luigi heiße, und bevor ſie ſich trennten, wurde vereinbart, daß, wenn ſich ein wichtiger politiſcher Vorfall ereignen ſollte, der ihm wegen der Anweſenheit der Schülerinnen nicht mitgetheilt werden könne, Ginevra ihn durch gewiſſe vor ſich hingeſummte italieniſche Lieder davon in Kenntniß ſetzen würde.

Tags darauf erzählte Fräulein Thirion ſämmtlichen Colleginnen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, Ginevra di Piombo werde von einem jungen Manne geliebt, welcher ſich während der Unterrichtsſtunden im dunklen Cabinet nebenan verſteckt halte.

Sie, die Sie immer Partei für ſie ergreifen, ſagte ſie zu Fräulein Roguin, paſſen Sie nur recht auf, und Sie werden ſchon gewahr werden, worauf ſie die Zeit verwendet.

Mit teufliſcher Sorgfalt wurde Ginevra fortan beobachtet. Man belauſchte ihre Lieder, lauerte ihren Blicken auf. Während ſie ſich unbemerkt glaubte, ſpähten ein Dutzend Augen ununterbrochen nach ihr hin. Einmal auf die Fährte gelenkt, gewannen die Mädchen gar bald das richtige Verſtändniß für jede Gemüthsbewegung, welche die ſtrahlenden Geſichtszüge Ginevra's durchzuckte, für ihre Geberden, für die beſondere Betonung ihrer halblauten Lieder und die Spannung, mit der man ſie hinhorchen ſah auf ein unmerkliches Geräuſch, das nur ſie durch die Wand hindurch vernahm. Nach Verlauf einer Woche hatte von den fünfzehn Schülerinnen Servin's einzig und allein Laura der Verſuchung widerſtanden, den Unbekannten durch die Lücke im Getäfel zu betrachten; ihre Schwäche redete noch aus Inſtinct der ſchönen Italienerin das Wort. Fräulein Roguin ſchlug ihr vor, nach dem Aufbruch mit ihr auf der Treppe zu bleiben, um dann, zur Erörterung der Beziehungen Ginevra's zu dem reizenden jungen Manne, die Beiden zu überraſchen; aber Laura verweigerte es, ſich zu einer Spionage herabzuwürdigen, welche ſich auch durch die größte Neugierde nicht rechtfertigen ließ, und verfiel deßhalb der allgemeinen Mißachtung. Bald darauf hielt es die Tochter des königlichen Cabinetsſekretärs nicht mehr für paſſend, das Atelier eines Malers zu beſuchen, deſſen Geſinnungen eine patriotiſche oder, was damals gleichbedeutend war, eine bonapartiſtiſche Färbung bekundeten; ſie kam alſo zu Servin nicht wieder. Wenngleich Amélie Ginevra nun vergaß, ſo trug ihre Unglücksſaat dennoch die unvermeidlichen Früchte. Allmählich verriethen die andern Mädchen alle, theils abſichtslos, theils aus Klatſchſucht oder Prüderie, ihren Müttern, welch ſonderbares Abenteuer im Atelier vor ſich ging. Eines Tags blieb Mathilde Roguin aus und nach ihr, Tag für Tag, Dieſe oder Jene, bis endlich auch die beharrlichſten drei oder vier jungen Damen verſchwanden und nun ſchon ſeit zwei, drei Lehrſtunden nur mehr Ginevra und ihre kleine Freundin Laura in dem verödeten Atelier hauſ'ten. Aber der Italienerin fiel es gar nicht auf, daß es immer einſamer um ſie wurde, und ſie kam nicht einmal ſich ſelbſt gegenüber zu der Frage, warum denn ihre Mitſchülerinnen ausblieben. Sobald ſie ſich die Mittel ausgeklügelt hatte, mit Luigi zu verkehren, wurde ihr das Atelier zur trauten Ruheſtätte, wo ſie, der Welt entrückt, ſtets nur ihm und den ihn bedrohenden Gefahren nachſinnen durfte. Dieſes Mädchen, das doch von aufrichtiger Bewunderung erfüllt war für die edlen Charaktere, welche ihren politiſchen Glauben nicht verläugnen, drängte Luigi zu baldmöglichſter Unterwerfung unter die königliche Gewalt, weil ſie heimlich hoffte, ihn dann in Frankreich behalten zu dürfen, und Luigi ſträubte ſich gegen ihren Vorſchlag, um ſein Verſteck nicht verlaſſen zu müſſen. Wenn angenommen wird, daß die Leidenſchaften des Gemüths nur unter dem Einfluß romantiſcher Situationen entſtehen und wachſen, ſo wurden niemals zwei Herzen durch ein vielfältigeres Zuſammenwirken von Umſtänden mit einander verbunden. Wie die Dinge lagen, entwickelte ſich die Freundſchaft Ginevra's und Luigi's in einem Monat mehr als in zehn Jahren des geſelligen Salonverkehrs. Das Unglück iſt ja der Prüfſtein für die Charaktere. So konnte ſie denn ohne jegliches Hinderniß Luigi ſchätzen und erkennen, und in kürzeſter Friſt waren Beide von gegenſeitiger Hochachtung für einander durchdrungen. Ginevra, welche die Aeltere war, fand es ſüß, die Huldigungen eines ſchon ſo gereiſten, durch das Schickſal erprobten Jünglings zu empfangen, der mit den Erfahrungen eines Mannes die unverkümmerte Anmuth ſeines Alters vereinigte, und Luigi that es ſeinerſeits unſäglich wohl, ſich durch ein fünfundzwanzigjähriges Mädchen ſcheinbar beſchützen zu laſſen. Lag darin nicht eine Offenbarung ihrer Liebe? Die Miſchung von Sanftmuth und Stolz, Kraft und Schwäche verlieh Ginevra einen unwiderſtehlichen Reiz, dem ſich Luigi auf Gnade und Ungnade gefangen gab. Kurz, ſie liebten einander bereits ſo tiefſinnig, daß ſie ſich's weder zu verſchweigen noch zu ſagen brauchten.

Eines Tages gab Ludwig, da es ſchon Abend zu werden begann, das verabredete Zeichen: er klopfte nämlich, wenn er ſein Verſteck zu verlaſſen wünſchte, mit einer Nadel an das Getäfel, und zwar ſo leiſe wie eine Spinne, die ihren Faden anſetzt. Ginevra durchflog das Atelier mit den Augen, überſah dabei die kleine Laura und beantwortete das Signal; aber beim Oeffnen der Thür erblickte Luigi die Schülerin und zog ſich haſtig zurück. Verwundert ſchaut Ginevra um ſich, ſieht jetzt Laura auch und ſagt, indem ſie zu ihr an die Staffelei tritt: Sie arbeiten heute gar zu lang, gutes Kind. Mich dünkt, der Kopf wäre doch fertig: es fehlt ja nur mehr ein kleiner Widerſchein, da, auf der Haarflechte.

Es wäre recht lieb von Ihnen, antwortete Laura mit bewegter Stimme, wenn Sie mir den Fehler an der Copie ſelbſt verbeſſern wollten; ſo könnte ich wenigſtens etwas von Ihnen behalten . . . .

O gern, erwiderte Ginevra, in der feſten Meinung, ſich der Zeugin dann entledigen zu können. Ich glaubte, fuhr ſie, leichthin ein paar Pinſelſtriche aufſetzend, fort, Sie hätten einen ſehr langen Weg von hier nach Hauſe.

Ach, Ginevra, heut geh' ich für immer! rief das Mädchen voller Trauer.

Sie treten aus dem Atelier aus? fragte die Italienerin, ohne eine Spur von der Erregung zu zeigen, welche dieſe Nachricht einen Monat zuvor in ihr wachgerufen hätte.

Sehen Sie denn nicht, Ginevra, daß ſeit einiger Zeit nur noch wir Beide hier aus und eingehen?

Richtig, antwortete Ginevra, in der plötzlich etwas wie ein Erinnern auftauchte. Sind denn die Damen krank, oder heirathen ſie, oder haben ihre ſämmtlichen Herren Väter den Dienſt im Schloß?

Sie ſind alle aus dem Atelier des Herrn Servin ausgetreten, erwiderte Laura.

Und weßwegen?

Um Ihretwillen, Ginevra.

Um meinetwillen! rief das corſiſche Mädchen vom Stuhl aufſpringend mit drohender Stirn und ſtolz funkelndem Auge.

O zürnen Sie mir nicht, meine gute Ginevra, rief ihr Laura ſchmerzlich zu. Aber auch meine Mutter will, daß ich austrete. Die Damen alle haben geſagt, Sie hätten ein Verhältniß, Herr Servin leiſte der Liebe eines jungen Mannes zu Ihnen Vorſchub und überlaſſe ihm das dunkle Cabinet; ich habe den Verleumdungen keinerlei Glauben geſchenkt und meiner Mutter gegenüber nie das

Daß, was er vormals ſann im Land der Franken,
Sich weit von ſeinem jetz'gen Sinn verliert;
Denn jener war erbittert, giftig, trübe,
Und dieſer licht, voll Zärtlichkeit und Liebe.

52.

Er ſinnt in ſeinen Nächten, ſeinen Tagen,
Und all' ſein Dichten, all' ſein Trachten iſt,
Die Schuld des Edelmuths ihm abzutragen
Mit einem, der noch minder ſich ermißt.
Ja, gäb' er auch, ſo muß er ſelbſt ſich ſagen,
Sein Leben ihm, ob kurz ob lang die Friſt,
Und trotzt' er tauſend ganz gewiſſen Toden,
Er ſtünde nicht mit ihm auf gleichem Boden.

53.

Indeſſen iſt zu ihnen auch gedrungen
Der Bann, den Frankreichs König ließ ergehn:
Wer Bradamanten wolle, ſei gezwungen,
Den Kampf mit Schwert und Lanze zu beſtehn.
Kaum iſt das Wort vor Leo's Ohr erklungen,
Als er erbleicht: ihm ahnt, was ſoll geſchehn;
Als Mann, der ſeine Kräfte weiß zu ſchätzen,
Wagt er ſich nicht, entgegen ihr zu ſetzen.

54.

Doch denkt er ſchon im nächſten Augenblicke,
Daß Liſt erſetze, was an Kraft gebricht,
Wenn er den unbekannten Ritter ſchmücke
Mit ſeinen Zeichen zu dem Kampfgericht,
So ſtehe jeder Franke weit zurücke
n Kraft und Muth, mit wem er immer ficht;
ann er zum Stellvertreter ihn erlangen,
So ſieht er Bradamanten ſchon gefangen.

Geringſte erwähnt. Da traf geſtern Abend Frau Roguin auf einem Ball mit ihr zuſammen und fragte, ob ich noch immer hierherkomme. Und als meine Mutter dies bejahte, hat ſie ihr die Lügen unſerer Mitſchülerinnen wiedererzählt. Darauf hin bin ich von meiner Mama ausgeſcholten worden; ſie hat behauptet, ich müſſe ganz genau darum wiſſen, ich hätte durch mein Schweigen die Pflicht der Tochter gegen die Mutter verletzt. Ach, liebe Ginevra, wie thut mir's weh, mich von Ihnen, die ich mir ja zum Vorbild gewählt, trennen zu müſſen!

Wir werden uns im Leben ſchon wieder zuſammenfinden: wir Mädchen heirathen .... ſagte Ginevra.

Ja, wenn wir reich ſind, entgegnete Laura.

Komm nur zu mir: mein Vater iſt wohlhabend ....

Ginevra, fügte Laura mit weicher Stimme hinzu, Frau Roguin und meine Mutter beabſichtigen, Herrn Servin morgen aufzuſuchen, um ihm Vorwürfe zu machen; er ſollte wenigſtens darauf vorbereitet werden.

Wenn der Blitz neben Ginevra eingeſchlagen hätte, ihre Ueberraſchung hätte nicht ſo groß ſein können, wie ſie es bei dieſer Mittheilung war.

Was liegt denn ihnen dran? antwortete ſie ganz unbefangen.

Sie halten es Alle für etwas ſehr Unrechtes. Meine Mama ſagt, es verſtoße gegen den Anſtand ....

Und Sie, Laura, wie denken Sie darüber?

Das junge Mädchen ſchaute Ginevra an; Beider

Gedanken verſchmolzen zu Einer Empfindung, und Laura, die ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten vermochte, fiel mit ſtürmiſcher Umarmung der Freundin um den Hals. In dieſem Augenblick trat Servin ins Atelier.

Fräulein Ginevra, rief er voller Begeiſterung, mein Bild iſt fertig; es wird ſchon gefirnißt. Was iſt Ihnen denn? Mir ſcheint, die Damen machen ſich alle Ferien oder ſind aufs Land hinaus.

Laura trocknete ſich die Thränen, grüßte Servin und ging.

Das Atelier ſteht ſchon ſeit mehreren Tagen leer, ſagte Ginevra, und die Damen werden nicht wiederkommen.

Ei, ei!

O lachen Sie nicht, fuhr Ginevra fort, und hören Sie mich an: ich trage unfreiwillig die Schuld an der Untergrabung Ihres guten Rufes.

Der Maler fiel mit einem Lächeln ſeiner Schülerin ins Wort: Meines guten Rufes? . . . . Aber in wenigen Tagen wird mein Bild ja ausgeſtellt ſein!

Es handelt ſich nicht um Ihren Ruf als Künſtler, ſagte die Italienerin, wohl aber um Ihr moraliſches Anſehen. Durch die Damen iſt Luigi's Anweſenheit in die Oeffentlichkeit gedrungen, mitſammt der Thatſache, daß Sie unſre — Liebe begünſtigen . . . .

Das klingt ganz wahrſcheinlich, Fräulein Ginevra, erwiderte der Lehrer. — Die Mütter der Mädchen ſind Betſchweſtern, ſetzte er hinzu. Hätten ſie mich einfach zur Rede geſtellt, ſo würde ſich Alles aufgeklärt haben. Aber ich wäre ein Thor, mich wegen dergleichen zu grämen: dafür iſt unſer Leben zu kurz!

Und der Maler ſchlug ein Schnippchen über ſeinen Kopf hinweg. Luigi, der dieſe Unterredung zum Theil verſtanden hatte, eilte ſofort herbei. Sie werden alle Ihre Schülerinnen verlieren, rief er, und ich mache Sie zum armen Mann!

Der Künſtler ergriff Luigi's und Ginevra's Hände und legte ſie in einander: Kinder, ihr heirathet euch doch? fragte er mit rührender Treuherzigkeit. Beide ſchlugen die Augen nieder, und ihr Schweigen war das erſte gegenſeitige Eingeſtändniß. Und dann, ſprach Servin weiter, werdet ihr auch glücklich ſein — nicht wahr? Giebt es einen Preis, der für das Glück zweier ſolcher Weſen zu hoch wäre?

Ich bin vermögend, ſagte Ginevra, und Sie werden mir erlauben, Sie ſchadlos zu halten . . . .

Schadlos halten? rief Servin. Wenn es ruchtbar wird, daß ich das Opfer der üblen Nachreden einer Handvoll Gänschen geweſen bin und einen Geächteten bei mir verborgen habe, dann wird mir ja die ganze Pariſer liberale Partei ihre Töchter ins Atelier ſchicken, und dann bin vielleicht ich euer Schuldner . . . .

Eine Weile drückte Ludwig ſeinem Beſchützer ſprachlos die Hand, bis er endlich die gerührten Worte hervorbrachte: Ihnen alſo werde ich meine ganze Seligkeit verdanken.

Seid glücklich! ich geb' euch zuſammen, ſagte der Maler mit komiſcher Salbung, indem er beiden Liebenden die Hände auflegte.

Dieſer Künſtlerſcherz löſ'te die gerührte Stimmung auf. Alle Drei blickten einander lachend an. Die Italienerin, mit einer ihrer vaterländiſchen Sitten würdigen Einfachheit der Geberde, drückte Luigi heftig und energiſch die Hand.

Hört einmal, liebe Kinder, begann Servin aufs Neue, ihr ſeid jetzt wohl der Meinung, die ganze Geſchichte gehe prächtig von Statten? Aber fehlgeſchoſſen.

Das liebende Paar ſtarrte ihn verwundert an.

Nur getroſt! Mich allein bringt euer Schelmenſtückchen in Verlegenheit, denn meine Frau iſt etwas heikel, und ich weiß wirklich nicht, wie ich ihr die Sache plauſibel machen ſoll.

Ach Gott! Faſt hätt' ich vergeſſen! rief Ginevra. Morgen wollen Frau Roguin und Laura's Mutter kommen, um Ihnen . . . .

Verſtehe ſchon, unterbrach ſie der Maler.

Aber Sie werden ſich rechtfertigen können, fuhr das Mädchen mit einer unwillkürlichen trotzigſtolzen Kopfbewegung fort. Luigi's Widerwille, ſagte ſie, indem ſie ſich an dieſen wendete und ihm einen Blick voll feinen Humors zuwarf, Luigi's Widerwille gegen die königliche Regierung hat ſich doch wohl gelegt, nicht wahr? — Nun, ſo werde ich, ſetzte ſie, nachdem er ſie angelächelt, hinzu, morgen früh ein Geſuch an eine der einflußreichſten Perſönlichkeiten im Kriegsminiſterium richten, einen Mann, welcher der Tochter des Barons von Piombo nichts abzuſchlagen vermag. So werden wir für den Schwadronschef Luigi (denn die Oberſtencharge werden ſie ihm abſprechen) ſtillſchweigende Amneſtie erlangen. Und dann, fügte ſie, wieder zu Servin gewendet, hinzu, können Sie die Mütter meiner menſchenfreundlichen Mitſchülerinnen durch Eröffnung der wahren Sachlage beſchämen.

Sie ſind ein Engel! rief Servin.

---

Während ſich im Atelier dieſe Scene abſpielte, geriethen Ginevra's Eltern über das Nichterſcheinen der Tochter in Ungeduld.

Es hat ſechs geſchlagen, und Ginevra iſt noch nicht zurück! rief Bartolomeo.

Sie iſt noch nie ſo lang ausgeblieben, antwortete ſeine Frau.

Die alten Leute ſahen einander mit dem untrüglichen Ausdruck außergewöhnlicher Beſorgniß an. Bartolomeo, der vor innerer Unruh[illegible] mehr ſtill ſitzen konnte, ſtand auf und durchmaß zweimal, für einen Siebenundſiebziger verhältnißmäßig raſch, den Umkreis ſeines Salons. In Folge ſeiner kräftigen Körperbeſchaffenheit hatte er ſich ſeit dem Tage ſeiner Ankunft in Paris wenig verändert und bewahrte, trotzdem er hochgewachſen war, ſeine aufrechte Haltung. Sein gebleichtes Haar war ſpärlich geworden und verdeckte das Vorderhaupt nicht mehr, deſſen breite, vorſpringende Form auf ungewöhnliche Charakterfeſtigkeit ſchließen ließ. Das tiefgefurchte Geſicht hatte ſich bedeutend gedehnt und war von jener Bläſſe übergoſſen, die Ehrerbietung einflößt. Noch beſeelten ungebändigte Leidenſchaften die überirdiſch flammenden Augen, die unter den nicht ganz gebleichten Brauen ihre furchtbare Beweglichkeit behalten hatten. Dieſer Kopf bot ein Bild der Strenge, aber einer in ſich berechtigten Strenge. Bartolomeo's Güte und Sanftmuth waren ſchwerlich jemand Anderem als ſeiner Frau und Tochter bekannt. In ſeiner Amtsthätigkeit oder in Gegenwart eines Fremden entkleidete er ſich niemals des majeſtätiſchen Zuges, den das Alter ihm verliehen hatte, und ſeine Gewohnheit, die buſchigen Brauen und die Falten des Geſichts zuſammenzuziehen und das Auge zu napoleoniſcher Starrheit zu zwingen, umgab ihn mit einem eiſigen Nimbus. Im Laufe ſeines politiſchen Wirkens hatte er auf Jedermann einen ſo unheimlichen Eindruck gemacht, daß er für geſellſchaftlich unzugänglich galt; dieſe allgemeine Anſchauung läßt ſich jedoch leicht auf ihren Entſtehungsgrund zurückführen. Piombo's Lebenswandel, Sitten und Treue waren für die Mehrzahl der Höflinge ein lebendiger Tadel. Wiewohl ſeiner Verſchwiegenheit kitzliche Aufträge anvertraut worden, wobei ſich jeder Andere bereichert hätte, belief ſich ſein Geſammtvermögen nicht höher als auf einige

mil 77

dreißigtauſend Franken Rente in Anweiſungen auf den Nationalſchatz. Sowohl die niedern Curſe der Staatspapiere unter dem Kaiſerreich, wie auch Napoleon's Freigebigkeit gegen diejenigen der Getreuen, welche ſich etwas auszubitten wußten, liefern einen klaren Beweis der ſtrengen Rechtlichkeit des Barons von Piombo; den freiherrlichen Flitter verdankte er lediglich dem Umſtande, daß Napoleon ihn ohne Adelsdiplom nicht als Vertreter bei fremden Höfen hätte verwenden können. Bartolomeo hatte nie aus ſeinem Haſſe gegen die Verräther ein Hehl gemacht, die Napoleon um ſich verſammelte im Wahne, ſie durch den Glanz ſeiner Siege an ſich feſſeln zu können. Von ihm erzählt man, daß er noch drei Schritte nach der Cabinetsthür des Kaiſers zurückthat, nachdem er dieſem gerathen, am Vorabend des Aufbruchs zu dem berühmten, bewundernswerthen Feldzug von 1814 erſt drei Männer in Frankreich unſchädlich zu machen. Von der zweiten Wiedereinſetzung der Bourbonen ab trug Bartolomeo den Orden der Ehrenlegion nicht mehr, und Niemand bot jemals ein erhabeneres Bild jener Partei von alten Republicanern, die, in ihrer unerſchütterlichen Ergebenheit an das Kaiſerreich, noch daſtanden als lebende Ruinen der beiden kraftvollſten Regierungen der Weltgeſchichte. War der Baron von Piombo bei einigen Höflingen auch mißliebig, ſo entſchädigte ihn dafür die Freundſchaft eines Daru, eines Drouot, eines Carnot. Und was die ſonſtigen politiſchen Größen anbelangt, betrachtete er ſie, ſeit Waterloo, mit derſelben Gleichgültigkeit wie die Dampfwolken, die er aus ſeiner Cigarre blies.

Um die ziemlich beſcheidene Summe, welche ihm „Madame“, die Mutter des Kaiſers, für ſeine Liegenſchaften in Corſica ausgezahlt, hatte Bartolomeo di Piombo das alte Hotel Portenduère erſtanden, ohne in der Einrichtung desſelben irgend welche Aenderung vorzunehmen. Da er beinahe fortwährend eine Amtswohnung auf Staatskoſten innegehabt, bewohnte er dieſes Haus erſt ſeit der Kataſtrophe von Fontainebleau. Der Baron und ſeine Frau huldigten den Gewohnheiten der einfach heroiſchen Naturen und räumten äußerlichem Prunk keine Stelle bei ſich ein: ſie benutzten das beim Ankauf im Hotel vorgefundene Mobiliar. Dieſe Behauſung mit ihren großen, hohen Zimmern, den düſtern, nackten Wänden, den breiten, in alten geſchwärzten Goldrahmen eingefaßten Spiegeln und der Einrichtung im Stile Ludwig's XIV. entſprach den altrömiſchen Geſtalten Bartolomeo's und ſeiner Gemahlin. Unter dem Kaiſerreich und während der hundert Tage, in der Ausübung reichbeſoldeter Aemter, hatte der alte Corſe zwar ein großes Haus geführt, allein weit eher um ſeiner Stellung Ehre zu machen, als in der Abſicht, vor der Welt zu glänzen. Jetzt war ſeine und ſeiner Frau Lebensweiſe eine ſo genügſame, ruhige, daß ihr beſcheidenes Vermögen für ihre Bedürfniſſe ausreichte. Ihnen wog ihre Tochter Ginevra alle Reichthümer des Erdkreiſes auf. Als im Mai 1814 der Baron Piombo aus dem Amt getreten war, ſeine Dienerſchaft entlaſſen und ſeine Stallungen aufgegeben hatte, war auch in ihr, welche die prunklos einfachen Grundſätze der Eltern theilte, keinerlei Wehmuth aufgeſtiegen: gleich allen großen Seelen verlegte ſie den Luxus in die Sphäre des Gemüths, gerade ſo wie ſie das Glück in der Zurückgezogenheit und in ernſter Beſchäftigung ſuchte. Auch liebten dieſe drei Weſen einander zu innig, um den Aeußerlichkeiten des Daſeins irgendwie Werth beizumeſſen. Sehr oft, namentlich nach Napoleon's zweitem, entſetzlichem Sturze, bereitete Ginevra's Klavierſpiel oder Geſang Bartolomeo und ſeiner Frau eine reizende Abendunterhaltung. Aus der bloßen Gegenwart, aus einer einzigen Aeußerung ihrer Tochter quoll den Beiden ein unerſchöpflicher, geheimnißvoller Freudenborn; jeden ihrer Schritte verfolgten ſie mit zärtlich bangen Blicken; ſchon von außen her vernahmen ſie ihn, wie leiſe ſie auch auftreten mochte. Stundenlang konnten ſie alle Drei beiſammen ſitzen und, wie die Verliebten, dem Schweigen die Beredſamkeit ihrer Seelen unmittelbarer ablauſchen als allen Worten, ſo ſehr war ihr ganzes Dichten und Trachten von dieſem tiefen Empfinden, dem ureigenen Sein der beiden alten Leute, beſeelt. Sie lebten keine drei Leben, ſondern ein einziges, das, gleich einem Feuer auf dem Herd, in drei Flammen aufloderte. Wenn die Erinnerung an Napoleon's Wohlthaten und Mißgeſchick, wenn die Tagespolitik auch zuweilen die Oberhand gewann über die beſtändige elterliche Fürſorge, ſo löſ'te ein derartiges Geſpräch keineswegs die Gemeinſchaft der Gedanken, denn Ginevra fühlte ja die politiſchen Leidenſchaften der Beiden mit, und was konnte es Natürlicheres geben, als den Eifer, womit dieſe im Herzen des einzigen Kindes eine Zufluchtſtätte dafür ſuchten? Bisher war die Thatkraft des Barons von Piombo in den Beſchäftigungen des öffentlichen Lebens aufgegangen; als aber der alte Corſe ſeine Würden niederlegte, ward es ihm zum Bedürfniß, dieſe Thatkraft in die letzte Gefühlsſphäre zu ergießen, die ihm übrig geblieben; und dann förderte, abgeſehen von den Banden der Blutsverwandtſchaft, vielleicht noch ein anderes, jenen drei heroiſchen Naturen unbewußtes, mächtiges Element die Leidenſchaftlichkeit ihrer gegenſeitigen Schwärmerei: ſie liebten einander ganz ungetheilt; Ginevra's Herz gehörte dem Vater ebenſo rückhaltlos an, wie ihr das ſeinige; und ſchließlich, wenn es wahr iſt, daß wir uns mehr durch unſere Fehler als durch unſere Vorzüge an einander anſchließen, iſt noch zu bemerken, daß ſich in Ginevra die Leidenſchaften ihres Vaters wunderbar widerſpiegelten, ein Umſtand, aus dem das einzig Mangelhafte in dieſem dreifachen Leben hervorging. Ginevra war halsſtarrig, vergeltungsſüchtig, jähzornig, wie Bartolomeo es in jungen Jahren geweſen. Der Corſe hatte Gefallen daran gefunden, dieſe wilden Eigenſchaften im Herzen ſeiner Tochter noch auszubilden, gerade wie der Löwe ſeine Jungen auf eine Beute losſtürzen lehrt. Da jedoch jene Unterweiſung in der Rachſucht kaum anderswo als im elterlichen Hauſe ſtattfinden konnte, ſo pflegte Ginevra auch ihrem Vater nichts zu verzeihen;

55.

Allein wie ſoll er ihn dazu bewegen,
In dieſer Fehde für ihn einzuſtehn?
Wie jener, ohne Argwohn zu erregen,
An ſeiner Stelle zu dem Platze gehn?
Er eilt, die Sache Rüd'gern vorzulegen,
Und dringt in ihn mit nachdrucksvollem Flehn,
Er ſoll zu falſchem Namen ſich bequemen,
In falſcher Wehr den Handel übernehmen.

56.

Nicht kann der Ritter der Beredſamkeit
Des Griechen, doch noch minder widerſtreben
Der ſchweren Schuld, die ſeinen Arm ihm weiht
Und an ihn feſſelt für das ganze Leben.
Zwar ſcheint's ihm hart, was ihm der Freund gebeut,
Unmöglich ſcheint's ihm; doch verſpricht er's eben,
Mit minder heitrem Herzen als Geſicht:
Was er nur wünſche, ſagt er, ſei ihm Pflicht.

57.

Zwar fühlt er, als ihm kaum das Wort entfahren,
Den herbſten Schmerz durch ſeinen Buſen ziehn,
Vor dem er nimmer kann ſein Herz bewahren,
Der nimmer will, bei Tag und Nacht, entfliehn.
Zwar ſieht er ſeinen Tod, den offenbaren,
Voraus, doch ſagt er nicht, es reue ihn:
Eh' er dem Prinzen will die Pflicht verſagen,
Eh' will er es mit tauſend Toden wagen.

58.

Ihm iſt der Tod gewiß: wenn er der Lieben
Entſagen muß, entſagt er auch dem Licht.
Er wird von Angſt und Kummer aufgerieben,
Und thut's der Kummer, thut die Angſt es nicht,

er mußte ſich ihrem Willen fügen. Zwar ſah Piombo in jenen erkünſtelten Zwiſtigkeiten weiter nichts, als ein Kinderſpiel; das Kind aber nahm dabei die Gewohnheit an, ſeine Eltern zu beherrſchen. Inmitten der Stürme, die Bartolomeo ſo gern erregte, genügte dann ein zärtliches Wort oder ein Blick, die Zürnenden zu beſchwichtigen, und nie ſtand ihnen das Küſſen näher, als wenn ſie mit einander grollten. Seit ungefähr fünf Jahren war Ginevra jedoch klüger geworden, als ihr Vater, und beugte derartigen Auftritten immer vor. Ihr treues, aufopferndes, liebevolles Gemüth, welches in ihrem ganzen Denken vorwaltete, hatte, im Bund mit ihrem bewundernswerthen praktiſchen Verſtande, die Zornausbrüche zurückgedämmt; nichts deſtoweniger war aus alledem ein recht großer Mißſtand erwachſen: Ginevra verkehrte mit Vater und Mutter auf Grundlage einer ſtets verderblichen Gleichberechtigung. Um die Aufzählung der Veränderungen abzuſchließen, welche in der Exiſtenz dieſer drei Perſönlichkeiten ſeit ihrer Ankunft in Paris ſtattgefunden hatten, muß noch erwähnt werden, daß Piombo und ſeine Frau, weil ſie keinerlei Vorbildung genoſſen, Ginevra in der Wahl ihrer Studien von jeher ganz freie Hand ließen. Je nach Eingebung ihrer Mädchenlaunen hatte ſie alles Mögliche gelernt und vergeſſen, Dieſes oder Jenes abwechſelnd vorgenommen und wieder aufgegeben, bis die Malerei in ihr zur herrſchenden Liebhaberei geworden war; ſie wäre vollkommen geweſen, hätte ihre Mutter es verſtanden, ihren Unterricht zu leiten, ſie aufzuklären und ihre Geiſtesgaben zu einem harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen: die Fehler des Mädchens waren nur das Ergebniß der verhängnißvollen Erziehung, die ihr der alte Corſe mit Vorliebe hatte angedeihen laſſen.

Nachdem der Greis längere Zeit auf den knarrenden Dielen des Fußbodens hin und hergeſchritten, läutete er einem Diener.

Gehen Sie Fräulein Ginevra entgegen, befahl er.

Ich habe ſtets bedauert, keinen Wagen mehr zu ihrer Verfügung zu haben, bemerkte die Baronin.

Sie hat es nicht gewollt, antwortete Piombo mit einem Blick auf ſeine Gemahlin, welche, ihrer vierzigjährigen paſſiven Rolle getreu, die Augen niederſchlug.

Die Baronin, eine große, magere, bleiche, runzlige Siebzigerin, glich genau den alten Frauen der italieniſchen Genrebilder von Schnetz; ſie war es ſo ſehr gewohnt, zu ſchweigen, daß man ſie für eine andere Mistreß Shandy hätte halten können; aber ein einziges Wort von ihr, ein Blick, eine Geberde bewies ſchon, daß ihre Gefühle noch urwüchſig und jugendfriſch geblieben waren. Ihre Toilette, jeder Koketterie fremd, entbehrte durchgängig des Geſchmacks. Sie lag meiſtens unthätig in ihren Lehnſtuhl hingegoſſen, wie eine erſte Sultanin, in der Erwartung oder Bewunderung ihrer Ginevra, ihres Stolzes und Lebens, aufgelöſ't. Alles fand ſie ſchön und gut, ſo lang Ginevra glücklich war. Ihr Haar war gebleicht, und einige Locken desſelben ſchauten über ihrer weißen faltenreichen Stirn oder an ihren hohlen Wangen hervor.

Seit ungefähr vierzehn Tagen, ſagte ſie, kommt Ginevra etwas ſpät nach Hauſe.

Johann wird ihr zu langſam entgegengehen, rief der ungeduldige Greis, ſeine Rockſchöße kreuzend; dann griff er nach dem Hut, den er haſtig in die Stirn drückte, nahm ſeinen Stock und verließ das Zimmer.

Du wirſt nicht weit zu gehen brauchen, rief ihm ſeine Frau nach.

Und in der That, kaum hatte ſich das Hausthor geöffnet und wieder geſchloſſen, ſo vernahm die alte Frau ſchon Ginevra's Tritt vom Hofe her. Plötzlich erſchien Bartolomeo und trug die Tochter, welche ſich in ſeinen Armen ſträubte, triumphirend herein. Mit 77 !

Eccola, la Ginevra, la Ginevrettina, la Ginevrina, la Ginevrola, la Ginevretta, la Ginevra bella!

Mein Vater, Sie thun mir weh.

Sofort wurde Ginevra mit einer gewiſſen Ehrerbietung niedergeſtellt.

Mit einem anmuthigen Kopfſchütteln beruhigte ſie ihre erſchrockene Mutter und gab ihr ſo zu erkennen, daß ſie bloß von einer Kriegsliſt Gebrauch gemacht hatte. Hierauf nahm das mattblaſſe Geſicht der Baronin wieder ſeine frühere Farbe und zugleich einen gewiſſen Ausdruck von Fröhlichkeit an, und Piombo rieb ſich mit äußerſter Heftigkeit die Hände, was bei ihm das untrüglichſte Merkmal einer freudigen Stimmung war; er hatte dieſe

Gewohnheit bei Hof angenommen, wenn er ſah, daß Napoleon über den Fehler eines Generals oder den Irrthum eines Miniſters in Zorn gerieth. Hatte die Spannung ſeiner Geſichtsmuskeln einmal nachgelaſſen, ſo athmete Wohlwollen aus jeder Falte ſeiner Stirn. Die alten Leute boten in dieſem Augenblick das getreue Abbild ſchmachtender Pflanzen, die nach langer Trockenheit durch ein wenig Regen zu neuem Leben erweckt werden.

Zu Tiſch! Zu Tiſch! rief der Baron und ſtreckte Ginevra ſeine breite Hand entgegen, indem er ſie Signora Piombellino titulirte, welch zweites Symptom der guten Laune durch die Tochter mit einem Lächeln erwidert wurde.

Apropos, ſagte Piombo, als er von der Tafel aufſtand, du weißt wohl nicht, worauf mich deine Mutter aufmerkſam gemacht hat? Seit einem Monat etwa bleibſt du viel länger als gewöhnlich in deinem Atelier ſitzen.

Wirklich, Papa? . . .

Ginevra will uns gewiß eine Ueberraſchung bereiten, ſagte die Mutter.

Malſt du wohl gar an einem Bild für mich?! rief der Corſe händeklatſchend.

Ja, ich habe ſehr viel zu thun im Atelier, antwortete ſie.

Was iſt dir denn, Ginevra? du wechſelſt die Farbe! ſprach die Mutter.

Nein! rief das Mädchen plötzlich mit entſchloſſener Geberde, nein, man ſoll Ginevra Piombo nicht nachſagen, daß ſie auch nur ein Mal im Leben gelogen hat!

Bei dieſer ſonderbaren Betheuerung ſchauten Piombo und ſeine Frau ihre Tochter verwundert an.

Ich liebe einen jungen Mann, ſetzte dieſe mit bewegter Stimme hinzu.

Dann ſenkte ſie, ohne daß ſie gewagt hätte, zu ihren Eltern emporzublicken, die breiten Augenlider, als wollte ſie die flammenden Strahlen verſchleiern.

Vielleicht einen Prinzen? fragte der Vater in einem ironiſchen Ton, vor dem Mutter und Tochter erzitterten.

Nein, Vater, antwortete Ginevra beſcheiden; der junge Mann iſt mittellos . . . .

So muß er gewiß recht ſchön ſein?

Er iſt unglücklich.

Und was treibt er denn?

Er iſt ein Waffenbruder von Labédoyère, geächtet, obdachlos; Servin nahm ihn bei ſich auf, und . . . .

Ein wackerer Kamerad, der Servin; das gefällt mir von ihm! rief Piombo; von dir aber, meine Tochter, iſt es nicht wohlgethan, daß du einen andern Mann liebſt, als deinen Vater . . . .

Mein Wille hat keine Gewalt über mein Empfinden, antwortete Ginevra mit ſanfter Stimme.

Ich ſchmeichelte mir, hob der Alte wieder an, daß meine Ginevra mir treu bleiben würde bis zu meinem Tod; meine und ihrer Mutter Aufmerkſamkeiten, glaubte ich, würden die einzigen ſein, die ſie ſich erweiſen ließe; unſere Zärtlichkeit würde in ihrer Seele nimmermehr auf einen Nebenbuhler ſtoßen, und ſtets müßte . . . .

Habe ich Ihnen jemals aus Ihrer fanatiſchen Ergebenheit für Napoleon einen Vorwurf gemacht? Haben Sie ausſchließlich mich geliebt? Sind Sie nicht volle Monate in diplomatiſcher Sendung ausgeweſen? Und habe ich nicht jedesmal die Trennung muthig ertragen? Es giebt im Leben unabwendbare Geſchicke, in die man ſich zu fügen wiſſen muß.

Ginevra!

Nein, Sie lieben mich nicht um meinetwillen, und Ihre Vorwürfe verrathen eine ganz unbillige Selbſtſucht.

Du ſtehſt als Klägerin auf wider die Liebe deines Vaters?! rief Piombo mit flammenden Augen.

Das werde ich nie, mein Vater, entgegnete Ginevra ſanfter, als es ihre zitternde Mutter erwartet hatte. Ihre Selbſtſucht hat dieſelbe Berechtigung wie meine Liebe. Der Himmel kann mir's bezeugen, daß kein Mädchen ſeine Kindespflichten getreulicher erfüllt hat, als ich. Verbindlichkeiten, welche mancher Andern läſtig ſcheinen, bin ich ſtets nur mit Luſt und Liebe nachgekommen. Ich habe ſeit fünfzehn Jahren ununterbrochen unter dem Schutz eurer Fittiche gelebt und ein ſüßes Glück darin gefunden, euer Daſein zu verſchönen. Wer darf mir's nun als Undank auslegen, wenn ich in der Zauberwonne einer Herzensneigung aufgehe, wenn ich mir einen Gatten erſehne, der mich ſchütze, wie bisher ihr mich geſchützt?

Du willſt alſo mit deinem Vater Abrechnung halten, Ginevra, erwiderte der Greis mit düſterer Miene.

Hierauf entſtand eine ſchreckenvolle Pauſe, die Niemand zu unterbrechen wagte, bis endlich Bartolomeo mit herzzerreißender Stimme ausrief: O bleibe bei uns! bleibe bei deinem alten Vater! Ich kann es nicht ertragen, daß du einen Mann liebſt! Ginevra, du wirſt nicht lange mehr auf deine Befreiung warten müſſen ....

Aber, mein Vater, bedenken Sie doch, daß wir ja nicht von Ihnen gehen, daß wir zu Zweien Sie lieben wollen, daß Sie den Mann kennen werden, unter deſſen Obhut Sie mich dereinſt zurücklaſſen! Mit doppelter Zärtlichkeit werden wir Sie umgeben, er und ich, denn er iſt mein anderes Ich, und ich bin Eins mit ſeinem Selbſt.

O Ginevra! Ginevra! ſchrie der Corſe mit geballten Fäuſten, warum haſt du damals nicht geheirathet, als mich Napoleon mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte und dir Herzogs- und Grafenkronen anbot?

Die Herzöge und Grafen liebten mich auf Commando, ſagte das Mädchen. Auch wollte ich euch nicht allein laſſen, und ſie hätten mich mit ſich fortgenommen.

Nicht allein laſſen willſt du uns, ſagte Piombo; aber wenn du heirathest, ſind wir vereinſamt! Ich kenne dich, mein Kind, du wirſt uns nicht mehr lieben. — Eliſa, ſetzte er mit einem Blick nach ſeiner Frau hinzu, welche regungslos und wie betäubt vor ſich hinſtarrte, wir haben keine Tochter mehr; ſie will heirathen!

Der Greis ſetzte ſich nieder, nachdem er zuvor noch die Hände zum Himmel erhoben, gleichſam um Gott als Zeugen anzurufen, und ſank, wie erdrückt von der Laſt des Kummers, auf ſeinem Stuhl in ſich zuſammen. Ginevra wußte, wie tief erſchüttert er war, und bei ſeiner Mäßigung im Zorne blutete ihr das Herz; ſie hatte eine acute Kriſis voller Wuthausbrüche erwartet: auf väterliche Sanftmuth war ſie nicht gefaßt.

Vater, ſagte ſie mit rührendem Schmelz, nein, von Ihrer Ginevra werden Sie nie verlaſſen werden. Aber lieben Sie ſie auch ein wenig für ſie ſelber. Ach! wenn Sie wüßten, wie er mich liebt! Er brächte es nicht über ſich, mich zu betrüben!

Wie? ſchon Vergleiche?! rief Piombo mit fürchterlicher Stimme. Nein, fuhr er fort, ich kann den Gedanken nicht ertragen. Wenn er dich liebte, wie du's verdienſt, müßte er mich morden, und wenn er dich nicht ſo liebte, müßte ich ihm einen Dolch in die Bruſt ſtoßen!

Piombo's Hände zitterten; ſeine Lippen, ſein ganzer Körper zuckten, und ſeine Augen ſchoſſen Blitze; Ginevra allein konnte dieſen Blick aushalten, denn ſie loderte unter ihm auf, und ſchaute dann dem Vater als ebenbürtige Tochter ins Antlitz.

Er dich lieben! Wo iſt ein Mann eines ſolchen Daſeins werth? hob der Alte wieder an. Wenn es ſchon das Leben zu einem Paradieſe macht, dich als Vater zu lieben, wer könnte wohl würdig ſein, dein Gatte zu werden?

Er, ſagte Ginevra, er, deſſen ich mich nicht würdig fühle.

Er? wiederholte Piombo mechaniſch. Wer denn?

Er, den ich liebe.

Und kann er dich denn ſchon genug kennen, um dich zu vergöttern?

Aber, Vater, entgegnete Ginevra in einer flüchtigen Anwandlung von Ungeduld, liebte er mich auch nicht, ſo meine ich doch, daß von dem Augenblick an, wo ich ihn liebe . . . .

Du liebſt ihn alſo? rief Piombo. Ginevra nickte ſanft mit dem Kopfe.

Du liebſt ihn alſo mehr als uns?

Die zwei Empfindungen laſſen ſich nicht miteinander vergleichen, antwortete ſie.

Eine von beiden iſt die ſtärkere.

Ich glaube, ja, ſagte Ginevra.

Du wirſt ihn nicht heirathen! ſchrie der Corſe ſo laut, daß die Fenſterſcheiben klirrten.

Ich werde ihn heirathen, entgegnete Ginevra gelaſſen.

Gott! mein Gott! rief die Mutter, wie wird dieſer Streit enden? Santa Vergine, tritt zwiſchen ſie!

Der Baron, der mit großen Schritten auf und abging, ſetzte ſich wieder; eiſiger Ernſt hatte ſich auf ſeine Züge gelagert; er ſtarrte ſeine Tochter unverwandt an und begann mit ſanfter, ermatteter Stimme: Höre mich, Ginevra, du wirſt ihn nicht heirathen, gewiß nicht . . . O ſage nicht, daß du's thun willſt, heut Abend nicht . . . . laß mich noch an das Gegentheil glauben. Willſt du deinen Vater vor dir knieen, ſein weißes Haar zu deinen Füßen ſehen? Anflehen werd' ich dich . . . .

Ginevra Piombo iſt nicht ſo erzogen worden, daß ſie verſpricht und ihr Wort nicht hält, war die Antwort. Ich bin Ihre Tochter.

Sie hat Recht, ſagte die Baronin. Es iſt unſere Beſtimmung, zu heirathen.

So, du beſtärkſt ſie noch in ihrem Ungehorſam? ſprach der Baron zu ſeiner Frau, die, alſo angeredet, zur Bildſäule erſtarrte.

Man iſt darum nicht ungehorſam, weil man einem ungerechten Befehl nicht folgt, antwortete Ginevra.

Ungerecht, meine Tochter, kann ein Befehl aus deines Vaters Mund nicht ſein. Halte zurück mit deinem Urtheil über mich! Was iſt mein Widerſtreben Anderes, als eine Eingebung von oben? Vielleicht bewahrt es dich vor deinem Unglück.

Seine Liebe nicht zu beſitzen, — nur das wäre mein Unglück.

Immer er!

Ja wohl, immer, fuhr ſie fort. Er iſt mein Leben, mein Kleinod, mein Denken und Fühlen. Selbſt wenn ich Ihnen gehorchte, würde er nie aus meinem Herzen ſchwinden. Wenn ich mir verbieten wollte, ihn zu heirathen, müßte ich euch haſſen.

Du liebſt uns nicht mehr! rief Piombo.

O! ſagte Ginevra mit einer Kopfbewegung.

So ſprengt er ſelbſt das Band, von Wuth getrieben,
Das an den Körper ſeine Seele flicht;
Denn alles kann er ſonſt für leicht erkennen,
Als ſie zu ſehen, und nicht ſein zu nennen.

59.

Zum Tod iſt er bereit, doch wie zu ſterben,
Darüber iſt er noch mit ſich im Streit.
Erſt denkt er durch die Liebſte zu verderben,
Indem er nackt ihr ſeinen Buſen beut;
Wie könnt' er ſich ein ſchöner Loos erwerben?
Denn Tod von ihrer Hand iſt Seligkeit.
Doch ſieht er, wenn er in dem Streit erliege,
Daß er den Prinzen um ſein Wort betrüge.

60.

Denn er verſprach, den Zweikampf zu beſtehen
Mit Bradamanten, und mit allem Fleiß,
Nicht bloß zum Schein in dieſen Streit zu gehen,
So daß ihm wenig Dank der Grieche weiß.
Drum bleibt er bei dem Wort: es ſoll geſchehen,
Macht ihm auch der und jener Einfall heiß;
Er läßt nur laut den Einen Vorſatz ſprechen,
Der ihn ermahnt, die Treue nicht zu brechen.

61.

Der Prinz inzwiſchen läßt zum Zug bereiten,
Da Konſtantin Erlaubniß ihm gewährt,
So Wehr als Roß, ſammt einer Zahl von Leuten,
Wie ſie ſein Anſehn und ſein Zweck begehrt.
Auf dem Frontin muß Rüd'ger mit ihm reiten,
Der mit der alten Rüſtung iſt bewehrt.
Ein Tag, ein zweiter und ein dritter ſchwinden,
Bis ſie in Frankreich, vor Paris ſich finden.

Nun denn, ſo vergiß ihn, bleib uns treu! Später . . . . Du verſtehſt mich . . . .

Vater, wollen Sie mich zwingen, Ihren Tod herbeizuwünſchen? rief Ginevra.

Ich werde länger leben als du! Kinder, die Vater und Mutter nicht ehren, ſterben früh, ſchrie der Baron, bis zum Aeußerſten aufgebracht.

Ein Grund mehr, mich ſchnell zu verheirathen, um noch glücklich zu ſein, ſagte ſie.

Dieſe Kaltblütigkeit und wuchtige Logik gaben Piombo's Faſſung den Reſt: das Blut ſchoß ihm heftig in den Kopf und ſein Geſicht ward purpurroth. Da zuckte Ginevra zuſammen; wie ein Vogel ſprang ſie ihrem Vater auf den Schooß, ſchlang ihm ihren Arm um den Hals und rief, indem ſie ſein Haar ſtreichelte, ganz gerührt: Ach ja! dürſt' ich nur vor dir ſterben! Dich könnt' ich doch nicht überleben, Vater, guter Vater!

O meine Ginevra! meine tolle Ginevra! antwortete Piombo, deſſen ganzer Ingrimm bei den Schmeichelworten zerſchmolz wie eine Eisfläche unterm Strahl der Sonne.

Es war die höchſte Zeit, ein Ende zu machen, ſagte die Baronin mit bewegter Stimme.

Arme Mutter!

Ah, Ginevretta! Ginevra bella mia!

Und wie mit einem ſechsjährigen Kinde ſpielte der Vater jetzt mit ſeiner Tochter; tändelnd flocht er ihr die wallenden Zöpfe auf, oder ſchaukelte ſie auf ſeinen Knieen;

die Aeußerungen ſeiner Zärtlichkeit ſtreiften an Wahnſinn. Nach kurzer Pauſe begann die Tochter, ihn unter Küſſen zu ſchelten und zu verſuchen, ob ſich ihm nicht ſcherzend die Erlaubniß abgewinnen ließe, ihm ihren Luigi vorzuſtellen; aber der Alte, trotzdem er auf den Scherz einging, ſchlug es ihr ab. Sie ſchmollte, ſchmeichelte, ſchmollte wieder und legte ſich ſchließlich mit dem befriedigenden Bewußtſein zur Ruhe, dem Vater ſowohl ihre Neigung zu Luigi, wie den Gedanken an eine baldige Vermählung ins Herz geprägt zu haben. Am folgenden Tage erwähnte ſie ihrer Liebe mit keinem Wort, ging ſpäter als ſonſt ins Atelier und kam früh nach Haus; ihren Vater behandelte ſie zärtlicher als je zuvor und deutete ihm durch Aeußerungen lebhafter Erkenntlichkeit an, wie dankbar ſie ihm für die Zuſtimmung ſei, die er ihrem Heirathsproject ſtillſchweigend zu geben ſchien. Abends blieb ſie lang am Klavier ſitzen und warf zuweilen Worte hin wie: Für dies Notturno paßt doch nur eine Männerſtimme! .... Kurzum, ſie war Italienerin — damit iſt Alles geſagt. Nach Verlauf einer Woche winkte ihre Mutter ſie zu ſich: Ich habe deinen Vater dazu vermocht, flüſterte ſie ihr leiſe ins Ohr, ihn zu empfangen.

O Mutter, wie glücklich machen Sie mich!

Denſelben Tag ward alſo Ginevra die Wonne zu Theil, an Luigi's Arm vom Atelier nach Haus zu kommen. Es war dies der zweite Ausflug des armen Offiziers aus ſeinem Verſteck. Die thatkräftigen Bemühungen Ginevra's bei dem damaligen Kriegsminiſter Herzog von Feltre hatte vollſtändiger Erfolg gekrönt, und Luigi war ſoeben in die Liſte der zur Dispoſition geſtellten Offiziere wieder eingetragen worden; damit war für die Zukunft ſchon gar Viel gewonnen. Der junge Bataillonschef, den die Geliebte auf alle Schwierigkeiten vorbereitet hatte, die beim Baron zu überwinden waren, wagte es nicht, ſeine Befürchtung auszuſprechen, er möchte dieſem mißfallen. Der Mann, der ſo muthig im Unglück und auf dem Schlachtfelde ſo tapfer war, zitterte beim Gedanken, in den Salon der Piombo einzutreten. Ginevra fühlte das Zucken ſeines Arms und ſah in dieſem Schauer, den ja die Sorge um das gemeinſchaftliche Glück hervorrief, einen neuen Beweis ſeiner Liebe. Sie ſind ſo blaß! ſagte ſie zu ihm, als ſie in das Thor des Hotels traten.

O Ginevra, wenn es ſich doch nur um mein Leben handelte!

Wiewohl Bartolomeo durch ſeine Frau in Kenntniß geſetzt worden war, daß ihm Ginevra's Geliebter feierlich vorgeführt werden ſollte, ging er den Beiden nicht entgegen, ſtand auch vom Lehnſtuhl nicht auf, in dem er zu ſitzen pflegte, und ſchaute mit eiſiger Strenge vor ſich hin.

Mein Vater, ſprach Ginevra, hier bringe ich Ihnen Jemand, den Sie gewiß gern bei ſich ſehen werden, einen Soldaten, der bei Mont-Saint-Jean an der Seite ſeines Kaiſers gekämpft hat . . . .

Der Baron von Piombo erhob ſich, warf einen verſtohlenen Blick auf Luigi und fragte höhniſch: Hat der Herr kein Ehrenkreuz erhalten?

Ich trage die Ehrenlegion nicht mehr, antwortete Luigi, der demüthig ſtehen geblieben war, mit ſchüchterner Stimme.

Ginevra, die ſich durch das unhöfliche Benehmen ihres Vaters verletzt fühlte, rückte einen Stuhl vor. Die Erklärung des Offiziers gefiel dem alten Diener Napoleon's, und Frau von Piombo, die bemerkt hatte, daß die Brauen ihres Mannes in die normale Stellung zurücktraten, ſagte zu dieſem, um das Geſpräch in Fluß zu bringen: Der Herr Hauptmann ſieht der Nina Porta ganz überraſchend ähnlich; finden Sie nicht auch, daß die ganze Phyſiognomie an die der Porta's erinnert?

Es giebt nichts Natürlicheres, antwortete der junge Mann, auf dem nun Piombo's Blicke flammend verweilten: Nina war meine Schweſter . . . .

Du biſt Luigi Porta? fragte der Greis.

Ja wohl.

Bartolomeo di Piombo ſtand auf, mußte ſich wankend an einer Stuhllehne feſthalten und ſchaute ſeine Frau an. Eliſa ging auf ihn zu; dann nahmen die alten Leute einander ſtumm beim Arm und verließen, indem ſie ſich mit einer Regung des Abſcheus von ihrer Tochter abwendeten, das Zimmer. Luigi Porta blickte ſtaunend nach Ginevra, welche bleich geworden war wie ein Marmorbild und nach der Thüre hinausſtarrte, durch die ihre Eltern verſchwunden waren: dieſes ſtumme Abgehen war ſo feierlich geweſen, daß, zum erſten Mal vielleicht, die Furcht ſie überkam. Sie krampfte ihre Hände in einander und ſagte mit ſo bewegter Stimme, daß ſelbſt ihr Geliebter ſie kaum verſtehen konnte: Wie viel Unheil in einem einzigen Wort!

Bei unſerer Liebe, was hab' ich denn geſagt? fragte Luigi Porta.

Mein Vater, erwiderte ſie, hat mir von unſerer unſeligen Geſchichte nie geſprochen, und ich war zu jung, als wir Corſica verließen, um etwas davon zu erfahren.

Wir ſind „in Vendetta“? fragte Luigi zitternd weiter.

Ja. Durch meine Mutter, die ich ausforſchte, habe ich erfahren, daß die Porta meine Brüder getödtet und unſer Haus verbrannt haben. Mein Vater hat Ihre ganze Familie ausgerottet. Wie blieben Sie am Leben, den er an einen Bettpfoſten angebunden zu haben glaubte, bevor er das Haus anzündete?

Ich weiß nicht, antwortete Luigi. Mit ſechs Jahren bin ich nach Genua zu einem alten Manne Namens Colonna gebracht worden. Ueber meine Familie wurde mir keinerlei Auskunft gegeben. Ich wußte nur, daß ich eine Waiſe und ohne Vermögen ſei. Jener Colonna hat Vaterſtelle bei mir vertreten, und ich habe ſeinen Namen geführt bis zu dem Tag, wo ich zum Militär ging. Da ich einen Geburtsſchein brauchte, um mich auszuweiſen, theilte mir der alte Colonna mit, daß ich, trotzdem ich ſchwächlich und noch halb ein Kind war, von Feinden bedroht ſei. Er hat mir gerathen, nur den Namen Luigi zu führen, um vor ihnen ſicher zu ſein.

Gehen Sie, Luigi, eilen Sie! rief Ginevra; doch nein! ich muß Sie begleiten. So lang Sie noch im Hauſe meines Vaters ſind, haben Sie nichts zu befürchten; ſobald Sie es aber verlaſſen haben werden, ſeien Sie auf Ihrer Hut! Sie werden aus einer Gefahr in die andere ſtürzen. Mein Vater hat zwei Corſen in ſeinen Dienſten, und wenn nicht er Ihnen nach dem Leben trachtet, ſo werden es Jene thun.

Ginevra, ſagte er, ſoll der Haß denn auch zwiſchen uns walten?

Das Mädchen lächelte traurig und ſenkte das Haupt. Bald erhob ſie es jedoch wieder mit einem gewiſſen Stolz und ſprach: O Luigi, unſere Gefühle müſſen recht rein und recht wahr ſein, wenn ich die Kraft finden ſoll, auf dem Wege fortzuſchreiten, den ich betreten will. Aber es handelt ſich um ein Glück, welches zeitlebens dauern ſoll, nicht wahr?

Luigi antwortete nur mit einem Lächeln und drückte Ginevra die Hand.

Das Mädchen begriff, daß nur ächte Liebe in dem Augenblick die landläufigen Betheuerungen verſchmähen konnte. Die ruhige Gewiſſenhaftigkeit, womit Luigi ſeiner Empfindung Ausdruck gab, bürgte gewiſſermaßen für deren Kraft und Dauer. Dieſer Moment entſchied über das Schickſal zweier Gatten. Ginevra ſah zwar voraus, welch harte Kämpfe ſie werde beſtehen müſſen; aber der Gedanke, von Luigi zu laſſen, ein Gedanke, der ihrer Seele vielleicht bereits vorgeſchwebt war, ſchwand zu Nichts dahin. Sein auf immer, zog ſie ihn plötzlich entſchloſſen mit ſich fort und verließ ihn nicht eher, als bis ſie das Haus erreicht, in dem Servin eine beſcheidene Wohnung für ihn gemiethet hatte. Mit jener heitern Ruhe, die ein ſtarker Vorſatz verleiht, kehrte ſie zu ihren Eltern zurück: in ihrem ganzen Betragen ließ keine Aenderung auf inneres Zagen ſchließen. Zu ihrem Vater und ihrer Mutter, welche im Begriff waren, ſich zu Tiſch zu begeben, blickte ſie ohne Dreiſtigkeit und voller Sanftmuth auf; ſie ſah, daß ihre Mutter geweint hatte: die Röthe auf den welken Augenlidern der alten Frau erſchütterte flüchtig ihr Herz; aber ſie ließ nichts davon merken. Piombo ſchien mit einem zu heftigen, zu verbiſſenen Schmerz zu ringen, als daß er ihm einen gewöhnlichen Ausdruck hätte geben können. Es wurde ein Diner aufgetragen, das Niemand anrührte. Der Widerwille gegen die Nahrung iſt eines der Merkmale, wodurch ſich große Seelenkämpfe verrathen. Alle Drei ſtanden auf, ohne ein Wort mit einander gewechſelt zu haben. Als Ginevra ſich zwiſchen Vater und Mutter in den großen düſterfeierlichen Salon ſetzte, verſuchte Piombo zu ſprechen, konnte jedoch keinen Laut hervorbringen; er verſuchte zu gehen, allein da ihm die Kräfte verſagten, ließ er ſich wieder nieder und klingelte.

Pietro, ſprach er endlich zum Diener, zünde Feuer an: mich friert.

Ginevra erbebte und ſah ihren Vater voller Beſorgniß an. Der Widerſtreit in ſeinem Innern mußte gräßlich ſein; ſeine Züge waren ganz verſtört. Ginevra ermaß die Gefahr, die ihr drohte, in ihrer ganzen Ausdehnung, aber ſie zitterte nicht davor, während die verſtohlenen Blicke, die Bartolomeo auf die Tochter warf, anzudeuten ſchienen, daß er ſich jetzt vor ſeinem eigenen Werk, der Heftigkeit ſeines Kindes, fürchtete. Bei den Zweien mußte Alles ins Grenzenloſe ausarten. Darum hatte auch die ſichere Ausſicht auf eine Veränderung in den Beziehungen zwiſchen Mann und Tochter die Züge der Baronin mit einem Ausdruck des Schreckens übergoſſen.

Ginevra, du liebſt den Feind deiner Familie, ſagte endlich Piombo, der jedoch ſeinem Kinde nicht ins Angeſicht zu ſchauen wagte.

So iſt es, antwortete Ginevra.

Du mußt wählen zwiſchen ihm und uns. Unſere Vendetta iſt ein Theil unſerer ſelbſt. Wer nicht Partei ergreift für meine Rache, gehört nicht zu meinem Geſchlecht.

Meine Wahl iſt getroffen, erwiderte Ginevra mit ſicherer Stimme.

O mein liebes Kind! . . . rief der Greis, durch die ruhige Haltung ſeiner Tochter irregeführt, indem ſich ſeine Wimpern mit Thränen netzten, den erſten und einzigen, die er je vergoß.

Ich werde ſein Weib, ſagte Ginevra haſtig.

Bartolomeo flimmerte es vor den Augen; aber er faßte ſich wieder und entgegnete: Dieſe Heirath wird, ſo lang ich lebe, nicht ſtattfinden; ich werde nimmermehr darein willigen. — Ginevra ſchwieg. — Bedenkſt du denn auch, fuhr der Baron fort, bedenkſt du, daß Luigi der Sohn des Mannes iſt, der deine Brüder gemordet hat?

Als das Verbrechen verübt wurde, war er ſechs Jahre alt; folglich iſt er daran unſchuldig, erwiderte ſie.

Ein Porta? rief Bartolomeo.

Hab' ich denn je dieſen Haß mitempfinden können? fragte das Mädchen erregt. Haben Sie mich im Glauben großgezogen, daß ein Porta ein Ungeheuer ſei? Konnte ich es ahnen, daß von Denen, die Sie erſchlugen, ein Einziger übrig geblieben? Iſt es nicht natürlich, daß Ihre Vendetta vor meinen Gefühlen zurückweichen muß?

Ein Porta?! wiederholte Piombo. Wenn ſein Vater dich damals in deinem Bette gefunden hätte, lebteſt du heut nicht: hundert für Einmal hätt' er dir den Tod gegeben.

Das mag ſein, entgegnete ſie, aber ſein Sohn gab mir mehr als das Leben. Luigi's Anblick iſt ein Glück, ohne das ich nicht mehr athmen kann. Luigi hat mir die Welt des Gemüths erſchloſſen. Ich habe vielleicht ſchon ein Antlitz geſehen, ſchöner als das ſeine, aber nie hat mich eines mit ſolchem Zauber berührt; Stimmen hab' ich vielleicht ſchon gehört . . . . nein, nein, eine ſo ſüße nie. Luigi liebt mich: er wird mein Gatte.

Nimmermehr, ſagte Piombo. Lieber möcht' ich dich in deinem Sarge wiſſen, Ginevra. — Der alte Corſe ſtand auf, ging mit großen Schritten im Gemach auf und nieder und ſtieß, mit Zwiſchenpauſen, in denen ſich ſeine fieberhafte Aufregung verrieth, die Worte aus: Hofft ihr wohl gar, meinen Willen zu brechen? Fort mit dem Wahn: ich verſchwägere mich mit keinem Porta. Das Urtheil iſt gefällt. Keine Silbe mehr will ich hören. Ich bin Bartolomeo di Piombo, verſtehſt du mich, Ginevra?

Halten Sie den Namen für eine Zauberformel? fragte Ginevra mit kalter Ueberlegenheit.

Für eine Warnung halte du ihn vor dem Dolch, den ich führe, ohne Furcht vor dem Gericht der Menſchen. Ein Corſe geht hin und ſtellt ſich dem Gericht des Allmächtigen.

Wohlan! rief das Mädchen vom Stuhl aufſpringend, ich bin Ginevra di Piombo, und gebe mein Wort darauf, daß ich in ſechs Monaten Luigi Porta's Weib bin. — Vater, Sie ſind ein Tyrann, ſetzte ſie nach einer grauenvollen Pauſe hinzu.

Bartolomeo ſchlug mit geballter Fauſt auf den Marmor des Kamins: — Ja ſo, wir ſind in Paris, murmelte er vor ſich hin.

Dann ſchwieg er, kreuzte die Arme, ließ den Kopf

62.

Der Prinz will auf dem Felde draußen weilen,
Und ſchlägt die Zelte auf, die ſchon bereit.
Denſelben Tag noch heißt er Boten eilen,
Durch die er Kaiſer Karln den Gruß entbeut.
Geſchenke läßt der Kaiſer ihm ertheilen,
Ehrt und beſucht ihn zu verſchiedner Zeit.
Der Prinz eröffnet ihm, weßhalb er käme,
Und bittet ihn, daß er es übernehme,

63.

Das Fräulein ihm zu ſtellen zum Bekriegen,
Die keinen Schwächern wolle zum Gemahl.
Er ſei gekommen, über ſie zu ſiegen,
Wo nicht, zu ſterben unter ihrem Stahl.
Karl übernimmt's, die Jungfrau muß ſich fügen,
Und kommt vor's Thor beim erſten Morgenſtrahl
Zur Bahn, die ſie bis zu der Flucht der Schatten
Am Fuß der Mauer zubereitet hatten.

64.

Die Nacht, bevor der Kampftag angebrochen,
Fiel Rüdigern ſo ſchwer als einem Mann,
Dem nach dem Urtheil, unter Herzenspochen,
Allmählig bricht der Todesmorgen an.
Die volle Rüſtung hat er angeſprochen,
Auf daß ihn keine Seele kennen kann;
Die Lanze läßt er und das Roß bei Seite,
Und nimmt das Schwert allein zum ernſten Streite.

65.

Dieß that er nicht, weil ihn die Lanze ſchreckte,
Die einſt Argalia, dann Aſtolf geführt,
Nur Sie, die jeden auf den Boden ſtreckte,
Den leicht die goldne Spitze nur berührt.

auf die Bruſt ſinken und ſprach den ganzen Abend kein einziges Wort mehr. Das Mädchen aber trug, nachdem es ſeinen Entſchluß einmal geäußert, eine unglaubliche Seelenruhe zur Schau, ſetzte ſich ans Klavier, ſang oder ſpielte die reizendſten Melodieen mit einer Anmuth und einer Empfindung, welche von vollkommener Selbſtbeherrſchung zeugten, und triumphirte ſo über den Vater, deſſen Stirne ſich nicht glätten wollte. Für den Greis lag in dieſer indirecten Verhöhnung eine grauſame Qual: er koſtete die bittere Frucht der Erziehung, die er ſeiner Tochter gegeben. Die Achtung vor den Eltern iſt eine Schranke, die ſowohl dieſe wie auch die Kinder, die Einen vor Kummer, die Andern vor Reue ſchützt. Tags darauf, als Ginevra zu ihrer gewohnten Atelierſtunde ausgehen wollte, fand ſie die Thür des Hauſes für ſich verſchloſſen; aber ſie entdeckte gar bald ein Mittel, Luigi Porta von den Gewaltmaßregeln ihres Vaters in Kenntniß zu ſetzen. Sie ſchickte dem jungen Offizier durch ein Kammermädchen, das nicht leſen konnte, ein paar Zeilen. So ſtanden die Zwei vermittelſt jener Kunſtgriffe, woran es einem im zwanzigſten Jahr niemals mangelt, ſchon ſeit fünf Tagen in Briefwechſel. Vater und Tochter aber wechſelten nur ſelten ein Wort. In Beider Herzen hatte ſich ein keimender Haß angeſetzt; Beide litten, doch ſie litten ſtolz und ſtumm. Indem ſie ſich über die Kraft der Liebesbande klar wurden, die ſie aneinander ketteten, ſuchten ſie dieſelben zu zerreißen, und vermochten es nicht. Kein milderer Gedanke erheiterte mehr wie ehemals Bartolomeo's ſtrenge Züge, wenn er Ginevra betrachtete. Das Mädchen hatte für den Vater nur wildſcheue Blicke und auf der unſchuldvollen Stirn einen ſtillen Vorwurf; ſie träumte wohl von zukünftigem Glück; zuweilen aber ſchien ihr Auge durch Reue verdüſtert, und es war ſogar leicht zu errathen, daß ſie eine Seligkeit, die ihre Eltern elend machte, niemals in Frieden werde genießen können. Bei Bartolomeo wie bei ſeiner Tochter mußten jedoch alle weicheren Regungen urſprünglich vorhandener Herzensgüte am Stolz und am unerbittlichen Groll der Corſennatur ſcheitern. So beſtärkten ſie ſich gegenſeitig in ihrem Grimm und wendeten ihre Blicke von der Zukunft ab. Vielleicht auch ſchmeichelten ſie ſich, einander ſchließlich zur Nachgiebigkeit zu nöthigen.

An Ginevra's Geburtsfeſt ging die Baronin, durch das bereits bedrohliche Zerwürfniß zur Verzweiflung gebracht, mit dem Gedanken um, die alten Erinnerungen dieſes Tages für eine Verſöhnung zwiſchen Vater und Tochter auszubeuten. Sie ſaßen alle Drei in Bartolomeo's Zimmer. An der Unſchlüſſigkeit, die aus den Zügen ihrer Mutter hervorblickte, errieth Ginevra die gute Abſicht mit wehmüthigem Lächeln. Da meldete ein Diener zwei Notare, welche in Begleitung mehrerer Zeugen eintraten. Bartolomeo heftete einen ſtarren Blick auf die Herren, in deren kühler Amtsmiene für leidenſchaftlich angeſpannte Gemüther, wie die der drei Haupthelden dieſes Auftritts, etwas Verletzendes lag. Beſorgt wendete ſich der Greis gegen ſeine Tochter und ſah an ihr ein triumphirendes Lächeln, das ihn Schlimmes ahnen ließ; aber äußerlich gab er ſich, nach Art der Wilden, ein ſcheinbar ruhiges Ausſehen, indem er die zwei Notare mit einer gewiſſen ſtillen Neugierde betrachtete. Ich habe doch wohl die Ehre, Herrn Baron von Piombo zu ſprechen? fragte der Aeltere, nachdem der Greis die Ankömmlinge durch einen Wink eingeladen hatte, Platz zu nehmen.

Bartolomeo verbeugte ſich. Der Notar machte eine leichte Kopfbewegung, warf einen duckmäuſeriſchen Blick auf das Mädchen, wie ein Häſcher, der ein Opfer für den Schuldthurm aufgeſpürt hat; dann zog er ſeine Tabaksdoſe hervor, klappte ſie auf, nahm eine Priſe, die er bedächtig einſchnüffelte, um ſich auf die erſten Sätze einer Rede zu beſinnen, und ſprach endlich Folgendes, indem er ſich dabei fortwährend unterbrach: (dieſe Kunſtpauſen können wir leider nur ſehr unzulänglich, durch Gedankenſtriche, wiedergeben.)

Herr Baron, ich bin der Notar Roguin, der Bevollmächtigte Ihrer Fräulein Tochter, und wir kommen, — mein College und ich, — um den Anforderungen des Geſetzes Genüge zu leiſten und — die Meinungsverſchiedenheiten zum Austrag zu bringen, welche, — wie es ſcheint, — zwiſchen Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter — in Betreff — der Verehelichung — derſelben — mit Herrn Luigi Porta — obwalten.

Dieſer ziemlich pedantiſch heruntergeleierte Satz kam vermuthlich Herrn Roguin zu ſchön vor, um ſofort verſtanden zu werden: er hielt inne und betrachtete Bartolomeo mit jenem den Geſchäftsleuten eigenen Ausdruck, einem Mittelding zwiſchen Wohldienerei und Vertraulichkeit. Da ein Notar gewohnt iſt, ſich den Anſchein zu geben, als intereſſire er ſich für die Leute, mit denen er verhandelt, ſo zwingen ſie ſchließlich Alle ihr Geſicht in eine Amtsgrimaſſe, die ſie, wie jede ſonſtige offizielle Zubehör, an- und ablegen. Dieſe wohlwollend grinſende Maske, hinter deren Mechanismus ſo leicht zu kommen iſt, reizte Bartolomeo dermaßen, daß er ſeine ganze Vernunft zu Hülfe rufen mußte, um Herrn Roguin nicht zum Fenſter hinauszuwerfen; aus den Falten ſeiner Stirn grollte der Ingrimm, und der Notar, der deſſen gewahr wurde, ſagte zu ſich ſelbſt: Meine Rede zieht.

Aber, hob er mit honigſüßer Stimme wieder an, in derartigen Angelegenheiten, Herr Baron, iſt unſere Amtsthätigkeit immer zuvörderſt eine weſentlich vermittelnde. — Leihen Sie mir demnach ein geneigtes Ohr. Es liegt außer Zweifel, daß Fräulein Ginevra von Piombo — am heutigen Tag — das Alter erreicht hat, in dem an die Eltern bloß das ehrerbietige Anſuchen gerichtet zu werden braucht, damit dann — trotz Ermangelung des elterlichen Conſenſes — zur Eheſchließung vorgeſchritten werden könne. Nunmehr — pflegt man in Familien, — die in einem gewiſſen Anſehen ſtehen, — die zur höheren Geſellſchaft gehören, — die auf ihre eigene Würde bedacht ſind, — welchen, mit Einem Wort, etwas darauf ankommt, das Geheimniß ihrer Mißhelligkeiten vor der Oeffentlichkeit zu bewahren, — und die, nebenbei, ſich nicht ſelber ſchädigen wollen, indem ſie zwei junge Gatten für künftige Zeiten in Verruf erklären (denn darin beſtände thatſächlich eine Selbſtſchädigung), — in ſolchen achtbaren Familien, ſage ich, — pflegt man — der Anwendung jener äußerſten Mittel vorzubeugen, — welche das Andenken an — Zwiſtigkeiten verewigen, die am Ende — doch ein Ende nehmen. — Herr Baron, ſobald eine junge Dame von der Rechtswohlthat des ehrerbietigen Anſuchens Gebrauch macht, legt ſie dadurch einen zu feſten Entſchluß an den Tag, als daß ein Vater und — eine Mutter — (fügte er, zur Baronin gewendet, hinzu) — ferner noch der Hoffnung Raum geben könnten, ihrer Anſchauung Geltung zu verſchaffen. — Sintemal unter ſolchen Umſtänden die Weigerung des Vaters — erſtens — de facto wirkungslos, — dann aber auch de jure ungültig iſt, ſo ſteht für jeden Mann von Einſicht feſt, daß er, nachdem er ſeinem Kind eine letzte Verwarnung ertheilt, am Beſten daran thut, demſelben die freie Wahl zu . . . .

Hier brach Herr Roguin ab, weil ihm klar wurde, daß er keine Antwort erhalten würde, auch wenn er zwei volle Stunden in dieſer Tonart weiterpredigte, und dann, weil ihn das Ausſehen des Mannes, den er zu überreden ſuchte, ganz abſonderlich einſchüchterte. In Bartolomeo's Zügen war eine äußerſt auffallende Wandlung vor ſich gegangen; die zahlloſen verzerrten Runzeln gaben ſeinem

Geſicht einen unausſprechlichen Ausdruck von Grauſamkeit, und ſein Blick haftete an dem Notar wie der eines Tigers. Die Baronin ſaß wortlos und erſtarrt da. Ginevra wartete mit ruhiger Entſchloſſenheit ab: ſie wußte, daß die Stimme des Notars mehr ins Gewicht fiel als ihre eigene, und ſchien deßhalb vorſätzlich zu ſchweigen. Als Roguin mitten in ſeiner Rede abbrach, nahm die Scene einen ſo grauenvollen Charakter an, daß die fremden Zeugen erzitterten: ſo hatte die Stille wohl noch nie auf ſie gewirkt. Die zwei Notare ſchauten einander an, als wollten ſie ſich berathen, ſtanden dann auf und traten zuſammen in eine Fenſterniſche.

Sind dir jemals ſo vertrackte Kunden vorgekommen? fragte Roguin ſeinen Collegen,

Es iſt nichts aus ihnen herauszubringen, antwortete der Jüngere. Ich, an deiner Stelle, würde es bei Ableſung meines Actenſtücks bewenden laſſen. Der Alte ſagt mir nicht im Geringſten zu; er iſt unwirſch, und es iſt rein verlorene Mühe, ihm Vernunft einzureden . . . .

Hierauf verlas Herr Roguin ein Protokoll auf Stempelpapier, das ſchon im Voraus abgefaßt worden war, und fragte Bartolomeo kaltblütig, was er darauf zu erwidern habe.

In Frankreich gibt es alſo Geſetze, welche die väterliche Gewalt zu nichte machen? fragte der Corſe.

O Herr Baron . . . . ſagte Roguin mit ſeiner Honigſtimme.

Welche das Kind vom Vater wegreißen?

Aber, Herr Baron . . . .

Welche einem Greis den letzten Troſt rauben?

Herr Baron, Ihre Tochter gehört Ihnen nur in ſo weit an, als Sie . . . .

Welche ihn morden?

Erlauben Sie mir, Herr Baron! . . .

Nichts iſt entſetzlicher als die Gelaſſenheit und die haarſcharfen Folgerungen eines Notars inmitten der leidenſchaftlichen Auftritte, an denen er ſo oft theilzunehmen hat. Die Geſichter, die Piombo vor ſich ſah, ſchienen ihm von der Hölle ausgeſpieen, und ſeine kaltverbiſſene Wuth kannte keine Schranken mehr, als das ruhige, dünne Stimmchen ſeines kleinen Widerparts dies verhängnißvolle „Erlauben Sie mir, Herr Baron“ hingelispelt hatte.

Er riß einen langen Dolch herab, der an einem Nagel über dem Kamin hing, und ſtürzte auf ſeine Tochter los. Der jüngere Notar und einer von den Zeugen warf ſich zwiſchen ihn und Ginevra; aber Bartolomeo, deſſen Antlitz glühte und deſſen Augen noch furchtbarer funkelten als die Waffe, ſtieß die beiden Friedensſtifter bei Seite. Ginevra, die nun ihrem Vater gegenüberſtand, ging mit feſtem, triumphirendem Blick langſam auf ihn zu und kniete vor ihm nieder.

Nein! nein! ich kann nicht! rief dieſer und ſchleuderte den Dolch ſo heftig weg, daß er ſich ins Wandgetäfel bohrte.

Nun denn, Gnade! Gnade! ſagte ſie. Den Tod wagen Sie mir nicht zu geben, und wollen mir doch das Leben vorenthalten? O Vater, nie hab' ich eine ſo heiße Liebe zu Ihnen empfunden — laſſen Sie mir Luigi! Auf meinen Knieen flehe ich um Ihre Einwilligung: die Tochter darf ſich ja vor dem Vater demüthigen — meinen Luigi, oder ich ſterbe.

Die fürchterliche Gemüthsbewegung ſchnürte ihr die Kehle zuſammen, und ſie mußte innehalten, denn ihr verſagte die Stimme; an dem krampfhaften Ringen ihrer Bruſt war deutlich zu erkennen, daß ſie zwiſchen Leben und Tod ſchwebte. Bartolomeo ſtieß ſie unerbittlich von ſich.

Flieh! ſprach er. Luigi Porta's Weib kann unmöglich eine Piombo ſein. Ich habe keine Tochter mehr! Dich verfluchen — dazu fehlt mir die Kraft; aber ich ſage mich los von dir: du haſt keinen Vater mehr. Meine Ginevra Piombo liegt hier begraben! rief er mit hohler Stimme, die Hand an ſein Herz preſſend. — So geh doch, Unſelige! ſetzte er nach kurzer Pauſe hinzu, geh, und tritt mir nie mehr unter die Augen. Mit dieſen Worten faßte er Ginevra beim Arm und führte ſie ſchweigend aus dem Haus.

Luigi! rief Ginevra unter der Thür des beſcheidenen Zimmers, das der Offizier bewohnte, mein Luigi, von nun an haben wir auf Erden nichts mehr, als unſere Liebe.

Wir ſind reicher als alle Könige der Welt, antwortete er.

Meine Eltern haben mich verſtoßen, ſagte ſie ſchmerzlich bewegt.

Meine Liebe wird ihre Stelle vertreten.

So werden wir denn wirklich glücklich ſein? rief ſie in einer Anwandlung von Freude, die etwas Dämoniſches hatte.

Und für immer, fügte er hinzu, indem er ſie an ſein Herz ſchloß.

Den Tag nach ihrem Scheiden aus dem väterlichen Hauſe bat Ginevra Frau Servin bis zum geſetzlichen Termin ihrer Vermählung mit Luigi Porta um Obdach und Schutz. Und nun begann für ſie die Schule jener Leiden, womit die Welt Jeden umgiebt, der ſich ihren Satzungen nicht fügt.

Frau Servin, welcher der Schaden ſehr nahe ging, der für ihren Mann aus Ginevra's Abenteuer erwachſen war, empfing die Flüchtige recht kühl und gab ihr in höflicher, feinberechneter Weiſe zu verſtehen, daß von ihrer Seite auf keine thatkräftige Hülfe zu rechnen ſei. Das Mädchen war zu ſtolz, um weiter in ſie zu dringen, und bezog, voller Staunen über eine ihr ſo ungewohnte Theilnahmsloſigkeit, ein Zimmer in dem Hotel garni, das Luigi's Quartier zunächſt lag. Dort verbrachte der Sohn der Porta jeden Tag zu den Füßen ſeiner Braut; ſeine jugendliche Liebe, ſeine reinempfundenen Worte verſcheuchten die Schatten, womit das väterliche Strafgericht die Stirn der verbannten Tochter umwölkte, und er pflegte ihr die Zukunft ſo ſchön auszumalen, daß ſie ſchließlich lächeln mußte, ohne jedoch die Härte ihrer Eltern zu verſchmerzen.

Eines Morgens wurden ihr durch das Zimmermädchen des Hotels mehrere Koffer zugeſtellt; ſie enthielten Stoffe, Weißzeug und eine Menge jener Dinge, deren eine junge Frau für einen angehenden Haushalt bedarf; in dieſer Sendung offenbarte ſich die gütige Fürſorge einer Mutter, denn beim Muſtern der verſchiedenen Geſchenke fand Ginevra eine Börſe, in welcher die Baronin der Summe, welche ihrer Tochter gehörte, ihre eigenen Erſparniſſe beigelegt hatte. Das Geld war von einem Brief begleitet, worin die Mutter ihr Kind beſchwor, wenn es noch nicht zu ſpät ſei, von dem unheilvollen Heirathsproject abzulaſſen; es habe, ſchrieb ſie, unerhörter Vorſichtsmaßregeln bedurft, um Ginevra dieſe kleine Unterſtützung zu übermitteln; ſie bat ferner inſtändig, Ginevra möge ſie nicht der Hartherzigkeit beſchuldigen, falls ſie ſie ſpäter preisgeben müſſe; ſie fürchte, ihr in der Folge nicht beiſtehen zu können, und ertheile ihr ihren mütterlichen Segen mit dem Wunſch, ihre heißgeliebte

Denn keiner, der ſie je gebraucht, entdeckte,
Daß ihm der Ruhm der Stärke nicht gebührt,
Und keiner wußte von dem Zauber, ohne
Den König, der ſie machen ließ dem Sohne.

66.

Auch als Aſtolf und ſie den Speer getragen,
War's ihnen unbekannt, daß er gefeit;
Als eigne Stärke ward es angeſchlagen,
Wenn ſie mit ihm geſiegt in jedem Streit.
Sie würden es mit jedem andern wagen,
Der ihnen brächte die Gelegenheit.
Frontinen nicht zu zeigen, iſt die ganze
Urſach', warum der Held verſchmäht die Lanze.

67.

Leicht hätte ſie den treuen Freund, den alten,
Erkannt, wenn er erſchienen auf der Bahn.
Sie hat ihn lang geritten und gehalten,
Wie ihr euch wohl entſinnt, auf Montalban.
Und nichts, was ihn verriethe, zu entfalten,
Iſt Rüd'gers ganzer Wunſch und ganzer Plan:
Er will Frontinen nicht noch andre Sachen,
Die ihn dem Fräulein kenntlich würden machen.

68.

Und weil er weiß, daß Beliſardens Streichen
Nie irgend eine Härtung widerſtand,
Daß Harniſche vor ihr dem Teige gleichen,
So nimmt er jetzt ein andres Schwert zur Hand;
Doch muß auch dieſes andrer Schärfe weichen
Vor Hammerſchlägen, die er angewandt.
Er eilt damit, ſobald im Oſten helle
Der Himmel wird, auf die beſtimmte Stelle.

Tochter, der Mittelpunkt all ihres Denkens, möge, wenn es nun einmal nicht anders ſein könne, in der verhängnißvoll erzwungenen Ehe glücklich werden . . . . An dieſer Stelle des Briefes waren mehrere Worte durch Thränen verwiſcht.

O meine Mutter! rief Ginevra weich und innig aus. Sie fühlte ein Bedürfniß, ſich vor ihr auf die Kniee zu werfen, ſie zu ſehen, die wohlthuende Luft des Vaterhauſes einzuathmen; ſchon wollte ſie forteilen, als Luigi eintrat; ſie blickte ihn an, und die Zärtlichkeit der Tochter zerſtob; ihre Thränen verſiegten; ſie hatte nicht mehr die Kraft, ſein unglückliches, liebevolles Kinderherz preiszugeben. Ein edles Weſen, deſſen einziges Hoffen man iſt und das man anbetet, verlaſſen: eines ſolchen Opfers und eines ſolchen Verraths iſt ein jugendliches Gemüth nicht fähig. Ginevra war großmüthig und begrub ihren Schmerz im tiefſten Winkel ihrer Seele.

Endlich kam der Hochzeitstag. Ginevra ſah Niemand um ſie beſchäftigt. Luigi hatte die Zeit, während welcher ſie Toilette machte, dazu benutzt, die zur Unterzeichnung der Schriftſtücke erforderlichen Zeugen abzuholen. Es waren wackere Leute: der Eine, ein ehemaliger Huſarenfeldwebel, hatte von ſeinen Dienſtjahren her Luigi gegenüber Verbindlichkeiten, deren Bewußtſein im Herzen eines Ehrenmannes nie erliſcht; er war Lohnkutſcher geworden und beſaß einige Miethwagen. Der Andere, ein Maurermeiſter, war der zukünftige Hausherr der jungen Eheleute. Jeder nahm erſt einen guten

Freund mit; dann verfügten ſich die Vier mit Luigi zu der Braut. Unbewandert in dem geſchraubten Weſen der Geſellſchaft, hielten ſie den Gefallen, den ſie Luigi erwieſen, für etwas ganz Gewöhnliches und hatten ſich anſtändig, aber ohne jeglichen Aufwand gekleidet; ſo lag denn in ihrer Erſcheinung nichts, was auf eine hochzeitlich gehobene Stimmung hingedeutet hätte. Auch Ginevra's Anzug war, ihren Verhältniſſen entſprechend, äußerſt einfach, ihre Schönheit aber von ſo edler, majeſtätiſcher Art, daß den Zeugen, die es für paſſend erachteten, ihr etwas Verbindliches zu ſagen, bei ihrem Anblick das Wort auf den Lippen erſtarb. Sie grüßten ehrerbietig, und nachdem ihnen Ginevra durch eine Verbeugung gedankt, betrachteten ſie ſie mit ſchweigender Bewunderung. Dieſes zurückhaltende Benehmen ließ keine freudige Herzlichkeit aufkommen. Eine ſolche kann nur unter Menſchen herrſchen, die ſich gleichgeſtellt fühlen. Die Situation brachte es alſo mit ſich, daß Alles um das Brautpaar her farblos und ernſt war und Nichts ihre Glückſeligkeit widerſpiegelte. Weder Rathhaus noch Kirche waren von Ginevra's Hotel weit entfernt. Die beiden jungen Leute und hinter ihnen die geſetzlich vorgeſchriebenen vier Zeugen traten den Gang zu Fuß an, in einer ſchlichten Weiſe, die ein ſo wichtiges Ereigniß des bürgerlichen Lebens jeglicher Feierlichkeit entkleidete. Im Hof des Rathhauſes hielten Wagen in Menge; der Zudrang mußte alſo lebhaft ſein; man ſtieg in einen großen Saal, wo die Brautpaare, deren Lebensglück an dieſem Tag beſiegelt werden ſollte, den Maire des Stadtviertels ziemlich ungeduldig erwarteten. Ginevra ſetzte ſich neben Luigi an das Ende einer langen Bank, und die Zeugen blieben ſtehen, da ſonſt kein Platz mehr frei war. Zwei Mädchen in prachtvollen weißen Kleidern, mit einer Fülle von Schleifen, Spitzen und Perlen geſchmückt und mit Orangenblüten bekränzt, deren ſammetglatte Knospen unter dem Schleier zitterten, ſaßen da inmitten ihrer freudig bewegten Angehörigen, an der Seite ihrer Mütter, zu denen ſie voller Zufriedenheit und dennoch etwas ängſtlich emporblickten; aus Aller Augen ſtrahlte ihnen der Widerſchein ihres Glücks entgegen, und aus jedem Angeſicht ſchienen Segenswünſche auf ſie hereinzuſtrömen. Väter, Zeugen, Geſchwiſter gingen geſchäftig ab und zu, gleich einem Bienenſchwarm, der ſich in einem raſchverglommenen Sonnenſtrahle tummelt. Es war, als ob Jedes den Werth dieſer flüchtigen Minuten zu ſchätzen wüßte, wo, im Menſchenleben, die Seele ſich zwiſchen zweierlei Hoffnung wiegt: dem Sehnen der Vergangenheit und den Verheißungen der Zukunft. Dieſer Anblick fiel Ginevra centnerſchwer aufs Herz; ſie drückte Luigi's Arm an ſich, und er ſchaute ſie an. Aus ſeinem Auge rollte eine Thräne: deutlicher als je empfand er, welch ein Opfer ſeine Ginevra ihm brachte. Ueber dieſer koſtbaren Thräne vergaß das Mädchen ſeine Verlaſſenheit, und die Liebe ſtrömte ein Lichtmeer aus auf die zwei Liebenden, die jetzt, in all dem Getriebe nur noch ihres gegenſeitigen Daſeins bewußt, vereinſamt neben einander ſaßen in der Menge, ganz ſo, wie es ihnen fürs Leben beſchieden war. Ihre Zeugen, die dieſe Trauung weiter nicht berührte, ſprachen unterdeſſen harmlos von Geſchäften.

Der Hafer hat aufgeſchlagen, ſagte der Feldwebel zum Maurermeiſter.

Aber, verhältnißmäßig, doch nicht ſo ſehr, wie der Gyps, erwiderte dieſer.

Und die Beiden gingen die Zimmerlänge auf und ab.

Das dauert eine heilloſe Zeit! rief der Maurer, indem er ſeine große ſilberne Uhr wieder einſteckte.

Luigi und Ginevra hatten ſich aneinander geſchmiegt und ſchienen zu Einem Weſen verſchmolzen. Jeder Dichter hätte dieſe zwei bleichen, wehmüthig ſchweigſamen, in gemeinſchaftliches Empfinden verſunkenen Geſtalten bewundern müſſen in ihrem Gegenſatze zu jenen zwei andern Brautpaaren mit ihren ſummenden, lärmenden vier Familien, deren diamantenumfunkelte, blumenumduftete Fröhlichkeit den Stempel des Vergänglichen trug. Alles was jene lauten, prunkenden Gruppen an Freude ausathmeten, das verſchloſſen Luigi und Ginevra zutiefſt in ihrem Herzen. Dort plumper, rauſchender Jubel; hier andächtig in ſich gekehrte Wonne. Leider vermochte die bebende Ginevra nicht, ſich über eine gewiſſe weibliche Schwäche vollkommen hinwegzuſetzen. Als abergläubiſche Italienerin erblickte ſie in dieſem Contraſt eine Unheil verkündende Vorbedeutung, und in ihrem tiefſten Innern niſtete ſich ein dumpfes Grauen ein, das gerade ſo unüberwindlich war wie ihr Lieben. Da ſprangen an einer Seitenthür plötzlich beide Flügel auf, und unter allgemeinem Schweigen rief ein Büreaudiener in ſtädtiſcher Livrée mit kreiſchender Stimme Herrn Luigi da Porta und Fräulein Ginevra di Piombo auf. Beide Brautleute geriethen dadurch etwas in Verlegenheit. Der wohlbekannte Name Piombo weckte die Aufmerkſamkeit der Anweſenden, und alle ſahen ſich nach dem muthmaßlich glänzenden Hochzeitsgeleite um. Ginevra ſtand auf; ihr Auge, aus dem vernichtender Stolz niederblitzte, erzwang ihr die Achtung der Neugierigen, und feſten Schrittes ging ſie an Luigi's Arm ihren Zeugen voran; aber ein wachſendes Gemurmel, ein allgemeines Flüſtern gab ihr doch zu erkennen, daß die Welt ſie wegen der Abweſenheit ihrer Eltern zur Rechenſchaft zog: des Vaters Verwünſchung ſchien ſie zu verfolgen.

Warten wir auf die Angehörigen, ſagte der Maire zu ſeinem Schreiber, der die Acten eilig durchlas.

Vater und Mutter erheben Proteſt, antwortete dieſer phlegmatiſch.

Auf beiden Seiten? fragte der Maire.

Die Eltern des Bräutigams ſind todt.

Wo ſind die Zeugen?

Hier, erwiderte der Schreiber, auf die vier Männer deutend, die mit verſchränkten Armen ſtumm und regungslos daſtanden wie Bildſäulen.

Wenn aber ein Proteſt vorliegt? . . . ſagte der Maire.

Das ehrerbietige Anſuchen iſt auf geſetzlichem Wege erfolgt, entgegnete der Secretär, indem er ſich erhob, um die der Heirathsurkunde beigehefteten Protocolle zu überreichen.

Es lag etwas Entwürdigendes in dieſer amtlichen Verhandlung. In die wenigen Worte drängte ſich eine ganze Lebensgeſchichte zuſammen, und der Haß der Porta und der Piombo, der Inbegriff entſetzlicher Leidenſchaften, wurde auf einer Seite des Civilſtandsregiſters eingetragen, ganz ſo wie die Annalen eines Volks in Grabſteine eingemeißelt ſind, auf denen oft ſogar ſtatt der paar Zeilen ein bloßer Name genügt, wie „Robespierre" oder „Napoleon". Ginevra zitterte. Gleich der Taube Noah's, die nur auf der Arche ausraſten konnte von ihrem Flug über die Gewäſſer, hatte auch ſie keinen andern Zufluchtsort für ihren Blick als Luigi's Augen, denn alles Uebrige rings umher war düſter und kalt. Der Maire ſchaute ſtreng und mißbilligend drein, und ſein Schreiber muſterte das Brautpaar mit übelwollender Neugierde. Nichts hätte einem Feſte weniger ähnlich ſehen können. Wie alles Bedeutſame in unſerer Exiſtenz, ſobald man ihm die äußere Zuthat abſtreift, erwies ſich auch die Trauung als eine an ſich nüchterne, dem ſeeliſchen Inhalt nach unermeßliche Thatſache. Nachdem die jungen Leute einige Fragen beantwortet, nachdem der Maire ein paar Sätze vor ſich hingemurmelt und nachdem die Unterſchriften gegeben worden, waren Luigi und Ginevra verbunden. Die beiden Gatten, deren Liebe all die Poeſie ausſtrahlte, die Shakeſpeare's Genius uns in Romeo und Julie geoffenbart, entfernten ſich zwiſchen zwei Reihen fröhlicher Verwandter, zu denen ſie nicht gehörten und die bald ungehalten darüber geworden wären, daß ihre Luſtbarkeit durch dieſe ſo trübſelige Trauung verzögert wurde. Als die junge Frau wieder im Hof unter freiem Himmel ſtand, ſtahl ſich ihr ein Seufzer aus der Bruſt.

O wird ein ganzes Leben voll hingebender Zärtlichkeit denn auch für mich ausreichen, um dem Muth und der Liebe meiner Ginevra gerecht zu werden? ſagte Luigi.

Dieſe unter Freudenthränen geſprochenen Worte verſcheuchten all ihre Leiden; aber gelitten hatte ſie, als ſie vor die Welt hintrat, um Anſpruch zu erheben auf ein Glück, dem ihre Eltern die Anerkennung verweigerten.

Wenn ich nur wüßte, weßhalb ſich die Menſchen zwiſchen uns drängen? ſagte ſie mit einer Urſprünglichkeit der Empfindung, die Luigi entzückte.

Dem Paar war ganz leicht geworden vor lauter Glück. Sie ſahen weder Himmel noch Erde noch Häuſer mehr und ſchwebten wie auf Flügeln zur Kirche. Endlich fanden ſie die dunkle kleine Kapelle und den prunkloſen Altar, vor dem ſie durch einen alten Prieſter eingeſegnet wurden. Wie im Rathhauſe, ſo trafen ſie auch hier wieder mit den zwei Hochzeitsgeſellſchaften zuſammen, deren Gepränge ſie verfolgte. In der mit Freunden und Verwandten angefüllten Kirche dröhnte durch das Geräuſch der geſchäftigen Schweizer, Küſter und Geiſtlichen das Rollen der vorfahrenden Equipagen. Altäre ſtrahlten in vollſtem kirchlichem Pomp; die Kränze von Orangenblüte, welche die Marienbilder krönten, ſchienen friſch gepflückt. Allenthalben Blumen und Düfte, funkelnde Kerzen, goldgeſtickte Sammetkiſſen. Es war, als ob Gott ſelber in dieſe Eintagsfreude mit einſtimmte. — Als der Moment kam, wo das Sinnbild des ewigen Bundes über Luigi's und Ginevra's Haupt gehalten werden ſollte, jenes zarte, ſchimmernde Joch aus weißem Atlas, welches für Manche leicht bleibt, für die Meiſten aber zur bleiernen Laſt wird, ſuchte des Prieſters Blick umſonſt nach den Knaben, die dieſes heiteren Amts zu walten pflegen: es wurde durch zwei von den Zeugen verrichtet. Der Geiſtliche ertheilte dem Paar ganz flüchtig Ermahnungen über die Gefahren des Lebens, über die Pflichten, die ſie ihre Kinder einſt lehren müßten, und ließ hiebei eine indirecte Aeußerung des Tadels über die Abweſenheit von Ginevra's Eltern mit unterlaufen; dann, nachdem er ſie vor Gott, wie bereits der Maire vor dem Geſetz, zuſammengegeben hatte, las er ſeine Meſſe zu Ende und ging.

Gott ſegne dieſe Ehe! ſagte der Feldwebel in der Vorhalle zum Maurermeiſter. Die zwei Geſchöpfe ſind wie für einander geſchaffen, und die Eltern des Mädchens müſſen rein auf den Kopf gefallen ſein. Ich weiß mir keinen tapfereren Soldaten, als unſern Oberſten. Hätten ſich alle benommen wie er, ſo hätte „der Andere“ jetzt noch das Heft in Händen.

Der Segensſpruch des Soldaten, der einzige, der ihr an dieſem Tage zu Theil geworden, träufelte Balſam in Ginevra's Herz.

Man drückte ſich die Hände zum Abſchied, und Luigi ſprach ſeinem Miethsherrn ſeinen innigen Dank aus.

Lebwohl, Kamerad, ſagte er zum Feldwebel, Gott lohn' es dir!

Fortwährend zu Dienſten, Herr Oberſt. Leib und Seele, Wagen und Pferde, Alles was mein iſt, gehört auch Ihnen.

Wie lieb er dich hat! ſagte Ginevra.

Luigi eilte mit ſeiner Frau nach dem Hauſe, wo ſie ſich eingemiethet hatten, und bald waren ſie in ihrer beſcheidenen Wohnung; ſo wie er die Thüre hinter ſich geſchloſſen, drückte Luigi ſein Weib in ſeine Arme: Ginevra, rief er, meine Ginevra! denn jetzt biſt du ja mein: hier erſt beginnt die wahre Feier. Hier, ſetzte er hinzu, lächelt uns Alles entgegen.

Sie muſterten zuſammen die drei Zimmer, aus denen ihre Wohnung beſtand. Das vordere Gemach diente als Salon und Speiſezimmer. Rechts lag das Schlafzimmer und links ein großes Cabinet, das Luigi für ſeine geliebte Frau hatte herrichten laſſen, und wo ſich Staffeleien, Malkaſten, Statuetten, Gypsmodelle, Puppen, Bilder und Mappen, kurzum ein vollſtändiges Künſtlermobiliar, vorfanden.

Hier werde ich alſo arbeiten! ſagte ſie mit kindlicher Freude. Dann unterſuchte ſie ſorgfältig die Tapete, die ganze Einrichtung, und immer drehte ſie ſich wieder nach Luigi um, ihm zu danken, denn es herrſchte eine gewiſſe Pracht in dem kleinen Gelaß: ein Bücherſchrank enthielt Ginevra's Lieblingsdichter; an der andern Wand ſtand ein Klavier. Sie ſetzte ſich auf einen Divan, zog Luigi neben ſich nieder und ſagte mit ſchmeichelnder Stimme, indem ſie ihm die Hand drückte: Du haſt ſo viel Geſchmack!

Dein Beifall macht mich ſehr glücklich, antwortete er.

Laß uns doch Alles betrachten! bat Ginevra, welcher Luigi das ſchönſte Geheimniß ihrer Einſiedelei noch vorenthalten hatte.

So kamen ſie in ein Schlafgemach, weiß und duftig wie eine Braut.

O! gehen wir wieder, ſagte Luigi ſcherzend.

Erſt muß ich Alles anſehen! . . . Und die Eigenſinnige muſterte das Mobiliar mit der neugierigen Genauigkeit des Alterthümlers, der eine Münze prüft; ſie betaſtete die Seidenſtoffe und nahm Alles in Augenſchein, mit jener naiven Zufriedenheit, wie jede Neuvermählte, die die Koſtbarkeiten ihres Brautſchatzes auskramt. Wir fangen ja damit an, uns arm zu machen, ſagte ſie dann halb neckiſch, halb bekümmert.

Freilich: meine ganze rückſtändige Gage hat dran glauben müſſen, antwortete Luigi. Ich habe mir mein

69.

Dem Prinzen gleich zu ſehn in allen Dingen,
Trägt er ein Oberkleid, das Leo's war,
Und doppelköpfig lüftet ſeine Schwingen
Im rothen Schild der goldne Kaiſeraar.
Auch konnte leichtlich dieſe Liſt gelingen,
Denn gleich an Größe war ſich dieſes Paar,
Und gleich an Umfang. Einer ging zum Streite,
Unſichtbar hielt der andre ſich bei Seite.

70.

Der Jungfrau Sinn iſt himmelweit verſchieden
Von deſſen Sinn, der ſie zum Kampf begehrt:
Indeß, daß jedes Unheil ſei vermieden,
Der Held die Schneide ſtumpft von ſeinem Schwert,
Schärft ſie ihr Schwert und ſpitzt es, nur zufrieden,
Wenn es in's Fleiſch durch Stahl und Eiſen fährt;
Ja, allen Stößen wünſcht ſie, allen Streichen,
Daß ſie geradenwegs das Herz erreichen.

71.

Wie auf der Bahn ein Berberroß zu ſehen,
Des Zeichens harrend, das den Lauf erlaubt;
Es kann an keinem Orte ruhig ſtehen,
Es ſpitzt die Ohren, ſeine Naſe ſchnaubt:
So ſcheint die Jungfrau, deren Pulſe gehen,
Die keinen Rüd'ger zu bekämpfen glaubt,
Des Zeichens harrend, nimmer ruhn zu wollen,
Und Gluth ſcheint durch die Adern ihr zu rollen.

72.

Wie nach dem Donner, nach des Blitzes Sprühn
Oft ungeheure Stürme durch die Wellen
Hinwühlen, über eine Ebne ziehn
Und dunkelgrauen Staub gen Himmel ſchnellen;

Anrecht darauf durch einen Biedermann Namens Gigonnet abkaufen laſſen.

Wozu nur? verſetzte ſie in einem vorwurfsvollen Ton, aus dem man die heimliche Befriedigung heraushören konnte. Du meinſt doch nicht, daß ich in einer Dachkammer minder glücklich wäre? — Nichtsdeſtoweniger, begann ſie gleich wieder, iſt das Alles gar zu nett und obendrein unſer. Luigi hing mit ſo verzückten Blicken an ihr, daß ſie die Augen niederſchlug und zu ihm ſagte: Betrachten wir jetzt noch das Uebrige!

Ueber dieſen drei Zimmern, im höchſten Stockwerk, lag, nebſt der Küche, noch ein Cabinet für Luigi und das Magdzimmer. Ginevra fand ihr kleines Königreich ganz hübſch, obgleich die Ausſicht durch die breite Mauer des Nachbarhauſes verſperrt war und der Hof kein reichliches Licht ſpendete: waren die zwei Liebenden doch ſo ſeelenfroh und ſahen ſo hoffnungsvoll einer ſchönen Zukunft entgegen, daß ſie in ihrer heimlichen Abgeſchiedenheit nur Augen hatten für Märchenbilder. Wie in den Untiefen des Meeres zwei Perlen in einer Muſchel, ſo ſaßen ſie in einem Winkel dieſes großen Hauſes, verloren in dem unermeßlichen Gewoge von Paris: was Andere ein Kerker gedünkt hätte, ihnen war es ein Paradies. Die erſten Tage, die auf ihre Vermählung folgten, gingen ganz in Liebe auf. Es wäre ihnen zu ſchwer gefallen, ſich ſofort praktiſch zu beſchäftigen; der Zauberhauch der inneren Leidenſchaft wiegte ſie unwiderſtehlich ein. Volle Stunden verbrachte Luigi zu Füßen ſeiner Frau in Bewunderung der Farbe ihres Haars, des Schnittes ihrer Stirne, der reizenden Einfaſſung ihrer Augen, der Linienfeinheit der weißen geſchweiften Lider, unter welchen ſie mit dem ſeligen Ausdruck beglückter Liebe langſam ab und zuglitten. Ginevra ſtreichelte Luigi's Locken und konnte ſich, wie ſie es ſelbſt zu nennen pflegte, an der „beltà folgorante", an den edelgebildeten Zügen des Jünglings nicht ſatt ſehen. Wie er von der Anmuth ihres ganzen Weſens, ſo war ſie von dem Adel des ſeinen immer wieder bezaubert. Sie ſpielten wie die Kinder mit einem Nichts, und eben dieſes Spiel führte ſie ſtets auf ihre Leidenſchaft zurück und hörte nur dann auf, wenn ſie ins Traumleben des dolce far niente zurückſanken. Wenn Ginevra ſang, ſo tönten ihnen aus dem Liede die tauſendfältigen Wonneklänge ihrer Herzen entgegen. Und wie ſie in ihrem Fühlen gleichen Schritt hielten, ſo ſtreiften ſie zuweilen auch durch Feld und Flur, und dort wehte wieder ihre Liebe ſie allenthalben an, aus den Blumen, aus den Lüften, aus dem Glutenborn der untergehenden Sonne; ſie laſen ſie ſelbſt aus den wechſelnden Umriſſen der Wolken heraus, die ſich am Himmel bekämpften. Nie war der kommende Tag dem verfloſſenen ähnlich, und mit jedem nahm ihre Liebe zu, denn ſie war ja echt. Das hatte ſich gleich in den erſten Zeiten ihres Zuſammenlebens bewährt, und ſie fühlten inſtinctmäßig Eines dem Andern an, daß ihre Herzen zu den unerſchöpflich reichen gehörten, von denen man ſich für die Zukunft ſtets erneute Wonne verſpricht. Es war die Liebe in ihrer ganzen Urſprünglichkeit, mit ihrem endloſen Geplauder, ihren unterbrochenen Sätzen, ihrem langen Verſtummen, die Liebe mit dem morgenländiſchen Schmachten und dem überſchwänglichen Auflodern. Luigi und Ginevra wußten ſie allſeitig durchzuempfinden, und die Liebe gleicht dem Meere, welches von den Alltagsmenſchen, oberflächlich und flüchtig überſchaut, als eintönig verſchrieen wird, während gewiſſe bevorzugte Naturen es zeitlebens bewundern und über den unaufhörlichen Wechſel der Erſcheinungen, die ſie darin wahrnehmen, in Verzückung gerathen können.

Einmal jedoch mußte die Einſicht der jungen Eheleute ſie aus ihrem Eden aufrütteln: die Nothwendigkeit war an ſie herangetreten, fürs tägliche Brod zu arbeiten. Ginevra, die eine ganz beſondere Fertigkeit im Nachbilden älterer Gemälde beſaß, verlegte ſich aufs Copiren und erwarb ſich die Kundſchaft einiger Kunſthändler. Auch Luigi ſah ſich angelegentlichſt nach einer Erwerbsquelle um. Für einen jungen Offizier aber, deſſen Kenntniſſe ſich auf militäriſche Dinge beſchränkten, war es ſehr ſchwierig, in Paris eine Anſtellung zu finden. Endlich durch nutzloſe Anſtrengungen erſchöpft, in Verzweiflung darüber, daß er mit anſehen mußte, wie die ganze Sorge um ihr Fortkommen lediglich auf Ginevra laſtete, gerieth er auf den Gedanken, ſeine Handſchrift, die ſehr ſchön war, irgendwo zu verwerthen. Mit einer Ausdauer, wovon er ſich an ſeiner Frau das Beiſpiel nehmen konnte, ſuchte er bei allen Pariſer Anwälten, Notaren, Advocaten um Beſchäftigung nach. Sein offenherziges Weſen und ſeine Lage überhaupt erregten bei Manchen lebhafte Theilnahme, und er wurde mit Ausfertigung ſo vieler Actenſtücke beauftragt, daß er ſich genöthigt ſah, junge Leute zur Aushülfe heranzuziehen. Allmählich erweiterte er den Kreis ſeiner Thätigkeit immer mehr, ſo daß durch den Betrieb dieſes Bureau's und den Erlös aus Ginevra's Bildern der neugegründete Haushalt ſich zu einem Wohlſtand aufſchwang, auf den die Gatten ſtolz waren, da ſie ihn ja ihrer Tüchtigkeit und ihrem Fleiß verdankten. Es war dies die glücklichſte Periode in ihrem Daſein. Raſch flogen die Tage dahin zwiſchen Arbeit und Liebesluſt. Abends, nach vollbrachtem Werke, fanden ſie ſich ſeelenvergnügt in Ginevra's kleinem Atelier zuſammen und erholten ſich durch Muſiciren von den Mühſalen des Tages. Nicht ein Schatten von Melancholie verdüſterte das Antlitz der jungen Frau, und niemals kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Stets war es ihr gelungen, ihrem Luigi mit lächelndem Mund und ſtrahlenden Augen entgegenzutreten. Sie hielten Beide mit inniger Luſt an Einem Grundgedanken feſt, der ihnen die aufreibendſte Arbeit verſüßt hätte: Luigi und Ginevra ſagten ſich, er, daß er ſich für ſie, ſie, daß ſie ſich für ihn abmühte. Freilich, in Abweſenheit des Gatten vergegenwärtigte ſich die junge Frau zuweilen die vollkommene Glückſeligkeit, in der ſie geſchwelgt hätte, wenn ſie dies Leben voller Liebe an der Seite des Vaters und der Mutter hätte führen dürfen: bei ſolchen Betrachtungen verfiel ſie in tiefen Trübſinn und erfuhr die Macht des Gewiſſens; düſtere Bilder gingen ſchattenhaft an ihrer Phantaſie vorüber: ſie ſah ihren alten Vater einſam daſitzen oder ihre Mutter in der Dämmerung hinter dem Rücken des Unerbittlichen weinen; die beiden ernſten, traurigen Häupter tauchten plötzlich vor ihr auf, und dann wurde ihr, als dürfe ſie ſie niemals anderswo mehr erblicken als im traumhaften Widerſcheine der Erinnerung; dieſer Gedanke wuchs in ihr zum Vorgefühl heran. Zur Feier ihres Hochzeitstages ſchenkte ſie ihrem Manne ein Porträt, welches er ſich längſt ſchon gewünſcht hatte: das Porträt ſeiner Ginevra. Die junge Künſtlerin hatte nie etwas ſo Vorzügliches geſchaffen. Von der täuſchenden Aehnlichkeit gar nicht zu ſprechen, waren der Glanz ihrer Schönheit, die Reinheit ihres Gemüths, ihr ganzes Liebesglück wie durch einen Zauber auf die Leinwand gehaucht. — Nach der Einweihung dieſes Meiſterwerks verlebten ſie abermals ein Jahr in durchaus günſtigen Verhältniſſen, ein Jahr Geſchichte, welches ſich in drei Worte zuſammendrängen läßt: ſie waren glücklich. Es ſtieß ihnen nichts zu, was erwähnt werden müßte.

Bei Beginn des Winters, im Jahr 1819, gaben die Kunſthändler Ginevra den Rath, ihnen Originalbilder zu liefern, weil ſie, in Folge der wachſenden Concurrenz, die Copieen nicht mehr vortheilhaft abſetzten. Frau Porta ſah ein, wie ſehr ſie Unrecht gehabt hatte, die Genremalerei, durch die ſie ſich einen Namen hätte machen können, zu vernachläſſigen; nun verſuchte ſie es mit dem Porträt, mußte aber auch da mit einer Unzahl ärmerer Künſtler concurriren. Da jedoch Luigi und Ginevra einiges Geld zurückgelegt hatten, verzweifelten ſie nicht an der Zukunft. Zu Ende desſelben Winters arbeitete Luigi unabläſſig. Auch er war durch die Concurrenz zu Schaden gekommen: die Abſchriften aller Art waren ſo bedeutend im Preis gefallen, daß er ſich keine Gehülfen mehr halten konnte und, um die gleichen Summen zu verdienen wie früher, mehr Zeit aufwenden mußte. Seine Frau hatte einige Bilder gemalt, die nicht ohne Werth waren; aber ſelbſt Künſtler von Ruf brachten ihre Werke nicht leicht an den Mann. Ginevra ließ ſich zu den beſcheidenſten Forderungen herbei und verkaufte doch nichts. Nun begann die Lage entſetzlich zu werden: die Seelen der Gatten ſchwammen in Glück, die Liebe überſchüttete ſie mit ihren Schätzen, und die Armuth reckte ſich empor, wie ein Skelett, inmitten der Freudenernte. Beide verheimlichten einander ihre Befürchtungen. Während Ginevra in Thränen hätte ausbrechen mögen, weil ſie ihren Luigi leiden ſah, überhäufte ſie ihn mit Liebkoſungen. Desgleichen drängte Luigi den bittern Gram in ſein Herz zurück und war Ginevra gegenüber ganz Zärtlichkeit. Sie ſuchten in der Steigerung ihrer Gefühle eine Entſchädigung für ihren Kummer, und aus ihren Reden, ihren Freuden und Scherzen blickte etwas hervor wie Raſerei. Sie hatten Angſt vor der Zukunft. Wo giebt es ein Empfinden, das ſich an intenſiver Kraft mit einer Leidenſchaft meſſen könnte, die ſich ihrer bevorſtehenden Vernichtung durch Tod oder Elend bewußt iſt? Beſprachen ſie ihre Bedrängniß, ſo waren ſie beſtrebt, einander zu täuſchen und die kleinſte Hoffnung mit gleicher Zuverſicht ſcheinbar aufzugreifen. Einmal, in der Nacht, vermißte Ginevra ihren Gatten und ſtand ganz erſchrocken auf. Ein ſchwacher Lichtſtreifen auf der ſchwarzen Mauer gegenüber ließ ſie errathen, daß Luigi bei Nacht arbeite. Seit geraumer Zeit ſtieg er in ſein Cabinet, wenn ſeine Frau eingeſchlummert war. Es ſchlug vier; Ginevra legte ſich wieder zu Bett und ſtellte ſich ſchlafend. Da kam Luigi, dem vor Müdigkeit die Augen zufielen, und ſchmerzvoll betrachtete Ginevra ſein ſchönes Geſicht, in das Müh' und Sorge bereits einige Furchen gegraben hatten.

Für mich durchwacht er ſeine Nächte, ſagte ſie weinend zu ſich ſelber.

Nur der Gedanke, ſie könne ja ein Gleiches thun, ſtillte ihre Thränen. Am ſelben Tag begab ſie ſich mit einem Empfehlungsſchreiben, um das ſie den Kunſthändler

Elias Magus erſuchte, zu einem reichen Bilderladenbeſitzer und erbot ſich, Holzſchnitte zu coloriren. Ueber Tag malte ſie und verſah das Hausweſen; Nachts ſaß ſie hinter ihren Bilderbogen. Dieſe zwei Geſchöpfe, die in Liebe zu einander aufgingen, berührten fortan ihr Lager nur, um es wieder zu verlaſſen. Beide heuchelten Schlaf und eilten opfermuthig fort, ſobald Eins das Andere getäuſcht zu haben glaubte. In einer Nacht, wo er der fieberhaften Anſtrengung, die ihn bereits zu Boden drückte, beinah erliegen wollte, ſtieß Luigi den Fenſterladen ſeines kleinen Cabinets auf, um die reine Morgenluft einzuathmen und ſeinen Kummer von ſich zu ſchütteln: da erblickte er, beim Hinunterſchauen, den Widerſchein von Ginevra's Lampe auf der Mauer; der Unglückliche errieth Alles, ſtieg ganz leiſe die Treppe hinab und überraſchte ſeine Frau in ihrem Atelier beim Austuſchen der Bilderbogen.

O Ginevra! rief er.

Sie zuckte convulſiviſch vom Stuhl auf und erröthete.

Hätte ich ein Auge ſchließen können, ſagte ſie, während du dich zu Tode mühſt?

Nur ich habe das Recht dazu.

Kann ich müßig bleiben, erwiderte die junge Frau, wenn ich weiß, daß jedes Stück Brod uns beinah einen Tropfen deines Herzbluts koſtet? Ich müßte ſterben, dürft' ich deine Anſtrengungen nicht theilen. Sollen wir denn nicht Alles gemeinſchaftlich tragen, Freud' und Leid?

Sie friert! rief Luigi verzweiflungsvoll. Schließe doch dein Tuch feſter über der Bruſt, meine Ginevra! Es iſt eine feuchte, kalte Nacht.

Sie traten an das Fenſter; die junge Frau lehnte den Kopf an die Schulter ihres Lieblings, der ſie umſchlungen hielt, und Beide, in tiefes Schweigen verloren, blickten zum Himmel, der ſich langſam röthete. Weißgraue Wolken zogen in raſcher Flucht dahin, und immer ſtrahlender ſtieg die Morgenſonne empor.

Siehſt du, Ginevra, das bedeutet Glück.

Ja, im Himmel, entgegnete Luigi mit bitterem Lächeln. O Ginevra! du, die du werth biſt, alle Schätze des Erdballs zu beſitzen . . . .

Beſitze ich nicht dein Herz? unterbrach ſie ihn in einer Anwandlung von Freude.

Ach, ich klage ja nicht, verſetzte er, indem er ſie feſt an ſein Herz drückte. Und er bedeckte mit Küſſen dieſes zarte Antlitz, dem die volle Jugendfriſche ſchon zu entſchwinden begann, das aber ſo ſanft und zärtlich blickte, daß er es nie anſchauen konnte, ohne getröſtet zu werden.

Welch eine Stille! ſagte Ginevra. Mir thut es in der Seele wohl, lieber Luigi, ſo zu wachen. Es geht wirklich von der Majeſtät der Nacht etwas auf uns über: man iſt ſo demüthig und doch wieder ſo gehoben; ich weiß nicht, was für eine eigene Macht dem Gedanken innewohnt: Alles träumt, und ich allein wache.

O meine Ginevra, nicht erſt von heute her iſt mir die feinfühlige Lieblichkeit deines Herzens aufgegangen! . . . . Aber da iſt ſchon die Sonne: komm ſchlafen!

Ja, antwortete ſie, wenn auch *du* ſchlafen willſt. Ich habe ſo gelitten in jener Nacht, wo ich gewahr wurde, daß mein Luigi ohne mich wachte!

Der Muth, mit dem die jungen Leute gegen das Mißgeſchick ankämpften, fand eine Zeitlang den verdienten Lohn; nur trug leider ein Ereigniß, das dem Glück der meiſten Ehepaare die Krone aufſetzt, für dieſes verhängnißvolle Folgen: Ginevra gebar einen Knaben, der, nach einem landläufigen Ausdruck, ſchön war wie der Tag. Die Liebe zum Kinde verdoppelte die Kraft der Mutter. Luigi nahm Geld auf, um die Koſten für Ginevra's Wochenbett zu beſtreiten. In den erſten Zeiten machte ſich alſo die Nothlage nicht ihrem ganzen Umfang nach geltend, und die beiden Gatten konnten in dem Glücke ſchwelgen, den Kleinen aufzuziehen. Es war dies ihre letzte Wonne. Wie zwei Schwimmer, die mit vereinten Kräften über einen Strudel hinwegkommen wollen, kämpften die beiden Corſen erſt muthig weiter; doch zuweilen wandelte ſie bereits eine Stumpfheit an, dem Schlafe vergleichbar, der ſich bei Kranken als Vorbote des Todes einſtellt. In Kurzem ſahen ſie ſich genöthigt, ihre Schmuckſachen zu verkaufen. Plötzlich klopfte die Armuth an, nicht in Fetzen, nur etwas dürftig gekleidet und verhältnißmäßig noch leicht zu ertragen; ihre Stimme klang nicht heiſer; ſie hatte weder Verzweiflung, noch Dämonen, noch unbedeckte Blößen in ihrem Gefolge,

Das Wild entwiſcht, und Hirt und Heerde fliehn,
Und Regen ſtürzt aus unerſchöpften Quellen:
So ſtürmt das Fräulein beim Trompetenſtoß
Gezückten Schwerts auf ihren Rüd'ger los.

73.

Doch wie die Eiche, wie die dicke Mauer
Des Thurms nicht vor dem Sturm aus Norden ſchwankt,
Und wie der Fels in ſeiner ew'gen Dauer
Dem Meere trotzt, das ſtündlich mit ihm zankt,
So ſteht der Ritter jenem Hagelſchauer
In Waffen, die er dem Vulkan verdankt,
Und wagt dem Haß, dem ungeſtümen Wüthen
Die Seite jetzt, jetzt Bruſt und Haupt zu bieten.

74.

Das Fräulein ſucht zu hauen und zu ſtechen,
Sie hat wohl Acht, und immer zielt ſie gut,
Um durch des Panzers Fugen durchzubrechen
Und Luft zu machen ihrer wilden Gluth,
Und da und dort verſucht ſie einzuſprechen,
Und dreht ſich hin und her, faſt toll vor Wuth,
Und quält und grämt ſich, daß von allen Thaten
Die ſie verſucht, ihr keine will gerathen.

75.

Wie welcher eine feſte Stadt umſchließt,
Die hoher Wall und Mauerwerk umringen,
Sie oft berennt, auf Thor' und Thürme ſchießt,
Und durch gefüllte Gräben ſucht zu dringen,
Doch fruchtlos ſeiner Leute Blut vergießt,
Und nimmer ſich den Einlaß kann erzwingen,
So quält das Fräulein ſich, um kämpft und ficht,
Doch keine Schiene weicht, kein Ring zerbricht.

aber ſie verwiſchte die Gewohnheit und die Erinnerung an den Wohlſtand, und lähmte die Triebfeder des Stolzes. Dann erſt kam das Elend mit allen ſeinen Schreckniſſen, unbekümmert um ſeine Zerlumptheit jedes menſchliche Gefühl niedertretend. Sieben oder acht Monate nach der Geburt des kleinen Bartolomeo hätte man in der Mutter, welche dieſem kränklichen Kind ihre Bruſt reichte, ſchwerlich das Original jenes wundervollen Porträts erkannt, der einzigen Zierde der nackten vier Wände. Den ganzen ſtrengen Winter hindurch mußte ſie frieren; Tag für Tag verwitterten ihre zarten Geſichtszüge mehr: ihre Wangen wurden weiß wie Kreide, und der erloſchene Blick ſchien anzudeuten, daß ihr die innere Lebensquelle verſiegte. Ihr Kind, das ſie abmagern und hinwelken ſah, und dem Luigi nicht mehr zuzulächeln vermochte, — dieſes Elend in der Wiege nahm ihren ganzen Jammer in Anſpruch.

Ich habe alle Straßen von Paris abgelaufen, ſagte Luigi mit dumpfer Stimme; aber es kennt mich ja Niemand, und Leute, denen wir gleichgültig ſind, getraue ich mir nicht um etwas anzuſprechen. Vergniaud, der Garkoch, mein alter Kriegskamerad, iſt in eine Verſchwörung verwickelt; er ſitzt in Unterſuchungshaft, und hat mir übrigens ſchon Alles gegeben, was er herleihen kann. Und unſer Hausherr, — der hat ſeit einem Jahr nicht nach dem rückſtändigen Miethzins gefragt.

Wir brauchen ja nichts, antwortete Ginevra ſanft und mit geheuchelter Seelenruhe.

Jeder neue Tag bringt neue Schwierigkeiten mit ſich, fuhr Luigi voller Schrecken fort.

Er nahm Ginevra's letzte Bilder, das Porträt, einige Einrichtungsgegenſtände, die man möglicherweiſe noch entbehren konnte, und verkaufte das Ganze zu einem Spottpreis. Die erſtandene Summe dehnte den Todeskampf der Familie etwas hinaus. In dieſen furchtbaren Verhältniſſen bewährte ſich Ginevra's Charaktergröße und Dulderkraft; mit ſtoiſchem Muthe ließ ſie Alles über ſich ergehen; ihre ſtarke Seele bot jedem Anprall die Spitze; mit zitternder Hand arbeitete ſie neben dem Schmerzenslager ihres Söhnchens, verſah mit räthſelhafter Ausdauer ihre häuslichen Pflichten, ſorgte für Alles. Sie konnte ſich ſogar noch glücklich fühlen, wenn Luigi's Lächeln über die Sauberkeit des Zimmers ſtaunte, in das ſie ſich mit ihrer letzten Habe eingeſchloſſen hatten.

Lieber Luigi, hier hab' ich ein Stück Brod für dich zurückbehalten, ſagte ſie eines Abends zu ihm, als er gebrochen heimkam.

Aber du?

Ich habe ſchon gegeſſen, mein Herz, und brauche nichts mehr.

Und ihr ſanftes, bittendes Geſicht war noch beredter als ihr Mund, ihm das aufzunöthigen, was ſie ſich abbrach. Luigi zog ſie an ſich in einer jener verzweifelten Umarmungen, mit denen in den Schreckensjahren der Revolution die Freunde auf der Guillotine von einander Abſchied nahmen. In ſolchen höchſten und letzten Augenblicken ſchauen einander zwei Weſen Herz in Herz. Darum errieth auch plötzlich Luigi, daß ſeine Frau keinen Biſſen angerührt hatte; das Fieber, welches ſie ſchüttelte, erfaßte auch ihn; er ſchauderte zuſammen und entfernte ſich unter dem Vorwand eines dringenden Geſchäfts, denn lieber hätte er einen Giftkelch in Einem Zuge geleert, als daß er zur Erhaltung ſeines Lebens das letzte Stück Brod, das noch im Hauſe war, hinabgewürgt hätte. Er irrte durch die Straßen zwiſchen den glänzendſten Equipagen umher, mitten unter dem aufdringlichen Gepränge eines Luxus, der den Armen zu verhöhnen ſcheint; er eilte an den goldfunkelnden Schaufenſtern der Geldwechsler vorüber; endlich beſchloß er, ſich zu verkaufen, ſich als Stellvertreter für den Militärdienſt anwerben zu laſſen: er hoffte, daß Ginevra durch dieſes Opfer gerettet werden und ſich, während ſeiner Abweſenheit, vielleicht mit Bartolomeo ausſöhnen würde. Er begab ſich alſo zu einem jener Menſchen, die den weißen Sklavenhandel betreiben, und erkannte in ihm, nicht ohne eine gewiſſe freudige Regung, einen ehemaligen Offizier der Kaiſergarde wieder.

Ich habe ſeit zwei Tagen nichts gegeſſen, ſagte er langſam und mit ſchwacher Stimme zu ihm; meine Frau verhungert, ohne auch nur einen Klagelaut von ſich zu geben; ich glaube, im Sterben würde ſie noch lächeln. Drum bitt' ich Euch, Kamerad, ſetzte er, ſelber bitter lächelnd, hinzu, nehmt mich einſtweilen gegen Anzahlung: ich bin rüſtig, nicht mehr im Dienſt, und möchte . . . .

Der Offizier händigte Luigi eine Abſchlagsſumme auf das kleine Capital ein, das er ihm zu ſchaffen verſprach, und der Unglückliche brach in ein krampfhaftes Lachen aus, ſobald er die Goldſtücke feſthielt; ſo ſchnell es ihm ſeine Kräfte erlaubten, lief er nach Hauſe zurück, athemlos; o Ginevra! meine Ginevra! rief er zuweilen vor ſich hin. Als er heimkam, dunkelte es bereits. Er trat ganz leiſe herein, denn für ſeine Frau fürchtete er, da er ſie in einem ſchwachen Zuſtand verlaſſen, eine allzuheftige Gemüthserſchütterung. Die letzten Strahlen der Sonne fielen ins Zimmer und verglommen auf Ginevra's Antlitz, die, mit ihrem Kinde an der Bruſt, auf einem Stuhle eingeſchlafen war.

Wach auf, mein Herz! ſagte er, ohne die Haltung des Kleinen zu bemerken, deſſen Geſichtchen in überirdiſcher Verklärung ſtrahlte.

Bei dieſen Worten ſchlug die arme Mutter die Augen auf, begegnete dem Blick Luigi's und lächelte; er aber ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, denn ſeine Frau, die ihn wie wahnſinnig anſtierte, war kaum mehr zu erkennen. Mit einer krampfhaft gewaltſamen Geberde zeigte er ihr das Gold. Ginevra lachte ihn ſtumpf an; dann ſchrie ſie plötzlich mit herzzerreißender Stimme: Luigi! das Kind iſt kalt! Sie blickte es an und fiel in Ohnmacht. Der kleine Bartolomeo war todt. Luigi faßte ſein Weib in den Armen auf, legte ſie und das Kind, das ſie mit übernatürlicher Kraft an ſich gepreßt hielt, auf das Bett und ſtürzte nach Hülfe rufend hinaus.

O mein Gott! ſagte er zum Hausherrn, dem er auf der Treppe begegnete, ich habe Geld, und mein Kind iſt Hungers geſtorben, und die Mutter liegt auf den Tod .... Stehen Sie mir bei!

Verzweiflungsvoll eilte er zu ſeinem Weibe zurück, während der wackere Maurermeiſter mit einigen Nachbarsleuten Allerlei zuſammentrug, was die Noth lindern konnte, die ihm bis jetzt unbekannt geblieben war, weil die beiden Corſen aus Stolz Alles aufgeboten hatten, ſie zu verheimlichen. Luigi hatte die Goldſtücke zu Boden geſchleudert und kniete zu Häupten des Bettes, auf dem ſeine Frau im Fieber lag.

Mein Vater, rief Ginevra, ſorgen Sie für meinen Sohn, der Ihren Namen trägt!

O mein Engel, werde ruhig! ſagte Luigi unter Küſſen; jetzt ſollen ſchöne Tage kommen.

Seine Stimme und ſein Kuß wirkten beſänftigend auf ſie.

O mein Luigi! hob ſie an, indem ſie ihn mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit anſchaute, achte wohl auf meine Worte. Ich fühle, daß ich ſterbe. Es mußte ſo kommen; ich habe zu viel gelitten, und dann, ein Glück ſo übergroß wie meines will bezahlt ſein. Ja, tröſte dich, mein Luigi, ſo ſelig bin ich geweſen, daß, wenn ich heute mein Leben von vorn beginnen ſollte, ich unſer Schickſal wieder wählen würde. Ich bin eine ſchlechte Mutter: um dich leide ich noch mehr als um mein Kind. Mein Kind! wiederholte ſie mit tiefer Stimme. Zwei Thränen löſten ſich von ihren brechenden Augen und ſie drückte die kleine Leiche, die ſie nicht hatte erwärmen können, krampfhaft an die Bruſt. — Bringe meinem Vater mein Haar, begann ſie wieder, zum Angedenken an ſeine Ginevra. Verſichere ihm, daß ich ihm nie gegrollt habe .... Bei dieſen Worten ſank ihr das Haupt auf den Arm ihres Gatten zurück.

Nein, du darfſt nicht ſterben! rief Luigi; der Arzt iſt unterwegs. Wir haben Brod. Dein Vater wird dich verzeihend aufnehmen. Uns geht eine Glücksſonne auf. Bleibe bei uns, ſchöner Engel!

Aber dieſes treue Herz voller Liebe pochte immer leiſer. Ginevra richtete inſtinctmäßig ihren Blick auf den Heißgeliebten, wiewohl ſie faſt alles Bewußtſein verloren hatte; verworrene Bilder umfluteten ihren Geiſt, dem eine Erinnerung des Erdenlebens nach der andern erloſch. Sie fühlte nur noch Luigi's Nähe, denn ſie klammerte ſich immer feſter an ſeine erſtarrte Hand, als hinge ſie über einem Abgrund, in den ſie hinabzuſtürzen fürchtete.

Geliebter, ſtammelte ſie endlich, dich friert: hier wärme dich ....

Indem ſie die Hand ihres Gatten an ihr Herz zu ziehen ſuchte, verſchied ſie. Gleich darauf kamen zwei Aerzte, ein Prieſter und mehrere Nachbarn, die Alles mitbrachten, das Ehepaar zu retten und die Verzweiflung zu lindern. Auf dem Vorplatz hatten dieſe Fremden viel Geräuſch gemacht; als ſie aber ins Zimmer getreten waren, entſtand eine furchtbare Stille.

Während dies geſchah, ſaßen Bartolomeo und ſeine Frau zu Haus in ihren alten Lehnſtühlen an beiden Enden des großen Kamins, deſſen Gluten das ungeheure Gemach erwärmten. Die Wanduhr zeigte auf Mitternacht. Es war ſchon lange her, daß der Schlaf die beiden alten Leute floh. Schweigend ſaßen ſie da, wie zwei Stumpfſinnige, die Alles betrachten, ohne etwas zu ſehen. Eine einzige halberloſchene Lampe warf ein mattes Licht in den öden Salon, den ſie mit ihren Erinnerungen bevölkerten. Wäre nicht die flackernde Flamme des Kamins geweſen, ſo hätten ſie ganz im Finſtern geſeſſen. Eben war ein alter Freund fortgegangen, und der Stuhl des Beſuchers ſtand noch zwiſchen ihnen. Gar manchen Blick hatte Piombo ſchon auf dieſen Stuhl geworfen, — inhaltſchwere Blicke, die ſich wiederholten wie Gewiſſensbiſſe, — denn der leere Seſſel war der Ginevra's. Eliſa Piombo lauerte auf jede Gefühlsregung in den fahlen Zügen ihres Gatten. Obgleich gewohnt, die Gedanken des Corſen aus dem wechſelnden Ausdruck ſeines Geſichts herauszuleſen, kam ihr jetzt der Seelenzuſtand des Greiſes räthſelhaft vor, denn bisweilen war ſein Blick zum Erſchrecken drohend und dann wieder tief wehmüthig.

Erlag Bartolomeo der Gewalt der Erinnerungen, die an jenem Stuhl hafteten? Hatte es ihn verletzt, einen Fremden zum erſten Mal ſeit dem Scheiden ſeiner Tochter darauf ſitzen zu ſehen? Hatte die Stunde der Verſöhnlichkeit, dieſe bis jetzt ſo vergeblich herbeigeſehnte Stunde, geſchlagen?

Das waren die Betrachtungen, die im Herzen der Baronin hin und her wogten. Einmal verzerrte ſich die Phyſiognomie ihres Mannes in ſo grauenerweckender Weiſe, daß ſie zitterte, eine wenn auch unſchuldige Liſt gebraucht zu haben, um ein Geſpräch über Ginevra hervorzurufen.

In dieſem Augenblicke peitſchte ein Windſtoß die Schneeflocken ſo gewaltſam gegen die Fenſterläden, daß die beiden Alten das Geräuſch des Anpralls hören konnten. Die Mutter ſenkte das Haupt, um dem Gatten ihre Thränen nicht zu zeigen. Plötzlich entrang ſich der Bruſt des Greiſes ein Seufzer; die Baronin ſchaute zu ihm empor: er ſchien gebrochen; da wagte ſie es, ſeit drei Jahren zum zweiten Male, die Rede auf ihre Tochter zu bringen.

Wenn Ginevra jetzt frieren müßte! ſtöhnte ſie leiſe vor ſich hin. Piombo zuckte zuſammen. — Sie hungert vielleicht, fuhr ſie fort. Aus der Wimper des Corſen ſtahl ſich eine Thräne. — Sie hat ein Kind und kann es nicht nähren: die Milch iſt ihr ausgetrocknet! rief die Mutter mit Verzweiflung in der Stimme.

Sie ſoll kommen — kommen! ſchrie Piombo. O mein geliebtes Kind! du haſt mich beſiegt . . . .

Die Baronin ſprang vom Seſſel, um zu der Tochter zu eilen. Da wurde die Thüre dröhnend aufgeriſſen und vor den Eltern ſtand ein Mann, deſſen Angeſicht nicht mehr menſchenähnlich war.

Todt! Unſere zwei Familien mußten ſich gegenſeitig ausrotten, denn von ihr bleibt nichts mehr übrig als das! rief Luigi, indem er Ginevra's lange ſchwarze Haarflechten auf den Tiſch legte.

Die beiden Alten zuckten, wie von einem Donnerſchlag gerührt, zuſammen; Luigi ſtand nicht mehr vor ihnen.

Bartolomeo blickte zu Boden und ſagte langſam: Er erſpart uns einen Schuß Pulver, denn er iſt todt.

(Paris, Januar 1830.)

# Eine Abendſcene.

Von

**Chriſtian Winther.**

(geb. 29. Juli 1796.)

Aus dem Däniſchen überſetzt

von

**Adolf Strodtmann.**

76.

Sie ſucht auf jede Art, wie ſie ihm ſchade,
Und Funken ſprühn aus Harniſch, Helm und Schild,
Indem ſie ihm mit Streichen, quer und grade,
Dem Tauſend nach, Haupt, Bruſt und Arme füllt,
So wie ein Hagelſchauer ohne Gnade
Auf Ziegeldächer raſſelnd niederquillt.
Der Ritter hat wohl Acht, wie er ſich wahre
Und doch dabei das Blut der Jungfrau ſpare.

77.

Bald ſteht er feſt, bald dreht er ſich, bald zieht
Er ſich zurück, wobei die Hand nicht ruht;
Wohin er ihre Klinge zielen ſieht,
Iſt er mit Schild und Schwert auf ſeiner Hut.
Er trifft ſie nicht, iſt mindeſtens bemüht,
Dahin zu treffen, wo es wenig thut.
Das Fräulein wünſcht noch vor des Tages Schluß
Den Streit vollbracht, der dann ſich enden muß.

78.

Sie denkt an die Gefahr, die ihren Frieden
Bedroht, wenn ſie nicht eilt mit dieſer Schlacht;
Iſt nicht der Kampf in Einem Tag entſchieden,
So bleibt ſie in des Feinds, des Freiers Macht.
Die Sonne naht den Säulen des Alciden,
Das Haupt zu tauchen in die Wellennacht,
Da fängt ſie an, für ihre Kraft zu beben,
Und endlich jede Hoffnung aufzugeben.

79.

Es wächſt der Zorn, je mehr die Hoffnung ſinkt,
Und immer ſchneller kommt ſie mit den Streichen,
Damit ihr Schwert die Rüſtung noch durchdringt,
Für die ein ganzer Tag nicht wollte reichen.

In einem geräumigen, reich decorirten Zimmer ſaß ein Mann an einem Schreibtiſche, der mitten auf der Diele ſtand, und ſchrieb eifrig mit einer unglaublich feinen Handſchrift in einen großen Folianten. Der Schmuck des Saales beſtand meiſtens in großen Büchergeſtellen und Schränken, deren halb geöffnete Thüren eine Menge phyſikaliſcher und chemiſcher Inſtrumente, Kolben, Retorten und dergleichen, Antiquitäten und Kunſtſachen erblicken ließen. Auf den Schränken ſtanden Büſten von berühmten Männern des Alterthums, und ſeitwärts hing eine Anzahl getrockneter Pflanzen in Glas und Rahmen. Die leeren Plätze an den Wänden waren mit Schildereien ausgefüllt, zum Theil Nachahmungen der Arbeiten ausgezeichneter Maler, zum Theil italieniſche Landſchaften, darunter namentlich mehrere Anſichten aus der Umgegend von Florenz. In einer Ecke ſtand ein Abguß der ſogenannten mediceiſchen Venus, und gleich daneben war ein weibliches Skelett in derſelben Haltung wie die Göttin aufgeſtellt. Gerade dem Schreibtiſche gegenüber hing ein trefflich gemaltes weibliches Porträt ſolchermaßen, daß der Arbeitende, wenn er aufſah, ſofort den charaktervollen feurigen ſchwarzen Augen begegnen mußte, die mit zärtlicher Wehmuth ſeinen Blick zu ſuchen ſchienen. Auf dem reich vergoldeten und ſchön geſchnitzten Rahmen war oben eine herzogliche Krone angebracht. Die reiche, hie und da vergoldete Stuccatur der Decke, welche einen Kranz von Genien vorſtellte, deren Arme und Beine in Hautrelief aus den Wolken hervortraten, die ſchweren langen Damaſtgardinen, welche ganz die Fenſter bedeckten und die Novemberkälte fern hielten, ſo daß man kaum den Sturm draußen toben hörte, ein beſonders künſtliches Uhrwerk, das auf dem Kamingeſimſe ſtand, und das eigene Ausſehen des Gelehrten, ſeine Haltung, ſein Anzug, Alles deutete Reichthum und Bekanntſchaft mit viel Mehrerem an, als was Ein Land ihm hatte bieten können. Der Beſitzer dieſer Gegenſtände mochte an fünfzig Jahre zählen; auf ſeinem ausdrucksvollen, kräftigen Kopfe, deſſen dunkle Augen von ſtarken Brauen beſchattet wurden, trug er eine große, ſehr reich und zierlich gekräuſelte Allongeperrücke, deren breite Locken ſeine Schultern bedeckten. Die ſchwarze Sammettracht hob das äußerſt feine, ſchneeweiße Linnen hervor, das hindurch ſchimmerte, wo die Weſte offen war, ſowie am Handgelenke, und die krauſen Spitzenmanchetten fielen über ein Paar wohlgeformter Hände herab, an deren ſchmalen, länglichen Fingern ein paar Ringe mit antiken geſchnittenen Steinen glänzten.

Die Uhr ſchlug ſechs helle Schläge und ſpielte ein kleines, mehrſtimmiges Stück. Da erhob der Mann plötzlich ſein Haupt, legte die Feder hin, warf ſich in den hochlehnigen, mit Plüſch überzogenen Armſtuhl zurück und ließ ſeine ernſthaften, nachdenklichen Augen, es ſchien faſt mit tiefer Sehnſucht, auf dem ſchönen Bilde ruhen, das zu ihm herab lächelte. Gleich als erwecke er ſich ſelbſt aus einem Traume, ſtrich er ſich haſtig übers Geſicht, ſtand auf und ging über den Eſtrich, um den Glockenſtrang zu ziehen. Er lahmte auf dem linken Fuße.

Bald darauf wurde die Thür geöffnet und der alte, grauhaarige Diener des Gelehrten erſchien mit einem großen Mantel, der über ſeinem einen Arme hing, ein ſchwarzes Barett und einen Stock in der andern Hand. Er ſetzte langſam die Laterne auf den Eſtrich, legte Mantel und Barett auf einen Stuhl und begann den Anzug ſeines Herrn zu ordnen; Alles unter tiefſtem Schweigen. Während er aufs Eifrigſte mit Bürſten beſchäftigt war, ſeufzte er ſchwer auf.

Was fehlt Euch jetzt wieder, Martin? frug der Herr lächelnd und in einem freundlichen Tone.

Was mir fehlt? antwortete der alte, winddürre Geſell in ſehr verdrießlichem Tone; mir fehlt Nichts!

Es muß doch irgend Etwas auf Euch laſten, Martin! fuhr der Herr ruhig und gelaſſen fort. Saget mir es nur! laſſet mich's hören!

Hören? antwortete Martin mit einem eſſigſauren Lächeln in dem magern Geſichte; es kann nur wenig frommen, Euch davon zu reden, Herr Doctor! Hören wollet Ihr nicht, und ſehen könnet Ihr nicht!

Nur heraus damit! Was iſt's denn, das ich weder hören will, noch ſehen kann? Ihr machet mich ganz neugierig, Martin!

Seht Ihr wohl, Herr Doctor! ſagte Martin, indem er ſeine Bürſte ruhen ließ und die beiden müden Fäuſte in die Seiten ſtemmte, ſeht Ihr, da iſt nun die alte Suſanne, unſere Haushälterin, die iſt doch ein reſpectables Frauenzimmer, das nicht mit Lügen herumzugehen pflegt, und ſie will ihren Platz im Himmelreiche dafür verpfänden, daß Junker Poviſk — der Herr kennt den Namen ja allzu gut! — der Jungfrau nachläuft, daß er Liebeslieder auf ſie dichtet, worin er ſie ſeine Roſe und dergleichen nennt, ihr dieſelben vorſingt und ſie jeden Tag, den Gott werden läßt, beſucht; aber der Doctor trifft ihn niemals dort! Und dieſer Monſieur müßte doch wahrlich bedenken, was der Herr für ihn gethan hat!

Ach, was weißt du, alter Martin! unterbrach ihn der Doctor.

Was ich weiß? Hat nicht die alte Suſanne mir Alles haarklein erzählt? War nicht des Herren Herr Vater, der jetzt ſelig beim lieben Gott iſt, — war er nicht Pfarrer auf dem Gute, das dem Herrn Vater dieſes Junkers gehörte? Jagte nicht der Gutsherr, Herr Poviſk, den Herrn Vater des Herrn von Haus und Hof wie einen Hund, mit roher Gewalt und ſchnödeſtem Unrecht? Lag dann nicht lange nachher, als der Herr und ich von der großen Reiſe heimgekehrt waren, dies Windſpiel von Junker jämmerlich krank hier in Kopenhagen und konnte weder leben noch ſterben, und die andern Doctoren, Meiſter Fuiren und Meiſter Zahlmann und Doctor Bonerius, kamen die nicht alle miteinander zu ihm und flickten an der elenden Haut; aber konnten ſie die Fetzen zuſammenhalten? Da wurde denn der Herr geholt, und als der Herr ihn geſehen und ihm ein Arzneimittel verſchrieben hatte und andern Tags wieder kam, um nach ihm zu ſehen, hatte er es da eingenommen? Nein, fürwahr hatte er's nicht! Er dachte in ſeinem böſen Herzen, das Herz des Herrn ſei auch böſe, er hatte Angſt, der Herr werde ſich an ihm rächen für all den Schimpf und Unglimpf, ſo dem Herrn Vater des Herren von dem alten Herrn Poviſk zugefügt worden war. Aber dann ſprach der Herr ernſt und freundlich dem Jungen zu, beruhigte ihn und bewog ihn einzunehmen, was gut gegen die Krankheit war, und dann erholte er ſich und iſt jetzt wieder ſo friſch und geſund, wie irgend Einer, der in weiten Pluderhoſen, mit dunkelrother Feder auf dem Hute und dem Degen unterm Arm hier auf unſeren Straßen einherſtolzirt!

Nun, das Alles hat Euch alſo die alte Suſanne erzählt, Martin! Aber was für Böſes iſt denn dabei?

Was für Böſes? Dabei iſt nichts Böſes; aber daß dieſer ſelbe Junker, auf deſſen Haupt der Herr glühende Kohlen geſammelt hat —

Er war es ja nicht, alter Thor, der meinen Vater mißhandelte —

Das bleibt ſich gleich! Es war doch ſein Blut! Dieſer Junker, ſage ich, iſt jetzt ſo undankbar und will dem Herrn ſeine — — ja, aber wahr iſt es, ſie ſollte ſich noch weit mehr ſchämen; aber ſie iſt freilich auch nicht geſcheidt, da ſie ihre Augen auf ſolch einen Gecken werfen kann, während ſie einen Verlobten hat, der, wenn er gewollt hätte, der Gemahl ſolch eines Engels — Gott ſegne ſie! — hätte ſein können.

Bei dieſen Worten hörte Martin wieder auf zu bürſten, und ſowohl ſeine wie des Herrn Augen fielen unwillkürlich und wie andächtig auf das ſchöne weibliche Porträt, das von der Wand, ſtark von der Lampe beleuchtet, zu ihnen herab blickte.

Nun hör auf! Es iſt mehr als genug von dem Einen wie von dem Andern! ſagte der Gelehrte raſch und wandte ſich wie ungeduldig zum Stuhle hin, warf den Mantel um die Schultern, griff nach Stock und Barett und ſchritt haſtig dem alten Diener voran, welcher die Laterne trug.

Es war dunkel und einſam auf der Straße; der Wind drehte die kreiſchenden Schilder und klapperte mit den Fenſterläden; dann und wann gewahrte man einen einſamen Wanderer, gleichfalls von einer Laterne begleitet, welche dem Fuße auf dem unebenen Steinpflaſter den Weg weiſen und ihn vor den Rinnſalen warnen mußte, die durch den Regen zu reißenden Strömen geworden waren, und es dauerte lange, bis das Auge, vom ſpärlichen Licht der Laterne abgewandt, ſich daran gewöhnen konnte, das Dunkel zu durchdringen und die Umriſſe der ſpitzgiebeligen Häuſer mit ihren Beiſchlägen und Erkern und die Bäume zu unterſcheiden, die, im Winde raſchelnd, hie und da längs der Häuſer ſtanden. Der Gelehrte und ſein alter ſtummer Begleiter bogen juſt in eine Gaſſe ein, wo ſie an der einen Seite eine hohe Gartenmauer hatten, und an deren Ende ſie zwei runde, ſpitze Thürme in der Ringmauer erſpähen konnten. Von der Freitreppe eines weiß angeſtrichenen, ſtattlichen Hauſes ſah man eine ſchwarze, in einen Mantel gehüllte Geſtalt an der Gartenmauer entlang ſchleichen und im Dunkel verſchwinden.

Da geht er, beim lebendigen Gotte! rief plötzlich der alte Diener aus.

Was ſagt Ihr? frug der Doctor und ſtand ſtille.

Ich ſage, fuhr Martin eifrig fort, wäret Ihr eine Minute früher gekommen, ſo hättet Ihr den Beweis in Händen gehabt, Herr Doctor; denn dort kam Junker Poviſt gerade in dieſem Augenblick aus dem Hauſe des Propſten heraus!

Und ich ſage Euch jetzt ein für alle Mal, mein guter Martin, verſetzte der Doctor in einem ſtrengen, aber gedämpften Tone und ſtieß dabei ſo hart mit ſeinem Stock auf das Pflaſter, daß der alte Burſch erſchrocken einen Schritt zurücktrat, ich ſage Euch, wenn Ihr mir noch ein einziges Mal mit ſolchem oder ähnlichem loſen Geſchwätze kommt, ſo iſt es aus mit uns, und Ihr könnt Euer Brod ſuchen, wo Ihr ſonſt wollt!

Während dieſer Anſprache hatte der Diener vorſichtig den vollen Schein der Laterne auf das Geſicht des Herrn fallen laſſen und fühlte ſich im Schatten ſo ſicher und geſchützt wie der Strauß, wenn er, verfolgt, ſeinen Kopf in einen Buſch ſteckt und ſich ſo vor dem Jäger verborgen glaubt. Der Herr ſetzte ſeinen Weg fort, ohne eine Antwort abzuwarten, und erreichte bald das große Haus des Propſten, wo er hurtig die Steintreppe hinan ſtieg und mit dem blanken Thürhammer ſtark anklopfte. Eine zierliche Zofe, mit einer brennenden Lampe in der Hand, öffnete die Thür.

Gottes Frieden und guten Abend, Pernille! Kann ich der Jungfer einen Beſuch abſtatten? frug der Gelehrte freundlich.

Ja, Herr Doctor! antwortete die Zofe mit einem pfiffigen Lächeln, die Jungfer hat Sie fürwahr längſt erwartet.

Dann komm um neun Uhr wieder mit der Laterne, Martin! ſagte der Doctor und ſtieg die breiten, gebohnten Treppen hinan. Das erſte Zimmer, in welches er trat, war groß und ſchön ausgeſtattet. Zu beiden Seiten der Eingangsthür hingen zwei große Spiegel in breiten, geſchnörkelten Rahmen von Ebenholz; die faltigen Gardinen, die hochlehnigen, mit vergoldetem, gepreßtem Leder überzogenen Stühle, die ciſelirten Armleuchter an den Wänden, der bunte Dielenteppich, der obendrein durch einen Leinwandſtreifen von einer Thüre zur andern wider Schmutz und Verſchleiß geſchützt wurde, verriethen, daß der Beſitzer des Hauſes, Se. Hochehrwürden, Meiſter Niels Pederſen Björn, oder, wie er ſich in ſeinen Schriften nannte, Doctor Urſinus, ein Mann in guten Verhältniſſen war. Nachdem er Mantel, Rock und Barett abgelegt, trat der Gelehrte in ein anderes, ſehr kleines Gemach, aus welchem ein freundliches Licht ihm winkte, und wo das kniſternde Feuer im Kamine eine behagliche Wärme verbreitete.

Ein junges, ſchlankes und üppiges Mädchen, in ein mit ſchwarzem Pelzwerk verbrämtes, braunes Sammetmieder gekleidet, das offen ſtehend die blendende Weiße, des Buſens und der Schultern hervorhob, und mit einer Mütze von demſelben Stoffe, ſo klein, daß ſie kaum den Nacken bedeckte und das reiche goldene Haar erblicken ließ, deſſen Farbe man heut zu Tage roth nennen und ſehr mit Unrecht verdammen würde, ſtand von ihrem kunſtvoll gedrechſelten Spinnrocken auf und ſchritt dem Eintretenden entgegen. Um ihren hübſchen, kleinen, roſenrothen Mund zitterte ein Lächeln, und die dunkelblauen Augen blitzten ſchelmiſch unter den hellen Wimpern.

Sieh da, guten Abend! Ihr laſſet lange auf Euch warten, mein Herz! ſagte ſie mit einer ſilberhellen Stimme; ich habe hier mutterſeelenallein geſeſſen und die Minuten gezählt.

Indeß ſie dieſe Worte ſprach, ſandte ſie über ſeine Schulter einen haſtigen Blick zu der Zofe hin, die noch

Wie Einer, der im Werk, das er vollbringt,
Zu läſſig war, wenn er den Tag ſieht weichen,
Umſonſt ſich abarbeitet, eilt und quält,
Bis Kraft und Tageslicht zumal ihm fehlt.

80.

Unglücklich Mädchen, könnteſt du erkennen,
Wer dieſer Feind iſt, den dein Schwert bedrängt,
O hörteſt du ihn deinen Rüd'ger nennen,
An dem dein Sein mit allen Fäden hängt,
Eh' würdeſt du dich ſelbſt vom Leben trennen,
Als daß dein Zorn ihm nur ein Härchen ſengt.
Und hörſt du einſt, auf wen du losgeſchlagen,
Ich weiß, du wirſt die Streiche noch beklagen.

81.

Der Kaiſer und der andern Herren viele,
Da er der Prinz, nicht Rüd'ger ihnen däucht,
Bewundern ihn, wie er im Waffenſpiele
Mit Bradamanten ſtark ſich zeigt und leicht,
Ja, ohne ſie zu ritzen, kommt zum Ziele;
Und ihre vorgefaßte Meinung weicht:
Ein paſſend Paar! ſo müſſen ſie bekennen:
Er ihrer und ſie ſeiner werth zu nennen!

82.

Wie nun die Sonne ganz ſich birgt im Meer,
Heißt Karl den grimmen Kampf zu Ende geben,
Und thut den Spruch, kein Sträuben helfe mehr,
Sie müſſe ſich als Leo's Gattin ſehen.
Der gute Rüd'ger lüftet nicht die Wehr,
Er nimmt den Helm nicht ab, er bleibt nicht ſtehen;
Er wirft ſich auf ein ſchlechtes Roß und jagt
Zum Zelte, wo Prinz Leo harrt und zagt.

an der Thür verweilte, und empfing einen ähnlichen, wie es ſchien, beruhigenden Blick aus deren lebhaften Augen, worauf die Magd ſich entfernte. Während dieſer ſtummen, bedeutungsvollen Unterhaltung antwortete der Gelehrte:

Iſt dies nicht die gewöhnliche Zeit, zu welcher es mir vergönnt iſt, Euch zu beſuchen, meine reizende Jungfer? und drückte einen ehrerbietigen Kuß auf ihre ſchneeweiße, runde Hand, die er in der ſeinigen hielt. Alleine, ſagt Ihr, habt Ihr geſeſſen? Sind denn Eure Muhme und der Propſt nicht zu Hauſe?

Nein, da könnt Ihr nun ſelbſt ermeſſen, wie ſehr ich mich nach Euch ſehne: der Propſt und meine Muhme ſind Beide zur Hochzeit gefahren. Wiſſet Ihr nicht, mein Herz, daß Bürgermeiſter Anderſen heut ſeine jüngſte Tochter, Karine, verheirathet? Sie bekommt einen vornehmen Herrn aus Jütland, der ſchrecklich viel Geld hat. Ich war auch zu dem Feſte geladen und weiß gewiß, daß ich heute Abend ſehr vergnüglich getanzt hätte; aber es war mir lieber, zu Hauſe zu bleiben und ein paar heitere Worte mit Euch zu reden, mein Herzensfreund — Aber ſo nehmet doch Platz!

Mit dieſen Worten zog die lebhafte Blondine einen großen Lehnſeſſel zum Tiſche hin und ſetzte ſich ſelbſt wieder an ihren Rocken.

Nein, mein Herz! ſagte der Gelehrte lächelnd, während er ſich auf den Seſſel niederließ und mit inniger

Freude ſeine junge Braut betrachtete, nein, ich habe Nichts von dieſer Hochzeit gehört.

Wirklich nicht? Das iſt doch poſſierlich! So Etwas geht von Hand zu Hand weiter, wie Mauerſteine. Ja, es ſoll ein ſehr ſtattliches Feſt ſein; Pernille war in der Kirche und nachher vor dem Hauſe, um durch die Fenſter hinein zu gucken. Sie ſagte, es ſeien ſo viele Menſchen, ſo viele Lichter und ſolch herrliche Muſik dageweſen! und die Braut, ſagte ſie, war ſo ſchön geputzt, und ſah ſo vergnügt aus! Ja, ſehet nur, ſolch eine reiche, ſchmuckbehangene Braut hättet Ihr auch haben können, mein Herz; aber Ihr wolltet ja durchaus mich haben, und ich habe gar Nichts!

Ihr habet gar Nichts, meine liebliche Abigail? Iſt Euer frommes, treues Herz, iſt Eure ſtets ſo anmuthige und verſtändige Rede, iſt Euer kluger Sinn und häuslicher Fleiß denn für Nichts zu rechnen? Und wie ſchön und reizend ſeid Ihr nicht — zum wenigſten in meinen Augen!

Ach, wiſſet Ihr was? ich bin gar nicht ſo fromm, wie es den Anſchein hat, ich kann ſchlimm genug ſein, möget Ihr glauben! Und ſchön bin ich erſt recht nicht. Sie neckten mich immer und nannten mich Rothkopf, als ich in die Schule ging, weil ich dies Judashaar habe, ſagte Abigail lächelnd, indem ſie mit ihren milchweißen Fingern die reichen, glänzenden Locken aus der Stirn ſtrich und ſich in ihrem Mieder erhob, ſo daß die runden Schultern und der blendende Buſen deutlicher ihre Fülle verriethen.

Nein, mein Herzensfreund! Ihr koſet und ſchmeichelt mir nur; Ihr wiſſet allzu gut, was junge Mädchen gerne hören. Ihr ſeid jetzt ſo — ich wollte ſagen, Ihr ſeid jetzt kein ganz junger Fant mehr, Ihr ſeid weit in der Welt umher gekommen, und wiſſet wohl, wie die Welt iſt. Hat nicht meine Muhme ſelber, beſonders aber der Propſt mir von Euch erzählt, von der Zeit, da ihr Beide in der achten Studenten-Compagnie ſtandet, unter Herrn Truels Smidt's Fahne, und gegen die Schweden kämpftet? Da waret Ihr gewiß ein wilder Burſch! Seid übrigens außer Sorgen; denn mein Vormund, der Propſt, hat von Euch nur Gutes und Ehrenvolles erzählt. Ja, er ſagte, daß Ihr, mein Herz, einer der Tapferſten in der ganzen Compagnie geweſen wäret und, ich weiß nicht, wie vielen Schweden auf den Pelz gebrannt und gehauen hättet; aber das ſagte er dann freilich auch von ſich ſelbſt.

Ja, erwiderte der Gelehrte beſcheiden, wir ſchlugen uns, ſo gut wir konnten, wir waren mit dabei, wo es galt; aber darin thaten es ja ſo viele Andere uns gleich. Viele biſſen ins Gras, und ich muß ja froh ſein und Gott danken, daß ich mit einer ſchweren Wunde in dieſem Fuße davon gekommen bin, den eine Kugel gerne ganz mit fortgenommen hätte; — ich behielt ihn, aber ich hinke ſtark, wie Ihr ſeht.

Das junge Mädchen ſchlug die Augen nieder und ſchwieg einen Augenblick. Dann ſah ſie ſchnell auf und ſagte lächelnd:

Aber wir kamen von unſerem Thema ab: Ihr ſeid ein Schmeichler, ja wohl, und Eure Zunge vermag ſo viel Schönes zu ſagen — woher kommt das Alles?

Es kommt aus dem Herzen, mein Schatz.

Wohl, aber das Herz muß eine gute Uebung gehabt haben in ſeiner — in ſeinen früheren Tagen. An wem hat es ſich geübt? Ihr werdet mir nicht einbilden wollen, daß Ihr immer ſo geweſen wäret, wie jetzt. Neulich ſprach ich mit Eurer Haushälterin; ich muß ja wiſſen, wie es in Eurem Hauſe zugeht, um der Zukunft willen. Die alte Suſanne wußte mir zwar Einiges zu erzählen; aber recht unterrichtet war ſie doch nicht. Iſt es nun z. B. wahr, was ſie ſagte, daß Ihr da unten in Italien, oder wo es ſonſt war, eine Prinzeſſin hättet zur Frau bekommen können?

Der Gelehrte ſchwieg und blickte ernſt vor ſich nieder.

Nun, iſt denn etwas Böſes in Dem, was ich geſagt habe? Iſt es nicht wahr? oder dürfet Ihr mir Nichts davon erzählen?

Ob ich darf? verſetzte der Doctor mit einem halb wehmüthigen Lächeln. Der liebe Gott weiß, daß ich's darf und mich weder meiner ſelbſt noch Anderer willen zu ſchämen brauche.

Nun, ſo erzählet mir ein wenig davon, ſagte Abigail und ſetzte das Spinnrad mit ihrem kleinen Fuß in

Bewegung; ich bin ſchrecklich neugierig, und ich mag ſo gern erzählen hören!

Gerne, mein Engel; wenn es Euch nur ergötzen kann, ſo will ich Euch Alles erzählen, wie es ſich mit der Sache verhält, von welcher die alte Suſanne geplaudert hat, und wie Alles zuging. Aber Ihr dürfet kein Abenteuer erwarten; es iſt eine ganz natürliche, einfache und wahrhaftige Geſchichte. — In dem Lande Toscana, das ein geringer Theil von Italien, oder Welſchland iſt, liegt eine große und ſehr prächtige Stadt, welche Firenze oder, wie wir ſagen, Florenz heißt. Sie iſt die Hauptſtadt des Landes und liegt in einem breiten Thale, faſt auf allen Seiten von ſchönen, mit Wäldern, Weingärten, Dörfern, Schlöſſern, Klöſtern und Landhäuſern beſtandenen Bergen begrenzt. Ein Strom oder Fluß, welcher Arno heißt, theilt die höchſt zierlich gebaute Stadt in zwei Hälften, die durch mehrere Brücken mit einander verbunden werden; dieſe ſowohl wie die Paläſte, Marktplätze, Kirchen und Theater der Stadt ſind aufs Herrlichſte mit Bildwerken geſchmückt. Eine weiſe Regierung und der eigene Fleiß und Eifer der Bewohner haben Land und Stadt reich und mächtig gemacht; Handel und Wandel, ſchöne Künſte und allerlei Wiſſenſchaft ſtehen dort in glänzendſtem Flore. Es iſt ein ſchöner und lebhafter Menſchenſchlag, ſo artig und fein in Manieren und Sitten, daß die meiſten unſerer vornehmſten Junker ſich mit Nutzen von einem Seidenwirkergeſellen aus Florenz in der guten Lebensart könnten unterrichten laſſen. Aber im Uebrigen iſt ihnen durchaus nicht zu trauen, wie faſt allen Völkerſtämmen in den heißen Ländern. Bei gewiſſen Gelegenheiten entfalten ſie viel Pracht und Pomp, aber ſonſt ſind ſie knickerig, geizig und filzig; äußerlich freundlich und holdſelig, verbergen ſie in ihren Herzen Argliſt, Tücke und Bosheit; eiferſüchtig bis zur Raſerei auf ihre eigenen Frauen, trachten ſie mit Raſerei leichtfertig den Frauen Anderer nach; Dolch und Gift ſchonen ſie nicht, wenn es ihnen darauf ankommt, die brennendſten und quälendſten Schmerzen des Herzens und des Lebens, Rachgier und Eiferſucht, zu befriedigen und zu ſtillen. Doch jede derartige That, zu welcher Muth gehört, vollbringen ſie nicht ſelber; dazu ſind ſie zu feige. Edelmuth, Treue, Tapferkeit gewahrt man nur auf ihren Theatern, wo dieſe Worte mit großem Prunk und Pomp ausgeſprochen werden. Nein, wollen ſie ſich rächen, ſo erkaufen ſie ſich die Hand eines Andern für den heimlichen Dolchſtoß, den meuchleriſchen Giftbecher, der ihren Haß löſchen und die Glut ihrer Leidenſchaft kühlen ſoll. Ihre Weiber ſind reizend anzuſchauen, ſie haben einen prächtigen Wuchs, rabenſchwarzes Haar und flammende Augen; aber es ſind Schlangen in einer gleißenden, bunten Haut, ſo unkeuſch wie der Affe, ſo falſch wie die Katze. Zu jederlei Kunſt haben ſie von Natur große Anlagen, und ihre Bildwerke, in Farbe ſowohl wie in Stein, ſo auch ihre Dichtungen übertreffen ſchier Alles, was das übrige Europa bisher hervorgebracht hat. Ihre Muſik klingt lieblich; aber mit Ausnahme einiger Kirchenmeſſen und geiſtlichen Geſänge iſt ſie allein für die Sinne, weich und weibiſch, ohne Verſtand und Herz; ſie locket wohl oft Thränen hervor, wie durch eine ſinnliche, eine hyſteriſche Nervenerſchütterung; aber ſie ſtärket weder noch erhebt ſie den Geiſt.

Ei, Gott ſtehe mir bei! ſagte Abigail lachend, das muß ja ein herrliches Land ſein! Dorthin möchte ich wohl. Sind die Mannsleute dort auch ſo ſchön?

Wie man annimmt, ſind ſie im Allgemeinen nicht ſo ſchön, wie die Frauensperſonen. Doch Ihr ſaget wohl nur ſo zum Scherze, daß Ihr gerne dorthin möchtet, mein Herz? Ihr dürfet mir auf mein Wort glauben, und die Erfahrung Anderer wird's Euch beſtätigen: obſchon dies Volk vom Herrn einen Reichthum von Gaben und gute Anlagen des Geiſtes ſowohl wie des Leibes und der Natur empfing, ſo gehet doch der größte und beſte Theil davon rein verloren und inſonderheit Das, was den Menſchen aus dieſem Thale des Todes zu einem reineren und beſſeren Lichte erheben ſollte; ſowohl ihre geiſtliche wie ihre weltliche Erziehung iſt nicht geeignet dazu. Aber wenn ein Stamm noch ſo vermorſcht und altersſchwach iſt, ſo habet Ihr doch wohl oftmals bemerkt, daß er hie und da noch das eine und andere friſche Reis treiben kann, das ſchöne und gute Frucht zu tragen vermag. So findet ſich auch hier unter ſo vielem Schlechten vereinzelt etwas Gutes; und ich — ich beſonders müßte mich ſelber höchſt undankbar nennen, wenn ich das nicht aus vollem Herzen erkennen und einräumen wollte; denn ich habe es erfahren. — Es war juſt am St. Johannistag gegen Sonnenuntergang, als ich, von der Stadt des Papſtes, der ſtolzen Roma kommend, müde und erſchöpft in der ſchönen Arnoſtadt eintraf. Wohlbewaffnet und mit zahlreichem Reiſegefolge waren ich und mein alter Martin den ganzen Tag über geritten, und wir waren gleichſam wie gebraten von der Sonne und vom Staube betäubt. Ich erfriſchte meine Kräfte durch ein kaltes Bad, legte ein paßliches Gewand an und befand mich danach ſo munter, daß ich gleich ausgehen mußte, um mir die Stadt und das Feſt anzuſehen, das die Leute des Landes zur Ehre des Tages feierten. Ehe ich mit meinem Ankleiden ganz fertig, war es ſchon dunkel geworden; denn dort unten im Süden hat man faſt keine Dämmerung, ſondern die Nacht bricht ſo jählings an, als würde plötzlich ein rieſiger Deckel über den Himmel geſtülpt. Dann funkeln die tauſend und aber tauſend hellen Sterne von der dunkelblauen Wölbung herab, und ſanfte Winde fächeln und kühlen die heiße Luft, und dann wimmeln die Menſchen hervor und genießen das Leben mit Jubel und Sang bis ſpät in die Nacht hinein; denn tagüber hält Jeder, dem es vergönnt iſt, ſich in Schatten und Ruhe daheim. Die Reichen und Vornehmen fahren in ihren vergoldeten Karoſſen in langen Reihen am Fluſſe hinab und hinauf, während das Volk zu Tauſenden auf Straßen und Marktplätzen umherſchwärmt. Meine

Reiſegeſellſchaft hatte ſich rings über die Stadt zerſtreut; denn Jeder hatte die Seinen, zu denen es ihn hinzog. Ich ging alſo allein hinaus und miſchte mich in das lärmende Treiben. Es war eine Luſt zu ſehen und zu hören, möget Ihr glauben! Alle die ſchönen großen Häuſer und Paläſte waren mit bunten Kränzen und farbigen Lampen behangen, und Pechpfannen loderten von den Zinnen der Thürme. Zumal längs des Arnofluſſes war es belebt und munter. Die gemauerten Bollwerke, welche das Ufer einfaſſen, und die drei Brücken, welche in kurzer Entfernung von einander die beiden Stadthälften mit einander verbinden, waren mit tauſend Lampen geziert; jede Brücke auf ihre beſondere Weiſe. Die eine z. B. ſah aus wie eine Stadt mit alterthümlichen Gebäuden, Thürmen, Giebeln und Schwibbogen; die äußerſte zur Rechten trug einen großen griechiſchen Tempel. Auf dem Fluſſe ſelbſt ſchwammen unzählige Böte mit geſtreiften Zelten in allen Farben, hell erleuchtet von Lampen und Fackeln, und darinnen ſaßen zahlreiche luſtige Geſellſchaften an langen Tiſchen, auf denen Weinkannen und Blumen ſtanden. Es waren die vornehmſten Familien der Stadt, und jedem ſolchen Herrſchaftsboote folgte ein anderes, worinnen ihre Dienerſchaft die lieblichſte Muſik mit Inſtrumenten und Geſang machte. Die Karthaunen donnerten, das Feuerwerk ziſchte und knallte, und die Raketen verpufften hoch oben in der dunkelblauen Nachtluft! — Als ich lange umher gewandert und ziemlich müde, aber nicht ſatt von all der Herrlichkeit geworden war, trat ich in eine der vielen Trattorieen oder Speiſehäuſer, welche, ſtark erhellt und voll lärmender Gäſte, zu Raſt und Erfriſchung einluden. Ich drängte mich durch das Gewimmel in die großen, gewölbten, mit Wandleuchtern und Blumen geſchmückten Säle, bis ich einen Platz für mich erſpähte. An einem langen und breiten, mit Weinkannen, Früchten und Blumen reich beſetzten Tiſche fand ich ein paar leerer Stühle, von welchen ich einen in Beſitz nahm. Die übrigen Gäſte, ſo um den Tiſch ſaßen, waren junge Männer und Frauen, alle mit Roſen und Weinlaub auf den lockigen Häuptern bekränzet. Sie waren übermüthig und in heiterſter Laune, riefen und ſchrieen, ſchalten auf die Kellner, tranken und aßen, lachten und ſangen. Scherzende Worte und witzige Reden flogen hin und zurück über den Tiſch, eben ſo glänzend wie die Räder und Sterne des Feuerwerkes im Dunkel der Nacht; zuweilen kam es vor, daß ein Einfall ſeine Wirkung verfehlte oder zur Unzeit ſeinen Stachel verlor, gleichwie eine Rakete bisweilen dicht an der Erde platzen kann, ehe ſie ihre rechte Höhe erreicht hat; dann erſcholl das Gelächter der luſtigen Geſellſchaft nur um ſo ſtärker. Bald ſtund der Eine, bald der Andere auf und ſang entweder einen ſcherzhaften Reim oder ein jauchzendes Lied zum Preiſe des Weines oder der Liebe; und waren dieſe Lieder keine Weiſen, ſo ſie vorhin auswendig gelernet! nein, ſie ſangen, was ihnen im Augenblicke einfiel, und waren auch die Gedanken juſt nicht immer die

83.

Der eilt, den edlen Ritter zu umfangen,
Zwei- und dreimal, wie nur ein Bruder thut,
Nimmt ihm den Helm, und küßt auf beide Wangen
Den treuen Freund mit liebevoller Gluth.
Nun thu' mit mir, ſo ruft er, nach Verlangen!
Nie werd' ich's müde, nichts iſt mir zu gut!
Du kannſt mit mir, mit meines Heeres Schaaren,
Mit meinem Reich nach Wunſch und Luſt verfahren.

84.

Es iſt kein Lohn, wie hoch er immer hieße,
Der meinen Dank und meine Pflicht umfaßt,
Und wenn ich auch vom Haupt die Krone ſtieße
Und ſchmückte dich mit ihrer holden Laſt. —
Doch Rüd'ger, der mit tiefem Schmerzen dieſe
Freundſchaft empfindet und ſein Leben haßt,
Erwiedert wenig, trennt ſich von dem Schilde,
Und nimmt den eignen mit des Einhorns Bilde.

85.

Indem er müd ſich und verdroſſen ſtellt,
Entfernt er ſich von ihm, ſobald er kann,
Geht ſtill in das ihm angewieſ'ne Zelt,
Legt ſich um Mitternacht die Waffen an,
Sattelt ſein Roß und reitet in die Welt,
Ohn' Abſchied und geheim vor jedermann;
Auch ohne Ziel der Reiſe: denn Frontin
Hat zu entſcheiden über das Wohin.

86.

Der Renner trägt auf grad' und krummen Wegen
Den Ritter, deſſen Thräne nie verſiegt,
Im Felde bald und bald in Waldgehegen
Die Nacht umher, an ſeinen Hals geſchmiegt.

gewählteſten und klarſten, ſo ſtrömten die wohllautenden Worte nur um ſo reicher und voller von ihren Lippen, und jedes Lied wurde mit Händeklatſchen und Jubel begrüßt. Unter den munterſten und witzigſten Gäſten bemerkte ich Einen, der inſonderheit Alle, und mich gleichfalls, ergötzte. Er war der Aelteſte, ſaß am Ende des Tiſches und lenkte ab und zu, wie ein Vorſitzender, die ſtrömenden Ausbrüche der Heiterkeit. Von Statur war er ſehr klein; aber wenn er auf ſeinem Stuhle ſaß, hätte man ihn für einen hochgewachſenen Mann halten mögen. In ein ſtark mit Gold verbrämtes Wamms von hochrothem Sammet gekleidet, das äußerſt ſchmale, magere Geſicht faſt in einer großen ſchwarzen Perrücke begraben, woraus die gekrümmte Naſe wie ein Habichtſchnabel hervorſtach, und mit einem Paar Augen, ſchwarz wie Steinkohle, die nach allen Seiten ſpielten und blitzten, bewegte er ſich heftig und lebhaft wie ein Jüngling, und wenn er redete oder ſang, welches Letztere er meiſterlich that, focht und ſchlug er wie raſend um ſich mit ſeinen Armen und ſeinen kleinen weißen Händen, die von Ringen mit edlen Steinen blitzten. Es war meiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen, daß er gleich bei meinem Eintreten, und als ich mich an den Tiſch ſetzte, mit einem ſchlauen Lächeln mir einen ſeiner blitzenden Blicke zugeworfen hatte; und während ich mein Mahl verzehrte und meinen Wein trank, ſchielte er öfters zu mir herüber. Dies geſchah immer häufiger, augenſcheinlich aus Neubegier. Zuletzt überwältigte ihn dieſelbe; er ſprang von ſeinem Sitze empor und ſtellte ſich auf den Tiſch, wo er, ausgeſtreckten Armes auf mich hindeutend, mit poſſierlicher Feierlichkeit mir auf Latein folgende Worte zurief:

Fremdling! aus welches Landes Hut
Trieb's her dich zu des Arno Flut?
Sag, wo die Wiege dir geruht?
Ob ſittſam du und fromm und gut
Verlaſſen deines Herdes Glut?
Ob wild mit kühn entbranntem Muth
Du lechzeſt nur nach Kampf und Blut?

Lachend erhob auch ich mich von meinem Stuhle und beantwortete ſeine Fragen in derſelben Zunge mit Verſen, die in unſerer Mutterſprache etwa ſo lauten würden:

Aus des Nordens kalten Regionen,
Wo der Oſtſee bärtige Tritonen,
Wild auf Muſchelhörnern blaſend, wohnen,
Kam ich her in dieſe milden Zonen,
Und, gewiegt von edlen Lorbeerkronen,
Fand ich hier der Schönheit Fülle thronen!

Die ganze Geſellſchaft klatſchte auch mir einen mehr wohlwollenden als wohlverdienten Beifall zu, und der kleine Mann ſpazierte mitten zwiſchen Gläſern, Schüſſeln und Blumenvaſen zu meinem Platze herüber und fiel mir um den Hals.

Ja, Ihr könnet fürwahr recht ſchöne Verſe machen, mein Herz, ſagte Abigail lächelnd; ich bewahre ſowohl Euren ergötzlichen Reimbrief, den Ihr mir voriges Jahr zum Geburtstag ſandtet, wie den artigen Neujahrswunſch mit den ſchönen Bildern. Habt Ihr nicht ſelber alle die ſüßen Engelsköpfe gemalt, welche zwiſchen den Roſen ſitzen?

Ihr könnet Euch wohl denken, mein Herz, antwortete der Gelehrte, daß der, welcher die Natur und ihre Erzeugniſſe recht zu ſtudieren wünſcht, großen Nutzen davon haben kann, wenn er auch abzubilden verſteht, was er ſiehet, und deßhalb habe ich ein wenig mit dem Reißblei hantieren gelernt; aber es iſt nicht viel Aufhebens davon zu machen.

Aber ich höre noch kein Wort von der Prinzeſſin! ſagte Abigail, indem ſie mit Mühe ein Gähnen verbarg.

Das kommt bald, meine Herzensfreundin, fuhr der Gelehrte fort und lehnte ſich bequem auf dem Seſſel zurück, während Abigail wieder ihr Spinnrad in Gang ſetzte. Der kleine, feurige Mann hatte kaum wieder ſeinen Platz eingenommen, als er abermals das Wort an mich richtete und begann:

Sintemal Ihr jetzt namenlos in dieſe ehrenhafte Akademie aufgenommen ſeid und ohne Schildzeichen Eure erſte Waffenprobe abgelegt habt, dürfen wir wohl ohne Unbeſcheidenheit den Wunſch ausſprechen, Euren Namen zu kennen?

Kaum hatte ich ihm denſelben genannt, als er wieder vom Stuhle aufſprang:

Ah, Signor Olao Borrichio! rief er, ſo bringet Ihr mir ſicherlich Brief oder Botſchaft von meinem und Euerm gemeinſchaftlichen Freunde Pallavicino, der mir ſchon ſo viel von Euch erzählet und Euch den jungen gelehrten Hyperboräer genannt hat!

Hyper—? frug Abigail.

Das will ſagen: Einer, der im hohen Norden geboren iſt. — In Wahrheit, antwortete ich, dann errathe ich wohl Eueren Namen, mein edler Herr; dann ſeid Ihr gewißlich Meſſer Francesco Redi, Toscana's lieblicher Sänger? und wollet Ihr mir ſagen, wo Ihr zu finden ſeid, ſo werde ich Euch morgen den Brief überbringen, den ich allerdings von dem edlen Pallavicino für Euch empfangen habe.

Er gab mir den nöthigen Bericht, und da es ſchon ſpät in der Nacht war, trennte ſich die Geſellſchaft, und ich wanderte nach meiner Herberge. Am nächſten Tage brachte ich meinem neuen Freunde den Brief, fand ihn ſelbſt aber nicht zu Hauſe. Ein paar Tage ſpäter, als ich gerade bei der Arbeit ſaß, meldete mein Diener Martin, der mich auf all meinen Reiſen begleitet hat, daß ein fremder Mann mich zu ſprechen wünſche. Ich bat ihn, denſelben gleich herein zu führen. Es war Francesco Redi. Nach den erſten weitläufigen Complimenten warf er ſich in einen Lehnſtuhl und betrachtete mich eine Zeitlang ſchweigend mit ſeinen ſcharfen, durchdringenden Augen.

Als wir uns neulich ſahen, begann er endlich, da war ich luſtig und ausgelaſſen; das iſt eigentlich ſo meine Art. Allein jegliches Ding hat ſeine Zeit. Worüber ich heute mit Euch zu reden habe, das iſt von ſo ernſthafter Natur, daß es ſelbſt Pulcinella nöthigen würde, ſeiner Laune einen Dämpfer anzulegen. Hört mich an, und ſaget mir offen und ehrlich Eure Meinung! Meſſer Pallavicino, unſer hochgeehrter Freund in Rom, erzählt mir unter vielem anderen Guten von Euch ebenfalls, daß Ihr, Herr Doctor, das Glück gehabt hättet, in Rom verſchiedene glückliche Curen in ſolchen Fällen zu unternehmen und zu vollbringen, wo der gelehrte Verſtand der anderen Herren ſich nicht mehr Raths wußte. Seid Ihr wirklich ſolch ein Hexenmeiſter, als welchen er Euch ſchildert, ſo ſeid Ihr wie ein Engel vom Himmel hieher gekommen. Wir beſitzen nämlich hier in dieſer geſegneten Stadt unter anderen großen Schätzen eine Prinzeſſin, recht ein Kind der Gnade vor Gott und Menſchen, unſeres Herzogs jüngſte Schweſter; eben ſo fromm wie verſtändig, eben ſo gut wie ſchön! Aber der Herr hat unſere Miſſethaten an ihr geſtraft. Sie iſt ſchon ſeit geraumer Zeit erkrankt; ein Fieber, ſo hartnäckig, daß keiner unſerer tüchtigſten und berühmteſten Aerzte, weder die kräftigſten Heilmittel, noch die zärtlichſte Pflege, weder unſere Gebete und Faſten und Wallfahrten und Proceſſionen, noch die Berührung der heiligſten Reliquien dasſelbe haben bewältigen können, hat ſie jetzt ſchon lange, lange ans Krankenlager gefeſſelt, ſie dem Tode nahe geführt und unſeren Augen den Anblick des Lieblichſten entzogen, was die Erde beſitzt. Hier müſſet Ihr erproben, was Eure Kunſt vermag; das müſſet und werdet Ihr; und ich werde vielleicht der

Glückliche ſein, der in Eurer werthen Perſon Hülfe und Troſt bringt. Nicht wahr? Ihr getrauet Euch deſſen?

Ich verſicherte ihn natürlich ſogleich der freudigen Bereitwilligkeit, mit welcher ich dem Verlangen nachzukommen wünſchte, auf das er ſo große Hoffnung ſetzte, ihn jedoch zugleich erinnernd, auf wen allein wir unſer Vertrauen ſetzen ſollten, und ihn auf das höchſt Unvollkommene und Unberechenbare der Wiſſenſchaft und Kunſt hinweiſend, die ich zu meinem Lebensſtudium gemacht hatte und auf die er bauen wollte. Allein all dieſe Vorſtellungen oder — wie er ſie nannte — Predigten hörte er nur mit halbem Ohre an und ſchlug ſie in ſeiner Lebhaftigkeit in den Wind, indem er andererſeits mit glänzenden Farben mir das Glück und die Seligkeit auszumalen ſuchte, die ich mir dadurch ſowohl diesſeits wie jenſeits erwerben könne.

Alles das, ſagte er, mag recht ſchön ſein! Ich baue nun einmal auf Euch, Signor Olao, und morgenden Tages komme ich, wenn ich Euch den Weg bereitet habe, um Euch ſelbſt zu dem kranken Engel hinzuführen.

Als die vielen, laut klingenden Glocken am anderen Morgen zur Frühmette läuteten und ich mit dem Ankleiden fertig war, trat der unverdroſſene Sch[illegible] wieder bei mir ein.

Evviva, Meſſer Olao! rief er, als

[illegible] beide Arme, ich

Befehl von Sr. königlichen Hoheit dem Herzoge ſelbſt, Euch zur Prinzeſſin zu führen, und Ihr ſollet ſie zum Mindeſten ſehen und Eure Anſicht über den Fall ausſprechen, wenn auch die allerneidiſchſte Facultät in der Welt ſich dawider ſetzte. Kommet, kommet! laſſet uns nicht zaudern!

Wir gingen alſo mit einander durch die Straßen der Stadt zu dem prächtigen, großen herzoglichen Palaſte, deſſen Hallen ich nicht ohne Herzklopfen betrat. Die breiten Marmortreppen hinan, durch lange Gänge und reich verzierte Säle wurden wir von einem Diener in das Vorgemach der Prinzeſſin geführt. Hier ließ mich Francesco Redi mit dem Bedeuten, daß er meine Ankunft melden wolle. Während ich dort ſtand und mich damit ergötzte, die koſtbaren Gemälde an den Wänden zu betrachten, hörte ich im Nebenzimmer ſich eine Unterhaltung entſpinnen, die nach und nach ſehr lautſtimmig wurde und eher einem Geſchelte als einer freundſchaftlichen Mittheilung glich. Obſchon es nun die Art der Italiener iſt, ſelbſt über die unbedeutendſten Dinge mit Heftigkeit und, wie es uns ſcheinen muß, übertriebenem Eifer zu reden, ſo mußte ich doch aus einzelnen Ausdrücken entnehmen, daß hier etwas Ernſthaftes vorgehe; und da ich dann und wann deutlich Worte wie „Landſtreicher, Fremdling, Barbar, Ketzer" unterſchied, ſo vermochte ich ungefähr zu ſchließen, daß der Zank ſich um meine Wenigkeit drehe. Allmählich beſchwichtigte ſich der Sturm, und es dauerte nicht lange, bis mein Freund, der Dichter, mit funkelnden Augen und glühenden Wangen wieder eintrat und mich in einem ſehr beſtimmten, aber ruhigen Tone bat, ihm gütigſt zu folgen. In dem Zimmer, welches er mir öffnete, fand ich drei andere Herren vor. Nach ihrer Ordenstracht zu urtheilen, hielt ich ſie für Hofärzte und Mitglieder der Facultät; und ich irrte mich darin nicht. Sie ſahen alle ſehr ehrwürdig und ſtattlich aus und kamen mir mit der größten Freundlichkeit ſüß lächelnd entgegen, indem ſie alle Drei beklagten, nicht früher etwas von meiner Ankunft in der Stadt gewußt zu haben; ſie würden ſonſt, ſagten ſie, mich aufgeſucht haben und glücklich geweſen ſein, aus dem Reichthum meiner Kenntniſſe Belehrung zu ſchöpfen. Ich nahm dieſe übertriebenen Höflichkeitsäußerungen für das, was ſie werth waren. Doch wäre ich nicht ſchon früher ſo gut an die unglaubliche Falſchheit und große Verſtellung der Welſchen gewöhnt worden, ſo würde die anmuthige Natürlichkeit, mit welcher ſie das Entgegengeſetzte von dem ſagten, was ihre Herzen dachten, mich leicht haben hinters Licht führen können. Aber ich war durch manche Erfahrung hellſehend genug geworden, und ich gewahrte den bitteren Haß und den fahlen Neid hinter der lächelnden Maske. Einer unter ihnen, der Jüngſte, ein ausgezeichnet ſchöner Mann, groß und wohlgewachſen, mit einem kohlſchwarzen, fein gekräuſelten Barte, aber mit einem recht ſchurkiſchen, ſüßlichen Geſichte, ließ es ſich ganz beſonders angelegen ſein, mich ſeiner Hochachtung.

Ehrerbietung u. ſ. w. zu verſichern und mich um meine Freundſchaft zu bitten. Als das ewige Becomplimentiren zu Ende war, trat eine Kammerzofe ein und meldete, daß Ihre Hoheit, die Prinzeſſin, nunmehro bereit ſei, den Beſuch des fremden Arztes zu empfangen. Ich folgte ihr, und durch ein paar andere Zimmer führte ſie mich in das Schlafgemach der Kranken. In einem ſogenannten Thronbette, deſſen ſchwere rothe Sammetgardinen mit Goldfranzen eingefaßt und durch goldene Schnüre mit herabhangenden Quaſten emporgezogen waren, lag ſie mit geſchloſſenen Augen und leicht geöffneten Lippen unter einer geſteppten, weißſeidenen Decke. Der alte Geiſtliche, welcher neben dem Bette ſaß, erhob ſich und verließ mit langſamen Schritten das Zimmer. Auf dem weichen Dielenteppich näherte ich mich ſo leiſe, daß die Prinzeſſin mein Kommen nicht bemerkte, und durch Zeichen gab ich der aufwartenden Dame zu erkennen, daß ich noch nicht wünſche, ſie in ihrer Ruhe geſtört zu ſehen. Lange ſtand ich und betrachtete ſie. Sie konnte ungefähr achtzehn Jahre alt ſein; ihr ſchwarzes Haar wurde hinten von einem feinen Netze zuſammen gehalten, allein vorne war es glatt auf der ſchönen, weißen Stirne geſcheitelt. Das edel geformte Antlitz und die auf der Decke ruhenden Hände waren ſo weiß wie Schnee und die Farbe ſo durchſichtig, daß man deutlich die dunkelblauen Adern unter der Haut erblickte. Nachdem ich lange Zeit mit dem Auge hinlänglich den Zuſtand meiner jungen Patientin erforſcht hatte, bat ich die Kammerdame wieder durch ein Zeichen, ihr vorſichtig meine Gegenwart anzudeuten. Sie beugte ſich leiſe zu der anſcheinend Schlummernden hinab und flüſterte ihr ins Ohr: Gnädigſte Prinzeſſin! — Da ſchlug ſie die Augen auf! Den Anblick vergeſſe ich niemals! Die Augen waren ſo ſchwarz, ſo groß und doch ſo voll Milde und Frömmigkeit, daß es einem zu Muthe war, als ſchaue man gleichſam in Gottes Himmel hinein! Sie lächelte matt und deutete ſtumm auf einen Seſſel, der neben ihrem Bette ſtand. Nachdem ich mich tief verneigt hatte, nahm ich Platz und erfaßte ohne weitere Einleitung das zarte Handgelenk ihres Armes, um ihren Puls zu fühlen. Doch, mein Herzenskind, ich will Euch nicht ermüden oder langweilen durch einen weitſchweifigen Bericht, wie ich die Krankheit und deren Verlauf recht kennen lernte, was ich als die Urſache ihrer Hartnäckigkeit anſah, und was für Mittel ich anwandte. Ihr würdet mich ja außerdem nur halb verſtehen. Es mag genug ſein, zu bemerken, daß der Herzog, ihr Bruder, nach dieſem erſten Beſuche befahl, mir zu jeder Tagesſtunde freien und ungehinderten Zutritt zu der Kranken zu gewähren, und daß die Prinzeſſin ſelbſt mit großem Zutrauen zu mir und feſter Hoffnung auf Gottes Hülfe ſich keiner der Anordnungen und Veränderungen widerſetzte, welche ich für nöthig erachtete. Der junge Arzt, deſſen ich vorhin erwähnte, bezeigte ſich hier als mein eifrigſter Freund. Er beſuchte mich täglich und machte kleine

Er ruft den Tod, den einz'gen Troſt und Segen,
In dem die Stillung ſeiner Schmerzen liegt.
Er kann kein andres Ende ſeiner Wehen,
Der unduldbaren, als den Tod erſpähen.

87.

Ich Armer, ruft er, wen muß ich verklagen,
Daß er mir ſo mein ganzes Glück entwandt?
Und gegen wen, will ich nicht ſtraflos tragen
Die ſchwere Kränkung, kehr' ich meine Hand?
Von keinem, als mir ſelber, kann ich ſagen,
Daß er in dieſes Elend mich verbannt.
So hab' ich denn mich an mir ſelbſt zu rächen,
Denn ich allein verübte dieß Verbrechen.

88.

Ja, hätt' ich es an mir allein begangen,
So hofft' ich wohl von mir für mein Vergehn,
Wenn auch nur ſchwer, Verzeihung zu erlangen.
Nein! bei mir ſelbſt würd' ich vergebens flehn.
Nun, da mein Lieb den Schlag mit mir empfangen,
Sollt' ich geneigter ſein, mir nachzuſehn?
Könnt' ich auch jemals mir den Freibrief ſchreiben,
So ſoll doch ſie nicht ungerochen bleiben.

89.

Um ſie zu rächen, muß und will ich ſterben;
Es muß ſo ſein, auch fällt es mir nicht ſchwer:
Der Tod allein macht mich von meinem herben
Verhängniß frei; nichts andres ſeh' ich mehr.
Nur daß ich nicht den Boden ſollte färben,
Noch eh' ich ſie gekränkt, das ſchmerzt mich ſehr.
Wie konnt' ich doch mein Leben in den Händen
Der grimmen Theodora fröhlich enden!

Spaziergänge mit mir. Er war die Dienſtfertigkeit ſelbſt, begleitete mich zum Schloſſe, ſo oft ich einen Beſuch bei der Prinzeſſin machte, und erbot ſich, die Medicin in der Apotheke zu holen oder mir bei derjenigen, welche ich bereitete, an die Hand zu gehen. Aber ich war auf meinem Poſten und eben ſo ſchlau, wie er. Ich that, als ob ich mit großer Freude und Erkenntlichkeit ſeine Handreichungen annähme, und übertrug es ihm, eine Menge verſchiedenartiger Arzeneitränke und anderer Dinge zu bereiten, die ich verordnete. Aber nicht ein Gran, nicht ein Tropfen der Medicin, welcher ſeine Hand ſich genähert hatte, kam über die Lippen der Kranken. Insgeheim bereitete ich ſelbſt Alles zu, was ſie einnahm; nicht einmal dem Apotheker traute ich, obſchon ich auch bei Dieſem unterſchiedliche Sachen holen ließ, welche ich alle wegwarf. Ich hatte es ſo eingerichtet, daß man auf dem Schloſſe zu keiner Tageszeit, und ſelbſt nicht immer in der Nacht, ſicher vor meinem Beſuche ſein konnte, und das war nicht überflüſſig; denn mehrmals traf ich den jungen Arzt, Don Marcello, dort bereits an und ſah ihn oftmals zu ungewöhnlichen Zeiten um den Palaſt ſchleichen und in den langen Gängen mit Domeſtiken und Hofbeamten Zwieſprach halten. Indeß thaten mein entſchiedener Ernſt und meine ausdauernde Strenge ihre gute Wirkung. Nachdem ſchon mehrere der verſchiedenen Wendungen in der Krankheit, welche ich mit Beſtimmtheit vorhergeſagt, aufs Haar eingetroffen waren, nachdem mehrere ſchwache

Merkmale der Beſſerung ſich deutlich gezeigt hatten, begann man Zutrauen zu mir und meiner Behandlungsmethode zu faſſen und meine Vorſchriften ſtreng zu beobachten. Es dauerte denn auch nicht lange, bis ich mit Gottes gnädigem Beiſtande das Fieber zum Weichen brachte; und geſchah dies zur großen Ueberraſchung für Alle, inſonderheit aber zum Erſtaunen, ich könnte faſt ſagen, zum Entſetzen, des Doctors Don Marcello. Obſchon er ſo vorſichtig wie möglich war und keine Verwunderung äußerte, ſondern mich ſogar jeden Augenblick verſicherte, daß er Aehnliches vor meiner Ankunft geahnt habe, daß ihm aber freilich erſt jetzt durch mein Verfahren der rechte Blick für die Sache aufgegangen ſei, ſo bemerkte ich doch bei ihm zuweilen eine gewiſſe Unruhe und Angſt, und oftmals traf es ſich, daß ich unvermuthet entdeckte, wie er mich heimlich mit Augen betrachtete, aus welchen Tücke und Bosheit hervor leuchteten. Ich verhielt mich jedoch ruhig, war hocherfreut, dankte Gott für den glücklichen Ausfall meiner Bemühungen und fuhr fort, mit äußerſtem Fleiß und äußerſter Sorgfalt meine Patientin zu behandeln, während im Uebrigen Alle, ſowohl Hohe wie Niedere, die mich zuvor kaum angeſehen hatten, ſich um meine Freundſchaft bewarben.

Es war gerade in der heißeſten Zeit des Jahres, am Ende des Julimonats, als das Fieber entwich. Es kam jetzt hauptſächlich darauf an, einen Rückfall zu verhindern und der Kranken die Kräfte wiederzugeben, welche ſie in der Zeit, wo das Gift der Krankheit getobet, ſo gänzlich eingebüßt hatte. Die Stadt Florenz liegt, wie ich Euch geſagt habe, in einem Thale, das faſt auf allen Seiten von Bergen umgeben iſt. In Folge hievon iſt die Sommerhitze dort um ſo drückender und beſchwerlicher, weil kein Wind die ſtillſtehende, erhitzte Luft abkühlen und erfriſchen kann. Die arme kleine Prinzeſſin —

Aber ſaget mir doch, wie ſie hieß! unterbrach Abigail mit ſichtlicher Ungeduld die Erzählung.

Sie hieß Laura Maria de' Medici, verſetzte Herr Oluf Borch lächelnd; iſt es nicht ein hübſcher Name? Nun — die arme Prinzeſſin war ſo matt und von Kräften, daß ſie nicht auf ihren Beinen zu ſtehen und kaum mit der Hand einen Becher zum Munde zu führen vermochte. Eine Veränderung der Luft und des Aufenthaltsortes hielt ich für das geeignetſte Mittel, ihr die verlorenen Kräfte und völlige Geſundheit wiederzugeben. Mit einiger Mühe und Ueberredung gelang es mir denn auch, ihren Bruder, den regierenden Herzog, zu bewegen, ſie aus dem ſchwülen Dunſtkreiſe der Stadt zu einem freieren und milderen Himmel führen zu laſſen, und in den erſten Tagen des Auguſtmonats begaben wir uns auf die Reiſe. Prinzeſſin Laura Maria und ihre Hoffräulein reiſ'ten in bedeckten Tragſeſſeln, die zwiſchen zwei langen Stangen hingen, welche vorne und hinten auf dem Rücken eines Maulthieres ruhten; die einzige ſichere Art, in einem Lande zu reiſen, wo die ſchmalen Wege ſich oftmals die Felſenhänge hinan längs tiefer Abgründe hinſchlängeln; und ſind dieſe Maulthiere ſo ſicher in ihrem Gange und ſo gut abgerichtet, daß die Gefahr weit geringer iſt, als es für uns den Anſchein haben möchte, die wir von Kindesbeinen an gewohnt ſind, auf dem ebenen, flachen Erdboden zu wandeln. Alle wir Anderen, Cavaliere ſowohl wie Diener, waren zu Pferde und wohlbewaffnet; denn es wimmelt von Räubern in dieſen Gegenden. Ich und mein alter Martin, welcher damals ſtark und behende war, trugen Degen und lange Reiterpiſtolen. Außerdem hatten wir ein Geleite von einigen der Lanzknechte des Herzogs. Ihr möget glauben, meine liebwerthe Braut, es war ein herrlicher Anblick, als wir, nachdem wir den Weg über das Arnothal zurückgelegt, durch einen Wald an den Fuß des Gebirges kamen und nun der ganze bunte Zug den ſteilen Pfad zu erklimmen begann, welcher ſich durch Schluchten und an Abgründen entlang hinwand und ſich mehr und mehr über die niedriger liegenden Gegenden, Städte und Dörfer erhob. Alle Pferde und Maulthiere waren ſchön geſchmückt mit Schabraken und Quaſten in vielerlei Farben, die Fahnen auf den Lanzen der Reiter flatterten in der friſchen Bergluft, und voran ritten zwei Trompeter, die mit ihren Inſtrumenten dann und wann Wiederhalle von Fels und Thal hervorlockten, welche ſich mit dem Knall der Peitſchen und den Rufen der Führer vermiſchten. Nicht allein die Sorge für die Geſundheit der Prinzeſſin, ſondern die Natur des Weges ſelbſt machte es nöthig, ſehr langſam zu reiſen; und obſchon wir lange vorher in der Höhe das Paradies, wohin wir zogen, erblicken konnten, dauerte es aus dieſem Grunde doch mehrere Tage, bevor wir dahin gelangten. Endlich kamen wir denn eines ſchönen Abends kurz vor Sonnenuntergang nach Bellagioja, einem dem Herzoge gehörenden Luſtſchloſſe, das in der Bergkette gelegen iſt, welche Apennin heißt. Auf einem einzeln vorſpringenden Hügel, zuoberſt auf deſſen runder Kuppe, liegt daſſelbe mitten in einem herrlichen, von Kaſtanienwäldern umringten Garten, nicht weit davon brauſet ein großer Waſſerfall aus der höheren Bergregion herab, und lebendige Quellen ſammt künſtlichen Springbrunnen erfriſchen die Luft und erfreuen Auge und Ohr, wohin immer man ſich wende. Die Vögel ſingen in laubreichen Bäumen, und der Raſen iſt ſo jung und friſch, wie bei uns an einem ſchönen Frühlingstage, während in den Thälern um dieſe Zeit Alles wie verſengt und verbrannt iſt. Eine kleine Wegesſtrecke von dem Schloſſe, am Abhang des höheren Felſens, erhob ſich ein Benedictinerkloſter mit ſeinen Thürmen, ernſten Mauern und hohen Cypreſſen. Der Abt oder Oberſte dieſer Mönche, der hochehrwürdige Biſchof Atanaſio de' Palli, war vormalen der Jugendlehrer des Herzogs und der Prinzeſſin Laura Maria geweſen; und war es eben um ſeinetwillen, daß man Bellagioja zum Aufenthaltsorte der Prinzeſſin gewählt hatte.

Die erſten Tage nach unſerer Ankunft hielt die Prinzeſſin ſich zurückgezogen in ihren Gemächern und ruhete aus; aber die friſche, ſtärkende Bergluft, die ſanfte Kühle, die erhabene Stille, welche hier herrſchte, äußerten bald ihre heilbringende Wirkung. Wie froh und ſtolz war ich nicht, als ſie, auf den Arm eines Kammerfräuleins und den meinen geſtützt, zum erſten Male zu gehen verſuchte und wie ein Kind vorwärts ſchwankte, das noch nicht gelernt hat, die Füße recht zu gebrauchen; ſie mußte ſelbſt darüber lachen. Vorſichtig und gleichſam ängſtlich vor dem, was ihr neu geworden war, ſetzte ſie Anfangs ihren kleinen Fuß auf dem feinen Sand in den Gartengängen in Bewegung, während wir ſie unter den ſchattigen Orangen- und Lorbeerbäumen führten; doch allmählich kehrten ihr Muth und Kraft zurück, bald ließ ſie meinen, ſodann den Arm der Hofdame los und ging jetzt langſam alleine.

Ich begleitete ſie überall und verließ ſie faſt niemals; es geſchah nicht allein aus Vorſicht und Sorge, ſondern ein gewiſſes gegenſeitiges Gefallen an unſerer Geſellſchaft ſchien uns mit einander zu verbinden.

In dem Maße, in welchem ihre leiblichen Kräfte zunahmen, begann auch ihre Seele freier die Flügel zu entfalten und ihr Geiſt ſeine natürliche Lebhaftigkeit wieder zu gewinnen. Daß ich ein Fremdling war, aus einem ſo fernen, ihr gänzlich unbekannten Lande, ſchien ihre Neubegier zu erwecken und ihr beſonderes Vergnügen zu gewähren. Ich mußte häufig auf ihr Verlangen von meinem Vaterlande, ſeinen Sitten und Gebräuchen erzählen, ich mußte ihr meinen eigenen Lebenslauf ſchildern. Mit großem Eifer und Staunen horchte ſie auf meine Schilderung eines nordiſchen Winters; und beſonders die Belagerung Kopenhagens durch die Schweden, unſere heldenmüthige Vertheidigung mitten im Schooße des Winters erweckte ihren Beifall und ihre Bewunderung. Ich machte ſie erzählend zur Begleiterin meiner Reiſen und ließ ſie in der Einbildung alle die Gefahren und Beſchwerden erdulden, welche ich ſelber erprobt hatte. Sie ſaß dann, ihre aufmerkſamen Augen auf mich heftend, ſtumm und traumverſunken und unterbrach mich nur hin und wieder mit einer einzelnen Frage oder mit einem Seufzer des Erſtaunens. Jeden Tag bemerkte ich übrigens eine neue und erfreuliche Veränderung in ihrem Zuſtande. Ihre ſtolze, aber zarte Geſtalt richtete ſich immer ſchlanker auf, die Formen wurden runder und voller, die Augen verloren die kränkliche Mattigkeit und ſtrahlten wieder wie die ruhigen Sterne des Himmels, die Lippen färbten ſich purpurroth, und ein ſchwacher Roſenſchimmer blühte auf den Wangen — und ſie bekam Luſt, ſich zu putzen! Das iſt für den Arzt immer ein gutes Zeichen, kleine Abigail! eine erfreuliche Vorbedeutung.

Wie jedoch die letzten Faſern der Giftpflanze der Krankheit verſchwanden und die friſche Roſe der Geſundheit ihre duftenden Blätter entfaltete, entſproß neben derſelben eine andere Blume; aber ſie war noch unſichtbar für mich, und ich wußte Nichts von ihrem Daſein, bis ſie mich gleichſam überwältigte und betäubte durch ihren ſtarken, verführeriſchen Duft.

Der erſte längere Ausflug, welchen die Prinzeſſin unternahm, als ihr Zuſtand es erlaubte, war eine Wanderung zu jenem Benedictinerkloſter, wo ihr alter, ehrwürdiger Lehrer mit all dem Segen wirkte, den Gelahrtheit, Frömmigkeit und überlegene Geiſteskraft um ſich verbreiten können. Auf ihrem erſten Beſuche bei ihm begleitete ich ſie ſelbſt und war ein gerührter Zeuge der kindlichen Zärtlichkeit, mit welcher ſie ihm entgegenkam, und des edlen Freimuthes und der würdevollen Demuth, womit er die Anhänglichkeitsäußerungen ſeiner hohen Pflegetochter aufzunehmen wußte. Da ſie jedoch ſpäter jeden Tag dorthin ging, um die Meſſe zu hören und dann und wann zu beichten, ſo unterließ ich es, ihr zu folgen, und vertraute ſie dem Schutze einer ihr ergebenen und treuen Begleiterin an. Zugleich muß ich aufrichtig bekennen, daß ein gewiſſes Gefühl geiſtiger Keuſchheit mich davon zurück hielt, ſo oft den papiſtiſchen Gottesdienſt zu beſuchen. Der prächtige, erhabene Tempel, der liebliche Geſang und die Muſik, der Weihrauch und die anſcheinend allgemeine, tiefe Andacht mußten allerdings wohl jegliches Gemüth zu einer verwandten Erregung ſtimmen. Aber gegen die vielen gaukleriſchen Ceremonien, gegen das ganze, faſt abgöttiſche Weſen und die in meinen Augen ſchier unziemliche Pracht, im Verein mit etwas Süßlichem und Weichlichem mußte mein ſtarkes proteſtantiſches Herz ſich empören, und es erweckte mir einen unwiderſtehlichen Ekel, welcher mich davon entfernte. Dies wurde der Prinzeſſin auffällig, vielleicht hatte auch der Eine oder Andere, welcher mir nicht wohlwollte, ſie darauf aufmerkſam gemacht; genug, eines Tages, als wir in einer Laube des Gartens ſaßen, von wo man eine weite Ausſicht auf das ernſte Kloſter und das lieblich lächelnde Thal drunten hatte, und wo ſie mir ſo eben einige liebeathmende Geſänge eines der vorzüglichſten Dichter des Landes, welcher Ludovico Arioſto heißt, vorgeleſen hatte, frug ſie mit Einem Male in einem bekümmerten Tone und mit einem recht betrübten Geſichte nach der Urſache, warum ich nicht mehr mit ihr zur Kirche gehe, und ob es wahr ſei, daß ich ein Ketzer wäre, der nicht an Gott und ſeine Heiligen glaube und in Folge deſſen im Leben ohne Troſt ſein und nach dem Tode der ewigen Verdammniß anheimfallen müſſe. Und während ſie dieſe Fragen an mich richtete, ſtrömten die Thränen reichlich aus ihren wehmüthigen, frommen Augen.

Nicht ohne große Bewegtheit konnte ich ihr darauf antworten; allein ich nahm mich zuſammen und entwickelte ihr ſo kurz und mit ſo vieler Schonung, wie möglich, was mein Glaube im Gegenſatze zu dem ihrigen ſei, ſowie auch die daraus entſpringenden Gründe, welche mich davon zurückhielten, an dem äußerlichen Bekenntniſſe eines Glaubens theilzunehmen, der in ſo wichtigen Punkten in offenbarem Streite mit meiner innerſten und kräftigſten Ueberzeugung ſtünde.

Sie widerſprach mir freilich, aber nicht mit dem ſchlagfertigen Eifer und der kecken Lebhaftigkeit, welche ihr ſonſt ſo natürlich waren; darauf ſchwieg ſie und verſank in Nachdenken, während ihre Augen mit einem Ausdruck von Trauer und Mitleid unverwandt auf mich geheftet waren. Mein Herz klopfte unruhig, allerlei ängſtliche, ahnungsvolle Gedanken regten ſich in meiner Seele; und doch lag eine mir unerklärliche Süßigkeit in dieſer Angſt, welche ich niemals zuvor empfunden hatte. Aber ich ſtand auf und verabſchiedete mich demuthsvoll um mich in der Einſamkeit zu zerſtreuen und der Löſung dieſes Räthſels in meinem Innern auf die Spur zu kommen. Dies gelang nicht mir ſelber, ſondern eine fremde Hand ſollte mir die Augen öffnen.

Ein paar Tage nach jenem Geſpräche trat ein Laienbruder aus dem Kloſter bei mir ein und bat mich im Namen des Superiors, dorthin zu kommen: der hochwürdige Herr wünſche mit mir zu reden. Hurtig machte ich mich bereit und folgte dem Boten. Es war eine ſtille Abendſtunde, und die Sonne war eben am Untergehen, als ich in den viereckigen Kloſterhof eintrat, deſſen Inneres das zierlichſte Blumenfeld bildete, von Lorbeerbäumen und Cypreſſen eingefaßt, und auf deſſen vier Seiten ſich kühle Bogengänge befanden; die Bogen wurden von hohen Doppelſäulen getragen, und die Wölbungen waren mit ſchönen Bildern geſchmückt, welche Ereigniſſe aus der heiligen Schrift und aus dem Leben und den Thaten der katholiſchen Heiligen darſtellten.

90.

Ja, wenn auch dieſe, die in Wuth entbrannte,
Mir unter tauſend Qualen gab den Tod,
So konnt' ich doch bei meiner Bradamante
Auf Mitleid hoffen mit ſo bittrer Noth.
Doch hört ſie, daß ich mich zum Freunde wandte
Mit größrer Liebe, daß ich mich erbot,
Für ihn ſie zu gewinnen und zu laſſen,
So muß ſie mich, ob todt ob lebend, haſſen. —

91.

Indem er dieß und vieles andre ſpricht,
Beſtändig unter bitterlichem Weinen,
Kommt er in's Waldesdunkel, öd und dicht,
Als eben neu der Sonne Strahlen ſcheinen.
Weil er nun, troſtlos, ſcheiden will vom Licht,
Geheim vor allen, fern von den Seinen,
So ſcheint die ſtille Stätte, der er naht,
Gar wohlgelegen ihm zu ſeiner That.

92.

Wo ſich die Zweig' am dichteſten verweben,
Da tritt er in den Schatten feierlich.
Sein Renner ſoll fortan in Freiheit leben,
Er zäumt ihn ab und ſchickt ihn weit von ſich.
Könnt' ich den Lohn, o mein Frontin, dir geben,
Spricht er zu ihm, den du verdient um mich,
Du müßteſt nicht das hohe Roß beneiden,
Das unter Sternen darf am Himmel weiden.

93.

Nicht Cyllarus und nicht Arion[*] reichen
An deinen Ruhm, ſo hoch auch ihrer ſtand;
Dir müſſen all' die edlen Roſſe weichen,
Die Griech' und Römer je mit Stolz genannt.

[*] Roſſe des Kaſtor und Adraſt.

Auf einer Steinbank unter den Arcaden ſaß der Abt mit ſeinem weißen, ehrwürdigen Barte, der auf das ſchwarze Ordensgewand herabwallte; auf der Bruſt glänzte ein großes Kreuz, und in der rechten Hand trug er einen langen weißen Stab, auf den er ſich ſtützte. Er ſtand auf und kam mir mit freundlichem Ernſte entgegen, ergriff meine Hand und führte mich zu ſeinem Sitze, wo er mich an ſeiner Rechten Platz zu nehmen bat. Auf einen Wink von ihm verließen uns die dienenden Brüder, welche neben ihm ſtanden, und als ſie ſich entfernt hatten, begann er ſeine Anſprache.

Nach einer langen Einleitung, in welcher er ſich Mühe gab, mein Herz und mein Vertrauen in ſeine Abſichten und ſeinen guten Willen zu gewinnen, näherte er ſich endlich ſeinem eigentlichen Ziele. Es war weder mehr noch minder als ein Verſuch, mich zu bekehren, und benutzte er dazu alle die mir wohlbekannten Mittel. Aber obſchon ich aus Erfahrung die ſchlaue Liſt, den Eifer und die unerſchütterliche Feſtigkeit kannte, womit die papiſtiſchen Pfaffen ſolche Verſuche, ein verirrtes Schaf, wie ſie ſich ausdrücken, auf den rechten Weg zum Hirten zurückzuführen, zu bewerkſtelligen pflegen; und obſchon ſein Vortrag ſich ſtreng und beſtimmt an das Eine hielt, ſo ſchien es mir doch, als könne ich in ſeinem Tone und ſeiner Haltung und in der ganzen Form eine Nebenabſicht ſpüren, deren wahre Natur mir freilich noch dunkel war. — Als er nun endlich ſchwieg und mit einem ſanften, ruhigen Lächeln meine Antwort erwartete, erwiderte ich ihm zwar mit der Ehrerbietung, die ich wirklich für ihn empfand, und mit der Achtung, welche jeder gute Chriſt einem Andersdenkenden ſchuldet, dem er kein Aergerniß geben will, aber doch zugleich mit einer ſolchen Entſchiedenheit und mit einem ſo feſten und klar ausgeſprochenen Willen, daß der alte Mann wohl begreifen und einſehen mußte, wie in dieſer Beziehung Nichts bei mir auszurichten ſei.

Er ſchwieg einige Augenblicke; darauf begann er wieder: Wohlan, mein Sohn, ich will nicht ferner durch meine Beweiſe deinen Glauben zu erſchüttern ſuchen, an welchem du ſo feſt wie an dem einzigen rechten Lebensanker hältſt; ich will nicht weiter verſuchen, die Pflanze auszureißen, welche allein deiner unſterblichen Seele Nahrung zu geben ſcheint, ohne dich mit vollkommener Gewißheit überzeugen zu können, daß die Pflanze, welche ich an ihre Stelle zu ſetzen vermag, dir zum einzigen wahren Lebensbaum werden würde. Wenn ich dir nun zum Letzten noch geſagt haben werde, was ich dir ſagen muß und will, ſo bedenke ſelber, was du zu thun haſt!

Hier hielt Don Atanaſio einen Augenblick inne, betrachtete mich mit einem nachdenklichen Blick und zeichnete gebeugten Hauptes mit ſeinem Stock im Sande. Ich war geſpannt und voller Erwartung, was er jetzt wohl vorbringen werde.

Endlich fuhr er in ruhigem Tone, der jedoch allmählich bewegter wurde, fort: Was du hören ſollſt, iſt ein Geheimniß, welches, obſchon es mir zuerſt unter dem heiligſten Siegel, unter dem Siegel der Beichte, anvertrauet wurde, dennoch von der Art iſt, daß ich ſpäter erkannt habe, wie es meine Pflicht werden könnte und müßte, wenigſtens dir, mein Sohn, einen Theil davon zu offenbaren. Ein Weib, das lieblichſte Geſchöpf Gottes, ein reiner Engel auf unſerer verlorenen Erde, hat eine unauslöſchliche Liebe zu dir gefaßt. Du ſchauſt mich ſo verwundert an? Biſt du noch ſo unerfahren, daß du nicht weißt, was Liebe iſt? oder iſt es möglich, daß ein nordiſches Herz kalt und unzugänglich für dieſen Boten des Himmels wäre, der uns eben ſo oft auf ſeinen Schwingen zu einem Paradieſe erheben, wie er uns, wenn man ihn mißverſtehet, in die tiefſte Gehenna hinabſtürzen kann? Sie liebt dich. Warum? O, dieſe Frage wird gewißlich Keiner thun, der ſelber einmal geliebt hat! Was liebet man an dem Geliebten? Was iſt es, das zwei Herzen zuſammen führet und ſie zu Einem macht? Weiß man das? Nein, es iſt ein heiliges Myſterium, ein unlösbares, ſüßes Räthſel. Sie liebt dich; nicht dein Angeſicht, nicht die äußere Erſcheinung deiner Perſon, nicht deinen unſterblichen, begabten Geiſt; auch nicht weil du ſie dem lieben Leben und aller Fülle ſeines Reichthums zurückgegeben haſt! — Du weißt oder ahneſt jetzt, von wem ich rede? Faſſeſt du die Seligkeit, der Gegenſtand der reinſten, zärtlichſten Gefühle ſolch eines Engels zu ſein? Derjenige zu ſein, für welchen ihr eben erblühtes, jungfräuliches Herz die erſte ſüße Bängniß empfand? Sorge nicht wegen der Zukunft! Trotz des großen Abſtandes zwiſchen Euren Verhältniſſen bin ich überzeugt davon, daß Alles gut enden wird, falls du nur willſt. Ihr edler Bruder, unſer gnädiger Herzog, welcher dieſe Schweſter über Alles in der Welt liebet, wird, das weiß ich gewiß und bin bevollmächtigt, es dir zu ſagen, dich in jeder Hinſicht auf einen ſolchen Standpunkt der äußeren Lebenslage ſtellen, daß dieſer Abſtand gering erſcheinen oder vielleicht gänzlich verſchwinden wird. Es kommt alſo nur auf dich ſelber an, ob du dies zeitliche Glück als einen Wink vom Himmel ergreifen willſt, um auf den rechten Weg zu dem ewigen geführt zu werden; denn wiſſen mußt du, daß ohne dieſes du auch für immer von dieſem irdiſchen Paradieſe ausgeſchloſſen biſt, das ſich ſo ſtrahlend vor dir aufthut! — Antworte nicht jetzt ſogleich, ſondern gehe in deinem ſtillen Kämmerlein mit dir ſelbſt zu Rathe; und dazu giebt dir ein Greis ſeinen beſten Segen. Friede ſei mit dir!

Der alte Mann erhob ſich und legte ſeine zitternde Hand auf mein Haupt. Ich ergriff dieſelbe, und überwältigt von den ſeltſamſten, mir bisher unbekannten Gefühlen, voll beginnenden inneren Kampfes und ganz verwirrt, drückte ich ſie ſtumm an meine Lippen und verließ wie in einem Traume das Kloſter.

Es war Nacht, die Sterne blinkten am Himmel, und tauſend leuchtende Käfer ſchimmerten durch das Laub, während ich wie berauſcht auf dem ſchmalen Felſenpfade nach Bellagioſa zurück wanderte. Mein Diener Martin hatte mich, wie es ſchien, mit Sehnſucht und Unruhe erwartet; ſo mußte ich mir ſeine faſt übertriebene Freude, mich wieder zu ſehen, in jenem Augenblicke erklären. Er ließ auch einige Worte darüber fallen, daß dieſe Beſuche im Kloſter ihm nicht behagten, und er ſprach den Wunſch aus: Wären wir erſt glücklich von hier fort; denn aus alle Dieſem kann ſchwerlich etwas Gutes kommen! Ich achtete nicht ſonderlich auf ſeine Angſt und empfing mit Gleichgültigkeit den Bericht, daß mein Freund, der junge Arzt Don Marcello, ſoeben aus Florenz angekommen ſei, um Kunde über das Befinden der Prinzeſſin einzuholen. Kurz nach meiner Heimkehr trat er in mein Zimmer, erwies mir die gewohnte Freundlichkeit und überhäufte mich mit Glückwünſchen über das Mirakel, welches ich vollbracht hätte. Allein in ſeinen Augen lag eine Tücke, die, ungeachtet meiner ſtarken inneren Aufregung, mir nicht entging. Es war mir äußerſt lieb, daß er mich bald verließ, und allein mit meinen Gedanken ſchwankte ich die halbe Nacht hindurch auf und ab, belagert und beſtürmt von einem Feinde, den zu bekämpfen ich all meiner Kraft bedurfte. Ich leugne nicht, die Ausſicht auf eine ſo ſchwindelnde Höhe, welche mir eröffnet war, die glänzende Zukunft, welche vor mir lag, vor Allem aber das koſtbare, ſchöne Kleinod, das mir ſo ungeahnt, ſo gänzlich unvermuthet angeboten ward, und nach dem ich nie in der Einſamkeit meiner Gedanken die Hand auszuſtrecken gedacht hatte, machten mich ſo betäubt, erſchütterten meine ſtärkſten Verſchanzungen in ihren tiefſten Grundfeſten und richteten eine ſolche Verwirrung, einen ſolchen Streit in meinem Innern an, daß ich bisweilen im Kampfe zu erliegen oder meinen Verſtand zu verlieren fürchtete. Ich konnte nicht beten — ich wagte es nicht! — ich wußte nicht, wie ich es wagen dürfe! — Endlich warf ich mich auf mein Lager und fiel in einen unruhigen Schlummer. Da hatte ich einen Traum. Es war mir, als ſähe ich meinen verſtorbenen Vater und meine Mutter in den Wolken ſitzen, zu beiden Seiten eines offenen Sarges; in dem Sarge lag ich ſelber. Mein Vater wollte ſeine Hand ſegnend auf mein Haupt legen, meine Mutter wollte meine bleiche Stirn küſſen; aber der Sarg ſank immer tiefer und tiefer vor ihnen hinab und wurde zuletzt gänzlich in kohlſchwarze Wolken eingehüllt, während Beide jammernd ihre lieben, mir ſo wohlbekannten Geſichter in den Händen verbargen. Da trat ein Mann zu ihnen hin, der ein ſchwarzes, faltiges Prieſtergewand trug. An der breiten, kräftigen Stirne, den kühnen Augen und dem trotzigen Munde erkannte ich ihn: es war Doctor Martin Luther. Mit ſeiner einen Hand zog er die ſchwarzen Wolken, welche meine Todtenbahre verhüllten, zurück, wie man ein ſchweres Bahrtuch hinwegzieht, mit der andern ergriff er kräftig meinen Arm und rief mir mit Donnerſtimme zu: Stehe auf und folge mir auf den rechten Weg! Und ich fühlte ſeine männliche Kraft mein ſchwaches, weichlich gewordenes Weſen durchſtrömen; ich erhob mich ſchnell, öffnete die ſchweren Lider, wie nach einem häßlichen Rauſche, und ſchwankte an ſeine Seite. Da ſtand ich mit Einem Mal in einem blühenden Thale, meine Eltern waren gleichfalls dort, ſie umarmten mich, den zum Leben Erweckten, unter tauſend Thränen und Segensworten; allein weit, weit in der nebligen Ferne ſah ich die Prinzeſſin inmitten einer langen Schaar von Nonnen, ſelbſt mit dem weißen Schleier umkleidet, allgemach vor meinen Blicken entſchwinden. Und das Ganze entſchwand; mein Schlummer ward ruhig, bis die Morgenſonne über den Zinnen der Berge emporſtieg. Erleichterten, unbefangenen Herzens ſprang ich auf, ich warf mich auf mein Angeſicht und betete; und ich konnte beten! die Verſuchung war von mir gewichen. Mit kühnem Muth blickte ich vorwärts; aber auf den Kampfplatz zurück warf ich meinen Blick nur mit einer Art ſchamhaften Mitleidens mit mir ſelbſt. Wie jämmerlich, wie ſchwach war ich in dieſen Stunden des Zweifels geweſen! Was war es denn, was ich zu überwinden gehabt? Nur Ehre, Reichthum, die blendenden Lockungen der Schönheit hatten mich zu bethören geſucht. Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin: wenn der ſtärkſte Feind ſich wider mich ins Feld geſtellt hätte, ſo wäre ich ſicherlich erlegen; aber — ich liebte ſie ja nicht!

Nun wollet Ihr mir wohl Etwas aufbinden, Meiſter Ole? rief Abigail lachend; weßhalb hättet Ihr die ſchöne, vornehme Prinzeſſin nicht lieben können?

Weßhalb? frug Herr Oluf Borch mit einer Miſchung von Erſtaunen und Verlegenheit; das iſt in Wahrheit eine ſonderbare Frage, welche Ihr da an mich richtet, mein Herz! Verſtehet Ihr das nicht ſelber, ſo getraue ich mir kaum, es Euch zu erklären. Genug, ich liebte ſie nicht, und darin hatte ich meine ſtärkſte Wehr wider die Verſuchung; und die Leichtigkeit, mit welcher ich ſelbige überwand, bürgt mir für die Wahrheit deſſen. Ich ſchäme mich faſt der Schmerzen des Kampfes. Eine Sünde hatte ich nicht auf dem Herzen. Die tiefe Ehrerbietung und zurückhaltende Ehrfurcht, mit welcher ich mich allezeit meiner hohen Patientin näherte; der große Werth, den ich auf ihren reizvollen und angenehmen Umgang legte, die Art von Liebe, welche ein Arzt ſo naturgemäß zu Demjenigen gewinnen muß, den er ſo glücklich war den Armen des Siechthums oder des Todes zu entreißen, geſtatteten mir niemals, in meinem Betragen die trennende Schranke zu vergeſſen oder die ungeheure Kluft zu überſpringen, welche die Verhältniſſe zwiſchen uns gelegt hatten, und konnten eben ſo wenig der Prinzeſſin je den Gedanken eingeflößt haben, daß ich ein anderes Gefühl, als das geziemender Achtung und Ehrerbietung, für ſie hege. Wie konnte ich wagen, Dergleichen zu ahnen? Niemals dämmerte ein ſo verwegener Gedanke in meiner Seele auf.

Nun, was wurde denn daraus? frug Abigail ungeduldig; was ſagte die Prinzeſſin zu dem Korbe?

Ich gab ihr dieſen nicht ſelbſt, ſagte der Gelehrte lächelnd, ich ging zum Kloſter und wiederholte dem Abt in der Kürze meinen feſten Entſchluß, für keinen, ſelbſt nicht für den höchſten Lohn in der Welt meinen Fuß von dem Wege abwenden zu wollen, der nach meinem Glauben allein zum Heile führe; aber mit keinem Worte erwähnte ich der jungen Fürſtin, und auch Don Atanaſio berührte dieſe Angelegenheit nicht mehr. Allein aus dem Ausdruck ſeines Geſichtes, aus ſeiner Haltung und der Weiſe, wie er meine entſchiedene und beſtimmte Antwort aufnahm, ſchloß ich, daß dieſer Ausgang der Sache ihm lieb war, und daß er ſelbſt nur durch den Willen ſeiner hohen Pflegetochter gezwungen dies ſeltſame Mittleramt übernommen hatte.

Einige Tage lang ſah ich ſie nicht; denn ſie hielt ſich eingeſchloſſen in ihren Gemächern, und nur die häufigen Beſuche des Abtes bei ihr, ſeine bekümmerten Mienen, ſeine Bemühungen, auch mich zu beruhigen, wiewohl ich mich ſorglich hütete, die Unruhe blicken zu laſſen, welche ich im Grunde empfand, überzeugten mich leider vollkommen, wie Viel es ihn koſtete, den Sturm von Leidenſchaft und Kummer zu beſchwören, der in ihrem jugendlichen, warmen Herzen toben mußte. Mein Gewiſſen hatte mir Nichts vorzuwerfen; ich konnte ſogar ab und an mit eitler Selbſtzufriedenheit mir einbilden, daß ich mich als ein tapferer Held bewieſen hätte; aber das Bewußtſein, daß ich eigentlich Nichts zu bekämpfen gehabt, was der Rede werth war, ſtellte mir ihren Kampf um ſo viel ſchwerer und ihre Demüthigung um ſo viel bitterer dar.

In dieſem Gemüthszuſtande war es mir faſt unerträglich, beſtändig von Don Marcello belagert zu werden, der mit aufdringlicher Freundlichkeit mir nachſchlich, wo ich nur ging oder ſtand. Er war bei mir Morgens und Abends; ſo oft er konnte, theilte er auch meine Mahlzeiten.

Eines Nachmittages, als wir gerade an einem kleinen Marmortiſche am offenen Fenſter ſaßen und ein Diener uns etwas Vesperbrod gebracht hatte, das aus Früchten, Käſe, Brod und Wein beſtand, trat das vertrauteſte Kammerfräulein der Prinzeſſin ein und überbrachte mir ein kleines beſchriebenes Blatt. Ich ging in ein Nebenzimmer und las folgende Worte von der eigenen Hand der Prinzeſſin: „Trinket nicht mehr mit ihm!“

Der Wink war deutlich genug!

Als ich wieder zu Don Marcello zurück kam, ſchien es mir, als verberge er haſtig ein Papier in ſeinem Wammſe, und als ich mich an den Tiſch ſetzte, bemerkte ich, daß er ſchon die beiden geſchliffenen Gläſer, welche vor uns ſtanden, mit dem dunkelrothen toscaniſchen Weine gefüllt hatte. Ich that, als hätte ich Nichts geſehen, und begann ruhig einige Trauben und Mandeln zu ſpeiſen.

Da ſagte der junge Arzt lächelnd: Ich habe erzählen hören, wie es Brauch und Sitte in Euren nordiſchen Landen iſt, daß Männer, welche einander achten und lieben, wenn ſie Freundſchaft ſchließen wollen, dies auf

Wenn ſie dir auch in manchem Guten gleichen,
So haben ſie doch Eines nicht gekannt;
Eins haſt du, mein Frontin, vor allen Roſſen
Zu deiner Ehr' und ew'gem Preis genoſſen.

94.

Dem ſchönſten Fräulein, das die Welt getragen,
Der Kühnſten, Edelſten, die je wird ſein,
Warſt du ſo lieb, daß ſie mit Wohlbehagen
Dich fütterte, dich ritt Thalaus, Thalein.
Mein Fräulein liebte dich. Weh, darf ich's ſagen?
Mein ſagen? ach, ſie iſt ja nicht mehr mein?
Ich gab ſie einem andern. Kann ich ſäumen,
Mit dieſem Schwert mich aus der Welt zu räumen? —

95.

Wenn Rüd'ger alſo jammert und ſich plagt,
Daß es erbarmt die Vögel und das Wild,
— Denn niemand ſonſt vernimmt hier was er ſagt,
Und ſieht die Thräne, die ſein Auge füllt —
So glaubt nicht, daß die Schöne minder klagt,
Die in Paris auf ihr Verhängniß ſchilt.
Nun fehlt ihr jeder Vorwand, ſich zu wegern,
Ja ſelber mit dem Jawort nur zu zögern.

96.

Das fremde Bündniß, das man ihr beſtimmt,
Will ſie auf jede Weiſe hintertreiben;
Ihr Wort zurückziehn, ob auch Karl ergrimmt,
Ob Freund' und Eltern ewig feind ihr bleiben;
Ja, wenn man ihr jedwedes Mittel nimmt,
Denkt ſie an Gift und Schwert, ſich zu entleiben;
Denn beſſer däucht ihr ſelbſt der Todesſtein,
Als, lebend, Rüdigers beraubt zu ſein.

feierliche Weiſe beſiegeln, indem ſie einen Becher miteinander leeren. Sollten nun wir Beide, fuhr er fort, indem er den vor ihm ſtehenden Becher ergriff, die wir nunmehr ja ſo gute Freunde und Brüder in unſerer Kunſt ſind und, wenn nicht mit Worten, ſo doch in der That Brüderſchaft geſchloſſen haben, den Bund unſerer Herzen nicht auch auf ähnliche Weiſe beſiegeln und dabei geloben, einander ein treues Gedächtniß zu bewahren, wenn wir künftig ferne von einander leben?

Ich ſtreckte ihm ernſt meine Hand entgegen, er ſetzte ſein Glas nieder und ſchlug ſeine Rechte in die meine.

Jawohl, antwortete ich, ſo iſt es Sitte in meinem Lande; allein zu der feierlichen Ceremonie gehört noch ein Zeichen, daß man einen feſten, unerſchütterlichen Glauben an einander hat, daß man Alles mit einander theilen will, und dies Zeichen beſtehet darin, daß man die Becher tauſcht! — und mit dieſen Worten ergriff ich hurtig ſein eigenes Glas und lud ihn mit einer Handbewegung ein, das meinige zu ergreifen. Er erbleichte, und ſeine Augen blickten mich düſter an.

Nun, weßhalb trinket Ihr nicht? fuhr ich fort und erhob den gefüllten Pocal. Er ſtierte ſchweigend und reglos auf mich hin.

In dieſem Augenblick öffneten ſich die Flügelthüren des Zimmers, und Prinzeſſin Laura Maria von Medici trat haſtig ein, von ein Paar Cavalieren und einer Wache begleitet. Sie war bleich, und ihre ſchwarzen

Augen blitzten. Auf einen Wink von ihr ergriffen Zwei von der Wache den verſteinerten Arzt und hielten ſeine Arme feſt. Er bebte wie Espenlaub, die Zähne klapperten in ſeinem Munde, und vergebens ſuchte er auf die Kniee zu ſinken.

Ihr habet doch nicht getrunken? Bei allen Heiligen, trinket nicht! rief die Prinzeſſin mir zu.

Noch nicht, gnädigſte Fürſtin! antwortete ich, aber jetzt leere ich getroſt dieſen Becher: der Himmel beſchirme Euch und Euer edles Haus! — und ich leerte den Becher bis zum Grunde.

Ha, nun ſeid Ihr ein Mann des Todes! ſchrie ſie und wollte mir in den Arm fallen.

Nein, erwiderte ich, ein Engel des Himmels hat mich gerettet. Dort ſtehet der Kelch des Todes, der für mich eingeſchenkt war! und ich deutete auf Don Marcello's Glas.

Der Himmel ſei gelobt und geprieſen in Ewigkeit, rief die Prinzeſſin, daß meine Warnung nicht zu ſpät kam! Die heilige Mutter Gottes hat meine Augen für die tückiſchen Anſchläge dieſes Verräthers geöffnet. Bindet ihn und durchſuchet genau ſeine Gewänder! Dies Glas mit ſeinem Inhalte ſoll wohl verſiegelt nach Florenz geſchickt werden, wo das Gericht meines Bruders und die Strafe des Verbrechens ihn erwarten.

Man riß das Wamms des Gefangenen auf, und ein Papier fiel heraus, in welchem ſich ein weißes Pulver befand, das ich auf den erſten Blick für Arſenik erkannte.

Ei, ei! rief Abigail lachend, da waret Ihr ja nahe genug an der Schwelle des Todes!

Die Prinzeſſin, fuhr Herr Oluf Borch ernſthaft fort, ſah mich einige Augenblicke ſchweigend an, und es war deutlich zu gewahren, in wie großer Aufregung ſie ſich befand, und wie ſie in ihrem Entſchluſſe zu wanken ſchien. Endlich trat ſie näher zu mir heran und ſagte, ungehört von den Umſtehenden: Reiſet und ſeid glücklich! Ihr habt ein Leben gerettet, das Euch gehört. Jetzt habe ich auch mein Theil gerettet!

Sie reichte mir ihre Hand; ich beugte mich hinab und küßte ſie ſtumm und mit Thränen. Darauf verließ ſie mich, und es war das letzte Mal, daß ich ſie ſah.

Zeitig am folgenden Tage brach ich auf nach Florenz, wo ich vom Herzog ſehr gnädig empfangen wurde. Er befahl mir, noch eine Zeitlang an ſeinem Hofe zu verweilen, und überhäufte mich mit einer Ehrenbezeugung und einer Gunſt nach der andern. Auch mit meinem Freunde, dem luſtigen Sänger Francesco Redi, kam ich öfters zuſammen und verbrachte in ſeiner wie in der Geſellſchaft vieler anderen Gelehrten und Künſtler manchen heiteren Abend.

Nach Verlauf eines Mondes ſaß ich wieder im Geleite meines treuen Martin und einiger anderen Reiſenden auf dem Rücken des Pferdes und ritt fröhlichen Muthes auf der Straße dahin, welche von Florenz nach Piſa führt. Unterweges überholten wir einen großen Transport von Verbrechern, die, unter ſtarker Bewachung und an einander gefeſſelt, wie Vieh zu ihrem Beſtimmungsorte, den Galeeren in dem großen, weitberühmten Seehafen Livorno, getrieben wurden. Als wir uns neben dem Schwarme befanden und vorbei reiten wollten, erhob einer der Gefeſſelten ſein finſteres, verwildertes Antlitz zu uns; ſein funkelnder Blick traf den meinen, er ſtieß ein gräßliches, heulendes Lachen aus, und die ſcheußlichſten Verwünſchungen floſſen von ſeinen Lippen, als er mich wieder erkannte. Es war Don Marcello. Einer von der Wache ſchwang eine Peitſche über ſeinem Haupte, ich ſtieß meinem Pferde die Sporen in die Weichen und kam ihnen bald außer Sicht; aber dies Lachen und dies Schmerzgeheul verfolgten mich lange, und noch jetzt denke ich daran nur mit Grauſen! — Sehet Ihr, mein ſüßes Herz, das iſt die Geſchichte von der Prinzeſſin, die ich hätte zur Frau bekommen können. —

Herr Oluf Borch ſchwieg ſtill und blickte gedankenvoll vor ſich nieder; auch das blonde Mädchen ſchien mit ihren Gedanken beſchäftigt zu ſein. Da entdeckte ſein haftendes Auge auf dem weißen, geſcheuerten Eſtrich einen länglichen, dunklen Fleck. In der Meinung, daß es Etwas ſei, was ſeine junge Geliebte verloren hätte, bückte er ſich und hob es auf. Es war eine dunkelrothe Hahnenfeder, augenſcheinlich dem Federbuſche eines Hutes entfallen. Er hielt ſie an das Licht der Lampe und frug lächelnd: Sehet da, was ich auf dem Eſtrich fand! Was iſt das?

Abigail ward eben ſo dunkelroth im Geſichte wie die Hahnenfeder, antwortete aber ſehr ruhig, mit gerunzelter Stirne, als beſinne ſie ſich: Gott weiß, wie die hieher gekommen ſein mag! ich kann es gar nicht begreifen. Wir brauchen doch wahrhaftig keine rothen Federn hier in dieſem geiſtlichen Hauſe. Aber höret, unterbrach ſie ſich darauf ſchnell, Ihr habt mir ſo oft verſprochen, mir Etwas vorſingen zu wollen; dies Verſprechen habt Ihr noch niemals halten mögen. Nun habt Ihr mir Etwas erzählt; ſinget jetzt auch ein wenig! Ihr denket gewiß, ich ſei recht ungenügſam, daß ich Alles auf einmal haben will?

Ich ſinge nur ſehr mäßig, meine freundliche Abigail. Indeſſen, wenn es Euch irgend Vergnügen bereiten kann, ſo will ich zu dieſem Ende gern meine ſchlechte Stimme preisgeben.

Mit dieſen Worten ergriff Herr Oluf Borch eine große Laute, die auf dem Tiſche lag, und begann ohne weiteres Vorſpiel:

„Die Roſe ſitzt auf dem Throne —“

O mein Gott! rief das junge Mädchen unwillkürlich aus, und ein flammender Purpur übergoß wieder ihr Antlitz und ihren ſchneeigen Hals.

Kennet Ihr das Lied, mein Herz? frug der Arzt etwas verwundert.

Nein — ja — nein! ich kenne es nicht, glaub' ich, ſtammelte Abigail; nein, ich ſtach mich nur ein bischen an der Haſpel! Fahret nur fort mit Eurem Geſang!

Das Lied wurde mir jüngſt auf einem gedruckten Blatte unter vielen anderen neuen Sachen von unſerem Buchführer Moltke zugeſandt, ſagte er; ich fand es recht hübſch, und die Weiſe iſt ja bekannt genug. Es iſt wohl der Herzenserguß eines Verliebten an ſeine Erkorene. Der Name des Verfaſſers ſtand nicht darauf. Und er fuhr fort:

Die Roſe ſitzt auf dem Throne,
Sie hat die höchſte Macht;
Sie trägt das Scepter, die Krone
Ob aller Blumen Pracht.

Lilje und Nelke kleiden
Für ſie ſich in prunkenden Flor,
Das Veilchen lugt beſcheiden
Zu ihrem Sitz empor.

Syringen und Jasminen,
Reſeda und Tauſendſchön
Schmücken, ſie zu bedienen,
Sich bunt in Thal und Höh'n.

Sie öffnen den Kelch mit Gekoſe,
Da duftet der ganze Kranz;
Doch überſtrahlt ſie die Roſe,
Wie die Sonne der Sterne Glanz. —

— Ein Flor von Gedanken, von reichen,
Blühet in Herz mir und Sinn;
Vor Dir müſſen all' ſie entweichen,
Denn Du biſt die Roſe darin!

Während der Gelehrte mit einer kräftigen, aber ungeſchulten und rauhen Stimme ſehr einfach dieſe Verſe ſang, ſaß das junge Mädchen gebückt und, wie es ſchien, eifrig mit ihrer Haspel beſchäftigt, als ſei der Faden in Unordnung gerathen; ihre Wangen glühten, ein argliſtiges Lächeln ſtahl ſich um den kleinen Mund, und die feinen Naſenflügel zitterten. Da ſchlug die Uhr einer naheliegenden Kirche neun Schläge.

Es iſt ſpät, die Uhr iſt ſchon neun, ſagte Herr Oluf Borch, Ihr ſehnet Euch gewiß nach Ruhe, mein Schatz, und ich habe Euch wohl gar ungebührlich ermüdet mit meiner langen Erzählung.

Nein, Ihr habt mir die Zeit wahrlich recht gut vertrieben, erwiderte Abigail und ſtand auf. Aber höret, daß Ihr doch die ſchöne, vornehme und reiche Prinzeſſin nicht nahmet, das kann ich nicht begreifen. Das iſt ja ſchier fabelhaft.

So, das könnet Ihr nicht verſtehen? ſagte er lächelnd; es bedünkt mich doch recht erklärlich. Und außerdem danke ich jetzt Gott, daß es nicht geſchah, fügte er ſchmeichelnd hinzu, denn dann wäre ich nicht der Glückliche geweſen, der ich jetzt bin!

Ach, freilich wäret Ihr das; aber Ihr kanntet damals nicht Euer Beſtes! ſagte die Jungfer und reichte ihm ihre kleine, runde Hand, die er ehrerbietig küßte. Nun müſſet Ihr hier beſcheidentlich fürlieb nehmen!

Sie nahm mit dieſen Worten die Lampe vom Tiſch und begleitete ihren Verlobten in die vorderſte, große Stube. Aber wie er jetzt langſam auf dem zierlichen Teppich ihr voran ſchritt und ſich dem Stuhle näherte, wo ſein Mantel lag, bemerkte er in einem der großen, hellen, neben der Ausgangsthür hängenden Spiegel, daß Abigail mit lächelndem Munde und blitzenden Augen, indem ſie ihm folgte, ſeinen hinkenden Gang nachäffte, und daß Pernille, die auch aus einer Seitenthüre herein gekommen war, um die Ankunft des Dieners zu melden, dort mit beiden Händen in den Seiten ſtand und die größte Mühe hatte, ſich das Lachen zu verbeißen! Dieſer Anblick durchſchauerte ihn mit der Bitterkeit des Todes, und es lief ihm eiskalt den Rücken hinab. Aber ruhig warf er ſeinen Mantel um die Schultern, ergriff Stock und Barett und trat mit einem freundlichen „Gute Nacht!“ auf den Treppenflur hinaus. Mit langſamen Schritten ging er den erſten Abſatz hinab, während es ihm vor den Ohren ſauſ'te und das Blut ihm zum Herzen ſchoß; aber hier mußte er einen Augenblick ſtill ſtehen. Er lehnte ſich an das Geländer und holte ſchwer Athem. Da hörte er das ſchallende Lachen der Jungfer und der Zofe in den inneren Gemächern verhallen. Er ſtieg zur Straßenthüre hinab, wo der alte Diener ihn mit der Laterne erwartete; als dieſer indeß beim Scheine des Lichtes die verwirrten, bleichen Züge ſeines Herren gewahrt hatte, faßte er ihn mit bekümmerter Miene unter den Arm, um ihn die

Steinſtufen hinab zu führen, indem er flüſterte: Aber, Herrgott! was iſt denn geſchehen? — Doch Oluf Borch riß ſich los, warf ſchnell den Kopf empor, zog den Mantel dicht um ſich und eilte mit feſten, hurtigen Schritten heim nach ſeiner einſamen Wohnung.

Am Tage darauf ſandte er Jungfer Abigail einen Brief, den er mit blutendem Herzen geſchrieben hatte, den ſie aber mit Lächeln und dunkler Freudenglut auf den Wangen las. Auch der Vormund, Seine Hochehrwürden der Propſt Urſinus, erhielt einen Brief in derſelben Veranlaſſung; und war dieſer Brief ſolchermaßen abgefaßt, daß er dem jungen Mädchen von dieſer Seite her alles Ungemach erſparte.

Im Februar des folgenden Jahres, an einem ſchönen, klaren Freitagvormittage, ſah man einen Hochzeitzug langſam und feierlich ſich über das gefrorene Steinpflaſter vom Höibroplatze nach der St. Nikolaikirche bewegen. An der Spitze ging ein junger, ſchlanker, wohlgewachſener Fant in reicher und bunter Kleidung; auf dem Hute wallte ein Buſch von dunkelrothen Federn. Ihm zur Seite ſchritt mit gerötheten Wangen und ſittſam niedergeſchlagenen Augen die Braut, Jungfer Abigail, Tochter von Söfren Glud; ein Schwarm von Verwandten und guten Freunden folgte ihnen, und den Zug beſchloſſen Diener und Stallknechte in der Poviſk'ſchen Liverei. Herr Doctor Urſinus hielt die Traurede, und ein großes Bankett, das auf dem Rathhauſe veranſtaltet war, beſchloß den fröhlichen Tag.

Einige zwanzig Jahre ſpäter aber erhob ſich in Kannikeſträde ein großer, ſteinerner Häuſerhof. Derſelbe ward zur Wohnung für eine kleine Anzahl fleißiger, bedürftiger Studenten eingerichtet und, erbaut von dem Gelde, das Herr Oluf Borch dazu teſtirt hatte, ſeinem Willen gemäß Collegium Mediceum genannt.

97.

Mein Rüd'ger, ach, wo biſt du hingegangen?
Spricht ſie: biſt du denn ſo entfernt von mir,
Daß nicht zu dir die Kunde kann gelangen,
Die keinem andern unbekannt als dir?
Ich bin verſichert, wenn du ſie empfangen,
Kein andrer wär' ſo ſchnell erſchienen hier.
Ich Arme, die ich Andres nicht kann glauben,
Als was mir muß jedwede Hoffnung rauben!

98.

Iſt's möglich, Rüd'ger, blieb es dir verſchwiegen,
Was das Gerücht durch alle Lande trägt?
Wenn nicht, was ſäumteſt du, hieherzufliegen,
Wenn du noch frei biſt und dein Herz noch ſchlägt?
Hat dir, wenn meine Ahnungen nicht trügen,
Ein Netz der Sohn des Konſtantin gelegt?
Hat der Verräther dir den Pfad benommen,
Daß du vor ihm nicht mögſt zum Kampfe kommen?

99.

Von Karln hab' ich die Gunſt erhalten, keinen
Zu frei'n, der mir an Stärke ſtünde nach.
In dir allein, mein Rüd'ger, ſah ich einen,
Mit dem ich würdig eine Lanze brach,
Was ich von keinem andern wollte meinen.
Die Kühnheit zahlt mir Gott mit tiefer Schmach,
Nun ich mich dieſem, der in ſeinem Leben
Nichts Rühmliches vollbrachte, muß ergeben.

100.

Wie? ſoll ich darum mich gefangen ſehen,
Weil er's nicht iſt, weil er nicht liegt im Grab?
Das kann ich wahrlich nicht als recht verſtehen,
Und dieſen Spruch des Kaiſers weiſ' ich ab.

# Der Vetter vom Lande.

Von

**J. J. Cremer.**
(geb. 1827.)

Aus dem Niederländiſchen

von

**Adolf Glaſer.**

(Niederländiſche Novellen. Verlag von Vieweg und Sohn
in Braunſchweig, 1866.)

## I.

Wir haben das Vergnügen, dem geehrten Leſer Herrn und Frau von Middelneſſe vorzuſtellen. Wie man ſieht, iſt Herr von Middelneſſe niedlich, klein und mager von Perſon, mit ſehr diſtinguirten Manieren, ſeine Haare und der kleine Backenbart ſind zierlich gelockt, und ſeine Hände können ariſtokratiſch ſein genannt werden. Auf der Straße trägt Herr von Middelneſſe ſtets farbige Glacéhandſchuhe. Er hat eine wirklich ausgezeichnete Anſtellung beim Finanzminiſterium; außerdem hat er auch noch ein kleines Privatvermögen, ſpeculirt zuweilen ein wenig in Effecten — enfin — und von Seiten der gnädigen Frau — enfin, enfin. Nicht wahr, man wohnt charmant im Haag? Namentlich dicht beim Wäldchen. Des Sommers iſt das höchſt angenehm; aber es iſt auch ein ſchöner Garten dabei, Alles allerliebſt.

Frau von Middelneſſe, geborene Silber, iſt wirklich ein angenehmes Frauchen; obſchon ſie noch ein wenig kleiner iſt, als ihr Herr Gemahl, repräſentirt ſie doch mehr. In ihrem Kreiſe — ſehr diſtinguirt, obſchon in der Reſidenz nicht vom erſten Rang — hat ſie den Ruf einer hübſchen Frau, und ganz beſonders, wenn man berückſichtigt, daß ſie während ihrer zwölfjährigen Ehe dem Herrn von Middelneſſe ſechs kleine Middelneſſchens geſchenkt hat, allerliebſte Kinder, drei Jungen und drei Mädchen.

Wie man ſieht, ſind Herr und Frau von Middelneſſe reiſefertig. Zum erſten Male ſeit ihrer Verheirathung iſt die gnädige Frau, wie man im gewöhnlichen Leben zu ſagen pflegt, ohne kleine Kinder; das jüngſte iſt über zwei Jahre alt, und ohne Beſchwerde hat ſie daher dem Wunſche ihres lieben Mannes Gehör geben können, einmal mit ihm eine kleine Reiſe an den Rhein, nach Köln bis zum Drachenfels und dann durch Gelderland nach Hauſe zurück zu machen.

Wir geben dem Leſer die Verſicherung, daß für die Kinder prächtig geſorgt iſt. Die drei jüngſten gehen zur Großmama von Middelneſſe auf der Prinzengracht, und die drei älteſten bleiben mit der ſehr vertrauungswürdigen Gouvernante nebſt einem ausgezeichneten Domeſtikenperſonal in der elterlichen Wohnung am Wäldchen.

Die Thür des Wagens wird durch den Hausknecht vorſichtig zugemacht, zwei von den Kindern weinen, weil ſie nicht mitdürfen, auch die gnädige Frau weint, obgleich ſie nun doch einmal fort will, und ſieht noch einige Male durch das kleine Fenſter des Wagens, ohne jedoch etwas von den lieben Kindern ſehen zu können.

Der Hausknecht kehrt mit den Mägden in die Küche zurück, preßt Doris, die dicke Köchin, die: Laß los! ſchreit, in ſeine Arme, drückt Linchen, dem niedlichen

Hausmädchen, die Pfui! ſagt, einen Kuß in den Nacken, ſpringt auf den Tiſch und ruft: Nun ſind ſie fort, nun kommen wir an die Reihe, Doris! heute Abend Puffer! und Doris ſagt: Nur ſtill, ihr ſollt es gut bei mir haben; worauf Linchen wieder einen Kuß bekommt, in Folge deſſen ſie: Scher' dich fort! ſagt.

Herr, mein Gott! wird der Leſer ſeufzen.

Aber nein, laſſen wir die Herrſchaft ruhig reiſen; was man in der Küche ſagt, iſt nichts Anderes, als was der Herr und die gnädige Frau gar oft geſagt haben: „Man muß doch einmal frei ſein.“

Herr und Frau von Mindelneſſe haben wirklich viel Genuß, da ſie nun einmal auf der Reiſe ſind, denn ſie ſind ſo empfänglich für Naturſchönheiten, und auf der Reiſe iſt man ſo ungezwungen. Die Kinder ſind vortrefflich aufgehoben, den folgenden Tag kommt posto restanto Nachricht, daß Alles in Ordnung ſei — der Rhein — allerliebſt.

Es iſt nicht unſere Abſicht, das Ehepaar auf ſeinem „Zuge durch Deutſchland,“ wie Herr von Middelneſſe ſich ausdrückt, zu begleiten; wir berichten nur, daß er während des Beſteigens des Drachenfels mit einem Lächeln erklärte: man werde auf der Reiſe vollſtändig sans gêne, denn wirklich, er ſitze mit bloßen Händen auf dem Eſel.

Das Dampfboot, welches das Ehepaar auf niederländiſchen Boden zurückführt, naht ſich Arnheim, der Hauptſtadt von Gelderland. Herr und Frau von Middelneſſe ſitzen unter dem Zelte auf dem Verdeck und trinken nach Tiſche anſtatt Thee eine Taſſe Kaffee, ganz nach deutſcher Manier.

Wo liegt das B. doch? fragt Herr von Middelneſſe mit einem Geſichtsausdruck, als ſtelle er ſich im Geiſte die ganze Karte des Königreichs der Niederlande in ihrer vollen Größe vor.

B.? nun auf dem Wege nach Nymwegen, antwortete die gnädige Frau, ein wenig zur Seite; wir können einen Wagen nehmen, weißt du; du würdeſt ihnen eine ungemeine Freude machen. Papa pflegte ſeiner Zeit viel auf ihn zu halten, ich erinnere mich noch, der Vetter war damals ein junger Menſch von ungefähr zwanzig Jahren, und Papa nannte ihn ſtets Couſin.

Aber er iſt doch nicht blutsverwandt mit dir? fragt Herr von Middelneſſe.

Das heißt, nein — oder eigentlich ja, erwidert die Gattin, noch ein wenig; ſein Vater war ein Halbbruder meiner Mutter.

So, alſo doch ein Halbbruder? Du ſagſt, er habe ein Colonialgeſchäft, nicht wahr?

Ja, aber ganz im Großen, und Landbeſitz und Vieh und Butter- und Käſehandel. Mama erhielt ſtets ihre Butter vom Vetter, auch ſpäter noch, als Papa bereits von dort nach Utrecht berufen war.

Nun, was mich betrifft, mir kann es einerlei ſein, entgegnet ihr Mann, und dann, nachdem er langſam ſeinen Kaffee geſchlürft hat, ſetzt er hinzu: Aber früher haſt du mir nie geſagt, daß Vetter Janſen auch ein Colonialgeſchäft habe.

Die gnädige Frau erröthet etwas und antwortet: Nun ja, ich erwähnte es nicht beſonders, aber, Schatz, der Haſe und die Feldhühner, die er jedes Jahr ſchickte, ſchmeckten dir doch immer ausgezeichnet; er iſt wirklich ein guter Menſch, und ſiehſt du, ich bin in B. geboren; es war Papa's erſte Gemeinde, und ich habe noch immer eine Anhänglichkeit dafür.

Unter dem Zelte des Dampfbootes wurde die Sache weiter beſprochen und beſchloſſen, daß man zuerſt die ſchönen Partieen in Arnheim's Umgegend beſichtigen und dann dem Vetter Janſen in B. einen Beſuch machen wolle.

Herr von Middelneſſe ſchrieb folgendes Briefchen, welches bei der Ankunft zu Arnheim ſogleich zur Poſt ſollte gegeben werden:

„Sehr geehrter Herr Vetter!

„Da wir uns nach einer deutſchen Reiſe noch einige Tage in dieſer Gegend aufzuhalten gedenken, ſo wünſchten wir Ihnen und Ihrer geehrten Familie einen Beſuch zu machen. Wenn es Ihnen convenirt, wollten wir dies gern künftigen Donnerſtag ausführen; indeſſen möchten wir Sie nicht im Geringſten derangiren, Alles sans gêne.

„In der Hoffnung, Sie alſo nicht zu beläſtigen, verbleibe ich mit größter Hochachtung und herzlichſtem Gruße

ſehr geehrter Herr und Vetter

Ihr ergebenſter Diener und Vetter C. v. Middelneſſe.

Arnheim, Hotel Le Soleil. Montag."

Als die Herrſchaften am folgenden Tage von einer kleinen Spazierfahrt in ihr Hotel zurückkehrten, wurde ihnen von dem Kellner mit dem Schlüſſel zu ihrem Zimmer ein frankirter Brief eingehändigt, welcher folgendermaßen lautete:

„Geehrter Herr Vetter!

„Es wird für mich ſowie für mein gutes Weib eine große Ehre ſein, die Verwandten einmal bei uns hier in B. zu ſehen, und es paßt auch beſonders gut für den Donnerſtag, weil ich Freitags regelmäßig auf den Markt nach Arnheim gehe, und Anna Marie ſagt auch, daß es ihr gut paſſe, weil ſie gerade einen großen Schinken abgekocht habe, und Complimente machen wir nicht.

„Mit freundlichen Empfehlungen von mir ſowie von Anna Marie an unſere Frau Baſe

Ihr ergebener Herr Vetter G. Janſen
und Frau.“

„In Eile.“

Als Herr v. Middelneſſe über die Schulter ſeiner Gemahlin den Brief geleſen hatte, ſah die Letztere zufällig im Spiegel, wie er lächelte, weßhalb ſie in beſchönigendem Tone anmerkte: Siehſt du, „in Eile,“ im Uebrigen ein ſchön geſchriebener Brief. Dieſelbe Handſchrift, wie auf den Adreſſen, wenn er den Haſen und die Feldhühner ſchickt.

## II.

## Der Beſuch beim Vetter.

Nach einer allerliebſten Fahrt über den breiten Deich von Arnheim nach Nymwegen und dann ſeitwärts ablenkend über einen guten Grandweg erreicht das Ehepaar von Middelneſſe gegen Nachmittag das Dörfchen B., woſelbſt die Jugend, die gerade nach der Mittagsſchule geht, das hübſche Fuhrwerk anſtarrt, zum großen Theil dasſelbe begleitet und auf die Frage des Kutſchers, wo Herr Janſen wohnt, ohne zu antworten lacht und jauchzt, ſich unter einander vorwärts ſtößt, einer dem andern auf den Rücken ſpringt, bis endlich einer darunter auf die Wiederholung der Frage mit dem Finger deutend den Beſcheid giebt: Da unten, neben dem Hauſe von Nikel Peters.

In Folge dieſer nicht ſehr klaren Andeutung erreicht der offene Wagen endlich die Wohnung des Colonialwaarenhändlers en gros und Gemeindevorſtehers Janſen, des vierſchrötigen Mannes mit dem runden, gerötheten Geſichte, der, indem er die Mütze vom Kopfe nimmt, die Thür öffnet und mit einem: Willkommen, Vetter und Baſe! Ihr bringt ja ganz beſonders ſchönes Wetter mit! — Herrn und Frau von Middelneſſe beim Ausſteigen behülflich iſt.

Die Schuljugend bleibt ſtehen, um das große Ereigniß anzuſtaunen, und als der vornehme Herr und die

Ich weiß, man wird mich unbeſtändig ſchmähen,
Wenn ich das Wort nicht halte, das ich gab;
Doch bin ich nicht die Erſte noch die Letzte,
Die man für unbeſtändig ſchätzt und ſchätzte.

101.

Kann ich dem Freunde nur die Treue halten,
So feſt als je ein Fels im Sturme ſtand,
Und alle Frau'n beſiegen, die in alten
Und neuen Zeiten ſind mit Ruhm genannt,
Dann mögen ſie mit meinem Rufe ſchalten,
Wohlan! wenn mir nur frommt der Unbeſtand.
Wenn ich aus dieſen Klammern Rettung finde,
So heiß' ich gern das ſchwanke Rohr im Winde. —

102.

Dieß und noch andres, was der Schmerz vermag,
Von Seufzern oft und Thränen unterbrochen,
Wird in der Nacht auf jenen Unglückstag
Von der bedrängten Kriegerin geſprochen.
Doch als Nocturn in ſeiner Höhle lag,
Mit ſeinem Schatten tief im Nord verkrochen,
Da half der Himmel, der von Ewigkeit
Sie zur Gemahlin Rüdigers geweiht.

103.

Denn Morgens früh entzündet er Marfiſen;
Die Stolze tritt vor Kaiſer Karln und ſpricht,
Dem Bruder ſei ein großer Schimpf erwieſen,
Dem tapfern Rüd'ger, und ſie duld' es nicht,
Daß ſie ſein Weib den Fremden freien ließen,
Ohn' eine einz'ge Sylbe zum Bericht;
Denn ſie behaupt' es laut und ohne Scheue,
Daß Bradamante Rüd'gern ſchwor die Treue.

Was? Meinen Sie vier? Warum nicht gar, ich habe ſieben!

Frau von Middelneſſe iſt durch dieſen Ausfall ein wenig erſchreckt, und ihr Erſtaunen iſt ganz natürlich; übrigens, ſie hat deren ſechs, und wo zwei Frauen mit einander reden, die zuſammen dreizehn Kinder beſitzen, da gebricht es, namentlich bei etwas gemüthlicher Zurückhaltung von der einen und großer Offenherzigkeit von der anderen Seite, nicht leicht an Geſprächsſtoff. Der größte Theil der Kinder der Hausfrau iſt in der Schule, die zwei kleinſten ſchlafen ein wenig.

Vetter Janſen, der inzwiſchen zeigen will, daß er weiß, was ſich ſchickt, zieht einen Präſentirteller, worauf ſich zwei Fläſchchen und vier Gläſer befinden, zu ſich heran, und während er eines der Fläſchchen ergreift, ſagt er zu dem vornehmen Vetter: Mögt Ihr das auch im Haag? Klarer Bitter! Probiren Sie einmal.

Herr von Middelneſſe dankt, er dankt wirklich; zwar findet er es ſehr liebenswürdig, aber er trinkt nie, niemals.

Dann würden wir ſchlecht zuſammen paſſen, ſagt der ländliche Vetter, uns thut ein Tröpfchen zuweilen nöthig hier zu Lande. Sie müſſen ſich nicht nach mir richten, fährt er fort, ich trinke es immer zehn Minuten vor dem Eſſen, und wir haben das Eſſen jetzt ſchon hinter den Knöpfen.

So, ſo! entgegnete der vornehme Vetter, der eine gewiſſe Leere fühlte und ſich zu erinnern glaubte, von einem Schinken in dem Briefe geleſen zu haben.

Anna-Marie wollte warten, bis Sie hier wären, verſetzte Janſen, der ſich die größte Mühe gab, richtig zu ſprechen, aber, fuhr er fort, ich ſagte, wir wollen unſern gewöhnlichen Gang gehen, wegen der Kinder, wiſſen Sie, dann können wir recht gut auf vornehme Art ſpäter noch einmal eſſen. Vater pflegte immer zu ſagen: eßt ſo viel, daß ihr gleich wieder von vorn anfangen könnt.

Sehr richtig bemerkt, meinte Herr von Middelneſſe, aber es iſt wirklich zu viel Mühe für die Frau Janſen, Couſine wollte ich ſagen. Und dann wendete er ſich zu ſeiner Gattin: Nicht wahr, Emilie, es iſt wirklich gar zu freundlich, unſertwegen noch einmal zu diniren; wir hätten es wirklich nicht nöthig gehabt; wir haben in E. noch ein wenig gefrühſtückt, nicht wahr?

Ja wohl, antwortete etwas zögernd die Gattin; Sie hätten das nicht thun ſollen.

Dummes Zeug! ruft darauf Janſen, wenn ihr erſt ein Stück Fleiſch auf der Gabel habt, werdet ihr ſchon zubeißen, und mögt ihr es nicht, iſt es auch gut; die Jungens werden ſchon damit fertig werden. Anna-Marie, lauf einmal in die Küche und ſieh zu, ob die Kartoffeln bald gar ſind.

Anna-Marie wäre ſchon lange recht gern nach der Küche gegangen und eilt dahin.

Während der Abweſenheit ſeiner beſſern Hälfte bietet Janſen all ſeine Ueberredungsgabe auf, um die Baſe zur Annahme eines Gläschen Doppelanis zu verführen;

gut für die Verkühlung, verſichert er; er iſt noch von der letzten Taufe, künftigen erſten vor einem Jahre.

Die gnädige Frau iſt zu Janſen's Freude nicht unerbittlich, und ſelbſt Herr von Middelneſſe, der zwar nie etwas trinkt, ſitzt zuletzt wie ſeine beſſere Hälfte mit einem bis zum Rande gefüllten Gläschen Doppelanis vor ſich. Nun will auch Janſen der Geſellſchaft wegen noch ein Tröpſchen trinken; noch einmal eſſen, noch einen Bittern.

Während der Abweſenheit der Hauswirthin erfährt das Ehepaar, daß Vetter Janſen durchaus nichts von Förmlichkeiten hält, daß er nicht leicht etwas anbietet, was er nicht wirklich los ſein will, daß er es am liebſten hat, wenn man ihm reinen Wein einſchenkt, daß er einen angebornen Ekel vor Hinterliſt hat, und darum ſeinen Nachbar Jan Toks nicht riechen und nicht ſehen kann. Jan Toks hat es hinter den Ohren ſitzen; ſchöne Worte und nichts dahinter. Das Ehepaar erfährt ferner, daß er, Janſen, zu den Erſten im Dorf gezählt wird, aber darum den Kopf nicht zu hoch trägt. Seht ihr, ſelbſt wenn ich einem geringen Manne begegne, dann mache ich ſo, ſagt der Sprecher, indem er die Mütze lüftet, die er gewohnt iſt auch im Hauſe zu tragen, aber, fährt er fort, wer nicht arbeiten will, der hat den Janſen zum Feinde; zu dem tüchtigen Arbeiter ſage ich immer, und er lüftet wieder die Mütze, kommt herein, ſage ich, ſetzt Euch, ſage ich, und dann plaudern wir als Freunde, denn ſehen Sie, Menſch bleibt Menſch!

Und weiter erfahren Herr und Frau von Middelneſſe — die natürlich in des Vetters Grundſätze durch „ja wohl“ und dergleichen Ausrufe einſtimmen — daß dieſer ſechsundvierzig Morgen Land unter dem Pfluge hat und ſechzehn Kühe und vierzig Ochſen auf der Weide, daß hinter dem Hauſe eine Menge Kirſchbäume ſtehen, und daß die letzten Kirſchen gerade geſtern ſollten gepflückt werden, aber daß er geſagt habe, wir wollen ſie ſitzen laſſen, dann können der Vetter und die Baſe aus dem Haag ſich einmal recht ſatt daran eſſen.

Keine zehn Minuten ſpäter liegt ein ſchneeweißes, wenn auch etwas grobes Laken durch Baſe Janſen ſelbſt über den Tiſch gebreitet, dann ſtellt die Hausfrau die tiefen Teller auf, indem ſie zählt: da ſitzt die Baſe, da ſitzt Janſen, und da ſitze ich, dann legt ſie links von jedem Teller eine Gabel, rechts einen Löffel, an das eine Ende des Tiſches kommt noch ein Häufchen von der erſteren, an das andere Ende ein Häufchen von der letzteren Sorte Silberzeug.

Eine braunrothe Dirne im Alltagsgewand, ein rothes Halstuch über die Bruſt gebreitet und an der Seite in den Rock geſteckt, tritt mit einem Guten Tag zuſammen! in das Zimmer herein und ſagt, indem ſie eine große runde Schüſſel mitten auf den Tiſch niederſetzt: Hier iſt die Suppe, ſie iſt heiß; paßt auf!

Dafür haben wir das Blaſen gelernt, ſagt Janſen, und zu den Gäſten gewendet: Rückt heran, wenn's gefällig iſt.

Die Dirne iſt hinausgegangen, die Gäſte haben ſich näher an den Tiſch geſetzt, Janſen drückt andächtig die innere Seite ſeiner Mütze gegen das Geſicht, ſeine Frau ſchließt die Augen und läßt den Kopf auf die linke Schulter fallen. Herr von Middelneſſe legt ſeine weiße Hand an die Stirn und bedeckt damit zur Hälfte ſeine Augen, mit dem linken Auge kann er jedoch noch genug ſehen, und er ſieht denn auch, wie die gnädige Frau während des Gebetes mit ihrem feinen geſtickten Taſchentuche über ihren Teller wiſcht, und wie ein Zug um ihren Mund ſpielt, welcher bedeutet: Pfui, Unart, du mußt auch nichts ſehen!

Die Mahlzeit beginnt hierauf, Janſen nöthigt die Gäſte, ſeinem Beiſpiele zu folgen, und nachdem das Geldernſche Ehepaar mit ſeinen Löffeln die Suppe über den Rand der großen Schüſſel in die Teller ſchaufelt, zögern die vornehmen Gäſte, aber ſie folgen zuletzt doch dem gegebenen Beiſpiel.

Während Janſen haſtig ſchlürft, verſichert er, daß ſolche Suppe kein Kinderſpiel ſei, und indem er ſeinen Teller zum zweiten Male füllt, ſetzt er hinzu: Ich habe zu meiner Anna-Marie geſagt: Sie dürfen keinen Hunger leiden, hörſt du? Greift zu, ſie iſt wahrhaftig nicht ſchlecht; nur zu, Suppe ſättigt nicht.

O, ſie iſt ausgezeichnet! ſagt Frau von Middelneſſe, obſchon ſie die Suppe zu fett findet, aber — ſie hat Hunger.

Köſtlich! köſtlich! verſichert Herr von Middelneſſe, und das erquickende Gericht thut ihm ſo wohl, daß er ſich wirklich mit dieſer Sorte von Menſchen ausſöhnt, und darauf ſo frei iſt, noch tant soit peu zu nehmen.

Wir wollen die vier Leutchen ruhig bei ihrem Mittagsmahle laſſen, wobei Janſen mit derſelben Luſt zu Werke ging, als ob es das erſte geweſen wäre. Nach der Suppe erſchien eine große Platte mit köſtlichen dampfenden Kartoffeln gefüllt, während auf der anderen Seite die Hausfrau eine Schüſſel mit großen Bohnen heranrückte. Der große Schinken von einem ſelbſt geſchlachteten Schweine hatte zum vis-à-vis wieder eine tiefe Schüſſel, worin ſich in Stücke geſchnittenes gebratenes Fleiſch befand, und mitten auf dem Tiſche, umgeben von all dieſen Schüſſeln, war eine große Saucière niedergeſetzt.

Janſen erklärte fortwährend, daß er nichts von Phraſen und Förmlichkeiten halte, ließ jedoch im Verein mit ſeiner Frau keinen Augenblick vorübergehen, ohne ſeine Gäſte zum Zulangen zu nöthigen, und warf bald dem Vetter einige Schnitte Schinken auf den Teller, bald drang er ſeiner Baſe, die längſt genug hatte, einige Stücke gebratenes Fleiſch auf, mit der Bemerkung, wenn ſie es nicht zwingen könne, möge ſie es liegen laſſen.

Hier, Vetter, trinken Sie einmal; es iſt Wein vom Jahre 1848; das Beſte was ich im Hauſe habe!

Herr und Frau von Middelneſſe wurden roth von der Anſtrengung des Eſſens.

Zuletzt geht die Thür auf, und zugleich mit der

Dirne, die das rothe Halstuch trägt und wieder eine große Schüſſel hereinbringt, eine Schüſſel mit Reisbrei, drängt ſich eine Gruppe von ſechs Kindern in das Zimmer.

Das gab ein Leben! Guten Tag, Vater, guten Tag, Mutter! — Wer ſind das? — Sind ſie das aus dem Haag? — Eßt ihr noch einmal? — Kriegen wir auch etwas? — ſo fragten die Knaben und Mädchen, und ſie fragten noch viel mehr, während die Eltern ſie ermahnten und ihnen befahlen, daß ſie guten Tag! ſagen ſollten, daß das der Vetter und die Baſe aus dem Haag ſeien, wo der König wohne, daß Wilhelm ſein Schreibebuch ſehen laſſen ſolle, wo der Lehrer ſo häufig „ausgezeichnet" hineingeſchrieben habe, daß Mariechen ihre Naſe abwiſchen ſolle, und endlich, daß ſie ſtill hinausgehen ſollten, mit dem Verſprechen: dann kriegt ihr Alle zuſammen Reisbrei; fort Jungens! — da ſtürmten ſie hin.

Allerliebſte Kinderchen! So ungezwungen, ſo sans gêne! verſichert Herr von Middelneſſe.

Und wie geſund ſie ausſehen! bemerkte die gnädige Frau; die friſche Luft iſt doch das beſte. Die Kinderchen der gnädigen Frau haben einen Hauslehrer, damit ſie ſich durch das In-die-Schule-gehen, namentlich des Winters, nicht erkälten.

Sie kriegen nach Gebühr, was ſie wollen, und können nach Gebühr thun, was ſie wollen, ſagt Janſen, Gehorſam, das iſt das Eine, und keine Streiche, das iſt das Zweite. Kommen Sie, Vetter, noch ein Gläschen.

Nein, lieber nicht, er ſteigt mir zu Kopfe, merci! merci!

Was merci! ruft Janſen, indem er einſchenkt, und der Vetter trinkt das Glas aus und es ſteigt ihm nicht zu Kopfe. Was den Reisbrei betrifft, ſo ſollte und mußte er geprüft werden. Baſe Janſen verlangte in aller Beſcheidenheit doch ein lobendes Wort über ihr Nachgericht, und das war auch kein Wunder, denn ſie hatte drei Pinten von der beſten Sahne daran gewendet.

Wie Maibutter! ſagt Janſen. Herr und Frau von Middelneſſe holen tief Athem, und während ſie mit ihren Gabeln in den Reisbreiportionen, die man ihnen aufgeladen, herumſtochern, und dann wieder einmal etwas davon zu Munde führen, verſichern ſie, daß die Couſine viel zu viel Umſtände gemacht habe, und daß ſie wirklich in Verlegenheit ſeien, aber daß ſie noch nie einen ſo ausgezeichneten Reisbrei gekoſtet hätten.

Vetter Janſen lacht vor Vergnügen, daß ſeine Gäſte ſo über und über zufrieden ſind, und ſagt: Ja, wenn wir auch geringe Leute ſind, wiſſen wir doch, was den Gäſten zukommt. Wenn Ihr nicht mehr könnt, ſetzt er hinzu, ſo laßt es nur liegen, wir wollen beten, und dann geht's in den Garten, um Kirſchen zu eſſen, bis Mutterchen den Kaffee fertig hat.

Daß Herr und Frau von Middelneſſe nicht beſonders viel Luſt zu den Kirſchen hatten, befremdet uns nicht, aber Janſen, der den Baum einmal für ſie beſtimmt hat, ſagt zu Chriſtoph, dem Arbeiter, daß er pflücken ſolle, was er in einen Zehn-Pfund-Korb thun könne, und den ſolle er dann in die Kutſche unter die Bank ſetzen.

Während darauf die vier Leutchen in Proceſſion nach der Dorfkirche zogen, wo die gnädige Frau ſo gern einmal auf Papa's erſte Kanzel ſteigen wollte, zeigte Janſen nicht ohne ein gewiſſes Selbſtgefühl ſeinen Gäſten die Felder, welche ihm als Eigenthum gehörten. Mit innigem Vergnügen vernahm er dabei, wie prächtig und wie enorm und wie allerliebſt Alles gefunden wurde.

Von der Proceſſion nach Hauſe gekommen, mußten die Freunde aus dem Haag noch raſch einen Blick in den Schweineſtall werfen.

Wie lieb ſehen die kleinen Ferkelchen aus!

Was ſagen Sie zu unſern Schweinen? fragt Frau Janſen, worauf ſie mit einem Holzlöffel an den Stall klopft und laut kuff, kuff, kuff ruft. Die fetten Schweine ſpringen über einander, und Frau Janſen giebt der vornehmen Baſe die Verſicherung, daß jede Sau bis zu zehn Jungen wirft.

Wieder ſitzt man um den Tiſch in der Putzſtube, woſelbſt der Kaffee aufgetragen iſt; d. h. zwei große Kuchen, einer mit und einer ohne Roſinen, prangen in der Mitte und ſind umringt von Schüſſeln mit rundem Zwieback, Butter, Käſe und Wurſt. Die Hausfrau gießt aus der großen Kanne die braune Flüſſigkeit in die Taſſen, halb Kaffee, halb Sahne.

So ſehr auch genöthigt wird, es iſt wirklich unmöglich, viel davon zu nehmen; ſelbſt Janſen geſteht, daß es noch zu früh iſt und daß die Sache keinen rechten Zug habe. Nun war übrigens der Augenblick gekommen, um über eins und das andere zu reden.

104.

Sie woll' ihr's darthun, und vor aller Ohren,
Wenn ſie es läugnen wolle, frech bethört,
Daß ſie in ihrem Beiſein ihm geſchworen,
Was man gewöhnlich bei der Trauung ſchwört;
Und jede Widerrede ſei verloren,
Der Bund geſchloſſen, wie es ſich gehört;
Sie können nicht mehr über ſich verfügen,
Und nicht ſich trennen andern zum Vergnügen.

105.

Ob dieß Marfiſa ſelbſt geglaubt im Stillen?
Genug. ſie ſprach's; ſie dachte wohl dabei
Um jeden Preis dem Prinzen ſeine Grillen
Zu bannen. ob's nun Recht, ob Unrecht ſei.
Auch that ſie's wohl mit Bradamantens Willen,
Für welche ſich, um ſie von Leo frei
Zu machen und mit Rüd'gern zu vermählen,
Kein beſſ'rer ließ, kein kürz'rer Weg erwählen.

106.

Das macht dem guten Kaiſer viel Beſchwerde,
Er ruft das Fräulein augenblicks herein,
Und ſagt ihr, weſſen ſie beſchuldigt werde,
Und das vor ihrem Vater obendrein.
Das Fräulein ſenkt das Angeſicht zur Erde,
Und iſt beſtürzt, und ſagt nicht Ja noch Nein,
So daß die Zeugen leichtlich können ſchließen,
Marfiſens Wort ſei wahr und ſei erwieſen.

107.

Reinald und Roland ſind gar hoch erbaut,
Da ihnen dieſer neue Fall erſcheint,
Der rechtlich jenes Eheband zerhaut,
Das Leo ſchon ſo feſt geſchloſſen meint,

Iſt man gegenwärtig noch mit den Miniſtern zufrieden? fragt Janſen; iſt es wahr, daß ſie ſo viel Mühe haben, um Geld von den Kammern zu kriegen? Hören Sie, fügte er in gewichtigem Tone hinzu, ich befaſſe mich wenig mit Politik, aber jeder Menſch hat ſeine Anſicht, und ſehen Sie, ſo denke ich, daß die neuen Miniſter jedes Mal eine Menge Geld koſten und daß man eine artige Summe überbehalten würde, wenn man die alten ſtille am Ruder ließe; es würde dann, ſo ſchloß er, nicht ſchlechter dadurch werden, denn der Verſtand kommt nicht im Umſehen!

Herr von Middelneſſe verſichert, daß ihm dies auch ganz recht ſei, und meint ſogar, er würde nichts dagegen haben, ſelbſt einmal, und wäre es auch nur auf fünf Jahre, Miniſter zu ſpielen; dann Penſion, ſagt er zum Schluſſe und blinzelt mit den Augen.

Der Vetter vom Lande giebt ohne Umſchweife zu erkennen, daß der Vetter aus dem Haag, wenn er es nur um das Geld thut, ſein Mann nicht iſt; worauf Herr von Middelneſſe eilig verſichert, daß er es ſo nicht gemeint hat und daß er auch nicht glaubt, es würde irgend Jemand es darum thun, aber enorm viel Arbeit, und jedes Werk verdient ſeinen Lohn!

Dieſer letzten Bemerkung ſtimmt Janſen eifrig zu, während zur ſelben Zeit Frau von Middelneſſe ihre Couſine verſichert, daß der König wirklich genau ſo ausſieht wie auf den Gulden und Reichsthalern.

Darauf werden die Schönheiten der Reſidenz nebſt dem Muſeum und andere Sehenswürdigkeiten, auch das Wäldchen nicht zu vergeſſen, wo Sonntags und Mittwochs Muſik iſt, von dem vornehmen Vetter auf das Höchſte gerühmt. Janſen und ſeine Frau ſind ganz davon eingenommen, weil der Vetter ſo artig darüber plaudern kann.

Der Vetter plaudert wirklich allerliebſt, und nachdem Janſen geſagt hat, daß er das Alles für ſein Leben gern einmal ſehen möchte, daß er ſich aber nur den Mund abwiſchen wolle, da er doch niemals dazu kommen werde, verſichert Herr von Middelneſſe, es wäre doch gewiß ſehr hübſch und er würde es wirklich ſehr liebenswürdig finden, wenn ſie einfach bei ihnen vorlieb nehmen und dann doch nur einmal kommen wollten.

Ja wohl, um die Zehrung wieder zurückzuholen! lacht Janſen, auf St. Judentag, wenn die Kälber auf dem Eiſe tanzen; nein, das müßte ſeltſam zugehen, wenn Janſen einmal wirklich nach dem Haag kommen ſollte.

Frau Janſen lacht auch.

Die gnädige Frau, angenehm durch die Freundlichkeit ihres Mannes überraſcht, giebt ihrem Geſichte den einladendſten Ausdruck. Die Züge des Haagſchen Vetters drücken tiefes Bedauern aus. Wenn in der That ſo große Hinderniſſe entgegenſtehen, will er nicht auf ſeiner Einladung beſtehen, im andern Falle aber ſollte ein Mann wie Herr — Vetter Janſen wohl die Reſidenz und beſonders auch die See einmal geſehen haben, enfin, es iſt von Herzen gemeint!

Während die Hausfrau unangenehm geſtimmt iſt, daß man von ihrem Vespermahl, welches aus dicker Milch mit geriebenem Zwieback und Zucker beſteht, nichts genießen will, und daß die vornehmen Verwandten abreiſen wollen, ohne noch etwas zu ſich zu nehmen, macht ſich das Ehepaar von Middelneſſe zur Abreiſe bereit, da ſie ohnehin ſpät nach der Stadt zurückkommen werden.

Sie ſollten bleiben.

Unmöglich, da ſie morgen nach der Reſidenz zurück müſſen, wo ihre Kinder ſo ſehr nach ihnen verlangen und ſie ſelbſt nach dieſen.

Das iſt natürlich!

Einige Minuten ſpäter findet ein herzlicher Abſchied ſtatt.

Tauſend Dank für den liebenswürdigen Empfang!

Nichts zu danken, aber wiederkommen! Wartet einen Augenblick, hier! Und die gnädige Frau, die ſchon im Wagen ſitzt, empfängt ein enormes Packet, welches die ländliche Baſe ihr auf den Schooß giebt.

Eine Bretzel, ſagt die Hausfrau, für die Kinder; ich habe dafür geſorgt, daß das Gebäck eine Zeit lang friſch bleibt.

Aber nein, das iſt zu viel! ſagt die gnädige Frau.

Herr von Middelneſſe drückt noch einmal, bevor er in den Wagen ſteigt, recht vertraulich die Hände von Herrn und Frau Janſen und ſagt gemüthlich: Nun, wir werden Sie doch hoffentlich bald einmal wieder ſehen.

Ja, ja, hier, wenn Sie wieder kommen! lacht der dicke Vetter. Der Kutſcher ſieht rückwärts und fragt, ob Alles richtig iſt. Ja, ſagt Herr von Middelneſſe. Der Kutſcher berührt die Pferde mit der Peitſche, die Herrſchaften aus dem Haag wechſeln mit ihren Geldernſchen Verwandten, welche von einigen ihrer Sprößlinge umgeben an der Thür ſtehen, noch Lebewohls und dergleichen, und während der Wagen durch das Dorf rollt, ſinkt Herr von Middelneſſe in die Kiſſen mit dem Ausruf: Mein Gott, welch ein Tag!

Recht lieb, recht herzlich, ſagt die gnädige Frau, der vor einer andern Auslegung bange iſt.

O, unbegreiflich! ruft der Gemahl; dieſe Menſchen würden complet Alles für Einen thun; es iſt bürgerlich, überladen, aber ich mag das wohl einmal; mein Himmel, welch ein Eſſen, ma foi, welch eine Bretzel!

Frau von Middelneſſe iſt ganz entzückt, daß Charles das alles ernſthaft meint; die Verwandten, von denen ſie früher gerade nicht ſehr viel geſprochen, hatten Beifall gefunden. Nicht wahr, ſagt ſie, es iſt der Typus Geldernſcher Gemüthlichkeit, und weißt du, da ſitzt Vermögen, viel Vermögen!

Allerliebſte Menſchen, beendet der Gemahl das Geſpräch, und gähnt und ſchließt die Augen und träumt, daß er eine Mutter von zehn Ferkeln auf der Gabel habe.

## III.

## Geſellſchaftliche Pflichten.

Es ſind ungefähr drei Jahre vergangen, ſeitdem Herr und Frau von Middelneſſe den allerliebſten Tag bei Vetter und Baſe Janſen zu B. zugebracht haben. Die Herrſchaften ſind ſeit dem vorigen Jahre von der Promenade am Wäldchen nach einem weniger belebten Stadttheile umgezogen, weil — weil das Haus etwas zu klein wurde und zwei von den Kindern in die Schule gehen, die ſehr weit entfernt iſt, und, unter uns, weil Herr von Middelneſſe im vergangenen Sommer durch eine mißglückte Speculation in Effecten einen häßlichen Schlag erhalten hat, und die hübſche Anſtellung eigentlich ſehr wenig einbringt, und eine geräumige Wohnung, die viel weniger Miethe koſtet, ſei ſie auch etwas von dem herrlichen Wäldchen entfernt, der ſchmalen Börſe jedenfalls vielmehr entſpricht. Indeſſen wohnt man in der ſtillen Gegend ſehr, ſehr angenehm; kein Beſucher kommt, ohne daß er dies zwei oder drei Mal vernimmt, und wenn er auch noch ſo viel auf eine etwas lebendigere Gegend hält, ſo muß er doch wirklich eingeſtehen, daß man hier durchaus nicht durch Geräuſch beläſtigt wird, durchaus nicht — kurzum, wirklich allerliebſt!

Ueber acht Tage, geehrter Leſer, iſt der zehnte September, und wir zeigen dies an, weil alsdann Herr von Middelneſſe ſeinen vierzigſten Geburtstag zu feiern gedenkt; feiern, ja feiern, das iſt eben die Frage.

Das Ehepaar ſitzt des Abends in der Dämmerung beiſammen, und Herr von Middelneſſe ſagt nach einigen Augenblicken Stillſchweigens: Parole d'honneur, Emilie, ich mache mir nichts daraus.

Quant à moi — ſagt ſeine Gattin, indem ſie die Schultern aufwärts zieht; aber, läßt ſie raſch darauf folgen, wir haben keinen haltbaren Vorwand; wir kommen überall hin. Nach einigen Augenblicken ſtillen Nachdenkens ſetzt ſie hinzu: Nein, wir können es nicht unterlaſſen.

Es iſt ſehr mißlich, ſagt Herr von Middelneſſe.

Valerie Laſſale meinte neulich noch, entgegnete die gnädige Frau, daß es am zehnten September wie immer magnifique bei mir ſein werde, beſonders da wir den geräumigen Saal in dem neuen Hauſe hätten, und ſie ſetzte leiſe hinzu: da läßt es ſich herrlich tanzen!

Demnach hat doch Niemand eine Ahnung davon, daß wir aus einem andern Grund, als der Geſundheit wegen, nach dieſem abgelegenen Orte gezogen ſind! ſchmeichelt ſich Herr von Middelneſſe, und gleich darauf murmelt er: Aber die Koſten, die Koſten!

Ja, es iſt wahr, ſagt ſeine Frau, aber denke nur an die Klatſchereien!

Und Herr von Middelneſſe, obgleich er im Laufe des Geſpräches noch einmal daran erinnert, mit wie wenig ſie jetzt auskommen müſſen, ſieht doch zuletzt ein, daß ſie es ihrem Range ſchuldig ſind, die Geſellſchaft zu geben.

## IV.

## Ein Beſuch.

Fünf Tage nach dem gefaßten Entſchluſſe ſitzen die Eheleute am Frühſtückstiſche, als an der Hausthür geklingelt wird; einige Minuten ſpäter kommt das Dienſtmädchen herein und berichtet, es ſei ein Mann da, welcher den Herrn zu ſprechen wünſche.

Wie ſein Name ſei?

Das Mädchen ſoll nur ſagen: Jemand, den der Herr wohl kenne, aus Geldernland, und ſie ſetzt hinzu, ziemlich dick mit einem rothen Geſicht.

Herr von Middelneſſe wird auch roth, denn während der Leſer an einen gewiſſen Vetter aus B. denkt, hat der gnädige Herr das Bild ſeines Weinhändlers aus jener Gegend vor Augen, in deſſen Händen er eine roth lederne Brieftaſche ſieht, woraus eine Rechnung im Betrage von achtzig Gulden zum Vorſchein kommen wird.

Ich bin — wir ſind — ach der Mann iſt ſo entſetzlich langweilig; Sienchen — nicht zu Hauſe!

Am Tage vorher hatte Sienchen einen heftigen Streit mit der gnädigen Frau gehabt, weil die gnädige Frau behauptete, Sienchen habe einen Apfel aus dem Korbe genommen, was Sienchen durchaus nicht zugab, worauf die gnädige Frau ihr klar gemacht hatte, daß es ſich nicht um den Werth des Apfels, ſondern um das abſcheuliche Lügen handle und daß man ihr nun nie wieder etwas glauben könne.

Verſtehſt du, ich bin nicht zu Hauſe!

Sehr wohl!

Nach einigen Secunden kömmt Siencheu zurück und flüſtert in geheimnißvollem Tone: Dann will er die gnädige Frau ſprechen; aber Gott, wie ſieht der Mann aus und was für Füße hat er!

Ein Blick der Verſtändigung wird von den beiden Eheleuten ausgetauſcht, und der Herr verſichert, daß die gnädige Frau bei der Toilette, verſtehſt du, mit Ankleiden beſchäftigt iſt.

Das Dienſtmädchen begreift dies und geht ab. Man lauſcht und vernimmt, daß die Hausthür wieder zugeſchlagen wird. Wieder erſcheint das Dienſtmädchen in der Frühſtücksſtube und ſagt in ſehr vertraulichem Tone: Abgezogen! aber er kommt wieder, bald, über ein Stündchen.

Nachdem Siencheu hinausgegangen iſt, ſagt Charles, daß ihm die Rechnung, beſonders jetzt, durchaus nicht conveniren kann, und daß Emilie, wenn er ſelbſt nach einer Stunde nicht zu Haus ſein werde, bei dem Weinhändler nur einen Anker Bordeaux beſtellen ſolle.

Die gnädige Frau findet es ſehr unangenehm, den Beſuch allein zu empfangen, da Charles bisher ſtets gewohnt war, bei der Ankunft des Weinhändlers die Rechnung mit ihm auszugleichen.

Herr von Middelneſſe verfügt ſich auf ſein Bureau, doch wählt er diesmal den Weg durch die Hinterthür des Hauſes und durch die kleine Seitenſtraße. Es iſt zwar etwas um, aber enfin!

So oft nun geklingelt wird, erſchrickt Frau von Middelneſſe. Sie hat ſich inzwiſchen angekleidet und beſchäftigt ſich mit dem Aufſchreiben der Deſſertgerichte für übermorgen, wobei ſie überlegt, wie dieſelben auf den Tiſch geſtellt werden ſollen. Sie iſt eben mit dieſem Arrangement im beſten Zuge, da ſchellt es.

Sienchen hat den Auftrag, den Herrn nur in das Beſuchzimmer zu laſſen, und ſie bringt jetzt die Nachricht, daß er dort iſt.

Die gnädige Frau läßt ein wenig auf ſich warten, endlich aber ermannt ſie ſich und ſchreitet mit der fatalen Vorſtellung, kein Geld für eine Rechnung zu haben, nach dem Beſuchzimmer.

Schon hat ſie ihre Hand auf dem Thürſchloſſe, ſie zögert noch eine Weile, aber indem ſie endlich eintritt, klingt ein: Nun, Baſe, wie geht es? da bin ich nun — in ihre Ohren, und ſie ſieht zu ihrer größten Ueberraſchung anſtatt des Weinhändlers ihren ländlichen Vetter, der ihr die rauhe, große Hand gutherzig entgegenſtreckt.

Es iſt nicht zu verwundern, daß die gnädige Frau etwas verblüfft ausſieht und ein wenig verlegen iſt.

Wie? Sie ſind es? ſagt ſie, ich dachte — nun, wie geht es? und ſie läßt ſich die feinen Finger in der ſtarken Hand des Landmannes drücken.

Mir? Seelenvergnügt, wie Sie ſehen, iſt die Antwort; da bin ich nun im Haag und will mir die Zehrung bei Ihnen wiederholen, und viele Grüße von meiner Frau; — aber was für eine merkwürdige Stadt iſt der Haag!

Ja wohl, ja wohl, ſagt die Baſe, und ſie wiederholt es wohl noch ſechs Mal und zeigt auf einen Stuhl und ſagt: Sie werden doch Platz nehmen.

Der Vetter hat dagegen nichts einzuwenden; er hatte die Verwandten zuerſt am Wäldchen geſucht, und nachdem ihm ihre gegenwärtige Wohnung bekannt geworden, war ihm noch ein Stündchen geblieben, um ein wenig umherzuſchlendern. Janſen ſetzt ſich nun und ſagt, daß er der Ueberraſchung wegen ſich nicht genannt und auch nicht geſchrieben habe. Anna-Marie habe geſagt, der Vetter und die Baſe würden große Augen machen. Anna-Marie hatte viel von Ueberraſchungen, und darum habe ſie ihm auch wieder eine große Roſinenbretzel mitgegeben, die liege im Hausflur.

Das Erſcheinen des Landmannes an Stelle des Weinhändlers war bei den beſtehenden Umſtänden für Frau von Middelneſſe wirklich eine Erleichterung geweſen. Da ſie nun vernahm, daß der gutmüthige Mann, der ſogar noch eine Bretzel mitgebracht hatte, eine ganze Stunde hatte umherlaufen müſſen, fühlte ſie, obgleich ein peinliches Gefühl wegen ihrer Verwandt-

Und der den Rüd'ger mit der ſchönen Braut
Trotz Haimon's widerſpenſt'gem Trotz vereint.
Nun können ſie für Rüd'gern ſie erlangen,
Und ohne Krieg mit Haimon anzufangen.

108.

Wenn's zwiſchen ihnen ſo beſprochen iſt,
So iſt die Sache nicht mehr umzureißen;
Mit Anſtand kann man, ohne neuen Zwiſt,
Dem Freunde halten, was man ihm verheißen.
Dieß iſt, ruft Haimon, dieß iſt eine Liſt!
Doch anders wird der Ausgang ſich erweiſen:
Denn wär's auch wahr, was ihr zuſammen lügt,
So bin ich doch deßhalb noch nicht beſiegt.

109.

Geſetzt — doch hab' ich's noch nicht zugeſtanden
Und glaub's auch nicht — daß wirklich dieſe hier
Und jener Rüd'ger thöricht ſich verbunden,
Wie ihr mir ſagt, vereint zum Trug mit ihr,
Sagt, wann es war und wo ſie ſich befanden!
Denn klare, volle Auskunft wünſch' ich mir.
Ging's jemals vor, ſo iſt es vorgegangen,
Als Rüd'ger noch die Taufe nicht empfangen.

110.

Doch wenn's, eh' Rüd'ger Chriſt ward, iſt geſchehen,
So kümmert's mich wahrhaftig auch kein Haar;
Denn gültig kann die Ehe nicht beſtehen,
Wenn Chriſtin ſie, und er noch Heide war.
Dann durft' auch Leo nicht zum Kampfe gehen,
Vergebens hergelockt in die Gefahr,
Und unſer Kaiſer wird ob ſolcher Sachen
Sein Wort gewißlich nicht zur Lüge machen.

ſchaft mit ihm ſie beſchlich, doch auch eine gewiſſe Dankbarkeit, welche ſie in den Worten kundgab: Wer hätte das auch denken können?

Doch ſieh, da geht Hauptmann A. am Fenſter vorüber, einer der Hausfreunde. Er klingelt. Sieuchen wird ihn in das Beſuchzimmer führen, und da ſitzt nun der Vetter, der es nicht verſchweigen wird, daß er der Vetter iſt, da ſitzt er mit ſeinem rothen, vollen Geſichte, den ſtraffen, hellen Haaren, mit ſeinem ſeltſam geformten Hute zwiſchen den Knieen, die Ränder der Hoſe unten umgeſchlagen, weil es auf der Straße ſchmutzig iſt, ſo daß die grauwollenen Strümpfe hervorſehen, welche mit den unförmlichen Schuhen gegen den eleganten Fußteppich curios abſtechen.

Wollen Sie nicht lieber mit nach der Hinterſtube gehen? ſagt haſtig die Dame, indem ſie raſch aufſteht; ich habe, wir wollen, wir — trinken dort Kaffee, wiſſen Sie.

Janſen begreift nicht recht, warum er ſo raſch wieder wo anders hin ſoll.

Mir iſt's einerlei, ich befand mich hier ganz gut, entgegnet er langſam und folgt, auf wiederholtes Erſuchen der Dame, mit der Frage: Wohin ſoll es nun gehen? während letztere ihn nicht über den Hausflur, ſondern durch ein Nebenzimmer nach der Hinterſtube führt. Kaum hat Janſen dieſe betreten, als die gnädige Frau, befürchtend, daß die Ankunft des Beſuches ihr gemeldet werde, und Janſen dadurch die Urſache ihrer Flucht aus dem Beſuchzimmer vermuthen könne, ſich ſchnell entfernt.

Wie ängſtlich ſie ausſieht! denkt der ländliche Vetter, und während er ſich im Zimmer umſchaut, fällt ſein Auge auf ein Papierchen, welches am Boden liegt. Das könnte ich unterdeſſen wohl aufheben! — und er thut es und mit oder gegen ſeinen Willen lieſ't er das Folgende:

„Gnädige Frau!

In Folge Ihres geehrten Auftrages werde ich Sorge tragen, daß die beſtellten Gerichte übermorgen bereit ſind. Für die Faſanen mit Trüffeln erſuche ich Sie Kapaunen nehmen zu wollen, da ich bis zum heutigen Tage keine Faſanen erhalten habe.

Ich verbleibe der gnädigen Frau unterthänigſter
Diener Paulet, Koch und Paſtetenbäcker.“

Das iſt verdrießlich! denkt Janſen; wenn ich es gewußt hätte, hätte ich recht gut ein Paar fette Hahnen mitbringen können; es ſcheint hier großartig herzugehen, ein mächtiges Haus, eine Menge Möbeln, ganz andere Stühle als bei uns in der Wohnſtube. Hier ſitze ich nun recht weit von unſerer Wohnſtube, zum Vergnügen! Anna-Marie wird ſich recht einſam vorkommen, und die Kinder! Es iſt hier eine elende Ausſicht auf den kleinen Hof, ich wollte, ich könnte die Truthühner von unſerem Hühnerhofe hier laufen ſehen. — Janſen's Ueberlegungen verloren ſich ins Unbeſtimmte, bis er zuletzt halblaut in den Bart brummte: Ich bin zum Vergnügen im Haag, und ſo war es.

Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem die gnädige Frau die Stube verlaſſen hatte, kommt ſie zurück und ſpricht ihr Bedauern darüber aus, daß ſie ihn ſo lange habe allein laſſen müſſen, aber, ſagt ſie, es war Jemand gekommen, der ſie nothwendig ſprechen mußte.

Das hat nichts zu ſagen, Baſe, ſagt Janſen, Geſchäfte gehen vor, und wie geht es Ihrem Manne und was machen die Kinder?

Während ſie ihm eine Taſſe Kaffee eingießt — weſtindiſchen, denkt Janſen — giebt ihm die gnädige Frau auf all ſeine Fragen Beſcheid, und ſucht zugleich zu erfahren, wie er ſich zu der Reiſe habe entſchließen können, und was nun eigentlich ſeine Abſichten ſind.

Die guten Geſchäfte in Oel und Anna-Mariens Meinung, daß jetzt einmal die rechte Zeit dazu ſei, hatten Janſen zu dem Entſchluſſe gebracht, die Reiſe zu unternehmen, und er hatte ſich vorgenommen, direct nach dem Haag zu fahren, wo Vetter und Baſe Middelneſſe ihm wohl ſagen würden, wohin er ſich am beſten zuerſt wenden und was er Alles ſehen müſſe, namentlich war hier ja, wie ſie früher geſagt hatten, das Meiſte zu ſehen, und nun mußten ſie ihm eben den Weg zeigen.

Die gnädige Frau fühlt ſich arg in die Enge getrieben und verſichert nach einigen unbedeutenden Bemerkungen über das Zurechtmachen eines Butterbrodes und die theuren Butterpreiſe, daß ſie nur ſehr ſelten ausgeht, da ſie ſehr viel von Kopfſchmerzen zu leiden habe, und daß von Middelneſſe entſetzlich viel auf ſeinem Bureau beſchäftigt ſei; woran ſie die Bemerkung fügt, daß der arme Charles bei ſeinen vielen Geſchäften faſt keinen Augenblick frei iſt, und indem ſie die Schultern hinaufzieht, ſetzt ſie hinzu, es ſei wohl ein Muſeum, aber ſonſt doch ſehr wenig im Haag zu ſehen. Das kann Janſen gar nicht begreifen, und als ſeine Baſe ihm ferner mittheilt, daß es ihr außerordentlich angenehm wäre, wenn er in ihrem Hauſe logiren wollte, aber daß ſie leider nicht wiſſe, wo ſie ihm eine Schlafſtelle anweiſen ſolle, ausgenommen eine kleine Bodenkammer, da denkt Janſen: habe ich in meinem Leben ſo etwas gehört! Ein Haus wie eine Kirche! Zum Schluſſe bei dem höflichen Anerbieten der Baſe, daß er doch in jedem Falle dieſen Mittag zum Eſſen bleiben müſſe, aber ſehr einfach, äußerſt einfach, denn, entre nous, ſie ſeien genöthigt, in Folge gewiſſer finanzieller Umſtände ſehr eingeſchränkt zu leben, ſagt Janſen: So, ſo! und denkt an das Brieſchen des Herrn Paulet, an die Faſanen und Capaunen.

Wenn ich Ihnen zur Laſt bin, kann ich ja auch in ein Gaſthaus gehen, iſt ſeine Antwort, aber die Entgegnung darauf lautet: Ja nicht, nein, durchaus nicht.

Bis zur Nachhauſekunft des Herrn von Middelneſſe genießt Janſen die reizende Ausſicht auf den Hof und obendrein die Geſellſchaft der Baſe, welche, ſobald Janſen von dem Dorfe ſpricht, woſelbſt ſie ihre früheſten Kinderjahre verlebt hat und welches ihres Vaters erſte Anſtellung war, viel weniger Sympathie an den Tag legt, als vor drei Jahren, als ſie den allerliebſten Tag da zubrachte.

Auch die Kinder, die nicht nach der Schule gehen, haben dem Landmanne einige Augenblicke ihre Gegenwart geſchenkt. Ihre Mama hat mit vollſtändiger Vermeidung des Wortes Vetter die naſeweiſen Kleinen, die ausſehen, als ob ſie ſich vor dem Manne fürchteten, aufgefordert, ihm raſch ein Händchen zu geben und ihn zu begrüßen. Die kleine Emilie verweigert ihm ihre Hand und Lieschen hat zwar gehorcht, iſt aber mit einem leiſen: pah! wie rauh! raſch wieder zurückgelaufen, während die beiden Andern nahe daran waren, über des Mannes komiſche Ausſprache laut zu lachen, ſo daß Mama raſch den Abzug befahl.

Der Haag'ſche Vetter iſt nach Hauſe gekommen, ſehr ſpät, denn er hatte auf dem Büreau ein kleines Billet von ſeiner Frau empfangen.

Wirklich, auf den erſten Blick weiß er nicht, wen er das Vergnügen hat, zu — ach ſo, ja, richtig, ja, ja wohl, es iſt ſchon etwas lange her, aber er erinnert ſich doch, daß er mit ſeiner Frau, als ſie damals ſo gern ihren Geburtsort beſuchen wollte, einen Nachmittag dort zugebracht habe. Er findet es ſehr freundlich, daß Janſen ſich die Mühe genommen, ſie hier einmal zu beſuchen, und daß, — daß es leider regneriſches Wetter bleibt. Er fragt, wo der Gaſt abgeſtiegen ſei, und meint, daß er doch ſicher zum Eſſen bleiben müſſe à la fortune du pot. Janſen verzeihe den Ausdruck ja wohl und, nicht wahr? von Umſtänden ſei man in Geldern kein Freund.

Für die Kinder wird es ein Feſttag. Mama hat für gut befunden, ſie allein in der Kinderſtube eſſen zu laſſen; Sienchen bekommt die Hände frei, denn die gnädige Frau ſagt: Sienchen, ich werde ſelbſt decken, weil der Herr etwas mit dieſem Manne zu reden hat.

Was indeſſen zwiſchen dieſem Manne und dem Herrn verhandelt wird, iſt von ſehr geringem Belange, denn Herr von Middelneſſe redet ausſchließlich davon, daß die Reſidenz ſo außerordentlich wenig Sehenswerthes aufzuweiſen habe.

Aber die Standbilder von Wilhelm dem Schweiger zu Pferde und zu Fuß? meint Janſen.

Ja, o ja, die ſind nicht ſchlecht, ſagt Herr von Middelneſſe, ja, die müſſen Sie ſehen, und raſch hat er einen allerliebſten Plan entworfen. Morgen iſt er zwar den ganzen Tag beſetzt, ſo gern er auch den Gaſt begleiten möchte, aber nachher, nach dem Eſſen, gegen Abend, dann würde er ſich das Vergnügen nicht verſagen, denſelben einmal in der Stadt herumzuführen, es iſt dann bei Gaslicht wunderhübſch auf der Straße und die Standbilder ſieht man ebenſo gut wie bei Tag. Wiſſen Sie was, fährt der Hausherr fort, nachdem er einige Augenblicke mit den Fingern an den Scheiben trommelnd am Fenſter geſtanden und einige geflüſterte Worte von ſeiner Gattin vernommen hatte, Sie müſſen in jedem Falle dieſe Nacht unter unſerm Dache zubringen, meinen Abend widme ich Ihnen gern, und morgen, ſehen Sie, da findet ſich wohl Jemand, der Ihnen für eine Bagatelle den Weg zeigen wird. Ich für mein Theil — ja, das iſt aber auch wahr, Emilie, übermorgen früh muß ich durchaus nach Amſterdam!

Sie ſind wohl ein wenig kalt und ſteif, ſagte Janſen zu ſich ſelbſt, aber ſie wollen doch thun was ſie können; es war auch nicht recht, ſo ohne Weiteres anzukommen; ſie hatten zuvor geſchrieben, auch konnten ſie nicht riechen, daß er die Abſicht hatte, drei Tage zu bleiben. Anna-Marie hielt etwas von Ueberraſchungen, aber das war nicht Jedermanns Sache. Dem Vetter oder der Baſe nun vor den Kopf zu ſtoßen und noch einmal vom Gaſthauſe zu ſprechen, das ging nicht, ſie waren ja doch freundlich geweſen; das Briefchen von dieſem Paulet konnte wohl ein altes Briefchen ſein, Tag und Datum hatten nicht darauf geſtanden.

Nun, Vetter und Baſe, dann werde ich die Dreiſtigkeit haben, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen, ſagt Janſen, und wenn es Ihnen nicht läſtig iſt, ſo will ich nur gerade heraus geſtehen, daß ich morgen Nacht auch noch hier bleibe, um übermorgen, das trifft ſich prächtig, mit dem Vetter nach Amſterdam zu fahren.

O, das iſt wahr, ſagt der vornehme Vetter, während er heftig die Naſe ſchnäuzt, und ſeine Gattin muß raſch aus dem Fenſter ſehen, weil ſie ein Lächeln nicht ganz unterdrücken kann.

Janſen hätte wohl gern ein Tröpfchen Bitter genommen, aber —

Die gnädige Frau hat wirklich Wort gehalten, und es wurden nicht die geringſten Umſtände mit dem Eſſen gemacht, obgleich es ihr in der That etwas kärglich vorkam und ſie gegenüber dem gutmüthigen Manne eine gewiſſe Verlegenheit fühlte. Charles hatte es jedoch ſo gewollt, und Charles wollte nun einmal keine Beläſtigung durch ihre bürgerliche Familie haben.

Herr von Middelneſſe geht ſelbſt, um Wein zu holen; er kehrt mit einer Flaſche zurück, entkorkt dieſelbe und gießt ein.

Aber, mein Gott, Emilie, das iſt ja Eſſig!

Eſſig? pfui! die Flaſchen ſtehen links.

Abermals entfernt ſich Herr von Middelneſſe und entkorkt bei der Zurückkunft aufs Neue eine Flaſche. Er ſchenkt ein. Bier! Mein Himmel, Sie würden wahrſcheinlich lieber Wein trinken? Aber ſonſt iſt dieſes Bier — verſuchen Sie es einmal.

Janſen iſt ganz damit zufrieden, obgleich für keinen Pfennig Kraft in dem Biere ſitzt, und er dem Brauer, der ihm ſolches Bier liefern wollte, ſagen würde: trink das ſelbſt!

Faſt ſcheint es dem ländlichen Vetter, daß die Magen des Vetters und der Baſe in den letzten drei Jahren eingeſchrumpft ſind, denn ehe man's ſich verſieht, ſind die Schüſſeln leer, und der Vetter ſagt noch, daß er viel gegeſſen habe.

Nach dem Eſſen wird der Landmann erſucht, mit nach dem Zimmer des Herrn zu gehen, um dort eine Cigarre zu rauchen, man braucht dann nicht beim Abnehmen des Tiſches zu ſitzen und ſich durch das Dienſtmädchen geniren zu laſſen.

Janſen fügt ſich, obſchon es ihn ſehr verlangt, endlich ins Freie zu kommen.

Auf dem Zimmer des Herrn rauchen und plaudern die Vettern, und der vornehme Vetter findet die Idee, übermorgen zuſammen zu reiſen, außerordentlich angenehm, doch giebt er ernſtlich zu überlegen, ob es nicht viel zweckmäßiger wäre, wenn Janſen vom Haag nach Rotterdam ginge, um en passant die intereſſanten Städte Delft und Schiedam zu beſuchen. Delft! o Delft, da giebt es die vielen hiſtoriſchen Erinnerungen, namentlich an den Prinzen Wilhelm den Erſten —

Meinen Sie alſo wirklich, daß ich Delft zuerſt ſehen ſoll?

Gewiß, ohne Zweifel; und von Middelneſſe entwirft einen ſehr guten Reiſeplan, wobei er jedoch Scheveningen vergißt.

Aber ich wollte ja auch die See ſehen, erinnerte der Landmann.

Das iſt auch wahr. Nun, wiſſen Sie, der Cicerone, der Sie morgen begleiten wird, kann auch bis nach der See mitgehen. Sie ſehen zuerſt das Muſeum, dann das Schloß, dann Scheveningen mit der See, dort können Sie im Rothſalle eſſen, ſehen dann den

Canal, das Wäldchen u. ſ. w., und wenn Sie des Abends nach Hauſe kommen, können Sie ruhig ausſchlafen und am folgenden Morgen mit friſchem Muthe den erſten Zug nach Delft benutzen.

Janſen findet es recht ſchade, daß der Vetter am andern Tage ſo viel zu thun hat, aber das iſt nun nicht zu ändern.

Nachdem nun die Laternenanzünder ihre Runde begonnen haben, um die in Dämmerung gehüllte Stadt zu erleuchten, macht von Middelneſſe den Vorſchlag, einen Ausgang zu machen, und Janſen ſtimmt bei. Im Hausflur empfängt der Hausherr vom Dienſtmädchen die Nachricht, daß ſie die beiden Fräulein Lamſer eingelaſſen habe. Herr von Middelneſſe wollte bereits die Thür öffnen, um ſich mit dem Vetter von ſeiner Gemahlin zu verabſchieden, doch haſtig, als ob er ſich verbrannt hätte, zieht er die Hand zurück und flüſtert dem Vetter ins Ohr: O weh! da würden wir gar nicht los kommen; laſſen Sie uns raſch gehen, bevor man uns hört.

Nur zu, ſagt Janſen, indem er dem Vetter hinausfolgt, und er beſichtigt den Haag bei Gaslicht, während ſein vornehmer Begleiter, der den Hut tief in die Augen drückt, ſorgfältig die lebhaften Straßen vermeidet, weil dort gar nicht durchzukommen iſt.

111.

Was ihr mir ſagt, war damals ſchon zu ſagen,
Als noch die Sache war im erſten Stand,
Eh' unſer Kaiſer, auf ihr Flehn und Klagen,
Den Bann erließ, und Leo ſie beſtand. —
Dieß weiß der Alte klüglich vorzutragen,
Um zu zerreißen das getreue Band.
Der Kaiſer läßt vorerſt die Sache ſchweben,
Und will noch keinem Recht von beiden geben.

112.

Wie man, wenn Boreas und Auſter wehen,
Im tiefen Wald die Blätter rauſchen hört,
Wie, wenn Neptun und Aeolus ſich ſchmähen,
Die Welle nach dem Strande rennt empört,
So hört man ein Gerücht durch Frankreich gehen,
Das alles Volk aus ſeiner Ruhe ſtört.
Das gibt ſo viel zu hören und zu ſprechen,
Daß alle andern Redefäden brechen.

113.

Wenn dieſem Rüd'ger, Leo dem gefällt,
Iſt doch der größte Theil auf Leo's Seite
Zehn wohl für Einen der's mit Haimon hält!
Der Kaiſer hält ſich ruhig überm Streite.
Schon iſt ſein Parlamentsgericht beſtellt,
Daß es nach ſtrengem Recht die Sache leite.
Marfiſa, da die Freundin Friſt gewann,
Trägt nun auf einen neuen Handel an.

114.

Sie kann zu keiner neuen Ehe ſchreiten,
— So ſagt ſie - bis im Grab mein Bruder ruht.
Drum ſoll der Prinz um ſie mit Rüd'ger ſtreiten,
Hier gelt' es ſeine Kraft und ſeinen Muth!

## V.

## Drei Schlafgemächer.

Herr von Middelneſſe liegt bereits zu Bette; die gnädige Frau macht ihre Papillotten zurecht.

Es iſt unangenehm, recht unangenehm mit ſolchen Verwandten.

Lieber Gott, Charles, was kann ich dafür?

Du hätteſt nie auf die verkehrte Idee kommen ſollen, ſolche Verwandte zu beſuchen.

Du biſt doch dabei geweſen und fandeſt damals, daß es allerliebſte Menſchen ſeien.

Gutmüthig, ja, lächerlich gutmüthig, aber dumm, weißt du, dumm, ſonſt würde der Mann nicht hierhergekommen ſein.

Ja, Charles, es thut mir leid — enfin

Wenn es ihm einfällt, auch übermorgen hier zu bleiben, dann, dann — werf' ich ihn zur Thür' hinaus, oder ich bleibe den ganzen Tag in meinem Bette liegen, und du kannſt mit deinem geliebten Verwandten allein die Geſellſchaft halten und meinen Geburtstag feiern.

Sei doch nicht böſe, Charles, es iſt ja doch nicht meine Schuld; es iſt wahr, Janſen hätte klüger ſein müſſen, ſich wenigſtens eine anſtändigere Kleidung anſchaffen und feinere Sprache angewöhnen ſollen; es thut mir leid, lieber Mann, aber ich kann es doch nicht ändern; ich ſelbſt habe bereits, ſo ſchwierig es war, mein Möglichſtes gethan, um ihn vor den Kindern und Dienſtmädchen unſichtbar zu halten.

Die ganze Nachbarſchaft wird bald wiſſen, daß wir Bauernverwandtſchaft haben.

Nein, Charles, ſelbſt die Dienſtmädchen wiſſen es nicht, denn Sienchen konnte gar nicht begreifen; daß der Mann, wie ſie ſich ausdrückte, dieſe Nacht hier logiren ſollte.

Es iſt deine Sache, Emilie, dafür zu ſorgen, daß es geheim bleibt. Glücklicherweiſe macht er ſich bereits Morgen ganz früh auf die Beine und kommt nicht vor Nachmittag zurück, dann bleibt er auf meinem Zimmer und den folgenden Tag coûte que coûte muß er wieder abreiſen; ich möchte wohl wiſſen, ob Schmidt, dem wir heute Abend begegneten, mich erkannt hat. Es iſt eine fatale Lage; es giebt einmal Standesunterſchiede in der Geſellſchaft, und man muß ſeine Stellung bewahren. Sieh — Stellung — Stand — Bilder — Weg — Eiſenbahn —

Auf einer ſehr ſpärlich möblirten Bodenkammer legt der ländliche Vetter beim Scheine eines Oellämpchens die Sonntagskleider ab.

Janſen legt nicht viel Gewicht auf Pracht und Schmuck. Das Kämmerchen ſcheint ihm gut genug, und in der Bettſtelle wird er ganz gut ſchlafen.

Obſchon es ihm hier beim Vetter nicht beſonders gefällt, ſo glaubt er doch, daß Alles geſchieht, was möglich iſt. Anna-Marie verſtand das nicht. Gegenwärtig hielten die Menſchen nichts davon, wenn man ſo gerade ins Haus fiel, beſonders die Stadtleute nicht, und nun hatten ſie es doch möglich gemacht, daß er hier logiren konnte; der Vetter ſelbſt war mit ihm umhergegangen, ein bischen ſteif zwar, aber ſonſt doch —

Janſen hört Geräuſch. Man kommt die Bodentreppe herauf, zwei Perſonen nahen ſeinem Kämmerchen, aber nein, neben der ſeinigen ſcheint eine andere Kammer zu ſein, dort gehen jene hinein.

Ein gewaltiges Gähnen, ein ſolches, wobei der Gähnende ſich ſchrecklich ſtreckt und reckt, trifft das Ohr des Gaſtes, und während des Gähnens hört er die Worte: Gott ſei Dank, nun geht's zu Bette!

Janſen hielt ſich ſtill, weil er jeden Laut nebenan hören konnte, als ob er dicht dabei ſei. Jedenfalls ſchließen dort die Dienſtmädchen und nur eine einfache Bretterwand trennte die beiden Kämmerchen von einander.

Gleich nach dem Ausrufe der Gähnenden flüſtert eine andere Stimme, die Janſen nichtsdeſtoweniger ganz deutlich verſtehen konnte: Du mußt nicht ſo laut reden, der Mann liegt hier nebenan, und man hört jedes Wort!

Ei was, klingt die Antwort, die nun ebenfalls in flüſterndem Tone gegeben wird, ich werde mich vor ſolchem geldernſchen Bauern geniren! Der ſchnarcht wohl längſt wie ein Ochſe.

Haſt du gewußt, daß unſere Leute von ſo geringer Herkunft ſind? flüſterte das Kindermädchen.

Nein, aber ſie wollen es auch nicht gewußt haben, antwortet Sienchen, und man kann es ihnen eigentlich doch leicht anſehen.

Ja, entgegnet die Andere, ich habe immer geſagt, daß unſer Herr dem Klempner bei uns in Scheveningen ähnlich ſieht.

Biſt du toll?

Nein, und ich werde ihn nun einmal fragen, ob er nicht mit unſerm Herrn verwandt iſt. Der Mann hier neben iſt ihr Vetter.

Sie müſſen ſich ſchämen, meint Sienchen, und ſetzt hinzu: und ſie thun es auch nicht wenig. Als heute Morgen der Hauptmann kam, flog ſie mit ihrem Vetterchen aus der Stube, noch bevor dieſer den Fuß hineingeſetzt hatte.

Sie war bange, daß wir hören möchten, wie er ſie Vetter und Baſe nannte; aber ich habe es doch zwei Mal gehört, und es klang komiſch genug.

Beide Mädchen lachten laut auf.

Still doch, ſagte das Kindermädchen.

Mir iſt es einerlei, erwiderte die Andere, ſie hätten ihren ſchönen Vetter in die Fremdenſtube legen ſollen, aber, ſiehſt du, das wollten ſie nicht; die gnädige Frau wollte mich glauben machen, es ſei ein Bauer, von dem ſie früher immer die Butter bekommen habe, und der nun ſein Schäfchen im Trockenen habe; ſie wollte dem Manne, ſagte ſie, die Koſten ſparen und hätte ihm darum das Kämmerchen gegeben.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21122 / 044**

Es iſt das Geringſte, was es geben kann, ſo ein geldernſcher Bauer, ſagt die Andere; es wäre prächtig, wenn er bis übermorgen zu unſeres Herrn Geburtstag bliebe, ich lachte mich todt, wenn er bei der Geſellſchaft ſitzen müßte.

Sie ſind auch nicht wenig bange davor, verſichert Sienchen, denn als ich heute Abend durch unſeres Herrn Zimmer ging, hörte ich zufällig, wie er ihm bedeutete, daß er übermorgen ausrücken ſolle; meinetwegen könnte er ſchon morgen gehen, denn er bringt ſo viel Schmutz ins Haus, und nach Trinkgeldern ſieht er mir auch gerade nicht aus!

Nach dieſem Geſpräche hörte der Landmann nur noch wiederholtes Gähnen, abgeriſſene Worte und das Gekrach des Bettes, als die Mädchen hineinſtiegen.

Gute Nacht, Wieschen!

Schlaf wohl, Sienchen!

Darauf tiefe Stille.

In Janſen's Kämmerchen liegen die Sonntagskleider über dem Stuhle, und der Beſitzer derſelben ſucht lange vergeblich den Schlaf.

## VI

## Den andern Tag.

Kaum war das Ehepaar von Middelneſſe heruntergekommen, ſo trat auch der geldern'ſche Vetter in die

Frühſtücksſtube. Er war bereits ein paar Stündchen aufgeweſen und ein wenig in den Straßen umhergelaufen; er hatte nicht beſonders geſchlafen, — aber das Bett war ganz gut geweſen.

Ja wohl, ja wohl, Janſen dachte wohl daran, daß der Mann, der ihm den Weg zeigen ſollte, in einem halben Stündchen kommen würde. Ein klein Stückchen Brod wollte er nehmen, aber er hatte durchaus keinen Hunger, und dann meinte er, daß es am beſten wäre, wenn er nur gleich Abſchied nähme, da es doch viel zweckmäßiger ſei, heute Abend, nachdem er Alles geſehen habe, mit der Eiſenbahn gleich nach Delft zu fahren. Dann war er morgen früh gleich an Ort und Stelle und raſcher wieder zu Hauſe, wohin er doch auch Sehnſucht fühle.

Der Herr Vetter mußte eingeſtehen, daß es ſo allerdings am verſtändigſten ſei, ſo angenehm es auch geweſen wäre, wenn der Vetter die Nacht noch zugegeben und den Abend ganz familiär bei ihnen zugebracht hätte.

In jedem Falle müſſe er doch noch ein Butterbrod eſſen, da man ſich für die Reiſe ein wenig ſtärken müſſe, und die gnädige Frau, welche ganz der Anſicht ihres Gemahls iſt, geht an das Büffet und präſentirt dem Vetter ein Stück Käſe, aber dieſer lehnt dankend das Anerbieten ab.

Der Cicerone wartet bereits im Hausflur. Der Abſchied der Verwandten iſt im Innern des Zimmers recht herzlich. Herr von Middelneſſe ſagt, er wünſche dem Vetter eine gute Reiſe, und die gnädige Frau hofft, daß

„der Vetter“ ſeine Familie geſund antreffen werde. Zum Schluſſe ſetzt Herr von Middelneſſe noch hinzu: Sollten Sie Ihren Plan vielleicht ändern, ſo ſteht unſer Haus Ihnen offen, je länger, deſto lieber. Was die Eiſenbahn betrifft, ſo wiſſen Sie wohl, daß der Zug, mit welchem Sie nach Delft fahren wollen, um ein Viertel vor acht geht.

Ich danke Ihnen, um ein Viertel nach acht, ſagt Janſen, ich habe mir vorhin ein Päckchen Cigarren gekauft und bei dieſer Gelegenheit den Fahrplan nachgeſehen.

Ah, richtig, ganz recht; aber es iſt immer beſſer, eine Viertelſtunde zu früh, als eine halbe Minute zu ſpät, meint von Middelneſſe.

Janſen wünſcht der Baſe nochmals Lebewohl und geht dann in den Hausflur, wo ihm zufällig Siendchen in den Weg kommt.

Komm einmal hierher, Mädchen, ſagt der abreiſende Gaſt, und während er einen Gulden aus der Taſche holt und ihn ihr in die Hand ſteckt, flüſtert er dabei: Es iſt kein geldernſcher Bauer und auch kein Ochſe, aber ſeht ihn Euch einmal genau zuſammen an, ob er vielleicht dem Klempner in Scheveningen gleicht.

Feuerroth ſagt Siendchen: Danke ſchön!

Ein letztes Lebewohl wird noch zwiſchen den Männern gewechſelt, wobei Janſen glücklicherweiſe das „Vetter“ unterwegs läßt, dann geht er mit ſeinem Begleiter die Straße hinab, und während er auf die Frage des fremden

Blutſaugers kurz erwidert: Nach dem Wäldchen und an die See, reibt von Middelneſſe ſeine weißen Hände, kehrt zu ſeiner Gattin zurück und ſagt ganz entzückt:

Ueber Erwartung; es iſt, als wäre mir ein Stein vom Herzen gefallen.

Ja, ich dachte ſicher, daß er mindeſtens heute Abend zurückkommen würde, lautet die Antwort der gnädigen Frau, und ſie fügt noch bei: Es hat mich ſehr gefreut, Charles, daß du den treuherzigen Mann noch ein wenig animirteſt, und ſie giebt ihm einen Kuß der Anerkennung, den er ſich gern gefallen läßt.

Höre, Emilie, ſagt er darauf, Verwandte oder nicht, man muß ſeinen Stand ſo viel wie möglich bewahren, und man thut dies nicht, wenn man ſolche Menſchen in ſeinem Hauſe empfängt. Ich ſage, Emilie, die Standesunterſchiede ſind einmal vorhanden, und wenn man auf einer gewiſſen Höhe ſteht, darf man ſich nicht erniedrigen.

Ganz richtig! Die Standesunterſchiede ſind vorhanden, und man ſollte ſich nicht erniedrigen —

## VII.

### Aber:

Ungefähr ein Jahr, nachdem Janſen von ſeinem Ausflug wieder nach Hauſe gekommen und ſeiner Anna-

Marie von nicht viel Anderem als von der Großartigkeit der See erzählt hat, mit dem einzigen Zuſatz, daß er nicht begreifen könne, wie ein Menſch, der die große See oft ſieht, engherzig ſein könne, ungefähr ein Jahr danach empfängt der Landmann gegen Abend einen Brief folgenden Inhalts:

„Sehr werther und hochgeehrter Vetter!

„Indem wir uns ſtets mit großem Vergnügen an den Tag unſeres erſten Bekanntwerdens erinnern und uns mit nicht geringerem Vergnügen Ihren angenehmen Beſuch ins Gedächtniß rufen, bedauern wir in der That, daß wir nicht noch einmal die Freude hatten, Sie in unſerer Wohnung zu empfangen. So ſehr uns Ihr Beſuch auch jetzt noch beglücken würde, müſſen wir Ihnen doch rund heraus erklären, daß wir nicht im Stande ſein würden, Ihnen ein Nachtlager anbieten zu können, denn Sie müſſen wiſſen, verehrter Vetter, daß wir ſeit unſerem letzten Zuſammenſein eine andere und viel kleinere Wohnung bezogen haben. Ein Zuſammentreffen von Umſtänden, beſonders durch die Ihnen bekannte letzte und allgemeine Finanzkriſis verurſacht, hat uns zu dieſer und vielen anderen Einſchränkungen den Entſchluß faſſen laſſen. Der entſetzlich niedere Stand der Effecten, auf die ich vertraute und zu deren Ankauf ich gewiſſe Gelder verwandt hatte, bringt mich in dieſem Augenblicke in die bitterſte Verlegenheit, und ich würde mich darin ſehr ungern an Jemand anders als an Sie wenden, denn abgeſehen von der Familienbeziehung, in welcher Sie zu

Und wer dem andern kann den Tod bereiten,
Beſitze ruhig das erkaufte Gut. —
Der Kaiſer läßt ſogleich dem fremden Helden
Wie alles andre, ſo auch dieſes melden.

115.

Prinz Leo, der, wenn ihm ſein Einhornritter
Mit ſeiner Wunderkraft zur Seite ſteht,
Kein Abenteu'r auf Erden hält für bitter,
Und Rüd'gern ſchon zu Boden ſieht gemäht,
— Nicht ahnend daß er tief im Waldesgitter,
In Schmerz und Todesnoth verloren, geht, —
Im Wahn, er ſei luſtwandelnd fortgegangen,
Ergreift den ſchlimmen Vorſchlag ohne Bangen.

116

Jedoch in Kurzem mußt' er es bereuen;
Denn er, von dem er ſich zu viel verhieß,
Kam jenen Tag, wie in den nächſten zweien,
Nicht heim, noch daß er etwas hören ließ.
Den Kampf mit Rüd'gern hatt' er ſehr zu ſcheuen,
Wenn der bewährte Freund nicht zu ihm ſtieß.
Um nun dem Schimpf und Schaden zu entgehen,
So ließ er nach dem Einhornritter ſpähen.

117.

Die Boten gehn durch's ganze Land in Schaaren,
Den Freund zu holen zu dem neuen Strauß.
Er will ſich ſelbſt die Mühe nicht erſparen,
Er ſchwingt ſich auf das Roß, und jagt hinaus.
Doch hätt' er nimmermehr von ihm erfahren,
Und auch kein andrer aus des Kaiſers Haus,
Wenn nicht Meliſſa — doch ihr frommes Walten
Will ich dem letzten Sange vorbehalten.

---

meiner Frau ſtehen, haben Sie uns auch gar oft die unzweifelhafteſten Beweiſe Ihrer Sympathie gegeben. Ich nehme mir daher die Freiheit, ſehr geehrter Vetter, Sie höflichſt und dringend zu erſuchen, mir die Summe von 2400 Gulden gegen durch Sie feſtzuſetzende Intereſſen leihen und wenn möglich binnen drei Tagen zuſenden zu wollen.

„Die Ehre und das Glück meiner Familie hängen hierbei von Ihrer Entſcheidung ab. Laſſen Sie mich, ich bitte inſtändig darum, nicht vergeblich hoffen, erfreuen Sie mich durch die Zuſendung des Geldes und glauben Sie, daß ich immer bleiben werde

Ihr dankbar ergebener Diener und Vetter
E. von Middelneſſe.

„P. S. Unſere herzlichſten Grüße an Ihre werthe Frau, unſere Baſe, und Ihre lieben Kinder.“

Und der geldernſche Vetter? Er machte einen Gang ins Freie und überlegte ſich die Sache; es war ihm, als ob zwei Mächte in ſeiner Bruſt mit einander ſtritten: nein — ja — nein — ja.

Als Janſen nach Hauſe kam, fand ſeine Frau, daß er ſehr ſtill ſei.

Bevor er zu Bette ging, las er ein Capitel in der Bibel, des Nachts ſchlief er ruhig, und am andern Tage — da legte er zwei Papierchen von tauſend und vier von hundert Gulden in einen Brief und ſchrieb die Worte hinzu:

„Mit Gruß. Erſuche um Quittung. In Effecten ſpeculiren iſt gefährlich.

„In großer Eile.

Ihr ergebener Diener G. Janſen.“

So that der Vetter vom Lande, und Herr von Middelneſſe lachte, als er den Brief empfing, und ſeine Gattin bekam ſo entſetzliche Kopfſchmerzen, daß es ihr wirklich Mühe machte, die Augen zum Himmel aufzuſchlagen.

# Die Gattin des Gefallenen.

Von

**M. Jokai.**
(geb. 1825.)

Aus dem Ungariſchen

von

* * *

(Schlachtenbilder und Scenen aus Ungarns Revolution
1848 und 1849. Verlag von G. Heckenaſt in Peſth.)

# I.

Das zwei und vierzigſte Bataillon und die polniſchen Rothkäppler waren allein auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben.

Die Uebrigen ſind entflohen.

Nur ein Nationalgarde-Hauptmann blieb von ſeiner fliehenden Compagnie zurück, er riß ſein Porte-épée ab, ergriff eine weggeworfene Flinte und ſtellte ſich in die Reihe der Kämpfenden als Gemeiner.

Und es ertönte das ſtürmiſche Lied, das Lied des polniſchen Soldaten:

Jáczi táczi vojaczi,
Klapczi Krakoviaczi,
Cservena csapiczka,
Moja kohaniczka!

(Dieſe Soldaten da,
Krakauer Jünglinge,
Dieſe Rothkäppler ſind
Meine Geliebten!)

Und mitten darunter tönte Kanonendonner und Pferdegeſtampf und des Feindes Hurrahgeſchrei.

Und weiter, weiter zog ſingend das polniſche Häuflein, — und wurde es eingeholt von ſeinen Verfolgern, wendete es ſich um, gab Feuer und ſtellte ſich, das Bajonett fällend, zum Kampfe.

Dann zog es wieder weiter, ruhig ſein ſtürmiſches Schlachtlied ſingend; die Kanone donnerte, die Roſſe ſtampften, die Kugel pfiff.

Wenn das kleine Häuflein nicht widerſteht, wird das ganze Heer vernichtet.

Es allein hielt den nachſetzenden Feind auf, dem zehnmal ſo Viele keine Stunde lang widerſtehen konnten.

Sie kämpften bis ſpät Abends, Wunden erhielten ſie genug, aber ſie hatten noch keinen Todten.

Jetzt ſtürmt die feindliche Reiterei mit wüthendem Angriff auf ſie ein; die Schlacht gleicht dem Toſen der felſenſtürmenden Woge, die an einander geſchlagenen Schwerter und Bajonette klingen und klirren, die Kämpfenden jagen um ſich Staubwolken auf, nur die Spitzen der Fahnen ſind ſichtbar.

Die Staubwolken legen ſich; das Häuflein zieht unangefochten weiter, die nachſetzende Reiterei wendet der Ruf der zum Rückzug blaſenden Trompete, das Schlachtfeld bleibt leer.

In der blauenden Ferne ſieht man noch das Dahinziehen eines fliehenden Heeres, wie einen dunklen Wolkenſchatten, der dahintreibt auf den Feldern, gejagt von verfolgenden Winden.

Im niedergetretenen Graſe bleibt ein hingeſunkener Mann allein zurück, — ſein ſterbendes Antlitz iſt zum

Himmel gewendet, im gebrochenen Sterne ſeines Auges ſpiegelt ſich der traurige Glanz der Dämmerung.

Den himmelblauen Dolman entlang fließt das rothe, warme Blut; über das männlich ſchöne Antlitz zieht des Todes froſtige Bläſſe.

Noch einmal will er ſich vom Boden erheben, — er vermag's nicht, er ſinkt zurück, das Schwert entſinkt ſeiner matten Hand.

O Hermine! — ſeufzt er den Namen ſeines letzten Gedankens und neigt das Antlitz ins Gras, und mit der ausgeſtreckten Hand ſein Schwert ſuchend und mit den ſterbenden Lippen „Hermine“ flüſternd, ſtirbt er.

Es iſt der Garde-Capitän.

Und in der Ferne, in der grauenden Nacht tönt, immer mehr verhallend, das ſtürmiſche Schlachtlied:

— Jáczi táczi vojaczi,
Klapczi Krakoaviczi
Cservena csapiczka
Moja kohaniczka. . . . . . . . .

## II.

Seit der verlorenen Schlacht bei Budamér war ein Monat verfloſſen.

Der magyariſche Feldherr lag in Schemnitz, — ſammt ſeinem ganzen Heere umringt.

Auf vier Seiten verſuchte er durchzubrechen, auf allen vier Seiten war ihm der Weg verſperrt, — nirgends ein Ausweg.

Als er das vierte Mal die Schlacht verſuchte, wäre er bald dort geblieben. Sein theuerſter Freund wurde an ſeiner Seite erſchoſſen, unter ihm erſchoß man ſein Pferd; ein Huſar ſprengte dann zu ihm hin, erfaßte ihn an der Hand, riß ihn empor und zog ihn mit Gewalt vom Schlachtfelde.

Als er in ſeinem Quartier angekommen war, machten ihn ſeine Offiziere darauf aufmerkſam, daß ſein Cſako durchlöchert ſei.

Er nahm ihn vom Haupte, beſah ihn, — zwiſchen Kokarde und Sturmband hatte die Kugel den Cſako durchbohrt.

Warum nicht eine Spanne tiefer! ſagte kummervoll der Feldherr, und nach den mühevollen Tagen und Nächten ſank er auf ſein Lager hin, um wachend zu träumen.

Um Mitternacht weckte ihn ein wachthabender Offizier, meldend, daß eine Dame ihn augenblicklich zu ſprechen wünſche.

Der Feldherr ſtand auf, er brauchte ſich nicht erſt anzukleiden, denn er ſchlief immer in den Kleidern, dann winkte er, daß man eintreten könne.

Die gemeldete Dame trat ins Zimmer.

Sie trug ein ſchwarzes Kleid, Trauerflor am ſchwarzen Hute; ihr Antlitz war kummervoll, blaß.

Ihre ſchöne, edle Haltung, ihre ernſten, regelmäßigen Züge, ihre von großen dunkeln Brauen beſchatteten Augen waren dem Feldherrn ſo bekannt.

Ja, der durchdringende Blick dieſer dunkeln Augen, der Alabaſter dieſer Stirne, dieſe Lippen, dieſes Antlitz ſelbſt ſind lauter bekannte Erſcheinungen längſtverfloſſener Zeiten; neu an ihr iſt nur der Kummer und auf der Stirn zwiſchen den beiden Augenbrauen eine lange, ſeltſam eingegrabene Falte, die dem ganzen Geſichte ein drohendes, Unheil verkündendes Ausſehen giebt.

Der Feldherr ging auf ſie zu. Die Dame konnte lange nicht ſprechen.

Du beſuchſt mich, Hermine, in dieſer verfluchten Stunde?

Ich will mit Ihnen ſprechen, — ſagte die Dame kalt, ſich ruhig in den Armſeſſel niederlaſſend, den ihr der Feldherr angeboten.

Dieſer blieb ihr gegenüber ſtehen, mit gekreuzten Armen ſtarr der aufſchauenden Dame ins Auge blickend.

Das Antlitz Beider war ſo bleich.

Arthur, — begann nun die Dame mit voller, aber kalt klingender Stimme, — wir haben uns lange nicht mehr geſehen. Damals waren wir noch Kinder und ſpielten mit Blumen .... mit Blumen damals, jetzt mit Leben und Tod. Sie ſind ſehr alt geworden, ich noch älter. Sehen Sie, ich bin Wittwe.

Das wird meine Gattin auch bald ſein, unterbrach ſie der Feldherr bitter.

Mein Gatte fiel in der Schlacht, — fuhr die Dame fort, — auf freiem, ehrlichem Schlachtfelde, aber ich habe ihn nicht beweint; — denn ich weiß wofür er gefallen. — Seine Leiche habe ich mit schwerem Gelde erkauft; als man ihn, mit einem Mantel bedeckt, in mein Haus brachte, zitterte ich, ob er wohl verstümmelt sei? vielleicht sein Haupt abgehauen, sein Antlitz verunstaltet? Nichts von alledem. Man hatte ihn ganz gelassen. Jeder Zug seines Antlitzes war ein vom Tode besiegeltes Zeugniß, daß er muthig, als Held gefallen ist. Er hatte nur eine einzige Wunde, auch die vorn — auf der Brust. — Nur meinen Ring fand ich nicht an seinem Finger, meinen Trauring, den er damals ansteckte, als er mit mir vor den Altar trat, und seitdem nie ablegte. Es sind kaum einige Tage, seit ich diesen Ring am Finger eines Menschen erblickte. Ein junger Offizier von den Kroaten quartierte sich bei uns ein, an dessen Finger erblickte ich meinen Trauring.

Er mag ihn von einem Soldaten gekauft haben.

Nein. Er sagte, daß er ihn einem Manne abgenommen habe, den er umgebracht.

Sagtest du ihm nicht, daß jener Mann dein Gatte war?

Kein Wort. Der Offizier ist ein schöner, junger Mensch, sein blasses Antlitz täuscht den, der ihn anschaut, mit einer scheinbaren Sanftmuth, seine matten, blauen Augen verrathen das Feuer nicht, das in ihm brennt.

# Sechsundvierzigſter Geſang.

1.

Jetzt, wenn die Karten richtig mich belehren,
Bin ich nicht fern mehr vom erwünſchten Ziel,
Und ihm, der mich geführt auf weiten Meeren,
Bring' ich nun bald am Strand des Dankes viel,
Wohin ich nimmermehr zurückzukehren
Befürchtet, oder nicht mit ganzem Kiel.
Jetzt, ſcheint mir, ſeh' ich, ja fürwahr, ich ſehe,
Ich ſehe Land, ſeh' Ufer in der Nähe!

2.

Ich höre ſchon den Freudendonner hallen,
Wovon der Aether und die Welle dröhnt.
Ich höre Glocken und Trommeten ſchallen,
Daß übertäubt des Volkes Jubel tönt,
Indeß auf Einz'le ſchon die Blicke fallen
Vom Haufen, der des Hafens Dämme krönt.
Es ſcheint, daß alles ſich erfreut beweiſe,
Da ich an's Ziel gelangt ſolch' langer Reiſe.

3.

O wie viel ſchöne und gelehrte Damen,
Wie viele Ritter ſeh' ich ſtehn am Meer!
O ew'gen Dank den Freunden, welche kamen,
Sich hier zu freuen meiner Wiederkehr!
Mamma, Ginevra, andre noch vom Namen
Correggio's, ſeh' ich an des Dammes Wehr,
Veronica von Gambara mit ihnen,
Der Phöbus und die heil'gen Neune dienen.

Du haſt dich verliebt in ihn? .....

Er in mich. Er überhäufte mich mit Schmeicheleien, geſtand mir ſeine Liebe, er iſt vernarrt in mich.

Und du wirſt ihn heirathen? .....

Ich werde ihn tödten. .....

Das Handwerk verſtehſt du nicht, armes Weib.

Wahr. Hätte ich Kraft gehabt, ich hätte es längſt thun können, er ſtand vor mir, er ſchlief in meinem Hauſe, ich hätte, um in ſein Zimmer zu kommen, es nur zu wollen brauchen, im Schlafe hätte ich ihn tödten können; aber Alles iſt umſonſt — ich vermag es nicht. Und doch will ich, daß er ſterbe.

Wenn er ein braver Soldat iſt, kann ihm das ſehr bald paſſiren.

Aber ich will nicht, daß er als braver Soldat ſterbe; — nicht des Ruhmes, meinetwegen muß er ſterben; nicht auf dem ruhmvollen Schlachtfelde, — am ſchrecklichſten Herde des Todes: auf dem Richtplatze muß er ſein Leben enden.

Arme Frau, der Schmerz hat deinen Verſtand verwirrt.

Herr General, Sie waren ein guter Freund meines Gatten! — Arthur! wenn ich ſage, ich will Rache für das vergoſſene Blut meines Gatten, muß ich Den weit ſuchen, der dieſe Rache übe?

Hermine! komm doch zu dir. Ich achte deinen Schmerz, deinen Gatten ehrte ich, und wenn ich in dieſem Augenblicke Einzelne bedauern könnte, möchte ich ihn beweinen; aber konnteſt du je denken, daß ich mit einem ganzen mir anvertrauten Heere keinen andern Beruf kennte, als irgend Einen, und wenn es mein beſter Freund, mein Bruder, mein Vater wäre, zu rächen? Daß den Bewegungen meines Heeres nur der Gedanke zu Grunde liege, den Mann, der ihn getödtet, zu ſuchen, zu verfolgen? Und ſelbſt wenn ich ihn endlich fände, könnte, dürfte ein ehrlicher Soldat einen ehrlichen Soldaten deßhalb tödten laſſen, weil er in der Schlacht, auf offenem Schlachtfelde Den getödtet, den ich liebe? Du kannſt das thun, weil du Weib und Gattin biſt, ich nicht, weil ich Soldat und Feldherr bin.

Sie halten mich für wahnſinnig, Herr General! — ſprach die Dame, ihr großes, dunkles Auge erhebend; — ich wollte nicht, daß Sie jenen Menſchen aufſuchen. Ich werde ihn herbringen. Ich werde ihm ſelber Urſache verſchaffen, daß Sie mit Fug und Recht ihn dem Kriegsgeſetze gemäß tödten laſſen können. Und wenn mein Plan auch ein ganzes Jahr brauchen ſollte, nach einem Jahre müßte er gelingen. Ich brächte ihnen den Mann her, würde ihnen erzählen: Der hat das und das verſchuldet! Ihr Kriegsgericht fällte im Sinne der Kriegsgeſetze das Urtheil über ihn, Sie müßten nur den Stab über ihn brechen und es ausſprechen: Bei Gott iſt Gnade! — Ihm dann ſagen, wenn er ſterben geht: Nicht ob dieſer deiner Vergehen ſtirbſt du ſo, ich bin's, die dich tödtet, für das vergoſſene Blut ihres Gatten, — das wäre dann meine Sache.

O Hermine, wie glücklich biſt du in deinem Haſſe! Du haſt Racheplähe für ein ganzes Jahr .... nach einem Jahre, wo werden wir ſein? Wer wird von uns übrig bleiben?

Wenn wir nicht mehr ſein werden, hören wir auf zu fühlen, und das iſt mir auch recht. Ich zittere vor dem Tode nicht, aber ſo lange ich lebe, vergeſſe ich nicht.

Gute Hermine! Du haſt mir genug geſprochen von deinen Leiden, laß mich nun allein mit den meinigen, ich liebe es weniger, von ihnen zu reden. Auch ich habe Todte, und zwar ſehr viele, und werde noch mehr haben.

Ich verlaſſe dich nicht. Ich weiß Alles, was mit dir geſchehen. Du biſt umringt und mußt dich entweder ergeben oder ſammt dem Heere zu Grunde gehen. Drei Nächte hindurch ſtreifte ich durchs Lager des Feindes, bald als Marketenderin, bald als Bauernmädchen, einmal ſogar als Mann verkleidet. Von allen Seiten ſind dir die Wege verſchloſſen. Geſtern, als man dich an der Brücke zurückſchlug, hatteſt du noch Glück, du wärſt dort zu Grunde gegangen, du kannſt den Bergpaß nicht hinaufziehen. Das Defilé bei Szélakna iſt ſo mit Kanonen beſetzt, daß du dort die Hälfte deines Heeres verlieren und doch nicht durchkommen kannſt; aber wenn du den Batterieen daſelbſt in den Rücken kommen könnteſt, wäre jenſeits der Weg ganz frei, denn von dort bis zum Branyiszkoer Berge iſt keine einzige Ortſchaft beſetzt. Du brauchteſt etwa nur zwei Bataillone und einige Sechspfünder in den Rücken der das Defilé ſchützenden Batterieen zu ſchaffen.

Der Feldherr lächelte bitter.

Durch die Luft, nicht wahr?

Nein, unter der Erde.

Die Dame hatte dieſe Wort ſo ernſt geſprochen, daß das Lächeln des Feldherrn nach denſelben ausblieb.

Ja, unter der Erde. Ich erinnere mich, daß wir, als ich in meinen Kinderjahren im Geburtsorte meiner Mutter mit meinen kleinen Gefährtinnen in dieſem Gebirge herumſtreifte, in der Seite des Berges oft einen tiefen unterirdiſchen Tunnel fanden, an deſſen Mündung wir häufig Verſteckens ſpielten. Einmal machten böſe Buben Jagd auf uns; meine Gefährtinnen liefen nach allen Winden, ich aber floh in die Grubenmündung. Einige Buben liefen mir nach und ſchreckten mich in die Höhle hinein. Ich ging noch tiefer; ein niedriger, aber hinreichend breiter Gang dehnte ſich vor mir aus, und ich ging immer tiefer ins Innere. Das Geſchrei der Buben hörte ich fortwährend, die wiederhallende Höhlung machte mir dasſelbe noch furchtbarer, und ich lief im Finſtern, den Athem zurückhaltend, umher tappend, über Gerölle und kothige Erdſchollen hin. Vor der Finſterniß und der Einſamkeit fürchtete ich mich weniger als vor den Knaben, und deßhalb ging ich immer vorwärts. Plötzlich ſchien es mir, als ſähe ich Licht vor mir, weit, ſehr weit blinkte ein dunkler Flimmer mir entgegen. Dem eilte ich zu. Das Licht ſchien mir immer näher zu kommen, das hereinſchimmernde Außenlicht brach ſich, gleich einem Silbernebel, Bahn in die dichte unterirdiſche Finſterniß. Nach beinahe einſtündigem Laufen kam ich wieder an die freie Luft, und ich glaube nicht, daß ich dieſen Weg, damals aus Furcht ſo ſchnell gemacht, mich getrauen würde noch einmal zu machen.

Der Feldherr lauſchte den Worten der Dame erwartungsvoll.

Als ich ins Freie gekommen war, ſah ich einen dichten, verwildert finſtern Fichtenwald vor mir, aus dem ich nirgends einen Ausweg fand. Weinend ſetzte ich mich auf einen umgeſtürzten Baum nieder, und dort fanden mich Arbeiter aus den Hammerwerken, die mich auf einem kleinen Umweg in ein Dorf führten. — —

Der Name jenes Dorfes? . . . unterbrach ſie ungeduldig der General.

Szélakna. . . . .

Das Antlitz des Feldherrn ſchien zu brennen, ſeine Augen glänzten, er trat zur Frau hin, drückte ihr die Hand, umarmte ſie.

Sprich, rede weiter! ſprach er, und ſeine Lippen bebten vor Freude.

Mein Großvater, der Profeſſor, dem ich's erzählte, anſtatt daß er mich, wie ich befürchtete, geſtraft hätte, ſchien ſich über die Entdeckung ſehr zu freuen, und ſo viel ich mich erinnere, ſagte er triumphirend: Das wird der „Kuruzenſteg" ſein, durch welchen Franz Rákóczy II. (in den Ihrigen ähnlichen Umſtänden) ſein cernirtes Heer unter der Erde fortführte. Solche verlaſſene Bergwerkshöhlen findet man auch anderswo; es ſind dies die ſogenannten Erbſchächte, die das Recht haben, daß ſie von den Erträgniſſen der über ihnen befindlichen Bergwerke ein Zehntheil erhalten müſſen, weil ſie die Waſſer der erſteren ableiten; die aber dieſes Recht verlieren, wenn ein noch tiefer liegender Schacht im Berge gehauen wird; dann werden ſie verlaſſen, vergeſſen, was aber auch dann geſchieht, wenn die über ihnen befindlichen Bergwerke keinen Ertrag mehr bieten.

Und du biſt der Meinung, daß außer dir kein Menſch dieſen Tunnel kennt?

Die Oeffnung — ja, aber das weiß Niemand, daß er bis ans andere Ende des Berges führt, denn jenſeits des Berges iſt die Oeffnung ganz verſchüttet, ſo daß man ſie von außen gar nicht bemerkt. Mein Großvater hat dieſe Entdeckung aus einer gewiſſen, bei Gelehrten ſo häufigen, Eiferſucht bis an ſein Lebensende geheim gehalten.

Könnteſt du mich hinführen?

Ich kam, um dies zu thun. Nicht um Sie mit meinen Klagen zu langweilen, ſondern um Sie zu retten, bin ich gekommen. Gehen Sie mit mir.

Die Dame hüllte ſich in ihren Mantel; der Feldherr gürtete ſein Schwert um. Zwei Ordonnanzoffiziere folgten ihnen in der Ferne mit brennenden Fackeln, und ſo ſchritten ſie dahin in der Winternacht.

Die Erde war weiß, der Himmel ſchwarz. Die Gegend war ſtumm nach lärmender Schlacht.

## III.

Mit ſicherer Ortskenntniß führte die Dame den Feldherrn an die beſprochene Stelle.

Sie gingen neben einander, eilend, düſter; ihre Unterhaltung beſtand bloß aus einzelnen, kurzen Worten.

Bei einer Bergwindung blieb die Dame ſtehen, nahm dem einen Begleiter die Fackel aus der Hand, gab die des andern dem Feldherrn und winkte den Begleitern, daß ſie zurückgehen ſollten.

Der Feldherr blickte ſie fragend an.

Ich will nicht, — ſprach die Frau flüſternd, — daß Jemand dieſen Ort kenne, ehe du in Sicherheit biſt.

Aber das ſind meine vertrauteſten Leute.

Ich traue Keinem.

Aber du, eine Frau — und mit mir allein —

Die Dame blickte mit erhabenem Schmerze den Feldherrn an. — In dieſem ſchwarzen Kleide! ſprach ſie aufſeufzend.

Und in dieſer ſchwarzen Stunde! ſetzte der Feldherr hinzu, und dann gingen Beide ohne Begleitung in die Tiefe des Thales, zwiſchen den mit gefrornem Schnee bedeckten Bäumen, in der wegloſen Schneewüſte, voran die Dame, hinter ihr der Feldherr; die lohende Fackel warf ein wildes Licht auf ihre düſtern Geſichter.

Im Keſſel der Bergwindung, in eine kahle Bergwand gehauen, gähnte die verrottete Schachtmündung.

Verwildertes Geſträuch überwucherte die Oeffnung, grünes Gras ſproßte darin, ſo weit der Strahl der Sonne reichte. Im Winter bedeckt ſie der Wind mit Schnee. Die Oeffnung iſt kaum von mehr als Menſchenhöhe, ihre Seiten ſind ſchräg, wie die Thürſeiten ägyptiſcher Gebäude, und vorn mit zuſammengekerbten Balken gefüttert.

Die Dame trat zuerſt in den Tunnel, mit ihrer ſchönen, weißen Hand die hinderlichen bereiften Stauden beiſeite biegend; — ihr folgte der Feldherr. Durch den herabgelaſſenen Schleier der Dame blitzten ihre großen, dunkeln Augen.

Die Höhlung iſt ein wenig vernachläſſigt, es iſt ſchwer in ihr fortzukommen, ſprach die Wittwe, aber wo ſo viele Hände zu Gebote ſtehen, kann man ſie binnen einigen Stunden wegbar machen. Der Gang iſt auch für Kanonen breit genug.

Und ſie drangen immer tiefer ins Herz des Berges, voran die Dame im ſchwarzen Gewande, mit lohender Fackel, hinter ihr der Feldherr im grauen Mantel. An manchen Stellen war es da im Eingeweide der Erde ſo warm, wie in ſchwülen Sommermittagszeiten; dort brauſ'te wieder das unterirdiſche Waſſer wie ein Platzregen nieder, die Kleider der unter ihm Hingehenden durchnäſſend.

In der Mitte des Tunnels ſah man den Schachtbrunnen, eine tiefe, ſehr lange, brunnenförmige Kluft, die hinanreicht in unendlicher Höhe, wie ein rieſiger Schornſtein, ganz hinauf bis zur Spitze des Berges; und ihre Oeffnung daſelbſt ſieht da unten, in der Tiefe von mehrern hundert Klaftern, wie ein viereckiger Stern aus; dann geht die Kluft wieder abwärts hundert und hundert Klafter tief in das erzerzeugende Eingeweide der Erde; — die Triebſtange der Mühle, der ſchwere Pflugbalken iſt jetzt noch ſichtbar, welcher den Strick auf und niederzog, an dem die Bergknappen in die Grube fuhren oder wieder aufſtiegen, oder die Steine der rohen Erze in großen, harten Fellen hinaufgezogen wurden.

Die tiefe Oeffnung ſteht ganz unverdeckt neben dem Gange.

Die Dame blickte ſchaudernd hinab.

Als ich das erſte Mal da durchging, bemerkte ich das nicht; — wie leicht hätte ich hinabſtürzen können.

Weiterhin floß ein Bächlein über den Gang.

Dies war damals auch nicht da; — man hatte es gewiß früher oben durch einen Kanal geleitet, der mag nun verdorben ſein, und der Bach brach ſich hier eine Bahn.

Die Dame konnte nicht durchs Waſſer gehen, der Feldherr hob ſie auf ſeine Arme, ſie neigte ſich auf ſeine Schulter.

Das Antlitz Beider war ſo düſter, ſo bleich.

Einſt, — vor langer Zeit, — wären ihre Wangen bei ſolcher Gelegenheit nicht ſo bleich geweſen, aber das ſchwarze Kleid und die ſchwarze Stunde! . . . .

Jenſeits des Baches ſetzte der Feldherr die Dame wieder nieder. Bald darauf erreichten ſie das andere Ende des Tunnels, das ganz verfallen war. Der Feldherr mußte mehrere große Steine aus dem Wege wälzen, damit ſie hinaus konnten, und da ſahen ſie ſich in der Mitte eines wilden, finſteren Fichtenwaldes.

Aus der Ferne hörte man das Geſchrei der die Runde machenden Wachtpoſten des feindlichen Heeres.

Der Wald war ſo dunkel, daß man nicht durchblicken konnte.

Jetzt Gott mit Ihnen, ich gehe weiter, ſprach die Dame, dem Feldherrn ihre Hand entgegenſtreckend.

Wo denkſt du hin, Hermine? In dieſem Walde, in ſolcher Nacht. . . . .

Es iſt dies nicht mein erſter Gang in ſolcher Zeit, auf ſolchem Wege. Nicht weit von hier wohnt ein Müller, der mich gut kennt, den werde ich aufſuchen, bei ihm werde ich Bauernkleider anziehen und weiter gehen.

Warum ſo eilig?

Sie haben's ſchon vergeſſen, ich aber nicht, daß ich im Hauſe meines Gatten einen Mann zurückließ, der meinen Gatten getödtet; zu dem eile ich. Gott mit Ihnen!

4.

Ich ſeh' vom gleichen Blut noch eine zweite
Ginevra, Julien ſeh' ich nebenan,
Hippolyten von Sforza, die geweihte
Trivulzia mit dem heil'gen Talisman;
Emilia ſteht an Margheritens Seite,
Angela Borgia, Graziosa dann.
Ricciarden Eſte ſeh' ich mit den ſchlanken
Geſchwiſtern, mit Dianen und mit Blanken.

5.

Barbara Turca, züchtig, ſchön und weiſe,
Sieh dort mit ihrer Freundin Laura ſtehn;
Nicht kann die Sonn' auf ihrer weiten Reiſe
Von einem Pol zum andern Beſſ'res ſehn.
Ginevren ſieh mit ihrem Ruhm und Preiſe
Das Haus der Malateſta ſo erhöhn,
Daß überglänzt iſt, was von Edelſteinen
Die Schlöſſer großer Könige vereinen.

6.

Ja, theilte dieſe Rimini's Gefahren,
Als Cäſar, der erſt Gallien beſiegt,
Gen Rom ſich wandte mit den kecken Schaaren,
Am Fluß noch zweifelnd, der dazwiſchen liegt,
Mit ſeinen Lorbeern und mit ſeinen Aaren
Hätt' er zu ihren Füßen ſich geſchmiegt;
Geſetze hätt' er von ihr angenommen,
Und nimmer wäre Rom in's Joch gekommen.

7.

Die Gattin, Mutter, Schweſtern ſind erſchienen,
Die Muhmen meines edlen Bozolo,
Auch die Visconten, die Pallavicinen,
Die Bentivoglien, die Torellen ſo.

Ich laſſe dich nicht allein gehen, Hermine, ich werde dich bis hin begleiten oder wenigſtens bis zum Ende des Waldes.

Vergeſſen Sie nicht, daß Sie Führer von zwanzigtauſend Menſchen ſind, die Sie befreien müſſen und zwar eilends. Gott mit Ihnen! Wir werden uns noch öfters treffen.

Das geheimnißvolle Weib entfernte ſich nach dieſen Worten raſch und allein in den Wald, ſelbſt die Fackel löſchte ſie aus, die ſie mit ſich genommen, und verſchwand dann zwiſchen den dichten Bäumen, deren Laubwerk in der winterlichen, weißen Welt allein ein düſteres, melancholiſches Grün behalten hatte.

Der Feldherr blickte der ſich Entfernenden lange nach, dann wendete er ſich um, durcheilte den unterirdiſchen Gang, und noch dauerte die lange Winternacht, als er in ſeiner Wohnung ankam.

Augenblicklich ließ er alle ſeine Pionniere ausrücken, das Heer aufſtellen, und nachdem der unterirdiſche Gang mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit wegbar gemacht worden war, ſchickte er die Beſten ſeines Heeres durch denſelben voraus.

Der verlaſſene Schacht hallte wider von ungewöhnlichem Getöſe, die ſeit Jahrhunderten hier wohnende Finſterniß wurde durch eine ungewöhnliche Helle aus ihrem Neſte gejagt. Die von den Fackeln rechts und links geworfenen Schatten erſchienen allenthalben wie geſtaltloſe Gnomen, die mit drohendem Fluge in den Riſſen der harten Felswand verſchwanden.

Der Feldherr und alle Offiziere leuchteten den Arbeitern mit Fackeln, und ſo wie die Pionniere voran die Felſen und Erdwürfe ebneten, folgten ihnen auch ſchon die ſchwer rollenden Kanonen, welche fünf bis ſechs Pferde auf dem ſumpfigen Boden kaum im Stande waren fortzuziehen; die Soldaten ſelber ſchoben ſie an den Radſpeichen weiter, wenn eine hie und da ſtecken blieb.

Noch währte die endloſe Winternacht, und ſchon hatten die Beſten des Heeres mit einigen Kanonen den Tunnelweg zurückgelegt. Der dichte Fichtenwald verbarg ſie vor dem Blicke des feindlichen Heeres.

Und als der Tag zu grauen anfing, ſetzte ſich das wackere Heer von der Seite der Stadt her auf der Landſtraße nach Szélakna in Marſch.

Der Feind erwartete ihren Angriff ruhig in ſeiner feſten Poſition.

Aber nach dem erſten Kanonendonner erſchien in ſeinem Rücken das durch den Tunnel gezogene Corps, und das cernirende Heer, damit es nicht zwiſchen zwei Feuer gerathe, war genöthigt, eine Bewegung aus der Flanke zu machen, weg von der Landſtraße, und ſo dem wackern Heere freien Weg zu gönnen.

So befreite der Feldherr ſein Heer, als Jeder dies ſchon verloren glaubte.

Sein Glücksſtern begann damals am Himmel zu leuchten.

## IV.

Die Wittwe kam in ihrer fern gelegenen Wohnung an.

Aber Den, um deſſentwillen ſie kam, den jungen Stabsoffizier fand ſie nicht mehr da.

Eine Heeresbewegung hatte ihn eine Station weiter geſchoben, und die in ihr Haus eintretende Wittwe fand daſelbſt außer einer Handvoll gemeiner Soldaten auch einen Subalternoffizier in ihrem Zimmer, der die Eintretende barſch mit der Frage anfuhr: was ſie da ſuche?

Ich bin die Frau dieſes Hauſes, antwortete ſie trocken.

Sehr wohl, ſagte der Lieutenant, ich habe eben Ordre erhalten, die Frau, ſobald ſie ankommt, auf die nächſte Station zu ſenden.

Ordre? Von wem und weßhalb?

Von demſelben Major, der vor mir hier war und der mein Vorgeſetzter iſt; weßhalb? darauf kann ich nicht antworten, das iſt meine Sorge nicht.

Die Frau widerſprach nicht, ſondern befahl ſogleich dem Fuhrmanne, der ſie hieher gebracht, ſie nach dem bezeichneten Orte zu fahren, dem Lieutenant aber übergab ſie die Schlüſſel von ihrem Zimmer, mit ſarkaſtiſcher Kälte bemerkend: — Wenn Sie ſchon mein Haus in Beſchlag genommen haben, tragen ſie zugleich Sorge für mein Eigenthum.

Der Lieutenant rief drei Grenadiere und befahl ihnen, ſich auch mit auf den Wagen zu ſetzen.

Wozu das? fragte die Frau mit verletztem Stolze.

Sie werden Sie begleiten, Madame.

Geſchieht das im Sinne des Befehls? fragte die Frau mit ſcharfer Betonung.

Es iſt ſo Brauch, Madame! erwiderte der Offizier und ſchlug die Thüre hinter ſich zu.

Die Grenadiere ſetzten ſich in den Wagen neben und gegenüber der Frau.

Sie war leichenblaß, ſelbſt ihre Lippen waren weiß vor Wuth, aber ſie ſchwieg und verrieth nicht, was in ihr vorging.

Auf dem Wege begann ſie mit den Grenadieren zu ſprechen, alle Drei waren Polen; ſie ſprach mit ihnen viel von ſonderbaren Gegenſtänden, kühnen Ideen, von großen, wunderbaren Thaten. Die Grenadiere hörten ihr aufmerkſam zu, ſchauten und ſtaunten ſie an und ſtaunten ſie immerfort an, — unbewußt ſaugten ſie von Augenblick zu Augenblick das verführeriſche Gift ein, das die Worte der Frau enthielten, und als der Fuhrmann in einer Ortſchaft vor dem Wirthshauſe hielt, um ſeine Pferde zu füttern, fragten ihn die drei Grenadiere, in welcher Richtung die ungariſchen Heere ſtünden?

Und alle Drei wurden Ueberläufer!

Die Frau blieb allein. Auch ſie hätte durchgehen können, wenn ſie Luſt gehabt hätte. Aber ſie that es nicht; wenn ſie jener Mann auch nicht gerufen hätte, ſie hätte ihn aufgeſucht. Sie ließ ſich nach der bezeichneten Ortſchaft fahren, dort bezahlte ſie den Fuhrmann und ſendete ihn zurück, der auch hinging, woher er gekommen, nach Hauſe, in ſeine Heimath im dritten Comitate, und nach ſeiner Abfahrt konnte der Dame Niemand beweiſen, wie ſie hierher gekommen.

Hermine ſuchte den Major auf, zu dem ſie geſendet wurde. Mit einem Geſichte, in dem keine Spur des Zornes war, trat ſie bei ihm ein, und als ſie an ſeinem ſchönen, jugendlichen Geſichte die ungewöhnliche Kälte, die zurückweiſende Strenge bemerkte, that ſie, als wäre ſie erſchrocken darüber, und fragte ihn bebend: Herr Major, Sie zürnen mir?

Man hätte glauben ſollen, dieſes Weib habe jetzt Furcht, zittere, während ſie doch den Anfang machte zur Ausführung jenes Planes, der den Gegenſtand ihrer Rache verderben ſollte.

Madame, — ſprach der Major mit erzwungen kalter Stimme, Sie werden verzeihen, daß ich Sie hieher bringen ließ, aber die Pflicht ......

Erlauben Sie mir, Sie haben mich nicht hierher bringen laſſen, ich bin freiwillig hieher gekommen.

Der Major ward betroffen.

Und hat Sie nicht mein Offizier hergeſendet, den ich in ihrem Hauſe zurückließ?

Die Dame lächelte, erröthete, ſchlug die Augen nieder .... Alles Berechnung ....

Ihr Offizier hat mich allerdings geſendet, aber nicht hieher. Er that mir zu wiſſen, daß Sie mich fortbringen laſſen wollten, und redete mir zu, mich irgendwo und zwar an einem ſolchen Orte zu verbergen, den nur er wiſſen würde. Da ich aber bemerkte, daß der Mann mich mit ſehr ſonderbaren Blicken anſchaute, wollte ich mich lieber Ihnen, als ihm anvertrauen.

Der Major ſchlug wüthend mit der Fauſt auf den Tiſch. — Augenblicklich holt mir den Lieutenant! rief er ſeiner Ordonnanz zu . . . Wäre Jener in dieſem Augenblicke gegenwärtig geweſen, der Major hätte ihn vielleicht durchbohrt. Ungehorſam gegen ſeine Befehle, Bündniß, Einverſtändniß mit Derjenigen, die er gefangen nehmen ſollte, das Alles iſt Grund genug, um den Zorn des Vorgeſetzten zur Vergeltung zu reizen, um wie viel mehr, wenn die Flamme dieſes Zornes noch von der aufgeſtachelten Eiferſucht angefacht wird!

Solche Bewegung wußte die Frau durch einige Worte zu erwecken.

Sie ſind alſo allein gekommen? fragte ſie der Major, aber nicht mehr mit kaltem, gezwungenem Tone, ſondern leidenſchaftlich aufgeregt.

Ganz allein, wie Sie ſehen.

Und was bewog Sie, doch herzukommen?

Die Frau faltete ihre Hände und warf ſolch verführeriſchen, ſolch lächelnden, ſolch zur Hölle lockenden Blick auf den Soldaten!

Und Sie könnten es nicht errathen?

Der junge Offizier war ganz hingeriſſen von dem Zauber dieſes Blickes. — Dieſes betäubende Lächeln, dieſer ſinnberückende Glanz in den großen, ſchmachtenden Augen ließen ihn vergeſſen, daß Angeklagte und Richter einander gegenüber ſtanden. Er ſank hin zu den Füßen des Weibes, bedeckte ihre Hand mit Küſſen und konnte ſich ihrem lächelnden Blicke nicht entwinden.

Hätte er auf der Stirne dieſes lächelnden Antlitzes die drohende, gerade Falte geſehen, die kalt und unveränderlich über dem Maskenſpiel der lügneriſchen Geſichtszüge wachte ......

Aber vor Allem bitte ich Sie, ſprach die Dame, ſich affectirt zurückziehend, reden wir von dem, weßhalb Sie mir zürnen, weßhalb Sie mich, wenn ich nicht freiwillig gekommen wäre, mit Gewalt hätten herbringen laſſen.

Der Major warf ſich ſchäkernd aufs Sopha hin und zog die Dame neben ſich nieder, indem er ſprach:

Wären Sie weniger fähig, etwas zu errathen, als ich?

Aber ohne Scherz, eine Urſache, einen Titel muß es doch geben, um mich aus meinem Hauſe durch Befehl herrufen zu laſſen.

Sie waren lange nicht zu Hauſe, und die Leute ſagten, daß Sie ſich im Lager der Ungarn als Spion aufhielten. Ich hatte alſo das Recht, Sie einzuziehen und zur Rede zu ſtellen.

Die Leute haben wahr geſprochen.

Wie? ſprach der Offizier betroffen und blickte wieder ernſt in das Antlitz des Weibes.

Aber kein Zug desſelben veränderte ſich.

So iſt's, ich komme von dort. Das wiſſen die Leute ganz recht. Nur das wiſſen ſie nicht recht, für wen ich ſpionire, ob für die Kaiſerlichen oder für die Magyaren.

Der Major fing an Verdacht zu ſchöpfen.

Madame, es thäte mir außerordentlich leid, wenn ich Sie auf Behauptungen ertappen würde, die mir den Gedanken aufdrängten, daß Sie nicht immer die Wahrheit ſprechen; es iſt beſſer, wenn wir nicht mehr davon reden. Denn möglich wär' es, daß jene traurige Pflicht, die mir befehlen würde, Ihre lange Abweſenheit zu rächen, ſtärker wäre, als die Freude, die mir Ihre Anweſenheit erregt.

Nein, wir wollen davon ſprechen. Sie haben doch gewiß auch noch andere Spione, nehmen Sie die Berichte derſelben zur Hand und ſehen Sie, ob ich nicht wahr ſprechen werde.

Gut, ich werde Sie nur Eins fragen, ſprach der Major, in ein zuſammengelegtes Papier blickend: auf welcher Seite rüſtet ſich das revolutionäre Heer in Schemnitz am ſtärkſten zur Vertheidigung?

Auf keiner, — es iſt nicht mehr dort.

Den Major machte dieſe Antwort betreten.

Hat er ſich doch Bahn gebrochen gegen Kremnitz?

Durchaus nicht, — er ging gen Szélakna.

Aber das iſt unmöglich! rief der Offizier, mit der Hand aufs Papier ſchlagend. Der da ſchreibt, daß ihm bei Szélakna ſolch eine Macht entgegenſtehe, daß er dort die Hälfte ſeines Heeres verlieren könne, wenn er durchbrechen wolle.

Ihre Spione taugen nichts! ſprach die Dame, indem ſie ihm das Papier aus der Hand nahm und es zerriß. — Der revolutionäre Feldherr iſt, ohne einen Mann verloren zu haben, auf der Landſtraße abgezogen, am hellen, lichten Tage beim Schalle der Muſik. Seitdem wird er unter Branyiszkó ſein.

Das iſt Unſinn, iſt Unmöglichkeit!

Die dortigen Befehlshaber haben dasſelbe geſagt, als ich ſie im Voraus warnte. Ich wußte es gewiß, daß der Feldherr durch einen Marſch über das Gebirge dem Szélaknaer Cernirungscorps in den Rücken fallen wollte; aber die Herren Befehlshaber glaubten ihren officiellen Spähern mehr, die den Scheinangriff auf Körmöcz berichtet hatten.

Der Offizier war aus ſeinem Staunen noch nicht herausgekommen, als ihm ein Courier Depeſchen brachte, die ihm wörtlich das anzeigten, was ihm die Dame ſo eben geſagt hatte.

Habe ich wahr geſprochen? fragte mit triumphirendem Antlitze das Weib.

Der Offizier reichte ihr die Hand.

Und wiſſen Sie nicht, wie ſie entkommen ſind? — fragte er die Dame.

Ich glaube, auf den Bergwegen, — antwortete ſie unſchuldig.

Unter der Erde! Durch den Berg!

Wunderbar! ſagte ſie, ihre Hände zuſammenſchlagend. — Faſt unglaublich!

Und in den Zügen des Weibes war das Staunen, die Ueberraſchung ſo lebenswahr ausgedrückt.

Wer hätte es zu ahnen gewagt, daß eben ſie es war, die dieſen Weg dem Feldherrn entdeckt hatte?

Der Major fühlte ſich klar überzeugt, daß die ſchöne Frau nicht nur für das Intereſſe ſeines Herzens, ſondern auch für das der Sache, welcher er diente, gewonnen ſei; — die Unterhaltung begann immer wärmer zu werden, die Frau ſcherzte, kokettirte; der junge Offizier ſchmiegte ſich immer näher an ſie, erſt küßte er ihr bloß die Hand, dann ſchloß er den Arm um ihren ſchlanken Leib; — das Alles geſchah jedoch nicht ohne Widerſtand. Endlich vermochte er die vollen rothen Lippen der Dame nicht mehr zu ſehen, ohne daß er ſich etwas Süßes dabei gedacht hätte; — jeder Blick der bezaubernden Augen machten ihn noch trunkener, er ſchmiegte ſich noch näher an ſie, — als plötzlich eine barſche Stimme an ſeinem Fenſter laut ward, die Thüre ſich öffnete und der gerufene Lieutenant höchſt vertraulich eintrat.

Wer immer jetzt eingetreten wäre, hätte aus ganz natürlichen Urſachen auf einen mürriſchen Empfang rechnen können, — wie viel mehr der fragliche Lieute-

Doch allem nimmt die Eine dort bei ihnen,
Was Griechen, Römer und Barbaren froh
Von Frauenhuld und Frauenwerth beſungen,
Den Preis und Kranz der erſten Huldigungen:

8.

Julia Gonzaga, der, wohin ſie immer
Den Fuß, die heitern Sternenaugen kehrt,
Jedwede nicht nur weicht an Glanz und Schimmer,
Nein, ſie als neugeſandte Göttin ehrt.
Die Schwäg'rin ſieh bei ihr, die nun und nimmer
Dem böſen Glück geopfert ihren Werth,
Das ihre Treue zu beſiegen deuchte. —
Anna von Aragon, del Vaſto's Leuchte!

9.

Anna, der Keuſchheit, Lieb' und Treue Tempel,
Die Edle, Schöne, Gute, Weiſe hält
Die Schweſter, die der höchſten Schönheit Stempel
Vor allen Frauen trägt in dieſer Welt.
Sieh jene, die, ein einziges Exempel,
Von Höllenwächtern, Parzen, Tod umgellt,
Zum Himmel hob, vom düſtern Reich der Schatten,
Um dort zu glänzen, ihren Heldengatten.

10.

Und nun die meinigen, Ferrara's Frauen,
Und die vom edlen Hofe von Urbin,
Von Mantua, von den lombard'ſchen Gauen,
Die Frau'n, die im Toscanerlande blühn.
Und darf ich noch den guten Augen trauen,
Die in dem Glanz der Schönheit faſt verglühn,
So iſt der Herr, der zwiſchen ihnen ſchreitet,
Accolti, der Arezzo's Ruhm verbreitet.

nant, in welchem der Major einen ungehorſamen Untergebenen und, was mehr, einen heimlichen Nebenbuhler zu erkennen vermeinte.

Kommen Sie ins andere Zimmer! fuhr ihn mit zürnender Stimme der Major an, und nachdem Jener ihm in den Nebenſaal gefolgt war, begann er ihn mit einer furchtbaren Vorleſung über Subordination und Pflicht zu regaliren, und über jene Fälle, die als Verrath gelten.

Der Lieutenant riß vor Erſtaunen Mund und Augen auf, und ſich einigermaßen nach der vertrauten Situation orientirend, in welcher er ſeinen Major neben der hergeſendeten Dame gefunden, glaubte er ſich mit nichts beſſer gegen die noch unbekannte Anklage vertheidigen zu können, als wenn er verſicherte, daß er der fraglichen Dame gegenüber ſich ſtets einer ausnehmenden Zartheit und Höflichkeit befliſſen.

Eben das iſt ja Ihr Vergehen! Sie hatten nicht die Weiſung, höflich, ſondern die, ſtreng zu ſein.

Der Offizier war verlegen. Er glaubte, daß man wegen Vernachläſſigung der Strenge eben nicht habe klagen können.

Sie ließen die Angeklagte, die ich einziehen ließ, ganz allein zu mir kommen.

Der Offizier behauptete, daß er ſie in Begleitung von drei Grenadieren hergeſendet habe.

Der Major wurde wüthend. Die Dame ſelbſt wird dies am beſten beantworten, ſagte er.

Dieſer Herr ſagt, daß er Sie in Begleitung von drei Grenadieren hieher geſendet.

Die Dame antwortete kaltblütig: Ich wüßte wahrhaftig nicht, wozu die Begleitung geweſen wäre, da ich aus eigenem Antriebe hieher gekommen.

Madame, Sie ſcheinen ſich mit mir necken zu wollen, brach der Lieutenant aus; Sie murrten noch gegen mich, weil ich die Grenadiere auf Ihren Wagen aufſitzen ließ.

Wenn die Sache ſo ſtünde, fände ich keine Urſache, dies zu läugnen, im Gegentheile, ich verſichere Ihnen, daß ich Klage gegen Sie erhoben hätte.

Aber ich ſage auf mein Ehrenwort, daß es wahr iſt, was ich geſprochen.

Wenn wir Beide die Wahrheit unſerer Ausſagen behaupten, werden wir nie erfahren, wer Recht hat. Ich bin allein hieher gekommen, das iſt gewiß; wenn Sie aber behaupten, daß Sie mich mit Begleitung hieher geſendet, ſo rufen Sie doch die drei Mann her, deren Obhut Sie mich anvertraut, die werden am beſten Zeugniß ablegen können.

Der Lieutenant ward äußerſt verlegen. Er fühlte, daß er Recht habe, und ſah, daß man doch das Gegentheil beweiſen werde.

Wahrhaftig, man findet ſeitdem jene drei Mann nirgends.

Die Dame lächelte höhniſch.

Sie werden doch nicht behaupten, daß ich Ihre drei Grenadiere auf dem Wege umgebracht und in dem Graben an der Landſtraße eingeſcharrt habe?

Der Major unterbrach ſie zürnend.

Gehen Sie, ſprach er zum Lieutenant, Ihre drei Grenadiere haben nie exiſtirt. — Sie werden vor ein Kriegsgericht geſtellt.

Die Dame ſpielte gleichgültig mit einer vom Tiſche genommenen Feder, als ob ſie dieſe Sache ferner gar nicht intereſſirte.

Hätte ſie den Lieutenant wegen der Beleidigung angeklagt, die er ihr zugefügt, ſie hätte keine Genugthuung bekommen, ſo aber, da ſie das ſchroffſte Gegentheil davon behauptete, erreichte ſie ihren Zweck vollkommen.

## V.

Während der langwierigen Campagne konnte man oft, bald da, bald dort, bald im magyariſchen Lager, bald unter den öſterreichiſchen Heeren ein und dasſelbe Weib ſehen, das, beſtändig eine andere Geſtalt annehmend, bald als Marketenderin, bald als Bäuerin, bald als junger Mann erſchien und, wenn ſie bemerkt wurde, auch ſchon verſchwunden war . . . Wenn man Verdacht gegen ſie ſchöpfte und ſie verfolgte, zu welchem Ende ihre Perſonalbeſchreibung circulirte, war ſie es ſchon nicht mehr, die man ſuchte; eine andere Geſtalt, ein anderes Geſicht, ein anderer Paß, gar keine Aehnlichkeit mehr mit der frühern Perſon.

Später pflegte es ihr zu paſſiren, daß man ſie erwiſchte, bald bei den Kaiſerlichen, bald bei den Revolutionären, und doch konnte ſie ſich trotz der unzweifelhafteſten Zeugenausſagen überall herausreden; — in derſelben Stunde, in welcher ſie eingezogen wurde, war ſie auch ſchon wieder in Freiheit geſetzt.

Am Ende wurde ſie von beiden Heeren für die eigene Späherin gehalten und ſo ging ſie frei von einem Lager ins andere. Sie blieb an keinem Orte länger als eine Stunde, ſprach nie mit mehr als Einem Menſchen, Schriften fand man nie bei ihr. Man konnte es ihr nie beweiſen, daß ſie auch dem Feinde Dienſte erweiſe.

Ihre Berichte waren immer pünktlich und erſchöpfend für beide Theile.

Daß die Kaiſerlichen von dieſen Berichten doch ſo wenig Nutzen ziehen konnten, kam daher, daß faſt jeder der revolutionären Feldherrn die Gewohnheit hatte, am Tage vor der Schlacht mit ſämmtlichem Generalſtabe über die Dispoſitionen zu derſelben Rath zu halten. Die Bemerkungen eines jeden Redners wurden mit Aufmerkſamkeit angehört. Der mühſam ausgearbeitete Schlachtplan wurde ſchön abgeſchrieben, vorgeleſen, gebilligt und Tags darauf kein Buchſtabe, kein Gedanke von dem ausgeführt, was dort geſchrieben ſtand. Was aber die Berichte über die numeriſche Stärke betrifft, ſo wurde von dem revolutionären Heere jede auf Zahlen baſirende Wiſſenſchaft zu Schanden gemacht, denn es gab da Bataillone, von denen eine Compagnie in der Schlacht mehr wog, als ſonſt ein ganzes Bataillon.

Hermine ging oft beim revolutionären Oberfeldherrn aus und ein, und der gab ihr nicht ſelten den ganzen Schlachtplan abgeſchrieben, damit ſie dieſen dem Feinde übergebe; und da die Angaben der andern Späher mit den ihrigen übereinſtimmend zwar, jedoch viel mangelhafter waren, wurde Hermine bald für den beſten Späher gehalten.

Daß die Ausführung dem Plane nicht entſprach, das war natürlich ihre Schuld nicht.

An einem der nächſten Tage vor der zweiten Schlacht bei Szöny finden wir die Wittwe wieder im Quartiere des jungen Majors. Sie war eben gekommen.

Sie kommen gerade recht, Hermine, ſagte der Major, die Dame vertraulich grüßend, der Kriegsrath hat Sie heute für Ihre Berichte beſonders gelobt.

Große Ehre!

Es wartet Ihrer jetzt eine große Aufgabe, welche die Krone Ihrer bisherigen Leiſtungen werden könnte.

Die Dame ſchwieg, anſtatt zu fragen.

Sie müſſen für uns Komorn und die Szönyer Schanzen ausſpähen.

Dazu hab' ich kein Geſchick. Das braucht einen wiſſenſchaftlichen Mann, der in die Geheimniſſe der Kriegsbaukunſt eingeweiht iſt. Was kann ich wiſſen, wozu dieſe oder jene Schanze ſoll? Und zeichnen kann ich vollends nicht. Mit ſolcher Sendung dürfen Sie nur einen Ingenieur betrauen.

Sie verzeihen, ſchöne Hermine, zu ſolcher Beſchäftigung fühlt nicht Jeder Neigung; man muß hierzu vorzüglich berufen ſein, eine eigenthümliche Tollkühnheit beſitzen und für den Fall, daß man erwiſcht wird, auch ein wenig Geiſtesgegenwart.

Nur ein bischen Geſchicklichkeit, ſonſt nichts; die Magyaren ſind nicht argwöhniſch.

Das gebe ich zu, Hermine. Daß man leicht in Feſtung und Schanzen hineinkommen kann, iſt wohl glaublich, aber damit iſt noch nichts gewonnen. Dort jeden Ort durchwandern, aufzeichnen, — das iſt die Aufgabe, und ſo etwas auszuführen, ohne daß es auffällt, — dazu bedarf es einer unerſchöpflichen Erfindungskraft, welche außer Ihnen Niemand beſitzt.

So ſoll Jemand mit mir kommen, der die Sache verſteht. Wie in der Fabel der Lahme und der Blinde, würden wir Zwei zuſammen doch einen Menſchen ausmachen.

Parbleu, Madame, Sie haben heute große Luſt zum Scherzen, der Menſch, der mit Ihnen zuſammen ſpioniren ginge, müßte ein fanatiſches Vertrauen zu Ihnen haben.

Nun? Und fände ſich kein ſolcher Menſch auf dieſer Erde? fragte das Weib, mit verführeriſcher Schmeichelei ſich an die Schulter des Offiziers lehnend . . .

Madame, Sie meinen mich? Mein Ehrenwort, das Geſchäft iſt nicht nach meinem Geſchmacke. Ich ſtand ſchon achtmal im Kanonenfeuer, ich weiß, was es heißt, muthig ſein, aber zu dieſem Einen, ich geſteh's, habe ich keinen Muth.

Das iſt wahr, ſprach das Weib höhniſch, dort genügt der Rauſch auch, während man hier der Nüchternheit bedarf.

Ich bin ſehr wähleriſch unter den Arten des Todes. Als Soldat möchte ich gerne auf dem Schlachtfelde ſterben, im Bette ſterben iſt langweilig, aber auf dem Richtplatze, Hermine, dort iſt die Geſtalt des Todes ſchrecklich.

Die Geſtalt des Todes iſt auch mir ſchrecklich, aber der Menſch hat doch deßhalb Vernunft, damit er ſich hüte. — Das wiſſen Sie doch, daß mich die Magyaren für ihren Spion halten, und trotzdem geſchah es oft, daß ſie mich anhielten, aber ſie fanden nie einen Buchſtaben bei mir, der gegen mich hätte zeugen und mich auf den Richtplatz bringen können.

Wie war das möglich?

Sehen Sie dieſe goldene Uhr? Nicht wahr, Sie haben mich oft gefragt, wie viel Uhr es ſei? aber Sie ließen es ſich nie einfallen, daß dieſes kleine goldene

Geſchmeide nicht nur die Stunde, ſondern manchmal auch die Todesſtunde zeigt. Sehen Sie her!

Und die Dame drückte an einer unſichtbaren Feder an der Seite der Uhr, dieſe öffnete ſich, und aus ihrem hohlen Innern fiel ein Päckchen feiner, rundgeſchnittener Papierſtücke.

Hier trage ich die gefährlichen Notizen. Außer mir weiß Niemand dieſe Uhr zu öffnen, noch ahnt es irgend Jemand.

Der Offizier ſchien nachzudenken.

Das können Sie nicht befürchten, fuhr die Dame fort, daß uns unſere eigene Ungeſchicklichkeit verrathe, Sie könnten nur Einen Grund zur Zurückhaltung haben: wenn Sie glauben, daß ich Sie verrathen würde. In dieſem Falle rede ich nichts mehr von der Sache.

Gut, ich gehe mit Ihnen, ſprach der Major, da ſie ſeine ſchwächſte Seite angegriffen hatte. — Sorgen Sie für Verkleidung.

Erſt für das Loſungswort. Die Verkleidung iſt ein einfacher bürgerlicher Anzug, der fällt am wenigſten auf.

Ein halbe Stunde ſpäter befand ſich die Wittwe mit jenem Manne, der ihren Gatten getödtet, auf dem Wege ins ungariſche Lager.

## VI.

Spät Abends tanzten in einem der abgebrannten Gebäude Komorns die Honvéds beim luſtigen Schalle der Muſik.

Irgend ein praktiſcher Menſch improviſirte ein Wirthshaus aus dem verwüſteten Saal. In der belagerten Stadt hatte Niemand Luſt, ſein abgebranntes Haus wieder aufzubauen. Unter den Trümmern wohnte, wer da wollte.

In einem Nebenzimmer, deſſen Thüre in das Wirthshaus hineinging, ſaßen der verkleidete Major und die Wittwe ganz einſam und ſprachen leiſe mit einander.

Der Major zeichnete mit Bleiſtift Notizen in das Innere der Uhr, die Dame machte ihn beim Schreiben bald auf Dieſes, bald auf Jenes aufmerkſam.

Wie ſonderbar wär's, ſprach plötzlich die Frau, von ihrem Platze ſich erhebend, — wenn Jene da draußen erführen, was Sie hier drinnen treiben.

Darin wäre nur das ſonderbar, daß ſie mir eine Kugel vor den Kopf jagen würden, erwiderte der Major, ohne von ſeinem Schreiben aufzublicken.

Und wenn ich da plötzlich hinausrieſe: Hierher, Soldaten! Dieſer Menſch da iſt ein Spion! ....

Der Major fuhr ärgerlich in die Höhe.

Hermine, Ihr Scherz iſt ſehr unpaſſend!

Nun, deßhalb brauchen Sie mich doch nicht ſo anzufahren, ſprach die Dame halb ſcherzend; laſſen Sie mich ſehen, was Sie ſchon geſchrieben. — Mit dieſen Worten nahm ſie die Uhr in die Hand. — — Dieſe Uhr hat auch noch ein anderes Verſteck.

Laſſen Sie ſehen.

Die Dame ſchob eine kleine Goldplatte auf die Seite, und im Innern der Uhr ward das Portrait eines Mannes in feiner Miniaturmalerei ſichtbar. Er trug den himmelblauen Dolman eines Nationalgardiſten mit langen Silberknöpfen.

Wer iſt dieſer Mann?

Und Sie kennen ihn wirklich nicht? fragte die Dame ſcharf, wild in das Auge des Offiziers blickend.

Das iſt jener Mann, rief ſie nun mit zitternder Stimme, zu einer wild drohenden Geſtalt ſich emporrichtend, und ihre Wangen glühten, — das iſt jener Mann, den Sie getödtet und deſſen Trauring Sie jetzt noch am Finger tragen, den ich angebetet habe und noch jetzt anbete, — mein unglücklicher Gatte! . . .

Der Offizier ward weiß wie die Wand. Er erſtarrte vor dem tödtlichen Blicke dieſer furchtbaren Frau. Er vermochte keinen Ton über ſeine Lippen zu bringen, er ſtaunte ſie nur an, er ſah ihr zu, ohne etwas zu thun, ohne Widerſtand zu leiſten, als ſie auf die Thüre zuſchritt. . . . . Ihr erſter Schritt war feſt, ihr zweiter wankend . . . . . . beim dritten ſank ſie ins Knie; — ſie legte ihre Hand auf die Klinke der Thüre, und

11.
Der Neffe Benedikt, bei meinem Leben!
Im Purpurmantel und im Purpurhut;
Der Kardinal von Mantua daneben!
Campeggio! ſie, der Kirche Glanz und Hut.
Sie ſcheinen froh entgegen mir zu ſtreben,
Wenn mich nicht täuſcht das aufgeregte Blut,
Und meiner Rückkehr ſich ſo ſehr zu freuen,
Daß meine Schuld ſich ewig wird erneuen.

12.
Lactanz und Claudio ſind mit erſchienen,
Paul Panſa und Latino Juvenal;
Dreſſin, die Capilupi ſind mit ihnen,
Auch Saſſo, Molza und Montin zumal,
Und der uns zeigte zu dem ewig grünen
Parnaß den kürzern Weg durch ebnes Thal,
Julius Camill; auch kann ich in den Schaaren
Mit Sanga, Berna den Flamin gewahren.

13.
Sieh meinen Alexander, den Farneſen,
Mit hochgelehrten Männern nebenan,
Fedro, Capell, Porzio, dem Bologneſen
Philipp, mit Maddalena, Volterran,
Bloſio, Pierio, Vida dem Cremoneſen,
Dem nie Erreichten auf der Rede Bahn,
Mit Laſcari, Muſuro, Navagero,
Andreas Maro und dem Mönch Severo.

14.
Zwei Alexander ſeh' ich am Geſtade,
Der Orologi, jener dort Guarin,
Und der die Fürſten geißelt ohne Gnade,
Den göttergleichen Peter Aretin;

zitternd, mit leichenblaſſem Antlitze ſchaute ſie zurück auf ihr Opfer, das noch immer regungslos dort ſaß, wie Einer, den der Schlag gerührt.

Nur ein Wort von mir, und du biſt ein Mann des Todes ..... ſprach das Weib in abgebrochenen Worten, indem ſie heftig nach Athem rang. — Du biſt verloren ..... Seit Monden arbeite ich Tag und Nacht mühevoll daran, dich tödten zu können ..... jetzt habe ich dich da, jetzt mag ich deinen Tod nicht mehr ..... geh, flieh, rette dich! ..... Ich brachte dich her bis zur Schwelle des Todes, — wende dich um, ich mag deinen Tod nicht mehr ..... Gieb her den Ring von deinem Finger und geh! ....

Der Offizier ſprang auf und wollte ſich durch die Thüre entfernen.

Wahnſinniger, wo willſt du hin? Dein Antlitz wird verrathen, wer du biſt, — dort durchs Fenſter — ſpring hinab, ſchwimme durch die Waag. — Hab Acht, daß man dich nicht erwiſcht, — Ich mag deinen Tod nicht. — Geh! .....

Der Offizier ſprang durchs leere Fenſter, und mit Haſt dahin eilend verſchwand er bald unter den Trümmern.

Das Weib hörte zitternd, von Fieberhitze gequält, ſeine enteilenden Schritte, und als dieſe verhallten, ſank ſie aufs Knie, ihre Thränen begannen zu ſtrömen, ſie ſchluchzte, hob ihre Hände empor, und als ſpräche ſie mit unſichtbaren Himmelsbewohnern, ſtammelte ſie:

Biſt du zufrieden mit mir? ..... Hab' ich ſo recht gehandelt? .... Billigſt du's? ....

* * *

Einige Tage ſpäter lieferten ſich die feindlichen Heere unter den Schanzen Szöny's eine blutige Schlacht.

Bald hierhin, bald dorthin ſchwankt das Glück, bis ſich endlich der magyariſche Feldherr an die Spitze der Seinen ſtellt und im Purpur-Dolman, mit wehenden rothen Federn geſchmückt, ſeine Huſaren, die ſchlachtgewaltigen, zum furchtbaren Sturme führt!

Ihm entgegen kommt die ſchwere Reiterei des Kaiſers.

Wie zwei Lavaſtröme nahen einander mit brennender Schlachtluſt die feindlichen Heere, voran die Offiziere an der Spitze der Ihrigen.

Plötzlich entwindet ſich den Reihen des Kaiſers ein Held, er ſprengt voraus, ſprengt los auf den magyariſchen Feldherrn. Beide gerathen an einander, der magyariſche Feldherr erhält eine ſchwere Wunde am Haupt, der Ritter des Kaiſers ſinkt, eine Leiche, zur Erde. ...

Im nächſten Augenblicke treffen auch die Heere zuſammen. Mit furchtbaren Hieben raſen ſie auf einander. Ihr entſetzliches Geſchrei füllt Himmel und Erde.

Sie kämpfen lange und entſchloſſen. Der magyariſche Feldherr dringt vor im blutigen Kleide, mit blutigem Schwerte, blutigem Haupte, — als er umkehrt, gehört das Schlachtfeld ihm. Er läßt die Todten begraben.

Doch hebt man ihn ohnmächtig vom Pferde, ſeine Wunde iſt tief, ſchwer, — nur die Schlacht hatte ſeinen Geiſt aufrecht erhalten.

Hermine eilt, die Wunde des Feldherrn zu pflegen.

Bald brachte man auch Den, der ihn verwundet hatte. Er war ſchon todt, eine gräßliche, ſchwere Wunde hatte ihn zu Boden geworfen, die Roſſe ihn zerſtampft.

Hermine erkannte ihn.

Alſo war er dem Tode doch nicht entronnen.

Aber ſein Tod war ſchön. Er fiel durch die Hand des magyariſchen Feldherrn im kühnen Kampfe, Wunden gebend und empfangend.[1]

Mit ſinnendem Blicke betrachtete das Weib lange die beiden blaſſen Männer.

Welchen liebte ſie? welchen haßte ſie? Vielleicht keinen von Beiden, vielleicht Beide? Niemand hat es erfahren.

# Die kleinen Schuhe.

Von

**Hégéſippe Moreau.**
(geb. 1810. geſt. 1838.)

Aus dem Franzöſiſchen
von
**Clara Wulſten.**

---

Am 6ten Januar 1776 am Epiphanientage trug ſich auf dem Hintercaſtell des franzöſiſchen Schiffes „Heron“ eine kleine Scene zu, die des Erzählens werth iſt.

Alle Offiziere, welche gerade nicht Dienſt hatten, ſpazierten plaudernd und rauchend auf dem Deck, als ein junger Cadett die Treppe heraufkam, die in des Capitäns Cajüte führte, und rief: Hüte ab, meine Herren, die Königin kommt!

Und doch hatte Marie Antoinette Verſailles nicht verlaſſen, und mit Hülfe des hinkenden Teufels Asmodi oder des zweiten Geſichts hätte man ſie in dieſem Augenblick in einem Winkel des Schloſſes ſehen können, wie ſie der Etikette, ihrer Todfeindin, entſchlüpft war und im Kreiſe ihrer Familie Komödie ſpielte. Der Graf von Artois war ihr Mitſpieler und der Graf von Provence ihr Souffleur, beides ihre Schwäger.

Sie ſpielte die Hauptrolle in dem Dorfzauberer und ſang:

Mein Diener iſt fort,
Mein Glück iſt dahin . . .

Worte, die ſie ſpäter öfter hat wiederholen können, ohne zu ſingen.

Die arme Königin! Sie iſt der Geſchichte ſchon anheimgefallen und wird nun bald dem Drama zufallen, eben ſo ſchön, eben ſo poetiſch, aber reiner als Maria Stuart.

Wer war denn dieſe Thronräuberin, welche zwölfhundert Meilen von Verſailles entfernt das Scepter aufnahm, das die rechtmäßige Königin einen Augenblick mit dem Hirtenſtabe vertauſchte?

Wir wollen es nur ſchnell ſagen, es war keine Schurkerei dabei im Spiel und keine Majeſtätsbeleidigung.

Das Königthum, welches die Mannſchaft des Heron begrüßte, war nur das unſchuldige, flüchtige Bohnenkönigthum.

Die Königswürde war einer hübſchen, kleinen Creolin von der Inſel Martinique zugefallen, einer Verwandten des Capitäns, welche unter der Obhut einer alten Tante, eben ſo wie die Virginie des Bernardin de St. Pierre, dunkle Hoffnungen auf Glück und Erbſchaft in der Weltſtadt verfolgen wollte.

Es war Schade, daß die junge Königin nur zum Spaß Königin war, denn ſie entſprach den Anforderungen ihres neuen, hohen Amtes mit einem Anſtand und einer Anmuth, welche Katharina die Zweite und Maria Thereſia ihr hätten beneiden können.

Auf die Kniee, ſchöner Page, ſagte ſie zu dem jungen Cadetten, welcher ihr Kommen verkündigt hatte; ſeht Ihr nicht, daß ich meinen Handſchuh habe fallen laſſen? — Hierher, meine Herren Miniſter, und lachen Sie nicht, denn der Fall iſt ernſt.

Ich liebe mein Volk, verſtehen Sie wohl, und ich will, daß mein Volk mich liebt. Es handelt ſich jetzt darum, ob mir, um ſeiner Huldigungen gewiß zu ſein, eine blaue Schleife auf dem Schuh beſſer ſtehen würde, als eine weiße.

Wie? Ich glaube gar, mein Leibarzt erlaubt ſich, mir Tabakswolken ſtatt Weihrauch in das Geſicht zu blaſen.

Einer meiner Geſandten beſteige ſogleich den Hippogryphen und ſehe im Monde nach, ob der Verſtand des guten Doctors nicht heute Morgen nach dem Trinken denſelben Weg gegangen iſt, wie der des raſenden Roland ſelig.

Und ſo folgten tauſend unſchuldige Scherze, tauſend kindiſche Witze einander, worüber die guten Matroſen ſo herzlich und ſo lange lachten, daß ihre Pfeifen ihnen unter den Händen ausgingen.

Aber derjenige von Allen, welcher ſich am meiſten über den Triumph des liebenswürdigen Kindes zu freuen ſchien, war ein alter bretoniſcher Matroſe, Peter Hello genannt. Er beſaß mehr Wunden als Runzeln und hatte heute grade die Medaille bekommen, als ſpäte Belohnung ſeiner langen Dienſte.

Bei dieſer Gelegenheit hatte ihn der Capitän zur Tafel gezogen, bei welcher die beiden Damen, ſeine Verwandten, präſidirten.

Marie-Roſe, ſo hieß das junge Mädchen, hatte ſchon oft mit Staunen den Erzählungen Peter Hello's gelauſcht. Sie hatte ihm geſchmeichelt, ihn geliebkoſ't und das Herz des rauhen Alten, ſolcher Empfindungen ungewohnt, hatte bei der Zärtlichkeit des Kindes eben ſo ſtark geklopft, als da er die Medaille empfing.

Er allein bediente ſie; er faſt ganz allein wachte über ſie, denn ihre Tante, eine gute Alte, welche die Gicht an ihren Lehnſtuhl feſſelte, brachte den ganzen Tag damit zu, ſich in die Schriften des heiligen Auguſtinus zu vertiefen, und unterbrach dieſe Beſchäftigung nur zuweilen, indem ſie rief: Komm, Minette! Komm, Marie-Roſe! wenn ſie ihre Katze hinter einer Maus herlaufen oder Marie-Roſe einen Sonnenſtrahl haſchen ſah.

Aber Marie-Roſe war, wie die meiſten Töchter der Coloniſten, in größter Unabhängigkeit erzogen worden und hörte nicht, oder that ſo, als ob ſie nicht höre.

Zuweilen ſtieg ſie auf die Strickleitern und ſchaukelte ſich darin, und dann verwandte Peter Hello kein Auge von ihr und war jeden Augenblick bereit, ſie mit ſeinen großen Händen aufzufangen, wie einen müden Vogel, oder ſie heraus zu fiſchen, wenn ſie ins Meer geſtürzt wäre.

Zuweilen unterhielt ſie die Schiffsmannſchaft mit Singen und Tanzen, und dann ſchien der aufmerkſame Peter Hello plötzlich Verſtand gefunden zu haben, um die Verſe zu faſſen, und Geſchmack, um ſolche Anmuth zu fühlen.

Mario; zwei Girolame, Veritade
Der eine, und der andre Cittadin.
Mainarden ſeh' ich und Leonicenen,
Sammt Celio, Pannizaten, Teocrenen.

15.

Bernard Capellen ſeh' ich dort, und Petern
Bembo, der unſre Sprache, reich und ſüß,
Vom ſchmutz'gen Staub erhob zu reinen Aethern,
Und, wie ſie ſein ſoll, durch ſein Beiſpiel wies.
Gaspar Obizen ſeh' ich bei den Spätern,
Der Tinte ſtaunend, die ſo trefflich ließ.
Ich ſehe Fracaſtorn und Bevazzanen,
Triſon, und Taſſo auf entferntern Bahnen.

16.

Niccolo Tiepoli, und mit ihm ſendet
Den Blick herüber Niccolo Aman.
Anton Fulgoſo ſieht vom Freund beendet
Mit Luſt und Staunen dieſe weite Bahn.
Dort jener, von den Frauen abgewendet,
Iſt mein Valer, der ſich mit Barignan
Vielleicht beräth, wie er, ſo oft beleidigt,
Sich gegen immer neue Gluth vertheidigt.

17.

Pico und Pio, göttlich große Seelen,
Verknüpft des Blutes und der Liebe Band.
Der, dem ſie ihre Achtung nicht verhehlen,
Der ſie begleitet, war mir nie bekannt;
Doch wenn mir nicht die rechten Zeichen fehlen,
So iſt's der Mann, nach dem ich längſt gebrannt,
Der Sannazar, der von den Bergeshöhen
Die Muſen hieß an das Geſtade gehen.

Am Tage nach Epiphania, am Ende ihrer kurzen Regierung, erſchien das liebliche Kind traurig und nachdenklich, und der alte Seebär ſtellte ſich vor ſie hin, unruhig und ſchweigſam wie ein treuer Hund, der ſeinen Herrn weinen ſieht. Sie konnte nicht anders, ſie mußte ihm ihr Vertrauen ſchenken, denn ſein Blick war ſo mitleidig und forſchend.

Eine alte Negerin, die allgemein für eine Hexe galt und der Marie-Roſe heimlich Brod in den Wald getragen hatte, war einſt in eine merkwürdige Prophezeiung ausgebrochen, die ihr viel zu denken gab, und von der ſie einige Worte behalten hatte:

„Gute, kleine Herrin, ich haben geſehen in Wolken großen Condor, — ſteigen ſehr hoch, ſehr hoch mit Roſe im Schnabel. Du Roſe ſein, du ſehr unglücklich; du dann Königin, dann großer Sturm und dann ſterben.“

Geſtern bin ich Königin geweſen, fügte ſie hinzu, un nun erwarte ich nur noch den Sturm, der mich forträgt.

Haben Sie keine Furcht, Fräulein, erwiderte Hello; wenn dem Heron ein Unglück zuſtößt, brauchen Sie nur den Zipfel meiner Jacke feſtzuhalten — ſehen Sie, ſo — und dann, ſehen Sie, mit Hülfe Gottes und meines Schutzpatrons (eines ſehr großen Heiligen, denn er ging auf dem Waſſer, ohne einzuſinken, was bei Gott ein ſchönes Wunder iſt!) würden Sie ſo ſanft ans Land kommen, wie wenn ein kleiner Schooner von einem Dreimaſter ins Schlepptau genommen wird.

Marie-Roſe war ein wenig beruhigt und belohnte den alten Mann damit, daß ſie ihm ein Lied ſang, das noch Niemand zuvor gehört hatte.

Damit hatte es aber folgende Bewandtniß. Als ihre Abreiſe beſtimmt war, hatte ein junger Creole, ihr Nachbar, ihre Klagen und ihren Abſchied in Verſe gebracht und eine Melodie dazu gemacht.

Hol Blumen mir, du Negerkind,
Hol Blumen mir zum Kranz!
Die Alte dort im dunkeln Hain,
Die Alte dort beim Feuerſchein
Sagt' aus der Hand auf mein Befragen:
Ich werde einſt noch Kronen tragen!

Wer hält dich auf, du Negerkind?
Iſt's ſchon der Sturm mit grimmem Laut,
Der über mir zuſammenreißt,
Was ſich ſo herrlich aufgebaut,
Mein flüchtig Glück zu Spreu zerſtiebt
Und Alles fällt, was ich geliebt?

Ich klag' im Voraus mein Geſchick
Und werfe noch den letzten Blick
Auf jene grünen Inſeln mein
Und ſchiff' ins wilde Meer hinein;
Laß' Kahn und Netz weit weit zurück,
Wo ſtill geblüht mein wahres Glück.

Aber es giebt ein Alter, wo alle Schmerzen ſchnell und flüchtig ſind, wo die Trauer des Abends am Morgen ſchwindet, wie der Thau, und Marie-Roſe war in dieſem Alter.

Am folgenden Tage tanzte ſie wieder, und die Tage und die Wochen vergingen, ohne daß ihre Heiterkeit ein Ende gehabt hätte. Aber es war nicht ſo mit ihren Schuhen.

Der letzte Sprung einer Tarantella gab dem einen Schuh ſeinen letzten Reſt. Unglücklicher Weiſe war die Garderobe der Damen ſehr klein; ſie gingen nach Paris und wollten den Rath der herrſchenden Mode abwarten, um unter ihrem Scepter ihre Garderobe zu vervollſtändigen.

Bald war Marie-Roſe gezwungen, ſtill und unbeweglich neben ihrer Tante zu ſitzen. Sie verbarg ihre bloßen Füße unter ihrem Kleide, bewegte den Kopf und den Körper in fieberhafter Unruhe, wagte jedoch keinen Schritt, ähnlich jener Daphne im Tuileriengarten, deren Oberleib noch lebt, während ihre Füße ſchon Wurzel geſchlagen haben.

Die kleine Königin weinte wie eine gefangene Prinzeſſin im Zauberthurm, die auf einen vorüberziehenden Ritter wartet, der ſie befreien ſoll.

Dieſer Ritter ging vorüber. Es war Peter Hello. So hübſche Füßchen nackt laſſen, da müßte man ein Herz haben, das keinen Pfifferling werth wäre.

Aber wenn auch der Dichter geſagt hat: die Entrüſtung machte Verſe! ſo hat er doch nicht geſagt: die Entrüſtung macht Schuhe! Peter Hello dachte lange nach, dann kratzte er ſich den Kopf und rief, aus einer Backe in die andere ein Priemchen Tabak ſchiebend: Ein Stück Leder! Meine Pfeife und meine Medaille für ein Stück Leder! rief er mit der Verzweiflung, mit welcher Richard III. rief: „Ein Pferd, mein Königreich für ein Pferd!“

Wenn er die Geſchichte von Don Quixote gekannt hätte, würden gewiß die Matroſen alle Netze ausgeworfen und ſich geſchmeichelt haben, auch ſo glücklich zu ſein, wie Sancho Panſa, der, als er den Köder auswarf, um Forellen zu fangen, alte Schuhe herausfiſchte.

Er ſuchte und ſpürte überall umher, ſeine Hand warf Alles durcheinander, wühlte in allen Spalten, überall, wo nur eine Maus hätte hineinſchlüpfen können.

Endlich ſtieß er einen Schrei aus, wie Harpagus, als er ſeinen Geldkaſten wiederfand, oder wie Jean Jaques Rouſſeau, der das Wachſen ſeines Immergrüns beobachtete.

Es war keine Blume, es war kein Schatz, was Peter Hello entdeckt hatte; es war etwas viel Koſtbareres, es war ein Stiefel! Der Stiefel eines Soldaten, der beim Entern getödtet worden war. Er war in einen Winkel des Schiffraums gerollt. — Gott weiß, wie! Seit der Zeit war er dort liegen geblieben, um ſeinen Zwillingsbruder trauernd, der im Meere ertrunken oder im Bauche eines Haifiſches begraben war.

Peter Hello bediente ſich ſeines Dolches als Meſſer und als Ahle und bohrte und ſchnitt ſo gut, daß er in weniger als einer Stunde .... ich möchte wohl ſagen, ein Paar Schuhe fertig hatte. Aber aus Achtung vor der Wahrheit wage ich es nicht. Was er verfertigt, waren eigentlich weder Schuhe, noch Stiefel, noch

Halbſtiefel, noch Pantöffeln noch Socken, noch Kamaſchen, noch Mocaſſins. Es war in den Annalen der Schuhmacherkunſt ein ganz eigenthümliches Werk, phantaſtiſch, romantiſch, ein Ding ohne Namen, aber dies Ding ohne Namen konnte ſich doch zur Noth als ein Schild zwiſchen die Haut des menſchlichen Fußes und den Fußboden ſtellen.

Der brave Hello lief ſogleich zu Marie-Roſe in ihre Cajüte, und nachdem er trotz ihres lauten Lachens die kleinen Füße des jungen Mädchens in dieſe drollige Fußbekleidung eingepackt und eingeſchnürt hatte, erhob er ſich, kreuzte mit einer Siegermiene die Arme auf der Bruſt und ſagte: Nun! — Eine Stunde nachher tanzte die Bajadere wieder, tanzte mit einem Gewicht an jedem Fuß, unter dem lauten Beifall der Zuſchauer.

Endlich nach langer Ueberfahrt rief es vom Maſtkorbe: Land, Land!

Nun gab es eigentlich eine rührende Scene zwiſchen Peter Hello und Marie-Roſe.

Ich werde immer an Euch denken. und ich werde die Schuhe zum Andenken behalten, ſie als ein Heiligthum aufbewahren, ſagte Marie-Roſe, um Peter zu tröſten, der mit der rauhen verkehrten Hand die Thränen aus den Augen wiſchte.

Ach, erwiderte er, indem er den Kopf ſchüttelte, Sie gehen nach Paris, wo Sie über neuen Freunden den armen Peter Hello vergeſſen werden; Sie werden ſich nicht mehr mit ihm beſchäftigen.

Immer! erwiederte ſie, indem ſie der Tante folgte. Er ſah ihr nach, ſo lange er konnte. Sie wandte ſich oft um, und als er ſie ſchon nicht mehr verſtehen konnte, rief ſie noch immer, indem ſie mit dem Taſchentuch wehte: Immer, Hello, immer!

Peter Hello konnte nicht wiſſen, ob das junge Mädchen Wort hielt, denn er kam ſelten an das Land und wurde im amerikaniſchen Kriege getödtet. Was Marie-Roſe anbetrifft ......

Aber hier fließt mitten durch meine Geſchichte der große Strom der Revolution! Sein Toben und ſeine Tiefe würden dich ſchwindlich machen. Gieb mir die Hand, liebe Leſerin, mache die Augen zu und laß uns hinüber ſpringen .....

Da ſind wir mitten im Kaiſerreich und zwar in Malmaiſon, dem Aufenthalt der edlen, unglücklichen Joſephine, die durch gerichtliche Trennung Wittwe des lebenden Napoleon iſt, jedoch immer noch Kaiſerin und immer noch angebetet bleibt von den Franzoſen, deren Herz ſie aufgenommen hatte und die die Scheidung nicht unterſchreiben mochten.

Sie horchte eben jetzt, auf ihr Piano geſtützt, lächelnd einer Deputation von jungen Mädchen, welche bei ihr lebten und zagend um die Erlaubniß baten, Sprichwörter aufzuführen.

Gern, ihr lieben Kinder, ſagte Joſephine, ich will ſelbſt für die Anzüge ſorgen. Dank der Großmuth des

Kaiſers iſt meine Garderobe reich verſorgt. Seht, was mir ſo eben der Kaufmann zugeſchickt hat.

Sie ſtieß nachläſſig mit dem Fuße an ein koſtbares Pelzwerk, das auf dem Teppich lag. Der Schmuck war ſo ſchön, daß Fräulein S. R., die jüngſte der Abgeſandten, in die weißen Hände klatſchte und ausrief: Gott, wie glücklich iſt Eure Majeſtät!

Glücklich! murmelte Joſephine, glücklich! . . . Sie verſank einen Augenblick in tiefe Träumereien und ihre Finger glitten zerſtreut über das Piano. Einige Töne erklangen. Es war die Romanze, die wir kennen:

„Mein flüchtig Glück zu Spreu zerſtiebt,
Und Alles fällt, was ich geliebt!“

Dann, die Erinnerungen abſchüttelnd, die ſie bedrückten, erhob ſie ſich:

Kommen Sie, meine Damen; wer mich liebt, folge mir. Sie mögen Ihre Anzüge wählen.

Sie ging voran in ihre Garderobe. Der luſtige junge Zug folgte ihr. Die jungen Mädchen machten große Augen, wie Ali-Baba, der Holzhauer, als er zum erſten Male in die Höhle Seſam trat.

Da waren ſo leichte Gazegewänder, daß ſie fortgeflogen wären, wie die Marienfädchen, wenn die Laſt der ſchweren Edelſteine, mit denen ſie beſetzt waren, ſie nicht zurückgehalten hätte.

Da waren ſpaniſche Mantillen, italieniſche Mezzaro's, Odalisken-Ueberwürfe, ganz duftend von den Wohlgerüchen des Orients und von dem Pulver von Abukir, und viele andere ſo herrliche Gewänder, daß die Mutter Gottes von Loretto ſelbſt ſie höchſtens am Himmelfahrtstage angelegt hätte.

Nehmt, Kinder, ſagte die gütige Kaiſerin, und unterhaltet euch gut. Ich überlaſſe euch alle dieſe ſchönen Dinge, die ihr mit ſo großen Augen anſtaunt, Alle, nur ein Einziges nicht, das mir zu heilig und zu koſtbar iſt, als daß man daran rühre. — Da ſie aber nun die Neugierde ſah, die in Aller Augen funkelte, ſagte ſie: Ich kann euch aber wenigſtens meinen Schatz zeigen. — Man kann ſich denken, wie die Phantaſie, dieſe Thörin, welche in jedem fünfzehnjährigen Köpfchen herrſcht, plötzlich ſich in allen dieſen Kindern rührte.

Was mochte das wohl für ein Wunder ſein, das nicht angerührt werden durfte, da man doch ungeſtört ſo viele Herrlichkeiten berühren konnte?

Vielleicht ein Kleid von der Farbe der Zeit oder der Sonne oder des Mondes, wie in jenem Märchen? Vielleicht das Vogel-Ei, das, wie es in dem arabiſchen Märchen heißt, von Diamantenſtein iſt und unſichtbar macht?

Vielleicht ein Fächer, der aus den Flügeln eines Geiſtes der Alhambra gemacht iſt? Oder der Schleier einer Fee oder etwas noch Koſtbareres, das Napoleon von einem ſeiner vertrauten Dämonen hatte machen laſſen, von dem kleinen rothen oder von dem grünen Manne? Was war es nur?

Endlich ſuchte Joſephine in einem Winkel ihrer kaiſerlichen Garderobe nach, denn ſie ſah die ungeduldige Neugierde auf allen Geſichtern. Sie hatte dieſelbe freilich durch eine kleine, unſchuldige Bosheit hervorgerufen, genug ſie ſuchte und zog hervor ......

Kein Geſchenk von Napoleon, nicht das Werk eines großen Künſtlers, ſondern das Werk und das Geſchenk des alten Seemannes, des alten Peter Hello, die Schuhe der Marie-Roſe.

Ihr habt es wohl ſchon errathen: die Kaiſerin Joſephine und die Tänzerin mit den bloßen Füßen ſind eine und dieſelbe Perſon. Als der Degen Bonaparte's anfing, Europa zu zerſchneiden, da erhielt Joſephine-Marie-Roſe Taſcher de la Pagerie noch ein Mal glücklich die Bohne und regierte.

Sie regierte lange, aber eines Tages entſtand ein großer Sturm in Europa, und der Schnee in Rußland hob ſich in Maſſen und deckte als weißes Leichentuch die franzöſiſchen Soldaten; aus allen vier Winden ſtürzten Feindeslawinen auf uns, und beim Blitzen der Säbel und beim Donner der Kanonen und beim Dröhnen der Schlachten gab es eben ſo furchtbare Erdbeben, wie auf den Antillen.

Als endlich der Himmel wieder klar geworden, da hatte ſich die Weiſſagung der Negerin erfüllt: der große vom Blitz getroffene Condor hatte die Roſe fallen laſſen, und die Creolin von den drei Inſeln, zwei Mal Königin, war im Sturme umgekommen.

18.

Sieh dort den fleißigen, gelehrten, treuen
Staatsmann Piſtofilo, und den Angiar,
Mit welchen ſich die Acciaſuoli freuen,
Daß ich entronnen bin des Meers Gefahr.
Mein Vetter Hannibal iſt in den Reihen,
Mit Adoard, der Hoffnung gibt fürwahr,
Daß noch der Ruhm von meinem Kindheitsherde[*]
Von Calpe bis nach Indien ſchallen werde.

19.

Tancredi, Victor Hauf, und andre viele,
Sie machen ſich das Wiederſehn zum Feſt,
So Frau'n als Männer, einig im Gefühle
Der Freude, daß mein Stern mich kehren läßt.
So neige raſch ſich denn die Fahrt zum Ziele!
Der Wind iſt günſtig für den kurzen Reſt;
Und zu Meliſſen wend' ich mich, und ſage,
Wie ſie dem Freund verlängert ſeine Tage.

20.

Meliſſens höchſter Wunſch iſt, wie ihr wißt,
Denn mehr als einmal hab' ich's euch verkündet,
Daß Bradamanten ohne weitre Friſt
Das engſte Band mit Rüdigern verbindet;
Daher ſie ſtündlich wißbegierig iſt,
Ob wohl, ob übel ſich das Paar befindet,
Und immer hat ſie Geiſter auf der Bahn:
Wenn einer geht, ſo kömmt ein andrer an.

21.

Sie ſieht, des tiefſten, herbſten Kummers Beute,
Den Armen in der Wildniß öd und dicht,
Entſchloſſen, keine Speiſe mehr von heute
Zu koſten, nicht das dürftigſte Gericht,

---

[*] Reggio.

# Novellenſchatz des Auslandes.

IX.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Neunter Band.

---

München.
Rudolph Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

---

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt

## des neunten Bandes.

Seite

**Samuel Titmarſh** und der große Hoggarty-Diamant. Von W. M. Thackeray. Aus dem Engliſchen von **Auguſte Scheibe**. . . . . . . . . . . . 1

**Julia von Trécoeur.** Von Octave Feuillet. Aus dem Franzöſiſchen von **Amélie Godin** . . 236

# Samuel Titmarſh

und

# der große Hoggarty-Diamant.

Von

**W. M. Thackeray.**

geb. 1811, geſt. 1863.)

Aus dem Engliſchen

von

**Auguſte Scheibe.**

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## I. Kapitel.

### Giebt Berichte aus unſrem Dorfe und gewährt einen erſten Blick auf den Diamanten.

Als ich nach Ablauf meines erſten Urlaubs im Begriff war, nach London zurückzukehren, ſchenkte mir meine Tante eine Diamant-Buſennadel, die damals freilich noch keine Nadel war, ſondern eine altmodiſche, im Jahre 1795 in Dublin gefertigte Broſche, mit welcher ſich der ſelige Mr. Hoggarty bei den Bällen des Lord Statthalters und bei ſonſtigen feierlichen Gelegenheiten geſchmückt hatte. Er hatte ſie, ſeiner Ausſage nach, auch in der Schlacht bei Vinegar Hill getragen, wo ſein dicker Zopf ihn gegen einen mörderiſchen Säbelhieb ſchützte, der ihm wohl ſonſt den Hals gekoſtet hätte — aber das gehört nicht ſo eigentlich hierher.

In der Mitte der Broſche war Hoggarty in der rothen Uniform des Miliz-Corps abgebildet, bei welchem er geſtanden, und ringsum waren dreizehn Haarlocken angebracht, die von den dreizehn Schweſtern herrührten, welche der alte Herr beſeſſen hatte. Alle dieſe kleinen Locken trugen die Familienfarbe, ein brennendes Lohbraun, ſo daß Mr. Hoggarty's Portrait den phantaſievollen Beſchauer an ein mächtiges, rothes, rundes Stück Rindfleiſch, umgeben von dreizehn Mohrrüben, erinnern konnte. Das Ganze präſentirte ſich auf einem Teller von blauer Emaille, und die erwähnte Lockenſammlung ſchien aus dem „großen Hoggarty-Diamanten", wie wir ihn in der Familie nannten, gleichſam herauszuwachſen.

Meine Tante war reich, wie ich wohl kaum zu ſagen brauche, und ich dachte mir damals, daß ich dereinſt ebenſogut ihr Erbe ſein könne, wie ein Anderer. Während der vierwöchentlichen Ferien, die ich daheim zugebracht, hatte ſie ſich ganz beſonders gütig gegen mich gezeigt; ich war oft zum Thee bei ihr geweſen (obgleich es eine gewiſſe kleine Perſon im Dorfe gab, mit der ich an jenen goldenen Sommerabenden viel lieber zwiſchen den Hecken und Wieſen umhergeſtreift wäre!), und ſo oft ich ihren Bohea getrunken, hatte ſie mir auch verſprochen, bei meiner Rückkehr nach London etwas Ordentliches für mich zu thun. Drei oder vier Mal hatte ſie mich ſogar zu Tiſch eingeladen und mich dann zu einer Partie Whiſt oder Rabuſe bei ſich behalten. Gegen die Karten hatte ich auch nicht allzuviel einzuwenden gehabt, denn obgleich wir gewöhnlich ſieben Stunden in einem Zuge ſpielten und ich immer der Verlierende war, überſtieg mein Verluſt doch niemals neunzehn Pence — wenn nur der vermaledeite Wein von ſchwarzen Johannisbeeren nicht geweſen wäre, den meine Tante bei Tiſch gab, um zehn Uhr noch einmal mit einem Imbiß präſen-

Daß er durch Faſten ſich den Tod bereite;
Allein Meliſſens Hülfe zögert nicht.
Sie geht und wählt juſt den von ihren Wegen,
Der ſie dem Prinzen grade führt entgegen.

### 22.

Der Prinz hat unterdeß nach allen Winden
Sein ganzes Volk auf Kundſchaft ausgeſchickt,
Um ſeinen Einhornritter aufzufinden,
Und iſt am Ende ſelber ausgerückt.
Die Zauberin weiß einen Geiſt zu binden,
Den ſie mit Zaum und Sattel zierlich ſchmückt;
Als einen Klepper hat ſie ihn beſtiegen;
So eilt ſie auf den Prinzen zuzufliegen.

### 23.

Herr, tragt Ihr gleichen Adel im Gemüthe,
Ruft ſie, wie in dem edlen Angeſicht,
Habt Ihr im Innern Biederkeit und Güte,
Wie Euer äußres Anſehn ſie verſpricht,
Dann bringt dem beſten Ritter, bringt der Blüthe
Des ganzen Adels Eures Troſtes Licht!
Denn muß er fürder ohne Rettung bleiben,
So wird er's ſicher keinen Tag mehr treiben.

### 24.

Der beſte Ritter, der ein Schwert geſchwungen,
Der einen Schild getragen je zum Streit,
Der, was nur je von hohem Ruhm erklungen,
An Schönheit übertrifft und Biederkeit,
Iſt ob der ſchönſten That, die ihm gelungen,
Wenn ihm kein Tröſter kommt, dem Tod geweiht.
Komm, Herr, um Gotteswillen, und verſuche,
Ob du ihn nicht kannſt retten von dem Fluche. —

tiren ließ, und den abzulehnen ich nie den Muth fand, obwohl er mich, wie ich auf Ehre verſichern kann, jedesmal krank machte.

Nach all dieſer Willfährigkeit von meiner Seite und nach dem wiederholten Verſprechen von der ihrigen nahm ich mit Gewißheit an, daß die alte Dame mir einige Dutzend von den Guineen zum Geſchenk machen würde, die ſie in Menge im Kaſten liegen hatte, ja ſo feſt war ich von der Abſicht eines ſolchen Geſchenkes überzeugt, daß eine gewiſſe junge Dame, Namens Mary Smith, mit der ich von der Sache geſprochen, mir eine kleine grünſeidne Börſe dazu geſtrickt hatte, die ſie mir hinter Hick's Heuſchober (da wo man links ins Kirchhofgäßchen geht) in ein Stück Silberpapier eingewickelt überreichte. Wenn aber einmal die ganze Wahrheit heraus ſoll, ſo muß ich auch ſagen, daß dieſe Börſe nicht ganz leer war, ſondern erſtens eine dicke Locke des glänzendſten ſchwarzen Haares enthielt, das man nur immer ſehen konnte, und zweitens drei Pence, d. h. die Hälfte eines ſilbernen Sechspenceſtückes, das an einem blauen Bande befeſtigt war. Wo die andere Hälfte ſich befand, wußte ich und beneidete das glückliche Stückchen Silber nicht wenig.

Den letzten Tag meines Urlaubs mußte ich Mrs. Hoggarty widmen. Meine Tante war außerordentlich gütig und gab zum Abſchiedsſchmaus zwei Flaſchen ihres ſchwarzen Johannisbeerweines zum Beſten, von denen ich den größten Theil trinken mußte. Am Abend, als alle Damen, welche gebeten geweſen waren, ſich mit ihren Ueberſchuhen und ihren Dienſtmädchen entfernt hatten, blies Mrs. Hoggarty (die mir ein Zeichen gegeben hatte, noch zu bleiben) vor allen Dingen drei von den Wachskerzen aus, die im Beſuchszimmer brannten, nahm dann die vierte in die Hand und trat zu ihrem Schreibpult, das ſie aufſchloß.

Mein Herz klopfte heftig, obgleich ich mir Mühe gab, ſo unbefangen wie möglich auszuſehen.

Lieber Sam, ſchenke dir noch ein Glas Roſoglio ein (ſo nannte ſie das verwünſchte Getränk!), es wird dir gut thun, ſagte meine Tante, während ſie mit den Schlüſſeln klapperte.

Ich gehorchte, aber meine Hand zitterte, daß die Flaſche klingend an das Glas ſchlug. Nachdem ich den Wein getrunken, hatte auch die alte Dame ihr Geſchäft am Schreibpult beendigt und trat mit dem Wachslicht in der einen Hand und mit einem umfänglichen Packet in der andern auf mich zu.

Jetzt iſt der Augenblick gekommen! dachte ich.

Samuel, mein lieber Neffe, begann ſie; du trägſt den Namen, welchen dir dein ſeliger Onkel, mein geliebter Mann, gegeben hat, und unter allen meinen Neffen und Nichten biſt du Derjenige, deſſen Aufführung mir die meiſte Freude macht.

Bedenkt man, daß meine Tante ſelbſt ſechs verheirathete Schweſtern beſaß und daß alle Schweſtern ihres Mannes in Irland verheirathet und Mütter zahlreicher Kinder waren, ſo wird man zugeſtehen, daß das Compliment, welches ſie mir machte, kein geringes war.

Theuerſte Tante, entgegnete ich mit leiſer, bewegter Stimme, ich habe Sie oft ſagen hören, daß Sie nicht weniger als dreiundſiebenzig Neffen und Nichten beſitzen, und die hohe Meinung, die Sie von mir hegen, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft, aber ich bin ihrer nicht würdig — in der That nicht.

Von dem iriſchen Geſindel ſprich mir nicht, ſagte meine Tante ziemlich ſcharf. Ich haſſe die Kinder, wie ich ihre Mütter haſſe (dieſer Haß beruhte auf einem Prozeß, der um die Hoggarty-Erbſchaft geführt worden war), und von all den Andern haſt du mir die meiſte Anhänglichkeit und Aufmerkſamkeit bewieſen. Deine Principale in London loben deinen Ordnungsſinn und dein gutes Betragen; bei deinen achtzig Pfund Gehalt (ein ſehr anſtändiges Salär!) haſt du doch keinen Schilling mehr ausgegeben, als dein Einkommen betrug, wie vielleicht andre junge Männer gethan hätten, und haſt deine Ferienzeit einer alten Tante gewidmet, welche dir das, wie ich dich verſichern kann, großen Dank weiß.

O, Tante! ſtammelte ich. — Mehr vermochte ich nicht hervorzubringen.

Ich verſprach dir ein Geſchenk, Samuel, und hier iſt es, fuhr ſie fort. Ich hatte zuerſt daran gedacht, dir Geld zu geben, aber du biſt ein ordentlicher Menſch und brauchſt keins. Du ſtehſt über dem Gelde, lieber Samuel. Ich gebe dir, was mir auf Erden das Liebſte iſt, das Po — Po — Porträt meines verklärten Hoggarty (Thränen!), das ſich in der Broſche mit dem koſtbaren Hoggarty-Diamanten befindet, von dem du mich oft haſt ſprechen hören. Trage es um meinetwillen, lieber Sam, und denke dabei an jenen Engel im Himmel und an deine dich liebende Tante Suſi.

Dabei legte ſie das Packet in meine Hand. Dasſelbe hatte etwa den Umfang eines Raſirbeckens und ebenſo gut hätte ich daran denken können, einen dreieckigen Hut und einen Haarbeutel zu tragen, wie dies Ding. Ich war ſo ärgerlich und enttäuſcht, daß ich nicht ein einziges Wort zu ſagen vermochte.

Nachdem ich mich indeſſen ein wenig gefaßt, nahm ich die Broſche, die etwa ſo groß war, wie das Vorlegeſchloß eines Scheunenthores, aus dem Papier und ſteckte ſie in mein Vorhemdchen.

Ich danke, liebe Tante, ſagte ich mit etwas ſpöttiſcher Bewunderung. Ich werde dies Geſchenk immer als ein Andenken an Sie, die Geberin, hochſchätzen und mich dabei meines Oheims und meiner dreizehn Tanten in Irland erinnern.

So wie es jetzt iſt, mit den Haaren der abſcheulichen, rothköpfigen Frauenzimmer ſollſt du die Broſche nicht tragen, rief Mrs. Hoggarty. Du mußt die Haare herausnehmen laſſen.

Dann wird die Broſche verdorben, liebe Tante.

Was kommt auf die Broſche an! Laß ſie neu zurecht machen.

Oder wie wäre es, wenn ich die Façon, die für die jetzige Mode doch etwas zu groß iſt, ganz bei Seite ließe und das Portrait des Onkels lieber unter Glas und Rahmen neben dem Ihrigen über dem Kamin aufhinge? es iſt ein ſo ſchönes Miniaturgemälde! entgegnete ich.

Das Portrait iſt ein chef d'oeuvre des großen Mulcahy, ſagte meine Tante feierlich, indem ſie das Fremdwort, das zu ihren Lieblingsausdrücken gehörte und nebſt den Worten: bongtong und Ally mode de Parry ihr ganzes franzöſiſches Vocabulär bildete, wie Schäffdewer ausſprach. Du kennſt doch die traurige Geſchichte des armen Künſtlers? Als er dies wundervolle Bildniß für die ſelige Mrs. Hoggarty auf Caſtle Hoggarty in der Grafſchaft Mayo vollendet hatte, trug dieſe es auf dem Balle des Lord Statthalters an der Bruſt, während ſie mit dem General-Feldmarſchall eine Partie Piquet ſpielte. Warum ſie die Haarlocken ihrer plebejiſchen Töchter rings um Michael's Portrait hatte anbringen laſſen, begreife ich nicht, aber die Broſche war damals ſo, wie ſie jetzt iſt. Madame, ſagte der Generalfeldmarſchall, wenn dies nicht mein Freund Mick Hoggarty iſt, bin ich ein Holländer! Das waren Sr. Lordſchaft eigene Worte.

Mrs. Hoggarty auf Caſtle Hoggarty nahm die Broſche ab und reichte ſie ihm zur nähern Beſichtigung.

Wer hat das Bild gemalt? fragte Mylord. Es iſt das ähnlichſte Porträt, das ich je geſehen habe.

Mulcahy am Ormonds-Quai; entgegnete ſie.

Ich werde ihm meine Kundſchaft zuwenden, wahrhaftig! ſagte Se. Lordſchaft. Plötzlich aber verfinſterte ſich ſein Geſicht, und er gab das Bild augenſcheinlich verſtimmt zurück. Das Porträt hat einen großen Fehler, ſagte der General, welcher ein Fanatiker ſtrengſter militäriſcher Ordnung und Disciplin war. Ich begreife nicht, wie mein Freund Mick, der doch Soldat iſt, das hat überſehen können.

Worin beſteht der Fehler? fragte Mrs. Hoggarty auf Caſtle Hoggarty.

Madame, er iſt ohne ſeine Degenkoppel gemalt! ſagte der General, nahm die Karten unwillig wieder auf und ſprach bis zu Ende der Partie kein Wort mehr.

Der Vorfall wurde Mr. Mulcahy am nächſten Tage hinterbracht, und der unglückliche Künſtler verfiel darüber auf der Stelle in Wahnſinn! Er hatte ſeine ganze Ehre in dies Bild geſetzt und verſprochen, daß es tadellos ſein ſollte. Die Nachricht war zu viel für ſein leicht verletzliches Herz! — Als dann Mrs. Hoggarty ſtarb, nahm dein Oheim das Portrait an ſich und trug es fortan ſelbſt. Seine Schweſtern, die undankbaren Geſchöpfe, ſagten freilich, es wäre ihm nur um den Diamanten zu thun, während er den Schmuck einzig um ihrer Haare willen und aus Liebe zur Kunſt zu beſitzen wünſchte. Was den armen Künſtler betrifft, ſo meinten einige Leute, er habe ſich durch allzureichlichen Genuß von Spirituoſen das Delirium tremens zugezogen

— aber ich glaube das nicht. Trink noch ein Glas Roſoglio, lieber Sam.

Die Erzählung verſetzte meine Tante immer in ſehr gute Stimmung, und ſchließlich verſprach ſie mir, die neue Faſſung des Diamanten zu bezahlen, indem ſie mich aufforderte, ihn ſogleich nach meiner Ankunft in London zu einem berühmten Juwelier, Mr. Polonius, zu tragen, und ihr ſeiner Zeit die Rechnung zu ſchicken. Freilich hat die Broſche, wie ſie jetzt iſt, wenigſtens fünf Guineen Goldwerth, und die neue Faſſung wird nicht mehr als zwei koſten, ſetzte ſie hinzu, aber du magſt das Geld immerhin behalten, lieber Sam, und dir dafür etwas kaufen, wozu du Luſt haſt.

Damit ſagte mir die alte Dame Adieu. Die Glocke ſchlug zwölf, als ich im Dorfe hinabging, denn die Erzählung von Mulcahy dauerte immer eine Stunde, und ich war nicht mehr ſo niedergeſchlagen, als im erſten Augenblicke, wo ich das Geſchenk empfing. Eine Diamantnadel iſt doch immerhin etwas Hübſches, dachte ich, und ſie wird mir ein vornehmes Ausſehen geben, ſo abgetragen meine Kleider auch ſein mögen — und abgetragen waren ſie in der That. Außerdem, ſagte ich mir weiter, werden die drei Guineen, die ich übrig behalte, gerade hinreichen, um mir ein Paar „Unausſprechliche“ zu kaufen, die ich, unter uns geſagt, ſehr nothwendig brauchte, denn ich war ſtark im Wachſen begriffen und meine Beinkleider waren vor wenigſtens anderthalb Jahren gemacht.

So ging ich denn im Dorfe hinab, die Hände in den Taſchen, in deren einer ich die Börſe meiner lieben Mary trug. Die kleinen Gegenſtände, mit denen ſie mir dieſelbe Tags vorher überreicht, hatte ich herausgenommen, um ſie anderswo — wo, ſage ich nicht, — unterzubringen, denn ich beſaß damals ein Herz und noch dazu ein ſehr warmes. Ich hatte Mary's Börſe für das Geſchenk meiner Tante in Bereitſchaft geſetzt, das ich nicht erhalten, und berechnete nun, daß ich von meiner eignen kleinen Kaſſe — welche die Spielpartieen meiner Tante um wenigſtens fünfundzwanzig Schillinge leichter gemacht hatten — nach Abzug der Reiſekoſten etwa zwei Siebenſchillingsſtücke wieder mit nach London bringen würde.

Flüchtigen Fußes ſchritt ich dabei die Dorfſtraße hinab, ſo eilig, daß ich, wenn dies im Bereich der Möglichkeit gelegen, die zehnte Stunde noch eingeholt haben würde, welche geſchlagen hatte, während ich noch lange die endloſen Erzählungen meiner Tante bei ihrem entſetzlichen Roſoglio anhörte. Um die Wahrheit zu geſtehen, ich hatte für zehn Uhr ein Stell-dich-ein unter den Fenſtern einer gewiſſen kleinen Perſon verabredet gehabt, die um dieſe Zeit in ihrer reizend gefältelten Nachthaube mit aufgewickelten Locken nach dem Monde ſehen wollte.

Jetzt waren die Fenſter geſchloſſen. Kein Lichtſchimmer war dahinter ſichtbar, und obgleich ich mich räuſperte, huſtete, am Gartenzaun pfiff und ein Lied ſang, das ein gewiſſer Jemand ſehr liebte, ja ſelbſt ein Steinchen nach dem Fenſter warf, ſo erwachte doch Niemand, mit Ausnahme einer großen Beſtie von Haushund, welcher bellte und heulte und durch den Zaun und darüber hinweg nach mir ſprang und ſchnappte, ſo daß ich jeden Moment glaubte, er würde meine Naſe zwiſchen die Zähne bekommen.

So mußte ich mich denn endlich davon machen. Am nächſten Morgen um vier Uhr hielten meine Mutter und meine Schweſtern das Frühſtück bereit, um fünf Uhr fuhr die Poſtkutſche nach London ab, und ich nahm meinen Platz auf dem Verdeck derſelben ein, ohne Mary Smith noch einmal geſehen zu haben.

Als wir am Hauſe vorüberfuhren, kam es mir vor, als würden die Gardinen in ihrem Zimmer ein klein wenig zur Seite geſchoben. Jedenfalls war das Fenſter, das ich dieſe Nacht geſchloſſen geſehen, jetzt offen — aber die Poſtkutſche rollte weiter, und Dorf, Landhäuschen, Dorfkirchhof und Hick's Heuſchober waren mir bald aus dem Geſicht verſchwunden.

. . . . . . . . . . . . . . . . .

Der Tauſend — welche Buſennadel! ſagte ein Stallknecht mit einer Cigarre im Munde zu unſerem Schaffner, indem er mich anſah und den Finger an die Naſe legte.

Ich hatte mich ſeit dem geſtrigen Geſellſchaftsabend bei meiner Tante nicht umgekleidet, und da ich verſtimmten Gemüths alle meine Kleider noch umpacken mußte und an andre Dinge dachte, hatte ich Mrs. Hoggarty's Broſche, die ich am Abend zuvor in mein Vorhemdchen geſteckt, und die noch da ſteckte, ganz außer Acht gelaſſen und vergeſſen.

---

## II. Kapitel.

Berichtet, wie der Diamant nach London kam und welche wunderbare Wirkungen er ſowohl in der City wie im Weſtend hervorbrachte.

Die in dieſer Geſchichte erzählten Begebenheiten trugen ſich vor einer Reihe von Jahren zu, in einer Zeit, als in der City, wie ſich meine Leſer vielleicht erinnern werden, die Sucht herrſchte, Actien-Geſellſchaften aller Arten zu gründen, Unternehmungen, mit denen ſich viele Leute ein ſchönes Vermögen erwarben.

Ich war zu jener Zeit der dreizehnte unter vierundzwanzig Commis, welche die ungeheuern Geſchäfte der Weſt-Diddleſex Feuer- und Lebensverſicherungs-Geſellſchaft in deren prachtvollem ſteinernen Palaſt in Cornhill beſorgten. Meine Mutter hatte die Summe von vierhundert Pfund auf Leibrenten bei der Geſellſchaft angelegt, die ihr nicht weniger als ſechsunddreißig Pfund zahlte, während ihr keine andere Geſellſchaft in London mehr als vierundzwanzig Pfund gewährt hätte. Vorſitzender des Directoriums war der große Mr. Brough vom Hauſe Brough und Hoff in Crutched-friars, das

25.

Nun kommt es gleich dem Prinzen in den Sinn,
Der Rittersmann, von welchem dieſe ſage,
Sei keiner ſonſt, als den er her und hin
Erſpäht durch Boten und nun ſelbſt erjage.
Er ſprengt ihr eilig nach durch Dick und Dünn,
Die ihn zum Wohlthun mahnt am guten Tage,
Und ihn nach kurzem Ritt zur Stelle bringt,
Wo Rüd'ger faſt ſchon mit dem Tode ringt.

26.

Sie finden ihn mit faſt erloſchnen Blicken,
Drei Tage faſtend, matt und abgezehrt;
Zum Aufſtehn würd' er ſich mit Mühe ſchicken,
Und fiele wieder, wenn auch unbeſchwert.
Er liegt in voller Rüſtung auf dem Rücken,
Den Kopf im Helm, umgürtet mit dem Schwert;
Ein Kiſſen hat er aus dem Schild bereitet,
In deſſen Feld das weiße Einhorn ſchreitet.

27.

Hier kommen ihm Gedanken ohne Ende,
Welch' Unrecht er der Liebſten zugefügt,
Wie dieſer Undank ſeine Ehre ſchände;
Und ſieh, ſein Kummer wird von Wuth beſiegt.
Er beißt ſich in die Lippen, in die Hände,
Indeß der Strom der Thränen nie verſiegt,
Und ſo von der Verzweiflung eingenommen,
Hört er Meliſſen nicht noch Leo kommen.

28.

Drum macht er auch kein Ende, ſich zu plagen,
Stellt nicht die Thränen, nicht die Seufzer ein.
Leo hält an, und horcht auf dieſe Klagen,
Dann ſteigt er von dem Roß und geht waldein.

in türkiſchen Waaren machte. Die Firma war noch neu, aber ihre Geſchäfte in Feigen und Schwämmen und beſoners in Zante-Korinthen übertrafen die jedes andern Hauſes in der City.

Auch unter den Diſſidenten der ſtreng gläubigen Richtung war Brough ein großer Mann, und ſein Name prangte mit Beiträgen von hunderten von Pfunden an der Spitze jeder wohlthätigen Stiftung und Geſellſchaft, welche von dieſen frommen Leuten protegirt wurde. In ſeinem Comptoir zu Crutched-friars arbeiteten neun Commis, aber er hätte ſicherlich keinen ohne ein Zeugniß genommen, das, von dem Lehrer und Pfarrer ſeines Heimatortes ausgeſtellt, für ſeine Moral und ſeine religiöſen Grundſätze bürgte, und ſo geſucht waren die Stellen in ſeinem Geſchäft, daß er von jedem dieſer jungen Männer, die er zehn Stunden täglich als ſeine Sklaven betrachtete, ein Lehrgeld von vier bis fünfhundert Pfund erhob, für welches er ſie dann in die Geheimniſſe des Handels mit dem Orient einweihte. Ein ebenſo großer Mann war Brough an der Börſe, und die Commis der Maklerhäuſer, mit denen wir im „Hahn und Wollballen" ſpeiſ'ten (einem anſtändigen Gaſthauſe, wo man für ein prächtiges Stück Rindfleiſch, Brod, Gemüſe und eine halbe Pinte Porter, den Penny für den Kellner mit eingerechnet, einen Schilling zahlte), erzählten uns oft von den ungeheuern Speculationen, die Brough in ſpaniſchen, griechiſchen und amerikaniſchen Papieren machte.

Hoff hatte mit alledem nichts zu thun, ſondern blieb auf dem Comtoir und widmete ſich ausſchließlich den Geſchäften des Hauſes. Er war ein noch junger, ruhiger, ſehr fleißiger Mann, der zu der Religions-Gemeinſchaft der Quäker gehörte, mit einer Einlage von 30,000 Pfund als Compagnon in Brough's Geſchäft eingetreten war und dabei, wie man allgemein glaubte, einen guten Handel gemacht hatte. Im tiefſten Vertrauen erzählte man ſich, daß das Haus durchſchnittlich im Jahre einen Gewinn von 7000 Pfund mache, eine Summe, von welcher Brough die Hälfte empfing, zwei Sechstel Hoff zufielen und das dritte Sechstel in die Taſchen des alten Tadlow fließen ſollte, der, ehe Hoff als Compagnon eintrat, Brough's Buchhalter geweſen war.

Da Tadlow ſehr ſchäbig einherging, hielten wir ihn für einen alten Geizhals, während einer unſerer jungen Leute Namens Bob Swinney behauptete, der Antheil Tadlow's ſei ein bloßes Märchen und Brough ſchlucke Alles ſelbſt. Aber Bob war keine zuverläſſige Quelle. Er trug einen grünen Reitfrack, hatte freien Eintritt im Coventgarden-Theater, pflegte in der „Bude“ (ſo nannten wir unſer Comptoir, obgleich es nichts weniger als eine Bude, ſondern eins der ſchönſten Geſchäftslocale in Cornhill war) nur von Veſtris und Miß Tree zu ſprechen, und das:

Der Finke, der Finke,
Der luſt'ge, luſt'ge Finke,

eins von Charles Kemble's beliebten Liedern aus Maid

Marian, zu ſingen. Dies Stück war damals ſehr populär und rührte von einem gewiſſen Peacock her, der bei der oſtindiſchen Compagnie eine einträgliche Stelle bekleidete.

Als Mr. Brough erfuhr, wie Maſter Swinney von ihm ſprach und daß er Zutritt hinter die Couliſſen des Theaters hatte, kam er eines Tages in das Comptoir herunter, wo wir alle Vierundzwanzig verſammelt waren, und hielt eine der ſchönſten Reden, die ich jemals gehört habe. Er ſagte, daß ihn ſchlechte Nachrede wenig kümmere, denn Verleumdung ſei das Loos jedes Mannes, der in der Oeffentlichkeit ſtehe, ſtrenge Grundſätze habe und ſtreng nach denſelben handele. Was ihn kümmere, ſei dagegen der Charakter jedes einzelnen Individuums, welches zur Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft gehöre. Von ihnen hinge die Wohlfahrt von Tauſenden ab, Millionen gingen täglich durch ihre Hände; die City, das ganze Land erwarte von ihnen ein gutes Beiſpiel der Ordnung und Rechtlichkeit. Und wenn er unter dieſen jungen Leuten, die er als ſeine Kinder betrachte, die er liebe, wie ſein eigenes Fleiſch und Blut, Einige finden müßte, die den Weg der Tugend und guten Sitte verließen, wenn er finden müßte, daß das gute Beiſpiel nicht aufrecht erhalten würde — (Mr. Brough ſprach ſtets in dieſer emphatiſchen Weiſe) — wenn er finden müßte, daß ſeine Kinder von den hohen und heiligen Principien der Moral, der Religion und des Anſtandes abwichen — wenn er, gleichviel ob bei Hoch oder Niedrig, bei dem erſten Buchhalter, welcher jährlich ſechshundert Pfund Gehalt beziehe, oder bei dem letzten Markthelfer, der die Treppe kehre, die geringſte Neigung zu einem ausſchweifenden Leben entdeckte, ſo würde er den Sünder ausſtoßen — würde ihn ausſtoßen, ſelbſt wenn er ſein eigener Sohn wäre.

Bei dieſen Worten brach Brough in Thränen aus, und wir, die wir nicht wußten, was noch kommen ſollte, ſahen einander alle mit kreideweißen Geſichtern an, alle mit Ausnahme von Bob Swinney, der zwölfter Commis war und ſich den Anſchein gab, als ob er pfeife.

Nachdem Brough ſeine Thränen getrocknet und ſich gefaßt hatte, drehte er ſich um und ſah mir — mein Herz klopfte gewaltig — ſtarr ins Geſicht. Wie fühlte ich mich erleichtert, als er mit dröhnender Stimme rief:

Mr. Robert Swinney!

Was ſteht zu Dienſten, Sir? entgegnete Swinney in ſo kühler Weiſe, daß einige der Collegen anfingen zu lachen.

Mr. Swinney! fuhr Brough mit womöglich noch eindringlicherer Stimme fort, Mr. Swinney, als Sie in dies Comptoir eintraten, in dieſen Familienverband, wie ich es mit Stolz nenne — da fanden Sie dreiundzwanzig ſo ordentliche, ſolide und pflichtgetreue junge Leute vor, als nur je zuſammen gearbeitet haben, als nur je mit den Reichthümern unſerer mächtigen Hauptſtadt und unſeres ganzen Reiches betraut wurden. Sie fanden Mäßigkeit, Ordnung und Anſtand, kein profanes Lied wurde in dieſen Räumen geſungen, die der Arbeit geweiht ſind, keine Läſterung wurde gegen die Häupter und Leiter der

Anſtalt geſchleudert. Doch über Letzteres will ich ſchweigend hinweggehen — ich darf mir geſtatten, darüber hinwegzugehen, Sir —, keine weltlichen Geſpräche oder albernen Späße zogen die Aufmerkſamkeit der jungen Leute ab und entweihten den friedvollen Schauplatz ihrer Arbeit. Sie fanden Chriſten und anſtändige Leute, Sir.

Ich bezahlte für meine Stelle wie alle Uebrigen, Sir, ſagte Swinney; hat mein Alter nicht Actien genommen —

Schweigen Sie, Sir! Ihr würdiger Vater nahm allerdings Actien, die ihm eines Tages ungeheuren Profit abwerfen werden. Allerdings nahm er Actien, Sir, ſonſt würden Sie nicht hier ſein. Es iſt mein Stolz, ſagen zu können, daß jeder meiner jungen Freunde, die ich hier um mich verſammelt ſehe, einen Vater oder Bruder, einen Verwandten oder Freund beſitzt, der in derſelben Weiſe an unſerem glorreichen Unternehmen Antheil hat, und daß nicht Einer unter ihnen iſt, der nicht ein Intereſſe daran hätte, gegen reichliche Proviſion neue Mitglieder für unſere Geſellſchaft zu werben. Aber ich, Sir, bin das Haupt dieſer Geſellſchaft. Sie werden wiſſen, daß ich als ſolches Ihren Contract unterzeichnet habe; und als ſolches löſe ich, John Brough, ihn hiermit auf. Verlaſſen Sie uns, Sir! Entfernen Sie ſich — verlaſſen Sie eine Familie, die Sie in ihrem Schooße nicht länger dulden kann. Ich habe geweint, Sir, ich habe gebetet, ehe ich zu dieſem Entſchluſſe gekommen bin; ich bin mit mir ſelbſt zu Rathe gegangen und bin nun entſchloſſen. Entfernen Sie ſich aus unſerer Mitte, Sir!

Doch nicht ohne meinen Gehalt für drei Monate, Mr. Brough. Anders auf keinen Fall, entgegnete Swinney.

Ihr Gehalt ſoll an Ihren Vater ausgezahlt werden, Sir!

Ach laſſen Sie meinen Alten aus dem Spiele, Brough. Ich will Ihnen was ſagen, ich bin mündig, und wenn Sie mir meinen Gehalt nicht zahlen, laſſe ich Sie einſtecken. Hol' mich Dieſer und Jener, ich thu's. Ich laſſe Sie einſpunden, Brough, oder mein Name iſt nicht Bob Swinney!

Stellen Sie eine Anweiſung auf den Vierteljahrsgehalt dieſes verſtockten jungen Mannes aus, Roundhand! rief Brough.

Zwanzig Pfund, fünf Schillinge und ſtempelfrei! rief der übermüthige Swinney. Hier iſt eine Empfangsbeſcheinigung — den Weg über meinen Bankier braucht die Anweiſung nicht erſt zu machen. Wenn aber einer oder der andere von den jungen Herren hier Luſt hat, heute Abend acht Uhr ein Glas Punſch zu trinken, ſo iſt Bob Swinney ſein Mann. Es geht. Alles auf meine Rechnung. Und ſollte vielleicht Mr. Brough ſelbſt mir die Ehre anthun wollen? Ich hoffe, Sie ſchlagen es mir nicht ab, nicht wahr, Sir?

Dieſer Unverſchämtheit vermochten wir nicht zu widerſtehen — wir brachen in ein ſchallendes Gelächter aus.

Verlaſſen Sie das Zimmer! ſchrie Brough, deſſen

Geſicht dunkelblau wurde. Bob nahm ſeinen weißen Hut von der Wand, ſetzte den „Bibi“, wie er ihn nannte, keck auf die Seite und ſchlenderte davon.

Nachdem er gegangen, hielt uns Brough eine zweite Rede, die wir uns alle zu Herzen zu nehmen beſchloſſen; dann trat er an Roundhand's Pult, legte den Arm um die Schultern des jungen Mannes und blickte in das Caſſabuch.

Wie viel iſt heute eingezahlt worden? fragte er in gütigem Tone.

Die Wittwe brachte ihr Geld, Sir, neunhundert und vier Pfund, zehn Schilling, sechs Pence. Dann hat Capitain Sparr ſeine Actien vollends eingezahlt; fünfzig Actien und zwei Einzahlungen, macht dreimal fünfzig. Er murrte aber und ſagte, das wäre Alles was er hätte.

Er murrt immer!

Er ſagte, er beſäße keinen Schilling mehr für ſich bis unſre Dividende gezahlt würde.

Sonſt nichts?

Mr. Roundhand ging das Buch durch und rechnete im Ganzen neunzehnhundert Pfund zuſammen.

Wir machten jetzt vorzügliche Geſchäfte, während wir, als ich zuerſt in das Comtoir eintrat, oft den ganzen Tag müßig blieben, die Zeit mit Lachen, Scherzen und Zeitungsleſen todtſchlugen und nur an unſern Pulten ſaßen, wenn ein Kunde eintrat. Brough pflegte damals nicht auf unſer Lachen und Singen zu achten und ging ſehr vertraulich mit Swinney um; das war aber ganz in der erſten Zeit, ehe das Geſchäft den großen Aufſchwung nahm.

Neunzehnhundert Pfund, und tauſend davon für Actien! Bravo, Roundhand — bravo, meine Herrn! ſagte Brough. Denken Sie immer daran, daß jede Actie, die wir durch Ihre Vermittlung unterbringen, Ihnen baare fünf Procent einträgt. Veranlaſſen Sie Ihre Freunde, ſich als Actionäre zu betheiligen — ſeien Sie fleißig an Ihren Pulten und führen Sie einen ordentlichen, ſoliden Lebenswandel. Ich hoffe, daß auch Keiner von Ihnen die Kirche vergißt. Wer rückt an Mr. Swinney's Stelle?

Mr. Samuel Titmarſh, Sir.

Ich gratulire Ihnen, Mr. Titmarſh; geben Sie mir die Hand. Sie ſind jetzt zwölfter Commis der Geſellſchaft, und Ihr Gehalt ſteigt in Folge deſſen jährlich um fünf Pfund. Wie geht es Ihrer würdigen Mutter, Sir, Ihrer lieben, herrlichen Mutter? Ich hoffe, ſie iſt wohl und geſund. Möge es der Geſellſchaft, das iſt mein heißes Gebet, noch recht lange, lange vergönnt ſein, ihre Rente zu zahlen. Sollte ſie mehr Geld anzulegen haben, ſo denken Sie daran, daß wir ihr jetzt eine noch höhere Rente bewilligen könnten als früher, denn ſie iſt inzwiſchen ein Jahr älter geworden. Und Sie, mein Junge, würden fünf Procent Proviſion erhalten. Warum ſollten Sie das nicht ebenſo gut verdienen, wie ein Anderer? Junge Männer bleiben immer junge Männer, und eine Zehnpfundnote ſchadet Ihnen nicht. Sind Sie nicht derſelben Meinung, Mr. Abednego?

O gewiß, ſagte Abednego, der dritte Commis, welcher in Sachen Swinney's den Angeber gemacht hatte und nun anfing zu lachen, wie wir Alle zu thun pflegten, wenn Mr. Brough etwas wie einen Witz machte. Nicht etwa daß es wirkliche Witze geweſen wären, aber wir ſahen es ihm am Geſicht an, wenn er einen ſolchen beabſichtigte.

Und bei der Gelegenheit ein Wort mit Ihnen, Roundhand, das nicht zum Geſchäft gehört; fuhr Mr. Brough fort. Mrs. Brough wünſcht zu wiſſen, warum, zum Henker! Sie niemals nach Fulham kommen.

Allzugütig! entgegnete Roundhand geſchmeichelt.

Beſtimmen Sie einen Tag, Mann. Laſſen Sie uns ſagen Sonnabend — und bringen Sie Ihre Nachtmütze mit.

Sie ſind wirklich ſehr gütig — ich würde mich außerordentlich freuen, aber —

Kein Aber — kein Aber, mein Lieber. Hören Sie, der Schatzkanzler erweiſ't mir die Ehre, Sonnabend bei mir zu ſpeiſen, und ich möchte Sie mit ihm bekannt machen. Die Wahrheit zu geſtehen, ich habe Sie Sr. Lordſchaft als den beſten Buchhalter in den drei Königreichen gerühmt.

Eine ſolche Einladung konnte Roundhand nicht ausſchlagen, obgleich er uns erzählt hatte, daß er und ſeine Frau ſich vorgenommen, den Sonnabend und

Sonntag in Putney zuzubringen, und wir wußten, welches Leben der arme Burſche führte und welche Gardinenpredigt ihn erwartete, wenn ſeine Gattin hörte, was er vorhatte. Sie haßte Mrs. Brough, weil dieſe Equipage hielt und behauptete, ſie wiſſe nicht, wo Pentonville liege, und könne deßhalb Mrs. Roundhand nicht beſuchen, obgleich ihr Kutſcher ſicherlich den Weg gefunden hätte.

Und dann, Roundhand, fuhr der Chef fort, ſtellen Sie doch eine Anweiſung auf ſiebenhundert Pfund aus. Warum ſehen Sie mich denn ſo verwundert an? Ich kaufe Ihnen nicht davon! So, alſo ſiebenhundert — nein, ſchreiben Sie, da wir einmal dabei ſind, ſiebenhundert und neunzig! Das Directorium hat Sonntag eine Sitzung, und ich werde Rechenſchaft über die Summe ablegen, ehe ich Sie mit hinaus zu meiner Frau nehme. Sie brauchen ſich darüber nicht zu ſorgen. Apropos, wir holen den Lord-Kanzler in Whitehall ab.

Dabei faltete Brough ſeine Anweiſung, ſchüttelte Mr. Roundhand in vertraulicher Weiſe die Rechte und ſtieg dann in ſeinen mit vier Pferden beſpannten Wagen, der ihn vor der Thür erwartete. Er fuhr ſelbſt in der City, wo es ſo ſchwierig iſt, immer mit Vieren, und Bob Swinney behauptete, zwei Pferde halte er ſich auf Koſten der Geſellſchaft — aber man durfte von dem, was Bob ſagte, immer nur die Hälfte glauben, denn er war ein Spaßvogel.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir, ich und mein

Daß Liebe dieſe bittre Frucht getragen,
Erkennt er, doch wer mag die Dame ſein,
Die dieſem tapfern Freund das Herz gebrochen?
Noch hat er keinen Namen ausgeſprochen.

29.

Nun läßt er wechſelnd ſeine Füße ſchreiten,
Bis er ihm endlich ſchaut in's Angeſicht.
Er grüßt ihn zärtlich, neigt ſich ihm zur Seiten,
Indeß ihn brüderlich ſein Arm umflicht.
(Doch ob es Rüd'gern Freude mag bereiten,
Dieß unverhoffte Kommen, weiß ich nicht:
Er fürchtet, daß ihn ſeine Freundſchaft ſtöre,
Beläſt'ge, ja das Sterben ihm verwehre.)

30.

Und mit dem ſanft'ſten, liebevollſten Tone,
Mit dem ein treues Herz nur reden kann,
Beginnt er: „Sag', zu meiner Freundſchaft Lohne,
Sag' mir die Quelle deines Kummers an.
So viel auch Leiden einem Menſchenſohne
Beſtimmt, er iſt noch kein verlorner Mann,
Wenn man die Quelle kennt; ſo lang wir leben,
Soll immer noch die Hoffnung uns umſchweben.

31.

Mich ſchmerzt es ſehr, daß du mir's nicht verkündet,
Den du doch kennſt als deinen wahren Freund,
Nicht nur, ſeitdem ich mich mit dir verbündet,
Feſt, treu, ſo lang noch eine Sonne ſcheint,
Nein, damals ſchon, als du für Haßentzündet
Mich halten mußteſt, für den ärgſten Feind.
Ja, glaube mir, vom Gram dich zu befreien,
Will ich dir Freunde, Gut und Leben weihen.

College Hoskins (elfter Commis in unſerem Comptoir, der mit mir zuſammen in Salisbury Square, Fleetſtreet, wohnte, wo wir zwei hübſche Zimmer in der zweiten Etage inne hatten), unſer Flöten-Duett an dieſem Abend ziemlich langweilig fanden und, da das Wetter ſchön war, einen Spaziergang nach dem Weſtend unternahmen. Als wir dem Coventgarden-Theater gegenüber angekommen waren, uns alſo ſehr nahe bei dem Wirthshauſe zum „Globus“ befanden, erinnerten wir uns an Bob Swinney's gaſtfreie Einladung. Wir dachten nicht daran, daß er dieſelbe ernſt gemeint haben könnte, aber warum ſollten wir nicht einmal hineinſehen? Jedenfalls konnte das nicht ſchaden.

Zu unſerer Ueberraſchung fanden wir aber in dem uns bezeichneten Hinterzimmer Bob wirklich am obern Ende eines Tiſches ſitzen. Er war in dicke Wolken von Cigarrendampf eingehüllt und von achtzehn unſrer Collegen umgeben, die alle durcheinander ſchwatzten und dabei mit den Gläſern auf dem Tiſche klapperten.

Und welcher Lärm ſich erhob, als wir eintraten!

Hurrah! noch Zwei! rief Bob. Noch zwei Stühle her, Mary, zwei Gläſer und heißes Waſſer und Gin für Zwei. Wer, ums Himmelswillen, hätte geglaubt, daß Tit kommen würde?

Ich komme auch nur ganz zufällig, entgegnete ich.

Ein ſtürmiſches Geſchrei und Gelächter erhob ſich bei dieſen Worten. Jeder der Achtzehn hatte nämlich erklärt, daß nur ein Zufall ihn in die Nähe geführt habe. Aber wie dem auch ſei, der Zufall verhalf uns zu einer luſtigen Nacht, und der gaſtfreie Swinney bezahlte die Zeche auf Heller und Pfennig.

Meine Herren, ſagte er, indem er die Rechnung berichtigte, laſſen Sie mich die Geſundheit von Mr. John Brough ausbringen und ihm für das Geſchenk von einundzwanzig Pfund fünf Schilling danken, das er mir dieſen Morgen gemacht hat. Aber was ſage ich, einundzwanzig Pfund fünf Schilling! Ich hätte ihm ſicher einen Monatsgehalt als Buße herauszahlen müſſen, wenn ich morgen früh die „Bude“ verlaſſen hätte, wie ich mir vorgenommen. Ich habe nämlich eine andre Stelle, einen Platz erſten Ranges, ſage ich euch. Fünf Guineen die Woche, ſechs Reiſen jährlich nach dem weſtlichen England, eignes Pferd und Wagen. Geſchäft in Oel und Spermaceti. Laſſen Sie uns auf den Untergang des Leuchtgaſes trinken und auf die Geſundheit der Herren Gaun und Comp., Themſeſtraße, City von London!

Wenn ich in meinem Berichte über die Weſt-Diddleſex-Verſicherungsgeſellſchaft und ihren geſchäftsführenden Director ſehr ins Einzelne gegangen bin, ohne jedoch weder die Geſellſchaft noch ihr Oberhaupt bei ihren wahren Namen zu nennen, ſo geſchah es, weil mein Schickſal und das meiner Diamantnadel, wie ſich bald zeigen wird, mit Beiden in ſo nahen, geheimnißvollen Zuſammenhang trat.

Vorerſt muß ich jedoch noch erwähnen, daß ich unter den jungen Leuten unſeres Comptoirs beinahe eine

Reſpectsperſon war, und zwar weil ich aus beſſerer Familie ſtammte, als die meiſten von ihnen, weil ich eine höhere Schulbildung genoſſen hatte und weil ich in Mrs. Hoggarty eine reiche Tante beſaß, mit der ich allerdings ein wenig prahlte. Es ſchadet, wie ich aus Erfahrung weiß, niemals, wenn man ſich in der Welt einiges Anſehen zu verſchaffen ſucht, und ſtellt man ſich ſelbſt nicht in das gehörige Licht, ſo kann man ſicher ſein, daß auch kein Andrer ſich die Mühe nimmt, die Welt auf unſere Verdienſte aufmerkſam zu machen.

So ließ ich denn auch — nachdem ich von meiner Urlaubsreiſe zurückgekehrt und meinen Platz vor dem Geſchäftsbuche an dem trüben Fenſter, welches nach Birchin-Lane hinausgeht, wieder eingenommen hatte — meine Collegen bald wiſſen, daß mir Mrs. Hoggarty allerdings nicht die erwartete größere Summe Geldes geſchenkt (ich hatte mehrere von ihnen ſogar ſchon, falls das erhoffte Silberſchiff eintreffen ſollte, zu einer kleinen Waſſerpartie eingeladen), daß ſie mir dagegen einen prachtvollen Diamanten verehrt, der wenigſtens dreißig Guineen werth ſei, und den ich nächſtens zur Anſicht mitbringen wolle.

Ja, zeigen Sie uns den Stein! rief Abednego, deſſen Vater in Hanway-Yard ein Geſchäft mit imitirten Diamanten und Goldtreſſen betrieb, und ich verſprach, daß die Collegen das Juwel ſehen ſollten, ſobald es gefaßt wäre.

Da mein Taſchengeld zu Ende ging (ich hatte das Fahrgeld nach Hauſe und zurück bezahlt, hatte unſerem

Mädchen daheim fünf Schilling Trinkgeld gegeben, zehn andere Schillinge hatten das Mädchen und der Bediente meiner Tante erhalten, fünfundzwanzig Schillinge hatte ich, wie ſchon erwähnt, im Whiſt verloren, und fünfzehn Schillinge und ſechs Pence hatte eine ſilberne Scheere gekoſtet, die für die lieben, kleinen Finger eines gewiſſen Jemand beſtimmt war), ſo lud mich Roundhand, ein ſehr gutmüthiger Menſch, zum Eſſen ein und ſchoß mir außerdem ſieben Pfund acht Schilling, den Betrag eines Monatsgehaltes, vor.

Und in Roundhand's eigenem Hauſe, Middleton Square, Pentonville, bei einem Kalbsfilet mit Speck und einem Glas Porter, war es auch, wo ich hörte und ſah, wie ſchlecht ſeine Frau ihm mitſpielte. Armer Burſche! Wir unteren Commis dachten Wunder, welch ein Glück es wäre, ein eignes Pult und monatlich fünfzig Pfund zu haben, wie Roundhand, aber ich bin feſt überzeugt, daß Hoskins und ich, wenn wir in unſerer zweiten Etage am Salisbury-Square Flötenduette blieſen, uns um ein gutes Theil glücklicher und zufriedener fühlten, als unſer Vorgeſetzter, und obgleich wir ſehr ſchlechte Muſik machten, dennoch in beſſerer Harmonie lebten, als er mit ſeiner Frau.

Eines Tages baten wir, Hoskins und ich, Roundhand um die Erlaubniß, uns Nachmittag drei Uhr entfernen zu dürfen, weil wir ein wichtiges Geſchäft in Weſtend hätten. Er wußte, daß es ſich um den großen Hoggarty-Diamanten handelte, gab uns Urlaub und wir machten uns auf den Weg. Als wir St. Martins Lane erreicht hatten, zündete ſich Gus, um ſich ein vornehmes Anſehen zu geben, eine Cigarre an und qualmte den ganzen Weg bis nach Coventry-Street, wo ſich bekanntlich das Geſchäft des Juweliers Polonius befindet.

Die Thüre des Ladens ſtand offen, mehrere Damen, die zu Wagen ankamen, ſtiegen aus. Gus ſteckte die Hände in die Taſchen der Beinkleider, die damals ſehr weit getragen wurden, ſpreizte dieſelben ſoweit als möglich vom Leibe ab, und da er einen für ſeine Jugend ſehr ſtarken Backenbart hatte, ſah er, wie er ſo den Rauch ſeiner Cigarre von ſich blies und mit den Stiefeleiſen aufſtampfte, wie etwas Rechtes aus, und Jedermann mußte ihn für einen Mann von Bedeutung halten.

Gus wollte nicht mit in den Laden treten, ſondern blieb, die goldnen Kannen und Töpfe im Schaufenſter betrachtend, draußen ſtehen. Ich ging hinein, und nach einigem verlegenen Huſten und Räuspern, denn ich war in einem ſo vornehmen Laden noch nie geweſen, fragte ich einen der Herren hinter dem Tiſche nach Mr. Polonius.

Was ſteht zu Ihren Dienſten? fragte der Eigenthümer des Geſchäfts, welcher zufällig dicht daneben ſtand und drei Damen, eine alte und zwei junge, bediente, welche einige Colliers von Perlen prüfend betrachteten.

Sir, ſagte ich, indem ich mein Juwel aus der Taſche zog, dieſes Schmuckſtück iſt, wie ich glaube, ſchon früher durch Ihre Hände gegangen. Es gehört meiner Tante Mrs. Hoggarty auf Caſtle Hoggarty.

Die alte Dame drehte ſich bei dieſen Worten nach mir um.

Ich habe im Jahre 1795 eine goldene Halskette und eine Repetir-Uhr an ſie verkauft, ſagte Mr. Polonius, der es ſich zur Ehrenſache machte, nichts zu vergeſſen. Dem Capitän lieferte ich damals einen ſilbernen Punſchlöffel. Wie geht es dem Major, Oberſt oder General, Sir?

Der General Hoggarty iſt leider todt, entgegnete ich im Tone des Bedauerns, obgleich ich nicht wenig ſtolz darauf war, daß dieſer angeſehene Mann ſo zu mir ſprach. Meine Tante hat mir ein Geſchenk mit dieſem Schmuckſtück gemacht, das, wie Sie ſehen, das Porträt ihres Gemahls enthält. Ich bitte, dasſelbe ſorgfältig herausnehmen zu wollen. Den Diamanten möchte meine Tante hübſch gefaßt haben.

Hübſch und elegant, wie ſich von ſelbſt verſteht, Sir.

Hübſch und modern. Die Rechnung möchten Sie ihr zuſenden. Den Goldwerth der jetzigen Faſſung werden Sie natürlich in Abrechnung bringen.

Auf Heller und Pfennig, entgegnete Mr. Polonius, ſich verbeugend und die Broſche betrachtend. Ein ſchönes Stück, fuhr er fort; auch der Stein iſt hübſch. Sehen Sie, Mylady; es iſt iriſche Arbeit und trägt die Jahreszahl 1795. Es wird Sie an Ihre frühe Jugendzeit erinnern.

Ach gehen Sie doch, Mr. Polonius, ſagte die alte Dame, deren wieſelartiges Geſicht von Millionen von

Fältchen durchfurcht war. Wie können Sie einer alten Frau ſolchen Unſinn ſagen? Im Jahre 95 war ich ja fünfzig Jahre alt, und 96 war ich ſchon Großmutter.

Dabei nahm ſie die Broſche in ihre alten, welken, zitternden Hände, betrachtete ſie einen Augenblick und brach dann in ein helles Gelächter aus.

Wahrhaftig, es iſt der große Hoggarty-Diamant! rief ſie.

Guter Gott, welcher Talismann war denn in meine Hände gerathen!

Seht, Mädchen, das iſt das berühmteſte Juwel in ganz Irland, fuhr die alte Dame fort. Der Mann mit dem rothen Geſicht in der Mitte iſt der gute Mick Hoggarty, einer meiner Vettern, der ſich im Jahre 84, als ich gerade euern armen Großpapa verloren hatte, ſterblich in mich verliebte. Dieſe dreizehn Strähne von rothem Haar ſtellen ſeine dreizehn berühmten Schweſtern dar: Biddy, Minny, Thedy, Widdy, Freddy, Izzy, Fizzy, Myſie, Grizzy, Polly, Dolly, Nell und Bell — alle verheirathet, alle häßlich und rothköpfig. Und welche iſt Ihre Mutter? fragte ſie, ſich zu mir wendend. Um Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß ich geſtehen, daß Sie keine Familienähnlichkeit mit den Hoggarty's haben.

Die zwei jungen Damen richteten zwei Paar ſchöne, ſchwarze Augen auf mich und warteten auf eine Antwort, die ſie auch bekommen haben würden, wenn die alte Dame nicht angefangen hätte, hundert Geſchichten von den oben genannten dreizehn Damen abzuhaspeln: von ihren Anbetern, ihren Täuſchungen und den Duellen Michael Hoggarty's — eine wahre chronique scandaleuse der letzten fünfzig Jahre. Endlich wurde ſie von einem Huſtenanfalle unterbrochen, nach deſſen Beendigung mich Polonius ſehr achtungsvoll fragte, wohin er die Nadel ſenden und ob das Haar aufbewahrt werden ſollte.

Nein, auf die Haare kommt nichts an, entgegnete ich.

Und die Nadel, Sir, wohin ſoll ich ſie ſchicken?

Ich hatte mich einen Moment geſchämt, meine Adreſſe zu ſagen, aber:

Rang und Titel kann der König geben,
Wahre Ehre mußt du ſelbſt erſtreben!

Was, zum Henker, ſchadet's, wenn dieſe Damen erfahren, wo ich wohne? dachte ich.

Haben Sie die Güte, die Nadel, wenn ſie fertig iſt, an Mr. Titmarſh Nr. 3. Bell Lane, Salisbury Square, gegenüber der St. Brides Kirche, Fleetſtreet zu ſenden. Klingel zur zweiten Etage.

Wie? Wohinaus? fragte Herr Polonius.

Wohinaus? rief die alte Dame, Mr. Wohinaus? Mais. ma chère, c'est impayable. Kommen Sie junger Mann, mein Wagen wartet. Geben Sie mir Ihren Arm, Mr. Wohinaus; ſteigen Sie ein und erzählen Sie mir von Ihren dreizehn Tanten.

Dabei faßte ſie mich unterm Arm und humpelte ſo ſchnell als möglich aus dem Laden; die beiden jungen Damen folgten lachend.

Na, machen Sie, daß Sie hereinkommen, ſagte ſie, ihre ſpitzige Naſe aus dem Fenſter ſteckend.

Ich kann nicht, Madame, entgegnete ich, ich habe einen Freund mit hier.

Ach was, ſchicken Sie ihn zum Kukuk und ſteigen Sie ein! Und ehe ich ein weiteres Wort zu ſagen vermochte, ſchob mich ein großer gepuderter Kerl in gelben Plüſchhoſen in den Wagen und warf die Thür zu.

Indem die Kutſche abfuhr, hatte ich noch eine Minute Zeit, mich nach Hoskins umzuſehen, und werde ſein Geſicht nie vergeſſen. Dort ſtand er, Mund und Augen weit offen, in der Hand die brennende Cigarre, und wunderte ſich aus Leibeskräften über die ſeltſamen Dinge, die mit mir vorgingen.

Wer iſt denn dieſer Titmarſh? fragte er ſich offenbar. Auf dem Kutſchenſchlage befindet ſich ja, hol' mich Dieſer und Jener, eine Grafenkrone!

## Kapitel III.

### Wie der Beſitzer des Diamanten in einer prächtigen Kutſche ſpazieren fährt und ſonſtiges Glück hat.

Ich ſaß auf dem Rückſitze des Wagens, neben einer ſehr ſchönen jungen Dame, die ungefähr im Alter meiner lieben Mary ſein mochte — alſo ſiebzehn und drei

Viertel — und uns gegenüber ſaß die alte Gräfin und ihre andere Enkeltochter, die ebenfalls ſehr ſchön, aber etwa zehn Jahre älter war. Ich erinnere mich noch, daß ich an jenem Tage meinen blauen Frack mit meſſingenen Knöpfen, Nankingbeinkleider, eine weiße mit blauen Blümchen gemuſterte Weſte und einen jener ſeidnen Felbelhüte trug, die im Jahre 22 eben Mode wurden und ſchöneren Glanz hatten als der beſte Caſtorhut.

Wer war denn der abſcheuliche Menſch, der ſchreckliche, ordinäre Burſche mit den Hufeiſen an den Stiefeln, dem großen Munde und der unächten Uhrkette, der uns ſo anſtarrte, als wir in den Wagen ſtiegen? fragte die Gräfin.

Wie ſie wiſſen konnte, daß Gus' Kette unächt war, begreife ich nicht — indeſſen ſie hatte Recht. Wir hatten die Kette vorige Woche für fünfundzwanzig Schillinge und ſechs Pence bei Mr. Phails am Kirchhofe St. Paul gekauft. Dennoch hatte ich nicht Luſt, von meinen Freunden in dieſer Weiſe ſprechen zu laſſen, und nahm mich deßhalb ſeiner an.

Madame, ſagte ich, der Name dieſes jungen Gentleman iſt Auguſtus Hoslins. Wir wohnen zuſammen, und es giebt keinen beſſern, gutherzigern Menſchen auf der Welt, als ihn.

Sie thun recht daran, für Ihre Freunde einzutreten, Sir, ſagte die zweite junge Dame, welche Lady Jane genannt wurde.

Gewiß, das thut er, Lady Jane, und ich mag der-

32.

Verweigre nicht, mir traulich anzuſagen,
Was für ein Schmerz dich drückt, und laß mich ſchau'n,
Ob Macht ihn kann, ob Schmeichelei verjagen,
Ob man dem Gold, der Schlauheit kann vertrau'n.
Wenn alle meine Mittel nichts verſchlagen,
So bleibt dir immer noch des Todes Grau'n.
Nur wolle nicht den letzten Ausweg wählen,
Eh' du erprobt, daß andre Mittel fehlen. —

33.

So fährt er fort mit nachdrucksvollem Flehn,
So freundlich und ſo edel ihm's zu heißen,
Daß Rüd'ger länger nicht kann widerſtehn,
Iſt nicht ſein Herz von Kieſel oder Eiſen.
Er ſieht, ließ' er ihn ohne Antwort gehn,
Würd' er verſtockt, ja boshaft ſich beweiſen.
Er ſpricht, doch ſtockt er zweimal oder drei,
Eh' ihm das Wort wird von der Zunge frei.

34.

Wenn du, mein Herr, verſetzt er, jetzt wirſt hören,
Wer's iſt, dem deine Freundeshand ſich bot,
So wirſt du ſicher meinem Plan nicht wehren,
Ja mehr als ich noch wünſchen meinen Tod.
Ich bin es, den dein Haß ja will zerſtören,
Bin Rüd'ger, deſſen Haß dich einſt bedroht,
Und der, um wild nach deinem Blut zu ſtreben,
Von dieſem Hofe jüngſt ſich fortbegeben,

35.

Um nicht durch dich um meine Bradamante
Getäuſcht zu ſein; denn ich vernahm gekränkt,
Daß Haimon ſich zu deinen Gunſten wandte.
Doch lenkt der Himmel, was der Menſch erdenkt:

gleichen an jungen Leuten gern, rief die alte Gräfin. Er heißt alſo Hoskins, nicht wahr? Ich kenne alle Hoskins in England. Da ſind die Lincolnſhire Hoskins, dann die Shropſhire Hoskins, von denen einmal eine Geſchichte in Umlauf war. Man ſagte, Bell, die Tochter des Admirals, hätte ſich in einen ſchwarzen Bedienten oder Bootsmann oder in etwas Aehnliches verliebt — aber die Welt weiß immer etwas. Da iſt dann noch der alte Dr. Hoskins in Bath, der den armen, guten Drum behandelte, als er die Gelbſucht hatte — und der gute, liebe, alte General Fred Hoskins, der an der Gicht leidet. Ich erinnere mich ſeiner noch aus dem Jahre 84, wo er dünn war wie ein Zaunſtecken und beweglich wie ein Zappelmann. Und verliebt war er in mich — ach, wie er in mich verliebt war!

Du ſcheinſt damals eine ganze Schaar von Anbetern gehabt zu haben, Großmama, ſagte Lady Jane.

Hunderte, Kind — hunderttauſende! Ich war in Bath die Königin der Geſellſchaft und eine Schönheit erſten Ranges. Sie werden das kaum glauben, Mr. — wie iſt doch Ihr Name? — Geſtehen Sie es nur aufrichtig und ohne Schmeichelei.

In der That, Madame, das hätte ich nie geglaubt, entgegnete ich, denn die alte Dame war ſo häßlich als möglich.

Die beiden jungen Damen brachen bei dieſen Worten in ein lautes Gelächter aus, und ich ſah, wie ſelbſt die beiden Lakaien mit den großen Backenbärten, die hinten auf dem Wagen ſtanden, das Geſicht verzogen.

Auf mein Wort, Sie ſind ſehr offenherzig, Mr. — wie iſt doch Ihr Name? — außerordentlich offenherzig; aber ich liebe Aufrichtigkeit an jungen Leuten. Ich war aber wirklich eine Schönheit. Sie können den Onkel Ihres Freundes, den General, fragen. Er gehört doch zu den Lincolnſhire Hoskins, nicht wahr? Ich erkannte ihn gleich an der großen Familienähnlichkeit. Iſt er der älteſte Sohn? Eine ſchöne Beſitzung, wenn auch über und über verſchuldet. Der alte Sir George war ein Teufelskerl — ein Freund von Hanbury Williams und Littleton und all dem abſcheulichen, widerwärtigen Volk! Wie viel wird Ihr Freund im Vermögen haben, wenn der Admiral einmal ſtirbt, Mr. So und So?

Das vermag ich wirklich nicht zu ſagen, Madame. Der Admiral iſt auch nicht der Vater meines Freundes.

Nicht ſein Vater? Ich verſichere Sie, daß er's iſt. Wenn ich's Ihnen ſage, ſo können Sie's glauben — ich irre mich nie. Wer ſollte denn ſein Vater ſein?

Der Vater meines Freundes iſt Lederhändler in Skinnerſtreet, Snow-Hill. Ein ſehr achtbares Haus, Madame. Aber Gus iſt nur der dritte Sohn, hat alſo nicht viel von dem Vermögen zu erwarten.

Die jungen Damen lächelten wieder.

Was? rief die alte Gräfin.

Sie gefallen mir, Sir, ſagte Lady Jane. Sie ſchämen ſich Ihrer Freunde nicht, welche Stellung dieſelben auch im Leben einnehmen mögen. Können wir das Vergnügen haben, Sie irgendwo abzuſetzen, Mr. Titmarſh?

Ich habe nichts Beſonderes vor, Mylady, entgegnete ich. Wir haben heute einen freien Tag im Comptoir — wenigſtens gab Roundhand mir und Gus Urlaub, und es würde mir eine große Freude ſein, wenn ich mit Ihnen eine Spazierfahrt durch den Park machen könnte — vorausgeſetzt, daß es Ihnen nicht unangenehm wäre.

Es wird uns — unendliches Vergnügen machen, ſagte Lady Jane mit etwas ernſter Miene.

Ja, wahrhaftig, das wird es! rief Lady Fanny, in die Hände klatſchend. Nicht wahr, Großmama? Und wenn wir im Park geweſen ſind, können wir noch einen Spaziergang im Kenſington Garten machen, wenn Mr. Titmarſh die große Güte haben will, uns zu begleiten.

Das werden wir nicht thun, denke ich, entgegnete Lady Jane.

Warum nicht? rief Lady Drum. Ich ſterbe vor Neugier, von ſeinem Onkel und ſeinen dreizehn Tanten zu hören. Aber ihr plappert ja ſo viel, ihr jungen Dinger, daß weder ich noch mein junger Freund zu Worte kommen können.

Lady Jane zuckte die Achſeln und erwiderte kein Wort. Lady Fanny, die munter war wie ein junges

Kätzchen (wenn ich mir der Ariſtokratie gegenüber ſolchen Vergleich erlauben darf), lachte und kicherte und ſchien ſich über die Verſtimmung der Schweſter köſtlich zu amüſiren, während die Gräfin anfing zu erzählen und ſich in die Geſchichte der dreizehn Miß Hoggarties vertiefte, die noch nicht zu Ende war, als wir in den Park einfuhren.

Hunderte von jungen Herren zu Pferd kamen an den Wagen heran und ſprachen mit den Damen. Sie ſcherzten mit Lady Drum, die in ihrer Art als Original anerkannt zu ſein ſchien, verbeugten ſich vor Lady Jane und ſagten — beſonders die jungen — Lady Fanny Schmeicheleien.

Aber obgleich ſie ſich verbeugte und erröthete, wie es für eine junge Dame paßt, ſchien ſie doch an etwas Anderes zu denken, denn ſie ſtreckte oft den Kopf aus dem Wagenfenſter und ſchaute ſich ſo eifrig unter den Reitern um, als erwarte ſie irgend Jemand.

Aha, Lady Fanny, dachte ich bei mir; ich weiß, was es zu bedeuten hat, wenn junge, ſchöne Damen zerſtreut ſind, umherſpähen und alle Fragen nur halb beantworten. Haltet Sam Titmarſh nur nicht für ſo unerfahren — er weiß, dafür ſtehe ich, ſo gut wie irgend Einer Beſcheid um gewiſſe Dinge! — Bei alledem konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, Lady Jane einen Wink zu geben, daß ich wiſſe, wie die Sachen ſtanden.

Ich glaube die junge Dame ſieht ſich nach Jemand um, ſagte ich.

Jetzt war die Reihe, verlegen auszuſehen, an Fanny. Sie wurde ſcharlachroth — aber nach einer Minute blickte das gutmüthige kleine Ding die Schweſter ſchelmiſch an, und beide jungen Damen hielten die Taſchentücher vor den Mund und fingen an zu lachen — zu lachen, als hätte ich den beſten Witz von der Welt gemacht.

Il est charmant votre monsieur ! ſagte Lady Jane zu ihrer Großmutter.

Madame, vous me faites beaucoup d'honneur! entgegnete ich mit einer Verbeugung, denn ich verſtand Franzöſiſch und war ſehr erfreut, daß die Damen Wohlgefallen an mir fanden. Ich bin ein armes beſcheidenes Menſchenkind, das mit der großen Welt keinen Verkehr hat, fuhr ich fort. Ich fühle tief, wie gütig Sie ſind, Madame, indem Sie mir ſo freundlich entgegenkommen und mich in Ihrem ſchönen Wagen ſpazieren fahren.

In dem Augenblicke kam ein Herr auf ſchwarzem Pferde mit bleichem Geſicht und dunkelm Kinnbart an den Wagen geritten, und an einem leichten Zuſammenzucken Lady Fanny's und an ihrem augenblicklichen Wegſehen merkte ich, daß der gewiſſe Jemand endlich erſchienen war.

Lady Drum, Ihr gehorſamer Diener! begann er. Ich bin ſoeben mit einem Herrn geritten, der ſich im Jahre — aber Jahreszahlen thun nichts zur Sache! —

aus Liebe zu der ſchönen Gräfin Drum beinahe todtgeſchoſſen hätte.

Das war wohl Killblazes? fragte die alte Dame. Er iſt ein guter, alter Menſch, und ich bin jede Minute bereit, mit ihm davon zu laufen. Oder war es der prächtige alte Biſchof? Er beſitzt noch eine Locke von mir; ich gab ſie ihm, als er noch Kaplan bei meinem Papa war — und laſſen Sie mich geſtehen: es würde ſchwer halten, jetzt noch eine an der Stelle zu finden.

Verzeihen Sie, Mylady, das können Sie nicht im Ernſte ſagen! bemerkte ich.

Ja, gewiß, es iſt mein voller Ernſt, erwiderte ſie. Unter uns geſagt, mein Kopf iſt ſo kahl wie eine Kanonenkugel. Fragen Sie nur Fanny, ob's nicht ſo iſt. Das arme Ding hatte einen ſchönen Schrecken, als ſie mich eines Tages — ſie war damals noch ein Kind — plötzlich in meinem Ankleidezimmer überraſchte und mich ohne Perrücke ſah.

Ich hoffe, Lady Fanny hat ſich von der Erſchütterung erholt, ſagte der Jemand, indem er zuerſt ſie anſah und dann mir einen Blick zuwarf, als wolle er mich freſſen. Und, ſollte man's glauben? Lady Fanny wußte darauf nichts zu erwidern als: So ziemlich, Mylord, ich danke! — Worte, die ſie ſo verwirrt und erröthend hervorſtotterte, wie wir in der Schule unſern Virgil herſagten, wenn wir ihn nicht gelernt hatten.

Der Lord fuhr fort, mich wüthend anzuſehen, und murmelte etwas, wie: er habe gehofft, einen Sitz in

Lady Drum's Wagen zu finden, und ſei des Reitens müde, worauf Lady Fanny ebenfalls etwas von einem „Freunde von Großmama" murmelte.

Du ſollteſt ſagen, einer deiner Freunde, Fanny, entgegnete Lady Jane. Ich bin überzeugt, daß wir nicht in den Park gekommen wären, wenn Fanny nicht darauf beſtanden hätte, Mr. Titmarſh hieher zu fahren. Erlauben Sie mir, den Earl von Tiptoff mit Mr. Titmarſh bekannt zu machen.

Ich zog meinen Hut, aber anſtatt die Höflichkeit zu erwidern, brummte Se. Lordſchaft, daß er ein anderes Mal auf das Vergnügen hoffe, und galoppirte auf ſeinem Rappen davon. Ich habe niemals begriffen, womit in aller Welt ich ihn beleidigt haben konnte.

Aber es ſchien meine Beſtimmung an dieſem Tage, alle Männer vor den Kopf zu ſtoßen, denn wer kam gleich darauf an unſeren Wagen? Niemand anders als der ſehr ehrenwerthe Edmund Preſton, einer der Unterſtaatsſecretäre Sr. Majeſtät (wie ich aus dem Almanach im Comptoir wußte) und Ehegemahl von Lady Jane.

Der ſehr ehrenwerthe Edmund Preſton ritt einen grauen Hengſt und war ein fetter Mann mit blaſſem Geſicht, das ausſah, als ob er nie an die friſche Luft käme.

Wer zum Teufel iſt das? fragte er ſeine Frau, abwechſelnd ſie und mich mit grämlichen Blicken meſſend.

O, es iſt ein Freund von Großmama und Jane, entgegnete Lady Fanny ſchnell, indem ſie die Schweſter ſchalkhaft anſah, die ihrerſeits ziemlich erſchrocken zu ſein ſchien und Fanny flehend anblickte, aber nicht wagte, eine Silbe zu erwidern. Mr. Titmarſh iſt ein Couſin von Großmama mütterlicher Seits, d. h. von Seiten der Hoggarties, fuhr Lady Fanny fort. Haben Sie die Hoggarties nicht kennen gelernt, Edmund, als Sie mit Lord Bagwig in Irland waren? Erlauben Sie, daß ich Sie mit Großmama's Vetter bekannt mache: Mr. Titmarſh — mein Schwager Mr. Edmund Preſton.

Lady Jane hatte ihre Schweſter während der ganzen Zeit ſo ſtark als möglich auf den Fuß getreten, aber das kleine boshafte Ding ſtellte ſich an, als merke ſie nichts davon, und ich, der ich von der Verwandtſchaft niemals gehört hatte, gerieth in die äußerſte Verlegenheit. Aber ich kannte die Gräfin Drum längſt nicht ſo gut, wie die kleine, ſchlaue Hexe, ihre Enkelin, ſie kannte, denn die alte Dame, die kurz zuvor Gus Hoskins zu ihrem Vetter gemacht hatte, war, wie es ſchien, von der Leidenſchaft beſeſſen, mit aller Welt verwandt zu ſein.

Ja, wir ſind verwandt und gar nicht allzuweitläufig, ſagte ſie. Millicent Brady war Mick Hoggarty's Großmutter, und ſie und meine Tante Towzer waren bekanntlich Verwandte, denn Decimus Brady von Ballybrady heirathete einen rechten Vetter von Tante Towzer's Mutter, einen gewiſſen Bell Swift, keiner aus der Verwandtſchaft des Dechanten, liebes Kind, denn der ſtammte aus keiner beſonderen Familie. Iſt das nicht ſo klar wie möglich?

O, vollkommen, Großmama, ſagte Lady Jane lachend, während der ſehr Ehrenwerthe mit verdrießlicher Miene nebenher ritt.

Und Sie haben die Hoggarties doch gewiß auch gekannt? fuhr die Gräfin zu ihm gewendet fort. Die dreizehn rothhaarigen Mädchen — neun Grazien und noch vier darüber, wie der gute Clanboy zu ſagen pflegte. Der arme Clan — ein Vetter von Ihnen und mir, Mr. Titmarſh, war damals ſterblich in mich verliebt. Erinnern Sie ſich nicht, Edmund? Nein? Sie erinnern ſich nicht an Beddy und Minny, an Theddy, Winny, Myſie, Grizzy, Polly, Dolly und wie ſie alle hießen?

Zum Teufel mit dieſen Miß Hoggarties! rief der ſehr ehrenwerthe Herr und rief es mit ſolcher Energie, daß ſein Grauſchimmel einen Satz machte, der den Reiter beinahe kopfüber in den Sand geworfen hätte. Lady Jane ſchrie laut auf, Lady Fanny lachte, und die alte Dame ſah aus, als ob ſie ſich keinen Pfifferling daraus mache.

Es geſchieht Ihnen ſchon recht, warum fluchen Sie, Sie häßlicher Menſch, Sie! ſagte ſie ruhig.

Wollen Sie nicht lieber in den Wagen kommen, Edmund — Mr. Preſton? rief Lady Jane ängſtlich.

Ich könnte ja ausſteigen, Madame, ſagte ich.

Bah, bah, laſſen Sie ſich nicht ſtören, entgegnete Lady Drum. Der Wagen gehört mir, und wenn ſich

Mr. Preſton in dieſer abſcheulichen, ordinären Weiſe — ich wiederhole es, in dieſer abſcheulichen, ordinären Weiſe — gegen eine Dame meines Alters benimmt, ſo ſehe ich nicht ein, warum ſich meine Freunde ſeinetwegen ſtören laſſen ſollten. Er mag ſich auf den Bock ſetzen, wenn er Luſt hat, oder hereinkommen und auf dem Querſitze reiten.

Es war klar, daß Lady Drum ihren Enkel-Schwiegerſohn von ganzem Herzen haßte, und ich habe ſpäterhin noch oft beobachtet, daß dieſe Art von Abneigung in den vornehmen Familien nicht eben ungewöhnlich iſt.

Mr. Preſton ſchien allerdings ziemlich ängſtlich auf ſeinem Pferde zu ſitzen und war froh, das ſich bäumende und ausſchlagende Thier verlaſſen zu können. Sein bleiches Geſicht war noch bleicher als vorher, und er zitterte an Händen und Füßen, als er von dem Grauſchimmel abſtieg und ſeinem Diener den Zügel zuwarf. Der Mann — ich meine den Herrn — mißfiel mir vom erſten Moment, als er zu uns kam und ſeine ſanfte hübſche Frau ſo barſch anredete. Ich hielt ihn von vornherein für einen Feigling, und der Vorfall mit dem Pferde bewies, daß ich recht hatte. Ein Kind hätte das Thier reiten können, und dieſem Manne fiel das Herz in die Schuhe, wenn es einmal ausſchlug.

Schnell, kommen Sie herein, Edmund! rief Fanny lachend.

Es kam die Noth, wo ich dich ganz erkannte,
Vom Haß durch deine Großmuth abgelenkt;
Und nicht dem Haſſe mußt' ich nur entſagen,
Nein, ewig mich auf deine Seite ſchlagen!

36.

Nicht wiſſend wer ich bin, haſt du gebeten,
Dir mit dem Schwert das Fräulein zu erfrei'n.
Das hieß das Herz mir aus dem Leibe jäten,
Das hieß nach meiner Seele lüſtern ſein.
Wie gern ich meinem Wunſch zu nah getreten
Des deinen willen, zeigt der Augenſchein.
Dein iſt die Jungfrau: habe ſie in Frieden!
Dir ſei das Glück, mir ſei es nicht beſchieden.

37.

Mir, der ich Lieb' und Leben dir gegeben,
Vergönne nun, zu folgen meinem Sinn;
Denn eher kann ich ohne Seele leben,
Als ohne Bradamante fernerhin.
Auch kannſt du nimmer ſie zu dir erheben
Mit gutem Recht, ſo lang ich lebend bin.
Wir ſind verlobt, mag ſich die Welt empören!
Und zweien Gatten kann ſie nicht gehören. —

38.

Als Rüd'ger ſeinen Namen ihm genannt,
Rührt Leo voll Erſtaunen nicht ein Glied;
Stumm bleiben ſeine Lippen, ſtarr ſo Hand
Als Fuß, und unbewegt das Augenlied;
So daß er gleich dem Weihebilde ſtand,
Dem ſteinernen, wie man's in Kirchen ſieht.
Ihm ſcheint's ein Edelmuth ſo wunderbar,
Wie keiner ſein wird und wie keiner war.

Der Wagentritt wurde heruntergeſchlagen, Mr. Preſton warf mir beim Einſteigen einen drohenden Blick zu und machte Miene, ſich in Lady Fanny's Ecke zu ſetzen, denn ich hütete mich wohl, mich aus der meinigen zu erheben.

Nein, Mr. Preſton, auf keinen Fall! rief der kleine Schelm. Mach den Schlag zu, Thomas. Welcher Spaß, der Welt einen Staatsſecretär zu zeigen, der auf dem Querſitz reitet!

Der Staatsſecretär ſah, wie ich verſichern kann, gar nicht aus, als wäre er für dieſen Spaß aufgelegt.

Nehmen Sie meinen Platz, Edmund, und achten Sie nicht auf Fanny's Thorheit, ſagte Lady Jane ſchüchtern.

O nein, ich bitte, Madame, bleiben Sie, ich ſitze bequem, ſehr bequem, und hoffe, daß auch dieſer — dieſer Herr bequem ſitzt.

Vollkommen, ich verſichtre Sie, entgegnete ich. Ich wollte mich eigentlich erbieten, Ihr Pferd nach Hauſe zu reiten, denn Sie ſchienen etwas ängſtlich, aber ich befinde mich hier viel zu gut, um mich losreißen zu können.

Welchen vergnügten Blick mir die alte Dame bei dieſen Worten zuwarf, wie ihre kleinen Augen funkelten und ihr kleiner Mund zuckte! Aber ich hätte das Wort um keinen Preis unterdrücken können; mein Blut war in Wallung gerathen.

Es wird uns immer freuen, wenn Sie uns Ihre

Gegenwart ſchenken wollen, Vetter Titmarſh, ſagte ſie, indem ſie mir ihre goldne Doſe präſentirte, aus welcher ich eine Priſe nahm und mit der Miene eines Lords zur Naſe führte.

Da Sie dieſen Herrn eingeladen haben, mit Ihnen in Ihrem Wagen ſpazieren zu fahren, Lady Jane, ſo wäre es wohl auch angemeſſen, ihn zum Mittageſſen zu bitten, ſagte Mr. Preſton blau vor Wuth.

Ich habe ihn eingeladen, in meinem Wagen mit uns zu fahren, entgegnete die alte Dame; da wir aber heute bei Ihnen ſpeiſen werden und Ihnen daran liegt, ſo wird es mir viel Freude machen, dort mit Mr. Titmarſh zu eſſen.

Es thut mir leid, aber ich bin bereits verſagt, erwiderte ich.

O, wie ſchade, ſagte Mr. Preſton, noch immer mich und ſeine Frau abwechſelnd anſtarrend; wie ſchade, daß dieſer Herr — ich vergaß ſeinen Namen — daß Ihr Freund, Lady Jane, ſchon verſagt iſt. Ich bin überzeugt, es würde Ihnen großes Vergnügen bereitet haben, Ihren Vetter in Whitehall zu begrüßen.

Allerdings war Lady Drum verſeſſen darauf, Verwandtſchaften zu entdecken, aber dieſe Worte des ſehr ehrenwerthen Mr. Preſton waren mir doch zu viel. Auf, Sam! ſei ein Mann und zeige, daß du das Herz auf dem rechten Flecke haſt! ſagte ich zu mir ſelber — und laut fügte ich hinzu: Nun, meine Damen, da dem ſehr ehrenwerthen Herrn viel darauf anzukommen ſcheint, ſo werde ich mein früheres Verſprechen rückgängig machen, und es ſoll mir ein Vergnügen ſein, eine Hammelkeule mit ihm zu verſpeiſen. Wann eſſen Sie, Sir?

Er würdigte mich keiner Antwort, und ich verlangte auch keine, denn natürlich hatte ich nicht die Abſicht, mich dem Manne aufzudringen. Ich wollte ihm nur eine Lehre geben, denn obgleich ich nur ein armer Menſch bin und die Leute oft darüber reden höre, wie gemein es iſt, Erbſen mit dem Meſſer zu eſſen, dreimal Käſe zu nehmen, und was dergleichen wichtige Dinge mehr ſind, ſo, meine ich doch, giebt es etwas noch viel Gemeineres, und das iſt die Brutalität gegen Niedrigerſtehende. Ich haſſe den Menſchen, der ſich dergleichen erlaubt, wie ich den Mann geringeren Standes verachte, welcher das Anſehen der höhern Stände anzunehmen ſucht; und ich beſchloß, Mr. Preſton eine Probe meiner Geſinnung zu geben.

Als der Wagen vor ſeiner Thür hielt, half ich den Damen zuerſt ſo höflich als möglich heraus, trat dann in die Halle, hielt aber Mr. Preſton an einem Knopfe ſeines Rockes in der Thür feſt und ſagte ihm hier, Angeſichts der Damen und in Gegenwart der beiden großen Diener, Folgendes:

Sir, ſagte ich, dieſe liebenswürdige alte Dame nöthigte mich in ihren Wagen, und wenn ich die Einladung annahm, ſo geſchah dies zu ihrem, nicht zu meinem Vergnügen. Als Sie dazu kamen und fragten, wer zum Teufel ich wäre, dachte ich mir wohl. Sie hätten dieſe Frage in etwas artigerem Tone ſtellen können, hielt es aber nicht für meine Aufgabe, Ihnen Beſcheid zu geben. Als Sie mich dann, um ſich einen Spaß zu machen, zu Tiſch luden, glaubte ich mit einem Scherz antworten zu dürfen, und ſo ſehen Sie mich hier. Aber haben Sie keine Sorge, ich werde nicht mit Ihnen ſpeiſen: ich möchte Ihnen nur rathen, ſich mit ſolchen Scherzen Andern gegenüber in Acht zu nehmen. Meine Collegen aus dem Comptoir z. B. würden Sie möglicherweiſe beim Wort halten.

Iſt das Alles, Sir? fragte Mr. Preſton in vollem Grimme. Wenn Sie fertig ſind, verlaſſen Sie wohl dies Haus, oder ſollen meine Diener Sie vielleicht hinausweiſen? Werfen Sie dieſen Burſchen hinaus! Haben Sie mich verſtanden? rief er, indem er ſich von mir losriß und in voller Wuth die Thür ſeines Arbeitszimmers hinter ſich zuſchlug.

Dein Mann iſt ein abſcheuliches, widerwärtiges Geſchöpf, das ich haſſe, ſagte Lady Drum, indem ſie den Arm ihrer Enkelin ergriff. Aber komm zu Tiſch, die Suppe wird kalt! fügte ſie hinzu und verſuchte Lady Jane ohne Weiteres mit ſich fortzuziehen.

Die gute Lady aber trat noch einmal auf mich zu. Sie zitterte und ſah ſehr blaß aus.

Mr. Titmarſh, ich hoffe, Sie ſind uns nicht böſe, oder beſſer, Sie vergeſſen, was geſchehen iſt, ſagte ſie. Glauben Sie, es macht mir ſehr großen —

Weiter kam ſie nicht. Die Augen der armen Frau füllten ſich mit Thränen.

Ta — ta, keinen Unſinn! rief Lady Drum und zog ſie am Aermel fort die Treppe hinauf. Aber die kleine Lady Fanny trat kühn und muthig auf mich zu, hielt mir ihre Hand hin, drückte die meinige herzhaft und ſagte in ſo freundlicher Weiſe: Leben Sie wohl, Mr. Titmarſh! — daß ich gehenkt ſein will, wenn ich nicht bis über die Ohren roth wurde und alles Blut in meinen Adern anfing zu prickeln und zu brauſen.

Nachdem ſie ſich entfernt hatte, ſtülpte ich den Hut auf den Kopf und verließ die Halle, ſtolz wie ein Pfauhahn und muthig wie ein Löwe. Alles, was ich wünſchte, war, daß einer der frechen, grinſenden Lakaien mir die leiſeſte Unhöflichkeit ſagen oder anthun möchte, ſo daß ich das Vergnügen hätte haben können, ihn mit meinen beſten Empfehlungen an ſeinen Herrn zu Boden zu ſchlagen. Aber keiner von ihnen that mir den Gefallen, und ſo ging ich nach Hauſe und ſpeiſ'te mit Gus in friedvollſter Weiſe gekochtes Hammelfleiſch mit Kohlrüben.

Ich hielt es nicht für gerathen, Gus — der, unter uns geſagt, ein wenig neugierig und etwas plauderhaft war — alle Einzelnheiten der Familienſcene mitzutheilen, deren Urſache und Zeuge ich geweſen, und ſo erzählte ich ihm nur, daß die alte Dame (es war das Wappen der Drums, ſagte Gus, ich bin gleich hingegangen und habe im genealogiſchen Almanach nachgeſehen!) — daß die alte Dame ausfindig gemacht, ich ſei einer ihrer Vettern, und mich in Folge deſſen zu einer Spazierfahrt nach dem Park eingeladen habe. Am nächſten Tage gingen wir wieder nach dem Comptoir, wie gewöhnlich, und Hoskins erzählte dort ſelbſtverſtändlich nicht nur Alles, was geſchehen war, ſondern noch ein gutes Theil mehr, und obgleich ich mir einredete, daß ich mir keinen Pfifferling aus der ganzen Geſchichte machte, ſo muß ich doch geſtehen, daß es mich freute, die jungen Leute in unſrem Comptoir von einem Theil meiner Erlebniſſe in Kenntniß geſetzt zu ſehen.

Aber man denke ſich am Abend beim Nachhauſekommen meine Ueberraſchung, als ich Mrs. Stokes, meine Wirthin, Miß Selina Stokes, ihre Tochter, und Mr. Bob Stokes, ihren Sohn, (einen trägen, kleinen Bengel, der ſeine Zeit damit ausfüllte, auf den Stufen der St. Brideskirche und in Salisbury-Square mit Knippkugeln zu ſpielen) ſchon meiner wartend fand, und alle Drei mit beſonderer Eilfertigkeit die zwei Treppen zu unſrem Zimmer vor uns hinaufſtürmten. Oben auf dem Tiſche zwiſchen unſern zwei Flöten, neben welchen auf der einen Seite mein Album lag, auf der andern der Don Juan, welcher Gus gehörte, ſowie deſſen genealogiſcher Almanach, fand ich Folgendes:

Erſtens, einen Korb mit großen, rothen Pfirſichen, die ausſahen wie die Wangen meiner Mary;

Zweitens, einen eben ſolchen Korb mit großbeerigen, glänzenden, ſaftigen Trauben;

Drittens, ein ungeheueres Stück rohes Fleiſch, das ich für Hammelfleiſch hielt, das aber, wie mich

Mrs. Stokes belehrte, die auserleſenſte Hirſchkeule war, welche ſie je geſehen.

Dabei lagen drei Karten, auf welchen zu leſen war:

„Verwittwete Gräfin Drum.“
„Lady Fanny Rakes.“
„Mr. Preſton.“
„Lady Jane Preſton.“
„Earl of Tiptoff.“

Und was für ein Wagen — was für ein Wagen — ganz mit Kronen bemalt! erzählte Mrs. Stokes. Und ſolche Livreen! Zwei großmächtige Lakaien mit rothen Backenbärten und gelben Plüſchhoſen. Und drin im Wagen eine alte Dame in weißem Hut und eine junge in einem italieniſchen Strohhut mit blauen Bändern und ein großer, langer, blaſſer Herr mit einem Bärtchen am Kinn.

Bitte, Ma'am, wohnt hier Mr. Titmarſh? fragte die junge Dame mit ihrer hellen Stimme. — Ja, Mylady, entgegnete ich; aber er iſt im Comptoir der Weſt-Diddleſex Feuer- und Lebensverſicherungsgeſellſchaft, Cornhill. — Charles, geben Sie die Sachen aus dem Wagen, ſagte der Herr ganz feierlich. — Ja, Mylord, erwiderte Charles und überreichte mir die Hirſchkeule, die in ein Zeitungspapier eingeſchlagen war und auf dem Porzellanteller lag, den Sie da ſehen, ſowie die beiden Körbe mit Obſt. — Haben Sie die Güte, Ma'am, ſagte Mylord, Alles dies in das Zimmer des Herrn Titmarſh zu bringen und ihm zu ſagen, wir und Lady Jane Preſton ließen uns ihm empfehlen und bäten ihn, das von uns anzunehmen. Und damit gab er mir die Karten, die auf Ihrem Tiſche liegen, und dieſen Brief, der mit Sr. Lordſchaft eignem Wappen geſiegelt iſt. —

Dabei überreichte mir Mrs. Stokes einen Brief, den meine Frau bis auf den heutigen Tag aufbewahrt und welcher lautet wie folgt:

„Der Earl von Tiptoff iſt von Lady Jane Preſton beauftragt, Mr. Titmarſh ihr herzliches Bedauern auszuſprechen, daß ſie geſtern nicht das Vergnügen haben konnte, ihn zu Tiſch bei ſich zu ſehen. Lady Jane wird London in den nächſten Tagen verlaſſen und deßhalb nicht im Stande ſein, ihre Freunde während dieſer Saiſon in Whitehall zu empfangen. Lord Tiptoff hofft dagegen, daß Mr. Titmarſh die Freundlichkeit haben wird, einige Erzeugniſſe des Gartens und Parkes von Lady Jane anzunehmen und damit vielleicht einige der Freunde zu bewirthen, die einen ſo warmen Vertheidiger an ihm finden.“

Dabei lag ein kleines Billet, welches nur die Worte enthielt:

„Lady Drum iſt Freitag 17. Juni Abends zu Hauſe.“

Und alles das geſchah nur, weil meine Tante Hoggarty mir eine Diamantnadel geſchenkt hatte!

Ich ſchickte das Wildpret nicht zurück — warum hätte ich es auch thun ſollen? Gus war dafür, ich ſollte den Braten an Brough, unſern Director, die Trauben und Pfirſiche an meine Tante in Somerſetſhire ſenden.

Mit Nichten! entgegnete ich. Ich werde Bob Swinney und ein halbes Dutzend unſerer Collegen einladen, und wir werden uns Sonnabend einen vergnügten Abend machen.

Und in der That machten wir uns einen vergnügten Abend. Hatten wir keinen Wein, ſo hatten wir doch Ale ſo viel wir mochten und hinterher Ginpunſch. Gus ſaß am untern Ende des Tiſches, während ich am obern Platz genommen hatte; wir ſangen abwechſelnd heitere und ſentimentale Lieder und brachten Trinkſprüche aus, und ich hielt eine Rede, welche wiederzugeben keine Möglichkeit iſt, weil ich, unter uns geſagt, am Morgen durchaus vergeſſen hatte, was ſich nach einer gewiſſen Periode des Abends noch weiter zugetragen.

## Kapitel IV.

### Wie der glückliche Beſitzer des Diamanten in Pentonville ſpeiſ't.

Am folgenden Montag erſchien ich erſt eine halbe Stunde nach der gehörigen Zeit im Comptoir. Um die Wahrheit zu geſtehen, hatte ich gar nichts dagegen, wenn Hoskins früher hinkam und den Collegen erzählte, was geſchehen war — denn wir Alle beſitzen unſer Theilchen Eitelkeit, und es freute mich, wenn meine Kameraden etwas von mir hielten.

Als ich eintrat, bemerkte ich ſogleich an der Art und Weiſe, wie man mich anſah, daß Hoskins ſeine Schuldigkeit gethan. Beſonders ſah ich es an Abednego, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als mir eine Priſe aus ſeiner goldenen Doſe anzubieten. Auch Roundhand ſchüttelte mir ſehr warm die Hand, als er zu mir trat, um mein Geſchäftsbuch nachzuſehen. Er ſagte, ich ſchriebe eine vorzügliche Handſchrift (was ich, ohne mir ſchmeicheln zu wollen, ſelbſt glaube), und lud mich ein, nächſten Sonntag in Middleton-Square bei ihm zu Mittag zu eſſen.

Sie werden da freilich nicht die Bewirthung finden, wie bei Ihren Freunden im Weſt-End, ſagte er mit beſonderer Betonung, aber Emilie und ich freuen uns ſtets, einen Freund an unſerem beſcheidenen Tiſche zu ſehen. Weißen Sherry, alten Portwein und ſonſt Alles einfach aber reichlich. Wollen Sie?

Ich ſagte zu und verſprach, Hoskins mitzubringen. Er entgegnete, das wäre ſehr liebenswürdig von mir, und es würde ihn ſehr freuen, Hoskins bei ſich zu ſehen.

Zur verabredeten Zeit ſtellten wir uns denn auch ein, aber obgleich Gus elfter und ich nur zwölfter Commis war, bemerkte ich doch, daß man mich bei Tiſche ſtets

39.

Hört er nun gleich den Freund ſich Rüd'ger heißen,
Hält doch die alte Gunſt nicht Stand allein,
Sie wächſt, und will ihm faſt das Herz zerreißen
Beim Anblick von des Freundes bittrer Pein.
Er leidet mehr als der, und will beweiſen,
Daß er verdiene, Kaiſerſohn zu ſein;
Kann er ihm ſonſt in keiner Tugend gleichen,
Will er ihm doch an Edelmuth nicht weichen.

40.

Er ſpricht: Wenn ich am Tag, da meine Schaaren
Dein Rieſenmuth mir in den Tod gehetzt,
So ſehr ich auch dich haßte, hätt' erfahren,
Du ſeieſt Rüd'ger, wie ich's weiß anjetzt,
Dieſelbe Freundſchaft konnt' ich offenbaren,
Wie ich den Unbekannten hochgeſchätzt,
Ja, da ſchon wäre mir der Haß vergangen,
Um dich mit dieſer Liebe zu umfangen.

41.

Daß Rüd'gers Name mir verhaßt geweſen,
Eh' ich gewußt, daß du der Rüd'ger ſeiſt,
Das läugn' ich nicht; doch daß es mit der böſen
Geſinnung aus iſt, Freund, das glaube dreiſt.
Ja, als ich kam, vom Thurm dich zu erlöſen,
Hätt' ich gewußt, was jetzt ſich mir erweiſt,
Ich hätte damals ſchon gethan wie heute,
Was ich mich jetzt für dich zu thun bereite.

42.

War ich ſchon damals gerne dir zu Willen,
Da ich dir nicht, wie jetzt, verpflichtet war,
Wie viel mehr jetzt? denn würd' ich's nicht erfüllen,
So wär' ich über alles undankbar.

zuerſt und mit dem Beſten bediente. Ich hatte doppelt ſo viel Fleiſchklöschen in meiner Mock-Turtel-Suppe, als Hoskins, und bekam faſt alle Auſtern aus der Sauce. Einmal wollte Roundhand Gus vor mir bedienen, aber ſeine Frau, die am obern Ende des Tiſches ſaß und in ihrem rothen Florkleide mit einem Turban auf dem Kopfe ſehr aufgeblaſen und hochmüthig ausſah, rief ihm ein ſo drohendes: Anton! zu, daß der arme Burſche die Schüſſel hinſetzte und roth wurde, wie ein geſottener Krebs.

Natürlich ſprach Mrs. Roundhand mit mir von Weſt-End. Sie beſaß, wie gar nicht anders zu vermuthen, einen genealogiſchen Almanach und wußte über alle Angelegenheiten der Drums in einer Weiſe Beſcheid und nahm ein ſolches Intereſſe an allen die Familie betreffenden Einzelheiten, daß es mich in Erſtaunen ſetzte. Sie fragte mich, wie groß das jährliche Einkommen eines Lord Drum ſei, ob ich glaube, daß er zwanzig, dreißig, vierzig oder hundertfünfzigtauſend Pfund Revenüen beſitze? Ob ich eine Einladung nach Drum-Caſtle habe, welche Art von Kleidern die jungen Damen trügen, und ob ſie die abſcheulichen Schinkenärmel ſchon angenommen, die gerade damals Mode wurden? Bei welcher letztern Frage ſie wohlgefällig ihre eigenen dicken, blau marmorirten Arme betrachtete, auf die ſie offenbar ſehr ſtolz war.

Ich hoffe, Sam, mein Junge, rief Roundhand, der die Portweinflaſche ſehr fleißig hatte herumgehen laſſen, mitten in unſer Geſpräch hinein, ich hoffe, Sie haben an die Hauptſache gedacht und einige Weſt-Diddleſex-Actien angebracht?

Mr. Roundhand, haben Sie die Caraffen da unten gefüllt? rief die Dame ärgerlich, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Nein, Milly, ich habe ſie geleert! entgegnete Roundhand.

Nennen Sie mich nicht Milly, Sir! Und haben Sie die Güte, hinunter zu gehen und Lancy, meinem Mädchen, zu ſagen (hier traf mich ein Seitenblick), ſie ſolle den Thee im Studierzimmer bereiten. Wir haben heute einen Gaſt, der nicht an die Sitten von Pentonville gewöhnt iſt (ein zweiter Blick), ſich aber hoffentlich nicht an den Manieren ſeiner Freunde ſtoßen wird.

Hier that Mrs. Roundhand einen tiefen Athemzug und warf mir einen dritten ſo ſtrengen Blick zu, daß ich wahrſcheinlich ein ſehr albernes Geſicht machte. Was Gus betrifft, ſo richtete ſie nicht ein einziges Wort an ihn, aber er ſuchte ſich darüber zu tröſten, indem er eine ſehr große Menge Weißbrod verſpeiſ'te und die meiſte Zeit (wir hatten einen ſehr heißen Sommer) pfeiſend und plaudernd mit Roundhand draußen unter der Veranda ſitzen blieb. Ich hätte gewünſcht, mich zu ihnen geſellen zu können, denn es war mit der großen, dicken Mrs. Roundhand, die ſich dicht zu mir auf das Sopha ſetzte, ſehr ſchwül im Zimmer.

Erinnern Sie ſich noch, welchen vergnügten Abend wir vergangenen Sommer hier hatten? hörte ich Hoskins ſagen, der ſich über das Balkongeländer lehnte und die Mädchen beäugelte, welche aus der Kirche kamen. Wir, Sie und ich, hatten die Röcke ausgezogen (Mrs. Roundhand war in Margate), wir tranken Maſſen von kaltem Waſſer mit Rum und hatten eine ganze Kiſte Manillas vor uns.

Still! flüſterte Roundhand ängſtlich. Milly könnte es hören!

Aber Milly hörte es nicht, denn ſie war eben dabei, mir eine unendlich lange Geſchichte zu erzählen, wie ſie auf einem Balle, welchen die City den verbündeten Fürſten gegeben, mit dem Grafen von Schloppenzollern gewalzt habe, welch langen, weißen Schnurrbart der Graf gehabt, und wie ſeltſam ſie es gefunden, ſich vom Arme eines großen Mannes umſchlungen im Saale herumzudrehen.

Mr. Roundhand hat das ſeit unſrer Verheirathung nicht mehr geſtattet, fuhr ſie fort, aber im Jahre 14 glaubte man den Souveränen ſolche Aufmerkſamkeiten ſchuldig zu ſein. Neunundzwanzig junge Mädchen aus den beſten Familien der City — die eignen Töchter des Lord Mayors waren darunter, ebenſo die Mädchen des Aldermans Dobbin, drei Töchter von Sir Charles Hopper, der das große Haus in Baker-Street beſitzt, ſowie Ihre gehorſame Dienerin, die damals noch etwas ſchlanker war als heute — kurz Neunundzwanzig von uns hatten zu dieſem Zwecke einen Tanzmeiſter und lernten in

Manſion-Houſe Walzer tanzen. Ein ſehr ſchöner Mann, dieſer Graf Schloppenzollern!

Und eine gewiß noch ſchönere Tänzerin! ſagte ich, indem ich bis über die Ohren roth wurde.

Ach, gehen Sie, Sie böſer Menſch! entgegnete Mrs. Roundhand, indem ſie mir einen derben Schlag auf die Hand gab. Ihr Männer in Weſt-End ſeid alle gleich — alle Heuchler und Schmeichler. Der Graf war gerade wie Sie. Ja, ja, vor der Heirath ſchöne Worte und eitel Honigſeim — habt ihr uns aber einmal erobert, ſo bleibt nichts als Kälte und Gleichgültigkeit. Sehen Sie da Roundhand, das große Wickelkind, wie er verſucht, einen Schmetterling mit ſeinem gelbſeidenen Taſchentuche niederzuſchlagen! Kann ein ſolcher Mann mich verſtehen? Kann er die Leere meines Herzens füllen? (hier legte ſie die Hand auf die Herzgrube). Nein, er kann es niemals, niemals! Werden Sie Ihre Frau einmal ebenſo vernachläſſigen, wenn Sie verheirathet ſind, Mr. Titmarſh?

Als ſie das ſagte, läuteten eben die Glocken. Der Gottesdienſt war zu Ende, und ich dachte an meine liebe, geliebte Mary Smith, die eben jetzt unter dieſem Geläut die Kirche verließ und in ihrem beſcheidenen grauen Kleide nach Hauſe zu ihrer Großmutter ging. Wie duftete dort, in Somerſetſhire, hundertzwanzig Meilen von hier, jetzt das Heu ſo lieblich, wie ſchimmerte der Fluß im Abendſonnenſcheine, überall Purpur, Gold- und Silberglanz, und meine Mary, die mit Dr. Snorter's Familie (der ſie ſich anzuſchließen pflegte) aus der Kirche heim ging — und ich ſaß hier und hörte dem faden Geſchwätz dieſes koketten, gemeinen Weibes zu!

Ich mußte, mochte ich wollen oder nicht, nach der Hälfte eines gewiſſen Sixpence greifen, von dem ich ſchon geſprochen habe. Mechaniſch legte ich die Hand auf die Bruſt und verletzte mir dabei an der Spitze der Brillantnadel den Finger. Mr. Polonius hatte ſie mir Tags vorher zugeſchickt, und ich trug ſie bei dieſem Mittageſſen zum erſten Male.

Ein wundervoller Stein, ſagte Mrs. Roundhand. Ich habe ihn die ganze Zeit nicht aus den Augen laſſen können. Wie reich müſſen Sie ſein, um ſolche Koſtbarkeiten zu tragen; und warum bleiben Sie unter ſolchen Verhältniſſen in einem gewöhnlichen Comptoir der City — Sie, der Sie ſo vornehme Bekannte im Weſt-End haben?

Das Weib hatte mich durch ihr Geſchwätz nachgerade ſo ungeduldig und zornig gemacht, daß ich vom Sopha aufſprang, mich, ohne ein Wort zu erwidern, nach dem Balkon begab und mir beim Hinaustreten an dem Thürpfoſten beinahe den Kopf einſtieß.

Gus, willſt du mit nach Hauſe gehen? ich fühle mich nicht recht wohl, ſagte ich — und Gus war gern bereit. Er hatte eben das letzte aus der letzten Kirche kommende Mädchen in Augenſchein genommen und es fing an, dunkel zu werden.

Wie, ſchon gehen? rief Mrs. Roundhand. Man wird gleich noch einen Hummer bringen — freilich nichts Beſonderes — Sie werden an Beſſeres gewöhnt ſein, aber —

Zu meiner Schande muß ich geſtehen, daß ich beinahe geſagt hätte: Der Teufel hole Ihren Hummer! als Roundhand zu ihr ging und ihr zuflüſterte, daß ich mich unwohl fühle.

Sie müſſen bedenken, Mrs. Roundhand, ſagte Gus, der ſehr ſchlau ausſah, daß er am Donnerſtag in Weſt-End bei dem höchſten Adel zu Mittag gegeſſen hat. Und, nicht wahr, man ſpeiſ't nicht ungeſtraft in Weſt-End, Mr. Roundhand? Wer Kegel ſpielt —

Dem fliegen die Kugeln zuweilen an den Kopf, fiel Mr. Roundhand lebhaft ein.

In meinem Hauſe wird Sonntags nicht geſpielt; ſagte Mrs. Roundhand in ärgerlichem und zornigem Tone. Hier ſoll keine Karte angerührt werden. Leben wir in einem proteſtantiſchen Lande? — ſind wir Chriſten?

Meine Liebe, du haſt uns mißverſtanden, wir ſprachen nicht vom Kartenſpiel —

Hier im Hauſe ſoll am Sabbath keinerlei Spiel geſpielt werden, entgegnete Mrs. Roundhand, indem ſie aus dem Zimmer rauſchte, ohne uns auch nur Adieu zu ſagen.

Bleiben Sie noch, bat Roundhand, der ſehr erſchrocken ausſah. Sie wird nicht wiederkommen, ſo lange Sie hier ſind — ich möchte, daß Sie noch eine Weile blieben.

Wir verſpürten dazu aber keine Luſt, und als wir Salisbury-Square erreichten, hielt ich Gus einen Vortrag über Zeitverſchwendung an Sonntagen. Ehe ich ſchlafen ging, las ich noch eine von Blair's Predigten, und als ich mich im Bett auf die Seite legte, dachte ich darüber nach, wie viel Glück mir die Diamantnadel ſchon gebracht hatte. Und dies Glück war, wie man aus dem nächſten Kapitel erſehen wird, noch nicht zu Ende.

## Kapitel V.

### Wie ſich der Diamant an einem noch viel vornehmeren Orte einführt.

Um die Wahrheit zu geſtehen, ſpielte die Nadel, obgleich ich ſie im vorigen Kapitel erſt ganz zuletzt erwähnte, in meinen Gedanken keineswegs eine unwichtige Rolle. Wie ſchon geſagt, hatte Mr. Polonius ſie eines Sonnabend Abends geſchickt. Zufällig war ich mit Gus in Sadlers-Well's Theater geweſen, wo wir uns zum halben Preiſe köſtlich amüſirt und dann auf dem Rückwege noch einige Erfriſchungen zu uns genommen hatten — aber das hat mit meiner Geſchichte weiter nichts zu thun.

Genug, als wir nach Hauſe kamen, lag das kleine Etui vom Juwelier auf dem Tiſche, und als ich es öffnete, funkelte und glitzerte der Diamant im Lichte unſrer Einen Kerze aufs Prachtvollſte.

Ich bin überzeugt, er würde das Zimmer auch ohne Licht erleuchten, ſagte Gus. Ich habe das, glaube ich, in — in einem Geſchichtsbuche geleſen.

Dieſes Geſchichtsbuch war, wie ich recht gut wußte, „Tauſend und eine Nacht“; dennoch löſchten wir, um es zu verſuchen, das Licht aus.

Wahrhaftig, er erleuchtet die ganze Stube, ſagte Gus, aber freilich befand ſich unſern Fenſtern gegenüber eine Gaslaterne, und ich glaube faſt, daß wir deßhalb ſo gut ſahen. Wenigſtens konnte ich in meinem Schlafzimmer, in das ich mich ohne Licht begab und deſſen Fenſter auf eine dunkle Mauer hinausgingen, trotz des Hoggarty-Diamanten nicht das Geringſte ſehen und mußte mit den Händen umhertaſten, um ein Nadelkiſſen zu finden, das ein gewiſſer Jemand mir gegeben hatte (ich ſcheue mich nicht zu geſtehen, daß es Mary Smith war) und in das ich die Nadel ſtecken wollte. Dieſelbe beſchäftigte mich indeſſen dergeſtalt, daß ich die Nacht über wenig ſchlief, und als ich am frühen Morgen erwachte, ſteckte ich — ich will die Schwäche geſtehen — die Nadel in mein Nachthemd und bewunderte mich im Spiegel wie ein Narr.

Gus bewunderte den Stein eben ſo ſehr wie ich, denn ſeit meiner Rückkehr von daheim und beſonders ſeit der Spazierfahrt mit Lady Drum und dem Wildpretſchmauſe hielt er mich für den vornehmſten Burſchen der Welt und brüſtete ſich überall mit ſeinem Freunde vom Weſt-End.

Als wir zum Mittageſſen zu Roundhand gingen, beſaß ich keinen ſchwarzen Atlasſchlips und war genöthigt, die Nadel in dem Buſenſtreifen meines beſten Hemdes zu befeſtigen, wodurch, beiläufig geſagt, der Battiſt jämmerlich zerriſſen wurde; dennoch aber brachte der Stein, wie wir geſehen haben, auf die Gaſtgeber ſeine Wirkung hervor; auf die eine Perſon vielleicht ſogar eine etwas zu große. Am nächſten Tage trug ich die Nadel im Comptoir, wozu mir Gus dringend zuredete, obgleich ſich der Stein auf dem nicht mehr ganz friſchen Hemde nicht halb ſo gut ausnahm, wie am erſten Tage, wo das Linnen in der ganzen Weiße und Klarheit ſeiner Somerſetſhire Wäſche glänzte.

Sämmtliche Commis der Weſt-Diddleſex bewunderten die Nadel ungeheuer, mit einziger Ausnahme des ſpottluſtigen Schotten M'Whirter, des vierten Commis, welcher ärgerlich war, weil ich von einem großen gelblichen Steine, den er carum gorum oder ſo ähnlich nannte und in einer Schnupftabakdoſe mit ſich herum trug, nicht viel hielt. Alle mit einziger Ausnahme M'Whirter's waren alſo ſehr entzückt, und Abednego ſelbſt, der etwas davon verſtehen mußte, da ſein Vater Geſchäfte in derartigen Dingen machte, ſagte mir, der Diamant ſei wenigſtens zehn Pfund werth, und ſo viel würde mir ſein Vater jedenfalls dafür bezahlen.

Das iſt ein Beweis, daß Tit's Diamant wenigſtens dreißig Pfund werth iſt, bemerkte Roundhand. Und wir lachten Alle und gaben ihm Recht.

Ich kann nicht läugnen, daß mir alle dieſe Bewunderung und der Reſpect, den man mir bewies, den Kopf ein wenig verdrehten, und als alle Collegen einſtimmig behaupteten, ich müßte durchaus einen Atlasſchlips haben, um die Nadel hineinzuſtecken, war ich Narr genug, mir einen ſolchen bei Ludlam in Piccadilly für fünfundzwanzig Schillinge zu kaufen, denn Gus beſtand darauf, ich ſollte in den beſten Laden gehen, um nicht etwas Ordinäres zu bekommen. In Cheapſide hätte ich jedenfalls ein ebenſo gutes Tuch für ſechszehn Schillinge ſechs Pence gekauft, aber wenn ein junger Burſche eitel wird und die Mode mitmachen will, ſo kann er nicht gut anders als auch verſchwenderiſch werden.

Unſer Director Brough hörte natürlich bald von der Sache mit der Hirſchkeule, ſowie von meiner Verwandtſchaft mit dem ſehr ehrenwerthen Edmund Preſton; nur daß Abednego, der ihm davon erzählte, noch hinzuſetzte, ich ſei ein rechter Vetter der Gräfin, was Brough dann auch Veranlaſſung gab, mich mehr zu beachten und mich höher zu ſchätzen, als bisher.

Mr. Brough war bekanntlich Parlamentsmitglied für Rottenborough, galt für einen der reichſten Männer der City, empfing die vornehmſten Leute auf ſeinem Landſitze in Fulham, und wir laſen oft in den Zeitungen, wie großartig es dort hergehe. Und auch hier ſollte die Diamantnadel Wunder wirken. Nicht genug, daß ſie mir die Ehre einer Spazierfahrt in dem Wagen einer Gräfin, eine Hirſchkeule, zwei Körbe voll Früchte und

Du brachteſt gern, um meinen Wunſch zu ſtillen,
Mir deinen Wunſch, dein Glück, dein Alles dar.
Doch geb' ich dir's noch freudiger zurücke,
Als wenn ich mich gelabt mit deinem Glücke.

43.

Dir ziemt es mehr als mir, ſie zu empfangen,
Denn, bin ich gleich für ihren Werth entbrannt,
So ſteh' ich, wenn ein andrer vorgegangen,
Doch nicht, wie du, ſchon an des Grabes Rand.
Nicht will ich Glück durch deinen Tod erlangen,
Daß, wenn zerriſſen iſt das ſtarke Band,
Das euch gefeſſelt hat für dieſes Leben,
Sie dann die Hand als Weib mir ſollte geben.

44.

Nicht ihr nur, allem will ich gern entſagen,
Was mein iſt nächſt des Lebens goldnem Tag,
Eh' einer mich als Urſach' kann verklagen,
Daß ſolch' ein Mann dem Herzeleid erlag.
Daß du nicht mehr Vertrau'n zu mir getragen,
Schmerzt mich, daß du, der mehr bei mir vermag,
Als bei ſich ſelbſt viel lieber wollteſt ſterben,
Als dir durch meine Freundſchaft Heil erwerben. —

45

Zu dieſen Worten fügt er andre bei.
Die ich nicht lang und breit erzählen kann.
Er widerlegt die Gründe, die auf's Neu'
Stets gegen ihn ſich Rüdiger erſann,
Und hört nicht auf, bis dieſer ſagt: Es ſei!
Ich nehme dein Verbot, zu ſterben, an.
Allein, wie dank' ich jemals dir genug,
Der zweimal nun die Feſſeln mir zerſchlug? —

das eben beſchriebene Mittageſſen bei Roundhand eingetragen, ſie verſchaffte mir auch noch andere Ehren und unter dieſen eine Einladung in das Haus unſres Directors.

Einmal in jedem Jahre nämlich, und zwar im Monat Juni, gab der ſehr ehrenwerthe Herr einen großen Ball in ſeinem Landhauſe zu Fulham, und nach den Erzählungen zweier oder dreier unſerer Commis, die dazu früher Einladungen empfangen, gehörte dies Feſt zu den großartigſten, die in der Umgegend von London ſtattfanden. Parlamentsmitglieder waren dort ſo häufig wie grüne Erbſen im Juli, und die Lords und Ladies ließen ſich gar nicht zählen. Man fand dort Alles, was zur vornehmen und vornehmſten Geſellſchaft gehörte, ſowie Alles was gut und theuer war. Mr. Ganter in Berkley Square lieferte das Eis, das Souper und die Diener, denn obgleich Brough ſelbſt eine Menge Lakaien hielt, ſo waren es doch nicht genug, um all die Menſchen, die ſich bei dieſer Gelegenheit einfanden, zu bedienen. Dieſe Bälle waren übrigens, wohlgemerkt, Madame Brough's Bälle, nicht die ſeinigen — er hätte, da er zu den Frommen im Lande gehörte, ſchwerlich Vergnügungen dieſer Art gutgeheißen, aber er erzählte ſeinen Freunden und Glaubensgenoſſen in der City, daß ſeine Frau ihn in allen Dingen beherrſche, und auch von ihnen erlaubten die Meiſten (in Berückſichtigung der zur Nobleſſe gehörigen Gäſte, welche Brough bei ſich empfing) ihren Töchtern, den Ball zu beſuchen, wenn ſie eine Einladung dazu empfingen. Ich weiß, daß Mrs. Roundhand eines ihrer

Ohren darum gegeben hätte, hingehen zu können — aber Mrs. Brough ließ ſich durch nichts bewegen, ſie einzuladen.

Roundhand ſelbſt und Gutch, der neunzehnte Commis, (Neffen des Directors der oſtindiſchen Compagnie) waren, wie wir wußten, die beiden einzigen von uns, welche eingeladen wurden, denn ſie hatten ihre Karten ſchon mehrere Wochen vorher bekommen und thaten ſich nicht wenig darauf zu gut. Aber zwei Tage vor dem Balle und nachdem meine Nadel ihre Wirkung auf unſre Leute gethan, trat Abednego, welcher im Cabinet des Directors geweſen war, mit einem Lächeln, das bis hinter die Ohren ging, auf mich zu.

Tit, ſagte er, Mr. Brough erwartet, daß Sie mit Mr. Roundhand Donnerſtag zum Ball kommen.

Ich glaubte, Moſes ſcherze. Wenigſtens war dieſe Botſchaft eine ſehr ſonderbare, denn gewöhnlich pflegt man Einladungen nicht auf ſo gebieteriſche Weiſe zu erlaſſen — aber bald darauf trat Mr. Brough ſelbſt ins Comptoir und beſtätigte die Sache.

Mr. Titmarſh, ſagte er, eben im Begriff wieder hinauszugehen, Sie werden doch Donnerſtag zu Mrs. Brough's Ball kommen? Sie finden da einige Ihrer Verwandten.

Wieder Weſt-End! ſagte Gus Hoskins — und wirklich fuhr ich in einem Cab, das Roundhand für uns Drei gemiethet hatte und wofür er großmüthig acht Schilling bezahlte, nach Fulham.

Soll ich die Eleganz und Pracht des Feſtes, die

Zahl der Lampen in den Hallen und im Garten, die Menge der Equipagen, welche vorfuhren, die Maſſen der Neugierigen, die verſchiedenen Sorten Eis, die Muſik, die Blumengewinde und das Souper, welches darunter ſervirt wurde, hier beſchreiben? Die ganze Feſtlichkeit wurde ausführlich in einem unſerer vornehmeren Journale von einem Berichterſtatter geſchildert, welcher Alles von dem gegenüber liegenden Gaſthaus zum goldenen Löwen aus beobachtete. Er war im Stande, die genaueſten Details zu geben, da er ſich von den Dienern und Kutſchern, welche im goldenen Löwen ihren Krug Porter tranken, Alles und ſelbſt die Toiletten der Herrſchaften aufs Eingehendſte beſchreiben ließ. Natürlich waren auch die Namen ſämmtlicher Gäſte in dieſem Journal genannt, und man lachte viel auf meine Koſten, als ſich unter all den großen Titeln und Namen auch der meinige und zwar in der Rubrik der „Ehrenwerthen“ aufgeführt fand.

Am nächſten Tage zeigte Brough an, daß auf dem Balle in ſeinem Hauſe ein Smaragdhalsband verloren gegangen ſei, und bot eine Belohnung von einhundertfünfzig Guineen für die Wiedererlangung desſelben. Einige von unſern Leuten behaupteten freilich, daß gar kein ſolcher Gegenſtand verloren worden ſei und daß Brough dadurch nur den Leuten zeigen wolle, wie glänzend das Feſt bei ihm geweſen, aber dieſe Zweifel wurden von Leuten erhoben, die nicht eingeladen geweſen und jedenfalls neidiſch waren.

Selbſtverſtändlich trug ich bei dieſer Gelegenheit meinen Diamanten und warf mich in meine beſten Kleider, d. h. ich legte den ſchon erwähnten blauen Frack mit blanken Knöpfen an, Nankingbeinkleider, ſeidene Strümpfe, eine weiße Weſte und ein Paar weiße Handſchuhe, die ich mir für den Abend gekauft hatte. Leider war aber der Frack in der Provinz gemacht, hatte eine ſehr kurze Taille und ſehr kurze Aermel und ſchien vielen der vornehmen Leute recht ſeltſam vorzukommen, denn ſie ſtarrten mich ziemlich verwundert an und bildeten einen Kreis, um mich tanzen zu ſehen, was ich denn auch nach beſten Kräften that, indem ich mit großer Gelenkigkeit und Genauigkeit die Pas ausführte, wie mein Tanzmeiſter auf dem Lande ſie mich gelehrt hatte.

Und mit wem hatte ich die Ehre zu tanzen? Mit niemand Geringerem als Lady Jane Preſton, die, allem Anſchein nach, die Stadt gar nicht verlaſſen hatte, mir, als ſie mich ſah, ſehr freundlich die Hand ſchüttelte und mich aufforderte mit ihr zu tanzen. Unſer vis-à-vis bildete Lord Tiptoff und Lady Fanny Rakes.

Und nun mußte man ſehen, wie die Leute herbeikamen, um uns zuzuſchauen und wohl beſonders meinen Tanz zu bewundern, denn ich machte die beſten Sprünge, ganz anders als die übrigen Herren, die — Lord Tiptoff nicht ausgenommen — die Quadrille nur gingen, als wenn ſie die Anſtrengung ſcheuten, und mir voll Verwunderung mit großen Augen zuſahen. Aber wenn ich tanze, will ich mich auch amüſiren, und Mary

Smith hat mich oft verſichert, ich wäre der beſte Tänzer in unſrer ganzen Geſellſchaft.

Während der Pauſen erzählte ich Lady Jane, wie wir zu Dreien außer dem Kutſcher in einem Cab gekommen wären, und die Erzählung unſerer Abenteuer brachte ſie herzlich zum Lachen. Ein Glück für mich, daß ich nicht in demſelben Gefährt nach London zurückkehren mußte, denn der Kutſcher hatte ſich im goldenen Löwen betrunken, warf Gutch und Roundhand um, boxte in Folge deſſen mit Gutch und ſchlug ihm ein Auge blau, denn er behauptete, Gutch's rothe Weſte hätte ſein Pferd ſcheu gemacht.

Lady Jane rettete mich vor dieſer unangenehmen Heimfahrt, indem ſie mir ſagte, ſie habe noch einen Platz im Wagen, und mich fragte, ob ich denſelben annehmen wolle. Und richtig kam ich, nachdem wir die Damen und den Lord abgeſetzt, Nachts zwei Uhr in Salesbury Square in einer großen, prächtigen Caroſſe mit brennenden Laternen und zwei großen Lakaien an, welche letztere beinahe die Thür einſchlugen und die ganze Straße durch den Lärm weckten. Auch Gus ſteckte den Kopf mit der weißen Nachtmütze aus dem Fenſter. Er hielt mich dann faſt die ganze Nacht wach, weil ich ihm von dem Ball erzählen ſollte und von den vornehmen Leuten, die ich dort geſehen. Am nächſten Tage erzählte er ſelbſtverſtändlich meine Mittheilungen mit den gewöhnlichen Ausſchmückungen im Comptoir wieder.

Mr. Titmarſh, iſt jener große, fette, neugierige Mann der Herr vom Hauſe? ſagte Lady Fanny lachend. Wiſſen Sie, daß er mich fragte, ob Sie mit uns verwandt wären? Ich ſagte ja, Sie wären es.

Fanny! rief Lady Jane.

Nun, hat nicht Großmama geſagt, Mr. Titmarſh ſei ihr Couſin? entgegnete die Schweſter.

Aber du weißt doch, daß Großmama's Gedächtniß zuweilen trügt.

Da haben Sie wirklich Unrecht, Lady Jane, erwiderte der Lord. Ich finde, die Gräfin beſitzt ein wundervolles Gedächtniß.

Ja, aber — es iſt nicht ganz — nicht ganz zuverläſſig.

Das iſt es freilich nicht, bemerkte ich; Sie erinnern ſich vielleicht, daß Gräfin Drum auch behauptete, mein Freund Gus Hoskins —

Deſſen Sache Sie ſo muthig zu der Ihrigen machten, rief Lady Fanny.

Daß mein Freund Gus Hoskins ebenfalls ihr Vetter wäre. Das kann aber nicht ſein, denn ich kenne ſeine ganze Familie. Sie wohnen in Skinner-Street und ſind nicht — nicht ganz ſo angeſehen, wie meine Verwandten.

Darüber fingen ſie Alle an zu lachen, und Mylord ſagte beinahe hochmüthig:

Verlaſſen Sie ſich darauf, Mr. Titmarſh, daß Lady Drum ebenſo wenig Ihre Couſine iſt, wie die Ihres Freundes Mr. Hoskinſon.

Hoskins, Mylord. Ich ſagte das auch zu Gus, aber er hat mich ſo lieb, beſteht darauf, in mir einen Verwandten von Lady Drum zu ſehen, und erzählt es, was ich auch immer dagegen ſagen mag, überall. Allerdings hat mir das auch ſchon manchen Vortheil gebracht, fügte ich lachend hinzu. Dann beſchrieb ich das Mittageſſen bei Roundhand, das mir auch nur durch meine Diamantnadel und in Folge des Gerüchts, daß ich mit ariſtokratiſchen Familien in Beziehungen ſtehe, zugefallen war. Schließlich dankte ich Lady Jane ſehr artig für ihr delicates Geſchenk von Wildpret und Früchten und ſagte ihr, daß ich eine Anzahl von Freunden damit bewirthet, welche mit der größten Dankbarkeit ihre Geſundheit getrunken hätten.

Eine Hirſchkeule! rief Lady Jane voller Verwunderung. Ich verſtehe Sie wahrhaftig nicht, Mr. Titmarſh.

Da wir eben an einer Gaslaterne vorüberfuhren, ſah ich, daß Lady Fanny wie gewöhnlich lachte und mit ihren funkelnden, ſchwarzen, ſchelmiſchen Augen Lord Tiptoff anſah.

Nun, Lady Jane, ſagte er, da die Wahrheit einmal heraus muß — die Geſchichte mit der großen Hirſchkeule war ein Einfall dieſer jungen Dame. Ich hatte nehmlich dieſe Keule aus Lord Guttlebury's Park, und da ich weiß, daß Mr. Preſton dem Wildpret aus dieſem Park nicht abgeneigt iſt, ſo ſagte ich Lady Drum, in deren Kutſche ich (da Mr. Titmarſh nicht da war) an dieſem Tage einen Platz gefunden, daß ich die Abſicht hätte, die Keule in ſeine Küche zu ſchicken. Worauf indeſſen Lady Fanny, in ihre kleinen Hände klatſchend, erklärte, daß Preſton ſie nicht bekommen ſolle, ſondern ein anderer Herr, von deſſen geſtrigem Abenteuer wir ſoeben geſprochen hatten, ein gewiſſer Mr. Titmarſch, welchen Preſton, wie Fanny meinte, beleidigt hatte und dem man, wie ſie behauptete, eine Genugthuung ſchuldig wäre. So mußten wir denn auf Wunſch Lady Fanny's direct nach meinem Hauſe in Albany fahren — Sie wiſſen, ich werde dieſe Junggeſellen-Wohnung nur noch einen Monat inne haben —

Unſinn! ſagte Lady Fanny.

Sie beſtand alſo darauf, nach meiner Wohnung zu fahren, um die beſagte Hirſchkeule abzuholen —

Großmama wollte ſie gar nicht hergeben! rief Lady Fanny.

Dann empfingen wir den Befehl, nach Mr. Titmarſh's Wohnung in der City zu fahren, wo wir die Keule nebſt zwei Körben mit Obſt, die Lady Fanny vorher ſelbſt bei Grange gekauft hatte, zurückließen.

Und das iſt noch nicht Alles, ſagte Lady Fanny. Ich beredete Großmama, in Fr — in Lord Tiptoff's Wohnung hinaufzugehen, und dort dictirte ich ihr ein Billet, das ſie ſchreiben mußte. Dann wickelten wir die Keule, die ſeine abſcheuliche alte Haushälterin — ich bin vollſtändig eiferſüchtig auf ſie — herbeibrachte, in ein Zeitungsblatt.

Ja, das Blatt enthielt einen Artikel, an den ich mich ſehr genau erinnere, denn Gus und ich laſen ihn Sonntag Morgen beim Frühſtück und haben ſehr darüber gelacht, ſchaltete ich ein.

Die Damen lachten, als ich das erzählte, ebenfalls, und die gutmüthige Lady Jane ſagte, ſie wolle ihrer Schweſter verzeihen und hoffe, ich würde es auch thun. Ich ſagte meine Verzeihung für etwaige Wiederholungsfälle ein für alle Mal zu.

Wildpret bekam ich von der Familie nicht wieder, aber etwas Andres: nach Monatsfriſt eine Karte von „Lord und Lady Tiptoff" und ein mächtiges Stück Hochzeitskuchen mit Roſinen, von dem Gus leider mehr aß, als ihm gut war.

## Kapitel VI.

### Die Weſt-Diddleſex Geſellſchaft und der Eindruck, den dort mein Diamant hervorbrachte.

Und damit war die Zauberkraft meiner Nadel noch nicht erſchöpft. Bald nach Mrs. Brough's großer Geſellſchaft ließ mich unſer Director in ſein Cabinet rufen.

Mr. Titmarſh, begann er, nachdem er meine Eintragungen nachgeſehen und eine Weile von Geſchäften geſprochen hatte, in ſehr ernſter gönnerhafter Weiſe, Mr. Titmarſh, Sie haben da eine ſehr ſchöne Diamantnadel — und ich ließ Sie eigentlich rufen, um über dieſen Gegenſtand mit Ihnen zu ſprechen. Ich ſehe es nicht ungern, wenn die jungen Leute unſeres Geſchäftes gut und hübſch gekleidet ſind, aber ich weiß, daß Ihr Gehalt nicht hinreicht, um Schmuckſachen, wie dieſe, zu erübrigen, und es thut mir leid, Sie im Beſitz eines ſo werthvollen Gegenſtandes zu ſehen. Sie haben die Nadel doch bezahlt, Sir? — ich hatte mich überzeugt, Sie haben ſie bezahlt — denn vor allen Dingen, lieber guter Freund, hüten Sie ſich vor Schulden.

Ich begriff nicht, wie Brough dazu kam, mir dieſe Vorleſung über Schuldenmachen zu halten und den Glauben zu heucheln, ich hätte die Nadel gekauft, obgleich mir durch Abednego bekannt war, daß er ſich bereits nach allen Nebenumſtänden erkundigt hatte.

Ich verſtehe nicht, Sir, entgegnete ich. Mr. Abednego ſagte mir doch, er habe Ihnen erzählt

Ach, ja, ich erinnere mich, Mr. Titmarſh — ich erinnere mich jetzt. Aber Sie können ſich wohl denken, daß, wenn man ſo viele andre und wichtigere Dinge im Kopfe hat —

O natürlich, Sir, entgegnete ich.

So vergißt man, wenn einer der Commis etwas von einer Buſennadel ſagt, die ein anderer beſitzt. Sie haben die Nadel geſchenkt bekommen, nicht wahr?

Mrs. Hoggarty auf Caſtle Hoggarty hat ſie mir geſchenkt, ſagte ich mit etwas erhobener Stimme, denn ich war ein wenig ſtolz auf Caſtle Hoggarty.

46.

Meliſſa bringt aus dieſen wilden Büſchen
Schmackhafte Speiſen und den feinſten Wein,
Den abgezehrten Ritter zu erfriſchen,
Der nächſtens ging' in's ew'ge Leben ein.
Frontin vernahm den Roſſehuf inzwiſchen,
Er kommt, und will von der Geſellſchaft ſein.
Der Prinz läßt von den Knappen ihn umringen,
Und ſatteln, und zu ſeinem Herren bringen.

47.

Obwohl er ohne Hülfe nicht geblieben,
Kam Rüd'ger kaum doch in den Bügel mehr,
So ganz war jene Kraft ſchon aufgerieben,
Die ſo gewaltig war noch kurz vorher.
Daß er ein großes Heer zur Flucht getrieben,
Und jenen Strauß beſtand in falſcher Wehr.
Sie zogen ab, und trafen, nicht in Eile,
Ein Kloſter an nach einer halben Meile.

48.

Dort blieben ſie den Reſt von dieſem Tage,
Den zweiten auch, und noch den dritten ganz,
Bis daß der Einhornritter ſeiner Plage
Geneſen war, und friſch in Kraft und Glanz.
Dann zog, da nun geendet Leid und Klage,
Zur Kaiſerſtadt der ſchöne Freundeskranz,
Und hörte, daß Geſandte der Bulgaren
Am vor'gen Abend hier erſchienen waren.

49.

Denn dieſes Volk, das Rüdigern zum König
Erkoren, ſchickte die Geſandtſchaft aus,
Nachdem der Ruf ergangen hunderttönig,
Er weile jetzt in Frankreichs Kaiſerhaus.

Die Dame muß ſehr reich ſein, um Ihnen ſolche Geſchenke machen zu können, Titmarſh!

O ja, Sir, entgegnete ich. Sie iſt in recht guten Verhältniſſen. Vierhundert Pfund Wittwengehalt, ein Gut in Slopperton, drei Häuſer in Squaſhtail und dreitauſend zweihundert Pfund baar beim Bankier, wie ich zufällig weiß. Das iſt Alles.

Ich wußte das ſo genau, weil während meiner Anweſenheit in Somerſetſhire der Agent meiner Tante in Irland, Mr. Mac Manus, ihr ſchrieb, daß ein Darlehen, welches ſie auf der Beſitzung Lord Brallaghan's ſtehen gehabt, ausgezahlt worden ſei und daß er das Geld dem Bankier Coutts übergeben habe. Die iriſchen Verhältniſſe waren damals arg zerrüttet, und meine Tante hatte den weiſen Entſchluß gefaßt, ihr Geld aus dem Lande zu ziehen und ſich nach einer guten und ſichern Anlage in England umzuſehen. Da ſie aber in Irland ſechs Procent Zinſen bekommen hatte, wollte ſie ſich auch in England mit nicht weniger begnügen und hatte mir, dem Geſchäftsmann, aufgetragen, mich bei meiner Rückkehr nach London zu erkundigen, wo ſie ihr Geld zu dieſem Zinsfuße anlegen könne.

Und wie geht es zu, daß Sie um Mrs. Hoggarty's Vermögensverhältniſſe ſo genau Beſcheid wiſſen? fragte Brough.

Ich ſagte ihm, wie das gekommen war.

Aber, gütiger Himmel, wie konnten Sie, ein Commis der Weſt-Diddleſex-Verſicherungsgeſellſchaft, wenn eine anſtändige Dame Sie bei Anlegung ihrer Capitalien um Rath fragte, nicht gleich daran denken, ihr die Geſellſchaft zu empfehlen, welcher zu dienen Sie die Ehre haben? rief Brough. Sie wiſſen, daß eine Proviſion von fünf Procent für Sie abfällt, und Sie veranlaßten Mrs. Hoggarty nicht, Actionärin bei uns zu werden!

Sir, entgegnete ich, ich bin ein ehrlicher Mann und würde an meinen eigenen Verwandten keine Proviſion verdienen wollen.

Daß Sie ein ehrlicher Menſch ſind, weiß ich, mein Junge, kommen Sie, geben Sie mir die Hand! Auch ich bin ein rechtſchaffener Mann — alle Mitglieder der Geſellſchaft ſind rechtliche Leute, aber wir müſſen auch kluge Leute ſein. Wir haben, wie Sie wiſſen, fünf Millionen Capital in unſern Büchern. Warum ſollten wir aber nicht zwanzig Millionen, hundert Millionen haben? Warum ſollte unſre Geſellſchaft nicht die größte commercielle Geſellſchaft in der Welt werden? Und Sie ſoll es werden, Sir, ſie ſoll es, ſo wahr ich John Brough heiße, wenn der Himmel meine ehrlichen Anſtrengungen ſegnet! Aber glauben Sie, daß wir es dahin bringen, wenn nicht Jeder von uns ſein Möglichſtes thut, um das Unternehmen zu fördern? Nie, Sir, nie! Und ich meinestheils ſage das Jedem und ſuche meinen Ruhm und Stolz in dem, was ich thue. Ich komme in kein Haus, ohne einen Proſpect der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft dort zu laſſen — laſſe bei keinem Handwerker arbeiten, der nicht eine gewiſſe Anzahl Actien nimmt. Selbſt meine

Domeſtiken, Sir, meine Diener und Reitknechte ſtehen zu der Geſellſchaft in irgend einer Beziehung, und die erſte Frage, die ich an Jeden richte, der bei mir eine Stelle ſucht, iſt die: Sind Sie bei der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft verſichert, oder Actionär derſelben? Dann erſt frage ich nach den Empfehlungen und Zeugniſſen. Wird die erſte Frage verneint, ſo ſage ich dem Betreffenden: dann gehen Sie erſt hin und werden Sie Actionär, ehe Sie ſich um eine Stellung in meinem Hauſe bemühen. Haben Sie nicht bemerkt, daß ich, John Brough, deſſen Name gut für Millionen iſt — neulich aus meinem Vierſpänner ausſtieg, um vier Pfund neunzehn Schilling an Mr. Roundhand einzuzahlen, den Betrag einer halben Actie, die mein Portier genommen hatte? Bemerkten Sie wohl, daß ich von den fünf Pfund einen Schilling abzog?

Ja, Sir, entgegnete ich — es war an jenem Tage, wo Sie der Kaſſe achthundertdreiundſiebenzig Pfund zehn Schilling ſechs Pence entnahmen — am Donnerſtag vor acht Tagen.

Und warum brachte ich den Schilling in Abzug, Sir? Weil es meine Proviſion war — John Brough's Proviſion von fünf Procent, die er ehrlich verdient hatte und offen hinnahm. War dabei etwas zu verbergen oder zu verheimlichen? That ich es um des einen Schillings willen? Nein, fuhr Brough die Hand aufs Herz legend fort. Ich that es um des Princips willen — aus dem Motiv, das jede meiner Handlungen leitet, ſo daß ich getroſt zum Himmel aufblicken und ſagen kann: ich wünſche, daß alle meine Freunde dies Beiſpiel ſehen und ihm nacheifern — ich wünſche es und bitte Gott darum! An dies Beiſpiel denken Sie, Sir. — Mein Portier hat eine kranke Frau und neun unerzogene Kinder — er ſelbſt iſt ein kränklicher Mann und hängt nur mit einem ſchwachen Faden am Leben. Das Geld, das er ſich in meinem Dienſte erſpart — etwas über ſechzig Pfund — iſt Alles, was ſeine Kinder dereinſt zu erwarten haben — Alles. Und hätten ſie das nicht, ſo wären ſie nach ſeinem Tode Bettler und lägen ohne Obdach auf der Straße. Und was habe ich für dieſe Familie gethan, Sir? Ich habe Robert Gates das Geld aus den Händen genommen und habe es ſo angelegt, daß es ſeinen Kindern dereinſt zum Segen gereicht. Jeder Kreuzer ſteckt in unſerem Geſchäft; mein Portier beſitzt drei Actien der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft, und in dieſer Eigenſchaft iſt er ihr und mein Auftraggeber. Glauben Sie, daß ich Gates betrügen werde?

O, Sir! ſagte ich.

Sie können unmöglich glauben, daß ich darauf ausgehe, dieſen armen, hülfloſen Mann und ſeine unmündigen, unſchuldigen Kinder um das Ihrige zu bringen! Ich wäre ein Abſchaum der Menſchheit, wenn ich es thäte. Aber was nützt alle meine Energie und Ausdauer, was nützt es, daß ich das Geld meiner Freunde, meiner Familie, mein eignes Vermögen in das Unternehmen ſtecke, daß ich alle meine Hoffnungen, meine Wünſche und meinen ganzen Ehrgeiz darauf richte, wenn meine jungen Leute nicht dasſelbe thun? Ihr, die ich mit Liebe und Vertrauen behandle, wie meine eignen Kinder — was gebt ihr mir dafür wieder? Ihr ſteht unthätig dabei, wenn ich mich abmühe, — ihr ſeht müßig zu, wenn ich kämpfe! Sagen Sie es doch gerade heraus, ſagen Sie es mit einem Worte: Sie mißtrauen mir! Gütiger Himmel, iſt dies der Lohn aller meiner Sorge und Liebe für euch?

Mr. Brough war ſo erregt, daß er in Thränen ausbrach, und ich erblickte nun die Verſäumniß, deren ich mich ſchuldig gemacht hatte, im richtigen Lichte.

Sir, ſagte ich, es thut mir wirklich ſehr — ſehr leid; aber es war nur Zartgefühl, gewiß nichts Andres, was mich hinderte, meiner Tante die Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft zu empfehlen.

Zartgefühl! mein lieber junger Freund — wie kann Sie Ihr Zartgefühl hindern, Ihrer Tante zu ihrem Glück zuzureden? Sagen Sie, es war Gleichgültigkeit, oder Undankbarkeit, oder meinetwegen Thorheit, aber ſagen Sie nicht Zartgefühl — nein, nein, nicht Zartgefühl. Seien Sie ehrlich und aufrichtig, mein Junge, und nennen Sie die Dinge beim rechten Namen — thun Sie das ſtets.

Nun denn, es war Thorheit und Undankbarkeit, ich ſehe es jetzt ein, Mr. Brough, entgegnete ich; aber ich werde mit nächſter Poſt an meine Tante ſchreiben.

Das thun Sie wohl beſſer nicht, ſagte Mr. Brough bitter. Die Staatspapiere ſtehen auf neunzig und Mrs. Hoggarty kann drei Procent für ihr Geld bekommen.

Ich werde ſchreiben, Sir — auf Ehrenwort, ich werde ſchreiben, entgegnete ich.

Nun, da Sie einmal Ihr Ehrenwort gegeben, werden Sie es wohl auch halten müſſen, denn brechen Sie nie Ihr Wort, Titmarſh — thun Sie es um keinen Preis. Geben Sie mir den Brief, wenn Sie ihn geſchrieben haben, damit ich ihn frankiren kann — auf Ehrenwort, das werde ich; ſagte Mr. Brough, indem er mir ſeine Hand hinhielt.

Ich nahm ſie, und er drückte die meinige ſehr freundlich.

Sie können ſich auch gleich hierher ſetzen und ſchreiben, ſagte er, meine Hand feſthaltend. Wir haben hier Papier genug.

Und ich ſetzte mich, ſchnitt mir eine ſchöne Feder und begann zu ſchreiben.

„Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft. Juni 1822.

Meine liebe Tante!“

Soweit war Alles gut gegangen, aber nun hielt ich ein wenig inne, um darüber nachzudenken, wie ich fortfahren ſollte. Es iſt mir, wenn ich Briefe ſchrieb, immer ſo gegangen. Das Datum und „mein lieber So und So“ iſt leicht geſchrieben — aber der nächſte Satz hat ſeine Schwierigkeiten. Ich nahm alſo die Feder in den Mund, lehnte mich in den Stuhl zurück und fing an nachzudenken.

Nun, wie lange wollen Sie an dem Briefe ſchreiben, mein lieber Junge? ſagte Brough. Ich will Ihnen denſelben in einer Secunde dictiren. Schreiben Sie:

„Meine liebe Tante!

„Es freut mich ſehr, Ihnen mittheilen zu können, daß ich mir ſeit meiner Rückkehr aus Somerſetſhire die Zufriedenheit des geſchäftsführenden Directors unſerer Geſellſchaft in dem Maße erworben habe, daß er mich zum dritten Commis ernannt hat —“

Sir! ſagte ich.

Schreiben Sie, was ich dictire. Mr. Roundhand verläßt nach dem geſtrigen Beſchluſſe des Directoriums das Comptoir und nimmt Stellung und Titel eines Secretärs der Geſellſchaft an. Mr. Highmore erhält ſeinen Platz; dann kommt Mr. Abednego, und Sie ernenne ich zum dritten Commis. Schreiben Sie alſo:

„— mich zum dritten Commis ernannt hat, mit einem Gehalt von einhundertfünfzig Pfund jährlich. Ich weiß, dieſe Nachricht wird meiner guten Mutter und Ihnen, die Sie mir zeitlebens eine zweite Mutter waren, Freude machen.

„Als ich das letzte Mal zu Hauſe war, befragten Sie mich, wie ich mich erinnere, nach der beſten Gelegenheit, eine Summe Geldes anzulegen, welche ſich zur Zeit, ohne Ihnen Nutzen zu bringen, in den Händen Ihres Banfiers befindet. Ich habe mich ſeitdem bemüht, alle möglichen Erkundigungen einzuziehen, und da ich mich hier im Mittelpunkt des Geſchäfts-Verkehrs befinde, ſo glaube ich Ihnen, trotz meiner Jugend, dennoch ebenſo zuverläſſige Auskunft geben zu können, wie mancher Andere, der das Alter und mehr Erfahrung für ſich hat.

„Ich habe oft daran gedacht, Sie auf unſere Geſellſchaft aufmerkſam zu machen, aber ein gewiſſes Zartgefühl hielt mich davon ab. Ich fürchtete, man könnte glauben, daß ich mich durch einen Schatten von Eigennutz beſtimmen ließe.

„Aber ich bin der feſten, zweifelloſen Ueberzeugung, daß die Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft die beſte Sicherheit bietet, welche Sie für Ihr Capital nur immer wünſchen können, wobei ſie gleichzeitig die höchſtmöglichen Zinſen gewährt.

„Die Lage der Geſellſchaft iſt, wie ich aus beſter Quelle weiß (unterſtreichen Sie „beſte Quelle") folgende:

„Das gezeichnete und garantirte Capital der Geſellſchaft beträgt fünf Millionen Pfund Sterling.

„Das Direktorium kennen Sie — und übrigens genügt es, daß Mr. John Brough, von der Firma Brough und Hoff, Parlamentsmitglied, ein Mann, der in der City ebenſo bekannt iſt wie Rothſchild, als geſchäftsführender Director fungirt. Sein Privatvermögen beläuft ſich, wie ich mit Sicherheit weiß, auf eine halbe Million, und die Dividende, welche die Actionäre unſerer Geſellſchaft im letzten Jahre empfingen, beziffert ſich auf 6½ Procent.

(Ich wußte, daß dies wirklich die von uns gezahlte Dividende war).

„Obgleich nun die Actien der Geſellſchaft an der Börſe ziemlich hoch ſtehen, hat doch Jeder der vier erſten Commis das Vorrecht, über eine gewiſſe Anzahl von Actien (im Betrage von fünftauſend Pfund) zum al pari Courſe zu disponiren, und wenn Sie, theuerſte Tante, für zweitauſend fünfhundert Pfund Actien wünſchen, ſo geſtatten Sie mir hoffentlich, Ihnen nach meinem neuen Privilegium mit dieſem Betrage zu dienen.

„Laſſen Sie mir über dieſen Punkt umgehend Antwort zukommen, denn man hat mir bereits eine Offerte für den ganzen Betrag meiner Actien zum Tagescourſe gemacht“.

Aber das iſt nicht der Fall, Sir, ſagte ich.

Gewiß, Sir, die Actien nehme ich, aber vor Allem brauche ich Sie. Ich brauche Sie, weil ich ſo viele achtbare Leute in der Geſellſchaft haben möchte, als ich nur immer finden kann. Ich brauche Sie, weil ich Sie gern habe, und will Ihnen auch nicht verhehlen, daß ich meine eignen Zwecke und Abſichten mit Ihnen verfolge, denn ich bin ein ehrlicher Mann und ſage offen, was ich denke und wozu ich Sie nöthig habe. Ich beſitze nach den Statuten der Geſellſchaft nur eine gewiſſe Anzahl von Stimmen, und wenn Ihre Tante Actien nähme, ſo würde ich erwarten — ich geſtehe es gern zu — daß ſie mich mit ihrem Votum unterſtützt. Verſtehen Sie mich jetzt? Meine Abſicht iſt, der Geſellſchaft Alles in Allem zu ſein — und habe ich dies Ziel erreicht, ſo mache ich ſie zu dem großartigſten Unternehmen, welches die City von London je geſehen.

Ich unterzeichnete alſo den Brief und ließ ihn zum Frankiren in Mr. Brough's Händen.

Am nächſten Tage nahm ich meinen Platz am Pulte des dritten Commis ein. Mr. Brough hielt bei dieſer Gelegenheit eine Anrede an die jungen Leute, die davon keineswegs erbaut waren, ſondern etwas von den Dienſten, die ſie geleiſtet, in den Bart brummten, obgleich wir uns in dieſer Beziehung ſo ziemlich gleich ſtanden. Die Geſellſchaft war erſt ſeit drei Jahren ins Leben getreten, und der älteſte Commis befand ſich kaum ſechs Monate länger in ſeinem Amte, als ich.

Sehen Sie ſich vor, ſagte der neidiſche M'Whirter. Haben Sie oder einer Ihrer Verwandten vielleicht Geld, das für das Geſchäft gewonnen werden ſoll?

Ich hielt es nicht für nöthig, ihm zu antworten, ſondern nahm eine Priſe aus ſeiner Doſe und war ſtets freundlich gegen ihn, und auch er, ich muß es zur Steuer der Wahrheit geſtehen, blieb immer höflich und artig gegen mich.

Was Gus Hoskins betrifft, ſo fing er an, mich für ein Weſen höherer Art zu halten, und auch die übrigen Collegen benahmen ſich, ich muß es ſagen, ſehr nett in der Sache. Sie meinten, daß ſie, wenn ſie einmal überſprungen werden ſollten, dies noch am liebſten von mir duldeten, denn ich hätte Keinem je etwas zu Leide

Es will ihn krönen, will ihm unterthänig
Im Frieden folgen und zu jedem Strauß.
Sein Knappe, der bei dieſen ſich befindet,
Hat in Paris die Neuigkeit verkündet.

50.

Wie für's Bulgarenvolk ſein Herr geſtritten,
Berichtet er, in Belgrad's heißer Schlacht,
Und welche Niederlage dort erlitten
Der Kaiſer und ſein Sohn durch ſeine Macht;
Wie jenes Volk den Fremdling dann inmitten
Des Siegesfelds zu ſeinem Herrn gemacht,
Wie ihn Ungiard von Novengrad, gefangen,
In Theodorens Hände ließ gelangen;

51.

Wie man nach dieſem, wider alles Hoffen,
Erdroſſelt plötzlich ſeinen Wächter fand,
Ihn ſelbſt entflohen, und den Kerker offen,
Ganz unerklärt, wo er ſich hingewandt.
Inzwiſchen iſt der Ritter eingetroffen
Durch Nebenſtraßen, ſtill und unerkannt,
Mit Leon [illegible] dem herrlichen Geſellen,
Am nächſten Tag dem Kaiſer vorzuſtellen.

52.

Er ſtellte ſich mit dem bekannten Bilde
(Im rothen Feld der goldne Doppelaar),
Mit jener Wehr und jenem Helm und Schilde,
Wie's zwiſchen ihnen abgeredet war,
Noch ganz zerfetzt und ſchartig durch die Wilde
Von jenem ſchweren Kampf, dem Kaiſer dar.
So daß ſie auf den erſten Blick erkannten,
Er ſei es, der gekämpft mit Bradamanten.

gethan, Vielen von ihnen aber kleine Gefälligkeiten erwieſen.

Ich weiß, wie Sie zu der Stellung kommen, ſagte Abednego. Ich habe ſie Ihnen verſchafft. Ich erzählte Brough, daß Sie der Vetter Preſton's, des Lord Schatzmeiſters, wären, daß dieſer Ihnen Wildpret geſchickt, und ſicherlich glaubt er, Sie könnten ihm in dieſen Kreiſen nützen.

Ich fand in dem, was Abednego ſagte, viel Wahrſcheinlichkeit, denn unſer „Alter", wie wir ihn nannten, ſprach oft von meinem Vetter und forderte mich auf, unſer Geſchäft im Weſt-End der Stadt zu fördern, ſo viel ich könne, möglichſt viele vornehme Leute zur Verſicherung bei unſerer Geſellſchaft zu veranlaſſen u. ſ. w.

Vergeblich ſagte ich ihm, daß ich bei Mr. Preſton nicht das Geringſte vermöge.

Bah, bah, entgegnete Brough, ſagen Sie mir das nicht. Man ſchickt Ihnen nicht umſonſt Hirſchkeulen! Ich glaube, er hielt mich für einen ſehr vorſichtigen, klugen Burſchen, weil ich nicht mit meiner vornehmen Familie prahlte, ſondern die Verwandtſchaft eher geheim hielt. Jedenfalls hätte Gus, mit dem ich zuſammen wohnte, die Wahrheit meiner Ausſage beſtätigen können, aber Gus blieb dabei, daß ich mit der geſammten Nobleſſe im vertrauteſten Verkehr ſtände, und renommirte zehnmal mehr mit dieſen Verhältniſſen, als ich ſelbſt.

Meine Collegen pflegten mich ſchließlich nur noch den „Weſt-Ender" zu nennen.

Und alles das verdanke ich dem Umſtande, daß

Mrs. Hoggarty mir eine Brillantnadel geſchenkt hat, dachte ich. Welches Glück, daß ſie mir nicht, wie ich hoffte und erwartete, ein Präſent in Geld machte. Wäre die Nadel nicht geweſen — oder hätte ich ſie wenigſtens nicht zu Polonius getragen, ſo hätte Lady Drum mich nie geſehen — ohne Lady Drum hätte Brough mich nie beobachtet und ich wäre nie dritter Commis der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft geworden.

Ich war über alles das ſehr vergnügt, ſchrieb noch am Abend desſelben Tages an meine liebe Mary Smith und zeigte ihr an, daß ein „gewiſſes Ereigniß“, welches von Einem von uns auf das Lebhafteſte herbeigeſehnt würde, vielleicht früher eintreten könnte, als man gedacht hätte. Und warum ſollte es auch nicht? Die Zinſen von Mary Smith's eignem Vermögen betrugen jährlich ſiebzig Pfund, ich bezog jetzt ein Salair von einhundertfünfzig Pfund, und wir hatten beſchloſſen zu heirathen, ſobald wir im Beſitz von jährlich dreihundert Pfund ſein würden.

Ach, dachte ich, könnte ich jetzt nach Somerſetſhire gehen, ſo dürfte ich kühn und und keck an Mr. Smith's Thür klopfen (Mr. Smith war nämlich meiner Mary Großvater und Marinelieutenant auf Halbſold), könnte das geliebte Mädchen in ihrem Hauſe ſehen und wäre weder gezwungen, ſie hinter Heuſchobern zu erwarten, noch um Mitternacht Steinchen an ihre Fenſter zu werfen.

Von meiner Tante erhielt ich nach einigen Tagen eine ſehr freundliche Antwort. Sie war, wie ſie mir mittheilte, noch zu keinem feſten Entſchluſſe gekommen, auf welche Weiſe ſie ihre dreitauſend Pfund anlegen ſollte, verſprach aber meine Offerte in Ueberlegung zu ziehen, und bat mich, meine Actien noch kurze Zeit für ſie aufzuheben, bis ſie ſich entſchieden hätte.

Und was that darauf Mr. Brough? Ich erfuhr erſt im Jahre 1830, als die Weſt-Diddleſer bereits das Zeitliche geſegnet hatte, wie er zu Werk gegangen.

Wie heißen die Anwälte in Slopperton? fragte er mich ſcheinbar ganz beiläufig.

Der Tory-Advocat iſt Mr. Ruck, Sir, entgegnete ich. Hodge und Smithers ſind die Liberalen. Ich kannte nämlich die Letzteren recht gut, denn ehe Mary Smith in unſern Ort kam, war ich für Miß Hodge und ihre langen, goldblonden Locken ſehr eingenommen geweſen. Als ich Mary kennen lernte, hatte dieſe ſie freilich bald ausgeſtochen.

Und zu welcher politiſchen Partei gehören Sie und Ihre Familie?

Wir ſind Liberale, Sir, ſagte ich beinah beſchämt, denn Mr. Brough war durch und durch Tory. Aber Hodge und Smithers iſt eine ſehr achtbare Firma, fuhr ich fort; ich überbrachte von ihr ein Packet an Hickſon, Dixon und Jackſon, die Anwälte der Geſellſchaft, zu denen ſie in Beziehung ſteht.

So, ſo, entgegnete Mr. Brough, lenkte dann aber von dem Gegenſtande ab und fing an, ſich in der Bewunderung meiner Diamantnadel zu ergehen.

Titmarſh, mein alter Junge, ſagte er endlich, ich weiß eine junge Dame in Fulham, die, wie ich Sie verſichere, angeſehen zu werden verdient und die von ihrem Vater ſo viel über Sie gehört hat (denn ich verberge Ihnen gar nicht, mein Junge, daß ich etwas von Ihnen halte), daß ſie ſehr begierig iſt, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Hätten Sie Luſt, uns auf eine Woche zu beſuchen, ſo könnte Abednego inzwiſchen Ihren Poſten verſehen.

Sie ſind allzugütig, Sir, entgegete ich.

Gut, Sie kommen alſo, und ich hoffe, mein Claret ſchmeckt Ihnen. Aber hören Sie, mein lieber junger Freund, Sie ſind nicht gut genug — nicht elegant genug gekleidet — verſtehen Sie?

Ich habe meinen blauen Frack mit blanken Knöpfen zu Haus, Sir.

Wie, das Ding, deſſen Taille Ihnen zwiſchen den Schulterblättern ſitzt, das Sie bei Mrs. Brough's Geſellſchaft trugen? (Der Frack hatte, da er vor zwei Jahren und auf dem Lande gemacht war, allerdings eine etwas kurze Taille). Nein, Sir, nein — das geht nicht. Schaffen Sie ſich neue Kleider an, Sir, zwei neue Anzüge.

Um die Wahrheit zu geſtehen, Sir — ich bin etwas knapp mit dem Gelde und kann mir für die nächſte Zeit keinen Anzug kaufen.

Bah, bah — laſſen Sie ſich das nicht anfechten, hier iſt eine Zehnpfundnote — oder nein — gehen

Sie lieber zu meinem Schneider. Ich werde Sie hinfahren, und um die Rechnung brauchen Sie ſich nicht zu kümmern, mein Junge.

Und in der That fuhr er mich ſogleich in ſeiner großen vierſpännigen Kutſche zu Mr. Stiltz in Clifford-Street, der mir Maß nahm und mir bald darauf zwei der feinſten Anzüge zuſandte, die man nur immer ſehen konnte, einen Frack und einen Ueberrock, eine Sammetweſte, eine dito von Seide und drei Paar Beinkleider von vorzüglichem Schnitt. Brough ſagte mir, ich ſolle mir nun noch einige Paar Stiefel und Schuh und ſeidene Strümpfe für die Abendgeſellſchaften kaufen, ſo daß ich mich, als die Zeit kam, wo ich nach Fulham gehen ſollte, ausnahm, wie ein junger Lord. Gus verſicherte, ich ſähe aus wie ein regelrechter Stutzer.

Während der Zeit war an Hodge und Smithers ein Brief abgegangen, welcher nach einigen Privat-Angelegenheiten, die ich hier weglaſſe, folgende Stelle enthielt:

„Gleichzeitig geſtatten wir uns, Ihnen noch einige Proſpecte der Weſt-Diddleſex Feuer- und Lebens-Verſicherungsgeſellſchaft zu überſenden, deren Sachwalter in London zu ſein wir die Ehre haben.

„Wir ſchrieben Ihnen darüber ſchon im vorigen Jahre, fragten an, ob Sie die Agentur für Slopperton und Somerſet übernehmen wollten, und haben ſeitdem immer gewartet, daß Sie in Actien oder Verſicherungen Geſchäfte machen würden.

„Das Capital der Geſellſchaft beträgt, wie Sie wiſſen, fünf Millionen Pfund Sterling, ſage fünf Millionen Pfund, und wir ſind in der Lage, unſeren Agenten mehr als die gewöhnliche Proviſion anbieten zu können. Wir werden für Einlagen bis zum Betrage von eintauſend Pfund ſechs Procent, für ſolche von höherem Betrage mit Vergnügen $6^1/_2$ Procent bewilligen und dieſe Proviſion ſofort nach der Einzahlung berichtigen.

Ich verbleibe, geehrter Herr, für mich und meine Compagnons

Ihr ergebener
Samuel Jackſon".

Dieſer Brief kam, wie ſchon geſagt, erſt nach einiger Zeit in meine Hände. Als ich im Jahre 1822 in meinen neuen Kleidern auf acht Tage nach der Rookery zu Fulham, der Beſitzung Mr. John Brough's, fuhr, wußte ich nichts davon.

## Kapitel VII.

### Wie Samuel Titmarſh die höchſte Staffel des Ruhmes erreicht.

Beſäße ich das Talent eines George Robin, ſo könnte ich es unternehmen, die Rookery ausführlich zu beſchreiben. Da ich es nicht beſitze, muß ich mich begnügen, zu ſagen, daß es ein ſehr ſchöner Landſitz iſt mit hübſchen, ſich nach den Flußufern hinabziehenden Raſenplätzen, hübſchen Gärten und Treibhäuſern, ſchönen Ställen, Wirthſchaftsgebäuden und Gemüſegärten, kurz mit alle Dem, was zu einem rus in urbe erſter Claſſe gehört, wie der Auctionator es nannte, als er es einige Jahre ſpäter unter den Hammer brachte.

Ich kam an einem Sonnabende, eine halbe Stunde vor dem Mittageſſen, in Fulham an. Ein Diener mit feierlich ernſtem Geſicht, ohne Livree, führte mich nach meinem Zimmer, ein zweiter in chocoladefarbenem Frack mit goldenen Treſſen und Brough's Namenszug auf den Knöpfen, brachte mir in ſilberner Kanne und auf ſilbernem Tablet heißes Waſſer zum Raſiren. Um ſechs Uhr fand das Diner ſtatt, bei welchem ich die Ehre hatte, in dem neuen Frack von Stiltz und in meinen neuen ſeidenen Strümpfen und Schuhen zu erſcheinen.

Brough nahm mich, als ich eintrat, bei der Hand und ſtellte mich ſeiner Frau vor, einer ſtarken Dame mit blondem Haar, die in blauen Atlas gekleidet war, und dann ſeiner Tochter, einem großen, magern, ſchwarzäugigen Mädchen mit buſchigen Augenbrauen, das ſehr übellaunig ausſah und etwa achtzehn Jahr alt ſein mochte.

Dieſer junge Mann, liebe Belinda, iſt einer meiner Commis und war auch auf unſerem Balle, ſagte ihr Papa.

So, wirklich! entgegnete Belinda, den Kopf zurückwerfend.

Aber er iſt kein gewöhnlicher Commis, Miß Belinda — wir werden uns alſo keine ariſtokratiſchen Airs ihm gegenüber geben: er iſt ein Neffe der Gräfin Drum, und ich hoffe, er ſoll bald eine hervorragende Stellung in unſerem Etabliſſement und in der City von London einnehmen.

Bei dem Namen der Gräfin (ich hatte den Irrthum bezüglich unſerer Verwandtſchaft ſchon ein dutzend Mal berichtigt) machte mir Miß Belinda eine tiefe Verbeugung, ſah mich ſcharf an und ſagte, ſie würde ſich bemühen, die Rokery den Freunden ihres Papa's angenehm zu machen.

Wir haben heute nicht viel monde, fuhr Miß Brough fort, ſind nur en petit comité, aber ich hoffe, daß Sie, ehe Sie uns wieder verlaſſen, noch einige société ſehen werden, die Ihnen den séjour bei uns angenehm macht.

Dieſe Art, franzöſiſche Ausdrücke zu gebrauchen, verrieth mir ſogleich, daß Miß Brough zu unſerer vornehmen Damenwelt gehöre.

Ein hübſches Mädchen, nicht? fragte mich Brough, der offenbar ſehr ſtolz auf ſeine Tochter war. – Nicht wahr, ein hübſches Mädchen? Sie Schwerenöther, Sie. Iſt Ihnen in Somerſet je ſolche Bildung vorgekommen?

Gewiß nicht, Sir, entgegnete ich etwas doppelzüngig, denn ich dachte an einen gewiſſen Jemand, der tauſendmal hübſcher, einfacher und damenhafter war.

Und womit hat ſich mein Liebling den ganzen Tag beſchäftigt? fragte der Papa.

O, Pa, je pinçais ein wenig die Harfe und Capitän Fizzig accompagnirte mich auf der Flöte. Nicht wahr, Capitän?

Ja, Brough, entgegnete der ehrenwerthe Francis Fizzig. Ihre ſchöne Tochter hat die Harfe pincirt, das Piano touchirt, die Guitarre egratignirt und eine Promenade sur l'eau gemacht — einen Spaziergang auf dem Waſſer.

Wie, Capitän, rief Mrs. Brough, einen Spaziergang auf dem Waſſer?

Ach ſtill doch, Mama, du verſtehſt ja nicht franzöſiſch! rief Miß Belinda in wegwerfendem Tone.

Das iſt ein großer Nachtheil, Madame, ſagte Fizzig ernſthaft. Da Sie jetzt zur vornehmen Geſellſchaft gehören, empfehle ich Ihnen und Brough ernſtlich, einige Stunden zu nehmen, oder wenigſtens einige Dutzend Redensarten auswendig zu lernen und dieſe hie und da im Geſpräch einfließen zu laſſen. Ich ſetze voraus, Sir, daß Sie immer franzöſiſch ſprechen in Ihrem Comptoir, oder wie Sie das nennen — dabei klemmte Mr. Fizzig ſein Glas ins Auge und ſah mich an.

Wir ſprechen Engliſch, das wir beſſer verſtehen, als Franzöſiſch, Sir, entgegnete ich.

Es hat aber auch nicht Jedermann die Gelegenheit gehabt, wie Sie, Miß Brough, fuhr der Capitain fort. Nicht Jedes a voyagé comme nous autres, nicht wahr? Mais que voulez vous, mein lieber Sir? Sie müſſen ſich Ihren verwünſchten Hauptbüchern, und wie das Zeug alle heißt, widmen. Wie heißt Hauptbuch auf Franzöſiſch, Miß Belinda?

Wie können Sie mich um ſo etwas fragen? — je n'en sais rien.

Das ſollteſt du lernen, Belinda, ſagte der Vater. Die Tochter eines engliſchen Kaufmannes hat nicht nöthig, ſich der Mittel zu ſchämen, durch die ihr Vater ſein Brod erwirbt. Ich ſchäme mich ihrer gar nicht — im Gegentheil, ich bin ſtolz darauf. Diejenigen, welche John Brough kennen, wiſſen auch, daß er noch vor zehn Jahren ein armer Commis war, wie hier mein Freund Titmarſh, und daß er jetzt eine halbe Million beſitzt. Und giebt es etwa einen Redner im Parlament, der größere Aufmerkſamkeit findet, als John Brough? Iſt ein Herzog im Lande, der beſſere Diners geben kann, als John Brough? Oder der ſeine Töchter beſſer auszuſtatten vermag, als John Brough? Ja, Sir, die beſcheidene Perſönlichkeit, die da vor Ihnen ſteht, iſt im Stande, manchen deutſchen Herzog auszukaufen. Aber ich bin nicht ſtolz — nein, nein, ich bin es nicht. Da ſehen Sie meine Tochter — wenn ich ſterbe, erbt ſie mein ganzes Vermögen. Bin ich aber darauf ſtolz? Nein, ich ſage, der Mann, der ihre Liebe gewinnt, mag ſie heimführen, mag er ſein was und wer er will. Mögen Sie es ſein, Mr. Fizzig, der Sohn eines engliſchen Peers, oder Bill Tidd — Herzog oder Schuhputzer — ich habe nichts dagegen — habe gar nichts dagegen.

O — o — oh! ſeufzte der junge Mann, der eben Bill Tidd genannt worden war, ein ſehr blaſſer, ſchlanker Menſch, der an Stelle des Halstuchs ein ſchwarzes Band um den Hals und den Hemdkragen umgeſchlagen trug, wie Lord Byron. Er lehnte am Kamin-

53.
Von reichen Kleidern königlich umfangen,
Tritt Leo mit ihm ein, doch ohne Wehr.
Ein würdiges Geleite geht mit Prangen
Zur Seite, vor und hinter ihm einher.
Dem Kaiſer, der entgegen ihm gegangen,
Neigt er ſich tief, doch läßt er nimmermehr
Des Freundes Hand, nach dem ſich alle kehren
Mit ſtarrem Blick; dann läßt er dieſes hören:

54.
Dieß iſt der Ritter, der den Kampf vom frühen
Beginn des Tages bis zur Nacht beſtand;
Und da ihn Bradamante nicht zum Fliehen
Zu bringen fähig war, nicht ſchlug noch band,
Muß ihm, großmüth'ger Herr, der Lorbeer blühen,
Wofern ich Euren Ausſpruch recht verſtand.
Zum Weibe hat er ſie erlangt mit Ehren,
Und kommt nun her, ſie förmlich zu begehren.

55.
Nicht nur der Bann, der ſie ihm zugeſchlagen,
Gibt ihm ein unbeſtritt'nes Recht auf ſie;
Will man von dem Verdienſt des Muthes ſagen,
Wo wär' ein Ritter ihrer würd'ger? wie?
Will man nach dem Verdienſt der Liebe fragen,
Da gibt es größres, gibt es gleiches nie!
So kommt er denn gerüſtet her, um jeden,
Der ihm ſein Recht antaſtet, zu befehden. —

56.
Hier geht dem Kaiſer alle Faſſung aus
Und ſeinem Hof; es glaubte Jedermann,
Daß Leo ſelbſt beſtanden dieſen Strauß,
Und nicht der unbekannte Rittersmann.

ſims und blickte Miß Brough mit ſeinen großen, grünen Augen unverwandt an.

O John, mein lieber John! rief Mrs. Brough, indem ſie ihres Mannes Hand faßte und küßte; du biſt ein Engel, ein wahrer Engel!

Iſabella, ſage mir keine Schmeicheleien — ich bin ein Mann — ein ſchlichter, einfacher Bürger, der keinen andern Stolz kennt, als den auf dich und unſere Tochter — meine beiden Bell's, wie ich ſie nenne! Und ſo leben wir nun, Titmarſh, mein Junge. Unſer Haus iſt ein glückliches, beſcheidenes, chriſtliches Daheim — das iſt Alles. Laß meine Hand los, Iſabella.

Mama, Sie müſſen das nicht vor den Leuten thun, es iſt — es iſt widerwärtig! rief Miß Brough. Und Mama ließ die Hand gehorſam fallen, indem ein mächtiger Seufzer ihren breiten Buſen hob. Die einfache Frau gefiel mir, und Brough flößte mir um ihretwillen nur noch größere Achtung ein. Ein Mann, der von ſeiner Frau ſo geliebt wurde, konnte nicht ſchlecht ſein.

Das Diner wurde bald angekündigt, und ich hatte die Ehre, Miß Brough zu Tiſch zu führen, die, wie ich zu bemerken glaubte, ärgerlich war, weil Capitän Fizzig Mrs. Brough den Arm geboten hatte. Er ſaß Mrs. Brough zur Rechten, und Miß Belinda ließ ſich rauſchend auf den Stuhl neben ihm nieder, indem ſie es Mr. Tidd und mir überließ, an der entgegengeſetzten Seite des Tiſches Platz zu nehmen.

Bei Tafel gab es zuerſt Suppe, dann Steinbutt und darauf, wie gewöhnlich, gekochten Truthahn, den ewigen gekochten Truthahn, den man, Gott weiß warum, bei allen großen Diners findet. Die Suppe war echte Schildkrötenſuppe, die ich zum erſten Male koſtete. Ich bemerkte, wie Mrs. Brough, welche darauf beſtand, ſie auszutheilen, ihrem Manne alles grüne Fett gab und mehrere Stücke von der Bruſt des Truthahns verſtohlen bei Seite brachte, bis die Reihe, ſeinen Teller zu füllen, an ihn kam.

Ich bin ein einfacher Mann, ſagte Brough, eſſe ein einfaches Mahl und haſſe den franzöſiſchen Miſchmaſch, halte aber für die, welche nicht meinen Geſchmack haben, einen franzöſiſchen Koch. Ich bin kein Egoiſt, habe keine Vorurtheile, und Miß Belinda bekommt ihre Bechamelſaucen und ſonſtigen Krimskrams ganz nach ihrem Geſchmack. Verſuchen Sie dieſen Bordeaux, Capitän!

Wir hatten zum Diner außerdem Champagner, alten Madeira und große ſilberne Krüge voll ſtarkem Porter für Diejenigen, welche dies Getränk vorzogen. Brough ſuchte offenbar etwas darin, nur Bier zu trinken.

Meine Herren, ſagte er, nachdem die Damen ſich zurückgezogen, meine Herren, Tiggins wird Ihnen ſo viel Wein bringen, als Sie wünſchen, beſchränkt wird hier Niemand; damit ſetzte er ſich in ſeinen Lehnſtuhl und ſchlief ein.

So macht er's immer, flüſterte mir Tidd zu.

Geben Sie uns von dem gelbgeſiegelten Wein, Tiggins, ſagte der Capitän, der Claret, den wir geſtern hatten, iſt galliſirt und bekommt mir verteufelt ſchlecht.

Ich muß ſagen, daß mir der Gelbgeſiegelte bedeutend beſſer mundete als Tante Hoggarty's Roſoglio.

Wer Mr. Tidd war und was er erſtrebte und erſehnte, ſollte ich bald erfahren.

Iſt ſie nicht ein herrliches Geſchöpf? fragte er mich.

Wer, Sir? entgegnete ich.

Miß Belinda, wer ſonſt? rief Tidd. Hat je ein Sterblicher in ſolche Augen geſchaut — je ſolche ſylphidenhafte Geſtalt geſehen?

Sie könnte etwas mehr Fleiſch und etwas weniger Augenbrauen haben, Mr. Tidd, ſagte der Kapitän. So überhängende Brauen geben einem Mädchengeſicht leicht etwas Boshaftes. Qu'en dites vous, Mr. Titmarſh? wie Miß Brough ſagen würde.

Ich ſage nichts, als daß dieſer Claret vorzüglich iſt.

Wahrhaftig, Sie ſind ein Burſche von der richtigen Sorte, Sir, volto sciolto, wie? Sie reſpectiren unſern ſchlafenden Wirth dort drüben?

Das thue ich, Sir. Ich reſpectire ihn als einen der bedeutendſten Männer der City und als unſern geſchäftsführenden Director.

Das thue ich auch, ſagte Tidd, und in vierzehn Tagen, wenn ich volljährig bin, werde ich ihm einen Beweis dafür geben.

Wie ſo? fragte ich.

Sie müſſen wiſſen, daß ich am vierzehnten Juli zu einem — zu einem ziemlich bedeutenden Vermögen

BAYERISCHE

komme, das mein Vater in — in ſeinem Geſchäfte erworben hat.

Sagen Sie nur gerade heraus, daß Ihr Vater Schneider war, fiel der Capitän ein.

Ja, er war Schneider, Sir, aber was thut das zur Sache? Ich habe meine Bildung auf der Univerſität erhalten und fühle mich ebenſo gut als Gentleman wie — ja vielleicht mehr als manches Mitglied der Geburts-Ariſtokratie.

Tidd, urtheilen Sie nicht allzuſtreng, ſagte der Capitän, indem er ſein zehntes Glas leerte.

Nun, Mr. Titmarſh, wenn ich alſo in den Beſitz meines Vermögens komme, ſo werde ich — da Brough mir geſagt hat, er könne mir jährlich für meine zwanzigtauſend Pfund zwölfhundert Pfund Zinſen geben — ſo werde ich mein Capital bei ihm anlegen.

In der Weſt-Diddleſex, Sir? fragte ich. Bei unſerer Geſellſchaft?

Nein, bei einer anderen Geſellſchaft, welcher Mr. Brough ebenfalls als Director vorſteht, und die eben ſo gut iſt. Mr. Brough iſt ein alter Freund meiner Familie, Sir, und hat mich immer gern gehabt. Er ſagt, daß ich mit meinem Talent noch ins Parlament-kommen kann — und dann, wenn ich mein väterliches Erbtheil angelegt habe, darf ich mich wohl nach einem eigenen Hausſtand umſehen.

O, Sie hinterliſtiger Schlaukopf, rief der Capitän. Als ich Sie in der Schule durchzuprügeln pflegte, hätte ich nicht geglaubt, daß ich einen Staatsmann in den Windeln unter den Händen hätte.

Sprecht nur zu, Kinder, ſagte Brough aus dem Schlafe erwachend. Ich ſchlummre doch nur mit einem Auge und höre Alles. Ja, Sie ſollen ins Parlament, Tidd, oder mein Name iſt nicht Brough! Und wenn ich Ihnen nicht ſechs Procent für Ihr Geld verſchaffe, ſollen Sie mir nie mehr ein Wort glauben! Was aber meine Tochter betrifft, ſo müſſen Sie dieſe ſelbſt fragen, nicht mich. Wer ihr Jawort bekommt, führt ſie heim, gleichviel ob Sie es ſind, oder der Capitän, oder Titmarſh. Ich verlange von meinem Schwiegerſohn nichts, als daß er ein ehrenhafter, edeldenkender und rechtſchaffener Menſch iſt, wie Sie alle Drei ſind.

Tidd machte ein ſehr pfiffiges Geſicht, und als unſer Wirth aufs Neue einſchlummerte, fuhr er mit dem Finger bedeutungsvoll über die Augen und ſchüttelte, den Capitän anſehend, mit dem Kopfe.

Ach, was! rief Fizzig, ich ſpreche was ich denke, und Sie können es Miß Brough wiederſagen, wenn Sie wollen.

Damit endigte das Geſpräch. Wir wurden zum Kaffee gerufen; dann ſang der Capitän einige Lieder mit Miß Brough, und Tidd blickte die Dame ſeines Herzens an, ohne etwas zu ſagen. Ich beſah Kupferſtiche, und Mrs. Brough ſtrickte Strümpfe für die Armen. Der Capitän verhöhnte Miß Brough, ihr geziertes Weſen und Sprechen ganz offen, aber trotz ſeiner brutalen, wegwerſenden Art ſchien es doch, als halte ſie viel von ihm und laſſe ſich ſeinen Spott in Demuth gefallen.

Um zwölf Uhr machte ſich Fizzig auf den Weg nach ſeiner Kaſerne in Knihtsbridge, und Tidd und ich begaben uns in unſere Zimmer.

Am andern Morgen weckte uns um acht Uhr der Klang einer großen Glocke. Um neun Uhr verſammelten wir uns im Frühſtückszimmer, wo Mr. Brough ein Gebet und ein Kapitel aus der Bibel las und darauf noch eine Ermahnung an uns und die Mitglieder ſeines Haushaltes richtete, die alle verſammelt waren, mit einziger Ausnahme des franzöſiſchen Kochs, den ich von meinem Platze aus, in ſeiner weißen Mütze eine Cigarre rauchend, draußen im Garten ſpazieren gehen ſah.

Jeden Morgen fand dieſelbe Ceremonie ſtatt, jeden Morgen verſammelte Mr. Brough ſeine Familie zum Gebet, und doch war dieſer Mann, wie ich ſpäter erfuhr, ein Heuchler. Ich will damit die Familienandachten keineswegs verurtheilen, oder gar behaupten, Brough ſei ein Heuchler geweſen, weil er ſie hielt —. es giebt gute und böſe Menſchen, welche ſolcher Ceremonien nicht bedürfen — aber ich bin überzeugt, daß der gute Menſch dadurch nur um ſo beſſer werden muß, und fühle mich nicht berufen, die Frage in Bezug auf die Schlechten zu entſcheiden. Ich habe deßhalb auch von Mr. Brough's Behaben in religiöſen Dingen nicht geſprochen — es mag genügen, wenn ich ſage, daß er die Religion bei jeder Gelegenheit im Munde führte und jeden Sonntag, wenn er keine Geſellſchaft bei ſich ſah, drei Mal zur Kirche ging. Sprach er auch, wenn wir allein waren, nicht von religiöſen Dingen, ſo benützte er doch jede ſich bietende Gelegenheit, um ſich in frommen Betrachtungen zu ergehen. Das erfuhr ich beſonders eines Tages, als er eine Anzahl Quäker und Diſſidenten zu Tiſch hatte, bei welcher Gelegenheit er ſich eines ſo feierlichen und ſalbungsvollen Tones befleißigte, wie nur irgend einer der anweſenden Geiſtlichen. Tidd war an dem Tage nicht bei Tiſch, denn nichts konnte ihn beſtimmen, ſeine Bandcravatte à la Byron oder den umgeſchlagenen Hemdkragen abzulegen, und ſo hatte ihn Brough, um ihn aus dem Wege zu ſchaffen, mit der einſitzigen Chaiſe in das Aſtley-Theater geſandt.

Und Sie, Titmarſh, ſagte er zu mir, Sie laſſen Ihre Diamantnadel oben. Die Freunde, die wir heute hier haben, lieben ſolchen Tand nicht. Sie wiſſen, ich meines Theils bin kein Feind harmloſen Schmuckes, aber ich möchte die Gefühle Derer nicht verletzen, die darüber ſtrengere Anſichten haben. Sie werden ſehen, daß auch meine Frau und Miß Brough in dieſer Beziehung meinen Wünſchen nachkommen.

Und wirklich thaten ſie das, denn Beide erſchienen in ſchwarzen Kleidern und an den Hals ſchließenden Pelerinen bei Tiſch, während ſonſt Miß Belinda das Kleid gewöhnlich bis unter die Schultern ausgeſchnitten trug.

Der Capitän kam mehre Mal aus ſeinem Cantonnement herüber geritten, um uns zu beſuchen, und Miß Brough ſchien immer entzückt, ihn zu ſehen. Eines Tages begegnete ich ihm, während ich allein am Ufer des Fluſſes ſpazieren ging, und wir hatten ein langes Geſpräch zuſammen.

So wenig ich noch von Ihnen geſehen habe, Mr. Titmarſh, begann er, ſo haben Sie mir doch den Eindruck eines ehrlichen, rechtſchaffenen Mannes gemacht, und ich möchte Sie bitten, mir einige Auskunft zu geben. Sagen Sie mir erſtens, wenn Sie wollen — und ich verſpreche Ihnen auf Ehrenwort die ſtrengſte Verſchwiegenheit! — wie ſteht es mit Ihrer Verſicherungsgeſellſchaft? Sie leben in der City und ſehen wie die Dinge laufen —, halten Sie das Unternehmen für ein reelles?

Aufrichtig und auf mein Ehrenwort, entgegnete ich, ich glaube, daß es das iſt. Zwar beſteht es erſt ſeit vier Jahren, das iſt richtig, aber Mr. Brough hatte, als es gegründet wurde, bereits einen großen Namen und ausgebreitete Verbindungen. Jeder Commis im Comptoir hat allerdings ſeine Stelle gewiſſermaßen bezahlt, indem er oder ſeine Verwandten Actien nahmen. Ich erhielt die meinige, indem meine Mutter, die unbemittelt iſt, eine kleine, ihr unerwartet zufallende Summe auf Leibrenten bei der Geſellſchaft anlegte, und dadurch zugleich für mich ſorgte. Die Sache wurde vorher in der Familie und mit unſeren Anwälten, Hodge und Smithers, beſprochen, welche Letzteren in unſrer

Gegend allgemein bekannt und geachtet ſind, und man kam von allen Seiten überein, daß meine Mutter nichts Beſſeres thun könne, als ihr Geld in dieſer Weiſe anzulegen. Brough ſelbſt iſt gut für mehr als eine halbe Million, und ſein Name allein iſt eine Bürgſchaft. Und noch mehr: eine Tante, die eine bedeutende Summe baar liegen hat, fragte mich um Rath, wie ſie dies Geld anlegen ſollte, und ich habe ihr vor einigen Tagen geſchrieben und ihr gerathen, Actien unſrer Geſellſchaft zu kaufen. Kann es einen beſſern Beweis geben, wie ſicher ich das Unternehmen halte?

Suchte Brough Sie irgendwie zu beſtimmen?

Ja, gewiß, er forderte mich dazu auf, aber er theilte mir ganz offen und ehrlich ſeine Beweggründe mit, Meine Herren, ſagte er, es iſt mein Ziel und Streben, unſre Geſchäftsverbindungen nach Möglichkeit auszudehnen. Ich möchte alle übrigen Londoner Geſellſchaften überflügeln. Unſere Bedingungen ſind günſtiger, als die jeder andern, ja wir können ſie noch günſtiger ſtellen und werden dann ein ungeheures Geſchäft machen. Aber wir müſſen auch ſelbſt tüchtig arbeiten. Jeder einzelne Actionär und Beamte der Geſellſchaft muß ſich bemühen, uns neue Theilnehmer und Clienten zuzuführen, gleichviel mit wie viel oder wie wenig ſie eintreten. Und getreu dieſem Syſtem macht unſer Director alle ſeine Freunde, ja ſelbſt ſeine Dienerſchaft zu Actionären. Sogar der Portier dort iſt Actionär, und ſo bemüht ſich Brough, Jeden, der ihm in den Wurf kommt, zu gewinnen. Ich zum Beiſpiel bin mit Ueberſpringung mehrerer meiner Collegen zu einer bei weitem beſſern Stellung vorgerückt, als meine frühere war, bin hierher eingeladen und werde fürſtlich bewirthet; und warum? Weil meine Tante dreitauſend Pfund beſitzt und Mr. Brough wünſcht, daß ſie dieſelben bei uns anlegt.

Das ſieht doch ſehr eigenthümlich aus, Mr. Titmarſh.

Durchaus nicht, Sir. Mr. Brough geht ganz offen zu Werke. Sobald die Sache auf die eine oder die andre Weiſe geordnet iſt, wird er ſicherlich nicht mehr die geringſte Notiz von mir nehmen. Jetzt braucht er mich. Die Stelle wurde gerade in dem Augenblicke frei, wo er mich nöthig hatte, und er hofft durch mich meine Familie zu gewinnen. Er erklärte mir das beim Herausfahren. Sie ſind ein Mann von Einſicht, Titmarſh, ſagte er. Sie wiſſen, daß ich Ihnen die Stelle nicht deßhalb gab, weil ſie ein ehrlicher Menſch ſind und eine gute Hand ſchreiben. Hätte ich Ihnen im Moment eine geringere Lockſpeiſe zu bieten gehabt, ſo würde ich dieſe benutzt haben — aber es blieb mir keine Wahl, und ſo bekamen Sie, was ich eben zu geben hatte.

Das iſt offen genug — aber was kann Brough beſtimmen, ſich ſo eifrig um eine ſo unbedeutende Summe wie dreitauſend Pfund zu bemühen?

Und wenn es zehn Pfund geweſen wären, er würde ſich ebenſo eifrig gezeigt haben. Sie kennen die City von London und die Leidenſchaft nicht, mit welcher die

Marfiſa, die ſogleich zum Kaiſerhaus
Mit andern kam. und kaum noch ſchweigen kann,
Bis Leo ſeine Rede hat geendet,
Tritt vor und ſpricht, nach Rüdigern gewendet:

57.

Da Rüd'ger nicht zugegen iſt, den Streit
Um die verlobte Braut zu übernehmen.
Und man ſo ohne alle Schwierigkeit
Ihn will berauben. ohne ſich zu ſchämen,
So bin ich, ſeine Schweſter. hier bereit,
Und will zum Kampf mit Jedem mich bequemen,
Der einen Anſpruch macht auf ſeine Braut
Und ſein Verdienſt zu ſchmälern ſich getraut. —

58.

Mit jenem Grimm und Jähzorn, der ihr eigen.
Spricht ſie dieß Wort, ſo daß ſchon Mancher glaubt,
Sie werde ſich zu raſchen Thaten neigen,
Noch ehe Karl ihr freies Feld erlaubt.
Nun ſcheint's dem Prinzen Zeit, den Freund zu zeigen,
Er nimmt ihm raſch den Helm von ſeinem Haupt;
Zu ihr gewandt: Hier iſt er ſelbſt zugegen,
Spricht er, um volle Rechnung abzulegen. —

59.

Wie Aegeus einſt, von Schrecken übermannt,
Da er zum Frevelmahle ſich geſetzt,
Erfuhr, es ſei ſein Sohn, dem ſeine Hand
Das Gift gebracht. vom böſen Weib gehetzt,
Und den er, hätt' er nicht das Schwert erkannt
Zur guten Stunde noch. zum Tod verletzt,
So hier Marfiſa, die, von Haß erglüht,
Im Feinde plötzlich ihren Bruder ſieht.

Matadore des Geldmarktes der Vergrößerung und Ausbreitung ihrer Verbindungen nachjagen. Mr. Brough würde, wo es ſich um Geſchäfte handelt, einem Schornſteinfeger ſchmeicheln und ſchön thun. Sehen Sie da den guten Tidd mit ſeinen zwanzigtauſend Pfund. Unſer Director hat ihn auf genau dieſelbe Weiſe eingefangen. Er muß alles Capital an ſich reißen, das er nur irgend zu erreichen vermag.

Ja, und nun ſetzen wir einmal den Fall, er ginge mit dem Capital durch?

Mr. Brough von der Firma Brough und Hoff, Sir? Ebenſo gut könnten Sie annehmen, die Bank von England ginge durch. Aber da ſind wir bei dem Portierhäuschen. Wir wollen Gates, eins der Opferlämmer Brough's, befragen, ſagte ich, und wir traten bei dem alten Gates ein.

Nun, Gates, ſagte ich, um die Sache recht klug einzuleiten, Sie ſind alſo auch unter die Actionäre der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft gegangen?

Ja, gewiß, entgegnete freundlich grinſend der alte Mann, ein bejahrter, in den Ruheſtand verſetzter Diener, der in ſeinen alten Tagen noch mit ſtarker Familie geſegnet war.

Wie viel Gehalt haben Sie denn, Mr. Gates, daß Sie Geld in Actien anlegen können?

Gates ſagte uns, wie hoch ſich ſein Gehalt belaufe, und als wir ihn fragten, ob derſelbe ihm regelmäßig ausgezahlt würde, betheuerte er, ſein Herr ſei der gütigſte, beſte Menſch von der Welt. Er habe zweien ſeiner Töchter Plätze in guten Häuſern, zweien ſeiner Söhne Stellen in Freiſchulen verſchafft, einen dritten Sohn in die Lehre gebracht und der Familie hundert andere Wohlthaten erwieſen. Lady Brough gab den Kindern die halbe Kleidung, der Herr verſorgte ſie zur Winterszeit mit Decken und Röcken und gab ihnen jahraus, jahrein ihr gutes, aus Suppe, Gemüſe und Fleiſch beſtehendes Mittageſſen. Seit die Welt erſchaffen war, hatte es keine ſo wohlthätige und gute Herrſchaft gegeben.

Nun Sir, ſind Sie damit zufrieden? fragte ich den Capitän. Mr. Brough giebt dieſen Leuten das Fünfzigfache von dem, was er von ihnen empfängt, und dennoch beſtimmt er Gates, Actien unſerer Geſellſchaft zu nehmen.

Mr. Titmarſh, Sie ſind ein ehrlicher Kerl, und Ihre Beweisgründe laſſen ſich hören, entgegnete der Capitän. Und nun ſagen Sie mir noch, was Sie von Miß Brough und ihrem Vermögen wiſſen.

Brough wird ihr ſein ganzes Hab und Gut hinterlaſſen — wenigſtens ſagt er ſo, erwiderte ich. Aber der Capitän mochte einen etwas ſonderbaren Zug in meinem Geſicht bemerkt haben, denn er fing an zu lachen.

Sie meinen, daß ſie auch für dieſen Preis noch zu theuer erkauft ſei, und ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, ſagte er.

Aber warum, wenn ich ſo kühn fragen darf, ſind Sie ihr dann immer auf den Ferſen? entgegnete ich.

Mr. Titmarſh, ich habe zwanzigtauſend Pfund Schulden, erwiderte der Capitän.

Unmittelbar nach dieſem Geſpräch gingen wir in das Haus zurück, und der Capitän brachte ſtehenden Fußes ſeine Werbung um Miß Belinda's Hand an.

Ich fand dies Verfahren unrecht und rückſichtslos, denn der Capitän war durch Mr. Tidd, mit dem er die Schule beſuchte, bei der Familie eingeführt und hatte den armen Menſchen gänzlich aus dem Herzen der Erbin verdrängt. Wie mir der Capitän ſpäter erzählte, hatte Brough, als er hörte, daß ſeine Tochter Fizzig ihr Jawort gegeben, anfänglich getobt und geſcholten und hatte ſpäter den Capitän auf Ehrenwort verpflichtet, die Verlobung noch einige Monate geheim zu halten. Der Capitän machte nur mich und ſeine Kameraden zu Vertrauten, und auch das geſchah erſt, nachdem Tidd ſeine zwanzigtauſend Pfund an den „Alten" gezahlt hatte, was er ſofort nach erreichter Volljährigkeit that. An demſelben Tage hatte er auch um die Hand Miß Belinda's angehalten und war ſelbſtverſtändlich abgewieſen worden. Gleichzeitig ſprach ſich die Verlobung des Capitäns herum, und alle ſeine vornehmen Verwandten, der Herzog von Doncaſter, der Earl of Cinqbars, der Earl of Crabs u. ſ. w. kamen und machten der Familie Brough Viſite. Der ſehr ehrenwerthe Henry Ringwood wurde Actionär unſerer Geſellſchaft, und der Earl of Crabs verſprach es zu werden.

Kurze Zeit nach dem Beſuche in Fulham ſchrieb mir meine Tante, um mir zu ſagen, daß ſie ihre Anwälte, die Herren Hodge und Smithers, conſultirt und dieſe ihr ſehr empfohlen hätten, das Geld in der von mir vorgeſchlagenen Weiſe anzulegen. Sie hatte dies in meinem Namen gethan und ſagte mir Schmeichelhaftes über meine Redlichkeit und mein Talent, über welche Eigenſchaften ihr Mr. Brough die anerkennendſten Berichte gegeben hatte. Gleichzeitig theilte mir meine Tante mit, daß die Actien im Falle ihres Todes mir gehören ſollten.

Selbſtverſtändlich gab mir das ein großes Gewicht bei der Geſellſchaft. Ich wohnte in meiner Eigenſchaft als Actionär der nächſten Jahresverſammlung bei und hatte das Vergnügen, von Mr. Brough in einer wundervollen Rede zu hören, daß die Geſellſchaft eine Dividende von ſechs Procent zahle, die uns Allen baar ausgehändigt wurde.

Sie glücklicher, junger Schelm, Sie! ſagte Mr. Brough zu mir, wiſſen Sie, warum ich Ihnen die Stelle gegeben habe?

Ohne Zweifel wegen des Geldes meiner Tante, Sir, entgegnete ich.

Wo denken Sie hin? Glauben Sie, daß mir an dieſen lumpigen dreitauſend Pfund etwas liegen könne? Man ſagte mir, Sie wären der Neffe von Lady Drum, Lady Drum iſt aber die Großmutter von Lady Jane Preſton, und Mr. Preſton iſt ein Mann, der uns unendlich nützen kann. Ich wußte, daß ſie Ihnen Wildpret und wer weiß was ſonſt noch geſchickt hatten, und als ich ſah, daß Ihnen Lady Jane in der Geſellſchaft bei mir die Hand ſchüttelte und ſo freundlich mit Ihnen ſprach, hielt ich das Märchen Abednego's für heilige Wahrheit. Deßhalb bekamen Sie die Stelle, mein Junge, und nicht wegen Ihrer erbärmlichen dreitauſend Pfund. Etwa vierzehn Tage nach Ihrem Beſuche in Fulham begegnete ich Mr. Preſton im Parlamentshauſe und rühmte mich damit, einen Couſin von ihm in meinem Geſchäft zu haben. Der Teufel ſoll den unverſchämten Schlingel holen! ſagte er. Er mein Couſin! Sie glauben doch nicht an das, was die alte Drum ſagt? Es iſt eine fixe Idee von ihr. Sie kann keinen Menſchen kennen lernen, mit dem ſie nicht eine Verwandtſchaft herausfindet, natürlich auch mit dem Hundsfott von Titmarſh. — Nun, entgegnete ich lachend, die Sache hat dem Hundsfott inzwiſchen eine gute Stelle eingetragen, und das läßt ſich nun auch nicht mehr ändern. Sie ſehen alſo, fuhr der Director fort, daß Sie die Stelle nicht dem Gelde Ihrer Tante verdanken, ſondern —

Sondern dem Diamanten meiner Tante.

Sie Glückspilz! wiederholte Brough, indem er mich in die Seite ſtieß und dann davon ging.

Und in der That hielt auch ich mich für einen glücklichen Menſchen.

## Kapitel VIII.

### Berichtet über den glücklichſten Tag in Mr. Titmarſh's Leben.

Ich weiß nicht, wie es zuging, daß Mr. Roundhand, der ein ſo warmer Bewunderer Mr. Brough's und der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft geweſen war, ſich im Laufe der nächſten ſechs Monate plötzlich mit beiden überwarf, ſein Geld aus dem Geſchäfte zog, ſeine Actien im Betrage von fünftauſend Pfund mit einem hübſchen Profit verkaufte, ſeinen Abſchied nahm und von Stund an von der Geſellſchaft wie von ihrem Director ſo ſchlecht als möglich ſprach, aber es war ſo.

Mr. Highmore wurde an ſeiner Stelle Secretär, Mr. Abednego rückte zum erſten Commis auf, und meine Wenigkeit nahm mit einem Gehalt von zweihundert Pfund die zweite Stelle ein. Wie ungegründet die ſchlechte Nachrede Mr. Roundhand's war, zeigte ſich recht klar bei der Jahresverſammlung, welche im Januar 1823 ſtattfand, und in welcher unſer erſter Director in einer der glänzendſten Reden, die ich je gehört, die Mittheilung machte, daß die halbjährige Dividende vier Procent, die aufs ganze Jahr alſo acht Procent betrage. Ich konnte Mrs. Hoggarty alſo einhundertzwanzig Pfund Zinſen für das in meinem Namen angelegte Capital ſenden.

Meine vortreffliche Tante, welche über die Maßen erfreut war, ſchickte mir zehn Pfund als Geſchenk zurück und fragte mich, ob ich es nicht für gerathen hielte, Slopperton und Squaſhtail zu verkaufen und all ihr Geld in dieſem ausgezeichneten Unternehmen anzulegen.

Natürlich konnte ich nichts Beſſeres thun, als die Meinung Brough's über dieſen Punkt einzuholen. Er ſagte mir, daß die Actien jetzt nicht mehr al pari zu haben wären. Als ich ihm jedoch entgegnete, daß ich für fünftauſend Pfund zum Nennwerthe zu bekommen wiſſe, erklärte er, daß auch er in dieſem Falle einen billigern Preis ſtellen und mir von ſich Actien ablaſſen wolle, beſonders da er etwas zu viel davon habe und ſeine übrigen Unternehmungen baares Geld erforderten. Zu Ende des Geſprächs, das ich Mrs. Hoggarty mitzutheilen verſprach, war der Director ſo gütig mir zu ſagen, daß er Willens ſei, die Stelle eines Privat-Secretärs bei dem geſchäftsführenden Director zu errichten, und daß ich dieſen Poſten mit einer Gehaltserhöhung von fünfzig Pfund einnehmen ſolle.

Ich bezog jetzt alſo zweihundertfünfzig Pfund jährlich; Miß Smith beſaß eine Jahreseinnahme von ſiebzig Pfund — und was hatten wir uns vorgenommen, ſobald wir jährlich dreihundert Pfund aufweiſen könnten?

Natürlich wußte Gus, und durch ihn jeder meiner Collegen im Comptoir, von meinem Verhältniß zu Mary Smith. Ihr Vater war Schiffscapitän und ein ſehr ausgezeichneter Mann geweſen, und obgleich mir Mary, wie ſchon geſagt, nicht mehr als ſiebzig Pfund jährlich zubrachte, und ich, wie Jedermann ſagte, in meiner gegenwärtigen Stellung im Geſchäft und in der City überhaupt, vielleicht berechtigt geweſen wäre, mich nach einer jungen Dame mit mehr Vermögen umzuſehen, geſtanden meine Freunde doch einſtimmig zu, daß die Verwandtſchaft eine höchſt achtbare wäre — und ich war zufrieden. Und wer hätte es auch mit ſolchem Schatz von einem Mädchen, wie Mary, nicht ſein ſollen? Ich meinestheils hätte ſie nicht gegen des Lord Mayors eigne Tochter mit all ihrem Vermögen vertauſchen mögen.

Mr. Brough war natürlich von meiner bevorſtehenden Heirath, wie überhaupt von Allem unterrichtet, was die jungen Leute im Comptoir betraf. Ich glaube, Abednego theilte ihm ſelbſt mit, was wir jeden Tag zu Mittag aßen; wenigſtens war er mit allen unſern Angelegenheiten wunderbar vertraut.

So fragte er mich denn auch, wie Mary's Geld angelegt ſei. Ich ſagte ihm, daß ſie für zweitauſend dreihundertdreiunddreißig Pfund ſechs Schilling acht Pence dreiprocentige Staatspapiere beſitze.

Bedenken Sie, mein Junge, entgegnete er, daß Mrs. Titmarſh wenigſtens ſieben Procent Zinſen für ihr Geld haben kann und zwar bei beſſerer Sicherheit als die Bank von England ihr zu gewähren vermag, denn eine Geſellſchaft, an deren Spitze John Brough ſteht, iſt beſſer als jede andre in England.

Er hatte wahrhaftig, wie ich meinte, nicht ſo ganz Unrecht, und ich verſprach, mich mit Mary's Vormündern über die Sache noch vor unſerer Verheirathung zu berathen.

Lieutenant Smith, Mary's Großvater, vor anfänglich gegen unſere Verbindung geweſen. (Er hatte mich, wie ich nicht läugnen kann, eines Tages, als er mich mit ihr allein und gerade beſchäftigt fand, ihre Fingerſpitzen zu küſſen, beim Kragen genommen und mich ohne Umſtände zur Thür hinaus geführt). Aber Sam Titmarſh, der einen Gehalt von zweihundertfünfzig Pfund und ein Vermögen in Ausſicht hatte, das einhundertfünfzig Pfund Rente verſprach, Sam Titmarſh, der außerdem als die rechte Hand John Brough's galt, war ſelbſtverſtändlich ein anderer Mann, als der frühere arme Commis, der Sohn der armen Prediger-Wittwe. Der alte Herr ſchrieb mir denn auch einen recht freundlichen Brief. Er bat mich unter Anderm darin, ihm ſechs Paar wollene Strümpfe und vier dergleichen Unterjäckchen von Romani zu beſorgen, und nahm dieſelben als Geſchenk von mir an, als ich im Juni — in dem glücklichen Monat Juni 1823 — nach Somerſetſhire kam, um meine theure Mary heimzuführen.

Mr. Brough zeigte ſich in Bezug auf Sloperton und Squaſhtail, die Beſitzungen meiner Tante, ſehr beſorgt. Sie hatte dieſelben noch nicht verkauft, und er ſagte, es ſei eine Sünde und Schande, daß Jemand, an dem er ein ſolches Intereſſe nähme, wie an allen Verwandten ſeines lieben jungen Freundes Titmarſh, nur drei Procent Zinſen haben ſollte, wenn man doch acht bekommen könne. Er nannte mich jetzt immer Sam, lobte mich gegenüber den andern jungen Männern, die mir dies Lob regelmäßig hinterbrachten, ſagte mir, in

Fulham ſei für mich ſtets ein Couvert aufgelegt, und nahm mich wiederholt mit dorthin. Gewöhnlich fand ich nur wenige Gäſte, und Mac Whirter pflegte zu ſagen, Brough nehme mich nur an den Tagen mit, wo er ſeine gewöhnlichern, bürgerlichen Bekannten bei ſich ſehe. Aber ich machte mir auch nichts aus den vornehmen Leuten, in deren Sphäre ich durch meine Geburt nicht gehörte — machte mir überhaupt nicht viel aus den Beſuchen in Fulham. Miß Belinda war durchaus nicht meine Liebe. Nach der Verlobung mit Capitän Fizzig und nachdem Mr. Tidd ſeine zwanzigtauſend Pfund eingezahlt, nachdem ſodann einige der vornehmen Verwandten des Bräutigams in unſere Geſellſchaft eingetreten waren, erklärte Mr. Brough plötzlich, der Capitän habe nur das Geld ſeiner Tochter im Auge, und forderte ihn auf, das Gegentheil zu beweiſen, indem er Miß Brough ohne einen Pfennig Mitgift nehme; ſonſt ſollte er ſie gar nicht bekommen. Capitän Fizzig ließ ſich darauf in die Colonieen ſchicken, und Miß Brough zeigte ſich übellauniger als je. Ich meinestheils war der Meinung, daß ſie noch ziemlich gut aus einem ſchlimmen Handel weggekommen ſei, und bemitleidete nur den armen Tidd, der verliebter als je zu ihr zurückkehrte und unbarmherziger als je abgewieſen wurde. Ihr Vater ſagte Tidd endlich geradezu, ſeine Beſuche wären Miß Belinda unangenehm, und er müſſe ihn — obgleich er ihn perſönlich liebe und ſchätze — bitten, dieſelben einzuſtellen.

Der arme Burſche. Er hatte zwanzigtauſend Pfund

60.

Sie ſtürzt herbei, ihm um den Hals zu fallen,
Und will nicht weichen mehr von ſeiner Bruſt.
Reinald und Roland, Kaiſer Karl vor allen,
Vergüten ſich den ſchmerzlichen Verluſt.
Olivier, Dudo eilen durch die Hallen,
Sobrin ſieht ſich nicht ſatt in ſeiner Luſt;
Die Freiherrn grüßen und die Paladine,
Und keiner kommt mit einer kalten Miene.

61.

Der Prinz, geübt, die Worte gut zu wählen,
Beginnt vor Karln und vor der ganzen Schaar,
Wie ſich der Sturm gelegt hat in den Seelen
Und alles ſteht und lauſchet, wunderbar
Von Rüd'gers Muth und Stärke zu erzählen,
Die er, obwohl mit Schaden und Gefahr,
Am Tag von Belgrad ſah und höher ſchätzte,
Als alle Noth, worein ſie ihn verſetzte.

62.

So daß, als Rüd'ger allen Mißhandlungen
Verfallen war in Theodorens Haft,
Er in den Kerker zu ihm eingedrungen
Und ihn gerettet trotz der Baſenſchaft,
Und wie's dem edlen Rüd'ger dann gelungen,
Ihm zu vergelten, daß er ihn entrafft,
Durch eine Großthat, welcher auf der Erde
Noch keine glich und keine gleichen werde.

63.

Dann fährt er weiter, Punkt für Punkt erzählend,
Wie er ſein Glück des Freundes Arm vertraut,
Der, tief verſunken dann in Gram und Elend,
Daß er verzichten ſollt' auf ſeine Braut,

für Nichts und wieder Nichts hingegeben, denn was waren ihm ſechs Procent ohne Miß Belinda's Hand, da er auf ſechs Procent und ihre Hand gerechnet hatte.

Mr. Brough, welcher mich den „verliebten Schäfer" zu nennen pflegte, bemitleidete mich ſo ſehr und nahm ſo innigen Antheil an meinem Wohle, daß er darauf beſtand, ich ſolle für einige Monate Urlaub nehmen und nach Somerſetſhire gehen. Und in der That reiſ'te ich ab, heiter wie eine Lerche, im Koffer zwei ganz neue Anzüge von Stiltz (die ich mir in Erwartung eines gewiſſen glücklichen Ereigniſſes hatte machen laſſen), verſehen mit Lieutenant Smith's wollenen Jäckchen und Strümpfen, ſowie mit einem Packet unſerer Proſpecte und zwei Briefen von Mr. Brough, wovon der eine an meine Mutter, „unſere geſchätzte Renteninhaberin", gerichtet war, der andere an Mrs. Hoggarty, „unſere geehrte Actionärin". Mr. Brough ſagte in dieſen Briefen, ich ſei Alles, was ein zärtlicher Vater nur von ſeinem Sohne wünſchen könne, und er betrachte mich wie ſeinen eigenen Sohn. Ferner bat er Mrs. Hoggarty ernſtlich, den Verkauf ihres Landbeſitzes nicht aufzuſchieben, da Grund und Boden im Augenblicke hoch im Preiſe ſtänden und ohne Frage fallen müßten; daß dagegen die Weſt-Diddleſex-Actien noch verhältnißmäßig niedrig ſtänden und binnen einigen Jahren zweifellos den doppelten, dreifachen, ja vierfachen Werth haben würden.

So vorbereitet und ausgerüſtet nahm ich Abſchied von meinem lieben Gus. Als wir uns im Hofe des

Wirthshauſes zum „Zapfen“ in Fleetſtreet Lebewohl ſagten, wußte ich, daß ich nie nach unſerer gemeinſchaftlichen Wohnung in Salisbury-Square zurückkehren würde, und hatte deßhalb der Wirthin und ihrer Familie einige kleine Geſchenke gemacht. Sie ſagte, ich ſei der anſtändigſte junge Mann, den ſie je im Hauſe gehabt, was freilich nicht viel ſagen wollte, denn Bell Lane liegt im Bezirk des Fleetgefängniſſes, und ihre Abmiether waren gewöhnlich Inſaſſen des Schuldgefängniſſes geweſen. Was Gus betrifft, ſo weinte und ſchluchzte der arme Burſche dergeſtalt, daß er keinen Biſſen von dem Brod mit geröſtetem Schinken eſſen konnte, das ich zum Frühſtück im Gaſthof zum „Zapfen“ auftragen ließ. Als ich davonfuhr, winkte er, unter dem Thorwege des Hauſes ſtehend, mit Hut und Taſchentuch, und faſt glaube ich, daß ihm die Räder der blauen Kutſche über die Zehen gingen, denn ich hörte ihn im Vorbeifahren laut aufſchreien. Ach, wie ſo ganz anders waren meine Gefühle jetzt, als ich ſtolz auf dem Bocke neben Jim Ward, dem Roſſelenker, ſaß, als jenes letzte Mal, da ich die Kutſche beſtieg und meine theure Mary verließ, um mit meiner Diamantnadel am Buſen nach London zu fahren.

Als wir uns meiner Heimath näherten (es war in Grumpley, anderthalb Stunden von unſerem Orte, wo der Kutſcher zu halten pflegte, um ſich im „Poppleton Wappen“ mit einem Glas Ale zu erfriſchen), ſah es faſt aus, als ob unſer Parlamentsmitglied Mr. Poppleton ſelbſt erwartet würde, ſo groß war die verſammelte

Menſchenmenge. Der Wirth und die Bewohner des Dorfes ſtanden vor dem Hauſe, ferner ſah ich da Tom Wheeler, den Poſtillon aus unſerem Orte, mit ſeinen alten iſabellenfarbigen Gäulen, die — Himmel, täuſchte ich mich denn nicht? — an die gelbe Kutſche meiner Tante geſpannt waren — eine Kutſche, in der ſie nur drei Mal jährlich ausfuhr, und in der ſie jetzt in ihrem prächtigen Kaſchemir und einem neuen Federhut thronte. Sie winkte mit einem weißen Taſchentuche aus dem Fenſter, und Tom Wheeler rief Hurrah, und eine Anzahl der Straßenjungen von Grumpley, denen jede Gelegenheit zu ſchreien erwünſcht kam, ſtimmte mit ein. Wie hatte ſich das Alles verändert! Hatte mich doch Tom Wheeler vor wenigen Jahren noch vom Wagentritt heruntergepeitſcht, wenn ich mich anhing, um ein Stück mitzufahren — und jetzt!

Und hinter dem Wagen meiner Tante ſtand die Chaiſe des Lieutenant Smith von der Königlichen Marine, welcher ſeinen alten fetten Pony ſelbſt am Zügel und ſeine Frau zur Seite hatte. Ich ſchaute nach dem Rückſitze und fühlte mich nicht wenig enttäuſcht, als ich dort einen gewiſſen Jemand vermißte. Aber ich thörichter Burſche! Der gewiſſe Jemand befand ſich ja in der gelben Kaleſche bei meiner Tante, wurde roth wie eine Päonie und ſah ſehr glücklich aus! Ja, ſehr glücklich und ſehr hübſch! Mary trug ein weißes Kleid und eine hellblau- und gelbe Schärpe, die Farben der Hoggartys, wie meine Tante behauptete, obgleich ich bis zur Stunde nicht erfahren konnte, was die Hoggartys mit Blau und Gelb zu thun haben.

Der Poſtillon der blauen Kutſche blies, als ſeine vier Pferde davon trabten, eine Fanfare. Die Straßenjungen ſchrien wieder Hurrah. Ich wurde auf den Reitſitz zwiſchen Mrs. Hoggarty und Mary poſtirt, Tom Wheeler peitſchte auf ſeine Falben, der Lieutenant, der mir die Hand geſchüttelt hatte, ohne daß ſein dicker Hund diesmal den leiſeſten Verſuch machte, mich zu beißen, ließ ſeinen Pony ausgreifen, daß deſſen fette Flanken bald mit Schaum bedeckt waren, und in dieſer, ich möchte ſagen, nie dageweſenen Prozeſſion zog ich wie im Triumph in unſerem Orte ein.

Meine theure Mutter und die Mädchen — Gott ſegne ſie! — hatten keinen Wagen bezahlen können. Meine neun Schweſtern in ihren Nankingſpenſern (ich brachte für Jede etwas Hübſches im Koffer mit) hatten ſich vor dem Orte an der Straße aufgeſtellt — das war ein Winken und Tücherſchwenken! Und wenn meine Tante wenig Notiz davon nahm und nur durch ein majeſtätiſches Kopfnicken antwortete, wie es einer Frau von ihrem Vermögen wohl erlaubt iſt, ſo leiſtete Mary Smith dagegen noch mehr als ich und winkte mit ihren Händen ſo viel, wie alle Neun zuſammen. Und wie meine theure Mutter vor Freude weinte und mich ſegnete, und mich ihren Troſt und ihren liebſten Jungen nannte, und mich anſah, als ſei ich ein Muſter von Tugend und Klugheit, während ich doch nichts war, als ein glücklicher Burſche, der es durch Hülfe gütiger Freunde ſchnell zu einem hübſchen Einkommen gebracht hatte.

Wir hatten im Voraus abgemacht, daß ich diesmal nicht bei meiner Mutter wohnen ſollte; denn obgleich ſie und Mrs. Hoggarty keine beſonders guten Freunde waren, meinte meine Mutter doch, es würde mir von Nutzen ſein, wenn ich bei meiner Tante abſtiege, und ſo verzichtete ſie auf das Vergnügen, mich bei ſich zu ſehen. Aber trotzdem ihr Haus das beſcheidenere von beiden war, hätte ich es, das brauche ich wohl kaum zu ſagen, dem viel ſtattlicheren meiner Tante bei Weitem vorgezogen, wäre es auch nur des entſetzlichen Roſoglio's wegen geweſen, den ich jetzt kannenweiſe trinken mußte.

Wir fuhren alſo zu Mrs. Hoggarty's Hauſe. Sie wollte an dem Tage ein großes Diner geben, hatte dazu noch einen beſondern Lohndiener gemiethet und reichte beim Ausſteigen Tom Wheeler einen Sixpence mit dem Bedeuten, das ſei für ihn, das Weitere werde ſie ſpäter mit Mrs. Rincer, ſeiner Herrin, abmachen, worauf Tom das Geldſtück ihr fluchend und ſchimpfend vor die Füße warf und von meiner Tante mit Recht ein „unverſchämter Kerl“ genannt wurde.

Mrs. Hoggarty hatte jetzt eine ſolche Vorliebe für mich gefaßt, daß ſie mich gar nicht mehr von ſich laſſen wollte. Wir ſaßen jeden Morgen über ihren Rechnungen und berathſchlagten in ſtundenlangen Conferenzen über die Zweckmäßigkeit oder Nichtzweckmäßigkeit, Slopperton zu verkaufen, ohne indeſſen zu einem Reſultat zu gelangen, denn Hodge und Smithers konnten den Preis, den meine Tante ſtellte, nicht bekommen. Wiederholt gelobte ſie mir dabei, daß ich nach ihrem Tode jeden Pfennig ihres Vermögens erben ſollte.

Auch Hodge und Smithers gaben eine große Geſellſchaft und behandelten mich mit der beſondern Aufmerkſamkeit, die überhaupt Jedermann im Orte für mich hatte. Diejenigen, welche es nicht ermöglichen konnten, Tiſchgäſte zu bitten, veranſtalteten mir zu Ehren Thee-Geſellſchaften, und Alle tranken die Geſundheit des jungen Paares, und die Anſpielungen, welche man ſich nach dem Thee oder Souper auf Veränderung ihrer Verhältniſſe geſtattete, trieben meiner Mary nicht ſelten das Blut in die Wangen.

Endlich war der Tag für die glückliche Feier feſtgeſetzt, und der vierundzwanzigſte Juli achtzehnhundert dreiundzwanzig begrüßte mich als den ſeligſten Bräutigam der hübſcheſten Braut in Somerſetſhire. Wir zogen vom Hauſe meiner Mutter aus in die Kirche, (ſie hatte darauf unter jeder Bedingung beſtanden) und meine neun Schweſtern waren die Brautjungfern. Gus Hoskins kam expreß von London, um mir als Brautführer zu dienen. Er nahm mein früheres Zimmerchen bei meiner Mutter ein, blieb eine Woche bei ihr und warf bei der Gelegenheit, wie ich ſpäter erfuhr, ſein Auge auf Miß Winny Titmarſh, meine liebe vierte Schweſter.

Meine Tante bewies ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr gütig. Sie hatte mir ſchon drei Wochen vorher den Auftrag gegeben, bei der berühmten Madame Mantalini in London drei wundervolle Anzüge für Mary zu beſtellen, ſowie einige andere Putzſachen und geſtickte Taſchentücher von Howell und James kommen zu laſſen. Man ſchickte mir dieſe Sachen zu, und ſie galten als meine Brautgeſchenke, obgleich Mrs. Hoggarty mir ſagte, ich brauchte mich um Bezahlung der Rechnungen nicht zu kümmern, ein Verhalten, das ich außerordentlich großmüthig fand. Außerdem ſtellte ſie uns zur Hochzeitsreiſe ihre Kaleſche zur Verfügung und fertigte mit eigner Hand einen Arbeitsbeutel von carmoiſinrothem Atlas für Mrs. Samuel Titmarſh, ihre theure Nichte. Derſelbe enthielt ein mit Nadeln und andern Näh-Utenſilien vollſtändig ausgeſtattetes Nähzeug (denn ſie hoffte, daß Mrs. Titmarſh die Nadelarbeiten niemals vernachläſſigen werde!) und eine Börſe mit einigen Silberpfennigen und einer ſeltenen Münze.

So lange Sie dies beſitzen, mein liebes Kind, werden Sie niemals Mangel leiden, und ich will inſtändig, ja inſtändig beten, daß Sie es immer behalten mögen! ſagte Mrs. Hoggarty.

In der Wagentaſche fanden wir ein Packet Bisquit und eine Flaſche Roſoglio. Wir lachten darüber und ſchenkten ſie Tom Wheeler, der aber nicht mehr Geſchmack daran zu finden ſchien, als wir.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich in einem Frack von Stiltz getraut wurde (es war, Gott ſei's geklagt, der dritte oder vierte Anzug, den ich binnen Jahresfriſt angeſchafft hatte!) und daß an meinem Buſen der große Hoggarty-Diamant funkelte.

---

## Kapitel IX.

### Sam kehrt mit ſeinem Weibe, ſeiner Tante und dem Diamanten nach London zurück.

Wir brachten die Flitterwochen damit zu, Pläne für unſer Leben in London zu machen und uns in Gedanken ein irdiſches Paradies aufzubauen. Beide zuſammen zählten wir nicht mehr als vierzig Jahre — und ich meinestheils habe nie gefunden, daß das Bauen von Luftſchlöſſern Jemand ſchadet. Im Gegentheil, es hat mir immer nur Vergnügen bereitet.

Ehe ich London verließ, hatte ich mich nach einer Wohnung umgeſehen, wie ſie für Leute mit ſo geringem Einkommen paßt. Gus Hoskins und ich waren nach den Comptoirſtunden gemeinſchaftlich auf die Wohnungsjagd ausgegangen und hatten uns endlich für eine niedliche, kleine Cottage in Camden-Town entſchieden. Dieſelbe war mit einem Garten verbunden, in welchem ein gewiſſes „kleines Völkchen“, wenn es bei uns einzog, ſpielen konnte; — auch waren Pferdeſtall und Wagenremiſe vorhanden, für den Fall, daß wir dergleichen Räume einmal brauchten — und warum ſollten wir ſie nicht in einigen Jahren brauchen? Außerdem lag das Häuschen in guter, geſunder Luft, in mäßiger Entfernung von der Börſe und war Alles in Allem für jährlich dreißig Pfund zu haben.

Ich hatte von dieſem kleinen Aſyl meiner Mary eine ſo enthuſiaſtiſche Beſchreibung gemacht, wie weiland Sancho dem Gil Blas von der Lizias, und meine kleine Frau war begeiſtert von dem Gedanken, allein Haus zu halten. Sie verſprach die beſten Gerichte immer ſelbſt zu kochen (beſonders einen Pudding mit Marmelade, den ich ſehr gern aß), und Gus wurde im Voraus für jeden Sonntag eingeladen, mit uns in dem Clematis Häuschen zu eſſen, unter der Bedingung, daß er darauf verzichtete, ſeine abſcheulichen Cigarren zu rauchen. Gus ſeinerſeits verſchwor ſich, ein Zimmer in der Nachbarſchaft zu finden, denn er konnte es nicht über ſich gewinnen, nach Bell Lane zurückzukehren, wo wir ſo glücklich zuſammen geweſen waren. Die gutmüthige Mary verſprach ihm dagegen, ſie wolle meine Schweſter Winny ſich zur Geſellſchaft einladen, worauf Gus erröthete und mit einem „Ach, Unſinn!“ antwortete.

Aber alle unſre Hoffnungen auf das niedliche Clematishäuschen fielen in Nichts zuſammen, als uns meine Tante bei der Rückkehr von unſrer Hochzeitsreiſe erklärte, ſie ſei des Landlebens müde und habe den Entſchluß gefaßt, mit ihrem lieben Neffen und ſeiner Frau nach London zu gehen, um ihnen Haus zu halten und ſie bei ihren Freunden in der Metropole einzuführen.

Was konnten wir dem gegenüber thun? Wir wünſchten Mrs. Hoggarty überall hin, nur nicht nach London, aber es ließ ſich nichts machen, und wir mußten ihr das Opfer bringen, denn beleidigten wir ſie, ſo entging ihr Vermögen, wie meine Mutter ſagte, der Familie, und wir beiden jungen Leute konnten wohl in die Lage gerathen, es zu bedürfen.

So kamen wir denn ziemlich trübſelig geſtimmt nach London. Wir hatten den ganzen Weg in der Kaleſche meiner Tante und mit Extrapoſtpferden zurückgelegt, denn eine Dame von Mrs. Hoggarty's Range und Stande konnte nicht in der Landpoſtkutſche fahren, und ich hatte dafür nicht weniger als vierzehn Pfund bezahlt, was den Inhalt meiner Kaſſe ſo ziemlich erſchöpfte.

Zuerſt bezogen wir eine möblirte Wohnung und wechſelten dieſelbe drei Mal in drei Wochen. Mit der erſten Wirthin geriethen wir in Streit, weil meine Tante behauptete, ſie habe von einer zu Mittag aufgetragenen Hammelkeule ein Stück abgeſchnitten. Aus der zweiten Wohnung zogen wir aus, weil meine Tante das Dienſtmädchen im Verdacht hatte, daß ſie die Lichter ſtehle, und die dritte verließen wir, weil Tante Hoggarty am Morgen, nachdem wir eingezogen, mit geſchwollenem und zerſtochenem Geſicht beim Frühſtück erſchien, woran, ich weiß nicht gleich was, ſchuld ſein ſollte. Genug — um eine lange Geſchichte kurz zu erzählen — dies ewige Aendern und Umziehen, die endloſen Reden und das Schelten meiner Tante machten mich

Heimlich entflohen ſei, den Tod erwählend,
Wenn nicht noch ſchnell die Hülfe vorgebaut,
So hold und rührend wußt' er dieß zu ſagen,
Daß Niemand ſich der Thränen konnt' entſchlagen.

64.

Worauf er ſich mit nachdrucksvollem Flehen
Zu dem ſo hart verſtockten Haimon kehrt;
Er rührt ihn nicht allein, daß abzuſtehen
Von ſeinem Sinn er ſich nicht länger wehrt,
Er zwingt ihn ſelbſt, zu Rüd'gern hinzugehen,
Verzeihung bittend, ja, daß er erklärt,
Er möcht' ihn Vater, möcht' ihn Schwäher nennen;
Nie werd' er ihn von ſeiner Tochter trennen.

65.

Die ſaß daheim in ihrem tiefen Jammer,
Verzweifelnd, das Geſicht vom Gram genäßt;
Da dringt der frohe Ruf zur ſtillen Kammer,
Den jubelnd Freund um Freund ergehen läßt;
So daß das Blut, das ihr mit ehrner Klammer
Der Schmerz im Buſen tief zurückgepreßt,
So ſchnell hervor der Ruf der Freude lockte,
Daß ihr beinah' der Schlag des Herzens ſtockte.

66.

Der Fuß vermag ſie länger nicht zu tragen,
So iſt ſie von der Botſchaft übermannt,
Die doch ſo ſtarken Geiſts in frühern Tagen,
So voll von Kraft war, wie euch wohl bekannt;
Doch kann auch dem nicht größre Freude tagen,
Dem ſchon das Haupt die ſchwarze Bind' umwand,
Wenn noch ein Bote kommt zur letzten Stunde,
Und Gnade! Gnade! tönt aus ſeinem Munde.

halb wahnſinnig. Was ihre vornehmen Bekannten betraf, ſo befand ſich Niemand von ihnen in London, und es war ein ſteter Grund zum Zwiſt zwiſchen uns, daß ich ſie noch nicht bei John Brough, dem Parlamentsmitglied, und bei Lady Tiptoff, ihrer Verwandten, eingeführt hatte.

Mr. Brough befand ſich, als wir in London eintrafen, in Brigthon. Bei ſeiner Rückkehr wollte ich ihm nicht gleich ſagen, daß ich meine Tante mitgebracht hatte und dadurch in Geldverlegenheit gerathen war. Als ich ihm endlich die letztere Mittheilung nicht mehr vorenthalten konnte und um einen Vorſchuß bat, machte er ein ziemlich ernſtes Geſicht, aber ſein Ton änderte ſich ſofort, als ich hinzufügte, dieſe Verlegenheit ſei dadurch entſtanden, daß meine Tante uns nach London begleitet habe.

Das iſt etwas Andres, mein lieber Junge, ſagte er. Mrs. Hoggarty iſt in einem Alter, dem man nichts verſagen darf. Hier ſind hundert Pfund, und ich bitte Sie, auf mich zu ziehen, ſobald Sie mehr Geld brauchen.

Dieſe Summe half mir aus der Verlegenheit bis zu dem Zeitpunkte, wo meine Tante ihren Antheil an den Haushaltungskoſten bezahlte, und am nächſten Tage machten Mr. und Mrs. Brough in ihrer prächtigen Equipage Mrs. Hoggarty und meiner Frau einen Beſuch in Lamb's Conduit-Street.

Es war an demſelben Tage, als meine arme Tante mit ſo ſchlimm zugerichtetem Geſicht am Frühſtückstiſch erſchien. Sie ermangelte nicht, Mr. Brough die Urſache mitzutheilen, und fügte hinzu, daß ſie weder in

Hoggarty-Caſtle noch auf ihrem Landſitze in Somerſetſhire je etwas von ſo gräulichen und entſetzlichen Dingen gehört habe.

Gott im Himmel! rief Mr. Brough, wie dürfte eine Dame Ihres Ranges, die Verwandte meines lieben jungen Freundes Titmarſh, ſolchen Unbequemlichkeiten ausgeſetzt bleiben. Man ſoll nicht ſagen, daß Mrs. Hoggarty auf Caſtle Hoggarty derartige Demüthigungen erdulden muß, ſo lange John Brough ihr eine Heimath zu bieten hat. Ein beſcheidenes, glückliches, chriſtliches Daheim, Madame, obgleich es vielleicht hinter dem Glanz und der Pracht zurückbleibt, an welche Sie von jeher gewöhnt ſind. Iſabella, meine Liebe — Belinda! — ſprecht mit Mrs. Hoggarty, ſagt ihr, daß ſie John Brough's Haus vom Boden bis zum Keller als das ihrige zu betrachten hat — ich wiederhole es, Madame, vom Boden bis zum Keller! Ich wünſche, verlange, ja befehle, daß Mrs. Hoggarty's Koffer ſofort in meinen Wagen gebracht werden! Haben Sie die Güte, Mrs. Titmarſh, ſelbſt danach zu ſehen, und ſorgen Sie dafür, daß fortan die Behaglichkeit Ihrer lieben Tante beſſer berückſichtigt wird, als bisher.

Mary ging ein wenig verwundert über dieſen Befehl hinaus. Aber Mr. Brough war ein großer Mann, der Wohlthäter ihres Samuel, und obgleich das thörichte Kind durchaus anfangen mußte zu weinen, während ſie die ungeheuern Koffer der Tante mühevoll packte, ſo vollendete ſie doch die Arbeit und kam mit lächelnder Miene wieder herunter zu Mrs. Hoggarty, welche inzwiſchen Mr. und Mrs. Brough mit einer langen, ausführlichen Beſchreibung der Bälle regalirt hatte, die zu Zeiten Lord Charleville's im Schloſſe zu Dublin ſtattgefunden.

Ich habe Ihre Koffer gepackt, Tante, ſagte Mary. Aber ich bin nicht ſtark genug, ſie herunter zu bringen.

Gewiß nicht, gewiß nicht, ſagte Brough, vielleicht etwas beſchämt. Holla, Georg, Friedrich, Auguſt, kommt gleich herauf und holt den Koffer von Mrs. Hoggarty auf Caſtle Hoggarty! Die junge Dame wird ſie euch zeigen.

Ja, ſo groß war Mr. Brough's Zuvorkommenheit, daß, als einer ſeiner eleganten Diener ſich weigerte, die Koffer zu tragen, er ſelbſt mit jeder Hand einen derſelben ergriff und nach dem Wagen trug, wobei er ſo laut, daß die ganze Straße es hören konnte, rief: John Brough iſt nicht ſtolz — nein, nein, und wenn ſich ſeine Diener zu groß und zu vornehm dünken, ſo wird er ihnen ein Beiſpiel von Demuth und Beſcheidenheit geben.

Auch Mrs. Brough lief die Treppen hinab und verſuchte ihrem Mann die Koffer aus den Händen zu nehmen, aber dieſelben waren zu ſchwer für ſie, und ſo begnügte ſie ſich, auf den einen niederzuſitzen und jeden Vorübergehenden zu fragen, ob John Brough nicht ein Engel von einem Manne ſei?

So geſchah es, daß meine Tante uns verließ. Ich erfuhr davon nichts, denn ich befand mich im Comptoir und erblickte, als ich um fünf Uhr mit Gus nach Hauſe ſchlenderte, am Fenſter meine liebe Mary, die uns lachend zuwinkte und uns Zeichen machte, daß wir Beide hinaufkommen möchten. Ich fand das ziemlich verwunderlich, denn Mrs. Hoggarty konnte Hoskins nicht ausſtehen und hatte mir ſogar wiederholt erklärt, daß entweder er oder ſie das Haus meiden müßten. Aber wir gingen hinauf, und Mary, die ihre Thränen getrocknet hatte, empfing uns mit dem heiterſten Geſicht, klatſchte in die Hände, tanzte und ſchüttelte Gus die Hand. Und welchen Vorſchlag hatte uns der Schelm zu machen? So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ſie ſagte, ſie hätte die größte Luſt, nach Vauxhall zu gehen.

Da der Tiſch nur für drei Perſonen gedeckt war, nahm Gus ſeinen Platz mit Furcht und Zittern ein — aber Mrs. Samuel Titmarſh erzählte nun, was geſchehen und wie Mrs. Hoggarty in Mr. Brough's vierſpänniger Kutſche entführt worden ſei. Ich muß leider geſtehen, daß ich nichts ſagte als: Laßt ſie gehen! Dann ließen wir uns unſere Kalbscoteletten und unſern Marmelade-Pudding vielleicht um ein gut Theil beſſer munden, als Mrs. Hoggarty ihr auf Silber ſervirtes Diner in der Rookery ſchmeckte.

Unſere Partie nach Vauxhall fiel ſehr luſtig aus. Gus beſtand darauf, uns frei zu halten, und nichts konnte uns willkommener ſein, als daß ſich die Abweſenheit meiner Tante auf drei Wochen ausdehnte, denn wir befanden uns ohne ſie um Vieles beſſer und behaglicher. Meine kleine Mary pflegte mir mein Frühſtück zu bereiten, ehe ich Morgens nach dem Comptoir ging, und jeden Sonntag machten wir uns ein Feſt, indem wir zuſahen, wie die Kinder im Findelhauſe ihr gekochtes Rindfleiſch mit Kartoffeln verzehrten, und uns dann an der ſchönen Muſik ergötzten. So ſchön die letztere aber auch war, ſo erſchienen mir die Kinder doch noch ſchöner, und der Anblick ihrer heitern, unſchuldigen Geſichter war erbaulicher, als die beſte Predigt. An den Wochentagen machte Mrs. Mary Titmarſh gegen fünf Uhr Abends einen Spaziergang auf der linken Seite der Lambs Conduit Street, ſetzte denſelben bis gegen Snow Hill fort, wo zwei junge Leute von der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft ihr gewiß begegnen mußten, und dann gingen die Drei ſeelenvergnügt mit einander zum Mittageſſen.

Eines Tages trafen wir mit Mary in der geſchilderten Weiſe, aber gerade in dem Moment zuſammen, als ein häßlicher Menſch mit hohen Abſätzen unter den Stiefeln, einen Spazierſtock mit goldenem Knopf in der Hand und mit einem Backenbart, der das ganze Geſicht bedeckte, der kleinen Frau unter den Hut guckte und ſie anredete. Der Mann war gerade im beſten Gucken und Reden, als Gus und ich ihn erreichten, und ſchon im nächſten Augenblicke fühlte er ſich beim Kragen gepackt und fand ſich lang ausgeſtreckt unter den Rädern der dort haltenden Fiaker, zum nicht geringen Vergnügen ſämmtlicher Kutſcher. Das Beſte aber war, daß er bei der Gelegenheit ſeine Perrücke ſammt allen Backenbärten in meiner Hand zurückließ. Auf Mary's gutmüthiges: Thu ihm nicht zu viel, er iſt nur ein Franzoſe! lieferte ich die Atzel wieder aus, und einer der lachenden Kutſcher ſetzte ſie auf ſeinen eignen Kopf und brachte ſie ſo dem noch immer im Staube liegenden Eigenthümer zurück.

Derſelbe rief uns etwas nach, das etwa wie „Arrêtez“ — „Français“ und „Champ d'honneur!“ klang, aber wir gingen ruhig unſeres Weges, nur daß Gus den Daumen an die Naſe legte und die Finger nach Meiſter Franzmann hin ausſpreizte, was ein abermaliges allgemeines Gelächter hervorrief, und womit das Abenteuer endigte.

Zehn Tage nach der Abreiſe meiner Tante empfing ich einen Brief von ihr, von dem ich hier eine Abſchrift gebe:

„Mein theurer Neffe! — Es war mein ernſtlicher Wunſch, ſchon eher nach London zurückzukehren, denn ich weiß, daß du und meine Nichte Titmarſh mich ſehr vermiſſen werden, beſonders da ſie, das arme Ding, mit den Verhältniſſen der großen Stadt unbekannt und in der Führung des Haushalts ganz unerfahren iſt und ſie ſowohl als Hausfrau wie als Familienmutter ſchwerlich ohne mich fertig zu werden vermag.

„Sage ihr, daß ſie unter keiner Bedingung für die beſten Stücke Fleiſch mehr als 6½ Pence, für das Suppenfleiſch aber nur 4¼ Pence bezahlen ſoll, und daß man die beſte Butter in London für 8½ Pence kauft. Für Puddings und ſonſt in der Küche ſoll ſie natürlich eine billigere Sorte nehmen.

„Meine Koffer hat Mrs. Titmarſh ſehr ſchlecht gepackt. Die Haspe des Schloſſes vom Mantelſack iſt durch mein gelbes Atlaskleid hindurchgegangen. Ich habe es ausgebeſſert und es ſchon zwei Mal, bei zwei eleganten, wenn auch kleinen Abendgeſellſchaften getragen, die mein gaſtfreier Wirth gab. Mein erbſengrünes Sammetkleid trug ich Sonnabend bei einem großen Diner, wo Lord Scaramouch mich zu Tiſche führte. Es ging dabei in ſehr großartiger Weiſe her. Suppe am obern und untern Ende des Tiſches (weiße und braune), Steinbutt und Lachs in ungeheuren Schüſſeln und Hummerſauce. Die Hummer allein koſten fünfzehn Schillinge, Steinbutt drei Guineen, der Lachs wog ſicherlich fünfzehn Pfund und kam nie wieder auf die Tafel. Selbſt marinirter Lachs wurde die ganze Woche darauf nicht auf den Tiſch gebracht. Solche Verſchwendung würde gewiß Mrs. Samuel Titmarſh ſehr gefallen, die, wie ich zu ſagen pflege, das Licht gern an beiden Enden anzündet. Nun, zum Glück habt ihr junges Volk eine Tante, welche die Sache beſſer verſteht und außerdem einen langen Geldbeutel beſitzt, ohne welchen gewiſſe Leute ihr Gehen freilich lieber ſehen würden als ihr Bleiben. Ich meine nicht dich, Samuel: du biſt, das muß ich geſtehen, immer ein guter pflichtgetreuer Neffe geweſen. Nun, ich lebe wohl nicht mehr allzulange, und gewiſſe Leute werden ſich nicht grämen, wenn ich in meinem Sarge liege.

„Am Sonntage hatte ich ſehr arge Magenſchmerzen und dachte erſt, es könnte von der Hummerſauce herrühren, aber Dr. Blogg, der herbeigerufen wurde, ſagte, er fürchte ſehr, das Uebel ſei verzehrender Art. Er gab mir indeſſen einige Pillen und ein Tränkchen, worauf es beſſer wurde. Bitte, geh doch zu ihm, er wohnt in Pimlico — du kannſt den Weg nach Schluß des Comptoirs machen — und überreiche ihm, mit meinen beſten Empfehlungen, ein Pfund einen Schilling. Ich habe außer einer Zehnpfundnote kein Geld hier — alles Andre habe ich in meiner Schatulle eingeſchloſſen in Lambs Conduit Street zurückgelaſſen.

„Obgleich nun der Körper, wie du ſiehſt, in Mr. Brough's großartigem Hausſtande nicht vernachläſſigt wird, ſo kann ich dich doch verſichern, daß man ebenſo für den Geiſt ſorgt. Mr. Brough hält jeden Morgen eine Andacht, und dieſe geiſtlichen Uebungen erfriſchen die Seele vor dem Frühſtück. Alles iſt im beſten Stile eingerichtet. Das ganze Service beim erſten und zweiten Frühſtück ſowie beim Mittageſſen von Silber und Gold. Und Alles iſt mit Brough's Namenszug und mit ſeinem Motto gezeichnet: einem Bienenſtock mit der lateiniſchen Umſchrift: Industria, was ſo viel heißt wie Betriebſamkeit. Alles iſt ſo gezeichnet, ſelbſt die porzellänenen Waſchſchüſſeln und andere Geräthe in meinem Zimmer. Am Sonntage wurden wir durch eine beſondere Andacht beglückt, welche der ehrwürdige Grimes Wapſhot leitete, der zu der Anabaptiſtengemeinde hier gehört und uns am Nachmittag in Mr. Brough's Privatkapelle eine drei

Stunden lange Predigt hielt. Ich bin als Wittwe eines Hoggarty ſtets eine zuverläſſige und getreue Anhängerin der Hochkirche geweſen, aber ich muß geſtehen, daß Mr. Wapſhot's Predigt bei Weitem beſſer war, als die des Rev. Bland Blenkinſop, der zu dieſer Kirche gehört, und mit uns nach Tiſch eine kurze zweiſtündige Andacht hielt.

„Mrs. Brough iſt, unter uns geſagt, ein armes, beſchränktes Geſchöpf, das nicht den geringſten eigenen Willen hat. Was Miß Brough betrifft, ſo iſt ſie ſo unverſchämt, daß ich einmal drauf und dran war, ihr Ohrfeigen zu geben, und das Haus ſofort verlaſſen haben würde, wenn nicht Mr. Brough meine Partie genommen und die Miß ſich nicht in angemeſſener Weiſe entſchuldigt hätte.

„Noch weiß ich, da ich hier ſo gut aufgenommen bin, nicht genau, wann ich zur Stadt zurückkehren werde. Dr. Blogg ſagt, die Luft von Fulham wäre für meinen Zuſtand die beſte der Welt, und da die Damen des Hauſes nicht mit mir ſpazieren gehen, ſo hat der ehrwürdige Grimes Wapſhot ſchon mehrere Mal die Güte gehabt, mir ſeinen Arm zu leihen. Es iſt ein ſüßer Genuß, mit ſolchem Führer nach Putney oder Wandsworth zu wandeln und die wunderbaren Werke der Natur zu betrachten. Ich habe mit ihm auch von Slopperton geſprochen, und er iſt nicht der Meinung Mr. Brough's, es zu verkaufen — aber ich werde in dieſem Punkte nur nach meiner eigenen Einſicht handeln.

„Inzwiſchen, lieber Sam, mußt du eine anſtändigere Wohnung nehmen — und laß doch mein Bett jeden Abend wärmen und an regneriſchen Tagen laß ein Feuer im Kamin machen. Mrs. Titmarſh ſoll auch nach meinem blauen ſeidenen Kleide ſehen und es bis zu meiner Rückkehr wenden. Meinen Purpurſpencer kann ſie für ſich nehmen, denn ich hoffe, ſie trägt die drei ſchönen Kleider nicht, die du ihr gegeben, ſondern hebt ſie auf bis zu beſſern Zeiten. Ich werde ſie demnächſt bei meinem Freunde, Mr. Brough, einführen, ſowie bei einigen anderen Bekannten.

Allezeit deine dich liebende
Tante."

„P. S. Ich habe angeordnet, daß man eine Kiſte Roſoglio von Somerſetſhire ſchicken ſoll. Wenn ſie ankommt, bitte ich dich, die Hälfte davon hierher zu ſenden und natürlich das Porto zu bezahlen. Es wird dies ein paſſendes Geſchenk für meinen liebenswürdigen Gaſtfreund Mr. Brough ſein."

Mr. Brough ſelbſt brachte mir dieſen Brief ins Comptoir und entſchuldigte ſich, daß er aus Verſehen das Siegel erbrochen habe. Er ſagte mir, der Brief ſei unter die ſeinigen gerathen, und er habe ihn aufgemacht, ohne vorher nach der Adreſſe zu ſehen. Selbſtverſtändlich hatte er ihn nicht geleſen, und das war mir ſehr lieb, denn ich hätte nicht gewünſcht, daß er erführe, welche Meinung meine Tante von ſeiner Frau und Tochter hatte.

Am nächſten Tage ſchickte man mir aus Tom's

67.

Des Bandes freu'n ſich Clermont und Mongran,
Das beide Zweige nun auf's Neu' umflicht;
Doch freuen ſich der Graf Anſelm und Gan
Und Folko ſammt den andern Maynzern nicht:
Nur nehmen ſie verſtellte Mienen an,
Daß Neid und Groll nicht zeig' ihr Angeſicht.
Zur Rache harren ſie auf beſſ're Zeit,
Wie ſich der Fuchs auf künft'ge Haſen freut.

68.

Schon Viele waren des Gezüchts erſchlagen
Durch Reinald's und durch Roland's tapfres Schwert;
Doch hatte Karl ſie weislich noch vertragen
Und öffentliches Unheil abgekehrt.
Nun iſt das Lachen ihnen durch die Klagen
Um Pinabel und Bertolaz verwehrt;
Allein ſie nährten den Verrath im Stillen,
Als könnten ſie die Thäter nicht enthüllen.

69.

Als unterdeß die Boten der Bulgaren,
Die zu dem Kaiſerhof, wie ich erzählt,
Dem Einhornritter nachgezogen waren,
Dem Tapfern, den ſie ſich zum Herrn erwählt,
Die Ankunft des erſehnten Manns erfahren,
Hoch jubelnd, daß ſie nicht den Weg verfehlt,
Erſcheinen ſie, und bitten auf den Knieen,
Mit ihnen in die Bulgarei zu ziehen;

70.

Da in der Stadt des Hadrian auf ihn
Der Scepter warte ſammt der Königskrone.
Doch möcht' er ja nicht ſäumen, gleich zu ziehn,
Denn neues Unheil drohe ſeinem Throne;

Kaffeehaus ins Comptoir die Nachricht, ein Herr wünſche mich in einer beſonderen Angelegenheit zu ſprechen. Ich begab mich dorthin und fand meinen alten Freund Smithers von dem Geſchäft Hodge und Smithers, der eben mit der blauen Kutſche angekommen war und noch ſeine Reiſetaſche zwiſchen den Knieen hielt.

Sam, mein Junge, begann er, Sie ſind der Erbe Ihrer Tante, und ich habe in Bezug auf das Vermögen derſelben eine Neuigkeit, die Sie wiſſen müſſen. Sie ſchrieb uns, wir möchten ihr eine Kiſte des von ihr ſelbſt bereiteten Weines ſchicken, den ſie Roſoglio nennt, und welcher mit allen ihren Sachen in unſrem Speicher liegt.

Nun, ſagte ich lachend, meinetwegen kann ſie ſo viel Roſoglio verſchenken, als ſie will; ich begebe mich jeden Anſpruchs.

Bah, das iſt's nicht, ſagte Smithers. Ihr Hausrath liegt uns freilich verteufelt im Wege, aber das iſt's nicht, ſondern die Nachſchrift. In dieſer Nachſchrift beauftragt ſie uns nämlich, Slopperton und Squaſhtail ſofort zum Verkauf auszubieten, weil ſie ihr Geld anders anlegen will.

Ich wußte, daß die beiden Beſitzungen den Herren Hodge und Smithers eine ſchöne Einnahme abwarfen; denn meine Tante lag mit ihren Pächtern ſtets im Prozeß und bezahlte ihre Streitſucht ziemlich theuer, und ſo kam mir die Beſorgniß Mr. Smither's wegen des Verkaufs nicht ganz uneigennützig vor.

Und ſind Sie ganz expreß nach London gekommen, um mir dieſe Mittheilung zu machen, Mr. Smithers? fragte ich. Ich glaube, Sie hätten beſſer gethan, entweder die Anordnungen meiner Tante auszuführen, oder zu ihr nach Fulham zu gehen, um die Angelegenheit zu beſprechen.

Aber, zum Henker, Mr. Titmarſh, merken Sie denn nicht, daß, wenn Ihre Tante die Beſitzung veräußert, ſie das nur thut, um das Geld Brough zu geben? Wenn Brough es aber bekommt —

So wird meine Tante ſieben Procent Zinſen erhalten, anſtatt drei. Darin ſehe ich kein Unglück.

Aber Sie müſſen doch auch die Sicherheit bedenken. Er ſitzt jetzt ohne Zweifel in der Wolle, ſehr in der Wolle und iſt vollkommen reſpectabel — über jeden Zweifel reſpectabel. Aber wer kann wiſſen, wie ſich das Alles auf die Länge geſtaltet! Laſſen Sie eine Kriſis eintreten, ſo richten ihn die fünfhundert Geſellſchaften, bei denen er betheiligt iſt, ſicherlich zu Grunde. Da iſt die Ingwer-Bier-Geſellſchaft, bei welcher Brough Director iſt, und über welche ſich ſehr bedenkliche Gerüchte verbreiten. Ferner iſt da die vereinigte Baffins-Bay Muff- und Pelzgeſellſchaft — die Actien ſtehen ſehr niedrig, und Brough iſt Director. Dann haben Sie die Patent-Schuh-Geſellſchaft — die Actien ſtehen auf 65, und es iſt eine neue Einzahlung ausgeſchrieben, die Niemand leiſten wird.

Unſinn, Mr. Smithers! Mr. Brough beſitzt allein für fünfhunderttauſend Pfund Actien der Weſt-Diddleſex-

Geſellſchaft, und ſtehen die etwa ſchlecht? Und überdies, wer hat denn meiner Tante angerathen, ihr Geld in dieſem Unternehmen anzulegen?

Da hatte ich ihn gefangen.

Ja freilich — es iſt auch eine ganz gute Speculation und hat Ihnen, lieber Sam, jährlich dreihundert Thaler eingebracht. Sie können uns für das Intereſſe, welches wir an Ihnen nahmen, nur Dank wiſſen (wir haben Sie lieb, wie einen Sohn, und Miß Hodge hat ſich noch immer nicht über eine gewiſſe Heirath getröſtet!) und Sie werden uns doch hoffentlich nicht tadeln wollen, weil wir Ihr Glück mitbegründet haben?

Nein, zum Henker, gewiß nicht! ſagte ich, indem ich ein Glas Sherry und einige Zwiebacke annahm, die er beſtellte.

Aber Smithers gab ſeine Sache noch nicht verloren, ſondern kam bald darauf zurück.

Sam, beherzigen Sie, was ich ſage, nehmen Sie Ihre Tante von der Rookery weg, fuhr er fort. Sie hat an Mrs. Smithers ein Langes und Breites über einen geiſtlichen Herrn geſchrieben, mit dem ſie lange Spaziergänge macht — einen gewiſſen Grimes Wapſhot. Der Mann hat es auf ſie abgeſehen. Er war im Jahre 1814 in Lancaſterſhire der Fälſchung angeklagt, und faſt wäre es ihm damals an den Kragen gegangen. Nehmen Sie ſich vor ihm in Acht, Sam; er hat ein Auge auf Ihr Geld.

Kein Gedanke, entgegnete ich, indem ich den Brief meiner Tante aus der Taſche zog; da leſen Sie ſelbſt.

Er überlas den Brief ſehr aufmerkſam und ſchien ſich dabei zu amüſiren.

Gut, Sam, ſagte er dann, indem er mir das Blatt zurückgab. Demnach habe ich Sie nur noch um Zweierlei zu bitten. Erſtens, daß Sie keiner lebenden Seele von meinem Hierſein Etwas ſagen, und zweitens, daß ich in Lambs Conduit Street mit Ihnen und Ihrem hübſchen Frauchen zu Mittag eſſen darf.

Ich verſpreche Ihnen Beides von Herzen gern! rief ich lachend. Aber wenn Sie mit uns eſſen, wird auch Ihre Anweſenheit in London bekannt, denn mein Freund Gus Hoskins ſpeiſ't ebenfalls bei uns, was er, ſeit meine Tante fort iſt, ziemlich alle Tage gethan hat.

Smithers lachte.

Wir laſſen Gus auf eine Flaſche ſchwören, daß er das Geheimniß bewahren will, ſagte er. Und ſo gingen wir denn zur Tiſchzeit zuſammen nach meinem Hauſe.

Nach Tiſche begann der unermüdliche Anwalt ſeinen Angriff von Neuem und fand die lebhafteſte Unterſtützung ſowohl durch Gus wie Seitens meiner Frau, welche ganz unparteiiſch war, um ſo unparteiiſcher vielleicht, da ſie viel darum gegeben hätte, von der Geſellſchaft meiner Tante erlöſ't zu ſein. Aber ſie meinte, ſie ſähe die Richtigkeit der Argumente des Advocaten vollſtändig ein, und ſeufzend mußte auch ich dieſelben endlich zugeſtehen. Deſſenungeachtet ſetzte ich mich aufs hohe Pferd, indem ich ſagte, meine Tante könne mit ihrem Gelde thun, was ſie wolle, und ich ſei nicht der Mann, der ſie bei der Verwendung desſelben beeinfluſſen wolle.

Nach dem Thee gingen die beiden Herren zuſammen fort, und Gus ſagte mir ſpäter, Smithers habe tauſend Fragen an ihn geſtellt über unſer Comptoir, über Brough, über mich und meine Frau und über Alles und Jedes, was uns betraf. Sie ſind ein Glückspilz, Mr. Hoskins, Sie ſcheinen Hausfreund des liebenswürdigen jungen Paares zu ſein? hatte er geſagt, und Gus hatte das zugeſtanden, ſowie, daß er binnen drei Wochen nicht weniger als fünfzehn Mal bei uns geſpeiſ't habe, mit der Bemerkung, daß es keinen beſſeren und gaſtfreieren Menſchen gebe, als mich. Ich erzähle Alles dies hier nicht, um mein eignes Lob zu verkündigen, ſondern nur, weil dieſe Fragen, die Mr. Smithers geſtellt, mit den ſpäteren Begebenheiten, die ich in dieſer kleinen Geſchichte erzählen werde, im engſten Zuſammenhange ſtehen.

Am nächſten Abend, als wir vor der kalten Hammelkeule ſaßen, die Smithers am vorhergehenden Tage ſehr gelobt hatte, und Gus wie gewöhnlich ſeine Füße unter unſern Tiſch ſteckte, hielt eine Miethkutſche, die wir nicht weiter beachteten, vor unſrer Thür. Wir hörten Schritte auf der Treppe, die, wie wir hofften, uns nichts angingen, ſondern nur die Miethsleute des zweiten Stockes — da — wer ſtand da plötzlich in der Stube? Niemand anders als Mrs. Hoggarty in eigner Perſon!

Gus, welcher eben den Schaum von einem Krug Porter zurückblies und ſich anſchickte, einen köſtlichen Trunk zu thun — nachdem wir uns über ſeine Schnurren und Witze faſt todt gelacht —, ſetzte den Krug nieder und wurde blaß. Auch wir Andern fühlten uns eben nicht behaglich in unſrer Haut.

Meine Tante warf Mary einen niederſchmetternden Blick zu, ein zweiter zorniger Blitz ihrer Augen traf Gus, dann ſtürzte ſie ſich in meine Arme.

Es iſt alſo nur zu wahr — und das ſchon jetzt, mein armer Junge! rief ſie in Thränen ausbrechend und gelobte dann ſchluchzend, mich nie, nie wieder zu verlaſſen.

Weder ich noch irgend Eines von uns begriff die ungewöhnliche Stimmung, in der ſich meine Tante befand. Mary's Hand, die das arme Ding ihr in einer gewiſſen nervöſen Erregtheit bot, wurde zurückgewieſen, und als Gus beſcheidentlich äußerte: Ich glaube faſt, Sam, ich bin hier im Wege, und es wäre vielleicht beſſer, wenn ich ginge, ſah ihm Mrs. Hoggarty voll ins Geſicht, zeigte mit dem Finger majeſtätiſch nach der Thür und ſagte: Ja, Sir, ich glaube auch, daß es am Beſten iſt, wenn Sie gehen.

Ich hoffe, Mr. Hoskins wird bleiben, ſo lange es ihm gefällt, entgegnete meine Frau muthig.

Daß Sie das hoffen, iſt natürlich, Madame! entgegnete Mrs. Hoggarty ſarkaſtiſch — aber Mary's

Rede, ſowie die meiner Tante ging für Gus verloren; er hatte bereits ſeinen Hut ergriffen, und ich hörte, wie er die Treppe hinabſtolperte.

Die Scene endete wie gewöhnlich damit, daß Mary in eine Flut von Thränen ausbrach, während meine Tante die Verſicherung wiederholte, ſie hoffe, es ſei noch nicht zu ſpät, und ſie werde mich von nun an nie, nie wieder verlaſſen.

Was kann aber die Tante ſo unerwartet und in ſo zorniger Stimmung zurückgeführt haben? fragte ich Mary, als wir am Abend in unſrem Zimmer allein waren. Mary behauptete es nicht zu wiſſen, und erſt nach einiger Zeit wurde mir der Grund zu der ſo plötzlichen Rückkunft und dem ganzen Auftritt bekannt.

Der abſcheuliche, fette, rohe, kleine Smithers erzählte mir die Sache als guten Spaß, als er mir ſpäter einmal den ſchon früher erwähnten Brief von Hixon, Dixon, Paxon und Jackſon mittheilte.

Sam, mein guter Junge, Sie waren damals feſt entſchloſſen, Mrs. Hoggarty in Brough's Klauen in der Rookery zu laſſen, ich aber war eben ſo feſt entſchloſſen, ſie fort zu haben, ſagte er. Ich hatte mir nichts weniger vorgenommen, als zwei Fliegen mit Einer Klappe, d. h. zwei unſrer Todfeinde mit Einem Schlage zu treffen, denn ich war keinen Moment in Zweifel, daß der ſehr ehrenwerthe Grimes Wapſhot es auf das Vermögen Ihrer Tante abgeſehen hatte, und daß Mr. Brough ganz ähnliche beutelustige Zwecke verfolgte. Beutelustig iſt ein ſehr mildes Wort, Sam; hätte ich geſagt ſpitzbübiſch oder räuberiſch, ſo würde ich die Sache weit beſſer bezeichnet haben.

Ich nahm alſo einen Platz in der Poſtkutſche nach Fulham, fuhr Smithers fort, und begab mich direct in die Wohnung des geiſtlichen Herrn. Sir, ſagte ich zu dem würdigen Manne, den ich um zwei Uhr Nachmittags — um zwei Uhr, Sam — bei einem Glaſe Grog traf, wenigſtens roch das Zimmer ſehr ſtark nach dieſem Getränke — Sir, ſagte ich alſo, Sie ſtanden im Jahre 14 der Fälſchung angeklagt vor dem Geſchwornengericht in Lancaſter.

Und wurde freigeſprochen, Sir. Die Vorſehung brachte meine Unſchuld an den Tag, entgegnete Wapſhot.

Aber in der Anklage wegen Veruntreuung, die man im Jahre 16 gegen Sie erhob, wurden Sie nicht freigeſprochen, ſondern zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, die Sie dann im Stockhauſe zu York verbüßten, fuhr ich fort. Ich kannte nämlich die Geſchichte des Burſchen genau, denn ich hatte einen Verhaftsbefehl gegen ihn zu vollſtrecken gehabt, während er Prediger in Clifton war, und verfolgte meinen Vortheil nun gleich weiter. Mr. Wapſhot, fuhr ich fort, Sie machen einer hochachtbaren Dame, die ſich gegenwärtig in Mr. Brough's Hauſe aufhält, den Hof — und wenn Sie nicht ſofort alle Pläne in Bezug auf dieſelbe aufgeben, müßte ich Sie entlarven.

Das habe ich ja ſchon verſprochen, ſagte Wapſhot erſtaunt, aber ſichtlich beruhigt. Ich habe ja Mr. Brough, der dieſen Morgen hier war und Alles vom Himmel herunter fluchte, bereits ein bindendes und feierliches Verſprechen gegeben. Sie würden entſetzt geweſen ſein, wenn Sie einen Chriſtenmenſchen ſo hätten fluchen hören.

Mr. Brough war hier? fragte ich erſtaunt.

Ja, und ich glaube, Sie verfolgen Beide dieſelbe Färthe. Sie wollen doch die Beſitzerin von Slopperton und Squaſhtail heirathen, nicht wahr? Nun, ich ſtehe Ihnen nicht im Wege. Ich habe verſprochen, mich nicht mehr um die Wittwe zu kümmern, und das Ehrenwort eines Wapſhot iſt heilig.

Ich vermuthe, Mr. Brough hat Ihnen gedroht, Sie aus dem Hauſe zu werfen, wenn Sie ſich noch einmal ſehen laſſen, entgegnete ich.

Ich höre, daß Sie bei ihm geweſen ſind, ſagte der ehrwürdige Herr die Achſeln zuckend, und da ich mich an den erbrochenen Brief erinnerte, von dem Sie mir geſagt hatten, ſo hegte ich nicht mehr den leiſeſten Zweifel, daß Mr. Brough ihn abſichtlich geöffnet und jedes Wort geleſen hatte.

Nun, der erſte Vogel war abgeſchoſſen. Brough und ich hatten gleichzeitig unſern Schuß gethan. Jetzt mußte ich die Rookery aufs Korn nehmen und verſah mich mit Pulver und Blei.

Es war gegen acht Uhr, als ich dort ankam, und kaum hatte ich das Thorwärterhäuschen paſſirt, ſo fiel mir eine im Garten auf und ab wandelnde bekannte Geſtalt ins Auge. Es war Ihre verehrte Tante, Sir — aber ehe ich ſie ſprach, wollte ich die liebenswürdigen Damen des Hauſes aufſuchen, denn merken Sie auf, lieber Freund, ich hatte aus Mrs. Hoggarty's Brief erſehen, daß ſie zuſammen ſtanden, wie Hund und Katze, und hoffte Ihre Tante durch einen Zank mit den Damen am Leichteſten aus dem Hauſe zu bringen.

Ich lachte und mußte geſtehen, daß Mr. Smithers ein verteufelt ſchlauer Burſche war.

Das Glück wollte, fuhr er fort, daß ſich Miß Brough im Geſellſchaftszimmer befand und zur Guitarre entſetzlich falſch ſang. Als ich in die Thür trat, rief ich einem Diener ſo laut als möglich ein „Still doch!“ zu, worauf ich erſt eine Weile wie feſt gebannt ſtehen blieb und dann leiſe auf den Zehen näher ſchlich. Miß Brough konnte im Spiegel jede meiner Bewegungen beobachten — dennoch gab ſie ſich den Anſchein, als ſähe ſie mich nicht, und beendigte ihren Geſang mit einer regelrechten Roulade.

Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich dieſe köſtliche Muſik unterbreche! rief ich. Verzeihen Sie, daß ich unangemeldet eindrang und ohne Erlaubniß dieſen entzückenden Tönen zu lauſchen wagte.

Wollen Sie zu Mama, Sir? fragte Miß Brough mit ſo freundlicher Miene, als ihr Geſicht nur immer anzunehmen vermag. Ich bin Miß Brough, Sir.

Ich wünſchte, mein Fräulein, daß Sie mir geſtatteten,

Noch mächt'ger nahe Kaiſer Konſtantin,
Daß er den letzten Schlag mit Wucher lohne;
Doch ſei ihr König nur bei ſeiner Schaar,
So hofften ſie Byzanz zu nehmen gar.

71.

Nicht kann den Bitten Rüd'ger widerſtehen,
Er läßt die Boten huld'gen, und verſpricht
Nach dreien Monden in ſein Reich zu gehen,
Verhindre dieſen Plan das Schickſal nicht.
Leo, vernehmend, wie die Sachen ſtehen,
Bürgt Rüdigern mit ſeines Worts Gewicht,
Nun ihm der Thron der Bulgarei beſchieden,
So ſei der Kaiſer gern geneigt zum Frieden.

72.

Die Führung ſeines Heers zu übernehmen,
Dürf' er ſo ſchnell nicht gehn aus dieſem Land.
Sein Vater werde ſich durch ihn bequemen,
Zu räumen jede Stadt, die er bemannt.
Beatrix, deren Ehrgeiz nicht zu zähmen,
Iſt keiner Tugend alſo zugewandt,
Die Rüd'gern ſchmückt, wie ſeinem Königsthrone:
Der macht ihn erſt zum lieben Schwiegerſohne.

73.

So königlich war eine Hochzeit nie,
Wie jene, da das Fräulein ſich vermählte.
Der Kaiſer ſelbſt beſorgte würdig ſie,
Als ob es ſeiner eignen Tochter gälte.
So groß war das Verdienſt der Braut, ſo wie
Der vielen tapfern Sippen, die ſie zählte,
Daß es dem Kaiſer nicht zu theuer wär',
Und gäb' er auch des Reiches Hälfte her.

ſo lange von dem Geſchäft, das mich hierher führt, zu ſchweigen, bis Sie ein zweites Lied in dieſer zauberhaften Weiſe geſungen haben.

Sie ſang zwar nicht, aber ſie ſah ſehr geſchmeichelt aus.

Was führt Sie hierher, Sir? fragte ſie.

Ich habe mit einer Dame zu ſprechen, die ſich als Gaſt unter dem Dache Ihres verehrten Herrn Vaters befindet.

O, Mrs. Hoggarty, entgegnete Miß Brough, die Klingel ziehend. John, ſagen Sie Mrs. Hoggarty, daß ein Herr hier iſt, der ſie zu ſprechen wünſcht.

Ich kenne Mrs. Hoggarty's Eigenheiten ſo gut wie Einer, fuhr ich fort. Ich weiß, daß dieſe Eigenheiten und die Erziehung der Dame nicht geeignet ſind, dieſelbe zu einer paſſenden Geſellſchaft für Sie, mein Fräulein, zu machen, weiß auch, daß Sie eine Abneigung gegen Mrs. Hoggarty haben, ſie hat uns das nach Somerſet geſchrieben.

Wie, ſie hat uns ihren Freunden gegenüber bloßgeſtellt? rief Miß Brough (das war gerade der Punkt, wohin ich ſie haben wollte); wenn es ihr nicht bei uns gefällt, warum verläßt ſie unſer Haus nicht?

Sie hat ihren Beſuch allerdings ziemlich lange ausgedehnt, und ich bin überzeugt, daß ihre Nichte und ihr Neffe ſie mit Sehnſucht erwarten, entgegnete ich. Bitte, mein Fräulein, hören Sie mich. Sie können den Zweck, zu welchem ich hierher kam, ſehr fördern helfen.

Mein Zweck war in der That einzig und allein der, es zu einer offenen Schlacht zwiſchen den Damen zu bringen. Dann wollte ich Mrs. Hoggarty ſagen, daß ſie nicht länger in einer Familie weilen dürfe, mit deren Mitgliedern ſie in ſo unſeliger Zwietracht lebe – und wirklich, die Schlacht fand Statt. Miß Belinda eröffnete das Feuer, indem ſie äußerte, Mrs. Hoggarty habe ſie ihren Freunden gegenüber verleumdet, und zu Ende des Auftritts ſtürzte ſie in voller Wuth aus dem Zimmer, und verſicherte, ſie wolle lieber ihr väterliches Haus verlaſſen, als es länger mit dieſem widerwärtigen Weibe bewohnen. -- O, ich kenne die Pläne dieſer gemeinen Creatur, ſagte Ihre Tante, als ſie hinaus war, aber ich habe Gott ſei Dank ein gutes Herz, und meine Religion macht es mir zur Pflicht, ihr zu verzeihen. Ich werde das Haus ihres vortrefflichen Vaters nicht verlaſſen und werde den guten, herrlichen Mann nicht durch mein Weggehen kränken.

Nun verſuchte ich, Mrs. Hoggarty von einer andern Seite, von der des Mitgefühls, zu faſſen.

Ihre Nichte, Mrs. Titmarſh, iſt in der letzten Zeit, wie mir Sam ſagte, recht unwohl geweſen, fuhr ich fort. Uebelkeit am Morgen, nervös und niedergeſchlagen — lauter Symptome, Madame, über die man ſich bei jungen Frauen nicht täuſchen kann.

Mrs. Hoggarty entgegnete, ſie beſitze ein vortreffliches Mittel gegen ſolche Zuſtände, das ſie Mrs. Titmarſh ſenden wolle, und das nach ihrer Ueberzeugung vom beſten Erfolg ſein werde.

Trotz alles Widerſtrebens ſah ich mich nun gezwungen, meine letzte Reſerve ins Feld rücken zu laſſen — und jetzt, nachdem ſo lange Zeit darüber hingegangen, kann ich es Ihnen anvertrauen, mein Junge. Madame, ſagte ich, noch eines Punktes muß ich erwähnen, obgleich ich eigentlich kaum weiß, ob ich es darf. Ich ſpeiſ'te geſtern mit Ihrem Neffen und traf an ſeinem Tiſche mit einem jungen Manne zuſammen. — einem jungen Manne von geringer Bildung, der es aber dem Anſchein nach nicht nur vermocht hat, Ihren Neffen zu täuſchen, ſondern dem es, wie ich noch mehr fürchte, auch gelungen iſt, Eindruck auf Ihre Nichte zu machen. Sein Name iſt Hoskins, Madame, und wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer Menſch, welcher während Ihrer Anweſenheit nicht ins Haus kommt, jetzt binnen drei Wochen ſechszehn Mal bei Ihrem allzu vertrauensvollen Neffen geſpeiſ't hat, ſo können Sie vielleicht ahnen, was ich — was ich ſelbſt nicht auszudenken wage.

Dieſer Schuß traf. Ihre Tante ſprang auf, ſaß in zehn Minuten in meinem Wagen und befand ſich auf dem Rückwege nach London. War das nicht ein Hauptſchlag, Sir?

Und Sie nahmen nicht Anſtand, dieſen Streich auf Koſten meiner Frau auszuführen, Mr. Smithers? fragte ich.

Freilich auf Koſten Ihrer Frau, aber Ihnen Beiden zu Nutz und Frommen.

Ein Glück für Sie, daß Sie ein alter Mann ſind, und daß die Sache vor zehn Jahren geſchehen iſt, oder bei Gott, Mr. Smithers, ich würde Ihnen eine Tracht Hiebe aufmeſſen, wie ſie Ihnen noch nicht vorgekommen iſt! entgegnete ich.

Auf dieſe Weiſe war alſo Mrs. Hoggarty zu uns zurückgeführt worden, und dies war die Urſache, warum wir das Haus in Bernards-Street mietheten, in dem ſich dann zutrug, was ich weiter erzählen will.

## Kapitel X.

### Handelt von Sam's Privatverhältniſſen und der Firma Brough und Hoff.

Wir mietheten nun ein ſehr hübſches Haus in Bernard-Street, Ruſſel Square, und meine Tante ließ aus Somerſetſhire all ihren Hausrath und ihre Möbel ſchicken, die zwar hingereicht hätten, zwei Häuſer wie das unſrige zu füllen, uns jungen Anfängern aber doch eine Erſparniß waren, da wir nur die Fracht zu bezahlen hatten.

Als ich Mrs. Hoggarty die dritte halbjährige Dividende brachte, gab ſie mir, nachdem ich vier Monate keinen Pfennig von ihr erhalten, von den achtzig Pfund fünfzig, mit dem Bedeuten, dies ſei ein ſehr reichliches Koſtgeld für eine arme alte Frau, wie ſie, die nicht mehr eſſe als ein Sperling.

Ich hatte früher auf dem Lande allerdings geſehen, daß ſie auf einmal neun Sperlinge in einem Pudding verſpeiſ'te — aber ſie war reich, und ich durfte mich nicht beklagen. Wenn ſie dadurch, daß ſie mit uns lebte, jährlich ſechshundert Pfund erſparte, ſo kam das eines Tages mir zu Gute, und ſo ſuchten wir, Mary und ich, uns zu tröſten und die Dinge ſo gut einzurichten, wie es eben gehen wollte. Es war nichts Kleines, in Bernard-Street zu wohnen und mit einem Einkommen von vierhundertſiebzig Pfund den Hausſtand zu erhalten — aber ich ſchätzte mich doch glücklich, daß ich ein ſolches Einkommen beſaß.

Als Mrs. Hoggarty in Smithers' Wagen aus der Rookery wegfuhr, war Mr. Brough mit ſeinen vier Schimmeln gerade in den Thorweg eingebogen, und ich möchte wohl die Geſichter der beiden Herren geſehen haben, von denen der Eine dem Andern ſeinen Raub abjagte und ihm denſelben geradezu aus ſeinem Gehege und vor ſeiner Naſe entführte.

Brough kam am andern Tage, um meine Tante zu beſuchen. Er proteſtirte dagegen, daß ſie ſein Haus anders als unter ſeinem Schutze verlaſſe; ſagte, er habe von dem beleidigenden Betragen ſeiner Tochter gehört und habe ſie in Thränen darüber verlaſſen — ja, in Thränen, Madame, und auf ihren Knieen den Himmel um Verzeihung anflehend. Dennoch mußte Brough ohne meine Tante wieder abziehen, denn ſie hatte eine **causa major**, zu bleiben, und ließ die arme Mary kaum noch aus den Augen. Sogar die Briefe, welche unter der Adreſſe meiner Frau ankamen, öffnete ſie und bewachte jede Zeile, die Mary ſchrieb, mit mißtrauiſchen Augen. Mary erzählte mir von all dieſen Kränkungen erſt viele, viele Jahre ſpäter. Damals hatte ſie für ihren Mann, wenn er aus dem Comptoir nach Hauſe kam, ſtets ein lächelndes Geſicht in Bereitſchaft. Was den armen Gus betrifft, ſo hatte meine Tante ihm einen ſolchen Schrecken eingejagt, daß er, ſo lange wir in Bernard-Street wohnten, nicht wieder über unſre Schwelle kam, ſondern ſich begnügte, durch mich von Mary zu hören, die er eben ſo lieb hatte, wie mich.

Mr. Brough zeigte ſich, nachdem meine Tante ſein Haus verlaſſen, gegen mich in der gereizteſten Stimmung. Er fand zehnmal täglich etwas an mir zu tadeln und that das offen, vor allen andern jungen Leuten des Comptoirs, bis ich ihm eines Tages zu verſtehen gab, daß ich nicht allein ſein Commis ſei, ſondern auch ein nicht unwichtiger Actionär der Geſellſchaft, daß ich ihn bäte, mir die Fehler in meiner Arbeit oder einen Mangel an Pünktlichkeit nachzuweiſen, aber keineswegs geſonnen ſei, mir von ihm oder irgend einem Menſchen beleidigende Dinge ſagen zu laſſen.

Er entgegnete, ſo ginge es immer; noch nicht Einmal habe er einen jungen Mann ins Herz geſchloſſen, ohne daß der Undankbare ſich ſpäter gegen ihn gekehrt. Auch ſei er an Kränkung und unehrerbietiges Betragen Seitens ſeiner Kinder gewöhnt und wolle beten, daß Gott mir die Sünde vergeben möge. Den Augenblick vorher hatte er mich noch ausgeſcholten und mit mir in einem

Tone geſprochen, als ſei ich ein Schuhputzer. Jedenfalls wollte ich mir aber weder ſein Benehmen, noch das ſeiner Damen länger gefallen laſſen. Nicht meinetwegen, — mit mir konnten ſie ja verfahren, wie ſie wollten, — aber ich war nicht gewillt, fernerhin zu dulden, daß meine Frau von ihnen übergangen würde, wie bei dem Beſuche in Fulham geſchehen.

Brough ſchloß damit, mich vor Hodge und Smithers zu warnen.

Nehmen Sie ſich vor dieſen Leuten in Acht, ſagte er; wäre ich und meine Ehrlichkeit nicht geweſen, ſo würden die Beſitzungen Ihrer Tante dieſen „Galgenvögeln zum Raube geworden ſein. Als ich einzig zu Nutz und Frommen dieſer Dame — wenn Sie eigenſinniger junger Mann das jetzt auch nicht einſehen wollen — zum Verkauf ihrer Landgüter rieth, ging die Unverſchämtheit — man möchte ſagen die unchriſtliche Habſucht — ihrer Sachwalter ſo weit, zehn Procent Proviſion von der Kaufſumme zu verlangen.

Daran konnte etwas Wahres ſein, denn wenn die Schelme ſich in die Haare gerathen, kommen ehrliche Leute wieder zu dem Ihrigen, und leider fing ich an zu argwöhnen — ich bedauere, es geſtehen zu müſſen — daß Beide, die Sachwalter wie der Director, etwas vom Schelm in ſich trügen.

Beſonders zeigte Mr. Brough den Pferdefuß einmal, wo es ſich um das Vermögen meiner Frau handelte. Er ſchlug mir, wie gewöhnlich, „vor, Actien dafür zu kaufen, und als ich ihm ſagen mußte, daß ich, da meine Frau noch unmündig ſei, kein Verfügungsrecht über das kleine Vermögen derſelben beſitze, verließ er nach dieſer Eröffnung zornig das Zimmer, und aus Abednego's Verhalten konnte ich bald erkennen, daß der Director kein weiteres Intereſſe an mir nehme. Es gab keine Feiertage mehr für mich, keine Vorſchüſſe — im Gegentheil die mit fünfzig Pfund dotirte Privatſecretärſtelle, die ich bekleidete, wurde wieder aufgehoben, und ich ſah mich plötzlich wieder auf ein jährliches Einkommen von zweihundertundfünfzig Pfund angewieſen. Was that das aber? Meine Einnahme war noch immer eine genügende, und ich erfüllte meine Pflicht und lachte den Director aus.

Um dieſe Zeit — es war im Anfang des Jahres 1824 — ſtellte die Jamaica-Ingwer-Biergeſellſchaft ihre Zahlungen ein, explodirte, wie Gus ſagte, mit einem großen Knall, und die Patent-Schuh-Actien gingen bei einer Einzahlung von fünfundſechszig auf fünfzehn herunter. Deſſenungeachtet ſtanden die unſrigen noch immer bedeutend über pari, und die Weſt-Diddleſſex hielt ihr Haupt ſo hoch, wie nur irgend eine andere Geſellſchaft in London. Roundhand's üble Nachrede gegen den Director ſchien allerdings nicht ganz ohne Wirkung geblieben zu ſein — er ſprach andeutungsweiſe von einer Verzettelung und Verſchleuderung der Actien — aber die Geſellſchaft ſelbſt ſtand feſt wie ein Fels.

Doch kehren wir zu Bernard-Street und dem dortigen Stand der Dinge zurück. Unſere kleinen Zimmer waren mit den alten Möbeln meiner Tante vollgepfropft und überfüllt. Ihr alter ungeheurer Flügel mit den ſchiefen Beinen und den zur Hälfte zerriſſenen und klirrenden Saiten nahm gerade drei Viertel unſeres kleinen Wohnzimmers ein, und hier pflegte nun Mrs. Hoggarty ſtundenlang zu ſitzen und uns Sonaten vorzuſpielen, die zu Lord Charleville's Zeiten Mode geweſen waren, und uns Lieder mit ſo dünner, krächzender Stimme vorzuſingen, daß wir uns ſehr zuſammennehmen mußten, um nicht zu lachen.

In dem Charakter ſowie in den Gewohnheiten meiner Tante war in der letzten Zeit überdies eine ſeltſame Veränderung vorgegangen. Auf dem Lande, wo ſie zu den Hauptperſonen des Ortes gehörte, war ſie mit einer Theegeſellſchaft, die um ſechs Uhr zuſammenkam, und hinterher mit einer Whiſtpartie zu zwei Pfennig vollkommen zufrieden geweſen, während ſie in London nicht vor ſieben Uhr ſpeiſen wollte, zweimal wöchentlich einen Wagen miethete, um im Park ſpazieren zu fahren, und alle ihre alten Kleider, Falbeln, Mützen und ſonſtigen Plunder zertrennte, änderte und umnähte und meine arme Mary von früh bis in die Nacht damit quälte, dieſe Dinge nach der Mode des Tages zurecht zu machen. Außerdem erſchien ſie plötzlich mit einer neuen Haartour und zeigte ſich — es thut mir leid, das ſagen zu müſſen — mit einem Paar ſo rother Wangen, wie die Natur ihr nimmermehr verliehen hatte, ſo daß die Leute in Bernard-Street, wo man an dergleichen noch nicht gewöhnt war, in ſtarrem Staunen vor ihr ſtehen blieben.

Ferner verlangte ſie, daß wir einen Diener annähmen, einen ſechszehnjährigen Burſchen, den ſie in eine der alten Livreen ſteckte, welche ſie mit aus Somerſetſhire gebracht hatte, und die mit neuem Kragen und Aufſchlägen, ſowie mit neuen Knöpfen verſehen wurde. Auf letzteren waren die vereinigten Wappen der Familien Titmarſh und Hoggarty: eine ſpringende Meiſe und ein gekrönter Eber, zu ſchauen.*) Ich fand, wie ich geſtehen muß, die Livree und dieſe Wappenknöpfe — obwohl meine Familie eine ziemlich alte iſt — in hohem Grade lächerlich, und werde nie das donnernde Gelächter vergeſſen, das ſich unter unſern jungen Leuten erhob, als dieſer kleine Diener in dem unförmlichen Rocke und mit einem ungeheuern Stock in der Hand eines Tages in das Comptoir trat, um mir eine Botſchaft von Mrs. Hoggarty auf Caſtle Hoggarty zu überbringen.

Außerdem wurden von dieſer Zeit an alle Briefe auf einem ſilbernen Präſentirbrett hereingebracht. Hätten wir ein Kind gehabt, ſo glaube ich, würde es meine Tante ebenfalls auf einem Präſentirbrette haben herumtragen laſſen — aber bis dahin war für die Andeutung, welche Mr. Smithers über dieſen Punkt gemacht, ebenſo wenig

---

*) Nicht zu überſetzende Anſpielung auf die Namen der Familien Titmarſh und Hoggarty; tomtit, die Meiſe, hog, das Schwein. Anm. d. Ueberſ.

74.

Und ſicheres Geleit läßt er verkünden
Für Jeden, der zu Hofe kommen mag;
Und freies Feld ſoll jeder Ritter finden,
Der ſtreiten will, bis an den neunten Tag.
Mit Blumenkränzen wird und Laubgewinden
Ein Platz geſchmückt, der vor dem Thore lag,
Mit jedem reichen Stoff, mit Gold und Seide;
Die Welt kennt keine ſchön're Augenweide.

75.

Die große Stadt Paris war doch zu klein
Für all' des fremden Volks zahlloſe Schaaren,
Die arm und reich, und vornehm und gemein,
Lateiner, Teutſche, Griechen und Barbaren,
In and'rer Namen, wie für ſich allein
Aus allen Ländern hergekommen waren.
Die meiſten fanden hier, im freien Feld,
Bequem Quartier in Hütte, Laubdach, Zelt.

76.

Mit reichen und beſondern Koſtbarkeiten
Ließ noch Meliſſa in der letzten Nacht,
Die Zauberin das Brautgemach bereiten,
Das ſo viel Sorg' und Sehnſucht ihr gemacht;
Denn die Prophetin war ſeit langen Zeiten
Gar ſehr auf dieſen Ehebund bedacht,
Da ſie als Seherin der Zukunft wußte,
Welch' Heil aus dieſem Stamm entſpringen mußte.

77.

Das Bett, die Wiege von ſo hohem Orden,
Ward aufgemacht in einem weiten Zelt;
Kein lieblichers iſt je geſehen worden,
Kein ſchöners, reichers, in der ganzen Welt,

ein Grund vorhanden, wie für die andere ſchon erwähnte ſchändliche Fabel. Tante und Mary pflegten bei ihrer täglichen Promenade ernſt und bedächtig auf dem „Neuen Wege" hin und her zu wandeln, und der Burſche mit dem großen goldknopfigen Stocke folgte ihnen; aber trotz aller dieſer Ceremonien und Paraden und trotzdem meine Tante noch immer von ihren Bekannten ſprach, ſahen wir von einem Ende der Woche zum andern keinen Menſchen bei uns, und ich glaube nicht, daß es in der ganzen Stadt ein trübſeligeres Haus gab, als das unſrige.

An den Sonntagen pflegte Mrs. Hoggarty nach der Kirche des heiligen Pankratius zu gehen, die eben gebaut und beinahe ſo hübſch war wie das Covent-Garden-Theater; Abends begab ſie ſich nach einem Verſammlungslocale der Anabaptiſten — und an dieſem Tage wenigſtens, aber auch nur an dieſem, gehörten wir, Mary und ich, uns allein an. Wir hatten Plätze in der Findlingskirche und hörten die reizende Muſik, und meine Frau blickte ſehnſüchtig in die hübſchen Kindergeſichter — und ich that desgleichen. Erſt ein Jahr nach unſerer Verheirathung hatte ſie mir etwas mitzutheilen, das ich hier nicht wiedergeben will, das uns aber Beide, ſie wie mich, mit unausſprechlicher Freude erfüllte.

Ich erinnere mich, daß ſie mir die Mittheilung gerade an dem Tage machte, als die Muff- und Pelz-Geſellſchaft ſich bankerott erklärte, nachdem ſie ein Capital von 300,000 Pfund verſchlungen und dafür, wie einige Leute ſagten, kein anderes Reſultat aufzuweiſen hatte, als Verträge mit einigen Indianerſtämmen, welche letztere indeſſen ſpäterhin den Agenten der Geſellſchaft mit dem Tomahawk todtgeſchlagen haben ſollten. Andere Leute behaupteten ſogar, auch dieſe Indianer und dieſer erſchlagene Agent hätten niemals exiſtirt, ſondern man hätte das Ganze in einem Hauſe in Crutched Friars erfunden. Vor Allem bemitleidete ich den armen Tidd, deſſen zwanzigtauſend Pfund auf die Weiſe in einem Jahre verloren gegangen waren, und dem ich an dieſem Tage mit leichenblaſſem Geſicht in der City begegnete. Er hatte, wie er mir ſagte, tauſend Pfund Schulden und ſprach davon, ſich todt zu ſchießen. Aber er wurde nur verhaftet und eingeſperrt und brachte ziemlich lange Zeit im Schuldgefängniſſe zu. Mary's freudige Mittheilung verdrängte indeſſen, wie man ſich denken kann, Tidd, ſowie die Muff- und Pelzgeſellſchaft gänzlich aus meinem Kopfe.

Bald aber traten in der City von London noch andere Umſtände ein, welche zu beweiſen ſchienen, daß es mit unſerem Director ziemlich mißlich ausſah. Drei ſeiner Geſellſchaften waren bankerott, vier ſtanden im Begriff es zu werden, und eine Directorial-Verſammlung der Weſt-Diddleſex verlief ſehr ſtürmiſch und führte zu Scenen, die mit dem Rücktritt mehrer Mitglieder endigten. Freunde von Mr. Brough traten an ihre Stelle. Mr. Puppet, Mr. Straw, Mr. Query und andere reſpectable Leute ſchloſſen ſich der Geſellſchaft an. Brough und Hoff löſ'ten ihr Compagnie-Geſchäft auf, denn Mr. Brough erklärte, er habe gerade genug mit der Verwaltung der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft zu thun und beabſichtige, ſich von allen andern Unternehmungen zurückzuziehen. Und in der That war ein Geſchäft wie das unſrige Arbeit genug für einen Mann, ganz abgeſehen von den parlamentariſchen Pflichten, die Brough zu erfüllen hatte, und den zwei und ſiebenzig Prozeſſen, welche gegen ihn, den Hauptdirector der heimgegangenen Geſellſchaften, anhängig gemacht waren.

Vielleicht wäre hier der Platz, der verzweifelten Anſtrengungen zu erwähnen, welche Mrs. Hoggarty machte, um ſich in die vornehme Geſellſchaft einzuführen. Trotz Lord Tiptoff's gegentheiliger Verſicherung blieb ſie ſteif und feſt dabei, mit Lady Drum nahe verwandt zu ſein, und kaum hatte ſie in den Tagesblättern die Nachricht von der Ankunft der Gräfin und ihrer Enkeltöchter in London geleſen, ſo beſtellte ſie den ſchon erwähnten Wagen und gab ihre Karte in den betreffenden Häuſern ab. Ihre Karte, welche in gothiſchen, reich verzierten Buchſtaben die Worte zeigte: „Mrs. Hoggarty of Caſtle Hoggarty“ — und die unſrige: „Mr. und Mrs. Titmarſh“, die ſie zu dieſem Zwecke hatte drucken laſſen.

Gewiß hätte ſie Lady Preſton's Thür geſtürmt und ſich trotz Mary's abmahnenden Bitten den Weg zu ihr gebahnt, wenn der Lakai, der die Karten in Empfang nahm, ihr nur die leiſeſte Hoffnung auf Erſolg gelaſſen hätte. Aber der Mann, dem ohne Zweifel Mrs. Hoggarty's ſeltſame Erſcheinung auffiel, pflanzte ſich mitten in die Thür und erklärte, er habe den gemeſſenen Befehl, keinen Fremden zu der Dame des Hauſes zu laſſen. Worauf Mrs. Hoggarty die geballte Hand aus dem Wagenfenſter ſtreckte und drohte, ihn aus dem Dienſt jagen zu laſſen.

Der Mann in gelbem Plüſch brach in ein ſchallendes Gelächter aus, und obgleich meine Tante einen höchſt entrüſteten Brief an Mr. Preſton ſchrieb, um ſich über die Unverſchämtheit ſeiner Leute zu beklagen, ſo nahm doch Mr. Preſton keine andere Notiz von dieſer Zuſchrift, als daß er ſie mit dem Wunſche zurückſchickte, ferner nicht mit ſo impertinenten Beſuchen behelligt zu werden.

Wir hatten in Folge dieſes Briefes einen nicht eben angenehmen Tag, denn der Zorn meiner Tante kannte, als ſie den Inhalt las, keine Grenzen. Salomon hatte das Billet, wie gewöhnlich, auf ſilbernem Präſentirbrett hereingebracht. Nun, Mary, wer behält Recht? hatte Mrs. Hoggarty meiner Frau zugerufen, als ſie Mr. Preſton's Wappen auf dem Siegel erblickte, und hatte ihr dann eine Wette um einen Sixpence angeboten, daß das Couvert eine Einladung zu Tiſch enthalte. Sie bezahlte dieſen Sixpence niemals, obgleich ſie ihn verlor, ſondern begnügte ſich, Mary den ganzen Tag auszuſchelten und ihr zu ſagen, daß ich, wenn ich nicht ein zu feiger Burſche wäre, hingehen und Mr.

Preſſion mit der Reitpeitſche tractiren würde. In der That ein Scherz, für den man mich damals jedenfalls gehängt hätte, wie den Mann, der Mr. Perceval erſchoß.

Ich könnte hier Gelegenheit nehmen, meine Erfahrungen in der vornehmen Welt zu ſchildern, die ich durch Mrs. Hoggarty's Hartnäckigkeit machte, aber ich halte mich dazu nicht für competent, denn jene Periode meines Lebens währte im Ganzen nur ſechs Monate. Außerdem iſt die vornehme Geſellſchaft ſchon von ſo vielen Romanſchriftſtellern beſchrieben worden, deren Namen nichts zur Sache thun, die aber entweder als Mitglieder vornehmer Familien ſelbſt zur Ariſtokratie gehören, oder als Bediente oder als Speichellecker damit im Zuſammenhange ſtehen und natürlich in allen dieſen Verhältniſſen viel beſſer Beſcheid wiſſen, als ein armer junger Mann aus einem Lebens- und Feuerverſicherungsbureau.

Nur eines viel beſprochenen Abenteuers im Opernhauſe will ich erwähnen. Meine Tante hatte eines Tages ihren Kopf darauf geſetzt, uns dorthin zu führen. Wir befanden uns in dem Raume, wo Damen und Herren nach Schluß der Vorſtellung das Vorfahren ihrer Equipagen erwarten (beiläufig geſagt, machte unſer kleiner Salomon mit ſeinem großen Stocke unter den in der Vorhalle verſammelten Bedienten eine ſehr hübſche Figur), als Mrs. Hoggarty plötzlich auf die alte Gräfin Drum, die ich ihr im Theater gezeigt hatte, zuſtürzt, um ſich auf ihre Verwandtſchaft zu berufen und dieſelbe geltend zu machen. Aber Lady Drum hatte nur ein

Gedächtniß, wenn es ihr paßte; im gegenwärtigen Moment ſchien es ihr angemeſſener, von der Verwandtſchaft mit den Titmarſh's und Hoggartys nicht das Geringſte zu wiſſen, und weit entfernt uns anzuerkennen oder ſich unſerer zu erinnern, nannte ſie Mrs. Hoggarty ein abſcheuliches Weib und rief ſo laut ſie konnte nach der Polizei.

Dieſe und andere Zurückweiſungen überzeugten meine Tante ſchließlich von der Eitelkeit dieſer verderbten Welt, wie ſie es nannte, und drängten ſie mehr und mehr in die Arme der Frommen. Sie machte in der Kapelle der Anabaptiſten, wie ſie ſagte, ſehr ſchätzbare Bekanntſchaften, und unter Andern tauchte dort ihr alter Freund aus der Rookery, Mr. Grimes Wapſhot, auf. Ich machte ſie zwar mit der Thatſache bekannt, daß dieſer ihr Lieblingsprediger wegen Fälſchung vor Gericht geſtanden, aber ſie entgegnete darauf, ſie halte die ganze Geſchichte für eine abſcheuliche Verleumdung, und er erklärte, daß wir, Mary und ich, in beklagenswerther Finſterniß wandelten und uns auf dem ſichern Wege zu einem gewiſſen bodenloſen Abgrunde befänden, von dem wir ſchon recht viel Kenntniß zu haben ſchienen.

Unter der Leitung und dem Rathe des ehrwürdigen Herrn ſagte ſich Mrs. Hoggarty denn auch nach einiger Zeit gänzlich von der Kirche des heiligen Pankratius los, ſaß dreimal wöchentlich, wie die Phraſe lautete, „unter ihm", fing an, für die Bekehrung der Armen von Bloomsbury und St. Giles zu arbeiten, und nähte eine

Partie Kinderzeug zur Vertheilung unter dieſe im Dunkeln wandelnden Klaſſen.

Für Mrs. Titmarſh, welcher man nachgerade deutlich anſah, daß ſie ſolche kleine Garderobe in nächſter Zeit ebenfalls brauchen würde, nähte ſie nichts, ſondern überließ es Mary, meiner Mutter und meinen Schweſtern in Somerſetſhire, für das in Ausſicht ſtehende Ereigniß das Nöthige vorzubereiten. Ich glaube ſogar, ſie erklärte es für ein Unrecht unſererſeits, Vorkehrungen zu treffen, und meinte, wir ſollten den morgenden Tag für ſich ſelber ſorgen laſſen. Jedenfalls trank Se. Ehrwürden Mr. Wapſhot in unſerem Hauſe ziemlich viel Brandy mit Waſſer und ſpeiſ'te noch öfter an unſerem Tiſche, als ehedem der arme Gus gethan.

Aber ich hatte wenig Zeit und Muße, ihn und ſein Thun zu beobachten, denn meine Verhältniſſe fingen an drückend zu werden, und ich hatte als Privatmann, wie in meiner geſchäftlichen Stellung mit ziemlich vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen.

Was meine Privatangelegenheiten betraf, ſo hatte mir Mrs. Hoggarty zwar jene fünfzig Pfund gegeben, aber ich mußte davon die Poſtpferde von Somerſetſhire nach London bezahlen, ſowie den Transport aller Möbel meiner Tante und das Malen und Tapezieren der Zimmer. Ich mußte Teppiche anſchaffen und für all den Rum und die geiſtigen Getränke ſorgen, welche der ehrwürdige Grimes Wapſhot und ſeine Freunde bei uns tranken (den Roſoglio meiner Tante konnte der geiſtliche Herr, wie er ſagte, nicht vertragen), und ſchließlich hatte ich die tauſend kleinen Rechnungen und Ausgaben eines Londoner Haushaltes zu decken.

Hierzu kam, daß gerade, als ich mich in der dringendſten Verlegenheit befand, Madame Mantalini, die Herren Howell und James, ſowie Baron Stiltz ihre Rechnungen ſchickten. Ebenſo Mr. Polonius für die Faſſung des Diamanten. Alle dieſe Rechnungen trafen, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, in derſelben Woche ein — man denke ſich aber mein Erſtaunen, als ich ſie Mrs. Hoggarty vorlege und dieſe mir zur Antwort giebt: Nun, mein Junge, du haſt ein hübſches Einkommen, und wenn du Kleider und Juwelen in den feinſten und erſten Geſchäften beſtellen willſt, ſo mußt du ſie auch bezahlen. Von mir erwarte nicht, daß ich deine Verſchwendung begünſtigen oder dir einen Schilling mehr geben ſoll, als die ſehr reichliche Summe, die ich für Koſt und Wohnung bezahle.

Natürlich konnte ich Mary, beſonders in den Umſtänden, in welchen ſie ſich befand, nichts von dieſem Benehmen meiner Tante ſagen — und ebenſo ſchlimm, wie es daheim ausſah, ja noch ſchlimmer, ſtand es im Geſchäft.

Bald nachdem Roundhand gegangen, nahm auch Highmore ſeinen Abſchied, und Abednego wurde Procuriſt. Eines Tages nun kam der alte Abednego in das Comptoir und wurde in das Privatzimmer des Directors gewieſen. Als er es verließ, zitterte er am ganzen Leibe, und eben wollte er anfangen, den Commis eine Mittheilung zu machen, als ihm Mr. Brough nachkam und ihm das Wort abſchnitt, indem er wie bittend ſagte: Warten Sie nur bis Sonnabend, Mr. Abednego! und ihn dann zur Thüre hinaus bis auf die Straße begleitete.

Am Sonnabend verließ Abednego das Bureau für immer, und ich avancirte, mit einem Gehalt von vierhundert Pfund jährlich, zum erſten Commis.

Die Woche ſollte für das Geſchäft eine ſehr ſchlimme werden. Als ich Montag im Comptoir erſchien, meinen neuen Platz einnahm und, wie es mir jetzt zukam, die Zeitung zuerſt ergriff, fiel mein Blick auf einen Artikel mit der Ueberſchrift: „Furchtbares Feuer in Houndsditch. Totale Zerſtörung der Siegellack-Fabrik von Mr. Meſach und des anſtoßenden Kleidermagazins von Mr. Sadrach. In erſterer war für zwanzigtauſend Pfund feinſtes holländiſches Siegellack aufgeſtapelt geweſen und von dem gefräßigen Element zerſtört worden. Der Beſitzer des letztern hatte eben vierzigtauſend vollſtändige Cavallerie-Uniformen für Se. Hoheit den Kaziken von Poyais fertig und auf Lager gehabt.“

Beide jüdiſche Kaufleute, die mit Abednego verwandt waren, hatten den vollen Betrag ihres Verluſtes bei unſrer Geſellſchaft verſichert gehabt. Man ſchrieb das Unglück der Trunkenheit eines ſchmutzigen Irländers zu, der in den vorerwähnten Etabliſſements als Wächter angeſtellt war, im Speicher des Herrn Sadrach eine

Flaſche Whisky umgeworfen hatte und dann der Stelle unvorſichtig mit dem offenen Licht zu nahe gekommen war. Der Mann wurde durch ſeine Principale in unſer Comptoir gebracht und befand ſich allerdings, wie wir Alle bezeugen konnten, im Zuſtande vollſtändigſter Trunkenheit.

Und als ob dies noch nicht genug wäre, brachte das Todtenregiſter die Nachricht von dem Hinſcheiden das Alderman Paſh — Alderman Cally-Paſh, wie wir ihn, da wir ſeine Vorliebe für grünes Schildkrötenfett kannten, zu nennen pflegten. Aber jetzt war wirklich keine Zeit zum Scherzen! Er war bei unſerer Geſellſchaft mit fünftauſend Pfund verſichert — und jetzt ſah ich ein, wie Recht Gus hatte, wenn er behauptete, Lebensverſicherungen machten immer ein bis zwei Jahre nach ihrem Entſtehen gute Geſchäfte, es ſei aber ſchwierig, ſie aufrecht zu erhalten, wenn die Verſicherten erſt anfingen zu ſterben.

Der Brand der beiden jüdiſchen Fabriken war der ſchwerſte Schlag, der uns bis jetzt betroffen, denn obgleich im Jahre 1822 die Baumwollenſpinnerei in Waddingley abgebrannt und der Geſellſchaft daraus ein Schaden von achtzigtauſend Pfund erwachſen war, obgleich in demſelben Jahre die Patent-Heroſtratus-Zündhölzchen-Fabrik explodirte, welche mit vierzehntauſend Pfund verſichert war, ſo gab es doch Leute, welche behaupteten, der Verluſt ſei damals nicht ſo groß geweſen, als man vermuthet, ja man ſagte ſogar, die Geſellſchaft

In Frieden oder Krieg. Von Thraciens Borden
Hat's die gewalt'ge Freundin herbeſtellt,
Ein Luſtzelt Konſtantin's, das, über'm Haupte,
Sie plötzlich ihm vom Strand des Meeres raubte.

78.

Meliſſa, da es Leo zugegeben,
Ja. ihm zu zeigen ihre Wunderkraft
Und ihm ein Beiſpiel jener Kunſt zu geben,
Die ſelbſt den Höllendrachen legt in Haft,
Daß er ihr gänzlich muß zu Willen leben,
Und ſein Gezücht, nach ihrer Wiſſenſchaft,
Ließ von Konſtantinopel durch Geſellen
Des Styx dieß Zelt vor Frankreichs Hauptſtadt ſtellen.

79.

Dem Kaiſer aller Griechen, Konſtantinen,
Hat ſie's am hellen Mittag abgeführt,
Mit Stangen, Seilen, Zeugen und Gardinen,
Womit es drin und draußen war verziert.
Die mächt'gen Geiſter brachten's, die ihr dienen,
Für Rüd'gern ward es herrlich ausſtaffirt,
Und nach den Hochzeit= und den Freudentagen
Ward es gleich wunderſam zurückgetragen.

80.

Zweitauſend Jahre waren faſt verfloſſen,
Seit dieſes Zeltes Stickerei erfunden:
Ein Fräulein, aus dem Trojerland entſproſſen,
In der prophet'ſcher Wahnſinn war verbunden
Mit Fleiß und großer Kunſt, hat unverdroſſen
Mit eigner Hand die Fäden all' gewunden.
Kaſſandra hieß ſie, die das Werk vollbrachte
Und zum Geſchenk dem großen Bruder machte.

habe die beiden Etabliſſements, als Ankündigung und Reclame für ſich ſelbſt, niedergebrannt. Ich kann darüber nichts Gewiſſes ſagen, denn ich habe die früheren Geſchäftsbücher nicht unter Händen gehabt.

Ganz gegen die Erwartung des geſammten Perſonals, das wahre Leichenbitter-Mienen zeigte, kam Brough ſehr heiter in ſeinem vierſpännigen Wagen angefahren und lachte und ſcherzte beim Ausſteigen mit einem Freunde, der ihn begleitete.

Meine Herren, Sie haben die Zeitungen geleſen, welche ein tief zu beklagendes Ereigniß melden — ich meine das Ableben des vortrefflichen Alderman Paſh, eines unſerer Geſchäftsfreunde! begann Brough, nachdem er eingetreten war. Aber wenn irgend Etwas mich über den Verluſt des würdigen Mannes zu tröſten vermag, ſo iſt es das Bewußtſein, daß mein Freund Titmarſh, der jetzt erſter Commis hier iſt, den Kindern und der Wittwe des Verſtorbenen nächſten Sonnabend elf Uhr fünftauſend Pfund auszahlen wird. Was den Unfall der Herren Sadrach und Meſach betrifft, ſo liegt darin wenigſtens Nichts, was irgend Jemand Kummer machen könnte. Nächſten Sonnabend, oder doch ſobald der Umfang des Verluſtes genügend feſtgeſtellt iſt, werden wir ihnen eine dieſem Verluſt entſprechende Summe von fünfzig, achtzig oder hunderttauſend Pfund zu zahlen haben. Solche Dinge laſſen ſich erſetzen, und obgleich unſre Actionäre ohne Zweifel eine Schlappe erleiden, ſo können wir dieſelbe ertragen. John Brough könnte ſelbſt dafür aufkommen, ohne in allzugroße Verlegenheit zu gerathen. Wir müſſen lernen das Unglück hinzunehmen, wie wir bis dahin das Glück hingenommen haben, und müſſen uns als Männer bewähren.

Mr. Brough ſchloß mit einer Hindeutung, die hierher zu ſetzen ſich mein Gefühl ſträubt. Die Erwähnung des Himmels im Zuſammenhange mit gewöhnlichen weltlichen Vorgängen iſt mir ſtets wie eine Läſterung erſchienen. Den Himmel aber zum Zeugen einer Lüge aufzurufen, wie es von frommen Heuchlern geſchieht, iſt etwas ſo Abſcheuliches, daß man ſich ſogar hüten muß, ſolche Worte zu wiederholen.

Mr. Brough's Rede ſtand noch an demſelben Abende in den Zeitungen, ohne daß ich mir erklären konnte, wie das zuging. denn ich glaube nicht, daß Einer unſrer jungen Leute einen Bericht darüber machte, auch hatte Keiner das Comptoir vor Schluß der Abendblätter verlaſſen. Aber die Rede war da, und am Ende der Woche zahlten wir — obgleich Roundhand an der Börſe fünf gegen Eins gewettet, daß wir es nicht könnten — die Summe von fünftauſend Pfund an den Bevollmächtigten der Erben des Alderman Paſh, und Roundhand hatte ſeine Wette verloren.

Soll ich nun erzählen, woher das Geld kam? Jetzt, nach zwanzig Jahren, kann es Niemand mehr Schaden bringen, wenn ich von der Sache ſpreche, beſonders da ſie zwei bereits verſtorbenen Menſchen nur zur Ehre gereicht.

Da ich zu jener Zeit als erſter Commis fungirte, hatte ich oft Veranlaſſung, Mr. Brough's Zimmer zu betreten, und er ſchien jetzt von Neuem geneigt, mich in ſein Vertrauen zu ziehen.

Titmarſh, mein Junge, ſagte er eines Tages, indem er mich mit durchdringendem Blicke anſah, haben Sie jemals von dem Schickſale des großen Silberſchmidt in London gehört?

Natürlich hatte ich davon gehört. Mr. Silberſchmidt, der Rothſchild ſeiner Zeit (ich glaube, der letztere berühmte Mann war urſprünglich Commis im Hauſe Silberſchmidt geweſen), hatte ſich in den Kopf geſetzt, er könne ſeinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen, und hatte ſich ſelbſt entleibt. Hätte er die That bis vier Uhr Nachmittags aufgeſchoben, ſo würde er ſich überzeugt haben, daß er noch viermalhunderttauſend Pfund im Vermögen beſaß.

Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich mich ſo ziemlich in Silberſchmidt's damaliger Lage befinde, fuhr Mr. Brough fort. Mein früherer Compagnon Hoff hat im Namen unſerer Firma Wechſel zu einem ungeheuern Betrage ausgegeben, und ich habe ſie einlöſen müſſen. Außerdem haben mir die Gläubiger der unſeligen Ingwerbier-Geſellſchaft vierzehn Prozeſſe an den Hals geworfen, denn da man mich als vermögenden Mann kennt, hält man ſich für die ganze Verluſtmaſſe an mich. Gewinne ich nicht Zeit, ſo kann ich nicht zahlen, und — um die Sache kurz zu machen, wenn ich bis Sonnabend nicht im Stande bin, fünftauſend Pfund herbeizuſchaffen, iſt unſere Geſellſchaft ruinirt.

Wie? die Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft bankerott? rief ich, ſogleich an die Leibrente meiner armen Mutter denkend. Unmöglich, unſere Angelegenheiten ſtehen ja brillant!

Wenn wir bis Sonnabend fünftauſend Pfund auftreiben können, ſind wir gerettet, und wenn Sie mir dies Geld verſchaffen wollen, denn Sie können es, gebe ich Ihnen dafür zehntauſend Pfund.

Brough zeigte mir hierauf einen genauen Bericht über den Stand der Geſellſchaft, ſowie ſeiner Privat-Angelegenheiten, woraus ohne jeden Zweifel hervorging, daß wir mit fünftauſend Pfund das Geſchäft aufrecht erhalten konnten und es ohne dieſe Summe ſchließen mußten. Wie er das bewies, darauf kommt hier nichts an; hat doch ein Staatsmann bekanntlich den Ausſpruch gethan, er wolle Alles in der Welt beweiſen, wenn man ihm nur geſtatte, einen beliebigen Gebrauch von Zahlen zu machen.

Ich verſprach ihm, Mrs. Hoggarty nochmals um das Geld anzugehen, und ſie ſchien auch der Sache nicht abgeneigt. Ich ſagte ihm das, und noch am ſelbigen Tage machte er ihr in Begleitung ſeiner Frau und Tochter einen Beſuch; noch einmal ſtand Mr. Brough's vierſpännige Kutſche vor unſrer Thür.

Aber Mrs. Brough war eine ſchlechte Diplomatin. Anſtatt die Sache von oben herab zu behandeln, brach ſie in Thränen aus, fiel vor Mrs. Hoggarty auf die Knie und beſchwor ſie, ihren theuern John zu retten. Dies erregte ſofort den Argwohn meiner Tante, und anſtatt ihr Geld herzuleihen, ſchrieb ſie augenblicklich an Mr. Smithers und forderte ihn auf, nach London zu kommen. Von mir verlangte ſie die Herausgabe der in meinen Händen befindlichen Actien, die au porteur lauteten und einen Werth von dreitauſend Pfund repräſentirten. Sie nannte mich einen herzloſen Schwindler und behauptete, ich ſei die Urſache ihres Ruins.

Auf welche Weiſe verſchaffte ſich nun aber Mr. Brough das Geld? Auch das will ich erzählen.

Ich befand mich am folgenden Tage eben in Brough's Zimmer, als der alte Gates, der Portier von Fulham, eintrat und ſeinem Herrn zwölfhundert Pfund brachte als Erlös des Silberzeugs, das Mrs. Brough durch ihn bei dem Pfandleiher Balls hatte verſetzen laſſen. Nachdem der alte Mann das Geld auf den Tiſch gelegt, ſuchte er noch eine Weile in ſeinen Taſchen herum und brachte endlich eine Fünfpfundnote zum Vorſchein, die ihm, wie er ſagte, ſeine Tochter Jane, ein armes Dienſtmädchen, geſchickt hatte, und bat Mr. Brough, dieſelbe bei der Geſellſchaft für ihn anzulegen. Gates erklärte ſich überzeugt, daß Alles noch gut gehen werde. Er hätte neulich, als Mr. und Mrs. Brough zuſammen im Garten auf und ab gegangen, gehört, wie der Herr geweint und ſein Schickſal verwünſcht habe, weil an dem Mangel von wenigen Pfunden, ja Schillingen, das ſchönſte Vermögen in Europa zu Grunde gehen ſolle, und da hätten ſie, Gates und ſeine Frau, gedacht, daß es ihre Pflicht ſei, ihrer gütigen Herrſchaft zu Hülfe zu kommen, ſoweit es nur immer in ihren Kräften ſtände.

Dies war der Inhalt der Rede des alten Gates, und Mr. Brough ſchüttelte ihm die Hand und — nahm die fünf Pfund.

Gates, ſagte er, mit dieſer Fünfpfundnote ſollt Ihr die beſte Capitalsanlage gemacht haben, die Ihr nur je machen konntet.

Ich habe keinen Zweifel, daß es wirklich ſo war, aber der arme alte Gates ſollte erſt im Himmel die Zinſen ſeines Sparpfennigs in Empfang nehmen.

Und das war nicht der einzige Fall dieſer Art.

Die Schweſter von Mrs. Brough, eine Miß Dough, die ſich, ſeit der Director ein großer Mann geworden war, nicht gut mit ihm geſtanden hatte, erſchien mit einem Document im Comptoir.

John, ſagte ſie, Iſabella iſt dieſen Morgen bei mir geweſen und hat mir geſagt, daß du Geld brauchſt. Ich habe dir nun hier meine viertauſend Pfund gebracht; es iſt Alles, was ich beſitze, John; möge Gott es dir und meiner guter Schweſter ſegnen. Sie war die beſte Schweſter der Welt, bis — bis vor Kurzem.

Damit legte ſie das Document auf den Tiſch, und ich wurde gerufen, um als Zeuge zu dienen — und Mr. Brough wiederholte mir mit Thränen im Auge ihre

Worte, denn er konnte mir vertrauen, wie er ſagte. So kam es auch, daß ich bei dem Beſuch von Gates zugegen war. Brave Mrs. Brough! Wie unermündlich ſie für ihren Mann wirkte. Gutes hingebendes Weib, treues Herz, du hätteſt ein beſſeres Schickſal verdient. Aber wie ſo ein beſſeres Schickſal? Hält ſie doch noch heute ihren Mann für einen Engel und liebt ihn in ſeinem Unglück nur um ſo mehr.

Sonnabend erhielt, wie ſchon geſagt der Anwalt, des Alderman Paſh das Geld für die Erben desſelben baar ausgezahlt.

Laſſen Sie ſich's um das Geld Ihrer Tante nicht leid ſein, mein Junge, ſagte Brough. Laſſen Sie ſich's nicht kümmern, daß ſie ihre Actien zurückgenommen hat. Sie ſind ein treuer, ehrlicher Menſch und haben nie hinter meinem Rücken ſchlecht von mir geſprochen, wie das andre Pack da unten — ich werde Ihr Glück machen!

. . . . . . . . .

In der nächſten Woche ſaß ich eines Tages mit meiner Frau, Mr. Smithers und Mrs. Hoggarty gemüthlich am Theetiſch, als man an die Thüre klopfte und ein Herr gemeldet wurde, der mich zu ſprechen wünſchte. Es war Mr. Aminadab von Chancery Lane, der mich, den Actionär der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft, auf Antrag des Schneiders und Tuchhändlers Baron Stiltz verhaftete.

Ich ließ Mr. Smithers herunter rufen und bat ihn, um Alles in der Welt Mary nichts zu ſagen.

Und wo iſt Mr. Brough? fragte Smithers. — Der hat heute Morgen in Calais gefrühſtückt, entgegnete Aminadab.

---

## Kapitel XI.

### In welchem ſich zeigt, daß Jemand eine Diamantnadel beſitzen und dennoch um ein Mittageſſen in Verlegenheit kommen kann.

Ein von dem Fiakerſtande am Findelhauſe requirirter Miethwagen entführte mich an jenem unglücklichen Sonnabende meinem behaglichen Daheim und meiner Frau, bei welcher Smithers zurückblieb, um ſie zu tröſten ſo gut er konnte.

Er ſagte ihr, ich ſei genöthigt, in Angelegenheit unſrer Geſellſchaft eine kleine Reiſe zu machen, und meine arme Mary packte ſchnell einen kleinen Koffer voll Wäſche, band mir einen wollnen Shwal um den Hals und bat meinen Reiſegefährten dringend, die Wagenfenſter an meiner Seite geſchloſſen zu halten — was der Menſch auch mit grinſendem Lächeln verſprach. Unſere Reiſe war nicht lang, ich hatte bis Curſitor-Street, Chancery-Lane, nicht mehr als einen Schilling zu zahlen, und dort wurde ich abgeſetzt.

Das Haus, vor dem der Wagen hielt, war eins von dem halben Dutzend Gebäude in dieſer Straße, die demſelben Zwecke dienen. Kein Menſch, mag er noch ſo reich ſein, kann an dieſen troſtlos ausſehenden Häuſern vorübergehen ohne zu ſchaudern. Die Frontfenſter ſind vergittert, und an dem einen der ſchmutzigen Thürgewände befindet ſich ein glänzendes Meſſingſchild, welches anzeigt, daß „Mr. Aminadab, Beamter des Sheriff von Middleſex“, hier reſidirt. Ein kleiner rothhaariger Jude öffnete, als der Wagen hielt, dies äußere Thor und nahm mich und mein Gepäck in Empfang.

Sobald wir eingetreten waren, verriegelte er die Thür wieder; ich ſah mich einer andern maſſiven, mit ſtarken Schlöſſern verwahrten Pforte gegenüber, und nachdem wir auch dieſe hinter uns gelaſſen, befanden wir uns im Innern des Hauſes.

Dasſelbe zu beſchreiben iſt wohl kaum nöthig. Es glich zehntauſend andern Häuſern der dunkeln City von London. Ein ſchmutziger Gang und eine ſchmutzige Treppe; auf dem Gange zwei ſchmutzige Thüren, die in zwei ſchmutzige Zimmer führten. Die Fenſter derſelben waren mit ſtarken Eiſengittern verſehen, ihre ſonſtige Einrichtung aber zeigte einen gewiſſen widerwärtigen, prahleriſchen Luxus, der mich noch jetzt, bei der bloßen Erinnerung, mit Ekel erfüllt. An den Wänden hingen eine Menge ſchlechter Gemälde in prächtigen Goldrahmen, auf dem Kamin ſtanden große franzöſiſche Uhren, Vaſen und Leuchter, auf den Seitenregalen ungeheure Präſentirbretter mit plattirtem Silbergeſchirr — denn Mr. Aminadab verhaftete nicht nur Diejenigen, welche kein Geld hatten, um ihre Schulden zu bezahlen, er machte auch Solchen, die ihn wieder bezahlen konnten, Darlehen, und hatte alle dieſe Artikel ſchon mehr als einmal gekauft und verkauft.

Ich wählte für die Nacht das Hinterzimmer, und während ein junges jüdiſches Mädchen das kleine, unſaubere Sophabett zurecht machte (wehe dem Unglücklichen der darauf ſchlafen ſollte!), wurde ich von Mr. Aminadab aufgefordert, guten Muthes zu ſein und in das Vorderzimmer zu kommen, wo ich, wie er mir ſagte, ein Diner haben ſollte, das mich nichts koſtete, und zwar als Gaſt einer Perſönlichkeit, die ſoeben angekommen wäre. Ich hatte freilich keinen Appetit — aber ich war froh, nicht allein bleiben zu müſſen, ſelbſt nicht die kurze Friſt, bis Gus kam, in deſſen nahe Wohnung ich einen Boten geſchickt hatte.

Im Vorderzimmer fand ich vier Herren verſammelt, die eben — Abends acht Uhr — im Begriff ſtanden, ſich zu Tiſch zu ſetzen, und zu meiner Verwunderung erkannte ich in dem Einen Mr. B., einen jungen Mann von vornehmer Familie. Er war vor kaum einer halben Stunde in Begleitung eines Beamten des Horſham-Gefängniſſes angekommen und auf folgende Weiſe in Schuldhaft gerathen. Als ſorgloſer, gutmüthiger Lebemann hatte er Wechſel von bedeutendem Betrage für einen ſeiner Freunde indoſſirt, und dieſer Freund, ein Mann von guter Familie und unzweifelhafter Ehrenhaftigkeit, hatte dieſe ſeine Ehre, ſowie die heiligſten Eide verpfändet, daß er die Wechſel zur rechten Zeit bezahlen werde. Der junge B. hatte in ſeiner Gedankenloſigkeit

81.

Zum beſten Ritter, welcher mit der Zeit
Aus ihres Bruders Stamme ſollt' entſtehen,
— Obgleich ſie ihn von ſeiner Wurzel weit
Getrennt durch manchen Zwiſchenaſt geſehen —
Hat ſie die heitern Fäden ſchön gereiht,
Die Gold und bunte Seide reich erhöhen.
Hoch hielt die Arbeit Hektor, denn in Gunſt
Stand bei ihm, wie die Schweſter, ſo die Kunſt.

82.

Als er das Leben durch Verrath verloren
Und Troja ſich gebeugt vor Griechenland,
Durch Sinon überliſtet in den Thoren,
Wo's ärger ging. als je geſchrieben ſtand,
Ward es dem Menelas durch's Loos erkoren,
Der mit ihm ſchiffte zu Egyptens Strand,
Wo er's dem König Proteus laſſen ſollte,
Wenn er ſein Weib von ihm befreien wollte,

83.

Helenen, die ihm der Tyrann entriſſen;
Er gab ihm, wie geſagt, dieß Zelt darum.
Der hat's den Ptolemäern laſſen müſſen,
Und ſo ward's Kleopatrens Eigenthum;
Und dieſer nahm's, mit manchem guten Biſſen,
Der röm'ſche Sieger ab bei Actium.
So ging das Zelt auf die Cäſaren über,
Und bis auf Konſtantin blieb's an der Tiber;

84.

Bis dieſer, der zu ew'gem Leid und Klagen,
So lang der Himmel rollt, Italien zwang,
Da 's ihm in Rom nicht wollte mehr behagen,
Mit ihm ſich nach Byzanz hinüber ſchwang.

die ganze Sache vergeſſen, und ebenſo war es zufällig dem Freunde ergangen, dem er die Gefälligkeit erwieſen. Anſtatt mit dem zur Einlöſung der Papiere nöthigen Gelde in London zu ſein, befand er ſich zur Zeit auf Reiſen im Auslande und ließ auch Mr. B. mit keinem Worte wiſſen, daß die Wechſel ihm zur Laſt fallen würden. Mr. B. befand ſich gerade an einem Fieber erkrankt in Brighton, wurde von dem Gerichtsdiener aus dem Bett geholt und an einem regneriſchen Tage nach dem Gefängniſſe in Horſham transportirt. Hier hatte er einen Rückfall und wurde, nachdem er ſich einigermaßen erholt, nach London in das Haus Aminadab's gebracht, wo ich mit ihm zuſammentraf. Er hatte das Diner beſtellt, zu dem man mich eingeladen, und war ein ſchlanker, blaſſer, gutmüthig und leichtſinnig ausſehender junger Mann, deſſen Anblick dem Herzen wehe that, denn man konnte ſich nicht darüber täuſchen, daß ſeine Stunden gezählt waren.

Mr. B. hat eigentlich mit meiner einfachen Geſchichte nichts zu thun, aber da ich auf dieſe Weiſe mit ihm zuſammentraf, kann ich nicht umhin, ſeiner zu erwähnen. Er hatte ſofort nach ſeinem Rechtsanwalt und nach ſeinem Arzt geſchickt, Beide kamen, und der Erſtere ordnete ſchnell die Forderungen der Gerichtsbeamten, der Letztere ſchloß ſeine ſonſtige Rechnung mit der Welt ab. Mr. B. erholte ſich nie wieder von den Folgen der Einſperrung und ſtarb wenige Wochen nachdem er das Haus Aminadab's verlaſſen. Obgleich der Vorfall vor vielen Jahren ſtattfand, ſo werde ich ihn doch bis an mein Lebensende nicht vergeſſen. Den Mann, der die Veranlaſſung zu Mr. B.'s Tode war, ſehe ich ziemlich oft. Es geht ihm gut, er reitet ſchöne Pferde, und ich erblicke ihn zuweilen am Fenſter eines Clublocals, wo er ohne Zweifel Freunde beſitzt und des beſten Rufes genießt. Wiſſen möchte ich nur, ob der Mann ruhig ſchläft und ob ihm das Eſſen ſchmeckt und ob er den Erben B.'s die Summe zurückerſtattet hat, die dieſer für ihn auslegte und um derentwillen er ſtarb?

Wenn Mr. B.'s Geſchichte auch nichts mit der meinigen zu thun hat und hier nur um der Moral willen ihren Platz findet, ſo mag es vielleicht noch ſonderbarer erſcheinen, wenn ich der Einzelnheiten des Diners erwähne, zu dem er mich einlud. Nun, es geſchieht ebenfalls nur um der Moral willen, und deßhalb ſoll der Leſer denn auch richtig und wahrheitsgetreu erfahren, aus welchen Gerichten dieſes Mahl beſtand.

Wir waren fünf Tiſchgenoſſen, und auf dem Tiſche ſtanden drei ſilberne Terrinen, welche Mock-Turtle-, Ochſenſchwelf- und Geflügelſuppe enthielten. Dann kamen, ebenfalls auf ſilbernen Schüſſeln, ein großes Stück Lachs, eine gebratene Gans, ein geſchmorter Hammelsrücken, Wildbraten und alle Sorten von Beigaben. So kann man auch im Gefängniſſe leben, wenn man Luſt hat; und bei dieſer Mahlzeit (von welcher ich nicht allein, weil ich ſchon gegeſſen hatte, ſondern weil mein Herz voll banger Sorge war, keinen Biſſen genießen konnte), bei dieſer Mahlzeit traf mich mein Freund Gus Hoskins, welcher herbeieilte, ſobald er meinen Brief empfangen.

Gus, der nie zuvor in einem Gefängniß geweſen und dem das Herz vor die Füße gefallen war, als der rothköpfige Moſes die eiſernen Thüren vor ihm öffnete und hinter ihm ſchloß, traute ſeinen Augen nicht, als er mich hinter einer Flaſche Claret in einem glänzend erleuchteten Zimmer ſitzend fand. Da die Gardinen geſchloſſen waren, ſah man die eiſernen Gitter an den Fenſtern nicht, und Mr. B. ſowie Mr. Lock, der Beamte aus Brighton, Mr. Aminadab und ein anderer, wohlhabender Mann deſſelben Gewerbes und derſelben Religion waren ſo heiter und ſahen ſo anſtändig aus, wie irgend ein Edelmann des Landes.

Laſſen Sie ihn hereinkommen, wenn er ein Freund von Mr. Titmarſh iſt, ſagte Mr. B. Ich ſehe gern einmal einen Schelm, und ich will mich ſpießen laſſen, Titmarſh, wenn ich Sie nicht für einen der geriebenſten in ganz London halte. Sie übertreffen Brough bei Weitem, denn, beim Zeus, er ſieht darnach aus. Jeder ſieht ihm den Schurken an der Naſe an. Aber Sie, Sie könnte man für das leibhaftige Bild der Ehrlichkeit halten.

Ein feiner Hecht! ſagte Aminadab, indem er ſeinem Freund Mr. Joſaphat zublinzelte und auf mich deutete.

Dreimal gebeutelt, entgegnete Joſaphat.

Und für dreimalhunderttauſend Pfund! ſagte Mr. Aminadab. Brough's rechte Hand und nicht älter als dreiundzwanzig Jahre!

Mr. Titmarſh, Ihre Geſundheit! rief Mr. Lock in höchſter Bewunderung. Auf Ihre Geſundheit und beſſeres Glück für das nächſte Mal!

Bah, bah, er wird ſchon wiſſen, wie der Haſe läuft, laßt ihn nur machen, ſagte Aminadab.

Für was bin ich hier? rief ich erſtaunt. Sie haben mich für eine Schuld von neunzig Pfund verhaftet, Sir.

Ja, aber Sie wiſſen, daß es ſich in Ihrem Falle um eine halbe Million handelt — Sie wiſſen es. Von den kleinen Schulden, den elenden Handwerkerrechnungen u. ſ. w. ſpreche ich gar nicht; ich meine Brough's Angelegenheit. Es iſt eine verteufelte Geſchichte — aber Sie kommen durch. Wir kennen das und ich möchte mein Leben verwetten, daß, wenn die Sache aus iſt, Mrs. Titmarſh ſich im Beſitz eines hübſchen kleinen Vermögens befinden wird.

Mrs. Titmarſh beſitzt allerdings ein kleines Vermögen — aber was hat das hiermit zu thun? fragte ich.

Die drei Herren brachen in ein ſchallendes Gelächter aus. Sie ſagten, ich ſei ein „verfluchter Kerl“, ein „mit allen Hunden gehetzter Fuchs“ und machten andere Bemerkungen, die ich nicht verſtand. Ich habe ſpäter den Sinn derſelben begreifen lernen. Sie hielten mich, wie ich zu meinem Leidweſen geſtehen muß, für einen durchtriebenen Schurken, glaubten, ich hätte die Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft beſtohlen und hätte, um meinen Raub in Sicherheit zu bringen, Alles, was ich beſaß, auf meine Frau übertragen.

Gus trat ein, als dies Geſpräch im beſten Gange war, und that, als er hörte, um was es ſich drehte, einen ſcharfen Pfiff.

Setzen Sie ſich nieder, ſagte Mr. B., ſetzen Sie ſich und feuchten Sie Ihre Kehle an. Sie ſind wahrhaftig wie der Pfeifer, der vor Moſes ſpielte. Da, Dab — holen Sie eine friſche Flaſche Burgunder für Mr. Hoskins.

Und ehe Gus noch recht wußte, wo er war und was mit ihm geſchah, ſaß er hinter einer Flaſche und koſtete zum erſten Male in ſeinem Leben Clot Bougeot.

Nachdem das Mahl beendet war, zog ich mich mit Gus in mein Zimmer zurück, um meine Angelegenheiten mit ihm zu beſprechen. Wegen der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft machte ich mir keine Sorge. Wenn die Sache auch jetzt etwas gefährlich ſchien, ſo war ich doch nicht einmal Actionär, ſondern hatte nur die Talons in den Händen gehabt, auf welche mir die Dividende ausgezahlt wurde. Meine Tante hatte ihre Actien zurückgenommen und ſo war ich der Sache los und ledig. Mit viel größerer Beſorgniß dachte ich daran, daß ich ziemlich hundert Pfund an allerlei Lieferanten ſchuldete, und da ich die Waaren hauptſächlich auf Wunſch und Anordnung von Mrs. Hoggarty entnommen und ſie verſprochen hatte, die Rechnungen zu bezahlen, ſo beſchloß ich, ihr zu ſchreiben, ſie an dies Verſprechen zu erinnern und ſie gleichzeitig um Berichtigung der Forderung des Baron Stiltz zu bitten, auf deſſen Antrag ich verhaſtet war. Eine Schuld, die ich allerdings nicht auf ihren Wunſch hin gemacht hatte, ſondern auf den von Mr. Brough, zu der ich aber ohne die ausdrückliche Aufforderung dieſes Herrn ſicherlich nicht gekommen wäre.

Ich ſchrieb ihr alſo und bat ſie, alle dieſe Schulden zu bezahlen, und hoffte nichts Geringeres, als Montag Vormittag bei meiner lieben kleinen Frau zu ſein. Gus nahm den Brief mit und verſprach, ihn Sonntag Morgen nach der Kirche abzugeben und Sorge zu tragen, daß Mary nichts von der peinlichen Lage erführe, in der ich mich befand. Es war faſt Mitternacht, als wir auseinander gingen, und ich verſuchte nun ſo gut als möglich auf dem kleinen ſchmutzigen Sopha in Mr. Aminadab's Hinterſtube zu ſchlafen.

Am folgenden Morgen war das Wetter ſchön, die Sonne ſchien und ich hörte alle Glocken zur Kirche läuten — eine heiße Sehnſucht, mit Mary nach der Findlingskirche zu gehen, erfaßte mich — aber zwiſchen mir und der Freiheit lagen ſtarke eiſerne Thore und ich konnte nichts thun, als die Gebete in meinem Zimmer leſen und dann in dem Hofe hinter dem Hauſe auf und ab ſchreiten. Selbſt dieſer Hof ſah aus wie ein Käfig. Starke Eiſenſtangen bedeckten ihn von einem Ende zum andern und hier durften Aminadab's gefangene Vögel Luft ſchöpfen.

Man hatte mich in einem Gebetbuche leſend am Fenſter des Hinterzimmers ſitzen ſehen und lautes Gelächter empfing mich, als ich in den Käfig hinunter kam.

Einige riefen: Amen! als ich hinaustrat, ein Anderer nannte mich einen Muff (was in der Spitzbubenſprache etwa eben ſo viel heißt wie „erzdummer Kerl“) und ein Dritter wunderte ſich, daß ich ſchon jetzt zum Gebetbuche griffe.

Wann ſollte ich’s denn zur Hand nehmen? fragte ich den Mann, einen rohen, klotzigen Pferdehändler.

Wenn man Sie zum Galgen führt, Sie junger Heuchler! entgegnete er. Aber was mit Brough zuſammenhängt, iſt immer von demſelben Schlage, ſetzte er hinzu. Ich hatte einmal vier Grauſchimmel für ihn — ein vortrefflicher Kauf! Aber ich konnte ihn weder bewegen ſie anzuſehen, noch ein Wort von dem Handel zu ſprechen, nur weil gerade Sonntag war.

Weil es Heuchler gibt, deßhalb iſt die Religion noch nicht zu verachten, Sir, entgegnete ich; und wenn Mr. Brough am Sonntag kein Geſchäft mit Ihnen machen wollte, ſo that er nur was recht war.

Der Mann lachte über dieſe Zurechtweiſung nur um ſo mehr und betrachtete mich offenbar als einen ſehr verſtockten Verbrecher. Ich war endlich froh, durch die Ankunft von Gus und Smithers aus der Geſellſchaft erlöſ’t zu werden.

Meine Freunde hatten Beide ziemlich lange Geſichter. Sie wurden in mein Zimmer geführt und Mr. Aminadab brachte, ohne dazu aufgefordert zu ſein, eine Flaſche Wein und Zwiebäcke, eine Aufmerkſamkeit, die ich für reine Güte hielt und ihm Dank wußte.

Trinken Sie ein Glas Wein, Mr. Titmarſh und leſen Sie dann dieſes Schreiben, ſagte Smithers. Es war ein ſehr hübſcher Brief, den Sie dieſen Morgen Ihrer Tante ſchickten, und hier iſt die Antwort.

Ich trank den Wein und faſt hätten mir die Hände gezittert, als ich Folgendes las:

„Sir!

„Wenn Sie, weil Ihnen bekannt war, daß Sie mein Erbe ſein ſollten, darauf rechneten, mich zu morden und ſich in Beſitz meines Vermögens zu ſetzen, ſo haben Sie falſch gerechnet. Ihre Schlechtigkeit und Undankbarkeit würden mich allerdings ums Leben gebracht haben, wenn ich nicht, dem Himmel ſei Dank, im Stande wäre, anderswo Troſt zu ſuchen.

„Faſt ein Jahr lang habe ich mich für Sie geopfert, habe Alles für Sie aufgegeben, mein behagliches Hausweſen, meine Heimath, wo der Name Hoggarty ein hochgeachteter iſt, meine werthvollen Möbel und Weine, mein Silberzeug, Glas und Geſchirr. Ich brachte das Alles, um Ihr Haus zu einem angenehmen und anſtändigen Aufenthalt zu machen. Ich ließ mir das impertinente Benehmen Ihrer Frau gefallen und überhäufte ſie und Sie mit Geſchenken und Wohlthaten. Ich opferte mich ſelbſt, gab die beſte Geſellſchaft in England auf, an die ich gewöhnt bin, um Ihnen Beſchützerin und Geſellſchaft zu ſein und womöglich der Verſchwendung Einhalt zu thun, die Sie, wie ich vorausſagte, zu Grunde richten mußte. Ich habe niemals vorher eine ſolche Verwüſtung und Vergeudung geſehen! Mit der Butter wurde umgegangen, als wäre es Schmutz, die Kohlen wurden weggeworfen, die Lichter an beiden Seiten angezündet und mit Thee und Fleiſch gings nicht beſſer. Die Fleiſcherrechnung hätte hingereicht, um ſechs Familien zu erhalten.

„Und jetzt haben Sie die Vermeſſenheit, mich um Hülfe anzurufen, jetzt nachdem Sie für Ihre Verbrechen nach Recht und Gerechtigkeit im Gefängniß ſitzen — dafür, daß Sie mich um dreitauſend Pfund betrogen und Ihre Mutter um eine Summe gebracht haben, die zwar klein iſt für ſie, die arme Perſon, aber doch Alles war, was ſie hatte! (Ich hoffe nur, ſie wird den Verluſt weniger empfinden, als ich, denn ſie iſt ja ihr ganzes Leben lang nicht viel mehr als eine Bettlerin geweſen!) Sie ſitzen für Schulden, die Sie nicht bezahlen können und die Sie machten, während Sie doch wußten, daß Ihr erbärmliches Einkommen ſolche Verſchwendung nicht erlaubte — und jetzt kommen Sie und verlangen, ich ſoll für Sie bezahlen? Nein, Sir, es iſt genug, daß Ihre Mutter der Gemeinde zur Laſt fallen und Ihre Frau dereinſt die Straße fegen wird und daß Sie ſie dahin gebracht haben. Mich haben Sie zwar um eine große Summe betrogen und zwingen mich dadurch, mir künftig gewiſſe Einſchränkungen aufzuerlegen, aber ich kann mich zurückziehen und darf mir immerhin noch einige Bequemlichkeiten geſtatten, welche meinem Range zukommen. Das Möblement des Hauſes iſt mein, wie Sie wiſſen, und da ich nicht glaube, daß Sie die Abſicht haben, Ihre Lady auf der Straße ſchlafen zu laſſen, ſo zeige ich Ihnen hiermit an, daß ich morgen Alles fortſchaffen laſſe.

„Mr. Smithers wird Ihnen ſagen, daß ich die Abſicht hatte, Ihnen mein ganzes Vermögen zu hinterlaſſen. Ich habe dieſen Morgen in ſeiner Gegenwart mein Teſtament feierlich zerriſſen und damit jede fernere Verbindung mit Ihnen und Ihrer bettelhaften Familie.

Suſanne Hoggarty.“

„P. S. Ich wärmte eine Schlange an meinem Buſen und ſie hat mich geſtochen.“

Das erſte Durchleſen dieſes Briefes verſetzte mich in ſolche Wuth, daß ich beinahe die peinliche Lage, in der ich mich befand, ſowie den über mir ſchwebenden Ruin vergeſſen hätte.

Wie konnten Sie aber auch die Thorheit begehen, jenen Brief zu ſchreiben? ſagte Mr. Smithers. Sie haben ſich damit ſelbſt den Todesſtoß verſetzt und ſich um ein ſchönes Vermögen gebracht — ja Sie haben ſich geradezu um fünfhundert Pfund jährlich geſchrieben. Mrs. Hoggarty brachte das Teſtament aus ihrem Zimmer herunter und warf es vor unſern Augen ins Feuer.

Ein Glück, daß Ihre Frau nicht daheim war, fügte Gus hinzu. Sie war dieſen Morgen mit Mr. Salt's Familie zur Kirche gegangen und ſchickte einen Boten, daß ſie den Tag über bei dieſer Familie bleiben wollte. Sie wiſſen, ſie war immer froh, einmal von Mrs. Hoggarty loszukommen.

Dem Spätern hat's Meliſſa fortgetragen.
Der Stab war Elfenbein, Gold jeder Strang;
Mit ſchönen Bildern war es übergoſſen,
Wie ſie Apellens Pinſel nie entfloſſen.

85.

Sieh hier die Grazien, holdgeſchmückte Frauen,
Um eine Königin[*] hülfreich beim Gebähren
Nun läßt ein wunderſchöner Prinz ſich ſchauen,
Wie ihn nicht ſechs Jahrhunderte gewähren.
Sieh, Jupiter erſcheint in lichten Auen,
Mit Mars, Merkur dem Redner und Cytheren,
Die ihm Ambroſia mit vollen Händen,
Und ſüßen Duft und Himmelsblumen ſpenden.

86.

In kleiner Schrift, die auf den Windeln ſtand,
War auch ſein Name Hippolyt zu ſehen.
In ſpätrem Alter führt ihn bei der Hand
Das Glück, und vorn ſeht ihr die Tugend ſtehen.
Ein andres Bild! mit fliegendem Gewand,
Mit langem Haar, ſeht dort die Ungarn flehen,
Die, bei dem Vater um das zarte Kind
Zu bitten, von Corvin[**] geſendet ſind.

87.

Von Vater Hercules ſieht man ihn ſcheiden
Und Mutter Leonoren ehrfurchtsvoll.
Dort rennt das Volk, den Blick an ihm zu weiden,
Und bringt, gleich einem Gott, ihm ſeinen Zoll.
Der weiſe Ungarkönig ſieht mit Freuden
Den reifen Geiſt, den er noch bilden ſoll,
Bei dieſen Jahren, dieſen unreif grünen,
Und hebt ihn über Alle, die ihm dienen.

[*] Leonore von Aragonien, Gemahlin Hercules des Erſten, und Mutter Hippolyt's.

[**] Hippolyt's Oheim.

Sie wußte auch nicht, auf welcher Seite ihr Brod mit Butter geſtrichen war, ſagte Mr. Smithers. Sie hätten die alte Dame bei paſſender Gelegenheit und bei guter Stimmung herum kriegen, das Geld aber vorläufig bei irgend Jemand borgen ſollen. Es war mir eben gelungen, Mrs. Hoggarty einigermaßen über den Verluſt bei dieſer verdammten Verſicherungsgeſellſchaft zu tröſten — ich hatte ihr zu Gemüth geführt, daß ich doch den größern Theil ihres Vermögens aus den Händen des ſchurkiſchen Brough gerettet, der es in Einem Tage verſchlungen haben würde, und hätten Sie die Sache in meine Hände gelegt, ſo würde ich Sie bald gänzlich mit ihr ausgeſöhnt haben. Ich hätte Ihnen die elende Summe, um die es ſich handelt, ſelbſt vorgeſchoſſen.

Wollen Sie das? — das nenne ich ein Freundſchaftsſtück! rief Gus und drückte Smithers' Hände, daß dieſem die Thränen in die Augen traten.

Großmüthiger Mann, Sie wollen mir Geld leihen, obgleich Sie wiſſen, in welcher Lage ich mich befinde, und daß ich nicht im Stande bin, es zurückzuzahlen! rief ich.

Ja, mein Guter, da liegt eben der Hund begraben! entgegnete Smithers. Ich ſagte: ich würde Ihnen das Geld geliehen haben, würde es dem anerkannten Erben von Mrs. Hoggarty auch noch in dieſem Augenblicke leihen, denn Nichts erfreut Bob Smithers' Herz mehr, als Jemand Gutes erzeigen zu können. Es würde mir ein Vergnügen geweſen ſein, das zu thun, und eine einfache Beſcheinigung jener ehrenwerthen Dame hätte mir genügt. Aber jetzt, Sir, jetzt ſteht die Sache ganz anders. Sie haben mir, wie Sie ganz richtig bemerken, keinerlei Sicherheit zu bieten. . . .

Nicht die geringſte.

Und ohne Sicherheit können Sie ſelbſtverſtändlich auch kein Geld verlangen. Sie ſind ein Mann von Erfahrung, Mr. Titmarſh, und ich ſehe, daß unſre Anſichten völlig übereinſtimmen.

Aber ſeine Frau hat Vermögen! warf Gus ein.

Das Vermögen ſeiner Frau? Bah — Mrs. Titmarſh iſt noch nicht volljährig und kann über keinen Schilling verfügen. Nein, nein, ich habe nicht gern mit Unmündigen zu thun. Aber halt — Ihre Mutter hat ein Haus und einen Laden in unſrem Orte, nehmen Sie eine Hypothek auf —

Das werde ich gewiß nicht, Sir entgegnete ich. Meine Mutter hat um meinetwillen ſchon genug geopfert und muß für meine Schweſtern ſorgen. Ich werde Ihnen dankbar ſein, Mr. Smithers, wenn Sie daheim keine Silbe in Bezug auf meine jetzige Lage verlauten laſſen.

Sie ſprechen wie ein Ehrenmann, Sir, ſagte Mr. Smithers, und ich werde Ihren Wünſchen buchſtäblich nachkommen. Aber ich will mehr thun, ich will Sie meinen ſehr reſpectabeln Freunden, den Herren Higgs, Biggs und Blatherwick empfehlen, die Alles, was in ihren Kräften ſteht, für Sie thun werden. Und nun, Sir, wünſche ich Ihnen einen guten Morgen!

Damit nahm Mr. Smithers ſeinen Hut und verließ das Zimmer. Wie ich ſpäter hörte, hatte er noch eine Beſprechung mit meiner Tante und benutzte dann die Abendpoſt, um nach Hauſe zurückzukehren.

Noch einmal ſchickte ich den guten Gus aus, um meiner armen Frau die Sache in ſchonender Weiſe beizubringen, denn ich fürchtete, Mrs. Hoggarty möchte ihr in ihrem Zorne die Mittheilung ganz unvorbereitet machen. Aber er kam nach etwa nach einer Stunde zurück, um mir zu ſagen, daß Mrs. Hoggarty ihre Koffer gepackt und verſchloſſen habe und in einer Miethkutſche davon gefahren ſei. Da wir nun wußten, daß meine arme Mary vor Abend nicht nach Hauſe kommen würde, blieb Hoskins bei mir und verließ mich nach einem trübſeligen Tage um neun Uhr noch einmal, um ihr die ſchlimme Nachricht zu bringen.

Um zehn Uhr hörte ich plötzlich ein großes Klingeln und Raſſeln am äußern Thore und unmittelbar darauf fiel mir meine arme Mary in die Arme und Gus ſaß ſchluchzend in einer Ecke, während ich ſie, ſo gut ich konnte, zu tröſten verſuchte.

. . . . . . . . . .

Am nächſten Morgen beehrte mich Mr. Blatherwick mit ſeinem Beſuche und erklärte mir, als er hörte, daß ich nur drei Guineen in der Taſche hätte, gerade heraus, daß Advocaten von den Honoraren ihrer Clienten lebten. Er gab mir den Rath, Curſitor-Street ſobald als möglich zu verlaſſen, da das Leben hier ſehr koſtſpielig ſei, und als ich noch in voller Betrübniß über dieſen Beſcheid daſaß, trat meine Frau herein, die ich am Abend vorher nur mit Mühe zum Fortgehen bewegt hatte.

Die ſchrecklichen Männer kamen ſchon dieſen Morgen um vier Uhr, ſagte ſie, vier Stunden vor Tagesanbruch.

Welche ſchrecklichen Männer? fragte ich.

Die Männer, welche deine Tante ſchickte, um die Möbel fortzubringen. Sie hatten ſchon Alles aufgepackt, als ich fortging. Und ich habe ſie auch Alles nehmen laſſen, denn ich war viel zu betrübt, um nachzuſehen, was uns gehörte und was nicht. Der abſcheuliche Wapſhot war dabei und ich ging fort, als er eben mit dem letzten Wagen von der Thür abfuhr. Ich habe nur deine Kleider und einige von mir mitgebracht, fügte ſie hinzu. Auch einige Bücher, in denen du zu leſen pflegteſt, und dann noch die Sachen, die ich für — für das Kleine gemacht habe. Der Lohn der Dienſtboten war an Weihnachten bezahlt worden und ich berichtigte, was ſie noch zu fordern hatten. Und ſieh — als ich eben aus dem Hauſe gehen wollte, kam der Briefträger und brachte mir meine halbjährigen Zinſen. Fünfunddreißig Pfund, lieber Sam. Iſt das nicht ein Segen?

Wollen Sie ſo gut ſein, meine Rechnung zu bezahlen, Mr. So und So? ſchrie hier Aminadab die Thür aufreißend dazwiſchen. (Ich glaube, er hatte mit Mr. Blathkrwick geſprochen.) Ich brauche das Zimmer für einen Gentleman. Für Leute Ihresgleichen wird es zu theuer ſein! Damit händigte mir der Mann für die zwei Tage, die ich in dem entſetzlichen Hauſe zugebracht, eine Rechnung im Betrage von drei Guineen ein.

. . . . . . . . .

Als ich aus der Thür des Hauſes trat, ſtanden eine Menge neugieriger Müßiggänger da und wäre ich allein geweſen, hätte mich wohl die Scham zu Boden gedrückt. Jetzt dachte ich nur an meine liebe theure Mary, die ſich vertrauensvoll auf meinen Arm ſtützte, mir mit engelhaftem Lächeln ins Geſicht ſah und mir auch den Himmel mit ins Schuldgefängniß brachte oder doch wenigſtens einen Engel des Himmels. Ich hatte ſie vorher geliebt, und wenn man jung und voll Hoffnung iſt und in Luft und Sonnenſchein lebt, iſt es Seligkeit zu lieben — aber man muß unglücklich geweſen ſein, um ganz zu verſtehen, was es heißt, von einer guten Frau geliebt zu werden. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß von allen glücklichen Momenten, die ſie mir gegeben, die kurze Fahrt von Curſitor-Street nach dem Gefängniſſe die glücklichſten waren; jene Momente, wo ihre Wange an meiner Schulter lag und ich ſie, ohne mich im Geringſten um den gegenüberſitzenden Gerichtsdiener zu kümmern, küßte und an mich drückte und mit ihr weinte. Aber noch ehe wir den Weg ganz zurückgelegt, trocknete ſie ihre Augen und erröthend und glücklich, als wäre ſie eine Prinzeſſin, die zum Lever einer Königin führe, ſtieg ſie am Gefängnißthore aus dem Wagen.

## Kapitel XII.

### In welchem der Diamant, den der Held von ſeiner Tante bekommen, Bekanntſchaft mit dem „Onkel“ deſſelben macht.

Der Fall der großen Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft wurde jetzt in allen Zeitungen beſprochen, und Jeder, der mit ihr in irgend einem Zuſammenhange geſtanden, war in der öffentlichen Meinung bald ein Schurke und Schwindler. Man erzählte, Brough ſei mit einer Million durchgegangen und ſelbſt ich armer Schlucker ſollte hunderttauſend Pfund nach Amerika geſchickt haben und nur abwarten, bis ich vom Gericht freigeſprochen wäre, um dann als reicher Mann aufzutreten und zu leben.

Dieſe Anſicht fand ihre Anhänger auch im Gefängniſſe, wo ſie mir ſeltſamer Weiſe eine Achtung verſchaffte, von welcher Nutzen zu ziehen ich ſelbſtverſtändlich wenig geneigt war. Nur Aminadab blieb bei ſeinen häufigen Beſuchen im Gefängniß dabei, ich ſei ein dummer Teufel, der nur ein willenloſes Werkzeug in Brough's Händen geweſen wäre und nicht einen Schilling davon getragen hätte. So gingen die Meinungen auseinander. Die Schließer hielten mich, glaube ich, für einen Burſchen von außerordentlicher Verſtellungskunſt, der ſich nur den Anſchein der Armuth gab, um dem Publicum Sand in die Augen zu ſtreuen.

Auch die Herren Abednego und Sohn galten in der öffentlichen Meinung als Mitſchuldige Brough's und in der That habe ich nie genau ermitteln können, welcher Art eigentlich das Verhältniß dieſer Herren zu Mr. Brough geweſen war. Es wurde aus den Büchern nachgewieſen, daß Mr. Abednego große Summen von der Geſellſchaft erhalten, aber er producirte Documente mit Brough's Unterſchrift, aus welchen hervorging, daß dieſer und die Geſellſchaft den Abednego's noch Geld ſchuldete. An dem Tage, wo ich nach dem Inſolvenz-Gerichtshofe gebracht wurde, um dort vernommen zu werden, befanden ſich auch Mr. Abednego und die beiden Herren von Houndsditch dort, um ihre Forderungen zu beſchwören. Sie machten einen entſetzlichen Lärm und bekräftigten ihre Anſprüche mit den heiligſten Eiden. Die Herren Jackſon und Paxon ſtellten ihnen indeſſen denſelben Irländer gegenüber, welcher den Brand verurſacht haben ſollte, und behaupteten, wie ich hörte, ſie hätten Beweiſe genug in den Händen, um die Juden an den Galgen zu bringen, wenn ſie nicht auf ihre Forderungen verzichteten. Die Herren verſchwanden darauf und man hat nie wieder etwas von ihnen und ihren Anſprüchen und Verluſten gehört. Ich meinestheils glaube, daß unſer Director Geld von Abednego geliehen, ihm dafür, ſowohl als Pfand wie als Proviſion, Actien gegeben und ſich plötzlich gezwungen geſehen hatte, dieſe Actien mit baarem Gelde einzulöſen, was ſeinen Ruin und den der Geſellſchaft natürlich beſchleunigte. Es wäre nutzlos, hier aufzuführen, bei wie vielen Geſellſchaften Brough betheiligt war. Die, bei welcher der arme Tidd ſein Geld angelegt, zahlte nicht zwei Pence pro Pfund und ſie war noch von Allen diejenige, welche ihren Gläubigern die meiſten Procente gewährte.

Was unſre Geſellſchaft betrifft — nun, die Scene, als ich aus dem Gefängniſſe nach dem Inſolvenz-Gericht gebracht wurde, um als erſter Commis und Rechnungsführer derſelben mein Zeugniß abzulegen, war ſchlimm genug.

Meine arme Frau, deren Zeit bald gekommen war, hatte deſſenohngeachtet darauf beſtanden, mich in den Gerichtsſaal zu begleiten, und ebenſo Gus Hoskins, der treue, ehrliche Burſche. Der Lärm, welcher ſich erhob, als ich in den dicht gefüllten Saal trat, war unbeſchreiblich.

Mr. Titmarſh, ſagte der Commiſſär mit eigenthümlich ſarkaſtiſcher Betonung, als ich an den Tiſch trat, — Mr. Titmarſh, Sie waren der Vertraute Mr. Brough's, ſein erſter Commis und gleichzeitig Actionär der Geſellſchaft?

Nur ein nomineller, Sir, entgegnete ich.

Natürlich nur ein nomineller, fuhr der Commiſſär, ſeinen Collegen ſpöttiſch zulächelnd, fort. Es muß ein großer Troſt für Sie ſein, Sir, daß Sie Ihren Antheil an dem Rau — an dem Gewinne des Geſchäfts hatten und ſich nun von den Verluſten losſagen können, indem Sie angeben, daß Sie nur nomineller Theilhaber waren.

Der verfluchte Schurke! ſchrie eine Stimme aus der Menge. Es war ein Offizier auf Halbſold, Capitän Sparr, einer unſrer ehemaligen Actionäre.

Ruhe im Gerichtshofe! erſchallte es, und während Mary ängſtlich und todtenblaß erſt auf das Geſicht des Commiſſärs, dann auf das meine blickte, Gus dagegen purpurroth wurde, fuhr der Beamte fort:

Mr. Titmarſh, ich habe glücklicherweiſe Gelegenheit gehabt, ein Verzeichniß Ihrer Schulden durchzuſehen, und habe unter andern gefunden, daß Sie bei Mr. Stiltz, dem berühmten Schneider, mit einer ziemlichen Summe im Rückſtand ſind, ebenſo bei Mr. Polonius, dem berühmten Juwelier, ſowie bei einigen eleganten Putz- und Modehändlern. Und alles Dies bei einem jährlichen Gehalt von zweihundert Pfund. Für einen ſo jungen Mann haben Sie es, das muß man geſtehen, ziemlich weit gebracht.

Hat dies irgend etwas mit der Sache zu thun, wegen deren ich hier ſtehe, Sir? fragte ich. Bin ich vorgefordert, um Auskunft über meine Privatangelegenheiten zu geben, oder über die der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft? Was meinen Antheil an letzterer betrifft, ſo habe ich eine Mutter und mehrere Schweſtern —

Der verdammte Schuft! ſchrie der wüthende Capitän.

Man bringe den Kerl da zur Ruhe! rief Gus, roth wie ein Plätteiſen. Der Gerichtshof fing darüber an zu lachen, und ich gewann den Muth fortzufahren.

Meine Mutter, Sir, erbte vor vier Jahren vierhundert Pfund und berieth mit ihrem Anwalt, Mr. Smithers, wie ſie die Summe anlegen ſollte. Gerade damals war die Weſt-Diddleſex gegründet worden, und man legte das Geld auf Leibrente bei der Geſellſchaft an, wodurch ich zugleich eine Stelle in dem Comptoir derſelben erhielt. Sie mögen mich nun für einen ſehr hart geſottenen Verbrecher halten, weil ich mir bei Stiltz Kleider machen ließ, aber Sie werden kaum annehmen können, daß ein neunzehnjähriger junger Menſch Etwas von den Geſchäften und Verhältniſſen der Geſellſchaft wußte, in deren Dienſt er als zwanzigſter Commis eintrat, eine Stellung, die er gewiſſermaßen mit dem Gelde ſeiner Mutter erkaufte. Die Zinſen, welche die Geſellſchaft bot, waren indeſſen ſo verführeriſch, daß ſich ſpäterhin eine reiche Verwandte von mir veranlaßt fand, eine Anzahl von Actien zu kaufen.

Wer veranlaßte Ihre Verwandte, wenn ich fragen darf, zu dem Ankauf?

Ich muß allerdings geſtehen, daß ich ſelbſt ihr einen Brief in der Angelegenheit ſchrieb, entgegnete ich erröthend. Aber bedenken Sie, meine Verwandte war ſechzig Jahr alt und ich einundzwanzig. Meine Verwandte nahm ſich auch mehrere Monate Zeit zur Ueberlegung und fragte ihre Sachwalter um Rath, ehe ſie auf meinen Vorſchlag einging. Ueberdies ſchrieb ich auf Geheiß Brough's, der mir den Brief in die Feder dictirte und den ich damals für ebenſo ſicher hielt, wie das Haus Rothſchild.

Ihre Verwandte legte das Geld in Ihrem Namen an, und wenn ich mich nicht irre, Mr. Titmarſh, überſprangen Sie, zum Lohn für Ihre in der Sache ge-

88.

Er gibt ihm noch in zarten Knabenjahren
In ſeine Hand Strigoniens Herrſcherſtab.
Der Jüngling weicht nicht in des Zelts Gefahren,
Nicht im Palaſt von ſeinen Spuren ab.
Wenn gegen Türken, gegen teutſche Schaaren
Sich der gewalt'ge König ſetzt in Trab,
Stets ſeht ihr, achtſam lernend, Hippolyten
Bei ihm entfalten ſeine Heldenblüthen.

89.

Dort ſeht ihr ihn der erſten Jugend Triebe
Der Wiſſenſchaft, den edlen Künſten weihn;
Fusco dabei, mit Eifer und mit Liebe,
Weiht in die Räthſel alter Schrift ihn ein.
Dieß meide fleißig, aber jenes übe,
Willſt du unſterblich einſt und ruhmvoll ſein,
Scheint er zu ſagen; deutlich aus den Fäden
Hört man die lebenden Gebärden reden.

90.

Als Kardinal, noch Jüngling, ſeht ihn ſitzen
Im Vatican, im Conſiſtorium,
Wohlredend läßt er die Gedanken blitzen,
Und ſetzt in Staunen das Collegium.
Wie wird er erſt die reifern Jahre nützen?
Geht, ſcheint's, die Frage unter ihnen um:
Wenn man in Petri Mantel ihn bewundert,
O glückliches, o heiliges Jahrhundert!

91.

Dort aber ſtehn die edlen Paſſionen
Und Spiele des erlauchten Herrn zur Schau,
Wie er den Bär auf Alpenfelſenkronen
Verfolgt, und in dem ſumpf'gen Thal die Sau.

leiſteten Dienſte, auf einmal zwölf Ihrer Collegen im Comptoir.

Das iſt allerdings wahr, Sir, ſagte ich — und bei dieſem Geſtändniß fing meine arme Mary an, ſich die Augen zu trocknen und Gus' Ohren (ſein Geſicht konnte ich nicht ſehen) ſahen aus wie rothglühendes Eiſen — das iſt allerdings wahr, und nachdem die Dinge dieſe Wendung genommen, thut es mir herzlich leid, daß es wahr iſt. Aber damals glaubte ich meiner Tante ebenſo gute Dienſte zu leiſten, wie mir ſelbſt; bedenken Sie nur, wie hoch damals die Actien ſtanden.

Gut, Sir. Nachdem Sie alſo Brough dieſe Geldſumme zugeführt, wurden Sie ſein Vertrauter. Er empfing Sie in ſeinem Hauſe, und Sie wurden bald vom dritten zum erſten Commis befördert, in welcher Stellung Sie ſich beim Verſchwinden Ihres würdigen Principals noch befanden.

Ich bin überzeugt, daß Sie kein Recht haben, mich in ſolcher Weiſe zu befragen, aber da in dieſem Saale Hunderte von Actionären der Geſellſchaft verſammelt ſind, ſo will ich offen und frei von der Leber weg ſprechen! ſagte ich, indem ich Mary's Hand drückte. Gewiß, ich war erſter Commis. Aber wie bin ich es geworden? Weil die andern Herrn ihre Stellungen verließen. Mr. Brough empfing mich allerdings in ſeinem Hauſe. Aber warum? Weil meine Tante noch mehr Geld anzulegen hatte. Ich ſehe das Alles jetzt ſehr klar, damals verſtand ich es nicht. Als Beweis, daß Mr. Brough wohl das Geld meiner Tante, aber nicht mich brauchte, führe ich nur an, daß der Director, als Mrs. Hoggarty nach London zog, ſie beinahe mit Gewalt aus meinem Hauſe nach Fulham brachte und nicht daran dachte, mich oder meine Frau ebenfalls einzuladen. Sicherlich würde es ihm damals auch gelungen ſein, ſich den Reſt ihres Vermögens anzueignen, wenn nicht ihr Anwalt es verhindert hätte. Ehe aber noch die Geſellſchaft zuſammenbrach, und ſobald meine Tante hörte, daß leiſe Zweifel an derſelben auftauchten, nahm ſie ihre Actien aus meinen Händen — die Papiere lauteten, wie Sie wiſſen, au porteur — und hat dann darüber nach Gutdünken verfügt. Das, meine Herren, iſt die Geſchichte, ſo weit ſie mich betrifft. Meine Mutter legte, um ihrem einzigen Sohn die Mittel zur Exiſtenz zu verſchaffen, das Wenige, was ſie beſaß, bei der Geſellſchaft an — es iſt verloren. Meine Tante betheiligte ſich mit größeren Summen, die eines Tages mir zufallen ſollten — ſie ſind ebenfalls verloren; und hier ſtehe ich ſelbſt, nach vierjähriger Arbeit ein ſchmachbedeckter, ruinirter Mann. Befindet ſich unter Denen, welche hier ſind, mögen ſie durch das Falliſſement der Geſellſchaft noch ſo großen Schaden erlitten haben, auch nur Einer, deſſen Mißgeſchick ſich mit dem meinigen vergleichen ließe?

Mr. Titmarſh, ſagte der Commiſſär um Vieles freundlicher als vorher und dem naheſitzenden Zeitungsreporter einen Blick zuwerfend, was Sie uns da erzählt haben, wird nicht in die Blätter kommen, denn es ſind, wie Sie ganz richtig ſagen, Privatangelegenheiten, über die Sie, wenn Sie nicht gewollt hätten, keine Auskunft zu geben brauchten. Wir haben die Sache als eine vertrauliche Mittheilung Ihrerſeits zu betrachten, — aber wenn Sie dieſe Dinge veröffentlichten, könnten dieſelben vielleicht zur Warnung für Solche dienen, die gewarnt ſein wollen, zur Warnung vor ſo thörichten Unternehmungen, wie die, an der Sie betheiligt waren. Es geht aus Ihrer Erzählung mit voller Klarheit hervor, daß Sie ebenſo gröblich betrogen worden ſind, wie nur irgend Einer der Anweſenden. Aber Sir, wenn Sie nicht ſo eifrig dem Gewinn nachgegangen wären, hätten Sie ſich wohl auch nicht ſo leicht täuſchen laſſen. Ihre Verwandte hätte ihr Geld nicht verloren, und Sie hätten es, wie Sie ſagen, ſeiner Zeit geerbt. Sowie die Leute hoffen, hohe Zinſen zu bekommen, ſcheint ſie ihr Urtheils-Vermögen gänzlich zu verlaſſen. Weil ſie den Wunſch haben, Vortheile zu genießen, glauben ſie deren auch ganz ſicher zu ſein, und ſie verachten alle Warnungen und alle Vorſicht. Neben den Hunderten von rechtlichen Familien, die ſich nur zu Grunde richteten, weil ſie Ihrer Geſellſchaft Vertrauen ſchenkten, und die das herzlichſte Mitgefühl verdienen, giebt es andere Hunderte, die ſich ihr gleich Ihnen angeſchloſſen haben, um zu ſpeculiren, und dieſe haben ihr Schickſal ſelbſt verſchuldet. So lange Dividenden gezahlt werden, fragte man weiter nach nichts. Mr. Brough hätte ſich das Geld für ſeine Actionäre durch Straßenraub verſchaffen können, ſie hätten es ohne Bedenken eingeſteckt. Was nützt aber alles Sprechen, fuhr der Commiſſär voll Unwillen fort; heute wird ein Schurke entlarvt, und Tauſende ſind betrogen — und wenn morgen ein anderer Schwindler auftaucht, ſo werden binnen Jahr und Tag tauſend andre Betrogene an dieſer Stelle ſtehen und ſo fort bis ans Ende. Doch laſſen Sie uns jetzt zu unſrer Aufgabe zurückkehren, meine Herren, und entſchuldigen Sie dieſe Predigt.

Nachdem ich ausgeſagt, was ich wußte und was im Ganzen ſehr wenig war, wurden andere in der Sache Betheiligte vernommen, und ich ging mit meiner armen kleinen Frau am Arm ins Gefängniß zurück. Wir mußten unſern Weg durch die im Saale verſammelte Menge hindurch nehmen, und das Herz blutete mir, als ich unter vielen Andern auch den armen, alten Gates erblickte, der ſeinem Herrn den letzten Schilling gebracht hatte und nun in ſeinen alten Tagen mit ſeinen zehn Kindern ohne Obdach und ohne einen Heller Geld daſtand. Capitän Sparr ſtand in ſeiner Nähe, war aber keineswegs ſo freundlich geſinnt, wie er, denn während Gates ſeinen Hut vor mir zog, als wäre ich ein Lord, trat der kleine Capitän drohend ſeinen Bambus ſchwingend auf mich zu und beſchwor mit heiligen Eiden, daß ich Mr. Brough's Helfershelfer ſei.

Verfluchter, glattgeſichtiger Schurke! rief er. Welches Recht habt Ihr, einen engliſchen Gentleman, wie mich, zu Grunde zu richten? — Und dabei drang er mit erhobenem Stock auf mich ein. Diesmal aber nahm ihn Gus, trotzdem er Offizier war, beim Kragen und ſchob ihn zurück.

Sehen Sie doch die Dame an und halten Sie das Maul, Sie Tölpel! rief er ihm zu. Und als Capitän Sparr bemerkte, in welchem Zuſtande ſich meine Frau befand, wurde er röther vor Scham, als er erſt vor Aerger geweſen war.

Es thut mir leid, daß ſie an ſolchen Taugenichts verheirathet iſt, murmelte er, indem er ſich zurückzog. Und ich und meine arme Frau verließen den Gerichtshof, um in unſer trübſeliges Zimmer im Gefängniß zurückzukehren.

Das Gefängniß war ein gar trauriger Ort für ein ſo zartes Weſen, wie Mary, um hier ihre Niederkunft abzuwarten, und ich wünſchte dringend, daß irgend eine von unſern Verwandten bei ihr ſein möchte, wenn ihre Zeit kam. Aber ihre Großmutter konnte den alten Lieutenant nicht verlaſſen, und meine Mutter ſchrieb, da ſie Mrs. Hoggarty bei uns wiſſe, möchte ſie lieber daheim bei ihren Kindern bleiben. Welches Glück iſt es doch bei allem Unglück, daß ihr euch auf die offene Börſe eurer großmüthigen Tante verlaſſen könnt! ſchrieb die gute Seele. Eine ſchöne offene Börſe, wahrhaftig! Wo mochte aber Mrs. Hoggarty geblieben ſein? Es ging aus Alledem hervor, daß ſie weder an ihre Freunde daheim geſchrieben, noch, wie ſie angekündigt hatte, nach Somerſetſhire zurückgekehrt war.

Da aber meine Mutter um meinetwillen ſchon ſo viel verloren hatte, und es ihr bei dem kleinen Einkommen, das ſie beſaß, ſchwer genug wurde, meine Schweſtern zu erhalten, und da ſie, wenn ſie von meiner Lage gehört, fraglos ihr letztes Kleid verkauft hätte, um mir Hülfe zu bringen, ſo kamen wir, Mary und ich, überein, daß wir ihr unſre wirkliche Lage — die, der Himmel weiß es, trübe und traurig genug war — verheimlichen wollten. Der alte Lieutenant Smith beſaß ebenfalls nichts, als ſeinen Halbſold und ſeinen Rheumatismus, und ſo waren wir in der That völlig freund- und hülflos.

Dieſe Periode meines Lebens und namentlich die entſetzliche Zeit im Gefängniſſe erſcheinen mir wie Erinnerungen aus wirren Fieberträumen. Welch ein ſchrecklicher Ort — ſchrecklich, ſeltſamer Weiſe, nicht ſowohl durch ſeine Traurigkeit, als durch ſeine Heiterkeit, denn die langen Gefängnißgalerieen waren, ſo viel ich mich erinnere, voll Leben und der Schauplatz reger Geſchäftigkeit. Den ganzen Tag und die ganze Nacht wurden Thüren auf und zu gemacht, man hörte Fußtritte, lautes Fluchen und Sprechen. Unſer nächſter Nachbar war ein Mann, der Gin — hier „blauer Zwirn“ genannt — verkaufte, und die Zechgelage in ſeinem Zimmer nahmen vom Morgen bis in die Nacht kein Ende. Man tobte und ſang — Lieder zum Theil ſehr häßlicher Art, die meine liebe kleine Frau aber zum Glücke nicht verſtand. Sie ging nie vor Einbruch der Dämmerung aus, ſondern ſaß den ganzen Tag, arbeitete an Mützchen und Jäckchen für den erwarteten kleinen Fremdling und fühlte ſich, wie ſie noch heute behauptet, nicht unglücklich. Aber die Gefängnißatmoſphäre machte ſie, die bis dahin an die freie Landluft gewöhnt war, kränklich, und ſie wurde täglich bleicher und bleicher.

Vor unſern Fenſtern befand ſich der Turn- und Promenadeplatz des Gefängniſſes, und hier verbrachte ich, anfänglich mit Widerſtreben, ſpäter, wie ich geſtehen muß, mit großem Eifer, täglich einige Stunden mit Leibesübungen. In der That ein ſeltſamer Ort. Es gab auch da, wie überall, eine Ariſtokratie. Unter Andern begegnete ich hier dem Sohn des Lord Daußaß, und viele von den Gefangenen waren ſo befliſſen, ſich ihm zu nähern, und ſprachen ſo bekannt von ſeiner Familie, als ob ſie zur vornehmen Welt gehört hätten. Beſonders zeichnete ſich unter ihnen der arme Tidd aus. Er hatte aus dem Schiffbruche ſeines Vermögens Nichts gerettet, als ein Toilette-Neceſſair und einen bunten türkiſchen Schlafrock. Zu dieſen Beſitzthümern kam noch ein ſchöner Schnurrbart, auf den der arme Kerl ſehr ſtolz war, und obgleich er ſein Mißgeſchick verfluchte, fühlte er ſich, glaube ich, wenn ihm ſeine Freunde dann und wann eine Guinee brachten, hier ebenſo glücklich, wie während ſeiner kurzen Laufbahn als Londoner Stutzer.

Man ſieht an Badeorten Dandies, welche jede Frau beäugeln, Dampfboote und Poſtkutſchen ſo eifrig erwarten, als hinge ihr Leben von der Ankunft derſelben ab, und den ganzen Tag in kurzen Jacken auf den Promenadewegen hin und her ſpazieren — genau ſolche Burſchen giebt es auch im Gefängniſſe. Sie ſind hier ebenſo ſtutzerhaft und albern, nur ſchäbiger! Dandies mit unſaubern Bärten und Löchern in den Aermeln.

Nach der ſogenannten „Armenſeite“ des Gefängniſſes bin ich nie gekommen; ich wagte nicht hinzugehen. Unſre kleine Baarſchaft ſchmolz immer mehr zuſammen, und das Herz wendete ſich mir um bei dem Gedanken an das Schickſal, welches meine arme Frau erwartete, bei der Frage, auf welchem Lager unſer Kind das Licht der Welt erblicken würde? Der Himmel erſparte mir den Schmerz — der Himmel und mein lieber alter Freund Hoskins.

Die Sachwalter, an welche Mr. Smithers mich empfohlen, ſagten mir, daß ich außerhalb des Gefängniſſes wohnen könne, und zwar in den im Bezirk desſelben liegenden Gaſſen und Gäßchen, wenn ich für die Summe, wegen deren ich mich in Haft befand, einen Bürgen zu ſtellen vermöchte. Ich ſah bei dieſer Mittheilung Mr. Blatherwick ſcharf ins Geſicht, aber er bot mir die Bürgſchaft nicht an, und ich kannte keinen Menſchen in London, der ſie hätte leiſten können. Dennoch gab es einen ſolchen, nur daß ich ihn nicht kannte. Es war der alte Hoskins, der Lederhändler aus Skinnerſtreet, ein guter, dicker Mann, der ſeine dicke Frau mitbrachte, um Mrs. Titmarſh einen Beſuch zu machen. Die Dame zeigte allerdings eine etwas gönnerhafte Miene — denn ihr Gatte, der in der Lederhändler-Gilde war, konnte Alderman, ja Lord Mayor der größten Stadt der Welt werden — aber ſie ſchien dennoch herzlich an unſrem Schickſal theilzunehmen, und ihr Mann bemühte ſich ernſtlich und eifrig, bis die erbetene Erlaubniß bewilligt und uns eine relative Freiheit geſtattet wurde.

Eine Wohnung war ſchnell gefunden. Meine frühere Wirthin, Mrs. Stokes, ſchickte ihre Jemima mit der Botſchaft, ihre erſte Etage wäre frei und zu unſrer Verfügung, und nachdem wir ſie in Beſitz genommen und ich Mrs. Stokes Ende der Woche die Miethe bezahlen wollte, ſagte mir die gute Seele mit Thränen in den Augen, ſie brauche vorläufig das Geld nicht und wiſſe, daß ich jetzt mit dem, was ich beſäße, genug zu beſtreiten hätte. Ich wies ihre Güte nicht zurück, denn in der That beſaß ich, Alles in Allem, nur noch fünf Guineen und hätte eigentlich eine ſo theure Wohnung gar nicht nehmen dürfen. Aber die Entbindung meiner Frau war nahe bevorſtehend, und ich vermochte den Gedanken, daß es ihr in dieſer Zeit an irgend einer Bequemlichkeit fehlen ſollte, nicht zu ertragen.

Die bewunderungswürdige kleine Frau, der die Schweſtern meines Freundes Gus — ſehr liebenswürdige hübſche Mädchen — täglich ihren Beſuch machten, gewann ihre Geſundheit zuſehends wieder, nachdem ſie der ſchrecklichen Gefängnißluft entronnen und im Stande war, ſich täglich Bewegung zu machen. Wie heiter ſpazierten wir in Bridge-Street und über den Chatham-Platz hin und her — und doch war ich ein Bettler und ſchämte mich zuweilen, daß ich mich ſo glücklich fühlen konnte.

Was die Verantwortlichkeit für die Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft betraf, ſo war ich darüber jetzt ganz ruhig. Die Gläubiger konnten ſich mit ihren Anſprüchen nur an die Directoren halten, und dieſe waren ſchwer zu finden. Mr. Brough befand ſich jenſeits des Waſſers — und zur Ehrenrettung des Mannes muß ich hinzufügen, daß er, während Jedermann glaubte, er ſei mit Hunderttauſenden von Pfunden davon gegangen, in Boulogne in einer Dachkammer hauſ'te und kaum einen Schilling in der Taſche hatte, um ſein Glück aufs Neue zu verſuchen. Mrs. Brough, als gutes, braves Weib, blieb ihm treu; ſie nahm nichts aus Fulham mit, als das Kleid, welches ſie trug, und Miß Belinda that desgleichen, nur daß ſie gegen das Schickſal murrte und in ſehr übler Laune war.

Was die andern Directoren betrifft, ſo ſuchte man zuerſt in Edinburgh nach einem Mr. Mull, und es ergab ſich, daß dort allerdings ein Herr dieſes Namens gelebt, bis 1800 mit gutem Erfolg practicirt, und ſich dann nach der Inſel Sky zurückgezogen hatte, daß dieſer Mann aber, als man ihn befragte, von der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft nicht mehr wußte, als Königin Anna. General Dionyſius O'Halloran hatte plötzlich Dublin verlaſſen und war nach der Re-

Hier ſeht ihr ihn auf flücht'gem Renner thronen,
Er folgt den Reh'n und Hirſchen durch die Au;
Das flücht'ge Thier, bei Eines Hiebes Blinken,
Muß in zwei Hälften da zu Boden ſinken.

92.

Dort bei der Philoſophen und Poeten
Geehrter Schaar trifft man als Gaſt ihn an.
Der zeichnet ihm Syſteme der Planeten,
Die Erde der und der des Himmels Bahn.
Der ſingt von Luſtbarkeiten, der von Nöthen,
Von Heldenthaten oder Liebeswahn.
Hier lauſcht er der Muſik verſchiednen Weiſen,
Und jeder Schritt muß ſeine Anmuth preiſen.

93.

In dieſem erſten Theile wird erhoben
Des hohen Knaben frühſte Jugendzeit.
Den andern hat Kaſſandra vollgewoben,
Um ſeine Weisheit und Gerechtigkeit,
Beſcheidenheit, und ſeinen Muth zu loben,
Und jene, die ſich zu den vieren reiht,
Die Tugend mein' ich, welche gibt und ſpendet;
In dieſen allen ſtrahlt er ganz vollendet.

94.

Dem Herzog von Inſubrien[*] zur Seiten,
Dem unglückſel'gen, ſeht den Jüngling hier;
Seht ihn im Frieden ſeinen Rathſchlag leiten,
Seht ihn die Schlange ſchwingen als Panier,
Und ſo in frohen wie in trüben Zeiten
Die gleiche Treue zeigen für und für.
Er folgt ihm auf der Flucht, ſtärkt ihn im Leide
Mit Troſt, und in Gefahr mit ſeiner Schneide.

[*] Ludwig Sforza.

publik Guatemala zurückgekehrt. Mr. Shirk erklärte ſich bankerott. Mr. Macraw, Parlamentsmitglied und Advocat, beſaß außer den Honoraren, die er für Beſorgung der Geſchäfte von unſrer Geſellſchaft bezogen hatte, keinen Heller Einnahme; genug, der einzige Mann, den man faſſen konnte, war Mr. Manſtraw in Chatham, der als reicher Marinelieferant galt, ſich aber bei genauerer Unterſuchung als ein kleiner Händler auswies, deſſen ganzes Waarenlager und Geſchäftscapital ſich vielleicht auf nicht mehr als zehn Pfund ſchätzen ließ. Mr. Abednego war ebenfalls Director, und wie die Sache mit ihm verlief, haben wir bereits erfahren.

Nun, da von Seiten der Weſt-Diddleſex-Geſellſchaft Nichts mehr zu fürchten iſt, ſagte Mr. Hoskins sen., ſo könnten Sie vielleicht ein Abkommen mit Ihren Creditoren treffen. Und wer wäre wohl mehr geeignet, günſtige Reſultate zu erzielen, als unſre liebenswürdige Mrs. Titmarſh hier, deren ſanfte Augen den hartherzigſten Schneider oder Putzhändler beſänftigen und rühren müſſen?

Dieſem Vorſchlag zu Folge drückte mir meine geliebte Mary an einem ſchönen, hellen Februartage die Hand, bat mich, guten Muths zu ſein, und ſetzte ſich mit Gus in einen Wagen, um den betreffenden Perſönlichkeiten ihre Aufwartung zu machen. Wie hätte ich ein Jahr vorher denken können, daß die Tochter des biedern und tapfern Smith je in die Lage kommen ſollte, als Bittſtellerin zu Schneidern und Putzhändlern zu gehen? Aber ſie — Gott ſegne ſie, — fühlte die Scham nicht, die mich zu Boden drückte, oder ſchien ſie wenigſtens nicht zu fühlen, und machte ſich in der beſten Hoffnung auf den Weg.

Am Abend kehrte ſie zurück, und mein Herz klopfte vor Erwartung, zu hören, welche Nachrichten ſie brächte. Ihr Geſicht ſagte mir, daß es ſchlechte waren. Sie ſprach erſt eine Weile nicht, aber ſie ſah bleich aus, wie der Tod, und brach in Thränen aus, als ſie mich küßte.

Erzählen Sie, Mr. Auguſtus, ſagte ſie endlich ſchluchzend, und Gus berichtete mir die Ereigniſſe des unglücklichen Tages.

Was denken Sie, Sam, begann er, das Ungeheuer, Ihre Tante, auf deren Wunſch und Befehl Sie die Sachen nahmen, hat an die betreffenden Handlungen geſchrieben, um ihnen zu ſagen, Sie wären ein Schwindler und Betrüger, und es ſei ein leeres Vorgeben von Ihnen, daß ſie die Sachen beſtellt hätte. Sie erklärt ſich bereit, auf die Bibel zu beſchwören, daß ſie es nie gethan, und daß man ſich wegen der Bezahlung allein an Sie zu halten habe. Nach dieſen Angaben ließ kein Einziger vernünftig mit ſich reden, und Mantalini, der Hallunke, war ſo unverſchämt, daß ich ihm eine Ohrfeige gab und ihn todtgeſchlagen hätte, wenn nicht die arme Mary — ich wollte ſagen Mrs. Titmarſh — geſchrieen hätte und in Ohnmacht gefallen wäre. Ich brachte ſie fort, und hier iſt ſie, ſo elend als man nur ſein kann.

In derſelben Nacht mußte der unermüdliche Gus noch nach Dr. Salts laufen, und am nächſten Morgen wurde uns ein Knäbchen geboren. Ich wußte nicht, ob ich mehr traurig oder glücklich ſein ſollte, als man mir das ſchwächliche Geſchöpfchen zeigte. Aber Mary erklärte, ſie ſei die glücklichſte Frau auf Erden, und vergaß über der Pflege des Kleinen alle ihre Sorgen und Kümmerniſſe. Sie fand, es ſei das ſchönſte Kind der Welt, ertrug Alles mit der größten Standhaftigkeit und meinte, wenn auch Lady Tiptoff — deren Niederkunft, wie wir laſen, an demſelben Tage ſtattgefunden — ein ſeidenes Bett hätte und ein ſchönes Haus in Grosvenor Square, ſo ſei es doch nicht möglich, daß ſie ein ſo ſchönes Kind haben könne, wie unſern lieben kleinen Gus; denn nach Wem hätten wir den Knaben lieber nennen ſollen, als nach dem guten, treuen Freunde? Zur Taufe hatten wir eine kleine Geſellſchaft und tranken unſern Thee ſehr vergnügt.

Die Mutter befand ſich, Gott ſei Dank, ſehr gut, und es that dem Herzen wohl, ſie in der Stellung zu ſehen, in der, wie ich glaube, jedes Weib, auch das häßlichſte, ſchön iſt — mit ihrem Kinde an der Bruſt. Das Kind war ſchwächlich, aber ſie ſah es nicht; wir waren ſehr arm, doch was kümmerte ſie das! Sie hatte keine Zeit, zu ſorgen, wie ich — aber ich hatte meine letzte Guinee in der Taſche, und wenn ſie ausgegeben war — was dann?

Das Herz blutete mir bei dem Gedanken an das, was kommen mußte; ich betete um Kraft und Beiſtand von oben, und inmitten aller Trübſal fühlte ich mich doch dankbar, daß die Gefahr der Niederkunft vorüber war und daß meine Frau der Armuth, die uns bevorſtand, wenigſtens geſund und kräftig entgegenging.

Ich ſagte Mrs. Stokes, daß wir ein billigeres Zimmer nehmen müßten, eine Dachſtube, die nur wenige Schillinge koſtete, und obgleich die gute Frau mich bat, in den Zimmern, die wir inne hatten, zu bleiben, empfand ich es jetzt, da meine Frau geſund war, als ein Unrecht, die gute Mrs. Stokes der Miethe und damit des größten Theils ihrer Exiſtenzmittel zu berauben. Schließlich verſprach ſie mir eine Dachſtube, wie ich ſie verlangte, ſo behaglich wie nur immer möglich einzurichten, und die kleine Jemima verſicherte, daß es ſie über alle Maßen glücklich machen würde, Mutter und Kind zu bedienen.

Das Zimmer wurde alſo zurecht gemacht, und obgleich ich Mary nicht allzuplötzlich von der Einrichtung in Kenntniß ſetzen wollte, fand ſich, daß ich nichts zu verbergen und zu umſchreiben brauchte.

Iſt das Alles? rief ſie und drückte mir mit ihrem himmliſchen Lächeln die Hand, als ich ihr ſchließlich ſagte, um was es ſich handelte. Dann verſprach ſie, mit Hülfe Jemima's das Zimmer ſo zierlich und nett wie möglich zu halten. Auch das Mittageſſen koche ich ſelber, ſetzte ſie hinzu, denn du haſt ja immer geſagt, daß ich die beſten Puddings in der Welt mache.

Gott ſegne ſie! Ich glaube faſt, daß manche Frauen ſich ſelbſt mit der Armuth befreunden können, aber freilich ſagte ich Mary nicht, wie arm wir waren. Sie hatte keine Ahnung, wie ſehr die Koſten für Advocaten und Doctoren, ſowie die Rechnungen im Gefängniſſe die Summe verkleinert hatten, die ſie mitbrachte, als wir ins Gefängniß gingen.

Indeſſen ſollte ſie und ihr Kind die kleine Dachſtube nicht bewohnen. Am Montag wollten wir unſre Zimmer verlaſſen, aber am Sonnabend Abend wurde das Kind von Krämpfen befallen. Die Mutter wachte und betete den ganzen Sonntag an ſeinem Lager, doch es gefiel Gott, das Knäbchen von uns zu nehmen, und gegen Mitternacht lag es als Leiche an Mary's Bruſt. Amen!

Wir ſind jetzt von andern, glücklichen, geſunden Kindern umringt, und im Herzen des Vaters iſt vielleicht die Erinnerung an das kleine Weſen beinahe erloſchen, aber ich glaube, die Mutter denkt jeden Tag an ihr Erſtgebornes, das ſie nur ſo kurze Zeit beſitzen durfte, und oftmals, oftmals hat ſie ihre Töchter nach dem Kirchhofe St. Bride geführt, wo es begraben liegt, und noch jetzt trägt ſie auf der Bruſt ein winziges Löckchen von goldenem Haar, das ſie vom Köpfchen des Kindes nahm, als es lächelnd in ſeinem Sarge lag. Es iſt mir geſchehen, daß ich des Kindes Geburtstag vergaß — ihr geſchah es nie; und zuweilen im gleichgültigſten Geſpräch ſagt mir ein Etwas, daß ſie an das Kind denkt — meiſt eine einfache Hindeutung, die für mich etwas unausſprechlich Rührendes hat.

Ich verſuche nicht, ihren Schmerz zu beſchreiben, denn ſolche Dinge ſind ein Allerheiligſtes, und es ſteht mir nicht zu, es durch Niederſchrift zu profaniren. Vielleicht hätte ich überhaupt den Verluſt des Kindes nicht berührt, wenn uns aus dieſem Verluſt nicht auf der andern Seite ein großer Segen erwachſen wäre, wie meine Frau ſeitdem oft mit Thränen des Dankes anerkannt hat.

Während Mary bei der Leiche ihres Kindes weinte, war ich, ich muß es zu meiner Beſchämung geſtehen, durch andere Gedanken von dem Schmerz über den Verluſt abgezogen, und ich habe ſpäterhin oft daran denken müſſen, wie doch der Mangel im Stande iſt, jedes Gefühl zu beherrſchen und zu verderben, und habe aus Erfahrung gelernt, für das tägliche Brod dankbar zu ſein. Das Bekenntniß der Schwäche, das wir ablegen, indem wir bitten: „Gieb uns unſer täglich Brod und führ uns nicht in Verſuchung!“ iſt mit großer Weisheit unſerm täglichen Gebet eingefügt worden. Denkt daran, ihr, die ihr reich ſeid, und ſeht euch vor, ehe ihr einen Bettler von eurer Thür weiſ't.

Mit einem ſüßen Lächeln auf dem Geſichtchen lag das Kind in ſeiner Korbwiege (die Engel ſelbſt müſſen ſich dieſes unſchuldvollen Lächelns gefreut haben, als ſie es unter ſich aufnahmen!), und am andern Morgen, nachdem ſich meine Frau ein wenig niedergelegt hatte, ſaß ich bei der Leiche des Kindes und überdachte die Lage ſeiner Eltern. Ich überlegte — mit welchen Gefühlen vermag ich nicht zu beſchreiben — daß ich nicht einmal ſo viel hatte, um den kleinen Körper begraben zu laſſen, und weinte bittre Thränen der Verzweiflung. Jetzt, einer ſolchen heiligen Nothwendigkeit gegenüber, hielt ich es endlich für geboten, mich an meine Mutter zu wenden. Ich nahm alſo ein Blatt Papier zur Hand, ſchrieb ihr und ſchilderte, neben meinem todten Kinde ſitzend, unſre Lage. Aber, Gott ſei Dank, ich ſchickte den Brief nicht ab, denn als ich an das Pult trat, um das Siegellack zu holen und den traurigen Brief zu ſiegeln, fielen meine Augen auf die Diamantnadel, die ich ganz vergeſſen hatte und die in einem Ausziehkäſtchen des Pultes lag.

Ich warf einen Blick ins Schlafzimmer — meine arme Frau ſchlief. Sie hatte drei Tage und Nächte nacheinander gewacht und war vor Uebermüdung eingeſchlummert. Ich lief mit dem Diamanten zu einem Pfandverleiher, der mir ſieben Guineen darauf vorſchoß, und bei der Heimkehr legte ich das Geld in die Hände meiner Wirthin und bat ſie, das Nöthige dafür zu beſorgen. Meine Frau ſchlief noch, als ich zurückkehrte; als ſie erwachte, überredeten wir ſie, hinunter in das Zimmer von Mrs. Stokes zu gehen, und währenddeſſen wurden die nothwendigſten Vorbereitungen getroffen und die kleine Leiche in den Sarg gelegt.

Am nächſten Tage war Alles vorüber. Mrs. Stokes gab mir drei Guineen zurück. Ich konnte dabei nicht umhin, ihr meine Sorgen und Kümmerniſſe mitzutheilen, indem ich ihr ſagte, daß dies mein letztes Geld ſei, und daß ich, wenn es ausgegeben wäre, nicht wüßte, was aus der beſten Frau, die jemals einen Mann beglückt, werden ſolle.

Mary begab ſich mit Mrs. Stokes hinunter, und der arme Gus, der bei mir geblieben und nicht weniger erſchüttert war, als wir Andern, nahm mich am Arme und führte mich hinaus auf die Straße. Wir vergaßen ganz und gar, daß ich den Gefängnißbezirk nicht verlaſſen ſollte, und machten einen langen, langen Spaziergang über Blackfriars-Bridge, während der brave Burſche ſich bemühte, mich zu tröſten ſo gut er konnte.

Es war Abend, als wir zurückkamen, und die erſte Perſon, die mir im Hauſe begegnete, war meine Mutter. Sie fiel mir in die Arme und machte mir zärtliche Vorwürfe, daß ich ihr meine Noth verſchwiegen. Auch jetzt würde ſie, wie ſie mir erzählte, noch nichts davon gehört haben, aber ſie hatte, ſeit ich ihr die Geburt des Kindes angezeigt, keine Nachricht von uns erhalten, fing an, ſich über mein Schweigen zu ängſtigen, und als ſie eines Tages Mr. Smithers auf der Straße begegnete, fragte ſie ihn nach mir. Der Anwalt hatte ihr darauf nicht ohne einige Verlegenheit mitgetheilt, daß er glaube, ihre Schwiegertochter habe ihre Niederkunft in einem ſehr unbehaglichen Hauſe abgehalten, daß Mrs. Hoggarty uns verlaſſen, und ſchließlich, daß ich mich im Gefängniß befinde. Dieſe Mittheilungen beſtimmten meine Mutter, ſich ſofort auf die Reiſe zu machen, und ſie kam nun eben aus dem Gefängniß, wo ſie meine Adreſſe erfahren.

Ich fragte, ob ſie meine Frau ſchon geſehen und wie ſie dieſelbe gefunden hätte, hörte aber zu meinem Erſtaunen, daß Mary mit der Wirthin ausgegangen ſei — und es ſchlug acht Uhr, neun Uhr, und noch war ſie nicht zurück.

Um zehn Uhr kam nicht meine Frau, aber Mrs. Stokes nach Hauſe und mit ihr ein Herr, der mir die Hand ſchüttelte, als er ins Zimmer trat.

Ich weiß nicht, ob Sie ſich meiner noch erinnern, Mr. Titmarſh, ſagte er. Mein Name iſt Tiptoff, und ich bringe Ihnen ein Briefchen von Mrs. Titmarſh und eine Botſchaft von meiner Frau, welche Ihren Verluſt aufrichtig beklagt und Sie bittet, ſich über Mrs. Titmarſh's Abweſenheit nicht zu beunruhigen. Dieſelbe war ſo gütig, zu verſprechen, daß ſie dieſe Nacht bei Lady Tiptoff bleiben wollte; und ich bin überzeugt, Sie werden nichts dagegen haben, wenn Sie erfahren, daß ſie eine kranke Mutter und ein krankes Kind pflegt.

Nachdem wir noch einige Worte gewechſelt, verließ uns der Lord. Der Brief meiner Frau ſagte nichts, als daß Mrs. Stokes mir Alles erzählen würde.

## Kapitel XIII.

### Worin nachgewieſen wird, daß ein gutes Weib der beſte Diamant iſt, den man an der Bruſt tragen kann.

Ehe ich Ihre Neugier befriedige, Ma'am, ſagte Mrs. Stokes zu meiner Mutter, ehe ich Ihre Neugier befriedige, geſtatten Sie mir die Bemerkung, daß die Engel rar ſind und daß es ſelten einen, viel weniger zwei in einer Familie giebt. Aber dieſe Beiden, Ihr Sohn, wie Ihre Schwiegertochter, ſind von der ſeltenen Art — wirklich ſie ſind es, Ma'am.

Meine Mutter entgegnete, ſie danke Gott für uns Beide, und Mrs. Stokes fuhr fort:

Als dieſen Morgen das Begräb — die Ceremonie vorüber war, trat Ihre Schwiegertochter in mein beſcheidenes Zimmer, Ma'am, und weinte ſich da aus und erzählte tauſend Geſchichten von dem kleinen dahingegangenen Cherub. Guter Gott, er war kaum einen Monat alt geworden und man ſollte nicht meinen, daß er in der Zeit ſchon alles Das gethan haben könnte. Aber die Augen einer Mutter ſehen ſcharf, Ma'am; ich hatte gerade einen ſolchen kleinen Engel, meinen lieben, kleinen Anton, der vor Jemima geboren war und jetzt, wenn er in dieſer böſen Welt geblieben wäre, dreiundzwanzig Jahre alt ſein würde. Aber von ihm wollte ich ja nicht ſprechen, ſondern von dem, was geſchehen iſt.

Sie wiſſen alſo, Ma'am, daß Mrs. Titmarſh unten blieb, während Mr. Samuel mit ſeinem Freunde Hos-

95.

Tief in Gedanken ſeht ihr dort ihn ſtehen,
Zu ſeines Fürſten und Ferrara's Glück
Den ſeltſamen Beweiſen nachzugehen,
Worin er lieſt Verrath mit klarem Blick.
Er läßt ſie den gerechten Bruder ſehen,
Dem man ſo ſchnöd die Liebe gibt zurück,
Und ſoll den hohen Namen ſo erlangen,
Den Cicero vom freien Rom empfangen.

96.

Seht ihn der Kirche dort zu Hülfe fliegen,
In lichter Rüſtung, ganz nach Heldenart.
Er wagt geübte Truppen zu bekriegen
Mit wenig Leuten, in der Eil' geſchaart.
Der Schlüſſel heilige Paniere ſiegen,
Ihr ſeht's, durch ſeine bloße Gegenwart.
Er löſcht das Feuer, eh' es nur kann brennen,
Und darf ſich wohl den zweiten Cäſar nennen. *

97.

Dort ſeht ihn in den heimiſchen Bezirken,
Seht auf dem Fluß ihn mit der größten Macht,
Die jemals gegen Griechen oder Türken
Venedig ausgeſchickt, in heißer Schlacht.
Blitzartig ſeht ſein ungeheures Wirken!
Er fängt ſie; doch die ganze Siegespracht
Läßt er dem Bruder; er will nichts behalten,
Als Ehre nur, mit der man nicht kann ſchalten. —

98.

Die Ritter und die Frau'n betrachten juſt
Die ſchönen Bilder, die ſie nicht verſtehen;
Da 's keinem unter ihnen iſt bewußt,
Daß alles erſt in Zukunft ſoll geſchehen.

---

* Veni; vidi; vici.

kins ſprach. Das arme Weſen wollte keinen Biſſen zu Mittag eſſen, obwohl wir unſer Beſtes gethan hatten. Nach Tiſch brachte ich ſie mit Mühe dazu, ein wenig Wein und Waſſer zu nehmen und eine geröſtete Brodſchnitte hineinzutauchen. Es war der erſte Biſſen, den ſie ſeit langen, langen Stunden über ihre Lippen brachte, Ma'am.

Sprechen wollte ſie auch nicht, und ich hielt es für das Beſte, ſie nicht zu ſtören, denn ſie ſaß da und blickte auf meine beiden Jüngſten, die auf dem Teppich ſpielten, und gerade als Mr. Titmarſh und ſein Freund Gus ausgingen, brachte der Knabe die Zeitung, Ma'am — er bringt ſie immer zwiſchen drei und vier Uhr, — und ich fing an zu leſen. Aber ich kam nicht recht weiter, denn ich mußte immer an Mr. Sam's betrübtes Geſicht denken und an das, was er mir von ſeinen traurigen Verhältniſſen erzählt hatte, und ſo hörte ich alle Augenblicke auf zu leſen und bat Mrs. Titmarſh, ſich nicht zu grämen, und erzählte ihr von meinem lieben, kleinen Anton.

Ach, ſagte ſie ſchluchzend, als ſie auf die Kleinen blickte, Sie haben noch andere Kinder, Mrs. Stokes — aber dies — dies war mein einziges! Und damit lehnte ſie ſich in den Stuhl zurück und weinte, als ob ihr das Herz brechen ſollte, und ich dachte, das würde ihr gut thun, und nahm meine Zeitung wieder vor — es war die Morgenpoſt, Ma'am. Ich leſe das Blatt, weil ich gern erfahre, was im Weſt-End vorgeht.

Das Erſte, worauf meine Augen fielen, war folgende Anzeige:

„Geſucht wird zum ſofortigen Antritt eine reſpectable Perſon als Amme. Zu melden Grosvenor-Square Nr. . .“

Guter Gott! rief ich, gewiß iſt die arme Lady Tiptoff krank. Ich kannte nämlich die Adreſſe und wußte, daß ſie an demſelben Tage niedergekommen war, wie Mrs. Titmarſh. Da ſchoß mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf.

Mrs. Titmarſh, Sie wiſſen, wie gut und wie arm Ihr Mann iſt, ſagte ich.

Ja, entgegnete ſie etwas erſtaunt.

Nun, ſo hören Sie, liebe Mrs. Titmarſh, fuhr ich, ihr ſcharf ins Geſicht blickend fort: Lady Tiptoff, die ihn kennt, braucht eine Amme für ihren Sohn, den kleinen Lord Poynings. Wollen Sie eine brave Frau ſein — wollen Sie ſich um die Stelle bewerben und vielleicht einen Erſatz für das Kindchen gewinnen, das Ihnen Gott genommen hat?

Sie wurde roth und fing an zu zittern, und nun wiederholte ich ihr, was Sie, Mr. Sam, mir vor einigen Tagen über Ihre Geldangelegenheiten geſagt hatten. Noch hatte ich aber nicht ausgeredet, als ſie ſchon ihren Hut aufſetzte und mir zurief: Kommen Sie, kommen Sie! und binnen fünf Minuten hing ſie an meinem Arme und wir gingen zuſammen nach Grosvenor-Square. Die Luft that ihr gut, Mr. Sam; ſie weinte auf dem ganzen Wege auch nur ein einziges Mal, und das war, als ſie ein Mädchen mit Kindern im Square ſah.

Ein großer Menſch in Livree öffnete die Thür.

Sie ſind die „Fünfundvierzigſte", die wegen der Stelle kommt, ſagte er. Beantworten Sie mir aber vor Allem eine Frage: Sind Sie Irländerin?

Nein, Sir, entgegnete Mr. Titmarſh.

Das genügt, ſagte der Menſch in Plüſchhoſen. Ich höre es an Ihrem Accent. Gehen Sie gefälligſt hier hinauf, meine Damen. Sie werden noch eine andre Bewerberin oben finden. Dreiundvierzig habe ich fortgeſchickt, weil ſie Irländerinnen waren.

Wir wurden nun über ſehr weiche Teppiche die Treppe hinauf in ein Zimmer geführt, wo wir eine alte Dame trafen, die uns bat, ſehr leiſe zu ſprechen, weil Mylady im zweiten Gemach wäre. Als wir fragten, wie ſich Lady Tiptoff und das Kind befänden, ſagte ſie, Beide wären ſehr wohl, nur habe der Arzt erklärt, Mylady ſei zu zart, um den Kleinen länger zu nähren, und ſo wäre eine Amme nöthig.

Noch eine andre junge Frau war da — ein ſchönes, großes Frauenzimmer, die Mrs. Titmarſh und mich ſehr ärgerlich und verächtlich anſah. Ich habe einen Brief von der Herzogin mitgebracht, deren Tochter ich genährt habe, Mrs. Blenkinſop, ſagte ſie; und ich glaube, Lady Tiptoff kann lange ſuchen, ehe ſie eine zweite Amme wie mich findet. Ich meſſe fünf Fuß ſechs Zoll, habe die Kinderblattern gehabt, bin an einen Unteroffizier der Leibgarde verheirathet, bin vollkommen geſund, habe die beſten Zeugniſſe, trinke nur Waſſer, und was das Kind betrifft, ſo würde ich ſechs ernähren können.

Als die Frau dieſe Rede hielt, kam ein kleiner Herr, der wie auf Sammetſohlen ging, aus dem Nebenzimmer herein. Die Frau ſtand auf, machte ihm einen tiefen Knix, kreuzte die Arme über ihrer breiten Bruſt und wiederholte, was ſie vorhin geſagt hatte. Mrs. Titmarſh ſtand nicht von ihrem Stuhle auf, ſondern machte ihm nur eine Art Verbeugung, was ich für eine Unſchicklichkeit hielt, denn der Mann war offenbar der Arzt.

Nun, meine gute Frau, ſind Sie auch wegen der Stelle gekommen? fragte er, indem er Mrs. Titmarſh prüfend anſah.

Ja, Sir, entgegnete ſie erröthend.

Sie ſcheinen ſehr zart; wie alt iſt Ihr Kind? Wie viele haben Sie gehabt? Beſitzen Sie Zeugniſſe?

Ihre Frau antwortete keine Silbe, und ſo trat ich vor und ſagte: Sir, ſagte ich, dieſe Dame hat eben ihr erſtes Kind verloren und iſt nicht gewöhnt, ſich nach einer Stelle umzuſehen, denn ſie iſt die Tochter eines Marine-Offiziers. Damit werden ſie auch ihren Mangel an Manieren entſchuldigen und daß ſie nicht aufſtand, als Sie hereinkamen.

Der Doctor ſetzte ſich nun gleich zu ihr und fing an freundlich mit ihr zu ſprechen. Er ſagte, daß er fürchte, ihre Bemühungen würden ohne Erfolg ſein, denn Mrs. Horner ſei von der Herzogin von Doncaſter, einer Verwandten von Lady Tiptoff, dringend empfohlen. Und während dem erſchien auch die Lady ſelbſt, ſie ſah ſehr ſchön aus und trug ein elegantes Spitzenhäubchen und ein Kleid von weißem, weichem Mouſſelin.

Eine Wärterin folgte ihr, und während die Lady mit uns ſprach, ging Jene, ein weißes Etwas in den Armen tragend, im Nebenzimmer auf und ab.

Zuerſt ſprach Lady Tiptoff mit Mrs. Horner und dann mit Mrs. Titmarſh, aber während des ganzen Geſprächs blickte Mrs. Titmarſh unverwandt und — wie es mir ſchien — etwas unhöflich in das Nebenzimmer, und hatte offenbar nur für Eins Augen und Ohren, nämlich für das Kind. Lady Tiptoff fragte ſie nach ihrem Namen, und ob ſie Zeugniſſe hätte, und da ſie nicht antwortete, ſprach ich für ſie und erzählte, daß ſie die Frau eines der beſten Männer in der Welt wäre, und daß Mylady dieſen Mann auch kenne, denn ſie habe ihm einmal eine Hirſchkeule gebracht. Lady Tiptoff machte ein ſehr erſtauntes Geſicht, und ich erzählte ihr nun die ganze Geſchichte. Daß Sie erſter Commis geweſen wären und wie der Hallunke Brough Sie zu Grunde gerichtet hätte.

Arme Frau! ſagte die Lady — aber Mrs. Titmarſh behielt nur das Kind im Auge, und der große Grenadier, Mrs. Horner, blickte ſie ärgerlich an.

Arme Frau! ſagte Mylady noch einmal, indem ſie Mrs. Titmarſh freundlich bei der Hand nahm. Sie ſcheint noch ſehr jung. Wie alt ſind Sie denn, meine Liebe?

Fünf Wochen und zwei Tage, entgegnete Ihre Frau ſchluchzend.

Mrs. Horner fing laut an zu lachen — aber Lady Tiptoff hatte eine Thräne im Auge, denn ſie wußte, an was die Arme dachte.

Schweigen Sie ſtill! ſagte ſie ärgerlich zu dem großen Grenadier, und in dieſem Moment fing das Kind im Nebenzimmer an zu weinen.

Kaum hörte Ihre Frau dieſen Laut, als ſie von ihrem Stuhle aufſprang und einen Schritt nach vorwärts that.

Das Kind, das Kind — geben Sie mir das Kind! rief ſie, indem ſie beide Hände auf die Bruſt drückte und abermals anfing zu ſchluchzen.

Lady Tiptoff ſah ſie einen Moment an, dann eilte ſie in das anſtoßende Zimmer und brachte ihr das Kind. Und der Kleine benahm ſich gleich, als ob er ſie kenne. — Es war ein ſchöner Anblick, ſie mit dem Kinde an der Bruſt zu ſehen!

Und was meinen Sie wohl, was Lady Tiptoff that? Nachdem ſie ein Weilchen zugeſehen, ſchlang ſie die Arme um den Nacken Ihrer Frau und küßte ſie.

Meine Liebe, ich bin überzeugt, daß Sie eben ſo gut ſind als hübſch, ſagte ſie. Sie ſollen das Kind behalten, und ich danke Gott, daß er Sie mir geſchickt hat.

Das waren ihre eignen Worte, und Dr. Bland, der dabei ſtand, ſagte: Das iſt ja ein zweites Urtheil Salomonis!

Ich glaube, Mylady, Sie brauchen mich nun nicht? ſagte die große Frau mit einem abermaligen Knix.

Nein, durchaus nicht, erwiderte Lady Tiptoff von oben herunter, und der Grenadier verließ das Zimmer. Ich erzählte nun noch einmal lang und breit Ihre ganze Geſchichte, und Mrs. Blenkinſop behielt mich zum Thee, und ich ſah das herrliche Zimmer, das Mrs. Titmarſh neben dem von Lady Tiptoff bewohnen ſoll. Und als der Lord nach Hauſe kam, was that er? Er beſtand darauf, mit mir in einem Miethwagen nach Hauſe zu fahren, weil er behauptete, er müßte ſich bei Ihnen entſchuldigen, daß er Ihre Frau zurückbehalte.

Ich konnte nicht umhin, dieſes ſeltſame Ereigniß, das uns inmitten unſrer Sorgen Troſt brachte, uns in unſrer Armuth Brod gab, in meinen Gedanken mit der Diamantnadel in Verbindung zu bringen, und bildete mir ein, die Entfernung derſelben habe vielleicht meiner Familie ein andres und beſſeres Glück gebracht, als ihr Beſitz. Viele von Denen, welche meine Geſchichte leſen, werden mich für einen miſerabeln Burſchen halten, weil ich meiner Frau, die als Dame erzogen war und ſelbſt hätte Bedienung haben ſollen, erlaubte, in den Dienſt Andrer zu treten, aber ich muß geſtehen, daß ich meinestheils keinen Moment Zweifel oder Gewiſſensbiſſe empfand. Iſt es nicht ein Glück, ſich Jemand verpflichtet zu fühlen, den man liebt? Und dies Glück empfand ich. Ich war ſtolz und glücklich, zu denken, daß meine geliebte Mary im Stande war, zu arbeiten und Brod für uns Beide zu erwerben, jetzt wo das Unglück mich außer Stand geſetzt hatte, mich und ſie zu erhalten.

Und nun will ich hier, anſtatt eigne Betrachtungen über den Nutzen des Schuldgefängniſſes anzuſtellen, meine Leſer auf das wundervolle Kapitel über dieſen Gegenſtand in den Pickwikiern verweiſen, welches dieſes Thema behandelt und worin nachgewieſen wird, wie thöricht es iſt, den ehrlichen Mann gerade in dem Augenblicke der Mittel zur Arbeit zu berauben, wo er ihrer am meiſten bedarf. Was konnte ich z. B. thun, um mich aus meiner drückenden Lage zu befreien?

Es gab damals nicht mehr als zwei oder drei Menſchen im Gefängniß, welche im Stande waren, zu arbeiten — und dieſe waren Schriftſteller. Der Eine ſchrieb hier eine Reiſe durch Meſopotamien, der Andere Skizzen über Subſcriptionsbälle. Ich konnte keine andre Beſchäftigung finden, als Bridge-Street hinab und dann wieder hinauf zu wandern, in Alderman Waithman's Fenſter zu ſtarren und dann den Neger anzuſehen, welcher den Straßenübergang fegte. Ich gab ihm niemals etwas, aber ich beneidete ihm ſein Handwerk, ſeinen Beſen und das Geld, das in ſeinen alten Hut fiel. Mir war nicht einmal vergönnt, den Beſen zu führen.

Zwei oder drei Mal — Lady Tiptoff wünſchte nicht, daß ihr Söhnchen öfter die Luft eines ſo eng eingeſchloſſenen Platzes, wie Salisbury-Square athmen ſollte — kam meine geliebte Mary in der glänzenden Equipage, um mich zu ſehen. Das war denn ein ſüßes Zuſammenſein, und, um die volle Wahrheit zu geſtehen, zweimal, als Niemand dabei war, ſprang ich in den Wagen und machte eine Fahrt mit ihr. Wenn ich ſie dann nach Lady Tiptoff's Hauſe gebracht, benutzte ich eine Droſchke und fuhr zurück. Aber die Sache war gefährlich und konnte mir Unannehmlichkeiten bereiten, und überdies koſtete die Droſchke von Grosvenor-Square bis Ludgate-Hill drei Schillinge.

Daheim leiſtete mir inzwiſchen meine gute Mutter Geſellſchaft. Eines Tages laſen wir die Anzeige von der Verheirathung meiner Tante, Mrs. Hoggarty, mit Sr. Ehrwürden Mr. Grimes Wapſhot! Meine Mutter, die Mrs. Hoggarty nie ſehr geliebt hatte, ſagte, ſie würde all ihr Lebtag bereuen, daß ſie mir erlaubt habe, ſo viel Zeit an dieſe abſcheuliche, undankbare Frau zu verſchwenden, und fügte hinzu, uns träfe die gerechte Strafe für die Anbetung des goldenen Kalbes, deren wir uns Beide ſchuldig gemacht, und dafür, daß wir unſre natürlichen Gefühle um des ſchnöden Geldes willen verläugnet.

Amen! ſagte ich. So wären denn alle unſre ſchönen Pläne zu Ende. Das Geld meiner Tante und ihr Diamant ſind die Urſachen meines Ruins, und jetzt iſt Beides, Gott ſei Dank, für immer dahin. Ich will hoffen, daß die alte Dame glücklich wird, aber aufrichtig geſtanden beneide ich den ehrwürdigen Grimes Wapſhot nicht.

So ſchlugen wir uns denn Mrs. Hoggarty aus dem Sinn und richteten uns ſo bequem ein, wie möglich.

Reiche und vornehme Leute nehmen ſich mehr Zeit, ihre Kinder zu Chriſten zu machen, als wir Armen, und ſo wurde denn auch der kleine Lord Poynings erſt im Juni getauft. Pathen waren ein Herzog und der Staatsſecretär, Mr. Edmund Preſton, ſowie die gütige Lady Jane Preſton, von welcher ich ſchon früher geſprochen. Sie hatte längſt von der Geſchichte meiner Frau gehört und ſie und ihre Schweſter hatten Mary lieb und waren ſehr gut gegen ſie. In der That gab es keinen Menſchen im Hauſe, hoch oder niedrig, der nicht für das liebenswürdige, ſanfte Geſchöpf eingenommen war, und ſelbſt die Lakaien bedienten ſie ſo willig, als ob ſie ihre Herrin geweſen wäre.

Ich will Ihnen was ſagen, lieber Titmarſh, ſagte der Eine zu mir, ich bin Kenner und weiß, was eine Sache iſt — aber wenn ich mein Lebtag eine Lady geſehen habe, ſo iſt es Mrs. Titmarſh. Man kann ſich nicht familiär mit ihr machen — ich habe es verſucht —

Haben Sie das, Sir? fragte ich.

Nun ſehen Sie mich deßhalb nur nicht ſo grimmig an — ich meine nur, man kann nicht ſo mit ihr umgehen, wie etwa mit Ihnen. Sie hat ſo ein gewiſſes Etwas, das einen nicht näher kommen läßt. Und ſelbſt der Kammerdiener Sr. Lordſchaft, ein Menſch, der ſo viele Erfolge gehabt hat, wie nur irgend ein Gentleman in Europa, auch er ſagte neulich, er wolle verdammt ſein —

Mr. Charles, unterbrach ich ihn, beſtellen Sie doch dem Kammerdiener Sr. Lordſchaft, daß er ſich, wenn er ſeinen Platz und ſeine geſunden Knochen lieb

Die ſchönen Züge ſchauen ſie mit Luſt,
Und können an der Schrift nicht ſatt ſich ſehen.
Nur Bradamante, zu Meliſſens Preis,
Freut ſich im Stillen, daß ſie alles weiß.

99.

Ob Rüd'ger ſchon nicht ſo wie Bradamante
Von allem wußte, fiel ihm dennoch bei,
Wie Atlas oft ihm Hippolyten nannte
Und vor den Enkeln immer pries auf's Neu'.
Wer ſagt, was Karl für Artigkeit verwandte,
Daß jeder mit dem Feſt zufrieden ſei?
Der Tiſch muß ob der Speiſen Laſt ſich biegen,
Und nimmer gehen Spiel und Scherz verſiegen.

100.

Zu Fuß und Roß beſtehn den Kampf die Ritter,
Bald Paar- bald Schaarweis, wie in ernſter Schlacht;
Wohl tauſend Lanzen gehn des Tags in Splitter;
Da nimmt man einen Helden wohl in Acht.
Freund Rüd'ger findet keine Waffe bitter,
Er ſiegt in jedem Kampf, bei Tag und Nacht.
Im Stechen, Tanzen und in jedem Werke
Zeigt er, ſich oben haltend, ſeine Stärke.

101.

Am letzten Tag, da juſt der Gäſte Schaar
Die feierliche Mahlzeit zu ſich nahm,
Und zu des Kaiſers Seiten ſaß das Paar,
Die Braut zur Rechten, links der Bräutigam,
Geſchah's, daß auf die vollen Tiſche dar
Quer durch das Feld geſprengt ein Ritter kam,
Ein hoher Mann, von trotziger Gebärde,
In ſchwarzer Wehr, auf einem ſchwarzen Pferde.

hat, nicht unterſtehen ſoll, in Gegenwart meiner Frau ein Wort auszuſprechen, das ein Diener nicht im Beiſein ſeiner Herrin ſagen dürfte. Bedenken Sie, daß ich ein Gentleman bin, wenn auch ein armer, und daß ich den Erſten, der ihr zu nahe tritt, umbringe.

Aber indem ich mit meinem Muth prahle, vergeſſe ich zu ſagen, welches Glück mir Mary's Verhalten brachte.

Mr. Preſton bot ihr am Tauftage erſt eine Note von fünf, dann eine von zwanzig Pfund an, die ſie beide ausſchlug. Aber ſie lehnte das Geſchenk nicht ab, welches ihr die beiden Damen zuſammen machten, und dies war meine Befreiung aus der Schuldhaft. Lord Tiptoff's Anwalt bezahlte alle meine Schulden und machte mich zum freien Manne.

Ach, wer beſchreibt das Glück dieſes Tages und das heitere Mittageſſen, das wir in Lord Tiptoff's Hauſe, in Mary's Zimmer, einnahmen und nach welchem der Lord und Mylady herauf kamen, um mir die Hand zu ſchütteln.

Ich habe mit Preſton geſprochen, dem Herrn, mit welchem Sie jenen denkwürdigen Streit hatten, und er hat Ihnen verziehen, obgleich er im Unrecht war, und hat mir verſprochen, etwas für Sie zu thun, ſagte der Lord. Wir gehen demnächſt nach ſeiner Beſitzung in Richmond, und verlaſſen Sie ſich darauf, Mr. Titmarſh, wir werden dafür ſorgen, daß er Sie nicht vergißt.

Das wird ſchon Mrs. Titmarſh thun, denn Edmund iſt ganz bezaubert von ihr, ſagte Mylady.

Mary erröthete, ich lachte, und wir fühlten uns

Alle ſehr glücklich. Bald darauf erhielt ich von Richmond aus ein Schreiben, welches mir anzeigte, daß ich als vierter Beamter mit einem Jahrgehalt von achtzig Pfund im Bureau des Schnur- und Siegellack-Amtes angeſtellt wäre.

Hier ſollte meine Erzählung vielleicht ſchließen, denn ich war endlich glücklich geworden und habe ſeitdem, Gott ſei Dank, den Mangel nicht wieder kennen gelernt; aber Gus beſteht darauf, ich ſolle erzählen, wie ich den Platz in dem obengenannten Amte wieder aufgab und aus welchem Grunde. Die vortreffliche Lady Jane Preſton iſt ja längſt heimgegangen, Mr. Preſton iſt in Folge eines Schlaganfalles ebenfalls geſtorben, und ſo iſt's wohl kein Unrecht, wenn ich den Vorgang mittheile.

Die Sache war nämlich die, daß ſich Mr. Preſton ernſtlicher in Mary verliebt hatte, als ſich Jemand von uns gedacht, ja ich bin überzeugt, er hatte ſeinen Schwager nur nach Richmond eingeladen, um der Amme ſeines Neffen den Hof machen zu können; denn eines Tages, als ich dorthin kam, um ihm für die Stelle zu danken, die er mir verſchafft, und von Charles in das Gebüſch am Fluſſe gewieſen wurde, fand ich, ſo wahr ich lebe, Mr. Preſton auf dem Kiesgange knieend, und vor ihm ſtand Mary, die den kleinen Lord auf dem Arme trug.

Geliebtes Weſen, erhören Sie mich, und ich mache Ihren Mann zum Conſul von Timbuktu! Er ſoll niemals Etwas davon erfahren, ich verſichere Sie, er kann niemals Etwas davon erfahren; darauf gebe ich Ihnen mein Wort als Cabinets-Miniſter. Ach ſehen Sie mich nicht ſo muthwillig an! Beim Himmel, Ihre Augen bringen mich um!

Mary, die mein Kommen bemerkt hatte, brach in helles Lachen aus und lief den Abhang hinab, wobei der kleine Lord anfing zu krähen und ſeine kleinen fetten Händchen in die Luft ſtreckte. Mr. Preſton, der ein ſchwerfälliger Mann war, richtete ſich langſam auf und machte, als er mich erblickte, ein Geſicht, ſo drohend, wie der feuerſpeiende Krater des Aetna. Er trat zurück, verlor das Gleichgewicht und rollte in das Waſſer hinab, das den Garten begrenzte. Daſſelbe war zum Glück nicht tief, und pruſtend und huſtend, ebenſo erſchrocken wie wüthend, tauchte er ſogleich wieder auf.

Sie verdammter, undankbarer Hallunke, was haben Sie hier zu ſtehen und zu lachen? rief er mir zu.

Ich erwarte Ihre Befehle für Timbuktu, Sir, ſagte ich mit einem neuen Gelächter, in welches Lord Tiptoff und ſeine Frau, die jetzt ebenfalls herbei kamen, einſtimmten. Mr. James, der Lakai, ſprang herzu und half Mr. Preſton vollends aus dem Waſſer.

O, du alter Sünder! rief Lord Tiptoff, als ſein Schwager den Abhang herauf kletterte. Wird dein Herz denn ewig ſo flatterhaft bleiben, du romantiſcher, apoplektiſcher, unmoraliſcher Menſch?

Mr. Preſton eilte, blau vor Wuth, davon und mißhandelte ſeine Frau den ganzen Monat hindurch.

Jedenfalls hat Titmarſh der unglücklichen Neigung unſres Freundes eine Stelle zu verdanken, und da Mrs. Titmarſh ihren Anbeter nur auslacht, ſo iſt eben Niemand ein Schaden geſchehen, ſagte Lord Tiptoff. Es iſt ein böſer Wind, der Niemand Gutes zuweht, Sir — wiſſen Sie.

Ein Wind, der auch mir, bei aller Hochachtung vor Ew. Lordſchaft, nichts Gutes zuführen ſoll, entgegnete ich. Ich habe in den vergangenen zwei Jahren gelernt, daß man ſich nicht Freunde mit dem ungerechten Mammon machen darf, und daß aus ſolchen Freundſchaften nichts Gutes für rechtſchaffene Menſchen hervorgehen kann. Man ſoll von Samuel Titmarſh niemals ſagen, daß er eine Stelle bekommen hat, weil ein vornehmer Mann in ſeine Frau verliebt war. Und wäre dieſe Stelle zehnmal einträglicher, ich würde jeden Tag erröthen müſſen, wenn ich beim Eintritt in das Bureau an die gemeinen Mittel dächte, durch die mein Glück begründet wurde. Sie haben mich frei gemacht, Mylord, und mich dadurch, Gott ſei Dank, in die Lage verſetzt, zu arbeiten. Ich kann durch Hilfe meiner Freunde leicht einen Platz als Commis finden und mit dieſem und dem Einkommen meiner Frau können wir ehrlich und rechtlich vor den Augen der Welt leben.

Ich ſprach dieſe lange Rede mit einiger Lebhaftigkeit, denn ich muß geſtehen, ich war gar nicht beſonders erbaut, daß Se. Lordſchaft mich fähig hielt, in irgend einer Weiſe mit der Schönheit meiner Frau zu ſpeculiren.

Lord Tiptoff wurde zuerſt roth und machte ein ärgerliches Geſicht, dann reichte er mir die Hand.

Sie haben Recht, Titmarſh, und ich habe Unrecht, ſagte er. Im Vertrauen geſtanden, ich halte Sie für einen braven Mann, und Sie ſollen durch Ihre Bravheit nicht zu Schaden kommen, das verſpreche ich Ihnen.

Und ſo geſchah es. Ich bin in dieſem Moment Lord Tiptoff's Verwalter und ſeine rechte Hand. Außerdem bin ich ein glücklicher Vater, meine Frau iſt in der ganzen Gegend geliebt und geachtet, und Gus Hoskins — Theilhaber des Ledergeſchäftes ſeines Vaters — iſt mein Schwager und durch ſeine Schwänke und Schnurren der Liebling aller ſeiner Neffen und Nichten.

Was Mr. Brough betrifft, ſo würde ſeine Geſchichte allein einen Band füllen. Seit ſeinem Verſchwinden aus London iſt er auf dem Continent berühmt geworden, wo er tauſend Rollen geſpielt und alle Wechſelfälle des Glücks durchgemacht hat. Eins wenigſtens muß man an dem Manne achten: ſeinen unerſchütterlichen Muth; und wenn man ſieht, wie ſeine Familie an ihm hängt, kann man ſich, wie ſchon früher geſagt, der Vermuthung nicht erwehren, daß doch etwas Gutes an ihm ſein muß.

Auch Roundhand's Schickſale möchte ich nur leiſe berühren. Der Prozeß Roundhand contra Tidd iſt noch in Jedermanns Gedächtniß, aber ich habe nie begriffen, wie der poetiſche Bill Tidd an dieſer dicken, abſcheulichen, gemeinen Mrs. Roundhand, die alt genug war, um ſeine Mutter zu ſein Gefallen finden konnte.

Sobald es uns wieder gut ging, machten Mr. und Mrs. Grimes Wapſhot Verſuche, ſich mit uns auszuſöhnen, und Mr. Wapſhot theilte mir mit, wie gemein Mr. Smithers ſich in der Brough'ſchen Angelegenheit benommen. Auch Smithers ließ es ſich, als ich einmal nach Somerſetſhire kam, angelegen ſein, mir entgegen zu kommen, aber ich wies, wie ſchon geſagt, Alles kurz ab.

Er war es, ſagte Mr. Wapſhot, welcher Mrs. Grimes (Mrs. Hoggarty hieß jetzt ſo) den Rath gab, Weſt-Diddleſex-Actien zu kaufen, weil er eine ſehr bedeutende Proviſion erhielt. Sobald er aber fand, daß Mrs. Hoggarty in die Hände Brough's gerieth, und er (Smithers) in die Gefahr kam, die Einnahme zu verlieren, welche er aus den Prozeſſen mit ihren Pächtern und aus der Verwaltung ihrer Ländereien zog, beſchloß er, ſie den Klauen dieſes Nichtswürdigen zu entreißen, und kam deßhalb nach London. Auch gegen mich wendete er ſeine verläumderiſche Zunge, fügte Mr. Wapſhot hinzu, aber es gefiel dem Himmel, ſeine gemeinen Pläne zu vereiteln. In den Verhandlungen wegen des Brough'ſchen Bankerotts durfte Mr. Smithers nicht erſcheinen, weil dann ſicherlich ſein eigener Antheil an den Geſchäften der Geſellſchaft zur Sprache gekommen ſein würde, und während ſeines Fernbleibens von London wurde ich der Gatte, der glückliche Gatte Ihrer Tante. Aber obgleich ich das Mittel geweſen bin, mein theurer Sir, Mrs. Wapſhot der Gnade zuzuführen, ſo kann ich doch nicht läugnen, daß ſie Fehler beſitzt, die mein ganzer geiſtlicher Einfluß nicht auszurotten vermochte. Sie iſt karg, Sir, karg mit ihrem Gelde, ſo daß ich nicht den wohlthätigen Gebrauch von ihrem Vermögen machen kann, wie ich als Geiſtlicher ſollte; ſie überwacht jeden Schilling und giebt mir nicht mehr, als eine halbe Krone Taſchengeld wöchentlich. Auch von ſehr heftiger Gemüthsart iſt ſie, und während des erſten Jahres unſrer Verbindung habe ich mit ihr gekämpft, ja ich habe ſie gezüchtigt, aber ihre Hartnäckigkeit und Ausdauer behielten, wie ich geſtehen muß, den Sieg. Ich mache ihr keine Vorſtellungen mehr, ſondern bin ein geduldiges Lamm in ihrer Hand, und ſie thut mit mir, wie es ihr gefällt.

Mr. Wapſhot ſchloß die Erzählung damit, daß er eine halbe Krone von mir borgte (es war im Jahre 1832 im Somerſet-Kaffeehauſe am Strand, wo er mich aufſuchte), und ich ſah ihn damit in den gegenüberliegenden Gin-Laden gehen, den er eine halbe Stunde ſpäter ſo vollſtändig betrunken verließ, daß er in der Straße herüber und hinüber taumelte.

Er ſtarb im nächſten Jahre, und ſeine Wittwe, die ſich jetzt Mrs. Hoggarty Grimes Wapſhot auf Caſtel Hoggarty nannte, erklärte, daß am Grabe dieſes Heiligen aller irdiſche Groll vergeſſen ſein ſollte, und machte den Vorſchlag, gegen eine allerdings anſtändige Vergütung, zu uns zu ziehen. Aber wir, meine Frau und ich, lehnten dieſes Anerbieten reſpectvoll ab, und noch einmal änderte ſie ihr Teſtament, das ſie noch einmal zu unſern Gunſten abgefaßt hatte, nannte uns undankbares Geſindel und gemäſtete Bedientenſeelen und vermachte all ihr Hab' und Gut den iriſchen Hoggarties. Eines Tages aber, als ſie meine Frau mit Lady Tiptoff im Wagen fahren ſah und hörte, daß wir bei dem großen Ball in Tiptoff Caſtle geweſen wären und ich auf dem beſten Wege ſei, ein reicher Mann zu werden, änderte ſie ihren Plan noch einmal. Sie ließ mich an ihr Sterbebett kommen und vermachte mir die Beſitzungen Slopperton und Squaſhtail nebſt ihren geſammten fünfzehnjährigen Erſparniſſen. Friede ihrer Aſche! Sie hat mir ein ſchönes Vermögen hinterlaſſen.

Obgleich ich nun ſelbſt nicht Schriftſteller bin, ſo behauptet doch mein Vetter Michael (der regelmäßig, wenn es ihm mit dem Gelde knapp geht, für einige Monate zu uns kommt), meine Erinnerungen könnten von Nutzen für das Publicum ſein (ich fürchte faſt, er meint damit ſich ſelbſt), und wenn dem ſo iſt, ſo ſoll es mich freuen, ihm und dem Publicum zu dienen. Damit nehme ich denn Abſchied von allen meinen Leſern und bitte ſie, mit ihrem Gelde, wenn ſie welches haben, vorſichtig umzugehen, noch viel vorſichtiger aber mit dem ihrer Freunde. Sie mögen ſich ſtets ſagen, daß bedeutende Vortheile auch mit bedeutenden Wagniſſen verbunden ſind, und daß der große, erfahrene Capitaliſt ſich nicht mit vier oder fünf Procent begnügen würde, wenn er mit Sicherheit mehr bekommen könnte. Vor Allem warne ich meine Leſer, ſich nicht in Speculationen einzulaſſen, die ſie nicht ganz klar überſchauen können und deren Leiter nicht vollſtändig offen und ehrlich zu Werke gehen.

# Julia von Trécoeur.

Von

**Octave Feuillet.**

(geb. 1821.)

Revue des deux mondes, 1. März 1872.

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Amélie Godin.**

102.

Und dieß war Rodomont, der ſeit der Schmach,
Die er vom Fräulein auf dem Steg erfuhr,
Kein Roß beſtieg und keine Lanze brach,
Und einſam lebt' in einer Höhle nur,
Bis daß ein Jahr, ein Monat und darnach
Ein Tag verfloſſen, wie er damals ſchwur.
So pflegten ſelber, ſolcher Fehler wegen,
Sich jene Ritter Strafen aufzulegen.

103.

Er hatte wohl in dieſer Zeit gehört,
Wie's zwiſchen Karln und ſeinem Herrn gegangen;
Doch blieb er, Wort zu halten, unbewehrt,
Und that, als hätt's ihn gar nichts angegangen.
Doch als das ganze Jahr ſich umgekehrt,
Der ganze Mond, der ganze Tag vergangen,
Da kam er, neu verſehn mit Roß und Speer
Und Schwert und Rüſtung, an den Hof daher.

104.

Er ſteigt nicht ab, er mag das Haupt nicht neigen,
Er legt kein Zeichen ſeiner Ehrfurcht dar,
Ja, die Gebärde ſoll Verachtung zeigen
Dem Kaiſer und der ganzen edlen Schaar.
Man ſtarrt ihn an, betäubt, in tiefem Schweigen,
Denn ſolche Frechheit iſt doch wunderbar.
So Mahl wie Rede muß man unterbrechen,
Und hören, was der Störenfried will ſprechen.

105.

Kaum ſieht er Karln und Rüdigern vor ſich,
Als er mit lauter, ſtolzer Stimme ſchreit:
Der Fürſt von Sarza, Rodomont, bin ich,
Und fordre, Rüd'ger, dich heraus zum Streit.

# I.

Alle, die, gleich uns, Raoul von Trécoeur in ſeiner frühen Jugend kannten, glaubten ihn zu großer Berühmtheit beſtimmt. Er war ungewöhnlich begabt: noch ſind zwei oder drei Skizzen und einige hundert Verſe von ihm vorhanden, die Meiſterhaftes verſprachen; er war aber ſehr reich und hatte eine ſehr ſchlechte Erziehung erhalten: ſo ſchlug er raſch zum Dilettanten um. Gleich den meiſten Männern ſeiner Generation jedem Pflichtgefühle fremd, ließ er ſich zügellos durch ſeine Inſtincte fortreißen, die, zum Glück für die Andern, mehr lebhaft als bösartig waren. Als er daher in voller Jugend ſtarb, wurde ſeine rückſichtsloſe Hingabe an Alles, was ihm angenehm war, allgemein nur bedauert. Man ſagte: der arme Junge hat Niemanden geſchadet, als ſich ſelbſt; dies war übrigens nicht richtig.

Trécoeur hatte ſich, fünfundzwanzig Jahre alt, mit ſeiner Couſine, Clotilde von Pers, vermählt, einem trefflichen und anmuthigen Mädchen, dem vom Weltkinde Nichts eigen war, als elegante Manieren. Frau von Trécoeur lebte mit ihrem Manne in einer Region unerquicklicher Stürme, worin ſie ſich heimathlos und gleichſam erniedrigt fühlte. Er quälte ſie mit ſeinen

Gewiſſensbiſſen faſt eben ſo ſehr, als mit ſeinen Fehltritten. Mit Recht betrachtete er ſie als einen Engel, weinte zu ihren Füßen, wenn er einen Verrath an ihr begangen, und klagte verzweifelt, daß er ihrer unwürdig, daß er das Opfer ſeines Temperamentes ſei und in einem Jahrhundert ohne Treu und Glauben das Licht erblickt habe. Eines Tages drohte er, ſich im Zimmer ſeiner Frau das Leben zu nehmen, wenn ſie ihm nicht verzeihe; natürlich verzieh ſie ihm. Dieſe ganze Dramatik peinigte Clotilden in ihrem entſagungsvollen Leben. Sie hätte ein ſtilleres Unglück, eines ohne Phraſen vorgezogen.

Sämmtliche Freunde ihres Mannes hatten ſich in ſie verliebt und große Hoffnungen auf ihre Verlaſſenheit gebaut; aber treuloſe Männer ſchaffen nicht immer ſchuldige Frauen. Oft iſt ſogar das Gegentheil der Fall, ſo wenig iſt dieſe arme Welt den Geſetzen der Logik unterworfen. Mit Einem Worte — Frau von Trécoeur blieb nach dem Tode ihres Mannes erſchöpft und gebrochen, aber fleckenlos am Strande zurück.

Aus dieſer traurigen Verbindung war eine Tochter Namens Julia entſproſſen, die ihr Vater trotz Clotildens Abwehr auf das Aeußerſte verzogen hatte. Die Abgötterei des Herrn von Trécoeur für ſeine Tochter war bekannt, und die Welt verzieh ihm mit ihrer gewöhnlichen Schlaffheit des Urtheils gern ſeine ſchmähliche Lebensweiſe um dieſes Verdienſtes willen, das nicht immer ein ſolches iſt. Es iſt in der That nicht ſehr ſchwer, ſeine Kinder zu lieben; man braucht nur kein Unmenſch zu ſein. Die Liebe zu ihnen iſt an ſich ſelbſt keine Tugend: ſie iſt eine Leidenſchaft, die, wie alle ihres Gleichen, gut oder böſe wird, je nachdem man ihr Herr oder ihr Knecht iſt. Es läßt ſich ſogar denken, daß es keine Leidenſchaft giebt, die für das Gute oder das Böſe fruchtbarer wäre, als dieſe.

Julia ſchien großartig begabt; aber ihr glühendes und frühreifes Naturell hatte ſich, Dank der väterlichen Erziehung, kreuz und quer entwickelt, wie in einem Urwalde. Sie war ein kleines, brünettes, blaſſes Geſchöpf, geſchmeidig, ſchlank, mit großen blauen Augen voll Feuer, krauſem ſchwarzem Haar und herrlich geſchwungenen Brauen. Ihr Benehmen war gewöhnlich zurückhaltend und hochfahrend; im Familienkreiſe legte ſie aber dieſe majeſtätiſche Haltung ab, um auf dem Teppiche Rad zu ſchlagen. Sie erfand ſich ihre Spiele ſelbſt. Den Geſchichtsunterricht überſetzte ſie ſich in kleine Dramen mit Volksreden, Dialogen, Muſik und vor Allem mit Wagenrennen. Trotz ihrer ernſthaften Mienen hatte ſie ihre Anwandlungen von Eulenſpiegelei, und parodirte die Leute, die ihr mißfielen, auf das Grauſamſte.

Die Gefühle mitleidiger Rührung, welche die Bekümmerniſſe ihrer Mutter dem jungen Herzen einflößten, kämpften ſeltſam mit der leidenſchaftlichen Vorliebe, die ſie ihrem Vater erwies. Oft ſah ſie ihre Mutter weinen; dann warf ſie ſich wie ein Knäuel zu ihren Füßen und blieb dort ſtundenlang ſtumm und regungslos, das feuchte Auge auf ſie gerichtet, indem ſie von Zeit zu Zeit eine Thräne von ihrer Wange aufſog. Niemals fragte ſie, warum ſie weinte. Offenbar hatte ſie, wie viele Kinder, irgend ein Echo der häuslichen Schmerzen erfaßt. Ohne Zweifel durchſchaute ihr lebhafter Verſtand die Vergehen ihres Vaters; aber ſie betete dieſen Vater an, den ſchönen, geiſtreichen, großherzigen, tollen Cavalier, ſie war ſtolz darauf, ſeine Tochter zu ſein; ſie zitterte vor Freude, wenn er ſie an ſein Herz zog. Ihn konnte ſie weder richten, noch tadeln. Er war ein höheres Weſen. Sie begnügte ſich, das ſanfte, liebliche Geſchöpf, das ihre Mutter und voll Leides war, nach ihren Kräften zu bedauern und zu tröſten.

Im Umgangskreiſe der Frau von Trécoeur galt Julia einfach als ein kleines Scheuſal. Die „lieben Damen“, wie ſie Jene nannte, welche die Donnerſtage ihrer Mutter zierten, erzählten einander entrüſtet die Auftritte poſſenhafter Nachäffung, womit das Kind ihr Erſcheinen und Verſchwinden begleitete. Die Herren hielten ſich für begünſtigt, wenn ſie nicht irgend einen ſeidenen Lappen auf dem Rücken mit hinwegtrugen. Dieß Alles machte Herrn von Trécoeur unendlichen Spaß. Wenn ſeine Tochter mit einem halben Dutzend Stühle eines jener olympiſchen Spiele aufführte, welche alle Piano's der Nachbarſchaft verſtimmten, rief er: Julia! Du machſt nicht Lärm genug! Zerſchlage eine Vaſe! — Und ſie zerſchlug eine Vaſe, worauf ihr Vater ſie voll Entzücken küßte.

Dieſe Art der Erziehung nahm einen ernſteren Charakter an, als das Kind heranwuchs und ein Mädchen wurde. Die Zärtlichkeit des Vaters erhielt einen Ton von Galanterie. Er nahm ſie mit in den Park, zu den Rennen, ins Theater. Sie hatte keinen Einfall, dem er nicht zuvorkam, indem er ihn übertraf. Mit dreizehn Jahren beſaß ſie ihre eigenen Pferde, ihren Groom, einen Wagen mit ihrem Namenszuge. Bereits erkrankt, vielleicht im Gefühl des nahenden Todes, überſchüttete der Unglückliche dieſe geliebte Tochter mit Pfändern ſeiner verhängnißvollen Zuneigung. Er erſtickte ſo jeden Wunſch durch vorzeitige Ueberſättigung, als hätte er ihr nur das Eine Verlangen nach der verbotenen Frucht übrig laſſen wollen.

Julia beweinte ihn mit raſender Leidenſchaftlichkeit und widmete ſeinem Andenken einen glühenden Cultus. Sie hatte ein eigenes Zimmer, das ſie mit Bildern ihres Vaters und mit tauſend perſönlichen Erinnerungszeichen füllte, die ſie mit ſelbſtgepflegten Blumen umgab.

Wie die meiſten Mädchen, die ſich mit einem Verwandten verbinden, hatte Frau von Trécoeur ſehr jung geheirathet. Sie war mit achtundzwanzig Jahren Wittwe, und ihre Mutter, Baronin Pers, die nicht allein noch lebte, ſondern ſogar zu den Lebendigſten gehörte, zögerte nicht lange, in zarter Weiſe auf das Paſſende einer zweiten Heirath hinzuweiſen. Nachdem ſie die praktiſchen, wirklich ganz verſtändigen Gründe erſchöpft hatte, welche ſolchen Entſchluß rathſam erſcheinen ließen, ging die Baronin zu Gründen des Gefühls über. — Wirklich, meine arme Tochter, ſagte ſie, du haſt bisher deinen Antheil an irdiſchem Glücke nicht gehabt. Ich möchte nichts Schlimmes über deinen Mann ſagen, da er todt iſt, aber, unter uns, er war ein Unthier — mein Gott! ganz köſtlich zu Zeiten, das gebe ich dir zu — er hat es mir ſelbſt angethan — wie alle dieſe Taugenichtſe — aber ſonſt ſchauderhaft — ſchauderhaft! Nun ja! ich will gewiß nicht behaupten, daß die Ehe jemals ein Stand reiner Glückſeligkeit iſt — trotzdem iſt ſie immer noch das Beſte was man bisher ausfindig gemacht hat, damit Leute von guter Art ihr Leben anſtändig genießen können. Du biſt in der Blüte der Jahre — du biſt eine angenehme, ſehr angenehme Erſcheinung — und, beiläufig geſagt, würdeſt du daran Nichts einbüßen, wenn du deine Röcke hinten etwas beſſer aufbauſchteſt, mit einer gehörigen Unterlage — denn du weißt ja nicht einmal mehr, was man trägt, du armes Schäfchen — Siehſt du! nun ja! es iſt ein Greuel — aber am Ende, was will man machen? Man darf nicht auffallen — Kurz, ich wollte nur ſagen, daß du noch Alles beſitzeſt was man braucht, und ſogar mehr als man braucht, um einen Gatten zu feſſeln — das heißt, wenn es welche gibt, die ſich feſſeln laſſen, — was ich doch glauben möchte. — Man müßte übrigens an der Vorſehung verzweifeln, wenn ſie uns nach all unſern Prüfungen nicht einige Entſchädigung vorbehielte — es iſt ſchon ein offenbarer Beweis ihrer Güte, daß du wieder voller wirſt, mein armer Liebling! Küſſe deine Mutter — Nun, wann werden wir dieſe hübſche Frau verheirathen?

In den Schmeicheleien, welche die Baronin an ihre Tochter richtete, lag keine mütterliche Uebertreibung. Ganz Paris betrachtete ſie mit den Augen ihrer Mutter. Nie war ſie ſo anziehend erſchienen, und doch war ſie es ſtets in hohem Grade geweſen. Nach dem Frieden der Trauerzeit zeigte ihre Erſcheinung die glänzende Friſche einer ſchönen Frucht in voller Reife. Ihre ſchwarzen Augen voll ſchüchterner Zärtlichkeit, ihre reine, von prachtvollen, natürlichen Flechten umrahmte Stirne, ihre Schultern von roſigem Marmor, die eigenthümliche Anmuth einer jugendlichen und zugleich ſchönen, liebevollen und keuſchen Matrone — dies Alles mit tadelloſem Rufe und einer Rente von ſechzigtauſend Franken gepaart, mußte wohl Freier anlocken. In der That erhob ſich deren eine Legion. Die Vernunft, ſelbſt die öffentliche Meinung, welche ihrem Manne und ihr ſelbſt Gerechtigkeit hatte widerfahren laſſen, drängte zu einer zweiten Heirath. Ihre perſönlichen Gefühle, ſo groß deren natürliche Zartheit auch war, boten kein Hinderniß, denn ihr Herz kannte nur Wahrheit. Sie war ihrem Manne treu geweſen, ſie hatte dieſem unſeligen Gefährten ihrer Jugend bittere Thränen geweiht, aber er hatte ihre Zuneigung ermüdet und erſchöpft, und ohne ſich jemals dem anklagenden Nachrufe ihrer Mutter gegen Herrn von Trécoeur anzuſchließen, empfand ſie doch, daß ihr keine andere Pflicht gegen ihn geblieben war, als das Gebet.

Dennoch blieb ſie Monat um Monat Wittwe und fuhr fort, den Bitten der Baronin einen Widerſtand entgegen zu ſetzen, deſſen verborgene Urſache dieſe vergebens zu enträthſeln verſuchte. Eines Tages aber glaubte ſie, auf der Spur zu ſein. Geſtehe mir die Wahrheit, ſagte ſie zu ihr. Du fürchteſt Julia zu verletzen. Das wäre aber doch reiner Wahnſinn, meine Tochter. Du kannſt nach dieſer Seite hin kein ernſtliches Bedenken hegen. Julia iſt von Hauſe aus ſehr reich und bedarf deines Vermögens nicht. In drei oder vier Jahren wird ſie ſich ſelbſt verheirathen (beiläufig geſagt, wünſche ich ihrem Manne viel Vergnügen), und nun bedenke, in welch angenehmer Lage du dann ſein wirſt — O Himmel, ſoll es denn nie ein Ende nehmen? Erſt die Noth mit dem Vater und jetzt mit der Tochter! — Ei, mein Gott, mag ſie doch nach Herzensluſt den Bildern und Sporen ihres Papa's Kapellen errichten, das iſt ihre Sache; ich werde ihr darin wahrhaftig keine Concurrenz machen; aber ſie ſoll uns wenigſtens leben laſſen! Wie, du könnteſt nicht über dich verfügen, ohne ſie um Erlaubniß zu fragen? Ei, wenn du ihre Sklavin biſt, liebes Kind, dann ſetze mich vor die Thüre; du könnteſt Nichts thun, was ihr angenehmer wäre, denn ſie kann mich nicht riechen, deine Fräulein Tochter! — Und am Ende, ganz im Ernſt, was kann es ihr ſchaden, wenn du dich wieder verheiratheſt? Ein Stiefvater iſt keine Stiefmutter! Das macht einen großen Unterſchied. Ihr Stiefvater wird liebenswürdig gegen ſie ſein — alle Männer werden liebenswürdig gegen ſie ſein — das prophezeie ich ihr! — ſie kann ſich völlig beruhigen! Nun, gieb es wenigſtens zu, das iſt's was dich zurückhält.

Nein, Mutter, ich verſichere dich, ſagte Clotilde.

Und ich verſichere dich, es iſt dennoch ſo, meine Tochter. Höre, willſt du, daß ich mit Julia ſpreche und den Verſuch mache, ſie zur Vernunft zu bringen? —

Ich gäbe ihr lieber die Ruthe, aber wenn es nicht anders iſt —!

Mein armes liebes Mütterchen, erwiderte Clotilde, muß ich dir Alles ſagen? Sie kniete vor der Baronin nieder.

Gewiß, mein Töchterchen, ſage mir Alles — aber bringe mich nicht zum Weinen, ich bitte dich — iſt das, was du mir zu ſagen haſt, ſehr traurig?

Nicht ſehr heiter.

Mein Gott! — Nun, ſprich nur.

Vor Allem, Mutter, geſtehe ich dir, daß ich perſönlich kein Bedenken haben würde, mich wieder zu verheirathen.

Das glaube ich gern. — Warum auch? Das fehlte gerade noch!

Was Julia betrifft, die ich vergöttere, die mich ſehr liebt und auch dich lieb hat, was du auch ſagen magſt —

Vom Gegentheil überzeugt, ſagte die Baronin. Einerlei. Fahre fort.

Was Julia betrifft, ſo habe ich mehr Vertrauen zu ihrem Verſtande und zu ihrem guten Herzen, als du. Trotz der exaltirten Zärtlichkeit, die ſie ihrem Vater bewahrt, bin ich überzeugt, daß ſie meinen Entſchluß begreifen und ehren würde und mich deßhalb nicht weniger lieben, namentlich wenn ihr Stiefvater ihr nicht perſönlich zuwider wäre, denn du kennſt ja die Heftigkeit ihrer Sympathieen und Antipathieen.

Ob ich ſie kenne! ſagte die Baronin bitter. Nun, man muß dieſer lieben Kleinen eine Liſte all dieſer Herren vorlegen, dann kann ſie ſelbſt für dich wählen.

Das wäre unnütz, meine gute Mutter, ſagte Clotilde. Die Hauptperſon hat ihre Wahl getroffen, und ich bin überzeugt, daß Julia damit nicht unzufrieden wäre.

Nun, wenn das iſt, mein Liebling, ſo geht ja Alles von ſelbſt!

Ach nein. Ich muß dir etwas ſagen, was mich tief beſchämt: -- der einzige Mann unter Allen, die wir kennen, welcher — der Einzige, welcher mir gefallen könnte, iſt zugleich der Einzige, der mich nie geliebt hat.

Dann iſt es ein Vandale! das kann nur ein Vandale ſein! — Nun, wer iſt's?

Ich ſagte es dir ja, armes Mütterchen, der einzige unſerer Freunde, der nicht in mich verliebt iſt.

Bah! wer denn? Dein Vetter Pierre?

Nein — aber du ſtreifſt daran.

Herr von Lucan! rief die Baronin. Der mußte es ſein! Dieſe Perle! Mein Gott, liebe Kleine, wie unſer Geſchmack übereinſtimmt! Er iſt reizend, dein Lucan, ganz reizend. — Gieb mir einen Kuß. — Suche nicht weiter, nicht weiter; gerade das iſt's, was wir brauchen!

Aber, Mutter, er will mich ja nicht haben!

Schön! Nun will er dich nicht! — was für Thorheiten! was weißt du davon? Haſt du ihn etwa gefragt? Uebrigens iſt das ganz unmöglich, liebe Kleine, — ihr ſeid von aller Ewigkeit her für einander geſchaffen. Er iſt liebenswürdig, fein, von gutem Ton, reich, geiſtvoll, Alles mit Einem Worte, Alles!

Nur kein Anbeter, liebe Mutter.

Die Baronin ſtritt von Neuem gegen eine ſo unglaubliche Unwahrſcheinlichkeit, bis Clotilde ihr eine Reihe von Thatſachen und Einzelnheiten vorführte, welche keiner Illuſion mehr Raum ließen. Die betroffene Mutter mußte ſich in die ſchmerzliche Ueberzeugung ergeben, es exiſtire wirklich im Weltall ein Mann von ſo ſchlechtem Geſchmacke, daß er ihre Tochter nicht liebe, und daß dieſer Mann unglücklicher Weiſe Herr von Lucan ſei. Tief nachgrübelnd über dieſes unerhörte Räthſel, deſſen Löſung indeſſen nicht lange auf ſich warten laſſen ſollte, kehrte ſie in ihr Haus zurück.

## II.

Georg René von Lucan war mit Pierre von Moras, dem Vetter Clotildens, eng befreundet. Beide waren in ihrer Kindheit und Jugend, auf Reiſen und ſogar im Felde Gefährten geweſen, denn als ſie ein Zufall zur Zeit des Bürgerkrieges in die vereinigten Staaten führte, fanden ſie die Gelegenheit günſtig, die Feuertaufe zu empfangen. Während dieſer fern vom Vaterlande brüderlich getheilten Kriegsgefahren hatte ſich ihre Freundſchaft noch tiefer befeſtigt. Dieſe Freundſchaft war ohnehin ſchon längſt von einer ſeltenen Innigkeit, Stärke und Zartheit. Sie ſchätzten einander gegenſeitig ſehr hoch, und hatten Urſache dazu. Uebrigens glichen ſie ſich in keiner Beziehung. Pierre von Moras war hoch gewachſen, blond wie ein Skandinavier, ſchön und ſtark wie ein Löwe, aber wie ein gutmüthiger Löwe. Lucan war brünett, feingebaut, elegant, ernſt. In ſeinem ſtolzen, etwas düſtern Blicke, ſeinem kühlen, leiſen Ton, ſelbſt in ſeinem Gange lag eine mit Ueberlegenheit gepaarte Anmuth, die beherrſchte und bezauberte.

In geiſtiger Hinſicht waren ſie einander nicht weniger unähnlich: der Eine war Lebemann, unbedingter und ruhiger Skeptiker, und hatte eine Tänzerin zur Geliebten, ohne ſich viel aus ihr zu machen. Der Andere trotz ſeiner äußeren Ruhe ſtets erregt, romantiſch, leidenſchaftlich, beſtändig von Liebe und Religionsfragen gequält. Nach der Rückkehr aus Amerika

Verräther deines Königs nenn' ich dich,
Und bin noch heute zum Beweis bereit,
Daß du, treuloſer Mann, auf keine Weiſe
Zu ehren biſt in dieſem Ritterkreiſe.

106.

Zwar liegt am Tage deine Schurkerei,
Du biſt ja Chriſt, und kannſt es nicht verneinen;
Doch daß ſie mehr noch offenkundig ſei,
Will ich im Felde gegen dich erſcheinen.
Auch nehm' ich's an, wenn einer oder zwei,
Ja vier und ſechſe für dich ſtehn der Deinen.
Denn jedem, der für dich zu reden wagt,
Will ich beweiſen, was ich dir geſagt. —

107.

Auf dieſe Worte hob, mit Karl's Vergönnen,
Der edle Rüd'ger ſich vom Sitz, und ſprach,
Ihm, ſo wie allen, die ihn treulos nennen,
Geb' er den Lügner in den Hals mit Schmach.
Es werd' ihn Niemand rechtlich tadeln können,
Daß er die Treue ſeinem König brach.
Er ſei bereit, es jedem zu beweiſen,
Daß er gewandelt in des Rechtes Gleiſen.

108.

Er führe gerne ſelber ſeine Kriege
Und brauche keine fremde Ritterhand;
Ihm woll' er zeigen, daß ihm Einer gnüge,
Vielleicht zu viel noch ſei zum ſchweren Stand.
Im ganzen Kreis iſt keiner, welcher ſchwiege,
Reinald, der Graf, und Gryph und Aquilant
Mit ihrem Vater, Dudo'n und Marfiſen
Stehn auf für Rüd'gern alle wider dieſen.

hatte Pierre von Moras den Freund bei ſeiner Couſine Clotilde eingeführt, und von dieſem Augenblicke an gab es wenigſtens zwei Punkte, worüber ſie vollkommen einig waren: tiefe Achtung für Clotilden und tiefe Abneigung gegen ihren Mann. Indeſſen beurtheilte Jeder von ihnen Herrn von Trécoeur's Charakter und Betragen auf ſeine Weiſe. Für den Grafen Pierre war Trécoeur einfach ein ſchlimmer Geſelle; für Herrn von Lucan war er ein Verbrecher!

Warum Verbrecher? ſagte Pierre. Iſt es ſeine Schuld, daß er mit allen Flammen der Hölle in Mark und Bein geboren wurde? Ich gebe zu, daß ich ihn jedesmal todtſchlagen möchte, wenn ich Clotildens rothe Augen ſehe; aber ich würde dabei nicht zorniger ſein, als beim Zertreten einer Schlange. Wenn dieſer Mann nun einmal ſo geſchaffen iſt!

Du machſt mich ſchaudern, erwiderte Lucan. Mit ſolchem Grundſatze wird kurzweg Verdienſt, Wille, Freiheit, mit Einem Worte, die ganze ſittliche Welt vernichtet. Wenn wir nicht, wenigſtens in hohem Maße, Herren unſerer Leidenſchaften ſind, wenn unſere Leidenſchaften uns verhängnißvoll beherrſchen, wenn ein Mann nach dem Belieben ſeiner Inſtincte nothwendiger Weiſe gut oder böſe, verrätheriſch oder treu, ein Ehrenmann oder ein Schurke iſt, dann ſage mir doch, ich bitte dich, weßhalb du mich mit deiner Achtung und Freundſchaft beehrſt? Ich habe kein größeres Anrecht darauf, als der Nächſte Beſte, als Trécoeur ſelbſt.

Vergebung, mein Freund, ſagte Pierre ernſthaft: in der Pflanzenwelt ziehe ich eine Roſe der Diſtel vor; in der moraliſchen Welt ziehe ich dich einem Trécoeur vor. Du biſt ein Ehrenmann; daran erfreue ich mich, und habe Vortheil davon.

O, Beſter, du biſt vollſtändig im Irrthum, entgegnete Lucan. Ich ward im Gegentheil mit abſcheulichen Inſtincten, mit dem Keime zu jedem Laſter geboren.

Wie Sokrates.

Richtig, wie Sokrates. Und hätte mir nicht mein Vater zur rechten Zeit die Ruthe gegeben, und wäre meine Mutter keine Heilige geweſen, hätte ich ſchließlich nicht ſelbſt ſehr energiſch meinen Willen zum Diener meines Gewiſſens gemacht, ſo wäre ich ein Böſewicht ohne Treu und Glauben.

Es bürgt aber Nichts dafür, daß du nicht eines Tages zum Böſewichte wirſt, lieber Freund. Es lebt Keiner, der nicht zur gegebenen Stunde ein Böſewicht werden könnte. Alles hängt von der Stärke der Verſuchung ab. Du ſelbſt, trotz all deiner Inſtincte der Ehre und Würde, biſt du ganz ſicher, nie einer Verſuchung zu begegnen, welche über dieſelben Herrſchaft gewinnt? Kannſt du dir zum Beiſpiel nicht den Fall denken, daß du ein Weib bis zu dem Grade liebſt, um ein Verbrechen zu begehen?

Nein, ſagte Lucan; und du?

Ich — ich habe dabei kein Verdienſt — ich habe keine Leidenſchaften; — ich bin troſtlos darüber, aber ich habe keine. Ich bin ganz exemplariſch geboren. Du erinnerſt dich an meine Kindheit: ich war ein Muſterknabe. Jetzt bin ich ein muſterhafter Mann, das iſt der ganze Unterſchied — und das macht mir gar keine Mühe. Wollen wir zu Clotilden gehen?

Gehen wir!

Und ſie gingen zu Clotilden, welche der Freundſchaft dieſer beiden wackern Menſchen durchaus würdig war. Sie wurden dort mit ausgezeichneter Rückſicht empfangen, ſogar von Fräulein Julia, welche dem Einfluß dieſer bevorzugten Naturen bis zu einem gewiſſen

Grade unterworfen ſchien. Uebrigens lag in der Haltung und Ausdrucksweiſe Beider eine vollendete Eleganz, welche offenbar den feinen Geſchmack und die Künſtlerinſtincte des Kindes befriedigte. Während der erſten Zeit ihrer Trauer miſchte ſich eine gewiſſe Wildheit in Julia's Stimmung; wenn ihre Mutter Beſuch empfing, verließ ſie haſtig den Salon, um ſich in ihr Zimmer einzuſchließen, nicht ohne den Ueberläſtigen hochmüthiges Mißfallen an den Tag zu legen. Vetter Pierre und ſein Freund genoſſen allein den Vorzug, gut empfangen zu werden; ſie hatte ſogar die Gnade, ſich aus ihrem Zimmer in das ihrer Mutter zu begeben, wenn ſie Beide anweſend wußte.

Es gab alſo für Clotilden gute Gründe zu der Annahme, daß ihre Vorliebe für Herrn von Lucan den Beifall ihrer Tochter gewinnen würde; leider noch beſſere, um zu bezweifeln, daß Herrn von Lucan's Abſichten mit den ihrigen übereinſtimmten. In der That hatte er ſich ihr gegenüber nicht nur allezeit in den Grenzen der zurückhaltendſten Freundſchaft bewegt, ſondern dieſe Zurückhaltung noch fühlbar geſteigert, ſeit ſie Wittwe geworden. Lucan legte immer weitere Zeiträume zwiſchen ſeine Beſuche; er ſchien ſogar mit beſonderer Sorgfalt jede Gelegenheit des Alleinſeins mit Clotilden zu vermeiden, als hätte er die geheimen Empfindungen der jungen Frau errathen und ſei darauf bedacht, ſie zu entmuthigen. Dieß waren die leider nur allzu bezeichnenden Symptome, welche Clotilde ihrer Mutter vertraut hatte.

An demſelben Tage, an welchem die Baronin dieſe peinlichen Aufklärungen erhielt, fand zwiſchen den beiden Freunden eine Unterredung über das gleiche Thema ſtatt. Der Graf von Moras und George von Lucan hatten des Morgens einen gemeinſchaftlichen Spaziergang in den Park gemacht, und Lucan war ſchweigſamer als ſonſt geweſen. Im Augenblick, als Beide auseinander gehen wollten, ſagte er: à propos, Pierre, es iſt mir unbehaglich — ich werde reiſen.

Reiſen! wohin denn?

Ich gehe nach Schweden. Ich habe immer Luſt gehabt, Schweden einmal zu ſehen.

Wie ſonderbar! — Bleibſt du lange aus?

Zwei bis drei Monate.

Wann reiſeſt du ab?

Morgen.

Allein?

Ganz allein. Ich treffe dich heute Abend im Club, nicht wahr?

Die ſeltſame Zurückhaltung dieſes Geſprächs hinterließ im Geiſte des Herrn von Moras ein Gefühl von Staunen und Unruhe. Er konnte es nicht aushalten, und zwei Stunden ſpäter war er bei Lucan. Beim Eintreten ſah er Reiſevorbereitungen. Lucan ſchrieb in ſeinem Cabinet.

Höre Beſter, ſagte der Graf, wenn ich zudringlich bin, ſo ſage mir's ehrlich; aber dieſe übereilte Reiſe hat keinen Sinn — Im Ernſt, was giebt es? Willſt du dich etwa jenſeits der Grenze ſchlagen?

Pah! — dann würde ich dich mitnehmen, das weißt du doch!

Eine Frau alſo?

Ja, ſagte Lucan trocken.

Entſchuldige meine Zudringlichkeit, und adieu.

Habe ich dich verletzt, lieber Freund? fragte Lucan, indem er ihn zurückhielt.

Ja, ſagte der Graf. Ich verlange gewiß nicht, in deine Geheimniſſe einzudringen, — aber ich bin außer Stande, den Ton von Zwang, faſt von Feindſeligkeit zu begreifen, womit du mir hinſichtlich dieſer Reiſe antworteſt. Uebrigens iſt dies nicht das erſte Zeichen ſolcher Art, welches mich betrübt und betroffen macht: ſeit einiger Zeit biſt du offenbar mir gegenüber verlegen; es ſieht aus, als wäre ich dir läſtig, als genirte dich unſere Freundſchaft — und der grauſame Gedanke erfaßt mich, daß dieſe Reiſe nur eine Form ſei, ihr ein Ziel zu ſetzen.

Großer Gott! murmelte Lucan. — Nun wohl! fuhr er mit etwas bewegter Stimme fort, ich muß dir alſo die Wahrheit ſagen. Ich hoffte, du würdeſt ſie errathen — es lag ſo nahe — deine Couſine Clotilde iſt nun bald zwei Jahre Wittwe — dies iſt, ſo viel ich weiß, die durch die Sitte geheiligte Friſt — Ich kenne deine Gefühle, du kannſt dich jetzt mit ihr vermählen und thuſt daran überaus Recht. Nichts erſcheint mir richtiger, natürlicher, würdiger für euch Beide. — Ich verſichere dich, daß meine Freundſchaft dir treu und ungetheilt bleibt; aber ich bitte dich, es gut zu heißen, wenn ich mich für einige Zeit entferne. Das iſt Alles.

Herr von Moras ſchien den Sinn dieſer Rede nur mit unglaublicher Mühe zu faſſen; er ſtand, nachdem Lucan aufgehört hatte, zu ſprechen, einige Secunden mit erſtaunter Miene und geſpanntem Blick, als ſuche er das Wort eines Räthſels, dann erhob er ſich raſch und ergriff Lucan's beide Hände: Ah! das iſt hübſch! ſagte er mit gerührtem Ernſt — und, nachdem er ihm von Neuem herzlich die Hand gedrückt, fuhr er heiter fort: Wenn du übrigens in Schweden bleiben willſt, bis ich mit Clotilden verheirathet bin, dann kannſt du dich dort anbauen und ſogar Wurzel ſchlagen, denn ich ſchwöre dir, daß du lange dort bleiben wirſt!

Wäre es möglich, daß du — ſie nicht liebteſt? fragte Lucan halblaut.

Ich liebe ſie im Gegentheil ungemein, ich ſchätze und bewundere ſie — aber ſie iſt für mich eine Schweſter, einzig nur eine Schweſter. — Ganz köſtlich iſt es aber, mein Beſter, daß es immer mein Traum geweſen iſt, dich und Clotilde mit einander zu verbinden; nur leider erſchienſt du mir ſo kalt, ſo gar nicht bemüht um ſie, ſo ſpröde, namentlich in letzter Zeit — Mein Gott, Georg, wie bleich du geworden biſt!

Der Erfolg dieſer Unterredung war, daß ſich Herr von Lucan, ſtatt nach Schweden abzureiſen, einige Augenblicke ſpäter zur Baronin Pers begab, der er ſeine Wünſche darlegte, und die, während ſie ihn anhörte, der Spielball eines zauberiſchen Traumes zu ſein wähnte. Doch barg ſich unter ihrem flatterhaften Weſen ein zu lebhaftes Gefühl der eigenen Würde und der ihrer Tochter, als daß ſie die Freude, die ſie faſt erſtickte, vor Herrn von Lucan zum Ausbruch gelangen ließ. So ſehr ſie auch dieſes Ideal von Schwiegerſohn ſofort an ihr Herz zu drücken wünſchte, vertagte ſie dennoch dieſe Befriedigung und begnügte ſich, ihm ihre perſönliche Sympathie auszuſprechen. Uebrigens ſchloß ſie ſich Herrn von Lucan's natürlicher Ungeduld in ſo weit an, daß ſie ihm rieth, noch denſelben Abend Frau von Trécoeur zu beſuchen, deren perſönliche Gefühle ihr unbekannt wären, die aber jedenfalls den beabſichtigten Schritt mit der Achtung und Rückſicht aufnehmen würde, welche einem Manne von ſeinem Verdienſt gebührten. Sobald die Baronin allein war, ergoß ſie ſich in einem von Thränen bethauten Selbſtgeſpräch; übrigens machte ſie ſich ein ganz auserleſenes kleines mütterliches Feſt daraus, Clotilden Nichts zu ſagen und ihr die ganze Süßigkeit dieſer Ueberraſchung zu gönnen.

Das Herz der Frauen iſt unendlich zarter organiſirt, als das unſrige. Die unabläſſige Uebung, worin ſie es erhalten, entwickelt Fähigkeiten von ſolcher Feinheit, ſolchem Scharfſinn, daß der trockene Verſtand denſelben niemals gleich kommt; dies erklärt auch, weßhalb ihre Ahnungen zutreffender und weniger ſelten ſind, als die unſrigen. Es ſcheint, daß ihre ſtets geſpannte und vibrirende Empfindung durch geheimnißvolle Strömungen benachrichtigt wird, und daß ſie früher erräth als begreift. Als Herr von Lucan gemeldet wurde, durchblitzte ſie gleichſam ſolch ein geheimer elektriſcher Strom, und trotz aller Einwendungen des Gegentheils, die ſich ihres Geiſtes bemächtigten, empfand ſie, daß ſie geliebt wurde und daß er kam, ihr das zu ſagen. Sie ließ ſich in ihren großen Lehnſtuhl nieder, indem ihre beiden Hände das ſeidene Kleid zuſammenfaßten, mit der Bewegung eines Vogels, der mit den Flügeln ſchlägt.

Die ſichtliche Verwirrung Lucan's vollendete ihre Ueberzeugung und ihre Wonne. Bei Männern dieſer Art, voll mächtiger Leidenſchaft, aber ſtreng in ſich gehalten, an Selbſtbeherrſchung gewöhnt, ruhig und unerſchrocken, iſt Verwirrung erſchreckend oder bezaubernd.

Nachdem er überflüſſiger Weiſe geäußert, daß der Schritt, den er zu thun dächte, ein ungewöhnlicher Schritt ſei, fuhr er fort: Gnädige Frau, die Frage, welche ich an Sie richten werde, bedarf zur Beantwortung der Ueberlegung, das weiß ich; — auch möchte ich Sie anflehen, mir nicht ſchon heute zu antworten, um ſo mehr, als es mir allzu peinlich wäre, eine ungünſtige Entſcheidung aus Ihrem eigenen Munde zu vernehmen.

Mein Gott! Herr von Lucan — ſagte Clotilde halblaut.

Ihre Frau Mutter, welche ich die Ehre hatte im Laufe des Tages zu ſprechen, gnädige Frau, hat mich — bis zu einem gewiſſen Grade gütigſt ermuthigt — zu hoffen, daß Sie mir Ihre Achtung ſchenken — daß Sie wenigſtens nicht gegen mich eingenommen ſeien —

Was mich betrifft, gnädige Frau, ſo — Mein Gott, mit Einem Worte, ich liebe Sie, und träume auf Erden kein größeres Glück als das, welches Sie mir gewähren könnten. Sie kennen mich ſeit langer Zeit. Ich habe Ihnen Nichts über mich zu ſagen. — Und nun werde ich warten. —

Sie hielt ihn durch ein Zeichen zurück und verſuchte zu ſprechen, aber ihre Augen verſchleierten ſich unter Thränen. Sie barg den Kopf in ihre Hände und murmelte: Vergebung! ich bin ſo wenig glücklich geweſen. Ich weiß kaum, was das iſt!

Lucan kniete ſtill vor ihr nieder, und als ihre Blicke ſich begegneten, füllten ſich ihre beiden Herzen plötzlich wie zwei Becher.

Sprechen Sie, mein Freund, fuhr ſie fort. Sagen Sie mir noch einmal, daß Sie mich lieben! Ich war ſo entfernt davon, es zu glauben. — Und weßhalb? — und ſeit wann?

Er erklärte ihr ſeinen Irrthum, ſeinen ſchmerzlichen Kampf zwiſchen der Liebe zu ihr und der Freundſchaft für Pierre.

Der arme Pierre, ſagte Clotilde, — ein ſo trefflicher Menſch! Aber wahrhaftig — nicht entfernt —

Dann lächelte ſie über ſeine Schilderung der Herzensangſt, des tödtlichen Zweifels, welcher ihn in jenem Augenblicke ergriffen hatte, wo er Entſcheidung über ſein Schickſal von ihr forderte; ſie war ihm in dieſem Moment mehr als je wie ein bezauberndes, geheiligtes Weſen erſchienen, ſo hoch über ihm, daß ſein Anſpruch, von ihr geliebt zu ſein, ihr Gatte zu werden, ihm plötzlich wie eine Art frevelnder Thorheit vorgekommen war.

O Gott, ſagte ſie, welche Vorſtellung machen Sie ſich denn von mir? — Das erſchreckt mich! Ich glaubte im Gegentheil, zu einfach, zu ſchwunglos für Sie zu ſein; ich ſagte mir, daß Sie Hang zu romantiſchen Leidenſchaften, zu großartigen Abenteuern hegen — Sie ſehen ein wenig darnach aus, auch hört man Aehnliches über Sie — und ich bin ſo wenig eine Frau ſolcher Art!

In Folge dieſer leiſen Aufforderung theilte er ihr Einiges über ſeine — im alltäglichen Sinne — ſtürmiſche Vergangenheit mit, die ihm Nichts zurückgelaſſen, als Enttäuſchungen und Ueberdruß. Doch war ihm, ehe er ihr begegnete, nie der Gedanke gekommen, ſich zu verheirathen; in Betreff der Liebe wie der Freundſchaft war ſeine Phantaſie von einem allerdings etwas romantiſchen Ideale erfüllt, deſſen Verwirklichung er von der Ehe nicht erhoffte. Er hätte es freilich in großartigen Abenteuern ſuchen können, wie ſie geſagt; aber er liebte Ordnung und Würde und hatte das Unglück, nicht im Kriege mit ſeinem Gewiſſen leben zu können. So war ſeine Jugend geweſen. Sie fragen mich, warum ich Sie liebe? fuhr er mit Hingebung fort: ich liebe Sie, weil Sie allein zwei Empfindungen meines Herzens zu vereinigen verſtanden, die ſich ſtets unter grauſamen Kämpfen um ſeinen Beſitz geſtritten, Leidenſchaft und Ehrenhaftigkeit. — Ehe ich Sie kannte, hatte ich nie einer dieſer Empfindungen nachgegeben, ohne durch die andere namenlos elend zu ſein. Beide ſchienen mir ſtets unvereinbar. Nie gab ich mich der Leidenſchaft ohne Gewiſſensbiſſe hin; nie widerſtand ich ihr ohne Reue. Stark oder ſchwach, war ich immer unglücklich und gequält — Sie allein ließen mich begreifen, daß man mit der ganzen Glut und der ganzen Würde ſeiner Seele zugleich lieben kann, und ich wählte Sie, weil Sie liebevoll und wahr, weil Sie ſchön und rein ſind — Pflicht und Reiz, Liebe und Achtung, Rauſch und Ruhe zugleich. — Deßhalb liebe ich Sie — ſolch ein Weib, ſolch ein Engel ſind Sie für mich, Clotilde!

Sie athmete ſeine Worte ein, halb vorgebeugt, himmliſches Staunen im Auge.

Aber es ſcheint — wer hätte es nicht erfahren? — daß menſchliches Glück gewiſſe Gipfel nicht erreichen kann, ohne den Blitzſtrahl herabzurufen. — Inmitten ihrer Entzückung fuhr Clotilde plötzlich zuſammen und empor. Sie hatte einen erſtickten Schrei gehört, dem das dumpfe Geräuſch eines Falles folgte. Sie eilte durch das Zimmer, öffnete die Thüre und ſah zwei Schritte vor ſich im anſtoßenden Salon Julia auf dem Fußboden ausgeſtreckt.

Es ward ihr klar, daß das Kind, im Begriff einzutreten, einige der letzten Worte aufgefangen, und daß der Gedanke, den Platz ihres Vaters von einem Andern eingenommen zu ſehen, die junge, leidenſchaftliche, hiervon ganz unerwartet betroffene Seele bis in den Grund erſchüttert hatte. Julia wurde in ihr Zimmer getragen; Clotilde folgte dahin und verlangte mit ihr allein zu bleiben. Während ſie ihr unter Küſſen und Liebkoſungen jede Sorgfalt widmete, erwartete ſie nicht ohne furchtbare Herzensangſt den erſten Blick ihrer Tochter. Dieſer Blick richtete ſich Anfangs wie zerſtört, dann mit einer Art ſcheuer Starrheit auf ſie; das Kind ſtieß ſie leiſe zurück; es ſammelte ſich, und je mehr ſich in ſeinem Auge Klarheit des Gedankens ausprägte, je deutlicher konnte die Mutter darin einen heftigen Kampf widerſprechender Gefühle leſen. — Ich bitte dich, ich beſchwöre dich, mein Töchterchen, flüſterte Clotilde, deren Thränen Tropfen um Tropfen auf das ſchöne blaſſe Geſicht des Kindes fielen. — Plötzlich umfaßte Julia ihren Hals, zog ſie an ſich und küßte ſie wild: Du haſt mir ſehr weh gethan, ſagte ſie, o, ſehr weh! mehr als du glauben kannſt — aber ich habe dich ſehr lieb — ſehr lieb! ich will dich lieben — ich will! ich will es immer

### 109.

Als Bräut'gam, ſagen ſie zu ſeinem Frommen,
Dürf' er die eigne Hochzeit nimmer ſtören.
Doch Rüd'ger läßt ſie nicht zu Worte kommen
Und will nichts von der ſchnöden Ausflucht hören.
Die Waffen, dem Tartaren einſt genommen,
Bringt man, und eilig läßt er ſich bewehren.
Die Sporen ſchnallt ihm Roland feſt zum Streite,
Karl gürtet ihm das Schwert an ſeine Seite.

### 110.

Nun wird der Panzer ihm zurechtgemacht
Von Braut und Schweſter, ſammt den andern Schienen.
Das edle Roß wird vom Aſtolf gebracht,
Des Dänen Sohn will ihm am Bügel dienen,
Indeß Reinald und Nayms, nicht eben ſacht,
Das Volk verſcheuchend auf der Bahn erſchienen,
Um ſie zu ſäubern zu dem ernſten Streit,
Zu welchem man ſie immer hielt bereit.

### 111.

Erbleichend ſtehn die Mädchen und die Frauen,
Verzagt, gleich einem bangen Taubenflug,
Den zu dem Neſt von körnerreichen Auen
Ein fürchterlicher Sturm zurückeſchlug,
Der Blitz und Donner bringt und mächt'ges Grauen,
Und Hagelſchlag aus ſchwerem Wolkenzug.
Sie bangen ſehr für Rüdigern und weinen,
Den ſie dem Heiden nicht gewachſen meinen.

### 112.

Daſſelbe nimmt das Volk, und in der Runde
Der größte Theil der Herrn und Ritter an.
Sie denken noch an jene Schreckensſtunde,
Wie in Paris, allein, der grimme Mann

thun — ich verſichere dich! — Sie brach in Schluchzen aus, und Beide weinten lange, feſt an einander geſchmiegt.

Herr von Lucan hatte geglaubt, nach der Baronin Pers ſchicken zu müſſen, welcher er jetzt im Salon Geſellſchaft leiſtete. Als die Baronin erfuhr, was vorgegangen war, äußerte ſie mehr Aufregung als Ueberraſchung: Mein Gott! das habe ich erwartet, lieber Herr von Lucan! Ich hatte Ihnen Nichts davon geſagt, weil wir noch nicht ſo weit waren — aber ich war vollkommen darauf gefaßt! Dieſes Kind wird meine Tochter umbringen. Sie wird zu Ende führen, was ihr Vater ſo gut angefangen hat — denn es iſt ein reines Wunder, daß meine Tochter, nach Allem was ſie gelitten, ſich ſo erholt hat, wie wir ſie jetzt ſehen! — Ich laſſe ſie beiſammen — ich gehe nicht hin — nein, ich gehe nicht hin. — Einmal fürchte ich, meine Tochter ſieht es nicht gern — und dann würde ich mich zu irgend Etwas hinreißen laſſen, das außer meiner Art wäre, ganz ſicher!

Wie alt iſt denn Fräulein Julia? fragte Lucan, der unter dieſen peinlichen Umſtänden ſeine ruhige Höflichkeit bewahrte.

Nun, ſie wird bald fünfzehn Jahre alt, — und beiläufig geſagt, iſt dies kein Unglück, denn, unter uns, ſo kann man am Ende hoffen, daß man ſie in einem oder zwei Jahren auf anſtändige Weiſe los wird. — O! ſie wird ſich leicht verheirathen, ſehr leicht, davon dürfen Sie überzeugt ſein — Erſtens iſt ſie reich, und dann, am Ende, nun ja — ſie iſt ein hübſches Ungeheuer. — Man kann das nicht leugnen, und es fehlt nicht an Männern, welche dieſe Sorte lieben!

Endlich kam Clotilde zurück. So groß ihre innere Bewegung auch ſein mochte, ſie erſchien ruhig, nichts Theatraliſches lag in ihrem Weſen. Mit leiſer, ſanfter

Stimme beantwortete ſie einfach die fieberhaften Fragen ihrer Mutter: ſie blieb überzeugt, daß dieſer Unfall nicht vorgekommen ſein würde, wenn ſie Julien das Ereigniß, welches ein Zufall ihr plötzlich aufgedeckt, mit einiger Vorſicht ſelbſt hätte mittheilen können. Mit trübem Lächeln ſagte ſie dann zu Herrn von Lucan: Dieſe Familienſorgen ſind ſchwerlich von Ihnen vorgeſehen worden, und ich würde es ganz natürlich finden, wenn Ihre Pläne dadurch verändert würden.

Eine lebhafte Angſt malte ſich in Lucan's Zügen. — Wenn Sie Ihre Freiheit von mir zurückfordern, ſagte er, ſo muß ich Ihnen gehorchen; hat aber nur Ihr Zartgefühl geſprochen, ſo verſichere ich Sie, daß Sie mir noch theurer geworden ſind, ſeit ich Sie um meinetwillen leiden, in ſo würdiger Weiſe leiden ſehe.

Sie ſtreckte ihm ihre Hand entgegen, die er ergriff, indem er ſich auf ſie herabneigte.

Ich will Ihre Tochter ſo lieb haben, daß ſie mir verzeihen wird, ſagte er.

Ja, das hoffe ich, erwiderte Clotilde; indeſſen will ſie für einige Monate in ein Kloſter gehen, und ich habe es ihr erlaubt.

Ihre Stimme zitterte, und ihre Augen wurden feucht.

Vergebung, Herr von Lucan, fuhr ſie fort, ich habe noch kein Recht, Ihnen ſo viel Antheil an meinen Kümmerniſſen aufzubürden. — Darf ich Sie bitten, mich mit meiner Mutter allein zu laſſen?

Lucan murmelte einige ehrerbietige Worte und zog ſich zurück. Es war wirklich, wie er geſagt hatte, Clotilde war ihm theurer als je. Noch nichts hatte ihm einen ſo hohen Begriff vom inneren Werthe dieſer jungen Frau gegeben, als ihre Haltung während dieſes traurigen Abends. Im vollen Aufſchwung des Glückes getroffen, war ſie ohne Schrei, ohne Klage niedergeſunken, indem ſie ihre Wunde verſchleierte: ſie hatte vor ihm jene heilige Scheu des Schmerzes bewieſen, die ihrem Geſchlechte ſo ſelten eigen iſt. Er wußte ihr dafür um ſo mehr Dank, als er tiefe Abneigung gegen jene pathetiſchen und ſtürmiſchen Kundgebungen empfand, zu welchen die meiſten Frauen begierig jede Gelegenheit ergreifen, wenn ſie nicht gar vorziehen, dieſelbe herbeizuführen.

## III.

Herr von Lucan war ſeit mehreren Monaten mit Clotilde verheirathet, als das Gerücht ſich in der Welt verbreitete, Fräulein von Trécoeur, das bekannte eingefleiſchte Teufelchen, würde in dem Kloſter des Faubourg Saint-Germain, wohin ſie ſich einige Zeit vor der Vermählung ihrer Mutter zurückgezogen, den Schleier nehmen. Dieſes Gerücht war begründet. Julia hatte anfangs die Disciplin und die Regeln, welchen ſich ſchon die bloßen Penſionärinnen der Schweſterſchaft unterwerfen mußten, ſchwer ertragen; dann wurde ſie nach und nach von einer Glut der Frömmigkeit ergriffen, deren Uebermaß man zu dämpfen genöthigt war. Sie hatte ihre Mutter angefleht, dem unwiderſtehlichen Berufe, den ſie für das Kloſterleben empfinde, kein Hinderniß in den Weg zu legen, und Clotilde hatte ihr mit Mühe das Verſprechen abgewonnen, ihren Entſchluß bis zur Vollendung des ſechzehnten Jahres zu verſchieben.

Das Verhältniß der Frau von Lucan zu ihrer Tochter war ſeit ihrer Verheirathung ſeltſamer Art. Sie beſuchte Julia faſt täglich, und dieſe bewies ihr ſtets eine lebhafte Zärtlichkeit; aber in zwei Punkten, und zwar in den zarteſten, war das junge Mädchen unerbittlich geblieben: ſie hatte ſich nie dazu verſtanden, in das mütterliche Haus zurückzukehren, noch den Gatten ihrer Mutter zu empfangen. Es war ſogar eine lange Zeit hingegangen, ohne daß ſie die geringſte Anſpielung auf Clotildens veränderte Lage äußerte, die ſie zu ignoriren ſich den Anſchein gab. Eines Tages faßte ſie aber, im Gefühl des unerträglichen Zwanges ſolcher Zurückhaltung, endlich ihren Entſchluß, heftete den funkelnden Blick auf ihre Mutter und ſagte: — Nun, biſt du wenigſtens glücklich?

Wie ſoll ich es ſein, antwortete Clotilde, während du Den haſſeſt, den ich liebe?

Ich haſſe Niemand, verſetzte Julia trocken. Wie geht es ihm, deinem Manne?

Von dieſem Tage an erkundigte ſie ſich täglich im Tone gleichgültiger Höflichkeit nach Herrn von Lucan; doch ſprach ſie den Namen des Mannes, der den Platz ihres Vaters eingenommen, nie ohne Zögern und ſichtliches Unbehagen aus.

Inzwiſchen war ſie ſechzehn Jahre alt geworden. Ihre Mutter hatte ein bindendes Verſprechen gegeben. Julia konnte von nun an frei ihrem Berufe folgen und bereitete ſich mit einer feurigen Ungeduld dazu vor, von welcher das ganze Kloſter erbaut war. Als Frau von Lucan eines Morgens die Aengſte, die ihr während dieſer letzten Tage des Aufſchubs das Herz beklemmten, gegen ihren Mann und ihre Mutter ausſprach, ſagte die Baronin: Was mich betrifft, liebe Tochter, ſo geſtehe ich dir, daß ich den Augenblick, welchen du fürchteſt, von ganzer Seele herbeiſehne; — dein Leben ſeit deiner Verheirathung hat ja gar nichts Menſchliches mehr; die Hauptqual aber iſt der Kampf, den du mit der Hartnäckigkeit dieſes Kindes führſt. — Nun denn! iſt ſie erſt eine Nonne, dann hat der Kampf ein Ende, es wird dir leichter ums Herz werden, und bedenke nur, daß ihr in Wirklichkeit nicht mehr getrennt ſeid, als bisher, da dort keine Clauſur beſteht; — was mich betrifft, ſo wäre mir lieber, ſie beſtünde; allein es iſt nun einmal nicht der Fall. — Und dann, warum ſich einem Berufe widerſetzen, in dem ich wahrhaftig eine höhere Hand erkenne? Im Intereſſe des Kindes ſelbſt ſollteſt du dir zu dem Entſchluß Glück wünſchen, den ſie gefaßt. — Ich frage deinen Mann — ſagen Sie ſelbſt, Lieber, was man von einer ſolchen Natur zu erwarten hätte, wenn Sie erſt einmal in die Welt losgelaſſen würde? Welches Unheil würde ſie da anrichten! — Sie wiſſen, was für einen Kopf ſie hat — ein Vulkan! Und, wohlgemerkt, mein Freund, ſie iſt jetzt eine wahre Odaliske. — Sie haben ſie lange nicht mehr geſehen; Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ſie ſich entwickelt hat! — Ich, die ich zweimal in der Woche dieſen Genuß habe, verſichere Sie, daß ſie eine wahre Odaliske iſt, und dabei gekleidet wie eine Göttin. — Uebrigens iſt ſie ſo gut gewachſen, daß ſie weiter gar nichts nöthig hat — werfen Sie ihr irgend einen Vorhang auf gut Glück über den Leib, ſo wird ſie darin ausſehen, als käme ſie aus Worth's Magazin! — Ei, fragen Sie nur einmal Pierre, was er von ihr hält — er wird mit ihrer Gnade beehrt!

Herr von Moras, der eben eintrat, theilte wirklich mit einer ſehr kleinen Anzahl von Hausfreunden das Vorrecht, Clotilden zuweilen nach Julia's Kloſter begleiten zu dürfen.

Nun, mein guter Pierre, fuhr die Baronin fort, wir ſprachen von Julia, und ich ſagte zu meiner Tochter und zu meinem Schwiegerſohn, es ſei ein großes Glück, daß ſie eine Heilige werden wolle, denn ſonſt würde ſie ganz Paris in Flammen ſetzen.

Weßhalb? fragte der Graf.

Weil ſie ſchön iſt wie die Sünde!

Ohne Zweifel, ſie iſt ſehr hübſch, ſagte der Graf ziemlich kühl.

Die Baronin ging mit Clotilden aus, einige Beſorgungen zu machen, und Herr von Moras blieb mit Lucan allein. — Es kommt mir wirklich vor, begann er, als wäre man recht hart gegen dieſe arme Julia.

Wie ſo?

Ihre Großmutter ſpricht von ihr wie von einem verlorenen Geſchöpf! Und was kann man ihr am Ende vorwerfen? Den Cultus, den ſie mit dem Andenken ihres Vaters treibt? Er iſt übertrieben, ich gebe es zu; aber kindliche Liebe iſt kein Laſter, ſo viel ich weiß, wenn ſie auch das Maß überſchreitet. Ihre Gefühle ſind exaltirt; was thut das, wenn ſie großherzig ſind? Iſt das ein Grund, ſie der Unterwelt zu weihen, ſie in ein Verließ zu ſtecken?

Aber du biſt ſonderbar, lieber Freund, wahrhaftig, ſagte Lucan. Was fällt dir nur ein? Wen beſchuldigſt du? Du weißt ja, daß Julia ganz nach ihrem eigenen Willen Nonne wird, daß ihre Mutter troſtlos darüber iſt und es an Nichts fehlen ließ, ſie davon abzubringen. Was mich betrifft, ſo habe ich keinerlei Urſache, ſie zu lieben: ſie hat mir großen Kummer bereitet und thut es noch; aber du weißt ja wohl, daß ich bereit war, ſie als Tochter aufzunehmen, wenn ſie ſich herbeigelaſſen hätte, zu uns zurückzukehren.

O, ich klage weder ihre Mutter an, noch dich, nein, ich ärgere mich nur über die Baronin; ſie iſt abgeſchmackt, ſie iſt unnatürlich! Julia iſt am Ende doch ihre Enkelin, und ſie jubelt, jubelt geradezu bei dem Gedanken, daß das Kind Nonne wird!

Auf mein Wort, ich erkläre dir, daß ich ſehr dazu aufgelegt bin, gleichfalls zu jubeln. Die Lage der

Dinge iſt für Clotilden allzu peinlich; man muß ein Ende machen, und da ich keine andere Löſung ſehe —

Bitte um Entſchuldigung, es gäbe wohl noch eine.

Und welche?

Sie zu verheirathen.

Vortrefflich! Aeußerſt wahrſcheinlich! Und mit Wem?

Der Graf näherte ſich Lucan, ſah ihm gerade ins Geſicht und ſagte verlegen lächelnd: Mit mir.

Sage das noch einmal! rief Lucan.

Du ſiehſt, Beſter, daß ich über und über roth geworden bin, fuhr der Graf fort; ſchone mich alſo. Ich wollte längſt über dieſe zarte Frage mit dir ſprechen, aber es fehlte mir an Muth; da ich ihn endlich gefunden habe, mußt du mir ihn nicht nehmen.

Lieber Freund, ſagte Lucan, laß mich nur erſt zu mir kommen, denn ich falle aus den Wolken. Wie? du haſt dich in Julia verliebt?

Bis über die Ohren, mein Freund.

Nein, dahinter ſteckt etwas, du haſt dieſes Mittel ausfindig gemacht, ſie uns zu nähern, du willſt dich für die Ruhe der Familie opfern.

Ich ſchwöre dir, daß ich ganz und gar nicht an die Ruhe der Familie denke, ſondern einzig an die meinige, die ſehr geſtört iſt, denn ich liebe dieſes Kind mit einer Heftigkeit der Empfindung, die ich nie gekannt habe. Wenn ſie nicht die Meine wird, ſo werde ich mich in meinem Leben nicht darüber tröſten.

So weit iſt es gekommen? rief Lucan verblüfft.

Die Sache iſt ſehr ſchlimm, mein Beſter, erwiderte Herr von Moras. Ich bin geradezu wie behext; wenn ſie mich anſieht, wenn ich ihre Hand berühre, wenn ihr Kleid mich ſtreift, fühle ich ein Rieſeln in allen meinen Adern. Ich hatte von Aufregungen dieſer Art wohl gehört, aber nie dergleichen empfunden. Ich geſtehe dir, daß ſie mich entzücken; zugleich bringen ſie mich aber in Verzweiflung, denn ich kann mir nicht verhehlen, daß tauſend Möglichkeiten für einen unglücklichen Ausgang dieſer Leidenſchaft vorhanden ſind, und es ſcheint mir wirklich, daß ich darüber trauern würde, ſo lange mein Herz ſchlägt.

Welch ſeltſame Fügung! ſagte Lucan, deſſen ganzer Ernſt zurückgekehrt war. Dies iſt ſehr ernſthaft, ſehr bedenklich. — Er ſchritt durch das Zimmer, verſenkt in Betrachtungen, die ziemlich düſterer Art zu ſein ſchienen. — Kennt Julia deine Gefühle? fragte er plötzlich.

Ganz gewiß nicht. Ich würde mir nie erlauben, ſie damit bekannt zu machen, ohne mit dir Rückſprache genommen zu haben. Willſt du mir die Freundſchaft erweiſen, mein Vermittler bei ihrer Mutter zu ſein?

Nun, — ja — recht gerne, ſagte Lucan mit einem gewiſſen Zögern, das ſeinem Freunde nicht entging.

Du hältſt es für überflüſſig, nicht wahr? ſagte der Graf mit gezwungenem Lächeln.

Ueberflüſſig — weßhalb?

Erſtens iſt es ſehr ſpät.

Es iſt etwas ſpät, ohne Zweifel. Julia iſt allerdings gebunden; aber ich habe ſtets einiges Mißtrauen in ihren Beruf geſetzt. — Uebrigens werden für eine ſo ſturmbewegte Phantaſie leicht die aufrichtigſten Entſchlüſſe von geſtern zur Abneigung von heute.

Alſo zweifelſt du, daß — daß ich ihr gefalle?

Warum ſollteſt du ihr nicht gefallen? Dein Aeußeres iſt mehr als angenehm — du biſt zweiunddreißig Jahre alt — Julia ſechzehn — du biſt etwas reicher als ſie — Alles das ſtimmt ſehr gut.

Und weßhalb zögerſt du dann, mir beizuſtehen?

Ich zögere nicht, dir beizuſtehen; nur ſehe ich, daß du heftig verliebt biſt; dies iſt dir ungewohnt, und ich fürchte, dieſer für dich ſo neue Zuſtand könnte dich etwas zu raſch zu einem ſo ernſten Entſchluß, wie die Ehe, beſtimmen. Eine Frau iſt keine Geliebte — kurz, ehe wir einen unwiderruflichen Schritt thun, möchte ich dich bitten, die Sache noch reiflich zu bedenken.

Freund, ſagte der Graf, das will ich nicht, und ich glaube ganz ehrlich, daß ich es nicht kann. Du kennſt meine Anſichten. Die ächten Leidenſchaften behalten das letzte Wort, und ich bin nicht ſicher, ob ſelbſt die Ehre ihnen gegenüber ein ganz ſolider Einwand iſt; ihnen jedoch die Vernunft entgegenzuſetzen, iſt ein bloßer Scherz. — Uebrigens, Lucan, ſage, iſt es denn ſo unvernünftig, ein Weſen zu heirathen, das ich liebe? Ich ſehe nicht ein, warum man ſeine Frau durchaus nicht ſollte lieben dürfen. — Nun? kann ich auf dich rechnen?

Durchaus, ſagte Lucan, indem er ſeine Hand ergriff. Ich habe meine Bedenken geäußert; jetzt bin ich der Deinige. Ich werde gleich mit Clotilden ſprechen. Sie wird ihre Tochter im Laufe des Nachmittags beſuchen. — Komm heute Abend zu Tiſch; aber nimm deine ganze Kraft zuſammen, denn ſchließlich iſt der Erfolg ſehr ungewiß.

Es wurde Herrn von Lucan nicht ſchwer, die Sache des Grafen bei Clotilden mit Erfolg zu führen. Nachdem ſie ihn angehört, nicht ohne ihn mehr als einmal durch Ausrufe des Erſtaunens unterbrochen zu haben, erwiderte ſie: Mein Gott, das wäre einzig! Dieſe Heirath würde nicht nur dem Vorhaben ein Ende machen, das mir am Herzen nagt, ſondern auch jedes Glück mit ſich bringen, das ich mir für meine Tochter nur träumen kann, und die Freundſchaft, welche dich mit Pierre verbindet, müßte zwiſchen ſeiner Frau und dir ganz von ſelbſt mit der Zeit eine Annäherung herbeiführen. Dies Alles wäre gar zu ſchön; aber wie ſoll man einen ſo vollſtändigen, ſo plötzlichen Umſchlag in Julia's Geſinnungen hoffen? Sie wird mich mit meiner Botſchaft nicht einmal zu Ende kommen laſſen!

Clotilde verließ das Haus, bebend vor Bangigkeit. Sie fand Julia in ihrem Zimmer, allein vor einem Spiegel, wo ſie ihr Novizenkleid anprobirte: Binde und Schleier, welche ihr üppiges Haar bergen ſollten, lagen auf dem Bette; ſie trug nur die lange Tunica von weißer Wolle, deren Falten ſie eben ordnete. Als ſie ihre Mutter eintreten ſah, erröthete ſie; dann fing ſie an zu lachen: Wie eine Kunſtreiterin, nicht wahr, Mutter?

Clotilde antwortete nicht; ſie hatte die Hände flehend gefaltet und weinte, während ſie den Blick auf ſie heftete. Julia fühlte ſich von dieſem ſtummen Schmerze mitergriffen, zwei Thränen glitten aus ihren Augen, ſie ſtürzte ihrer Mutter um den Hals, dann ſagte ſie, indem ſie ihr einen Seſſel zuſchob: Was willſt du? Auch mir thut es im Grunde ein wenig leid, denn ich habe eigentlich das Leben geliebt — aber, ganz abgeſehen von meinem Berufe, der ſehr entſchieden iſt, gehorche ich einer wirklichen Nothwendigkeit — es giebt für mich keine andere Möglichkeit der Exiſtenz, als dieſe! — ich weiß wohl, daß es meine eigene Schuld iſt; ich war etwas thöricht. — Ich hätte dich gar nicht verlaſſen, oder wenigſtens gleich nach deiner Verheirathung zu dir zurückkehren ſollen — jetzt, nach Monaten, nach Jahren ſogar, frage ich dich, ob das noch möglich iſt! Erſtens würde mich die Verlegenheit umbringen. — Denke mich deinem Manne gegenüber! — Welches Geſicht ſollte ich machen? Und dann muß er mich verabſcheuen — der Knoten iſt einmal geſchürzt. Wer weiß was ich ſelbſt bei ſeinem Widerſehen, in dieſem Hauſe — —! Endlich würde ich euch auf alle Fälle unbeſchreiblich im Wege ſein!

Mit Feu'r und Schwert die halbe Stadt zu Grunde
Gerichtet hat, daß man's noch ſehen kann,
Und ſehen wird auch noch nach vielen Jahren,
Den größten Schaden, den das Reich erfahren.

113.

Doch mehr, als all' die andern Freunde beben,
Bebt Bradamantens Herz, nicht weil ſie meint,
Daß Kraft und Muth, die nur vom Herzen leben,
Im Heiden größer ſeien als im Freund,
Noch weil das Recht, das oft den Sieg gegeben,
Ihr mehr auf Rodomontens Seite ſcheint.
Doch hält ſie ihren Kummer kaum verborgen:
Sie liebt, und darum hat ſie Grund zu ſorgen.

114.

Wie würde ſie ſo gern und ohne Zittern
Für ihn den ungewiſſen Kampf beſtehn,
Und müßte ſie, geopfert, auch dem bittern,
Mehr als gewiſſen Tod in's Auge ſehn!
Nicht tauſend Tode würden ſie erſchüttern,
Wenn's mehr als einmal könnt' an's Sterben gehn,
Eh' ſie den Theuren wollte ziehen laſſen,
Um durch dieß Ungeheuer zu erblaſſen.

115.

Sie weiß kein flehend Wort in ihrem Leide,
Ihn abzubringen von dem feſten Sinn;
Drum ſtellt ſie ſich, zu dumpfer Augenweide,
Mit trübem Blick und kaltem Herzen hin.
Von hier bricht Rüd'ger vor, von dort der Heide,
Und ſenken ihre Speere zum Beginn.
Die Lanzen ſcheinen Eis, wie ſie zerſpringen,
Die Splitter Vögel, die gen Himmel dringen.

Nein, liebes Töchterchen, ſagte Clotilde, keine Seele verabſcheut dich; du würdeſt mit Jubel aufgenommen werden, wie der verlorene Sohn. — Wenn es dir zu ſchwer fällt, in mein Haus zurückzukehren, wenn du dort Unangenehmes zu finden oder mitzubringen fürchteſt — Gott weiß, wie ſehr du dich täuſcheſt! — aber wenn du es einmal fürchteſt, iſt das ein Grund, dich lebendig zu begraben und mir das Herz zu brechen? Könnteſt du nicht in die Welt zurückkehren, ohne bei mir dieſen Verlegenheiten allen zu begegnen, die dich erſchrecken? — Du weißt doch, daß es dafür ein ganz einfaches Mittel giebt!

Welches? ſagte Julia ruhig; mich verheirathen?

Gewiß, erwiderte Clotilde mit gedämpfter Stimme und ſanftem Nicken.

Aber, mein Gott, Mutter, welche Ausſicht! Wenn ich es auch wollte — wovon ich weit entfernt bin — ich kenne ja Niemand und Niemand kennt mich.

Es giebt Jemand, fuhr Clotilde mit wachſendem Bangen fort, Jemand, den du genau kennſt, und der — der dich anbetet.

Julia öffnete ihre Augen weit, erſtaunt und gedankenvoll, nach einer kurzen Pauſe des Nachſinnens fragte ſie: Pierre?

Ja, murmelte Clotilde, bleich vor Aufregung.

Julia's Augenbrauen zogen ſich leicht zuſammen; ſie erhob ihren reizenden Kopf und richtete die Augen einige Secunden gegen die Decke; dann ſagte ſie mit trockenem, ernſtem Tone und leichtem Achſelzucken: — Warum nicht? Ihn ſo gut wie einen Anderen!

Clotilde ſtieß einen leiſen Schrei aus und rief, indem ſie beide Hände ihrer Tochter ergriff: Du willſt? Du willſt wirklich? Iſt es wahr? Du erlaubſt mir, ihm dieſe Antwort zu bringen?

Ja, aber in ein wenig andern Worten, ſagte Julia lachend.

O mein liebes, liebſtes Herzblatt! rief Clotilde, indem ſie Julia's Hand mit Küſſen bedeckte; aber wiederhole mir noch einmal, daß es wirklich wahr iſt — daß du dich morgen nicht anders beſonnen haben wirſt.

Nein, ſagte Julia mit feſtem Tone ihrer ernſten melodiſchen Stimme.

Sie ſann ein wenig und fuhr fort: Er liebt mich wirklich, dieſer große Junge?

Ganz wahnſinnig.

Der Arme! Und er wartet auf Antwort?

Mit Zittern und Beben.

Nun, ſo geh und beruhige ihn! Wir ſprechen morgen weiter darüber. Du wirſt begreifen, daß ich nach ſolch einer Umwälzung nothwendig meinen Kopf ins Gleichgewicht bringen muß; aber ſei ruhig — ich bin entſchieden.

Als Frau von Lucan nach Hauſe kam, erwartete Pierre von Moras ſie im Salon. Er wurde bei ihrem Erſcheinen ſehr bleich. — Pierre! ſagte ſie ganz athemlos, geben Sie mir einen Kuß, Sie ſind mein Sohn! — Reſpectvoll, das bitte ich mir aus, reſpectvoll! fügte ſie lachend hinzu, als er ſie umarmte und an ſeine Bruſt drückte.

Dieſelbe Freudenſcene ſpielte etwas ſpäter mit der Baronin Pers, welche eiligſt herbeigerufen worden war. — Lieber Freund, ſagte die Baronin, ich bin entzückt, ganz entzückt, aber Sie erſticken mich. Ja, ja — Alles iſt recht hübſch, mein Junge — aber Sie erſticken mich buchſtäblich! Mäßigen Sie ſich, Freund, mäßigen Sie ſich. Dieſe liebe Kleine! Das iſt artig von ihr, ſehr artig. Im Grunde hat ſie ein goldenes Herz! — Ueberdies hat ſie auch einen guten Geſchmack — denn Sie ſind ein ſchöner Mann, Beſter, ſehr ſchön! Schließlich hatte ich ſtets eine Ahnung, daß ſie ſich beſinnen würde, ſobald es ans Haarabſchneiden käme — ſie hat auch wirklich bewunderungswürdige Haare, das arme Kind!

Und die Baronin ſchwamm in Thränen; mitten im Schluchzen wendete ſie ſich zum Grafen: Beiläufig geſagt, werden Sie auch nicht gerade unglücklich ſein: ſie iſt eine Göttin!

Obgleich dieſe Familienſcene und namentlich Clotildens Freude Herrn von Lucan lebhaft bewegte, nahm er doch das unverhoffte Ereigniß kaltblütiger. Im Allgemeinen wenig verſchwenderiſch mit öffentlichen Ergüſſen, war er überdies im Grunde der Seele ſorgenvoll und traurig. Die Zukunft dieſer Ehe erſchien ihm äußerſt ungewiß, und in ſeiner tiefen Freundſchaft für den Grafen beunruhigte er ſich ſehr darüber. Ein Gefühl zarter Rückſicht für Julia hatte ihn zurückgehalten, Alles auszuſprechen, was er von dieſem Charakter dachte. Er bemühte ſich, das Urtheil, welches er ſich über ſie gebildet, als ungerecht und parteiiſch zurückzunehmen; aber doch rief er ſich das enfant terrible zurück, welches er früher gekannt, bald aufbrauſend wie ein Sturmwind, bald ſinnend und in düſtere Verſchloſſenheit zurückgezogen; er ſtellte ſie ſich vor, wie man ſie ihm ſeitdem geſchildert, erwachſen, ſchön, ascetiſch; dann ſah er ſie plötzlich ihren Schleier zurückwerfen, wie eine der phantaſtiſchen Nonnen in Robert dem Teufel, und mit leichtem Fuße wieder in die Welt eintreten; aus all dieſen mannichfaltigen Eindrücken ſetzte ſich ihm unwillkürlich eine abenteuerliche, räthſelhafte Geſtalt zuſammen, welche er nur ſchwer mit der Vorſtellung häuslichen Glückes vereinbaren konnte.

Während des ganzen Abends ſprach man in der Familie von den Verwicklungen, welche dieſer Heirathsplan hervorrufen könnte, und von den Mitteln, ſie zu vermeiden. Herr von Lucan ging mit großer Gefälligkeit in dieſe Einzelnheiten ein und erklärte, daß er ſich herzlich gerne allen Anordnungen fügen würde, die den Wünſchen ſeiner Stieftochter entſprächen. Dieſe Vorſicht erwies ſich keineswegs als überflüſſig.

Clotilde war am nächſten Tage ſchon Morgens im Kloſter. Nachdem Julia mit ziemlich ironiſcher Gleichgültigkeit den Bericht ihrer Mutter über das Entzücken und die Glückſeligkeit ihres Bräutigams angehört, ſagte ſie mit ernſterem Ausdruck: Und was meint dein Mann?

Er freut ſich, wie wir Alle.

Ich möchte dich etwas Seltſames fragen: gedenkt er unſerer Hochzeit beizuwohnen?

Ganz wie du wünſcheſt.

Höre, meine gute kleine Mutter, gräme dich nicht im Voraus. — Ich fühle wohl, daß dieſe Heirath uns früher oder ſpäter Alle mit einander vereinigen wird — aber laßt mir Zeit, mich an dieſen Gedanken zu gewöhnen. — Gewähre mir ein paar Monate, um die alte Julia in Vergeſſenheit zu bringen, auch bei mir ſelbſt, — nicht wahr, ſprich, du willſt?

Alles nach deinen Wünſchen, ſagte Clotilde ſeufzend.

Ich bitte dich darum! — Sage ihm, daß ich ihn ebenfalls bitte.

Ich werde es ihm ſagen; aber weißt du, Pierre iſt da.

O, mein Gott! — wo denn?

Ich habe ihn im Garten gelaſſen.

Im Garten! — welche Unvorſichtigkeit, Mutter! Die Damen da werden ihn in Stücke reißen, wie den Orpheus, denn du kannſt glauben, daß er hier nicht im Geruche der Heiligkeit ſteht.

Herr von Moras wurde benachrichtigt und kam eiligſt an. Julia lachte, als er erſchien, was ſeinen Eintritt erleichterte. Während ihres Beiſammenſeins wiederholten ſich die Anfälle dieſes nervöſen Lachens, das den Frauen in ſchwierigen Lagen ſo gut zu Hülfe kommt, mehrere Male. Da Herr von Moras dieſes Hülfsmittels nicht mächtig war, begnügte er ſich, die ſchönen Hände ſeiner Couſine ſchüchtern zu küſſen, und ließ es ſehr an Beredſamkeit fehlen; aber ſeine ſchönen, männlichen Züge ſtrahlten, und ſeine großen blauen Augen waren feucht vor glücklicher Zärtlichkeit. Er ſchien einen günſtigen Eindruck zu hinterlaſſen. — Ich hatte ihn nie von dieſer Seite betrachtet, ſagte Julia zu ihrer Mutter; er iſt wirklich ſehr hübſch — ein prachtvoller Ehemann.

Drei Monate ſpäter fand die Hochzeit im Familienkreiſe ohne jedes Gepränge ſtatt. Der Graf von Moras und ſeine junge Frau reiſ'ten noch denſelben Abend nach Italien ab.

Herr von Lucan hatte zwei bis drei Wochen vorher Paris verlaſſen und ſich tief in der Normandie in einem alten Familienſchloſſe eingerichtet, wohin ihm Clotilde nach Julia's Abreiſe ſo raſch als möglich folgte.

---

## IV.

Baſtville, das Erbgut der Familie Lucan, liegt in geringer Entfernung vom Meere, an der Oſtküſte des normänniſchen Finiſtère. Es iſt ein Herrenſitz mit hohen Dächern und Balcons von geſchmiedetem Eiſen, welcher aus der Zeit Ludwig's XIII. ſtammt und das alte Schloß erſetzt hat, deſſen letzte Reſte dem Parke als Ruinenſchmuck dienen. Das Gebäude birgt ſich in einer ſehr ſchattigen Mulde der Gegend, und eine lange Allee alter Ulmen führt dahin. Die dichten Wälder, welche es faſt von allen Seiten umgeben, verleihen ihm einen eigenthümlich einſamen, melancholiſchen Charakter. Dieſes maſſive Gehölz bezeichnet auf jenem Punkte der Halbinſel die letzte Anſtrengung normänniſcher Vegetation. Sobald man die Grenze desſelben überſchreitet, erſtreckt ſich der Blick plötzlich ohne Hinderniß über die weitgedehnten Heideſtrecken, welche das dreieckige Plateau des Vorgebirges la Hague bilden: Felder voll Heidekraut und Ginſter, Steinwände ohne Mörtel, hier und dort ein Granitkreuz, zur Rechten wie zur Linken die fernen Wogen des Meeres — ſo erſcheint die ernſte, aber großartige Landſchaft, welche ſich plötzlich im vollen Lichte des Himmels ausbreitet.

Herr von Lucan war in Vaſtville geboren. Die poetiſchen Erinnerungen der Kindheit verbanden ſich in ſeiner Phantaſie mit der natürlichen Poeſie dieſes Landſitzes und machten ihm denſelben theuer. Unter dem Vorwande, zu jagen, pilgerte er alljährlich dorthin. Erſt ſeit ſeiner Verheirathung hatte er auf dieſe Herzensgewohnheit verzichtet, um Clotilde nicht zu verlaſſen, die durch ihre Tochter an Paris gefeſſelt war; aber es war ausgemacht, daß ſie ſich, ſobald ſie ihre Freiheit wieder erlangt hätten, für die Dauer einer Saiſon zuſammen in dieſem Verſteck begraben wollten. Clotilde kannte Vaſtville nur aus den enthuſiaſtiſchen Schilderungen ihres Mannes; ſie liebte es auf Treu' und Glauben, und erwartete ſich eine Art Zauberſchloß. Dennoch, als der Wagen, welcher ſie von der Bucht dorthin brachte, beim Einbruche der Nacht zwiſchen die von Wäldern bedeckten Hügel und in die dunkle Allee einlenkte, die ſich nach dem Schloſſe abwärts ſenkt, überrieſelte ſie ein Gefühl von Kälte. Mein Gott, lieber Freund, ſagte ſie lachend, dein Schloß iſt ein Geſpenſterſchloß! Lucan entſchuldigte ſein Schloß ſo gut er konnte, betheuerte jedoch, daß er ganz bereit ſei, es am nächſten

Morgen wieder zu verlaſſen, wenn es ihr nach Sonnenaufgang kein beſſeres Ausſehen zeige.

Bald war ſie entzückt davon. Ihr bis dahin ſo beengtes Glück erblühte zum erſten Male frei in dieſer Einſamkeit und erhellte ihr dieſelbe mit reizendem Lichte. Sie wünſchte ſogar den Winter zu bleiben und Julia, die im Laufe des nächſten Jahres nach Frankreich zurückkehren ſollte, hier zu erwarten. Lucan machte gegen dieſen Plan, der ihm für eine Pariſerin übermäßig heroiſch erſchien, einige Einwendungen, ſtimmte aber endlich bei, da er ſelbſt allzu glücklich war, für den Roman ſeiner Liebe einen ſo romantiſchen Schauplatz gefunden zu haben. Er dachte übrigens an Alles, was den Aufenthalt für Clotilden weniger düſter machen konnte, knüpfte einige Beziehungen mit der Nachbarſchaft an und verſchaffte ſeiner Frau von Zeit zu Zeit die Geſellſchaft ihrer Mutter. Frau von Pers ging gern darauf ein, obgleich ſie im Allgemeinen das Landleben haßte und Baſtville insbeſondere für einen fatalen Ort erklärte. Sie behauptete, dort Töne im Gemäuer und nächtliches Stöhnen im Forſt zu hören. Sie ſchlief dort nur mit Einem Auge und bei zwei brennenden Kerzen. Die herrlichen Felswände, welche die nahen Küſtenufer begrenzen und für welche man ihre Bewunderung zu erregen ſuchte, verurſachten ihr peinliche Aufregung. — Sehr ſchön! ſagte ſie, ſehr wild! äußerſt wild! — Aber es thut mir weh; es kommt mir vor, als wäre ich auf der Thurmſpitze von Notre-Dame. Uebrigens, meine Kinder, verſchönert die Liebe Alles, und ich begreife eure Gefühle vollkommen; nur müßt ihr mich entſchuldigen, wenn ich ſie nicht theile! Nie werde ich mich für dieſe Gegend begeiſtern können! Gewiß liebe ich das Landleben wie Jedermann; aber dieß iſt kein Landaufenthalt, es iſt eine Wüſte, ein ſteiniges Arabien, ich weiß ſelbſt nicht was — und was Ihr Schloß betrifft, lieber Freund, ſo bedaure ich, Ihnen ſagen zu müſſen, daß es eine Mördergrube iſt — Forſchen Sie nur nach, Sie werden finden, daß man hier Jemand umgebracht hat.

Nein, theuerſte Mama, ſagte Lucan lachend; ich bin mit der Chronik meiner Familie genau bekannt und kann Ihnen dafür ſtehen —

Seien Sie überzeugt, mein Freund, daß hier Jemand umgebracht worden iſt — vor Zeiten — Sie wiſſen, wie wenig Umſtände man früher machte! —

Julia ſchrieb ihrer Mutter häufig. Es war ein förmliches Reiſetagebuch, geſchrieben wie von einem Sprühteufelchen, in ſchlagend originellem Stile, worin die Lebhaftigkeit der Eindrücke durch jene Schattirung hochfahrender Ironie gedämpft wurde, die der Verfaſſerin eigen war. Julie ſprach von ihrem Manne ziemlich kurz, wiewohl nichts als Gutes. Meiſtens war ein flüchtiges und freundliches Poſtſcript für Herrn von Lucan beigefügt.

Herr von Moras hielt ſich in ſeinen Schilderungen nüchterner. Er ſchien in Italien nichts zu ſehen als ſeine Frau. Er rühmte ihre Schönheit, die, wie er ſchrieb, in Berührung mit allen Wundern der Kunſt, welche ſie ſich einprägte, noch zugenommen hatte; er rühmte ihren ungewöhnlich guten Geſchmack, ihren Geiſt und ſogar ihren Charakter. In dieſem Punkte ſei ſie ungemein gereift, er finde ſie faſt allzu vernünftig und zu ernſt für ihr Alter. Dieſe Einzelnheiten entzückten Clotilden und befeſtigten einen Frieden in ihrem Herzen, den ſie nie vorher genoſſen.

Des Grafen Briefe waren für die Zukunft eben ſo beruhigend, wie für die Gegenwart. Er halte es für beſſer, ſchrieb er, Julia nicht zur Verſöhnung mit ihrem Stiefvater zu drängen; doch bemerke er, daß ſie dazu geneigt ſei. Er bereite ſie indeſſen mehr und mehr darauf vor, indem er häufig von der alten Freundſchaft erzähle, die ihn mit Herrn von Lucan verbinde, von ihrem früheren Leben, ihren Reiſen und gemeinſam beſtandenen Gefahren. Julia höre dieſen Berichten nicht nur ohne Widerſtreben zu, ſondern rufe ſie ſogar oft hervor, als bereue ſie ihr Vorurtheil und ſuche nach guten Gründen, es aufzugeben. Komm, Pylades, erzähle mir von Oreſt, ſage ſie dann.

Nachdem Herr und Frau von Moras den ganzen Winter und einen Theil des Frühlings in Italien verlebt hatten, gingen ſie nach der Schweiz und ſchrieben nach Hauſe, daß ſie bis Mitte des Sommers dort bleiben würden. Herr und Frau von Lucan dachten daran, dort mit ihnen zuſammenzutreffen und auf dieſe Art eine Annäherung, die von nun an nur noch eine Frage der Form ſchien, raſch herbeizuführen. Clotilde war im Begriff, ihrer Tochter dieſen Plan mitzutheilen, als ſie an einem ſchönen Maimorgen folgenden Brief aus Paris erhielt:

„Geliebte Mutter!

„Schweiz genug und übergenug! Ich bin hier. Laß dich nicht ſtören. Ich weiß, wie gern du in Baſtville biſt. Wir werden dich in den nächſten Tagen dort beſuchen und im Herbſt Alle zuſammen hieher zurückkehren. Laß mir nur noch ein paar Tage Friſt, um unſere künftige Niederlaſſung hier vorzubereiten.

„Wir wohnen im Grand-Hôtel. Ich wollte aus hundert Gründen nicht in deinem Hauſe abſteigen, eben ſo wenig bei meiner Großmutter, die es mir gleichwohl ſehr liebenswürdig angeboten hat: „„— Aber, mein Gott! liebe Kinder — das geht doch unmöglich an — im Gaſthofe! — das ſchickt ſich nicht! Ihr könnt nicht im Gaſthofe bleiben! Wohnt doch bei mir — Mein Gott!

ihr werdet freilich ſchlecht wohnen — ganz feldlagermäßig — Ich weiß nicht einmal, wie ich euch ſpeiſen ſoll, denn meine Köchin liegt zu Bette, und mein Dummkopf von Kutſcher hat, beiläufig bemerkt, ein böſes Auge. Man kommt aber auch nicht ſo Knall und Fall — ihr fallt mir da über den Kopf wie ein Paar Blumentöpfe! Es iſt nicht zu glauben! Uebrigens befinden Sie ſich vortrefflich, lieber Freund — ich frage nicht erſt danach — Man ſieht es Ihnen an — Und du, mein ſchöner Liebling? Nein, ſie iſt ein Geſtirn — ein wahres Geſtirn — Verſtecke dich — du blendeſt mir die Augen! — Habt ihr Gepäck? — Nun, was thut's? Wir ſtellen es in den Salon. Und euch ſelbſt trete ich mein Zimmer ab. Ich werde eine Kochfrau und einen Lohnkutſcher annehmen — ihr genirt mich gar nicht, ganz und gar nicht —““

„Kurz, wir haben es nicht angenommen.

„Aber die Erklärung unſerer plötzlichen Heimkehr? Da haſt du ſie. „„Wird dir die Schweiz nicht langweilig?““ fragte ich meinen Mann. „Sie wird mir langweilig,“ entgegnete dies treue Echo. — „„Nun, dann wollen wir fort.““ Und ſo ſind wir abgereiſ't.

„Glücklich und erregt bis in den Grund der Seele bei dem Gedanken, dich ans Herz zu ſchließen.

Julia.“

„Poſtſcr. Ich bitte Herrn von Lucan, mich nicht einzuſchüchtern.“

Die nächſten Tage vergingen Clotilden in der reinſten Glückſeligkeit. Sie packte die Kiſten, die ohne Unterlaß nach einander ankamen, ſelbſt aus und ordnete den Inhalt mit ihren mütterlichen Händen. Sie faltete Alles auseinander und legte es wieder zuſammen, ſie liebkoſ'te dieſe Röcke und Mieder, dieſes feine, duftende Weißzeug — all das war ihr ſchon ein Theil ihrer Tochter, ein Stück ihrer Perſönlichkeit. Lucan, jetzt ein wenig

116.

Der Heide trifft den Schild mit ſeinem Speer,
Doch fruchtlos, und die Lanze geht in Stücken;
Es iſt dem Stahl, woraus zu Hektor's Wehr
Vulkan ihn trieb, kein Mangel vorzurücken.
Zu gleicher Zeit kracht Rüd'gers Stoß daher
Und bricht dem andern durch des Schildes Rücken.
Zwar iſt er ſpannendick, und feſt und fein,
Auf beiden Seiten Stahl, inmitten Bein.

117.

Ja, wär' in tauſend Stücke nicht zerſprungen,
Beim erſten harten Stoß, der Lanze Schaft,
Daß wie beflügelt ſich emporgeſchwungen
Die Splitter, von der ungemeinen Kraft,
Er wäre durch den Panzer noch gedrungen,
Und hätte ſchnell dem Kampf ein Ziel geſchafft;
Allein die Lanze brach, und beide Pferde
Berührten mit dem Kreuz zumal die Erde.

118.

Die Ritter bringen raſch mit Sporn und Zügel
Die Roſſe wieder von dem Grund empor,
Und bringen — Grimm und Wuth gibt ihnen Flügel —
Nun ſtatt der Lanze mit dem Degen vor.
Gleich meiſterhaft, gleich ſicher ſteht im Bügel
Und lenkt den muth'gen Renner Chriſt wie Mohr.
Indeſſen jeder mit der Klinge wüthet,
Wo ihm der Stahl die meiſte Blöße bietet.

119.

Heut hat der Heide nicht die Bruſt umgeben,
Wie ſonſt, mit jener harten Drachenhaut,
Und nicht den Helm auf ſeinem Haupte ſchweben,
So wie er auch mit Nimrod's Schwert nicht haut.

eiferſüchtig, überraſchte ſie, wie ſie ſich in liebevoller Andacht mit dieſen hübſchen Kleinigkeiten zu ſchaffen machte. Sie ging in den Stall, um Julia's Pferd zu ſehen, das den Kiſten zunächſt gefolgt war; ſie gab ihm Zucker und plauderte mit ihm. Sie ſchmückte die dem jungen Ehepaare beſtimmten Räume mit Blumen und grünen Zweigen.

Dieſes Glücksfieber fand bald ſein glückliches Ende. Ungefähr acht Tage nach ihrer Ankunft in Paris ſchrieb Julia, daß ſie und ihr Mann denſelben Abend abreiſen und am folgenden Morgen in Cherbourg einzutreffen gedächten. Dies war die nächſte Station bei Baſtville. Natürlich beſchloß Clotilde, ſie in ihrem Wagen abzuholen. Herrn von Lucan, nachdem er mit ihr Rath gehalten, erſchien es richtiger, ſie nicht zu begleiten. Er fürchtete die erſten Ergüſſe des Wiederſehens zu ſtören; da er aber nicht wünſchte, daß Julia ſein Fernbleiben als einen Mangel an Theilnahme betrachten möchte, beſchloß er den Reiſenden entgegen zu reiten.

## V.

Es war in den erſten Tagen des Juni. Clotilde fuhr in aller Frühe ab, friſch und ſtrahlend, wie das Morgenroth. Lucan begab ſich zwei Stunden ſpäter auf den Weg und ließ ſein Pferd langſam traben. Die Landſtraßen der Normandie ſind in dieſer Jahreszeit reizend. Weißdornhecken durchduften die Landſchaft und werfen hier und dort ihren roſigen Schnee auf den Rand des Weges. Eine Fülle von jungem, mit Feldblumen ausgeſterntem Grün bedeckt den Rain jedes Grabens. Dies Alles wird im heiteren Lichte der Morgenſonne zum Feſte für die Augen. Gegen ſeine Gewohnheit jedoch gönnte Herr von Lucan dieſem lachendem Naturſchauſpiele nur zerſtreute Beachtung. Die bevorſtehende

Begegnung mit ſeiner Stieftochter nahm ſeinen Sinn in einem Maße ein, über welches er ſelbſt erſtaunte. Julia hatte auf ſeine Stimmnng einen ſo ſchweren Druck ausgeübt, daß eine etwas übertriebene Vorſtellung von ihr in ſeiner Phantaſie zurückgeblieben war. Vergebens bemühte er ſich, dieſes Bild auf ſeine richtigen Verhältniſſe zurückzuführen; Alles in Allem handelte ſich's hier doch nur um ein Kind, früher ein Enfant terrible, heute das verlorene und wieder heimkehrende Kind im Evangelium. Er hatte ſich daran gewöhnt, ihr in ſeiner Phantaſie eine geheimnißvolle Wichtigkeit, eine Art verhängnißvoller Macht einzuräumen, deren er ſie nur mit Mühe entkleiden konnte. Er lachte und ärgerte ſich über ſeine Schwäche; dennoch empfand er eine aus Neugierde und unbeſtimmter Unruhe gemiſchte Aufregung in dem Momente, wo er dieſer Sphinx ins Angeſicht blicken ſollte, deren bloßer Schatten ſein Leben ſo lange getrübt hatte und die ſich jetzt in Perſon an ſeinen Herd ſetzen wollte.

Eine offene, mit Sonnenſchirmen überdachte Kaleſche erſchien auf der Höhe eines Hügels: Lucan ſah einen Kopf, der ſich aus dem Wagen beugte, ein flatterndes Taſchentuch; ſogleich ſetzte er ſein Pferd in Galopp. Faſt in demſelben Augenblicke hielt der Wagen, und eine junge Frau ſprang leicht heraus; ſie wandte ſich, um ihren Reiſegefährten ein paar Worte zu ſagen, und ging Lucan allein entgegen. Da er ſich an Zuvorkommenheit nicht übertreffen laſſen wollte, ſtieg auch er ab, übergab ſein Pferd dem nachfolgenden Bedienten und näherte ſich eilig der jungen Frau, die er nicht erkannte, die aber augenſcheinlich Julia war. Sie kam ihm entgegen, ohne den Schritt zu beſchleunigen, in gleitendem Gange, mit leiſem Wiegen ihres biegſamen Körpers. Während ſie ſich näherte, warf ſie mit raſcher Handbewegung ihren Schleier zurück, und Lucan vermochte nun in dieſem jungen Geſichte, in dieſen großen, etwas düſteren Augen, in dem rein geſchweiften Bogen der Brauen einige Züge des Kindes wiederzufinden, das er damals gekannt hatte.

Als Julia's Blick dem ſeinigen begegnete, bedeckte ſich ihre blaſſe Wange mit Purpur. Er verneigte ſich mit einem Lächeln anmuthiger Freundlichkeit ſehr tief vor ihr: Welcome! ſagte er.

Danke, ſprach Julia mit einer Stimme, deren ernſter und melodiſcher Klang Lucan ergriff; wir ſind Freunde, nicht wahr? — Und ſie reichte ihm mit bezaubernder Entſchloſſenheit ihre beiden Hände.

Er zog ſie ſanft an ſich, um ſie in ſeine Arme zu nehmen; da er aber in den Armen der jungen Frau, die auf einmal ſteif zu werden ſchienen, einen leiſen Widerſtand zu ſpüren glaubte, begnügte er ſich, ihr, ſtatt des Handſchuhes, das Handgelenk zu küſſen. Indem er ſie dann mit einem Ausdruck galanter Bewunderung anblickte, die übrigens aufrichtig war, ſagte er lachend: Ich möchte Sie wirklich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu ſprechen.

Finden Sie mich größer geworden? ſprach ſie, indem ſie ihre blendenden Zähne zeigte.

Erſtaunlich, ſagte Lucan, ganz erſtaunlich. Ich begreife Pierre vollkommen.

Der arme Pierre! erwiderte Julia, er hat Sie ſehr lieb. Laſſen wir ihn nicht länger ſchmachten, wenn es Ihnen recht iſt.

Sie wendeten ſich der Kaleſche zu, neben welcher Herr von Moras ſie erwartete, und während ſie neben einander gingen, fuhr Julia fort: Welch ſchöne Landſchaft! — und das Meer ganz nahe?

Ganz nahe.

Wir wollen nach dem Frühſtück ſpazieren reiten, nicht wahr?

Sehr gern; aber Sie müſſen ſchrecklich müde ſein, liebes Kind — Entſchuldigen Sie, liebe — wie ſoll ich Sie eigentlich nennen?

Sagen Sie Madame — ich bin ein ſo ſchlimmes Kind geweſen! — Und ſie brach in jenes plötzliche, anmuthige, aber etwas ſonderbare Lachen aus, welches ihr eigen war. Dann rief ſie laut: Sie können kommen, Pierre, Ihr Freund iſt auch der meinige! — Sie ſchwang ſich, während die beiden Männer einen herzlichen Händedruck wechſelten, in den Wagen und ſagte, nachdem ſie ſich neben ihre Mutter geſetzt und ſie geküßt hatte: Mütterchen, Alles iſt ganz gut gegangen —, Nicht wahr, Herr von Lucan?

Sehr gut, lachte Lucan, ein paar Kleinigkeiten ausgenommen.

O, Sie ſind zu kritiſch, mein Herr! verſetzte Julia, indem ſie ſich in ihre Shawls hüllte.

Im nächſten Augenblicke galoppirte Lucan neben dem Schlage, während die drei Inſaſſen des Wagens ſich jenem freien Geplauder überließen, das glücklich überſtandenen Kriſen zu folgen pflegt. Clotilde, nun im Beſitz aller ihrer Lieben, war wie im Himmel. Du biſt zu hübſch, Mütterchen, ſagte Julia zu ihr, Wenn man eine ſo große Tochter hat, wie ich, iſt das unerlaubt. Und ſie küßte ſie wieder.

Lucan verſuchte, während er an der Unterhaltung Theil nahm und Julien die Gegend zeigte, im Stillen ſich über den Eindruck, den die Begegnung auf ihn ſelbſt gemacht, klar zu werden. Im Ganzen dachte er, gleich ſeiner Stieftochter, Alles ſei gut abgegangen, obgleich es nicht ganz das Rechte war. Das Rechte wäre geweſen, in Julia eine ganz einfache Frau zu finden, die ſich gemüthlich an den Hals ihres Stiefvaters geworfen und mit ihm über ihr kindiſches Davonlaufen gelacht hätte; aber er hatte von Julia niemals ein ſo ſchlichtes Betragen erwartet. Sie war bei dieſer Gelegenheit Alles geweſen, was man von einem Naturell gleich dem ihrigen erwarten konnte: ſie hatte ſich anmuthig-freundſchaftlich benommen; allerdings hatte ſie dieſem erſten Zuſammentreffen eine gewiſſe dramatiſche und feierliche Wendung gegeben; ſie war romantiſch. und da Lucan dies gleichfalls ein wenig war, hatte ihm ihre Seltſamkeit nicht mißfallen.

Uebrigens war er durch Julia's wirklich ſtrahlende Schönheit angenehm überraſcht worden. Die ſtrenge Reinheit ihrer Züge, das tiefe Leuchten ihres blauen, von langen ſchwarzen Wimpern bekränzten Auges, die ungemeine Harmonie ihrer Formen, waren nicht ihre einzigen, nicht einmal ihre höchſten Reize; ſie dankte ihren ſeltenen und ganz individuellen Zauber einer gewiſſen fremdartigen Grazie, die, aus Geſchmeidigkeit und Kraft gemiſcht, ihren geringſten Bewegungen Reiz verlieh. In ihrem Mienenſpiel, ihrem Gange, in jeder Regung lag die unumſchränkte Ungezwungenheit einer Frau, die ſich keines einzigen ſchwachen Punktes ihrer Schönheit bewußt iſt und ſich mit der vollen Freiheit eines Kindes in ſeiner Wiege oder eines Waldvogels auf ſeinem Zweige bewegt, entwickelt und gehen läßt. Mit einem Wuchs, wie der ihrige, koſtete es ſie keine Mühe, ſich gut zu kleiden; die einfachſten Gewänder ſchmiegten ſich ihrem Körper mit einem eleganten Wurfe an, der die Baronin Pers in ihrer unzulänglichen aber bezeichnenden Ausdrucksweiſe ſagen ließ: „Mit einem däniſchen Handſchuh könnte man ihre ganze Toilette beſtreiten."

Noch an demſelben Tage und an den darauf folgenden ſicherte Julia ſich neue Rechte auf das Wohlwollen Lucan's, indem ſie lebhaftes Gefallen am Schloſſe Baſtville und deſſen Lage und Umgebung zeigte. Das Schloß feſſelte ſie durch ſeinen romantiſchen Stil, ſeinen altfränkiſchen, mit Hagebuchen und geſchnittenem Taxus gezierten Garten, durch die einſamen Laubgänge des Parkes, die melancholiſchen, mit Ruinen erfüllten Wälder. Die weiten Ebenen voll Heidekraut, das der Seewind peitſchte, die Bäume mit gekrümmten, abwärts gebogenen Wipfeln, die hohen, von den Wellen unabläſſig ausgehöhlten Granitfelſen verſetzten ſie in immer neues Entzücken. Dies Alles, ſagte ſie lachend, habe viel Charakter, und da ſie auch viel habe, ſo fühle ſie ſich in ihrem Elemente. Sie hatte ihre Heimath gefunden, ſie war glücklich, und ihre Mutter, der ſie alles, was ſie ihr von Zärtlichkeit ſchuldig geblieben war, in leidenſchaftlichen Ergüſſen heimzahlte, war es noch weit mehr.

Der größte Theil der Tage wurde mit Spazierritten zugebracht. Nach dem Diner erzählte Julia in der freudigen, etwas fieberiſchen Stimmung, die ſie belebte, von ihren Reiſen, wobei ſie ſowohl ihre eigene Ueberſpanntheit, als die verhältnißmäßige Kälte ihres Mannes vor den Meiſterwerken antiker Kunſt luſtig parodirte. Sie verſinnlichte dieſe Erinnerungen durch mimiſche Darſtellungen, wobei ſie die Geſchicklichkeit einer Fee, die Glut eines Künſtlers und zuweilen die Poſſenhaftigkeit eines Gamin, entwickelte. Im Handumdrehen ſchuf ſie ſich mit einer Blume, einem Läppchen, einem Blatt Papier den Kopfputz der Neapolitanerin, der Römerin oder Sicilianerin. Sie führte Ballet- und Opernſcenen auf, indem ſie die Schleppe ihrer Robe mit einer tragiſchen Bewegung des Fußes zurückwarf und die üblichen Ausrufe italieniſcher Lyrik mit ſtarker Betonung wiedergab: O cielo! crudel! perfido! O dio! perdona! Dann kniete ſie in einen Fauteuil und ahmte Stimme und Geberden eines Predigers nach, den ſie in Rom gehört und der ſie nicht gerade ſehr erbaut zu haben ſchien. In all dieſen verſchiedenen Stellungen verlor ſie kein bischen von ihrer

Grazie, und in der höchſten Komik blieb ihre Haltung ſtets elegant. Waren ſolche Thorheiten vorüber, ſo nahm ſie ihre alte Miene einer gelangweilten Königin wieder an.

Ganz von der reizenden Beweglichkeit und Genialität ihres Naturells hingenommen, vergab Herr von Lucan Julien gern die Launen und Eigenheiten, mit denen ſie, namentlich dem Stiefvater gegenüber, nicht karg war. Im Allgemeinen gab ſie ſich ihm ſo, wie ſie bei ihrem erſten Auftreten geweſen, artig und freundlich, mit einer Schattirung ſtolzer Ironie; aber ſie war ſehr ungleich. Zuweilen überraſchte Lucan einen auf ihn gehefteten Blick, der einen befremdlichen, faſt wilden Ausdruck hatte. Eines Tages ſtieß ſie mit unfreundlichem Ungeſtüm die Hand zurück, welche er ihr bot, um ihr vom Pferde herabzuhelfen, oder ein Hinderniß zu überſteigen. Sie ſchien die Gelegenheiten des Alleinſeins mit ihm zu fliehen, und wenn ſie einer ſolchen für einige Minuten nicht ausweichen konnte, zeigte ſie bald eine gereizte Verſtimmung, bald ſpöttiſche Unart. Lucan dachte, ſie mache ſich zuweilen den Vorwurf, ihre früheren Gefühle zu ſehr zu verläugnen, und glaube ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein, ihnen von Zeit zu Zeit noch die alte Treue zu beweiſen. Uebrigens wußte er ihr Dank dafür, daß ſie dieſe wunderlichen Anwandlungen für ihn allein aufſparte und ihre Mutter nicht damit beunruhigte. Im Ganzen legte er dieſen Symptomen nur geringe Wichtigkeit bei. Wenn die herzlicheren Geſinnungen ſeiner Stieftochter noch Spuren von Kampf und Anſtrengung trugen, ſo ſchien dies bei einem ſo ſtolzen Charakter wohl zu entſchuldigen, als eine letzte Gegenwehr gegen ihr eigenes Herz, die er ſich ſchmeichelte durch Verdoppelung ſeiner zarten Aufmerkſamkeit bald zu beſiegen.

Ungefähr vierzehn Tage nach Julia's Ankunft fand auf dem Schloſſe Boisfresnay, das zwei bis drei Meilen von Baſtville entfernt liegt, bei der Marquiſe von Boisfresnay ein Ball ſtatt. Herr und Frau von Lucan verkehrten nachbarlich mit der Marquiſe. Sie beſuchten dieſen Ball mit Julia und ihrem Manne, die Herren im Einſpänner, die beiden Damen, ihrer Toilette wegen, allein in der Kaleſche. Gegen Mitternacht rief Clotilde ihren Mann bei Seite und ſagte, indem ſie ihm ihre Tochter zeigte, die im anſtoßenden Saale mit einem Seeoffizier walzte: Höre, Liebſter, ich habe furchtbares Kopfweh und Pierre langweilt ſich zum Sterben; aber es fehlt uns der Muth, Julia ſchon ſo früh fortzunehmen. Willſt du liebenswürdig ſein? Du begleiteſt ſie nach Hauſe, und ich gehe mit Pierre; wir laſſen euch die Kaleſche.

Ganz recht, mein Herz, ſagte Lucan, flüchtet euch nur!

Clotilde und Herr von Moras entſchlüpften auf der Stelle.

Einen Augenblick ſpäter theilte Julia achtlos die Menge, welche vor ihr zurückwich, wie vor einem Engel des Lichts, hob ihre ſtolze Stirne und machte Lucan ein Zeichen. — Ich ſehe meine Mutter nicht mehr, ſagte ſie.

Lucan theilte ihr mit zwei Worten die ſoeben getroffene Verabredung mit. Ein raſcher Blitz ſprühte aus den Augen der jungen Frau, ihre Brauen zogen ſich zuſammen; ſie zuckte leicht die Achſeln, ohne zu antworten, und ging in den Saal zurück, indem ſie ſich mit demſelben gelaſſenen Uebermuth den Durchgang bahnte. Von Neuem überließ ſie ſich dem Arme eines Marineoffiziers, und es ſchien ihr Vergnügen zu machen, in ihrer ganzen Pracht umherzuwirbeln. Ihre Balltoilette verlieh ihrer Schönheit in der That einen fremdartigen Glanz. Bruſt und Schultern, mit einer Art keuſcher Sorgloſigkeit aus dem Leibchen emporſteigend, behielten in der Aufregung des Tanzes die kühle, glänzende Reinheit des Marmors.

Lucan bat ſie um einen Walzer; ſie zögerte, dachte nach und fand, daß die Liſte der Seeoffiziere, welche ſich geſchwaderweiſe auf dieſe reiche Beute geſtürzt hatten, noch nicht erſchöpft war. Nach einer Stunde wurde ſie es müde, ſich bewundern zu laſſen, und verlangte den Wagen. Als ſie ſich auf dem Vorplatz in ihre Hüllen wickelte, bot ihr der Stiefvater ſeine Hülfe an. Nein! bitte, nein! rief ſie voll Ungeduld; die Männer verſtehen das nicht — gar nicht! — Dann warf ſie ſich mit gelangweilter Miene in den Wagen. Als jedoch die Pferde anzogen, ſagte ſie etwas freundlicher: Rauchen Sie doch! Lucan dankte ihr für die Erlaubniß, ohne Gebrauch davon zu machen; während er ſich neben ihr einrichtete, äußerte er: Sie waren heute Abend ſehr ſchön, liebes Kind!

Mein Herr, verſetzte Julia in nachläſſigem, aber beſtimmtem Tone: ich verbiete Ihnen, mich ſchön zu finden, und ich verbiete Ihnen, mich liebes Kind zu nennen.

Gut, ſagte Lucan. Sie ſind alſo nicht ſchön, ich habe Sie nicht lieb, und Sie ſind kein Kind.

Letzteres jedenfalls nicht, ſprach ſie energiſch. Sie umhüllte ſich mit ihrem Schleier, kreuzte die Arme über der Bruſt und ſchmiegte ſich in ihre Ecke, wo die Mondſtrahlen von Zeit zu Zeit auf ihren weißen Stoffen ſpielten. Darf man ſchlafen? fragte ſie.

Ei, gewiß. Soll ich das Fenſter ſchließen?

Bitte, ja. Sind Ihnen meine Blumen nicht läſtig?

Durchaus nicht.

Nach einer Pauſe nahm Julia wieder das Wort: Herr von Lucan?

Gnädige Frau?

Erklären Sie mir doch, was der Brauch iſt, denn es giebt Dinge, die ich nicht ganz verſtehen kann. — Iſt es herkömmlich — iſt es paſſend, daß man eine Frau meines und einen Herrn Ihres Alters Nachts um zwei Uhr allein zuſammen von einem Balle zurückfahren läßt?

Ich bin kein „Herr“, ſagte Lucan, nicht ohne einen gewiſſen Nachdruck — ich bin der Gatte Ihrer Mutter.

Ah! ohne Zweifel, Sie ſind der Gatte meiner Mutter! ſagte ſie, indem ſie jedes Wort mit ſo bebender Stimme betonte, daß Lucan irgend einen Ausbruch befürchtete. Sie aber fuhr, indem ſie eine heftige Erregung zu bezähmen ſchien, in beinahe munterem Tone fort: Ja, Sie ſind der Gatte meiner Mutter, und Sie ſind ſogar, nach meiner Anſicht, ein ſehr ſchlechter Gatte für meine Mutter.

Nach Ihrer Anſicht, ſagte Lucan ruhig. Und weßhalb dies?

Weil Sie gar nicht für ſie paſſen.

Haben Sie Ihre Mutter über dieſen Punkt befragt, Gnädigſte? Es ſcheint mir, daß ſie darüber beſſer urtheilen kann, als Sie.

Ich brauche ſie nicht zu fragen. — Es genügt, Sie Beide zu ſehen. Meine Mutter iſt ein Engel — und Sie ſind — keiner.

Was bin ich denn?

Sie ſind romantiſch, abenteuerlich — mit Einem Worte, gerade das Gegentheil. Sie werden ſie früher oder ſpäter einmal verrathen.

Niemals! verſetzte Lucan mit einiger Schärfe des Tons.

Sind Sie deſſen ſo ſicher? fragte Julia, indem ſie aus der Tiefe ihrer Kapuze den Blick auf ihn heftete.

Gnädige Frau, erwiderte Herr von Lucan, Sie haben mich ſo eben gebeten, Ihnen zu ſagen, was paſſend iſt, und was nicht; nun, es iſt keineswegs paſſend, daß Sie Ihre Mutter, ich meine Frau zum Gegenſtand eines Scherzes dieſer Art machen, und deßhalb iſt es paſſend, zu ſchweigen.

Denn als er einſt ſich aus dem Sattel heben
Auf jenem Stege ließ durch Rüd'gers Braut,
Ließ er die Wehr an Iſabellens Grabe,
Was, wie mir deucht, ich euch berichtet habe.

120.

Er iſt mit einer andern Wehr verſehen,
Zwar gut, allein nicht jener erſten gleich;
Doch müßte jene ſelbſt in Stücke gehen,
Und feſt're noch, vor Baliſardens Streich.
Da kann nicht Kunſt noch Feiung widerſtehen,
Ein Demant iſt vor dieſer Schneide weich,
Und Rüd'ger hämmert ſo an hundert Stellen,
Daß er ihm bald die Rüſtung muß zerſchellen.

121.

Da Rodomont es nicht verhindern kann,
Daß ſolche Hiebe tiefe Wunden ſchlagen,
Da ſchon ſein Blut in rothen Bächen rann
Durch Lücken in den Schienen und im Kragen,
Da faßt viel heftigerer Grimm ihn an,
Als je das Meer in ſtürm'ſchen Wintertagen.
Er wirft den Schild hinweg, und trifft voll Wuth
Mit beiden Händen Rüd'gers Eiſenhut.

122.

Wie die Maſchine mit gewalt'gem Toben,
Im Po auf zweien Schiffen aufgeſtellt,
Durch Räderwerk und Menſchenkraft gehoben,
Auf die geſpitzten Balken niederfällt,
So ſchlug auf Rüd'gern, daß die Funken ſtoben,
Mit ſchwerer Hand der wilde Mohrenheld.
Ihn konnte nur der Zauberhelm erhalten,
Sonſt hätt' Ein Hieb ihn und ſein Roß geſpalten.

Sie ſchwieg, blieb regungslos und ſchloß die Augen. Nach einem Moment ſah Lucan, wie eine Thräne ſich von ihren langen Wimpern löſ'te und auf ihre Wange glitt. Mein Gott, liebes Kind, ſagte er, ich habe Sie verletzt — ich bitte Sie aufrichtig, mich zu entſchuldigen.

Behalten Sie Ihre Entſchuldigung für ſich! entgegnete ſie mit dumpfer Stimme, indem ſie ihre großen Augen plötzlich öffnete. Ich will nichts von Ihren Entſchuldigungen, ſo wenig als von Ihren guten Lehren! — Ihre guten Lehren! womit habe ich verdient, dadurch gedemüthigt zu werden? — Ich begreife das nicht. Was kann es Unſchuldigeres geben, als meine Reden, und was verlangen Sie denn, daß ich Ihnen ſagen ſoll? Iſt es meine Schuld, daß ich hier mit Ihnen allein bin? daß ich gezwungen bin, mit Ihnen zu reden — daß ich nicht weiß, was ich Ihnen ſagen ſoll? Warum ſetzt man mich Dem aus? Warum verlangt man mehr von mir, als ich leiſten kann? Man muthet meiner Kraft zu viel zu! Es iſt genug — es iſt ſchon tauſendmal zu viel mit der Komödie, die ich Tag für Tag ſpiele — Gott weiß es, ob ich ihrer müde bin!

Lucan überwand nur mit Mühe das ſchmerzliche Erſtaunen, welches ihn ergriffen hatte.

Julia, ſagte er endlich, Sie haben mir doch ſelbſt geſagt, wir ſeien Freunde; ich glaubte es. Iſt es denn nicht wahr?

Nein.

Nachdem ſie ihm dieſes Wort mit düſterer Energie zugeſchleudert, verhüllte ſie Kopf und Angeſicht wieder in ihren Schleier und blieb während des Reſtes der Fahrt in ein Schweigen verſenkt, das Lucan nicht ſtörte.

## VI.

Nach einigen Stunden unerquicklichen Schlaſes erhob ſich Herr von Lucan am nächſten Morgen mit ſorgenſchwerer Stirne. Die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten, welche ihm ſo deutlich angekündigt worden war, prophezeite nur allzu gewiß ſeiner Ruhe neue Störung, Clotildens Glücke neue Erſchütterung. Er ſollte alſo dieſe verhaßten Aufregungen, welche ſein Leben ſo lange getrübt hatten, abermals durchmachen, und diesmal ohne jede Hoffnung, ihnen zu entrinnen. Wer mußte nicht für immer an dieſem unbezähmbaren Charakter verzweifeln, den Jahre und Vernunft, den ſo viel Rückſicht und Zärtlichkeit in ſeinen Vorurtheilen, ſeinem Haſſe nicht wankend gemacht hatten? Wer vermochte dieſe Grille, dieſe Manie vielmehr, welche ſich einer ſo in ſich ſelbſt zurückgezogenen Seele bemächtigt, zu begreifen oder gar jemals zu beſiegen — eine Grille, die dumpf in ihr fortlebte, ſtets bereit, mit raſender Heftigkeit hervorzubrechen?

Clotilde und Julia waren noch nicht erſchienen. Lucan machte einen Gang durch den Garten, um noch einmal den Frieden ſeiner geliebten Einſamkeit zu athmen, ehe die vorhergeſehenen Stürme kämen. In der Tiefe eines Hagebuchenganges erblickte er den Grafen Moras, den Arm auf das Piedeſtal einer alten Statue geſtützt, den Blick zur Erde geſenkt. Herr von Moras war niemals ein Träumer geweſen; aber ſeit ſeiner Ankunft im Schloſſe hatte er ſich von Lucan ſchon mehr als einmal in ſchwermüthigen Stimmungen überraſchen laſſen, die ihm ganz fremd waren. Lucan beunruhigte ſich hierüber; da er es jedoch ſelbſt nicht liebte, ſein eigenes Vertrauen erzwingen zu laſſen, ſo hatte er darauf verzichtet, ihn zu befragen.

Als ſie ſich trafen, reichten ſie einander die Hand.

Du biſt letzte Nacht ſpät zurückgekommen? fragte der Graf.

Gegen drei Uhr.

O! povero! Uebrigens, ich danke dir für deine Gefälligkeit gegen Julia. — Wie hat ſie ſich gegen dich benommen?

O, gut, ſagte Lucan. Etwas eigenthümlich, wie immer.

Ja, eigenthümlich — das verſteht ſich von ſelbſt! — Er lächelte recht traurig, faßte Lucan's Arm und ſagte, während er ihn in das Labyrinth der Hagebuchen mit ſich fortzog, gepreßten Tones: Sage mir, Lieber, ganz unter uns, was iſt Julia für ein Weſen?

Wie, Freund?

Ja, was für ein Weſen iſt meine Frau? Wenn du das weißt, ſo ſage es mir, ich bitte dich.

Verzeih — das möchte ich dich fragen.

Mich? ſagte der Graf; ich weiß es durchaus nicht. Sie iſt ein Räthſel, für das ich keine Löſung habe. Sie bezaubert und erſchreckt mich. — Eigenthümlich ſei ſie, haſt du geſagt? Sie iſt mehr als das — ſie iſt geſpenſtiſch. Sie iſt nicht von dieſer Welt. Ich weiß nicht, mit Wem ich vermählt bin. — Erinnerſt du dich jenes ſchönen kalten Weibes im arabiſchen Märchen, das Nachts aus dem Bette ſchlich, um auf den Kirchhöfen Orgien zu feiern? Es iſt lächerlich, aber ſie erinnert mich daran!

Das unruhige Auge des Grafen, das gezwungene Lachen, womit er ſeine Worte begleitete, ergriffen Lucan lebhaft. Du biſt alſo unglücklich? fragte dieſer.

So ſehr man es nur ſein kann, erwiderte der Graf, indem er ihm lebhaft die Hand drückte. Ich bete ſie an, ich bin eiferſüchtig — ohne zu wiſſen auf Wen oder auf Was. Sie liebt mich nicht — und doch liebt ſie — ſie muß lieben! Wer könnte daran zweifeln? Sieh ſie an: ſie iſt das wahre Bild der Leidenſchaft; die Glut der Leidenſchaft wallt über in ihren Worten, ihren Blicken, im Blute ihrer Adern! — Und bei mir iſt ſie die eiſige Statue eines Grabmals!

Offen geſprochen, Beſter, ſagte Lucan, du ſcheinſt mir dein Mißgeſchick zu übertreiben. In Wirklichkeit läßt ſich dasſelbe wohl auf ein ſehr geringes Maß zurückführen. Vor Allem liebſt du, wie ich glaube, zum erſten Male in deinem Leben ernſtlich; du hatteſt von Liebe und Leidenſchaft viel gehört und vielleicht Wunderdinge davon erwartet. Fürs Andere gebe ich dir zu bemerken, daß ganz junge Frauen ſelten ſehr leidenſchaftlich ſind. Die Art von Kälte, worüber du klagſt, iſt deßhalb, ohne daß man an etwas Uebernatürliches zu denken braucht, ſehr erklärlich. Junge Frauen, ich wiederhole es, ſind durchſchnittlich Idealiſtinnen; ihre Liebe iſt körperlos — du fragſt, auf Wen oder auf Was du eiferſüchtig ſein ſolleſt? Du müßteſt es auf all dieſe weſenloſe Romantik ſein, die eine junge Phantaſie außer Athem bringt, auf den Wind, den Sturm, die öde Heide, die wilden Felſen, auf meinen alten Wohnſitz, meine Wälder und Ruinen, denn all Dies betet Julia an! Vor Allem müßteſt du es auf den glühenden Cultus ſein, den ſie für das Gedächtniß ihres Vaters bewahrt und der noch jetzt — ich habe erſt kürzlich den Beweis erhalten — noch jetzt den Kern ihrer Leidenſchaftlichkeit bildet.

Du thuſt mir wohl, erwiderte Pierre von Moras, indem er erleichtert aufathmete. Freilich hatte ich mir dies Alles ſelbſt geſagt. — Aber, liebt ſie jetzt nicht, ſo wird ſie lieben — eines Tages wird ſie lieben — und wenn ich es nicht wäre! Wenn ſie einem Andern Alles gäbe, was ſie mir weigert — Freund, fuhr der Graf fort, deſſen ſchöne Züge erbleichten — ich würde ſie mit eigner Hand ermorden!

Verliebter! ſagte Lucan, und ich, bin ich denn Nichts mehr?

Du, mein Freund? ſprach Moras bewegt — du ſiehſt, wie ich dir vertraue! Ich gebe dir beſchämende Schwachheiten preis — Ach! warum habe ich je ein anderes Gefühl kennen gelernt, als das der Freundſchaft! Sie allein erwidert Alles, was man ihr giebt, ſie kräftigt, ſtatt zu entnerven; ſie iſt das einzige Gefühl, das eines Mannes würdig iſt. — Verlaß mich nie, mein Freund; du wirſt mir für Alles Troſt ſein.

Die Glocke, welche die Frühſtücksſtunde verkündigte, rief Beide ins Schloß zurück. Julia ſagte, ſie ſei müde und unpäßlich. Dieſer Vorwand ließ ſie mit ihrem Stillſchweigen, ihren mehr als trockenen Antworten auf Lucan's artige Erkundigungen anfangs durchſchlüpfen, ohne daß die Aufmerkſamkeit ihrer Mutter und ihres Mannes wach wurde; während des übrigen Tages aber und unter den verſchiedenen Vorkommniſſen des Familienlebens wurde der herausfordernde Ton und das übellaunige Benehmen Julia's gegen Lucan zu auffallend, um unbeachtet bleiben zu können. Da Lucan indeſſen Geduld und guten Ton genug hatte, um ſich den Anſchein zu geben, als bemerke er Nichts, behielt Jedes ſeine Eindrücke für ſich. Das Mittagsmahl verlief heute ernſter als gewöhnlich. Gegen Ende desſelben berührte das Geſpräch eine brennende Frage, und Julia ſelbſt hatte es, ohne übrigens Arges dabei zu denken, auf dieſen Punkt gelenkt. Sie ſpottete lebhaft über einen acht- bis zehnjährigen Jungen, den Sohn der Marquiſe von Boisfresnay, der ſie geſtern ſehr geärgert hatte, indem er ſeine eingebildete kleine Perſon auf dem Balle geltend machte und gleich einem Kreiſel aufs Angenehmſte zwiſchen den Beinen der Tänzer und den Kleidern der Tänzerinnen herumwirbelte. Die Marquiſe hatte über dieſe allerliebſten Poſſen ſich vor Lachen ausſchütten wollen. Clotilde vertheidigte ſie ſanft mit dem Bemerken, dieſes Kind ſei ihr einziger Sohn.

Kein Grund, die Geſellſchaft mit einem Querkopf mehr zu beſchenken, ſagte Lucan.

Bei alledem, meinte jetzt Julia, die ſich beeilte, ihre eigene Anſicht fallen zu laſſen, ſobald ihr Stiefvater derſelben beitrat, iſt es eine anerkannte Thatſache, daß die verzogenen Kinder am beſten gerathen.

Es möchte denn doch Ausnahmen geben, bemerkte Herr von Lucan kühl.

Ich kenne keine, erwiderte Julia.

Lieber Gott, ſagte Graf Moras, der vermitteln wollte, — ob nun mit Recht oder Unrecht, es iſt nun einmal heut zu Tage Mode, die Kinder zu verziehen.

Das iſt eine ſtrafbare Mode, verſetzte Lucan. Früher gab man ihnen die Ruthe und machte Menſchen aus ihnen.

Wenn man ſo geſinnt iſt, ſagte Julia, ſo verdient man keine Kinder zu haben — und man hat ja auch keine! fügte ſie mit einem trotzigen Blicke hinzu, der die kränkende, ja grauſame Abſicht ihrer Worte noch verſchärfte.

Herr von Lucan wurde ſehr bleich. Clotildens Augen füllten ſich mit Thränen. Julia, über ihren Triumph beſtürzt, verließ den Saal. Nachdem ihre Mutter einige Augenblicke das Geſicht in ihren Händen verborgen hatte, ſtand ſie auf und ging ihr nach.

Sage mir doch, Lieber, fragte Herr von Moras, ſobald er ſich mit Lucan allein ſah, was iſt denn letzte Nacht zwiſchen euch vorgefallen? — Du haſt mir vorhin allerdings Andeutungen gemacht — aber ich war zu vertieft in meine egoiſtiſchen Bekümmerniſſe, um Acht darauf zu geben. — Nun, was iſt vorgefallen?

Nichts Beſonderes. Nur davon habe ich mich überzeugen können: ſie vergiebt es mir nie, daß ich einen Platz einnehme, der nach ihrer Meinung nie wieder hätte ausgefüllt werden ſollen.

Was räthſt du mir, George? fuhr Herr von Moras fort. Ich werde thun was du willſt.

Lieber Freund, ſagte Lucan, indem er ſeine Hände ſanft auf Moras' Schultern legte, zürne mir nicht, aber das Zuſammenleben wird unter dieſen Verhältniſſen ſehr ſchwierig. Wir wollen keinen Auftritt abwarten, der nie wieder gut zu machen wäre. In Paris können wir ohne Mißſtände verkehren. Ich rathe dir, ſie von hier fortzunehmen.

Und wenn ſie nicht will?

Ich würde nachdrücklich mit ihr ſprechen, ſagte Lucan, indem er ihm ins Auge blickte; heute Abend habe ich zu arbeiten, das trifft ſich gut. Auf Wiederſehen, lieber Freund.

Herr von Lucan ſchloß ſich in ſein Bibliothekzimmer ein. Eine Stunde ſpäter ſuchte ihn Clotilde dort auf. Er ſah ihr an, daß ſie heftig geweint hatte; aber ſie hielt ihm mit ihrem ſanfteſten Lächeln die Stirne hin. Während er ſie küßte, murmelte ſie leiſe nur das Wort: Vergieb ihr! Dann zog ſich das liebenswürdige Weſen eilig wieder zurück, indem ſie ihre Bewegung verbarg.

Am nächſten Morgen arbeitete Herr von Lucan, der nach ſeiner Gewohnheit ſehr frühzeitig auf war, ſeit einiger Zeit am Fenſter des Bibliothekzimmers, welches in geringer Höhe nach dem Garten hinausging. Er war nicht wenig überraſcht, das Geſicht ſeiner Stieftochter zwiſchen den Geisblattranken erſcheinen zu ſehen, mit denen das eiſerne Laubwerk des Balcons durchflochten war.

Sind Sie ſehr beſchäftigt? fragte ſie mit ihrer klangvollen Stimme.

O nein! erwiderte er aufſtehend.

Das Wetter iſt zu köſtlich, fuhr ſie fort. Wollen Sie mit mir ſpazieren gehen?

O ja.

Nun, ſo kommen Sie — Himmel! wie dies Geißblatt duftet! — Sie riß einige Blüten von der Ranke und warf ſie mit lautem Lachen Lucan durch das Fenſter zu. Er ſteckte ſie in ſein Knopfloch mit der Miene eines Menſchen, dem ein Vorgang unbegreiflich, aber nicht unerwünſcht iſt.

Er fand ſie in friſcher Morgentoilette; ihr leichter Fuß klopfte ungeduldig gegen den Sand. — Herr von Lucan, ſagte ſie heiter, meine Mutter verlangt, ich ſoll liebenswürdig gegen Sie ſein, mein Mann will es auch, der Himmel ebenfalls, vermuthe ich; deßhalb will ich es gleichfalls, und ich verſichere Sie, daß ich ſehr liebenswürdig ſein kann, wenn ich mir die Mühe gebe. — Sie werden ſehen!

Iſt es möglich? ſagte Lucan.

Sie werden es ſehen, mein Herr! erwiderte ſie, indem ſie ihm mit all ihrer Anmuth eine theatraliſche Verbeugung machte.

Und wohin gehen wir, Gnädigſte?

Wohin Sie Luſt haben — in die Wälder, aufs Gerathewohl, wenn Sie nichts dagegen haben.

Die bewaldeten Hügel lagen dem Schloſſe ſo nahe, daß ſie die eine Seite des Hofes mit ihrem Schattenſtreif berührten. Herr von Lucan und Julia ſchlugen den nächſten Pfad ein, der ſich ihnen bot; bald verließ aber Julia die gebahnten Wege, um, dem Zufall nach, von einem Baume zum andern zu gehen, ſich mit Luſt zu verirren, mit ihrem Stöckchen ins Dickicht zu ſchlagen, Blumen oder Laub zu pflücken, indem ſie voll Entzücken vor den Lichtſtreifen ſtehen blieb, die hier und dort den

Moosteppich beglänzten, ganz berauſcht vom Wandern, friſcher Luft, Sonnenſchein und Jugend. Während ſie vorwärts ſchritt, warf ſie ihrem Begleiter wie einem guten Kameraden Worte, thörichte Fragen, kindiſche Neckereien zu und ließ den Wald von ihrem helltönenden Gelächter widerhallen.

In ihrer Bewunderung der Waldflora hatte ſie nach und nach eine förmliche Garbe gepflückt, deren Bürde Herr von Lucan mit Ergebung zu tragen übernahm; als ſie aber ſah, wie ſehr ſie ihn beladen, ſetzte ſie ſich auf die Wurzeln einer alten Eiche, um, wie ſie ſagte, aus dieſem Durcheinander eine ſchöne Auswahl zu treffen. Sie nahm nun den ganzen Bündel Kräuter und Blumen auf den Schooß und begann Alles wegzuwerfen, was ihr von geringer Art erſchien. Was ſie für den eigentlichen Strauß glaubte behalten zu müſſen, reichte ſie Lucan zu, der einige Schritte von ihr entfernt ſaß, und begründete ihr Urtheil über jede von ihr geprüfte Pflanze ganz ernſthaft: Du, Beſte, biſt zu mager! — Du biſt niedlich, aber zu kurz! — Du — du riechſt nicht gut! — Du da ſiehſt einfältig aus! — Dann ging ſie plötzlich auf einen andern Gedankengang über, der Herrn von Lucan anfangs beunruhigte: Nicht wahr, ſagte ſie, Sie haben Pierre den Rath gegeben, nachdrücklich mit mir zu ſprechen?

Ich! ſprach Lucan; welcher Gedanke!

Sie müſſen es geweſen ſein. — Du, fuhr ſie fort mit ihren Blumen zu plaudern, du ſiehſt krank aus, gute Nacht! — Ja, Sie müſſen es geweſen ſein. — Wenn man Sie anſieht, hält man Sie für ſanft — und Sie ſind doch ſehr hart, ſehr tyranniſch.

Ein Wütherich, ſagte Lucan.

Uebrigens bin ich Ihnen deßhalb nicht böſe. Sie haben Recht gehabt. Dieſer arme Pierre iſt zu ſchwach gegen mich. Ich habe es gern, wenn ein Mann ſich als Mann zeigt — und doch iſt er ſehr tapfer, nicht wahr?

Außerordentlich, ſagte Lucan. Er iſt der äußerſten Energie fähig.

So ſieht er auch aus, und doch iſt er mir gegenüber — ein wahrer Engel.

Weil er Sie liebt.

Sehr wahrſcheinlich! — Unter dieſen Blumen giebt es doch ſeltſame — ſieht dieſe hier nicht aus wie eine kleine Dame?

Hoffentlich lieben Sie meinen tapferen Pierre doch auch?

Gleichfalls ſehr wahrſcheinlich. — Nach einer Pauſe ſchüttelte ſie den Kopf: Und warum ſollte ich ihn lieben?

Schöne Frage! ſagte Lucan; doch wohl, weil er der Liebe durchaus werth iſt, weil er jeden Vorzug beſitzt, Geiſt, Herz, und ſogar Schönheit — endlich, weil Sie ihn geheirathet haben.

Herr von Lucan, ſoll ich Ihnen Etwas anvertrauen?

Bitte, ja.

Dieſe italieniſche Reiſe war ſehr ſchlimm für mich.

Wie ſo?

Stellen Sie ſich vor, daß ich mich vor meiner Verheirathung nicht gerade für häßlich, aber für ganz gewöhnlich gehalten habe.

Gut — und nun?

Nun! während ich in Italien zwiſchen all dieſen Denkmälern, dieſen vielbewunderten Marmorbildern umherwanderte, ſtellte ich ſonderbare Betrachtungen an. Ich ſagte mir, daß, Alles in Allem, dieſe Fürſtinnen und Göttinnen der antiken Welt, welche Schäfern und Königen die Köpfe verrückten, Krieg und Tempelſchänderei entzündeten, ungefähr Naturen von meinem Schlage geweſen ſind. Da ging mir das verhängnißvolle Verſtändniß meiner Schönheit auf. Ich begriff, daß ich eine außergewöhnliche Macht beſitze, daß ich ein geweihter Gegenſtand ſei, der ſich

123.

Zweimal neigt Rüdiger ſein Haupt zur Erde,
Und öffnet ſchon zum Fallen Arm und Bein.
Ihm läßt, ſich feſt zu ſetzen auf dem Pferde,
Der Feind nicht Zeit, und ſchmettert wieder drein,
Und noch einmal; doch macht's dem Stahl Beſchwerde,
Es iſt für ſolches Hämmern viel zu fein,
Die Klinge bricht, und geht in tauſend Stücke,
Und wehrlos bleibt des Heiden Hand zurücke.

124.

Doch Rodomont iſt nicht darob verlegen,
Er kommt heran, und Rüd'ger merkt es nicht,
So iſt ſein Hirn betäubt von jenen Schlägen,
So iſt von Nacht umdunkelt ſein Geſicht.
Doch Rodomont lieſt ihm den Morgenſegen,
Der ihm den Hals mit ſtarkem Arm umflicht,
Mit ſolcher Kraft und ſolchen ehrnen Krallen,
Daß er vom Sattel muß zu Boden fallen.

125.

Kaum an dem Boden, eilt er aufzuſtehen,
Von Zorn und noch viel mehr von Scham erfüllt;
Denn als er Bradamanten angeſehen,
Schien ihm ihr helles Auge trüb umhüllt.
Sie will bei ſeinem Falle faſt vergehen,
Sie fühlt, wie ihr das Blut zum Herzen quillt.
Er ſchwingt das Schwert, um dieſe Schmach zu rächen,
Und furchtbar auf den Heiden loszubrechen.

126.

Der ſpornt ſein Roß und ſprengt auf Rüd'gern dar,
Doch dieſer weiß behende ſich zu drehen,
Und eh' das Roß im Lauf vorüber war,
Faßt er's beim Zaum und bringt es bald zum Stehen.

nicht um gemeinen Preis hergeben dürfe, der nur der Lohn für — was weiß ich! für eine große That — oder für ein großes Verbrechen ſein könne.

Lucan blieb über die verwegene Naivetät dieſer Sprache einen Augenblick faſſungslos. Endlich entſchloß er ſich darüber zu lachen: Aber, liebe Julia, ſagte er, bemerken Sie Eines: Sie irren ſich im Jahrhundert. Wir leben nicht mehr in Zeiten, wo man um ſchöne Frauenaugen Krieg führt. — Uebrigens reden Sie mit Pierre darüber; er beſitzt jede Eigenſchaft, um Ihnen die verlangte große That zu bieten; was das Verbrechen betrifft, ſo glaube ich, Sie werden darauf verzichten müſſen.

Meinen Sie? ſagte Julia. Schade! fügte ſie mit lautem Gelächter bei. — Nun, Sie ſehen, daß ich Ihnen alle Tollheiten erzähle, die mir durch den Kopf gehen. Das iſt hoffentlich liebenswürdig?

Außerordentlich liebenswürdig, erwiderte Lucan. Fahren Sie nur ſo fort.

Nach einer ſo unſchätzbaren Aufmunterung, mein Herr, ſagte ſie, indem ſie ſich erhob und ihre Worte mit einer Verbeugung endigte — für den Augenblick wollen wir aber frühſtücken. Ich empfehle Ihnen meinen Strauß. Halten Sie die Blüten abwärts. — Gehen Sie voraus, mein Herr, und auf dem kürzeſten Wege, wenn ich bitten darf, denn ich habe einen Appetit, daß ich weinen könnte.

Lucan ſchlug den nächſten Pfad nach dem Schloſſe ein. Sie folgte mit flüchtigem Schritte, bald eine Arie ſummend, bald neue Weiſungen an ihn richtend, wie er den Strauß halten müſſe, bald ihn leiſe mit ihrem Stöckchen antippend, um ſeine Aufmerkſamkeit auf irgend einen Vogel zu lenken, der ſich auf dem Zweige wiegte.

Clotilde und Herr von Moras ſaßen auf einer Bank vor der Thüre des Schloſſes und erwarteten ſie. Beim Klange von Julia's lachender Stimme verſchwand die Unruhe, die auf ihren Geſichtern zu leſen war. Sobald die junge Frau ſie erblickte, entriß ſie Lucan den Strauß, lief auf Clotilden zu und ſagte, indem ſie ihr die ganze Blumenernte in die Arme warf: Mütterchen, wir haben einen köſtlichen Spaziergang gemacht — ich war ſehr vergnügt, Herr von Lucan auch, und, was mehr iſt, er hat in der Unterhaltung mit mir viel gelernt. – Ich habe ihm Horizonte eröffnet! Sie beſchrieb mit der Hand einen weiten Bogen ins Blaue, um die Unermeßlichkeit der Horizonte zu bezeichnen, die ſie Herrn von Lucan eröffnet. Dann zog ſie ihre Mutter nach dem Speiſeſaal und athmete begierig die Luft ein: O dieſe mütterliche Küche! rief ſie. Welcher Duft!

Dieſe gute Laune, welche das ganze Schloß in Feſtſtimmung brachte, verläugnete ſich den ganzen Tag nicht und dauerte, gegen alle Erwartung, am nächſten und alle folgenden Tage fort, ohne ſich merklich zu ändern. Wenn Julia noch einige Reſte ihrer ſchroffen Launen in ſich nährte, ſo hatte ſie wenigſtens die Güte, ſie für ſich zu behalten und allein darunter zu leiden. Mehr als einmal ſah man ſie auch jetzt noch mit bewölkter Stirne und finſterem Auge von ihren einſamen Ausflügen zurückkehren; aber ſie ſchüttelte dieſe räthſelhaften Stimmungen ab, ſobald ſie in der Familie war, und zeigte ſich dort nur voll Liebenswürdigkeit. Dieſe erwies ſie namentlich Herrn von Lucan, offenbar im Gefühl, daß ſie ihm gegenüber viel gut zu machen hatte. Sie verfügte ſogar mit allzuwenig Rückſicht über ſeine Zeit und nahm ihn faſt zu oft für ihre Spaziergänge, Zeichnungen zu Stickereien, vierhändiges Klavierſpiel, manchmal für Nichts und wieder Nichts in Anſpruch, lediglich um ihn zu ſtören; und das that ſie, indem ſie ſich z. B. vor ſeinem Fenſter aufpflanzte und, während er las, eine ganze Reihe drolliger Fragen an ihn richtete. Dies Alles war reizend: Herr von Lucan ging gefällig darauf ein und machte ſich übrigens kein großes Verdienſt aus der Sache.

Inzwiſchen langte die Baronin Pers an, um drei Tage bei ihrer Tochter zu verleben. Die wunderbare Veränderung, welche mit Julia's Charakter und in ihrem Benehmen gegen ihren Stiefvater vor ſich gegangen war, wurde ihr ſogleich mit allen Einzelnheiten mitgetheilt. Als Frau von Pers ſelbſt Zeugin der zarten Aufmerkſamkeiten wurde, die Julia Herrn von Lucan widmete, äußerte ſie lebhafte Befriedigung, wobei aber doch noch hin und wieder Spuren ihrer alten Vorurtheile gegen ihre Enkelin zu erkennen waren.

Den Tag vor der Abreiſe der Baronin wurden ihr zu Liebe einige Nachbarn zum Diner geladen, denn ſie hatte wenig Geſchmack am Familienleben und liebte Gäſte leidenſchaftlich. Man lud ihr deßhalb, in Ermangelung von etwas Beſſerem, den Pfarrer von Vaſtville, den Steuereinnehmer, den Arzt und den Receveur de l'Enregiſtrement*) ein, häufige Beſucher des Schloſſes und große Verehrer Julia's. Dies war nicht viel, aber es reichte hin, um die Baronin zu berechtigen, große Toilette zu machen.

Während des Mahles ſchien es Julia auf Eroberung des Pfarrers anzulegen, eines harmloſen Greiſes, der mit einer Art heiteren Staunens den Zauber ſeiner Nachbarin auf ſich wirken ließ. Sie brachte ihn zum Eſſen, zum Trinken und auch zum Lachen.

Welche Schlange, nicht wahr, Herr Pfarrer? ſagte die Baronin.

Sie iſt ſehr liebenswürdig, meinte der Pfarrer.

Zum Erſchrecken, gab die Baronin zurück.

Abends, nachdem ſie ein paarmal herumgewalzt, ſang Julia mit ihrer ſchönen, tiefen Stimme zur Begleitung ihres Gemahls einige unbekannte Melodieen, Nationallieder, die ſie aus Italien mitgebracht. Eine dieſer Weiſen erinnerte ſie an eine Art von Tarantella, welche ſie von Frauen Procida's hatte tanzen ſehen, und ſie bat ihren Mann, dieſelbe zu ſpielen. Zugleich erzählte ſie voll Feuer, wie dieſe Tarantella getanzt werde, indem ſie raſche Andeutungen der Schritte, Bewegungen und Stellungen gab; auf einmal rief ſie, von der Glut der eigenen Erzählung fortgeriſſen: Warte, Pierre, ich will ſie tanzen — das iſt einfacher. — Sie hob ihre Schleppe auf, die ihr im Wege war, und bat ihre Mutter, ſie mit Stecknadeln zu befeſtigen. Während es geſchah, war ſie ſelbſt eifrig beſchäftigt: auf dem Kaminſims und auf den Conſolen ſtanden gefüllte Blumenvaſen; ſie nahm daraus mit ihren flinken Händen, und vor einem Spiegel ſtehend ſteckte und wand ſie Blumen, Gräſer, Beeren, Kornähren, kurz Alles, was ihr zwiſchen die Finger kam, kreuz und quer in ihre prachtvollen Haare. Nun ſtellte ſie ſich mitten ins Zimmer, den Kopf mit dieſem dichten, zitternden Kranze beladen. Vorwärts, mein Freund! ſagte ſie zu Herrn von Moras.

---

*) Ein ſpecifiſch franzöſiſcher Adminiſtrativbeamter.

Er ſpielte die Tarantella, die mit einer Art von langſamem, feierlichem Balletſchritt begann, welchen Julia mit ihrem königlichen Anſtand ausführte, indem ſie ihre Alabaſterarme wie Guirlanden in- und auseinander ſchlang; als ſich dann der Rhythmus mehr und mehr belebte, flog ſie ſchneller und ſchneller hin, mit der wilden Schmiegſamkeit und dem ſchwärmeriſchen Lächeln einer jungen Bacchantin; plötzlich endigte ſie in einer lang hingleitenden Bewegung, mit welcher ſie hochathmend zu Lucan's Platz gelangte. Dort beugte ſie ein Knie, hob mit raſcher Geberde ihre beiden Hände empor und ließ zu gleicher Zeit, den geſenkten Kopf ſchüttelnd, ihren

Kranz in einen Blumenregen aufgelöſ't zu Lucan's Füßen fallen, während ſie mit ihrer ſüßeſten Stimme wie huldigend nichts ſagte als: Mein Herr! .. Darauf erhob ſie ſich wieder, immer noch tanzend, warf ſich in einen Seſſel, ergriff ganz ernſthaft des Pfarrers Dreiſpitz und fächelte ſich damit das Geſicht.

Mitten unter dem Beifallsſturm und Gelächter, welche den Saal füllten, rückte die Baronin Pers auf dem Sopha, welches ſie mit Lucan gemeinſchaftlich einnahm, ſachte näher zu ihm heran und ſagte ihm ganz leiſe: Ei, ei! mein Beſter, was bedeutet denn dieſes neue Gebahren? Wiſſen Sie wohl, daß mir ihre frühere Art noch lieber war? — Wie ſo, Theuerſte? warum denn? fragte Lucan harmlos.

Ehe die Baronin ſich aber erklären konnte, wenn ſie dies überhaupt im Sinne hatte, war Julia bereits von einem neuen Einfall ergriffen. — Wahrhaftig, ich erſticke, ſagte ſie, geben Sie mir Ihren Arm, Herr von Lucan. - Sie ging hinaus, und Lucan begleitete ſie. Im Veſtibule blieb ſie ſtehen, um den Kopf mit ihrem großen weißen Schleier zu bedecken, ſchien einen Augenblick zwiſchen der Gartenthüre und der Hofthüre zu ſchwanken, und ſagte dann, ſich entſcheidend: In die Damenallee; dort iſt es am kühlſten.

Die Damenallee, Julia's Lieblingsſpaziergang, öffnete ſich der großen Allee gegenüber am andern Ende des Hofes. Es war ein ſanft abwärts führender Pfad zwiſchen der felſigen Böſchung der bewaldeten Hügel und dem Rande eines Hohlweges, der einer der alten Schloßgräben geweſen zu ſein ſchien. In der Tiefe dieſes Hohlweges rieſelte ein Bach mit melancholiſchem Rauſchen; er verlor ſich in einiger Entfernung in einen kleinen, von Weiden beſchatteten Teich, den zwei alterthümliche Nymphen von Marmor hüteten;

dieſen verdankte die Damenallee ihren durch Volksüberlieferung geheiligten Namen. Halbwegs zwiſchen Hof und Teich thürmten ſich im Rücken des Hügels Mauerreſte und eingeſtürzte Bogengewölbe auf, Ueberbleibſel irgend eines befeſtigten Außenwerkes. Die ſchweren Pfeiler dieſer Ruinen begrenzten einige Schritte entlang den Pfad und warfen im Verein mit Epheugewinden und Brombeerſträuchern breite Schatten, welche die Nacht in undurchdringliche Finſterniſſe verwandelte. Zu ſolcher Stunde hätte man meinen können, der Weg ſei von einem Abgrunde durchſchnitten. Indeſſen war der düſtere Charakter dieſer Stelle durch Manches gemildert: feiner, trockener Sand bedeckte den Weg; ländliche Ruheſitze ſtanden hier und dort gegen die Böſchung gelehnt, und die Raſenhänge, welche ſich in den Hohlweg ſenkten, waren mit Hyacinthen, Veilchen und Zwergroſen überſäet, deren Duft ſich in dieſer bedeckten Allee ſammelte und aufſtieg, wie der Geruch des Weihrauchs in einer Kirche.

Es war gegen Ende Juli, und die Hitze war den Tag über drückend geweſen. Als Julia die noch von der Glut des Sonnenunterganges durchzitterte Atmoſphäre des Hofes verließ, athmete ſie die friſche Luft des Baches und der Wälder begierig ein. O Gott, wie wohl das thut! ſagte ſie.

Aber ich fürchte, es thut allzu wohl, äußerte Lucan; erlauben Sie mir — und er wickelte die flatternden Enden ihres Schleiers doppelt um ihren Hals.

Wie? es liegt Ihnen alſo etwas an meinem Daſein? fragte ſie.

Ei gewiß!

Das iſt großmüthig!

Sie ging ſchweigend einige Schritte, indem ſie ſich leicht auf den Arm ihres Begleiters ſtützte und nach ihrer Art den graziöſen Körper wiegte. Ihr guter Pfarrer hält mich wohl für eine Art von Teufelin? fuhr ſie fort.

Nicht er allein, ſagte Lucan mit ironiſcher Kaltblütigkeit.

Sie lachte kurz und gezwungen auf; dann fuhr ſie weiterſchreitend nach einer neuen Pauſe mit geſenktem Kopfe fort: Sie müſſen mich doch jetzt etwas weniger verabſcheuen, nicht?

Etwas weniger.

Sprechen Sie ernſthaft, wollen Sie? Ich weiß, daß ich Ihnen viel zu Leid gethan habe. Fangen Sie an, mir zu vergeben? — Ihre Stimme hatte einen Ausdruck von Innigkeit angenommen, der ihr ſonſt nicht eigen war und Herrn von Lucan rührte.

Ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen. mein Kind, erwiderte er.

Sie blieb ſtehen und ſagte, indem ſie ſeine beiden Hände ergriff, in leiſem, faſt ſchüchternem Tone: Wirklich? mit unſerem Haß iſt es zu Ende? Sie lieben mich ein wenig?

Ich danke Ihnen, ſagte Lucan mit ernſter Rührung; ich danke Ihnen, und habe Sie ſehr lieb.

Da ſie ihn leiſe an ſich zog, umſchlang er ſie mit unbefangenem, herzlichem Druck des Armes und heftete ſeine Lippen auf die Stirne, die ſie ihm darreichte; in demſelben Augenblick aber fühlte er, wie die geſchmeidige Geſtalt der jungen Frau erſtarrte; ihr Kopf ſank zurück, dann brach ſie völlig zuſammen und glitt in ſeinen Armen hinab, wie ein gemähter Halm.

Zwei Schritte entfernt ſtand eine Bank, dorthin brachte er ſie; nachdem er ſie aber auf dieſelbe niedergelaſſen, blieb er, ſtatt ihr Hülfe zu leiſten, in einer Haltung ſeltſamer Regungsloſigkeit vor dieſer reizenden lebloſen Erſcheinung ſtehen. Eine lange Stille entſtand, nur durch das leiſe, traurige Murmeln des Baches belebt. Endlich erwachte Lucan aus ſeiner Betäubung und rief wiederholt mit lauter, faſt harter Stimme: Julia! Julia! — Da ſie ſich nicht rührte, ſtieg er in die Schlucht hinab, ſchöpfte eilig Waſſer in ſeine Hand und beſprengte ihr damit die Schläfen. Nach einem Augenblick ſah er in der Dunkelheit, wie ihre großen Augen ſich öffneten, und half ihr, den Kopf aufzurichten.

Was iſt denn das? fragte ſie, indem ſie ihn mit verwirrtem Blicke anſah; was iſt denn geſchehen?

Nun, Sie ſind ein wenig ohnmächtig geworden, antwortete Lucan lachend.

Ohnmächtig?

Freilich; ich hatte das befürchtet. Die Kälte wird Ihnen geſchadet haben. Können Sie gehen? Kommen Sie, verſuchen Sie es.

Ganz gut, ſagte ſie, indem ſie ſeinen Arm ergriff.

Wie Alle, die ſolchen plötzlichen Zufällen unterworfen ſind, erinnerte ſich Julia nur ganz undeutlich des Anlaſſes, welcher ihre Ohnmacht herbeigeführt hatte.

Sie hatten langſam den Rückweg nach dem Schloſſe eingeſchlagen. — Ohnmächtig! wiederholte ſie luſtig; Gott! wie lächerlich das iſt! — Dann mit plötzlicher Lebhaftigkeit: Aber was habe ich geſagt? Habe ich etwas geſprochen?

Sie ſagten: Mich friert! und damit waren Sie weg.

Wirklich?

Ja.

Hielten Sie mich für todt?

Ich hoffte es einen Augenblick, ſagte Lucan kalt.

Wie abſcheulich! Aber vorher ſprachen wir zuſammen? Wovon war die Rede?

Wir ſchloſſen einen Freundſchaftsbund.

So! Es ſieht nicht danach aus, Herr von Lucan! Gnädige Frau?

Sie ſcheinen es mir übel zu nehmen, daß ich ohnmächtig geworden bin?

Allerdings. — Erſtens mag ich keine Scenen — und dann iſt es einzig Ihre Schuld — Sie ſind ſo unbedacht, ſo unvernünftig!

O mein Gott! wollen Sie nicht lieber gleich die Ruthe brauchen? Und als die Lichter des Schloſſes ſichtbar wurden: Bitte, beunruhigen Sie meine Mutter nicht mit dieſem Vorfalle, nicht wahr?

Ich werde mich hüten; Sie dürfen ruhig ſein.

Wiſſen Sie, daß Sie ungemein mürriſch ſind?

Das iſt wahr; aber ich habe vorhin ſo peinliche Minuten verlebt —

Ich bedauere Sie von ganzer Seele, ſagte Julia trocken. — Sie warf im Veſtibule ihren Schleier ab und trat in den Salon.

Die Baronin Pers, welche Morgens frühzeitig abreiſen wollte, hatte ſich ſchon zurückgezogen. Julia ſpielte mit ihrer Mutter vierhändige Sonaten. Herr von Lucan trat bei des Pfarrers Whiſtpartie ſtatt des Strohmanns ein, und der Abend ging friedlich zu Ende.

## VII.

Am Morgen war Clotilde eben im Begriff, mit ihrer Mutter in den Wagen zu ſteigen, der ſie nach der Bucht führen ſollte; Herr von Lucan, den ein Geſchäft im Schloſſe zurückhielt, wohnte ihrer Abfahrt bei. Er bemerkte ein nachdenkliches Weſen an der Baronin; ſie war gegen ihre Gewohnheit ſchweigſam, warf verlegene Blicke auf ihn, näherte ſich ihm wiederholt mit gezwungenem

Lächeln und vertraulicher Miene, beſchränkte ſich aber darauf, alltägliche Worte an ihn zu richten. Endlich benützte ſie einen Augenblick, wo Clotilde noch einige Befehle gab, um ſich aus dem Schlage zu beugen und Lucan kräftig die Hand zu drücken: Bleiben Sie ein rechtſchaffener Mann, ſagte ſie. Zugleich ſah er ihre Augen feucht werden. Der Wagen fuhr in derſelben Minute ab.

Die Angelegenheit, die Herrn von Lucan beſchäftigte und über die er ſich noch denſelben Morgen mit ſeinem Advocaten und dem Notar, welche Beide während der Nacht aus Caen eingetroffen waren, ausführlich beſprach, war ein alter Familienprozeß; der Maire von Vaſtville, ein ehrgeiziger und halsſtarriger Mann, hatte ſeinen Ruhm darein geſetzt, denſelben wieder aufzuwärmen. Es handelte ſich um einen alten Anſpruch auf angebliche Gemeindeländereien, welcher Herrn von Lucan eines Theiles ſeiner Wälder beraubt und ſein väterliches Erbgut verſtümmelt haben würde. Er hatte dieſen Prozeß in erſter Inſtanz gewonnen; aber derſelbe ſollte nun bald vor dem Appellhofe verhandelt werden, und er war in Sorge über das Endergebniß. Es gelang ihm leicht, dieſe Sache während einiger Tage zum Vorwand ſeiner ernſten Miene, ſeiner kurzen Worte, ſeines Hanges zur Einſamkeit zu nehmen, worunter ſich vielleicht ernſtere Kümmerniſſe verbargen. Bald ſollte ihm dieſer Vorwand fehlen. Schon im Beginn der folgenden Woche erfuhr er durch ein Telegramm, daß ſein Prozeß in letzter Inſtanz gewonnen ſei, und mußte bei dieſem Anlaſſe eine Heiterkeit an den Tag legen, von welcher ſein Herz weit entfernt war.

Von da an nahm er die gemeinſchaftliche Lebensweiſe wieder auf, welcher Julia unausgeſetzt die volle Regſamkeit ihrer lebhaften Phantaſie mittheilte. Den-

Die Rechte nimmt indeß der Blößen wahr,
Die etwa Bruſt, Bauch, Seite läßt erſpähen.
Zwei Stiche machen ihm das Herze ſchwer;
Der trifft den Schenkel, und die Seite der.

127.

Der Heide pocht, dem vom zerbrochnen Degen
Noch Heft und Knauf zurückgeblieben ſind,
Dem Rüd'ger auf den Helm mit grauſen Schlägen,
Und macht ihn faſt noch einmal taub und blind.
Doch Rüd'ger, deſſen Recht die Engel wägen,
Faßt mit der Rechten ſeinen Arm geſchwind
Und kommt ſo ſtark zu Hülfe mit der Linken,
Daß er ihn endlich macht vom Sattel ſinken.

128.

Sei es Gewandtheit oder Kraft, der Heide
Kommt auf die Füße bei dem Fall zu ſtehn,
Und ſo einander gleich ſind alle beide,
Nur daß noch Rüd'ger mit dem Schwert verſehn.
Er hält den Heiden fern mit Spitz' und Schneide,
Und hat auch keine Luſt, ihm nah zu gehn:
Ihm ſcheint's nicht dienlich, daß er ſolche Maſſe,
Groß und ſchwerfällig, auf ſich kommen laſſe.

129.

Da er in Strömen ihm das Blut entfließen
Aus Schenkel, Seit' und andern Wunden ſieht,
So glaubt er, werd' er endlich Frieden ſchließen,
Wenn nach und nach ihm ſeine Kraft entflieht.
Doch Heft und Knauf hält noch die Hand des Rieſen,
Die wirft er nach dem Feinde wutherglüht,
Mit aller Stärke, die ihm noch geblieben,
Daß mehr als je ſich Rüd'gers Augen trüben.

noch ging er auf die Launen ſeiner Stieftochter nicht mehr mit derſelben liebreichen Vertraulichkeit ein, wie früher. Sie bemerkte es; aber ſie bemerkte es nicht allein. Lucan begegnete in Herrn von Moras' Blick dem Erſtaunen, in dem Clotildens der Anklage. Eine neue Gefahr bedrohte ihn. Er lud Vorwürfe auf ſich, welche mit einer Rechtfertigung zu beantworten oder unbeantwortet ihrer eigenen Auslegung zu überlaſſen gleich unmöglich, gleich furchtbar erſchien.

Mit der Zeit verblaßte jedoch wieder die ſchreckliche Klarheit, die ihm bei dem jüngſten Begebniſſe den Kopf durchzuckt hatte; ſie ſtand nicht mehr mit der gleichen Kraft der Ueberzeugung vor ſeinem Geiſte. Er wurde zweifelhaft, er beſchuldigte ſich für Augenblicke einer förmlichen Verirrung, beſchuldigte die Baronin eines grauſamen und ſtrafbaren Verdachtes; er ſagte ſich endlich, daß es in jedem Falle das Klügſte ſei, gar nicht an das Drama zu glauben und es nicht dadurch, daß er geradezu eine Rolle darin übernähme, erſt recht ins Leben zu rufen. Unglücklicher Weiſe erlaubte Julia's unberechenbarer, von einer Ueberraſchung zur andern überſpringender Charakter nicht, einen regelmäßigen Plan der Behandlung bei ihr durchzuführen.

Eines ſchönen Nachmittags hatten die Schloßbewohner in Geſellſchaft einiger Nachbarn einen Ausflug zu Pferde nach dem Vorgebirge La Hague gemacht. Auf dem Rückweg, ungefähr in der Mitte des Weges, entfernte ſich Julia, die den ganzen Tag über auffallend ſchweigſam geweſen, von der Geſellſchaft und ſpornte ihr Pferd etwas vorwärts, indem ſie Herrn von Lucan einen ausdrucksvollen Blick zuwarf. Er war faſt augenblicklich an ihrer Seite. Sie warf ihm von Neuem einen Seitenblick zu und fragte plötzlich mit ihrem bitterſten und ſtolzeſten Tone: Iſt Ihnen meine Nähe gefährlich, mein Herr?

Wie ſo, gefährlich? lachte er. Ich verſtehe Sie nicht, Gnädigſte.

Weßhalb fliehen Sie mich? Was habe ich Ihnen gethan? Was bedeutet dieſes neue und unangenehme Benehmen, das Sie gegen mich zur Schau tragen? Es iſt doch wahrlich ſeltſam, daß Sie um ſo weniger artig ſind, je mehr ich es bin. Jahre lang verfolgt man mich, ich ſoll Ihnen ein freundliches Geſicht machen, und wenn ich mein Aeußerſtes darin thue, ſo ſchmollen Sie! Was ſoll das heißen? Was geht Ihnen durch den Kopf? — Ich bin höchſt neugierig, es zu erfahren.

Das iſt ganz einfach, und ich kann es Ihnen mit zwei Worten erklären. Es geht mir durch den Kopf, daß Sie, nachdem Sie geraume Zeit wenig liebenswürdig gegen mich waren, es jetzt faſt zu ſehr geworden ſind. — Das rührt und freut mich aufrichtig; aber ich fürchte manchmal in der That, Aufmerkſamkeiten, auf die ich nicht allein Rechte habe, zu eigennützig auf mich abzulenken. Sie wiſſen, wie ſehr ich Ihren Gatten liebe — Hier kann ſelbſtverſtändlich nicht von Eiferſucht die Rede ſein; aber die Zuneigung eines Mannes iſt ſtolz und empfindlich. Ohne zu einer niedrigen und überdies unmöglichen Auffaſſung herabzuſinken, könnte Pierre, wenn er ſich etwas vernachläſſigt ſieht, verletzt und traurig werden, und das würde uns Beide unglücklich machen, nicht wahr?

Ich kann Nichts halb thun, verſetzte ſie mit ungeduldiger Bewegung. Man ändert ſeine Natur nicht. Ich kann nur mit meinem eigenen und nicht mit einem fremden Herzen lieben und — und dann — weßhalb ſollte es mir nicht in den Sinn kommen, Pierre eiferſüchtig zu machen? Vielleicht hat mein bekannter, alter Haß gegen Sie dieſes weiſe Rechenexempel ausgeheckt. Wenn Pierre Sie umbringt oder mich, ſo iſt das eine Löſung, wie irgend eine.

Sie werden mir wohl geſtatten, eine andere vorzuziehen, erwiderte Lucan, der, wenn auch ohne viel Erfolg, noch immer dieſem ſonderbar gereizten Geſpräch eine heitere Wendung zu geben ſuchte.

Uebrigens, fuhr ſie fort, beruhigen Sie ſich, mein lieber Herr. Pierre iſt nicht eiferſüchtig — er hat keine Ahnung, wie man im Vaudeville zu ſagen pflegt. — Sie brach in jenes ſchlimme Lachen aus, das ihr manchmal eigen war, und fügte gleich darauf in ernſtem Tone bei: Und was ſollte er ahnen? Wenn ich liebenswürdig gegen Sie bin, ſo geſchieht es auf Befehl — und Niemand kann wiſſen, bis zu welchem Grade ich von dem Meinigen hinzufüge.

Ich bin überzeugt, daß Sie dies ſelbſt nicht wiſſen, ſagte er lachend. Sie ſind eine ruheloſe Natur; Sie bedürfen der Stürme, und wenn Sie keinen haben, ſo machen Sie ſich einen. Ob Sie Ihren Stiefvater lieben oder nicht lieben, daran iſt im Grunde wenig Dramatiſches. Es handelt ſich dabei nur um ganz einfache, ganz gewöhnliche Empfindungen. Aber eben darum muß man ſie nothwendig etwas compliciren — nicht wahr, meine Liebe?

Ja — mein Lieber! gab ſie zurück, indem ſie auf das letzte Wort ironiſchen Nachdruck legte, dann ſetzte ſie ihr Pferd in Galopp.

Soeben war die Waldgrenze erreicht. Bald ſah er Julia den geraden Weg verlaſſen, der den Wald durchſchnitt, und einen Pfad quer durch die Heide einſchlagen, als wollte ſie ſich mitten in den dichten Hochwald werfen. In demſelben Augenblicke ſprengte Clotilde zu ihm heran und fragte lebhaft, ſeine Schulter mit dem Stiel ihrer Reitgerte berührend: Wohin will denn Julia? — Lucan antwortete mit einer unbeſtimmten Geberde und einem Lächeln.

Ich bin überzeugt, fuhr Clotilde fort, daß ſie dort unten an der Quelle trinken will — ſie klagte vorhin über Durſt — folge ihr, Lieber, ich bitte dich, und halte ſie ab — ſie iſt ſo erhitzt — es kann ihr tödtlich werden — Schnell hin, ich beſchwöre dich! —

Herr von Lucan überließ ſeinem Pferde den Zügel; es ſchoß dahin wie ein Blitz. Schon war Julia zwiſchen den Bäumen verſchwunden. Er folgte ihrer Spur, doch hemmten die Wurzeln des Hochwaldes und der abſchüſſige Boden ſein raſches Vordringen.

In kurzer Entfernung von dort hatten die Arbeit der Jahrhunderte und ſtetes Durchſickernlaſſen des Bodens in einer ſchmalen Lichtung eine jener geheimnißvollen Quellen geſchaffen, deren klares Waſſer, bemooste Umrahmung und tiefe Einſamkeit die Phantaſie bezaubern und ihr ſo manche ſchöne Sage entlockt haben. Als Herr von Lucan zwiſchen den Bäumen hindurch Julia wieder erblickte, war ſie bereits abgeſtiegen. Ihr vorzüglich dreſſirtes Pferd ſtand zwei Schritte von ihr, ohne ſich zu rühren, und knuſperte am Laube, während ſeine Herrin knieend, über den Rand der Quelle gebeugt, aus ihren Händen trank.

Julia, ich bitte Sie! rief Lucan mit erhobener Stimme.

Sie war mit leichtem Satz in die Höhe geſprungen und begrüßte ihn heiter. Zu ſpät, mein Herr! ſagte ſie; aber ich habe nur einige Tropfen getrunken, nur einige Tröpſchen, ich ſchwöre es Ihnen!

Sie ſind wirklich toll! ſagte Lucan, der nun dicht bei ihr war.

Finden Sie? — ſie bewegte ihre weißen, herrlichen Hände, die ihr als Becher gedient hatten und Diamanten von ſich zu ſchütteln ſchienen. Geben Sie mir Ihr Taſchentuch!

Lucan reichte ihr ſein Taſchentuch. Sie trocknete ſich eifrig die Hände, erhob ſich dann, während ſie ihm das Tuch mit der rechten Hand zurückgab, etwas auf die Fußſpitzen, und bot ihm die Linke bis zu der Höhe ſeines Geſichtes: Hier! ſchmollen Sie nicht!

Lucan küßte die Hand. — Jetzt die andere! fuhr ſie fort. Werden Sie doch nicht ſo bleich, mein Freund!

Lucan that, als hätte er dieſe letzten Worte nicht gehört, und ſtieg haſtig ab. — Ich muß Ihnen in den Sattel helfen, ſagte er mit trockenem, hartem Ton.

Sie zog mit geſenktem Kopfe ihre Handſchuhe an. Plötzlich erhob ſie die Stirn und heftete einen ſtarren Blick auf ihn. Was für ein erbärmliches Geſchöpf ich bin, nicht wahr? ſagte ſie.

Nein, verſetzte Lucan; nur was für ein unglückliches!

Sie ſtützte ſich gegen einen der Bäume, die den Quell beſchatteten, den Kopf halb zurückgeworfen, eine Hand über den Augen.

Kommen Sie! ſagte Lucan.

Sie gehorchte, und er half ihr, ſich zu Pferde zu ſetzen. Sie verließen die Stelle ohne zu ſprechen, kamen auf den Weg zurück und hatten bald die andern Reitenden eingeholt.

Kaum war Lucan der Qual dieſer Scene entronnen, als er klar empfand, daß deren nothwendige und unmittelbare Folge die Entfernung Julia's und ihres Mannes ſein mußte; wie er aber begann, nach Mitteln zu ſuchen, um eine ſo überſtürzte Abreiſe herbeizuführen, verwickelte er ſich in unauflösliche Schwierigkeiten. Durch welchen Beweggrund ſollte man vor Clotilden und Herrn von Moras einen ſo neuen und ſo unvorhergeſehenen Entſchluß rechtfertigen? Es war Mitte Auguſt, und man war längſt übereingekommen, daß die ganze Familie am erſten September nach Paris zurückkehren ſollte. Schon die Nähe des für die Abreiſe Aller feſtgeſetzten Termins mußte jedem zu ſolch plötzlicher Trennung erſonnenen Vorwande doppelte Unwahrſcheinlichkeit verleihen. Es war faſt unmöglich, dadurch nicht in Clotildens und des Grafen Seele einen nie wieder auszulöſchenden Argwohn, eine Erleuchtung hervorzurufen, die für das Glück der Einen wie des Andern tödtlich ſein mußte. Das Heilmittel erſchien in der That noch gefährlicher, als das Uebel ſelbſt, denn wie groß auch das Uebel ſein mochte, es war wenigſtens Jenen unbekannt, die es ins Herz und ins Leben getroffen hätte, und noch konnte man hoffen, daß es ihnen für immer unbekannt bleiben würde. Lucan dachte einen Augenblick daran, ſich ſelbſt zu entfernen; aber es war noch unmöglicher, ſein Fortgehen zu motiviren, als Julia's Abreiſe.

Nach all dieſen Betrachtungen faßte er den Entſchluß, ſich mit Geduld und Muth zu waffnen. War man einmal in Paris, ſo durfte man hoffen, daß die getrennten Wohnungen, die ſelteneren Berührungen, die geſellſchaftlichen Verpflichtungen, die ganze Geſchäftigkeit des Lebens bald genug zur Abſpannung und allmählich zur friedlichen Löſung des ſchmerzlich verworrenen Zuſtandes führen würden, über den er ſich fortan nicht mehr täuſchen konnte. Er zählte auf ſich ſelbſt und auch auf die angeborne Großherzigkeit Julia's, um ohne Aufſehen und Bruch an das nahe Ziel zu gelangen, welches dem Zuſammenleben und ſeinen unaufhörlichen Gefahren ein Ende machen ſollte. Es konnte ja doch nicht unmöglich ſein, nur noch kurze vierzehn Tage lang dem Ausbruch eines Gewitters vorzubeugen, das ſeit Monaten grollte, ohne ſeine Blitze loszulaſſen. Er vergaß, mit welcher entſetzlichen Schnelligkeit die Krankheiten der Seele gleich denen des Körpers, nachdem ſie langſam und allmählich bei gewiſſen verhängnißvollen Kriſen angekommen ſind, auf einmal ihre Fortſchritte und Verheerungen beſchleunigen.

Lucan fragte ſich, ob er das Benehmen, das er ſich vorgezeichnet, und die Gründe, die ihn dazu genöthigt, Julia wiſſen laſſen ſollte; aber jeder Schatten einer Erklärung zwiſchen ihnen erſchien ihm entſchieden unpaſſend und gefährlich. Ein vertrauliches Einverſtändniß über einen ſolchen Punkt würde den Charakter gemeinſchaftlicher Schuld angenommen haben, wogegen ſein Ehrgefühl ſich entſchieden auflehnte. Trotz der furchtbaren Klarheit, die plötzlich aufgeleuchtet war, blieb doch etwas Dunkles, Unbeſtimmtes, Uneingeſtandenes zwiſchen ihnen zurück, das er um jeden Preis bewahren zu müſſen glaubte. Weit entfernt alſo, Gelegenheiten zu geheimer Unterredung aufzuſuchen, vermied er eine ſolche von nun an mit äußerſter Behutſamkeit. Julia ſchien übrigens von gleicher Zurückhaltung durchdrungen, eben ſo beſorgt wie er, jedes Alleinſein mit ihm zu fliehen, wiewohl ſie dieſe Anſtrengungen zu verbergen ſuchte; hierin beſaß jedoch die junge Frau nicht die Verſtellungskraft, welche Lucan ſeiner natürlichen und erworbenen Feſtigkeit verdankte. Er ſeinerſeits vermochte die Qual, die ihn verzehrte, ohne ſichtbare Anſtrengung unter ſeinem gewöhnlichen Ernſte zu verbergen. Julia dagegen gelangte nicht ohne faſt convulſiviſchen Zwang dahin, die innere Laſt mit erhobener Stirn und lachendem Munde zu tragen. Für den einzigen Zeugen, der um das Geheimniß ihrer Kämpfe wußte, war das Schauſpiel der reizvollen und fieberhaften Lebhaftigkeit, die das unglückliche Kind mühſam erkünſtelte, herzzerſchneidend. Manchmal ſah er von Weitem, wie ſie, gleich einer erſchöpften Schauſpielerin, ſich nach einer einſamen Gartenbank flüchtete, ſtöhnend, die Hand gegen die Bruſt gepreßt, als wollte ſie ihr empörtes Herz feſthalten. Dann konnte er trotz alledem nicht umhin, mit ſo viel Schönheit und Unglück unausſprechliches Mitleiden zu fühlen.

War es wirklich nur Mitleid? — —

Clotilde und Julia's Gatte waren in Haltung, Worten und Blicken zur gleichen Zeit für Herrn von Lucan der Gegenſtand unaufhörlicher unruhiger Beobachtung. Clotilde hatte offenbar nicht den geringſten Verdacht geſchöpft. Die ſanfte Heiterkeit ihrer Züge war unverändert geblieben. Einige Seltſamkeiten mehr oder weniger in Julia's Benehmen waren ihr nicht neu genug, um ihre Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zu ziehen. Ueberdies blieben ihrer Geiſtesart die ungeheuren Abgründe, die ihr zur Seite gähnten, allzufern; ſie würde den Fuß hineingeſetzt haben und darin verſunken ſein, ohne ſie nur zu ahnen.

Der blonde, ruhige, ſchöne Kopf des Grafen Moras behielt zu allen Stunden, gleich Lucan's brünettem Antlitz, eine wie in Stein gemeißelte Feſtigkeit. Deßhalb war es auch ziemlich ſchwierig, die Eindrücke einer von Natur ſtarken Seele, die in hohem Grade Herrin ihrer ſelbſt war, darin zu leſen. Dennoch war dieſe Seele in einem Punkte ſchwach geworden. Herr von Lucan wußte das wohl; er kannte des Grafen glühende Liebe zu Julia und die krankhafte Reizbarkeit ſeiner Leidenſchaft. Es war unwahrſcheinlich, daß ein ſolches Gefühl, ſobald es ernſtlich von Argwohn ergriffen wurde, ſich nicht äußerlich durch irgend ein heftiges, wenigſtens unzweideutiges Zeichen verrathen ſollte. Herr von Lucan bemerkte jedoch keines dieſer gefürchteten Symptome. Erſpähte er auch zuweilen ein flüchtiges Falten der Brauen, eine vielſagende Betonung, einen flüchtigen oder zerſtreuten Blick, ſo konnte er höchſtens an irgend eine Regung jener unbeſtimmten, phantaſtiſchen Eiferſucht glauben, die, wie er wußte, den Grafen ſchon ſeit langer Zeit quälte. Außerdem ſah er ihn in der Familie ſtets mit demſelben lächelnden Gleichmuth erſcheinen und empfing von ihm fortwährend die alten Beweiſe von Herzlichkeit. Dennoch gaben ihm ſeine durch die redlichſte Freundſchaft gerechtfertigten unabläſſigen Grübeleien die wahnſinnige Verſuchung ein, den Grafen zum Vertrauten der ihnen gemeinſam auferlegten Prüfung zu machen; während aber dieſe mißliche und ſchonungsloſe Mittheilung ſein eigenes Herz erleichtert haben würde, hätte ſie nicht das ſeines Freundes zur Verzweiflung gebracht? Und war nicht überdies von dieſer vermeinten Ehrlichkeit dadurch, daß ſie das Geheimniß einer Frau preisgab, eine gewiſſe Feigheit, ja offenbarer Verrath unzertrennlich?

Er mußte alſo inmitten ſo vieler Klippen und Abgründe das ganze Gewicht der Prüfung bis zum Ende allein tragen, obgleich ſie vielleicht noch verwickelter und gefahrvoller war, als Lucan ſich dies ſelbſt geſtehen mochte.

Sie ſollte früher, als er ahnen konnte, zu Ende gehn.

Eines Tages fuhren Clotilde und ihr Gemahl in Begleitung von Herrn und Frau von Moras aus, um die Ueberreſte einer bedeckten Gallerie zu beſuchen, die zu den ſeltenen Alterthümern der Druidenzeit in jener Gegend gehört. Dieſe Ruinen ſind von einem maleriſchen Schwibbogen überwölbt, der in der die Oſtſeite der Halbinſel abſchließenden Felſenmauer ausgehauen iſt; ſie bedecken mit ihrer ungeſtalten Maſſe einen jener beraſ'ten Vorſprünge, die ſich hier und dort gleich ungeheuren Strebepfeilern am Fuße der Felſen hinziehen. Trotz der jähen Senkung gelangt man auf einem bequemen Wege dahin, der ſich in weiten Schlangenlinien bis zum gelben Sande der kleinen Bucht hinabzieht. Clotilde und Julia zeichneten den alten celtiſchen Tempel ab, während die Männer rauchten; dann unterhielt man ſich eine Weile damit, der Flut des Meeres zuzuſchauen, das ſeine Schaumkämme auf den Sand warf. Man kam überein, zur Erleichterung der Pferde den Rückweg auf die Höhe zu Fuße zurückzulegen. Auf ein Zeichen Lucan's ſetzte ſich der Wagen in Bewegung, Clotilde nahm Herrn von Moras' Arm, und ſie begannen langſam den gekrümmten Pfad aufzuſteigen. Lucan wartete, bis es Julia gefällig wäre, ihnen zu folgen; ſie war einige Schritte ſeitwärts in lebhaftem Geſpräch mit einem alten Fiſcher zurückgeblieben, der ſeine Köder in den Felſenhöhlungen befeſtigte. Jetzt wendete ſie ſich gegen Lucan um und rief: Er ſagt, es gäbe einen näheren, ganz bequemen Pfad, hier dicht in der Nähe, am Felſen hinauf — ich habe Luſt, ihn einzuſchlagen, um dieſem langweiligen Zickzack zu entgehen.

Thun Sie das nicht, erwiderte Lucan; glauben Sie mir, ein Weg, der für die Landleute ſehr bequem iſt, kann für Sie höchſt unbequem ſein.

Nach wiederholter Rückſprache mit ihrem Fiſcher fuhr Julia fort: Er ſagt, es ſei wirklich gar keine Gefahr dabei, und die Kinder ſtiegen täglich da auf und ab. Er wird mir den Anfang des Pfades zeigen; ich brauche nur gerade hinaufzuſteigen. Sagen Sie meiner Mutter, daß ich vor euch oben ſein werde.

Ihre Mutter wird vor Angſt umkommen.

Sagen Sie ihr nur, es ſei nicht gefährlich.

Lucan gab es auf, länger gegen einen Eigenſinn zu kämpfen, der bereits ungeduldig wurde, und beauftragte den Bedienten, der Julia's Shwals und Album trug, Clotilden und Herrn von Moras, die ſchon um die Ecke des Weges verſchwunden waren, zu beruhigen; dann kehrte er zu Julia zurück und ſagte: Sobald Sie nun wollen, bin ich bereit.

Sie kommen mit?

Natürlich.

130.

Der Wurf macht Rüdigern ſo ſtarke Wehen,
Der ihm auf Wange ſchwer und Schulter fällt,
Daß Erd' und Himmel ſich im Kreiſe drehen
Und er ſich kaum noch auf den Füßen hält.
Der Heide ſäumt nicht, auf ihn loszugehen,
Allein der Fuß verſagt, wie er ihn ſtellt,
— Der Schenkelſtich hat ihm die Kraft entriſſen —
Und mit dem Knie muß er den Boden küſſen.

131.

Der Chriſt verliert nicht Zeit, der nach ihm ſpringt
Mit mächt'gem Stoß, auf Kopf und Bruſt gewandt;
Nun hämmert er ſo lang, bis er ihn zwingt,
Den Grund zu faſſen auch mit einer Hand.
Doch rafft der Heide ſich empor, und ringt,
Um Rüd'gern ſchlingend ſeiner Arme Band;
Nun dreht man ſich, und ſchüttelt, ringt und rafft,
Die Kunſt noch brauchend zu der höchſten Kraft.

132.

Des Sarazenen beſte Kräfte waren
Durch jene beiden Wunden ſchon verſprüht,
Und Rüd'ger, der im Ringen ſehr erfahren,
Iſt mit Geſchick und großer Kunſt bemüht,
Kennt ſeinen Vortheil, läßt ihn nimmer fahren,
Und wo er nur die tiefſten Wunden ſieht,
Und wo er ſieht am meiſten Blut entfließen,
Stemmt er ſich an mit Armen, Bruſt und Füßen.

133.

Der Heide, welchen Zorn und Aerger ſtechen,
Faßt ihn am Hals und an den Schultern an;
Bald ſtößt er ihn, bald will er ihn zerbrechen,
Bald hebt er ihn bis auf die Bruſt hinan;

Der alte Fiſcher ging voraus, unter dem Felſen hin. Nachdem ſie die ſandige Bucht verlaſſen, war das Ufer weiterhin mit ſcharfkantigen Klippen und mächtigen Felsſtücken überſä't, welche den Weg ſehr beſchwerlich machten. Obgleich die Entfernung gering war, fühlten ſie ſich bereits wie zerbrochen vor Müdigkeit, als ſie am Beginn des Felspfades anlangten, und dieſer ſelbſt erſchien Lucan, vielleicht auch Julien, bei Weitem weniger ſicher und bequem, als der Fiſcher behauptete. Doch mochte Keines von Beiden Einwendungen erheben. Nach ein paar Weiſungen, die er ihnen zu guter Letzt gab, entfernte ſich der alte Mann, höchſt befriedigt von Lucan's Freigebigkeit. Beide begannen nun entſchloſſen den Felſen zu erklettern, der hier das Meer aus einer Höhe von dreihundert Fuß beherrſcht.

Im Beginn ihres Aufſteigens brachen ſie das bisher bewahrte Stillſchweigen, um in ſcherzendem Tone einige kurze Bemerkungen über die Annehmlichkeiten dieſes Ziegenpfades zu wechſeln, aber die wirklichen und in der That beängſtigenden Schwierigkeiten des Steigens nahmen bald ihre volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die ſchwache Spur verſchwand für Augenblicke auf dem nackten Felſen oder in einer Senkung des Bodens. Nur mit Mühe fanden ſie den unterbrochenen Streifen wieder. Ihre Füße zögerten auf den glatten Steinwänden, oder auf dem ſchlüpfrigen, wie mit Seife beſtrichenen Graſe. Es gab Augenblicke, wo ſie einen faſt ſenkrechten Abhang unter ſich fühlten, und wenn ſie ſtehen bleiben wollten, um Athem zu ſchöpfen, verurſachten ihnen die vor ihren Augen geöffneten Abgründe, die unermeßliche Ausdehnung, der metalliſche Glanz des Meeres ein Gefühl des Schwindels, des Schwankens. Trotz des tiefhängenden bedeckten Himmels laſtete ſchwere, gewitterliche Schwüle auf ihnen und beſchleunigte noch den raſchen Lauf ihres

Blutes. Lucan ſtieg mit einer Art von fieberhaftem Eifer voraus und wendete ſich nur dann und wann zurück, um einen Blick auf Julia zu werfen, die ihm ganz dicht folgte, hob aber gleich wieder den Kopf, um irgend einen Haltpunkt, irgend eine ebene Stelle zu ſuchen, wo man einen Augenblick ohne Gefahr aufathmen könnte. Ueber wie unter ihm war die gleiche ſenkrechte, zuweilen überhängende Klippe. Plötzlich rief Julia hinter ihm mit angſtvollem Tone: Herr von Lucan! bitte, bitte — mir ſchwindelt!

Er ſtieg, auf die Gefahr hin, zu ſtürzen, haſtig einige Schritte zurück und erfaßte kräftig ihre Hand: Muth! ſagte er lächelnd; was iſt Ihnen nur? Eine tapfere Frau, wie Sie!

Man müßte Flügel haben, ſagte ſie matt.

Sofort begann Lucan wieder aufwärts zu ſteigen, indem er Julien, die halb ohnmächtig war, unterſtützte und mit ſich zog.

Endlich hatte er die Freude, den Fuß auf einen Vorſprung zu ſetzen, der ſich mit ſchmaler Fläche vom Felſen abhob. Er zog Julia's zuckende Geſtalt mit Kraft dorthin nach ſich. Der Kopf der jungen Frau bog ſich nieder und ſank auf Lucan's Bruſt. Er hörte ihre Pulſe, ihr Herz mit erſchreckender Heftigkeit klopfen. Nach und nach jedoch legte ſich dieſer Aufruhr. Sie erhob langſam den Kopf, öffnete ihre langen Wimpern und murmelte, indem ſie ihn mit ſchwärmendem Blick anſah: Ich bin ſo glücklich! ich möchte hier ſterben!

Lucan ſchob ſie plötzlich auf Armslänge von ſich weg, dann erfaßte er ſie plötzlich wieder und umſchlang ſie feſt mit furchtbarer Geberde, indem er einen Blick auf ſie und einen zweiten auf den Abgrund warf. Sie glaubte ſicher, es ginge in den Tod. Eine leichte Bläſſe glitt über ihre lächelnden Lippen; ihr Kopf warf ſich halb zurück: — Mit Ihnen, — ſagte ſie, welches Glück!

In demſelben Augenblicke ließen ſich in geringer Entfernung über ihnen Stimmen vernehmen. Lucan erkannte die Stimme Clotildens und die des Grafen. Sein Arm erſchlaffte plötzlich und löſ'te ſich von Julia's Leib. Ohne zu ſprechen, aber mit gebieteriſcher Geberde zeigte er ihr den Pfad, der ſich um den Felſen wand.

Alſo ohne Sie! ſagte ſie mit ſanftem und ſtolzem Tone. So ſtieg ſie den Pfad hinauf.

Zwei Minuten ſpäter waren ſie auf dem Plateau des Felſenhanges und erzählten Clotilden die Gefahren ihres Wageſtücks, die ihre ſichtliche Aufregung hinreichend erklärten. Wenigſtens glaubten ſie das.

Am Abend desſelben Tages ſpazierten Julia, Herr von Moras und Clotilde nach der Mahlzeit unter den Hagebuchen des Gartens auf und nieder. Herr von Lucan, nachdem er ihnen eine Weile Geſellſchaft geleiſtet, hatte ſich unter dem Vorwande zurückgezogen, daß er einige Briefe ſchreiben müſſe. Er blieb nur wenige Augenblicke in ſeinem Arbeitszimmer, wo die Stimmen der Andern ſein Ohr berührten und ſeinen Geiſt erregten. Der Wunſch nach unbedingter Einſamkeit, nach Sammlung, vielleicht auch irgend eine ſeltſame, uneingeſtandene Empfindung führten ihn in jene Damenallee, die eine unauslöſchliche Erinnerung für ihn barg. Er wanderte dort lange mit langſamen Schritten im tiefen Schatten, welchen die ſinkende Nacht ſchon ausgoß. Er wollte ſo zu ſagen Aug' in Auge mit ſeinem eigenen Herzen Rath halten, die Sonde bis in die Tiefe ſeines Innerſten ſenken. Was er dort fand, entſetzte ihn. Es war eine wahnſinnige Trunkenheit, noch geſteigert durch den Beigeſchmack von Sünde. Pflicht, Treue, Ehre, jedes Hinderniß, das ſich gegen ſeine Leidenſchaft erhob, verſtärkte nur ihr Raſen. Die heidniſche Venus zernagte ihm das Herz und träufelte ihre Gifte hinein. Das Bild der verhängnißvollen Schönheit war ohne Unterlaß bei ihm, in ſeinem glühenden Hirn, vor ſeinen verwirrten Augen; wider ſeinen Willen ſog er gierig ihr Schmachten, ihre Düfte, ihren Hauch ein.

Ein Geräuſch von leichten Schritten auf dem Sande hemmte ſeinen Gang. Durch das Dunkel unterſchied er eine weiße Geſtalt, die ſich näherte. — Sie war es. Mit einem raſchen, kaum überlegten Schwunge warf er ſich in die dunkle Ecke eines jener maſſiven Pfeiler, welche die Ruinen im Rücken des Gehölzes ſtützten. Dichtes Gebüſch verdoppelte dort noch die Finſterniß. — Sie ging vorüber, den Kopf geſenkt, mit ihrem geſchmeidigen, rhythmiſchen Schritte. Sie wandelte bis zu dem kleinen Teiche, der die Wellen des Baches in ſich aufnahm, träumte einige Augenblicke am Ufer und kam zurück. Zum zweiten Male ſchritt ſie an der Ruine vorüber, ohne die Augen zu erheben, als wäre ſie tief in ſich verſunken. — Lucan war überzeugt, daß ſie keine Ahnung von ſeiner Gegenwart hatte, als ſie plötzlich, ohne im Gehen einzuhalten, den Kopf ein wenig wandte und das einzige Wort zurückwarf: Lebewohl! — mit einem ſo ſüßen, ſo melodiſchen, ſo ſchmerzlichen Tone, als fiele eine Thräne auf klingenden Kryſtall.

Dieſer Augenblick war entſcheidend. Es war eine jener Minuten, wo der Menſch das ewig Gute oder das ewig Böſe ergreift. Lucan fühlte das. Wenn er dem Zuge der Leidenſchaft, des Schwindels, des Mitleids folgte, der ihn mit faſt unwiderſtehlicher Gewalt zu dieſer ſchönen, unglückſeligen Frau hindrängte — der ihn zu ihren Füßen, an ihr Herz reißen wollte — ſo war, das fühlte er, ſeine Seele für immer verloren und der Verzweiflung anheim gegeben. Wenn dieſes

Verbrechen auch Allen unbekannt blieb, ihn trennte es für immer von Allem, was ihm bisher achtungswerth, heilig, unverletzlich geweſen: es gab Nichts mehr für ihn, weder auf Erden noch im Himmel; es gab keine Treue, keine Redlichkeit, keine Ehre, keinen Freund, keinen Gott mehr! Die ganze ſittliche Welt ging in dieſem Einen Augenblicke unter.

Er nahm das Lebewohl an und antwortete nicht darauf. Die weiße Geſtalt entfernte ſich und verſchwand bald in den Finſterniſſen.

Der Familienabend ging vorüber wie gewöhnlich; Julia, blaß, düſter und ſtolz, arbeitete ſtumm an ihrer Stickerei. Lucan bemerkte, daß ſie ihre Mutter beim Weggehen mit ungewöhnlicher Bewegung in die Arme ſchloß.

Er zog ſich bald darauf gleichfalls zurück. Von den furchtbarſten Ahnungen beſtürmt, ging er nicht zu Bette. Erſt gegen Morgen warf er ſich auf ſein Lager. Es war ungefähr fünf Uhr und der Tag dämmerte kaum, als er auf den Teppichen des Corridors und der Treppe vorſichtige Schritte zu hören glaubte. Er ſtand wieder auf. Die Fenſter ſeines Zimmers gingen nach dem Hofe. Er ſah Julia, wie ſie über denſelben hinſchritt; ſie trug ein Reitkleid. Jetzt trat ſie in die Ställe und kam nach einigen Augenblicken wieder heraus. Ein Diener führte ihr Pferd herbei und half ihr in den Sattel. Der Menſch, an die etwas excentriſche Weiſe der jungen Frau gewöhnt, erblickte in dieſer Laune eines Morgenrittes offenbar nichts Auffallendes.

Nach einigen Minuten bangen Nachdenkens faßte Lucan ſeinen Entſchluß. Er begab ſich in des Grafen Moras' Zimmer. Zu ſeiner lebhaften Ueberraſchung traf er ihn aufgeſtanden und angekleidet. Als der Graf Lucan eintreten ſah, ſchien er von einem tiefen Staunen ergriffen. Er heftete einen durchdringenden, ſichtlich verwirrten Blick auf ihn. — Was giebt es denn? fragte er endlich mit leiſer, bewegter Stimme.

Nichts Ernſtliches, hoffentlich, entgegnete Lucan. Doch bin ich unruhig — Julia iſt ſoeben ausgeritten. — Du haſt es ohne Zweifel gleich mir gehört und geſehen, da du auf biſt?

Ja, ſagte Moras, der Lucan fortwährend mit einer unſäglich dumpfen Beſtürzung angeblickt hatte; ja, wiederholte er, indem er ſich mühſam faßte, und ich bin wahrhaft froh, dich zu ſehen, lieber Freund. — Während er dieſe einfachen Worte ſprach, ſtockte ſeine Stimme; ein feuchter Schleier überflog ſeine Augen. Wohin kann ſie zu ſolcher Stunde wollen? ſetzte er dann mit ſeinem gewohnten feſten Tone hinzu.

Ich weiß es nicht; — irgend eine neue Phantaſie, denke ich; aber ſie iſt mir ſeit einiger Zeit ſeltſamer vorgekommen, als ſonſt, düſterer, und ich bin unruhig. Verſuchen wir, ihr zu folgen, wenn es dir recht iſt.

Komm, Freund, ſagte der Graf nach einem Augenblicke befremdlichen Zögerns mit kaltem Tone.

Sie verließen Beide das Schloß und nahmen ihre Jagdgewehre mit, damit man glauben ſollte, ſie wollten, wie ſie es ziemlich oft thaten, Seevögel ſchießen. Als es galt, die Richtung zu wählen, befragte Herr von Moras Lucan mit dem Blick. — Wir haben nichts zu fürchten als die Felswände, antwortete dieſer; einige Worte, die ihr geſtern entſchlüpften, laſſen mich beſorgen, daß dort die Gefahr iſt; aber mit dem Pferde muß ſie einen weiten Umweg machen — wenn wir den Wald gerade durchſchneiden, werden wir vor ihr dort ſein.

Sie wandten ſich, öſtlich vom Schloſſe, dem Hochwalde zu und durchſchritten ihn ſchweigend und raſch. —

Der Weg führte unmittelbar nach dem Rande der Felſen, die ſie geſtern beſucht hatten. Der Wald verlief nach dieſer Seite hin in eine unregelmäßige Spitze, deren letzte Bäume faſt den Felſenrand berührten. Als ſie ſich mit fieberhaft beſchleunigten Schritten dieſem äußerſten Saume näherten, blieb Lucan plötzlich ſtehen: Horch! rief er. — Der Hufſchlag eines auf hartem Boden galoppirenden Pferdes war deutlich zu hören. — Sie ſetzten ſich in vollen Lauf. Eine Böſchung von geringer Höhe trennte den Wald von der Felsplatte. Sie waren zur Hälfte hinüber, indem ſie ſich an den niederhängenden Zweigen emporhalfen; und nun, durch Geſträuch und Laub verdeckt, hatten ſie ein erſchütterndes Schauſpiel vor Augen: in geringer Entfernung, zu ihrer Linken, kam Julia in wahnſinniger Eile herangeraſ't; ſie folgte dem ſchrägen Saume des Waldes und ſchien ſich in gerader Linie dem Rande des Abgrundes zuzuwenden. Zuerſt glaubten ſie, das Pferd gehe durch; aber bald ſahen ſie, daß ſie ſeine Flanken noch peitſchte, um ſeinen Lauf zu beſchleunigen.

Sie war jetzt etwa hundert Schritte von beiden Männern entfernt und im Begriff, an ihnen vorüberzukommen. Lucan ſtürzte vor, um ſich auf die andere Seite der Böſchung zu ſchwingen, als Moras' Hand gewaltſam auf ſeinen Arm niederfiel und ihn feſthielt — ſie blickten einander an — Lucan war wie betäubt von der tiefen Veränderung im Geſichte des Grafen, ſeinen krampfhaft verzerrten Zügen und hohlen Augen; er las in ſeinem ſtarren Blick unermeßlichen Schmerz, zugleich aber unerbittliche Entſchloſſenheit. Nun wußte er, daß es zwiſchen ihnen kein Geheimniß mehr gab. Er gehorchte dieſem Blick, der jedoch, das fühlte er, für ihn nur den Ausdruck des Vertrauens und freundſchaftlichen Flehens hatte. Krampfhaft die Hand des Freundes ergreifend, blieb er regungslos. Das Pferd ſchoß einige Schritte von ihnen vorüber wie ein Pfeil, die Mähne weiß von Schaum, während Julia, ſelbſt in dieſem furchtbaren Augenblicke noch ſchön, anmuthig und hinreißend, leicht im Sattel auf- und niederflog.

Ein paar Schritte vor der Kante des Felſenrandes warf ſich das Pferd, das den Abgrund witterte, plötzlich mit Macht zurück und beſchrieb einen Halbkreis. Sie lenkte es wieder nach der Felsplatte, nahm einen Anlauf und jagte nochmals, mit Gerte und Zuruf antreibend, dem ſchrecklichen Abſturze zu. Als das Thier abermals an dieſer gräßlichen Schranke Widerſtand leiſtete, warf die junge Frau es herum, gelöſ'ten Haares, funkelnden Auges, die Naſenflügel weitgeöffnet, und ließ es nach und nach bis zum Felſenkamme rückwärts hufen. Das dampfende, bäumende Pferd ſtieg beinahe ſenkrecht auf und zeichnete ſich in ſeiner vollen Höhe gegen den grauen Morgenhimmel ab.

Lucan fühlte, wie ſich die Nägel ſeines Freundes in ſein Fleiſch gruben.

Endlich war das Thier beſiegt; ſeine beiden Hinterfüße verloren den Boden und tauchten in das Leere. Es überſchlug ſich, ſeine Vorderbeine griffen convulſiviſch in die Luft.

Einen Augenblick ſpäter war die Klippe leer. Kein Laut hatte ſich vernehmen laſſen. In dieſer ungeheuren Tiefe waren Sturz und Tod ſtumm geblieben.

---

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

---

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe** und **Hermann Kurz.**

Preis eines Bandes von ca. 20 Bogen
elegant broſchirt: 15 Sgr. oder 54 kr.,
fein gebunden: 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. ſüdd. W.
**Jeder Band wird auch einzeln verkauft.**

## Inhalt der erſchienenen Bände.

### Erſte Serie.

### I. Band:

**Die neue Meluſine.** Von Goethe.
**Die Verlobung auf St. Domingo.** Von H. v. Kleiſt.
**Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.** Von Clemens Brentano.
**Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau.** Von Achim v. Arnim.
**Das Fräulein von Scudery.** Von E. T. A. Hoffmann.

### II. Band:

**Die Gemälde.** Von L. Tieck.
**Der letzte Savello.** Von C. Fr. Rumohr.
**Brigitta.** Von Adalbert Stifter.
**Der Stern der Schönheit.** Von Auguſt Wolff.

### III. Band:

**Des Lebens Ueberfluß.** Von L. Tieck.
**Die Glücksritter.** Von Joſeph v. Eichendorff.
**Die katholiſche Mühle.** Von Adolph Widmann.
**Romeo und Julia auf dem Dorfe.** Von Gottfried Keller.

# Deutſcher Novellenſchatz.

### IV. Band:

Irrwiſch-Fritze. Von Franz Berthold.
Phantaſieen im Bremer Rathskeller. Von Wilhelm Hauff.
Margret. Von Gottfried Kinkel.
Mozart auf der Reiſe nach Prag. Von Eduard Mörike.

### V. Band:

Ein Carnevalsfeſt auf Iſchia. Von Auguſt Kopiſch.
Die Entſcheidung bei Hochkirch. Von Friederike Lohmann.
Der Carneval und die Somnambüle. Von Carl Immermann.
Der arme Spielmann. Von Franz Grillparzer.

### VI. Band:

Nordiſche Freundſchaft. Von L. Kruſe.
Eine fromme Lüge. Von Luiſe v. Gall.
Der Müller vom Höft. Von Alfred Meißner.
Das Kind. Von Hermann Grimm.

## Zweite Serie.

### I. Band. (Bd. VII.)

Der Notar in der Falle. Von Jeremias Gotthelf.
Die Geſchichte des Diethelm von Buchenberg. Von Berthold Auerbach.
Johann Ohlerich. Von Adolf Wilbrandt.

### II. Band. (Bd. VIII.)

Die Engel-Ehe. Von Spindler.
Jörg Muckenhuber. Von W. H. Riehl
Eine Verlorene. Von Kompert.

### III. Band. (Bd. IX.)

Mammon im Gebirge. Von Moriz Reich.
Der Sieg des Schwachen. Von Melchior Meyr.
Eine Malerarbeit. Von Theodor Storm.

### IV. Band. (Band X.)

Samuel Brink's letzte Liebesgeſchichte. Von Schreyvogel.
Herr von Sacken. Von Willibald Alexis.
Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Von Robert Waldmüller.

### V. Band. (Band XI.)

Die drei Schweſtern. Von L. A. Kähler.
Der todte Gaſt. Von Zſchokke.
Das Schloß im Gebirge. Von Moritz Hartmann.
Der Drache. Von Ferd. Kürnberger.

Er dreht ihn hin und her, ſucht ihn zu ſchwächen,
Ihn hinzuwerfen, wie er immer kann.
Doch Rüd'ger ſteht gefaßt, braucht Liſt und Stärke,
Um obzuliegen in dem ſchweren Werke.

134.

Er wechſelt immer mit dem Griff der Hände,
Bis er zuletzt den wilden Feind umſchlingt,
Mit ſeiner Bruſt, eh' er ſich wieder wende,
Die linke Seite preßt, und mächtig ringt,
Den Fuß ihm unterſchlagend, bis am Ende
Nach manchem Druck und Stoß es ihm gelingt,
Mit einem Stoß ihn in die Luft zu ſchnellen
Und ſo kopfüber in den Sand zu fällen.

135.

So heftig iſt er vom gewalt'gen Stoße
Mit Kopf und Schultern in den Grund gerannt,
Daß man die Wunden klaffen ſieht, und große
Blutbäche weithin ſchießen in den Sand.
Rüd'ger, der nun Fortunen ſitzt im Schoße,
Eh' ſich der Heide noch einmal ermannt,
Kniet auf den Bauch, umhalst ihn mit der Linken,
Die andre läßt den Dolch am Auge blinken.

136.

Wie in Pannoniens und Iberiens Minen,
Wo aus der Erde man das Gold gewinnt,
Der Berg oft ſtürzt und deckt mit den Ruinen
Die Armen, die vom Geiz mißleitet ſind:
Troſtlos ſind ſie gepreßt, und ſchwer wird's ihnen,
Den Geiſt nur auszuhauchen in den Wind:
So unter ſeinem Sieger keucht der Heide,
Und fühlt, daß Kraft und Leben von ihm ſcheide.

### VI. Band. (Band XII.)

Kurt von Koppigen. Von Jeremias Gotthelf.
's Muhme-Lieutenant-Saloppel. Von C. von Holtei.
Joſef der Rekrut. Von Edmund Höfer.

## Dritte Serie.

### I. Band. (Bd. XIII.)

Am Malanger Fjord. Von Theodor Mügge.
Der graue John. Von Friedrich von Heyden.
Der Flüchtling. Von Adolf Pichler.

### II. Band. (Band XIV.)

Der Träumer. Von Auguſt Kopiſch.
Die Tante. Von Fanny Lewald.
Anſas und Grita. Von Ernſt Wichert.

### III. Band. (Band XV.)

Reiz und Liebe. Von K. A. Varnhagen von Enſe.
Die Incantada. Von Franz Kugler
Der arme Joſy. Von Franz Wallner.
Die Schweſter. Von Levin Schücking.

### IV. Band. (Band XVI.)

Gemüth und Selbſtſucht. Von F. v. W.
Mohrenfranzel. Von Hermann Schmid.
Der Striethaft. Von E. F. v. Dincklage.
Die Schlangenkönigin. Von Otto Roquette.

Die folgenden Bände werden Auserwähltes bringen von A. von Chamiſſo, de la Motte Fouqué, Gerſtäcker, Claire von Glümer, Jul. Groſſe, Karl Gutzkow, Thereſe Huber, W. Jenſen, R. Kandler, Johanna Kinkel, O. Ludwig, Wilhelm Müller, W. Raabe, Franz W. Ziegler, den Herausgebern und vielen Anderen.

München, im Juli 1873.

**R. Oldenbourg,**
Verlagsbuchhandlung.

# Novellenſchatz des Auslandes.

X.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Zehnter Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. R. Schurich in München

# Inhalt

## des zehnten Bandes.

Seite

**Synnöve Solbakken.** Von Björnſtjerne Björnſon. Aus dem Norwegiſchen von L. Paſſarge. . . 1

**Marie.** (Eine Erinnerung von Jütlands Weſtküſte). Von Steen Steenſen Blicher. Aus dem Däniſchen von L. von Liliencron. . . . . . . . 155

**Theobald.** Von Madame Charles Reybaud. Aus dem Franzöſiſchen von Max Kalbeck. . . . . . 185

**Das Alibi.** Von Carlo Mascheroni. Aus dem Italieniſchen von Marie Helene. . . . . . . 233

# Synnöve Solbakken

von

## Björnſtjerne Björnſon

(geb. 1832.)

Aus dem Norwegiſchen

von

**L. Paſſarge.**

137.

Er ſieht den Dolch vor ſeinem Auge ſchweben,
Den ſeines Feindes Hand gezückt erbebt.
Der ruft ihm dräuend zu, ſich zu ergeben,
Weil er ihm nicht nach ſeinem Leben ſtrebt;
Doch Rodomont bebt minder für ſein Leben,
Als er vor der geringſten Feigheit bebt;
Er ſagt kein Wort, und ſucht durch Drehn und Ringen
Mit aller Macht ihn unter ſich zu bringen.

138.

So wie ein Jagdhund einem Bullenbeiße,
Den er im Kampfe hingeworfen, thut:
Der wehrt ſich unter ihm auf jede Weiſe,
Die Lefze ſchäumt, das Auge blitzt von Gluth;
Nicht möglich, daß er ſich dem Feind entreiße,
Der ihn an Kraft beſiegt, doch nicht an Wuth:
So Rüd'ger über dem ergrimmten Mohren,
Der alle ſeine Mühe ſieht verloren.

139.

Doch glückt es ihm, durch Rütteln und durch Ringen,
Die Hand, die gleichfalls mit dem Dolch bewehrt,
Frei unter ſeiner Laſt hervorzubringen,
Zuſammt dem Arme, der noch unverſehrt.
Er will den Dolch nach Rüd'gers Lende ſchwingen,
Doch dieſer ſieht, wie übel er verfährt,
Und wie die Großmuth ſchlimm ſich wird belohnen,
Will er den ſchnöden Heiden länger ſchonen.

140.

Und dreimal bohrt er in des Zornes Brand,
Dreimal den Arm hoch hebend mit dem Meſſer,
Den Stahl ihm in die Stirne, bis zur Hand,
Und macht ſich ledig von dem Eiſenfreſſer.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

## Erſtes Kapitel.

In einer großen Thalweitung giebt es wohl die eine und andere hoch und frei gelegene Stelle, auf welche die Sonne vom Auf- bis zum Niedergange ihre Strahlen ſendet. Die Leute, welche nun tiefer oder unter den Felswänden wohnen und ſeltener die Sonne zu ſehen bekommen, nennen einen ſolchen Platz einen Sonnenhügel (Solbakken). Denſelben Namen trug der einſam gelegene Hof, auf welchem dieſe Erzählung theilweiſe ſpielt. Hier fiel der Schnee im Herbſte am ſpäteſten, hier ſchmolz er im Frühlinge am früheſten.

Die Bewohner dieſes Hofes waren Haugianer, ſogenannte „Leſer", denn ſie hielten es vor allen andern Leuten mit dem Leſen der Bibel. Der Mann hieß Guttorm, die Frau Karen; ſie hatten einen Knaben, der indeſſen bald ſtarb. In drei Jahren kamen ſie dann nicht in die Taufkapelle der Kirche. Hierauf wurde ihnen ein Mädchen geboren, das ſie nach dem verſtorbenen Knaben, der Syvert geheißen hatte, Synnöv taufen ließen. Einen beſſern Namen hatten ſie wenigſtens nicht gefunden. Aber die Mutter nannte ſie immer Synnöve, weil ſie die Gewohnheit hatte, hinter dem Namen des Kindes ein „mein“ folgen zu laſſen, und es ihr leichter fiel „Synnöve mein“ als „Synnöv mein“ zu ſagen. Das hatte denn die Folge, daß, als das Mädchen größer wurde, die Leute alle ſie Synnöve nannten, gerade wie die Mutter. Auch pflegten ſie zu bemerken, daß ſeit Menſchengedenken ein ſo ſchönes Kind, wie Synnöve Solbakken, auf dem Sonnenhügelhofe nicht aufgewachſen ſei.

Schon als ganz kleines Kind nahmen die Eltern ſie jeden Sonntag in die Kirche mit, obwohl Synnöve herzlich wenig von dem Allen, was ſie erblickte, verſtand, und ſich nichts Anderes vorſtellte, als daß der Pfarrer auf den Slave-Bent ſchelte, welcher gerade unter der Kanzel ſaß. Der Vater wünſchte aber, daß das Kind mit ihnen käme, — um ſich daran zu gewöhnen, wie er meinte, und die Mutter wünſchte dasſelbe, „da man nicht wiſſe, wie es mittlerweile zu Hauſe gewartet werde.“

Ereignete es ſich, daß auf dem Hofe ein Lamm, ein Zicklein, oder ein kleines Ferkel nicht recht gedeihen wollte, oder daß einem Stück Vieh etwas Schlimmes zuſtieß, ſo erhielt Synnöve es immer zum Geſchenk, und die Mutter glaubte zu be[illegible] daß das Thier von dem Augenblicke an ſich zu erholen anfing. Der Vater war nicht ſo ganz überzeugt, daß es daher käme, aber es lief auf dasſelbe hinaus, wenn nur das Thier gedieh, gleichviel wem es ſpeciell zugehörte.

Auf der andern Seite des Thales, und zwar dicht unter dem hohen Felsgebirg, lag ein anderer Hof, genannt Granliden, mitten in einem großen Tannengehege, dem einzigen weit und breit. Ein Vorfahr des Eigenthümers war mit den Leuten mitgeweſen, welche in Holſtein cantonnirt und der Ankunft der Ruſſen entgegen geſehen hatten. Als er nach Hauſe zurückkehrte, brachte er im Torniſter mancherlei fremde und ſeltſame Samenkörner mit, die er rings um ſeine Gebäude pflanzte. Zwar waren im Laufe der Zeiten viele Pflanzen wieder ausgegangen, aber einige Tannenzapfen, welche ſeltſam genug ſich mit eingeſchlichen, hatten einen dichten Wald gebildet und beſchatteten nun den Hof von allen Seiten.

Dieſer Holſteinfahrer hatte nach ſeinem Großvater Thorbjörn geheißen, ſein älteſter Sohn führte dagegen den Namen Sämund, wiederum nach ſeinem Großvater, und ſo hießen denn die Eigenthümer dieſes Hofes, ſo lange man denken konnte, abwechſelnd immer Thorbjörn und Sämund. Nur ging die Sage, daß in Granliden bloß jeder zweite Mann Glück habe, und zwar nicht derjenige, welcher auf den Namen Thorbjörn getauft war. Als nun der gegenwärtige Eigenthümer Sämund den erſten Sohn bekam, ging ihm die Sache ſehr im Kopfe herum; er wagte aber doch nicht der althergebrachten Sitte und Familientradition zuwider zu handeln und nannte ihn ruhig Thorbjörn. Nur ſann er viel darüber nach, ob er nicht den Jungen ſo erziehen könne, daß derſelbe dem bedenklichen Steine, den weniger das Schickſal als der Aberglaube der Leute ihm in den Weg gelegt hatte, ungefährdet vorbei kommen könne. Er glaubte allerdings bei dem Burſchen ſchon frühe eine gewiſſe Raufluſt zu entdecken. Das muß ausgerottet werden, äußerte er zur Mutter. Als Thorbjörn daher kaum drei Jahre alt geworden war, ſetzte ſich der Vater zuweilen mit einer Gerte in der Hand hin und nöthigte ihn, bald alle Holzſcheite wieder an ihren Platz zu tragen, bald ein Gefäß, das er umgeworfen hatte, aufzurichten, bald die Katze zu ſtreicheln, wenn er ſie in den Schwanz gekniffen hatte. Die Mutter ging freilich lieber hinaus, wenn eine ſolche Stimmung über den Vater kam.

Sämund wunderte ſich, daß an dem Knaben, je größer er wurde, um ſo mehr zu erziehen blieb, und Alles das, obwohl er ihn immer ſtrenger behandelte. Er hielt ihn frühzeitig zum Leſen an und nahm ihn mit auf das Feld, damit er unter ſeiner Aufſicht bliebe. Die Mutter hatte für das große Hausweſen und die jüngeren Geſchwiſter zu ſorgen, ſo blieb ihr nichts übrig, als den Sohn an jedem Morgen zu ermahnen und zu liebkoſen, ihn anzukleiden und den Vater zu begütigen. Aber Thorbjörn dachte, wenn er Schläge bekam, weil a b ab lautete und nicht ba, oder wenn ihm verboten wurde, ſeiner kleinen Schweſter Ingrid Prügel zu geben, während er ſolche doch von ſeinem Vater erhielt: — Es iſt doch ſonderbar, daß ich es allein ſo ſchlimm haben ſoll, während alle meine jüngeren Geſchwiſter es ſo gut haben.

Da er meiſtens bei dem Vater war, mit dem er nicht viel reden durfte, ſo wurde er wortkarg und ſtill, wenn auch nicht gerade faul im Denken. Einmal, da ſie das feuchte Heu einbrachten, entſchlüpfte ihm doch die Frage, wie es komme, daß ſie drüben auf Solbakken alles Heu längſt trocken eingebracht hätten, während es hier noch naß ſei.

Weil Die dort mehr Sonne haben, als wir.

Damals zum erſten Male fiel es ihm auf das Herz, daß er von dem Sonnenſchein, über welchen er ſich ſo oft gefreut, ausgeſchloſſen ſei. Seitdem blickte er auch öfter nach Solbakken hinüber.

Was ſitzeſt du da und gaffſt, fuhr ſein Vater ihn an und gab ihm einen Knuff; hier heißt's ſchaffen, früh und ſpät, wollen wir was im Hauſe haben.

Als Thorbjörn ſieben oder acht Jahre alt war, miethete Sämund einen neuen Knecht. Er hieß Aslak und war ſchon weit herumgekommen, obwohl noch Kleinknecht. An dem Abend, an welchem er in den Dienſt trat, war Thorbjörn ſchon ſchlafen gegangen; aber am folgenden Morgen, da er gerade beim Lernen ſaß, wurde die Thüre mit einem ſolchen Krach aufgeſtoßen, wie der Knabe es noch niemals zuvor gehört. Aslak ſtürmte herein mit einem großen Armvoll Holz und warf die Scheite mit ſolcher Kraft zu Boden, daß ſie nur ſo nach allen Seiten flogen. Er ſelber ſprang mehrmals in die Höhe, um den Schnee von ſeinen Füßen zu trampeln, und rief jedes Mal laut:

Das iſt kalt, ſagte die Trollbraut, als ſie bis an die Bruſt im Eiſe ſteckte!

Der Vater war gerade draußen, aber die Mutter fegte den Schnee zuſammen und trug ihn ſchweigend hinaus.

Was glotzeſt du? ſchrie Aslak Thorbjörn an.

Ich — nichts — antwortete dieſer erſchreckt.

Haſt du ſchon den Hahn geſehen, in deinem Buche da?

Ja.

Er hat eine Schaar Hühner um ſich, wenn das Buch zu iſt — haſt du das ſchon geſehen?

Nein.

So ſieh hinein!

Der Knabe that es.

Du biſt ein dummer Hans! ſagte Aslak zu ihm. Aber von dem Augenblicke hatte Keiner eine ſolche Gewalt über ihn wie Aslak.

Du verſtehſt nichts — ſagte eines Tages Aslak zu Thorbjörn, der wie gewöhnlich neugierig um ihn herumkroch.

Doch, ich weiß Alles bis zum vierten Stück.

Pah! — du haſt noch nicht einmal etwas von dem Toll gehört, der ſo lange mit dem Mädchen tanzte, bis die Sonne unterging und ſie aufplatzte wie ein Kalb, das ſaure Milch geſoffen!

Nein, ſoviel Dinge mit einem Male hatte Thorbjörn in ſeinem ganzen Leben nicht gehört.

Wo geſchah das denn? fragte er.

Wo — wo? — nun dort — dort drüben auf Solbakken.

Thorbjörn blickte verdutzt.

Haſt du ſchon gehört von Dem, der ſich dem Teufel für ein Paar alte Stiefel verſchrieb?

Thorbjörn vergaß vor lauter Verwunderung zu antworten.

Du grübelſt wohl nach, wo das geſchah — he? — — Das war auch auf Solbakken, gerade dort unten an dem Bach, den du ſiehſt. — — Genade uns Gott, es ſieht traurig aus mit deinem Chriſtenthum, — fügte er hinzu.

Du haſt wohl auch noch nicht die Glocken läuten hören von der Kari mit dem hölzernen Unterrock?

Nein, er hatte nicht das Mindeſte gehört.

Und während Aslak nun weiter arbeitete, erzählte er noch mehr Geſchichten, eine ſchauriger wie die andere, von der Kari, von der Mühle, die auf dem Grunde des Meeres Salz mahle, vom Teufel in Holzſchuhen, von dem Troll, deſſen Bart in einen Baumſtamm geklemmt wurde, von den ſieben grünen Jungfrauen, die dem Schützenpeter die Haare aus dem Beine zupften, während er ſchlief, — und all das hatte ſich auf Solbakken ereignet.

Was, in des Himmels Namen, iſt dem Jungen paſſirt? ſagte die Mutter am nächſten Tage; vom frühen Morgen ſchon hockt er dort auf der Bank und ſtarrt nach Solbakken hinüber.

Ja, heute hat er Zeit dazu, ſagte der Vater, welcher ſich den ganzen lieben Sonntag ausruhte.

Er ſoll ja mit Synnöve Solbakken verſprochen ſein —

warf Aslak dazwiſchen, fügte aber hinzu: Die Leute reden ſo viel..

Thorbjörn verſtand das nicht recht, wurde aber doch über das ganze Geſicht roth. Als Aslak darauf aufmerkſam machte, kroch er von der Bank, nahm ſeinen Katechismus vor und fing zu leſen an.

Recht ſo, tröſte dich nur mit Gottes Wort, ſagte Aslak, du bekommſt ſie ja doch nicht!

Als die Woche ſo weit verfloſſen war, daß man, nach ſeiner Anſicht, Alles vergeſſen hatte, fragte er die Mutter ganz ſchüchtern und leiſe:

Sag mir doch, Mutter, wer iſt Synnöve Solbakken?

Das iſt ein kleines Mädchen, das einmal den Hof bekommt.

Hat ſie auch einen hölzernen Unterrock? Die Mutter ſah ihn verwundert an.

Wovon ſprichſt du?

Er fühlte, daß er etwas Einfältiges gefragt habe, und ſchwieg.

Es giebt kein hübſcheres Kind als Synnöve, und das hat ſie vom lieben Gott zum Lohne dafür, daß ſie klug und brav iſt und fleißig lernt.

Nun wußte er was er wollte.

Eines Tages, als Sämund mit Aslak auf dem Felde gearbeitet hatte, ſagte er am Abend zu Thorbjörn:

Du mußt mit dem Kleinknecht nicht ſo viel zuſammen ſein.

Aber Thorbjörn achtete nicht eben auf die Mahnung.

Da hieß es bald darauf:

Finde ich dich wieder mit ihm zuſammen, dann geht es dir ſchlecht.

Da ſchlich denn Thorbjörn ihm nach, wenn der Vater es nicht merkte. Aber Der [illegible]af ſie doch, wie ſie gerade zuſammen ſaßen und mit einander ſprachen. Da bekam Thorbjörn Schläge und mußte hinein. Seitdem paßte Thorbjörn den Aslak ab, wenn der Vater von Hauſe fort war.

An einem Sonntage, als der Vater in der Kirche war, machte Thorbjörn allerlei dumme Streiche zu Hauſe. Er und Aslak warfen einander mit Schneebällen.

Genug, bat Thorbjörn, wir wollen Beide nach etwas Anderem werfen. Aslak war ſofort bereit, und ſo warfen ſie erſt nach den ſchlanken Tannen an dem Speicher, dann nach der Thüre und zuletzt nach dem Fenſter.

Nicht nach den Scheiben, ſondern nach dem Rahmen, — ſagte Aslak.

Jetzt traf Thorbjörn eine Raute und wurde bleich.

Pah, wer braucht es zu erfahren! Wirf geſchickter!

Er that es, aber traf noch eine Raute.

Jetzt habe ich genug.

Indem kam ſeine älteſte Schweſter, Ingrid, heraus.

Wirf nach ihr — du!

Thorbjörn war ſofort dazu bereit, das Mädchen weinte, und die Mutter erſchien.

Wirf — flüſterte Aslak ihm zu.

Thorbjörn, aufgeregt wie er war, warf.

Die Mutter lief auf ihn zu, er voran, ſie ihm nach, rings um den Hof. Aslak lachte, und ſie drohte. Endlich holte ſie ihn in einer Schneewehe ein.

Ich ſchlage wieder, ich — —

Die Mutter hielt erſtaunt inne und ſtarrte ihn an.

Das haſt du nicht von dir — ſagte ſie, nahm ihn ſchweigend bei der Hand und führte ihn hinein.

Sie ſprach kein Wort weiter zu ihm, ſondern wandte ſich zu den jüngeren Geſchwiſtern und ſagte, daß der Vater nun bald aus der Kirche kommen werde.

Da fing es an etwas warm zu werden in der Stube. Aslak bat um die Erlaubniß, einen Beſuch bei einem Verwandten zu machen. Um ſo unheimlicher wurde es Thorbjörn. Er fühlte ſich ganz krank, und ſeine Finger drückten ſich in dem Buche, das er in der Hand hielt, ab, ſo feucht war ihm dieſelbe. Wenn die Mutter nur nichts dem Vater ſagen wollte! Aber ſie darum zu bitten, das brachte er doch nicht über ſein Herz. Die Dinge um ihn bekamen ein anderes Ausſehen, die Stuben-Uhr ſagte in Einem fort: Klopf — Klopf — — Klopf — Klopf!

Es trieb ihn hinauf zu dem Fenſter und nach Solbakken zu ſchauen, das ſtill und ſonnig wie immer unter ſeiner Schneedecke dalag und aus allen Fenſtern des Hauſes ihn anlachte. Dort war ſicher keine einzige Scheibe entzwei. Aus dem Schornſteine ſtieg der Rauch ſo frohgemuth auf; gewiß bereitete man das Mahl für die Kirchenbeſucher. Da ging auch ſicherlich Synnöve

Und los von des erſtarrten Leibes Band,
Zu Acheron's trübſeligem Gewäſſer
Verhaucht den Geiſt mit Flüchen der Barbar,
Der hier ſo ſtolz und übermüthig war.

## An

# J. D. Gries, K. Streckfuß, Peregrinus Syntax und Edmund Dilhuber.

Euch beiden, vielgeehrte Vorarbeiter,
Vor allen dem Kolumbus unſrer Ahnen,
Dem erſten Theſeus dieſer holden Bahnen,
Der oft mit ſeinem Faden war mein Leiter:
  Dir, zweiter Hübner, der dem hitz'gen Streiter
Sein Kontingent geſtellt vielfarb'ger Fahnen,
Der, von getäuſchter Mühſal abzumahnen,
Noch öfter achſelzuckend ſprach: Nicht weiter!
  Und dir, mein Haimonsbruder, Kampfgenoſſe,
Der ſich mit mir zu den drei letzten Ritten
Auf den geflügelten Bayard geſchwungen,
  Mit dem ich einſt als Milchbart ſchon zu Roſſe
Geſeſſen und manch' luſt'gen Sturz erlitten —
Euch ſei mein Danklied hier am Ziel geſungen.

und ſchaute nach ihrem Vater aus, und wenn er nach Hauſe kam, gab es durchaus nichts, was an Prügel erinnerte. Er wußte nicht, was er vornehmen ſolle, wurde auf einmal gegen ſeine Schweſtern ſo zärtlich, ohne Ende, und ſchenkte ſeiner Schweſter Ingrid einen blanken Knopf, den er von Aslak erhalten hatte. Sie fielen ſich um den Hals und drückten ſich.

Liebe gute Ingrid, biſt du böſe auf mich?

Nein, lieber Thorbjörn, du kannſt ſo viel mit Schnee nach mir werfen, als du nur willſt.

Aber da ſtampfte ja Einer in der Hausflur den Schnee von ſeinen Füßen. In der That, es war der Vater. Er ſchien weich und mild geſtimmt, und das war noch ſchlimmer.

Nun —! ſagte er, indem er ringsum blickte; — ein wahres Wunder, daß die Stubenuhr nicht ſofort von der Wand fiel.

Die Mutter trug das Eſſen auf.

Steht Alles gut? fragte der Vater, während er ſich ſetzte und den Löffel in die Hand nahm.

Thorbjörn ſah die Mutter an, mit einem Blick, daß ihm die Thränen in die Augen kamen.

O — ja — erwiderte ſie, mit erſchrecklicher Langſamkeit, — und ſie war im Begriff mehr zu ſagen, das ſah er ihr an.

Ich habe Aslak erlaubt, auszugehen, ſagte ſie.

Dieſes Mal wäre es vorüber, — dachte Thorbjörn und begann mit Ingrid zu ſpielen, als hätte er das reinſte Gewiſſen von der Welt.

So lange hatte Vater doch niemals gegeſſen! — Er begann die Biſſen zu zählen. Als er aber zum vierten kam, konnte er nicht weiter. Endlich ſtand der Vater auf und ging hinaus. Die Rauten, die Rauten klirrten ihm in den Ohren; er blickte nach dem Fenſter in der Stube, ob ſie ganz wären. Ja, die waren noch alle heil. Jetzt ging auch die Mutter hinaus. Thorbjörn umarmte die kleine Ingrid und ſagte ſo weich, daß ſie ihn ganz erſtaunt anſah:

Wir Beide wollen „Goldkönigin auf der Wieſe“ ſpielen.

Sie ſagte freudig Ja. Da ſang er, während ihm die Kniee zitterten:

Rother Klee,
Wieſenklee,
Hör mich freundlich an!
„Und willſt du mein Geliebter ſein,
So geb' ich dir einen Mantel fein,
Von Sammet und Gold,
Von Perlen voll.
Ditteli, dutteli, deide —
Und die Sonne ſcheint auf die Heide!

Sie erwiderte:

Goldkönigin,
Perlkönigin,
Hör mich freundlich an!
Ich will nicht dein Geliebter ſein,
Ich will nicht deinen Mantel ſein,

Von Sammet und Gold
Und Perlen voll —
Ditteli, dutteli, deide —
Und die Sonne ſcheint auf die Heide!

Als nun das Spiel im beſten Gange war, trat der Vater ein und warf einen Blick nach ihm. Thorbjörn faßte Ingrid feſter, fiel aber nicht, wie er gefürchtet hatte, vom Stuhl. Der Vater wandte ſich wieder ab, ſprach aber kein Wort. Eine halbe Stunde verging, und er ſchwieg noch immer, — ſo daß Thorbjörn ſich ſchon zu beruhigen anfing, aber er traute doch dem Frieden nicht recht. Als gar der Vater ihm beim Entkleiden half, wußte er erſt recht nicht, woran er war, und begann wieder leicht zu zittern. Da ſtreichelte der Vater ihm ſein Haar und ſeine Backen; das hatte er ſo lange nicht gethan, darauf konnte er ſich gar nicht mehr beſinnen, und darum wurde es ihm ſo warm ums Herz und über den ganzen Körper, und alle Furcht verging ihm wie ein Stück Eis in der Sonne. Er wußte ſelbſt nicht, wie er in ſein Bett kam; er faltete nur ſeine Hände, betete das Vaterunſer ſechs Mal vorwärts und rückwärts, ganz leiſe, und hatte, während er einſchlief, die eine Empfindung, daß auf Gottes ſchöner Erde er doch Keinen lieber habe, als ſeinen Vater.

Am nächſten Morgen wachte er auf, voller Angſt; es lag wie ein Alp auf ihm, ſo daß er nicht zu ſchreien vermochte, obwohl er jetzt ſeine Schläge bekommen ſollte. Als er aber ſeine Augen aufmachte, erkannte er zu ſeiner großen Beruhigung, daß er das nur geträumt habe, zugleich aber, daß doch Einer Prügel bekommen ſolle, und zwar Aslak. Sämund ging in der Stube auf und ab, und Thorbjörn kannte dieſen Gang. Der zwar nur kleine, aber unterſetzte Mann blickte von Zeit zu Zeit unter ſeinen buſchigen Augenbrauen in einer Weiſe nach Aslak, daß dieſer ebenfalls merkte, es ſchwebe ein Unheil in der Luft. Aslak ſaß übrigens auf einer großen Tonne und ſchlenkerte mit ſeinen Beinen. Wie gewöhnlich hatte er die Hände in den Taſchen und die Mütze leicht auf den Kopf geſetzt, unter welcher ſein dichtes ſchwarzes Haar in zottigen Locken hervorquoll. Sein etwas verzogener Mund ſah noch malitiöſer aus als gewöhnlich. Den Kopf leicht nach einer Seite geneigt, warf er von Zeit zu Zeit unter ſeinen halbgeſchloſſenen Augenlidern einen ſchielenden Blick nach Sämund.

Ja, dein Junge iſt wild genug, ſagte er, aber ſchlimmer iſt es doch, daß dein Pferd den Dummkoller hat.

Sämund ſtand einen Augenblick ſtille.

Du biſt ein Dummkopf, rief er, ſo daß die Fenſter dröhnten und Aslak ſeine Augen ſchloß.

Sämund ging wieder auf und ab; Aslak blieb eine Weile ſtill.

Allerdings hat es den Dummkoller, ja — und er warf einen Blick auf Sämund, um zu ſehen, was für einen Eindruck das auf ihn mache.

Nein, aber es iſt ſcheu, ſagte Sämund, ohne ſeinen Gang zu unterbrechen; du haſt es erſchreckt und eingeängſtigt, und darum ſcheut es nun vor Allem und läßt ſich nicht regieren.

Aslak hörte ihm zu und ſchwieg einen Augenblick.

Ja ja, glaub du das nur! Der Glauben bringt Keinem Schande —; aber ich zweiſle, ob er dein Pferd wieder geſund macht, ſetzte er hinzu, indem er ſich weiter auf die Tonne ſchob und ſeinen Arm vor das Geſicht hielt.

Sämund trat denn auch dicht an ihn heran und ſagte leiſe, aber mit unheimlichem Tone:

Du biſt ein infamer —

Sämund! — klang es vom Kamine her; es war Ingeborg, ſeine Frau, die [illegible] zu beruhigen ſuchte, geradeſo wie ſie das kleinſte ihrer Kinder, neben welchem ſie ſaß, beruhigt hatte. Und wie das Kind ſtill geworden war, ſo ſchwieg nun auch Sämund, aber er ſtreckte ihm doch ſeine Fauſt dicht unter die Naſe und blieb eine Weile in dieſer Stellung, während er ihn mit ſeinen feuerſprühenden Augen anſah. Dann ging er wieder durch die Stube und warf nur von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick nach ihm.

Aslak war ganz bleich geworden, grinſte aber doch mit der einen Hälfte ſeines Geſichts nach Thorbjörn hin, während er die andere ganz ſtramm Sämund zukehrte.

Der liebe Gott gebe uns Ruhe und Geduld! ſagte er nach einer Pauſe, hielt aber doch zugleich den Arm vor, als wollte er einen Schlag pariren.

Sämund hielt ſofort an, ſtampfte mit dem Fuße auf die Erde und rief mit einer Donnerſtimme, ſo daß Aslak zuſammenfuhr:

Nenne ſeinen Namen nicht — du!

Ingeborg ſtand nun mit dem kleinen Kinde auf und faßte ſeinen Arm. Er ſah ſich nicht nach ihr um, ließ aber doch den Arm ſinken. Sie ſetzte ſich, er ging wieder auf und ab, aber Keiner ſprach ein Wort.

Als eine Weile vergangen war, fing Aslak von Neuem an:

Ja — — er hat wohl Mancherlei auf Granliden ins Gerade zu bringen — er!

Sämund! Sämund! rief Ingeborg ihm zu; aber bevor das Wort ihn erreichte, war Sämund ſchon wie raſend auf Aslak losgeſtürzt, ſchlug ihm das Bein, das er vorgeſtreckt hatte, fort, ergriff ihn beim Rockkragen, hob ihn in die Höhe und fuhr mit ihm gegen die geſchloſſene Thüre mit ſolcher Gewalt, daß die Füllung zerbrach und er Aslak, den Kopf voran, hinauswarf. Die Frau, Thorbjörn und die Kinder ſchrieen laut auf und baten für ihn; das ganze Haus kam in Aufruhr. Aber Sämund, ohne das Schloß der Thüre zu öffnen, vielmehr den Reſt derſelben mit einem Fußtritt zertrümmernd, ergriff ihn ein zweites Mal, trug ihn aus der Hausflur hinaus auf den Hof, hob ihn hoch in die Höhe und warf ihn dann mit aller Kraft zu Boden. Und da er ſah, daß der tiefe Schnee die Wirkung des Falls abſchwächte, ſetzte er ihm das Knie auf die Bruſt, bearbreitete ſein Geſicht, ergriff ihn zum dritten Male und trug ihn zu einer mehr ſchneefreien Stelle, wie ein Wolf, welcher einen zerriſſenen Hund fortſchleppt, ſchleuderte ihn nochmals zur Erde, ſchlimmer als das erſte Mal, kniete auf ihm — — und wer weiß wie das geendigt hätte, wäre Ingeborg mit dem Kinde ihm nicht in den Arm gefallen, mit dem Rufe: Mach uns nicht unglücklich!

Eine Weile ſpäter ſaß Ingeborg in der Stube, Thorbjörn zog ſich an, der Vater ging auf und ab und trank dann und wann einen Schluck Waſſer. Aber die Hand zitterte ihm ſo heftig, daß das Waſſer über den Rand des Gefäßes floß und auf den Fußboden platſchte. Aslak kam nicht herein. Als Ingeborg Miene machte, hinauszugehen, ſagte Sämund: Bleib hier — doch ſo, als ſpräche er es nicht zu ihr, und ſie blieb. Nach einer Pauſe ging er dann ſelber und kam nicht zurück. Thorbjörn nahm ſein Buch und las und las, ohne aufzuſehen, obwohl er nicht den kleinſten Satz zu faſſen vermochte.

Im weiteren Verlauf des Tages war das Hausweſen wieder im gewöhnlichen Gange, obwohl Alle die Empfindung hatten, als wäre ein unangenehmer Beſuch dageweſen. Thorbjörn wagte endlich hinauszugehen, und der Erſte, welchem er vor der Thüre begegnete, war Aslak, welcher ſeine Siebenſachen auf einen Schlitten, und zwar Thorbjörn's Schlitten, geladen hatte. Thorbjörn ſtarrte ihn an, denn er ſah entſetzlich aus. Sein Geſicht war mit Blut beſchmiert, er mußte oft huſten und faßte ſich an die Bruſt. Nachdem er Thorbjörn eine Weile angeſehen, ohne ein Wort zu ſprechen, platzte er los:

Ich mag deine Augen nicht, Burſche!

Mit dieſen Worten ging er zum Schlitten, ſetzte ſich darauf und fuhr ab.

Nun kannſt du ſehen, wo du den Schlitten findeſt! rief er und lachte, kehrte ſich dann noch einmal um und ſtreckte die Zunge gegen ihn heraus.

Das war Aslak's Abſchied.

Aber im Laufe der Woche kam der Amtmann nach Granliden, der Vater war zeitweiſe fort und auch die Mutter, welche oft weinte.

Was giebt's denn, Mutter?

An dem Allen iſt Aslak Schuld.

Da wurde eines Tages die kleine Ingrid dabei ertappt, wie ſie gerade ſang:

O du holdſelige Welt,
Wie biſt du mir vergällt!
Das Mädchen ſtreckt' den Fuß hervor,
Der Burſch' drob den Verſtand verlor.
Hausmutter thut Waſſer in die Grütze,
Hausvater ſchnarcht auf ſeinem Sitze.
Die klügſte im Hauſe iſt Mieſekätzchen,
Sie ſchleckt den Rahm und leckt ihr Tätzchen.

Man forſchte nach, wo ſie die Verſe her habe. Von Thorbjörn, hieß es. Der bekam große Furcht und ſagte, er habe ſie von Aslak gelernt. Da hieß es, wenn er ſolch dummes Zeug ſelber ſinge oder Ingrid lehre, würde es was ſetzen.

Nicht lange darauf fing einmal die kleine Ingrid zu fluchen an. Thorbjörn wurde wieder examinirt, und Sämund meinte, einige Prügel würden ihm ganz gut bekommen. Aber er brach in Thränen aus und verſprach ſo artig zu ſein, daß er dieſes Mal noch ſo davon kam.

Am nächſten Sonntage ſagte der Vater zu ihm:

Heute ſollſt du keine Gelegenheit haben, zu Hauſe Unſinn zu machen, du wirſt mit uns in die Kirche gehen.

## Zweites Kapitel.

Die Kirche auf ihrem hohen, freien Platze, eingefriedet und geheiligt, inmitten der ſtillen Gräber, erfüllt von Orgelklang, nimmt in der Vorſtellung des norwegiſchen Bauern eine bevorzugte Stellung ein. Es iſt das einzige Bauwerk im Thale, das er ſchmückt und ziert, deſſen Thurm vor ihm ſo herrlich aufragt. Ihr Glockenklang begrüßt und begleitet ihn auf ſeinem Gange an dem klaren Sonntagsmorgen, und er nimmt die Mütze ab, als wollte er ihr für den Gruß danken. Sie ſind Beide durch ein unſichtbares Band mit einander verbunden. Vielleicht ſtand er ſchon als kleines Kind in der offenen Thüre des väterlichen Hauſes und lauſchte dem Klange, während die Leute in langem Zuge an ihm vorübergingen, darunter ſein Vater; aber er ſelber war noch zu klein! Die ſtarken, dröhnenden Klänge, welche eine oder auch zwei Stunden durch die Luft zitterten und von den Felswänden zurückgeworfen wurden, erweckten gar ſeltſame Vorſtellungen in ſeiner Seele; aber eine Ideenverbindung blieb immer dieſelbe; der Sonntag brachte ein reines Hemd, neue Kleider, geputzte Frauen, glattgeſtriegelte Pferde und blankes Geſchirr.

Und wenn dann an einem Sonntage die Glocken ſein eigenes Glück einläuten, wenn er in den funkelnagelneuen, nur etwas zu weiten Kleidern an ſeines Vaters Seite da drinnen ſtehen ſoll, — ja, da iſt es ein Jubelklang! Da iſt ihm keine Thüre weit genug, um Alles zu ſchauen! Und wenn es dann heimgeht, unter Glockengeläut, und ſein Kopf ihm voll iſt von all dem Geſange, dem Orgelſpiel und der Predigt, da jagen ſich die Eindrücke in ihm, die Vorſtellungen von dem, was er mit leiblichen Augen geſehen: Altarbild, Menſchen, Sonntagsſtaat —, da erbauen die Glockenklänge auch in ſeinem Innern eine Kirche und weihen ſie ein, ſo daß er ſie für alle Zeiten in ſich trägt.

Wird er älter, zieht er wohl mit der Heerde hinauf aufs Gebirge. Aber wenn er an einem klaren, thaufriſchen Sonntagsmorgen ſo auf einem Felsvorſprunge ſitzt, die Heerde zu ſeinen Füßen, und ihre Glocken von denen der Kirche tief unten übertönt werden, da wird es ihm ſchwer ums Herz. Gar luſtig, hell und verlockend iſt der Klang aus der Tiefe. Er denkt an all

Auf einigen Bogen, die der Ueberſetzer nicht zur Correctur bekam, ſind folgende Druckfehler ſtehen geblieben, die man zu verbeſſern bittet.

## Druckfehler zum zweiten Band.

Pag. 371 Vers 43 lies Alräunchen ſtatt Allräunmchen.
— 378 — 68 — Scherzen ſt. ſcherzen.
— 404 — 57 — Tarracona ſt. Tarracana.
— 411 — 8 — Roſſe ſt. Stoffe.
— 430 — 72 — tauſchte ſt. lauſchte.
— 432 — 82 — hätte ſt. hatte.
— 443 — 23 — ſo ſt. zu.
— 448 — 41 — Truffaldin's ſt. Truffaldie's.

## Druckfehler zum dritten Band.

Pag. 4 Vers 7 lies heil ſtatt. Heil.
— 5 — 8 — ſie, ſt. ſo.
— 9 — 22 — mich's ſt. nichts.
— 9 — 24 — trieben ſt. trüben.
— 9 — 24 — Nebelbilder ſt. Nebellieder.
— 12 — 33 — genährt ſt. gewährt.
— 12 — 34 — ſehen ſt. ſehn.
— 13 — 36 — unentkleidet ſt. unverkleidet
— 13 — 37 — Je ſt. Jn.
— 14 — 41 — drob ſt. dort.

die Jugendgenoſſen, an das Glück, wenn man dort iſt, an das noch größere, wenn man wieder heim iſt und die Schüſſel dampft; dazu Vater, Mutter und Geſchwiſter, und die Spiele auf der Wieſe an dem heitern Sonntagsabend — — da klopft das kleine Herz gar ungeduldig. Aber zuletzt denkt er doch, daß das Alles von den Kirchenglocken kommt, und ihm fallen ein paar Strophen eines Liedes aus dem Geſangbuche ein, die ſingt er, faltet die Hände dazu und blickt unverwandt in die Thaltiefe, bis er endlich ein kurzes Gebet ſpricht, aufſpringt und mit aller Kraft in ſeine Luure ſtößt, ſo daß es die Felswand entlang klingt.

Hier in dem ſtillen Gebirgsthal hat die Kirche noch ihre beſondere Sprache für jedes Alter, ihre eigenthümliche Geſtalt für jedes Auge. Es kann wohl Mancherlei dazwiſchen gebaut werden, aber ſchwerlich Etwas darüber hinaus. Groß und erhaben ſteht ſie da vor dem Confirmanden; mit erhobenem Finger, halb drohend halb winkend, vor dem Jünglinge, der ſeine Wahl getroffen hat; breitſchulterig und ſtark wölbt ſie ſich über des Mannes Kummer; freundlich und weit über dem Greiſe, der ſich müde fühlt. Mitten während des Gottesdienſtes werden die Kinder hineingebracht und getauft, und während dieſer heiligen Handlung iſt die Andacht immer am größten.

So kann man norwegiſche Bauern weder in ihrer Sittenreinheit noch in ihrer Verderbniß ſchildern, ohne an dem einen oder andern Punkte auf die Kirche zu ſtoßen. Es liegt eine gewiſſe Einförmigkeit in dieſer Erſcheinung, aber darum iſt ſie nicht gerade ermüdend.

Thorbjörn war ganz Glück ſchon auf dem Gange; er bewunderte das bunte Gewimmel vor der Kirche, ſtand unter dem eigenthümlichen Druck, welcher auf der ſtillen verſammelten Gemeinde vor dem Beginne des Gottesdienſtes ruhte, und obwohl er nicht wußte, daß er beim Vaterunſer gebeugt ſitzen müſſe, fühlte er doch gleichſam ſein Haupt gebeugt bei dem Anblicke von ſo vielen tief geneigten Menſchen. Das Lied begann. Als ſie Alle mit einem Male rings um ihn zu ſingen anfingen, bekam er beinahe Furcht. Wie im Traum verloren ſaß er da, ſo daß er erſchreckt auffuhr, als Jemand leiſe den Stand öffnete und eintrat. Als das Lied zu Ende war, reichte der Vater dem Eingetretenen die Hand und fragte:

Wie geht es euch auf Solbakken?

Thorbjörn riß die Augen auf, aber wie viel er auch hinſah, eine große Aehnlichkeit mit einem Troll konnte er bei dem Manne nicht entdecken. Es war ein freundlicher Mann mit blondem Haar, großen blauen Augen, hoher Stirne und gerader Haltung. Er lächelte, wenn Jemand ihn anredete, und ſagte zu Allem, was Sämund äußerte, Ja.

Dort kannſt du auch Synnöve ſehen, ſagte der Vater, indem er Thorbjörn auf ſeine Kniee hob und auf die andere Seite der Kirche nach dem Frauenſtuhl zeigte. Dort kniete ein kleines Mädchen auf der Bank und blickte über das Geländer. Sie war noch blonder als ihr Vater, ſo blond, wie er etwas Aehnliches noch niemals geſehen hatte. Sie hatte rothe flatternde Bänder an der Mütze, unter welcher das lichtblonde Haar erſchien, und ſie lachte eben zu ihm herüber, ſo daß er eine Weile nichts Anderes ſah als ihre weißen Zähne. In der einen Hand hielt ſie ein Geſangbuch in Goldſchnitt gebunden und in der andern ein zuſammengelegtes, roth- und gelbbuntes ſeidenes Tuch, und unterhielt ſich damit, mit dem Tuche auf das Geſangbuch zu ſchlagen. Jemehr er ſie anſtarrte, um ſo mehr lachte ſie. Er wollte auch auf der Bank knieen wie ſie. Da nickte ſie mit dem Kopfe. Er ſah ein Weilchen ernſt nach ihr hinüber und nickte gleichfalls. Sie lachte unnickte noch ein Mal. Er nickte auch und wieder und noch ein Mal. Sie lachte, aber nickte nicht wieder; nach einer Weile aber, da er faſt ſchon Alles vergeſſen hatte, nickte ſie von Neuem.

Ich will auch ſehen — hörte er hinter ſich ſagen; und fühlte zu gleicher Zeit, wie Einer ihn an den Beinen zog, ſo daß er im Begriff war, hinzufallen. Es war ein kleiner Knirps mit hellem aber ſtruppigem Haar und ſtumpfer Naſe, der ſich bemühte, ihn zu verdrängen. Aslak hatte Thorbjörn genügend unterrichtet, wie man die böſen Buben in der Kirche und in der Schule zu behandeln habe; er kniff daher den Burſchen, der ſchon zu ſchreien anfangen wollte, ſich aber doch beſann, wieder von der Bank kroch und Thorbjörn an beide Ohren griff. Dieſer bekam ihn zu faſſen und legte ihn auf die

Erde. Auch jetzt ſchrie er nicht, biß aber Thorbjörn ins Bein; dieſer zog dasſelbe zurück und drückte ihn mit dem Geſicht auf die Erde. Da plötzlich wurde er ſelbſt beim Rockkragen ergriffen und wie ein Haferſack in die Höhe gehoben. Es war der Vater, der ihn ſo zu faſſen bekam und auf ſeinen Schooß nahm.

Wäre es nicht in der Kirche, ſo ſetzte es was — flüſterte er ihm ins Ohr und drückte ihm die Hand ſo heftig, daß er es bis in die Fußſpitzen empfand.

Ihm fiel Synnöve ein, und er ſah nach ihr hinüber: Sie kniete noch immer auf der Bank, ſah aber ſo ſtarr und eigenthümlich aus, daß er zu ahnen anfing, was er gethan, und das konnte allerdings nichts Gutes ſein. Sobald ſie merkte, daß er nach ihr blickte, kroch ſie von der Bank und ließ ſich nicht mehr ſehen.

Jetzt kam der Küſter und dann der Pfarrer; er hörte und ſah ſie wohl; dann kam noch ein Mal der Küſter und nochmals der Pfarrer — aber der Vater hielt ihn noch immer feſt. Er dachte: ob ſie nicht noch ein Mal aufſehen wird? Der kleine Kerl, welcher ihn hatte von der Bank ziehen wollen, ſaß auf einem Schemel weiter zurück in dem Stande und bekam, ſobald er Miene machte aufzuſtehen, von einem Alten, der hinter ihm ſaß und einnickte, aber doch immer zur rechten Zeit aufwachte, einen Puff in den Rücken.

Ob ſie nicht wieder aufſehen wird? — dachte Thorbjörn. Jedes rothe Band, das er ſich bewegen ſah, erinnerte ihn an das ihrige, alle die prächtigen Bilder in der alten Kirche waren entweder gerade ſo groß oder etwas kleiner als ſie.

Jetzt ließ ſie ihr ernſtes Geſicht ſehen, duckte ſich aber ſofort wieder, als ſie ihn wahrnahm.

Der Küſter und der Pfarrer kamen noch ein Mal, es wurde geläutet, und man erhob ſich. Der Vater ſprach wieder mit dem blonden Manne, und ſie gingen zuſammen zu dem Frauenſtuhl, wo man ebenfalls aufgeſtanden war. Die Erſte, die heraus kam, war eine blonde Frau, welche gerade ſo wie der Mann lächelte, aber doch etwas weniger. Sie war nur klein, ſehr bleich, und hielt Synnöve an der Hand gefaßt. Thorbjörn eilte ſofort auf ſie zu, aber ſie floh vor ihm und verſteckte ſich hinter der Mutter. Laß mich in Ruh! — ſagte ſie.

Der da iſt wohl noch nicht in der Kirche geweſen? fragte die blonde Frau und legte ihm die Hand auf den Kopf.

Nein, dafür hat er ſich aber gleich das erſte Mal geprügelt, — ſagte Sämund.

Thorbjörn ſah ganz beſchämt erſt ſie und dann Synnöve an, die ihm jetzt noch ernſter zu blicken ſchien.

Nun gingen ſie alle aus der Kirche, die Aeltern ſich leiſe mit einander unterhaltend, Thorbjörn hinter Synnöve, welche ſich dichter an die Mutter drängte, ſo bald er ihr näher kam. Den andern Burſchen ſah er nicht mehr. Draußen vor der Kirche ſtanden ſie ſtill und begannen ein längeres Geſpräch. Thorbjörn hörte mehrere Male den Namen Aslak, und da er fürchtete, daß auch ſeiner in dieſer Verbindung genannt werden könnte, zog er ſich etwas zurück.

So was mußt du nicht hören, — ſagte die Mutter zu Synnöv — geh ein Endchen weiter, mein Kind; geh fort! Hörſt du nicht?

Synnöve zog ſich zögernd zurück. Nun ging Thorbjörn näher zu ihr und ſah ſie an, und ſie ſah ihn an, und ſo ſtanden ſie eine ganze Weile und ſahen bloß einander an. Endlich ſagte ſie: Pfui!

Weßhalb ſagſt du pfui? — fragte er.

Pfui! ſagte ſie noch ein Mal. Pfui, ſchäme dich! fügte ſie hinzu.

Was hab' ich denn gethan?

Du haſt dich in der Kirche geprügelt, und das während der Pfarrer auf dem Altare ſtand — Pfui!

Ja, aber das iſt nun ſchon lange vorbei.

Sie ſtutzte und ſagte nach einer Weile:

Biſt du der Thorbjörn von Granliden?

Ja, und biſt du die Synnöve von Solbakken?

Ja. — — Ich habe ſchon oft gehört, du ſollſt ein ſo kluger Junge ſein.

Nein, das iſt nicht wahr; denn ich bin der Schlimmſte von Allen bei uns im Hauſe, antwortete Thorbjörn.

Nein, das habe ich doch niemals gehört, ſagte Synnöv, indem ſie die kleinen Hände zuſammenſchlug. Mutter, Mutter, er ſagt — —

Sei doch ſtille und geh mir vom Halſe — lautete es von der Seite, weßhalb ſie ſtehen blieb und langſam, die großen blauen Augen auf die Mutter gerichtet, rückwärts ſchritt.

Ich habe immer gehört, du wäreſt ſo klug, ſagte Thorbjörn.

Ja, das kommt wohl vor, wenn ich gut gelernt habe, das — antwortete ſie.

Iſt es wahr, daß es bei euch ſo viele Kobolde, Trolle und andere Unholde giebt? fragte er, während er die Hand in die Seite und den einen Fuß vorſetzte, ſo daß er ſich auf den andern ſtützte, — genau die Stellung, welche er dem Aslak abgemerkt hatte.

Mutter, Mutter, weißt du, was er ſagt? — Er ſagt — —

So laß mich doch, hörſt du! Und komm nicht eher zu mir, als bis ich dich rufe.

Sie wich wieder, rückwärts gehend, zurück, biß auf einen Zipfel ihres Taſchentuches und zerrte daran.

Iſt es wahr, daß es bei euch jede Nacht in allen Winkeln ſpukt?

Nein.

Haſt du niemals einen Troll geſehn?

Nein.

Aber in Jeſu Namen — —

Pfui, das mußt du nicht ſagen!

Ach was, das ſchadet nichts, erwiderte er und ſpie kräftig aus, um zu zeigen, wie weit er ſpucken könne.

Du wirſt noch in die Hölle kommen, ſagte ſie.

Meinſt du das? fragte er viel weicher; denn er hatte ſich bloß gedacht, er könnte dafür Schläge bekommen, und ſein Vater ſtand ein Ende von ihm entfernt.

Wer iſt denn dort bei euch der Stärkſte? fragte er und ſchob die Mütze ein wenig auf eine Seite.

Das weiß ich nicht.

Ja bei uns iſt es der Vater, der iſt ſo ſtark, daß er den Aslak zwingt, und der iſt ſo ſtark!

Ei was du ſagſt!

Ja, der hat ſchon ein Mal ein Pferd aufgehoben.

Ein Pferd?

Das iſt jedenfalls wahr, — denn er hat es uns ſelbſt erzählt.

Da zweifelte ſie auch nicht länger und fragte:

Wer iſt Aslak?

Das iſt ein böſer Menſch, kannſt du mir glauben. Mein Vater ſchlug ihn ſo, wie noch kein Menſch auf dieſer Welt geſchlagen worden iſt.

Prügelt ihr euch denn bei euch?

Ja, zuweilen. Thut ihr das nicht auch drüben bei euch?

Nein, niemals.

Und was thut ihr denn ſonſt?

Nun, die Mutter beſorgt das Eſſen, ſtrickt und näht; Kari thut das auch, aber nicht ſo gut wie die Mutter, denn ſie iſt ſo faul. Randi ſieht nach den Kühen, und der Vater und die Knechte haben bald draußen auf dem Felde zu thun, bald in der Wirthſchaft zu Hauſe.

Dieſe Antwort ſchien ihm vollkommen erſchöpfend.

Aber Abends leſen wir und ſingen wir, fuhr ſie fort, und Sonntags thun wir das auch.

Alle zuſammen?

Ja.

Das muß ſchrecklich langweilig ſein.

Langweilig? — Mutter, er ſagt — — Aber es fiel ihr ein, daß ſie nicht zu ihr ſollte —. Weißt du, mir gehören viele Schafe —

So? haſt du?

Ja, drei werden im Winter lammen, und eines, glaube ich beſtimmt, bekommt zwei.

So viele haſt du?

Ja, ich habe auch Kühe und Schweine. Haſt du denn keine?

Nein.

Komm mit uns, da ſollſt du ein Lamm haben, da dauert es nicht lange, ſo bekommſt du viele.

Das wäre ja wunderſchön, das!

Sie ſchwiegen eine kleine Weile.

Könnte nicht auch Ingrid ein Lamm bekommen? fragte er.

Wer iſt Ingrid?

Ingrid, die hübſche Ingrid?

Nein, die kannte ſie nicht.

Iſt ſie jünger als du?

Ja freilich iſt ſie jünger als ich, ungefähr ſo alt wie du.

Ach ja, weißt du, die mußt du mitbringen.

Er verſprach es.

Aber, ſagte ſie, da du ein Lamm bekommſt, ſo kann ſie ein Ferkel haben. — Das ſchien auch ihm das Klügſte. Darauf ſprachen ſie noch von verſchiedenen ihrer Bekannten, doch hatten ſie eben nicht viele. Die Aeltern waren nun auch fertig, und ſo begaben ſie ſich Alle auf den Heimweg.

In der Nacht träumte er von Solbakken: es war ihm, als ſähe er dort lauter weiße Lämmer und mitten unter ihnen ein kleines blondes Mädchen mit rothen Bändern. Ingrid und er ſprachen täglich davon, daß ſie nach Solbakken gehen würden. Sie hatten ſchon ſo viele Lämmer und Ferkel zu hüten, daß ſie ſich gar nicht zu laſſen wußten. Sie wunderten ſich nur, daß es ſo lange dauerte, bis ſie dorthin kommen durften.

Hat Synnöve euch aber auch wirklich gebeten? fragte die Mutter.

Ja ja, wartet nur bis zum nächſten Sonntage, da werdet ihr's ſchon hören, erwiderte Thorbjörn.

Der kam denn endlich.

Du ſollſt ein ſo böſer Junge ſein, der prahlt, lügt und flucht, ſagte Synnöve zu ihm, du darfſt nicht eher zu uns kommen, als bis du dir das abgewöhnt haſt.

Wer ſagt das? fragte Thorbjörn verwundert.

Die Mutter.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Pag. | 14 | Vers | 41 | lies | Haries ſt. Harles. |
| — | 18 | — | 56 | — | die Thaten, pflegt ſt. die Thaten pflegt. |
| — | 21 | — | 66 | — | Zimmer ſt. Zinnen. |
| — | 26 | — | 81 | — | vor einem Jahre ſt. Haare. |
| — | 30 | — | 95 | — | ſieht ſich um ſt. nun. |
| — | 32 | — | 104 | — | denn ſt. dann |
| — | 34 | — | 109 | — | Streiten ſt. Schreiten. |
| — | 38 | — | 14 | — | Schwanke ſt. Schranke. |
| — | 40 | — | 19 | — | Gezwungen von der ſtärkern Macht, ſt. Gezwungen, von ꝛc. |
| — | 40 | — | 22 | — | Tanaro ſt. Lanaro. |
| — | 41 | — | 23 | — | Daunier ſt. Daulier. |
| — | 42 | — | 27 | — | Heldenamme von eben jenem, ſt. Heldenamme von oben. |
| — | 42 | — | 28 | — | Nireus ſt. Nirnus. |
| — | 45 | — | 38 | — | Die ſt. Sie. |
| — | 48 | — | 48 | — | Vor ſt. Von. |
| — | 54 | — | 69 | — | Mann. ſt. Mann, |
| — | 54 | — | 70 | — | Dann, ohne ſt. Denn. |
| — | 61 | — | 94 | — | Rand ſt. Stand. |
| — | 62 | — | 98 | — | Ar[illegible]la ſt. Arzika. |
| — | 62 | — | 99 | — | Buzea ſt. Buzer. |
| — | 418 | — | 65 | — | Nun ſt. Nur. |
| — | 419 | — | 66 | — | Den ſt. Der. |
| — | 419 | — | 68 | — | Baliſardens ſt. Beliſardens. |
| — | 419 | — | 68 | — | andern ſt. andrer. |
| — | 421 | — | 74 | ſetze | nach Thaten ein , |
| — | 421 | — | 67 | lies | und kämpft ꝛc. ſt. um kämpft ꝛc. |
| — | 422 | — | 78 | ſetze | nach Macht ein . |
| — | 422 | — | 79 | — | — reichen ein ; |
| — | 424 | — | 84 | lies | tiefen ſt. tiefem. |
| — | 426 | — | 91 | — | ferne ſt. fern. |
| — | 427 | — | 94 | ſetze | nach mein ein ! |
| — | 427 | — | 96 | lies | die Todespein ſt. der Todesſtein. |
| — | 430 | — | 105 | — | Zu heilen ſt. Zu bannen. |
| — | 431 | — | 110 | — | ſolchen ſt. ſolches. |

Ingrid war auf ſeine Rückkunft ſo geſpannt geweſen; er erzählte ihr und der Mutter, wie es mit der Sache ſtand.

Siehſt du! ſagte die Mutter. Ingrid ſagte nichts, aber von dieſer Zeit an paßten ſie Beide auf, wenn er fluchte oder prahlte.

Ingrid und er ſtritten eines Tages mit einander, ob „der Henker hole mich" geflucht ſei oder nicht. Sie geriethen ſich ſchließlich in die Haare, und Ingrid unterlag. Seitdem brauchte er das „hol' mich der Henker" den ganzen Tag. Aber am Abend vernahm es der Vater.

Ja, er ſoll dich holen! rief er und gab ihm einen Stoß, daß er taumelte. Thorbjörn wagte vor Scham nicht Ingrid anzuſehen; aber ſie ging nach einer Weile zu ihm hin und ſtreichelte ihm die Backen.

Nach Verlauf von ein paar Monaten kamen ſie Beide nach Solbakken hinüber, dann Synnöve zu ihnen und ſie wieder dorthin, und ſo wiederholt während der nächſten Jahre. Thorbjörn und Synnöve, welche in dieſelbe Schule gingen, lernten um die Wette, doch war Thorbjörn ihr immer voraus. Mit Ingrid ging es ſchwächer; dafür halfen ihr Beide. Sie und Synnöve ſchienen ſo unzertrennlich, daß die Leute ſie die „Schneehühner" nannten, weil ſie immer zuſammen flogen und Beide ſo weiß und zart waren.

Wenn Synnöve auf Thorbjörn böſe wurde, weil er ſo wild und zornig war und bald hier bald dort in eine Rauferei verwickelt wurde, da ſpielte Ingrid immer die Vermittlerin, und ſie waren wieder bald gute Freunde wie vorher. Aber bekam Synnöve's Mutter von einem Zank oder gar einer Prügelei zu hören, dann durfte er in dieſer Woche und oft auch in der nächſten nicht nach Solbakken kommen. Dem Vater Sämund durften dergleichen Geſchichten nicht erzählt werden. Er geht mit dem Jungen zu hart um, meinte die Frau und legte deßhalb Allen Stillſchweigen auf.

Als ſie größer wurden, entwickelten ſich alle Drei immer ſchöner, obwohl Jedes auf ſeine Art. Synnöve wurde groß und ſchlank, bekam goldblondes Haar, eine auffallend feine Geſichtsfarbe und blaue Augen. Wenn ſie ſprach, lächelte ſie ſo lieblich, daß die Leute meinten, ihr Lächeln bringe Glück und Segen. Ingrid war kleiner aber voller, hatte noch helleres Haar und ein rundes kleines Geſicht. Thorbjörn, wohlgewachſen und von mittlerer Größe, bekam dunkles Haar, dunkelblaue Augen, energiſche Züge und kräftige Gliedmaßen. Wenn er aufgeregt war, pflegte er ſich zu rühmen, daß er ebenſo gut leſen und ſchreiben könne als der Schulmeiſter, und daß er ſchlechthin Niemand in dem ganzen Thale zu fürchten brauche — außer ſeinen Vater, dachte er im Stillen; aber das fügte er nicht hinzu.

Thorbjörn wäre gern recht früh eingeſegnet worden, aber daraus wurde nichts. Solange du nicht eingeſegnet biſt, biſt du ein bloßer Junge, und ich werde mit dir beſſer fertig, meinte der Vater. So kam es denn, daß er, Synnöve und Ingrid zu gleicher Zeit zum Religionsunterricht gingen. Synnöve hatte auch lange warten müſſen, ſie war im ſechzehnten Jahre.

Um ſein Bekenntniß abzulegen, kann man niemals genug wiſſen, — hatte die Mutter immer geſagt und der Vater Guttorm Solbakken ſtimmte ihr bei.

So kam es denn, daß ſich ſchon ein paar Freier einſtellten, der Eine aus beſſerem Stande, der Andere ein reicher Nachbar.

Das iſt doch zu thöricht! Sie iſt ja noch nicht einmal eingeſegnet!

Da müſſen wir ſie wohl einſegnen laſſen, — meinte der Vater.

Synnöve wußte von all Dem aber kein Wort.

Im Pfarrhauſe ſchienen die Frauen von Synnöve ſo ſehr eingenommen, daß ſie dieſelbe oft hereinriefen, um ſich mit ihr zu unterhalten. Ingrid und Thorbjörn blieben immer draußen, unter den andern Confirmanden. Als ein Burſche einmal äußerte: Wie, du ſchlüpfteſt nicht mit hinein? Sie werden ſie dir noch wegkapern! — brachte das dem Burſchen ein blaues Auge ein. Von dieſem Augenblicke an wurde es unter den Burſchen Sitte, ihn mit Synnöve aufzuziehen, und es wurde bald offenbar, daß Nichts ihn ſo außer Faſſung zu bringen vermochte, als dieſe Spötterei. Einmal kam man ſogar überein, die Sache in dem Walde in der Nähe des Pfarrhofes mit einander auszumachen; die Schlägerei nahm aber eine ſolche Ausdehnung an, daß Thorbjörn ſchließlich es mit einer ganzen Schaar auf einmal zu thun hatte. Die Mädchen waren bereits vorausgegangen, Keiner vorhanden, der die Streitenden ſchied, ſo wurde es ſchlimmer und ſchlimmer. Unterliegen wollte er unter keinen Umſtänden; es drangen immer Mehr auf ihn ein; da vertheidigte er ſich ſo gut es ging, jedes Mittel war ihm recht; er theilte Streiche aus, die ſpäter deutlich genug erzählten, was vorgegangen war. Auch die Veranlaſſung zu der Schlägerei wurde bekannt und in der ganzen Bygde vielfach beſprochen.

Am nächſten Sonntage hatte Thorbjörn keine Luſt in die Kirche zu gehen. Den Tag darauf, da er zum Religionsunterricht gehen ſollte, ſtellte er ſich krank und legte ſich zu Bette. Ingrid ging deßhalb allein. Als ſie nach Hauſe kam, fragte er, was Synnöve geſagt habe.

Nichts.

Als er ſpäter wieder mitging, war es ihm, als ob alle Menſchen ihn anſähen und die Confirmanden kicherten. Aber Synnöve kam ſpäter als die Andern und hielt ſich faſt den ganzen Tag bei der Familie des Pfarrers auf. Er fürchtete, der Pfarrer werde ihn ausſchelten, aber er merkte bald, daß die beiden einzigen Perſonen, welche nichts von der Schlägerei wußten, ſein eigener Vater und der Pfarrer wären. Damit war er ſchon zufrieden, wie er aber wieder mit Synnöve in Verbindung kommen möchte, das war ihm nicht klar. Auch war es das erſte Mal, daß er vermied, Ingrid zu bitten, die Vermittlerrolle zu übernehmen. Nach dem Unterricht ging Synnöve ſogleich wieder zu der Pfarrerfamilie. Er wartete, ſo lange nur noch Einer auf dem Pfarrhofe war, aber zuletzt mußte er doch gehen. Ingrid hatte ſich ſchon mit den Erſten entfernt.

Das nächſte Mal war Synnöve vor allen Anderen gekommen und mit einer von den Töchtern, ſowie einem jungen Herrn in den Garten gegangen. Das Fräulein zog Pflanzen aus und gab ſie Synnöve, der junge Herr half. Thorbjörn ſtand draußen unter den Andern und ſah zu. Sie theilte ihr auch mit, ſo laut, daß Alle es hören konnten, wie ſie die Pflanzen einſetzen ſolle, und Synnöve verſprach es mit eigenen Händen zu thun und Alles ſo zu machen, wie ſie es ihr ſagte.

Allein wirſt du das nicht können, meinte der junge Herr, und Thorbjörn merkte ſich das.

Als Synnöve zu den andern Confirmanden kam, erwieſen ſie ihr noch viel größere Ehrerbietung als ſonſt; aber ſie ging auf Ingrid zu, begrüßte ſie freundlich und bat ſie, mit ihr auf den Kirchhof zu gehen. Da ſetzten ſie ſich; ſie hatten ſo lange nicht mit einander geſprochen. Thorbjörn ſtand wieder unter den Anderen und ſtarrte nach Synnöve's ſeltenen ausländiſchen Blumen.

Dieſes Mal ging Synnöve zugleich mit allen Anderen nach Hauſe.

Soll ich nicht deine Blumen tragen? fragte Thorbjörn.

Wenn du es willſt — erwiderte ſie freundlich, ohne ihn jedoch anzuſehen, faßte Ingrid's Hand und ging voran. Unterhalb Solbakken blieb ſie ſtehen und nahm von Ingrid Abſchied.

Das Endchen kann ich die Pflanzen auch allein tragen, ſagte ſie und nahm den Korb, den Thorbjörn an die Erde geſetzt hatte.

Den ganzen Weg hatte er ihr das Anerbieten machen wollen, die Blumen für ſie einzupflanzen, aber er kam auch jetzt nicht dazu, ſie wandte ſich ſo plötzlich ab. Aber als ſie fort war, dachte er an nichts Anderes, als daß er ihr bei dem Pflanzen behülflich ſein müßte.

Wovon habt ihr Beide geſprochen? fragte er Ingrid.

Von Nichts. —

Als die Andern alle zu Bette gegangen waren, ſtand er auf, zog ſich leiſe an und ging hinaus. Es war ein ſchöner Abend, ſtill und friedlich, der Himmel mit einem leichten, hie und da zerriſſenen Wolkenflor überzogen, ſo daß es ausſah, als ob Jemand aus dem dunklen Blau, wie aus einem Auge, herabſchaue. Niemand an den Häuſern oder weiterhin ſichtbar. Aber im Graſe zirpten unzählige Heuſchrecken, ſo laut, ſo ununterbrochen, daß es ihm war, ſie folgten ihm alle nach, während er doch nicht Eine wahrnahm. Der Wald dehnte ſich blau, dann mehr verſchwommen, in die Ferne, wie ein großes Nebelmeer. Aus ſeinem Innern drangen ſeltſame Laute, das Balzen des Auerhahns, der heiſere Schrei des Käuzchens, Alles übertönt von dem ewigen Geſange des Waſſerfalls, der in der ſtillen Nacht lauter denn je erſcholl.

Thorbjörn warf einen Blick nach Solbakken hinüber und machte ſich auf den Weg. Er ſchlug einen Richtweg ein und ſtand bald in dem kleinen Garten, gerade unter dem Fenſter der Giebelſtube, in welcher Synnöve ſchlief. Er horchte nach allen Seiten — Alles ſtille. Dann ſah er ſich in dem Garten nach Arbeitsgeräth um und entdeckte auch in der That einen Spaten und eine Hacke. Man hatte ſchon ein Beet zu graben begonnen, es war aber erſt ein kleines Stück fertig, darin bereits zwei Pflanzen ſtanden; wahrſcheinlich hatte ſie ſehen wollen, wie ſie ſich darin ausnähmen.

Sie iſt müde geworden, die Arme, und hat es ſein laſſen, dachte er; da gehört ein Mann dazu, dachte er weiter und machte ſich heiter an die Arbeit, die ihm noch niemals ſo leicht vorgekommen war. Er erinnerte ſich recht gut, wie Alles gemacht werden müſſe, ſtellte ſich auch die Anlage des Pfarrgartens vor und richtete es ähnlich ein. Die Nacht verging, aber er merkte es kaum, er gönnte ſich keine Ruhe, grub das ganze Beet um, ſetzte die Blumen ein, pflanzte wohl auch eine und die andere um, damit es beſſer ausſähe, und warf nur von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick nach dem Giebelfenſter, ob ihn auch Niemand bemerke. Aber weder dort noch ſonſt irgendwo ließ ſich Einer blicken, nicht einmal ein Hund bellte, bis endlich der Hahn zu krähen anfing und die Vögel des Waldes ihr Morgenlied begannen.

Während er ſo daſtand und den Rand des Beetes feſt klopfte, fielen ihm die Geſchichten und Märchen ein, die ihm Aslak erzählt hatte, und daß er einſt geglaubt hatte, auf Solbakken hauſ'ten Kobolde und Trolle. Er blickte noch ein Mal nach dem Giebelfenſter und dachte lächelnd, was wohl Synnöve dazu ſagen würde.

Jetzt war es lichter Tag geworden, und die Vögel erhoben einen wahrhaften Lärm. Er ſtieg über den Gartenzaun und ſputete ſich nach Hauſe zu kommen, denn es ſollte Keiner wiſſen, wer dort geweſen ſei und in Synnöve's Garten die Blumen gepflanzt habe.

---

## Drittes Kapitel.

Wieder wurde Allerlei in der Bygde geſprochen, aber Niemand wußte etwas Genaueres.

Niemals hatte man Thorbjörn nach der Einſegnung der Beiden auf Solbakken geſehen, und das konnten die Leute am wenigſten begreifen.

Aber Ingrid kam oft zum Beſuche. Dann machten Synnöve und ſie einen Spaziergang durch den Wald.

Bleibt nicht zu lange fort! rief die Mutter ihnen nach.

Nein, nein! antwortete Synnöve und kam vor Abend nicht zurück.

Die beiden Freier meldeten ſich wieder.

Sie mag ſelbſt entſcheiden, ſagte die Mutter, und der Vater war derſelben Anſicht. Aber als Synnöve befragt wurde, bekamen ſie einen Korb.

Es kamen noch Andere, aber von Keinem hörte man, daß er eine Braut von Solbakken heimführe.

Einmal, als die Mutter und ſie gerade einige Milchgefäße ſcheuerten, fragte die Mutter, an wem ſie denn eigentlich mit ihren Gedanken hinge.

Die Frage kam ſo plötzlich, daß ſie über und über roth wurde.

Haſt du ſchon Einem ein Verſprechen gegeben? fragte ſie wieder und ſah Synnöve feſt an.

Nein, antwortete Synnöve ſchnell. Da wurde nicht weiter über die Sache geſprochen. Da ſie jedenfalls die beſte Partie war, welche die Leute kannten, ſo gab es immer große Augen, wenn ſie in die Kirche ging, übrigens der einzige Ort, wo ſie ſich außer dem Hauſe ſehen ließ. Denn da ihre Aeltern Haugianer waren, ſo beſuchte ſie weder einen Tanzplatz noch ſonſtige Vergnügungen. Thorbjörn ſaß ihr immer gegenüber im Chorſtuhle, aber daß ſie jemals mit einander ſprachen, konnte Niemand behaupten. Soviel war allerdings Allen klar, daß ſie in irgend einem Verhältniſſe zu einander ſtänden, und da ſie nicht mit einander umgingen, wie andere Verliebte, ſo fing man an dies und das zu vermuthen. Thorbjörn ſchien den Leuten nicht gerade ſehr willkommen zu ſein. Er merkte das auch recht gut, beſuchte aber trotzdem Tanzvergnügen und Hochzeiten und gerieth wohl auch dann und wann in eine Rauferei.

Doch nahmen dieſelben mehr und mehr ab, da man bald merkte, wie ſtark er war. In Folge deſſen ſchien es ihm bald etwas Selbſtverſtändliches, daß Keiner ihm im Wege ſtehen dürfe.

Nun kannſt du für dich ſelber einſtehen, ſagte Sämund, ſein Vater, aber vergiß nicht, daß ich ſtärker bin als du! — —

Herbſt und Winter verging, auch der Frühling kam, und noch immer wußten die Leute nicht, woran ſie waren. Es ſchwirrten ſo viele Gerüchte von all den Körben, die Synnöve ausgetheilt haben ſollte, durch die Luft, daß man ihr beinahe aus dem Wege ging. Aber Ingrid folgte ihr immer. Die beiden Mädchen ſollten dieſes Jahr zuſammen aufs Gebirge in die Säterhütten ziehen, welche Synnöve's Vater von Sämund gekauft hatte. Man vernahm den lauten Geſang Thorbjörn's an der Berglehne, während er dies und das für die Auffahrt vorbereitete.

An einem ſchönen Tage, da es ſchon zum Abend ging und er mit ſeiner Arbeit fertig war, ſetzte er ſich hin und dachte an allerlei Dinge, am meiſten aber daran, was man Alles in der Bygde ſprach. Er legte ſich auf den Rücken in das rothbraune Heidekraut, die Hände unter dem Kopfe, und ſchaute durch die dichten Baumkronen hinauf in den blauen, glänzenden Himmel. Das grüne Laub über ihm bildete ein zitterndes Zeltdach, und die dunklen Zweige, welche es durchſchnitten, zeichneten gar ſonderbare, groteske Figuren darin. Den Himmel ſelbſt nahm er nur wahr, wenn ein Lufthauch

das Blätterdach verſchob. Noch weiter oben, zwiſchen den Wipfeln, die einander nicht berührten, brach es herein in breitem Fluſſe von tauſend zitternden Schwingungen und floß weiter und weiter. Das Alles verſetzte ihn in eine ſo ſonderbare Stimmung, allerlei Gedanken erfüllten ſeine Seele. — —

— — Die Birke blickte mit tauſend lachenden Augen die Tanne an, die Fichte aber ſtand mit ſchweigender Verachtung da und ſtritt mit ihren Nadeln nach allen Seiten hin. Denn je wärmer die Luft wurde, deſto mehr erholten ſich die Schwächlinge, brachen heraus und ſtreckten das junge Laub der Fichte dicht unter die Naſe.

Ei, wo war't ihr denn im Winter? fragte die Fichte, fächelte ſich und ſchwitzte Pech in der ſchrecklichen Hitze.

Das iſt doch gar zu albern! So hoch im Norden! Pfui!

Aber es war eine alte, ergraute Fichte, welche zwar weit über alle Andern hinwegſah, aber doch einen Zweig mit den ausgeſtreckten Fingern ſo weit herabſenkte, daß ſie einem etwas dreiſten Ahorn in den Haarbuſch faſſen konnte. Wie der vom Kopf bis zum Fuße zitterte! Dieſe klafterdicke Fichte hatten die Leute bis weit nach oben hin abgeäſtelt, bis ſie plötzlich der Mißhandlung müde, ſo in die Höhe geſchoſſen war, daß die ſchlanke Tanne an ihrer Seite ſie beſorgt fragte, ob ſie auch an die Stürme des Winters denke.

Ob ich ihrer gedenke? erwiderte die Fichte und ſchlug ihr mit den Zweigen um die Ohren, daß ſie beinahe ihre Haltung verlor.

Die ſtarkgliedrige dunkle Fichte hatte ihre Füße ſo gewaltig ausgeſtreckt, daß die Zehen wohl ſechs Ellen von ihr entfernt und trotzdem noch dicker waren, als die dickſte der Weiden; wie dieſe wenigſtens eines Abends verſchämt dem Hopfen zuflüſterte, der verliebt ſich an ihr hinaufrankte. Die bärtige Fichte war ſich ihrer Kraft aber wohl bewußt und rief deßhalb, während ſie hoch oben, unerreichbar, Zweig nach Zweig in die bewegte Luft ſchoß: So äſtelt mich doch, wenn ihr könnt!

Nein, das können ſie nicht, ſagte der Adler, indem er ſich gnädig auf die Fichte niederließ und mit Anſtand ein paar Blutflecken von einem zerriſſenen Lamm abwiſchte. Ich denke, ich bitte die Königin ſich hier niederzulaſſen; ſie wird noch einige Eier legen, fügte er leiſer hinzu, indem er auf ſeine kahlen Beine ſah. Denn er ſchämte ſich ihrer, und es kamen ihm flüchtige Erinnerungen aus ſeiner Frühlingszeit, wo man närriſch werden möchte, wenn die Sonne wieder wärmer zu ſcheinen beginnt. Dann hob er wieder ſein Haupt und ſtarrte unter den ſchattigen Brauen nach dem dunklen Urwald, ob die Königin ihm nicht entgegen fliege. Sie erhoben ſich Beide in die klare, blaue Luft, und die Fichte ſah ihnen nach, wie ſie der höchſten Bergſpitze zuſtrebten, ſich niederließen, dann zu ihr zurückkehrten und ein Neſt zu bauen begannen.

Aber unter den Uebrigen entſtand allerlei Gerede, als ſie ſahen, welche Ehre der Fichte widerfahren war. Da war auch eine kleine, ſchmächtige Birke, welche ſich in einem Weiher ſpiegelte und in eine kleine Meiſe verliebt hatte, die in den Zweigen der Birke ihren Mittagsſchlaf zu halten pflegte. Sie hatte ihr den ſüßeſten Duft geſpendet und allerlei Käfer auf ihren klebrigen Blättern gefangen, zuletzt, als es recht heiß wurde, für ſie ein kleines dichtes Haus von Zweigen gebaut und es mit friſchen Blättern gedeckt, ſo daß die Meiſe ſich eben darin häuslich niederlaſſen wollte. Jetzt aber, da der Adler ſich auf der Fichte einen Horſt gebaut, — da mußte ſie wohl ſcheiden. Wie viel Thränen das koſtete! Sie ſang ein rührendes Abſchiedslied, aber leiſe, ganz leiſe, damit der Adler es nicht höre.

Auch einigen kleinen Sperlingen am Sumpfe ging es nicht beſſer. Die hatten ſolch ein ſündiges Leben geführt, daß eine Droſſel, dicht neben ihnen in einer Eſche, oft nicht einzuſchlafen vermochte und Migräne bekam. Ein würdiger Specht auf einem benachbarten Baume hatte darüber ſo gelacht, daß er beinahe vom Aſte gefallen wäre. Als ſie aber den Adler wahrnahmen, in der Königsfichte, da mußte Alles was fliegen konnte, Droſſel, Specht und Sperlinge, Hals über Kopf davon. Die Droſſel aber verſchwor ſich hoch und theuer, niemals wieder in der Nähe von Sperlingen eine Wohnung zu miethen.

So ſtand nun der Wald verlaſſen und nachdenklich mitten in dem heitren Sonnenſchein. Von nun an kam ihm alle ſeine Freude lediglich von der großen Fichte, aber das war eine magere Freude. Der Wald beugte ſich bange, wenn der Nordwind kam, die Fichte ſchlug die Luft mit ihren gewaltigen Zweigen, aber der Adler umkreiſ'te ſie ruhig, als wäre es bloß ein Lufthauch, der ihm den Weihrauch vom Walde zuführte. Was zu dem Fichtengeſchlechte gehörte, fühlte ſich ſehr glücklich. Zwar ein Adlerneſt hatte keine von ihnen zu wiegen, aber — was thut es — „wir gehören doch zur Ariſtokratie!“ — —

— Was liegſt du da und worüber denkſt du nach? fragte Ingrid, indem ſie hinter ein paar Büſchen vortrat, die ſie lächelnd zur Seite bog. Thorbjörn ſtand auf.

Nun, es kann einem wohl Manches im Kopfe herumgehen! erwiderte er und ſah trotzig über die Bäume weg; übrigens reden ſie ſchon wieder in der Bygde allerlei dumme Geſchichten, fügte er hinzu, indem er ſeine Jacke mit der Hand abbürſtete.

Was kümmerſt du dich doch immer darum, was die Menſchen reden!

Nun, ich weiß nicht mit Sicherheit — aber — ſie haben noch nichts geredet, was nicht in meiner Gemüthsart läge, wenn auch meine Handlungen bis jetzt beſſer geweſen ſind.

Das iſt nicht ſchön geſprochen.

Das ſoll es auch nicht ſein! ſagte er und fügte nach einer Weile hinzu: aber es iſt wahr.

Sie ſetzte ſich auf den Raſen, er blieb ſtehen und ſah vor ſich hin.

Ich könnte leicht ſo werden, wie die Menſchen mich haben wollen; ſie ſollten mich ſo laſſen wie ich bin.

Alſo wird es ſchließlich doch wohl an dir liegen.

Kann ſein, aber die Andern ſind mitſchuldig. — Ich ſage, ich will Ruhe haben! fuhr er, beinahe ſchreiend, fort und blickte nach dem Adlerneſte.

Aber Thorbjörn! flüſterte Ingrid.

Er ſah ſich freundlich nach ihr um und ſagte:

Sei nur ruhig; wie geſagt — es kann einem Vieles durch den Kopf gehen. — Haſt du heute mit Synnöve geſprochen?

Ja, ſie iſt ſchon hinauf zu den Säterhütten.

Heute?

Ja.

Mit dem Vieh von Solbakken?

Ja.

Tralala! Tralala!

Und die Sonne blickt' auf den Baum ſo hold,
Triumlire!
„Stehſt du da und flimmerſt von lauter Gold?"
Triumlit, triumlang, —
Der Vogel erwachte und ſang:
„Das klingt ja ſo wunderſchön!" —

Morgen ziehen wir hinauf, ſagte Ingrid, welche ihn auf andere Gedanken bringen wollte.

Ich werde euch treiben helfen, ſagte Thorbjörn.

Nein, der Vater will ſelber mitkommen.

So? erwiderte er und ſchwieg.

Der Vater fragte heute nach dir.

That er das? ſagte Thorbjörn, indem er mit ſeinem Meſſer einen Zweig abſchnitt und die Rinde abſchälte.

Du ſollteſt öfter mit dem Vater reden, meinte ſie, er iſt dir ſehr gut.

Das kann wohl ſein.

Er ſpricht oft von dir, wenn du fort biſt.

Deſto ſeltener, wenn ich zu Hauſe bin.

Da biſt du ſelber ſchuld.

Das kann wohl ſein.

So mußt du nicht reden, Thorbjörn; du weißt recht gut, was zwiſchen euch iſt.

Was iſt es denn?

Soll ich es dir ſagen?

Das kommt wohl auf Eins heraus, Ingrid; du weißt, was ich weiß.

Freilich. Du biſt ihm zu trotzig und verwegen; du weißt, daß er das nicht mag.

Ach nein, er möchte mich noch auf ſeinem Schooße halten.

Ja, beſonders wenn du Luſt bekommſt, dich zu raufen.

Sollen denn die Leute das Recht haben, zu thun und zu reden, was ſie wollen?

Nein, aber du kannſt ihnen auch ein wenig aus dem Wege gehen; das hat er ſelber gethan und iſt doch von Allen geachtet.

Sie haben ihn vielleicht nicht ſo ſchlimm behandelt.

Ingrid ſchwieg eine Weile, ſah ſich um und ſagte dann:

Es lohnt kaum noch einmal darauf zurückzukommen, aber doch — wo du weißt, daß die Leute dir nicht gewogen ſind, mußt du nicht hingehn.

Nein gerade, da will ich ſein! Ich heiße nicht Thorbjörn Granliden für nichts und wieder nichts.

Er hatte die Rinde von dem Zweige abgeſchält, jetzt ſchnitt er ihn mitten durch.

Ingrid bemerkte es, ſah ihn an und fragte etwas zögernd:

Gehſt du auf den Sonntag nach Nordhaug?

Ja.

Nachdem ſie, ohne ihn anzuſehen, eine Weile geſchwiegen hatte, ſagte ſie wieder:

Weißt du, daß Knud Nordhaug nach Hauſe, zu der Hochzeit der Schweſter gekommen iſt?

Ja.

Jetzt blickte ſie ihn feſt an:

Thorbjörn! Thorbjörn!

Soll er jetzt größere Freiheit als früher haben, ſich zwiſchen mich und Andere zu ſtellen?

Er thut es nicht, wenigſtens nicht mehr, als die Andern wollen.

Es kann Keiner wiſſen, was die Andern wollen.

Das weißt du recht gut.

Sie ſagt auf alle Fälle gar nichts.

Ach mit dir iſt gar nicht zu reden! ſagte Ingrid, ſah ihn unwillig an, ſtand auf und drehte ihm den Rücken zu.

Er warf die Reſte des Zweiges fort, ſteckte das Meſſer in die Scheide und wandte ſich zu ihr mit den Worten:

Hör — ich habe die Geſchichte beinahe ſatt. Die Leute bringen mich und ſie ins Gerede, bloß weil ſie nichts wiſſen. Und was Jene betrifft — ich komme ja nicht einmal mehr nach Solbakken, — weil, wie ſie ſagt, ihre Aeltern mich nicht leiden können. Ich darf ſie nicht einmal beſuchen, wie andere Burſchen die Mädchen beſuchen, weil ſie zu den „Erleuchteten“ gehört — weißt du — zu den Heiligen.

Thorbjörn! — fiel Ingrid ein und wurde etwas unruhig; aber er fuhr fort: Der Vater will ſich nicht in die Sache miſchen; verdiene ich ſie, ſo werde ich ſie auch kriegen, meint er. Der reine Unſinn dort — und nichts Beſſeres hier. Ja ich bin nicht einmal ſicher, ob ſie wirklich —

Ingrid legte ihm raſch die Hand auf den Mund, indem ſie ſich umkehrte. Es wurden wieder die Büſche auseinander gebogen, und es erſchien eine hohe und ſchlanke Geſtalt — Synnöve.

Guten Abend! ſagte ſie. Ingrid warf Thorbjörn einen Blick zu, als wollte ſie ſagen: Da haſt du's. Thorbjörn ſah dagegen Ingrid an, als wollte er ſagen: Das hätteſt du mir nicht thun ſollen.

Keines blickte Synnöve an.

Ich darf mich wohl ein wenig ſetzen, ich bin heute ſchon ſo weit gegangen.

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich. Thorbjörn wandte ſich zu ihr, als wollte er ſehen, ob die Stelle auch trocken wäre. Ingrid hatte die Blicke nach Granliden ſchweifen laſſen und rief nun plötzlich:

Ei ſeht! Fagerlin hat ſich losgeriſſen und geht mitten auf dem Saatfeld! Das abſcheuliche Thier! — Auch Kelleros — es iſt die höchſte Zeit daß wir auf Säter ziehen!

Und hinab ging's, ohne auch nur Lebewohl zu ſagen.

Synnöve ſtand ſofort auf.

Willſt du gehen? fragte Thorbjörn.

Ja! erwiderte ſie, aber ſie blieb trotzdem.

Du kannſt wohl noch ein wenig warten, meinte er, ohne ſie anzuſehen.

Ein ander Mal! lautete die etwas leiſe Antwort.

Das kann vielleicht lange dauern.

Sie ſah nun auf, auch er ſah ſie an, es verging aber eine Weile, bis ſie wieder etwas ſprachen.

Setz dich doch, ſagte er halb verlegen.

Nein, erwiderte ſie und blieb ſtehen.

Er fühlte, wie ihm das Blut ins Geſicht ſtieg; aber da that ſie etwas, was er nicht erwartet hatte; ſie machte einen Schritt vorwärts, neigte ſich ein wenig nach ihm, ſah ihm in die Augen und ſagte lächelnd:

Biſt du auf mich böſe?

Und wie er ſie anſah, da weinte ſie.

Nein, erwiderte er raſch und wurde über und über roth.

Er ſtreckte ihr die Hand entgegen; aber da ihr die Augen voll Waſſer waren, ſo ſah ſie es nicht, und er zog ſie wieder zurück. Endlich ſagte er:

Haſt du denn das von vorhin gehört?

Ja, ſagte ſie, während ſie aufblickte und lächelte, aber ſie hatte noch mehr Thränen in den Augen als zuvor.

Er wußte nicht, was er thun oder ſagen ſollte, und da entfuhr es ihm:

Ich bin vielleicht wieder zu heftig geweſen.

Er hatte dieſes mit ſehr weichem Tone geſprochen. Sie ſchlug die Augen nieder, wandte ſich ein wenig ab und ſagte:

Wir ſollten nicht beurtheilen, was wir nicht kennen.

Das klang allerdings ziemlich kalt, und es that ihm weh; er ſtand wie ein Knabe vor ihr und ſagte, da er nichts Beſſeres fand:

Ich bitte dich um Verzeihung.

Aber nun brach ſie wirklich in Thränen aus. Das war ihm zu viel; er ging zu ihr, faßte ſie um den Leib und neigte ſich über ſie.

Biſt du mir wirklich gut, Synnöve?

# Kapitän Marryat's
# ſämmtliche Werke,

in

ſorgfältigen und vollſtändigen Uebertragungen.

## Zweiter Band.

## Japhet, der einen Vater ſucht.

Stuttgart,
Verlag von Adolph Krabbe.
1843.

Ja, ſchluchzte ſie.

Aber du biſt nicht glücklich dabei?

Sie antwortete nichts.

Aber du biſt nicht glücklich dabei? wiederholte er.

Sie weinte noch heftiger und wollte ſich ihm entwinden. Synnöve! rief er und zog ſie feſter an ſich. Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt und weinte.

Komm, wir wollen mit einander reden, ſagte er und half ihr, indem ſie ſich in das Haidekraut ſetzte. Er nahm neben ihr Platz. Sie trocknete nun ihre Augen und verſuchte zu lächeln. Aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Er hielt ihre Hand feſt und ſah ihr ins Geſicht.

Liebe, warum darf ich nicht zu euch nach Solbakken kommen?

Sie ſchwieg.

Haſt du niemals darum gebeten?

Sie ſchwieg wiederum.

Warum haſt du es nicht gethan? fragte er und drückte ihre Hand feſter.

Ich darf es nicht, erwiderte ſie nun ganz leiſe.

Er zog den einen Fuß etwas zu ſich, ſtützte den Ellbogen auf das Knie und legte ſeinen Kopf in die Hand.

Auf die Art komme ich wohl niemals hinüber, ſagte er endlich.

Anſtatt eine Antwort zu geben, riß ſie das Haidekraut ab.

Ach ja — ich mag wohl Vieles gethan haben — was — nicht ſo war, wie es hätte ſein ſollen. — —

Sie ſollten doch ein wenig Geduld mit mir haben — — Ich bin nicht ſchlecht (hier hielt er eine Weile an) — — bin auch noch jung — — wenig über zwanzig Jahre — — ich — — Er konnte nicht vollenden.

Aber die — die mich wirklich lieb hat, ſagte er wieder — — ſollte doch — — und nun konnte er nicht weiter. Da hörte er neben ſich eine Stimme leiſe ſagen:

Du mußt ſo nicht reden, — du weißt nicht, wie ſehr Eine — — (und jetzt von Thränen erſtickt) ich — ich — leide — ſo viel!

Er umſchlang ſie und drückte ſie feſt an ſich.

Sprich mit deinen Eltern, flüſterte er, und du ſollſt ſehen, Alles wird noch gut.

Alles hängt von dir ab, erwiderte ſie leiſe.

Von mir?

Da wandte ſich Synnöve zu ihm und ſchlang den Arm um ſeinen Hals:

Bleib du mir nur ſo gut wie ich dir, ſagte ſie mit großer Herzlichkeit und verſuchte dabei zu lächeln.

Und thue ich das nicht? fragte er leiſe und mit weichem Tone.

Nein, nein; du hörſt nicht auf mich; du weißt recht gut was uns verbinden könnte, aber du thuſt es nicht. Warum thuſt du es nicht?

Und da ſie nun einmal ins Sprechen gekommen war, fuhr ſie fort:

Ach mein Gott, wüßteſt du, wie ich den Tag erſehnt habe, wo ich dich wieder auf Solbakken ſehen würde.

Aber immer muß man hören, daß nicht Alles ſo ſei, wie es wohl ſein ſollte, und noch dazu von den Eltern, die einem das zu verſtehen geben.

Da ging ihm mit einem Male ein Licht auf; er ſah ſie deutlich dort auf Solbakken, wie ſie des ſeligen Augenblicks harrte, da ſie ihn an der Hand führen, vor ihre Eltern führen könnte, — aber er verſagte ihr dieſes Glück.

Das hätteſt du mir früher ſagen ſollen, Synnöve!

Und habe ich es nicht gethan?

Nein, nicht auf dieſe Art.

Sie ſchien ein wenig nachzudenken, dann ſagte ſie, während ſie ihre Schürze in kleine Falten legte:

Dann geſchah es wohl, weil — ich es nicht recht wagte!

Aber dieſe Worte, und daß ſie Furcht vor ihm gehabt, ergriffen ihn ſo ſeltſam, daß er ihr, das erſte Mal in ſeinem Leben, einen Kuß gab.

Sie fühlte ſich dadurch wie verwandelt. Sie hörte zu weinen auf, verſuchte zu lächeln und blickte verwirrt zu Boden; endlich ſah ſie in ſein Geſicht und lächelte nun wirklich.

Sie ſprachen kein Wort weiter, aber ihre Hände fanden ſich, doch wagte Keines die des Andern zu drücken. Endlich ſtand ſie auf, trocknete die Augen und das Geſicht und ſtrich ihr Haar glatt, das ein wenig in Unordnung gerathen war.

Er ſaß noch immer in ſtillen Gedanken, während er ſie anblickte: Nun, iſt ſie blöder als die anderen Mädchen in der Bygde und fordert ſie, daß man mit ihr anders umgehe — dagegen läßt ſich nicht gerade etwas ſagen.

Er folgte ihr hinauf zu den Säterhütten, welche nicht weit von dort lagen. Er hätte gerne ihre Hand gefaßt, aber ein eigenthümliches Gefühl machte, daß er ſie kaum zu berühren wagte; ja es kam ihm ſeltſam vor, daß ſie ihm auch nur geſtattete neben ihr hinzugehen.

Als ſie ſich trennten, ſagte er:

Du ſollſt ſehen, es wird lange dauern, bis du wieder etwas Schlimmes von mir zu hören bekommſt. —

Nach Hauſe gekommen, ſollte er Getreide vom Speicher auf die Mühle tragen; denn die Leute aus der Bygde weit und breit mahlten ihr Getreide auf der Granlidenmühle, wenn das Waſſer in ihren Bächen verſiegt war. Der Granlidenfluß trocknete aber niemals aus. Es gab recht viele Säcke zu tragen, darunter große und ſehr große. Die Frauenzimmer wuſchen nicht weit davon Wäſche. Thorbjörn ging zu dem Vater hin, faßte einen Sack an und fragte:

Soll ich dir vielleicht helfen?

Ich kann das ſchon allein, erwiderte Sämund, nahm raſch einen Sack auf den Rücken und trug ihn nach der Mühle.

Da ſind noch viele, ſagte Thorbjörn, faßte die zugebundenen Enden von zwei großen Säcken, ſtellte ſich mit dem Rücken gegen ſie, hielt ſie mit den Händen über ſeinen Schultern feſt und ſtützte auf beiden Seiten die Ellbogen dagegen. Mitten auf dem Wege begegnete er Sämund, welcher nach Mehreren zurückging. Der Vater ſah ihn flüchtig an, ſagte aber nichts. Als Thorbjörn ſeinerſeits wieder nach dem Speicher ging, kam ihm Sämund mit zwei noch größeren Säcken entgegen. Dieſes Mal nahm Thorbjörn nur einen kleinen. Als Sämund ihm begegnete, ſah er ihn wieder an, aber länger. So kam es denn, daß ſie ſpäter zu gleicher Zeit auf dem Speicher zuſammentrafen.

Von Nordhaug iſt auch eine Einladung gekommen, ſagte Sämund, zur Hochzeit, auf den Sonntag.

Ingrid blickte von ihrer Arbeit auf und ſah ihn bittend an, die Mutter ebenfalls.

So? ſagte Thorbjörn trocken, indem er die beiden größten Säcke ergriff.

Wirſt du gehen? fragte Sämund finſter.

Nein!

## Viertes Kapitel.

Die Granlidſäterhütten hatten eine ſchöne Lage. Man vermochte von ihnen die ganze Bygde zu überſehen, zuvörderſt Solbakken inmitten ſeiner Bäume, weiterhin die andern Höfe. Die ganze Landſchaft mit ihren grünen Wieſen, den freundlichen Häuſern, umkränzt von dem dunklen Urwalde, blickte wie ein heimliches, ſtilles Plätzchen, das man den böſen Mächten der Wildniß abgerungen. Vierzehn Höfe konnte man von hier aus zählen. Vom Granlidenhof erblickte man bloß die Dächer, und auch dieſe nur von dem höchſten Punkte der Säterweiden. Hier ſaßen die Mädchen gern und ſahen nach dem Rauch, der aus den Schornſteinen aufſtieg.

Nun kocht die Mutter zu Mittag, ſagte Ingrid, heute haben ſie Rauchfleiſch oder Speck.

Hör, rufen ſie jetzt nicht die Leute? fragte Synnöve; wo mögen die wohl heute arbeiten?

Und ihre Augen folgten dem Rauche, der in die durchſichtige, ſonnige Luft aufſtieg, dann aber, ſich gleichſam duckend und beſinnend, in einem breiten Zuge über den Wald zog, immer dünner und dünner wurde, bis er zuletzt nur wie ein wehender Schleier erſchien und dann ganz verſchwand. Mancherlei Gedanken und Vorſtellungen ſtiegen in ihrer Seele auf, wenn ſie über die Bygde blickten. Heute blieben ſie am Nordhang haften, wo man noch immer die Hochzeit feierte; denn ſie ſollte genau ſechs Tage währen. Von Zeit zu Zeit drangen Schüſſe zu ihnen herauf und wohl auch ein kräftiger Ruf.

Da geht es luſtig her, meinte Ingrid.

Ich mißgönne es ihnen nicht, erwiderte Synnöve und nahm ihr Strickzeug.

Es wäre aber doch hübſch, wenn wir dort ſein könnten, ſagte Ingrid, die unverwandt nach dem Hofe ſah und nach den Leuten, die zwiſchen den Häuſern hin und her gingen, die einen nach dem Speicher hin, wo wahrſcheinlich Tiſche gedeckt ſtanden; Andere weiter davon, und paarweis ſich unterhaltend.

Ich begreiſe nicht, was einen dorthin ziehen könnte, ſagte Synnöve.

Eigentlich ich auch nicht, erwiderte Ingrid, die vor ihr kauerte, vielleicht iſt es das Tanzen, ſetzte ſie hinzu.

Synnöve ſchwieg.

Haſt du niemals getanzt? fragte Ingrid.

Nein.

Hältſt du es für eine Sünde zu tanzen?

Ich weiß es ſelber nicht.

Ingrid ſprach nicht weiter darüber, denn ihr fiel ein, daß die Haugianer das Tanzen ſtreng verboten, und ſie mochte nicht weiter forſchen, ob Synnöve etwa anderer Meinung wäre als ihre Eltern. Aber wie einem denn ſo die Gedanken kommen, ſagte ſie nach einer Weile:

Einen beſſeren Tänzer als Thorbjörn habe ich noch nicht geſehen.

Synnöve zögerte ein wenig mit der Antwort und ſagte dann:

Ja, er ſoll gut tanzen.

Du ſollteſt ihn einmal tanzen ſehen, platzte Ingrid heraus und ſah ſich nach ihr um.

Aber Synnöve erwiderte ſofort: Nein, das mag ich nicht.

Ingrid ſtutzte, Synnöve aber bog ſich über ihr

Strickzeug und zählte die Maſchen. Plötzlich ließ ſie die Arbeit in den Schooß fallen, ſah heiter aus und rief:

So recht froh, wie heute, bin ich ſchon lange nicht geweſen.

Weßhalb? fragte Ingrid.

Ach — weil er nicht auf Nordhaug tanzt — heute!

Ingrid ſchwieg, wie in Gedanken verſunken, dann ſagte ſie:

Allerdings ſoll es nicht wenige Mädchen geben, die ſich nach ihm ſehnen.

Synnöve wollte etwas erwidern, zog eine Nadel heraus und ſchwieg.

Thorbjörn ſehnt ſich wohl auch dorthin, das weiß ich genau, ſagte Ingrid, merkte aber erſt jetzt, wie Synnöve davon berührt wurde, denn ſie ſaß ganz roth und erregt da. Da ſchlug Ingrid die Hände zuſammen, rutſchte auf den Knieen durch das Haidekraut zu Synnöve und ſah ihr in die Augen.

Nun erſt erkenne ich, was du ſo manchen lieben Tag vor mir verborgen gehalten haſt, ſagte ſie lächelnd.

Was meinſt du? fragte Synnöve und ſah ſie verwirrt an.

Du biſt nicht auf Thorbjörn böſe, weil er tanzt, ſagte Ingrid.

Synnöve erwiderte nichts; Ingrid's Geſicht war aber ein einziges Lächeln, ſie faßte Synnöve um den Hals und flüſterte ihr ins Ohr:

Aber du biſt böſe, wenn er mit Anderen tanzt als mit dir.

Was du für albernes Zeug ſprichſt! ſagte Synnöve, indem ſie ſich von ihr losriß und aufſtand. Ingrid ſtand auch auf und ging ihr nach.

Das iſt Sünde, große Sünde, daß du nicht tanzen kannſt, Synnöve! ſagte ſie lachend; komm, du mußt es gleich von mir lernen! Dabei umfaßte ſie Synnöve.

Was willſt du? fragte dieſe.

Dich tanzen lehren, damit du dich nicht mehr mit dem Gedanken plagſt, daß er mit Anderen tanzt als mit dir.

Nun mußte auch Synnöve lachen oder doch wenigſtens ſo thun, als ob ſie lache.

Es könnte uns Jemand ſehen, ſagte ſie.

Gott ſegne dich für dieſe Antwort, ſo thöricht ſie auch iſt, erwiderte Ingrid, indem ſie ſich Mühe gab, Synnöve im Takte zu drehen und mit ſich fortzuziehen.

Nein, nein, es geht nicht.

So froh ſeiſt du lange nicht geweſen, ſagteſt du nur eben! Komm! Komm!

Wenn ich's nur könnte!

Verſuch es nur, du wirſt ſchon ſehen, es geht.

Du biſt ſo wild, du, Ingrid.

Gerade ſo ſagte die Katze zum Sperling, als er nicht ſtillſitzen wollte — komm!

Ich möchte ſchon, — aber —

Nun, ich bin Thorbjörn und du ſeine junge Frau, die nicht leiden kann, daß er mit Anderen tanzt.

Aber — Ingrid ſang; — Aber — wendete Synnöve ein, — aber ſie tanzte bereits. Es war der „Springtanz." Ingrid nahm große Schritte und focht mit den Armen gewaltig umher, Synnöve folgte ihr trippelnd und die Augen niedergeſchlagen. Ingrid ſang:

Und der Fuchs lag unter dem Birkenſtumpf
Auf der Haide.
Und der Haſe ſprang über den trocknen Sumpf
Auf der Haide.
„Das iſt noch ein Tag voll Sonnenſchein,
Da läßt ſich's tanzen und fröhlich ſein
Auf der Haide!"

Und der Fuchs lacht' unter dem Birkenſtumpf
Auf der Haide.
Und der Haſe ſprang über den trocknen Sumpf
Auf der Haide.
„Ich bin ſo froh, mich grämt kein Ding, —
„„Hui — hei — komm her zu mir und ſpring
Auf der Haide!""

Und der Fuchs lauert' unter dem Birkenſtumpf
Auf der Haide.
Und der Haſe ſprang über den trocknen Sumpf
Auf der Haide.
„Daß Gott erbarm', ach du biſt dort!" — —
— „„Ei, Lieber, was tanzeſt du immerfort
Auf der Haide?""

Nun, ging das nicht wunderſchön? fragte Ingrid, als ſie Beide athemlos aufgehört hatten.

# Japhet,

## der einen Vater ſucht.

Von

**Kapitän Marryat.**

---

Neu aus dem Engliſchen

von

Hermann Kurtz.

---

Stuttgart,
Verlag von Adolph Krabbe.
1843.

Synnöve lachte und erwiderte, ſie möchte wohl noch mehr tanzen.

Ei, da ſteht nicht gerade was im Wege, meinte Ingrid, und ſie fingen von Neuem an, indem Ingrid ihr zeigte, wie ſie die Füße zu ſetzen habe; — denn der Walzer iſt ſehr ſchwer — der —

Nun, es wird ſchon gehn, wenn ich nur erſt Takt halten kann, ſagte Synnöve.

Ingrid meinte, ſie ſolle es nur verſuchen, und fing zu ſingen an. Auch Synnöve ſang, erſt leiſe, dann lauter.

Da ſtand Ingrid mit Einem Male ſtill, indem ſie Synnöve losließ, klatſchte verwundert in die Hände und rief: Du kannſt ja walzen!

Still, wir wollen davon noch ſchweigen, erwiderte Synnöve und umfaßte Ingrid, um weiter zu tanzen.

Aber, ſag mir, wo haſt du das gelernt? —

Tralala — tralala — und ſie drehte Ingrid herum.

Da faßte auch dieſe ſie ſo recht von Herzen und ſang:

Sieh, tanzt nicht die Sonn' überm Haukelidfjeld? —
Tanz, Liebſte, bald dunkelt's am Himmelszelt!
Und tanzt nicht der Fluß in das Meer hinab?
Tanz, Burſche, dort wartet deiner ein Grab!
Die Birke beugt ſich und neigt ſich dem Wind,
So umkreiſe mich — ſieh, was brach da, mein Kind?
Sieh — —

Das klingt Alles ſo ſonderbar, was du ſingſt — ſagte Synnöve.

Ich weiß nicht, was ich ſinge, ich — — das hat Thorbjörn geſungen.

Das iſt eine von Slave-Bent's Weiſen, ich kenne die.

Iſt es von ihm? fragte Ingrid halberſchrocken und ſchwieg. Plötzlich ſchien ſie etwas auf dem Wege unten zu bemerken.

Sieh — kommt da nicht einer von Granliden her auf der Landſtraße gefahren?

Synnöve blickte nun auch hin.

Iſt Er es? fragte ſie.

Ja, es iſt Thorbjörn, der nach der Stadt fährt. —

Es war in der That Thorbjörn auf der Fahrt zur abgelegenen Stadt, ſchwer beladen, weßhalb er auch ganz langſam auf der ſtaubigen Straße fuhr. Dieſe konnte von den Säterhütten recht gut geſehn werden. Als er die Stimmen hörte, ſtieg er oben auf den Wagen und ſtieß einen Jauchzer aus, daß es von den Bergen wiederklang. Er lauſchte auf das Echo und jauchzte von Neuem, wenn die ſeltſamen Töne verklungen waren. Jetzt blieſen ſie oben auf der Luur, und er antwortete. So ging es eine ganze Weile fort; er blickte voll Seligkeit nach Solbakken hinüber und wähnte, ſo hell habe die Sonne noch nie darüber geſchienen. Während er aber ſo oben ſaß und in die Ferne ſpähte, vergaß er das Pferd, das ging, wo es ihm beliebte. Aus dieſem Zuſtande wurde er aufgerüttelt, indem das Pferd plötzlich nach der Seite ſprang, die Gabel zerbrach und in wilder Fahrt über den Nordhaug-Acker lief, denn in dieſer Richtung führte der Weg. Er ſtemmte ſtehend den Fuß ein und verſuchte es aufzuhalten; ein Kampf entſtand zwiſchen ihm und dem Thiere; es wollte mit aller Gewalt einen ſteilen Abhang hinab, aber er hielt es feſt, mit ſolcher Kraft, daß es ſich bäumte. Da ſprang er raſch hinab und hatte, bevor das Pferd weiter vermochte, ſchon die Leine um einen Baum geſchlungen. Nun mußte es wohl ſtehn. Die Laſt war zum Theil hinabgefallen, die Gabel entzwei, das Pferd ſtand und zitterte am ganzen Leibe. Er faßte es vorn am Zügel und ſuchte es zu beſänftigen, zog es aber vom Abgrunde weg, für den Fall, daß es von Neuem wild würde. So eingeängſtigt war das Thier, daß er ihm nur ſprungweiſe zu folgen vermochte, weiter und weiter, bis er es wieder auf der Landſtraße hatte. Während deſſen konnte er die Ladung ſehen, die verſtreut umherlag, das meiſte zerbrochen, der Inhalt beſchädigt und verdorben. Bis dahin war ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Gefahr gerichtet geweſen, nun erkannte er erſt, welche Folgen die Sache gehabt habe. Der Zorn übermannte ihn, umſomehr als von einer Fortſetzung der Fahrt nicht mehr die Rede ſein konnte. Auf der Landſtraße machte das Pferd noch einen Sprung und verſuchte ſich loszureißen. Das nahm ihm vollends die Beſinnung. Mit der einen Hand das Pferd beim Gebiß feſthaltend, gab er ihm mit ſeiner ſchweren Peitſche wiederholt Schläge auf den linken Schenkel, ſo daß es wie raſend ſich bäumte und mit den Vorderfüßen ſeine Bruſt bedrohte. Aber er hielt es mit ſteifem Arme von ſich ab, ſchlug es noch viel heftiger und zuletzt mit dem dicken Ende ſeines Peitſchenſtiels.

Ich will dich lehren, du Beſtie! — und er ſchlug.

Das Pferd ſchrie wiehernd — er ſchlug.

Ja, du ſollſt mir ſehen, was mein Arm kann! — er ſchlug.

Das Pferd ſchnob, ſo daß der Schaum ihm über die Hand ſloß — aber er ſchlug weiter.

Das ſoll mir das erſte und letzte Mal ſein, du Racker — da! — noch Eins — So! du Kröte, du ſollſt mir gehorchen lernen! — Und er ſchlug.

Während deſſen hatten ſie ihre Stellung verändert, das Pferd leiſtete nicht länger Widerſtand, ſondern ſchnob und bebte bei jedem Hieb, und duckte ſich gleichſam, wenn es die geſchwungene Peitſche ſah. Da fing Thorbjörn ſich doch zu ſchämen an und er hörte auf. Zu gleicher Zeit nahm er aber einen Menſchen wahr, der auf dem Rande des Grabens, den Kopf in beide Hände geſtützt, daſaß und lachte. Er wußte nicht, wie es kam, aber es wurde ihm faſt ſchwarz vor den Augen, und er ſtürzte, das Pferd noch immer feſthaltend, mit geſchwungener Peitſche auf ihn zu.

Ich will dich lehren mich auslachen!

Der Schlag fiel, traf aber nur halb, da der Menſch mit einem Schrei ſich in den Graben warf. Hier, auf allen Vieren, wandte er ſein Geſicht nach Thorbjörn, ſchielte ihn an und verzog den häßlichen Mund zum Lachen; doch hörte man keines. Thorbjörn ſtutzte; die

Art kam ihm ſo bekannt vor; in der That, es war Aslak.

Thorbjörn fühlte — er wußte nicht warum — wie es ihm kalt über den Rücken lief. So biſt du es wohl geweſen, der das Pferd beide Male ſcheu gemacht hat! ſagte er.

Ich lag bloß hier und ſchlief, antwortete Aslak, während er ſich ein wenig aufrichtete, erſt als du wie unklug auf das Pferd losſchlugſt, wachte ich auf.

Du haſt es jedenfalls ſcheu gemacht, alle Thiere haben vor dir Angſt; — und er ſtreichelte das Pferd, das wie aus dem Waſſer gezogen war.

Vor dir wird es nun wohl größere haben, als vor mir, ſagte Aslak, ich wenigſtens habe ein Pferd niemals ſo behandelt.

Halte deine Zunge im Zaume! erwiderte Thorbjörn und drohte ihm mit der Peitſche.

Meine Zunge im Zaume? — Iſt das nöthig? — Nein — — Wo willſt du denn hin! fügte er mit möglichſt ſanfter Stimme hinzu, während er ſich Thorbjörn näherte, rechts und links ſchwankend, denn er war betrunken.

Ich gebe es auf, heute noch weiter zu kommen, erwiderte Thorbjörn, indem er das Pferd auszuſpannen anfing.

Das iſt ſehr unangenehm, das — ſagte Aslak ſich an die Mütze greifend und ihm näher tretend. Was für ein großer, hübſcher Kerl du geworden biſt, ſeit ich dich zuletzt geſehen habe. Dabei hatte er beide Fäuſte in ſeinen Taſchen, hielt ſich, ſo gut es ging, aufrecht, und ſtierte Thorbjörn an, der das Pferd von den Trümmern des Wagens nicht losbekam. Thorbjörn brauchte Beiſtand, aber er konnte es nicht über ſich bringen, ihn darum zu erſuchen. Denn Aslak ſah ſcheußlich aus; ſeine Kleider beſchmutzt; ſein verzotteltes Haar bedeckte ein alter Hut von Wachstuch; ſein Geſicht, das wohlbekannte, verzog ſich zu einem Grinſen; die Augen ſaßen ihm noch tiefer im Kopfe, ſo daß er ihn hinten überbiegen mußte, wenn er — den Mund immer offen — einen anſehen wollte. Seine Geſichtszüge hatten ein durchaus ſchlaffes Ausſehen; denn Aslak trank. Thorbjörn hatte ihn oft genug ſchon früher geſehen, wenn er als Lumpenhändler von Hof zu Hof fuhr und gerne da verweilte, wo etwas los war; denn er wußte mancherlei Lieder zu ſingen und gut zu erzählen, wofür er zur Belohnung Branntwein erhielt. So war er denn auch jetzt auf der Hochzeit auf Nordhaug geweſen, hatte es aber für gerathen erachtet, ſich eine Weile zu entfernen, da er die Leute, nach ſeiner gewohnten Art, an einander gehetzt und gemerkt hatte, daß man wohl ihm ſelber zu Leibe gehen könnte.

Spanne das Pferd eher an den Wagen an als aus; du kannſt mittlerweile nach Nordhaug gehen, um, was fehlt, zu holen.

Thorbjörn hatte auch ſchon den Gedanken gehabt, aber doch nicht recht daran denken mögen.

Da iſt ja wohl eine große Hochzeit.

Alſo auch viele Hände, antwortete Aslak.

Thorbjörn ſtand eine Weile ſchwankend; aber ohne Beiſtand konnte er weder vorwärts noch zurück, ſo blieb ihm nichts übrig als nach dem Hofe zu gehen. Er band das Pferd feſt und ging. Aslak folgte ihm. Als Thorbjörn ſich nach ihm umſah, ſagte er lachend: Ich komme mit einem hübſchen Gefolge zur Hochzeit. Thorbjörn gab ihm keine Antwort und ging weiter. Aslak ſang hinter ihm:

Es zogen zwei Bauern zum Hochzeitsſchmaus, u. ſ. w., ein altes bekanntes Lied.

Du gehſt raſch, ſagte er nach einer Weile, du kommſt ſchon noch hin.

Thorbjörn that als ob er ihn nicht hörte.

Als ſie näher kamen, vernahmen ſie den Lärm von Spiel und Tanz; an den offenen Fenſtern des großen zweiſtöckigen Wohnhauſes erſchienen gerötheṫe Geſichter; auf dem Hofe bildeten ſich Gruppen. Er merkte, daß ſie einander fragten, wer er wohl ſei, daß ſie ihn erkannten, auch dann und wann einen Blick nach dem Pferde unten und den über das Feld geſtreuten Gegenſtänden warfen. Der Tanz brach plötzlich ab, der ganze Haufe wälzte ſich auf den Hof, gerade als die Beiden ihn betraten.

Hier kommen zwei Hochzeitsgäſte wider Willen! rief Aslak, als er, ſich immer hinter Thorbjörn haltend, näher kam. Man begrüßte Thorbjörn und umringte ihn.

Glück und Segen der ganzen Geſellſchaft, gutes

Bier auf dem Tiſch, hübſche Mädchen auf dem Platz und gute Muſikanten auf der Bank! ſchrie Aslak, indem er ſich unter die Andern miſchte. Einige lachten, Andere machten ein finſtres Geſicht. Einer ſagte:

Der Lumpen-Aslak iſt doch immer ein luſtiger Kerl!

Thorbjörn traf mehrere Bekannte, denen er ſeinen Unfall erzählte. Sie ließen es nicht zu, daß er ſelbſt nach dem Pferde und Wagen ging, ſondern veranlaßten Andere es zu thun. Der Bräutigam, ein junger Menſch, ſein früherer Schulkamerad, bat ihn einzutreten, damit er vom Hochzeitsbiere ſchmecke; ſo zog man denn in das Haus. Hier wollten die Einen weiter tanzen, beſonders die Frauenzimmer, die Andern wollten eine Weile trinken und ſich von Aslak Schnurren erzählen laſſen, da er doch nun einmal wieder zurückgekommen wäre.

Aber du mußt nicht ſo ſchändlich lügen wie erſt! fügte Einer hinzu.

Thorbjörn fragte, wo denn die übrigen Leute wären.

Nun, lautete die Antwort, es ging hier etwas unruhig zu; jetzt ſchlafen ſie oder ſpielen Karten, ein Paar ſitzen auch mit Knud Nordhaug zuſammen.

Er fragte nicht, wer Knud Nordhaug wäre.

Der Vater des Bräutigams, ein alter Mann, ſaß an einem Tiſche, rauchte ſeine Kalkpfeife und trank Bier dazu.

Komm doch einmal her, Aslak, und erzähle mir etwas, ſagte er.

Bittet mich bloß der Eine, oder bitten mich noch

Andere? fragte Aslak, der ſich rittlings auf einen Stuhl geſetzt hatte, am Ende von dem Tiſche, an dem die Anderen ſaßen.

Freilich — erwiderte der Bräutigam, indem er ihm ein Glas Branntwein reichte, ich bitte dich auch.

Bitten noch Andere auf dieſelbe Manier? fragte Aslak.

Gewiß, ſagte ein Mädchen, das auf einer Bank ſaß, indem ſie ihm einen Krug mit Wein reichte. Es war die Braut, ein Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren, ſchlank, aber mager, mit großen Augen und einem energiſchen Zug um den Mund. Ich höre dir ſo gerne zu, ſagte ſie weiter. Der Bräutigam ſah ſie bei dieſen Worten an, während ſein Vater ihm einen Blick zuwarf.

Ja die Leute auf Nordhaug haben meine Geſchichten immer gern gehört, ſagte Aslak.

Auf ihr Wohl! Dabei leerte er ein Glas, das ihm ein Brautführer gereicht hatte.

So rück' denn heraus! riefen Einige.

Von dem Zigeunerweibe Sigrid, meinte Einer.

Nein, das iſt nicht hübſch, fielen Andere, beſonders die Frauen, ein.

Von der Schlacht bei Lier, bat Svend der Trommelſchläger.

Nein lieber etwas Luſtiges! rief ein langer Burſche, der in Hemdsärmeln ſich an die Wand lehnte und mit ſeiner rechten Hand den vor ihm ſitzenden jungen Mädchen in das Haar faßte. Die ſchimpften ihn zwar aus, blieben aber doch ſitzen.

Dann erzähle ich was mir gefällt, ſagte Aslak.

Den Teufel auch! murmelte ein älterer Mann, der rauchend auf dem Bett lag und das eine Bein herabhängen ließ, während er mit dem andern fortwährend nach einer feinen Jacke, die über dem Bettende lag, ſtieß.

Laß meine Jacke in Ruhe! rief der Burſche an der Wand.

Laß meine Töchter in Ruhe! erwiderte der Liegende.

Nun ſtanden die Mädchen auf und gingen fort.

Ja, ich erzähle was mir gefällt, rief Aslak nochmals, Branntwein im Magen ſchützt Kopf und Kragen! Dabei klatſchte er in die Hände.

Nein, du mußt erzählen was wir wollen, rief der Mann im Bett, denn der Branntwein kommt von uns.

Was heißt das? fragte Aslak und riß die Augen auf.

Nun, das Schwein, das wir mäſten, ſchlachten wir auch, erwiderte der Mann, während er mit dem Bein ſchlenkerte.

Aslak ſchloß die Augen wieder, ſein Kopf ſank ihm auf die Bruſt und er ſchwieg.

Die Leute ſprachen zu ihm, aber er hörte nichts.

Der Branntwein hat ihn, ſagte Der im Bett. Da ſah Aslak wieder grinſend auf und ſagte: Nun ſollt ihr mir ein luſtiges Stück hören! — Seht ihr wie luſtig

UNIV.-BIBL. TÜBINGEN

14 A 2313

Druck von C. F. Arnold in Stuttgart.

das iſt! fuhr er nach einer Pauſe fort und lachte mit weitgeöffnetem Munde, doch hörte man keinen Laut.

Er hat heute ſeinen guten Tag, ſagte der Vater des Bräutigams.

Das verſteht ſich! Gebt mir einen Schnaps auf die Reiſe! ſagte Aslak und ſtreckte die Hand aus.

Man brachte ihn; er trank ihn langſam aus, legte den Kopf, während er noch den Reſt im Munde hatte, hinten über, verſchluckte ihn und ſagte zu dem Manne im Bett:

Ja, ich bin euer Schwein, ich! — dabei lachte er wie das erſte Mal, umfaßte das eine Knie mit beiden Händen, hob es in die Höhe und ließ es ſinken, und bewegte zugleich ſeinen ganzen Körper vorwärts und zurück. Dabei fing er zu erzählen an.

Nun, es war ein Mädchen, die wohnte dort hinten in einem Thal. Wie das Thal hieß, darauf kommt es eben ſo wenig an, als wie ſie hieß. Aber das Mädchen war hübſch, das ſchien dem Hofbeſitzer auch ſo — ihm — bei dem ſie diente. Sie bekam guten Lohn — bekam ſie, und ſie kriegte mehr, als ſie haben ſollte, ſie kriegte ein Kind. Die Leute ſagten: von ihm; aber das gab er nicht zu, denn er war verheirathet, und das ſagte auch ſie nicht, denn ſie war zu ſtolz dazu, das arme Ding. Alſo ſprach man eine Lüge bei der Taufe, und da es ein nichtsnutziger Schlingel war, den ſie geboren hatte, ſo kam es darauf auch nicht an, ob er in einer Lüge getauft wurde.

Sie blieb aber im Hofe und das gefiel der Frau des Beſitzers natürlich nicht. Kam ihr das Mädchen vor die Augen, ſo ſpie ſie nach ihr, kam aber der hübſche Junge, um mit den Kindern des Mannes zu ſpielen, ſo ließ ſie den Bankert fortjagen. Er ſei nichts Beſſeres werth, meinte ſie.

Sie quälte den Mann Tag und Nacht, er ſolle das Lumpenpack fortjagen. Aber er hielt ſich ſtramm, ſo lange er ein Mann war. Zuletzt legte er ſich aber aufs Trinken und da bekam die Frau die Zügel in die Hand.

Es ging dem armen Frauenzimmer ſchlimm genug, und es fehlte nicht viel, ſo verhungerte ſie mit ſammt dem Jungen, der nicht von der Mutter fort wollte.

So verging denn das erſte und das zweite Jahr, zuletzt waren acht Jahre vergangen, und das Mädchen war noch immer auf dem Hofe. Aber jetzt ſollte ſie unter allen Umſtänden fort. — Und ſie kam auch fort! — Bevor das aber geſchah, ſtand das Gehöft in lichter Lohe, darinnen der Mann umkam, denn er war betrunken, — die Frau rettete ſich mit den Kindern, und ſie behauptete, kein Anderer als das Zigeunerweib habe das gethan. — Das war wohl möglich, das — vielleicht auch nicht. — — Ein ſeltſamer Burſche, ihr Junge! — Acht Jahre lang hatte er das Elend der Mutter geſehen, und er wußte auch, wer Schuld daran war. Denn die Mutter ſagte es ihm oft, wenn er ſie fragte, warum ſie immer weine. Das that er auch an dem Tage, bevor ſie fort ſollten, und ſo war *er* in der Nacht draußen. —

Aber ſie kam auf Lebenszeit ins Zuchthaus, denn ſie ſagte dem Richter, den ſchönen rothen Hahn habe ſie den Leuten aufs Dach geſetzt. — Der Junge zog auf der Bygde herum und wurde von allen Menſchen unterſtützt, weil er eine ſo ſchlechte Mutter habe. Doch er ſelber, mein' ich, ſagte das nicht. — Das letzte Mal, daß ich ihn ſah, war er betrunken; ſie erzählten, er habe ſich dem Trunk ergeben. Ob es wahr iſt, das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß er etwas Beſſeres ſchwerlich thun konnte, als ſich betrinken. — Es iſt ein trauriger, ſchlimmer Menſch, könnt ihr mir glauben. Er liebt die Menſchen nicht, auch nicht, daß ſie einander gut ſind, am wenigſten, wenn ſie freundlich gegen ihn ſind. Und ſo möchte er gern, daß die andern Alle ihm gleich wären — doch das ſagt er bloß dann, wenn er betrunken iſt. Und dann weint er, weint er ſo — wie wenn es regnet, und zwar über Nichts in der Welt, denn worüber in der Welt ſollte er wohl weinen? — Er hat noch Keinem einen Pfennig weggeſtohlen oder andere ſchlechte Geſchichten gemacht, wie Viele, ſo daß er eigentlich über nichts zu weinen hat. Und trotzdem muß er weinen und weinen, wie wenn es vom Himmel gießt. Und ſolltet ihr es einmal ſehen, ſo glaubt ihm nicht, denn es geſchieht bloß wenn er betrunken iſt, und da kann ihm das nicht zur Laſt gelegt werden. — Bei dieſen Worten fiel Aslak rücklings vom Stuhl und brach in ein heftiges Weinen aus. Aber auch das währte nicht lange, denn er war eingeſchlafen.

Nun iſt das Schwein voll, ſagte Der im Bette, — ſo liegt er immer und flennt, bis er eingeſchlafen iſt.

Das war eine gräuliche Geſchichte, ſagten die Frauenzimmer, ſtanden auf und gingen hinaus.

Er erzählt immer ſolche Geſchichten, wenn man ihm die Wahl läßt, äußerte ein alter Mann an der Thüre, indem er aufſtand; ich weiß nicht, weßhalb die Leute ihn noch immer anhören, fügte er hinzu und warf dabei einen Blick auf die Braut.

## Fünftes Kapitel.

Einige von den Hochzeitsgäſten gingen nun hinaus, andere wollten den Spielmann holen, damit der Tanz wieder beginnen könne; der war aber in einem Winkel eingeſchlafen. Sie möchten ihn in Ruhe laſſen, meinten Einige, denn ſeit man den Lars, ſeinen Kameraden, halb zu Schanden geſchlagen, habe Ole länger als vierundzwanzig Stunden allein aushalten müſſen und kein Auge zugemacht. — Jetzt kamen auch die Leute mit Thorbjörn's Pferd und Wagen. Man ſetzte ſogleich einen anderen in Bereitſchaft, da Thorbjörn trotz aller Bitten fort wollte. Beſonders der Bräutigam ſuchte ihn zurückzuhalten, indem er ſagte:

Es iſt keine ſo große Freude für mich, hier zu ſein, wie wohl Manche glauben.

Thorbjörn fiel das Wort zwar aufs Herz, er blieb aber bei ſeinem Entſchluſſe, fortzufahren, bevor es Abend würde. Als ſie ſahen, daß er nicht umzuſtimmen ſei, zerſtreuten ſie ſich auf dem Hofe.

Trotz der vielen Menſchen ging es doch ziemlich ſtille her, von dem luſtigen Treiben einer Hochzeit war nicht viel zu bemerken. Thorbjörn brauchte noch einen Pflock und ging ihn ſuchen; auf dem Hofe fand er nichts; ſo ging er weiter nach einem Holzſchuppen, langſam und mit leiſen Tritten, da ihm die melancholiſchen Worte des Bräutigams noch im Ohre klangen. Er fand hier zwar was er ſuchte, ſetzte ſich jedoch, ohne recht zu wiſſen warum, Meſſer und Pflock in der Hand haltend, einen Augenblick hin. Da hörte er, wie Einer dicht neben ihm, auf der andern Seite der dünnen Wand, im Wagenſchuppen, ſtöhnte.

Biſt du's? — Wirklich? — hörte er eine Stimme, die eines Mannes, fragen. Er ſprach nur in langen Zwiſchenräumen, weil ihm das Sprechen ſchwer zu werden ſchien.

Da hörte er auch, wie Jemand weinte, doch war es kein Mann.

Warum kamſt du auch her? wurde gefragt, und offenbar von der Weinenden, denn Thränen erſtickten ihre Stimme.

Hm — auf weſſen Hochzeit ſollte ich wohl ſpielen, — wenn nicht — auf deiner? erwiderte der erſte.

Alſo Lars, der Spielmann, dachte Thorbjörn. Er war ein großer, hübſcher Menſch, und ſeine Mutter wohnte zur Miethe in einem Häuschen, das zum Hofe gehörte. Die Andere aber mußte die Braut ſein.

Warum haſt du nicht früher geſprochen? ſagte ſie langſam und mit beklommener Stimme, denn ſie war offenbar ſehr bewegt.

Ich glaubte, das wäre gar nicht nöthig, bei uns, antwortete er kurz.

Nach einer Pauſe ſagte ſie wieder:

Du wußteſt doch, daß er herkam.

Ich hielt dich für ſtärker.

Thorbjörn vernahm jetzt wieder nichts als Schluchzen; endlich brach ſie aus:

Warum ſprachſt du nicht?

Es hätte dem Sohn der alten Birthe wohl nicht viel genützt, mit der Tochter auf Nordhaug zu ſprechen, lautete die Antwort nach einer Weile und nachdem er ſchwer geathmet und wiederholt geſtöhnt hatte. Es dauerte lange bis eine Antwort erfolgte.

Wir haben uns doch ſo manches Jahr gekannt! hieß es.

Du warſt ſo ſtolz — Einer wagte gar nicht ordentlich mit dir zu reden!

Und doch gab es nichts auf der Welt was mir lieber geweſen wäre. — Ich wartete jeden Tag — wenn wir uns trafen, — ich glaube faſt, ich bot mich dir an. So meinte ich — du verſchmähteſt mich. —

Da wurde es wieder ganz ſtille. Thorbjörn hörte keine Antwort, kein Weinen mehr, er hörte nicht einmal mehr den ſchweren Athem des Kranken. Ihm fiel der Bräutigam ein, den er als einen braven Menſchen kannte, und es that ihm in ſeiner Seele leid. Da ſagte ſie wieder:

Ich fürchte, er wird wenig Freude von mir haben, er, der ſo — —

Es iſt ein braver Menſch, erwiderte der Kranke, der wieder heftige Bruſtbeſchwerden zu haben ſchien. Es war als ob ſie den Schmerz mitempfand, denn ſie äußerte:

Es thut dir gewiß recht weh — aber wir wären wohl kaum dazu gekommen, uns auszuſprechen, wäre das nicht paſſirt. Ja, da erſt, als du auf Knud losgingſt, verſtand ich dich.

Ich vermochte es nicht länger zu ertragen — ſagte er, und nach einer Weile: Knud iſt ein ſchlimmer Menſch.

Ja, er iſt nicht gut, erwiderte die Schweſter.

Nach einer langen Pauſe ſagte er wieder:

Ich möchte wohl wiſſen, ob es noch einmal mit mir beſſer wird. Aber das iſt nun auch Alles eins.

Geht es dir ſchlecht, mir geht es ſchlimmer, — und wieder heftiges Weinen.

Gehſt du? — fragte ſie ihn.

Ja, lautete die Antwort, und dann: Ach ja, ach ja, was wird das für ein Leben ſein!

Weine nicht ſo, ſagte er, der liebe Gott macht wohl bald ein Ende mit mir, und du wirſt ſehen; es wird auch mit dir beſſer werden.

Jeſus, Jeſus, daß du nicht ſprachſt! — rief ſie mit von Thränen unterdrückter Stimme, und ſchien die Hände zu ringen. Es war Thorbjörn, als ob ſie fortginge. Vielleicht 'war ſie auch nicht mehr im Stande weiter zu ſprechen. Er vernahm eine Weile nichts mehr, ſtand auf und ging.

Den Erſten Beſten, welchen er auf dem Hofe traf, fragte er:

Was iſt das für eine Geſchichte mit Lars, dem Spielmann, und Knud Nordhaug?

Mit dem Spielmann? — Nun — ſagte Per Husmand und zog die Stirn in Falten, als wollte er darin etwas verbergen — du kannſt ſchon danach fragen, es war wenig genug. Knud fragte den Lars bloß, ob ſeine Fiedel auf dieſer Hochzeit auch einen hübſchen Klang habe.

In dieſem Augenblicke ging die Braut an den Sprechenden vorüber; ſie hatte das Geſicht abgewandt, als ſie aber Lars nennen hörte, ſah ſie dieſelben mit ihren großen, rothverweinten Augen verwirrt an. Im Uebrigen hatte ihr Geſicht einen ſo kalten Ausdruck, daß Thorbjörn, der an ihre Worte von vorhin dachte, ſie kaum wiedererkannte. Da dämmerte es ihm mehr und mehr.

Etwas weiter auf dem Hofe ſtand das Pferd und wartete; er ſteckte den Pflock ein und ſah ſich nach dem Bräutigam um, weil er ſich von ihm verabſchieden wollte. Da er ihn indeſſen nicht wahrnahm, ihn auch nicht aufſuchen mochte, ſetzte er ſich auf. In dieſem Augenblicke hörte er von der linken Seite des Hofes her lärmen und ſchreien. Ein ganzer Haufen kam aus dem Speicher heraus, ihnen voran ein großer Mann, welcher in Einem fort rief:

Wo iſt er? — Hat er ſich verkrochen? — Wo iſt er?

Dort, dort, ſagten Einige.

Haltet ihn zurück, ſagten Andere, das gibt noch ein Unglück.

Iſt das Knud? fragte Thorbjörn einen jungen Menſchen, der neben ſeinem Wagen ſtand.

Ja, er iſt betrunken, und dann ſucht er immer Händel.

Thorbjörn ſaß ſchon auf dem Wagen und trieb das Pferd an.

Nein, halt, Kamerad! hörte er hinter ſich rufen. Er zog die Zügel an, da das Pferd aber trotzdem weiter ging, ließ er es gehen.

Was, haſt du Angſt, Thorbjörn Granliden? klang es ihm näher. Nun zog er die Zügel feſter an, ſah ſich aber nicht um.

Steig' ab, wir wollen eins trinken! ſchrie Einer ihm nach.

Thorbjörn wandte ſich um und ſagte:

Schön' Dank, ich muß nach Hauſe.

Während ſie ſo noch weiter verhandelten, war der ganze Haufen an den Wagen gekommen. Knud trat vor das Pferd, klopfte ihm auf den Hals und faßte es am Zaume. Er war ein großer Menſch, mit hellem aber ſtruppigem Haar und ſtumpfer Naſe. Sein Mund war groß, ſeine waſſerblauen Augen blickten verwegen. Mit ſeiner Schweſter hatte er nur geringe Aehnlichkeit; ein Zug um den Mund und die hohe Stirn erinnerten an ſie, doch erſchienen bei ihm ihre feinen Züge ins Rohe und Derbe gezogen.

Was willſt du für den Gaul haben? fragte Knud.

Ich will ihn nicht verkaufen, erwiderte Thorbjörn.

Du denkſt wohl, ich kann ihn nicht bezahlen?

Ich weiß nicht was du kannſt.

So? Zweifelſt du daran? Da ſollteſt du dich doch in Acht nehmen! ſagte Knud.

Jener Burſche, der vorhin an die Wand gelehnt geſtanden und den Mädchen in das Haar gefaßt hatte, ſagte jetzt zu einem neben ihm Stehenden:

Dieſes Mal hat der Knud nicht den Muth.

Das hörte Knud.

Ich nicht den Muth? — Wer ſagt das? — Ich nicht den Muth! ſchrie er.

Es kamen mehr und mehr dazu.

Aus dem Wege! Seht ihr das Pferd nicht? rief Thorbjörn und trieb es an. Er wollte fort.

Was! Sagſt du zu mir: Aus dem Wege? fragte Knud.

Ich ſagte: dem Pferde, laßt mich — ſagte Thorbjörn, ohne freilich auszubiegen.

# Erſtes Kapitel.

Wie den meiſten Kindern, gibt mir Mammon meinen Pathen. Ich mache frühzeitig Lärmen in die Welt, und werde wenige Tage nach meiner Geburt aufgehängt. Zu rechter Zeit abgeſchnitten, verurſache ich eine blutige Scene. Meine erſten Neigungen verrathen ſich am deutlichſten in der Wahl meines Berufes.

Wer dieſen Blättern die Ehre anthun mag, ſie zu durchleſen, der hat nichts von einer langen Einleitung über meine Geburt, Herkunft und Erziehung zu befürchten. Der Titel ſchon ſpricht es aus, daß ich zu dieſer Zeit meiner Memorabilien über die beiden erſten Punkte in Unwiſſenheit war, und um meiner Geſchichte die gehörige Entwicklung zu geben, wird es nöthig ſeyn, daß ich auch den Leſer in demſelben paradieſiſchen Zuſtande laſſe; denn beim Leſen einer Erzählung, ſo gut wie auf dem Pilgergang durch's Leben, darf Nichtwiſſen des Künftigen als die erſte Quelle der Glückſeligkeit angeſehen werden. Uebrigens will ich das Wenige, was aus dieſer Zeit hiſtoriſch iſt, mittheilen, ſo gedrängt und genau als ich es vermag. Es war in der — wahrhaftig, ich weiß das Datum nicht mehr; nun muß ich aufſtehen von meinem Stuhle, nach einem Schlüſſel ſuchen, ein Kabinet und darin einen eiſernen Schrank öffnen, um einen Stoß Papiere zu durchfliegen, doch das hält uns zu lange hin! es wird genug ſeyn, wenn ich ſage, es war in einer Nacht — aber ob die Nacht dunkel oder mondhell war, regneriſch oder neblig, wolkig oder klar und ſternenhell, das kann ich fürwahr nicht ſagen; auch iſt es nicht von ſehr großer Bedeutung. Alſo es

Was, willſt du mich überfahren? ſchrie Knud.

So geh fort! — Das Pferd hob den Kopf in die Höhe, ſonſt hätte es den Knud vor die Bruſt geſtoßen.

Da faßte Knud es beim Zügel, und weil es ſich der Schläge von vorher erinnerte, fing es zu zittern an. Das griff aber dem Thorbjörn, der ſich jener Behandlung des Pferdes ſchämte, in die Seele. Sein Zorn ſuchte einen andern Gegenſtand. Er ſtand auf, holte mit der Peitſche aus und verſetzte Knud einen Schlag über den Kopf.

Du ſchlägſt? ſchrie Knud und kam heran. Thorbjörn ſprang vom Wagen:

Du biſt ein ſchlechter Menſch, ſagte er leichenblaß, während er die Leinen dem Burſchen aus der Stube, der ſich dazu anbot, in die Hand gab.

Aber der Alte, der von der Thüre aufgeſtanden war, als Aslak ſeine Geſchichte beendigt hatte, ging zu Thorbjörn, faßte ihn am Arme und ſagte:

Sämund Granliden iſt ein zu braver Mann, als daß ſein Sohn ſich mit ſolchen Raufbolden einlaſſen ſollte!

Das machte Thorbjörn ruhiger, aber Knud ſchrie:

Ich ein Raufbold? Das iſt er eben ſo gut wie ich, und mein Vater iſt eben ſo gut wie ſeiner. Komm an! — Das iſt doch ſonderbar, daß die Leute aus der Bygde noch immer nicht wiſſen, wer von uns Beiden der

Stärkere iſt! fügte er hinzu, während er ſein Halstuch abnahm.

Wir erproben das wohl noch, erwiderte Thorbjörn.

Da ſagte der Mann, welcher erſt im Bette gelegen hatte:

Die ſind wie zwei Kater, die müſſen ſich erſt Courage anreden.

Thorbjörn hörte es wohl, ſagte aber nichts.

Einer und der Andere in dem Haufen lachte; Einer meinte, alle Schlägereien auf dieſer Hochzeit hätten ein ſchlimmes Ende genommen; es ſei nicht gut, einen fremden Menſchen mit hereinzuziehen, der ruhig ſeiner Wege gehn wolle.

Thorbjörn ſah ſich nach dem Pferde um, er wollte fort. Aber jener Burſche hatte den Wagen umgewandt und ihn ein Ende weiter gefahren.

Wonach ſiehſt du dich um? fragte Knud, deine Synnöve iſt weit weg von hier.

Was geht ſie dich an?

Freilich, ſolche ſcheinheilige Weibsperſonen kümmern mich nicht, aber vielleicht ſtiehlt ſie dir die Courage weg.

Das war zu viel für ihn, man ſah, daß er mit den Augen den Kampfplatz maß.

Wieder ſchlugen ſich einige ältere Männer ins Mittel und meinten, Knud habe auf dieſer Hochzeit ſchon genug Unheil angerichtet.

Mir ſoll er nichts thun! ſagte Thorbjörn, und da Jene es hörten, ſchwiegen ſie.

Andere ſagten:

Laßt ſie nur, dann werden ſie um ſo beſſere Freunde; ſie haben ſich lange genug ſcheel angeſehen.

Ja, ſagte Einer, jeder von ihnen hält ſich für den Stärkſten in der Bygde, wir wollen doch einmal ſehen, wie es damit ſteht.

Habt ihr wohl etwas geſehen, das dem Thorbjörn Granliden ähnlich iſt? ſagte Knud. Mir war, als hätte ich ihn eben hier auf dem Hofe geſehen.

Ja, hier iſt er, ſagte Thorbjörn und verſetzte ihm zugleich einen ſolchen Schlag an das rechte Ohr, daß er taumelte und von den Naheſtehenden aufgefangen wurde.

Nun wurde es mäuschenſtille.

Knud ſtand auf und ſtürzte, ohne ein Wort zu ſagen, auf Thorbjörn los. Aber Beide waren im Fauſtkampf wohl erfahren. Thorbjörn's Schläge fielen oft und ſchwer.

Da hat Knud ſeinen Mann gefunden, ſagte der beim Wagen, macht Platz!

Die Frauenzimmer zogen ſich zurück. Nur Eine hatte ſich oben auf die Treppe geſtellt, um beſſer ſehen zu können — die Braut. Als Thorbjörn ſie erblickte, hielt er einen Augenblick inne. Da nahm er plötzlich in Knud's Hand ein Meſſer wahr, erinnerte ſich ihrer Worte, daß er kein guter Menſch ſei, und traf mit einem wohlgezielten Schlage Knud's Unterarm ſo heftig, daß das Meſſer ihm aus der Hand fiel und der Arm herabſank.

Au! das traf! ſchrie Knud.

Meinſt du? fragte Thorbjörn und ging von Neuem auf ihn los, faßte ihn, hob ihn hoch in die Höhe und warf ihn zu Boden, ſo daß es krachte. Ein Anderer hätte ſich gewiß ergeben, aber Knud hatte einen guten Rücken. Thorbjörn ſchleppte ihn ein Ende weiter, die Leute wichen ihnen aus, und ſo ging das rings um den ganzen Hof, bis zur Treppe, wo er ihn noch einmal hoch aufhob und niederſetzte, ſo daß die Kniee nachgaben und Knud der Länge nach über die ſteinerne Stufe fiel. Er blieb unbeweglich liegen, ſchloß die Augen und ſtöhnte laut. Als Thorbjörn ſich aufrichtete, fielen ſeine Blicke auf die Braut, die unbeweglich daſtand und zuſah.

Leg' ihm etwas unter den Kopf, ſagte ſie, drehte ſich um und ging hinein.

Zwei alte Frauen gingen vorüber und die eine ſagte zu der andern:

Herr Gott, da liegt ſchon wieder Einer! — Wer iſt das?

Ein Mann antwortete: Er, Knud Nordhaug.

Da ſagte die andere Frau: Es ſcheint, daß es mit den Raufereien hier ganz überhand nimmt; und doch gibt es ſo vieles Andere, wozu ſie ihre Kräfte brauchen könnten.

Da ſprachſt du ein wahres Wort, Randi, meinte die Erſte. Gott helfe ihnen dahin, daß ſie ſich in Ruhe laſſen und lieber den Blick auf Höheres richten.

Dieſe Worte fielen Thorbjörn ſchwer aufs Herz.

Er ſprach kein Wort, ſondern ſtand wie betäubt und ſah die Leute an, die ſich mit dem Gefallenen beſchäftigten. Einige ſprachen zu ihm, er gab aber keine Antwort. Dann wandte er ſich langſam um; Synnöve's Bild trat vor ſeine Seele, und es war ihm als müßte er in die Erde ſinken vor Scham. Indem hörte er hinter ſich rufen: Nimm dich in Acht, Thorbjörn! Aber bevor er ſich umkehren konnte, fühlte er ſich an den Schultern gepackt, niedergedrückt und empfand nichts als einen ſtechenden Schmerz, ohne zu wiſſen wo. Er vernahm rings um ſich Stimmen, Wagengeraſſel, und es war ihm als ob er ſelber fahre, doch wußte er es nicht genau.

Das Alles dauerte ſehr lange, ihm wurde bald kalt, bald warm, und dann ſo leicht, ſo wunderbar leicht zu Muth, als würde er durch die Luft getragen — und jetzt begriff er Alles. Er glitt über die Wipfel der Bäume, von dem einen zum andern, und ſo kam er zu den Weiden, höher hinauf zu den Säterhütten und zuletzt auf die höchſten Bergesſpitzen. Da ſtand Synnöve und beugte ſich weinend über ihn und fragte ihn, warum er nicht geſprochen habe? Sie weinte immer mehr und meinte, er hätte doch ſelbſt geſehen, daß Knud Nordhaug ihm im Wege, immer im Wege geſtanden hätte, und ſo müßte ſie ja den Knud nehmen. Und ſie ſtrich ihm ſo ſanft mit der Hand über die Seite, daß ihm ganz warm wurde, und ſie weinte ſo heftig, daß ihm an der Stelle das Hemd ganz naß wurde. Aber Aslak hockte auf einem großen ſpitzen Felſen und zündete die Bäume

Dieſe rief aus: O mein Gott, es iſt noch Leben in ihm! Thorbjörn, Thorbjörn, liebes Kind, was haben ſie mit dir gemacht?

Und ſie beugte ſich über ihn und ſtreichelte ſeine Backen, während ihre heißen Thränen auf ſein Geſicht fielen.

Sämund wiſchte ſich mit dem Ermel die Augen, ſchob die Mutter ſanft fort und ſagte: Laß mich ihn nur gleich nehmen! Und er faßte unter ſeine Schultern mit der einen Hand und unter ſeinen Rücken mit der andern — —

Halt du ſeinen Kopf, Mutter, wenn er nicht die Kraft dazu haben ſollte.

Sie that es, Sämund ſuchte mit ihr gleichen Schritt zu halten, und ſo trugen ſie Thorbjörn auf das Bett in der Nebenſtube. Nachdem ſie ihn zurechtgelegt und bedeckt hatten, fragte Sämund, ob der Knecht ſchon fort wäre.

Da iſt er noch, antwortete die Mutter und zeigte nach dem Fenſter. Sämund öffnete dasſelbe und rief hinaus:

Biſt du in einer Stunde zurück, ſo bekommſt du deinen Jahreslohn doppelt — es ſchadet Nichts, wenn auch das Pferd drauf geht!

Er trat wieder an das Bett, Thorbjörn blickte ihn mit großen klaren Augen an. Dem Vater traten die Thränen in die Augen.

Ich wußte es wohl, daß es ein ſolches Ende nehmen würde, ſagte er leiſe, kehrte ſich ab und ging hinaus.

Die Mutter ſaß auf einem Schemel am Fußende des Bettes und weinte, ohne ein Wort zu ſagen. Thorbjörn verſuchte zu ſprechen, aber er fühlte, daß es ihm ſchwer wurde, und da ſchwieg er. Er blickte ſeine Mutter unverwandt an, und es ſchien ihr, als wären ſeine Augen noch niemals ſo glänzend und ſo ſchön geweſen. Aber gerade das hielt ſie für ein ſchlimmes Zeichen.

Der liebe Gott helfe dir, brach ſie endlich aus, ach ich weiß nur zu gut, Sämund würde dich nicht lange überleben.

Thorbjörn ſah ſie mit unbeweglichen Augen an; ſeine Blicke drangen ihr ins Herz, und ſie begann für ihn zu beten, denn ſie wähnte, es dauere nicht mehr lange mit ihm. Während ſie ſo daſaß, fiel ihr plötzlich ein, wie er ihnen Allen ſo lieb geweſen, und daß nun keines von ſeinen Geſchwiſtern zur Stelle ſei. Sie ging hinaus und ſchickte Jemand hinauf zu den Säterhütten, um Ingrid und einen jüngern Bruder zu holen. Dann kam ſie wieder hinein und ſetzte ſich wie früher. Er blickte ſie noch immer an, und dieſer Blick war ihr wie ein Lied aus dem Geſangbuche, er ſtimmte ſie fromm, ſie nahm die Bibel vor und ſagte:

Ich will dir laut vorleſen, daß du dich daran erbaueſt.

Da ſie ihre Brille nicht zur Hand hatte, ſo ſchlug ſie eine Stelle auf, welche ſie noch von ihrer Jugend her ſo ziemlich auswendig konnte, aus dem Evangelium Johannis. Sie wußte nicht, ob er ſie verſtände, denn er lag noch immer ohne ſich zu rühren und ſtarrte ſie an; aber ſie las doch weiter, und nicht bloß für ihn, ſondern auch für ſich. Es dauerte nicht lange, ſo kam Ingrid, um ſie abzulöſen; jetzt war Thorbjörn aber eingeſchlafen. Ingrid weinte in Einem fort und hatte ſchon auf den Säterhütten zu weinen angefangen, zumal wenn ſie Synnöve's gedachte, die doch nichts wiſſen ſollte. Endlich kam der Arzt und unterſuchte den Verwundeten. Er hatte einen Meſſerſtich in der Seite und auch ſonſtige Verletzungen; aber der Doctor ſprach im Uebrigen kein Wort, auch wagte Niemand ihn zu fragen. Sämund folgte ihm in die Krankenſtube, ließ kein Auge von ihm, ſuchte in ſeinen Mienen zu leſen, begleitete ihn hinaus, half ihm in den Wagen und zog ſchweigend die Mütze ab, als der Doctor ſagte, daß er morgen wieder kommen werde. Dann wandte er ſich zu ſeiner Frau, die ihm gefolgt war:

Wenn er Nichts ſagt, dann ſteht es ſchlimm. — Seine Lippen zitterten, er ſchwankte und ging fort; Keiner wußte wohin. Er kam nicht am Abend, nicht in der Nacht zurück, erſt am folgenden Morgen, und da ſah er ſo verſtört aus, daß Keiner an ihn eine Frage zu richten wagte. Er ſagte nur: Nun?

Er hat geſchlafen, erwiderte Ingrid, aber er iſt ſo matt, daß er nicht die Hand bewegen kann.

Sämund wollte hineingehen, um ihn zu ſehen, kehrte aber an der Thüre um.

Der Arzt kam wieder, auch am nächſten Tage und dem folgenden. Thorbjörn vermochte jetzt zu ſprechen, durfte ſich aber unter keinen Umſtänden bewegen. Ingrid ſaß faſt immer an ſeinem Bette, auch die Mutter und ſein jüngerer Bruder; aber er fragte nichts und auch ſie ſprachen nichts. Der Vater kam niemals herein. Sie merkten aber, daß der Kranke darauf achte, denn er ſchien jedesmal, wenn die Thüre aufging, Einen zu erwarten, ſie meinten, den Vater. Da fragte Ingrid, ob er nicht auch andere Perſonen ſehen wolle.

Aber ſie wollen wohl nicht, antwortete er.

Das erzählten ſie Sämund, der Nichts darauf erwiderte und wieder fortging. Es war gerade der Tag, an welchem der Doctor kommen ſollte. Als er auf der Landſtraße gefahren kam, ſah er Sämund, der auf dem Rande des Weges ſaß und auf ihn zu warten ſchien. Nachdem er ihn gegrüßt, fragte Sämund, wie es mit Thorbjörn ſtehe.

Sie haben ihm arg mitgeſpielt, lautete die kurze Antwort.

Wird er aufkommen? fragte Sämund und machte ſich am Bauchriemen des Pferdes zu ſchaffen.

Danke; der iſt noch feſt genug, erwiderte der Doctor.

Er war nicht ſtramm genug, meinte Sämund.

Es entſtand eine kleine Pauſe; der Doctor ſah Sämund an, der weiter arbeitete.

Du fragteſt, wie es mit ihm ſtehe; ich denke, es wird werden, ſagte der Doctor langſam. Sämund ſah raſch auf.

war in einer Nacht ungefähr um — da bin ich wieder in Verlegenheit, denn ich weiß wahrhaftig ſo wenig Beſtimmtes darüber, daß es zehn, eilf, zwölf oder mitten in einer dieſer Stunden — ja ſogar nach Mitternacht und weit gegen Morgen geweſen ſeyn mag. Der Leſer wird ein Kind von — da iſt mir ſchon wieder der Weg verbaut! indeſſen, wir wollen ein Alter von etlichen Tagen annehmen — ich ſage, er wird es entſchuldigen, wenn es, in Flanell gewickelt, in einem verdeckten Korbe und, was noch mehr iſt, in tiefem Schlafe, den Stand der Witterung und der Kirchenuhr nicht eben pünktlich beobachtete. Ich hatte früher keine Ahnung von der großen Wichtigkeit des Datums bei Erzählung einer Geſchichte; jetzt aber iſt es zu ſpät, dieſe Thatſachen wieder herzuſtellen, welche die Zeit mit ihren großen Fittigen der Vergeſſenheit zugeweht hat. So ſey denn das Wenige erzählt, was ich weiß, in der Hoffnung, daß des Leſers Nachſicht meine lückenhaften Data entſchuldigen werde. Und zwar wie folgt: um die — — Stunde der Nacht vom — — bei dem und dem Wetter, ward ich als ein Kind von dem und dem Alter, durch eine Perſon oder Perſonen — am Thürklopfer des Findelhauſes aufgehängt; beſagte Perſon oder Perſonen, nachdem ſie mich feſtgemacht, thaten einen Zug an der Glocke, bei welchem der alte Portier in ſo großer Eile auffuhr, daß er ſeiner beſſern Hälfte mit der verkehrten Hand einen Schlag auf die Naſe verſetzte, ſchwer genug, um dieſem Werkzeug eine ſtarke Blutergießung, aber einen noch viel ſtärkern Strom von Invectiven dem unmittelbar darunter befindlichen Organe zu entlocken.

Nachdem alles Dieſes durch beſagten Zug an der Glocke bewirkt worden war, ſchien es für mehrbeſagte Perſon oder Perſonen gerathen, ſich alsbald auf die Ferſen zu machen, und fort waren ſie, lange, ehe der alte Portier ſeine Beine durch die Unterkleider zwängen und dem derben Anruf gehorchen konnte. Endlich ſtieß der alte Mann den Thorflügel auf und der baumelnde Korb ſtieß ihn vor die Naſe; er ging hinein, holte ein Meſſer und ſchnitt mich ab.

Geht es zum Beſſern?

Schon ſeit ein paar Tagen.

Da traten Sämund die Thränen in die Augen, er verſuchte ſie wegzuwiſchen, aber ſie kamen wieder.

Es iſt doch eine wahre Schande, ſtieß er aus, daß ich den Jungen ſo lieb habe; aber weißt du, Doctor, tüchtiger iſt doch Keiner im ganzen Kirchſpiel.

Das rührte den Doctor.

Weßhalb haſt du mich nicht früher gefragt?

Ich hatte nicht den Muth dazu, antwortete Sämund und ſuchte, doch ohne Erfolg, von Neuem den Thränenſtrom zurückzudrängen; und dann die Weiber, ſetzte er hinzu, die mich immer ſo anſtarrten, da konnte ich es nicht.

Der Doctor ließ ihm Zeit, zu ſich zu kommen; dann ſah Sämund ihn feſt an und fragte plötzlich: Wird er wieder ganz geſund werden?

Unter einer Bedingung; ſonſt läßt es mit Sicherheit ſich nicht vorausbeſtimmen.

Da wurde Sämund ganz ſtill und nachdenklich.

Unter einer Bedingung? murmelte er und blickte zur Erde. Der Doctor mochte ihn nicht weiter ſtören, denn es lag Etwas in dem Manne, das ihn zurückhielt. Plötzlich richtete ſich Sämund auf, ſagte: Danke für die Mittheilung! reichte ihm die Hand und ging fort.

Während deß ſaß Ingrid bei dem Kranken.

Wenn es dich nicht angreift, will ich dir Etwas vom Vater erzählen, ſagte ſie.

Erzähle, bat er.

Nun, den erſten Abend, als der Doctor hier war, war der Vater fort. Keiner wußte wohin. Er iſt aber dort im Hochzeitshauſe geweſen und den Leuten iſt nicht gut zu Muthe worden, als ſie ihn geſehen haben. Er aber hat ſich mitten unter ſie geſetzt und getrunken, und der Bräutigam hat erzählt, daß es ihm ſo geweſen, als ob der Vater etwas in's Schwanken gekommen ſei.

Dann erſt hat er ſich nach der Schlägerei erkundigt und ſich erzählen laſſen, wie es dabei zugegangen iſt. Dann iſt Knud gekommen und der Vater hat gewollt, er ſolle ihm Alles erzählen, und ſie ſind auf den Hof und zu der Stelle gegangen, wo ihr euch gefaßt habt, die Hochzeitsgäſte alle mit; und da hat Knud ihm geſagt, wie du ihn behandelt haſt, nachdem du ihm den Arm lahm geſchlagen. Aber als er nicht weiter hat erzählen wollen, da hat der Vater ſich aufgerichtet und ihn gefragt, ob das ſo ganz zuletzt geſchehen ſei, und in demſelben Augenblick den Knud bei der Bruſt gefaßt, ihn aufgehoben und auf die platten Steine gelegt, wo von dir noch Blutflecken zu ſehen geweſen ſind. Indem er ihn mit der linken Hand zu Boden gedrückt, hat er mit der rechten ſein Meſſer gezogen. Da iſt Knud ganz bleich geworden, und die Menſchen, die ringsum geſtanden und geſchwiegen haben, ſagen, der Vater habe geweint und den Knud bloß angeſehen, der ganz ſtill gelegen. Dann hat er ihn wieder in die Höhe geriſſen und noch einmal hingeworfen, ihn angeſtarrt und geſagt:

Es wird mir ſchwer, dich loszulaſſen.

Indeß ſind zwei alte Frauen vorbeigegangen und die eine hat geſagt:

Vergiß nicht, daß du Kinder haſt, Sämund Granliden!

Da ſoll der Vater von dem Knud aufgeſtanden und von Nordhaug fortgegangen ſein. Aber Knud hat ſich fortgeſchlichen und iſt nicht wieder zum Vorſchein gekommen.

Kaum war Ingrid mit der Erzählung zu Ende, ſo öffnete ſich die Thüre und der Vater ſah hinein. Sie ging hinaus und ließ die Beiden allein. Was ſie mit einander geſprochen, brachte Keiner in Erfahrung; nur die Mutter, welche lauſchend an der Thüre ſtand, meinte gehört zu haben, ſie hätten darüber geſprochen, wie er wohl wieder ſeine volle Geſundheit erlangen könne. Als Sämund herauskam, ſah er aus, als hätte er geweint, und ſchien ſehr weich.

Wir werden ihn wohl behalten, aber nur der liebe Gott weiß, ob er wieder ganz geſund werden wird.

Ingeborg brach in Thränen aus und folgte ihm. Sie ſetzten ſich neben einander auf die Treppe, die zu dem Speicher führte, und ſprachen lange mit einander.

Als Ingrid leiſe wieder zu Thorbjörn hineinkam, hielt er einen kleinen Zettel in der Hand und ſagte mit ruhiger und langſamer Stimme:

Gieb das doch Synnöve, wenn du ſie triffſt!

Ingrid las den Zettel und brach in Thränen aus. Er lautete:

„An die ſehr geehrte Jungfrau Synnöve Solbakken!

„Wenn du dieſe Zeilen geleſen haſt, weißt du, daß es mit uns zu Ende iſt. Denn ich bin nicht der Mann, der für dich paßt. Gott ſei mit uns Beiden!

Thorbjörn Sämundſon Granliden.“

## Sechſtes Kapitel.

Die erſte Nachricht hatte Synnöve am folgenden Tage, nachdem Thorbjörn auf der Hochzeit geweſen war, erhalten. Sein jüngerer Bruder hatte ſie nach den Säterhütten gebracht; aber erſt nachdem er von Ingrid, die ihn in der Hausflur abgefangen, gehörig inſtruirt worden war, was er zu ſagen habe. Synnöve wußte denn auch nichts weiter, als daß Thorbjörn den Wagen zerbrochen und ſich nach Nordhaug um Beiſtand gewandt habe; daß er dort mit Knud in Streit gerathen und verletzt worden ſei. Er läge zwar zu Bett, doch ſei Nichts zu befürchten. Dieſe Nachricht war aber von der Art, daß ſie Synnöve eher verletzte als ihr Schmerz erregte, und je mehr ſie daran dachte, deſto muthloſer wurde ſie. War das das Reſultat all ihrer Hoffnungen und ſeiner Verſprechungen? Was würden ihre Eltern dazu ſagen? — Aber eine Trennung von dem Geliebten kam ihr nicht in den Sinn.

Es dauerte ſo lange, bis wieder eine Botſchaft zu ihr kam. Die Ungewißheit fing ſie zu peinigen an; auch Ingrid kam nicht zurück; ſollte doch etwas Schlimmeres ſich ereignet haben? — Sie vermochte nicht das Vieh am Abend durch ihren Geſang heim zu rufen, wie ſie es doch ſonſt gethan hatte, und ſie ſchlief unruhig in der Nacht, weil ſie Ingrid vermißte. Das hatte wieder die Folge, daß ſie ſich am Tage müde fühlte und ihr immer ſchwerer zu Muthe wurde. Sie machte ſich an die Arbeit, ſcheuerte die Milchgefäße und die Geſchirre, ſtellte Milch auf und bereitete Käſe, aber Alles ohne rechte Luſt und Liebe, ſo daß Thorbjörn's Bruder und der andere Burſche, welche mit ihr zuſammen oben waren und das Vieh hüteten, davon überzeugt waren, es müſſe zwiſchen ihr und Thorbjörn Etwas vorgekommen ſein. Natürlich bildete das fortan den Gegenſtand aller ihrer Unterhaltungen.

Am achten Tage nach Ingrid's plötzlicher Entfernung, einem Nachmittage, fühlte ſie ſich ganz beſonders ſchwer und beklommen. Noch immer keine ſichere Nachricht! Sie ließ ihre Arbeit liegen und ſetzte ſich hin, um eine Weile über die Bygde zu ſchauen und das drückende Gefühl der Einſamkeit zu mildern. Wie ſie nun ſo daſaß, fühlte ſie ſich recht müde, legte den Kopf auf den Arm und ſchlief ein. Aber die Sonne ſtach und ihr Schlaf blieb unruhig. Sie war wieder auf Solbakken in ihrer Giebelſtube; die Blumen aus dem Garten dufteten zu ihr herauf, aber es war ein anderer Geruch, faſt wie von Haide-

BAYERISCHE

kraut. Woher mag das kommen? dachte ſie und neigte ſich hinaus durch das offene Fenſter. Da ſtand Thorbjörn unten im Garten und pflanzte Haidekraut.

Lieber, warum thuſt du das? fragte ſie.

Ach, die anderen Blumen wollen nicht wachſen, erwiderte er und arbeitete weiter.

Da that es ihr um die Blumen ſo leid, und ſie bat ihn, er möchte ſie ihr herauf bringen.

Das will ich gerne thun, ſagte er und ſammelte ſie alle und kam damit nach oben, und zwar unmittelbar vom Garten, nicht über die Treppe.

Wie er aber zu ihr eintreten wollte, da kam die Mutter und rief:

Was! Soll der böſe Granlidenbube zu dir hineinkommen?

Sie ſprang auf und ſtellte ſich ihm gerade in den Weg. Aber er wollte doch hinein, und ſie fingen mit einander zu ringen an.

Mutter, Mutter, er will mir ja nur meine Blumen bringen! bat Synnöve und weinte.

Das hilft ihm nichts, erwiderte die Mutter, und ſie hielt ihn feſt. Und Synnöve war ſo voll Angſt, wer gewinnen würde; aber verlieren ſollte auch Keines.

Nimm meine Blumen in Acht! rief ſie, aber der Kampf wurde immer heftiger und die ſchönen Blumen flogen umher; die Mutter trat darauf und leider auch er. Synnöve weinte bitterlich. Als aber Thorbjörn die Blumen hatte fallen laſſen, wurde er ſo häßlich, ſo häßlich, ſeine Haare hingen ihm über das Geſicht, er blickte ſo entſetzlich und packte die Mutter mit langen Krallen.

Nimm dich vor ihm in Acht, Mutter! Siehſt du nicht, daß es ein Andrer iſt? Nimm dich in Acht! ſchrie ſie und wollte hin, um der Mutter zu helfen, aber ſie kam nicht von der Stelle. Da rief Einer ihren Namen und noch einmal; ſofort war Thorbjörn verſchwunden und die Mutter auch. Man rief noch einmal. Ja! antwortete Synnöve und erwachte.

Synnöve! rief es. Ja! antwortete ſie und ſah ſich um.

Wo biſt du? wurde gefragt.

Das iſt die Mutter, dachte Synnöve, ſtand auf und ging nach der Hütte, wo ſie die Mutter ſtehen ſah, mit einem Kober in der einen Hand und die andere über die Augen haltend, um nach ihr auszuſchauen.

Wie, du liegſt hier und ſchläfſt auf der bloßen Erde! ſagte die Mutter.

Ich wurde ſo ſchläfrig, erwiderte Synnöve, und ſetzte mich nur einen Augenblick, und war eingeſchlafen, ich wußte nicht wie.

Davor mußt du dich in Acht nehmen, mein Kind

Ich habe dir im Kober was mitgebracht; ich buck geſtern Brod, da der Vater auf ein Paar Tage verreiſ't.

Aber Synnöve fühlte es an ihrem klopfenden Herzen, daß ihre Mutter nicht deßwegen gekommen war, auch meinte ſie, ſie habe wohl nicht ohne Grund geträumt.

Die Mutter hieß, wie ſchon früher geſagt worden, Karen, war von kleinem aber ſchlankem Wuchſe, hatte blondes Haar und ein Paar blaue ſehr bewegliche Augen. Sie pflegte beim Sprechen zu lächeln, jedoch nur mit Fremden. Im Laufe der Zeit waren ihre Züge etwas ſtarr geworden; ſie war haſtig in ihren Bewegungen und vermochte nicht ſtille zu ſein.

Synnöve dankte ihr für das Mitgebrachte und hob den Deckel auf, um nachzuſehen, was drin wäre.

Thu das lieber nachher, ſagte die Mutter; ich ſehe, du haſt die Milchgefäße noch nicht ausgewaſchen; das hätteſt du doch thun ſollen, bevor du dich ausruhteſt.

Das iſt nur heute ſo, antwortete Synnöve etwas verlegen.

Komm, ich will dir helfen, da ich doch nun einmal hier bin, und ſie ſchürzte ſich auf. Du mußt dich an Ordnung gewöhnen, gleichviel ob ich bei dir bin oder nicht.

Bei dieſen Worten ging ſie in die Milchkammer und Synnöve folgte ihr langſamen Schrittes. Sie nahmen nun die Milchgefäße und wuſchen ſie; die Mutter ſah ihr öfters auf die Hände und ſchien zufrieden; auch unterwies ſie Synnöve in Dieſem und Jenem und half ihr beim Ausfegen. So vergingen ein Paar Stunden. Während der Arbeit erzählte ſie, was ſie zu Hauſe alles geſchafft, und daß ſie jetzt, da der Vater fort wolle, ſo viel zu thun habe. Sie fragte auch, ob Synnöve Abends vor dem Schlafengehen in der Bibel leſe. Das muß man nicht vergeſſen, ſonſt geht es auch mit der Arbeit am folgenden Tage nicht vorwärts.

Als ſie fertig waren, gingen ſie hinaus, ſetzten ſich hin und warteten auf die Kühe. Wie ſie nun ſo daſaßen, fragte die Mutter nach Ingrid und ob ſie nicht bald wieder herauf kommen würde. Synnöve wußte es ebenſowenig als die Mutter.

Ja ja, ſo geht es den Menſchen, ſagte die Letztere, und Synnöve merkte recht gut, daß ſie nicht Ingrid meine. Sie hätte gern das Geſpräch auf etwas Anderes gelenkt, hatte aber nicht den Muth dazu.

Wer niemals Gott im Herzen hat, der lernt ihn oft erkennen, wenn er es am wenigſten erwartet, ſagte die Mutter; Synnöve ſprach kein Wort. Das hab' ich immer geſagt: aus dem Menſchen wird ſein Lebtag nichts Ordentliches. Sich ſo zu betragen! Es iſt eine Schande!

Sie ſaßen Beide hockend auf ihren Füßen und blickten in die Weite, ohne einander anzuſehen.

Haſt du gehört, wie es mit ihm ſteht? fragte die Mutter, indem ſie auf Synnöve einen flüchtigen Blick warf.

Nein, antwortete ſie.

Es ſoll etwas bedenklich ſein.

Synnöve preßte es das Herz zuſammen.

Iſt es ſo gefährlich? fragte ſie faſt tonlos.

Nun, ein Meſſerſtich in die Seite und einige Schläge dazu.

Synnöve fühlte, wie ihr das Blut in den Kopf ſtieg und wandte ſich ab, damit die Mutter es nicht ſehe.

Es hat wohl nichts weiter auf ſich? fragte ſie nach einer Weile, ſo ruhig als es ihr möglich war. Aber die Mutter hatte doch geſehen, wie ihre Bruſt ſich hob; deshalb erwiderte ſie: Nein, das eben nicht.

Da begann Synnöve zu ahnen, es möchte etwas Schreckliches geſchehen ſein, und ſie fragte: Liegt er denn zu Bett?

Ja freilich liegt er. — Schade um ſeine Eltern, ſolch brave Menſchen! — Gut erzogen haben ſie ihn immer — da brauchen ſie ſich Nichts vorzuwerfen.

Synnöve wurde ſo angſt, ſie meinte zu vergehen. Da fügte die Mutter hinzu:

Nun zeigt es ſich recht, wie gut es iſt, daß Keiner ſich mit ihm eingelaſſen hat; der liebe Gott führt doch Alles zum Beſten.

Synnöve fühlte einen Schwindel, ſie fürchtete den Berg hinabzufallen.

Ich habe immer zum Vater geſagt, ich: Gott bewahre uns, hab' ich geſagt, wir haben nur die Eine Tochter, die müſſen wir hüten. Er iſt nur etwas ſchwach, wenn auch ſonſt brav; aber es iſt doch gut, daß er Rath annimmt, wo er ihn findet, und das iſt in Gottes Wort.

Wie Synnöve nun ihres guten Vaters gedachte, und wie mild und freundlich er immer geweſen, wurde es ihr noch ſchwerer, die Thränen zurückzudrängen; es half kein Widerſtand länger, ſie brachen hervor.

Weinſt du? fragte die Mutter und ſah nach ihr hin, doch ohne daß ſie ihr Geſicht zu ſehen bekam.

denn es war unchriſtlich, einen Säugling von wenigen Tagen aufzuhängen; dann trug er mich in ſein Stübchen, zündete ein Licht an, und öffnete den Korb. Und alſo bin ich figürlich an's Licht hervorgegangen.

Als er den Korb aufthat, that ich meine Augen auf; das alte Weib, obgleich ich es nicht bemerkte, ſtand ſehr nachläſſig gekleidet am Tiſche, und wuſch ſich die Naſe über einem Becken.

„Wahrhaftig, ein niedliches Bübchen mit ſchwarzen Augen!“ rief der alte Mann mit zitternder Stimme.

„Schwarze Augen, ja wohl!“ murmelte das alte Weib; „die werd' ich bis morgen haben.“

„Schöne ſchwarze Augen, ja wohl!“ fuhr der alte Mann fort.

„Schreckliche ſchwarze Augen, gewiß und wahrhaftig!“ ſprach das alte Weib, indem ſie ſich beſtändig mit dem Schwamm betupfte.

„Armes Ding! es muß frieren,“ murmelte der alte Portier.

„Was gilt's, ich habe den Tod vom Froſtfieber?“ brummte die Frau.

„Aber, Schatz, da iſt 'n Papier!“ rief der alte Mann.

„Eſſig und Löſchpapier!“ gab die Alte zurück.

„An die Directoren des Spittels,“ ſetzte der Portier hinzu.

„Schick' Du zum Spittelapotheker,“ keifte ſeine Frau weiter.

„Und petſchirt,“ ſagte er.

„Daß er mich kurirt,“ maulte ſie.

„Das Linnen iſt gut; das Kind kann nicht von armen Leuten ſeyn; wer weiß was —“ monologiſirte der Portier.

„Meine arme Naſ'!“ rief das alte Weib.

„Ich muß es den Ammen bringen, und den Brief will ich morgen abgeben,“ ſagte der alte Portier, auf ſeinen Antheil an dieſem doppelten Monolog verzichtend, und humpelte mit dem Korb und meiner Wenigkeit über den Hofplatz fort.

„So, jetzt geht's hoffentlich,“ ſagte die Alte, wiſchte ihr Geſicht an einem Handtuche ab und ging wieder in's Bette, wo ihr

Ja, ich denke an ihn, den Vater, und ſo — — ſie ſchluchzte laut.

Aber, liebes Kind, was iſt mit dir?

Ach, ich weiß es ſelber nicht — es kam ſo über mich — vielleicht ſtößt ihm auf der Reiſe Etwas zu.

Wie du ſo ſprechen kannſt! Weßhalb ſollte ihm Etwas zuſtoßen — auf dem Wege zur Stadt — auf ebener Landſtraße!

Ach, denke nur daran — wie es ihm ging — dem Andern, ſchluchzte Synnöve.

Ja, Der! — Aber dein Vater fährt nicht wie ein Maulaffe, denk' ich. Der kommt wohl ohne Schaden nach Hauſe, — das heißt wenn der liebe Gott ihn in ſeinen gnädigen Schutz nimmt.

Die Mutter fing allmählich doch an, dieſe Thränen, die gar kein Ende nehmen wollten, auf eine andere Quell zurückzuführen. Sie äußerte, während ſie noch immer ſaß: Ein Troſt iſt doch bei allem Unglück, daß es noch viel ſchlimmer hätte kommen können.

Das iſt ein ſchwacher Troſt, erwiderte Synnöve und weinte weiter.

Die Mutter hatte nicht den Muth, ihr offen zu ſagen, was ſie dachte, ſondern äußerte bloß:

In ſo vielen Dingen läßt ſich das Walten der Vorſehung erkennen, und ſo iſt es wohl auch hier. — Sie ſtand bei dieſen Worten auf, denn die Kühe auf der Weide oben begannen jetzt zu brüllen, die Glocken klangen, die Hütejungen jauchzten, der ganze Zug kam herab nach den

Ställen. Sie ſtand auf und forderte Synnöve auf, mit ihr zu kommen, um die Kühe einzulaſſen. Synnöve ſtand nun auch auf und folgte ihr, aber langſam genug.

Es war ein freundliches Bild, die Frau zu ſehen, wie ſie ihr Vieh begrüßte. Es kam eine Kuh nach der andern, ſie erkannten ihre Herrin und brüllten vor Freude. Dieſe klopfte ihnen dafür auf den Hals, ſprach freundliche Worte zu ihnen und freute ſich über ihr gutes Ausſehen.

Ja, ja, der liebe Gott iſt bei denen, die ihn ſuchen, ſagte ſie.

Sie half Synnöve beim Einlaſſen des Viehes in die Ställe, da ſie bemerkte, wie langſam es mit ihr heute gehe. Sie ſprach jedoch nicht weiter darüber und half Synnöve beim Melken, obgleich ſie dadurch hier oben länger zurückgehalten wurde, als ſie ſich vorgenommen hatte. Nachdem ſie noch die Milch durchgeſeih't und aufgeſtellt hatten, ſchickte ſich die Mutter an, nach Hauſe zu gehen. Synnöve wollte ſie noch ein Stück weit begleiten.

Nein, nein, ſagte die Mutter, du biſt müde und mußt dich ausruhen. Dabei nahm ſie den leeren Kober, gab ihr die Hand und ſagte, indem ſie Synnöve feſt anſah: Ich komme wohl bald wieder herauf, um zu ſehen wie es dir geht. Bleib du nur auf unſerer Seite und denk nicht an Andere.

Kaum war die Mutter aus ihren Augen verſchwunden, als ſie daran dachte, wie ſie wohl am ſchnellſten Nachricht von Granliden bekäme. Sie rief deßhalb Thorbjörn's Bruder, um ihn hinunter zu ſchicken. Als er aber kam, ſchien es ihr doch nicht paſſend, ſich ihm anzuvertrauen; ſie ſagte deshalb bloß, ſie wolle nichts. Da fiel es ihr ein, ob es nicht am beſten wäre, ſelbſt zu gehen. Gewißheit mußte ſie haben; ſie begriff Ingrid nicht, daß dieſe nicht das Mindeſte von ſich hören ließ. Der Abend war hell wie der Tag und der Granlidenhof für ihre Kräfte nicht weit. Sie ſetzte ſich hin und durchging in ihren Gedanken noch einmal Alles, was ſie von ihrer Mutter zu hören bekommen; da floſſen ihre Thränen von Neuem. Aber auch ihr Entſchluß war bald gefaßt; ſie nahm ein Tuch über und ſchlug einen Umweg ein, damit die Hirten nicht merken möchten, wohin ſie ginge.

Je weiter ſie kam, um ſo mehr beeilte ſie ihren Schritt, zuletzt ſprang ſie förmlich den Steig hinab, ſo daß die kleineren Steine ſich unter ihren Füßen löſ'ten und, ſie erſchreckend, hinunterpolterten. Obwohl ſie recht gut wußte, daß nur die Steine den Lärm verurſachten, ſo kam es ihr doch ſo vor, als ob Jemand in ihrer Nähe wäre. Sie ſtand einen Augenblick ſtill und lauſchte. Es war in der That Nichts und ſie eilte weiter, muthiger als zuvor. Als ſie in kräftigem Sprunge einen größern Stein berührte, welcher mit dem einen Ende in den Weg hineinragte, löſ'te ſich derſelbe los und ſtürzte mit lautem Gepolter und Krachen den Berg hinab, mitten durch die Büſche und Alles mit ſich fortreißend. Ihr Schreck darüber ſteigerte ſich zum Entſetzen, als ſie nun in der That Jemand wahrzunehmen glaubte, der weiter unten aufſtand und hinabſchritt. Anfangs meinte ſie, es möchte ein wildes Thier ſein. Sie ſtand ſtill und hielt den Athem an. Aber auch das Weſen unten ſtand ſtill.

Hä — ho! rief es. Es war die Mutter.

Synnöve ſprang augenblicks zur Seite und verbarg ſich. Sie ſaß eine Weile ganz ſtille, um abzuwarten, ob die Mutter ſie vielleicht erkannt hätte und zu ihr zurückkommen möchte. Das war aber nicht der Fall. So ſaß ſie denn und wartete ſo lange, bis die Mutter einen guten Vorſprung erlangt hatte, erhob ſich, ging langſam weiter und näherte ſich bald dem Gehöft.

Als ſie die Häuſer erblickte, wurde ihr etwas beklommen zu Muthe und dieſes Gefühl ſteigerte ſich, je näher ſie kam. Alles war ſo ſtill daſelbſt, die Wirthſchaftsgeräthſchaften lehnten unbenutzt an der Wand, das Holz lag klein gemacht und aufgeſchichtet da, die Axt ſteckte im Hauklotz. An der Hausthüre ſtand ſie wiederum ſtill, ſah ſich um und lauſchte. Kein Laut ließ ſich hören. Wie ſie nun ſo daſtand, unentſchloſſen, ob ſie auf den Boden zu Ingrid gehen ſolle, da kam ihr ſo der Gedanke, daß es wohl einſt gerade eine ſolche Nacht geweſen ſei, als Thorbjörn in ihrem Garten war und die Blumen einpflanzte. Da zog ſie haſtig ihre Schuhe aus und tappte die Treppe hinauf.

Ingrid fuhr zuſammen, als ſie erwachte und Synnöve an ihrem Bette erblickte.

Wie ſteht es mit ihm? flüſterte Synnöve.

Die ganze Reihe der Ereigniſſe ſtand plötzlich vor

Ingrid da; um nicht ſofort antworten zu müſſen, wollte ſie aufſtehen und ſich erſt ankleiden. Aber Synnöve bat ſie liegen zu bleiben, ſetzte ſich zu ihr aufs Bett und wiederholte ihre Frage.

Nun geht es beſſer, erwiderte Ingrid leiſe, ich komme auch bald wieder zu dir hinauf.

Liebe Ingrid, verbirg mir Nichts, du kannſt mir nichts noch ſo Schlimmes ſagen, was ich mir nicht ſchon viel ſchlimmer gedacht habe.

Ingrid wollte noch immer ſchonen und zurückhalten, aber Synnöve in ihrer Angſt ließ ihr keine Zeit zu Ausflüchten. Flüſternd wurden die Fragen geſtellt und ebenſo die Antworten gegeben; die tiefe Stille, welche ſie umgab, verlieh ſowohl den Fragen als auch den Antworten einen noch ernſteren Ausdruck, ſo daß einer jener feierlichen Augenblicke entſtand, in welchem man der ſchrecklichſten Wahrheit kühn ins Auge zu ſchauen den Muth hat. So viel ſchien ihnen Beiden klar, daß Thorbjörn's Verſchulden dieſes Mal nur ein geringes ſei und daß ihrer Theilnahme für ihn keine ſchlimme Handlung von ſeiner Seite entgegenſtehe. Sie ließen ihren Thränen freien Lauf, am meiſten Synnöve, welche ganz zuſammengeſunken auf der Bettkante ſaß. Ingrid bemühte ſich, ſie zu tröſten, indem ſie der Freuden gedachte, welche ſie alle Drei mit einander gehabt hätten. Aber da geſchah es, wie ſo oft im Leben, daß eine Erinnerung aus den Tagen voll Sonnenſchein der Schmerz in Thränen auflöſ't.

Hat er auch nach mir gefragt? flüſterte Synnöve.

Er hat ja faſt noch gar nicht geſprochen. Bei dieſen Worten fiel aber Ingrid der Zettel, welchen ſie von Thorbjörn erhalten hatte, ſchwer aufs Herz.

Greift ihn das Sprechen noch an?

Ich weiß nicht, wie es damit ſteht, — aber er denkt wohl um ſo mehr.

Darf er ſchon leſen?

Die Mutter hat ihm vorgeleſen, nun wünſcht er es jeden Tag.

Wovon ſpricht er denn?

Er ſpricht beinahe gar nichts, weißt du — er liegt bloß immer da und hat die Augen offen.

Liegt er in der gemalten Stube?

Ja.

Und wendet er auch zuweilen ſein Geſicht nach dem Fenſter?

Ja.

Jetzt entſtand eine kleine Pauſe, bis Ingrid ſagte: Das kleine Johannsſpiel, das du ihm einmal geſchenkt haſt, hängt am Fenſter und dreht ſich.

Plötzlich ſagte Synnöve mit ſtarker Stimme:

Mag es nun kommen wie es will, Nichts auf dieſer Welt wird mich dazu bringen, von ihm zu laſſen.

Ingrid vermochte nicht freier zu athmen und flüſterte nur:

Der Doctor weiß noch nicht, ob er auch ganz geſund werden wird.

Da richtete ſich Synnöve auf, drängte ihre Thränen zurück, blickte, ohne ein Wort zu reden, Ingrid an und verſank dann wieder in tiefe Gedanken. Noch floſſen die letzten Thränen ihre Wangen herab; ſie faltete die Hände und blieb unbeweglich. Es war, als brüte ſie über einem letzten Entſchluſſe. Sie ſtand dann plötzlich mit einem Lächeln auf, beugte ſich über Ingrid und gab ihr einen langen, warmen Kuß.

Bekommt er ſeine Geſundheit nicht, ſo bin ich da, um ihn zu pflegen. Jetzt ſpreche ich mit meinen Eltern!

Das griff Ingrid in die Seele; allein ehe ſie noch ein Wort ſagen konnte, fühlte ſie ihre Hand gefaßt und gedrückt.

Lebwohl, Ingrid, ich will jetzt allein hinauf gehen. Und ſie wandte ſich haſtig fort.

Ich habe noch einen Zettel für dich, rief Ingrid ihr leiſe nach.

Einen Zettel? fragte Synnöve.

Ingrid war ſchon aufgeſtanden, ſuchte den Zettel, ging zu ihr, ſteckte den Zettel mit der linken Hand in Synnöve's Buſen, ſchlang den rechten Arm um ihren Hals und küßte ſie. Synnöve fühlte, wie große heiße Thränen aus Ingrid's Augen auf ihr Geſicht fielen. Darauf ſchob Ingrid ſie leiſe zur Thüre hinaus und ſchloß dieſelbe. Sie fühlte, daß ihr der Muth entſank.

Synnöve ging auf Strümpfen leiſe die Treppe hinab; aber verwirrt von den vielen Eindrücken, wie ſie war, verurſachte ſie ein großes Geräuſch, ſprang erſchrocken durch die Hausflur, ergriff ihre Schuhe und lief über das

Gehöft und das Feld bis zum Gatter. Hier erſt ſtand ſie einen Augenblick ſtill, zog die Schuhe an und eilte erregt den Bergpfad hinan. Bald leiſe mit ſich ſprechend, bald vor ſich hinſingend, beeilte ſie ſich immer mehr, bis ſie endlich ſich ermüdet fühlte und ſich niederſetzte.

Da fiel ihr der Zettel ein. — —

Als der Hirtenhund am folgenden Morgen zu bellen anfing, die Jungen aufwachten und die Kühe gemolken und herausgelaſſen werden ſollten, war Synnöve noch nicht nach Hauſe gekommen. Wie die Jungen nun daſtanden und ſich wunderten, wo wohl Synnöve die Nacht über geweſen ſei — denn auch ihre Lagerſtatt war unberührt — kam Synnöve. Sie war ſehr bleich und ſtill. Ohne ein Wort zu ſagen, ſchickte ſie ſich an, den Hirten ihr Frühſtück zu bereiten, theilte ihnen die Koſt für den Tag zu und half nachher beim Melken.

Der Nebel ruhte noch auf den niedrigeren Höhen, der Thau glänzte auf dem braunrothen Haidekraut, die Luft war ziemlich kalt, und wenn der Hund bellte, antwortete es rings von den Felswänden. Das herausgelaſſene Vieh brüllte dem friſchen Morgen entgegen, und eine Kuh nach der andern zog über den Abhang. Aber am Ende desſelben ſaß ſchon der Hund und hielt ſie auf, bis alle zuſammen waren, dann ließ er ſie hinaus. Die Kuhglocken zitterten über die Weiden, der Hund bellte und die Hirten verſuchten jauchzend und jodelnd die Kraft ihrer Stimmen.

Synnöve wandte ſich von all dieſem Lärm ab und ging zu jener Stelle, wo ſie und Ingrid ſo oft geſeſſen hatten. Sie weinte nicht, ſie ſaß ganz ſtille, ſtarrte in die Weite und achtete nur dann und wann auf die verworrenen Stimmen, welche ſich mehr und mehr entfernten und zuletzt in eine Harmonie verſchmolzen. Dabei fing ſie leiſe zu ſummen, dann lauter und lauter mit ihrer klaren und lauten Stimme zu ſingen an:

Hab Dank für Alles! Wie war es ſo ſchön,
Zu ſpielen im Feld und am Hage!
Ich hatte gewähnt, es ſollte beſtehn
Bis in die alternden Tage.

Ich wähnte, es müſſe ein Grüßen gehn
Von den lichten Birken im Walde
Bis dort, wo unſere Häuſer ſtehn
Und das Gotteshaus an der Halde.

Wie oft hab' ich Abends nicht ausgeſchaut
Nach dir auf dem Tannenhügel!
Und es kam die Nacht und der Strom ward laut,
Doch du kamſt nicht zum Sonnenhügel.

Und es brannte das Licht, und ich dachte oft:
Wenn es Tag iſt, dann wird er kommen!
Es verlöſcht — und ich habe vergebens gehofft,
Auch der lichte Tag iſt verglommen.

Dies arme Auge iſt ſo verwöhnt,
Es kann hinüber nur ſchauen,
Hinüber, wohin das Herz ſich ſehnt, —
Heiß brennt es unter den Brauen.

Sie ſchicken mich in die Kirche hin
Auf der grünen blumigen Breite,

Doch ach, er kommt mir nicht aus dem Sinn,
Er ſitzt auf der Bank mir zur Seite.

Nun gut, ſo weiß ich doch, wer es war,
Der die Häuſer gebaut gegenüber
Und den Weg durch den Wald gehauen hat,
Zu wandern hieher und hinüber.

Nun gut, ſo weiß ich doch, wer es war,
Der die Stühle geſtellt mit den Bänken,
Daß ſie paarweiſ' gehen zum heil'gen Altar
Und den Blick zur Erde ſenken.

## Siebentes Kapitel.

Geraume Zeit nach dieſen Ereigniſſen ſaßen Guttorm Solbakken und Karen zuſammen in der großen hellen Stube auf Solbakken und laſen in den neuen Büchern, welche ſie aus der Stadt bekommen hatten. Vormittags waren ſie in der Kirche geweſen — denn es war Sonntag — und ſodann zuſammen ein wenig in die Felder hinausgegangen, um nachzuſehen, wie das Getreide ſtände, und zu beſprechen, welche Aecker von Neuem beſtellt werden oder bis zum nächſten Jahre brach liegen ſollten. Sie waren von der einen Koppel und dem einen Felde zum andern gewandert und es wollte ihnen ſcheinen, daß ihr Grundſtück während ihrer Beſitzzeit ſich doch recht ſehr verbeſſert habe.

Gott weiß, wie es damit werden wird, wenn wir erſt todt ſind, hatte Karen geſagt. Guttorm aber hatte daß ihr Ehegenoſſe Geſellſchaft leiſtete; auch beendigten ſie ihr Schläfchen, ohne in dieſer Nacht weiter unterbrochen zu werden.

Den nächſten Morgen ward ich angezeigt und unterſucht; ſodann wurde der Brief an die Directoren des Findelhauſes eröffnet und geleſen. Er war lakoniſch, aber, wie faſt alles Lakoniſche, gerade auf ſeinen Zweck losgehend.

„Dieſer Knabe iſt ehlich geboren. Er ſoll Japhet heißen. Wenn die Umſtände es erlauben, wird er reklamirt werden.“

Dabei war aber noch eine Nachſchrift von Abraham Newland, Esq., welche dem Ueberbringer auf Verlangen fünfzig Pfund zuſicherte; um deutlicher zu reden, dem Briefe beigeſchloſſen war eine Banknote zu dieſem Belauf. Da in der Regel Leute, welche Kinder in Körben aufhängen, längſt ihre Baarleiſtungen an den Nagel gehängt haben oder jedenfalls ſie mit im Korb aufzuhängen vergeſſen, ſo machte meine Ankunft keinen geringen Lärmen, zu welchem ich das Meinige beitrug, bis ich einen Antheil an den Brüſten eines jungen Weibes erhielt, welche, eine leibhaftige Charitas, zwei oder drei Kinder zuſammen ſäugte.

Wir haben Vorbereitungsſchulen im ganzen Königreiche: für junge Gentlemen von drei bis zu fünf Jahren unter weiblicher, und von vier bis zu ſieben unter weiblicher, männlicher, oder zuſammengeſetzter Leitung, wie ſich's eben trifft; aber die vorbereitendſte aller Vorbereitungsſchulen iſt ſicherlich das Findelhaus, welches ſeine Zöglinge im Alter von einem bis zu drei Tagen, ja ſelbſt eben ſo vielen Stunden aufnimmt, für den Fall, daß die Eltern für deren augenblickliche Erziehung ſo ausnehmend beſorgt ſind. Dieſe beginnt hier mit dem Entwöhnen, wobei man ſie im Myſterium des Breieſſens unterweiſt; dann lehrt man ſie gehen, und wenn ſie das können, müſſen ſie das Stillſitzen lernen; dann kömmt's an's Reden, und können ſie das, ſo lehrt man ſie den Mund halten. So werden ſie unterrichtet und von einer Abtheilung der Anſtalt zur andern befördert, bis die Beförderung endlich zu den Thoren hinaus lautet, ſie aufgefordert, wieder mit ihm hineinzugehen und die neuen Bücher anzuſehen. Denn man thue doch am beſten, wenn man ſich ſolcherlei Gedanken aus dem Sinn ſchlage.

Aber nun hatten ſie die Bücher angeſehen, und Karen meinte, die alten wären doch beſſer: ſie ſchreiben ja doch bloß die alten wieder ab.

Das mag wohl ſein; auch Sämund ſagte mir heute noch in der Kirche, daß die Kinder doch auch nichts Anderes ſind als die Ebenbilder der Eltern.

Ihr Beide, du und Sämund, habt heute wohl über Mancherlei geſprochen?

Sämund iſt ein verſtändiger Mann.

Aber er hält ſich, fürcht' ich, wenig an unſern Herrn und Erlöſer.

Guttorm antwortete darauf Nichts.

Wo iſt Synnöve geblieben? fragte die Mutter.

Sie iſt oben auf dem Boden, erwiderte Guttorm.

Du warſt ja erſt ſelbſt bei ihr, wie denkt ſie denn jetzt?

Ei — —

Du hätteſt ſie nicht ſollen ſo allein laſſen.

Es kam Jemand.

Die Frau ſchwieg eine Weile, dann fragte ſie:

Wer kam?

Ingrid Granliden.

Ich dachte, die wäre noch oben auf der Säterweide.

Sie war heute nach Hauſe gekommen, damit ihre Mutter in die Kirche gehen könnte.

Freilich, die ſahen wir ja heute auch einmal!

Sie hat viel zu ſchaffen.

Das haben Andere auch, man kommt aber doch dorthin, wohin es einen zieht.

Guttorm ſchwieg. Nach einer Weile fuhr Karen fort: Heute war die ganze Familie von Granliden da, nur Ingrid nicht.

Es war wohl, um Thorbjörn auf ſeinem erſten Kirchgange zu begleiten.

Er ſah noch ſo angegriffen aus.

Es war nichts Anderes zu erwarten; ich wunderte mich, daß er noch ſo gut ausſah.

Ja, er hat für ſeine Thorheit büßen müſſen.

Guttorm ſah eine Weile vor ſich hin und meinte: Er iſt noch ſo jung.

Es fehlt ihm an der rechten Grundlage, man kann ſich nicht auf ihn verlaſſen.

Guttorm, der die Arme auf den Tiſch geſtützt hatte und ein Buch in den Händen herum drehte, öffnete nun dasſelbe und ließ, indem er ſo that, als ob er mit leiſer Stimme leſe, die Worte fallen:

Es ſoll ja nun feſtſtehen, daß er wieder ganz geſund wird.

Die Mutter nahm auch ein Buch und ſagte:

Das wäre einem ſo hübſchen Menſchen wohl zu gönnen; Gott gebe nur, daß er von ſeinen Kräften einen beſſern Gebrauch mache.

Darauf laſen ſie Beide weiter, bis Guttorm, indem er ein Blatt umſchlug, ſagte:

Er ſah in der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal zu ihr herüber.

Ja, das iſt wahr; er blieb auch im Stuhle ſitzen, bis ſie fort war.

Nach einer Weile ſagte Guttorm:

Meinſt du, daß er ſie vergißt?

Das wäre jedenfalls das Beſte.

Guttorm las nun wirklich, die Frau blätterte weiter und ſagte:

Mir will es nicht gefallen, daß Ingrid hier bleibt. Synnöve hat ja kaum eine Andere, mit der ſie ein Wort reden könnte.

Sie hat uns.

Nun ſah der Vater zu ihr hinüber und ſagte:

Wir dürfen nicht zu ſtrenge ſein.

Die Frau ſchwieg, nach einer Weile ſagte ſie:

Ich habe es ihr auch noch nicht verboten.

Der Vater machte das Buch zu, ſtand auf und ſah zum Fenſter hinaus.

Da geht Ingrid, ſagte er.

Kaum hatte die Mutter dieſes gehört, ſo verließ ſie die Stube.

Der Vater ſtand noch lange am Fenſter, trat dann zurück und ging auf und ab.

Als die Frau wieder hereinkam, ſtand er ſtill.

Es iſt wie ich dachte, ſagte ſie, Synnöve ſitzt oben und weint; wenn ich aber komme, macht ſie ſich an ihrer Lade zu ſchaffen. Dann fügte ſie kopfſchüttelnd hinzu: Es iſt nicht gut, daß Ingrid herkommt; und ſie ſchickte ſich an, das Abendbrod zu bereiten, indem ſie oft ab und zu ging.

Das eine Mal, als ſie gerade draußen war, kam Synnöve mit rothgeweinten Augen leiſe in die Stube, ging dicht an dem Vater vorbei, ſah ihn an, ſetzte ſich an den Tiſch und nahm eines der Bücher in die Hand. Nach einer Weile ſchloß ſie dasſelbe wieder, ging zur Mutter und fragte ſie, ob ſie ihr nicht behülflich ſein könne.

Ja, thu das nur, erwiderte dieſe, Arbeit iſt gut für Alles.

Sie deckte nun den Tiſch, der in der Nähe des Fenſters ſtand. Der Vater, der bis dahin auf und ab gegangen war, trat an das Fenſter und blickte hinaus.

Die Gerſte, die der Regen ſo niedergeſchlagen hatte, ſcheint ſich wieder zu erholen, äußerte er. Synnöve trat an ihn heran und ſah ebenfalls hinaus. Er ſchien noch mehr ſagen zu wollen, da er ſich aber umwandte und die Frau bemerkte, die gerade wieder hereingekommen war, ſtrich er nur mit der Hand über Synnöve's Haar und ging von Neuem auf und ab.

Sie ſetzten ſich an den Tiſch, blieben aber ſehr ſtille. Die Mutter ſprach heute vor und nach Tiſche das Gebet und wollte, man ſolle noch in der Bibel leſen und ein Lied ſingen. Das thaten ſie denn auch.

Das Wort Gottes giebt uns Frieden, es iſt doch der beſte Segen im Hauſe, ſagte ſie, während ſie Synnöve anſah, welche die Augen niederſchlug.

Nun will ich noch eine Geſchichte erzählen, an der jedes Wort wahr iſt, und wer darüber nachdenkt, kann viel daraus lernen.

Und nun erzählte ſie:

Wie ich noch jung war, war in Haug ein Mädchen, die Tochter von der Tochter eines alten buchgelehrten Amtmanns. Er hatte ſie ſchon frühe zu ſich genommen, damit er auf ſeine alten Tage Freude an ihr habe, und unterrichtete ſie natürlich in Gottes Wort und allen guten Sitten. Sie faßte leicht und hatte Luſt am Lernen, ſo daß ſie in nicht langer Zeit uns Alle überholt hatte; ſie ſchrieb und rechnete, wußte ihre Schulbücher und fünfundzwanzig Kapitel in der Bibel auswendig, als ſie fünfzehn Jahre alt war; ich erinnere mich deſſen, als wäre es geſtern geweſen. Sie zog das Lernen dem Tanzen vor, ſo daß man ſie ſelten in luſtiger Geſellſchaft antraf, aber um ſo öfter auf der Giebelſtube ihres Großvaters, wo deſſen viele Bücher ſtanden. Es ging ſo weit, daß, wenn wir mit ihr zuſammen kamen, ſie daſtand, als ob ſie anderswo wäre, weßhalb wir oft zu einander ſagten: Wären wir doch ſo klug und gelehrt wie Karen Haugen. Sie ſollte den Alten beerben und viele brave Männer boten ſich an, mit ihr zu theilen; abgewieſen wurden ſie alle. Da geſchah es, daß der Sohn des Paſtors heim aus der Paſtorlehre kam; aber es war nicht gerade mit ihm gegangen wie es ſollte, da er mehr Sinn für Saus und Braus und für das Böſe gehabt hatte, als für das Gute. Auch trank er.

Hüte dich vor dem! ſagte der alte Amtmann, ich bin viel mit den Vornehmen zuſammen geweſen und nach meiner Erfahrung verdienen ſie unſer Zutrauen weniger als die Leute aus dem Volke. Karen hörte auf ſeine Stimme mehr als auf die anderer Leute; als ſie daher ſpäter mit dem Paſtorsſohn zuſammentraf, ging ſie ihm aus dem Wege, denn er hatte es auf ſie abgeſehen. Später konnte ſie ſich nirgends ſehen laſſen, ohne daß ſie ihm begegnete.

Geh fort, ſagte ſie, es nützt dir doch nichts.

Aber er folgte ihr trotzdem, und ſo kam es, daß ſie zuletzt doch ſtillſtehen und ihn anhören mußte. Es war ein hübſcher Menſch; aber als er ſagte, daß er ohne ſie nicht leben könne, lief ſie davon. Er ging nun und trieb ſich um das Haus herum, ſie aber kam nicht heraus; er ſtand Nachts unter ihrem Fenſter, aber ſie ließ ſich nicht ſehen. Er meinte auch, er müſſe ſich das Leben nehmen, aber Karen wußte, was ſie wußte. Da fing er wieder zu trinken an.

Nimm dich in Acht, das iſt Alles des Teufels Liſt, ſagte der alte Amtmann.

Da war der Menſch eines Tages mitten in ihrer Stube; Niemand wußte, wie er dorthin gekommen.

Jetzt will ich dich ermorden, ſagte er.

Ja, probir es, erwiderte ſie.

Aber da weinte er wieder und ſagte, es ſtände in ihrer Macht, einen ordentlichen Menſchen aus ihm zu machen.

Könnteſt du dich bloß ein halbes Jahr des Trinkens enthalten, ſagte ſie.

Da hielt er ſich ein halbes Jahr von allem Trinken fern.

Glaubſt du mir jetzt? fragte er.

Nicht eher als bis du ein halbes Jahr dich von allen luſtigen Zuſammenkünften fern gehalten haſt.

Das that er auch.

Glaubſt du mir jetzt? fragte er.

Nicht eher als bis du wieder zurückgehſt und die Paſtorslehre hinter dir haſt.

Auch das that er, und nach einem Jahre kam er als ein ausgelernter Pfarrer zurück.

Glaubſt du mir jetzt? fragte er und ſtand vor ihr in Talar und Kragen da.

Nun will ich dich erſt ein paar Male hören, wie du Gottes Wort verkündeſt.

Und das that er lauter und rein, wie es ſich für einen Predigersmann geziemt. Er ſprach von ſeiner eigenen Thorheit und wie leicht es wäre zu ſiegen, wenn einer nur erſt den Anfang gemacht hätte, und welch ein Segen Gottes Wort ſei, wenn einer nur erſt zu ihm gelangt wäre. Ging darauf wieder zu Karen.

Ja, nun glaub' ich, daß du nach deiner Ueberzeugung lebſt, ſagte Karen, und nun will ich dir auch ſagen, daß ich ſeit drei Jahren verlobt bin mit Anders Haugen, meinem Vetter. Du kannſt uns den nächſten Sonntag aufbieten.

Hier ſchloß die Mutter. Synnöve hatte von Anfang keine Aufmerkſamkeit gezeigt, im weitern Verlaufe der Erzählung aber eine um ſo größere; zuletzt verſchlang ſie jedes Wort.

Kommt nichts weiter? fragte ſie mit zitternder Stimme.

Nein, antwortete die Mutter. Darauf ſah der Vater die Mutter an; ihre Blicke ſchweiften unſicher zur Seite und ſie fuhr nach einer kurzen Pauſe fort, während ſie mit dem Finger über die Tiſchplatte ſtrich:

Es könnte wohl auch noch etwas kommen — aber das bleibt ſich gleich.

Kommt's noch weiter? fragte Synnöve und wandte ſich zum Vater, der es zu wiſſen ſchien.

Oh — ja, aber es iſt wie die Mutter ſagt, — es bleibt ſich gleich.

Was wurde aus ihm? fragte Synnöve.

Ja, das war es eben, ſagte der Vater und warf einen langen Blick auf die Mutter.

Dieſe hatte ſich mit dem Rücken an die Wand gelehnt und ſah die Beiden an.

Wurde er unglücklich? fragte Synnöve ganz leiſe.

Wir enden, da es zu Ende iſt, ſagte die Mutter und ſtand auf. Auch der Vater ſtand auf; ſpäter erſt Synnöve.

## Achtes Kapitel.

Einige Wochen ſpäter rüſteten ſich an einem Sonntagsmorgen die ſämmtlichen Bewohner von Solbakken zum Kirchenbeſuch. Es war heute der Tag der Confirmation, welche in dieſem Jahre etwas früher als ſonſt ſtattfand, und da Alle fort wollten, ſo wurde das ganze Haus verſchloſſen. Weil das Wetter klar, wenn gleich in der Frühe etwas kalt und windig war, ſo mochte man nicht fahren. Der Tag verſprach ſchön zu werden. Der Weg machte eine Biegung um das Thal, an Granliden vorüber und zog ſich dann weiter rechts eine gute Viertelmeile zur Kirche. Das Getreide war auf den meiſten Feldern ſchon geſchnitten und zum Trocknen auf Stäbe gehängt; die Kühe, meiſt ſchon von den Säterweiden geholt, weideten an Stricke gebunden; die Felder grünten entweder zum zweiten Male oder erſchienen, bei magerem Boden, graulich weiß. Ringsumher ſtand der vielfarbige Wald, die Birke ſchon kränkelnd, die Eſpe blaßgelb, die Ebereſche mit trockenen Blättern aber rothen Beeren. Es hatte einige Tage ſtark geregnet. Das niedrige Geſtrüpp, das am Wege ſtand und vom Staube ganz bedeckt geweſen war, erſchien wieder rein und friſch. Die Felswände, je nachdem der verheerende Herbſt ſie entkleidete und ihnen ein ernſteres Anſehen verlieh, ſchienen ſich drohender über das Thal zu neigen, während die Gebirgsbäche, welche im Sommer nur dann und wann ein Lebenszeichen von ſich gegeben hatten, nun angeſchwollen und rauſchend in die Tiefe ſtürzten. Der Granlidbach hatte einen ſchwereren und mächtigeren Gang, beſonders da er in den Granliburd kam, wo das Gebirge, plötzlich abbrechend, ſich zurückzog. Er nahm ſich zuſammen und wagte den Sprung in die Tiefe, daß der Berg erzitterte. Dafür wurde dieſem aber tüchtig der Kopf gewaſchen, denn der Waſſerfall ſchleuderte ihm einen neckenden Strahl gerade ins Geſicht. Einiges neugierige Geſtrüpp, das dem Abgrund zu nahe ſtand, wäre beinahe in den Strudel mit hineingezogen worden; nun ſtand es da und ſchüttelte ſich im Waſſerbade; denn an Waſſer fehlte es dem Falle keineswegs.

Thorbjörn, ſeine Eltern und Geſchwiſter, ſowie die übrigen Leute von Granliden zogen jetzt vorbei und blickten auf das Schauſpiel. Er war nun wieder ganz hergeſtellt und hatte bereits, wie in früheren Zeiten, den Vater mit ſeinem kräftigen Arm bei der Arbeit unterſtützt. Sie gingen faſt immer mit einander und ſo auch heute.

Ich glaube beinah, es ſind die Solbakkenleute, welche wir hinter uns haben, ſagte der Vater.

Thorbjörn ſah ſich nicht um, aber die Mutter ſagte:

Ja, das ſind ſie — aber ich ſehe nicht — ja doch, da ganz hinten.

Kam es nun daher, daß die von Granliden ſchneller gingen oder die von Solbakken ihre Schritte mäßigten, die Entfernung zwiſchen ihnen wurde größer und größer, ſo daß ſie zuletzt einander kaum noch ſehen konnten. Es ſchien, daß die Kirche heute ſehr voll werden würde; der worauf ſie ſich, mit den Vortheilen einiger Erziehung und dem noch weit größern, weder Vater noch Mutter verſorgen zu müſſen, oder von armen Verwandten belagert zu werden, in der Welt vorwärts bringen ſollen. So ging es mir. Ich erreichte mein vierzehntes Jahr, und ungeachtet des Verſprechens, das jener Brief enthalten hatte, ſchien es noch immer, daß die Umſtände meine Reklamation nicht erlaubten. Aber ich hatte einen großen Vortheil vor den andern Inſaſſen des Hoſpitals: die Directoren, mit meiner Aufführung zufrieden und voll Glaubens an meine Fähigkeiten, hatten jene fünfzig Pfund nicht zu den Fonds der Anſtalt geſchlagen, ſondern großmüthig zu meinen Gunſten angelegt. Anſtatt bei einem Schuſter oder andern Handwerker als Lehrling eintreten zu müſſen, nahm mich, aus Verwendung der Directoren und gegen die fünfzig Pfund ſammt Intereſſe als Prämie, ein Apotheker in's Haus, der ſich verpflichtete, mich zu ſeinem Fach heranzubilden. Und nun ich das Hoſpital hinter mir habe, wollen wir etwas langſamer vorwärts ſchreiten.

Der Praktikus, der mich annahm, war ein gewiſſer Mr. Phineas Kophagus, deſſen Haus ſehr geſchäftsmäßig gelegen war, indem die eine Seite des Ladens gegen Smiethfield-Markt, die andere in die zu demſelben führende Hauptſtraße ſah. Es war ein Eckhaus, und keins, das im Eckchen ſtand. Zu beiden Seiten des Ladens waren zwei Branntweinſchenken, und zunächſt an ihnen zwei Wirthshäuſer, auf welche zwei von Viehmäſtern, Fleiſchern und Roßkämmen beſuchte Speiſehäuſer folgten. Tranken die Leute ſo viel, um beim Becher in Streit zu gerathen; wer war dann ſo ſchnell bei der Hand, ihre zerwetterten Köpfe zu pflaſtern, als Mr. Kophagus? Aß ſich ein fetter Viehmäſter einen Schlagfluß an, wie gelegen war die allzeit fertige Lanzette des Mr. Kophagus? Stieß ein Stier einen Menſchen, gleich war Mr. Kophagus da mit Diachylon und Charpie. Erſchreckte ein Ochſe eine Dame, ſo hatte Mr. Kophagus ſein Hinterzimmer, wo ſie ſich von ihrer Ohnmacht erholen lange Thalweg war ganz ſchwarz von all den Fußgängern, Reitern und Fahrenden. Die Pferde waren jetzt in der Herbſtzeit wählig und mochten wenig daran gewöhnt ſein, mit anderen Pferden zuſammen zu kommen; ſie wieherten und ſchnoben auf dem ganzen Wege und machten mit ihrer Unruhe die Fahrt zwar ſehr lebhaft, aber auch bedenklich.

Je mehr man ſich der Kirche näherte, deſto lauter wurde der Lärm von all den Pferden. Die kommenden wieherten denen entgegen, die ſchon angebunden ſtanden; dieſe riſſen dafür in die Zügel, ſtellten ſich auf die Hinterbeine und antworteten gleichfalls mit Wiehern. Alle Hunde aus dem ganzen Thale, welche die Woche über zu Hauſe geſeſſen und von den verſchiedenen Höfen aus einander angebellt und herausgefordert hatten, trafen heute an der Kirche zuſammen, fielen über einander her und ſetzten theils einzeln, theils in ganzen Knäueln den Kampf bis in die Felder hinein fort. Die Leute ſtanden an der Kirchhofsmauer und den Häuſern, ſprachen nur flüſternd mit einander und ſahen ſich ſchüchtern von der Seite an. Der Weg zwiſchen der Mauer und den Häuſern war nicht breit; die Frauenzimmer ſtanden gewöhnlich in einer Reihe an jener, die Männer an den Häuſern. Es dauerte immer erſt eine Weile, bis ſie es wagten, zu einander hinüber zu gehen, ſo daß ſelbſt Bekannte, wenn ſie einander aus der Ferne erblickten, ſo thaten, als ob ſie ſich nicht kannten, bis endlich die Zeit kam hinüber zu gehen. Standen ſie ſich aber zufällig gegenüber, ſo daß das

Grüßen ſich ſchwer vermeiden ließ, ſo geſchah es doch immer nur mit halb abgewandtem Geſicht und wenig Worten, worauf in der Regel ein Jeder ſich wieder auf ſeinen Platz zurückzog.

Als die Granlidleute ankamen, wurde es faſt noch ſtiller als zuvor. Sämund hatte nicht Viele zu begrüßen, ſo daß er auch recht bald die Reihen entlang war; die Frauen dagegen häkelten ſich ſofort feſt und blieben ſchon bei den Erſten ſtehen. So kam es, daß Sämund und Thorbjörn wieder zu ihnen zurück mußten, um ſie abzuholen. In dieſem Augenblicke kamen drei Fuhrwerke angefahren und zwar mit viel größerer Schnelligkeit als alle früheren; ja ſie mäßigten dieſelbe nicht einmal, als ſie mitten unter die Leute bogen. Sämund und Thorbjörn, welche beinahe übergefahren wurden, ſahen zu gleicher Zeit auf. In dem erſten Wagen ſaßen Knud Nordhaug und ein älterer Mann, in dem zweiten ſeine Schweſter und deren Mann, im dritten die Altentheilsleute. Vater und Sohn blickten einander an; Sämund verzog keine Miene, Thorbjörn war ſehr bleich geworden. Darauf ließen ſie ihre Blicke geradeaus ſchweifen und nahmen die Leute von Solbakken wahr, welche ihnen gerade gegenüber ſtanden, um Ingeborg und Ingrid zu begrüßen. Die Wagen hatten ſie geſtört und das Geſpräch ſtockte; die Augen folgten noch den Fortfahrenden und es dauerte eine Weile, bis ſie ihren Gleichmuth wiederfanden. Indem ſie ihre Blicke umherſchweifen ließen, trafen ſie auf Sämund und Thorbjörn, welche ſie ihrerſeits ſtarr anſahen. Guttorm Solbakken wandte ſich ſofort ab, ſeine Frau aber ſah Thorbjörn feſt an, während Synnöve auf Ingrid zutrat und, wie zum Gruße, ihre Hand ergriff, obwohl ſie das ſchon einmal gethan hatte. Auf Allen laſtete der Gedanke, daß ihre Dienſtleute und Bekannten, ſo ziemlich ohne Ausnahme, ſie beobachteten. Nun ging Sämund geradeswegs hinüber und reichte mit halb abgewandtem Geſicht Guttorm die Hand mit dem üblichen Gruße:

Hab Dank fürs letzte Mal!

Hab ſelbſt Dank!

Sämund begrüßte die Frau in derſelben Weiſe, aber auch ſie ſah nicht auf.

Thorbjörn folgte dem Beiſpiele ſeines Vaters und ging hinüber. Als er nun der Reihe nach zu Synnöve kam, ſah er ſie an. Auch ſie ſchaute ihn an und vergaß dabei den Gruß zu erwidern. Thorbjörn trat an ſie heran, ſie ſprachen Beide kein Wort, ſondern reichten einander die Hand, ohne Druck, weder er noch ſie ſchlugen die Augen auf, Keines von ihnen bewegte einen Fuß.

Heute wird das Wetter gewiß ſchön bleiben, ſagte Karen, während ihre Blicke raſch von Einem zum Andern ſchweiften. Sämund allein antwortete:

Freilich, der Wind verjagt die Wolken.

Gut für das Getreide, das noch draußen ſteht, es braucht Wärme, ſagte Ingeborg, während ſie mit der Hand den Rücken von Sämund's Jacke abbürſtete; denn es war ihr ſo, als wäre ſie beſtäubt.

Der liebe Gott hat uns ein gutes Jahr gegeben, aber es iſt noch die Frage, ob Alles unter Dach kommen wird, äußerte Karen und warf einen Blick nach den Beiden, die noch immer bei einander ſtanden.

Es kommt darauf an, wie viel Hände einem zu Gebote ſtehen, ſagte Sämund und ſtellte ſich zufällig ſo, daß ſie nicht zu Jenen hinüber ſehen konnte; ich hab' mir ſchon oft gedacht, daß ein Paar Beſitzer ihre Kräfte vereinigen müßten, da würde es gewiß beſſer von Statten gehn.

Es kann aber auch vorkommen, daß ſie das trockene Wetter zu gleicher Zeit nutzen wollen, erwiderte Karen und trat einen Schritt ſeitwärts.

Ja freilich, ſagte Ingeborg, indem ſie ſich dicht an ihren Mann ſtellte, ſo daß Karen auch jetzt nicht zu ſehen bekam, was ſie doch ſo gern ſehen wollte; aber an einigen Stellen reift es früher als an den anderen; in Solbakken ſind ſie uns oft um vierzehn Tage voraus.

Ja, da könnten wir uns gut gegenſeitig helfen, ſagte Guttorm langſam und trat einen Schritt näher.

Karen warf ihm einen haſtigen Blick zu.

Aber freilich, es gibt auch allerlei Dinge, die ſich einem in den Weg ſtellen können, ſetzte er hinzu.

Allerdings, ſagte Karen, indem ſie einen Schritt bald nach der einen, bald nach der andern Seite machte.

Allerdings, ſagte Sämund, es iſt einem oft dies und das im Wege — wobei ſich ſeine Lippen zu einem Lächeln verzogen.

Ja, ſo iſt es, meinte Guttorm, die Frau aber fiel ein:

Des Menſchen Macht reicht nicht weit, Gottes Macht iſt die größte und auf Ihn allein kommt es an.

Er möchte wohl nicht viel dagegen haben, wenn wir in Granliden und Solbakken einander bei der Ernte Hülfe leiſten wollten, meinte Sämund, worauf Guttorm hinzufügte: Da könnte er wohl nichts dagegen haben — und die Frau mit ernſter Miene anblickte.

Dieſe gab dem Geſpräche eine andere Wendung, indem ſie ſagte: Heute ſind recht viele Leute in die Kirche gekommen; es thut einem wohl, wenn man ſieht, daß die Leute zum Hauſe Gottes wandern.

Niemand ſchien darauf Etwas erwidern zu wollen, bis Guttorm ſagte:

Ich denke, die Gottesfurcht iſt im Zunehmen; es ſind heutzutage mehr Leute in der Kirche als damals wie ich noch ein kleiner Junge war.

Ja, ja, es kommen immer mehr, ſagte Sämund.

Es ſind wohl Viele darunter, vielleicht gar die Meiſten, die bloß aus Gewohnheit herkommen, äußerte Karen.

Vielleicht die Jüngeren, meinte Ingeborg.

Die wollen ſich doch auch einmal treffen, ſagte Sämund.

Habt ihr ſchon gehört, daß der Pfarrer ſich von hier fortgemeldet hat? fragte Karen, um dem Geſpräche wiederum eine neue Wendung zu geben.

Das wäre nicht gut, ſagte Ingeborg, er hat alle meine Kinder getauft und eingeſegnet.

Du möchteſt wohl, daß er ſie auch noch trauen ſolle, ſagte Sämund und kaute an einem Stückchen Holz, das er zufällig gefunden hatte.

Ich denke, die Kirche wird bald beginnen, ſagte Karen, indem ſie nach der Thüre blickte.

Ja, heute iſt es hier draußen auch ſehr heiß, ſagte Sämund.

Komm nun, Synnöve, wir wollen hineingehen.

Synnöve fuhr zuſammen und wandte ſich von Thorbjörn, mit dem ſie bis dahin geſprochen hatte, ab.

Möchteſt du nicht lieber warten bis die Glocken läuten? fragte Ingrid, indem ſie zu Synnöve trat.

Wir gehen dann Alle mit einander, fügte Ingeborg hinzu.

Synnöve wußte nicht gleich, was ſie zur Antwort geben ſolle. Sämund ſah ſie von der Seite an und ſagte:

Wenn du warteſt, ſo läutet es wohl bald — für dich.

Synnöve wurde über und über roth, die Mutter ſah ihn ſcharf an, er aber lächelte und ſagte:

Das wird wohl ſo geſchehen wie es Gott will; nicht wahr, ſo ſagteſt du ja neulich. Mit dieſen Worten ging er voran, und die Andern folgten ihm.

An der Thüre der Kirche entſtand ein Gedränge, weil dieſelbe noch nicht aufgeſchloſſen war. Gerade da ſie näher traten, um nach dem Grunde zu fragen, wurde ſie geöffnet, und die Leute gingen hinein. Dadurch aber, daß Einige auch zurückgingen, wurden die Kommenden von einander getrennt. An der Wand ſtanden Zwei im Geſpräche begriffen, der Eine hoch gewachſen und von ſtarkem Körperbau, mit hellem, aber ſtruppigem Haar und ſtumpfer Naſe. Es war Knud Nordhaug. Sobald er die Granlidleute kommen ſah, hörte er zu ſprechen auf, ihm wurde ſeltſam zu Muthe, doch blieb er ſtehen. Als Sämund an ihm vorüberging, blickte er Knud feſt an, der ihn gleichfalls, wenn auch etwas unſicher, anſah. Jetzt kam Synnöve, und als ihr Knud ſo ganz unerwartet vor die Augen trat, wurde ſie leichenblaß. Da ſchlug Knud die Augen nieder und ſchickte ſich an fortzugehen. Kaum hatte er ein Paar Schritte gemacht, ſo ſah er vier Geſichter auf ſich gerichtet, Guttorm's, Ingeborgs, Ingrid's und Thorbjörn's. In ſeiner Verwirrung ging er gerade auf ſie zu und ſtand plötzlich, ohne zu wiſſen wie, Thorbjörn gegenüber. Es ſchien, als wollte er ſofort zur Seite ausweichen; da aber immer mehr Leute dazukamen, ſo ließ es ſich nicht leicht ausführen. Dieſes begab ſich gerade auf der Steinplatte, welche vor der Kirche liegt. Auf der Schwelle der Vorhalle war Synnöve ſtehen geblieben, Sämund befand ſich etwas weiter zurück, und da ſie etwas höher ſtanden als die Anderen, ſo konnten ſie Alles überſehen und auch ſelber von Allen geſehen werden. Synnöve hatte Alles um ſich her vergeſſen und ſtarrte nur Thorbjörn an; daſſelbe thaten Sämund und ſeine Frau, Guttorm und ſeine Frau und Ingrid. Thorbjörn fühlte das und ſtand wie feſtgenagelt. Aber Knud dachte, hier müſſe irgend Etwas geſchehen, und ſo ſtreckte er ſeine Hand ein wenig vor, ſagte indeſſen kein Wort. Auch Thorbjörn ſtreckte ſeine Hand etwas aus, aber nicht ſo weit, daß ihre Hände ſich hätten berühren können.

Dank fürs — fing Knud an, beſann ſich aber ſofort, daß dieſes kein paſſender Willkomm ſei, und trat einen Schritt zurück.

Thorbjörn ſah auf, und ſein Auge traf Synnöve, die bleich wie der Tod daſtand.

Mit einem großen Schritt vorwärts und mit einem kräftigen Griffe nach Knud's Hand ſagte er nun, ſo daß die zunächſt Stehenden es hören konnten:

Dank fürs letzte Mal, Knud — wir haben wohl Beide viel daraus gelernt.

Knud gab einen Laut von ſich, der in einem Gurgeln erſtarb; er ſchien zwei oder drei Mal ſprechen zu wollen, es gelang ihm aber nicht. Thorbjörn hatte nichts weiter zu ſagen; er wartete, ohne aufzuſehen, auf ein Wort von Knud. Wie er nun ſo daſtand und das Geſangbuch in den Händen drehte, fiel dasſelbe zufällig zur Erde. Knud bückte ſich ſofort, hob es auf und reichte es ihm.

Danke, ſagte Thorbjörn, der ſich ebenfalls gebückt hatte, und ſah auf, aber da Knud wiederum die Augen zur Erde ſchlug, dachte Thorbjörn, daß es am beſten wäre, wenn er ginge, und ſo ging er.

Auch die Anderen gingen, und da Thorbjörn ſich hingeſetzt hatte und nach einer Weile zu dem Frauenſtuhl gegenüber blickte, begegnete er nicht bloß ſeiner Mutter Augen, die ihn ſelig anlächelte, ſondern auch Karen's, welche offenbar darauf gewartet hatte, daß er herüberſehen möchte. Sie nickte ihm ſofort drei Mal zu, und da er ſtutzte, noch drei Male und noch viel freundlicher.

Sein Vater Sämund flüſterte ihm zu: Das dacht' ich mir. — Als das Eingangsgebet verleſen und ein Lied geſungen war, auch die Confirmanden ſich bereits am Altare aufgeſtellt hatten, flüſterte er wieder:

Aber dem Knud fällt's ſchwer, gut zu ſein; laß es immer recht weit ſein von Granliden nach Nordhaug.

Die Confirmation nahm jetzt ihren Anfang, indem der Pfarrer auf den Altar trat und die Kinder das Confirmationslied anſtimmten. Sie alle ſo auf einmal und zwar ganz allein ſingen zu hören, ſo glaubensvoll und reinen Herzens, pflegt die andächtige Gemeinde immer tief zu rühren, am ſtärkſten aber Diejenigen, welche noch jung ſind und ſich ihrer eigenen Einſegnung lebhaft erinnern. Wenn dann tiefe Stille eintritt und der Pfarrer, der nun ſeit länger als zwanzig Jahren, in guten und ſchweren Stunden, mit Jedem von ihnen herzliche Worte geſprochen, die Hände über der Bruſt faltet, als wollte er ſie Alle ans Herz drücken, — da geht immer eine tiefe Bewegung durch die Verſammlung. Die Kinder aber pflegen laut zu weinen, wenn der Pfarrer ihrer Eltern gedenkt und ſie auffordert, für dieſelben zu beten.

Thorbjörn, der nun neulich von ſchwerer Krankheit erſtanden und noch ſpäter des Glaubens geweſen war, es werde ihm ein dauerndes Siechthum beſchieden ſein, weinte in tiefſter Erregung, zumal als die Kinder das Gelübde ablegten. Er ſah nicht einmal zu dem Frauenſtuhl hinüber. Erſt nachdem der Gottesdienſt beendigt war, ging er zu Ingrid und flüſterte ihr Etwas zu. Darauf drängte er ſich eiligſt durch die Leute, die bemerkt haben wollten, daß er nicht die Landſtraße, ſondern bergauf den Weg in den Wald eingeſchlagen habe; doch waren ſie deſſen nicht ganz ſicher. Sämund ſuchte ihn eine Weile, gab es aber auf, da er ſah, daß auch Ingrid verſchwunden ſei. Er traf die Solbakkenleute, die ihrerſeits überall nach Synnöve fragten. Niemand hatte ſie geſehen. So begaben ſie ſich denn beiderſeits, ohne die Kinder, auf den Heimweg.

Synnöve und Ingrid waren ihnen Allen ſchon weit voraus.

Es thut mir doch beinahe leid, daß ich mitgekommen bin, ſagte die Erſtere.

Das hat jetzt nichts mehr zu ſagen, da der Vater darum weiß.

Aber er iſt doch nicht mein Vater, erwiderte Synnöve.

Nun, wer weiß? — Sie ſprachen aber nicht weiter von der Sache.

Das iſt wohl hier, wo wir warten ſollten — meinte Ingrid. Der Weg machte an dieſer Stelle einen großen Bogen, und ſie befanden ſich mitten in dem dichten Walde.

konnte. Markttage gaben den wahren Markt für meinen Lehrherrn ab; und wenn ein gehetztes Stück Vieh andere zu Boden warf, ſo half das Mr. Kophagus nur um ſo mehr auf die Beine. Unſere Fenſter litten gelegentlich darunter, aber es mochten zerſchlagene Köpfe, zerſchlagene Glieder oder zerſchlagene Fenſter ſeyn, ſie wurden gut bezahlt. Wenn auch Alles litt, ſo war doch Mr. Phineas Kophagus keiner von den Leidenden, denn er litt niemals, daß ihm ein Patient entſchlüpfte. Die Apotheke hatte die gewöhnliche Ausſtattung von grünen, gelben und blauen Flaſchen, und im Sommer ſchickte uns unſere Nachbarſchaft reichlichen Beſuch von Schmeißfliegen. In dem einen Fenſter hatten wir ein weißes, im andern ein braunes Pferd, um den Roßhändlern anzuzeigen, daß wir uns auch mit der Kur ihrer Thiere abgäben. Wir beſaßen ſämmtliche patentiſirte Arzneien der bekannten Welt, bis zu Mr. Enouy's „Univerſalmittel für die Menſchheit", bei deſſen erſtem Anblick ich mich wunderte, warum wir uns überhaupt noch mit irgend einer andern Medicin bemühen ſollten. Die Apotheke war groß und im hintern Theile ſtand ein ſehr umfangreicher eiſerner Mörſer, mit einem Stößel dazu. Den erſten Stock hatte Mr. Kophagus, der ein Junggeſelle war, eingenommen, der zweite war vermiethet, das Uebrige aber der Haushälterin und dem Perſonal der Apotheke eingeräumt. In dieſem wohlgelegenen Anw.ſen brachte ſich Mr. Kophagus gan zbehaglich fort. Ich will übrigens für jetzt die Apotheke fallen laſſen, damit mein Patron in der Meinung des Leſers ſich erhebe, wenn ich ſeine Perſon und Qualitäten beſchreibe.

Mr. Phineas Kophagus mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt ſeyn, als ich die Ehre hatte, ihm im Empfangzimmer des Findelhauſes vorgeſtellt zu werden. Er war mittlerer Größe, hatte ein ſchmales Geſicht, eine ſehr gebogene Naſe, kleine lebhafte Augen, welche gutmüthig zwinkerten, und einen großen, ſeitwärts herabgezogenen Mund. Er war ſtattlichen Leibes und eine beträchtliche Protuberanz wandelte vor ihm her, welche er mit ſeiner linken

Er muß einen langen Umweg machen, ſagte Synnöve.

Er iſt ſchon da, fiel Thorbjörn ein, indem er ſich hinter einem großen Steine erhob.

Er hatte ſich Alles gehörig zurechtgelegt, was er ſagen wollte, und das war nicht wenig. Und heute ſollte es ihm nicht mißlingen, denn ſein Vater wußte darum und war damit einverſtanden, das ſchien ihm nach Allem, was ſich vor der Kirche ereignet hatte, nicht zweifelhaft zu ſein. Hatte er ſich doch den ganzen Sommer hindurch in Sehnſucht verzehrt, da müßte er jetzt wohl viel beſſer im Stande ſein mit ihr zu reden als zuvor.

Ich denke, wir gehen am beſten den Waldweg, ſagte er, da iſts am nächſten.

Die Mädchen antworteten nichts, aber folgten ihm. Thorbjörn gedachte nun Synnöve anzureden, aber anfangs wollte er doch warten, bis ſie die Höhe erreicht hätten, dann bis ſie den Sumpf paſſirt hätten; als ſie aber auch über dieſen waren, ſchien es ihm das Beſte, erſt dann anzufangen, wenn ſie tiefer in den Wald gekommen ſein würden. Ingrid, welche recht gut merkte, daß es mit ihnen nicht recht vorwärts wollte, begann nun ihre Schritte zu mäßigen und blieb mehr und mehr zurück, bis ſie zuletzt kaum noch ſichtbar war. Synnöve ihrerſeits that, als ob ſie es nicht bemerke, und pflückte von Zeit zu Zeit eine Beere, welche am Rande des Weges wuchs.

Es wäre doch gar ſonderbar, wenn ich nicht zum Sprechen kommen ſollte, dachte Thorbjörn und fing ſofort an:

Es iſt heute doch recht ſchönes Wetter geworden.

Ja, das iſt es, antwortete Synnöve. Und damit ging es wieder ein Ende weiter; ſie pflückte Beeren, und er ging neben ihr.

Es war doch hübſch von dir, daß du mitgingſt, ſagte er; ſie gab hierauf aber keine Antwort.

Der Sommer iſt dieſes Jahr recht lang geweſen, ſagte er wieder; aber auch hierauf gab ſie keine Antwort.

Nein, dachte Thorbjörn, ſo lange wir ſo neben einander gehen, kommen wir zu keinem ordentlichen Geſpräche.

Ich denke, wir warten ein bischen auf Ingrid, ſagte er.

Ja, das wollen wir, erwiderte Synnöve und ſtand ſtill. An dieſer Stelle waren aber keine Beeren, nach denen ſie ſich hätte bücken können, das hatte Thorbjörn ſchon berechnet; dafür pflückte Synnöve einen Halm ab und begann die Beeren daran aufzureihen.

Heute habe ich immer ſo recht an die Zeit denken müſſen, wo wir zuſammen zum Religionsunterricht gingen, ſagte er.

Ich mußte auch immer daran denken, erwiderte ſie.

Seitdem hat ſich ſo Manches zugetragen. Da ſie aber ſchwieg, ſo fuhr er fort: Aber das Meiſte iſt doch anders gekommen, als wir erwartet hatten.

Synnöve reihte ihre Beeren ſehr emſig auf den Halm und hielt ihren Kopf während deſſen geſenkt. Er trat ein wenig zur Seite, um ihr ins Geſicht zu ſehen, aber als ob ſie das merkte, wußte ſie es ſo einzurichten, daß ſie ſich wiederum nach der andern Seite wenden mußte. Da wurde er ſo bang, daß er von ihr gar nichts herausbringen möchte, und er ſagte:

Synnöve, du haſt doch gewiß auch Etwas auf dem Herzen; haſt du?

Da blickte ſie auf und lachte.

Was ſoll ich ſagen? antwortete ſie.

Da bekam er all ſeinen Muth wieder, und er wollte ſie umarmen; aber gerade als er es thun wollte, wagte er es doch nicht, ſondern fragte nur ganz kleinlaut:

Ingrid hat wohl mit dir geſprochen?

Ja, antwortete ſie.

Dann mußt du mir auch Etwas ſagen, meinte er. Sie aber ſchwieg.

Dann mußt du mir auch Etwas ſagen, wiederholte er und trat ihr einen Schritt näher.

Du haſt wohl auch Etwas zu ſagen, erwiderte ſie, aber ins Geſicht konnte er ihr nicht ſehen.

Ja, ſagte er und wollte ihre Hand ergreifen, aber ſie war fleißiger bei der Arbeit als je.

Es iſt recht ſchlimm von dir, daß du mir all meinen Muth raubſt.

Er konnte nicht erkennen, ob ſie dazu ein freundliches Geſicht mache oder nicht, und ſo wußte er nicht, was er noch hinzufügen ſolle.

Nun denn, kurz und gut, platzte er mit Einem Male laut heraus, obwohl die Stimme nicht ganz ſicher klang:

Was haſt du mit dem Zettel gemacht?

Sie antwortete nicht und wandte ſich ab. Er folgte ihr, legte die Hand auf ihre Schulter und beugte ſich über ſie.

Antworte mir — flüſterte er.

Ich habe ihn verbrannt.

Er umfaßte ſie raſch und kehrte ſie zu ſich; als er aber wahrnahm, daß ihr die Thränen in die Augen traten, ließ er ſie wieder los.

Es iſt doch aber recht ſonderbar, dachte er, wie leicht ſie weint.

Wie ſie nun ſo daſtanden, fragte ſie leiſe:

Warum ſchriebſt du den Zettel?

Das hat dir wohl Ingrid erklärt.

Allerdings, aber — es war doch recht hart von dir.

Der Vater wollte es ſo haben.

Ja — aber —

Er meinte, ich würde zeitlebens ein Krüppel bleiben, und ſagte, ſpäter werde er für mich ſorgen.

Ingrid zeigte ſich nun an dem Fuße der Anhöhe, ſie machten ſich daher wieder auf den Weg.

Als ich nicht mehr daran dachte, ich würde dich jemals bekommen, da ſtandeſt du mir immer vor den Augen, ſagte er.

Ja, wenn man allein iſt, prüft man ſich am beſten.

Ja, da zeigt ſich's, wer die größte Macht in uns hat, erwiderte Thorbjörn mit klarer Stimme und ſchritt ernſthaft neben ihr weiter.

Sie pflückte nun keine Beeren mehr.

Willſt du die haben? fragte ſie, indem ſie ihm den Halm hinreichte.

Danke, ſagte er und hielt ihre Hand, mit der ſie ihm die Beeren reichte, feſt:

Da iſt es wohl am beſten, wenn Alles beim Alten bleibt, fügte er leiſe hinzu.

Ja, liſpelte ſie kaum hörbar und wandte ſich ab.

Sie ſchritten nun immer weiter, aber ſo lange ſie ſchwieg, wagte er nicht ſie zu berühren oder ſie anzureden. Es war ihm, als habe ſein Körper alle Schwere verloren, und es fehlte nicht viel, ſo wäre er zu Boden gefallen. Es flimmerte ihm vor den Augen, und da ſie gerade auf eine Anhöhe kamen, von welcher man Solbakken erblicken konnte, war es ihm, als ob er dort ſein ganzes Leben lang gewohnt hätte und die Sehnſucht ihn mächtig dorthin zöge.

Ich begleite ſie gleich bis nach Hauſe, dachte er, und der Anblick kräftigte ſeinen Vorſatz mit jedem Schritte, den ſie weiter machten.

Der Vater ſteht mir bei, dachte er weiter, ich halte das nicht länger aus, ich muß hinüber, hinüber; und er ging immer ſchneller.

Schimmernd lag die ganze Landſchaft, das Gehöft vor ihm.

Noch heute, keine Stunde länger will ich warten, und er fühlte ſich ſo ſtark, ſo gehoben, er wußte nicht was er beginnen ſolle.

Aber du gehſt ja ganz von mir fort, vernahm er jetzt eine ſanfte Stimme hinter ſich. Es war Synnöve, die nicht länger mitzuhalten vermochte.

Er blieb beſchämt ſtehen, kehrte ſich um und ſtreckte den Arm nach ihr, indem er dachte:

Ich möchte ſie hoch heben, bis über meinen Kopf, wie beim Springtanz.

Als er ihr aber nahe kam, that er es doch nicht.

Ich geh' ſo raſch, ſagte er.

Ja freilich, antwortete ſie.

Sie befanden ſich nun dicht an der Landſtraße. Ingrid, welche die ganze Zeit über nicht zu ſehen geweſen war, ging auf einmal dicht hinter ihnen.

Nun müßt ihr nicht länger mit einander gehen, ſagte ſie.

Thorbjörn ſchrak bei dieſen Worten auf, ihm war es noch viel zu früh; auch Synnöve wurde es gar ſonderbar zu Muthe.

Ich habe dir noch ſo viel zu ſagen, flüſterte Thorbjörn.

Sie erwiderte nichts, lächelte aber ein wenig.

Ja ja, ſagte er, ein ander Mal, und er faßte ihre Hand.

Sie ſah auf und blickte ihn mit ihren klaren und leuchtenden Augen an, ihm wurde ganz warm davon und der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, er wolle ſie doch bis nach Hauſe begleiten. Da zog ſie ihre Hand leiſe aus der ſeinigen, wandte ſich ruhig zu Ingrid, ſagte

Lebewohl und ſchritt langſam den Abhang hinab auf die Landſtraße. Er blieb ſtehen und ſchaute ihr nach.

Die beiden Geſchwiſter gingen heim durch den Wald.

Habt ihr euch nun ausgeſprochen? fragte Ingrid.

Nein, dazu iſt es nicht gekommen, der Weg war zu kurz, antwortete er und ging ein Ende von ihr fort, als wolle er nichts weiter hören.

Nun? ſagte Sämund, der gerade beim Eſſen ſaß, und ſah die beiden Geſchwiſter, als ſie in die Stube traten, fragend an. Thorbjörn antwortete nichts, ſondern ging zu der Bank auf der andern Seite, wie es ſchien um ſeine Jacke abzulegen. Ingrid kam hinter ihm und mußte lachen. Sämund fing wieder zu eſſen an und ſah von Zeit zu Zeit nach Thorbjörn hinüber, der gar nicht fertig wurde, ſchmunzelte und aß weiter.

Komm nun und iß, ſagte er, das Eſſen wird kalt.

Ich danke, ich mag nichts, erwiderte Thorbjörn, indem er ſich hinſetzte.

So? — ſagte Sämund und aß weiter. Eine Weile darauf ſagte er:

Ihr hattet es ja heute ſo eilig, nach der Kirche.

Es war da Jemand, mit dem wir ſprechen wollten, ſagte Thorbjörn, indem er ſich auf den Tiſch ſtützte.

Nun, haſt du mit dem Jemand geſprochen?

Ich weiß es nicht recht, erwiederte Thorbjörn.

Ei der Henker, das wäre! ſagte Sämund und aß weiter.

Es dauerte nicht lange, ſo war er fertig und ſtand auf. Er trat ans Fenſter, blickte eine Weile hinaus, wandte ſich dann um und ſagte:

Komm, wir wollen einmal hinausgehen und nach den Feldern ſehen.

Thorbjörn ſtand nun auch auf.

Nein, ziehe dir erſt deine Jacke an.

Thorbjörn, der in Hemdsärmeln dageſeſſen hatte, nahm eine alte Jacke, die über ihm hing, und wollte ſie anziehen.

Du ſiehſt, ich habe die neue an, ſagte Sämund.

Thorbjörn zog gleichfalls ſeine neue an und folgte Sämund vor die Thüre.

Sie gingen nach der Landſtraße zu.

Wollen wir nicht nach der Gerſte ſehen? fragte Thorbjörn.

Nein, wir wollen erſt zum Weizen, erwiderte Sämund.

Gerade als ſie die Landſtraße erreichten, kam ein Wagen langſam gefahren.

Das iſt ein Fuhrwerk von Nordhaug, ſagte Sämund.

Ja, die jungen Leute von Nordhaug, ſetzte Thorbjörn hinzu, die neulich Hochzeit hatten.

Als der Wagen ihnen ganz nahe kam, wurde er angehalten.

Das iſt doch ein rechtes ſtolzes Frauenzimmer, die Marit Nordhaug, flüſterte Sämund und ſah ſie unverwandt an. Sie ſaß ein wenig zurückgelehnt im Wagen, in ein Tuch gehüllt und ein kleineres leicht um den Kopf gebunden, und blickte die beiden Männer von Granliden ſtarr an. Ihre feſten, faſt harten Züge verriethen auch nicht die leiſeſte Erregung. Der Mann ſah bleich und hager aus, aber noch gelaſſener als ſonſt, wie wenn er einen verborgenen Schmerz niederzukämpfen hätte.

Seid ihr hinaus, um nach dem Getreide zu ſehen? fragte er.

Sollt's meinen, erwiderte Sämund.

Es iſt dieſes Jahr gut gerathen.

Ei — ja, es könnte auch weniger gut ſein.

Ihr kommt ſpät aus der Kirche, ſagte Thorbjörn.

Es waren da ſo viele Bekannte, von denen wir Abſchied nehmen wollten.

Wollt ihr denn weg? fragte Sämund.

Ja, wir reiſen.

Geht die Reiſe weit hinaus?

Ja.

Wohin, wenn's erlaubt iſt?

Nach Amerika.

Nach Amerika! riefen Beide zu gleicher Zeit aus.

Eben erſt verheirathet! ſetzte Sämund hinzu.

„Es ſcheint, ich muß hier wegen des Fußes bleiben," ſagte der Fuchs, als er im Fangeiſen feſtſaß.

Marit ſah erſt ihn, dann die Andern an und eine leichte Röthe überflog ihr Geſicht, das im Uebrigen ſtarr und unbeweglich blieb.

Kommt die Frau mit? fragte Sämund.

Nein, ſie bleibt hier.

Es ſoll in Amerika nicht ſchwer fallen, zu was zu gelangen, ſagte Thorbjörn, bloß um das Geſpräch nicht ins Stocken gerathen zu laſſen.

Kann wohl ſein, erwiderte der Mann.

Aber Nordhaug iſt ein ſchöner Hof, meinte Sämund.

Es ſind zu Viele dort, erwiderte er.

Die Frau warf ihm wiederum einen Blick zu.

Das heißt, Einer iſt dort dem Andern im Wege.

Nun denn, viel Glück auf die Reiſe! ſagte Sämund und reichte ihm die Hand, Gott laſſe dich finden, was du ſuchſt.

Thorbjörn ſah ſeinen Schulkameraden feſt an und ſagte:

Ich habe noch mit dir zu reden.

Ja es iſt gut, wennn man ſich ausſprechen kann, ſagte der Mann und ſcharrte mit dem Peitſchenſtock auf dem Boden des Wagens.

Komm doch zu uns hinüber, ſagte Marit. Sowohl Thorbjörn als auch Sämund ſahen verwundert auf, ſie konnten ſich immer nicht darein finden, daß ſie eine ſo ſanfte Stimme hatte.

Sie fuhren weiter — es ging langſam, der Staub wirbelte auf und umgab ſie, die Abendſonne ſchien gerade auf ſie, auf ihr helles ſeidenes Kopftuch, das ſich von ſeinem dunklen Tuchrock abhob, — eine Ecke — und ſie waren verſchwunden.

Hand gar wohlgefällig zu ſtreicheln pflegte; doch ruhte dieſer ſtattliche Oberbau auf wahren Spindelbeinchen, ſo daß ſeine Erſcheinung an einen Vogel aus dem Kranichgeſchlecht erinnerte. Ja ich kann ſogar behaupten, daß ſeine ganze Figur auf den Beſchauer einen ähnlichen Eindruck machte, den eine Orange, wenn ſie ſich zwei Tabakspfeifenröhrchen als Lokomotive untergeſteckt hätte, haben würde. Seine Kleidung bildete ein ſchwarzer Rock ſammt ſchwarzer Weſte, eine weiße Cravatte mit hohem Kragen, blaue geſtrickte Pantalons, und Halbſtiefel, welche ſo eng ſaßen, daß es ausſah, als ob er ſich etwas auf ſeine Spindelbeine zu Gute thäte. Er trug einen breitgeränderten, niedrigen Hut, und in der Rechten ein ſtarkes ſchwarzes Rohr mit goldenem Knopfe, den er faſt immer im Sprechen an die Naſe legte, gerade wie es uns die Carricaturen bei Darſtellungen von Doktorsconſultationen zeigen. War aber ſeine Figur ſeltſam, ſo waren es ſeine Sprache und Manieren noch weit mehr. Er ſprach, wie gewiſſe Vögel fliegen, nämlich ruckweiſe, unterbrach ſeine Worte, ohne jemals den Satz zu vollenden, alle Augenblicke mit „mmh“ — und ſchloß mit einem „und ſo“, indem er es dem Zuhörer überließ, den Zuſammenhang aus den Hauptwörtern ſeiner Rede zu ergänzen. Faſt immer in Bewegung, änderte er gemeiniglich ſeinen Stand, ſowie er ausgeſprochen hatte, und wandelte, ſeinen Stock an der Naſe und den Kopf ſeitwärts emporgerichtet, mit einem ſelbſtgefälligen Menuetſchritt nach einer andern Seite des Zimmers.

Als ich ihm vorgeführt wurde, ſtand er bei zweien von den Directoren. „Dieß iſt der Junge,“ ſagte der eine; „ſein Name iſt Japhet.“

„Japhet,“ verſetzte Herr Kophagus, „mmh, bibliſcher Name — Sem, Ham — und ſo. Junge liest?“

„Sehr brav, und ſchreibt eine recht hübſche Hand. Es iſt gar ein guter Knabe, Mr. Kophagus.“

„Leſen — Schreiben — Orthographie — gut und ſo. Muß

Lange Zeit gingen Vater und Sohn neben einander, ohne ein Wort zu reden; endlich äußerte Thorbjörn: Ich denke, er kommt ſobald nicht wieder.

Das iſt wohl auch das Beſte, meinte Sämund, wenn man in der Heimath nicht das Glück findet.

Und ſie gingen wieder ſchweigend weiter.

Du gehſt ja an dem Weizen vorbei, ſagte Thorbjörn.

Wir können auf dem Rückwege nach ihm ſehen, und ſie gingen immer weiter.

Thorbjörn mochte nicht fragen, wo es hinginge, denn ſchon waren ſie über die Grenze von Granliden hinaus.

## Neuntes Kapitel.

Guttorm und Karen hatten ſchon gegeſſen, als Synnöve endlich ganz erhitzt und halb athemlos in die Stube trat.

Aber, liebes Kind, wo biſt du ſo lange geweſen? fragte die Mutter.

Ich war mit Ingrid zurückgeblieben, erwiderte Synnöve, während ſie ein paar Tücher ablegte. Der Vater ſuchte im Schranke nach einem Buche.

Was hattet ihre Beide denn zu beſprechen, das ſo lange Zeit brauchte?

O es war gar nichts.

Da wär' es wohl beſſer geweſen, du hätteſt uns von der Kirche gleich nach Hauſe begleitet, mein Kind.

Sie ſtand nun auf und brachte Synnöve's Eſſen. Als dieſe ſich hingeſetzt hatte, nahm Karen ihr gegenüber Platz und fragte:

Haſt du vielleicht noch mit Andern als Ingrid geſprochen?

Ja, mit Vielen, erwiderte Synnöve.

Das Kind wird doch mit den Leuten reden dürfen! ſagte Guttorm.

Gewiß darf ſie das, ſagte die Mutter in etwas freundlicherem Tone, aber ſie hätte doch mit ihren Eltern gehen ſollen.

Hierauf erfolgte keine Antwort.

Das war ein herrlicher Kirchtag, ſagte die Mutter; es freut einen, die Kinder vor dem Altar zu ſehen.

Man denkt an ſeine eigenen Kinder, äußerte Guttorm.

Ja, du haſt Recht, ſagte die Mutter und mußte ſeufzen.

Weiß doch Keiner, wie es ihnen einmal ergeht, ſagte Guttorm und ſaß dann wieder längere Zeit ſchweigend da. Wir haben doch Gott zu danken, daß er uns das Eine ließ.

Die Mutter fuhr mit der Hand über den Tiſch und ſagte leiſe und ohne aufzublicken:

Sie iſt doch unſere beſte Freude. Sie iſt auch brav und gut, fügte ſie noch leiſer hinzu.

Wiederum langes Stillſchweigen.

Ja, ſie hat uns viel Freude gemacht, ſagte Gutorm, und dann mit noch weicherer Stimme: Der liebe Gott mache ſie glücklich.

Die Mutter ſtrich wieder über den Tiſch und wiſchte zugleich eine Thräne ab, die darauf gefallen war.

Weßhalb ißt du nichts? fragte der Vater, als er ſie nach einer Weile wieder anſah.

Danke, ich bin ſatt, erwiderte Synnöve.

Aber du haſt ja gar nichts gegeſſen, ſagte nun auch die Mutter, du biſt ſo weit gegangen.

Mir iſt nicht ganz gut, erwiderte Synnöve und zog einen Tuchzipfel aus ihrem Buſen.

Iß, mein Kind, ſagte der Vater.

Ich kann nicht, ſagte Synnöve, indem ſie in Thränen ausbrach.

Aber, liebes Kind, warum weinſt du?

Ich weiß es nicht, und ſie ſchluchzte laut.

Sie weint immer ſo leicht, ſagte die Mutter.

Der Vater ſtand auf und trat ans Fenſter.

Seht, da kommen zwei Männer herauf, ſagte er.

Wie, um dieſe Zeit? fragte die Mutter, indem ſie ebenfalls hinausſah; Lieber, wer kann das ſein? — Aber es klang nicht recht wie eine Frage.

Ich weiß es nicht, antwortete Gutorm, und ſie blickten weiter hinaus.

Ich kann das doch nicht recht verſtehen, ſagte ſie.

Ich auch nicht, ſagte Guttorm.

Die beiden Männer kamen jetzt näher.

Sie ſind's doch, ſagte ſie endlich.

Ja, es iſt wohl ſo, ſagte er.

Die Männer kamen immer näher; der älter ſtand jetzt ſtill und ſah ſich um, der jüngere auch; dann gingen ſie weiter.

Haſt du eine Ahnung, was ſie nur wollen? fragte Karen ungefähr in demſelben Tone wie vorhin.

Nein, erwiderte Guttorm.

Die Mutter wandte ſich um, ging an den Tiſch, ſetzte Einiges fort und räumte die Stube ein weng auf.

Du mußt dir etwas umnehmen, mein Kind ſagte ſie zu Synnöve, wir bekommen Beſuch.

Kaum hatte ſie dieſes geſagt, ſo öffnete Simund die Thüre und trat ein, Thorbjörn folgte ihm.

Grüß' Gott, ſagte Sämund, indem er einen Augenblick an der Thüre ſtehen blieb, dann trat er nähr, um die Leute zu begrüßen. Thorbjörn that dasſelbe. Zuletzt kamen ſie zu Synnöve, die in einer Ecke, mit ihrem Tuche in der Hand, unbeweglich daſtand und nicht wußte, ob ſie es umnehmen ſolle oder nicht, ja ſie hatt vielleicht kaum das Bewußtſein davon, daß ſie es n der Hand hielt.

Ihr müßt ſchon ſehen, wo ihr einen Platz findet hier, ſagte Karen.

Danke, es iſt nicht gerade weit bis hieher, erwiderte Sämund, nahm aber doch Platz.

Thorbjörn ſetzte ſich neben ihn.

Ihr wart heute nach der Kirche mit einem Mal ganz verſchwunden, ſagte Karen.

Ich ſuchte euch auch, erwiderte Sämund.

Es waren recht viele Leute dort, ſagte Guttorm.

Sehr viele, wiederholte Sämund; es war auch ein ſchöner Kirchtag.

Wir ſprachen auch ſoeben davon, ſagte Karen.

Für einen, der ſelbſt Kinder hat, iſt es gar ſonderbar, einer Einſegnung beizuwohnen, bemerkte Guttorm. Die Frau rückte ein Endchen auf der Bank weiter.

Ja, ſo iſt es, ſagte Sämund, man muß da doch recht ernſtlich an ſie denken, und das iſt auch der Grund, weßhalb ich heut Abend hieher gekommen bin, ſetzte er hinzu, indem er ſich mit ſicherem Blicke umſah, ein neues Stück Kautabak nahm und das alte mit einer gewiſſen Behutſamkeit in die Meſſingdoſe placirte. Guttorm, Karen und Thorbjörn wichen ſeinem Blicke abſichtlich aus.

Ich dachte doch, ich müßte den Thorbjörn hieher begleiten, fuhr Sämund langſam fort, denn er allein wäre wohl ſo bald nicht gekommen; auch fürcht' ich, er weiß ſich nicht recht auszudrücken, wobei er auf Synnöve zielte, die das auch ganz gut verſtand.

Die Sache iſt nun die, daß er ſeine Augen auf eure Synnöve geworfen hat, von der Zeit an, da einem ſolche Gedanken wohl kommen, und es iſt wohl nicht zu leugnen, daß ſie ihm auch nicht abhold iſt. Und da denke ich, es iſt das Beſte, ſie kommen zuſammen. Ich wollte nicht eben viel davon wiſſen, ſolange ich ſah, daß er ſich kaum ſelber regieren könne, geſchweige denn Andere. Aber nun glaub' ich, ich kann für ihn einſtehn; und vermag ich es nicht, ſo wird ſie es wohl können, denn ihre Macht iſt doch wohl nunmehr die größte. — Was meint ihr denn nun, wenn wir zuſehen, wie wir ſie zuſammen bringen? Es hat allerdings keine Eile, aber ich ſehe auch nicht, weßhalb wir damit warten ſollen. Du, Guttorm, ſitzeſt im Vollen, ich hab' weniger und hab' unter Mehrere zu vertheilen, aber gleichwohl mein' ich, es läßt ſich wohl machen. Ihr mögt nun ſagen, was ihr von der Sache denkt; *ſie* frage ich zuletzt, denn was ſie will, meine ich ſchon zu wiſſen.

So ſprach Sämund. Guttorm ſaß während ſeiner Rede gebückt da, legte abwechſelnd die eine Hand auf die andere, machte wiederholt Miene aufzuſtehn, indem er jedes Mal tiefer Athem holte, kam aber vor dem vierten oder fünften Male nicht dazu. Endlich bekam er den Rücken gerade, ſtrich ſich mit den Händen über die Kniee und ſah ſeine Frau an, doch ſo, daß ſeine Blicke dann und wann Synnöve ſtreiften. Dieſe rührte ſich nicht, Keiner konnte ihr Geſicht ſehen. Karen ſaß am Tiſche und ſtrich mit ihren Fingern darüber.

Gewiß, ſagte ſie, das iſt ein gutes Anerbieten.

Ja, mir ſcheint, wir können es mit Dank annehmen, ſagte Guttorm mit lauter Stimme und beträchtlich erleichtert, und ſah von ihr nach Sämund hinüber, der mit verſchränkten Armen und an die Wand gelehnt daſaß.

Wir haben ja bloß die Eine Tochter, ſagte ſie, wir müſſen uns das doch erſt überlegen.

Da ließe ſich wohl Rath ſchaffen, erwiderte Sämund; „aber ich ſehe nicht, was einer ſofortigen Antwort im Wege ſteht“, ſagte der Bär, als er den Bauer fragte, ob er ſeine Kuh bekommen könne.

Freilich können wir ſofort antworten, ſagte Guttorm und ſah ſeine Frau an.

Es wäre nur Eines, ſagte ſie, doch ohne aufzuſehen, daß Thorbjörn wieder zu wild und trotzig ſein möchte.

Ich hoffe, das hat ſich gegeben, meinte Guttorm, du weißt doch was du heute ſelbſt geſagt haſt.

Die Eheleute ſahen ſich hierauf eine lange Weile, wohl eine Minute, Eins das Andere an.

Könnten wir uns nur darauf verlaſſen, ſagte ſie.

Ja, nahm nun Sämund wieder das Wort, was das betrifft, ſo kann ich wiederholen, was ich ſchon geſagt habe, das Fuhrwerk wird gut fahren. wenn ſie die Zügel ſtramm hält. Sie hat eine große Macht über ihn. das merkte ich ſchon damals, als er ſchwer darniederlag und Keiner wußte, wohin es führen würde.

Du mußt nicht ſo gar hartnäckig ſein, ſagte Guttorm, du weißt doch, was ſie ſelber will, und für ſie leben wir ja doch bloß:

Bei dieſen Worten ſchaute Synnöve zum erſten Male auf und blickte den Vater an.

Ei nun, ſagte Karen nach kurzem Schweigen und ſtrich etwas feſter über den Tiſch als vorhin, bin ich am längſten dagegen geweſen, ſo iſt es doch nur geſchehen, weil ich eine gute Abſicht dabei hatte. — Ich war vielleicht nicht ſo hart als die Worte ſchienen — — Dabei blickte ſie auf und wollte lächeln, aber die Thränen liefen ihr über die Backen.

Da ſtand Guttorm auf und ſchritt quer durch die Stube zu Synnöve:

So iſt denn mit Gottes Hülfe geſchehn, was ich immer am meiſten auf dieſer Welt gewünſcht habe.

Ich bin nie bange geweſen deßwegen, ſagte Sämund, indem er gleichfalls aufſtand: was zuſammen ſoll, kommt zuſammen.

Nun, was ſagſt du dazu, mein Kind? fragte die Mutter, die nun auch zu Synnöve hinüberging.

Dieſe ſaß noch immer; ſie ſtanden alle um ſie herum, nur Thorbjörn nicht, der noch auf ſeinem Platze daſaß.

Du mußt aufſtehn, mein Kind, flüſterte die Mutter ihr zu.

Sie ſtand auf, lächelte, wandte ihr Geſicht ab und weinte.

Der liebe Gott ſei mit dir, nun und alle Zeit, ſagte die Mutter. Sie umſchloß ſie mit beiden Armen und weinte mit ihr.

Die beiden Männer gingen wieder zurück, jeder nach ſeinem Platze.

Du mußt zu ihm hingehn, ſagte die Mutter, noch immer weinend, indem ſie Synnöve losließ und ſanft vorſchob. Sie that einen Schritt, ſtand dann aber ſtill, da ſie nicht weiter zu gehn vermochte. Da ſprang Thorbjörn auf, ging auf ſie zu, ergriff ihre Hand und hielt ſie in der ſeinigen. Er wußte aber nicht, was er weiter thun ſollte, und blieb ſo ſtehen, bis ſie ihre Hand leiſe zurückzog. So ſtanden ſie ſchweigend Eines an der Seite des Andern.

Die Thüre ging lautlos auf. Jemand ſteckte den Kopf herein.

Iſt Synnöve hier? wurde etwas ſchüchtern gefragt. Es war Ingrid.

Ja, ſie iſt hier, komm näher, ſagte ihr Vater. Als Ingrid zögerte, ſetzte er hinzu:

Komm nur, es iſt Alles in Ordnung.

Nun ſahen Alle zuſammen nach ihr hin. Sie ſchien etwas verlegen und ſagte:

Hier draußen ſind noch mehr.

Wer? fragte Guttorm.

Die Mutter, erwiderte ſie leiſe.

Laß ſie hereinkommen, ſagten alle Viere zugleich. Karen aber ging zur Thüre, während die Andern ſich froh anblickten.

Komm nur herein, Mutter, hörten ſie Ingrid ſagen. Und ſo kam denn auch Ingeborg herein in ihrer weißen Bindmütze.

Ich konnte es mir wohl denken, ſagte ſie, obwohl Sämund einem nichts erzählt, und ſo blieb uns nichts Anderes übrig, als zu euch herüber zu gehn.

Ja hier ſteht Alles ſo wie du es wünſchteſt, ſagte Sämund und trat ein wenig zurück, damit ſie zu den Andern hinkommen könnte.

O, Gott ſegne dich dafür, daß du ihn zu dir hinüberzogſt, ſagte ſie, indem ſie Synnöve umarmte und ihr die Backen ſtreichelte; du haſt am längſten an ihm feſtgehalten, liebes Kind, und ſo iſt es doch ſo gekommen, wie du es wollteſt. Und ſie ſtreichelte ihr Wangen und Haar, ihre Thränen floſſen ihr über das Geſicht. Sie achtete derſelben aber nicht, ſondern trocknete nur Synnöve's Wangen.

Ja du bekommſt einen braven Menſchen, fügte ſie hinzu, und nun bin ich ſeinetwegen ganz ruhig; und ſie ſchloß Synnöve noch einmal an ihre Bruſt.

Ei, ſagte Sämund, die Mutter in ihrer Küche weiß mehr als wir Andern, die wir mitten drin ſein wollen.

Das Weinen und die Erregung legten ſich allmählich. Die Hausfrau begann ans Abendbrod zu denken und bat Ingrid ihr dabei zu helfen; „denn Synnöve iſt heute Abend zu nichts zu brauchen.“ Und ſo machten die Beiden ſich denn ans Werk und kochten Rahmgrütze.

ihn heranbringen — Rudimente — Spatel — Signaturen ſchreiben — mmh — Medicinae Doctor mit der Zeit — Mann aus ihm machen und ſo —,“ ſagte die ſeltſame Figur, welche rings auf den Fußſpitzen, das Rohr an der Naſe und mich mit den zwinkernden Augen durchforſchend, um mich herwandelte. Nach dieſer Unterſuchung und deren günſtigem Reſultate ward ich entlaſſen, den nächſten Tag aber in ehrbarlicher Kleidung durch den Portier in der Offizin des Herrn Phineas Kophagus abgeliefert, welcher bei meiner Ankunft eben nicht zu Hauſe war.

## Zweites Kapitel.

Wie alle Anfänger, finde ich die Rudimente des Lernens ausnehmend ſchwierig und mühſam, ſchreite aber demungeachtet ſo reißend vorwärts, daß ich mich bald von meinem Lehrer emancipire.

Ein großer, ſchlanker, rothwangiger und dabei doch hektiſch ausſehender junger Mann war hinter dem Receptirtiſche beſchäftigt, während ein ſchmutziger Junge, etwa dreizehn Jahre alt, mit ſeinem Korbe neben ihm ſtand, um die Arzneien, ſobald ſie fertig ſeyn würden, an ihre verſchiedenen Beſtimmungen zu überbringen. Der junge Mann hinter dem Tiſche hieß Brookes; er hatte bis zur Vollendung ſeiner Dienſtzeit noch achtzehn Monate, nach deren Ablauf ſeine Verwandten eine eigene Einrichtung für ihn beabſichtigten; dieß war nämlich der Grund, der Herrn Kophagus bewogen hatte, mich anzunehmen: ich ſollte das Geſchäft erlernen und dereinſt den Abgehenden erſetzen. Mr. Brookes war ein ſehr ſanfter, liebenswürdiger Menſch, freundlich gegen mich und den andern Knaben, den Herr Kophagus gegen Koſt und Kleidung als Arzneiausträger angenommen hatte. Der Portier ſagte ihm, wer ich ſey, und ließ mich da.

Die Männer kamen ins Geſpräch über die Ernte und andere Dinge. Thorbjörn hatte ſich weiter ans Fenſter geſetzt und blickte hinaus. Synnöbe trat leiſe zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Wonach ſiehſt du? flüſterte ſie.

Er wandte das Haupt, ſah ſie lange und innig an und dann wieder hinaus.

Ich ſeh' hinüber nach Granliden, ſagte er, es ſchaut ſich ſo wunderlich an von hier aus.

---

# Marie.

## Eine Erinnerung von Jütlands Weſtküſte.

Von

**Steen Steenſen Blicher.**
(geb. 1782, geſt. 1848.)

Aus dem Däniſchen
von
**L. von Liliencron.**

Jener ſchmale Landſtrich, der ſich an der Spitze der däniſchen Halbinſel in die Nordſee erſtreckt, iſt faſt ganz mit Flugſand bedeckt, von der Nordſee aufgeworfen und von ihrem Bundesgenoſſen, dem Sturm, weiter geführt; recht als wollte jenes furchtbare Element durch dieſe dürre Gabe die Erde über den Verluſt verhöhnen, den es ihr zufügt, indem es ihren Boden unterwühlt und ihr die fruchtbaren Theile raubt.

Allein der Feind hat es bis jetzt nicht vermocht, die ſtandhaften Bewohner von der Landzunge zu vertreiben. Von ihm ſelbſt nehmen ſie den Erſatz für den erlittenen Schaden, und die Macht des Sandes bekämpfen ſie mit Hülfe einer Grasart, die ſich nie erſticken läßt, ſondern immer obenauf bleibt. Dadurch bilden ſich längs der ganzen Weſtküſte Höhen und Thäler in abwechſelnder Mannichfaltigkeit. Von Weitem geſehen, wenn die Sonne ſie von rückwärts beſcheint, täuſchen ſie den Wanderer durch trügeriſche Bilder von waldbedeckten Hügeln. Weiter hineinwärts aber giebt es noch nackte, weit ausgedehnte Sandberge, die in einiger Entfernung ſchneebedeckten Felſen gleichen, und die ſich Jahr für Jahr ganzer Strecken der bebauten Ebene bemächtigen, denen Fleiß und Mühe eine ſpärliche Ernte abzwangen. Von hier ab trägt längs der ganzen Küſte das Land dies ſelbe Gepräge.

In einer dieſer öden Gegenden beſtieg der Erzähler in ſeiner Jugend einen mit Dünengras bewachſenen Sandhügel, um zum erſten Mal das große Weltmeer zu beſchauen.

Die Sonne war im Untergehen. Das Meer ſchien flüſſiges Feuer, die Sandberge glühende Eſſen; die Winde ſchlummerten, nur das gedämpfte Brauſen der „todten See", die gegen das Ufer anſchlug, erinnerte an ihren letzten Kampf mit den Wellen. Als traurigere Mahnung an die Macht der vereinten Kräfte von Sturm und Meer ſtand ein Wrack auf der nächſten Sandbank und ſtreckte die ſchwarzen Planken aus dem Sande heraus.

Die Sonne wäre über meiner ſtummen Verzückung untergegangen, und erſt die Dunkelheit würde mich geweckt haben, wenn nicht eine Schaar von Seeleuten, ihre Ruder und Fiſchergeräthe tragend, in der Nähe der Stelle, wo ich ſtand, angekommen wären. Noch ehe ich ſie ſah, hörte ich das Knirſchen ihrer Fußtritte im Sande, während ſie ſich ſtumm durch die engen Thäler wanden.

Als die Geräthſchaften ins Boot gelegt waren, das in einer Höhlung in dem Klint lag, vertheilten ſie ſich an beiden Seiten desſelben, ſtemmten den Rücken dagegen und ſchoben es ins Waſſer hinaus nach dem Takt des hohlen Geſanges eines rieſenhaften Fiſchers; der Refrain klang ganz luſtig: „Ich hale*) und du haleſt" —

---

*) Schifferausdruck für ziehen, halten faſſen.

hurrah, hurrah, hurrah! fiel der Chor ein — „Ich trinke, du bezahleſt" — hurrah, hurrah, hurrah!

Die luſtigen Worte ſtanden in einem wunderbaren Gegenſatz zu dem tiefen Ton und dem finſtern Ernſt, mit welchem ſie geſungen wurden, — mit welchem die Leute alle auf Einmal Kehrt machten, die Hüte abnahmen, niederknieeten und die Stirn gegen den Rand des Bootes lehnten. Einige Augenblicke verweilten ſie in dieſer Stellung, doch kam kein Laut über ihre Lippen — ſie beteten ſtill zu dem Herrn der Winde und der Wellen. Still erhoben ſie ſich, ſchoben das Boot ganz ins Waſſer, ſprangen hinein und ergriffen die Ruder. Unter gleichmäßigen Ruderſchlägen glitt das kleine Fahrzeug über die Meeresfläche. Ich folgte ihm mit den Augen, bis es in der dunkeln Ferne verſchwand.

Ein Mann war zurückgeblieben. Es war ein Greis: doch hatte das Alter die rothbraunen Locken, die ſein gefurchtes Antlitz beſchatteten, noch nicht gebleicht, wenngleich es ſeinen breiten Rücken etwas gekrümmt hatte. Nachdem er lange, unbeweglich, die Hände in den Seitentaſchen, den Fortrudernden nachgeſehen hatte, drehte er ſich um, ging langſam auf mich zu und bot mir ein aufrichtiges Grüß' Gott!

Ich benutzte die Gelegenheit, um etwas Genaueres über die mühevolle Hantierung dieſer Leute zu erfahren, beſonders aber über die an dieſer gefährlichen Küſte ſo oft vorkommenden Schiffbrüche.

Seine Schilderungen waren ſehr anziehend, und namentlich beſchrieb er mir den letzten Schiffbruch — deſſen Ueberreſte hier dicht bei uns ſtanden — ſo klar und lebendig, daß ich in jugendlichem Leichtſinn wünſchte, Zeuge eines ſo furchtbaren Trauerſpiels zu werden.

Ich begleitete ihn nach Hauſe — ein hübſches und im Innern gut ausgeſtattetes Haus, ein wenig tiefer ins Land hinein belegen und nicht ſehr entfernt von einem der größten Sandmeiler.*) Kurz bevor wir es erreichten, blieb er ſtehen, ſchaute zurück, betrachtete den Himmel nach allen Richtungen und ſagte, indem wir den letzten Hügel hinabſtiegen, mit bedächtiger Miene: Es iſt ein Lurk**) im Wetter.

Was heißt das? fragte ich.

Nichts weiter, lautete die Antwort, als daß es ſich bald ändert.

Hierauf lud er mich zu Abendeſſen und Nachtherberge ein. Ich nahm das wohlwollende Anerbieten an und ward in der That von ihm und ſeiner gleichalterigen Frau mit einer Gaſtfreundſchaft bewirthet, wie ſie ſich unter des Beduinen Zelt nicht herzlicher findet. Mit dem ſüßen Gefühl der Ruhe und Sicherheit im Gegenſatz zu dem mühe- und gefahrvollen nächtlichen Treiben der fortgeruderten Fiſcher auf dem treuloſen Meer, ſchlief ich auf den weichen Polſtern der Strandbewohner ein.

---

*) So nennt man dort die eben beſchriebenen großen und nackten Flugſandberge.

**) Wenn das Wetter ſtill und klar iſt, ſich aber dennoch Anzeichen von baldiger Veränderung zeigen. Das engliſche ‚to lurk‘, heimlich lauern.

Noch vor Tagesanbruch wurde ich durch Lärm und Unruhe in der Wohnſtube neben meiner Schlafkammer geweckt. Das Gerede grober und feiner Stimmen, das Klappern von Holzſchuhen, das Klirren und Knarren von auf- und zugehenden Thüren miſchten ſich in einander. Ich richtete mich auf und horchte. In ſtilleren Zwiſchenräumen war mir, als ob ich draußen ein hohles Sauſen vernähme, oder ein tiefes, einförmiges Geſtöhne. Ich ſprang aus dem Bett, zog mich eilig an und ging hinein.

Die ganze Familie war auf den Beinen und in größter Thätigkeit. Der Hausvater wickelte ein Tau auf, die Hausmutter war am Herd beſchäftigt, ſcharrte das Kohlenfeuer zuſammen und ſetzte einen Topf bei, zwei junge Frauenzimmer — die eine die Tochter, die andere die Schwiegertochter — waren ganz angekleidet und banden ſich eben große Tücher um den Kopf, als gälte es eine längere Reiſe.

Mein Morgengruß ward kurz erwidert, und auf meine Frage: was das für ein Getoſe ſei, das ich gehört? erhielt ich vom Alten die ebenſo haſtige wie kurze Antwort: Das Meer.

Wo wollt Ihr hin, lieber Freund? fragte ich weiter.

Hinaus, um nach unſern Leuten zu ſehen, antwortete er; wir kriegen hartes Wetter.

Dieſe Worte hatten auf mich eine elektriſche Wirkung, und ich beſchloß augenblicklich, ihn zu dem ſchrecklichen Nachbar zu begleiten. Nach wenig Minuten waren wir reiſefertig und verließen das Haus.

Die Sonne war im Aufgehen. Ihre glührothe Scheibe brannte dunkel hinter ſtreifigen Wolken. Kein Wind war zu ſpüren, aber lauter klang das unausgeſetzte Donnern des Meeres. Schweigſam gingen wir vorwärts; ich in unruhiger, geſpannter Erwartung.

Ich beſtieg die äußerſte Klint. Zu meiner größten Verwunderung zeigte das Meer keine merkliche Bewegung; nur dicht am Strande ging die Unterſee tiefer, ſie brach ſich gegen die Küſte und rollte ſchäumend an derſelben entlang. Noch war die Luft ruhig; indeß mein alter Wetterprophet verſicherte: es werde nicht lange dauern, bis ich den Weſtwind ſpüre.

Er hatte Recht. Dieſer grimmige Beherrſcher der Nordſee kam bald herangezogen, in finſtre Nebel gehüllt. Weit hinaus fing jetzt das Meer an ſich zu bewegen; ſchon zeigten ſich kleine weiße Flecke, die immer mehr und mehr, immer größer und größer wurden und ſich, wie es ſchien, mit Windesſchnelligkeit näherten. Doch der Wind fuhr ihnen vorbei.

Plötzlich kam er mit Unheil verkündenden Seufzern und jenem pfeifenden Gewimmer in den ſtruppigen Büſcheln des Strandrohrs. Noch war kein Boot ſichtbar. Doch weithin auf den Dünenhügeln zeigte ſich ein Küſtenbewohner nach dem andern, meiſt Frauen und halbwüchſige Jungen. Sie kamen wie wir, um nach den

„Meinſt Du wohl, Du werdeſt gerne Apotheker ſeyn?“ fragte mich Mr. Brookes mit wohlwollendem Lächeln.

„Ja freilich, warum denn nicht?“ etwiederte ich.

„Halt ein wenig,“ ſagte der Junge, der mit dem Korbe wartete, und blickte mich ſchelmiſch an: Du biſt noch nicht durch Deine Rudemente durch.“

„Schweig' Du, Timothy,“ ſagte Mr. Brookes. „Daß Du den Rudimenten, wie Mr. Kophagus ſie nennt, nicht ſehr hold biſt, das läßt ſich begreifen. Nun geh', ſo ſchnell Du kannſt, mit dieſen Arzneien, Junge: Springſtreet, Nro. 14, Cleaverſtreet, Nro. 16, da wo Du ſchon geweſen biſt, und dann Johnſtreet, 55, zu Miſtreß Smith. Verſtehſt Du wohl?“

„Ei ja freilich verſteh' ich! kann ich nicht leſen? Ich leſ' alle die Aufſchriften und Ihren ganzen lateiniſchen Plunder obendrein, alle Ihre Summen, Duſſen, Hores, Dies, coct und cact. Ich denk', ich werd mich nächſter Tagen ſelber etabliren.“

„Ich werde Dir nächſter Tage eins auf's Dach geben, Mr. Timothy, wenn Du wieder ſo lange ausbleibſt und nach den Bilderläden guckſt; darauf kannſt Du dich verlaſſen.“

„Auf dieſem Wege thu' ich mir meine ganze Gelehrſamkeit ein,“ verſetzte Timothy, und ging mit ſeiner Ladung ab, indem er den Kopf rückwärts drehte und mir zulachte. Mr. Brookes lächelte, ſagte aber nichts.

Als Timothy hinaus war, trat Mr. Kophagus ein. „He, Japhet — ſeh' ſchon!“ ſagte er, und legte den Knopf an die Naſe; „nichts zu thun — ſchlimm — mußt arbeiten — mmh und ſo. Mr. Brookes — Burſch' Rudimente lernen — gut — und ſo.“

Hierauf nahm Mr. Kophagus den Stock von der Naſe, deutete nach dem großen eiſernen Mörſer und ging fort in's Hinterzimmer. Mr. Brookes verſtand meinen Meiſter an meiner Statt. Er wiſchte den Mörſer aus, warf einige Species hinein, zeigte mir, wie man den Stößel handhabt, und ließ mich bei meiner Arbeit.

ausbleibenden Fiſchern zu ſehen, verſchwanden und kamen wieder zum Vorſchein, oder auch waren es Andere, die an ihre Stelle traten.

Die Heftigkeit des Windes nahm zu; das Rollen der Wellen ebenfalls; die ganze Küſte war eitel Schaum. Ich zitterte für die Armen da draußen und gab ſie ſchon verloren in meinen eignen traurigen Gedanken.

Da rief der Greis, die Hand über den Augen haltend: Da ſind ſie! und derſelbe Ruf wiederholte ſich das ganze Ufer entlang.

Allein ich ſah noch nichts, und meine Furcht wuchs. Zuletzt leitete der Fingerzeig der Andern meine Blicke auf einen dunklern Punkt in der Ferne, welcher oft verſchwand, aber immer wiederkam, und jedesmal größer und näher.

Der Aufruhr des Meeres nahm zu. Die weißen Flecke vermehrten und erweiterten ſich. Die drei Sandriffe, die ſich in engen Abſtänden parallel mit dem Lande hinziehen, wurden ſchon durch ebenſoviel zuſammenhängende Schaumſtreifen bezeichnet, die ſich ſüdwärts und nordwärts ſo weit ausdehnten, als nur das Auge reichte — dieſe Riffe, welche das Verderben der Seefahrenden ſind, aber ein dreifacher Schutz für die Küſte, indem ſie die ungeheuern Wogen brechen, die, oft höher als der Klint ſelbſt, ohne einen ſolchen Widerſtand die ſchwachen Wälle bald herunterreißen und das niedere Weſtland überſchwemmen würden.

Das Boot hatte Eile. Schon ſah man die Köpfe der Leute, wenn es auf dem Rücken der Wellen ritt. Wenn es dann aber, wie von einem Hügel hinunter, abwärts ſchoß und im Wellenthal verſchwand, dann dachte ich in zitternder Erregung: Ob ſie wohl wiederkehren? Ein Angſtruf entfuhr mir; doch der alte Mann, der mit verſchränkten Armen neben mir ſtand, ſagte kurz: Was iſt? Noch hat es keine Noth.

Sie hatten die äußerſte Düne erreicht. Hier hielten ſie inne, ja ruderten ſogar aus allen Kräften rückwärts hinaus und durchſchnitten glücklich mehrere ungeheure Wogen. Als dieſe in der Brandung gebrochen und aufgelöſ't waren, und ſich eine kleine Strecke mit glattes Waſſer zeigte, benutzten ſie dieſen Zwiſchenraum und ſteuerten mit der Schnelligkeit eines Vogels hineinwärts. In gleicher Weiſe überwanden ſie das mittlere Riff. Allein jetzt kam die eigentliche Lebensgefahr.

Alle Zuſchauer ſprangen hinab an den Saum des Meeres, und wie auf gegebenen Befehl fielen Alle auf die Kniee und ſtreckten die feſtgefalteten Hände gen Himmel. Darauf ſprangen Alle ebenſo ſchnell wieder in die Höhe und faßten einander an den Händen. Ich begriff nicht gleich, was dieſe Kette zu bedeuten habe, bald ſollte ich es erfahren.

Das Boot war bei dem innerſten Riff keinen Steinwurf vom Lande entfernt. Es fuhr in die Brandung hinein, von einer Sturzwelle verfolgt, die ihren weißen Kamm hoch über ihm krümmte — es wurde eingeholt — drehte die Seite entgegen — wurde überwältigt —

ſchlug um. Ein Schrei, durchdringend, herzzerreißend, wurde von Weibern und Kindern ausgeſtoßen. Es galt Leben oder Tod.

Doch die Welle ſpülte die Schiffbrüchigen ans Land; Einige kamen ganz hinauf und faßten gleich Fuß; Andere jedoch kamen nicht ſo hoch — da ward die Kette an mehreren Stellen unterbrochen — der Nächſte erfaßte mit der einen Hand den gegen die Brandung Kämpfenden — der Reſt der Kette zog aus allen Kräften, um dem Meer ſeine Beute zu entreißen; denn dieſelbe Welle, welche ſie hinaufſchleuderte, würde ſie in ihrem Rücklauf wieder hinausgeriſſen haben, und dann wäre keine Rettung mehr möglich geweſen.

Grauenvolle Augenblicke! Allein ſie glitten ſo ſchnell vorüber, daß ich beinahe nicht ſah, wie es zuging, bis Alle gerettet waren. — Ebenſo ſchnell ward das Boot in Sicherheit gebracht — der ſtarke Träger über dem Abgrund, der treue Retter in ſo mancher Noth. Erſt als es mit der ganzen reichen Nachtbeute in voller Sicherheit aufs Land gezogen war, erſt dann wurde der Gruß geſprochen und mit derbem Handſchlag erwidert. Der Eine und Andere der waſſertriefenden Seeleute wurde von liebreichen Armen umſchlungen.

Und jetzt kamen auch die bisher zu Hauſe gebliebenen Mütter, Frauen und Töchter herbeigeeilt, mit Krügen voll erwärmender Getränke. Jeder der Heimgekehrten ergriff den ſeinigen mit beiden Händen und ſetzte ihn nicht ab, bis der Boden gegen den Himmel gekehrt war.*) Danach wurde die Ausbeute getheilt. Jeder ging nach ſeinem Hauſe, ich mit meinem Wirth und ſeiner Familie.

Eine wohlſchmeckende Mahlzeit von den Gaben des Meeres ward ſchnell bereitet, aber ehe ſie noch beendigt war, ſteckte ein Mann den Kopf durch die halboffne Thür und rief herein: Ein Schiffbruch.

Alle ſprangen in die Höhe und frugen: Wo? — Hier, antwortete kurz der Mann und zog den Kopf zurück, um dieſe wichtige Botſchaft weiter zu tragen. —

Mein Wirth, deſſen Sohn und zwei andere junge Burſchen, welche auch bei dem nächtlichen Fang mitgeweſen waren, ſtürzten hinaus — ich hinterher.

Der Wind hatte ſich zum Sturm geſteigert. Das Meer brüllte in grauſamſtem Zorn. Der Sand der Dünenberge peitſchte uns ins Geſicht, und der Schaum flog wie Schneeflocken um unſre Köpfe. Mit weit aufgeriſſenen Augen lief ich hinaus auf die Felswand, welche unter meinen Füßen zu erzittern ſchien. Die dunkeln Gewäſſer waren in weißen Giſcht verwandelt, und ein Staubregen von Schaum verfinſterte die Ausſicht, das Donnern der Wellen betäubte meine Ohren.

Wo? rief ich dem Zunächſtſtehenden zu.

---

*) Dieſe harten Menſchen haben nämlich die Sitte, nie Lebensmittel, weder naß noch trocken, mit ſich aufs Meer zu nehmen, weßhalb ſie ſtets bei der Landung mit einer Herzſtärkung von Warmbier empfangen werden.

Er ſtreckte den Arm aus; jetzt ſah ich das unglückliche Schiff, kaum einen Büchſenſchuß entfernt.

Kann er ſich nicht noch bergen? fragte ich.

Und wenn er der erſte Segler auf dem Meere wäre, kann er es nicht, lautete die Antwort; er kann nicht mehr vom Lande loskommen, er muß ſtranden.

Schwankend, taumelnd kam das Schiff näher.

Jetzt, ſchrieen Alle zugleich, jetzt iſt er bei dem erſten Riff.

Er läuft auf! rief Einer.

Nein, rief ein Anderer, da kommt eine Welle, die wird ihm helfen.

Sie kam — das Schiff ward von der gewaltigen Woge gehoben — ſank hinab. —

Er iſt hinüber! klang es; mir fiel ein Stein vom Herzen, allein ich kannte die jütiſche Küſte nicht. —

Nach wenigen Secunden hieß es: Da ſteht er! Es war auf dem mittleren Riff. Mir ſchien, als ſegelte er noch; aber es war nur das Schlingern des Schiffes und das Aufſtoßen auf den Grund.

Nur einen Büchſenſchuß vom Lande ſtand es; ich hoffte deßhalb, daß die Mannſchaft gerettet würde. Sie ließen auch ein Boot hinab; zwei Mann ſprangen hinein. Da kam eine Sturzwelle und riß es mit ſich. In Stücken und Stumpfen ward es ans Ufer geſchleudert; doch die Leute kamen nicht mehr zum Vorſchein. Der Schrei der Mannſchaft, als es verſchwand, drang durch das Geheul des Sturmes und durch das Geloſe der Brandung.

Nun kamen von außen her eine Reihe von Wellen hereingewälzt, höher, mächtiger als irgend eine zuvor — neun, ſagen die Küſtenbewohner, folgen nach einander, und die letzte iſt die größte von allen. Als die erſte das Schiff traf, machte dieſes einen Ruck ſeitwärts — ein Schrei, gellender noch und wilder als der erſte, ertönte von der geängſteten Mannſchaft. Die nächſte Welle drehte das Schiff noch mehr und überſpülte die vordere Hälfte des Verdecks. Die Matroſen kletterten in die Wanten hinauf und banden ſich mit Stricken daran feſt. Bei jeder nun folgenden Sturzwelle machte das Schiff mehr und mehr Kehrt, bis es zuletzt die ganze Seite gegen das Land drehte. Das Tauwerk ward losgeriſſen und hin und her geſchleudert; die Maſten hingen loſe.

Dieſem heftigen Stoß folgte ein Stillſtand, in welchem das Meer zu einem neuen, gewaltigeren Angriff Kräfte zu ſammeln ſchien. Die geängſteten Seeleute ſtreckten die Hände aus, bald gegen den finſtern Himmel, bald gegen das Land — das Land, das ihnen ſo nahe war, und das ſie lebend doch nie erreichen ſollten.

Ihr Geſchrei war wie Meſſerſtiche in meine junge Bruſt. Allein es gab keine Möglichkeit ihnen zu Hülfe zu kommen, und umſonſt riefen die Küſtenbewohner, daß ſie Taue an Fäſſern oder Tonnen befeſtigen ſollten und ſie über Bord werfen. Sie hörten es entweder nicht, oder ſie verſtanden es nicht.

Da zeigte ſich ein neuer und rührender Anblick. Ein Mann ſprang aus dem Roof, ein Weib hinter ihm her. Er warf ſeine Blicke aufs Meer, aufs Land, und darauf umarmten ſie ſich. Sicherlich waren es der Capitän und ſeine Frau. Plötzlich riſſen ſie ſich von einander los, liefen zurück in den Roof und kamen gleich wieder mit einem großen Bündel zurück. An einem Strick ließen ſie das ins Waſſer hinab. Dann knieeten Beide nieder und ſtreckten die Arme flehend gegen uns aus.

Das Bündel hielt ſich gut auf der Oberfläche, obwohl von der Brandung ſtark hin- und hergeworfen. Bald ward es ganz aufs Land geſchleudert; ein Mann erfaßte es, trug es weiter hinauf und löſ'te den Strick. Nun erſt ſprangen jene Beiden auf und ſtießen einen Schrei aus, der wie Freude klang. Schnell band der Mann die Frau mit dem von ihm feſtgehaltenen Ende des Strickes feſt an ein Brett — zu ſpät! Eine neue Wellenreihe erreichte das Wrack. Die erſte wälzte ſich brüllend und ſchaumſpritzend ganz darüber hinweg. Der eine Maſt ging über Bord mit Allen, die in ſeinem Tauwerk feſtgeklammert hingen; der Capitän und ſeine Frau waren verſchwunden. Am Land „halte" man aus allen Kräften an dem Tau — es gelang die Frau heraufzuziehen, aber mit zerſchmettertem Haupt. —

Die folgenden Wellen ſtürzten auch den andern Maſt um; der Rumpf wälzte ſich auf die Seite, die letzte Welle ſtieg wie ein Felſen aus dem Abgrund. Der Alte, der bei mir ſtand, rief: Verträgt er die, verträgt er mehr.

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ſchoß die Welle mit ihrem breiten Rücken noch mehr in die Höhe, krümmte ihn und ſtürzte ſich wie eine Lawine auf das Wrack hinab mit einem Krachen, das Sturm und Brandung übertäubte — es war zermalmt! Die zerſplitterten Trümmer tanzten und wirbelten im kochenden Giſcht herum.

Des Capitäns Leiche ward nie gefunden. Ebenſowenig hat man je ermitteln können, was des Schiffes Name und Heimath geweſen war.

Während Alle damit beſchäftigt waren, das hereintreibende Gut zu bergen, ging ich, um jenes zuerſt ans Land geholte Bündel zu unterſuchen.

Es beſtand aus dicht zuſammengeſchnürten Kojenbetten, welche an einer Kajütenthür befeſtigt waren. Ich bückte mich, um es aufzumachen, ahnend, ich wußte ſelbſt nicht was.

Da hörte ich mit freudiger Ueberraſchung ein leiſes Wimmern — ich zerſchnitt die Stricke — riß die Kiſſen auseinander — ein lebendes Kind lag vor meinen Blicken. Schnell wickelte ich es wieder ein und eilte, ſo raſch ich vermochte, mit dieſem koſtbaren Strandgut zu meiner Herberge.

Es war Niemand zu Hauſe, als mein altes Hausmütterchen und ihr Enkel, ein dreijähriger Knabe. —

Ich legte meine Beute auf den Tiſch. Das Kind — ein Mädchen von kaum einem halben Jahr — war ſehr durchnäßt vom Seewaſſer, ſchien jedoch nicht das

Geringſte von dieſem herben Todestrank geſchluckt zu haben. Es fing an zu weinen, ſicherlich aus Bedürfniß nach Nahrung.

Als die Frau es hörte, verließ ſie ihren Kaffeekeſſel auf dem Herd, und, das Kleine gewahr werdend, ſchlug ſie die flachen Hände gegen die Schenkel und rief: Herr Jeſulein! wo hat Er das hergekriegt?

Vom lieben Gott, antwortete ich und bat um trockne Kleidungsſtücke und etwas von der warmen Milch, die auf dem Herde ſtand. Dies trank die Kleine mit großer Gier und ließ ſich darauf, ohne zu weinen, aus den naſſen Windeln in trockne Linnen legen. —

Ich nahm ſie auf meinen Arm, während eine Wiege zurechtgemacht wurde. Bald ſank das Köpfchen auf meine Schulter, und ſie ſchlief ſchon feſt, ehe ſie in die Wiege gelegt werden konnte.

Gerührt betrachtete ich das ſüß ſchlummernde kleine Weſen: vor einer kurzen Stunde noch bei Vater und Mutter; und jetzt im fremden Land, von denen fortgeriſſen, die ihm das Leben gaben. — Wenn du wieder deine unſchuldigen Augen aufſchlägſt, werden ſie ſie ſuchen und ſie nicht finden. Niemals ſollſt du dieſe Namen ausſprechen -- die erſten, die wir lernen -- und die theuerſten! — Arme junge Blume! aus einem weit entfernten Lande, aus dem milden Süden vielleicht; und jetzt hieher verbannt, verpflanzt in den öden Sand des Nordens! Früh ſollſt du verwelken, und Niemand ſoll dich vermiſſen; keine Abſchiedsthräne ſoll deine verblaſſenden Wangen benetzen. Du ſollſt ſein, wie eine

Fremde und Landflüchtige, ungeliebt im Leben, vergeſſen im Tode —

Warum weint Er? fragte die Frau; iſt es um die, die das Meer genommen hat? Sind wir nicht Alle dem lieben Gott 'nen Tod ſchuldig? Mein erſter Mann blieb auf dem Meer, und mein Vater blieb auf dem Meer, und mein Bruder blieb auf dem Meer, Alle zugleich: damals weinte ich, indeß —

Ich traure nicht um die Todten, unterbrach ich ſie, ſondern um die Lebenden; ſcheint es Ihr nicht, daß die Kleine dort des Mitleids werth iſt?

Ja — ja! antwortete ſie und ſetzte ihre Arbeit fort, der alte Gott lebt noch. —

Es lag in dieſen Worten etwas, das meine Augen trocknete und meine Bruſt erweiterte. —

Ich verließ das Haus, um nach der Bergung zu ſehen. Unterwegs begegneten mir Einige der Helfenden, mit Beute beladen. Da ſie mir ſagten, daß am Strande nichts weiter zu thun ſei, ging ich zurück mit den Hausbewohnern. Dieſe, die von meinem Strandgut nichts wußten, machten große Augen bei dem Anblick des Kindes in der Wiege. Der Enkel meines Wirths — ein dreijähriges Bürſchchen — ſtand daneben und guckte neugierig und fröhlich hinein. —

Ich erklärte den Zuſammenhang.

Das iſt Alles recht gut, ſagte der Hausherr, aber wohin damit?

In der erſten halben Stunde ging mir ein Licht auf, warum Timothy ſo viel gegen das einzuwenden hatte, was Mr. Kophagus in ſeinem Humor die Rudimente unſeres Berufes hieß. Die Arbeit war entſetzlich ſchwer für einen Knaben; der Schweiß rann in Strömen an mir herunter und ich konnte kaum noch die Arme aufheben. Mr. Kophagus ging durch die Apotheke und ſah mir zu, wie ich ſo mit dem ſchweren eiſernen Stößel ſtampfte. „Gut,“ ſagte er, „wird ſich machen — Medicinae Doctor — und ſo.“

Ich dachte, das ſey ein ſehr rauher Weg zu ſolcher Würde und hielt inne, um ein wenig Athem zu ſchöpfen.

„Ei ja ſo,“ fuhr er fort, „Japhet — Taufname und ſo. Zuname? — he?“

„Mr. Kophagus wünſcht Deinen andern Namen zu wiſſen,“ ſagte Herr Brookes als Dolmetſcher.

Ich habe vergeſſen, dem Leſer zu ſagen, daß man den Kindern im Findelhauſe nicht nur einen Taufnamen, ſondern auch Zunamen gibt, und daß ich zu Ehren der Banknote, die in meinem Korbe lag, den Namen ihres gefeierten Unterzeichners erhalten hatte. „Newland iſt mein Zuname,“ antwortete ich.

„Newland — he! — ſehr guter Name — den Namen ſieht Jedermann gern — wünſcht ihn dutzendfach in der Taſche zu haben — mmh — ſehr erfreulich und ſo.“ Nachdem Mr. Kophagus dieß erwiedert hatte, verließ er die Apotheke.

Ich ging wieder an meine ſtampfende Beſchäftigung, als Timothy mit dem leeren Korbe zurückkam. Er lachte, als er mich über dieſer Arbeit ſah. „Schön ſo! behagen Dir die Rudemente? — und ſo? — he?“ rief er, Herrn Kophagus nachäffend.

„Nicht übermäßig,“ verſetzte ich, und wiſchte das Geſicht ab.

„Das war ſo mein Zeitvertreib, eh' Du kamſt. Ich bin länger als ein Jahr daran, und nie bin ich über dieſe Rudemente hinausgekommen, werd's wohl auch nicht.“

Herr Brookes, der meine Müdigkeit ſah, hieß mich aufhören, Sie kann ja der Gemeinde übergeben werden, meinte der Sohn.

Es iſt das Beſte, ſie gleich zum Paſtor zu bringen, ſagte der Schwiegerſohn; er mag dann mit ihr machen, was ihm gut dünkt. —

Während ſie ſich ſo über das Schickſal der kleinen Waiſe beriethen, war die junge Frau ans Fußende der Wiege getreten und betrachtete das ſchlafende Kindchen mit ſtarren Blicken, beide Hände in die Hüften geſtemmt.

Mutter! ſagte der kleine Junge, iſt das meine Schweſter?

In dieſem Augenblick ſchlug das Kind die Augen auf, ließ ſie zu allen Umſtehenden herumgehen und zuletzt auf dem Knaben ruhen. Er reichte ihr die Hand hin — ſie griff danach — er kreiſchte vor Freude.

Lieber Gott! rief die junge Frau, und Thränen traten ihr in die Augen — ſieht ſie unſerer kleinen Marie nicht ähnlich?

Wo? fragte ich und ſah mich ringsum, wo iſt ſie?

Im Himmelreich, antwortete ſie ſeufzend, es iſt jetzt ein Vierteljahr, ſeit ſie ſtarb.

Darauf blickte ſie ihren Mann an und ſagte: Wollen wir nicht dieſe ſtatt ihrer behalten?

Hm! antwortete er gedehnt, darüber haben wir nicht zu beſtimmen.

Jetzt ſah ſie flehend zu den Schwiegereltern hin und ſagte: Was ſagt unſer Vater und unſre Mutter? — Das kleine Lämmchen guckt uns ſo freundlich an.

Hm! antwortete der Greis. Wo Zehn ſatt wer-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21123 / 045**

den, kann ſich der Eilfte auch ſättigen — nimm das Kind!

Die Kleine lächelte, als verſtünde ſie es, und ſtreckte die Aermchen nach ihrer neuen Mutter. Dieſe hob ſchnell das Deckbett ab, nahm das Kind auf die Arme und küßte es mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Der kleine Burſche hüpfte in der Stube herum, klatſchte in die Händchen und rief: Gott ſei Dank, der uns die Marie wiedergeſchenkt hat!

Ja, wie heißt ſie? wie wollen wir ſie nennen? fragte der Alte.

Marie, Marie! jubelte die junge Frau; das ſagt ja klein Hannes.

Alle ſtimmten bei.

Doch die Hausmutter faltete die Hände im Schooß und ſagte mit einer Empfindung, die ich ihr nicht zugetraut hatte: In Jeſu Namen, das iſt ein Gottesleben vom Meere!

Dreißig Jahre waren verfloſſen ſeit meinem erſten Beſuch auf der wilden Weſtküſte Jütlands, als ich mich im vergangenen Sommer zum zweiten Male dort befand. Viel Waſſer war in dieſer Zwiſchenzeit den Berg hinunter gelaufen und — manch Auge auf dem Meere geſchloſſen worden — dachte ich, als ſie ſich wieder vor meinen Augen ausbreitete. Die Begebniſſe eines Menſchenalters mit ſeinen Stürmen hatten meine Erinnerung an die oben erzählten Ereigniſſe mit allen ihren furchtbaren Eindrücken geſchwächt, gleich wie der Sturm ſelbſt die Fußſtapfen des Wanderers im Sande der Dünen verwiſcht. Allein der Anblick des Meeres, der Küſten, die Jahrtauſende hindurch ſeiner Gewalt trotzen, weckten von Neuem die ſchlummernde Erinnerung. —

Vom Ufer des Meeres, an dem entlang ich wanderte, ging ich hinauf zwiſchen die Dünen, beſtieg einen der höchſten Sandhügel und ſah mich um nach meiner ehemaligen Herberge. — Ich war nicht im Stande, ſie irgendwo zu entdecken, und wähnte deßhalb die Richtung verfehlt oder — wie es leicht geſchieht — mich in dieſer einförmigen Landſtrecke, die ſo oft ihre Geſtalt ändert, verirrt zu haben; denn hier ebnet der Sturm einen Berg, dort fegt er einen andern zuſammen; und ſelbſt die ungeheuern Weiler verſchieben ſich, wechſeln Oberfläche und Lage, wie Schneehaufen, unter den wechſelnden Stürmen des Winters.

Die Sonne ſtand hoch am Himmel, die Luft war mild, und ein ſanfter Oſtwind blies vom Lande her und wehete leiſe durch die blaßgrünen Halme des Sandgraſes; Strandlerchen ſangen. —

Ich ſetzte mich mit dem Geſicht gegen das Meer; es war ruhig und trug die hellblaue Farbe des wolkenloſen Himmels — wie anders als bei jenem furchtbaren Aufruhr, in dem ich es zuletzt geſehen! — Iſt es denn auch dasſelbe Meer? — fragte ich mich ſelbſt. — Weßhalb nicht? Ich kenne weit traurigere Umwandlungen: des Kindes Antlitz iſt auch einmal der klare Spiegel der

Freude und der Unſchuld; doch es kommt die Zeit, wo es verfinſtert wird von des Kummers Wolken und den Nebeln der Trübſal, wo es erregt und durchfurcht wird von den wilden Orkanen der Leidenſchaft.

Ich ſtand juſt im Begriff meinen einſamen Raſtplatz zu verlaſſen, als ein unerwarteter Anblick mich zurück hielt.

Ein weißlockiger, gekrümmter Greis kam langſam, auf einen Stab geſtützt, auf mich zugegangen. Mit dem Stab in der Rechten taſtete er beſtändig vor ſich her, an ſeiner Linken ward er von einem kleinen fünf bis ſechsjährigen Knaben geführt. Im Sandthale, dicht nördlich vor mir, hielten ſie an.

Sind wir jetzt da, Terkil? fragte der Mann.

Ja, Urahn! antwortete der Kleine. Mit ſeiner Hülfe ſetzte ſich der Alte, das Geſicht gegen mich und die Sonne gekehrt, faßte ſeinen Stab mit beiden Händen und ſetzte ihn wie eine Stütze unter ſein bärtiges Kinn. Der Knabe fing an, kleine Steine zu ſammeln und ſie in geordnete Vierecke aufzuhäufen. —

Nach einigen Augenblicken der Stille fragte der Greis: Biſt du hier? Was thuſt du?

Ich baue Häuſer, Urahn! antwortete der Knabe.

Baue, mein Kind! — dachte ich — wir Alten bauen auch auf Sand. —

Nach einer Weile ſagte der Blinde: Wo iſt deine Mutter?

Sie kommt jetzt, antwortete der Junge.

Ich ſah nach der Richtung, von welcher ſie gekommen waren. Eine wohlgekleidete Bauersfrau, mit einem ſchönen, aber blaſſen Geſicht, eilte mit leichten und ſchnellen Schritten auf die Andern zu. Auf der Achſel trug ſie ein Grabſcheit.

Sobald ſie mich gewahr wurde, ſtand ſie ſtill, ſteckte den Spaten in die Erde und ſtemmte beide Hände in die Hüften. Ein eigenthümliches Lächeln ſpielte um ihren Mund; ſie blinzelte mit den Augen, nickte mir vertraulich zu, als wären wir alte Bekannte, und begann darauf in luſtigem Ton und mit einer ſchrillen Stimme zu ſingen:

Die jungen Burſche, ſie ſind ſo falſch, ja falſch aus des Herzens Grund,
Sie ſchwören uns Liebe mit Hand und mit Mund,
Doch beim Teufel! es kommt nit aus Herzens Grund.
Heiamdik, heiamdik, komm faldera![*]

Beim Refrain machte ſie einen Satz und ſchlug mit den Armen aus.

Der Blinde ſeufzte und ſagte ärgerlich: Lieber Gott! die häßliche Weiſe ſingſt du immer. Hannes hat dich ja nicht betrogen, das weißt du ſehr wohl.

Bei dieſen Worten ging die ſchauerliche Luſtigkeit des jungen Weibes in die tiefſte Wehmuth über; ihre Hände glitten kraftlos am Körper herab; ſie neigte das ſchöne, bleiche Antlitz auf die Seite, und ein tiefer Seufzer hob den Buſen und die Schultern.

---

[*] Jütiſche Bauernweiſe.

Ja wohl! du haſt Recht, Urahn! jammerte ſie; ich will denn nachſehen, ob er hier iſt.

Hierauf ergriff ſie den Spaten und fing an, in dem Sande eifrig zu graben.

Doch bald hielt ſie wieder inne, ließ die Hände auf dem Griff ausruhen, ſchüttelte den Kopf und ſagte: Er iſt nicht hier — nein, nein! Die Mahanſter*) hat ihm ſchon was vorgeſchwatzt und ihn mit ſich gelockt — ja, wir kennen ſie ſchon!

Hierbei richtete ſie ſich ſchnell wieder auf und ſang in ihrem früheren Ton und mit derſelben ſchelmiſchen Miene:

Die jungen Burſche die lieben wir ſehr, ja tief aus des Herzens Grund;
Was hilft es uns aber, daß ſie uns ſo lieb?
Sie ſchleichen von dannen ſo ſacht wie ein Dieb —
Heiamdik, heiamdik, komm faldera!

Der kleine Knabe, welcher kaum wußte, was Wahnſinn bedeutet, ſang den Refrain mit, indem er in kindlicher Ausgelaſſenheit ſeine Steinbauten mit den Füßen umwarf. Der Greis aber verbarg das Geſicht in den Händen, und unter ihnen fielen ſeine Thränen in den Sand. Ich ſaß, wie an den Ort feſtgebannt. Ich hatte nicht das Herz zu fragen. Nichtsdeſtoweniger erhielt ich bald eine Aufklärung, die ich beinahe bereute geſucht zu haben.

Die Wahnſinnige warf den Spaten wieder über die Schulter und ging fort, weiter ſingend:

---

*) Verkürzung für Maren Hanstochter.

Um den Liebſten wird Mancher die Wange ſo bleich,
Doch pfui über Die, der nur Schande gebührt,
Die einer Andern den Liebſten entführt!
Heiamdik, heiamdik, komm ſaldera!

Als ſie fort war, faltete der Alte die Hände über die zitternden Kniee und wendete das Geſicht gegen den Himmel, den er nicht mehr ſah, aber von wo auch der Blinde Licht für ſeine Seele und Hoffnung für ſein bekümmertes Herz holt.

Nachdem er ſein ſtummes Gebet vollendet hatte, ſagte er: Komm, Terkil! komm und küſſe den Urahn!

Der Knabe legte ſeine kleinen Hände auf die des Alten und küßte ihn. Der Alte erhob ſich, von dem Kinde unterſtützt, und Beide wanderten ſie langſam, wie ſie gekommen waren, davon.

Ich wandte mich in tiefer Bewegung wieder gegen das Meer. Eine ältliche Frau ging unten am Strande mit ihrem Weidenkorb auf dem Rücken.*)

Ich rief ſie, ſie kam und begrüßte mich mit einem: Grüß' Gott und guten Tag!

Ich ſagte ihr, was ich geſehen hatte. Sie ſetzte den Korb auf die Erde, ſich daneben, und erzählte:

Der blinde Mann, das iſt der alte Terkil — er weiß ſelbſt nicht, wie alt er iſt, aber er iſt ſicherlich über hundert. Gott ſei uns Allen gnädig! Er war einſt ein guter Mann und hatte Geld auf Zinſen liegen.

---

*) In dieſem ſammeln Alte und Arme Bernſtein, Holzſtücke und was ſonſt das gefräßige Meer wieder von ſich giebt.

Er wohnte da — dort am Ende jenes großen Meilers lag ſein Haus. Der Flugſand verſchüttete aber ſein Feld, und er mußte dann weiter hineinwärts ziehen und auf nacktem Boden wieder von vorne anfangen. Ja, guter Herr! — wo Ihr auch her ſein mögt — ihr Oſtländer wißt wenig davon, was wir ausſtehen müſſen: wir werden vom Sand wie vom Waſſer gedrängt — ſeht dort hinaus, wo jetzt die Schiffe gehen, da ſtand meine Wiege. —

(Ich wußte jetzt, daß ich mich in der Lage meiner früheren Herberge nicht getäuſcht hatte, und daß mein ehemaliger gaſtfreier Wirth noch als blinder Greis lebte.)

Aber das wahnſinnige Mädchen — oder was ſie iſt — fragte ich weiter — iſt ſie ſeine Tochter? oder —

Was das anbelangt, ſo gehört ſie ihm gar nicht an, — lautete die Antwort; vor vielen Jahren ſtrandete hier ein Schiff, alle Leute darauf ertranken, bis auf ein Wickelkind, das in ſeiner Wiege ans Land ſegelte. Seht, das iſt juſt die tolle Marie, die Ihr hier eben traft. Terkils nahmen ſie wie ihr Eigenes auf, und ſie gedieh gut und ward ein ſchönes Mädel. Terkils hatten zwei Kinder, müßt Ihr wiſſen, eine Tochter, die war verheirathet, aber ſie iſt ſchon ſeit vielen Jahren todt, ohne Erben zu hinterlaſſen, und einen Sohn, der auch todt iſt; aber damals lebte er, und war verheirathet und hatte einen einzigen Knaben und keine Kinder mehr. Dieſer Knabe und Marie, als ſie groß wurden, da verlobten ſie ſich. Den Eltern gefiel es nicht, denn ſie beſaß nichts, als die Betten, worin ſie angeſegelt gekommen war. Doch wie es nun geſchah, oder nicht geſchah, die jungen Leute kamen einander zu nahe, und ſie hatte ein Kind von ihm — das iſt der kleine Burſche, den Ihr hier ſaht. Nun wollten die Eltern ſie mit ihrem Rangen nicht länger im Hauſe haben, was ja auch nicht ſo verwunderlich war. Der alte Terkil hätte ſie dennoch behalten, doch hatte er nichts mehr im Hauſe zu ſagen; er hatte es dem Sohn übergeben, und die alte Frau war damals ſchon geſtorben. — Aber, was ich ſagen wollte: ſo überredeten Terkil und Hannes — ſo hieß der Liebhaber — unſern Mann, ſowohl die Mutter wie das Kind ins Haus zu nehmen. Indeß, das habe ich oft bereut, denn weder bei Tag noch bei Nacht hatten wir Ruhe. — Nie froh zu ſein, iſt Höllenpein, ſagt ein altes Sprichwort und die arme Marie! ſie ſeufzte und ſtöhnte und flennte früh und ſpät; und der Wurm ſchrie mit, denn dafür bin ich Euch gut: Marie's Augen gaben mehr Waſſer, als ihre Brüſte Milch gaben. Ja, ſie hat manches Mal vor der Wiege auf den Knieen gelegen und hat ſie geſchaukelt und zugleich geſungen und geweint. Wenn dann das Kind zur Ruhe gebracht war, warf ſie ſich in den Kleidern quer über ihr Bett und betete dann für gewöhnlich zu unſerm himmliſchen Vater, daß er ſie Beide erlöſen möge. Hannes kam freilich, ſo oft es ihm möglich war, und beſuchte ſie und gab ihr Geld und tröſtete ſie. Das half Alles nichts. Hannes! ſagte ſie oftmals zu ihm welchem Befehl ich mit Freuden gehorchte und mich in einer Ecke der Apotheke niederſetzte.

„Da," ſagte Timothy, ſeinen Korb hinſtellend, „nichts mehr zu thun für mich **anti prandium**, Mr. Brookes?"

„Nein, Tim; aber **post prandium**, da mußt wieder poſtkleppern."

Es wurde Mittag. Herr Kophagus, der wieder da war, ging mit Herrn Brookes in's Hinterzimmer, während Timothy und ich in der Apotheke bleiben mußten, um etwaige Kundleute zu melden. So will ich denn dieſe Gelegenheit ergreifen, um Mr. Timothy etwas umſtändlicher einzuführen, da er eine ſehr hervorſtechende Rolle in dieſer Erzählung ſpielen wird. Timothy war kurz gewachſen für ſein Alter, aber ſehr ſtark gebaut. Er hatte ein ovales Geſicht von ſehr dunkler Farbe, graue Augen, die unter langen Wimpern hervorblitzten, und Augenbrauen, die nahezu ein Rätzel bildeten. Er war ein wenig blatternarbig, nicht ſo, daß es ihn hätte entſtellen können, aber doch in der Nähe bemerklich. Seine Miene leuchtete beſtändig vor Heiterkeit; dabei war in ſeinem Geſichte ſolch ein glückſeliger, den Teufel darnach fragender Ausdruck, daß man ihn in der erſten Minnte liebgewinnen mußte, und daß ich augenblicklich mit ihm auf dem innigſten Fuße ſtand.

„Hör' mal, Japhet," ſagte er, „wo biſt Du denn eigentlich her?"

„Aus dem Findelhauſe," ſagt' ich ihm.

„Alſo haſt Du keine Freunde oder Verwandte?"

„Wenn ich die auch habe, ſo weiß ich nicht, wo ſie ſind," verſetzte ich ſehr ernſthaft.

„Bah, laß Dich das nicht ernſthaft machen. Ich hab' auch keine. Ich bin vom Kirchſpiel aufgezogen worden im Waiſenhauſe. Man fand mich vor der Hausthüre eines Herrn, der mich zu den Armenpflegern ſchickte; damals war ich ſo ein Jahr alt. Sie heißen mich einen Findling, aber mir iſt's eins, auf welchen Ruf ich gehen ſoll, ſo lang' man mich nicht zu ſpät zum Eſſen ruft. Vater

— Hannes, du darfſt nicht öfter hieher kommen! Weßhalb ſoll ich Unfriede zwiſchen dich und deine Eltern bringen? Aber Hannes kam dennoch; er wollte ſie auf keine Weiſe verlaſſen. — Mitunter ſagte ſie zu mir: Kerſten! ſagte ſie, wollte Gott, ich wäre mit meinen Eltern ertrunken! Ich bin eine Fremde und eine Heimathloſe in dieſer ſündhaften Welt. Ach — wäre es nicht für ihn, der dort ſchläft — mehr ſagte ſie nicht, doch wußte ich wohl, was ſie dachte. — Zur ſelben Zeit legte ſich Stig drüben krank ins Bett, und er ſtand nicht wieder auf, und er hatte Geld, und die Wittwe war jung und ſchön, und ſie warb um Hannes. Er ſagte Nein. Und war es vorher ſchlimm geweſen, ſo wurde es jetzt arg. Die Eltern drangen feſt in ihn, doch er wollte um keinen Preis. Das erfuhr Marie; und ſie ſagte ihm nicht Einmal, aber vielemal: Hannes! nimm Mahanſter! es iſt für uns Alle am beſten ſo. — Nein — er wollte es nicht. Da ſagte ſie zuletzt zu ihm: falls du ſie nicht nimmſt, gehe ich dahin, wo ich hergekommen bin — ſie meinte das Meer. Da fing er an zu weinen und lief davon wie beſeſſen. Als er fort war, reuete es ſie wieder, und ſie weinte und rang die Hände, daß ich dachte, ſie würde die Finger noch ausrenken.

Hannes kam nicht wieder, und es vergingen zwei Tage, und am dritten kam er auch nicht. Jetzt hieß es, daß er die Mahanſter haben wollte. Marie ſchwieg dazu, aber ſie ſah ſo aus, daß man ſich allerhand denken konnte. Und unſer Mann und ich, wir hatten ein waches Auge auf ſie, denn wir hatten Angſt. Aber, da kommt er eines Abends zu uns herübergeſprungen, und reißt die Thüre weit auf, und wirft ſich an Mariens Hals, und zieht das Kind aus der Wiege, und küßt es und tanzt damit herum — die Meinung war, daß er nun endlich die Einwilligung der Eltern hatte, ſie zu heirathen. Da hättet Ihr die arme Marie ſehen ſollen! Sie konnte kein Wort hervorbringen. Ja, ja! das war auch die letzte Freude, die ſie in dieſer Welt hatten — und die war kurz. — Es ward Mitternacht, ehe er fortfinden konnte; er ging, und wir dachten an nichts Böſes.

Des Morgens kommen die von Terkils und fragen nach ihm. Ja, fort war er. — Wir ſuchten und wir ſuchten; endlich fand Marie ſeinen Hut — gerade auf dem Fleck hier unter uns, wo Ihr ſie vorhin mit den Andern ſaht. Um es kurz zu erzählen: Drunter lag er ſelbſt und war im Quellſand erſtickt. Es hatte nämlich den Tag über ſtark geweht, und das Waſſer war landeinwärts geſtrömt. Und da muß er nun fehlgegangen und in den weichen Qualſter hinausgekommen ſein, und da giebt's keine Rettung; ſie ſinken und ſie ſinken, bis ſie ſo tief unten ſind, daß ſich die Erde wie ein Deckel über ihnen ſchließt.

Marie verlor ſogleich den Verſtand und hat ihn nie wiederbekommen, kriegt ihn wohl auch nie wieder. — So, nun geht die Geſchichte nicht weiter; und Ihr wißt nun, wonach ſie hier gräbt, und weßhalb ſie hier immer herumgeht, und weßhalb der alte Terkil, wenn das Wetter gut iſt, hier ſitzt und ſich in der Sonne badet und ſeufzt und mit den blinden Augen weint. Ach ja! Gott tröſte die da mühſelig und beladen ſind!

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, nahm den Korb auf den Rücken und gab mir ein: behüt' Euch Gott und lebt wohl!

Sie ſtieg wieder zum Meere hinab und ſagte im Fortgehen, wie mit ſich ſelbſt redend: Ach nein! wir finden keine Ruhe in dieſer Welt, ehe ſie nicht Grabſcheit und Schaufel kreuzweiſe über uns legen.

# Theobald.

Von

Henriette-Etienne-Fanny Arnaud,

**Mad. Charles Reybaud.**

(Geb. 1802.)

---

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Max Kalbeck.**

## 1.

Was ich erzählen will, hat ſich erſt vor Kurzem zugetragen.

Von allen Perſonen, die in dieſem Familiendrama auftreten, iſt noch keine geſtorben, und Eine wird beim Durchblättern dieſer Seiten, wenn ſie alle dieſe unter fremden Namen eingeführten Perſönlichkeiten eine nach der anderen wiedererkennt, ausrufen: Das bin ich! — Mag es drum ſein! Ich nehme ihren Zorn auf mich; ſie iſt nur ein Weib, und ich bin ein armer, alter Mann, dem ſie die letzten Tage ſeines Lebens verbittert hat. —

Es war eine jener unangenehmen Witterungen zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wo der Regen, von heftigen Windſtößen gepeitſcht, niederſtrömt. Kein Menſch, kein Lärm in den einſamen Straßen, nur ein Leierkaſten ſpielte falſch und wehmüthig im Schutze eines Thorwegs. Es ſchlug acht Uhr, als ich in den Salon meiner Schweſter, der Marquiſe de Pons, eintrat.

Meine Schweſter war eine Frau, die ihre Zeit hinter ſich hatte; die ſchönen Tage ihres Lebens waren ihr am Hofe von Marie-Antoinette hingegangen; ſehr ſchlimme Zeiten folgten auf ſo viel Glanz und Glück, dann hatte das Schickſal ihr noch einmal wohlgewollt, und vierzig Jahre ſpäter lebte ſie glücklich mit dem, was ihr von den Trümmern aus dieſem großen Schiffbruch geblieben war. Sie flößte auf den erſten Blick Ehrfurcht ein und war durchaus liebenswürdig im näheren Verkehr; unter ihren Runzeln ſah man noch ihre einſtige Schönheit, und ihre hohe, anmuth- und würdevolle Geſtalt verrieth ihre achtzig Jahre durchaus nicht. Aus der vornehmen Welt, in der ſie gelebt, war ihr ein gewiſſer Schein von zurückhaltender Kälte geblieben; aber ſchon nach den erſten allgemeinen Phraſen wurde ſie heiter, geſprächig und — Gott verzeih's ihr! — leichtſinnig wie ein glückliches junges Mädchen von fünfzehn Jahren. Alle ihre Zärtlichkeit, ſowie auch die meine, hatte nur Einen Gegenſtand: die Tochter ihres einzigen, bereits verſtorbenen Sohnes, einen wahren Engel, Valerie de Pons.

Jenen Abend alſo waren wir im Familienkreiſe. Madame de Pons ſtickte; Valerie, die ihr zu Füßen auf einem Taburet ſaß, wickelte Seide ab. Auf ihren Knieen lag ein großer Strauß Herbſtblumen, die zwar ſchon vom Froſte gebleicht waren, aber ihren zarten Duft in die warme Atmoſphäre des Salons um ſo angenehmer aushauchten. Auf der anderen Seite des Tiſches zeichnete Theobald in ein Album: ſein aufmerkſamer Blick ging fortwährend von der vor ihm befindlichen Gruppe zu ſeiner Zeichnung, die er lächelnd mit der Freude eines

Künſtlers betrachtete. In einem Monat ſollte Theobald de Montmaur unſere Valerie heirathen.

Ich ſtand vor dem Kamin mit dem Grafen Anatole de Saint-Servien. Seine Verwandtſchaft mit Theobald gab ihm gerechten Anſpruch, ſich zu unſeren Vertrauteſten zu rechnen; er war ein guter Junge, aber in jeder Hinſicht unbedeutend, einer von den Menſchen, die man achtet und liebt ohne ihre Gegenwart oder Abweſenheit zu bemerken.

Angeſichts dieſes friedlichen Familienbildes hatte ich die heiterſten Vorahnungen für die Zukunft. Theobald war ganz der Mann, wie ich ihn Valerien gewünſcht hatte: ein geachteter Name, zwar wenig Vermögen, aber eine Stellung, die ſich verbeſſern mußte, nicht zu viel Ehrgeiz, ein biederer und hochherziger Charakter und ein tadelloſes Leben. Auch Valerie ſchien des Glückes, das wir ihr bereitet hatten, froh zu ſein; ihr ſchüchterner Blick heftete ſich mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Vertrauen und Zärtlichkeit auf Theobald, dann kehrte er dankbar zu mir zurück.

Kommen Sie hieher, Onkel, ſagte ſie zu mir und wies auf einen Platz am Tiſche; Theobald muß auch Sie in mein Album zeichnen.

Eitles Kind! rief ich aus, du willſt, daß mein altes Geſicht deinen ſiebzehn Jahren zur Folie diene! Das kleine Familienbild hat ſchon, wie ich meine, an den achtzig Jahren der Frau Marquiſe völlig genug.

O daran habe ich nicht gedacht, verſetzte Valerie treuherzig; von ſolchen Eitelkeiten weiß man nichts, wenn man nicht ſchön iſt!

Gleichwohl war ſie reizend, wie ſie ſo ſprach; wieviel Sanftmuth und Heiterkeit lag in dieſen blauen Augen, wie viel Anmuth in ihrem Lächeln und in ihrem ganzen Benehmen!

Ich trat hinter Theobald; ſeine Zeichnung war ſehr hübſch; nur der Kopf Valeriens war durch häufiges Ueberarbeiten etwas verwaſchen, wie der Kunſtausdruck lautet; man bemerkte, daß der Zeichner das Bild hatte verſchönern wollen und damit nicht zu Stande gekommen war.

Liebes Fräulein, ſagte er und wiſchte eifrig eine Linie wieder weg, die ihm nicht glücken wollte, könnten Sie wohl den Kopf ein wenig ſenken?

Sie neigte ſich gegen ihre Großmutter hin, und ihre ſchönen blonden Haare fielen in langen Wellen über ihre Wange.

So iſt es vortrefflich! rief Theobald befriedigt.

Mein Gott! dachte ich, er bemerkt viel zu ſehr, daß ſie nicht ſchön iſt! . . .

In demſelben Augenblick ſchlug der Regen heftig gegen die Fenſter, und der Donner rollte.

Was für ein abſcheuliches Wetter! rief Graf Anatole, der ſeit einer halben Stunde, ohne ein Wort zu ſprechen, nach dem Regen hingehorcht hatte.

Mir iſt es um ſo unwillkommener, ſagte mein-

Schweſter, als ich heute Abend Beſuch erwartete: Madame de Las Vermejas.

Madame de Las Vermejas! wiederholte der Graf, indem er aufſtand, Madame de Las Vermejas! Eine Spanierin, deren Gemahl in Navarra getödtet wurde, und die als Gefangene der Carliſten ihnen wie durch ein Wunder entkam?

Dieſelbe, Herr Graf.

O, dieſe Frau iſt eine Heldin! Spricht ſie franzöſiſch?

So gut wie Sie. Obwohl Spanierin, wurde ſie in Paris erzogen.

Um ſo beſſer! Es wäre mir ſehr leid geweſen, ſie nicht zu verſtehen. Und ohne dieſen traurigen Regen wäre ſie heute Abend hier? Finden Sie das nicht recht ärgerlich, Theobald?

Durchaus nicht, antwortete dieſer und lächelte Valerien freundlich an; der Beſuch würde die Traulichkeit unſeres Abends geſtört haben. Man fühlt ſich in der Familie am warmen Herde ſo wohl, wenn draußen das Wetter tobt und langweilige und ungelegene Beſuche fernhält! — Und dann, ſehen Sie, liebe ich die Heldinnen nicht. Ich fühle mich mehr zu einem ſanften, anmuthigen, ſchüchternen Weſen hingezogen, als zu dieſen Mannweibern, die wie ein Cuiraſſier zu Pferde ſteigen und ohne zu blinzeln das Gewehr losknallen. Eine Heldin! das iſt ein Unding!

Nun, nun, mein Lieber, unterbrach ihn der und Mutter, wer ſie auch ſeyn mochten, als ſie mir davon liefen, — meinen Appetit wenigſtens haben ſie nicht mitgenommen. Ich will nur auch ſehen, wie lang' der Herr noch mit Meſſer und Gabel zu ſpielen vorhat. Mr. Brookes — was der ißt, das wär' nicht genug, um's einer Schnepfe einzugeben. Wie iſt Dein Zuname, Japhet?"

„Newland."

„Newland, ſo, nun ſollſt Du meinen dagegen haben: Timotheus Oldmixon, gehorſamſt aufzuwarten. Sie tauften mich nach dem Pumpbrunnen im Waiſenhauſe, der die Aufſchrift hatte: ‚Timotheus Oldmixon fecit'; die Armenpfleger dachten, der Name ſtehe mir ſo gut als irgend ein anderer, und ſo wurde ich nach dem Pumpenmacher mit ein paar Tropfen Pumpenwaſſer getauft. Sobald ich groß genug war, ſtellten ſie mich an, um ſämmtliches Waſſer zu pumpen, das man im Waiſen- und Arbeitshauſe brauchte. Ich bearbeitete meinen Papa, wie ich die Pumpe nannte, den ganzen lieben langen Tag. Selten hat ein Sohn ſeinen Vater mehr bearbeitet und mehr gehaßt, und nun, Japhet, ſiehſt Du, aus Gewohnheit muß ich Dich auspumpen."

„Da wirſt Du mich bald trocken gepumpt haben, denn ich kann Dir ſehr wenig auf Deine Fragen antworten," verſetzte ich; „aber ſage mir, was für ein Schlag von Menſchen iſt denn unſer Herr?"

„Du ſiehſt's ja! ſo iſt er immer, blutſelten anderer Laune, und wenn er's je einmal iſt, ſo iſt er gerade ſo curios, wie ſonſt. Er hat mir ſchon oft gedroht, aber nie hab' ich einen Schlag gekriegt, obgleich Mr. Brookes mich ein- oder zweimal verklagt hat."

„Aber nicht wahr, Mr. Brookes iſt nicht ſchief?"

„Nein, er iſt ein ſehr guter Gentleman; übrigens treib' ich's manchmal ein Bischen bunt, das muß ich ſagen. Denn, wie Mr. Brookes ſagt, die Leute können ſterben, bis die Arznei kommt, weil ich meinen Korb hinſetze, um zu ſpielen. Es fehlt ſich nicht, freilich; aber ich kann doch deßhalb mein Pflock- und Ringſpiel nicht

Graf, mit einem Blick auf Valerie, ich finde es begreiflich, daß Sie nur für ein ganz zartes, ganz junges, ganz anmuthiges weibliches Weſen ſchwärmen, ich aber darf mir wohl erlauben, die ſtarken Frauen zu lieben. Ich denke mir Madame de Las Vermejas groß und brünett, mit ſtolzem Blick und edlem Gange; vielleicht häßlich, aber von jener Häßlichkeit, die uns ein anziehender Ausdruck vergeſſen läßt! Nicht wahr, Madame, ich habe ſie mir richtig vorgeſtellt?

Ja, beinahe, ſagte meine Schweſter lachend; in dieſen Tagen will ich Sie bei ihr einführen, und Sie werden ſelbſt ſehen.

Wie fatal iſt dieſer abſcheuliche Regen! rief Graf Anatole von Neuem aus, indem er zum Fenſter hinging wo das Waſſer wie ein Gießbach herniederrauſchte.

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als ein Wagen vor der Thür hielt. Einen Augenblick trat allgemeines Stillſchweigen ein.

Da haben wir zweifelsohne Madame de Las Vermejas, ſagte Valerie und lächelte zu Theobald hinüber, wie um ihn über dieſen Beſuch zu tröſten.

Ich glaube, mir klopft das Herz, ſprach Graf Anatole halblaut, fuhr ſich durch die Haare und ſtellte ſich an die Ecke des Kamins.

Keine Minute verging, ſo meldete man Madame de Las Vermejas. Sie trat mit leichtem Schritt ein, ſchlug ihren ſchwarzen Schleier zurück, grüßte Jeden und ſetzte ſich neben Madame de Pons.

Ich kann nicht beſchreiben, in welche Ueberraſchung, welches Staunen der erſte Anblick von Madame Ines de Las Vermejas mich verſetzte; man muß dieſe wunderbare Schönheit geſehen haben, um den Eindruck, welchen ſie machte, begreifen zu können. Man denke ſich einen Kopf, wie ihn eine Malerphantaſie in einem glücklichen Moment ſich träumen läßt, und den ganz ſo ſchön und lieblich auf der Leinwand feſthalten zu können der Künſtler verzweifeln muß. Eine majeſtätiſche Figur, ein ſchlanker, von einer Fülle ſchwarzer Spitzen halb verhüllter Nacken und allerliebſte weiße Hände, kokett über einem ſchwarzen Trauerkleide gekreuzt.

Ich weiß nicht, was dieſe Frau zuerſt ſprach, ſo ſehr war ich in ſtummes Anſchauen ihrer Schönheit verſunken; doch fiel mir der Ton ihrer Stimme auf; er war angenehm, ſilberhell und hatte einen leichten ausländiſchen Accent, obwohl ſie ſehr rein franzöſiſch ſprach. Auch Theobald betrachtete die Heroine mit Ueberraſchung, doch glaubte ich zu bemerken, daß ſein ungünſtiges Vorurtheil nicht ganz gerechtfertigt worden war; er nahm bald ſeine Zeichnung wieder zur Hand und arbeitete daran fort, ohne ein Wort zu reden. Nun betrachtete ihn auch Madame de Las Vermejas und ſah darauf Anatole an. Eine Aehnlichkeit zwiſchen den beiden jungen Männern zu finden, war unmöglich. Theobald hat eine jener Phyſiognomieen, welche die Phantaſie der Frauen anregen, einen gedankenvollen Blick, ein unbeſchreibliches Lächeln. Graf Anatole, mit einem dunkelrothen, ausdrucksloſen

Geſicht und etwas kurzſichtig, ſieht aus wie alle Welt; er machte ſich möglichſt bemerklich, um die Aufmerkſamkeit von Madame de Las Vermejas auf ſich zu lenken, die mit der Marquiſe plauderte, ohne ſich um ſeine kleinen Kokettericen zu bekümmern und ohne überhaupt auf ihn, der ſie allzuviel, noch auf Theobald, der ſie gar nicht anſah, zu achten.

Meine Schweſter triumphirte; ſie hatte eine Leidenſchaft für Ueberraſchungen, und dieſe war ihr vollſtändig gelungen. Indeſſen vergaß Anatole nicht, daß Madame de Las Vermejas eine Geſchichte zu erzählen hatte, eine Geſchichte, deren Heldin ſie war, und die, in den Zeitungen veröffentlicht, ganz Paris einen Tag lang beſchäftigt hatte. Mit Hülfe der Marquiſe brachte er es dahin, daß Madame de Las Vermejas genöthigt wurde, davon zu ſprechen. Sie mochte es wohl nicht allzuſehr bedauern, dieſe Erzählung zu wiederholen, in der ſie ſelbſt eine ſo große Rolle ſpielte, und nach der man ſie ohne Zweifel ſo und ſo oft ſchon gefragt hatte. Gleichwohl erwiederte ſie auf eine directe Frage Anatole's einfach: Es iſt wahr, ich bin wie ein Soldat zur Execution verurtheilt geweſen, — gewiß ein weniger ſchimpfliches Ende, als Galgen oder Schaffot; aber offen geſtanden iſt das in einem ſolchen Augenblick ein ſchwacher Troſt.

Zum Tode verurtheilt! — wiederholte die Marquiſe; auch mich hat man im Jahre 93 zum Tode verurtheilt, aber ich war in einem ſichern Verſteck . . . und dieſe Ungeheuer haben Mitleid mit Ihnen gehabt? Sie haben nicht gewagt, Sie zu tödten?

Madame de Las Vermejas ſchüttelte den Kopf. — Sie hätten es gewagt, ſagte ſie, aber ein Wunder hat mich gerettet.

Sie ſchwieg, wie von dieſer furchtbaren Erinnerung erſchüttert; dann fuhr ſie fort, indem ſie einen Blick auf Theobald warf, der indeſſen eifrig fortzeichnete:

Mein Gemahl war eben vor den Mauern von Viktoria gefallen; ich blieb allein in einem aufrühreriſchen Lande zurück, zwiſchen zwei Parteien, die ſich gegenſeitig abſchlachteten. Ich hätte ins Gebirge fliehen, mich in irgend einem Dorfe verbergen müſſen; doch was hätte ich auch dort für Sicherheit gefunden? Welcher Geleitsbrief hätte mich vor den Räubern beſchützt, denen der Bürgerkrieg bei allen ihren Freveln Strafloſigkeit zuſichert? Ich entſchloß mich, in Frankreich Zuflucht zu ſuchen.

Ein einziger Diener begleitete mich; ich verſchaffte mir weder einen Reiſepaß, noch einen Schutzbrief, die mein Unternehmen verrathen hätten.

Wir verließen Vittoria in einem meiner Wagen, wie um aufs Land zu gehen. Nur wenige Kleider nahm ich mit; mein Geld und meine Kleinodien hatte ich in die Wagenkiſſen eingenäht. Was für eine Reiſe! Wir fuhren durch ein ausgehungertes Land, das durch den blutigen Krieg zu Grunde gerichtet war . . . . verdorbene Wege, brach liegende Felder, Dörfer, deren decimirte Einwohnerſchaft beim Anblick einer Uniform Reißaus nahm und ſich vor jeder Fahne fürchtete, — wurden ſie doch von Chriſtinos und Carliſten gleich ſchwer heimgeſucht.

Anfangs ging Alles nach Wunſch; wir wichen den von den Guerillas beſetzten Orten auf weiten Umwegen aus, und ich brachte zwei Nächte in verlaſſenen Häuſern zu. Am Abend des dritten Tages gelangte ich zu einer armſeligen Venta in der Nähe von Eſtella, meine Maulthiere waren müde und konnten nicht weiter. Wiſſen Sie, was eine Venta iſt? Eine Spelunke, ein Loch, wo Mönche, Kaufleute, Soldaten, Bettler und Maulthiertreiber bunt durcheinander eſſen und ſchlafen. Gleichwohl mußte man dort Halt machen. Nach dem Nachteſſen legte ſich Perico, mein Diener, unter freiem Himmel auf ein wenig Stroh. Ich beſtieg meinen Wagen wieder und verſuchte zu ſchlafen. Es war eine der ſchönen, milden und durchſichtigen Nächte Spaniens. Der Wagen ſtand unter einem großen Maulbeerbaum vor der Thür der Venta; von dieſem erhöhten Orte aus hatte man eine weite Fernſicht. Gegen Mitternacht ging der Mond klar und glänzend auf; man hätte glauben können, es ſei ſchon Tag. Vor mir breitete ſich eine unabſehbare Ebene aus, mit Baumgruppen überſät; am Horizont tauchten die Wälle und die Kirchthürme einer von dunkeln Hügeln umgebenen kleinen Stadt auf. Alles ſchlief in dieſen einſamen Feldern, nur die Grille ſang unter den Gräſern am Wege. Wie ſchön glänzte der Himmel! Wie ruhig war die Natur in dieſem Augenblick! Wie gut ließ es ſich auf dieſer herrlichen Erde leben, die im Duft der erſten Frühlingsblumen dalag! Es ſchien unmöglich, daß Plünderung, Mord und Brand ſo nahe waren.

Mit dieſem Gedanken ſchlummerte ich ein; nur manchmal öffneten ſich meine müden Augen wieder und blickten mechaniſch in die Dämmerung hinaus. Bald glaubte ich, den Schein von Feuern zu ſehen, die in beſtimmten Entfernungen erſchienen und vor den Strahlen des Mondes verblaßten; endlich ertönte in der Ferne ein eigenthümlicher Schrei und wiederholte ſich in meiner Nähe. Ich ermunterte mich eilig. Perico kam herzugelaufen.

Señora, ſagte er mit einer gewiſſen Beſtürzung, obwohl er ſonſt unerſchrocken war, die Carliſten kommen von Eſtella her; was ſollen wir thun?

Wir müſſen fort, fort auf der Stelle! erwiederte ich. — Hierin hatte ich Unrecht; ich hätte bleiben ſollen.

Nach Verlauf von zehn Minuten waren wir unterwegs; der Wirth mußte, obgleich ich ihn ſehr gut bezahlt hatte, auf der Stelle den Carliſten entgegengelaufen ſein, um uns anzuzeigen. Die ganze Nacht hindurch reiſ'ten wir auf ſchauderhaften Wegen, die zwiſchen Wäldern und Abgründen hinführten; mit Tagesanbruch befand ich mich am Eingange eines Thales, in welchem die ausgetretenen Gewäſſer eines kleinen Bergſtromes hinfloſſen; Eichen beſchatteten die von ungeheuren Lachen durchſchnittene Straße; darüber ragten große Felsmaſſen ſenkrecht empor, auf deren Gipfeln Raben flatterten. O nie, niemals wird der düſtere Anblick dieſer Gegend mir aus der Erinnerung ſchwinden! Ich ſehe jeden Baum, jeden umgeſtürzten Stumpf, jeden Stein vor mir, auch das hölzerne Kreuz, das am Wegesrande aufgepflanzt iſt, um die Stelle zu bezeichnen, wo irgend ein unglücklicher Wanderer ſeinen Tod fand.

Wir ſchienen in tiefſter Einſamkeit durch eine Wüſte zu fahren, am Ende der Welt. Plötzlich rief eine Stimme hinter den Bäumen: Halt! . . .

Perico trieb die Maulthiere zum Galopp; Flintenſchüſſe fielen von beiden Seiten des Weges. Perico ſtürzte, die Maulthiere ſtanden ſtill, und ich ſtieg ohne einen beſtimmten Gedanken aus meiner Kaleſche . . .

Und dann, Madame, unterbrach ſie Graf Anatole, der mit athemloſer Spannung zugehört hatte, dann gaben Sie muthig Feuer auf die Räuber?

Ach nein, erwiederte Madame de Las Vermejas mit reizender Naivetät, ich hatte die größte Furcht und fing an zu weinen. Soldaten umringten meine Kaleſche; an ihrer zerlumpten Uniform ſah ich, daß es Carliſten waren. Der befehlshabende Offizier kam auf mich zu und fragte mich aus.

Ich hatte mich an den Rand der Straße geſetzt und wandte den Kopf zur Seite, um den Körper des armen Perico nicht zu ſehen, der in ſeinem Blute dalag. Auf die Fragen, mit denen man mir zuſetzte, entgegnete ich, daß ich Franzöſin ſei und in meine Heimath reiſe. Während deſſen erbrach man meinen Koffer, durchſuchte ihn, ſtreute Alles, was er enthielt, umher, ſchrie und lärmte um mich herum. O wie fürchtete ich mich! Ich glaubte ſterben zu müſſen bei dem Gedanken, hülflos und allein in der Gewalt dieſer Menſchen zu ſein.

Madame de Las Vermejas ſchwieg und fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, wie um eine Bewegung des Schauders zu verbergen. Theobald hatte ſeinen Bleiſtift fallen laſſen; er betrachtete ſie, und in ſeinem Blick lag eine Art von Frage, von quälendem Zweifel.

Dieſe Leute waren echte Spanier, fuhr Madame de Las Vermejas fort, als ob ſie auf Theobald's Gedanken geantwortet hätte; ſie waren fanatiſch, grauſam, im Stande ein Weib zu ermorden, aber nicht es zu beſchimpfen. Der Offizier führte mich etwas auf die Seite; zwei Soldaten bewachten mich in einiger Entfernung, und man hielt inmitten des Weges Rath. Dort befanden ſich fünf oder ſechs Offiziere, ein Mönch und zwei oder drei Leute, die keine Uniform trugen. In dieſer Gruppe ging es lebhaft zu. Eine Abtheilung von hundert Soldaten, die weiter weg ſtand, beobachtete tiefes Stillſchweigen. Mir kam es nicht in den Sinn, daß mein Leben auf dem Spiele ſtehe, und doch ſchauderte ich zuſammen, indem ich zu Gott von ganzem Herzen für mich und den armen Perico betete, deſſen Tod ich verurſacht hatte. Meine Augen wandten ſich entſetzt von dem Leichnam ab, mit dem ich in dieſer Einſamkeit allein gelaſſen zu werden fürchtete. Die Gegenwart der Carliſten war mir im Augenblick eine Beruhigung, anſtatt mich zu ängſtigen. Ich fürchtete mich vor Allem, allein zu bleiben.

Soldaten kamen an und marſchirten gleich wieder ab. Von Zeit zu Zeit hörte ich Flintenſchüſſe in der Ferne; man kämpfte in der Umgegend. Das Alles dauerte eine Stunde. Endlich führten mich die beiden Soldaten, die mich bewachten, an den Rand der Straße zurück; die Gruppe umringte mich; alle Geſichter waren finſter und unbeweglich; alle Blicke wandten ſich auf mich.

Doña Ines de Las Vermejas, treten Sie näher, ſagte ein Offizier, der die Treſſen des Oberſtlieutenants trug.

Ich zitterte, als ich meinen Namen hörte.

Doña Ines de Las Vermejas, fuhr der Oberſt fort, Sie ſind der Spionage und der Empörung gegen die Regierung ſeiner katholiſchen Majeſtät, des Königs Don Carlos, angeklagt und überführt. Befehlen Sie Ihre Seele Gott: das hier gegenwärtige Kriegsgericht verurtheilt Sie zum Tode.

Ein jäher Schrecken, eine unausſprechliche Angſt befiel mich. Sterben! Sterben mit zwanzig Jahren! Ich warf mich auf die Kniee, ich betheuerte meine Unſchuld, ich bat weinend um mein Leben.

Durch eine ſolche Feigherzigkeit müßte ſich ein Mann entehrt fühlen, aber eine arme Frau darf ohne Schande ihre Henker um das Leben bitten. Ich wollte leben. Elend, Verbannung, ja die härteſte Bedingung, — Alles hätte ich angenommen.

Theobald blickte Madame de Las Vermejas mit derſelben unruhigen Neugierde an, wie vorhin. Sie fuhr fort:

Ja, Alles mit Ausnahme der Entehrung! . . . Aber dieſe Menſchen hatten kein Mitleid mit mir; ſie entfernten ſich. Der Mönch blieb da, um meine Beichte zu hören. Ich verſuchte zu ſprechen, aber die Stimme verſagte mir; ich blieb bewegungslos auf den Knieen im Staube, die Augen auf ein Dutzend Gewehre gerichtet, die zu einer Pyramide vereinigt am Rande des Weges ſtanden. Weder der Blick noch die Gedanken konnten ſich von dieſen Waffen losmachen. Ich weinte nicht mehr, ich bat nicht mehr um Gnade, ich ſah nichts als die ſchwarzen, blitzenden Gewehre mir zu Häupten und den ſchönen Mond am Himmel! Der Mönch ermahnte mich, ich hörte es nicht, ich vernahm nur, wie er mir ſagte:

Meine Tochter, bitten Sie Gott um ſeine Gnade, auf Erden iſt für Sie keine Rettung . . . . Da kommen ſie ſchon.

Da wandte ich mich zu ihm hin. Es war ein Greis, die Thränen ſtanden ihm in den Augen.

— Mein Vater, rief ich und faßte ſein Gewand, ich bin unſchuldig! Rettet mich! Ich verlaſſe Euch niemals! Sie werden es nicht wagen, mich neben Euch zu tödten! Habt Mitleid mit einem armen Weibe! . . .

aufgeben. Dann krieg' ich blos eine Ohrfeige von Mr. Brookes, und das iſt ſo viel wie nichts. Mr. Kophagus ſchwenkt ſeinen Stock dazu und ſagt: ‚Schlimmer Junge — dicken Stock — mmh — nicht vergeſſen — nächſtens und ſo —'; und ſo, und immer ſo, bis das Kapitel aus iſt."

Inzwiſchen waren Herr Kophagus und ſein Gehülfe mit dem Eſſen fertig geworden, und kamen in die Apotheke. Erſterer ſah mich an, legte den Stock an die Naſe — „Kleine Knaben — immer hungrig — mmh — lieben gut Eſſen — Roſtbeef — Yorkſhire-Pudding und ſo —", und damit deutete ſein Stock nach dem Hinterzimmer. Dießmal wurde er von Timothy und mir vollkommen verſtanden; wir gingen hinein, die Haushälterin ſetzte ſich mit uns nieder und half uns. Das war eine fürchterlich verdrießliche, kleine, alte Frau, aber ſo verdrießlich ſie war, ſo ehrlich war ſie auch, und das iſt Alles, was ich zu ihren Gunſten ſagen kann. Timothy war nicht ihr Liebling, weil er ſo einen guten Appetit beſaß, und für mich hatte es auch nicht den Anſchein, daß ich ſehr bei ihr zu Gnaden kommen würde, denn ich aß ebenfalls meine gute Portion, und mit jedem Mundvoll mehr ſank ich tiefer in ihrer Achtung, bis ich nahe bei dem Gefrierpunkt war, wo ſich Timothy längſt um deſſelben Vergehens willen befand; aber Mr. Kophagus ließ ihm nichts von ihr abzwacken. Sein Spruch war: „Knaben müſſen eſſen — wachſen ſonſt nicht und ſo."

Ich fand bald, daß wir nicht nur wohl genährt, ſondern auch in jeder andern Beziehung gut behandelt wurden, ſo daß ich ganz wohlgemuth und glücklich war. Mr. Brookes lehrte mich die Kunſt, Signaturen zu ſchreiben und Pulver einzumachen, und in kurzer Zeit war ich vollkommen geſchult; Timothy aber, wie er vorausgeſagt, mußte wieder zu den Rudimenten zurückkehren. Herr Kophagus verſah mich mit guten Kleidern, gab mir aber nie Taſchengeld, weßhalb Timothy und ich beſtändig jammerten, daß wir nicht einen halben Penny loszuſchlagen hätten.

Seht, ich bin jung, voll Lebensluſt, und man will, daß ich ſo früh ſchon ſterbe! . . . Noch ſo viele Tage habe ich vor mir! . . . Diejenigen, die ſie mir rauben, werden Gott Rechenſchaft darüber ablegen müſſen! . . .

Der Mönch verſuchte mich zurückzuſtoßen; aber ich klammerte mich feſt an ihn an, ich umfaßte ſeine Kniee. Da hörte ich hinter mir die Gewehre laden. Der ſchauerlich harte Ton wiederhallte in meinem dumpfen Kopf, meine Hände ließen das Gewand des Mönches fahren; ich merkte, daß er ſich entfernte.

Ein ziemlich langes Stillſchweigen trat ein, — dann das Knattern von Gewehren, und das Leben verließ mich.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich am Rande des Weges auf den Kiſſen meiner Kaleſche liegen, der Mönch ſaß neben mir und rauchte ſeine Cigarre. Wir waren allein. Ich wußte mich an Alles zu erinnern, als ich die Augen aufſchlug; ich fühlte, daß ich keineswegs todt ſei, aber ich glaubte mich wenigſtens ſchwerverwundet. Der Mönch verſuchte mich aufzurichten und gab mir etwas Wein zu trinken, der mich ſofort wieder belebte.

Meine Tochter, ſprach er mit Rührung, Sie ſind mit dem Schrecken davongekommen. Seien Sie getroſt und danken Sie Gott!

Ich wollte ihm danken, denn ich begriff, daß er mir das Leben gerettet hatte; aber ich konnte nur weinend die Hände falten.

Nun, nun! ſagte er, beruhigen Sie ſich, Sie ſind nicht getroffen; die Kugeln gingen zu hoch, und Sie lagen auf den Knieen . . . Was gedenken Sie jetzt zu thun?

Ich will die Grenze zu erreichen ſuchen, antwortete ich ihm; ſagt mir nur, mein guter Vater, in welcher Richtung ich zu gehen habe.

Der Mönch ſchüttelte den Kopf.

Sie gehen nach Frankreich! rief er aus; ein böſes Land! . . . Alles Unglück Spaniens kommt von dort. Ein echter Spanier kann dort nicht leben.

Ach! ſagte ich, am ganzen Leibe zitternd und in Furcht, ihn aufzubringen, ich weiß wohl, daß es ein böſes Land iſt, wo man kaum chriſtlich lebt; doch kann ich in Spanien nicht in Sicherheit leben, mein Vater.

Er erhob den Kopf mit einer Geberde der Zuſtimmung, ſtand auf und ſagte:

Wohlan, meine Tochter, ich will Ihnen zum Führer dienen; was ich angefangen habe, will ich auch durchführen.

Ich küßte ſeine Hände.

Meine Tochter, fuhr er fort und deutete nach Norden hin, wenn Sie dort unten ſein werden, hinter jenen Bergen, vergeſſen Sie unſer Spanien nicht, und beten Sie zu Gott für den Bruder Antonio de Leon.

Die Kaleſche ſtand noch in der Mitte der Straße, aber die Maulthiere waren fort. Ich ſuchte den Körper Perico's mit den Augen; der Mönch wies auf ein friſch aufgeworfenes Grab am Fuße des hölzernen Kreuzes.

Armer Perico! Er war jung; auch er mußte das Leben geliebt haben!

Ich nahm mein Gold und meine Kleinodien aus dem Wagen; ich wollte ſie mit dem Mönche theilen; er lehnte es ab. Wir verließen den Ort zu Fuß. Am folgenden Tage war ich in Frankreich. —

Madame de Las Vermejas ſchwieg. Valerie und meine Schweſter drückten ihr die Hände; alle Beide weinten. Auch mein altes Hageſtolzenherz war von der Erzählung erſchüttert; Graf Anatole erging ſich in lebhaften Ausrufungen; nur Theobald ſagte nichts.

## II.

Bald gehörte Madame des Las Vermejas zu unſerem vertrauten Umgange. Wenige Frauen haben ſo ſehr die Gabe, zu gefallen. Sie beſitzt eine ſo eigenthümliche nachläſſige Anmuth, eine natürliche und doch pikante Art, ſich auszudrücken, welche eben ſo bezaubern, wie ihre ſeltene Schönheit. Ihre geſellſchaftliche Stellung war eine ungewöhnliche, obwohl ſehr natürliche: Wittwe ohne Familie, und von mäßigem Vermögen, ſtand ſie mit zwanzig Jahren völlig unabhängig da, ohne daß irgend Jemand etwas dagegen hätte ſagen können. Ich glaubte, ſie würde den Grafen Anatole heirathen, aber er war ihr, wie ich merkte, nicht reich genug. Sie behandelte ihn kalt, viel kälter als Theobald, gegen den ſie bald nach den erſten Tagen einen beſonders vertraulichen und unbefangenen Ton annahm. Es ſchien, als ob ſein Bräutigamstitel ihn zu einem ihr ungefährlichen und für ihre verführeriſchen Reize unempfänglichen Manne gemacht hätte. Ich ſah das mit anderen Augen an, und ſchon vom erſten Tage an hatte ich Beſorgniſſe, die ich indeß für mich behielt; ich verließ mich auf Theobald's verſtändigen Charakter und auf die Zeit, die den Tag ſeiner Vermählung heranrückte.

Einer der Kunſtgriffe von Madame de Las Bermejas war, in ihm den leidenſchaftlichen Liebhaber Valeriens zu ſehen; ſie hatte zu viel Scharfblick, um da Liebe zu ſehen, wo nur eine ſchwache Zuneigung beſtand, und ich konnte ihr dieſe Falſchheit nicht hingehen laſſen, deren Zweck ich nicht ahnte.

Eines Abends — wir waren noch ganz unter uns bei meiner Schweſter — hatte die Unterhaltung eine ernſthafte Wendung genommen; man erörterte ſchwierige Fragen; es handelte ſich um das Heirathen. Graf Anatole ſchilderte die Ehe als ein Paradies, wo der Eine, immer liebevoll und ergeben, zu den Füßen einer Andern lebt, die immer ſchön und glücklich bleibt. — Obwohl ich durch mein Beiſpiel den Cölibat predige, ſagte ich, daß mir Heirathen das Beſte ſcheine, was ein vernünftiger Menſch thun könne, wenn er die Hälfte ſeiner Jugend hinter ſich habe.

Madame de Las Bermejas hörte beinahe zerſtreut zu und ſpielte mit ihrem Fächer, jenem leichten Scepter, das in den Händen einer Spanierin ſo reizend iſt. Als ich geendet hatte, bog ſie ſich ein wenig aus dem Lehnſeſſel vor, in welchem ſie geruht hatte, und ſah mich kopfſchüttelnd an.

Eine Vernunftheirath! rief ſie, was für eine traurige Thorheit! Ich begreife, daß man ſeine Freiheit einer ausſchließlichen tiefen Leidenſchaft opfert, an der man zu Grunde gehen müßte, da man ihr nicht entſagen könnte; ich begreife, daß man ſich mit Freuden unter ein unauflösliches Joch beugt, wenn man außerdem nichts als Verlaſſenheit und Verzweiflung vor Augen hat: das iſt eben eine Heirath aus Liebe. Ich begreife auch noch, daß man ſich Feſſeln anlegt, um ſeine Stellung zu verbeſſern, oder ſein Glück zu machen: das iſt dann eine Heirath aus Ehrgeiz. Aber ohne Ehrgeiz, ohne Liebe im Herzen ſeine Unabhängigkeit einer Frau zu Füßen zu legen, ſeine Zukunft zu binden und angeſichts dieſer unwiderruflichen und entſetzlichen Verpflichtung gleichgültig zu ſagen: Ich liebe keineswegs, ich mache weder Carriere, noch mein Glück, aber ich ſchließe eine Convenienzehe, — nein, dieſen Wahnſinn begreife ich nicht!

Ich ebenſowenig, ſagte Valerie unſchuldig. — Das arme Kind liebte ſeinen Bräutigam ſo zärtlich.

Ich auch nicht! wiederholte Graf Anatole mit Feuer.

Theobald ſagte nichts und ſah Madame de Las Vermejas mit einem traurigen, tiefen Blick an, einem Blick, den Valerie nicht bemerkte.

Zu meiner Zeit, verſuchte Madame de Pons geltend zu machen, ſchloß man nur Convenienzheirathen, und es gab ſehr glückliche Ehen. Als ich dem Marquis de Pons vermählt wurde, hatte ich ihn erſt zwei Mal geſehen. Konnte ich einen Mann lieben, den ich nicht kannte? Und doch liebte ich ihn, und auch er liebte mich nach unſerer Vermählung leidenſchaftlich.

Man hat ihm eben nicht Zeit gelaſſen, Sie vorher zu lieben, Frau Marquiſe, erwiderte die Spanierin.

Ich fühlte mich in Valerien verletzt und gegen Madame de Las Vermejas aufgebracht. Doch was hätte ich ihr vorwerfen könne? Sie gab ſich durchaus den Anſchein, als glaube ſie, Theobald bete ſeine Braut an.

Graf Anatole verließ uns früh, um auf einen Hochzeitsball zu gehen. Unſer kleiner Kreis zog ſich noch enger um den Kamin zuſammen; Theobald blieb auf den Tiſch gelehnt; ſeine Hand führte zerſtreut den Bleiſtift über die erſte Seite von Valeriens Album. Ich warf einen Blick darauf und erkannte das feine, reizende Profil von Madame de Las Vermejas. Plötzlich ſchien Theobald aus einer Geiſtesabweſenheit zu erwachen, er fing an, ſchnell und mit Aufmerkſamkeit zu zeichnen; ich ſah beſtändig auf das Blatt; das Profilbild wurde geſchickt in die Zweige einer Weide hineingezeichnet; man ſah nichts als einen Baum, und nur der Zufall oder eine ganz genaue Betrachtung waren im Stande, die vollendete Aehnlichkeit zu entdecken.

Um elf Uhr erhob ſich Madame de Las Vermejas.

Für gewöhnlich brachte ſie ein Fiaker nach Hauſe, in die Tournonſtraße. Ich ſchellte, um ihren Diener rufen zu laſſen.

Was für herrlicher Mondſchein! welch heitere Nacht! ſagte ſie und trat zum Fenſter hin, deſſen Vorhänge ſie halb aufzog; wie ſchön wäre ein Spaziergang in der friſchen Kälte! Ich werde zu Fuß nach Hauſe gehen.

Sie müſſen Theobald's Arm nehmen, ſagte die gute Valerie; er wird Sie nach Hauſe bringen. Und als Madame de Las Vermejas zu zaudern und den Vorſchlag ablehnen zu wollen ſchien, fügte ſie ganz leiſe hinzu: Niemand wird das unpaſſend finden; ein junger Mann, der ſo gut wie verheirathet iſt . . !

Theobald war zurückgetreten. Seine erſte Bewegung erſchien meiner Schweſter und Valerien ſo wunderlich, daß Beide zu lachen anfingen. Alle Beide ſahen darin ſein Bedauern, ſie ſo früh verlaſſen zu müſſen; Madame de Las Vermejas und ich, wir verſtanden ihn beſſer.

Alſo, Herr Theobald? ſagte die Spanierin gelaſſen und ſchob ihren Spitzenſchleier, unter welchem ſie ſo reizend ausſah, vor das Geſicht.

Theobald nahm ſeine Handſchuhe. Er ſprach kein Wort, denn der Ton ſeiner Stimme würde ſeine Bewegung verrathen haben. Madame de Las Vermejas legte ihre kleine Hand auf den Arm, den er ihr anbot;

da wurde er blaß und zitterte; ſie lächelte. So gingen ſie miteinander fort.

Ich kehrte höchſt betroffen zum Kamin zurück, Madame de Pons ging in ihr Zimmer, und Valerie ließ ſich mir zu Füßen auf ein Tabouret nieder. Sie ſchien in tiefe Gedanken verloren, und ich fing an, ſie mit Unruhe zu beobachten, bis ſie mich bei der Hand nahm und mit der Heiterkeit eines Engels ſagte: Nicht wahr, lieber Onkel, ich bin recht glücklich? —

Am folgenden Tage gab Madame de Pons ein kleines Feſt. Valerie hatte noch einmal bei ihrer Großmutter ihre Jugendfreundinnen verſammeln wollen, vielleicht nur, um ihnen in harmloſem Stolze auf ihr Glück ihren Bräutigam zu zeigen. Es ſollte getanzt werden, und zum erſten Male fühlte ſie ſich als die glückliche Königin eines Balls.

Um neun Uhr kam Madame de Las Vermejas. Sie hatte ihre tiefe Trauer mit einem einfachen weißen Atlaskleide vertauſcht. Ihre langen Haarflechten wurden mit einem Strauß aus Veilchen von Parma aufgeſteckt; weder Spitzen noch Schmuck; wie ſchön war ſie! Aller Augen wandten ſich ſogleich zu ihr hin, dann umringte ſie die Schaar der Tänzer. Doch ohne ſich im Geringſten, wie es ſchien, um all dieſe Bewunderungen und Huldigungen zu kümmern, erklärte ſie, nicht tanzen zu wollen, und ließ ſich im Nebenzimmer neben einem Tiſch nieder, wo zwei meiner alten Freundinnen eine Partie Schach ſpielten.

Gleich darauf trat Theobald ein. Sein erſter Blick ſuchte Madame de Las Vermejas. Valerie erröthete in voller Freude bei ſeinem Anblick, ſie hatte ihn den Tag über nicht geſehen.

Im Salon wurde getanzt. Graf Anatole, der ſich von Madame de Las Vermejas hartnäckig abgewieſen ſah, — ſie ſchien entſchloſſen die ganze Nacht ſich nicht von ihrem Platze zu bewegen — wußte ſich bei einigen hübſchen Frauen zu tröſten, die er umſchwärmte. Theobald ſchien mir traurig und ſtill; er tanzte die erſte Françaiſe mit Valerien und ſetzte ſich dann an das andere Ende des Salons.

Ich machte mir's im Nebenzimmer bequem und fing eine Schachpartie mit Frau von M. an, einer alten tauben und zerſtreuten Dame, neben der man Alles ſagen konnte. Madame de Las Vermejas drehte ich den Rücken zu, doch konnte ich in einem Spiegel mir gegenüber ihre Haltung und ihr Geſicht beobachten. Sie blieb in ihren Lehnſeſſel verſunken, lächelnd und ungerührt, hatte kaum ein Wort der Erwiderung für Die, welche ſie zu begrüßen kamen, und hielt die Augen feſt auf unſer Schachſpiel gerichtet.

Schon fing ich an, zu glauben, daß ich mich getäuſcht hätte, als Theobald ſich näherte. Madame de Las Vermejas wandte den Kopf und lächelte ihm freundlich entgegen. Er ſetzte ſich neben ſie. Ich that, als wäre ich ganz in mein Spiel vertieft.

Iſt Ihnen der Tag gut vergangen? fragte ſie theilnehmend.

Er ſchüttelte den Kopf.

Nein, Madame, erwiderte er mit leiſer Stimme, ich habe zu peinliche Gedanken, als daß mich irgend Etwas von ihnen abziehen könnte.

Ach gehen Sie! Ihnen iſt nur vor Ihrem eigenen Glück bange.

O nur zu wahr! Ich wollte, ich könnte Die mehr lieben, die ſo viele Liebe verdient!

Ich ſehe darin nichts Unmögliches; ſie iſt reizend! In der That, ich werde irre an Ihnen, daß ich Sie ſo gleichgültig finde. Alſo kennen Sie dieſes Glück wirklich nicht? dieſe unſägliche Fülle der Gefühle? O, Monſieur Theobald, ſo Eins im Andern leben, mit einem und demſelben Gedanken, einem und demſelben Willen, ſo lieben mit allen Kräften ſeiner Seele, das heißt glücklich ſein wie die Engel im Himmel . . .

Während ſie ſo ſprach, ließ ſie ihre von Schwermuth umſchleierten ſchwarzen Augen auf ihm ruhen. Er ſchien von dieſem Blicke förmlich gebannt zu ſein; ich ſah ihn zittern, ſeine Lippen erblaßten, der Athem ſtockte ihm. Ein ſeltſamer Gedanke brachte ihn plötzlich wieder zu ſich ſelbſt.

Sie haben Herrn de Las Bermejas geliebt, Madame? ſagte er kalt.

Sie gab keine Antwort, aber ein kaum bemerkbares Lächeln der Verachtung flog über ihren Mund und ſagte

Ich war wenige Monde in der Apotheke, als Herr Brookes mich ſchon allein laſſen konnte, wenn irgend ein Anlaß ihn abrief. Ich machte die Pillen, doch wog er vorher die Quantitäten nach den Recepten ab; wenn daher Jemand kam und eine Arznei begehrte, ſo bat ich ihn, auf Mr. Brookes zu warten, welcher bald zurück ſeyn würde. Eines Tages war er ausgegangen; ich ſaß hinter dem Receptirtiſche und Timothy darauf, mit den Beinen baumelnd; wir klagten Beide, daß wir kein Taſchengeld hätten, da ſagte Timothy: „Japhet, ich hab' mir den Kopf zerbrochen, wie wir zu etwas Geld kommen möchten, und jetzt hab' ich's! Wir müſſen doktoriren mit einander; wir wollen die Leute nicht mehr fortſchicken, wenn Mr. Brookes nicht da iſt; wir wollen ſie ſelber kuriren."

Ich war gleich mit dem Vorſchlag einverſtanden, und kaum hatte er ihn gethan, ſo kam eine alte Frau, die ſich an Timothy mit der Bitte wandte, ihr etwas für ihres armen Enkels böſen Hals zu geben.

„Ich mache die Arzneien nicht, Ma'am," erwiederte Timothy. „wenden Sie ſich an den Gentleman dort hinter dem Receptirtiſche. Mr. Newland weiß für jeden Schaden ein Mittel."

„Gott, ſegne ſein hübſches Geſicht; und noch ſo jung! Wie, ſind Sie ein Doktor, Sir?"

„Das will ich meinen," verſetzte ich; „was verlangt Ihr? eine Lotion, oder eine Embrocation?"

„Ich verſtehe dieſe ſchweren Wörter nicht, ich brauche eben ein Doktorsmittel."

„Ganz recht, meine gute Frau, ich weiß ſchon, was nöthig iſt," erwiederte ich, und nahm eine imponirende Miene an. „Hier, Timotheus, ſpüle dieſe Phiole ganz ſauber aus."

„Sehr wohl, Sir," verſetzte Timothy äußerſt ehrfurchtsvoll.

Ich nahm eins von den Maßen, und that aus den Flaſchen, deren ſich Herr Brookes gewöhnlich bediente, etwas grünen, etwas deutlich: Weder Herrn de Las Bermejas, noch ſonſt Jemand auf der Welt.

Hierin, glaube ich, ſprach ſie die Wahrheit.

Dann haben Sie alſo eine Convenienzehe geſchloſſen? ſagte Theobald mit einer Art von Freude.

Ja; ich war damals ſechzehn Jahre alt! heute würde ich den Eid, welcher für das ganze Leben bindet, nicht mit einer ſo unvorſichtigen Gleichgültigkeit ausſprechen.

Sie wollen nicht wieder heirathen?

Nein, erwiderte ſie nach einer kurzen Pauſe und in tiefer Schwermuth, nein, Monſieur Theobald.

Er blickte ſie an, verwirrt durch den Ausdruck, den ſie in dieſe einfachen Worte legte.

Ich will keine Convenienzehe mehr eingehen, fuhr ſie mit ſtillem Lächeln fort.

Aber eine Heirath aus Liebe?

Sie ſchüttelte traurig den Kopf.

Liebe! ſagte ſie, Liebe! Wer verſteht darunter dasſelbe, was mein Herz bedarf? Man giebt dieſen Namen hier den kleinen Aufregungen eitler Koketterie, den Huldigungen einer faden und ſich wegwerfenden Galanterie. Sehen Sie ſich nur hier in der Nähe um. Weiß Graf Anatole etwas von Liebe? O nein; er hat zu rothe Wangen, er tanzt mit zu gutem Anſtand, er lächelt zu viel alle Frauen an, um Eine zu lieben. Oder Valerie? Das glückliche Kind hat nie geweint, wenn Sie es warten ließen, das Geräuſch Ihrer Schritte ließ ſie nie die Farbe wechſeln oder zuſammenfahren. Und Sie? . . .

Ich! fiel Theobald mit Bitterkeit ein, ich! o, Sie haben mich gut beobachtet, Madame!

Sie lieben Valerie nicht, fuhr ſie fort, und werden Sie niemals lieben; ſie wird darum nicht unglücklich ſein, denn ſie weiß es nicht, was zu Ihrem Glücke fehlt.

Glauben Sie, daß ich es weiß? ſagte Theobald in tiefer Traurigkeit.

Sie ſchwieg einen Augenblick, dann antwortete ſie mit einem Seufzer: Ja.

Wenn das iſt, ſagte er aufgeregt, müſſen Sie mich beklagen! Ich bin ſo unglücklich, ſeitdem . . .

Sie hemmte ſeine Rede mit einem Blick; er ſchwieg plötzlich, faltete die Hände und murmelte mit einem Schmerz, den er nicht mehr zurückzuhalten ſuchte:

Sie ſehen nun, ob ich weiß, was leiden heißt!

Armer Theobald! ſprach Madame de Las Vermejas ſehr leiſe; eine Thräne ſchien ihr aus den Augen zu quellen und in ihren ſchwarzen Wimpern zu glänzen.

Er erblaßte vor heftiger Bewegung; ſeine Hand berührte leiſe ihre zierlich behandſchuhte Hand.

Aber noch bin ich nicht vermählt! ſagte er mit ſtammelnder und zitternder Stimme, noch bin ich frei! Oh, dieſen Abend erſt erfuhr ich, wie glücklich ich hätte ſein können!

Madame de Las Vermejas ſchlug die Augen nieder und erwiderte nichts; ſie verſtanden ſich ſehr gut ohne alle Worte. Meine Blicke ſuchten Valerie; das glückliche und vertrauensvolle Kind tanzte im Salon und lächelte ihrem Bräutigam von Weitem zu.

Madame de Las Bermejas brach nach einer Viertelſtunde auf. Theobald ſetzte ſich auf den Platz, den ſie ſoeben verlaſſen hatte, und blieb dort, in tiefe Träumerei verſunken, ich ſpielte meine Partie Schach mit Frau von M. weiter.

Um drei Uhr, als Alles aufbrach, ſtand Theobald auf und näherte ſich mir. Ich möchte Sie gern morgen früh allein ſprechen, ſagte er ruhig.

Lieber Freund, antwortete ich ihm ruhig, obwohl das Herz mir blutete, morgen iſt es unmöglich; ich reiſe um ſieben Uhr nach Beauvais, wo ich vier Tage bleiben will. Nächſten Sonntag aber werde ich, wenn Sie wollen, — ſobald ich ankomme, zum Frühſtück bei Ihnen vorſprechen.

Auf Sonntag alſo, erwiderte er, indem er mir mit einer trüben und verbindlichen Geberde die Hand reichte. Auf Sonntag!

Er ſchickte ſich an, zu gehen.

Gute Nacht, Theobald, ſagte Valerie liebevoll und ging auf ihn zu. Mein Gott! Sie haben ſich heute Abend nicht amüſirt! Freilich, auch ich bin lieber an unſerm traulichen Kamin im engſten Kreiſe.

Bei meiner Rückkehr von Beauvais am nächſten Sonntag ſprach ich bei Theobald vor. Ich fand ihn allein in ſeinem Arbeitszimmer. Er kam mir entgegen und gab mir die Hand mit trauriger, aber völlig gefaßter Miene. Ich hatte nicht erwartet, ihn mit einem ſolchen Geſicht wiederzufinden; es verrieth eine gewiſſe Kaltblütigkeit, die zu dem, was er mir zu ſagen hatte, nicht paßte. Wir ſetzten uns an ſeinen Schreibtiſch.

Der Biſchof von D . . ., begann er und reichte mir einen offenen Brief hin, ein Verwandter von mir, iſt geſtorben; Anatole beerbt ihn; ich habe ein Vermächtniß von zweimalhunderttauſend Francs erhalten.

Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen dazu! rief ich aus, Sie haben auf dieſe Erbſchaft nicht entfernt gerechnet.

Nein. Sie verdoppelt mein kleines Vermögen. Ich bin in Fräulein Valeriens Intereſſe glücklich darüber, antwortete er und faltete den Brief wieder zuſammen, den er haſtig auf den Schreibtiſch warf.

Ich verſtand ſofort, was für ein Bedenken Theobald abhielt, ſeine Verlobung aufzulöſen, und war Gott dafür von Grund meiner Seele dankbar, denn ich glaubte, dieſe Verbindung müſſe glücklich werden. Gleichwohl ſagte ich mit einer gewiſſen Furcht: Theobald, Sie wollten mir heute Morgen etwas anvertrauen; ich bin hier, um Sie anzuhören.

Nein, Nichts, gab er zur Antwort und ſtützte ſeinen Ellnbogen auf den Brief, — es war wirklich Nichts; verzeihen Sie, daß ich Sie herbemüht habe.

Ich hatte nicht den Muth, in ihn zu dringen, und ſagte ihm nur: Theobald, wenn Sie etwa Kummer haben, ſo meine ich, dürften Sie ihn einem alten Freunde wie mir anvertrauen.

Er ſchüttelte den Kopf auf eine ſo zurückhaltende und kalte Art, daß unſer Geſpräch damit beendet war. Auf dem Tiſche lag ein Kalender. Theobald ergriff ihn und wies auf einen Federſtrich unter dem Datum des fünfundzwanzigſten November.

In zehn Tagen alſo, ſprach er. Haben wir auch keine Formalität vergeſſen?

Keine, lieber Freund, entgegnete ich, von der traurigen Gleichgültigkeit, mit der er ſich mit dieſen Vorbereitungen beſchäftigte, empfindlich berührt.

Das Frühſtück wurde ſervirt, und die Unterhaltung bewegte ſich um denſelben Gegenſtand weiter fort; wir ſprachen über tauſend auf die feierliche Handlung bezügliche Kleinigkeiten. Anatole konnte ihr nicht beiwohnen, er war kürzlich abgereiſ't, um ſeine Erbſchaftsangelegenheit zu ordnen, die ihm ſechzigtauſend Livres Rente eintrug.

Es war ſchon lange abgemachte Sache, daß Valeriens Vermählung auf dem Lande vor ſich gehen ſollte, in einem reizenden Hauſe, nahe bei Meudon. Madame de Pons hatte Valerie dort erzogen, und eine Art von Aberglauben knüpfte ſich für ſie daran, Valerie in der nämlichen Kapelle trauen zu ſehen, wo ſie getauft worden war. Ohne Gründe anzuführen, hatte ich darauf beſtanden, daß die Hochzeit ausſchließlich im Kreiſe der Familie gefeiert würde, meine Schweſter ließ mich gewähren, und ich war beinahe erſtaunt darüber; denn ich wußte, daß ſie etwas auf äußeren Prunk hielt. Ich hätte dieſer Nachgiebigkeit mißtrauen ſollen, die mich der Verlegenheit überhob, unter einem erdichteten Vorwande auf die Ausſchließung von Madame de Las Vermejas zu dringen, ohne welche meine Schweſter nicht mehr leben zu können ſchien.

Ich verließ Theobald und beeilte mich, nach Hauſe zu gehen. Valerie eilte herbei und ſetzte ſich auf ihr Tabouret neben meinem Seſſel nieder.

Mein guter Onkel, begann ſie, wiſſen Sie ſchon, welches Glück Theobald zu Theil geworden iſt? Er erbt zweimalhunderttauſend Francs. Und doch bin ich faſt betrübt darüber: man könnte glauben, ich wäre ebenſo glücklich und ſtolz auf ſein Vermögen, wie auf ihn. O nein! Ich würde ihn lieben, auch wenn er arm wäre!

Sie ſchwieg und erröthete darüber, daß ſie ihre Gedanken hatte ſo laut werden laſſen, und verbarg ihr Geſicht vor mir. Ich küßte ſie auf die Stirn; ſie weinte.

Was haſt du, meine liebe Valerie? fragte ich ſie unruhig . . .

Es iſt nur eine Kinderei, mein guter Onkel, ſprach ſie unter Thränen lächelnd, ich bin glücklich, ſo glücklich, daß ich fürchte, es möchte mir irgend ein großes Unglück zuſtoßen . . .

Kind! rief ich aus, ſind wir nicht da, um dich davor zu bewahren? Deine Zukunft iſt ſo ſchön; in wenigen Tagen biſt du Theobald's Frau.

Ja, ſagte ſie ernſt, nur der Tod wäre im Stande, mein Glück zu zerſtören.

---

## III.

Noch am nämlichen Tage gingen wir aufs Land. Dort waren wir ganz unter uns; Theobald kam nicht ein einziges Mal nach Paris. Wer nicht gewußt hätte, was ihm auf der Seele lag, würde geglaubt haben, er ſei ganz von der Liebe zu einem Engel ausgefüllt, der nur für ihn lebte. Er umgab ſie mit geſchäftiger Aufmerkſamkeit, er ſchien ganz und gar mit der Zukunft beſchäftigt, der ſie zuſammen entgegengingen; leider aber entſprangen all dieſe äußeren Liebesbeweiſe nur dem feſten Vorſatze, eine Pflicht zu erfüllen und ſeinem Entſchluſſe treu zu bleiben.

Die letzten zehn Tage vergingen uns Allen mit reißender Geſchwindigkeit; der fünfundzwanzigſte December brach ſtrahlend, wie ein Frühlingstag an, ich begrüßte ihn freudig als das Ende meiner Beſorgniſſe und den Beginn eines ſtillen Glückes, welches wahnſinnigen Leidenſchaften nicht zum Opfer fallen ſollte. So nahe vor dem Ziele aller meiner Wünſche, verſchwanden all meine Befürchtungen. Das Herz voll der beſten Hoffnungen, ſchloß ich Valerie in die Arme, als ſie am Morgen des feſtlichen Tages vor meinem Bette niederkniete und mich um meinen Segen bat.

Den Vormittag verbrachten wir im Zimmer meiner Schweſter. Theobald blieb für ſich; er achtete die erregten Gefühle, die unbeſtimmte Bangigkeit eines jungen Mädchenherzens, welche die Liebe ſelbſt in dieſen letzten Augenblicken nicht ganz verſcheuchen kann.

Die Marquiſe de Pons war, wie ich ſchon geſagt, gutmüthig und eitel; ſie machte ſich den ganzen Morgen über mit Valeriens Toilette zu ſchaffen und plagte ſich mit tauſend Kleinigkeiten. Sie kam, ging, gab Befehle, und von Zeit zu Zeit lächelte ſie mich voller Befriedigung an.

Die Vermählung ſollte in der Mairie um ſieben Uhr Abends vollzogen werden, die Feierlichkeit darauf in der Kirche von Meudon. Nur die Trauzeugen waren eingeladen, ihr beizuwohnen. Madame de Pons nahm das Frühſtück mit Valerie auf ihrem Zimmer ein. Ich ging Theobald aufzuſuchen; er war von einer Heiterkeit, die mich traurig machte. Die gute Valerie ſammelte ſich und betete angeſichts ihres Glückes; er ſuchte ſich zu betäuben, um muthigen Herzens ſeinen Eid zu leiſten. In dieſem Augenblick empfand ich Gewiſſensbiſſe darüber, daß ich ihn vor zehn Tagen nicht gezwungen hatte, ſich zu erklären; jetzt war es zu ſpät. Ich ſah ein, daß er ſchwer zu leiden hatte, daß er vielleicht die Nothwendigkeit fühlte, mit mir zu reden, mit ſeinem Freunde, ſeinem zweiten Vater. Aber was ſollte es helfen? In zwei Stunden wurde er Valeriens Gemahl, und dann war es beſſer, man ſprach den Namen jenes Weibes nicht aus, damit ſeine verſchwiegenen Schmerzen nicht laut würden.

Ich ließ Theobald bei ſeiner Bräutigamstoilette; nach Verlauf einer Viertelſtunde fand er ſich im Bibliothekzimmer wieder zu mir. Nie hatte ich ihn ſo auffallend ſchön gefunden; ſein ſchwarzer Anzug, ſein bleiches und erregtes Geſicht hätten gleichwohl zweifeln laſſen, ob es ſich für ihn um ſeinen Todes- oder Hochzeitstag handle.

Ich war mit meinem Kammerdiener beſchäftigt. Theobald näherte ſich zerſtreut und ergriff ein Buch; er öffnete es, warf es haſtig wieder hin und ſetzte ſich an den Kamin, wobei er zu lächeln verſuchte, aber ſeine Hände zitterten. Ich hob den Band auf; es war eine Reiſe durch Spanien, die uns Madame de Las Vermejas geliehen hatte.

Als wir gegen ſechs Uhr in den Salon hinuntergingen, war Theobald wieder ruhig, er ging auf Valerie zu, die ihrer Großmutter den Arm gereicht hatte, und küßte ihr bewegt die Hand. Sie war weiß gekleidet und trug ihren Orangeblütenkranz und Brautſchleier. So ſtand ſie da als ein reines und entzückendes Weſen, als ein Engel, vor welchem böſe Gedanken und wahnſinnige Leidenſchaften zunichte wurden. Theobald erfuhr dieſen Einfluß an ſich; ſein Blick klärte ſich auf, er vergaß in dieſem Augenblicke vielleicht Madame de Las Vermejas.

Der Salon war hell erleuchtet und glänzte von Kriſtallvaſen, die mit natürlichen Blumen geſchmückt waren; aber wir ſchienen in dem weiten Raume zu verſchwinden. Ich bot meiner Schweſter den Arm, um in den kleineren Salon zu gehen.

Bewahre! bewahre! ſagte ſie mit triumphirender Miene, es kommt noch Beſuch. Glaubſt du, daß ſich Valerie de Pons hinter dem Ofen vermählen will?

Sie hatte das Wort noch nicht geendet, als die beiden Thürflügel aufgingen, und Madame de Las Vermejas gemeldet wurde, und mit ihr zwanzig Perſonen unſerer nächſten Bekanntſchaft, Verwandte und Freunde unſerer beiden Familien.

Das iſt eine Ueberraſchung, mein Engel, ſagte die Marquiſe ganz leiſe zu Valerie, die in voller Freude und erröthend die Complimente entgegennahm.

Ich glaubte in die Erde zu ſinken.

Madame de Las Vermejas trat ruhig ein und nahm neben Valerien Platz. Sie war ganz in Weiß gekleidet, hatte weiße Blumen in ihren ſchwarzen Haaren und eine reiche ſpaniſche Mantille über den Kopf geworfen; man hätte auch ſie für eine Braut halten können, ſie war ſchön um einen Mann toll zu machen. Meine Augen ſuchten Theobald. Er hatte ſein Geſicht hinter das Taſchentuch verſteckt; ich ſah nur ſeine Stirn, ſie war ſo bleich, daß der weiße Battiſt nicht gegen ſie abſtach.

blauen und etwas weißen Liquor hinein, füllte mit Waſſer auf, goß die Mixtur in die Phiole, pfropfte und ſignirte: **haustus statim sumendus**; dann reichte ich ſie der alten Frau über den Ladentiſch.

„Soll's das arme Kind einnehmen, oder muß es äußerlich eingerieben werden?“ fragte die alte Frau.

„Die Vorſchrift ſteht auf der Signatur; aber Ihr leſ't vielleicht nicht Latein?“

„O Schätzchen, nein; Latein! und Sie verſtehen Latein? Was für ein nettes, geſchicktes Junkerlein!“

„Ich wär' ein ſchlechter Doktor, wenn ich's nicht verſtünde,“ erwiederte ich. — Wohl erwogen hielt ich eine äußerliche Anwendung für räthlicher und ſicherer, und ſo überſetzte ich ihr die Signatur: **haustus**, einzureiben; **statim**, am Halſe; **sumendus**, mit der flachen Hand.

„Ach Herr mein! und das bedeutet es Alles? Was bin ich ſchuldig, Sir?“

„Embrocation iſt eine ſehr theure Arznei, meine gute Frau Eigentlich koſtet es achtzehn Pence, aber weil Ihr eine arme Frau ſeyd, ſo will ich es Euch nur zu neun berechnen.“

„Ich danke Ihnen tauſendmal,“ ſagte die alte Frau, legte das Geld hin, wünſchte mir einen guten Morgen und ging.

„Bravo!“ rief Timothy, und rieb ſich die Hände: „Halbpart, Japhet, nicht?“

„Ja,“ ſagte ich, „aber zuerſt müſſen wir ehrlich ſeyn und Mr. Kophagus nicht betrügen. Die Phiole koſtet einen Penny, das weißt Du, und was ich aus den Flaſchen genommen habe, iſt kaum noch einen werth. Wenn wir alſo zwei Pence für Mr. Kophagus zurücklegen, ſo kann man nicht ſagen, daß wir ihn betrügen oder das Seinige ſtehlen; die andern ſieben Pence gehören natürlich uns, das iſt der ‚Nutzen der Profeſſion‘.“

„Aber unter welchem Namen wollen wir denn die zwei Pence bekommen haben?“ ſagte Timothy.

Eine Viertelſtunde ging unter Beglückwünſchungen und Complimenten hin, dann wurde gemeldet, daß die Wagen vorgefahren ſeien. Alles ſtand auf. In der allgemeinen Bewegung näherte ſich Madame de Las Vermejas Theobald; ich war hinter ihr. Er ſuchte offenbar einer heftigen Aufregung Meiſter zu werden, eines Schmerzes, der ihn zu vernichten drohte. Sein Blick war ſtarr, ſeine Kniee wankten; er ſtützte ſeine zitternde Hand auf die Thürklinke, die das Zimmer der Marquiſe öffnete.

Muth! ſagte Madame de Las Vermejas und ſah ihn feſt an, Muth, Theobald!

O! ich bin ein unſeliger Narr! gab er mit erſtickter Stimme zur Antwort; denn ich liebe Sie! . . . ich liebe Sie! . . .

Der abſcheulichen Eitelkeit dieſes Weibes, ihrer frevelhaften Koketterie war nun Genüge geleiſtet; ein Lächeln befriedigten Stolzes glitt über ihr Geſicht, während ſie ſich haſtig von Theobald entfernte, mit einem Ausdruck der Ueberraſchung und trefflich geſpielten Mitleids.

Dann trat Valerie aus dem Zimmer ihrer Großmutter, wo ſie ihr Bouquet und Gebetbuch geholt hatte. Ich führte Theobald zur Marquiſe de Pons, der er die Hand geben mußte; er ließ es willenlos geſchehen. Nun näherte ich mich Valerie, um ihr den Arm zu bieten. Sie ſtand an den Kamin gelehnt und war ſo blaß, ſo erſchüttert, daß ſie faſt beſinnungslos zu werden ſchien. Ihre Hand fiel inſtinctmäßig auf meinen Arm, ſo gingen wir hinunter.

Die Fahrt war kurz. Valerie hatte ſich in die Tiefe des Wagens zurückgelegt; ich ehrte ihr Stillſchweigen beim Herannahen eines ſo feierlichen Augenblickes. Als wir an der Mairie ausſtiegen, zitterte ihre Hand in der meinigen, ich ſah, wie ſie ohnmächtig werden wollte.

Faſſung! mein Kind, flüſterte ich ihr zu; bedarf es ſo vieler Angſt und Bangigkeit, um ſein Geſchick zu erfüllen? . . . ein glückliches Geſchick?

Wir traten ein; ſie ließ ſich auf ihren Platz neben Theobald führen, vor den Maire, der ſich anſchickte, die unwiderrufliche Formel auszuſprechen: Ihr ſeid vereinigt im Namen des Geſetzes . . .

Der zahlreiche und glänzende Kreis der Trauzeugen umgab die Verlobten, alle Geſpräche verſtummten; Madame de Pons weinte gerührt und drückte mir die Hand; die Spanierin ſah Theobald an.

Der Maire las ſelbſt den Text des Geſetzes, dann ſagte er: Herr Theobald de Montmaur, nehmen Sie Fräulein Valerie de Pons zu Ihrer rechtmäßigen Gemahlin?

Ja, antwortete Theobald mit feſter Stimme.

Und Sie, Fräulein Valerie de Pons, erkennen Sie Herrn Theobald de Montmaur für ihren rechtmäßigen Gemahl an?

Nein, antwortete ſie mit erſterbender Stimme, indem ſie verſuchte, aufzuſtehen; aber ſie fiel leblos zurück.

Ein Schrei der Ueberraſchung entfuhr dem Munde Aller. Madame de Pons ſtürzte zu ihrer Enkeltochter hin, ſchloß ſie in die Arme und rief: Sie iſt von Sinnen, mein Gott! mein armes Kind iſt von Sinnen! mein Gott! erbarme dich unſer! ... Valerie, öffne doch nur die Augen ... ſieh mich an ... willſt du mich denn ſterben laſſen?

Theobald's Blicke waren verſtört, er hatte das ſeltſame Lächeln eines Verrückten. Er ergriff die Hände ſeiner Braut und hielt ſie in den ſeinigen, indem er fortwährend in Madame de Pons hineinſprach: Um Gotteswillen, Madame, beruhigen Sie ſich! Es war nur ein Augenblick des Schrecks, der Geiſtesabweſenheit ... ſie wird ihre Beſinnung wieder bekommen, und wir werden die Feier beendigen. Um Gotteswillen beruhigen Sie ſich!

Man ließ Valerie Riechſalz einathmen, man ſprengte ihr kaltes Waſſer ins Geſicht; endlich ſchlug ſie die Augen wieder auf. Ihr Blick blieb auf Theobald geheftet, der ſich über ihre Hände gebeugt hatte; ſie verſuchte zu ſprechen, aber die Stimme verſagte ihr; ſie ſtreckte ſich in ſchrecklichem Krampfe aus und ſank mit dumpfem Stöhnen zurück.

Alle Zeugen dieſer unerhörten Scene waren in größter Beſtürzung. Madame de Las Vermejas ſtand wie betäubt beiſeite. Valerie mußte weggetragen werden. Madame de Pons ſtieg mit ihr in den Wagen; ich führte Theobald fort, er war überwältigt, vernichtet.

Theobald, ſagte ich zu ihm mit Thränen, die ich nicht zu verbergen ſuchte, Theobald, ich flehe Sie an bei Allem, was Ihnen heilig iſt, ſeien Sie offen gegen mich .... was haben Sie dem armen Kinde geſagt?

Nichts, gab er zur Antwort und brach ebenfalls in Thränen aus, Nichts, ich ſchwöre es bei meiner Ehre!

So war es Madame de Las Vermejas! rief ich aus. Er ſchüttelte heftig den Kopf.

Sie ebenſowenig, ich bürge Ihnen dafür mit meiner Ehre.

Dann, ſagte ich mit Schluchzen, iſt das arme Kind wahnſinnig! O welch ein entſetzlicher Schmerz für unſere alten Tage! .. Ach, Theobald! wir allein werden unglücklich ſein, denn Sie werden wieder frei.

Kein Wort mehr! unterbrach er mich und faßte meine Hand, kein Wort! ... Ein Anderer würde das eben Vorgefallene als eine tiefe Kränkung betrachten; ich ſehe darin nur ein großes Unglück, und Nichts iſt damit vorbei.

Alles! erwiderte ich ihm, aber Sie bleiben unſer Freund.

Als wir zurückkehrten, hatte man Valerie eben zu Bett gebracht. Ein paar Freunde wachten trübſelig genug im Salon. Madame de Las Vermejas war nach Paris zurückgekehrt, unter dem Vorwande, ſchnell einen Arzt zu ſchicken.

Wie ich in Valeriens Zimmer hinaufkam, hatten ſich die Krämpfe beruhigt, ſie ſchien eingeſchlummert zu ſein. Ich war der Meinung, man müſſe ſie nach dem ſchrecklichen Anfall vollſtändig in Ruhe laſſen, und dieſer todähnliche Schlaf, aus welchem ſie kein Wort zu erwecken vermochte, ängſtigte mich durchaus nicht.

Meine Schweſter ließ ein Bett neben dem ihrer Enkeltochter aufſchlagen, und wir wachten die ganze Nacht bei ihr. Von Stunde zu Stunde kam Theobald um nachzufragen.

Am folgenden Morgen waren wir wieder ruhig und gefaßt. Valerie ſchlief noch immer, ihr Antlitz war bleich und unverzerrt, ohne jeden Ausdruck von Leiden. Ich wartete auf ihr Erwachen.

Theobald konnte nicht bleiben; er ging wieder nach Paris zurück, ich verſprach, ihm täglich zweimal zu ſchreiben.

Gegen Mittag kam der Hausarzt von Madame de Pons an. Ich ſagte ihm Alles, dann führte ich ihn an Valeriens Bett. Ich hoffte auf beruhigende Worte; er äußerte ſich nicht, brachte eine halbe Stunde bei der Kranken zu, behorchte ihr unregelmäßiges Athemholen, hob einige Male ihren Kopf in die Höhe, der immer wieder träge zurückfiel, und vermochte den Schlaf, der mich jetzt mit Schrecken erfüllte, nicht zu vertreiben.

Doctor, ſagte darauf Madame de Pons weinend, ich ſehe es, meine arme Valerie iſt ſehr, ſehr krank. ...

Er beruhigte ſie und führte mich in den Salon.

Mein Herr, ſprach er zu mir, die Frau Marquiſe muß nach Paris gebracht werden.

Was! rief ich in heftigem Schrecken, Valerie. . . .

Es ſteht ſehr ſchlimm mit ihr. Eine Entzündung der Gehirnhaut . . . wer weiß, was in dieſem Kopfe ſpukt? . . . Ach, daß die Wiſſenſchaft ſolchen jähen Krankheitserſcheinungen gegenüber ſo ſchwach iſt, wo die Diagnoſe erſt durch die Section feſtgeſtellt werden kann. Wir wollen es mit einigen Mitteln verſuchen, aber ich verhehle Ihnen nicht, daß ich wenig Hoffnung habe. Bringen Sie die Marquiſe fort, ſie wäre außer Stande, den Todeskampf mit zu erleben, den ich vorausſehe. Ich bleibe hier.

Er kehrte in Valeriens Zimmer zurück. Meine Schweſter war bedenklich unwohl geworden, man hatte ſie in ihr Bett tragen müſſen. Im Augenblick, als ich durch den Salon ging, um mich zu ihr zu begeben, erſchien ein Bedienter; er kam von Madame de Las Vermejas, um Erkundigungen einzuziehen.

Sagen Sie ihr, daß die Frau Marquiſe und Valerie de Pons im Sterben liegen.

Wie ſoll ich die Qualen der vier Tage, die dieſem folgten, beſchreiben? Die arme Valerie blieb ohne Beſinnung, ſie kam aus dieſem ſchrecklichen Schlummer nicht heraus, der jeden Augenblick dem Tode ähnlicher wurde. Ihre geſchloſſenen Augen hatten keine Thränen; ihr Körper war bewegungs- und empfindungslos; ſelbſt Feuer verurſachte ihr nicht den geringſten Schmerz. Ich wich nicht von ihrer Seite, wobei ich ſie beſtändig beobachtete und eine Bewegung, ein Wort erwartete. Ein paarmal ſchien es mir, als ob ihre Lippen ſich regten und einige Worte ſtammelten. Dann beugte ich mich zu ihr hinab, ich rief ſie, aber ſie gab mir nie eine Antwort.

Die letzte Nacht wachte ich bei ihr; der Arzt ging von ihrem Zimmer in das meiner Schweſter; er hatte verſprochen, mich während des Todeskampfes Beider nicht mehr zu verlaſſen.

Doctor, ſagte ich ſchluchzend zu ihm, Sie retten ſie alſo nicht, weder die Eine noch die Andere? . . . Ach, meine Schweſter, die ſo nahe am Ziel ihrer Tage ſtand und von ſo ſchwacher Geſundheit war, ſie mußte ſterben . . . die Wiſſenſchaft beſitzt keine Zaubermittel, um dieſes unvermeidliche Ende hinauszuſchieben; aber Valerie! Valerie! . . . Mit ſiebzehn Jahren! . . . iſt Nichts im Stande, ſie dem Leben wiederzugeben, die Fäden dieſes hinſchwindenden Daſeins wieder zu feſtigen?

Sie ſind zerſtört! entgegnete traurig der Arzt, ſie iſt ſo gut wie todt; ihr Gedächtniß, ihr Erkenntnißvermögen, ihre edelſten Kräfte ſind nicht mehr vorhanden; was für ein äußerer Anſtoß könnte ſie dieſem Nichts wieder entziehen? . . . Wer vermöchte ſie aufzuwecken?

Sie antwortet uns nicht, aber vielleicht hört ſie uns, ſagte ich, von einem plötzlichen Gedanken getroffen.

Valerie, rief ich und neigte mich über ſie, Valerie, ſieh, hier iſt Theobald! Er iſt da, er will dich ſehen.

Bei dieſem Namen öffnete ſie die Augen nicht, ſie rührte ſich nicht, aber eine ſchwache Röthe ſtieg ihr in die Wangen.

Valerie, mein Kind! rief ich, du hörſt mich! . . . Sie bewegte ihre Hände und bekam einen entſetzlichen Krampfanfall; ihre Augen waren offen, und ſie wandte ſie auf mich, ohne mich zu erkennen; ihr ungleichmäßiger Athem blieb auf Augenblicke aus.

Mein Herr, gehen Sie fort, gehen Sie, um des Himmels willen, ſagte der Arzt zu mir, indem er ſie unterſtützte; dieſer Anblick tödtet Sie.

Valerie richtete ſich auf, hielt ihre beiden Hände vor die Stirn gedrückt und ſagte deutlich: Ich bin ein unſeliger Narr! ... ich liebe Sie! ich liebe Sie! ...

Da erinnerte ich mich, daß das unglückſelige Kind gerade in dem Zimmer war, an deſſen Thür ſich Theobald befand, als Madame de Las Vermejas mit ihm ſprach.

Ich bin ein unſeliger Narr! ... ich liebe Sie! ... wiederholte Valerie und zerwühlte ihr dichtes Hauptlhaar mit den Händen. Dann fiel ſie zurück, ihre Augen ſchloſſen ſich, und ihr Mund hatte keine Klagen, keine Worte mehr. Gegen Morgen ſtarb ſie.

Meine Schweſter überlebte ihre Enkeltochter nur um zehn Tage, und ich blieb allein in der Welt nach ſo vielen Jahren des reinſten Glückes, welches ich in unſerer glücklichen Familie gefunden hatte. Die letzten Worte Valeriens behielt ich für mich; ſie wären ein furchtbarer Vorwurf für Theobald geweſen, und ich hatte keinen Haß gegen ihn.

Ich verließ die Stätten bald, an welche ſich ſo ſchmerzliche Erinnerungen, ſo grauſame Leiden knüpften; ich ging nach Italien. Theobald ſchrieb mir oft; ſeine Briefe waren mir lieb, denn ich hatte ihn immer gern gehabt; er ſchien mir nicht glücklich zu ſein, doch ſprach er niemals von ſich, und alle Nachſchriften in ſeinen Briefen erzählten von Reiſeplänen.

Als ich vor vierzehn Tagen nach Paris zurückkam, hörte ich ſeit drei Monaten zum erſten Male wieder den Namen der Madame de Las Vermejas; ſie hatte ſich kürzlich mit dem Grafen Anatole de Saint-Servien verlobt. Den Tag darauf machte ich Theobald meinen Beſuch.

Wie ſehr hatten ſeine Leiden an ihm genagt! Wie war er gealtert! Wir ſprachen uns aus, und ich war es, der ihn tröſten mußte.

Ich bin ein feiger, elender Menſch! ſagte er mit Bitterkeit, denn ich liebe dieſes Weib noch immer.

Iſt es möglich? rief ich aus; ſie, die uns ſo viel Leid gebracht hat?

Theobald traten die Thränen in die Augen.

Sie hat ein ehernes Herz, fuhr er fort; wenn Sie wüßten!... Sie ließ mich Alles hoffen; ich betete ſie an, ich war ihr Sclave ... und eines ſchönen Tages zeigte ſie mir kalt ihre Verlobung mit Anatole an. Ich bin eine Memme geweſen ... ich habe ſie angefleht, ich habe zu ihren Füßen geweint und ihre Liebe gefordert, die mein Leben war, ihre Hand, die ſie nur mit ihrer Liebe verſchenken wollte.

Eine Vernunftheirath iſt eine abſcheuliche Thorheit, ſagte ich ihr, das war Ihre Meinung; man ſoll ſich nur aus Liebe verbinden ... Oder aus Ehrgeiz, erwiderte ſie. Und das war ihr letztes Wort; ich habe ſie nicht wiedergeſehen ... ich werde ſie nie wiederſehen ...

Für dieſes Unglück wird die Zeit das Heilmittel bringen, ſagte ich zu ihm; Alles verwiſcht ſich in dem Herzen eines jungen Menſchen, denn die Zukunft ſteht mit neuen Freuden und neuen Leiden vor ihm. Unvergängliche Schmerzen kennen nur wir, wir armen Alten, die wir nichts mehr anfangen können.

Theobald ſchüttelte den Kopf.

Meinen Sie, ſprach er, ich habe nichts gethan, um dieſen verhaßten Wahnſinn los zu werden? Weder Vernunft noch Wille haben dieſen unbewußten Trieb bändigen können, der mein Herz ſchon bei dem bloßen Gedanken an ſie ſchlagen läßt, der mich an ihre Schönheit und ihre kalte, teufliſche Seele feſſelt. Sie ſehen, daß ich ſie gut kenne. O, einen einzigen Tag Herr dieſes Weibes zu ſein, ihr zu befehlen, ſie vor mir zittern zu ſehen, daß ſie mich liebte oder wenigſtens vorgäbe, mich zu lieben! . . . Ohne Bedenken würde ich für einige Stunden ſolchen Glückes ſterben! . . . Sie ſehen, daß ich toll bin! . . .

Sie ſollten reiſen.

Ja, antwortete er und entfaltete ein Blatt, das unter einer Menge von Papieren lag, das iſt mein Paß; ich reiſe, ich gehe nach Spanien!

Nach Spanien!

Ja, ich gehe, im Dienſte der Königin Chriſtine den Tod zu ſuchen; denn ſehen Sie, das Leben drückt mich zu Boden; ich denke nicht wie dieſe Frau, daß es ein ſo großes Unglück ſei, jung zu ſterben. . . . . Und dann

„Zwei Phiolen für eine rechnen; Du weißt ja, man zählt ſie nie.“

„Das thut's aus dem Fundament!“ rief Timothy, „und jetzt Halbpart!“ — Damit aber dieß bewerkſtelligt werden konnte, mußte Timothy fortlaufen und das Sechspenceſtück wechſeln laſſen; alsdann hatten wir Jeder ſeine vierthalb Pence, und ſo konnten wir endlich einmal in unſerem Leben ſagen, wir hätten Geld in der Taſche.

## Drittes Kapitel.

Ich verrichte eine Wunderkur nach St. John Long's Syſtem, in Ermanglung eines eigenen; beginne mir über das ſchwierigſte aller Probleme den Kopf zu zerbrechen.

Dieſer erſte Erfolg ermuthigte uns zu weitern Verſuchen; da ich aber gelegentlich ein Unheil anzurichten beſorgte, ſo fragte ich Herrn Brookes, wenn er receptirte, nach dem Weſen und den Eigenſchaften der verſchiedenen Mittel, um die giftigen unterſcheiden und vermeiden zu lernen. Mr. Brookes, dem meine beſtändige Wißbegierde gefiel, gab mir alle Aufſchlüſſe, die ich mir wünſchen konnte, und ſo erlangte ich nicht nur ein gutes Theil Wiſſen, ſondern auch einen großen Kredit bei Herrn Kophagus, welchem Herr Brookes von meinem Eifer und Durſt nach Kenntniſſen erzählte.

„Gut, ſehr gut,“ ſagte Mr. Kophagus: „ganzer Junge — lernt ſein Geſchäft — Medicinae Doctor mit der Zeit — eigene Equipage — mmh und ſo.“

Nichtsdeſtoweniger machte ich bei meinem zweiten Verſuch einen ganz ſchlimmen Mißgriff, welcher beinahe zu einer Entdeckung geführt hätte. Eines Abends kam ein iriſcher Arbeiter, mehr als wird ſie mich beklagen und vielleicht Gewiſſensbiſſe empfinden.

Ach, Theobald! rief ich aus, von ſeinem Wahnſinn tief erſchüttert, Valerie iſt nur zu ſehr gerächt!

Armer Engel! ſprach er und ſah mit einem düſteren Blick zum Himmel auf.

Ich verließ ihn mit blutender Seele. Geſtern iſt er abgereiſ't.

# Das Alibi.

Von

**Carlo Maſcheroni.**

Aus dem Italieniſchen

von

**Marie Helene.**

## I.

## Der Schwurgerichtsfall.

Ausgang Februar des Jahres 1863 belagerte eine dichte Volksmenge den Saal des Schwurgerichts zu Mailand, um der Verhandlung eines ſchweren Falles beizuwohnen, der das allgemeine Intereſſe auf das Lebhafteſte in Anſpruch nahm.

Dabei handelte es ſich jedoch nicht ſowohl um die Art des Verbrechens, welches abgeurtheilt werden ſollte, denn, obgleich abſcheulich, hatte es doch nichts Außergewöhnliches, als vielmehr um die Perſönlichkeit des Angeklagten, der das Verbrechen hartnäckig leugnete.

Dieſer war Attilio Gini, ein junger Mann, der den höheren Ständen, ja den gewählteſten Kreiſen angehörte und nichts Geringeres als einen Raubmord begangen haben ſollte.

Mit dem Thatbeſtande verhielt es ſich folgendermaßen:

Während einer Nacht des verfloſſenen Carnevals hatten ein paar Carabinieri, die zur Aufſicht im Viertel von Ponte Vetero ſtationirt waren, beim Durchſtreifen der Via di Ciovaſſo in dem ſchmutzigen Gäßchen, das von da in die Nebenſtraße führt, ganz am Ende derſelben einen unförmlichen Knäuel wahrgenommen, der ſich auf dem Boden bewegte, wie wenn ein Menſch auf einem andern kniete.

Auch entwirrte ſich der Knäuel bei dem Schall ihrer Schritte, und ein Mann fuhr raſch empor, alsbald die Flucht ergreifend.

Das war eine Aufforderung für die Wache, ihm nachzueilen.

An dem Orte der That angelangt, fanden ſie den Körper eines Menſchen auf der Erde ausgeſtreckt liegen, regungslos, ſtumm, erſtarrt, allem Anſcheine nach todt.

Die Carabinieri ließen die Leiche für den Augenblick liegen und dachten nur daran, des Mörders habhaft zu werden.

Dieſer war in der ſchmalen Tiefe einer andern Gaſſe, der Via del Mellone, verſchwunden, und ſeine Verfolger gewahrten ihn erſt wieder in dem Augenblick, wo er ſich rechts der Via di Brera zuwendete, um die linker Hand gelegene Hauptwache zu vermeiden, die ihm gefährlich werden konnte; dann ſahen ſie ihn aufs Neue beim nächſten Kreuzweg die kurze Strecke von San Silveſtro hinunter fliehen und zuletzt in der Via San Giovanni alle quattro Facce zum zweitenmale verſchwinden.

Es war ſehr leicht, den Flüchtling zu unterſcheiden, da er einen ſchwarzen Domino trug; ein Anzug, der, wenn er einerſeits ſeine Geſtalt verhüllte, andrerſeits auch wieder ſeine Erſcheinung auf das Deutlichſte bezeichnete.

Schleunig nahmen die Spürhunde der Juſtiz den Lauf nach der Via San Giovanni alle quattro Facce, in welche Straße ſie ſich nun gleichfalls hineinwarfen.

Dieſe Straße zerfällt in zwei kurze, faſt ganz gleiche Strecken, die einen Ellenbogen an der Ecke des kleinen Platzes bilden, von welchem auch die Via del Lauro ausgeht, die ſich gleichfalls nach einer kurzen Strecke rückwärts biegt, und ſo hatte der Flüchtende Raum gewonnen, um ſich abermals den Augen ſeiner Verfolger zu entziehen, gerade als dieſe ihrerſeits an der Ecke angelangt waren.

Ungewiß, welche von den beiden Richtungen der Domino eingeſchlagen, trennten ſich die beiden Carabinieri, jeder eine von ihnen verfolgend.

Derjenige, der die zweite Strecke der Via di S. Giovanni alle quattro Facce gewählt, war mit wenigen Sätzen am Ende derſelben und kam jetzt auf dem kleinen Kreuzweg heraus, den ſie mit der Via de' Filodrammatici und der Via dei Boſſi bildet.

Und dort, an dem nächſten Hauſe rechts in dieſer letzteren Straße, ſtand ein Mann in ſchwarzem Domino, juſt im Begriffe, durch die ſoeben geöffnete Thüre einzutreten.

Auf ihn zuſpringen und ihn feſtnehmen war für den Carabinier das Werk eines Augenblicks.

Gleich darauf erſchien vom entgegengeſetzten Ende der Via dei Boſſi ſein Kamerad, der den Umweg durch die Via del Lauro und Via di San Marcellino gemacht hatte und ſeinerſeits auf keine Art von Domino geſtoßen war.

Der Gefangene, welcher der junge Signor Gini war, wurde unverzüglich auf die Quäſtur geführt. Von dort entſendete man Polizeibeamte mit dem Gerichtsarzte und den beiden Carabinieri nach dem Orte des Verbrechens, wo der Allarm bereits wie gewöhnlich einen Haufen von Neugierigen um den Leichnam des Ermordeten verſammelt hatte; denn er war wirklich getödtet, augenſcheinlich durch Erdroſſelung, wie man aus den angeſchwollenen Adern des Halſes und den mit Blut unterlaufenen Augen ſchließen konnte, und das um ſo ſicherer, als an dem Körper ſelbſt keine Wunde ſichtbar war.

Man erkannte den Leichnam ſofort. Es war ein gewiſſer Ribaldi, der nahe bei der Stelle wohnte, an welcher er ermordet worden war, ſich aber keiner großen Sympathie in ſeinem Viertel erfreute, da er das ehrenvolle Gewerbe eines Wucherers betrieb. Daher rief ſein Unglück nur ein ſehr geringes Mitleid bei den Umſtehenden hervor; der Unbarmherzigſte darunter bemerkte ſogar, daß, wenn etwas dabei zu beklagen, es das ſei, daß er nicht ſchon längſt erdroſſelt worden.

Indeſſen ging die Obrigkeit weiter vor.

Der Körper des Unglücklichen bewahrte noch die natürliche Wärme, ein deutlicher Beweis, daß das Verbrechen ſoeben erſt verübt worden war, und die umgeſtülpte Taſche des Ueberrocks bezeugte, daß darin gewühlt worden war. Auch fand man in geringer Entfernung vom Leichnam, auf dem Wege, den der Mörder durchlaufen, eine Brieftaſche, die als dem Wucherer zugehörig erkannt wurde und keine Werthpapiere enthielt.

Augenſcheinlich hatte der Thäter, nachdem er ſich in Beſitz des Inhalts geſetzt, auf der Flucht die Brieftaſche weggeworfen, welche gegen ihn hätte zeugen können.

Es unterlag keinem Zweifel, der Verfolgte war der Urheber des Verbrechens, obwohl der Verhaftete, Signor Gini, leugnete, Derjenige zu ſein, der die Flucht ergriffen habe, vielmehr ausſagte, er ſei von einer andern Seite hergekommen, und nur ein fataler Zufall habe die vielen falſchen, in Stunde, Ort und Anzug beruhenden Indicien zuſammen gebracht.

Ausgefragt: von woher er denn gekommen? antwortete der junge Mann, er ſei aus dem Theater della Scala, wo an jenem Abend Maskenball ſtattgefunden, nach Hauſe zurückgekehrt.

Der Maskenball war eine Wahrheit, aber unglücklicher Weiſe konnte der Jüngling ſeine Anweſenheit dort nicht beweiſen. Noch mehr, ſein Domino war zerriſſen, was von einem Ringen mit ſeinem Opfer herkommen konnte. Schlimmer noch: es befanden ſich im Beſitz des Gefangenen Banknoten im Betrag von dreitauſend Lire, während die Brieftaſche Ribaldi's gar kein Geld enthielt.

Aufgefordert, zu erklären: wie er in den Beſitz dieſer Summe gekommen, antwortete Gini, daß dieſelbe aus ſeinem Vermögen ſtamme. Aber auch hier gab es anklagende Umſtände, welche vorangegangen waren und dieſe Behauptung zweifelhaft machten.

Man erfuhr durch verſchiedene Zeugen und aus den Bekenntniſſen des Angeklagten ſelbſt, daß er ſich in Geldverlegenheit befunden und am Nachmittage vor jener Nacht bei Ribaldi eine Summe des genannten Betrages habe borgen wollen, um einen übermorgen fälligen Wechſel zu bezahlen, und daß, als der Wucherer das Anſinnen abgeſchlagen, der junge Mann in Drohungen gegen ihn ausgebrochen ſei, die der Todesart, welcher Ribaldi in der That erlegen, furchtbar entſprachen.

Der Angeklagte hatte nur ſein Ehrenwort, aber das genügt nicht vor Gericht; dieſes verlangt Beweiſe.

Blieben alſo die Geſchworenen, die öffentliche Meinung, und vor Allem — der Advocat.

Und dies ſagen wir nicht nur, weil der Advocat ſtets einen großen Einfluß auf die Gemüther der Geſchwornen ausübt, ſondern auch deßhalb, weil der Advocat, der die Vertheidigung Gini's übernommen, eine Ausnahme unter ſeinen Collegen war, ſo daß die Zuhörer in Maſſe ſich herbeidrängten, nicht bloß um des Angeklagten, ſondern auch um des Vertheidigers willen.

## II.

## Der Advocat.

Annibale Gordiani war eine Berühmtheit, eine Zierde, man darf ſagen, eine Glorie des peinlichen Gerichts.

Dieſer große Ruf war ihm übrigens nicht wie ein freiwilliger Tribut von ſeinen Bewunderern zuerkannt worden, ſondern er hatte ihnen denſelben gleichſam abtrotzen müſſen.

Originellen und durchaus unabhängigen Geiſtes, verſchmähte er, ganz wie die preußiſche Kriegskunſt vom Jahre 1866, jede Schranke pedantiſcher Theorieen und hatte ſich ſeine eigene Methode zurecht gemacht, ſeinem Kopfe entſprungen, ſeinem Naturell gemäß, den Verhältniſſen angepaßt und ſchließlich die zweckmäßigſte, um den Prozeß zu gewinnen. Und endlich auch ſeine Beredſamkeit, — fünf Schüſſe in der Minute, juſt wie ein Zündnadelgewehr.

Es war eine Art von prickelndem Humor darin, impertinent, herausfordernd, brutal zuweilen, und der, nach einem Ausſpruch des Herrn Advocaten ſelbſt, auf das Gemüth der Zuhörer denſelben Eindruck hervorbrachte, wie der Stich einer Schnacke auf die Haut: „es juckt abſcheulich, gewährt aber das Vergnügen, ſich zu kratzen.“ Alles das nun wurde unterſtützt durch eine wohlklingende, biegſame, elaſtiſche Stimme; eine von den Stimmen, die das Ohr angenehm erfüllen und beruhigen.

Die Menge horchte ſeinen Reden mit einer Art von Ingrimm und Begierde zugleich; ſie ſtaunte, ärgerte ſich, wollte ſich auflehnen, aber ſie vermochte nicht den Saal zu verlaſſen.

Die Geſchwornen, dieſe armen Opfer des Gewiſſens, ſaßen wie auf glühenden Kohlen, fuhren auf ihren halb betrunken, und fragte ob wir „ſo ein Ding“ hätten, „ſie heißens Armenmannspflaſter.“ „Bei der Allmacht,“ fuhr er fort, „ein Armenmannspflaſter wird's freilich ſeyn, wenn ich's an mir habe, aber ſie ſagen, es ſey ein unvergleichliches Mittel gegen den Thumbago, wie ſie's heißen, der mich im Rücken plagt und mich hindert, wenn ich die Leiter hinaufſteigen ſoll; und weil's heute Samſtag Abend iſt, wo ich mein Geld eingenommen habe, will ich zuerſt das Pflaſter kaufen und dann probiren, was 'n Biſſel Whiskey inwendig hilft; daß müßt' ja mit dem Teufel zugehen, wenn die beiden nicht mit den Rückenſchmerzen fertig würden.“

Wir hatten dieſes Pflaſter nicht in der Apotheke, aber Blaſenpflaſter hatten wir, Timothy holte es und ich gab's dem armen Schelm.

„Und wie bietet Ihr mir's denn?“ fragte er.

Blaſenpflaſter wurden, auf Papier geſtrichen, zu einem Shilling das Stück verkauft; ich forderte achtzehn Pence, um den übrigen Sechspence einſacken zu können.

„Bei der Allmacht, es ſieht aus als hättet Ihr Euch vergriffen und mir des reichen Mann's Pflaſter gegeben, ſtatt des armen. Das muß ich am Whiskey abbrechen, ſo gut ſich's thun läßt; nun, da habt Ihr's Geld, und die Neige vom guten Tag dazu, denn ich ſehe, daß 's anfangen ſpät wird.“

Wir lachten nicht wenig während wir den Sechspence mit einander theilten. Der arme Teufel muß, nachdem er ſein Deputat Whiskey zu ſich genommen, das Pflaſter beim Zubettgehen auf den Rücken gelegt haben, denn der andre Morgen fand ihn in keinem beneidenswürdigen Zuſtande. Es verging eine Woche bis wir ihn wiederſahen, und da kam er recht zu unſerm Schrecken in die Apotheke, während eben Herr Brookes hinter dem Tiſche beſchäftigt war. Timothy gewahrte ihn, ehe er unſer anſichtig wurde, er riß mich hinter den großen Mörſer, und es gelang uns in's Hinterzimmer zu entkommen, deſſen Thüre wir angelehnt ließen, um zu hören, was vorgehen würde.

Sitzen herum, verdrehten die Augen, ballten die Fäuſte, als wären ſie förmlich auf die Folter geſpannt. Nichts deſto weniger blieben ſie angefeſſelt auf ihren Plätzen, gleichſam bezaubert von dem diaboliſchen Redner.

Niemals brachten ſie es dahin, gegen die von dem Advocaten verfochtene Anſicht ihr Verdict abzugeben. Wenn ſie es auch wollten, ſie konnten es nicht. Eine unwiderſtehliche Gewalt zwang ſie, ſich ſeiner Meinung anzubequemen, ſelbſt wenn ſie der entgegengeſetzten Anſicht näher waren. Zu einem Wahrſpruche, bei welchem die Jury völlig frei geweſen, hätte es eines Zuſammentreffens von ganz beſondern und überwältigenden Umſtänden bedurft; dergleichen war bisher nicht vorgekommen.

Selbſtverſtändlich war unſer Advocat die Verzweiflung der Richter und insbeſondere des Staatsanwalts. Ohne der Menſchenfreundlichkeit dieſer Herren zu nahe treten zu wollen, ſo waren ſie doch gar nicht ſehr erbaut, Miſſethäter, die ohne die Ehre einer Gerichtsverhandlung aufgeknüpft zu werden verdient hätten, der Gerechtigkeit entzogen zu ſehen.

Als die Begebenheit mit Ribaldi ſich zutrug, kam Gordiani eben von Turin zurück, ſtolz darauf, der menſchlichen Geſellſchaft einen Schurken von Beamten erhalten zu haben, der etwas mehr noch, als ſeine Amtsbrüder, die Staatsverwaltung beſtohlen hatte. Es fehlte wenig, ſo hätte er noch das Kreuz des Heiligenordens als Zugabe für ihn beantragt.

Trotz alledem darf man nicht glauben, daß Gordiani ein Menſch ohne Gefühl war, oder daß er ſchlechte Grundſätze hatte. Im Gegentheile: ſein Herz war gut, ſeine Seele ehrlich, und Nichts in ſeinem Lebenswandel verletzte jemals die Geſetze der Ehre und des Rechts, weder der öffentlichen Meinung, noch ſeinem eigenen Gewiſſen gegenüber. Was ihn beſeelte, war einzig ſein Beruf. Gordiani liebte denſelben nicht wie ein gewöhnlicher Berufsmenſch, ſondern wie ein Künſtler, aus Geſchmack, mit Leidenſchaft, mit Begeiſterung, und er übte ihn aus, nicht ſowohl um Geld dadurch zu gewinnen, als um Ruhm zu erwerben. Für ihn war das Geſetzbuch nicht ſowohl eine Regel, die Befolgung forderte, als vielmehr eine Muſe, von der er ſich begeiſtern ließ; und die Prozeſſe betrachtete er nicht als eine Arbeit der ſtrengen Logik, ſondern als eine That des freien Gedankens. Ebenſo auch ſah er in dem Schuldigen nicht etwa einen Menſchen, den er zu beſchützen habe, ſondern einen Gegenſtand des Studiums, eine Idee, die zu verwirklichen, eine Aufgabe, die zu löſen ſei. Gordiani war zum Vertheidiger geſchaffen, wie ein Anderer zum Dichter, Maler, Muſiker geſchaffen iſt. Er war nun einmal ſo angelegt; und wenn man auch nicht ſagen konnte, die Spitzbuben ſeien für ihn geboren, ſo konnte man mit Sicherheit behaupten, daß er für die Spitzbuben geboren ſei.

Man erzählt ſich, daß eines Tages beim Weggehen vom Gericht, wo er einen Beutelſchneider gerettet, dieſer ſeinem Vertheidiger ſelbſt die Börſe entwendet und daß

Gordiani darüber ganz ſtrahlend ausgerufen habe: Nun iſt mein Triumph vollendet! Das iſt ein ausgemachter Galgenſtrick, und ich habe ihn dennoch gerettet!

Als man ihm bei ſeiner Rückkehr von Turin die Feſtnehmung Gini's mittheilte, brach er faſt in Zorn aus, und rief: Attilio Gini eines ſolchen Verbrechens fähig? Sie ſind Narren! Aber bah! deſto beſſer! ich werde ihn retten.

Wir haben geſagt, daß Gordiani ein Herz wie Gold und ein wackeres Gemüth hatte, und wir wollen es beweiſen.

Er betete ſeine Familie an und würde ſich für einen Freund ins Feuer geſtürzt haben.

Seine Familie beſchränkte ſich auf ſeine Frau und ſeine Schwägerin. Er hatte nie Kinder gehabt, was ihn zu der Aeußerung veranlaßte, er übertrage ſeine Liebe zu dem Theil der Familie, der ihm abgehe, auf denjenigen, den er beſitze.

Signora Gordiani war eine ſchöne und begabte Dame, ein wenig zurückhaltend, ein wenig ſtreng im Punkte der Grundſätze, aber das kam daher, daß ſie im Kloſter aufgewachſen war, von wo ſie den ganzen nonnenhaften Zuſchnitt ihres Charakters mitgebracht hatte.

Ihre Ehe mit Gordiani war keine Neigungs-, ſondern eine Vernunftheirath geweſen und gleichfalls aus den von ihr im Kloſter eingeſogenen Anſichten entſprungen, von denen ſie ſich bei ihrer Wahl leiten ließ.

Sie hatte einſt ihre Neigung einem jungen Manne geſchenkt, der ſie leidenſchaftlich liebte, deſſen Jugend aber ziemlich ſtürmiſch geweſen war, was ihm einen etwas anbrüchigen Ruf eingetragen hatte. Und ſo vermochte es denn das junge Mädchen über ſich, ihr Glück der öffentlichen Meinung zum Opfer zu bringen, indem ſie ſich nicht mit einem Manne vermählen wollte, der ihr nicht als Mitgift die Achtung der ehrbaren Leute zubringen konnte, und das, obgleich der arme Verliebte Reue wegen ſeines vergangenen Lebens bezeigte und verſprochen hatte, durch die Liebe zu ſeiner Frau ſich völlig umzuwandeln.

Dies war eine zu weit getriebene Strenge, um ſo mehr, als der unglückliche Verſchmähte, aus Gram darüber ſtarb.

Gleichwohl ſicherte all das dem Gatten, wenn auch nicht das Herz ſeiner Frau, ſo doch jedenfalls eine über alle Proben erhabene ehliche Treue; was in manchen Fällen mehr Werth hat.

Und in der That, Gordiani war ganz befriedigt durch das häuslichfriedliche Daſein, das ihm ſeine Gattin bereitete.

Candida, die Schwägerin, war, was den Charakter anbetraf, das Gegentheil ihrer Schweſter, während ſie in der Schönheit ihr gleichkam.

Einfach, unbefangen, mit einer Seele, die ſich ganz auf ihrem Geſichte abſpiegelte, und einem Herzen, das ihr wie einem nach Liebkoſungen verlangenden Kinde ſchlug, hätte ſie ſich durch keine Rückſicht, kein Intereſſe, keine Berechnung verhindert gefunden, ihren Gefühlen freien Lauf zu laſſen und ſich ihnen vollſtändig hinzugeben.

Sie war eine von den Naturen, welchen das Schickſal den rechten Mann auf ihren Lebensweg ſtellen ſollte, da ſie ihr Herz, wenn es ihnen einmal durchgeht, nicht mehr zurückhalten können.

Candida war nicht von Nonnen erzogen worden, ſondern von ihrer Mutter, einer guten, liebevollen Frau, von welcher ſie die Gebote der Aufrichtigkeit und Güte gelernt hatte.

Die Geſchichte ihrer älteren Schweſter wiederholte ſich an ihr. Auch ſie, das arme Mädchen, verliebte ſich in einen liebenswürdigen Taugenichts, eben in unſern Attilio Gini; und es war um den Frieden ihres Herzens geſchehen.

Die Begegnung fand auf einem Balle ſtatt, wohin ſie ihre Schweſter geführt hatte, die wenigſtens Ein Mal ihre gewöhnliche Sittenſtrenge ablegen wollte, um ihrem in ſie dringenden Gemahl zu Gefallen die Kleine ein wenig zu unterhalten.

Und hier beim Beginn einer Galoppade, entzündete ſich die Flamme.

Attilio, ein junger, eleganter Cavalier, den Gordiani den Damen vorgeſtellt hatte, brauchte nur zu ſagen: Signorina, wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mit mir zu tanzen? — und die Wirkung war dieſelbe, als ob er ihr eine Liebeserklärung gemacht hätte. Aber die

Worte waren in jenem ſanften und einſchmeichelnden Tone geſprochen, der wie eine Melodie in ein ſiebzehnjähriges Herz eindringt und dort alle Fibern in Bewegung ſetzt.

Die arme Kleine antwortete: Sehr gerne, Signor, — zitternd, als ob ſie geſagt hätte: Ja — ich liebe Sie.

Attilio, ein erfahrner Kenner des weiblichen Herzens, erſchrak über den Eindruck, den er hervorgebracht, und wollte ſich — zu ſeinem Lobe müſſen wir es ihm nachſagen — von dem gefährlichen Spiele zurückziehen.

Aber er bekam es mit Gordiani zu thun, der ſeinerſeits große Projecte im Kopfe hatte.

Der Advocat kannte die Familie Gini als eine ſehr achtbare, und er kannte auch des jungen Herrn Inneres beſſer, als dieſer ſelbſt es kannte: er wußte, daß der Jüngling trotz ſeiner Tollheiten im Grunde gute Eigenſchaften beſaß, und daß er, einmal von den nichtigen und frivolen Freuden der nichtsnutzigen eleganten Welt abgezogen, einen vorzüglichen Ehemann und einen brauchbaren Staatsbürger abgeben würde.

Gordiani rechnete dabei auf eine reine und rechtmäßige Neigung, die in edlen Seelen zu einer Wiedergeburt zu führen pflegt.

Aber man mußte ſich beeilen: der Unbeſonnene war ſchon tief hineingerathen. Mit zwanzig Jahren eine Waiſe, Herr ſeiner Handlungen, mit einer glühenden Einbildungskraft begabt, ſtürzte er ſich kopfüber in den

Strudel des Lebens, das ihm wie eine ausgelaſſene, wollüſtige Bachantin entgegenlächelte.

Sehr bald war ſein ziemlich bedeutendes väterliches Vermögen gänzlich verpraßt und Schulden, dieſe gierig verfolgende Meute, begannen von allen Seiten ihn zu umſtellen. Er hatte nur noch ein paar Schritte bis zum Abgrunde. Indeß es blieb ihm noch ein Rettungsanker; ein ſehr reicher, ſehr gichtiſcher Oheim, deſſen Hinterlaſſenſchaft die Finanzen des einzigen Erben wieder ins Gleichgewicht bringen konnte.

Aber, ſagte ſich Gordiani, ich muß dafür ſorgen, daß der Onkel nicht auch wie der Vater von Buhlerinnen und Wucherern verſchlungen werde.

Als der Galopp zu Ende war, nahm Gordiani Attilio unter den Arm und ſprach folgendermaßen zu ihm:

Und nun, mein ſchöner junger Herr, ein Wort mit Euch. Ihr habt jetzt zur Genüge durchs Leben getanzt; wenn Ihr in dieſem Zuge fortfahrt, ſo werdet Ihr mit einem Fall endigen. Es iſt Zeit, ſich vom Tanze zurückzuziehen und in der Familie auszuruhen. Candida, meine kleine Schwägerin, iſt ein ſchönes und gutes Mädchen, ganz dazu geſchaffen, einen Mann glücklich zu machen. Sie beſitzt eine Mitgift von hunderttauſend Lire, Euer Oheim wird Euch das Doppelte geben, wenn Ihr daran denken wollt, Euch eine Häuslichkeit zu gründen, ohne in Anſchlag zu bringen, was Ihr Euch ſelbſt durch Eure Kenntniſſe erwerben könnt. Dies Alles wird euch Beiden eine ganz behagliche Exiſtenz verſchaffen. Verirrter Engel, kommt und beſucht uns häufig, wo nicht, ſo prophezeie ich Euch das Schickſal des Lucifer.

Attilio fühlte ſich durch die offene und großherzige Anſprache des Advocaten bewegt; dennoch zauderte er.

Ich weiß was Ihr ſagen wollt. Ihr fürchtet Euch vor meiner Frau. Beruhigt Euch; ſie iſt wohl ein wenig ſtreng in derlei Dingen, das weiß ich, aber ich werde ſie erweichen. Ihrer Gemüthsart freilich ſteht Verzichten und Entſagen an, aber ich will nicht, daß ſie dergleichen auch Andern allzuſehr auferlege. Kommt nur; das wird zugleich ein Mittel ſein, ſie von ihren vorgefaßten Meinungen abzubringen.

Attilio ließ ſich in den roſigen Traum hineinziehen.

Wirklich verfehlte Signora Gordiani nicht, ihre Gegenvorſtellungen zu machen, aber bald ſchien ſie ſich den Plänen ihres Gatten zu unterwerfen, ſich darauf beſchränkend, den Jüngling mit höflicher Zurückhaltung zu empfangen.

Attilio wurde ein häufiger Beſucher der Familie des Advocaten, aber obwohl er ſich anfangs in der Geſellſchaft Candida's zu gefallen ſchien, deren Zauber er ſich nicht entziehen konnte, ſo ſah man ihn dennoch nach und nach erkalten. Nicht daß er ſeine Beſuche eingeſtellt hätte; aber wenn er neben dem jungen Mädchen ſaß, war er zerſtreut, mit andern Gedanken beſchäftigt, verlegen, als ob er Reue fühle.

Gordiani befragte täglich Candida's Antlitz; es war, wie er ſagte, der Thermometer ihrer Seele.

Du lachſt nicht mehr? deine Augen ſind roth ... zieht er ſich etwa zurück? . . .

Nein; er iſt nur ſtehen geblieben.

Und du?

Ach, lieber Schwager, ich bin viel zu weit vorwärts gegangen.

Da thut es Noth, daß er dir folge, daß er dich einhole, potztauſend! Er muß dich lieben, um jeden Preis, verſtehſt du mich?

Aber ich kann ihn doch nicht dazu zwingen. Vielleicht beſitze ich nicht die nothwendigen Reize, um ihm zu gefallen.

Du nicht die nothwendigen Reize beſitzen? Ei, was verlangt er denn mehr? Sage lieber, daß er dich noch nicht genug kennt. Vielleicht Eine, die mit ihm liebäugelt, irgend eine Sirene . . . .

Das fürchte ich auch! — antwortete das junge Mädchen mit einem Seufzer.

Geh! das kann keine ernſthafte Geſchichte ſein. Irgend eine Neiderin . . . die Laune einer Modedame . . . Das wird nur ſo lange dauern, bis er es ſatt hat. Und auf jeden Fall bin ich da, potztauſend! . . ſei ruhig! ich werde den Sünder zu deinen Füßen zurückführen; ich will ihn dazu verurtheilen, glücklich mit dir zu werden, wäre es auch nur, um deine Frau Schweſter Lügen zu ſtrafen, deren ſardoniſches Lächeln ich von hier aus ſehe. Es iſt mir faſt Ehrenſache, als gälte es eine Wette zu gewinnen.

Attilio ſeinerſeits wehrte ſich, indem er vorwendete, er ſei noch nicht recht zur Ehe entſchloſſen.

Ich werde dir ſchon zum Entſchluſſe verhelfen! — erwiderte Gordiani; — laß mich nur erſt mit dem Schelm von Beamten fertig ſein, der mir gerade auf dem Halſe liegt, und dann reden wir ein Wörtchen mit einander, mein liebes Herrchen.

In der That, am Vorabend ſeiner Abreiſe nach Turin ſagte Gordiani zu dem Jüngling:

Ich gehe, um dem Gerichte wieder einmal einen Spitzbuben ſtreitig zu machen. Bringe du indeſſen deine Sache in Richtigkeit. Bei meiner Rückkehr muß Hochzeit gemacht werden.

Attilio ſchien erſchüttert, antwortete aber nichts. —

Als nun der Advocat zurückkam, ſtürzte ihm Candida heftig weinend entgegen, um ihm die traurige Nachricht von der Gefangennehmung Attilio's und der über ihn verhängten peinlichen Anklage mitzutheilen.

Signora Gordiani blieb wie gewöhnlich theilnahmlos.

Der Advocat fühlte ſich bewegt und zu gleicher Zeit geſtachelt, das Eine von der Angſt des jungen Mädchens, das Andere durch die Kälte ſeiner Frau, die er ſich als ſtille Gegenrede auslegte.

Bei Gott, nein! das iſt unmöglich. Ich weiß, um was es ſich handelt. Ihr werdet ſehen . . .

Und er lief ſtracks nach dem Juſtizpalaſte.

„Mörd und Torf!" ſchrie der Mann, „aber das war ja des Teufels Erzpflaſter, das Ihr mir da für meinen Rücken gegeben habt! Ich hab' ausgeſehen wie eine geſchabte Rübe, und war kein ganzer Fetzen Haut mehr an mir, ohne das, daß ich die ganze Woche im Bett liegen mußte und meinen Taglohn verlor."

„Ich erinnere mich nicht, Euch ein Pflaſter gegeben zu haben, mein guter Mann," ſagte Herr Brookes.

„Dann beim Pfeifer, der dem Moſes vorgeſpielt hat, wenn Ihr Euch nicht erinnert — mir kommt's vor, ich werd's nicht mehr vergeſſen. Wahr iſt's, kurirt hat es mich, aber war ich nicht halb hin, eh' ich kurirt war?"

„Da muß in einer andern Apotheke geweſen ſeyn," bemerkte Herr Brookes. „Ihr ſeyd wohl fehlgegangen."

„Den Teufel bin ich fehlgegangen, außer da ich das Pflaſter kaufte. Hab' ich's nicht von einem Burſchen in dieſem Laden da gekriegt?"

„Niemand verkauft in dieſer Apotheke etwas ohne mein Wiſſen."

Der Irländer war verblüfft; er ſah ſich rings um. „Nun wenn das nicht die Abb'deck' iſt," ſagte er, „ſo muß 's halt ihre leibliche Schweſter ſeyn."

„Timothy!" rief Herr Brokes.

„Ja, ja, und ein Timothy war in der andern auch, denn ich hörte, wie der eine Bube den andern beim Namen nannte. Uebrigens iſt's all' eins: wenn's die Haut genommen hat, ſo hat's auch den Thumbago mitgenommen, alſo guten Morgen, Herr Abb'decker."

Als der Irländer fort war, kamen wir zum Vorſchein. „Japhet, haſt Du ein Pflaſter an einen Irländer verkauft?"

„Ja, erinnern Sie ſich nicht, letzten Samſtag? und ich gab Ihnen den Shilling."

„Richtig! aber was hat er verlangt?"

„Er wollte ein Pflaſter haben, und war übrigens ſehr betrunken. Ich zeigte ihm ein Blaſenpflaſter; das hat er genommen." — Dabei ſah ich Timothy an und lachte.

Zurückgekehrt rief er aufs Neue mit triumphirender Miene:

Es iſt ſonnenklar! die Sache konnte gar nicht anders ſein.

Hat er etwas ausgeſagt? fragte Candida.

Hat er geſtanden? ſetzte Signora Gordiani hinzu.

Er hat nichts ausgeſagt, er hat nichts geſtanden, und das iſt es, was mich nur noch mehr in meiner Vermuthung beſtärkt. Ich verſtehe vollſtändig ſeine Zurückhaltung, ſeine Zartheit, ſeinen Edelmuth. Er wird eher ſich verurtheilen laſſen, als die Wahrheit bekennen; ſo zwar, daß er nicht einmal meine Dienſte als Vertheidiger annehmen wollte, aus Furcht, daß ich in dieſem Sinne ſprechen würde. Ich habe ihn dazu zwingen müſſen.

Aber was für eine Wahrheit? fragte Candida.

Was für eine Wahrheit? Ei, meine Liebe, wer anders kann dahinter ſtecken, als jene Dame? Er war bei ihr in jener Nacht; ich wollte darauf wetten; und er ſchweigt, um ſie nicht bloßzuſtellen. Das iſt augenſcheinlich.

Signora Gordiani ließ mit verachtendem Ausdrucke die Mundwinkel hängen.

Candida ſagte ſchluchzend: Er liebt ſie wohl ſehr, jene Frau?

Nein! er liebt ſie gar nicht, oder wenigſtens er liebt ſie nicht mehr. Ich kenne den männlichen Stolz.

Niemals verzeihen wir einer Frau, die uns in eine falſche Stellung gebracht hat, ſei dies nun mit Recht oder Unrecht geſchehen. Der Stolz iſt für uns Männer die Ferſe des Achilles, der verwundbare Fleck in der Seele, an welchem ſich jedes andere Gefühl abſtumpfen kann. Und wäre er ſelbſt der Verliebteſte aller Menſchen, nie wird er der Frau, die er geliebt hat, die Demüthigung vergeben, welcher ſie ihn ausgeſetzt, ſie mag nun ſchuldig oder unſchuldig ſein. Er wird ſich opfern aus Dankbarkeit für das Vergangene, aus Rückſicht auf ihre Stellung als Frau, um ſeiner eigenen Würde willen, aber er wird ſie nicht mehr lieben. Von dieſer Seite betrachtet iſt es beſſer, daß es ſo gekommen iſt; jede Krankheit muß ihre Kriſis finden. Laß mich nur erſt Attilio frei haben, und er wird ganz zu dir zurückkehren, mit Leib und Seele zurückkehren. Das verbürge ich dir.

Der Himmel erhöre Euch, lieber Schwager. Aber wie werdet Ihr es nun anfangen, ihn zu retten, wenn Ihr die Dame nicht kennt?

Von ihm werde ich es ſicher niemals erfahren, aber von ihr ſelbſt, vielleicht . . . Wenn ſie in Wahrheit eine Frau iſt, die ein Herz hat, ſo wird ſie kommen, ſich mir anvertrauen, mir, dem Advocaten, ſo gut wie dem Beichtvater, oder wenigſtens wird ſie mir Anhaltspunkte und Indicien zukommen laſſen, die, ohne ſie bloßzuſtellen, mir bei meiner Beweisführung dienen können.

O gewiß, das wird ſie thun! — ſagte Candida in ihrer Unſchuld.

Vielleicht, wiederhole ich dir. Gewöhnlich waltet bei dergleichen Verbindungen eine geringere Doſis von Liebe als von Egoismus vor. Die galanten Frauen wählen ſich einen Liebhaber wie eine Beſchäftigung, wie eine Zerſtreuung, wie einen Lückenbüßer ihres Daſeins; und zwar nur um die Monotonie der Ehe zu unterbrechen und ihre Weiberlaunen zu befriedigen. Es iſt das eine Art von Seelenſtärkung, die ſie nach Art der Magenſtärkungen anwenden, um ihr Glück ſchmackhafter und verdaulicher zu machen. Und dann überſchüttet eine ſolche Dame den Erkorenen mit Aufmerkſamkeiten und Liebkoſungen, wie ſie es etwa mit einem ſchönen Anzug machen würde, ſie gefällt ſich darin, ſie brüſtet ſich damit, ihn in der Geſellſchaft zu produciren und Staat mit ihm vor den Freundinnen zu machen, auf die Gefahr hin, ſich zu compromittiren; und das Alles, ſo lange er unzerknüllt bleibt. Ein Flecken, ein Riß, der ihm die Friſche raubt oder die Eleganz beeinträchtigt, ſo wird ſie weinen, wird verzweifeln, wird ſterben wollen, aber ſie wird auf ihn verzichten. Es iſt ein trauriges Wort, eine klägliche Wahrheit, aber es iſt einmal ſo; ein aus der Façon gekommener Liebhaber iſt nicht mehr kleidſam.

Es könnte ja ſein, daß ſie auf ſpätere Zeiten wartet, je nach dem Ergebniß der Gerichtsverhandlung, bemerkte Candida.

Das werden wir ſehen. Ich meinerſeits werde meine Spürhunde auf die Suche ſchicken. Und dann ſetze ich meine Hoffnung auf den Zufall; ſiehſt du, mein Kind, der Zufall macht die Hälfte des menſchlichen Wiſſens, und die Vertheidiger ſind hievon nicht ausgeſchloſſen.

Und wenn du ſie findeſt, was wirſt du mit ihr thun? fragte ſeine Frau.

Was ich mit ihr thun werde? Das weiß ich noch nicht; aber zu Nutze machen werde ich ſie mir gewiß; und kann ich ſie nicht ſchonen, nun dann, um ſo ſchlimmer für ſie.

Wie! Du könnteſt ſo die Ehre einer Frau dem Scandal eines Prozeſſes Preis geben? —

Meine Liebe, deine Sittenſtrenge führt dich irre. Ich kann doch nicht Preis geben, was nicht mehr ihr eigen iſt?

Wie dem auch ſei, die Dankbarkeit für das Vergangene, die Rückſicht auf ihre Stellung als Frau, das Gebot der eignen Würde — wie ſagteſt du doch ſo eben ſelbſt?

Für mich ſteht die Sache ganz anders. Ich bin nicht ihr Liebhaber, ich verdanke ihr nichts; für mich iſt ſie gar nichts; ich bin nur der Vertheidiger meines Clienten, das iſt Alles. — —

Während der Voruntersuchung hörten die beiden Frauen nicht auf, den Advocaten zu fragen, ob er die geheimnißvolle Dame entdeckt habe.

Noch nicht, antwortete ſtets Gordiani, ſie hält ſich immer noch verſteckt; ſie iſt ſehr ſchlau und gewitzigt. Ich habe richtig gerathen, es muß eine vornehme, oder eine dem geiſtlichen Stande angehörige Frau ſein.

Mein Herr Gemahl! — ſagte die Gordiani in beleidigtem Tone.

Ich laſſe ja Ausnahmen gelten, werde nur nicht böſe, meine liebe kleine Nonne. Und ſich ſagen zu müſſen, entfuhr jetzt dem Advocaten, daß es Damen giebt, die ſich glücklich ſchätzen würden, wenn ſie ſich ſtatt ihrer angeben könnten, wäre es auch nur um einen ſo liebenswürdigen Taugenichts zu retten . . . .

Und wenn nun dieſe Dame nicht gefunden wird? — fragte Candida mit bebender Stimme.

Fürchte nichts. Selbſt ohne Bezeichnung der Perſon werde ich mit ihr einen ſo gewaltigen Angriff auf die Geſchwornen machen, daß dieſe auf Gnade oder Ungnade capituliren ſollen.

Endlich erſchien der große Tag.

Gordiani ſtand am Morgen auf wie ein Feldherr, der einer großen Schlacht entgegengeht.

Er ließ ſich raſiren und friſiren und zog einen Frack an, wie er es bei großen Anläſſen zu thun pflegte, als ob er die Toga umwürfe. Sein Sprichwort war, das Kleid ſei das Gewiſſen des Leibes, und er liebte es, dieſes Gewiſſen eben ſo rein zu erhalten, wie das der Seele. Darauf umarmte er ſeine Frau und ſeine Schwägerin.

Erwartet mich hier, ſagte er zu ihnen, ich werde ihn euch auf meinen Armen im Triumph hertragen.

Auf der Schwelle ſtrauchelte er.

Das bedeutet nichts Schlimmes, ſagte er, ſich zu den Frauen zurückwendend: ich habe zwei Schritte für einen gemacht, und ſo werde ich um ſo ſchneller am Ziele ſein.

Wir folgen ihm nach dem Gerichtsſaale.

## III.

## Die Verhandlung.

Der Saal iſt gedrängt voll, die obere Galerie von eleganten Damen beſetzt.

Das Gerücht, daß der berühmte Advocat Gordiani die Sache der Frauen führen werde, hat die Schönen ſchaarenweiſe herbeigezogen. Es handelt ſich um das gemeinſame Intereſſe des Geſchlechts und für Eine desſelben vielleicht um das eigene.

Der Staatsanwalt iſt auf ſeinem Platze, in der Toga, ſtreng blickend, unempfindlich wie der Codex, den er vor ſich auf ſeinem Schreibpulte aufgeſchlagen hat. Er iſt kurzſichtig und bedient ſich eines Lorgnons, wenn es nothwendig iſt, das Geſetzbuch oder die Acten des Prozeſſes zu Rathe zu ziehen. Die Richter ſind in Hufeiſenform geordnet; die Geſchworenen in zwei Reihen, mit wichtigen und unruhigen Mienen, wie Leute, die wiſſen, daß ſie dem Publikum das eigene Gewiſſen bloß zu legen haben.

Unſer Vertheidiger befindet ſich dem Präſidenten gegenüber; er ſitzt nachläſſig auf ſeinem Stuhle, wie ein Menſch, der ſagt: Ich werde ſchon an die Reihe kommen.

Gordiani iſt von hoher Geſtalt, mager, nervig, mit einer Naſe wie ein Papageienſchnabel und mit dichten krauſen Haaren, die das Anſehen einer Perrücke haben.

In einer Ecke der obern Galerie ſteht abſeits eine verſchleierte Dame, die ſehr beunruhigt ſcheint.

Der Angeklagte wird vorgeladen.

Seine Erſcheinung bringt große Bewegung unter den Zuſchauern hervor.

Attilio Gini war einer von den Menſchen, deren Aeußeres auf den erſten Anblick Sympathie einflößt. Er ſah vornehm aus, und ſeine großen ſchwarzen Augen gaben Aufrichtigkeit und Freimuth zu erkennen.

Seine Gefangenſchaft hatte ſeine Wange mit einer leichten Bläſſe überzogen, was dazu beitrug, ſein Geſicht noch intereſſanter zu machen. Er hatte die Gewohnheit, ſich von Zeit zu Zeit mit einer faſt weiblichen Koketterie die Hände zu beſehen. Man muß übrigens auch geſtehen, daß dieſelben ſehr ſchön waren. Er erſchien jedoch nicht mit der Haltung eines Opfers. Sein Benehmen war einfach und natürlich.

Alle Blicke richteten ſich auf ihn, und die Augengläſer der Galerie hafteten auf ihm mit wohlgefälliger Beharrlichkeit.

Die Sache des jungen Mannes war von vornherein, konnte man ſagen, durch ſein Aeußeres der Mehrzahl der Zuſchauer günſtig empfohlen, und insbeſondere den Zuſchauerinnen.

Und in der That, es ziemt den Frauen, mitfühlend zu ſein, um ſo mehr, wenn es ſich um einen ſchönen Jüngling handelt, und wenn das Unheil, das ihn trifft, von ihnen herrührt.

Die Verhandlung begann.

Der Staatsanwalt trug die Anklage vor auf Grund der Thatſachen, deren Anſchein allerdings verdächtigend genug war. Die Carabinieri hatten mit eigenen Augen den Mörder ſich von ſeinem Opfer aufrichten ſehen, dann ihn auf ſeiner Flucht verfolgt und nur einen einzigen Augenblick aus dem Geſicht verloren, nur ſo lange, um eine kurze Strecke zu durchlaufen; dann aber hatten ſie ihn wieder geſehen, als er im Begriffe ſtand, in ſein Haus einzutreten.

Die Identität der Perſon war nicht zu bezweifeln, da der Gefangene denſelben Anzug trug, wie der Flüchtende, einen ſchwarzen Domino, ein zu ungewöhnliches Coſtüm, um von vielen Perſonen getragen zu werden, es ſei denn bei Gelegenheit eines öffentlichen Balles.

Man nehme hinzu, daß der Domino zerfetzt war, was mit großer Wahrſcheinlichkeit auf einen Widerſtand des angegriffenen Theils ſchließen ließ. Und endlich die Banknoten im Betrage von dreitauſend Lire, die der junge Mann bei ſich trug und über deren Beſitz er ſich nicht auszuweiſen vermochte, während die Brieftaſche des Wucherers gar nichts enthielt.

Es war nicht möglich, daß der bloße Zufall ſo viele und ſo augenſcheinlich zuſammentreffende Indicien hätte zu Wege bringen ſollen.

Außerdem gaben ſehr verdächtige Vorgänge den

Vermuthungen, die aus den Thatſachen entſprangen, ein größeres Gewicht: das Anſinnen, ihm gerade auch dreitauſend Lire zu leihen, das der junge Mann wenige Stunden vor der Ermordung dem Wucherer geſtellt, ſein Zorn über die abſchlägige Antwort desſelben und die Drohung mit dem Tode, die ihm dabei entſchlüpft war.

Daraus mußte man ſchließen, daß, obgleich man die Ehrenhaftigkeit des Signor Gini, ſo weit es die Vergangenheit betraf, kannte, das Bedürfniß des Augenblicks, der Scandal, der ihn bedrohte, wenn er ſeinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, ſein Unwille endlich über die abſchlägige Antwort des Wucherers, kurz daß alles dies zuſammen den Jüngling entflammt habe, das mit Gewalt zu nehmen, was er in Güte nicht hatte erlangen können.

Alles, was man dem Angeklagten zur Verminderung ſeiner Schuld zugeſtehen konnte, war der Glaube, daß der junge Mann nicht die verbrecheriſche Abſicht gehabt habe, Ribaldi zu tödten, ſondern daß er ihm nur habe Gewalt anthun wollen, wie aus dem Umſtand erhellte, daß er gar keine Mordwaffe bei ſich getragen hatte.

Unglücklicherweiſe, ſo ſcheint es, hatte die ſtarke Zuſammenſchnürung des Halſes eine Gehirncongeſtion herbeigeführt, welcher Ribaldi thatſächlich erlegen war.

Der öffentliche Ankläger ſchloß damit, daß er ſich überzeugt erklärte, es ſei der Jüngling eines vorbedachten Raubes mit unvorbedachtem Morde ſchuldig.

Dieſe Schlußfolgerung wurde von den Zuhörern mit zurückhaltender Kälte aufgenommen.

Nun kam die Reihe an den Angeklagten; und dieſer beſchränkte ſich darauf, einfach und kurz ſeine Geſchichte vorzutragen. Nur allein ſein Alibi im Theater della Scala wußte er mit keinerlei Beweis feſtzuſtellen, und den Aufforderungen des Präſidenten gegenüber: er möge doch erklären, ob vielleicht Gründe des Zartgefühls und der Courtoiſie ihn davon abhielten, die Wahrheit zu geſtehen, beharrte der Jüngling feſt darauf, daß er jede Vorausſetzung dieſer Art zurückweiſe, und daß die Wahrheit nur die ſei, die er bekannt habe.

Ein Beifallsgemurmel ertönte von der Galerie über dieſe Discretion des angeklagten jungen Mannes.

Er war ein Held, ein Märtyrer der Selbſtverleugnung und Opferwilligkeit, und das Gericht beging ein Verbrechen, wenn es ihn verurtheilte.

Hierauf kam das Verhör der Carabinieri und der Zeugen, deren Ausſagen in Nichts den vortheilhaften Eindruck ſchwächten, der im Publikum zu Gunſten des Angeklagten erweckt worden war.

Nun wendete ſich das Auditorium dem Advocaten zu. An ihm war es endlich, zu reden, den jungen Mann zu vertheidigen, ihn frei zu machen.

Aber der Präſident ſetzte die Verhandlung aus, um den Anweſenden und ſich ſelbſt einige Ruhe zu gönnen.

Es fehlte nicht viel, ſo hätte das Publikum gegen den Aufſchub proteſtirt, ſo groß war die Spannung.

„Ihr müßt keine ſolche Streiche machen," ſagte Mr. Brookes. „Ich ſehe wohl wie es gemeint war. Für euch war's ein Spaß, aber keiner für ihn."

Mr. Brookes, der ſich einbildete wir hätten dem Irländer das Pflaſter aus Muthwillen verkauft, gab uns eine ſehr ernſthafte Lection, und drohte, es Herrn Kophagus zu ſagen, wenn wir wieder ſolche Streiche ſpielen würden. Damit lief die Sache ab und machte mich äußerſt vorſichtig; da ich nun jeden Tag mit den Arzneien bekannter wurde, ſo war ich bald im Stande, ſie zu miſchen, ſo daß ich die Kunden bedienen konnte, und ehe achtzehn Monate herum waren, konnte man mir das ganze Receptiren anvertrauen. Am Ende dieſer Zeit verließ uns Herr Brookes; ich übernahm alsbald ſeine Stelle, wobei ich mir die volle Zufriedenheit des Herrn Kophagus erwarb.

Und nun da ich meine Erhebung angezeigt habe, iſt es wohl ſchicklich, dem Leſer auch eine Idee von meiner perſönlichen Erſcheinung zu geben, von welcher ich bisher ſtill geweſen bin. Ich war ſchmächtig, zwiſchen fünfzehn und ſechzehn Jahren, und ſehr hochgewachſen für dieſes Alter; meiner Geſtalt hatte ich mich nicht zu ſchämen: das Auge groß und glänzend, die Naſe etwas adlerartig gebogen, hohe Stirne, helle Geſichtsfarbe, aber ſehr dunkles Haar. Es war eine Eigenthümlichkeit dieſer meiner Haut- und Geſichtsfarbe, daß ich immer, ſo zu ſagen, wie friſch gewaſchen ausſah; ich hatte kleine aber durchſichtig weiße Zähne, und ein ſehr tiefes Grübchen im Kinn. Wie alle pharmaceutiſchen Embryonen, hatte ich in meinem Ausſehen einen Zug — wo nicht von Weisheit ſo doch ganz gewiß von Selbſtgenügſamkeit, was eigentlich in der Welt ſo ziemlich gleichbedeutend iſt. Ueber der glatten, ſehr weißen Stirne waren meine dunklen Locken ſyſtematiſch zurückgekämmt, mit einer Regelmäßigkeit, welche ſo deutlich, als Haare es vermögen, ſprach: „Inhaber dieß thut Alles und Jegliches nach Vorſchrift, Maß und Regel." Mit meinen langen Fingern faltete ich die kleinen

Als der Gerichtshof zurückkehrte, hatte ſich nicht ein einziger der Zuſchauer von ſeinem Platze entfernt.

Bis dahin hatte Gordiani keinerlei Fragen in Bezug auf ſeinen Clienten geſtellt; ein einziges Mal hatte er das Wort ergriffen, um den Präſidenten zu bitten, ein Fenſter ſchließen zu laſſen, von wo ihm Zugluft in den Rücken kam. Im Uebrigen hatte er fortwährend mit ſichtlichem Behagen Tabakpriſen eingeſchlürſt, die er aus einer großen Doſe nahm, welche beim Oeffnen wie eine Seele im Fegefeuer kreiſchte, und ſich dann wieder die Naſe mit großem Geräuſch geſäubert.

Auf die Einladung des Präſidenten, daß es an ihm ſei zu reden, erhob ſich Gordiani, und nachdem er kurz gehuſtet, um ſich gleichſam die Sporen zu geben, ließ er ſeiner Beredſamkeit freien Lauf.

Im Gerichtsſaale entſtand eine tiefe Stille. Man hätte den Flügelſchlag einer Mücke hören können.

Ein Raſcheln eines ſich bewegenden ſeidenen Kleides war zu vernehmen. Man verlangte Ruhe. Es rührte von der verſchleierten Dame her, die an der Ecke der Galerie ſtand.

Wir aber wollen den Advocaten ſprechen laſſen, die hauptſächlichſten Argumente ſeiner Rede zuſammenſtellend, indem wir zugleich Rechenſchaft geben von dem verſchiedenartigen Eindruck, den ſie auf das Auditorium hervorbrachte.

## IV.

## Die Vertheidigung.

Ich muß — ſo begann Gordiani — zu allererſt meine Verwunderung ausſprechen, und zwar darüber, daß ich mich auf dieſem Platze befinde, in dieſer Umgebung und im Angeſicht eines Angeklagten, wie dieſer hier, den Sie vor ſich ſehen.

Wie? dieſer junge Mann, Signor Gini, ein geachteter und achtungswürdiger Charakter, dem jeder Ehrenmann die Hand zu drücken glücklich ſein würde, den jede achtungswerthe Familie mit Vergnügen in ihrem Hauſe aufnähme, und welchem jeder gute Vater die eigene Tochter zur Ehe zu geben ſich zum Glück ſchätzen würde — iſt es wirklich derſelbe junge Mann, ich wiederhole es, den ich auf der Armſünderbank erblicke, angeſchuldigt eines infamirenden Verbrechens?

Betrachten Sie ihn, und ſagen Sie mir, ob ſein aufrichtiges Auge, ob ſeine offene Stirn einen verbrecheriſchen Geiſt verrathen, eine verworfene Seele, kurz geſagt, einen Dieb, einen Mörder anzeigen? Nun wahrhaftig, meine Herren, das hieße dem Antlitz Gottes eine Beleidigung zufügen, nach deſſen Urbilde, ſo ſagt man, wir ſterblichen Menſchen geformt worden ſind. (Gelächter.)

Doch iſt leider auch die Natur, wie eben jede Regel, Ausnahmen unterworfen. Die Vielfältigkeit der Formen und die Eile, mit welcher ſie gebildet werden, machen, daß zuweilen auch die Natur ſich gleichſam vergreift und in eine ſchön geformte Geſtalt eine blöde und niedrige Seele ſteckt und umgekehrt. (Das iſt wahr!)

Nehmen wir nun an, daß ſich die Natur in Betreff meines Clienten geirrt und mit der Rinde eines Ehrenmannes eine verworfene Seele bekleidet habe; nehmen wir kurzweg ſeine Befähigung, ein Verbrechen zu begehen, an; ſehen wir, ob er in Wirklichkeit ſchuldig geweſen.

Folgen wir den Thatſachen auf denſelben Spuren, wie die Anklage, welche dieſelben vollſtändig zu Ungunſten des Angeklagten ausgelegt hat.

Zwei brave Carabinieri erblicken während einer Winternacht in der Nähe des Ponte Vetero in einem Gäßchen einen Menſchen, der von einem am Boden Liegenden aufſteht und beim Herannahen der Wachen die Flucht ergreift.

Sie eilen dem Platze zu und finden einen Menſchen todt auf der Erde ausgeſtreckt liegen.

Ich ſtimme völlig mit dem ehrenwerthen Vertreter der Anklage überein, daß der Menſch, der die Flucht ergriffen hat, der wahre Thäter ſei; ich leugne aber durchaus, daß der Gefangene, Signor Gini, dieſer Flüchtgeweſen.

Die Wache folgte ſofort der Spur des Mörders, deſſen Perſon leicht kenntlich war durch den ſchwarzen Domino, den er trug. Ich gebe zu, daß der Anzug des Flüchtenden ſeine Perſon deutlich hervorhob, aber ſie verhüllte ſeine Umriſſe und eben ſo auch die Verhältniſſe ſeines Körpers.

Ein Domino iſt kein Kleid, das ſich nur dem Individuum anſchmiegen kann, für welches es zugeſchnitten worden; der Domino iſt ein Omnibus-Coſtüm, das Jedermann paßt, dem Großen wie dem Kleinen, dem Dicken wie dem Dünnen! . . . (Gelächter!)

Was nun den in Rede ſtehenden Domino anbetrifft, ſo können die Carabinieri nicht mit Beſtimmtheit ſagen, daß der Menſch, den ſie verfolgten, dasſelbe Körpermaß hatte, wie Signor Gini, und daß es folglich Signor Gini war, der da flüchtete, um ſo weniger, wenn man bedenkt, daß der Davoneilende in weiter Ferne von den Verfolgern ſich befand, und daß es in jener Nacht ſo finſter war wie in dem Rachen eines Wolfes. Ich habe die meteorologiſchen Tabellen zu Rathe gezogen: „Bewölkter Himmel!“ (Gelächter. Niemand bemüht ſich übrigens nachzuſehen, ob das Citat des Advocaten richtig ſei, und der Advocat weiß ſehr wohl, daß weder der Staatsanwalt noch die Räthe ſich den aſtronomiſchen Kalender halten.)

Und wollen Sie einen Beweis dafür? Hören Sie zu dem Ende die drei Zeugen, die ſich auf dem Wege des Domino befunden haben. Der Eine, dem die Wache zurief, ihm den Weg zu verſperren, und der im Gegentheil ſich klüglich in eine ehrerbietige Entfernung zurückzog. (Heiterkeit) erklärt, daß er die Körperbeſchaffenheit des Flüchtigen nicht genau angeben könne, indem er in dem Augenblick, wo dieſer vorüberlief, die Augen geſchloſſen habe. (Gelächter.) Der Zweite, gleichfalls ein Vorübergehender, welcher, muthiger als ſein Vorgänger, dem Unbekannten ſich entgegenſtellen wollte und unglücklicherweiſe anſtatt deſſen ſelbſt von dieſem umgeſtoßen wurde, verſichert, wegen der horizontalen Lage, in welcher er ſich auf dem Pflaſter befunden, daß derſelbe ihm von koloſſaler Größe erſchienen ſei, während die Alte, welche, von dem Lärm angezogen, aus ihrem Fenſter ſchaute, behauptet, daß der Flüchtige ganz klein geweſen, da ſie ihn von oben, aus dem dritten Stock, erblickte.

Es hängt eben Alles von dem Standpunkte ab, von welchem man eine Sache betrachtet, und dasſelbe gilt von den Perſonen.

Es giebt alſo hier verſchiedene Lesarten in Bezug auf das Körpermaß des Flüchtenden; folglich muß man wählen. Thatſache iſt, daß Signor Gini nur eine Körperbeſchaffenheit beſitzt, die ſeine, und daß er ſie nicht vertauſchen kann, ſelbſt nicht um ſich der Verfolgung der Carabinieri zu entziehen. (Heiterkeit. Der Redner macht ſich dieſelbe zu Nutze, um eine Priſe zu nehmen.)

Der Domino läuft davon, die Carabinieri ſetzen ihm nach, aber es ſcheint, daß der Verfolgte flinkere Beine hat, als die Verfolger, denn beim Umbiegen in eine Straße verlieren ſie ihn aus den Augen.

Merken Sie auf! Sie verlieren ihn aus den Augen.

Das iſt wichtig, das iſt eine Hauptſache. Ein Menſch, den man nicht mehr ſieht, meine Herren, der verſchwindet, wäre es auch nur für einen Augenblick; wer kann behaupten, daß es derſelbe ſei, dem man ſpäter wieder begegnet?

Eine ſehr unſchuldige, eine ſehr natürliche Subſtitution kann ſich inzwiſchen zugetragen haben.

Ich rede nicht von den Perſonen in einem Ballet, die erſcheinen und im nächſten Augenblick unter der Bühne oder oben in den Suffiten verſchwinden, als wären ſie Geſpenſter; dieſe Beweisführung möchte allzu gewagt ſein. (Gelächter.) Ich ſpreche von den Perſonen in der Komödie, die ſtets zur rechten Zeit, ſtets im erwünſchten Augenblicke auftreten, ſo zwar, daß ſie ausgeziſcht werden, wenn ſie auf ſich warten laſſen. (Gelächter.) Das Alles iſt vorbereitet, zugegeben; aber es iſt nichtsdeſtoweniger eine Nachahmung deſſen, was ſich im wirklichen Leben zutragen kann. Der Zufall, meine Herren, wie immer der geehrte Redner für die Anklage darüber denken möge, iſt der kühnſte und ungewöhnlichſte aller Balletmeiſter, aller dramatiſchen Autoren, und einer, der uns bei hellem, lichtem Tage ohne jede Vorbereitung in eine Zauberlaterne blicken läßt. (Heiterkeit.)

Uebrigens war in unſerm Falle die Subſtitution hinlänglich erleichtert.

Ich erſuche Sie, meine Herren, recht aufmerkſam die Topographie des Ortes zu betrachten, bei welchem die

Gefangennehmung des Signor Gini ſtattfand. Ich habe abſichtlich den Plan desſelben ſkizziren laſſen, auf daß Sie mit eigenen Augen urtheilen können. (Er läßt einige Copieen davon an die Geſchworenen, an die Räthe und an den Staatsanwalt vertheilen, ein Blatt für ſich behaltend, auf welches er deutet, während er in ſeiner Beweisführung fortfährt.)

Sie ſehen, es iſt eine Art von Baum mit zwei Aeſten, deſſen Stamm durch die Via de' Boſſi gebildet wird; der Aſt links durch die zweite Strecke von der Via di San Giovanni alle quattro Facce, der zur Rechten von der Via de' Filodrammatici; der Knotenpunkt, von welchem dieſe beiden Aeſte ausgehen, iſt der kleine Kreuzweg. Von der Mitte des Stammes geht der andere Aſt, die Via de' Clerici, aus. Und nun verfolgen wir den Weg, den unſere Leute genommen haben.

Gerade, ſo heißt es, als die Carabinieri die Höhe der Via di S. Giovanni alle quattro Facce erreicht, ſei der Flüchtling bereits hinter dem Ellenbogen verſchwunden, welchen dieſe an der Ecke des kleinen Platzes macht, das heißt ſo viel als daß er ſich von ſeinen Verfolgern auf hundertzehn Schritte entfernt hatte — ich habe dieſe Schritte ſelbſt gezählt — dergeſtalt daß, als die Carabinieri von ihrer Seite bei dem Bogen angelangt waren, der Verfolgte bereits den zweiten Theil der Via di S. Giovanni alle quattro Facce zurückgelegt hatte, der achtundſiebzig Schritte lang iſt; von da den kleinen Kreuzweg überſpringend, achtzehn Schritte, befand er ſich mit vierzehn Schritten in der Via de' Filodrammatici, eine Richtung, die er der nach der Via de' Boſſi führenden vorziehen mußte, da er von jener Seite in Gefahr gerieth, dem andern Carabinier zu begegnen, von dem natürlich vorauszuſetzen war, daß er den Umweg durch die Via del Lauro genommen.

In dieſem Augenblick befand ſich Signor Gini, der aus der Via de' Clerici kam, in der Gegend, wo dieſe in die Via de' Boſſi einmündet, und das Alles, ohne daß unſere beiden Leute etwas von einander hätten ſehen können.

Auf ſolche Weiſe hatte Signor Gini Zeit, die ſiebenundzwanzig Schritte betragende Strecke der Via de' Boſſi bis zu ſeiner Thüre zu durchſchreiten, ehe der erſte Carabinier, der die achtundſiebzig Schritte der Via di S. Giovanni alle quattro Facce zurückzulegen hatte, ihn erreichen konnte. Der andere Carabinier kam etwas ſpäter vom Ende der Via de' Boſſi hinzu, als der Jüngling bereits von ſeinem Collegen aufgegriffen war. Und in dieſer Weiſe brachten die beiden Kameraden den gefangenen Signor Gini im Triumph nach der Quäſtur, indeß der wahre Mörder in größter Sicherheit anderswohin entſchwebte. (Zeichen des Beifalls.)

Aber es giebt verdächtige Punkte, ſagte der Herr Staatsanwalt: zuvörderſt der Anzug. Aus welchem Grunde, fragte er, befand ſich Signor Gini im Domino?

Domino! Ei, und warum hätte er ſich nicht im Domino befinden ſollen während einer Carnevalsnacht, wo in allen Theatern öffentliche Bälle ſtattfanden? Als ob die Spitzbuben allein das Recht hätten, eine Maske vor das Geſicht zu nehmen! . . .

Ich werde mir hier erlauben, eine Frage an den Herrn Staatsanwalt zu richten. Wenn anſtatt eines einzigen Domino ſich ihrer zwei an dem Orte befunden hätten, was würde der verehrte Herr Ankläger mit ihnen gemacht haben? Ich bin in der That der Anſicht, er würde ſehr in Verlegenheit geweſen ſein, den wahren Schuldigen herauszufinden, und jedenfalls hätte er nur Einen davon als ſolchen zurückbehalten können. Nun ſehen Sie einmal, welchen Quälereien friedliche Bürger ausgeſetzt geweſen wären, wenn die Exemplare des Domino ſich gar noch auf eine beträchtliche Anzahl belaufen hätten. (Heiterkeit; der Präſident gebietet Ruhe.)

Uebrigens, der junge Mann hat es ja geſtanden, daß er auf dem Balle in der Scala geweſen.

Aber er wurde dort nicht erkannt; er hat ſich nicht zu erkennen gegeben. Das glaube ich wohl! Denn eben darum geht man maskirt dorthin. — Aber was bewog den Signor Gini, ſich zu verſtecken? — Vor Allem die Luſt, ſich zu unterhalten, obwohl meines Erachtens ein Menſch in einer Maske ſich nicht beſonders unterhält, vielmehr er es iſt, an dem die Andern ihre Unterhaltung finden. (Gelächter.)

Dies beiſeite gelaſſen, ſo giebt es noch andere, beſondere Gründe für einen jungen Mann, die zu errathen ich dem zarteren Theil des Auditoriums überlaſſe, Gründe, die in das Geheimniß gehüllt ſein wollen, ſo gut wie eine Verſchwörung oder ein Verbrechen. (Lächeln auf der Galerie.) Weßhalb wollen wir von dieſem Privilegium des galanten Cavaliers den Signor Gini ausſchließen, um des alleinigen Umſtands willen, daß in jener Nacht eine Uebelthat begangen wurde?

Nach alle dem möchte ich den Herrn Staatsanwalt fragen, wie er dazu kommt, eine ſo furchtbare Anklage gegen einen Ehrenmann zu ſchleudern, der das Mißgeſchick hatte, ſich auf demſelben Wege mit einem Verbrecher zu befinden, dem die Schergen der Juſtiz auf den Ferſen waren? Hätten dieſe ſich ſtatt deſſen auf dem Wege des Ehrenmannes befunden, iſt es dann nicht ſicher, daß ſie ihm bezeugen könnten, er ſei nicht von der Mordſtätte hergekommen? Die Schuld trifft folglich die Staatsbehörde, die nicht im Stande iſt, Carabiniere an die Schritte aller ihrer Bürger zu heften, aber gerade weil dieſe hierin ſich unzulänglich zeigt, ſo darf man nicht auf einen Unſchuldigen die Verantwortung für die eigene Gebrechlichkeit wälzen. (Bravo!)

Aber noch ein anderer Umſtand erregt den Verdacht des Herrn Staatsanwalts.

Zugegeben, ſagt er, daß Signor Gini wirklich aus dem Theater della Scala kam, weßhalb nahm er, anſtatt der kürzeren und angezeigten Richtung der Straße dei Filodrammatici, die weitere und abweichende Straße de' Clerici?

Ah! dieſe Thatſache iſt wichtig, iſt zweideutig, ſie

Pulver-Kapſeln zuſammen, wobei ich ſo gedankenvoll und gravitätiſch ausſah, wie nur ein Miniſter, der ein eben ſo unendliches als unverſtändliches Protokoll übergiebt, und der feierlich tiefſinnige Blick, mit welchem ich den Inhalt einer Phiole in die andere goß, hätte einem königlichen Leibarzt, wenn er den „Geſalbten des Herrn" in articulo mortis beobachtet, trefflich zu Geſichte geſtanden.

Während ich meinem ſaturniniſchen Berufe nachkam, hatte ich gewöhnlich ein Buch neben mir auf dem Receptirtiſche; das war kein mormorirter, ſchmutziger Band aus der Minerva-Preſſe, noch halbgebundene Halb-Guineen-Literatur aus dem faſhionablen Kehricht, ſondern ein gutes, ehrbares, ernſthaftes, mit Weisheit erfüllendes Buch, entſetzlich durchſpickt mit pharmaceutiſcher Terminologie, ein Buch, überfließend von lateiniſchen Wörtern, hie und da ſogar mit griechiſchen Krackelfüßen dekorirt. Da gab ich mir denn mit Lektüre und Tournüre ein ſo ächt mediciniſches Ausſehen, daß ſelbſt der Umſichtigſte nicht gezögert haben würde, mir die ganze Behandlung eines Nagelfluſſes, von der Entzündung bis zur Eiterung, und von der Eiterung bis zur Heilung, oder die Zertheilung eines Zahngeſchwürs in ihrem ganzen Verlaufe anzuvertrauen. — Alſo war ich perſönlich beſchaffen zu der Zeit, wo ich zu dem wichtigen Amt eines Verwalters — ich darf ſagen von Leben und Tod erhoben wurde.

Es wird den Leſer nicht überraſchen, wenn ich ſage, daß ich den Leuten ſehr in's Auge fiel, welche Herrn Kophagus um Rath zu fragen oder mit ihm zu ſprechen kamen. „Ein ganz hübſcher Junge, das, Mr. Kophagus!" konnte ſo ein Bekannter ſagen: „Wo haben Sie ihn her? Wer iſt ſein Vater?"

„Vater!" konnte dann Herr Kophagus antworten, wenn ſie mit einander ins Hinterzimmer gegangen waren, wo ich jedoch Alles hören konnte: „Vater — mmh — kann's nicht ſagen — Neigung — heimlich — Kind geboren — ausgeſetzt — Findelhaus und ſo."

Das kam häufig vor, und dieſes häufige Vorkommen machte iſt verdächtig! Erſcheint ſie Ihnen geringfügig? Ein Menſch, der nicht auf dem kürzeſten Wege in ſein eigenes Haus zurückkehrt!

Ich erwidere, daß die Anſchuldigung mehr topographiſcher als logiſcher Natur iſt. Der Herr Ankläger weiß doch, daß alle Wege nach Rom führen, alſo auch die Via de' Boſſi, und ich glaube nicht, daß die Polizei es Jemand verwehren wird, zum Heimgehen denjenigen Weg zu wählen, der am meiſten nach ſeinem Geſchmacke iſt.

Uebrigens giebt es tauſend Urſachen, die einen Menſchen von ſeinem Wege ablenken können. Zuvörderſt Zerſtreutheit. Ich kenne dergleichen zerſtreute Menſchen, die beſonders zur Nachtzeit dem Zufall unterworfen ſind, an einer ganz anderen Oertlichkeit aufzutauchen, als wo ſie von der Frau und der Familie erwartet werden. Oder Solche, die ihre Wohnung gewechſelt haben und noch an die frühere gewöhnt ſind, ſo daß ſie ſelten, in der erſten Nacht wenigſtens, ſich enthalten können, vor der Thür derſelben zu erſcheinen, ja ſelbſt mit der unverhohlenen Abſicht, dieſe mit dem Schlüſſel des neuen Hauſes aufzuſchließen. (Heiterkeit.)

Deſſenungeachtet wird man ſie nicht beſchuldigen, daß ſie in dem Hauſe ſtehlen oder gar einen der Bewohner umbringen wollten. (Gelächter.)

Ferner, einem widerwärtigen Menſchen, dem man begegnet, auszuweichen; einen Mund voll friſcher Luft nach einer erſtickenden Soirée einzuathmen; oder ſetzen wir einfach ein Werk der Barmherzigkeit, ein verirrtes Lämmchen in den Schafſtall zurückzuführen, (Haha!) und hundert andere Umſtände mehr.

Was nun den Signor Gini anbetrifft, ſo konnte er wohl einen gültigeren und glaubwürdigeren Beweggrund haben, nämlich den, einem Neugierigen zu entgehen, der ſeiner Perſon auf die Spur gekommen wäre.

Aber hollah! ruft der Vertreter des Geſetzes, der Domino war zerriſſen. Ha! was ſagt ihr nun dazu? Die Sache iſt augenſcheinlich, da hat eine Hand zugegriffen, die ſich wehrte. Aber weßhalb kann es nicht eben ſo gut ein Nagel geweſen ſein, an welchem der Domino hängen blieb? Weßhalb muß es nun lieber eine Hand geweſen ſein, als ein Nagel? Das Eine iſt ſo wahrſcheinlich wie das Andere.

Ich ſelbſt habe die ſchlechte Angewohnheit, zuweilen den Saum meines Schlafrocks und öfters auch die Schöße des Rocks zwiſchen den Thüren zu laſſen (Gelächter), ohne daß man mir das jemals zum Verbrechen gemacht; höchſtens hat man mich der Ungeſchicklichkeit beſchuldigt. (Gelächter.)

Und nun gehen wir zu dem verdächtigſten Umſtande über, immer nach dem Dafürhalten des Herrn Staatsanwalts, nämlich zu den Banknoten, die man bei dem Signor Gini gefunden, und von denen die Anklage behauptet, daß ſie Ribaldi gehörten, aus dem alleinigen

Grunde, weil das Taſchenbuch dieſes Letzteren keine Papiere von Werth enthielt.

Sachte! ſachte! um des Himmels willen; das iſt ein Sprung der Phantaſie, den die Vertheidigung nicht gelten laſſen kann.

Ja, wenn wir alle Diejenigen des Diebſtahls anklagen wollten, die nicht im Stande ſind, Rechenſchaft zu geben von dem Gelde, das ſie in der Taſche haben, denken Sie ſich, zu welcher geſellſchaftlichen Auflöſung wir gelangen dürften! (Gelächter.) Bis hinauf zu den Miniſtern, denn ſelbſt dieſe können nicht immer die Bilanzen rechtfertigen, welche ſie den Kammern vorlegen (Bravo), und dennoch hat man ihnen deßwegen noch keinen Prozeß angehängt. (Gut! Ruhe!)

(Nach einigen weiteren Anſpielungen auf Tagesbegebenheiten fährt der Redner fort:)

Jedenfalls geht aus dem Umſtande, daß es nicht conſtatirt iſt, woher Signor Gini die Banknoten hatte, keineswegs hervor, daß dieſelben Ribaldi gehört haben müſſen.

Und woher weiß denn der Herr Ankläger, daß das Taſchenbuch des Wucherers gerade die Summe in Staatspapieren enthalten haben ſoll, die man bei Signor Gini gefunden hat? Iſt es nicht möglich, daß die Brieftaſche des Wucherers gar nichts enthielt, und daß der Räuber, ſich ſelbſt beſtohlen ſehend, dieſelbe ärgerlich weggeworfen hat? Oder aber, wenn die geſtohlene Summe größer war: was hat denn Signor Gini mit dem Ueberſchuß angefangen? Ich glaube nicht, daß er Zeit hatte, Einkäufe davon zu machen, während er vor den Carabinieri flüchtete. (Gelächter.) Oder wenn die Ziffer bei Ribaldi geringer war, wie hat es Signor Gini gemacht, ihm mehr als dieſe zu entwenden? (Gelächter.)

Nichtsdeſtoweniger haben wir da noch ein anderes Zuſammentreffen, das furchtbar beredt iſt: Signor Gini hat ſich zu dem Wucherer begeben, um ihn gerade wegen der gleichen Summe anzugehen.

Vortrefflich! Nun iſt Alles klar! Man muß alſo annehmen, Ribaldi, der das Darlehen abſchlug, habe in der Vorahnung, daß der junge Mann ihm auflauern werde, um ihn zu berauben, juſt die beſtimmte Summe zu ſich geſteckt, auf daß nicht ſein Angreifer betrogen werde und auf die Art ein ſchlechtes Geſchäft mache. (Gelächter.)

Es bleibt noch ein Pfeil in dem Köcher des Anklägers. Signor Gini hat zu einem Darlehen von dreitauſend Lire ſeine Zuflucht nehmen wollen: er war alſo in Geldverlegenheit. Wie kommt es nun, daß er ſich im Beſitz gerade einer ſolchen Summe befand?

O meine Herren, dieſe Frage iſt ſehr naiv. Als ob man nicht Schulden haben und dennoch bei Gelde ſein könnte! Verſteht ſich, ein Jeglicher nach Maßgabe ſeiner Verhältniſſe. Der Prinz von U. kann eine Million — Schulden — haben und nichtsdeſtoweniger hunderttauſend Lire für ſeine menus plaisirs in der Taſche tragen. Ein armer Schelm von Beamten mit zwölfhundert Lire Beſoldung wird nicht ſo viel, aber er wird doch ſeine paar Franken für ſeine Cigarre und die halbe Portion Sorbetto übrig haben. (Gelächter.)

Nun alſo: Signor Gini, der einer wohlhabenden Familie angehört, der von ſeinem Vater ein bedeutendes Vermögen erbte und ſchöne Ausſichten für die Zukunft hat, werden Sie es zu hoch gegriffen finden, wenn er in ſeinem Taſchenbuche ein bischen weniger als die hunderttauſend des Prinzen und ein bischen mehr als die paar Franken des armen Beamten hat? Und wenn er ſeine Zuflucht zu einem Darlehen von dreitauſend Lire nimmt, um einen Wechſel zu bezahlen, ſo iſt es gerade deßwegen, um hinterher nicht von Gelde entblößt zu ſein.

Aber leider ſind wir noch nicht zu Ende mit den Belaſtungs-Beweiſen; es giebt noch einen weiteren Umſtand, der die verbrecheriſche Abſicht des Angeklagten ganz unzweifelhaft darthut.

Signor Gini ſoll im Zorn über die abſchlägige Antwort des Wucheres ſich Drohungen haben entſchlüpfen laſſen, die furchtbar auf die Art der Gewaltthat hinzielen, welche er gegen ihn vorgehabt habe, und welcher Ribaldi in Wirklichkeit zum Opfer fiel.

(Nach längeren ſatiriſchen Excurſen über die Wucherer, die er ausgerottet wünſcht, über die Handelsfreiheit, welche die Wucherer begünſtige, und über eine gewiſſe beutelſchneideriſche „indiſche Compagnie,“ die einen der Geſchwornen, der ihn nunmehr giftig anſieht, zum Mitgliede hat, wendet ſich der Redner wieder zur Sache, mit der Verſicherung gegen den ihn zur Ordnung rufenden Präſidenten, daß er ſtets bei der Sache geblieben ſei.)

Betrachten wir die gräßliche Drohung des Signor Gini, die einen ſo mächtigen Eindruck auf das Gemüth des Herrn Staatsanwalts gemacht hat. Wahrhaftig, der König Belſazer war nicht weniger entſetzt über das Mene Mene Tekel Upharſin, das ihm der Schalk von Daniel an der Wand erſcheinen ließ. (Gelächter.)

Signor Gini, mit Recht aufgebracht über die Undankbarkeit des Wucherers, der es verweigerte, ihm im Augenblick der Noth zu Hülfe zu kommen, nachdem er ihm den größten Theil ſeines Vermögens abgewuchert hatte, brach in die Worte aus: „Daß dich der Teufel erwürge!“

Und Signor Ribaldi wurde erwürgt. Folglich iſt Niemand anders als Signor Gini der Mörder geweſen.

Die Beweisführung kann nicht einfacher ſein. „Daß dich der Satan erwürge!“ Was heißt das? Das iſt nicht einmal eine Drohung, ſondern ein Ausruf, ein Ruf des Zorns, ein Fluch, der ein wenig lebhaft, ein wenig ſtark, ein wenig unzierlich klingt, das gebe ich zu, der aber keinen eigentlichen Sinn und am wenigſten eine verbrecheriſche Abſicht in ſich ſchließt.

Sagen wir nicht häufig, wenn Jemand unſere Geduld auf die Probe ſtellt: „Geh zum Teufel! Der Teufel ſoll dich holen!“ und das ohne die geringſte böſe Abſicht gegen den Ueberläſtigen?

Wenn ich Ihnen erzählte, wie oft ich ſchon das Geſetzbuch zum Teufel geſchickt habe, wenn ich auf einen Paragraphen ſtieß, der mich nicht überzeugte! Und trotzdem geſtehe ich offen, daß ich darum gegenüber dem Geſetzgeber weder einen Scrupel noch einen Gewiſſensbiß empfunden habe. (Gelächter.)

Nun hat aber mein Client ein energiſcheres, ein packenderes Wort ſtatt des gewöhnlichen gebraucht: „erwürgen.“ . . . (Gelächter.) Und das weßhalb? Lediglich um ſich einer Variante zu bedienen: daher, wenn die Vorſehung es ſo gefügt hat, daß Signor Ribaldi in der That bei der Kehle gefaßt wurde, ſo begründet dies entfernt nicht den Verdacht, daß mein Client es für ſich ſelbſt auf jenen Theil ſeines Körpers abgeſehen habe. Freilich wenn Ribaldi, anſtatt in Folge von Erſtickung umzukommen, durch einen Dolchſtoß getödet worden wäre, ſo müßte Signor Gini unbedingt freigeſprochen werden, weil er nicht geſagt hat: „Daß dich der Teufel erſteche!“ (Beifall.)

(Der Redner ſpringt über auf einen Majeſtätsprozeß eines Soldaten, der unter den Strapazen des Manövers den allerhöchſten Kriegsherrn verwünſcht hatte und dafür von der Geſchwornenmehrheit ſchuldig geſprochen, von den Richtern aber vor eine geſcheidtere Jury geſtellt wurde. Er benützt dieſe Gelegenheit, den Geſchwornen ein Compliment zu machen, worüber dieſe denn auch, mit Ausnahme des indiſchen Actionärs, wohlgefällig lächeln.)

Nach all dieſen Anſchuldigungen will die Anklage meinem Clienten eine Conceſſion machen. Sie ſagt, Signor Gini habe, von Geldverlegenheit und von der Furcht vor einem entehrenden Scandal gedrängt, das mit Gewalt nehmen wollen, was er nicht auf gütlichem Wege erlangen konnte, und es ſei alſo nicht ſeine Abſicht geweſen, den Wucherer aus der Welt zu ſchaffen, ſondern nur ihm Gewalt anzuthun.

Im Namen meines Clienten danke ich dem ehrenwerthen Vertreter der Anklage für ſeine Großmuth, bedaure jedoch keinen Gebrauch davon machen zu können, und das gerade im Intereſſe des Angeklagten ſelbſt. Was uns der Herr Staatsanwalt anbietet, das iſt ſo ein kleines Danaergeſchenk, eine diplomatiſche Transaction, ein do ut des; das heißt, da er ſieht, daß er nicht das Ganze erhalten kann, ſo giebt er uns etwas nach, um etwas von uns herauszuſchlagen.

Nein, dieſe Methode leuchtet mir nicht ein. Sie mag ſich anwenden laſſen in der Politik, unter Diplomaten, gegen Nationen, bei denen es ſich bloß um das Gleichgewicht handelt, und die ſich wohl oder übel dazu bequemen können. (Das iſt wahr!) Hier aber handelt es ſich um die Ehre, und die Ehre kann nicht mit ſich transigiren laſſen.

Dem Signor Gini iſt mit einer etwas höher oder tiefer bemeſſenen Stufe der Verſchuldung nicht gedient: er will vollſtändig ſchuldlos erklärt ſein.

Das Entehrende einer Verurtheilung mißt ſich nicht nach dem größeren oder geringeren Grade der zuerkannten Strafe. Die Wirkung iſt wie bei der Schwefelſäure: ein Tropfen genügt, um Alles zu vernichten.

Nein, meine Herrn, ich kann für meinen Clienten nicht einmal auch nur die Abſicht einer Gewaltthat zugeben. Ein Menſch wie er, der in ſeinem Leben keiner Fliege einen Fuß gekrümmt, der niemals Jemand einen Soldo genommen hat, entſchließt ſich nicht leicht, ſeinem Nebenmenſchen und wär's auch nur ein Wucherer, den Hals umzudrehen, wie man einen alten Hahn abthut. (Gelächter.)

Ich gebe ebenſowenig zu, daß augenblickliche Verlegenheit, Furcht vor einem Scandal den jungen Mann bewogen haben könnten, durch ein Verbrechen den Ausweg aus der Noth zu ſuchen.

In ſolcher Lage werden Männer wie Signor Gini nicht rauben, nicht morden, ſie werden ſich eine Kugel durch den Kopf jagen. (Gut!)

(Der Redner weiſ't hier noch auf den allgemein anerkannten Charakter des Angeklagten hin, auf ſeine würdige Haltung vor Gericht, beſonders auf die Offenheit, womit er ſelbſt belaſtende Umſtände ohne jeden Verſuch des Vertuſchens zugegeben; erinnert ſodann zur Warnung an einen ganz ähnlichen Criminalfall, in welchem der angebliche Mörder, den man mit dem Dolch in der Hand neben dem Leichnam des Ermordeten betraf, verurtheilt und hingerichtet, hinterher aber dennoch unſchuldig befunden wurde, und kommt nunmehr auf den Hauptpunkt der Verhandlung.)

Dem Allem ſei nun wie ihm wolle, ſagte der Herr Staatsanwalt, wenn auch der Augenſchein nicht ganz hinreicht, die Schuld des Angeklagten zu begründen, ſo ſpricht er doch noch weniger für ſeine Unſchuld — es handelt ſich alſo vor Allem um das Alibi. Signor Gini beweiſe uns, daß er ſich nicht an der Stelle der Unthat befinden konnte, als dieſelbe verübt wurde, er beweiſe, daß er ſich anderswo befunden hat, und wir werden ihn freiſprechen.

Aha! das habe ich von der Anklage erwartet. Das iſt der Schlag, den ſie bis zuletzt aufgeſpart hat. Aber die Vertheidigung bebt nicht davor zurück, ſie lenkt den Stoß ab, der in die Luft geht, ohne Jemand zu ſchaden.

Nun wohl! auch ich, der Vertheidiger, will nichts wiſſen von einem zweifelhaften, zweideutigen Verdicte, erlaſſen aus Mangel an Beweiſen, was am Ende nichts anderes iſt, als eine Abſolution von der Inſtanz, keine Freiſprechung. Dieſe Freiſprechung aber verlange ich voll und ganz, als hervorgegangen aus dem öffentlichen Gewiſſen und aus der Ueberzeugung der Geſchwornen.

Ich muß nun freilich geſtehen: als ich von der Offenheit des Angeklagten ſprach, da habe ich ein wenig übertrieben. Es giebt eine Falte in ſeiner Seele, die er zu verbergen ſucht. Er hat ein Alibi nicht bewieſen, mich oft über meine Lage nachdenkend, die ich außerdem bei dem ebenen und glücklichen Gange meines Lebens vielleicht vergeſſen haben würde. Wenn ich zu Bette ging, ſo durchlief mein Geiſt Alles, was ich von den Direktoren der Anſtalt erhalten hatte. Sie hatten mir jenes Papier übergeben, das im Korbe gefunden worden war. Ich war ehlich geboren, ſo beſagte wenigſtens der Zettel. Auch die fünfzig Pfund bewieſen, daß meine Eltern zur Zeit meiner Geburt keine Bettler geweſen ſeyn konnten. Die ganz beſondern Umſtände, die mein Schickſal begleiteten, machten mich nur um ſo begieriger meine Herkunft zu wiſſen. Ich war jetzt alt genug, um den Werth der Geburt anzuſchlagen; außerdem trat ich eben in die Epoche der romantiſchen Phantaſie, und zahlreich waren die ſeltſamen und abgeſchmackten Träumereien, denen ich mich überließ. Das eine Mal ſchmeichelte ich mir mit der Vorſtellung, ich ſey von edler wo nicht fürſtlicher Geburt, wobei ich mir dieſe und jene Gründe der Verheimlichung erdachte. Das andre Mal — doch es iſt unnütz, die Phantaſtereien und Luftſchlöſſer zu wiederholen, welche das Geheimnißvolle in meinem Gehirn erzeugte. Dieſe Nebelbilder ſchwanden endlich hin und überließen mich dem ganzen Elend des Zweifels und getäuſchter Hoffnung. Herr Kophagus konnte manchmal, wenn er auf dieſen Punkt gebracht wurde, ſagen: „Guter Junge — ſehr guter Junge — kein Bedürfniß nach einem Vater." Aber er war im Irrthum: ich bedurfte eines Vaters, jeden Tag wurde dieſes Bedürfniß dringender und oft wiederholte ich die Frage: *Wer iſt mein Vater?*

oder vielmehr beſſer geſagt, er hat es nicht beweiſen wollen, ja er hat ſogar die Richter irre zu leiten geſucht, um ſie von der wahren Spur abzubringen. Aber das iſt nur ein neuer Zug ſeiner Großherzigkeit, ſeines Edelſinns. Ich jedoch habe ſein Alibi errathen, und ich ſchicke mich an, es an ſeiner Statt zu enthüllen.

Bei dieſen Worten bat der Angeklagte, der ſich während der ganzen Debatte ſtumm verhalten, den Präſidenten um das Wort, das ihm dieſer denn auch ertheilte.

Ich bitte den Herrn Präſidenten, ſagte der junge Mann mit feſter Stimme, den Signor Gordiani einzuladen, daß er von ſeinem Vorhaben abſtehen möge. Ich weiß, was er meint, und erkläre deßhalb, daß er im Irrthum iſt. Es iſt eine reine Vermuthung von ihm, die keinen Grund hat und die ich nicht gelten laſſen kann. Ohnehin ſcheint mir das, was er bis jetzt zu meiner Vertheidigung geſagt hat, völlig ausreichend, um meine Unſchuld zu beweiſen. Wenn die Herren Geſchwornen dadurch nicht überzeugt worden ſind, ſo ergebe ich mich in mein Schickſal. Man mag mich verurtheilen, mein Gewiſſen wird mich immer freiſprechen.

Aber er darf, weil er gewiſſe Rückſichten zu nehmen hat, nicht um ſeine Ehre kommen, bemerkte der Advocat dem Präſidenten, denn ich weiß: was ich zu ſagen habe, muß ihn vollſtändig freiſprechen. Wenn Signor Gini kraft ſeines Privilegiums als Angeklagter bei ſeiner Weigerung beharren will, ſo will ich meinestheils nicht auf ein Haar breit von meinem Rechte als Vertheidiger, der zu ſeinen Gunſten zu ſprechen hat, verzichten.

Ihr Vertheidiger hat Recht, wandte ſich nun der Präſident zu dem Angeklagten; es gehört ſich, daß das Recht ſeinen Lauf habe, eben ſo wohl im Intereſſe des Angeklagten, als in dem der Richter; und dies hindert mich, Ihrem Wunſche zu willfahren.

In dieſem Falle möchte ich den Herrn Präſidenten bitten, von meiner Verwahrung Act zu nehmen: ich proteſtire gegen Alles, was mein Vertheidiger zu meiner Rechtfertigung vorzubringen gedenkt; ferner möchte ich, falls die Gerichtsordnung nicht im Wege ſteht, um die Erlaubniß anſuchen, mich während ſeines Vortrags entfernen zu dürfen.

Der Präſident bewilligte die letztere Bitte des jungen Mannes, der ſich ſofort zurückzog.

Dieſer Zwiſchenfall erhöhte die Neugier des Auditoriums, das ſich ſagen mußte, daß die Hartnäckigkeit des Angeklagten, das Geheimniß ſeines Alibi zu bewahren, die Vermuthungen über die Natur dieſes Alibi nur um ſo mehr beſtätige.

Uebrigens bewunderten Alle die Selbſtloſigkeit des Jünglings.

Gordiani zog mit Wolluſt wieder einmal eine mächtige Priſe Tabak ein, wobei er die Naſenflügel ſo ingrimmig arbeiten ließ, daß es den Anſchein hatte, die Naſe müſſe aus den Fugen gehen. Dann nahm er von Neuem ſeine Rede auf.

Das Gemurmel im Saale legte ſich, wie durch Zauber.

Die Dame mit dem herabgelaſſenen Schleier zog ihr Riechfläſchchen aus der Taſche, als ob ſie die ſinkenden Kräfte zuſammenhalten wollte.

## V.

## Das Alibi.

Signor Gini — begann jetzt der Vertheidiger — will ſein Alibi nicht nachweiſen, mehr noch: er will nicht, daß ſein Advocat es an ſeiner Statt andeute, und er proteſtirt ſogar gegen Alles, was ich hierüber ſagen könnte. Nun gut, ich achte dieſe Zurückhaltung des Jünglings und verzichte darauf, von ihm zu ſprechen. (Gemurmel unwilliger Ueberraſchung im Auditorium.) Aber Signor Gini kann mir nicht verwehren, mir dem Vertheidiger, und die Herren vom Gericht ihrerſeits werden mir kein Hinderniß in den Weg legen, wenn ich von jemand Anderem ſpreche, von einer Perſon meiner Bekanntſchaft, die in gleicher Lage mit Signor Gini iſt und, wie ich hoffe, eben ſo gut dazu helfen wird, ein helles Licht über unſere Frage zu verbreiten. (Lächeln des Verſtändniſſes.)

Erlauben Sie mir, mich ein wenig zum Romandichter zu machen, Ihnen eine Geſchichte meiner eigenen Erfindung vorzutragen.

Stellen wir uns einen eleganten, vornehmen jungen Herrn vor, den ein inniges Bündniß an eine Dame kettet, die nicht frei iſt, und die folglich durch das Bekanntwerden dieſer Intimität vor der Welt bloßgeſtellt ſein würde.

Es iſt keine ſtrengmoraliſche Geſchichte, mit der ich Sie da unterhalte, das gebe ich zu, aber leider iſt es dennoch ein Sujet, das im geſellſchaftlichen Leben viele Auflagen erlebt. (Gelächter.)

Gott verhüte, daß ich Verhältniſſe ſolcher Art gut heiße; im Allgemeinen verdamme ich ſie, aber im Einzelnen entſchuldige ich ſie mitunter, wenn mildernde Umſtände dabei ſtattfinden.

Verkleinern wir die Intrigue bis zu ihrem verzeihlichſten Maße . . . eine warme Freundſchaft, . . . eine reine, ehrfurchtsvolle, ganz ſelbſtloſe Empfindung . . . die Blüte nur der verbotenen Frucht, (Lächeln) ein Händedruck . . . ein aufgefangenes Lächeln, ein Berühren des Kleides . . . Plato auf hohem Pferd, Petrarca auf den Knieen. Und ſchließlich: honni soit qui mal y pense, ſagte der galante König; es handelt ſich nur um ein Strumpfband, nichts mehr. (Gelächter.)

Man geſtattet ſich kaum das Sehen, aber man verſagt ſich nicht das Wiederſehen, die täglichen Beſuche, die Begegnungen bei Bekannten, im Theater, auf Spaziergängen, in wohlthätigen Vereinen, (Gelächter) niemals allein. Die Pflichten, die Rückſichten, Gewiſſensbiſſe . . . man denkt ſogar daran zu brechen, ſich zu trennen, Vergeſſenheit zu ſuchen . . .

Unglücklicherweiſe führt der Teufel, der ſich ſtets hinter einem guten Vorſatz verſteckt, eine Gelegenheit herbei. Von den Gelegenheiten aber hängen gerade die meiſten entſcheidenden Wendungen ab. (Lachen.)

Der Teufel läßt den Jüngling auf einen Wechſel anlaufen, den er nicht bezahlen kann .... Es findet gerade Abends eine zufällige Begegnung auf neutralem Boden, im Hauſe einer Freundin Statt. Der junge Mann iſt in Gedanken verſunken, unruhig, verſtimmt in ihrer Nähe. Die Frau iſt ſtets eiferſüchtig auf Alles, was den Mann, den ſie liebt, von der ihr gewidmeten Huldigung abzieht. Man geht ins andere Zimmer, ein Album zu durchblättern. Man beſieht es zuſammen. Sie fragt, ſie will wiſſen, ſie befiehlt, ſie bittet, ſie giebt vor, eine Nebenbuhlerin zu fürchten. Um ſie zu beruhigen, läßt er ſie ſeine Verlegenheit errathen.

Großer Gott! Der Scandal! Die Entehrung! ſein Tod ſteht vor ihr. — Man muß ihn retten um jeden Preis.

Iſt das Alles? und Ihre Freunde, vergeſſen Sie die? — Der junge Mann weigert ſich, ſie beſteht darauf ... Unter Freunden! ... obendrein bloß ein Darlehen, das wieder heimbezahlt werden ſoll ... (Kundgebung im Auditorium, daß das Richtige getroffen ſei.) Sie iſt im Beſitz einer kleinen Summe ... Nadelgeld. Es wird's Niemand erfahren ... Würde der junge Mann ſie lieber vor Angſt ſterben ſehen? Er liebt ſie alſo nicht! ...

Um ſie zu überzeugen, um ſie ſeiner Liebe zu verſichern, nimmt er es an!

Aber um die Summe auszuhändigen, bedarf es vieler Rückſichten, großer Vorſicht! Sie ſchickt ſich an, nach Hauſe zurückzukehren. Es iſt jedoch ſpät geworden, und er kann ſie nicht dorthin begleiten. Einen ſeiner Diener hinſchicken . . . ſolchen Leuten ſich anvertrauen? . . . Nein, der junge Mann muß ſich ſelbſt zu ihr begeben . . . . Es giebt kein anderes Mittel.

Ein glücklicher Zufall fügt es, daß der Gemahl abweſend iſt . . . nehmen wir an: im Dienſt, als Nationalgardiſt . . . (Gelächter.)

Es iſt Mitternacht; er geht zu ihr zu einer Stunde, wo Alle bereits zu Bett gegangen ſind. Er tritt durch den Garten ein; das Gitter iſt offen. Um ſicherer zu gehen, wird es auch gut ſein, ſich zu maskiren. Es iſt gerade Maskenball in dieſer Nacht, im Theater della Scala. Mit einem Worte, die ganze Zurüſtung, die nöthig iſt, um eine ſchwere Schuld oder eine einfache Unbeſonnenheit, ein Verbrechen oder ein gutes Werk zu verhüllen: Dunkel, Stille, Geheimniß . . .

Und wiſſen Sie, weßhalb? Weil die Geſellſchaft in ihren Vorausſetzungen boshaft iſt; denn wenn ſie all dieſe Zurüſtungen bei einer Dame vorfindet, ſo bleibt ſie nicht bei den edelſten Vermuthungen ſtehen, die da ſind: eine reine Neigung, ein Werk der Barmherzigkeit; ſondern ihre Phantaſie geht im Galopp bis zu den äußerſten Grenzen menſchlicher Schwäche. (Lächeln und Beifall.)

Und ſo wird der Ruf einer Frau in Gefahr gebracht, ihre Ehre angegriffen, ihre Ruhe geſtört, nicht zu gedenken der möglichen Folgen von Seiten des Gemahls, der Familie, ſelbſt des Freundes, des Aufſehens, der Duelle, der Prozeſſe.

Der Held meines Romans war ſo glücklich, allen dieſen Gefahren zu entgehen. Nur blieb ſein Domino am Gitter des Gartens hängen und bekam einen Riß. Das thut nichts, noch hat ihn Niemand erkannt, und er beeilt ſich, nach Hauſe zurückzukehren, um indiscreten Begegnungen auszuweichen.

Der Jüngling iſt bei ſeiner Wohnung angelangt, er iſt im Begriff hinein zu treten, als zwei Carabinieri auf ihn zuſtürzen, ihn feſtnehmen und nach der Polizei bringen, wo man ihm ſagt, daß er einen Menſchen beraubt und erſchlagen habe, aus dem einfachen Grunde, weil er einen ſchwarzen Domino trägt, wie der des Mörders, weil der Domino zerriſſen iſt und weil er Banknoten im Betrag von dreitauſend Lire bei ſich trägt. (Beifall.)

Damit ſchließt das erſte Kapitel meines Romans, und ich verlaſſe die erdichtete Perſönlichkeit, um mich zu der wirklichen zurück zu wenden, deren Geſchichte, ſei es nun eine Einzelheit mehr oder weniger, ganz dieſelbe iſt.

Nun denn, was antwortet mein Schutzbefohlener auf alle dieſe Beſchuldigungen? Er könnte die Wahrheit bekennen; es würde hinreichend ſein, wenn er nur eine einfache Andeutung machte, um ſich von jeder Verantwortung gegenüber dieſer gräßlichen Anklage zu befreien.

Er aber hält mit der Wahrheit zurück, er verbirgt ſogar ihre Spuren, damit ſie nicht etwa von anderer Seite enthüllt werde, und er erhebt ſchließlich Einſpruch gegen Denjenigen, der ſie errathen könnte.

Wäre mein Schützling ein gewöhnlicher Menſch, ein Egoiſt, ein Nichtswürdiger, ſo würde er anders handeln; aber Signor Gini beſitzt eine edle Seele, und er weiß, daß es in der Geſellſchaft Dinge giebt, die heilig gehalten werden, an denen man nicht rütteln darf, wie z. B. die Maske einer Perſon, das Schloß einer Kaſſe, das Siegel eines Briefes . . . ich ſage das nicht gegen die Poſt (große Heiterkeit). Die Poſt iſt eine moraliſche Perſon, wie man zu ſagen pflegt, während es ſich hier um das Individuum handelt. Dieſe heiligzuhaltenden Dinge ſind die Geheimniſſe Anderer, die nicht uns gehören und die wir darum achten müſſen.

Und nun gar eine Frau verrathen, die einen Fehltritt begangen hat, um uns einen Dienſt zu leiſten, uns ihre Neigung zu beweiſen, es würde das die größte aller Undankbarkeiten ſein, ein unwürdiger Mißbrauch unſerer männlichen Strafloſigkeit.

Nun vollends nach dem Falle, da ſie dabei die Schwäche der weiblichen Natur geoffenbart hat. Es iſt das Vorrecht des Gefallenen, daß man ihn aufrichte, und wir ſind der gefallenen Frau um ſo mehr Nachſicht ſchuldig, je mehr Achtung wir der Frau zollen, die ſtandhaft geblieben. (Bravo!)

Nun zu Ihnen, meine Herren; würden Sie, um ſich zu retten, einen Freund verrathen? So etwas war zur Zeit der Baſtard-Politik der Tyrannen an der Tagesordnung. (Bravo! Ruhe! Ruhe!) aber Gott ſei Dank, unſere nationale Politik hat uns gebeſſert, im Geſellſchafts- wie im Familienleben.

Selbſt wenn es ſeinem Beſchützer gegenüber noch einen ſolchen Feigling gäbe, er würde lieber hingehen und ſich erhängen, als ihn angeben. (Bravo! Der Präſident gebietet Ruhe, der Advocat fährt noch pathetiſcher fort.)

Und das iſt der große Sieg des Fortſchritts; wir haben nicht allein unſern Platz inmitten der Nationen und der geiſtigen Intereſſen wieder erobert, ſondern wir haben auch unſere ſchlechten Leidenſchaften zügeln gelernt. Dies bedeutet den Triumph der guten Sitte, der wahren ſocialen Moral, den größten Triumph der Civiliſation. (Diejenigen unter den Anweſenden, welche die hochtönenden Phraſen lieben, brachen hier in Freudenbezeugungen aus.)

Und nun, meine Herren, wollen Sie einen Beweis für das, was ich behaupte? Wenn nach Alledem, was ich geſagt habe, nach dem, was Sie ſelbſt errathen haben, jener Jüngling, der ſich in derſelben Lage befindet, wie meine erdichtete Perſönlichkeit, hier vor dieſen Schranken abermals erſchiene und ſagte: Wohlan! um ſo ſchlimmer für Die, die gefehlt hat, ich will mich retten . . . und nun einen Namen nennte, den Namen jener Dame, was würden Sie dazu ſagen? (Zeichen der Mißbilligung im Auditorium.)

O ich war deſſen gewiß, Sie würden ihn mit Ihrer Verachtung geißeln, und würden ihn entlaſſen, freigeſprochen von dem Verbrechen, das er nicht begangen hat, aber gebrandmarkt durch ſeine niederträchtige Angabe. (Beifall. Der Präſident gebietet Schweigen, wird aber nicht gehört. Erſt die gewaltige Stimme des Redners ſelbſt, die alle andern übertönt, ſtellt die Ruhe wieder her.)

Aber er wird es nicht thun; nein! ich verſichere es Ihnen. Mein Schützling, Signor Gini, iſt deſſen nicht fähig. Sie haben es gehört: er hat geleugnet, er hat dagegen proteſtirt, er hat nicht einmal zugegen ſein wollen bei ſeiner Vertheidigung. Er hat eine große Seele, ein ſelbſtloſes Herz, das ſage ich noch einmal; und er iſt völlig bereit, die eigene Ehre Preis zu geben, um die Ehre einer Frau zu retten. (Hier wird die Stimme des Redners weich.)

Meine Herren Geſchwornen! An Ihnen iſt es jetzt zu berathen. O, Sie haben eine große und edle Aufgabe zu erfüllen. —

Lebhafte Beifallsbezeugungen begleiteten den emphatiſchen Schluß der Rede, den wir hier übergehen, worauf der Reſt der Verhandlung ſich in regelrechtem Laufe abrollte. Der Präſident ließ in ſeinem Résumé, ohne eine perſönliche Meinung auszuſprechen, dennoch durchſchimmern, daß ſeine eigene Ueberzeugung ſich zu Gunſten des Angeklagten neige. Nun ging man zur Frageſtellung für die Geſchwornen über, welche ſich ſodann in ihr Berathungszimmer zurückzogen.

## Viertes Kapitel.

Durch einen neuen Patienten in große Verlegenheit gebracht, erlange ich nichtsdeſtoweniger im fünfzehnten Jahre den Doktorgrad und ſtreiche, was noch annehmlicher iſt, meine Honorare ein.

---

Der Abgang des Hern Brookes ſetzte mich natürlich mehr in den Stand, mit Timothy jene kleinen handwerksmäßigen Verſuche zur Erlangung von Taſchengeld fortzuſetzen, aber außer dieſen Abführungen durch Pillen, außer dieſen tropfenweiſe aus der Arzneiflaſche von dem rechtmäßigen Gewinn meines Lehrherrn abgeleiteten Zuflüſſen in meine Taſche gab mir der Zufall in Kurzem die Gelegenheit, meine Mittel und Wege in raſcher Steigerung zu verfolgen. Davon ſogleich.

Ich nahm indeſſen fleißig an Wiſſen zu; jeden Abend las ich chirurgiſche und mediciniſche Werke, die mir Herr Kophagus gab und gern auf meinen Wunſch erklärte, ſo daß ich es bald zu einer ganz leidlichen Stümperhaftigkeit brachte. Er lehrte mich auch das Aderlaſſen, und zwar ließ er mich für's Erſte ganz wiſſenſchaftlich die größern Adern eines Kohlblattes punctiren, bis er, wohl zufrieden mit der Leichtigkeit meiner Hand und der Schärfe meines Auges, den Unterricht damit ſchloß, daß er mir eine Ader an ſeinem eigenen Arm zu öffnen erlaubte.

„Schön ſo!“ rief Timothy, als ich zum erſtenmal den Chirurgen machte: „ich habe ſchon oft ſagen hören daß man kein Blut aus einer Rübe gewinnen könne, aber einem Kohlkopfe, ſcheint's, iſt eher was abzuzapfen. Ich will dir was ſagen, Japhet: Du darfſt Deine Hand an mir verſuchen, ſo oft Du willſt, die Sitzung für zwei Pence.“

Ich ſchloß den Vertrag mit ihm ab, und da ich eifrigſt an Timothy herumpracticirte, ſo erlangte ich vollkommene Fertigkeit.

Alles war überzeugt, daß eine Freiſprechung erfolgen würde. Niemand glaubte an das dem Jüngling zur Laſt gelegte Verbrechen, dagegen Jedermann um ſo mehr an ein Liebesverhältniß, das im Spiele ſei.

Gordiani ſtrahlte in ſeinem Seſſel, die Wolluſt des Sieges im Voraus koſtend, während er ungeheure Priſen aus ſeiner Doſe ſchnupfte, auf welcher er haſtig trommelte.

Die Richter und der Staatsanwalt verhielten ſich regungslos.

Nach einer Viertelſtunde etwa öffnete ſich die Thüre, und die Geſchwornen traten wieder ein.

Im ganzen Saale entſtand ein feierliches Schweigen.

Der Obmann der Geſchwornen trat vor, legte die Hand auf die Bruſt und gab in der vorgeſchriebenen Form den Wahrſpruch ab. Er verlas zunächſt die Hauptfrage:

Iſt der Angeklagte Attilio Gini ſchuldig u. ſ. w.?

Nein! murmelte der größere Theil des Auditoriums.

Ja, mit Stimmenmehrheit! erklärte der Obmann.

Es wäre nicht möglich, den Eindruck zu ſchildern, den dies ſo unerwartete Schuldig auf die Verſammlung hervorbrachte.

Das Gemurre war ſo laut, daß man kaum die Beantwortung der Unterfrage hören konnte, welche günſtig lautete.

Was kam darauf an, ob die Strafe mehr oder weniger entehrend war? Die Verurtheilung war einmal ausgeſprochen.

Allgemein herrſchte Unzufriedenheit, Unwille, Zorn.

Auch der Präſident und die Gerichtsräthe ſchüttelten leiſe die Köpfe als Zeichen der Enttäuſchung. Der Staatsanwalt allein konnte ein Lächeln der Befriedigung nicht zurückhalten; es entſprang, eilen wir es auszuſprechen, nicht aus böſem Herzen, ſondern aus der Eigenliebe, die ſich ſtets gehoben fühlt durch einen Sieg, welcher es auch immer ſein möge.

Darauf wurde über die Strafe verhandelt, und dann zog ſich der Gerichtshof zur Berathung zurück.

In dieſem Augenblick trat der Gerichtsdiener ein und flüſterte Gordiani einige Worte ins Ohr.

Dieſer ſchien gar nicht zu hören, ſo betäubt war er von dem Donnerſchlag des Geſchwornenſpruchs. Die Doſe, der er wieder hatte zuſprechen wollen, um daraus gleichzeitig mit der Freude über einen Triumph den Wohlgeruch des Tabaks einzuſchlürfen, war ſeiner Hand entfallen, das ganze würzhafte Pulver auf den Schreibtiſch ausſchüttend.

Der Gerichtsdiener mußte ſeine Mittheilung wiederholen.

Es will mich Jemand ſprechen? In dieſem Augenblick? Geh zum . . .

Aber es handelt ſich um eine wichtige Aufklärung in Betreff des Prozeſſes.

Wie?

Ja, es ſind die eigenen Worte der Perſon. . . . Es iſt eine Dame, die ihren Namen nicht nennen wollte, und der ich auch nicht ins Geſicht ſehen konnte, weil ſie den Schleier heruntergeſchlagen hat.

Eine Dame? Das iſt ſie! rief triumphirend der Advocat.

Und mit einem Satz war er auf den Füßen, dann ſtürzte er zum Saale hinaus.

Die Umſtehenden glaubten, ihm ſei unwohl geworden.

## VI.

## Das Taſchentuch.

Gordiani hatte alles Recht, ſo außer ſich zu ſein. Es war dies die erſte Niederlage, die er während fünfzehn Jahren unaufhörlicher Triumphe beim Criminal-Senat erlebte, und er erfuhr dieſelbe bei einem Prozeſſe, in welchem er den Sieg leicht gewähnt, er, der deren ſo viele, weit verwickeltere gewonnen hatte.

Es iſt doch hart! ſagte er ſich in ſeiner Niedergeſchlagenheit. Ich habe ſtets die Blüte der Spitzbuben und der Verbrecher zu vertheidigen gehabt, und ich habe ſie alle gerettet: den erſten Ehrenmann, der mir unter die Hände fällt, den verurtheilen ſie mir! Wie iſt das zugegangen? . . . Ich bin auf der Schwelle meines Hauſes geſtrauchelt: wenn ich ein alter Römer wäre, ſo würde ich es als ein Omen betrachten; ich würde darin wenigſtens einen Grund gefunden haben. . . . Aber nein, die Schuld iſt mein, ich habe es nicht verſtanden, die Geſchwornen recht zu überzeugen, oder vielmehr es ſind die Geſchwornen, die mich nicht recht verſtanden haben. Mein Ruhm iſt jetzt vernichtet, mein Ruf untergraben; ich kann von nun an meine Beredſamkeit, meine Logik, meine Praxis an den Trödler verkaufen, wie alte Geräthe, die zu nichts mehr zu gebrauchen ſind. Ich bin beſiegt worden, und beſiegt durch unſere, der Vertheidiger, feſteſte Stütze, durch die Jury ſelbſt. Das iſt der Gipfel der Schmach und der Demüthigung. O was gäbe ich nicht darum, könnte ich noch jetzt den Erfolg auf meine Seite bringen!

Hier war er in ſeinem peinlichen Selbſtgeſpräche angelangt, als der Gerichtsdiener kam, um ihn zu der unbekannten Dame zu rufen.

Ohne Zweifel lag hier der Knoten, der ſich jetzt von ſelbſt in den Händen des Advocaten auflöſen mußte.

O ich kann doch noch triumphiren. Jetzt noch ein Gang mit Ihnen, Herr Staatsanwalt!

Und er ſtürzte in das Zimmer, wo die Unbekannte ihn erwartete.

Beim Eintritt des Advocaten lüftete dieſe den Schleier.

Candida! du hier! . . .

Ich habe mir in der Stille eine Karte zur Galerie verſchafft; denn ich wollte der Verhandlung beiwohnen. Verzeiht mir, lieber Schwager, aber ich liebe ihn, und ich wollte wiſſen, ob ich zu hoffen oder zu verzweifeln hätte. Es hat mich Niemand geſehen, ſeid unbeſorgt; ich ſtand dort oben im Winkel, hinter meinem Schleier verborgen.

Nun wohl, ſo haſt du den ſauberen Wahrſpruch dieſer Tröpfe von Geſchwornen — mit allem Reſpect vor dem Inſtitut ſei es geſagt — vernommen. Es giebt eben Dinge, bei denen man unmöglich kalt bleiben kann. Unglückliches Mädchen, du haſt unrecht gethan, hieher zu kommen; es muß deinem Herzen einen furchtbaren Stoß gegeben haben.

O ja, mein Herz iſt gebrochen; aber Ihr irrt Euch, wenn Ihr meint, ich habe unrecht gethan, herzukommen. Ich trug mich mit einem Gedanken, den ich bisher zurückgedrängt habe, und zu dem ich nicht glaubte jemals meine Zuflucht nehmen zu müſſen, weil ich mein Vertrauen auf Euch ſetzte, mein theurer Schwager, und auf den Menſchenverſtand der Geſchwornen.

Das ſind gar keine Geſchwornen, das ſind Mohrrüben.

Und dennoch haben ſie geſprochen und können ihr Urtheil nicht wieder zurücknehmen.

Hoffen wir auf die Caſſation ... die kann den Prozeß annulliren und bis zur nächſten Seſſion vertagen.

Aber jedenfalls würde er immer nur ungenügend freigeſprochen werden, das heißt, ſeine Ehre würde nicht wieder herzuſtellen ſein; da kein Beweis für ſeine Unſchuld vorhanden, ſo würde ſtets ein Zweifel bleiben ...

Ja, das ſage ich mir auch ... und eben darum bin ich ſo verdrießlich! Aber was willſt du, daß ich thue? Wo den entſcheidenden Beweis finden? ...

Ich habe den Beweis, entſcheidend, klar, jeden Zweifel zerſtreuend, rief die Jungfrau mit leidenſchaftlichem Enthuſiasmus aus.

Du? du haſt einen ſolchen Beweis? Heraus damit, um Gotteswillen!

Was verlangen ſie denn? Den Ort zu wiſſen, wo Attilio ſich befand, während das Verbrechen verübt wurde. Nun denn, ich geſtehe es . . . er war bei mir . . .

Bei dir? . . .

In meinem Zimmer, ja . . .

Geh, das iſt nicht möglich! . . .

Und warum nicht möglich? . . . Signor Gini machte mir den Hof, wir waren faſt verlobt . . . wir liebten uns . . . meine Schweſter iſt ein bischen ſtreng in Bezug auf Schicklichkeit und erlaubte uns nicht, anders als vor Zeugen miteinander zu ſprechen. . . . Was war natürlicher, als daß wir uns irgend wo allein zu treffen ſuchten. Es war ein unbeſonnener, kecker Streich, eines wohlerzogenen Mädchens nicht würdig . . . aber am Ende iſt es ein Fehltritt, den man unſerer Jugend, unſerer Liebe verzeihen kann. . . . Was können ſie mehr verlangen?

Und das alles ſagſt du mir mit ſolchen weit offenen Augen, mit ſolchem täuſchungsunfähigen Ausdruck. . . . Geh! ich glaube dir nicht . . . ich kann dir nicht glauben. . . . Selbſt die Röthe, die dein Antlitz überzieht, beweiſ't es mir; es iſt nicht die Röthe der Beſchämung, ſondern der jungfräulichen Scham, die ſich bei dem Gedanken an ein ſolches Bekenntniß empört . . . Geh, mein Kind, du biſt ein Engel an Liebe und Hingebung . . . komm her, laß dich umarmen, meine Tochter; ich durchſchaue ſie vollkommen, deine kleinen Liſten: du willſt dich an die Stelle jener Dame ſetzen, um Den zu retten, den du liebſt.

Wohlan! wenn dem auch ſo wäre? Es iſt ja ein Mittel, das Ihr ſelbſt mir angegeben. Habt Ihr nicht geſagt, daß es Frauen gäbe, die ſich gern für einen Mann wie Attilio compromittiren würden?

Meine Zunge ſei verdammt, die ſich erlaubt hat, ſolche Albernheiten auszuſprechen! Es war eben ein Advocatenpfiff, hol's der Henker! ...

Wie dem auch ſei, welches Unrecht könnt Ihr darin finden? Ich verzeihe jener Frau; wenn ſie nicht den Muth hat, ſich für ihn zu opfern, ſo iſt das ein Beweis, daß ſie ihn nicht liebt. Ich aber liebe ihn, und deßhalb darf ich mich für ihn opfern. Ach, freilich werde ich die Achtung der Welt verlieren, aber ich werde die ſeine gewinnen, und er wird auf ſolche Weiſe erfahren, welche von uns Beiden es mehr verdiente, von ihm geliebt zu werden; ja, er wird ſich vielleicht zu dem Opfer, das ihm ſeinerſeits auferlegt iſt, bequemen, mich zu heirathen, um mein Bekenntniß zu rechtfertigen. ... Ich hoffe ſehr, daß er nicht glauben wird, alles dies ſei nur Berechnung von mir, um aus ſeiner Lage Nutzen zu ziehen, um ihn zu zwingen, ſeiner Verpflichtung gegen mich nachzukommen; denn glaubt mir, lieber Schwager, es kann für mich kein großes Glück ſein, einem Manne verbunden zu werden, der meine Neigung nicht erwidert.

Nein, er wird dir auf den Knieen dafür danken, er wird dich anbeten wie eine Heilige! rief der Advocat tief ergriffen von der Selbſtverleugnung des jungen Mädchens. Und er wird dich lieben, deß ſei gewiß . . . er liebt dich jetzt ſchon. Jene andere unechte Liebe iſt ihm eine große Lehre geworden, ein Reinigungsfeuer; deſſen bin ich ſicher.

Ihr nehmt alſo mein Anerbieten an?

Davon kann nicht die Rede ſein. Meine Ehre als Bürger, meine Würde als Advocat ſtellen ſich dem entgegen. Man kann wohl einer Frau, die gefallen iſt, wieder aufhelfen, aber man darf nicht ein ehrbares Mädchen um ihre Ehre bringen. Nein, ich wiederhole es dir, das werde ich niemals thun.

So wollt Ihr ihn alſo verurtheilen und entehren laſſen?

Ach, mein armes Kind! Das iſt eine traurige Lage, aber ich kann gar nichts dabei thun. O, und nicht eine Spur von jener Andern zu haben! . .

Candida fiel vollſtändig vernichtet in einen Seſſel und zog das Taſchentuch, um ſich die Thränen abzuwiſchen, die ihr in Strömen aus den Augen floſſen.

Weine nicht, mein Kind, verzweifle nicht, ſagte er, indem er ſie ſtreichelte. Wer weiß? Gott iſt gut und der Zufall kann zuweilen . . . .

Hier unterbrach er ſich:

Was für ein Taſchentuch haſt du da? . . iſt es dein? . .

Nein! es iſt Euer! Seht hier die Buchſtaben: A. G., Annibale Gordiani.

Richtig, dieſelben Buchſtaben. . . Aber auf welche Art iſt das Tuch in deine Hände gekommen?

Ah, jetzt erinnere ich mich. Ich fand es im Schlafzimmer meiner Schweſter. Das war gerade am Morgen nach der Verhaftung Attilio's.

An jenem Morgen — im Schlafzimmer meiner Frau? . . . fragte Gordiani erblaſſend.

Ja! ich mußte damals, einiger Beſorgungen wegen, früh ausgehen. Zuerſt jedoch begab ich mich in das Zimmer meiner Schweſter, um ihr guten Morgen zu ſagen. Aber ſie lag noch im Bett und ſchlief ganz feſt; daher wollte ich ſie nicht wecken. Beim Hinausgehen fand ich auf dem Teppich am Fuß des Bettes dieſes Taſchentuch. Da ich Euren Namenszug ſah, hob ich's auf, um es in Eure Garderobe zu tragen. Dann aber vergaß ich's in der Taſche meines Kleides, desſelben, das ich heute wieder angezogen habe; und zum Beweis ſeht hier eines meiner eigenen Taſchentücher, das ich eingeſteckt habe.

Es iſt gut, murmelte Gordiani dumpf, mit krampfhaften Händen das Tuch mit den beiden Anfangsbuchſtaben, das er an ſich genommen, zerknitternd. Ja! das Tuch gehört mir, und ich habe es nun, und jetzt geh fort.

Was iſt Euch, lieber Schwager? Ihr ſeid erblaßt, Eure Augen funkeln. Mein Gott! fühlt Ihr Euch unwohl? . . .

Ein wenig müde . . . ich bedarf der Erholung . . . ich muß mich ſammeln . . . bevor der Gerichtshof das Urtheil ſpricht. Geh, mein Kind, geh fort, ich bitte dich darum.

Und Attilio?

Attilio! er! ...

Mein Gott! mein Gott! Ihr ſcheint ſehr erzürnt zu ſein! ... Hat Euch etwa mein Anerbieten verſtimmt? ... Verzeiht mir, lieber Schwager, ich that es nur, weil ich ihn ſo ſehr liebe ...

Du liebſt ihn alſo ſehr, dieſen Menſchen? ...

Mit allen Kräften meiner Seele; und ich fühle, daß ich ſehr unglücklich ſein würde, wenn ich ihn verlieren ſollte.

Du würdeſt unglücklich ſein? ... Geh, Verſucherin, geh! ...

O! wie böſe ſeid Ihr geworden, Schwager! Ich erkenne Euch nicht mehr, Ihr waret ſonſt ſo gütig, ſo nachſichtig gegen mich ... Ja, ja, gut! ich gehe ja ſchon! Werdet nur nicht ungeduldig ... Aber, nicht wahr, Ihr werdet ihn retten? O! macht nur nicht ſolche Augen ... ich weiß, Ihr werdet ein Mittel ausfindig machen, ihn zu retten. Lebt wohl, Schwager, Ihr wißt, daß mein Glück in Euren Händen liegt. ... Ich gehe wieder auf meinen Platz, dort oben auf der Gallerie, Euch gegenüber. Blickt von Zeit zu Zeit zu mir hinauf, mein theurer Freund, und Ihr werdet ſehen, daß Euch das gute Gedanken bringt.

Candida ging hinaus. Gordiani ſtützte ſich auf einen Tiſch und murmelte in qualvollſter Bitterkeit:

O! Wer hätte das geglaubt! Sie! meine eigene Frau!

Ich muß hier einſtreuen, daß meine unruhige Begierde, über meine Herkunft in's Klare zu kommen, mit jedem Tage wuchs, und daß ich in einem der Bücher des Herrn Kophagus einen Aufſatz fand, welcher vom menſchlichen Körper, von Sympathieen, Antipathieen, auch von den phyſiognomiſchen und andern eigenthümlichen Zügen und ihrer wahrſcheinlichen Fortpflanzung aus einer Generation in die andere handelte. Darin war die Behauptung aufgeſtellt, daß die Naſe beſonders ein Gegenſtand der Phyſiognomik ſey, der am häufigſten vom Vater auf den Sohn übergehe. Wie ſchon oben geſagt, hatte ich eine ziemliche Adlernaſe; da ich mir deſſen bewußt war, ſo begann ich nach Leſung dieſes Buches mit auffallender Haſt die Geſichter der Leute, die mir begegneten, zu prüfen; ja wenn ich eine Naſe ſah, die einigermaßen der meinigen glich, ſo konnte ich ſogleich grübeln und ſpintiſiren, ob ihr Eigenthümer nicht mein Vater ſey. Das immerwährende Brüten über dieſem Gegenſtande erzeugte zuletzt eine Art von Monomanie: hundert Mal des Tages konnte ich murmeln: „Wer iſt mein Vater?“ ſelbſt die Glocken ſchienen, wie in der Geſchichte von Whittington, dieſe Frage zu tönen, und endlich redete ich meinem fidus Achates und Buſenfreund Timothy den Kopf darüber ſo voll, daß er, ſo eingenommen er für mich war, ſicherlich meinen Vater zum Teufel wünſchte.

Unſere Apotheke war mit all' dem Glanz und Schimmer ausgeſtattet, womit man den Tempel der Krankheit und des Todes aufzuputzen pflegt. Da ſie in einer ſo bequemen Durchfahrt lag, ſo blieben die Vorübergehenden ſtehen um herein zu ſehen, am häufigſten die kleinen Knaben in ihren zerlumpten Jacken, welche nach den bunten Farben und nach meiner Wenigkeit, dem jungen Herrn „Abbedeeker“, gafften, nach dem Befehlshaber dieſer rings an den Wänden in Reih' und Glied geſtellten, mit goldenen Aufſchriften prunkenden Phalangen.

Unter den Neugierigen nun war ein Frauenzimmer, das regel-

## VII.

## Die Kriſis.

Es war nur zu wahr: die geheimnißvolle Dame, bei welcher Attilio in jener Nacht während der Ermordung Ribaldi's ſich befunden hatte, war keine andere, als die Signora Gordiani, die Frau unſeres Advocaten ſelbſt.

Der Zufall hatte es ihm verrathen; der Zufall, den er ſo oft angerufen, und der ihn jetzt weit über ſeine Wünſche erhörte. Das Tuch, das Candida im Zimmer der Gordiani an ſich genommen, und wegen des Namenszuges für das Eigenthum ihres Schwagers gehalten hatte, gehörte vielmehr Attilio Gini, deſſen Vor- und Zuname mit denſelben Buchſtaben anfing.

Hierüber war der Advocat auf folgende Weiſe aufgeklärt worden:

In der erſten Zeit von Attilio's Unterſuchungshaft hatte Gordiani, der ihn als Vertheidiger beſuchte, ein ähnliches Taſchentuch bei ihm geſehen, deſſen Stickerei ſehr auffallend war, und was die Aufmerkſamkeit des Beſuchers noch erhöhte, das war die Wahrnehmung, daß der junge Mann dasſelbe raſch zu verbergen ſuchte.

Nun erinnerte er ſich auch, daß Attilio ſich gegen ſeine Wächter beklagt hatte, ſie hätten ihm das Tuch vorenthalten, welches das Dutzend von gleichem Muſter voll mache, und welches er ſeines Wiſſens in der Nacht ſeiner Gefangennehmung bei ſich gehabt habe; ferner, daß der junge Mann auf die Antwort hin, man habe bei Durchſuchung ſeiner Kleider in jener Nacht keinerlei Taſchentuch gefunden, ſich der andern des Dutzends, die man ihm nebſt ſeiner übrigen Wäſche zugeſtellt hatte, nicht mehr bediente. Ja, man mußte glauben, daß er dieſelben irgendwie in der Stille vernichtet habe.

Der letztere Umſtand hatte den Advocaten um ſo mehr in der Meinung beſtärkt, daß das Verſchwinden des Taſchentuchs mit dem Geheimniß ſeines Alibi zuſammenhänge. Ohne Zweifel fürchtete der junge Mann, dasſelbe bei der geheimgehaltenen Dame verloren zu haben, und wollte deßhalb die Juſtiz oder ſeinen Vertheidiger keinen Faden daraus ziehen laſſen, um indiscrete Unterſuchungen anzuknüpfen.

Indeß hatte Gordiani es nicht für nöthig befunden, dieſe Sache bei der Verhandlung zu berühren, um ſo weniger, als die Nachforſchungen, die er nach dieſer Spur hin angeſtellt, fruchtlos geblieben waren.

Und dieſes Taſchentuch hatte Candida im Schlafzimmer der Signora Gordiani gefunden am Morgen nach der Verhaftung des jungen Mannes, während der Gemahl ſich in Turin aufhielt!

Bei ihr alſo hatte er es gelaſſen, im Gemache der Gattin ſeines Beſchützers, ſeines Vertheidigers!

Nun konnte ſich Gordiani eine Menge Dinge im Benehmen des jungen Mannes gegen ihn erklären, für die er früher keinen Grund gefunden hatte: ſeine Weigerung, ihn als Vertheidiger anzunehmen; ſein beharrliches Leugnen, ſelbſt unter vier Augen mit ihm, in jener Nacht bei irgend welcher Frau geweſen zu ſein; ſeine Verwahrung gegen eine in dieſem Sinne geführte Vertheidigung; und ſchließlich ſeine unüberwindliche Scheu, bei dieſem Theile der Vertheidigung gegenwärtig zu ſein.

Freilich, der Ehemann, der dem Liebhaber ſeiner Frau das Wort redet, iſt eine ungeheuerliche Figur. Der junge Mann konnte nicht den Schutz Deſſen annehmen, den er auf ſo unwürdige Weiſe beſchimpft hatte.

Auch Attilio's Erkaltung gegen Candida erklärte ſich jetzt. Es war das nagende Gefühl ſeines Verrathes.

Er hat mir das Almoſen ſeiner Gewiſſensbiſſe angedeihen laſſen. Das iſt groß, das iſt edel, das iſt erhaben von ihm! — ſagte ſich der arme Ehemann mit der bitterſten Ironie. Das iſt der Gnadenſtoß: nach dem Verrathe das Mitleid; nach der Beleidigung der Hohn. Das ſind die wahren Räuber und Mörder der Ehre und des Friedens eines Menſchen. Das iſt ſchlimmer, als Geld und Leben rauben. Es iſt die Seele, die ſie beſtehlen, das Herz, das ſie morden. . . . Und ich — ich habe ſeinen Edelmuth gelobt, ſeine Seelengröße, ſeine ritterliche Loyalität geprieſen! Ich habe einen Helden aus ihm gemacht, ein Opfer, einen Märtyrer! Ich habe ſein Vergehen entſchuldigt, ja faſt gerechtfertigt, habe darüber geſpaßt, habe die Zuhörer auf Koſten meiner Entehrung beluſtigt! Welche Schande, welche Schmach!

Dies ſagend, bedeckte er ſein Geſicht mit den Händen, als ob er ſich vor ſich ſelber verſtecken wollte. Dann fuhr er fort:

Und ſie! ſie, die ich für einen Ausbund von Tugend gehalten, die ich geheirathet habe wegen ihrer Ehrbarkeit, wegen der Strenge ihrer Grundſätze! Hohn über die Blindheit der Männer! . . . Ich hätte mir's ja denken ſollen: ſie iſt im Kloſter erzogen worden von Nonnen und Prieſtern. Ah! ah! die gnädige Frau wollte die Sünde genießen, ohne den Schein davon zu haben . . . und ſie opferte ihrer Heuchlermaske erſt ihr Mädchenglück, dann ihre eheliche Treue, und endlich gar noch ihre Frauenleidenſchaft, ſo daß ihr drei Schlachtopfer fielen, der Jugendgeliebte, der Gatte, der Galan. Welche Härte, welche Dürre in dieſer Seele! Allmächtiger Gott, wenn ich bedenke, daß ich für ſie mich zu einer Art von Apologie des Ehebruchs hergegeben habe! Schimpf und Schande über mich! . . . Verhöhnt, verlacht, genasführt wie ein Tölpel! O, es iſt niederträchtig, niederträchtig, niederträchtig!

Und der Unſelige rang in Verzweiflung die Hände.

Und ſeit wann dauert dieſer abſcheuliche Handel? In welcher Weiſe haben ſie ein ſo ruchloſes Complot einleiten können? War es bei der Vorſtellung des jungen Mannes, die ich ſelbſt herbeigeführt habe? oder ſchon vor meiner Verheirathung? Iſt er es, der ſie verführt hat, oder iſt ſie es, die ihn an ſich gezogen? . . . Und iſt dies Bündniß ein verbrecheriſches, oder iſt es nur . . . Bah! Knabe du! einfältiger Tropf! Ehemann der du biſt! Glaubſt du wirklich noch, daß das Feuer nicht brenne? ... Und was bedeuten denn auch die Einzelnheiten der Schuld, wenn die Schuld ſelbſt begangen worden iſt? Schmach und Scham! ... Forſchen wir nicht weiter. ... So ſprach der Unglückliche mit ſich ſelbſt, die Haare zerraufend. ...

Und was werde ich nun beginnen? ...

Signore, ſagte der Gerichtsdiener, der jetzt zum Vorſchein kam, der Gerichtshof iſt wieder eingetreten und man wartet nur auf Sie ...

Ich komme gleich, antwortete Gordiani, ſich mit drohender Geberde und dem Ausdruck der Unerbittlichkeit aufrichtend, wie der Gott der Rache.

Ja! ſie ſind Beide in meinen Händen, und, bei Gott! ich werde meine Vergeltung nehmen.

Nach dieſen Worten trat er wieder in den Saal.

Alle Anweſenden entſetzten ſich über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Er war leichenblaß, hohläugig, bebend; ein Ausdruck wilder Unbeugſamkeit zog ſeine Muskeln zuſammen.

Dies erregte indeſſen keine Verwunderung. Die plötzliche Niederlage des Advocaten erklärte ſeinen Zuſtand genügend, und man fand ſeine Enttäuſchung um ſo mehr gerechtfertigt, als Alle im gleichen Falle waren.

Der Angeklagte wurde nun hereingerufen, damit ihm der Gerichtsſchreiber das Urtheil vorleſe.

Bei ſeinem Anblick fuhr Gordiani zuſammen; aber er bezwang ſich.

Der Jüngling zuckte beim Anhören des Urtheils nicht mit dem Auge, ſondern bewahrte würdevoll den gewohnten Ausdruck der Ergebung.

Während der Verleſung des Urtheils hörte man auf einer Ecke der Gallerie einen unterdrückten Wehlaut.

Gordiani richtete ſein Auge dorthin und gewahrte Candida, welche, ſtets den Schleier vor dem Geſicht, in Ohnmacht zu fallen ſchien.

Er dachte ſich das arme Mädchen, wie ſie verzweifelte, wie ſie vor Liebe und Angſt in Thränen verging, und fühlte ſein Herz vom innigſten Mitgefühl ergriffen.

Nichtsdeſtoweniger that er ſich Gewalt an und ſchwieg.

Als die Verleſung beendet, wendete ſich der Präſident an den Jüngling, um ihm zu erklären, daß er ein Caſſationsgeſuch einreichen könne. Seine Stimme, deren ſanfter, liebevoller Klang den Wunſch und die Hoffnung ausdrückte, daß dem jungen Manne Gerechtigkeit werden möge, tönte dem Advocaten wie ein Vorwurf, wie ein Ruf des Gewiſſens, das ihn mahnte, daß auch er ein Diener des Geſetzes ſei, und daß er in Ausübung ſeines Amtes aufhören müſſe, Gatte und Menſch zu ſein, um lediglich das Werkzeug der Gerechtigkeit zu bleiben.

Aber auch dieſer Eindruck ließ ihn unerſchüttert.

Der Vorwurf des Präſidenten, gleich wie die Bitte des Mädchens, hatten ihn taub gefunden; er hörte nur noch ſeine Rachegedanken. Schande für Schande, Qual für Qual: — der Egoismus des beleidigten Gatten ſiegte über alle anderen Gefühle.

Ein heftiger Huſtenanfall, der geraume Zeit anhielt, hinderte den Präſidenten, den Schluß der Sitzung zu verkündigen, und der Gerichtshof mußte warten, bis ſein Vorſtand ſich erholt haben würde.

Dieſe Verzögerung nun führte einen Zwiſchenfall herbei, der nahezu ſchwere Folgen hätte nach ſich ziehen können.

Wir haben geſagt, daß der Staatsanwalt, da er kurzſichtig war, ſich eines Lorgnons bediente.

Zwar gab es jetzt keine Acten noch Paragraphen mehr zu befragen, allein er hatte gleichwohl, während das Urtheil verleſen wurde, nicht aufgehört, ſeine Gläſer mit einem ſeidenen Tuche zu reiben, wobei er einen Eifer zeigte, der faſt abſichtlich zur Schau getragen ſchien.

Dem argwöhniſchen Advocaten war dieſes Gebahren ſofort aufgefallen. Wer aber ſtellt ſich ſeine Ueberraſchung, ſeine Wuth vor, als er nach der Rede des Präſidenten an den Verurtheilten ſah, wie der Staatsanwalt, mit einem Lächeln auf den dünnen Lippen, ſein Lorgnon erhob und es geradezu auf ihn ſelbſt richtete, mit beſonderem Nachdruck auf ihm verweilend.

Ihm alſo galt die beabſichtigte Augenweide, an ſeiner Demüthigung wollte man ſich ſättigen. Das war mehr als Frechheit, das war eine Beſchimpfung, eine Herausforderung.

Gordiani warf ſich auf ſeinem Seſſel herum, wie ein Pferd, dem man die Sporen in die Seiten gedrückt. Er bäumte ſich, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, Feuer ſprühte aus ſeinen Augen, Schaum ſtand vor ſeinem Munde, und der Strahl, der von dem Lorgnon ausging, fuhr ihm in den Kopf, das Gehirn verſengend, wie wenn er aus einem Hohlſpiegel käme.

Er verſuchte den Blick abzuwenden, aber da begegnete er den Blicken der Richter, die in ihrer ſtarren Unbeweglichkeit ihn zu tadeln ſchienen, daß er es nicht verſtanden, die Geſchworenen zu überzeugen. Er warf die Augen auf dieſe, aber ihre vergnüglichen Geſichter ſchienen über ſeine Niederlage zu lächeln. Jetzt ſchweifte ſein Blick über das Publicum hin, das ihm aber, was noch ſchlimmer, nur Verdruß, ja, man möchte ſagen, Verachtung zeigte, weil es in ſeinen Erwartungen getäuſcht worden war.

Und obwohl er ſich von den Gläſern mit ihrem böſen Zauber abgewendet, drang ihr Strahl ihm dennoch unentrinnbar in die Augen und verfolgte ihn, ſo zu ſagen, wie ein Irrwiſch.

Ganz verſtörten Gemüths ſah der Advocat nichts mehr vor ſich, als ſeinen einſtigen Ruhm, jetzt beſchimpft, verſpottet, mit Füßen getreten, und jede Rückſicht, jeden Anſtand vergeſſend, hob er mit einer gewaltſamen Bewegung den Arm hoch empor, als ob er um das Wort bitte.

Wird man es für übertrieben halten, wenn wir ſagen, daß er im vollen Zuge war, ſeine häusliche

Schmach an die große Glocke zu hängen? Aber was ſind die Leidenſchaften anderes, als Uebertreibungen der Gefühle? Und ſind ſie, auf ihrem Siedpunkte angekommen, nicht der größten Ausſchreitungen fähig? Die Geſchichte erzählt von Künſtlern, die aus Eiferſucht auf ihren Genius den Nebenbuhler ermordet haben. So beſiegte bei unſerem Advocaten die Liebe zu ſeinem Berufe jedes andere Gefühl, ſelbſt das ſeiner gerechten Rache.

Auf das unerwartete Zeichen, das er gegeben, ſahen ihn der Präſident, dem der Athem zurückgekehrt war, der Gerichtshof und ſämmtliche Zuhörer mit fragender Neugier an.

Wohl gewahrten ſie, daß er im Begriffe ſtehe, etwas Außergewöhnliches und Ueberraſchendes vorzubringen.

In der That ſah man ihn haſtig und mit fiebernder Hand einige Zeilen auf ein Blättchen ſchreiben, den Gerichtsdiener mit den Augen ſuchend, offenbar um das Blatt dem Präſidenten zu überſenden.

Was er darauf geſchrieben, war das vernichtende Alibi.

In dieſem verhängnißvollen Augenblicke ſtürzte der Gerichtsdiener herein, gleichfalls ein Billet in Händen, das er dem Advocaten unmittelbar übergab, indem er ihm in großer Aufregung ſagte:

Der wahre Schuldige iſt entdeckt! Das hat mir der Ueberbringer dieſes Briefes geſagt, mit dem Auftrage, Ihnen denſelben eilends zu übergeben.

Dieſe Worte des Gerichtsdieners brachten den Advocaten zu ſich ſelbſt zurück. Er ergriff das Billet, öffnete und durchlief es; eine düſtere Freude zuckte auf ſeinem Geſichte auf, wie wenn ein Sonnenſtrahl einen Gewitterſturm durchleuchtet. Und dann, den Brief an den Gerichtsdiener zurückgebend, mit einem Wink, ihn dem Präſidenten zu bringen, zerriß er das ſo eben Geſchriebene unter ſeinem Schreibpulte in winzig kleine Stücke, indem er die Augen mit dem Ausdruck bitteren Dankgefühls zum Himmel erhob.

Indeß hatte der Präſident ebenfalls das Billet geleſen, und wie ſehr er ſich auch bemühte, ſeine Haltung zu bewahren, malte ſich dennoch eine hohe Genugthuung auf ſeinem Geſichte. Er eröffnete jedoch nichts von dem Inhalt des Schreibens, da ihm dies durch die Gerichtsordnung unterſagt war.

Aber das Publicum hatte den Ausdruck ſeiner Züge bemerkt, während andrerſeits durch den Ueberbringer des Billets die Neuigkeit ſich ſofort mit der Schnelligkeit verbreitete, mit welcher wichtige Neuigkeiten ſich ſtets zu verbreiten pflegen.

Man wußte jetzt, daß ein Sterbender einem an ſein Lager gerufenen Geiſtlichen ſich als den wahren Ueheber des Verbrechens bekannt habe, das er aus Rachſucht begangen, weil ihn der Wucherer, dem er mehrere Male als Helfershelfer bei ſeinen Betrügereien gedient, hinterliſtig um den Lohn betrogen hatte. Die Beweiſe, die er dafür lieferte, war der Geiſtliche den Gerichten mitzutheilen ermächtigt.

Dieſe Enthüllungen wurden von der Maſſe mit großem Jubel aufgenommen, indem, neben der Rechtmäßig drei oder viermal des Tages vorüberkam, ſtehen blieb und hereinſah; ſie war wohlgekleidet, dem Anſcheine nach etwa vierzig Jahre alt, ſchlank wie ein Pfeil, hatte einen elaſtiſchen Tritt und eine faſt männlich entſchiedene Haltung im Gehen, obgleich ihre Geſtalt, zwar hoch und ſchmal, doch äußerſt weiblich und edel war. Zuweilen heftete ſie ihre Augen auf mich, mit einem peinlich lebhaften Blick, der mich aber zugleich ſo ſehr bezauberte, daß, wenn er mich traf, das Papier mit dem Pulver ungefaltet oder der Arm mit der Flaſche unbeweglich ausgeſtreckt blieb.

Sowohl Timothy als ich bemerkten ſie häufig; auch machten wir die Beobachtung, daß ihr Gang ſich den Tag über nicht ganz gleich blieb. Gegen Abend wurde er raſcher, aber ungleich, und ihre Blicke nahmen etwas Starres an. In der Regel kam ſie gegen Abend um fünf Uhr das letzte Mal für den Tag an der Apotheke vorbei.

So war ſie eines Abends vorübergegangen und wir konnten nicht erwarten, daß ſie vor dem folgenden Morgen zurückkehren würde — ihr Hereinſehen war nämlich ein Gegenſtand der Ausrechnung und Unterhaltung für Timothy geworden, der ſie nur das „verrückte Frauenzimmer“ hieß — als ſie, zu unſerem Erſtaunen und zum großen Schrecken Timothy's, der über den Tiſch ſprang und ſich an meine Seite machte, auf einmal in die Apotheke trat. Ihr Auge hatte, wie gewöhnlich, einen wilden Blick, doch konnte ich nicht eben Wahnſinn darin finden. Ich faßte mich, wies Timothy an, der Dame einen Stuhl zu bringen, und fragte höflich womit ich ihr dienen könne. Timothy umging in möglichſter Entfernung den Tiſch, ſchob ihr einen Stuhl hin und begab ſich eilig wieder in ſeine Verſchanzung zurück. Sie lehnte den Stuhl mit einer Handbewegung ab, worin ſo viel Würde als Anmuth war, legte ihre kleinen, reizend weißen Hände auf den Tiſch, beugte ſich gegen mich vor und ſagte mit einer ſüßen leiſen Stimme, und mit einer Tiefe von Melodie, welche mich wahrhaft erſchütterte: „Ich bin ſehr unwohl.“

fertigung des Schuldloſen, die allgemeine Ueberzeugung ihr Recht behielt. Dasſelbe Gefühl äußerte ſich aus dem gleichen Grunde auch bei den Richtern.

Nur der Staatsanwalt, der übrigens, um ihm nicht Unrecht zu thun, ebenfalls nicht gerade unzufrieden war, bereute es gleichwohl denn doch, ſeine Augengläſer ein bischen zu ſtark geputzt zu haben.

Die Geſchworenen ſchlichen dämiſch hinaus, den Kopf hängend, die Schöße des Ueberziehers zwiſchen den Beinen, mit Ausnahme des Theilhabers der indiſchen Compagnie, der bei der Schuldigſprechung den größten Antheil gehabt hatte und völlig hartgeſotten war.

Gordiani entfernte ſich zuletzt, da er die läſtigen Beglückwünſchungen vermeiden wollte.

Dennoch drängte ſich ihm ein Ueberläſtiger auf.

Es hilft doch Alles nichts; mit Euch wird Niemand fertig. Man möchte ſagen, Ihr ſelbſt habt den eigentlichen Mörder ſterben laſſen, damit er die Wahrheit beichten könne. Er konnte nicht zu gelegnerer Zeit ſterben, gerade wie in der Komödie . . .

Nein! nein! er iſt nicht zur rechten Zeit geſtorben! murmelte der Advocat.

Ich verſtehe! Wenn dieſe Nachricht vor der Verhandlung gekommen wäre, ſo hättet Ihr Euch die Mühe der Vertheidigung ſparen können.

Juſt ſo, antwortete der Advocat, ſich entfernend. Und mit dem tiefſten Herzeleid ſagte er zu ſich ſelbſt: Dann würde ich nichts erfahren haben.

## VIII.

## Immer der Gleiche.

Zwei Monate ſpäter trat unſer Advocat bei Attilio ein, der vollſtändig losgeſprochen und in Freiheit geſetzt worden war.

Seit jenem denkwürdigen Prozeß hatten ſich die beiden Männer nicht wiedergeſehen. Attilio war bis zum völligen Schluſſe desſelben im Gerichtshofe in Haft geblieben, während Gordiani an einem hitzigen Fieber darniederlag, das ihn um ein Haar ins Grab gebracht hätte.

Candida hatte unausgeſetzt bei dem Schwager gewacht, indem ſie ſich als förmliche Krankenwärterin an ſeinem Bette niederließ und ihm alle die Sorgfalt zuwendete, deren ein Kranker ſo ſehr benöthigt iſt, vor Allem aber jene Aufrichtungen, die eine nicht minder heilkräftige Arznei für das Gemüth des Niedergebeugten ſind.

Die Gattin ihrerſeits ſpendete ihren geiſtlichen Balſam mit Gebeten und Gelübden.

Das junge Mädchen hatte, da ſie nicht ſelbſt zu Attilio gehen konnte, wiederholt nach ſeinem Befinden fragen laſſen. Auch hatte ſie ihm Briefe geſchrieben voll von Tröſtungen und guten Wünſchen in Betreff ſeiner baldigen Befreiung, ohne jedoch irgendwie ihrer Liebe oder ſeiner Verpflichtungen gegen ſie Erwähnung zu thun.

Im Gegentheil hatte, ſobald der Advocat in der

Geneſung begriffen, das ſtets ſelbſtloſe und hingebende junge Weſen den Schwager gebeten, dem Jüngling kein Sterbenswort von dem zu ſagen, was ſie für ſeine Rettung zu unternehmen bereit geweſen.

Jetzt, da ein Opfer unnöthig geworden iſt, hatte ſie geſagt, könnte er glauben, ich wolle mir daraus eine Berechtigung herleiten, um ſeinem Willen Zwang anzuthun.

Aber wie einfach und zurückhaltend jene Briefe auch waren, die das junge Mädchen dem jungen Manne ſendete, ſo waren ſie dennoch, ſo zu ſagen, getränkt mit der Empfindung, die die Schreiberin beſeelte; denn die Gefühle gleichen den wohlriechenden Blumen, die ihren Geruch Allem mittheilen, was mit ihnen in Berührung kommt. Attilio ſog im Leſen mit Wonne die balſamiſche Atmoſphäre ein und ließ ſich unwillkürlich von ihr durchdringen.

Kaum war Gini in Freiheit geſetzt, ſo begab ſich Gordiani, obwohl ſelbſt noch nicht völlig wieder hergeſtellt, zu dem jungen Manne.

Er war faſt nicht mehr zu erkennen. Sein Haar war erbleicht, ſein Kopf gebeugt. Nicht acht Wochen, ſondern acht Jahre waren in dieſen beiden Monaten über ihn hinweggegangen. Der Kummer altert mehr als die Zeit.

Attilio erſchrak, doch ahnte er noch nicht die ſchreckliche Urſache dieſer ungeheuren Veränderung.

Der Jüngling trat auf den Advocaten zu, indem er ihm mit Wärme entgegenrief:

Sie bemühen ſich ſelbſt zu mir! ... An mir war es, zuerſt zu Ihnen zu kommen, um Ihnen zu danken. Signore, wie groß iſt meine Erkenntlichkeit! ...

Laſſen wir die Erkenntlichkeit bei Seite, junger Herr! Ich bin nicht deßhalb hieher gekommen, erwiderte Gordiani eiskalt.

Darauf, das unſelige Tuch aus der Taſche ziehend:

Ich muß Ihnen etwas zurückſtellen, Signore; dieſes Taſchentuch gehört Ihnen.

Attilio war wie vom Blitz getroffen.

Ein ander Mal, mein liebes Herrchen, fuhr der Advocat in demſelben eiſigen Tone fort, wenn Ihr Euch in das Zimmer einer Frau einſchleicht, während der Mann abweſend iſt, traget Sorge, nichts von Euren Sachen zu verlieren. Die Herren und die Damen verſtehen zu ſchweigen, aber die Sachen ſprechen.

Sie glauben alſo? ... ſtammelte der Andere.

Wagen Sie es zu leugnen? ... Das war vielleicht vor dem Prozeß edelmüthig von Ihnen, jetzt wäre es eine Feigheit!

Der Jüngling wollte fortfahren:

Glauben Sie ... wiſſen Sie ...

Ich will nichts glauben, ich will nichts wiſſen. Als ich mich bemühte dort vor dem Gerichtshofe, Sie zu retten, verfiel ich auf das nächſte beſte Geſchichtchen meiner Erfindung, das einfachſte, das harmloſeſte, das unſchuldigſte, das zu erdenken war. Ich halte mich an dieſes. In dergleichen Fällen iſt es nicht das Wie, ſondern das Was, worin die eigentliche Verſchuldung liegt. Was kann das größere oder kleinere Maß einer Schuld noch bedeuten, wenn das Vergehen ſelbſt einmal verübt worden iſt? Das Ergebniß iſt ſtets dasſelbe. So viel iſt gewiß, ſagte der beleidigte Gatte knirſchend, daß Ihr Euch zur Nachtzeit, heimlich, verkleidet wie ein Miſſethäter, in das Heiligthum meines Friedens und meiner Ehre eingeſchlichen habt, und dieſe einzige Thatſache genügt, die Entweihung, die Schändung feſtzuſtellen. Meine Ehre iſt befleckt, mein Friede zerſtört.

Wenn Sie Genugthuung verlangen, ich bin bereit . . .

Ein Duell! um Alles wieder über den Haufen zu werfen, was wir mit ſo ſaurer Mühe aufgebaut haben? Und dann . . . können wir wiſſen, ob da nicht Einer von uns Beiden noch tiefer fallen, vielleicht zum Mörder werden würde . . . um ein anderes junges, liebendes Herz vollends zu brechen?

Candida! . . . liebt ſie mich wirklich noch?

Geht mir! Ihr Herren Stutzer der großen Welt, mit dem glatten Geſichte, den ſchmachtenden Augen, mit der einſchmeichelnden Miene, ihr richtet eine Verheerung um die andere in den Weiberherzen an; Banditen, die ihr ſeid! Freilich liebt ſie Euch immer noch. Ihr wißt nicht, wozu das arme Mädchen entſchloſſen war, um Euch zu retten. Sie war drauf und dran, ſich ſelbſt anzugeben. . . .

Das hat ſie gewollt? . . . und ich habe ein ſolches Kleinod verſcherzt! Mein Herr! ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht mehr an ſie denken will . . . daß ich ſie in Ruhe laſſen werde . . .

Umgekehrt, Ihr ſollt ſie glücklich machen.

Wie? und Sie würden dennoch, nach Allem, was vorgefallen, Ihre Einwilligung geben? . . .

Ich habe es ihr verſprochen. Es iſt hauptſächlich um ihretwillen, um dieſes Engelherzens willen, daß ich meine Rache aufgebe.

O mein Herr! Sie rächen ſich weit mehr durch Ihre Güte, als durch Ihren Zorn. Ich meinerſeits verſichere Sie, daß die Hingebung meines ganzen Lebens an Candida nicht genügen wird, um die ſchwere Schuld abzutragen, die ich an ihrer Liebe und an dem Wohlwollen unſeres Beſchützers begangen habe.

Das werden wir ſehen, ſagte der Advocat, immer mit derſelben tödtlichen Kälte. Und nun merken Sie wohl, was ich Ihnen ſage. . . . Seit einiger Zeit ſchon habe ich mich für Sie um ein ehrenvolles Amt umgethan. Man ſchreibt mir, es ſei Ihnen jetzt ein Secretariat des Miniſteriums übertragen. Ihr Onkel hat, wie Sie wiſſen, Ihre Geldverlegenheiten geordnet; noch mehr, er giebt Ihnen eine Anweiſung auf ſeine Erbſchaft. Sie werden mit Ihrer Frau in Turin leben.

Und Sie? fragte zögernd Attilio.

Ich bleibe hier. . . .

Allein? wagte der Jüngling noch zu fragen.

Mit meiner Frau, zum Teufel! Habe ich etwa nicht eine Frau, die in den Kirchenregiſtern eingeſchrieben ſteht? antwortete Gordiani mit zermalmendem Hohne.

Sie vergeben ihr alſo?

Nein, ich vergebe ihr nicht; wozu vergeben? Sie iſt keiner Reue fähig; ihr Herz iſt hart, ohne Fibern, ein Herz aus dem Kloſter. . . . Sie ſoll nichts erfahren, ſonſt müßte ich ſtrafen.

Sie ſind der Edelſte aller Menſchen!

Ihr irrt Euch; ich bin weiter nichts, als ein Egoiſt. Es iſt der Edelmuth eines conſtitutionellen Monarchen, der gezwungen iſt, Conceſſionen zu machen, um nicht Alles hergeben zu müſſen. Was bleibt mir jetzt übrig? Mein Friede iſt dahin, meine Ehre vom Krebs zerfreſſen; ich habe nur noch meinen Advocatenruhm. Der iſt unangetaſtet geblieben. Und den will ich mir bewahren, ich will ihn mir nicht rauben laſſen, wie alles Andere. Ich würde ihn ſo gut wie verlieren, wenn ich ihn durch einen lächerlichen Scandal beſchmutzte. Ich war auf dem Punkte, es zu thun, ich ſelbſt, in einem Uebermaß von Eigenliebe, dort vor dem Gerichtshofe; aber da handelte es ſich um einen großartigen Schritt, der keinen Schatten von Lächerlichkeit hätte aufkommen laſſen; jetzt, wo die Sache ſich ganz anders gemacht hat, und wo ich ſo wie ſo den Sieg davon getragen habe, jetzt wäre es widerlich, wenn ich, wie ein Bettler, meine Wunden den Vorübergehenden zur Schau ſtellen wollte; ich würde nur Verachtung als Almoſen davon tragen. Deßhalb, um meinen Ruhm beſſer zu bewahren, trete ich von der ſtrafrechtlichen Tribüne zurück.

Sie treten zurück?

Wie könnte ich dort bleiben? Ich würde nicht mehr den Muth dazu haben. Es würde mir ſtets vorkommen, als ob der Staatsanwalt ſein Lorgnon auf mich richtete und mit boshaftem Lächeln zu mir ſagte: Nimm dich in Acht! du vertheidigſt vielleicht den Galan deiner Frau. — Nein! nein! Ich würde nicht mehr die Freiheit meines Denkens haben, ich würde nur taſtend vorwärts gehen, furchtſam, mißtrauiſch gegen meine Beweisführungen. Und dann, das fühle ich, mit meinen Haaren iſt auch mein Geiſt gealtert; und meine Beredſamkeit hält ſich ſo wenig mehr aufrecht, wie mein Kopf. Dieſer letzte Prozeß hat alle meine phyſiſchen, ebenſo wie meine intellectuellen Kräfte aufgezehrt, und wollte ich's wieder verſuchen, ich würde meinen Ruhm auf immer verdunkeln. Nein, nein, — fuhr der Advocat mit einer Art Künſtler-Begeiſterung fort — ich will mich auf der Höhe meines Triumphes zurückziehen, die errungenen Lorbeeren mit mir nehmend; in ihrem Schatten will ich meinen Kummer niederlegen. Man will mich als Abgeordneten wählen. Ich werde in die Kammer eintreten, um dort die Intereſſen des Landes zu vertheidigen. Das legt keine ſchwere Pflicht auf; im Falle der Noth weiß das Land ſich ſelbſt zu vertheidigen.

O, Signore! . . . welche Gewiſſensbiſſe . . .

Gebt Euch Mühe, Candida glücklich zu machen, das wiederhole ich Euch; es iſt das einzige Mittel, mir Eure Reue zu beweiſen.

O, ich ſchwöre es Ihnen!

Gordiani ſchickte ſich zum Fortgehen an. Aus Gewohnheit hielt er die Hand hin. In demſelben Augenblick trat ein Freund von Gini ein. Attilio ergriff die Hand des Advocaten, und dieſelbe verlegen drückend, ſagte er mit leiſer Stimme:

Gnade!

Vor der Welt, ja — antwortete eben ſo leiſe der Advocat mit kälteſter Verachtung; Mann gegen Mann — niemals!

Es war wiederum die Liebe zu ſeiner Kunſt, die bei dem Advocaten das Rachegelüſt des Ehemannes überwog. In derſelben Weiſe, wie er zuerſt im Begriff ſtand, ihr ſeine Ehre zu opfern, ſo entſagte er jetzt um ihretwillen ſeiner Rache.

In dieſem Augenblick iſt Gordiani Deputirter im Parlamente, wo er, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, ſein Fegfeuer durchmacht.

Die Signora Gordiani bleibt ihren Grundſätzen der eiſernen Strenge treu. Ihr Ruf wurde nicht im Geringſten erſchüttert, ebenſowenig wie ihre Geſundheit.

Candida und Attilio ſind ein beneidenswürdiges Ehepaar.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Meine Beſtürzung wuchs. Ich weiß nicht warum, denn die Ausnahmen ſind ſicherlich ſo häufig als die Regel, aber wir pflegen uns nun einmal nach dem Aeußern eines Menſchen, noch eh' er den Mund geöffnet hat, eine Vorſtellung von ſeiner Stimme zu bilden; wie ich nun in dieſes Antlitz ſah, das eben der Schein der Argandiſchen Lampe traf, wie ich die bleiche, kreidige, todtenhafte Farbe darin, die ſchwarzen Ringe um die Augen, die Runzeln auf der Stirn erblickte, da hätt' ich eher Sphärenmuſik aus einer Donnerwolke als ſolche Töne von dieſen Lippen zu hören erwartet.

„Lieber Himmel!“ ſagte ich lebhaft und ehrerbietig: „erlauben Sie mir, nach Mr. Kophagus zu ſenden.“

„Nein, nein!“ verſetzte ſie. „Ich komme zu Ihnen. Ich weiß,“ fügte ſie etwas leiſer hinzu, „ich weiß, daß Sie ſelbſt Arzneien abgeben, Patienten berathen und Geld einnehmen.“

Ich war in großer Unruhe; die Schamröthe der Entdeckung ſtieg mir bis in die Stirne empor. Timothy, der ihre Worte gehört hatte, zeigte ſeine Verlegenheit in vielfach grotesker Weiſe. Er zog einen Fuß um den andern an ſich, als ob er auf heißen Platten tanzte, ſchlug ſich an die Taſchen, grinste, ballte die Fäuſte, knirſchte mit den Zähnen und biß ſich die Lippen blutig. Endlich flüſterte er mir zu: „Die hat ihre Augen nicht umſonſt da herein verdreht. Mit uns iſt's aus, wenn Du ſie nicht abkaufen kannſt.“

„Allerdings, Madam,“ ſagte ich endlich, „habe ich in einigen unbedeutenden Fällen zu verordnen gewagt, auch nehme ich, wie Sie ſagen, Geld in Abweſenheit meines Dienſtherrn ein, aber er hat mir die Ladenkaſſe anvertraut.“

„Ich weiß, weiß wohl! Sie brauchen ſich nicht vor mir zu fürchten. Sie ſind zu beſcheiden. Was ich wünſche iſt, daß Sie mir etwas verſchreiben, da ich keinen großen Glauben an Ihres Lehrherrn Talente habe.“

„Wenn Sie es wünſchen, Madam“ — ſagte ich mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

# Novellenſchatz des Auslandes.

## XI.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

Elfter Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt

## des elften Bandes.

Seite

**Die beiden Aerzte.** Von Louis Ulbach. Aus dem Franzöſiſchen von C. F. . . . . . . . . . . . 1

**Karla.** Von Božena Němec (Němcová). Aus dem Böhmiſchen von J. von Helfert. . . . . . . 135

**Maſſer.** Von M. Goldſchmidt. Aus dem Däniſchen von L. von Liliencron. . . . . . . . . . . . 209

**Emilie.** Von Gérard de Nerval. Aus dem Franzöſiſchen von Auguſte Scheibe . . . . . . . . . 261

# Die beiden Aerzte.

Von

**Louis Ulbach.**

(Geb. 1822.)

---

Aus dem Franzöſiſchen

von

C. F.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## 1.

## Der Einſpänner.

Doctor Céret war einer jener Aerzte mit Stock, Jabot und Manchetten, die nach und nach ausſterben. Obgleich nur praktiſcher Arzt in einem Bezirksſtädtchen des Départements der Aube, beſaß er doch die netten Manieren eines Mannes, der in ſeiner Perſon den täglichen Gaſt einiger nachbarlicher Schlöſſer achtete. Er hätte ſelbſt in Paris keine üble Figur geſpielt. Herr Céret war groß, mager und vollſtändig kahl; ein ſcheinbar gutmüthiges Lächeln gab ſeinem entſetzlich blaſſen Geſicht einen eigenthümlich phantaſtiſchen Anflug. Galant gegen die Damen, denen er nie den Puls fühlte, ohne ihnen die Fingerſpitzen zu küſſen, benahm er ſich gegen Männer mit einer komiſchen Würde und Steifheit. Er liebte die Geiſtlichen und Beamten und nahm gerne unter ihnen Platz, indem er ſein Amt mit dem ihrigen verglich. Oft wiederholte er, daß, als Bewahrer von Familiengeheimniſſen, er die Menſchheit ſo gut kenne, wie der Richter und Beichtvater. Dieſe Kenntniß ſchien ihm übrigens nur wenig Illuſionen gelaſſen zu haben. Unter ſüßlichem

„Sie haben Kampher-Julepp zubereitet, nicht wahr?

„Ja Madam," antwortete ich.

„Dann thun Sie mir den Gefallen, den Knaben gleich mit einer Flaſche voll nach meiner Wohnung zu ſenden."

Ich nahm die Flaſche herab, ſie zahlte ſie, gab ſie in Timothy's Hand und bezeichnete das Haus wohin er ſie tragen ſollte. Timothy ſetzte den Hut auf, blinzelte mich an und ließ uns allein.

„Wie iſt Ihr Name?" ſagte ſie mit ihrer melodiſchen Stimme.

„Japhet Newland, Madam" erwiederte ich.

„Japhet, ein ſchöner, bibliſcher Name," ſagte ſie halblaut vor ſich hin. „Newland, das klingt nach Mammon."

Das Geheimniß iſt enthüllt, dachte ich und hatte gewiſſermaßen Recht; ſie iſt eine fanatiſche Methodiſtin. Ihre Kleidung aber, als ich ſie wieder anblickte, widerſprach dieſer Vermuthung, denn es war ſehr viel Geſchmack darin.

„Wer gab Ihnen dieſen Namen?" fragte ſie nach einer Pauſe.

Die Frage war ganz einfach, aber ſie weckte ein Heer von peinlichen Erinnerungen auf. Da ich ihr nicht eben zu beichten Luſt hatte, ſo erwiederte ich höflich, wie ich im Findelhaus am Sonntag Morgen gewohnt war: „Meine Pathen und Pathinnen bei der Taufe, Ma'am."

„Mein lieber Herr, ich bin ſehr krank," ſagte ſie nach einer Pauſe. „Wollen Sie mir nicht den Puls fühlen?"

Ich berührte ein Handgelenk, und blickte auf eine Hand, welche der Bewunderung würdig waren. Wie ſchade, dachte ich, daß ſie alt, häßlich und halb verrückt iſt!

„Sind Sie nicht der Meinung, daß dieſer Puls große Nervenaufregung verräth? Ich zählte heute Morgen die Schläge, es waren hundert und zwanzig."

„In der That, er geht raſch," ſagte ich, „aber vielleicht wird der Kampher-Julepp wohlthätig ſeyn."

„Ich danke Ihnen für Ihr Gutachten, Mr. Newland," ſagte

Spott und glatten, empfindſamen Formen barg er eine erſchreckliche Fühlloſigkeit. Es war in ihm etwas von der bezahlten Höflichkeit eines Leichenbitters; wenn er mit ſeinem eigenthümlichen Lächeln grüßte, glaubte man, er gäbe einem Trauerzug das Zeichen zum Aufbruch. Es war eben ſo ſchwer, dieſen Mann zu lieben oder zu haſſen, als es ſchwer iſt, ihn zu ſchildern.

Herr Céret erzählte niemals ſeine Lebensgeſchichte. Nach zehnjähriger Ehe hatte er ſeine Frau verloren und blieb Vater eines Sohnes, den er für die ärztliche Laufbahn beſtimmte. Zur Zeit unſerer Erzählung hatte Louis Céret eben in Paris ſeine erſten Rigoroſen abgelegt und prakticirte in einem Hospital. Wir werden auf ihn zurückkommen. Beenden wir zuerſt die Porträt-Skizze ſeines Vaters. Der Doctor, abwechſelnd geſpreizt, freundlich oder finſter, hatte kleine graue Augen, welche ſich wie Bohrer ins Herz einſchraubten. Dieſe Augen waren zugleich Spione und Verräther, ſie ſpähten, aber ſie ließen auch errathen. Ohne dieſe Augen war Herr Céret einfach ein Pedant; allein dieſe feurigen Sterne ließen auf eine Einbildungskraft und einen Ehrgeiz ſchließen, die ihn in teufliſchem Galopp hoch über die beſcheidene Sphäre ſeiner Patienten hinwegtragen mußten. Doctor Céret hatte lange in Paris gelebt. Weßhalb er einen ſo einladenden Schauplatz verlaſſen hatte, wußte Niemand. Ohne Zweifel war es getäuſchter Ehrgeiz, was ihn aus dem Garten der Hesperiden vertrieben hatte und fortan auf die Aepfel des eigenen Obſtgartens beſchränkte. Nie jedoch warf eine vertrauliche Mittheilung oder irgend ein Wort das geringſte Licht über dieſen Punkt. Man empfand dunkel, daß der Doctor, wenn er ſeine Memoiren ſchreiben wollte, den Leſer ſchaudern machen könnte durch abſcheuliche Erzählungen von der Art, wie Hebammen ſie häufig wiſſen; aber unſer Heilkünſtler fühlte ſich keineswegs zu ſchreiben verſucht, kaum daß er mit wenigen Zeilen ſeine Recepte aufs Papier hinkritzelte. Sein Geſpräch war zurückhaltend und einſchmeichelnd; es floß ruckweiſe, wie durch Zapfen, welche der Doctor in beſtimmten, von einer geheimnißvollen Etiquette dictirten Intervallen bald auf, bald zudrehte. Was dieſen ſo geſchickten Mann hauptſächlich bewogen haben mochte, Paris zu verlaſſen, war vermuthlich ſein eigner, nicht zu bemeiſternder Blick. In der Provinz, auf dem Dorfe war er mehr Herr ſeiner ſelbſt und mißtraute weniger den Andern. Herr Céret war ein ſehr ernſthafter Mann, dem Nichts geringfügig erſchien; im Gefühl ſeine Kraft, deren unzeitiges Hervorbrechen er fürchtete, ſpielte er die Komödie mit dem elfenbeinernen Knopf ſeines Stockes, den Manchetten und dem Jabot, um nicht Furcht zu erregen. Durch den Gebrauch des chirurgiſchen Meſſers abgeſtumpft gegen körperliche Empfindlichkeiten, glaubte er kaum noch an den Schmerz, an eine Seele vollends gar nicht; über das Kapitel vom lieben Gott, den er als ein Vorurtheil duldete, bewahrte er die äußerſte Zurückhaltung. Niemals ſtieß er einer allgemeinen Ueberzeugung geradezu vor den Kopf; er gefiel ſich in dem Ton einer perfiden Höflichkeit. Eines haben wir noch zu bemerken, nämlich, daß Herr Céret nur zwei Schwächen deutlich errathen ließ: die Liebe zum Geld und die Zärtlichkeit für ſeinen Sohn. Der Geiz iſt unſtreitig eine herrliche Entſchuldigung; er mußte Herrn Céret zum Deckmantel jener moraliſchen Gebrechen dienen, die er nicht frei zu bekennen wagte. Denn die Hauptgeſchicklichkeit bei der Unmaſſe menſchlicher Heucheleien beſteht nicht ſo ſehr darin, ſeine Fehler ſchlechtweg zu verſtecken, als vielmehr einen einzigen dergeſtalt in den Vordergrund zu ſtellen, daß er Aller Augen auf ſich zieht und ſo die bequeme Einſchmuggelung der übrigen ermöglicht. Der Doctor war ſich ſeines Geizes bewußt und wollte auch für geizig gelten. Er bemühte ſich, dieſes Laſter recht augenfällig herauszubilden, damit denkfaule Menſchenkenner ſich daran anklammern möchten. Des Doctors Bläſſe, ſein zudringlicher Blick, ſowie ſein vorſichtiges Benehmen erklärte man ſich mit dem einzigen Wort: Geiz. Und andererſeits wurde die gezwungene Freundlichkeit, welche ſich zuweilen wie ſüßes, kühles Oel über die bittre Schärfe ſeines Weſens ergoß, für die Wirkung ſeiner väterlichen Zärtlichkeit gehalten. Wenn dieſer ſo unrichtig beurtheilte Alte ſeine grauen Augenbrauen zuſammenzog, ſeine Lippen kniff und in einen bittern Sarkasmus ausbrach, murmelte man hinter ihm: Aha, er denkt an ſeine Thaler! — Lächelte er hingegen mit gekünſtelter Fröhlichkeit, wagte er ſich auf den grünen Raſen unſchuldiger und banaler Reden, ſo betrachtete man ihn mit einer

Art Rührung, und Jedermann ſagte: Der arme Mann, er denkt an ſeinen Sohn! Niemand aber nahm weder ſein Lachen, noch ſeine Ironie für baare Münze. Ohne ſeine Maske durchſchauen zu können, ſtieß ſich doch Jeder daran und witterte einen tiefverſteckten Hintergedanken. Doctor Géret galt zehn Meilen in der Runde für einen geſchickten Arzt von erprobter Kaltblütigkeit, nur darauf bedacht, in unermüdlicher Thätigkeit für ſeinen Sohn Schätze zu ſammeln; aber hinter dieſer Maske lachte der ſchlaue Fuchs ſich ins Fäuſtchen und hielt alle Welt zum Beſten, indem er ſeine angenommene Rolle bis zum Aeußerſten übertrieb.

Wenn die Landleute zu ihm kamen, um ſich Raths zu erholen, rief er ihnen ſofort entgegen:

Zieht eure Schuhe aus! — und Keiner wagte es, des Doctors Schwelle zu überſchreiten, ohne vorher die Schuhe an der Thüre ausgezogen zu haben. Seine Patienten behandelte er wie Türken und ſein Haus wie eine Moſchee. Der Fußboden hätte beſchmutzt, hätte zerkratzt werden können, und der Doctor that, als wenn jede kleine Nagelſpur auf ſeinen Dielen dem Hauſe etwas von ſeinem Werthe benähme. Wenn man bei einem ärztlichen Beſuch ihn zum Kaffee einlud, ließ er ſich die Zuckerbüchſe allemal ganz voll füllen und ſorgte dafür, daß ſie bald leer wurde, indem er den Reſt in ſeine Rock- und Hoſentaſchen ſtopfte. Dafür hänſelten ihn aber auch die Bauern tüchtig; die pfiffigſten und keckſten unter ihnen, d. h. die mit der feſteſten Geſundheit geſegneten, wagten ihm eine Zuckerſchale zu präſentiren, in welcher ſich nur ein einziges Stückchen Zucker befand. Herr Céret war der Erſte, der über ſeine eignen Narrheiten lachte. In der vornehmen Geſellſchaft, auf den Schlöſſern äußerte er ſeinen Geiz in feinerer Weiſe. Er geberdete ſich wie ein Narr, ſtreichelte die Vergoldung gewiſſer Möbel und liebkoſ'te alles glänzende Geſchmeide mit der Inbrunſt eines Magnetiſeurs, als ſollte das Metall ihm an den Fingern hängen bleiben. War von Vermögensverhältniſſen die Rede, ſo war er es, der in naiv geldgierigen Ausdrücken die Bilanz zog. Sprach man von Politik, ſo zergliederte Herr Céret das Budget mit der Lüſternheit eines Feinſchmeckers, indem er die Zahlen behaglich ſchlürfte und die großen Summen gleichſam verſchlang. Im Spiel, beim Whiſt, Boſton oder Ecarté jammerte er um eine verlorne Marke und verſtand es in ſeinen übertriebenen Klagen mit ſchlauer Ungeſchicklichkeit die Totalſumme ſeines Verluſtes zu vergrößern. Der Doctor zog einen doppelten Vortheil aus dieſem Verfahren. Da er nun einmal wirklich geizig war, ſo konnte er ſich ohne Rückhalt der Leidenſchaft des Erwerbens hingeben und lenkte die unberufene, leicht allzu tief ſpähende Neugier auf dieſe Weiſe ab. Herr Céret war eine angeſehene Perſönlichkeit im Bezirk. Er behandelte die Landjunker der Umgebung und bediente ſich zu ſeinen täglichen Fahrten eines unſcheinbaren Wägelchens, welches heute vom Straßenkoth arg beſpritzt, morgen von einem ſtarken Regen wieder rein gewaſchen wurde. Selbſtverſtändlich fraß des Doctors Stute wacker aus allen gaſtlichen Krippen und faſtete daheim an der eigenen.

Eines Nachmittags im Herbſte, als der Doctor von einer Fahrt heimkehrte, wurde er am Ausgang eines kleinen, das Dorf beherrſchenden Wäldchens durch Hundegebell und das laute Rufen ſeines Namens aus einer tiefen Träumerei geriſſen, die, trotz ſeiner ſo poſitiven Natur, ſich ſeiner bemächtigt hatte. Die Stute machte mit einer kurzen nervöſen Bewegung Halt, und der Doctor erblickte dicht am Wagentritt einen Jäger von hohem Wuchs, der ihn, die Cigarre im Mund und den Hut auf dem Kopfe, mit einer Vertraulichkeit begrüßte, welche ſofort den hochmüthigen Edelmann verrieth.

Ah! ſieh da, Herr von Solignac! rief der Arzt.

Ja wohl, ich bin es, lieber Doctor; wie geht es Ihren Patienten?

Ziemlich gut; und Ihren Rebhühnern?

Wie Ihren Kranken; ſehen Sie nur! entgegnete der Jäger, indem er ſeine Jagdtaſche ein wenig öffnete, um die zahlreichen Opfer darin ſehen zu laſſen.

Der Arzt verſchmähte es nicht, herablaſſend über dieſen Scherz zu lächeln.

Sie ſind ein großer Mörder, Herr von Solignac.

Ich beuge mich vor meinem Meiſter, Herr Céret!

Dieſe Entgegnung kam dem Doctor weder plump noch abgebraucht vor. Mit dem Doppelblitz ſeiner kleinen grauen Augen ſah er dem Sprecher eine Secunde lang ſcharf ins Geſicht, und es erfolgte hierauf zwiſchen den beiden Männern ein geheimer Gedankenaustauſch, wie zwiſchen zwei Mitſchuldigen.

Wie befindet ſich meine theure Couſine? fragte der Jäger, die Aſche ſeiner Cigarre am Wagenrad abſtreifend.

Oh! ziemlich gut, antwortete Herr Céret in etwas herausforderndem Ton.

Der Jäger machte eine Bewegung halb unterdrückten Zornes.

Sie haben mich zum Beſten, Doctor!

Ich ſpaße nie mit Leuten, die mit dem Gewehr ſo gut umzugehen wiſſen, wie Sie.

Pah! Ihre Pulver ſind beſſer als das meinige; meine Couſine iſt alſo hergeſtellt?

Das habe ich nicht geſagt. Dazu braucht es noch viel Zeit und Sorgfalt.

Fürchten Sie nicht die Zeit des Blätterfalles?

O der Herbſt iſt noch fern; ich höre noch keine Senſe wetzen.

Sie ſind aber doch mit einem Senſenmann auf vertrautem Fuß.

Der Doctor zuckte nicht; er hielt nur die Hand über die Augen, um beſſer ins Feld hinaus ſehen zu können, und blickte dann mißtrauiſch rings umher.

Es hört uns Niemand, bemerkte achſelzuckend Herr von Solignac, reden Sie ohne Furcht!

Ich fürchte Nichts und habe Nichts zu ſagen, was nicht gehört werden dürfte, entgegnete der Arzt in pedantiſchem Tone.

Wahrhaftig, Sie ſind koſtbar! mein lieber Doctor! rief Solignac laut auflachend. Ich wette, Sie mißtrauen Ihrem eigenen Pferd und halten meinen Hund für einen Unterſuchungsrichter.

Sie ſind gut aufgelegt, Herr von Solignac.

Und Sie nicht ſchlecht, Herr Céret.

Ja, euch Edelleuten wird es leicht, ſo recht unbekümmert in den Tag hinein zu leben. Ihr geht auf die Jagd, ihr lebt gut und laſſet es euch wohl ſein. Aber ſo ein armer Teufel von Doctor wie ich, dem wird das Leben ſauer. Ich muß mich der Armen annehmen, die Reichen tröſten und ihre unangenehmen Geheimniſſe mir aufbürden laſſen. Da vergeht einem das Lachen. Mein Packen iſt ſchwer zu tragen, und wenn ich einmal unter ſeiner Laſt ſtrauchle, ſo finden ſich gleich Neider, die mich verſpotten, und Böswillige, die mich anklagen. Ach, das Antlitz der Menſchheit iſt nicht ſchön!

Ja, weil Sie es nur im eignen Spiegel ſehen! Aber, liebſter Doctor, laſſen wir jetzt das unnütze Gerede! Sie ſind doch ſonſt in allen Dingen ſparſam, ſeien Sie es nun auch mit Ihren Worten. Sagen Sie kurz, wie ſteht unſere Angelegenheit?

Der Arzt war entſchloſſen, zu ſchweigen. Er machte Miene, Herrn von Solignac zu grüßen, und berührte das Pferd mit dem Zügel zum Zeichen der Abfahrt. Allein

Herr von Solignac war ebenſo wenig der Mann, der einen Vorſatz leicht aufgab. Er faßte die Stute beim Zügel und ſetzte den Fuß auf eine Radſpeiche:

Alle Teufel, Doctor! ſchrie er, ſo kommen Sie mir nicht davon! Nun bin ich acht Tage hier auf dem Lande, und volle acht Tage machen Sie ſich ein Vergnügen daraus, mir auszuweichen. Daß Sie meine Beſuche ablehnten, begreife ich; denn da ich mich ganz wohl befinde und keine Luſt verſpüre, mich durch Ihre Arzneien vergiften zu laſſen, könnte man leicht fragen, was ich denn bei Ihnen zu ſuchen habe? Aber wenn ich einmal ganz zufällig das Glück habe, Ihnen zu begegnen, allein und im freien Feld, wo wir ungeſtört und offen mit einander reden könnten, warum ſetzen Sie da Ihre wichtige geheimnißvolle Miene auf und gönnen mir auch nicht das kleinſte beruhigende Wort? Wahrlich, dieſe Vorſicht geht zu weit!

Wer klug iſt, Herr von Solignac, entblößt ſich nicht unter freiem Himmel, antwortete mit derſelben unerſchütterlichen Kaltblütigkeit der Doctor; die Geheimniſſe könnten leicht den Schnupfen bekommen.

Aber noch einmal ſei es geſagt: wir ſind allein, ganz allein; falls Sie ſich nicht etwa vor jener Kette Rebhühner fürchten, die dort vorüberziehen und die ich Ihretwegen verfehlt habe.

Man hat ſchon erlebt, daß Vögel Zeugniß ablegten vor Gericht, verſetzte Herr Céret mit unheimlichem Lächeln.

Ja, zu der Zeit wahrſcheinlich, als noch die Thiere ſprachen; werden Sie Ihrerſeits nun auch ſprechen? Kommen Sie etwa von der Beichte? Oder fürchten Sie, der liebe Gott werde Sie hier mit ſeinem Blitz mitten durch Ihr Kutſchenleder erſchlagen?

Herr Céret konnte ſich nicht enthalten, den tiefblauen Himmel mit einem verächtlichen Lächeln herausfordernd anzuſehen. Er fürchtete ſich mehr vor den Menſchen als vor Gott. Dieſen Blick verſtand Solignac; beruhigt durch die gottloſe Herausforderung, fing er an zu hoffen.

Doctor, als ich Sie vorhin erblickte, habe ich mir geſchworen, die genaueſten, beſtimmteſten Auskünfte über das Befinden meiner lieben Couſine von Ihnen zu erlangen; und bevor Sie mich dazu bringen, dieſen Schwur zu brechen, müſſen Sie über meine Leiche gehen. Ich habe nun einmal das Wort Cambronne's ausgeſprochen, und ſolche Worte nimmt man nicht zurück. Ergeben Sie ſich alſo gutwillig und ſagen Sie mir, aber die Hand da auf Ihrer Weſte, wie befindet ſich in Wirklichkeit Frau von Fouchy?

Ich habe es Ihnen ſchon geſagt, ziemlich gut.

Keine Umſchweife, Doctor! rief Solignac, indem er die Arme kreuzte und einen cyniſchen Blick auf den Arzt richtete. Gut für ſie oder gut für mich?

Gut für Sie beide.

Laſſen Sie die ſchlechten Späße und ſagen Sie, was Sie darunter verſtehen!

ſie, eine Guinee auf den Tiſch legend; „wenn es nicht beſſer wird, ſo will ich wieder kommen oder nach Ihnen ſenden. Gute Nacht.“

Sie ging und ließ mich in nicht geringer Verwunderung zurück. Was konnte ihre Abſicht ſeyn? Ich brütete noch, als Timothy wieder kam. Die Guinee lag auf dem Tiſche.

„Ich begegnete ihr beim Nachhauſegehen,“ ſagte er. — „Hel' mich Gott, eine Guinee! was iſt das, Japhet?“

Ich erzählte ihm den ganzen Hergang.

„Recht ſo!“ rief er: „es hat ſich gut für uns gewendet, ſtatt ſchlimm, wie ich fürchtete.“

Dieſes Uns erinnerte mich, daß wir den Gewinn bei ſolchen Gelegenheiten theilten, daher ich ihm die Hälfte anbot. Timothy aber war bei aller ſeiner Eulenſpiegelei nicht ſelbſtſüchtig, und weigerte ſich ſtandhaft, ſeinen Antheil hinzunehmen. Er creirte mich zum Doktor, mit der Bemerkung „ich hätte bereits Herrn Kophagus hinter mir gelaſſen, der noch nie ein ärztliches Honorar eingenommen habe.“

„Ich kann's nicht begreifen, Timothy,“ ſagte ich, nachdem ich einige Minuten nachgedacht.

„Aber ich,“ verſetzte er; „ſie hat ſo lang zum Fenſter hereingeguckt, bis ſie ſich in Dein hübſches Geſicht verliebt hat; das iſt's, verlaß Dich d'rauf.“

Da ich keinen andern Grund finden konnte und meine Eitelkeit Tim's Einfall ſekundirte, ſo glaubte ich am Ende ſelber d'ran.

„Ja, ſo iſt's, fuhr Timothy fort, und das war das Handgeld, wie man ſagt.“

„Bei alle dem wünſchte ich, Tim, es möchte keine Perſon von ſo unvortheilhaftem Aeußern ſeyn. Ich kann ihre Neigung nicht erwiedern.“

„Gleich viel, wenn Du nur die Spendagen nicht erwiedern mußt.“

Den nächſten Abend erſchien ſie wiederum, kaufte wie geſtern

Ich verſtehe darunter, mein lieber Herr, daß das Leben der Frauen ſehr gebrechlich iſt, daß aber die Natur Geheimniſſe birgt, welche ſie uns noch nicht enthüllt hat.

Ei warum nicht gar! Ein Mann, wie Sie, hat die Wiſſenſchaft vom Grund aus erſchöpft, und für Sie kann es keine Zweifel mehr geben.

Sie wollen mir ſchmeicheln, Herr. Die Geſundheit Ihrer Couſine iſt ſehr ſchwankend; ein geheimnißvolles Leiden, das, wie ich befürchte, für alle Welt ein Räthſel bleiben wird, zieht die arme junge Frau nach einem dunkeln Ort, den ſie lieber nicht ſo bald beſuchen möchte. Allein, da Sie die Wahrheit wiſſen wollen, vergeblich klammern ſich ihre kleinen Händchen ans Leben feſt. Dieſen Winter, Herr von Solignac, werden Sie in Trauer ſein.

Und Sie, mein geſchickter Doctor, in Herrlichkeit und Freuden und zwar für lange Zeit, falls Sie wahr geſprochen.

Der Doctor blieb regunglos. Seine Augen, gleich unempfindlich gegen Furcht, wie gegen Schmeichelei, trübten ſich weder noch leuchteten ſie; ſie blieben ſtarr. Solignac, durch dieſe vertrauliche Mittheilung beſänftigt, warf den Reſt ſeiner Cigarre weg, und bevor er noch eine andere anzündete, ſagte er, jedes Wort betonend: Und wie, wenn meine liebe Couſine einen Arzt aus Paris kommen ließe? Was würde der College ſagen? Könnte er Sie eines Irrthums überführen?

Córet empfand eine ſo ſichtbare Regung des Mitleids, daß ſein Mitſchuldiger vor Scham erröthete.

Und wenn die ganze Facultät aufs Schloß käme — ſie müßte ſich vor dem Scharfſinn meiner Diagnoſe und der Untrüglichkeit meiner Mittel beugen.

Und wie.... wenn man Ihre Phiolen unterſuchte?

Ich verberge ſie nicht. Man analyſire ſie. Ich fürchte Nichts; ich bin gewappnet gegen Jedermann; verſtehen Sie mich, Herr von Solignac?

Auf Ehre, Doctor, Sie ſind ein verwünſcht geſchickter Mann!

Beweiſen Sie mir jetzt, daß Sie ein ebenſo geſchickter Jäger ſind; ſehen Sie, dort ſitzt ein Haſe und hört unſerm Geſpräch ganz ruhig zu.

Der Doctor wies nach dem Waldeingang hin; Solignac wendete ſich um und ſah oder glaubte doch das Thier zu ſehen; er legt an, bevor er aber noch losdrücken kann, rollt des Doctors Wagen auf und davon."

Teufelskerl! niederträchtiger Heuchler! fluchte der Jäger, dem nun ſowohl das Wild als der Arzt entwiſcht war, — immer muß er mir entſchlüpfen! Er traut ſelbſt ſeinem Kopfkiſſen nicht! An dieſem Manne habe ich einen gefährlichen Verbündeten. Er beſitzt mein Geheimniß, ich werde des ſeinigen nie habhaft werden. Doch, was liegt daran! Sein Geiz ſichert mir den Erfolg. Wenn er nur nicht im Augenblick des Sieges irgend eine Hexerei ins Werk ſetzt, um mich zu betrügen! O wenn ich das wüßte!

Während Solignac ſo weiter dachte, lud er ſein Gewehr und lenkte raſch wieder ins Dickicht ein.

Inzwiſchen trabte der Doctor dem Dorfe zu und führte in ſeinem Inneren ungefähr folgendes Selbſtgeſpräch:

O du Spitzbube! du glaubſt, ich werde dich zum Millionär machen? und dir meinen Kopf mit in den Kauf geben? Nimmermehr! Was abgemacht iſt, bleibt abgemacht. Aber du ſollſt Nichts wiſſen, weder du noch ſonſt irgend Jemand. Sollteſt du Luſt verſpüren, mich anzugeben, mich zu verkaufen, ich werde dir die Beweiſe nicht dazu liefern. Ja, ſo ſind die lieben ruinirten Junker! Sie glauben, es genüge, ſo einem guten Kerl von Doctor ein Verſprechen ins Ohr zu raunen, um auch ſchon ihren Traum erfüllt zu ſehen. Iſt aber die Frucht reif, dann möchten ſie ſie allein verzehren. Mit Nichten, Herr von Solignac! Necken Sie mich nur mit dem Senſenmann! Die vier Zeilen, welche Talleyrand genügten, um einen Menſchen an den Galgen zu bringen, Sie ſollen ſie bei mir nicht finden! Sie ſind aber auch kein Talleyrand, Sie einfältiger Tropf von einem Böſewicht, Sie! — Hüh! Grete! fahr zu, du führſt eine Million! Wart nur, mein Thierchen, ich laſſe dir dann einen neuen Stall bauen, du ſollſt den beſten Hafer bekommen; den Wagen laſſe ich dir friſch lackiren. Und ſollte mein Sohn dich etwas zu hart im Galopp finden, ſo ſollſt du ein ſchönes kleines Pferdchen zum Gefährten haben, und Louis kann dich vor Herrn von Solignac's Naſe herumtummeln. Armer Louis! wie wird mir der Junge erſt lieb ſein, wenn er mich nicht mehr ſo viel koſten wird! Wie ſind doch die Kinder undankbar! Sie wiſſen nicht, was wir Alles für ſie thun! Aber was für ein ſchönes, gemüthliches Leben wollen wir dann führen! Sie müſſen mich zum Bezirksrath ernennen. Herr von Solignac wird wohl Deputirter werden wollen, dann mache ich ihm Oppoſition; ich werde ſeine Wahl verhindern und laſſe, wenn ich will, meinen Jungen ſtatt ſeiner wählen. Ich werde reich ſein; er wird ſchäumen vor Wuth, dieſer Solignac! So, du nennſt mich Caſtaing? Geh nur, du Mörder! Ich werde wohl zuletzt lachen, und du wirſt dir die Haare darüber ausraufen, daß du bei mir deine Zuflucht geſucht haſt! Doch halt, vielleicht lag Jemand, auf platter Erde ausgeſtreckt, im Gebüſch verſteckt, als er mit mir ſprach. Oder es ſtellte ſich Jemand ganz unbemerkt hinten auf den Wagen. O! dieſer Solignac iſt ein großer Böſewicht! Ich könnte das, was ich geſprochen, mit offner Stirne vor jedem Gerichtshof wiederholen. Aber er hat geſprochen; ja, ja, im Gegentheil, er hat geſprochen. Wie einfältig! als wenn man reden müßte, um ſich zu verſtehen. Hüh! Grete! vorwärts! und dabei peitſchte er die Stute, aber mit ſo ſanften Streichen, daß man geglaubt hätte, er wolle das Thier und die Peitſche zugleich ſchonen. Und dann mit leuchtenden Augen und die Lippen von teufliſchem Lächeln umſpielt, hob und bewegte er ſich im Wagenſitz auf und nieder.

Wenn der Mann eine einzige Liedſtrophe gewußt hätte, wahrlich er hätte ſie mit ſeiner Todtenſtimme geſungen. Inzwiſchen tanzten ſeine Gedanken einen hölliſchen Reigen. Die Kieſel auf der Straße ſchienen ihm Goldſtücke; auf ſeinem Kopfe fühlte er den Milchtopf feſtſtehend auf ſicherm Kiſſen, und weder Sturz noch Fehltritt fürchtend, entrollte er ſeine Träume, die zu beiden Seiten des Wagens in Staubwolken entwichen. Dieſer biſſige Menſch warf mitten durch ſeine Projecte Herrſcherblicke auf die Natur. Er fühlte ſich mächtig; und ſeine Kaleſche, welche hochaufſchnellend wieder mit Geklirr auf die Kieſel und in die Geleiſe zurückprallte, ſchien irgend einen hölliſchen Rieſenbeutel, einen Sack mit Thalern und Todtenſchädeln zu bergen, die mit furchtbarem Lärm an einander ſtießen und zerſchellten. Dieſes Höllengetöſe war den Ohren des Doctors die lieblichſte Muſik. In dieſem Geraſſel ſeines alten Wagens vernahm er Hymnen auf ſein Genie, ſeine Kraft und ſeinen Reichthum; und als er endlich, denkensmüde, den Geiſt ruhen ließ, folgte noch ſein hageres blaſſes Haupt in matter Bewegung dem barbariſchen Rhythmus, der ihn vollends einwiegte.

Als der Doctor heimkehrte, erblickte er ſeine alte Magd an der Thürſchwelle ſtehend und ängſtlich ſeiner Rückkehr harrend.

Gehen Sie doch gleich aufs Schloß! rief ſie ihm zu, bevor er noch vom Wagen abgeſtiegen war. Dreimal ſchon hat die Frau Gräfin nach Ihnen geſchickt.

Der Doctor antwortete nicht. Er fuhr mit ſeinem Wägelchen in den kleinen Hof ein, ſpannte ſelbſt aus, band ſeine Stute mit Vorſicht an die Krippe und holte aus einem ſorgfältig verſperrten Koffer einen halben Scheffel Hafer, welchen er vor die ſchnaubenden Nüſtern des armen, über dieſe Freigebigkeit entzückten Thieres ausſchüttete. Nachdem er den Staub und einige die Würde ſeines Anzuges beeinträchtigende Strohhalme von ſich abgeſtreiſt hatte, ging er in ſein Studirzimmer, um die Arznei zu bereiten, die er ſeiner geliebten Patientin, der Frau Gräfin von Fouchy, zu bringen pflegte. Eine Viertelſtunde nach dieſer bei geſchloſſener Thüre vollzogenen Verrichtung ſchritt Herr Céret, den Hut ſorgfältigſt gebürſtet, feſten und ruhigen Schrittes dem Schloſſe zu, wo ſeine Gegenwart ſo ſehnſüchtig erwartet wurde.

## II.

## Ein Sonnenuntergang.

Ach, Doctor, Sie bringen mich um! rief mit ſchwacher Stimme und einem Lächeln Olympia von Fouchy, als Herr Céret in ihr Zimmer trat. Bei dieſen Worten fuhr der Doctor innerlich zuſammen, und ſeine Lippen zuckten, aller Selbſtbeherrſchung zum Trotz. Welch ſeltſamer Zufall liegt zuweilen in einem Wort! Man brauchte bloß das matte, ſanfte Lächeln der Kranken wegzudenken, und ihre Neckerei gewann die furchtbare Gewalt einer Anklage. Herr Céret faßte die von der Gräfin ihm dargereichte Hand und ſagte während des Pulsfühlens in väterlich ſcheltender Weiſe:

Niemals vernünftig! Immer nur böſe Gedanken! Nun denn, was giebt es Neues?

Was es giebt? Daß ich gleich Angſt bekomme, wenn Sie nicht hier ſind, verſetzte Olympia, indem ſie den Kopf auf die Lehne ihres großen Fauteuils zurückſinken ließ; daß ich die Ohnmacht Ihrer Wiſſenſchaft fühle und trotzdem das Bedürfniß habe, Sie zu ſehen, Sie zu hören; endlich, daß, wenn Sie ſo ſelten kommen, Sie mich eines Tages todt finden werden!

Mit welchem Schauerroman ſind Sie heute eingeſchlafen? Nun, dieſe kleine Hand iſt ja trotzdem recht friſch und recht ruhig! Nicht Ihr Herz leidet, ſondern Ihr Kopf. Ich ſehe, daß ich Sie wieder auszanken muß. — Während er ſo ſprach, ſtellte der Doctor ſeinen Stock mit dem regelrecht darauf balancirenden Hut an die Ecke des Kamines und rollte ſich einen Stuhl neben den der Kranken.

Ja, ſchelten Sie mich nur, ſagen Sie mir, daß ich verrückt bin! Täuſchen Sie mich, wenn es ſein muß, aber ich beſchwöre Sie, kommen Sie öfters! Ihre Gegenwart bringt mich wieder zur Vernunft. Ach, mein beſter Doctor, verlaſſen Sie mich nicht! Sie ſind mein einziger Freund. Wenn Sie nicht mehr hier ſind, bilde ich mir gleich ein, Sie ſeien nach dem Herrn Pfarrer gegangen und Alles ſei zu Ende!

Erzählen Sie mir Ihren heutigen Tag; haben Sie ſehr gelitten?

Ach, ich wollte viel lieber leiden! Im Schmerz iſt Kampf, iſt Leben; aber dieſe Schwäche, dieſe erdrückende Ruhe, das iſt viel ſchrecklicher. Sagen Sie mir die Wahrheit, ich habe Muth, ſie zu hören.

Die Wahrheit iſt, daß Ihre Einbildung meine Mittel zu Schanden macht, und daß ich Nichts vermag, ſo lange Sie ſelbſt nicht den Willen haben, zu geneſen.

Aber ich verlange ja nichts Beſſeres! Glauben Sie denn, Sie erbarmungsloſer Freund, ich ſei darein ergeben, ſo langſam zu ſterben? Ich bin erſt zwanzig Jahre alt; ich habe nichts Böſes auf der Welt gethan und glaube, es könnte noch Glück für mich geben. Ich wollte vorhin ausgehen, habe mich bis zum Garten geſchleppt. Ich dachte, die Sonne würde mir wohlthun. Aber ich ſah ſo viele Blätter fallen, die Natur erſchien mir ſo ſchön und ſo traurig, daß ich in Thränen ohnmächtig hinſank und man mich ganz erſtarrt wieder hier herein ans Kaminfeuer gebracht hat.

Sie dürfen nicht mehr ausgehen; die Tage werden ſchon kalt, wir hatten heute Nordwind.

Schon? Aber der Winter iſt doch noch nicht da. Ich möchte mich noch an meinen Blumen freuen.

Es iſt beſſer, Sie trennen ſich jetzt etwas früher von Ihren Blumen, die ohnehin ſchon zu Ende gehen, als Sie verſpäten ſich den Genuß des nächſten Frühlings.

Des Frühlings? werde ich den erleben? wo werde ich dann ſein?

Wenn nicht in Italien, ſo hoffe ich doch, Sie werden hier ſein, geſund und ſchön, und werden recht lange Spaziergänge mit mir machen.

Ach, Doctor, Sie haben viel Einbildungskraft, nicht ich.

Nein, ich habe nur Ruhe und etwas Erfahrung.

Sie glauben alſo, ich könnte geneſen?

Ob ich es glaube! Wir Aerzte ſind ein bischen Hexenmeiſter, wir ſehen in die Zukunft, und ich leſe in den Linien dieſer kleinen Hand, daß Sie wieder heirathen und als Urgroßmutter hundert Jahre alt werden.

Oh, ſcherzen Sie nicht ſo, mein lieber Doctor! Und trotz ihrer Schwäche lächelte Olympia, der freundlich ſpottenden Autorität des Arztes nachgebend. Ihre bleichen Wangen färbten ſich ein wenig. Sie war im Innern entzückt, ſich widerſprechen zu hören. Sie wollte noch mehr geſcholten ſein. Ihre von ſchwerer Traurigkeit bedrückte Seele regte ſich und lebte auf. Mit der Lüſternheit eines Kindes verſchlang ſie all dieſe Schmeicheleien. Was den Doctor betrifft, ſo hatte er ſich für dieſen Beſuch die Dauer einer Stunde feſtgeſetzt; dieſe mußte gut benützt werden, und er ließ nun all ſeine Waſſerkünſte los; er drehte den Zapfen der ſüßen Worte, der väterlichen Schmeicheleien, der Galanterieen des alten

Herrn; er ließ auch die geringſte ſeiner Redewellen ſanft abperlen und brachte tropfenweiſe mit verbindlicher Wichtigkeit ſeine kindiſchen und einfältigen Tröſtungen vor. All das Zuckerwerk hatte er unterwegs bereitet, und nun gab er es ſtückchenweiſe dem verwöhnten Kinde zu naſchen, bis die Stunde zum Aufbruch herankam. Aber dieſes Spiel verbreitete um Olympia eine balſamiſche Luft. Sie ſegnete den Mann, der ſich herabließ, ſie zum Beſten zu haben, ſie war oft verſucht, ihm um den Hals zu fallen, an ſeiner Bruſt ſchluchzend zu weinen oder zu lachen; doch eine lähmende Schwäche hielt ſie auf ihrem Lehnſtuhle feſtgebannt, und ſo begnügte ſie ſich, dieſe tröſtliche Unterredung, von der ſie jedes Wort aufſog, durch ſchüchterne Einwürfe zu beleben. So ſpann ſich das Geſpräch gleichmäßig fort, drehte ſich immer um dieſelben Ideen, nahm dieſelben Wendungen und unterhielt ſich mit denſelben Kleinigkeiten; und dieſe Stunde war für das Befinden der Kranken heilſamer, als alle Medicamente des Receptbuches. Und ſo iſt es auch erklärlich, daß nach dieſer erlöſenden Unterbrechung die Einſamkeit ihr noch trauriger vorkommen mußte und ſie ſich nach des Doctors Fortgehen kränker und elender fühlte als zuvor.

Olympia von Fouchy war Wittwe und zwanzig Jahre alt. Verwaiſ't und ohne Vermögen, war ſie von Herrn von Fouchy erzogen worden, einem kränklichen alten Herrn, welcher ſich bald an ihr ſanftes Geſichtchen, an den friſchen Hauch ihrer Jugend und Schönheit geeine Flaſche Kampher-Julepp, ſandte Timothy damit fort, conſultirte mich und zahlte wieder eine Guinee.

„In der That, Madam," ſagte ich, indem ich ſie ihr zurückſchob: „ich bin nicht dazu berechtigt."

„Ja, Sie ſind's," erwiederte ſie. „Ich weiß Sie haben keine Freunde, und weiß auch, daß Sie ſolche verdienen. Sie müſſen ſich Bücher anſchaffen, müſſen ſtudiren, ſonſt werden Sie kein bedeutender Mann werden."

Sie ſetzte ſich nieder, knüpfte ein Geſpräch an, und ich war betroffen von dem Feuer und der Stärke der Bemerkungen, die ſie mit ihrer ſo melodiſchen Stimme vorbrachte.

Einen Monat dauerten ihre Beſuche fort, wobei ſie mir jedesmal eine Belohnung aufdrang. Wiewohl ſie mir keine Liebe einflößte, ſo fühlte ich doch wirklich große Dankbarkeit und war von der Ueberlegenheit ihres Geiſtes bezaubert. Wir kamen nach und nach auf den freundlichſten, vertraulichſten Fuß zu ſtehen. Eines Abends ſagte ſie zu mir: „Japhet, wir ſind nun eine geraume Zeit her Freunde geweſen. Kann ich Ihnen etwas anvertrauen?"

„Ihr Leben, wenn's Noth thut," erwiederte ich.

„Ich will's glauben," verſetzte ſie. „Und können Sie von der Apotheke loskommen und mich Morgen Abend beſuchen?"

„Ja, wenn Sie Ihr Mädchen nach mir ſchicken und ſagen laſſen wollen, daß Sie unpäßlich ſeyen."

„Das will ich, um acht Uhr. Alſo adieu bis morgen."

wöhnt hatte. Dem greiſen Egoiſten ſchienen die Intereſſen ſeiner Mündel mit den ſeinigen leicht zu vereinigen; er redete ſich ein, Olympia dürfe ihn einer möglichen zweifelhaften Heirath halber nicht verlaſſen, ſagte ſich, ſeine Pflicht gebiete ihm vielmehr, dieſen duftigen Lichtſtrahl, aus welchem warmes Leben auf ihn einſtrömte, bei ſich, in ſeinem Schatten zu behalten, um ihn auf dieſe Weiſe beſſer behüten zu können. Ohnehin konnte Olympia auf keine glänzende Partie Anſpruch machen. War es dann nicht beſſer, er theilte ſeine Millionen mit ihr und verurtheilte ſie als ſeine Gattin zu einigen Jahren klöſterlichen Cölibates? Dieſes Raiſonnement wurde nicht in ſeiner vollen Nacktheit hingeſtellt; aber der Greis bat ſo väterlich, daß die Mündel in dieſes Hinopfern ihrer Jugend willigte. Sie hatte Furcht vor der Welt; fühlte ſie doch, wie zart und gebrechlich ihre Flügel waren! Das Leben an der Seite dieſes Greiſes war bei aller Traurigkeit doch nicht unſanft. Was kümmerten ſie, die über die Gegenwart nicht hinauszublicken wagte, die Träume und der Ehrgeiz der andern jungen Mädchen! Fühlte ſie in der Tiefe ihres Herzens eine Verſuchung erwachen, eine unbeſtimmte Sehnſucht nach Zärtlichkeit und junger lebendiger Liebe, ſo erdrückte die arme Waiſe dieſes ungeſtüme Auflehnen ihrer unſchuldigen Jugend mit allen Gewichten der Vernunft und des Gehorſams. Zitternd zog ſie den Handſchuh von ihrer kleinen weißen Hand, um ſie dem greiſen Vormund zu reichen. Gerührt, faſt bis zur Reue und Beſchämung ergriffen von dieſem Act der Ergebung, ſchwur Herr von Fouchy in ſeinem Herzen, Alles für Olympia's Glück vorzuſorgen, und drückte den väterlichſten aller Küſſe auf die Stirn ſeiner Frau. Das war die ganze Hochzeitsfreude. Olimpia war nun Gräfin. Allein dies änderte Nichts in ihrem Leben; ſie behielt ihr kleines jungfräuliches Gemach, und ihr Gatte blieb ſtets ihr Vormund. Olympia war zart und blond im höchſten Grade. Ihr Haar, welches ſie immer in breiten offenen Flechten aufgeſteckt trug, hatte einen Goldglanz, der ſich wie ein Lichtſchein um ihre bleichen Wangen legte. Durch ihre feine Haut ſchimmerte das Geflecht der Adern. Ihre großen blauen Augen verriethen die Oede ihres Herzens; matt blickten ſie umher, als wären ſie gewiß, niemals dem dunkel erwarteten Glücke zu begegnen. Die erſte Kleidung ihrer Kindheit war ſchwarz geweſen, und die äußerlich abgelegte Trauer blieb zurück in ihrem Innern. Herrn von Fouchy blieb dieſe Schwermuth, die wie Erſchöpfung ausſah, nicht verborgen; er verſuchte mit ſeinem ſchwächlichen Athem dieſe Treibhauspflanze, die vor Allem Luft und Sonne bedurfte, blühen zu machen. Allein die weiche, warme Luft wahrer Liebe konnte er ihr nicht geben, und ſeine väterliche Galanterie, weit entfernt, zu erfriſchen, verdichtete nur die melancholiſche Atmoſphäre, welche die arme Olympia niederdrückte. Immerhin verſtand es der alte Herr, ſeine Rolle als Ehemann taktvoll zu ſpielen. Er konnte recht gut noch einige Jahre leben, hatte jedoch den guten Einfall, ein Jahr nach dem Opferfeſt ſeiner Vermählung zu ſterben. Er hinterließ teſtamentariſch ſeiner Wittwe den Genuß ſeines ungeheuren Vermögens, welches erſt nach dem Tode der Gräfin an ſeine Familie zurückfallen ſollte. Kraft einer beſondern Clauſel jedoch ſollte der Gräfin im Fall ihrer Wiederverheirathung der ganze Beſitz vollſtändig zufallen. Herr von Fouchy wollte die Anſprüche ſeiner Familie mit ſeiner perſönlichen Schuld verſöhnen und meinte, die dankbare Erinnerung des künftigen jungen Gatten der Gräfin wäre wohl ein annehmbares Aequivalent für die Befriedigung ſeiner angeſtammten Erben. Ueberdies erblickte er in der Zukunft Olympia von hübſchen Kinderköpfchen umringt und ſagte ſich, daß man vielleicht mit dieſen kleinen lieben Engelchen zu ſeinem Grabe kommen würde, um dort zu weinen und für ihn, wie für einen Großvater, zu beten. Schließlich war dieſer Egoiſt, wie man ſieht, ein Weiſer. Er hatte ſich ſein Theil bei Lebzeiten genommen und wollte, daß man ihm nach ſeinem Tode die wenigen Monate unverfänglicher Vertraulichkeit verzeihe, welche er der Zukunft ſeiner Mündel vorweg entzogen hatte.

Olympia beweinte ihn aufrichtig, wie einen Vater, und in der erſten Aufwallung eines kindlichen Schmerzes gedachte ſie ihm treu zu bleiben. Sie zog ſich in das Schloß ** zurück und widerſtand den Zuvorkommenheiten einer Welt, welche die Tugenden des armen jungen Mädchens geringgeſchätzt hatte und nun ganz bereit ſchien, der reichen Wittwe alle Thüren zu öffnen. Sie kannte das Leben nicht, aber ihre Unſchuld errieth es. Die wenigen Bücher, welche die Nahrung ihres jungen Geiſtes geweſen, hatten den Keim des Mißtrauens in ſie gelegt. Sie hatte jetzt Angſt vor den Huldigungen, die ſie einſt träumen mochte, und jene Liebe, an welche ſie einſt geglaubt, wenn auch ohne zu hoffen, ſie fürchtete ſie nun, ohne an ſie zu glauben. So wurde ihre Einſamkeit immer vollſtändiger und düſterer; dem Schmerze angetraut, hatte ſie ihr Schloß in eine Art von Kloſter verwandelt, wo ſie eine herbe Befriedigung darin fand, allein zu leiden und an der langſamen Abzehrung verſchmachtender Seelen hinzuſterben.

Herr von Solignac war der Haupterbe des Herrn von Fouchy. Seine Enttäuſchung machte ſich anfänglich in ſtarken Schimpfreden Luft. Bei den Condolenzſoupers, welche die guten Freunde ſeines Clubs im Café de Paris ihm gaben, ſchwur er nichts Geringeres, als dieſer gemeinen Perſon, welche ſo pfiffig war, ſich erſt von ihrem Vormund heirathen und dann die Nutznießung, möglichen Falles ſogar den Vollbeſitz ſeines Vermögens ſich zuſichern zu laſſen, den Hals umzudrehen. Herr von Solignac hatte ſchon lange vorher auf den Todesfall ſeines reichen Verwandten Anleihen gemacht und befand ſich in nicht geringer Verlegenheit über den ſchlimmen Streich, welchen der Selige ihm ſpielte. Da er Nichts war als ein ſchöner Mann, glaubte er an Nichts, wußte Nichts und liebte Nichts; vergeudete ſeine ganze Thatkraft in gewöhnlichen Intriguen, benahm ſich unverſchämt gegen die Damen der großen Welt, welche er aus Rückſichten ſeiner Geburt nicht ganz vernachläſſigen durfte, war hingegen galant bis zur Abgeſchmacktheit gegen jene Portierstöchter, die etwas Seife und Atlas in elegante Damen verwandelt hatte, für den Bedarf der großen Oper und der franzöſiſchen Cavalierherzen. Solignac war übrigens weder beſſer noch ſchlechter als der große Haufe armſeliger Alcibiades-Affen, die täglich auf den Boulevards ihren Hunden den Schwanz abſchneiden, um von ſich reden zu machen, und die überall zahlreich ſind, ausgenommen dort, wo ſie mit einigem Recht wären, nämlich in den Räumen der Correctionspolizei.

Solignac gehörte zu jener Generation, die Gottlob an ihrer eignen Lächerlichkeit allmählich zu Grunde geht; einer Generation, die im Leben nur ein buntes Getümmel, eine Art Lanzknechtſpiel erblickt und, von gedankenloſen Lehrern zu einem zweckloſen Daſein erzogen, ohne Glauben in die Welt tritt und Nichts achtet, als was ihre Eitelkeit oder Vergnügungsſucht befriedigt. Eines Tages fand ſich Solignac auf dem Pflaſter der Boulevards mit einem angeſehenen Namen, einem hübſchen Aeußern und geringem Einkommen. Er war in der Politik unmittelbar in die Reihen der Conſervativen getreten und hatte im Uebrigen dem Lande ſeine Schuld abgetragen, indem er magere Pferde rennen ließ und eben ſolche Tänzerinnen unterhielt. Ich weiß nicht genau, ob ſeine Familie von altem Adel war, ob dieſer aus der Zeit König Johann's, des Kaiſerreiches oder der Reſtauration datirte; ſo viel iſt gewiß, daß das Partikelchen vor ſeinem Namen ihm genügte, um ehrliche Leute zu verachten, und ſein Wappen, um Briefpapiere und Petſchafte damit zu zieren. Unbekannt mit Allem, was geſchrieben ward, ſchlug er nur Bücher auf, die ſein Kammerdiener ihm empfahl, und die ſeinen blaſirten Geſchmack mit den Denkwürdigkeiten einer vom Geſchäft zurückgezogenen Schauſpielerin oder mit den zweideutigen Bekenntniſſen einer gefeierten Lorette unterhielten. Daneben hatte Herr Julius von Solignac, als Kind einer Epoche des Weltſchmerzes, gleichfalls eine große Leere in ſeinem Herzen auszufüllen; allein er verwechſelte das Herz mit dem Magen und aß und trank, anſtatt zu träumen oder zu verzweifeln. Es wäre möglich, daß er kein Abkömmling der Kreuzritter war, denn niemals dachte er daran, Jeruſalem zu erobern, auch ſchienen ihm die Juden ſchätzbare Geldverleiher, denen man eher Tempel errichten, als ſie daraus verjagen ſollte.

Als Herr von Fouchy ſtarb, war der Vicomte von Solignac ein ruinirter Mann und in der mißlichen Lage, irgend eine reiche alte Frau heirathen zu müſſen, um leben zu können, wenn er nicht allenfalls die Fähigkeit beſaß, den Karten Vernunft beizubringen. Der Vicomte war in allen Spielen jederzeit zu kleinen Nachhülfen aufgelegt. Er wußte ſehr wohl, daß ſeine beſten Freunde an den grünen Tiſch ein bequemes weites Gewiſſen mitbrachten; war es doch nichts Unerhörtes, daß Edelleute von 1830 ſich beim betrügeriſchen Volteſchlagen ertappen ließen. Kurz, Solignac war ein unverſchämtes Kind ſeiner Zeit, er hatte kein anderes Vorurtheil als das: ohne Vorurtheil zu ſein. Vor jedem Glauben, vor jedem Schein der Tugend hütete er ſich wie vor einer Lächerlichkeit und war redlich bemüht, aus dem Taugenichts, der er war, einen Schuft zu machen.

Olympia zu heirathen und mit der allerliebſten Zugabe einer hübſchen jungfräulichen Wittwe die Millionen des Oheims wieder zu erhaſchen, dies war der erſte Verſuch einer Revanche in dieſer von Solignac verlorenen Partie.

Aber Frau von Fouchy täuſchte ſich nicht über dieſe ihr ſo plötzlich entgegenkommende Galanterie. Willig hatte ſie dem alten Vormund ihre Jugend als Almoſen hingegeben, aber dieſem eingebildeten, blaſirten jungen Manne die Schatulle zu füllen, davor graute ihr. Die Liebe exiſtirte nicht für das arme Kind; es wagte nicht daran zu denken, und hätte nicht ein geheimer Inſtinct in Olympia ſich gegen Herrn von Solignac empört, ſie wäre aus Lebensüberdruß darauf eingegangen, den getäuſchten Erben zu befriedigen. Aber dieſer geheime Widerwille rettete ſie. Solignac war höflich, aber unerbittlich zurückgewieſen worden, als er mit Herrn Céret zuſammentraf. Zwiſchen dieſen nicht eben ſchwärmeriſchen Männern fand eine genaue Abſchätzung der Chancen ſtatt, welche die ſchwächliche Geſundheit der Gräfin dem

Vicomte offen hielt. Der Arzt verſicherte, daß die junge Wittwe wahrſcheinlich einer Herzkrankheit entgegengehe, die ſie unfehlbar tödten würde. Der Erbe verhehlte nicht, wie erfreulich ein ſolches Ereigniß für ihn wäre, und hatte die Unverſchämtheit, etwas wie eine halbe Million von dem ihm zufallenden großen Vermögen dem Arzt in Ausſicht zu ſtellen, welcher taktvoll und verſtändig genug wäre, Frau von Fouchy auf ihrem Wege zum Grabe nicht aufzuhalten. Es iſt immerhin unklug, ähnliche Wünſche vor einem Arzte laut werden zu laſſen. Herr Céret bemerkte dies ſcherzend und forderte zur Strafe Herrn von Solignac auf, ihm eine auf eine Million lautende Anweiſung auf die Verlaſſenſchaft der Gräfin auszuſtellen. Solignac bemerkte augenblicklich, daß er es mit einem geſchickten Partner zu thun habe. Er ſtellte die correcteſte Verſchreibung aus, und hiermit war Alles abgemacht zwiſchen dieſen beiden Männern, die einander verſtanden und hinreichend achteten, um ſich nicht die Hand zu reichen.

Herr Céret begann die Behandlung der Gräfin; Herr von Solignac miethete ein kleines Häuschen und das Jagdrecht in der Umgebung, und wenn die beiden heimlich Verbündeten ſich zufällig begegneten, ſo ſagten ſie ſich Alles lediglich durch die Art, wie ſie einander durch Hüteabnehmen grüßten. Der Verſchwiegnere war unſtreitig der Doctor. Er, der ſich vor Nichts fürchtete, mißtraute Allem. Hauptſächlich empfand er eine entſetzliche Angſt, Solignac zu begegnen. Dieſer Geck hatte Geſchwätzigkeitsanfälle, welche den methodiſchen Arzt zur Verzweiflung brachten.

Der Mann rennt in ſein Verderben, brummte Herr Céret, ſo oft der überzählige Erbe mit ihm die Erbſchaftsangelegenheit beſprechen wollte; und wir haben geſehen, mit welcher Zurückhaltung der Doctor die Herausforderungen ſeines Mitſchuldigen über dieſen Punkt aufzunehmen pflegte. Kurz, Olympia von Fouchy war auf beiden Seiten umgeben von zwei hartgeſtählten herzloſen Schurken; feſtgeklemmt in dieſen Schraubſtock, verſchmachtete allmählich die arme Seele, ohne zu ahnen, daß täglich des Doctors Auge auf ihrer Stirne nach der wahrſcheinlichen Todesſtunde ſpähte, und daß unten Herr von Solignac pfeifend und Rebhühner jagend des Augenblickes harrte, wo für ſie im Gottesacker ein wenig Erde aufgeſchaufelt würde.

Olympia litt thatſächlich an einer Herzkrankheit. Ob nun dieſe ein organiſcher Fehler oder das Ergebniß ihrer in Traurigkeit erdrückten Jugend war, iſt ſchwer zu entſcheiden. Für das habgierige, ſchweigſame Paar, welches ſie ſo unermüdlich bewachte, war das Wichtigſte die zunehmende Erſchöpfung der Patientin, der immer langſamere Pulsſchlag, die bleierne Schwere, welche den Kopf auf die Stuhllehne ſinken machte; lauter ſichtbare Ankündigungen des furchtbaren Gaſtes, der uns nur einmal beſucht und dann mit ſich fortnimmt. Wie lange kann dieſe ſchwache Bruſt noch athmen? Das vermochte Solignac nicht vom Doctor zu erfahren; dieſer wollte, konnte es vielleicht nicht einmal ſagen.

An dem Tage, an welchem unſere Erzählung beginnt, fühlte ſich Olympia ſchwächer denn je. Sie ſchickte einigemale nach Herrn Céret; und nun, da er bei ihr ſaß, ſanft ſcheltend ihr zuſprach, mit jener väterlichen Autorität, welche ſie froh war Jemandem einräumen zu können, litt ſie weniger und lauſchte einer ſchwachen, fernen Stimme in ihrem Herzen, die Hoffnungslieder ſang. Der Beſuch dauerte über eine Stunde. Ein Blick auf die Uhr belehrte den Doctor, daß ſein Mittagsmahl daheim bereit ſtehe, er ſperrte daher die Schleuſen ſeiner Beredſamkeit ab, faßte den Inhalt in eine letzte, halb ſtrenge, halb ſchmeichelnde Phraſe zuſammen, küßte der Gräfin mit reſpectvoller Zärtlichkeit die Hand, zog ein Fläſchchen aus der Taſche und ſtellte dasſelbe auf den Kamin.

Sie gehen ſchon? ſagte ſeufzend Olympia.

Jetzt, da Sie wieder vernünftig ſind, habe ich Nichts mehr hier zu thun, erwiederte der Doctor, ſeine Handſchuhe anziehend.

Und wenn ich leide, ſobald Sie fort ſind?

Das hier ſoll mich erſetzen.

Immer nur Medizinfläſchchen! immer nur Arzneien!

Ei! ich kann nichts Anderes geben, ich habe nichts Anderes, entgegnete etwas barſch Herr Céret; wenn Sie es mit Unterhaltung, mit Zerſtreuungen verſuchen wollen, müſſen Sie ſich an Andere wenden. Soll ich Ihnen

## Fünftes Kapitel.

Meine Eitelkeit empfängt eine tödtliche Wunde, aber mein Herz bleibt unbeſchädigt. Eine Ausnahme vom weiblichen Geſchlechte, ein Weſen, das ſchön zu ſeyn verſchmäht.

---

Den nächſten Abend ließ ich Timothy als Stellvertreter zurück und ging nach ihrem Hauſe; ſein äußeres Ausſehen war ſehr anſtändig, ebenſo die innere Einrichtung. Uebrigens wurde ich nicht in den erſten Stock, ſondern zu ebener Erde gewieſen.

„Miß Judd wird ſogleich kommen, Sir," ſagte eine große, magere, puritaniſch ausſehende Magd, die Thüre hinter mir ſchließend. Nach wenigen Minuten, während deren mein Puls heftig ging — denn ich konnte nicht anders als einen Aufſchluß erwarten, ob aber das Thema Mord oder Liebe ſeyn würde, war ſchwer zu errathen — erſchien Miß Aramathea Judd, ſetzte ſich auf das Sopha und lud mich ein, bei ihr Platz zu nehmen.

„Mr. Newland," ſagte ſie: „ich wünſche, und ich glaube auch daß ich es wagen darf, Ihnen ein für mich ſehr wichtiges Geheimniß anzuvertrauen. Wodurch ich hiezu genöthigt bin, das wird Ihnen aus meinen Mittheilungen vollkommen klar werden. Sagen Sie mir, haben Sie Anhänglichkeit an mich?"

Das war eine wohlangebrachte Frage bei einem vorſchnellen Jungen von ſechszehn Jahren. Ich faßte ihre Hand: während ich auf dieſe blickte, kam es mir vor, ich könne Ja ſagen; dann ſah ich ihr in's Antlitz und nun war es mir als könnte ich's nicht. Ferner bemerkte ich, da ich ganz nahe bei ihr ſaß, daß ſie etwas Aromatiſches im Munde haben müſſe, denn es roch ſehr ſtark; dieß brachte mich auf die Vermuthung, der Athem, welcher ſo melodiſche Töne mit ſich brachte, möchte nicht eben ſo ſüß ſeyn, und ich fühlte meinen Widerwillen zunehmen.

Ihren ſchönen Neffen, Herrn von Solignac herſchicken? fragte der boshafte Alte und ſah die Kranke mit ſeinen unerbittlichen Spötteraugen forſchend an.

Nein, nein, da ſind mir Ihre Arzeneien doch noch lieber.

Herr von Solignac iſt aber doch ein ſehr hübſcher Cavalier! Ich bin überzeugt, er wüßte wirkſamere Recepte, als ich.

Schweigen Sie, ſchweigen Sie ſtill, böſer Doctor! Gehen Sie nur ſchnell fort, rief die Kranke mit einem furchtſamen Lächeln. Der Doctor grüßte und faßte die Thürklinke.

Wie? So wollen Sie fortgehen? Kommen Sie, geben Sie mir Ihren Arm; ich will Sie wenigſtens bis zur Vortreppe begleiten.

Herr Céret hielt ſeinen derben, knochigen Arm möglichſt gerundet hin; Olympia ſtützte ſich darauf, und nun gingen die Beiden gemeſſenen Schrittes bis an die Schwelle eines großen mit Marmor ausgelegten Vorſaales. Hier konnte Frau von Fouchy einen Ausruf nicht zurückhalten. Die Nacht kam heran. Die untergehende Sonne vergoldete die Bäume des Parks und zog lange dunkelrothe Streifen weithin die Schloßalleen entlang.

Sehen Sie nur, Doctor, den ſchönen Himmel!

Ja, wir werden morgen Wind haben.

O wie die Sonne wohl thut! Ja, ich fühle es, wenn wir immer Sommer hätten, würde ich geneſen, würde leben! Aber der Winter macht mir Angſt.

Und mir vollends! rief Herr Cérei aus, indem er ſich ſanft vom Arme der Gräfin losmachte, die ſich auf das Treppengeländer ſtützte; glauben Sie, ich ſehe den Winter mit all dem Schnee und Koth gerne kommen? Was Sie betrifft, ſchöne Frau, ſo will ich es ſchon mit dem lieben Gott ausmachen, wenn Sie recht brav und vernünftig ſein wollen, daß er Ihnen Roſen im Jänner und Flieder im December erblühen läßt; das verſpreche ich Ihnen, denn ich ſtehe, durch die Vermittlung des Herrn Pfarrers, gar nicht ſchlecht mit unſerm Herrgott.

Schweigen Sie ſtill, Gottloſer!

Ich? Gottlos? ſagte der Doctor, den Stock hoch erhebend, mit einem ſonderbaren Lächeln; wie kann man mich ſo verleumden! Ich glaube zu ſehr an den Teufel, um nicht auch ein bischen an den lieben Herrgott zu glauben. Hiermit verneigte er ſich tief und ging. Die Gräfin hatte ihm nicht mehr zugehört, ſie war in tiefes Träumen verſunken.

Olympia, auf das Gitter des Perrons gelehnt, pflückte gedankenlos die Blätter der bis zu ihr hinaufragenden Gebüſche und verſenkte ſich mit Aug' und Seele in das glühende Flammenmeer, das die untergehende Sonne vor ihr ausgegoſſen hatte.

Ach! ſprach leiſe das arme Opfer aus der Tiefe des Herzens, könnte ich dort hinein fliegen, mich in das helle Lichtmeer ſtürzen und darin verbrennen und verſchwinden! Ach, du lieber Gott! wenn du dich uns in deiner Schöpfung ſo herrlich ſchön enthüllſt, wie gern verlaſſen wir dann die Erde und wie ſehnen wir uns nach deinem Himmel! Ja, du ſelbſt biſt es, der mich anſieht und mir zulächelt. O mein Gott, nimm die Verwaiſ'te, nimm dein armes verlaſſenes Kind zu dir zurück! Liebt mich doch Niemand, hält mich doch Niemand auf dieſer Welt feſt! Ach, wo ſind die Zeiten, da Gott ſeine Engel vom Himmel ſandte, die Bekümmerten zu tröſten! Da hätte auch ich hoffen können, es würden dieſe goldenen Wolken ſich öffnen und ein Himmelsbote auf mich zukommen mit Worten des Friedens und der Liebe!

So ſprach ſie zu ſich ſelbſt in jener poetiſchen Exaltation, wie ſie einſamen Gemüthern eigen iſt. Da bemerkte ſie ganz deutlich eine menſchliche Geſtalt ſich von dem lichten Goldgrund abheben und ihr allmählich näher kommen. War es eine Täuſchung? Hatte ihr phantaſtiſcher Sinn ihr den Blick getrübt? Bewegt, mit von Schreck und Freude klopfend gehobener Bruſt, verſchlang ſie den Raum, und der Schatten kam immer näher. Krampfhaft umklammerte die arme Frau das Eiſengeländer, unbeweglich, im Zweifel, ob ſie um Hilfe rufen oder ſich ſtill verhalten ſollte, um den Traum nicht zu verſcheuchen. Als die Erſcheinung nur noch wenige Schritte entfernt war, blieb ſie ſtehen, und die Gräfin unterſchied einen jungen Mann von feiner Geſtalt, der entblößten Hauptes ſie ehrfurchtsvoll grüßte.

Wer iſt da? lispelte die Kranke.

Iſt Herr Doctor Céret noch im Schloß? fragte man ſtatt aller Antwort.

Wie! Sie ſind es, Herr Louis! Sie haben mich recht erſchreckt.

Verzeihung, Frau Gräfin! ich bin ſoeben angekommen und kann es kaum erwarten, meinen Vater zu umarmen.

Er iſt eben fortgegangen und wird ſehr glücklich ſein, Sie zu ſehen. Ich wage es nicht, Sie aufzuhalten; aber Sie werden wiederkommen, nicht wahr? Sie ſind mir Ihren Beſuch ſchuldig und eine Entſchuldigung für den Schrecken.

Louis Céret ſtotterte einige Worte.

Frau von Fouchy war verlegen und fühlte ſich einer Ohnmacht nahe; ſie grüßte ihn zum Abſchied mit einer Bewegung, die bedeutſamer ausfiel, als ſie es zu einer anderen Zeit ſich geſtattet hätte. Die Hand auf die Bruſt gelegt, trat ſie ins Zimmer.

Bin ich doch thöricht! ſprach ſie zu ſich, wie würde der gute Doctor höhnen, wenn er wüßte, daß ich ſeinen Sohn für eine himmliſche Erſcheinung gehalten habe!

Die Gräfin wollte über ſich ſelbſt lachen, allein ſie hatte die Kraft nicht dazu. Viel aufgeregter, und doch weniger leidend als ſonſt, dachte ſie vor dem Einſchlafen noch lange an den ſchönen jungen Mann, deſſen geiſtvoller Kopf ihr im Glanz des Abendlichts ſo verklärt erſchienen war.

Der junge Arzt hingegen dachte, als er den Weg ins Dorf einſchlug:

Wie ſie verändert iſt! Mein Vater ſprach doch nie in ſeinen Briefen von ihrer Krankheit. Arme Frau! So ſchön, ſo reich und ſo unglücklich!

## III.

## Où peut-on être mieux?...

Bei ſeiner Heimkehr bemerkte Herr Céret alsbald, daß ſeine Küche vortrefflich beſtellt ſei, und ſeine Haushälterin ihn beſonders feſtlich bewirthen wollte.

Was giebt es Neues? fragte er, mit dem Stock auf den Boden klopfend.

Daß wir einen Gaſt bekommen haben.

Des Doctors Stirn verfinſterte ſich; er dachte an Solignac.

Ich erwarte Niemand.

Auch keinen Reiſenden von Paris?

Oh! iſt Louis hier?

Ja, Herr, und in ſeiner Ungeduld lief er aufs Schloß, Sie dort zu ſuchen.

Warum hat er ſich das erlaubt? Ich will nicht, daß man mir zu meinen Patienten nachlaufe.

Nun, Sie können ihn ſelbſt auszanken, denn da kommt er eben.

In der That kam Louis herbeigeeilt und ſtürzte in die Arme ſeines Vaters, den er innig an ſich drückte.

Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu ſeehn, Sie zu umarmen, theuerſter Vater! Mir wurde ſo bang in Paris! Sie antworteten kaum auf meine Briefe, ich wurde unruhig über Ihre Geſundheit und ſetzte mich lieber gleich ſelbſt auf die Poſt.

Kind! ſagte gerührt der Arzt, indem er ſich bemühte, ſeine Würde zu behaupten, warum unterbrichſt du deine Studien, deine Arbeiten, und giebſt Geld aus? Aus dir wird ein ſchlechter Arzt, mein Junge; du biſt zu weich.

Ach, ſagen Sie das nicht, lieber Vater; je mehr ich ſtudire, deſto feſter wird mein Glaube an die Wiſſenſchaft und meine Liebe zu Ihnen. Mein Geiſt wird genährt, aber mein Herz bleibt hungrig.

Ei, Papperlapapp, was für thörichtes Geſchwätz! Margareth! bring die Suppe! Louis hat zu lange gefaſtet, er redet irre.

Als man bei Tiſche ſaß, betrachtete Herr Céret ſeinen Sohn mit ſchlauer Miene.

Nun alſo, wirſt du mir jetzt ſagen, warum du Paris ſo plötzlich verlaſſen haſt?

Ich habe es Ihnen ja geſagt, lieber Vater: der Wunſch, Sie zu ſehen.

Hm! Ein curioſer Wunſch!

Liebſter Vater, wiſſen Sie denn nicht, daß ich keinen höheren Ehrgeiz habe, als mir Ihre Liebe zu erhalten?

Laß mich in Ruhe! Iſt es zu glauben, daß man einen geizigen, brummigen Alten, wie ich, ſo liebt? Den

Geldbeutel liebt man und drückt ihn zuweilen recht feſt an ſich, aber nur um etwas herauszupreſſen.

Vater, Sie thun mir weh! Wie können Sie an meiner Liebe zweifeln?

Zweifeln! Ich zweifle nie, mein Sohn; ich glaube, oder ich glaube nicht.

Sie glauben alſo nicht, daß ich Sie liebe?

Doch, allerdings; aber ich glaube auch, daß du jung biſt, obendrein ein hübſcher Burſche ....

Eine Röthe ſtolzer Scham überzog die Wangen des jungen Arztes.

Ich ſchwöre Ihnen, Vater....

Daß du mir vielleicht keine Liebſchaft mitzutheilen, keine Schulden einzugeſtehen haſt, unterbrach ihn kopfſchüttelnd der hartherzige Alte.

Bei dem Andenken meiner Mutter, erwiderte mit einiger Feierlichkeit Louis, betheuere ich, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe; die Arbeit bewahrt mich vor Schulden und ſchlechter Geſellſchaft.

Oho! Du ſcheinſt mir häufiger in die Predigt als auf die Klinik zu gehen; ſo ſpricht Einer, der mehr in der Bibel als im Brouſſais lieſ't. So? du ſorgſt alſo für dein Seelenheil und ſtrebſt nach der Tugendpalme? Willſt das Secirmeſſer führen, armer Tropf, und glaubſt dabei an eine Seele?

Gerade deßhalb, lieber Vater, weil ich meinen Ehrgeiz darein ſetze, den Körper zu heilen, glaube ich an eine unſterbliche Vernunft. Ich ſehe in dem armen

Kranken, den ich auf ſeinem Lager hebe und wende, etwas anderes als ein Bündel Muskeln und Knochen, und ich ſage es mir ſtets vor: dies iſt kein ſterblicher Menſch, den ich behandle, dies iſt ein Theil der Gottheit.

Reiche mir die Hand, ſagte ironiſch Vater Céret und fühlte ſeinem Sohn den Puls; nein, du haſt kein Fieber. Alſo das ſind die Aerzte von heutzutage! Ich danke ſchönſtens dafür! Wahrſcheinlich befaßt ihr euch mehr mit Teufelsaustreibungen, als mit Recepten, und curirt Beinbrüche mittelſt Beſchwörungsformeln.

Wir wenden auf den leidenden Körper dieſelben Mittel an, wie Sie, lieber Vater, erwiderte lächelnd der junge Mann: Pflanzen- und Mineralſtoffe; allein wir halten unſer Werk nicht für vollſtändig und blicken mit einiger Eiferſucht auf den Prieſter, dem das Myſterium der Beichte als Heilmittel zu Gebote ſteht.

Nun gut, ſo nimm die Kutte und den Weihwedel! Fürwahr, man macht ſchöne Streiche bei euch! Du hatteſt Recht, herzukommen, mein Sohn; bei mir ſollſt du nüchtern werden. Du ſollſt ſelbſt ſehen, ob unſern Bauern die Beichte oder ein Verband noththut, wenn ſie ſich beim Herabfallen vom Heuſchober eine Rippe gebrochen haben. Und kannſt du mir in all den Wunden, die du hier aufſchneiden wirſt, eine einzige Seele zeigen, ſo verpflichte ich mich, meine Kranken fortan von Somnambülen behandeln zu laſſen und Conſultationen nur mittelſt Kartenaufſchlagen zu ertheilen.

Lieber Vater, über dieſen Punkt werden wir uns niemals verſtändigen. Sprechen wir nicht weiter davon. Ihre Gelehrſamkeit, Ihre Kenntniſſe ſtehen über jedem Zweifel; allein zur Zeit Ihrer Studien glaubte man nicht an den Geiſt. Die Außenwelt genügte Ihren Zeitgenoſſen, man hielt ſich an die Materie. Auf den Schlachtfeldern Europa's lagen damals ſo viele menſchliche Glieder zerſtückelt, daß man nicht Charpie genug auftreiben konnte, und nothgedrungen nur an die Realität des Blutes und der Wunden glaubte. Allein wir, lieber Vater, wir leben in einer anderen Zeit und kämpfen andere Kämpfe. Die Wunden von heute liegen nicht offen und bluten nicht. Der Arzt, deſſen Blick nicht tief unter die Haut eindringt, iſt ein kurzſichtiger; das Uebel iſt viel häufiger ein Fieber des Geiſtes als eine Entzündung der äußeren Gewebe. Das Evangelium ſagt: das Wort iſt Fleiſch geworden, und wohl glaube ich das, denn ich fühle es täglich, daß im Einklang mit dieſem Wunder nun auch das Fleiſch zum Worte wird.

Und du, mein Sohn, du wirſt auch völlig zum Worte. Stoß an, und laſſen wir all die Schnurren bei Seite! Da du nur gekommen biſt, um das Glück meines Anblicks zu genießen, wie du verſicherſt, ſo ſchau mich an nach Herzensluſt. Nur muß ich dir ankündigen, mein Junge, daß du zuweilen allein bleiben wirſt. Die Praxis iſt hier ſehr ſtark. Bei den „Seelen" in dieſem Bezirk kommen häufige Bruſtkatarrhe vor, und da du ſie ſchwerlich nach deiner Manier heilen wirſt, ſo muß ich wohl allein dazu ſehen. Botaniſire indeß, mache den Mädchen die Cour, und wenn du die Pflanzen, das Eſſen und deinen Herrn Vater ſatt haſt, dann fahre nach Belieben wieder ab, nach jenem Fabelland, wo man dich ſo ſchöne Dinge lehrt.

Sie ſpotten, lieber Vater; aber ich hoffe, Sie zu überzeugen und zu meinen Ideen zu bekehren.

Zum Kukuk! das laſſe dir nicht einfallen, rief Vater Céret, ſein Weinglas mäßig nachfüllend; ich komme mit meiner eignen Laterne ganz gut zurecht; ich wünſche weder ein anderes Glas noch ein anderes Licht. Wenn ſie raucht, ſo putze ich ſie ſelbſt; und iſt ſie einmal ausgegangen, ſo wäre es übel angebracht, wollteſt du noch Oel nachgießen.

Eine Stille folgte auf dieſes Geſpräch. Louis lächelte traurig vor ſich hin. Er fühlte an den Scherzen ſeines Vaters einen Keim der Entzweiung heraus. In einer Art kindlicher Angſt hatte er Paris verlaſſen; er ſagte ſich, wie lange ſchon er den kalten und ſtrengen Vater nicht umarmt habe, deſſen Züge ſich ihm in der Entfernung erweichten; es drängte ihn, ſich von ſeinem Vater ſegnen und weihen zu laſſen vor dem Antritt ſeines ernſten Berufs. In ſeinem kleinen Zimmerchen im Quartier latin erging er ſich in jenen leidenſchaftlichen Monologen, die dem unſchuldigen Ehrgeiz eigen ſind. Er träumte die Heilung der geſammten Welt. Er liebte die Wiſſenſchaft mit jener ritterlichen, jungfräulichen Glut, die, erhaben und einfältig zugleich, geniale Männer hervorbringt oder Schwächlinge. In dieſen Stunden der heftigſten Aufregung, der ſchönſten Hoffnungen und

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, Miß Judd,“ erwiederte ich: „ich hoffe Sie werden ſich von meiner Anhänglichkeit überzeugen, wenn Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken.“

„So ſchwören Sie bei allem, was heilig iſt, mein Geheimniß nicht zu verrathen.“

„Bei allem, was heilig iſt, ich ſchwöre es Ihnen!“ erwiederte ich und küßte ihre Hand mit mehr Gluth, als ich mir ſelber zugetraut hätte.

„Und nun haben Sie die Güte mich auf eine Minute zu entſchuldigen.“ — Sie verließ das Zimmer und kam nach ſehr kurzer Zeit wieder zurück, in derſelben Kleidung und in jedem andern Punkte dieſelbe Perſon, aber mit einem jungen lebhaften Geſicht von höchſtens zwei bis drei und zwanzig Jahren. Ich fuhr zurück, als hätte ich ein Geſpenſt geſehen.

„Ja,“ ſagte ſie lächelnd, „nun ſehen Sie Aramathea Judd ohne Maske, und Sie ſind der erſte, der dieſes Geſicht ſeit mehr als zwei Jahren geſehen hat. Ehe ich aber weiter gehe, ſag' ich nochmals: kann ich Ihnen trauen? Schwören Sie.“

„Ich ſchwöre!“ rief ich und nahm ſtatt des Evangeliums ihre Hand, die ich dießmal über und über mit Küſſen des Entzückens bedeckte. Ein junger Laffe, wie ich war, ließ ich die Hand nicht los, während ich zugleich ſo viel Ueberredung als möglich in meine Blicke legte; in Wahrheit, ich that genug, um die Herzen dreier Putzmacherinnen zu erweichen. Ich fühlte mich nachgerade ganz entſetzlich verliebt, träumte vom Heirathen, von Glückmachen und was weiß ich von was noch mehr, aber alles das wurde abgeſchnitten durch ein ganz einfaches kurzes Wort, das mit ſanfter aber entſchiedener Stimme ausgeſprochen wurde: „Japhet, ſeyen Sie geſcheid!“

Ich war vernichtet, alle meine Hoffnungen waren es mit mir. Ich ließ ihre Hand ſinken, und ſaß da wie ein Narr.

„Und nun hören Sie mich. Ich bin, wie Sie wohl ſchon ſelbſt gemerkt haben, eine Betrügerin, das heißt, ich bin, was man eine religiöſe Abenteurerin nennt, — ein neuer Ausdruck, der vielleich des mächtigſten Eroberungstriebes floſſen die letzten Jugendthränen über ſeine Wangen. Bei dem Gedanken an ſeinen Vater fühlte er ſich ſchwach und ganz Kind; er floh aus Paris, um in herzlicher Hingebung und Vertraulichkeit einige Tage im Vaterhauſe zu verleben.

Louis Céret war eine edle Natur. Er liebte ſeinen Vater trotz Allem, und der Doctor konnte nur auf dem ganz ſpeciellen Gebiete der Medicin in ſeinen Augen ſinken. Allein es war dem jungen Manne ſchmerzlich, in dem Freunde ſeines ganzen Lebens nicht mehr jene geiſtige Ueberlegenheit zu finden, deren ſein Gemüth bedurfte. Er erkannte, daß er mit ſeiner Art, die Wiſſenſchaft zu lieben, allein bleiben würde. In einem Alter, wo der Kampf beginnt, in einer Laufbahn, deren Verantwortlichkeit ſo ſchwer drückt, ſah ſich Louis allein. Einen Schatz angeſammelter vertraulicher Mittheilungen, Fragen, Zweifel und Ueberzeugungen hatte er mitgebracht; aber beim erſten Verſuch lachte man ihm cyniſch ins Geſicht, und der Menſch, den er vor Allen liebte, von dem er Ermuthigung und Rath erhoffte, zwang ihn zum Schweigen, zum Mißtrauen, zum Zurückdrängen aller Quellen des innerſten Vertrauens. Louis ſchwieg eine Zeit lang. In aller Stille verband er die erſte Wunde, die ihn mitten ins Herz getroffen; der Alte ſpielte den Gutmüthigen, zwinkerte und ſchielte mit prüfendem Blick nach ſeinem Sohne und war es wohl zufrieden, deſſen ſtürmiſches Weſen ein wenig abgekühlt zu haben; denn dies gehört auch zu jenen Mißverſtändniſſen in der Familie, daß das Haupt derſelben einen falſchen Schritt nur gutzumachen weiß durch Mißbrauch ſeiner geſchädigten Autorität.

Woran denkſt du, mein Junge? ſagte nach einigen Augenblicken der alte Arzt, der dem Sohne das Vergnügen des Schmollens nicht gönnen wollte.

Louis konnte unmöglich geſtehen, was ihn beſchäftigte. Er antwortete, um zu antworten, beinahe ohne zu wiſſen, was er ſprach:

Ich dachte an Frau von Fouchy, die ich recht blaß und matt gefunden. Sie behandeln ſie, nicht wahr? Was iſt ihre Krankheit?

Des Doctors Auge leuchtete plötzlich auf, erloſch aber ſofort wie eine ſorgfältig gehütete Flamme, die ein dreiſter Luftzug unverſehens angefacht hat.

Hat ſie dich conſultirt, die reizende Gräfin, daß du mich ſo ausfragſt? Willſt du mir etwa Concurrenz machen? verſetzte ironiſch Herr Céret.

Ich möchte einfach wiſſen, was dieſer armen Frau fehlt, die ich blühend und munter verlaſſen habe und nun blaß und erſchöpft wiederfinde.

Oh! erſchöpft! ja wohl, erſchöpft, aber nicht ſo ſehr als ich es wünſchte, ſagte kopfſchüttelnd der Arzt.

Was wollen Sie damit ſagen, lieber Vater?

Daß hier ein Fall von ſehr ausgeſprochener Hypertrophie vorliegt; daß die Herzkammern furchtbar ausgedehnt ſind, und daß dieſe zarte Wittwe den Todeskeim in ihrer Lunge birgt, daß der Herzſchlag ſie mir tödten wird.

Seit wann hat die Krankheit dieſen ernſten Charakter angenommen?

Beiläufig ſeit einem Jahr. Nur mit großer Mühe beruhige, beſchwichtige ich dies ſtürmiſche Herz. Erſt heute wieder hatte ſie furchtbares Herzklopfen.

Und welche Behandlung wenden Sie an?

Ei wahrlich! Das iſt ja ein Interrogatorium und ein Examen, dem du mich unterziehſt! Louis, du biſt ein Pedant. Es thut mir ſehr leid, dir das ſagen zu müſſen. Nun ſind wir eine ganze Stunde beiſammen und du haſt mir nur von Kranken und von Medicin geſprochen. Zum Kukuk, mein Sohn, Alles hat ſeine Zeit!

Louis hielt ſich für geſchlagen, und das Mittagmahl wurde ſchweigend beendet, ohne daß einer von Beiden hätte ſagen können, warum Vater und Sohn das Vorgefühl eines möglichen Conflictes hatten. Louis hatte weniger Bitterkeit erwartet, hatte einen wärmeren Empfang, ein innigeres Anſchließen gehofft. Vater Céret war verletzt von den Ideen, den Fragen und dem Ehrgeiz ſeines Sohnes. Verlegenheit und Zwang ließen ihre im Grunde doch ſo wahre Neigung verſtummen und legten ihnen leere Worte in den Mund, die ſie mechaniſch hervorbrachten, nur um über die Stunden hinweg zu kommen, dieſe früher ſo ſüßen erſten Stunden nach der Rückkehr des vielgeliebten Kindes in das väterliche Haus.

Louis ſchützte Müdigkeit vor und zog ſich in ſein Zimmer zurück. Sobald er allein war und die Thür geſchloſſen hatte, warf ſich der arme Junge auf einen Stuhl und fing an zu weinen. Ach, die Thränen mit zwanzig Jahren! Die qualvollſten und ſüßeſten zugleich! Der ſie vergießt, ſchämt ſich ihrer ob ſeines Alters und Verſtandes, aber ſie tröſten ihn doch über den Abſchied von der Kindheit und den Eintritt ins Mannesalter. Wie ſind ſie ſo glühend heiß, die Thränen mit zwanzig Jahren, dieſe ſchweren, zornerfüllten Tropfen, die man mit geballter Fauſt trocknet! Wer möchte ſie nicht ſpäter wieder weinen, und noch einmal den edlen Kummer fühlen, den ſie geſtillt!

Louis war eine von jenen Naturen, die nichts davon abbringen kann zu lieben, und welche durchs ganze Leben ihre Illuſionen, ihren Liebesdrang und das kindiſche Bedürfniß, ihre Zärtlichkeit zu zeigen, beibehalten.

Dem Anſchein nach ſtolz und kalt, ſchmolz er beim erſten Lächeln geliebter Züge. Unempfindlich gegen die Beleidigungen des Pöbels, wurde er ſofort weich, ſobald in irgend einem Streite das Herz ins Spiel kam. Seine Hand hätte nicht gezittert bei einem gewöhnlichen Piſtolenduell, aber die Härte eines Freundes entlockte ihm Thränen; als vernünftiger Arzt erwies er ſich tapfer gegenüber den Schrecken der menſchlichen Gebrechlichkeit, aber wenn ſein Patient, nach angelegtem Verband ihm vertrauliche Mittheilungen machte, überließ er ſich ſeiner Rührung und ſann auf Heilmittel für das unſichtbare Seelenleiden. Er hätte Hymnen gedichtet, wenn er es nicht als ſeine Lebensaufgabe erkannt hätte, Arzt zu ſein. Weit entfernt ſeine Begeiſterung abzukühlen, erfüllte ihn die Wiſſenſchaft von Anfang an mit einem Enthuſiasmus, der ihn nicht mehr verließ. Nachdem er ſeine Mutter — ſie hatte ihm all ihre Tugenden vererbt — frühzeitig verloren, liebte er ſeinen Vater mit verdoppelter Neigung. Bis dahin war ihm derſelbe Gegenſtand einer zweifelloſen Verehrung geweſen. Kein anderer Menſch wäre in den Augen des jungen Céret damals dem alten Landarzt an Gelehrſamkeit, an Gemüth und Redlichkeit überlegen erſchienen. Dieſe Heimkehr des Sohnes änderte plötzlich Alles. Er fand im Vater nicht mehr einen nachſichtigen und unfehlbaren Meiſter, ſondern einen aufgeblaſenen, auf ſeine Geſchicklichkeit ſtolzen Alten, der die Träume dieſes ſchwärmeriſchen Gemüthes hart und lieblos verletzte und ſich mit einer Verknöcherung brüſtete, hinter welcher wohl etwas mehr ſtecken mochte als bloßes Spiel. Louis weinte bitterlich, und doch wäre es ihm ſehr ſchwer geworden, den beſtimmten Grund ſeines Kummer anzugeben. Es war der prophetiſche Blick kindlicher Liebe, der ihm einen Abgrund zeigte. Sonderbarer Weiſe miſchte ſich die Erinnerung an Olympia in ſeine Träume, und ſo wie er der Gräfin im Abendſonnenglanz erſchienen war, ſo ſah er nun ſie als die Verkörperung hinwelkender Jugend und himmliſcher Liebe, wie ſie auf den Balkon geſtützt mit dem fragenden Blick einer Verbannten zum Himmel empor ſchaute.

Was den Doctor anbelangt, der hatte keine Träume.

Vor dem Einſchlafen ſtellte er ſich zwei Fragen: Was hat Louis hier zu thun? und wie kann man ihn wieder fortbringen? — Nachdem er dieſes Problem in ſeinem Kopf um und um gewendet hatte, ohne eine vollſtändig befriedigende Löſung zu finden, überließ er ſich dem Genuß jener traumloſen Ruhe, welche für den Schlaf des Gerechten gilt; als wenn drei Viertheile der Menſchheit an Schlafloſigkeit litten! Immerhin müſſen wir jedoch bemerken, daß Herr Córet, aus welchem Grund immer, ſich vor dem langen Wachbleiben ſorgfältig hütete. Auch an jenem Abend bereitete er, wie er zu thun gewohnt war, einen gewiſſen Opiumtrank und ſah dabei herzhaft in den Spiegel, mit ſeinem wahren Blick, ohne Furcht vor ſich ſelbſt und ohne Verſtellung.

Solignac, ſprach er zu ſich ſelbſt, Solignac auf der einen Seite, Louis auf der andern; dort Haß, hier Liebe; ich bin ein wenig genirt. Das ſind zwei unbequeme Zeugen. Der Kukuk hole dies einfältige Kind, welches das Vergnügen mich zu umarmen nicht drei Monate lang hinausſchieben kann! Armer Junge! er verſteht Nichts vom Handwerk! Ein empfindſamer Arzt! Sonderbarer Träumer! Uebrigens, auch ich könnte träumen, und darum muß man ſich vorſehen!

Mit dieſen Worten leerte der Arzt auf Einen Zug ſeinen Nachttrunk, ging zu Bette und verſank bald, gegen Alpdrücken und ängſtliche Träume geſchützt, in einen tiefen Schlaf.

## IV.

## Ueble Folgen, wenn Vater und Sohn den gleichen Beruf haben.

Am folgenden Morgen, als Herr Géret erwachte, nahm er ſeine durch den Schlaf unterbrochenen Reflexionen wieder auf, und das Reſultat war folgendes:

Louis wird nicht mehr nach Paris zurückkehren wollen; geht er dennoch, ſo geht er mit einem Verdachte fort. Wenn er bleibt, ſo wird er das Schloß beſuchen, und dann dürfte mein Herr Sohn ſich einfallen laſſen, die ärztlichen Vorſchriften ſeines Vaters zu controliren. Da muß etwas gewagt werden, und zwar dürfen wir nicht einen Augenblick zögern!

Seinerſeits fragte ſich Louis, der mehr geträumt als geſchlafen hatte, unter welchem Vorwand er zu Frau von Fouchy gehen könnte.

Das blaſſe Geſicht der Gräfin hatte ihm beſtändig vorgeſchwebt, und ſeine ärztliche Neugierde war mit im Spiel. So waren denn Vater und Sohn mit demſelben Gegenſtande beſchäftigt, und ſobald der Doctor ſeinem Sohn die Hand gedrückt, beeilte er ſich, während er ſich zum Raſiren zurecht ſetzte, zu ſagen:

Weißt du, mein Junge, daß du der Gräfin Fouchy einen Beſuch ſchuldig biſt?

Ich dachte eben daran, lieber Vater, erwiderte Louis erröthend.

Wie das zutrifft! So wollen wir zuſammen hingehen!

Bis zum Frühſtück erging ſich Louis ſchweigend in dem kleinen Garten ſeines Vaters. Mit einer unerklärlichen Beharrlichkeit dachte er beſtändig an die Gräfin; er fühlte ſich berufen ſie herzuſtellen, zu retten, und ging mit lebhaftem Eifer ans Werk; er gab die arme, bemitleidenswerthe Frau dem Leben wieder, den roſigen Träumen, den Genüſſen des Reichthums und vielleicht auch den Hoffnungen der Liebe. Louis kannte Frau von Fouchy ſeit ihrer Kindheit; zuerſt hatte er mit ihr geſpielt, ſpäter war er ſich der durch Alter und ſocialen Abſtand gebotenen Zurückhaltung bewußt geworden. Er glaubte ſich daher zu größerem Intereſſe an der Patientin ſeines Vaters berechtigt, als wenn es ſich um eine gewöhnliche Bekanntſchaft gehandelt hätte; und wenn wir dem jungen Arzte bis auf den Grund ſeines Herzens blicken wollen, ſo verbarg ſich hier der Gedanke, gegen ſeinen Vater Recht zu behalten und ſeinen ſpiritualiſtiſchen Theorieen durch thatſächlichen Beweis zum Triumph zu verhelfen. Ein ihm doppelt theuerer Gegenſtand bot ſich hier zu ſeinen mediciniſchen Verſuchen. Und ſind nicht auch gerade die jungen Gelehrten, die erſt kürzlich ihr zwanzigſtes Jahr überſchritten haben, die natürlichen Beichtväter aller zwanzigjährigen leidenden Seelen? Wäre nicht Romeo, als Doctor der Medicin, Juliens ärztliche Vorſehung geworden?

Louis erwartete alſo mit einer durch tauſend dunkle Empfindungen genährten Ungeduld die Stunde des Beſuches auf dem Schloſſe. Als er mit ſeinem Vater fortging, nahm dieſer ſeine feierlichſte Miene an, um ihm zu ſagen:

Louis, ich empfehle dir, Frau von Fouchy auf das Aufmerkſamſte zu beobachten. Wenn ſie es erlaubt, wirſt du ſo wie ich ihr Herz, das mich ſo ſehr beſorgt macht, unter deiner Hand pochen fühlen. Aber wohlgemerkt: kein Wort, keine Bewegung, die dich verrathen könnte. Geh an deine Miſſion! Sei ſtumm und undurchdringlich. Wir werden ſtets von unſern Schutzbefohlenen belauert, und ein einziger unvorſichtiger Blick kann zuweilen die Wirkung all unſerer Arzneien vereiteln.

Fürchten Sie Nichts, lieber Vater, ich kenne meine Pflicht.

Olympia war überzeugt, daß Herr Céret mit ſeinem Sohne kommen würde. Obwohl kein Wort darüber gewechſelt worden war, fühlte ſie, daß die Schicklichkeit ihnen dieſen Doppelbeſuch gebieten würde, und erwartete ihn mit fieberhafter Ungeduld. Etwas verlegen über ihre lyriſche Stimmung vom verfloſſenen Abend, welcher ihr den Sohn des Doctors als Seraph erſcheinen ließ, ſagte ſie ſich, daß ſie nothwendigerweiſe dieſen ſonderbaren Empfang entſchuldigen müſſe. Sie verbarg es ſich jedoch nicht, mit welch herzlichem Vergnügen ſie den erſten Gefährten ihrer Jugend empfangen würde. In dieſem öden, traurigen Schloſſe war der Anblick eines jugendlichen Beſuches eine köſtliche Zerſtreuung, und das arme Kind wartete im Salon, dem fortrückenden Zeiger ihrer Pendeluhr folgend und horchend, ob nicht durch das halbgeöffnete Fenſter Schritte auf dem kniſternden Sand des Gartens zu vernehmen ſeien. Endlich wurde der Doctor angemeldet. Er trat ein, gefolgt von ſeinem Sohne. Die Gräfin verſuchte ſich im Lehnſeſſel zu erheben. Eine plötzliche Röthe überflog ihre Wangen. Die Schwäche nöthigte ſie wieder zum Niederſitzen, und ſie konnte den Ankömmlingen nur mit einer Handbewegung Stühle anbieten. Nach einem ſtummen Austauſch von Grüßen erkundigte ſich Herr Céret nach der verfloſſenen Nacht und der Wirkung der Arznei.

Ich habe ſchlecht geſchlafen, Doctor, und fühle mich immer ſchwächer. Fürchten Sie nicht, daß ich blind werde? Ich verſichere Sie, daß ich kaum etwas ſehe, und geſtern habe ich Herrn Louis anfangs gar nicht erkannt.

Das iſt alles Nichts! verſetzte der Arzt.

Verzweifeln, iſt das Nichts? Sie ſind ein entſetzlicher Menſch. Ach, Herr Louis, ſagte mit wahrhaft kindlicher Anmuth die arme Frau, ihre kleine Hand dem Doctor entziehend, kommen Sie mir zu Hülfe und ſagen Sie Ihrem Herrn Vater, daß er ſich irrt!

Und ſie erhob ihren matten Arm, den Louis Céret haſtig ergriff.

Ah ſo, Sie wollen ſich meinen Sohn zum Verbündeten machen, ihn zur wiſſenſchaftlichen Inſubordination gegen mich verleiten!

Indeſſen fühlte Louis den Puls der Gräfin unter ſeinen Fingern klopfen, und ſein eignes Herz ſchlug nur auf ſehr Wenige anwendbar iſt. Eine Tante von mir wurde von einer gewiſſen Sekte für eine große Prophetin angeſehen, was, wie ich Ihnen kaum zu ſagen brauche, reiner Unſinn war; nichts deſtoweniger haben Hunderte an ſie geglaubt, und thun es noch. Unter der Erziehung meiner Tante hatte ich es bald heraus, zu welchen Thoren und Opfern man die Menſchen machen kann, wenn man ihre Leichtgläubigkeit benutzt. Sie hatte ihre religiöſen Inſpirationen, ihre Verzückungen, ihre Convulſionen, und ich war immer hinter den Couliſſen; ſie vertraute mir, und ich kann ſagen, daß ich ihre einzige Vertraute war. Sie können ſich daher nicht wundern, wenn ich eine Betrügerei ausübe, zu der ich faſt von meiner Kindheit auf erzogen wurde. Von Perſon bin ich das genaueſte Ebenbild meiner Tante, wie ſie in meinen Jahren ausſah, auch gleiche ich ihr ganz in der Geſtalt, obwohl die meinige jetzt zu dem Zweck entſtellt iſt, eine Frau von ihrem Alter ſpielen zu können. Ich hatte oftmals meiner Tante Kleider angezogen, ihre Haube aufgeſetzt, ihre Stirnbinde umgelegt, und jedesmal war die Aehnlichkeit ſchlagend geweſen. Meine Tante wurde krank und ſtarb: ſterbend verſprach ſie, ihren Jüngern wieder zu erſcheinen, und ſie glaubten ihr. Ich war nicht unter den Gläubigen. Sie wurde begraben; Viele warteten ſeitdem begierig auf ihre Auferſtehung. Ungefähr eine Woche nachher fiel es mir ein, ich könnte dieſe Schwärmer vielleicht betrügen. Ich zog meiner Tante Kleider an, bemalte und entſtellte mein Geſicht wie Sie geſehen haben, und die Täuſchung war vollendet, ſogar für mich ſelbſt, als ich in den Spiegel ſah. Kecklich ging ich eines Abends zu dem Tabernakel, das ſie, wie ich wußte, immer noch beſuchten; ich trat mitten unter ſie; da fielen ſie nieder und beteten mich als auferſtandene Prophetin an, betrogen freilich durch mein Ausſehen, aber weit mehr noch durch ihre Leichtgläubigkeit. Zwei Jahre lang bin ich nun allmächtig bei ihnen geweſen, aber es gibt eine Schwierigkeit, welche den Glauben der neuen Proſelyten erſchüttert, und neue heftig in ſeiner Bruſt. Mit ernſter Sammlung fragte er ſich, ob dies wohl eine ſchreckliche immerwährende Drohung ſei, dies heftige Pulſiren der feinen Adern, die zu ſpringen ſchienen vor dem Andrang des Blutes. Er befragte ſeine kliniſchen Erinnerungen, ſeine Studien, die Lehren ſeiner Profeſſoren; er wollte den Fall, der ſeinem Vater ſo verzweifelt vorkam, nur auf dem Wege der Wiſſenſchaft prüfen; allein, wie er ſo in die umflorten Augen der Gräfin blickte, ihrem Athem lauſchte, fiel es ihm ganz gegen ſeinen Willen ein, daß Olympia zwanzig Jahre alt, daß ſie ſchön und verſtändig und daß ihr Leben bisher ohne Liebe dahin gegangen ſei. Während er die Pulsſchläge mit allem Ernſt des Arztes zählte, ſchien er mit der ſtummen Angſt eines Freundes, eines Bruders dieſe gedrückte Seele zu erforſchen. Seine Aufgabe war nun eine doppelte. Unbeweglich blieben ſeine Züge, wie die eines Richters, der den Buchſtaben des Geſetzes überlegt, um das Urtheil zu ſprechen, aber im Innerſten gerührt und von Mitleid erfüllt, ſchwur er ſich, Diejenige zu retten, die ſein Verſtand verurtheilte.

Vater Céret's Blick wich keinen Moment von ſeinem Sohne. Seine kleinen Augen verſchlangen dies ſchöne, edle Antlitz und drangen bis in deſſen kleinſte Falten. Nach einigen Minuten Schweigens fragte der alte Arzt in ſpöttiſch herausforderndem Tone, ob die Diagnoſe ſeines jungen Collegen mit der ſeinigen übereinſtimme? Louis warf ſeinem Vater einen ſchmerzlichen Blick zu, der einem Geſtändniſſe gleichkam, und ſagte:

Ich glaube, wie Sie, mein Vater, daß eine außerordentliche Erregung des Blutes vorhanden iſt, und daß Stille, viel Ruhe, Eis und Aderläſſe . . . .

O! Die Henker! rief Olympia mit ſchwacher Stimme, indem ſie eine Bewegung machte, um die Hand, welche Louis in der ſeinigen hielt, zurückzuziehen; auch er verordnet mir Ruhe und fügt noch Eis hinzu, damit es ſchneller aus ſei! Aber errathen denn auch Sie nicht, daß ich eben an Ruhe und Stille, kurz an Langerweile leide und daran ſterbe?

Louis erbebte. In der Stimme der Kranken lag ein Ton ſchneidender Wahrheit. Der Arzt ſchüttelte den Kopf und ſchien zu ſagen:

Das hab' ich erwartet! Nun iſt es Zeit, unſern Vorrath von Troſtſprüchen auszukramen! — Und ſogleich begann er das Kapitel der väterlichen Rathſchläge und kleinen Scheltreden.

Louis ließ ſeinen Vater reden. Sein Lächeln drückte Beiſtimmung aus; aber eigentlich dachte er, daß dieſe Frau ein blühendes, lachendes Kind war, mit dem er einſt im Park geſpielt. Er hörte das helle Lachen von ehedem, und zu des Doctors eintöniger Pſalmodie fügte er im Geiſte die ganze Poeſie des Frühlings und der Jugend. Dann und wann prüfte er den Puls der Kranken. Plötzlich erwachte er aus ſeinem Traume. Etwas Unerwartetes weckte ihn aus ſeinem Sinnen. Der heftige, ungleichmäßige Puls hatte ſich nach und nach in ſeiner Hand beruhigt, ſo daß die Schläge nun kaum mehr fühlbar waren. Vater Céret argwöhnte etwas dergleichen und fand es räthlich, die Sitzung aufzuheben. Mit einer bezeichnenden Bewegung ſchob er ſeinen Stuhl zurück, allein Louis ſah und hörte Nichts. Er betrachtete die ſchmächtige, abgemagerte Hand der Gräfin, er ſchien die Linien dieſes Gewebes um das Geheimniß zu befragen, das ihm anderwärts entſchlüpfte.

Wohlan, ſagte der Doctor, mit dem Stock leicht auf das Parquet ſtoßend, willſt du etwa den Arm der gnädigen Frau mitfortnehmen, um zu Hauſe bequemer die Pulsſchläge zu ſtudiren?

Olympia erröthete und zog ihre Hand zurück. Louis, zu ſehr vertieft, um Verlegenheit zu empfinden, grüßte ernſthaft die Kranke.

Alſo Sie gehen ſchon? fragte Frau von Fouchy.

Mein Tagewerk beginnt, erwiderte der Arzt.

Aber .... und die Gräfin zögerte.

Was wollen Sie ſagen?

Herr Céret, hier ſind wir nicht in Paris, verſetzte Olympia mit einer Art eigenſinniger Entſchloſſenheit; darum giebt es hier auch keine Etiquette, keine angeblichen Schicklichkeiten, die uns abſperren und quälen. Ich will Ihnen etwas vorſchlagen: gehen Sie zu Ihren Kranken und laſſen Herrn Louis hier.

Ein tête-à-tête! rief der alte Arzt, durch dieſen Vorſchlag aufgeregt.

Warum nicht? erwiderte unbefangen Frau von Fouchy, ohne die Augen niederzuſchlagen. Herr Louis kommt nicht aufs Land um zu ſtudiren. Ich fürchte mich allein zu ſein. Wir werden plaudern, ſpazieren gehen, von der Vergangenheit reden, denn wir ſind ſehr alte Kameraden, und wenn ich mich in Ihrer Abweſenheit ſchlechter fühle, ſo werde ich doch eine Stütze, einen Rath, einen Gelehrten haben, nein etwas Beſſeres: einen Freund!

Der Doctor verzog das Geſicht. Er that, als fände er die Einladung unpaſſend, während er in Wirklichkeit ſie nur gefährlich fand für ſich ſelbſt.

Hm, hm, glaubte er kopfſchüttelnd brummen zu müſſen, das iſt nicht ſo unbedenklich.

O, ſchlagen Sie mir's nicht ab! entgegnete Olympia, und Sie, Herr Louis, ſagen Sie doch, daß Sie noch nicht Zeit finden konnten, ſich eine Meinung über meinen Zuſtand zu bilden. Ich bin ſehr krank, viel kränker als Sie Beide glauben. Alſo es iſt abgemacht; Sie bleiben. Was Sie anbelangt, garſtiger Doctor, der Sie mich allein und einſam möchten ſterben laſſen, gehen Sie nur ſchnell fort, aber kommen Sie zur Tiſchſtunde wieder!

Sie ſind grauſam, ſagte zerknirſcht Vater Géret, allein ich ſehe wohl, ich muß nachgeben. Vor Allem aber, keine Thorheiten! wenig herumgehen und wenig ſprechen! Louis, fügte er hinzu und blickte ſeinen Sohn mit ſo gebieteriſchen Augen an, daß der junge Mann betroffen ward — ich mache dich für Alles verantwortlich. Du biſt kein Kind mehr.

Fürchten Sie Nichts, lieber Vater, erwiderte Louis mit ehrerbietiger Feſtigkeit.

Herr Géret vergaß, der Gräfin die Hand zu küſſen, und öffnete barſch die Thüre. Auf der Schwelle wendete er ſich um:

Um dreiviertel auf ſechs werde ich hier ſein, ſagte er, als wenn er eine Drohung ausgeſprochen hätte.

Olympia und Louis hatten einen ganzen ſchönen Herbſttag vor ſich; ſie, um die letzten Blumendüfte einzuathmen, er, um ſeine Kranke zu ſtudiren.

Man glaube nicht, daß dieſes Alleinſein der beiden unbewußt von einander angezogenen Zwanzigjährigen ſchon hinreichte, um ihr Geſpräch zu verwirren und ihre keuſch in einander verſchlungenen Arme erzittern zu machen. Für Olympia war Louis Géret nur ein junger Arzt mit offenem Blick und ehrlichem Lächeln, dazu der Sohn eines Mannes, den ſie mit einer Art zärtlicher Furcht liebte. Vielleicht ließ ein Aberglaube, deſſen Gefährlichkeit ſie nicht einſah, ſie in dieſem liebenswürdigen Jünger der Wiſſenſchaft jenen Himmelsboten ſehen, den ſie beim Anblick des glühenden Himmels geträumt hatte. An Louis haftete noch etwas von jenem Lichtglanz, womit an jenem Abend die Sonne ſeine Stirn umgeben. Nebenbei erinnerte ſie ſich ihrer einſtigen kindlichen Vertraulichkeit, und ſo rein wie mit zwanzig Jahren, wie in ihrer erſten Kindheit, ohne Berechnung und Koketterie, lehnte ſich Olympia vertrauensvoll auf Louis' Arm, nur von der Sehnſucht erfüllt, das Bußgewand der Schmerzen und der Traurigkeit endlich abwerfen zu können. Ihre ſchmeichelnde Stimme flehte, er möge ſie retten, geſund machen, durch ſeine Freundſchaft wie durch ſeine Kunſt. Was Louis Géret betrifft, ſo fühlte er ſich ganz eigentlich als Seelſorger; auf ſeiner Stirn und in ſeinen Augen leuchtete das heilige Feuer des Helden, der zum erſtenmal dem Feinde, oder des Prieſters, der ſeinem erſten Beichtkinde gegenüber ſteht. Unmöglich konnte der eifrige junge Arzt ſeine Patientin kaltblütig betrachten, ohne daß ſofort die Erinnerungen der Schule, die Vorträge ſeiner Profeſſoren und die Ergebniſſe ſeiner eigenen Studien ſich ihm aufdrängten, auf einen verhängnißvollen Ausgang deutend. Von leidenſchaftlichſtem Mitgefühle für menſchliches Elend erfüllt, berührte unſer jugendlicher Arzt mit der reinſten Empfindung die ihm dargereichte Hand. Näherte er ſein Ohr ihrem Herzen, ſo erblaßte er und weinte gleichſam nach innen die Thränen, welche die Pflicht in ſeinen Augen trocknet. Wenn ſo das junge ſchöne Paar langſam und traurig die Freitreppe des Schloſſes herabſteigt und die welkenden Parkalleen entlang geht, ſo iſt es durchaus nicht ein unſichtbarer Amor, der ſie zu einander zieht. Olympia will nicht ſterben und möchte ihre Rettung dem Jugendfreunde danken, einem jungen Manne, der Recht behalten ſollte gegen einen Greis. Louis will, daß ſeine erſte Kur eine glänzende ſei; er ſtudirt und forſcht, und verhört die Gräfin mit neugierigem Ernſt; über alle Leiden und geheimen Thränen der armen Frau fordert er Rechenſchaft. Ein bohrender Verdacht hat Louis ins Herz getroffen und verläßt ihn nicht mehr. Sein Vater iſt ein ganz geſchickter Arzt, allein ſein Materialismus, ſeine Verachtung aller geiſtig vermittelnden Einflüſſe, ſeine frevelhafte Ironie haben in des Sohnes Gemüth einen heiligen Zorn angefacht, welcher nach der erſten Gelegenheit einer Genugthuung trachtet. Der alte Doctor hat in den Leiden der jungen Frau nichts Anderes entdeckt als einen Aneurysmus, der das Blut zu heftig im Kreiſe jagt und eines Tages den Herzſchlag plötzlich hemmen wird. Louis hingegen ſieht in den Störungen des Organismus nur die Rückwirkung eines moraliſchen Leidens. Aengſtlich belauſcht er die Klagen der gefangenen Seele, die, wie in einem durchſichtigen Gefängniß, von dieſem zarten Körper eingeſchloſſen iſt. Bei jedem Symptom ſagt er ſich immer wieder, daß das Herz nur deßhalb unregelmäßig ſchlage, weil es gegen dies unthätige, abgeſperrte Leben ſich auflehnt; weil es in Freude und Freiheit ſchlagen will. Von dieſem Gedanken ausgehend, unterſucht Louis alle Anzeichen aus dem Geſichtspunkt einer moraliſchen Abzehrung. Wenn er mit Olympia von ihrer Kindheit ſpricht, von ihren erſten Spielen, und ſie durch die Erinnerung an ihre unſchuldigen Thorheiten ſanft erröthen macht, ſo will er damit nur ſie beim offnen Ausbruch der Verzweiflung ertappen, ihr den Schmerzensſchrei entlocken, der ihn vollends aufklären ſoll. Sein eigenes Herz ſchlägt nur in dem edlen Gefühle einer ſchwer zu erfüllenden, aber heiligen Pflicht.

So verging der Tag. Für Frau von Fouchy war es eine ſanfte Ermüdung; für Louis Céret eine Einweihung voll Schmerz und Reiz. Der arme junge Mann war ſo weit gekommen, ſich zu fragen, ob nicht ſchon die Beſeitigung aller Arzneien genügen würde, um Olympia zu retten. Er fürchtete die gewaltſamen Mittel ſeines Vaters, der darauf beſtand zu calmiren, während es im Gegentheil Noth that zu beleben, die Lebensthätigkeiten zu reizen, aufzuregen und zu beſchleunigen. Im erſten Anfang erſchreckt, bemerkte doch Louis ſchließlich, daß ſich der Puls der Kranken nach und nach beruhigte, und daß die junge Frau, die er bei einer erſten oberflächlichen Auscultation ſicher aufgegeben hätte, durch dieſen in traulichem Geſpräch verbrachten Tag vollkommen heiter geworden war. Dieſes Ergebniß hatte der geſchickte Doctor nicht vorausgeſehen. Wenn er den Nachforſchungen ſeiner Pariſer Collegen Trotz bot, hielt er ſich an die äußerlichen Eindrücke und die augenſcheinliche Wirkung ſeiner Behandlung. Hätte er jemals ahnen können, daß eine wunderbare Intuition, eine Art von Offenbarung ſeinem eigenen Sohn ſo tiefverborgene Geheimniſſe plötzlich enthüllen würde? In Bezug auf das Befühlen des Pulſes glaubte er ſich hinreichend geſichert; jedoch den vertraulichen Mittheilungen und der Anziehung der Gemüther hatte er nicht vorbauen können. Er hatte ſein ganzes Genie aufgeboten, um die Spuren ſeines Wirkens zu verdecken, allein durch eine ſchlagende Fügung der Vorſehung, die allen menſchlichen Hochmuth zu Schanden macht, reichten einige Stunden traulichen Beiſammenſeins der beiden jungen Leute hin, um ihn des Irrthums, der Unwiſſenheit und des Eigenſinnes zu verdächtigen. Louis fühlte, wie dieſe Anſchuldigung in ihm feſte Geſtalt annahm. Die hohe Meinung von ſeinem Vater nahm ab und ließ in dem Sohne eine traurige Leere zurück. Nicht nur eine Meinungsverſchiedenheit, einen ernſten Kampf ſah er voraus. Und doch konnte er noch nicht ahnen, bis zu welchem Punkte der Heroismus des Ungehorſams ihn treiben würde.

Um ſechs Uhr öffnete der Doctor die Salonthüre. Louis und Olympia waren heimgekehrt. Das Auge des jungen Doctors ſtrahlte von dem Licht, welches Hingebung und Ueberzeugung in ſeinem Herzen entzündet hatten.

Frau von Fouchy, etwas weniger blaß als ſonſt, lag in ihrem Fauteuil ausgeſtreckt und ruhte lächelnd aus. Der Alte begriff, was vorgegangen war; aber keine Spur ſeines furchtbaren Zornes kam zum Vorſchein. Er war etwas ironiſcher als ſonſt; das war Alles. Man ging zu Tiſche, und in Schweigen verſtrich der erſte Theil der Mahlzeit. Louis bemerkte, daß man der Gräfin auf ſeines Vaters ſtrenges Geheiß nur ſchleimige Getränke und die vom antiphlogiſtiſchen Regime vorgeſchriebenen geſchmackloſen Speiſen vorſetzte. Ohne ſich mit dem alten Doctor in offnen Kampf, namentlich in Gegenwart Olympia's, einlaſſen zu wollen, bemühte ſich der junge Mann, die abſcheulichen Getränke zu beſeitigen. Nachdem er die auf ſeinen Geiſt drückende Schüchternheit abgeſtreift hatte, verſuchte er die Kranke zu zerſtreuen und begann mit einem Mal von ſeinem Leben, ſeinen Studien und Vergnügungen zu erzählen. Vater Céret ließ ſich nicht täuſchen. Er ſah es wohl, wie ſein Sohn heimlich und mit bebender Hand wie ein Giftmiſcher das Glas der Gräfin mit Wein füllte. Auch entging ihm das Kunſtſtück nicht, wie ſein Sohn auf den ſtets leeren Teller der Gräfin zuweilen einen kräftigen Biſſen zu practiciren wußte. Louis unternahm eine förmliche Belagerung gegen die ſo ſtreng vorgeſchriebene Diät; die Gräfin hörte ihm mit Entzücken zu und überſchritt, ohne daran zu denken, alle Geſetze, denen ſie ſich ſo lange unterworfen hatte.

Der alte Céret fürchtete ſich loszubrechen; er zitterte vor ſeinem eignen Zorn. Als er ſich des Tones ſeiner Stimme und der Unbeweglichkeit ſeines Geſichtes vollkommen mächtig fühlte, fand er für gut, nicht mehr als der Gefoppte zu erſcheinen.

Was ſoll denn das bedeuten? rief er aus. Sie eſſen! Sie trinken! Guten Appetit, Madame, gehorſamer Diener, wenn Sie ſo meine Vorſchriften halten!

Olympia erröthete und ſchob haſtig ihren Teller und das Glas zurück:

Ach, verzeihen Sie, lieber Doctor, es geſchah aus Vergeßlichkeit; ich werde es nicht mehr thun.

Und mit ihren ſchönen, ſchmachtenden Augen bat ſie um Vergebung für dieſes unwillkürliche Haſchen nach Leben und Geſundheit.

Mein Herr Sohn hat da etwas Schönes angerichtet!

Proſelyten muß ich haben, Japhet, denn die alten ſterben ab, und mir bliebe nicht ſo viel, um meinen Arzt zu honoriren. Die Schwierigkeit iſt dieſe: durch Gewohnheit vermag ich's wohl, mich in Erſtarrung oder Convulſion zu verſetzen, aber um es mit Erfolg zu thun, um den Betrug ſo lange Zeit fortſetzen zu können, um die ſchwere Abſpannung nach einer ſo gewaltſamen Anſtrengung zu ertragen, muß ich nothwendig meine Zuflucht zu Stimulantien nehmen. Verſtehen Sie mich?"

„Ja wohl," erwiederte ich: „ich habe mehr als einmal ihre Wirkungen an Ihnen wahrzunehmen geglaubt. Ich fürchte, Sie laſſen dieſe geiſtigen Getränke mehr an ſich kommen, als Ihrer Geſundheit gut iſt."

„Nicht mehr als ich zu jenen Auftritten bedarf, welche den Glauben meiner Jünger aufrecht halten ſollen. Leider ſind manche Wankende unter ihnen, ſelbſt einige Zweifler, und ich werde gewahr, daß man meine Schritte beobachtet. Ich darf der Frau in dieſem Hauſe nicht trauen. Ich vermuthe, daß man ſie zum Spioniren aufgeſtellt hat, aber ich kann ſie nicht entfernen, da dieß Haus nebſt allem, was darin iſt, nicht mir, ſondern der Jüngergemeinde als Eigenthum gehört. Eine andere Frau, nicht weit von hier, iſt meine Nebenbuhlerin; ſie beſchuldigt mich des Betrugs, und ſagt, ſie ſey die wahre Prophetin, nicht ich. — Es wird ihr ſchwer ſeyn, Beweiſe zu geben," fuhr Miß Aramathea mit ſpöttiſchem Lächeln fort. „In dieſer Bedrängniß begehre ich Ihren Beiſtand, denn Sie werden einſehen, daß es einer von den Todten erſtandenen Prophetin wenig Vertrauen erwecken kann, wenn man ſie täglich im Geneverladen ſieht; und doch könnte ich nicht mehr ohne Stimulantien exiſtiren."

„Und in welcher Art kann ich Ihnen beiſtehen?"

„Wenn Sie mir das Erforderniß, das ich mir nicht länger auf andere Weiſe verſchaffen kann, als Arznei zuſenden, und mein Geheimniß treulich bewahren."

„Beides will ich mit Vergnügen thun," ſagte ich, „aber iſt es

Darin alſo beſteht die moderne Wiſſenſchaft: eſſen und trinken! Nur immer zu, mag daraus werden was will. O! die Materialiſten! — Nun, für heute mag's hingehen, ich will ein Auge zudrücken, bis Sie fertig geworden ſind mit all dem, was Louis auf Ihrem Teller aufgehäuft hat. (Olympia wollte eben ein winziges Flügelchen eines Rebhuhns zerlegen.) Aber wenn man morgen leidet und klagt, dann werde ich das Recht haben, ganz nach Belieben zu zanken; und ich werde mir's nicht nehmen laſſen, hören Sie wohl?

Ich übernehme die Verantwortung für meine Handlungen, ſagte Louis Céret ganz heiter; ich ſtehe gut für meine Behandlung, und wenn die gnädige Frau morgen leidend iſt, ſo möge man mich in die Cur nehmen.

Ah ſo, du machſt dich über deinen Vater luſtig? verſetzte der Doctor, indem er mit ſeinen ſchnellſten und ſchärfſten Blicken das lächelnde Antlitz des Sohnes geißelte.

Und nun gratulire ich auch Ihnen, Frau Gräfin! Sie haben ihm während dieſer langen Berathung wohl recht viel Schlimmes von mir geſagt?

Gehen Sie, Doctor, werden Sie nicht böſe! Ich war unbeſonnen, aber, falls Sie mir nicht gar zu ſehr zürnen, ich kann es nicht bereuen; denn wahrhaftig, ich komme mir wohler, kräftiger vor. Der Spaziergang hat mir Eßluſt verſchafft; und endlich, ich war doch nicht ſo allein! es thut gar ſo wohl, wenn man einen Freund wiedergefunden hat!

Ich wußte es wohl, rief Louis ſtolz und ſtrahlend.

Was wußteſt du? unterbrach ihn der Doctor, den Ausbruch ſeiner Wuth bekämpfend.

Ich wußte, liebſter Vater, entgegnete Louis mit gewandter Verſtellung, daß Ihre einſichtsvolle Behandlung der Frau Gräfin dieſen Zuſtand natürlicher Ruhe bewirken würde, deſſen wir uns heute erfreuen. Der ſchöne Tag, den wir ſoeben verlebten, iſt Ihr Werk, und nur aus Beſcheidenheit wollen Sie den Erfolg nicht zugeben.

So? Iſt das dein ganzes Wiſſen? erwiderte der Alte, fieberhaft auf ſeinem Teller trommelnd. Sehr guter Einfall, mein Junge!

Ja, ich errathe oft Vieles.

Oh! was hätteſt du denn noch errathen?

Nun denn, zum Beiſpiel, daß unſer Streit die Gräfin ermüden könnte.

Ei, ſieh da! was du für ein Doctor biſt! Du ſetzeſt einen Streit voraus? Glaubſt du etwa, ich ſei im Handwerk ergraut, um auf meine alten Tage mein kahles Haupt deinem eitlen Lockenkopf gegenüber vertheidigen zu müſſen? Du biſt ein Säugling in der Wiſſenſchaft und noch lange nicht entwöhnt; geh, mein Sohn, ſauge noch weiter!

Mein verehrter Freund, ſagte in einſchmeichelndem Ton Frau von Fouchy, welche an dem Streite, der ſich über ihre Geſundheit entſponnen hatte, Vergnügen fand, ich weiß zwar nicht, ob Herr Louis ein Gelehrter iſt, oder ob er nöthig hat, zu ſeiner Amme nach Paris zurückzukehren, aber ſo viel weiß ich, daß er Ihrer würdig iſt und Ihren Ernſt, Ihren Scharfblick geerbt hat. Machen Sie ihn ohneweiters zum Mitſchuldigen an meiner ſchlechten Behandlung, und wenn dieſer junge Säugling der Facultät getauft werden ſoll, wohlan, ſo will ich ſeine Pathin ſein.

Schon recht ſo, verſetzte mit nervöſer Luſtigkeit der alte Arzt, ſeinen Sohn mit den wildeſten Blicken durchbohrend, — da iſt das Taufbecken, und dieſer Bordeaux ſoll als Weihwaſſer dienen. Neige dein Haupt, Sicambrier!

Doctor, Doctor, Sie ſind ein Gottesläſterer, lispelte Olympia.

Soll ich die Recepte verbrennen, die ich geträumt habe, und die andern, die ich verbrennen möchte, wieder hervorſuchen? fragte mühſam lächelnd und traurigen Herzens Louis Séret.

Sieh da, Chlodwig der Eroberer! warf der Doctor hin, indem er eine übermäßige Heiterkeit zur Schau trug und mit lebhafter Geberde und großem Gelächter all ſeine Poſſen begleitete. — So ging das Geſpräch eine Weile fort, ſpöttiich und herausfordernd. Louis fühlte ſich aufgeregt bei dem Gedanken an den Kampf, der ihm bevorſtand gegen ſeines Vaters Gewandtheit; allein ſein Glaube war ſo mächtig, daß er ihn ſtählte und zum Kampf begeiſterte. Er wiederholte ſich im Stillen die feierlichſten Redewendungen und wappnete ſich mit ſeiner ganzen Rechtlichkeit. Nichtsdeſtoweniger lachte er und geſtattete ſich Scherze, die ihm bei jeder andern Gelegenheit kläglich erſchienen wären; und während er äußerlich Freude und Lebhaftigkeit zur Schau trug, fühlte er ſich im Innerſten geängſtigt.

Vater Céret befand ſich in der heftigſten und zugleich kälteſten Verzweiflung. Alle ſeine Berechnungen waren geſtört, alle ſo klug angelegten Entwürfe von ſeinem Sohne zunicht gemacht. Es war ſchwer, Louis zu ſeiner angeblichen Lehre zu bekehren; ihn zu überzeugen, daß das Frau von Fouchy auferlegte Regime von der Vernunft und Erfahrung geboten ſei; endlich dieſen jungen ſpiritualiſtiſchen Arzt von ſeinen verhängnißvollen Eingebungen abzuwenden; hingegen ſich durch die bloße Autorität in roher Weiſe aus der Schlinge zu ziehen, war doch zu gewagt. Der Vater erkannte in ſeinem Sohne eine Feſtigkeit, die zur Auflehnung werden konnte. Er wußte ſich zärtlich geliebt, aber zugleich beargwöhnt, überwacht und ausgeforſcht, und ſtöhnte innerlich ob dieſer zärtlichen Bande, die er nicht zu zerreißen wagte und welchen er ſich doch unbemerkt entwinden mußte. Inzwiſchen träumte Olympia einen ſchönen Traum. Das arme junge Weib glaubte an das Leben; in ihrer Bruſt und in ihren Blicken ſchien etwas von dem Sonnenſchein dieſes Tages zurückgeblieben; ohne ſich von dem empfangenen Eindruck Rechenſchaft zu geben, wurde ſie wieder jung und fröhlich, gegenüber dem fröhlichen jungen Manne. Die Geſundheit, durch die hohlen Augen und ſtrengen Vorſchriften des Doctors betrachtet, hatte ihr bisher nur Angſt gemacht; nun aber kam ſie ihr ſchön und lockend vor. Es war nicht mehr das blaſſe Geſpenſt in langen Gewändern, welches ſie ſchweigend in den Alleen des Parkes herumführte; es war eine tolle, frohe Schaar roſenſtreuender Engelchen, die ſie unter ein kühles Laubdach zogen, um ſie dort dem Glücke zu vermählen. Sie überließ ſich auch ganz dem Gefühl der Dankbarkeit und ruhte darin aus; auf ihren blaſſen Lippen leuchteten Hoffnungsſtrahlen, welche zwar zeitweilig durch des Doctors Murren getrübt wurden, aber immer wieder auftauchten durch die Kraft der Jugend und die Sehnſucht nach Auferſtehung.

Nach Tiſche blieb man nicht länger beiſammen. Ein Jeder fühlte das Bedürfniß allein zu ſein. Frau von Fouchy, um ſich von dem erſten Hoffnungsſchauer zu erholen, Louis, um an ſeine Patientin zu denken, und Vater Géret, um neue Plane auszuſinnen. Bevor jedoch Frau von Fouchy ihre Gäſte entließ, reichte ſie ihnen beide Hände, eine dem Vater, die andere dem Sohn.

Auf Wiederſehen, meine Herren, ſagte ſie; Sie kommen morgen Beide wieder. Sie wiſſen, Herr Louis, daß ſich im Schloß eine recht ſchöne Bibliothek befindet; verſchmähen Sie es nicht, darin herumzuſtöbern.

So recht, er ſoll ſich alſo hier förmlich einniſten, unterbrach ſie der Doctor brüsk; was wird man in der Nachbarſchaft dazu ſagen?

Olympia erröthete nicht bei dieſem groben Ausfall.

Was Sie anbelangt, mein alter Freund, erwiderte ſie, wenn Sie mir böſe ſind und mich verlaſſen, ſo zerbreche ich Ihre Fläſchchen und werfe Ihre Recepte ins Feuer.

Thun Sie das nur, entgegnete der Doctor, poſſierlich mit ſeinem Stocke drohend, dann überlaſſe ich Sie ſogleich der Behandlung dieſes Baders.

Ein maliciöſer, herausfordernder Gedanke flog verſtohlen durch Olympia's Kopf.

Ich hätte nicht übel Luſt, Sie beim Wort zu nehmen.

Da thun Sie Unrecht, Madame, entgegnete ernſthaft Louis Céret, welcher die Unfehlbarkeit ſeines Vaters ſelbſt im Scherz nicht von Fremden wollte angezweifelt ſehen, wenngleich ſie ihm ſelbſt nicht mehr unzweifelhaft erſchien.

Und warum Unrecht?

Weil ich noch Niemand zu heilen im Stande bin; ich muß noch lernen und ſtudiren.

Wohl geſprochen, mein Junge, verſetzte Vater Céret, dem dieſe Antwort geeignet ſchien, den Rückzug zu decken.

Mit dieſen Worten trennte man ſich, und Olympia erhielt das Verſprechen eines Doppelbeſuches für den nächſten Tag.

Louis und ſein Vater gingen ſchweigend zum Dorf hinab. Nicht ein Wort wurde gewechſelt. Der junge Mann blickte nach den Sternen und ſchien in deren Betrachtung vertieft. Der Doctor pfiff, wähend er mit dem Stocke auf die Kieſel des Weges ſchlug. Vor dem Eintreten ins Haus wagte Louis, der einige Male auf dem Punkt ſtand ſich zu verrathen, die Frage: Sind

Sie deſſen gewiß, lieber Vater, daß Frau von Fouchy an einem Herzübel leidet?

Der alte Céret, gefaßt auf dieſe Frage, zuckte die Achſeln und ſah ſeinen Sohn an, indem er ſeine beiden Hände über dem Stocke kreuzte.

Und du, was glaubſt du, gelehrter Doctor?

Ich, ich glaube, lieber Vater, daß die Gräfin nur an unbefriedigter Jugend und Langerweile krankt.

So? nun dann bin ich ein Eſel!

Nicht doch, liebſter Vater, Sie urtheilen lediglich mit der Wiſſenſchaft und ſehen nur die augenſcheinlichen Störungen.

Ich ſehe was zu ſehen iſt, und du biſt ein Tollkopf. Noch einige Tage wie der heutige, und du haſt mir tüchtig Arbeit verſchafft.

Sie beſtehen alſo auf dieſer ſtrengen Lebensweiſe und dieſer unbarmherzigen Diät?

Lieber wollte ich meinen Namen verlieren!

Gott iſt mein Zeuge, theuerſter Vater, daß ich Sie nicht beleidigen wollte, aber warum haben Sie mir die Mittel gegeben, zu lernen und ſelbſtſtändig zu urtheilen, wenn Sie meinen Fragen Nichts als den Reſpect und ſchuldigen Gehorſam entgegenſetzen?

Du haſt Recht. Ich habe da eine rechte Dummheit gemacht, dich ſtudiren zu laſſen!

Ich hoffe deſſenungeachtet, Ihnen niemals Veranlaſſung zu geben, es zu bereuen.

Nach Belieben! Aber laſſe dir nicht einfallen, gegen meine Vorſchriften zu handeln! Du biſt nicht zur Conſultation hieher gekommen. Schlafe, lies, gehe ſpazieren, aber mich laß in Ruhe!

Inzwiſchen waren ſie angelangt. Zum erſten Mal in ihrem Leben trennten ſich dieſe beiden einander zärtlich liebenden Männer, ohne ſich zu umarmen, ſogar ohne ſich die Hand zu reichen.

Louis ging in ſein Zimmer und verbrachte einen Theil der Nacht in furchtbarſter Aufregung. Erſt gegen Morgen ſchlief er vor Müdigkeit ein über ſeinem mediciniſchen Lehrbuch, das zwei ſchwere Thränen aufgeſogen hatte.

Der Doctor war in einer entſetzlichen Laune beim Schlafengehen; er fluchte und läſterte; während der Bereitung des allabendlichen, ſeine Einbildungskraft beruhigenden Schlaftrunkes, rief er mit lauter Stimme:

Welch unſeliger Einfall, Louis Arzt werden zu laſſen! Gleichviel, der Junge iſt nicht dumm, und ſeine Beobachtungen würden mich ſehr unterhalten, wenn ſie mich nicht ſo wüthend machten! Der Unglückſelige, er wird Alles verderben!

## V.

## Sein oder Nichtſein.

Ein Kampf zwiſchen Vater und Sohn drohte hereinzubrechen. Schon am nächſten Tage begann derſelbe, zwar nicht heftig und unverhohlen, aber dumpf, verſteckt und behutſam; der Doctor, ſonſt ſo zurückhaltend mit ſeinen Vorſchriften, fand nun ein pedantiſches Vergnügen darin, ſie ſchriftlich aufzuſetzen. Er war ſorgfältig darauf bedacht, Alles auszudrücken, Alles zu erklären; aber er beſtand auf dem Regime, und die Gaben von Digitalis wurden keineswegs vermindert, ſondern eher vermehrt. Louis litt furchtbare Qualen. In den erſten Tagen hatte er noch gezweifelt. Seine kindliche Liebe und die Gewohnheit, ſich dem väterlichen Urtheil blind zu unterwerfen, hielten ihn von einer Unterſuchung ab, die ihm andrerſeits von ſeinem Gewiſſen auferlegt wurde. Seine Bücher vermehrten nur noch die Zweifel. Er machte ſich auf den Weg, um Frau von Fouchy zu beſuchen, lief ſtundenlang im Freien herum mit der Fieberglut eines René, die unerbittliche Natur befragend, die das Geheimniß Gottes ihm nicht verrathen wollte. Ein hoher Ehrgeiz ſtachelte ihn Tag und Nacht. Seinen Vater vom Feſthalten an tödtlichem Irrthum abzubringen, die liebenswürdige junge Frau der Unvernunft eines unheilvollen Regimes zu entziehen und endlich vor ſeinem eigenen Gewiſſen die Würde der Wiſſenſchaft und ſeines Vaters Ehre zu retten, dies war ſeine Aufgabe und ſein Martyrium. Wenn er ſiegte, ſo ſollte Niemand von ſeinem Triumph erfahren, nur vor ſich allein und vor Gott hegte er dieſen Ehrgeiz. Für ſich allein und ganz insgeheim wollte er das Te Deum der Freude anſtimmen; aber im Fall des Mißlingens wollte er auch allein leiden und, ſo dachte er, ewig an ſeinem Schmerze tragen. Als ein naives Gemüth, eine ſelbſt in der Bedrängniß beneidenswerthe Gelehrtenſeele, beſaß er jenen köſtlichen Glauben, welcher beim Künſtler zum Streben nach dem Ideale wird. Wie viele berühmte Männer gab es unter ſeinen Lehrern, die in Irrthümern befangen geweſen, doch nie daran dachten, ſie ſpäter zu berichtigen. Wie viele Morde ſind vom Dünkel und der Unwiſſenheit verübt worden, unter den Augen geſcheidter Praktiker, welche dieſe Morde weder verhindert noch angezeigt haben!

Louis Céret war auf die großen Entdeckungen vorbereitet, deren Morgenröthe wir erwarten und die uns neben und über dieſer ſtofflichen, greifbaren Welt eine geiſtige enthüllen ſollen. Ohne ſeine ernſten phyſiologiſchen Studien wäre Louis Céret's religiöſes und liebebedürftiges Gemüth dem Taumel des Myſticismus verfallen. Allein die Ueberzeugung eines ewigen Lebens begleitete ihn bei jeder Leichenſchau; mit den mediciniſchen Regeln hoffte er gegen unbeſiegtes, aber nicht für immer unbeſiegbares Uebel anzukämpfen. Und wenn nun vollends die Umſtände ihn mit einer jungen, anmuthigen und liebenswürdigen Kranken zuſammenführten, in der er eine Jugendgeſpielin wiederfand, ſo wird man den Wiſſensdrang und den fieberhaften Eifer begreifen, womit er ſeine Forſchungen betrieb. Allein er hatte nicht bloß ſie zu retten; ſein Inſtinct wie ſeine Beobachtung entdeckten ihm einen Feind gerade in dem Manne, der ſein Verbündeter hätte ſein ſollen und der damit betraut war, dieſes zarte Leben dem Tode abzuringen. Und nicht ſchade, nicht tauſendmal ſchade, wenn ein ſo junges, und — darf ich hinzuſetzen? — ein ſo liebenswürdiges Mädchen ſich geiſtigen Getränken ergibt? Warum“ — fuhr ich fort, und ergriff ihre kleine weiße Hand, — „warum müſſen Sie den Betrug durchführen? warum Ihre Geſundheit, ja ich darf ſagen Ihr Glück opfern?“ — Ich weiß nicht, was ich ſonſt noch geſagt haben würde, vielleicht wär es zu einem Heirathsantrag gekommen, aber ſie unterbrach mich ſchnell.

„Warum opfert Jedermann ſeine Geſundheit, ſein Glück, ſein Alles? Geſchieht es nicht aus Ehrgeiz und Liebe zur Macht? Es iſt wahr, ſo lange mir dieß Bischen Schönheit bliebe, ſo lange könnte ich Huldigungen als Weib genießen, aber niemals eine ſolche, ich darf ſagen göttliche Anbetung. Nein, nein, allzu reizend iſt dieſer Cultus, allzu verführeriſch iſt es anzuſehen, wie ein Haufen von Narren, von dreimal älteren Menſchen mich anſtaunt, niederfällt und den Saum meiner Gewande küßt! Das heißt doch Anbetung! Die Wonne, die dieſer Cultus gewährt, iſt ſo groß, daß ſie jede andere Leidenſchaft erſtickt; ſie verſchlingt alle Gefühle, und, Japhet, ſie hat mein Herz ſogar gegen die Liebe verſchloſſen. Ich könnte, möchte mich nicht ſo erniedrigen, nicht ſo tief in meiner eigenen Achtung ſinken, daß ich einer ſo armſeligen Leidenſchaft Gewalt über mich einräumte, und, wahrhaftig, jetzt könnte ich's auch nicht mehr, ſelbſt wenn ich die Prophetenrolle aufgeben wollte, jetzt da ich durch ſo enge Bande an jene Stimulantien gefeſſelt bin.“

„Aber iſt Trinkſucht nicht die erniedrigendſte von allen Leidenſchaften?“

„An und für ſich ſelbſt, das gebe ich zu, aber bei mir und in meiner Lage iſt es etwas anderes. Ich falle nur, um mich deſto höher wieder zu erheben. Ich kann nicht ſeyn, was ich bin, ohne zu ſimuliren. Ich kann nicht ſimuliren,“ fuhr ſie lächelnd fort, „ohne zu ſtimuliren; deßhalb ſind dieſe Steigerungen nur Mittel für einen großartigen ruhmvollen Ehrgeiz.“

Ich ſprach noch lange mit ihr, ehe ich ſie verließ, aber nichts dieſem Manne, den er ſo ſehr geliebt und gläubig verehrt hatte, dem mußte er nun als einem verblendeten, halsſtarrigen Ignoranten mißtrauen!

Ach! rief er zuweilen aus, mit der Fauſt in den Haaren wühlend, warum mußte ich ſtudiren? heranwachſen? Habe ich Recht? Habe ich Unrecht? Welcher von uns Beiden bringt die arme Frau um? bin ich es, der dieſe matten, erſchlaffenden Getränke fortſchafft? iſt er es, indem er ſie nicht zum Leben erwachen läßt? Und Niemand dieſen Zweifel anvertrauen können, nicht fragen dürfen! Und wenn mein Vater ſich irrt, . . . wie oft hat er ſich dann ſchon geirrt?

Louis kam ſo weit, daß er in ſeinem Vater den verderblichen Dämon des Landes erblickte. Sein überſpanntes Feingefühl trieb ihn in Allem zum Aeußerſten, ſo daß er ſich ſcheute, am Friedhof vorüber zu gehen, aus Furcht, gar zu viele friſche Gräber dort erblicken zu müſſen.

Täglich ging er aufs Schloß. Olympia empfing ihn ſtets mit unbefangener Freude, als hätte ſie verſtanden, was in ihm vorging. Wenn ſie ihn begrüßte, ſchien ſie ſagen zu wollen: Ich bin jung wie du; bei deiner Jugend beſchwöre ich dich, die meine zu beſchützen. Mach mich geſund und führe mich weit weg von hier! Und Louis, von ſo viel Anmuth zugleich ſchmerzlich gerührt und entzückt, gebrauchte tauſend Kriegsliſten, um die Kranke vom Wege des allzuſtrengen Gehorſams gegen ſeinen

Vater abzulenken. Er hütete ſich jedoch, ihren Verdacht zu wecken. Seine Pflicht als Sohn, wie ſeine Pflicht als Arzt gaben ihm die unerhörteſten Ausflüchte ein. Wie zufällig kam er immer zu den Stunden des Einnehmens und wußte geſchickt die Arznei durch Erzählen oder Vorleſen zu erſetzen. Während der Beſuche ſeines Vaters hielt er ſich im Park verſteckt, und ſobald jener das Schloß verlaſſen hatte, trat er unter dem Vorwande ein, die Ausführung der väterlichen Verordnung zu überwachen. Er forderte zu weiten Spaziergängen auf und unterhielt lange Geſpräche, womit die Zeit todtgeſchlagen und Arzt wie Arznei vergeſſen wurde.

Der Doctor verſchluckte ſeinen Zorn. Er fühlte ſich verſucht, ſeinem Sohne die Thüre des Schloſſes zu verbieten. Er wußte ſich beargwöhnt, und ſo fühllos er auch ſonſt war, hier fühlte er ſich ſchmerzlich in dem einzig verwundbaren Punkt getroffen: in der väterlichen Liebe. Schweigſam, ironiſch, in ſeinen geringfügigſten Aeußerungen verletzend, war er ebenſo aufgelegt, ſeinen Sohn zu prügeln als ihn zu umarmen; allein durch all dieſe Widerſprüche hindurch arbeitete er an ſeinem Werke fort. Mit gleichmäßigem Schritt ging er, furchtbar wie das Verhängniß, auf ſein Ziel los, und niemals zitterte ſeine Hand, wenn er allabendlich der Gräfin die Phiole reichte, welche den Termin des von Solignac unterſchriebenen Scheines um einen Tag vorrückte. Wie Louis XI. vor der heiligen Jungfrau, ſo betete dieſer alte Ungläubige vor der heiligen Million und weihte ihr ſein Verbrechen, das ihm durch die Größe des Gewinnes hinreichend gerechtfertigt erſchien.

Wenn ich fertig bin, murmelte der Alte, mag Louis nach Belieben disputiren, dann kann ich dem lieben Jungen mit Vergnügen Recht geben.

Eines Tages kam Louis mit etwas weniger traurigen Gedanken aufs Schloß. Er hatte berechnet, daß die Widerſtandskraft der ſcheinbar ſo ſchwächlichen Natur der Gräfin doch ausreiche, um über das unheilbare Vorurtheil ſeines Vaters zu ſiegen. Denn da die Gräfin dem übertriebenen Gebrauch der calmirenden Mittel bis jetzt nicht erlag, ſo mußte ſie offenbar daran gewöhnt ſein und trotz der Unwiſſenheit ihres Arztes wieder zum Leben erwachen. Sein Vater müßte der einfältigſte Charlatan, der verrückteſte Empiriker ſein, um ſchließlich noch länger die augenſcheinliche Thatſache zu läugnen, und es würde ein Moment kommen, vielleicht war er ſogar nahe, wo der alte Céret die Kurzſichtigkeit ſeiner Vorſchriften erkennen würde. Unter dem belebenden Einfluß dieſer ſeltſamen Hoffnung betrat Louis das Schloß.

Olympia's Anblick entſetzte ihn. Unweit des Salonfenſters lag ſie mit herabhängenden Armen und feuchter Stirn im Fauteuil ausgeſtreckt, die bleichen Lippen halb geöffnet, mit irrend umnachtetem Blick; er hielt ſie für ſterbend. Wie glühendes Eiſen durchzuckte bittere Reue die Bruſt des jungen Mannes. Er ſank zu ihren Füßen nieder und erfaßte ihre Hände mit dem Ausdruck innigſter Hingebung.

Verzeihung! Verzeihung! flüſterte er leiſe.

Olympia erzitterte, als ſie den lebendigen Hauch der Liebe und Jugend ſo nahe fühlte.

Ah! Sind Sie es? Herr Louis, ſagte ſie ihm, konnte aber nicht weiter ſprechen. Louis klingelte heftig, ließ alle erdenklichen herzſtärkenden Mittel herbeiſchaffen und bot eine halbe Stunde lang ſein ganzes Wiſſen auf, um dieſen reizenden, beinahe erſtarrten Körper wieder zu beleben, und die nur noch auf den Lippen der Kranken flatternde Seele zurückzurufen. Es lag in der Energie, die er entfaltete, um dem Tode ſein Opfer zu entreißen, ebenſo viel Grimm und heiliger Zorn als Mitleid. Wie ein Mord erſchien ihm jetzt die Lauheit, mit der er gegen ſeinen Vater gekämpft.

Ich bin ein Feigling, ſagte er jedesmal zu ſich ſelbſt, wenn er Olympia's Fauteuil verließ. Was iſt die Wahrung der Ehrfurcht und des Familienglückes gegen das Bewußtſein erfüllter Pflicht? Und ganz begeiſtert von dieſer edlen Empörung, holte er die Tags zuvor von ſeinem Vater gebrachten Fläſchchen, zerbrach und verſchüttete ſie und bereitete nunmehr eigenhändig den Trank, den er nachher zitternd der Gräfin zum Munde führte. Endlich rötheten ſich allmählich die Lippen der Kranken; dies war ein gutes Zeichen. Das Herz begann gleichmäßiger zu ſchlagen, die Kriſe nahte ihrem Ende. Louis war vor Olympia auf die Kniee geſunken und harrte ängſtlich auf ihr Erwachen.

Gerettet! gerettet! rief er wie außer ſich, als es ihm klar ward, daß er wenigſtens für dieſes Mal das Uebel beſiegt hatte.

Olympia hörte oder vielmehr errieth ihn. Sanft drückte ſie ihm die Hand und ſprach, indem ſie ihn mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit anſah:

Ich wußte es wohl, daß Gott Sie geſandt hat, mich zu retten; Sie ſind der Engel des Lichtes, den ich erwartete.

Louis winkte ihr, ruhig zu bleiben, in der Meinung, Frau von Fouchy ſei aus der gefährlichen Starrheit nur halb erwacht und ſpräche zu ihm im Traume oder in Hallucination. Es folgten einige Augenblicke lautloſen Anſchauens; unbeſchreibliche, gefährliche Momente! Olympia betrachtete den ſchönen ernſt jungen Mann, deſſen ſchwermüthiges Antlitz von einer unſterblichen Hoffnung verklärt war. Er war es ja, der die eiſigen Schatten bannte, die ſo ſchwer auf ihr gelaſtet. Er, der Verkünder des Heiles; der Freund der Kindheit, welcher die einſt mit ihm entflohene Freude und Jugend wieder aufs Schloß zurückbrachte. Nie hatte ſie Louis' tiefen Blick ſo wohl verſtanden; noch nie hatte ſie ſeine Herzensgüte, ſeinen Muth und ſein Genie auf dieſer offnen Stirn, dieſen wohlgeformten Lippen und der ganzen Harmonie des Geſichtes ſo deutlich geleſen. Was den jungen Arzt betrifft. ſo glaubte er ſich ganz bei ſeiner Miſſion; er betrachtete Olympia mit dem Gefühl eines eiferſüchtigen Künſtlers, der nicht zugiebt, daß eine profane Hand das Werk ſeines eignen Meißels fortſetze. Ich habe dieſe Wangen wieder geröthet, dies Lächeln auf den erblaßten Lippen wieder wach gerufen; dieſe ganze zartbeſeelte Anmuth iſt mein Werk und gehört mir allein. Die Muſe der Heilkunde hatte ſich ihm bis dahin noch nicht geoffenbart; nun erkannte er mit Entzücken, daß ſie weit ſchöner und lieblicher ſei, als er jemals geträumt hatte, und glaubte ſich durch dies Erlebniß beim Beginne ſeiner Laufbahn von der Hand einer gottgeſandten Freundin ganz beſonders geweiht. Glücklicher Aberglaube! Die beiden jungen Menſchen waren ſo ahnungslos, ihrer Liebe ſo unbewußt, und doch hätte der Eine, aus zärtlichem Mitleid, in aller Unſchuld die reizende Patientin an ſein Herz, an ſeine Lippen gedrückt, wenn er es nur gewagt hätte, — und die Andere, dankerfüllt, wie ſie war, würde ſich auf einen Wink in die Arme des himmliſchen Freundes geworfen haben, an den ſie im Herzen Dankgebete richtete, die nur Gott allein gebühren. Der leiſe Klang der Uhr weckte die Beiden plötzlich aus ihrer Entzückung auf.

Jetzt wird der Doctor kommen, bemerkte lächelnd mit leuchtenden Zügen und innig gerührt die Geneſende. Wie wird er Ihnen danken, daß Sie ihn ſo gut vertreten haben!

Louis zuckte zuſammen, allein er fühlte ſich wie von einer diamantnen Rüſtung umgeben. Des nahen Kampfes eingedenk, verbarg er ſorgfältig ſeine Erregung. Dann verließ er, unter dem Vorwand, ſeinem Vater entgegen zu eilen, den Salon.

Es war hohe Zeit. Der alte Céret zog trällernd an der Glocke des Gitters, als Louis den Fuß auf die erſte Stufe der Vortreppe ſetzte.

Vorwärts! rief der Doctor beim Anblick ſeines Sohnes, „mein Freund Pierrot", *) öffne mir das Thor, — im Namen der Facultät!

Louis, ernſt und blaß, öffnete haſtig und legte dann ſeine Hand auf den Arm des alten Doctors, der ſich dem Schloß zuwandte.

Wollten Sie die Güte haben, mein Vater, mich zwei Minuten lang anzuhören?

Auch drei ſogar, wenn du willſt, aber nicht mehr, denn ich habe es heute ſehr eilig.

Sie gingen einige Schritte nach einer Seitenallee, die zu einer Fontäne führte.

Lieber Vater, hob Louis Céret mit etwas gepreßter Stimme an, indem er gewaltſam ſeine Aufregung zu bemeiſtern ſuchte, beharren Sie immer noch bei dem Glauben, daß Frau von Fouchy an einem Aneurysmus leide?

Schon wieder! Wirſt du denn niemals aufhören?

Ich glaube eben, daß Sie ſich irren, lieber Vater, und es iſt meine Pflicht, Sie darauf aufmerkſam zu machen.

Es iſt deine Pflicht, zu ſchweigen und mich in Ruhe

---

*) Au clair de la lune,
Mon ami Pierrot, etc.

zu laſſen. Ich weiß, was ich thue; aber ich geſtehe, daß ich es nicht immer gewußt habe; an dem Tage zum Beiſpiel nicht, wo ich dich nach Paris brachte, um Medicin zu ſtudiren.

An jenem Tag hatten Sie eine glückliche Eingebung. Mein Wiſſen iſt ſicher ein ſehr geringes, aber meine Studien haben mir die Wichtigkeit des Berufes, dem ich mich widme, geoffenbart und die Verantwortlichkeit, die der Arzt vor Gott und Menſchen auf ſich nimmt.

Und du meinſt, ich hätte gegen Gott und meine Patientin geſündigt?

Ich bin überzeugt, lieber Vater, daß, im Eifer für eine Kranke, die Ihnen lieb iſt, Sie das Uebel und in Folge deſſen auch die Behandlung übertrieben haben.

Ei, ſieh doch! Du verzuckerſt die Pille keineswegs; auf dieſe Weiſe bin ich ein Ignorant!

Wir ſind alle fehlbar, ſprach Louis leiſe, von dem wachſenden Zorn ſeines Vaters eingeſchüchtert, aber nicht entwaffnet.

Nun denn, ſo ſollſt du erfahren, daß ich es nicht bin! entgegnete ſehr energiſch der alte Doctor; ich ſehe, was ich ſehen ſoll, und kenne zur guten Hälfte die Geheimniſſe des Schickſals.

Alſo, mein Vater, Sie haben die Ueberzeugung, daß hier eine Hypertrophie des Herzens vorliegt, und um dieſe herabzuſtimmen, verordnen Sie eine ſo unerbittlich ſtrenge Diät?

Ah, du ſtellſt ja ein förmliches Examen mit mir an!

Gut denn! ſagte ironiſch der alte Arzt. So laß uns die Sache durchſprechen, College, da du ſchon im vollen Zuge der Pedanterei biſt. Ich ſetze voraus, daß du nicht um einen Vorwand verlegen warſt, die Bruſt der Gräfin mit der Hand zu berühren; haſt du dabei nicht ein heftiges Pochen gefühlt, armer Tropf? Iſt deine Schülerhand nicht durch einen kräftigen Stoß erſchüttert worden? Nun gut, ſo nenne mir doch ein anderes Mittel, dieſen Aufruhr zu dämpfen, als Aderläſſe, ſtrenge Diät, Eis, gänzliche Unbeweglichkeit und marmorgleiche Ruhe? Hatte ich Unrecht, Digitalis in ſteigenden Doſen zu geben, bis dieſes unbändige Herz endlich auf dreißig oder vierzig Schläge in der Minute herabgebracht war? Aber das iſt noch nicht Alles; ich bringe heute zum Ueberfluß einige Körnchen Opium mit, und du wirſt ſehen, ob dieſe nervöſe Organiſation ſich nicht endlich doch beruhigt.

Liebſter Vater, warum ziehen Sie immer nur die äußern Merkmale in Betracht? Wenn das Herz ſo heftig unter der Hand pocht, iſt dies nicht bei allen Schwächezuſtänden ebenſo? Bei der Anämie, der Chloroſe? Schlägt dieſes arme Herz nicht eben darum ſo ſtark, weil es den darbenden Organen eine belebende Blutſpende zuführen will? Dieſes Hämmern iſt nervös; kein organiſcher Fehler liegt vor. Wenn man das Ohr hinhält, vernimmt man nicht das feilende oder ſägende Geräuſch, wie bei der Verengerung der Herzkammer, ſondern man hört nur einen Hauch, ohne ſchrillen Ton, und dies iſt das

Symptom der Blutarmuth. Sie nennen mich einen Pedanten, Vater? Meinetwegen. Ich will Sie durch Vernunftgründe überzeugen, nicht durch den Glauben. Beobachten wir bei den Hauptpulsadern nicht jenes ſäuſelnde Geräuſch, das die Folge der Bleichſucht, aber nicht eines wirklichen Herzleidens iſt? Schlägt denn der Puls unregelmäßig? ausſetzend? Deutet er auf ein Hinderniß in der Circulation? Iſt die Lunge verſtopft wie bei ſchweren Herzfehlern? Fahren Sie in dieſer Weiſe fort, lieber Vater, ſo werden Sie eine Krankheit entwickeln, die bei entgegengeſetzter Behandlung in wenig Tagen gehoben wäre.

Mit ſpöttiſcher Aufmerkſamkeit hörte Vater Céret ſeinem Sohne zu. Tiefe Bosheit und väterliche Befriedigung ſprachen gleichzeitig aus ſeinen Augen. Die junge Weisheit ſeines theuren Louis erfüllte ihn mit Stolz, und was er auch immer für geheime Gründe haben mochte, ſeine Behandlung einer eingehenden Prüfung zu entziehen, ſo war er doch zu ſehr Arzt, um nicht ein wenig der Verſuchung des Discutirens zu unterliegen. Weit entfernt, dem Streite auszuweichen, gefiel er ſich darin, ihn fortzuſetzen.

Das ſind die Früchte der neuen Schule! rief er aus. Man will über die ſichtbare Erſcheinung hinausſehen, und je ſchlagender ſich Etwas unſeren Sinnen darthut, deſto weniger wollen wir daran glauben! Ich habe geſagt und bleibe dabei, daß die antiphlogiſtiſchen Mittel als: verdünnte Milch, ſchleimige Getränke, Aderſchien ihren Entſchluß beugen zu können. Zuletzt ging ich mit innigem Schmerz, zunächſt darüber, daß ſie die Liebe verſchworen hatte; denn trotz der Orriswurzel, die ſie in den Mund nahm, um den Geruch der Spirituoſen zu verbergen, fühlte ich mich von dieſer Schönheit, von dieſer Geiſteskraft hingeriſſen; und dann beklagte ich, daß ein ſo junges Mädchen Betrug und Selbſtzerſtörung zu ihrem Syſteme gemacht haben ſollte. Als ich aufbrach, drückte ſie mir fünf Guineen in die Hand, um die erwähnten Erforderniſſe einzukaufen. „Fügen Sie noch eine kleine Gunſt hinzu,“ ſagte ich: „Aramathea, geſtatten Sie mir einen Kuß!“

„Einen Kuß!“ erwiederte ſie mit geringſchätzigem Spotte: „nein, Japhet, ſehen Sie mich an, denn es iſt das letzte Mal, daß Sie meine Jugend ſchauen, ſehen Sie mich an als ein Grab, ſchön von außen, aber innen lauter Ekel und Fäulniß. Laſſen Sie mich Ihnen einen größern Freundſchaftsdienſt erweiſen, laſſen Sie mich Ihre ſchlummernde Energie erwecken, und jenen Ehrgeiz in Ihre Seele pflanzen, der zu allem Großen und Guten führt. Möge er Sie einen beſſeren und eines Mannes würdigeren Pfad führen, als der iſt, den ich halb erkoren, und halb auf Geheiß meines Schickſals betreten habe. Sehen Sie mich als Ihre Freundin an, wenn ich es gleich, wie Sie richtig ſagen, vielleicht nicht gegen mich ſelber bin. Leben Sie wohl; vergeſſen Sie nicht mir morgen die Arznei zu ſenden, deren ich bedarf.“

Ich verließ ſie und kehrte nach Hauſe; es war ſpät. Ich ging zu Bette und nachdem ich meinem Timotheus ſo viel als ich mit Sicherheit wagen konnte entdeckt hatte, fiel ich in einen tiefen Schlaf; aber ihre Geſtalt und Stimme folgten mir in meine Träume nach. Erſt erſchien ſie mir mit ihrem bemalten, übertünchten Angeſichte; dann fiel die Maske ab, und ich ſtürzte ihr zu Füßen um ihre himmliſche Schönheit anzubeten; dann verſchwand die Schönheit wieder, und ſie ſtand vor mir, ein Bild des Ekels und der Häßlichkeit, während ihr mit Branntweindünſten vergifteter Athem mich läſſe und die wunderbare Digitalis keineswegs zu ſtark ſind bei dieſer Ueberfülle des Herzens. Wie! du kannſt wirklich noch an einem Aneurismus zweifeln?

Ich zweifle nicht, lieber Vater, entgegnete lebhaft der Sohn, daß Sie mit dieſem Syſtem es dahin bringen werden, die Krankheit, die Sie zu heilen vorgeben, wirklich hervorzurufen. Es iſt nichts als ein einfaches Nervenleiden; Sie werden ein Herzleiden daraus machen. Sie haben Recht, aber zu früh; das iſt Alles.

Ah ſo, du hältſt mich für einen Dorfbader?

Nein, lieber Vater, ich vertraue auf Ihre Wiſſenſchaft, aber ich fürchte die Doctrin. Laſſen wir die Erörterungen und gehen wir hinein. Ich habe Frau von Fouchy in einem Zuſtande gefunden, der Sie entſetzt hätte. Ich habe es gewagt, Ihre Verbote zu überſchreiten, und herzſtärkende Mittel haben ihr . . .

Was haſt du gethan, Unglückſeliger! rief der Doctor aus, deſſen Geſicht todtenbleich wurde und der ſich gar nicht mehr zu faſſen wußte.

Meine Pflicht.

Deine Pflicht iſt Gehorſam und Reſpect gegen mich!

Meine Pflicht iſt, Diejenigen zu retten, die in Todesgefahr ſchweben!

Gefahr? du rufſt ſie herbei. Die Gräfin iſt verloren. Sie muß an einem Herzleiden ſterben . . . und wird auch daran ſterben.

Vater Céret war in einer furchtbaren Aufregung und nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt. Der Widerſpruch, die Schande, gerade in den Augen des einzigen Zeugen, auf den es ihm ankam, für einen Ignoranten zu gelten, brachte unwillkürlich das Geheimniß über ſeine Lippen. Er war auf dem Punkte, Alles zu geſtehen; denn lieber wollte er noch gefürchtet, als bemitleidet werden.

Die Haltung ſeines Sohnes beſchwichtigte ihn plötzlich.

Louis, der einen ſolchen Eigenſinn auf wiſſenſchaftlichem Gebiet gar nicht begreifen konnte, fühlte ſich von einem unbeſtimmten, ſeltſamen Verdacht erfaßt. Er betrachtete dieſen Greis, den er bisher mit einer ſo heiligen und innigen Neigung geliebt hatte, und fühlte etwas wie ein Geſpenſt ſich zwiſchen ihn und ſeinen Vater drängen. Der feſte, entſchloſſene Blick des Doctors erſchreckte ihn. Es lag mehr als Fanatismus in dieſem Zorn, und die Argumente des alten Céret waren zu augenſcheinlich unhaltbar, um einem ſo gelehrten Practicus genügen zu können. Es graute Louis vor ſeinem eigenen Gefühl. Das Blut drängte ſich ihm zum Herzen, er erblaßte, ſchwankte und wäre beinahe ohnmächtig geworden. Vater Céret verſtand Alles, und der Schauer, welcher ihn jetzt kalt durchrieſelte, war doch noch eine menſchliche Regung. Zum erſten Male ward dieſer gottloſe Mann in ſeinem Innern erſchüttert; das Gefühl, dem einzigen Weſen, das er auf der Welt liebte, verdächtig zu ſein, erweckte in ihm eine dunkle Vorſtellung von Gott und Gewiſſen.

Louis, mein Junge, was iſt dir denn? fragte er ihn.

Nichts, nichts, lieber Vater, erwiderte Louis, zurückweichend, als fürchtete er, die ihm entgegengeſtreckte Hand zu berühren.

Armes Kind, du taugſt nicht zu langen Discuſſionen, ſagte der alte Arzt, indem er zu lachen verſuchte. Du haſt nicht gemerkt, daß ich mir einen Spaß mit dir machte und deine junge Logik auf die Probe ſtellte.

Louis ſah ſtatt aller Antwort ſeinem Vater eine Secunde lang feſt in die Augen. Céret erröthete wie ein auf der That ertappter Schulknabe. Der Mann, deſſen Selbſtbeherrſchung einem gewöhnlichen Zeugen gegenüber unerſchütterlich war, der Herrn von Solignac mit ſolcher Unverſchämtheit behandelt hatte, fühlte ſich jetzt wehrlos und verwundbar vor ſeinem Sohne. Ihm war unbehaglich zu Muth, und er fand kein ſpottendes Wort, das ſeine Verlegenheit verbergen konnte. Er machte eine Bewegung, um ſich gegen das Schloß zu wenden.

Gehen Sie nicht hin! gehen Sie nicht hin! rief Louis beinahe unwillkürlich.

Vater Céret runzelte die Augenbrauen und biß ſich die Lippen. Sein Verſehen war nicht wieder gut zu machen. Von nun an hatte er einen Richter an ſeiner Seite.

Du haſt zu viel Eigenliebe, mein Junge, ſagte er mit einem ſonderbaren Lächeln; du fürchteſt, ich gehe dir heute ins Gehege. Wie du willſt! Ich will ein loyaler College ſein. Frau von Fouchy geht es gut, das iſt die Hauptſache; ſo laß uns nach Hauſe gehen.

Und indem er etwas gewaltſam den Arm ſeines Sohnes unter den ſeinigen nahm, zog er ihn, der fortwährend ſchwankte und ſtrauchelte, nach Hauſe. Kaum angelangt, machte ſich Louis mit einer Haſt los, die geradezu Abſcheu verrieth.

Du fieberſt, mein guter Louis; ich laſſe dich nicht allein zu Bett gehen, ſagte der alte Céret mit ſüßlicher Stimme. Ich werde dich führen.

Und er entkleidete ſeinen Sohn und brachte ihn ſelbſt zu Bett; dieſer ließ Alles mit ſich anfangen und ſchien kaum mehr zu leben. Den ganzen Tag, den Abend und einen Theil der Nacht wachte der Alte bei ihm; Louis lag im Delirium. Der Doctor ſchüttelte den Kopf; aber gegen Mitternacht befühlte er den Puls und die Stirn.

Es wird Nichts ſein, brummte er, die Kriſis iſt vorüber.

Dann ging er hinunter und zu Bette. Sobald er allein war, ſchämte er ſich ſeiner Schwachheit.

Ich hätte vielleicht beſſer gethan, Niemand zu ſchonen, aber dieſer Teufelsjunge mit ſeinen Mädchenaugen brachte mich ganz außer Faſſung. Es iſt keine Zeit zu verlieren!

Einige Minuten ſpäter löſchte er das Licht aus, wobei er die paſſende philoſophiſche Bemerkung machte, wie ärgerlich es ſei, daß man das menſchliche Leben nicht eben ſo ausblaſen könne wie ein Licht.

## VI.

## Das Gegengift.

Es war kein Wunder, wenn Louis ſich unwiderſtehlich zu einem ſchrecklichen Verdacht hingezogen fühlte. Seit ſeiner Rückkehr hatte der junge Arzt die Krankheit der Gräfin ſo häufig beobachtet und ſtudirt; er war in dieſer Hinſicht zu einer ſo vollſtändigen, unerſchütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß ihm nur die Alternative blieb, ſeinen Vater für verrückt oder für ſchuldig zu halten. Nun war aber der cyniſche Geiſt des alten Céret niemals rühriger und lebhafter geweſen, und vermöge eines pſychologiſchen Phänomens, das bei leidenſchaftlichen Naturen nicht ungewöhnlich iſt, fühlte ſich Louis in ſeiner Beſtürzung über den craſſen Materialismus und die grauſame Fühlloſigkeit ſeines Vaters geneigt, demſelben jede moraliſche Geſunkenheit zuzutrauen. Des alten Céret Zorn, ſein Benehmen und gewiſſermaßen eine innere Offenbarung brachten ihn auf die Spur; allein ſobald er den Fuß auf dieſen Schmerzensweg geſetzt hatte, ſchreckte er doch wieder zurück, und qualvolle Zweifel bemächtigten ſich ſeiner. Nicht genug, daß die wiſſenſchaftliche Autorität ſeines Vaters in Frage geſtellt war, er mußte auch in ſeinem einzigen Freunde einen Verbrecher erblicken, einen Frevler an Recht und Sittlichkeit. Welch tiefer Sturz! Welch unheilbare Wunde! Allein ſobald Louis nach dem Beweggrunde dieſes Verbrechens forſchte, verlor er ſich in Vermuthungen. Als er am Morgen nach jener Scene im Park, nach einer fieberhaften Nacht die Augen öffnete, glaubte er noch einen Augenblick, all dies nur geträumt zu haben. Er wollte für den vatermörderiſchen Verdacht um Verzeihung bitten; allein dieſer Betrug ſeines eignen Herzens verſchwand ſehr raſch, und die beängſtigende Wirklichkeit mit all ihren Kämpfen erfaßte ihn noch heftiger, als Tags zuvor. Was war zu thun? Den Vater einſchüchtern und ihn zum Rückzug zwingen, war ſein erſter Gedanke. Es gehörte Heldenmuth zu dieſem Entſchluß, aber gerade dies reizte ihn.

Er wagt es nicht, ſobald er ſieht, daß ich Alles weiß, ſagte er ſich beim Ankleiden. Er verachtet die Welt, aber von mir möchte er nicht verachtet ſein.

So trat er denn blaß, aber unerſchütterlich entſchloſſen vor ſeinen Vater, welcher eben ſein Wägelchen beſteigen wollte, um ſeine tägliche Runde zu machen.

Ich wünſche mit Ihnen zu ſprechen, Vater, begann er feierlich.

Ah, fangen die mediciniſchen Erörterungen ſchon wieder an? fragte der Doctor grinſend.

Louis antwortete nicht. Er folgte ſeinem Vater in deſſen Cabinet, mit der klaren Erkenntniß, wie ſchwer ſeine Aufgabe ſei und daß er ſchwerlich die nöthige Kraft haben würde, dieſen unbeugſamen Alten niederzuzwingen. Aber trotzdem ſagte er, ſobald ſie allein waren:

Vater, es ſind Dinge zwiſchen uns vorgefallen, über welche ich nicht richten will, die mir aber eine ernſte Pflicht auferlegen. Wir ſind verſchiedener Meinung in einer Frage über Leben und Tod. Sie werden es billigen, daß ich, um geiſtige Freiheit und Sammlung zu finden, dieſes Haus verlaſſe. Ich hätte Sie gern überzeugt, es gelang mir nicht; ſo bleibt mir nur noch übrig, Sie zu retten, indem ich Frau von Fouchy rette. Ihr Wiſſen hat ſie verurtheilt (und Louis legte beſondern Nachdruck auf dieſes Wort), mein Gewiſſen will ſie retten. Darum wundern Sie ſich nicht, mich Ihnen im Wege zu finden.

Was ſoll dieſe Einmiſchung heißen? Wer hat dich dazu beauftragt? Ich habe dir bewieſen, daß meine Behandlung...

Halten Sie ein, lieber Vater, wir wollen den heftigen Streit nicht wieder aufnehmen, er könnte uns beide verrathen!

Was willſt du damit ſagen?

Daß ich meine Geheimniſſe habe, wie Sie die Ihrigen, und daß wir wünſchen müſſen, dieſelben für uns zu behalten.

Alſo du erklärſt mir offen den Krieg?... Geh, laß mich machen; kehre nach Paris zurück und verlange nicht zu wiſſen, was ein Mann, der dich liebt und dein Glück will, für dich träumen oder unternehmen könnte.

Sprechen Sie mir nicht von Ihrer Liebe, mein Vater; laſſen Sie einen Stillſtand in unſerem Leben eintreten. Laſſen Sie uns einige Zeit fremd für einander ſein, oder beſſer, wie Sie ſpottend geſagt haben, Collegen. An dem Tage meines Sieges werde ich Sie kniefällig um die Freundſchaft und Liebe bitten, deren ich ſo ſehr bedarf. Bis dahin mögen Sie mir verzeihen, wenn ich meine Pflicht über meinen Gehorſam ſtelle.

Louis brachte dieſe Worte nur mühſam heraus, der alte Céret ſah ihn mit einem Gemiſch von Aerger und zärtlicher Bewunderung an. Dieſer fürchterliche Menſch war ſtolz auf einen ſo edlen, makelloſen, gefühlvollen Gegner und bereute bitter die ſchwache Viertelſtunde, welche den Kampf zwiſchen ſeinem Sohn und ihm unvermeidlich gemacht hatte.

Wenn deine Auflehnung nicht zugleich ein Vatermord wäre, könnte ich dich dafür küſſen, du armer Thor, entgegnete Vater Céret, denn das Rebelliren ſteht dir wirklich ganz reizend. Aber nun iſt's genug der Kindereien. Ich bin dein Vater, dein Herr, dein Vorgeſetzter; halte Schritt, wenn du mir folgen willſt, oder reiße aus und begieb dich wieder in deine Schule.

O Mutter! Mutter! rief Louis aus, ein Schluchzen unterdrückend.

Es handelt ſich nicht um deine Mutter, ſondern um deinen Vater, den du zum Märchen der Umgegend machen willſt... Ich weiß nicht, was für Ideen du dir in den Kopf geſetzt haſt; es iſt überhaupt nicht gut mit dir ſpaßen; von jetzt an ſpreche ich denn auch im vollen Ernſt. Ich verantworte meine Kranken vor ihrer Familie und vor meinem Gewiſſen. Du biſt weder die eine noch das andere; laß alſo dahin geſtellt ſein, was du nicht weißt, und faſſe dich in Geduld.

Aber wenn ich nun nicht warte! Wenn ich aus Abſcheu vor mir ſelbſt in mir den Sohn ſtrafe, den Sohn eines... wenn ich mich tödte!

Damit haſt du dann nur bewieſen, daß es unter den Medicinern Selbſtmörder giebt; aber niemals, daß ich Unrecht hatte, Frau von Fouchy als herzleidend zu behandeln. Unſinniger! Bildeſt du dir ein, das letzte Wort der Wiſſenſchaft zu kennen? Woher weißt du denn, daß ich im Irrthum war? Mit welchem Recht, du neugebackener Schüler, willſt du mich richten? Gieb dich zufrieden, Rekrut, und überlaß das Weitere deinem General.

O ſprechen Sie nicht von der Wiſſenſchaft!

Ich habe jetzt keine Zeit zum Plaudern, mein Junge; wenn du Luſt haſt, können wir das Geſpräch heute Abend fortſetzen.

Wohin gehen Sie, lieber Vater?

Zu meinen Kranken, und übers Schloß kehre ich zurück.

Sie werden mich dort finden.

Das verbiete ich dir. Die Gräfin würde ſich nur vor deinem aufgeregten Ausſehen fürchten. Du würdeſt mir die Praxis bald genug ruiniren, wenn ich dich gehen ließe.

Hören Sie, mein Vater, erwiderte Louis, der Entſchluß und Kraft in ſich ſinken fühlte, ich erbitte mir nur Eine Gunſt. Gewähren Sie mir dieſen einzigen Tag... nur einen Tag Aufſchub! Setzen Sie keinen Fuß ins Schloß; einen Tag, einen einzigen Tag nur Friſt! Ich werde nachdenken... heute Abend werde ich gewiß vernünftiger ſein.

Es liegt dir alſo ſehr viel daran? Ich bin wieder zu nachgiebig! aber gut alſo! ich werde nicht aufs Schloß gehen.

Sie ſchwören mir's?

Was! du mißtrauſt mir?

Indem Vater Céret ſo ſprach, nahm er eine majeſtätiſche, traurig groteske Haltung an.

Nein, ich glaube und danke Ihnen, ſprach Louis gedrückt.

Vater Céret ſetzte ſich in Bewegung.

Einige Augenblicke nachher fuhr der Wagen aus dem Hof, und der alte Doctor beugte ſich, als er an den Fenſtern ſeines Arbeitszimmers vorüberfuhr, noch einmal hinaus, um ſeinen Sohn zu erblicken und ihm freundlich zuzuwinken.

Als ſich Louis allein befand, betrachtete er mit Grauen die Wände dieſes Hauſes, das er ſo ſehr gefaſt erſtickte. Ich erwachte und beruhigte mich, froh von dem gräßlichen Traume erlöst zu ſeyn; aber kaum war ich wieder eingeſchlummert, ſo erſchien ſie mir von Neuem, mit einem Drachenſchweif, wie die Sünde in Milſon's verlorenem Paradies; ſie wand ſich um mich her, ihr ſchönes Antlitz verwandelte ſich allmählig in einen Todtenkopf. Ich ſchrie vor Schrecken, konnte nicht mehr einſchlafen, und war durch meinen Traum gänzlich von der Neigung zu Miß Aramathea Judd geheilt.

## Sechstes Kapitel.

Trotz meiner wirkſamen und ſchmackhaften Recepte verliere ich meine Patientin. Fehde der Montague's und Capulet's. Der Auſgang anders als in der Tragödie: Mercutio kommt mit einem blauen Auge davon.

Den andern Tag ließ ich durch Timothy ſtark rectificirten weißen Branntwein kaufen; dieſen färbte ich mit einer blauen Tinktur, goß ein wenig Zimmteſſenz bei, um den Geruch zu verbergen, und ſandte zwölf große Phiolen, ſorgfältig verpackt und geſiegelt, in ihre Wohnung. Von jetzt an kam ſie ſeltener, außer etwa Morgens früh; dagegen machte ich häufige Beſuche bei ihr, aber nicht als Liebhaber, ſondern um Geld in Empfang zu nehmen. Eines Tages bat ich ſie um Erlaubniß, einer Verſammlung beiwohnen zu dürfen, und ſie willigte augenblicklich ein; denn wir ſtanden auf dem vertrauteſten Fuße, und ſeit ich aufgehört hatte, den Narren zu ſpielen, durfte ich ganze Stunden bei ihr bleiben. Sie hatte, ihrem Worte getreu, das Geſicht wieder übertüncht, aber da ich wußte, welche Schönheit unter dieſer Tünche verborgen war, ſo fühlte ich keinen Widerwillen mehr.

liebt, ſo oft in der Erinnerung geſegnet hatte. All die trauten Gegenſtände, die Möbel, dieſe alten Freunde ſeiner Kindheit, nahmen Theil am Verbrechen ſeines Vaters und waren mit ihm entehrt. Ein tiefer Abſcheu ergriff ihn. Die Selbſtmorddrohung, welche er als Argument in den Wortwechſel geſchleudert hatte, erhob ſich wieder vor ſeinem Geiſte mit verführeriſcher Gewalt. Sterben! Das hieße ja nur Gott und ſeiner Mutter eine Liebe unentweiht zurückbringen, die der Läſterung zu verfallen drohte. Sterben! Das hieße, vor dem Greiſe, der ihm einſt heilig war, fliehen, ohne ihm zu fluchen; bewahren, was ihm an Illuſionen noch geblieben war; der Muſe der Wiſſenſchaft, die ihm ſo hohe und edle Freuden verheißen, keuſch und unentweiht Valet ſagen! Das hieße der Schande entrinnen, vielleicht ein Verbrechen vereiteln! Würde der Arzt, der ſeinen Sohn ſo ſehr liebte, nicht in deſſen Tod die ſtrafende Hand Gottes erkennen? Würde er den gräßlichen Muth zu ſeiner Frevelthat behalten? Ach! der Sohn kannte ſeinen Vater gar wohl. Dieſer Mann, der ſo kalt war wie Erz, ſo exact wie eine Ziffer, hatte ſich nie hinreißen laſſen. Er war weder Spieler noch Wüſtling, und dieſer eiſige Wahnſinn entſprang aus keiner plötzlichen Erregung. Wäre Louis todt, ſo würde der Alte über ſeine Leiche hinwegſchreiten, um ſein Ziel zu erreichen. Nutzlos, würde der Selbſtmord zur Feigheit. Das hieße Olympia verlaſſen, um ſich ſelbſt den Qualen des Kampfes zu entziehen. Nein, er mußte leben, ſeine Thränen verwinden und gleichfalls Stoiker werden, um offen und unerbittlich dieſem abſcheulichen Plan entgegen zu treten. Aber in der Ausführung häuften ſich erſt recht die unüberwindlichſten Schwierigkeiten.

Oh! dachte er mit heiligem Ingrimm, weder ſterben noch tödten können! Keine Waffen haben und nicht einmal den Muth, ſich welche zu wünſchen! Ich bin wie ein durch das Beichtgeheimniß geknebelter Prieſter. Wenn ich ſchweige, werde ich Mitſchuldiger; wenn ich rede, handle ich gottlos und frevelhaft gegen meinen Vater! Wer ſagt mir, ob ich zum Ungeheuer werde oder zum Helden, wenn ich die kindliche Liebe dem Menſchenwohl opfere und eine Fremde rette, indem ich meinen Vater preisgebe?

Louis hielt es daheim nicht aus. Er ging fort; aber wohin ſollte er gehen? Von fern erblickte er die Bäume des Parks, welche den Horizont begrenzten. Dort hätte er hineilen mögen, ſich vor das Schloß ſtellen, das Gefängniß bewachen, deſſen ſchuldloſes Opfer vielleicht eben ſeiner gedachte und ſich über ſein Wegbleiben wunderte. Da erſcholl die Dorfglocke; man läutete zur Meſſe. Louis erbebte; dieſe Stimme ſchlug an ſein Herz. In Paris hatte er ſich der allgemeinen Regel, nämlich dem religiöſen Indifferentismus gefügt; es war lange her, daß er nicht auf den Knieen gelegen und mit ſich über den Reſt ſeines Glaubens zu Rathe gegangen war. Dieſe Glocke jedoch erklang plötzlich wie ein guter Rath, wie eine letzte ſchmerzliche Ermahnung.

Louis fühlte eine brünſtige Andacht in ſeinem Herzen und ging zur Kirche hinan. An der Schwelle fiel es ihm ein, daß er dieſes feuchte, bemooſ'te Gemäner ſeit dem Tode ſeiner Mutter nicht betreten hatte. Er erinnerte ſich der Thränen, mit welchen er damals dieſe Stufen überſchritten; noch ſah er im Geiſte die Todtengräber, wie ſie mit dem Sarge auf den Achſeln langſam vorwärts ſchritten. Damals war er mit verzweiflungsvollem Herzen dem Sarg gefolgt; heute hätte er es als Erleichterung empfunden, hinter einem zweiten herzugehen. Die Kirche war faſt leer. Einige alte Weiber ſchleiſten mit ihren Holzſchuhen über die lockeren Steinplatten hin. Der Pfarrer trat an den Altar und murmelte den Introïtus. Des Sacriſtans tonloſe Stimme antwortete. Louis beneidete dieſen beſcheidenen Gehülſen um ſeine Function. Er hätte gewünſcht, an der heiligen Handlung Theil zu nehmen, ſelbſt zu miniſtriren. Mit Eiferſucht betrachtete er den alten Prieſter, der ſo friedlich und ruhig den Kelch zurecht ſtellte und ſich anſchickte, die Hoſtie zu brechen. Seine Lippen lechzten nach dem heiligen Brode; er fühlte das Verlangen, Gott in ſich aufzunehmen. Hinter einem Pfeiler auf beide Kniee niederſinkend, erleichterte Louis ſein Herz, indem er lange betete; es fielen ihm die Gebete wieder ein, die ſeine Mutter ihn gelehrt hatte; er mußte ſich zuweilen auf die Worte erſt beſinnen. Dann zerſtreuten ihn düſtere Vorſtellungen. So oft ein ſchwacher Sonnenſtrahl beim Oeffnen der Thüre in das Kirchenſchiff einfiel, wendete er ſich erſchrocken um, ob nicht eine Bahre hereingetragen und der Todtengeſang angeſtimmt würde. Er hätte ſeinen Vater mit magnetiſcher Seelenkraft herbeiziehen mögen, daß er reuig und betend neben ihm auf dieſen feuchten Steinen niederkniete. Nach beendeter Meſſe trat der Prieſter in die Sacriſtei. Louis war verſucht, ihm nachzueilen mit der Bitte, ſeine Beichte zu hören; ein Scrupel jedoch hielt ihn zurück. Sollte er einem Andern — ſelbſt unter der Gewähr unverbrüchlicher Verſchwiegenheit — das entſetzliche Geheimniß anvertrauen, das ihm nicht angehörte? Nein, er mußte dieſe Qual allein tragen; jeder Verſuch, ſeine Pein zu erleichtern, war Verrath an ſeinem Vater. Louis neigte, wie wir bereits erwähnt, zu myſtiſcher Schwärmerei. Derſelbe innere Trieb, der ihn in die Kirche gezogen hatte, ſteigerte ſeine Stimmung zu immer größerer Erhebung. Faſt eine Stunde lang verharrte er ſo in Leid und Andacht verſunken, Gott das Sühnopfer ſeiner heißen Thränen darbringend und trotz aller Leiden mehr und mehr innerlich gehoben und geſtärkt. Dieſe Kirche, kahl und kalt wie ein Grab, vermehrte nur noch die Glut ſeiner Seele, und er ſchwang ſich über die geborſtenen Wölbungen hinaus zu jenem Himmel der Gläubigen, wo Engelſchaaren ihn empfingen, ermuthigten und belohnten.

Dieſer zwanzigjährige Gerechte wandelte ſeinen Kreuzesweg und genoß von der Höhe ſeines Calvarienberges die herben Freuden des Opfers. Indem er zu

Gott flehte, ihn auf ſeinem ſchweren Gang zu erleuchten und zu ſtützen, gelobte er ſich der Kirche, falls ihm der Sieg über ſeinen Vater gelingen ſollte; er wollte dann im Prieſtergewand den Freuden der Welt abſterben. Ein rührend kindliches Gelübde, wenn es auch nicht ganz aufrichtig war, und eigentlich den Herrn, dem es Bedingungen vorſchrieb, hätte beleidigen können.

Als Louis aus der Kirche trat, lag das Dorf von den letzten Strahlen der milden Abendſonne vergoldet da; herbſtlicher Duft ſtieg von den gemähten Wieſen, den gelb gewordenen Bäumen kräftig empor. Die Häuſer glühten im Abendſchein, und aus den Ställen erſcholl das Gebrülle der Rinder, das Louis wie ein wohllautender Geſang vorkam. Die lächelnde Heiterkeit der Natur ſchien ihm eine Antwort Gottes. Die Todesträume und düſtern Bilder flatterten aufgeſcheucht davon, den Vogelſchaaren nach, die den blauen Luftraum kreuzten.

Nein, ein ſolches Verbrechen kann nicht gelingen, wenn Gott unendlich gut und groß iſt! flüſterte Louis; und er ging hinab, wenn auch nicht getröſtet, doch beruhigt und geſtärkt. Sein Sinnen richtete ſich nun auf Frau von Fouchy. Jetzt athmet ſie wohl in ihrem ſchönen Park den Duft des Lebens und der Geſundheit ein; vielleicht ſteht ſie über die Terraſſe geneigt und pflückt die letzten, zu ihr aufrankenden Blumen. Arme Frau! Wie allein und verlaſſen ſie iſt! Ach, wenn doch wenigſtens Jemand ſie liebte! Wenn er, der Sohn des unglückſeligen Arztes, das Recht hätte, die theure Kranke immer zu umgeben, ſie offen zu beſchützen! Aber würde ſie denn ſein reines, uneigennütziges Mitgefühl verſtehen, würde er Etwas damit ausrichten können?

Bei dieſem Punkt angelangt, gerieth Louis' Einbildung etwas auf Abwege, und als er zu ſeinem Vater heimkehrte, hatte die heftige Aufregung des Morgens einer eigenthümlichen Heiterkeit Platz gemacht. Der alte Céret, der auf ein Geſpräch voll ſtürmiſcher Bitten gefaßt war, ſtieg gerüſtet und gepanzert aus dem Wagen; diesmal gedachte er ſein Spiel beſſer zu verdecken. Aber als er ſeinen Sohn ſo viel ruhiger wiederfand, rief er, wenn gleich nicht ganz frei von Verdacht, ihm zu:

Nun, iſt dein großer Zorn jetzt verraucht?

Ich habe über die Sache nachgedacht.

Darf man das Reſultat deiner ernſten Ueberlegung wiſſen?

Louis erröthete wie Jemand, der im Begriff iſt zu lügen.

Sie haben mir oft geſagt, lieber Vater, der Gedanke an mein Glück ſei ſtets Ihr liebſter Traum geweſen.

Ja, gewiß; das habe ich geſagt und wiederhole es: ich liebe dich raſend, mein Junge, weißt du das?

Ich weiß es; deßhalb will ich Ihnen auch von meinem Glücke ſprechen.... Als ich Sie ſo dringend um die Erlaubniß bat, Frau von Fouchy behandeln zu dürfen, ſo geſchah es, weil...

Louis zögerte.

Nun, ſprich weiter, du Haſenfuß, rief mit poſſierlichem Ton Vater Céret, den Blick feſt auf die Augen ſeines Sohnes gerichtet.

Weil ich ſie liebe und von ihr geliebt ſein möchte, ſagte Louis einfach mit feſter Stimme, indem er gewaltſam das heftige Pochen ſeines Herzens niederkämpfte.

Ei, was willſt du mir da aufbinden? verſetzte der Doctor ſpottend und ſeinen Sohn ſcharf muſternd.

Ich vertraue Ihnen ein Geheimniß an, das ich geſtern ſelbſt noch nicht kannte, das mir aber heute durch meine große Angſt zum Bewußtſein gekommen iſt.

Warum nicht gar! Du willſt mich zum Beſten haben!

Vater Céret argwöhnte eine Kriegsliſt; Louis' Argument war geſchickt gewählt.

Nicht wahr, ergriff dieſer lebhaft wieder das Wort, Sie würden mich Frau von Fouchy behandeln laſſen, wenn Sie die Hoffnung hätten, ſie Tochter zu nennen?

Du willſt ſie heirathen? rief Vater Céret und wich einen Schritt zurück.

Halten Sie für möglich, daß ich ſie verführen wollte?

Hm, dann wäre es mir allerdings ſo lieber, brummte der Alte, dem es zu dämmern begann. Doch nein, du willſt mir nur eine Falle ſtellen. Sieh dich nach einem Andern dafür um!

Wie? Sie glauben nicht, daß ich dieſe anbetungswürdige Frau lieben könnte, die obendrein ſo ſanft, ſo klug und ſo unglücklich iſt?

Du, verliebt? Ach, geh doch!

Ich verſichere Sie feierlich, rief Louis und faltete die Hände. Der arme Junge fürchtete wahrſcheinlich, nicht genug zu lügen, obgleich er doch mit großer Naturwahrheit den Begeiſterten ſpielte.

Und wenn du Frau von Fouchy liebteſt, was ginge mich das an? Zu einer Heirath gehören Zwei.

Aber wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſie liebe, ſo weiß ich eben, daß auch ſie mich lieben wird.

Hat ſie dir's geſagt?

Nein, aber ihr armes, trauriges, einſames Herz fühlt das Bedürfniß, verſtanden und beſchützt zu werden. Ja, gewiß, ſie wird mich lieben, ſeien Sie deſſen verſichert.

Teufel! Teufel! Das wundert mich! Und der finſtere Mann rieb ſich die Hände. Wenn das nicht wahr iſt, überlegte er, ſo könnte es doch mit etwas Geſchicklichkeit wahr gemacht werden; und dieſe Ausſicht, durch welche Solignac als Mitſchuldiger überflüſſig würde, erleichterte ihm das Spiel und verbürgte ein günſtiges Reſultat.

Louis glaubte, der Vater zögere noch.

Oh, mein Vater, fuhr er lebhaft fort, indem er all ſeinen Muth zuſammen nahm, um die Komödie glücklich zu Ende zu ſpielen, wenn Sie mir Ihre Hülfe leihen wollen, ſo heirathe ich die Gräfin, und Ihre Wünſche ſind erfüllt.

Die heutige Jugend kennt keine Zweifel! Alſo gut, ich bin dabei. Mache, daß du geliebt wirſt, liefere mir Beweiſe dafür, und ich übergebe dir meine Patientin zur Behandlung.

Oh, Sie ſollen ſehen! Sie ſollen ſehen, mein Vater!

Ja, ja, ich werde ſehen; ich werde dich überwachen und dir im Nothfall beiſtehen. Nun komm, mein Junge, und laß uns Frieden ſchließen! Ich zerreiße meine Recepte! Weg mit den Fläſchchen! Es lebe die Geſundheit, der Frohſinn und die Liebe! Und vorwärts mit der Hochzeit!

Indem der Alte, der ſchon die Millionen klingen hörte, ſo ſprach, erhitzte er ſich immer mehr und wurde fürchterlich in ſeiner Freude. Er ſtreckte ſeinem Sohn die Hand hin, dieſer näherte die ſeine.

Topp! Schlag ein, mein Junge, das iſt nun abgemacht. Du haſt einen Monat Zeit. In dreißig Tagen, um dieſe Stunde, mache ich den Antrag für dich. Nimm dich zuſammen, daß ich keinen Korb bekomme, denn ich wäre untröſtlich über eine ſolche Schlappe und im Stande…

In einem Monat; ich bin es zufrieden, murmelte Louis, der um jeden Preis Zeit gewinnen wollte und von dieſem Aufſchub Alles hoffte.

Ich hole eine Flaſche Kometenwein, verſetzte der Doctor; die wollen wir dieſen Abend auf den glücklichen Erfolg leeren und auch auf deine Heimkehr, die wir noch gar nicht gefeiert haben. Und leichtfüßig, wie ein junger Mann, lief der alte Doctor in den Keller, während der Sohn tief bewegt zurückblieb, erſchüttert von einem Geſpräch, deſſen Folgen er mit ruhiger Ueberlegung gar nicht auszudenken wagte.

## VII.

## Die Liebe.

Wir wollen uns der Verſuchung erwehren, die Nebenumſtände dieſer Geſchichte ausführlich zu erzählen, und daher über die Einzelheiten der jetzt für Louis und Olympia anbrechenden glücklichen Tage kurz hinweggehen. Es wäre ſonſt leicht, die beiden unſchuldigen jungen Leute zu belauſchen, wie ſie im Park umherſchweifen oder im dämmernden Salon zuſammenſitzen. Er glaubt aus Humanität Liebe zu heucheln, und ſie bildet ſich ein, nur dem Gefühle der Dankbarkeit nachzugeben. Der Herbſt naht ſeinem Ende; der Wald wird lichter, des Morgens liegt weißer Nebel auf der Landſchaft; noch läßt man die Fenſter offen, und noch ſind nicht alle Blumen verwelkt; allein im Salon zündet man gern ein kniſterndes, praſſelndes Feuer an, welches hauptſächlich Aug und Ohren erfreut. Jeden Morgen kommt Louis, um die Gräfin zu begrüßen. Olympia, nunmehr der Aengſtlichkeit entledigt, welche die zahlreichen Medicamente ſtets in ihr unterhalten hatten, befolgte gar kein ärztliches Regime mehr, Timothy war mit ſeinem Antheil an dieſer Geſchäftsverbindung ſehr zufrieden, denn er brachte ihr ſelten die Arznei, ohne eine halbe Krone einzuſtecken.

Zwei oder drei Monate lang ging das alles ganz befriedigend; eines Abends aber kam Timothy, der ſeinen Korb mit Phiolen zu Miß Judd hatte tragen wollen, in großer Beſtürzung zurück, mit der Nachricht, er habe die Wohnung leer gefunden. Er hatte die Nachbarn gefragt, und aus ihren ſehr widerſprechenden Berichten ſchien hervorzugehen, daß die Gegenprophetin verwichenen Abend an der Spitze ihrer Proſelyten herangezogen ſey, Einlaß erzwungen, und einen verzweifelten Kampf angefangen, ferner, daß die Polizei, die man herzugerufen, beide Parteien auf die Wache geführt habe; endlich, daß die ganze Sache von der Obrigkeit unterſucht worden ſey, und Miß Judd nebſt allen ihren Anhängern in's Zuchthaus geſprochen werden würde. Dieß war hinlänglich, um zwei Knaben, wie uns, zu erſchrecken: noch viele Tage lang zitterten wir, wenn Leute in die Apotheke kamen, beſtändig in der Erwartung, vorgefordert und eingeſteckt zu werden. Nach und nach jedoch verminderte ſich unſere Furcht, aber von Miß Aramathea Judd habe ich ſeit dieſer Zeit nicht das Geringſte mehr vernommen.

Nach dieſer Begebenheit legte ich mich anhaltend auf meinen Beruf, und machte, indem ich den Rath meiner jungen Freundin befolgte, die raſcheſten Fortſchritte, ſowohl in meinem Fache, als in den allgemeinen Wiſſenſchaften; meine Gedanken aber weilten wie immer bei meiner Herkunft und ihrem Geheimniß. Mein ewiges Brüten wurde zuletzt ſo quälend, daß ich, um mich zu zerſtreuen, zum Leſen meine Zuflucht nahm; ich abonnirte mich bei einer guten Leihbibliothek, und ließ mich ſelten ohne ein Buch in der Hand ſehen.

Inzwiſchen war ich beinahe dritthalb Jahre bei Herrn Kophagus geweſen, als ein Ereigniß eintrat, welches ich mit all' der Würde, die es verdient, zu beſchreiben verſuchen muß.

Wir leben in einer Welt der Ehrſucht, der Rivalität, des ſondern überläßt ſich furchtlos jeder Luſt und Laune. Sie fühlt ſich allmählich wie neugeboren und vertauſcht gerne die Verklärung des Todes mit den Reizen des Lebens.

Wie die Prinzeſſin im Märchen wartet ſie in ihrem Schloſſe Tag für Tag auf den treuen Freund, der ihr Luſt und Freiheit bringen ſoll. Es werden hundert Projecte zu Spaziergängen gemacht, man benützt den ſchwächſten Sonnenſtrahl, man läßt ſich nicht Eine Viertelſtunde Duft und Sonnenſchein entgehen. Lachend und plaudernd durchſchreitet man die Alleen und überläßt ſich ganz und gar dem Luſtgefühl, was hundertmal mehr werth iſt, als langes Schweigen und Nachſinnen. Giebt es noch eine äußere Welt? Man weiß es nicht. Und doch müſſen jenſeits des Schloſſes noch andere Geſchöpfe exiſtiren, da man mitunter kleine Ausflüge zu Zwecken der Wohlthätigkeit unternimmt. Allein man kümmert ſich kaum um dieſe Fremden; man lebt, träumt und hofft; bisweilen zittert man vor einem unbeſtimmten Vorgefühl, einem Verdacht oder einem noch nicht ausgeſprochenen Wort. Man wagt auch keinen Ausblick in die Zukunft; geſtern war ſie noch ſo traurig, daß es heute vermeſſen wäre, an dauerndes Glück zu glauben. Man freut ſich des Tages, genießt den Augenblick und giebt ſich beſeligt jenem harmloſen Egoismus hin, welcher Niemanden verletzt.

Das hinderte freilich nicht, daß Louis Céret im Grunde ſeines Herzens die furchtbarſten Aufregungen empfand. Nach dem Abſchluß des Waffenſtillſtandes zwiſchen ihm und ſeinem Vater war er zitternd aufs Schloß zurückgekehrt, voll Entſetzen über die Lüge, mit welcher er Frau von Fouchy's Geſundheit für einen Monat erkauft hatte. Rechtſchaffen und ehrlich wie er war, hatte er keiner Regung von Eitelkeit oder Ehrgeiz nachgegeben, als er dieſe Ausflucht erfand. Er war ſich bewußt, daß man Zeit gewinnen müſſe, und er hatte einen Monat gewonnen. Das war viel. Es war Nichts, falls die Gräfin nicht hinreichende Kräfte gewann, um einem indirecten Rath zur Flucht oder zu einer Reiſe folgen zu können. Es war Alles, wenn Olympia, der Geſundheit völlig wiedergegeben, dem Doctor trotzen, oder noch beſſer, ihn verabſchieden konnte. Aber welch ein Unternehmen! Wenn es nach Ablauf dieſes verhängnißvollen Monats Louis nicht gelungen war, Olympia zu entfernen, wenn ſie darauf beſtand, zu bleiben und ſich vom alten Céret behandeln zu laſſen, konnte er ihr dann auch noch auf Schritt und Tritt folgen und immer gerüſtet ſein zu ihrer Rettung aus neuen, unbekannten Gefahren? Wie viele Nächte verbrachte der junge Arzt in Nachdenken und Gebet! Welch Entſetzen erfaßte ihn, wenn er die Tage zählte! Mit welcher Angſt pflegte und umgab er die theure Geneſende! Sein Vater ſchützte zahlreiche Patienten vor, welche ihn abhielten zu kommen. Er hielt treulich Wort; nur wollte er rechtzeitig interveniren, wann es galt, die neue erſehnte Entwicklung zu beſchleunigen.

Düſter und aufgeregt, wenn er allein war, wurde Louis plötzlich heiter in Olympia's Gegenwart. Unaufhörlich lächelte er ihr zu und beruhigte ſie, indem er ſich ſelbſt beruhigte. Er vergaß, daß er eine Rolle ſpielte. Und indem er auf die unſchuldigſte Weiſe ſprach und angehört wurde, fand er Gegenliebe. Von Zeit zu Zeit prüfte er ſein Gewiſſen; allein da er die Wichtigkeit ſeiner Doctorsrolle überſchätzte, war er himmelweit entfernt, ſeine eigne verführeriſche Macht zu ahnen, oder gar zu glauben, daß er ſelbſt die Gräfin liebe. Seiner Ueberzeugung nach betrog er ſeinen Vater und handelte nur von reinem Mitgefühl bewegt, allein der Unſelige belog nur ſich ſelbſt und ergriff die Hand der Gräfin, nicht um das Fieber zu beobachten, ſondern um ſie in der ſeinen zu fühlen und zu halten.

Was Olympia betrifft, ſo gab ſie ſich keinerlei Rechenſchaft und fragte nach Nichts. Sie dankte Gott für den jungen ſchönen Vermittler; ſie gedachte ſeiner beim Erwachen und wiederholte ſich beim Einſchlafen all die zärtlichen und ernſten Worte ihres jungen Beichtvaters. Sie war glücklich und verlangte nicht zu wiſſen, um welchen Preis. Freie Herrin ihrer Handlungen, brauchte ſie weder üble Nachrede noch Verläumdung zu fürchten und ließ ſich von Herzen gerne retten. Unter dem Hauch dieſer reinen Liebe beruhigte ſich ihr Herzſchlag, und ihre Wangen wurden wieder friſch und voll. Ihre ſo lange gelähmten Kräfte gewannen neuen Schwung; ſie wagte zu lachen und verſuchte zu ſingen. Es war ein herrlicher Monat! Man bemerkte weder das Fallen der Blätter, noch die ungeſunden Nebel. Die Sommerkleider wurden nicht abgelegt, und die Herzen waren voll Duft; es herrſchte ein ewiger Frühling wie auf Calypſo's Inſel. Wer könnte dieſes Feenmärchen ſchildern, das viel zu wahr iſt, um erzählt zu werden? Verſetze dich, lieber Leſer, in die Einſamkeit eines reizenden Schloſſes, folge am Wieſenrand durch ſchattige Alleen den Schritten eines jungen, ſchönen Paares, das ſich liebt ohne es zu wiſſen; faſſe allen Wohllaut, alle Anmuth und Liebenswürdigkeit zuſammen — und verlange nicht, daß wir auch nur Ein Wörtchen von jenen kindlich erhabenen Geſprächen der beiden Liebenden wiederholen oder die kleinſte Skizze entwerfen von dieſem lichtumfloſſenen Bilde!

Inzwiſchen hatte Vater Céret ſeine Zeit nicht verloren; er lachte und rieb ſich die Hände, als wollte er die Haut zerreiben. Er lauerte auf den Tag und die Stunde, an welchen der Termin ablief, und ohne ſeinen ausweichenden Sohn je mit der kleinſten Frage zu behelligen, beobachtete er die Fortſchritte einer Liebe, welche in der Einſamkeit ganz unmerklich bis zur Unheilbarkeit großgewachſen war. Wenn man ihm von ſeinem Sohne ſprach, ſo ſeufzte er und ſchien die Faulheit des jungen Mannes zu beklagen, der die ſchönſte Zeit ſeines Studienlebens in dieſen faſt kindiſchen Plaudereien vertändle. So ſtreute er kleine Verläumdungen aus, welche ſein ſcharfes Lächeln den Hörern einprägte, und das ganze Land, das heißt acht bis zehn ſogenannte bürgerliche Familien des Cantons, ſprach von dem Liebesverhältniß der Gräfin Fouchy mit dem jungen

Céret. Auf dieſe Art ſicherte der alte Doctor ſich zahlreiche Mitſchuldige.

Eines Tages gelangte ein Echo dieſes Geredes zu Solignac. Dieſem Herrn ward überdies die Zeit lang. Die Rebhühner wurden immer ſeltener, hingegen hatten ſeine Gläubiger in Paris ſeine Adreſſe erfahren und beläſtigten ihn; vergebens hatte er einige Mal beim Doctor vorgeſprochen, ohne ihn zu finden. Er paßte ihm auf den Straßen auf; allein der ſchlaue Alte ſchien ihn zu fliehen und ſchlug durch einen tückiſchen Zufall allemal gerade die Wege ein, auf welchen ſich der ungeduldige Erbe nicht befand. Eines Abends jedoch, als Herr Céret von ſeinen Fahrten heimkehrte, fand er den Jäger in ſeiner Küche am Feuer inſtallirt und ſeiner wartend; dies ſchien ihm nicht im Mindeſten unangenehm zu ſein. Mit einem Lächeln auf den Lippen erkundigte er ſich nach dem Anlaß dieſes Beſuches.

Ich bin leidend, ſehr leidend, Doctor, antwortete Solignac; ich fürchte, ich habe die Krankheit meiner armen Couſine.

Oh, warum nicht gar! Sie werden an keinem Herzleiden ſterben!

Wie können Sie das wiſſen? entgegnete Solignac grinſend, aber mit wilden Blicken.

Ich irre mich nie, verſetzte Vater Céret trocken.

Und doch haben Sie ſich einmal geirrt, als Sie mir ein Unglück vorherſagten, welches, Gott ſei Dank, nicht eingetroffen iſt! Dabei erhob Solignac ſeine Augen voll Zerknirſchung zu dem Tragbalken der Küchendecke.

Ich habe Nichts vorausgeſagt; ich conſtatirte nur die Wahrſcheinlichkeit.

Und iſt dieſe Wahrſcheinlichkeit noch immer dieſelbe?

Immer.

Solignac wurde hochroth vor Zorn; ſeine Hände zitterten, als wenn die Verſuchung zu einer Ohrfeige ſie in Bewegung ſetzte; er biß ſich in den Schnurrbart, um eine Verwünſchung oder einen Vorwurf zu unterdrücken. Die Gegenwart der alten Haushälterin, welche vor dem Herd ab und zu ging, ſchüchterte ihn ein wenig ein.

Wollen wir nicht in Ihr Cabinet eintreten, lieber Doctor?

Recht gern, antwortete Vater Córet gleichmüthig. Als ſie ſich allein befanden, verſchränkte Solignac die Arme und ſagte, mit ſeinem Geſicht ganz nahe an das des Doctors herankommend:

Sie ſind ein niederträchtiger Schuft, verſtehen Sie?

Ich glaube, Sie haben nicht den gebührenden Reſpect vor meinen weißen Haaren, erwiderte mit vollkommener Heiterkeit und einem leichten Lächeln der alte Córet.

Das wäre auch der Mühe werth! Du haſt mich beſtohlen, hörſt du? Aber ich bringe dich dafür um!

Da müſſen Sie wohl Acht geben, nicht krank zu werden, denn ich würde dann Ihre Behandlung übernehmen. — Und der Doctor ſagte das, mit den Augen blinzelnd, als wenn er die harmloſeſte kleine Bosheit geſagt hätte.

Was habe ich hören müſſen? verſetzte Solignac: daß dein Sohn ſich im Schloſſe eingeniſtet hat, daß er meine Couſine gar nicht verläßt; da ſoll's Spaziergänge, Serenaden, ein Girren ohne Ende geben! Das war nicht ausgemacht.

Was wollen Sie? warf der Doctor ein; ich werde alt und brauche eine Stütze. Louis verſteht ſoviel wie ich. Ich habe ihm die Geſundheit Ihrer lieben Verwandten anvertraut und garantire Ihnen, daß er ſie gut behandelt.

Er behandelt ſie nur zu gut. Das iſt eine Schändlichkeit ohne Gleichen! ſchrie Solignac mit der Entrüſtung eines ehrlichen Mannes. Dein Sohn ſoll alſo meine Couſine heirathen?

Nun, was wär's, wenn ich dieſen großen Ehrgeiz hätte? entgegnete ruhig der alte Doctor, der, froh, daß dieſe Scene ihm einen Vorwand bot, ein Ende zu machen, ſeinen Mitſchuldigen mit den Blicken durchbohrte.

Was? das wärſt du im Stande? ſtammelte Solignac, vor Wuth ſchäumend.

Warum nicht? Die kleine Wittwe hat Verſtand und Geſchmack. Wenn ſie findet, daß Louis mit ſeiner Redlichkeit und ſeinem Talent einen Edelmann ohne Geiſt und ohne Ehre aufwiegt, ſo ſehe ich nicht ein, was es für ein Unglück wäre, wenn ſie dieſem Einfall nachgäbe.

Aber das iſt ein Raub an mir!

So treten Sie als Mitbewerber auf!

Oh! Ich werde dieſes hölliſche Complot zu hintertreiben wiſſen, verſetzte Solignac, deſſen Wuth aus den blutunterlaufenen Augen leuchtete. Was dich betrifft, elender Giftmiſcher...

Bei dieſen Worten erhob er den Arm, um dem alten Géret, der mit keiner Muskel zuckte, ins Geſicht zu ſchlagen. Bevor jedoch ſeine Hand auf das Antlitz des Alten niederfiel, ward Solignac heftig bei der Fauſt gepackt und einige Schritte weit zurückgeſchleudert. Es war Louis, der zugehört hatte und nun bleich, aber in furchtbarem Zorn eintrat.

Sie beſchimpfen meinen Vater; hinaus! ſagte er mit bebender Stimme.

Solignac wollte lachen.

Ah! Zum Teufel! Die Komödie iſt vollſtändig!

Schweigen Sie! ſchweigen Sie! wiederholte Louis mit dem Fuße ſtampfend und ſeinen Kopf ſchüttelnd, als ob er von vorn herein die entſetzlichen Beſchuldigungen abwehren wollte, die er kommen ſah.

Und wenn ich nun nicht ſchweigen will, ehrfurchtsvoller Sohn?

Dann werde ich Sie tödten; denn das, was Sie wagen würden mir zu ſagen, dürfen Sie außerhalb dieſer vier Wände nicht wiederholen.

Dieſes Haus iſt eine Mördergrube, heulte Solignac, hier herrſcht eine wahre Mordwuth! Der junge Wolf fletſcht auch ſchon ſeine Zähne.

Ja, mein Herr, ich werde Sie tödten! rief Louis, der ihn nicht wollte reden laſſen.

Der arme Junge war von Sinnen, er verſchluckte ſeine Thränen und ballte die Fäuſte. Solignac war nicht feige in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes; aber was blieb ihm zu thun? Er dachte auf einen geſchickten Rückzug, öffnete die Thüre und ſtellte ſich auf die Schwelle:

Auf Wiederſehen, meine Herren; und gut Glück! ziſchte er durch die Zähne; ich gehe morgen aufs Schloß und erwarte Sie dort.

Nun, ſo können wir ja die Gräſin zur Schiedsrichterin wählen, entgegnete mit unbekümmerter Miene der alte Céret, den dieſe Scene gar nicht angegriffen hatte.

Sie! im Schloß! rief Louis, dem nun erſt der ſtürmiſche Aufruhr ſeiner Seele klar machte, mit welch glühender, ungeahnter Zärtlichkeit er Olympia liebe, — Sie, im Schloß!

Warum nicht? Gehen Sie doch auch hin! Ich werde wenigſtens mit leeren Händen hingehen.

Nun iſt's genug, mein Herr, verſetzte Louis, dem Erſticken nahe. Das Maß der Beſchimpfung iſt voll, und wenn Sie keine Memme ſind, ſo werden Sie mir Genugthuung geben!

Mit Pillen vielleicht? Danke! Das werde ich nicht!

Elender!... und Louis wollte auf ihn losſtürzen. Die dürre Hand ſeines Vaters hielt ihn am Arm zurück, während Solignac mit ſolcher Gewalt die Thüre vor ihm zuſchlug, daß das ganze Haus zitterte. Louis' Kraft war zu Ende. Er bedeckte ſein Geſicht und ſchluchzte laut auf, um nicht zu erſticken. Der Arzt, mit dem Ellbogen auf den Kamin geſtützt, blieb eben ſo ungerührt wie bei dem phyſiſchen Schmerz eines Patienten; er ſah ihn an und erwartete das Ende der Kriſis.

O mein Vater! mein Vater! rief Louis, iſt es denn möglich, daß man Sie ſo behandeln darf?

Allerdings, mein Junge, Vieles iſt möglich; aber du biſt auch zu raſch. In was mengſt du dich? Dieſer Solignac iſt ein Narr; du haſt ihn gehindert, mich zu ſchlagen, nun wird er auf ein anderes Rachemittel ſinnen.... Man muß ſeine Feinde niemals in den Fall bringen, Ideen zu bekommen. Pah! An einem Fauſtſchlag ſtirbt man nicht! Ein ander Mal überlaſſe mir die Sorge um mein Anſehen.

Wie! Ich ſollte zuſehen, wie man Sie beſchimpft!... und Sie könnten eine ſolche Schmach ertragen! Sie! Sie, mein Vater!

Ein fahler Schein überflog des Doctors Augen. Ein Lächeln voll grauenhaft-furchtbarer Ironie vervollſtändigte die Bedeutung dieſes Aufblitzens. Louis fürchtete ſich vor dieſer ſcheinbaren Feigheit. Sein Vater verbarg ihm das Geheimniß ſeiner Wiedervergeltung.

Was willſt du, mein Junge? nahm gutmüthig der alte Céret das Wort. Er war in ſeinem Recht, dieſer Solignac. Er iſt mir in die Falle gegangen. Nun hätte ich

Neides. Ein Volk eifert mit dem andern, und greift zu den Waffen, bis auf jeder Seite ein paar tauſend Kehlen abgeſchnitten ſind, und die eine Partei merkt, daß ſie den Kürzern gezogen hat. Ein Mann eifert mit dem andern: daher Verläumdung, Zweikampf, Tod. Das Weib eifert mit dem Weibe: daher Verluſt des Rufes und der Stellung in der vornehmen, Verluſt der Haare und Pantoffelgefechte in der niederen Geſellſchaft. Was Wunder alſo, daß dieſe allgemeine Leidenſchaft, ohne ſich vor Assa fortida und Blauſäure zu fürchten, auch in die Apothekerläden eindringt? Nur zwei Straßen, zwei ſehr kurze Straßen von uns, mit einer einzigen Vorderſeite verſehen, ſtand die Apotheke des Mr. Ebenezer Pleggit. Dank ſey dem Himmel, nur eine einzige Vorderſeite hatte ſie, und hierin wenigſtens, da wir ein Eckhaus bewohnten, war der Vorzug auf unſerer Seite. In andern Punkten waren die Vortheile gleichmäßiger abgewogen. Mr. Pleggit hatte zwei große bunte Flaſchen mehr in den Fenſtern als wir; wir aber hatten zwei Roſſe, und er nur eines. Er überzog ſeine Flaſchen mit rothem, wir unſere Phiolen mit äußerſt ſchönem blauem Papier. Es iſt nicht abzuſprechen, — denn auch dem Feinde will ich Gerechtigkeit widerfahren laſſen — daß nach Mr. Brookes' Abgang Mr. Pleggit zwei Gehülfen und Mr. Kophagus nur Einen hatte, aber dieſer Eine war Mr. Japhet Newland! Außerdem war der eine von jenen einäugig, und der andere ſchielte fürchterlich, ſo daß, wenn wir's auf die Augen ankommen ließen, der Vortheil meines Erachtens völlig auf unſerer Seite war, im Geſchmackspunkt nun einmal ganz entſchieden, denn wer wird nicht lieber auf ſeinen Kaminaufſatz eine einzige hübſche elegante Vaſe, als zwei beſchädigte plumpe irdene Geſchirre ſtellen? Es iſt wahr, Mr. Pleggit prangte mit einem vergoldeten Mörſer und Stößel über der Thüre, eine Verzierung, welche Mr. Kophagus bei der Einrichtung ſeiner Apotheke anzubringen unterlaſſen hatte; aber den Mörſer entſtellte ein großer Riß, dem Stößel fehlte ſein Kolben, und nun ſey es mir erlaubt die Sachverſtändigen zu ihm gern dieſen Abend eine kleine Befriedigung ſeines Rachegefühls gegönnt. Damit hätte er ſich zufrieden gegeben. Du kommſt immer zur unrechten Zeit.

O Mutter, Mutter! lispelte Louis, der Lehren kindlicher Ehrerbietung gedenkend, welche ihm die Mutter ſo oft in der Kindheit eingeprägt hatte.

Nun, wie ſteht denn deine Angelegenheit, verliebter Jüngling? Morgen geht unſer Waffenſtillſtand zu Ende, und du haſt gehört, daß Solignac uns auf dem Schloſſe erwarten will. Soll ich den Heirathsantrag machen?

Dieſer Mann hatte Recht, mein Vater; warum bin ich aufs Schloß gegangen! Warum hat Gott ſie nicht von der Erde genommen, dieſe ſchöne, edle Frau! Vor einem Monat ſagte ich Ihnen, daß ich ſie liebe; damals habe ich gelogen. Jetzt erſt liebe ich ſie, und möchte leiden und ſterben, um ſie zu retten.

Nun alſo, Trompeten und Pauken herbei und den Notar geholt! Und die Gräfin?

Oh! Sie iſt ein Engel an Güte, ſie ſchauderte nicht vor mir zurück, als ich mich ihr zu Füßen warf, ſie hieß mich nicht fortgehen, ſie hat geweint, und gelächelt, und verziehen.... Oh, wenn ſie wüßte!

Gerade das wird ihr Solignac ſagen. Deßhalb muß man ihm zuvorkommen und vor ihm auf dem Schloſſe ſein.

Solignac!... aber ſie würde mich haſſen, würde glauben, ich ſei mit in dieſem abſcheulichen Complot geweſen.

Kind! Sie wird nur dir glauben, da ſie nur dich liebt!

Sie liebt mich! O mein Gott! Das iſt entſetzlich!

Sprich keinen Unſinn, mein Sohn; laß uns ſchlafen gehen.

Louis, den ein tiefer Gedanke ſeit einigen Minuten lebhaft beſchäftigte, ſagte dem Vater gute Nacht, zündete die Kerze an und ſtieg mechaniſch die Treppe zu ſeinem Zimmer hinauf; man hätte ihn für einen Nachtwandler halten können. Seine Augen ſtarrten, ohne zu ſehen, vor ſich hin, und der gemeſſene Schritt ſtach ſeltſam gegen die heftige Gemüthsbewegung ab, welche die eben geſchilderte Scene in ihm hervorrufen mußte.

Vater Córet legte ſich indeſſen trällernd nieder, trank ſeinen Thee und erwartete den Schlaf. Er hörte Louis in ſeinem Zimmer auf- und abgehen.

Armer Junge! ſagte er vor ſich hin, worüber mag er grübeln? Schlafe in Frieden, mein Kind, du ſollſt reich und glücklich werden!

Louis überlegte in der That. Es war eine feierliche Stunde. Er mußte die Gräfin zugleich vor Solignac's Project und vor den Abſichten ſeines Vaters retten, und zwar, ohne den Handel zu verwirklichen, welchen er nur der väterlichen Habgier als Lockſpeiſe hingeworfen hatte. Die Ueberlegung war lang und ſchmerzlich; als er ſie beendet hatte, erhob er ſich mit völligem Frieden im Herzen, nur ſeine Augen leuchteten. Er horchte, ob Alles ſtill im Hauſe ſei, ob ſein Vater ſchliefe, dann verließ er das Zimmer, ſchlich leiſe die Treppe hinab und ſprang aus einem Parterrezimmer in den Hof. Hier wandte er ſich dem Stall zu, führte die alte Stute heraus, und nachdem er das Gitter, das in den Angeln ein wenig knarrte, langſam geöffnet hatte, ritt er im Galopp davon und ſchlug die große Straße nach der nächſten Stadt ein.

## VIII.

## Der Tod.

Der Doctor begann ſein Tagewerk regelmäßig mit einem Beſuch bei ſeiner alten Stute. Das war die einzige Patientin, welche er mit Vergnügen behandelte, und Gott weiß, ob er ſie jemals krank werden ließ. Er trat daher, wie gewöhnlich, am Morgen nach jenem ſtürmiſchen Tage in den Stall; aber der Halfter hing an der Krippe, Zaum und Sattel waren verſchwunden.

Oho! Was ſoll das bedeuten? brummte der unerſchütterliche Philoſoph, der nicht an Diebe glaubte. Er ſah ſich um und gewahrte das halbgeöffnete Fenſter. Louis iſt zeitig ausgeritten; wo kann er ſein? Im Schloſſe? Ueber Land? Das iſt ein ſonderbarer Spazierritt.

Und zum erſten Mal ſeit dem Beginn dieſes Drama's fühlte ſich der eiſerne Mann bewegt. Er war für Gewiſſensbiſſe zu verhärtet, um ſich zu ſagen, daß die Hand Gottes Louis allmählich in das finſtere Räderwerk dieſer

Begebenheit hineingezogen habe, und daß die allzulang verhöhnte ewige Gerechtigkeit nunmehr das Glück, vielleicht das Leben ſeines Kindes als Löſegeld einfordere. Nein, ſolche Sentimentalitäten kamen an dieſen praktiſchen Stoiker nicht heran. Er fürchtete, Louis könne abermals etwas an ſeinen Plänen verrückt haben; ganz unbeſtimmt dachte er auch an die Möglichkeit eines Selbſtmordes. So vergingen zwei Stunden der Ungeduld. Louis kam nicht zurück. Wo ſollte man ihn ſuchen? Bei wem ihn erfragen? Endlich hielt Vater Céret es nicht mehr aus; er nahm ſeinen Stock, um zu Frau von Fouchy zu gehen, da hörte er, zuſammenfahrend, ein wohlbekanntes Wiehern. Seine Stute kam in ſtarkem Trabe heran.

Da biſt du ja, Herumſtreicher! Nachtwandler! rief er dem in den Hof einreitenden Louis von der Hausthürſchwelle entgegen. Aber mehr konnte er nicht ſagen, ſo befremdend erſchien ihm das Ausſehen ſeines Sohnes. Bleich, doch mit ſtolzem, ſicherem Blick, mit triefendem Haar und feſtgeſchloſſener Lippe ſah Louis zugleich entgeiſtert und doch befriedigt aus. Es war, als hätte der Schrecken ſeinen Ritt beſchleunigt, und doch ſchien er eine gute Kunde zu bringen. Sein Vater, der ihm ſchweigend abſteigen half, bemerkte, daß die Stute mit Schweiß bedeckt war; zum erſten Mal trieb er das arme Thier in den Stall, ohne daran zu denken, ihm Hafer vorzuwerfen.

Vater und Sohn traten ins Haus.

Willſt du mir wohl ſagen, was das bedeutet? fragte der alte Céret. Woher kommſt du?

Mein Vater, antwortete Louis weich, indem er aber noch bläſſer wurde, ich bringe Ihnen Ruh und Ehre wieder.

Wo haſt du ſie aufgeleſen?

Ein Mann hat Sie beſchimpft; ich habe ihn gefordert, mich mit ihm geſchlagen und ihn getödtet. Und Louis ſah ſeinem Vater ſtolz in die Augen.

Dummkopf! rief dieſer aus, du machſt nichts als Ungeſchicklichkeiten; du kommſt immer zu früh.

Wäre er am Leben geblieben, ſo hätte ich mich tödten müſſen, ſagte Louis mit großem Ernſt.

Oh, die Kinder! Die Kinder! murmelte der Alte.

Wir müſſen zu vergeſſen ſuchen, mein Vater; Sie Ihre hochfahrenden [illegible]ſtern Träume; ich die Viſion von Glück und Liebe, deren ich nicht würdig war.

So haſt du uns alſo zu Grunde gerichtet!

Klagen Sie nicht darum, ich habe Sie gerettet! Und wenn Sie für ſich ſelbſt keine Freude empfinden, ſo freuen Sie ſich für mich, den Ihre unglückſelige Liebe dem Tode ſo nahe gebracht hatte!

Aber wie konnte Solignac ſo dumm ſein, ſich zu ſchlagen?

Heute Nacht eilte ich zur Stadt und holte von dort zwei Freunde, zwei Studiengenoſſen. Dieſen habe ich, ohne Sie zu verrathen, den erlittenen Schimpf erzählt und ihnen geſagt, was für eine Genugthuung ich wünſche, und heute Morgen pochten wir mit Tagesanbruch an Herrn von Solignac's Thüre. Er wollte wieder anfangen mit ſeinen Schmähungen; ich befahl ihm zu ſchweigen. Da kannte ſeine Wuth keine Grenzen mehr, er entriß uns einen der mitgebrachten Degen, und eine Viertelſtunde ſpäter haben zwei Dorfbewohner, die dem Vicomte als Zeugen gedient, ihn bluttriefend fortgetragen. Mein Degen war wie ein rächender Blitzſtrahl. Ich weiß nicht, wie es geſchah, aber ich habe ihn ins Herz getroffen.

Nun, wahrhaftig! rief Vater Céret vergnügt aus, er hatte Recht geſtern Abend. Er ſollte am Herzen ſterben. Alles wohl erwogen, iſt es beſſer ſo, wie es gekommen iſt. Dieſer Solignac war ſehr unbequem. Du weißt dich deiner Nebenbuhler nicht übel zu entledigen!

Um Gotteswillen, ſcherzen Sie nicht! erwiderte Louis, auf einen Stuhl hinſinkend, ich werde noch lange dieſes bleiche Geſicht mit den bläulichen Lippen voll blutigen Schaumes vor mir ſehen.

Fürchteſt du dich gar vor Geſpenſtern? Das fehlte gerade noch, um dich vollends als einen verunglückten Mediciner hinzuſtellen.

Ich glaube an Gott, mein Vater, das genügt mir. Iſt es Ihnen recht, ſo verlaſſen wir dieſe Gegend, und Sie kommen nach Paris. Dort werde ich vielleicht in angeſtrengter Arbeit das Vorgefallene vergeſſen können. Aber in jedem Fall werde ich mir auf ehrenhafte Weiſe eine Stellung erringen, wie ſie Ihrem Ehrgeiz für mich entſprechen kann.

Und die Gräfin?

Oh! Reden Sie mir nicht von ihr!... Sie wird mich anklagen. Das iſt eben das Opfer, das ich Gott darbringe. Ich wäre ſeiner Güte nicht werth geweſen, wenn ich nicht mein gebrochenes Herz in völliger Entſagung zu ſeinen Füßen gelegt hätte.

Du liebſt ſie alſo nicht, die reizende kleine Frau? warf der alte Céret ſüßlich hin, da er hoffte, dieſe letzte Saite nicht umſonſt zu berühren.

Ob ich ſie liebe! und Louis ergriff die beiden Hände ſeines Vaters, um ſich beſſer ins Geſicht ſehen zu laſſen; ſehen Sie denn Nichts? Iſt Ihnen denn das menſchliche Antlitz nichts als ein Bündel Muskeln ohne Empfindung? Ob ich ſie liebe! Sprechen meine Thränen und mein Ritt von heute Nacht und das Duell nicht laut genug? Eben weil ich ſie liebe, möchte ich ihre Liebe nicht noch ſteigern. Ich wollte Sie täuſchen; ich kannte mein eigenes Herz nicht und glaubte Anfangs, Liebe zu heucheln, um Zeit zu gewinnen zu ihrer Rettung. Der Himmel hat mich geſtraft, oder vielmehr nein, er hat mich geſegnet. Zum Lohn für dieſe aufopfernde Lüge hat er mir die wahre unſterbliche Liebe geſandt; ich genieße nicht nur die Wonne, die ſelige Qual einer ächten Leidenſchaft zu fühlen, ich bin auch geliebt worden! Und dies muß mir genügen. Ich werde ihrer würdig ſein, indem ich ihr die Schmach erſpare, mich ihren Gatten, Sie ihren Vater zu nennen!

Alſo bin ich es, der dir im Wege ſteht! Nun gut, ich werde dir aus dem Wege gehen.

Sie haben mich nicht verſtanden. Ich habe eine andere Pflicht zu erfüllen. Ihr Glück, erlauben Sie mir hinzuzufügen, Ihre Reue — das iſt fortan meine Aufgabe; und ich werde mich ihr ohne Hintergedanken widmen.

Du biſt zu gütig; meine Reue iſt meine Sache; und ein anderes Glück, als das deine, habe ich nicht.

So erhalten Sie es ſich, Vater, indem Sie nie mehr von einer Heirath ſprechen, die unmöglich iſt. Ich bin feſt entſchloſſen abzureiſen.

Iſt das dein letztes Wort?

Mein letztes.

So gehe, Eigenſinniger! Aber wenn die Gräfin ſtirbt?

Die Gräfin iſt jetzt gerettet. Wenn mein Fortgehen ihr Kummer verurſacht, ſo wird ſelbſt dieſer Schmerz zu einem erregenden Element in ihrem Leben werden. Die Leiden ohne Grund haben ſie krank gemacht, die Wirklichkeit kann ihr nur zu Statten kommen.

Alle Wetter! Ein herrlicher Schluß! Was für ein pedantiſcher Liebhaber du biſt!

Lieber Vater, ich muß in die Stadt, um mich dem Gerichte zu ſtellen. Der Lärm von meinem Duell wird bald dahin gelangt ſein; erlauben Sie mir Ihren Wagen zu nehmen, um hinzufahren; aber vorher habe ich noch einige Briefe zu ſchreiben.

Und Louis, den der Schmerz, die Schande, und was ihm an Illuſionen und Wünſchen noch übrig geblieben, tief niederdrückten, eilte in ſein Zimmer und ſchloß ſich dort ein. Als Vater Céret allein war, dachte er einige Minuten nach, nahm dann ſeinen Hut, bürſtete ihn ſorgfältig, wählte tadelloſe Handſchuhe und begab ſich auf den Weg zum Schloß. Ein kühner Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren. Es handelte ſich darum, ſein Genie zu bethätigen und durch einen gewagten Zug die Löſung herbeizuführen, der Prüderie ſeines Sohnes zum Trotz. Eine Viertelſtunde nachher zog er triumphirend die Glocke am Gitter.

Olympia war ſehr verändert. Das war nicht mehr jene luftige Traumgeſtalt, die wir zu ſchildern verſucht haben, das glänzende Blond der Haare bildete gleichſam einen Goldgrund für das regelmäßige Oval des Geſichtes. Die Augen hatten ihren vollen Glanz wiedergewonnen, und um die halbgeöffneten Lippen ſchwebte ein reizendes Lächeln. Geſundheit und Jugend ſtrahlten jetzt vereint mit dem Glanz des Liebesglückes aus ihrem Weſen; Alles in ihr athmete Freude, Erwartung, Poeſie; es war von dem Druck der langen Krankheit Nichts zurückgeblieben, als eine wunderbare Zartheit der Empfindung und eine faſt wollüſtige Weichheit, die in Wahrheit einer keuſchen Wehmuth und poetiſchen Andacht entſprang. Mit überſtrömender Herzlichkeit empfing ſie den Doctor; allein dieſer hatte beim Eintreten ſein Geſicht in väterlich kummervolle Falten gelegt, worüber die Gräfin ſtutzte.

Was iſt Ihnen? ſagte ſie, des Alten Beklommenheit bemerkend.

Ach, gnädige Frau, heute bin ich herzkrank und ſuche Rath und Heilung bei Ihnen!

Sprechen Sie, was giebt es? entgegnete Olympia lebhaft, den Doctor zu einem Seſſel drängend.

Er ließ ſich wie vernichtet hineinfallen und ſchüttelte den Kopf.

Was es giebt? Daß der Tag, an dem mein Kind dieſes Haus wieder betrat, ein ſehr verhängnißvoller war, und dennoch hatte Gott ſeine Abſichten, als er ihn hieher ſandte!

Frau von Fouchy war betroffen, den Namen Gottes zum erſten Male von des Doctors Lippen zu vernehmen, und doch ſtimmte der Gedanke zu ihren eigenen Träumereien.

Hören Sie mich, gnädige Frau, fuhr der alte Céret fort. Wir glauben uns in dieſem Dorfe weit von der Welt und ihrer Verläumdung; wir handeln unſchuldig nach unſerm beſten Wiſſen, und währenddem lauern uns doch die Leute auf, beobachten uns, und es ſcheint, daß über Louis' häufige Beſuche im Schloß viel geredet wird.

Was liegt daran? ſagte Olympia erröthend, ſteht mir nicht die freie Wahl meiner Freunde zu?

Es ſcheint nicht, daß dies die Meinung eines Ihrer Verwandten, des Herrn von Solignac war.

Mit welchem Recht wagt es Herr von Solignac...

Er wird es nicht mehr wagen, Madame.

Was wollen Sie damit ſagen?

Louis, deſſen ritterlichen Eifer ich nie im Stande ſein werde zu dämpfen, wollte dieſem unglücklichen Sittenfragen: was iſt ein Stößel ohne Kolben? Im Ganzen, denke ich, hatten wir mit dem Vortheil der beiden Vorderſeiten, worin wir uns mit Janus vergleichen konnten, die Oberhand; aber ich will die Entſcheidung jedem Unparteiiſchen überlaſſen.

Alles, was ich ſagen kann, iſt, daß die Fehden der feindſeligen Häuſer höchſt bitter waren, eingefleiſcht der Haß, und unermeßlich die gegenſeitige Verachtung. Wenn Mr. Ebenezer Pleggit mit Mr. Phineas Kophagus in der Straße zuſammentraf, ſo begann jener augenblicklich auszuſpucken, als hätte er eine ſeiner eigenen ſchnöden verfälſchten Arzneien im Halſe; zur Erwiederung erhob Mr. Kophagus ſeinerſeits augenblicklich ſein Rohr von der Naſe bis hoch über die Stirne, ſo drohend, daß der andere volles Recht gehabt hätte, ihn Urphede ſchwören zu laſſen, und murmelte: „Scheußlicher Windbeutel — verſteht nichts — mmh — Patienten ſterben und ſo.“

Man kann ſich leicht denken, daß dieſer feindſelige Geiſt auch die unteren Sphären der beiden Häuſer beherrſchte; die Gehülfen und ich lebten in tödtlicher Fehde; eine noch tödtlichere aber fand zwiſchen den Knaben ſtatt, welche die Arzneien austrugen, und — da ihre Körbe gewiſſermaßen als die Feldzeichen der ſtreitenden Parteien angeſehen werden konnten — den gefährlichen und ehrenvollen Poſten der Standartenträger bekleideten.

Timothy, obgleich der gutherzigſte Burſche von der Welt, war doch ein ſo guter Haſſer, als ſich Johnſon nur einen hätte wünſchen mögen; wenn ſein Korb zuweilen nicht ganz ſo voll war wie gewöhnlich, ſo füllte er ihn lieber unten mit leeren Flaſchen auf, nur damit der Credit des Hauſes nicht leiden, und der Ausfall nicht ein ſpöttiſches Lächeln auf dem Munde ſeines rothhaarigen Gegenfüßlers, falls ſie zufällig auf ihrer Runde zuſammenträfen, hervorrufen möchte. Indeß war es noch zu keinem Ausbruch weder bei den Prinzipalen noch bei den Untergebenen der feindlichen Parteien gekommen; aber es ſtand in den Sternen geſchrieben, daß dieſe Ruhe nicht länger anhalten ſollte.

richter den Mund ſtopfen. Das war nicht leicht. Herr von Solignac war ein Duellant, mein armer Sohn verſteht nur die Lanzette zu führen.

Sie ängſtigen mich! rief Olympia erbleichend aus.

Beruhigen Sie ſich. Louis hatte in dieſer erſten Operation eine glückliche Hand; Herr von Solignac iſt todt.

Und er? Iſt er verwundet? fragte Frau von Fouchy, deren Herz ſich dem durchdringenden Blicke des Alten mehr und mehr enthüllte.

Er iſt unverſehrt; aber moraliſch fühlt er ſich nur um ſo unwohler. Er will ſich ſogar dem Gericht ausliefern!

Mein Gott! Kann man ihn denn richten? Ihn verurtheilen? Wir müſſen ihn verbergen, Doctor. Er muß fort, weit, weit von hier!

Ja wohl! Fliehen! Uns verlaſſen, uns nie wiederſehen! Das wünſcht er allerdings ſelbſt am dringendſten, der Undankbare!

Wie? ſtotterte Olympia, ich verſtehe Sie nicht.

Es iſt doch ſehr einfach. Louis iſt ein Ehrenmann. Er hat Herrn von Solignac gezüchtigt; aber nun will er ſich ſelbſt ebenfalls züchtigen. Als er herkam, Sie zu retten, eine Krankheit zu bekämpfen, in welcher ich mich — ehrlich geſtanden — ein wenig verwickelt hatte, dachte er nicht entfernt daran, daß man ihm eines Tages aus ſeiner Aufopferung ein Verbrechen machen würde. Aber, zum Kukuk, warum haben die Patientinnen auch ſolche

Augen? Louis entfernt ſich nun, um ſie nie mehr zu ſehen, dieſe ſchlimmen Augen, in die er zu ſeinem Unglück allzu tief geblickt hat!

Olympia ſenkte raſch die Wimpern. Eine Minute lang herrſchte Stille. Der alte Céret, der ſich ganz in den Ton eines ſentimentalen Schauſpielvaters hineingeredet hatte, beobachtete mit blinzelnden Augen die Wirkung dieſes kleinen Manoeuvres.

Aber wird er nicht wenigſtens kommen, mir Lebewohl zu ſagen? entgegnete mit Anſtrengung und zögernd Frau von Fouchy.

Vater Céret verzog das Geſicht. Er fand, daß die Gräfin ſich gar zu leicht in die Abreiſe ſeines Sohnes ergab.

Jetzt gilt es den Hauptſtreich, ſagte er zu ſich; zünden wir die Lunte an und laſſen dieſes Herz in die Luft ſpringen.

Ich glaube nicht, gnädige Frau, fuhr er mit lauter Stimme fort, daß Louis jemals wieder den Fuß in dieſes Haus ſetzt. Zwiſchen ihm und Herrn von Solignac ſind entſetzliche Worte gewechſelt worden. Das Echo hat ſie aufgefangen und brauchte ſie nur hier zu wiederholen, um mein armes, ſo reines und aufopferndes Kind mit Tod und Schande zu treffen.

Was für Worte? Erklären Sie ſich.

Das iſt ſehr ſchwer, gnädige Frau; o ich zögere nicht meinetwegen. Auf dem Punkt, einen ſo guten, edlen, hochherzigen Sohn für immer herzugeben, einen

Helden, der ſeltner Weiſe zugleich ein Gelehrter iſt, — kann ich nichts weiter thun, als mein Haupt allen Demüthigungen beugen. Aber Louis würde mir dieſe Mittheilung nie verzeihen, die ſeine Beſcheidenheit verletzen muß, indem ſie ihn in ſeiner ganzen Hoheit zeigt.

Doctor, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir Alles, was vorgefallen iſt; Sie quälen mich entſetzlich mit Ihrer Zurückhaltung. Ich wäre undankbar gegen Sie, gegen … Ihre Familie, wenn ich nicht mein Theil an Ihrem Kummer forderte.

Es iſt wahr, Sie verdanken ihm das Leben, ſagte Vater Céret mit gut geſpielter Unbefangenheit.

Ja, ich verdanke ihm die glücklichſten Tage, die ſüßeſten, die Gott mir je beſchert hat, entgegnete Olympia mit aufleuchtender Begeiſterung. Um dieſer Schuld willen, die ich nie zu tilgen im Stande ſein werde, beſchwöre ich Sie, mir Alles zu ſagen!

Die Lunte brennt, dachte der Doctor, nun vorwärts mit dem Pulverfaß. Er nahm eine demüthige und zerknirſchte Haltung an und ſagte:

Es ſcheint, daß Herr von Solignac ſich nicht damit begnügte, Louis die Vertraulichkeit mit Ihnen, Frau Gräfin, vorzuwerfen. Wir ſind arm und Sie ſind reich, ſehr reich. Man weiß, daß ich geizig bin; man dachte, Louis könnte es auch ſein und in ſeinem wahrſcheinlich ſehr wohl berechneten Eifer nichts Geringeres beabſichtigen, als …

Wie! vor dieſer Infamie iſt Herr Louis zurückgewichen? Und wenn ich ſchließlich ſelbſt wünſche, meines Vermögens halber geliebt zu werden, wer hat das Recht, ſich darüber aufzuhalten? Und auf Olympia's Lippen ſpielte ein eigenſinniges Lächeln voll Jugendübermuth.

Louis denkt nicht ſo, Frau Gräfin. Seine Redlichkeit ſträubt ſich gegen den bloßen Schatten eines Verdachtes; überdies hat der arme Junge eine Wunde, die noch mehr blutet. Dieſer Herr von Solignac — er war zu Allem fähig — wagte ſogar zu behaupten, ich hätte früher verſprochen, Sie in ſeinem und meinem Intereſſe zu behandeln....

Das verſtehe ich nicht, warf Olympia ein, den Blick unverwandt auf den alten Arzt geheftet.

Es iſt ſehr einfach, entgegnete ruhig der Doctor; das Intereſſe Herrn von Solignac's und Ihre Geneſung ſtanden ſich ſchroff entgegen; er hätte Sie beerbt und konnte ſich dann gegen den Arzt großmüthig bezeigen...

Welche Abſcheulichkeit! rief Frau von Fouchy aus und verbarg das Geſicht in ihren beiden Händen.

Nicht wahr? Es iſt entſetzlich, ſo etwas anzuhören. Nun, es zu glauben, war noch entſetzlicher, und Louis hat dieſer Anklage geglaubt.

Aber Sie haben ſich doch vertheidigt?

Ich habe mich vertheidigen wollen... es ſcheint, daß ich mich ſchlecht vertheidigt habe...

Dieſe Worte wurden langſam geſprochen. Der teufliſche Diplomat wollte verſtanden werden. Er wollte durch ſein Geſtändniß und auf die Gefahr hin, ſelbſt recht erbärmlich zu erſcheinen, Louis möglichſt intereſſant und heldenhaft hinſtellen. Frau von Fouchy wagte es, dieſen Mann, der ſich ihr zum erſten Mal aufſchloß, zu betrachten. Allein ihr Abſcheu war ſchwächer als das Mitleid und die Zärtlichkeit, welche ſie plötzlich bei dem Gedanken an Louis erfaßte. Sie durchſchaute das Märtyrthum ihres Freundes. Für ſie hatte er mehr als den Tod ausgeſtanden. Zu fragen wagte ſie nicht, aber ſie wartete. Vater Céret erkannte, daß der ſchmerzhafteſte Theil der Operation vollzogen ſei; das Meſſer ſtak in der Wunde und mußte nun herausgezogen werden.

Jetzt wiſſen Sie Alles, gnädige Frau; Louis wollte gleichzeitig meine Ehre retten und Ihr Leben, das ihm tauſendmal theurer iſt. Er war es, der mich zwang, ihm den Platz abzutreten; er war es, der Sie beſchützt und gerettet hat; aber er iſt es auch, der ſie liebte und ſich nun nach vollbrachtem Werk ſiegreich und verzweifelnd zurückzieht, nachdem er ſein Leben aufs Spiel geſetzt hat. Er behält Nichts als bitteren Schmerz und das Geſpenſt meiner Schuld vor Augen. Oh! Die Heiligen, zu welchen Sie beten, haben ſich den Himmel leichter verdient.

Olympia hatte ſich erhoben. Ihre Augen funkelten. Der Doctor war geblendet und wollte ſeinen Sieg vollſtändig machen.

Was mich anbelangt, gnädigſte Frau, ſo iſt mein Entſchluß gefaßt. Ich werde meinem Sohn keine Gemeinſchaft auferlegen, die ihm verhaßt ſein müßte. Ich habe ihm heute für immer Lebewohl geſagt. Für ihn iſt vollſtändige Einſamkeit beſſer als meine Gegenwart, und wenn er ſtirbt, ſo kann er in der Ferne mir wenigſtens verzeihen.

Olympia hörte nicht mehr zu; ihr Entſchluß ſtand feſt; ſie hatte geſchellt und ließ ſich Hut und Shawl bringen, die ſie eiligſt anlegte.

Dank, Doctor, Dank für Alles, was Sie mir mitgetheilt haben, warf ſie in hartem, abgebrochenem Tone hin und ließ Vater Céret mitten im Salon ſtehen. Eine Minute ſpäter hörte man das Gitter ſich öffnen und klirrend wieder zufallen.

Ah! endlich! rief triumphirend der alte Arzt, aus voller Bruſt tief aufathmend. Das hat Anſtrengung gekoſtet! Wie ſie ihn liebt! Mit welcher Kraft ſie die Thüre aufreißt! Geh, du wärſt recht herzlos, wenn du ihr widerſtehen könnteſt, mein armer Louis! Nun, fuhr er, gegen die Thüre ſchreitend, fort, iſt meine Rolle ausgeſpielt; ich kann gehen ... Es iſt einerlei, fügte nach einer Pauſe dieſer ungewöhnliche Mann ſchwermüthig hinzu, aber freilich hätte ich gern meine Enkel geſehen! Immerhin! Louis wird reich und glücklich... Was könnte ich mehr wollen? — Und ſo gleichmüthig wie ſonſt ging der Doctor fort, um einige Beſuche in der Nachbarſchaft zu machen.

Louis befand ſich in ſeinem Zimmer; die kleinen Vorbereitungen zur Reiſe waren vollendet. Er ſchrieb und ließ in dem Briefe, der nicht beſtimmt war, in ſeiner

Gegenwart geleſen zu werden, ſeinem Herzen freien Lauf. Plötzlich hörte er Schritte auf der Treppe. In der Angſt, ſein Vater könnte dieſe letzte bitterſüße Stunde im Elternhauſe ſtören, ſpringt er auf, um den Riegel vorzuſchieben; aber die Thüre geht weit auf, und Olympia, erhitzt, athemlos, erſchöpft von Müdigkeit, Aufregung und Liebe, erſcheint auf der Schwelle.

Sie hier! rief Louis. — Seine Kniee zitterten, er fürchtete wahnſinnig zu werden oder zu ſterben.

Ja, ich; ich komme Ihnen zu ſagen, daß ich mit Ihnen gehe, wenn Sie fortgehen, daß Sie mich aber nicht ſo verlaſſen können.

Aber wer konnte Sie benachrichtigen?

Gleichviel. Hören Sie, Louis, es iſt nicht mehr die Kranke, nein, eine Freundin, eine Schweſter, Ihre... (oh! verweigern Sie mir den Namen nicht) Ihre Gattin iſt es, die Sie beſchwört, zu bleiben und ſie zu hören.

Was ſagen Sie da? Es iſt unmöglich! entgegnete Louis wankend. Wenn Sie wüßten!

Ich weiß Alles, mein Freund.

Oh! nein, nein, Sie können nicht Alles wiſſen!

Ich weiß, daß Sie meine Feinde beſiegt haben, daß Sie edelmüthig ſind und fliehen wollen aus Furcht, Rechte auf meine Dankbarkeit, auf mein Herz zu haben. Ich weiß, daß wir Beide Waiſen ſind und daß die Trauer um Ihre Mutter nicht Ihr herbſter Kummer iſt. Ihr Vater verließ mich ſoeben, er hat mir Alles geſtanden. Ich habe ihm verziehen. Verzeihen auch Sie ihm, indem Sie in Ihr eignes Glück willigen.

Nein, nein, ich will ſühnen; ich kann nicht vergeſſen, es iſt unmöglich!

So wollen Sie mich lieber der Verlaſſenheit, dem Tode preisgeben, als gegen Ihre Scrupel ankämpfen? O warum haben Sie mich gerettet!

Sie zeigen mir den Himmel offen; dieſe Seligkeit hätte ich nie zu träumen gewagt!

Louis, im Namen Ihrer Mutter, verurtheilen Sie uns nicht; wir Zwei allein ſind unſchuldig; warum wollen Sie uns ſtrafen? Ich reiche Ihnen die Hand, geben Sie mir die Ihre.

Oh! — ſeien Sie geſegnet! rief Louis und ſank beſeligt zu den Füßen der Gräfin nieder.

Eine Stunde ſpäter kehrten Frau von Fouchy und der junge Arzt Hand in Hand zum Schloſſe zurück. Stille, ernſte Glückſeligkeit leuchtete auf ihrer Stirne wie in ihren Seelen. Olympia fürchtete, ihr Freund könnte ihr entſchlüpfen, und ſchmiegte ſich an ihn. Louis hingegen ließ ſich leiten und dachte an Nichts und ſuchte Nichts in ſeinem Herzen als ſeine Liebe.

Vater Céret, der das Dorf nicht verlaſſen hatte, ſah ſie von Weitem vorübergehen; er verſteckte ſich, um nicht bemerkt zu werden.

Vorwärts! ſagte er, ich habe hier Nichts mehr zu thun; ſie werden meinen Segen nicht vermiſſen. — Der Doctor kehrte düſter und nachdenklich heim. Er, der zu triumphiren gedacht hatte, fühlte ſich tief im Innern beſiegt. Er war ans Ziel gelangt, aber belaſtet mit ſeiner eignen Strafe und mit der Verachtung ſeines Sohnes. Er fühlte ſich beinahe geneigt, an das zu glauben, was die andern Menſchen Gewiſſensbiſſe nannten. Eine unbeſtimmte Furcht vor der Ewigkeit machte ihn ein wenig zittern. Seine Maske, die ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ und nur noch an einem Faden hing, ermöglichte es ihm trotzdem, mit einem Anſchein von Ruhe und Stoïcismus ſeine letzten Anordnungen zu treffen. Er ſpannte ſein Wägelchen an, gab vor, eine Rundfahrt zu machen, und peitſchte trällernd die arme Stute, welche ſich noch kaum von dem langen nächtlichen Ritt erholt hatte. Auf der Anhöhe angelangt, die das Dorf beherrſcht, wendete Vater Céret ſeinen Wagen und betrachtete einige Augenblicke das Schloß.

Ich hätte mich doch gut ausgenommen auf dieſer Herrſchaft, ſagte er leiſe. Pah! Es iſt nicht zu viel für Louis und ſeine Kinder. Ei, ſieh mal! Was iſt das? fügte er hinzu, als er einen Tropfen über ſeine Wange herabrollen fühlte, ich glaube gar, ich weine! Und eine Minute lang beſah er dieſe erſte Thräne. Ob er ſie Gott geweiht? Wer kann es wiſſen. Er entkorkte ein Fläſchchen, das er vorſorglich mitgenommen hatte, und leerte es auf Einen Zug.

Als Louis das Schloß verließ, brach die Nacht herein; er zögerte, nach Hauſe zu gehen; er ſollte nun Aug' in Auge ſeinem Vater gegenüberſtehen. Was ſollte er ihm ſagen? Zweifel und Unſchlüſſigkeit erfaßten ihn wieder. Er bemerkte einen Zuſammenlauf vor dem Thor. Da ſoll ich arretirt werden, dachte er ſogleich, da das Duell ihm wieder einfiel, das er ſeit dem Morgen vergeſſen hatte. Allein die Urſache dieſes Auflaufes war der Wagen des Doctors; die Stute hatte ihn allein zurückgebracht; darin befand ſich nur noch eine Leiche. Man lief Louis entgegen, um ihn vorzubereiten. Er wurde todtenblaß und beinahe ohnmächtig. Der Leichnam ſeines Vaters wurde auf ein Bett gelegt. Louis wollte ihm zur Ader laſſen; allein es war vergebens, ſeine Kunſt vermochte Nichts mehr, und ſchluchzend fiel er auf die Kniee. Die Leute achteten ſeinen Schmerz und zogen ſich zurück; bald verbreitete ſich die Nachricht, der Doctor ſei am Schlagfluß geſtorben. Louis hatte es geſagt, alle Welt glaubte es, auch Olympia. Louis allein wußte die Wahrheit über dieſen Selbſtmord und bewahrte ſie wie ein Geheimniß zwiſchen Gott und ihm.

Homer hat die Schlachten der Götter, Halbgötter und Helden, Milton den Kampf der Engel gefeiert. Swiſt war groß in ſeiner Bücherſchlacht; aber eine Phiolenſchlacht, ſo viel mir bewußt, iſt bis jetzt nicht beſungen worden! Ja, eines größeren Genies, als zu dieſen Kriegen der Helden, Halbgötter, Götter, Engel, Bücher, bedarf es, um die gleiche Gerechtigkeit jenem Vernichtungskampfe widerfahren zu laſſen, welcher zwiſchen Lotionen, Potionen, Tropfen, Pillen und Embrocationen ſtattgefunden hat. Ich erzähle die Geſchichte, ſo gut ich kann, indem ich ſie als Skizze für ein künftiges Epos hinwerfe.

Gluhend von dem ganzen Haſſe, welcher die Herzen der Capulet's und Montague's durch tägliches „Daumenbeißen“, ohne Entſchuldigung für den Affront, Jahre lang gegen einander zur Wuth entzündete, traf Timotheus Oldmiron — denn Sünde wäre es, bei einer ſolchen Gelegenheit nicht ſeinen ganzen Namen zu nennen — Timotheus Oldmiron, ſage ich, als er, in glühendem Haß und voller Haſt, den wohlgefullten Arzneikorb am linken Arm, eben um eine Straßenecke biegen wollte, da traf er, gegen ihn rennend mit gleicher Haſt und mit nicht minder glühendem Haſſe, den rothhaarigen Mercurius des Mr. Ebenezer Pleggit. Mächtig war der Stoß der Körbe, die gegen einander prallten, ſchrecklich das Krachen ſo vieler Phiolen und ſchauderhaft der vermiſchte Geruch all' des Greuels, der durch das Weidengeflecht hervorſprudelte. Zwei Damen von Billingsgate, welche ſich ſo eben in der Nähe dem Fluß ihrer Rednertalente überließen, hielten plötzlich inne. Zwei Kater auf einem benachbarten Dache, die ſich eben mit den Augen das Signal gegeben hatten und mit den Klauen die Schlacht eröffnen wollten, wandten ſich und blickten auf die verhängnißvolle Scene hinunter. Zwei politiſche Widerſacher brachen ihre lärmenden Gründe ab. Zwei Gaſſenkehrer hörten auf zu klingeln und zwei Straßenjungen, welche eben Kirſchen aus den Huten aßen, achteten deren nicht weiter und ſtanden ſtarr vor Schrecken da.

# Karla.

## Bild aus der Gegend von Tauß.

Von

**Božena Němec (Němcová).***)

(Geb. 1820, geſt. 1862.)

Aus dem Böhmiſchen überſetzt

von

**J. von Helfert.**

---

*) c wird im Slaviſchen überhaupt, und ſo auch im Böhmiſchen, ſtets wie z ausgeſprochen, alſo: Němez, Němzová, nicht Němek, Němková.

## 1.

Es war ein ſchöner Morgen. Von Waldmünchen gegen die böhmiſche Grenze bewegte ſich ein Trupp Soldaten. Hinter ihnen fuhren Wagen mit Gepäcke. Auf dem erſten Wagen ſaß ein Officier mit ſeiner Frau. Neben dem Wagen ſchritt ein Weib, auf dem Rücken ein kleines Mädchen tragend. Die Geſtalt des Weibes war hoch, knochig, das Geſicht von groben Zügen, aber anmuthig, obwohl die ſchwarzen Augenbrauen und die langen ſchwarzen Wimpern über den grauen Augen ſie auf den erſten Blick etwas düſter erſcheinen ließen. Sie war in Bauerntracht, wie man dieſe in der Taußer Gegend antrifft. Sie trug einen ſchwarzen, faltigen Rock mit rother Einfaſſung und ſehr kurzem Leib, eine blaue Schürze, ein geſticktes Mieder, über der Bruſt ein rothes Umſchlagtuch, ein Hemd mit breiter Krauſe um den Hals und langen Aermeln, auf dem Kopfe ein ſchwarzes, um das Kinn gebundenes Tuch, ſchwarze Strümpfe, Stöckelſchuhe mit beſchlagenen Abſätzen und vorn mit Maſchen.

Die Straße führte ſteil hinauf, zu beiden Seiten zogen ſich dunkle Wälder, meiſt Nadelholz. Das Weib ſah unruhig und voll Ungeduld vor ſich, von Zeit zu Zeit fing ſie an raſcher vorwärts zu ſchreiten, als ob ſie Flügel an den Füßen hätte.

Aber, Markytka,*) Ihr werdet Euch abmüden, gebt mir wenigſtens Euer Kind auf den Wagen, ließ ſich die auf dem Wagen ſitzende Frau vernehmen.

Es iſt nicht der Mühe werth, gnädige Frau Gevatterin! antwortete das Weib. Das Mädchen iſt ja leicht wie eine Feder, ich ſpüre es gar nicht auf dem Rücken.

Die Frau nöthigte ſie nicht länger, und Markyta, ihre kleine Laſt etwas hinaufrückend, eilte den Soldaten nach, die, obgleich es den Berg hinaufging, rüſtig vorwärts ſchritten.

Als ſie die Höhe erreichten, wurde der Wald lichter, mit eins waren ſie aus den Bäumen heraus, und vor ihnen that ſich ein entzückender Blick ins Böhmerland auf.

Am Ausgang des Waldes war ein Aushau, hie und da von einer ſtehengebliebenen Tanne oder Fichte überwachſen, unterhalb des Aushaues den Hang hinab grünten Felder, in deren Mitte ein Dorf lag, deſſen zerſtreut liegende Gehöfte von Obſtgärten umgeben waren.

Die erſte auf dem Aushau war das Weib. — Wir ſind in der Heimath, Gott ſei gelobt! rief ſie aus, in die Kniee ſinkend.

---

*) Verkleinerungswort von Markyta = Margaretha.

Wir ſind in der Heimath!... Geliebtes Böhmen!... Jetzt iſt's mit aller Trübſal aus! Dieſe und ähnliche Worte erſchollen von allen Seiten. Die Soldaten warfen ihre Mützen in die Höhe, lachten, ſprangen; ein und der andere ſtand in tiefer Bewegung — bei jedem nach ſeinem Charakter gab ſich die Freude kund.

Das iſt ein ſchönes Land! ſagte der Officier, als er mit ſeiner Frau auf den Holzſchlag herauskam.

Mit Erlaubniß... dingsda... Herr Oberlieutenant, ließ ſich ein alter Soldat vernehmen, indem er ſich den langen Schnurrbart ſtrich, ſo ſchön, daß ſich der Menſch daran gar nicht ſatt ſehen kann. Aber wenn man ihm Lebewohl ſagen muß, dann kommt es einen bitter an. Ich hab's erfahren... dingsda... vor dreizehn Jahren. Damals, wenn ich mich nicht geſchämt hätte, würde ich wahrhaftig geweint haben, und ich habe doch manchen ſchweren Brocken verſchluckt. Damals iſt uns ein junger Recrut auf dem Wege geſtorben. Wir haben ihn... dingsda... in Regensburg begraben.

So eine Art Mutterſöhnchen, lachte der Officier.

Mit Erlaubniß, Herr Oberlieutenant, es war ein ſtattlicher Burſch. Aber es iſt nun einmal ſchon ſo mit uns, daß es uns hart wird, von der Heimat zu ſcheiden, und beſonders, wenn es... dingsda... in die Fremde geht. Der Kummer legt ſich auf das Herz, und da giebt es keinen Rath und keine Hülfe, das Heimweh übermannt den Menſchen.

Ach, geht mir mit Eurem Heimweh! lachte der Officier.

Mit Erlaubniß ... dingsda ... Herr Oberlieutenant, ob es nun die Doctores ſo oder anders nennen, es bleibt doch immer das Heimweh, ſagte der Soldat, den Schnurrbart um den Finger drehend, was er nur dann that, wenn ihn Etwas aufregte; ſonſt ſtrich er ſich ihn nur.

Als die Soldaten auf den abgeſtockten Platz herausgetreten waren, ließen die auf den Feldern arbeitenden Leute ihre Hände ruhen und blickten hinauf. Die Kinder, die im Holzſchlag und auf Schutthügeln ſpielten, liefen eilig fort, um ihren Müttern zu erzählen, daß beim Wald eine Menge Leute ſeien. Gleich darauf kamen die Hausfrauen aus den Höfen, die kleineren Kinder, um ſie nicht allein zu laſſen, auf den Armen tragend. Alte Mütterchen, Spindel und Rocken mit ſich ſchleppend, humpelten ihnen nach. Und ſelbſt die Hausväter, jüngere und ältere, traten heraus, hier aus dem Stalle, dort aus dem Garten, wo gerade der Eine und der Andere beſchäftigt war.

Das ſind unſere Soldaten, die kommen aus dem Reich! ſagte Einer von ihnen, nachdem er ſich die langen ſchwarzen Haare aus dem Geſicht geſtrichen und mit vorgehaltener Hand auf die Höhe geblickt hatte. Kommt hinauf, meinten Andere.

Und ſie gingen. Einer der Hausväter aber rief nach ſeinem Weibe: Höre, Frau, nimm Brod, Salz und Milch mit dir, vielleicht kommt es ihnen gelegen. Die Bäuerin drehte ſich auf dem Abſatz herum, rief in das Haus: Dorla! Hanča! und verlor ſich, als die beiden Mädchen wie die Rehe aus dem Garten herbeiſprangen, mit ihnen in der Kammer. Die übrigen Hausfrauen ließen ſich nicht minder das Wort des Bauern geſagt ſein, und wo eine etwas zu Hauſe hatte, wandte ſie ſich in das Gehöfte zurück.

Die Landwirthe ſchritten auf die Höhe zu, nur ſo gemächlich einen Fuß nach dem andern ziehend, damit es nicht etwa ſcheine, als ob ſie die Neugier zu ſtark plage. Die Weiber blieben hinter ihnen, kamen aber doch ein Schrittchen um das andere immer höher.

Nach Hauſe, meine Herren Soldaten, nach Hauſe? hub einer der Bauern an, nachdem ſie die Höhe erreicht und den Soldaten ein Grüßgott! zugerufen hatten.

Nach Hauſe, Bauer, ja, nach Hauſe marſchiren wir, antworteten die Soldaten.

Nun ſo, ſo, überall gut, zu Hauſe am beſten, ſagte der Bauer, und ſchwieg ,dann wieder.

Wie heißt euer Dorf? fragte der Officier.

Chodovo, gnädiger Herr Officier, antwortete geſchäftig ein in der Nähe ſtehender alter Bauer, indem er höflich ſeine Pelzmütze lüftete.

Und das weiter unten mit dem Herrenhaus?

Das iſt Chodenſchloß, geehrter Herr. Weiter iſt Aujezdl, dort iſt Tauß, begann der Alte zu erklären, indem er dabei mit der Holzpfeife, aus der er geraucht hatte, hierhin und dorthin zeigte. Rechts von Tauß ſehen Sie ein Kirchlein auf einem Hügel, das iſt St. Laurentius, wir heißen es aber den Fröhlichsberg. Unter dem Fröhlichsberg iſt der Wald Runit, hinter dem Runit das Dorf Hochwartl, hinter Hochwartl der Berg Salka, hinter Salka das Dorf Paſchnitz, und ſo geht es fort, Berg auf Berg und Dorf auf Dorf.

Aus Hochwartl bin ich und die Pathe Markyta da, fiel ihm der Bärtige in die Rede, indem er ſich den Schnurrbart ſtrich.

Nun, das macht nichts, nickte der Alte mit dem Haupte.

Ein anderer Bauer aber fragte gleich: Aus welcher Familie?

Ein Barta! antwortete der Soldat. Dann ſtolz den Leib aufrichtend, wendete er ſich zu dem Officier mit den Worten: Mit Erlaubniß... dingsda... Herr Oberlieutenant, unſere Vorfahren, die Choden, oder wie man ſie auch mit einem Spitznamen hieß, die Hundsköpfe,*) genoſſen von altersher große Vorrechte. Sie hatten ihr Banner, ihren Hauptmann, und Alle waren Freiſaſſen. Dort, wo unſer Dorf liegt, war die Hauptwarte, und darum heißt es bei uns bis heute: auf der Warte.**)

---

*) Psohlavci.

**) Im böhmiſchen: „na stráži“. Deutſch etwa genauer zu überſetzen: „auf der hohen Warte“.

So war es, nicht anders! beſtätigte der alte Bauer und that dabei einen Seufzer.

Und ſeitwärts von Tauß auf dem Hügel die zerfallene Burg, wie heißt die? fragte der Officier weiter.

Rieſenberg. Die Leute ſagen, daß unter dem zertrümmerten Schloß ein Schatz vergraben liegt, aber das wird wohl nicht wahr ſein; wie würden ihn die Herren dort laſſen, wenn es in der That ſo wäre? Unter Rieſenberg iſt Kauth, wohin wir aufs Amt gehen. Weiter dort die Berge, die ſich von Neugedein gegen die bayeriſche Gränze ziehen, heißen der Hohenberg und der Gutenberg; auf dem wächſ't einmal im Jahre ein Wünſchrüthlein — aber wie ſoll man's pflücken, wenn man nicht weiß, an welchem Tage es hervorſprießt?!

Das iſt wohl nur ein Märchen. Als ich in Hluboka diente, weidete ich Tag für Tag auf dem Gutenberg, aber das goldene Rüthlein hab' ich nie geſehen, fiel dem Alten der Bärtige in die Rede.

Vielleicht wächſ't es nur bei Nacht, ließ ſich Markyta vernehmen, wie ja auch das Farnkraut juſt zu Mitternacht um Johann den Täufer aufblüht. Wenn, heißt es, eine reine Jungfrau unter das Kräutlein ein weißes Tuch ausſpannte, würde darauf eine Blüte von lauterem Golde fallen.

Und warum hat das noch keine verſucht? lachte der Officier.

O, verehrter Herr Gevatter, da müßte eine auf das Gold mehr als auf ihr Seelenheil erpicht ſein, daß

Sie trafen auf einander und trafen ſich mit ſolcher Heftigkeit, daß jeder einige Schritte zurückprallte, aber, gleich mannhaſten Rittern, behielt jeder ſeinen Korb und blieb feſt auf den Füßen. Nur eine Pauſe von zwei Secunden, um Athem zu ſchöpfen; dann ein vernichtender flammender Blick von Seiten Timothy's, erwiedert von ſeinem Gegner; ein Blitz der Erinnerung bei jedem, daß er das Geſetz auf ſeiner Seite habe, und „Nimm das!" brüllte Timothy, indem er einen wohlgerichteten Schlag mit ſeiner rechten und rechtſchaffenen Hand gegen das linke und linkiſche Auge des Feindes führte: „Nimm das!" wiederholte er, während dieſer rückwärts taumelte: „Nimm das und geh' zum Teufel dafür, daß Du gegen einen Gentleman anrennſt!"

Der Röthlichbehaarte hatte ſeinen Rückzug genommen, denn der Schlag war ſo heftig geweſen, daß er nicht anders konnte, und wir müſſen ja alle dem Schickſal gehorchen. Allein nicht aus Furcht war er zurückgewichen. Einen bittern Trank ergriff er, mit der Aufſchrift „Sogleich einzunehmen", ſchleuderte ihn mit dämoniſcher Kraft dem muthigen Tim gerade in's Angeſicht, und „Nimm Du das!" ſchrie er mit ingrimmigem Kreiſchen. Das Wurfgeſchoß, ſo gut gerichtet als die Speere der homeriſchen Helden, fuhr mit voller Wucht auf den Sattel von Tim's Naſe, das zerbrechliche Glas ging in Stücke, mehrfache Wunden in ſeinem Geſichte ſchlagend, und goß, um dieſe gleich wieder zu heilen, einen dunkelfarbigen Balſam darüber aus, welcher unſägliche Schmerzen verurſachte. Timothy, der es unter ſeiner Würde hielt, dieſe Todesqual auszuſchreien, folgte dem Beiſpiel des Widerſachers, ergriff geſchwind eine ähnliche Flaſche weit größeren Umfangs und warf ſie mit ſolcher Gewalt, daß ſie zwiſchen den Augen des Gegners zerſplitterte.

Die Freunde der Ordnung oder wenigſtens des geordneten Fechtens ſammelten ſich um die beiden Kämpen und bildeten einen faſt undurchdringlichen Kreis, der jedoch weit genug war, um Sicherheit vor dem Wurfgeſchütze zu gewähren. „D'rauf, Rothkopf! —

ſie ſich zu ſolcher Stunde hinauswagte. Die Nacht hat ihr Recht! gab Markyta zum Beſcheid.

So iſt es, bekräftigte der alte Bauer.

Und wie heißt ihr die andern Berge? fragte der Officier wieder.

Den Gutenberg, den Hohenberg habe ich ſchon genannt, dann kommt der Sternberg, der Silberberg, unter dem Silberberg iſt die Silbergrube — ſie haben, ſagt man, vor Zeiten dort Silber gegraben —, und dort jene beiden Berge ſchon in den Wolken ſind unſerer lieben Frauen Buſen.

Das iſt der Oſſer und der Arber, fiel ihm der Officier ins Wort.

Nun, bei Ihnen nennen ſie ſie ſo, bei uns nennen ſie ſie anders, nickte der alte Bauer mit dem Haupte, und indem er mit der Hand, in der er das Pfeifchen hielt, nach links-deutete, fuhr er fort: Weit dort über der Fläche ſehen Sie, geehrter Herr Officier, einſam einen ſchwarzen Berg ſich erheben und darauf ein Schloß. Das iſt Pfraumberg. Es wurde dort, ſagt man, vor Zeiten ein böhmiſcher Fürſt gefangen gehalten, darum, weil er keine Herren im Lande dulden wollte. Verleihe ihm der liebe Gott dafür die ewige Gnade! Aber was hilft das Alles, ſein kann es ja doch nicht. Wenn Sie geradeaus blicken und ein gutes Auge haben, ſo ſehen Sie bis nach Pilſen. Dieſer unſer Berg hier, worauf wir ſtehen, iſt der Čerchow, und die Wälder hier heißen wir den Schwarzwald.

Während in ſolcher Weiſe der Alte dem Officier die Gegend erklärte, hatten Bäuerinnen mit ihren Mägden Brod, Milch, Butterſchnitten, Honig und Kuchen gebracht, was nur immer die eine und die andere in ihrer Vorrathskammer gefunden.

Greift zu, was der liebe Gott beſchert hat, luden die Hausfrauen ein, indem ſie die Speiſen unter den Tannen ins Gras ſetzten. Dem Herrn Officier und ſeiner Gemahlin brachten ſie irdene Teller, beinerne Löffel und kleine Milchkrüge. Die Andern langten mit Rahmlöffeln aus der vollen Schüſſel zu, es mundete Allen, und die Bäuerinnen hatten ihre Freude daran, wie das Ding immer weniger wurde.

Die Hausfrauen ſetzten ſich unweit von Markyta auf den Raſen, die Dirnen aber liefen von der Höhe hinab und thaten, als ob ſie in die Gehöfte gingen; wer jedoch aufmerkſam hinab in die Gärten ſah, nahm hier und da zwiſchen dem Grünen ein ſchwarzhaariges Köpflein, von einer weißen Binde umwunden, und mit rothen Bändern durchflochtene Zöpfe wahr.

Frauenzimmer, ich ſollte dich kennen! ſagte eine der Bäuerinnen zu Markyta, nachdem ſie ſie eine Weile aufmerkſam beobachtet hatte. Warſt du es nicht, vor fünf Jahren, die ſie hier von dieſer Anhöhe ohnmächtig in unſern Hof trugen, als die Soldaten nach Deutſchland zogen, dein Mann mit ihnen?

Ich war es, ja, der liebe Gott möge Euch Eure Barmherzigkeit lohnen. Aber du biſt mir aus dem

Sinn gekommen, Bäuerin, ſagte Markyta. Ich würde dich nicht wiedererkannt haben, biſt du krank? fragte ſie weiter.

Der böſe Wind hat mich angeweht; von der Zeit habe ich Gichtſchmerzen in den Gliedern, und davon ſieche ich hin. Ich muß das alte Weib von Aujezdl zu Rathe ziehen, die verſteht ſich darauf. Gebe Gott, daß ſie mir helfen kann!.. Und welcher von den Burſchen iſt dein Mann?

Ich habe keinen Mann mehr, er iſt in Deutſchland geſtorben, der Arme! gab Markyta traurig zur Antwort.

Nun tröſte dich Gott! Das Mädchen iſt dein?

So iſt's.

Wohin denkſt du zu gehen?

Nach Hauſe, nach Hochwartl. Sie kennen mich dort, ich ſie, es wird mir dort am beſten gehen.

Darin haſt du Recht, ſtimmte ihr die Bäuerin bei.

Nachdem ſich die Soldaten mit den Bauern ausgeſprochen und der Bewirthung Ehre angethan hatten, gab der Officier das Zeichen zum Aufbruch. Mit Händeſchütteln bedankten ſich die Soldaten. Laſſe es euch Gott wohl ergehen! lautete es von der einen Seite, — geleite euch Gott! von der andern.

Singend marſchirten die Soldaten nach Klentſch Knab. In Tauß war ein Ruhetag. Dort verabſchiedete ſich Markyta von ihrer Gevatterin und von den Soldaten. Sie weinte, und auch Jenen wurden die Augen feucht. Hatte ſie doch mit ihnen fünf Jahre in der

Fremde gelebt! Die Frau Gevatterin drückte ihr zwei Kreuzthaler in die Hand, zu Kleidern für das kleine Kindchen, und gab ihr einen Zettel, worauf ihr Name und ihre Haus-Nummer aufgeſchrieben ſtand. Hebt Euch den Zettel auf, Markytka, und wenn Ihr nicht mit mir fahren wollt, ſo beſucht mich wenigſtens in Prag; und bringt Eure Karla mit, ſetzte die leutſelige Frau hinzu.

Und wenn Ihr etwas brauchen ſolltet, oder die Karla, wendet Euch nur an uns, bekräftigte der Officier; denn er hatte die rechtſchaffene Markyta lieb, und wenn ſie darein gewilligt hätte, würde er ihr lockiges Mädchen als ſein eigenes angenommen haben.

Ich nehme von dir keinen Abſchied. Grüße mir... Dingsda... die Meinigen, und ſage, daß ich ſo bald als möglich komme, ſprach der alte Bärtige zur weinenden Markyta, indem er ſich nach beliebter Gewohnheit den Schnurrbart ſtrich.

In der Stadt war eben Markt; Markyta fand bald einen Bauern, der ſie mit ſich nach Hauſe nahm.

## 2.

Die Richtersfrau von Hochwartel bereitete dem Geſinde das Vesperbrod. Zuweilen überflog ihr vollwangiges heiteres Geſicht ein Wölkchen und von ihren Lippen tönte ein leiſes Wehklagen: Es geht ſchon auf Drei, und noch kommt er nicht. Wenn ſie ihn dort in der Stadt überredet haben, wenn er ins Wirthshaus gegangen iſt!... Mich überläuft es!... So viel Geld hat er bei ſich!

Während ſich ſo das Weib abängſtigte, ertönte im Dorfe ein Peitſchenſchlag wie der Schuß einer Büchſe. Der Richterin klärte ſich mit eins das Antlitz auf; ſie kannte es ſehr wohl, dies eigenthümliche Schnalzen; denn ſo kräftig brachte es kein Bauer im ganzen Dorfe zu Stande wie der Richter. Schnell lief ſie zum Kamin, für den Mann das Eſſen herzurichten. Die Pferde wieherten im Hofe, und nach einer kleinen Weile trat zur Thüre herein der Richter Mikota, und hinter ihm ein Weib mit einem Kinde.

Bäuerin, ſieh mal her, wen ich dir hier aus der Stadt mitgebracht habe! rief er, ehe noch die Bäuerin ein Wort zu ihm geſprochen hatte.

Einen Augenblick blickte die Richterin auf die Ankommenden, dann aber, mit freudiger Miene beide Hände ihr entgegenſtreckend, rief ſie: Heilige Mutter von Klattau; das iſt ja Markytka! Wo haſt du ſie aufgeleſen?

Ich war mit den Soldaten nach Tauß gekommen. Der Bauer hat mich mit nach Hauſe genommen, antwortete Markyta, indem ſie der Bäuerin die Hand drückte.

Und dieſes Mädchen iſt das deine?

Ja.

Gott ſegne es dir! Wie eine Kirſche! Nun, kommt her, kommt! Setzt euch an den Tiſch! Ich gebe nur dem

Geſinde die Jauſe*) und im Augenblick bin ich wieder da, ſagte die Bäuerin, drehte ſich wie ein Kreiſel und war zur Thüre hinaus.

Die Frau will gar nicht alt werden, warf Markyta hin, indem ſie ihr Mädchen an den Tiſch ſetzte.

Gottlob, die iſt immer friſch wie der Wind, entgegnete der Bauer, während er den breiten Krempenhut an den Nagel neben ſeinem Bette hängte.

In der That war die Richterin ein muntres Weib. Es vergingen kaum einige Minuten, und ſchon trug ſie das Eſſen auf den Tiſch, friſch aufgeſtrichenes Butterbrod, Milch und mit allerhand Leckereien gewürzten Kuchen. Nun langt zu; was ich habe, trage ich auf. Gott laſſe es euch gedeihen. Du, Markyta, ſchneide dir ſelbſt ab, und gieb auch deinem Kinde, ermunterte ſie die Bäuerin und legte dabei vor Markyta einen geweihten angeſchnittenen Laib, worauf das Schärzel**) lag. Gieb ihr auch Milch, ſie iſt ſüß und gut wie Mandeln. Sie iſt von der Geſtreiften, welche du, Markytka, aufgezogen haſt.

Das war ein gutes Thierchen, die Geſtreifte; aber die Fuchſige, die hat mir zu ſchaffen gemacht, mehr als einmal iſt mir der Melkkübel aus der Hand geflogen, beſtätigte Markyta.

Nachdem du fort ins Deutſche gegangen warſt, hat

---

*) Vesperbrod.

**) Der obere Anſchnitt.

Niemand mit ihr auskommen können, ſagte der Bauer; ich habe ſie lieber verkauft. Aber ich habe dabei wegen dieſes Fehlers einige Gulden Schaden gehabt.

Nun, liebes Weſen, ſag einmal, wie es dir draußen ergangen iſt, was dein Mann macht, der Drahoň? Iſt er auch heimgekehrt? fragte die Bäuerin.

Der kehrt nimmer heim, der iſt in die Ewigkeit gegangen, ſagte Milota.

Geſtorben, ſchlug die gutmüthige Bäuerin die Hände zuſammen, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Nun, tröſte ihn Gott!... Was iſt ihm denn zugeſtoßen? Er war doch ein kräftiger Burſch!

Das Heimweh, antwortete Markyta.

Ah, dagegen iſt kein Kraut gewachſen, verſicherte die Bäuerin, wenn der Menſch nicht nach Hauſe kann.

Das iſt's. Aber vom Militär laſſen ſie einen nicht, ſo lang ſeine Zeit nicht abgelaufen iſt. Auch glaubten ſie ihm nicht. Das Heimweh, ſagten ſie, iſt nur eine Einbildung, der Soldat dürfe kein Haſenherz haben, er müſſe ausharren. Aber was hilft das Alles? Wenn ſich der Gram aufs Herz legt, kann ſich der kräftigſte Burſch nicht helfen, ſeufzte Markyta und legte den Löffel weg, denn der Biſſen ſchwoll ihr im Munde an. Nach einer Weile fuhr ſie fort: Wenn der Pathe Barta nicht geweſen wäre, würde Drahoň gewiß davongelaufen ſein. Der aber ſtellte ihm vor, was für Folgen es haben könnte, und richtete ihn auf; und Barta war es, der mir die Poſt ſchickte, daß ich nach Deutſchland nachkommen möchte. Du haſt ja, Bauer, den Brief ſelbſt geleſen. Wäre mir damals das Kind nicht krank geweſen, ich wäre gleich gegangen; ſeinetwegen mußte ich zögern. Der liebe Gott hat es zu ſich genommen, und ihr wißt, daß ich dann gleich ging.

Und war er nicht heiterer, als du zu ihm kamſt? fragte die Milota.

Wenn ich ihm erzählte, wie es hier gehe, wenn ich ihm unſere Lieder ſang, war er fröhlicher, aber gleich verfiel er wieder in ſeinen Trübſinn. Nicht einmal das hat ihn hart angegriffen, daß uns das Kindlein geſtorben war. Es wäre ſo nur ein Soldat geworden, ſagte er, beſſer, daß Gott es zu ſich genommen hat... Ein Jahr darauf bekamen wir dieſes Mädchen. Er hatte große Freude; es war, als ob er neu auflebte. Plötzlich aber befiel ihn Schwindſucht, er magerte ab und magerte ab, er konnte ſeinen Dienſt nicht mehr verſehen, und es dauerte nicht lange, ſo trugen ſie ihn hinaus. Sein einziger Wunſch war, wenn er nur noch einmal die Heimath ſehen könnte. Der Arme, er hat es nicht erreicht; er muß doch in fremder Erde liegen. Unglückſeliger Kriegerſtand! Bewahre Gott davor jede Mutter, jedes Weib! jammerte Markyta.

Beruhige dich, Markytka, überall iſt Gottes Erde, tröſtete ſie Milota. Es trifft das mehr Weiber, mehr Mütter. Es iſt einmal nicht anders. Der Kaiſer iſt einmal unſer Herr, wir ſind ſchuldig, ihm zu dienen.

Wie lang iſt's, daß Drahoň geſtorben? fragte die Richterin.

Um Oſtern war es gerade ein Jahr, antwortete Markyta.

Und warum biſt du denn nicht früher nach Hauſe gekommen?

Pathe Barta hat mir gerathen, ich möchte mich mit dem Mädchen nicht allein auf den Weg machen, im Herbſt würden die Soldaten nach Hauſe marſchiren, ich möchte warten. Der Herbſt kam, es hieß, ſie würden im Frühjahr gehen. Ich wollte im Winter nicht aufbrechen, ich mußte mich alſo bis zum Frühjahr gedulden. Aber ich habe die Zeit kaum erwarten können. Das Jahr hindurch war ich in Dienſten bei der Frau Gevatterin. Sie wollte mich mit ſich nach Prag nehmen, aber ich bin lieber zu euch heimgekehrt. Ich hoffe, daß ihr mich nicht verlaſſen werdet, wenn ich euch diene, wie ich euch früher gedient habe. Erhält mir Gott das Mädchen, findet ſich Arbeit auch für ſie, fügte Markyta hinzu.

Kümmere du dich, Markyta, um das gar nicht. Wer arbeiten will, findet immer Arbeit, und Arbeit bringt Brod mit ſich, ſprach die Bäuerin.

Wir machen das ſo, ſagte Milota nach einem kurzen Nachdenken. Nebenan in unſerer kleinen Chalupe*) iſt eine leere Stube; in der Stube kannſt du mit deinem Kinde wohnen. Koſt wirſt du bei mir haben. Ich werde dir einen halben Viertling Flachs anſäen, damit du im Winter, wenn es nicht ſo vollauf zu thun giebt, für dich ſpinnen kannſt. Die Bäuerin giebt dir zwei Gänſe zum Auffüttern, damit du für das Mädchen auch Federbetten zuſammenſparen kannſt *). Den Dienſtlohn wirſt du wie früher haben. Biſt du es ſo zufrieden?

---

*) Dorfgebäude niederer Gattung als ein Bauernhof.

Vergelte es dir unſer Herrgott hundertmal, Bauer, ſagte Markyta, und eine Thräne glänzte ihr im Auge, als ſie dem Milota die Hand reichte, zum Zeichen, daß ſie in ſeine Dienſte trete.

Darauf ging der Bauer nach ſeiner Arbeit, und Markytka half ſogleich der Bäuerin aufräumen.

Wie heißen ſie dich? fragte die Bäuerin das kleine Mädchen.

Karla, antwortete das Kind, indem es graue, von dunklen Wimpern beſchattete Augen zu ihr erhob.

Sage mir, Markytka, ich bitte dich, wie haſt du ihr nur ſo einen Namen geben können? So lang ich auf den Beinen bin, habe ich einen ſolchen nicht gehört! fragte mit Verwunderung die Richterin.

Ich kann nichts dafür. Du weißt ja, daß es bei uns Sitte iſt, daß das Kind den Namen ſeines Pathen bekommt. Ich habe es der Gevatterin anheimgeſtellt,

---

*) Bettfedern bilden einen weſentlichen Beſtandtheil der Ausſteuer eines böhmiſchen Mädchens auf dem Lande; je reicher und je feiner die Federfülle, deſto anſehnlicher die Ausſtattung.

Bravo, Weißſchürze!“ — ertönte es auf allen Seiten. Flaſchen begegneten einander auf ihrem Fluge durch die Luft und zerplatzten wie Bomben über einer belagerten Stadt. Latwergen wurden mit artilleriſtiſcher Genauigkeit abgefeuert, Pillenſchachteln mit ſolcher Kraft geworfen, daß ſie wie Granaten und Kartätſchen zerfuhren, während Säuren und Alkalien, einander neutraliſirend, giftig wie ſterbende Schlangen ziſchten. „Bravo, Weißſchürze!“ — „Rothkopf für immer!“ — ſcholl es rings herum, indeß der Streit mit ungeſchwächter Lebhaftigkeit fortdauerte. Die Munition war beinahe auf beiden Seiten verſchoſſen, als Herr Ebenezer Pleggit, der den Tumult hörte, vielleicht auch ſeine eigenen Arzneien roch, ſo unglückſelig vorſchnell und ſo thöricht tollkühn war, den geweihten Kreis zu durchbrechen. Mit aufgehobenem Stocke drang er von hinten vor, um den furchtbaren Timotheus zu fällen; da fuhr ihm eine Mixtur von ſeiner eigenen Batterie und von ſeinem eigenen rothhaarigen Kämpen geſchleudert, in den offenen Mund; zerbrechend ſchlug ſie gegen ſeine beiden einzigen noch übrigen Vorderzähne, die ſie ausriß, die Arznei aber floß ihm die Kehle hinunter und machte ihn hundekrank. Er fiel, wurde auf einer Tragbahre weggebracht, und es dauerte mehrere Tage, bis man ihn wieder in ſeiner Apotheke die Arzneien dispenſiren ſah, von denen er bei dieſer unglücklichen Veranlaſſung ſicherlich nur gar zu gerne dispenſirt geblieben wäre.

Leſer, fandeſt Du ſchon das letzte Stadium eines tödtlichen Ritterkampfes beſchrieben, wenn die Helme heruntergeſchlagen, die Schilde verloren, die Schwerter zerſplittert waren, wie die Streiter dann zu dem engeren und tödtlicheren Kampfe mit den Dolchen ſchritten? So that Timothy: ſeine Munition war zu Ende; unwillig, den Krieg länger aus der Ferne fortzuſetzen, drang er kräftig auf den keuchenden Gegner ein und warf ihn im erſten Ringen zu Boden. Dann entnahm er ſeinem Korbe die einzigen Waffen, die ihm geblieben waren, eine Phiole und eine Pillenſchachtel, ſetzte ſich auf den niedergeworfenen Feind, zwang ihm die Pillenſchachtel als ſie mich fragten. Wer hätte vorausſehen können, daß man es Karolina heißen würde.

Aber giebt es denn im Kalender einen ſolchen Namen? fragte wieder die Richterin.

Es muß doch wohl ſein, weil der Herr Pfarrer nichts einzuwenden hatte.

Die Bäuerin ſchüttelte den Kopf, gab dem Mädchen ein Stück Kuchen, dann ſtreichelte ſie ihm den Kopf, indem ſie in mitleidigem Tone ſagte: Die haben dir dort einen ſaubern Namen gegeben, armes Ding!

Und wo haſt du deinen Peter? fragte Markyta, um ſie auf andere Gedanken zu bringen.

In Medakov *) in der Schule. Du wirſt dich wundern, wie der gewachſen iſt; über ein Jahr vertritt er den Oberknecht.

Und ſeither habt ihr keinen Zuwachs bekommen?

Nun, du weißt ja, liebes Ding, wie es zu gehen pflegt, lachte die Richterin. Ich hatte ein Mädchen. Gott hat es mir genommen, und ein zweites hat er mir dafür wiedergegeben. Es iſt ein Jahr alt; es läuft ſchon wie ein Kreiſel.

Und wo haſt du es?

---

*) Die Verfaſſerin hat ſich erlaubt, in dieſem Ortsnamen einen Buchſtaben zu ändern, und unſeres Bedünkens mit Recht. Der urſprünglich böhmiſche Name hat eine obſcöne Bedeutung, die bei dem kundigen Leſer Anſtoß erregen würde.

Die Gänſehirtin hat es mit auf den Rain genommen. Es kugelt ſich dort gern im Gras.

Und wie nennt ſich das deinige? fragte Markytka.

Hana.

Hana ſpricht ſich hübſch aus. Ich bin froh, daß du ein Mädchen haſt; ein Mädchen erheitert das Haus wie eine Roſe den Garten. Sie und die Karla werden Geſpielinnen ſein. Dafür bitte ich dich aber, daß ich mich auch um dein Mädchen annehmen darf; du weißt, ich liebe Kinder, bat Markyta.

Von Herzen gern, entgegnete die Richtersfrau; ohnedies, wenn man alle Hände voll zu thun hat, weiß der Menſch nicht, wohin mit den Kindern, ſoll er ſie aufs Feld mitnehmen, ſoll er ſie zu Hauſe laſſen. Du, Markytka, wirſt mir zur Hand ſein und im Kuhſtall nachſchauen; die Hanča aber, das ältere Mädchen, werde ich mit dem andern Geſinde aufs Feld ſchicken.

Dieſe Anweiſung war die einzige, deren Markyta bedurfte. In dieſem ganzen Hausweſen, in das ſie nach vier Jahren wieder den Fuß ſetzte, hatte ſich nichts geändert, nichts, was beſtanden, hatte ſeinen Platz gewechſelt, außer daß Hana hinzugekommen, die ausſchlagende „Fuchſige" weggegeben worden war, daß die „Geſtreifte" und die jungen Bäumchen im Garten gewachſen waren.

Gleich dem Winde, wenn er über den See weht und die glatte Fläche desſelben aufwühlt, ſo brachte die

Kunde, daß Markyta Drahoň aus Deutſchland zurückgekehrt ſei und Adam Barta bald heimkommen werde, das ſtille und einförmige Leben der Dorfbewohner in Aufregung.

Hausväter, Hausfrauen, alte Mütterchen und junge Mädchen, das Geſinde bis zu den kleinen Kindern, mit einem Wort, alle Leute im Dorf kamen zu Richters auf Beſuch, um ſich die Markyta zu beſehen und ihr hübſches Mädchen mit dem unerhörten Namen. Jedem mußte ſie erzählen, wie es ihr draußen ergangen war, mußte von Peter Paulsſohn und von Paul Petersſohn berichten, wie es ihnen dort gehe. Die Eine wollte wiſſen, wie man in Deutſchland kocht, eine Andere, wie ſie dort ſpinnen, Dieſer fragte nach dem Feldbau, Jener, ob ſie dort auch Chriſten ſeien. Markyta erzählte, was ſie wußte, und was ſie nicht wußte, darüber verwies ſie auf den Gevatter Barta. Am andern Tage wußte es jedes Kind, was Markyta durch dieſe vier Jahre erlebt hatte; ſie aber hatte erfahren, wo ein Kind dazugekommen war, wer ſich verheirathet und wer das Zeitliche geſegnet hatte.

## 3.

Barta hatte kein Handwerk erlernt. Als er noch das Vieh hütete, pflegte er aus Lindenholz Löffel zu ſchnitzen zum Eſſen und zum Schöpfen, Salzfäſſer u. dgl. Aus Holz der Zwetſchkenbäume machte er Rockenſtöcke und

Spindeln, die er hübſch mit Zinn auslegte. Das kam ihm auch beim Militär zu ſtatten, und er hatte ſich in dieſen vierzehn Jahren, die er unter den Soldaten war,[*] mit jener Kunſtfertigkeit ein hübſches paar Gulden verdient, denn er wußte zu ſparen. Als er nach Hauſe kam, fand er eine nette Stube und ſo viel Auskommen, als er für ſich brauchte, was ihm ſein Bruder als Ausgeding zu geben verpflichtet war. Er hatte es gut genug. Was ihm anfangs am meiſten naheging, war, daß man im Dorfe keinen Tabak bekommen konnte.

Weißt du was, Barta, ſagte ihm der Richter eines Tages, als Jener darüber Klage führte, komm du ſelbſt darum ein. Du haſt deine Stube, du haſt ein paar Gulden Geld und als Ausgedienter das Recht dazu: was gilt's, du erreichſt es? Uns wird allen damit gedient ſein, wenn wir nicht weiter in die Stadt zu ſchicken brauchen.

Barta folgte dem Richter. Der Herr Cantor ſetzte ihm die Bittſchrift auf, er reichte ſie ein, und in kurzer Zeit erhielt er die Licenz. Als er dieſe hatte, ging er in die Stadt und ließ ſich auf einer tüchtigen Tafel ein Schild malen: einen Türken mit langer Pfeife und unbändigem Schnurrbart, wie er dies in Städten geſehen hatte.

---

[*] So lang währte bis in die dreißiger Jahre, wo der Anfang unſerer Erzählung offenbar ſich abſpielt, die militäriſche Dienſtpflicht; erſt unter Kaiſer Ferdinand wurde die Dauer auf acht Jahre herabgeſetzt.

Als er ſich das Schild nach Hauſe brachte und an dem Fenſterladen aufhing, lief das ganze Dorf zuſammen, es anzuſchauen. Die Burſchen riefen einander zu: Anton, Adam, geſchwind kommt! dingsda... einer iſt aufgemalt auf einer Tafel, wie er raucht! Und die Burſchen liefen zu Barta's Laden wie zu einem Feuer.

Barta's Stube war reinlich wie Glas, und jedes Ding hatte ſeinen beſtimmten Platz; wehe dem, der ihm etwas von der Stelle rückte. Gewohnt, ſich Alles ſelbſt zu machen, ließ er ſich von Niemand bedienen, obgleich die Schwägerin ihm mit Freuden aufgeräumt haben würde. Alles ging bei ihm wie an der Schnur. Morgens, wenn er Alles herrichtete, daß nirgends auch nur ein Stäubchen lag, begoß er zuerſt den Muskatſtrauch im Fenſter, fütterte ſeinen Stieglitz, den er auch nach Noten ſingen lehrte, dann richtete er ſich auf dem Tiſch ſeine kleine Wage, Meſſer und Holz her, zündete ſich das Pfeifchen an, ſah aus dem Fenſter nach dem Türken, ob ihm nicht der Kaftan beſchmutzt oder ein Auge herausgeſchlagen ſei, ſtrich ſich den Schnurrbart und machte ſich dann an ſeine Arbeit. Das war ſein gewohntes Thun Morgen für Morgen, mit Ausnahme des Sonntags, wo an Stelle der Arbeit der Gang in die Kirche trat.

Zu thun hatte er genug. Speiſe- und Schöpflöffel, Spindeln brauchte man immer, und Barta verſtand es, ſie recht zierlich zu ſchneiden. Auch hatte er ſtets Zuſchauer bei ſeiner Arbeit; Jeder, der vorbeikam, grüßte ihn, und auch wenn er kein Päckchen Tabak brauchte, fragte er mindeſtens: Was machſt du, Barta? Die Hausfrauen kamen mit ihren Kindern zu ihm auf Beſuch, auch wenn ſie ihm nichts abzukaufen hatten; mit Barta gab es allerhand zu thun, er verſtand es auch, Kaffee zu kochen, was die Dorfbewohnerinnen, Markyta ausgenommen, nur dem Namen nach kannten. Selbſt die Kinder hatten ihn gern, konnte er doch keinem Hühnchen wehthun. Ja, ſelbſt den kleinen Windbeuteln trug er nichts nach, die oft mir nichts dir nichts ihn anriefen: Dingsda... Herr Barta, ein Päckchen Rauchtabak!

Am liebſten von allen aber waren ihm Markyta und ſein Pathchen, die Karla. Markyta wußte ihm am beſten Beſcheid zu thun; mit ihr pflegte er von ſeinen ehemaligen Kameraden, die auch ſie kannte, zu plaudern; ſie ſprachen von Drahoň und von vergangenen Zeiten. Die Karla hutſchte er auf den Knieen, erzählte ihr Märchen, und jeden Sonntag brachte er ihr vom Kirchgang einen Apfel oder ein Brezel. Nur das Eine war ihm nicht recht, daß Markyta ihm das Mädchen auch nicht für eine Stunde zu ſeiner Unterhaltung laſſen wollte.

Das, Frau Pathe... dingsda... iſt eine dumme Angewöhnung, daß du das Kind ſtets an deiner Seite haben mußt, brummte er, wenn ſie ihm das kleine Ding davonführte.

Aber du weißt ja doch, Pathe, ſagte dann Markyta, daß ich an ſie gewöhnt bin. Von der Wiege an habe ich ſie nie von mir gegeben, es würde mir bang ſein und ihr auch. Und ein Mädchen gehört einmal zur Mutter.

Dumm genug, daß es ein Mädchen iſt!

Ich bitte dich, Pathe, du würdeſt mir doch etwa nicht einen Knaben wünſchen? An dem hätte ich eine ſchöne Freude! Wenn ich ihn nun aufs Beſte aufgezogen hätte, würden ſie mir ihn zum Militär holen, und dort würde er mir ſterben.

Ach was, es ſtirbt nicht Jeder dabei; ich ſelbſt... dingsda... bin auch nicht geſtorben.

Ja du! Du läſſeſt alle fünfe gerade ſein, das kann nicht Jeder.

Und wie meinſt du das, Pathe... dingsda?... fragte Barta etwas verletzt und wickelte den Schnurrbart um den Finger.

Wie ich das meine?... Gar nicht meine ich es! Wenn der ſelige Drahoň ſo geweſen wäre wie du, würde er heute noch da ſitzen, ſprach Markyta, die mitunter den Barta neckte, aber ihm nicht weh thun wollte.

Das ſag' ich auch, beruhigte ſich Barta ſogleich. Wenn das nur ein Knabe wäre, ich wollte ihm ſchon das Exerciren einüben wie... dingsda... das Vaterunſer.

Laſſe mich in Frieden mit deinem Exerciren, ich mag nicht einmal davon hören. Ich danke dem Himmel, daß ich ein Mädchen habe! Auf dieſe Art endeten in der Regel ihre Streitereien über dieſen Punkt.

Abend für Abend kam Barta zu Richters, Sonntags aber kam er gleich nach Tiſche. Da ſetzten ſich die Männer zur Sommerszeit hinaus unter die Bäume, im Winter unterhielten ſie ſich in der Wohnſtube. Abends ging man gemeinſchaftlich ins Wirthshaus, um etwas zu trinken und dann und wann eins zu ſpielen.

Barta's beliebter Geſprächsſtoff bei dieſen Unterhaltungen war der Soldatenſtand und das Exerciren. Einer der alten Bauern war ſein Opponent, und jeden Sonntag war ſeine Beweisführung die nämliche. Jedesmal hub er an: Wozu das Exerciren nütz iſt, davon wiſſen wir aus dem franzöſiſchen Krieg zu erzählen. Wir mußten damals drauf und dran, wie's einer konnte. Man gab uns nur Flinten, keine Montur, und lehrte uns das Exerciren. Der Herr Officier, der uns unterrichtete, war ein Deutſcher, und nichts haben wir verſtanden, nichts von ihm gelernt. Er hatte mit uns ſeine liebe Noth und ſchimpfte uns weidlich, die mit den rothen Mützen ſeien hart wie die Eichen, nichts ſei ihnen beizubringen. Nun, es kam zur Schlacht. Da waren es unſere lieben Burſchen, die das Gewehr von der dünnen Seite anpackten und in den Haufen hineinhieben, und droſchen in den Feind hinein, wie es eben kam. Da hättet ihr nur ſehen ſollen, ihr lieben Leutchen, das Durcheinander. Wo ſich nur eine rothe Mütze zeigte, machte ſich Alles auf die Beine. Wie das unſer Officier ſah, rief er: So könnt ihr euch ſchlagen? Das hab' ich nicht gewußt! Ja, ſo ſo, Herr Officier, wir machen's halt auf unſere Art, ſagten wir. — Obwohl die Bauern das ſchon hundertmal gehört hatten, gefiel es ihnen doch immer von Neuem, und ſie nickten ſelbſtgefällig mit den Köpfen. Deßhalb ließ Barta doch nicht von ſeiner Anſicht und vertheidigte das regelmäßige Exerciren. Wenn er unter die Weiber kam, zogen ſie ihn auf, warum er ſich nicht verheirathe, und ſchlugen ihm Dieſe und Jene vor; allein er erwiderte ihnen jedesmal: Was frag' ich nach der Barbara, hab' ich doch im Hauſe alles da!

Einmal aber traf ihm Milota doch ins Schwarze, als er von der Markyta anfing: Ja, die würde ich mir nehmen; ſie weiß, was ich gern habe, und ſie iſt ein braves Weib. Und... dingsda... das Mädel hab' ich verteufelt gern, ſagte Barta darauf und ſtrich ſich den Schnurrbart bis zum Kinn hinunter.

Nun, warte, ich will dein Fürſprecher ſein, und ſie wird ſich nicht ſperren; biſt du doch ein ganzer Mann und haſt dein Auskommen.

Das mein' ich, daß ich das bin, ſagte Barta, ſich in die Bruſt werfend.

Milota verſprach, er werde den nächſten Tag ihm mittheilen, was er ausgerichtet habe. Barta war zeitiger aus den Federn als gewöhnlich, beim Aufräumen hielt er alle Augenblicke ſtill, in Gedanken ſtrich er ſich den Schnurrbart mit der beſtaubten Hand, dabei leuchteten ihm die katzengrauen Augen von einer gewiſſen innern Freude. Wer kann ſagen, was ihm im Kopfe herumging? Er vergaß ſogar an dieſem Tage, nach dem Kaftan des Türken hinauszuſchauen, und ſtatt daß er das Kernholz zu einem Rocken geſchnitten hätte, machte er einen Schöpflöffel daraus.

Nachmittags erſchien Milota unter der Thüre und fiel ohne alle Umſchweife mit der nackten Wahrheit ins Haus, indem er ſagte: Lieber Alter, aus dieſer Wolke kommt kein Regen. Markyta will weder dich noch einen Andern. Der Menſch weiß wahrhaftig oft nicht, wie er mit dem Weibsvolk daran iſt, meinte der Richter.

Hab' ich's ja doch gewußt, brummte Barta, indem er ſich den Schnurrbart dreimal um den Finger drehte. Dingsda... Milota... hörſt du, häng das nicht an die große Glocke, bat er nach einer Weile.

Das verſteht ſich von ſelbſt. Mach dir nichts daraus, ſchlag es in den Wind, tröſtete ihn Milota.

Anſtatt der Tröſtung aber drehte ſich Barta zwei volle Tage lang den Schnurrbart um den Finger; erſt den dritten Tag, als er in den Spiegel ſah und wahrnahm, daß ihm derſelbe wie zwei Hauer von beiden Seiten abſtand, ſtreichelte er ihn wieder hinunter. Er ſtreichelte ihn den ganzen Tag, und Abends ging er zu den Richtersleuten. Markyta ſtand vor der Thüre und ſtreute dem Geflügel Futter vor. Sie grüßte ihn freundlich und reichte ihm die Hand: Wir bleiben uns, was wir uns waren!

Nun, wir bleiben es, erwiderte Barta, ſchüttelte ihr die Hand und ging in die Wohnſtube. Von dieſer Zeit an war zwiſchen ihnen keine Rede mehr davon, in den heftig blaſenden Mund und ſtieß ſie dann mit dem unteren Ende der Phiole gegen den Schlund hinab, recht wie ein Kanonier die Patrone ſammt der Ladung in eine zweiunddreißigpfündige Karonade ſtopft. An der Schachtel würgend, erhob der beſiegte Ritter die Hände, die um Gnade flehten; Timothy aber fuhr in der Arbeit fort, bis er mit der Phiole den Deckel und Boden der Pappſchachtel eingeſtoßen hatte; — achtundvierzig gallevertreibende Pillen rollten in des Rothkopfs Kehle hinab. Hierauf nahm er ſeinen Korb wieder und verließ unter triumphirendem Zujauchzen den Wahlplatz. Sein aus dem Sattel gehobener Gegner huſtete die Reſte des Pappendeckels heraus, holte Athem und wurde übel zugerichtet an den nächſten Brunnen geführt, während Timothy ruhmglühend in unſere Apotheke kam.

Doch ich muß endlich den heroiſchen Styl unterbrechen. Herr Kophagus, der bei Timothy's Rückkehr zu Hauſe war, ſchien zuerſt ſehr geneigt, über den Verluſt ſo vieler Arzneien zornig zu werden; als er aber das Abenteuer und deſſen Ende vernahm, war er ſo vergnügt ob Tim's Doppelſieg über Herrn Pleggit und ſeinen Geſandten, daß er alsbald in die Taſche griff, um eine halbe Krone herauszuziehen.

Dagegen fühlte ſich Mr. Pleggit nichts weniger als vergnügt. Er ging zu einem Advokaten, leitete eine Angriffs- und Mißhandlungsklage ein, und die ganze Nachbarſchaft ſprach von nichts als von dem ſtattgehabten Treffen und von dem Prozeß, der daraus erfolgen ſollte.

Außer dieſer Balgerei, welche damit ausging, daß die Klage nicht gehörig begründet werden konnte, wodurch die Animoſität natürlich ſtieg, habe ich wenig von dem Reſte meiner Dienſtzeit bei Herrn Kophagus zu erzählen. Länger als drei Jahre war ich bei ihm geweſen, als mir meine Abgeſchiedenheit endlich unerträglich wurde. Ich hatte nur Einen Gedanken, der mir unaufhörlich im Kopfe herumkreiſte: Wer iſt mein Vater? Ich hätte meinen und nachgerade fiel es ſelbſt keinem alten Mütterchen mehr bei, Barla zu fragen, wann er ſich verheirathen werde. Jedes kannte im Voraus ſeine Antwort.

### 4.

So wie die Tannen im nahen Walde Jahr für Jahr um einen Schoß höher wuchſen, alſo wuchſen auch Jahr für Jahr die beiden Mädchen Karla und Hana. Sie waren ſich treue Genoſſinnen, und im Dorfe hieß man ſie nur die Zwillinge, weil ſie auch gleich gekleidet waren. An dem rothen Röckchen hatten ſie Bänder von gleicher Farbe, gleichgeſtickte Schürzchen; auch die Gürtel und die weißen, über die Stirn gewundenen Binden waren bei der Einen wie bei der Andern mit blauem, rothem und ſchwarzem Schmelz ausgenäht. Die Haare hatten ſie in einen einzigen Zopf geflochten, an deſſen Ende eine Schleiſe von rothem Bande war, und auch am Kopfe eine. So waren ſie angezogen, wenn ſie mit Marlyla in die Kirche oder auf Beſuch gingen; doch für gewöhnlich liefen ſie barfuß, in dunklen Röcklein, Hemden mit langen Aermeln, um den Hals mit einer Haſtel feſtgehalten; ein Band mußte aber ſtets dabei ſein.

Karla war ſchon ſeit zwei Jahren Gänſehüterin, für ſie eine große Freude. Früh am Morgen Tag für Tag, nachdem man gefrühſtückt, that ſie für ſich und für Hana in den Schnappſack ein Stück Brod, nahm die Gerte in die Hand, Hana bei der Hand und ging die Gänſe weiden. Mit einem Flug fuhren alle ſchnatternd auf den Hof heraus, allein ſo wie Karla rief: Hei Gans, hei, hei! thaten ſie ſich zuſammen in einen Haufen und hübſch bei einander bewegten ſie ſich hinter ihr auf die Weide; denn das hatte das Mädchen nicht gern, wenn eine hinter der andern ging, als ob man ein Stück Leinwand in die Länge zöge. Wenn ſich auf der Weide alle Gänſemädchen und Gänſebuben zuſammenfanden, war es gar luſtig. Man ſang, man ſpielte das Sonnenſpiel, den Waſſermann, den armen Soldaten, das blinde Weib und andere Spiele. Oder Alles ſetzte ſich in einen Kreis, und das älteſte von den Gänſemädchen oder den Gänſebuben mußte irgend etwas erzählen. Sehr häufig kam Barta in ihre Mitte, wenn er in die Felder ging, und da lehrte er ſie gewöhnlich exerciren, woran die Buben ihre Freude hatten. Karla war aber regelmäßig auch dabei, und Barta machte ſie als ein Mädchen und als ſeinen Liebling gleich zum Officier. Wenn aber Markyta davon hörte, bekamen Barta und Karla ihre tüchtige Schelte. Aus dir wird ja ein wahrer Wildfang, ausgelaſſenes Mädchen, predigte ihr die Mutter.

Und du ſpiele mit den Knaben und verdirb mir die Mädchen nicht, ſagte ſie dem Barta. Barta drehte ſich den Schnurrbart und ſchlich davon, als ob ihn Jemand begoſſen hätte; wenn er aber das nächſte Mal auf die Weide kam und die Buben verlangten, er ſolle ſie einüben, konnte er ſich ohne die Karla doch nicht behelfen; ſie war ſein größter Stolz und im Lernen die Geſchickteſte.

Allein nicht bloß das Exerciren, er lehrte ſie auch Spindeln ſchneiden, Schöpflöpfel machen, womit ſie manche Weile auf dem Anger nützlich zubrachte. Im Winter ging Karla mit den andern Kindern nach Medakov in die Schule, ein Dorf, wo es eine Kirche und einen Lehrer gab. Dieſes Dorf lag von Warta aus hinter zwei Hügeln. Oft gab es ein Schneegeſtöber, einen Sturmwind, oft Nebel, daß man nicht einen Schritt weit vor ſich ſehen konnte; aber Karla kannte den Weg ſo gut, daß ſie ihn mit den Ferſen nach vorwärts würde getroffen haben.

Als der dritte Winter da war, wo Karla in die Schule ging, brachte Frau Milota ihrer Hana von dem Jahrmarkt eine Tafel, auf der ſchwarz auf weiß alle Buchſtaben aufgezeichnet waren, und darüber ein Hahn aufgemalt, an dem Hana ihre beſondere Freude hatte. Auch eine aus Binſen verfertigte Taſche, mit bunten Lappen erhielt ſie. Du kannſt in die Schule gehen, ſagte ſie, indem ſie dem Mädchen Tafel und Taſche gab, und wirſt dort leſen lernen; — und Hana ſprang in die Höhe, als ſie hörte, ſie werde mit Karla in die Schule gehen.

Karla hatte ihr oft erzählt, wie ſchön es in der Schule ſei, wenn der Herr Lehrer die Stube verläßt, und die Jungen von einer Bank auf die andere ſpringen, und wie luſtig es hergehe, wenn die Jungen im Walde Aeſte abreißen und darauf die Mädchen den Berg hinabfahren. Aber wenn mich der Peter in den Schnee wirft, dann will ich es ihm einbrocken und ihm eins in den Rücken verſetzen, daß er Beulen kriegen ſoll, endigte Karla ihre Erzählung, während Hana mit aufgeſperrten Augen, den Athem anhaltend, den Heldenthaten der Schuljugend zuhorchte.

Die Mutter gab ihre Hana unter den Schutz der Karla, Peter ging dieſen Winter ſchon nicht mehr zur Schule, und Karla brachte ihren Schützling auch jedesmal wohlbehalten nach Hauſe. Ein einziges Mal geſchah es, daß Hana in den Bach, über welchen der Weg führte, fiel und ſich etwas den Fuß verletzte. Sie konnte mit ihm nicht auftreten. Karla nahm ſie auf den Rücken und brachte ſie ſo nach Hauſe. Markyta rieb ihr den wunden Fleck ein, that eine ſchwarze Salbe darauf, und am andern Morgen war Alles wieder gut.

Obgleich die Hälfte deſſen, was ſie im Winter lernten, den Sommer über wieder vergeſſen war, lernte Hana doch in vier Wintern im Büchlein leſen und wußte vom Rechnen ſo viel, daß ſie die Finger nicht zu Hülfe zu nehmen brauchte, um zu wiſſen, wie viel zweimal fünf ſei. Ihre Mutter meinte, daran habe ſie genug; wiſſe doch ſie ſelbſt nicht einmal ſo viel.

Karla wußte um etwas mehr; ſie konnte leſen, ſchreiben und rechnen, ja ſie konnte ſelbſt die Zettel leſen, die der Richter vom Amte erhielt. Alle ſtaunten ſie an, und die Richterin meinte, das Mädchen könnte ein Cantor werden, wenn es ein Bube wäre.

Die Tage floſſen dahin wie die Wellen, ohne daß die Mädchen etwas davon merkten, und bald waren ſie Dirnen, von denen ihre Mütter ſchon ein ſchönes Stück Arbeit verlangten. Auch fingen, wenn ſie über die Straße gingen, die Burſche ſchon an, ſich nach ihnen umzudrehen, und wenn von Richters die Rede war, was oft genug geſchah, hieß es: Wer wird wohl die Hana heimführen? Hana war ein bausbackiges, blauäugiges, recht anmuthiges Mädchen. Die Leute meinten, ſie wachſe ſich ganz auf ihre Mutter hinaus, und die Milota galt für die hübſcheſte Bäuerin im Dorf.

Karla war nicht ſo anmuthig, wie Hana; aber wer ihr einmal rechtſchaffen in ihr dunkles Antlitz geblickt hatte, dem mußte ſie gefallen. Sie hatte für ihre jungen Jahre eine ſehr kräftige Geſtalt, es ſchien, ſie werde noch höher und knochiger als ihre Mutter werden. Die grauen, ſchwarz umwimperten Augen, die ſtarken Brauen und das rabenſchwarze Haar hatte ſie auch von der Mutter, von dem Vater dagegen die gebogene Naſe, das Grübchen im Kinn. Nur der Mund war zu groß; dennoch war es hübſch anzuſehen, wenn ſie lachte und eine volle Reihe weißer Zähne zeigte. Sie war flink, behend wie ein Aal und aufgelegt zu jeder Arbeit, ſo daß man ihr nur einen Wink zu geben brauchte, und ſchon wußte ſie, wie die Sache anzufaſſen.

Spinnen oder weben, kochen oder waſchen war ihr gleich. Sie konnte Hemden nähen und Schürzen ſticken. Gras ſchnitt ſie mit der Sichel oder mit der Senſe.

Sie war geſchickt bei der Heumahd wie bei der Ernte, und kein anderes Mädchen hielt es ſo lange aus, knieend zu mähen, wie Karla. Ackern und ſäen konnte ſie ganz ſo gut wie Peter, aber ſich ſo gewandt aufs Pferd zu ſchwingen, wie ſie, brachte er nicht zuwege. Hana mochte den Kühen beim Melken noch ſo ſehr zureden, ſie hielten ihr doch nicht ſo Stand, wie wenn Karla ſie anrief. Um es kurz zu ſagen: ſie war ein tüchtiges Mädchen, und die Milota ſagte oft, wenn ſie ihr bei der Arbeit zuſah: Das ſind die leibhaftigen Hände der Markyta. Deßhalb war es weder ihr noch dem Bauern wider den Sinn, als ſie wahrnahmen, daß ſich Peter um ſie bewerbe. Ein ſolches Mädchen iſt mehr werth als ein Stück Acker.

Markyta that ſich auf ihr Mädchen viel zu gute, es war ihre ganze Freude und ihre ganze Hoffnung. So lange es klein war, pflegte ſie es wie eine koſtbare Salbe, und je größer es wurde, um deſto theurer wurde es ihr. Manche Bäuerin konnte ſich ihretwegen die Zunge wundreden, denn Dörfer wie Städte haben ihr Fraubaſengeſchwätz, und redete der Markyta nach, daß ſie mit der Karla umgehe, als ob es „des Procurators Töchterlein“ wäre. Bei Vielen war es Scheelſucht, denn ſchon wußte man es allgemein, daß der Peter die Karla lieb hatte und daß die Richtersleute nichts dagegen hatten. Peter war ein hübſcher Burſch, der Richtershof mit Allem ausgeſtattet, und Karla war doch immer nur die Tochter einer Miethfrau der Milota. Deßhalb warſen ſie Neid auf ſie und ſagten: Das hat Markyta gut abgekartet, ſie iſt die rechte Hand der Richtersleute.

Es waren aber Alle groß im Irrthum, wenn ſie meinten, das ginge von Markyta aus; im Gegentheil, ſo oft vom Heirathen die Rede war, ſagte dieſe: Karla wird und darf ihre Hand Keinem geben, weder dem Peter noch einem Andern.

Da konnten es die Weiber wieder nicht in ihrem Kopfe zuſammenbringen: warum denn das? Denn Markyta ſprach dies nicht nur ſo leichthin. Eines Tags fragte ſie die Milota: Ich bitte dich, Markyta, was redeſt du immer, Karla werde ſich nie verheirathen; was ſoll's damit ſein, und warum?

Das kann ich dir nicht ſagen, verlange es nicht von mir, Bäuerin, du kennſt mich doch!

Das iſt gegen Gottes Gebot; wozu iſt ein Mädchen da, als damit es ſich verheirathe? ſagte die Milota ärgerlich.

Ob ſich Karla verheirathet oder nicht verheirathet, darüber wird die Welt nicht zu Grunde gehen, erwiderte Markyta.

Der Bäuerin blieb das doch immer unerklärlich; ſie erzählte es ihrem Manne und redete ihm zu, mit Peter zu reden, was der dazu ſage, und ob er wirklich die Karla ſo lieb habe, oder nicht.

Nun, Peter, ſage mir aufrichtig, iſt es dir um die Karla zu thun? fragte Milota den Sohn, als ſie andern Tages ins Feld gingen.

Was hilft das Alles? mir wäre es ſchon um ſie zu thun, aber ſie will von mir nichts wiſſen, antwortete Peter verdrießlich.

Habt ihr denn ſchon einmal darüber geſprochen? forſchte der Bauer.

Was fällt Euch nur ein, Vater, daß ich mit ihr darüber rede! Sie lacht ja jeden Burſchen nur aus. Wenn Einer nur irgend ihr nahe treten will oder ſie um den Leib faſſen, ſchießt ſie in die Höhe wie ein Pfeil, fliegt ihm gleich in die Haare. Die Tage her kam Vávra Burdovic auf Brautſchau, und einzig wegen der da, und weil er nicht gleich fortgehen wollte, wie ſie es ihn hieß, goß ſie ihm einen Eimer Waſſer über den Kopf.

Milota ſchlug eine helle Lache auf, indem er ſagte: Karla iſt etwas wild, aber wenn ſich das nur ein wenig legt, wird ſie ein gutes Weib werden. Ihr Burſchen ſolltet nur nicht ein ſo ungeſchliffenes Volk ſein; lernt euch den Mädchen angenehm machen, und ſie werden euch gern ſehen.

Ich habe die Karla lieb, ſo viel man nur kann, aber ſie mag nichts davon hören, ſeufzte Peter.

Nun, warte nur Zeit und Gelegenheit ab, das Uebrige wird ſich finden, begütigte ihn der Vater.

Die Bäuerin meinte, der Bauer wiſſe ſchon Alles, allein der wußte nicht mehr, als er früher gewußt hatte. Es ging ihr das im Kopfe herum, und da ſie weder mit Markyta noch mit Karla davon ſprechen konnte, ſchüttete ſie ihr Herz vor einer guten Freundin aus... Die gute Freundin vertraute es als tiefes Geheimniß einer ihrer Bekannten, die Bekannte trug es gleichfalls weiter... und binnen Kurzem wußten es Alle, und Allen ging es im Kopfe herum. Da fiel es einem alten Weibe ein, daß Karla wohl einen verborgenen Fehler haben müſſe; ſie ſagte es einer zweiten, die einer dritten, und die gewiſſe gute Freundin trug es wieder der Richterin zu, daß Karla an ihrem Leibe ein erſchrecklich häßliches Maal habe, und deshalb wolle Markyta ſie nicht hergeben, damit ſie dem Peter nach der Hochzeit nicht zum Abſcheu werde.

Markyta erfuhr von alle dem kein Sterbenswörtchen, bis es ihr die Milota einmal ſagte, wo ſie dann in heftigen Zorn gerieth und ausrief: Soll zu allen Teufeln fahren, die alte Hexe! Trübt doch mein Mädchen Keinem das Waſſer, und doch haben ſie fortwährend mit ihr zu ſchaffen, wie mit der Rübe am Wege. Doch der liebe Gott weiß am beſten, was und warum; und was ſie nicht iſt, dazu werden ſie die Leute nicht machen, klagte Markyta und fing an zu weinen.

Gräme dich nicht darum, Markyta; wer kann dafür, wenn es auch aufs Wort wahr wäre. Der Menſch kann ſich's nicht vorſchreiben, und wenn die Karla dem Peter gefällt, wird er ſich auch daraus nichts machen, meinte die Bäuerin.

Markyta ſchwur hoch und theuer, ihre Karla habe einen Leib wie ein Nußkern, aber es half Alles nichts;

obgleich die Bäuerin der Markyta in Allem glaubte, in dieſem Falle ließ ſie ſich dennoch nicht überreden, weil ſie darin die natürlichſte Urſache für das Sträuben Markyta's gegen die Heirath gefunden hatte.

Jeder ſprach davon; der Eine vergrößerte den Fehler, der Andere machte ihn geringer, der Eine ſagte das, der Andere jenes — für die Vermuthungen gab es kein Ende und keine Grenze.

Dem Peter ging die Sache freilich nahe, bis ihm der Vater eines Tages ſagte: Was ſtehſt du da herum wie eine ausgedroſchene Garbe? Mach dir nichts daraus, wenn das Mädel nur ſonſt geſund iſt; an der Schönheit wirſt du dich bald ſatt gegeſſen haben, und dem Gekläffe alter Weiber entgehſt du auf dem flinkſten Pferde nicht.

Peter folgte dem Vater und betrug ſich gegen Karla wieder ſo ungezwungen wie früher; ſie aber wußte recht wohl, daß er dem Geträtſche Glauben geſchenkt hatte, und neckte ihn dafür nur um ſo mehr. Wo er immer an ſie näher herantrat, ſprach ſie: Hüte dich, Peter, hüte dich, ich bin eine Gezeichnete; und als er ſie gar einmal um den Leib nehmen wollte, ſtieß ſie ihn mit den Worten von ſich: Fort von mir, ich habe eine Schlange bei mir; wenn mich Einer anrührt, wird ſie ihn beißen. So lachte ſie Alle aus und machte ſich gar nichts daraus, was die Leute ſprachen.

Mehr nahm ſich Barta der Sache an. Ich bin ja doch... dingsda... ihr Pathe; ich muß es doch wiſſen. Alte Weiber haben es ausgeheckt. Aus dem

Beruf aufgegeben und wäre in der Welt umhergezogen, in der Hoffnung, meinen Erzeuger zu finden, wäre ich nicht von den Mitteln entblößt geweſen. Zwar hatte ich nach und nach Alles zuſammengehäuft, was ich ſammeln konnte, aber die Summe war klein, viel zu klein für ein ſolches Unternehmen. Ich wurde ſchwermüthig, gleichgültig gegen meinen Beruf, nachläſſig in meinem Aeußern, als ein Umſtand ſich ereignete, der meinen Geſchäften in der Apotheke ein Ende und mich zu einem freien Weſen machte.

## Siebentes Kapitel.

Wer nach andern Thüren ſieht, thäte oft beſſer, vor ſeiner eigenen zu kehren. Der Verluſt einer Wage zieht für Timothy und mich den Verluſt unſeres Platzes nach ſich, da wir, in fremder Wage gewogen, zu leicht befunden werden. Wir ſchnüren unſere Bündel und wandern.

Es begab ſich an einem Markttage, daß ein mißhandeltes, wüthendes Stück Vieh eine ſchlimme Verwirrung anrichtete. Haufen von Leuten rannten alle in Einer Richtung an unſerer Apotheke vorüber; das Geſchrei „Ein toller Stier!“ widerhallte von allen Ecken. Herr Kophagus, der ſich eben in der Apotheke befand, und dem, wie ich bereits geſagt, ein toller Stier eine wahre Goldgrube war, blickte natürlich hinaus, um zu ſehen, ob das Thier in der Nähe ſey. In den meiſten Ländern ſuchen die Leute, wenn ſie von einer Gefahr hören, derſelben gemeiniglich durch Vergrößerung des Zwiſchenraums zu entgehen; in England aber iſt es nur zu oft der Fall, daß ſie ſich von ihrer Neugier hinreißen laſſen, der Gefahr in den Rachen zu laufen. Herr Kophagus, der Alles nach Einer Seite rennen ſah und keine Ahnung von der Nähe der Beſtie

Viehtrog rinnt das Waſſer trübe; das ſoll man... dingsda... nicht trinken.

Nun, weißt du, Barta, ſagte eines Tages Milota, als ſich Jener wieder ereiferte, irgend etwas muß doch immer davon wahr ſein, ſo irgend ein kleines Muttermal. Aber was liegt am Ende an dieſen Reden; wenn die Leutchen einander bekommen ſollen, ſo wird es geſchehen, mag man davon reden, was man will. Laſſen wir's gehen!

Die Einzige, bei welcher alle dieſe Reden gar nichts verfingen, war Hana. Wenn die Mädchen ſie fragten: Hana, du mußt es doch am erſten wiſſen, ſag uns, was daran iſt? antwortete ſie: Was weiß ich?

Aber du kleideſt dich doch mit ihr an und ſchläfſt mit ihr?

Ich ſchlafe nicht mit ihr und kleide mich nicht an mit ihr. Was liegt mir auch daran, ob Karla ſo oder ſo iſt; wir halten doch zu einander.

Am Ende bekam man das Ding ſatt, und es geſchah nur ſelten davon Erwähnung; faſt alle aber ließen ſich's nicht nehmen, irgend ein Fehler müſſe da ſein.

## 5.

Es war nach der Ernte, ſelbſt Haſer und Grummet waren eingeheimſ't. Die Mädchen hatten die Leinwand gebleicht, die Federn geſchliſſen, die Abende wurden lang und neblig, der heilige Martin kam auf ſeinem weißen Rößlein, die Spinnabende waren da. Die Hausfrauen richteten für ſich und die dienenden Mädchen Hanf zum Geſpinnſt her, für den Sommeranzug der Männer, für

Stricke und Segeltuch. Die alten Weiber bereiteten Werg für grobe Sackleinwand zu, die Mädchen umwanden den Rocken mit weichem Flachs zu feinerem Geſpinnſte, das ſie auch meiſt ſelbſt verarbeiteten.

Barta hatte mit ſeiner Arbeit einen guten Abſatz. Jeder Burſch, der einem Mädchen einen Spinnrocken geben wollte — was für ein offenes Bekenntniß der Liebe galt —, kaufte einen ſolchen bei ihm, denn Barta verſtand ſie ſehr kunſtvoll auszulegen, und die Burſche ſuchten ihren Mädchen möglichſt ſchön gearbeitete Rocken zu verſchaffen.

Die erſte der Spinnwochen ſollte bei den Richtersleuten abgehalten werden. Am Abend zuvor trug Karla vom Boden der Chalupe einen Spinnrocken aus Zwetſchgenholz herab, worauf aus Zinn Blumen, Vögel, kleine Herzen und allerhand Schnörkel angebracht waren. Um die Kunkel dieſes Rockenſtocks wickelte Karla blendendweißen Flachs, den ſie mit rothem Wollband zierlich umwand. An das Ende des Bandes that ſie eine Nadel, oben mit einer Roſe aus Glasgranaten und zwei Blättern aus gelbem Blech. In die Kunkel that ſie die Spindel, auf die Spitze der letztern ſteckte ſie einen rothen Apfel. Das Ganze ſah ſehr hübſch aus. Eben als ſich Karla alles beſah, trat Markyta in die Thüre.

Weſſen iſt der Spinnrocken, fragte ſie.

Und Ihr erkennt ihn nicht, Mutter? Es iſt derſelbe, den ich den Sommer über gemacht habe.

Wobei du das Kienholz verbrannt und dir die Augen verdorben haſt, nicht wahr? Aber warum haſt du ihn für dich ſo aufgeputzt? wird doch keine Bauerstochter einen ſchönern haben, und du biſt nur eine Magd; thu das nicht, ſie würden ſagen, du wollteſt dich brüſten, ſagte die Mutter.

Ich habe ihn ja auch nicht für mich ſo aufgeputzt. Ich gebe ihn der Hana.

Närrin, das ſchickt ſich ja gar nicht; die Burſchen würden euch nur auslachen; überlaß das ihnen, redete ihr die Mutter zu.

Mich lacht gewiß keiner aus, ich wollt' es ihm nicht rathen! Hana hat bisher keinen Burſchen gern, warum ſollte ſie ihn nicht annehmen? Und wenn ſie ihn annimmt, wen geht es weiter etwas an?

Die Bäuerin hat für Hana ſchon einen Bräutigam in Bereitſchaft, den Thomas Koſinovic, der im Deutſchen auf den Wechſel iſt*). Im Sommer kehrt er zurück. Aber Niemand weiß noch davon, behalte das für dich; nicht einmal Hana darf es wiſſen, ſagte Markyta.

Karla ſtand eine Weile ſprachlos da. Und dennoch geb' ich ihr den Rocken. Nimmt ſie ihn nicht an, werfe ich ihn ins Feuer, rief ſie aus, indem ſie mit heftiger Bewegung den Rocken in die Hand nahm.

Heilige Muttergottes von Klattau! Du wirſt je länger je wilder, was wird aus dir noch werden! ſeufzte Markyta. Karla aber lief mit dem Rocken über den Hof in das Bauernhaus. Hana war eben allein in der Stube und richtete die Sitze für die Spinnerinnen her.

---

*) Ein in Böhmen üblicher Ausdruck, womit geſagt werden will, daß der ſlaviſche Knabe in einem deutſchen Orte weilt, um die deutſche Sprache aus dem täglichen Gebrauche zu lernen, während bei ſeinen Eltern ein deutſcher Knabe um des Böhmiſchen willen in Quartier und Koſt ſich befindet.

Herr Jemine, iſt das ein ſchöner Rockenſtock! Wer hat ihn dir geſchickt? fragte ſie Karla und begann ihn mit großem Vergnügen von allen Seiten zu betrachten.

Ich verlange mir von Keinem einen; der gehört für dich!

Von wem? fragte neugierig Hana und zog die Hand vom Rocken zurück.

Nimm ihn nur, er iſt von mir. Ich weiß, daß du noch keinen Burſchen haſt, ich habe dir daher ſelbſt den Rocken gemacht. Der Flachs, den du hier an der Kunkel ſiehſt, iſt derſelbe, den wir zuſammen geſäet, gejätet und geſchnitten haben.

Ach Gott, was für eine Freude haſt du mir da gemacht! rief Hana aus, und die Augen glänzten ihr vor Entzücken. So einen Rocken wird Keine haben... Aber, Karla, was ſag' ich nur, wenn ſie mich fragen, von wem er iſt?

Sage gar nichts, laß ſie rathen! Es kommt Keiner darauf, und wir werden damit unſern Spaß haben, ſagte ihr Karla.

Aber der Mutter muß ich's doch ſagen!

Wie du willſt! —

Ihr habt was Hübſches angerichtet, das geht ja gar nicht an! ſchalt die Milota; doch auf Hana's Bitten verſprach ſie, daß ſie nicht ſagen wolle, von wem der Rocken ſei, als bis nach den Spinnabenden.

Die Mädchen drängten ſich in die Spinnſtube. Die Eine hatte einen funkelnagelneuen Rocken, die Andere den vom vorigen Jahr. Jede lobte ſich den ihrigen. Als Hana den ihren zeigte, nahm das Beſchauen und Bewundern kein Ende. Von wem, von wem? drängten ſich die Fragen von allen Seiten; aber Karla ſagte: Das darf man nicht wiſſen. Wir werden es ſchon herausbringen, erwiderten die Mädchen, meinend: bis die Burſchen kämen.

In eiſerne, von der Decke herabhängende Klammern wurden brennende Späne geſteckt, die Mädchen ſetzten ſich im Kreiſe auf Stühlen und Schemeln, ſchlugen das Kreuz und machten ſich im Namen des Herrn an die Arbeit und ans Singen.

Nicht lang darauf kamen die Burſche. Jetzt wird ſich's zeigen, wer zu Jeder gehört, dachten die Mädchen.

Jeder der Burſche, der dort ſeine Auserwählte hatte, ſetzte ſich neben oder hinter ſie; die keine Liebſte hatten, blieben in der Mitte ſtehen, ſchneuzten die Späne, erzählten Märchen, Ein und der Andere half dem Hauswirth Späne ſchleißen.

Bei der Hana ſaßen zur einen Seite Karla, zur andern Peter. Das kam den Burſchen wie den Mädchen ſonderbar vor, denn ſie hatten ſicher gedacht, es herauszubringen, ob Hana ſchon eine Wahl getroffen habe. Sie fragten den Peter, der wußte nichts; die

Mädchen fragten Karla, die that geheimnißvoll, und Niemand kam der Sache auf den Grund.

Und während des ganzen Spinnens ſaß Karla bei der Hana wie auf der Wacht, ſo daß keiner der Burſche ſich neben ſie ſetzen wollte aus Furcht vor Karla, die ihnen immer eins anzuhängen wußte, was ſie vor den Mädchen ins Gelächter brachte.

Weihnachten war da, die Spinnabende hatten ein Ende. Am mittlern Feiertage begannen die Luſtbarkeiten mit dem Umzug der Mädchen. Die Milota buk den Mädchen ausgezeichnete Kuchen, wie ſie beſſer im Dorfe nicht zu haben waren. Nun, wem geben wir ſie? fragten die Mädchen Eine die Andere, als die Bäuerin Jeder einen für die Burſche gab.

So machen wir es, entſchied Karla: den deinigen verzehren wir miteinander, und den meinigen geb' ich dem Peter.

Hana war ſtets mit Allem zufrieden, was ihr Karla vorſchlug.

Als es Nachmittag war, kam die ſämmtliche erwachſene Jugend auf dem Dorfplatz zuſammen und machte ſich gemeinſchaftlich, Lieder anſtimmend, nach Medakov auf den Weg.

Die Mädchen hatten wollene Röcklein und ums Haupt rothe Tücher. Der Tag war ſchön, aber es war gefroren, daß es unter den Füßen nur ſo kniſterte; der Schnee lag hoch, und die an den Hängen ſich hinziehenden Dörfer waren in ihm wie verweht. Die Burſche trieben im Schnee ihre Kurzweil, glitten auf dem Eiſe, zwei nahmen kleine Schlitten mit ſich, die Mädchen darauf bergab zu fahren; Hana fuhr mit der Karla.

Wie iſt's doch im Winter traurig! ſprach Hana, und ihr Auge ſchweifte über die ſchneebedeckte Gegend und über die ſchwarzen Nadelwälder; kein Gräslein iſt zu ſehen, kein Vogel zu hören, nicht einmal der Wald rauſcht.

All das ſchläft, ſagte Karla und ſchüttelte eine am Wege ſtehende Tanne, deren Aeſte ſich unter der Laſt des auf ihnen lagernden Schnees hin und her bewegten.

Darum kommt es mir auch gar nicht an, wenn ich zu Winterszeit übers Feld gehe, daß ich mir eins ſänge. Aber im Sommer, wenn es überall grün iſt, in Feld und Wald luſtig, da muß ich unwillkürlich ſingen, meinte Hana.

Es iſt wohl Jedem heiter zu Muth im Sommer, mir auch. Wie ſchön muß es erſt dort ſein, wo ſie das ganze Jahr Sommer und warm haben, weißt du, wie uns geſtern Barta von dem Wälſchland erzählt hat.

Ich möchte doch nicht dort ſein, ſprach ſinnend Hana, wenn ſie mich auch mit Backwerk füttern und in Goldſtoff kleiden wollten.

Ich wieder möchte gern ein Stück Welt ſehen! ſagte Karla.

Steige hinauf dort auf Unſerer lieben Frauen Buſen, von dort ſiehſt du den Erdkreis.

O nein, Kindchen. Barta hat mir einmal erzählt, daß die Welt entſetzlich groß und breit iſt, hundertmal ſo weit als der Weg nach Klattau, und immer noch iſt Welt und ſind Meere und iſt gar kein Ende.

Siehſt du, wohin du dich wagen würdeſt. Niemand würde dich kennen, Niemand dir: Grüß Gott! ſagen. Denke nur nicht daran! Bei uns iſt es doch am ſchönſten; ich würde nicht einmal ſo weit wie nach Paſchniz gehen, ſagte Hana, indem ſie mit dem Kopfe nach dem etwa drei Viertelſtunden entfernten Dorfe winkte.

Und wie, wenn ein Burſch aus Paſchniz um dich anhielte?

Ich würde nicht mit ihm gehen, und wenn er vor mir auf die Kniee fiele, behauptete Hana feſt.

Karla! Hana! riefen die Andern, die bereits voraus waren, nach den beiden Mädchen. Sputet euch! Euch thun doch nicht etwa die Füße weh?

Die Mädchen fingen an zu laufen den Uebrigen nach.

In Medakov ging es geradenwegs ins Wirthshaus. Dort gab jedes Mädchen ſeinem Auserwählten den Kuchen, er dafür kaufte ihr Aepfel und Branntwein, ſo bewirtheten ſie ſich gegenſeitig. Wieder gaben Alle Acht, wem Karla und Hana ihre Kuchen geben würden, und wieder gab es ein Wundern, als ſie wahrnahmen, daß ihn Peter von der Karla erhielt und daß Hana mit der Karla theilte und von ihr die Aepfel annahm. Da ſahen ſie es nun deutlich, daß Hana Keinen haben wolle oder nehmen dürfe.

Es dämmerte bereits, als man ſich auf den Heimweg machte. Die Burſchen waren jetzt ſchon nicht mehr ganz klar im Kopf; ſie lärmten, ſie rangen untereinander, ſie bewarfen ſich mit Schneeballen, kurz, ſie trieben, was ſich nur treiben läßt.

Die Mädchen, in einen Knäuel zuſammengedrängt wie eine Heerde Schafe, liefen voraus; ſie ließen die Burſchen Burſchen ſein und gaben ſich unter den Schutz der Karla, die gleich dem Hirten an der Spitze ſchritt, um einen Kopf höher als die Anderen.

Auch ſie waren angeheitert; ſie ſangen luſtig, ſie ſchwangen die Tüchel über ihren Köpfen, aber Keine war ausgelaſſen wie die Burſchen. Darum wichen dieſe ihnen aus, und wo Einer unter ſie wollte, den wies Karla in ſeine Schranken.

Zu Hauſe angekommen, mußte Jeder und Jede an ſein Geſchäft. Denn auch die Mädchen hatten noch manche Arbeit, ehe ſie ſchlafen gehen durften. Hana ging in ihre Kammer, Karla in die Chalupe wie gewöhnlich, denn ſie ſchlief ſtets mit ihrer Mutter.

Gute Nacht, Hana! Gott beſchere dir einen ſchönen Traum! rief Karla der Hana ins Fenſter, im Vorbeigehen bei demſelben verweilend.

Hana öffnete raſch das Fenſter und lud die Karla zu ſich ein: Komm noch ein wenig zu mir herein, ich kann noch nicht ſchlafen.

Nein, Hana, laß mich hier draußen. Denke dir, es ſei dir ein Burſch auf Brautſchau gekommen.

Du biſt eine Närrin! lachte das Mädchen; dann ſtützte ſie den Arm auf das Fenſter, den Kopf in die Hand und ſah eine Weile nachdenklich zum Himmel, der mit Sternen beſäet war. Haſt du heute auf Manka *) und Thomas Acht gegeben, Karla? fragte ſie ihre Freundin, die das Fenſter nicht verließ.

Wie ſollte ich nicht auf ſie Acht geben? Beide ſind hübſch, Eins gutmüthiger als das Andere, die werden zuſammen leben wie unter Blumen und Blüten, ſagte Karla darauf.

Das, Karla, denke ich mir, muß die größte Freude auf der Welt ſein, wenn Eins das Andere ſo recht lieb hat, gelt? flüſterte Hana.

Es heißt: wo wahre Liebe iſt; da ſind hundert Engel, gab ihr Karla zur Antwort.

O, Karla, mir bangt, wenn ich denke, daß die Meinen mich Einem geben könnten, den ich nicht gern hätte, ſeufzte Hana.

Dann müßteſt du ihn halt nicht nehmen!

Wie denn nicht nehmen, wenn du den Eltern gehorchen mußt?... Ich würde aber daran ſterben! ſagte das gute Mädchen, und aus den bläulichen Augen fielen zwei helle Thränen und glänzten in dem grünen Moos, womit das Fenſter belegt war, wie zwei Thautropfen.

Laß das Weinen, Hana! ſagte Karla raſch und

---

*) Maria.

hatte; ſetzte natürlich voraus, die Leute laufen ſo, um zu ſehen, was es gebe; er wandte ſeine Augen nach derſelben Richtung, und ging auf die Straße, um eine beſſere Ausſicht zu haben. Eben murmelte er: „Weiß nicht — muß fürchten — mmh — der Schurke Pleggit — gerade dorthin — kriegt alle Kunden — Wunden — Quetſchungen — und —“ da kam die Beſtie plötzlich um die Ecke von hinten auf ihn los, faßte ihn, ehe er entkommen konnte, und ſchleuderte ihn durch ſeine eigenen Fenſter auf den Tiſch herein. Nicht zufrieden damit, folgte ihm das Vieh in die Apotheke. Timothy und ich zogen ihn zu uns herüber; er fiel hinter den Tiſch, wo wir, halb von Sinnen vor Schrecken, uns bei ihm niederduckten. Zu unſerer Verzweiflung machte der Stier einen oder zwei Verſuche, über den Tiſch zu ſpringen; als ihm dieß jedoch mißlang, und die Hunde und Fleiſcherjungen ihm zuſetzten, ging er durch die Thüre auf ſie los, nahm unſere beſte Wage auf ſeinen Hörnern fort und galoppirte mit dieſer Trophäe ſeinen Verfolgern entgegen. Sobald Geſchrei und Tumult ſich ein wenig entfernt hatte, hoben wir Beide die Köpfe auf und ſahen uns um; da wir jetzt alles ſicher fanden, kamen wir Herrn Kophagus zu Hülfe, der blutend und bewußtlos auf dem Boden lag. Wir trugen ihn in's Hinterzimmer, wo wir ihn auf das Sopha legten. Ich hieß Timothy ſo ſchnell als möglich nach wundärztlicher Hülfe eilen, und ſchlug inzwiſchen eine Ader. Nach wenigen Minuten kam er mit unſerm Widerſacher, Herrn Ebenezer Pleggit, zurück. Wir entkleideten Herrn Kophagus und unterſuchten ihn. „Schlimmer Fall das — ſehr ſchlimmer Fall — in der That, Mr. Newland — Verrenkung des os humeri — ernſtliche Contuſion des os frontis — und ich fürchte ſehr, daß eine intercoſtale Verletzung ſtattgefunden hat. Sehr bedauerlich, wahrhaftig, ſehr bedauerlich für meinen Bruder Kophagus!“ — Aber Mr. Pleggit ſchien kein großes Bedauern zu fühlen, vielmehr übte er ſeine chirurgiſchen Pflichten mit der größten Heiterkeit aus.

legte die Stirn auf ihre Schulter; das darf nie geſchehen! Ehe ich es zuließe, daß dich Einer nimmt, den du nicht lieb haſt, eher erſchlage ich ihn. Sie mögen mir dann das Leben nehmen, wenn nur dich Niemand martert!

O das weiß ich, daß du mich gern haſt, ſagte innig Hana und ſtreichelte Karla die ſchwarzen Haare.

Geh jetzt ſchlafen, Hana, gute Nacht! riß ſich Karla auf einmal los, und Hana, gewöhnt an die Heftigkeit ihrer Freundin, gab ihr leiſe Gutnacht und ſchloß das Fenſter.

## 6.

Es iſt der letzte Faſchings-Sonntag. Was für ein Durcheinander und ein Getöſe vom frühen Morgen bis zum Abend! Was für ein Tummeln der Burſche! Da läuft der Eine aus der Chalupe heraus, dort aus dem Bauernhof, und Jeder blank geſchniegelt und ſo ausſtaffirt, als ob er auf die Hochzeit ginge.

Auch Peter kam aus der Dachkammer herunter. Er war erſt zur Hälfte angezogen. Seine ſchwarzen Schuhe waren friſch gewichſ't, die Strümpfe weiß wie Schnee, gelblederne Hoſen, eine kurze blaue, reich ausgeſtickte Weſte mit rothem Unterfutter. Den übrigen Anzug, die blaue, gleichfalls roth gefütterte Jacke, das ſchwarzſeidene Halstuch und die rothe Mütze trug er in der Hand.

Wo habt Ihr, Mutter, ich bitte Euch, ein Stückchen Spiegel? fragte er die Richterin, die gerade in der Küche beim Herde mit dem Beſtreichen der Spritzkrapfen beſchäftigt war.

Komm mir nicht mit ſolchen Albernheiten; ſiehſt du nicht, daß ich an geweihtem Feuer*) ſtehe, fertigte ihn die Bäuerin kurz ab.

Markyta legte dem Feuer Reiſig zu. Wißt Ihr keinen Spiegel, Markyta? fragte ſie Peter.

Wie käm' ich dazu, von ſo was zu wiſſen, Junge? Frage die Mädchen, ſie ſind im Schuppen.

Im Schuppen ſtand Hana Teig knetend, während Karla im Winkel mit etwas zu thun hatte.

Nun, dich haben wir gerade gebraucht, rief Hana ihm entgegen, kaum daß er ſich in der Thüre zeigte, mache dich weg von da; ſiehſt du nicht, daß wir mit Gottesgabe zu thun haben?

Nun, ich werde ſie auch nicht beſchreien, ſagt mir nur, wo ich einen kleinen Spiegel finde.

Komm her, ich werde dir ſelbſt das Halstuch binden, ſagte Karla, ſprang zu ihm und band ihm das Tuch zurecht. Was hat ein Burſch einen Spiegel vonnöthen, ſagte ſie dabei; ich brauche das ganze Jahr keinen.

Und worin ſiehſt du dich, wenn du dir das Band ſchlingſt? fragte Peter.

---

*) Das geweihte Feuer wird auf dem Lande hoch in Ehren gehalten und ſorgfältig darauf geſehen, daß es nicht ausgehe; von Allem, was auf den Tiſch kommt, wird Etwas hineingeworfen, damit es dem Hauſe treu bleibe.

Ich ſpiegle mich in den Wangen der Hana, lachte Karla.

Und ich werde mich in deinen Augen beſehen, lachte auch Petèr, indem er ſeine Jacke umthat.

Da würdeſt du keinen hellen Spiegel haben, Peter, ſagte Karla, indem ſie ein rothes Band in das oberſte Knopfloch der Jacke einfädelte.

Er wäre ſo unklar nicht, wenn ſich die ſchwarzen Vorhänge da nicht ſo tief drüber zögen, meinte Peter, indem er ihr mit der Hand über die Augen ſtrich.

Da ſeht nur einmal her, wie das Süßholz raſpeln kann, ließ ſich Hana dazwiſchen vernehmen.

Wenn Peter ſeinen Alltagsrock auszieht, ſchaut er gleich ganz anders aus, lachte Karla, dann aber ſetzte ſie ſchnell hinzu: Jetzt troll dich fort, wir haben keine Zeit!

Nun, ich gehe ſchon, ſagte Peter, indem er ſich die langen ſchwarzen Haare hinter die Ohren ſtrich und die Mütze aufſetzte. Und ſtellt euch hübſch mit euern Ackergaben ein, ſonſt werden wir mit euch nicht tanzen, erinnerte er ſie, ſich noch in der Thüre umdrehend.

In dem Gehöfte ſtanden zwei Tannen; er riß ſich ein grünes Schoß ab, nahm es in den Mund und eilte in das Wirthshaus, wo ſchon die anderen Burſchen beiſammen waren, der Dudelſackpfeifer unter ihnen. Der Dudelſack war eitel Blumen, der Pfeifer eitel Bänder und hatte gleich einem Brautführer einen Rosmarinzweig in der Jacke. Auf der Mütze trug er eine Hahnenfeder.

Die Burſchen machten ſich um ihn zu ſchaffen und Jeder gab ihm zuvor den Zutrunk. Der kleine, unterſetzte Muſikant drehte ſich und lächelte unter ihnen und verſetzte in kleinen Pauſen dem Dudelſack einen Druck, daß er einen gezogenen, melancholiſchen Ton von ſich gab, der bis auf den Dorfplatz zu hören war, wo die Kinder aus dem ganzen Orte beiſammen ſtanden, um die Burſchen zu ſehen, wie ſie zu ihren Mädchen zögen.

Es war dies der Anfang des Ackerfeſtes. Das Ackerfeſt wurde ſtets am letzten Faſchingstag gefeiert. Die Burſchen hielten Umzug zu ihren Mädchen, und die mußten ihnen Geld geben. Für das Geld kauften ſie ſüßen Schnaps und bewirtheten die Mädchen im Wirthshaus. Dann wurde getanzt drei Tage und drei Nächte, und der Fuß des Dudelſackpfeifers, womit er den Tact ſchlug, durfte nicht ruhen. Darum gingen auch die Burſchen mit ihm um wie mit einem ſüßen Brei.

Eben waren Hana und Karla mit ihrem Anzug fertig, als ſich der Dudelſack auf dem Hofe vernehmen ließ.

Du lieber Gott, was iſt das doch für eine ſchöne Sache um die Muſik! ſeufzte Hana vor Vergnügen, indem ſie die Bank und den wie Glas blanken Tiſch abſtäubte. Wenn ich den Dudelſack höre, hüpft mir das Herz im Leibe.

Und ſchon kreiſchte der liebe Dudelſack in der Thüre, und der Dudelſackpfeifer ſchlug den Blick zum Himmel und lächelte ſüß und fletſchte die Zähne, warf den Leib von einer Seite auf die andere, als ob er mit ſeinem Inſtrument unſern Herrgott anrufen wollte. Aber Allen gefiel das ſehr gut, ſie lachten ihm zu ein über das andre Mal. Die Richterin war die Erſte, die ihm beſtrichene Kuchen gab, und der Richter klopfte ihm auf die Achſel, indem er ſagte: Ich ſag's ja alleweile, daß es keinen Dudelſackpfeifer giebt wie der von Hochwartl. Der Dudelſackpfeifer ſagte nichts zu dieſem Compliment, er warf ſich auf die linke Seite, drückte den Dudelſack und ſprang herum. Und Hana ſtand am Tiſche und blickte mit ſolcher Andacht auf ihn, daß alle Burſchen ihn darum beneideten.

Nachdem Hana einen harten Thaler gezahlt hatte und Karla einen rheiniſchen Gulden, zogen die Burſche um ein Haus weiter, und ſo von Bauernhaus zu Bauernhaus, von Chalupe zu Chalupe, bis ſie Alles eingeſackt hatten, und darauf geradenwegs ins Wirthshaus.

Mittlerweile zogen die Mädchen die Kleider an, die ſie nur trugen, wenn es Muſik giebt, und kamen den Burſchen nach. Die empfingen ſie mit Geſang, Muſik und ſüßem Schnaps — und dann ging es zum Tanz. Karla mit der Hana ins Wirthshaus, und dann wieder aus dem Wirthshaus, Eine tanzte immer bei der Andern und im Kreiſe nebeneinander.

Wenn ein Burſch die Hana, von der Luſt aufgeregt, ſtärker an ſich drückte, bemerkte es Karla gleich, als ob ſie auch rückwärts Augen hätte, und verſetzte ihm einen Fußtritt, daß es ihm einen Riß gab.

Um Gotteswillen, du trittſt mir ja die Ferſen ab! rief der ihr zu.

Mach dir nichts daraus; dafür komme ich auf deine Hochzeit*), weißt du nicht? lachte ihn Karla aus, die ſich dabei in ihrem Tanz durchaus nicht ſtören ließ.

Nun... dingsda... Gevatterin, wir müſſen miteinander doch auch eins auftanzen; du, damit dir der Flachs recht hoch wachſe, und ich, damit mir die Flechſen unter den Knieen nicht einſchrumpfen! ſagte Barta angeheitert, als er am erſten Tage der Luſtbarkeit mit Markyta zuſammentraf. Sie waren ſchon einige Zeit miteinander überzwerch, und zwar darum, weil Barta der Markyta fortwährend wegen Karla's Heirath in den Ohren lag. Davon wußte aber Markyta nichts, daß Peter wieder dem Barta in den Ohren lag, er möchte als Gevatter das ins Reine bringen.

Mir iſt's nicht um den Tanz: wenn es aber ſein muß, ſo muß es ſein, ſagte Markyta verdrießlich.

Aber was haſt du denn? Du gehſt ja einher, als ob dich ein ſchwerer Gram drückte! Und du willſt es mir nicht ſagen? Ich bin ja doch immer... dingsda... dein Gevatter.

Warum ſollte ich es dir nicht ſagen?! Es träumt mir oft vom verſtorbenen Drahoň, und da denke ich mir, daß er in der fremden Erde keine Ruhe hat. Was ſagſt du, Gevatter? Du träumſt nie von ihm? Ich habe mir gedacht, ich gehe im Frühjahr auf den heiligen Berg und bringe dort für ihn ein Opfer.

---

*) Aberglaube wenn man Jemand auf die Ferſe tritt.

Thue das, Markyta ... dingsda ... ich muß ohnedies um Zinn nach Klattau, da geh ich dann.... dingsda ... mit dir. Mir träumt auch von ihm.

Und, ich bitte dich, ſagt er dir dabei Nichts? fragte Markyta ängſtlich.

Wart' nur, da neulich hat es mir von ihm geträumt; ich lehrte ihn ... dingsda ... exerciren, und er ſchalt mich einen Narren und wollte es nicht lernen. Und gerade ſo war es auch mit ihm. Er war ... dingsda ... ein braver Burſch, aber ſagen ließ er ſich Nichts. Und Karla geräth ihm ganz nach. Was iſt es mit dem Mädchen? Schon lang iſt ſie nicht mehr luſtig, und ihre Wangen ſind nicht mehr ſo friſch.

Ach, ein Mädchen wird bald traurig und dann erheitert ſich's wieder, antworte Markyta.

Dingsda ... Gevatterin, du willſt es dir nicht ſagen laſſen, aber denke an mich, daß das Mädchen den Peter gern hat ... du läſſeſt dir Nichts ſagen ... gern würde ich ...

Mit dir iſt nicht zu reden, trumpfte ihn die Gevatterin ab, um ihn nicht ausreden zu laſſen. Sie traten in das von der Jugend vollgepfropfte Wirthshaus. Barta würde ſich gern den Schnurrbart um den Finger gedreht haben, nur daß er jetzt ſeine Ellenbogen zu Hülfe nehmen mußte, um ſich an den Tiſch zu drängen, wo die Alten ſaßen.

Munter ſchloß der erſte Tag des Ackerfeſtes. Am zweiten bringt unerwartet Barta einen Gaſt ins Wirthshaus. Es war das ſein Brudersſohn, der aus Pilſen zu ihm auf Urlaub gekommen war und zwar eigens zum Ackerfeſt. In Hochwartl kannte man ihn ſchon und die Jugend empfing ihn mit frohem Zuruf. Der Soldat war gleich der ihrige, zog ſeinen Rock aus und fing an zu tanzen. Es war ein hübſcher Burſch; die Mädchen warfen verſtohlene Blicke nach ihm; die Eine pries ſein Geſicht, die Andere ſein Organ, die Dritte ſein Tanzen, was nebenbei am meiſten ſagen wollte.

Karla, ſagte Hana, als ſie gegen Morgen die Kühe warten ging, dem Bartovic ſteht der Soldaten-Anzug nicht übel, was?

Nicht daß ich wüßte. Was ſiehſt du an ihm? So ein aufgeblaſener Windbeutel, und rothe Haare hat er, haſt du's nicht bemerkt? ſagte Karla, und ihr dunkles Auge ruhte forſchend auf Hana.

Das weiß ich nicht, mir gefällt nur ſein Soldaten-Anzug.

Das haſt du mir noch nicht geſagt, bemerkte Karla vorwurfsvoll.

Heute erſt iſt es mir ſo aufgefallen, ſagte Hana gleichgültig, indem ſie dabei herzlich gähnte und ſich im Stall auf ihr Stühlchen ſetzte. Mir fallen die Augen ſo zu, daß ich kaum ſehe. Ich möchte auf einen Stein hinplumpſen und ſchlafen wie ein Sack. Aber ich muß die Kühe warten und wieder tanzen gehen. Da wird's Sachen geben ... morgen ..: bis wir ...

Aber ſie ſprach nicht zu Ende; ſie lehnte das Haupt an die Wand und war eingeſchlafen. Karla ſtand eine Weile vor ihr mit verſchränkten Armen, blickte ihr ſcharf in die Augen, ſeufzte tief auf, nahm den Melkkübel in die Hand und ging an ihre Arbeit.

Die jüngeren Mädchen, die ihnen ganz erhitzt nachgelaufen kamen, wollten Hana wecken; allein Karla rief ihnen zu, ſie möchten ſie eine Weile ſchlafen laſſen, ſie ſelbſt werde für ſie die Arbeit verrichten. Auch richtete ſie Alles ganz allein, und Hana ſchlief eine geſchlagene Stunde. Dann aber mußten ſie wieder zum Tanz, damit die Burſche ſie nicht auslachen, daß ſie verſchlafen ſeien und ſchwere Füße hätten. Den Schimpf wollten ſie ſich doch nicht nachſagen laſſen.

## 7.

Am dritten Tage hielten die Burſchen Umzug im Dorfe; ſie verkleideten ſich auf verſchiedene Art, ſie hänſelten Jeden, den ſie trafen, und jedes alte Weib, das ihnen in den Weg kam, mußte mit ihnen tanzen. Hübſch hoch, damit es hohen Hanf giebt! riefen ſie ihr zu, indem ſie ſie in die Höhe ſchupften. Der Eine zog ſich als Bären an, der Andere behing ſich ringsum mit Erbſenſtroh und ſteckte ſtatt des Kopfes auf den Hackenſtiel eine große Tellerrübe, ein Dritter lief auf allen Vieren und packte die Leute bei den Beinen; mit einem Worte: man trieb was man nur treiben konnte, und je größer die Dummheit, deſto willkommener war ſie, wie es nun einmal in der Welt zu gehen pflegt. Und ſo dauerte es bis in die Dunkelheit. Abends mußten ſich die älteren Hausfrauen loszumachen, auch Markyta war nicht im Wirthshaus. Da kam Karla zum Barta und raunte ihm ins Ohr: Pathchen, thut mir was zu Gefallen.

Sa ſprich nur... du... weißt ja... dingsda... daß ich dich durch die Hölle trüge, wenn ſich's thun ließe.

Das verlang' ich nicht einmal von Euch. Aber borgt mir Eures Bruderſohns Kleider, ich möchte mich gern als Soldat verkleiden. Aber werdet Ihr ſchweigen?

Du biſt ein Teufelchen. Ich will's thun, aber du mußt nur auch recht friſch dreinſchauen, ſagte Barta und ſtrich ſich den Schnurrbart.

Ich werde lachen und toll ſein bis Mitternacht, wenn Ihr wollt, nur thut mir den Gefallen.

Barta rief ſeinen Verwandten beiſeite und ſprach mit ihm; als der einwilligte, verloren ſich Beide aus dem Zimmer, und auch Karla ſchlüpfte bald hinaus. Niemand hatte Etwas bemerkt. Es dauerte nicht lang, ſo führte Barta in der Wirthsſtube einen Soldaten und einen Bauernburſchen ein. Auf den letztern wandten ſich gleich alle Blicke, weil er kurz geſchorene Haare trug auf den Soldaten achtete man nicht, man dachte, es ſe Barta's Brudersſohn.

Wir richteten die Verrenkung ein, worauf wir Herrn Kophagus in ſein Bett hinaufbrachten. Nach einer Stunde kam er wieder zur Beſinnung; Mr. Pleggit nahm ſeinen Abzug, nachdem er ihm die Hand gedrückt und zu ſeiner wunderbaren Rettung Glück gewünſcht hatte.

„Böſe Arbeit, Japhet,“ ſagte Mr. Kophagus zu mir.

„Ganz gewiß, Sir, aber es hätte noch ſchlimmer gehen können.“

„Schlimmer — mmh — nein, ſchlimmer nicht — nicht möglich!“

„Wie, Sir? Sie hätten ja um's Leben kommen können.“

„Pah, nicht das — meine den Pleggit — der Schuft — mmh — geht mir an's Leben, wenn er kann — ſoll aber nicht — will ihn bald los ſeyn und ſo.“

„Sie werden ſeines fernern Beiſtandes nicht bedürfen, da Ihre Schulter jetzt eingerichtet iſt. Ich kann ganz wohl Ihr Wärter ſeyn.“

„Freilich, Japhet — aber bleibt nicht weg, der — werden ſchon ſehen — verdammter Schurke — ganz vergnügt — ich ſah's — funkelnde Augen — Lächeln unterdrückt — und ſo.“

Denſelben Abend machte Mr. Pleggit einen Beſuch, wie Mr. Kophagus vorausgeſagt hatte; dieſer benahm ſich auch ſehr verdrießlich; aber Mr. Pleggit wiederholte ſeine Beſuche öfter und öfter, und ich bemerkte, daß Mr. Kophagus bald nichts mehr einzuwenden hatte; im Gegentheil ſchien er ihn immer mit großer Unruhe zu erwarten, am meiſten aber, als er ſchon wieder in der Beſſerung war und an ſeinem Tiſche ſitzen konnte. Das Geheimniß war bald heraus. Mr. Kophagus, ſo vergnügt er war, wenn andere Leute Ungelegenheiten von tollen Stieren hatten und in ihrer Noth zu ihm kommen mußten, ſchien die Sache nun doch in einem andern Lichte zu betrachten, ſeit ein Stier es für gut gefunden, ihn ſelbſt zu ſtoßen; da er ſich überdieß eine behagliche Unabhängigkeit erworben hatte, ſo beſchloß er, ſein Geſchäft aufzugeben und ſich aus einer ſo gefahrvollen Gegend zu entfernen. Eine der-

Da ſeht einmal, Barta's Jirka [*]) kommt auch zu uns! ſchallte es auf einmal in der Stube; und die Burſchen umringten die Ankömmlinge, ſie vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend.

Nun bei meiner ehrlichen Haut, das iſt ja Karla! rief Peter, dem verkleideten Mädchen auf die Achſel klopfend.

Der hat's ſchnell errathen, lachte Barta. Gleich umringten ſie Karla von allen Seiten, Jeder drehte ſie herum, Männer und Weiber riefen: Als ob man es ihr an den Leib gegoſſen hätte! Die Männertracht läßt ihr beſſer als der Weiberrock!

Jetzt laßt mich los, rief Karla, mit kräftigem Arm die junge Welt beiſeite ſchiebend, nun will ich einen Burſchen vorſtellen wie ſich's gehört.

Wie ſollen wir dich nennen, wenn du ein Junge biſt? fragten Einige Karla.

Sie war im Zweifel. Doch der als Bauer verkleidete Soldat entſchied ſchnell: Die heilige Karolina und der heilige Karl iſt eins und dasſelbe, wir heißen ſie Karl.

Alſo Karl! rief die junge Welt.

Karl alſo, wie wir einſtweilen Karla nennen wollen, nahm vom Tiſch ein volles Glas, trat zu Hana, faßte ſie um den Leib und reichte ihr den Zutrunk; ſodann das Glas über den Kopf emporhaltend, trat er vor den Dudelſackpfeifer und begann mit wohlklingender Stimme zu ſingen:

---

[*]) Georg.

Hundertmal dank' ich es
Meinem lieb Mütterlein,
Daß ſie mich auferzog
In buntfarb'gem Bettelein.

Auferzog, auferzog,
Wußt' nicht wofür:
Als ſie mich großgezogen,
Wurd' ein Soldat aus mir.

Die Burſchen wiederholten die letzte Strophe nach ihm, der Dudelſack fiel in die Weiſe ein. Karl leerte das Glas bis zur Neige, drückte Hana feſter an ſich, und dann begannen ſich Beide im Kreiſe zu drehen wie eine Spindel.

Was ſagſt denn du dazu, Richterin... dingsda, lachte Barta, wenn der Burſche da kein Mädchen wäre, würde ich ſagen, es ſei ein Junge, und ein Mordjunge dazu!

Ja, ja, Barta: wenn die Tante nicht der Onkel wäre, würde der Onkel die Tante ſein, und wenn Barta ſeinen Kopf nicht unter dem Wirthsdach hätte, würde er ſich nicht bei der Naſe ziehen, lachte die Milota, als Barta ſeinen Schnurrbart nicht finden konnte. Er wollte etwas ſagen, aber währenddeſſen kam Karl, ſich ſeine Hausfrau zum Tanz auszubitten, und die Milota mußte gehen, war's ja doch ein Faſchingsſpaß.

Na, und jetzt haſt du ſchon Alle zum Tanz geführt, jetzt tanzen wir einmal eins miteinander, ſagte Peter, ihn beim Zipfel erwiſchend.

Ein Burſch mit einem Burſchen tanzen, das wäre gerade ſo, wie wenn einer Brod zum Brod eſſen wollte, lachte Karl.

Ach geh, du biſt ja doch kein Burſch, wo haſt du denn deinen Bart? hänſelte ihn Peter.

Peter, trolle dich, ſonſt kommen wir uns in die Haare. Ich bin nicht Karla, und indem er ſich zu Peter's Ohr neigte, flüſterte er ihm zu: Höre auf mich und ſieh dir des Jakeš Bara*) an; das iſt ein Mädchen wie die gute Stunde, und ſie hat dich lieb, ich weiß es.

Und ehe noch Peter etwas erwidern konnte, hatte er ſchon wieder Hana um den Leib gefaßt und tanzte mit ihr. Hana war, ſeit ſich Karla umgekleidet hatte, wie betäubt. Sie wußte doch ganz gut, daß es Karla ſei, aber wenn dieſe ſie umfaßte, wenn ſie ihr zuflüſterte: Mein goldenes Hanchen, mein Schatz! da war ihr ſo wunderſam ums Herz, daß ſie gar nicht wußte wo ſie ſei und was mit ihr vorgehe, und ſie wurde bald blaß und bald roth wie eine Schneeballbeere.

Ich weiß nicht, ſeit du das Kleid angezogen haſt, iſt mir's, als ob ich verzaubert wäre. Alles geht mir wie im Kreiſe herum. Man hat uns beſchrieen, klagte Hana, als ſie vom Tanz ausruhte.

Fahr dir mit deinem weißen Tüchel übers Geſicht! rieth ihr Karl. Das Mädchen gehorchte. Aber was half das Alles? Wenn ſie Karl offen anblickte, wenn er ihr die Hand drückte, war's wie vorher.

---

*) Barbara.

Es ging auf Mitternacht, als ſich die junge Welt nach Hauſe machte. Die Bauern und die Bäuerinnen waren ſchon vorangegangen. Die Burſchen geleiteten mit Geſang und Tanz die Mädchen bis zu ihren Häuſern. Hana und Karla hatten den Vorrang vor Allen; ſie hatten am meiſten zu dem Ackerfeſt beigeſteuert, und überdies war Hana die Richterstochter.

Ein Wort mit dir, Karl! rief der Soldat dieſem nach, als er mit Hana ins Gehöfte trat.

Ich werde Wort halten, erwiderte Karl.

Peter ging nicht gleich nach Hauſe. Er ärgerte ſich über Karla, und um ihr's zum Trotz zu thun, ging er mit der Bara.

Hana! begann Karl, als er mit Hana in die Kammer gegangen war und ſich neben ihr auf die Truhe geſetzt hatte; Hana, ſage mir aufrichtig, ob ich dir ſo gefalle, und ob du mich möchteſt, wenn ich wirklich ein Burſch wäre?

Keinen Andern; ſo gefällſt du mir über Alles, erwiderte Hana und ſchlang den Arm um den Nacken ihrer Geſpielin, wie ſie das zu thun pflegte. Wenn du ein Burſch wärſt, würde ich mir im Leben keinen Andern nehmen, flüſterte ſie, ihr müdes Haupt auf ihre Schultern legend.

Verſprich mir das vor Gott mit deinem Handſchlag, ſagte Karl mit aufrichtigem Ernſt. Hana wußte kaum was ſie that; ſie hielt Alles für Scherz, und doch war es ihr wieder nicht wie Scherz. Die Stimme

Karl's drang ihr zum Herzen, ſie gab ihm die Hand und ſagte: Ich verſprech' es dir!

Aber halte auch das Verſprechen, wie es immer kommen möge! ſagte Karl, und Hana feſt in ſeine Arme ſchlingend, küßte er ſie auf die Wange, auf die Augen, gab ihr die ſüßeſten Namen, und das Mädchen vergalt ihm die Liebkoſungen mit gleicher Zärtlichkeit.

Jetzt aber gehe ſchlafen. Behüt' dich Gott! Vergiß nicht, was du mir verſprochen haſt. Mit dieſen Worten ließ er ſie nach langer, langer Zeit aus ſeiner Umarmung und lief aus der Kammer in die Chalupe.

Und es dauerte nicht lang, ſo trat er aus der Chalupe wieder heraus. Noch einmal ſtahl er ſich leiſe zu Hana's Fenſter, lehnte das Haupt an die kalte Mauer und weinte bitterlich. Dann bekreuzigte er ſich, ſah ſich noch einmal das Gehöft rings herum an und ſtahl ſich leiſe zum Thore hinaus.

## 8.

Kaum war der Tag angebrochen, ſo war Markyta ſchon auf den Beinen. Sie hatte keine Ruhe. Ein furchtbarer Traum hatte ſie in der Nacht geängſtigt und Karla war nicht in ihrem Bette. Sie ging, ſich nach ihr umzuſehen. Da die Dorfleute keine Schlöſſer an den Thüren haben, brauchte man nur die Riegel zurückzuſchieben und die Klinke in die Höhe zu heben, um in die Wohnſtube der Hausleute zu gelangen.

Markyta trat ohne Hinderniß ein. In der Stube war es leer; im Halbdunkel erblickte ſie nur das Hauskätzchen auf dem Ofen zuſammengekauert, das, ihre Nähe merkend, herunterſprang und ſich ihr um die Füße ſchmiegte. Die Turteltauben, welche die Bäuerin gegen Zahnſchmerzen hielt, girrten leiſe im Käfich. Die leinenen Vorhänge, von oben bis auf den Boden hängend, verdeckten das Lager der Hausleute, ein Beweis, daß Bauer und Bäuerin noch in der Maſſe von Polſtern begraben lagen, womit das Bett über und über bedeckt war.

Die jüngſte Magd wuſch am Brunnen. Wo iſt Karla, iſt ſie noch nicht auf? fragte Markyta.

Ich weiß nicht, Markyta, vielleicht iſt ſie mit Hana in der Kammer.

Das verhüte Gott! ſagte Markyta leiſe für ſich, indem ſie ſich zur Kammer wandte. Das Mädchen ſchlief dort auf offenem Lager, ein ſchönes Kind, wie wenn eine Roſenblüte in das Bett gefallen wäre.

Markyta ſah nach ihr und flüſterte: Gott behüte dich! und ging aus der Kammer. Karla war nicht da.

Sie ging in den Oberſtock. Peter ſchnarchte als ob Einer Nüſſe durcheinanderſchüttelte. Karla war nicht da. Sie war nicht im Rinder-, nicht im Pferdeſtall, noch in der Chalupe.

Wo ich das unvorſichtige Ding nur finden werde! jammerte Markyta, gleich einer verlornen Seele von einem Ort zum andern wandernd und dabei den Roſenkranz betend.

Sie fand keine Ruhe und half der Magd die

Kühe melken, bis ſie des Hausherrn Stimme vernahm und zu ihm in die Stube trat.

Gott beſchere euch einen guten Morgen. Ich bitte euch, wo iſt denn nur das Mädchen Karla geblieben? Ich ſuche ſie wie eine Stecknadel.

Warſt du bei der Hana? fragte die Milota.

Soeben; ſie iſt mutterſeelenallein.

Vielleicht iſt ſie beim Barta geblieben; der hatte ſeine Freude an ihr, wie ſie ſich als Soldat verkleidete. Aber wahr iſt wahr, es iſt ein tüchtiger Burſch, ſagte Milota, indem er ſich bis zur Decke ſtreckte.

Was ſprichſt du da, Bauer, daß ſie ein Burſch ſei? Was hat Barta geſagt? fragte Markyta ängſtlich, indem ſie erblaßte.

Nun, Barta's Soldat hat der Karla ſeine Kleider geborgt, und Karla hat einen Burſchen abgegeben.

Unglückſeliges Weſen! Wer hat ihr das eingegeben! jammerte Markyta.

Was ficht dich an, Markyta, darin etwas Böſes zu ſuchen? Der Karla ſtand das ganz gut, Jeder ſchwur darauf, ſie ſei ein leibhafter Burſch, und Barta ſagte, wenn der verſtorbene Drahoň ...

Was, wenn der Verſtorbene? rief Markyta ganz verſtört aus. Iſt er ihm etwa auch erſchienen und hat's ihm geſagt? Aber nein, das iſt der Junge ſelbſt, er hat ſich ihm anvertraut. O ich unglückliche Perſon, das iſt die Strafe Gottes für mich! jammerte Markyta die Hände ringend.

Die Mikolas waren wie verſteinert. Was für ein Junge, Markyta, was ſchwatzeſt du da? Du biſt wohl nicht recht bei dir? fragte die Bäuerin.

Er hat im Grab keine Ruhe, wir haben uns an Gott verſündigt; ihn drückt das Gewiſſen, und mir raubt es den Schlaf. Aber was fang' ich an, ſie werden mir ihn zum Militär abführen, er ſtirbt mir dort!

Die Bäuerin erblaßte. Der Bauer aber ſchüttelte Markyta und ſagte: So rede doch, damit der Menſch einmal weiß, was es giebt!

Verzeiht mir, liebe Leute ... rathet mir ... ich weiß mir nicht zu helfen. Karla iſt kein Mädchen, ſie iſt ... ein Junge! rief Markyta, bedeckte ihre Augen und fing an zu weinen.

Der Bauer und die Bäuerin ſtanden da, wie wenn das Gericht Gottes über ſie gekommen wäre.

Ich werde euch ſagen, wie Alles gekommen iſt, ſeufzte Markyta tief, als ob ihr eine Centnerlaſt vom Herzen fiele. Sodann begann ſie zu erzählen: Ihr wißt, wie ſich der Verſtorbene abgehärmt hat, Soldat werden zu müſſen, und was für heiße Thränen ich deßhalb vergoſſen habe. Auch haben wir den erſten Knaben gar nicht ſo betrauert als er geſtorben — weil es ja ein Knabe war. Wir baten den lieben Gott, als ich zum zweitenmal in die Hoffnung kam, er möchte uns ein Mädchen geben. Gott hat es anders gewollt, es war wieder ein Knabe. Da haben wir uns wider Gott verſündigt. Um ihn vor dem Militärdienſt zu bewahren, haben wir die guten Leute betrogen und ihn für ein Mädchen ausgegeben. Aber Gott läßt ſich nicht belügen. Drahoň ſtarb. Das Mädchen, ich will ſagen der Knabe, war meine einzige Freude. Ich wachte über ihn, daß ſein Geſchlecht nicht verrathen wurde. Selbſt Barta hatte keine Ahnung. Ihr wißt, wie mir das, bis auf das Gerede, gelungen iſt. So lange der Knabe klein war, war es gut; doch je mehr er in die Jahre kam, deſto mehr machte ſich ſeine männliche Natur geltend, und nur durch meine Thränen konnte ich ihn beſchwichtigen, daß er ſchwieg. Ich ſagte ihm immer: habe nur noch Geduld bis du die geſetzlichen Jahre vorüber haſt, ſonſt entgehſt du dem Militärdienſt nicht. Dann wird uns Gott weiter helfen. Doch er wurde trauriger und trauriger und ſagte mir immer: Wißt, Mutter, es müſſen auch Andere gehen und kehren zurück; warum ſollte nicht auch ich gehen und mich gerade das Unglück treffen? Habt keine Sorge um mich! Aber ich konnte mich nicht entſchließen. Seit einiger Zeit jedoch erſchien mir Drahoň jede Nacht, ich ſah ihn ſtets traurig, und das quälte mich Tag und Nacht. Ich ſagte mir, es ſei denn doch eine Sünde, und daß wir es nicht hätten thun ſollen. Am Sonntag, als der Herr Pfarrer predigte, daß Gott den Menſchen ſtrafe, der ſeinen Geboten zuwiderhandeln wolle, überlief es mich kalt, ich hatte keinen Frieden und keine Ruhe. Heute wollte ich zur heiligen Beichte gehen und mich mit dem Herrn Pfarrer berathen. Der liebe Gott hat es aber anders beſchloſſen und hat es ans Tageslicht gebracht ... doch wer hat es denn Barla geſagt? Vielleicht der Junge ſelbſt!

Ich denke nicht, daß Barla es weiß, das war ein Zufall; Gott hat dir den Verſtand verwirrt, Markyta, du ſelbſt haſt dich verrathen.

Mag es drum ſein. Ich werde nun Ruhe haben und die arme Seele des Verſtorbenen auch. Heute Nacht iſt er mir noch zwiſchen zwölf und eins erſchienen, ich ſah ihn vor mir ſtehen, wie mich ſelbſt, aber wie im Nebel. Aber ganz deutlich habe ich geſehen, daß er einen Soldatenrock anhatte; er war jung, nur ſah er traurig aus. Ich konnte mich nicht rühren und wollte darauf ſterben, daß ich nicht geſchlafen habe. — Er wollte mir das Kreuz machen, allein da krähte der Hahn, und Alles war fort. Ich habe gebetet bis zum frühen Morgen.

Während Markyta's Erzählung belebte ſich der Hof, Peter kam in die Stube, auch Hana, nur Karla nicht.

Wo iſt Karla? fragte die Milota, als ſie ſahen, daß ſich immer nichts zeigte.

Wo wird ſie denn ſein? brummte Peter. Sie ging mit der Hana nach Hauſe, und weiter habe ich ſie nicht geſehen.

Ich habe ſie ungefähr eine Stunde nach Mitternacht geſehen, ſagte ein Knecht. Sie ſtand mit Barla's Soldaten bei Barla's Chalupe.

Mit wem ſtand ſie? Da warſt du wohl nicht recht bei Troſt, was? rief Peter aus.

Nun wenn ich nicht recht bei Troſt geweſen bin, ſo weißt du es wohl beſſer, brummte der Knecht.

artige Andeutung entſchlüpfte ihm, als ihn Mr. Pleggit am dritten Tage nach ſeinem Unfall beſuchte; der Letztere, welcher den Werth des Lokals wohl kannte, gab alsbald ſeinerſeits zu verſtehen, daß, wenn Mr. Kophagus geneigt ſey, ſeine Abſicht auszuführen, er ſich ſehr glücklich ſchätzen würde, ein Uebereinkommen mit ihm zu treffen. Eigennutz kann in dieſer ſpitzbübiſchen Welt nicht nur Freundſchaft in Feindſchaft, ſondern auch dieſe in jene verwandeln. Alles, was die beiden Herren einander zu Leide gethan und wie ſie einander ſchlecht gemacht hatten, war gegenſeitig vergeben und vergeſſen, ja, in weniger als zehn Minuten hieß es „mein theurer Mr. Pleggit und ſo“ und „mein liebſter Bruder Kophagus“!

In drei Wochen war Alles zwiſchen ihnen bereinigt: Apotheke, Niet- und Nagelfeſtes, Waarenvorrath und guter Wille, d. h. Kundſchaft, Alles war das Eigenthum unſeres vormaligen Widerſachers. Aber obgleich Mr. Pleggit und Mr. Kophagus über alles Niet- und Nagelfeſte und über den guten Willen ſich die Hände geben konnten, ſo waren doch Tim und ich nicht unter dem guten Willen begriffen, auch waren wir nicht zu den wand-, band-, niet- und nagelfeſten Gegenſtänden gerechnet; Herr Kophagus konnte ſich daher nicht in Herr Pleggit's Privateinrichtungen miſchen. Er that zwar im Wege der Empfehlung, was er nur vermochte, aber Mr. Pleggit hatte meine gelegentlichen Impertinenzen ſo wenig als die Flaſchenſchlacht vergeſſen. Ich glaube vielmehr, daß ſein übler Wille gegen Timothy ein Hauptgrund geweſen war, ſich mit Herrn Kophagus über deſſen guten Willen abzufinden, und ſo wurden wir äußerſt höflich von Mr. Pleggit benachrichtigt, daß er unſerer Dienſte nicht bedürfen werde.

Herr Kophagus erbot ſich, mir in möglichſter Bälde für einen andern Platz zu ſorgen, wobei er mir zugleich zwanzig Guineen als einen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit und Werthſchätzung meines Betragens verehrte; aber eben dieſe Summe entſchied über mich: ich dankte ihm und ſagte, ich hätte für jetzt andere Ausſichten, Mach dich auf, Jirka, geſchwind zum Barta, und frage ihn, ob Karla dort ſei, befahl Milota dem Knecht, und der machte ſich auf den Weg.

Nun, Peter, du brauchſt dich nicht zu ereifern. Mit der Karla iſt's Amen, die Karla iſt ein Mann wie du und ich, ſagte der Bauer zum Sohn.

Peter verſtand den Vater nicht und der Bauer erzählte ihm in Kürze Alles. Hana aber hatte es gleich verſtanden. Es hatte ihr die ganze Nacht von Karl geträumt, und als ſie am Morgen erwachte, hörte ſie unaufhörlich ſeine einſchmeichelnde Stimme, fühlte ſeine Küſſe, und faſt weinend fragte ſie ſich: Wenn das doch Wahrheit wäre! Sie verſtand es gleich und glaubte es gleich.

Nun, ich habe eine Braut verloren, aber einen wackern Kameraden gefunden, ſagte Peter entſchloſſen.

Recht ſo, Peter! ſtimmte ihm der Vater bei.

Hana aber verdeckte ihr Geſicht mit der Schürze und weinte.

Und warum weinſt du, Hana? fragte ſie die Bäuerin und ſtreichelte ihr die Wangen. Vielleicht ahnte ſie, was in der Seele des weinenden Mädchens vorging, denn ſie ſprach mit ungewöhnlich ſanfter Stimme: Sei nur ſtill, Mädchen, ſei nur ſtill; ich habe eine Tochter verloren, du eine Geſpielin, der Vater aber hat einen Sohn mehr. Es wird ſich Alles ausgleichen. Jetzt haben wir zwei arbeitende Hände weniger, wir müſſen um ſo fleißiger ſein. Komm, Hana, daß wir dem Geſinde das

Frühſtück bereiten. Mit dieſen Worten nahm die Bäuerin ihre Tochter bei der Hand und führte ſie aus der Stube.

So eben trat der Knecht in die Thüre mit der Botſchaft, daß Barta mit dem Soldaten und mit Karla in der Nacht nach Neugedein gefahren ſei, Barta's Bruder habe ſie geführt, aber um acht wollten ſie wieder zurück ſein. Dieſe Nachricht verſetzte Markyta neuerdings in Jammer und Milota hatte zu thun, um ſie zu beruhigen. Kaum konnten ſie acht Uhr erwarten. Peter ging ihnen auf die Straße entgegen. Barta hielt Wort; ſie kamen — doch ohne Karla. Den ganzen Weg ſtrich und drehte er ſich den Schnurbart, er war verdrießlich und brummte vor ſich hin: Wozu haben ſie mich überredet! Als er Peter ſah, wurde er ganz bleich. Doch Peter kam gleich zu ihm, fragte nach Karl und erzählte ihm, was ſich in der Zwiſchenzeit im Bauernhaus zugetragen hatte.

Als ob du mir ein Licht angezündet hätteſt, Peter! verrieth ſich Barta und eilte mit ſehr erleichtertem Herzen zum Gehöfte des Richters.

Na ... dingsda ... Gevatterin, begann er noch in der Thüre, das war ein vertrackter Irrthum; wenn ich es nur früher gewußt hätte, aber nun iſts geſchehen. Karla ... aber nein ... Karl läßt dich und euch alle hundertmal grüßen. Du ſollſt ihm verzeihen, aber er habe es ſchon lange nicht aushalten können. Du ſollſt nicht wehklagen, ſondern für ihn beten, damit Gott ihn geſund wieder heimkehren laſſe. Er fährt geradenwegs nach Prag zum Herrn Oberlieutenant ... dingsda ... und ſtellt ſich ſelbſt.

Obgleich Markyta wußte, daß es nun ſchon ſo ſein müſſe, fing ſie doch heftig an zu weinen.

Jetzt höre auf zu weinen ... dingsda ... Karl hat recht gethan. Der Herr Gevatter wird ſich um ihn annehmen, und er wird Corporal werden. Sorge dich nicht um ihn, exerciren habe ich ihn gelehrt, und das iſt das Schwerſte. Damit ich nicht vergeſſe, ich ſoll dir auch ausrichten, daß Karl in der Nacht bei dir war; er wollte ſich von dir verabſchieden, aber du ſchliefſt. Es war ſo beſſer, ſo iſt das Abſchiednehmen überwunden. Und ... dingsda ... du, Peter, ſollſt an Bara denken, und dir, Hana, ſchickt er das ... du ſollſt nicht vergeſſen was du ihm verſprochen haſt. Dabei zog er aus der Taſche ein rothes Tüchel und gab es der Hana; es war darin Karla's Gürtel und Mädchenkranz.

Hana weinte, daß es ihr das Herz abdrücken wollte.

Nun, befehlen wir es dem lieben Gott, er weiß am beſten, was ſich für Jeden ſchickt. Im Frühjahr, wenn's Gott giebt, fahren wir nach Prag, Markytka. Jetzt friſch an die Arbeit und in die Kirche, wir haben Aſchermittwoch, befahl Milota, und gehorſam gingen Alle nach ihren Geſchäften; Markyta aber machte ſich daran, den Dienſt einer Magd zu verſehen.

Als die Begebenheit im Dorfe bekannt wurde, nickten die Klatſchſchweſtern einander zu: Wir haben es ja gewußt, daß es einen Haken hat!

## 9.

Karl wurde von dem Herrn Oberlieutenant, der mittlerweile Hauptmann geworden war, gut aufgenommen, obgleich er über den tollen Einfall Markytens ſich gehörig ausließ. Anfangs war es Karl bang, und er meinte ſchier, am Heimweh krank zu werden; allein mit feſtem Willen überwand er es, lernte und gewann bald die Neigung des Herrn Hauptmanns.

Zu dieſer Zeit wurde gerade die Militär-Dienſtpflicht von vierzehn auf acht Jahre herabgeſetzt. Wer war froher als Karl und die Seinigen in Hochwartel. Der Hana war es aber doch noch viel, obgleich ſie aus Dank dafür ein heißes Vaterunſer für den Kaiſer betete. Zu St. Johanni kam Milota mit der Hana und Markyta nach Prag. Hana ſah nichts und hörte nichts; ſie wußte nur von ihrem Karl, der noch zehnmal hübſcher ausſah als früher. Selbſt Markyta, obwohl es ſie ſtets wurmte, ſo oft ſie ihn anſah, mußte doch ihre Freude daran haben, wie ihm der Soldatenrock ſtand. Wenn nur die Trennung nicht wäre und dieſe acht Jahre, ſonſt ginge noch Alles an.

Peter erfuhr bald, wie recht Karl hatte, daß Bara ein gutes Mädchen ſei und daß ſie ihn lieb habe. Er überlegte ſich's nicht lang und in einem Jahre war Hochzeit. Karl kam auf Urlaub als Corporal, worüber

Barta unbändige Freude hatte. Hatte er die Karla gern gehabt, ſo hatte er den Karl noch lieber.

Drei Jahre waren um. Im vierten wurde Karl Feldwebel. Das war ſchon eine hübſche Würde, er konnte es zum Officier bringen, man hatte ihn gern. Allein nun kam die Sehnſucht nach ſeinen Bergen, nach ſeiner Hana ſo gewaltig über ihn, daß er ſelbſt eine Generals-Uniform, wenn er ſie gehabt hätte, für ſeinen Bauernanzug würde hergegeben haben.

Hana hatte vielleicht eine Ahnung ſeines Kummers, ſie ſchlich umher wie ein lebloſes Ding und ſehnte ſich in ihren Bergen nach Prag.

Das kann ſo nicht bleiben. Das Eine härmt ſich hier, das Andere dort; man muß ſie zuſammenthun, dann wird Ruhe ſein. Bäuerin, backe mir einen Striezel auf den Weg. Jirka, du ſchmiere den Wagen, morgen fahre ich nach Prag. Ich muß mich näher erkundigen. So ſprach eines Tags Milota. Der Knecht ſchmierte den Wagen gut ein, die Bäuerin buk mit der Hana einen guten Striezel für den Bauern und den Karl nach Prag, und der Bauer fuhr am nächſten Tage nach der Hauptſtadt.

Als er nach ein paar Tagen zurückkam, ſagte er: Nun kannſt du dich freuen, Hana, Alles iſt in Ordnnng.

Kurze Zeit darauf kam Karl als Ausgedienter nach Hauſe, wurde ein tüchtiger Bauer und lebt noch heute mit ſeiner Hana.

# Maßer.

Von

## M. Goldſchmidt.

(Geb. 1819.)

Aus dem Däniſchen

von

**L. von Liliencron.**

Simon Levi war plötzlich ſehr reich geworden.

Die Umſtände dabei waren in gewiſſem Sinne poetiſch, in anderm aber nicht, dieſe aber ſind es, die ich hier mittheilen will.

Simon Levi ſaß an einem Freitag Abend in ſeiner kleinen, dürftigen Stube und genoß nach der Arbeit der Woche die Heiligkeit des Sabbaths in tiefſtem Frieden. Nach dem Gottesdienſt hatte er mit ſeiner Schweſter Gidel eine gute Suppe und Braten gegeſſen, dann ein Dankgebet geſprochen und einige Davidiſche Pſalmen geſungen. Gidel hatte leiſe mitgeſummt, bis des Bruders einförmiger, gedämpfter Geſang und ihr eigenes Summen ſie eingeſchläfert hatten; ſie ſaß mit untergeſchlagenen Armen in einer Ecke des Sopha's und nickte, und die Art, wie ſie dann halb aufwachte und einen Augenblick wieder ſang, zeigte, daß ſie ſich ſelbſt Vorwürfe machte, nicht mitzuſingen, lange nachdem der Bruder ſchon aufgehört hatte. Er hatte ein Chummiſch (hebräiſche Bibel) hervorgeholt und ſich nach und nach ganz in das Leſen vertieft. Wie er ſo daſaß, die alte Sammetkappe zurückgeſchoben über einen Büſchel graugeſprenkelter Haare, welche die Stirn wie Borſten umſtanden, war es nicht eigentlich tiefer, milder Glaube oder Gottesfurcht, was ſich in ſeinem ſcharfen, kantigen Geſicht malte, obwohl offenbar eine religiöſe Stimmung ihn beherrſchte; ſondern es war zugleich und weſentlich eine eigenthümliche Befriedigung, ein gedämpfter Triumph, als hätte er einen Proceß und hörte eben ſeine Zeugen die gewünſchte Erklärung abgeben. Es war auch ein Proceß: die ſechs Werkeltage ſtanden in ſeiner Phantaſie vor dem Richterſtuhle des ſiebenten Tages; mit den ſechs Werkeltagen war die ganze Wirklichkeit, und Alles zuſammen ward zu Nichte, ward zu lauter Schein und Trug, den großen Thatſachen und Verheißungen gegenüber, die ihn und ſein Geſchlecht betrafen. Durch kein Räſonnement konnte er beweiſen, daß die Bibel Recht habe, aber die Bibel bewies ihm als einzige Realität, daß alles Andere Unrecht habe. Von Zeit zu Zeit ſtreckte er, ohne den Blick vom Buch zu wenden, die Hand aus und nahm ein wenig von ſeinem Deſſert. Es war jedoch nicht das, was man gewöhnlich ſo nennt, ſondern nur graue Erbſen. Die Erbſen waren, ohne zu platzen, in Salzwaſſer gekocht und wurden einzeln und kalt gegeſſen. Als große Delicateſſe trank er bisweilen ein wenig Bier dazu. Verachtet ſeinen Geſchmack, ihr chriſtlichen Gourmands; aber beneidet ihm ſeinen Magen!

Alles zuſammengenommen kann es einem ſolchen Manne gleichgültig ſein, ob der Reichthum oder das

„Glück", wenn es auf der Wanderung iſt, in ſein Haus eintritt oder nicht. Aber das Schickſal wollte es nun einmal ſo; die große Botſchaft kam überraſchend, plötzlich und gewaltig. Phillips oder Philpots war in Buenos Ayres kinderlos geſtorben und hatte nach Abzug einiger Legate Ferdinand Caröe, der ihm einmal das Leben gerettet, und Simon Levi, der ihm einmal mit ſeinem ganzen Vermögen beigeſtanden hatte, als Erben ſeiner Hinterlaſſenſchaft zu gleichen Theilen eingeſetzt. Der dortige däniſche Conſul hatte darüber an das Miniſterium des Auswärtigen berichtet, und einer der Miniſterialbeamten, ein Legationsrath, hatte es ſelbſt übernommen, Simon Levi aufzuſuchen, um zu ſehen, wie ein Mann und ein Jude ausſähe, wenn er plötzlich reich würde. Als es an die Thüre klopfte, glaubte Levi, es ſei die Schabbesgoie — die Chriſtin, die es gegen Bezahlung oder aus Freundſchaft übernimmt, am Sabbath das Licht zu putzen und einzuheizen, da man kein Feuer anrühren darf. Nachdem er daher: Herein! gerufen und die Thür ſich öffnen und ſchließen gehört hatte, ohne daß die Schnuppe des Lichtes kürzer wurde, rief Simon, unverwandt in das Buch blickend, ein ungeduldiges: Nun? oder eigentlich: Nuh?

Der Fremde verſtand es nicht, fand aber vielleicht ſein Vergnügen daran, die Situation noch etwas pikanter zu machen, und blieb ſtumm, weßhalb Simon Levi nach einer kleinen Weile hinzufügte: Nuh? weßhalb putzen Sie nicht das Licht?

hoffte aber, er würde mir zu wiſſen thun, wo ich ihn ſpäter finden könnte, da ich mich ſehr freuen würde, ihn wieder zu ſehen. Er verſprach, ſeine Adreſſe für mich im Findelhauſe zurückzulaſſen, und wir ſchieden mit einem herzlichen Händedrucke. Hierauf ward Timothy gerufen, Herr Kophagus gab ihm fünf Guineen und wünſchte ihm Glück.

„Und nun, Japhet, was willſt Du thun?“ ſagte Tim, als er in die Apotheke herunterkam.

„Was ich thun will?“ erwiederte ich: „Dich verlaſſen, und das iſt das Einzige, was mir nahe geht. Ich ziehe aus, Timothy, meinen Vater zu ſuchen.“

„Ja,“ ſagte Timothy, „es iſt mir wie Dir, Japhet, Scheiden wird weh thun. Und dann liegt mir noch was auf dem Herzen, und zwar“ — indem er auf den eiſernen Mörſer und Stößel deutete — „daß der tolle Stier nicht die Rudemente in Stücke geſtoßen hat; hätt' er nur halb meinen Haß dagegen getheilt, er hätt' auch nicht Daumensgroß daran ganz gelaſſen. Ich hab' einen großen Kitzel, mich ein wenig d'ran zu erluſtiren, eh' ich gehe.“

„Damit wirſt Du nur Herrn Kophagus in Schaden bringen, denn der Mörſer wird dann eben nicht bezahlt werden.“

„Ja ſo; und weil er mir da fünf Guineen gegeben hat, ſo will ich meinen gerechten Unwillen unterdrücken. Aber jetzt, Japhet, laß ein Wort mit Dir reden. Ich weiß nicht, wie Dir's iſt, aber mir kommt's vor, als ob ich nicht von Dir laſſen könnte. Es iſt mir juſt nicht beſonders darum zu thun, nach meinem Vater auszuziehen. Es heißt: ein weiſer Sohn kennet ſeinen Vater; da jedoch über die andere Hälfte der Eltern nicht wohl ein Zweifel obwalten kann, ſo hab' ich einen ſtarken Trieb, meine Mutter zu ſuchen, wenn ich ſie irgend ausfindig zu machen vermag. Wenn Dir alſo meine Geſellſchaft anſteht, ſo will ich mit Dir gehen, und dabei“ — fügte er hinzu — „will ich immer eingedenk ſeyn, mein lieber Japhet, daß ein großer Unterſchied iſt zwiſchen einem Herrn, der Doktors-

Der fremde Herr fand das ſpaßhaft, nahm die Lichtſcheere und putzte das Licht.

Sehen Sie auch nach dem Ofen, ſagte Levi, noch immer mit den Augen in ſeinem Chummiſch.

Jetzt fühlte ſich der Legationsrath gleich einem Harun al Raſchid in das Märchen mit hineingezogen und ließ ſich auch zu dem neuen Dienſte herab, der von ihm begehrt ward; aber das Feuer war ausgegangen, und Feuer anmachen war ihm doch zu viel. Das Feuer iſt ausgegangen, ſagte er.

Die Stimme kam Levi ſo wunderbar fremd vor; er blickte von ſeinem Buch auf. Was iſt das? ſagte er beim Anblick des feinen fremden Herrn, was iſt das? Wer ſind Sie? Was wollen Sie hier? Was haben Sie hier zu thun?

Sie baten mich einzuheizen.

Wer ſind Sie? Was wollen Sie? fuhr Simon Levi fort, dem es ganz unheimlich wurde.

Ich bin gekommen, um mit dem Commiſſionär Levi zu ſprechen.

Ja, der bin ich, ſagte Simon Levi.

Das vermuthete ich. Aber ich ſoll zugleich fragen, ob Sie beweiſen können, daß Sie Herr Simon Levi ſind?

Beweiſen? Wer zweifelt?

Ich zweifle nicht. Aber haben Sie Zeugniſſe dafür, daß Sie der Simon Levi ſind, der in Fridericia geboren iſt und die Handlung bei einem Herrn Heymann erlernt hat?

Zeugniſſe dafür? Weßhalb ſoll ich dafür Zeugniſſe haben? Ich fordere Nichts von meinem alten Principal. Er kann in ſeinem Grabe ruhig ſchlafen, und heute Abend iſt mein Sabbath. Bitte um Vergebung.

Ja, aber ſind Sie es nicht, der einen Herrn Phillips oder Philpots gekannt hat?

Jetzt merkte Levi, daß es ſich um Etwas handle, und es war, als ob der elektriſche Schlag, der ihn durchzuckte, ſich auch ſeiner Schweſter mittheilte; aber, obwohl ſie ganz aufgewacht war und den Fremden ſorgfältig muſterte, gab ſie doch kein Zeichen von Leben oder Theilnahme, außer daß ſie, ſo unmerkbar wie möglich, die Arme auseinandergleiten ließ.

Phillips? fragte Levi. Kommen Sie aus Südamerika? Haben Sie die Güte ſich zu ſetzen.

Nein, ich bin Legationsrath — — und ich komme aus dem Miniſterium des Auswärtigen.

Jetzt fragte Levi nicht mit Worten, er ſah.

Der Legationsrath fuhr fort: Herr Phillips oder Philpots iſt geſtorben.

Geſtorben? rief Levi. Phillips geſtorben!... Der Arme!... Boruch dajon emmes!...*) Woran iſt er geſtorben?... Hm! Hm! Phillips geſtorben!

Ja, und hat Ihnen zweimalhunderttauſend Thaler vermacht.

---

*) Geſegnet ſei der gerechte Richter!

Zweimalhunderttauſend Thaler? Mir? Wer ſind Sie?

Ich bin Legationsrath...

Können Sie es beweiſen?

Hier iſt meine Karte, antwortete der Legationsrath lächelnd; aber Sie können ſich zu jeder beliebigen Zeit ans Miniſterium wenden, um ausführlichere Erkundigungen einzuholen.

Träume ich? ſagte Simon Levi; Gidel, hörteſt du's?

Ich weiß es nicht, Simon, ich glaube es, antwortete Gidel ſanft.

Was ſagte er?

Er ſagte, daß Phillips todt ſei und dir zweimalhunderttauſend Thaler vermacht habe.

Und du haſt gehört, daß er ſich Legationsrath nennt und vom Miniſterium des Auswärtigen geſchickt iſt? fuhr Levi mit einem beinahe drohenden Blick gegen den Fremden fort, einem Blick, der ſein Signalement aufnahm und ihn gleichſam als Geißel feſtzuhalten ſuchte.

Der Legationsrath ſagte: Sie werden Alles ſo finden, wie ich es Ihnen geſagt habe; ich kann noch hinzufügen, daß Sie wahrſcheinlich etwas zu kurz gekommen ſind. Auswärts ſtürzt man ſich auf ſolche Hinterlaſſenſchaften und läßt ſich ſo wenig als möglich entgehen. Aber viermalhunderttauſend Thaler ſind doch immer noch ein recht hübſcher kleiner Pfennig zum Theilen. Ich gratulire Ihnen. Gute Nacht!

Als er fort war, ſahen ſich Simon und Gibel beinahe dumm an. Von der innern Aufregung waren ſie äußerlich wie gelähmt. Sich die Ankunft eines ſolchen Reichthums zu denken, iſt ſehr viel poetiſcher als ſie zu erleben. Wenn man ſie ſich ausmalt, dann iſt der Reichthum nicht materiell, nicht ein Haufen Silber, Gold oder Papier, ſondern es iſt die Erfüllung einer Sehnſucht, die Erreichung aller Ideale, eine Reihe glücklicher Bilder, die ſich auf der Schwelle der Wirklichkeit zeigen, während die Seele mehr oder minder deutlich im Hintergrunde eine wunderbare Lichterſcheinung erblickt, einen Geiſt, eine Fee, die Glücksgöttin ſelbſt, mit der man ſich heimlich verwandt fühlt, und durch die man ſich im Augenblicke wie verwandelt und idealiſirt erſcheint. Kommt dagegen der Reichthum wirklich, ſo macht er wohl einen Augenblick den großen Eindruck der Ueberraſchung; aber gleich darauf — ſtatt der Bilder voll Schönheit und Phantaſie — entſtehen Pläne, die mit einer Begrenzung, ja vielleicht mit Aengſten verbunden ſind. Er wirkt beinahe phyſiſch; er fragt die Organe, welchen Genuß ſie begehren, und läßt ſie zu gleicher Zeit ihre Endlichkeit empfinden. Wie Alles, was neu und plötzlich eintritt, paßt er ſelten ganz in die gegebenen, gewohnten Verhältniſſe hinein; meiſtens ſcheint es, als käme er zu ſpät; er bringt eine Art von Schmerz mit ſich, und in einem Fall wie Levi's wird dieſer Schmerz noch dadurch erhöht, daß dem Reichthum ſelbſt, trotz aller Wahrheit, doch noch etwas zu fehlen ſcheint: er iſt nur als Verkündigung zugegen, das Geld iſt noch nicht im Hauſe.

Endlich fand Simon Levi ſo ziemlich ſeine richtige Natur wieder und fing an zu ſprechen: Reich? Zweimalhunderttauſend Thaler... Gidel, kannſt du das faſſen? Kannſt du es dir ſelbſt anfühlen, daß du ein reiches Mädchen biſt? — Denn das biſt du! Bin ich reich, biſt auch du reich — Narrenspoſſen, du haſt meine Armuth zur Hälfte getheilt... na, ich will nicht ſagen zur Hälfte... Aber iſt eine Veränderung geſchehen? Wir ſind reiche Leute... Was heißt reich ſein? Gidel, mir ſchwindelt. Kann ich mehr eſſen? Ich bin nicht hungrig. Kann ich mehr trinken? Kann ich mich drei Ellen lang ausdehnen und ein Gardiſt werden? — Du wirſt ein ſchwarzſeidenes Kleid kriegen, Gidel... Aber wenn du dann ein ſchwarzſeidenes Kleid haſt? Einmal werden wir doch Alle in den Sarg müſſen, wie der arme Phillips — hm! der Arme! Wir werden in ein Stück Leinwand gewickelt, ein bischen Erde unterm Kopf — was iſt alsdann Geld? Kannſt du's mitnehmen? Narrenspoſſen, Etwas muß doch daran ſein, ein Mann aus dem auswärtigen Miniſterium kommt nicht mit bloßem Klatſch... Zweimalhunderttauſend Thaler, zweitauſend mal hundert Thalerſcheine... achttauſend Thaler jährlich, zu vier Procent gerechnet, und ich werde ein Narr ſein und vier Procent machen. Was wäre das für ein Geſchäft? Wir wollen nur fünf Procent ſagen, macht zehntauſend Thaler im Jahr... zehntauſend Thaler im Jahr, Gidel! Das macht dreißig Thaler täglich... Aber laß mich auch in Emmes*) dreißig Thaler täglich haben! — Was dann! Dreißig Thaler täglich, was iſt das? — Gidel, ich will dir was ſagen, wovon wir nicht geſprochen haben, ſeitdem wir ganz kleine Kinder waren: mein Rücken iſt nicht ganz ſo gerade, wie anderer Leute ihrer. Narrenspoſſen, das habe ich nun ſo viele Jahre mit mir herumgetragen, ohne davon zu ſprechen; aber könnte ich für ſiebenundzwanzig Thaler täglich den kleinen Buckel loswerden und mir drei Thaler ſichern, und ein junger Mann ſein, — oder für drei Thaler täglich den Buckel loswerden und ſiebenundzwanzig Thaler behalten, dann würde ich die dreißig Thaler täglich begreifen. Aber was thu' ich jetzt mit dreißig Thaler täglich? Der Buckel bleibt, und die zweimalhunderttauſend Thaler kommen vielleicht nicht, und es iſt beſſer, nicht daran zu glauben — obgleich, Narrenspoſſen! ein Mann aus dem Miniſterium des Auswärtigen kann die Leute nicht zum Narren haben — — Gidel, was nützt es reich zu ſein, wenn man kein Geld hat? Hier ſitzen wir zwei reichen Leute — kannſt du es mir anſehen? Kann ich es dir anſehen, du Nebbich?**) Was meint der liebe Gott damit? Will Er uns zwei Alten zum Narren haben? Na, laß uns ſagen: Er will uns nicht zum Narren haben, ſondern es iſt Sein Wille, daß uns in unſern alten Tagen Nichts fehlen ſoll. Geſegnet ſei Gott! — Gibel, ich möchte, daß ich heute Nacht ſchlafen könnte.

---

*) In Wahrheit, wirklich.

**) Arme!

Er machte eine Bewegung, als wollte er in ſeine Schlafkammer gehen, blieb aber plötzlich ſtehen und ſagte:

Und was wird mein Bruder, der Windbeutel, ſagen?

Er wird ſich freuen, ſagte Gibel.

Ja, freuen wird er ſich, und wie wird er ſich freuen? Er wird gleich viermalhunderttauſend Thaler von mir borgen wollen. — Gibel, ich ſage es dir, ich mache es dir zur Pflicht: du darfſt von den zweimalhunderttauſend Thalern gar nicht ſprechen.

Aber, Simon, glaubſt du denn, daß das ein Geheimniß bleiben kann?

Geheimniß? Wer ſagt, daß ich geheim holten will, daß ich das Bischen geerbt habe? Hörteſt du nicht ſelbſt, daß er ſagte, ich ſei betrogen worden, ich hätte noch viel mehr haben ſollen? Hätten ſie mich noch mehr betrügen können, ſie hätten es gethan, darauf kannſt du einen Eid leiſten. Nun, laß die Schweilim (Hallunken) mir dafür auch Nutzen ſchaffen — loß uns ſagen — Gott bewahre! ſei's zur guten Stunde geſagt, und ich will nicht beim Wort genommen werden — aber laß uns ſagen, daß ſie mich um hundertachtzigtauſend Thaler betrogen haben, dann behalte ich nur zwanzigtauſend Thaler, von denen ich meinem Bruder erzählen kann, dem Windbeutel!

Er iſt zu ſtolz, um dich um etwas zu bitten, Simon, ſagte Gidel; aber Maßer mußt du ja einmal geben, und da kannſt du's ebenſo gut ihm wie einem Fremden anbieten.

Mein Bruder ſtolz! Ja, er iſt ſtolz! Gegen wen? Gegen mich, weil ich ein armer Mann bin! Und gegen dich, weil du ein armes Mädchen biſt! Aber es thut nichts! Er hat das Recht ſtolz zu ſein! Er ſoll das Haupt der Familie ſein! Thut es dir nicht leid, daß die Erbſchaft nicht ihm zugefallen iſt?

Simon, Simon! Du! ſagte Gidel faſt weinend, iſt das der Segen, den der Reichthum ins Haus bringt?

Was habe ich denn geſagt, Gidel? Narrenspoſſen; trockne deine Thränen, dein Bruder Simon thut dir nichts zu Leide. Sprich kein böſes Wort gegen den Reichthum. Er wird uns zum Segen, er ſoll uns zum Segen werden, mit Gottes Hülfe! Du und ich, wir ſollen im Alter gute Tage haben. Wer weiß, vielleicht könnte noch ein Freier... ach, nun weiß ich, Gidelche, weßhalb du es ſtadtkundig haben willſt, mit den zweimalhunderttauſend Thalern. Du willſt vom Kopf bis zur Fußſpitze vergoldet ſein, dann kommen ſie gelaufen!

Gidel lachte und meinte: Ja, das iſt der Grund.

Wie alt biſt du, Gidel — lebe — lang — laß ſehen, ſieben und vierzig — in Emmes, Gidelche, du kannſt noch heirathen; ich bezahle.

Scherze nicht ſo, Simon! Laß mich ein altes Mädchen ſein und bei dir bleiben, bis ich die Augen ſchließe.

Gidel, davon darfſt du nicht reden. Weißt du, ſeit ich älter geworden bin, habe ich oft einen Gedanken gehabt, und jetzt eben kam er wieder mit dem vielen Geld: wozu nützt es Alles? wir Menſchen werden alle begraben. Entweder ſterbe ich vor dir oder du vor mir, und Beides iſt ſehr hart, Gidel.

Sprich nur jetzt nicht davon, Simondche. Wir bleiben zuſammen, wir Zwei.

Ja, falls du dich nicht verheiratheſt.

Simon!

Nun, nun, ich werde es nie mehr ſagen, außer wenn du verlangſt, daß die Leute von den zweimalhunderttauſend Thalern erfahren ſollen.

Wenn du's nicht willſt, Simon, werde ich nicht davon ſprechen.

Wenn du nicht ſprichſt, ſpreche ich auch nicht. — Wir wollen jetzt zu Bette gehen. Gute Nacht, Gidelche, verſuche nun, wie ein reiches Mädchen ſchläft.

---

Es wird jetzt nöthig ſein, ein paar Worte von jenem Bruder Simon Levi's zu ſagen, den er aus vielen Gründen den Windbeutel nannte. Der Bruder war ein ſchlankgewachſener, ſchöner Mann, der ſich, wenn auch etwas oberflächlich, chriſtlichem Geiſt und chriſtlicher Denkart angeſchloſſen hatte und in ganz anderer Weiſe als Simon mit Chriſten verkehrte. In dieſer ſeiner Leichtigkeit lag Etwas, was Simon Levi ſchon vor Jahren Windbeutelei genannt hatte. Dann hatte der Bruder aber auch, mit Rückſicht auf ſeinen Umgang mit den Chriſten, ſeinen Namen ein klein wenig verchriſtlicht oder moderniſirt. Eigentlich hieß er Mordochai, war aber von Kindheit an Mortche genannt worden, und die gewöhnliche Ueberſetzung davon iſt Marcus. Da jedoch auch dies ziemlich ſtark nach Judenthum ſchmeckte, hatte es Mortche nach und nach in Martin gemildert; das war nun nach Simon's Meinung eine neue Windbeutelei, obwohl ganz im Einklang mit allem Uebrigen. Mein Bruder Mortche-Martin pflegte er ihn zu nennen, aber doch nur gegen die Schweſter Gibel; denn Simon war noch ein armer Mann und kritiſirte nicht laut. Aber wenn die Gelegenheit es gab, pflegte er hinzuzuſetzen: Wenn aus Mortche Martin wird, was wird dann aus Simon? Dann konnte er daſitzen und alle Namen durchgehen von Hans bis zu Gretel und ſich daran halb ärgern, halb ergötzen; denn was ſoll ein armer Mann machen? Er muß ſich bemühen, wie die Biene, auch aus dem Bittern Süßes zu ſaugen. Dies alſo war die zweite Windbeutelei. Die dritte und weſentlichſte war, daß Mortche oder Martin eigentlich in bedrängten Umſtänden war, und gleichwol auf einem verhältnißmäßig großen Fuße lebte. Er war nun einmal ebenſo ſanguiniſch, wie Simon melancholiſch, und lebte des Glaubens, daß der liebe Gott ſchon für ihn ſorgen werde, wenn er ſelbſt ſich nur wohl und munter hielte. Ich honorare bekommen hat, und einem Jungen, der nichts als ſeine Arzneien austragen kann.“

„Soll das im Ernſte heißen, Tim, daß Du mit mir gehen willſt?“

„Ja, und bis an's End' der Welt, Japhet, als Dein Begleiter, Dein Freund, Dein Diener, wenn Du's verlangſt. Ich hab' Dich lieb, Japhet, und will Dir treulich dienen.“

„Mein guter Tim, ich bin entzückt; jetzt bin ich ganz glücklich! Wir wollen Börſe und Glück theilen: wenn mir's gut geht, ſo ſollſt Du es zu genießen haben.“

„Und haſt Du ſchlechtes Glück, ſo will ich's auch mit Dir theilen. Das wär' alſo im Reinen — und da hier Mr. Pleggit's Gehülfen mit ihrem einzigen Paar Augen angezogen kommen, ſo wollen wir je eher je lieber aufpacken.“

In einer halben Stunde war Alles fertig; Jeder trug einen Bündel und ſeine Garderobe darin. Wir ſtiegen von unſerer Kammer herab, ſchritten ſtolz durch die Apotheke, ohne einen Laut von uns zu geben oder unſere Nachfolger zu betrachten, — außer daß Tim ſich umkehrte und eine Fauſt gegen ſeine alten Feinde, Mörſer und Stößel, machte; — und da ſtanden wir, die weite Welt vor uns, auf der Straße, völlig unſchlüſſig, welchen Weg wir einſchlagen ſollten.

„Oſt, Weſt, Nord oder Süd, Japhet?“ ſagte Tim.

„Die Weiſen kamen von Oſten,“ erwiederte ich.

„Dann müſſen ſie gen Weſten gezogen ſeyn,“ verſetzte Tim; „wir wollen in unſerer Weisheit daſſelbe thun.“

„Einverſtanden.“

In einem kleinen Laden, an dem wir vorüberkamen, kauften wir zwei tüchtige Stöcke, ſowohl zur Vertheidigung, als um unſere Bündel daran zu hängen — und marſch! traten wir unſere Pilgerſchaft an.

werde doch nie reich genug, um meinem Sohne und meiner Tochter etwas zu hinterlaſſen, pflegte er zu ſagen; mögen ſie denn bei mir und meiner Frau eine frohe Jugend genießen und lernen mit Menſchen umzugehen; nach meinem Tode werden ſie's ebenſo machen, wie ich nach meines ſeligen Vaters Tod: ich fand, was noththat zum Leben. Was nützt es, grämlich zu ſein und ſich vor der Zeit graue Haare wachſen zu laſſen? Das konnte nun Simon Levi ſeiner Natur nach nicht verzeihen, zumal da der Bruder in Folge dieſer Philoſophie für Schweſter Gidel niemals Etwas übrig hatte, oder doch nur ſehr ſelten und dann nur ſehr wenig, es vielmehr Simon allein überließ, für ſie zu ſorgen. Wenn die Gedanken dieſe Richtung nahmen, ſagte Simon zu Gidel: Dein Bruder Mortche.

Von allen Anzeichen dafür, daß Mortche oder Martin zu groß lebte, war Simon keines unangenehmer, als daß er im Sommer Marquiſen vor den Fenſtern hatte. Simon wohnte Parterre auf der Schattenſeite, der Bruder im dritten Stock auf der Sonnenſeite, Simon empfand deßhalb nicht, daß der Bruder von der Sonne beläſtigt ſein könnte; aber Eines wußte Simon beſtimmt, und das war, daß weder ſeine Eltern noch ſeine Großeltern Marquiſen gehabt hätten. Dieſe drei weißen Marquiſen vor des Bruders Fenſtern erſchienen ihm wie weiße Flaggen, deren Wehen einen unnatürlichen Ehrgeiz, Frohſinn oder Jubel verkündigten, und niemals konnte er vorübergehen, ohne hinaufzuſehen und zu murmeln: Marquiſen! Owaus Awauſeinu*) Marquiſen! — Aber es war Alles nur ein unterdrücktes Murmeln, denn Simon war ein armer Mann.

Mittlerweile waren Mortche's oder Martin's Kinder groß geworden, und er ſprach davon, daß ſein Sohn Friedrich — in der Synagoge hatte er bei ſeiner Geburt nach dem Großvater den Namen Schlaumo erhalten; aber Schlaumo oder Salomo**) läßt ſich mit Friedrich überſetzen — die Geſchäfte übernehmen ſollte, und zugleich munkelte man davon, daß Friedrich in die hübſche Rieke Jakobſon verliebt ſei. Hübſch war ſie, galt auch für ein munteres und gutes Mädchen; das war aber Alles, denn Jakobſon ſchlug ſich nur mit Mühe durch. Das ſchien indeſſen Mortche oder Martin nicht zu kümmern. Was brachte denn meine Frau mir mit? ſagte er. Eine abgemachte Verlobung war es nicht; aber man ſprach von den jungen Leuten, und Simon Levi, der das junge Mädchen kannte, konnte nicht umhin, Antheil daran zu nehmen. Gegen Dritte ſprach er ſich zwar nicht darüber aus; zu Gidel aber ſagte er, als zum erſten Mal die Rede darauf kam: Tanzen zwei Meiſim, wer bezahlt die Leiſim?***) Seine Meinung war, daß Friedrich als ein hübſcher, tüchtiger, aber unvermögender junger Mann eine gute, d. h. vermögende

---

*) „Väter unſerer Väter!“ Ein Ausruf.

**) Es iſt von derſelben Wurzel wie Scholem, Salem = Frieden.

***) Wenn zwei Todte tanzen, wer bezahlt die Muſikanten?

Partie machen müſſe. Doch iſt es im Grunde eine Frage, ob dieſe Meinung bei Simon Levi mehr als Verſtandesſache war; von Herzen konnte er entweder nur den jungen Leuten Glück wünſchen, oder auch, weil er ſelbſt ganz überſehen ward, zufrieden damit ſein, daß der Bruder nicht mit einer reicheren Familie in Verbindung käme, und dann behielt er doch zugleich mit ſeiner Windbeutelei vollſtändig Recht.

So ſtanden die Sachen in dem denkwürdigen Augenblick, als Simon Levi die Nachricht von ſeiner großen Erbſchaft erhielt.

In dieſer Nacht ſchlief Simon nicht viel. Sobald er von dem Licht, das den Fremden beſchienen hatte, und von Gibel, welche ihn geſehen und gehört hatte, entfernt war, verlor die Sache an Zuverläſſigkeit. Er mußte dieſe erſt durch Hülfe von Wahrſcheinlichkeitsberechnungen wieder hervorrufen, oder richtiger durch Erwägung der Unwahrſcheinlichkeit, daß Jemand hier Philpots kennen und Etwas über ihn und ſeine Jugendbeziehungen zu ihm, Levi, wiſſen ſollte, um ſich deſſen zu einem grauſamen Scherz zu bedienen. Aber jedesmal, wenn ihm die Sache dann wahrſcheinlich wurde, wurde ſie auch zu groß, um recht wahr zu ſein, und eine neue Unruhe bemächtigte ſich ſeiner bei der Frage, in wie fern er ein Recht habe, am nächſten Tage, als am Sabbath, ins auswärtige Miniſterium zu gehen, um in einer Geſchäftsſache Gewißheit zu erlangen. Er bewies ſich ſelbſt, daß die Sünde genau betrachtet nicht groß ſei, oder doch wenigſtens verzeihlich, und dabei ſchlief er auf einige Augenblicke ein; aber als er erwachte und aufſtand, kamen die Bedenken wieder. Theils erſchreckte ihn der Gedanke, einem Manne gegenüber zu ſtehen, der ihm eine plötzliche, entſcheidende, vielleicht zerſchmetternde Gewißheit geben würde, theils hatte er das abergläubiſche Gefühl, als ob der Reichthum wieder entſchwinden könnte, falls er Gott im Geringſten verſuchte und an einem Sabbathe darnach griffe.

Als er zur gewöhnlichen Zeit in die Synagoge kam und unbeachtet wie immer nach ſeinem Stand in einer der unterſten Reihen an der Seite ging, ſagte er zu ſich ſelbſt: Hi, jetzt ſollte mit zolllangen Buchſtaben an mir zu leſen ſtehen: Hier kommt ein Mann von zweimalhunderttauſend Thalern — dann würden wir ſehen! Was würden wir ſehen? Nein, wir würden nicht ſehen! Sie würden fragen: Simon, wo ſind die zweimalhunderttauſend Thaler?

Seine Nachbarn, kleine Leute wie er ſelbſt, begrüßten ihn mit dem Wunſch eines guten Sabbaths. Da der eigentliche Gottesdienſt noch nicht angefangen, hatte man auch ein wenig Zeit, ſich gegenſeitig nach dem Verlauf der Woche zu erkundigen. Einer zog die Schultern auf joviale Weiſe und ſagte, man müſſe ſich in Das finden, was Einem gegönnt werde. Ein Anderer klagte über die ſchlechten Zeiten. Ein Dritter ſagte, daß er Tags zuvor einen unerwartet guten Handel gemacht und zwanzig Thaler verdient habe. — Contant?

fragte Simon Levi. Ja. — Piſcht! das iſt mehr als ich ſagen kann. — Dieſe Zweideutigkeit ergötzte ihn, aber ihm war doch ſonderbar zu Muthe: wie einem Königsſohn, deſſen Herkunft plötzlich entdeckt iſt, und deſſen Legitimitätsbeweiſe nun dem König zur Entſcheidung vorliegen; oder wie einem Vogel, der flügge werden und gleich auffliegen wird, zum allgemeinen Erſtaunen Derjenigen, die ihn für einen kleinen buckligen Commiſſionär gehalten hatten. Wie es uns oft ergeht, wenn wir inbrünſtig Etwas für uns ſelbſt wünſchen, daß das Herz von inniger Liebe zu Gott zu ſchwellen ſcheint, der uns das Gewünſchte geben kann, ſo wurde Simon ſehr fromm geſtimmt und verſprach in großen aber unbeſtimmten Zügen, welch ein Mann für die Synagoge und die Gemeinde er werden wollte. Da trat ein Mann herein, den er als Beſitzer einer halben Million kannte. Es war ein ſtattlicher, großer Mann, mit ſelbſtbewußten Mienen, aber zugleich mit einem Ausdruck von Ernſt und Frömmigkeit. Er ging nach einem Platz nahe beim Betpult.

Ein Mädchen, die im Theater von der Galerie aus ihren Geliebten eintreten ſieht, kann ihm nicht mit größerer Aufmerkſamkeit folgen, als Simon Levi mit ſeinen kleinen ſcharfen Augen allen Schritten dieſes Mannes. Er wurde von Niemand mit ſklaviſcher Ehrfurcht empfangen; Niemand grüßte ihn tiefer, als er ſelbſt grüßte; aber dennoch lag in dem vertrauten Blicke, mit dem die Vornehmeren grüßten, in der Achtung, die gleichſam in der Atmoſphäre war, die den Mann umgab, ein Etwas, wobei Simon Levi ſich ſagen mußte, dies erwerbe ſich nicht allein durch zweimalhunderttauſend Thaler oder mehr, ſondern es ſei zugleich durch Geburt und Familienverhältniſſe, durch die Wirkſamkeit eines ganzen Lebens bedingt. Mit ſcharfem Verſtändniß erfaßte er die Begrenzung ſeiner eigenen Perſönlichkeit und fühlte, daß ihm in gewiſſer Beziehung der Reichthum zum Schmerz werden würde. Von Neuem und beſtimmter als am Abend vorher beſchloß er, daß Niemand genaue Kunde von der Erbſchaft haben ſolle; daß er nicht den äußeren Schein des Reichthums ſuchen wolle, ſondern ſeine Wirklichkeit; und dann kam ein Augenblick, aber auch nur ein Augenblick, wo er ihm gleichgültig ward.

Am nächſten Morgen reiſ'te er in der Frühe nach der Fabrik bei Helſingör und fragte dort bei Caröes an, ob ſie Etwas wüßten. Es ſchien, als wollte er ſich der Entſcheidung auf ſo weiten Umwegen wie möglich nähern. Sie antworteten, daß eine Anfrage gekommen ſei; da aber Ferdinand und ſeine Frau abweſend ſeien — er hatte ein Schiff zu führen bekommen —, ſo wüßten ſie weiter nichts, als daß ihm in Südamerika eine Erbſchaft zugefallen ſei.

Levi holte tief Athem. Hier begegnete ihm alſo die Sache in wirklicher Geſtalt. Er ſagte: Ich frage, weil es mich intereſſirt, daß Herr Caröe reich wird, und weil ich bei derſelben Gelegenheit auch ein Bischen kriegen werde.

Sollen Sie denn nicht zu gleichem Theil mit Ferdinand erben? fragte man.

Ich ſoll einen Theil haben; aber es ſind große Hallunken drüben in Südamerika: ich kriege nur zwanzigtauſend Thaler. Aber auch das iſt gut, und ich bin ſehr zufrieden damit!

Die Caröes nahmen es arglos für Wahrheit hin; ſomit fühlte Levi ſich ſicher, daß er von dieſer Seite nichts zu befürchten habe, und daß man die Sache ſo darſtellen werde, wie er es wünſchte.

Aber er konnte es denn doch nicht hindern, daß das Gerücht ſich ſchnell über Kopenhagen verbreitete, und daß es nicht bloß die Wahrheit erzählte, ſondern dieſe ſehr übertrieb. Er beſchloß als kluger Mann, ſich dem Strom nicht gerade entgegenzuſtemmen, ſo lange er am reißendſten war.

Ja, ſagte er, ich erbe eine Million. Wollen Sie ſie mir für neunmalhunderttauſend Thaler abkaufen?

Kam Einer und fragte, ob es nicht zweimalhunderttauſend Thaler ſeien, dann antwortete Levi: Wollen Sie mich zum Beſten haben? Gönnen Sie mir nicht mehr als zweimalhunderttauſend Thaler? Es ſind dreimalhunderttauſend Thaler nebſt Stallung und Wagenremiſe und Alles im Hauſe frei. Ich hoffe auf Ihren freundlichen Beſuch, wenn ich meine Wagenremiſe erſt habe.

Pfiffig war er; aber er hatte es auch mit gerlebenen Leuten zu thun, die die Spur nicht verloren, wie ſehr er ſie auch zu verwiſchen ſuchte. Inzwiſchen kam Verſchiedenes hinzu, um die Leute dennoch unſicher zu machen. Es währte lange, bis die Gelder wirklich ankamen, ſo lange, daß man ſchon anfing über die Gold- und Silbergruben zu lächeln, die Simon Levi in Peru und Mexiko hätte. Als das Geld endlich kam, kam es doch nicht auf einmal, ſondern in Terminen, ſo daß ſelbſt wohlunterrichtete Leute dem Gerücht von den großen Summen widerſprachen. Und damals gab es in Kopenhagen noch keine ſcharfblickende Einſchätzungscommiſſion, die es einem ehrlichen Manne verwehrte, ohne Bürgerbrief ſtill zuſammengebückt über ſeinen Reichthümern zu ſitzen, ohne Steuern zu zahlen oder ſeinen Status gar im grünen Buche zu veröffentlichen.

So wurde Levi's Wunſch erfüllt. Aber als nun das Ganze oder doch der größte Theil der Erbſchaft in ſeinem Beſitze war, verfiel er einer großen Inconſequenz. Wie viel hatte er gelitten von Neid, von Schadenfreude, von all den Stimmungen, die durch die beſtändig wechſelnden Gerüchte erzeugt waren! Er war aus ſeiner ganzen bisherigen Lage hinausgeſchoben worden, aus der Klaſſe von Menſchen, der er bis dahin angehört hatte, wenn auch nicht aus Freundſchaft, ſo doch um der kameradſchaftlichen Beziehung willen, wie gleiche Umſtände ſie bedingen. Einen Augenblick war er ihnen zu reich geworden; im nächſten Augenblicke war es nur eine Seifenblaſe mit den Farben des Reichthums geweſen; dann hatte er wohl wieder eine gewiſſe Achtung erlangt, jene ſociale Achtung, die man dem vermögenden Manne immer zollt, aber hieran hatte ſich weder Freundſchaft noch Verkehr geſchloſſen: an Rang war er in eine höhere Klaſſe geſtiegen, aber es war nur ein titulärer Rang, die Perſon blieb, was ſie geweſen war — er war und blieb der kleine Commiſſionär ohne Bildung und ohne Einfluß. Hierdurch nun ſchmerzlich gekränkt, wollte er plötzlich ſeinen Zauberſtab ſchwingen und in ſeiner ganzen Herrlichkeit hervortreten. Er hatte bei einem Feſte fünfhundert Thaler an die Armen gegeben; bei dieſem Anlaß beehrte man ihn in der Synagoge mit einer Mitzwo (einer gewiſſen Ceremonie, beim Leſen der Thora), und da dergleichen im Voraus angeordnet wird, und zwar mit derſelben Sorgfalt, wie irgend welche Hofceremonie, ſo hatte er ſich auf den Tag vorbereiten und Anſtalten zu einem großen Feſteſſen in ſeinem Hauſe treffen können. Nur die Gäſte fehlten; aber die lud er in der Synagoge ein. Er wendete ſich zuerſt, mit Angſt und Demuth im Herzen, an jenen ſtattlichen reichen Mann, und bat ihn um die Ehre u. ſ. w. Der ſtattliche Mann beſchloß, weil die Einladung in der Synagoge geſchah, Gott ein wohlgefälliges Opfer zu bringen und ſich herabzulaſſen; er antwortete mit ſeiner tiefen Gutturalſtimme: O, ja, warum nicht? für einmal. Ich werde kommen. Andere antworteten auf eine mehr wohlerzogene Art mit Ja, wieder Andere entſchuldigten ſich. Levi lud auch einige

Aermere ein, alte Bekannte. Einer von ihnen hatte genau Acht gegeben, wer zuerſt eingeladen ward und antwortete: Ich bin zu gering für Eure neue Geſellſchaft. Gleich und gleich geſellt ſich gern. In den letzten Worten lag für Simon eine grauſame Ironie; gegen ſeine Gewohnheit hatte er kein Wort der Erwiderung.

Die Geſellſchaft begab ſich in ſein Haus, und im Grunde ging Alles ſehr gut, ausgenommen für Simon. Er mochte ſich immerfort wiederholen: Ich bin ein Mann von zweimalhunderttauſend Thalern, war aber nicht im Stande, ſich von ſeiner eigenen Perſon loszumachen, und die Rolle des Wirthes mit Freiheit zu ſpielen. Er wußte, daß der Wirth zwar der Geringſte in ſeiner Stube iſt, aber doch zugleich der Erſte, daß er den angeſehenſten Gaſt in der rechten Weiſe ehren ſoll u. ſ. w. Aber jedesmal, wenn er ſich mit dem Rechte des Wirthes jenem ſtattlichen Manne nähern wollte, fühlte er ſich wie im Schatten eines Thurmes, der hoch über ihn hinausragte, nicht nur durch das Verhältniß von fünfmalhunderttauſend zu zweimalhunderttauſend, ſondern vielmehr durch jenes Unbeſchreibliche: die Autorität vieler Jahre. Unwillkürlich ſtand er nach Verlauf weniger Minuten immer wieder in der Ecke, im Geſpräch mit ſeinem ärmſten Gaſt. Er fühlte das Schiefe ſeiner Lage und ergriff jede Gelegenheit, um aus der Stube zu kommen und fern von Allem zu ſein. Die beiden alten Geſchwiſter hatten einen ſchrecklichen Augenblick in der Schlafkammer. Man ſollte zu Tiſch gehen, und Simon

# Achtes Kapitel.

Wir nehmen einen Miethwagen, aber der Kutſcher iſt nicht mit ſeinem Lohn zufrieden und macht uns einen garſtigen Strich durch die Rechnung. Wir ändern unſere Reiſemanier, indem wir das langſame und ſichere Syſtem erwählen. Begegnung mit einem großen Gelehrten.

---

Ich glaube, es wird eine ganz allgemeine Gewohnheit ſeyn, wenn man auf eine Reiſe geht, ſeine Mittel zu berechnen, das heißt, das Geld zu zählen, das man in der Taſche hat. Wenigſtens war dieß bei Timothy und mir der Fall; das Ergebniß lautete, daß mein Vermögen ſich auf zweiundzwanzig Pfund und achtzehn Shillinge belief, wozu auf Seiten Timothy's die fünf Guineen von Herrn Kophagus, nebſt drei in einer Ecke ſeiner Weſtentaſche befindlichen Halbpenny's kamen; eine ſehr hübſche Summe, wie wir uns einbildeten, zum Antritt unſerer Wanderſchaft, und, wie ich gegen Tim bemerkte, auf geraume Zeit hinreichend, wenn wir ſorgfältig damit hauszuhalten wußten.

„Ja,“ ſagte er, „aber mit unſern Beinen müſſen wir auch haushalten, Japhet, oder wir werden bald müde ſeyn und ſehr bald unſere Schuhe abgenutzt haben. Ich trage d'rauf an, wir nehmen eine Miethkutſche.“

„Eine Miethkutſche, Tim! daran dürfen wir nicht denken, einen ſolchen Luxus können wir nicht erſchwingen. Und müde kannſt Du nicht ſchon ſeyn: wir ſind ja kaum über Hydepark-Corner hinausgeſegelt.“

„Bei alle Dem halt' ich's für beſſer, eine Kutſche zu nehmen, Japhet, und da kommt eben eine. Ich habe das immer gethan beim Arzneiaustragen, um die Zeit hereinzubringen, die ich beim Gaſſen nach den Läden und über'm Pflock- und Ringſpiel verlor.“

Nun verſtand ich, was Timothy meinte, nämlich hinten aufzumeinte, daß es an Gidel ſei, hineinzugehen und dem vornehmen Mann den Arm zu bieten. Hineingehen wollte Gidel ſchon, nur meinte ſie, der vornehme Mann müſſe ihr den Arm bieten: aber falls er's nicht thut, Simon? — Falls er's nicht thut? ſagte Simon vor Angſt und Wuth erblaſſend und außer Stande, ſich zu rühren. — Simon leb, ſagte endlich Gidel, zu Tiſch müſſen ſie. Geh du hinein und ſage ihm: Seid mauchel*) und führe ihn zu Tiſch. — Nach einigem Zaudern antwortete Simon: Ich will hineingehen und ihm ſagen: Seid mauchel, und will er mir nicht mauchel ſein — na! ſo lebe ich morgen doch noch, falls es des allmächtigen Gottes Wille iſt!

Bei Tiſch herrſchte natürlich nicht der geſellſchaftliche Ton, welcher auf Gemeinſchaft der geiſtigen Intereſſen beruht. Eine wie hohe Bedeutung die Religion auch hat, ſo iſt doch weder die Kirche noch die Synagoge der Ort, an welchem man ſeine Geſellſchaft ohne andere Rückſicht wählen ſoll. In der Regel haben jedoch zufällig zuſammengeführte Juden etwas Gemeinſames, zu dem die Unterhaltung ihre Zuflucht nehmen kann, nämlich die Freude an polniſchen Geſchichten. Eine wunderbare Naivetät, gepaart mit Pfiffigkeit, Unverſchämtheit, ſchlagendem, ſprudelndem Witz und Selbſtironie, ſcheint vorzugsweiſe die polniſchen Juden auszuzeichnen; Anekdoten von ihnen werden von der Leipziger Meſſe aus über alle Lande verbreitet, wo die Juden jenen Jargon verſtehen, ein Gemiſch von Deutſch und Hebräiſch, den man Mauſcheln nennt, und der durch ſeinen eigenthümlichen Rhythmus und ſeine Wortſpiele dieſen Geſchichten ihre eigenthümliche Würze giebt. Während der Mahlzeit, die Anfangs ſtill und ſteif war, fing erſt Einer an, ſeinem Nachbar eine ſolche Geſchichte zu erzählen, ein Zweiter erinnerte ſich auch einer guten, und ein Dritter hatte eben eine neue gehört. Bald war man ſo gemüthlich, wie es eine Geſellſchaft durch gemeinſchaftliches Lachen werden kann. Der ſtattliche Mann verlangte nicht das Wort zu führen; er geſtattete gutmüthig, daß man ihn durch Erzählen unterhalte. Als Simon Levi dieſe glückliche Wendung der Dinge beobachtete, ſchwamm er in einem Meer von Glückſeligkeit und wähnte ſich einen wahren Balboes, einen großen Wirth. Aber das Schickſal wollte, daß eine geringfügige Kleinigkeit ihn von ſeiner ganzen Höhe wieder herabſtürzen ſollte. In einer chriſtlichen Tiſchgeſellſchaft würde bei ſo luſtigen Geſchichten auch die Stimmung wachſen und durch den Wein erhöht werden. Aber die Juden trinken ſehr wenig. Sie gehen nicht leicht aus ihrer Natur heraus, aus ihrer kühlen, für praktiſche und religiöſe Leute paſſenden Beſonnenheit; denn ſie wiſſen, daß die Mahlzeit mit dem würdigen Herſagen des langen hebräiſchen Dankgebets ſchließen ſoll. Man hört nie ganz auf, eine Gemeinde zu ſein, deren religiöſes Gepräge mit dem nationalen vermiſcht iſt. So geſchah es, daß die durch die polniſchen Geſchichten hervorgerufene

---

*) wenn's Ihnen gefällig iſt.

Gemüthlichkeit in eine offenherzige und vertrauliche Beſprechung der jüdiſchen Verhältniſſe im Allgemeinen überging. Aus einer Stadt war eine Verfolgung zu berichten, anderswo hatten einer oder mehrere Juden ſich emporgeſchwungen. Die Fehler der Juden wurden beſprochen, und als Beiſpiel dafür wurde von Einem erzählt, der die Chriſten mit ſeinem Reichthum herausforderte, ſich überall vordrängen wollte, intriguirte, ſich wichtig machte, zuletzt aber gedemüthigt worden ſei. Da nahm der ſtattliche Mann das Wort: Geſchieht ihm Recht! Chutzpo!*) Es geſchieht ihm ganz recht! Man ſtellt ſich nicht auf die Fußſpitzen, wenn man auch ein reicher Mann iſt. Geld iſt viel, Geld iſt aber nicht Alles.

Der ſtattliche Mann dachte bei dieſen Worten vielleicht gar nicht an Simon Levi, und die Anderen im erſten Augenblick auch nicht. Aber Simon empfand ſie als Anſpielung, und vielleicht war eben der Ausdruck ſeines Geſichts für die Anderen der Anlaß, die Worte noch einmal zu hören. Die Natur des Geſprächs hatte von ſelbſt eine Pauſe herbeigeführt; jetzt wurde ſie peinlich, und Keiner wußte ſie zu brechen. Es fiel ein Wink, daß es Zeit ſei zum Benſchen (das Tiſchgebet hersagen), dadurch ward Simon vom Starrkrampf, der ihn befallen hatte, befreit. Aber er vergaß ſich bis zu dem Grade, daß er, anſtatt den Würdigſten oder Vornehmſten dazu aufzufordern, das Gebet ſelbſt vorſprach. Während er mit allen äußeren Zeichen der Devotion, mit geſchloſſenen Augen und ſchaukelndem Oberkörper das Gebet ſprach, ward er ſeines Fehlers eingedenk, bereute ihn, aber freute ſich dennoch in gewiſſem Sinne darüber aus Trotz und Aerger, dachte an ſeinen Reichthum, fand ihn nicht hinreichend und fühlte ſich unglücklich.

---

*) Unverſchämtheit!

Als das Ganze vorüber und die Gäſte fort waren, ſagte Simon Levi nach langem Stillſchweigen zu Gidel: Na, einmal iſt keinmal! Einmal war ich meſchugge*) Nach einer neuen, langen Pauſe fügte er mit der wunderlichen jüdiſchen Selbſtironie hinzu: Höre, Gidel, weißt du was? Ich verſtehe es nicht. Man ſagt doch, daß das Glück eine Nekeiwo**) ſei. Nun, ſie ſoll willkommen ſein! Aber was wollte ſie bei mir? Ich verſtehe es nicht. Weßhalb ging ſie nicht lieber zu einem jungen, hübſchen Mann? Kannſt du mir das erklären?

Gidel antwortete: Willſt du's wiſſen, Simon?

Ob ich es wiſſen will! Weßhalb fragt man! Kannſt du antworten?

Weil ein junger Mann vielleicht Alles ſelbſt behalten würde; du aber kannſt jungen Männern geben.

Hm! ſagte Simon und gerieth plötzlich in einen Gedankengang, der ihm durchaus nicht angenehm war.

---

*) toll, aber das Wort hat eine unüberſetzbare komiſche Bedeutung.

**) Frau.

Lange ehe er ſeine ganzen zweimalhunderttauſend Thaler unter Schloß und Riegel hatte, gleich bei der erſten Einzahlung war für Simon Levi eine peinliche Frage eingetreten: wegen Maßer (den Zehnten). Nach dem Geſetz nämlich ſoll man den zehnten Theil von ſeinem Erwerb an die Armen geben, und viel mehr Juden, als man wohl glaubt, kommen in der That noch heute dieſem rein moraliſchen Geſetze nach. Als aber Simon Levi anfing, an dieſe Pflicht zu denken und Betrachtungen darüber anzuſtellen, ſchien ihm ein großer Unterſchied zwiſchen Demjenigen zu ſein, der ein regelmäßiges Einkommen hat, von dem er jährlich ſein Zehntel giebt, und Dem, der plötzlich zu einem großen Betriebscapital kommt. Sollte er nach dem Buchſtaben des Geſetzes den zehnten Theil des ganzen Capitals, alſo zwanzigtauſend Thaler geben, oder jährlich den zehnten Theil von den Zinſen des Capitals? Zwar würde dem Anſchein nach in beiden Fällen das Reſultat dasſelbe bleiben; aber die Rechnung war dieſe: Wenn ich auf einmal zwanzigtauſend Thaler gebe, dann muß ich demnach jährlich den zehnten Theil der Zinſen von den übrigen hundertachtzigtauſend Thalern geben; behalte ich dagegen die zwanzigtauſend Thaler, ſo kann ich jährlich die Zinſen davon geben, und die mögen denn für das Ganze ausreichen. Zwanzigtauſend Thaler auf einmal! ſagte Simon bei ſich ſelbſt. Welcher rechtſchaffene Kopenhagener wird zwanzigtauſend Thaler geben, weil ihm aus Südamerika eine kleine Erbſchaft zufällt? Wer würde der Nächſte dazu ſein? Mein Bruder!

Bedarf er's? Hat er nicht ſein Brod im Hauſe? Kriegte er zwanzigtauſend Thaler, er würde auffliegen und Kikeriki ſchreien, wie ein Hahn, und mir auf den Nacken treten und der Erſte in der Familie ſein, und dann würde er mit meinem Gelde ſpeculiren und ſich ſelbſt ruiniren, der Windbeutel!

Aber hiermit war die Sache keineswegs abgethan. Geſetzt auch, daß ſeine Angabe vor Gott als officiell gelten könnte, daß er ſich mit Recht als verantwortlicher und ſteuerpflichtiger Beſitzer von nur zwanzigtauſend Thalern betrachten und den Reſt ganz und gar für ſich behalten könnte, ſo hatte er die Gelder doch ſo angelegt, daß er von einigen fünf oder ſechs, bisweilen ſieben Procent, von andern nur vier Procent erhielt. Welche von dieſen gehörten dem lieben Gott? Der officielle Zinsfuß war vier Procent.

Endlich wurde die Sache durch einen letzten Umſtand völlig verwickelt. Wir haben geſehen, daß Levi an jenem Feſt fünfhundert Thaler an die Armen gab. Im Voraus hatte er ſeinem Bruder Mortche oder Martin tauſend Thaler gegeben, in der Meinung, einen guten Handel damit zu machen. Der Bruder war zu ihm gekommen; mit jener für Simon unwiderſtehlichen Leichtigkeit, Vertraulichkeit und Herablaſſung hatte er ihn gezwungen zu reden und, wenn auch unbeſtimmt, doch einzuräumen, daß die Erbſchaft eine recht hübſche Summe ſei. Darauf hatte der Bruder, ganz wie im Vorübergehen, etwas von einem Wechſel von tauſend Thalern geäußert, den er bezahlen ſollte, und Simon hatte, um für ſeine unvorſichtige Rede nicht mit einer höhern Summe zu büßen, dem Bruder gleich geſagt: Laß das Maßer ſein! Und der Bruder hatte es angenommen, ſcheinbar von Herzen zufrieden, aber überzeugt davon, daß viel, viel mehr Geld da und Simon vor Gott ſein Schuldner ſei.

Dies waren alſo fünfzehnhundert Thaler, und außerdem hatte Simon im Verborgenen hie und da etliche Summen zum Belauf von ein paar hundert Thalern gegeben, die er kaum wagte, Gott auf Rechnung zu ſetzen, denn dieſe Wohlthaten hatten ihm ſelbſt Freude gemacht; aber er führte ſie doch zu Buch. Im Ganzen circa ſiebzehnhundert Thaler.

Falls man nun die Geduld hat, die Rechnung anzuſtellen, ſo wird man ſehen — Levi's officielle Angabe von einer Erbſchaft von zwanzigtauſend Thalern als richtig vorausgeſetzt — daß ſeine Jahreseinnahme nach einem Zinsfuß von vier Procent ſich auf achthundert Thaler belief; er ſtand alſo, nach dieſer Rechnung, vor Gott in einem Vorſchuß von nicht weniger als neunhundert Thalern.

Ja ſelbſt falls die Zinſen von den zwanzigtauſend Thalern ganz ungereimt hoch zu ſieben Procent angeſetzt würden, alſo zu vierzehnhundert Thalern, ſtand er im Vorſchuß mit dreihundert Thalern.

Wäre nur nicht das einzige Unangenehme bei dieſem günſtigen Status geweſen, daß er nur officiell war, während das Gewiſſen eine andere Rechnung machen konnte und keine andere Entſchuldigung hatte, als, da er nicht die volle Freude des Reichthums habe, ſo brauche er auch nicht die volle Steuer zu zahlen. Aber es giebt vielleicht manchen geehrten Mitbürger, der bei der Selbſtangabe der Einnahmen in ein ähnliches Dilemma der Frage gegenüber geräth, was Vermögen und was Einnahme ſei; wie hoch er nach ſeinem Dafürhalten zu beſteuern, und wie hoch die Steuercommiſſion glauben würde, ihn einſchätzen zu müſſen.

In Levi's Gewiſſen blieb die Unruhe ſtecken, zwei verſchiedene Rechnungen gemacht zu haben, die nicht ſtimmen wollten, und ſie ließ ihn bisweilen Dinge thun, die man nicht verſtehen konnte. Da kam er einmal zu einer Gemäldeauction, nicht um zu kaufen, ſondern um Menſchen zu ſehen und ein wenig zu plaudern, denn er langweilte ſich jetzt oft. Dort fand ſich ein Kunſtkenner oder Kunſtliebhaber, der, als er Levi traf und ſich ihn gut betrachtete, ihm wohl keine Kunſtbegeiſterung zutraute, ſondern ihn für einen Käufer hielt. Er erzählte ihm, daß namentlich einige der Gemälde Aufmerkſamkeit verdienten. Der Künſtler ſei todt, habe im Leben gegen Armuth und Verlaſſenheit gekämpft und jetzt erſt erkenne man ſein Talent. Levi kaufte auf Einmal für mehr als tauſend Thaler, theils weil er ſich plötzlich an Maßer erinnert fühlte und in den Künſtlern einige der Armen ſah, denen er, ſtreng genommen, Geld ſchuldete; theils wollte er aber auch den Chriſten zeigen, daß man nicht vergebens an einen Juden appellirt, und ſchließlich hatte er zu Hauſe ſo viele leere Wände. Gleich darauf fand ſich der beunruhigende Zweifel ein, auf weſſen Conto er die tauſend Thaler ſetzen ſolle. War es ein neuer Vorſchuß an den lieben Gott, oder Abzahlung der Schuld, oder keines von beiden, da er doch ſelbſt die Gemälde behalten hatte? Aber, wie er ſich ſelbſt ganz richtig ſagte, würde er ſich für ſeine eigene Perſon jemals die Verſchwendung erlaubt haben, Gemälde zu kaufen? Würde er ſich nicht mit Kupferſtichen oder Lithographieen begnügt haben? Auf weſſen Rechnung alſo kämen die tauſend Thaler?

Sein Verſtand, der das Geſetz nur zu gut kannte, gab die Antwort außerordentlich klar und unangenehm; ſein Gewiſſen hüllte ſich in Dunkel und fand einen, nur aber nie genügenden Verſteck.

Falls ein Menſch beſtändig an ſeine Sünden oder an ſeine Schuld gegen Gott denken ſollte, müßte er es zur völligen Sühne bringen, oder den Verſtand verlieren. Die milde Natur, die uns ſündhaft machte, hat uns aber auch bis zu einem gewiſſen Grade ein Mittel gegen die Angſt der Sündhaftigkeit gegeben: wir können an andere Dinge denken. Und Simon Levi fand für eine Zeitlang andere Dinge zu bedenken, zunächſt in Folge des Gemäldeankaufs. Dieſer lenkte wieder die Aufmerkſamkeit auf ihn und ſeinen Reichthum, und man kam zu dem Reſultat, daß er ſehr vermögend ſein müſſe, aber es nicht verſtehe, mit Geld umzugehen. Kurz, man vermuthete, daß er eine Schrulle hätte. Dieſes veranlaßte, daß ſich ein Mann mit einem Vorſchlag an ihn wandte. Im Auslande lebte ein ſehr vornehmer, aber auch ſehr verſchuldeter

Herr, der ein Anlehen machen und zugleich Bürgſchaft ſtellen wollte, aber freilich erſt auf die ſechſte oder ſiebente Priorität ſeines Grundbeſitzes; der regierende Fürſt jedoch, ſein Anverwandter, obwohl er nicht gerade für das Anlehen garantiren wollte, intereſſirte ſich doch dafür und war erbötig, den Darleiher mit einem Ritterkreuz zu belohnen. Trotz Simon Levi's großer Klugheit loderte es bei dieſer Verſuchung doch in ihm auf. Sein Reichthum hatte ihm bisher ſo geringe Befriedigung gewährt, ſo wenig äußere Achtung und innere Ruhe gebracht! Nicht einmal in ſeiner Familie war er ſicher, der Erſte zu ſein; ſein jovialer, ſchlank gewachſener Bruder, der von ihm Geld annahm, brauchte ſich nur zu zeigen, um ihn zu überragen. Aber falls er ein Ritterkreuz bekäme! Falls in den Zeitungen ſtünde, daß der Particulier Simon Levi zum Ritter von dem und dem Orden allergnädigſt ernannt ſei! Seine Bekannten würden fragen, was er denn gethan habe. — Na, dann fragen ſie! Die Leute werden des Fragens ſchon müde, wenn ſie keine Antwort kriegen. Mögen ſie's bemäkeln! Nach einer Weile ſitzt der Orden doch feſt und ſieht aus wie jedes andere Verdienſt. Und wenn ich am Sabbath mit Gidel am Arm aus der Schul'*) komme, und wir durch die Nordſtraße nach dem Wall gehen, bei der Feuerwache vorbei, da muß die Feuerwache das Gewehr präſentiren, und gehen wir bei der Amalienburg vorbei, dann müſſen die Gardiſten mit ihren großen Pelzmützen das ſitzen und umſonſt mitzufahren. Ich ſtimmte dieſem Vorſchlage bei, und wir ſetzten uns hinten auf eine Kutſche, welche innen bereits wohlangefüllt war. „Der einzige Unterſchied zwiſchen dem inwendigen und dem auswendigen Paſſagier einer Miethkutſche iſt der, daß der Eine zahlt und der Andere nicht," ſagte ich zu Timothy, während wir, der Parlamentsakte gemäß, mit der Geſchwindigkeit von vier Meilen per Stunde dahinrollten.

---

*) Die Synagoge.

„Das kommt auf die Umſtände an," verſetzte Timothy, „wenn man uns ertappt, ſo werden wir allem Vermuthen nach nicht blos unſere Fahrt gehabt haben, ſondern auch noch obendrein bezahlt werden."

„Mit des Kutſchers Peitſche vermuthlich?"

„Ganz beſtimmt." — Und Tim hatte kaum Zeit, das letzte Wort über die Lippen zu bringen, als klatſch! klatſch! die Peitſche uns um die Ohren geflogen kam; ein kleiner neidiſcher Knirps, dem das Hemd aus den Hoſen hing, hatte geſchrieen: „Haut nach hinten!"

Da wir keine weiteren Hiebe, weder im Geſicht noch auf der entgegengeſetzten Seite zu bekommen wünſchten, ſo ſprangen wir eilig herab und gewannen den Fußweg, nachdem wir ungefähr drei Meilen als blinde Paſſagiere zurückgelegt hatten.

„Das war kein übles Plätzchen, Japhet, und aus der Peitſche mach' ich mir nicht ſo viel. Jetzt will ich Dir aber was ſagen, Japhet: wir müſſen uns an einen Frachtwagen machen, wenn wir einen auf der Straße finden, ſobald's dunkel wird."

„Aber das wird Geld koſten, Tim."

„Es heißt ſparen, ſag' ich Dir! Um einen Shilling, wenn Du handelſt, kannſt Du die ganze Nacht fahren, und wenn wir in einem Wirthshaus bleiben, ſo müſſen wir Schlafgeld bezahlen, und außerdem etwas zu eſſen beſtellen, das dann theurer iſt, als wenn wir's in einer Garküche kaufen."

„Es iſt nicht ohne, was Du ſagſt, Tim; wir wollen uns nach einem ſolchen Wagen umſehen."

Gewehr präſentiren! Da giebt's keine Ausrede! Sie müſſen! Welch eine Szechie*) für Gidel, die Arme, das zu erleben! Und komme ich zu meinem Bruder — Narrenspoſſen! hat's in der Zeitung geſtanden, dann muß er's reſpectiren, und denkt er, ſo denk' ich auch und ſage zu mir ſelbſt: Wenn man ein Kohtzin**) iſt, kann man ſich einen Orden kaufen — was kannſt du mir anhaben?

Es entging aber Simon Levi's Aufmerkſamkeit nicht, daß, wenn ſich in einer ſolchen Angelegenheit ein gewöhnlicher Commiſſionär an ihn wandte, die Sache in finanzieller Hinſicht nicht ganz rein ſein müſſe. Es war ihm klar, daß er Geld verlieren ſollte; er wünſchte nur genau zu ſehen, wie viel wirkliche Sicherheit er habe, und wie viel dabei verloren gehen ſollte. Als die Unterhandlungen anfingen, wollte man nicht recht heraus mit der Sprache, wahrſcheinlich, weil man nichts Solides aufzuweiſen hatte, und es zeigte ſich eine neue, unerwartete Schwierigkeit. Als man nämlich betreffenden Orts erfuhr, wer den Orden erhalten ſollte, wurde man ſtutzig. Die Verhältniſſe waren der Art, daß man ſich für den Augenblick nicht blosſtellen wollte, indem man einen Mann decorirte, der, wie es ſchien, wohl ehrlich und geachtet, aber doch nur ein kleiner Jude in einer kleinen Nebenſtraße war, nicht einmal ein Wechsler, geſchweige Banquier. Dies erfuhr indeß Levi nicht. Man hielt ihn hin, um ihn doch vielleicht zu brauchen, wenn alle anderen Stricke riſſen. Der betreffende vornehme Herr ſchrieb ihm ſogar mehrere herablaſſende Briefe, worin zugleich angedeutet war, wie edel es wäre, falls er, Levi, erſt ein Verdienſt erwürbe und dann den Lohn erwartete. Aber ſo dumm war Simon Levi nicht.

---

*) Freudige Begünſtigung.

**) Reicher Mann.

Während Levi mit dieſer Fata Morgana beſchäftigt war, kam auch ſein Gewiſſen zur Ruhe. Er beſchloß, ein Legat zu ſtiften; nach ſeinem Tode ſollte eine Stiftung für alte Jungfern errichtet werden, unter dem Namen: „Ritter S. Levi und Schweſter Gidel Levi's-Stiftung." Einmal jährlich ſollte ein beſonderer Gottesdienſt ſtattfinden, wobei ſein Name erwähnt und ein Lied abgeſungen werden ſollte. Er genoß in Gedanken die Ceremonie, als wäre er zugegen. Mit Rückſicht auf ſeine Rechnung ſagte er dann zu ſich ſelbſt: Bin ich ein Nachtſchwärmer? ein Säufer? ein Spieler? Will ich das Geld verſchwenden, das mir der liebe Gott geſchickt hat? So wenig iſt das meine Abſicht, daß es ſich noch vermehren ſoll! Wie hätte Er, Gott verzeih mir, einen beſſeren Verwalter als mich finden können, wenn ich ſelbſt nur auch ein bischen frei ſchalten dürfte?

Dies war eine glückliche Zeit für Simon Levi; aber wie jedes Glück, das zu ſehr auf Phantaſie gebaut iſt, ſollte es nicht von Dauer ſein, und der Stoß, der ihn traf, kam nicht nur von einer Seite.

Ein Gewitter war ganz in der Nähe aufgegangen. Simon's Bruder Mortche oder Martin war nun einmal von ſanguiniſcher Natur; die ihm geſchenkten tauſend Thaler mit der zugleich gewonnenen Ueberzeugung, daß ihm viel mehr zukäme, veranlaßten ihn zu Speculationen. Anſtatt ſeinem Sohn das Geſchäft zu übertragen und ihn heirathen zu laſſen, packte er es ſelbſt mit neuem Eifer an, damit Sohn und Schwiegertochter etwas Erkleckliches vorfänden. Der Plan für ein ſolches Geſchäft iſt ſehr einfach, man kauft in großen Partieen auf Credit und verſchafft ſich einen verhältnißmäßig großen Vortheil, indem man in kleinen Partien auf Credit wieder verkauft; ſo lange die ausſtehenden Forderungen richtig eingehen, giebt es einen wirklichen Ueberſchuß. Die Umſtände waren Mortche günſtig. Man gab ihm Credit, theils weil er beliebt war, theils weil man in Kopenhagen wie in Hamburg annahm, daß ſein Bruder dahinter ſtehe. Eine Zeitlang ging ihm auch ſein Guthaben mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes ein; er bezahlte ſeine Creditoren, bekam neuen Credit und erweiterte das Geſchäft. Er hatte einen Bürgerbrief als Großſtädter gelöſ't. Jetzt ſollte der Sohn ſein Compagnon werden; bei Jakobſons wurde officiell angehalten, und die Hochzeit war auf den Herbſt feſtgeſetzt. Da gab es denn in beiden Familien viel Feſte. Wohl ſah Simon Levi den Bruder immer mehr damit drohen, der Erſte in der Familie zu werden; aber er fand ſich darein und nahm mit ſtiller Würde Theil an den Feſtlichkeiten; ſein Blick haftete am künftigen Ritterkreuz.

Plötzlich aber fallirte ein Hamburger Haus, und damit fiel eine der Stützen des großen, aber gebrechlichen Gebäudes, das Mortche Levi ſo ſchnell errichtet hatte. Die Gefahr lag nicht nur darin, daß man dieſem Hauſe Geld ſchuldete, ſondern viel weſentlicher noch darin, daß es mit vielen Kaufleuten in den Provinzen, Debitoren des Hauſes M. Levi, in Geſchäfte verwickelt war. Wie Viele würden ſich von ihnen halten? Augenſcheinlich konnte man hie und da ſein Geld retten, indem man die betreffenden Kaufleute ſchonend behandelte, um ihnen über die Kriſe hinweg zu helfen. Kurz, das Haus Mortche Levi brauchte Geld und abermals Geld.

Wer war näher als Simon? Mortche ging auch ſogleich zu ihm, aber zu einer höchſt unglücklichen Stunde, denn Simon hatte eben erfahren, daß der vornehme Herr ſich auf eine andere Art aus der Klemme gezogen hatte, das leuchtende Ritterkreuz war aus dem Geſichtskreiſe verſchwunden, er ſaß im Dunkel, gleichſam wie in einen tiefen Brunnen gefallen und fühlte ſich ſo erbärmlich klein, zornig gegen das Schickſal, zornig gegen ſich ſelbſt, weil er gehofft und geglaubt hatte und ein Beheimo*) geweſen war.

Mortche ſah ſein finſteres Geſicht, aber er nahm an, daß Simon ſchon um die Sachlage wiſſe, und er kannte das aus alter Erfahrung, daß ein Mann, der Geld hergeben ſoll, wie ein Stück Eis iſt, das allmählich aufgethaut werden muß. In dieſem Falle meinte er doch werde es keiner großen Anſtrengung bedürfen. Er hatte das ſtolze Gefühl nicht verloren, Großſtädter zu ſein. Er war davon überzeugt, daß ſein Haus eigentlich „gut“ und ſein Geſchäft „hübſch“ ſei; es handelte ſich um kein Geſchenk, ſondern um ein Darlehn, das ihm aus der augenblicklichen Verlegenheit heraushelfen und ihn noch höher als vorher ſtellen ſollte. Er ahnte nicht, daß eben dies das größte Opfer ſei, daß er in dieſem Augenblicke vom Bruder verlangte. Simon ſollte ihn heben und ſich dadurch ſelbſt noch tiefer herabſetzen! Simon ſollte für ſich ſelbſt alle Hoffnungen aufgeben, um nur den Bruder groß zu machen.

---

*) Dummkopf.

Mortche erzählte die Sache ganz geſchäftsmäßig, zeigte die Art der Verlegenheit und verlangte vom Bruder nicht eine beſtimmte Summe, ſondern die Zuſage, nach Umſtänden gegen gewöhnliche Garantie und gewöhnliche Zinſen zu helfen.

Nach einer Pauſe ſagte Simon: Hör, Mortche, ich muß dir ſagen, du biſt kein ſolider Kaufmann.

Eine große Neuigkeit! antwortete Mortche, indem er ſich zu lachen zwang; wo ſollte die Solidität herkommen? Wie viel unſer ſeliger Vater hinterließ, das weiß Gott und alle Welt, und andere Erbſchaften habe ich nicht bekommen.

Das iſt es nicht, fuhr Simon fort: das iſt es nicht, daß du ein Dalphen*) biſt; ſo Mancher fing mit

---

*) Unbemittelter Mann.

Nichts an; aber er wartet mit Großthun, bis er Etwas hat. Als du ein kleiner Mann warſt, mußteſt du drei große Marquiſen haben, und als du ein Stück Geld in die Hände kriegteſt, mußteſt du von hier bis Ringkjöbing und von Slagen bis Neumünſter Credit geben — im ganzen Land den Leuten die Augen aufreißen, pſcht!

Na, antwortete der Bruder, wenn es nach des Himmels Wille einem Menſchen ſchief geht, dann bekommt er was zu hören. Ich habe es gut machen wollen; aber vielleicht habe ich gefehlt. Ich habe gefehlt. Oſchamni, Chotoſſi*) ... ſoll ich die ganze Lection aufſagen, Simon?

Du ſollſt nicht die ganze Lection aufſagen. Wer bin ich? Ein Sünder vor Gott. Du ſollſt nur eingeſtehen, daß du kein ſolider Kaufmann biſt.

Das habe ich geſagt. Aber nun ſage ich noch Eines, Simon: ich habe geglaubt, daß du ein guter Menſch ſeiſt.

Wenn man ſeinen letzten Heller weggiebt, iſt man ein guter Menſch!

Davon iſt keine Rede. Du kannſt geben und kannſt es laſſen — das heißt: wer redet hier von geben? Du kannſt leihen und du kannſt es laſſen. Aber du darfſt deinem Bruder Nichts vorwerfen, wenn Gott ihn getroffen hat.

---

*) Die Anfangsworte des großen jüdiſchen Sündenbekenntniſſes.

Ich werfe ihm Nichts vor! Ich ſage nur, was ich vor Gott verantworten kann, du biſt kein ſolider Kaufmann. Und weßhalb ſage ich das? Um es dir vorzuwerfen? Gott behüte mich! Was kannſt du dazu? Du biſt nun einmal ſo. Aber wenn du ſelbſt kommſt und ſagſt, daß ich dir helfen ſoll, dann ſage ich: Mortche, ich kenne dich. Was auf der Debet-Seite ſteht, ſiehſt du roſenroth, und was auf der Credit-Seite ſteht, ſiehſt du lilienweiß. Das iſt deine Natur; ich werfe es dir nicht vor. Ich, vorwerfen? Aber wenn ich mein bischen Geld in dein Geſchäft geben ſoll, ſo will ich mich auf deine Berechnungen nicht verlaſſen — nicht weil du mich betrügen willſt, aber weil du auf deine Weiſe ſiehſt — und darum ſage ich: Laß ein paar Geſchäftsleute, richtige Geſchäftsleute, deinen Status aufſetzen, laß Alles klar und hell wie der Tag werden, dann wollen wir ſehen.

Mortche mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß dieſe Forderung nicht unbillig ſei, obgleich er natürlich vorgezogen hätte, daß die Sache ſtill abgemacht würde, ohne daß ein Fremder ſeine Bücher ſähe. Es ahnte ihm nun auch, daß die Sache nicht ganz glatt abgehen würde, ſelbſt wenn Simon's vorläufige Bedingung erfüllt wäre. Aber was ſollte er machen? Bei Fremden Hülfe ſuchen und dadurch merken laſſen, daß ſein Bruder ſeine Lage für hoffnungslos hielt, das mußte ihn gleich ins Verderben führen.

Ehe er das Haus verließ, wollte er ſich noch eine Verbündete ſchaffen, die ſeine Sache führte. Er ging zur Schweſter hinein und erzählte ihr, daß ſein Haus in Gefahr ſei. Gidel hatte eine Zeitlang gekränkelt und war eben an dieſem Tage ſehr leidend und nervenſchwach. Sie brach in lautes Weinen aus.

Dies ſtarke Mitgefühl ſchnitt Simon ins Herz wie eine Undankbarkeit und Zurückſetzung gegen ihn. Er begriff ihre Liebe oder ſcheinbare Vorliebe für den Bruder nicht, und ſie begriff ſie wohl kaum ſelbſt. Sie liebte Simon, ohne darüber nachzudenken, ohne ihre Liebe zu wägen oder zu prüfen. Er war gewiſſermaßen ſie ſelbſt. Sie liebte Mortche nicht weil, aber obgleich; ſie liebte ihn dem zum Trotz, was Simon Windbeutelei nannte, aber auch weil er verheirathet war und Kinder hatte und endlich weil Mortche in ſeinem Weſen etwas hatte, das Freude brachte, einen Luftzug aus einer fröhlichern Welt, einen Schimmer von Poeſie. Und jetzt wollte die Welt ihre naßkalte Hand an dieſe einzige poetiſche Blume legen, die ſie kannte.

Simon fand ſich in die Zurückſetzung, oder ſein Mißmuth über Gidel war doch bald vorüber; aber bereden ließ er ſich nicht von ihr, er ſtand hinter einer ſtarken Verſchanzung. Auf ihre beſten Argumente antwortete er: Wenn ein Mann mir einen Sack ohne Boden bringt mit dem Begehren, daß ich ihn füllen ſoll, ſo antwortete ich: laß einen Boden in deinen Sack nähen, mein guter Freund, dann magſt du wiederkommen. Baſta!

Kurz darauf brachte Mortche die von Simon verlangte Rechnung. Sie war von zwei zuverläſſigen Geſchäftsleuten unterzeichnet und lief darauf hinaus, daß das Haus M. Levi unter den vorhandenen Umſtänden zwanzigtauſend Thaler brauche.

Simon ſchrie laut auf, wie vor körperlichem Schmerz. Theils ſchien ihm die Summe zu groß, theils hatte ſie an Größe eine unheimliche Aehnlichkeit mit jener Summe, die er als Maßer hätte zahlen ſollen, von der er aber nur die Zinſen zahlte. Er hatte mehr als die Zinſen gezahlt; außer den Summen, die wir ſchon kennen, hatte er nach und nach in Wohlthaten nicht Unbedeutendes hinzugefügt. Er ſtand nach der doppelten oder zweideutigen Buchführung, an die er ſich gewöhnt hatte, in einem bedeutenden Vorſchuß vor Gott, und dennoch wurde jetzt die ganze Summe verlangt — Maßer von allen zwanzigtauſend Thalern! Darin lag eine wunderbare Neckerei, die ihn zur Gegenwehr reizte. Das Ganze erſchien ihm wie eine Verſchwörung, wobei man ſich ins Fäuſtchen lachte und er dem Bruder bloß als Fußſchemel dienen ſollte. Es lag hierin etwas nicht eigentlich ſonderbar Ungerechtfertigtes, aber ſonderbar Hämiſches, wobei ſich das Böſe in ihm regte; unter ſolchem Zwang und in ſolcher Weiſe wollte er nicht thun.

Obgleich ſein Beſchluß ſchon feſt gefaßt war, las er doch die Papiere mit ſcheinbar großer Aufmerkſamkeit durch und ſagte dann: Es iſt klar und hell wie der Tag! Zwanzigtauſend Thaler an deine Creditoren!

Ja, antwortete Mortche; aber dann habe ich die Ausſicht, daß alle ausſtehenden Forderungen eingehen.

Ausſicht? Ja, Ausſichten. Weite Ausſichten. — Und falls ſie nicht eingehen? Und falls das Haus M. Levi mittlerweile ſpeculirt und wieder in Unterbilanz geräth? Nein, Mortche, du biſt mein Bruder, und wenn ich dir einen Dienſt thun kann, ſo thue ich's; aber deine Creditoren bezahle ich nicht!

Aber, Simon, dann muß ich ja falliren!

Dann fallirſt du. Man hat größere Häuſer falliren ſehen.

Vergebens betonte der Bruder das Unglück der ganzen Familie, falls er fallire, vergebens deutete er auf die wahrſcheinlich zurückgehende Verlobung des Sohnes — Simon hatte ſein Nein geſprochen und fügte nur hinzu: Weil du Schulden machſt, ſoll ich bezahlen! Weil ein Ball ſein ſoll, ſoll auf meinem Kopf getanzt werden! Na, nit! Laß Alles rein gekehrt werden! Rike Jakobſon wird wohl derweile nicht davonlaufen, und habe ich eine Kleinigkeit, bleibt auch eine Kleinigkeit für deinen Friedrich.

Das heißt, rief der Bruder, du willſt Rachmones (Mitleid) haben und uns Almoſen geben! Ich ſoll zu dir kommen, um Wochengeld von dem Maßer zu kriegen, das du bezahlen ſollteſt! Nein, Simon, noch nicht! Erſt werde ich Alles verkaufen, mein bischen Silberzeug, die Kiſſen von meinem Bett — was werde ich nicht thun — du wendeſt dich ab von mir — Gott wird helfen!

Der kalte Schweiß brach auf Simon's Stirn aus,

„O, jetzt iſt's noch nicht nöthig! Die gleichen den ſchwarzen Nachtkäfern, nicht blos in Geſtalt, ſondern auch in der Lebensart: ſie reiſen nur bei Nacht, wenigſtens die meiſten. Jetzt kommen wir in das lange, ſchmutzige Brentford, und ich weiß nicht, wie's bei Dir ausſieht, Javhet, ich aber merke, daß das Wandern den Appetit wundervoll vermehrt; das iſt ſchon wieder ein Grund, warum man nicht gehen ſollte, wenn man fahren kann, das heißt, umſonſt."

„Ja, ja, ich bin auch hungrig, ach! und ſieh' nur, wie prächtig das Stück Schweinsbraten da in dem Fenſter ausſieht."

„Ich ſtimme Dir bei. Laß uns hineingehen und einen Handel machen."

Wir kauften eine ſchöne Portion für einen Shilling; nachdem wir uns noch Senf ausgeſtochen hatten, mehr als die Frau uns berechtigt wiſſen wollte, auch etwas Salz dazu genommen, wickelten wir's in ein Stück Papier und ſetzten unſern Weg fort, bis wir zu einem Beckerladen kamen, wo wir uns das Brod dazu kauften. Alsdann ſetzten wir uns auf eine Bank vor einem Wirthshauſe, forderten einen Krug Bier, nahmen unſern Proviant vor und hielten eine herzliche, ja, — was ſie noch fröhlicher machte — eine unabhängige Mahlzeit. Nachdem wir mit unſerem Schweinefleiſch und Brode fertig und gehörig ausgeruht waren, ſprangen wir auf und wanderten weiter, bis es völlig finſter wurde, worauf wir uns aber auch ſo müde fühlten, daß wir uns auf unſere Reiſebündel zu ſetzen beſchloßen, um den erſten beſten Wagen zu erwarten. Bald hörten wir einen klingeln, und nicht lange ſo trat ſein ungeheurer, thurmartiger Rumpf zwiſchen uns und dem Himmel. Wir traten zu dem Fuhrmann, der auf einem kleinen Pony nebenherritt, mit der Frage, ob zwei arme Jungen einen Platz haben könnten, und was er für die Fahrt verlangen würde.

„Wie viel könnt Ihr aufbringen, Meeſters?" fragte er, „denn es gibt noch mehr Leute, die ſo arm ſind als Ihr."

als der Bruder mit dieſen Worten zur Thür hinausging; aber das Gute in ihm hatte nicht die Macht, ihn zurückzurufen. Er wollte Mortche's Creditoren nicht bezahlen, er wollte ihn falliren ſehen; er wollte ſelbſt der Erſte in der Familie ſein und dann helfen nach eigenem freien Willen.

Trotz jener ſtarken Worte gab der Bruder doch nicht Alles verloren, er baute auf die Schweſter. Aber Gidel's Unwohlſein hatte zugenommen, die Schmerzen machten ſie ſchlaff; ja ſie wurde auf eine für Mortche unberechenbare Art zu einem Werkzeug gegen ihn: denn die Theilnahme und die Sorge für Gidel war in Beziehung auf den Bruder ein neuer geheimer Entſchuldigungsgrund für Simon. Wenn er ſo ganz, wie er es that, ſich ihr widmete, konnte er von zweifelhafteren Pflichten das Geſicht abwenden.

Aber wie im Buch des Schickſals ſtand es geſchrieben, daß Simon eben da, wo er vergeſſen wollte, in eigenthümlicher Weiſe gemahnt werden ſollte.

An Gidel wurde nichts geſpart; ſie hatte nicht nur einen der berühmteſten Aerzte der Stadt, auch die beſten jüdiſchen Wartefrauen; draußen vorm Hauſe ward Stroh geſtreut, damit ſie im Schlaf nicht geſtört werde. Jedesmal wenn Simon auf die Straße kam, that es ihm leid, daß Gidel nicht ſelbſt ſah, daß ſie wie eine Prinzeſſin krank läge. In der plötzlichen Lautloſigkeit der vorbeirollenden Wagen lag etwas faſt eben ſo Feierliches, wie in einer Fürbitte in der Synagoge. Aber die Krankheit nahm zu, oder kam zu einer Kriſe, und der Arzt erklärte eine Operation für nothwendig.

Iſt Gefahr dabei? fragte Simon beklommen. Der Arzt antwortete: Wir ſtehen ja Alle in Gottes Hand; aber eigentliche ernſte Gefahr ſehe ich nicht. Wir wollen es nicht hinausſchieben; ich werde gleich nach Mittag kommen.

Als er mit ſeinen Inſtrumenten wiedergekommen war und ſie zurecht gelegt hatte, bemerkten Simon Levi's ſcharfe Augen, daß er das Zeichen des Kreuzes darüber machte. Obgleich man dies Zeichen im täglichen Leben ſelten machen ſieht, erkannte es doch Levi faſt inſtinctmäßig und ſchloß daraus, daß der Arzt für den Ausfall fürchte. Mit zugeſpitztem Munde, der halb einſchmeichelnd, halb ſpöttiſch ausſah, ſagte er: Bitte um Vergebung, Herr Profeſſor, Sie machten ein kleines Kreuz über Ihren Meſſern. Nehmen Sie es übel, wenn ich nach der Bedeutung frage?

Der Profeſſor wurde beinahe verlegen; in ſeinem Stande pflegt man nicht gerade Religiöſität zur Schau zu tragen und am wenigſten mit den religiöſen Gefühlen Anderer in Conflict zu gerathen. Er antwortete ſanft, beinahe entſchuldigend: Sie dürfen ſich nicht beunruhigen und es auch nicht übel nehmen, Herr Banquier. Es iſt nur ein Zeichen, das ich in meines Gottes Namen gerne mache, wenn die Geſundheit und vielleicht das Leben eines andern Menſchen von meiner Hand abhängt.

So, ein Zeichen . . . . im Namen Ihres Gottes . . . . Herr Profeſſor, ſagte Simon in einem Ton, der dem Arzt wie alberne Höflichkeit klang. Wollen Sie wohl einen Augenblick warten, Herr Profeſſor? Haben Sie die Güte, einen Augenblick zu warten! ſetzte er gleich hinzu und ging in ſeine Stube.

Er fing an, auf und ab zu gehen mit einer Unruhe, als ſuchte er ein Verſteck, während er zu ſich ſelbſt ſprach:

Was denn weiter? Was iſt im Wege? Simon, ſei kein Narr! Es iſt Nichts. Er iſt ein tüchtiger Mann. Narrenspoſſen, ich kann ruhig ſein, ich habe das Meinige gethan. Na, er machte ein Zeichen! Was iſt ein Zeichen? Man kann doch wohl ein Zeichen machen; koſtet Nichts! Könnten Kranke durch Zeichen geheilt werden, dann würd's nicht viel Apotheker geben. Und was geht's mich an? Das Zeichen ſchmaddet*) nicht. — Aber ich mochte es nicht leiden, als ich es ſah — ich mag es nicht leiden; es macht mich beſorgt, ich bin beſorgt .... Es war, als wäre Einer mehr in der Stube. Und wer iſt es? Er ſagt, daß es ſein Gott iſt. Beheimeh.**) Falls es der richtige Gott iſt, iſt es doch mein Gott — — Adaunai Elauheinu***), falls du es wärſt und du ſtändeſt da und ſäheſt zu, wie ſie meine Schweſter

---

*) Tauft.

**) Ein beſchränkter Menſch, Dummkopf.

***) Herr unſer Gott!

Gidel zerrten und zögen und ſchnitten, um ſie geſund zu machen, und Malach Hamoves*) ſtände draußen? und du ſprächeſt dann: Weßhalb bezahlt ihr Bruder Simon nicht das Geld, was er mir ſchuldig iſt? . . . Schma Jsroel**), ich kann's nicht aushalten, Alles läuft mit mir rund . . . Wie viel bin ich ihm ſchuldig? . . . Narrenspoſſen mit dem Legat nach meinem Tod! Falls er ſein Geld haben will und Gidel heilen, muß ich bei lebendigem Leibe bezahlen — wie viel iſt es?

Er öffnete ein Fach, nahm Papiere heraus und fing an, mit großer Sorgfalt zu rechnen, ſicherlich ganz mechaniſch; denn er kannte ja das Facit, und es handelte ſich nur um einen Entſchluß.

Der Arzt machte die Thür auf, ſah mit Erſtaunen Simon Levi ſelbſt in einem ſolchen Augenblicke mit Papieren und Rechnungen beſchäftigt und ſagte: Verzeihen Sie, Herr Simon Levi, aber ich kann nicht gut auf Sie warten, zumal falls Sie viele wichtige Geſchäfte haben.

Wichtige Geſchäfte? Es iſt ein wichtiges Geſchäft! Wichtiger, als Sie glauben! Nun komme ich!

Er machte die Augen und faſt das ganze Geſicht feſt zu und ſagte: Nun iſt es gethan.

Darauf ging er zu der Schweſter und ſagte: Gidel, meine Schweſter leb, laß ihn jetzt anfangen in des Herrn, des allmächtigen Gottes Namen, ich ſage dir, du wirſt geſund.

---

*) Der Todesengel.

**) Höre, Jsrael! der Juden große Anrufung und Angſtruf.

Wie kannſt du das ſo ſicher ſagen?

Höre zu, Gidelche, lege deinen Kopf hieher, ſo . . . .

Und in ihr Ohr flüſternd ſagte Simon Levi: Ich habe Maßer bezahlt. Dein Bruder Mortche ſoll die zwanzigtauſend Thaler haben, er ſoll der Erſte ſein in der Familie. Ich bin ſie Gott ſchuldig, obgleich nicht ſo viel; aber er ſoll ſie haben, alle zwanzigtauſend, dir zu Liebe. Nun brauchſt du keine Furcht zu haben, Gidelche, ich habe auch keine.

Simon, ſagte Gidel, Gott ſoll dich benſchen! Der Herr wird dich ſegnen!

Nach dieſer Zeit wurde Simon Levi viel glücklicher als ehedem; er hatte Friede im Gemüth, war in ſeiner Weiſe munter und ſcherzhaft im täglichen Umgang, ſanft und wohlthätig, und erwarb ſich ſo einen guten Namen, wenn auch nicht in größerm Kreiſe. Als das Geſchäft des Bruders geordnet war und wieder gut und ſolider als früher ging, wurde der Sohn Friedrich mit Rike Jakobſon verheirathet. Es war eine große Hochzeit, und als Simon die Braut im weißen Schleier unter der Chuppe*) ſah, und ſeinen Bruder ſehr vergnügt das

---

*) Der Baldachin, unter dem die Trauung ſtattfindet.

Glas zertreten, und ſeine Schweſter ſammt allen Anweſenden geputzt und feierlich, und als er dann bedachte, daß dieſer ſchöne Anblick zum größten Theil ſein Werk ſei, ſchloß er die Augen und ſagte: Ich danke dir, allmächtiger Gott, daß du die zwanzigtauſend Thaler von mir nahmſt; du ſollſt in Zukunft Alles ehrlich haben und mehr dazu.

Bei Tiſch wurden Reden gehalten; erſt auf Braut und Bräutigam, dann auf die Eltern der Braut; aber als darauf derjenige, dem es zukam, ſich erhob, um die Geſundheit auf die Eltern des Bräutigams auszubringen, unterbrach ihn Mortche höflich und ſagte: Eine Geſundheit geht vor. Mein Bruder Simon zuerſt. Weßhalb ſollten wir verleugnen, was Jedermann weiß? Es iſt ſein Werk. Meiner Enkel Kinder ſollen ſeinen Namen ſegnen. Darauf wollen wir Alle Hurrah! rufen!

Als Simon anfing, ſich von ſeiner innern Bewegung wieder zu erholen, fühlte er weiche Händchen um ſeinen Hals und warme Lippen an ſeiner Wange. Es war die Braut.

So gehe es Allen, die nicht ſelbſt Kinder haben!

# Emilie.

Von

## Gérard de Nerval.

(Geb. 1808, geſt. 1855.)

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Auguſte Scheibe.**

..... Kein Menſch hat je ſo recht die Geſchichte des Lieutenants Desroches erfahren, der ſich im vergangenen Jahre, zwei Monate nach ſeiner Hochzeit, in dem Gefecht bei Hambergen tödten ließ. Wenn es ein wirklicher Selbſtmord war, ſo mag ihm der liebe Gott verzeihen! Aber ſicherlich hat Derjenige, welcher im Kampfe für ſein Vaterland fällt, nicht verdient, daß man ſeine That mit dieſem Namen bezeichnet, gleichviel welche Beweggründe ihn beſtimmt haben mögen.

Da wären wir ja wieder einmal bei dem Thema von der Beſchwichtigung des Gewiſſens angelangt, entgegnete der Doctor. Desroches war ein Philoſoph, welcher den Entſchluß gefaßt hatte, zu ſterben, und nicht wollte, daß ſein Tod ein ganz nutzloſer wäre. Er ſtürzte ſich ins Gefecht und tödtete ſo viel Deutſche, als er konnte, indem er ſich ſagte: Ich vermag im Augenblicke nichts Beſſeres zu thun, und ſterbe zufrieden. Vive l'Empereur! rief er, als er den Säbelhieb empfing, der ihm den Garaus machte. Wenigſtens zehn Soldaten von ſeiner Compagnie könnten Ihnen das erzählen.

Wir erwiederten, wir könnten einen Shilling geben.

„Nun ja, ſo ſitzt in Gott's Namen auf, und fahrt, ſo lang' Ihr mögt. Steigt hinten auf.“

„Sind ſchon viele Leute drin?“ fragte ich, während ich hinaufkletterte und Timothy mir unſere Bündel reichte.

„Nee, antwortete der Fuhrmann, „niemand als 'n mächtig geſchickter Bodeeker oder Dokter, ich weiß ſelber nicht, aber er trägt 'n abſonderlich närr'ſchen Hut, und ſchwätzt alles mögliche Dokterszeugs, und hat ſein' großen und kleinen Hanswurſt bei ſich; das iſt Alles, und Platz hat's g'nug, und ſaubers Stroh auch.“

Nach dieſer Inſinuation kletterten wir hinauf, und bekamen unſern Platz im Hintergrunde des Wagens, unter der Bläue. Wie der Fuhrmann geſagt, war Platz genug vorhanden; ſo niſteten wir denn im Stroh, ohne mit den andern Reiſenden in Berührung zu kommen. Da wir keine Luſt zum Schlafen hatten, ſo knüpften wir ein halblautes Geſpräch mit einander an; dieß hatten wir wohl länger als eine halbe Stunde fortgeſetzt, in der Meinung, die andern Inwohner des Wagens, von denen ſich keiner rührte, ſeyen eingeſchlafen, als uns eine Stimme, laut und hell wie eine Glocke, unterbrach.

„Es ſcheint, Ihr ſeyd Reiſende, Ihr jungen Leute, und reiſet, ohne zu wiſſen wohin. Die Vögel ſuchen ihr Neſt, wenn die Nacht hereinbricht; die Thiere eilen ihrem Lager zu, der Menſch ſchließt ſeine Thüre: **Propria quae maribus**, wie Herodot es gibt, was in der Ueberſetzung bedeutet: ſo iſt des Menſchen Art. **Tribuuntur mascula dicas**, ſagt mir, was Euch tribulirt, wie Homer ſich ausdrückt.“

Ich erſtaunte ſehr über dieſe Anrede; ich hatte ſo viel Sprachkenntniß, um augenblicklich zu merken, daß er aus der lateiniſchen Grammatik citire, und daß ſeine Gelehrſamkeit nichts als blauer Dunſt ſey; aber es lag etwas Neues in ſeiner Art zu reden, was mich ergötzte und mir zugleich die Vorſtellung gab, der Redende ſey kein gewöhnlicher Menſch.

Trotzdem bleibt es ein Selbſtmord, erwiderte Arthur. Und wenn ich auch nicht glaube, daß man recht daran gethan hätte, dem Unglücklichen die Kirche zu verſchließen ...

Auf dieſe Weiſe würden Sie ſelbſt die opfermuthige That eines Curtius verkleinern. Der junge römiſche Edelmann hatte ſich vielleicht im Spiel ruinirt, war unglücklich in der Liebe, oder, aus Gott weiß welchem andern Grunde, lebensmüde. Deſſenohngeachtet bleibt es groß und ſchön, wenn Einer, indem er das Leben von ſich wirft, noch daran denkt, ſeinen Tod für Andere nutzbringend zu machen, und darum ſollte man in ſolchen Fällen nicht von Selbſtmord ſprechen. Selbſtmord iſt nichts Andres als die letzte That des Egoismus, und nur darum wird er von den Menſchen verurtheilt. Aber an was denken Sie, Arthur?

Ich dachte an das, was Sie vorhin ſagten, daß Desroches vor ſeinem Tode ſo viele Deutſche niedermetzelte, als er konnte...

Nun?

Nun, dieſe braven Leute werden vor Gottes Richterſtuhle ein ſehr trauriges Zeugniß für den Heldentod des Lieutenants abgelegt haben. Sie werden zugeben müſſen, daß hier Selbſtmord und Mord an Andern Hand in Hand gingen.

Wie ſo? Die Deutſchen ſind unſere Feinde!

Beſitzt der Menſch, welcher entſchloſſen iſt, den Tod zu ſuchen, überhaupt noch Feinde? In ſolchen Augenblicken ſchweigt gewiß das Gefühl der Nationalität. Ich bezweifle, daß man noch an ein andres Vaterland denkt, als an das in jener Welt, oder an einen andern Kaiſer, als Gott. Aber der Herr Abbé hört uns zu und ſchweigt, obgleich ich in ſeinem Sinne zu ſprechen glaube. Bitte, Herr Abbé, ſagen Sie uns Ihre Meinung und verſuchen Sie, die unſrige in Einklang zu bringen. Sie ſtehen da vor einer unverſieglichen Quelle von Streitfragen und die Geſchichte des Lieutenants Desroches, oder vielmehr das, was wir Beide, der Doctor und ich, davon zu wiſſen glauben, iſt nicht weniger dunkel und zweifelhaft, als die weiſen Schlußfolgerungen und Bemerkungen, die wir daran knüpfen.

Man behauptet, ſagte der Doctor, Desroches hätte ſich über ſeine letzte Bleſſur, die ihn ſehr entſtellte, tief betrübt. Vielleicht hat ihn eine darauf bezügliche Scherzrede oder ſpöttiſche Miene ſeiner jungen Frau verdroſſen. Die Philoſophen ſind ſehr argwöhniſche und empfindliche Leute. Jedenfalls iſt er geſtorben und freiwillig geſtorben.

Gut, wenn Sie darauf beſtehen, mag er freiwillig geſtorben ſein; aber Sie können den Tod, welchen er in der Schlacht fand, dennoch nicht Selbſtmord nennen! Sie würden dadurch dem Widerſpruche, deſſen Sie ſich in Gedanken ſchuldig machen, noch einen Widerſpruch auch im Wortlaute beifügen. Man fällt auf dem Schlachtfelde, weil man irgend einer tödtlichen Waffe begegnet; aber nicht Jeder, der den Tod ſucht, findet ihn.

Sie verlangen alſo, daß ich an eine Schickſalsfügung glaube?

Und vielleicht wird es Ihnen ſonderbar erſcheinen, wenn ich meinerſeits ſowohl Ihre Paradoxen, wie Ihre Vorausſetzungen bekämpfe, ſagte der Abbé, der ſich bis dahin ſchweigend und nachdenklich verhalten hatte.

Bitte, ſprechen Sie, ſprechen Sie; Sie wiſſen ſicherlich mehr von der Sache, als wir, denn Sie wohnen ſeit längerer Zeit in Bitſch, und man ſagt, Sie hätten Desroches gekannt. Vielleicht hat er Ihnen gebeichtet...

In dieſem Falle würde ich ſchweigen müſſen. Aber unglücklicherweiſe iſt dem nicht ſo. Dennoch gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß der Tod Desroches' ein chriſtlicher geweſen iſt. Ich will Ihnen die Urſachen und näheren Umſtände mittheilen, und Sie werden ſich überzeugen, daß er ein ebenſo ehrlicher Mann wie tapferer Soldat war, der nach dem Rathſchluſſe Gottes zur rechten Zeit zu ſterben wußte — zur rechten Zeit für ſich und für Andere.

Desroches war im Alter von vierzehn Jahren in ein Regiment eingetreten; denn zu damaliger Zeit, wo die meiſten Männer an unſern Grenzen gefallen waren, recrutirte ſich die republikaniſche Armee aus dieſer Altersklaſſe. Er war körperlich ſehr ſchwach, ſchmächtig und blaß wie ein Mädchen, und ſeine Kameraden, die es nicht mit anſehen konnten, daß er ein Gewehr trug, unter dem er faſt zuſammenbrach, erwirkten — wie Sie vielleicht gehört haben — vom Hauptmann die Erlaubniß, dasſelbe für ihn um ſechs Zoll kleiner machen zu laſſen. So ſeinen Kräften angepaßt, that dann die

Flinte des Knaben im flandriſchen Kriege Wunder. Später wurde Desroches nach Hagenau geſchickt, in dieſe Provinz hier, wo wir, das heißt, wo Sie ſeit langer Zeit Krieg führten.

Desroches ſtand damals in vollſter Manneskraft und galt bei dem Regiment als eine Art von Wahrzeichen, mehr beinahe als Fahne und Nummer; denn von zwei Aushebungen war er faſt der einzig Uebriggebliebene, und eben hatte man ihn zum Lieutenant gemacht, als er bei Bergheim, vor etwa ſiebenundzwanzig Monaten, während er einen Bayonnettangriff commandirte, einen preußiſchen Säbelhieb empfing, der ihm das ganze Geſicht durchſchnitt.

Die Wunde war furchtbar, und die Feldſcherer in der Ambulance, die ihn oft geneckt hatten, weil er in dreißig Gefechten noch nicht die kleinſte Schramme davongetragen, runzelten die Stirn, als man ihnen den Verwundeten brachte: Wenn der Unglückliche geneſen ſollte, wird er blödſinnig oder verfällt in Wahnwitz, lautete ihr Urtheilsſpruch.

Der Lieutenant wurde zu ſeiner Herſtellung in das Hoſpital nach Metz geſchickt. Die Tragbahre hatte ſchon mehrere Wegſtunden zurückgelegt, ehe er wieder zur Beſinnung kam. Auf ein gutes Lager gebracht und mit Sorgfalt verpflegt, bedurfte er eines Zeitraums von vier oder fünf Monaten, ehe er ſich nur wieder auf den Ellbogen aufzurichten vermochte, und dann vergingen noch hundert Tage, ehe er ein Auge aufmachen und wieder ſehen konnte. Nun verordnete man ihm Stärkungsmittel, Sonnenſchein und endlich Bewegung und Spaziergänge. Eines Tages begab er ſich, von zwei Kameraden geſtützt, ſchwankend und noch ganz betäubt, nach dem Quai St. Vincent, welcher beinahe an das Militärhoſpital ſtößt. Man ließ ihn hier in der Mittagsſonne, unter den Linden der Esplanade nieder, und dem armen Verwundeten war faſt zu Muth, als ob er das Tageslicht zum erſten Male erblickte.

Nach und nach lernte er allein gehen, und jeden Morgen begab er ſich nach derſelben Bank der Esplanade. Sein Kopf war faſt ganz in ſchwarzen Taffet eingehüllt, aus welchem kaum ein Theilchen ſeines Geſichts hervorſchaute, und von den Spaziergängern, die ihm begegneten, pflegten die Männer ihn achtungsvoll zu grüßen, während die Frauen durch eine Geſte oder einen Ausruf ihre Theilnahme ausdrückten, was ihm freilich nicht gerade zum Troſte gereichte.

Saß er aber einmal auf ſeinem Platze, ſo vergaß er alles Unglück über dem Glück, nach einem ſolchen Anfalle überhaupt noch zu leben und in dem Genuſſe der prachtvollen Ausſicht, die ſich ihm von dieſer Stelle bot. Vor ihm lag die von Ludwig XVI. demolirte alte Citadelle mit ihren zerfallenen Mauern und Wällen, über ihn breiteten die blühenden Linden ihren dichten Schatten aus und zu ſeinen Füßen, in dem Thale, das ſich vor der Esplanade hinzieht, lagen die Wieſengründe von St. Symphorien, welche von der Moſel getränkt und von ihren beiden Armen umſchloſſen werden. Da lag die kleine Inſel mit dem Pulverthurme, ferner die von Gebüſch und kleinern Häuſern überſäete Inſel Saulcy; weiterhin erblickte er die weißſchäumenden Moſelfälle und folgte mit den Augen den Windungen des im Sonnenſchein flimmernden und glitzernden Fluſſes bis zu der bläulichen Kette der Vogeſen, die, auch am hellen Tage in eine Art von Nebel gehüllt, den Geſichtskreis begrenzen. Der Anblick entzückte ihn jeden Tag mehr, beſonders da die vor ihm liegende Gegend zu ſeinem Vaterlande gehörte, kein erobertes Land, ſondern eine wirklich franzöſiſche Provinz war. Die reichen neuen Departements, in denen er den Krieg mitgemacht, hatten für ihn ſtets nur jenen flüchtigen, vergänglichen Reiz gehabt, wie ihn etwa eine ſchöne Frau ausübt, die man geſtern gewonnen hat, morgen aber vielleicht nicht mehr beſitzen wird.

Die erſten Julitage waren ſehr heiß, und da die Bank Desroches' ſich im vollen Schatten befand, ſo nahmen eines Tages zwei Damen neben dem Verwundeten Platz. Er grüßte ruhig und fuhr fort, die Ausſicht zu bewundern; aber ſein Zuſtand erregte das Intereſſe der beiden Damen in ſo hohem Grade, daß ſie ſich nicht enthalten konnten, ihn zu fragen und ihr Mitgefühl auszuſprechen.

Die Eine derſelben, bereits bejahrt, war die Tante der Andern, welche ſich Emilie nannte und ſich mit der Anfertigung von Goldſtickereien auf Sammet und Seide beſchäftigte. Desroches ſtellte, dem gegebenen Beiſpiel folgend, ebenfalls Fragen und erfuhr von der Tante, daß das junge Mädchen Hagenau verlaſſen habe und nach Metz gekommen ſei, um ihr Geſellſchaft zu leiſten, daß ſie für Kirchen ſticke und bereits ſeit längerer Zeit alle ihre übrigen Verwandten verloren habe.

Am nächſten Tage ſtellten ſich die Damen abermals ein, und kaum war eine Woche vergangen, ſo beſtand eine Art Alliance-Vertrag zwiſchen den drei Inſaſſen der Lieblingsbank. Desroches, der noch immer ſehr ſchwach war, fühlte ſich zwar durch die Aufmerkſamkeiten, die das junge Mädchen ihm erwies, als ob er der harmloſeſte Greis geweſen wäre, ein wenig gedemüthigt; aber er war heitern Sinnes, zu jedem Scherze aufgelegt und viel mehr geneigt, ſich zu dieſer unerwarteten Bekanntſchaft Glück zu wünſchen, als ſich darüber zu beklagen.

Aber nun erinnerte er ſich, bei der Rückkehr ins Hoſpital, der entſetzlichen Entſtellung durch ſeine Wunde, über die er oft im Stillen geſeufzt, die ihm aber durch die Gewohnheit und im Gefühl der Geneſung in der letzten Zeit weniger ſchrecklich erſchienen war.

Desroches hatte bis dahin niemals gewünſcht, den unnöthigen Verband von ſeiner Wunde zu entfernen, um ſich im Spiegel zu beſehen, und jetzt erfüllte ihn der Gedanke noch mehr mit Grauen. Deſſenohngeachtet wagte er eines Tages, den Zipfel der ſchützenden Taffethülle in die Höhe zu heben, und erblickte darunter eine Narbe, die zwar noch etwas roth ausſah, aber durchaus keinen abſtoßenden Anblick bot. Dieſe Entdeckung weiter verfolgend, fand er, daß die verſchiedenen Theile ſeines Geſichts ganz paſſend zuſammengeheilt waren und daß das Auge klar und geſund geblieben. Allerdings fehlte ein Stückchen Augenbraue, aber das war ja eine Kleinigkeit. Die Narbe, welche ſich von der Stirn ſchräg über die Wange nach dem Ohre zog, war — nun ja, es war ein Säbelhieb, den er in dem Gefecht bei Bergheim empfangen, und wir haben aus den Liedern unſerer Dichter gelernt, daß es etwas Schöneres nicht geben kann.

Mit einem Worte, Desroches war, nachdem er ſein eigenes Angeſicht ſo lange nicht geſehen, ſehr erſtaunt, ſich ſo präſentabel wieder zu finden. Er verbarg die an der verwundeten Seite leicht ergrauten Haare unter der dichten Maſſe der ſchwarzen, breitete den Schnurrbart ſo gut als möglich über der Narbe aus, zog ſeine neue Uniform an und verfügte ſich ſo am andern Tage mit ziemlich triumphirendem Geſicht nach der Esplanade.

Er hielt ſich ſo aufrecht und elegant, der Säbel ſchlug ſo unternehmend an ſeine Hüfte, er trug den Tſchako ſo keck nach vorn, daß ihn auf dem Wege vom Hoſpital nach der Promenade Niemand erkannte. Auf der Bank unter den Linden war er der Erſte, und ſcheinbar ganz wie ſonſt ſetzte er ſich dort nieder, aber im Grunde fühlte er ſich ſehr unruhig und ſah, trotz der tröſtlichen Verſicherungen ſeines Spiegels, ſehr blaß aus.

Die beiden Damen erſchienen bald nach ihm, machten aber ſogleich Miene, ſich wieder zu entfernen, als ſie ihren Platz durch einen ſchönen, unbekannten Officier eingenommen ſahen.

Desroches war tief bewegt.

Wie, Sie kennen mich nicht! rief er ihnen zu.

Glauben Sie nun nicht etwa, daß dieſe Einleitung zu einer jener Geſchichten führen wird, wo das Mitleid ſich in Liebe verwandelt, wie in unſern modernen Opern. Der Lieutenant hatte ſeitdem ernſtere Gedanken, als bisher. Er war ſehr glücklich, daß man ihn noch erträglich gut ausſehend fand, und beeilte ſich, die beiden Damen zu beruhigen, die geneigt ſchienen, nach ſeiner Umwandlung den vertraulichen Verkehr aufzugeben, der ſich zwiſchen ihnen gebildet hatte. Ihre Zurückhaltung hielt vor ſeinen offenen Erklärungen nicht Stand. Die Verbindung war eine in jeder Beziehung paſſende. Desroches beſaß in der Gegend von Epinal ein kleines Anweſen, Emilie hatte von ihren Eltern ein Häuschen in Hagenau geerbt, das an den Kaffeewirth des Ortes vermiethet war und ihr fünf- oder ſechshundert Francs Rente eintrug, wovon freilich die Hälfte an ihren Bruder Wilhelm fiel, welcher bei dem Notar von Schennberg als Bureauvorſteher beſchäftigt war.

Nachdem man ſich über alle Vorbedingungen geeinigt, beſchloß man, ſich zur Hochzeit nach der kleinen Stadt Hagenau zu begeben, denn dieſe war die eigentliche Heimath des jungen Mädchens, welches erſt vor Kurzem und nur um ihrer Tante willen nach Metz gekommen war. Nach der Hochzeit wollte man hierher zurückkehren. Emilie freute ſich beſonders, ihren Bruder wiederzuſehen. Desroches ſprach wiederholt ſeine Verwunderung aus, daß der junge Mann nicht Militär wäre, wie damals alle jungen Leute, aber man ſagte ihm, Wilhelm ſei um ſeiner Geſundheit willen ausgemuſtert worden, und Desroches bedauerte ihn deßhalb auf das Lebhafteſte.

So machten ſich denn die beiden Verlobten, in Begleitung der Tante, auf den Weg nach Hagenau. Sie hatten Plätze in dem Stellwagen genommen, damals einem elenden, aus Leder und Weidenruthen zuſammengeflickten Kaſten, der in Bitſch die Pferde wechſelte. Der Weg iſt, wie Sie wiſſen, ſehr ſchön. Desroches, der ihn noch nie anders als in Uniform mit dem Säbel in der Hand und in Begleitung von drei- bis viertauſend Mann Soldaten zurückgelegt, bewunderte die Stille und Einſamkeit der Landſchaft, die eigenthümlich geformten Felſen, die mit dunklem Grün bewachſenen Zacken der Berge, welche den Horizont eng begrenzen und nur hie und da von langen Thälern durchſchnitten werden: die üppigen Plateaus von St. Avold, die Manufacturen von Saargemünden, die dichten Gehölze von Limblingen, wo Eſchen, Pappeln und Tannen eine Schattirung von graugrün bis zum tiefſten dunkelgrün bilden. Sie wiſſen ja, wie ſchön und reizend das Alles iſt.

In Bitſch angekommen, ſtiegen die Reiſenden in dem kleinen Gaſthaus des Städtchens ab, und Desroches ließ mich ſogleich aus der Feſtung herunterrufen.

Ich ſtieß Timothy an, und erwiederte: „Sie haben recht gerathen, höchſtgelehrter Herr; wir ſind, wie Sie ſagen, Wanderer, die ihr Glück ſuchen, und es auch zu finden hoffen. Bei alle dem haben wir eine mühſame Reiſe vor uns. **Haustus hora somni sumendus**, wie es bei Ariſtoteles heißt — ich brauche das einem ſo gelehrten Manne nicht zu überſetzen.“

„Nein, gewiß, das iſt nicht vonnöthen, aber es freut mich, mit Jemand zuſammenzutreffen, der ſeinen Schulſack hat,“ verſetzte der Andere. „Haben Sie auch Kenntniſſe im Griechiſchen?“

„Nein, deſſen kann ich mich nicht rühmen.“

„Schade, daß Du es nicht verſtehſt! Es würde Dich entzücken, mit den Alten zu verkehren. Aesculap hat dieſe Worte: Lendenion — Hammelion — Kapaunion — Paſteto-wildi-pretion, — was ich ſo für Dich überſetzen will: Oft finden wir, was wir ſuchen, wenn wir's eben am wenigſten erwarten. — Möge es Ihnen alſo gehen, mein Freund! Wo ſind Sie erzogen worden, und was iſt Ihr Fach?“

Ich dachte, es ſey wenig Gefahr dabei, es ihm zu ſagen, und erwiederte, ich ſey zum Chirurgen und Apotheker gebildet und in einer Stiftungsſchule erzogen worden.

„Das iſt ſchön,“ verſetzte er; „ſo haben Sie denn Ihre Studien in meinem glorreichen Fache begonnen! Doch, Sie haben noch Viel zu lernen: Jahrelange Anſtrengung unter einem großen Meiſter kann Sie allein fähig machen, der Menſchheit wohlthätig zu werden, wie ich es geweſen bin, und jahrelange Mühſeligkeiten und Gefahren müſſen hinzukommen, bis Sie die nöthigen Mittel errungen haben. Es gibt verborgene Geheimniſſe: **ut sunt Divorum Mars, Bacchus, Apollo, Virorum**, — manche Welttheile ſind zu durchwandern: **ut Cato, Virgilius, fluviorum ut Tibris, Orontes**. Alle dieſe hab' ich beſucht, und noch einige andere dazu. Eben jetzt bin ich auf der Reiſe, um noch mehr von meiner unſchätzbaren Arznei zu erlangen, welche auf den höchſten Anden geſammelt wird, wenn der Mond in ſeinem Perigäum iſt. Dort

Ich beeilte mich, ſeiner Botſchaft Folge zu leiſten, machte Bekanntſchaft mit ſeiner neuen Familie und gratulirte dem jungen Mädchen, das von ſeltener Schönheit und ſehr ſanftem, liebenswürdigem Weſen war und ihren Bräutigam allem Anſchein nach zärtlich liebte. Wir frühſtückten zuſammen gerade hier, an der Stelle, wo wir jetzt ſitzen. Mehrere Officiere, Kameraden von Desroches, welche von ſeiner Ankunft gehört hatten, kamen, um ihn abzuholen und ihn in dem Hotel der Feſtung, wo ſie zu ſpeiſen pflegten, zu Tiſch zu behalten. Die Damen wollten ſich früh zurückziehen, und der Lieutenant ſollte zum letzten Male als Garçon den Abend mit ſeinen Kameraden zubringen.

Die Mahlzeit verlief heiter. Jeder erfreute ſich des ihm zufallenden Theilchens von Glück und Frohſinn, die Desroches um ſich verbreitete. Man ſprach mit Begeiſterung von Aegypten und Italien und beklagte ſich bitterlich über die fatale Nothwendigkeit, welche ſo viele brave Soldaten zwang, in den Grenzfeſtungen zurückzubleiben.

Wir erſticken hier, ſagten einige von den Officieren; das Leben iſt zu ermüdend und gleichförmig; man könnte ebenſo gut auf einem Schiffe mitten im Meere ſchwimmen, als hier, ohne Kampf, ohne Abwechſelung und ohne Ausſicht auf Avancement hinleben. Die Feſtung iſt uneinnehmbar, hat Napoleon geſagt, als er hier durchkam, um ſich zu der Armee in Deutſchland zu begeben. Es bleibt uns alſo nichts übrig, als vor Langerweile umzukommen.

Es war auch zu meiner Zeit nicht amüſanter hier, liebe Freunde, entgegnete Desroches. Ich habe ebenfalls hier geſtanden und habe mich beklagt wie ihr. Aber da ich meine Epauletten nur erworben, indem ich die Schuhe der Regierung auf den Wegen und Straßen in aller Herren Länder zerriß, ſo verſtand ich damals nur dreierlei: den Dienſt, die Windrichtung und die Grammatik, ſoweit man letztere bei einem Schulmeiſter lernt. Als ich zum Secondelieutenant ernannt und nach Bitſch geſchickt wurde, betrachtete ich das als eine vortreffliche Gelegenheit, meine mangelhaften Kenntniſſe durch ernſte Studien zu ergänzen. Zu dieſem Zwecke hatte ich eine Menge Bücher, Karten und Pläne mitgebracht. Ich ſtudirte theoretiſch Kriegswiſſenſchaft und erlernte praktiſch die deutſche Sprache, die in dieſem Theile des Landes, obgleich er gut franzöſiſch iſt, ja ausſchließlich geſprochen wird. Auf dieſe Weiſe wurde mir die Zeit kurz, die euch, die ihr nicht ſo viel nachzuholen habt, lang wird; ja ſie verging mir oft zu ſchnell, und wenn die Nacht hereinbrach, zog ich mich nicht ſelten in den kleinen ſteinernen Raum unter der großen Treppe zurück, verſtopfte hermetiſch die Schießſcharten, zündete meine Lampe an und arbeitete. In einer dieſer Nächte war es auch ...

Hier unterbrach ſich Desroches, fuhr mit der Hand über die Augen, leerte ſein Glas und nahm ſeine Erzählung wieder auf, ohne den angefangenen Satz zu vollenden.

Ihr Alle kennt ja den kleinen Fußpfad, der von unten hier herauf führt, ſagte er. Man hat ihn völlig unwegſam gemacht, indem man einen Felſen ſprengte, an deſſen Stelle ſich jetzt ein Abgrund aufthut. Dieſer Pfad hat ſich für die Feinde, ſo oft ſie den Verſuch machten, die Feſtung anzugreifen, als beſonders unheilvoll erwieſen. Kaum hatten ſie den Pfad betreten, ſo ſahen ſich die Unglücklichen dem Feuer von vier Vierundzwanzigpfündern ausgeſetzt, welche die ganze Länge des Weges beſtrichen und ſäuberten. Ohne Zweifel ſtehen die Geſchütze noch an demſelben Platze.

Sie haben ſich bei einer ſolchen Gelegenheit vielleicht auszeichnen können, haben hier vielleicht Ihren Lieutenantsrang erworben? fragte einer der Officiere.

Ja, Oberſt, ich habe hier den erſten und einzigen Menſchen Auge in Auge und mit eigner Hand getödtet. Der Anblick der Feſtung wird mir deßhalb immer peinlich bleiben.

Was ſagen Sie da? riefen Mehrere. Sie ſind ſeit zwanzig Jahren Soldat, haben fünfzehn große Schlachten mit geſchlagen, ſich vielleicht an funfzig Gefechten betheiligt und behaupten nur einen einzigen Feind getödtet zu haben?

Das habe ich nicht geſagt, meine Herren. Von den zehntauſend Patronen, die ich verſchoſſen, hat möglicherweiſe die Hälfte ihr Ziel erreicht, aber in Bitſch tauchte ich zum erſten Male meine Hand in das Blut eines Feindes, machte ich zum erſten Male die furchtbare Erfahrung, wie es iſt, wenn man die Klinge in die Bruſt eines Menſchen ſtößt.

Es iſt wahr, bemerkte einer der Officiere, der Soldat tödtet häufig und hat beinahe nie eine Empfindung davon. Das Gewehrfeuer iſt im Grunde weniger ein Act des Tödtens, als eine auf Tödtung gerichtete Abſicht, und was das Bajonett betrifft, ſo wird auch in mörderiſchen Schlachten nur ſelten davon Gebrauch gemacht. Es iſt ein Zuſammenſtoß, bei welchem einer der beiden Feinde Stand hält oder weicht, ohne daß es zum Schlagen kommt. Die Waffen kreuzen ſich und werden wieder erhoben, ſobald der Widerſtand aufhört. Die Cavalerie haut wirklich ein …

Ebenſo, fuhr Desroches fort, ebenſo, wie man den letzten Blick eines Gegners nicht vergißt, den man im Duell getödtet hat, ſein letztes Röcheln, den dumpfen Ton, mit dem er zur Erde ſtürzt, ebenſo trage ich — lachen Sie darüber, wenn Sie können — beinahe wie einen Gewiſſensbiß, das bleiche, grauſige Bild des preußiſchen Sergeanten mit mir herum, den ich damals in der kleinen Pulverkammer der Feſtung niedermachte.

Alle ſchwiegen, und Desroches begann ſeine Erzählung:

Es war Nacht; ich arbeitete, wie ich vorhin beſchrieben, denn um zwei Uhr ſoll, mit Ausnahme der Schildwachen, Alles in der Feſtung ſchlafen. Die Patrouillen machen die Runde ſo geräuſchlos wie möglich, und aller Lärm iſt ſtreng verpönt. Deſſenohngeachtet glaubte ich in der Galerie, die ſich unter meinem Zimmer hinzog, ein fortgeſetztes Geräuſch wahrzunehmen. Man arbeitete an einer Thür, und dieſe Thür gab krachend nach. Ich lief hinaus nach dem Ende des Corridors, horchte und rief mit leiſer Stimme die Schildwache an, ohne Antwort zu empfangen. Schnell hatte ich die Kanoniere geweckt, war in die Uniform gefahren, nahm den blanken Säbel in die Hand und eilte nach der Gegend, aus welcher das Geräuſch kam. Ich drang mit etwa dreißig Mann in die Galerie ein und ſah mich plötzlich, in der Nähe des Rundpunktes, der ſich in der Mitte der Galerie befindet, beim Scheine der Laterne den Preußen gegenüber, die ein Verräther durch die verſchloſſene Ausfallpforte eingelaſſen hatte. Sie drängten in Unordnung vorwärts und feuerten, als ſie uns bemerkten, einige Flintenſchüſſe ab, die in dieſen niedrigen Gewölben und in der halben Dunkelheit einen furchtbaren Eindruck machten.

Auge in Auge ſtand man ſich gegenüber. Die Angreifer drangen in immer größerer Anzahl in die Galerie ein; hinter uns ſammelte ſich die in Eile herbeiſtürzende Beſatzung — kaum vermochte man ſich in dem Gedränge zu rühren. Aber zwiſchen beiden Parteien lag noch ein freier Raum von ſechs bis acht Fuß, ein Kampfplatz, den noch Niemand zu betreten wagte, ſo groß war die Beſtürzung der überrumpelten Franzoſen und der Schrecken der in ihren Erwartungen getäuſchten Preußen.

Die Unentſchloſſenheit dauerte indeſſen nicht lange. Die Scene wurde durch Fackeln und einige Laternen erleuchtet, welche die Kanoniere an der Wand befeſtigt hatten, und es entſpann ſich nun eine Art antiken Kampfes. Ich befand mich im erſten Gliede und ſah mich einem preußiſchen Sergeanten von gewaltiger Geſtalt gegenüber, deſſen Bruſt mit Ehrenzeichen bedeckt war. Er war mit einer Flinte bewaffnet, die er indeſſen in dem dichten Gedränge kaum brauchen konnte — alle dieſe Einzelheiten ſind mir nur noch zu deutlich in der Erinnerung. Ob er daran dachte, ſich zu vertheidigen, weiß ich eigentlich nicht — ich ſprang auf ihn zu und ſtieß meinen Degen in die tapfere Bruſt. Mein Opfer riß die Augen entſetzlich weit auf, krampfte die Hände zuſammen und fiel in die Arme der übrigen Soldaten.

Was darauf folgte, vermag ich nicht zu ſagen. Als ich mich wieder auf mich ſelbſt beſann, befand ich mich, mit Blut bedeckt, im erſten Hofe. Die Preußen waren durch das Ausfallpförtchen hinausgedrängt und bis zu ihrem Lager mit Kanonenſchüſſen verfolgt worden.

Ein längeres Schweigen folgte dieſer Erzählung — dann ſprach man von andern Dingen. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, zu ſehen, wie ſich alle dieſe harten Soldatengeſichter bei der Erzählung eines im Kriege ſo gewöhnlichen Vorganges verdüſterten. An den nachdenklichen Blicken dieſer Menſchenſchlächter von Beruf konnte man ermeſſen, lieber Doctor, was im Grunde das Leben eines Menſchen, und ſelbſt eines Deutſchen doch werth iſt.

Ohne Zweifel ſchreit Menſchenblut zum Himmel, gleichviel auf welche Weiſe es vergoſſen wird, entgegnete der Doctor. Trotzdem that Desroches kein Unrecht; er vertheidigte ſich nur.

Wer weiß? murmelte Arthur.

Sie ſprachen vorhin von einer Abfindung, einer Beſchwichtigung des Gewiſſens, lieber Doctor. Sagen Sie mir doch, ob der Tod dieſes Sergeanten nicht ein wenig wie ein Mord ausſieht. Iſt denn wirklich mit Sicherheit anzunehmen, daß der Sergeant Desroches getödtet hätte?

Aber der Krieg bringt dergleichen nun einmal mit ſich!

Gewiß bringt der Krieg ſolche Dinge mit ſich. Man tödtet auf dreihundert Schritt und im Nebel einen Menſchen, den man nicht kennt und nicht ſieht; man bringt im Handgemenge, Haß und Wuth im Blicke, Menſchen um, gegen die man keinen Haß hegt, und damit tröſtet man ſich nicht nur, nein, man macht es ſich zum Ruhme. Und alles das geht in allen Ehren zwiſchen chriſtlichen Völkern vor! ...

Das Erlebniß Desroches' brachte die verſchiedenartigſten Eindrücke auf die Gemüther ſeiner Zuhörer hervor, fuhr der Abbé fort. Endlich ging man auseinander. Der Erzähler ſelbſt vergaß am erſten ſeine grauſige Geſchichte, denn von dem kleinen Zimmer, das man ihm angewieſen, erblickte er zwiſchen den Wipfeln der Bäume hindurch, in dem Gaſthauſe des Städtchens, ein gewiſſes, durch eine Nachtlampe erhelltes Fenſter. Dort ruhte ſeine ganze Zukunft. Als ihn mitten in der Nacht der Schritt der Ronden und das Wer da! der Schildwachen weckten, mußte er ſich ſagen, daß jetzt bei einem etwaigen Alarmzeichen ſein Muth nicht mehr den ganzen Menſchen electriſiren würde, ſondern daß ſich ein wenig Bedauern und Befürchtung in ſeine Empfindung miſchen könnte.

Am andern Morgen öffnete ihm der wachthabende Hauptmann noch vor der Reveille das Thor, und er fand draußen, an den äußern Gräben, ſeine beiden Freundinnen, die, ihn erwartend, hier auf und abgingen. Ich begleitete die kleine Geſellſchaft bis Neunhofen. Sie wollten in Hagenau nur den Civilact abſchließen und dann zur kirchlichen Einſegnung ihrer Ehe nach Metz zurückkehren.

Wilhelm, der Bruder Emiliens, empfing Desroches ziemlich freundlich; nur zuweilen betrachteten ſich die beiden Schwäger mit eigenthümlicher und hartnäckiger Aufmerkſamkeit. Wilhelm war von mittlerer Größe, aber gut gewachſen. Seine blonden Haare waren ſchon ziemlich dünn, als ob angeſtrengte Studien oder Kummer und Sorge ſeine Kraft und Geſundheit frühzeitig untergraben hätten. Um ſeiner ſchwachen Augen willen, welche, wie er ſagte, bei dem geringſten Lichtſtrahl, der ſie traf, ſchmerzten, trug er eine blaue Brille. Desroches hatte einen Stoß Papiere mitgebracht, die der junge Rechtsbefliſſene aufmerkſam prüfte; worauf er dann auch die Documente ſeiner Familie herbeibrachte und Desroches zwang, Einſicht von denſelben zu nehmen. Aber er hatte es mit einem vertrauenden, uneigennützigen und verliebten Manne zu thun, der ſich nicht lange bei der Prüfung aufhielt. Dieſe Art, die Geſchäfte zu erledigen, ſchien Wilhelm ein wenig zu ſchmeicheln, und etwas zutraulicher nahm er nun den Arm des jungen Officiers, bot ihm eine ſeiner beſten Pfeifen an und führte ihn bei ſeinen Freunden in Hagenau ein.

Ueberall wurde ſtark geraucht und ſo viel Bier getrunken, daß Desroches, nach der zehnten Vorſtellung, um Gnade bat. Man erlaubte ihm nun, die Abende bei ſeiner Braut zuzubringen.

Wenige Tage ſpäter waren die beiden Liebenden von der Bank in der Esplanade durch den Maire von Hagenau verbunden.

Der brave Beamte, welcher vor der franzöſiſchen Revolution Bürgermeiſter geweſen war, die kleine Emilie oft auf ſeinen Arm getragen, ja vielleicht ſogar in die Geburtsregiſter eingezeichnet hatte, flüſterte ihr am Abend vor der Trauung die Frage zu: warum ſie nicht lieber einen guten Deutſchen geheirathet hätte?

Emilie ſelbſt ſchien auf die Verſchiedenheit der Nationalität kein großes Gewicht zu legen. Auch Wilhelm hatte ſich — trotz der Zurückhaltung, welche die beiden Männer anfänglich gegen einander gezeigt — mit dem

Schnurrbart des Lieutnants ausgeſöhnt, denn Desroches hatte ſich angelegen ſein laſſen, das gute Einvernehmen herzuſtellen; Wilhelm that es ſeiner Schweſter zu Liebe, die gute Tante ſuchte überall auszugleichen und zu vermitteln, und ſo gelang es, ein vollkommenes Einverſtändniß zu erzielen.

Wilhelm umarmte ſeinen Schwager nach der Unterzeichnung des Contractes herzlich, und noch an demſelben Tage — die Formalität war bereits Morgens neun Uhr vorüber — befanden ſich die vier Reiſegefährten auf dem Wege nach Metz. Es war ſechs Uhr Abends, als der Wagen vor dem Gaſthauſe in Bitſch hielt.

Das Reiſen iſt in dieſer Gegend ſehr beſchwerlich. Das Land wird vielfach von Flüſſen und Gehölzen durchſchnitten, man fährt zehnmal in der Stunde hügelauf, hügelab, und die Reiſenden werden gehörig zuſammengeſchüttelt. Wahrſcheinlich war dies auch der Grund des Unwohlſeins, über welches ſich die junge Frau bei der Ankunft in Bitſch beklagte. Die Tante und Desroches zogen ſich mit ihr zurück, und Wilhelm, der gewaltigen Hunger verſpürte, begab ſich in den kleinen Saal hinab, in welchem um acht Uhr die Officiere das Abendeſſen einzunehmen pflegten.

Diesmal wußte Niemand etwas von der Anweſenheit Desroches'. Die Garniſon hatte den Tag mit Excurſionen in den Holzſchlägen von Huspoldten zugebracht und Desroches hatte, um ſeine Frau nicht verlaſſen zu müſſen, der Wirthin verboten, ſeinen Namen zu nennen.

An dem kleinen Fenſter des Zimmers ſitzend, ſahen die drei die Truppen in die Feſtung zurückkehren, und bei einbrechender Dämmerung erblickten ſie auf dem Glacis Soldaten in Interimsjacken, die ihre Ration Brod nebſt Ziegenkäſe verſpeiſ'ten, welchen letztern ihnen die Marketenderin lieferte.

Währenddeſſen hatte Wilhelm, um ſich die Zeit des Wartens zu vertreiben und ſeinen Magen zur Geduld zu ermahnen, ſeine Pfeife angezündet und genoß, auf der Thürſchwelle ſtehend, gleichzeitig das Aroma des Tabaks und den aus der Küche herausdringenden Duft der Speiſen. Die Officiere ſagten ſich beim Anblick des bürgerlich ausſehenden Reiſenden mit der bis über die Ohren hereingezogenen Mütze und der blauen, nach der Küche hin ſpähenden Brille, daß ſie bei Tiſche nicht allein ſein würden, und beſchloſſen, die Bekanntſchaft des Ankömmlings zu machen. Vielleicht war er ein weitgereiſ'ter Mann, beſaß Geiſt und Bildung, brachte Neuigkeiten mit, und in dieſem Falle war er ein glücklicher Fund. Oder er war aus der Umgegend, behauptete ein verlegenes Stillſchweigen, und dann konnte man wenigſtens über den Einfaltspinſel lachen.

Ein junger Secondelieutenant näherte ſich Wilhelm mit einer Höflichkeit, die hart an Uebertreibung ſtreifte.

Guten Abend, mein Herr. Wiſſen Sie vielleicht etwas Neues aus Paris?

Nein, mein Herr, das möchte ich Sie lieber fragen.

Wie ſollten wir hier etwas erfahren? Wir kommen ja nicht aus Bitſch heraus.

Und ich verlaſſe ſehr ſelten mein Arbeitszimmer.

Stehen Sie vielleicht bei dem Ingenieurcorps?

Dieſer Scherz, welcher ſich gegen die Brille Wilhelms richtete, wurde von der ganzen Geſellſchaft mit Heiterkeit aufgenommen.

Ich bin Bureauvorſteher bei einem Notar, mein Herr.

Wirklich? In Ihrem Alter iſt das ſonderbar.

Wünſchen Sie vielleicht meinen Paß zu ſehen? fragte Wilhelm.

Durchaus nicht.

Wenn die Sache nicht darauf hinausläuft, ſich über mich luſtig zu machen, ſo bin ich bereit, Ihnen jegliche Auskunft zu geben.

Die Geſellſchaft wurde ernſter.

Ich habe Sie ohne boshafte Abſicht gefragt, ob Sie bei dem Ingenieurcorps ſtänden, weil Sie eine Brille tragen. Wie Sie wiſſen werden, haben nur die Officiere dieſes Corps die Erlaubniß, Augengläſer zu tragen.

Und daraus ſchließen Sie, daß ich Soldat oder Officier bin?

Jeder iſt ja jetzt Soldat. Sie ſind kaum fünfundzwanzig Jahre alt und müſſen zur Armee gehören. Aber vielleicht ſind Sie reich, haben fünfzehntauſend, zwanzigtauſend Francs Einkommen ... Ihre Verwandten haben vielleicht Opfer gebracht... Doch in dieſem Falle ißt man nicht an der Table d'hôte eines ſolchen Wirthshauſes.

Vielleicht, mein Herr, haben Sie das Recht, mich einem ſolchen Verhör zu unterwerfen, und in dieſem Falle iſt's meine Pflicht, Ihnen Rede zu ſtehen, erwiderte Wilhelm, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm. Ich beſitze keine Renten, denn ich bin, wie ich Ihnen bereits ſchon ſagte, ein einfacher Advocatenſchreiber und wurde meiner ſchlechten Augen wegen zurückgewieſen. Mit einem Worte, ich bin kurzſichtig.

Ein allgemeines ſtürmiſches Gelächter begrüßte dieſe Erklärung.

Junger Mann, junger Mann! rief Hauptmann Vallier, ihn auf die Schulter ſchlagend, Sie thun recht, ſich an das Sprüchwort zu halten: Weit davon iſt gut für den Schuß!

Wilhelm wurde roth bis unter die Augen.

Ich bin kein Feigling, Herr Hauptmann, und werde Ihnen das beweiſen, wenn Sie wünſchen. Aber meine Papiere ſind in Ordnung, und wenn Sie vielleicht zur Aushebung hierher commandirt ſind, bin ich gerne bereit, ſie Ihnen vorzulegen.

Genug, genug! riefen einige Officiere. Laſſen Sie den Bürger in Ruhe, Vallier. Der Herr iſt ein friedlicher Privatmann und hat das Recht, hier zu ſpeiſen.

Das iſt wahr, wir wollen uns zu Tiſch ſetzen. Und darum keine Feindſchaft, junger Mann! Beruhigen

Sie ſich übrigens. Ich bin weder Unterſuchungsarzt, noch iſt dieſes Speiſezimmer ein Reviſionsſaal. Um Ihnen meine Friedfertigkeit zu beweiſen, werde ich mir erlauben, Ihnen von dieſem alten Burſchen, der zäh wie Leder iſt und den man uns als Hähnchen aufträgt, einen Flügel vorzulegen.

Ich danke Ihnen, erwiderte Wilhelm, dem der Appetit vergangen war; ich werde nur von den Forellen eſſen, die dort am obern Ende des Tiſches ſtehen.

Dabei gab er der Aufwärterin einen Wink, ihm die Schüſſel zu reichen.

Sind es wirklich Forellen? fragte der Hauptmann zu Wilhelm gewendet, welcher ſeine Brille abgenommen hatte, als er ſich zu Tiſch ſetzte. Meiner Treu, Sie haben beſſere Augen, als ich, und würden Ihren Gegner aufs Korn nehmen können, ſo gut wie ein Anderer... Sie haben alſo Protectionen gehabt und dieſelben benutzt. Sie lieben den Frieden — nun Jeder nach ſeinem Geſchmack. Ich, an Ihrer Stelle, würde kein Bulletin der großen Armee leſen, würde nicht daran denken können, daß andere junge Leute meines Alters auf den deutſchen Schlachtfeldern den Tod finden, ohne daß mir das Blut in den Adern kochte. Sie ſind wohl nicht Franzoſe?

Nein, entgegnete Wilhelm halb widerwillig, halb befriedigt, ich bin in Hagenau geboren, bin kein Franzoſe, ſondern ein Deutſcher.

Ein Deutſcher? Hagenau liegt aber innerhalb der Rheingrenze, iſt eine Stadt des franzöſiſchen Kaiſerreichs und gehört zum Departement des Niederrheins. Sehen Sie dort die Karte an.

Ich bin aus Hagenau, das noch vor zehn Jahren eine deutſche Stadt war, jetzt aber zu Frankreich gehört. Bin Deutſcher, wie Sie bis zum Tode Franzoſen ſein würden, auch wenn Ihre Heimat einmal an Deutſchland fiele.

Sie ſprechen da ſehr gefährliche Dinge, junger Mann; nehmen Sie ſich in Acht!

Vielleicht thue ich Unrecht, entgegnete Wilhelm heftig. Ich ſollte das Gefühl, welches ich im Herzen trage, verbergen, wenn ich es nicht ändern kann. Aber Sie ſelbſt haben es ſoweit getrieben, daß ich mich, wenn ich nicht als Feigling gelten ſoll, um jeden Preis rechtfertigen muß. Ja, da liegt der Grund, der mich vor meinem eignen Gewiſſen freiſpricht, wenn ich mir ein Gebrechen, das ein wirkliches iſt, Andre aber vielleicht nicht abgehalten hätte, zu Nutze machte. Ich geſtehe ganz offen, daß ich keinen Haß gegen die Völker hege, die Sie gegenwärtig bekriegen. Hätte mich das Unglück betroffen, gegen ſie marſchiren zu müſſen, ſo würde ich ohne Zweifel, ſo gut wie ein Andrer, im Stande geweſen ſein, die deutſchen Fluren verwüſten, die deutſchen Städte einäſchern zu helfen, meine Landsleute oder — wenn Ihnen das beſſer gefällt — meine frühern Landsleute zu ermorden und auf eine Truppe ſogenannter Feinde zu feuern, um vielleicht Verwandte oder alte Freunde meines Vaters zu treffen... Sie ſehen, es iſt für mich beſſer, in der Expedition des Notars in Hagenau Akten zu ſchreiben! Außerdem iſt in meiner Familie Blut genug vergoſſen worden... mein Vater hat das ſeinige bis zum letzten Tropfen verſpritzt... und ich...

Ihr Vater war alſo Soldat? unterbrach ihn Capitän Vallier.

Mein Vater war Sergeant in der preußiſchen Armee und hat lange Zeit dies Gebiet, das Sie jetzt beſetzt halten, vertheidigen helfen. Endlich hat er den Tod bei der letzten Attacke auf die Feſtung Bitſch gefunden.

Die letzten Worte Wilhelm's erregten allgemeine Aufmerkſamkeit und beſchwichtigten für den Augenblick das Verlangen, ihm die Paradoxen, welche er in Bezug auf ſeine Nationalität ausgeſprochen, in die Zähne zurückzuſchleudern.

Ihr Vater iſt alſo im Jahre 93 gefallen?

Am ſiebzehnten October 93. Er war am Tage vorher von Pirmaſens gekommen, um zu ſeiner Compagnie zu ſtoßen. Ich weiß, daß er meiner Mutter ſagte, die Feſtung ſolle durch einen kecken Handſtreich überrumpelt und ohne einen Schuß Pulver genommen werden. Vierundzwanzig Stunden ſpäter brachte man ihn ſterbend heim. Er hauchte auf der Schwelle des Hauſes ſein Leben aus, nachdem er mir den Schwur abgenommen, meine Mutter — die ihn übrigens nur vierzehn Tage überlebte — niemals zu verlaſſen. Ich habe ſeitdem erfahren, daß er die Todeswunde in der Bruſt von einem jungen Soldaten empfing, der auf dieſe Weiſe einen der ſchönſten Grenadiere der Armee des Prinzen Hohenlohe tödtete.

Wer hat uns doch dieſe Geſchichte ſchon erzählt, fragte der Major.

Es iſt ja die Geſchichte von dem preußiſchen Sergeanten, den Desroches tödtete! entgegnete Vallier.

Desroches! rief Wilhelm. Sprechen Sie von Lieutenant Desroches?

Nein, nein, fiel einer der Officiere ein, welcher bemerkte, daß hier eine entſetzliche Entdeckung drohte. Der Desroches, von dem hier die Rede iſt, ſtand bei den Jägern und iſt vor vier Jahren geſtorben; ſeine erſte Waffenthat hat ihm kein Glück gebracht.

Ach ſo, er iſt todt! ſagte Wilhelm, welchem dicke Schweißtropfen auf der Stirn ſtanden.

Einige Minuten ſpäter erhoben ſich die Officiere, wünſchten ihm gute Nacht und ließen ihn allein. Desroches, welcher vom Fenſter aus ihre Entfernung bemerkt hatte, kam in den Speiſeſaal herunter, wo er ſeinen Schwager fand, der beide Ellbogen auf den Tiſch ſtützte und den Kopf in den Händen verbarg.

Wie, Sie ſchlafen doch nicht ſchon? fragte er. Ich will jetzt auch zu Abend eſſen; meine Frau iſt endlich eingeſchlafen, und ich habe grimmigen Hunger. Kommen Sie, trinken Sie ein Glas Wein, das wird Sie ermuntern, und Sie leiſten mir dann Geſellſchaft.

Nein, ich habe Kopfweh und will mich in mein Zimmer begeben, ſagte Wilhelm. Apropos, die Herren ſprachen ſo viel von den Sehenswürdigkeiten der Feſtung. Könnten Sie mich nicht morgen herumführen?

Ohne Zweifel kann ich das, lieber Freund, entgegnete Desroches.

Gut, ich werde Sie morgen früh wecken.

Desroches ſeufzte und nahm ſpäter Beſitz von dem zweiten Bette, das man in dem Zimmer ſeines Schwagers für ihn aufgeſchlagen hatte, denn er ſchlief, da er nur erſt durch den Civilact mit ſeiner Frau verbunden war, noch allein. Wilhelm vermochte in dieſer Nacht kein Auge zu ſchließen und weinte bald in der Stille, bald ſchleuderte er Blicke des Haſſes und der Wuth auf den Schläfer, der im Traume lächelte.

Das, was man Vorgefühl oder Vorahnung nennt, läßt ſich mit dem ſogenannten Piloten vergleichen, einem kleinen Fiſche, welcher die ungeheuern, faſt blinden Wallthiere begleitet, um ihnen anzuzeigen, daß hier eine ſcharfe Klippe emporragt, dort eine Sandbank droht. Wir gehen ſo gewohnheitsmäßig durchs Leben, daß namentlich ſorgloſe Naturen die ihnen drohenden Gefahren überſehen und häufig daran ſcheitern und zerſchellen würden, wenn ſich nicht ein wenig ſchlammiger Schaum auf der Oberfläche ihres Glückes als Warnung zeigte. Die Einen werden traurig, wenn ſie einen Raben fliegen ſehen, Andere werden es ſcheinbar ohne jeden Grund, noch Andere ſtützen ſich beim Erwachen nachdenklich auf den Ellbogen, weil ſie einen unheimlichen Traum hatten. Alles dies iſt Vorahnung. Der Traum ſagt: Dir droht Gefahr; der Rabe ſchreit: Nimm dich in Acht; das belaſtete, bedrückte Gehirn murmelt: Du haſt Urſache traurig zu ſein!

Desroches hatte gegen Morgen einen ſeltſamen Traum. Er befand ſich in einem unterirdiſchen Gange, und hinter ihm ſchritt ein weißer Schatten einher, deſſen Gewänder ſeine Ferſen berührten. Als er ſich umſah, wich der Schatten zurück, immer weiter und weiter, bis ihn Desroches endlich nur noch als weißen Punkt erblickte. Nun wurde dieſer Punkt wieder größer, fing an zu leuchten, füllte das ganze Gewölbe und verlöſchte. Ein leiſes Geräuſch weckte den Schläfer. Es war Wilhelm, der in das Zimmer trat. Er hatte den Hut auf dem Kopfe und war in einen langen, blauen Mantel gehüllt.

Desroches fuhr in die Höhe.

Wie, Sie ſind ſo früh ſchon ausgeweſen? rief er.

Es iſt Zeit aufzuſtehen! entgegnete Wilhelm.

Wird man uns ſchon die Thore der Feſtung öffnen?

Ohne Zweifel. Die Garniſon iſt bereits zum Exerciren ausmarſchirt. Nur die Wachtpoſten ſind noch oben.

Schon! Nun gut, ich ſtehe gleich zu Dienſten. Laſſen Sie mir nur Zeit, meiner Frau guten Morgen zu ſagen.

Es geht ihr gut, ich habe ſie ſchon geſehen, halten Sie ſich nicht dabei auf.

Desroches war erſtaunt über dieſe Antwort, aber er ſetzte ſie auf Rechnung der Ungeduld Wilhelm's und gab noch einmal der brüderlichen Autorität nach, die er bald bei Seite zu ſchieben hoffte.

Als ſie über den Platz gingen, um ſich in die

Feſtung zu begeben, blickte Desroches nach den Fenſtern des Gaſthauſes empor. Emilie ſchläft ohne Zweifel noch, dachte er. Aber der Vorhang bewegte ſich ein wenig, fiel dann zuſammen, und der Lieutenant glaubte zu bemerken, daß Jemand ſich vom Fenſter zurückzog, um nicht von ihm geſehen zu werden.

Die Thore der Feſtung öffneten ſich ohne Schwierigkeiten vor ihnen. Ein invalider Hauptmann, der geſtern Abend nicht mit zu Tiſch geweſen war, hatte das Commando. Desroches nahm eine Laterne und führte ſeinen ſchweigſamen Gefährten von einem Raume in den andern.

Führen Sie mich nun in die unterirdiſchen Gewölbe, ſagte Wilhelm nach kurzer Beſichtigung mehrerer Punkte, die er keiner beſondern Beachtung werth fand.

Mit Vergnügen. Aber ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß die Promenade nicht eben angenehm ſein wird, denn es iſt da unten ſehr feucht. Unter dem linken Flügel liegen die Pulvervorräthe, und dieſer Theil kann nur mit beſonderer höherer Erlaubniß beſucht werden. Auf der andern Seite befinden ſich die Waſſerreſervoirs und die Vorräthe an rohem Salpeter. In der Mitte liegen die Contreminen und die Galerien; gewölbte Gänge, wie andere ...

Gleichviel, ich möchte die Plätze ſehen, wo ſich ſo viele unheimliche Ereigniſſe zugetragen haben ... wo Sie ſelbſt in Gefahr gekommen ſein ſollen, wie man mir geſagt hat.

Er wird mir keinen Keller ſchenken, dachte Desroches.

„Wohlan, da wir noch einige Stunden vor uns haben, ſo wollen wir jetzt ein wenig der Ruhe pflegen. Morgen früh, wenn die Sonne uns einander vorgeſtellt hat, werde ich aus Euren Phyſiognomien beurtheilen können, ob es räthlich iſt, daß wir näher mit einander bekannt werden. Die Nacht iſt die Zeit der Ruhe, wie Quintus Curtius ſagt: custos, bos, fur atque sacerdos. Der Schlaf iſt für Alle da; gute Nacht, meine Freunde.“

## Neuntes Kapitel.

Worin die Abenteuer im Frachtwagen fortgeſetzt werden und unſer Erſtaunen über die neuen Reiſegefährten wächſt. Wir geben das Lateinreden auf und treten in einen Dienſt.

Seinem Rath gehorſam, lagen wir bald in feſtem Schlafe. Am Morgen erweckte mich eine Hand, die ich in meiner Taſche fühlte; ich bemächtigte mich ihrer und hielt ſie feſt.

„Laß mir die Hand los, gleich!“ rief eine weinerliche Stimme.

Ich fuhr auf — es war heller Tag — und ſah das menſchliche Weſen an, dem dieſe Hand gehörte. Es war ein ſehr hagerer, mißgebauter junger Mann, von etwa zwanzig Jahren dem Anſcheine nach, aber ohne das geringſte Zeichen von Mannheit an ſeinem Kinn, mit einem todtenähnlichen Geſicht, großen, ſtarren Augen, hervorſtehenden Backenknochen, langen zottigen Haaren, die wie ein Rattenkönig ausſahen, dünnen Lippen und ungeheuren Elephantenohren. Einen erbarmungswertheren Wicht hab' ich in meinem Leben nicht geſehen; ich blickte ihn fortwährend mit Beſtürzung an. Er wiederholte ſeine Worte mit einem blödſinnigen Ausdruck: „Gleich laß meine Hand gehen, wie?“

Kommen Sie zuerſt hier in dieſen Gang, welcher nach dem eiſernen Ausfallpförtchen führt, lieber Freund; fuhr er dann fort.

Die Laterne warf ein trübes Licht auf die von Moder bedeckten Mauern und beleuchtete einige verroſtete Säbelklingen und Flintenläufe, die hier aufgehangen waren.

Was ſind das für Waffen? fragte Wilhelm.

Es ſind die Waffen der Preußen, die bei dem letzten Angriff auf die Feſtung hier fielen. Unſere Soldaten haben ſie zu einer Art Trophäe zuſammengeſtellt.

Alſo ſind mehrere Preußen hier gefallen?

Im Rundpunkte ſogar ſehr viele.

Und haben Sie nicht ſelbſt einen Sergeanten getödtet, einen alten Mann von hoher Statur, mit rothem Schnurrbarte?

Ja; habe ich Ihnen die Geſchichte nicht erzählt?

Nein, Sie haben mir nichts davon erzählt, aber man ſprach geſtern Abend bei Tiſch von dieſer Heldenthat ... die Sie uns in Ihrer Beſcheidenheit verſchwiegen.

Was haben Sie, lieber Schwager? Sie ſind blaß geworden?

Nennen Sie mich nicht mehr Schwager, ſondern Feind! rief Wilhelm mit Donnerſtimme. Ich bin ein Preuße! Ich bin der Sohn des Sergeanten, den Sie hier ermordet haben!

Ermordet!

Oder umgebracht, wenn Ihnen das Wort beſſer gefällt! Sehen Sie her —, hier hat Ihr Degen getroffen!

Wilhelm warf ſeinen Mantel zurück und zeigte auf eine durchlöcherte Stelle in der grünen Uniform, die er trug. Es war die Uniform ſeines Vaters, die er pietätvoll aufbewahrt hatte.

Sie, der Sohn des Sergeanten! Mein Gott — Sie wollen ſich einen Scherz mit mir machen!

Einen Scherz? Scherzt man mit ſo entſetzlichen Dingen? ... An dieſer Stelle wurde mein Vater getödtet; ſein edles Blut hat dieſe Steine roth gefärbt; dieſer Säbel iſt vielleicht der ſeinige! Nun wohlan, nehmen Sie ebenfalls eine von dieſen Waffen und geben Sie mir Genugthuung! Vorwärts! Es handelt ſich hier nicht um ein Duell, ſondern es iſt der Kampf eines Deutſchen gegen einen Franzoſen. Achtung!

Sie ſind toll, Wilhelm. Laſſen Sie die verroſteten Klingen hängen. Sie wollen mich tödten — welche Schuld habe ich denn?

Sie können mich ja ebenſo gut tödten — ja Sie haben mir gegenüber alle Ausſicht dazu. Vorwärts, vertheidigen Sie ſich!

So tödten Sie mich, ohne daß ich Widerſtand leiſte, Wilhelm! Ich ſelbſt verliere den Kopf — Alles dreht ſich mit mir im Kreiſe ... Aber bedenken Sie, daß ich nur gethan habe, was jeder Soldat an meiner Stelle thun mußte ... Außerdem bin ich der Gatte Ihrer Schweſter, ſie liebt mich! Der Kampf iſt ganz unmöglich.

Meine Schweſter! ... Darum gerade iſt's unmöglich, daß wir Beide länger auf derſelben Erde leben!

Meine Schweſter weiß Alles und wird Denjenigen, der ſie zur Waiſe gemacht hat, niemals wiederſehen. Sie haben ihr geſtern das letzte Lebewohl geſagt.

Desroches ſtieß einen furchtbaren Schrei aus und ſtürzte ſich auf Wilhelm, um ihm die Waffe aus der Hand zu winden. Es war ein ziemlich langer Kampf, denn der junge Mann ſetzte den Angriffen ſeines Gegners den Widerſtand der Wuth und Verzweiflung entgegen.

Her mit dem Säbel, Unglücklicher! rief Desroches. Her damit! Nein, Sie ſollen mich nicht damit verwunden, Sie elender Narr! Sie thörichter Träumer! ...

Nur zu! ſchrie Wilhelm mit halberſtickter Stimme. Bringen Sie den Sohn auf derſelben Stelle um, wo Sie den Vater umbrachten. Der Sohn iſt auch ein Deutſcher ... ein Deutſcher ...

In dieſem Augenblicke wurden Schritte in der Galerie hörbar, und Desroches ließ ſeinen Gegner los. Wilhelm blieb am Boden liegen.

Die Schritte waren die meinigen, fügte der Abbé hinzu. Emilie war nach dem Pfarrhauſe gekommen, um mir Alles zu erzählen und ſich unter den Schutz der Religion zu ſtellen; das arme Kind! Ich erſtickte das Mitleid, das in der Tiefe meines Herzens für ſie ſprach, und als ſie mich fragte, ob ſie den Mörder ihres Vaters noch lieben dürfe, blieb ich ihr die Antwort ſchuldig. Sie verſtand mich, drückte mir die Hand und ging weinend davon. Da ergriff mich ein düſteres Vorgefühl; ich folgte ihr, und als ich hörte, daß man ihr im Hotel ſagte, ihr Bruder und ihr Mann ſeien gegangen, um die Feſtung zu beſichtigen, fing ich an, die ſchreckliche Wahrheit zu ahnen. Glücklicherweiſe kam ich zur rechten Zeit, um das Aeußerſte zwiſchen den beiden vor Zorn und Schmerz raſenden Männern zu verhindern.

Wilhelm, obgleich entwaffnet, widerſtand noch immer den Bitten Desroches'. Er war niedergeworfen, aber aus ſeinen Augen ſprachen noch immer Zorn und Wuth.

Unbarmherziger Menſch! Sie wecken die Todten aus ihren Gräbern und führen entſetzliche Ereigniſſe herbei! rief ich ihm zu. Sind Sie kein Chriſt? Wollen Sie der Gerechtigkeit Gottes vorgreifen? Wollen Sie hier der einzige Verbrecher, der einzige Mörder werden? Die Sühne wird vollbracht werden, zweifeln Sie nicht daran. Aber es iſt nicht unſres Amtes, ihr vorzuarbeiten und gar ſie mit Gewalt zu vollziehen.

Desroches drückte mir die Hand.

Emilie weiß Alles, ſagte er. Ich werde ſie nie wiederſehen, aber ich weiß, was ich zu thun habe, um ihr die Freiheit zu geben.

Was meinen Sie? rief ich. Denken Sie an Selbſtmord?

Während deſſen hatte ſich Wilhelm erhoben und Desroches' Hand ergriffen.

Nein, ſagte er, ich hatte Unrecht. Ich allein bin ſchuldig. Ich hätte das Geheimniß und meine Verzweiflung in mir verſchließen ſollen!

Ich verſuche nicht, Ihnen zu ſchildern, was wir in dieſer verhängnißvollen Stunde litten. Ich nahm alle Gründe der Religion und Philoſophie zu Hülfe, ohne einen Ausweg aus dieſer furchtbaren Lage zu finden. Eine Trennung war auf alle Fälle unerläßlich, aber wie ſollte man ſie vor den Behörden rechtfertigen! Es waren hier nicht allein ſehr ſchmerzliche Verhandlungen zu überſtehen, ſondern es konnte politiſch gefährlich ſein, dieſe verhängnißvollen Umſtände zu enthüllen.

Beſonders bemühte ich mich, Desroches die finſtern, unheilvollen Pläne auszureden und ihm die Grundſätze der Religion einzuprägen, welche den Selbſtmord als Verbrechen verurtheilt. Sie wiſſen, daß der Unglückliche in der Schule der Materialiſten des achtzehnten Jahrhunderts aufgewachſen war. Allerdings hatten ſeine Anſchauungen ſeit jener ſchweren Verwundung einen gewiſſen Umſchwung erfahren. Er war einer jener halb ſkeptiſchen Chriſten geworden, wie wir ſo viele haben, welche finden, daß ein wenig Religion nicht ſchaden kann, und welche ſich — für den Fall, daß es doch einen Gott geben ſollte, ſogar dazu entſchließen, einen Prieſter anzuhören. Auf dieſe ſehr ſchwankende Religioſität hin fanden meine Tröſtungen denn auch Eingang bei ihm. Einige Tage vergingen. Wilhelm und ſeine Schweſter hatten das Gaſthaus nicht verlaſſen, denn Emilie war nach all den Erſchütterungen ſehr krank geworden. Desroches wohnte in der Pfarrei und las den ganzen Tag in religiöſen Büchern, die ich ihm lieh. Eines Tages begab er ſich allein nach der Feſtung, blieb einige Stunden dort und zeigte mir bei der Rückkehr ein Blatt Papier, auf welchem ſein Name ſtand. Es war ſeine Beſtallung als Hauptmann bei einem Regiment, das eben im Begriff war, auszurücken, um zu der Diviſion Partoyneaux zu ſtoßen.

Nach Ablauf eines Monats erhielten wir die Nachricht von ſeinem ebenſo glorreichen, wie eigenthümlichen Ende. Was man auch von der Art von Wahnſinn ſagen mag, die ihn dazu trieb, ſich blind ins Gefecht zu ſtürzen, ſo war es doch ohne Zweifel ſein Beiſpiel, welches das ganze Bataillon, nachdem dasſelbe beim erſten Angriff große Verluſte erlitten hatte, zu neuem Muthe anfeuerte …

Alle ſchwiegen, nachdem der Abbé ſeine Erzählung beendigt hatte. Jeder behielt die Gedanken für ſich, die dies Leben und dieſer Tod in ihm anregte.

Der geiſtliche Herr erhob ſich, indem er hinzufügte:

Wenn es Ihnen recht iſt, meine Herren, ſo machen wir unſern gewöhnlichen Abendſpaziergang heute einmal nach andrer Richtung hin. Wir nehmen vielleicht den Weg nach jenem Thale dort, wo die untergehende Sonne ſoeben die Spitzen der Pappeln vergoldet. Ich werde Sie dann bis zur Butte-aux-Lierres führen, und von da aus können Sie das Kreuz des Kloſters ſehen, nach welchem ſich Frau Desroches zurückgezogen hat.

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

---

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe** und **Hermann Kurz.**

Preis eines Bandes von ca. 20 Bogen
elegant broſchirt: 15 Sgr. oder 54 kr.,
fein gebunden: 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. ſüdd. W.

**Jeder Band wird auch einzeln verkauft.**

## Inhalt der erſchienenen Bände.

### Erſte Serie.

### I. Band:

**Die neue Meluſine.** Von Goethe.
**Die Verlobung auf St. Domingo.** Von H. v. Kleiſt.
**Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.** Von Clemens Brentano.
**Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau.** Von Achim v. Arnim.
**Das Fräulein von Scudery.** Von E. T. A. Hoffmann.

### II. Band:

**Die Gemälde.** Von L. Tieck.
**Der letzte Savello.** Von C. Fr. Rumohr.
**Brigitta.** Von Adalbert Stifter.
**Der Stern der Schönheit.** Von August Weiß.

### III. Band:

**Des Lebens Ueberfluß.** Von L. Tieck.
**Die Glücksritter.** Von Joſeph v. Eichendorff.
**Die katholiſche Mühle.** Von Adolph Widmann.
**Romeo und Julia auf dem Dorfe.** Von Gottfried Keller.

### IV. Band:

**Irrwiſch-Fritze.** Von Franz Berthold.
**Phantaſieen im Bremer Rathskeller.** Von Wilhelm Hauff.
**Margret.** Von Gottfried Kinkel.
**Mozart auf der Reiſe nach Prag.** Von Eduard Mörike.

## Vierte Serie.

### I. Band. (Band XIX.)

**Die Düvecke oder die Leiden einer Königin.** Von Leopold Schefer.
**Der Enten-Piet.** Von Walter Teſche.
**Hugideo.** Von Joſeph Victor Scheffel.
**Reich zu Reich und Arm zu Arm.** Von Claire von Glümer.

Die folgenden Bände werden Auserwähltes bringen von A. von Chamiſſo, de la Motte Fouqué, Gerſtäcker, Karl Gutzkow, Thereſe Huber, R. Kausler, Franz Kugler, J. Ludwig, Theodor Mügge, Wilhelm Müller, W. Raabe, Hermann Schmid, Franz W. Ziegler und vielen Anderen.

München, im März 1874.

**R. Oldenbourg,**
Verlagsbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Was hatte dieſe Hand in meiner Taſche zu ſchaffen?“ rief ich ärgerlich.

„Ich hab' mein Schnupftuch geſucht,“ erwiederte der junge Menſch: „ich hab's immer in der Hoſentaſche.“

„Doch nicht in des Nachbars Taſche vermuthlich?“

„In des Nachbars!“ verſetzte er mit nichtsſagender Miene: „ja ſo, jetzt ſeh' ich, ich glaubte, es ſey meine eigene.“

Ich ließ ſeine Hand los, er ſteckte ſie ſogleich in die Taſche und zog ſein Tüchlein hervor, wenn nämlich der Fetzen dieſe Benennung verdiente. „Da!“ rief er: „ich hab's ja geſagt, daß ich's in dieſe Taſche that; ich mach's immer ſo.“

„Und wer ſeyd Ihr denn?“ ſagte ich, auf ſeine Kleidung blickend, welche aus einem Paar weißer türkiſcher Pumphoſen und einer alten mit Flitterwerk beſetzten Jacke beſtand.

„Ich? ich bin ja der Hanswurſt!“

„Mehr Spitzbube als Hanswurſt, ſollt' ich denken,“ verſetzte ich, immer noch ganz verblüfft über ſein ſonderbares Ausſehen und Gewand.

„Nein, da ſind Sie im Irrthum,“ ſagte die Stimme von geſtern Nacht. „Er iſt nicht nur ein Narr von Beruf, ſondern auch von Natur. Er iſt ein Geſchöpf mit halben Sinnen, das mir dazu dient, das Volk anzulocken. Es geht wunderlich zu in dieſer Welt: die Weisheit predigt auf den Straßen und Niemand achtet ihrer, aber die Narrheit wird immer einen Haufen um ſich ſammeln.“

Während dieſer Anrede wendete ich meine Blicke auf den Sprechenden. Ich ſah einen ältlichen Mann mit weißen Haaren, der ein ſchwarzes Kleid, Manſchetten und eine Hemdkrauſe trug. Seine Augen glänzten, aber den Reſt ſeines Geſichtes konnte man nicht ſo leicht entziffern, denn es war augenſcheinlich bemalt und durch das nächtliche Rütteln des Wagens ſo verſchmiert, daß es in allen Farben des Regenbogens ſchillerte. Auf ſeiner einen Seite lag ein

# Novellenſchatz des Auslandes.

XII.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

Zwölfter Band.

---

München.
Rudolph Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt
## des zwölften Bandes.

Seite

**Kunde von Waſſer und Land.** Von Bret Harte. Aus dem Engliſchen von **Amélie Godin** . . . . 1

**Der Mord in der Rue Morgue.** Von Edgar Allan Poe. Aus dem Engliſchen von **Auguſte Scheibe** . . 45

**Franciſcus Columna.** Von Charles Nodier. Aus dem Franzöſiſchen von **Clara Wulſſen** . . . 105

**Die Unterhaltung wider Willen.** Von Moritz Jókai. Aus dem Ungariſchen von **Sigmund Bródy** 145

**Eine gefährliche Unſchuld.** Von Louis Ulbach. Aus dem Franzöſiſchen von **R. B.** . . . . . . 167

**Zwei Striche.** Von Carit Etlar. Aus dem Däniſchen von *** . . . . . . . . . . . . . . . 255

# Kunde von Waſſer und Land.

Von

**Bret Harte.**

(Geb. 1839.)

Aus dem Engliſchen

von

**Amélie Godin.**

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## Erſte Abtheilung.

## Zu Lande.

Ein Octobertag näherte ſich ſeinem Ende, als ich des Sacramento-Thales überdrüſſig zu werden begann. Ich war ſeit Sonnenaufgang unterwegs, und der Ritt durch das ertödtende Einerlei des langgeſtreckten, flachen Landſtriches wirkte auf mich eher wie ein dumpfer, alpdruckartiger Traum, als wie eine unter dem lachendſten aller Naturphänomene, dem Himmel Californiens, unternommene Geſchäftsreiſe. Immer wiederkehrende Streifen brauner, dürrer Felder, klaffende Spalten in dem ſtaubigen Boden, die harten Umriſſe der fernen Hügel und die langſam wandelnden Viehheerden glichen den unveränderlich ſchimmernden Zügen eines ſtereoſkopiſchen Bildes. Raſchere Bewegung würde dieſe Empfindung vielleicht zerſtreut haben, aber mein Pferd hatte ſich's längſt in den Kopf geſetzt, auf jede ehrgeizige Anſtrengung zu verzichten und in einen Hundetrab zu verfallen.

Es war Herbſt, aber nicht das, was man ſich auf der anderen Seite unſerer Weltkugel unter dieſer großer dreieckiger, aufgekrempter Hut, auf der andern ein kleiner Klumpen; bei näherem Hinblicken wies ſich dieſer als ein Knabe aus, der ſich wie ein Murmelthier im Stroh zuſammengerollt hatte und noch geſund ſchlief. Timothy ſah mich an nnd brach, als er meinem Auge begegnete, in ein Gelächter aus.

„Sie lachen über mein Ausſehen, ſcheint es,“ ſagte der alte Mann mit mildem Tone.

„Ei ja freilich!“ rief Timothy: „ſo einen hab' ich noch nie geſehen, und werd's auch nicht wieder.“

„Wohl möglich; übrigens iſt es eine Frage, wenn wir uns wieder ſehen, ob Sie mich noch erkennen.“

„O unter Hunderttauſenden!“ erwiederte Timothy mit wachſender Luſtigkeit.

„Wir werden ſehen,“ verſetzte der Quackſalber, denn dafür wird ihn der Leſer ſchon längſt erkannt haben: „doch der Wagen hält und der Fuhrmann wird füttern. Jetzt iſt es Zeit, wenn Sie etwas zu ſich nehmen wollen. Auf, Jumbo, komm! Philotas, weck' ihn auf und folge mir.“

Philotas, denn ſo wurde der Narr von ſeinem Herrn betitelt, drehte einiges Stroh zuſammen und ſteckte es dem Knaben in den Mund. „Jetzt wird Jumbo meinen, er habe etwas zu eſſen gekriegt; ich weck' ihn immer ſo,“ bemerkte der Hanswurſt und grinste uns an.

Wie zu erwarten war, that das Mittel ſeinen Dienſt: Jumbo erwachte, wickelte ſich aus dem Stroh, rieb ſich die Augen, ſtarrte nach der Wagenbläue, dann auf uns, und ohne ein Wort zu ſagen, kugelte er hinaus, dem Narren nach. Tim und ich folgten. Wir trafen den Doktor, wie er ſich eben etwas Brod und Speck erhandelte, wobei ſein wunderſames Ausſehen große Unterhaltung gewährte und ihm bei den Leuten einen beſſern Handel verſchaffte, als ſie ihm wohl außerdem gegönnt haben würden. Er gab dem Knaben und dem Narren etwas von ſeinen Erfriſchungen; dann

Bezeichnung vorſtellt. Die ſcharf gezogenen Grenzen der naſſen und trockenen Jahreszeit malten ſich in den klaren Umriſſen der fernen Hügel. In der trockenen Atmoſphäre dieſer Zone verläuft das Hinwelken der Vegetation viel raſcher als die langſame Abzehrung, welche im Oſten über die Landſchaft kommt; auch iſt die Natur dort zu praktiſch für ſo ſchwächliche Uebergänge. Sie zeigt dem Beſchauer einfach ihr hippokratiſches Geſicht mit dem entſchiedenen Stempel des Todes auf den ſcharfen, verzerrten Zügen.

Im Anblick ſolcher Ausſicht lag wenig, was andere als krankhafte Phantaſieen hätte rege machen können. Keine Wolke ſchwamm in dem blauen, laſurharten Firmament, und der Sonnenuntergang wurde mit ſo geringer Oſtentation ins Werk geſetzt, wie ſie nur einer ſo trockenen, nüchternen Atmoſphäre entſprach. Bald trat Dunkelheit ein, der Wind erhob ſich und wuchs, während die Schatten in der Ebene tiefer wurden. Eine Erlenreihe begann längs dem Waſſer aufzutauchen; ich trieb mein Pferd an. Nachdem ich eine halbe Stunde lang fleißig den Sporn gebraucht, erreichte ich eine felſige Stelle, und etwas weiterhin ein breites Haus von ſo geringer Höhe, daß es auf den erſten Blick halb in den Boden vergraben ſchien.

Mein zweiter Eindruck war, daß es wie ein ungeheuerliches Gewächs aus dem Boden emporgetrieben ſei, ſo ſehr ſtimmten ſeine armſeligen Formen mit der öden Landſchaft überein. An den rauh gezimmerten Wänden fand ſich kein Schlupfwinkel, wo irrende Schatten, die Nichts waren und Nichts brachten, ſich vor dem Sonnenſchein des Tages hätten bergen können. Kein Vorſprung, über welchen die Muſik des Nachtwindes klagend, pfeifend oder flüſternd hin klingen durfte; Nichts, es ſei denn das hölzerne Geſtell, welches ein froſtig ausſehendes zinnernes Waſchbecken und ein Stück Seife enthielt. Die gardinenloſen Fenſter waren von der Abendſonne geröthet, gleichſam entzündet und mit Blut unterlaufen, weil ſie zu lang der ſchützenden Augenlider entbehrt. Spuren von Vieh leiteten nach der Hauptthüre, die gegen den tobenden Wind feſt verwahrt war.

Um nicht bei meinem Anklopfen mit dieſem zudringlichen Hausgeiſt verwechſelt zu werden, begab ich mich nach der Hinterſeite des Hauſes, die durch eine kleine Plattform mit einem ſchmaleren Gebäude verbunden war. Dort ſtand ein verwitterter alter Mann mit harten Zügen; er begegnete meinem Gruße mit einem forſchenden Blick und führt mich in das Hauptgemach, ohne zu ſprechen. Vier jung Männer, die ſich am Feuer ſtreckten, veränderten ihre Stellung völliger Ruhe ein wenig, als ich eintrat, verriethen ſonſt aber weder Neugier noch Intereſſe. Ein Hund fuhr knurrend aus ſeiner finſteren Ecke, wurde aber ſofort von dem Alten mit einem Fußtritt in das Dunkel zurückgeſcheucht und verſtummte. Ich kann nicht ſagen, warum, aber ich bekam auf der Stelle den Eindruck, daß die Gruppe am Feuer ſeit langer Zeit weder eine Silbe geſprochen, noch einen Muskel bewegt hatte.

Indem ich mich niederſetzte, trug ich mein Anliegen kurz und bündig vor.

Wäre ein Feldmeſſer der Vereinigten Staaten. Käme in Angelegenheiten des Espiritu Santo Rancho. Wollte die äußeren Grenzen des Bezirkes reguliren, wo er an die benachbarten Privatbeſitzungen anſtieß. Ein gewiſſer Herr Tryan, deſſen durch Ankauf aus erſter Hand erworbene Ländereien an dieſen Grenzen lagen, hätte gegen die alte Vermeſſung Einſprache erhoben auf Grund —

Auf Grund ſeiner Beſitztitel — fiel der Alte ein. — Ah! richtig. Auf Grund ſeiner Beſitztitel — und das war alſo Herr Tryan?

Ich hatte ganz mechaniſch geſprochen, denn ich war innerlich in Anſpruch genommen; während ich in ſein Geſicht blickte, veranlaßten mich die ſcharfen Züge desſelben zu ſtillen Betrachtungen. Wirklich, es war ein hartes Geſicht und erinnerte mich an die eigenthümlichen Reſultate jenes in den Minen gebräuchlichen Verfahrens, den weichen Boden durch Waſſer hinwegzuſpülen. Die härteren Züge der zu Grunde liegenden Natur waren bloß gelegt, und irgend welche eingreifende Wirkung hatte verwiſcht, hinweggeſpült, was einſt von plaſtiſchen Rundungen und ſanften Umriſſen vorhanden geweſen.

In ſeiner Stimme lag eine Trockenheit, welche der im Thale herrſchenden Atmoſphäre nicht unähnlich war, während er eine ex parte Auseinanderſetzung des Streitobjectes mit einem Redefluß vom Stapel laufen ließ, der, gleich dem Sturmwind draußen, ſtrömend und ungezügelt zum Ausbruch gelangte. Er ſagte mir — was ich ſchon erfahren hatte — daß die Grenzlinie der alten ſpaniſchen Landbewilligungen ein Flußbett ſei, welches die Urkunde, in ihrer unbeſtimmten Ausdrucksweiſe, als am Bergrande beginnend bezeichnete. Die genauere Feſtſtellung war ſeit lange Gegenſtand eines Prozeſſes.

Ich hörte und antwortete mit geringem Intereſſe, denn meine Gedanken wurden beſtändig zerſtreut, durch den Wind ſowohl, der heftig über das Haus hinfegte, als auch durch das ſeltſame Antlitz, deſſen Züge ſich in den Geſichtern der ſchweigſamen Gruppe vor dem Feuer wiederfanden. Tryan ſprach noch, und der Wind brauſ'te noch, als meine bis jetzt getheilte Aufmerkſamkeit durch eine an die unthätigen Geſtalten gerichtete Bemerkung geweckt wurde.

Na alſo, wer von euch wird morgen den Fremden am Bache hinauf zu Altascar führen?

Eine allgemeine Bewegung der Unwilligkeit ging durch die Gruppe, doch erfolgte keine beſtimmte Antwort.

Kannſt du, Kerg?

Wer ſoll denn in der Erdbeerwieſe nach dem Vieh ſehen?

Dies ſchien eine Weigerung in ſich zu ſchließen, und der Alte wandte ſich an den nächſten Hoffnungsvollen, der den Pelz einer räudigen Bärenhaut, auf welcher er ſaß, mit einer Miene zerzauſ'te, als hätte er Jemandes Haar zwiſchen den Fingern.

Na, Tom, was hindert dich zu gehn?

Mam' will ſich mit Sonnenaufgang nach Brown's Laden aufmachen, und, wie's ſcheint, krieg' ich ſie und das Wickelkind wieder mal fortzuſchaffen.

Der Zug von Verachtung, welche dieſer unglückliche Jüngling gegen die Sohnespflicht ausdrückte, für die er offenbar gepreßt worden, gehörte zu den liebenswürdigſten Dingen, die ich je geſehen habe.

Wiſe?

Wiſe ließ ſich zu keiner Antwort herab, demonſtrirte aber durch ſeine abgetragenen und geflickten Stiefel ſtillſchweigend ſeine Meinung. Der Alte erröthete ſtark.

Ich habe dir geſagt, du ſollteſt dir von Brown ein Paar geben laſſen, als du neulich unten am Fluße warſt.

Sagt, er thät's nicht ohne Ordre. Sagt, es wär' ebenſo leicht einen Zahn auszıehn, als jetzt von Euch Geld zu kriegen.

Bei dieſem anzüglichen Stich auf des Alten Sparſamkeit erſchien rings ein ingrimmiges Lächeln, und Wiſe, der offenbar der privilegirte Spaßmacher der Familie war, nahm ſeinen ehrenvollen Rückzug in die vorige Stellung.

Nun denn, Joe, da du neue Stiefel haſt und nicht von Weibern und Kindern behelligt biſt, gehſt du vielleicht, ſagte Tryan mit einem nervöſen Zucken des nicht beſonders heiteren Mundes, das ein Lächeln bedeuten ſollte.

Joe zog ein Paar buſchige Brauen in die Höhe und ſagte kurz:

Hab' keinen Sattel.

Was iſt aus deinem Sattel geworden?

Kerg da — und er wies mit einem Blicke nach ſeinem Bruder, wie ihn Kain dem ſeinigen während des Opfers zugeſchleudert haben mag.

Du lügſt ja! erwiderte Kerg ſchmunzelnd.

Tyran ſprang auf, indem er den Stuhl ergriff, ihn um ſeinen Kopf wirbelte und wüthend auf die dreiſten jungen Geſichter blickte, die dem ſeinen furchtlos entgegen ſahen. Aber es war nur ein Augenblick; bald ſank ihm der Arm nieder, und der Ausdruck der Unterwerfung unter ein unabänderliches Schickſal legte ſich über ſein Antlitz. Er ließ ſich den Stuhl aus der Hand nehmen, und ich verſuchte, ihn mit der Verſicherung zu beruhigen, daß ich keinen Führer nöthig hätte, als der unverwüſtliche Wiſe ſeine Stimme abermals erhob:

Da kommt George! warum fragt Ihr Den nicht? Er wird gehen und Euch ſogar Don Fernando's Tochter vorſtellen, das heißt, wenn Ihr nichts dagegen habt.

Dem Gelächter, welches dieſen Scherz begleitete, der offenbar irgend eine häusliche Anſpielung enthielt (die gewöhnliche Pointe ländlicher Späße), folgte ein leichter Schritt auf der Plattform, und der junge Mann trat ein. Als er einen Fremden ſah, hemmte er den Schritt und wechſelte die Farbe, verbeugte ſich ſcheu, erröthete von Neuem und ſetzte ſich dann auf einen Kaſten nieder, den er aus der Ecke zog, indem er die Hände leicht übereinanderlegte und ſeine ungemein ſchönen, glänzenden blauen Augen treuherzig auf die meinigen richtete.

Vielleicht war ich gerade in der Stimmung, mich dem romantiſchen Eindruck hinzugeben, welchen er auf mich machte, und ich ſelbſt unternahm es, ihn mir als Führer auszubitten, was er fröhlich zuſagte. Jetzt rief ihn aber eine häusliche Verrichtung hinaus.

Hell glühte das Feuer auf dem Herde, und ohne den Einflüſſen meiner Umgebung länger zu widerſtehen, beobachtete ich ſchweigend die lodernde Flamme und horchte zugleich auf den Wind, der das Gebäude fortwährend erſchütterte. Außer dem einzigen Stuhl, der neuerdings in meinen Augen Wichtigkeit erlangt hatte, entdeckte ich noch in einer Ecke einen gebrechlichen Tiſch mit Schreibzeug und Feder darauf. Letztere in dem unſauberen verkommenen Zuſtande, wie man ſie in Dorfſchenken und Bauernhäuſern zu finden pflegt. Ein anſehnlicher Vorrath von Büchſen und doppelläufigen Flinten füllte die Ecke; ein halbes Dutzend Sättel und Decken, von denen ein leichter Stallgeruch ausging, lagen dicht dabei. Einige Hirſch- und Bärenhäute vervollſtändigten das Inventar. Während ich dort ſaß, umgeben von der ſchweigenden Gruppe, um mich her das ſchattige Düſter, draußen der Alles beherrſchende Wind, fand ich mich kaum in den Glauben, daß mir jemals eine andere Exiſtenz bekannt geweſen ſei. Mein Beruf hatte mich oft in wildere Umgebungen geführt, ſelten aber unter Leute, deren ungebundene Gewohnheiten und bequeme Sorgloſigkeit mir ein ähnliches Gefühl von Vereinſamung und Unbehagen eingeflößt hätten. Ich zog mich in mich ſelbſt zurück, nicht ohne ernſte Zweifel — die, wie ich glaube, Jedem in gleicher Lage aufſteigen — ob dergleichen nicht für die Menſchheit im Allgemeinen ſogar die Regel ſei, von der ich eine einzelne und gewiſſermaßen willkürliche Ausnahme machte.

Es war mir eine Erleichterung, als der lakoniſche Ruf eines blödſichtigen Mädchens zum Abendeſſen allgemeinen Aufſtand in der Familie veranlaßte. Wir ſchritten über den dunklen Vorflur, welcher zu einer anderen Stube mit niedriger Decke führte; die ganze Länge des Raumes wurde von einem Tiſche eingenommen, an deſſen äußerſtem Ende eine blödſichtige Frau bereits ihr Mahl einnahm, während ſie gleichzeitig ein blödſichtiges Wickelkind nährte. Da die Formalität einer Vorſtellung unterblieben war und ſie keine Notiz von mir nahm, gelang es mir, auf einen Sitz zu ſchlüpfen, ohne ſie zu ſtören oder zu unterbrechen. Tryan extemporirte ein Tiſchgebet, und die Aufmerkſamkeit der Familie wurde von geräuchertem Schweinefleiſch, Kartoffeln und gedörrten Aepfeln durchaus in Anſpruch genommen.

Die Mahlzeit war ernſtlich gemeint. Leiſes Gurgeln am oberen Ende des Tiſches verrieth oft das Vorhandenſein des „Urquells der Freude“. Das Geſpräch bezog ſich hauptſächlich auf die Tagesarbeiten und gegenſeitig ausgetauſchte Bemerkungen über den etwaigen Aufenthalt fehlenden Viehes. Dennoch war das Abendeſſen dem vorhergegangenen geiſtigen Genuſſe gegenüber ein ſo bedeutender Fortſchritt, daß das Intereſſe ganz aufregender Art wurde, als eine zufällig von mir ausgehende Anſpielung auf den Anlaß meines Hierſeins den älteren Tryan aus ſich herausgehen ließ. Ich erinnere mich, daß er bitter über das Anmaßungsſyſtem der „Schmierfinken“ ſchalt, denn ſo beliebte es ihm die eingeborenen Californier zu betiteln. Da ähnliche Gedanken unter anſpruchsvolleren Verhältniſſen zuweilen ausgeſprochen worden ſind, mögen ſie der Aufzeichnung werth ſein.

Seht einmal nach, ob ſie nicht das ſchönſte Weideland haben, das irgendwo unter der Sonne zu kriegen iſt? Wo ſind die Schriften darüber? Haben ſie etwa Urkunden? Schöne Urkunden — — die meiſten davon ſtammen erſt aus der Zeit, nachdem die Amerikaner das Land bereits in Beſitz genommen. Um ſo dummer von dieſen Amerikanern, ihnen die Ländereien zu laſſen. Womit ſind ſie bezahlt worden? Mit amerikaniſchem Blut und Geld.

Ob ſie denn gar nichts von ihrem Geburtslande behalten ſollten? Wozu? Haben ſie je das Land angebaut, je zu ſeiner Cultur beigetragen? Nehmen einen Haufen gelbhäutiger Arbeiter, mit weniger Begriffen von Viehſtand als Neger, und ſie ſelber bleiben daheim ſitzen und rauchen. Mit ihren goldenen und ſilbernen Leuchtern und Miſſionen und Crucifixen, Pfaffen und geſchnitzelten Götzen und ſonſt was? In Miſſouri war ſolches Zeug nicht erlaubt.

Als vom Anbau des Landes und der Beförderung der Cultur die Rede war, erhob ich unwillkürlich die

Augen und begegnete George's halb lachendem, halb verlegenem Blick. Dies entging auch nicht weiterer Beobachtung, und plötzlich ward mir die Befriedigung, zu ſehen, daß der übrige Theil der Familie ſich feindlich gegen uns verbündet hatte.

Es war wider die Natur und wider Gott, fügte Tryan bei. Gott hat das Gold nicht dafür in die Felſen gethan, daß heidniſche Leuchter und Crucifixe daraus gemacht werden ſollten. Deßwegen hat er Amerikaner hergeſchickt. Die Natur hat dies Klima nicht für faule Herumtreiber geſchaffen. Sie giebt nicht ſechs Monate lang ihren Sonnenſchein her, damit er verraucht und verſchlafen werden ſoll.

Wie lange und mit welchen weiteren Verbrämungen er ſo fortfuhr, weiß ich nicht zu ſagen, denn ich benützte die erſte Gelegenheit, in das Wohnzimmer zu entrinnen. George folgte mir bald, geleitete mich zu einer offenen Thüre, die nach einer kleineren Stube führte, und deutete auf ein' Bett.

Sie thun beſſer, die Nacht hier zu ſchlafen, ſagte er; Sie haben es behaglicher, und ich werde Sie frühzeitig wecken.

Ich dankte ihm und hätte gern noch einige Fragen an ihn gerichtet, welche mich gerade beſchäftigten, aber er glitt ſcheu nach der Thüre und verſchwand.

Als er fort war, ſchien mir ein Schatten über das Zimmer zu fallen. Die Jungens kehrten zurück, Einer nach dem Andern, und ſchlenderten an ihre vorigen ging er mit ſeinem eigenen Antheil aus der Schenkſtube hinaus. Timothy und ich begaben uns an den Brunnen, wuſchen uns friſch und hell, und wurden ſodann gegen einen Schilling zu einem ſehr herzhaften Frühſtück zugelaſſen. Nachdem der Wagen ungefähr eine Stunde gehalten hatte, rief uns der Fuhrmann ab; der Doktor aber war nirgends zu finden. Nach einigem Warten krach jener auf, fluchte über den „Kaiben“ und ſchwur, er wolle nie wieder etwas mit einem „Gelehrten“ zu thun haben. Inzwiſchen hatten Tim und ich unſere Sitze im Wagen wieder eingenommen, in Geſellſchaft mit dem Hanswurſt und Maſter Jumbo. Wir knüpften eine Unterredung mit dem Erſteren an, wobei wir uns bald überzeugten, daß er wirklich, wie der Doktor behauptet hatte, ein Blödſinniger war, und zwar in ſo hohem Grade, daß man nicht ohne Pein mit ihm reden konnte. Was den Letzteren betraf, ſo hatte er ſich wieder eingewühlt, um noch ein Schläfchen zu machen. Ich vergaß zu erwähnen, daß der Knabe ſo ziemlich auf dieſelbe Weiſe gekleidet war wie der Narr, in ein altes beſlittertes Jäckchen und ſchmutzige weiße Hoſen. Faſt eine Stunde lang ſprachen wir Beide mit einander über das ſeltſame Verſchwinden des Doktors, das um ſo ſeltſamer war, als er uns Hoffnung gemacht hatte, uns zu beſchäftigen — wiewohl wir über dieſes Anerbieten, falls es je gemacht werden ſollte, noch nichts Beſtimmtes im Sinne hatten — als wir unterbrochen wurden. „Holla, Mann!“ rief eine Stimme: „Platz für eine Perſon bis Reading, um einen Schilling?“

„Ei ja, herauf da und grüß' Gott!“ erwiederte der Fuhrmann.

Der Wagen brauchte nicht anzuhalten; im Augenblick war der neue Paſſagier hereingeklettert. Er trug einen ſauberen Kittel, vorne artig ausgenäht, Lederkamaſchen und ſtarke Schuhe; in der Hand hatte er ein Bündel und einen Stock. Er lächelte, als er ſich in der Geſellſchaft umſah, und zeigte zwei Reihen ſchöner Zähne. Sein Geſicht war dunkel und ſonneverbrannt, aber ſehr hübſch, ſeine Augen ſchwarz wie Kohlen, und funkelnd wie Gasflammen.

Plätze. Ein größeres Scheit wurde auf das Feuer geworfen, und der gewaltige Kamin glühte wie ein Hochofen, ſchien aber auch nicht den leiſeſten Zug der von ihm beleuchteten harten Geſichter zu löſen oder zu ſchmelzen. Eine halbe Stunde ſpäter verſahen die Felle, welche den Tag über als Sitze gedient hatten, ihren Nachtdienſt als Matratzen, und auf jedem ſtreckte ſich die Geſtalt ſeines Eigners in Lebensgröße. Der alte Tryan war nicht wiedergekommen, auch George fehlte. Ich blieb wach und ſaß in nervöſer Erregung, bis ich das Feuer zuſammenſinken und Schatten an der Wand aufſteigen ſah. Kein Laut außer dem Rauſchen des Windes und dem Schnarchen der Schläfer. Zuletzt fand ich den Aufenthalt ſo unerträglich, daß ich meinen Hut nahm, die Thüre öffnete und in die Nacht hinausſtürmte.

Der raſchere Schlag meiner trägen Pulſe im ſcharfen Kampf mit dem Luftzuge, deſſen Heftigkeit faſt der eines Orkans glich, und das vertraute Antlitz der hellen Sterne gab mir das Gefühl wohlthuender Erleichterung. Ich lief vorwärts, ohne zu wiſſen wohin, und als ich ſtehen blieb, hatten ſich die viereckigen Conturen des Hauſes im Erlengebüſche verloren. Eine endloſe Ebene dehnte ſich vor mir aus, gleich einer unbegrenzten, von friſcher Briſe überwehten Meeresfläche. Als ich weiterſchritt, bemerkte ich eine leichte Erhöhung gegen den Horizont, und zugleich wurde mein Weitermarſch durch einen vor mir aufſteigenden indianiſchen Grabhügel gehindert. Die

Aehnlichkeit desſelben mit einer Meeresinſel frappirte mich. Seine Höhe verſprach mir eine beſſere Ausſchau über die weitgedehnte Ebene. Aber auch hier fand ich keine Ruhe. Die alberne Aeußerung, welche Tryan hinſichtlich des Klima's gethan, ſummte mir irgendwie im Ohr und fand ihr Echo in meinen klopfenden Pulſen, als ich, von den Sternen geleitet, das Haus wieder aufſuchte.

Während ich jedoch über die Plattform ſchritt, wurde mir friſcher und behaglicher zu Muthe. Die Thüre des kleineren Gebäudes war offen, der Alte ſaß vor einem Tiſche und wendete mit dem Daumen die Blätter einer Bibel um, wobei er ausſah, als ob er Weiſſagungen gegen die „Schmierfinken" darin aufſuchen wollte. Ich ſchickte mich an einzutreten, doch wurde meine Aufmerkſamkeit durch eine Geſtalt angezogen, die in eine Decke gewickelt neben dem Hauſe im Freien lag. Die breite Bruſt, welche ſich in geſundem Schlafe hob und ſenkte, und das offene, ehrliche Geſicht waren mir bekannt. Es war George, der ſein eigenes Bett dem Manne abgetreten hatte, der ein Fremdling unter ſeinem Volke war. Ich wollte ihn ſchon wecken, aber er lag ſo friedlich und ruhig da, daß ich Anſtand nahm und mich ſtill verhielt. Und ſo ging ich ſelbſt zu Bette und ließ mich von dem angenehmen Eindruck ſeines ſchönen Geſichts und ſeiner ruhigen Geſtalt in den Schlaf wiegen.

Am nächſten Morgen wurde ich aus der behaglichen Empfindung genoſſener Ruhe und angenehmer Stille durch die fröhliche Stimme George's geweckt, der neben meinem Bette ſtand und mit Oſtentation eine riata ſchwang, als wollte er meinen ſchlaftrunkenen Augen damit die Tagespflichten in den Sinn rufen. Ich ſah mich um. Der Wind hatte ſich gelegt wie durch Zauber, und die Sonne ſchien warm zu den Fenſtern herein. Ein Guß kalten Waſſers, welches durch das Zinnbecken noch kälter geworden war, erfriſchte mich vollends. Es war noch zeitig am Tage, aber ſchon hatte die Familie gefrühſtückt und ſich zerſtreut, und ein Wagen, der ſich in weiter Ferne dahin wand, gab Zeugniß, daß der beklagenswerthe Tom ſeine Angehörigen bereits „fortgeſchafft“ hatte. Mir war heiterer zu Muthe — es giebt wenig Kümmerniſſe, die die Jugend nicht mittelſt der Stärkung eines guten Nachtſchlafes bewältigen könnte. Nach einem nahrhaften Frühſtück, welches George zubereitete, waren wir in wenigen Minuten zu Pferde und ſprengten in die Ebene hinaus.

Wir folgten der Erlenreihe, welche den Lauf des Fluſſes bezeichnete, der jetzt von der Sonnenhitze vertrocknet war, aber, wie George mir ſagte, im Winter ſeine Ufer überflutete. Noch heute iſt mir ein lebhafter Eindruck dieſes Morgenrittes gegenwärtig — die weit entfernten Berge, die ſich wie Silhouetten vom ſtahlblauen Himmel abhoben, die prickelnd-trockene Luft und der langgedehnte Pfad vor mir, belebt durch die wohlgebaute Geſtalt George Tryan's, deſſen Sporen luſtig klangen, und der mit ſeiner flatternden riata einen ſehr maleriſchen Anblick bot. Er ritt einen mächtigen Rothſchimmel heimiſcher

Race, mit wilden Augen, unermüdlich im Ausgreifen und von unverwüſtlichem Naturell. Aber ſchade! die Linien ſeiner Schönheit wurden durch die ſchwerfälligen Machillas des ſpaniſchen Sattels verdeckt, welcher alle äußerlichen Vorzüge eines Renners beeinträchtigt. Der einfache Zügel hing loſe an dem furchtbaren Gebiß, welches die Kinnbacken, die es zu bändigen hat, faſſen und im Nothfalle zerbrechen kann.

Von Neuem ſteigt die unbegrenzte Weite des Thales vor mir auf, als wir uns auf der ſonnenhellen Fläche abwärts wenden. Iſt das wirklich Chu-Chu, die geſetzte, anſtandsvolle Tochter amerikaniſchen Stammes — Chu-Chu, die ganz und gar der gebahnten Wege und gepflaſterten Straßen vergißt und in wilder Erregung ihre kleinen Füße unter mir ſpielen läßt? George lacht aus einer Staubwolke heraus: Laſſen Sie ihr die Zügel ſchießen; ſehen Sie nicht, daß ſie darauf brennt? Und Chu-Chu ſcheint darauf zu brennen, und, ob von der eingebornen Tarantel zu eingeborener Wildheit geſtachelt, oder ob im Wetteifer mit dem Rothſchimmel, das Blut der Abſtammung macht ſich geltend, und die friedliche Dienſtbarkeit von Jahren iſt in einer einzigen Minute durch den Klang ihrer klappernden Hufe in den Wind geſchlagen. Das Flußbette erweitert ſich zu einer tiefen Schlucht. Wir dringen hinab und ſteigen auf der andern Seite wieder hinauf, indem wir eine bewegliche Wolke feinen Staubes mit uns nehmen. Ueber die Ebene jenſeits ſehen wir Vieh zerſtreut, einzeln graſend, oder in weiten, ruheloſen Heerden an einander gedrängt. George beſchreibt einen weiten Bogen mit der riata, als ob er ſie insgeſammt mit der Schlinge ſeines Laſſo umfaſſen wollte, und ſagt: Unſer.

Wie viele ungefähr, George?

Weiß nicht.

Wie viele?

Nun, vielleicht dreitauſend Stück, ſagt George überlegend. Wir wiſſen's nicht genau, brauchen aber fünf Mann, ſie zu beaufſichtigen und zuſammenzuhalten.

Was ſind ſie werth?

Ungefähr dreißig Dollars das Stück.

Ich mache einen raſchen Ueberſchlag und ſehe den lachenden George erſtaunt an. Vielleicht liegt eine Erinnerung an die häusliche Oekonomie des Tryan'ſchen Anweſens in dieſem Blick; denn George wendet die Augen ab und ſagt entſchuldigend:

Ich hab' Verſuche gemacht, den alten Mann zum Verkaufen und Bauen zu bewegen, aber Sie wiſſen ja, er ſagt, es käme jetzt Nichts dabei heraus, ſich anzuſiedeln. Wir müſſen in Bewegung bleiben. In der That hat er die Baracke nur deßwegen gebaut, weil er fürchtet, die Beſitztitel möchten ungültig befunden werden, und wir müßten dann weiter ziehen.

Plötzlich entdeckt ſein ſcharfes Auge bei einer Heerde, an welcher wir vorüberkommen, etwas Ungewöhnliches, und mit lautem Ausrufe jagt er ſeinen Rothſchimmel mitten unter die Maſſe. Ich folge, oder Chu-Chu ſetzt vielmehr dem Rothſchimmel nach, und binnen weniger Augenblicke befinden wir uns in einem anſcheinend unentwirrbaren Knäuel von Hörnern und Hufen. Toro! ſchreit George mit dem Enthuſiasmus eines Vaquero, und die Heerde theilt ſich vor der geſchwungenen riata. Ich ſpüre ihren dampfenden Athem, und Chu-Chu's zitternde Flanken werden von ihrem Schaum beſpritzt.

Es ſind wilde, ſataniſch ausſehende Beſtien, keine Thiere, die Jupiter ſich gewählt haben würde, um eine göttergleiche Jungfrau zu freien, auch nicht ſolche, wie ſie auf den Niederungen Devon's friedlich weiden, ſondern dürre, Gerippen ähnliche, an Entbehrungen gewöhnte Rinder, welche dem Klima mit ſeiner ſechsmonatlichen regenloſen Dürre zu widerſtehen vermögen und daran gewöhnt ſind, mit dem tobenden Winde und dem augenblendenden Staube zu kämpfen.

Das iſt nicht unſer Stempel; das iſt eine fremde Heerde! und er weiſ't auf die braune Flanke eines von ihm gejagten Stieres, wo mein Kennerblick das tief eingebrannte Sternbild der Venus erkennt. Aber die Heerde umringt uns mit leiſem Gebrumme, ſo daß George abermals zu der Autorität ſeines Toro-Rufes Zuflucht nimmt und die buckligen Ungethüme mit geſchwungener riata auseinander jagt. Als wir befreit ſind und etwas leichter athmen, wage ich, George zu fragen, ob ſie zuweilen Jemand anfallen.

Reiter niemals — Fußgänger zuweilen. Nicht aus Wuth, wiſſen Sie, aber aus Neugier; ſie meinen, ein

Mann und ſein Pferd wären Eins, und wenn ſie einem Burſchen zu Fuß begegnen, rennen ſie ihn nieder und trampeln mit ihren Hufen auf ihm herum, nur um ihre Kenntniſſe zu erweitern.

Aber, fügte George hinzu, hier ſind wir am Fuße des Berghanges, und hier iſt Altascar's Viehzaun, und das weiße Haus, welches Sie dort ſehen, iſt die casa.

Eine weißgetünchte Mauer ſchloß den Hof ein, welcher ein in Lehmziegeln ausgeführtes Gebäude umgab, das von den Sonnenſtrahlen vieler Sommer ausgedörrt war. Nachdem wir unſere Pferde im Hofe unter Obhut einiger Burſchen zurückgelaſſen hatten, die ſich ſchläfrig in der Wärme ſonnten, traten wir in einen niedrigen Hausgang, wo tiefer Schatten und angenehme Kühle uns umfing, ſo unmittelbar und wohlthätig wie ein Sprung in kaltes Waſſer, im Gegenſatze zu der Glut und Hitze, welche draußen herrſchten. Mitten in einem niedrigen Gemach ſaß ein alter Mann, um deſſen Kopf ein ſchwarzſeidenes Tuch gewunden war; die wenigen grauen Haare, welche den Falten desſelben entſchlüpften, milderten ſein gummiguttifarbiges Geſicht. Der Duft von Cigarretten erinnerte in der kirchenartigen Düſterkeit des Gebäudes an Weihrauch.

Als Señor Altascar mit höflichem Ernſt aufſtand, uns zu empfangen, trat George mit ſo erhöhter Farbe und einem von Zärtlichkeit und Achtung ſo durchleuchteten Geſichtsausdruck vor, daß dieſe hohe Ehrerbietung des unbekümmerten Jünglings mich bis ins Herz bewegte.

Aber meine Augen waren durch die Wirkung des Sonnenſcheins von draußen noch geblendet, ſo daß ich im erſten Augenblick weder die weißen Zähne, noch die ſchwarzen Augen Pepita's bemerkte, die bei unſerem Eintritt auf den Flur ſchlüpfte.

Es war keine angenehme Sache, geſchäftliche Auseinanderſetzungen zu erörtern, welche den alten Señor der größeren Hälfte des eben von uns durchrittenen Landes berauben ſollten, und ich that es mit großer Verlegenheit. Er hörte aber ruhig zu — nicht eine Muskel ſeines dunklen Geſichts regte ſich, und der Rauch, welcher ruhig von ſeinen Lippen kräuſelte, bewies die Regelmäßigkeit ſeiner Athemzüge. Als ich zu Ende war, erbot er ſich gelaſſen, uns bis an die Grenzlinie zu begleiten. George hatte ſich inzwiſchen fortgemacht, aber ein verdächtiges Geſpräch in gebrochenem Spaniſch und Engliſch verrieth ſeinen Aufenthalt im nahen Flur. Als er, etwas in Gedanken verloren, zurückkehrte, bedeckte der alte Herr, bei Weitem der Kaltblütigſte und am meiſten ſich ſelbſt Beherrſchende unter uns, ſeine ſchwarzſeidene Mütze mit jenem ſteifen, unkleidſamen Sombrero, von dem ſich kein eingeborener Californier trennt. Eine über die Schulter geworfene Serapa deutete an, daß er fertig ſei. Pferde ſtehen in ſpaniſchen Niederlaſſungen immer geſattelt, und eine halbe Stunde nach unſerer Ankunft jagten wir wieder in weit ausgreifendem Trabe durch den blendenden Sonnenſchein.

Aber wir waren nicht ſo heiter wie zuvor. Auf

George und mir laſtete ein Druck, und Altascar blieb in ernſter Ruhe. Um das Schweigen zu brechen und einen Troſtverſuch zu machen, deutete ich ihm an, daß ein abermaliger Proteſt oder eine Appellation ſtattfinden könnte, aber was ich ſo an Oel und Wein darbot, wurde mit einem gleichgültigen Achſelzucken und ſentenziöſen: Que bueno? — Ihre Gerichtshöfe ſind immer gerecht! — erwidert.

Der Indianiſche Grabhügel, welchen ich in der vorigen Nacht entdeckt hatte, war einer der Stützpunkte der neuen Vermeſſungslinie, und dort machten wir Halt. Zu unſerer Ueberraſchung fanden wir den alten Tryan unſer wartend. Zum erſten Male ſeit unſerem Zuſammentreffen ſchien der alte Spanier erregt, und das Blut ſtieg in ſeine gelben Wangen. Ich fühlte das Bedürfniß, der Scene ein Ende zu machen, und bezeichnete die Grenzwinkel ſo genau, als meine Erinnerung es zuließ.

Morgen wird die Commiſſion hier eintreffen, um von dieſem Ausgangspunkte ab die Linie abzuſtecken, und dann, geehrte Herren, wird, wie ich glaube, aller Streit zu Ende ſein.

Señor Altascar war abgeſtiegen und raffte einige Büſchel verdorrten Graſes in ſeiner Hand zuſammen. George und ich wechſelten einen Blick. Dann erhob er ſich aus ſeiner gebückten Stellung, trat bis auf einige Schritte an Joſeph Tryan heran und ſagte, mit vor Leidenſchaft faſt erſtickter Stimme:

Und ich, Fernando Jeſus Maria Altascar, ſetze

Euch nach der Sitte meiner Heimath in den Beſitz meines Landes ein.

Er warf nach jeder der vier Himmelsgegenden einen Grasbüſchel.

Ich kenne weder Eure Gerichtshöfe und Eure Richter, noch Eure Corregidores. Nehmt das Llano! und nehmt dies dazu: Eure Rinder ſollen vor Durſt verſchmachten, bis ihre Zungen ſo weit heraushängen, wie die Eurer verlogenen Rechtsverdreher! Das Land ſoll der Fluch und die Plage Eures Alters werden, wie Ihr und Eure Angehörigen es zur Plage des meinigen gemacht habt!

Wir traten zwiſchen die Hauptdarſteller dieſer Scene, welche nur durch Altascar's Leidenſchaft tragiſch geworden war, aber Tryan unterbrach uns mit einer gewiſſen Unterwürfigkeit, welche gleichwohl ſeinen Triumph nur übel verbarg:

Laßt ihn nur weiter fluchen. Seine Flüche werden eher zu ihm heimkehren, als das Vieh, welches er durch ſeine Faulheit und ſeinen Hochmuth verloren hat. Der Herr iſt auf der Seite des Gerechten, eben ſo ſicher, als er allen Schmähern und Verläumdern entgegen iſt.

Altascar verſtand die Rede des Miſſouriers nur zur Hälfte, aber es war genügend, um Alles aus ſeiner Seele zu tilgen, außer der feſſelloſen Macht, ſeinem Zorne in den landesüblichen Flüchen und Verwünſchungen Luft zu machen.

Heiligthumsſchänder! Oeffne ſie nicht! ſage ich dir öffne ſie nicht, deine verlogenen Judaslippen gegen

„He, Schauſpielervolk — ich hab' ſchon einen Merks,“ ſagte er, während er ſich ſetzte, blickte auf des Doktors Gefolge, und dann lachend auf uns. „Kommt Ihr weit her, Gentlemen?“ fuhr er fort.

„Von London,“ war meine Antwort.

„Wie ſieht's mit der Ernte da droben aus? da herunter zu, ſcheint's, ſind die Rüben alleſammt mißrathen. Trocken Wetter taugt nicht für Rüben.“

Ich erwiederte, ich könne ihm in Wahrheit hierüber keine Auskunft geben, da wir bei Nacht durch die Gegend gefahren ſeyen.

„Ja ſo, an das hab' ich nicht gedacht!“ rief er. „Uebrigens die Gerſte ſieht gut aus; aber Sie verſtehen ſich vielleicht nicht auf den Landbau.

Ich erwiederte Nein, und ſo ging das Geſpräch ein paar Stunden lang fort. Im Verlauf deſſelben kam ich auf den Quackſalber und ſein ſonderbares Verſchwinden zu reden.

„Das iſt derſelbe Burſche, der ſo viele Leute curirt hat in ***“, erwiederte er, und nun wandte ſich die Unterredung auf den Beruf und die Lebensart des Marktſchreiers, welche wir beide recht unterhaltend fanden. „Wir werden ihm ſicherlich wieder begegnen,“ ſagte der Mann. „Würdet ihr ihn erkennen?“

„Das will ich doch meinen!“ erwiederte Timothy lachend.

„Ja, und ſo werdet ihr auch meinen, ihr könnet eine Guinee von einem Halbpenny unterſcheiden, wenn ich ſie euch in die Hände gebe,“ ſagte der andere dagegen. „Ich will nicht wetten und euch euer Geld abgewinnen, aber ich ſag' euch: ich will jedem eins von beiden in die Hände geben, und wenn ihr's eine Minute lang d'rin behaltet und die Augen mittlerweile ſchließt, ſo werdet ihr nicht mehr im Stande ſeyn zu ſagen, was ihr d'rin habt.“

„Das wollt' ich mir doch getrauen!“ rief Tim, und ich behauptete daſſelbe.

„Nun gut, auf dem Jahrmarkt wurde ich auf dieſe Weiſe mich! O! Mißgeburt, mit der Seele eines Cayote! — Car-r-ramba!

Während ſeine Leidenſchaft aus den Conſonanten hervorgrollte wie ferner Donner, legte er die Hand auf die Mähne ſeines Pferdes, als erfaßte er die grauen Locken ſeines Gegners, ſchwang ſich in den Sattel und ſprengte von dannen.

George wandte ſich zu mir.

Wollen Sie heute wieder bei uns übernachten?

Ich dachte an die freudloſen Wände, die ſchweigſamen Geſtalten neben dem Feuer und den heulenden Wind, und zögerte.

Dann alſo Lebewohl.

Leben Sie wohl, George.

Noch ein Händedruck, und wir ſchieden. Ich war noch nicht weit geritten, als ich mich wendete und rückwärts blickte. Der Wind hatte ſich dieſen Nachmittag früh erhoben und fuhr ſchon über die Ebene hin. Eine Staubwolke jagte vor ihm her, und eine maleriſche Geſtalt, welche manchmal aus derſelben auftauchte, war der letzte deutliche Eindruck, den ich von George Tryan empfing.

## Zweite Abtheilung.

## Zu Waſſer.

Drei Monate nach der Vermeſſung des Espiritu Santo Rancho kam ich wieder ins Sacramento-Thal.

Eine allgemeine und furchtbare Heimſuchung hatte aber die Erinnerung an jenen Vorfall eben ſo vollſtändig ausgelöſcht, als ſie, meiner Vermuthung nach, die von mir geſetzten Grenzmarken vertilgt hatte. Die große Ueberſchwemmung von 1861—62 war auf ihrem Höhepunkte, als ich, einem unbeſtimmten Drange nachgebend, meine Reiſetaſche packte und mich nach dem überfluteten Thale einſchiffte.

Aus den hellen Kajütenfenſtern der „goldenen Stadt" war Nichts zu erblicken, als Nacht, die über den Waſſern dunkelte. Praſſelnder Regen war der einzige Laut, und dieſer während der letzten beiden Wochen ſo monoton geworden, daß er den angebornen Ernſt meiner Landsleute nicht ſtören konnte, während ſie ſchweigend um den Kajütenofen herum ſaßen. Einige, die ſich aufgemacht hatten, um Freunden und Verwandten beizuſtehen, zeigten ſorgenvolle Geſichter und ſprachen in beſonnener Weiſe von Nichts als dem einen, Alles abſorbirenden Ereigniß. Andere, die gleich mir aus Neugierde mitgekommen waren, horchten eifrig auf neuere Einzelnheiten. Mit jener echt menſchlichen Geneigtheit, uns jedes Umſtandes zu bemächtigen, welcher die übertriebene Wichtigkeit, die wir auf den Inſtinkt legen, rechtfertigen könnte, war ich mir eines treibenden Motives, welches über die Neugierde hinausging, halb und halb bewußt.

Das Plätſchern des Regens, das dumpfe Gurgeln des Waſſers und ein bleifarbiger Himmel begrüßten uns, als wir am folgenden Morgen vor dem halbüberſchwemmten

Geſtade des Sacramento beilegten. Dort erwies ſich aber die neue Einrichtung, mit dem Boot nach den Gaſthöfen zu fahren, als ein unwiderſtehlicher Reiz. Ich vertraute mich einem triefenden, in Kautſchuk gehüllten Seemann an, der auf den Namen Joe hörte, und nachdem ich mich in einen glänzenden Mantel von gleichem Stoff gewickelt, der ungefähr eben ſo warm ausſah, wie ein Kleidungsſtück von engliſchem Pflaſter, ſetzte ich mich im Hintertheile ſeines Bootes nieder. Nicht ohne inneren Widerſtand vermochte man ſich von dem Dampfer zu trennen, der für die meiſten Paſſagiere das einzige ſichtbare Bindeglied mit der trockenen, bewohnbaren Erde ausmachte; wir ſtießen jedoch ab und ſteuerten der Stadt zu, indem wir einer ſtarken Strömung entgegenarbeiteten, während wir dem Ufer entlang ſchoſſen.

Wir glitten durch die lange Linie der K-Straße — einſt eine heitere geſchäftige Paſſage, jetzt, in ihrer ſchweigenden Verwüſtung, ein niederſchlagender Anblick. Die trüben Gewäſſer, welche bis zum Rand des Horizontes zu reichen ſchienen, fluteten in den rechtwinkligen Straßen in trägen Strömen dahin. Die Natur hatte ſich an dieſem Ungeſchmack gerächt, indem ſie die regelmäßigen rechten Winkel vernichtete, Häuſer an den Straßenecken zuſammenſchob und ſie der Strömung als ſchroffe Hinderniſſe entgegenſtellte, andere hinwegriß oder gänzlich zerſtörte. Fahrzeuge aller Art glitten durch die jetzt niedrigen gewölbten Thorwege ein und aus. Das Waſſer war bis über die Spitzen der Umzäunungen geſtiegen, welche gut gehaltene Gärten einhegten, hatte die erſten Stockwerke von Gaſthöfen und Wohnhäuſern erreicht und ließ ſeinen Schlamm eben ſo ſicher auf den Plüſchteppichen zurück, als auf rauhgedielten Böden. Und nicht weniger bezeichnend als die ſichtbare Zerſtörung war das Schweigen in den lautloſen Straßen, die kein Echo von Wagenrädern oder Fußtritten mehr vernehmen ließen. Das leiſe Geplätſcher des Waſſers, ein gelegentlicher Ruderſchlag, oder der Warnungsruf eines Schiffers waren Alles, was ſich als Menſchennähe und Lebenszeichen betrachten ließ.

Mit dieſen Scenen und Klängen miſcht ſich der Geſang eines Gondoliers, deſſen Stimme die taktmäßigen Ruderſchläge begleitet, während ich müßig im Boote liege. Er klingt nicht ganz ſo romantiſch wie jener, den ſein Bruder am Lido improviſirt haben würde, aber mein Yankee-Giuſeppe ſteht höher durch Ernſt und Energie und giebt mir eine ſcharfgezeichnete Schilderung der Schrecken dieſer eben vergangenen Woche, der edlen Thaten voll Selbſtaufopferung und Hingebung, während er hin und wieder auf einen Balkon deutet, von welchem aus irgend eine californiſche Bianca oder Laura, halb verhungert und nur halb bekleidet, noch erhaſcht worden iſt. Giuſeppe iſt übrigens ein ſonderbarer Menſch und ſchlägt den dargebotenen Lohn aus, weil — ich ein Bürger aus Francisco ſei, einer der Erſten, welche kamen, dem Hülferuf von Sacramento Folge zu leiſten. Und iſt er ſelbſt, Giuſeppe, nicht Mitglied des Howard-Vereins? Nein, Giuſeppe iſt arm, aber mein Geld kann er nicht annehmen. Wenn ich es aber durchaus ausgeben will, ſo iſt der Howard-Verein da und all die Weiber und Kinder ohne Nahrung und Kleidung in der Agriculturhalle.

Ich danke dem großmüthigen Gondolier, und wir gehen nach jenem Gebäude — einem trübſeligen, öden Orte, wo die Erinnerung an den Wohlſtand und die Fülle der vergangenen Jahre nun wie ein Geiſt umgeht, und hier wird Giuſeppe's Lohn durch des Fremdlings Scherflein vermehrt. Hier erzählt mir Giuſeppe auch von dem „Rettungsboot", welches nach den überſchwemmten Diſtricten des Binnenlandes abgeht, und hier befolge ich die Lehre, welche er mir gegeben, und faſſe den Entſchluß, meine Neugierde im Intereſſe Anderer zu verwerthen, und werde unter Denen, welche forteilen, um den Bedrängten Hülfe zu bringen und beizuſtehen, auch mit aufgenommen. Giuſeppe nimmt ſich meiner Reiſetaſche an und verläßt mich nicht eher, als bis ich auf dem ſchlüpfrigen Verdeck des Rettungsbootes Nr. 3 Poſto gefaßt habe.

Eine Stunde ſpäter ſtehe ich im Lootſenhauſe und blicke auf die Stätte nieder, die einſt ein friedliches Flußbette geweſen. Jetzt ſind die Ufer nur durch ſchwankende Weidengebüſche bezeichnet, welche von den breiten Wogen eines weiten Binnenſee's überſpült werden.

Fruchtbare Landſtriche, einſt von dem Strome beſpült und befruchtet, mit blühenden Ranchos bedeckt, ſind von der Erde vertilgt. Das frühere Bild einer rings angebauten Landſchaft war dahin. Punktirte Linien in ſymmetriſcher Perſpective deuten Obſtgärten an, die in der trüben Flut begraben und erſtarrt ſind. Nur die Dächer einiger Farmhäuſer ſind noch ſichtbar, und doch verräth hier und da der aus den Kaminen halb überſchwemmter Gebäude aufſteigende Rauch noch ein muthiges Ausdauern der Inſaſſen. Ochſen und Schafe ſind auf den Indianergrabhügeln zuſammengedrängt und erwarten das gleiche Geſchick, das ihre Gefährten ſchon ereilt hat, deren todte Körper an uns vorübertreiben und ſich mit den Wracks von Scheunen und Gebäuden in den Strudeln drehen. Allerwärts, wohin die Flut ſie tragen konnte, ſind Wagen geſtrandet. Wenn ich das beſchlagene Fernrohr abwiſche, ſehe ich Nichts als Waſſer, das von den tiefhängenden Wolken auf das Verdeck niederſtürzt, an die Fenſter ſchlägt, von den Weiden tropft, an den Rädern hinunterleckt, allerwärts fortwäſcht und wühlt, hinabtröpfelt oder in Bächen dahineilt, oder zuletzt zu tiefen, weiten Seeen anſchwillt, die in ihrer anſcheinenden Ruhe und Stille Grauen einflößen.

Als der Tag in Nacht übergeht, wird die Monotonie dieſes fremdartigen Anblickes überwältigend. Ich ſuche den Maſchinenraum auf und vergeſſe in der Geſellſchaft einiger halbertrunkener Jammergeſtalten, die wir von improviſirten Flößen ſchon aufgeleſen, und ihrem perſönlichen Elend gegenüber den allgemeinen Eindruck der Verwüſtung. Später treffen wir das Packetboot von San Francisco und geben einen Theil unſerer Paſſagiere an dieſes ab. Von dort erfahren wir, daß Binnenfahrzeuge berichtet haben, ſie ſeien in dem deutlich wahrnehmbaren Bett des Sacramento fünfzig Meilen bis über die Barre hinausgefahren. Unter den großmüthigen Reiſenden wird eine freiwillige Contribution für unſre Verunglückten erhoben, und wir trennen uns mit einem herzlichen „Gott geleite euch!“ Aber noch ſind unſere Signallaternen nicht weit auseinander, als ſchon ein vertrauter Ruf zu uns zurückkehrt — ein unbezähmbares Yankee-Hurrah! — welches die Dunkelheit durchbricht.

Unſere Richtung iſt verändert, und wir dampfen über die überſchwemmten Ufer hinweg tief ins Binnenland. Ein oder zweimal tauchen dunkle Gegenſtände dicht bei uns auf — die Trümmer vorübertreibender Häuſer. Nach Norden zu theilen ſich die Wolken ein wenig, und ein paar Sterne geleiten uns über die Wüſtenei. Als wir in ſeichteres Waſſer gelangen, erſcheint es rathſam, die Geſellſchaft in kleinere Boote zu vertheilen und über die überſchwemmten Wieſenflächen auszuſenden. Ich leihe mir von einem der Schiffer eine Matroſenjacke und werde mit dieſer praktiſchen Hülle doppelt gern in eines der Boote aufgenommen. Wir nehmen die Richtung nach Norden. Es iſt ſchon ganz finſter, obgleich die Spalte in den Wolken ſich erweitert hat.

Es muß etwa drei Uhr geweſen ſein; wir ruderten mit aller Kraft, um aus einer Maſſe von ſchwimmenden Baumwollenſtauden herauszukommen, und die Laterne des Dampfbootes gleicht in der Entfernung einem einzelnen glänzenden Sterne, als das Schweigen durch den Ruderer am Vorderbug unterbrochen wird: Licht in Sicht!

Aller Augen wenden ſich dem Punkte zu. In wenigen Secunden erſcheint ein blinkendes Licht, leuchtet ſtetig und verſchwindet wieder, wie es ſcheint, durch veränderte Lage irgend eines dunkeln Gegenſtandes, der offenbar gerade auf uns zutreibt.

Alle an Hinterbord! Ein Dampfer!

Haltet bei! Zum Henker mit eurem Dampfer! iſt die Antwort des Steuermanns. Ein Haus iſt's, und ein ganz gehöriges!

Ja wohl, ein ganz gehöriges Haus, das im Sternenſcheine aufdämmert, wie ein ungeheures Bruchſtück der Finſterniß. Das Licht geht von einer einzigen Kerze aus, die durch ein Fenſter ſchimmert, als die gewaltige Maſſe vorüberſchwankt. Irgend eine Erinnerung flutet mit ihr zugleich zu mir hin, während ich mit klopfendem Herzen aufhorche.

Beim Himmel, es iſt Jemand drinnen! Gebt Raum, Jungens, — legt bei. Na, das iſt eine ſchöne Geſchichte! Die Thüre iſt zu; verſucht's mit dem Fenſter; Nichts! — da iſt noch eines!

Im nächſten Moment waten wir im Waſſer herum, das den Boden mehrere Zoll hoch benetzt. Es iſt ein großes Zimmer, an deſſen äußerſtem Ende ein alter Mann ſitzt; eine Decke hüllt ihn ein, in der einen Hand hält er das Licht und iſt offenbar in ein Buch vertieft, welches er mit der andern feſthält. Ich ſpringe mit lautem Rufe zu ihm: Joſeph Tryan!

Er rührt ſich nicht. Wir treten noch näher zu ihm, und ich lege meine Hand freundlich auf ſeine Schulter und ſage:

Seht mich an, Alter, ſeht mich an! Wo iſt Eure Frau, wo ſind Eure Kinder? Die Jungens — George! Sind ſie auch da? Sind ſie in Sicherheit?

Er erhebt langſam den Kopf und wendet ſeine Augen nach mir; unwillkürlich ſchrecken wir vor dem Blicke zurück. Es iſt ein ruhiger, gelaſſener Blick, frei von Furcht, Zorn oder Schmerz, aber er läßt unſer Blut gleichſam gerinnen. Der Mann beugt den Kopf wieder über ſein Buch und nimmt nicht weiter Notiz von uns. Die Leute blicken theilnahmsvoll nach mir hin und bleiben ſtumm. Ich mache noch einen Verſuch:

Joſeph Tryan, kennt Ihr mich nicht mehr? Der Geometer, welcher Euer Gebiet vermeſſen hat — Espíritu Santo? Blickt auf, Alter!

Er ſchauerte zuſammen und wickelte ſich feſter in ſeine Decke. Der Geometer, welcher Euer Gebiet vermeſſen hat — Espíritu Santo — wiederholte er ein über das andere Mal, als wäre es eine Lection, die er ſich bemühte in ſeinem Gedächtniſſe feſtzuhalten.

Ich war im Begriff, mich traurig nach den Schiffern umzuwenden, als er mich plötzlich angſtvoll bei der Hand faßte, und ſagte: Still!

Wir ſchwiegen.

Horcht! Er legt ſeinen Arm um meinen Hals und flüſtert mir ins Ohr: Ich ziehe fort!

Ihr zieht fort?

Bſcht! Sprecht nicht ſo laut. Ziehe fort. Aber was iſt das? Hört Ihr nicht? — dort! ſo horcht doch!

Wir lauſchen, und hören das Waſſer unter dem Fußboden gurgeln und gluckſen.

Er hat's geſchickt! — der alte Altascar hat's geſchickt. Es war die ganze Nacht über da. Zuerſt hab' ich's im Fluß gehört, da kam's, um dem alten Mann zu ſagen, er müßte weiter fortziehen. Dann kam's näher, immer näher. Es wisperte unter der Thür, und ich hab' ſeine Augen auf der Stufe geſehen — ſeine grauſamen, harten Augen. Ach, warum iſt es immer noch da?

Ich heiße die Männer im Gebäude umherſuchen, ob ſie nicht ſonſt noch Spuren der Familie entdecken könnten, inzwiſchen nimmt Tryan ſeine frühere Haltung wieder an. Er gleicht ſo ganz der Geſtalt, deren ich mich von der ſtürmiſchen Nacht her erinnere, daß mich plötzlich eine faſt abergläubiſche Empfindung ergreift. Als ſie zurückkommen, ſage ich ihnen kurz, was ich von ihm weiß, und abermals murmelte der Alte:

Warum iſt es nicht ſtill? Es hat die Heerde mitgenommen — Alles hin — hin — hin mit Haut und Haar! — Und er ſtöhnt jämmerlich.

Hinter uns ſind noch mehr Boote. Die Baracke kann nicht weit getrieben ſein, und vielleicht iſt die Familie jetzt in Sicherheit, ſagt der Steuermann zuverſichtlich.

d'rangekriegt und verlor zehn Shillinge in der Wette; jetzt wollen wir's einmal mit euch verſuchen." — Er nahm Geld aus der Taſche, ſonderte es aus, ohne daß wir zuſehen konnten, drückte jedem von uns eine Münze in die Hand, ſchloß uns die Finger darüber, „und nun," rief er, „macht die Augen eine Minute lang zu!"

Wir thaten es und nach ein paar Sekunden vernahmen wir eine Stimme, die wir augenblicklich wieder erkannten: „Nein, es war doch nicht recht, mich ſo auf der Straße zu verlaſſen, da ich doch eingewilligt hatte, das verlangte Geld zu bezahlen. In meinem Alter iſt das Gehen eine Anſtrengung: excipenda tamen quaedam sunt urbium, ſpricht Philoſtratus und will ſagen, daß alte Glieder ihre Beweglichkeit verlieren und Hülfe bei der Krücke ſuchen."

„Das iſt der Doktor!" rief Tim, immer noch mit geſchloſſenen Augen.

„Thut die Augen auf," ſagte der Fremde, „und nun, ohne die Hand zu öffnen, ſagt mir, was d'rin iſt."

„Ein Halbpenny in der meinen," rief Tim.

„In der meinen eine Guinee," ſagte ich.

Wir öffneten unſere Hände, und ſie waren — leer.

„Wo zum Teufel iſt das Geld?" rief ich, Timothy anſehend.

„Und wo zum Teufel iſt denn der Doktor?" erwiederte er, rings herumblickend.

„Das Geld iſt in des Doktors Taſche," verſetzte der Mann lächelnd.

„Ja, wo iſt denn des Doktors Taſche?"

„Hier!" erwiederte er, indem er auf ſeine Taſche klopfte und uns bedeutſam anſah. „Ich glaubte, ihr wäret ſo gewiß, ihn wieder zu erkennen: — faſt eben ſo gewiß, wie mit dem Geld in der Hand."

Hierauf nahm er zu unſerer Verwunderung des Doktors Stimme

Wir heben den Alten auf, denn er iſt ganz hülflos, und tragen ihn in das Boot. Noch packt er die Bibel feſt mit der rechten Hand, obgleich ihre ſtärkende Gnade für ſein leeres Auge nicht vorhanden iſt, und er kauert ſich in das Hintertheil, während wir langſam dem Dampfer zuſteuern und ein bleicher Schein am Himmel den nahenden Tag ankündigt.

Ich war erſchöpft von der Aufregung, und als wir das Dampfboot erreicht hatten und ich Joſeph Tryan behaglich untergebracht ſah, wickelte ich mich in meine Decke und ſchlief, neben dem Keſſel ſitzend, unmittelbar nachher ein. Aber ſelbſt dann noch ſtieg die Geſtalt des alten Mannes oft vor mir auf, und eine ſtete Beſorgniß um George bildete eine ſtarke Gegenſtrömung für meine wandernden Träume. Ich wurde gegen acht Uhr Morgens durch den Maſchiniſten geweckt, der mir erzählte, daß einer von den Söhnen des alten Mannes aufgefunden und an Bord ſei.

Iſt es George Tryan? fragte ich raſch.

Weiß nicht; aber ein recht netter Junge iſt's, mag er ſein, wer er will, fügt der Maſchiniſt bei, indem irgend eine heitere Erinnerung ſein Lächeln erregte; Sie finden ihn draußen.

Ich eile zum Vorderbug, und finde nicht George, ſondern den unverwüſtlichen Wiſe auf einem Knäuel von Tauen ſitzen, noch etwas unſauberer und, ſo zu ſagen, verkommener, als ich mich erinnere ihn geſehen zu haben.

Er unterſucht mit ſichtlicher Bewunderung einige derbe, trockene Kleidungsſtücke, die ihm zur Verfügung geſtellt worden ſind. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die gegenwärtigen Zuſtände ſeine gewöhnliche Heiterkeit noch ein wenig geſteigert haben. Seine Anrede verſetzt mich gleich in tröſtliche Stimmung:

Das ſind höchſt kurioſe Zeiten, nicht wahr? Ich meine, was denken Sie wohl, was aus den Grenzſteinen geworden iſt, die Sie geſetzt haben? Ah! —

Die Pauſe, welche dieſem Ausbruche folgt, iſt die Wirkung ſtarren Staunens über ein Paar hohe Stiefel, welche er nach großer Anſtrengung endlich an ſeine Füße gebracht hat.

Der alte Mann war alſo total verrückt, als Ihr ihn in ſeiner Baracke aufgefiſcht habt? Er muß ſchon ſchwach im Kopf geweſen ſein, um überhaupt da hinein zu kriechen, ſtatt mit der alten Frau fortzugehen. Er konnte mich nicht von Adam unterſcheiden; hielt mich für George!

Bei dieſem rührenden Beiſpiel väterlichen Vergeſſens war Wiſe offenbar getheilt zwiſchen Ergötzen und Kummer. Ich benützte dieſe gemiſchten Empfindungen, um nach George zu fragen.

Weiß nicht, wo er ſteckt! Hätte er auf die Heerden Acht gegeben, ſtatt querfeldein zu rennen und Weiber und Kinder aufzupacken, ſo hätte er Manches retten können. Ich will wetten, er hat das ganze Vieh eingebüßt, Alles mit Haut und Haaren. Sagt mal, wendete er ſich an einen vorübergehenden Matroſen, wann kriegt man hier endlich was zu beißen? Ich hab' einen Hunger, daß ich ein Pferd abledern und freſſen könnte! Rechne, wenn Alles wieder trocken iſt, werde ich Metzger, und rette dann Häute, Hörner und Talg.

Ich mußte dieſe unverwüſtliche Energie bewundern, welche unter günſtigeren klimatiſchen Einflüſſen ſo herrliche Früchte gebracht haben würde.

Habt Ihr eine Vorſtellung davon, was nun zu thun iſt, Wiſe? fragte ich.

Da giebt's nicht viel zu thun, ſagte der praktiſche Jüngling. Ich werde ſtill liegen müſſen, denk' ich, bis Alles wieder ins Geleis kommt. Jetzt iſt das Land nicht viel werth, und ich glaube, es wird lange werthlos bleiben. Soll mich wundern, wo der Alte ſeine vier Pfähle wieder aufſchlagen wird.

Ich meinte, was Euren Vater und George betrifft, Wiſe.

O, der Alte und ich gehen weiter zu Miles, wohin Tom die alte Frau und die Kinder vorige Woche geſchafft hat. George wird bei denen oder bei Altascars wohl gelegentlich zum Vorſchein kommen, wenn er nicht ſchon da iſt.

Ich fragte, wie es bei Altascars gegangen wäre?

Na, ich denke, der wird nicht viel Vieh von ſeinen Heerden verloren haben. Sollte mich nicht wundern, wenn George ihm geholfen hätte, ſie auf die Berge zu treiben. Und ſeine Caſa iſt auch hochgelegen. O, dort haben ſie kein Waſſer, darauf können Sie ſich verlaſſen!

Ja, ſagt Wiſe mit nachdenklicher Anerkennung, dieſe Schmierfinken ſind nicht ſo vernagelt, als die Leute meinen. Ich wette, aus ganz Californien iſt kein Einziger von ihnen fortgeſchwemmt worden.

Das Erſcheinen von „etwas zum Beißen“ ſchnitt weitere Ergießungen kurz ab.

Ich werde noch etwas weiter mitfahren, ſagte ich, und will ſehen, daß ich George ausfindig mache.

Wiſe ſtarrte mich einen Augenblick wegen dieſes ſonderbaren Einfalls an, bis ihm ein neues Licht aufdämmerte.

Ich glaube nicht, daß Sie viel dabei profitiren. Wie viel Procente geben Sie? — Auf halben Antheil arbeiten — he!

Ich antwortete, daß ich bloß neugierig ſei, und fühlte, daß ſich ſeine Meinung von mir dadurch verringerte, und ging dann in trüberer Stimmung von ihm, als ſeine Ueberzeugung von George's Sicherheit rechtfertigen konnte.

Von Andern, die wir hin und wieder aufnahmen, hörten wir viel über George's aufopfernde Hingebung; Viele, welche er gerettet hatte, ſangen ſein Lob. Aber da ich nicht geſonnen war, umzukehren, ehe ich ihn geſehen hatte, beſchloß ich, ein Boot nach der tiefer gelegenen Balda an der Berglehne zu nehmen und Altascar aufzuſuchen. Bald hatte ich meine Vorbereitungen beendet, ſagte Wiſe Lebewohl und warf einen letzten Blick auf den alten Mann, der ganz ergeben und gelaſſen neben der Keſſelfeuerung ſaß. Dann ward die Spitze unſeres Bootes von den kräftigen und willigen Händen ſeiner Inſaſſen vorwärts gewendet.

Es regnete wieder und ein unangenehmer Wind hatte ſich erhoben. Unſere Richtung lag gen Weſten, und bald erkannten wir aus der ſtarken Strömung, daß wir im Flußbette von Eſpiritu Santo waren. Von Zeit zu Zeit erblickte man die Trümmer von Scheunen, und wir kamen an vielen halb überſchwemmten Weiden vorüber, in deren Zweigen ländliche Geräthſchaften hingen.

Zuletzt dringen wir in einen weiten, ſtillen See ein. Es iſt das Llano de Eſpiritú Santo. Während der Wind an mir vorüberfährt und die ſeichte Waſſerfläche zu einer Abart von Wellen aufkräuſelt, kehre ich im Geiſte zurück zu dem Octoberritt über dieſe endloſe Ebene und rufe mir die ſcharfen Conturen der fernen Berge ins Gedächtniß, welche ſich jetzt zwiſchen den niederhängenden Wolken verlieren. Die Männer verhalten ſich ſchweigend beim Rudern, und ich finde in meinem von einer Spannung erlöſ'ten Gemüth die gedrückte, dumpfe Stimmung von damals wieder. Auch wird das Waſſer noch ſeichter, ſobald wir die Flußufer verlaſſen, und mit meiner achtlos über den Bord hängenden Hand entdecke ich die Spitzen von Schilf, welches beweiſ't, daß die Flut etwas gefallen iſt. Dort erhebt ſich ein dunkler Damm, der ſich nördlich bis an die Erlenreihe hin erſtreckt und eine Gegenſtrömung veranlaßt, und als wir, ihn zu umgehen, nach rechts ſchwenken, faſſe ich ihn genauer ins Auge. Wir fahren dicht an ihm entlang, und ich befehle den Männern, anzuhalten.

Nahe dem Gipfel war ein Pfahl eingetrieben, der die Buchſtaben trug: L. K. S. I. Etwa in der Mitte darunter war eine eigenthümlich gearbeitete Riata angeknüpft. Es war die George's. Dieſelbe war mit irgend einem ſcharfen Inſtrument durchſchnitten worden, und in dem loſen, ſandigen Grunde des Hügels ſah man tiefe Eindrücke von Pferdehufen. Der Pfahl zeigte ſich mit Pferdehaaren bedeckt. Es war ein Leitfaden, aber keine Aufklärung.

Der Wind war heftiger geworden, als wir uns noch immer weiter durcharbeiteten, bald ſtillhaltend, bald rudernd, öfter noch uns über die ſeichte Fläche fortſchiebend, aber noch immer bleibt die alte Balda in der Ferne. Meine Erinnerung an die frühere Vermeſſung macht es mir möglich, die Richtung der Windungen des Fluſſes an jeder Stelle zu errathen, und ein von Zeit zu Zeit angewendetes einfach profeſſionelles Experiment, die Entfernungen zu beſtimmen, giebt meiner Mannſchaft die feſte Ueberzeugung von meiner Geſchicklichkeit. Während unſeres oft gehinderten Vordringens bricht die Nacht herein. Unſere Lage ſieht gefährlicher aus, als ſie wirklich iſt, aber ich ſporne die Männer, von denen mehrere in dieſer Art von Schifffahrt ganz unerfahren ſind, zu größerer Anſtrengung, indem ich ihnen volle Sicherheit und das baldige Erreichen unſres Zieles in Ausſicht ſtelle. So fahren wir bis gegen acht Uhr fort und landen bei den Weiden. Wir haben einen ſchlammigen Weg von ungefähr ein paar hundert Fuß zu machen, bis wir eine trockene Spur finden, und gleichzeitig tauchen Altascar's weiße Mauern wie eine Schneefläche vor uns auf. Im Hofe bewegen ſich Lichter; davon abgeſehen, charakteriſirt die frühere grabähnliche Stille das Gebäude.

Einer der Pferdeknechte erkannte mich wieder, als ich in den Hof trat, und Altascar kam mir auf dem Flur entgegen.

Ich war zu matt, um Mehr hervorzubringen, als daß ich ſeine Gaſtfreundſchaft für die Männer erbat, die ſich bis zur Erſchöpfung mit mir abgequält hatten. Er blickte nach meiner Hand, welche unwillkürlich die zerſchnittene Riata noch immer gefaßt hielt. Ganz erſchöpft begann ich von George und meinen Beſorgniſſen zu ſprechen, aber mit noch rückſichtsvollerer Zuvorkommenheit, als man ohnehin bei ihm gewöhnt war, legte er mir ernſt die Hand auf die Schulter.

Poco á poco, Señor — jetzt noch nicht. Sie ſind ermüdet, Sie haben Hunger, Sie frieren. Vor Allem iſt Ihnen Ruhe nothwendig.

Er brachte uns in ein kleines Zimmer und ſchenkte den Männern, die mich begleitet hatten, etwas franzöſiſchen Cognac ein. Sie tranken und warfen ſich ſodann in dem größeren Zimmer am Feuer nieder. Während dieſer Nacht herrſchte in dem Gebäude eine förmlich intenſive Ruhe, und es ſchien mir, als wären ſogar die Schritte über den Flur hin leichter und geräuſchloſer als früher.

Des alten Spaniers gewohnter Ernſt hatte ſich noch vermehrt; wir fühlten uns innerhalb dieſer alten Mauern bei ihrem altersgrauen Beſitzer ebenſo abgeſchloſſen von der Welt, als von dem draußen pfeifenden Sturmwinde.

Ehe ich meine Frage wiederholen konnte, zog er ſich zurück. Nach wenigen Minuten wurden zwei dampfende Schüſſeln voll Chupa nebſt Kaffee vor uns niedergeſetzt, und meine Leute fielen gierig darüber her. Ich trank den Kaffee, aber meine Aufregung und Erſchöpfung hielten den Hunger nieder.

Als der alte Mann wieder eintrat, ſaß ich niedergeſchlagen am Feuer.

Haben Sie gegeſſen?

Aus Höflichkeit ſagte ich Ja.

Buono, eſſen Sie, wenn es Ihnen möglich iſt — man hat nicht immer eine Mahlzeit und Appetit dazu!

Er ſagte das mit jener Sancho-artigen Einfachheit, womit die meiſten ſeiner Landsleute ein Sprichwort anwenden, als wäre es mehr eine eigene Erfahrung, als eine Ueberlieferung, und indem er die Riata vom Boden aufnahm, hielt er ſie faſt zärtlich vor ſich hin.

Sie iſt von meiner Hand gearbeitet, Señor.

Ich habe ſie als Wegweiſer zu ihm aufgenommen, Don Altascar, ſagte ich. Wenn ich ihn nur finden könnte —

Er iſt hier.

Hier! und — aber ich konnte kein Gottlob! über die Lippen bringen. Denn wie mit einem elektriſchen

Schlage kam mir das Verſtändniß für den Ernſt auf dem Geſichte des alten Mannes, die gedämpften Tritte, die grabesähnliche Stille im Hauſe; ich hatte das Ende des zu der zerſchnittenen Riata leitenden Fadens erfaßt! Altascar nahm mich bei der Hand, und wir ſchritten über den Flur in ein düſteres Gemach. Mehrere hohe Kerzen brannten in Wandleuchtern nahe dem Fenſter.

In einem Alcoven ſtand ein breites Bett, deſſen Decke, Kiſſen und Laken ſchwer mit Spitzen beſetzt waren, ganz in dem reichen Luxus, welchen auch die Beſcheidenſten dieſer ſeltſamen Nation an dieſem Artikel ihres Hausſtandes vorzugsweiſe verſchwenden. Ich trat heran und ſah George in eben ſo friedlicher Ruhe liegen, wie ich ihn ſchon einmal geſehen. Aber hier war ein größeres Opfer gebracht worden, als jenes, deſſen er ſich bewußt geweſen, und ein edles Herz ſtand ſtill für ewig.

Er war brav und tüchtig, ſagte der alte Mann und wandte ſich ab.

Noch eine andere Geſtalt befand ſich im Zimmer; ein ſchwerer Shawl umhüllte ihre anmuthigen Formen, und die langen ſchwarzen Haare verbargen ihre Hände, in welchen das tiefgebeugte Geſicht begraben war. Ich gab mir den Anſchein, als wenn ich ſie nicht bemerkte, und zog mich auf der Stelle zurück, um die Liebende und den Geliebten bei einander zu laſſen.

Als wir wieder vor dem praſſelnden Feuer ſaßen, erzählte mir Altascar unter dem zuckenden Schatten des großen Zimmers, wie er heute früh George Tryan's

Pferde begegnet ſei, das über die Wieſen geſchwommen kam; wie er, etwas weiter ab, ihn ſelbſt liegen fand, ſchon ganz erkaltet und leblos, aber ohne alle Verletzungen an ſeinem Körper; daß ihn wahrſcheinlich im Kampfe mit dem Strom die Kräfte verlaſſen und daß er eben ſo wahrſcheinlich den Damm nur noch erreichte, um dort den Athem auszuhauchen, aus Mangel an Beiſtand, wie er ihn Andern ſo reichlich geſpendet; daß ſeine letzte Handlung geweſen, ſein Pferd frei zu laſſen. Dieſe Einzelnheiten wurden durch Andere bekräftigt, welche ſich im Laufe dieſes Abends in dem großen Zimmer zuſammenfanden — Weiber und Kinder — deren Mehrzahl durch die aufopfernde Energie Desjenigen gerettet war, der kalt und leblos drüben lag.

Er wurde in dem Indianer-Grabhügel begraben — der einzige Ort, welcher eigenthümlicher Weiſe das ganze Jahr hindurch grün blieb, und den die armen Ureinwohner einſtmals auf der ſtaubigen Ebene errichtet hatten. Eine kleine Platte von Sandſtein mit den Chiffern G. T. iſt ſein Denkmal und zugleich eine der Marken für die neuen Vermeſſungen des Espiritú Santo Rancho.

an und warf mit Proſodie, Syntax und Latein um ſich. Wir waren noch ganz außer uns, als er fortfuhr: „Wenn ich nicht dahinter gekommen wäre, daß es euch an Beſchäftigung fehlt, und wenn ich nicht hoffte, daß eure Dienſte mir nützlich ſeyn würden, ſo hätt' ich euch nicht ſo in meine Karten blicken laſſen. Glaubt ihr jetzt genug von mir zu wiſſen, um in meine Dienſte eintreten zu wollen? Die Arbeit iſt leicht und die Bezahlung nicht ſchlecht. Ihr habt die Wahl."

„Ich hoffe," ſagte ich, „daß nichts Unrechtes dabei iſt."

„Nichts, was Ihnen zu thun obläge," antwortete er mir, „wenn Sie ſo bedenklich ſind; übrigens werden ſich Ihre Bedenken mit der Zeit geben. Ich ſuche meine Waaren aufs Beſte anzubringen, und das thut jeder Kaufmann. Ich ſpekulire auf die Dummheit der Menſchen, denn davon müſſen die geſcheiden Leute leben."

Timothy gab mir einen Stoß und nickte mit dem Kopfe, um mich zur Einwilligung zu bewegen. Ich bedachte mich einige Sekunden, dann ſtreckte ich ihm die Hand hin: „Ich willige ein," ſagte ich, „mit dem Vorbehalt, den ich gemacht habe."

„Sie werden's nicht bereuen," ſagte er; „auch Ihren Kameraden will ich annehmen, nicht weil ich ſeiner, aber weil ich Ihrer bedarf. Die Sache iſt die: ich brauche einen jungen Burſchen von anſtändigen Manieren und hübſchem Ausſehen, gerade mit den Kenntniſſen, die Sie beſitzen, — und nun für jetzt nichts mehr davon. Uebrigens, war das ächtes Latein, was Sie geſprochen haben?"

„Bewahre," erwiederte ich lachend: „ich ſah, daß Sie die Grammatik citirten, und antwortete mit mediciniſchen Verordnungen. Eins war ſo gut, wie das Andere."

„Vollkommen — noch beſſer, muß ich ſagen! denn mich können die Schulknaben auswittern, aber nicht Sie. Jetzt gebt Acht: wenn wir an den nächſten Kreuzweg kommen, müſſen wir

# Der Mord in der Rue Morgue.

Von

**Edgar Allan Poe.**

(Geb. 1811, geſt. 1849.)

Aus dem Engliſchen

von

**Auguſte Scheibe.**

Während des Frühjahrs und eines Theils des Sommers von 18.. hielt ich mich in Paris auf und machte dort die Bekanntſchaft eines Herrn C. Auguſtus Dupin. Der junge Mann war von guter, ſogar berühmter Familie, war aber durch eine Reihe ungünſtiger Umſtände in ſo tiefe Armuth gerathen, daß die Energie ſeines Charakters derſelben nicht Stand hielt, und er es aufgab, weitere Anſtrengungen in der Welt zu machen, oder ſich um die Verbeſſerung ſeiner Vermögensverhältniſſe zu bemühen. Durch die Großmuth ſeiner Gläubiger war er im Beſitz eines kleinen Reſtes ſeines väterlichen Erbes geblieben, und mit Hülfe der ſtrengſten Sparſamkeit gelang es ihm, von dem geringen Einkommen die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu beſtreiten. Die Entbehrung des Ueberflüſſigen kümmerte ihn wenig. Bücher waren ſein einziger Luxus, und in Paris läßt ſich dieſer ſo leicht befriedigen.

Unſer erſtes Zuſammentreffen fand in einer kleinen Bibliothek der Rue Montmartre ſtatt, und der Zufall, daß wir uns Beide auf der Jagd nach demſelben ſeltenen und merkwürdigen Buche befanden, brachte uns in nähere

Berührung. Wir ſahen einander von der Zeit an wieder und wieder. Ich intereſſirte mich lebhaft für die Familiengeſchichte Dupin's, die er mir mit der ganzen Rückhaltloſigkeit mittheilte, welcher ſich der Franzoſe gewöhnlich befleißigt, wenn er ſeine eigene Perſon zum Gegenſtand des Geſprächs macht. Der Umfang ſeiner Beleſenheit ſetzte mich in Erſtaunen, und außerdem fühlte ich mich von der Glut und lebendigen Friſche ſeiner Phantaſie angezogen. Ich überzeugte mich, daß mir bei den Zielen, denen ich damals in Paris nachging, die Geſellſchaft eines ſolchen Mannes von unſchätzbarem Nutzen ſein mußte, und ſagte ihm das ganz offen. Wir kamen endlich überein, während meines Aufenthaltes in Paris zuſammen zu wohnen, und da meine äußern Umſtände etwas weniger beſchränkt waren, als die ſeinigen, ſo ſollte es mir geſtattet werden, auf meine Koſten ein altes, halbverfallenes, ſeinem Ruin entgegenſehendes Gebäude, in der Faubourg St. Germain — das in Folge abergläubiſcher Gerüchte, um die wir uns nicht kümmerten, ſeit lange leer ſtand — zu miethen und es in einem Stil zu möbliren, welcher unſern beiderſeitigen, düſterphantaſtiſchen Neigungen entſprach.

Wäre unſre Lebensweiſe der Welt bekannt geworden, man hätte uns ſicherlich als Narren betrachtet, wenn auch vielleicht als Narren harmloſer Art. Unſere Abſchließung war eine vollſtändige. Wir empfingen keinerlei Beſuch, ja ich hielt unſern Aufenthalt vor meinen frühern Kameraden ſogar ſorgfältig geheim, und Dupin beſaß ſeit lange keine Bekannten mehr in Paris. So waren wir denn allein und ganz auf uns ſelbſt angewieſen.

Zu meines Freundes phantaſtiſchen Launen (ich habe keine andre Bezeichnung dafür) gehörte es unter andern, daß er die Nacht um ihrer ſelbſt willen liebte, und ohne Widerſpruch fügte ich mich in dieſe, wie in alle ſeine übrigen Schrullen und Seltſamkeiten. Die lichtloſe Göttin ſelbſt konnte zwar nicht immer bei uns herrſchen, aber der Schein ihrer Herrſchaft ließ ſich herſtellen. Beim erſten Morgengrauen ſchloſſen wir die maſſiven Fenſterläden unſres alten Hauſes und zündeten einige ſtark parfümirte Kerzen an, welche nur ein bleiches, ſchwaches Licht verbreiteten. Dann verſenkten wir uns in wache Träume, — laſen, ſchrieben oder unterhielten uns, bis die Abendglocke verkündete, daß die wirkliche Dunkelheit angebrochen ſei. Dann wanderten wir Arm in Arm hinaus auf die Straße, um die Gegenſtände, welche uns den Tag über beſchäftigt, weiter zu verfolgen, oder ſtreiften bis in die ſpäte Nacht umher, um zwiſchen den grellen Lichtern und Schatten der dichtbevölkerten Stadt den unendlichen Wechſel geiſtiger Anregung zu ſuchen, welcher eine Frucht ruhiger Beobachtung iſt.

Bei ſolchen Gelegenheiten bemerkte und bewunderte ich an Dupin (obgleich mich ſeine große Idealität darauf vorbereitet hatte) ein eigenthümliches Talent für die Analyſe, und wenn er dasſelbe auch keineswegs zur Schau trug, ſo ſchien er doch große Freude an ſeiner Ausübung zu finden und geſtand das auch offen ein. Mit einem leiſen Inſichhineinlachen erklärte er, daß die meiſten Menſchen, ihm gegenüber, Fenſter in der Bruſt trügen, und ließ, zum Beleg dieſer Behauptung, gewöhnlich wahrhaft ſtaunenerregende Beweiſe ſeiner genauen Kenntniß meiner eignen Charaktereigenſchaften folgen. Sein Weſen erſchien in ſolchen Augenblicken kalt und abſtract, ſeine Augen waren ohne Ausdruck, und ſeine Stimme, ſonſt ein voller Tenor, erhob ſich zu einem Discant, welcher ohne die Leichtigkeit und vollkommene Klarheit ſeiner Ausſprache ſehr erregt geklungen haben würde. Wenn ich ihn in dieſer Stimmung ſah, mußte ich immer an die alte Lehre von der Zweitheiligkeit der Seele denken und konnte nicht umhin, mir einen doppelten Dupin, einen ſchöpferiſchen und einen auflöſenden, vorzuſtellen.

Durch alles bisher Geſagte möchte ich indeſſen nicht die Vorausſetzung erwecken, als beabſichtigte ich, etwas Räthſelhaftes, Geheimnißvolles zu erzählen, oder einen Roman zu ſchreiben. Die Fähigkeiten Dupin's, von denen ich ſpreche, waren nur das Reſultat aufs Höchſte geſpannter, oder vielleicht ſogar krankhaft erregter Verſtandeskräfte. Die Art ſeiner damaligen Leiſtungen wird vielleicht am Beſten durch ein Beiſpiel charakteriſirt.

Wir ſchlenderten eines Abends durch eine lange ſchmutzige Gaſſe in der Nachbarſchaft des Palais Royal und waren offenbar Beide in Gedanken verſunken, denn Keiner von uns hatte in den letzten fünfzehn Minuten eine Silbe geſprochen, als Dupin plötzlich das Schweigen mit den Worten unterbrach:

Er iſt in der That ein ſehr kleines Bürſchchen und würde beſſer für das Théâtre des Variétés paſſen!

Daran iſt nicht zu zweifeln, erwiderte ich unwillkürlich und ohne bei meiner Verſunkenheit in den eigenen Gedankengang gleich zu bemerken, wie ſeltſam der Ausſpruch zu meinen Betrachtungen ſtimmte. Einen Augenblick ſpäter wurde ich mir deſſen zu meinem Erſtaunen bewußt.

Das geht über meine Begriffe, Dupin, ſagte ich ernſtlich betreten. Ich muß Ihnen geſtehen, daß Sie mich in Erſtaunen ſetzen, und vermag kaum meinen Sinnen zu trauen. Ich dachte an —

Hier brach ich ab, um mich über jeden Zweifel hinaus zu verſichern, ob er wirklich wiſſe, an wen oder was ich dachte.

Sie dachten an Chantilly, entgegnete er. Warum brechen Sie ab? Sie dachten daran, daß ſeine kleine Geſtalt ihn eigentlich für die Tragödie nicht geeignet erſcheinen läßt.

Das gerade war der Gegenſtand meines Nachdenkens geweſen. Chantilly war ein ehemaliger Schuhflicker aus der Rue St. Denis, welcher ſich, von der Leidenſchaft für die Bühne ergriffen, als Xerxes in Crébillon's gleichnamiger Tragödie verſucht hatte und zum Lohne für ſeine Leiſtung buchſtäblich mit Pasquinaden überhäuft worden war.

Sagen Sie mir ums Himmels willen, nach welcher Methode — wenn eine ſolche zum Grunde liegt — nach welcher Methode Sie im Stande waren, meinen Ideengang in dieſer Weiſe zu verfolgen? rief ich aus. Ich war in der That erſtaunter, als ich geſtehen mochte.

Es war der Obſthändler, der Sie zu dem Schluſſe brachte, daß der Fußbekleidungskünſtler nicht die genügende Größe für den Xerxes beſitzt.

Der Obſthändler? Sie ſetzen mich in immer größere Verwunderung. Ich weiß nichts von einem Obſthändler.

Der Mann, welcher Sie anſtieß, als wir in die Straße einbogen — es mag etwa fünfzehn Minuten her ſein.

Ich erinnerte mich jetzt, daß ich allerdings von einem Manne, der einen Korb voll Aepfel auf dem Kopfe trug, beinahe umgeſtoßen worden wäre, als wir aus der Rue C. in die Gaſſe einbogen, in der wir uns jetzt befanden, aber ich begriff noch immer nicht, in welchem Zuſammenhange das mit Chantilly ſtand.

Das will ich Ihnen erklären, ſagte Dupin, der keine Spur von Charlatanerie beſaß. Damit Sie Alles um ſo beſſer begreifen, wollen wir zuerſt einmal den von Ihnen verfolgten Gedankengang zurückgehn, und zwar vom gegenwärtigen Augenblicke bis zu dem Zuſammenſtoß mit dem fraglichen Fruchthändler. Die hauptſächlichſten Glieder der Kette ſind folgende: Chantilly, Orion, Dr. Nichols, Epikur, Stereotomie, die Pflaſterſteine, der Obſthändler.

Es giebt wohl nur wenige Menſchen, die ſich nicht einmal im Leben das Vergnügen gemacht haben, den Weg zurückzuverfolgen, auf welchem ſie zu gewiſſen Schlüſſen gelangt ſind. Die Beſchäftigung iſt oft ſehr intereſſant, und der, welcher ſich zuerſt darin verſucht, iſt erſtaunt über die anſcheinend große Entfernung und völlige Zuſammenhangloſigkeit zwiſchen dem Ausgangs- und Endpunkte. Wie groß mußte deßhalb meine Verwunderung bei den Worten des Franzoſen ſein, die — wie ich nicht umhin konnte einzugeſtehen — der Wahrheit durchaus entſprachen. Er fuhr fort:

Wir hatten, wenn ich mich recht erinnere, kurz ehe wir die Rue C. verließen, von Pferden geſprochen. Dies war unſer letztes Thema geweſen. Als wir in dieſe Straße einbogen, ſchritt ein Obſthändler mit einem großen Korbe auf dem Kopfe raſch an uns vorbei und ſtieß Sie auf einen Haufen Pflaſterſteine hinüber, welcher zur Ausbeſſerung der Straße an dieſer Stelle lag. Sie traten auf einige der loſe daliegenden Steine, glitten aus, thaten ſich am Knöchel weh, ſchienen ärgerlich und zornig, murmelten einige Worte, wendeten den Kopf, um nach dem Steinhaufen zu ſehen, und gingen dann ohne Bemerkung weiter. Ich achtete nicht beſonders auf das, was Sie thaten, aber die Beobachtung iſt mir in der letzten Zeit gleichſam zur zweiten Natur geworden.

Sie hefteten Ihre Augen auf den Weg und muſterten aufmerkſam die Löcher und Fahrgeleiſe im Pflaſter, ſo daß ich ſah, Sie beſchäftigten ſich noch mit den Steinen, abſteigen; wenigſtens glaub' ich ſo; nun, in einer Minute werden wir's wiſſen.“

Gerade ſo lange dauerte es ungefähr, da ſah ein dunkelfarbiger, zigeunerhafter Menſch in den Wagen herein und redete unſern Bekannten in einer fremden Sprache an. Dieſer antwortete in derſelben und der Mann verſchwand. Wir ſetzten unſere Fahrt noch ungefähr eine Viertelſtunde fort, dann ſtieg er aus, hieß uns folgen, ſagte dem Narren ein paar Worte, die ich nicht verſtand, und ließ dieſen ſammt dem Jungen im Wagen zurück. Wir zahlten unſern Fahrlohn, nahmen unſere Bündel und folgten unſerem neuen Genoſſen etliche Minuten auf dem Kreuzwege, bis er anhielt, mit den Worten: „Ich muß euch nun verlaſſen, um eure Aufnahme in unſerer Brüderſchaft vorzubereiten. Geht immer auf dieſer Straße fort, bis ihr zu einem Kalkofen kommt, und da wartet auf mich.“

Er ſprang über eine Schranke, bog in einem Winkel von der Straße ab, drang in eine Hecke hinein und verſchwand aus unſern Blicken.

„Auf mein Wort, Timothy,“ ſagte ich, „ich weiß kaum, was ich dazu ſagen ſoll. Haben wir Recht gethan, uns dieſem anzuvertrauen, der, wie ich fürchte, ein großer Spitzbube iſt? Ich habe keine ſonderliche Luſt, mich mit dem Zigeunervolk einzulaſſen, denn unter dieſe gehört er ſicherlich.“

„Ich ſehe gar nicht ein, was wir Beſſeres thun könnten,“ erwiederte Timothy. „Die Welt liegt offen vor uns und wir müſſen uns hindurch drücken. Daß er ein Quackſalber iſt, darin kann ich nichts ſo Arges ſehen. Die Leute ſetzen ein größeres Vertrauen auf's Arkanum, als auf ordentliche Arznei; auch iſt's wohlbekannt, daß die Quackſalbereien juſt ſo oft helfen, als die Recepte, und das gerade aus dieſem Grunde.“

„Sehr wahr, Timothy; wenn das Gemüth einmal beruhigt iſt, ſo erholt ſich der Körper bald, und der Glaube macht ſelbſt bei bis wir das Lamartine-Gäßchen erreichten, welches man verſuchsweiſe mit übereinandergreifenden, verklammerten Steinen gepflaſtert hat. Ihr Geſicht heiterte ſich auf. Ich bemerkte, daß ſich Ihre Lippen bewegten, und konnte nicht zweifeln, daß Sie das Wort Stereotomie vor ſich hinmurmelten, ein Wort, womit man, ein wenig geſucht, dieſe Art von Pflaſterung bezeichnet. Ich wußte nun, daß Sie das Wort nicht brauchen konnten, ohne an die Atome und damit an die Theorie des Epikur erinnert zu werden, und da ich, als wir kürzlich über den Gegenſtand ſprachen, auch erwähnte, wie merkwürdig ſich doch die unbeſtimmten Vermuthungen jenes edlen Griechen durch die heutige Nebular-Kosmogonie beſtätigt hätten, ſo war ich überzeugt, daß Sie folgerichtig Ihre Augen zu dem großen Nebelfleck des Orion erheben müßten. Sie blickten in der That nach oben, und ich war nun ſicher, Ihren Gedankengang bis dahin richtig verfolgt zu haben. In der bittern Kritik über Chantilly, welche im geſtrigen „Muſeum“ erſchien, machte nun der ſatyriſche Verfaſſer einige beißende Anſpielungen auf den Namenswechſel, den der Schuſter vorgenommen, als er den Kothurn angeſchnallt, und führte dabei einen lateiniſchen Vers an, über den wir oft geſprochen:

Perdidit antiquum litera prima sonum.

Ich hatte Ihnen geſagt, daß dies auf den Orion, der früher Urion geſchrieben wurde, Bezug habe, und wußte, daß Sie das nicht vergeſſen haben könnten. Es war alſo klar, daß Sie die beiden Namen Orion und Chantilly in Verbindung bringen mußten. Daß Sie es wirklich thaten, ſah ich an dem Lächeln, das über Ihre Lippen zuckte. Sie dachten an die Hinopferung des armen Schuhflickers. Bis dahin waren Sie etwas gebückt gegangen, jetzt richteten Sie ſich zu Ihrer vollen Höhe auf, und nun war ich ſicher, daß Sie die kleine Geſtalt Chantilly's im Sinne hatten. In dem Moment unterbrach ich Ihre Betrachtungen mit der Bemerkung, daß Chantilly in der That ein ſehr kleiner Menſch wäre und beſſer für das Théâtre des Variétés paſſen würde.

Bald nach dieſem Geſpräch fanden wir in einem Abendblatte der Gazette des Tribunaux den folgenden Artikel, welcher unſre Aufmerkſamkeit feſſelte.

„Räthſelhafte Mordthaten. Dieſen Morgen wurden die Bewohner des Quartier St. Roch aus dem Schlafe geweckt, durch ein anhaltendes Geſchrei, welches aus dem vierten Stockwerk eines Hauſes der Rue Morgue zu kommen ſchien, eines Hauſes, das, wie man wußte, von einer Madame L'Espanaye und ihrer Tochter, Mademoiſelle L'Espanaye, bewohnt war. Nach kurzem Aufenthalte, welcher durch den fruchtloſen Verſuch veranlaßt wurde, auf gewöhnliche Weiſe in das Haus zu gelangen, ſprengte man das Thor mit einer Brechſtange, und acht oder zehn Nachbarn, begleitet von zwei Gendarmen, drangen hinein. Währenddem hatte das Geſchrei aufgehört, als aber die Leute die erſte Treppe hinauf eilten, hörten ſie zwei oder mehr rauhe, ſtreitende Stimmen, welche aus dem obern Theile des Hauſes zu kommen ſchienen. Als man den zweiten Treppenabſatz betrat, waren auch dieſe Töne verſtummt, und es war vollkommen ſtill. Die Leute vertheilten ſich und eilten von Raum zu Raum. Nachdem ſie ein großes Hinterzimmer des vierten Stockwerkes erreicht und die von inwendig verſchloſſene Thür erbrochen hatten, bot ſich ihnen ein Anblick, welcher alle Anweſenden mit Schauder und Beſtürzung erfüllte.

„Das Zimmer befand ſich in der äußerſten Unordnung: — die Möbel waren zerbrochen und nach allen Seiten umhergeworfen. Aus einer im Zimmer befindlichen Bettſtelle waren die Betten herausgenommen und mitten ins Zimmer geſchleudert worden. Auf einem Stuhle lag ein mit Blut beſudeltes Raſirmeſſer. Im Kamin fand man zwei oder drei lange, dicke Strähnen grauen, ebenfalls blutigen Menſchenhaares, das offenbar mit den Wurzeln herausgeriſſen war. Auf dem Fußboden lagen vier Napoleonsd'or, ein Ohrring mit einem Topas, drei große ſilberne Löffel, drei kleinere von Metall d'Alger und zwei Säckchen, die beinahe 4000 Francs in Gold enthielten. Die Schubkäſten eines in der Ecke ſtehenden Schreibbureaus waren offen und allem Anſchein nach geplündert, obgleich ſich noch allerlei Gegenſtände darin vorfanden. Unter dem Bett, nicht unter der Bettſtelle, entdeckte man einen kleinen, eiſernen Geldkaſten. Derſelbe war offen, und der Schlüſſel ſteckte im Schloß. Es befand ſich nichts darin, als einige alte Briefe und andere Papiere ohne Bedeutung.

„Von Madame L'Espanaye fand man in dem

Zimmer keine Spur — aber man bemerkte im Kamin eine ungewöhnliche Menge Ruß, und als man, dadurch aufmerkſam gemacht, den Schornſtein unterſuchte, zog man, (es iſt entſetzlich zu erzählen!) den Körper der Tochter daraus hervor, welcher, mit dem Kopfe nach unten, ein bedeutendes Stück darin emporgeſchoben worden war. Der Körper fühlte ſich noch warm an, und bei näherer Beſichtigung entdeckte man eine Menge von Hautabſchürfungen, die jedenfalls von der Gewalt herrührten, mit welcher er in den Schornſtein emporgeſchoben und wieder herabgezogen worden war. Im Geſicht zeigten ſich mehrere große Kratzwunden und an der Kehle dunkle, von Quetſchungen herrührende Flecken und tiefe Eindrücke von Fingernägeln, als ob die Todte erdroſſelt worden ſei.

„Nachdem man alle Theile des Hauſes durchſucht, ohne eine weitere Entdeckung zu machen, begaben ſich die Leute in einen kleinen gepflaſterten Hof an der Hinterſeite des Gebäudes, und hier lag die Leiche der alten Dame. Der Hals war ihr ſo vollſtändig durchſchnitten, daß, bei dem Verſuche ſie aufzuheben, der Kopf abfiel. Der Körper war, ebenſo wie der Kopf, entſetzlich zerſchmettert, und zwar erſterer dergeſtalt, daß er kaum noch menſchliche Formen erkennen ließ.

„Zur Erklärung dieſes furchtbaren Räthſels iſt, ſo viel wir bis jetzt wiſſen, nicht die leiſeſte Spur vorhanden.“

Die nächſte Nummer des Blattes brachte folgende weitere Details:

„Die Tragödie in der Rue Morgue. In dieſer ebenſo räthſelhaften wie ſchrecklichen Angelegenheit haben eine Reihe von Verhören ſtattgefunden, ohne daß man etwas entdeckt hätte, was zur Aufklärung dienen könnte. Im Nachfolgenden theilen wir den hauptſächlichen Inhalt der Zeugenausſagen mit.

„Pauline Dubourg, Wäſcherin, giebt an, daß ſie die beiden Verſtorbenen ſeit drei Jahren kenne und ſeit der Zeit für ſie gewaſchen habe. Die alte Dame und ihre Tochter ſchienen ſich gut zu vertragen und einander ſehr lieb zu haben. Sie bezahlten gut und pünktlich. Ueber ihre Lebensweiſe oder ihre Exiſtenzmittel wußte Zeugin nichts zu ſagen, glaubt aber, daß Madame L'Espanaye ihren Lebensunterhalt durch Kartenlegen verdiente, und weiß, daß ſie in dem Rufe ſtand, Geld erſpart zu haben. Zeugin hat, wenn ſie die Wäſche abholte oder brachte, niemals andere Menſchen im Hauſe getroffen, und weiß gewiß, daß die beiden Damen keine Dienſtboten hielten. Mit Ausnahme des vierten Stockwerkes ſchien das Haus nicht möblirt und eingerichtet.

„Pierre Moreau, Tabakshändler, ſagt aus, daß er ſeit beinahe vier Jahren kleine Quantitäten Schnupftabak an Madame L'Espanaye verkaufte. Er iſt in der Nachbarſchaft geboren und hat immer da gelebt. Die Verſtorbene und ihre Tochter bewohnten das Haus, in denen man ihre Leichen fand, ſeit länger als ſechs Jahren. Früher hatte es ein Juwelier inne gehabt, welcher die oberen Räume in Untermiethe an verſchiedene andere Perſonen abgegeben. Das Haus war Eigenthum der Madame L'Espanaye, und da ſie unzufrieden mit dem Mißbrauch war, den ihr Abmiether ſich damit erlaubte, ſo zog ſie ſelbſt hinein, ohne die übrigen Räume zu vermiethen. Die alte Dame war etwas kindiſch. Die Tochter hatte Zeuge während der ſechs Jahre fünf oder ſechsmal geſehen. Beide lebten ſehr zurückgezogen und ſtanden in dem Rufe, Geld zu beſitzen. Auch dieſer Zeuge hatte von den Nachbarn gehört, Madame L'Espanaye beſchäftige ſich mit Kartenſchlagen, glaubte es aber nicht. Er hatte niemals einen andern Menſchen in das Haus gehen ſehen, als die alte Dame und ihre Tochter, einigemal einen Commiſſionär und acht bis zehnmal den Arzt.

„Mehrere andere Perſonen aus der Nachbarſchaft ſagten dasſelbe aus. Niemand hatte in dem Hauſe verkehrt, Niemand wußte, ob Madame L'Espanaye noch lebende Verwandte beſaß oder nicht. Die Läden der vordern Fenſter wurden ſelten geöffnet; die auf der hintern Seite waren, mit Ausnahme des großen Zimmers im vierten Stock, ſtets geſchloſſen. Das Haus war ein gutes, noch nicht ſehr altes Gebäude.

„Iſidor Muſet, Gendarm, machte die Ausſage, daß er gegen drei Uhr Morgens nach dem Hauſe gerufen worden ſei und dort vor dem Thore etwa zwanzig oder dreißig Perſonen gefunden habe, welche ſich bemühten, in dasſelbe einzudringen. Er hatte die Thür endlich mit dem Bayonett (nicht mit einem Brecheiſen) aufgeſprengt, was ihn nicht viel Mühe gekoſtet, da die Thür, eine Doppel- oder Flügelthür, weder unten noch oben verriegelt war. Das Geſchrei dauerte fort, bis die Thür erbrochen war, dann verſtummte es plötzlich. Es ſchien von einer oder mehreren Perſonen herzurühren, welche ſich in Todesnoth befanden; es waren laute, langgezogene, nicht kurze, ſchnell aufeinander folgende Töne. Zeuge eilte die Treppe hinauf und hörte, auf dem erſten Abſatze angekommen, zwei laut und heftig mit einander ſtreitende Stimmen. Die eine klang tief und rauh, die andre ſchriller, durchdringender — es war eine ſehr ſonderbare Stimme. Einige von der erſten Stimme geſprochenen Worte konnte er deutlich verſtehen, auch wußte er ganz beſtimmt, daß es keine Weiberſtimme war. Er unterſchied deutlich die Worte „sacré“ und „Diable.“ Die ſchrille, kreiſchende Stimme war die eines Ausländers, aber Zeuge vermochte nicht mit Gewißheit anzugeben, ob die eines Mannes oder einer Frau. Die Worte konnte er nicht verſtehen, aber er hielt die Sprache für Spaniſch. Den Zuſtand der Leichen beſchrieb Zeuge, wie wir in unſrem geſtrigen Bericht bereits angegeben.

„Henri Duval, Nachbar und ſeines Gewerbes Silberarbeiter, ſagt aus, daß er ſich unter den Erſten befand, welche in das Haus eindrangen, und beſtätigt im Allgemeinen die Ausſagen Muſet's. Nachdem ſie die Thür geſprengt, ſchloſſen ſie dieſelbe wieder, um die Menſchenmenge auszuſperren, die ſich trotz der ſpäten Nachtſtunde ſchnell verſammelte. Die ſchrille, kreiſchende

Stimme war, wie Zeuge meinte, die eines Italieners. Jedenfalls war die Sprache nicht die franzöſiſche. Daß es eine Männerſtimme geweſen, wollte Zeuge nicht mit Gewißheit behaupten; es konnte auch die einer Frau ſein. Italieniſch verſtand er nicht, auch vermochte er die Worte nicht zu unterſcheiden und war nur durch den Tonfall zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Sprecher ein Italiener ſein müſſe. Er kannte Madame L'Espanaye und ihre Tochter, hatte mit Beiden oft geſprochen und war ſicher, daß die kreiſchende Stimme keiner von ihnen angehörte.

„Odenheimer, Reſtaurateur, erbot ſich freiwillig zur Zeugenausſage. Da er nicht franzöſiſch ſprach, wurde er durch einen Dolmetſch vernommen. Iſt aus Amſterdam gebürtig. Ging gerade an dem Hauſe vorüber, als das Geſchrei ſich erhob. Es dauerte mehrere Minuten, etwa zehn. Die Schreie waren lang gezogen und klangen ſehr ſchauerlich und ſchrecklich. Zeuge gehörte zu denen, welche in das Haus eindrangen. Beſtätigte alle obigen Zeugenausſagen mit Ausnahme einer einzigen. Er hält ſich nämlich feſt überzeugt, daß die ſchrille Stimme die eines Mannes und zwar eines Franzoſen war. Die Worte vermochte er nicht zu verſtehen. Sie waren laut, ſchnell, ungleich und ſchienen in Furcht und Zorn geſprochen. Die Stimme war rauh, nicht ſowohl kreiſchend als rauh. Man konnte ſie keine eigentlich ſchrille Stimme nennen Die tiefe Stimme rief wiederholt: „sacré," „diable" und einmal „mon Dieu!"

„Jules Mignaud, Bankier von der Firma Mignaud & Fils, Rue Deloraine, iſt der Chef des Hauſes. Madame L'Espanaye beſaß etwas Geld; hatte bei dem Hauſe ſeit etwa acht Jahren ein Conto angelegt. Deponirte oft kleine Summen und zog bis drei Tage vor ihrem Tode nichts zurück. An dieſem Tage entnahm ſie eine Summe von 4000 Frs., die ihr in Gold ausgezahlt und durch einen Commis ins Haus getragen wurde.

„Adolf Le Bon, Commis bei Mignaud & Fils, ſagt aus, daß er an dem in Rede ſtehenden Tage gegen Mittag Madame L'Espanaye nach ihrer Wohnung begleitete, um ihr 4000 Frs., die ſich in zwei Säcken befanden, dorthin zu tragen. An der Thür wurde er von Mademoiſelle L'Espanaye empfangen, welche ihm den einen Sack abnahm, während die alte Dame ihn von dem andern befreite. Er verbeugte ſich und ging davon. In der Straße, die eine ſehr einſame Nebenſtraße iſt, bemerkte er zu der Zeit Niemand.

„William Bird, Schneider, gab zu Protokoll, daß er zu Denen gehörte, welche ſich in das Haus Eingang verſchafften. Er iſt Engländer, lebt ſeit zwei Jahren in Paris, war einer der Erſten, welche die Treppe hinaufſtiegen, und hörte die ſtreitenden Stimmen. Die tiefe Stimme war die eines Franzoſen. Zeuge konnte mehrere Worte verſtehen, vermag aber nicht, ſich auf alle zu beſinnen. „Sacré" und „mon Dieu" vernahm er deutlich. Auch hörte er ein Geräuſch, wie wenn mehrere Perſonen mit einander kämpften — ein ſcharrendes Geräuſch, wie von einem Handgemenge. Die ſchrille Stimme war ſehr laut — lauter als die tiefe. Zeuge kann verſichern, daß es nicht die eines Engländers war, vielmehr ſchien es ihm, als ſei es die eines Deutſchen — konnte aber auch eine Weiberſtimme ſein. Zeuge verſteht nicht deutſch.

„Vier der obengenannten Zeugen gaben bei einer zweiten Vernehmung an, daß die Thür des Zimmers, in welchem der Leichnam von Mademoiſelle L'Espanaye gefunden wurde, von inwendig verſchloſſen war, als ſie dieſelbe erreichten. Alles war ſtill, man hörte weder ein Stöhnen, noch irgend ein andres Geräuſch. Nach dem Erbrechen der Thür fand man Niemand. Die Fenſter des Hinterzimmers ſowohl, wie die des Vorderzimmers waren niedergelaſſen und von innen befeſtigt, die Thür zwiſchen beiden Räumen eingeklinkt, aber nicht verſchloſſen. Die aus dem Vorderzimmer auf den Gang führende Thür war von innen verſchloſſen, und der Schlüſſel befand ſich im Schloſſe. Eine kleine, nach der vordern Seite des Hauſes liegende Stube ſtand offen. Die Thür war nur angelehnt. Dieſer Raum war mit alten Betten, Koffern, Kiſten u. ſ. w. angefüllt. Alle dieſe Sachen wurden ſorgfältig hinausgeräumt und durchſucht. Es blieb überhaupt kein Zoll breit Raum, der nicht aufs Genaueſte durchſtöbert worden wäre. In den Schornſteinen ſchickte man Eſſenkehrer hinauf und hinab. Das Haus war vier Stockwerke hoch und beſaß Bodenräume. Eine nach dem Dache führende Fallthür fand ſich feſt

Quackſalbereien gar oft die Leute geſund. Aber glaubſt Du, er werde die Leute bloß auf dieſe Art betrügen?“

„Mag er oder mag er nicht, jedenfalls denke ich, daß man uns außerdem nichts anderes auferlegen wird.“

„Deſſen bin ich nicht ſo ganz gewiß; übrigens wir werden ja ſehen. Er ſagt, er könne uns brauchen, und das muß ich auch vermuthen, ſonſt hätte er uns nicht angenommen. Wir werden bald im Klaren ſeyn.“

## Zehntes Kapitel.

Worin der Leſer verſchiedene neue Bekanntſchaften macht und alle ihre Verhältniſſe erfährt, ausgenommen ihre Herkunft und Familienbeziehungen, das Einzige, was dieſem ganzen Buche durchaus abzugeben ſcheint.

Unterdeſſen waren wir zu dem Kalkofen gekommen, wohin unſer neuer Bekannter uns gewieſen hatte. Wir ſetzten uns auf unſere Bündel und plauderten fünf Minuten, bis er wieder erſchien. Er trug etwas in der Hand, das in ein Tuch gewickelt war.

„Ihr werdet beſſer thun,“ ſagte er, „eure Röcke in die Bündel zu packen und dieſe Kittel anzuziehen; ihr werdet anſtändiger unter uns erſcheinen und anſtändiger aufgenommen werden, denn eben iſt eine Verſammlung, und es ſind kurioſe Käuze darunter. Uebrigens habt ihr nichts zu fürchten; ſobald ihr einmal bei meiner Frau und bei mir ſeyd, ſo ſeyd ihr ganz ſicher; ihr kleiner Finger wird euch gegen Fünfhundert beſchützen.“

„Ihre Frau? wo iſt ſie denn?“ fragte ich, während ich den Kopf durch den Kittel ſteckte.

„Sie iſt eine große Notabilität unter den Zigeunern. Vermöge ihrer Abkunft iſt ſie eins von den Häuptern des Stamms, und Niemand wagt ihr ungehorſam zu ſeyn.“

zugenagelt und war offenbar ſeit Jahren nicht geöffnet. Die Zeit, welche zwiſchen dem Moment, da man die ſtreitenden Stimmen hörte, und dem Aufbrechen der Zimmerthür vergangen ſein mochte, wurde von den verſchiedenen Zeugen verſchieden angegeben. Einige ſchätzten ſie auf drei Minuten, Andere auf fünf. Das Oeffnen der Thür war ziemlich ſchwierig.

„Alfonſo Garcia, Leichenbeſtatter, ſagt aus, daß er in der Rue Morgue wohnt. Er iſt ein geborener Spanier, war bei Denen, welche in das Haus eindrangen, ging aber nicht mit die Treppe hinauf. Iſt nervöſer Natur und fürchtete ſich vor den Folgen der Aufregung. Hörte die ſtreitenden Stimmen. Die tiefe war die eines Franzoſen. Konnte nicht verſtehen, was er ſagte. Die kreiſchende Stimme war, davon iſt er feſt überzeugt, die eines Engländers. Er verſteht nicht engliſch, urtheilt aber nach dem Tonfall.

„Alberto Montani, Zuckerbäcker, giebt an, daß er unter den Erſten war, welche die Treppe hinauf eilten. Hörte die fraglichen Stimmen. Die tiefe war die eines Franzoſen. Unterſchied mehrere Worte. Der Sprechende ſchien Vorſtellungen zu machen. Die Worte der kreiſchenden Stimme waren unverſtändlich; die Sprache ſchnell und ungleich. Hält ſie für die eines Ruſſen. Beſtätigt im Uebrigen die frühern Ausſagen. Iſt Italiener und hat niemals mit einem Ruſſen geſprochen.

„Mehrere noch einmal vernommene Zeugen geben ferner an, daß ſämmtliche Schornſteine des vierten Stockwerkes zu eng ſind, um einem menſchlichen Weſen den Durchgang zu geſtatten. Unter „Eſſenkehrer“ hatte man die cylindriſchen Kehrbürſten verſtanden, welche zum Reinigen der Schornſteine benutzt werden. Dieſe Bürſten waren in jedem Schornſteine des Hauſes auf- und niedergezogen worden. Eine Hintertreppe, auf welcher Jemand hinuntergegangen ſein konnte, während die herbeigeeilten Leute hinaufſtiegen, war nicht vorhanden. Der Körper von Mademoiſelle L’Espanaye war ſo feſt in den Schornſtein eingezwängt geweſen, daß er nur durch die vereinigten Kräfte von vier oder fünf Männern heruntergezogen werden konnte.

„Paul Dumas, Arzt, ſagt aus, daß er bei Tagesanbruch gerufen worden ſei, um die Leichen zu beſichtigen. Beide lagen auf dem Strohſacke in der Bettſtelle des Zimmers, in welchem man Mademoiſelle L’Espanaye gefunden. Der Körper der jüngern Dame war ſtark gequetſcht und die Haut vielfach abgeſchürft. Der Umſtand, daß ſie in den Schornſtein hinaufgeſchoben worden war, ſchien zur Erklärung dieſer Erſcheinungen vollſtändig hinreichend. Die Kehle war ſtark verletzt. Dicht unter dem Kinn zeigten ſich mehrere tiefe Kratzwunden, ſowie eine Anzahl blauer Flecken, welche unverkennbar von Fingereindrücken herrührten. Das Geſicht war furchtbar entſtellt, und die Augäpfel ſtanden weit heraus. Die Zunge war zum Theil durchgebiſſen. In der Magengegend zeigte ſich eine große Quetſchung, welche augenſcheinlich durch das Aufdrücken eines Kniees hervorgebracht war. Nach ſeiner, des Herrn Dumas, Anſicht war Mademoiſelle von einer oder mehreren unbekannten Perſonen erdroſſelt worden. Der Körper der Mutter war ebenfalls furchtbar entſtellt. Alle Knochen des rechten Beines und Armes waren mehrfach zerbrochen, das linke Schienbein vollſtändig zerſchmettert und ebenſo alle Rippen der linken Seite. Der ganze Körper war mit Blut unterlaufen. Auf welche Weiſe ihr dieſe Verletzungen beigebracht waren, ließ ſich nicht genau beſtimmen. Nur ein ſchwerer hölzerner Knittel, eine dicke Eiſenſtange, ein Stuhl, irgend ein großer, ſchwerer, ſtumpfer Gegenſtand, geführt von der Hand eines ſehr ſtarken Mannes, konnte ſolche Zerſtörungen hervorbringen. Ein weibliches Weſen war nicht im Stande, derartige Streiche zu führen. Der Kopf der Verſtorbenen war, als Zeuge ihn ſah, vollſtändig vom Körper getrennt und ebenfalls ſtark beſchädigt. Der Hals war ohne Zweifel mit einem ſehr ſcharfen Inſtrument, wahrſcheinlich mit einem Raſirmeſſer, durchſchnitten worden.

„Alexandre Etienne, Chirurg, war mit Herrn Dumas herbeigerufen worden, um die Leichen zu beſichtigen. Beſtätigt die Ausſagen des Obengenannten und ſchließt ſich den Anſichten desſelben an.

„Dieſe Verhöre förderten keine neuen Thatſachen von Wichtigkeit zu Tage, obgleich noch verſchiedene andre Perſonen vernommen wurden. Nie iſt ein ſo räthſelhafter und nach jeder Seite hin unerklärlicher Mord — wenn hier überhaupt ein Mord vorliegt — in Paris begangen worden. Die Polizei hat — eine ungewöhnliche Erſcheinung bei Vorkommniſſen dieſer Art — keine Spur eines Verdachtes, und nirgend zeigt ſich der leiſeſte Anhalt zur Erforſchung und Aufklärung des Räthſels.“

In der Abendausgabe des Blattes ſchrieb man, das Quartier St. Roch befinde ſich noch immer in der größten Aufregung; man habe das in Rede ſtehende Haus nochmals aufs Genaueſte durchſucht und neue Zeugenverhöre angeordnet, aber ohne jeden Erfolg. In einer Nachſchrift war indeſſen hinzugefügt, daß Adolf Le Bon verhaftet und ins Gefängniß gebracht worden ſei, obgleich nichts Gravirendes gegen ihn vorliege.

Dupin ſchien ſich für den Verlauf der Sache ungewöhnlich zu intereſſiren — wenigſtens ſchloß ich das aus ſeinem Benehmen, denn Bemerkungen machte er nicht darüber. Nur bei der Nachricht, daß Le Bon verhaftet ſei, fragte er mich um meine Meinung über die Mordthaten.

Ich konnte nur mit ganz Paris darin übereinſtimmen, daß ich den Vorgang als ein unlösbares Geheimniß betrachtete und weder Mittel noch Wege ſähe, den Thätern auf die Spur zu kommen.

Nach den äußern Umriſſen der Unterſuchung, die hier vorliegen, können wir noch nicht darüber urtheilen, welche Mittel hier in Anwendung zu bringen wären, entgegnete Dupin. Die wegen ihres Scharfſinnes ſo hoch geprieſene Pariſer Polizei iſt ſchlau, aber nichts weiter. Sie kennt für ihr Verfahren keine andere Methode, als die vom Augenblick gegebene. Sie macht Parade mit ihren Maßregeln, aber dieſelben ſind für die Zwecke, die damit erreicht werden ſollen, oft ſo ſchlecht gewählt, daß ſie an Mr. Jourdain erinnern, der ſeinen Schlafrock verlangte, um die Muſik beſſer hören zu können. Die Erfolge der Polizei ſind allerdings zuweilen erſtaunlich, aber dieſelben werden meiſt nur durch große Thätigkeit und Ausdauer errungen. Wo dieſe Eigenſchaften nicht ausreichen, ſchlagen ihre Pläne fehl. Vidocq z. B. war ſtark im Errathen und dabei ein ungemein beharrlicher Mann, aber da er keine gute Erziehung genoſſen, wurde er gerade durch die Intenſität ſeiner Unterſuchungen fortwährend auf Irrwege geführt. Er hielt den Gegenſtand zu nahe ans Auge, um ihn gehörig überblicken zu können. Vielleicht ſah er einen oder zwei Punkte mit ungewöhnlicher Klarheit, aber gerade dadurch verlor er den Ueberblick über das Ganze. Man kann auch zu tief und zu gründlich ſein. Das wird uns recht klar bei Betrachtung der Sterne. Schauen wir nach einem der Himmelskörper nur blickweiſe, ſehen wir mehr von ſeitwärts, ſo daß wir die äußeren Theile der Retina (die für ſchwächere Lichtwirkungen empfindlicher ſind, als die inneren) dem Sterne zuwenden, ſo ſehen wir denſelben ſehr deutlich und empfangen den beſten Eindruck von ſeinem Glanze, der dagegen immer matter und matter wird, in dem Verhältniſſe, als wir ihm das Auge voll zuwenden. In letzterem Falle bringt eine größere Menge von Strahlen in das Auge ein, im erſteren iſt das

Sehvermögen geſteigert und umfaſſender. Durch zu große Vertiefung verwirren und ſchwächen wir unſer Wahrnehmungsvermögen, und es wäre ſelbſt denkbar, daß die Venus für uns vom Firmament verſchwände, wenn wir ſie zu anhaltend, zu ausſchließlich und zu unmittelbar beobachteten.

Was jene Mordthaten betrifft, ſo wollen wir perſönlich einige Unterſuchungen anſtellen, ehe wir uns ein Urtheil bilden. Die Sache wird uns Vergnügen machen (ich fand den Ausdruck in dieſem Falle übel gewählt, machte aber keine Bemerkung), und außerdem hat mir Le Bon einen Dienſt erwieſen, für den ich mich ihm zu Dank verpflichtet fühle. Wir wollen alſo gehen und den Schauplatz der That mit eigenen Augen beſichtigen. Ich kenne G—, den Polizei-Präfecten, und es wird keine Schwierigkeiten haben, uns die nöthige Erlaubniß zu verſchaffen.

Wir erhielten dieſe Erlaubniß und begaben uns ſofort nach der Rue Morgue, die zu jenen elenden Gäßchen gehört, welche die Rue Richelieu und die Rue St. Roch verbinden. Es war ſchon ſpät am Nachmittag, als wir ſie erreichten; das Quartier liegt in ziemlicher Entfernung von dem von uns bewohnten. Das Haus war leicht gefunden, denn noch immer ſtanden eine Menge Menſchen da und ſtarrten in müßiger Neugier von der anderen Seite der Straße nach den geſchloſſenen Fenſterläden empor.

Es war ein gewöhnliches Pariſer Haus, mit einem Thorwege, auf deſſen einer Seite ſich die Portierloge mit Schiebefenſter befand. Ehe wir in das Haus traten, gingen wir die Straße vollends hinauf, bogen in ein enges Quergäßchen ein und gelangten mit einer zweiten Wendung an die Rückſeite des Gebäudes, wobei Dupin die ganze Nachbarſchaft, wie das Haus ſelbſt, mit einer Aufmerkſamkeit und Genauigkeit in Augenſchein nahm, deren Zweck mir nicht einleuchtete.

Endlich kehrten wir um, begaben uns nach der Frontſeite des Gebäudes, klingelten und wurden, nachdem wir unſern Erlaubnißſchein vorgezeigt, von den wachthabenden Beamten eingelaſſen. Wir begaben uns hinauf in das Zimmer, in welchem man die Leiche von Mademoiſelle L'Eſpanaye gefunden, und wo die beiden Ermordeten noch lagen. Hier war Alles unverändert geblieben, und ich ſah nichts, als was ich aus der Gazette des Tribuneaux bereits wußte. Dupin prüfte Alles aufs Genaueſte, ſelbſt die Körper der beiden Opfer. Dann begaben wir uns in die übrigen Räume, ſowie in den Hof — immer in Begleitung eines Gendarmen. Die Beſichtigung nahm uns bis zur einbrechenden Dunkelheit in Anſpruch, dann entfernten wir uns. Auf dem Nachhauswege trat mein Gefährte einen Augenblick in das Bureau eines der täglich erſcheinenden Blätter. —

Ich habe ſchon erwähnt, daß die Launen und Eigenheiten meines Freundes ſehr mannichfaltiger Art waren, und daß ich ihnen überall Rechnung trug. Jetzt gefiel es ihm zum Beiſpiel, jedes Geſpräch über den Mord bis zum folgenden Mittag abzulehnen. Dann fragte er mich plötzlich, ob ich auf dem Schauplatze der Greuelthat irgend etwas Eigenthümliches bemerkt hätte.

In dem Nachdruck, mit welchem er das Wort „Eigenthümliches“ betonte, lag etwas, das mich, ich wußte ſelbſt nicht warum, mit Schauder erfüllte.

Nein, ich bemerkte nichts Eigenthümliches, nichts wenigſtens, was uns nicht bereits aus den Zeitungen bekannt geweſen wäre.

Die Zeitung iſt, wie ich fürchte, nicht genug auf die ungewöhnliche Grauenhaftigkeit der Sache eingegangen. Vergeſſen Sie einmal das, was dort gedruckt war. Es ſcheint mir, daß man das Geheimniß gerade aus dem Grunde unerklärlich findet, welcher die Erklärung erleichtern ſollte — ich meine das Ungewöhnliche aller Umſtände. Die Polizei läßt ſich verwirren durch den anſcheinenden Mangel an Beweggründen — nicht ſowohl an Beweggründen für den Mord ſelbſt, als für die entſetzliche Weiſe, in der er begangen wurde. Sie läßt ſich ferner irre machen durch die ſcheinbare Unmöglichkeit, die ſtreitenden Stimmen, die man gehört hat, mit der Thatſache in Einklang zu bringen, daß man, oben angekommen, Niemand fand, als die ermordete Mademoiſelle L’Espanaye, und daß gleichzeitig keine Möglichkeit vorhanden war, aus dem Hauſe zu entkommen, ohne von den Hinaufſteigenden bemerkt zu werden. Die wilde Unordnung im Zimmer, der Körper, welcher mit dem Kopfe nach unten in den Schornſtein hinauf gedrängt war, die furchtbare Verſtümmlung des Leichnams der alten Dame — alle dieſe Umſtände ſowie noch einige andre, die ich nicht zu erwähnen brauche, haben genügt, die Polizei zu lähmen, indem ſie den berühmten Scharfſinn der Beamten irreleitete. Sie verfielen in den groben aber ſehr häufigen Irrthum, das Ungewöhnliche mit dem Unbegreiflichen zu verwechſeln. Aber gerade dieſe Abweichung von der ebnen Bahn des Gewöhnlichen zeigt uns den Weg, auf welchem wir die Wahrheit zu ſuchen haben. Bei den Nachforſchungen, die wir jetzt verfolgen wollen, haben wir weniger zu fragen: was iſt geſchehen? als: welches Niedageweſene iſt geſchehen? In der That beruht die Leichtigkeit, mit welcher ich das Räthſel löſen werde, oder ſchon gelöſ't habe, gerade auf dem Grunde, der es in den Augen der Polizei unlösbar erſcheinen läßt.

Ich ſtarrte den Sprecher in ſtummer Verwunderung an.

Ich erwarte jetzt — fuhr er nach der Thür unſres Zimmers blickend fort — ich erwarte jetzt eine Perſon, die, wenn ſie vielleicht nicht der Urheber der Metzelei iſt, doch gewiſſermaßen in die Ausführung verwickelt ſein muß. Wahrſcheinlich iſt ſie an dem ſchlimmſten Theile der That unſchuldig, und ich hoffe um ſo mehr, daß ſich dieſe Vorausſetzung als richtig erweiſ't, da ich gerade darauf meine Hoffnungen ſtütze, das Geheimniß aufklären zu können. Ich erwarte jeden Augenblick den Mann eintreten zu ſehen. Es iſt möglich, daß er nicht kommt, größer iſt aber die Wahrſcheinlichkeit, daß er ſich einſtellt. Sollte er erſcheinen, ſo wird es nothwendig ſein, ihn feſtzuhalten. Hier ſind ein Paar Piſtolen, die wir Beide, falls die Gelegenheit es fordert, zu gebrauchen wiſſen werden.

Ich nahm eine Piſtole an mich, ohne recht zu wiſſen, was ich that, oder recht an das zu glauben, was ich hörte, während Dupin in ſeiner Auseinanderſetzung, die mehr wie eine Art Selbſtgeſpräch klang, fortfuhr. Von dem eigenthümlichen Weſen, das er bei ſolchen Gelegenheiten annahm, habe ich ſchon geſprochen. Seine Rede war an mich gerichtet, aber ſeine Stimme, obgleich keineswegs laut, hatte den Ton, welchen man gewöhnlich annimmt, wenn man zu einer Perſon ſpricht, die ſich in weiter Entfernung befindet. Seine Augen, denen jeder Ausdruck fehlte, waren auf die Wand geheftet.

Daß die ſtreitenden Stimmen, welche die Leute hörten, als ſie die Treppe hinaufſtiegen, nicht die der beiden Frauen waren, iſt durch die Ausſagen der Zeugen vollſtändig erwieſen, und das ſchneidet von vornherein jeden Zweifel über die Frage ab, ob nicht vielleicht die alte Dame zuerſt ihre Tochter getödtet und dann ihrem Leben durch Selbſtmord ein Ende gemacht haben könnte. Ich erwähne dieſen Punkt hauptſächlich nur der Methode wegen, denn die Kräfte von Madame L'Espanaye wären ganz unzureichend geweſen, den Körper ihrer Tochter in die Lage zu bringen, in der man ihn fand, und die Beſchaffenheit der Wunden an ihrer eignen Perſon ſchließen den Gedanken an Selbſtentleibung völlig aus. Der Mord iſt alſo durch dritte Perſonen begangen worden, und die

„Und Sie — ſind Sie ein Zigeuner?“

„Ja und nein. Von Geburt bin ich's nicht, aber durch Wahl und Heirath kam ich unter ſie. Uebrigens bin ich nicht hinter der Hecke geboren, das kann ich euch verſichern, obgleich ich jetzt ſehr oft die Nacht dahinter zubringe, das heißt, wenn ich zu Hauſe bin. Ihr müßt jedoch nicht glauben, daß ihr lange hier zu bleiben habt; wir werden in wenig Tagen aufbrechen, und dann ſtoßen wir Monate lang nicht mehr auf den Stamm, wiewohl ihr meine Familie gelegentlich ſehen werdet. Ich hab' euch nicht mit mir ziehen heißen, um ein Zigeunerleben zu führen: nein, nein, wir müſſen rührig und thätig ſeyn. Kommt, wir ſind ganz dicht bei ihnen. Redet nichts, ſo lange ihr an den Zelten vorübergeht, bis ihr in dem meinigen ſeyd; dann könnt ihr thun, was ihr wollt.“

Wir machten eine raſche Wendung, gingen durch eine Oeffnung in der Hecke und fanden uns auf einer kleinen, abgelegenen Allmande, welche von zwanzig bis dreißig niederen Zigeunerzelten eingenommen war. Feuer brannten und Speiſen kochten. Wir kamen etwa an einem Dutzend derſelben vorbei, der Warnung unſeres Führers eingedenk. Endlich hielten wir an und ſtanden zu unſerer Ueberraſchung vor dem Narren, der ſich gleich uns in einen Kittel geſteckt hatte, und vor Mr. Jumbo, welcher ſehr geſchäftig war, einen Topf zum Sieden zu bringen, indem er Holz darunter anblies, bis er ganz ſchwarzblau im Geſicht wurde. Mehrere von den Männern gingen an uns vorüber und betrachteten uns lauernd, mit nicht ſehr einladenden Mienen. Es war uns daher keineswegs unangenehm, als unſer Führer aus ſeinem Zelte zurückkam, von einer Frau begleitet, mit welcher er in der Sprache des Stammes redete.

„Nattie heißt euch willkommen,“ ſagte ſie, indem ſie uns näher trat.

Niemals in meinem Leben wird die Erinnerung an Nattie's erſtes Auftreten und den Eindruck, den es auf mich machte, aus ſtreitenden Stimmen dieſer Perſonen waren es, die man hörte. Laſſen Sie mich nun zuvörderſt auf dieſe Stimmen, nicht im ganzen Umfange der Ausſagen, ſondern nur inſoweit eingehen, als ſie eine Eigenthümlichkeit bekunden. Fiel Ihnen nichts Beſondres dabei auf?

Ich bemerkte, daß, während alle Zeugen die tiefe Stimme als die eines Franzoſen bezeichneten, dagegen in Bezug auf die kreiſchende, oder, wie einer der Zeugen ſie nannte, rauhe Stimme die Meinungen ſehr auseinander gingen.

Das waren die Ausſagen ſelbſt, entgegnete Dupin, aber nicht das Eigenthümliche daran. Sie haben nichts Beſtimmtes bemerkt, und doch war etwas zu bemerken. Die Zeugen ſtimmten, wie Sie ganz richtig ſagen, in Bezug auf die tiefe Stimme vollkommen überein und ſagten alle das Gleiche aus. In Bezug ihrer Ausſagen über die ſchrille Stimme dagegen liegt das Eigenthümliche nicht darin, daß die Meinungen verſchieden ſind, ſondern, daß ein Italiener, ein Engländer, ein Spanier, ein Holländer und ein Franzoſe es verſuchen, ſie zu beſchreiben, und Jeder ſie als die eines Fremden bezeichnet. Jeder iſt überzeugt, daß es nicht die Sprache eines ſeiner Landsleute war; keiner erkennt die Sprache — im Gegentheil, der Franzoſe hält die Stimme für die eines Spaniers und würde, wie er glaubt, ſelbſt die Worte unterſchieden haben, wenn er die Sprache verſtände. Der Holländer meint, es ſei die eines Franzoſen geweſen, aber wir hören, daß der Mann nicht Franzöſiſch verſteht, ſondern mit Hülfe eines Dolmetſchers vernommen werden mußte. Der Engländer glaubte, die Stimme eines Deutſchen zu erkennen, aber er verſteht nicht Deutſch. Der Spanier iſt überzeugt, daß es die eines Engländers war, urtheilt aber nur nach dem Tonfall, da ihm die engliſche Sprache fremd iſt. Der Italiener hält die Stimme für die eines Ruſſen, hat aber niemals mit einem ſolchen geſprochen. Ein zweiter Franzoſe weicht außerdem in ſeiner Ausſage von dem erſten ab und iſt ſicher, daß der Sprechende ein Italiener war, kannte aber die Sprache nicht und urtheilte, wie der Spanier, nur nach dem Tonfall. Nun, wie ſeltſam und ganz ungewöhnlich muß die Sprache geweſen ſein, daß ſolche Ausſagen möglich waren, daß Angehörige der fünf Hauptnationen Europa's nichts Bekanntes darin zu entdecken vermochten.

Sie können nun einwenden, es ſei die Stimme eines Aſiaten oder Afrikaners geweſen, und obgleich ſich in Paris nicht eben viele Aſiaten und Afrikaner aufhalten, wäre der Schluß nicht gerade zu verwerfen; aber doch möchte ich Ihre Aufmerkſamkeit vorerſt auf drei andre Punkte lenken. Die Stimme wird von einem Zeugen mehr als eine rauhe, denn eine kreiſchende bezeichnet. Zwei andre ſagen aus, daß die Sprache „ſchnell und ungleich“ war, und alle Zeugen ſtimmen darin überein, daß Worte, oder Töne, welche wie Worte klangen, ſich nicht unterſcheiden ließen.

Ich weiß nun nicht, fuhr Dupin fort, welchen

Eindruck ich bis jetzt auf Ihr eigenes Schlußvermögen hervorgebracht habe, aber ich zögere nicht, hinzuzufügen, daß ſchon aus dieſem Theile der Zeugenvernehmung — ich meine, aus den Ausſagen über die tiefe und die kreiſchende Stimme — begründete Schlüſſe zu ziehen ſind, Schlüſſe, welche an und für ſich hinreichen, einen Verdacht wach zu rufen, eine Vermuthung, die der weitern Unterſuchung die Richtung geben muß. Ich ſagte „begründete Schlüſſe“, aber das drückt nicht ganz aus, was ich meine. Ich wollte eigentlich ſagen, daß dieſe Schlüſſe die einzig berechtigten ſind, und daß die Vermuthung, von der ich ſprach, unfehlbar als einziges Reſultat daraus hervorgeht. Welcher Art dieſe Vermuthung iſt, möchte ich jetzt noch nicht verrathen. Behalten Sie vorläufig nur im Gedächtniß, daß dieſelbe für mich ſelbſt ſtark genug war, um meinen Nachforſchungen in dem Zimmer als Leitfaden zu dienen.

Verſetzen wir uns nun im Geiſte in dies Zimmer. Wonach haben wir zuerſt zu ſuchen? Nach dem Wege, auf welchem es den Mördern gelang, zu entfliehen. Ich ſage wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß Keiner von uns Beiden an übernatürliche Mächte glaubt. Madame und Mademoiſelle L'Espanaye wurden nicht durch Geſpenſter umgebracht. Die Thäter waren Weſen von Fleiſch und Bein und ſind als ſolche entkommen. Aber wie? Glücklicherweiſe iſt hier nur eine einzige Art der Schlußfolgerung denkbar, und die muß uns zum Ziele führen.

Laſſen Sie uns einmal die möglichen Mittel des Entkommens, eins nach dem andern, ins Auge faſſen.

Es iſt klar, daß die Mörder, als die Leute die Treppe hinaufſtürmten, in dem Zimmer waren, in welchem Mademoiſelle L'Espanaye todt gefunden wurde, oder wenigſtens in dem Zimmer nebenan — und aus einem von dieſen beiden Räumen müſſen ſie einen Ausgang gefunden haben. Die Polizei hat die Fußböden, die Decken und die Mauern des Gebäudes nach jeder Richtung hin unterſucht; ein geheimer Ausgang hätte ihr nicht verborgen bleiben können. Aber ich vertraute dieſen Nachforſchungen nicht unbedingt, ſondern überzeugte mich mit eigenen Augen. Es ſind keine geheimen Ausgänge vorhanden. Beide Thüren, welche aus dem Zimmer auf den Gang führen, waren feſt verſchloſſen, und die Schlüſſel ſteckten inwendig.

Wenden wir uns nun zu den Schornſteinen. Dieſelben würden, obgleich ſie bis zu acht oder zehn Fuß über dem Kamin die gewöhnliche Weite beſitzen, weiter oben kaum eine große Katze durchlaſſen, und nachdem ſich ſo das Entkommen auf dieſem Wege als unmöglich erwieſen, bleiben uns nur die Fenſter. Durch die des Vorderzimmers hätte Niemand entwiſchen können, ohne von den in der Straße verſammelten Menſchen bemerkt zu werden. Die Mörder mußten alſo durch die Fenſter des Hinterzimmers geflüchtet ſein. Nachdem wir auf ſo unbeſtreitbare Weiſe zu dieſem Schluß gekommen, werden wir, als vernünftige Weſen, uns nicht mehr von ſcheinbaren Unmöglichkeiten beirren laſſen dürfen. Es bleibt uns im Gegentheil zu beweiſen, daß dieſe ſcheinbaren Unmöglichkeiten thatſächlich keine ſind.

In dem Zimmer befinden ſich zwei Fenſter. Das eine derſelben iſt nicht mit Möbeln verſtellt, ſondern ganz ſichtbar. Der untere Theil des andern wird dem Auge durch das Kopfende der plumpen Bettſtelle entzogen, die dicht daran ſteht. Das erſtere Fenſter wurde feſt verſchloſſen gefunden und widerſtand der äußerſten Kraftanſtrengung der Perſonen, welche den Verſuch machten, es in die Höhe zu ſchieben. Links im Rahmen befand ſich ein großes Bohrloch und in dieſem ſteckte ziemlich bis zum Kopfe ein ſtarker Nagel. Bei Beſichtigung des andern Fenſters fand ſich dort ein ganz ähnlicher, in gleicher Weiſe angebrachter Nagel, und auch hier ſcheiterte der Verſuch, das Fenſter aufzuſchieben. Die Polizei war jetzt feſt überzeugt, daß die Mörder nach dieſer Seite hin nicht entkommen ſein könnten, und man hielt es deßhalb für ein nutzloſes Beginnen, die Nägel herauszuziehen und die Fenſter zu öffnen.

Meine eigene Unterſuchung war ein wenig genauer und zwar aus dem angegebenen Grunde. Ich wußte, daß die anſcheinenden Unmöglichkeiten in Wirklichkeit nicht vorhanden ſein konnten.

Rückwärts ſchließend verfolgte ich etwa dieſen Gedankengang: Die Mörder ſind aus einem dieſer Fenſter entkommen. Wenn es ſo iſt, konnten aber die Fenſter nicht wieder von innen befeſtigt werden, wie man ſie befeſtigt fand, und dies war die Schlußfolgerung, welche in ihrer augenſcheinlichen Richtigkeit den Nachforſchungen der Polizei nach dieſer Seite hin ein Ziel ſetzte, denn die Schiebfenſter waren geſchloſſen. Es mußte alſo die Möglichkeit vorliegen, daß ſie ſich von ſelbſt ſchloſſen. Aus dieſer Folgerung gab es kein Entrinnen. Ich trat nun an das leicht erreichbare Fenſter, zog den Nagel mit einiger Schwierigkeit heraus und verſuchte, den Schieber zu heben. Wie ich vorausgeſehen, widerſtand er allen meinen Anſtrengungen. Ich wußte jetzt, daß eine verborgene Feder vorhanden war, und dieſe Beſtätigung meiner Idee überzeugte mich, daß wenigſtens meine Vorderſätze richtig waren, ſo unerklärlich auch der Umſtand bezüglich der Nägel noch immer erſcheinen mochte. Eine ſorgfältige Nachforſchung brachte die verborgene Feder bald zu Tage. Ich drückte dieſelbe zurück, verzichtete aber, von der Entdeckung befriedigt, darauf, das Fenſter aufzuſchieben.

Dann brachte ich den Nagel wieder an ſeinen Ort und nahm ihn ſorgfältig in Augenſchein. Ein Menſch, der durch dies Fenſter hinausgeſtiegen war, hätte es wieder ſchließen können, die Feder würde eingeſchnappt ſein — aber den Nagel konnte er nicht wieder an ſeinen Platz bringen. Der Schluß war einfach und verengerte den Kreis meiner Unterſuchungen. Die Mörder mußten ihren Weg durch das andere Fenſter genommen haben. Vorausgeſetzt alſo, was wahrſcheinlich erſchien, daß die Federn an beiden Fenſtern dieſelben waren, ſo mußte ſich eine Verſchiedenheit der Nägel oder wenigſtens ihrer Befeſtigungsart vorfinden. Ich ſtieg auf den Strohſack in der Bettſtelle und muſterte über das Kopfende hinweg das zweite Fenſter auf das Sorgfältigſte. Ein Griff überzeugte mich, daß die Feder vorhanden, und daß ſie genau von derſelben Art war, wie ihre Nachbarin. Jetzt faßte ich den Nagel ins Auge. Er war von derſelben Stärke, wie der andere und anſcheinend ebenſo befeſtigt, d. h. er ſteckte beinahe bis zum Kopfe in dem Loche.

Sie werden nun meinen, daß mich das in Verwirrung ſetzen mußte, aber wenn Sie das glaubten, würden Sie die ganze Art meiner Beweisführung mißverſtanden haben. Ich hatte, um einen Jägerausdruck zu brauchen, keinen Moment die Fährte verloren. Kein Glied der Kette fehlte. Ich war dem Geheimniß bis zum Schlußpunkt nachgegangen, und dieſer Punkt war der Nagel. Freilich ſah derſelbe genau aus, wie ſein Bruder im andern Fenſter, aber dieſer Beweis, ſo überzeugend er erſchien, war null und nichtig gegenüber der Thatſache, daß hier an dieſem Punkte alle Schlüſſe zuſammenliefen. Hier, an dieſem Nagel muß etwas nicht in der Ordnung ſein, ſagte ich mir. Ich berührte den verdächtigen Gegenſtand und hielt ſogleich den Kopf mit einem etwa Viertelzoll langen Stück des Nagels in der Hand. Der abgebrochene Reſt mit der Spitze blieb in dem Bohrloche ſtecken.

Der Schaden war, wie ich aus der verroſteten

Bruchfläche erſah, ein alter und wahrſcheinlich durch einen Hammerſchlag hervorgebracht. Ich ſteckte das Stückchen Nagel wieder in das Loch, aus dem ich es genommen, und die Aehnlichkeit mit einem ganzen Nagel war wieder hergeſtellt, der Bruch nicht zu ſehen. Als ich auf die Feder drückte, hob ich das Schiebefenſter mit leichter Mühe um einige Zoll empor; der Nagelkopf ging mit in die Höhe und blieb feſt in dem Loche ſtecken. Ich ſchloß das Fenſter, und der Nagel erſchien nun wieder ganz und unverletzt.

Soweit war nun das Räthſel enträthſelt. Der Mörder hatte ſich durch das Fenſter hinter dem Bett geflüchtet. Es war nach ſeiner Entfernung von ſelbſt herabgeſunken, vielleicht auch abſichtlich geſchloſſen worden; die Feder war eingeſchnappt und hatte das Fenſter feſtgehalten. Die Polizei hatte fälſchlich geglaubt, daß dies durch den Nagel geſchähe — und ſo waren weitere Nachforſchungen unnöthig erſchienen.

Die nächſte Frage, um die es ſich nun handelt, iſt die Art und Weiſe des Hinabſteigens. Ueber dieſen Punkt hat mir der Gang, den ich mit Ihnen um das Haus herum machte, Gewißheit verſchafft. Etwa 5½ Fuß von dem fraglichen Fenſter läuft der Blitzableiter hinab. Von dieſem das Fenſter zu erreichen oder gar von hier aus hinein zu gelangen, würde ganz unmöglich ſein — aber ich bemerkte, daß die Läden des vierten Stockwerks von einer beſondern Art ſind, von einer Art, die jetzt kaum mehr gebräuchlich iſt, die man aber zuweilen noch an ſehr alten Häuſern, beſonders in Lyon und Bordeaux findet. Sie haben die Form einer gewöhnlichen Thür, d. h. einer einfachen, nicht einer Flügelthür, nur daß der untere Theil aus einem Lattengitter beſteht, an welches man ſich leicht mit den Händen anhalten kann. An dem in Rede ſtehenden Hauſe waren dieſe Läden volle drei und einen halben Fuß breit. Als wir ſie von hinten ſahen, waren beide halb offen, d. h. ſie ſtanden im rechten Winkel vom Hauſe ab. Es iſt möglich, daß die Polizeibeamten eben ſo gut wie ich die Rückſeite des Hauſes beſichtigten, aber wenn ſie, wie offenbar geſchah, die Läden in ihrer gegenwärtigen Stellung von der ſcharfen Kante ſahen, ſo konnte ihnen dieſe große Breite nicht auffallen; jedenfalls zogen ſie dieſelbe nicht in Betracht. Nachdem ſie ſich überzeugt glaubten, daß von hier aus kein Entkommen möglich geweſen, hatten ſie ſich natürlich mit einer oberflächlichen Beſichtigung begnügt. Mir dagegen wurde vollſtändig klar, daß der Laden des Fenſters am Kopfende des Bettes, wenn man ihn ganz an die Wand zurückſchlug, bis auf eine Entfernung von zwei Fuß an den Blitzableiter heranreichte. Es war alſo möglich, daß man — allerdings mit einem ungewöhnlichen Aufgebot von Behendigkeit und Muth — von dem Blitzableiterdraht in das Fenſter gelangen konnte, und zwar auf folgende Art. Nehmen wir an, daß die Läden gänzlich zurückgeſchlagen waren, ſo konnte der Räuber, nachdem er ſie bis auf eine Entfernung von 2½ Fuß erreicht, die Gitter mit einem feſten Griff erfaſſen. Ließ er nun den Draht des Blitzableiters los, ſtemmte ſich mit den Füßen gegen die Mauer und gab ſich einen Schwung, ſo drehte ſich der Laden in ſeinen Angeln jedenfalls ſo weit, daß er ſich ſchloß. Nehmen wir nun weiter an, daß das Fenſter offen war, ſo konnte er ſich auf dieſe Weiſe ſogar in das Zimmer ſelbſt ſchwingen.

Bitte, beachten Sie nun, wie ich ganz beſonders betonte, daß zur Ausführung eines ſo ſchwierigen und gefahrvollen Unternehmens ein ſehr ungewöhnlicher Grad von Behendigkeit vorausgeſetzt werden müſſe. Ich wollte Ihnen zuerſt zeigen, daß und wie die Sache auszuführen war, zweitens und hauptſächlich kommt es mir aber darauf an, Sie auf den ganz außerordentlichen, ja beinahe übernatürlichen Grad der Behendigkeit aufmerkſam zu machen, der hier vorhanden geweſen ſein muß.

Sie werden ohne Zweifel einwenden, daß, um meine Behauptung zu beweiſen, mir ja mehr daran liegen müſſe, die dazu erforderliche Gelenkigkeit geringer erſcheinen zu laſſen, anſtatt die Schwierigkeiten hervorzuheben. Dies mag bei einem gerichtlichen Verfahren ganz zutreffend ſein, aber die Vernunft geht anders zu Werke. Mein Ziel iſt nur die Wahrheit. Es iſt meine Abſicht, Sie darauf hinzuleiten, daß Sie die ganz ungewöhnliche Behendigkeit, von der ich ſoeben geſprochen, mit der ſehr eigenthümlichen, kreiſchenden oder rauhen und ungleichen Stimme in Zuſammenhang bringen, über deren Nationalität nicht meinem Gedächtniß verwiſcht werden. Sie war groß, zu groß, wäre nicht ihre Geſtalt im vollkommenſten Ebenmaaß geweſen. Ihr ovales Geſicht hatte eine helle Olivenfarbe; ihre Augen waren ſchwarz wie Gagath, die Naſe gerade und ſchön gebaut, der Mund klein, die Lippen ſchmal und mit einem Zug von Verachtung leicht aufgeworfen, die Zähne perlenweiß. Nie ſah ich ein Weib von ſo gebietendem Aeußern. Ihre Füße waren bloß und ſehr klein, wie auch die Hände. An den Fingern trug ſie viele Ringe von ſeltſamer alter Faſſung, und mitten auf der Stirne, unter dem Scheitel, ein Goldſtück. Sie blickte uns an, berührte ihre hohe Stirne mit den Fingerſpitzen, während ſie mit einer anmuthigen Handbewegung und mit ſanfter Stimme ſagte: „Ihr ſeyd willkommen.“ Dann wandte ſie ſich zu ihrem Manne und ſprach zigeuneriſch mit ihm, worauf ſie ſich allmälig in ernſter Unterredung von uns entfernten.

Nach kurzer Zeit kehrte ſie ohne ihn zurück, und redete uns mit einer äußerſt ſanften Stimme, aber mit höchſt entſchiedenem Ausdruck an: „Ich habe euch geſagt, daß ihr willkommen ſeyet; ſitzt alſo nieder und werdet heimiſch bei uns; fürchtet euch nicht, ihr habt keine Urſache dazu. Seyd treu, ſo lange ihr ihm dient; wenn ihr uns verlaſſen wollt, ſo ſagt es und nehmt euern Urlaub; wollt Ihr aber verſuchen, uns ohne Erlaubniß zu entweichen, ſo müſſen wir argwöhnen, daß ihr uns feind ſeyd, und werden euch darnach behandeln. Das iſt eure Wohnung, ſo lang' ihr hier ſeyd,“ fuhr ſie fort, und deutete auf ein anderes Zelt. „Es iſt nur noch ein Kind bei euch, dieſer Knabe (ſie deutete auf Jumbo), der zu euren Füßen liegen kann. Und nun laßt uns Freunde ſeyn. — Flita, wo biſt Du?“

Eine ſanfte Stimme antwortete aus Nattie's Zelt, und gleich darauf kam ein kleines Mädchen von etwa eilf Jahren heraus, deſſen Erſcheinung eine neue anmuthige Merkwürdigkeit war, eine kleine Feengeſtalt, mit einer Haut, ſo weiß wie friſchgefallener Schnee, zwei Perſonen derſelben Meinung ſind, und in derem Lauten keine Silbenbildung zu entdecken war.

Bei dieſen Worten ſchoß mir ein noch unklarer, erſt halbfertiger Gedanke über das, was Dupin meinte, durch den Kopf. Ich ſtand gleichſam an der Grenze des Verſtehens, ohne indeſſen bis zum Verſtehen ſelbſt hindurch zu dringen — wie man ſich ja zuweilen auch dicht am Rande einer Erinnerung befindet, ohne ſich derſelben bemächtigen zu können. Mein Freund fuhr in ſeiner Erklärung fort.

Sie werden bemerken, ſagte er, daß ich von der Frage des Hinauskommens auf die des Hineinkommens übergegangen bin. Es war meine Abſicht, Sie auf dem Schluß hinzuleiten, daß Beides in derſelben Weiſe und auf demſelben Wege geſchehen ſein muß. Laſſen Sie uns jetzt alſo in das Innere des Zimmers zurückkehren und hier den Thatbeſtand in Augenſchein nehmen.

Die Schubkäſten des Schreibſecretärs waren, wie man ſagt, geplündert, obgleich ſich noch viele Kleidungsſtücke darin vorfanden. Dieſe Schlußfolgerung iſt geradezu abgeſchmackt. Sie iſt eine reine Vermuthung, und noch dazu eine ſehr thörichte. Woher wiſſen wir, daß außer den Sachen, die ſich in den Käſten fanden, noch andre darin gelegen haben? Madame L'Espanaye und ihre Tochter führten ein außerordentlich zurückgezogenes Leben, ſahen nie Geſellſchaft bei ſich, gingen ſelten aus und hatten deßhalb wenig Veranlaſſung zu einem häufigem Wechſel der Kleider. Die, welche man fand, waren vom ſo guter Qualität, wie man ſie nur irgend im Beſitz dieſer Damen erwarten konnte. Wenn der Dieb einige von den Kleidern genommen hatte, warum nicht die beſten — warum nicht alle? Warum ließ er, mit einem Worte, viertauſend Francs in Gold liegen, um ſich mit einem Bündel Leinenzeug zu belaſten? Das Geld war da, man fand beinahe die ganze von Hrn. Mignaud angegebene Summe in zwei Säcken auf dem Fußboden. Laſſen Sie alſo, in Bezug auf den Beweggrund zu der That, vor allen Dingen die thörichte Idee fallen, welche in den Köpfen der Polizei-Beamten entſtand, als ſie bei dem Zeugenverhör von der Ablieferung des Geldes an der Thür des Hauſes hörten. Wir Alle erleben, ohne es im mindeſten zu beachten, ſtündlich zehnmal merkwürdigere Spiele des Zufalls, als hier in der Ablieferung des Geldes und der drei Tage darauf ſtattfindenden Ermordung des Empfängers vorliegt. Zufälligkeiten dieſer Art ſind im Allgemeinen große Steine des Anſtoßes für ſolche Denker, die von der Theorie der Wahrſcheinlichkeiten nichts wiſſen — jener Theorie, welcher wir auf allen Gebieten menſchlichen Forſchens die glänzendſten Reſultate verdanken. Wäre das Geld fort, ſo würde die Ablieferung desſelben, welche drei Tage vorher ſtattfand, für etwas mehr, als ein bloß zufälliges Zuſammentreffen zu halten ſein. Sie würde die Idee eines ſolchen Motivs beſtätigen. Unter den obwaltenden Umſtänden müßten wir uns, wenn wir das Geld als Beweggrund zu der Unthat annehmen, den Thäter als einen unentſchloſſenen Idioten vorſtellen, welcher das Geld und damit den eigentlichen Zweck des Verbrechens im Stiche ließ.

Indem wir nun die Punkte, auf die ich Ihre Aufmerkſamkeit gelenkt, feſt im Auge behalten: die ſeltſame Stimme, die ungewöhnliche Behendigkeit und den befremdlichen Mangel an einem Beweggrunde für dieſe ſo unerhört grauſame That, wollen wir noch einen Blick auf dieſe That ſelbſt werfen. Zuerſt haben wir da eine Frau, die mit den Händen erwürgt und dann — mit dem Kopfe nach unten — in den Schornſtein hinaufgeſchoben wurde. Gewöhnliche Mörder gehen nicht auf dieſe Weiſe zu Werke, verfahren nicht ſo mit ihren Opfern. Darin, daß der Leichnam in dem Schornſteine emporgeſchoben wurde, liegt etwas Ungeheuerliches — etwas, das ſich mit unſrem gewöhnlichen Urtheil über menſchliches Handeln nicht vereinbaren läßt, ſelbſt wenn wir annehmen, daß die Thäter zu den entartetſten Menſchen gehörten. Bedenken Sie außerdem, wie groß die Kraft geweſen ſein muß, welche den Leichnam ſo gewaltſam in die enge Oeffnung hinaufſtoßen konnte, daß die vereinigte Kraft mehrerer Menſchen kaum hinreichte, um ihn wieder herunterzuziehen.

Faſſen wir nun einen andern Beweis für die Anwendung einer ans Wunderbare grenzenden Kraft ins Auge. Im Kamine lagen dicke Strähnen, wirklich dicke Strähnen von Menſchenhaaren, die mit der Wurzel ausgeriſſen waren. Sie ſahen dieſelben ebenſo gut wie ich und wiſſen ebenſo gut wie ich, welche große Kraftanſtrengung dazu gehört, auch nur dreißig bis vierzig Haare auf einmal auszureißen. An den Wurzeln hingen (ein entſetzlicher Anblick!) Theile der Kopfhaut — ein ſichrer Beweis für die ungeheure Kraft, welche aufgeboten war, um eine ſolche Maſſe Haare auf einmal auszureißen. Nicht nur die Kehle der alten Dame war durchſchnitten, ſondern der Kopf war gänzlich vom Körper getrennt. Das Werkzeug dazu war aber nur ein einfaches Raſirmeſſer. Ich möchte ferner, daß Sie die thieriſche Grauſamkeit dieſer That recht ins Auge faßten. Von den zerſchmetterten Knochen am Körper von Madame L'Espanaye ſpreche ich nicht. Herr Dumas und ſein würdiger Beiſtand, Herr Etienne, haben ausgeſagt, daß dieſe Verletzungen von einem ſtumpfen Inſtrument herrührten, und inſoferne haben die Herren vollſtändig Recht. Das ſtumpfe Inſtrument war offenbar das Steinpflaſter des Hofes, auf welches das unglückliche Opfer durch das Fenſter hinter dem Bett hinabgeſchleudert worden war. Dieſer Gedanke, ſo einfach er immer erſcheinen mag, entging der Polizei aus demſelben Grunde, aus dem ſie die Breite der Läden nicht beachtete: weil durch die Nägel die Möglichkeit ausgeſchloſſen ſchien, daß die Fenſter überhaupt offen geweſen ſein könnten.

Wenn Sie nun zu Alledem noch die ſeltſame Unordnung hinzurechnen, welche im Zimmer herrſchte, ſo haben wir Folgendes zu combiniren: erſtaunliche Behendigkeit, übermenſchliche körperliche Stärke, viehiſche Grauſamkeit, eine Schlächterei ohne jeden Beweggrund, eine Ungeheuerlichkeit der Ausführung, die gegen alles Menſchliche verſtößt, und eine Stimme, welche den Angehörigen vieler Nationen fremd erſcheint und jeder deutlichen oder erkennbaren Silbenbildung entbehrt. Welches Reſultat ziehen Sie nun daraus? Welchen Eindruck habe ich auf Ihre Einbildungskraft hervorgebracht?

Ich fühlte, daß mir ein Schauder über die Haut lief, als Dupin die Frage ſtellte.

Ein Wahnſinniger hat die That begangen, entgegnete ich, ein Raſender, der aus irgend einem benachbarten Irrenhauſe entflohen iſt.

In mancher Hinſicht dürfte Ihre Idee nicht ganz abzuweiſen ſein, entgegnete Dupin. Aber die Stimme eines Wahnſinnigen entſpricht, ſelbſt im wildeſten Paroxysmus, nicht der Beſchreibung, welche man von jenen eigenthümlichen Tönen macht. Wahnſinnige gehören einer Nation an, und ihre Sprache, mögen auch die Worte ohne Zuſammenhang ſein, beſitzt doch eine deutlich wahrnehmbare Silbenbildung. Außerdem ſieht das Haar eines wahnſinnigen Menſchen nicht aus wie das, welches ich hier in der Hand halte. Ich habe dieſen kleinen Büſchel zwiſchen den krampfhaft geſchloſſenen Fingern von Madame L'Espanaye gefunden. Sagen Sie mir, was Sie davon halten?

Dupin! rief ich völlig faſſungslos, das iſt ganz ungewöhnliches Haar — es iſt gar kein menſchliches Haar.

Ich behaupte auch nicht, daß es das ſei, entgegnete er — aber ehe wir dieſen Punkt entſcheiden, wünſche ich, daß Sie einen Blick auf die kleine Zeichnung werfen, die ich hier zu Papier gebracht. Sie iſt ein Abriß deſſen, was in einem Theile der Zeugenausſagen als „dunkle, von Quetſchungen herrührende Flecke und tiefe Eindrücke von Fingernägeln“ am Halſe von Mademoiſelle L'Eſpanaye bezeichnet wird, und in einem andern Theile (durch die Herren Dumas und Etienne) als „eine Reihe blauer Flecken, welche augenſcheinlich von Fingereindrücken herrühren.“

Sie werden nun bemerken, fuhr mein Freund, das Papier auf dem Tiſche vor uns ausbreitend, fort, daß die Zeichnung auf einen feſten, ſichern Griff ſchließen läßt. Die Finger ſind allem Anſcheine nach nirgend abgeglitten. Jeder hat wahrſcheinlich bis zum Tode des unglücklichen Opfers an der Stelle, wo er ſich anfänglich eingekrallt, auch feſtgehalten. Verſuchen Sie nun einmal, alle Ihre Finger gleichzeitig auf die Male zu legen, die Sie da ſehen.

Ich machte den Verſuch, aber vergeblich.

Wir verfahren vielleicht nicht auf die rechte Weiſe, ſagte Dupin. Das Papier liegt hier auf einer geraden Fläche, während der menſchliche Hals von cylindriſcher Form iſt. Hier nehmen Sie dies Stück Holz, deſſen Umfang etwa dem des menſchlichen Halſes entſpricht. Legen Sie die Zeichnung darum und verſuchen Sie dann das Experiment noch einmal.

Ich that, wie er ſagte, aber die Schwierigkeit war jetzt noch erſichtlicher, als vorher.

Dieſe Flecken können nicht von einer menſchlichen Hand herrühren! rief ich.

Leſen Sie nun einmal dieſe Stelle im Cuvier nach, entgegnete Dupin.

Es war eine genaue anatomiſche und allgemeine Beſchreibung des großen, gelben Orangutang der oſtindiſchen Inſeln. Die rieſenhafte Geſtalt, die ungeheure Stärke und Behendigkeit, die Wildheit und der Nachahmungstrieb dieſer Klaſſe der Säugethiere ſind wohlbekannt. Ich begriff jetzt mit einem Schlage alle Schreckniſſe des Mordes.

Die Beſchreibung der Finger ſteht in voller Uebereinſtimmung mit dieſer Zeichnung, ſagte ich, als ich den Artikel zu Ende geleſen hatte. Kein andres Geſchöpf, als ein Orangutang der hier beſchriebenen Art, kann die Eindrücke, die Sie da aufgezeichnet, hervorgebracht haben. Auch dieſer Büſchel bräunlichen Haares entſpricht dem des von Cuvier beſchriebenen Thieres. Dennoch vermag ich mir die einzelnen Umſtände das ſchrecklichen Geheimniſſes noch nicht zu erklären. Auch hat man zwei ſtreitende Stimmen gehört, und die eine derſelben war zweifellos die eines Franzoſen.

Ganz recht; Sie werden ſich vielleicht eines Ausrufes erinnern, den beinahe alle Zeugen dieſer Stimme zuſchreiben, des Ausrufes: Mon Dieu! Derſelbe iſt von einem der Zeugen (dem Zuckerbäcker Montani) ganz richtig als ein Ausruf des Schreckens, als ein Einſpruch oder Proteſt charakteriſirt worden. Gerade auf dieſe beiden Worte habe ich aber die Hoffnung gebaut, das Räthſel vollſtändig zu löſen. Ein Franzoſe war Mitwiſſer des Mordes. Es iſt aber wahrſcheinlich — ja ſogar mehr als wahrſcheinlich — daß er an der blutigen That, die da vollbracht wurde, unſchuldig war. Der Orangutang iſt ihm vielleicht entſprungen; er hat ihn möglicherweiſe bis in das Zimmer verfolgt, aber es wird ihm unter den nächſten haarſträubenden Eindrücken kaum gelungen ſein, ſich des Thieres wieder zu bemächtigen, und dasſelbe läuft noch frei herum. Ich will meine Vermuthungen — denn anders kann ich meine Schlüſſe noch nicht nennen — jetzt nicht weiter verfolgen; ſind doch die Reflexionen, auf denen ſie beruhen, kaum von genügender Tiefe, um mir ſelbſt als Leitfaden zu dienen, und ich kann keinen Anſpruch darauf erheben, ſie Andern verſtändlich zu machen. Wir wollen meine Schlüſſe alſo Vermuthungen nennen und ſie als ſolche beſprechen. Wenn der Franzoſe, wie ich vorausſetze, unſchuldig an der Greuelthat iſt, ſo wird ihn die Anzeige, welche ich geſtern auf unſerem Nachhauſewege in der Expedition der Zeitung Le Monde abgab — ein Blatt, welches beſonders von Seeleuten geleſen wird — jedenfalls zu uns führen.

Dabei händigte er mir ein Zeitungsblatt ein und ich las folgendes:

„Eingefangen wurde in den frühen Morgenſtunden des — (Datum des Morgens, an welchem die Mordthat geſchah) ein ſehr großer, braungelber Orang-utang, von der auf Borneo heimiſchen Species. Der Eigenthümer (ſicherem Vernehmen nach Seemann auf einem malteſiſchen Schiffe) kann das Thier, nach genügendem Ausweis und Erſtattung der Futter- und Aufbewahrungskoſten, zurück erhalten: Rue — No. — Faubourg St. Germain, im dritten Stock."

Wie können Sie aber wiſſen, daß der Eigenthümer ein Seemann iſt und zu einem malteſiſchen Schiffe gehört? fragte ich.

Ich weiß es auch nicht, d. h. ich bin des Umſtandes nicht gewiß, entgegnete Düpin. Aber ſehen Sie hier dies Stückchen Band, das, nach ſeiner Form und fettigen Beſchaffenheit zu ſchließen, offenbar dazu gedient hat, das Haar zu einem der langen Zöpfe zuſammen zu binden, welche die Matroſen ſo gern tragen. Ueberdies iſt dieſer Knoten von der beſondern Art, die faſt nur Seeleute zu knüpfen verſtehen und die vornehmlich bei den Malteſern gebräuchlich iſt. Ich fand dies Band am Fuße des Blitzableiters, und einer der Verſtorbenen kann es nicht gehört haben.

Wenn aber auch der Schluß, den ich aus dem Bande gezogen, daß der Franzoſe Seemann und zu einem malteſiſchen Schiffe gehörig iſt, falſch wäre, ſo kann das, was ich in der Anzeige geſagt habe, doch nicht ſchaden. Befinde ich mich im Irrthume, ſo wird der Mann glauben, daß ich mich durch irgend einen Umſtand, dem er gewiß nicht nachforſchen wird, irre leiten ließ — habe ich aber das Rechte getroffen, ſo iſt damit viel gewonnen. Da er, wenn auch unſchuldig an der Mordthat, doch von derſelben weiß, wird der Mann natürlich anfänglich Bedenken tragen, der Aufforderung nachzukommen und den Orangutang zu reclamiren. Aber dann wird er ſchließen wie folgt: Ich bin unſchuldig, bin arm, mein Orangutang iſt von großem Werth — er repräſentirt für Menſchen in meinen Verhältniſſen ein kleines Vermögen — warum ſollte ich mich durch vielleicht unbegründete Beſorgniß darum bringen laſſen? Ich kann ihn wieder bekommen. Man hat ihn im Bois de Boulogne — weit vom Schauplatze des Mordes eingefangen. Wer könnte auf den Gedanken gerathen, daß ein wildes Thier die That begangen? Die Polizei tappt vollſtändig im Dunkeln — es iſt ihr nicht gelungen, ſich auch nur den geringſten Aufſchluß zu verſchaffen. Und ſollte ſie endlich ſelbſt auf die Spur des Thieres kommen, ſo würde es doch unmöglich ſein, zu beweiſen, daß ich von dem Morde Kenntniß habe, oder mir dieſe Kenntniß als Schuld aufzubürden. Vor Allem aber, ich bin gekannt. Der Einſender der Notiz bezeichnet mich als Eigenthümer des Thieres, und ich weiß nicht, wie weit ſich ſein Wiſſen erſtreckt. Verzichte ich nun darauf, einen Gegenſtand von ſo großem Werthe wieder in Empfang zu nehmen, ſo mache ich das Thier verdächtig. Es wäre aber durchaus nicht klug, die Aufmerkſamkeit auf mich oder lichtbraunen Haaren und großen blauen Augen. Ihr Kleid war knapp und ließ einen guten Theil von ihren ſchlank gedrechſelten Beinchen ſehen. Sie eilte auf Nattie zu, kreuzte die Arme über der Bruſt, ſtand ſtill und ſagte demüthig: „Hier bin ich.“

„Erkenne Dieſe für Freunde, Flita. Sende den faulen Num (dieß war Philotas, der Narr) nach mehr Holz aus, und ſieh' zu, daß Jumbo das Feuer unterhält.“

Nattie lächelte und verließ uns. Sie ging, wie ich bemerkte, zu einer Gruppe von vierzig oder fünfzig Leuten ihres Stammes, die in ernſthaftem Geſpräch verſammelt waren. Sie nahm ihren Sitz unter ihnen ein und wurde mit auffallender Achtung empfangen. Inzwiſchen hatte Jumbo ein luſtiges Feuer angeblaſen; Flita wies uns an, Gemüſe zu zerſchneiden, welches ſie in den ſiedenden Keſſel warf, während Num mit mehr Brennholz erſchien. Bald waren wir mit unſern Geſchäften fertig. Flita ſetzte ſich zu uns, warf ihr langes Haar zurück, das ihr über die Augen herabgefallen war, und ſah uns Beiden in's Geſicht.

„Wer gab Dir dieſen Namen, Flita?“ fragte ich.

„Sie,“ war ihre Antwort.

„Welche Sie?“

„Nattie und Melchior, ihr Mann.“

„Biſt Du denn nicht ihre Tochter?“

„Nein, ich bin's nicht, das heißt, ich glaube nicht.“

Das kleine Mädchen hielt plötzlich inne, als hätte ſie zu viel geſagt, blickte zu Boden und kreuzte die Arme ſo, daß je eine Hand auf der entgegengeſetzten Schulter lag.

Timothy flüſterte mir zu: „Sie muß geſtohlen ſeyn, verlaß Dich d'rauf.“

„Stille!“ ſagte ich.

Das kleine Mädchen hatte ſeine halblauten Worte gehört und legte den Finger auf den Mund, indem ſie zuerſt auf Tim und dann nach der Stelle blickte, wo Num und Jumbo ſaßen. Dieſes Kind den Affen zu ziehen. Ich will alſo der Aufforderung folgen, den Orangutang holen und ihn unter Schloß und Riegel halten, bis die Sache in Vergeſſenheit gerathen iſt.

In dieſem Augenblicke hörten wir Schritte auf der Treppe.

Machen Sie Ihre Piſtole fertig, ſagte Dupin, aber brauchen oder zeigen Sie dieſelbe nicht, bis ich Ihnen einen Wink gebe.

Die Hausthür hatte offen geſtanden, der Beſucher war eingetreten, ohne zu klingeln, und mehrere Stufen der Treppe heraufgeſtiegen. Jetzt ſchien er indeſſen unſchlüſſig zu werden — dann hörten wir ihn wieder hinabſteigen. Dupin eilte auf die Thür zu, da hörten wir, daß der Mann noch einmal heraufkam. Diesmal kehrte er nicht um, ſondern kam entſchloſſenen Schrittes näher und klopfte an die Thür unſeres Zimmers.

Herein! rief Dupin in freundlichem Tone.

Der Mann trat ein. Es war allem Anſchein nach ein Seemann — ein großer, ſtarker, muskulöſer Menſch mit einer gewiſſen kecken, furchtloſen Miene, die kein ungünſtiges Vorurtheil gegen ihn erweckte. Sein ſonnenverbranntes Geſicht war zur Hälfte durch einen dichten Schnurr- und Backenbart verdeckt. In der Hand trug er einen ſtarken Stock von Eichenholz, ſonſt ſchien er unbewaffnet. Er machte eine linkiſche Verbeugung und bot uns guten Abend. Sein Accent hatte einen Anklang wie aus der Gegend von Neuſchatel, verrieth aber dennoch die Pariſer Abſtammung.

Setzen Sie ſich nieder, Freund, ſagte Dupin. Sie kommen wahrſcheinlich wegen des Orangutang? Wahrhaftig, ich beneide Sie beinahe um das Thier, das ein wirklich ſchönes und ohne Zweifel ſehr werthvolles Exemplar iſt. Wie alt ſchätzen Sie es wohl?

Der Seemann athmete tief auf, als fühlte er ſich von einer ſchweren Laſt befreit, und erwiderte dann in zuverſichtlichem Tone:

Genau läßt ſich das nicht beſtimmen, aber der Affe kann kaum älter ſein als vier bis fünf Jahre. Haben Sie ihn hier?

O nein, wir haben hier keinen paſſenden Raum, ihn unterzubringen. Er befindet ſich im Stalle eines Pferdeverleihers in der Rue Dubourg dicht nebenan, und Sie können ihn in den Morgenſtunden abholen laſſen. Sie ſind doch im Stande, Ihr Eigenthumsrecht nachzuweiſen?

Natürlich bin ich das.

Es wird mir leid thun, Ihnen das Thier zurückzugeben.

Ich verlange nicht, daß Sie Ihre Mühe umſonſt gehabt haben, Herr, ſagte der Mann. Ich kann es nicht verlangen und bin gern erbötig, eine Belohnung für das Einfangen des Thieres zu zahlen — das heißt eine angemeſſene Belohnung.

Das iſt nicht mehr als billig, entgegnete mein Freund. Aber was ſoll ich verlangen? Laſſen Sie mich ein wenig nachdenken. O, jetzt weiß ich's. Sie ſollen mir zur Belohnung Alles erzählen, was Sie von dem Mord in der Rue Morgue wiſſen.

Dupin ſprach die letzten Worte ſehr leiſe und, ſehr ruhig. Ebenſo ruhig ging er nach der Thür, verſchloß ſie und ſteckte den Schlüſſel ein. Dann zog er eine Piſtole aus der Bruſttaſche und legte ſie ohne die mindeſte Eile vor ſich auf den Tiſch.

Das Geſicht des Seemanns wurde roth, als ob er gegen einen Erſtickungsanfall kämpfe. Er ſprang auf und faßte nach ſeinem Stocke — aber im nächſten Augenblicke ſank er zitternd und bleich wie der Tod auf ſeinen Sitz zurück. Sprechen konnte er kein Wort, und er that mir von Herzen leid.

Mein Freund, Sie beunruhigen ſich unnöthigerweiſe — wirklich unnöthigerweiſe, ſagte Dupin in freundlichem Tone. Wir haben nichts Schlimmes gegen Sie im Sinne; ich ſetze mein Wort als Ehrenmann und Franzoſe zum Pfande, daß wir nichts Böſes gegen Sie im Schilde führen. Ich bin vollſtändig überzeugt, daß Sie an der Greuelthat in der Rue Morgue unſchuldig ſind, obgleich Sie einen gewiſſen Antheil daran ſchwerlich ableugnen können. Aus dem Geſagten werden Sie entnehmen, daß ich Mittel und Wege fand, mich in der Sache zu unterrichten — Mittel und Wege, von denen

Sie ſich Nichts träumen laſſen. Die Dinge ſtehen nun ſo: Sie haben Nichts gethan, was Sie hätten vermeiden können — jedenfalls Nichts, was Sie ſtrafbar macht. Sie haben ſich nicht einmal des Raubes ſchuldig gemacht, obgleich Sie es ungeſtraft gekonnt hätten. Sie brauchen alſo Nichts zu verhehlen — Sie haben keine Urſache dazu. Auf der andern Seite ſind Sie als Ehrenmann verpflichtet, zu ſagen, was Sie wiſſen, denn ein Unſchuldiger iſt des Verbrechens angeklagt, deſſen Urheber Sie kennen.

Der Seemann hatte, während Dupin ſprach, ſeine Geiſtesgegenwart ſo ziemlich wiedergefunden, nur ſein früheres keckes Weſen war verſchwunden.

So helfe mir Gott! ſagte er nach kurzer Pauſe. Ich will Ihnen Alles erzählen, was ich von der Sache weiß, aber Sie werden nicht die Hälfte von dem, was ich ſage, glauben. Es wäre Thorheit, das zu erwarten. Dennoch bin ich unſchuldig und will mir das Herz erleichtern, ſelbſt wenn es mir das Leben koſten ſollte.

Seine Ausſagen enthielten im Auszuge Folgendes: Er hatte kürzlich eine Reiſe nach dem indiſchen Archipel gemacht. Ein Theil der Schiffsmannſchaft, zu der er gehörte, war in Borneo ans Land gegangen, um eine Vergnügungstour ins Innere zu machen. Bei dieſer Gelegenheit hatte er und ein Kamerad den Orangutang gefangen. Dieſer Kamerad war geſtorben, und ſo war das Thier in ſeinen alleinigen Beſitz übergegangen. Nachdem es ihm auf der Heimreiſe durch ſeine unbezähmbare Wildheit große Mühe verurſacht, gelang es dem Manne endlich, dasſelbe in ſeiner eignen Wohnung in Paris ſicher unterzubringen. Um nicht die läſtige Neugier der Nachbarn auf ſich zu ziehen, wollte er das Thier ſorgfältig verborgen halten, bis es von einer Fußwunde, die es am Bord des Schiffes durch einen Splitter empfangen, geheilt geweſen wäre. Seine Abſicht war, es dann zu verkaufen.

In der Nacht, oder vielmehr am Morgen vor dem Morde, von einem Seemannsſchmauſe zurückkehrend, fand er den Affen im Beſitz ſeines eignen Schlafzimmers, in welches derſelbe aus einem anſtoßenden verſchloſſenen Raume, in dem man ihn ſicher untergebracht wähnte, ſich Eingang verſchafft hatte. Mit dem Raſirmeſſer in der Hand und vollſtändig eingeſeift ſaß der Orangutang vor einem Spiegel und verſuchte, ſich zu raſiren, eine Operation, bei welcher er ohne Zweifel früher ſeinen Herrn durch das Schlüſſelloch der Kammer belauſcht hatte. Entſetzt, eine ſo gefährliche Waffe in den Händen eines ſo wilden Thieres zu ſehen, das noch dazu ſo fähig war, ſich derſelben zu bedienen, ſtand der Mann einige Augenblicke unſchlüſſig, ohne zu wiſſen, was er beginnen ſollte. Es war ihm indeſſen immer gelungen, das Thier, ſelbſt in den ärgſten Anfällen von Wildheit, vermittelſt einer Peitſche zu bezwingen, und zu dieſer griff er auch jetzt. Beim Anblick derſelben ſprang der Orangutang durch die Zimmerthür die Treppe hinab und gelangte durch ein Fenſter, das unglücklicherweiſe offen ſtand, auf die Straße.

Der Franzoſe folgte ihm in Verzweiflung. Der Affe, das Raſirmeſſer noch immer in der Hand haltend, ſtand zuweilen ſtill, ſah ſich um und geſticulirte nach ſeinem Verfolger hin, bis dieſer ihm näher gekommen war; dann ſprang er von Neuem davon. In dieſer Weiſe ging die Jagd längere Zeit fort. Die Straßen lagen, da es beinahe drei Uhr Morgens war, in tiefſter Stille und Einſamkeit. Als der Flüchtling durch ein Gäßchen hinter der Rue Morgue ſprang, wurde ſeine Aufmerkſamkeit plötzlich durch das aus dem offenen Fenſter der vierten Etage ſchimmernde Licht im Hauſe von Madame L'Espanaye erregt. Er eilte auf das Gebäude zu, erblickte den Dra[illegible] des Blitzableiters, kletterte mit unglaublicher Behendigkeit daran empor, ergriff den Fenſterladen, welcher gänzlich an die Wand zurückgeſchlagen war, und ſchwang ſich mit Hülſe desſelben direct auf das Kopfende des Bettes. Der ganze Vorgang nahm keine Minute Zeit in Anſpruch. Als der Orangutang das Zimmer erreicht hatte, ſtieß er den Laden wieder zurück.

Der Seemann war gleichzeitig erfreut und beſtürzt. Er hatte jetzt Hoffnung, das Thier wieder zu fangen, da es aus der Falle, in die es gegangen, kaum anders zu entkommen vermochte als an der Blitzableiterſtange, an deren Fuße man es leicht aufhalten konnte. Andrerſeits war in Bezug auf das, was der Affe im Hauſe verüben konnte, Grund zu ernſtlicher Beſorgniß, und der letztere Gedanke war es auch, welcher den Mann vermochte, die Verfolgung des Thieres fortzuſetzen.

Eine Blitzableiterſtange läßt ſich, beſonders von einem Seemanne, ohne allzugroße Schwierigkeit erſteigen, aber als er die Höhe des Fenſters erreichte, welches zu ſeiner Linken lag, konnte er nicht weiter. Alles, was er zu thun vermochte, war, ſich ſoweit vorzubiegen, daß er einen Blick in das Innere des Zimmers werfen konnte. Aber dieſer Blick ließ ihn vor Schrecken beinahe den Halt verlieren. Eben jetzt erhob ſich das entſetzliche Geſchrei, welches die Bewohner der Rue Morgue aus dem Schlafe aufweckte. Madame L'Espanaye und ihre Tochter waren in ihren Nachtkleidern und ſchienen eben beſchäftigt geweſen, einige Papiere in den ſchon erwähnten eiſernen Kaſten zu legen, welchen ſie mitten in das Zimmer gezogen hatten. Derſelbe war offen, und ſein Inhalt lag daneben auf dem Fußboden. Die Opfer mußten mit dem Rücken gegen das Fenſter geſeſſen haben, und nach der Zeit zu urtheilen, welche zwiſchen dem Eindringen des Affen und dem Anfange des Geſchrei's verfloſſen war, hatten ſie ihn nicht ſogleich bemerkt. Das Zuſchlagen des Fenſterladens wor vermuthlich dem Winde zugeſchrieben worden.

Als der Seemann in das Fenſter blickte, hatte das rieſige Thier Madame L'Espanaye bei den Haaren gefaßt, die — weil ſie dieſelben wahrſcheinlich kürzlich gekämmt hatte — loſe herabhingen, und ſchwang, die Bewegungen eines Barbiers nachahmend, das Raſirmeſſer um ihr Geſicht. Die Tochter lag lang ausgeſtreckt und bewegungslos auf dem Fußboden; ſie war ohnmächtig. Das Geſchrei und der Widerſtand der alten Dame, während ihr das Haar vom Kopfe geriſſen wurde, verwandelte die Anfangs wahrſcheinlich friedlichen Abſichten des Orangutangs in Grimm und Wuth. Mit einem energiſchen Schwunge ſeines muskulöſen Armes trennte er ihren Kopf beinahe vom Rumpfe. Der Anblick des Blutes entflammte ſeinen Grimm nur noch mehr. Zähneknirſchend und mit feuerſprühenden Augen ſtürzte er ſich auf den Körper des Mädchens, ſchlug ſeine furchtbaren Krallen in ihren Hals und hielt ſie feſt, bis ſie todt war. Jetzt fiel ſein wild umherirrender Blick auf das Kopfende des Bettes, über welchem er das ſchreckensſtarre Geſicht ſeines Herrn erblickte. Die Wuth des Thieres, welches ſich ohne Zweifel der drohenden Peitſche erinnerte, verwandelte ſich nun augenblicklich in Furcht. Im Bewußtſein, Strafe verdient zu haben, ſchien es ſeine blutigen Thaten verbergen zu wollen und ſprang in Angſt und Aufregung im Zimmer umher, wobei es die Möbel umſtieß und zerbrach und das Bett aus der Bettſtelle warf. Endlich packte es die Leiche der Tochter und ſchob ſie ſo in den Schornſtein, wie ſie gefunden wurde; dann bemächtigte er ſich des Körpers der alten Dame und ſchleuderte ihn kopfüber in den Hof hinab.

Als der Affe ſich mit der verſtümmelten Leiche dem Fenſter näherte, fuhr der Matroſe entſetzt zurück, ließ ſich an dem Blitzableiterdraht hinabgleiten und eilte nach Hauſe, indem er in ſeinem Schrecken und aus Furcht vor den Folgen der Unthat den Orangutang ſeinem Schickſal überließ. Die Worte, welche die die Treppe hinaufeilenden Leute gehört hatten, waren die Schreckensrufe des Franzoſen geweſen, die ſich mit dem dämoniſchen Schnattern des Thieres miſchten.

Ich habe kaum noch Etwas hinzuzufügen. Der Affe mußte kurz vor dem Aufbrechen der Thür am Blitzableiter hinab entkommen ſein. Das Fenſter war, nachdem er hindurchgeſchlüpft, wahrſcheinlich von ſelbſt zugefallen. Das Thier wurde ſpäter durch den Eigenthümer ſelbſt wieder eingefangen und für eine ziemlich bedeutende Summe an den Jardin des Plantes verkauft. Man ließ Le Bon, nachdem wir dem Polizeipräfecten den Zuſammenhang mitgetheilt, ſofort frei. Der Präfect, obwohl ſonſt meinem Freunde wohl gewogen, konnte indeſſen ſeinen Aerger über die Wendung der Sache nicht ganz verbergen und erlaubte ſich, durch einige Sarkasmen anzudeuten, daß Jeder wohl thun würde, ſich um ſeine eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

Laſſen Sie ihn reden! ſagte Dupin, der es nicht der Mühe werth gefunden hatte, ihm zu antworten. Laſſen Sie ihn reden. Er will ſein Gewiſſen beruhigen, und ich bin zufrieden, ihn auf ſeinem eigenen Felde geſchlagen zu haben.

Obgleich ihm die Löſung des Räthſels nicht gelungen, ſo verdient dieſelbe doch lange nicht ſo viel Bewunderung, als er glaubt, denn — um offen zu ſprechen — unſer Freund, der Präfect, iſt zu ſchlau, um wirklich klug zu ſein. Deſſenungeachtet iſt er ein guter Kerl, und ich habe ihn beſonders gern wegen eines Talents, durch das er ſeinen Ruf als ſcharfſinniger Kopf begründet hat, ich meine ſeine Manier: „zu leugnen, was iſt, und zu erklären, was nicht iſt.“ *)

---

*) Rouſſeau: Neue Heloiſe.

hatte mein Herz gewonnen, ehe ich noch eine Stunde in ihrer Nähe war; ſie war ſo anmuthig, ſo weiblich, und auf ihrem Antlitz lag ein eigenthümlicher Zug von Trauer. Daß ein Zwang auf ihr laſtete, ſprang in die Augen; dabei ſchien jedoch keine Furcht ſie zu beunruhigen. Nattie war ſehr freundlich gegen ſie, und das Kind ſchien nicht zurückhaltender gegen die Zigeunerin zu ſeyn, als gegen Andere; vielleicht war dieſer wehmüthige, ſinnende Blick ihr angeboren. Es dauerte lange Zeit nach der erſten Begegnung, bis ich einmal ein Lächeln auf ihren Zügen ſah.

Bald nach dieſem kurzen Geſpräch kam Nattie, mit der ganzen Anmuth und Majeſtät einer Königin, wieder zu uns herangeſchritten. Dann geſellte ſich auch ihr Mann, oder Melchior, wie ich ihn in Zukunft nennen will, zu uns, und wir ſetzten uns zu einer Mahlzeit nieder, welche ihres Gleichen nicht hatte. Sie war aus allem Möglichen zuſammengeſetzt; bald hatte ich einen Hühnerflügel, bald ein Kaninchenbein, bald ein Schöpſenſtück oder anderes Fleiſch und Geflügel in Arbeit, und konnte kaum Alles unterſcheiden. Dazu kamen alle möglichen Gemüſe, unter welchen die Kartoffeln die Hauptrolle ſpielten, in einer ſchmackhaften Zubereitung, welche ein Epikuräer geprieſen haben würde. Abends hatte ich noch eine lange Unterredung mit Melchior, und um den Leſer nicht zu ermüden, will ich gleich bei dieſer Gelegenheit Alles, was ich von ihm und Andern über meine damaligen Verbündeten erfuhr, im Zuſammenhange ſagen.

Melchior wollte nicht angeben, wer und was er vor ſeiner Verbindung mit den Zigeunern geweſen war, nur ſo viel ließ er mich vermuthen, daß er in ſeiner Jugend aus Liebe zu Nattie oder aus andern unbekannten Gründen die Seinigen, und zwar allen Anzeichen nach keine geringe Familie, verlaſſen hatte. Schon viele Jahre dauerte ſeine Verbindung mit dem Stamme, und ob er gleich, als ein Aufgenommener, nicht ſo hoch in Rang und Achtung ſtand, wie ſeine Frau, ſo hatte ihm doch eben dieſe Heirath, verbunden

# Franciscus Columna.

Von

**Charles Nodier.**

(Geb. 1783, geſt. 1844.)

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Clara Wulſten.**

Sie erinnern ſich vielleicht unſeres Freundes, des Abbó Lowrich, den wir in Raguſa, in Spalatro, in Wien, München, Piſa, Bologna und in Lauſanne trafen. Er iſt ein vortrefflicher Menſch, voller Kenntniſſe, aber er weiß eine Menge Dinge, die man, wüßte man ſie auch, gern wieder vergeſſen würde. Er kennt den Namen des Buchdruckers, der ein ſchlechtes Buch gedruckt hat, er kennt das Geburtsjahr des erſten beſten Dummkopfs und tauſend andre Einzelheiten von derſelben Bedeutung. Der Abbó Lowrich hat den Ruhm, den wahren Namen von Knicknackius entdeckt zu haben, der ſich Starkius ſchrieb, nicht, wenn Sie erlauben, Polycarpus Starkius, der acht ſchöne Hendekaſyllaben über den Satz des Kornmannus de ritibus et doctrina scarabaeorum ſchrieb, ſondern Martinus Starkius, der zwei und dreißig Hendekaſyllaben über die Flöhe ſchrieb. Demnach verdient der Abbó Lowrich gekannt und geliebt zu werden. Er hat Geiſt und Herz, iſt voll thätiger und aufrichtiger Dienſtfertigkeit und beſitzt bei all dieſen koſtbaren Eigenſchaften auch eine lebhafte und eigenthümliche Einbildungskraft, welche ſeiner Unterhaltung großen Reiz giebt, ſobald ſie ſich nicht in die unendlich kleinen Beziehungen der Biographie und der Bibliographie vertieft. Ich habe mich auch in dieſe Unbequemlichkeit gefunden, und ſobald ich den Abbé Lowrich von ferne ſehe, was bei meinen beſtändigen Reiſen durch Europa zuweilen geſchieht, ſo eile ich zu ihm. Vor noch nicht drei Monaten geſchah das wieder einmal.

Ich war erſt geſtern im Gaſthof „zu den zwei Thürmen“ in Treviſo angekommen, hatte mich ſehr ſpät dort eingerichtet und noch keinen Fuß in die Stadt geſetzt. Am Morgen, als ich die Treppe hinabſteige, ſehe ich eine jener ſonderbaren Geſtalten vor mir hergehen, die, von welcher Seite man ſie anſehen mag, Charakter haben. Ein Hut, wie es gar keinen giebt, auf den Kopf geſtülpt, wie kein Menſch je einen Hut aufgeſetzt hat, eine roth und grüne Halsbinde, wie ein Strick umgeſchlungen, an einer Seite vier Zoll über den Kragen hinausſtehend, an der andern Seite ganz darunter verſchwunden, ein Beinkleid, deſſen eines Bein wohl kaum je eine Bürſte geſehen und deſſen andres ſich mit einer Art von Koketterie in einem dicken Wulſt über den Stiefelſchaft feſtgelegt hatte, und endlich die ungeheure Mappe, die kaum zu transportirende Mappe unter dem Arm, worin ſo viele Notizen, ſo viele Pläne, Büchertitel, Zeichnungen, ſo viele unſchätzbare Schätze für den Gelehrten, die aber der Lumpenhändler kaum aufheben würde. Es war unmöglich, ſich zu täuſchen, es war Lowrich. — Lowrich! rief ich, und wir lagen einander in den Armen.

Ich weiß, wohin du gehſt, ſagte er zu mir, nachdem wir einige freundſchaftliche Worte ausgetauſcht und ich dabei erfahren hatte, daß er ebenfalls erſt kürzlich angekommen ſei. Du haſt nach der Adreſſe eines Buchhändlers gefragt, und man hat dir Apoſtolo Capoduro genannt, der in der Via de' Schiavoni wohnt. Ich gehe auch zu ihm, aber ohne große Hoffnung, denn ich habe ſeinen Laden in zehn Jahren zweimal beſucht und nie ein Buch bei ihm gefunden, das älter war, als die Romane des Abbate Chiari. — Der alte Buchhandel iſt todt, vernichtet, verloren; die Zeiten der Barbaren ſind wiedergekommen. — Aber willſt du etwas Beſtimmtes bei ihm ſuchen?

Ich muß dir geſtehen, erwiderte ich, daß ich mit Schmerz den Norden Italiens verlaſſen würde, ohne den „Traum des Poliphilus" mit mir zu nehmen, von dem ich wie von einer großen Merkwürdigkeit habe ſprechen hören. Wenn dies Buch überhaupt zu finden iſt, ſo muß es ſich in Treviſo finden laſſen.

Wenn es überhaupt zu finden iſt — das iſt eine kluge Clauſel, denn der Traum des Poliphilus oder, um mich paſſender auszudrücken, die „Hypnerotomachia" des Frater Franciscus Columna iſt ein Buch, das die Bibliographen mit dem charakteriſtiſchen Wort bezeichnen: Albo corvo rarior. Alles, was ich dich verſichern kann, iſt, daß, wenn dieſer weiße Rabe ſich in irgend einem Vogelbauer befindet, woran ja nicht zu zweifeln iſt, man ihn ſicher nicht in dem des Apoſtolo finden wird. Ich glaube ſogar meiner Sache ſo ſicher zu ſein, daß ich dir bei den Manen des alten Aldo (Gott wolle ihn mit ewiger Glorie umgeben!) zuſchwöre: gelingt es dem Burſchen, dem Apoſtolo, dir ein Exemplar der Hypnerotomachia mit dem richtigen Datum von 1499 zu verſchaffen — die zweite Auflage iſt nichts mehr und nichts weniger als ein ganz mittelmäßiges Buch —, ſo verpflichte ich mich, dir aus meinem eignen Beutel ein Geſchenk damit zu machen, wenn dieſer Beutel auch nicht wenig dadurch erleichtert werden ſollte.

Wir traten in demſelben Augenblicke in den Laden Apoſtolo's ein, der gerade, ganz in Nachdenken verſunken, ſeine Feder über einem Blatt Papier hielt. Endlich bemerkte er unſre Gegenwart und ſchien mit großer Freude die unvergeßlichen Züge des Abbé Lowrich zu erkennen.

Der Himmel ſelbſt ſchickt Sie, mein lieber Abbé, ſagte er, indem er ihn umarmte, um mich aus der tödtlichſten Verlegenheit zu ziehen, in der ich mich je im Leben befunden habe. Sie wiſſen vermuthlich, daß ich ſeit einigen Monaten die Gazzetta Letteraria dell' Adriatico redigire, — die geiſtreichſte, gelehrteſte Zeitung Europa's, wie Jeder zugeſteht. Und nun bedroht mich das Unheil, daß dieſe geiſtvolle, lehrreiche Zeitung, welche beſtimmt iſt, die Bewunderung der ganzen Welt auf ſich zu ziehen und mein Vermögen nebenbei wiederherzuſtellen, morgen nicht erſcheinen kann! Nur, weil mir ſechs erbärmliche Feuilleton-Spalten fehlen! Vergebens martre ich meine von Studien und Geſchäften abgehetzte Phantaſie. Ein böſer Geiſt muß mein Verderben wollen und mein Redactionsbureau in Verwirrung gebracht haben. Die junge Muſe, welche alle meine Artikel über moraliſche Erziehung ſchrieb, iſt in Wochen gekommen, der Improviſator, der mir gerade heute früh eine Cantate liefern ſollte — in einem ganz neuen Genre —, ſchreibt mir, daß er ſie erſt in acht Tagen beenden könne, und den tiefſinnigen Rechenmeiſter, der bei uns alle Finanzfragen und alle Angelegenheiten der Volkswirthſchaft behandelt, hat man geſtern wegen Schulden ins Gefängniß geſteckt. Jetzt, mein lieber Abbé, im Namen des Himmels, ſetzen Sie ſich an dieſen Tiſch, wo ich ſchon Blut und Waſſer geſchwitzt habe, ohne auch nur eine Zeile aus meinem Hirn zu ziehen, und kritzeln Sie mir fünf bis ſechs Seiten hin, wenn es auch nur eine Novelle wäre, die erſt zwei oder drei Mal aufgetiſcht worden iſt.

Nur ruhig, ſagte Lowrich, wir werden Zeit haben, uns mit deinen Angelegenheiten zu beſchäftigen, wenn wir mit den unſrigen zu Stande gekommen ſind. Wir ſind nicht zu dir gekommen, mein Freund aus Paris und ich hoch aus Norwegen, um die fehlende Cantate eines Improviſators zu erſetzen und dein Feuilleton zu mäſten, ſondern um einige Bücher zu ſehen, die der Mühe und der Reiſekoſten werth wären: eine gute Editio princeps, völlig echt, einen Cinquecentiſten von ſicherem Datum und wohl erhalten, einen werthvollen Aldini,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21124 / 046**

an dem die franzöſiſchen und engliſchen Buchbinder die Ränder geſchont haben. Damit möchten wir anfangen, wenn es geht, und nachher wollen wir ſehen. Ein Feuilleton iſt bald geſchrieben.

Wie es Ihnen beliebt, erwiderte Apoſtolo. Ich willige um ſo lieber ein, als die Nachforſchung uns nicht viel Zeit nehmen wird. Ich habe augenblicklich nur Einen Band, der würdig wäre, ſolchen Kennern vorgelegt zu werden, aber das iſt auch ein Buch, fügte er hinzu, indem er einen Folioband von trefflichem Ausſehen aus einer dreifachen Hülle hervorzog . . . . ein Buch, fuhr er mit feierlicher Miene fort, als er es aus ſeinem Kerker von Papier ganz befreit hatte, — . . . ein Buch — kurz, ein Buch! — Und damit reichte er Abbé Lowrich mit einem Blick voll Stolz und Ruhe den Band.

Verdammt! murmelte Lowrich, nachdem er den unbekannten Schatz nach ſeiner Gewohnheit mit einem einzigen Blick unterſucht hatte.

Dann wandte er ſich zu mir; aber wie anders ſah er aus als noch vor wenigen Minuten. Die Arme hingen ihm herab, das Auge war niedergeſchlagen, die Stirne bleich. — Verdammt! murmelte er auf franzöſiſch mit kaum verſtändlicher Stimme, ſo daß nur ich es hörte. Das iſt dasſelbe verwünſchte Buch, das ich dir zu ſchenken verſprach, wenn es hier aufzutreiben wäre. Der Poliphilus in der Original-Ausgabe . . . . Dieſer Verräther . . . . aber ſchön, ſage ich dir, ich ſtehe dafür, mit ſeinen Talenten und ſeiner Geſchicklichkeit, eine faſt eben ſo unumſchränkte Geltung verſchafft.

Melchior und Nattie galten für die Reichſten unter den Zigeunern, und waren zugleich am freigebigſten mit ihrem Reichthum. Melchior, ſo ſchien es, erwarb ſich ſein Geld auf drei verſchiedenen Wegen, als Quackſalber, in welcher Rolle wir ihn zuerſt geſehen haben, als Taſchenſpieler, eine Kunſt, in der er erfahren war, und endlich als Wahrſager oder weiſer Mann.

Nattie gehörte, wie ich bereits geſagt, zu einer in ihrem Volk ſehr angeſehenen Kaſte. Anfangs hatte ſie viel von ihrem Einfluß durch die Heirath mit Melchior eingebüßt, weil dieſe als eine Herabwürdigung angeſehen wurde; ſie war aber damals noch ſehr jung und muß äußerſt ſchön geweſen ſeyn. Melchiors Talente jedoch und ihr eigener kräftiger Geiſt ſetzten ſie bald in den Stand, ihr Anſehen wieder herzuſtellen, ja zu vergrößern, und unglaublich iſt es, wie weit ſie, durch die Mittel, die ihr eigen waren, ihre Gewalt ausdehnte.

Melchior hatte keine Kinder aus dieſer Ehe, und ſo viel ich aus einigen Worten, welche Nattie einmal fallen ließ, beurtheilen konnte, wünſchte ſie auch keine zu haben, weil die Abſtammung nicht als rein angeſehen worden wäre. Die Abtheilung des Stammes, welche unter Nattie ſtand, zählte etwa vierzig Köpfe, Männer, Weiber und Kinder. Dieſe regierte ſie in der Abweſenheit ihres Mannes, welcher wechſelsweiſe verſchiedene Rollen annahm, je nachdem es ſein Vorhaben verlangte, aber an welchem Ort auch Melchior ſich aufhalten mochte, immer war Nattie mit ihrem Gefolge in Verkehrsnähe gelagert.

Ich wagte es, Melchior über die kleine Flita zu befragen. Er gab an, ſie ſey das Kind einer Soldatenfrau, welche, auf der Reiſe zu ihrem Manne begriffen, unterwegs von den Wehen überfallen worden und wenige Stunden nach der Geburt geſtorben ſey; Nattie und die Ihrigen haben ihr Hülfe geleiſtet, ſo gut ſie es verſtanden;

ſo ſchön, als ob er eben aus der Preſſe käme. Das ſind Schickſalsſchläge, wie ſie nur mich treffen!

Beruhige dich, erwiderte ich lachend. Vielleicht bekommen wir das Buch billiger, als du denkſt.

Und wie viel fordert Meiſter Apoſtolo für dieſe Seltenheit?

Ach, ſagte Apoſtolo, die Zeiten ſind hart, und das Geld iſt rar. Früher hätte ich dem Fürſten Eugen fünfzig Zechinen abgefordert, dem Herzog von Abrantes ſechzig und einem Engländer hundert, — aber heute muß ich es für vierhundert elende mailändiſche Lire weggeben; das macht gerade vierhundert Francs. Ich könnte keine zwei Kreuzer davon ablaſſen.

Vierhundert hungrige Ratten, die deine Bücher vom erſten bis zum letzten freſſen mögen! unterbrach ihn Lowrich wüthend. Wer zum Teufel hat je gehört, daß man vierhundert Lire für eine ſo elende Schwarte fordert?

Eine elende Schwarte! rief Apoſtolo faſt ebenſo heftig wie Lowrich, — eine Editio princeps von 1467, die erſte von Treviſo und vielleicht von ganz Italien. Ein Meiſterwerk der Typographie und des Kupferſtiches, deſſen Figuren nur Raphael allein zugeſchrieben werden können; ein bewundernswerthes Werk, deſſen Verfaſſer trotz aller Nachforſchungen der Gelehrten bis jetzt unbekannt geblieben iſt. Ein Unicum, oder doch beinahe ein Unicum, deſſen Daſein Sie vielleicht ſelbſt nicht kannten, Herr Abbé, und ſolch ein Buch belieben Sie eine elende Schwarte zu nennen?

Lowrich's Aufregung hatte ſich während dieſer heftigen Rede etwas gelegt; er hatte ſich ruhig hingeſetzt, ſeinen Hut auf den Tiſch des Buchhändlers gelegt und wiſchte den Schweiß von der Stirn, wie ein Mann, der, erſchöpft von langen und ſchweren Strapazen, froh iſt, einen Ort zu finden, wo er ſich behaglich ausruhen kann.

Biſt du zu Ende, Apoſtolo? fragte er in ruhigem Tone, durch den aber eine boshafte Genugthuung klang; das kann ich wenigſtens zu deinem Ruhme und zu deinem Beſten wünſchen, denn in vier Worten, die du uns ſoeben geſagt haſt, haſt du vier enorme Dummheiten losgelaſſen, und wenn es dir gefiele, ſo weiter zu ſprechen, würde ich in einem Tage nicht damit fertig werden, dir alle deine Dummheiten einzeln zu wiederholen, — ſomit bliebe mir keine Zeit übrig, dein unumgänglich nothwendiges Feuilleton zu ſchreiben. Erſte Dummheit: es iſt nicht wahr, daß dies Buch hier eine Ausgabe von Treviſo iſt, gedruckt im Jahre 1467, denn es iſt eine Ausgabe von Venedig, gedruckt im Jahre 1499, deren letztes Blatt man herausgenommen hat, um dich über die Jahreszahl zu täuſchen. Ich hatte zuerſt nicht auf dieſen Mangel geachtet, der den Werth deines Exemplars um die Hälfte verringert. Dein gutes Glück will, daß ich die Sache in Ordnung bringen kann, denn zufällig habe ich kürzlich unter altem Einpackpapier dieſes koſtbare Blatt gefunden. Ich habe es ſehr ſorgfältig aufbewahrt, glaubte aber nicht, daß ich ſo bald eine Gelegenheit finden würde, davon Gebrauch zu machen. Wir wollen gleich ſehen, zu welchem Preiſe ich dir das Blatt überlaſſe.

Mit dieſen Worten holte Abbé Lowrich das koſtbare Blatt hervor und paßte es genau in das Buch ein.

Allerdings paßt dies Blatt genau in mein Buch, ſagte Apoſtolo, und ich muß zugeben, daß dies die Sache etwas ändert. Wo zum Teufel kam mir denn der Gedanke, daß dies die erſte Ausgabe von Treviſo ſei?

Das wollen wir auf ſich beruhen laſſen, erwiderte Lowrich; wir ſind noch nicht zu Ende. Es iſt nicht wahr, daß die Zeichnungen in dieſem Buche Raphael zugeſchrieben werden können, ob die Ausgabe nun von 1467 datirt oder von 1499. Du wirſt dich ſogleich davon überzeugen. Raphael wurde geboren in Urbino im Jahre 1483, wie Jedermann weiß, alſo ſechzehn Jahre nach dem Drucke dieſes Manuſcriptes, der wohl auf 1467 zu ſetzen iſt, und die größten Bewunderer dieſes wunderbaren Malers können doch nicht behaupten, daß er ſchon ſechzehn Jahre vor ſeiner Geburt ſo fehlerfrei und elegant gezeichnet habe. Es iſt alſo ein andrer Raphael, der dieſe ſchönen Sachen gezeichnet hat, und den, mein würdiger Apoſtolo, kenne ich. Warte ein wenig, ich bin erſt bei Numero zwei. Dritte Dummheit: es iſt nicht wahr, daß der Verfaſſer dieſes Buches bis auf dieſen Tag ſelbſt den Gelehrten unbekannt geblieben iſt, im Gegentheil, alle Gelehrten wiſſen und die meiſten Ignoranten wiſſen es auch, daß es das Werk von Franciscus Columna iſt, Dominicaner des Kloſters von Treviſo, wo er im Jahre 1467 geſtorben iſt, was auch etliche thörichte Biographen dagegen ſagen mögen, die ihn mit dem gelehrten Doctor Francesco di Colonia verwechſelt haben, der wohl einen ähnlichen Namen trägt, ihn aber faſt um 60 Jahre überlebt hat. Beide liegen kaum hundert Schritt von deinem Laden begraben. Nach dem, was du nun gehört haſt, Apoſtolo, kann ich es mir wohl ſparen, dir auseinanderzuſetzen, in welche vierte, noch größere Dummheit du verfallen biſt, indem du vorausſetzteſt, daß die Exiſtenz deiner prächtigen Schwarte mir unbekannt ſei, und ich wüßte wirklich nicht, was mich abhält, dir zu beweiſen, daß ich das Buch auswendig weiß.

Das geht doch wohl zu weit, rief Apoſtolo lebhaft. Das Buch iſt in einer ſo ſeltſamen Sprache geſchrieben, daß ich faſt glaube, keine lebende Seele unter meinen Freunden in Treviſo, Venedig und ſelbſt Padua würde es fertig bringen, auch nur eine Seite davon zu entziffern. Wenn Sie, wie Sie ſagen, das Buch auswendig wiſſen, ſo gebe ich es Ihnen umſonſt, — ein Opfer, das ich der guten Rathſchläge wegen, die Sie mir gegeben, ſehr gern bringen würde. War ich nicht nahe daran, dieſen Band in meiner literariſchen Zeitung anzukündigen, mit all den falſchen Angaben, die ich Ihnen ſelbſt gemacht, und hätte ich dadurch nicht für immer meinen guten Ruf als Bibliograph verſcherzt?

Was du ſelbſt, erwiderte der Abbé Lowrich, mir vorhin über den wirklich wunderlichen Stil unſers Autors und über die vergeblichen Verſuche ſo vieler Doctoren geſagt haſt, die ſich bemüht haben, den Text auszulegen, zeigt mir, daß du von mir auf alle Fälle einen höchſt umſtändlichen und langweiligen Beweis für meine Behauptung verlangſt. Das würde uns aber wohl einen ganzen Tag rauben. Und was ſollte dann aus deinem Feuilleton werden, während ich die Hypnerotomachia vom Alpha bis zum Omega herſage? Ich nehme aber dennoch deine Herausforderung an, wenn du dich mit einer Probe begnügen willſt, die gleichfalls entſcheidend, aber bedeutend leichter iſt und ſchneller zum Ziele führt. Die Kapitel deines Buches ſind ſchon zahlreich genug, um deine Geduld zu ermüden. Ich verpflichte mich aber, dir ſämmtliche Anfangsbuchſtaben derſelben zu ſagen, beim erſten anfangend, auf den du ſoeben deinen Finger legſt.

Es ſoll gelten, antwortete Apoſtolo. Alſo der erſte Buchſtabe des erſten Kapitels . . . ?

Iſt ein P, ſagte Lowrich. Suche den Zweiten.

Die Litanei war lang, aber der Abbé nannte alle Buchſtaben bis zum achtunddreißigſten und letzten Kapitel, ohne einen Augenblick aus der Faſſung zu kommen oder ſich auch nur ein einziges Mal zu irren.

Einen Anfangsbuchſtaben unter vier und zwanzig herausfinden, — das kann Zufall ſein, ohne daß der Teufel ſein Spiel dabei hat, bemerkte Apoſtolo traurig, aber dies Kunſtſtück achtunddreißig Mal wiederholen, — da muß etwas nicht richtig ſein. Nehmen Sie den Band, Herr Abbé, und ich will nie wieder davon reden hören.

Der Himmel behüte mich davor, ſagte Lowrich, deine Unſchuld ſo zu mißbrauchen, du Phönix aller Bibliothekare. — Was du ſoeben geſehen haſt, iſt nur ein Zeitvertreib, ein Spaß, der kaum eines Schülers würdig iſt, und den du eben ſo gut, wie ich, ausführen kannſt. So vernimm denn, daß der Verfaſſer dieſes Buches für gut befunden hat, ſeinen Namen, ſeinen Stand und das Geheimniß ſeiner Liebe in den achtunddreißig Anfangsbuchſtaben ſeiner achtunddreißig Kapitel zu verbergen, die zuſammen einen Satz bilden, den dir auch die Pariſer Biographie universelle nicht verrathen wird. Dieſer einfache und rührende Satz iſt übrigens ſehr leicht zu behalten: „Poliam frater Franciscus Columna peramavit.“ — „Der Bruder Franciscus Columna betete Polia an.“ Jetzt weißt du eben ſo viel davon, wie Bayle und Prosper Marchand.

Das iſt ſehr ſonderbar, ſagte leiſe Apoſtolo. Dieſer Dominicaner war verliebt? Dahinter ſteckt eine Novelle.

Warum nicht? verſetzte Lowrich. Nimm jetzt deine Feder und beſchäftigen wir uns mit deinem Feuilleton, weil du es doch einmal haben mußt.

Apoſtolo ſetzte ſich bequem auf ſeinem Stuhle zurecht, tauchte ſeine Feder ein und ſchrieb, was folgt, indem er mit dem Titel anfing, von dem wir uns durch eine übermäßig lange Vorrede entfernt hatten:

## Franciscus Columna.

### Eine bibliographiſche Novelle.

Die Familie Colonna iſt ſicher eine der bedeutendſten Roms und Italiens, obgleich nicht alle ihre Zweige in gleicher Weiſe vom Glücke begünſtigt wurden.

Sciarra Colonna, ein leidenſchaftlicher Ghibelline, der Bonifacius VIII. zum Gefangenen der Agnani machte, ließ ſich in der Siegestrunkenheit ſo weit fortreißen, daß er dem Pabſte eine Ohrfeige gab. Er büßte ſeine Heftigkeit auf das Grauſamſte unter der Regierung Johann's XXII. Er wurde auf Lebenszeit im Jahre 1328 von Rom verbannt, er und ſeine Kinder des Adels verluſtig erklärt, ſeine Güter eingezogen zu Gunſten des Stephan Colonna, ſeines Bruders, der nie die Partei der Welfen verlaſſen hatte. Die Nachkommen des unglücklichen Sciarra gingen gleich ihm in Venedig zu Grunde, in Armuth und Verſchollenheit. Nur Ein Erbe ſo vielen Unglücks blieb im Jahre 1344 übrig, Francesco Colonna, zu Anfang desſelben Jahres geboren, zwiefach eine Waiſe, da ſein Vater am Tage vor ſeiner Geburt ermordet wurde und ſeine Mutter ſtarb, indem ſie ihm das Leben gab.

Francesco, aus Mitleiden von Giacomo Bellini, dem berühmten Maler, an Kindesſtatt angenommen und mit deſſen eigenen Kindern liebevoll erzogen, zeigte ſich der Sorgfalt und Großmuth würdig, welche ihm von ſeinem Pflegevater und ſeinen Pflegebrüdern, Giovanni und Gentile Bellini, zu Theil wurde. Das Wunder der frühzeitigen Triumphe des jungen Mantegna wiederholte ſich jetzt in der Geſchichte der Malerei, als Francesco kaum achtzehn Jahre alt war: Giotto hatte einen neuen Nebenbuhler. Aber das Unheil, das nicht aufhörte, das Leben Francesco's zu verfolgen, mißgönnte ſeinen Erfolgen den Ruhm. Man bewundert heut die Meiſterwerke ſeines Pinſels unter dem Namen Mantegna oder Bellini.

Die Malerei war übrigens nicht der ausſchließliche Gegenſtand ſeiner Studien und Neigungen. Er räumte ihr nur eine untergeordnete Wichtigkeit unter den Künſten ein, die das Leben des Menſchen verſchönen. Die Architektur, die dem Cultus Bauwerke errichtet, — geweihte Vermittler zwiſchen Himmel und Erde —, nahm im Gegentheil den größten Theil ſeiner Gedanken in Anſpruch. Doch ſuchte er ihre Geſetze und Wunder nicht in den rieſigen Schöpfungen ſeiner Zeitgenoſſen, in den ſonderbaren und oft grotesken Launen der Phantaſie, denen ſeiner Anſicht nach häufig Gedanke und Geſchmack fehlte. Der Strom der Renaiſſance riß ihn mit fort, die damals eben in Italien aufkam; nur noch dem Glauben nach gehörte er der modernen Welt an, die das Chriſtenthum umgewandelt hatte. Seine ganze Bewunderung, ſeine völlige Hingebung widmete er der antiken Kunſt, und ſo vollzog ſich eine wunderbare Verſchmelzung in ſeinem Geiſte zwiſchen ſeinen chriſtlichen

Ueberzeugungen und ſeiner heidniſchen Aeſthetik; die letztere brachte ihn auch dahin, in den neueren Sprachen nur bäuriſche Dialekte zu ſehen, die, durch die Barbaren mehr oder weniger entſtellt, den Menſchen nur als Dolmetſcher für die Bedürfniſſe des äußeren Lebens dienten und durchaus nicht dazu taugten, erhabene und poetiſche Gedanken und Gefühle auszudrücken. Daraus folgte, daß er ſich für ſeinen eigenen Gebrauch eine Art von Sprache zuſammengeſetzt hatte, der das Italieniſche nur einige Formen der Syntax und einige ſanfte Endungen lieh, während ſie im Uebrigen weit mehr an die Homeriden, an Titus Livius und Lucanus erinnerte, als an Boccaccio und Petrarca. Dieſe eigenthümliche Richtung ſeines Geiſtes, welche das Reſultat einer originellen Organiſation und eines Charakters war, der beſtimmt zu ſein ſchien, großen Einfluß auf ſein Jahrhundert zu üben, hatte Franceſco von der übrigen Welt gewiſſermaßen geſchieden. Er galt für einen ſchwermüthigen Schwärmer, der in den Vorſtellungen ſeines Genius lebe und für die Genüſſe des gewöhnlichen Lebens unempfänglich ſei. Man ſah ihn aber doch zuweilen in dem Palaſte der berühmten Leonora Piſani, die mit achtundzwanzig Jahren Erbin des bedeutendſten Vermögens in den venetianiſchen Staaten war, ausgenommen das Vermögen ihrer Couſine Polia, der einzigen Tochter des letzten Poli von Treviſo. Das Haus der Leonora war zu dieſer Zeit der Mittelpunkt für Poeſie und Künſte und zog alle Talente jener Zeit unwiderſtehlich an. Man bemerkte bald, daß Francesco ſich häufiger in ihrem Hauſe zeigte, freilich noch trauriger als gewöhnlich, noch tiefer verſenkt in ſeine Träumereien. Aber ſeine Beſuche wurden plötzlich ſeltener, und bald blieb er ganz weg.

Polia de' Poli, von der ich ſo eben geſprochen habe, befand ſich damals im Palaſte Piſani, wohin Leonora ſie während der tollen Wochen des Carneval eingeladen hatte. Acht Jahre jünger als ihre Couſine und ſchöner noch als Leonora, benutzte Polia, welche, wie damals viele junge Mädchen von vornehmer Familie, ſich ernſten Studien gewidmet hatte, den Aufenthalt in der Hauptſtadt der gelehrten Welt, um ſich in den Kenntniſſen zu vervollkommnen, die heutigen Tages ihrem Geſchlechte ganz fremd ſind. Die Uebung im ernſten Denken hatte ihrem Ausdruck etwas Kaltes und Strenges gegeben, das man für Stolz hielt. Man wunderte ſich nicht darüber, denn mit Polia ſtarb die alte römiſche Familie Lelia aus, von der ſie durch Lelius Maurus, den Gründer von Treviſo, abſtammte. Sie war unter den Augen eines ſtrengen, hochfahrenden Vaters erzogen worden, der ſo ſtolz auf ſein Geſchlecht war, daß er eine Heirath ſeiner Tochter mit dem vornehmſten Fürſten Italiens für eine Mißheirath angeſehen hätte. Man wußte überdies, daß die Schätze, über welche ſie eines Tages zu verfügen haben würde, der Mitgift einer Königin gleich kamen. Indeß hatte Polia dem Francesco bei ihren erſten Zuſammenkünften einige Zeichen eines faſt auch ſey ſie hernach von ihnen begraben und das Kind im Lager aufgezogen worden.

Mit der Zeit wurde das kleine Mädchen ſehr vertraut mit mir, und zeigte mir eine große Vorliebe. Ich fragte ſie nach ihrer Herkunft, worauf ich ihr erzählte, was Melchior geſagt hatte. Lange wollte ſie nicht mit der Sprache heraus; das arme Kind hatte ſchon in ſo zartem Alter Vorſicht gelernt; wie wir aber allmälig vertrauter wurden, ſagte ſie mir, daß Melchior's Angabe nicht wahr ſey. Sie erinnerte ſich ganz gut, daß ſie in einem großen Hauſe, unter ſchönen Umgebungen gelebt hatte, was ihr immer noch wie ein Traum vorſchwebte. Sie erinnerte ſich an zwei weiße Pferdchen, an eine Dame, die ihre „Mama" war, an einen Maulbeerbaum, der ihr einmal Flecken in's Kleidchen gemacht, und zuweilen auch an andere Dinge, die ſie aber wieder vergaß. Aus allem dieſem ging augenſcheinlich hervor, daß ſie geſtohlen und vermuthlich von guter Herkunft war, und gewiß, wenn Zierlichkeit und Ebenmaß der Geſtalt hiefür einen Beweis geben können, ſo galt dieß bei Niemand mehr, als bei dieſem anziehenden Kinde. Der Aufenthalt unter den Zigeunern, deren Lebensart und Sitten ſo eigenthümlich ſind, hatte ihren Verſtand überraſchend früh gereiſt; Erziehung beſaß ſie keine, ausgenommen was ihr etwa Melchior eintrichterte, dem ſie ſtets, wenn er als Taſchenſpieler auszog, zur Seite war. Da tanzte ſie dann auf dem ſchlaffen Draht und machte dazu allerlei Kunſtſtücke, wie Balanciren, Werfen mit Orangen und dergleichen mehr. Wenn Melchior andere Rollen ſpielte, ſo blieb ſie im Lager bei Nattie.

Von Num, oder Philotas, wie ihn Melchior zu heißen für gut fand, habe ich bereits geſprochen. Er war ein halbſinniger Narr, den Melchior auf einem ſeiner Streifzüge aufgeleſen hatte, und was mir dieſer von ihm geſagt, bewährte ſich vollkommen: wenn der Blödſinnige auf der Schaubühne ſtand, und die üblichen Fragen an ihn als Hanswurſt ergingen, ſo wurde ſeine natürliche Albernheit, herzlichen Wohlwollens gegeben, aber nach und nach ſchien ſie ſich eine Zurückhaltung auferlegt zu haben, welche bis zur Strenge, faſt bis zur Mißachtung ging. Als ſich Francesco nicht mehr im Palaſt Piſani einfand, beachtete ſie ihn gar nicht mehr.

Es war im Februar des Jahres 1466. Der in dieſem Lande oft ſehr frühzeitig eintretende Frühling begann all ſeine Herrlichkeiten zu entfalten.

Polia beabſichtigte nach Treviſo zurückzukehren, und ihre Couſine gab Feſte über Feſte, um ihr den Aufenthalt in Venedig ſo angenehm wie möglich und das Scheiden recht ſchwer zu machen. Ein Tag war beſtimmt worden zu Gondelfahrten auf dem großen Canal und auf dem tiefen und breiten Arme, welcher die Königin der Städte von ihrem Lido trennt. Francesco war bei den Einladungen von Leonora Piſani nicht vergeſſen worden und konnte auf die liebenswürdigen, rührenden Vorwürfe über ſeine lange Abweſenheit, die der Einladungsbrief enthielt, unmöglich durch eine Weigerung antworten. Es war überdies der Vorabend von Polia's Abreiſe, und man kann wohl annehmen, daß Francesco ſie noch ein Mal zu ſehen wünſchte, trotz der Kälte, womit ſie ihn gewöhnlich empfing. Je mehr er über die raſche Veränderung in ihren Beziehungen zu einander nachdachte, deſto mehr fing er an zu glauben, daß dieſe Laune durch einen andern Grund veranlaßt ſei, als gerade durch Haß. Er fand ſich alſo zur Zeit der Abfahrt auf den Stufen des Palaſtes Piſani ein. Die Damen, maskirt und in ganz gleichen Dominos, traten in großer Menge auf ein gegebenes Zeichen aus der Halle, und Jede wählte nach der alten Sitte mit der unbefangenen Vertraulichkeit, welche die Maske geſtattet, den Begleiter, den ſie bei der Fahrt zu haben wünſchte.

Dieſe Sitte, viel anmuthiger und verſtändiger, als die auf den heutigen Bällen befolgte, verurſachte faſt niemals eine Ungehörigkeit, da die Frauen nie ängſtlicher für ihren Ruf beſorgt ſind, als wenn ſie ihn ſelbſt zu hüten haben.

Francesco wartete alſo regungslos und mit niedergeſchlagenen Augen darauf, daß man an ihn dächte, als eine zarte Hand im Handſchuh ſich auf ſeinen Arm legte. Er begrüßte die Unbekannte mit beſcheidener und ehrerbietiger Befliſſenheit und führte ſie in die Gondel, die für ſie bereit war.

Bald darauf ſchwamm die elegante kleine Flotte bei dem Takt der Ruder auf der ſanften, glänzenden Fläche des Canals dahin.

Die Dame, die zur Linken Francesco's Platz genommen hatte, blieb einige Zeit in Schweigen verſunken, als ob ſie erſt einer unwillkürlichen Bewegung Herr werden müßte.

Dann löſ'te ſie die Bänder ihrer Maske, warf dieſelbe auf ihre Schultern zurück und richtete ihre Augen auf Francesco mit jener ſanften, ſtillen Sicherheit, wie ſie große Seelen aus ihrem reinen Selbſtbewußtſein ſchöpfen.

Es war Polia. Francesco zitterte und fühlte einen Schauer durch ſeine Adern gleiten. Er hatte das nicht erwartet. Er neigte den Kopf und bedeckte die Augen mit den Händen, als ob es eine Art von Entheiligung wäre, Polia ſo nahe anzublicken.

Dieſe Maske iſt unnöthig, ſagte Polia; ich habe keinen Grund, der Sitte zu folgen, die mir geſtattet, ſie weiter zu tragen. Die Freundſchaft braucht dergleichen nicht, denn ihre Gefühle ſind zu rein, als daß ſie vor dem Ausdruck derſelben zu erröthen brauchte. Wundert Euch nicht, Francesco, daß ich von meiner Freundſchaft für Euch ſpreche, fuhr ſie nach einem Augenblick des Schweigens fort, nach ſo vielen Tagen beharrlicher Zurückhaltung, die Euch wohl Veranlaſſung gaben, an meiner Freundſchaft zu zweifeln. Mein Geſchlecht iſt eigenen Regeln des Anſtandes unterworfen, die uns nicht geſtatten, unſere berechtigtſten Gefühle dem Urtheil der großen Menge preiszugeben. Nichts iſt ſchwerer, als das rechte Maß einzuhalten, wenn man eine Gleichgültigkeit heucheln muß, die man nicht empfindet. Heute noch werde ich Venedig verlaſſen, und wenn es auch mein Loos iſt, ganz in Eurer Nähe zu leben, ſo werden wir uns doch wahrſcheinlich niemals wiederſehen. Zwiſchen uns giebt es von nun an keinen Verkehr mehr, als den in der Erinnerung, und ich wollte Euch doch nicht mit einer falſchen Anſicht über mich verlaſſen und von Euch keine unruhige, peinliche Erinnerung mitnehmen, welche die Ruhe meines Lebens ſtören würde. Das Erſtere will ich verhindern durch eine Erklärung, die ich Euch ſchuldig bin. Von Eurer Aufrichtigkeit erwarte ich, daß Ihr mich über das Zweite durch eine Mittheilung beruhigt, die Ihr mir wohl auch ſchuldig ſeid. Erſchreckt nicht, Francesco; Ihr allein ſollt darüber richten, ob meine Fragen ſchicklich ſind oder nicht.

Erſt jetzt hatte Francesco die Hände von ſeinen Augen genommen. Er wagte Polia anzublicken. Er lauſchte ihren Worten mit lebhafter Spannung. O Madonna, rief er, Gott iſt mein Zeuge, meine Seele hat kein Geheimniß, das nicht Euch gehörte.

Eure Seele hat ein Geheimniß, erwiderte Polia, ein Geheimniß, das Eure Freunde betrübt und von gewiſſen Perſonen, die Euch ſehr lieben, gern enthüllt würde. Ihr beſitzet alle Gaben, die eine glückliche Zukunft verſprechen: Jugend, Talent, Wiſſen, ſogar ſchon Ruhm, und dennoch gebt Ihr Euch einer geheimnißvollen Traurigkeit hin. Ihr verzehrt Euch in einem geheimen Kummer; Ihr vernachläſſigt die Arbeiten, auf die ſich Euer Ruf gründet, Ihr flieht die Welt, die Euch ſucht, um in einer faſt unzugänglichen Einſamkeit das Leben zu verbergen, das von ſo großen Erfolgen verſchönt ſein ſollte. Und noch mehr! Es geht das Gerücht, daß Ihr im Begriffe ſeid, mit der ganzen menſchlichen Geſellſchaft zu brechen und Euch in ein Kloſter einzuſchließen. Iſt das wahr, was ich Euch da ſage?

Francesco ſchien von tauſend verſchiedenen Gefühlen bewegt zu ſein. Er brauchte einige Augenblicke, um ſich zu ſammeln. Ja, Signora, ſagte er, es iſt wahr. Wenigſtens war noch heute Morgen Alles wahr. Ein Ereigniß, welches ſeitdem eingetreten iſt, hat den Gang meiner Gedanken unterbrochen, wenn es auch meinen Entſchluß nicht geändert hat. Ich werde in ein Kloſter gehen, und mein Wille iſt unabänderlich; aber ich werde getröſtet und freudig hineingehen, denn mein Daſein hat ſich vollendet, und es giebt kein glücklicheres Loos auf der Erde, das ich mir wünſchte. Ich war arm und gering geboren; aber ſtärker als mein Schickſal, glaubte ich, mein größtes Unglück ſei die unendliche Leere in meinem Herzen. Dieſe Leere iſt ausgefüllt durch die Hoffnung: Ihr werdet Euch meiner erinnern!

Polia ſah ihn ſanft an.

Ich will in Euren Worten mehr ſehen, als ein Spiel der Einbildung oder eine der ſchmeichleriſchen Reden der Höflichkeit, mit denen man die Freundſchaft abſpeiſ't. Mir ſcheint, daß die Sprache, in welcher Menſchen mit einander reden, nicht für uns paßt. Ich glaube ſchon Einiges von dem zu verſtehen, was Ihr mir ſagt, aber, fügte ſie lächelnd hinzu, ich verſtehe es noch nicht genug.

Ihr ſollt mich beſſer verſtehen, erwiderte Francesco ermuthigt. Ich werde Euch Alles ſagen. Haltet mir nur die Verwirrung und Unentſchloſſenheit meiner Worte zu Gute. Unter Allem, was ich je erlebt, findet dieſer Augenblick mich am wenigſten vorbereitet.

Die ſonderbare Lage, in der ich geboren und aufgewachſen bin, ohne Eltern, ohne Beſchützer, faſt ohne Freund, ohne einen großen Namen oder ein Vermögen, reicht wohl hin, um meine natürliche Traurigkeit zu erklären. Es iſt ein trauriges Geſtändniß, wenn man ſich ſagen muß, daß das Unglück von der Wiege an unſer ganzes Leben verfolgt hat. Und doch iſt das der erſte Gedanke, den ich mir klar gemacht habe, und den ich begriff. Ich mußte die materielle Schuld der Dankbarkeit abtragen, ehe ich an mich denken konnte, und es iſt mir gelungen.

Von da an wuchs mein Muth; es lag mir wenig an der für immer mir verlorenen Pracht und Herrlichkeit. Ja, mehr noch: ich beglückwünſchte mich oft in meinem kindiſchen Stolz, daß ich meine Erfolge nur mir ſelbſt verdankte, und daß ich eines Tages meine Familie, die mich verſtößt, zwingen würde, mir meinen verachteten Namen zu beneiden. Das ſind die Einbildungen der Unerfahrenheit und der Eitelkeit. Ein Tag ſollte Alles zerſtören und mich in mein Unglück und mein Nichts zurückſtoßen.

Ach, fuhr Franceſco fort, das iſt das Geheimniß, das Eure Güte zu durchdringen wünſcht, und das die Vernunft mich tief in meiner Bruſt verbergen hieß: wie ſoll ich Euch das traurige, tiefe Geheimniß des kranken Herzens enthüllen, das der Weisheit und Philoſophie für eine Kinderkrankheit der Seele gilt? Euer Charakter ſteht hoch über ſolchen Dingen, und Ihr könnt kaum ein anderes Gefühl dafür haben, als Mitleid. Ich liebte, Signora!...

Hier hielt Franceſco einige Minuten inne, aber durch einen Blick von Polia ermuntert, fuhr er fort:

Ich liebte, ohne mir's klar gemacht zu haben, ohne die Folgen meiner thörichten Leidenſchaft zu bedenken, ohne für die Zukunft zu fürchten, denn ich lebte nur unter den Eindrücken der Gegenwart. Ich liebte eine Frau, die man Jedem genau bezeichnen könnte, indem man ihre ſeltenen Eigenſchaften ſchildert, — eine Frau, die bei aller Schönheit jede Vollkommenheit des Geiſtes und der Seele beſitzt, und die der Himmel nur auf die Erde geſandt hat, um uns an die unausſprechliche Glückſeligkeit zu erinnern, welche die Menſchen verloren haben. Ich liebte ſie, Signora, ohne daran zu denken, daß ſie die Edelſte unter den Edeln, die Reichſte unter den Reichen ſei, und ich, der arme Franceſco Colonna, nur der unbekannte Schüler Bellini's, den alle Anſtrengungen glücklicher Arbeit höchſtens zu einem fruchtloſen Ruhme führen werden. Das iſt die Wirkung dieſer Leidenſchaft, welche verblendet, blind macht, ja tödtet. Als ich mich beſann und wieder zu mir ſelbſt kam, als ich mit entſetztem Blicke, mit dem bittern Lächeln der Verzweiflung den Abgrund maß, dem ich mich ſchon ſo ſehr genähert hatte, war es nicht mehr Zeit, umzukehren: ich war verloren.

Der erſte Gedanke der Unglücklichen iſt: zu ſterben; ein Gedanke, der ebenſo bequem, als natürlich iſt, denn der Tod ſchlichtet alle Verlegenheiten, ſchneidet alle Zweifel ab. Aber dieſer Tod der Verzweiflung, ſtatt mich dem Augenblick nahe zu bringen, der mich in einer beſſeren Welt mit ihr vereinigen ſollte, konnte er mich nicht für ewig von ihr trennen? Das hielt meinen Arm zurück, als er ſchon im Begriffe war, den Schlag zu führen. Ein kurzer Verzicht von wenigen Tagen gegen die ganze unendliche Zukunft! So verurtheilte ich mich denn, zu leben ohne Hoffnung, aber auch ohne Furcht, um den Augenblick zu erreichen, wo zwei Seelen, befreit von allen Banden, die auf ihnen laſteten, ſich ſuchen, ſich erkennen und ſich für ewig vereinigen würden. Ich machte aus ihr, die ich liebe, einen Cultus für mein ganzes Leben; ich errichtete ihr einen Altar in meinem Herzen, ich weihte mich ihr zum ewigen Opfer. Soll ich Euch ſagen, Signora, daß bei all meiner unbeſieglichen Traurigkeit ich ſogar Freude empfand, ſobald ich dieſen Vorſatz gefaßt hatte? Ich fühlte, daß dieſe Ehe, die mit der Wittwerſchaft begann, um ſpäter zum Beſitz zu gelangen, vielleicht jenen gewöhnlichen Ehen vorzuziehen ſei, welche mit den böſen Tagen enden. Ich ſah in den Jahren, die mir noch beſchieden ſein mögen, nur einen langen Vorabend vor der Vermählung, die der Tod erſt mit ewiger Glückſeligkeit krönen wird. Ich fühlte die Nothwendigkeit, mich von der Welt zu entfernen, um mich in ſtrengen und doch ſeligen Gedanken zu ſammeln, die ſich des Menſchen ganz bemächtigen wollen, und beſchloß deßhalb, Mönch zu werden. Der

Schwur, der mich binnen drei Tagen Gott zu eigen giebt, bindet mich unauflöslich an Diejenige, die ich liebe und die mir nur im Himmel dereinſt ein Recht auf ihren Beſitz einräumen wird. Erlaubt mir endlich noch zu wiederholen, Signora, daß die Erfüllung meines Entſchluſſes meiner Selbſtverläugnung nicht mehr ſchwer wird, ſeit ein großmüthiges Mitgefühl mich die Hoffnung hat faſſen laſſen, daß ich nicht vergeſſen werde.

In drei Tagen! — rief Polia .... In der That, fuhr ſie fort, habe ich zu wenig Zeit gehabt, um über das Geheimniß nachzudenken, das Ihr mir ſoeben anvertraut. Ich kann kaum eine Meinung haben, viel weniger ein Urtheil; — aber es ſcheint mir, daß, wenn der Frau, um deren willen Ihr dieſe Entſchlüſſe faßtet, dieſelben nicht eben ſo unbekannt geblieben ſein ſollten, wie mir bis zu dieſer Stunde, ſie unwürdig wäre, ſolche Gefühle einzuflößen.

Sie kennt ſie nicht, ſagte Francesco, denn ſie weiß nicht, daß ich ſie liebe. Ach, ohne Zweifel würde mein Herz unauslöſchlichen Troſt in dem Gedanken gefunden haben, daß ſie meine Liebe kennte, daß ſie nicht völlig unempfindlich wäre, daß ſie meiner Liebe wenigſtens ein Andenken und ihr Mitleiden gönnte. Von allen Qualen der Seele iſt vielleicht die grauſamſte die, der Geliebten unbekannt zu bleiben; von allen Gefühlen das ſchmerzlichſte, das die Liebe zu fürchten hat: jene trübe Gleichgültigkeit gegen einen völlig Fremden. Aber warum ſollte man ein friedliches, glückliches Herz mit Schmerzen belaſten, die man kaum fähig iſt, ſelbſt zu tragen? Entweder wäre meine Leidenſchaft zurückgewieſen worden, wie ich es vorausſetze, und was hätte ich durch dieſe traurige Gewißheit gewonnen? Oder ſie wäre getheilt worden, und dann müßte ich für Beide leiden. Was ſage ich: leiden für Beide! Meine Verzweiflung iſt für mich das Leben, denn ich habe Kraft genug, damit zu leben. Die ihrige hätte mich getödtet.

Ihr gehet zu weit in Euren Vermuthungen, Francesco, erwiderte lebhaft Polia. Wer weiß, ob ſie nicht dieſelben Schmerzen und Qualen empfindet, wie Ihr? Wer weiß, ob ſie nicht in dieſem Augenblicke ſich ſehnt, es Euch zu geſtehen. Was würdet Ihr ſagen, wenn dies reiche, edle Mädchen, deren Glanz Euch blendet, deren Seele wahrſcheinlich nicht ruhiger iſt, als die Eurige, — was würdet Ihr ſagen, Francesco, wenn ſie, wäre ſie frei, Euch ihre Hand böte, und wäre ſie jetzt noch einem unbeugſamen Willen unterworfen, den ſie ehren muß, Euch dieſelbe verſpräche?

Was ich ſagen würde, Polia? antwortete Francesco mit ruhiger Würde: — ich würde dieſe Hand zurückweiſen. Wer wagen will, Die zu lieben, die ich liebe, muß auch bis zu einem gewiſſen Grade ihrer würdig ſein, und mein beſtändiges Bemühen iſt geweſen, meine Seele zu adeln, um mich der ihrigen zu nähern. Mit welchem Anſpruch könnte ich die Vorrechte einer hohen Stellung annehmen, welche die Geſellſchaft mir verſagt? Mit welcher Stirn ſollte ich mich an die Feſttafel des die dumme Leerheit ſeines Blicks und Geſichts von den Zuſchauern als bewundernswürdige Kunſt beklatſcht. Selbſt in den Bierhäuſern und Tavernen, wo wir einkehrten, hielt Jedermann ſeine Narrheit für eine angenommene Rolle und ſah ihn als ein ganz geſcheides Bürſchchen an. Nie gab es vielleicht ſo ein weinerliches Geſicht, als dieſer arme Junge eines machte, und auch das erhöhte noch die Heiterkeit der Zuſchauer, die alles für reine Mimik nahmen. Stephan Kemble ſpielte den Falſtaff, ohne ſich auszuſtopfen: Num ſpielte den Narren ohne alle Mühe noch Vorbereitung.

Auch Jumbo war „aufgeleſen“, aber nicht von Melchior, welcher verſicherte, es könne ihn Jeder haben, der Anſprüche auf ihn mache. Er ſchlug Purzelbäume auf der Bühne mit dem Narren, und aß Pudding zur Beluſtigung der Zuſchauer; Letzteres war die einzige Rolle, welche Jumbo's Geſchmacke zuſagte, denn er war ein entſetzlicher kleiner Ai, und verlor keine Gelegenheit weder zu eſſen noch zu ſchlafen.

Und nun, nachdem ich alle unſere Genoſſen beſchrieben habe, muß ich Etwas erzählen, was den Tag nach unſerer Ankunft im Zigeunerlager zwiſchen mir und Melchior vorfiel. Er ging zuerſt ſeine verſchiedenen Profeſſionen durch, und deutete mir hierauf an, daß er als Taſchenſpieler eines Verbündeten bedürfe, in welcher Eigenſchaft ich ihm ſehr nützlich werden könne, indem er mich nächſtens in allen ſeinen Kunſtſtücken unterrichten wolle. Als Quackſalber bedürfe er ſowohl Tim's als meiner, um Mixturen zu machen, Pillen zu drehen und dergleichen, auch um dem Publikum ſeine große Geſchicklichkeit anzupreiſen und ſein Eigenlob zu beſtätigen. Bei ſeinen Wahrſagereien könnte ich ihm ebenfalls große Dienſte leiſten, wie er mir ſpäter erklären wollte. Von Tim ſagte er, er könnte ſich, wenn ihm daran gelegen wäre, auf mancherlei Weiſe brauchbar machen; unter anderm würde er es gerne ſehen, wenn er Purzelbäume machen und den Hanswurſt ſpielen lernte, für ſolche Fälle, wo dieſer in einer feinen Antwort etwas anzubringen hätte, Reichthums ſetzen, ich, deſſen einziges Erbtheil Niedrigkeit und Armuth ſind? Tauſend Mal lieber den ſchrecklichen Kummer, der mich verzehrt, als den ſchmachvollen Ruf eines Abenteurers, den die Welt zurückſtößt und den die Liebe bereichert.

Ich war noch nicht zu Ende, ſagte Polia. Dies Zartgefühl iſt übertrieben, aber ich verſtehe und theile es. Die Welt, wie ſie nun einmal iſt, fordert ſeltſame Opfer, und das Eurige wird Euch vielleicht von Eurem Charakter auferlegt; aber ein Charakter Eurer Art könnte auch durch eine andere Art von Selbſtverleugnung ſich abfinden. Hoher Rang und Vermögen ſind Launen des Zufalls, deren man ſich entäußern kann, wenn man will. Der Künſtler und der Dichter iſt überall derſelbe; er findet überall Erfolg und Ruhm; aber die reiche, vornehme Frau, die ihre eitlen Vorrechte der Geburt hat aufgeben wollen, iſt in einem andern Lande nichts als eine Frau. Wenn dieſe Frau Euch ſagte: Ich werfe meinen Rang hin, ich gebe mein Vermögen auf; ich bin bereit, ärmer und unſcheinbarer zu werden, als du, in dir meine einzige Stütze zu ſehen, dir das Schickſal meines Lebens in die Hand zu legen, — Franceſco, was würdet Ihr antworten?

Ich würde ihr zu Füßen fallen und ſagen: Engel des Himmels! Bewahre den Rang und die Vortheile, die der Himmel dir gegeben hat; du ſollſt und mußt bleiben, was du biſt. Der Unglückliche, der fähig wäre, ſich durch dieſen erhabenen und herrlichen Aufſchwung deines Herzens hinreißen zu laſſen, wäre nicht werth, eine Stelle in dieſem Herzen einzunehmen. Er kann ſich nur durch eine beſtändige Entſagung zu dir erheben, die leicht für Den iſt, der hofft, und beſonders leicht für Den, der liebt. Ich werde dich nimmermehr herabziehen von der Höhe, auf welche Gott dich geſtellt hat, um dich aller Ungewißheit eines unruhigen Lebens auszuſetzen, das vergiftet wird durch Sorgen, die ſich ohne Aufhören erneuern, und vielleicht auch eines Tages durch unheilbare Reue. Mein Glück iſt jetzt vollkommen; es überſteigt alle meine Hoffnungen, denn du haſt mir Alles gewährt, was du zu geben im Stande biſt, bei den Verpflichtungen, die dein Name dir auferlegt. Du wirſt mich lieben, würde ich hinzufügen. Du wirſt mich immer lieben, denn du biſt nicht vor dem Entſchluß zurückgewichen, mir dein Leben zu geben. Dein Leben, o meine Geliebteſte, nehme ich an, als ein heiliges Pfand, von dem ich bald unſerm Herrn und Richter Rechenſchaft geben werde; denn das Leben iſt kurz, ſelbſt für Diejenigen, welche leiden, was auch ſchwache Herzen darüber ſagen mögen. Dieſe Erde iſt nur ein Durchgangsort, wo die Seelen geprüft werden, und wenn deine Seele, ebenſo treu wie ergeben, der meinigen vermählt bleibt während der Jahre, die uns noch beſchieden ſind, ſo gehört die ganze Ewigkeit uns.

Polia ſchwieg einige Augenblicke. Dann rief ſie mit Begeiſterung: Ja, ja! Gott hat kein heiligeres und unverletzlicheres Sacrament eingeſetzt. So hat eine Liebe, wie die Eurige, Hoffnungen und Pflichten in einer Herzensehe vereinigen können, wie ſie die übrigen Menſchen nicht kennen, und Eure Himmelsgattin würde ebenſo zu Euch ſprechen, wie ich mit Euch ſpreche, wenn ſie Euch gehört hätte.

Sie hat mich gehört, Polia, erwiderte Francesco, indem er den Kopf in ſeine Hände fallen ließ und in einen Strom von Thränen ausbrach.

Alſo, fuhr Polia fort, als ob ſie dieſe letzten Worte nicht gehört hätte, in drei Tagen werdet Ihr in einen der Mönchsorden Venedig's eintreten?

In Treviſo, antwortete Francesco. Ich habe mir nicht das Glück verſagen wollen, ſie zuweilen zu ſehen.

In Treviſo, Francesco, wo Ihr nur mich kennt?

Nur Euch! erwiderte Francesco.

In dieſem Augenblicke lag die Hand der jungen Fürſtin in der des jungen Malers.

Wir haben gar nicht bemerkt, ſagte ſie lächelnd, daß die Gondel angehalten hat und jetzt ſchon auf dem Rückwege nach dem Palaſt Piſani iſt. Aber wir haben uns nichts mehr auf dieſer Erde zu ſagen. — Doch iſt unſer letztes Lebewohl nicht ohne Troſt, wenn wir uns gut verſtanden haben, und unſer erſtes Wiederſehen wird noch ſchöner ſein.

Lebt wohl für immer! ſagte Francesco.

Lebt wohl auf ewig! ſagte Polia. Dann band ſie ihre Maske wieder vor und ſtieg aus.

Am folgenden Tage war Polia in Treviſo. Drei Tage nachher läutete die Todtenglocke in dem Kloſter der Dominicaner und verkündete das Gelübde eines neuen Mönches und ſeinen Tod für die Welt. Polia verbrachte den ganzen Tag in ihrer Kapelle.

Francesco unterwarf ſich leicht ſeinem neuen Geſchick. Zuweilen betrachtete er ſeine Unterredung mit Polia wie einen Traum; noch öfter wiederholte er ſich die geringſten Einzelheiten mit kindlichem Entzücken und pries ſich ſelig, in ſeinem Unglücke eine Liebe eingeflößt zu haben, die wenigſtens nicht die Veränderungen des Alters und des Glückes zu fürchten hatte. Er gewöhnte ſich in wenigen Tagen daran, ſeine Zeit zwiſchen den Pflichten des Mönchs und der Arbeit des Künſtlers zu theilen. Bald malte er an den unſchuldig lieblichen Fresken, die man noch heute in dem Kloſter der Dominicaner bewundert, obgleich die ſtolze Gleichgültigkeit der modernen Kunſt ſie hat verfallen laſſen. Bald legte er in einem Buche, dem Lieblingsgegenſtande ſeiner Studien, alle die Eindrücke nieder, die ſein Genius und ſeine Liebe ihm eingaben. Er hatte als Rahmen ſeines großen, wunderſamen Werkes die etwas unbeſtimmte Form eines Traumes gewählt, da ihm keine geeigneter ſchien, die zufällige Verkettung der Ideen darzuſtellen, wie ſie einem ſeinen Gedanken überlaſſenen einſamen Menſchen zu kommen pflegen. Man weiß, daß er in einem der ſeltenen

Augenblicke, wo es ihm vergönnt war, einige zärtliche Worte mit Polia zu wechſeln, die Zuſicherung von ihr erhielt, daß ſie die Widmung dieſes merkwürdigen Gedichtes annehmen würde. Er theilt uns ſelbſt mit, daß ſie ihm mit ihren Rathſchlägen beiſtand. Auch entſagte er nun bald ganz der Vulgärſprache, in welcher er zuerſt gedacht und geſchrieben, und bediente ſich jener gelehrten Sprache, in der er weder Vorbilder noch Nachahmer hatte, und die ihm in Folge ſeiner Beſchäftigungen mit dem Alterthume leicht aus der Feder floß.

So war ein Jahr in dieſen Arbeiten und Träumereien vergangen, und Franceſco legte die letzte Hand an ſein Werk, als eine Nachricht bis in die Mauern ſeines Kloſters drang, die erſchütterndſte, die den Weltabgeſchiedenen überhaupt noch treffen konnte. Der junge Antonio Grimani, ſpäter Admiral und Doge, aber jetzt ſchon der Glänzendſte unter dem ganzen Adel und Derjenige, auf den die größten Hoffnungen geſetzt wurden, warb um die Hand Polia's. Man ſetzte hinzu, daß er ihr erklärter Verlobter ſei.

Es war der Tag, an welchem Franceſco ſein Buch Polia überreichen ſollte. Er richtete ſich von dem Schlage auf, der ihn ſo eben getroffen, begab ſich in ihren Palaſt und zauderte einen Augenblick auf der Schwelle ihres Zimmers.

Tretet näher, mein Bruder, ſagte Polia, als ſie ihn erblickte; theilet uns die geheimen Wunder Eurer Kunſt mit, jenen Schatz, welchen Eure chriſtliche Demuth der Welt vorenthält, und den Ihr uns allein anvertrauen wollt.

Mit einer Handbewegung hieß ſie zugleich ihre Frauen und Diener ſich entfernen, und Francesco blieb mit ihr allein. Seine Kniee zitterten, ein kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn, ſeine Pulſe ſchlugen heftig, und die Bruſt ſchwoll ihm zum Zerſpringen.

Polia erhob ihre Augen von dem Manuſcript und richtete ſie auf den Mönch. Francesco's Bläſſe, die rothen Ränder um ſeine verweinten Augen, das krampfhafte Zittern ſeiner bleichen, ſchlaff herabhängenden Hände, — Alles offenbarte ihr, was ſich Schmerzliches in dem Herzen ihres Geliebten zutrug. Sie lächelte ſtolz.

Ihr habt von meiner bevorſtehenden Heirath mit dem Fürſten Antonio Grimani ſprechen hören?

Ja, Signora, antwortete Francesco.

Und was habt Ihr von dieſer Verbindung gedacht?

Daß Niemand würdig iſt, Euch zu beſitzen; daß der Fürſt Antonio aber größeren Anſpruch darauf hätte, als irgend Jemand, und daß dieſe Ehe die Wünſche Venedig's zu erfüllen ſcheint .... und die Eurigen. Möget Ihr glücklich ſein — für alle Zeit!

Ich habe Grimani's Hand dieſen Morgen zurückgewieſen, erwiderte Polia.

Francesco blickte ſie an, als ob er in ihren Augen leſen wollte, ob er ihrem Worte glauben dürfe.

Ihr wißt beſſer, als irgend Jemand, fuhr ſie fort, daß meine Treue anderweitig gebunden iſt, und zwar unwiderruflich. Ich muß Euren Argwohn entſchuldigen, denn Eure Treue iſt mir geſichert durch den Eid, den Ihr vor dem Altare abgelegt, und ich habe Euch noch keine ſolche Bürgſchaft gegeben. — Höret, Francesco. — Morgen iſt es ein Jahr, daß Ihr Euer erſtes Gelübde als Novize abgelegt habt, und bei dem letzten Morgengottesdienſte werdet Ihr dasſelbe noch feſter und heiliger machen indem Ihr es vor dem Herrn erneuert. Habt Ihr nach einem Jahr Eure Gedanken über die Natur und die Nothwendigkeit dieſes Opfers geändert?

Nein, nein, Polia, rief Francesco, indem er ihr zu Füßen ſtürzte.

Es iſt genug, fuhr Polia fort. Ich habe mich ebenſowenig geändert, wie Ihr. Ich werde morgen dem letzten Frühgottesdienſte beiwohnen und mit allen Kräften meiner Seele mich an den Gelübden betheiligen, die Ihr ableget, damit Ihr von nun an wißt, Francesco, daß auch für Polia der Weg von der Liebe zur Unbeſtändigkeit nur über Meineid und Frevel gegen das Heiligſte gehen kann.

Francesco verſuchte zu antworten, aber als die Worte auf ſeine Lippen kamen, war Polia entſchwunden.

Der junge Mönch ertrug mit faſt eben ſo viel Schmerz ſein Glück wie ſein Unglück. Er fühlte, daß er keine Kraft mehr zum Glück hatte, denn ſeine Lebenskraft war verbraucht durch ſo viele Aufregungen und Seelenkämpfe und jetzt auf dem Punkt, auszulöſchen.

Am Tage darauf beim letzten Morgengottesdienſte, als die Mönche in den Chor traten, ſaß Polia auf ihrem gewöhnlichen Platze auf der erſten Bank des Adels. Sie erhob ſich und kniete auf dem Pflaſter mitten im großen Schiffe der Kirche nieder. Francesco hatte ſie bemerkt. Er erneuerte ſein Gelübde mit feſter Stimme, ſtieg dann die Stufen des Altars hinab und warf ſich auf den Boden nieder. Im Augenblicke der Wandlung ſtreckte er ſich lang aus, indem er die gefalteten Hände über den Kopf warf.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, verließ Polia die Kirche. Die Mönche gingen Einer nach dem Andern mit tiefer Kniebeugung vor dem Heiligſten vorüber, — aber Francesco verließ ſeine Stellung nicht, und Niemand wunderte ſich darüber, denn oft hatte man ihn ſo in unbeweglicher Ekſtaſe im Gebet ruhen ſehen.

Beim Abendgottesdienſte hatte er die Stellung noch nicht verändert. Ein junger Bruder ſtieg die Stufen zu zu ihm hinab, neigte ſich zu ihm, nahm eine ſeiner Hände in die ſeinige und wollte ihn zu ſeinen gewohnten Pflichten rufen. Dann erhob er ſich wieder, bekreuzte ſich, blickte gen Himmel und rief, indem er ſich zu den verſammelten Mönchen wandte: Er iſt todt!

Ueber dieſes Ereigniß, eines von den vielen, die ſich ſo ſchnell im Gedächtniß der Menſchen verwiſchen, waren einunddreißig Jahre hingegangen, als an einem Winterabende im Jahre 1498 eine Gondel vor dem Laden des Aldo Pio Manucci, den man den Aelteren nennt, anhielt. Einen Augenblick ſpäter meldete man in dem Arbeitszimmer des gelehrten Buchdruckers den Beſuch der Prinzeſſin Hippolita Polia von Treviſo. Aldo eilte ihr entgegen, führte ſie herein, bot ihr einen Sitz und ſtand bewundernd und achtungsvoll vor dieſer Schönheit, welcher ein halbes Jahrhundert und ſo viele Schmerzen nichts von ihrem Glanze genommen, ſondern ſie nur ernſter gemacht hatten.

Weiſer Aldo, ſagte ſie, nachdem ſie einen Beutel mit zweitauſend Zechinen und ein großes Manuſcript auf den Tiſch vor ihm hatte niederlegen laſſen, — wie Ihr in den Augen ſelbſt der ſpäteſten Nachwelt als der gelehrteſte und geſchickteſte Buchdrucker aller Zeiten gelten werdet, ſo wird auch der Verfaſſer dieſes Werkes, welches ich Euch übergebe, den Ruf des größten Malers und des beſten Dichters unſers ſcheidenden Jahrhunderts hinterlaſſen.

Als einzige Beſitzerin dieſes Schatzes, den ich von Eurer Kunſt vervielfältigt ſehen möchte, habe ich die hervorragenden Geiſter, welchen der Himmel die Gabe verliehen hat, den Gedanken des Genius folgen zu können, nicht von ſeinem Mitbeſitz ausſchließen wollen. Aber ich habe auf den Augenblick gewartet, wo ich die Vervielfältigung dieſes Werkes Eurer unvergleichlichen Preſſe anvertrauen konnte. Ihr wißt jetzt, weiſer Aldo, was ich von Euch erwarte: ein Meiſterwerk, das allein ſchon würdig wäre, Euren Namen für immer der Zukunft aufzubewahren. Wenn dieſes Geld zu Ende iſt, ſo werde ich mehr liefern.

Polia erhob ſich und ſtützte ſich mit beiden Händen auf die Frauen, welche ſie begleitet hatten. Aldo folgte ihr bis an die Gondel, indem er ihr ſeine Hochachtung durch ehrerbietige Geberden ausdrückte, ohne aber das Wort an ſie zu richten, weil er wußte, daß ſie, ſeit dreißig Jahren in völliger Zurückgezogenheit lebend, dem Verkehr und der Unterhaltung mit Männern ganz entſagt hatte.

Das Buch, von dem hier die Rede war, iſt betitelt die „Hypnerotomachia des Polyphilus oder die Kämpfe der Liebe im Traum.“

* * *

Nun unterzeichne das, wie du willſt, ſagte Lowrich, indem er ſich erhob; ich habe nicht die Gewohnheit, meinen Namen unter ſolches Geſchwätz zu ſetzen. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich dergleichen Sachen den Buchhändlern nur gegeben habe, um Bücher von ihnen zu bekommen.

So wünſche ich, daß jede Novelle, die Ihr noch ſchreibt, Eure Bibliothek mit einem gleichen Bande bereichern möge! Er iſt Euer, — Ihr habt ihn doppelt verdient.

was dem Publikum unter den Fuß gegeben werden ſollte. Ich ließ mir meine Rolle gefallen; hierauf hatte ich eine kleine Unterredung mit Timothy, welcher ſich auf der Stelle einverſtanden erklärte und in dem, was ihm angewieſen würde, ſein Beſtes zu thun verſprach. So war die Uebereinkunft ſchnell getroffen, und Melchior bemerkte nur noch, er habe nichts von einer Belohnung geſprochen, indem ich finden ſolle, daß Zutrauen zu ihm weiter führen werde, als ein ausbedungener Sold.

## Eilftes Kapitel.

Was auch der Leſer von uns halten mag, er kann uns nicht abſprechen, daß wir Hexenmeiſter ſind. Wir richten uns mit unſern Waaren nach unſern Kunden und haben einen beträchtlichen Gewinn.

Wir waren drei Tage im Lager geweſen, als der Reichstag aufgehoben wurde und Jedes ſeinen eigenen Weg ging. Den Grund dieſer Zuſammenkunft konnte ich nicht genau entdecken; jedenfalls hatte es ſich unter Anderm um die Vertheilung der Grafſchaften für das nächſte Jahr gehandelt, die kleineren Banden waren da- und dorthin gewieſen, ihre Verbindungskanäle geordnet und ihre Diſtrikte geregelt worden, damit ſie nicht durch zu große Nähe einander beeinträchtigten; aber man hatte auch noch manche andere Gegenſtände erörtert, über welche ich, als Fremdling, in Ungewißheit gelaſſen worden war. Melchior beantwortete alle meine Fragen mit ſcheinbarer Offenherzigkeit, aber ſein ränkevoller Beruf hatte ihn zu einem Manne gemacht, dem man unmöglich im Geſicht anſehen konnte, ob er die Wahrheit ſagte oder nicht.

Als die Verſammlung auseinanderging, brachen wir ebenfalls auf, und lagerten uns ungefähr zwei Meilen von dem Gemeindeplatze, am Saum eines Waldes, der aus Eichen und Eſchen be-

Er gehört mir, ſagte Lowrich, indem er ſich mit Enthuſiasmus des Bandes bemächtigte.

Oder vielmehr gehört er dir, fügte er lächelnd hinzu, und reichte mir das Buch. Ich hatte ihn dir heute früh verſprochen. —

So glänzt alſo dieſes herrlichſte aller Exemplare des Polyphilus als Rieſe in meiner liliputaniſchen Sammlung, nec pluribus impar.

Ich will es gern den Liebhabern vorlegen, die nicht umhin können werden, anzuerkennen, daß es ein prachtvolles Buch iſt — und nicht theuer!

# Die Unterhaltung wider Willen.

Von

**Moritz Jókai.**

(Geb. 1819.)

---

Aus dem Ungariſchen

von

**Sigmund Bródy.**

(Novellen von Moritz Jókai. Peſt 1864. Verlag von Emerich Bartalits.)

---

Der alte Baron ließ ſich nicht lange bitten und begann ſeine Erzählung:

Nicht wahr, theure Freunde, ihr alle kennt die Gräfin Repey; die jüngere, die jüngere — mit der Alten haben wir nichts zu ſchaffen — den kleinen Kobold, meine ſchwarzäugige Prinzeſſin! Ja, meine! Wenn ſie mein wäre! Ihr alle müßt ſie kennen, habt ihr doch genug nach ihr geſeufzt, — ganz ſo wie ich.

Doch der Glückliche war nur ich, meine Wenigkeit! Bin ich doch eine ganze Nacht hindurch in Einem Wagen mit ihr gefahren! Zwar war auch die Geſellſchafterin im Wagen, doch das thut nichts, es iſt eine Begünſtigung, das laſſ' ich mir nicht nehmen. Aber der Teufel hole derartige Begünſtigungen!

Eines Abends kommt ihr der unglückliche Gedanke, daß morgen in Arad Ball ſein werde, und daß ſie auf dieſem Balle um keinen Preis fehlen dürfe. Sogleich läßt ſie anſpannen. Außer mir war Niemand bei ihr. Bitte, lieber Baron, begleiten Sie mich nach Arad.

Lieber Baron, lieber Baron! Was hätte ich ihr darauf antworten ſollen? Gräfin, ma déesse, es iſt finſter wie in einem Ofenloch, man ſieht keine drei Schritte weit, der Wagen ſtürzt um, und wir brechen das Genick. Drei Flüſſe müſſen wir paſſiren, und es wäre ein Wunder, wenn zwei derſelben gute Brücken hätten. Gräfin, wir ertrinken. Dann führt unſer Weg durch einen großen, verflucht wilden Wald, in dieſem Walde hauſen Tag und Nacht Räuber und Mörder — Gräfin, man tödtet uns! Ich allein kann Sie nicht beſchützen. Und müſſen wir denn gerade jetzt fahren? Morgen nach dem Thee ſetzen wir uns in den Wagen, Mittags ſind wir in Arad, und bis Abends iſt die Toilette fix und fertig. Gräfin, fahren wir morgen!

Alles umſonſt, ſie war feſt entſchloſſen, heute noch fortzufahren. Ihr kennt ſie ja, je mehr man ihr von etwas abredet, deſto hartnäckiger will ſie es. Sie will nicht Alles auf den letzten Moment verſchieben, ſie will ſich von den Beſchwerden der Reiſe ausruhen, — „ich kann doch nicht zu Tode gerüttelt, echauffirt, briſirt und maltraitirt vom Wagen ſchnurſtracks auf den Ball gehen.“ Und dann gehört es zu ihren liebſten Paſſionen, Nachts zu reiſen, das iſt ſo ſchön, ſo romantiſch. Die Sterne, die Fröſche, die Mondſcheinbeleuchtung. Aber Alles war nur Ausrede; nicht Sterne, nicht Fröſche, eine ihrer verflucht liebenswürdigen Capricen war's, und die — ihr Alle wißt es — müſſen erfüllt werden, koſte es, was es wolle.

Enfin, was hätte ich thun ſollen? Entweder mit ihr gehen, oder im Caſtell bleiben — eine verfluchte

Alternative. Ich wählte natürlich das Erſtere, und zum Dank für meinen Entſchluß erlaubte ſie mir, ihr vis-à-vis im Wagen zu ſein.

Was wahr iſt, iſt wahr; es war eine verflucht göttliche Unterhaltung! Die Gräfin erdrückte mich faſt mit ihren Gunſtbezeugungen, erſt eine Schachtel, dann den Muff, dann ein Reiſeneceſſaire und zuletzt ein paar Kollis. Hierauf ſchlief ſie ein. Ich konnte ſie fragen, was ich wollte, ſie antwortete mir nicht. Sie ſchlief, Freunde, ſie ſchlief! Nur hie und da, wenn der Wagen über einen Stein fuhr, hob ſie ſich jäh in die Höhe, öffnete die Augen: Wo iſt mein Reiſeneceſſaire, wo der Muff, haben Sie ſich nicht auf die Schachtel geſetzt? Um Gottes willen, geben Sie nur Acht, lieber Baron! — und damit ſchlief ſie wieder ein. Später begann auch die Geſellſchafterin Theil an der Unterhaltung zu nehmen, ſie wimmerte zum Erbarmen, ſie hatte Migräne — ich ſchloß die Augen, als ſchliefe ich.

Auf einmal blieb der Wagen ſtehen und begann ſich auf die Seite zu neigen, ganz ſo, wie wenn er Luſt hätte, ſich ein wenig zur Ruhe zu legen.

Die Gräfin erwacht und fragt mürriſch, was geſchehen ſei?

Der Kutſcher ſpringt von ſeinem Sitze und nähert ſich dem Wagenfenſter.

Gnädige Frau, faſt ſcheint es, daß wir uns verirrt haben.

Was thut's? verſetzte die Gräfin, iſt kein Weg vor uns? Nur vorwärts.

Ja, ja, das ginge ſchon, aber . . . .

Nun, der Weg führt ja doch irgendwo hin?

Doch ich fürchte, er führt uns zu einem nicht gar ſichern Orte.

Du biſt ein Tölpel. Jeder Ort iſt ſicher. Wo ſind wir?

Im Szalontaer Walde.

Nun, hat denn dieſer Wald kein Ende? Wenn ich mich recht entſinne, kann man ihn in zwei Stunden, ſo der Länge wie der Breite nach, durchſchneiden.

Doch der Kutſcher fürchtet — wagte ich zu bemerken.

Bezahlt man ihn deßhalb, damit er fürchte?

Er fürchtet, daß Ihnen, Frau Gräfin, etwas Unangenehmes arriviren könnte.

Was geht das ihn an?

Oder daß die Pferde . . .

Nun, das iſt ja ſeine Sache.

Da in dieſem Walde ſich arme Burſche aufzuhalten pflegen —

Komiſch! Iſt denn unſer Kutſcher kein armer Teufel?

Ja, ja, doch er meint jene armen Burſche, die einem die Pferde und nicht ſelten auch den Wagen wegzunehmen pflegen. Gräfin, ma déesse, das iſt kein Spaß. Man kann uns die Pferde, das Leben und auch noch etwas Anderes rauben. Wenn ich nur meinen Revolver bei mir hätte.

Damit man Ihnen auch den raube — ſcherzte der kleine Dämon, und darauf öffnete ſie den Kutſchenſchlag und ſprang — noch bevor ich ſie daran verhindern konnte — graziös aus dem Wagen.

Ah, welch herrliche Nacht! Wie der Wald duftet und die Glühwürmchen leuchten! Sehen Sie nur, Baron!

Sehen? Was ſoll ich ſehen? Es iſt ja ſtockfinſter. Ich bemerke gar nichts.

Nichts? ſchimmert uns dort zwiſchen den Bäumen nicht ein Licht entgegen?

Mein Blut erſtarrte. Wir befanden uns in der Nähe irgend einer Räuberhöhle. Auch der Kutſcher hatte das Licht bemerkt und erklärte uns nun in einem Tone, als ſchnürte man ihm die Kehle mit einem Stricke zuſammen:

Gnädige Frau, das iſt das Wirthshaus, wo ſich die armen Burſche aufzuhalten pflegen.

Das iſt ja köſtlich. Kutſcher, nach dem Wirthshaus! Wir wiſſen ohnehin nicht, wo wir übernachten ſollen.

Ich verzweifelte. Ums Himmels willen, Gräfin, was beginnen Sie? Das iſt eine berüchtigte Räuberhöhle, wo man uns Alle umbringen wird, wo der Wirth im Einverſtändniß mit den Mördern iſt, wo man ſchon ſo viele Reiſende getödtet hat. Erſt jüngſt las ich in der Zeitung . . . .

Das teufliſche Weſen unterbrach mich mit einem lauten Gelächter. Das ſeien nur Märchen — meinte ſie — und wer wird ſich vor eingebildeten Spukgeſtalten fürchten! Wenn irgendwo in der Umgegend ein Hotel wäre, dann würden wir gewiß dort einfahren; doch Noth bricht Eiſen, für heute müßten wir mit dem Wirthshaus verlieb nehmen. Damit befahl ſie dem Kutſcher, ihr langſam mit dem Wagen nachzukommen, ſie wolle zu Fuß vorausgehen und ihm den Weg zeigen.

Alle Einwendungen, alle mit der größten Glaubwürdigkeit erzählten Räubergeſchichten waren vergebens: ſie drohte uns, wenn wir ſie nicht begleiten wollten, allein in die Cſárda zu gehen.

Die kleine Gräfin wäre es auch fähig geweſen.

Als wir der Cſárda näher kamen, ſchlugen Töne einer Zigeunermuſik an unſer Ohr.

Mon Dieu — rief ich — ſicher ſind die Räuber der ganzen Umgegend hier verſammelt.

Sehen Sie, ſcherzte die Gräfin, wir wollten einen Ball beſuchen und kommen gerade zu einem. Welch glücklicher Zufall!

Damit eilte ſie nach der Thüre.

Auf einen Moment fiel mir ein, es wäre das rathſamſte, Kehrt zu machen, ſie hier zu laſſen und das Weite zu ſuchen — doch das hätte ſich nicht geſchickt, und dann konnte ich es auch nicht. Mamſell Ceſarine, die Geſellſchafterin, hatte ſich an meinen Arm gehängt und wollte mich nicht loslaſſen. Das arme Weſen ſtand. Unſer Proviant war zum größten Theile Wildpret, denn wir hatten ausgezeichnete Wilderer unter uns. Die Fiſche vollends ſchienen rein unter ihrem Kommando zu ſtehen; da gab's keinen Weiher, keine Pfütze, wovon ſie nicht im Augenblick zu ſagen wußten, ob Inſaßen d'rin ſeyen oder nicht, und im erſteren Falle dauerte es keine halbe Stunde, bis auch der letzte Fiſch in Folge berauſchender Beeren, die ſie hineinwarfen, oben auf dem Waſſer ſchwamm. Auch andere Artikel fanden gelegentlich ihren Weg in den Keſſel: mit Einem Wort, es war unmöglich, beſſer und wohlfeiler zu leben, als wir.

Unſere Zelte wurden gewöhnlich nicht weit von einem Teich oder ſonſt einem Waſſer aufgeſchlagen, und um jede unangenehme Nachforſchung, welche denn doch mitunter ſtattfand, zu vermeiden, wurde Jegliches, was irgend einer Entdeckung ausgeſetzt war, unter das Waſſer verſenkt, bis man es zum Kochen brauchte; war es einmal im Topfe, ſo konnte es für geborgen angeſehen werden. Mit der Fouragirung übrigens hatten wir, Timothy und ich, nichts zu ſchaffen: wir nahmen unſern Antheil an den Mahlzeiten, ohne zu fragen, wie man zu den Gottesgaben gekommen war.

Meine Zeit brachte ich vornämlich in Melchiors Geſellſchaft zu, der mich in alle Myſterien der Becher und Kugeln, in Kartenkünſte und Taſchenſpielereien jeder Gattung einweihte und mit ſeinem ganzen Apparat zu vorbereiteten Wundern bekannt machte. Stunden um Stunden ließ er mir die Karten durch die Hände laufen, um mich „Volte ſchlagen" zu lehren, denn faſt alle Kunſtſtücke in der Karte beruhen auf dieſem Maneuvre. Nach einem Monat galt ich für einen ſehr artigen Adepten; in derſelben Zeit mußte Timothy ſeinen gymnaſtiſchen Curſus durchmachen; man ſah ihn den ganzen Tag Purzelbäume hin und wieder machen, bis er ſich zuletzt wieder auf die Füße zu wirbeln vermochte. Leicht und beweglich, wurde er bald ein ſehr geſchickter „Künſtler", er konnte ſeine Purzelbäume vor- oder rückwärts machen, auf den Händen war ſchon halb todt vor Furcht. Sie zitterte wie Espenlaub.

Schon von Weitem konnten wir das wilde Geſchrei, mit dem die im Wirthshauſe Anweſenden ihren Tanz begleiteten, vernehmen. Das Alles ſchreckte die Gräfin nicht, muthig öffnete ſie die Thüre und trat ein.

Es war ein langes, rauchgebräuntes Zimmer, in das wir eintraten. In meinem erſten Schrecken glaubte ich etwa fünfzig ſpringende und ſingende Banditen vor mir zu ſehen Später, als ich mich ein wenig erholt hatte, zählte ich ſie, und es ſtellte ſich heraus, daß ſie alle zuſammen nur neun waren, den Wirth und die drei muſizirenden Zigeuner mitgerechnet. Doch auch fünf ſind genug! Ich wünſchte ſie alle ins Land, wo der ſchwarze Pfeffer wächſ't.

Fünf rieſige, ſtarke Burſche. Ihre Köpfe berührten faſt die Zimmerdecke. Ihre Piſtolen — jeder hatte eine — lagen in einem Winkel. Ich bemerkte ſie auf den erſten Blick.

Nun, wir werden von Glück ſagen können, wenn wir dieſe elende Räuberhöhle hinter uns haben. Als die Burſche uns bemerkten, unterbrachen ſie ihren Tanz und blitzten uns mit ihren großen, feurigen Augen an. Unſere Kühnheit hatte ſie überraſcht.

Meine kleine Grafin näherte ſich ihnen nun und redete ſie mit ihrem zauberiſchen Lächeln folgendermaßen an:

Verzeiht uns, daß wir euch in eurer Unterhaltung ſtören. Wir haben uns auf unſerem Wege verirrt, und da wir in dieſer Finſterniß nicht weiter fahren können, bitten wir euch, uns für dieſe Nacht ein Lager zu gönnen.

Als ſie ausgeſprochen hatte, näherte ſich ihr einer der fünf Banditen — es war der ſchönſte und ſchlankſte unter ihnen — kräuſelte ſeinen gewichſten Schnurrbart in die Höhe, nahm ſeinen kleinen Hut vom Kopfe, ſchlug ſeine Sporen zuſammen, daß ſie laut klirrten, und erklärte, indem er ſich leicht verbeugte, der lächelnden Gräfin, er finde ihr Erſcheinen nicht im mindeſten ſtörend, vielmehr fühle er ſich dadurch beglückt und geehrt. Er, Fekete Joſzi (mir rieſelte es eiskalt über den Rücken: Fekete Joſzi, der berühmte Räuber), zahle heute die Zeche und nehme ſich daher als Wirth die Freiheit, zu fragen, mit wem er zu ſprechen die Ehre hätte.

Noch bevor ich der Gräfin ein Zeichen geben konnte, daß ſie ihren Namen ja nicht verrathe, hatte die Unachtſame ſchon geantwortet: Gräfin Repey aus der nächſten Nachbarſchaft.

Den Namen habe ich das Glück zu kennen. Der alte Graf ſchickte mir einmal eine Kugel nach, doch traf er mich nicht. Belieben Sie ſich zu ſetzen, Gräfin.

Angenehme Bekanntſchaft!

Die Gräfin ſetzte ſich auf die Bank. Fekete nahm an ihrer Seite Platz. Mich hieß er nicht einmal ſitzen, wie wenn ich gar nicht anweſend geweſen wäre.

Und wohin geht die Fahrt in ſo ſpäter Nachtzeit?

Nicht ſagen, nicht ſagen! winkte ich ihr mit den Augen.

Nach Arad zum Caſinoball. (Adieu, Ballkleid, adieu, Pretioſen!)

Nun, dann hat Sie ein für uns glücklicher Zufall hieher geführt. Wir geben ebenfalls einen Ball, und wenn die Frau Gräfin unſere Einladung nicht verſchmäht, glaube ich ihr eine köſtliche Unterhaltung verſprechen zu können. Wir haben prächtige Zigeuner, der Cſárdas, den ſie ſpielen, durchſtrömt wie Feuer die Adern. Zigeuner, das Lied von der ſchönen Frau! Und daß du es gehörig ſpielſt!

Der Unverſchämte fragte gar nicht länger, ſondern wie die Muſik begann, legte er ſeine Hand um die Hüfte der ſchönen Gräfin und ſchwang ſie in die Mitte des Zimmers.

Ein anderer der impertinenten Jungen ſprang dann zu Mamſell Ceſarina und packte ſie — ſo wie ſie war, halb ohnmächtig vor Schreck und Aufregung — unter dem Arme, drehte ſich einige Male mit ihr im Zimmer herum und überließ ſich dann einem Andern. So ging's fort, das arme Fräulein befand ſich in einer unerträglichen Lage.

Doch ganz anders meine Gräfin! Wie wenn ſie in Arad auf gewichſtem Fußboden tanzte, ſo voll Luſt drehte ſie ſich im Wirbel. Nie war ſie ſchöner, verführeriſcher, als in dieſer Stunde. Ich habe ſchon ſo mancheſmal ungariſch tanzen ſehen, im Theater und auf Bällen, doch wie die Beiden den Csárdas tanzten, daran werde ich Zeit meines Lebens denken.

Anfänglich führte der Betyar ſeine Tänzerin mit majeſtätiſchen Schritten einige Male durchs Zimmer, ſein Blick war ſtolz und ſeine Bewegungen impoſant; dann auf einmal ſprang er in die Mitte hinein, ſchrie laut auf, und wilder, immer wilder klang die feurige Ungarweiſe. Langſam und mit zierlichen Schritten begann ihrerſeits die Gräfin den Tanz; wie ein Schmetterling, der jede Blume berührt, doch auf keiner ſich niederläßt, ſo ſchwebte ſie hin. Hie und da beugte ſich der Burſche zu ihr hin, als wollte er ſie umarmen, dann blieb er auf einmal ſtehen, warf den Kopf zurück und drehte ſich mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit auf eine andere Seite — während die bezaubernde kleine Fee bald auf ihn losſtürmte, als wollte ſie ſich an ſeine Bruſt ſtürzen, bald ſich zurückzog und ihn hierhin und dorthin lockte. Nur der Blick ihrer Augen zeigte, daß ſie ein Paar bildeten. Endlich drehte ſich der Betyar ganz um, ſtellte ſich vor den Zigeuner, und als wollte er in ſeinem Ingrimme ganz allein tanzen, kehrte er ſeiner Tänzerin den Rücken — dann wieder ſprang er auf einmal zurück, die Hände begegneten ſich, und wie der Blitz drehte er ſie im Kreiſe. Mir ſchwindelte faſt.

Ich fürchtete nur immer, der unverſchämte Burſch würde ſich in ſeiner Begeiſterung irgend etwas Unziemliches gegen die Gräfin erlauben. An Gelegenheit dazu fehlte es ganz und gar nicht. Die Gräfin war ganz in ſeiner Gewalt; was hätte er, ohnehin ſchon ein Kind des Todes, fürchten ſollen? Eine Miſſethat mehr oder weniger, was thut's? Ich war entſchloſſen, ſobald er die Gräfin nur auf eine unſchickliche Weiſe berühren würde, ſogleich zu den Piſtolen zu ſpringen und ihn wie einen Hund niederzuſchießen. Was lächelt ihr? Parolo d'honneur, ich war feſt dazu entſchloſſen!

Doch, was ich befürchtete, geſchah nicht. Der Räuberhauptmann führte die Gräfin höflich zu ihrem Sitze zurück, küßte ihr ehrerbietig die Hand und wandte ſich dann, indem er ſeine Hand auf meine Schultern legte, mit den vertraulichen Worten zu mir:

Und Sie, alter Herr, Sie tanzen nicht?

Schrecklich! Zu mir „alter Herr"!

Danke, ich kann nicht tanzen.

So — das iſt was Anderes. Und damit kehrte er zur Gräfin zurück.

Verzeihung, gnädige Frau, daß wir zum Empfange hoher Gäſte nicht gehörig vorbereitet ſind. Begnügen Sie ſich mit dem, was wir haben, es iſt zwar nicht viel, doch deſto beſſer.

Darunter verſtand er das Abendeſſen.

Ein prächtiges Bankett, das kann ich ſagen! Ein kleiner Keſſel, gefüllt mit in Stücke zerſchnittenem Lammfleiſch, wurde auf den langen Tiſch geſtellt, und um den herum lagerte ſich die ganze Bande.

Ein Teller wäre um die Welt nicht zu ſehen geweſen, mit Hülfe von einem Stück Brot und einem Taſchenmeſſer fiſchte jeder das Fleiſch aus dem Keſſel.

Meine kleine Gräfin aß, als hätte ſie ſchon drei Tage nichts Warmes vor ſich gehabt. Der Räuberhäuptling ſelbſt ſuchte ihr die beſten Biſſen heraus und ſchnitt ihr ein Stück Weißbrot nach dem andern ab. Sie hatte trefflichen Appetit.

Auf einmal bemerkte der Burſch, daß ich am Mahle keinen Antheil nahm. Anfangs zog er ſeine Augenbrauen drohend zuſammen, doch bald legte ſich ſein Zorn, und lächelnd fragte er mich, warum ich nicht eſſe?

Eſſen Sie, eſſen Sie, alter Herr. Das macht fett; geſtohlenes Fleiſch giebt Kraft.

Der Schurke genirte ſich gar nicht. Eine verfluchte Naivetät!

Ich danke, es iſt mir zu ſehr paprizirt.

Der Wein wurde natürlich in Kulatſch ſervirt. Gläſer kennen derartige Leute nicht. Fekete Joſzi trank zuerſt nach Bauernart ſelbſt, dann wiſchte er die Oeffnung der Flaſche mit ſeinen Hemdärmeln ab und reichte die Flaſche der Gräfin hin, die ſie auch bereitwillig annahm, an die Lippen ſetzte und einen herzhaften Schluck that. Freunde, denkt euch nur, ſie trank, und noch dazu recht viel.

Jetzt kam ich wieder an die Reihe. Trinken Sie, altes Herrchen (jetzt gar ſchon Herrchen), trinken Sie, Sie ſchlafen ſonſt ein.

Danke, ich darf nicht trinken. Ich lebe homöopathiſch.

Ach — lachte er — ich verſtehe. Similia similibus. (Selbſt lateiniſch verſteht er.) Auch ich halte die homöopathiſche Kur, geſtern ſchadete mir der Wein, und heute kurire ich mich mit Wein.

Ich war feſt überzeugt, ſie wollten uns erſt trunken machen und uns dann das Leben nehmen. Und wie die trinken können! Fünf waren ſie, und ein Faß Wein wurde ausgetrunken. Und dabei wankten ſie nicht einmal, als ſie vom Tiſche aufſtanden.

Als die Anderen die Zigeuner tractirten, näherte ſich der Räuberhauptmann wieder meiner Wenigkeit.

Ei, alter Herr (hol' dich der Teufel mit deinem ewigen „alter Herr“!), Sie trinken, eſſen und tanzen alſo nicht? Womit pflegen Sie ſich denn die Zeit zu vertreiben? Spielen Sie Karte?

Damit nahm er ein Spiel Karten aus der Taſche.

Jetzt will Der erfahren, wie viel Geld ich bei mir habe.

Auch das nicht. Nie geſpielt, antwortete ich.

Nun, ich will Ihnen ein Spiel ſogleich beibringen. Es iſt außerordentlich leicht. Alſo ſehen Sie. Eine Karte lege ich hieher, eine hieher. Auf die ſetzen Sie, auf die ich, und weſſen Figur früher zum Vorſchein kommt, der hat gewonnen.

Der Unverſchämte wollte mich in Landsknecht unterrichten. Als hätte mich die Erlernung dieſes Spieles nicht meine zwei Güter gekoſtet. Und doch mußte ich mich von ihm unterrichten laſſen.

Was hätte ich thun ſollen? Ich mußte mich niederſetzen und mit ihm Karten ſpielen. In der Taſche hatte ich einiges Silber- und Kupfergeld, das, dachte ich mir, will ich riskiren.

Was? Sie wollen doch nicht um Kupfergeld mit mir ſpielen? Für wen halten Sie mich, Herr? Hier iſt die Bank. Damit warf er einen ganzen Haufen nagelneuer Ducaten auf den Tiſch.

In meiner Brieftaſche hatte ich einige Goldſtücke.

Zitternd legte ich das eine auf eine Karte. Die Karten wurden gemiſcht — und ich gewann. Der Räuber zahlt. Um keinen Preis getraute ich mich, das Gewonnene zu mir zu ſchieben, ich ließ es als Einſatz. Ich gewann neuerdings. Ich zog's wieder nicht ein. Ich gewann zum dritten, vierten, fünften und ſechsten Male — dicke Schweißtropfen bedeckten meine Stirne. Es gehört nicht eben zu den Annehmlichkeiten der Lebens, von einem Räuber Geld zu gewinnen. Auch der ſiebente Einſatz war mein. Ich zitterte wie Espenlaub. Warum hatte ich das verfluchte Glück nicht in Preßburg auf dem Landtag? Inbrünſtig betete ich zu Gott: Herr, befreie mich von dieſem Gelde, gieb, daß auch der Räuber einmal gewinne. — Alles umſonſt, auch das achtemal war ich es, der gewann. Jetzt bin ich ſchon ein Kind des Todes, der Räuber meinte lächelnd: Alles Herrchen, Sie müſſen verliebt in die ſchöne Gräfin ſein, ſonſt hätten Sie nicht ſo viel Glück im Spiele. — Der Unverſchämte will mich noch chikaniren. Als er zum neunten Male miſchte, ſchlug mir das Herz, als wollte es zerſpringen. Da haben wir's, wieder gewonnen! Fekete ſchlug hierauf mit ſeiner Fauſt auf den Tiſch, daß alle Goldſtücke in die Höhe ſprangen, und erhob ſich von ſeinem Sitze. Alter Herr, wenn Sie ſo fortfahren zu gewinnen, könnte ich in einer Stunde das ganze Biharer Komitat verlieren, rief er lachend und ſteckte das ihm noch übrig gebliebene Geld in die Taſche. Ich wagte es zitternd, ihm die gewonnene Summe anzubieten. Stolz, wie ein Hidalgo, blickte er mich an. Für wen halten Sie mich, Herr? Stecken Sie Ihr Geld ein, oder ich werfe Sie damit zur Thüre hinaus. Herr des Himmels, was ſoll ich nun mit dieſem Gelde beginnen, mit dieſem Gelde, für das man gewiß ſchon Jemanden ermordet, und für das man auch mich ermorden wird! In meiner Bedrängniß warf ich es, ſo viel es war, den Zigeunern hin. Doch ſogleich bereute ich dieſen dummen Streich. Dadurch verrieth ich ja, daß ich reich bin, daß mir am Gelde nichts liegt.

Sogleich umſchwärmten mich die Zigeuner und baten mich, ihnen mein Lieblingsſtück zu nennen, ſie wollten mir es vorſpielen, wie ich es noch nie in meinem Leben gehört. Ich ſchickte ſie zur Gräfin, anders konnte ich mich nicht von ihnen losmachen.

Die Gräfin ließ ſich nicht lange bitten, ſondern ſtimmte mit ihrer Sirenenſtimme eines ihrer Lieblingsvolkslieder an, daß mir das Herz im Leibe zu lachen begann, daß ich ganz vergaß, wo ich mich befand, und wie toll zu applaudiren begann, als ſäße ich in meiner Parterreloge zu Peſt.

Der Räuberhauptmann applaudirte ebenfalls und erbot ſich hierauf — wenn die Gräfin zuhören wolle — ihr nun ſein Lied vorzuſingen.

Und er begann eines jener wildwachſenden Lieder, wie man ſie in jedem Dorfe, an jeder Straßenecke hören kann. Roger ſang beſſer, der Junge war eben kein Meiſter im Singen.

Dann wandte er ſich zu mir. Jetzt iſt die Reihe an Ihnen, alter Herr; Sie müſſen uns doch Ihr Stückchen vorſingen.

Ich kam in ſchreckliche Verlegenheit. Ich... ſingen! Singen in dieſer ſchrecklichen Bedrängniß, ich, der außer dem Liede „So lebe wohl, du ſtilles Haus!" in meinem ganzen Leben kein anderes habe lernen können?

Ich . . . ich kann nicht ſingen . . . ganz und gar nicht! (Der Teufel von einem Weibe, der uns auch jetzt in dieſe ſchöne Klemme gelockt, pflegt gewöhnlich ſchrecklich zu lachen, wenn ich unbewußt eine Opernarie zu ſummen anfange. Ich habe eine heiſere, krächzende Stimme; ein Pfau ſingt beſſer.)

Die Gräfin bat mich in franzöſiſcher Sprache, ja nachzugeben und etwas zu ſingen, meine Weigerung könne ſonſt uns Allen Unheil bringen.

Das fehlte mir noch. Was hätte ich thun ſollen?

gehen, Feuer eſſen, Bänder von ſich geben, und verſtand hundert andere Stücke zur Beluſtigung eines gaffenden Auditoriums. Auch Jumbo war hart angelegt, um ſein Fett herauszuſchwitzen, und durfte nicht eher an ſein Eſſen denken, bis Melchior mit ihm zufrieden war. Selbſt die kleine Flita hatte ſich gelegentlich zu üben, da wir uns auf eine Expedition vorbereiteten. Melchior, der einen großen Schlag zu beabſichtigen ſchien, verließ uns auf drei Tage und brachte bei ſeiner Rückkehr neue Kleider mit, nicht blos für mich und Timothy, ſondern für die ganze Geſellſchaft; bald darauf ſagten wir Nattie ſammt den übrigen Zigeunern Lebewohl und brachen auf, nämlich Melchior, ich, Timothy, Flita, Num und Jumbo. Spät am Abend erreichten wir die kleine Stadt * * *, wo wir unſern Abſtand in einem Wirthshauſe nahmen, mit deſſen Beſitzer Melchior bereits accordirt hatte.

„Nun, Tim,“ ſagte ich, ſobald wir zu Bette waren, „wie gefällt Dir unſer neues Leben und ſeine Ausſichten?“

„Beſſer als des Herrn Kophagus Rudemente und Arzneiaustragen, ſo viel iſt einmal ganz gewiß. Aber wie behagt Euer Gnaden der Faſchingsnarr, Japhet?“

„Die Wahrheit zu ſagen, er kommt mich gar nicht ſauer an. Das Ding hat etwas ſo Phantaſtiſches und Sorgloſes, daß es mir für den Augenblick recht willkommen iſt. Wie lang' das dauern wird, weiß ich freilich nicht, aber ein, zwei Jährchen, denk' ich, wird es uns ganz wohl dabei ſeyn. Jedenfalls werden wir die Welt ſehen und allerlei Fächer lernen, zwiſchen denen wir ſpäter die Wahl haben.“

„Das iſt wahr, aber Eins quält mich doch, Japhet, und das iſt die Schwierigkeit, dieſe Leute zu verlaſſen, wenn wir's einmal möchten. Außerdem vergiſſeſt Du, daß Du deinen früheren Hauptzweck ganz aus den Augen läſſeſt, nämlich die Jagd auf Deinen Vater.“

„Ich kann freilich nicht hoffen ihn unter den Zigeunern zu finden.“

Mit den Pfeilen des Schreckens im Herzen, mit der Todesfurcht in der Kehle begann ich meinen Part: „So lebe wohl, du ſtilles Haus!“ ſang ich herzergreifend und ohrenerſchütternd. Bis in die Mitte des Liedes ging es noch ganz leidlich, doch als ich in der dritten Strophe durch einen unglücklichen Zufall einen jämmerlichen Gixer machte, konnte ſich die Gräfin nicht länger halten und brach in ein krampfhaftes Lachen aus. Auch die Banditen begannen zu lachen, und endlich ſtimmte auch ich in den Chorus ein; trotzdem ich gar keine Urſache hatte, luſtig zu ſein.

Hierauf begannen ſie wieder zu tanzen — die Gräfin war unermüdlich. Bis früh Morgens tanzte ſie in einem Zuge. Erſt als die Sonne ſchon durchs Fenſter hereinblickte, unterbrach ſie die Beluſtigung und bat ihren Tänzer — da es ſchon hoch an der Zeit ſei — die Pferde einſpannen zu laſſen.

Jetzt kommt erſt das Wahre — dachte ich mir — Gott ſei unſeren armen Seelen gnädig!

Der Räuber ging hinaus, weckte den Kutſcher, den Bedienten, ließ anſpannen und meldete uns dann, der Wagen ſtehe zur Abfahrt bereit.

Sie wollen uns gewiß unterwegs umbringen.

Mit noch größerer Furcht, als ich ausgeſtiegen, ſtieg ich in den Wagen ein. Es ſchien mir ſehr verdächtig, daß ſie mir die Börſe nicht abverlangt hatten.

Der Räuberhauptmann ſtieg ebenfalls zu Pferde und begleitete uns bis zur Landſtraße. Dort zeigte er uns den weiteren Weg, grüßte, wünſchte uns eine angenehme Unterhaltung und ritt zu ſeinen Gefährten zurück.

Erſt als wir in Zeried angekommen waren, athmete ich frei auf. Ich begann ſogleich der Gräfin Vorwürfe zu machen, wie unbedachtſam ſie gehandelt, welcher Gefahr ſie eben nur durch meine imponirende Autorität entgangen. Wäre ich nicht geweſen, wer weiß, was man der Gräfin angethan hätte. Und dieſe Entwürdigung! Bis Tagesanbruch mit Betyars Csárdas tanzen.

Sie hörte mir ruhig zu; erſt als ich mit meinen Vorwürfen fertig war, fragte ſie mich:

Apropos, lieber Baron, ſind Sie nicht ſchläfrig?

Nicht im mindeſten, antwortete ich mürriſch.

Dann haben Sie die Güte, mir das Lied vorzuſingen, das Sie vorhin nicht zu Ende gebracht haben.

Ihr könnt euch denken, wie ſchläfrig ich ſogleich war.

Bis zu unſerer Ankunft in Arad ſchmeichelte ich mir immerwährend, die Gräfin werde die Geheimhaltung dieſes Abenteuers mit einigen ſüßen Gunſtbezeugungen erkaufen müſſen. Doch wie irrte ich mich! Um ſechs Uhr kamen wir in Arad an, in einer halben Stunde wußte es die ganze elegante Welt. Selbſt dieſen kleinen Profit raubte ſie mir.

Sie war die Schönſte auf dem Balle. Sie tanzte zwar nicht und verzichtete ſo auf ihre beſten Triumphe — dennoch war ſie die Ballkönigin. Sie entſchuldigte ſich bei Jedem mit ihrer Müdigkeit. Das will ich glauben! In einer Nacht achtzehn Cſárdas zu tanzen! Ich hatte nicht getanzt und war doch verflucht müde.

Ich eilte ſogleich ins Spielzimmer. Heute iſt dir das Glück hold, heute mußt du's wagen — dachte ich mir. An einem Tiſche ſpielte man Landsknecht. Heute werd' ich euch rupfen, ihr Gimpel! Ja, verflucht habe ich ſie gerupft, ich verlor meine ganze Baarſchaft und machte noch eine Ehrenſchuld von tauſend Gulden.

Ein halbes Jahr nach dieſer Begebenheit las ich in den Tagesneuigkeiten eines unſerer politiſchen Blätter: Fekete Joſzi, der berühmte Räuberhauptmann, ſei in Szegedin zum Tode verurtheilt worden, wo auch dieſes Urtheil ſtandrechtlich an ihm vollzogen wurde.

Ich eilte ſogleich zu der kleinen Gräfin und erzählte ihr die intereſſante Neuigkeit.

Schade! — ſprach ſie, das Zeitungsblatt aus der Hand legend, er tanzte entzückend.

# Eine gefährliche Unſchuld.

Von

**Louis Albach.**

(Geb. 1822.)

Aus dem Franzöſiſchen

von

**N. B.**

## I.

## Eröffnung der erſten Parallele.

Herr Oberſt, ich ſtatte Ihnen meinen Glückwunſch ab!

Ich nehme ihn von ganzem Herzen an, Herr Germanet.

Dieſe kurze Begrüßung wurde raſch an der Schwelle der Thüre gewechſelt, welche zum Salon des Herrn von Albingen führte; ein kräftiger Händedruck ergänzte die flüchtigen Worte, und Herr Germanet trat ein.

Er war einer jener gutmüthigen, wohlbeleibten Notare, die immer in feierlicher Verklärung, gleichſam als wandelnder Heirathscontract, durchs Leben ſchreiten, während ihr verbindliches Lächeln ſtets der Neuvermählten die Feder zu präſentiren ſcheint. Seine Cravatte ſaß tadellos, und die Brillantknöpfchen ſeines Hemdes funkelten zwiſchen mathematiſch genau gelegten Fältchen hervor. Eine ſtarke Erhöhung an dem Handſchuh, der ſeine Rechte einzwängte, ließ dort mit Sicherheit einen der großen Ringe vermuthen, wie ſie ſehr lebhaft geſticulirende Menſchen mit Vorliebe am Zeigefinger zu tragen pflegen.

Herr Germanet führte ſeine kleine, magere Gattin am Arm; das Wort „Hälfte“ würde entſchieden unſtatthaft ſein, denn zwei Zenobien zuſammengenommen hätten ſein Gewicht noch lange nicht ausgemacht. Madame Germanet trug ſilberne Aehren in den ſtark gebrannten Locken, überhaupt ſchien ſie es mit ihrer Toilette auf einen gewiſſen Erntefeſt-Charakter abgeſehen zu haben. Das Kleid war kornblumenblau, und die hochrothen Wangen konnten die Stelle von Klatſchroſen vertreten. Das Ganze ſah entſchieden nach einer Korngarbe aus. Selbſt die erforderlichen Unkräuter, Inſecten und Thautropfen hingen und glitzerten in Geſtalt der unmöglichſten Bänder, Brochen, Ohr- und Halsgehänge daran herum und halfen das ländliche Enſemble vollenden. Frau Zenobia ſchöpfte aus dem Bewußtſein ihres Vermögens und ihrer Stellung den Muth, vor den Augen der Welt ein paar entſetzlich magere Schulterblätter zu enthüllen, die an den Achſeln oder vielmehr von ihnen herunterhingen wie die beiden Tafeln an der Bureauthüre ihres Gemahls.

Es ſah gefährlich aus, wenn ſie die Ellbogen nach rückwärts bewegte, denn dabei kamen die beiden Knochenflächen ſich drohend nahe; ein unvorſichtig dazwiſchen geſteckter Finger wäre ohne Barmherzigkeit eingeklemmt worden. Aber, zur Beruhigung des Leſers ſei es gleich hinzugefügt: ein ſolches Unglück kam niemals vor.

Der Himmel ſcheint dieſe Sorte kleiner, ewig mager bleibender Frauen ausſchließlich zum Heil der lieben Männer erſchaffen zu haben, denn ihr ſäuerlicher Humor läßt dem Gatten nur ſo viel häusliches Glück zukommen, wie nöthig iſt, um ihn bei Gewicht zu erhalten und doch vor Fettleibigkeit zu bewahren. Aber dieſe Wahrheit, welche den Betheiligten ſelbſt niemals zum Bewußtſein kommt, hatte Herrn Germanet nicht zu ſeiner Heirath bewogen; Zenobia's anſehnliche Ausſteuer, mit welcher er ſeine Stelle bezahlte, hatte ihm erlaubt, noch allerhand koſtbare Fähnchen um die unglücklichen Schulterblätter zu legen, die dadurch außerordentlich verſchönert wurden.

Kurz, es war ein ſehr gut harmonirendes Paar. Die beiden Gatten ergänzten ſich moraliſch und phyſiſch aufs Glücklichſte; was dem Einen fehlte, hatte der Andere zuviel. Den Geiſt freilich hatte man nicht kaufen können, wie die Ausſteuer, und ſo mußte man es mit ihm halten, wie mit den Schulterblättern, entweder ſeine Magerkeit künſtlich zudecken, oder ſie im Nothfall mit der ganzen Unverſchämtheit des Reichthums produciren.

Herr Germanet ſelbſt war indeſſen durchaus nicht dumm, er verſtand ein Wortſpiel ſehr gut und erachtete es nicht unter ſeiner Würde, gelegentlich ein paar ſelbſtgemachte unter die Leute zu bringen. Doch betrieb er ſolche kleine Ausſchweifungen nur ſehr mit Maß und Ziel und genoß im Uebrigen bei ſeinen Clienten den Ruf eines ausgezeichneten Notars.

Und dies mit Recht; denn er beſaß zwei Haupterforderniſſe desſelben: die kleinliche, ängſtliche Genauigkeit in Geſchäften und andrerſeits eine außerordentliche Gabe, die traditionellen juriſtiſchen Phraſen, das theuerſte

Kleinod ſo manches Geſetzeskundigen, ſtets mit großer Würde im Munde zu führen. Seine Ehrlichkeit entſprang zunächſt einem von Natur mäßigen Temperament, er ſelbſt betrachtete ſie als nutzbringendes Capital, wie ein Anderer ſein Talent: er hätte durchaus keinen Vortheil dabei geſehen, ein Spitzbube zu werden.

In dem Augenblicke, wo unſre Erzählung beginnt, verfügt er ſich zu einer Verlobungsfeier in der Familie ſeines Freundes und Clienten, des ehemaligen Fabrikbeſitzers Herrn von Albingen. Beide Familien haben Urſache zur Dankbarkeit gegen den Notar, denn er war der Vertraute und Vermittler der ganzen Sache, und der ſoeben unter der Thüre gewechſelte bedeutſame Händedruck galt dem Bräutigam der ſchönen Clara, dem Oberſten Grafen von Corval.

**Wir benützen den Augenblick, wo Zenobia's ſilberne Aehren ſich vor der Hausfrau neigen, um dieſen etwas näher ins Auge zu faſſen. Arthur Sigismund von Corval iſt ein eben ſo ſchöner Mann als tapferer Officier. Die ganze Erſcheinung des neununddreißigjährigen Huſaren-Oberſten repräſentirt in hohem Grade den Typus eleganter Ritterlichkeit, wie er unſern Tagen auf der Bühne des Gymnaſe-Theaters durch Scribe, den Homer dieſer Achillesgeſtalten, ſich als charakteriſtiſche Figur entwickelt hat. Aus Arthur's friſchen und freundlichen Zügen ſpricht viel heitere Offenherzigkeit, dagegen durchaus keine Leidenſchaft für metaphyſiſche Grübeleien. Sein Schnurrbart iſt mit einer gewiſſen vielſagenden Grazie gedreht, und die ſchönen**

erwiederte ich; „denn Kinder ſtehen bei ihnen hoch im Preiſe. Sie ſtehlen ſie andern Leuten, und werden ſie alſo wohl nicht dem Findelhauſe laſſen. Ich weiß aber nicht, ob ich nicht bei unſerem gegenwärtigen Gewerbe ſo gute Ausſicht dazu habe, wie bei jedem andern. Ich habe oft gedacht, wir könnten als Wahrſager in den Beſitz mancher wunderlichen Geheimniſſe kommen; nun ja, wir werden ja ſehen. Melchior ſagt, er habe dieſe Rolle zu ſpielen vor, ſobald er in ſeiner gegenwärtigen ſein Schäfchen geſchoren habe.“

„Was hältſt Du von Melchior, da Du jetzt ſo viel um ihn geweſen biſt?“

„Ich halte ihn für einen Menſchen ohne Grundſätze, aber doch mit manchen guten Eigenſchaften. Er ſcheint mir eine Freude am Betrug zu haben, und im Kriege mit der ganzen Welt zu ſeyn. Dabei hat er aber etwas Edelmüthiges, und iſt bis zu einem gewiſſen Grade zutraulich; er zeigt ein freundliches Gemüth, und ſcheint ein guter Gatte zu ſeyn. Es liegt etwas auf ſeiner Seele, was ihn mitunter niederbeugt, und mitten in der höchſten Fröhlichkeit überfällt. Es kommt über ihn wie eine dunkle Wolke über einen hellen Sommerhimmel, und dann iſt er auf einige Augenblicke ganz verdüſtert. Ich glaube nicht, daß er irgend ein großes Verbrechen begehen könnte, aber ich habe den Argwohn, daß er etwas gethan hat, was ihm beſtändig Gewiſſensbiſſe macht.“

„Du biſt ein ſehr guter Menſchenkenner, Japhet. Aber welch' ein liebes Kind dieſe kleine Flita iſt! Sie könnte mit Dir rufen: Wer iſt mein Vater?“

„Ja, wir ſind beide in der gleichen Lage, und das iſt es, glaube ich, was mich immer mehr zu ihr hinzieht. Wir ſind Bruder und Schweſter durch's Unglück, und eine Schweſter ſoll ſie mir immer ſeyn, wenn das des Himmels Wille iſt. Aber wir müſſen morgen früh aufſtehen, Tim; alſo gute Nacht.“

„Ja, morgen heißt's gaukeln und purzeln — Feuer eſſen — und — und ſo, wie Mr. Kophagus ſagen würde; alſo gute Nacht, Japhet.“

Augen bekommen oft plötzlich ein eigenthümliches Feuer, hier der Schönheit, wie ſonſt einer feindlichen Batterie gegenüber. Mit einem Wort, Mars in Perſon, nur ohne Venus, an die man bei ſeinem Anblick unwillkürlich denkt. Es iſt wohl überflüſſig, noch der bis ins Kleinſte vollendeten Eleganz ſeiner übrigen äußern Erſcheinung zu gedenken; in dieſem Punkte kann er den ſtrengſten weiblichen Kenneraugen getroſt begegnen und iſt ſich deſſen offenbar auch bewußt. Schon die Art allein, wie er im Gehen die Bruſt herauswirft, läßt deutlich erkennen, daß er ſie ungeſcheut den muſternden Damenblicken wie den feindlichen Kugeln entgegenträgt.

Da wir einmal bei vertraulichen Mittheilungen ſind, fügen wir noch hinzu, daß eine gemeinſame Erbſchaft, oder vielmehr die Schwierigkeit der daraus folgenden gegenſeitigen Abrechnung unfehlbar zu einem Proceß zwiſchen dem Oberſten und Herrn von Albingen geführt haben würde, wenn dieſem Letzteren ſtatt eines Notars ein Advocat als Berather zur Seite geſtanden hätte. Meiſter Germanet aber erwog ſchaudernd, wie kläglich eine ſo ſchöne, glatte Erbſchafts-Angelegenheit durch gegneriſche Chikanen zerſetzt werden könne, und rieth dringend zum Frieden. Aus den Blicken des Oberſten las er ſich ſehr bald die Gewißheit heraus, der beſte Advocat für die Familie Albingen ſei in der Perſon der ſchönen Clara vorhanden; ſo vermittelte er denn geſchickt die erſten Zuſammenkünfte, und dieſen folgte, da alle Theile vom beſten Willen beſeelt waren, ſehr bald die Verlobung nach.

Eine Neigungs-, Geld- und Ambitionsheirath war es für beide Theile, den Oberſten beglückte die Ausſicht auf eine reizende Frau und ein großes Vermögen, während das, was er dagegen zu bieten hatte, ſeine ſchöne Männlichkeit und ein fleckenlos getragener Name, deſſen hübſche Grafenkrone ſich, beiläufig geſagt, als geſtickte Taſchentuch-Ecke allerliebſt ausnehmen mußte, die Vortheile der andern Seite hinlänglich aufwog.

Wie ein echter Romanheld hatte ſich Arthur beim erſten Blick in Clara's ſchöne Augen verliebt. Der ſiegreiche Herkules empfing ſeine Spindel geduldig aus den Händchen der achtzehnjährigen Omphale und ſpann ſo ohne Murren zu ihren Füßen, als ob ſeine bisherigen Liebeserfahrungen lediglich in Mondſchein-Schwärmereien beſtanden hätten und nicht in ſo manchem tollen Abenteuer, wo er ſchließlich genöthigt war, dem depoſſedirten Liebhaber oder Ehemann mit der Klinge in der Fauſt Rede zu ſtehen.

Heute alſo ſollte der verliebte Löwe der ganzen induſtrie- und handeltreibenden Verwandtſchaft vorgeſtellt werden. Clara hatte, um ſich die Sache zu verſüßen, auf einem Ball beſtanden und verſammelte ſo auch zugleich ihre ſämmtlichen Penſionsfreundinnen, frühlingsduftige Geſchöpfchen, zum Theil reiche Erbinnen, die alleſammt mit der brennendſten Neugier angeflattert kamen, die große Merkwürdigkeit des Tages, den erſten auf ihre Generation treffenden Gemahl, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Alle dieſe rothwangigen Aſtrologen in leichten Gazekleidern ſtellten der Beneideten das Horoſkop, im Stillen aber ſpähte Jede nach ihren eigenen Auſpicien. Clara ſtrahlte im höchſten Glanze, ſie koſtete entzückt den doppelten Triumph, zu lieben und beneidet zu werden. Rechts und links lebhaft von ihrer Ausſtattung plaudernd, warf ſie zuweilen einen übermüthig lächelnden Blick nach dem Ueberwundenen, der ſie aus der Ferne anbetete. Der Oberſt ergab ſich übrigens ſehr heroiſch in ſein Schickſal. Er ſtand beſcheiden an die Salonthür angelehnt, als eine unbewegliche Zielſcheibe für tauſend neugierig nach ihm zielende Blicke. Er ſelbſt hatte nur Augen für Clara und lauſchte entzückt den ihr von allen Seiten dargebrachten Huldigungen. Zum erſten Male in ſeinem Leben fühlte er unter ſo viel reizenden Weſen ſein Herz nur von Einer Leidenſchaft durchglüht. Und doch wäre jedes dieſer liebenswürdigen Kinder mit Vergnügen bereit geweſen, die ſiegesgewiſſe Freundin ein wenig in Angſt zu verſetzen.

Unſer Freund Germanet hatte mittlerweile pflichtgemäß und gewiſſenhaft die Runde bei der Hausfrau und einigen hervorragenden Clienten gemacht und dirigirte nun ſeine Zenobia nach der hinteren Sitzreihe, in die Region der erhaben thronenden Göttinnen, wohin ſich aber die Liebe auf der Fährte der Schönheit niemals verirrt. Dann glitt der würdige Notar, nach allen Seiten verbindlich lächelnd, weiter bis zu Herrn von Corval, deſſen beide Hände er in die ſeinigen nahm, um das an der Thür abgebrochene Geſpräch fortzuſetzen.

Nun, lieber Oberſt, der große Tag naht alſo heran. Den Contract habe ich aufgeſetzt, er könnte nicht beſſer abgefaßt werden. Und ein Stil! Nun, Sie werden ja ſelbſt ſehen. All die garſtigen Erbſchafts-Waldungen, um die wir proceſſiren ſollten, haben ſich unter meiner Feder in ein reizendes Wäldchen verwandelt, das Sie nicht mehr ſchlagen zu laſſen brauchen, in dem Sie aber alle Ihre Turteltauben fliegen laſſen können. Welch ſchönes Myrtenreis flicht ſich jetzt durch Ihren Lorbeerkranz, Herr Graf!

Ich fühle mich ſehr glücklich, Herr Germanet, und erinnere mich gerne daran, daß ich Ihnen, dem beſten und redlichſten aller Menſchen, zunächſt dies Glück verdanke.

O, Sie ſchmeicheln mir, Herr Oberſt!

Durchaus nicht. Wiſſen Sie, was ich gerade dachte, als Sie vorhin kamen? Ich erinnerte mich, wie oft ich ſchon geglaubt habe, die wahre Liebe zu empfinden, und das kommt mir jetzt gerade vor, als hätte ich ein kleines Ritornell für eine Symphonie gehalten. Seit dieſem Abend erſt durchdringt mich die namenloſe Wonne, deren Süßigkeit einmal im Leben über den Menſchen kommt, wenn er ſie nicht ungläubig verkennt oder gar ſträflicherweiſe entfliehen läßt.

Sie werden ja vollſtändig zum Poeten, theurer Graf. Man ſollte Ihnen wahrhaftig ſtatt Ihres Dollmans eine Leier über die Schulter hängen.

Ueber dieſen kleinen literariſchen Scherz, der ihn einige Anſtrengung gekoſtet hatte, brach Herr Germanet ſelbſt in ein behagliches Lachen aus.

Der Oberſt hatte nicht darauf gehört.

Ach, lieber Freund, fuhr er mit einer Vertraulichkeit fort, über die der Notar ganz roth vor Stolz wurde, was für eine herrliche Sache iſt doch die Ehe! Früher glaubte ich auch, ein Offizier ſolle nur mit ſeinem Degen verheirathet ſein, und in unſern tollen Garniſonsnächten erklärten wir den Eheſtand lachend für eine Art Vertrag von 1815, den man hält, bis die Gelegenheit kommt, ihn zu brechen. Aber nun, ſeitdem dieſe neue ſüße Hoffnung mein Herz bewegt, bin ich völlig zum Ehefanatiker geworden, und wahrhaftig, es ſollte ſich jetzt Niemand in meiner Gegenwart ungeſtraft über einen Stand luſtig machen, der, man mag ſagen, was man will, doch der beglückendſte und vernünftigſte von allen iſt.

Germanet nickte zuſtimmend mit dem Kopfe, konnte ſich aber dennoch nicht enthalten, unwillkürlich einen Blick ſeitwärts nach der Aehrenkrone zu ſenden, in welchem ein heimlicher Proteſt gegen die ſoeben vernommenen Paradoxen zu leſen war.

Und iſt nicht Clara wirklich die Schönſte und Reizendſte von Allen? fuhr Arthur fort, indem er ſich näher zu Germanet's Ohr beugte. Sehen Sie nur, Germanet, mit welch ſtolzer Grazie ſie ihre Freundinnen begrüßt. Das Commando, glaube ich, wird ſie bald aus dem Grunde verſtehen!

Ja wahrhaftig, das glaube ich auch, lieber Oberſt, Sie ſieht gerade ſo aus, als ob ſie ſchon die dicken Epauletten auf ihren Schultern fühlte!

Ueber dieſe harmloſe Neckerei, die auch dem Oberſten angenehm klang, laut lachend, empfahl ſich Germanet, um an einem Spieltiſch Platz zu nehmen.

In der entgegengeſetzten Ecke am Flügel ſtand indeſſen Clara von Albingen an ihre beſte Freundin gelehnt und flüſterte dieſer, die ſchon in der Penſion oft als geduldige Eliſe die Herzensergüſſe der Königin Eſther hatte über ſich ergehen laſſen, all ihre neuen, wunderbaren Geheimniſſe zu.

Clara war eine achtzehnjährige Schönheit mit blendendem Teint und prachtvollen Augen, deren unſchuldiger Blick die vollkommenſte Herzensreinheit offenbarte. Ihre ſchweren, aſchblonden Haare lagen als Flechtenkrone über ihrer Stirn und mußten aufgelöſ't wie ein Mantel herabfallen. Das roſa Seidenkleid ſpannte ſich wie eine zweite Haut um den reizenden Oberkörper und zeichnete ſeine Umriſſe aufs Genaueſte ab. Heute öffneten ſich die friſchen Lippen faſt beſtändig zu einem ſtolzen Lächeln oder zu immer neuen Aeußerungen ihres Glückes, die in ihrer naiven Rückſichtsloſigkeit faſt ein wenig verletzend wirken konnten.

Es war kein ſtärkerer Contraſt zu Clara's Erſcheinung denkbar, als die von ihrem Arm ſo zutraulich umfaßte Freundin; faſt ſchien es, als ob eine boshafte Fee ihr dieſelbe gerade aus dieſem Grunde zur Seite geſtellt habe.

Lucie von Beaulieu war die ſchüchternſte, verlegenſte und ſchweigſamſte von Clara's Freundinnen. Ihre ſchwarzen, ſorgſam geglätteten Haarſcheitel reichten faſt bis zum Anſatz der Augenbrauen. Die Züchtigkeit ſelbſt ſchien ihr die langen undurchdringlichen Wimpern verliehen zu haben, die ſie über ein Paar Augen ſenkte, aus deren ſchwarzer Tiefe es wie der Dämmerſchein mittelalterlicher Kirchen hervorſah. Die ſchmale Stirn, der feine Mund, das Oval des Geſichts erinnerten an Raphael's Madonnen; es lag überhaupt ein ſolcher Hauch von Idealität über ihren reizenden Zügen, daß man leicht hätte denken können, ſie horche den Einflüſterungen eines nur ihr wahrnehmbaren Engels. Ein ganz weißes Kleid vollendete den Seraphs-Eindruck, und ein um den Hals geſchlungener Gaze-Schleier floß über die ſchneeigen Schultern wie duftige Wölkchen um eine himmliſche Erſcheinung.

Clara erzählte ihrer Lucie von der Werbung des Oberſten, ſeinen Beſuchen, den ſtets neuen Beweiſen einer Liebe, die von Tag zu Tag ungeduldiger wurde, über den der Formalität wegen nöthigen Aufſchub, und flüſterte in ihrem Siegesrauſch eine Menge toller, zärtlicher und in aller Reinheit verwegener Worte in das Ohr ihrer unſchuldigen Freundin. Lucie lächelte ſchwach bei dieſen Herzensergießungen, aber jedesmal, wenn das Wort Liebe in dem unſchuldig-gefährlichen Geſpräch vorkam, drückten ſich die beiden Mädchen in ahnungsvollem Einverſtändniß, halb von Furcht, halb von unwillkürlicher Begeiſterung ergriffen, feſter die Hände.

O meine gute Lucie, ſagte Clara, du mußt mich oft beſuchen, und wenn ich meine Opernloge habe, nehme ich dich mit und „chaperonnire“ dich. Haben Sie verſtanden, mein Fräulein: ich bin dann eine Dame mit einem wirklichen Federhut und einem wirklichen Kaſhmirſhawl.

Und einem wirklichen Gemahl! murmelte Lucie ganz leiſe, indem ſie ein klein wenig Spott in ihrem Lächeln unterdrückte.

Nun höre, erwiderte Clara, die Reihe kommt auch an dich, kleine Heilige, ja, es ſchien mir ſogar heute Abend, als hätte deine Mutter der meinigen einen jungen Mann vorgeſtellt, der nicht zu deinen Vettern gehört.

Eine plötzliche Röthe bedeckte Luciens Stirn, die ſanften Augen verhüllten ſich unter ihren Schleiern, und ſie ſenkte das Haupt.

Ach, ich! ſagte ſie, ich heirathe keinen Adeligen, keinen Oberſten.

Alſo heiratheſt du doch!... Und ſagteſt mir kein Wort davon. Nun erzähle aber geſchwind. Und vor allen Dingen, wo iſt er, der glückliche Sterbliche?

Lucie hob ein wenig die Augen und brauchte nicht lange zu ſuchen, um ganz in ihrer Nähe, einige Schritte von dem Oberſten entfernt, einen jungen Mann zu erblicken, der ſie mit dem Ausdruck der unverkennbarſten Leidenſchaft beobachtete.

Da ſteht er! flüſterte ſie ſo leiſe, daß Clara die

Worte mehr von ihren Lippen las, als ſie hörte. Aber der Blick ihrer Augen ergänzte die Worte hinlänglich.

Er iſt ganz nett, ſagte Clara von Albingen mit einem Wohlwollen, das zu herablaſſend war, um nicht etwas geringſchätzig zu klingen.

Er hat keinen Schnurrbart, wie Herr von Corval, hob Lucie hervor.

Clara warf die Lippen ein wenig auf, denn ein Vergleich mit dem martialiſchen Geſicht des Oberſten kam ihr überhaupt undenkbar vor, und ſie ſagte, um deſſen Ueberlegenheit indirect zu betonen:

Er iſt ein bischen blaß, dein Anbeter, liebes Kind.

Weil er ſehr viel arbeitet.

Was arbeitet er denn?

Er iſt Advocat.

Hat er Talent?

In dieſer unbedacht herausgeſprudelten Frage lag eine Impertinenz. Lucie erbebte; Clara merkte nicht, daß ſie dies Engelsherz geritzt hatte. Sie ſetzte die Muſterung des jungen Mannes fort.

Wie heißt er? fragte ſie.

Julius Hammel, erwiderte muthig Fräulein von Beaulieu.

Die Braut des Grafen Arthur Sigismund von Corval konnte ein raſches, bezeichnendes Lachen nicht unterdrücken.

Was für ein komiſcher Name, Hammel zu heißen!

Da führſt du alſo künftig deinen Mann mit einer roſa Schleife am Hals ſpazieren?

Ein raſcher Blitz zuckte in Luciens Augen auf.

Der Name iſt vielleicht lächerlich, aber der Mann iſt es nicht, im Gegenſatz zu andern Leuten, die große Namen und einen kleinen Geiſt haben.

O, werde nur nicht gleich böſe, ich will auch nicht mehr ſcherzen; die Neuigkeit kam mir nur ſo unerwartet. Wenn du mich gefragt hätteſt, ſo hätte ich dir einen hübſchen Officier aus Herrn von Corval's Regiment ausgeſucht. Aber nein, das Fräulein hat ſeinen eigenen Kopf und muß Herrn Hammel heirathen. Ach, Theuerſte, für einen Seraph, wie du biſt, riecht der Name doch entſetzlich nach Keule und Coteletten!

Was liegt an ſeinem Namen, wenn ich ihn liebe?

Der Ausdruck wirklicher Leidenſchaft in dieſer Antwort entging Clara von Albingen völlig; ſie glaubte Verdruß und Eiferſucht aus den Worten zu hören, die doch in Wahrheit eine ſtolze Herausforderung bedeuteten.

Was für ein reizendes Schäferſpiel wird das geben! Du, die ewig Sentimentale im Inſtitut, die ihre Maßliebchen im Gartenwinkelchen pflegte und nicht begreifen konnte, wie wir Anderen lieber ſpringen und herumlaufen mochten!

Ach, meine armen Blumen! Ihr machtet euch einen Spaß daraus, ſie mir mit Dinte zu begießen, ſagte Lucie, und ihre Stimme zitterte.

Den nächſten Morgen warfen wir uns in unſere neuen Anzüge; der meinige beſtand in ſeidenen Strümpfen, Schuhen, weißkaſimirnen kurzen Beinkleidern, einer blauſeidenen, über und über mit Flitterwerk beſetzten Weſte, einer kurzen blauen Sammtjacke, einer Schürze um den Leib und einem Federnhut. Timothy behauptete, ich ſehe ſehr hübſch aus, und da der Spiegel, ſo deutlich als er konnte, daſſelbe ſprach, ſo glaubte ich ihm. Timothy's Anzug bildeten ein paar weite türkiſche Hoſen, und ein rothes Jäckchen mit Goldflittern. Die andern waren meiſt eben ſo gekleidet. Flita trug türkiſche Höschen von weißem Atlas, einen knappen blaumouſſelinenen ſilbergeſtickten Rock, geſtickte Sandalen; ihr Haar fiel in langen Flechten nach hinten: ſie ſah wie eine kleine Sylphide aus. Melchior's Kleidung war durchaus der meinigen gleich, und ſo zogen wir aus als eine Geſellſchaft, die ihres Gleichen ſuchte. Wir hatten Muſiker angenommen, und Zettel wurden in der ganzen Stadt verbreitet, mit der Ankündigung, daß Signor Eugenio Velotti mit ſeiner Geſellſchaft die Ehre haben werde, ſich vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum zu produciren. Auch gab der Zettel eine Liſte der Vorſtellungen, die Zeit des Anfangs und die Preiſe der Plätze an. Die Vorſtellung ſollte in einem großen, dem Gaſthaus gehörigen Saale ſtattfinden, welcher vor dem Verfall der Stadt als Verſammlungsſaal gedient hatte. Außerhalb deſſelben wurde ein Balkon errichtet, der für die Muſiker beſtimmt war, und wo wir uns gelegentlich in unſerer Herrlichkeit zeigten, um die Bewunderung des Volks auf uns zu ziehen. Da ſtolzirten wir denn auf und ab, alle, nur die arme kleine Flita nicht, deren Sittſamkeit vor einer ſolchen Schauſtellung zurückbebte.

Als die Muſik ſchwieg, hielten wir einen komiſchen Dialog, Melchior und ich, mit Philotas und Timothy, als den beiden Narren, und Melchior erklärte uns nach der Vorſtellung, wir hätten uns bewundernswürdig gehalten.

„Bitte, Mr. Philotas, thut mir den Gefallen, mir zu ſagen

Ach ja, und wie viel Thränen haſt du darüber vergoſſen! Es ſah faſt ein wenig nach Koketterie aus!

Ja wohl, ich habe viel geweint, aber du ſollteſt mich nicht daran erinnern, du Böſe, denn du warſt es hauptſächlich, die mich immer verfolgt hat.

Der Tauſend! War ich nicht deine beſte Freundin? Da hatte ich doch das Recht, dich ein wenig zu quälen, wie heute noch, wenn ich mich über deinen Hammel luſtig mache.

Lucie zuckte bei dieſem neuen Pfeil in ihre Wunde zuſammen, aber ihren Schmerz und Groll unter einem Lächeln verbergend, ſagte ſie:

O, du kannſt dich luſtig machen, ſo viel du willſt, heute weine ich nicht mehr.

Aber nun erzähle mir auch, wer deine Verlobung zu Stande gebracht hat? Datirt die Sache aus deinen Kinderjahren, iſt es eine Familiengeſchichte?

Nein, ich habe mir ihn ſelbſtändig gewählt, weil ich ihn liebe.

Ach, alſo eine pure Laune, eine Leidenſchaft! Sicherlich haſt du als Kind einmal ein hübſches weißes Schäfchen auf Rädern zu Weihnachten bekommen und heirathеſt Den nun zur Erinnerung daran!

Dann mußt du wohl mit Soldaten geſpielt haben, weil du jetzt einen Oberſt heiratheſt?

So gern Clara ihre Freundin neckte, ſo wenig war eine ſolche Erwiderung nach ihrem Geſchmack. Sie verſetzte deßhalb in einem, wie ſie glaubte, äußerſt würdevollen Tone:

Du wirſt zugeben, meine Liebe, daß dazwiſchen doch ein kleiner Unterſchied iſt, und daß Niemand es komiſch finden wird, wenn das Fräulein von Albingen den Grafen von Corval heirathet.

O ja, ich gebe es zu, deine Heirath iſt nicht ſo komiſch, wie die meinige.

Clara, die nicht ahnte, welch tiefe Wunden ihre befriedigte Eigenliebe ſoeben geſchlagen hatte, dachte das Geſpräch mit einem gnädigen Anerbieten zu ſchließen.

Nun, liebſte Lucie, verheirathen wir uns eben, wie wir können, und ſeien wir Jede auf ihre Manier glücklich. Aber wenn du für Herrn Hammel (ſie konnte das Wort kaum ohne Lächeln ausſprechen) eine Protection beim Miniſter nöthig haſt, ſo erinnere dich, daß Herr von Corval im Schloß Zutritt hat, daß er mächtige Freunde beſitzt, und daß ich ihn mit vielem Vergnügen für dich ins Feld ſchicken werde.

Wie man ſieht, fehlte Nichts mehr zu Luciens Schmerz. Nach allen vorausgegangenen Spöttereien verletzte ſie nun zum Schluß noch der Hochmuth ihrer Freundin, der ſich hinter dieſes ſcheinbare Intereſſe für ihr Wohl verſteckte.

Du biſt zu freundlich, verſetzte ſie mit einer Demuth, die nichts Engelhaftes hatte. Der Oberſt wird noch genug andere Feldzüge machen müſſen, bis er General iſt.

In der Art, wie ſie das Wort betonte, lag eine verſteckte Spitze.

Herr Hammel, fuhr Lucie fort, will Niemand als ſich und ſeiner Arbeit irgend Etwas verdanken. Er iſt ein ſtolzer, unabhängiger Charakter, und wir Beide werden uns durch ſeine Armuth geadelt fühlen.

O Gott, du biſt auf einmal ſo blaß, — habe ich dir weh gethan?

Durchaus nicht, erwiderte Lucie, deren Lippen ſchon wieder das mildeſte Lächeln umſpielte. Ich bin deine Neckereien gewöhnt, du fängſt ja nicht heute erſt damit an. Wie haſt du mich in den ſechs Inſtitutsjahren auf jede mögliche Weiſe gequält! Aber um dir zu zeigen, daß ich nichts nachtrage, will ich jetzt gehen, den Oberſten aufzufordern, und du holſt meinen Hammel zum vis-à-vis, aber nur unter der Bedingung, daß dein Herr Löwe mein Lämmchen nicht aufſpeiſ't.

Wahrhaftig, ich weiß gar nicht, warum du dich immer von Andern necken läßt; wenn du willſt, kannſt du es tüchtig zurückgeben, ſagte Clara lachend; dann ſetzte ſie hinzu:

Ein Advocat iſt ja ein halber Poet. Hat er dir Gedichte gemacht, dein Zukünftiger?

Nein; arme Leute, wie wir, lieben ſich in Proſa. Macht dein Held denn Verſe auf dich?

Der Oberſt bringt mir jeden Tag ein Bouquet.

Sieh, das iſt bei uns gerade umgekehrt. Ich gebe Herrn Hammel jeden Tag eine Blume.

Was! Du bieteſt deinem Verlobten die Bouquets an!

Ja, ſiehſt du, Liebſte, die Hämmel weiden gerne, und ich füttere den meinigen mit Roſenblättern.

Während ſie dieſe Worte mit ſcherzender Heiterkeit hinwarf, machte ſich Lucie aus dem Arm ihrer Freundin los, dieſe aber wollte ſie erſt zu dem Oberſten begleiten, um ihr denſelben vorzuſtellen.

Als er Luciens Hand zum Contretanz ergriff, flüſterte dieſe noch raſch Clara ins Ohr:

Nimm dich in Acht, jetzt entführe ich dir deinen Oberſten!

Clara zuckte die Schultern mit einem unausſprechlich hochmüthigen Lächeln.

Haſt du gar keine Angſt? drängte Lucie.

Darf eine Soldatenfrau Angſt haben?

Und iſt dies der einzige Grund?

Du weißt wohl, Spötterin, daß ich die andern aus Beſcheidenheit nicht nennen darf. — Und Fräulein von Albingen verfügte ſich zu Herrn Julius Hammel und lud ihn mit einer tiefen Verbeugung ein, ſich mit ihr dem Oberſten gegenüber zu ſtellen. Lucie von Beaulieu ſah Clara mit einem unbeſchreiblichen Lächeln nach, und ihre langen Wimpern verhüllten halb einen boshaften Blick, der dieſem reinen Angeſicht einen ſonderbaren Ausdruck verlieh.

## II.

## Wovon ein Huſaren-Oberſt träumen kann.

Der Oberſt, welcher wußte, daß Lucie die beſte Freundin ſeiner Braut war, übte eine allen Verliebten gemeinſame Praxis, indem er von Clara mit einem Enthuſiasmus ſprach, der keinen Widerſpruch fand. Er bat um vertrauliche Mittheilungen über ihre Inſtitutsfreundſchaft, und Lucie antwortete mit ihrer entzückend klingenden Flötenſtimme in ſchmeichelnden Ergüſſen auf ſeine begierigen Fragen. Sie war unerſchöpflich, und die Worte rieſelten ihr wie die Perlen und Diamanten des Märchens vom Munde. Clara war ihre erſte, liebſte und einzige Freundin, mehr noch: eine Schweſter, eine ganz gleichgeſtimmte Seele. In der Pauſe zwiſchen der Chaine des Dames und der Paſtourelle wußte Fräulein von Beaulieu äußerſt geſchickt auf das brennende Herz des Oberſten einzelne kleine, ſchüchterne, vertrauliche Erzählungen zu ſtreuen, die ſich wie Weihrauch duftend verzehrten und den Glücklichen in ſüße Wolken hüllten, ſo daß Arthur, einer natürlichen, ihm ſelbſt ganz unbemerkbaren Neigung folgend, anfing, ſich von Bewunderung für beide junge Mädchen verwirrt zu fühlen und ſie im Cultus ſeines Herzens zu vereinigen, wie ſie es durch die Freundſchaft ſchon unter ſich waren.

Der Oberſt hatte eigentlich beabſichtigt, dieſen Abend nicht zu tanzen, und ſich ſchon im Voraus eine träumeriſche Haltung zurechtgelegt, die ſeinem gegenwärtigen Gemüthszuſtand entſprechen ſollte. Aber Lucie von Beaulieu plauderte ſo zärtlich von ſeiner Geliebten und wußte mit ſo geſchickter Naivetät die tauſend kleinen Inſtituts-Tollheiten wie Vögelchen um ihn her flattern zu laſſen, daß er ſich an dem Geflüſter höchlich ergötzte und ſogar einmal in ſeinem Entzücken Luciens kleine Hand ergriff und ſich erlaubte, ſie zum Dank ſanft zu drücken.

Nach der letzten Quadrille (ſie tanzten zum vierten Male miteinander), als Arthur das junge Mädchen zu ihrer Mutter zurückführte, ſagte er zu ihr:

Ich hoffe, Sie bald bei Albingens wiederzuſehen, bis die Zeit gekommen iſt, wo Frau von Corval ihre beſte Freundin in ihr eigenes Haus einladen kann.

Ach, lieber Oberſt, erwiderte Lucie mit dem liebenswürdigſten Klageton, Sie entführen mir Clara für immer. Durch ihr Vermögen, wie durch Rang und Namen ihres Gemahls wird ſie künftig in Regionen gehoben, wo wir uns nicht mehr begegnen werden.

Was ſagen Sie, mein Fräulein!

Ich ſage, daß ich Ihnen gerne verzeihe, Herr Graf, denn Sie werden ſie glücklich machen, und Clara verdient alles Glück. — Und während Fräulein von Beaulieu dies ſagte, rollten zwei helle Thränen unter ihren Wimpern vor, welche aufzufangen der Oberſt plötzlich eine unſinnige Verſuchung in ſich fühlte. Aber ſie glitten langſam, wie zwei abgelöſ'te Perlen, über den

Sammet ihrer Wangen herab. Die Freundſchaft verklärte dieſe jungfräulichen Züge mit einem ſo leuchtenden Glanze, daß ſeine Strahlen Arthur innerlich vollſtändig verwirrten. So nah war unſerm handfeſten Schwärmer das Ideal noch nie erſchienen. Er war wie geblendet, und ſeine Stimme zitterte noch unter einem Druck in der Kehle, als er einige Minuten ſpäter ſich von der Familie Albingen verabſchiedete. Clara war von einer Ahnung ergriffen und ſchien nachdenkend.

Was erzählte Ihnen denn Lucie? fragte ſie.

Von ihrer Freundſchaft für Sie!

Die Neugierige erröthete und forſchte mit etwas zweifelhafter Miene, die ihr ungeſchickt ließ, weiter:

Und dieſe Erzählung dauerte den ganzen Abend?

Kann man jemals müde werden, von Ihnen zu ſprechen? erwiderte der Oberſt faſt zu galant.

Das Mädchen antwortete nicht, aber Herr von Corval fühlte den verſteckten Verdacht und ſprach weiter:

Ich habe im Colleg auch Freunde gehabt und weiß, was ein Händedruck werth iſt, aber nie hätte ich eine ſo innige und vollkommene Jugendfreundſchaft für möglich gehalten. In was für zarten Ausdrücken ſprach ſie mir von ihrer ſchönen Freundin! Clara, ich liebte Sie bis heute mit aller Glut eines loyalen Edelmanns, aber ich fühle, daß die Erzählungen dieſes Engels mir ſeine ganze Zärtlichkeit für Sie noch dazu mitgetheilt haben!

Eine Glorie des Triumphs erſchien auf Clara's Stirn, ſie ſtreckte dem Oberſten die Hand hin, aber doch nicht, ohne ſich im Stillen zu ſagen, daß, um ſie ſo zu lieben, es mindeſtens überflüſſig wäre, gleichzeitig Lucie als Engel zu verehren.

Sie wird ſich auch verheirathen, ſagte ſie, etwas herausfordernd.

Deſto beſſer, erwiderte unbefangen der Oberſt, es wäre Schade, mit ſolchen Augen und einem ſo guten Herzen eine alte Jungfer zu werden.

Sie finden ſie alſo ſchön?

Dieſe Frage war eine zu offen geſtellte Falle.

Der Oberſt machte einen tapferen Schritt darüber.

Sie allein, Fräulein Lucie, dürfen von Ihrer Schönheit ohne Eiferſucht reden, denn auch in dieſer Beziehung ſind Sie Schweſtern.

Arme Lucie! Wie ſchade, daß ſie ſich aus den Officieren nichts macht!

Dieſes Mitleiden verdeckte eine Lüge. Man hätte auch im Nothfall zwei darin finden können, den vorausgeſetzten Vorwand dazu und die etwas heuchleriſche Betonung, womit es ausgeſprochen wurde.

Der Oberſt erkundigte ſich, welchem Berufe Fräulein von Beaulieu's Bräutigam angehöre.

Ach, er iſt ein kleiner Advocat und heißt Hammel! erwiderte Clara, indem ſie die Lippen zuſammenzog.

Es ſcheint, Sie bemitleiden Ihre Freundin?

Sagen Sie ſelbſt, Oberſt, klingt es nicht lächerlich, Madame Hammel zu heißen?

Warum? ſprach die Krone der Huſaren-Oberſten, indem er ſeinem Schnurrbart noch eine Spiraldrehung gab. Würden Sie mich denn ausgeſchlagen haben, wenn ich ſo geheißen hätte?

Clara erröthete, der Verdruß hatte ſie ungeſchickt gemacht. Sie ſagte ihrem Verlobten gute Nacht und ging in ſehr unzufriedener Stimmung gegen Lucie, den Oberſten und vor allen Dingen gegen ſich ſelbſt auf ihr Zimmer.

Arthur dagegen, der ſich nicht träumen ließ, was für kleine Nattern im Herzen ſeiner Verlobten ziſchten, nannte ſie im Stillen ungerecht und verglich die ſanfte Grazie, womit Lucie von Clara geredet hatte, mit der von dieſer ſoeben gezeigten Schärfe.

Auf dem Heimwege glaubte der Oberſt, ernſthaft und ehrlich nur an ſeine Geliebte zu denken, aber ſein Herz ſah doppelt und beſchwor zugleich mit dem blonden Haupt ein ſchwarzes herauf. In einer gefliſſentlichen Selbſttäuſchung wiederholte er ſich Alles, was Lucie über ihre Freundin geſagt hatte, aber vielleicht war unſer wehrloſer Krieger mehr von dem Ausdruck ihrer ſanften Reden, als von dem Inhalt bezaubert worden. Er rauchte vor dem Schlafengehen noch mehrere Cigarren und hing dabei ſeinen Träumen nach. Aber immer und immer wieder tauchten aus den blauen Rauchwolken, die das Zimmer erfüllten, zwei reizende Erſcheinungen auf, die ſich umſchlungen hielten und ihm lächelnd zunickten.

Nach langen Anſtrengungen ſchlief er endlich ein und träumte, er ſtünde mit zwei Bräuten, die eine zur Rechten, die andere zur Linken, vor dem Altar. Dies ſetzte ihn in große Verlegenheit, da die franzöſiſchen Huſaren doch noch nicht gewohnt ſind, die Polygamie bis zu dieſem Grade zu treiben. Aber der Geiſtliche ſah die Sache offenbar viel unbefangener an, als der gewiſſenhafte Oberſt, denn er ertheilte ſeinen Segen ohne alles Zaudern, ſo daß Graf Arthur Sigismund von Corval ſich auf die legitimſte Weiſe in Bigamie verſetzt ſah. Der Gedanke daran, und wie ihm ein ſolcher Skandal möglicherweiſe im Avancement ſchaden könne, ließ ſeinen Kopf auf dem Kiſſen nicht zur Ruhe kommen.

Dieſe Nacht ſollte übrigens Niemand eines friedlichen Schlummers genießen. Wir können von Asmodi's Recht Gebrauch machen und ſo ungehindert in die Schlafzimmer der beiden jungen Mädchen gelangen, nur müſſen wir uns hüten, kein Fältchen der Vorhänge zu berühren, welche die Träume unſerer Heldinnen beſchatten, noch auch allzu genau mit Pſyche's neugieriger Lampe hinzuleuchten.

Clara lag im Fieber. Die Seelenſchmerzen erreichten bei ihr niemals jene Größe, wo die Sammlung und das Gebet hinzutreten, um die Bürde zu erleichtern. Ihr wie hoch Ihr jetzt die Zahl der Anweſenden ſchätzt?“ ſagt Melchior mit gebieteriſchem Tone zu Num.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte Num und erhob ſein blödſinniges, melancholiſches Geſicht.

Schallendes Gelächter der Menge über dieſe ſtupide Antwort.

„Der Burſche iſt ein Narr,“ ſagte Melchior zu dem gaffenden Auditorium.

„Nun denn, wenn er's nicht weiß, ſo könnt Ihr mir's vielleicht ſagen, Mr. Dionyſius,“ wandte ich mich zu Tim.

„Wie viele da ſind, wollen Sie wiſſen, Sir? und das genau, und auf der Stelle?“

„Ja, Sir, augenblicklich.“

„Ohne zu zählen, Sir?“

„Ja, Sir, ohne zu zählen.“

„Sehr wohl, Sir, ſo will ich's ſagen, und das ohne Fehler: ganz genau noch einmal ſo viel als die Hälfte.“

„Ha, ha, ha!“ tönte es von der Menge.

„Das iſt keine Antwort, Sir. Wie viel iſt denn die Hälfte?“

„Wie viel die Hälfte iſt? Wiſſen Sie's etwa, Sir?“

„Ja wohl, Sir, Er kann ſich d'rauf verlaſſen.“

„Dann werd' ich's Ihnen ja nicht zu ſagen brauchen.“

„Ha, ha, ha!“

„Wohlan, Sir,“ wandte ſich Melchior wieder zu Philotas, „vielleicht ſagt Ihr mir, wie viele Ladies und Gentlemen uns heute Abend die Ehre ſchenken werden.“

„Wie viele, Sir?“

„Ja, Sir, wie viele.“

„Ganz gewiß, ich weiß es nicht,“ ſagte Num nach einer Weile.

„Nein, das iſt doch der größte Dummkopf, den ich je getroffen habe,“ ſagte Melchior.

„Ei, was der ſeine Rolle natürlich ſpielt!“ rief das Volk. „Was er für ein dummes Geſicht machen kann!“

naive, aber durchaus irdiſche Natur litt unter dem Verdacht, der ihr gekommen war, wie unter einem phyſiſchen Schmerz. An Luciens Koketterie glaubte ſie nicht, ſie haderte nur mit dem Oberſten und fühlte ſich in ihrer Alleinherrſchaft gekränkt durch die Theilung ſeiner Bewunderung, die ihm ſo leicht geworden war. Gerecht und ehrlich, wie ſie war, dankte ſie es der Freundin, trotz ihres Verdruſſes, daß dieſe ihr hatte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, aber ſie entſetzte ſich vor dem Gedahken, einen Advocaten zu haben, der auf ſo ſeltſame Weiſe ſeine Sache gewann.

Das arme Kind benetzte ſeine aufgelöſ'ten Flechten mit Thränen, biß in die Spitzen des Kopfkiſſens und wälzte ſich in ſeinem Schwanenneſtchen herum. Manchmal ſprang ſie heraus und ſtarrte mit an die Fenſterſcheiben gelehnter Stirn in die Dunkelheit hinaus, wie es ſo viele leidende Menſchen unwillkürlich thun, weil ſie die unbeſtimmte Vorſtellung haben, der unbekannte Tröſter könne in der Nacht draußen verborgen ſein.

Endlich, gegen drei Uhr Morgens, ſchloß die Ermüdung gewaltſam Clara's Augenlider. Sie hatte auch bereits überlegt, daß die Schlafloſigkeit ein ſchlechtes Mittel ſei, die verlornen Vortheile wiederzugewinnen, und daß es vor allen Dingen noth thue, friſch und ſchön zu bleiben, da ſie keinen Blinden heirathen ſollte

Lucie hielt ebenfalls ihre Nachtwache, aber wie ſtürmiſch dieſe auch ſein mochte, ſo litt doch die Harmonie ihres Weſen, die ſich bis zu ihren kleinſten Handlungen herab geltend machte, nicht darunter. In ihrem Zimmer angelangt, ließ ſie ſich tief aufſeufzend in einen uralten geſtickten Großvaterſtuhl ſinken und begann nun im Geiſt die verſchiedenen Vorfälle des Abends nochmals durchzugehen. Der Gazeſchleier umhüllte noch ihre Schultern, ſie hatte keine Hand an die Balltoilette gelegt, ſo ausſchließlich war ſie von ihren Gedanken in Anſpruch genommen; aber die inneren Wunden entlockten ihr keinen Laut, keine heftige Bewegung, höchſtens funkelte es dann und wann in ihren Augen, die jetzt, wo ſich kein Bewunderer in der Nähe fand, ungeſcheut groß geöffnet waren.

Warum bin ich nicht reich? warum iſt Julius nicht adelig? murmelte ganz leiſe dieſer für die Richtigkeiten der Erde ſo unempfängliche Engel. Aber die Vernunft verwarf ſogleich den neidiſchen Gedanken, und Lucie ſagte mit einem friſchen, natürlichen Lachen vor ſich hin:

Als ob ich nicht eben ſo gut wäre, wie dieſe armſelige Clara! Und Julius nicht hundertmal ſchöner und edler, als dieſer Tropf von Oberſt, den ich um keinen Preis möchte, der im Grunde nur in ſich ſelbſt verliebt iſt und in Clara von Albingen nur ſeinen eigenen guten Geſchmack und den Gegenſtand ſeiner Wahl anbetet. Die Heirath iſt für dieſen Huſaren, wie das Avancement, nichts als eine Gelegenheit, ſich noch einen Putz, einen Federbuſch, einen Flitterkram mehr anzuſtecken. Ach, mich hält ſie für neidiſch, die ich weit mehr echte und tiefe Liebe in mir hege, als ſie ſelbſt beſitzt! Mit welch ſpöttiſchem Tone ſie die Nachricht von meiner Verlobung begrüßte! Daran erkenne ich wieder die Tyrannin meiner Inſtitutsjahre. O, wenn ich mich endlich einmal tüchtig an ihr rächen könnte für all die Schmerzen, die ich in dieſen tödtlichen ſechs Jahren verwinden mußte! Wenn ich ihr Furcht einflößen könnte, der theuren Freundin, die ſo vertrauensvoll und hochmüthig iſt! Nein, ich bin es müde, dieſe Rolle weiter zu ſpielen. Ich will nicht mehr Aſchenbrödel ſein, mein Fuß iſt klein genug für den Pantoffel, und ich darf nur wollen, ſo wird ſich auch ein Prinz finden, der ſich glücklich ſchätzt, ihn mir anzubieten. Mein armer Liebſter, wie haben ſie dich in jenem Haus aufgenommen! O, ſie ſpotten gewiß über mich, weil ich Madame Hammel heißen werde! Nun denn, mein heißgeliebter Julius, ich will ſie im Voraus auf dein Glück und deinen lächerlichen Namen eiferſüchtig machen, dieſer hochmüthige Oberſt ſoll noch den kleinen Advocaten ohne Praxis beneiden und ſich auf allen Vieren um das Leitſeil meines Lämmchens bemühen. Du boteſt mir deine Protection an, Clara! Aber du ſollſt mich noch um die meinige bitten, ich will dich Hochmüthige zwingen, demüthig zu werden, und wenn mich nicht Alles täuſchte heut Abend . . . . nun, wir werden ja ſehen. Dein Oberſt iſt von Zunder, nimm dich vor den Funken in Acht!

Den Reſt des Monologs führte Lucie nur in Gedanken weiter; nicht einmal dem Echo ihres Zimmers wagte ſie ihre feinen Berechnungen und ſchlimmen Vorſätze anzuvertrauen. Sie hatte ſich halb im Seſſel zurückgewandt und ihre auf die hundertjährige Stickerei gerichteten Augen ſchienen das alterthümliche Möbel, den Zeugen eines Jahrhunderts der Koketterie, um Rath und Eingebung zu bitten.

Sicherlich würde Niemand geahnt haben, was für heftige Stürme der leichte Gazeſchleier zudeckte, wie befremdliche Bilder ſich dieſe unſchuldige Jungfrau in ihrer Entrüſtung vorzuſtellen ſuchte. Aber ihre Reinheit glich nicht der feſten Puppenhülle, die nur vom erſten warmen Frühlingshauch geſprengt wird: man hätte ſie eher mit einer Art von durchſcheinendem Email vergleichen können, deſſen leichter Schmelz bedeckt, ohne zu drücken, und das Hindurchſehen ſehr wohl geſtattet. Der kleinſte Riß konnte all den Glanz in Staub verwandeln, aber Luciens feſter Wille wußte ihn mit diplomatiſcher Kunſt vor jeder Berührung zu hüten. Die Willenskraft iſt ſo wenig das ausſchließliche Vorrecht der ſtarken und äußerlich machtvollen Naturen, als die Schwermuth das Erbtheil der ſchwachen und ſchmachtenden. Albrecht Dürer hat, indem er ſeiner „Melancholie“ ſtarke Glieder und volle Wangen gab, dieſe Wahrheit zu Ehren gebracht, nachdem ſie durch den Magerkeits-Cultus etwas in Mißcredit gerathen war. Lucie nun beſaß viel Energie, verheimlichte ſie aber ſorgſam vor aller Welt. Was ſie einmal entſchieden wollte, das ſtand ihr dann auch unumſtößlich feſt, und ſo betrachtete ſie heute Abend bereits die beſchloſſene Rache für die Inſtituts-Qualen und die ihrem Herzen neuerdings mit hochmüthiger Freundlichkeit verſetzten Stiche als vollendete Thatſache und genoß innerlich im Voraus ihre Süßigkeit. Uebrigens war dieſe Rache in ihren Augen nur eine franzöſiſche Vendetta ohne Blutvergießen, ein kleiner Mord mit der Stecknadel, der keine tödtlichen Folgen hat. Der Betroffene geneſ't wieder, aber die Verletzung war hinlänglich ſchmerzhaft, um der Eitelkeit des Thäters eine ſüße Genugthuung zu gewähren. Ihre Liebe ſelbſt feuerte ſie dazu an. Konnte ſie das reine Gefühl ihres Herzens ſchöner verherrlichen, als wenn ihr der Beweis gelang, ſie habe den kleinen Advocaten mit dem komiſchen Namen frei gewählt und den Oberſten verſchmäht? Sie ſagte ſich noch mehr. Warum ſollte ſie vor Eingehung der Ehe nicht einmal die Kraft prüfen, deren ſie bedurfte, um ihren Mann zu unterſtützen, zu ermuthigen, vielleicht auch zu beherrſchen? Sie liebte Julius ſo innig, als ein Menſchenherz zu lieben vermag, und hatte ihn, arm und unbekannt, wie er war, gewählt, weil ſie Muth und Talent in ihm erkannte. Aber ſie verhehlte ſich nicht, daß es Noth thun würde, ſtatt des Vermögens und Familieneinfluſſes, die ſie ihm nicht zubringen konnte, einen ſicheren, feſten Willen als Reſerve und allmächtiges Hülfsmittel zu ſeiner Stärkung und Begeiſterung in ſich aufrecht zu erhalten.

Und welche beſſere Gelegenheit, ihre Kraft in dieſer

Hinſicht zu erproben, hätte ſie finden können, als die Möglichkeit, der ſtolz dahin gleitenden Barke, auf welcher die Liebe der hochmüthigen Clara thronte, einen Stoß zu geben, daß ſie ein wenig ins Schwanken gerieth? Wenn der Verſuch gelang, würde ſie daraus eine heitere Zuverſicht für ihr ferneres Leben gewinnen; mißlang er aber, ſo wußte Niemand als ſie ſelbſt um ihre Niederlage, und dieſe ſollte ihr dann gegen die Einflüſterungen und Schmeicheleien ihres Spiegels als Gegengewicht dienen.

Lucie legte ſich alſo ihren Plan mit aller Sicherheit eines reinen Herzens zurecht. Sie blieb regungslos in dem alten Lehnſtuhl ſitzen und lauſchte der Koboldſtimme, die aus dem verblichenen Rococomuſter heraus kicherte und von verführeriſchen Blicken ſprach, von bezauberndem Lächeln und von all der glänzenden, ſtummen Artillerie, die ſchon lange vor dem Schießpulver erfunden war.

Lucie! ſchien ein kleiner, etwas fadenſcheiniger Schäfer, der einer ſeidengeſtickten Schäferin auf dem Rückenkiſſen ein altmodiſches Band überreichte, ihr ins Ohr zu flüſtern: Lucie, zeige deine ſchönen, weißen Zähne, laß deine Purpurlippen bewundern und blicke frei aus den großen Augen. Warum ziehſt du deine ſchwarzen Scheitel bis an die Augenbrauen herab? Sie decken dir ja die Schläfen völlig zu! Laß doch deinen Geiſt und deine Munterkeit aus dem Taubenſchlag herausflattern, ſtatt daß ſie drinnen ganz unbemerkt ihre tollen

Sprünge machen. Du kannſt es ja mit den Schönſten und Stolzeſten aufnehmen. Wage es nur, der Welt den Glanz deines ſchönen Frühlings zu zeigen!

Aber Lucie fühlte ein inneres Widerſtreben gegen ſolche Rathſchläge, die ſie auf ein neues Gebiet locken wollten. Ihre eigene Herzensſtimme ſagte ihr dagegen, der Triumph ſei ſicherer und gefahrloſer, wenn ſie Dieſelbe bleibe, die ſie war. Bis hierher hatte ſie alle ihre Erfolge den umſchleierten Augen mit lang herabfallenden Wimpern, der reinen Unſchuld ihrer Stirn verdankt, und dies engelhafte Syſtem bewegte die Phantaſie manch eines Mannes lebhaft genug, während es ihr andrerſeits den Vortheil bot, daß niemals eine Freundin Urſache zu haben glaubte, auf dies einfache Weſen eiferſüchtig zu werden. In den ſanften Schlingen ihres Lächelns hatte ſie eine Beute gefangen, auf die ihre Seele ſtolz war: Julius Hammel's Liebe, und für ſich, ihr Glück und ihre Zukunft war das vollſtändig genug. Aber konnte ſie nicht, abgeſehen von den eigenen Herzensintereſſen, auf Andere einen Zauber ausüben, welchen in Abrede zu ſtellen es immer noch Zeit war, wenn Klagen darüber entſtanden, und mittelſt deſſen ſie ſich rächen konnte?

Die Erwägung war langwierig, nicht in Hinſicht des Zweckes, ſondern der Mittel, und während ſie ſinnend vor ſich hinblickte, tauchte auf ihren Lippen allmählich ein reizendes boshaftes Lächeln auf. Sie ſah ſich im Voraus in aller der Schönheit, welche ihr die Welt künftig zugeſtehen ſollte. Als der Plan feſtgeſtellt war, ging Lucie daran, ſich auszukleiden. Vorſichtig, um kein Fältchen zu zerdrücken, entledigte ſie ſich ihres Ballkleides, ruhig wie eine Prieſterin, welche die heiligen Binden berührt. Aber ein paar Blicke ſehr erfahrner Koketterie wurden dabei doch in den Spiegel geworfen, und ehe ſie die Haare zur Nacht aufwickelte, griff ſie mit beiden Händen hinein und ließ ſie auf Stirn und Wangen alle möglichen reizenden Linien und Wellenkreiſe beſchreiben.

Vielleicht wagte ſie auch in der Stille dieſes, für jeden Neugierigen ſo feſt, als ihr eigenes Gewiſſen verſchloſſenen Heiligthums, einmal nachzuſehen, ob ihr Hals, ihre Schultern und ihr Buſen nicht auch die feinen Linien und das ſchneeige Colorit beſäßen, wie es von allen Müttern und noch mehr von deren Söhnen laut an Fräulein von Albingen geprieſen ward. Lucie prüfte ihren Arm in verſchiedenen Stellungen und fand ihn durchaus nicht röther oder dunkler, oder magerer, als den ihrer Freundin, und nach dieſer Unterſuchung, die wir uns nur geſtatten dürfen zu ahnen, kniete ſie, ſelbſtzufrieden und mit ihrem Entſchluß im Reinen, am Bettende nieder und verrichtete mit größter Andacht ihr Abendgebet. Wenige Augenblicke ſpäter lag ſie auf ihrem Lager ausgeſtreckt und erwartete den Schlummer. Sie hatte die Hände auf der Bruſt gefaltet, und ihre Lippen hauchten leiſe, wie küſſend, den Namen, der bald der ihrige werden ſollte.

## III.

## Myrten und Lorbeeren.

Wir haben zu erwähnen vergeſſen, daß in dieſer denkwürdigen Nacht auch Herr und Madame Germanet nur eines äußerſt mangelhaften Schlafs genoſſen. Doch muß hinzugefügt werden, daß dieſe Schlafloſigkeit der beiden Ehegatten lediglich in den Sorgen für eine auf den folgenden Abend anberaumte Geſellſchaft begründet war. Der Notar fühlte die Verpflichtung, Clara von Albingen's Verlobung gleichfalls feſtlich zu begehen, theils aus Rückſicht auf die Stellung ſeiner Clienten, theils aus wirklichem Freundſchaftsgefühl. Lucie von Beaulieu war auch eingeladen, ſie mußte alſo erwarten, dem Oberſten wieder zu begegnen. Aber Morgens beim Erwachen erklärte ſie, eine entſetzliche Migräne mache ihr den Gedanken des Ballvergnügens zur Unmöglichkeit. Sie führte der erſchrockenen Mutter Hand an ihre brennende Stirn und ſchrieb dann, mit Aufgebot aller Kräfte, ein paar Worte an ihre Freundin, um dieſe von dem unangenehmen Zufall in Kenntniß zu ſetzen. Fing hiermit der erſte Act der Komödie an? Wir wiſſen es nicht. Lucie betrieb ihre Angelegenheiten mit ſoviel Gewiſſenhaftigkeit, daß die Möglichkeit eines wirklichen Unwohlſeins nicht ausgeſchloſſen iſt.

Clara ſprang vor Freude hoch auf, als ſie das Billet geleſen hatte.

Deſto beſſer! ſagte ſie, er wird ſie alſo nicht ſehen! Wenn der leiſeſte Verdacht gegen Lucie ihre Seele geſtreift hatte, ſo mußte er jetzt völlig ſchwinden. Eine Kokette würde ſich durch keine Migräne am Balltage verhindern laſſen, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu benutzen. Nein gewiß, Lucie von Beaulieu war ein Engel an Reinheit und der Oberſt allein der Schuldige.

Clara zog ſich raſch an und eilte zu der Kranken. Sie überhäufte ſie mit Zärtlichkeiten und hatte in ihrem ganzen Weſen etwas ſo Sanftes und Einſchmeichelndes, als wolle ſie ſtillſchweigend um Verzeihung bitten. Lucie gab ſich bereitwillig dieſen Ausbrüchen eines ehrlichen Reuegefühls hin; ſie koſtete dabei ganz im Geheimen die erſte Freude und trug ihrem ſchönen Beſuch tauſend bedauernde Entſchuldigungen an den Notar und Herrn Julius auf.

Clara verſprach, Alles gewiſſenhaft zu beſtellen, und that dies am Abend ſo liebenswürdig als möglich. Sie trieb ſogar die Großmuth ſo weit, dem Oberſten eine feurige und dankbare Lobrede auf ihre arme Lucie zu halten.

Dieſer konnte alſo wiederum nur die Freundſchaft der beiden jungen Mädchen bewundern, und da Clara's Lobeserhebungen ſo vollſtändig mit ſeiner eigenen Erinnerung übereinſtimmten, geſtand er ſich ſelbſt zu wiederholten Malen, daß, wenn er nicht der Bräutigam des Fräuleins von Albingen wäre, er wohl derjenige des Fräuleins von Beaulieu ſein möchte.

Dieſe ſo zeitgemäße Migräne hatte alſo in Wirk-

„Vielleicht ſeyd Ihr im Stande, dieſe Frage zu beantworten, Mr. Dionyſius," ſagte ich zu Freund Tim.

„Ja, Sir, ich weiß es genau."

„Nun, Sir, laßt hören."

„Was einmal die Damen betrifft, ſo werden alle hübſchen kommen, und alle häßlichen wegbleiben, und von den Herren kommen gewiß alle, die irgend Geld haben; die andern ſind arme Teufel und müſſen draußen bleiben."

„Ich hoffe, Sir, Ihr macht den Damen eine Verbeugung?"

„Eine ſehr tiefe, Sir? nicht wahr?"

„Ja, eine ſehr tiefe, allerdings."

Tim verbeugte ſich bis auf den Boden und ſchlug einen Purzelbaum vorwärts. „Sehen Sie, Sir, ich hab' mich ſo tief verbeugt, daß ich auf der andern Seite in die Höhe kam."

„Ha, ha! ein Kapitalſpaß!" hieß es bei der Menge.

„Ich hab' mir eine Verrenkung zugezogen, Sir," fuhr Tim fort, indem er ſich den Rücken rieb: „wär's nicht beſſer, ſie wegzubringen?"

„In alle Wege."

Nun machte er einen Purzelbaum rückwärts. „Jetzt, Sir, iſt Alles wieder in Ordnung. Eine gute Verrenkung verdient eine andere. Aber jetzt muß ich fort."

„Wohin, Sir?"

„Wohin, Sir! Nun, ich hab' mein Zuckerlein in der Zunderbüchſe gelaſſen, und will's holen."

„Ha, ha, ha!"

„Muſik, aufgeſpielt!" Und Meiſter Jumbo begann ſeine Gaukeleien.

Dieß waren die geiſtreichen Witze, womit wir unſere Zuhörerſchaft unterhielten und feſſelten. Wären wir feiner geweſen, wir hätten vielleicht nicht ſolchen Erfolg gehabt.

Dieſen Abend war der Saal ſo voll, als nur irgend möglich.

lichkeit folgende Reſultate gehabt: Clara war getröſtet und mehr als je Luciens Freundin, dieſe behielt freie Hand für weitere vertrauliche Mittheilungen, der Oberſt hatte einiges Bedauern empfunden, ſein Mitleid und Intereſſe waren erweckt worden, und beim nächſten Wiederſehen bot ſich ihm ein Vorwand zu theilnahmsvollen Reden und Erkundigungen.

Man ſieht wohl: war die Migräne erfunden, ſo hätte ſie es nicht beſſer ſein können; war ſie dagegen echt, ſo nahm der Himmel ſelbſt Antheil am Complot.

Am Morgen nach dieſem Unwohlſein betraute ſich der Oberſt mit der galanten Miſſion, nach Luciens Befinden zu fragen, um die Nachricht ſeiner Braut mittheilen zu können. Lucie lächelte unter Thränen über ſo viel Güte und dankte Herrn von Corval mit der ſchüchternen Zurückhaltung, welche den Andern viel betretener macht, als der größte Redefluß. Man geräth unwillkürlich ſelbſt in Verwirrung über die Verlegenheit, welche man einflößt. Arthur entfernte ſich, innerlich wie bethaut von dem Weihwaſſerregen, der von Luciens langen Augenwimpern über ihn nieder geſprüht war. Clara hatte ſich inzwiſchen auch die Sache überlegt und ſchien von der Liebenswürdigkeit ihres Bräutigams entzückt. Sie verſchloß jede Eiferſuchtsregung in ſich, und als der Oberſt merkte, daß er für eine Handlung, die einem geheimen und neuen Bedürfniß ſeines Herzens entſprach, noch obendrein belohnt wurde, erſchien er aufs Neue im Hauſe Beaulieu, zur höheren Ehre der Inſtitutsfreundſchaft, und um auch zugleich auf dieſe Weiſe den ferneren Verkehr mit der zukünftigen Gräfin Corval ſicher zu ſtellen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem begonnenen Werk des ſchüchternen Weſens, deſſen Geheimniß wir belauſcht haben, in allen kleinen Details folgen.

Der Oberſt war bald gewohnt, ohne im Geringſten ſeine zarte Sorgfalt für Clara zu vermindern oder die von ihm wie eine militäriſche Pflicht geübte Galanterie außer Augen zu laſſen, ſein tägliches vermehrtes Weihrauch-Opfer halb zu Luciens Füßen darzubringen.

Dabei konnte man ſich aber keine keuſchere, weniger herausfordernde, einfachere Haltung denken, als die ihrige. Selbſt die argwöhniſchſte Eiferſucht hätte ihre niedergeſchlagenen Augen, den übereinfachen Anzug, dieſen beſcheiden lächelnden, wenig ſprechenden Mund nicht verdächtigen können. Wollte man jemals eine kurze Rede von ihr erhaſchen, ſo mußte man anfangen, Clara zu loben, und Arthur ſchwamm dann in einem Meer von Glückſeligkeit, denn ſowohl die Ausſicht in ſeine Zukunft beglückte ihn, als die ſchmeichelnde Süßigkeit der Reden, welche er mit wahrer Soldaten-Gourmandiſe einſchlürfte. Gerade der große Contraſt zwiſchen Lucie und ſeiner Braut wirkte ſo lebhaft auf den leichtentzündbaren Oberſt. Der Gedanke, daß er hier in Gefahr einer Untreue ſchwebe, kam ihm nicht in den Sinn, eben weil ſeine Liebe aus zwei ganz unähnlichen Hälften beſtand, und weil ſich die Anbetung Luciens ganz wohl mit der Liebe für Clara vereinigen ließ. Sie waren ſo grundverſchieden! Die Eine ſtellte die lebendige, aufgeblühte, irdiſche Schönheit dar, die Andere das Bild der träumeriſchen Schwärmerei.

Für einen Garniſons-Verführer, wie ihn, war dieſes vom Himmels-Azur erfüllte Herz ein unerhörtes Eroberungsziel: er konnte hier geradezu ins Paradies hineinmarodiren, und in der poetiſchen Stimmung, die ſeit ſeiner Verlobung durch vieles Gedichteleſen über ihn gekommen war, beſtrebte ſich unſer Kriegsmann andachtsvoll, die Schwingen des Engels zu küſſen, der ihn zu ſo hohem Flug mit empor nahm.

Mancher Leſer, der ſich eine Kokette nicht ohne Augenſprache und Witzraketen vorſtellen kann, wird hier zweifelnd fragen, ob dieſes ganze unſchuldige Manöver nicht auf einer Täuſchung beruhte, und ob Fräulein von Beaulieu auch ohne Rachepläne und Vorſätze um ein Haar würde anders gehandelt haben?

Kann man einem jungen Mädchen aus ſeiner beſcheidenen Zurückhaltung ein Verbrechen machen, und konnte der Oberſt nicht im Unrecht ſein, ohne daß ſich Lucie den geringſten Vorwurf zu machen brauchte?

Wir erwidern darauf, daß eben in jener vollkommenen Kunſt, die ſcheinbar gar kein Geheimniß verbirgt, die Urſache eines ſo unfehlbaren Einfluſſes zu ſuchen iſt.

Worin beſteht denn das Genie, wenn nicht in der zur höchſten Macht geſteigerten Natur?

Lucie brauchte nur das zu bleiben, was ſie war, um ihren Zauber zu üben; ſie war von der Natur gut bedacht, ſie brauchte ihre Gaben nur nach den Geſetzen ihres eigenen Genius anzuwenden. Dies ſtellte ſie vor jedem Vorwurf ſicher, und eben deßhalb fühlte ſie auch niemals die geringſten Gewiſſensbiſſe.

Die arme Clara bemerkte wohl, welch kirchenräuberiſche Theilung der Oberſt mit ſeinem Herzen vornahm, aber ſie fühlte ihre Poſition nicht feſt genug, um nochmals die Eiferſucht hervorzukehren. Der erſte Verſuch dazu am Ballabend hatte ſie entmuthigt, und ſie wagte nicht, ihn zu erneuern, aus Furcht, der Reſt ihres Glückes möchte darüber noch vollends zu Grunde gehen.

Arthur dagegen fuhr aufs Unſchuldigſte fort, bei Tag den Hof zu machen und des Nachts Bigamie zu träumen. Er kam dadurch aber allmählich zu gefährlichen Vergleichen zwiſchen der leiſe ſchmollenden Miene ſeiner Verlobten und Luciens unveränderlich heiterem Angeſicht.

Eines Tages ſaß der Oberſt im Salon der Frau von Albingen zwiſchen beiden Mädchen. Clara arbeitete an einem Straminmuſter, Lucie an einer Weißſtickerei. Unſer Held ſpielte mit einem Wollknäuel, den er ſeiner Braut entwandt hatte, aber nicht ohne gleichzeitig auch ein kleines Nadelbüchschen von Elfenbein aufzuheben, das von Luciens Knie herabgeglitten war. Er hielt die beiden Gegenſtände, bald zuſammen, bald einzeln in der Hand, verſuchte jetzt den Knäuel auf der Elfenbeinſpitze zu balanciren und dann dieſelbe in die weiche Wolle hineinzubohren, als ob er ſich durch dies flüchtige Spiel die unbeſtimmten Vorſtellungen vertreiben wollte, die ſein Gehirn erfüllten und ſeine Schläfen pochen machten, ohne daß er doch etwas davon äußern konnte.

Clara ſah ein wenig blaß aus, ſie wagte nicht, darüber nachzudenken, ob ihr Sieger wohl ihrethalben ſeine Anweſenheit verlängere; und ſo zog ſie ſchweigend ihre Nadel aus und ein, zählte mit größter Genauigkeit die Stiche und that zu ſehr dergleichen, gar nicht an den Oberſten zu denken, als daß es nicht ſichtbar geweſen wäre, wie er allein ſie ganz beſchäftigte.

Lucie betrachtete zwiſchen ihren langen Augenſchleiern hindurch lächelnd ihre beiden Opfer. Sie ſpielte mit dieſen zwei Seelen, wie der Oberſt mit dem Knäuel und dem Nadelbehälter. Er ſelbſt war der dichte Ball, den ſie nach Belieben wegſchleudern konnte, um ihn ſtets wieder zu ihren Füßen zurückkehren zu ſehen; Clara ſtellte das zarte durchſichtige Etui vor, in deſſen Innerem ſich tauſend ſcharfe, funkelnde Nadeln bewegten. Weil ſie es gewollt hatte, durch eine einzige Anſtrengung ihrer Willenskraft fingen dieſe beiden vor acht Tagen noch ſo glücklichen Liebenden an, mit einander zu ſchmollen. Aus dem hochmüthigen Glück, womit ihre Freundin ſie unvorſichtig verletzt hatte, war unter ihren Händen in einer Woche ein ſehr ſchüchternes und zaghaftes Glück geworden, das ſich ſelbſt nicht mehr traute und vor jedem Hauch auf immer zerſtieben konnte.

Wie genoß ſie ihren Triumph! Mit welcher katzenartigen Lüſternheit zog ſie leiſe die Zunge zwiſchen den Lippen durch, als ob ſie den ſüßeſten Honig koſte und kein Tröpſchen davon verlieren wolle. In ihrem Herzen erklangen Siegesſanfaren, und es dehnte ſich im Bewußtſein ſeiner Stärke weit aus. Während ſie ſo, dem äußern Anſchein nach, mit vollſter Aufmerkſamkeit die Fäden um ihre Stickereifiguren zog und dabei ausſah, wie die fromme Züchtigkeit mit dem reinſten Schleiergewebe in Händen, flogen ihre Gedanken mit weg zu ihrem künftigen Gatten. Und doch, hätte man ihr jetzt die Hand aufs Herz gelegt, ſo würde man keine heftigeren Schläge gefühlt haben, vielleicht, wenn man ihre Stirn berührt, kaum bemerkt haben, daß ſie ein wenig feucht war.

Aber wer hätte ſich wohl einer ſolchen Probe unterſtehen wollen? Lucie gehörte zu den unnahbaren Weſen, die von einem ſteten Nimbus umgeben ſind, die das Eſſen kaum berühren, oder eine Art von Abendmahlshandlung daraus machen, deren gewöhnlichſte Lebensthätigkeiten ſich zu myſtiſchen Vorgängen geſtalten. Ihr Arbeiten machte den Eindruck, wie wenn Andere beten und der Oberſt, der mit ſeinen Soldaten auch ſchon in

Klöſtern bivouakirt hatte, wäre ſich wie ein Kirchenſchänder vorgekommen bei dem Gedanken, dieſes Himmelsbild berühren zu wollen.

Indeſſen dauerte das Schweigen ſchon ſehr lange und fing an, für beide Verlobte drückend zu werden. Zuletzt konnte es Clara nicht mehr aushalten, ſie faßte einen tapferen Entſchluß und nahm das Geſpräch wieder auf.

Oberſt, ſagte ſie, indem ſie ihm mit etwas erzwungener Heiterkeit den Wollknäuel entriß, iſt eine Kanonenkugel ſo groß, wie dies da?

Die Frage traf Arthur völlig unerwartet. Seine Seele träumte gerade von einem ſtillen See, an deſſen Ufer er Vergißmeinnicht pflückte, während ihm jede Welle die holden Geſichter der beiden Freundinnen abſpiegelte. Er brauchte eine volle Minute, um zur Wirklichkeit zurückzukehren. Dann ſagte er:

Eine Kanonenkugel iſt etwas größer; und fing wieder an, das Nadelbüchschen zwiſchen den Fingern zu drehen.

Lucie fühlte ein ſpöttiſches Lächeln um ihre Lippen zucken, unterdrückte es aber auf der Stelle. Sie ſtickte, ohne den Kopf zu heben, ruhig weiter, verfolgte indeſſen dabei aufmerkſam das kleine Duell.

Clara ließ ſich noch nicht entmuthigen.

Werden wir bald wieder Krieg bekommen, Oberſt?

Wir haben immer Krieg, in Afrika, Fräulein.

Und man ſchwieg von Neuem. Lucie hatte an dem ſtattfindenden Kampf zu viel Vergnügen, um ihn nicht noch ein wenig weiter zu entflammen.

Sie hielt im Arbeiten inne, erhob den Kopf und ſagte, Clara mitleidsvoll anblickend:

Wenn wir wirklich Krieg bekämen, was würdeſt du anfangen, du Aermſte?

Clara bildete ſich in ihrer Unſchuld ein, Lucie bereite ihr hier eine Gelegenheit, ihren Muth zu zeigen; ſie hob tapfer ihren Kopf, ſchloß die ſchönen Hände energiſch um die zuſammengerollte Straminarbeit, wie etwa die Jungfrau von Orleans ehemals ihr Banner gefaßt haben mochte, und ſagte herausfordernd, während Liebe, Erregung und Furcht zuſammen ihrer Stimme einen heroiſchen Klang verliehen:

Wenn es Krieg gäbe, würde ich den Oberſten zur Armee begleiten.

Arthur lächelte, ohne zu antworten. Lucie ſagte in bewunderndem Tone, aus dem nicht die leiſeſte Ironie klang:

Du biſt ſtärker als ich, und für mich iſt es wirklich gut, daß ich einen Advocaten bekomme. Im Juſtizpalaſt giebt es keine Lebensgefahren.

Dies Geſtändniß entzückte Clara, denn naturgemäß mußte ſich die Freundin dadurch in der Achtung des Soldaten plötzlich bedeutend herabſetzen, während ſie ſelbſt zu ſteigen hoffte. Darum fuhr ſie fort:

Mir würde das Geräuſch und die Bewegung des Lagerlebens Freude machen. Ich würde auch den Pulvergeruch nicht ſcheuen, und wenn mein Held verwundet zurückkehrte, müßte er mir von ſeinen ausgeſtandenen Mühen und Gefahren erzählen, und ich würde mich über ſeinen Ruhm glücklich fühlen.

In Arthur's Herzen ging etwas Seltſames vor. Statt vor dem hochherzigen, tapferen jungen Geſchöpf niederzuknieen, das ſo entſchloſſen im Voraus ſeinen Theil an einem mühevollen Leben übernahm, wandte er ſich an Lucie und ſagte mit einer Stimme, die einige innere Angſt verrieth:

Und Sie, mein Fräulein, was würden Sie thun?

Lucie ſchien über das, was ſie ſagen wollte, ſchon im Voraus verwirrt und befangen. Das Gefühl ihrer Kleinmüthigkeit färbte ihre Stirn und Wangen. Clara betrachtete ſie mit ſtolzen Blicken, in der Ueberzeugung, daß der Oberſt doch keinen Augenblick mehr zwiſchen der Frau mit dem männlich entſchloſſenen Herzen und der zitternden Veſtalin ſchwanken konnte.

Ach, ich! — murmelte die gefährliche Unſchuld mit ihrer zum Herzen dringenden ſüßen Stimme, ich würde mich vor alle dem Lärm und Blut und Gewehrfeuer entſetzen. Ich glaube, ich würde allein zurückbleiben und für Den beten, der vielleicht während des Kampfes meiner gedächte. Ich möchte ihn nicht durch meine Gegenwart hindern oder mit meiner Liebe in Verlegenheit bringen. Das Opfer, das er dem Vaterlande zu bringen hätte, ſollte nicht durch den Anblick eines ſolchen Entſetzens geſtört werden. Ich würde ſeine Rückkehr erwarten.

Und wenn er nun allein und fern von dir verwundet, wenn er getödtet würde? fragte Clara mit erhabenem Feuer und von freudigem Triumph verklärt.

Lucie erwiderte mit ihrer unveränderlichen Sanftmuth, ohne auf den etwas ſpöttiſchen Ton der Frage zu achten:

Wäre er verwundet, ſo würden wohl geſchicktere Hände, als die meinigen, mir ihn zu erhalten wiſſen; wäre er todt — und die Sirene tremulirte dieſen Ton — wäre er todt, ſo ſtürbe ich auch!

Der Oberſt erblaßte. Die Wahl zwiſchen der ſchlachtenfrohen Heldin und der ſchüchternen Jungfrau entſchied ſich auf eine ſcheinbar unlogiſche Weiſe, die indeſſen in den gewöhnlichſten Widerſprüchen des menſchlichen Herzens tief begründet iſt. Clara ſchien ihm etwas zu viel ſich anzumaßen, dagegen entzückte ihn dies Bild der rührenden naiven Zaghaftigkeit, die ſich vor dem Lagerlärm zitternd zu ihrer Liebe und ihrem Gebet flüchtet, eben durch ihre Unterwürfigkeit, durch den himmelweiten Abſtand, welchen ſie mit Einem Wort zwiſchen männlichem Muth und demüthiger weiblicher Schüchternheit feſtſtellte. Er dachte ſich mit ſehr mittelmäßiger Genugthuung ſeine Frau, ſein Ideal, im Bivouak zwiſchen Tabakspfeife und Gewehr, während die Vorſtellung einer fernen Einſamen, die liebend und zitternd für ihn die

Signor Belotti, ſonſt Melchior genannt, ſetzte die Leute in Erſtaunen. Die Karten ſchienen ſeinen Befehlen zu gehorchen, Ringe geriethen in Damenſchuhe, Uhren wurden zu Staub zerſchlagen und wieder ganz gemacht, Kanarienvögel flatterten aus Eiern hervor. Das Publikum war entzückt. Die Unterhaltung ſchloß mit Flita's Tanz auf dem ſchlaffen Draht, und wirklich konnte man nichts Schöneres, nichts Anmuthigeres ſehen. Im Gleichgewicht auf dem Drahte ſchwebend, ununterbrochen in ſchwankender Bewegung, die Augen immerfort auf Eine Stelle gerichtet, um den Schwerpunkt nicht zu verlieren, führte ſie verſchiedene Darſtellungen aus, wie ich ſie bereits oben angegeben habe. Ihre außerordentliche Schönheit, ihre maleriſche, höchſt angemeſſene Tracht, ihre ſchwermüthige Miene, ihre niedergeſchlagenen Augen, ihr holdes Weſen, alles das ſchien ihr die Herzen der Zuſchauer zu gewinnen, und als Melchior und ich ſie aus ihrer gefährlichen Stellung herunterhoben, und ſie ihre anmuthige Verbeugung machte, da ertönte einſtimmiger Beifall.

Nachdem die Zuſchauer ſich zerſtreut hatten, ging ich zu ihr hin, um ſie zu loben. Aber ich fand ſie in Thränen. „Was iſt Dir, meine liebe Flita?“ ſagte ich.

„O nichts! Sag's nicht, daß ich geweint habe. Ich kann nicht anders, ich halt's nicht aus, mich von ſo vielen Leuten anſehen zu laſſen. Sag' ihm nichts davon! ich will nie wieder weinen.“

Ich küßte ſie und ſprach ihr zu; ſie ſchlang ihren Arm um meinen Nacken und verbarg ihr Geſicht an mir. Dann geſellten wir uns zu den Andern, da es Zeit zum Abendeſſen war. Melchior bezeugte ſich mit unſerem Erfolge ſehr zufrieden, und Tim und ich erhielten große Lobſprüche von ihm; ja er erklärte, wir hätten bei dieſem erſten Verſuche ſeine Erwartungen weit übertroffen.

Hände zum Gebet ausſtreckte, die bei ſeinem Tode ihm nachſterben würde, ihm außerordentlich ſchmeichelte. Beſonders dieſer letzte Zug entzückte ſeine Eitelkeit. Die Liebenden vom Schlage unſeres Oberſten ſind ſo egoiſtiſch wie die indiſchen Ehemänner, ſie möchten am liebſten ihre Gräber als die Scheiterhaufen ihrer Wittwen anſehen. Clara's erſte Worte, aus welchen das warme, opferfreudige junge Herz ſprach, waren durchaus nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, ſie ſchmeichelten ſeiner Eitelkeit hinlänglich; aber bei näherem Nachdenken ſchien ihm Luciens kindliche Furcht weit vorzuziehen. Er war in den verſchiedenen Garniſonen oft genug Frauen von Clara's Art begegnet, und alle dieſe waren ſchließlich trocken, braun und ſonneverbrannt wie die Marketenderinnen geworden, aber eine Soldatenfrau, wie Lucie ſie ihm zeigte, war ihm noch nicht vorgekommen. Der Gedanke, wie reizend, wie zart und weiß man eine ſolche Frau bei der Rückkehr aus dem Felde finden müſſe, wie glühend von ausgeſtandener Angſt und von warmen Thränen überſtrömt, öffnete ihm eine Ausſicht, deren Glanz ihn förmlich blendete.

Clara's Seele ahnte nicht, in welche Tiefen ihre engelhafte Freundin ſie hinabſtoßen ſollte, ſie ſaß mit der ſtolzen Ruhe einer Pallas Athene da. Aber wie wurde ihr, als der Oberſt, einem unbezwinglichen Triebe folgend, zu Lucien ſagte:

Sie haben Recht, mein Fräulein, der Platz einer Frau iſt allerdings nicht hinter den Pulverwagen. Wir haben vor dem Feinde unſre ganze Freiheit nöthig und ſind dankbarer für ein von den Thränen zweier ſchöner Augen begleitetes Gebet aus der Ferne, als für alle neben der Lagerſchenke geſpendeten Zärtlichkeitsbeweiſe. Sie haben das richtige Verſtändniß für die Würde Ihrer und unſerer Aufgabe; ich danke Ihnen.

Die arme Clara fühlte eine Ohnmachtsanwandlung; vor ihren Ohren klang es wie die Poſaunen des jüngſten Gerichts, und ein herber Schmerz durchſchnitt ihren Buſen. Sie warf einen zornerfüllten Blick auf Lucie, aber beim Anblick der klaren Stirn, die ſich von Neuem über ihre Stickerei gebeugt hatte, klagte ſie doch wieder nur die entſetzliche Unbeſtändigkeit ihres Bräutigams an und fühlte ſich um ſo unglücklicher, als ſie der Urſache ihrer Schmerzen, ihrer unſchuldigen Freundin, keinen Vorwurf machen konnte.

Iſt es möglich! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ich bin es, die Jugend und Leben für ihn opfern will, und ihr gilt ſein Dank!

Das gute Kind war, wie man ſieht, am Vorabend der Vermählung noch weit davon entfernt, die Welt zu kennen. Wie eine angeſchoſſene Taube, die matt ihre Flügel hängen läßt, neigte ſie ſich über ihre Stickerei und ſog verzweiflungsvoll zwei ſchwere Thränen ein, die von ihren ſchönen Augen zu den Lippen hinabrannen.

Lucie hatte genug, es ſchien ihr unnütz, den Kampf fortzuſetzen. Die Wunde der Freundin ſollte ſich über dem hineingeträufelten Gifttropfen ſchließen, darum ſagte ſie mild, wie eine barmherzige Schweſter, zu dem Oberſten:

Da ſehen Sie, Herr Graf, Clara iſt nicht ſo tapfer, als ſie ſcheinen möchte, und Sie haben ſie mit Ihren Kriegs- und Schlachtengeſprächen traurig gemacht.

Und ſie umarmte Clara, die ihr in überſtrömender Dankbarkeit die Hände drückte. Der Oberſt, der ſich auch wieder in das Gefühl ſeiner Rolle zurückfand, ſtammelte einige nichtsſagende Worte, aber in dem unangenehmen Gefühl, ſich bloßgeſtellt zu haben, und von den widerſprechendſten Gedanken bewegt, ergriff er ſeinen Hut, empfahl ſich den beiden Mädchen und entfernte ſich in einer Verwirrung, die er nur ſehr mühſam zu bemeiſtern vermochte.

Kaum hatte ſich die Salonthüre hinter ihm geſchloſſen, als Clara ganz außer ſich auffuhr und ſich ſchluchzend in Luciens Arme ſtürzte.

Er liebt mich nicht mehr, rief ſie, und du biſt's, die er liebt!

Eine Purpurröthe, die ebenſowohl der Freude, als der Verwirrung entſtammen konnte, verbreitete ſich über Lucie von Beaulieu's Geſicht.

Du biſt toll, ſagte ſie, er heirathet ja dich!

O nein, ich fühle es wohl, er liebt mich nicht mehr!

Aber woran willſt du das erkennen?

An ſeinen Blicken, an ſeinen Worten, wie an ſeinem

Schweigen. Schwöre mir, daß du ihn nicht liebſt, daß du ihn niemals lieben wirſt!

Kind, ſagte Lucie voll mütterlicher Zärtlichkeit, indem ihre Fingerſpitzen Clara's Thränen abwiſchten, was denkſt du denn? Bin ich etwa für einen Oberſten gemacht? Habe ich nicht mein kleines Hämmelchen?

Es klang aus den Schmeicheltönen ihrer Stimme ein verrätheriſcher Spott heraus. Clara durchſchoß es, wie eine Ahnung, ſie ſah Lucie unverwandt an. Aber dieſe ließ ihre Augen mit ſo unverkennbarem zärtlichem Mitleid auf ihr ruhen, daß die arme Märtyrin ſich im Stillen den böſen Gedankenblitz zum Vorwurf machte.

O, ich klage dich nicht an, ſagte ſie ergebungsvoll, ich weiß wohl, du kannſt nichts dafür, daß du ſchön und ſanft biſt, aber ich bin ſo ſehr unglücklich! Und die betrübte Braut warf ſich ſchluchzend mit abgewandtem Geſichte in den Seſſel.

Faſſe dich, liebſte Clara, die Sache iſt vielleicht nicht ſo ſchlimm, als du meinſt.

Ich war zu ſtolz, fuhr Clara fort, ich fürchtete Niemand. Es iſt eine Strafe Gottes!

Nun, da ich, wenn auch ohne Abſicht, das Unglück angerichtet habe, ſo werde ich es auch wieder gut machen, ſagte Lucie mit einem unnachahmlichen Ton voll Feſtigkeit und Güte. Aber du übertreibſt ſicherlich. Ich glaube nicht, daß der Oberſt auch nur einen Augenblick zwiſchen uns Beiden ſchwanken könnte.

O geh! ich habe es wohl geſehen, er kommt nur noch deinetwegen her.

Dann heißt es alſo muthig ſein, erwiderte Lucie mit einer Energie, die um ſo ſtärker wirkte, je weniger ſie ihr natürlich ſchien. Ich werde dich nicht mehr beſuchen und bei meinen Eltern veranlaſſen, daß der Oberſt nicht mehr angenommen wird. Dann muß er wohl ſein Unrecht einſehen und dich um Verzeihung bitten.

Du wärſt im Stande, das zu thun? rief Clara im naivſten Egoismus.

Verlaſſe dich darauf! Und wenn du einmal verheirathet biſt und ich Madame Hammel heiße, dann iſt nichts mehr zu fürchten und wir können uns wiederſehen, wie vorher.

O, du biſt die Beſſere von uns Beiden! — Und Clara küßte vor Dankbarkeit weinend die weißen Hände ihrer Freundin.

Den Engel überflog ein Zittern teufliſchen Hochmuths; aber als ob er ſeine Schwingen ausbreiten und mit deren Spitzen nochmals die ſchmerzenden Wunden der Anderen berühren wolle, ſagte er:

Ich liebe dich, das iſt Alles, und ich möchte dich glücklich wiſſen. Und zudem, fuhr die Heuchlerin fort und ſtreichelte dabei die blonden Haare ihres Opfers, würden mir deine Thränen ſo nahe vor meiner Hochzeit Unglück bringen. Alſo, mein Fräulein, weinen Sie nicht mehr, ſondern lachen Sie wieder. Ich befehle es Ihnen!

Clara legte voll Vertrauen in die Freundſchaft, die ihr ſo zuverſichtlich Rettung verhieß, ihren Kopf auf der Freundin Schulter, wie auf einen himmliſchen Pfühl, wo ſie Glauben und Vergeſſen zu finden hoffte.

Eine Stunde ſpäter trennten ſich die Beiden. Auf der Schwelle des Salons wandte ſich Fräulein von Beaulieu mit einem leichten Schrei zurück.

Ich habe mein Nadelbüchschen verloren!

Ich werde es dir wiedergeben, ſagte Clara melancholiſch, ohne ſich weiter zu erklären.

Lucie hielt es für überflüſſig, dieſen kleinen, nach Partherweiſe abgeſchoſſenen Pfeil noch tiefer einzubohren; ſie ſah mit Genugthuung, daß der Freundin die Zerſtreutheit des Oberſten nicht entgangen war, umarmte ſie zum letzten Mal und entfernte ſich.

Unterwegs wiederholte ſie immer leiſe vor ſich hin mit convulſiviſchen Wallungen:

Endlich halte ich ſie Beide feſt!

Clara fühlte ſich indeſſen, trotz aller inneren Wunden, doch ein wenig getröſtet. Sie verwünſchte den Oberſten, ſegnete ihre Freundin und fing wieder an zu hoffen.

## IV.

## Wozu ein Notar gut iſt.

Nach Verlauf einiger Tage bemerkte der Oberſt mit Erſtaunen und Verdruß, daß Lucie nicht mehr zu Fräulein von Albingen kam. Die beiden Freundinnen waren in ſeinem Herzen zu untrennbar vereinigt, als daß ihn dieſes Ausbleiben nicht hätte beunruhigen und in eine ſchlechte Stimmung bringen müſſen. Nach einigen Beſuchen voll langer Schweigenspauſen erkundigte er ſich um die Gründe von Luciens Abweſenheit. Dabei wurde er ſo roth und verlegen, wie ein ertappter Schuljunge, ſo daß die arme Clara, wenn ſie überhaupt noch etwas zu erfahren gehabt hätte, es bei dieſer Gelegenheit inne geworden wäre; Arthur war in der Liebesdiplomatie zu unbewandert, da ſeine früheren Gefühle ſich ſtets ganz huſarenmäßig äußern konnten, und ſo blieb er jetzt in dieſen Feinheiten und kleinen Liſten hängen. Unſer Herkules verwirrte immer die Stränge, ſtatt ſie abzuwickeln, aber er war ſich über ſeine Verlegenheiten echt klar und gerieth bei jeder neuen derartigen Erfahrung immer tiefer in den Verdruß gegen ſich und Clara hinein.

Dieſe nun ging widerſtandslos mit geſenktem Haupte in die von Lucien ſo geſchickt geſtellte Falle. Sie war für den Augenblick Herrin der Situation, wußte ſie aber nicht zu benutzen und folgte nur den Eingebungen ihres armen verletzten Herzens. Sie gab dem Oberſten eine kühle Antwort, ſchien ſeine Frage ſonderbar zu finden und wußte am Ende gar keinen triſtigen Grund zu nennen. Arthur drang weiter in ſie. Da gab ihr der Verdruß eine ſehr ungeſchickte Wendung ein: ſie verlangte ungeſtüm das Nadelbehältniß ihrer Freundin zurück.

Dem Oberſten ging plötzlich eine Offenbarung deſſen, was geſchehen war, auf, und bei ihrem Lichte unterſchied er auch mit einem Male deutlich, was ſich in ſeiner eigenen Seele regte. Die Frage machte ihn zittern, aber eben ſo ungeſchickt wie ſeine Braut, ſtatt unbefangen ſeine Zerſtreutheit zuzugeben und den in ſeinem Secretär wohlverſchloſſenen Gegenſtand zurückzubringen, läugnete er dreiſt, erſtaunte ſehr über die Forderung und fragte lachend, ſeit wann die Huſaren-Oberſten die Gewohnheit hätten, ſich ſolcher Etuis zu bedienen und Nadeln zu ſtehlen.

Clara entſetzte ſich über die Verrätherei des Oberſten, vor ihren Augen ſchwamm es wie eine Wolke. Ein plötzlicher Schwindel machte ſie taumeln, dann kamen ſtürmiſche Thränen. Alles ſchien ihr verloren, der Schmerz hatte über den Stolz geſiegt.

Arthur fühlte einige Gewiſſensbiſſe, aber der Ehrenpunkt, dieſes innerliche Planchett aller franzöſiſchen Uniformen, erlaubte ihm nicht, ſich zu beugen, indem er ſeinen Fehler eingeſtand und die Lüge widerrief. Wo niſtet ſich der Ehrenpunkt nicht alles ein! Als wenn er mit der Liebe jemals das Geringſte gemein hätte, und als ob der Oberſt unter dieſen Umſtänden ihn nicht einzig darin hätte erblicken müſſen, Diejenige glücklich zu machen, welche durch ihn der friedlichen Jugendſtille entriſſen war! Aber im Hinblick auf ſeine Epauletten und ſeinen Schnurrbart mochte er ſich durch kein Geſtändniß demüthigen, er beſchloß alſo würdevoll und zart zu ſein, wurde aber in der That nur kalt, ſchwülſtig und banal und erſchöpfte ſich in ohnmächtigen Troſtreden, die auf einen wahrhaften Schmerz nur erbitternd wirken. Weil er lange ſprach und dabei viel wortreicher war, als gewöhnlich, glaubte er, nun ſeine Pflicht nach Möglichkeit gethan zu haben und ſich einen Blick auf die Uhr geſtatten zu dürfen. Die Thränen ſind ſchon oft „der Regen des Herzens“ genannt worden, das ſoll vielleicht heißen, daß ſie, wie dieſer, ſchließlich langweilig werden. Der Oberſt wenigſtens ſchien dieſer Anſicht zu ſein, denn nach einer Stunde ſtoiſch erduldeten Platzregens ſuchte er ſeinen Rückzug mit einem leicht hingeworfenen Compliment zu decken und ſeufzte beim Hinausgehen erleichtert auf.

Er begab ſich zu Fräulein von Beaulieu, wurde aber nicht angenommen. Als er am andern Tage Clara mit rothen Augenlidern und geſchwollenen Augen wiederfand, glaubte er ſchon viel zu thun, indem er galant zu ihr ſagte:

Ich habe Ihnen wehe gethan, verzeihen Sie mir!

Clara ſah ihn erwartend an, da er aber das bewußte Nadelbüchschen nicht zurückbrachte und kein mea culpa ausſprach, ſo blieben ihre Schmerzen und ihr trauriger Geſichtsausdruck unverändert. Das Zuſammenſein war nicht heiterer, als geſtern, nur viel ſtiller, weil Jedes der Beiden es überflüſſig fand, unnütze Worte von ſich zu geben.

Arthur betrachtete ſeine unbewegliche, ſchmollende Braut und dachte dabei: Das iſt die Ehe! Er fühlte ſich bis ins innerſte Mark von einem Schauer erkältet, der doch zugleich ſeiner neuen Liebe zu günſtig war, um nicht mit heimlicher Freude von ihm empfunden zu werden. Ein zweiter Verſuch bei der Familie Beaulieu hatte denſelben Erfolg, wie geſtern, und die Verlegenheit des Stubenmädchens, als er dringender wurde, verrieth ihm, daß ein Befehl dahinter ſtecke. Arthur ſtieg die Treppe hinab, indem er vor ſich hin murmelte:

So, ſo, man verſchließt mir die Thür, man hat Angſt vor mir! Aber, alle Wetter! ich will darüber nicht zum Lügner werden. Entweder komme ich über dieſe Schwelle, oder ich ſetze keinen Fuß mehr in Albingen's Haus.

Auf der Straße ging er pfeifend weiter und drehte ſeinen Schnurrbart, indem er im Stillen dachte:

Das iſt ja ein Complot, 'ein Duell! Gut denn, ich nehme es an. Ich werde mich von dieſen kleinen Mädchen nicht gängeln laſſen, oder weil Fräulein Clara eiferſüchtig iſt, auf das ſehr unſchuldige Vergnügen verzichten, dem liebenswürdigen Kinde ferner zu begegnen. Teufel auch! meine Zukünftige will, wie es ſcheint, ſchon jetzt ihre Rechte geltend machen und mich maßregeln. Aber ich werde Ordnung ſchaffen!

Und der Oberſt warf ſich in die Bruſt und ſah ſo herausfordernd und drohend vor ſich hin, als ſtünde er einem öſterreichiſchen Poſten gegenüber.

Außerdem, fuhr er fort, iſt noch nichts unwiderruflich, und wenn Fräulein Clara eine einfältige Kokette

# Zwölftes Kapitel.

Es iſt ſehr leicht, diejenigen zu betrügen, welche ſo begierig darnach ſind, als die Menſchen in dieſer Welt des Betruges zu ſeyn pflegen. Wir beweiſen uns ausnehmend uneigennützig, was allgemeine Bewunderung erregt.

Fünf Tage lang bezauberten wir die guten Leute von ***, dann aber entdeckten wir die unzweifelhafte Thatſache, daß ihren Taſchen kein weiteres Geld auszupreſſen ſey, daher wir unſere gewöhnlichen Kleider und Kittel wieder anzogen, unſere Bündel zur Hand nahmen, und nach einem andern, fünfzehn Meilen von da gelegenen Marktſtädtchen aufbrachen. Hier machten wir nicht weniger Glück, und Melchior war voll Freude, ſeiner Geſellſchaft ein ſo talentvolles Paar erworben zu haben. Uebrigens will ich mich nicht zu lange bei Einem Gegenſtand aufhalten, ſondern den Leſer kurz benachrichtigen, daß wir nach einer Fahrt von ſechs Wochen, auf welcher wir überall ſehr gut aufgenommen wurden, wieder einmal zu unſerem Lager zurückkehrten, welches innerhalb fünf Meilen von dem Schauplatz unſerer zuletzt gegebenen Vorſtellungen aufgeſchlagen worden war. Wir freuten uns alle, wieder daheim zu ſeyn, und von unſern Arbeiten auszuruhen. Melchior war über ſeinen Gewinn vergnügt, die arme kleine Flita jubelte, da ſie ſich ihrem einſamen Zelte zurückgegeben ſah, und Nattie erfreute ſich unſeres guten Glücks, und der Heimkehr ihres Gatten. Timothy und ich hatten unſere Brauchbarkeit ſo bewährt, daß Melchior uns mit Freundſchaft und Vertrauen überhäufte; auch machte er uns ein Geſchenk von ſeinem Erwerbe: ich erhielt zehn Pfund, und Timothy fünf.

„Sieh, Japhet“, ſagte er, „hätteſt Du Dich bei mir verdingt, ſo würd' ich Dir nicht mehr als ſieben Shillinge die Woche bezahlt haben, da ich Dich außerdem verköſtige; ſo aber wirſt Du geſtehen, iſt, ſo kann ich ſie, meiner Treu, eben ſo gut einem Andern überlaſſen.

Unſere Geliebten werden immer einfältig und kokett, wenn ſie uns nicht geſtatten wollen, ihnen untreu zu ſein.

Arthur verfiel nicht ein einziges Mal auf den Gedanken, daß er Unrecht habe, das Nadelbüchschen nicht zurückzugeben. Er wandte auf alle von ihm ausgehenden Handlungen den bequemen Grundſatz an: Ein franzöſiſcher Offizier mag thun, was er will, er wird niemals und kann überhaupt niemals Unrecht haben.

Es muß noch bemerkt werden, daß der Oberſt mit dieſem Maßſtabe für ſeine Handlungsweiſe eine gehörige Doſis Selbſtgefühl verband. Es war ihm alſo einfach unmöglich, auch nur die geringſten Gewiſſensſcrupel zu empfinden.

Als er ſich nach einigen Schmolltagen herabließ, wieder bei Albingens zu erſcheinen, fühlte er ſich doch beim Anblick von Clara's Bläſſe und Niedergeſchlagenheit unwillkürlich bewegt, und in jenem Augenblicke hätte ihn ein geſchickter Vermittler leicht zu einer reuevollen Abbitte veranlaſſen können. Aber unglücklicherweiſe war Clara zu offen, um ſich zu zieren, und für eine glückliche Eingebung zu aufgeregt. So blieb ihre melancholiſch-kalte Miene unverändert, wie ihr eintöniger Schmerz, und zum Schluß mußte ſie ſich noch durch ein der Geduld Arthur's entwiſchtes Gähnen gedemüthigt ſehen.

Aber dieſe dumpfe Ruhe verbarg das Gewitter, und bald zerriß der erſte Blitz die Wolken.

Herr von Albingen, deſſen wir bis jetzt nicht erwähnten, weil ſeine Perſönlichkeit nur unnütz und hemmend für unſere Geſchichte geweſen wäre, fühlte als Vater und Millionär die Verpflichtung eines Interventions-Verſuchs und wagte, als der Oberſt ſich zum Fortgehen anſchickte, die Frage, warum ſeine Beſuche immer ſeltener würden und dabei einen ſo traurigen Charakter annähmen?

Vor dieſer Keckheit des reichgewordenen Bürgers, der ſich unterſtehen wollte, ihm das Gebiß anzulegen, bäumte ſich der Graf von Corval hoch auf. Er warf dem ehemaligen Fabrikbeſitzer einen niederſchmetternden Blick zu, wirbelte ſeinen Schnurrbart und verließ, nun feſt zum Bruch entſchloſſen, majeſtätiſch das Haus.

Einer jener Zufälle, die von Lucie zu ſicher in Rechnung gezogen waren, um nicht auch wirklich einmal einzutreffen, fügte es, daß Arthur auf der Straße den Damen Beaulieu begegnete. Er eilte ſchleunigſt auf Lucie und ihre Mutter zu und beſchwerte ſich über die Strenge, die ihn ſo lange des Glückes beraubt habe, ſie wiederzuſehen. Lucie blieb unerſchütterlich in ihrer ſtrengen Reinheit und Majeſtät. Ihre Mutter konnte erforderlichen Falls bezeugen, mit welcher vollſtändigen und unbeſiegbaren Zurückhaltung ſie dem Oberſten begegnet war. Als derſelbe eine zu directe Anſpielung auf den Entſchluß der beiden jungen Mädchen fallen ließ, machte Lucie eine Anſtrengung und würdigte ihn einiger Worte, die wie ein Flug Tauben niederſchwebten. Sie ſprach von ihrer Freundſchaft, von ihren Wünſchen für Clara's Glück, verwickelte und verſtrickte dabei Arthur's Herz immer tiefer in ihre Zauberfäden und machte ihm ſchließlich eine Verbeugung, die einen förmlichen Schein auf das Pflaſter ringsumher warf. Dann gingen ſie weiter, während der Kriegsmann, unbeweglich wie Loth's Weib, ihnen nachſtarrte.

Als der Graf wieder zu ſich kam, ſtieß er den kräftigſten Fluch aus, der jemals von kriegeriſchen Lippen erſcholl, und that im Stillen Hannibal's Schwur gegen ſeine Verbindung mit Fräulein von Albingen. Er träumte nur noch davon, ſich mit ſeiner wunderbaren Freundin zu den himmliſchen Regionen aufzuſchwingen, welchen ſie entſtammte, und fragte ſich immer wieder, wie er es wohl anzufangen habe, um in dieſem erhabenen Marmorbilde Gegenliebe zu erwecken. Seine gewöhnlichen Erfahrungen ließen ihn im Stich, auch die Garniſons-Erinnerungen konnten ihn nur in Verlegenheit bringen. So ſtarrte er denn angelegentlich gen Himmel, wie ein Mann, der die Bahn des Mondes zu ergründen ſucht, was für ihn auch ungefähr auf das Gleiche herausgekommen wäre.

Lucie hatte ſich überzeugt, daß ihr Werk vollendet war; ſie brauchte nur noch die Palme zu pflücken und den Triumphwagen zu beſteigen. Sie eilte zu Albingens und fand dort die ganze Familie ſehr bewegt, Clara bläſſer und verzweiflungsvoller als je. Man begrüßte ſie vertrauensvoll, wußte man ſie doch ſo rein und unſchuldig an der Miſſethat des Oberſten!

Ich konnte es nicht mehr aushalten, ſagte ſie zu ihrem Opfer, deſſen tiefe Niedergeſchlagenheit ſie mit verſtohlener Begierde wahrnahm. Ich wußte, daß du unglücklich biſt, und mußte zu dir eilen.

Rette mich, liebſte Lucie! rief Clara und umſchlang ſie mit beiden Armen.

Was kann ich aber thun?

Gieb mir einen Rath, einen Gedanken ein!

Was denkſt du denn? Verſtehe ich vielleicht mit Huſaren umzugehen, oder ſoll ich noch gar einer kleinen Kokette, wie du biſt, guten Rath ertheilen? Und doch...

Sie ſchien nachzudenken und beobachtete aus den Augenwinkeln die dadurch verlängerte Pein. Die ganze Familie drängte ſich um ſie.

Ich glaube, man muß jetzt zu ſtarken Mitteln greifen, ſprach das Orakel. Im Grund iſt der Oberſt doch voll Hochachtung für dich.

Sie betonte das Wort *Hochachtung* wie eine Nonne, die Angſt hat, ſich an dem Worte *Liebe* zu verbrennen.

Ach, unterbrach ſie Clara, es liegt ihm Nichts daran, ob er mich tödtet.

Du haſt immer noch Zeit zur Auferſtehung, lächelte Lucie, aber für jetzt iſt meine Anſicht die: da Herr von Corval ſein Wort gegeben hat, muß man ihn bei der Ehre nehmen.

Und ihn mit Gewalt zurückführen? Nimmermehr! Es würde auch nichts helfen. Bleibſt du nicht doch immer ſchön?

Erſtens bin ich nicht ſchön, erwiderte mit beſcheidenem Augenſenken Lucie, und dann laß mich nur einmal Madame Hammel heißen, ſo wird mich dein Oberſt von Herzen gern vermiſſen. Ich bin in ſolchen Angelegenheiten ſehr unerfahren, aber meine Vernunft ſagt mir, daß man keinen Hochmuth oder übertriebenen Verdruß nähren ſoll. Werde nur erſt Frau von Corval, und du wirſt es im Uebrigen ſehr gut verſtehen, Alles ſo einzurichten, daß dein Mann dir treu bleibt.

Ich kann ihm aber doch nicht nachlaufen!

Nein; der Herr Germanet iſt mit ihm befreundet und ſein Notar; außerdem hat er den Prozeß beigelegt und kann ihn im Nothfall als letztes Mittel wieder anfachen. Herr Germanet muß ihn alſo an das gegebene Wort erinnern, an ſeine Rechtlichkeit appelliren und ihn zur Heirath bewegen.

Ja, wie man eine Schuld bezahlt, um ſeine Unterſchrift einzulöſen, das wäre Alles! ſagte Clara und ſeufzte.

Sei doch nicht ſo ängſtlich, ſchöne Königin. Mit welcher Siegesgewißheit haſt du hier auf dem Ball deine ſämmtlichen Freundinnen herausgefordert! Kehre zu jener Stimmung zurück und gieb dich der Hoffnung wieder hin!

Fräulein von Beaulieu hat Recht, rief Herr von Albingen. Ich gehe ſogleich zu Germanet.

Die beiden Freundinnen verabredeten, ſich wieder zu beſuchen, da Lucie dem Oberſt nicht mehr hier begegnen konnte, und dieſe kehrte faſt verzehrt von innerlichem Entzücken mit glänzenden Augen nach Hauſe zurück, indem ſie ſich die letzten Scenen ihrer Komödie im Geiſte zurechtlegte.

Arthur erhielt zwei Tage ſpäter von ſeinem Notar eine Einladung zu Tiſche. Er hatte eben ſelbſt daran gedacht, ſeinen gewohnten Beichtiger, den er noch nicht von der anderen Seite beeinflußt glaubte, aufzuſuchen und ihm die Unruhe ſeines Herzens anzuvertrauen.

Das Diner verlief als Trio. Arthur ſaß zwiſchen Zenobia und ihrem Gatten, aß ſehr mäßig und ſprach nicht viel, als ein Mann, der ſeine oratoriſchen Mittel ſchont. Man war beim Deſſert angekommen, und er ſuchte gerade in dem letzten Tropfen ſeines Bordeauxglaſes nach einer ſchicklichen Einleitung, als Meiſter Germanet ſich die Lippen abwiſchte, ſeine weiße Cravatte wieder zurechtrückte, das Meſſer gerade vor ſich hinlegte und mit einigem Ungeſtüm die Discuſſion eröffnete.

Nun, was habe ich hören müſſen, lieber Oberſt! Ihre Verlobung iſt abgebrochen!

Ach, Sie wiſſen ſchon davon, ſagte Arthur, der gar nichts dagegen hatte, auf dieſe Weiſe den Bruch, zu welchem er noch nicht feſt entſchloſſen war, von anderer Seite beſtätigt zu hören.

Bin ich nicht Hausfreund bei Albingens? ſagte der vortreffliche Notar etwas kurz und ernſthaft. Habe ich die Sache nicht eingefädelt? Und mußte ich nicht die Thränen trocknen, die um Sie geweint werden? Ich habe es denn auch übernommen . . .

Mir mein Wort zurückzugeben? unterbrach ihn der Oberſt ziemlich hochfahrend.

Nein, ſondern ſeine Ausführung zu verlangen.

Ah, alſo Drohungen?

Nein, lieber Oberſt, nur Bitten und Vernunftgründe.

Sie hätten mir vorher ſagen ſollen, mein Beſter, daß Ihr Diner eigentlich eine Predigt ſein würde. Ich hätte mich dann, da ich durchaus kein Freund von ſolchen bin, irgendwo anders einladen laſſen.

Germanet ließ die Impertinenz dieſer Rede ruhig über ſich ergehen, als Geſchäftsmann, der nur die Thatſachen wägt und Worten keinen Werth beimißt. Allein Zenobie, die nicht der erſte Schreiber ihres Gatten war und folglich keine Geduld zu haben brauchte, bebte vor Zorn und erwartete, kampfgerüſtet daſitzend, die nächſte Gelegenheit zur Rache.

Ja, lieber Oberſt, fing der Notar lachend wieder an, ich bin beauftragt, Ihnen ehrerbietige Vorſtellungen zu machen.

Laſſen Sie hören.

Und Herr Germanet entwickelte eine ſchulmeiſterliche Auseinanderſetzung in drei Punkten, mit der unglücklichen

Prätenſion, dadurch die Rückkehr des Ungetreuen zu bewirken. Er mengte Gefühlsrückſichten und Vernunftgründe durcheinander, ſprach von ſchönen Augen und ſtreitigen Wäldern, und dann wieder von den Frau von Albingen gehörenden Beſitzungen. Es lag eine äußerſt angenehme Miſchung von Ethos und Pathos in dieſer bald ſanften, bald kühnen Behandlungsweiſe.

Er wurde dabei ſo dringend und hartnäckig, daß den Oberſten mehrmals die Verſuchung anwandelte, ihn mit ſeiner Serviette zu knebeln oder ſchleunigſt das Weite zu ſuchen. Zenobia's Blut kochte über die Beleidigung eines Geſchlechtes, dem ſie auch anzugehören glaubte, und ſie ſpähte nach einer Lücke in den wie Palliſadenreihen dicht geſchloſſenen Gründen ihres Gatten, um dann ihrerſeits auf den treuloſen Ritter loszuſtürzen. Einſtweilen maß ſie ihn mit wilden Blicken, deren jeder Krallen zu haben ſchien, und pochte aufgeregt mit dem Fuße gegen den Boden.

Alle Dinge dieſer Welt nehmen einmal ein Ende, ſogar die Vertheidigung eines Advocaten vor Gericht und die Auseinanderſetzungen eines Notars. Nachdem Herr Germanet zehnmal das Nämliche geſagt hatte, ging ihm die Luft aus, und er hielt inne, um Athem zu ſchöpfen. In dieſem Moment erſchien Zenobia mit Vorſpann. Wenn ſie eines militäriſchen Gleichniſſes fähig geweſen wäre, würde ſie ohne Zweifel gedacht haben, nach der Kanonade ihres tapfern Gatten müſſe ein gründlicher Angriff der leichten Cavallerie folgen, um die letzten

Truppen des Feindes zu zerſtreuen. Leider hatten nur Herrn Germanet's Kanonen eine traurige Aehnlichkeit mit der chineſiſchen Artillerie, die Niemand als ihrer eigenen Bedienung gefährlich wird, während Zenobia's Cavallerie ſehr lebhaft an die Pappdeckelpferde erinnerte, die unſern Kindern als Spielzeug dienen.

In ihrer Ungeduld, das meineidige Herz des Oberſten ſo gründlich als möglich zu durchbohren, brach ſie in ihres Gatten ſchön geordnete Auseinanderſetzungen ein und zerſtörte die ganze Wirkung, indem ſie zornbebend mit ihrer ſchnarrenden Stimme eine ganze Litanei von verrathener Liebe herunternäſelte, ja ſie verſtieg ſich ſogar zu einer anzüglichen Tirade gegen die Treuloſigkeit und Feigheit der Männer im Allgemeinen, daß Herrn Germanet's Anſtandsgefühl ſich ſchwer darüber empörte.

Arthur hielt es nicht länger aus. Er ſchämte ſich ſeiner Geduld gegen dies wunderliche Advocatenpaar, und wenn er ja mit einigen Gewiſſensbiſſen zu Tiſch gegangen war, ſo fühlte er ſich jetzt von dieſen Feuerzungen ſtatt erweicht nur ausgetrocknet und verhärtet.

Hatte Lucie dieſes Reſultat voraus berechnen können? Wollte ſie geſliſſentlich ſeinen Aerger und ſeine Eitelkeit reizen? Und hatte ſie ſich nicht gerade in dieſer Abſicht den boshaften Spaß gemacht, dies lächerliche Ehepaar auf ihn zu hetzen, deren Erbitterung natürlich um ſo größer war, als ſie ja die Verbindung mit Fräulein von Albingen geſtiftet hatten? Wir haben einigen Grund, es zu vermuthen, und der Erfolg ſpricht für unſere Annahme.

Das heißt viel Lärm um eine ſehr einfache Sache machen, ſagte der Oberſt gemeſſen, mit einer Anſtrengung, höflich zu bleiben. Ich liebe Fräulein von Albingen nicht mehr, ſondern Fräulein von Beaulieu; das iſt ein Unglück, das ich aber nicht durch eine Heirath, wie Sie es wünſchen, vergrößern werde.

Aber Lucie von Beaulieu liebt Sie nicht! kläffte Madame Germanet.

Woher wiſſen Sie das? erwiderte Arthur.

Weil ſie es mir ſelbſt geſagt hat! rief triumphirend die unerſchrockene Amazone.

Pah, was ſagt man nicht Alles ſeinen Freunden zu Gefallen!

Aber ſie heirathet ja Herrn Julius Hammel!

Meint die Welt nicht auch, ich ſei im Begriff, Fräulein von Albingen zu heirathen?

Alſo Sie beſtehen auf Ihrem Vorſatz? fragten die beiden Gatten aus Einem Munde.

Mehr als je.

Nun, dann fängt der Prozeß von vorne an.

Mag er anfangen!

Und Sie verlieren ihn!

Nein, ich gewinne — meine Freiheit.

Oberſt, das giebt einen Kampf auf Leben und Tod.

Der Krieg iſt mein Handwerk.

Sie ſind unwürdig . . .

Fräulein von Albingen zu heirathen, das glaube ich gerne. Und außerdem, lieber Germanet, rechne ich daß das kein übler Lohn für ſechs Wochen iſt. Uebrigens wird Deine Einnahme von unſerem Erfolg abhängen, und ich denke, wir werden noch einen viel hübſcheren Zug thun, wenn wir das nächſte Mal ausbrechen, was in etwa vierzehn Tagen geſchehen ſoll. Das bedarf aber noch einiger Vorbereitungen. Hat Timothy ein gutes Gedächtniß?"

„Ich glaube ſo."

„Das iſt gut. Ich habe Dir ſchon geſagt, daß wir das nächſte Mal den weiſen Mann ſpielen, da müſſen wir aber erſt Nattie in's Spiel ziehen. Morgen gehen wir nach ***." — Er nannte hier ein kleines ſtilles Städtchen in der Entfernung von vier Meilen.

Den andern Morgen brachen wir auf, kamen gegen Mittag an, und errichteten unſere Zelte auf der Gemeindewieſe, nicht weit von der Stadt. Dießmal aber hatten wir die ganze übrige Truppe zurückgelaſſen, und nur Melchiors Familie ſammt ſeinen beiden Zelten war den Laſtthieren aufgeladen worden.

Melchior und ich, wir kleideten uns als Landleute, und gingen Abends in die Stadt in ein achtbares Wirthshaus, wo wir uns an einen der Tiſche im Schenkzimmer ſetzten, Bier verlangten, und alsdann verabredetermaßen ein lautes Geſpräch vor den Ohren der trinkenden und rauchenden Gäſte anknüpften.

„Und ich glaub's eben nicht!" rief Melchior, „'s iſt eitel Trug und Prellerei! Man will Euch eben die Taſche fegen. Euer Glück prophezeihen, ſieh doch! Vermuthlich hat ſie Euch ein reich's Weib und ein halb Dutzend Kinder verſprochen."

„Nein, das hat ſie nicht," erwiederte ich, „denn zum Heirathen bin ich noch zu jung; aber ſie hat mir etwas Geſchehenes geſagt, und hat's auch errathen."

„Nun, und was denn?"

„Ja, ſie ſagte mir, meine Mutter hab' wieder geheirathet, und mich aus dem Haus geſchickt, um mein Brod zu verdienen."

„Davon kann ſie aber gehört haben."

darauf, daß Sie die Werbung bei Fräulein von Beaulieu übernehmen werden.

Nimmermehr! ſchrie Zenobia, kirſchroth vor Zorn.

Germanet hatte nicht geantwortet.

Der Oberſt verbeugte ſich zum Abſchied vor dem Notar und ſeiner Frau und ging, innerlich wüthend, daß er ſich dieſem Auftritt ausgeſetzt hatte.

Kaum war die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen, als Zenobia ihren Gatten interpellirte.

Nun wahrhaftig, jetzt möchte ich doch wiſſen, warum du dem Oberſt keine Antwort gabſt, als er ſo unverſchämt war, dich zum Vermittler bei der Familie Beaulieu zu wollen!

Der Tauſend, liebes Kind, erwiderte Germanet mit einem ſehr diplomatiſchen Lächeln, ich habe Alles gethan, was ich meiner Freundſchaft für Albingen ſchuldig war. Jetzt handelt es ſich darum, einen andern Clienten nicht allzuſehr aufzubringen.

Alſo würdeſt du vorkommenden Falls den Intereſſen dieſes Menſchen dienen?

Germanet zuckte die Achſeln.

Habe ich ein anderes Intereſſe, als mein Geſchäft?

Zenobie war augenſcheinlich überzeugt. Sie erkannte an ihrem Gatten oft plötzlich die tiefe Weisheit eines Talleyrand.

Große Trauer herrſchte in der Familie Albingen, als der Notar am andern Morgen von dem bedauerlichen Erfolg ſeiner Vorſtellungen Bericht erſtattete. Lucie war, vermuthlich ganz zufällig, anweſend. Sie ſchien lebhaft bewegt und erklärte mit einer an ihr ganz ungewohnten Wärme, ſie wolle ſich für den Sieg verbürgen, wenn man keinen Fuß breit nachgebe und von den Bitten zu Drohungen und offenen Feindſeligkeiten übergehe.

Was hatte ſie vor? Hoffte ſie, all dieſe Drahtpuppen ſo vollſtändig in der Hand zu haben, um ſie ſchließlich noch als Werkzeuge zu einem ehrgeizigen Zweck zu gebrauchen? Schien ihr die Rache endlich weit genug getrieben, und wollte ſie Arthur von Corval durch das Schreckbild des Prozeſſes zum Einlenken bewegen? Das war ein gewagtes Mittel. Oder dachte ſie, die Angelegenheit ſo rettungslos zu verwirren, daß die Wage ſich ſchließlich ganz auf ihre Seite neigen mußte; wollte ſie zugleich mit Clara's Glück ihre eigene Liebe opfern und den Grafen Arthur Sigismund von Corval heirathen?

Das hieß doch eine allzu ſtarke Blindheit der Familie Albingen vorausſetzen. Man möchte wohl ſchwerlich entziffern können, was in dieſer verhüllten Seele vorging, die ihre Schachpartie ſo ſicher von oben herab regierte.

Vielleicht wollte Lucie einfach jede andere Entwicklung, als die nach ihrem Kopf, unmöglich machen, und es ſchienen ihr die Karten noch nicht ſo weit verwirrt, daß es ſie nicht intereſſiren konnte, die Partie aufzunehmen und glorreich zu beendigen. Wie dem auch ſein mochte, ſie ſprach ihre Anſichten mit einer ſo einfachen, richtigen und überzeugten Art aus, daß Alle ihr zuhörten, wie einer kleinen Prophetin. Es wurde alſo einſtimmig beſchloſſen, dem Grafen bis aufs Aeußerſte zuzuſetzen. Der Treuloſe ſollte von dem jammervollen Schatten ſeiner aufgelöſ'ten Verlobung verfolgt werden und der wieder aufgenommene Erbſchafts-Prozeß dabei als Fackel dienen. Der Notar verſprach die betreffenden Acten.

Ich übernehme die Sorge für den Advocaten, ſagte Lucie, als ihre Meinung die allgemeine Anerkennung gefunden hatte.

Bravo! rief Papa Albingen. Da muß unſere Vertheidigung wohl beredt genug ausfallen!

Das Honorar werde ich dann gleichfalls auf mich nehmen, lächelte Lucie.

O, ich kann dir nie genug danken, rief Clara. Eine Kokette an deiner Stelle hätte mich zu Grunde gerichtet und du retteſt mich!

Lucie flüſterte ihr ins Ohr:

Ich fühle ja vollſtändig mit, was du leideſt. Glaubſt du, ich würde es ruhiger ertragen, wenn ich mein Hämmelchen verlieren ſollte?

## V.

## Gewiſſensbiſſe eines Engels.

Wir haben bis jetzt kaum von Herrn Julius Hammel, Fräulein von Beaulieu's Bräutigam, geſprochen. Er war ein ernſthafter junger Mann, blaß und mager von angeſtrengtem Studium und übermäßiger wiſſenſchaftlicher Arbeit, aber innerlich von einem rieſenhaften Ehrgeiz beſeelt. Er wollte Auszeichnung und Ruhm erwerben um Luciens willen, die er mit aller Glut einer erſten und einzigen Liebe umfaßte. Die Armuth hatte ihn rein erhalten und die Leidenſchaft ſein religiöſes Gefühl erweckt. Er erwartete, ohne den Wunſch nach Beſchleunigung zu wagen, den erſehnten Tag, der ihn mit dem Engel ſeiner Träume auf immer vereinigen ſollte. Lucie täuſchte ſich nicht, wenn ſie ſich ſo geliebt fühlte, wie eine Frau es ſelten iſt, obgleich alle es zu ſein glauben. Dieſer Triumph erfüllte ſie aber auch mit einer himmliſchen Glückſeligkeit, und ſie gab ſich ganz im Stillen noch viel kühneren Träumen hin, als ihr Verlobter. Die blaſſe Stirn des jungen Mannes verrieth Geiſt und Charakterfeſtigkeit, und durch die großen melancholiſchen Augen konnte man leicht in ſeine Seele blicken. Er gehörte zu den hochſinnigen Idealiſten, welche an die Ehrlichkeit des Wortes, an die Heiligkeit eines gegebenen Verſprechens glauben, und theilte mit der Mehrzahl von dieſen das Schickſal, gelegentlich von den Dummköpfen übervortheilt zu werden, ohne ſich doch jemals entſchließen zu können, ſie zu haſſen, ſtatt ſie zu bemitleiden. Sein beſcheidenes Heldenthum gehörte der geiſtigen Ritterſchaft an, wie ſie in unſerer Zeit edler und reiner beſteht, als die alte Kriegs-Ariſtokratie. Aber Talent und ein unbeſtechliches Gewiſſen ſind nicht immer die günſtigſten Bedingungen zum Vorwärtskommen, und Julius Hammel mußte ſich in der That bedeutend mehr anſtrengen, als ein mittelmäßiger Kopf.

Meiſter Germanet, der viel von ihm hielt und ihn vermöge ſeiner eigenen ehrlichen Natur verſtand und ſchätzte, wenn auch zugleich bedauerte, ließ ihn kommen, erzählte ihm kurz die Treuloſigkeit des Oberſten, indem er aber Alles verſchwieg, was auf Lucien Bezug hatte, und ihm zum Schluß das Actenbündel übergab. Julius ging die einzelnen Stücke eifrig durch, bildete ſich daraus ſeine Anſicht, die glücklicherweiſe ganz von ſelbſt günſtig für die Familie Albingen ausfiel, und erſchien eines Abends mit den Acten unter dem Arm bei Clara's Eltern, um ſich mit ihnen wegen der beſonderen Wendung des Prozeſſes zu beſprechen. Herr Germanet war auch anweſend, er hörte mit Kennermiene der warmen Auseinanderſetzung des jungen Advocaten zu, nickte zuſtimmend mit dem Kopfe und klopfte ihm auf die Schulter. Bravo! rief er dann, bei dieſer Rede wollen wir die Zuhörer machen, vorausgeſetzt, daß der Oberſt nicht in ſich geht und nachgiebt.

Ach, lieber Germanet, ſagte der Millionär Albingen ſehr niedergeſchlagen, mir liegt wenig daran, ob ich den Prozeß gewinne. Wenn ich meine Tochter glücklich ſähe, ließe ich die Erbſchaft gerne fahren!

Julius betrachtete Clara mitleidig gerührt. Ihm, dem Liebenden, der jede Nacht für ſeine Braut betete, waren die Qualen ihres reinen Herzens verſtändlich.

O mein Fräulein, ſagte er mit liebenswürdiger

Anmuth, ſollte es denn möglich ſein, Sie zu vergeſſen, wenn man Sie einmal geliebt hat?

Ach, mein Herr, erwiderte ſie naiv, muß man mir denn nicht Lucie vorziehen, wenn man ſie auch nur ein einziges Mal ſieht?

Wie? Was wollen Sie damit ſagen? ſtotterte Julius, von einem plötzlichen Schauer ergriffen.

Germanet huſtete, um Clara aufmerkſam zu machen, ſie achtete nicht darauf, wohl aber bemerkte Hammel die telegraphiſche Mittheilung. Er wandte ſich raſch nach dem Notar um; dieſer ſtand roth und verlegen ausſehend da.

Ja, wiſſen Sie denn nicht, daß Sie zugleich Ihr eigenes Glück vertheidigen? fuhr Clara fort, daß der Graf von Corval mir nur untreu wird, weil er Ihre Braut liebt?

Julius erblaßte, eine eiſerne Hand preßte ihm das Herz zuſammen, die Blätter entfielen ſeiner Hand.

Lucie! ſtammelte er unwillkürlich. Seine brennende Herzensangſt trat damit auf die zitternden Lippen.

O, Lucie iſt ein Engel, rief Clara heftig, indem ſie den entſchiedenſten Ausdruck für die Heiligkeit ihrer Freundin wählte. Lucie iſt ein Engel, aber der Oberſt will ſie heirathen!

Germanet zuckte die Achſeln, wie ein Mann, der mit Bedauern die koſtbare Zeit in müßigem Geſchwätz vergeuden ſieht, während Herr von Albingen wie der Vertraute in der Tragödie dabeiſtand, der an der

Handlung nur durch gelegentliche Erwiderungen Theil nimmt.

Es gelang Julius raſch, ſeiner heftigen Erregung Meiſter zu werden. Seine Wangen rötheten ſich wieder, er legte die Actenbündel vor ſeine Clienten hin und ſagte:

Was haben Sie gethan, meine Herren? Warum bin ich nicht in Kenntniß geſetzt worden? Glauben Sie denn, daß ich geſonnen wäre, mir auf dieſe Weiſe meine Braut zu erkämpfen? Er ſprach dieſe letzten Worte mit dem ſtolzen Blick und der heroiſchen Kopfbewegung eines Tancred. Germanet ſah im Geiſt ſchon eine Klinge in ſeiner Rechten blitzen.

Aber lieber Freund . . . wollte der Notar begütigen.

Aber, mein Herr, Sie entehren mich in meinem Berufe! erwiderte Julius feſt. Ich würde zum Gelächter des Gerichtshofs geworden ſein. Mir Luciens Beſitz durch einen Richterſpruch zuerkennen laſſen! Welche Abſcheulichkeit! Adieu, meine Herren! Seien Sie unbeſorgt, Herr von Albingen, Sie finden ohne Schwierigkeit einen andern Advocaten für Ihren Prozeß; er kann nicht verloren gehen. Sie aber, mein Fräulein, können ſich getroſt darauf verlaſſen: ſo lange ich lebe, das ſchwöre ich Ihnen, wird Herr von Corval Fräulein von Beaulieu nicht heirathen!

Und Julius entfernte ſich mit ernſtem Gruß.

Da haben Sie ein Meiſterſtück gemacht! rief Germanet Clara zu, als die Thür ſich kaum geſchloſſen hatte. Der arme Junge geht jetzt hin und läßt ſich von dem Oberſten todtſchießen!

Glauben Sie wirklich? ſtieß Clara mit unverſtelltem Entſetzen heraus.

Ja wohl, das ſtand in ſeinen großen Augen deutlich genug geſchrieben. Aber ich will zum Oberſten, damit der wenigſtens Vernunft annimmt.

Und ich ſchreibe an Lucie.

Eine halbe Stunde ſpäter, als Lucie in einem Winkelchen ihres elterlichen Salons ſaß und mit der Sicherheit eines Künſtlers, der den Wahrſpruch der Jury im Voraus kennt, ſich in ſüßen Träumen wiegte, erhielt ſie das Billet. Es war dunkel im Zimmer, denn draußen brach ſchon die Nacht herein. Bis Licht gebracht wurde, wendete Lucie das Billet zwiſchen ihren Fingern hin und her, indem ſie boshaft überlegte, was ihre Freundin jetzt noch von ihr wollen könne. Da kam die Lampe, ſie erbrach raſch das Couvert und las begierig, raſcher noch mit dem Herzen, als mit den Augen, die folgenden Zeilen:

„Liebſte Freundin!

Soeben verläßt uns Herr Julius, er will den Oberſten fordern. Meine Unbeſonnenheit hat ihm verrathen, daß dieſer ſein Nebenbuhler iſt. Bitte ihn! noch iſt es Zeit.“

Lucie ſchrie laut auf und ſtürzte ohnmächtig zur Erde. Clara hatte ſich, ohne zu wollen oder zu ahnen, mit einem einzigen Federzug gerächt.

Als Lucie wieder zu ſich kam, weinte ſie die heißeſten, aufrichtigſten Thränen. Sie ſah mit Entſetzen das über ſie hereingebrochene Gericht und erkannte, wie ein höherer Wille ſie hier in ihren eigenen Schlingen gefangen hatte. Was nun beginnen? Julius natürlich um jeden Preis retten. Aber wie? Ihre gewohnte angenommene Züchtigkeit von ſich werfen, die lügneriſchen Schleier zerreißen, die ihre Seele verdeckten und ein toll verliebtes Mädchen wie eine undurchdringliche Iſis erſcheinen ließen; zu ihm hinlaufen, in ſeine Arme ſtürzen und unaufhörlich rufen: Ich liebe dich! ich liebe nur dich! — ihn zurückhalten, bewachen, einſchließen? Und den Oberſten, wenn er ſich zu zeigen wagte, mit Schmähworten und Verachtung hinaustreiben? Das waren ihre erſten unwillkürlichen Regungen. Aber konnte ſie das wagen? Ließen ſich ſolche Vorſätze ausführen? Unſere geſellſchaftlichen Gewohnheiten ſind in vielen Fällen wie Mauern, an welchen auch ein ſtarker Wille zerſchellen muß. Wie ſollte es möglich ſein, ſich allein in der Nacht zu ihrem Bräutigam zu begeben? Sollte ſie, die bisher unnahbar als Madonna in ihrem Heiligthum thronte und gnädig die zu ihren Füßen niedergelegten Blumenſpenden annahm, jetzt plötzlich aus der Rolle fallen und ſich wie ein gewöhnliches liebendes Weib compromittiren? Sich compromittiren! Das war ein ſehr ſchmerzlicher Punkt, und Koketterie und Leidenſchaft ſtritten einen harten Kampf darum.

O wie bereute ſie jetzt die kühle Ruhe, die ſie mit ſo viel Kunſt und Berechnung zur Schau getragen hatte! Aber, mochte kommen, was wollte, mochte ſie entlarvt, verſpottet, verleumdet werden — einerlei, wenn ſie nur Julius retten konnte, wenn ihr nur der entſetzliche Oberſt den ſchönen, zärtlichen Geliebten nicht in einen kalten Leichnam verwandelte! Sie ging haſtig im Salon auf und nieder, wie vom Fieber geſchüttelt, ihr Athem flog, ſie biß in die Fäuſte und zerriß ihr Taſchentuch, aber all dies ſchweigend, Furcht und Entſetzen in ſich verarbeitend, nur von Zeit zu Zeit kam ein abgeſtoßener Laut oder ein halb erſtickter Seufzer über ihre Lippen. Alle Fragen der erſtaunten und erſchrockenen Mutter waren umſonſt.

Da erſchien inmitten dieſer Qualen Herr Germanet. Luciens Kniee zitterten ſo, daß ſie nicht wagte ihm entgegenzugehen, doch nahm ſie ſich gewaltſam zuſammen und verbeugte ſich gegen ihn.

Ich komme von dem Oberſten, ſagte der gute Notar ſo ſchnell als möglich — er hat mir ſein Ehrenwort gegeben, ſich ruhig zu verhalten und Herrn Hammel nicht zu antworten, bis Sie ihm die Ehre einer Unterredung erzeigt haben werden.

Eine Unterredung? Was kann er von mir wollen?

Der Tauſend! ſagte Germanet, der nicht gleich wußte, wie er die etwas komiſche Neuigkeit mit den ernſt-

„Ich möcht' auch wiſſen, wie? Nein, das kann gar nicht ſeyn. Und dann hat ſie mir geſagt, ich habe ein Muttermal am Knie; das ſey ein Glückszeichen. Jetzt, woher kann ſie das wiſſen?“

„Ja, ja, das iſt freilich furios. Wie, und was hat ſie Euch ſonſt noch prophezeiht?“

„Ja, ſie hat geſagt, ich werde heut Abend mit meinem beſten Freund zuſammentreffen. Jetzt, das iſt mir ganz wunderlich, denn ich hab' nur einen in der Welt, und der iſt weit weg.“

„Gut, wenn das eintrifft mit dem Freund, dann will ich ihr glauben; trifft's aber nicht ein, ſo iſt all' ihr Sach' nichts, als gerathen. Aber, was habt Ihr für das Dings zahlen müſſen? einen Shilling? oder hat ſie Euch die Taſchen ganz geleert?“

„Das iſt mir auch ſo wunderlich: ſie hat gar nichts genommen. Ich bot's ihr zwei, drei Mal an, aber ſie nahm's nicht, und ſagte, ſie wolle kein Geld, ihre Gaben könne man nicht kaufen.“

„Das iſt doch kurios. — Hört ihr, was der junge Mann da ſagt?“ rief Melchier den Andern zu, welche jedes Wort verſchlungen hatten.

„Ja“, erwiederte einer. „Was iſt's denn für eine Perſon?“

„Die Zigeunerkönigin, hab' ich gehört. So ein wundervolles Weibsbild hab' ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen. Die guckt einen durch und durch. Ich begegnete ihr auf der Gemeindewieſe, und wie ſie an mir vorüberkam, ließ ſie ihr Schnupftuch fallen. Ich lief ihr nach, und bracht's ihr, da dankte ſie mir, und ſagte: laß mich deine Hand ſehen Hier ſind ſtarke Linien, du wirſt glücklich werden. Außerdem ſagte ſie mir noch viel Anderes, und wünſchte mir Gottes Segen.“

„Wenn ſie das gethan hat, ſo kann ſie nichts mit dem Teufel gemein haben,“ bemerkte Melchior.

„Sehr kurios! — ganz ſonderbar! — nimmt kein Geld! — Zigeunerkönigin!“ — tönte es von allen Seiten.

Die Wirthin und das Schenkmädchen lauſchten mit ſtummer haften Gemüthsbewegungen des Augenblicks in Einklang bringen ſollte: er will Ihnen ſeine Erklärung machen und um Ihre Hand bitten.

Ihrer Aufregung zum Trotz mußte Lucie lächeln; die Kokette fühlte ſich wieder, es kamen einige Triumphſtrahlen unter ihren Augenwimpern zum Vorſchein. Dann erwiderte ſie mit ihrer gewöhnlichen Majeſtät:

Herr Germanet, wollen Sie dem Oberſten ſagen, daß ihn meine Mutter morgen Vormittag erwartet. Aber benachrichtigen Sie auch Clara und ihre Eltern, daß dieſe ſich ſchon früher hier einfinden, und jedenfalls vergeſſen Sie ſelbſt nicht zu erſcheinen!

Germanet empfahl ſich vergnügt, denn er witterte mehr als einen Heirathscontract, und eilte zu Albingens, ſeinen Auftrag zu beſtellen.

Lucie, ſchon etwas getröſteter, ſchrieb an Julius. Kommen Sie dieſen Abend, zu welcher Stunde es auch ſein mag, ich muß Sie ſprechen. Es handelt ſich um Ihr Glück und mein Leben!

Sie ſchickte das Billet weg und überlegte nun, während ſie ihren Bräutigam erwartete, die Löſung des Knotens, den ſie ſo künſtlich geſchürzt hatte.

Aber ſeit Germanet's Beſuch waren zwei Stunden vergangen, und Julius erſchien noch immer nicht. Lucie verfiel aufs Neue ihren Angſt- und Schreckensqualen, ſie wartete wie im Fieber, es ſchlug elf Uhr, dann Mitternacht, und Niemand kam. Was ſollte dies bedeuten? Warum kam er nicht? War er beleidigt, oder hielt er ſie für ſtrafbar? Sie war in ihr Zimmer gegangen und horchte dort angeſtrengt auf das leiſeſte Geräuſch; jedes Wagenrollen ſetzte ihr Herz in ſtürmiſche Bewegung. An Schlafengehen dachte ſie nicht, ſie wartete weiter und zählte die Minuten.

O mein Gott, ſprach ſie leiſe vor ſich hin, das iſt deine Strafe. Ich wollte mit dem Glück meiner Freundin ſpielen, und nun ſtürzt vielleicht das meinige zuſammen. Armer Julius! Warum mußte ich dich in dieſe Komödie hineinbringen. Wenn der Oberſt nicht Wort hielte, wenn es nur eine Erfindung wäre, um Ort und Stunde des Duells zu verbergen! Kann man ſich nicht auch bei Nacht, bei Fackellicht duelliren? Und Julius iſt vielleicht ſchon verwundet, vielleicht todt! Was könnte ihn ſonſt am Kommen verhindern?

Lucie fühlte die heftigſte Verſuchung, hinauszulaufen, ihn zu ſuchen und mit ſich fortzunehmen, ihn in ihr Zimmer einzuſchließen und darin mit allen Mitteln feſtzuhalten.

In dieſer einen entſetzlichen Nacht vergoß ſie eben ſo viele Thränen, als Clara im Laufe des letzten Monats geweint hatte. Sie betete inbrünſtig, und zwar diesmal nicht mehr mit den Lippen, ſondern aus tiefſtem Herzen, indem ſie die Hände erhob und ſich vor dem Crucifix an der Wand niederwarf. Bald rief ſie Gott mit lauter Stimme an und wand ſich verzweiflungsvoll am Boden, bald ſprang ſie wieder auf und horchte zum Fenſter hinaus. So ging dieſe Leidensnacht herum.

Endlich gegen Morgen ſank es wie Blei auf ihre

Augenlider, und ein paar Stunden Bewußtloſigkeit überkamen ſie, aber nur um ihr in einem furchtbaren Traume Clara zu zeigen, die ſich haßerfüllt über Julius' Leichnam beugte und ihr zurief:

Du haſt mir des Grafen Herz geſtohlen, ich habe das deines Advocaten durchbohren laſſen, jetzt ſind wir quitt!

Man weckte ſie, um ihr zu ſagen, Herr Julius Hammel erwarte ſie im Salon. Bei dieſer Nachricht ging ein Freudenſchein über ihr Geſicht. Sie kleidete ſich raſch an und warf noch, ehe ſie hinunter ging, einen Blick in den Spiegel, um ſich zu überzeugen, daß ſie wieder ganz das beſcheidene Mädchen war, das Clara einen Engel nannte. So ſtieg ſie langſam und würdevoll die Treppe hinab, ihrer ſelbſt und ihrer Zukunft wieder ſicher, während die Gewiſſensbiſſe mit den Schrecken der Nacht mehr und mehr erloſchen.

Julius ſah ſehr blaß aus. Er entſchuldigte ſein Ausbleiben, er hatte die Nacht bei einem Freunde zugebracht und ſo das Billet erſt am Morgen beim Nachhauſekommen gefunden.

Lucie verſtand den Schmerz ſeiner edlen Seele und bereute bitter, ihn mit ins Spiel gezogen zu haben. Offenbar war er zum Kampf auf Tod und Leben entſchloſſen und hatte der Gegenwart und Theilnahme eines treuen Freundes für ſeine Waffenwacht bedurft. Lucie war auf dieſe Nacht und dieſen Freund eiferſüchtig. Sie ſah tief in die ſchönen Augen ihres Verlobten und ſagte halb ſcherzend, doch mit inniger Zärtlichkeit zu ihm:

Was machen Sie für Streiche, Herr Julius? Wollen Sie denn mit Gewalt die Männer meiner Freundinnen umbringen?

Mein Fräulein —! ſtammelte Julius und hätte ſich beinahe der heiligen Jungfrau zu Füßen geworfen.

Hören Sie, lieber Freund, ſagte Lucie, indem ſie ihm die Hand reichte, ich hätte Ihnen die Urſache von Clara's Kummer nicht ſo lange verſchweigen ſollen, aber wenn ich auch die Discretion zu weit trieb, durften Sie deßhalb doch nicht an mir zweifeln.

Ich an Ihnen zweifeln! Nie habe ich das gethan!

Und warum wollen Sie ſich dann ſchlagen?

Julius antwortete nicht. Lucie erzählte ihm nun unbefangen mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit alles Vorgefallene. Ihre Reden fielen wie lindernder Schnee auf die Glut ſeines Herzens. Eine Stunde ſpäter kamen Clara, ihr Vater und Herr Germanet.

Ich erwarte den Oberſten, ſagte Lucie mit der einfachen Hoheit, wie etwa die heilige Genovefa geſagt haben mag: „Ich erwarte Attila!" Ich denke, er wird Vernunft annehmen. Deine ſchönen Augen ſollen nicht mehr um ihn weinen! — dabei umarmte ſie ihre Freundin — und ebenſowenig darf er mir meinen Mann todtſchießen. Hier nickte ſie Julius zu.

Nun, mein Fräulein, machen Sie, daß ich meine zwei Contracte nicht umſonſt aufgeſetzt habe, ſcherzte Herr Germanet.

Herzlich gern, verſetzte Lucie, aber verſprechen Sie mir dagegen, meinem Advocaten künftig keine Prozeſſe mehr zu verſchaffen.

Im Gegentheil, ich verſpreche ihm alle diejenigen, welche Sie nicht ſelbſt verfechten wollen, ſagte Zenobiens Gatte ſehr galant.

Da kommt der Graf! rief Herr von Albingen vom Fenſter her.

Alſo verſchwinden Sie Alle auf mein Gebot! beſchwor die Zauberin Lucie mit komiſchem Ernſt; das Horchen an der Thüre iſt übrigens geſtattet.

Alle gingen ins Nebenzimmer, um den Ausgang der Verhandlung zu erwarten, und wir brauchen wohl nicht ausdrücklich zu berichten, daß Jeder ſich beſtrebte, nach Kräften zu horchen. Unſere Geſchichte ſchließt, wie ſie begann, mit einer Theater-Intrigue. Daran ſind wir indeſſen unſchuldig, es kommt dies vom Einfluß unſeres Helden her.

Der Oberſt hatte ſich ſo unwiderſtehlich wie möglich gemacht; der Schnurrbart war friſch gekräuſelt, Rock und Handſchuhe ſaßen tadellos, und um die Lippen ſpielte ſein gewinnendſtes Lächeln. Lucie ſeufzte bei ſeinem Anblick wahrhaft erleichtert auf. Seit ihrer ausgeſtandenen Angſt fand ſie die Komödie plötzlich langweilig und wünſchte ungeduldig die Löſung herbei. Aber äußerlich wollte ſie bis zum Schluſſe ihre Haltung bewahren, ja, ſich zu guter Letzt wo möglich noch ſelbſt übertreffen. So begrüßte ſie denn Arthur von mindeſtens dreihundert Fuß Wolkenhöhe herunter und deutete auf einen Fauteuil. Sie fand es indeſſen doch angemeſſen, ihm die Zunge zu löſen, und begann:

Ich habe meine Mutter gebeten, Sie allein ſprechen zu dürfen, Herr Graf, und ſie hat es mir erlaubt. Ich wußte voraus, daß dieſe Unterredung Hoffnungen zerſtören müſſe, die ich nicht erregt habe, aber ich begreife, daß ſogar meine Gegenwart ſchon zuviel iſt für die Verlegenheit, welche jede abweiſende Antwort dem erregt, der ſie erhält.

Sie lächelte ſanft bei dieſen letzten Worten und beobachtete verſtohlen die Wirkung dieſer unumwundenen Anrede. Der Oberſt hielt ſich tapfer, er wußte aus Erfahrung, daß die Schlüſſel der feindlichen Feſtung nicht ohne einige Nöthigung ausgeliefert werden. Alſo traf er ſeine Anſtalten zur regelrechten Belagerung und eröffnete raſch die Tranchée.

Lucie ließ ihn ausreden, aber je ausführlicher und dringender er ſprach, je mehr Wärme er entwickelte, deſto kühler und hochmüthiger wurde ihre Haltung, als fühle ſie ſich durch eine ſolche gegen ihren Willen eingeflößte Leidenſchaft beleidigt. Der Oberſt machte es nicht wie der antike Redner, der ſeine Bruſt aufriß und ſeine Wunden befühlen ließ, ſondern er ſank auf ein Knie und richtete den ſchmachtendſten Blick, der je aus einem Huſarenauge kam, nach der Zimmerdecke hinauf.

Lucie ließ ihn einige Augenblicke in dieſer Stellung, um ihren Triumph vollſtändig zu machen, dann antwortete ſie ihm. Die Rede floß ihr langſam und einförmig, wie ein ſüßer, kalter Sorbet, von den Lippen. Erſt dankte ſie dem Oberſten für ſeine Liebe und das Anerbieten ſeines Namens und ſeiner Hand. Dann kam ſie mit einem plötzlichen Uebergang auf Clara zu ſprechen, verglich ſich mit ihr und pries mit immer größerer Wärme deren Schönheit und Liebenswürdigkeit; ſie verwickelte den Oberſten in ein wahres Labyrinth von künſtlich verſchlungenen Phraſen, appellirte an ſeine Redlichkeit, an ſeine verirrte, aber nicht verlorene Liebe, bewies ihm, daß er ſich durch dieſen Bruch entehren würde — und faßte ihn bei der gekränkten Eitelkeit, beim Ehrgeiz und bei der Vernunft. Endlich, nach dreiviertel Stunden, hatte das geniale Mädchen den unglücklichen Eroberer geſchlagen, entwaffnet, gebunden und geknebelt, ſo daß er zu der Einſicht gelangte, daß er ſich vor der Lächerlichkeit nur retten könne, wenn er Clara heirathe, die ihn liebe und ſeiner würdig ſei.

Sie war wirklich großartig und hinreißend in ihrer Begeiſterung. Der Oberſt, beſtürzt und über ſich ſelbſt im Unklaren, fühlte ſich überredet, wenn auch nicht überzeugt; er zog ſich übrigens ſo gut als möglich aus der Sache, bat, das Vorgefallene zu vergeſſen, und verſprach, ſich Clara's Verzeihung zu holen. Dann ging er wie im Opiumrauſch und noch ganz von Lucie bezaubert, obgleich er ſich bereits innerlich ſagte (ſo geſchwind tröſtet die Eitelkeit), daß bei alledem Clara nicht der ſchlechteſte Erſatz ſei und man bei ihr wenigſtens keine ſo unglaubliche Kälte zu überwinden habe, wie bei Fräulein von Beaulieu, die möglicherweiſe am Ende für einen Mann ſehr läſtig werden könne.

Lucie ſandte dem Weggehenden einen ſpöttiſchen Blick voll unermeßlicher Verachtung nach, in welchem deutlich geſchrieben ſtand:

Und das nennt man nun einen Mann! — Kaum hatte ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, als die gegenüberliegende aufflog und Clara in Luciens Arme ſtürzte.

Du biſt mein rettender Engel! Dank, tauſend Dank!

Germanet und Herr von Albingen machten den Chor; Julius ſagte nichts, ſeine Zeit war noch nicht da.

Als der freudeſtrahlende Herr von Albingen ſeine Tochter heimführen wollte, hielt Lucie ſie noch einen Augenblick zurück und flüſterte ihr ins Ohr:

Es iſt kein Verdienſt von mir, daß ich dir den Oberſten zurückgab, ich liebe ihn nicht und könnte ihn niemals lieben. Dazu müßte er beſtändiger ſein. Aber manche Andere hätte ſich vielleicht die Gelegenheit zur Rache nicht entgehen laſſen. Erinnerſt du dich des Ballabends, wo du ſo herausfordernd warſt, als könnteſt du Alle mit deiner Heirath demüthigen? Ich habe es dir verziehen, weil ich dich wirklich liebe, aber eine Andere hätte vielleicht ihr Glück aufgegeben, um deinen Hochmuth zu ſtrafen.

Clara ſah ihrer Freundin ſtarr in die Augen. Aber es war die alte beſcheidene Lucie, deren Seele keiner Berechnung oder Intrigue fähig war, und ihre Worte enthielten einen wohlmeinenden Rath, nicht ein Geſtändniß. Clara küßte ſie überſtrömend zärtlich:

Ich will beſcheiden werden, lieber Engel, und du ſollſt für deine Güte und Hingebung tauſendmal geſegnet ſein.

Als Alle gegangen waren, kniete Julius auf derſelben Stelle, wie vorhin der Oberſt, nieder und küßte mit Thränen in den Augen Luciens Hand.

Ja, ſie haben Recht, ſprach er leiſe. Sie ſind wirklich ein Engel!

Lucie fuhr zuſammen wie von einem Biß. O, Sie dürfen mich nicht ſo nennen! ſagte ſie erbleichend. Laſſen Sie dies Wort den Andern. Ich bin nur ein Mädchen, das Sie innig liebt und Ihnen eine treue Frau ſein wird.

Die beſſere Hälfte ihres Herzens ſchämte ſich ihrer Lüge und Koketterie. Sie fing an, ihre Engelsflügel zu bereuen, und für Julius wenigſtens wollte ſie feſt auf der Erde ſtehen.

Am andern Morgen kam ein überglücklicher Brief voll zärtlichen Geplauders von Clara, die auf vier Seiten ihre Ausſöhnung mit dem Oberſten beſchrieb. Das Nadelbüchschen lag bei.

Lucie ſteckte es lachend in ihre Arbeitsſchachtel und ſagte: Wenn er mir nur keine Nadel daraus geſtohlen hat!

Kurz darauf fand die Vermählungsfeier des Grafen von Corval mit Fräulein von Albingen Statt. Die Braut trug Spitzen im Werth von zehntauſend Francs, der Oberſt hatte alle ſeine Orden angelegt. Der Miniſter wohnte der Ceremonie bei. Als der Brautzug an Lucie vorüber kam, die mit Julius Hammel unter der Menge kniete, ſah ſie all dieſen Pomp und Glanz mit verächtlichem Lächeln an und dachte im Stillen:

Das Alles hätte ich haben können, ich brauchte nur die Hand darnach auszuſtrecken. Aber ich wollte nicht, ich habe die Liebe, wenn auch in Begleitung von Armuth und Sorge, vorgezogen.

Und in ihren Augen, die ſich nach oben wandten, glänzte eine Thräne, nicht der Reue, ſondern der reinen Freude.

Julius neigte ſich zu ihr.

Was iſt Ihnen?

Ich denke daran, daß Gott uns in acht Tagen ebenfalls ſegnen wird.

Und wirklich wohnte acht Tage ſpäter das junge gräfliche Ehepaar, ſtrahlend vor Glück und Liebesſeligkeit, der ehelichen Einſegnung von Julius Hammel und Lucie von Beaulieu bei. Der Altar war einfach geſchmückt. Die Braut hatte ſich ganz in ihren Schleier gehüllt, aber Jedermann bewunderte ihre züchtige Grazie und andächtige Haltung.

Unſere Erzählung kann hier ſchließen, denn Jeder wird leicht einſehen, daß mit einem Charakter wie Lucie keine vollſtändige Löſung möglich iſt. Wir begnügen

Verwunderung: da kam, verabredetermaßen, Niemand anderes herein, als Meiſter Timothy. Ich that, als ſähe ich ihn nicht, er aber ging auf mich zu, ergriff meine Hand, ſchüttelte ſie, und ſchien ganz entzückt; „Wilſon!“ rief er, „haſt Du Deinen Smith vergeſſen?“

„Smith!“ rief ich, und ſah ihn erſchüttert an. „Ja, Du biſt's! Wie kommſt du hieher?“

„Ich verließ Dublin vor drei Tagen; wie ich aber in dieſes Haus komme, das iſt eine der wunderlichſten Sachen, die mir jemals widerfahren ſind. Ich ging über die Gemeindewieſe, da begegnete mir ein großes ſchönes Weib, ſah mich an und ſagte: ‚Junger Mann, wenn Du in's dritte Wirthshaus gehſt, an dem Du vorüberkommſt, ſo findeſt Du einen alten Freund, der Dich erwartet‘. Ich meinte, ſie wolle mich für'n Narren haben, da es aber ganz einerlei war, wo ich meine Nachtherberge nahm, ſo dacht' ich, ich wolle dem Spaß den Lauf laſſen, und ihren Worten folgen.“

„Wie ſonderbar!“ rief Melchior, „und ihm hat ſie daſſelbe geſagt, nämlich daß er einen Freund treffen werde.“

„Seltſam! — ganz ſeltſam! — wunderbar — erſtaunlich!“ — ertönte es von allen Ecken und Enden, und der Ruf der Zigeunerin war gemacht.

Timothy und ich ſetzten uns zuſammen, und plauderten als alte Freunde, während Melchior von einem Tiſch zum andern ging, um die wundervollen Begebenheiten zu erzählen. So trieben wir's bis nach Mitternacht, worauf wir uns, als Reiſende, Betten im Wirthshauſe geben ließen.

Die Geſchichte, die wir dieſen Abend in Umlauf gebracht hatten, zog manche Leute hinaus, um Nattie zu ſehen; ſie gab ſich aber die Miene, als ob ſie ihrer nicht achtete, und wenn Jemand ſie bat, ihm wahrzuſagen, ſo winkte ſie ihn mit der Hand hinweg. Melchior erreichte hierdurch ſeine Abſicht vollkommen; da aber nun die Operationen geändert werden mußten, ſo ſtellte ſich Timothy, der nebſt mir im Wirthshauſe blieb, auf einen ſehr vertrauten Fuß uns alſo, nur noch hinzuzufügen, daß am Hochzeitabend, als die jungen Gatten endlich allein und ſich ſelbſt überlaſſen waren, Lucie einmal in ihrem Leben die Wonne koſten wollte, ganz aufrichtig zu ſein. Sie warf ſich ihrem Gatten um den Hals, drückte ihn heftig an ſich und ſagte:

Mein heißgeliebter Julius, ſei ſtolz und muthig! Du ſollſt groß und berühmt werden, weil ich es will, weil ich dich unendlich liebe! Ich helfe dir dazu, ich will dir rathen. Es iſt nicht ſo ſchwer, die Menſchen durch ihre Intereſſen zu beherrſchen, das habe ich erfahren. Wir wollen die Marionetten gehörig tanzen laſſen, damit du raſch zu Ruhm und Reichthum gelangſt!

Ich verlange nichts von dir, als deine Liebe, verſetzte Julius ganz erſtaunt über dieſe Offenbarung.

Lucie ließ es bei dieſem einzigen Aufblitzen bewenden. Sie nahm wieder ihr verſchleiertes beſcheidenes Weſen an und verbarg auch ferner ihren feſten Willen unter der Engelshülle. Ich weiß nicht, ob ſie jemals wieder in den Fall kam, ſich zu rächen; was ich weiß, iſt nur, daß ſie einige Jahre ſpäter am Arm ihres Mannes zu ſehen war, ſchön und heiter wie immer und faſt zaghaft, ihr wolkenloſes Glück und ihren befriedigten Ehrgeiz vor der Welt zu zeigen.

Julius Hammel iſt, wie ſeine Frau vorhergeſagt hatte, reich und berühmt geworden. Jedermann und er ſelbſt am erſten glaubt, daß er dies ſeiner angeſtrengten Arbeit verdankt, aber ſeine Frau weiß wohl, welcher feſte, geſchickte Wille ihm zur rechten Zeit, ohne daß er es auch nur ahnte, die glücklichen Gedanken eingegeben hatte. Sie verſtand es meiſterhaft, ihm zu helfen, und ohne daß ſein Anſehen oder der eheliche Frieden jemals geſtört wurden, beſiegte ſie hier eine Schwierigkeit durch ihr Lächeln und ſchmolz dort ein Hinderniß mit dem Blick ihrer Augen weg.

Lucie iſt mehrmals Mutter geworden, aber es war, als ob jedes Kind ihr einen neuen jungfräulichen Reiz mitgebracht hätte. Und möchte ſie die fünfzig Danaiden zu Töchtern haben, ſo würde man in ihrer Gegenwart immer noch die heilige Scheu, wie vor der Unſchuld, empfinden. Sie hat ſich den Schleier bewahrt, der den Glanz ihres Hauſes befeſtigt, und hat in ihm auch ferner ihr Genie keuſch verhüllt. Warum ſoll man nicht zugeſtehen, daß dies eine Ausnahme iſt? Ihr Mann iſt durch ſie glücklich und berühmt geworden, aber wenn ſie den Oberſten geheirathet hätte, wäre es möglicherweiſe anders gegangen. Und ſeltſam! In ihren lebhafteſten Herzensergüſſen, wenn ſie die Zärtlichkeit noch ſo weit fortriß, hat ſie niemals ihr Geheimniß ihrem Gatten verrathen; dieſer wird dereinſt ſterben, ohne zu ahnen, daß er eine Kokette zur Frau gehabt hat.

# Zwei Striche.

Von

**Carit Etlar.**

Aus dem Däniſchen

von

* * *

Eines Tages im Juli 1737 kam ein Reiter in ſcharfem Trab durch Engelholm's Hauptſtraße und hielt vor dem Gaſthauſe. Hier klopfte er mit dem Stiele ſeiner Peitſche ans Fenſter und rief den Wirth. Es ſammelte ſich eine Menge Volks um ihn, denn er ſprach laut, während er vom Pferde ſtieg und demſelben durch einen Stalljungen Brot und Waſſer geben ließ. Dann wandte er ſich an den Wirth und verlangte, daß man ihm einen Führer nach Boarp ſchaffen ſolle, aber ſchnell, denn er habe Eile und ſeine Sendung ſei von großer Wichtigkeit. Der Führer ſolle natürlich beritten ſein, und es ſei einerlei, was es koſte.

Die Kleidung des Reiters bezeichnete ihn als den Diener eines vornehmen Herrn. Außerdem trug er eine Silberplatte auf dem linken Arme, auf der ein geſchloſſener Helm mit einer Grafenkrone darüber abgebildet war. Seine beſtaubte Kleidung und das ermattete, ſchnaufende Pferd zeigten, daß er denſelben Tag ſchon eine lange, beſchwerliche Reiſe gemacht hatte. Der Wirth begann nun, ihn nach beſtem Vermögen auszufragen, und der Reiter erzählte in demſelben prahlenden Tone, daß er von Graf Cronhjelm auf Flodſtad mit einem Auftrage an des Grafen Tochter, Baronin Ankarſtjerna, geſandt ſei; der alte Herr ſei plötzlich ſehr krank geworden und verlange, daß die Baronin ſo bald als möglich zu ihm komme. Er verſicherte dem Wirthe, daß er vom frühen Morgen an geritten ſei, ohne ſich ſo viel Zeit zu gönnen, nur das Geringſte zu genießen, und daß er nur geruht habe, wenn das Pferd nicht mehr fort konnte; er wolle auch dabei bleiben, zu hungern und zu durſten, bis er die Baronin gefunden und ſeine Botſchaft ausgerichtet habe. Trotz dieſer feierlichen Verſicherung ließ der Wirth einen gedeckten Tiſch draußen auf die Treppe bringen, holte ſelbſt eine große Flaſche mit Branntwein und forderte den Reiter auf, etwas Stärkendes zu genießen, nur ſo lange, bis das Pferd ſein Futter verzehrt habe und wieder zu Kräften gekommen ſei. Es koſtete nicht viel Ueberredungskünſte, um den fügſamen Diener zu bewegen, ſein Gelübde zu brechen. Da er den Branntwein in dem großen Glaſe perlen ſah, ſchüttelte er erſt mit dem Kopfe und verſicherte, er ſei ein treuer Diener, der das Wohl ſeiner Herrſchaft über alles Andere ſetze, dann lächelte er, nahm das Glas und leerte es auf des kranken Grafen Geſundheit. Nachdem die Verſuchung einmal überwunden war, ging es mit dem zweiten Glaſe beſſer, das dritte ſchenkte er ſich ſelbſt ein und ſetzte ſich draußen vor der Thüre auf die Bank, an die Seite des Wirthes. Nun begann er eine Menge kleiner amüſanter Geſchichten von dem alten Grafen zu erzählen: derſelbe ſei ungeheuer reich und habe unten in ſeinem Keller ganze Kiſten voll Gold- und Silbergeld; doch habe er immer nur einer ſeiner vielen Töchter einen anſtändigen Anzug gegeben, daß ſie ſich zwiſchen andern Leuten ſehen laſſen konnte, die anderen mußten ſich verſteckt halten und ſich helfen, ſo gut ſie konnten. Sobald es ihm geglückt war, die eine Auserwählte verlobt zu haben, putzte er die nächſte, führte ſie in die Welt ein und ſo weiter. Die jüngſte von Graf Cronhjelm's Töchtern hieß Regina Katharina. Jung, hübſch und reich hatte ſie viele Bewerber; unter dieſen wählte ſie Baron Claes Ankarſtjerna, einen Sohn des Freiherrn zu Knutſtrop. Von dieſem Herrn wußte der Reiter beſonders viel zu erzählen. Der Baron war Rittmeiſter bei den Dragonern und lernte die junge Gräfin kennen, während ſie ſich Winters über bei Verwandten in Stockholm aufhielt. Er ſelbſt war nach der Hauptſtadt gekommen, um eine anſehnliche Erbſchaft für ein paar Fräulein Boije, Töchter ſeiner Schweſter, zu erheben. Der Baron war ein fröhlicher, lebensluſtiger Herr, er erhob das Geld und verbrauchte es ſelbſt; das einzige, was ſeine Nichten von der ganzen reichen Erbſchaft erhielten, war ein ſchönes großes Siegel mit ihres Vaters Wappen. Baron Claes führte ein luſtiges Leben in Stockholm, gab ſich für einen reichen Gutsbeſitzer aus Skaane aus, hielt um Fräulein Cronhjelm an und bekam ihr Jawort. Da der alte Graf ſich nähere Auskunft über ſeine Verhältniſſe ausbat, legte er ein nicht ganz echtes

Document ſeines älteren Halbbruders vor, in welchem er als Mitbeſitzer von deſſen ſämmtlichen Beſitzungen dargeſtellt war. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert. Tags darauf bekam er das mütterliche Erbe der jungen Baronin mit 60,000 Mark Silbermünze ausbezahlt und lebte nun eine Zeit lang in Herrlichkeit und Freuden in Stockholm. Da er endlich den Bitten ſeiner Gattin nachgab und nach ſeinen vielen Gütern reiſen wollte, ward ihm, wie es heißt, die Thür von ſeinen zahlreichen Gläubigern verboten und er gezwungen, ihnen Alles, was er ſchuldete, zu bezahlen. Dazu brauchte er den Reſt der 60,000 Mark, und ſo zog die Herrſchaft nach Skaane. Als ſie nach Engelholm kamen, verlangte die Baronin weiter zu reiſen, ſie wolle direct nach ihrem Gute; Claes warf ſich ihr zu Füßen und geſtand, daß er weder Güter hätte, noch ſie in eine andere Wohnung führen könne, als in das kleine Manſardenzimmer, das ſie im Gaſthofe bewohnten; aber das war auf einen Monat gemiethet, und ſo hatten ſie ja fürs Erſte keine Noth.

Der Wirth hatte dieſe Erzählung mit ſteigender Aufmerkſamkeit angehört. Als des Wirthshauſes in Engelholm erwähnt wurde, lächelte er zufrieden und unterbrach den Diener mit der Bemerkung, es ſei bei ihm geweſen, wo die junge Herrſchaft vor fünfzehn Jahren gewohnt habe. Er konnte ſich ihrer deutlich erinnern. Die Baronin war ſo ſchön, ſo bleich vor Kummer. Sie ſaß faſt den ganzen Tag, den Kopf in die Hand geſtützt, und weinte und ſah aus dem kleinen Fenſter in den Hof. Der Baron tröſtete ſie, und wenn er deſſen müde war, ging er im Zimmer auf und ab und pfiff. Ward die Zeit ihnen gar zu lang, ſo ſpielten ſie Karten. Dies war ihre Beſchäftigung, bis der Herr auf Knutſtorp Baron Claes ſo viel Geld lieh, daß er Boarp, ein kleines Gut in der Oſtſeegegend, kaufen konnte. Dahin zogen ſie, und dort ſtarb der Baron im nächſten Winter. Er hinterließ die Baronin, tief darniedergebeugt durch ſeinen Tod, und eine kleine Tochter Maria Cornelia. Die Baronin führte ſeitdem ein ſtilles, einförmiges Leben; ſie, die im Beginn ihrer Ehe mit Allem umgeben war, was Pracht und Verſchwendung hervorbringen können, mußte nun, um ihr Leben zu friſten, an der geringſten Arbeit in Boarp theilnehmen. Zuletzt legte ſie eine Branntweinbrennerei an und griff mit eigenen Händen zu.

Unter ſolchen Erzählungen war es Abend geworden. Die Sonne ging unter, und der Diener ſaß noch unter dem Ueberbau vor der Treppe. Er hatte ſeinen Rock ausgezogen und am Gitter aufgehängt, er trank und ſtieß mit dem Führer an, der längſt gekommen war und ſein Pferd auf der Straße angebunden hatte. Der Wirth ſtand hinter ihnen, immer mit der Flaſche in der Hand. Sobald die Gläſer geleert waren, füllte er ſie von Neuem und ſchrieb einen Kreideſtrich an die Wand, der Rechnung wegen, zuweilen ſchrieb er auch zwei, dafür mußte er einſtehen. Der Diener kümmerte ſich nur wenig um die Rechnung, er war ſeelenvergnügt und ſang luſtige Lieder, zum Vergnügen der Nachbarn und Straßenjungen, die ſich draußen verſammelt hatten. Ab und zu hielt er mit Singen inne, ſah zu dem Wirthe auf und ſagte, daß es Nichts nützen könne, ihn zu fragen, ob ſein Herr auf ehrliche Weiſe zu ſeinem Gelde gekommen ſei, denn er antworte nicht darauf. Erſt am Abend erinnerte ihn der Wirth daran, daß es ſpät ſei und daß er nun bald genöthigt würde, die Thür zu ſchließen; es ſei gewiß das Beſte, wenn er ſich jetzt auf den Weg nach Boarp machte. Der Diener ſtand auf, half dem Wirthe die vielen Striche zählen und bezahlte auf Heller und Pfennig. Dann verſuchte er zu Pferde zu ſteigen, aber das ging nicht, er fiel immer wieder herab. Nach einigen vergeblichen Verſuchen entſchloß er ſich endlich, einen Wagen zu nehmen, band ſein und des Führers Pferd hinter demſelben feſt und ließ ſich von den Umſtehenden hinaufhelfen. Als ſie im Begriff waren, fortzufahren, hielt er den Kutſcher zurück, wandte ſich an die Zuſchauer und verſicherte laut, es könne nichts nützen, ihn zu fragen, ob ſein Herr, Graf Cronhjelm, auf ehrliche Weiſe zu ſeinem vielen Gelde gekommen ſei, denn er würde es ihnen nicht ſagen. Dann ſchlang er ſeinen Arm um des Führers Hals, und ſo fuhren ſie zur Stadt hinaus, Beide ſingend und jubelnd, um der Baronin zu melden, daß ihr Vater am Tode liege.

Etwas vor Tagesanbruch kamen ſie nach Boarp. Der Diener war ſanft eingeſchlummert und lag auf einem mit dem Schenkmädchen, und machte ſich mit den kleinſten Umſtänden aus ihrem Leben bekannt. Ebenſo erlangte ich durch wiederholte Unterhaltungen mit der Wirthin bedeutende Aufſchlüſſe über ſie ſelbſt und über manche Familien in der Stadt; da übrigens Nattie's Rolle auf einen entfernteren Zweck berechnet war, ſo begnügten wir uns mit der Kunde, die wir für den Augenblick erlangen konnten. Nachdem unſer Aufenthalt eine Woche gedauert, und der Ruf der Zigeunerin durch die wunderbarſten und unmöglichſten Geſchichten eine kaum glaubliche Höhe erreicht hatte, ſchien es Melchior'n an der Zeit, daß Timothy das Schenkmädchen zu einem Verſuche bei der Wahrſagerin bereden ſollte. Das Mädchen ließ ſich, noch einigem Bitten, und zugleich in der Hoffnung, ſie werde ebenfalls abgewieſen werden, bereit finden, mit ihm auf die Gemeindewieſe zu gehen. Timothy wies ſie an, ſich zu ſtellen, als höbe ſie einen Sechspence vom Boden auf, und Nattie zu fragen, ob er nicht ihr gehöre. Das Schenkmädchen befolgte dieſe Anweiſung, nachdem ſie den Arm ihres Führers losgelaſſen.

„Habt Ihr einen Sechspence fallen laſſen? ich habe einen aufgehoben," ſagte ſie zitternd und bebend, indem ſie ſich der Zigeunerin näherte.

„Kind," erwiederte Nattie, welche vollkommen vorbereitet war: „ich habe weder einen Sechspence verloren, noch haſt Du einen gefunden. Aber das hat nichts zu ſagen: ich weiß was Du möchteſt, und weiß auch wer Du biſt. Nun, was willſt Du von mir? Etwa wiſſen, ob der Wirth und die Wirthin vom goldnen Löwen Dich in ihrem Dienſt zu behalten gedenken?"

„Nein," antwortete das Mädchen, ſehr betroffen von dieſen Worten: „ich möchte wiſſen, wie es mir noch gehen wird."

„Oeffne Deine Hand, hübſche Dirne, ſo will ich Dir's ſagen. Ha, ich ſehe, Du biſt im Weſten geboren, — Dein Vater iſt todt, — Deine Mutter iſt im Dienſt, — wie, laß mich ſehen, — Du haſt einen Bruder zur See, — in Weſtindien jetzt."

Bündel Stroh hinten im Wagen, der Führer hatte eine Pferdedecke über ihn gebreitet und weckte ihn, ehe er dieſelbe fortnahm. Die Sonne war noch nicht am Horizonte, als ſie in Boarp einfuhren. Alles in der Nähe ſchlief, nur vom Walde herüber klang dann und wann ein langgezogenes, klägliches Geheul; das war der Vielfraß oder Wolf, der von ſeiner nächtlichen Jagd zurückkehrend, das Dickicht ſuchte, um gleichfalls zu ſchlafen. Nur von einem hohen, ſchwarzen Schornſtein, der über die Boarp umgebenden Bäume hervorragte, ſtieg ein dunkler Rauch empor und zeigte, daß man dort ſchon in Thätigkeit ſei. Als der Wagen auf den Hof fuhr, trat eine ältere Frau unter die Brennereithür. Sie trug ein Tuch über dem Kopf, eine blaugewürfelte Schürze und aufgeſteckte Aermel, die zwei weiße Arme ſehen ließen. Das war Frau Baronin Ankarſtjerna, die ihre tägliche Arbeit in der Brennerei verrichtete.

Als ſie die Nachricht von ihres Vaters Krankheit, welche der Diener bis in die kleinſten Einzelheiten ſchilderte, empfangen hatte, ſtand ſie einen Augenblick und ſann nach, dann ſtrich ſie ihre Kleiderärmel herunter, rief die Arbeiter des Gutes zuſammen, gab Jedem die nöthigen Befehle, und darauf ging ſie ins Haus und kleidete ſich um; eine halbe Stunde ſpäter ſaß ſie auf dem Wagen, der den Diener und ſeine Botſchaft gebracht hatte, und fuhr nach Flodſtad. Die Baronin war eine energiſche und kluge Dame, ſie wußte, was ſie wollte, und verſtand die Umſtände zu benutzen.

Auf dieſer Reiſe hatte der Diener ſeinen Platz beim Kutſcher. Die Baronin ſaß hinten im Wagen auf einem Bündel Stroh, das mit einer Decke bedeckt war. Der Bauernwagen, auf dem ſie fuhren, war armſelig, die Pferde auch. Jedesmal, wenn ſie an einen Hügel kamen, ſprang der Kutſcher ab, ging zur Seite des Fuhrwerks mit dem Munde ſchnalzend oder einige kräftige Flüche ausſtoßend, je nachdem er glaubte, daß das Eine oder das Andere am beſten dazu dienen könne, die keuchenden mageren Pferde zu ermuntern; war der Hügel ſehr ſteil, dann ſtiegen ſowohl der Kutſcher wie der Diener ab und halfen nachſchieben. Zuweilen ging auch etwas am Wagen oder Geſchirr entzwei, aber das war man gewohnt und half ſich, ſo gut man konnte, mit einem Seil oder einem Stück Schnur. So ging es fort. Ab und an wandte ſich der Diener an die gnädige Frau, die ſtill und bleich auf ihrem Platze ſaß, ganz verſunken in ihre eigenen Gedanken, und verſicherte ſie, er ſei ein treuer, eifriger Diener, der Tag und Nacht gereiſ't ſei, ohne ſich auf dem ganzen langen Wege ſo viel Zeit zu gönnen, etwas zu eſſen oder zu trinken, ſolche Eile habe er gehabt, ſeinen Auftrag auszurichten. Die Baronin ſchien ſeine Verſicherungen mit großer Aufmerkſamkeit anzuhören, aber es gefiel ihm nicht recht, daß ſie ihn mit ihren großen dunklen Augen ſo feſt anſah und daß ſie zu Allem, was er ſagte, ſchwieg.

So ſetzten ſie die Reiſe von Ort zu Ort fort, ohne anderen Aufenthalt als den, den das Fuhrwerk verurſachte. Auf einer der letzten Stationen ließ ſich die Baronin endlich in ein Geſpräch mit dem Diener ein, der bereits ſeine ganze Beredſamkeit aufgeboten hatte und nun nicht mehr wußte, wovon er reden ſollte. Der Gegenſtand des Geſpräches war folgender:

Baron Claes Ankarſtjerna hatte, wie ſchon erwähnt, eine Tochter Maria Cornelia hinterlaſſen. Sechzehn Jahre nach ſeinem Tode war aus dem Kinde ein erwachſenes Mädchen geworden, friſch und hinreißend ſchön, das verjüngte Bild der Mutter. Sie hatte faſt ihr ganzes Leben auf Boarp zugebracht und war dort, ſo gut es die beſchränkten Verhältniſſe erlaubten, erzogen worden. Im letzten Winter ſandte der Vater der Baronin einen Brief mit der Bitte, daß ſie ihn in Flodſtad beſuchen möge. Maria Cornelia reiſ'te im November, ärmlich ausgeſteuert mit den veränderten Kleidern ihrer Mutter, den Reſten früherer Herrlichkeit, die angeſchafft waren, als noch von des Barons Reichthum und ſeinen vielen Gütern die Rede war, zu ihrem Großvater. Mit der Briefpoſt ging es damals ungefähr, wie mit der Perſonenbeförderung, beide ließen viel zu wünſchen übrig. Die Baronin Ankarſtjerne hatte daher in längerer Zeit nichts von ihrem Kinde gehört; ſeinetwegen ließ ſie ſich jetzt mit dem Diener in ein Geſpräch ein. Er wußte von Allem Beſcheid; daheim bei dem alten Grafen verrichtete er zugleich den Dienſt eines Jägers, Gärtners, einer Staſette oder was ſonſt gerade nothwendig war. Die junge Baroneſſe kannte er ſehr gut, ſie war ſo freundlich, ſo herablaſſend gegen Alle, das ganze Haus vergötterte ſie, ſie ging und ſang und trällerte den ganzen Tag, ſpielte mit dem alten Grafen Karten, und wenn das Wetter gut war, ritt ſie nach Veſteraaſen. Oftmals kam ſie auch in die Geſindeſtube und ſah nach den Leuten; und wenn ſie dann ſah, daß die Haushälterin, die alte Frau Martha von Sandvigen, die Butter allzu dünn aufs Brot geſtrichen hatte, ſo bewog ſie dieſelbe, es ihnen beſſer zu geben. Frau Martha meinte, dünne Butter ſei gut genug für die Leute, aber die junge Baroneſſe ſagte, ein wenig Käſe oder Fiſch dazu könne auch nicht ſchaden, und ſo ging es nach ihrem Kopfe. Die Frau Martha von Sandvigen ſchilderte er als eine Jeſabel, deren gleichen es im ganzen Reiche nicht gebe, ſie gehe und raſſele mit ihrem Schlüſſelbunde und brumme, ſo lang Tag ſei; allezeit wolle ſie ſparen, jeden Schilling drehe ſie zweimal um, ehe ſie ihn ausgebe, aber das freue den alten Grafen, denn was ſie den Leuten abſpare, gehe in ſeine eigene Taſche. Mit der Herrſchaft ſpringe ſie ebenſo um wie mit den Leuten. Habe ſie erſt ja geſagt, ſo helfe es nichts, daß der alte Graf nein ſage. Nur ein Menſch beuge ſich nicht vor ihr, das ſei Herr Valter Ramel, Lieutenant in der Leibgarde, der in der letzten Zeit häufig mit des Grafen jüngſtem Sohn nach Flodſtad komme. Er könne von Frau Martha bekommen, was er wolle; ſie ſei ſeine Amme geweſen, ehe ſie zu dem alten Grafen kam, behaupteten Einige; Andere ſagten, ſie ſei eine gewöhnliche

Fiſchfrau in Gothenburg geweſen. Jedesmal wenn ſie Herrn Ramel anſah, flog ein Lächeln über ihre harten Züge, für ihn war Nichts zu gut. Aber es gab noch Jemand, der lächelte, wenn Lieutenant Ramel angeritten kam, das war die junge Baroneſſe. Deßhalb hatte Frau Martha dieſelbe ſo gern, und die Drei hielten allzeit zuſammen. Anfangs kam Herr Walter Ramel einmal wöchentlich, von Sonnabend Morgen bis Montag Abend, dann auch am Mittwoch und zuletzt faſt einen um den andern Tag. Jedesmal hatte er das Eine oder das Andere in ſeinem Reiſeſack, was nicht vertragen konnte, daß man es drückte, bald eine alberne Blume in einer ſteifen Papierdüte, bald ein Schächtelchen mit Garnwickeln, bald eine Reitpeitſche von hellgelbem Leder, die pfiff, wenn man in das dicke Ende blies. Alles das ſollte die junge Baroneſſe haben. Sie ſtand oben am Thurmfenſter und ſah weit ins Land hinaus und klatſchte in die kleinen weißen Hände, wenn ſie einen Reiter in blauem Mantel mit weißen Schnüren unten auf dem Wege erblickte.

So erzählte der Diener, als ihm die Gelegenheit zum Reden geboten wurde. Es war ſo behaglich mit der Baronin zu ſprechen; ſie unterbrach ihn nicht und ſchien Alles, was er ſagte, mit einem wohlwollenden Lächeln und der tiefſten Aufmerkſamkeit anzuhören. Erſt als der Diener anfing, von dem jungen Gardelieutenant zu erzählen, veränderten ſich ihre Mienen; ſie zog die Augenbrauen zuſammen, ward bleich und unterbrach plötzlich den Diener mit der Frage, was der Graf dazu ſage. Der Diener betrachtete ſie feſt und aufmerkſam, dann antwortete er, die gnädige Frau könne ihn um Alles fragen, was ſie wiſſen wolle, aber von ſeinem Herrn, dem Grafen, erzähle er nichts. Er ſei ein treuer, zuverläſſiger Diener, und der Wirth in Engelheim habe ihn den Abend zuvor geplagt und gequält, daß er ihm ſagen möge, ob Se. Gnaden, der Graf, ſein vieles Geld ehrlich erworben habe, aber er habe die Hand auf den Mund gelegt und nichts geſagt.

Fahr zu, rief die Baronin dem Fuhrmann zu, ſo ſchnell als deine Pferde laufen können.

Von nun an ging die Reiſe ſchneller, aber die gnädige Frau ließ ſich mit dem treuen Diener nicht mehr ins Geſpräch ein.

Gegen Abend näherte man ſich Flodſtad. Die Baronin erkannte die Heimath ihrer Kinderjahre, doch kam die Gegend ihr ſo fremd vor. Hügel und Thäler waren dieſelben, der Fluß ſchlängelte ſich wie ſonſt zwiſchen den Steinblöcken, aber ſie vermißte die großen Wälder, die mächtigen Tannen und Eichen, welche früher die Gegend geziert hatten. Große Strecken derſelben waren abgehauen und lagen aufgeſtapelt am Wege, überall ſah man Haufen vertrockneter Aeſte und Kronen; zwiſchen den nackten Wurzelſtöcken war dann und wann ein Wachholderbeerſtrauch oder eine dünnſtämmige Birke emporgeſchoſſen, das war Alles, was übrig war. Der Diener hatte längſt bemerkt, wie überraſcht ſie über die

Oede und Zerſtörung war, die ſie umgab; nun erklärte er ihr, daß der gnädige Herr die letzten Jahre dazu benutzt habe, alle ſeine Wälder fällen zu laſſen, und dann habe er die Stämme verkauft. Das fand er ſehr vernünftig, denn während die Bäume ſtanden und wuchſen, brachten ſie keinen Nutzen, aber als ſie gefällt waren, brachten ſie bei der Auction, die der gnädige Herr darüber hielt, viel Geld ein.

Die Baronin betrachtete die Bauernhöfe, an denen ſie vorüberkamen. Alles zeigte Spuren von Verfall und Armuth; die Felder waren ſchlecht beſtellt, die Stakete, die man in Skaane aus geſpaltenen Fichtenſtämmen verfertigt, umgefallen, die Bewohner ſahen ſorgenvoll und leidend aus. Der Diener erzählte, die Bauern müßten ſtrenge Arbeit für das Gut verrichten, außerdem pflege der gnädige Herr in den letzten Jahren ihre Abgaben bei jedem Termin etwas zu erhöhen. Sie klagten und jammerten und ſagten, ſie könnten die vielen Abgaben nicht entrichten, aber dann werde ihnen der Vogt auf den Hals geſchickt, der ſie pfände, denn der gnädige Herr wolle ſein Geld haben.

Die Baronin trieb den Kutſcher wieder an; der Wagen fuhr ſtets hurtiger. Die Pferde ſtöhnten. Da ſie ſich dem Thiergarten vor dem Schloſſe näherten, ging die Achſe in Stücke. Es begann bereits dunkel zu werden, aber es war nur noch ein kurzes Stück Weges zurückzulegen; die Baronin ließ den Diener bei dem

Wagen zurückbleiben und ging den Fußpfad durch den Wald zum Schloſſe.

Da oben ſaßen zur ſelben Zeit drei Perſonen in der einen großen Fenſterniſche des Wohnzimmers. Die eine war ein junges Mädchen in einem ſchwarzen, abgetragenen Seidenkleide, die andere eine alte Frau, groß, mager, mit einer gebogenen Naſe und mit einer enganſchließenden Mütze, unter welcher hervor zwei Locken dichten, dunkelgrauen Haares auf die Stirn fielen. Es war Frau Martha von Sandvigen, von der der Diener geſprochen hatte. Das junge Mädchen an ihrer Seite war Baroneſſe Maria Cornelia. Die dritte Perſon war Valter Ramel, Lieutenant im Leibregiment, ein junger Mann von mildem, gutmüthigem Aeußern, mit einem feinen Schnurrbart und auffallend ſchönem, lockigem Haar. Cornelia hatte ihr Haupt auf die Schulter der Haushälterin gelegt, ihre eine Hand ruhte in Frau Martha's Hand, die andere hielt Valter in ſeinen beiden Händen, während er mit ihr ſprach. Ihre Unterhaltung ward leiſe geführt; denn die Thür zum nächſten Zimmer ſtand offen, und da lag der alte Graf Cronhjelm, eine leichenblaſſe, abgezehrte Geſtalt, krank und ſtöhnend, in einem großen Bette mit rothen Gardinen. Sein jüngſter Sohn ſaß am Kopfende und wachte. Die Abendſonne ſchien ins Fenſter, ihr Schein fiel auf die weichen, lieblichen Züge der jungen Baroneſſe und verlieh ihren dunkeln Augen einen doppelten Glanz, während ſie dieſelben feſt auf Valter heftete und zu dem, was er ſagte, lächelte. Es lag ſo viel Glück und Vertrauen in dieſen großen, dunkeln Augen, ſo viel tiefe, innerliche Liebe, ein Ausdruck, den ſie niemals wieder verloren. Er ſprach von der Zukunft und entfaltete Bilder voll Schönheit und Frieden vor der Lauſchenden, und der ſanfte Ton ſeiner Stimme, das Treuherzige in ſeinen blauen Augen gelobte noch Mehr als ſeine Worte. Frau Martha ſaß und bewegte das Haupt hin und her, wie es ſtets ihre Gewohnheit war; dazu ſang ſie, wenn ſie ging, zwei bis drei Töne, ſtets dieſelben. Das Alter hatte ihre Züge noch nicht erſchlafft; ſie hatte ein feſtes, willenſtarkes Geſicht; es war ein Zug von Energie in den beiden tiefen Falten über den Augen, von Strenge in dem zuſammengekniffenen Mund, der von Leiden und Enttäuſchungen erzählte, dabei aber auch von der Kraft, dieſelben zu tragen. Auch ſie lächelte über das, was Herr Valter erzählte, aber es ſah aus, als müſſe ſie ſich dazu zwingen; es war das Lächeln der reiferen Jahre, weniger zuverſichtlich, mehr zweifelnd.

Aber was wird meine Mutter dazu ſagen? rief plötzlich Maria Cornelia aus, ſie, die nichts ahnt, die ſo ſtreng iſt, und die mich nur ſchwer verſtehen kann!

Sie wird dasſelbe ſagen wie Frau Martha, entgegnete Ramel mit voller Zuverſicht. Die Frau Baronin wird über unſere Verbindung lächeln und wünſchen, daß ſie zum Segen für uns ſein möge.

Nein, das wird ſie niemals, antwortete eine kalte, feſte Stimme von der andern Seite des Zimmers, und in der offenen Thür ſahen ſie eine Dame ſtehen, die unbemerkt Zeugin deſſen war, was ſie geſprochen hatten. Wer redet hier in meinem Namen? fuhr ſie fort und trat ſtreng und majeſtätiſch, mit erhobenem Haupte, tiefer ins Zimmer. Sprecht! Ich befehle es. Ich bin die Baronin Ankarſtjerna. Welche Sprache wagt man an meine Tochter zu richten?

Maria Cornelia ſtieß einen unterdrückten Schrei aus und warf ſich der Baronin zu Füßen. Lieutenant Ramel ſtand mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung auf und ſtammelte einige Worte, die Niemand verſtehen konnte, denn die Stimme verſagte ihm. Frau Martha von Sandvigen hatte ſich ebenfalls erhoben und ſtand der Baronin gerade gegenüber, ſie feſt und durchdringend betrachtend, indem ſie ſagte:

Gnädige Frau! Im nächſten Zimmer liegt Ihr Vater und ringt mit dem Tode. Er hat den ganzen Nachmittag nach Ihnen verlangt. Wir können das Andere morgen beſprechen.

Ich habe nichts zu beſprechen, weder mit Ihnen, noch mit jenem Herrn, antwortete die Baronin. Komm, Kind, führe mich zu meinem Vater. — Und ohne die Haushälterin oder Lieutenant Ramel eines Blickes zu würdigen, nahm ſie die Hand ihrer Tochter und ging mit ihr in das Krankenzimmer.

Man hatte nach einem zweiten Arzte geſchickt, der ſich bald darauf einfand. Als er den Kranken unterſucht hatte, zuckte er die Schultern, flüſterte dem jungen

Dieſe Kunde, welche natürlich ſammt und ſonders von uns herſtammte, entſetzte das arme Mädchen ſo ſehr, daß ſie in Ohnmacht fiel und von Timothy fortgetragen werden mußte. Als er ſie zu dem Wirthshaus brachte, war ſie ſo angegriffen, daß man ſie in's Bett legte; dann redete ſie ſo unzuſammenhängend, und ihre Reden wurden durch Timothy's Erzählung ſo geſchickt unterſtützt, daß die Verwunderung der Wirthin und der Uebrigen alle Grenzen überſtieg. Ich gab mir die größte Mühe, auch die Wirthin hinauszubringen, aber ſie wollte ſich nicht dazu verſtehen; übrigens wurde Nattie jetzt von Leuten aus höhern Ständen belagert, die ſich von ihr wahrſagen laſſen wollten. Hier kamen nun ihre Talente recht in's Spiel. Sie wies die Leute nicht ab, gab aber auch keine Antwort, ſondern kam ihnen mit Fragen zuvor; da ſie nun von uns alle möglichen allgemeinen Notizen erhalten hatte, ſo legte ſie das, was ſie wußte, in die Fragen und Anreden, und machte die Beſuche glauben, ſie wiſſe noch mehr. Kamen junge Leute zu ihr, ſo fragte ſie zuerſt nach dem Namen, da ſie durch uns alle Namen, Familienangelegenheiten und Verhältniſſe des Städtchens kannte. Hierauf geſtützt, fragte ſie noch Einiges, brach dann kurz ab und ſchickte ſie fort.

Ein ſolches Benehmen ließ man ſich bei einer Frau von ſo gebieteriſchem Ausſehen gefallen, welche kein Geld annahm und ihre Beſuche mit fürſtlicher Ueberlegenheit behandelte. Viele kamen täglich, ſagten ihr alles, was ſie wußten, und machten ſie mit jeder Handlung ihres Lebens bekannt, um den Drang der Prophetie in ihr zu erwecken, denn dieß, hatte ſie ihnen geſagt, ſey das ſicherſte Mittel, den Geiſt über ſie kommen zu machen. Auf dieſe Weiſe lernten wir die geheime Geſchichte des größten, und zwar des wohlhabendſten Theils der Einwohnerſchaft von *** kennen, und obgleich Nattie ſelten prophezeihte, ſo that ſie es doch, wenn es einmal geſchah, mit ſolch' vollendeter und augenſcheinlicher Kenntniß hinſichtlich der Betheiligten, daß, als ſie nach ſechs Wochen abging, die ganze Stadt von ihren wunderbaren Gaben ſprach.

Grafen einige Worte zu und ſetzte ſich in die Ecke zu ſeinem Collegen. Ihre Kunſt vermochte nichts gegen die Macht, die hier an die Thür klopfte: das war der Tod. Die Nacht kam, Graf Cronhjelm zog an den Bettlaken und bewegte ſeine mageren Finger um einander. Als die Baronin zu ihm trat, erkannte er ſie gleich. Er richtete ſich auf, reichte ihr die Hand und ſagte langſam und gleichgültig: Na, biſt du da! Dann legte er ſich zurück, und es ſchien, als ob er nicht mehr an ſie denke. Das Licht brannte hinter zwei großen Schirmen. Die Baronin ſaß am Bette und ließ ihre Blicke durch das Zimmer ſchweifen, das ihr ſeit ihrer Kindheit bekannt war. Alles darin zeugte von Verfall und Unordnung. Alte Ledertapeten, die einmal mit Blumen und vergoldeten Schnörkeln bemalt geweſen waren, hingen zerriſſen an den Wänden, die Fenſter waren geſprungen und mit Papierſtreifen zugeklebt, Bündel getrockneter Samenſtengel verſchiedener Gartengewächſe hingen zwiſchen Kleidungsſtücken und beſtäubten Jagdgeräthen. Es war dunkel und öde in dieſem Zimmer, und das alte Himmelbett mit den rothen verblichenen Gardinen voll Spinneweben und mit hier und da abgeriſſenen Franſen diente nicht dazu, dasſelbe behaglicher zu machen. In der Ecke ſtand eine große Stubenuhr in dunkelm Holzgehäuſe, mit einem ausgeſtopften Vogel oben darauf. Der einförmige Schlag des Perpendikels war der einzige Laut, der die Stille unterbrach.

Nach Mitternacht ward der alte Graf ſchwächer.

Zu derſelben Zeit ſchien ſich ſeiner eine wunderbare Unruhe zu bemächtigen; er richtete ſich auf, ſah ſich um, flüſterte einige Worte und ſank wieder zurück. Das wiederholte ſich mehrmals, endlich rief er aus: Guſtav und Regina, wo ſeid ihr? Ich will mit euch ſprechen, laßt uns allein!

Die Aerzte gingen. Der Graf folgte ihnen mit den Augen und lauſchte, bis ſie die Thür geſchloſſen hatten. Darauf legte er ſich eine Zeit lang ruhig hin und ſchien ſich zu bedenken; nach und nach begann eine fürchterliche Bläſſe ſein Antlitz zu bedecken, aber er lächelte doch, als er flüſterte:

Kommt zu mir, noch näher, es wird ſo dunkel. Ich bin ein reicher Mann, Kinder! — Ich habe viel Geld zuſammengeſpart — mehr als ihr glaubt — du ſollſt nicht länger darben, meine arme Regina! — Ich habe das Geld wohl verwahrt — meine Obligationen auch — Niemand weiß wo. — Kommt näher, ſo will ich es euch zuflüſtern. — Ich habe es verſteckt unter den — Gott ſei mir Sünder gnädig! —

Der Graf hatte die Worte mit leiſer, faſt unhörbarer Stimme geſprochen, und während Sohn und Tochter ſich über ſein Bett beugten, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus, griff mit beiden Händen in die Luft, ſeine Lippen fuhren fort, ſich zu bewegen, aber man hörte keinen Laut, ſeine Augen wurden glasartig, er ſank zurück und war todt. — —

Drei Tage ſpäter klopfte Frau Martha Morgens an die Thür der Baronin und trat zu derſelben ein. In Anbetracht dieſes Beſuches hatte ſie ein ſchwarzes Band um ihre leinene Mütze geſchlungen, ein zweites mit einem Bernſteinherzen um den Hals gebunden und mit einem dritten, etwas breiteren, ihre Schürze verziert; übrigens trug ſie ein dunkles Kleid. Ihr Haar war etwas mehr ſichtbar, als gewöhnlich, und fiel in zwei großen grauen Locken mitten auf die Stirn. Als ſie ins Zimmer trat, verneigte ſie ſich tief, räuſperte ſich und ſagte:

Ich möchte mit der Frau Baronin über etwas ſprechen und bitte deßhalb um Entſchuldigung, daß ich ſo früh komme.

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich in einen Lehnſtuhl, der vor dem Tiſche ſtand.

Die Baronin Ankarſtjerna ſaß auf dem Sopha; da ſie ſah, daß die Haushälterin ſich ſetzte, ſtand ſie auf und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Die alte Frau mißverſtand dieſe Bewegung und wollte ſich ebenfalls erheben, aber die Baronin machte ein Zeichen mit der Hand und ſagte:

Bleibt nur ſitzen, wenn Euch das bequemer iſt. Ich habe Euch keinen Stuhl geboten, denn ich bin gewohnt, daß die Dienſtboten ſtehend mit mir reden.

Ich habe ſo lange in Ihres Vaters Dienſte gehen und ſtehen müſſen, daß ich zuletzt müde davon geworden bin, erwiderte Frau Martha.

Ich hoffe, Graf Cronhjelm hat Euch dafür bezahlt, ſprach die Baronin.

Nächſte Martini werden es vierzehn Jahre, ſeit er mir zuletzt meinen Lohn auszahlte, war die Antwort, aber ich habe meinen Lohn nicht von ihm verlangt und komme auch jetzt nicht, um denſelben zu fordern.

Sprecht! Was habt Ihr mir zu ſagen?

Es iſt wegen des Verhältniſſes der jungen Baroneſſe zu Lieutenant Ramel, was Euer Gnaden neulich Abend entdeckten. Ja gewiß, ſie haben unrichtig gehandelt; ich habe ihnen geſagt: nehmt euch bei der Hand, geht gleich zur Frau Baronin, erzählt, daß ihr euch in Zucht und Ehren liebt, und bittet um ihren Segen. Aber, gnädige Frau, wo iſt die Leidenſchaft, die erſt bei der Klugheit in die Lehre geht, oder die Jugend, die nicht fehlte? Laſſen Sie uns milde ſein. Lieutenant Ramel iſt nun abgereiſ't. Er wagte es nicht, Ihnen ſeinen Herzenswunſch in dieſen Tagen auszuſprechen. Er fand es unpaſſend. Ich komme an ſeiner Stelle, Ihre Vergebung zu erbitten und Ihnen Alles zu erzählen.

Ich weiß Alles, was ich zu wiſſen wünſche, antwortete die Baronin, und ich werde dafür Sorge tragen, daß meine Tochter in dieſem Fall meiner Vergebung nicht weiter bedarf.

Euer Gnaden denken alſo daran, ſie zu trennen? ſagte Frau Martha ängſtlich.

Die Baronin ſchwieg einen Augenblick, während ſie die Haushälterin mit unbeſchreiblichem Hohn lächelnd vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

Wer iſt dieſer Lieutenant Ramel? fragte ſie.

Eines ehrenhaften Kriegers Sohn. Sein Vater folgte dem verſtorbenen König auf allen ſeinen Zügen und kämpfte für ſein Vaterland, bis ſie ihn auf dem Schlachtfelde begruben. Seine Mutter — von ihr weiß ich nichts.

Seine Mutter war wahrſcheinlich eine ſehr achtbare Bürgersfrau, die geſalzene Fiſche oder dergleichen in Bergen's Straßen feilbot, antwortete die Baronin. Ich zweifle nicht an dem ehrenwerthen Stande dieſes Herrn; er iſt nur nicht der Gemahl, den ich meiner Tochter wünſche.

Er liebt ſie doch ſo innig.

Das glaube ich, da Ihr es ſagt. Ich finde ſelbſt, daß die Baroneſſe einnehmende Eigenſchaften beſitzt. Sie iſt jung, von vornehmer Geburt und nun, nach des Grafen Tode, eine der reichſten Partieen in Schweden. Nicht wahr? das letzte iſt nicht ganz ohne Bedeutung in den Augen ihres Anbeters?

Ich weiß es nicht, erwiderte die alte Frau. Aber Euer Gnaden haben in dieſer Beziehung vielleicht Erfahrung?

Es würde überflüſſig und Zeitverſchwendung ſein, wollte ich Euch über dieſen Punkt eine Beichte ablegen; Frau Martha kann nur davon überzeugt ſein, daß ich es verſtehe, die Früchte meiner Erfahrungen zu benutzen.

Laßt uns damit dieſes Geſpräch endigen. So viel ich weiß, iſt Euer Platz in der Küche, im Keller und der Speiſekammer, nicht hier. Ich ſchätze Eure Tüchtigkeit als Haushälterin, dahingegen trage ich Bedenken, Euch zur Vertrauten und Rathgeberin zu machen.

Frau Martha war während dieſes peinlichen Geſpräches vor dem Tiſche ſitzen geblieben. Die Adern ſchwollen an ihrer Stirn; ihre Lippen zitterten und bebten krampfhaft unter all dieſen Demüthigungen, aber ſie bezwang ſich und ſchwieg. Sie nahm eine kleine Scheere auf und drehte ſie hin und her, während ſie ihr Haupt vor dem ſcharfen, ſchonungsloſen Blick, den die Baronin auf ſie heftete, ſenkte. Als dieſelbe von der Mutter des jungen Mannes ſprach, ritzte ſie mit der Spitze der Scheere einen tiefen Strich in die Tiſchplatte und als jene die Abſicht des Freiers auf die reiche Erbin andeutete, einen zweiten.

Was thut Ihr da? fragte die Baronin.

Das will ich Ihnen ſagen, erwiderte die Haushälterin. Euer Gnaden haben mir heute alles Bittere und Kränkende geſagt, was Sie wußten. Ich habe es aufgeſchrieben, damit wir Beide uns daran erinnern. Nun gehe ich, wie Sie verlangen, Frau Baronin. Merken Sie ſich nur dieſe zwei Striche. Der Tag wird kommen, wo alle Ihre Thränen nicht im Stande ſind, dieſelben zu verwiſchen, wenn Sie es auch noch ſo ſehr wünſchen ſollten.

Wenn Sie wünſchen, daß ich verſtehen ſoll, was

Sie meinen, ſo erklären Sie ſich deutlich, ſagte Frau Ankarſtjerna.

Ich meine, daß Sie den Tag erleben werden, wo die Leute die reiche Erbin arm finden werden im Vergleich zu einem Freier wie Lieutenant Ramel; und ein anderer Tag, wo Sie nach dem Rathe der achtbaren Bürgersfrau verlangen werden, die in den Straßen von Bergen geſalzenen Fiſch oder dergleichen verkaufte. Erinnern Sie ſich dann dieſer zwei Striche.

Damit warf Frau Martha von Sandvigen die Scheere auf den Tiſch, verneigte ſich tief vor der Baronin und ging.

Einige Tage darauf ward Graf Cronhjelm mit all dem Pomp und all der Pracht, die einem vornehmen Edelmann und vorigen Reichsrath, mit anderen Worten, einem reichen Mann gebühren, begraben. Der Sarg war mit ſchwarzem Sammt überzogen, mit Silber beſchlagen und ganz mit Kränzen bedeckt; eine unzählige Menſchenmenge folgte vom Schloſſe zur Kirche. Es ging hier wie beim Begräbniß ſo mancher Großen dieſer Erde; es war Ueberfluß an Allem, nur Mangel an wahren Thränen. Der Graf hatte niemals verſtanden, ſich die Neigung Anderer zu erwerben, nicht einmal diejenige ſeiner eigenen Kinder. Niemand trauerte um ihn, Niemand vermißte ihn.

Am Tage nach dem Begräbniß war die ganze Familie auf Flodſtad verſammelt. Des Grafen Schubfächer wurden geöffnet, man wollte ſeine Schätze theilen.

Aber wunderbarerweiſe fand man nichts. Kiſten und Schränke waren leer. Unter dem Kopfkiſſen des Verſtorbenen fand man einen großen verroſteten Schlüſſel. Niemand wußte, wozu derſelbe gehörte. In den Schiebladen lagen einige alte Spangen und Knöpfe, in einer mit Eiſen beſchlagenen Kiſte, zwiſchen einer Menge bezahlter Rechnungen, ein kalbsledkerner Beutel mit Kupferſchillingen aus Karl's XV. Zeit. Das war Alles. Anfangs lächelten die Erben. Man betrachtete das Ganze wie einen Scherz; Jedermann wußte ja, daß der Graf ungeheuer reich war; aber es vergingen Tage unter fruchtloſem Suchen, der Scherz ward zum Ernſte. Die Leute auf dem Gute erzählten, es gehe ein heimlicher Gang von des Grafen Zimmer nach dem Keller; den Gang fand man, auch den Keller, aber er war leer. Man ſah ſich zuletzt genöthigt, die Dienſtboten auszufragen. Jeder von ihnen wußte etwas zu erzählen; der eine berichtete, daß der ſelige Graf ſein Geld immer in Gold umgewechſelt habe, der zweite fügte hinzu, der gnädige Herr habe ſtreng darauf geſehen, daß Alle zeitig zu Bette gingen, und geſcholten, wenn Licht gebrannt ward, weil er gern allein ſein wollte. Schlich dann Jemand an die Saalthüre, ſo konnte man deutlich hören, daß er drinnen ſaß und ſein Geld zählte und das währte oft bis zum Morgen.

Frau Martha ward auch verhört. Sie kam in dem dunkeln Kleide, mit der enganſchließenden Mütze über dem grauen Haar und dem großen, raſſelnden Schlüſſelbunde an der Seite. Ihr Ausdruck war ſtreng und ernſt, noch ſtrenger als gewöhnlich, als ſie ſich in dem großen Kreiſe vornehmer Herren und Damen umſah, die ſie alle freundlich anblickten und ihr zulächelten. Die Baronin Ankarſtjerna ſtand auf und wollte ihr einen Stuhl bieten, aber ſie machte eine abwehrende Bewegung und ſagte:

Laſſen Sie das gut ſein. Ihre Dienſtboten pflegen ja zu ſtehen, wenn Sie mit ihnen reden. War es nicht ſo, gnädige Frau?

Die anweſende Obrigkeitsperſon entwickelte nun mit allem Ernſte, den die Sache erforderte, weßhalb man Frau Martha habe rufen laſſen — das wußte ſie nun recht gut im Voraus — und fragte ſie aus und forderte ſie auf, alle die Erklärungen zu geben, zu denen ſie im Stande ſei. Frau Martha ließ ihn ausreden, ohne ihn zu unterbrechen, ihre ernſten, ſtrengen Augen waren unterdeſſen auf die Baronin gerichtet.

Als der Mann fertig war und die geſpannteſte Erwartung ſich in Aller Mienen ausprägte, fuhr ein ſpöttiſches Lächeln über der Alten Geſicht; ſie ſchüttelte das Haupt und ſagte:

Mein Platz iſt unten in der Küche, nicht im Saale; ich bin des verſtorbenen Herrn Grafen Haushälterin geweſen, nicht ſeine Rathgeberin; ich weiß von Nichts.

Mit dieſen Worten verneigte ſich Frau Martha tief und ehrerbietig vor der ganzen Geſellſchaft und ging.

Habt Ihr uns auch Alles geſagt? fragte die Baronin ſie Abends, als ſie in Haushaltungsangelegenheiten zu ihr kam.

Ja, gnädige Frau, antwortete Martha, den Andern habe ich Alles geſagt, was ſie angeht. Für Sie habe ich noch etwas hinzuzufügen.

Was iſt das? rief die Baronin ſchnell.

Euer Gnaden kann von heute ab den einen Strich dort auswiſchen. Sie brauchen ſich nur noch des einen zu erinnern.

Es ward geſucht und wieder geſucht, aber ohne allen Nutzen. Das Geld war fort und blieb fort und kam nicht an das Tageslicht, man fand auch im ganzen Hauſe kein Schloß, zu dem der alte, verroſtete Schlüſſel paßte.

Eines Tages entdeckten die Erben in einer Schieblade ein Taſchenbuch, in welchem einige Zeilen andeuteten, daß der Graf zu verſchiedenen Zeiten bedeutende Summen in der ſchwediſchen Bank angelegt hatte, aber um ſelbſt unbekannt zu bleiben, unter dem Namen Lars Lunta. Da hatte man endlich eine Spur, der man folgen konnte. Man wandte ſich an die Bank und bat um Erklärungen. Die Sache war in Richtigkeit, die Gelder waren eingezahlt und konnten auch erhoben werden, ſobald man das „Depoſitionsdocument", wie es in der Handelsſprache heißt, einreichte. Nun ward wieder geſucht, es war kein noch ſo verborgener Raum, keine noch ſo kleine Schieblade, die man ununterſucht ließ; ſie konnte ja das wichtige Document enthalten.

Es könnte ſeltſam erſcheinen, daß Melchior ſeiner Gattin nicht erlaubte, aus dieſen Gaben einen Gewinn zu ziehen, der zweifelsohne ſehr reichlich ausgefallen wäre, aber ſeine wahre Abſicht ging dahin, ein Kapital anlegen zu laſſen, welches in der Folge um ſo größere Zinſen tragen ſollte. Nattie verſchwand, das Zigeunerzelt ward nicht mehr auf der Gemeindewieſe geſehen, und das Gras, welches durch die Füße der zahlreichen Beſuche zu einem Pfade niedergetreten war, erhielt ſofort die Freiheit, ſich wieder aufzurichten. Bald nachher brachen wir ebenfalls auf, und begaben uns zu Nattie ins Lager zurück, wo wir vierzehn Tage verweilten, damit inzwiſchen die Erinnerung an die Zigeunerin etwas ſchwächer werden möchte; denn wir wußten wohl, daß die Begierde munter bleiben und vor ihrer endlichen Sättigung nicht zur Ruhe kommen würde.

Nach Verfluß der vierzehn Tage zogen wir abermals in jenes Städtchen, Melchior, Timothy und ich; wir waren als Reiſende gekleidet, das heißt, als Leute, welche im Auftrage der Manufakturiſten das Land durchziehen. In dieſer Eigenſchaft beſuchten wir ein Gaſthaus höhern Ranges in einem andern Theile der Stadt, wo wir im Kaffeezimmer das Quartier und Nachteſſen beſtellten. Nicht lange, ſo kam die Unterhaltung auf die Wundergaben Nattie's, der Zigeunerin.

„Unſinn!“ rief Melchior: „ſie weiß nichts. Ich habe von ihr reden hören. Aber es iſt ein Mann um den Weg — er kommt vielleicht durch Ihre Stadt —, ob dem Sie ſich wundern und entſetzen werden. Niemand weiß wer er iſt; man nennt ihn den *großen Ariſtodemus*. Er kennt die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er ſieht den Leuten nicht in die Hand, er ſchaut ihnen nur in's Geſicht, und *wehe dem, der ſich eine Lüge gegen ihn erlaubt!* Außerdem iſt er wohlwollend und gefällig; er ſagt die Zukunft vorher, und ich weiß keinen Fall, wo ſeine Weiſſagungen nicht eingetroffen wären. Man ſagt, er ſey Jahrhunderte alt; ſo viel iſt gewiß, daß er ſilberweiße Haare hat.“

Aber es ging mit der Obligation wie mit dem baaren Gelde; ſie war verſchwunden. Niemand konnte Auskunft darüber geben.

So verging ein Monat; nun ſollte des Grafen Nachlaß verauctionirt werden, Alles war aufgeſchrieben und noch einmal unterſucht; aber mit der frühern Erfolgloſigkeit.

Zwei Tage vor der Auction kam ein Reiter in blauem Mantel mit weißen Schnüren auf den Hof geritten. Maria Cornelia hatte den Kopf gegen das Fenſterkreuz geſtützt, ihre Augen waren voller Thränen, während ſie einen Namen an das Fenſter ſchrieb, und ihre zärtlichſten Gedanken eilten über Berg und Thal zu dem, der den Namen trug. Die Baronin ſaß am Tiſche und ſtierte auf die zwei Striche, ſie ſchien ganz in Gedanken verſunken. Da ſah Maria Cornelia den Reiter, ein ſtrahlendes Lächeln verklärte ihre Züge, und Alles vergeſſend, rief ſie aus:

Da iſt er!

Wer? fragte die Baronin verwundert.

Maria Cornelia verſuchte ihren Fehler wieder gut zu machen, indem ſie ſagte: Da kommt ein Herr geritten.

Vermuthlich will der Herr mich ſprechen, ſagte die Baronin kalt. Geh in dein Zimmer.

Oh, Mutter, Mutter, rief das junge Mädchen und ſchlang beide Arme um den Hals der Baronin, ſei mild, ſei gütig, es gilt mein Lebensglück!

Glaubſt du, daß ſoviel auf dem Spiele ſteht? fragte die Baronin mit ihrer früheren Kälte, und ſie küßte ihr weinendes Kind auf die Stirn und bat es, das Zimmer zu verlaſſen.

Die junge Baroneſſe ging, aber nicht auf ihr Zimmer. Draußen vor der Thür ſtand ſie ſtill, kniete nieder, ſtreckte die Hände empor und flüſterte einige Worte, die nur ſie ſelbſt und Gott hörte. Dann ſtand ſie auf, beugte ſich ſo nahe wie möglich gegen die Thür und lauſchte mit klopfendem Herzen auf das leiſe Geſpräch in ihrer Mutter Zimmer.

Der Reiter war Walter Ramel. Als er zur Baronin ins Zimmer trat, blieb er einen Augenblick ſtehen und athmete mühſam. Sie bemerkte beim erſten Blick ſeine Unſicherheit und Verwirrung, es lag ein ſolcher Ausdruck von Schmerz und Bitte in ſeinen Augen, ſeine weiche, zitternde Stimme ſchien ſie aufzufordern, ihm zu helfen.

Ich bin Walter Ramel, ſagte er, und ich habe Sie erzürnt, da wir uns das erſte Mal ſahen. Ich komme, Sie zu fragen, ob es gar keine Gnade für mich giebt? O, beurtheilen Sie mich nicht nach meinen Worten! In dieſem Augenblicke kann ich kaum ſprechen, ich kann nur ſchlecht ausdrücken, was ich meine. Vor einem Monat flüchtete ich vor Ihnen, das war feige, aber Ihr Vater lag im Sterben, und vor einem Monat war Ihre Tochter die reichſte Erbin in Schweden. Jetzt iſt ſie, wie ich höre, wieder arm; das hat mir Muth eingeflößt, denn nun iſt der Abgrund, der uns trennt, minder tief; vielleicht blüht jetzt mein Glück. Oh, gnädige Frau, fuhr er fort und trat mit gefaltenen Händen dicht vor ſie hin, wenn Sie wüßten, wie ich ſie liebe, wie froh und glücklich ich geweſen bin, ſeit dies Gefühl mich ergriff. Sie falten Ihre Stirn, aber Sie glauben mir doch, denn die Wahrheit deſſen, was ich ſage, muß in jeder Miene meines Geſichtes zu leſen ſein. — Giebt es gar keine Hoffnung für mich? — O, ſagen Sie nicht nein, wenden Sie ſich nicht fort! Die Leute erzählen von Ihnen, daß Sie ſelbſt einmal innig geliebt haben, und daß Sie dieſe Liebe in Noth und Entbehrungen treu bewahrt haben. Sie müſſen es alſo wiſſen, was es heißt, einem Andern mit Herz und Seele angehören. Geben Sie mir Erlaubniß, Ihre Tochter zu lieben, glauben Sie mir, ich werde ein guter, liebevoller Sohn ſein, Ihre Tochter und ich werden Sie auf den Händen tragen und Ihnen alle Sorgen erleichtern.

Als er dies geſagt hatte, ſchwieg er; ſeine Augen leuchteten von Ehrlichkeit und Wahrheit; die Thränen liefen von ſeinen Wangen herab.

Wer und was ſind Sie? fragte die Baronin.

Ich bin ſo gut wie Nichts, ſagte er und lächelte wehmüthig. Ohne ſie werde ich noch weniger ſein, denn ich werde zu Grunde gehen — ja, das werde ich — mit ihr wird etwas Großes und Rechtes aus mir werden, Sie werden ſehen, daß ich danach ſtreben werde, dies Ziel zu erreichen.

Wäre es da nicht früh genug, mit Ihrer wunderlichen Bitte zu kommen, ſobald Sie dies Ziel erreicht haben? fragte die Baronin.

Weßhalb ſollen wir warten und weßhalb ſoll ſie meinetwegen in Sorge ſein? Sie wiſſen nicht, daß ſie mich ebenſo innig liebt, wie ich ſie; wenn Sie uns zürnen und uns Ihre Einwilligung verweigern, gehen wir Beide zu Grunde. — Weil ich arm bin, kann meine Hoffnung ja nicht vergeblich ſein, denn Ihr Bruder ſagt, Sie ſeien auch nicht reich; auch aus Familienrückſichten werden Sie mich nicht abweiſen, denn mein Geſchlecht iſt ſo gut wie das Ihre.

Wirklich? ſagte die Baronin ſpöttiſch.

Meine Mutter war Ihres Gatten Nichte.

Was ſoll das heißen?

Meine Mutter war ein Fräulein Boiſe; durch einen unglücklichen Zufall verlor ſie Alles, was ſie beſaß, und mußte ſtreng arbeiten, um mir eine Exiſtenz zu ſchaffen.

Fräulein Boiſe? wiederholte die Baronin verwundert und verſank in Gedanken. Dieſer Name rief eine Menge dunkler Erinnerungen bei ihr wach. Für zwei Fräulein Boiſe ſollte ihr Gemahl eine Erbſchaft erheben, als er nach Stockholm kam; ihnen ſandte er ſtatt des Capitals einen Abdruck des großen Familienwappens in rothem Siegellack.

Fräulein Boiſe! wiederholte ſie.

Sie haben ſie gewiß nicht gekannt, ſagte Namel. Sie lebten ſtill und unbeachtet in einem Winkel des

Landes, wo ſie ihre Armuth und ihre getäuſchten Hoffnungen verbargen. Sie ſuchten Niemandes Umgang, ihre Klagen machten Niemand Vorwürfe, ſie ſprachen dieſelben nicht einmal aus.

Ja, ich habe ſie gekannt, ſagte die Baronin. Mein Gemahl war ihr Vormund und vielleicht Schuld an ihrem Unglück.

Davon weiß ich Nichts, erwiderte Ramel mit geſenkten Augen.

Ja, gewiß wiſſen Sie es, äußerte Frau Ankarſtjerna. Sie ſagen nicht die Wahrheit!

Meine Mutter hat es zum wenigſten niemals erwähnt, ſagte Ramel, und außerdem iſt es ſo lange her, daß es vergeſſen iſt.

Weßhalb ſchlagen Sie Ihre Augen nieder, Herr Walter Ramel! — Sehen Sie mich an und antworten Sie mir: iſt Frau Martha von Sandvigen ein Fräulein Boije!

Walter Ramel ſah nicht auf, er nickte nur mit dem Haupte und antwortete beinah flüſternd: Ja, Frau Martha iſt ein Fräulein Boije!

Die Baronin ſaß ſtill und ſchwieg, dann erhob ſie ſich und ſagte kurz und heftig: Sie haben eine ſehr ungelegene Zeit gewählt, um mir Ihre Bitte vorzutragen. Sehen Sie das nicht ein?

Ich bin jeden Abend hier vor dem Schloſſe geweſen, erwiderte er, ich wagte jedoch nicht, hereinzukommen. Aber ich habe ſeit jenem Abend Ihre Tochter weder geſehen noch geſprochen, gnädige Frau. Nun konnte ich es nicht länger aushalten.

Sie ſind ein großes Kind, antwortete die Baronin, und dieſer Umſtand könnte mich abſchrecken, Ihnen meine Tochter anzuvertrauen. Doch will ich mir überlegen, was Sie geſagt haben; jedenfalls werde ich Ihnen antworten, ehe wir abreiſen.

Sagen Sie nur ein Wort, ſagte er und kniete vor ihr nieder, nur ein einziges Wort, was mir Hoffnung einflößen kann.

Gehen Sie, war die Antwort, es bleibt bei dem, was ich geſagt habe.

Der nächſte Tag verging in Geſchäftigkeit. Die Baronin ließ ſich nicht ſehen. Sie ſaß mit aufgeſtütztem Haupte in ihrem Zimmer, und wenn Maria Cornelia es furchtſam verſuchte, ein Geſpräch anzuknüpfen, um etwas über das, was ihrem Herzen zunächſt lag, zu erfahren, ſagte die Mutter:

Laß mich in Ruhe, mein Kind, ich habe über Etwas nachzudenken.

Die Leute lachten und lärmten in den Zimmern, ſie trugen die Möbel in den großen Saal. Dort ging der Auctionarius herum, ein alter Mann mit grüner Brille, und kleiſterte Nummern auf all die Sachen, die den nächſten Tag verkauft werden ſollten. So verging der Tag.

Gegen Abend, als die Leute fort waren, ging die Baronin in den Saal.

Noch einmal unterſuchte ſie jedes Möbel, jede Schublade, in der Hoffnung, Lars Lunta's Obligation zu finden; vergebens. Da ſank ſie auf einen Stuhl, verbarg das Geſicht in den Händen und brach in heftiges Weinen aus.

Alle Hoffnung war verſchwunden, alle die lichten Bilder der letzten Zeit verſanken. Sie war wieder die arme Mutter, für welche die Zukunft kein anderes Licht hatte, als das, welches aus der Brennerei zu Boarp ſchien. Aus dieſen traurigen Gedanken ward ſie dadurch geweckt, daß ſich eine Hand auf ihre Schulter legte. Als ſie aufſah, fiel ihr Blick auf Martha, die finſterer als je vor ihr ſtand.

Haben Ihre Gnaden die Documente gefunden? fragte ſie.

Nein, antwortete die Baronin.

Wie ſteht es da mit der großen Erbſchaft und all dem Reichthum, den der ſelige Reichsrath hinterlaſſen hat?

Es wird gehen, wie es früher gegangen iſt; ich habe zwanzig Jahre ohne denſelben gelebt und helfe mir wohl auch fernerhin. Sprechen wir nicht mehr davon.

Frau Martha ſchwieg, ihr Geſicht veränderte ſich in dieſem Augenblicke wunderbar und zeigte Spuren eines ſtarken Seelenkampfes. Warten Sie einen Augenblick, ſagte ſie, ich habe noch Etwas zu ſagen.

Sie ging und zog einen alten gepolſterten Lehnſeſſel hervor.

Da wir zuletzt zuſammen ſprachen, wollten Sie mir keinen Stuhl bieten, weil das gegen den Reſpect ſei. Heute Abend biete ich Ihnen einen.

Was ſoll das heißen?

Das iſt Ihres Vaters alter Ruheſeſſel, ſtecken Sie die Hand unter den Ueberzug und ſehen Sie, was Sie finden.

Die Baronin gehorchte. Sie fand ein vollgeſchriebenes Buch und ein zuſammengelegtes Stück Papier, ſie öffnete es und ſtieß einen lauten Jubelruf aus. Es waren Lars Lunta's Documente.

Sehen Sie, ſagte Frau Martha mit derſelben Ruhe und Kälte wie früher. Nun haben wir über Nichts mehr zu ſprechen. Morgen reiſen Sie Ihres Weges und ich des meinen; dies war das Einzige, was mir noch zu thun übrig blieb. Ich gebe, Andere nehmen; ſo iſt es ſtets geweſen.

Sie wollte gehen, aber die Baronin verſperrte ihr den Weg.

Herr Valter Ramel war geſtern hier, ſagte ſie; wiſſen Sie es, Frau Martha?

Ja, und Euer Gnaden haben ihn fortgejagt, wie mich neulich. Ich weiß es.

Herr Ramel hat mir geſagt, wer er iſt und was er wünſcht; zufällig ſprach er auch von ſeiner Mutter.

Das hätte er unterlaſſen ſollen.

Weßhalb? Er ſprach, wie es ſich für einen guten, liebevollen Sohn gebührt. Sie kennen ihn ja; Leute wie er haben das Herz auf der Zunge. Er vertraute mir, daß ſeine Mutter ſeinetwegen gekämpft, gelitten und entbehrt habe.

Das thut wohl jede rechtſchaffene Mutter, antwortete die alte Frau.

Ja, darin haben Sie Recht. Ich habe auch für mein Kind gekämpft und gearbeitet, dieſe zwei Hände haben ihr, als mir keine andere Wahl übrig blieb, Nahrung geſchafft. Können Sie ſich darüber wundern, daß ich über das Glück dieſes Kindes wache, und daß ich mich weigere, es einer unſicheren, zweifelhaften Zukunft entgegengehen zu laſſen?

Was wollen Sie denn von mir?

Als Herr Balter von ſeiner Mutter ſprach, nannte er zwei Fräulein Boije. Er ſagte, ſie hätten ſich in Vieles finden müſſen und hätten viel entbehrt, ſeit ihrer Mutter Bruder ihnen Alles raubte, was ſie beſaßen. Ihrer Mutter Bruder war mein Gatte, das wiſſen Sie wohl?

Das hätte Balter nicht ſagen ſollen, äußerte Frau Martha ſchnell. Ich ſelbſt habe niemals mit ihm darüber geſprochen, darauf können Sie ſich verlaſſen.

Das weiß ich, ſagte die Baronin. Aber deßhalb ergriff mich das, was er ſagte, nicht weniger, und ich erinnerte mich daran, daß wir eigentlich Schuld daran ſind, daß Sie ein halbes Menſchenalter in Sorge und Entbehrungen verlebt haben.

Laſſen Sie uns nicht davon reden, ſagte Frau Martha, — und da ſie ihr Haupt erhob, ſah die Baronin, daß ihre Augen feucht waren. Was meiner Mutter Bruder gegen mich und meine Schweſter verbrochen hat, haben wir ihm längſt verziehen. Er war damals jung und unerfahren.

Die Baronin ſchlang beide Arme um ihren Hals und flüſterte:

Arme Martha Boije! Wie viel haben Sie leiden müſſen!

Nicht ſoviel, wie Sie glauben, erwiderte die alte Frau. Ich hatte einen treuen Mann, und als er ſtarb, meinen Knaben. Für ihn hielt ich Alles aus. Ja, ich habe in Bergen's Straßen geſalzenen Fiſch verkauft, ſo gut wie Sie, Frau Baronin, in der Brennerei zu Boarp gearbeitet haben. Wenn nur die Sache, für die man wirkt, gut iſt, ſo ſchändet die Arbeit nicht. Aber was meinen Sie mit alledem? fragte ſie nach einiger Zeit.

Ich will nicht, daß der Väter Sünden an den Kindern heimgeſucht werden ſollen, antwortete Frau Ankarſtjerna freudig und lächelnd. Ich reiche Ihnen deßhalb meine Hand, Frau Martha Ramel, und gebe meine Tochter Ihrem Sohne, der ſie von mir erbat.

Das wollen Sie? — ſtammelte die Haushälterin.

Ja; wiſchen Sie jetzt nur noch den zweiten Strich dort aus. Wir brauchen uns an nichts mehr zu erinnern. Die reiche Erbin iſt ja arm geweſen.

Er iſt ausgewiſcht, gnädige Frau. Als Sie vorhin von den armen Fräulein Boije ſprachen, fielen meine Thränen darauf, ich kann ihn nicht mehr ſehen.

Gegen dieſe Erzählung drückten manche ihre Zweifel aus, andere hielten es mit der Zigeunerin.

Melchior erwiederte, er für ſeinen Theil könne verſichern, daß ihm der Weiſe um zwei Guineen ein Legat von ſechshundert Pfund angezeigt habe, von welchem ihm ſonſt weder eine Kunde noch ein Penny zugekommen ſeyn würde.

Da das ganze Städtchen die lebhafteſte Theilnahme für's Wahrſagen hatte, ſo fand dieſe zweite Neuigkeit raſche Verbreitung, und nach einem Aufenthalt von acht Tagen glaubte Melchior den Verſuch machen zu können.

## Dreizehntes Kapitel.

Die ausgeſtreute Saat bringt uns eine goldene Ernte. Wir verkündigen den Leuten, was ſie zuvor ſchon wußten, und werden von wundervollen Thoren für wundervolle Weiſe angeſehen.

Wir packten zuſammen und verfügten uns in ein anderes Marktſtädtchen. Timothy, in eine lugubre ſchwarze Kleidung geſteckt, worin er einem Leichenbeſorger höchſt ähnlich ſah, erhielt ein Pferd und folgenden Auftrag dazu: er ſollte gemächlich zureiten, bis er dem bewußten Städtchen auf eine halbe Meile nahe gekommen ſey, alsdann im ſchönſten Galopp hineinjagen, vor dem beſten Gaſthof anſprengen, und Gemächer für den großen Ariſtodemus, welcher in einer halben Stunde eintreffen würde, beſtellen. Alles in dieſer Welt beruht auf dem Schein, wenigſtens wenn man ſie betrügen will: Jedermann im Städtchen hatte von dem großen Ariſtodemus gehört, Jedermann war begierig, etwas Näheres über ihn zu vernehmen, und Timothy wurde mit Fragen überhäuft; er erklärte jedoch, er ſey bloß ſein Kourier und wiſſe weiter nichts, als

Denſelben Abend ſaßen Valter Ramel und Maria Cornelia Hand in Hand in dem großen Saale. Sie ſagten nicht viel, aber ihr Lächeln und ihre ſtrahlenden Blicke ſprachen. Frau Martha ſtand am Fenſter und ſah ſie an. Nun war ſie wieder die Alte. Augenſcheinlich kalt und ruhig, Herrin über jeden Blick; jede Miene. Die Baronin unterbrach das lange Schweigen und ſagte:

Weißt du, wer es iſt, mein Kind, der dein Glück geſchaffen hat, dem du Alles zu danken haſt? Sie iſt es, die ihr ganzes Leben für Andere gearbeitet hat, die ihren Namen und ihren Stand verborgen hielt, ſowie das Unrecht, das ſie erduldete.

Laßt die Todten ruhen, ſagte die alte Frau ſanft, und preßte die Hände der Baronin in ihre eigenen, während ein glückliches, erhabenes Lächeln ihre Züge verklärte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

# Deutſcher Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe** und **Hermann Kurz.**

**Preis eines Bandes** von ca. 20 Bogen
elegant broſchirt: 15 Sgr. oder 54 kr.,
fein gebunden: 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. ſüdd. W.

**Jeder Band wird auch einzeln verkauft.**

## Inhalt der erſchienenen Bände.

### Erſte Serie.

I. Bd. **Die neue Meluſine.** Von Goethe. — **Die Verlobung auf St. Domingo.** Von H. v. Kleiſt. — **Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.** Von Clemens Brentano. — **Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau.** Von Achim v. Arnim. — **Das Fräulein von Scudery.** Von E. T. A. Hoffmann.

II. Bd. **Die Gemälde.** Von L. Tieck. — **Der letzte Savello.** Von C. Fr. Rumohr. — **Brigitta.** Von Adalbert Stifter. — **Der Stern der Schönheit.** Von Auguſt Wolff.

III. Bd. **Des Lebens Ueberfluß.** Von L. Tieck. — **Die Glücksritter.** Von Joſeph v. Eichendorff. — **Die katholiſche Mühle.** Von Adolph Widmann. — **Romeo und Julia auf dem Dorfe.** Von Gottfried Keller.

IV. Bd. **Irrwiſch-Fritze.** Von Franz Berthold. — **Phantaſieen im Bremer Rathskeller.** Von Wilhelm Hauff. — **Margret.** Von Gottfried Kinkel. — **Mozart auf der Reiſe nach Prag.** Von Eduard Mörike.

V. Bd. **Ein Carnevalsfeſt auf Iſchia.** Von Auguſt Kopiſch. — **Die Entſcheidung bei Hochkirch.** Von Friederike Lohmann. — **Der Carneval und die Somnambüle.** Von Carl Immermann. — **Der arme Spielmann.** Von Franz Grillparzer.

VI. Bd. **Nordiſche Freundſchaft.** Von L. Kruſe. — **Eine fromme Lüge.** Von Luiſe v. Gall. — **Der Müller vom Höſt.** Von Alfred Meißner. — **Das Kind.** Von Hermann Grimm.

### Zweite Serie.

I. Bd. (Bd. VII.) **Der Notar in der Falle.** Von Jeremias Gotthelf. — **Die Geſchichte des Diethelm von Buchenberg.** Von Berthold Auerbach. — **Johann Ohlerich.** Von Adolf Wilbrandt.

---

II. Bd. (Bd. VIII.) **Die Engel-Ehe.** Von Spindler. — **Jörg Muckenhuber.** Von W. H. Riehl. — **Eine Verlorene.** Von Kompert.

III. Bd. (Bd. IX.) **Mammon im Gebirge.** Von Moriz Reich. — **Der Sieg des Schwachen.** Von Melchior Meyr. — **Eine Malerarbeit.** Von Theodor Storm.

IV. Bd. (Bd. X.) **Samuel Brink's letzte Liebesgeſchichte.** Von Schreyvogel. — **Herr von Sacken.** Von Wilibald Alexis. — **Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.** Von Robert Waldmüller.

V. Bd. (Bd. XI.) **Die drei Schweſtern.** Von F. A. Kähler. — **Der todte Gaſt.** Von Zſchokke. — **Das Schloß im Gebirge.** Von Moritz Hartmann. — **Der Drache.** Von Ferd. Kürnberger.

VI. Bd. (Bd. XII.) **Kurt von Koppigen.** Von Jeremias Gotthelf. — **'s Muhme-Lieutenant-Saloppel.** Von C. von Holtei. — **Bolof, der Rekrut.** Von Edmund Höfer.

## Dritte Serie.

I. Bd. (Bd. XIII.) **Am Malanger Fjord.** Von Theodor Mügge. — **Der graue John.** Von Friedrich von Heyden. — **Der Flüchtling.** Von Adolf Pichler.

II. Bd. (Bd. XIV.) **Der Träumer.** Von Auguſt Kopiſch. — **Die Tante.** Von Fanny Lewald. — **Anſas und Grita.** Von Ernſt Wichert.

III. Bd. (Bd. XV.) **Geiz und Liebe.** Von K. A. Varnhagen von Enſe. — **Die Incantada.** Von Franz Kugler. — **Der arme Joſy.** Von Franz Wallner. — **Die Schweſter.** Von Levin Schücking.

IV. Bd. (Bd. XVI.) **Gemüth und Selbſtſucht.** Von F. v. W. — **Mohrenkranzel.** Von Hermann Schmid. — **Der Striethaß.** Von E. F. v. Dincklage. — **Die Schlangenkönigin.** Von Otto Roquette.

V. Bd. (Bd. XVII.) **Peter Schlemihl's wunderbare Geſchichte.** Von Adelbert von Chamiſſo. — **Muſikaliſche Orthodoxie.** Von Johanna Kinkel. — **Der Weinhüter von Meran.** Von Paul Heyſe.

VI. Bd. (Bd. XVIII.) **Deborah.** Von Wilhelm Müller. — **Die beiden Tubus.** Von Herm. Kurz.

## Vierte Serie.

I. Bd. (Bd. XIX.) **Die Düvecke** oder **die Leiden einer Königin.** Von Leopold Schefer. — **Der Eulen-Piet.** Von Walter Teſche. — **Hugideo.** Von Joſeph Victor Scheffel. — **Reich zu Reich und Arm zu Arm.** — Von Claire von Glümer.

II. Bd. (Bd. XX.) **Scholaſtika.** Von A. von Sternberg. — **Vetter Iſidor.** Von Julius Groſſe. — **Das Gericht im Walde.** Von Julie Ludwig.

---

Die folgenden Bände werden Auserwähltes bringen von Bernh. Abeken, A. v. Auer, Gerſtäcker, A. Godin, Leo Goldammer, Karl Gutzkow, Fr. Halm, G. Heſekiel, W. Jenſen, C. Ferd. Meyer, G. zu Putlitz, W. Raabe, Sacher-Maſoch, R. Schweichel, H. Smid, L. Steub, O. Wildermuth, Franz W. Ziegler.

München, im Juni 1874.

**R. Oldenbourg,**
**Verlagsbuchhandlung.**

# Novellenſchatz des Auslandes.

XIII.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

Dreizehnter Band.

---

München.
Rudolph Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

---

Druck von C. R. Schurich in München.

was andere Leute von ihm ſagen; aber dieſe Sagen waren in Tim's Edition außerordentlich wunderſam. Dieſer hatte kaum Zeit, ſich der beſten Zimmer im Hotel zu verſichern, als Melchior ankam, in einem lang herabfließenden ſeidenen Talar, mit einer langen weißen Perrücke, einem Barett und mehreren Goldketten; in der That, er war bewunderswürdig verkleidet. Ich bildete ſein Gefolge und trug altteutſche Studententracht, nebſt einer langen, braunen Lockenperrücke, die mir auf die Schultern herunterfiel. Unſere Ankunft geſchah in einer vierſpännigen Poſtchaiſe, welche donnernd am Gaſthauſe vorfuhr, ſo daß alle Häuſer in der Straße erzitterten und alle Fenſter ſich mit Köpfen füllten. Das Städtchen war nämlich nicht ſehr groß, obgleich es früher einige Bedeutung gehabt hatte. Die Manufakturen, die es einſt beſeſſen, waren verlegt worden, und jetzt wohnten nur noch Partikuliers hier, welche durch ihre eigenen oder ihrer Vorfahren Bemühungen ein unabhängiges Vermögen erlangt hatten.

Die Kutſchenthüre wurde von dem getreuen Timotheus eröffnet, welcher Hausknecht und Aufwärter als Paria's bei Seite ſchob, worauf der große Ariſtodemus zum Vorſchein kam. Als er die Thürſtufen hinanſchritt, verſperrte ihm eben Jemand den Weg, und Melchior, der ihn ſogleich erkannte, ſagte mit gebietendem Ton: „Tritt bei Seite, Acciſeeinnehmer! Niemand kreuzt ungeahndet meinen Pfad.“

Der Acciſeeinnehmer, der größte Bramarbas im ganzen Städtchen, ſchlüpfte ganz beſtürzt über dieſe Allwiſſenheit auf die Seite; die ganze Menge hob Augen und Hände vor Erſtaunen empor. Der große Ariſtodemus gelangte zu ſeinen Gemächern, die Thüre wurde alsbald geſchloſſen und ich ging hinunter, die Chaiſe zu bezahlen und das Eſſen zu beſtellen, während Timothy, von den Trägern unterſtützt, mit unſerm, dießmal ſehr anſehnlichen, Gepäck beſchäftigt war.

„Mein Herr will Niemanden ſehen,“ ſagte ich zu dem Wirth:

# Inhalt

## des dreizehnten Bandes.

Seite

**Eheglück.** Von Leo Tolſtoy. Aus dem Ruſſiſchen von **Claire von Glümer** . . . . . . . . . . . 1

**San Francesco a Ripa.** Von Henri Beyle (de Stendhal). Aus dem Franzöſiſchen von **Iſolde Kurz** 149

**Das Glück von Roaring Camp.** Von Bret Harte. Aus dem Engliſchen von **Auguſte Scheibe** . . . . 175

**Lokis.** Von Prosper Mérimée. Aus dem Franzöſiſchen von **Auguſte Scheibe** . . . . . . . . 199

**Das Gelübde des Petrus Cyrnäus.** Von Salvator Viale. Aus dem Italieniſchen von **F. Gregorovius** 271

# Eheglück.

Von

**Leo Tolſtoy.**

Aus dem Ruſſiſchen

von

**Claire von Glümer.**

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## I.

Wir trauerten um meine Mutter, die im Herbſt geſtorben war, und lebten — Katja, Sonja und ich — den ganzen Winter auf dem Lande.

Katja war eine alte Freundin unſeres Hauſes, unſere Gouvernante, die mich großgezogen hatte und die ich kannte und liebte, ſo lange ich zurückzudenken vermag. Sonja war meine jüngere Schweſter.

Der Winter, den wir in Prokow, unſerm alten Landhauſe, zubrachten, war düſter und traurig; es war kalt, der Wind fegte den Schnee in dichten Haufen hoch an den Fenſtern hinauf; die Scheiben blieben gewöhnlich dicht zugefroren, und wir gingen und fuhren faſt nirgend hin. Beſuche kamen ſelten, und die wenigen, die ſich einfanden, brachten weder Heiterkeit noch Unterhaltung in unſer Haus. Alle hatten traurige Geſichter, Alle ſprachen ſo leiſe, als ob ſie Jemand zu wecken fürchteten, und ſie lachten nie, ſondern ſeufzten und weinten, indem ſie mich und beſonders die kleine Sonja in ihrem ſchwarzen Kleidchen betrachteten. Es war, als ob noch immer der Tod im Hauſe gefühlt würde; als ob ſeine Schreckniſſe noch immer die Luft erfüllten. Das Zimmer der Mutter war geſchloſſen, aber ſo oft ich daran vorüber ging, um mich ſchlafen zu legen, war mir zu Muth, als ob mich Etwas in das öde, kalte Gemach hineinzöge.

Ich war damals ſiebzehn Jahre alt, und die Mutter wollte, als ſie ſtarb, eben in die Stadt überſiedeln, um mich in die Welt zu führen. Der Verluſt der Mutter war ein großes Unglück für mich, aber ich muß bekennen, daß ich in allem Kummer um ſie auch das ſchmerzliche Gefühl hatte, jung und — wie Alle ſagten — hübſch zu ſein und nun ſchon den zweiten Winter in tödtlicher Einſamkeit auf dem Lande zubringen zu müſſen. Nach und nach erreichte die gemiſchte Empfindung von Gram, Einſamkeit und einfacher Langeweile einen ſolchen Grad, daß ich das Zimmer nicht mehr verließ, das Klavier nicht mehr öffnete und kein Buch mehr zur Hand nahm. Wenn mir Katja zuredete, mich mit Dieſem oder Jenem zu beſchäftigen, gab ich zur Antwort: Ich habe keine Luſt — ich mag nicht! — und im Herzen fragte eine Stimme: Warum denn? . . warum etwas thun, wenn meine beſte Lebenszeit ſo nutzlos vorübergeht? warum? . . Und auf dies „Warum“ hatte ich keine Antwort, als Thränen.

Ich hörte ſagen, daß ich mager würde und mich zu meinem Nachtheil veränderte; aber auch das ließ mich gleichgültig. Was lag daran? wer kümmerte ſich darum? Mir war zu Muth, als ob mein ganzes Leben in dieſer troſtloſen Oede, dieſer rettungsloſen Langenweile verfließen müßte, denen zu entfliehen ich für mich allein nicht die Kraft, ja nicht einmal den Wunſch hatte.

Zu Ende des Winters fing Katja an, für mich zu fürchten, und beſchloß, mich ſobald als möglich ins Ausland zu bringen. Aber dazu war Geld erforderlich, und wir wußten nicht, was uns nach dem Tode der Mutter geblieben war, und warteten von Tag zu Tag auf den Vormund, der unſere Angelegenheiten ordnen ſollte.

Im März kam er endlich.

Gott ſei Dank! ſagte Katja eines Tages, als ich wieder wie ein Schatten, ohne Beſchäftigung, ohne Gedanken, ohne Wünſche aus einer Ecke in die andere ſchlich, Sergeï Michailitſch iſt angekommen. Er hat hergeſchickt, ſich nach uns erkundigen laſſen, und wird zum Mittageſſen hier ſein. Nimm dich zuſammen, liebe Maſchetska, fügte ſie hinzu. Was ſoll er denn von dir denken? Er hat euch alle ſo lieb!

Sergeï Michailitſch war einer unſerer Nachbarn und ein Freund meines verſtorbenen Vaters, obwohl viel jünger als dieſer. Abgeſehen davon, daß ſeine Ankunft unſer Leben anders geſtaltete und uns vielleicht die Möglichkeit gab, das Landgut zu verlaſſen, war ich von Kindheit an gewöhnt, ihn zu lieben und zu achten, und Katja wünſchte, daß ich mich zuſammennähme, weil ſie errieth, daß es mir unter allen meinen Bekannten am ſchmerzlichſten geweſen wäre, Sergeï Michailitſch gegenüber in ungünſtigem Lichte zu erſcheinen.

Und nicht allein daß ich ihn, wie Alle im Hauſe — von Katja und ſeinem Pathchen Sonja an, bis zu dem letzten Pferdeknecht — lieb hatte; er beſaß für mich noch eine beſondere Bedeutung wegen einer Aeußerung, die meine Mutter einſt in meiner Gegenwart gethan. Sie ſagte: einen ſolchen Mann hätte ſie mir gewünſcht. Damals fand ich das ſonderbar; es war mir ſogar unangenehm, denn mein Ideal ſah ganz anders aus! war jung, ſchlank, hager, blaß und ſchwermüthig; Sergeï Michailitſch dagegen war kein Jüngling mehr, war groß, ſtark und, wie mir ſchien, immer vergnügt. Trotzdem aber kamen mir die Worte der Mutter häufig in den Sinn, und ſchon ſechs Jahre früher, als ich elf Jahre alt war, er noch Du zu mir ſagte, mit mir ſpielte und mich Veilchen-Kind zu nennen pflegte, fragte ich mich zuweilen mit einer gewiſſen Angſt: Was ſoll ich thun, wenn er mich plötzlich heirathen will?

Kurz vor dem Mittageſſen, dem Katja einen Crême und Spinatſauce zugefügt hatte, kam Sergeï Michailitſch. Ich ſah ihn durchs Fenſter, als er ſich in einem kleinen Schlitten dem Hauſe näherte, eilte, ſobald er um die Ecke bog, in den Salon und wollte mich ſtellen, als ob ich nicht auf ihn gewartet hätte. Aber als ich im Vorzimmer das Stampfen ſeiner Füße, ſeine laute Stimme und Katja's Schritte hörte, hielt ich's nicht aus und ging ihm entgegen.

Er hielt Katja's Hand, ſprach laut und lächelte, aber ſobald er mich ſah, verſtummte er, blieb ſtehen und blickte mich eine Weile an, ohne mich zu grüßen. Mir wurde unbehaglich zu Muth, und ich fühlte, daß ich erröthete.

Ach! iſt's möglich! . . . Sie ſind's! ſagte er dann in ſeiner einfachen, herzlichen Weiſe, indem er mit ausgeſtreckten Händen auf mich zukam. Iſt's möglich, ſich ſo zu verändern? Wie Sie gewachſen ſind! . . . Das ſoll unſer Veilchen ſein? Es iſt eine volle Roſe geworden.

Mit ſeiner großen Hand ergriff er die meinige und drückte ſie feſt, beinahe ſchmerzhaft. Ich glaubte, er würde mir die Hand küſſen, und hatte mich ſchon zu ihm geneigt*), aber er drückte ſie noch einmal und ſah mir mit ſeinem feſten, heitern Blicke gerade in die Augen.

Ich hatte ihn ſeit ſechs Jahren nicht geſehen und fand ihn ſehr verändert. Er war älter, dunkler geworden und trug einen ſtarken Bart, der ihm nicht gut ſtand; aber er hatte dasſelbe einfache, offene, ehrliche Weſen wie früher, und dasſelbe Geſicht mit den kräftigen Zügen, den klugen blitzenden Augen und einem freundlichen, beinahe kindlichen Lächeln.

Nach fünf Minuten hatte er aufgehört, unſer Gaſt zu ſein, und war uns Allen ein Familienglied, ſelbſt für unſere Leute, deren Dienſteifer bewies, wie ſehr ſie ſich über ſeine Ankunft freuten.

---

*) Der übliche ruſſiſche Gruß iſt, daß der Herr der Dame die Hand, die Dame dem Herrn die Stirn küßt. (Anmerkung d. Ueberſ.)

Er benahm ſich nicht wie unſere anderen Nachbarn, die, wenn ſie nach dem Tode der Mutter kamen, für nöthig hielten, zu ſchweigen und zu weinen, ſo lange ſie bei uns blieben. Er war im Gegentheil geſprächig, heiter und erwähnte die Mutter mit keinem Worte, ſo daß ich dieſe Gleichgültigkeit anfangs ſonderbar und von einem ſo naheſtehenden Freunde ſogar unpaſſend fand — aber ſpäter ſah ich ein, daß es nicht Gleichgültigkeit, ſondern Aufrichtigkeit war, und dankte ihm dafür.

Abends ſetzte ſich Katja zum Theeeinſchenken auf den alten Platz im Salon, wie es bei Mama der Fall geweſen; ich und Sonja ſetzten uns neben ſie; der alte Gregory brachte Sergeï Michailitſch eine von des Vaters Pfeifen, und wie in früheren Zeiten fing er an im Zimmer hin und her zu gehen.

Wie viele traurige Veränderungen hier im Hauſe . . . wenn ich bedenke! ſagte er plötzlich, indem er ſtehen blieb.

Jawohl! antwortete Katja mit einem Seufzer, deckte den Samowar zu und ſah aus, als ob ſie weinen wollte.

Sie erinnern ſich wohl Ihres Vaters? fragte Sergeï Michailitſch zu mir gewendet.

Wenig! gab ich zur Antwort.

Wie gut wäre es jetzt für Sie, wenn Sie ihn hätten! ſagte er leiſe und nachdenklich, indem er auf mich niederſah. Ich habe Ihren Vater ſehr lieb gehabt,

„er gedenkt, die Stadt morgen wieder zu verlaſſen, wenn gewiſſe Briefe, die er mit der Poſt erwartet, ankommen ſollten; alſo haben Sie die Gefälligkeit, dieß Getümmel zu entfernen und ihm Ruhe zu verſchaffen, denn er iſt ſehr erſchöpft, da wir ſeit Tagesanbruch hundert und fünfzig Meilen weit gereiſet ſind.“

Als Tim und ich mit unſeren Verrichtungen fertig waren, begaben wir uns zu Melchior in ſein Zimmer, und ließen den verbreiteten Neuigkeiten ihren Lauf. „Der Anfang verſpricht viel“, ſagte Melchior: „bis jetzt haben wir ziemlich Geld und Zeit verſchwendet; nun müſſen wir ſehen, ob wir's nicht zehnfach wieder erſetzt bekommen. Japhet, du mußt nach dem Abendeſſen noch einmal hinabgehen und Veranlaſſung nehmen, den Wirth über die Armen im Städtchen zu befragen, denn ich bin ſehr wohlthätig und thue gern etwas für ſie; du kannſt andeuten, daß ich den ſämmtlichen Ertrag meiner Kunſt, mit dem ich doch nichts anzufangen wiſſe, den Armen ſchenke.“

Ich that nach ſeinem Geheiß; wir ſpeisten, packten unſere Sachen aus und gingen zu Bette, nicht ohne die Thüren verſchloſſen und die Schlüſſel abgezogen zu haben.

Den nächſten Morgen hatten wir Alles in Bereitſchaft, und da die Briefe begreiflicher Weiſe nicht ankamen, ſo waren wir genöthigt, da zu bleiben. Der Wirth gab mir alsbald allerlei Winke von Beſuchern, welche gar zu gerne meinen Herrn befragen möchten. Ich erwiederte, daß ich mit ihm reden wolle; übrigens, ſagte ich, ſey es nöthig, ihnen zuvor anzudeuten, ſie müßten entweder Gold oder — gar nichts anbieten. Nach einer Weile brachte ich ſeine Einwilligung, aber nur für eine oder zwei Perſonen. Ob wir nun gleich erforderlichen Falls verſchiedene Apparate beſaßen, ſo waren wir doch der Anſicht, es werde eine größere Wirkung machen, wenn bei dem erſten Auftritt Alles ganz einfach ſey. Sofort behielt Melchior ſeinen Sitz am Tiſche, der mit einem ſchwarzen Teppich behangen war; Stickereien mit wunderlichen Charakteren zierten dieſen, auf fügte er noch leiſer hinzu, und ein feuchter Glanz kam in ſeine Augen.

Der liebe Gott hat ihn uns genommen! rief Katja, legte die Serviette auf die Theekanne und fing an zu weinen.

Ja, traurige Veränderungen ſind hier vorgegangen! wiederholte Sergeï Michailitſch und wendete ſich ab. Sonja, zeige mir deine Spielſachen, ſagte er nach einer Pauſe und ging in den Saal hinaus. Mit Augen voll Thränen ſah ich ihm nach.

Das iſt ein treuer Freund! ſagte Katja.

Ja, gewiß! antwortete ich, und es wurde mir eigenthümlich wohl und warm zu Muth bei dem Mitgefühl dieſes fremden, guten Menſchen.

Aus dem Saale klang Sonja's Stimmchen und ſein Scherzen mit ihr zu uns herein. Ich ſchickte ihm den Thee, und dann hörten wir, daß er ſich ans Klavier ſetzte und mit Sonja's Händchen auf die Taſten ſchlug.

Maria Alexandrowna, rief er nach einer Weile, bitte, kommen Sie her, ſpielen Sie etwas.

Es freute mich, daß er ſo einfach, freundſchaftlich-befehleriſch mit mir ſprach; ich ſtand auf und ging zu ihm.

Spielen Sie dies, ſagte er, indem er in einem Hefte das Adagio der Beethovenſchen Sonate quasi una fantasia aufſchlug. Laſſen Sie ſehen, wie Sie ſpielen, fügte er hinzu, und begab ſich mit ſeinem Theeglaſe an das andere Ende des Saales.

Ich fühlte — aus welchem Grunde weiß ich nicht — daß es unmöglich war, ſein Verlangen abzuſchlagen, oder Vorbemerkungen über ſchlechtes Spiel zu machen.

Gehorſam ſetzte ich mich ans Klavier und fing an zu ſpielen, ſo gut ich konnte; übrigens fürchtete ich ſein Urtheil, denn ich wußte, daß er Muſik liebte und verſtand.

Das Adagio ſprach dieſelben Gefühle aus, welche durch das Geſpräch am Theetiſch in mir wachgerufen waren, und mein Vortrag desſelben ſchien ihm zu genügen. Das Scherzo dagegen ließ er mich nicht ſpielen.

Nein, das machen Sie nicht gut, ſagte er herantretend. Laſſen Sie's lieber . . . das Erſte war nicht ſchlecht. Sie ſcheinen die Muſik zu verſtehen.

Dies mäßige Lob erfreute mich ſo ſehr, daß ich erröthete. Es war mir neu und angenehm, daß Sergeï Michailitſch, der Freund meines Vaters, ernſthaſt und wie ein Gleichgeſtellter mit mir ſprach, ſtatt mich, wie früher, als Kind zu behandeln.

Katja ging hinauf, Sonja ſchlafen zu legen, und wir Beide blieben im Saale.

Er erzählte mir von meinem Vater; wie er ihn kennen gelernt, und wie heiter ſie miteinander verkehrt hatten, während ich noch bei meinen Schulbüchern und Spielſachen ſaß. In ſeinen Erzählungen trat mir mein Vater zum erſten Male einfach als liebenswürdiger Menſch entgegen, wie ich bis jetzt noch nicht gelernt hatte ihn anzuſehen. Später befragte mich Sergeï Michailitſch über meine Liebhabereien, meine Lectüre, wollte wiſſen, was ich jetzt vorzunehmen gedächte, und gab mir verſchiedene Rathſchläge. Er war nicht mehr mein heiterer, ſcherzender Spielkamerad, ſondern ein ernſter, einfacher, warmherziger Mann, der mir Sympathie und Achtung einflößte. Mir war leicht und angenehm zu Muthe, und doch fühlte ich einen gewiſſen Zwang, indem ich mit ihm ſprach. Ich fürchtete für jedes meiner Worte und wollte die Neigung, die ich jetzt nur dadurch erworben, daß ich meines Vaters Tochter war, durch eigene Kraft verdienen.

Nachdem Katja mein Schweſterchen ſchlafen gelegt, geſellte ſie ſich wieder zu uns und beklagte ſich bei Sergeï Michailitſch über meine Apathie, von welcher ich ihm nichts geſagt hatte.

Die Hauptſache hat ſie mir alſo nicht erzählt! ſagte er und ſchüttelte halb lächelnd, halb vorwurfsvoll den Kopf.

Was iſt davon zu erzählen? antwortete ich. Das iſt ſehr langweilig und vergeht wieder. — Mir ſchien es wirklich, als ob mein Trübſinn nicht nur vergehen würde, ſondern als ob er ſchon verginge oder nie exiſtirt hätte.

Es iſt ſchlimm, die Einſamkeit nicht verſtehen und ertragen zu können, ſagte er; ſind Sie denn ein feines Fräulein?

Freilich bin ich ein feines Fräulein, gab ich lächelnd zur Antwort.

Nein, ein ſchlechtes Fräulein, das nur lebt, ſo lange man ihm huldigt, und zuſammenſinkt und an nichts mehr Freude hat, ſobald es allein iſt. Ein ſolches Fräulein hat Alles nur für Andre, nichts für ſich ſelbſt.

Sie haben eine ſchöne Meinung von mir, antwortete ich, nur um etwas zu ſagen.

Nein, nicht umſonſt ſind Sie Ihrem Vater ſo ähnlich! ſagte er nach kurzem Schweigen, und ſein guter, aufmerkſamer Blick that mir wohl und verſetzte mich in freudige Verwirrung. — Erſt jetzt bemerkte ich dieſen nur ihm eigenthümlichen Blick, der Anfangs ſo heiter ſchien und dann immer forſchender und ſelbſt etwas traurig wurde.

Sie ſollen und Sie können ſich nicht langweilen, fuhr er fort. Sie haben die Muſik, die Sie verſtehen, Bücher, Studien aller Art . . . vor Ihnen liegt das ganze Leben, für das Sie ſich nur jetzt vorbereiten können, wenn Sie ſpäter nichts zu bereuen haben wollen. . . . Nach einem Jahre ſchon iſt es zu ſpät.

Er ſprach mit mir wie ein Vater oder Onkel; ich fühlte, wie er ſich Mühe gab, um ſich mit mir auf gleichen Fuß zu ſtellen; es kränkte mich, daß er glaubte, ſich zu mir herablaſſen zu müſſen, und es war mir auch wieder ſchmeichelhaft, daß er für nöthig hielt, um meinetwillen anders zu ſein als ſonſt.

Den Reſt des Abends ſprach er mit Katja über Geſchäftsſachen.

Und nun adieu, meine lieben Freundinnen, ſagte er endlich, indem er aufſtand, zu mir trat und meine Hand faßte. Wann ſehen wir uns wieder? fragte Katja.

Im Frühling, antwortete er; jetzt gehe ich nach Donilowka (unſer zweites Landgut), ſehe zu, wie es dort ſteht, richte ein, was ich kann, und begebe mich dann — auch wegen meiner eigenen Angelegenheiten — nach Moskau. Den Sommer über ſehen wir uns öfter.

Warum wollen Sie auf ſo lange fort? fragte ich betrübt. — Ich hatte ſchon gehofft ihn täglich zu ſehen, und war über das Fehlſchlagen dieſer Hoffnung ſo beſtürzt, daß meine ganze Muthloſigkeit wiederkehrte. Wahrſcheinlich drückte ſich dies in meiner Stimme und meinem Blicke aus, denn Sergeï Michailitſch ſagte:

Ja, Sie müſſen ſich mehr beſchäftigen, dürfen nicht wieder ſchwermüthig werden. Dabei war ſein Ton, wie es mir ſchien, viel zu ruhig und kalt. Im Frühling werde ich Sie examiniren, fügte er hinzu, ließ meine Hand fallen und wendete ſich von mir ab.

Im Vorzimmer, wohin wir ihn begleitet hatten, beeilte er ſich, den Pelz anzuziehen, und vermied noch immer, mich anzuſehen.

Warum giebt er ſich dieſe unnöthige Mühe? dachte ich. Iſt's möglich, daß er glaubt, es wäre mir ſo angenehm, wenn er mich anſieht? .... Er iſt ein guter Menſch ... ein ſehr guter ... aber das iſt auch Alles!

Dieſen Abend konnten Katja und ich lange nicht einſchlafen, und ſprachen immer wieder — nicht von ihm, ſondern wie wir den künftigen Sommer verleben, und wo und wie wir den nächſten Winter zubringen würden. Die troſtloſe Frage, warum? kam mir nicht in den Sinn. Es ſchien mir klar und ſelbſtverſtändlich, daß wir leben, um glücklich zu ſein — und in der Zukunft ſah ich Glück in Fülle. Unſer altes, finſtres Pokrow war plötzlich wie von Licht und Leben überſtrömt.

## II.

Der Frühling kam, und mein Trübſinn verſchwand und verwandelte ſich in ein ſchwärmeriſches, gegenſtandsloſes Hoffen und Sehnen. Ich lebte jetzt ganz anders als bisher, beſchäftigte mich bald mit Sonja, bald mit Muſik, bald mit meinen Büchern, ging oft in den Garten, irrte lange, lange in den Alleen umher, oder ſaß auf einer Bank, dachte an Gott weiß was, träumte und hoffte. Zuweilen blieb ich ganze Nächte lang, beſonders im Mondenſchein, am Fenſter meines Zimmers, oder ſchlüpfte in einen Mantel gehüllt, heimlich, daß es Katja nicht bemerkte, in den Garten hinaus, und wanderte im Thau am Teiche entlang; einmal ging ich ſogar ins Feld und lief allein in der nächtlichen Stille um den ganzen Garten herum.

Es fällt mir ſchwer, mich jetzt der Träumereien, welche damals meine Phantaſie erfüllten, zu erinnern und ſie feſtzuhalten, und ſelbſt wenn ich mich darauf beſinne, wird es mir ſchwer, zu glauben, daß dies wirklich meine

Träume waren — ſo ſeltſam ſind ſie und ſo ganz dem Leben entrückt.

Ende Mai kehrte Sergeï Michailitſch, wie er verſprochen hatte, von ſeiner Reiſe zurück.

Zu uns kam er das erſte Mal Abends, als wir ihn nicht erwarteten. Wir ſaßen auf der Terraſſe, wo wir Thee trinken wollten. Der ganze Garten war ſchon grün, im Bosquet hatten ſich die Nachtigallen eingeniſtet, um die erſten Frühlingstage zu feiern; die ſtruppigen Syringenbüſche waren mit eben aufbrechenden weißen und lila Blüthentrauben überſchüttet, und das durchſichtige Laub der Birkenallee wurde von der untergehenden Sonne durchleuchtet, während die Terraſſe in kühlem Schatten lag und der Nachtthau ſich über die Grasflächen breitete. Vom Hofe klangen die letzten Tageslaute und die Stimmen der heimgetriebenen Heerde herüber. Der einfältige Nikon fuhr mit der Waſſertonne längs der Terraſſe hin und der kalte Strahl aus ſeiner Gießkanne bildete auf der friſchumgegrabenen Erde dunkle Kreiſe um die Stäbe der Georginen. Auf der Terraſſe blitzte und kochte der blankgeputzte Samowar, und auf der weißen Serviette ſtanden Bretzeln und anderes Gebäck. Katja ſpülte mit ihren rundlichen Händen in häuslicher Weiſe die Taſſen, während ich — da mich nach den Bade hungerte — den Thee nicht erwarten konnte, ſondern im Voraus Brod mit friſcher, dicker Sahne aß. Ich trug eine leinene Blouſe mit offnen Aermeln und hatte über das naſſe Haar ein weißes Tuch gebunden.

Katja war die Erſte, die den Ankommenden erblickte.

Ach, Sergeï Michailitſch, ſagte ſie, wir haben eben von Ihnen geſprochen.

Ich ſprang auf und wollte flüchten, um mich umzukleiden; aber er hielt mich an, als ich eben in die Thüre ſchlüpfte.

Wozu die Umſtände auf dem Lande, ſagte er, indem er mein Kopftuch lächelnd anſah. Sie geniren ſich doch nicht vor Gregory, und ich bin wirklich für Sie nichts Anderes, als er.

Mir kam es freilich vor, als ob mich Sergeï Michailitſch in andrer Weiſe anſähe, als es Gregory that, und ich fühlte mich befangen.

Ich komme gleich wieder, antwortete ich und machte mich von ihm los.

Was haben Sie gegen Ihren Anzug? rief er mir nach. Sie ſehen aus wie ein Bauermädchen.

Wie ſonderbar er mich anſieht, dachte ich, während ich mich oben eilig umkleidete. Gott ſei Dank, daß er wieder da iſt . . . nun wird ſich unſer Leben heiterer geſtalten. Nachdem ich mich im Spiegel beſehen, lief ich vergnügt die Treppe hinunter, und ohne verbergen zu wollen, daß ich mich beeilt hatte, trat ich athemlos auf die Terraſſe.

Er ſaß am Tiſche und ſprach mit Katja über Geſchäftsſachen. Als er mich erblickte, lächelte er, fuhr aber in ſeinem Berichte fort. Seinen Mittheilungen nach befanden ſich unſere Angelegenheiten im beſten Stande. Wir ſollten nur noch den Sommer auf dem Lande zubringen und dann zu Sonja's Erziehung entweder nach Petersburg gehen oder ins Ausland.

Ja, wenn Sie mitreiſen wollen; ſagte Katja, allein würden wir uns vorkommen, als ob wir uns im Walde verirrt hätten.

Ach wie gerne reiſ'te ich mit Ihnen um die ganze Welt! antwortete er halb ſcherzend, halb im Ernſt.

Gut denn, ſagte ich; laſſen Sie uns eine Reiſe um die Welt antreten.

Er lächelte und ſchüttelte den Kopf.

Und mein Mütterchen und meine Geſchäfte, antwortete er. Aber laſſen wir das . . . erzählen Sie mir lieber, wie Sie gelebt haben . . . haben Sie ſich etwa wieder gelangweilt?

Als ich ihm erzählte, daß ich mich eifrig beſchäftigt und gar nicht gelangweilt hätte, und als Katja meine Worte beſtätigte, lobte er mich und liebkoſ'te mich mit Worten und Blicken, als ob ich ein Kind wäre und er ein Recht dazu hätte. Mir kam es wie etwas Nothwendiges vor, ihm alles Gute, was ich gethan, ausführlich und offenherzig mitzutheilen, ihm aber auch Alles, womit er unzufrieden ſein konnte, wie in der Beichte zu geſtehen.

Der Abend war ſo ſchön, daß wir nach dem Abräumen des Theetiſches auf der Terraſſe blieben, und unſer Geſpräch intereſſirte mich ſo ſehr, daß ich nicht bemerkte, wie nach und nach das Geräuſch der menſchlichen Thätigkeit um uns verſtummte. Von allen Seiten kam der Blumenduft ſtärker gezogen, reichlicher Thau netzte das Gras, im nahen Syringengebüſch ſang die Nachtigall, und es war, als ob der Sternenhimmel ſich zu uns niederließe.

Daß es dunkel geworden war, bemerkte ich erſt, als plötzlich eine Fledermaus lautlos unter das Segeltuchdach der Terraſſe flog und zappelnd mein weißes Tuch ſtreifte. Ich drückte mich an die Wand und war im Begriff zu ſchreien, als die Fledermaus eben ſo ſtumm im Halbdunkel des Gartens verſchwand.

Wie ich Ihr Pokrow liebe, ſagte Sergeï Michailitſch, das Geſpräch unterbrechend. Mein ganzes Leben möchte ich ſo ſitzen.

Thun Sie's doch! ſagte Katja.

Ja, thun Sie's doch, wiederholte er; das Leben erlaubt es nicht!

Warum heirathen Sie nicht? fragte Katja; Sie würden ein ausgezeichneter Ehemann.

Weil ich gern ſtillſitze? fragte er lächelnd. Nein, Katharina Karlowna, für Sie und für mich iſt's zu ſpät zum Heirathen. Alle meine Bekannten haben ſchon lange aufgehört, mich als heirathsfähigen Mann zu betrachten, und ich ſelbſt noch viel länger . . . ſeit der Zeit iſt mir erſt wohl geworden, warhaftig!

Es kam mir vor, als ob er die letzten Worte mit erzwungener Lebhaftigkeit ſagte.

dem Tiſch aber lag ein Buch mit Hieroglyphen und daneben ein elfenbeinerner Stab, mit Gold ausgelegt. An der Thüre ſtand Timothy, mit einem kurzen römiſchen Schwert umgürtet, ich ſelbſt hielt mich in ehrfurchtsvoller Haltung, hinter dem großen Ariſtodemus.

Die erſte Perſon, welche Zutritt erhielt, war die Frau des Bürgermeiſters. Glücklicheres konnte uns nichts begegnen, denn da die Vornehmeren immerwährend im Mund der Leute ſind, ſo waren wir über ſie und ihren Gemahl vollkommen unterrichtet. Ariſtodemus winkte mit der Hand, ich brachte einen Stuhl und lud ſie mit einer ſtummen Bewegung zum Sitzen ein. Ariſtodemus blickte ihr in's Geſicht; dann wandte er einige Blätter um, bis er endlich bei einem ſtehen blieb, das er mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete. „Bürgermeiſterin von * * *," ſagte er nach einer langen Pauſe: „was iſt dein Begehr?"

Sie fuhr zuſammen und erbleichte. „Ich wünſchte zu fragen" —

„Ich weiß es: du möchteſt wohl Manches fragen, wenn ich Zeit hätte, zu hören. Unter Anderem möchteſt du gerne fragen, ob Du noch irgend Hoffnung habeſt, Deinem Gemahl einen Erben zu ſchenken. Iſt es nicht alſo?"

„Ja, ſo iſt's," antwortete die Dame und ſuchte nach Luft.

„Ich vernehm' es aus dieſem Buche," fuhr Ariſtodemus fort. „Aber laß mich nun auch an Dich eine Frage richten. Du möchteſt mit Segnungen überſchüttet werden, und willſt doch nichts Gutes thun? Du biſt reich, aber welchen Gebrauch machſt Du, welchen macht dein Gemahl von dieſen Reichthümern? Seyd ihr freigebig? nein. Gebet, ſo wird euch gegeben. Ich habe geſprochen."

Er winkte mit der Hand und die Dame erhob ſich. Sie hatte eine Guinee zwiſchen den Fingern und die Börſe in der Hand. Jetzt nahm ſie noch vier andere heraus, um ſie mit der erſten auf den Tiſch zu legen.

„Wohl gethan, Dame. Der Engel der Mildthätigkeit wird Deine Sache führen. — Artolph, laß das Geld unter die Armen vertheilen."

Das iſt hübſch: ſechsunddreißig Jahre alt, und ſchon mit dem Leben abgeſchloſſen! rief Katja.

Und wie abgeſchloſſen! fuhr er fort. Stillſitzen iſt mein einziger Wunſch, und zum Heirathen iſt Anderes nöthig. Fragen Sie Die da, fügte er hinzu, indem er mit einem Kopfnicken auf mich deutete. Die da müſſen wir verheirathen . . . an ihr werden wir Beiden uns erfreuen.

In ſeinem Tone lag eine verſteckte Wehmuth und eine Selbſtbeherrſchung, die mir nicht entging. Er verſtummte für eine Weile, und weder ich noch Katja unterbrachen das Schweigen. Stellen Sie ſich einmal vor, fing er wieder an, indem er ſich auf dem Stuhle umwendete, ſtellen Sie ſich einmal vor, daß ich durch eine unglückliche Fügung dazu käme, ein ſiebzehnjähriges Mädchen zu heirathen, etwa Maſch . . . Marie Alexandrowna? — das iſt ein vortreffliches Beiſpiel, ich freue mich, daß ich es gefunden habe . . . es iſt das allerbeſte Beiſpiel.

Ich lachte und konnte nicht begreifen, warum er ſich freute, und was er gefunden haben wollte.

Die Hand aufs Herz . . . ſagen Sie mir die Wahrheit, wendete er ſich zu mir. Wäre es nicht ein Unglück für Sie, Ihr Leben mit einem alten, ausgedienten Manne hinzubringen, der nur ſtillſitzen mag, während in Ihnen Gott weiß was gährt und treibt, und Gott weiß welche Wünſche ſich regen?

Mir wurde unbehaglich zu Muthe. Ich ſchwieg und wußte nicht, was ich antworten ſollte.

Ich mache Ihnen keinen Antrag, fuhr er lachend fort; aber geſtehen Sie nur — Sie träumen nicht von einem ſolchen Manne, wenn Sie Abends allein in den Gartenalleen umherwandeln. Ein ſolcher Mann wäre ein Unglück für Sie.

Ein Unglück gerade nicht . . . fing ich an.

Aber doch kein Glück! fügte er hinzu.

Nein! . . . aber ich irre mich vielleicht.

Sehen Sie wohl! rief er aus. Und ſie hat Recht, und ich bin ihr dankbar für dieſe Aufrichtigkeit . . . es freut mich, daß wir dies Geſpräch gehabt. Uebrigens iſt das noch das Wenigſte! für mich wäre das Unglück noch größer.

Welch ein Sonderling Sie ſind . . . Sie haben ſich gar nicht verändert! ſagte Katja und verließ die Terraſſe, um das Abendeſſen anzuordnen.

Nachdem uns Katja verlaſſen hatte, wurden wir Beide ſtill, wie Alles um uns her. Nur die Nachtigall ſang, aber nicht mehr wie geſtern in abgebrochenen zaudernden Sätzen, ſondern in langgedehnten, ruhigen Tönen, die den ganzen Garten mit ihrem Klang überſtrömten. Und dann ließ, zum erſten Male an dieſem Abend, eine zweite Nachtigall vom Hohlweg herüber ihre Antwort erſchallen. Die Erſte ſchwieg einen Augenblick, als ob ſie lauſchte, um dann noch lautere, vollere, klangreichere Triller über den Garten auszugießen; in ruhiger

Majeſtät tönten dieſe Stimmen durch die nächtliche Welt.

Der Gärtner ging vorüber, ſich im Gewächshaus ſchlafen zu legen; ſeine ſchweren Schritte verhallten nach und nach in der Ferne. Drüben am Berge wurde zwei Mal gellend gepfiffen, dann war Alles wieder ſtill. Kaum hörbar ſing das Laub an, ſich zu wiegen, die Marquiſe wehte leiſe hin und her, und mit der bewegten Luft kamen Düfte gezogen und ergoſſen ſich über die Terraſſe.

Nach Dem, was zuletzt geſprochen worden war, wurde mir das Schweigen peinlich; aber ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte. Seine Augen blitzten mich im Halbdunkel an.

Es iſt doch ſchön zu leben! ſagte er endlich; ich athmete ſchwer auf.

Was haben Sie?

Es iſt doch ſchön zu leben! wiederholte ich. Dann ſchwiegen wir wieder, und mein Unbehagen wuchs. Ich ſagte mir ſelbſt, daß ich ihn gekränkt hatte, indem ich zugab, daß er alt ſei, wünſchte ihn zu verſöhnen, wußte aber nicht wie.

Leben Sie wohl! ſagte er plötzlich, indem er ſich erhob. Meine Mutter erwartet mich zum Abendeſſen; ich habe ſie heute kaum geſehen.

Ich wollte Ihnen eine neue Sonate vorſpielen . . fing ich an.

Ein andres Mal, ſagte er ziemlich kalt, wie mir ſchien. Adieu!

Ich glaubte jetzt noch mehr, daß ich ihn gekränkt hätte, und es that mir leid. Katja und ich begleiteten ihn die Freitreppe hinunter, blieben auf dem Hofe ſtehen und ſahen ihm nach, bis er verſchwunden war, und während der Trab ſeines Pferdes in der Ferne verklang, kehrte ich auf die Terraſſe zurück. Ich blickte abermals in den Garten hinunter, und in dem feuchten Nebelſchleier, in dem die Töne der Nacht verſchwammen, hörte und ſah ich noch lange Alles was ich hören und ſehen wollte.

Nachdem Sergeï Michailitſch ein zweites und drittes Mal bei uns geweſen, verſchwand das Unbehagen, das mir von dem ſonderbaren Geſpräche zurückgeblieben, und kehrte nicht wieder. Den ganzen Sommer über kam er nun wöchentlich zwei bis drei Mal, und ich gewöhnte mich ſo an ihn, daß ich — wenn er einmal ausblieb — das Gefühl hatte, als ob es mir ſchwer würde ohne ihn zu leben, und ich zürnte ihm und fand, daß er Unrecht that, mich allein zu laſſen. Er behandelte mich, wie eine liebe, jüngere Freundin, befragte mich auf die herzlichſte Weiſe, gab mir Rath und trieb mich an. Zuweilen ſchalt er auch, oder hielt mich von etwas zurück; aber trotz ſeines Bemühens, ſich mir gleichzuſtellen, fühlte ich, daß unter dem, was ich von ihm kannte, noch eine ganze mir fremde Welt verborgen lag, in welche er nicht für nöthig hielt mich einzulaſſen. Im Grunde zog mich gerade das am ſtärkſten an und erhöhte meinen Reſpect vor ihm.

Von Katja und den Nachbarn wußte ich, daß

Sergeï Michailitſch außer von den Sorgen um die alte Mutter, die bei ihm lebte, der Bewirthſchaftung ſeines Gutes und unſerer Vormundſchaft noch von gewiſſen Adelsangelegenheiten, die ihm mancherlei Mühe und Verdruß bereiteten, in Anſpruch genommen wurde. — Aber wie er das Alles anſah, welche Meinungen oder Pläne er hatte, darüber konnte ich nichts von ihm erfahren. Sobald ich die Unterhaltung auf ſeine Angelegenheiten brachte, runzelte er die Stirn auf die ihm eigne Weiſe, als ob er ſagen wollte: Bitte, laſſen Sie das — was kann Ihnen daran liegen? — und lenkte das Geſpräch auf andre Dinge.

Anfangs kränkte mich das, aber nach und nach gewöhnte ich mich ſo daran, nur von dem zu ſprechen, was ſich auf mich bezog, daß ich es endlich natürlich fand.

Was mir auch Anfangs nicht gefiel, ſpäter aber angenehm wurde, war ſeine vollſtändige Gleichgültigkeit und Nichtachtung gegen mein Aeußeres. Nie ſagte er mir, weder mit Wort noch Blick, daß ich ſchön wäre; im Gegentheil, er runzelte die Stirn oder lachte, wenn man mich in ſeiner Gegenwart hübſch nannte, und es machte ihm Freude, äußerliche Mängel an mir zu finden und mich damit zu necken. Modiſche Kleider oder Haartrachten, mit denen mich Katja bei feierlichen Gelegenheiten zu ſchmücken liebte, riefen nur ſeinen Spott hervor; was dann die gute Katja kränkte und mich Anfangs an ihm irre machte.

Katja, die überzeugt war, daß ich ihm gefiel, begriff nicht, daß er es nicht gern ſah, wenn ich mich im vortheilhafteſten Lichte zeigte. Ich aber verſtand ſehr bald, was er wollte; er wünſchte mich frei von Eitelkeit zu ſehen, und ſobald ich das erkannte, blieb wirklich nicht ein Schatten von Koketterie in meiner Kleidung, meiner Haartracht und meinem Benehmen; dafür aber fing ich an mit Einfachheit zu kokettiren, ſo lange ich noch nicht wirklich einfach zu ſein vermochte. Ich wußte, daß mich Sergeï Michailitſch lieb hatte; ob wie ein Kind oder wie ein Weib, fragte ich mich noch nicht; aber ſeine Liebe war mir werth, und indem ich fühlte, daß er mich für das beſte Mädchen hielt, war ich nicht im Stande zu wünſchen, daß ihm ſein Irrthum klar würde, und fing unwillkürlich an, ihn zu täuſchen. Indem ich das that, wurde ich jedoch beſſer. Ich fühlte, daß es etwas Edleres war, ihm die Vorzüge meiner Seele zu zeigen, als die Reize des Aeußern. Mein Haar, meine Hände, meine Züge, meine Haltung waren ihm, mit Allem was gut oder ſchlecht daran ſein mochte, ſo genau bekannt, daß in Bezug darauf keine Täuſchung möglich geweſen wäre. Meine Seele aber kannte er nicht, weil er ſie liebte, weil ſie gerade zu jener Zeit wuchs und ſich entwickelte, und in Bezug auf ſie konnte ich ihn täuſchen und that es auch. Wie leicht wurde mir zu Muth, als ich das erkannte! Meine grundloſe Befangenheit verſchwand vollſtändig; ich fühlte, daß er mich immer beobachtete, und daß ich ihm — mochte ich mich zeigen, wie ich wollte, ſitzend oder ſtehend, ſo oder ſo gekleidet und friſirt, — immer gefiel, wie ich eben war. Ich glaube, wenn er gegen ſeine Gewohnheit plötzlich geſagt hätte, er fände mich ſchön, würde mir das nicht angenehm geweſen ſein. Wie erquickend war es dagegen, und wie hell wurde es in meiner Seele, wenn er mit einer Rührung, die er unter einem ſcherzenden Tone zu verbergen ſuchte, zu mir ſagte:

Ja Sie haben etwas in ſich . . . Sie ſind ein tüchtiges Mädchen . . . das muß ich Ihnen ſagen.

Und warum wurde mir damals ſolches Lob zu Theil, das mein Herz mit Stolz und Freude erfüllte? . . Weil ich geſagt hatte, daß ich die Liebe des alten Gregory für ſeine Enkelin nachfühlen könne; oder weil ich über ein Gedicht oder einen Roman zu Thränen gerührt war; oder weil mir Mozart beſſer gefiel als Schulhof. Und merkwürdig erſcheint es mir jetzt, mit welchem richtigen Inſtinkt ich errieth, was gut war und was ich ſchätzen ſollte, obgleich ich damals durchaus kein klares Urtheil darüber hatte.

Die meiſten meiner frühern Gewohnheiten und Neigungen ſagten Sergeï Michailitſch nicht zu; aber er brauchte nur mit einer Bewegung der Augenbrauen, mit einem Blicke anzudeuten, daß er mit dem, was ich ſagen wollte, nicht einverſtanden war — und ſeine abweiſende, oder geringſchätzige Miene genügte, mich zu überzeugen, daß mir, was ich früher gern gehabt hatte, nicht mehr gefiel.

Wie oft, wenn er mir einen Rath geben wollte, wußte ich ſchon zum Voraus, was er ſagen würde; er befragte mich, indem er mir nur in die Augen ſah, und ſein Blick rief die Ideen hervor, die er in mir zu finden wünſchte. So waren denn meine damaligen Gedanken und Gefühle nicht die meinen, ſondern ſeine Gedanken und Gefühle, die plötzlich in mein Leben übergingen und es erleuchteten.

Mir unbewußt fing ich an, Alles mit andern Augen anzuſehen: Katja, unſere Dienſtleute, Sonja, mich ſelbſt und meine Beſchäftigungen. Das Leſen, das ich früher nur getrieben hatte, um die Langeweile zu tödten, wurde plötzlich eine meiner liebſten Freuden, weil ich mit ihm darüber ſprach, mit ihm zuſammen las, oder weil er mir die Bücher brachte. Früher war mir die Beſchäftigung mit Sonja und ihr Unterricht eine ſchwere Aufgabe, die ich nur aus Pflichtgefühl erfüllte. Nun aber wohnte er zuweilen dem Unterricht bei, und es wurde mein Stolz, Sonja's Fortſchritte zu fördern. Ein ganzes Muſikſtück zu lernen ſchien mir ehemals unmöglich; aber nun ich wußte, daß er es hören und mich vielleicht dafür loben würde, konnte ich dieſelbe Stelle. ohne zu ermüden, vierzig Mal wiederholen, ſo daß ſich die arme Katja die Ohren mit Watte verſtopfte. Meine alten Sonaten bekamen einen andern Inhalt, einen andern, lebendigern Ausdruck. Sogar Katja, die ich kannte und liebte wie mich ſelbſt, wurde eine Andere in meinen Augen. Erſt jetzt kam mir zum Bewußtſein, daß ſie nicht die Verpflichtung hatte, Mutter, Freundin, Sklavin für uns zu ſein; erſt jetzt verſtand ich die ganze Aufopferung und Ergebenheit dieſes liebereichen Weſens, begriff, wie tief ich ihr verſchuldet war, und fing an, ſie noch mehr zu lieben, als bisher.

Auch unſere Leibeigenen: Diener, Bauern, Hofleute*) und Mägde lehrte mich Sergeï Michailitſch anders anſehen als bisher. Es iſt ſeltſam, aber ich muß geſtehen, daß ich bis zu meinem ſiebzehnten Jahre unter dieſen Menſchen gelebt hatte und ihnen fremder geblieben war, als Andern, die ich kaum zu ſehen bekam. Ich hatte nie bedacht, daß dieſe Menſchen eben ſo liebten, wünſchten und litten wie ich . . . Aber nicht umſonſt ſagte Sergeï Michailitſch, daß es nur ein unzweifelhaftes Glück gebe: das Leben für Andere. Anfangs kam mir das ſonderbar vor; ich verſtand es nicht. Doch nach und nach drang mir ſeine Ueberzeugung ohne alle Gedankenarbeit ins Herz, und er eröffnete mir eine Welt des Glücks, ohne in meinem Leben etwas zu ändern und ohne demſelben etwas Andres hinzuzufügen, als ſich ſelbſt.

Oft, wenn ich mich dieſen Sommer niederlegte, konnte ich nicht ſchlafen; aber anſtatt der frühern Frühlingsſchwermuth, der Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft, durchbebte mich das Gefühl gegenwärtigen

---

*) Hofleute wurden die Leibeigenen genannt, denen kein Feld zur eigenen Benützung zuertheilt war, und die ſich daher den Arbeiten auf dem Gutshofe widmeten oder Handwerke trieben. (Anm. d. Ueberſ.)

Glücks. Zuweilen ſtand ich wieder auf, ſetzte mich auf Katja's Bett und ſagte ihr, wie glücklich ich war — was, wie ich jetzt erkenne, gar nicht nöthig geweſen wäre, da ſie es ſelbſt ſah. Auch ſie ſagte mir dann, indem ſie mich küßte, daß ſie keine Wünſche habe, daß ſie ſich glücklich fühle, und ich glaubte ihr. Es erſchien mir nothwendig und gerecht, daß Alle glücklich wären.

Zuweilen freilich wollte Katja ſchlafen, ſtellte ſich erzürnt, ſchickte mich zu Bett und ſchlummerte ein, während ich noch lange wach lag und mich in die Betrachtung alles deſſen verſenkte, was mein Glück ausmachte. Es kam aber auch vor, daß ich mich wieder erhob, niederkniete und zum zweiten Male betete, mit eigenen Worten, um Gott für alles Gute zu danken, was er mir gab.

Wie ſtill war es dann im Zimmer! nur die gleichmäßigen Athemzüge der ſchlafenden Katja waren zu hören, oder das Ticken der Uhr, die neben ihr lag, oder das Summen einer Fliege. Und ich flüſterte meine Gebete, bekreuzte mich oder küßte das Kreuz an meinem Halſe. Die Thür war zu, der Fenſterladen geſchloſſen, und mir war zu Muth, als ob ich dies Zimmer nie wieder verlaſſen möchte. Ich wünſchte nicht, daß der Morgen anbrach, wünſchte nicht, daß die Seelenatmosphäre, die mich umfing, ſich verflüchtigte. Meine Träume, Gedanken und Gebete erſchienen mir als lebendige Weſen, die hier im Dunkeln mit mir lebten, mein Bett umringten und über mir ſchwebten — und jeder Gedanke, war ſein Gedanke, jedes Gefühl ſein Gefühl. Damals

Ich beugte mich ſtillſchweigend. Die Dame entfernte ſich.

„Wer kann ſagen, daß ich nichts Gutes thue?“ hob Melchior lächelnd an, ſowie ſie hinausgegangen war. „Ihr und ihres Mannes Geiz iſt ſo weltbekannt, als ihr Wunſch, Kinder zu haben. Wenn ich ſie nun zum Wohlthun bewege, ſo dien' ich der Menſchheit.“

„Aber Ihr habt ihr Hoffnung gemacht.“

„Allerdings, und eben die Hoffnung iſt geeigneter, ihre Wünſche zu fördern, als irgend etwas Anderes. Die Hoffnungsloſigkeit beraubt kinderloſe Gatten ſehr oft der Möglichkeit, ihre Wünſche zu erreichen. Wie manches Paar, das nach jahrelangem Warten alle Hoffnung ſinken ließ, und ſich in den Willen der Vorſehung ergab, hat in dem Augenblick, da die ängſtliche Begierde einſchlief, noch Kinder bekommen! Japhet, ich bin ein ſcharfer Beobachter der menſchlichen Natur.“

„Das glaub' ich,“ war meine Antwort, „nur glaub' ich nicht, daß Eure letzte Bemerkung richtig war. Aber Timothy klopft an die Thüre.“

Eine andere Frau trat herein, fuhr jedoch beim Anblick des großen Ariſtodemus entſetzt zurück, und ſchien entfliehen zu wollen, ein Verſuch, der ihr dadurch, daß Timothy den Schlüſſel abgezogen hatte, vereitelt wurde. Wir kannten ſie nicht, und das kam uns ungelegen; nichtsdeſtoweniger erhob Melchior die Augen von ſeinem Folianten, und lud ſie mit der bewußten Handbewegung zum Sitzen ein. Etwas zitternd vertraute ſie ihm, ſie ſey eine Wittwe, deren ganze Hoffnung auf einem jetzt zur See befindlichen Sohn beruhe; ſie habe ſeit langer Zeit nichts von ihm vernommen, und müſſe ein Unglück fürchten, was ſie in die äußerſte Bekümmerniß und Noth verſetze. „Ich habe nichts zu bieten, als dieſen Ring,“ ſetzte ſie hinzu; dann brach ſie in Thränen aus, und rief: „Könnt Ihr mir ſagen, ob mein Sohn noch lebt? Solltet Ihr aber die Kunſt, deren Ihr Euch rühmt, nicht in Wahrheit beſitzen, o ſo beraubt ein armes freundloſes Weſen nicht, und laßt mich in Frieden gehen!“

wußte ich noch nicht, daß das Liebe war; ich glaubte, daß es immer ſo bleiben könnte, und daß es, um ſo zu empfinden, keines beſondern Grundes bedürfe.

## III.

Eines Nachmittags, zur Zeit der Kornernte, gingen Katja, Sonja und ich in den Garten, auf unſere Lieblingsbank, im Schatten der Linden am Hohlwege, hinter dem ſich eine Ausſicht auf Wald und Felder öffnete.

Sergeï Michailitſch war ſchon ſeit drei Tagen nicht bei uns geweſen, und heute erwarteten wir ihn um ſo mehr, da wir durch unſere Schirrmeiſter wußten, daß er verſprochen hatte, aufs Feld zu kommen. Gegen zwei Uhr ſahen wir ihn auch wirklich zu den mit der Ernte beſchäftigten Leuten hinausreiten. Katja befahl, Pfirſiche und Kirſchen zu bringen, die er ſehr gern aß, und indem ſie mich lächelnd anſah, rückte ſie ſich auf der Bank zurecht und ſchlummerte ein. Ich brach einen Lindenzweig mit ſaftigen Blättern ab, und fächelte Katja, indem ich zu leſen fortfuhr, mich darin aber immerwährend unterbrach und auf den Feldweg ſah, auf dem er kommen mußte.

Sonja ſaß auf den Wurzeln einer alten Linde und baute eine Laube für ihre Puppen. Der Tag war heiß, die Luft regungslos, es duftete ſtark, und die dunkeln Wolken, in denen vom frühen Morgen an ein Gewitter braute, hatten ſich eine Weile dicht zuſammengezogen. Ich war aufgeregt, wie immer vor dem Gewitter. Aber jetzt fingen die Wolken an ſich zu zertheilen und aufzulöſen; die Sonne drang durch, der Himmel klärte ſich; nur in weiter Ferne ließ ſich dann und wann ein Donner hören, und aus den ſchweren Wolken, die noch am Horizonte lagen und ſich mit dem Staube des Feldes zu miſchen ſchienen, fuhr dann und wann der blaſſe Zickzack eines Blitzes zur Erde nieder.

Auf dem Wege, der hinter dem Garten hie und da ſichtbar wurde, kamen unaufhörlich Wagen vorbei, die ſich bald — hoch mit Garben beladen — langſam und knarrend vorüber ſchleppten, bald raſſelnd wieder hinausfuhren, während der Bauer mit zitternden Beinen und flatterndem Hemde darauf ſtand. Der dicht aufwirbelnde Staub wurde nicht fortgetrieben und ſank nicht zu Boden, ſondern blieb hinter dem geflochtnen Zaune, zwiſchen den durchſichtigen Laubkronen der Bäume förmlich ſtehen. Vom Hofe herüber klangen Stimmen und Räderknarren, und die Garben, die langſam am Zaune vorüber gefahren waren, flogen dort durch die Luft, und bald wuchſen vor meinen Augen große, ſpitzig zulaufende Korndiemen in die Höhe, auf denen ſich die Geſtalten der Bauern regten.

Auch auf dem ſtaubigen Felde war buntes Treiben zu ſehen, und Wagengeraſſel, Stimmen und Geſänge klangen von Weitem herüber. Auf der einen Seite wurde der Acker leerer und leerer. Zwiſchen dem gemähten Korne zeigten ſich grüne, mit Wermuth bewachſene Raine und die hellen Geſtalten der Binderinnen, die das Getreide zuſammenbanden und die Garben aufſtellten. Es war, als ob ſich vor meinen Augen der Sommer in Herbſt verwandelte.

Aber während da draußen Staub, Hitze und mühevolle Arbeit auf den Menſchen laſteten, ſchlummerte Katja ſanft athmend unter dem weißen Battiſttuche auf unſerer kühlen Bank; ſchwarzglänzende, ſaftige Kirſchen ſtanden auf dem Tiſch; unſere Kleider waren friſch und rein; das Waſſer im Kruge ſpielte in Regenbogenfarben in der Sonne und mir war ſo wohl!

Was kann ich thun? dachte ich. Wodurch habe ich verdient, ſo glücklich zu ſein? und wie kann ich mein Glück theilen und mich Anderen hingeben?

Die Sonne verſank ſchon hinter den Gipfeln der Lindenallee; der Staub im Felde legte ſich; die Ferne war in der Seitenbeleuchtung klarer und deutlicher zu ſehen und die Wolken verſchwanden vollſtändig. Im Hofe, hinter den Bäumen, waren drei neue Diemen zu ſehen, von denen die Bauern eben herunterkletterten und unter dem lauten Geſchrei der Fahrenden raſſelten die Wagen, ſichtlich zum letzten Male, vorüber. Weiber mit Rechen auf der Schulter und Strohſeilen im Gürtel zogen ſingend nach Haus, aber Sergeï Michailitſch kam noch immer nicht, obwohl ich längſt geſehen, daß er die Höhe herunter geritten war.

Plötzlich zeigte ſich ſeine Geſtalt in der Allee von der Seite, wo ich ihn nicht erwartete; (er war nicht durch den Hohlweg gekommen). Mit heiterem, leuchtendem

Geſichte und abgenommenem Hute kam er raſchen Schrittes auf mich zu. Als er bemerkte, daß Katja ſchlief, preßte er die Lippen zuſammen, kniff die Augen zu und ging auf den Zehen. Ich bemerkte ſogleich, daß er ſich in jener grundlos luſtigen Stimmung befand, die mir ſo beſonders lieb an ihm war, und die wir „wilde Freude“ zu nennen pflegten. Er war dann wie ein Schulknabe, der dem Lernen entronnen iſt, und ſein ganzes Weſen vom Kopf bis zu den Füßen athmete Fröhlichkeit, Glück und kindliche Ausgelaſſenheit.

Guten Tag, junges Weibchen! . . . wie geht's? gut? ſagte er leiſe, indem er herantrat und mir die Hand drückte. Mir ausgezeichnet, antwortete er auf meine Frage, heute bin ich dreizehn Jahre alt . . . ich hätte Luſt „Pferd“ zu ſpielen und auf Bäume zu klettern.

In wilder Freude alſo? fragte ich, indem ich ſeine lachenden Augen anſah und fühlte, daß die „wilde Freude“ auch auf mich überging.

Ja! antwortete er mit den Augen blinzelnd. Aber warum wird denn Katharina Karlowna auf die Naſe geſchlagen?

Da ich ihn anſah, während ich mit dem Zweige zu fächeln fortfuhr, hatte ich nicht bemerkt, daß ich das Tuch von Katja's Geſicht geſtreift hatte und ſie mit den Blättern berührte. Ich lachte.

Sie wird behaupten, daß ſie gar nicht geſchlafen habe, flüſterte ich, weniger um ſie nicht zu wecken, als weil es mir angenehm war, leiſe mit ihm zu ſprechen.

Er ahmte die Bewegung meiner Lippen nach, als ob er ausdrücken wollte, daß ich zu leiſe ſpräche, um verſtanden zu werden. Dann erblickte er den Teller mit den Kirſchen, griff danach wie verſtohlen, ging zu Sonja unter die Linden und ſetzte ſich auf ihre Puppen. Sonja wurde böſe, aber er verſöhnte ſich mit ihr, indem er ihr als Spiel vorſchlug, daß ſie ſich im Kirſcheneſſen überbieten wollten.

Wünſchen Sie, daß ich noch welche bringen laſſe . . . oder wollen wir ſelbſt darnach gehen? fragte ich.

Er nahm den Teller, legte die Puppen darauf, und ſo gingen wir nach dem Gewächshauſe*); Sonja lief lachend hinter uns her und zog ihn am Rockſchooße, damit er ihr die Puppen wiedergäbe. Er erfüllte ihr Verlangen und wendete ſich zu mir.

Sie ſollten kein Veilchen ſein! ſagte er noch immer leiſe, obwohl hier nicht zu fürchten war, daß er Jemand weckte. Als ich vorhin aus alle dem Staub, der Hitze, der Arbeit in Ihre Nähe kam, umfing mich gleich ein Veilchenduft . . . und nicht der Duft der Treibhausveilchen, ſondern jener erſten, dunkeln, die im thauenden Schnee im Frühlingsgraſe ſprießen.

Und wie ſteht es? . . Geht in der Wirthſchaft

---

*) In einigen Provinzen Rußlands werden die Obſtbäume in Häuſern gezogen, deren Dach man während der warmen Jahreszeit durch ein Netz erſetzt. (Anmerk. d. Ueberſ.)

Alles gut? fragte ich, um die ſüße Verwirrung zu verbergen, die ſeine Worte in mir hervorgerufen.

Ausgezeichnet! . . . Dieſe Leute ſind immer ausgezeichnet. Je mehr man ſie kennen lernt, um ſo lieber hat man ſie.

Ja, antwortete ich; heute, ehe Sie kamen, ſah ich vom Garten aus den Arbeitern zu und fühlte mich beſchämt, daß ſie ſich abmühen, während ich es ſo gut habe und . . .

Kokettiren Sie damit nicht, liebe Freundin, unterbrach er mich in ernſtem Tone, ſah mir dabei aber freundlich in die Augen, dieſe Sache iſt heilig . . . Gott behüte Sie, ſich damit ſchmücken zu wollen!

Ich ſage das ja nur zu Ihnen!

Das weiß ich . . . Wo ſind die Kirſchen?

Das Gewächshaus war verſchloſſen, und keiner der Gärtner zu ſehen. (Er hatte ſie mit ins Feld geſchickt.) Sonja lief den Schlüſſel zu holen; aber er wollte nicht darauf warten, kletterte an dem Mauerwerke hinauf, hob das Netz ab und ſprang hinein.

Wollen Sie Kirſchen haben? Geben Sie mir den Teller! hörte ich ſeine Stimme von innen.

Nein, ich will ſelbſt pflücken; ich werde den Schlüſſel holen — Sonja findet ihn nicht.

Aber in demſelben Augenblicke überkam mich das Verlangen, zu ſehen, was er that, wie er ausſah und ſich bewegte, während er unbeachtet zu ſein glaubte. Vielleicht trieb mich auch einfach der Wunſch, ihn nicht für einen Moment aus den Augen zu verlieren. Auf den Zehen lief ich durch das Unkraut nach der andern Seite des Gewächshauſes, ſtieg auf eine leere Tonne, ſo daß die Mauer mir nur noch bis an die Bruſt reichte, bog mich hinunter und überſah das Innere des ganzen Hauſes mit ſeinen alten, knorrigen Bäumen und breiten Blättern, zwiſchen denen die ſchweren, ſchwarzen, ſaftigen Kirſchen niederhingen, und nachdem ich den Kopf unter das Netz geſchoben, entdeckte ich Sergei Michailitſch unter den Aeſten eines alten Kirſchbaums. Er glaubte wahrſcheinlich, daß ich fortgegangen wäre, hatte den Hut abgenommen, die Augen geſchloſſen, ſaß auf dem Stumpfe eines alten Obſtbaums und drehte ein Stück Kirſchharz eifrig zu einem Ball zuſammen. Plötzlich zuckte er mit den Achſeln, ſchlug die Augen auf und ſagte lächelnd ein Wort vor ſich hin.

Dies Wort und dies Lächeln überraſchte mich ſo ſehr, daß ich mich ſchämte, ihn zu belauſchen. Mir war, als hätte er „Maſcha“ geflüſtert. Es kann nicht ſein! ſagte ich zu mir ſelbſt; aber in demſelben Augenblicke wiederholte er noch leiſer und zärtlicher: Liebe Maſcha! Ich hörte dieſe Worte ganz genau; mein Herz fing heftig an zu klopfen, und die Freude, die mich durchbebte, hatte etwas von der Aufregung eines verbotenen Gefühls. Ich mußte mich an der Mauer halten, um nicht zu fallen und mich zu verrathen. Aber er hatte meine Bewegung gehört, ſah erſchreckt umher, ſchlug plötzlich die Augen nieder, erröthete tief, wie ein

Kind, wollte etwas ſagen, konnte nicht und erglühte mehr und mehr. Aber dann ſah er mich lächelnd an, und ich lächelte ebenfalls; ſein Geſicht leuchtete vor Freude. Das war nicht mehr der alte, mich liebkoſende oder belehrende Onkel, das war ein mir gleichſtehender Menſch, der mich liebte und mich fürchtete, und den ich fürchtete und liebte. Wir ſagten nichts — ſahen uns nur an; aber plötzlich wurde er ernſt, das Lächeln und der Glanz der Augen verſchwanden, er wendete ſich wieder väterlich kühl zu mir, — als hätten wir etwas Böſes gethan und er wäre wieder zu ſich gekommen und gäbe mir den Rath, mich gleichfalls zu beſinnen.

Steigen Sie da herunter — Sie können ſich weh thun! ſagte er; und ſtreichen Sie das Haar zurück . . . wie ſehen Sie aus!

Warum verſtellt er ſich . . . warum will er mir weh thun? dachte ich betrübt, und in demſelben Moment kam das unüberwindliche Verlangen über mich, ihn noch einmal in Verlegenheit zu bringen und meine Macht über ihn zu prüfen.

Nein, ich will Kirſchen pflücken, ſagte ich, griff mit beiden Händen nach dem nächſten Aſte, ſchwang mich auf die Mauer — und ſprang, ehe er Zeit hatte, mich zu unterſtützen, in das Gewächshaus hinunter.

Welche Thorheit! rief er aus, indem er abermals erröthete und unter dem Schein des Aergers ſeine Verwirrung zu verbergen ſuchte. Sie konnten ſich ſehr weh thun . . . und wie wollen Sie wieder hinauskommen?

Er war noch verlegener als vorher; aber jetzt war mir ſeine Verlegenheit nicht angenehm, ſondern peinlich und ſteckte mich an. Ich fühlte, daß ich erröthete, wendete mich von ihm ab, war nicht im Stande, ihm etwas zu ſagen, und fing an Kirſchen zu pflücken, die ich nirgend hinzulegen wußte. Ich machte mir Vorwürfe, bereute mein Benehmen, fürchtete den Eindruck, den es auf ihn gemacht haben könnte, und mir war zu Muthe, als ob ich mich in ſeinen Augen auf immer zu Grunde gerichtet hätte. Wir ſchwiegen Beide, und es war ein peinlicher Zuſtand, bis Sonja mit dem Schlüſſel herbei kam und uns befreite, und auch dann ſprachen wir noch nicht mit einander, ſondern wendeten uns zu Sonja.

Erſt als wir zu Katja zurückkehrten, die uns verſicherte, daß ſie nicht geſchlafen, ſondern Alles gehört habe, wurde ich ruhiger, und er verſuchte wieder ſeinen wohlwollend väterlichen Ton anzuſtimmen. Aber dieſer Ton wollte ihm nicht gelingen und täuſchte mich nicht, denn ich erinnerte mich lebhaft an ein Geſpräch, das einige Tage vorher zwiſchen uns ſtattgefunden hatte. Katja war der Anſicht, daß es dem Manne leichter würde, zu lieben und ſeine Liebe auszuſprechen, als dem Weibe.

Der Mann kann ſagen, daß er liebt, die Frau aber nicht, bemerkte ſie.

Nein, ich glaube, auch der Mann kann und darf nicht ſagen, daß er liebt, antwortete Sergeï Michailitſch.

Warum denn nicht? fragte ich.

Weil es immer eine Unwahrheit ſein wird . . . Was iſt das für eine wichtige Entdeckung, daß ein Menſch liebt! . . . als ob, wenn er dies Geſtändniß gemacht hat, plötzlich, wie mit einem Knall Etwas daſtände . . . Klapp: er liebt! . . . Als ob in dem Moment, wo er dies Wort geſagt hat, etwas Außergewöhnliches geſchehen müßte . . . Wunder und Zeichen . . . oder mit allen Kanonen gefeuert werden . . . Mir ſcheint, fügte er hinzu, daß Menſchen, welche feierlich betheuern: ich liebe Sie! entweder ſich ſelbſt, oder — was noch ſchlimmer iſt — Andere betrügen.

Wie aber ſoll die Frau erkennen, daß ſie geliebt wird, wenn der Mann es nicht ſagt? fragte Katja.

Das weiß ich nicht, antwortete er; jeder Menſch hat ſeine eigene Ausdrucksweiſe, und wenn das Gefühl da iſt, wird es ſich kundzugeben verſtehen. Wenn ich Romane leſe, muß ich mir immer vorſtellen, was für ein verlegenes Geſicht der Lieutenant Strelski oder Alfred machen muß, wenn er ſagt: Ich liebe dich, Eleonore! — und nun darauf wartet, daß etwas Beſonderes geſchieht, während bei ihm wie bei ihr Alles beim Alten bleibt: dieſelben Augen, dieſelbe Naſe und Alles dasſelbe.

Schon damals fühlte ich aus dieſem Scherz etwas Ernſtes heraus, das ſich auf mich bezog. Aber Katja duldete nicht, daß mit den Romanhelden ſo reſpectwidrig verfahren wurde.

„Wann kam ſein letzter Brief?“ hob Melchior an.

„Schon vor ſieben Monaten,“ ſagte ſie, „von Bahia.“ — Sie zog den Brief aus ihrem Arbeitsbeutel, und hüllte das Geſicht in's Taſchentuch.

Raſch las Melchior die Adreſſe, dann wandte er den vor ihm liegenden Brief auf die andere Seite.

„Frau Watſon,“ ſagte er.

„Himmel! kennt Ihr denn meinen Namen?“ rief die Frau.

„Frau Watſon, ich begehre Deines Sohnes Brief nicht zu leſen, ich weiß bereits, was er enthält.“ — Er durchlief ſein Buch. Nach einer Pauſe von wenigen Sekunden ſagte er: „Dein Sohn lebt.“

„Gott ſey Dank!“ rief ſie, ſchlug die Hände zuſammen, und ließ den Arbeitsbeutel fallen.

„Du mußt aber ſeine Rückkehr nicht allzubald erwarten, er iſt nach Wunſch beſchäftigt.“

„O, das thut nichts! — Er lebt! er lebt! — Gott ſegne Euch, Gott ſegne Euch!“

Melchior gab mir ein Zeichen, indem er auf die fünf Guineen und den Arbeitsbeutel wies. Schnell hatte ich das Geld hineingleiten laſſen, während die glückliche Mutter in ihr Taſchentuch weinte.

„Genug, Frau, Du mußt gehen. Noch andere bedürfen meiner Hülfe.“

Die arme Frau erhob ſich, und bot ihm den Ring.

„Nein, nein, ich bedarf Deines Geldes nicht. Ich nehme es von den Reichen, um es den Armen zu geben; von den bedrängten Wittwen nehm' ich's nicht. Oeffne Deinen Beutel.“

Die Wittwe hob ihn auf und öffnete ihn. Melchior ließ den Ring hineinfallen, nahm den Stab von dem Tiſche, ſchwang ihn, und berührte den Beutel: „So du rechtſchaffen biſt, möge dieß Deine gegenwärtige Noth erleichtern. Suche, ſo wirſt Du finden.“

Ewig Paradoxen! rief ſie aus. Sagen Sie aufrichtig: haben Sie niemals einer Frau geſtanden, daß Sie ſie lieben?

Niemals! und bin auch niemals auf die Kniee gefallen und werde das auch künftig nicht thun, gab er lachend zur Antwort.

Er braucht mir gar nicht zu ſagen, daß er mich liebt, dachte ich jetzt, indem ich mich an dies Geſpräch erinnerte; daß er mich liebt, weiß ich, und alle ſeine Verſuche, gleichgültig zu ſcheinen, werden mir dieſen Glauben nicht nehmen.

Er ſprach den ganzen Abend wenig mit mir, aber in jedem ſeiner Worte zu Katja, zu Sonja, in jeder Bewegung, jedem Blicke ſah ich ſeine Liebe und zweifelte nicht an ihm — aber ich fühlte ein Gemiſch von Aerger und Bedauern.

Warum hält er für nöthig, ſich zu verſtellen, wenn Alles ſo klar iſt, ſo leicht und einfach ſein könnte, wenn es ſo möglich wäre, unausſprechlich glücklich zu ſein? fragte ich immer wieder.

Nach dem Thee ging ich ans Klavier, und er folgte mir nach.

Spielen Sie etwas — ich habe Sie lange nicht gehört, ſagte er, als er mich im Saale einholte.

Das wollte ich auch, gab ich zur Antwort, und indem ich ihm plötzlich in die Augen ſah, fügte ich hinzu: Sie ſind mir doch nicht böſe?

Warum ſollte ich? fragte er.

Weil ich Ihnen dieſen Nachmittag ungehorſam war, gab ich erröthend zur Antwort.

Er verſtand mich, ſchüttelte lächelnd den Kopf, und ſein Blick ſchien zu ſagen, daß er eigentlich ſchelten müſſe, aber nicht die Kraft dazu in ſich fühle.

Es ſchadet alſo nichts — wir ſind wieder Freunde? fragte ich und ſetzte mich an das Klavier.

Verſteht ſich! antwortete er.

In dem großen, hohen Saale brannten nur die beiden Kerzen auf dem Klavier; der übrige Raum lag im Halbdunkel. Durch die geöffneten Fenſter ſchien die helle Sommernacht herein; Alles war ſtill, nur Katja's ungleichmäßige Schritte ließen ſich aus dem dunklen Salon hören, und das Pferd unſeres Freundes, das vor dem Fenſter angebunden war, ſchnaubte und ſchlug mit den Hufen in die Kletten.

Sergei Michailitſch ſaß hinter mir, ſo daß ich ihn nicht ſehen konnte. Aber überall, im Halbdunkel des Zimmers, in den Tönen, in mir ſelbſt empfand ich ſeine Gegenwart; jeden ſeiner Blicke, jede ſeiner Bewegungen fühlte ich, ohne ſie zu ſehen, in der Tiefe meines Herzens.

Ich ſpielte die Fantaſie-Sonate von Mozart, die mir Sergei Michailitſch gebracht, und die ich bei ihm und für ihn gelernt hatte. Ich dachte nicht an das, was ich ſpielte, muß aber meine Sache gut gemacht haben, denn er ſchien damit zufrieden zu ſein, und ich theilte den Genuß, den er dabei hatte, und ohne ihn zu ſehen, fühlte ich, daß ſein Blick auf mir ruhte. Endlich ſah ich mich nach ihm um, fuhr aber unwillkürlich und halb bewußtlos fort, die Finger zu bewegen. Sein Kopf zeichnete ſich auf dem hellen Hintergrunde des Nachthimmels ab; er hatte die Wange auf die Hand geſtützt und ſah mich mit glänzenden Augen unverwandt an. Ich lächelte, als ich ſeinem Blicke begegnete, und hörte auf zu ſpielen; auch er lächelte, deutete aber vorwurfsvoll mit einer Kopfbewegung auf die Noten.

Als ich mein Spiel unterbrach, ſtieg eben der Mond herauf, und es wurde heller im Saale, den jetzt außer dem ſchwachen Licht der Kerzen noch ein anderer ſilberner Schein erleuchtete, der durch die Fenſter auf den Fußboden fiel. Katja kam herbei und ſagte, es habe weder Sinn noch Verſtand, ſo an der ſchönſten Stelle abzubrechen, und überdies hätte ich ſchlecht geſpielt. Sergeï Michailitſch dagegen verſicherte, ich hätte nie ſo gut geſpielt wie heute, und fing an hin und her zu gehen, aus dem Saale in den dunkeln Salon und wieder zurück, wobei er ſich jedes Mal lächelnd nach mir umſah . . . Ich hätte ohne jede Veranlaſſung lachen mögen, ſo freute ich mich über irgend etwas, das heute, eben geſchehen ſein mußte. Als er wieder einmal in der Salonthüre verſchwand, umarmte ich Katja und küßte ſie auf den vollen Hals, aber als er zurückkehrte, machte ich ein ernſtes Geſicht, obwohl ich das Lachen kaum zu unterdrücken vermochte.

Was iſt nur heute mit ihr vorgegangen? fragte Katja.

Sergeï Michailitſch antwortetete nicht. Er lächelte mir nur zu — denn er wußte, was mit mir vorgegangen war.

Sehen Sie, welche Nacht! rief er gleich darauf aus dem Salon, indem er vor der offenen Balkonthür ſtehen blieb, die nach dem Garten hinausging.

Wir folgten ihm — und wirklich, es war eine Nacht, wie ich ſpäter nie wieder geſehen habe. Der volle Mond ſtand hinter uns, über dem Hauſe, ſo daß er nicht zu ſehen war, und der Schatten des Daches, der Säulen und der Marquiſe auf der Terraſſe auf Weg und Raſenplatz fiel. Alles Uebrige war hell und vom Silber des Thaues und des Mondlichts übergoſſen. Der breite Weg zwiſchen den Blumenbeeten, auf den von der einen Seite der Schatten der hohen Georginen fiel, verlor ſich ſchimmernd in der nebligen Ferne. Hinter den Bäumen war das helle Glasdach des Treibhauſes zu ſehen, und aus dem Hohlwege ſtieg weißer, wallender Nebel auf. Die bereits etwas entlaubten Syringenbüſche waren bis auf die kleinſten Zweige von Licht umfloſſen. Die vom Thau benetzten Blumen konnte man alle deutlich erkennen, während ſich in den Alleen Licht und Schatten ſo eigenthümlich miſchten, daß ſie nicht mehr Bäume und Wege, ſondern hohe, durchſichtige, ſchwankende, zitternde Wölbungen zu ſein ſchienen. Rechts, im Schatten des Hauſes, war Alles ſchwarz und unheimlich, aber um ſo heller hob ſich aus dieſer Finſterniß der phantaſtiſche, leuchtende Gipfel der Silberpappel, die wie mit ausgebreiteten Flügeln bereit ſchien, davon zu fliegen in die ſchimmernde, tiefblaue Weite.

Wollen wir nicht ſpazieren gehen? fragte ich.

Katja ſtimmte zu, ſagte aber, daß ich Ueberſchuhe anziehen müſſe.

Das iſt nicht nöthig, Sergeï Michailitſch wird mir den Arm geben, antwortete ich, als ob meine Füße dadurch vor Näſſe geſchützt werden könnten; damals aber verſtanden wir Alle, was ich meinte, und fanden es in der Ordnung.

Sergeï Michailitſch gab mir niemals den Arm; jetzt aber nahm ich ihn ohne Weiteres, und er ſchien ſich nicht darüber zu wundern. Wir gingen die Terraſſe hinunter; die ganze Welt ſah fremdartig aus — dieſer Himmel, dieſer Garten, dieſe Luft waren mir unbekannt. Wenn ich die Allee, die wir verfolgten, hinunterſah, war mir, als ob wir nicht weiter könnten, als ob dicht vor uns jede Möglichkeit der freien Bewegung aufhörte und Alles auf immer in unantaſtbarer Schönheit wie eingeſchmiedet wäre. Aber wir bewegten uns, und die Zauberwand der Schönheit dehnte ſich aus, ließ uns ein, und nun war es wieder unſer Garten mit ſeinen Blumen, ſeinen Wegen, ſeinen trockenen Blättern; und wir gingen auf dieſen Wegen, traten auf die Lichtkreiſe und Schatten, und wirkliches trockenes Laub rauſchte unter unſern Füßen, und ein friſcher Zweig berührte meine Wange — und er war es, der in gleichmäßigen, langſamen Schritten an meiner Seite wanderte, und es war Katja, die mit knarrenden Schuhen neben uns ging, und der Mond ſtand am Himmel und ſah durch regungsloſe Zweige auf uns nieder.

Ach, ein Froſch! rief eine Stimme.

Wer ſagt das und warum? dachte ich, aber dann fiel mir ein, daß es Katja war, und daß ſie ſich vor Fröſchen fürchtete. Ich ſah vor meine Füße nieder; ein Fröſchchen ſprang auf und blieb dann regungslos liegen, ſo daß ſein kleiner Schatten auf dem hellen Grunde des Weges zu ſehen war.

Sie fürchten ſich nicht? fragte Sergeï Michailitſch.

Ich ſah zu ihm auf; wo wir ſtanden, war eine Lücke in der Lindenreihe, und ich ſah deutlich ſein ſchönes, glückliches Geſicht . . . Sie fürchten ſich nicht? hatte er geſagt, ich aber hörte deutlich die Worte: „ich liebe dich, geliebtes Mädchen!“ — und „ich liebe dich! ich liebe dich!“ wiederholte ſein Blick, ſeine Hand — und Licht, Schatten, Luft, Alles wiederholte und beſtätigte dieſe Worte.

Wir gingen durch den ganzen Garten; Katja begleitete uns mit ihren kleinen Schritten und athmete ſchwer. Endlich ſagte ſie, es wäre Zeit ins Haus zurückzukehren. Ich hatte Mitleid mit der Armen; warum fühlt ſie nicht dasſelbe, wie du? dachte ich;

warum ſind in dieſer Nacht nicht alle Menſchen jung und glücklich, wie ich und er?

Wir gingen ins Haus zurück, aber obwohl ſchon die Hähne krähten, Alles im Hofe ſchlief und ſein Pferd immer ungeduldiger ſchnaubte und ſtampfte, ritt er noch nicht fort. Auch Katja erinnerte uns nicht, daß es ſpät ſei, und ſo ſaßen wir, ohne es zu wiſſen, bis drei Uhr Morgens beiſammen und ſprachen von den gleichgültigſten Dingen, die Hähne krähten ſchon zum dritten Male und der Tag begann zu grauen, als er endlich aufbrach. Er nahm Abſchied wie gewöhnlich, ſagte nichts Beſonderes, aber ich wußte jetzt, daß er mein war, und daß ich ihn nicht wieder verlieren würde.

Und dann geſtand ich mir, daß ich ihn liebte, und ſobald ich das gethan, ging ich zu Katja und erzählte ihr Alles. Sie war erfreut und gerührt — aber dann konnte ſie ſchlafen, die Arme! — in dieſer Nacht! — Ich dagegen ging noch lange, lange auf der Terraſſe und im Garten umher, erinnerte mich an jedes ſeiner Worte, an jede ſeiner Bewegungen und wanderte wieder durch die Alleen, durch die ich mit ihm gegangen war. Die ganze Nacht ging ich nicht ſchlafen, ſah zum erſten Male im Leben den Sonnenaufgang und das Morgenroth, und habe weder ſolche Nacht, noch ſolchen Morgen wieder geſehen.

Warum ſagt er nicht einfach, daß er mich liebt? fragte ich mich ſelbſt. Warum ſucht er nach Hinderniſſen und nennt ſich alt, während Alles ſo einfach und ſchön iſt? Warum verliert er die goldne Zeit, die vielleicht ſo nie wiederkommt? . . . Ob er mit Worten ſagt: Ich liebe dich! oder nur meine Hand faßt, erröthet, die Augen niederſchlägt . . . ich würde ihn verſtehen und ihm Alles ſagen. Nein, ſagen nicht! ihn umarmen, mich an ihn ſchmiegen und weinen . . . Aber wie, wenn ich mich irrte? . . . wenn er mich nicht liebte?

Ich erſchrak vor meinem Gefühl . . . Gott weiß, wohin es mich führen und ſein und mein Empfinden verwirren konnte! Und dann fiel mir wieder ein, wie ich ins Gewächshaus hinuntergeſprungen war, und mir wurde ſchwer, ſehr ſchwer zu Muth, Thränen ſtürzten mir aus den Augen, und ich fing an zu beten.

Und dann kam mir plötzlich ein ſeltſamer Einfall, der mich beruhigte und mich mit Hoffnung erfüllte. Ich nahm mir vor, von heute an zu faſten, um mich zum Abendmahle vorzubereiten, das ich an meinem Geburtstage nehmen wollte. Denſelben Tag wollte ich mich dann mit ihm verloben.

Es war inzwiſchen Tag geworden; die Hofleute fingen an ſich zu regen, und ich ging in mein Zimmer hinauf.

## IV.

Die Faſten der Himmelfahrt Mariä hatten begonnen, und Alle im Hauſe fanden es natürlich, daß ich mich in dieſer Zeit zur Abendmahlsfeier vorbereitete.

Sergeï Michailitſch kam die ganze Woche nicht zu uns, und ich wunderte mich nicht darüber, ängſtigte mich nicht, zürnte ihm nicht, im Gegentheil, es freute mich, daß er nicht kam, und ich erwartete ihn erſt zu meinem Geburtstage.

Die ganze Woche ſtand ich früh auf und ging, bis angeſpannt war, allein in den Garten, nahm in Gedanken alle Sünden des vergangenen Tages durch und überlegte, wie ich es anfangen könnte, um mit dem heutigen Tage zufriedener zu ſein und nicht wieder zu fehlen. Damals ſchien es mir leicht, ſich rein von Sünden zu erhalten, ich glaubte, daß man nur ernſtlich zu wollen brauche. — Dann fuhr der Wagen vor; Katja oder eins der Dienſtmädchen ſetzte ſich zu mir, und wir fuhren die drei Werſt weit nach der Kirche. Sobald ich dort ankam, erinnerte ich mich, daß für Alle gebetet wird, welche „mit Gottesfurcht eintreten“, und ich gab mir ernſtlich Mühe, mit dieſer Empfindung die zwei mit Gras bewachſenen Stufen der Vorhalle zu überſchreiten.

In der Kirche pflegten um dieſe Zeit nicht mehr als etwa zehn Perſonen anweſend zu ſein: faſtende Bäuerinnen und Hofleute. Ich ließ es mir angelegen ſein, ihre Grüße mit freundlicher Demuth zu erwiedern, und ging — was mir wie eine Heldenthat vorkam — an die Kerzenſchublade, ließ mir von dem Küſter, einem alten Soldaten, eine Kerze anzünden und ſtellte ſie vor die

Heiligenbilder. Durch die Hauptthür des Allerheiligſten*) ſah man die Altardecke, die Mama geſtickt hatte. Ueber der Heiligenwand ſtanden die beiden Engel mit Sternen, die mir ſo groß ſchienen, als ich noch klein war, und über ihnen ſchwebte die Taube mit dem gelben Heiligenſchein, die ich immer ſo ſehr bewundert hatte. Hinter dem Chorgitter zeigte ſich das verbogene Taufbecken, in welchem ich ſo viele Kinder unſerer Hofleute taufen ſah, und in welchem ich ſelbſt getauft worden war. Und dann erſchien der alte Prieſter, in der aus des Vaters Sargdecke verfertigten Stola, und las die Meſſe mit derſelben Stimme, mit welcher er, ſolange ich mich erinnern konnte, den Gottesdienſt in unſerm Hauſe gehalten, Sonja getauft und die Leichenmeſſen für den Vater und die Mutter geleſen hatte; und dieſelbe klapperige Stimme des Pſalmenſängers erſcholl vom Chore; und dasſelbe alte Weib, das ich bei jedem Gottesdienſt geſehen, ſtand gebückt an der Wand, ſah mit thränenden Augen auf das Heiligenbild über dem Chore, drückte die zuſammengelegten Finger an das verſchoſſene Kopftuch und murmelte mit zahnloſem Munde vor ſich hin. Das Alles war nichts Neues für mich, war mir aber nicht allein wegen der damit verknüpften Erinnerungen heilig, ſondern ſchien mir an ſich voll tiefer Bedeutung zu ſein. Ich lauſchte auf jedes Wort der vorgeleſenen Ge-

---

*) In der ruſſiſchen Kirche iſt das „Allerheiligſte, das die Frauen nicht betreten dürfen, durch eine Wand mit drei Thüren von der Kirche getrennt. (Anm. d. Ueberſ.)

Die Wittwe verließ das Zimmer unter dankbaren Thränen, und ich muß bekennen, daß auch mich meine Gefühle übermannten. Als ſie fort war, bemerkte ich gegen Melchior, bis jetzt habe er für nichts gearbeitet.

„Freilich, Japhet, aber verlaß Dich d'rauf, daß ich klug gehandelt hätte, wenn ich dieſe arme Frau auch nur aus eigennützigen Gründen unterſtützt haben würde; übrigens, offen geſagt, es geſchah aus Mitleid. Wir ſind wunderlich aus Gutem und Böſem gemiſcht. Ich führe Krieg mit Narren und Schurken, aber nicht mit der ganzen Menſchheit. Ich gab dieß Geld von Herzen gerne: ſie war ſein bedürftig. Mag es nun als Entſchädigung für meine ſonſtigen Betrügereien in die andere Wagſchale kommen oder nicht, genug, es hat mir Vergnügen gemacht.“

„Aber, Ihr ſpracht, ihr Sohn ſey am Leben.“

„Allerdings, während er vielleicht todt ſeyn kann; — aber iſt es nicht gut, ſie, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu tröſten, und dieſe ängſtliche Spannung zu heben, welche ſchlimmer iſt als eine wirkliche Unglücksnachricht? Hat doch jeder Tag ſchon ſeine eigene Plage.“

Beinahe ſchien es, daß dieſe gute Handlung Melchiors ihren Lohn finden ſollte; denn das Erſtaunen der Wittwe, als ſie das Gold in ihrem Arbeitsbeutel fand, ihre Erzählung von dem ganzen Hergang, ihre feſte und überzeugungsvolle Verſicherung, daß ſie beBeutel gar nicht aus der Hand gelaſſen, und daß ihn Melchior bloß mit ſeinem Stab berührt habe, — alles dieß erhob ſeinen Ruf zu einer ſolchen Höhe, daß man von gar nichts Anderem mehr im Städtchen ſprach. Um aber der Sache die Krone aufzuſetzen, brachte ihr die folgende Poſt einen Brief und Rimeſſen von ihrem Sohn: die dankbare Frau kam ſogleich zurück, legte zehn Guineen auf den ſchwarzen Teppich, überſchüttete den Zauberer mit Segenswünſchen, und verehrte ihn als ein übernatürliches Weſen. Das war ein ſehr glückliches Zuſammentreffen: nun begann unſere Ernte, wie Melchior vorausgeſagt. In vier Tagen hatten wir über zweihundert Pfund bete, ſuchte andächtig zu antworten, und wenn ich nicht verſtand, bat ich in Gedanken, Gott möge mich erleuchten, oder erſetzte das nicht Gehörte durch eigne Worte. Wenn die Bußgebete geleſen wurden, rief ich mir meine Vergangenheit ins Gedächtniß, und dieſe kindlich-unſchuldige Zeit erſchien mir ſo ſchwarz im Vergleich mit dem jetzigen lichtvollen Zuſtande meiner Seele, daß ich in Thränen ausbrach und vor mir ſelber ſchauderte; dabei fühlte ich aber, daß das Alles vergeben würde, auch wenn ich noch ſchwerere Sünden auf der Seele hätte — daß meine Reue dann ſogar noch ſüßer wäre. Zu Ende des Gottesdienſtes, wenn der Prieſter ſagte: Gottes Segen über euch! hatte ich jedesmal ein körperliches Gefühl des Wohlbehagens, als ob bei dieſen Worten Licht und Wärme in mein Herz drängen.

Nach dem Schluß des Gottesdienſtes pflegte der Prieſter zu mir herauszukommen und zu fragen, ob und wann er ſich bei uns einfinden ſolle, um die Vesper zu leſen; aber dann dankte ich ihm gerührt für die Mühe, die er ſich meinetwegen geben wolle, und ſagte, daß ich wieder in die Kirche kommen würde.

Wenn mich Katja nicht begleitete, ſchickte ich immer vor der Meſſe die Pferde zurück und ging zu Fuß nach Haus. Demüthig grüßte ich Alle, die mir begegneten; ich ſuchte jede Gelegenheit, zu helfen, zu rathen, ein Opfer zu bringen, und es freute mich, wenn ich bei dem Ausweichen auf den naſſen Wegen in den Schmutz treten mußte.

Eines Abends, als unſer Seelſorger mit Katja über die Vorgänge im Dorfe ſprach, hörte ich ihn ſagen, daß der Bauer Simon gekommen ſei, um Bretter für den Sarg ſeiner Tochter und einen Rubel für Todtenmeſſen zu erbitten, und daß er ihm Beides gegeben habe.

Sind die Leute ſo arm? fragte ich.

Sehr arm, gnädiges Fräulein; ſie haben nicht das Salz zum Brode, antwortete der Prieſter. — Mir war als ob mir etwas das Herz zuſammenſchnürte, und dabei empfand ich doch eine gewiſſe Freude.

Ich ſagte Katja, daß ich ſpazieren gehen wolle, lief hinauf, ſuchte mein Geld zuſammen — es war nicht viel, aber Alles, was ich beſaß, — und nachdem ich mich bekreuzt hatte, ging ich allein über die Terraſſe und durch den Garten nach dem Dorfe. Von Niemand bemerkt, näherte ich mich der Simon'ſchen Hütte, legte das Geld ins Fenſter und klopfte an. Die knarrende Thüre wurde geöffnet, und eine Stimme rief, wer da ſei? — ich aber erſchrak und lief, zitternd vor Furcht wie eine Verbrecherin, ſo ſchnell ich konnte nach Haus zurück.

Katja fragte mich, wo ich geweſen wäre, und was mir geſchehen; aber ich verſtand kaum, was ſie ſagte, und gab keine Antwort; Alles ſchien mir plötzlich ſo nichtig und klein. Ich verſchloß mich in mein Zimmer, ging lange hin und her und war nicht im Stande, etwas zu thun, zu denken, oder mir über meine Gefühle Rechenſchaft zu geben.

Als ich ruhiger wurde, dachte ich an die Freude der armen Familie, an die Dankbarkeit, mit der ſie den Geber des Geldes nennen würden, und es that mir leid, daß ich es ihnen nicht ſelbſt gegeben hatte. Ich ſtellte mir auch vor, was Sergei Michailitſch ſagen würde, wenn er von dieſer Handlung hörte, und freute mich, daß niemals irgend Jemand etwas davon erfahren würde; und es kam eine ſo hohe Freude über mich, und Alles — auch ich ſelbſt — erſchien mir in ſo mildem Lichte, daß der Gedanke an den Tod zu einem Traume des Glückes für mich wurde. Ich lächelte, betete, weinte und empfand für alle Menſchen, und auch für mich ſelbſt, eine leidenſchaftliche Zuneigung.

In den Zwiſchenzeiten von einem Gottesdienſt zum andern las ich das Evangelium, und immer verſtändlicher wurde mir dies Buch; immer rührender und einfacher erſchien mir die Geſchichte dieſes göttlichen Lebens, immer erhabener und unergründlicher die Tiefe des Gefühls und der Gedanken, die ich in Jeſu Lehre fand. Aber wie klar und einfach ſtellte ſich mir Alles dar, wenn ich dann von dieſem Buche aufſtand und das Leben um mich her betrachtete. Es ſchien ſo ſchwer, nicht gut zu ſein, und ſo einfach, Alle zu lieben und geliebt zu werden.

Alle waren gut und ſanft gegen mich; Sonja ſogar, die ich fort unterrichtete, war anders als ſonſt, war eifrig bemüht mich zu verſtehen, ſuchte mir gefällig zu ſein und gab ſich Mühe, mich nicht zu ärgern. Wie ich gegen die Menſchen war, ſo waren ſie gegen mich.

Als ich mich auf Diejenigen beſann, die ich gekränkt hatte und die ich vor dem Abendmahl um Verzeihung bitten mußte, fiel mir nur eine Dame in der Nachbarſchaft ein, über die ich ein Jahr vorher in Gegenwart Anderer gelacht hatte, und die ſeitdem aufgehört, uns zu beſuchen. Ich ſchrieb ihr, bekannte meine Schuld und bat um Verzeihung. Sie antwortete mit einem Briefe, in welchem ſie ſich ſelbſt anklagte und mir verzieh. Ich weinte vor Freude, als ich dieſe einfachen Zeilen las, in denen mir damals ein tiefes, rührendes Gefühl zu liegen ſchien. Meine Wärterin weinte, als ich ſie um Verzeihung bat.

Warum ſind alle Menſchen ſo gut gegen mich? womit habe ich ſoviel Liebe verdient? fragte ich mich ſelbſt, und unwillkürlich dachte ich an Sergeï Michailitſch, und meine Gedanken blieben lange mit ihm beſchäftigt. — Ich konnte nicht anders und hielt es auch nicht für Sünde; aber ich dachte jetzt anders an ihn, wie in jener Nacht, als ich zuerſt erkannte, daß ich ihn liebe. Ich dachte an ihn, wie an mich ſelbſt, und zog ihn unwillkürlich in jeden Gedanken an meine Zukunft hinein. Der drückende Einfluß, den ich bisher in ſeiner Gegenwart empfunden, verſchwand vollſtändig. Ich fühlte mich ihm gleich, und von der Höhe der heiligen Stimmung, in welcher ich mich jetzt befand, verſtand ich ihn ganz. Alles, was mir früher in ſeinem Weſen ſeltſam erſchienen war, wurde mir begreiflich. Erſt jetzt verſtand ich, warum er ſagte, das wahre Glück beſtehe nur darin, für Andere zu leben, und ſtimmte von Grund des Herzens mit ihm überein. Ich war überzeugt, daß wir Beiden ein ruhiges, unendliches Glück in einander finden würden. Ich dachte nicht an Reiſen ins Ausland, nicht an Geſellſchaften, nicht an äußern Glanz, ſondern an ſtilles Familienleben auf dem Lande, unabläſſige Selbſtaufopferung, unwandelbare Liebe und dankbares Erkennen der Güte des Geſchicks.

Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich an meinem Geburtstage zum Abendmahl und war, als ich aus der Kirche kam, von einem ſo tiefen Glücksgefühl erfüllt, daß ich die Rückkehr ins Leben fürchtete, weil jeder neue Eindruck mein Glück zerſtören konnte. Aber kaum waren wir aus dem Wagen geſtiegen, als ein bekanntes Cabriolet über die Brücke donnerte und ich Sergeï Michailitſch erblickte. Er gratulirte mir, und wir gingen zuſammen in den Saal.

Niemals, ſeit ich ihn kannte, war ich ihm gegenüber ſo unbefangen geweſen, wie dieſen Morgen. Ich fühlte, daß eine neue Welt in mir lebte, die er nicht kannte, und die über ihm ſtand, und fühlte nicht mehr die geringſte Befangenheit. Er ſchien zu ahnen, woher das kam, und war beſonders ſanft und achtungsvoll gegen mich. Ich trat ans Klavier; aber er ſchloß es zu und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche.

Verderben Sie Ihre Stimmung nicht, ſagte er; Sie tragen jetzt eine Harmonie in der Seele, die beſſer iſt, als jede andere in der Welt.

Ich war ihm dankbar für dieſe Worte und doch fühlte ich ein leiſes Unbehagen darüber, daß er ſo leicht und klar durchſchaute, was ich — Allen verborgen — in der Seele trug.

Beim Mittageſſen ſagte er, daß er gekommen ſei, ſowohl um mir zu gratuliren, als um Abſchied zu nehmen, denn er würde morgen nach Moskau reiſen. Während er das ſagte, ſah er Katja an, ſtreifte aber flüchtig mein Geſicht, und ich verſtand, daß er fürchtete, dem Ausdruck der Betrübniß in meinen Mienen zu begegnen. Aber ich wunderte mich nicht über ſeine Mittheilung, erſchrak nicht, fragte nicht einmal, auf wie lange er fort wollte, denn ich wußte, daß er dies von ſelbſt ſagen — und überhaupt nicht abreiſen würde. Woher ich das wußte, kann ich nicht erklären. Aber an dieſem denkwürdigen Tage ſchien mir, als ob ich Alles wüßte, das Gegenwärtige und das Zukünftige. Ich befand mich in einer Art von glückſeligem Traume, wo alles noch Bevorſtehende bereits geſchehen zu ſein ſcheint — ſo daß ich Alles wußte, was kommen, und auch die Art und Weiſe, wie es kommen würde.

Sergeï Michailitſch wollte eigentlich gleich nach Tiſch wieder wegfahren; aber Katja, die von der Meſſe ermüdet war, hatte ſich etwas niedergelegt, und er mußte auf ihr Erwachen warten, um ihr adieu zu ſagen. Da es im Saale ſonnig war, gingen wir auf die Terraſſe.

Kaum hatten wir uns geſetzt, als ich in größter Ruhe das Geſpräch begann, das über das Schickſal meiner Liebe entſcheiden ſollte. Sobald wir Platz genommen hatten, fing ich an, damit nicht erſt etwas geſagt werden konnte, das mich in meinem Vorhaben geſtört hätte. Woher ich dieſe Ruhe und die Klarheit und Entſchloſſenheit meiner Ausdrucksweiſe nahm, begreife ich ſelbſt nicht. Es war, als ob nicht ich, ſondern etwas von meinem Willen Unabhängiges in mir ſpräche. Sergeï Michailitſch ſaß mir gegenüber, hatte ſich auf das Geländer geſtützt und einen Syringenzweig herangezogen, von dem er die Blätter abriß. Als ich zu ſprechen begann, ließ er den Zweig los und ſtützte den Kopf in die Hand, eine Haltung, die ſowohl große Ruhe, wie große Aufregung andeuten konnte.

Warum reiſen Sie? fragte ich bedeutungsvoll und ſah ihm gerade ins Geſicht.

Er antwortete nicht ſogleich.

Ich habe Geſchäfte, ſagte er dann, ſchlug dabei aber die Augen nieder. Ich begriff, wie ſchwer es ihm wurde, auf meine aufrichtige Frage mit einer Lüge zu antworten.

Hören Sie, fuhr ich fort, ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, welch ein wichtiger Tag heute für mich iſt, und ich frage nicht, um Sie dieſes Tages wegen zurückzuhalten — daß ich an Sie gewöhnt bin und Sie lieb habe, wiſſen Sie auch. Ich frage, weil ich die Wahrheit wiſſen muß: warum reiſen Sie?

Es iſt ſchwer, Ihnen die Wahrheit zu ſagen, antwortete er; ich habe dieſe ganze Woche viel über Sie und mich nachgedacht und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich fort muß. Warum, verſtehen Sie . . . und wenn ſie mich lieb haben, fragen Sie nicht weiter.

Er rieb ſich die Stirn mit der flachen Hand und legte dieſe dann über die Augen.

Es wird mir ſchwer . . . und Sie verſtehen das! fügte er hinzu. Mein Herz fing heftig an zu klopfen.

Nein, ich kann es nicht verſtehen, antwortete ich, ich kann nicht! Sagen Sie mir . . . um Gottes Willen, um des heutigen Tages Willen, ſagen Sie mir die Wahrheit . . . ich kann Alles ruhig hören.

Er veränderte ſeine Stellung, ſah mich an und faßte wieder nach dem Zweige.

Warum nicht? ſagte er, nachdem er eine Weile geſchwiegen, indem er ſich vergebens bemühte, ſeiner Stimme die gewöhnliche Feſtigkeit zu geben. Es iſt zwar albern und faſt unmöglich, dergleichen mit Worten zu erklären . . . aber wenn es mir auch ſchwer fällt, ich will verſuchen, mich Ihnen deutlich zu machen.

Bei dieſen Worten verzog er das Geſicht', als ob er körperlichen Schmerz empfände.

Nun? fragte ich.

Denken Sie ſich einen Mann, einen alten, abgenutzten Geſellen, den wir A nennen wollen, und ein junges, glückliches Mädchen, B mit Namen, das weder Menſchen noch Leben kennt. Beſondere Familienverhältniſſe fügten es, daß er ſie liebgewann, wie eine Tochter, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß er ſie jemals anders lieben könnte.

Er ſchwieg, aber ich unterbrach die Pauſe nicht. Nach einer Weile fuhr Sergeï Michailitſch ſchnell und entſchloſſen fort, ohne mich anzuſehen:

Nach und nach vergaß er, daß B ſo jung und das Leben für ſie ein Spiel war. Und plötzlich kam ihm zum Bewußtſein, daß ein anderes Gefühl, ſchwer wie die Reue, ſich in ſeine Seele ſchlich — und er erſchrak . . . erſchrak, daß ihre früheren freundſchaftlichen Beziehungen zerſtört werden ſollten, und beſchloß, ſich lieber loszureißen, als dieſe Beziehungen aufs Spiel zu ſetzen.

Während er dies ſagte, hatte Sergeï Michailitſch abermals die Hand über die Augen gelegt; dann ſchwieg er und ſchien in Nachdenken zu verſinken.

Aber warum fürchtete er zu lieben? fragte ich, indem ich meine Aufregung bezwang, in meinem gewöhnlichen Tone; aber ihm mußte derſelbe ſcherzend geklungen haben, denn mit dem Ausdruck der Kränkung antwortete er:

Sie ſind jung — ich bin es nicht mehr. Sie wollen mit dem Leben ſpielen — ich brauche etwas Anderes. Spielen Sie aber nicht mit mir . . . es würde mir, glaube ich, nicht gut ſein, und Sie würden ſich ſpäter ein Gewiſſen daraus machen. . . . So hat A geantwortet, fügte er hinzu. Das Alles iſt ja

Unſinn . . . aber Sie verſtehen, warum ich reiſe, und wir wollen nicht mehr davon ſprechen . . . ich bitte Sie!

Ja, ja, wir wollen davon ſprechen! antwortete ich und Thränen zitterten in meiner Stimme. Sagen Sie mir: hat er ſie geliebt oder nicht?

Sergeï Michailitſch gab keine Antwort.

Und wenn er ſie nicht geliebt hat, fuhr ich fort, warum hat er mit ihr geſpielt, wie mit einem Kinde?

Ja, ja, A war der Schuldige! fiel mir Sergeï Michailitſch ſchnell in die Rede. Dann aber machte er ein Ende, und ſie trennten ſich . . . als Freunde.

Das iſt ſchrecklich . . . wäre denn keine andere Löſung möglich? fragte ich und erſchrak vor meinen eignen Worten.

Jawohl, antwortete er, indem er die Hand von den Augen nahm und mich gerade anſah. Es ſind zwei verſchiedene Löſungen möglich . . . Um Gottes Willen unterbrechen Sie mich nicht und verſtehen Sie mich recht: die Einen behaupten, fuhr er fort, indem er aufſtand und krankhaft erzwungen lächelte, die Einen behaupten, A. wäre verrückt geworden . . . Er hatte B. wahnſinnig geliebt und ſagte ihr das . . . Sie aber lachte dazu, denn ihr war das Alles Scherz . . . für ihn aber war es das Wichtigſte im Leben.

Ich zuckte zuſammen, wollte ihn unterbrechen, ihm ſagen, daß er ſich nicht erlauben dürfe, für mich zu eingenommen, und jetzt ſchien es uns Zeit zur Abreiſe zu ſeyn. Die erwarteten Briefe kamen unverzüglich an; als wir in unſerer vierſpännigen Poſtchaiſe abfuhren, da war die ſchaubegierige Menge ſo groß, daß wir Mühe hatten hindurchzukommen.

## Vierzehntes Kapitel.

Worin Melchior den Aſtrologen ſpielt, wir aber, Tim und ich, zu unſerem alten Gewerbe zurückkehren und unſchuldige Recepte bereiten.

Wir hatten Pferde bis zur nächſten Stadt beſtellt. Sobald wir aber einmal auf der Heerſtraße waren, hieß ich die Poſtillione halten und bedeutete ſie, der große Ariſtodemus wolle heute Nacht den geſtirnten Himmel beobachten; zu dieſem Zwecke zeigte ich ihnen ein Gemeindefeld, wohin ſie uns führen ſollten. Die Poſtillione, wohlbekannt mit ſeinem Ruhm, und ſo feſt als die ganze übrige Welt davon überzeugt, lenkten nach dem Platze; wir ſtiegen ab, nahmen das Gepäck heraus, und erhielten in ihrem Beiſeyn Befehle von Melchior zur Aufſtellung der Inſtrumente, worüber die Burſche Mund und Augen aufſperrten. Ich bezahlte ſie gut; dann hieß ich ſie umkehren, was ſie auch mit großem Vergnügen zu thun ſchienen. Dieſe einfache Art, in unſer Lager zurückzugelangen, vermehrte das Erſtaunen des guten Städtchens, als die Poſtillione mit ihrer Neuigkeit daſelbſt ankamen. Sobald ſie uns aus dem Geſichte waren, zogen wir unſere gewöhnlichen Kleider wieder an, packten alles zuſammen, nahmen den größten Theil unſrer Sachen mit, und verbargen das Uebrige im Ginſter, um es die nächſte Nacht holen zu laſſen; denn wir hatten nicht mehr als zwei Meilen in's Lager. Dort wurden wir von Nattie und Flita fröhlich empfangen.

Auf unſerem Wege bemerkte ich gegen Melchior: „Ob wohl antworten; aber er hielt mich zurück, indem er ſeine Hand auf die meinige legte.

Warten Sie! fuhr er mit zitternder Stimme fort; Andere ſagen, ſie hätte Mitleid mit ihm gehabt, hätte ſich eingebildet — die Arme, die Menſchen und Leben nicht kannte — daß ſie ihn wirklich lieben könne, und wäre darauf eingegangen, ſein Weib zu werden. Und er, der Wahnſinnige, glaubte . . . glaubte, daß ſein Leben von Neuem beginnen könne! . . . Aber nur zu bald ſah ſie ein, daß ſie ihn und er ſie getäuſcht hatte . . . Wir wollen nicht mehr darüber ſprechen! ſchloß er, augenſcheinlich außer Stande, weiter zu reden, und fing ſchweigend an, hin und her zu gehen.

Wir wollen nicht mehr darüber ſprechen, hatte er geſagt; aber ich ſah, daß er mit allen Kräften ſeiner Seele auf meine Antwort wartete. Ich wollte ſprechen, aber ich konnte nicht . . . die Bruſt war mir wie zuſammengeſchnürt. Ich ſah ihn an — er war bleich, und ſeine Unterlippe zitterte — er that mir leid, ich machte eine Anſtrengung, zerriß den Bann, der mich wie in Schweigen einſchmiedete, und fing mit einer leiſen, kaum hörbaren Stimme, die jeden Augenblick zu erlöſchen drohte, zu ſprechen an.

Und die dritte Löſung? ſagte ich und ſtockte wieder. Aber er ſchwieg, und nach einer Pauſe fuhr ich fort: Und die dritte Löſung . . . daß er ſie nicht liebte, aber ſie unglücklich machte . . . unglücklich . . . und meinte, er hätte ein Recht dazu, und noch ſtolz darauf war . . . Ja, Ihnen, nicht mir war Alles Scherz! . . . Ich habe Sie vom erſten Tage an geliebt . . . ich liebte Sie! wiederholte ich, und bei dem Worte liebte verwandelte ſich meine flüſternde Stimme in einen wilden Schrei, der mich ſelbſt erſchreckte.

Mit bleichem Geſicht ſtand Sergeï Michailitſch vor mir; ſeine Lippen zitterten ſtärker und ſtärker, und zwei Thränen rollten über ſeine Wangen.

Das war ſchlecht! ſchrie ich wieder; ich fühlte mich von bittern, nicht geweinten Thränen dem Erſticken nahe. Warum? ſagte ich und wollte aufſtehen um fortzugehen, aber er ließ mich nicht. Sein Kopf lag auf meinen Knieen, ſeine Lippen küßten meine zitternden Hände, und ſeine Thränen fielen darauf nieder.

Womit habe ich das verdient? wiederholte ich immer aufs Neue, und in meinem Herzen war Seligkeit . . . eine Seligkeit, die jetzt längſt und auf immer entſchwunden iſt.

Fünf Minuten ſpäter lief Sonja zu Katja hinauf und ſchrie durch das ganze Haus:

Unſere Maſcha will den Sergeï Michailitſch heiraten!

## V.

Wir hatten weder einen Grund, unſere Hochzeit aufzuſchieben, noch den Wunſch es zu thun. Katja wäre freilich gern nach Moskau gefahren, um Einkäufe und Beſtellungen für die Ausſteuer zu machen, und ſeine Mutter hätte gern geſehen, daß er vor der Heirath eine neue Kutſche und Möbel gekauft, und daß das Haus neu tapezirt worden wäre; aber wir Beide beſtanden darauf, dies Alles — wenn es überhaupt nothwendig ſein ſollte — ſpäter zu thun, und wollten vierzehn Tage nach meinem Geburtstage in aller Stille heirathen . . . ohne Ausſteuer, ohne Gäſte, ohne Brautjungfern, ohne Souper, Champagner und alle übrigen unentbehrlichen Beigaben einer Hochzeit.

Sergeï Michailitſch erzählte mir, wie unzufrieden ſeine Mutter darüber wäre, daß die Hochzeit ohne Muſik ſtattfinden ſollte, und ohne daß die Ausſteuer zur Schau geſtellt und das Haus neu decorirt wurde, wie es bei ihrer Hochzeit geſchehen war, die 30,000 Rubel gekoſtet hatte. Er beſchrieb, wie ernſt und geheimnißvoll — damit er es nicht merken ſollte — ſie Kiſten und Kaſten bis in den Keller hinunter durchſehe, und wie ſie ſich mit Mariuſchka, der Beſchließerin, über gewiſſe, für unſer Glück unentbehrliche Teppiche, Gardinen und Theebretter berieth.

In unſerm Hauſe leiſtete Katja dasſelbe mit meiner Wärterin Kusminiſchna, und ſie litt durchaus nicht, daß dieſe Angelegenheit ſcherzhaft behandelt wurde. Sie war überzeugt, daß wir Beide, — wenn wir uns überhaupt um die Zukunft kümmerten — nur an Zärtlichkeiten dächten und Unſinn ſprächen, wie das Menſchen in unſern Verhältniſſen eigen ſei; daß aber die Grundlage unſeres künftigen Glückes in dem richtigen Zuſchnitt der Wäſche und dem Säumen der Tiſchtücher und Servietten zu ſuchen ſei. Zwiſchen Prokow und Nikolski wurden täglich mehrmals geheime Botſchaften über die Art und den Fortgang verſchiedener Vorbereitungen ausgetauſcht; aber obwohl zwiſchen Katja und ſeiner Mutter das *zärtlichſte Einvernehmen zu beſtehen* ſchien, ließ ſich herausfühlen, daß eine gewiſſe, feindſelige, aber tief verborgene Diplomatie zwiſchen ihnen obwaltete.

Tatjana Simonowna, die Mutter meines Verlobten, die ich jetzt kennen lernte, war eine ſtrenge, ſteife Hausfrau und Wirthin nach der alten Schule. Sergeï Michailitſch liebte ſie nicht nur pflichtgemäß, als ſeine Mutter, ſondern hatte eine große Zärtlichkeit für ſie und hielt ſie für die beſte, klügſte, gütigſte, liebevollſte Frau der Welt. Tatjana Simonowna war immer freundlich gegen uns, beſonders gegen mich; es war ihr lieb, daß ihr Sohn heiraten wollte. Aber wenn ich ſie als Braut beſuchte, hatte ich immer das Gefühl, als wollte ſie mir zu verſtehen geben, daß ich Ihres Sohnes nicht ganz würdig ſei, und daß ich gut thun würde, mir dies immer wieder zum Bewußtſein zu bringen. Ich verſtand ſie vollkommen und war ganz ihrer Meinung.

In dieſen beiden Wochen zwiſchen Verlobung und Hochzeit ſah ich Sergeï Michailitſch täglich. Er kam zum Mittageſſen und blieb bis Mitternacht. Aber obwohl er erklärte — und ich wußte, daß er die Wahrheit ſagte —, ohne mich wäre überhaupt kein Leben für ihn, brachte er doch nie den ganzen Tag mit mir zu und gab ſich Mühe, ſeine Geſchäfte in alter Weiſe fortzuführen.

Die äußerlichen Beziehungen zwiſchen uns blieben bis zur Hochzeit dieſelben wie früher. Wir fuhren fort, uns Sie zu nennen, er küßte mir nicht einmal die Hand, und ſtatt die Gelegenheit zu ſuchen, mit mir allein zu ſein, ging er ihr ſo viel als möglich aus dem Wege. Es war, als ob er ſich fürchtete, der leidenſchaftlichen Zärtlichkeit, die ihn erfüllte, nachzugeben.

Ich weiß nicht, ob er ſich verändert hatte, oder ich; aber ich fühlte mich ihm ganz ebenbürtig. Die erzwungene Abgeſchloſſenheit, die mir nicht an ihm gefiel, war verſchwunden, und ſtatt des Furcht und Reſpect einflößenden Mannes ſah ich jetzt oft mit inniger Freude einen vom Glücke trunkenen Knaben in ihm. Wie oft dachte ich jetzt: er iſt doch auch ein Menſch wie Andre. Mir war, als ob er jetzt klar vor meinen Augen ſtände, als ob ich ihn ganz erkannt hätte, und Alles, was ich von ihm ſah und hörte, war einfach und mit mir ſelbſt übereinſtimmend. Auch ſeine Pläne in Bezug auf unſer künftiges Zuſammenleben waren ganz meine Pläne, nur deutlicher und ſchöner in ſeinen Worten ausgeſprochen.

Das Wetter war in dieſen Tagen ſchlecht, und wir brachten den größten Theil der Zeit im Hauſe zu. Die beſten, innigſten Geſpräche hatten wir in der Ecke zwiſchen Klavier und Fenſter. Das Licht der Kerzen ſpiegelte ſich in den dunkeln Scheiben, an die von außen die Tropfen anſchlugen und niederfloſſen. Vom Dache rauſchte der Regen und klatſchte von der Traufe in die Pfützen am Hauſe, und der feuchte Hauch, der durch die geſchloſſenen Fenſter drang, ließ es in unſerer Ecke noch heller, wärmer und heiterer erſcheinen.

Ich wollte Ihnen ſchon lange etwas ſagen, begann er eines Abends, als wir ſpät allein in dieſer Ecke ſaßen. Während Sie ſpielten, habe ich immer daran gedacht.

Sie brauchen es nicht zu ſagen . . . ich weiß es längſt, fiel ich ein.

Ja, es iſt wahr . . . ſo wollen wir gar nicht ſprechen.

O ſagen Sie nur, was Sie auf dem Herzen haben.

Erinnern Sie ſich an die Geſchichte, die ich Ihnen von A. und B. erzählt habe?

Wie hätte ich dieſe dumme Geſchichte nicht behalten ſollen! Gut, daß ſie noch ſo zu Ende gekommen iſt.

Ja . . . und wie leicht hätte ich mein Glück durch eigene Schuld verlieren können! Sie haben mich gerettet . . . Aber das Schlimmſte iſt, daß ich damals gelogen habe . . . und nun ſchäme ich mich, und will Ihnen geſtehen . . .

Ach, ich bitte, es iſt nicht nöthig!

Fürchten Sie nichts! ſagte er lächelnd. Als ich anfing zu ſprechen, wollte ich mir ſelbſt Vernunft predigen.

Wozu Vernunft predigen? fragte ich, das muß man niemals thun . . .

Ich that es auch ſchlecht genug! und doch hatte ich mir — als ich nach allen meinen Enttäuſchungen und Fehlgriffen hier auf's Land kam — geſagt, daß es mit der Liebe für mich zu Ende wäre, und daß mir nur noch die Pflichten des Alters zu erfüllen blieben. Ueber mein Gefühl für Sie gab ich mir lange keine Rechenſchaft und ahnte nicht, wohin es mich führen würde. Und ſpäter hoffte ich . . . und hoffte wieder nicht; glaubte, daß Sie mit mir kokettirten . . . und glaubte es wieder nicht, und wußte durchaus nicht, was ich thun ſollte. Aber nach jenem Abend — erinnern Sie ſich? — als wir ſpät im Garten ſpazieren gingen, erſchrak ich. Mein jetziges Glück ſtellte ſich mir zu groß und unmöglich dar. Und dann fragte ich mich, was werden ſollte, wenn ich mir zu hoffen erlaubte und es wäre umſonſt. Natürlich dachte ich, da ich ein ſchändlicher Egoiſt bin, nur an mich ſelbſt.

Er ſchwieg und ſah mich an.

Und doch habe ich damals nicht ganz Unſinn geſprochen, fuhr er fort. Es war doch möglich . . . ich mußte fürchten! Wie viel nahm ich von Ihnen an, und wie wenig kann ich geben? . . . Sie ſind ein Kind: ein Knospe, die erſt aufſpringen wird . . . Sie geben zum erſten Male . . . ich aber! . . .

Ja, ſagen Sie mir aufrichtig . . . fing ich an;

aber plötzlich wurde mir bange vor ſeiner Antwort. Nein, es iſt nicht nöthig! fügte ich hinzu.

Ob ich früher geliebt habe, wollen Sie wiſſen? fragte er, meine Gedanken ſogleich errathend. Das kann ich Ihnen ſagen: nein, ich habe nie geliebt, niemals etwas empfunden, das meinem jetzigen Gefühl ähnlich wäre. Plötzlich ſtockte er, als ob eine trübe Erinnerung in ſeiner Seele aufblitzte. Nein, auch hier nicht! ich hätte ihr Herz beſitzen müſſen, um das Recht zu haben, ſie zu lieben, ſagte er traurig. Wie hätte ich alſo nicht bedenklich werden ſollen, ehe ich Ihnen geſtand, daß ich Sie liebe? . . . Was gebe ich Ihnen? . . . Liebe . . . das iſt wahr . . .

Iſt das wenig? fragte ich, indem ich ihm in die Augen ſah.

Wenig, liebes Herz, für Sie wenig! antwortete er; Sie ſind ſo jung und ſchön! Ich kann jetzt oft vor freudiger Erregung nicht ſchlafen und ſtelle mir dann vor, wie wir zuſammen leben werden. Nach den mancherlei Erfahrungen, die ich gemacht habe, iſt mir zu Muth, als hätte ich jetzt gefunden, was zum Glücke nöthig iſt: ein ſtilles Leben in unſerer Landeinſamkeit, mit den Mitteln, den Menſchen Gutes zu thun, denen ſo leicht zu helfen iſt und die ſo wenig daran gewöhnt ſind; dazu eine nützliche Thätigkeit, Frieden, Bücher, Muſik, Natur und die Liebe zu einem verwandten Weſen . . . das iſt mein Glück, und es kann, meinem Gefühl nach, durch nichts Anderes übertroffen werden, wenn zu allem

Dieſem noch eine Gefährtin kommt, wie Sie. Meiner Anſicht nach iſt dies Alles, was der Menſch zu begehren vermag.

Das iſt es auch, ſagte ich.

Ja, für mich, der ich die Jugend hinter mir habe, fuhr er fort; aber nicht für Sie. Sie haben noch nicht gelebt und werden vielleicht in andern Dingen Glück ſuchen und vielleicht auch finden. Jetzt ſind Sie nur meiner Anſicht, weil Sie mich lieben.

Nein, ich habe immer nur dies ſtille Familienleben erſehnt und geliebt, und Sie ſprechen nur aus, was ich dachte.

Er lächelte.

Das ſcheint Ihnen nur ſo, mein Liebling; für Sie iſt das Alles zu wenig . . . Sie ſind ſchön und jung! wiederholte er bedenklich.

Es kränkte mich, daß er mir nicht glauben wollte und mir gleichſam aus Schönheit und Jugend einen Vorwurf machte.

Warum lieben Sie mich denn? fragte ich zornig. Meiner Jugend wegen, oder um meiner ſelbſt willen?

Das weiß ich nicht, aber ich liebe Sie, antwortete er, indem er mich mit ſeinen forſchenden, feſſelnden Blicken anſah.

Ich antwortete nicht, aber unwillkürlich blickte ich zu ihm auf, und plötzlich ging etwas Seltſames in mir vor. Ich hörte auf zu ſehen, was mich umgab, und ſah nur ihn, und dann verſchwand auch ſein Geſicht, nur ſeine Augen blitzten mich aus nächſter Nähe an, und endlich ſchien es mir ſogar, als ob dieſe Augen in mir wären, und ich mußte die meinigen ſchließen, um mich dem eigenthümlichen Bann, den ſein Blick in mir hervorrief, und der halb Freude, halb Furcht war, zu entreißen.

Am Vorabend des zur Hochzeit beſtimmten Tages klärte ſich das Wetter auf, und dem langen Regen, der noch in Sommerwärme begonnen hatte, folgte der erſte kalte, glänzende Herbſtabend. Alles war klar und friſch. Im Garten wurde zum erſten Male der weite Ausblick durch die kahl gewordenen Bäume und das bunte Farbenſpiel des Herbſtes bemerklich, der Himmel war kalt, hell und bleich.

Ich ging ſchlafen, glücklich in dem Gedanken, daß morgen zu meinem Hochzeitstage ſchönes Wetter ſein würde, erwachte mit der Sonne, und der Gedanke „ſchon heute!“ . . . erſchreckte mich und ſetzte mich in Verwirrung.

Ich ging in den Garten; die Sonne war eben aufgegangen und leuchtete gebrochen durch die dünnbelaubten Linden der Allee; der Weg war mit raſchelndem Laube bedeckt, die runzligen Trauben der Ebereſchen rötheten ſich zwiſchen den im Nachtfroſt zuſammengeſchrumpften Blättern; die Georginen hingen ſchlaff und ſchwarz an ihren Stengeln und zum erſten Male lag der Reif wie eine Silberdecke auf dem grünen Raſen und auf den zertretenen Kletten am Hauſe. An dem hellen kalten Himmel war keine Wolke und konnte keine ſein.

dieſe Geſtirne einen Einfluß auf den Sterblichen ausüben, wie man früher angenommen hat?"

„Ganz gewiß iſt dieß der Fall," gab er zurück: „ich kann zwar nicht in ihnen leſen, aber ich glaube feſt daran."

Ich hatte die Bemerkung gemacht, weil es mir längſt vorkam, als ob Melchior ſolche Anſichten hätte.

„Ja," fuhr er fort: „jeder Menſch hat ſein Verhängniß; ſo muß es ſeyn. Alles, was uns begegnen ſoll, iſt einem allwiſſenden Weſen von Ewigkeit her bekannt: was kann es alſo anderes ſeyn, als unvermeidliches Verhängniß? Es gibt ein Fatum," fuhr er fort, Hand und Auge zu den Sternen erhebend: „und dieſes Fatum ſteht ſo gewiß hier geſchrieben, als die Sonne über uns ſcheint. Aber das große Buch iſt verſiegelt, weil ſeine Aufſchlüſſe nicht zu unſerem Glücke dienen würden."

„Wenn aber alles nur Verhängniß oder Fatum iſt," verſetzte ich, „welche Veranlaſſung bleibt uns dann, um Gutes oder Böſes zu thun? Da können wir alle möglichen ſchlechten Streiche begehen, und uns damit entſchuldigen, daß es ſo über uns verhängt geweſen ſey. Außerdem, wäre es wohl gerecht, wenn uns jenes allwiſſende Weſen ſtrafen würde für Verbrechen, die wir nicht vermeiden können, die uns von unſerem Schickſal auferlegt ſind?"

„Japhet, Du ſtellſt Deine Gründe gut, biſt aber dennoch im Irrthum, weil Du, wie die meiſten Chriſten, die Bibel nicht verſtehſt; es ging mir ebenſo, eh' ich Nattie kennen lernte. Ihren Glauben halte ich für den richtigen, und, was noch mehr heißt, er unterſtützt die Wahrheiten der Schrift."

„Ich glaubte, die Zigeuner hätten keine Religion."

„Du biſt der Einzige nicht, der das meint. Es iſt wahr, die meiſten Mitglieder des Stammes werden von den höheren Klaſſen gleich Leibeigenen gehalten, und wachſen ohne Unterricht auf; aber bei der Ariſtokratie, wenn ich dieſen Namen gebrauchen darf, iſt es etwas ganz Anderes; ihren Glauben habe ich angenommen."

Wirklich heute ſchon? fragte ich mich ſelbſt, indem ich kaum an mein Glück zu glauben vermochte. Iſt es möglich, daß ich morgen nicht mehr hier, ſondern in Nikolski erwachen ſoll? . . . Und ich ſoll ihn nicht mehr erwarten, ihm nicht mehr entgegengehen, nicht mehr halbe Nächte lang mit Katja von ihm ſprechen? nicht mehr mit ihm im Saale von Prolow am Klavier ſitzen, ihm nicht mehr das Geleit geben, wenn er fortgeht, mich nicht mehr in dunkeln Nächten um ihn ängſtigen?

Ich erinnerte mich, daß er geſtern geſagt hatte, er wäre nun geſtern zum letzten Male gekommen, und daß Katja mich wiederholt mein Brautkleid anprobiren ließ und dabei ſagte: „auf morgen.“ Nun glaubte ich für einen Moment, aber gleich darauf zweifelte ich ſchon wieder. Sollte ich wirklich von heute an bei der Schwiegermutter leben, ohne Nadjeſcha, ohne den alten Gregory, ohne Katja? ſollte nicht mehr nach alter Gewohnheit vor dem Schlafengehen meine Wärterin küſſen und, nachdem ſie mich bekreuzt hatte, ihr „gute Nacht, gnädiges Fräulein“ hören? Sollte Sonja nicht mehr unterrichten; nicht mehr zum Morgengruß an die Wand ihres Schlafzimmers klopfen und ihr ſilbernes Lachen antworten hören? ſollte von heute an für mich ſelbſt eine andre werden und ein neues Leben beginnen, das die Verwirklichung meiner Wünſche und Hoffnungen war?

Mit Ungeduld erwartete ich die Stunde ſeiner Ankunft; es war mir ſchwer ums Herz, ſo allein mit meinen Gedanken. Er kam früh, und erſt, als er da war, konnte ich's faſſen, daß ich noch heute ſein Weib ſein würde, und erſt jetzt hörte dieſer Gedanke auf, mir ſchrecklich zu ſein.

Gegen Mittag gingen wir in unſre Kirche, um die Todtenmeſſe für den Vater zu hören.

Wenn er jetzt lebte! dachte ich, als wir nach Haus zurückkehrten, und ſchweigend ſtützte ich mich auf den Arm des Mannes, welcher der beſte Freund Deſſen geweſen war, an den ich dachte. Als ich während des Gebetes meine Stirn auf die kalten Steinplatten der Kapelle neigte, hatte ich mir den Vater ſo lebhaft vorgeſtellt, hatte ſo feſt geglaubt, ſeine Seele wäre bei mir und ſegnete meine Wahl, daß mir auch jetzt zu Muthe war, als fühlte ich ihn über uns ſchweben. Erinnerung und Hoffnung, Glück und Schmerz vereinigten ſich in mir zu einem feierlichen, wohlthuenden Gefühl, für welches die ruhig friſche Luft, die Stille ringsumher, die kahlen Felder, der blaſſe Himmel, die glänzende aber kraftloſe Sonne wunderbar paßten, und mir war, als ob der Mann an meiner Seite mich verſtände und meine Empfindung theilte. Schweigend ging er neben mir, und in ſeinem Geſicht, das ich dann und wann anſah, drückte ſich dieſelbe andachtsvolle Erregung aus, die nicht Schmerz, nicht Freude genannt werden konnte, und von der die Natur wie mein Herz erfüllt ſchien.

Plötzlich wendete ſich Sergeï Michailitſch zu mir und ich ſah, daß er etwas ſagen wollte.

Wenn er nur nicht von etwas Anderem anfängt, als was ich denke! ſagte ich zu mir ſelbſt; aber ohne ihn zu nennen — als ob wir längſt mit ihm beſchäftigt geweſen wären — begann er von meinem Vater zu ſprechen.

Er hat mir eines Tages ſcherzend geſagt: heirathe meine Maſcha . . . fing er lächelnd an.

Wie glücklich würde er jetzt ſein, antwortete ich und drückte den Arm, auf dem der meinige ruhte, feſter an mich.

Ja! Sie waren noch ein Kind, fuhr er fort und ſah mir in die Augen. Damals küßte ich dieſe Augen und hatte ſie lieb, weil ſie den ſeinigen ähnlich waren, und ahnte nicht, daß ſie mir einſt für ſich ſelbſt ſo theuer werden ſollten . . . damals waren Sie die kleine Maſcha.

Sagen Sie Du zu mir! bat ich.

Das wollte ich eben thun, antwortete er; jetzt habe ich endlich die Zuverſicht, daß du ganz mein biſt, fügte er hinzu, und ſein ruhiger, glücklicher, inniger Blick ruhte auf mir.

Wir gingen langſam, auf wenig betretenen Pfaden über die Felder, und unſere Schritte und Stimmen hörte Niemand als wir ſelbſt. Auf der einen Seite zogen ſich graubraune Stoppelfelder bis zu dem Hohlwege und dem fernen, entlaubten Walde; in der Ferne warf ein Bauer mit ſeinem Pfluge einen immer breiter werdenden ſchwarzen Streifen auf. Eine zerſtreute

Pferdeheerde war am Fuß des Berges zu erkennen. Auf der andern Seite und vor uns, bis zum Garten, hinter deſſen Bäumen unſer Haus ſichtbar wurde, grünte ſchon das Winterkorn unter dem abthauenden Nachtreif. Die matte Sonne glänzte; lange Spinnweben zogen durch die klare Luft, legten ſich auf die bereiſten Stoppeln, flogen uns in die Augen, auf die Haare und Kleider, und wenn wir ſprachen, blieb der Ton unſerer Stimmen über uns ſchweben in der unbewegten Luft, als ob wir allein in der ganzen Welt, allein unter dieſem blauen Gewölbe wären, an welchem flammend und zitternd die wärmeloſe Sonne ſtrahlte.

Ich wollte ihn ebenfalls Du nennen, aber ich ſchämte mich.

Warum gehſt du ſo raſch? fragte ich endlich ſchnell und leiſe, indem ich unwillkürlich roth wurde.

Er ging langſamer und ſah mich noch zärtlicher, heiterer und glücklicher an.

Als wir nach Hauſe kamen, waren ſeine Mutter und ein paar unvermeidliche Gäſte bereits da, und bis wir die Kirche verließen und uns in den Wagen ſetzten, um nach Nikolski zu fahren, blieben wir nicht mehr allein.

Die Kirche war beinahe leer. Mit halbem Blick nur ſah ich ſeine Mutter, welche auf dem Teppich beim Chore ſtand; ſah Katja in einer Haube mit Lilaband und mit Thränen in den Augen, und endlich zwei oder drei Mädchen vom Hofe, die mich neugierig betrachteten.

Sergeï Michailitſch ſah ich nicht an, ich fühlte ihn jedoch neben mir; ich lauſchte auf die Gebete, wiederholte ihre Worte, aber in meiner Seele weckten ſie keinen Widerhall. Ich konnte nicht beten, ſah ſtumpf auf die Heiligenbilder, die Kerzen, das geſtickte Kreuz der Stola auf dem Rücken des Prieſters, auf das Allerheiligſte, auf das Kirchenfenſter und begriff nichts von dem, was um mich her geſchah. Erſt als der Prieſter ſich mit dem Kreuz zu uns wendete, gratulirte und ſagte: er habe mich getauft, und nun habe Gott gegeben, daß er mich auch habe trauen dürfen, fühlte ich, daß etwas Ungewöhnliches mit mir vorgegangen war.

Katja und ſeine Mutter küßten uns, und Gregory's Stimme rief nach den Wagen. Ich wunderte mich und erſchrak, daß Alles ſchon zu Ende ſein ſollte, während ſich nichts, was einem eben vollzogenen Sacrament entſprochen hätte, in meiner Seele regte. Wir küßten uns — aber es war ein ſonderbarer, fremder Kuß.

Was iſt das Alles? dachte ich.

Wir traten aus der Vorhalle. Das Rollen der Räder erklang unter der Wölbung der Kirche. Friſche Luft hauchte mich an, er ſetzte den Hut auf und half mir einſteigen. Durch das Wagenfenſter ſah ich den kalten, von einem Kreiſe umgebenen Mond.

Sergeï Michailitſch ſetzte ſich neben mich und ſchlug die Wagenthür zu. Ich fühlte einen Stich im Herzen, als ob die Sicherheit, mit welcher er das that, eine Beleidigung für mich wäre. Katja's Stimme rief, ich möchte mir den Kopf einhüllen; die Räder raſſelten über die Steine. kamen dann auf weichen Weg, und wir fuhren raſch von dannen.

In die Ecke gedrückt, ſah ich durchs Fenſter auf die weiten, hellen Felder und auf den Weg, der ſich im kalten Mondlicht vor uns hinzog. Ohne Sergel anzuſehen, fühlte ich ihn neben mir. Was iſt das Alles? hat mir der Augenblick, von dem ich ſo viel erwartete, nichts weiter gegeben? dachte ich, und es ſchien mir wie erniedrigend und beleidigend, ſo allein dicht neben ihm zu ſitzen.

Ich wendete mich zu ihm, in der Abſicht, ihm etwas zu ſagen, aber ich fand keine Worte. Es war, als ob ich nie ein Gefühl der Zärtlichkeit für ihn gehabt hätte, ich empfand nur Mißbehagen und Furcht.

Bis zu dieſem Augenblicke habe ich noch immer nicht geglaubt, daß es ſein könnte! antwortete er ruhig auf meinen Blick.

Ich fürchte mich! ſagte ich.

Doch nicht vor mir, liebes Herz? fragte er, faßte meine Hand und beugte ſein Geſicht darauf nieder.

Meine Hand lag leblos in der ſeinigen und das Herz that mir weh vor Kälte.

Ja, vor dir! flüſterte ich.

Aber plötzlich fing mein Herz an zu klopfen, meine Hand zitterte und drückte ſeine Hand, ein heißer Schauer durchbebte mich, meine Augen ſuchten im Halbdunkel ſeinen Blick, und ich fühlte plötzlich, daß ich ihn nicht fürchtete, oder daß dieſe Furcht doch nur Liebe . . . eine neue, ſtärkere, zärtlichere Liebe war, als die bisherige; ich empfand, daß ich ihm ganz gehörte, und daß ſeine Macht über mich mein Glück war.

## VI.

Tage, Wochen, ein paar Monate gingen in der Einſamkeit des Landlebens ſcheinbar ereignißlos vorüber, und doch hätten die Gefühle, die Aufregungen, das Glück dieſes kurzen Zeitraums genügt, ein ganzes Menſchenleben auszufüllen.

Meine Träume von dem Zuſammenleben mit Sergeï gingen zwar nicht ganz in Erfüllung, aber die Wirklichkeit war nicht weniger ſchön, als meine Phantaſieen. Von dem ſtrengen Fleiß, der ernſten Pflichterfüllung, der Selbſtaufopferung und dem Leben für Andre, das ich mir als Braut gedacht, war nicht die Rede. Im Gegentheil, wir lebten nur unſerer Liebe, hatten nur den Wunſch geliebt zu werden, waren von einer grundloſen ſtetigen Heiterkeit erfüllt und vergaßen die ganze Welt. Er verließ mich wohl zuweilen, um in ſeinem Cabinet zu arbeiten, oder fuhr in Geſchäften nach der Stadt, oder hatte mit der Verwaltung des Gutes zu thun; aber ich ſah, welche Mühe es ihn koſtete, ſich von mir loszureißen, und er ſelbſt geſtand mir immer wieder, daß ihm Alles, was ſich nicht auf mich bezog, nichtig erſchien, und daß er eigentlich nicht begriff, wie er ſich damit abzugeben vermöge. Mir ging es ebenſo: ich las, beſchäftigte mich mit Muſik, mit der Mama, mit der Schule, aber das Alles nur, weil jede dieſer Beſchäftigungen mit ihm im Zuſammenhang ſtand und ihm Freude machte. Bei Allem, was ſich nicht auf ihn bezog, ſanken mir die Hände nieder, und es ſchien mir lächerlich, zu thun, als ob außer ihm noch etwas in der Welt exiſtirte.

Das war vielleicht ein verwerfliches, egoiſtiſches Gefühl, aber es machte mich glücklich und erhob mich über das gewöhnliche Leben. Nur er war für mich da, ich hielt ihn für unfehlbar, für den beſten Menſchen auf Erden, nur für ihn konnte ich leben, und mein einziges Beſtreben war, ihm zu genügen. Ich wußte, daß er mich für die ſchönſte und beſte aller Frauen hielt, mich mit allen möglichen Tugenden begabt glaubte, und ich ſuchte mir in ſeinen Augen dieſen Nimbus zu erhalten.

Eines Tages kam er zu mir, als ich vor den Heiligenbildern kniete. Ich ſah mich nach ihm um und fuhr fort zu beten, während er ſich an den Tiſch ſetzte, um mich nicht zu ſtören, und ein Buch aufſchlug. Aber ich glaubte ſeinen Blick zu fühlen und mußte mich wieder nach ihm umſehen. Er lächelte, ich lachte und konnte nicht weiter beten.

Haſt du deine Andacht ſchon verrichtet? fragte ich.

Ja, laß dich nicht ſtören . . . ich gehe wieder.

Du beteſt doch hoffentlich?

Er wollte hinausgehen, ohne zu antworten, aber ich hielt ihn zurück und ſagte:

Bitte, meine Seele, um meinetwillen lies die Gebete mit mir.

Er ſtellte ſich neben mich, ließ die Arme ungeſchickt hängen, fing mit ernſtem Geſicht zu leſen an, ſtockte hin und wieder, ſah ſich nach mir um, und ſchien in meinen Augen Zuſtimmung und Hülfe zu ſuchen.

Als er zu Ende gekommen war, lachte ich und umarmte ihn.

O du, du! als ob ich wieder zehn Jahre alt wäre! ſagte er erröthend und küßte meine Hände.

Unſer Haus war eines jener alten Landhäuſer, in welchen eine Reihenfolge verwandter Generationen in gegenſeitiger Liebe und Achtung gelebt haben; die Atmoſphäre desſelben war gleichſam von guten und tüchtigen Familienerinnerungen erfüllt, die — ſobald ich hier eintrat — auch mir mit angehörten. Die Einrichtung und Lebensweiſe des Hauſes wurden nach altem Brauch durch Tatjana Simonowna geleitet; daß unſere Umgebung ſchön oder elegant geweſen wäre, kann ich nicht behaupten, aber von der Bedienung bis zu den Möbeln und den Mahlzeiten war Alles reichlich, ſauber, gut und anſtändig. Im Saale ſtanden die Möbel ſymmetriſch an den mit Portraits geſchmückten Wänden, und den Fußboden bedeckten Teppiche, die im Hauſe angefertigt waren. Im Divanzimmer gab es ein altes Klavier, zwei Chiffonièren, die nicht zuſammen paßten, Divans, und einige mit Meſſing eingelegte Tiſchchen. In meinem Zimmer, das Tatjana Simonowna mit beſonderer Sorgfalt eingerichtet hatte, ſtanden die beſten Möbel des Hauſes, aber ſie waren aus verſchiedenen Jahrhunderten, von ganz verſchiedener Art, und ich erinnere mich eines alten Trümeaus, den ich Anfangs nicht ohne Beſorgniß anſehen konnte, der mir aber nach und nach ein vertrauter Freund geworden iſt.

Tatjana Simonowna wurde im Hauſe nie gehört aber Alles ging wie eine aufgezogene Uhr, obwohl eine Anzahl überflüſſiger Domeſtiken da waren. Die Diener mußten beſtändig weiche Stiefel ohne Abſätze tragen, denn knarrendes Schuhwerk und klappernde Abſätze waren meiner Schwiegermutter unerträglich. Alle dieſe Leute waren ſtolz auf ihre Stellung im Hauſe, zitterten vor der alten Herrin, behandelten Sergeï und mich mit wohlwollender Zärtlichkeit und ſchienen ihre Aufgaben mit Freuden zu erfüllen. Pünktlich zum Sonnabend wurden alle Fußböden geſcheuert und alle Teppiche ausgeklopft. Jeden Erſten des Monats wurde Gottesdienſt gehalten, um das Waſſer zu weihen. Die Namenstage meiner Schwiegermutter, meines Mannes und von dieſem Herbſt an auch der meinige, wurden — wie die ganze Umgegend wußte — durch Bälle gefeiert. Alles das geſchah unabänderlich, ſo lange Tatjana Simonowna denken konnte.

Mein Mann kümmerte ſich nicht um das Hausweſen; er hatte nur mit der Feldwirthſchaft und den

„Ich möchte dieſen Glauben kennen.“

„So höre denn. Die Sünde iſt im Himmel entſprungen, als die Engel ſich gegen Gott empörten; ſie entſprang nicht auf der Erde.“

„Das will ich zugeben, daß die Sünde im Himmel entſprang.“

„Glaubſt Du denn, daß ein ſo großer, ein ſo guter Gott jemals ein Weſen zur Vernichtung, zum ewigen Elend ſchuf, geſchweige denn einen Engel? Sah er ihre Empörung nicht voraus?“

„Ich gebe es zu.“

„Dieſe Welt war vor dem Fall der Engel nicht mit dem Ebenbilde Gottes bevölkert: ſie hatte ihre lebendigen Weſen, ihre Ungeheuer vielleicht, jedoch kein Menſchengeſchlecht mit unſterblichen Seelen. Dann aber wurde ſie bevölkert, wie ſie es jetzt iſt, um die gefallenen Engel zur Seligkeit zurückzuführen, als eine Stätte der Pilgerſchaft, durch welche ſie Vergebung und ihre Sitze im Himmel wieder erlangen ſollen. So oft ein Kind geboren wird, ſchlägt ein gefallener Cherub ſeinen Wohnſitz in dem kleinen Körper auf, um nach Erlöſung zu ſtreben. Manche erlangen ſie, manche müſſen wieder von Neuem anfangen, denn der Geiſt iſt unſterblich und kann nimmermehr vernichtet werden; der Allmächtige aber iſt lauter Güte und immer zur Vergebung bereit.“

„Alſo glaubt Ihr nicht, daß es ewige Strafen gibt?“

„Ewig, nein! Strafen ſind es allerdings, aber keine ewigen. Die gefallenen Engel waren nicht alle gleich: einige, minder verworfen als die andern, erhielten bald ihre Sitze wieder, und durften als Kinder nur die leichte Prüfung durchmachen; andere aber, die von Kindheit an zeigen, wie verdorben ſie ſind, müſſen ſich vielen Wanderungen unterziehen, bis ſie gereinigt werden können. Das iſt die Strafe. Welche andere Züchtigungen es für ſie zwiſchen dieſen Pilgerfahrten gibt, das wiſſen wir nicht, aber gewiß iſt es, daß kein Weſen zu ewigen Strafen erſchaffen ward.“

„Aber das iſt alles nur Behauptung,“ verſetzte ich: „wo ſind Eure Beweiſe?“

Bauern zu thun und beſchäftigte ſich viel damit. Er ſtand auch im Winter ſehr früh auf, ſo daß ich ihn nicht mehr fand, wenn ich erwachte. Aber zum Frühſtück — wir tranken unſern Thee allein — kam er gewöhnlich und war dann faſt immer, trotz mancherlei Sorgen und Unannehmlichkeiten in der Wirthſchaft, in jener heiteren Stimmung, die wir „wilde Freude“ zu nennen pflegten. Oft verlangte ich zu hören, was er den Morgen über gethan, und er erzählte mir ſolchen Unſinn, daß wir uns halb todt lachten. Zuweilen, wenn ich ernſte Berichte zu hören wünſchte, bezwang er ſeine Luſtigkeit und erzählte; aber dann ſah ich ſeine Augen an, ſeine ſich bewegenden Lippen und verſtand kein Wort, freute mich nur, daß ich ihn ſah und ſeine Stimme hörte.

Was habe ich dir erzählt? wiederhole! ſagte er zuweilen. Aber das konnte ich nie. Es war ſo komiſch, daß er mir etwas erzählte, was weder ihn noch mich betraf . . . Als ob es nicht gleichgültig geweſen wäre, was übrigens geſchah! Erſt viel ſpäter fing ich an, etwas zu begreifen und mich für ſeine Angelegenheiten zu intereſſiren.

Tatjana Simonowna blieb den ganzen Vormittag in ihrem Zimmer, trank allein Thee und tauſchte nur durch Boten einen Morgengruß mit uns aus. In unſerer leidenſchaftlich glücklichen kleinen Welt klang die Stimme, die aus ihrem ruhigen, vernünftigen, regelrechten Winkel herübertönte, ſo ſonderbar, daß ich oft das Lachen nicht laſſen konnte, wenn das Dienſtmädchen mit gekreuzten Armen daſtand und eintönig beſtellte: Tatjana Simonowna haben zu fragen befohlen, wie wir nach dem geſtrigen Spaziergange geruht, und laſſe uns melden, der gnädigen Frau hätte die ganze Nacht das Seitchen wehe gethan und im Dorfe hätte ein dummer Hund gebellt, ſo daß Sie nicht ſchlafen konnten . . . Ferner ließen Sie noch fragen, wie das heutige Gebäck geſchmeckt? und bäten zu beachten, daß nicht Tarraß gebacken habe, ſondern verſuchsweiſe zum erſten Male Nikolaſch, und er hätte ſeine Sache gut gemacht. Die Brezeln beſonders fänden die gnädige Frau ausgezeichnet, nur die Zwiebäcke wären etwas zu ſcharf gebacken.

Vor Tiſch waren Sergeï und ich nur wenig zuſammen; ich ſpielte Klavier oder las für mich allein; er ſchrieb oder ging aus. Aber zum Mittageſſen, um vier Uhr, verſammelten wir uns im Saale. Mama ſegelte aus ihren Zimmern hervor, und außerdem erſchienen einige arme Edelleute und einige Pilgerinnen, von denen immer zwei bis drei im Hauſe logirten. Sergeï bot, nach alter Gewohnheit, regelmäßig ſeiner Mutter den Arm, aber eben ſo regelmäßig beſtand ſie darauf, daß er mir den andern reiche, und ſo drängten wir uns mühſam durch die Thüre. Beim Eſſen präſidirte die Mutter, und die Unterhaltung pflegte anſtändig, vernünftig und etwas ſteif geführt zu werden; mein unbefangenes Geplauder mit Sergeï Michailitſch ſtörte jedoch die Feierlichkeit dieſer Sitzungen. Auch zwiſchen Mutter und Sohn kam es zuweilen zu ſcherzhaftem Streit und Neckereien. Ich hatte das gern, denn gerade in dieſen kleinen Reibungen drückte ſich die innige Liebe, die ſie verband, am ſtärkſten aus. Nach dem Eſſen ſetzte ſich Mama im Salon in einen großen Seſſel und rieb Tabak oder ſchnitt ein neu angekommenes Buch auf, und wir laſen vor oder begaben uns ins Divanzimmer an das Klavier. Wir haben in dieſer Zeit viel zuſammen geleſen, aber unſer beſtes, liebſtes Vergnügen blieb die Muſik, weil ſie immer wieder neue Saiten in uns erklingen ließ und ſie uns gegenſeitig offenbarte.

Wenn ich ſeine Lieblingsſtücke ſpielte, ſetzte er ſich auf den entfernteſten Divan, ſo daß ich ihn kaum ſehen konnte, und ſuchte aus einer gewiſſen Zartheit des Gefühls den Eindruck, den die Muſik auf ihn machte, zu verheimlichen. Aber oft, wenn er es gar nicht erwartete, ſtand ich auf, ging zu ihm und fand in ſeinen Zügen, in dem geſteigerten, feuchten Glanz der Augen die Spuren einer Erregung, die er umſonſt zu verbergen ſuchte.

Auch Mama ſchien zuweilen den Wunſch zu haben, uns zu ſehen; aber ſie fürchtete uns zu ſtören und ging nur, als ob ſie uns nicht beachtete, mit ernſtem Geſicht und gleichgültigen Mienen durch das Divanzimmer, um gleich darauf wieder zurückzukehren.

Den Abendthee bereitete ich im großen Saale, und alle Hausgenoſſen ſtellten ſich dazu ein. Dieſe feierliche Sitzung vor dem Samowar und das Einſchenken der Gläſer und Taſſen brachte mich lange in Verlegenheit. Es kam mir immer vor, als ob ich zu jung und leichtſinnig und der Ehre nicht würdig wäre, einen ſo großen Samowar zu überwachen, die Gläſer dem Nikita auf das Theebret zu ſtellen, dabei zu ſagen: für Peter Iwanowitſch, für Maria Minitſchna, zu fragen, ob er ſüß genug ſei, und der Wärterin und den ausgedienten Leuten ihr Zuckerdeputat zu ſchicken.

Schön, ſehr ſchön! ganz wie eine Erwachſene! pflegte mein Mann zu ſagen, und das brachte mich noch mehr in Verwirrung.

Nach dem Thee legte Mama Patience oder ließ ſich von Maria Minitſchna die Karten legen, dann küßte ſie uns Beide, bekreuzte uns, und wir begaben uns in unſre Zimmer. Gewöhnlich ſaßen wir dann noch bis nach Mitternacht beiſammen, und das waren die beſten, angenehmſten Stunden. Er erzählte mir von ſeiner Vergangenheit, wir machten Pläne, philoſophirten und bemühten uns, leiſe zu ſprechen, damit man uns nicht hören und uns Tatjana Simonowna nicht verrathen könne, die darauf beſtand, daß wir früh zu Bett gehen müßten. Zuweilen wurden wir auch wieder hungrig, gingen ans Büffet, erhielten durch Nikita's Protection ein kaltes Abendeſſen und verzehrten es bei einem Lichte in meinem Zimmer.

Sergeï und ich lebten wie Fremde in dieſem großen, alten Hauſe, in welchem ein ſtrenger Geiſt des Herkommens herrſchte, der in Tatjana Simonowna verkörpert ſchien. Aber nicht ſie allein, auch die alten Diener und Mägde, die Möbel und Bilder flößten mir Reſpect und ſogar Furcht ein und brachten mich zu der Erkenntniß, daß ich hier nicht an meinem Platze ſei, und daß wir ſehr vorſichtig und aufmerkſam ſein müßten. Wenn ich jetzt zurückblicke, ſehe ich ein, daß Vieles, dieſe zwingende, unabänderliche Ordnung, dieſe Maſſe nichtsthuender, neugieriger Dienſtboten im Hauſe, unbequem und läſtig für uns war; aber damals dienten ſelbſt dieſe Mängel nur dazu, unſere Liebe noch mehr anzufachen. Nicht ich allein, auch Sergeï Michailitſch unterdrückte jede Andeutung, als ob ihm etwas mißfiele; er ſchien ſogar vor ſich ſelber zu verbergen, was nicht in der Ordnung war.

So ging der Kammerdiener der Mama, Dmitri Sidoroff, ein leidenſchaftlicher Raucher, jeden Nachmittag, wenn wir im Divanzimmer ſaßen, in das Kabinet meines Mannes, um ihm etwas Tabak aus dem Kaſten zu ſtehlen. Dann war es intereſſant zu ſehen, mit welcher ängſtlichen Befliſſenheit Sergeï Michailitſch auf den Zehen zu mir kam, um nicht gehört zu werden, und mit drohendem Finger und blinzelnden Augen auf Dmitri Sidoroff deutete, der nicht ahnte, daß man ihn ſah, — und wie er, wenn Dmitri Sidoroff ſich entfernte, ohne uns bemerkt zu haben, vor Freude, daß Alles glücklich zu Ende gekommen war, verſicherte, daß ich reizend wäre, und mich küßte — wie er bei jeder Gelegenheit zu thun pflegte.

Zuweilen ärgerte mich dieſe Ruhe, dieſe Langmuth, dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit. Ich machte mir nicht klar, daß ich eben ſo war, und hielt ihn für ſchwach. Er iſt wie ein Kind, das ſeinen Willen nicht zu zeigen wagt, dachte ich.

Ach, mein Herz, antwortete er, als ich ihm eines Tages ſagte, daß mich ſeine Schwäche in Erſtaunen ſetze, kann man denn mit irgend etwas unzufrieden ſein, wenn man ſo glücklich iſt, wie ich? — Es iſt auch leichter, ſelbſt nachzugeben, als Andre zu beugen, davon habe ich mich längſt überzeugt, und es giebt keine Lage, in welcher man nicht glücklich ſein kann — und uns geht es ja ſo gut! . . . Ich kann mich jetzt nicht ärgern, und es giebt für mich nichts Schlechtes mehr, nur Trauriges und Lächerliches . . . und du weißt ja auch: Le mieux c’est l’ennemi du bien! Wirſt du mir glauben? wenn ich eine Glocke höre, einen Brief bekomme, ja einfach, wenn ich Morgens erwache, graut mir, daß das Leben ſeinen Gang gehen und Aenderungen mit ſich bringen muß — denn beſſer, als es jetzt iſt, kann es nimmer werden.

Ich glaubte ihm, aber ich verſtand ihn nicht ſo recht. Auch mir war wohl; es ſchien mir jedoch, als ob Alles ſo ſein müſſe, immer ſo bleiben könne, und als ob es irgendwo noch ein anderes — nicht größeres, aber doch anderes Glück geben müſſe.

Zwei Monate gingen in dieſer Weiſe vorüber, dann kam der Winter mit ſeiner Kälte, ſeinem Schneegeſtöber, und obwohl Sergeï Michailitſch bei mir war, fing ich an, mich einſam zu fühlen, fing an zu erkennen, daß unſere Lebensweiſe immer dieſelbe war, und daß weder in ihm, noch in mir ſelbſt etwas Neues vorging, daß wir im Gegentheil immer wieder zu dem Alten zurückkehrten. Sergeï fing an ſich mehr als bisher mit der Wirthſchaft, überhaupt ohne mich zu beſchäftigen, und wieder ſchien mir, als ob in ſeiner Seele eine beſondere Welt wäre, in welche er mich nicht einlaſſen wollte. Seine immerwährende Ruhe reizte mich. Ich liebte ihn nicht weniger als früher, war nicht weniger beglückt durch ſeine Liebe, aber meine Liebe ſtand ſtill, wuchs nicht mehr, und neben ihr begann ein neues, unruhiges Gefühl ſich in meiner Seele einzuniſten. Das Glück, Sergeï Michailitſch zu lieben, genügte mir nicht mehr; ich brauchte Bewegung, nicht das ruhige Hinfließen der Tage; ich ſehnte mich nach Aufregung, Gefahren, Aufopferung; es war ein Ueberreſt von Kraft in mir, der in unſerm ſtillen Leben keine Verwendung fand. Es kamen Schwermuthsanfälle über mich, die ich wie ein Unrecht vor meinem Manne zu verbergen ſuchte, und dann wieder Anfälle einer tollen Zärtlichkeit oder Heiterkeit, die ihn erſchreckten.

Er hatte meinen Zuſtand noch früher erkannt, als ich ſelbſt, und ſchlug mir vor, in die Stadt zu ziehen; aber ich bat ihn, das nicht zu thun, unſre Lebensweiſe nicht zu ändern, unſer Glück nicht zu ſtören. Ich war wirklich glücklich — es quälte mich nur, daß dies Glück mir keine Mühe verurſachte, mich kein Opfer koſtete. Ich liebte meinen Mann und ſah, daß ich für ihn Alles war; aber wenn mich dieſer Thatendrang quälte, hätte ich gewünſcht, daß Alle, welche unſere Liebe ſahen, ſich bemüht hätten, ſie zu ſtören und uns zu trennen, ſo daß ich Hinderniſſe zu überwinden gehabt hätte. Mein Verſtand und mein Herz waren beſchäftigt, aber es gab noch ein Gefühl der Jugend, der Bewegungsluſt, das in unſerm ſtillen Leben keine Befriedigung fand. Warum ſagte er mir, daß wir in die Stadt ziehen könnten, ſo bald ich wollte? Hätte er das nicht geſagt, ſo wäre ich vielleicht zu der Einſicht gekommen, daß die Unruhe, die mich quälte, eine Thorheit, ein Unrecht, und daß das Opfer, nach dem ich ſuchte, in der Unterdrückung meiner unverſtändigen Sehnſucht zu finden war. Nun aber beſchlich mich unwillkürlich der Gedanke, daß ich meine Schwermuth nur durch die Ueberſiedlung in die Stadt loswerden könnte; ich ſchämte mich jedoch, Sergeï Michailitſch von Allem, was ihm behagte, meinetwegen loszureißen.

Die Zeit verging. Der Schnee häufte ſich höher und höher um die Mauern des Hauſes, und wir waren immer allein, und waren immer Dieſelben, während draußen, irgendwo, in Glanz und Geräuſch ſich Schaaren von Menſchen regten, litten und ſich freuten, ohne an uns zu denken und von unſerer fernen

Exiſtenz zu wiſſen. Am ſchlimmſten war, daß ich fühlte, wie uns mit jedem Tage die Gewohnheit feſter in eine beſtimmte Lebensform einſchmiedete, wie unſer Gefühl nicht frei wurde, ſondern ſich dem gleichmäßigen, leidenſchaftsloſen Gange der Zeit anbequemte. Morgens waren wir heiter, Mittags höflich, Abends zärtlich . . . Gutes thun! . . . ja, das iſt ſchön, aber dazu hatten wir noch immer Zeit, während es etwas gab, wozu ich nur jetzt Luſt und Kraft beſaß. Meine jetzige Aufgabe war nicht die mir angemeſſene; ich brauchte Kampf, fühlte das Bedürfniß, mit meiner Empfindung mitten im Leben zu ſein. Ich hätte mit Sergeï an einem Abgrunde ſtehen und zu ihm ſagen mögen: ſieh, noch ein Schritt und ich ſtürze hinein . . . noch eine Bewegung und ich bin verloren! —, nur damit er erbleichte, mich in ſeine ſtarken Arme nähme, in den Abgrund hinunter ſehen ließe und mich dann, während mein Herz vor Furcht erſtarrte, forttrüge wohin es ihm gefiel.

Dieſer Seelenzuſtand wirkte nach und nach auf meine Geſundheit; meine Nerven fingen an zu leiden. Eines Morgens, als es mir ſchlechter ging als gewöhnlich, kam auch Sergeï Michailitſch — was ſelten der Fall war — verſtimmt von ſeiner Wirthſchafts-Inſpection zurück. Ich merkte das gleich und fragte, was vorgefallen wäre, aber er wollte mir nichts ſagen und antwortete nur: Es iſt nicht der Rede werth.

Wie ich ſpäter erfuhr, hatte der Bezirksvogt, der meinem Manne feindlich geſinnt war, unſere Bauern aufgehetzt und ſie unter falſchen Vorſpiegelungen zu Ungeſetzlichkeiten zu verleiten geſucht. Sergeï konnte das heute nicht gleich überwinden, nicht gleich einſehen, daß auch dies nur lächerlich und traurig war, und da er ſich ſeiner Gereiztheit bewußt war, wollte er nicht davon ſprechen.

Ich aber glaubte, daß er mir nichts ſagen wollte, weil ich in ſeinen Augen ein Kind war, das ſeine Intereſſen nicht zu verſtehen vermochte. Ich wendete mich ab, ſchwieg und befahl, Maria Minitſchna, die bei uns zum Beſuch war, zum Thee zu rufen. Nach dem Frühſtück, das ich ſo raſch als möglich beendigte, führte ich Maria Minitſchna ins Divanzimmer und fing an mit ihr laut und angelegentlich über irgend eine Dummheit zu ſprechen, die mich gar nicht intereſſirte.

Sergeï Michailitſch ging im Zimmer hin und her und ſah uns zuweilen an. Dieſe Blicke wirkten ſo auf mich ein — warum, weiß ich nicht zu ſagen — daß ich immer lebhafter ſprechen und lachen mußte. Alles, was ich mit Maria Minitſchna ſprach, erſchien mir ſo komiſch. Endlich ging Sergeï, ohne mir ein Wort geſagt zu haben, in ſein Kabinet und machte die Thüre hinter ſich zu, und ſobald ich ihn nicht mehr hörte, war meine Heiterkeit ſo plötzlich zu Ende, daß es Maria Minitſchna auffiel und ſie mich fragte: was geſchehen wäre. Ich antwortete nicht, ſetzte mich auf den Divan und war dem Weinen nahe.

„In der Bibel," ſagte er: „ich will ſie Dir nächſter Tage zeigen. Jetzt aber ſind wir am Lager, und ich ſehne mich, Nattie zu umarmen."

Manche Zeit dachte ich dieſem eigenthümlichen Glauben nach; an und für ſich ſtritt er nicht gegen die Religion, aber auf der andern Seite fielen mir auch keine Stellen ein, auf die er ſich ſtützen konnte. Jedenfalls war der Gedanke ſchön, und ich verweilte mit Wohlgefallen bei ihm. Ich habe es bereits geſagt, und auch der Leſer wird ſich aus meiner Erzählung überzeugt haben, daß Melchior kein gewöhnlicher Menſch war. Täglich wurde ich anhänglicher an ihn, täglich gefiel mir unſer Nomadenleben beſſer. Meine frühere Bedenklichkeiten verſchwanden allmählig; die Zeit verfloß mir ſchnell, und obgleich ich mir gelegentlich den Hauptgegenſtand meiner Wanderung in's Gedächtniß rief, ſo ſuchte ich mich doch wieder zu beruhigen, indem ich mir ſagte, dazu ſey es noch hinlänglich Zeit. Die kleine Flita war nun meine beſtändige Geſellſchaft im Lager; beſondere Freude gewährte es mir, ſie leſen und ſchreiben zu lehren.

„Japhet," ſagte Timothy eines Tages zu mir, als wir Haſelſtauden im Walde ſchnitten: „es kommt mir vor, Du habeſt keine ſonderliche Eile, Deinen Vater zu ſuchen."

„Nein, Tim, das nicht, aber ich lerne die Welt kennen, und das wird mir ſehr nützlich werden, wenn ich wieder zu ſuchen anfange; außerdem, was noch beſſer iſt, erſpare ich mir ein ſchönes Stück Geld, das mich in den Stand ſetzen wird, mein Vorhaben zu verfolgen."

„Was gab Dir Melchior nach unſerem letzten Ausfluge?"

„Zwanzig Guineen, was mit dem Vorigen zuſammen mehr als fünfzig macht."

„Und mir gab er zehn, alſo hab' ich im Ganzen zwanzig. Siebenzig Pfund, das iſt eine große Summe."

„Ja, Tim, und doch bald ausgegeben. Wir müſſen noch ein

An was denkt er nun? fragte ich mich ſelbſt; an irgend einen Unſinn, der ihm wichtig ſcheint. Wenn er nur mit mir davon ſprechen wollte . . . ich würde ihm beweiſen, daß es Unſinn iſt! Aber ſtatt deſſen glaubt er, daß ich ihn nicht verſtehen kann, demüthigt mich durch ſeine Abgeſchloſſenheit und will mir gegenüber immer Recht haben . . . dafür habe ich aber auch Recht, wenn ich mich langweile, wenn ich mein Daſein leer und öde finde, wenn ich leben, mich bewegen möchte, anſtatt immer auf einer Stelle ſtehen zu bleiben und zu fühlen, wie die Zeit über mich hingeht. Ich möchte vorwärts kommen, möchte mit jedem Tage, mit jeder Stunde Neues erleben; er aber will ruhig ſtehen bleiben und mich zurückhalten. Und doch, wie leicht wäre ihm das! Ich will gar nicht, daß er mich in die Stadt bringen ſoll . . . er braucht nur ſo gegen mich zu ſein, wie ich gegen ihn bin . . . ſich nicht verſtellen und verſtecken, ſondern ſich einfach zeigen, wie er iſt. Das verlangt er doch auch von mir; warum iſt er denn nicht einfach und aufrichtig?

Ich fühlte, daß mir die Thränen ans Herz drangen, und daß ich gereizt gegen ihn war. Ich erſchrak vor dieſer Stimmung und ging zu ihm.

Er ſaß in ſeinem Kabinet und ſchrieb. Als er meine Schritte hörte, ſah er ſich einen Moment ruhig um, dann ſchrieb er weiter. Dieſer Blick gefiel mir nicht; ſtatt mit ihm zu ſprechen, trat ich an den Schreibtiſch, ſchlug ein Buch auf und ſah hinein.

Noch einmal riß er ſich von ſeinem Schreiben los und ſah mich an.

Maſcha, du biſt verſtimmt! ſagte er.

Ich antwortete mit einem kalten Blick, der ihm ſagen ſollte: du brauchſt nicht zu fragen . . . brauchſt nicht liebenswürdig gegen mich zu ſein.

Er ſchüttelte den Kopf und lächelte ſanft; aber zum erſten Male antwortete mein Lächeln nicht auf das ſeinige.

Was hatteſt du heute? fragte ich; warum haſt du es mir nicht ſagen wollen?

Dummheiten . . . kleine Verdrießlichkeiten! antwortete er; aber ich kann es dir erzählen: Zwei Bauern gingen in die Stadt . . .

Ich ließ ihm nicht Zeit, weiter zu ſprechen.

Warum haſt du es nicht erzählt, als ich dich vor dem Thee darum bat?

Ich hätte dir etwas Albernes geſagt; ich war gereizt.

Aber ich wollte es gerade damals wiſſen.

Warum denn?

Warum? Du glaubſt alſo, daß ich dir niemals etwas nützen kann?

Wie ſollte ich das wohl glauben? fragte er, indem er die Feder wegwarf. Ich glaube, ich weiß, daß ich ohne dich nicht leben kann, niemals, nirgend! Du hilfſt mir nicht nur, du biſt mein Alles . . . Was fällt dir denn ein? fuhr er lachend fort; ich lebe nur in dir, finde das Leben nur darum ſchön und gut, weil ich dich habe, weil du . . .

Ja, ja, das weiß ich . . . ich bin ein Kind, das man zufrieden ſprechen muß! fiel ich in einem ſo gereizten Tone ein, daß er mich verwundert anſah, wie etwas, das er zum erſten Male erblickte. Ich will keine Ruhe . . . die haſt du genug, übergenug! fügte ich hinzu.

Nun ſo höre! unterbrach er mich ſchnell, als ob er fürchtete, daß ich zu viel ſagen könnte; wie würdeſt Du die Sache beurtheilen . . .

Jetzt will ich nichts davon hören! fiel ich ein, obwohl ich dringend wünſchte, die Angelegenheit mit ihm zu beſprechen. Aber es war ſo angenehm, ihn aus ſeiner Ruhe zu bringen. Ich will nicht leben ſpielen, fuhr ich fort, ich will leben, ſo wie du.

In ſeinem Geſichte, in dem ſich Alles raſch und lebhaft abſpiegelte, drückten ſich Schmerz und geſteigerte Aufmerkſamkeit aus.

Ich will mit dir gleichberechtigt ſein, will mit dir . . . ich konnte nicht weiter ſprechen; ein zu tiefes Weh drückte ſich in ſeinen Zügen aus. Er ſchwieg eine Weile.

In wie fern wärſt du denn nicht gleichberechtigt mit mir? fragte er endlich. Doch nicht etwa, weil ich mich mit dem Bezirksvogt und den betrunkenen Bauern plage, ſtatt es dir zu übertragen?

Nicht allein darum, antwortete ich.

Um Gottes willen, mein Herz, verſtehe mich, fuhr er fort. Ich weiß, daß jede Unruhe Schmerzen macht, weiß das aus Erfahrung, und da ich dich liebe, muß ich doch wünſchen, dich vor jeder Unruhe zu bewahren. Es iſt die Aufgabe meines Lebens, die Aufgabe meiner Liebe . . . mache es mir nicht unmöglich, ſie zu erfüllen.

Du haſt immer Recht! ſagte ich, ohne ihn anzuſehen. Es verdroß mich, daß in ihm wieder Klarheit und Ruhe war, während in mir Schmerz und ein der Reue verwandtes Gefühl ſich regten.

Maſcha, was haſt du? fragte er. Es iſt nicht die Rede davon, ob ich im Recht bin oder du, ſondern von ganz anderen Dingen. Was haſt du gegen mich? . . . übereile dich nicht mit deiner Antwort; beſinne dich erſt, und dann ſage mir Alles, was du denkſt. Du biſt unzufrieden mit mir und haſt wahrſcheinlich Urſache dazu . . . Bitte, laß mich hören, was meine Schuld gegen dich iſt.

Was ſollte ich ihm ſagen? Wie konnte ich ihm mein Seele enthüllen. Daß er mich ſo leicht verſtand, daß ich jetzt wieder wie ein Kind vor ihm erſchien, und nichts thun oder denken konnte, was er nicht durchſchaut oder vorausgeſehen hätte, reizte mich noch mehr.

Ich habe nichts gegen dich, gab ich zur Antwort; ich langweile mich nur und möchte, daß es anders wäre. Du ſagſt aber, es muß ſein, und haſt natürlich wieder Recht.

Während ich das ſagte, ſah ich ihn an: mein

Zweck war erreicht: ſeine Ruhe war dahin; Schmerz und Schrecken ſprachen aus ſeinen Zügen.

Maſcha, fing er mit leiſer, tiefbewegter Stimme an; was wir hier ſprechen, iſt kein Scherz — es entſcheidet über unſer Schickſal! Ich bitte dich, mir nicht gleich zu antworten und mich anzuhören. Warum willſt du mich quälen . . .

Aber ich unterbrach ihn.

Ich weiß ſchon, du wirſt wieder Recht haben! ſprich lieber nicht . . . du haſt immer Recht, ſagte ich kalt, und es war, als ob nicht ich ſelbſt, ſondern ein böſer Geiſt in mir geſprochen hätte.

Wenn du wüßteſt, was du thuſt! antwortete er mit zitternder Stimme. Ich fing an zu weinen, und mir wurde leichter ums Herz.

Er ſetzte ſich neben mich und ſchwieg. Ich bedauerte ihn, ſchämte mich und bereute, was ich gethan hatte. Ihn anzuſehen wagte ich nicht, denn ich glaubte, daß ſeine Augen in dieſem Moment nur Zorn oder Erſtaunen ausdrücken könnten. Endlich wendete ich mich doch zu ihm; ein ſanfter, ruhiger Blick, der um Verzeihung zu bitten ſchien, war auf mich gerichtet. Ich faßte ſeine Hand und ſagte:

Verzeih mir! Ich weiß nicht, was ich geſagt habe.

Ja, aber ich weiß, was du geſagt haſt . . . es iſt die Wahrheit.

Was war es denn? fragte ich.

Daß wir nach Petersburg reiſen müſſen, antwortete er; wir haben hier in dieſem Augenblicke nichts zu thun.

Wie du willſt, ſagte ich. Er umarmte mich und küßte mich zärtlich.

Verzeihe mir! ſagte er dann; ich habe eine Schuld gegen dich begangen.

Am Abend dieſes Tages ſpielte ich lange Klavier, und er ging leiſe murmelnd im Zimmer hin und her. Er hatte überhaupt die Gewohnheit, mit ſich ſelbſt zu ſprechen, und ich fragte ihn oft, was er geſagt hätte. Dann beſann er ſich und wiederholte es mir. Zuweilen waren es Verſe, zuweilen war es Unſinn — aber ein Unſinn, aus dem ich die Stimmung ſeiner Seele erkannte.

Was murmelteſt du eben? fragte ich auch diesmal.

Er blieb ſtehen, beſann ſich und wiederholte mir lächelnd die Lermontoff'ſchen Verſe:

Er aber, der Thor, verlangt nach Sturm,
Als ob in dem Sturme die Ruhe ſei.

Er iſt mehr als ein Menſch! er weiß Alles . . . wie wär's möglich, ihn nicht zu lieben! dachte ich. Dann ſtand ich auf, nahm ſeinen Arm und fing an mit ihm hin und her zu gehen, indem ich Schritt zu halten ſuchte.

Iſt es ſo? fragte er und ſah mich lächelnd an.

Ja! antwortete ich leiſe; eine heitere Stimmung kam über uns Beide, unſere Augen lachten, wir machten immer größere Schritte und erhoben uns dabei auf den Zehen. Und mit dieſem Schritte gingen wir zum

Verdruſſe Gregory's und zum Erſtaunen der Mama, die im Saale Patience legte, durch alle Zimmer, blieben im Saale ſtehen, ſahen uns an und lachten.

Vierzehn Tage ſpäter, noch vor den Feiertagen, waren wir in Petersburg.

## VII.

Unſere Reiſe nach Petersburg, acht Tage in Moskau, ſeine und meine Verwandten, die Einrichtung in der neuen Wohnung, die fremden Umgebungen und Geſichter, Alles ging wie ein Traum an mir vorüber, war ſo neu und mannichfaltig, ſo heiter und warm, ſo durchleuchtet von ſeiner Gegenwart und ſeiner Liebe, daß mir das ſtille Landleben als etwas Längſtvergangenes, Weſenloſes erſchien.

Zu meiner Ueberraſchung fand ich, ſtatt der Kälte und des Stolzes, die ich erwartete, bei Verwandten und Bekannten einen ſo freundliche, herzliche Aufnahme, daß es ausſah, als ob ſie auf mich gewartet hätten und meiner bedürften, um ſich wohl zu fühlen. Ueberraſchend war mir auch in dieſem Geſellſchaftskreiſe, den ich für den beſten hielt, viele Bekannte meines Mannes zu finden, von denen er mir nie geſagt hatte, und ſeine ſtrengen Urtheile über einige dieſer Menſchen — die mir ſo vortrefflich erſchienen — waren mir unverſtändlich und unangenehm. Ich konnte nicht begreifen, warum er ſo kalt gegen ſie war und Einige derſelben, die mir ſehr gut gefielen, zu vermeiden ſuchte. Mir ſchien es ein Gewinn, ſo viel gute Menſchen wie nur möglich kennen zu lernen — und hier waren Alle gut.

Höre, wie wir uns einrichten wollen, hatte er mir geſagt, ehe wir unſer Landgut verließen. Hier bin ich ein kleiner Cröſus, aber in Petersburg ſind wir nichts weniger als reich. Wir dürfen daher nur bis Oſtern dort bleiben und nicht in die große Welt gehen, um nicht in Geldverlegenheit zu kommen . . . Auch deinetwegen möchte ich es nicht.

Wozu die große Welt? antwortete ich. Wir werden ins Theater gehen, werden deine Verwandten beſuchen, gute Muſik hören und noch vor Oſtern hieher zurückkehren.

Aber als wir nach Petersburg kamen, waren dieſe Vorſätze vergeſſen. Ich befand mich plötzlich in einer ſo neuen, heitern Welt, ſah mich von ſo vielen Freuden, ſo vielen neuen Intereſſen umgeben, daß ich mich unbewußt von meiner ganzen Vergangenheit und allen damit zuſammenhängenden Plänen losſagte. Alles Bisherige war nur ein Suchen, ein blaſſes Abbild der Wirklichkeit. Hier erſt begann das wahre Leben. Und was wird noch kommen! dachte ich.

Die Unruhe und Schwermuth, die mich auf dem Lande gequält hatten, verſchwanden plötzlich, wie auf einen Zauberſchlag. Die Liebe zu meinem Manne wurde ruhiger, und es fiel mir nicht mehr ein, zu fragen: ob er mich vielleicht weniger liebe, als ſonſt? . . . Uebrigens hätte ich auch nicht an ſeiner Liebe zweifeln können; er verſtand jeden meiner Gedanken, theilte jede meiner Empfindungen, erfüllte jeden meiner Wünſche. Seine Ruhe verſchwand, oder reizte mich nicht mehr, und dann fühlte ich, daß hier zu ſeiner frühern Liebe für mich noch ein Gefühl der Bewunderung kam. Oft nach einem Beſuch, einer neuen Bekanntſchaft oder einem Abend bei uns, wo ich innerlich zitternd die Pflichten der Wirthin erfüllt hatte, ſagte er zu meiner Freude:

Schön, mein Kind, ſchön; nur Muth! wirklich vortrefflich!

Bald nach unſerer Ankunft ſchrieb er einen Brief an ſeine Mutter, und als er mich rief, um die Nachſchrift zu machen, wollte er mir nicht zu leſen erlauben, was er geſchrieben hatte. Nun beſtand ich natürlich darauf und las den Brief. Es hieß darin:

„Sie würden Maſcha kaum erkennen, und ich erkenne ſie ſelbſt nicht. Woher hat ſie dieſe reizende, graziöſe Sicherheit, Freundlichkeit, Weltgewandtheit und Liebenswürdigkeit? Dabei iſt ſie immer einfach, anmuthig, gütig. Alle Welt iſt von ihr entzückt; auch ich kann ſie nicht genug bewundern, und wenn es möglich wäre, hätte ich ſie noch lieber als bisher.“

Ach! ſo bin ich alſo! dachte ich, und ich wurde noch heiterer als früher, und es ſchien mir ſogar, als ob ich Sergeï Michailitſch noch mehr liebte als ſonſt. Mein Erfolg bei allen Bekannten war etwas Unerwartetes für mich. Hier ſollte ich dem Onkelchen, dort dem Tantchen den Kopf verdreht haben; der Eine ver-

BAYERISCHE
STAATS-

ſicherte, ich hätte in ganz Petersburg nicht meines Gleichen; der Andere meinte, ich brauche nur zu wollen, um die gefeiertſte Frau der Geſellſchaft zu werden. Vor Allem verliebte ſich eine Couſine meines Mannes, die Fürſtin D., eine nicht mehr junge Weltdame, plötzlich in mich und ſagte mir ſo viel Schmeicheleien, daß ich förmlich davon berauſcht war.

Als ſie mich zum erſten Male aufforderte, einen Ball mit ihr zu beſuchen, und Sergeï Michialitſch darum bat, wendete er ſich mit kaum merkbarem Lächeln zu mir und fragte, ob ich Luſt dazu hätte.

Ich nickte zum Zeichen der Einwilligung und fühlte, daß ich erröthete.

Wie eine Verbrecherin, die ihr Geſtändniß ablegt! ſagte er mit gutmüthigem Lachen.

Du meinteſt ja, wir könnten nicht in die große Welt gehen — und du liebſt es auch nicht, antwortete ich, indem ich ihn flehend anſah.

Wenn du es ſehr wünſcheſt, wollen wir hingehen, ſagte er.

Aber . . . es wäre vielleicht beſſer, es nicht zu thun?

Du möchteſt gern? fragte er wieder. Ich antwortete nicht.

Die große Welt zu beſuchen, iſt kein Unglück, fuhr er fort; aber die Weltwünſche, die nicht befriedigt werden, die ſind verderblich . . . jedenfalls müſſen und werden wir hingehen, fügte er hinzu.

wenig länger arbeiten. Auch kann ich das kleine Mädchen da nicht verlaſſen; ſie ward wahrlich nicht zum Seiltanzen geboren."

„Es freut mich, daß Du das ſagſt, Japhet! denn ich bin gerade ſo geſinnt, wie Du. Sie ſoll unſer Schickſal theilen."

„Eine glänzende Ausſicht!" rief ich labend; „doch gleich viel, immer beſſer als hier bleiben. Aber wie wollen wir das angreifen?"

„Ja, da ſitzt der Knoten! Uebrigens haben wir Zeit genug, darüber nachzudenken, wenn wir einmal unſere jetzige Lage aufgeben wollen."

„Nun, ich weiß von Melchior, daß wir in wenigen Tagen aufbrechen werden."

„Und was iſt los, Japhet?"

„O, wir bleiben ganz beim Leiſten: wir werden alle Uebel unter der Sonne kuriren. Morgen fangen wir an, Pillen zu drehen; da können wir uns ganz zu Mr. Kophagus zurückträumen."

„Gut, da werden wir Spaß haben. Ich hoffe aber, Melchior wird mir nicht zumuthen, daß ich meine eigenen Pillen einnehme, um ihre guten Eigenſchaften zu bewähren. Das wär' kein Witz."

„O nein, das iſt Num's Beruf. Zu was taugt der Narr ſonſt?"

Die nächſte Woche wurde auf die angegebene Beſchäftigung verwendet. Pillenſchachteln von jeglicher Größe, mit zierlichen Aufſchriften, Flaſchen mit verſchiedenen Mixturen, namentlich mit Stimulantien bildeten unſer Gepäck. Pulver qualibet ex re wurden in Papier eingeſchlagen, aber nirgends befand ſich etwas Schädliches darunter. Als Alles fertig war, brachen wir auf, nur von Num begleitet, während Jumbo und Flita zu Hauſe blieben. Melchior hatte den Anzug gewählt, welchen wir von dem Frachtwagen her kannten, und ſeine Geſtalt ſo völlig verwandelt, daß man ihn für einen Greis von wenigſtens ſechzig Jahren halten mußte. Wir wanderten dießmal zu Fuße, jeder mit ſeinem Bündel von Kleidungsſtücken, außer Num, der wie ein Packpferd beladen

Die Wahrheit zu geſtehen, ſagte ich, im ganzen Leben habe ich nie etwas ſo gewünſcht, wie dieſen Ball.

Wir gingen hin, und das Vergnügen, das ich dort fand, übertraf alle meine Erwartungen. Auf dieſem Balle hatte ich noch mehr als ſonſt das Gefühl, der Mittelpunkt zu ſein, um den ſich Alles bewegte. Nur für mich war dieſer große Saal erleuchtet, erklang die Muſik und waren alle dieſe Menſchen verſammelt, die ſich mit mir freuten. Alle — von meinem Friſeur und meinem Kammermädchen an, bis zu meinen Tänzern und den alten Herren, die durch den Saal gingen — gaben mir zu verſtehen, daß ich ihnen gefiel, und das allgemeine Urtheil auf dieſem Balle, das ich durch die Couſine wieder erfuhr, war, daß ich den anderen Frauen durchaus nicht ähnlich wäre, ſondern etwas Eigenthümliches, Einfaches, ländlich Friſches in meinem Weſen hätte.

Ich fühlte mich durch dieſen Erfolg ſo geſchmeichelt, daß ich Sergeï Michailitſch bat, mich dieſen Winter noch zwei oder drei Bälle beſuchen zu laſſen.

Damit ſoll es dann genug ſein . . . dann bin ich ſatt! fügte ich hinzu, ſagte damit aber nicht meine aufrichtige Meinung.

Mein Mann ging bereitwillig auf meine Wünſche ein, begleitete mich die erſte Zeit mit ſichtlichem Vergnügen, freute ſich an meinen Erfolgen und ſchien ſeine früheren Ausſprüche vergeſſen zu haben.

Nach und nach fing er jedoch an, ſich zu langweilen, und die Lebensweiſe, die wir führten, unbequem zu finden. Ich kümmerte mich nicht darum, und wenn ich zuweilen ſeinen forſchenden, ernſten, fragenden Blick auf mich gerichtet fühlte, wollte ich die Bedeutung desſelben nicht verſtehen. Ich war ſo trunken von der aufregenden Zuneigung, die mir von allen Seiten entgegenkam, ſo glückſelig in dieſer Atmoſphäre des Schönen, der Freude, der Abwechſelung, in der ich hier zum erſten Male athmete, daß ſein mich beherrſchender moraliſcher Einfluß plötzlich nachließ. In dieſem Weltverkehr fühlte ich mich Sergeï Michailitſch nicht nur ebenbürtig, ſondern überlegen, aber gerade darum liebte ich ihn noch mehr und noch bewußter als früher.

Alles was mich umgab, war mir ſo angenehm, daß ich nicht begriff, was er Unangenehmes für mich darin finden konnte. Wenn ich in den Ballſaal trat und Aller Augen auf mich gerichtet ſah, kam ein mir neues Gefühl des Stolzes und der Selbſtzufriedenheit über mich. Er dagegen — als ob er ſich ſchämte, vor der Menge zu zeigen, daß er mich beſaß, eilte mich zu verlaſſen und verlor ſich in der ſchwarzen Schaar der Fracks.

Warte nur, dachte ich oft, während ich ihm mit den Augen bis ans Ende des Saales folgte, warte nur! wenn wir nach Haus kommen, ſollſt du einſehen, für wen ich mich bemühe, ſchön und glänzend zu ſein, und wen ich unter allen Denen liebe, die mich dieſen Abend umringt haben.

Ich glaubte wirklich, daß mich meine Erfolge nur ſeinetwegen freuten, und daß ich nur danach ſtrebte, um ihm dieſelben darzubringen. Als eine Gefahr des Weltlebens konnte ich mir die Möglichkeit denken, daß ich mich in einen der mir hier begegnenden Männer verliebte und mein Mann eiferſüchtig würde. Aber er glaubte mir ſo feſt, ſchien ſo ruhig und kaltblütig, und alle dieſe jungen Leute waren ſo unbedeutend im Vergleich mit ihm, daß auch dieſe meiner Anſicht nach einzige Gefahr in nichts verſchwand. Ich kann aber nicht leugnen, daß mir die Aufmerkſamkeiten, die mir in der Geſellſchaft zu Theil wurden, Vergnügen gewährten, daß ſie meiner Eigenliebe ſchmeichelten, mich dazu brachten, Sergeï Michailitſch meine Liebe als ein Verdienſt anzurechnen, und mich in meinem Benehmen gegen ihn zuverſichtlicher und nachläſſiger machten.

O, ich habe wohl geſehen, daß du ſehr lebhaft mit der N. N. geſprochen haſt! ſagte ich, als wir eines Morgens vom Balle zurückkamen, indem ich ihm mit dem Finger drohte. Die Dame, die ich genannt, war eine in Petersburg ſehr bekannte Frau, mit welcher er ſich wirklich unterhalten hatte. Meine Abſicht war, ihn etwas anzuſtacheln, denn er war heute beſonders ſchweigſam und düſter.

Ach, Maſcha, was ſoll das . . . wie kannſt du ſo mit mir ſprechen! ſagte er durch die Zähne und verzog das Geſicht wie in körperlichem Schmerz. Das paßt weder für dich, noch für mich . . . laß es den Andern. . . . Dieſer falſche Ton kann uns den echten nur verderben, hat es ſchon gethan. Aber ich hoffe noch immer, daß wir den echten wieder finden.

Ich ſchämte mich und ſchwieg.

Sollen wir nach Haus zurückkehren, Maſcha, was meinſt du?

Der echte Ton iſt uns nicht verdorben und kann niemals verdorben werden, ſagte ich, und damals glaubte ich dies wirklich.

Das gebe Gott! antwortete er. Sonſt . . . ſonſt wär's die höchſte Zeit, nach Haus zu gehen.

Er ſagte dies nur das eine Mal; die übrige Zeit erſchien er mir eben ſo gut geſtimmt, wie ich ſelbſt, und ich war heiter und ſorglos.

Wenn es ihm jetzt auch etwas langweilig wird, tröſtete ich mich ſelbſt, ſo habe ich mich ja auch um ſeinetwillen auf dem Lande gelangweilt, und wenn ſich unſere Beziehungen etwas geändert haben, ſo kommt doch Alles wieder ins alte Geleis, wenn wir dieſen Sommer bei Tatjana Simonowna in Nikolski ſind.

Ueberraſchend ſchnell ging der Winter für mich vorüber, und gegen unſre Abſicht brachten wir auch noch das Oſterfeſt in Petersburg zu. In der Woche nach dem Feſte, als wir zur Abreiſe fertig waren, eingepackt hatten und mein Mann, nachdem er Blumen und Geſchenke für unſere Hausgenoſſen eingekauft, in beſonders ſanfter und heiterer Stimmung war, erſchien plötzlich die Couſine und bat uns dringend, bis Sonnabend zu bleiben und noch den Rout der Gräfin R. zu beſuchen.

Die Gräfin, ſagte ſie, laſſe mich ſehr darum bitten, denn Prinz M., der damals in Petersburg war und mich auf dem letzten Balle kennen gelernt hatte, wolle nur meinetwegen den Rout beſuchen und habe geſagt, ich ſei die ſchönſte Frau in Rußland. Außerdem würde ganz Petersburg bei der Gräfin ſein . . . mit einem Worte, es hätte weder Sinn noch Verſtand, wenn ich nicht hinkäme.

Sergeï Michailitſch befand ſich am andern Ende des Saales, wo er mit einem Diener ſprach.

Nun, wie iſt's, Marie? werden Sie kommen? fragte die Couſine.

Wir wollten übermorgen abreiſen, ſagte ich unentſchloſſen, indem ich meinen Mann anſah; unſere Augen begegneten ſich, und er drehte ſich raſch zur Seite.

Ich werde ihn bereden, noch zu bleiben, und Sonnabend kommen Sie, um wieder alle Köpfe zu verdrehen, ſagte die Couſine.

Das würde unſere Pläne zerſtören . . . und wir haben Alles eingepackt, antwortete ich, ſchon ſehr geneigt nachzugeben.

Könnte ſie denn nicht ſchon heute Abend den Prinzen ſehen? rief Sergeï Michailitſch vom andern Ende des Saales, mit einer Aufregung, die ich früher nie an ihm bemerkt hatte, und die er nur mühſam unterdrückte.

Ach, er iſt eiferſüchtig! das ſehe ich ja zum erſten Male! rief die Couſine lachend aus. Es handelt ſich übrigens nicht um den Prinzen, Sergeï Michailiitſch, um unſer Aller willen berede ich ſie . . . und die Gräfin N. wünſcht ſo ſehr, daß ſie kommt.

Es hängt von ihr ab, gab er kalt zur Antwort und ging hinaus.

Ich ſah, daß er ungewöhnlich aufgeregt war; das beunruhigte mich, und ich gab der Couſine kein Verſprechen.

Sobald ſie fort war, begab ich mich zu meinem Manne. Er ging mit nachdenklicher Miene hin und her und ſah nicht und hörte nicht, als ich auf den Zehen ins Zimmer trat.

Er denkt an ſein liebes Nikolski, ſagte ich zu mir ſelbſt, während ich ihn anſah, und an den Morgenthee im hellen Saale, an ſeine Felder, ſeine Bauern, an die Abendſtunden im Divanzimmer und unſere geheimen Soupers . . . Nein, nein, alle Bälle der Welt und die Schmeicheleien aller Prinzen der Erde gebe ich hin für ſein freudiges Erſtaunen und ſeine ſtille Zärtlichkeit.

Ich war im Begriff, ihm zu ſagen, daß ich den Rout nicht beſuchen würde, daß ich keine Luſt dazu hätte, als er plötzlich aufſah und bei meinem Anblicke die Stirne runzelte. Der ſanfte, nachdenkliche Geſichtsausdruck verſchwand, und in ſeinem Blicke lag wieder etwas Forſchendes, Ueberlegenes, Gönnerhaftes. Er wollte alſo nicht, daß ich ihn als einfachen Menſchen anſähe, wollte immer als Halbgott auf einem Piedeſtal vor mir ſtehen!

Was willſt du, meine Liebe? fragte er, indem er ſich gleichgültig und nachläſſig nach mir umdrehte.

Ich antwortete nicht. Es ärgerte mich, daß er ſich verſtellte, ſich mir nicht zeigen wollte, wie ich ihn liebte.

Du willſt Sonnabend zu dem Rout gehen? fragte er.

Ich möchte wohl . . . aber es iſt dir nicht angenehm . . . es iſt ja auch Alles eingepackt, fügte ich hinzu.

Noch nie hatte er mich ſo kalt angeſehen, ſo kalt mit mir geſprochen.

Ich reiſe nicht vor Dienſtag und werde befehlen, wieder auszupacken, ſagte er. Du kannſt alſo hingehen, wenn du Luſt haſt . . . ſei ſo gut und gehe hin . . . ich reiſe nicht.

Wie immer, wenn er aufgeregt war, fing er an, mit ungleichen Schritten im Zimmer umher zu gehen, und ſah mich an.

Ich verſtehe dich wirklich nicht! ſagte ich, indem ich ſtehen blieb und ihm mit den Augen folgte. Du behaupteſt immer friedfertig zu ſein (er hatte das nie behauptet), warum ſprichſt du denn nun ſo ſonderbar mit mir? Ich bin bereit, dir mein Vergnügen zu opfern, und du verlangſt mit einer Ironie, die ich noch nie bei dir gefunden habe, daß ich hingehen ſoll.

Nun gut! Du bringſt mir ein Opfer (er betonte das letzte Wort) und ich dir. Was willſt du mehr?

. . Wettſtreit der Großmuth . . . können wir ein größeres Eheglück verlangen?

Es war das erſte Mal, daß ich ſolche liebloſen, ſpöttiſchen Worte von ihm hörte; aber ſein Spott beſchämte mich nicht, er reizte mich nur, und ſeine Härte erſchreckte mich nicht, ſondern ging auf mich über.

Sagt er das, der ſich immer vor einer Phraſe zwiſchen uns ſcheute, der immer aufrichtig und einfach ſein wollte? und warum? . . . weil ich ihm ein Vergnügen opfern wollte, das mir nicht als etwas Unrechtes erſchien, und weil ich ihm das offen und liebevoll ſagte? . . Wir ſcheinen unſere Rollen vertauſcht zu haben . . . er vermeidet ein offenes Ausſprechen, während ich es ſuche.

Du haſt dich ſehr verändert, ſagte ich mit einem Seufzer. Was iſt es denn, das du mir zum Vorwurf machſt? Der Rout iſt es nicht, du haſt etwas Anderes, Aelteres gegen mich auf dem Herzen. Warum dieſer Mangel an Aufrichtigkeit, der dir früher ſo verderblich ſchien? Sage doch gerade heraus, was du gegen mich haſt!

Was wird er antworten? dachte ich und erinnerte mich voll Selbſtzufriedenheit, daß er mir im ganzen Lauf des Winters nicht die geringſte Schuld nachweiſen konnte.

Während ich mit ihm ſprach, trat ich in die Mitte des Zimmers, ſo daß er dicht an mir vorbei gehen mußte, und ſah ihn an. Er wird kommen, wird mich umarmen, und dann iſt Alles gut, dachte ich und bedauerte ſchon, daß ich keine Gelegenheit haben würde, ihm zu beweiſen, wie Unrecht er mir that. Aber er blieb am Ende des Zimmers ſtehen und ſah mich an.

Du begreifſt noch immer nicht? fragte er.

Nein!

Nun, ſo laß dir ſagen, daß mir, was ich fühle, ekelhaft iſt . . . zum erſten Mal im Leben ekelhaft, und doch bin ich nicht im Stande, dies Gefühl zu unterdrücken.

Er blieb wieder ſtehen, ſichtlich ſelbſt betroffen von dem rauhen Tone ſeiner Stimme.

Was willſt du damit ſagen? fragte ich mit Thränen des Unwillens.

Es iſt mir ekelhaft, daß du dieſem Prinzen nachläufſt, weil er dich hübſch findet . . . und darüber mich und dich ſelbſt und die Würde der Frau vergiſſeſt, und nicht begreifen willſt, was dein Mann deinetwegen empfinden muß, wenn in dir ſelbſt kein Gefühl der eigenen Würde lebt. Im Gegentheil, du erlaubſt dir, deinem Manne zu ſagen, daß du bereit biſt, ihm ein Opfer zu bringen, was doch nichts Anderes heißt, als: es wäre zwar ein großes Glück für mich, wenn ich mich Sr. kaiſerlichen Hoheit zeigen könnte, aber ich will dieſem Glücke entſagen.

Er wurde immer heftiger, je länger er ſprach. Die eigene Stimme, die böſe, hart und roh klang, ſchien ihn aufzuregen. Nie hatte ich ihn ſo geſehen und hätte nie erwartet, daß er ſo ſein könnte. Sein

Geſicht glühte . . ich fürchtete mich vor ihm; aber das Gefühl unverdienter und beleidigter Eigenliebe ſtachelte mich an, und ich wollte mich rächen.

Ich habe das längſt erwartet! ſagte ich. Sprich nur . . . ſprich . . .

Was du erwartet haſt, weiß ich nicht, fuhr er fort: ich aber mußte das Schlimmſte erwarten, ſeit ich dich Tag für Tag in dieſem Schmutz, dieſer Trägheit, dieſem Luxus und dieſer albernen Geſellſchaft ſehe. Und ich habe es erwartet . . . habe erwartet, daß ich mich zu ſchämen haben würde, wie es heute der Fall iſt und mich in tiefſter Seele verletzt. Ja, es iſt mir weh zu Muth, ſehr wehe! Deine Freundin erlaubt ſich, mir mit ihren ſchmutzigen Händen ans Herz zu greifen und von Eiferſucht zu ſprechen . . . von meiner Eiferſucht . . . und auf wen? Auf einen Menſchen, den ich ſo wenig kenne, wie du . . . Aber du willſt mich abſichtlich nicht verſtehen, willſt mir ein Opfer bringen! . . Ich ſchäme mich deinetwegen, deiner Erniedrigung ſchäme ich mich . . . ein Opfer! wiederholte er.

Das alſo iſt die Ueberlegenheit des Mannes! dachte ich: die Frau, die nichts gethan hat, beleidigen und demüthigen, dazu alſo hat er das Recht! Aber ich will mich nicht beugen.

Nein, ich bringe dir kein Opfer! ſagte ich und fühlte, wie ſich meine Naſenflügel ausdehnten und mein Geſicht erblaßte. Ich werde Donnerſtag den Rout beſuchen, werde jedenfalls hingehen.

war und bittere Klagen führte: „Könnt Ihr nicht auch was von dem tragen?“

„Nichts da,“ ſagte ich; „das iſt Dein Gepäck; Jeder trägt das ſeinige.“

„Nein! ſo ſchwer iſt mir mein Flitterkleid noch nie vorgekommen! Wo gehen wir hin?“

„Nur noch eine kleine Strecke,“ verſetzte Timothy, „dann haſt Du nichts mehr zu thun.“

„Weiß nicht. Wenn der Herr das Kleid da anhat, muß ich allemal kleine Dinger ſchlucken, bis ich ganz krank bin.“

„Das iſt für Deine Geſundheit gut, Num.“

„Danke, mir iſt's ganz wohl,“ erwiederte der arme Teufel. „nur ſehr heiß; ach, und mächtig müde bin ich.“

## Fünfzehntes Kapitel.

Worin Timothy eine große Rede hält, ſo wahrhaft, als nur je eine von den Huſtings vernommen worden iſt. Melchior zählt, gleich den Parlamentskandidaten, ſeine Anſprüche an die öffentliche Gunſt auf, und das Publikum verſchlingt, wie gewöhnlich, den Köder.

Zum Glück für den guten Num waren wir nicht mehr weit von dem Marktſtädtchen entfernt, wo wir unſern Feldzug zu eröffnen gedachten. Dieß geſchah den nächſten Morgen, und zwar durch Num und Tim, welche, jener mit einer großen Trompete in der Hand, dieſer auf einem Eſel reitend, den erſten Ausfall thaten. Auf dem Marktplatz angekommen, begann Num mit Macht in die Trompete zu ſtoßen; Timothy aber ſtellte ſich in ſeinem Flitterkleide, ſobald ſie einen Haufen um ſich verſammelt ſahen, auf den Sattel, und haranguirte die Menge, wie folgt:

Ich wünſche dir viel Vergnügen! ſchrie er mit ausbrechendem Zorn. Zwiſchen uns aber iſt Alles zu Ende . . . du ſollſt mich nicht länger quälen. Ich war ein Thor, daß ich . . . ſeine Lippen zitterten, und mit ſichtlicher Anſtrengung zwang er ſich, nicht auszuſprechen, was ihm auf den Lippen ſchwebte.

Ich fürchtete und haßte ihn in dieſem Augenblicke. Wie gern hätte ich ihm noch Mancherlei geſagt, mich für ſeine Beleidigungen gerächt; aber wenn ich jetzt zu ſprechen verſuchte, mußte ich fürchten, in Thränen auszubrechen, und das wäre mir ihm gegenüber wie eine Demüthigung erſchienen.

Schweigend verließ ich das Zimmer; kaum aber hörte ich ſeine Schritte nicht mehr, als ich vor dem, was geſchehen war, zuſammenſchauderte und mich die Furcht beſchlich, daß wirklich das mich beglückende Band auf ewig zerriſſen ſein könnte.

Einen Augenblick war ich im Begriff zu ihm zurückzukehren; aber dann fragte ich mich: ob er ſich wohl genug beruhigt hat, um mich zu verſtehen, wenn ich ihm ſchweigend die Hand reiche und ihn anſehe? . . wird er meine Großmuth erkennen? . . Was aber, wenn er meine Traurigkeit für Verſtellung hält, oder meine Reue, im Bewußtſein ſeines Rechts, mit ſtolzer Ruhe hinnimmt und mir gnädig verzeiht? Und warum, warum? Wie iſt's möglich, daß er, den ich ſo ſehr geliebt habe, mich ſo grauſam beleidigt?

Ich ging nicht zu ihm, ſondern in mein Zimmer, wo ich lange einſam ſitzen blieb, weinte und mich mit Grauen an jedes Wort des eben ſtattgefundenen Geſprächs erinnerte und die böſen Ausdrücke unwillkürlich mit anderen, ſanften, freundlichen vertauſchte, bis mir plötzlich wieder einfiel, wie ſchwer er mich gekränkt hatte, und wie es zwiſchen uns ſtand.

Als ich mich Abends an den Theetiſch begab, wo S. mit meinem Manne erſchien, fühlte ich, daß ſich eine Kluft zwiſchen uns geöffnet hatte. S. fragte mich, wann wir zu reiſen gedächten; ich hatte jedoch nicht Zeit, ihm zu antworten, ſo ſchnell fiel Sergeï Michailitſch ein.

Dienſtag, ſagte er; wir gehen noch zu dem Rout der Gräfin R. Du gehſt doch? wendete er ſich zu mir.

Ich erſchrak vor dem gleichgültigen Tone ſeiner Stimme und ſah ſchüchtern zu ihm auf. Sein Blick war feſt auf mich gerichtet, mit böſem, ſpöttiſchem Ausdruck.

Ja, ich werde hingehen, antwortete ich.

Abends als wir wieder allein waren, trat er zu mir und bot mir die Hand.

Bitte, vergiß, was ich dir geſagt habe, fing er an.

Ich nahm ſeine Hand; ein zitterndes Lächeln zuckte über mein Geſicht, und die Thränen wollten mir aus den Augen fließen; aber er zog die Hand wieder weg und ſetzte ſich, als ob er eine empfindſame Scene fürchtete, ziemlich fern von mir in einen Lehnſtuhl.

Iſt's möglich, daß er ſich noch immer im Recht glaubt? dachte ich, und meine beabſichtigte Erklärung, daß ich nicht zu dem Rout gehen wolle, blieb ungeſprochen.

Es muß der Mutter geſchrieben werden, daß wir unſere Abreiſe verſchoben haben, ſagte er; ſie ängſtigt ſich ſonſt.

Und wann gedenkſt du abzureiſen? fragte ich.

Am Dienſtag nach dem Rout, antwortete er.

Ich hoffe, daß das nicht um meinetwillen geſchieht? fing ich an, indem ich ihm ins Geſicht ſah: aber er ſtarrte mich mit verſchleierten Augen an, die mir nichts ſagten, und ſein Geſicht ſchien mir plötzlich alt und unangenehm.

Wir fuhren zu dem Rout. Unſere Beziehungen ſchienen wieder gut und freundlich zu ſein, aber ſie waren ganz anders als früher.

Auf dem Rout ſaß ich zwiſchen den übrigen Damen, als der Prinz ſich mir näherte, ſo daß ich gezwungen war aufzuſtehen, um mit ihm zu ſprechen. Während ich mich erhob, ſah ich mich unwillkürlich nach Sergeï Michailitſch um und fand ihn am andern Ende des Saales; auch er ſah mich an und wendete ſich dann von mir ab. Ich ſchämte mich plötzlich, und es war mir unangenehm, daß ich in Verwirrung kam und unter den Blicken des Prinzen erröthete; aber ich mußte ſtehen bleiben und anhören, was er mir ſagte, während er mich von oben herunter betrachtete.

Unſere Unterhaltung dauerte nicht lange, er hatte keinen Platz, ſich neben mich zu ſetzen, und bemerkte wahrſcheinlich, daß mir unbehaglich zu Muth war. Das Geſpräch drehte ſich um den letzten Ball; dann fragte er, wo ich den Sommer verleben würde, und ſo weiter. Als er ſich von mir entfernte, ſprach er den Wunſch aus, meinen Mann kennen zu lernen, und ich ſah, daß ſie am andern Ende des Saales zuſammentrafen und miteinander ſprachen. Der Prinz ſchien etwas von mir zu ſagen, denn mitten im Geſpräch ſah er ſich lächelnd nach mir um. Plötzlich wurde Sergeï Michailitſch dunkelroth, grüßte tief und verließ den Prinzen. Was mußte Dieſer von mir und beſonders von meinem Manne denken? Ich erröthete, ſchämte mich und war überzeugt, daß alle Anweſenden ſowohl mein Unbehagen dem Prinzen gegenüber, wie das ſonderbare Benehmen meines Mannes bemerkt hatten. Gott weiß, was ſie darüber dachten . . . vielleicht ahnten ſie ſogar etwas von unſeren Zwiſtigkeiten.

Die Couſine fuhr mich nach Haus. Unterwegs ſprachen wir von meinem Manne; ich hielt es nicht aus und erzählte ihr, was wegen dieſes unglückſeligen Routs zwiſchen uns vorgefallen war. Sie ſuchte mich zu beruhigen, ſagte, das wäre eine unbedeutende Zwiſtigkeit, wie ſie in jeder Ehe vorkäme, und würde keine Spuren hinterlaſſen. Dann erklärte ſie mir von ihrem Standpunkte aus den Charakter meines Mannes und fand, daß er verſchloſſen und ſtolz geworden ſei. Ich ſtimmte mit ihr überein, und es kam mir vor, als ob ich anfinge, ihn beſſer zu verſtehen und ruhiger zu beurtheilen.

Nachher aber, als ich wieder mit ihm allein war, lag mir dies zu Gericht ſitzen über ihn wie ein Verbrechen auf dem Gewiſſen, und ich fühlte, daß die Kluft, die uns trennte, noch größer geworden war.

## VIII.

Seit dieſem Tage ging mit unſerm Leben und unſeren Beziehungen eine vollſtändige Wandlung vor. Es war uns nicht mehr ſo angenehm wie ſonſt, allein zu ſein. Es gab Fragen, die wir umgingen, und wir konnten oft beſſer miteinander verkehren, wenn ein Dritter zugegen war, als unter vier Augen. Sobald die Rede auf das Landleben kam, oder auf den Ball, war es uns unbehaglich, uns anzuſehen, als ob wir Beide fühlten, wo die Kluft lag, die uns trennte, und fürchteten uns derſelben zu nähern. Ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er ſtolz und heftig ſei, und daß man vorſichtig mit ihm umgehen müſſe, um ſeine ſchwache Seite nicht anzutaſten. Er glaubte, daß ich es ohne Geſellſchaften nicht aushalten könne, daß das Landleben nicht nach meinem Geſchmack ſei, und daß er ſich meiner unglückſeligen Neigung fügen müſſe. Wir Beide vermieden ſorgfältig, über dieſe Gegenſtände zu ſprechen, und wir Beide beurtheilten uns falſch. Längſt ſchon hatten wir aufgehört, für einander die vollkommenſten Menſchen der Welt zu ſein; wir ſtellten Vergleiche mit Anderen an, und im Stillen verurtheilten wir uns gegenſeitig.

Kurz vor dem zu unſerer Abreiſe beſtimmten Tage wurde ich krank, und ſtatt auf unſer Gut zu gehen, zogen wir in ein Landhaus bei Petersburg, von wo aus Sergeï Michailitſch allein nach Nikolski fuhr, um ſeine Mutter zu beſuchen. Als er abreiſ'te, war ich ſo weit hergeſtellt, daß ich ſehr gut im Stande geweſen wäre, ihn zu begleiten; aber er überredete mich, zu bleiben, unter dem Vorwande, daß er für meine Geſundheit fürchtete. Ich fühlte jedoch, daß dies nicht ſein eigentlicher Grund war, ſondern daß er ſich ſcheute, mit mir allein auf dem Lande zu ſein. Ich beſtand auch nicht auf meinem Vorſchlage, ſondern blieb zurück.

Meine Tage erſchienen mir leer und einſam ohne ihn; aber als er zurückkam, fühlte ich, daß er mir nicht mehr gab, was er früher in mein Leben hineingetragen hatte. Das frühere Verhältniß zwiſchen uns — als es mir wie ein Verbrechen erſchien, ihm nur einen meiner Gedanken, einen meiner Eindrücke vorzuenthalten, als jedes ſeiner Worte, jede ſeiner Handlungen mir ein Muſter der Vollkommenheit zu ſein ſchien, und wir vor Freude lachten, wenn wir uns nur anſahen — dieſe Zuſtände gingen ſo unbemerkt in andere über, daß wir nicht wußten, wann und wie ſie verſchwanden. Jeder von uns hatte jetzt beſondere Intereſſen und Sorgen, die wir nicht mit einander zu theilen verſuchten. Es ſchmerzte uns nicht mehr, daß Jedes von uns ſeine eigene, dem Andern fremde Welt hatte. Wir gewöhnten uns daran, und nach einem Jahre hörten die Augen auf, ſich zu erhellen, wenn wir uns anſahen, ſeine Anfälle von kindiſcher Heiterkeit verſchwanden und eben ſo die Duldſamkeit und Gleichgültigkeit, die mich früher an ihm geärgert hatten. Seine Augen beſaßen nicht mehr jenen tief eindringenden Blick, der mich früher zugleich in Verwirrung brachte und erfreute; die gemeinſchaftlichen Gebete und Kunſtgenüſſe hatten aufgehört; wir ſahen uns ſogar nur noch ſelten, denn er war faſt immer auf Reiſen und fürchtete nicht und bedauerte nicht, mich allein zu laſſen . . . ich war ja immer in der Geſellſchaft, wo ich ihn nicht brauchte.

Scenen und Zwiſtigkeiten fanden nicht mehr zwiſchen uns ſtatt. Ich ſuchte ihm das Haus angenehm zu machen, wenn er da war, und er erfüllte alle meine Wünſche, als ob wir uns liebten.

Wenn wir einmal allein blieben, was ſelten vorkam, fühlte ich ihm gegenüber weder Freude, noch Aufregung, noch Verwirrung, ebenſo wenig, als ob ich mit mir allein geweſen wäre. — Er war mein Mann . . keine neue intereſſante Erſcheinung, aber ein guter Menſch, mein Mann, den ich kannte, wie mich ſelbſt. Ich war überzeugt, immer vorher zu wiſſen, was er thun und ſagen und wie er urtheilen würde, und wenn das anders war, als ich erwartete, hatte ich das Gefühl, als ob er hier im Unrecht wäre. Ich hoffte nichts von ihm, wünſchte nichts . . . mit einem Worte: er war mein

Mann, weiter nichts, und es ſchien mir, als ob es ſo ſein müſſe, als ob es keine andere Art von Ehe geben könne, und als ob auch in der unſrigen niemals andere Beziehungen ſtattgefunden hätten.

Wenn er verreiſ'te, hatte ich zwar, die erſte Zeit beſonders, ein Gefühl der Einſamkeit und Beängſtigung und erkannte, welche Stütze er mir war. Kam er zurück, ſo fiel ich ihm voller Freude um den Hals; aber ſchon nach ein paar Stunden hatte ich dieſe Freude vergeſſen und wußte nichts mehr mit ihm zu ſprechen. Nur in den Augenblicken ſtiller, gemäßigter Zärtlichkeit, die dann und wann eintraten, ſchien mir, als ob etwas nicht ſo wäre wie ſonſt . . . es that mir etwas im Herzen weh, in ſeinen Augen glaubte ich dasſelbe zu leſen und fühlte eine Grenze der Zärtlichkeit, die er nicht überſchreiten wollte und ich nicht überſchreiten konnte. Zuweilen machte mich dies traurig; aber ich hatte nicht Zeit, mich zu grämen, und ſuchte die Wehmuth, das unklare Gefühl eines Verluſtes in den Vergnügungen, die immer für mich erreichbar waren, zu betäuben.

Das Geſellſchaftsleben, das mich anfangs mit ſeinem Glanz und ſeiner Schmeichelei berauſchte, beherrſchte bald alle meine Neigungen, wurde mir zur Gewohnheit, legte mir ſeine Feſſeln an und nahm in meiner Seele die Stelle des Gefühlslebens ein. Mit mir allein ſein mochte ich nicht, denn ich fürchtete, mich in die Betrachtung meiner Lage zu verſenken. Alle meine Stunden, vom ſpäten Morgen bis in die ſpäte Nacht, waren beſetzt und gehörten nicht mir, auch wenn ich nicht ausging. Dieſe Exiſtenz war mir weder unterhaltend, noch langweilig; es ſchien mir einfach, daß es ſo und nicht anders ſein müſſe.

In dieſer Weiſe vergingen drei Jahre, in deren Verlauf unſer Verhältniß ſich ſo gleich blieb, als ob es ſtill ſtände, einfröre und weder beſſer noch ſchlechter würde. In unſerm Familienleben traten in dieſem Zeitraume zwei wichtige Ereigniſſe ein, die meine Exiſtenz aber nicht veränderten: die Geburt meines erſten Kindes und der Tod meiner Schwiegermutter. In der erſten Zeit umfing mich zwar das Muttergefühl mit ſolcher Kraft und rief ein ſo unverhofftes Entzücken in mir hervor, daß ich glaubte, es müſſe ein neues Leben für mich beginnen. Aber nach zwei Monaten, als ich wieder anfing auszugehen, wurde dies Gefühl ſchwächer und ſchwächer und ging bald in Gewohnheit und kalte Pflichterfüllung über. Sergeï Michailitſch dagegen war ſeit der Geburt unſeres Sohnes wieder der ruhige, ſanfte, häusliche Mann von früher geworden, der ſeine Zärtlichkeit und Heiterkeit dem Kinde widmete. Oft wenn ich im Ballkleide in die Kinderſtube trat, um dem Kleinen gute Nacht zu ſagen und ihn zu bekreuzen, fand ich Sergeï Michailitſch dort; dann bemerkte ich wohl etwas Strenges, Vorwurfsvolles in ſeinem auf mich gerichteten Blicke und ſchämte mich. Mir graute plötzlich vor meiner Gleichgültigkeit gegen das Kind, und ich fragte mich: bin ich denn ſchlechter als andere Frauen? Aber was konnte ich thun? Ich liebte meinen Sohn, ganze Tage bei ihm zu ſitzen, war mir jedoch unmöglich . . . es langweilte mich, und mich verſtellen wollte ich nicht.

Der Tod der Mutter war ein großer Schmerz für Sergeï Michailitſch. Es fiel ihm ſchwer, ohne ſie in Nikolski zu leben; ich dagegen, obwohl ich ſie betrauerte und den Kummer meines Mannes mitfühlte, fand es jetzt auf unſerm Gute ruhiger und angenehmer als früher. Wir hatten die drei Jahre größtentheils in der Stadt verlebt, nur einmal war ich auf zwei Monate in Nikolski geweſen. Im dritten Jahre gingen wir ins Ausland und brachten den Sommer in Baden-Baden zu.

Ich war damals einundzwanzig Jahre alt; unſer Vermögen hielt ich für glänzend; vom Eheleben verlangte ich nicht mehr als es mir gab; Alle, die ich kannte, ſchienen mich lieb zu haben; meine Geſundheit war vortrefflich; meine Toilette gehörte zu den beſten im Bade; ich wußte, daß ich ſchön war; das Wetter war herrlich; ich fühlte mich von einer gewiſſen Atmoſphäre der Schönheit und Eleganz umgeben und war ſehr heiter.

Es war nicht die Fröhlichkeit, die mich in Nikolski erfüllte, wenn ich fühlte, daß ich in mir ſelbſt glücklich war, weil ich verdient hatte, es zu ſein, und weil ich wußte, daß mein Glück — ſo groß es war — noch größer werden ſollte. Ja — damals war es anders! Aber auch in dieſem Sommer war mir wohl. Ich wollte nichts, hoffte nichts, fürchtete nichts; mein Leben ſchien mir ausgefüllt und mein Gewiſſen war ruhig.

„Gentlemen und Ladies! Ich habe die Ehre, Ihnen die Hieherkunft des berühmten Doktors Appallacheoſmocommetico anzukündigen, welcher weiter als die Sonne gereiſt iſt, und ſchneller als ein Komet. Er hat jeden Welttheil beſucht. Er hat das Calumet mit den nordamerikaniſchen Indianern geraucht, hat bei den Araucas im Süden gejagt, iſt auf wilden Roſſen über die Ebenen von Mexiko galoppirt und hat den Eſkimo's die Naſen gerieben. Er hat bei den Chineſen mit Stäbchen geſpeiſt, mit den Hindu's die Tſchirok-Puga geſchwungen, und dem Großkhan der Tartarei eine neue Naſe aufgeſetzt. Er iſt an jedem europäiſchen Hofe empfangen worden; auf dem Newa-Eiſe hat er ruſſiſch getanzt, bei den Polen die Mazurka, bei den Deutſchen Walzer, bei den Italienern die Tarantella, den Fandango bei den Spaniern, und bei den Franzoſen die Quadrille. Auch hat er die Bergwerke des ganzen Univerſums durchforſcht, jede Stadt auf dem Feſtlande bereiſt, jeden Berg in der Welt unterſucht, den Montblanc, die Anden und Pyrenäen beſtiegen. In allen Vulkanen dieſer Erdkugel iſt er geweſen, hat ſich in den Veſuv geſtürzt und vom Stromboli wieder auswerfen laſſen. Er lebt bereits mehr als tauſend Jahre, doch iſt er noch immer in der Blüthe ſeiner Jugend. Hundert und vierzigmal hat er nach einander die Zähne gewechſelt, und auf Weihnachten wird er abermals zahnen. Sein ganzes Leben war dem Dienſte der Menſchen geweiht, dem Wohlthun gegen ſeine Brüder; mit der Erfahrung von mehr als einem Jahrtauſend ausgeſtattet, kann er auch mehr als tauſend Uebel heilen. Gentlemen, der Wunderdoktor wird ſich Ihnen heut' Abend präſentiren und die Eigenſchaften ſeiner Arzneien auseinanderſetzen, ſo daß Sie nach Ihren Beſchwerden die Mittel ſelbſt wählen können. Ladies, der Wunderdoktor kann Ihnen in allen Stücken helfen, er hat Arkana, welche, wenn es gewünſcht wird, die Familie vermehren, Tränke, welche die Männer treu, Salben, die ſie blind machen, kosmetiſche Mittel gegen die Finnen und zu Herſtellung der Jugend und Schönheit, wie auch Pulver, welche den

Unter den jungen Männern, die ſich während dieſer Saiſon in Baden befanden, ragte Keiner in irgend welcher Weiſe aus der Menge hervor. Das that auch nicht einmal der alte Fürſt K., unſer Geſandter, der mir ebenfalls den Hof machte. Der Eine war jung, der Andere alt; der Eine ein blonder Engländer, der Andere ein Franzoſe mit einem Bärtchen — das waren die einzigen Unterſchiede. Alle waren mir gleichgültig, aber unentbehrlich, denn Jeder trug dazu bei, eine Atmoſphäre der Heiterkeit um mich zu verbreiten. Nur Einer unter ihnen, der italieniſche Marquis D., erregte meine Aufmerkſamkeit durch die kecke Art und Weiſe, in welcher er ſeine Bewunderung für mich kundgab. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mit mir zuſammenzu ſein, mit mir zu tanzen, zu reiten, im Caſino mit mir zu plaudern und mir zu ſagen, ich ſei ſchön. Zuweilen ſah ich ihn von meinem Fenſter aus vor dem Hauſe ſtehen, und das Hinaufſtarren ſeiner glänzenden Augen trieb mir das Blut in die Wangen und zwang mich die Blicke abzuwenden. Er war jung, ſchön, elegant und hatte — beſonders im Lächeln und in der Form der Stirn — eine gewiſſe Aehnlichkeit mit meinem Manne; war aber hübſcher als dieſer. Die Aehnlichkeit zwiſchen den Beiden war mir um ſo merkwürdiger, da der Marquis ſowohl im Allgemeinen, wie im Munde, im Blick, im Kinn ſtatt des gütigen Ausdrucks und der idealen Ruhe meines Mannes etwas Rohes und Thieriſches hatte.

Ich glaubte damals, daß er mich leidenſchaftlich liebe, und dachte zuweilen mit ſtolzem Mitleid an ihn. Zuweilen verſuchte ich auch, ihn zu beruhigen und in den Ton einer halb freundſchaftlichen, ſtillen Zutraulichkeit hinüberzuführen. Er wies jedoch dieſe Verſuche entſchieden zurück und fuhr fort, mich mit ſeiner Leidenſchaft, die ſich nicht ausſprach, aber jeden Augenblick bereit war es zu thun, in peinliche Verlegenheiten zu bringen.

Zu Ende der Saiſon erkrankte ich und konnte vierzehn Tage das Zimmer nicht verlaſſen. Als ich zum erſten Male wieder Abends ins Conzert ging, hörte ich, daß die durch ihre Schönheit bekannte Lady S. angekommen ſei. Wie gewöhnlich bildete ſich ein Kreis um mich her; man war aufmerkſam gegen mich . . . aber ein noch größerer Kreis bildete ſich um die neu angekommene Löwin, und Alle um mich her ſprachen nur von ihr und ihrer Schönheit. Man zeigte ſie mir — ſie war wirklich reizend, bis auf einen Zug hochmüthiger Selbſtgefälligkeit, der mich — wie ich offen ausſprach — unangenehm berührte.

Alles, was bisher ſo heiter geweſen war, erſchien mir heute langweilig. Auf den folgenden Tag hatte Lady S. eine Partie nach dem Schloſſe veranſtaltet, an der ich jedoch nicht theilnehmen mochte. Es blieb faſt Niemand bei mir zurück, und Alles veränderte ſich in meinen Augen. Alles und Alle kamen mir albern und langweilig vor, ich hätte weinen mögen und beſchloß, meine Cur ſchneller zu beendigen und nach Rußland zurückzukehren. Ein häßliches Gefühl war in meiner Seele erwacht, aber ich geſtand es mir noch nicht. Ich glaubte, daß ich von meinem Unwohlſein angegriffen wäre, und hörte auf, mich in der Geſellſchaft zu zeigen. Nur Morgens ging ich dann und wann an den Brunnen, oder fuhr Nachmittags mit L. M., einer ruſſiſchen Bekannten, in der Umgegend ſpazieren. Sergeï Michailitſch war damals in Heidelberg, wo er das Ende meiner Cur und unſere Rückkehr nach Rußland abwarten wollte und kam nur dann und wann zum Beſuch nach Baden.

Eines Tages hatte Lady S. die ganze Geſellſchaft zu einer Jagdpartie vereinigt, und ich fuhr Nachmittags mit L. M. nach dem Schloſſe. Während unſer Wagen langſam aufwärts fuhr und wir zwiſchen den hundertjährigen Kaſtanien, welche die Chauſſee beſchatten, immer weitere Ausblicke in die reizenden Umgebungen Baden's gewannen, die jetzt von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet waren, fingen wir an von ernſtern Dingen zu ſprechen, als wir ſonſt zu thun pflegten. L. M., die ich ſchon lange kannte, erſchien mir jetzt zum erſten Male als eine gute, kluge Frau, mit der man Alles beſprechen konnte, und deren Freundſchaft ein Gewinn war. Wir ſprachen von unſeren Familien, von den Kindern, von der Leere des hieſigen Treibens, fühlten Sehnſucht nach dem ruſſiſchen Landleben, und es wurde uns dabei zugleich wohl und weh. Unter dem Einfluſſe dieſer Empfindung betraten wir den Schloßhof. Zwiſchen den Mauern war es ſchattigkühl, aber auf den Ruinen lagen noch die Strahlen der Sonne, ließen ſich Schritte und Stimmen hören, und durch das Thor zeigte ſich, wie in einen Rahmen gefaßt, das reizende, aber für uns Ruſſen kalte Bild der Landſchaft. Wir ſetzten uns, um auszuruhen, und blickten ſchweigend auf die untergehende Sonne. Die Stimmen wurden deutlicher, und ich glaubte meinen Namen zu hören. Unwillkürlich fing ich an zu lauſchen und verſtand jedes Wort.

Die Stimmen waren mir bekannt; es waren die des Marquis D. und ſeines Freundes, eines Franzoſen, den ich ebenfalls kannte. Sie ſprachen von mir und Lady S. Der Franzoſe verglich uns mit einander und analyſirte unſere Schönheit. Er ſagte nichts Beleidigendes, aber doch ſtrömte mir das Blut zum Herzen, als ich hörte, wie er meine Vorzüge und die der Lady S. einzeln aufzählte. Ich hätte ſchon ein Kind, ſagte er, Lady S. wäre aber erſt neunzehn Jahre alt; ich hätte ſchöneres Haar, die Lady dagegen eine graziöſere Geſtalt. Und dann iſt Lady S. eine große Dame, fügte er hinzu, während Ihre Schöne nur zu den kleinen ruſſiſchen Fürſtinnen gehört, die ſich jetzt ſo zahlreich einſtellen. Er ſchloß mit der Bemerkung, daß ich ſehr wohl daran thäte, mich auf keinen Wettkampf mit Lady S. einzulaſſen, und daß ich für Baden-Baden todt und begraben ſei. Ich bedaure Sie . . . wenn die Dame ſich nur nicht mit Ihnen tröſten will! fügte er heiter und grauſam lachend hinzu.

Wenn ſie abreiſ't, reiſe ich ihr nach, antwortete die andere Stimme mit dem italieniſchen Accent.

Glücklicher Sterblicher . . . er kann noch lieben! lachte der Franzoſe.

Lieben! wiederholte ſein Freund. Ja . . . ich kann ohne Liebe nicht exiſtiren, ohne ſie iſt kein Leben! Einen Roman aus dem Daſein machen, iſt das einzig Gute . . . Und meine Romane bleiben nie in der Mitte ſtehen. Auch dieſen werde ich zu Ende bringen.

Bonne chance, mon ami! ſagte der Franzoſe.

Weiter hörte ich nichts, weil ſie um die Ecke bogen. Bald darauf erklangen ihre Schritte von der andern Seite; ſie kamen die Treppe herunter, traten einige Minuten ſpäter aus einer Seitenthür und wunderten ſich ſehr, uns hier zu finden. Ich erröthete, als ſich der Marquis D. mir näherte, und es war mir im höchſten Grade peinlich, daß er, als wir aufbrachen und das Schloß verließen, mir den Arm bot. Abweiſen konnte ich ihn jedoch nicht, und ſo gingen wir hinter L. M. und ſeinem Freunde unſerm Wagen zu. Ich fühlte mich durch das Urtheil des Franzoſen über mich verletzt, obwohl ich mir in der Stille eingeſtehen mußte, daß er nur meine eigene Empfindung ausgeſprochen hatte. Noch mehr aber war ich über die rohen Aeußerungen des Marquis empört; der Gedanke, daß er vielleicht ahnte, ich hätte ihn gehört, und daß er ſich doch nicht vor mir fürchtete, war mir peinlich, und geradezu widerwärtig war es mir, ihn in meiner Nähe zu fühlen. Ohne ihn anzuſehen und ohne ihm zu antworten, ging ich raſch hinter L. M. her und ſuchte meine Hand ſo zu halten, daß ſie ſeinen Arm nicht berührte.

Er ſagte etwas über die reizende Ausſicht, über das Glück, mich getroffen zu haben, und noch Einiges, was ich nicht hörte; ich dachte an meinen Mann, an mein Kind, an Rußland; ich ſchämte mich wegen irgend Etwas, bereute, wollte — was, wußte ich ſelbſt nicht — und ſehnte mich nach Haus zu kommen, in mein einſames Zimmer im Hôtel de Bade, um in Ruhe überlegen zu können, was ſich in meiner Seele regte. Aber L. M. ging langſam, und unſer Wagen war noch weit, und mein Cavalier ſchien hartnäckig den Schritt zu mäßigen, als ob er mit mir zurückbleiben wollte. Es kann nicht ſein! dachte ich und ging raſcher; aber nun hielt er mich wirklich zurück, drückte ſogar meine Hand; L. M. bog um die Ecke des Weges, und wir waren allein. Mir wurde bange.

Entſchuldigen Sie! ſagte ich kalt und wollte ihm die Hand entziehen, aber die Spitzen meines Aermels blieben an ſeinen Knöpfen hängen. Er neigte ſich zu mir, fing an, ſie loszumachen, und ſeine handſchuhloſen Finger berührten meinen Arm. Ein mir fremdes Gefühl, das weder Furcht, noch Freude war, überrieſelte mich wie ein Froſtſchauer. Ich ſah ihn an, wollte mit einem kalten Blick den Haß ausdrücken, den ich gegen ihn fühlte; aber es gelang mir nicht: er drückte Schrecken aus und Aufregung. Seine feuchten, glühenden Augen blickten in nächſter Nähe leidenſchaftlich auf mich nieder, auf meinen Hals, meine Bruſt; ſeine beiden Hände berührten meinen Arm über dem Handgelenk; ſeine geöffneten Lippen fingen an zu flüſtern, ſagten, daß er mich liebe, daß ich ſein Alles ſei, und dabei näherten ſich mir dieſe Lippen und ſeine Hände drückten die meinigen mit ſengender Glut. Wie Feuer durchlief es meine Adern, es wurde dunkel vor meinen Augen, ich zitterte, und die Worte, mit denen ich ihn zurückweiſen wollte, erſtarben auf meinen Lippen. Plötzlich fühlte ich ſeinen Kuß auf meiner Wange; zitternd, erſtarrend blieb ich ſtehen und ſah ihn an ... Unfähig zu ſprechen oder mich zu bewegen, wartete ich ſchaudernd auf ein unbeſtimmtes Etwas und ſehnte mich zugleich danach. Alles das währte nur einen Moment, aber dieſer Moment war ſchrecklich. Ich ſah den Marquis ganz deutlich; bemerkte jede Einzelnheit in ſeinem Geſicht; die ſteile niedrige Stirn, die unter dem Strohhut ſichtbar wurde und der Stirn meines Mannes glich, die ſchöne, gerade Naſe mit den weitgeöffneten Nüſtern, den langen, ſpitzigen, pomadiſirten Schnurrbart; das kleine Kinnbärtchen; die glattraſirten Wangen und den gebräunten Hals. Ich haßte dieſen Menſchen, fürchtete ihn, er war mir fremd, und doch weckten ſeine Aufregung und Leidenſchaft in dieſem Augenblicke einen ſo ſtarken Wiederhall in meiner Seele, daß ich mich von einer unüberwindlichen Macht getrieben fühlte, mich den Küſſen dieſes ſchönen, rohen Mundes, dem Umfaſſen dieſer weißen Hände mit den feinen Adern und den blitzenden Ringen hinzugeben. Unwiderſtehlich riß es mich zu ihm hin und zu dem lockenden Abgrunde verbotener Genüſſe, der ſich plötzlich vor mir öffnete.

Ich bin ſo unglücklich! dachte ich. Möge ſich denn noch mehr und immer mehr Unheil über meinem Haupte anhäufen.

Er umfaßte mich mit einem Arme und beugte ſich dicht an mein Geſicht.

Mögen ſich mehr und mehr Schande und Sünde auf meinem Haupte ſammeln, dachte ich wieder.

Je vous aime! flüſterte er mit einer Stimme, welche der meines Mannes ähnlich war. Sergeï und und mein Kind fielen mir ein wie längſtverſtorbene theuere Weſen, zwiſchen denen und mir Alles zu Ende war. Aber plötzlich ertönte von der Biegung des Weges die Stimme meiner Begleiterin, die meinen Namen rief.

Ich kam zu mir ſelbſt, riß meine Hand los und eilte, ohne den Marquis anzuſehen, auf L. M. zu. Wir ſetzten uns in den Wagen, und erſt jetzt ſah ich ihn an. Er nahm den Hut ab und richtete lächelnd eine Frage an mich. Von dem unausſprechlichen Widerwillen, den ich in dieſem Augenblicke gegen ihn empfand, hatte er keine Ahnung.

Mein Leben ſchien mir dem Unglück verfallen, die Zukunft hoffnungslos, die Vergangenheit dunkel. L. M. ſprach mit mir, aber ich verſtand ihre Worte nicht. Mir war, als ob ſie nur aus Mitleid mit mir ſpräche, und um die Verachtung zu verbergen, die ich ihr einflößte. In jedem Wort, jedem Blick ſchien mir dieſe Verachtung, dies beleidigende Mitleid zu liegen; den Kuß des Marquis fühlte ich wie ein Brandmal der Schande auf meiner Wange, und der Gedanke an Mann und Kind war mir unerträglich.

Als ich endlich allein in meinem Zimmer war, ſuchte ich meine Lage zu überdenken, aber mir wurde unheimlich in dieſer Einſamkeit. Ich konnte den Thee, den man mir ſervirte, nicht fertig trinken, und ohne zu wiſſen warum, fing ich an mit fieberhafter Eile einzupacken. Endlich kam ich zu dem Entſchluſſe, mit dem Abendzuge nach Heidelberg zu meinem Manne zu fahren.

Erſt als ich mit dem Dienſtmädchen in das leere Coupé ſtieg, die Maſchine ſich in Bewegung ſetzte und die friſche Luft ins Fenſter wehte, fing ich an, mich zu beſinnen und mir Vergangenheit und Zukunft deutlich vorzuſtellen. Mein ganzes Eheleben ſeit unſerer Ueberſiedelung nach Petersburg ſtellte ſich mir plötzlich in neuem Lichte dar und legte ſich wie ein Vorwurf auf meine Seele. Zum erſten Male erinnerte ich mich lebhaft an unſer Leben auf dem Lande, an unſere ehemaligen Zukunftspläne. Zum erſten Male drängte ſich mir die Frage auf: welche Art von Glück mein Mann ſeitdem gefunden hatte, und ich fühlte mich ſchuldig gegen ihn. Aber warum hatte er mich nicht zurückgehalten, warum war er nicht offen gegen mich, warum mied er jede Erklärung, warum kränkte er mich? fragte ich mich ſelbſt. Warum machte er nicht Gebrauch von der Gewalt der Liebe, oder hat er mich nicht geliebt? . . . Aber wie viel Schuld er auch haben mochte, der Kuß eines fremden Mannes lag auf meiner Wange, und ich fühlte ihn.

Je näher ich Heidelberg kam, um ſo deutlicher ſtellte ich mir Sergeï Michailitſch vor, und um ſo ſchrecklicher wurde mir das bevorſtehende Wiederſehen.

Alles, Alles werde ich ihm ſagen, werde Alles in Thränen der Reue ausweinen, dachte ich, und er wird mir verzeihen! Aber im Grunde wußte ich nicht, was ich ihm ſagen ſollte, und glaubte nicht, daß er mir verzeihen könnte.

Als ich jedoch zu Sergeï Michaelitſch ins Zimmer trat und ſein ruhiges, wenn auch etwas verwundertes Geſicht ſah, fühlte ich plötzlich, daß ich ihm nichts ſagen, nichts bekennen und ihn nicht um Verzeihung bitten konnte. Kummer und Reue mußten unausgeſprochen in meiner Seele bleiben.

Wie biſt du auf dieſen Einfall gekommen? fragte er. Morgen wollte ich dich beſuchen. Dann aber ſah er mein Geſicht und ſchien zu erſchrecken. Was iſt dir? was iſt dir? fragte er.

Nichts! antwortete ich, war aber kaum im Stande, die Thränen zu unterdrücken. Ich bin für immer von Baden abgereiſ't, und wenn es dir recht iſt, kehren wir morgen nach Rußland zurück.

Er ſah mich lange, ſchweigend und aufmerkſam an.

Kindern das Schreien vertreiben. Blaſe die Trompete, Philotas, blaſ' und laß Jedermann vernehmen, daß der Wunderdoktor Appalacheosmocommetico dieſe Stadt erkoren hat, um den Bewohnern ſeine Segnungen zu Theil werden zu laſſen.“

Hierauf ſtieß Rum wieder in die Trompete, bis er ſchwarz wurde; Tim aber, auf den Eſel niederſitzend, ritt in die anderen Stadttheile, wo er ſein Meiſterſtück hochtönender Beredtſamkeit, natürlich unter einem Gefolge von hundert zerlumpten Straßenjungen, wiederholte.

Um vier Uhr Nachmittags erſchien Melchior auf dem Marktplatze; wir folgten ihm, ich in meiner deutſchen Studententracht, Timothy und Rum in ihren Koſtümen. Eine Bühne war inzwiſchen errichtet worden, und die Menge hatte ſich, mehr lach- als kaufluſtig, um ſie her verſammelt. Jetzt wurden die verſchiedenen Pakete vorn vor Melchior ausgelegt und an einander gereiht, wobei er mich auf der einen, und Timothy auf der andern Seite hatte, während Rum ſich mit ſeiner Trompete an einem Eckpfoſten des Gerüſtes hielt.

„Stoß' in die Trompete, Philotas,“ ſagte Melchior, der ſeinen dreieckigen Hut abnahm, und bei jedem Tuſch eine tiefe Verbeugung vor dem Publikum machte. „Nun, Meiſter Narr, weißt Du auch, warum Du in die Trompete geblaſen haſt?“

„Ich nicht, nein,“ antwortete Rum, ſeine Glotzaugen aufreißend.

„Aber Du, Mr. Dionyſius?“

„Ja, Sir, ich kann's vermuthen.“

„So erkläre es den Gentlemen und Ladies, die uns mit ihrer Gegenwart beehren.“

„Darum, Sir, weil man Trompeten immerdar vor großen Siegern bläſ't.“

„Sehr richtig, Sir, aber in wie fern bin ich ein großer Sieger?“

Erzähle mir . . . was iſt dir widerfahren? ſagte er.

Ich erröthete und ſchlug unwillkürlich die Augen nieder. In den ſeinigen blitzten Zorn und beleidigtes Ehrgefühl auf. Die Angſt vor dem Mißtrauen, das möglicherweiſe in ihm erwachen konnte, gab mir eine Kraft der Verſtellung, die ich mir nicht zugetraut hätte.

Nichts iſt mir widerfahren, gab ich zur Antwort; es wurde mir einfach langweilig und unbehaglich, allein zu ſein, und ich habe viel über unſer Leben und über dich nachgedacht. Wie lange ſchon bin ich im Unrecht gegen dich! . . . Warum gehſt du meinetwegen an Orte, die dir nicht angenehm ſind . . . Wie lange ſchon bin ich im Unrecht gegen dich! wiederholte ich, und Thränen kamen mir in die Augen. Laß uns aufs Land gehen, auf immer!

Liebe Freundin, erſpare mir ſolche gefühlvolle Scenen! ſagte er kalt. Daß du aufs Land gehen willſt, iſt ſehr erfreulich, denn wir haben beinahe kein Geld mehr. Aber das „auf immer“ iſt eine Phantaſie . . . ich weiß, daß du dort nicht leben kannſt. Jetzt aber trinke eine Taſſe Thee, das wird das Beſte für dich ſein, ſchloß er, indem er ſich erhob und dem Kellner klingelte.

Alles, was er jetzt vielleicht von mir denken mochte, fiel mir ſchwer aufs Herz, und als ich ſeinen forſchenden und wie von Beſchämung erfüllten Blick auf mich gerichtet ſah, fühlte ich mich von dem Mißtrauen, das ich ihm zuſchrieb, tief verletzt.

Nein, er kann und will mich nicht verſtehen! ſagte ich zu mir ſelbſt; ſagte zu ihm, daß ich nach dem Kinde ſehen wolle, und verließ das Zimmer. Ich mußte allein ſein und weinen, weinen, weinen.

## IX.

Das ſo lange kalt und leer gebliebene Haus zu Nikolski belebte ſich wieder, doch was einſt in ihm gewohnt hatte, ſtand nicht wieder auf. Die Mama fehlte, und wir waren allein mit einander, obwohl uns die Einſamkeit nicht nur entbehrlich, ſondern unbehaglich war, und der Winter ging für mich um ſo trauriger vorüber, da ich beſtändig kränkelte und mich erſt nach der Geburt meines zweiten Sohnes erholte.

Mein Verhältniß zu Sergeï Michailitſch blieb dasſelbe kalt-freundliche, wie zur Zeit unſeres Lebens in der Stadt, nur daß mich eine jede Diele, jede Wand, jeder Divan an das erinnerte, was er mir früher geweſen war, und was ich verloren hatte. Es war, als ob eine ungeſühnte Schuld zwiſchen uns ſtände, als ob er mich dafür ſtrafte und doch dabei den Anſchein annähme, nichts davon zu wiſſen. Seine Verzeihung zu erbitten, war kein Grund vorhanden, um Gnade zu flehen, keine Urſache, und er beſtrafte mich auch nur dadurch, daß er mir nicht wie früher ſeine ganze Seele hingab. Aber er gab ſie auch keinem andern Menſchen, keinem Intereſſe — es war, als ob er ſie ſelbſt nicht mehr beſäße.

Zuweilen kam ich auf den Gedanken, daß er ſich nur ſo ſtelle, um mich zu quälen, daß aber in ihm das frühere Gefühl noch lebte, und ich ſuchte es hervorzulocken. Dann war es aber jedes Mal, als ob er ein offenes Ausſprechen zu vermeiden ſuche, oder mich im Verdacht habe, daß ich mich verſtellte, oder als ob er jedes Zeichen von Empfindung wie etwas Lächerliches fürchtete. Sein Blick und ſein Ton ſchienen zu ſagen: ich weiß Alles, Alles! Du brauchſt nichts auszuſprechen . . . Alles was du erklären willſt, weiß ich . . . weiß aber auch, daß du das Eine ſagen und das Andere thun wirſt. Anfangs kränkte mich dies Vermeiden jeder offenen Ausſprache, aber nach und nach gewöhnte ich mich an den Gedanken, daß uns nicht ſowohl die Aufrichtigkeit, als das Verlangen nach Verſtändigung verloren gegangen war. Es wäre mir jetzt auch nicht mehr möglich geweſen, ihm zu ſagen, daß ich ihn liebte, oder ihn zu bitten, Gebete mit mir zu leſen, oder ihn zu rufen, um zuzuhören, wenn ich ſpielte. Unſere Verkehrsweiſe wurde durch gewiſſe Anſtandsbedingungen geregelt, die wir Beide im Gefühl hatten; aber Jeder von uns lebte auf ſeine eigene Weiſe: er mit ſeinen Beſchäftigungen, an denen ich nicht Theil zu nehmen brauchte, noch Theil nehmen wollte; ich mit meiner Nichtsthuerei, die ihn nicht mehr wie früher ärgerte und betrübte. Unſere Kinder waren noch zu klein, um uns zu vereinigen.

Aber der Frühling kam; Katja und Sonja zogen für den Sommer aufs Land; unſer Wohnhaus in

Nikolſki ſollte umgebaut werden und wir überſiedelten nach Pokrow.

Es war das alte, bekannte Haus mit ſeiner Terraſſe, ſeinem Klapptiſche, ſeinem Klavier im hellen Saale und meinem lieben Zimmerchen mit den weißen Gardinen und allen hier zurückgelaſſenen Mädchenträumen. In dieſem Zimmer ſtanden zwei Bettchen; in dem einen, das früher das meine geweſen war, lag jetzt mein dicker Koloſcha; in dem Andern, kleinern, ſah Wanni's Geſichtchen aus den Kiſſen hervor. Oft, wenn ich ſie Abends bekreuzt hatte, blieb ich mitten in dem ſtillen Zimmerchen ſtehen, und plötzlich ſchienen aus allen Winkeln die Geiſter der vergangenen, vergeſſenen Jugendzeit hervorzutreten, und alte, bekannte Stimmen fingen an, Mädchenlieder zu ſingen. Was iſt aus dieſen Geiſtern, dieſen lieben ſüßen Liedern geworden? Alles, was ich kaum hoffen durfte, iſt in Erfüllung gegangen; meine unklar verſchwimmenden Phantaſieen haben ſich verwirklicht . . . aber die Wirklichkeit wurde zum ſchweren, freudloſen Leben!

Und doch iſt äußerlich Alles wie ſonſt: derſelbe Garten iſt durch das Fenſter zu ſehen; derſelbe Pfad, dieſelbe Bank unten am Hohlwege; und dieſelben Nachtigallenlieder klingen vom Teich herüber; dieſelben Syringen blühen; derſelbe Mond ſteht über dem Hauſe, und doch iſt Alles ſo traurig, ſo unglaublich verändert! Alles ſo kalt, was ſo innig und warm ſein könnte!

Wieder, wie in alten Zeiten, ſaß ich mit Katja plaudernd im Saale; aber ſie runzelte die Stirn, und ihr Geſicht wurde ernſt und blaß, und ihre Augen glänzten nicht mehr vor Hoffnung und Freude, ſondern verriethen Kummer und Mitgefühl, und ſtatt uns über Sergeï Michailitſch zu freuen, ſaßen wir über ihn zu Gericht; und ſtatt uns zu wundern, warum und wodurch wir ſo glücklich waren, und ſtatt wie früher zu wünſchen, aller Welt ſagen zu können, was wir fühlten, lauſchten wir wie Verſchworne, ob uns auch Niemand hörte, und fragten uns zum hundertſten Male, warum ſich Alles ſo traurig verändert habe.

Dabei war er Derſelbe wie früher; nur die Falte zwiſchen ſeinen Brauen war tiefer geworden, ſein Haar war an den Schläfen mehr ergraut, und der eindringliche, aufmerkſame Blick ſchien immer von einer Wolke verſchleiert. Auch ich war dieſelbe wie ſonſt, nur daß in mir keine Liebe mehr lebte und kein Wunſch zu lieben; kein Verlangen nach Beſchäftigung, keine Selbſtzufriedenheit . . . und daß mir die früheren frommen Entzückungen und die frühere Liebe zu ihm und die ehemalige Lebensfülle unerreichbar fern und unmöglich ſchienen. Ich würde jetzt nicht mehr verſtehen, was mir früher ſo klar und einfach ſchien: das Glück für den Andern zu leben . . . Warum für den Andern, wenn man für ſich ſelbſt nicht mehr leben mag?

Die Muſik hatte ich, ſeit wir nach Petersburg überſiedelten, ganz aufgegeben; aber jetzt wurde durch das alte Klavier und die alten Noten meine frühere

Luſt wieder rege. Eines Tages befand ich mich nicht wohl und blieb allein zu Haus, während Katja und Sonja mit meinem Manne nach Nikolski fuhren, um den Neubau zu ſehen. Der Theetiſch war ſervirt; ich ging hinunter, und indeß ich auf die Meinigen wartete, ſetzte ich mich ans Klavier. Ich ſchlug die Sonate quasi una fantasia auf und fing an ſie zu ſpielen. Niemand war zu ſehen und zu hören. Die Fenſter ſtanden nach dem Garten offen, und die vertrauten, traurig-feierlichen Töne erklangen durch den Saal . . . Als ich den erſten Theil beendigt hatte, ſah ich mich ganz mechaniſch, nach alter Gewohnheit nach der Ecke um, wo er zu ſitzen pflegte, wenn er mir zuhörte . . . aber er war nicht da! Der längſt nicht mehr gebrauchte Stuhl ſtand leer in der Ecke. Durchs Fenſter ſah ich die Syringenbüſche im Lichte des Sonnenunterganges ſtehen, und die Friſche des Abends ſtrömte ins Zimmer. Ich ſtützte mich auf das Klavier, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und verſank in Nachdenken. So ſaß ich lange, erinnerte mich mit Schmerzen an das Vergangene, Unwiederbringliche und verſuchte zaghaft Neues zu erſinnen. Aber die Zukunft war leer, als ob ich nichts mehr wünſchen, nichts mehr hoffen könnte.

Iſt es möglich, daß ich ſchon ausgelebt habe? dachte ich, erhob ſchaudernd den Kopf, und um nicht weiter zu denken und womöglich zu vergeſſen, fing ich das Andante noch einmal an.

Mein Gott, dachte ich, wenn ich Schuld habe, verzeihe mir . . . gieb mir zurück, was ſo ſchön in mir war, oder lehre mich, was ich thun, wie ich weiter leben ſoll.

In dieſem Augenblicke ließ ſich Räderrollen hören, und gleich darauf erklangen bekannte Schritte auf der Terraſſe; aber das frühere Gefühl wurde nicht mehr durch dieſen Klang geweckt. Als ich zu ſpielen aufhörte, legte ſich eine Hand auf meine Schulter.

Wie gut, daß du dieſe Sonate geſpielt haſt, ſagte Sergeï Michailitſch. Ich ſchwieg.

Du haſt noch nicht Thee getrunken?

Verneinend ſchüttelte ich den Kopf und ſah mich nicht nach ihm um; ich wollte ihm die Spuren der Aufregung auf meinem Geſichte verbergen.

Katja und Sonja werden gleich hier ſein, fuhr er fort. Das Pferd wurde ſcheu, darum ſind ſie ausgeſtiegen und wollten gehen.

Wir wollen auf ſie warten, antwortete ich, und ging auf die Terraſſe. Ich hoffte, daß er mir nachkommen würde; aber er fragte nach den Kindern und ſuchte ſie auf.

Seine Gegenwart, ſeine gute, freundliche Stimme ließen mich wieder bezweifeln, daß ich durch meine Schuld etwas verloren haben könnte.

Was habe ich noch zu wünſchen? fragte ich mich ſelbſt; er iſt ſanft, freundlich, ein guter Mann, ein guter Vater . . . ich weiß nicht, was mir noch fehlt!

Ich ging auf die Terraſſe und ſetzte mich unter das Leinwanddach auf dieſelbe Bank, wo ich am Tage unſerer Verlobung geſeſſen hatte. Die Sonne war untergegangen, es dämmerte ſchon, und eine Frühlingswolke hing dunkel über Haus und Garten; nur hinter den Bäumen ſchimmerte ein heller Streifen des erlöſchenden Abendroths und der eben aufblitzende Abendſtern. Ueber dem Allen aber ſtand der Schatten der Wolke, und Alles ſchien auf einen ſtillen Frühlingsregen zu warten. Der Wind erſtarb, kein Blatt, kein Gräschen regte ſich; der Geruch der Syringen und des Faulbaums war ſo ſtark, als ob die ganze Luft in Blüte ſtände und mit bald ſtärkerer, bald ſchwächerer Strömung den Garten überflutete. Man hätte Augen und Ohren ſchließen mögen, um nichts zu ſehen, nichts zu hören, ſich ganz zu verſenken in dieſen ſüßen Duft. Die Georginen und Roſenbüſche, die noch keine Blüten trugen, ſtreckten ſich auf den umgegrabenen ſchwarzen Rabatten, als ob ſie langſam an ihren weißen Stäben emporwüchſen, die Fröſche quakten aus Leibeskräften, als wollten ſie ſich vor dem Regen, der ſie ins Waſſer zu treiben drohte, noch ein Mal ſo laut als möglich hören laſſen; ein fernes, gleichmäßiges Waſſerrauſchen klang durch ihr Geſchrei, und die Nachtigallen antworteten ſich von allen Seiten. Auch in dieſem Frühling niſtete eine derſelben in dem Gebüſche unter den Fenſtern. Als ich auf die Terraſſe trat, flog ſie in die Allee hinüber, ließ einen Augenblick ihre Stimme hören, wurde dann ſtill und wartete.

Vergebens ſuchte ich mich zu beruhigen; auch ich wartete und hatte etwas zu beklagen.

Er kam von oben zurück und ſetzte ſich neben mich.

Die Unſrigen ſcheinen naß werden zu ſollen, ſagte er.

Es ſcheint ſo, antwortete ich. Dann ſchwiegen wir eine Weile.

Inzwiſchen ſenkte ſich die von keinem Windhauche bewegte Wolke tiefer und tiefer, wurde immer ſchwerer, unbeweglicher, und plötzlich fiel ein Tropfen auf die Marquiſe der Terraſſe, ein anderer ſchlug auf die Steine des Weges, und dann klatſchte es auf die Kletten nieder, und immer dichter fielen die großen, friſchen Tropfen des immer ſtärker werdenden Regens.

Die Nachtigallen und Fröſche wurden ſtill, nur das ſanfte Waſſerrauſchen erfüllte die Luft, obwohl es wegen des Regens ferner ſchien, und ein Vogel, der ſich wahrſcheinlich unter die trockenen Büſche am Hauſe geduckt hatte, wiederholte ſeine zwei immer gleichen Noten.

Sergeï Michailitſch ſtand auf und wollte gehen.

Wohin? fragte ich ihn und hielt ihn zurück; hier iſt's ja ſo angenehm!

Ich will den Beiden Schirme und Ueberſchuhe entgegen ſchicken, antwortete er.

Das iſt nicht nöthig; es geht gleich vorüber.

Er gab mir Recht, und wir blieben neben einander am Geländer der Terraſſe ſtehen. Ich ſtützte mich mit der Hand auf die naſſe Brüſtung und beugte mich vor, ſo daß mir der friſche Regen Haar und Hals beſpritzte.

Das Wölkchen wurde heller und dünner, während es ſeinen Inhalt über uns ergoß; das gleichmäßige Rauſchen des Regens wurde matter, und endlich fielen nur noch einzelne Tropfen vom Himmel und von den Bäumen nieder. Die Fröſche fingen wieder an zu quaken, die Nachtigallen regten ſich, fingen an, ſich von allen Seiten aus den naſſen Büſchen zu antworten, und es wurde ringsumher hell.

Wie angenehm! ſagte er, indem er ſich auf das Geländer ſetzte und mit der Hand über mein naſſes Haar ſtrich. Dieſe einfache Liebkoſung wirkte auf mich, wie ein Vorwurf; ich war dem Weinen nahe.

Was braucht der Menſch noch mehr? fuhr er fort. Ich bin jetzt ſo zufrieden, daß ich nichts weiter wünſche. Ich bin ganz glücklich.

So haſt du früher nicht geſprochen! dachte ich. Wie groß dein Glück auch war, du ſagteſt immer, daß du noch etwas zu wünſchen hätteſt! Und jetzt biſt du ruhig und zufrieden, während mir unausgeſprochene Reue und unausgeweinte Thränen das Herz belaſten.

Auch mir iſt wohl zu Muth, ſagte ich; aber auch wehmüthig, beſonders weil Alles um mich her ſo ſchön iſt. In mir iſt beſtändig eine Lücke, etwas nicht Ausgefülltes; immer ſehne ich mich nach irgend etwas . . . hier aber iſt Alles ſo ſchön und ruhig. Iſt es möglich, daß ſich in deinen Naturgenuß keine Wehmuth miſcht? daß dir nicht iſt, als ſehnteſt du dich nach etwas Vergangenem? — Er nahm die Hand von meinem Kopfe und ſchwieg eine Weile.

Ja, früher war es ſo in mir, beſonders im Früh-

„Ihr habt den Tod beſiegt, Sir, und das iſt ein Kujon, mit dem man harte Arbeit hat.“

„Dionyſius, Du haſt gut geantwortet. Dafür ſollſt Du etwas Ochſenleber zum Nachteſſen haben; vergiß nicht, mich zu erinnern, falls ich es vergeſſen ſollte.“

„Nein, gewiß nicht, Sir,“ verſetzte Tim, den Magen ſtreichelnd, als ob ihm die Ausſicht vergnüglich wäre.

„Ladies und Gentlemen,“ redete Melchior zu den Zuſchauern, welche die Geſichter gewaltig verzogen; „ich ſehe, Sie thun bereits den Mund auf nach den Pillen, aber Sie müſſen nicht gar zu ungeduldig ſeyn! Ich kann nichts mit meinen Arzneien anfangen, außer Sie haben Beſchwerden, die deren Hülfe erfordern; ich wäre ja ein trauriger Doktor, wenn ich verſchreiben wollte, ohne das Uebel zu kennen. **Est neutrale genus signans rem non animatam** ſagt Herodot, und das bedeutet: was den Einen nährt, iſt dem Andern Gift. Ferner heißt es bei ihm: **ut jecur, ut onus, put ut occiput,** womit er ſagen will: was dem einen Temperament angemeſſen iſt, das würde dem andern ſchädlich ſeyn. Sie ſehen alſo, Vorſicht iſt äußerſt nöthig beim Gebrauche von Arzneien, ja, mein Ruf hängt davon ab, daß ich Keinen etwas einnehmen laſſe, was ihm nicht gut iſt. Und nun, meine theuerſten Freunde, will ich Sie für's Erſte bitten, die eigenthümliche Qualität der Tropfen in dieſer kleinen Phiole zu betrachten. Sie bemerken, es ſind nicht mehr als ſechszig d'rin, und doch können dieſe ſechszig Tropfen ein Menſchenleben um zehn Jahre verlängern, indem ſie es von eben ſo vielen Uebeln befreien. Erſtlich: vielleicht iſt Jemand unter Ihnen mit **Ascites**, oder Waſſerſucht, behaftet. Dieſe Krankheit kann man, wie der große Galen erörtert hat, in drei Unterabtheilungen zerfallen laſſen, in **ascites**, **anasarca** und **tympanites**. Ihre **diagnostica** ſind Schwellen des **abdomen** oder Magens, ſchwerer Athem, Mangel an Appetit und ein ſtechender Huſten. Ich frage, hat Jemand von Ihnen dieſe Krankheit? — Niemand. — Nun, ling, ſagte er, wie ſich beſinnend. Ganze Nächte brachte ich wachend zu, in Wünſche und Hoffnungen verloren. Es waren ſchöne Nächte . . . Aber damals lag noch Alles vor mir, was jetzt hinter mir liegt. Jetzt genügt mir, was iſt . . . und es iſt mir wohl dabei, ſchloß er ſo ruhig, ſo nachläſſig, daß ich — wie ſchmerzlich es mir auch war, das zu hören — von der Wahrheit ſeiner Behauptung überzeugt ſein mußte.

Du wünſcheſt gar nichts mehr? fragte ich.

Nichts Unmögliches, antwortete er, mein Gefühl errathend. Du machſt dir den Kopf naß, fügte er hinzu, indem er mir wie einem Kinde liebkoſend noch einmal über das Haar ſtrich. Du beneideſt Blätter und Gras, weil ſie vom Regen benetzt werden . . . Du möchteſt Gras, Laub und Regen ſein, während ich mich nur über ſie freue, wie über Alles in der Welt, was ſchön, jung und glücklich iſt.

Und du beklagſt nichts Vergangenes? fuhr ich fort zu fragen, und das Herz wurde mir immer ſchwerer und ſchwerer.

Er ſchwieg nachdenklich ſtill; ich ſah, daß er mir ganz aufrichtig antworten wollte.

Nein! ſagte er endlich.

Wirklich? . . . wirklich? fing ich an, indem ich mich umwendete und in ſeine Augen ſah. Du beklagſt das Vergangene nicht?

Nein! wiederholte er noch ein Mal; ich bin dankbar dafür, aber ich beklage es nicht.

Aber möchteſt du nicht, daß es zurückkehrte? fragte ich.

Er drehte ſich um und ſah in den Garten hinunter.

Ich wünſche das nicht . . . eben ſo wenig wie ich wünſche, daß mir Flügel wüchſen, ſagte er. Es iſt nicht möglich.

Und du klagſt das Vergangene nicht an, machſt weder dir noch mir einen Vorwurf?

Niemand! . . Alles war zum Beſten.

Höre, ſagte ich und berührte ſeine Hand, damit er mich anſehen ſollte. Höre . . . warum haſt du nie zu mir geſagt, daß ich nach deinen Wünſchen leben ſollte? Warum gabſt du mir eine Freiheit, die ich nicht zu benutzen verſtand? Warum hörteſt du auf, mich zu belehren? . . Wenn du gewünſcht hätteſt . . . mich anders geleitet hätteſt . . . nichts, nichts wäre dann geſchehen . . . ſagte ich mit einer Stimme, in der ſich Vorwurf und wachſender Unwille, aber keine Spur der alten Liebe verrieth.

Was wäre nicht? fragte er erſtaunt, indem er ſich zu mir wendete. Auch ſo iſt nichts geſchehen . . . Alles iſt gut . . . ſehr gut, fügte er lächelnd hinzu.

Iſts möglich, daß er mich nicht verſteht? . . oder noch ſchlimmer, will er mich nicht verſtehen? dachte ich, und Thränen kamen mir in die Augen.

Es wäre nicht geſchehen, ſagte ich dann, daß ich, obwohl ich durch nichts gegen dich geſündigt habe, mit deiner Gleichgültigkeit, deiner Verachtung ſogar geſtraft werde . . . Es wäre nicht geſchehen, daß du, ohne jede Schuld von meiner Seite, mir plötzlich Alles entzogſt, was mir theuer war.

Was haſt du, mein Herz? fragte er, als ob er mich nicht verſtände.

Nein, laß mich ausreden! fuhr ich fort. Du haſt mir dein Vertrauen, deine Liebe, deine Achtung ſogar genommen. Ich kann nicht glauben, daß du mich jetzt liebſt, wenn ich mich an das erinnere, was früher geweſen iſt . . . Nein, ich muß einmal ausſprechen, was mich ſo lange ſchon quält! fuhr ich haſtig fort, als er einfallen wollte. War es meine Schuld, daß ich das Leben nicht kannte? Warum ließeſt du mich allein den Weg ſuchen? Oder iſt es meine Schuld, daß du jetzt, nachdem ich erkannt habe, was Noth thut, und mich ſeit nun beinahe einem Jahre abquäle, zu dir zurückzukehren, mich abweiſeſt, als ob du nicht verſtändeſt, was ich will? Du thuſt das in einer Weiſe, daß man dir keinen Vorwurf machen kann, daß ich ſchuldig erſcheine und unglücklich bin . . . du willſt mich auch jetzt wieder in das Leben zurückſtoßen, das dein und mein Unglück werden kann.

Womit habe ich dir das bewieſen? fragte er verwundert und ſichtlich erſchreckt.

Haſt du nicht geſtern erſt geſagt, und ſagſt ſchon lange, daß ich hier nicht bleiben würde, und daß wir nach Petersburg gehen müßten . . . nach Petersburg, das ich haſſe! antwortete ich. Und anſtatt mich zu ſtützen, vermeideſt du jede Ausſprache, jedes aufrichtige, warme Wort mit mir. Und ſpäter, wenn ich ganz zu Boden ſinke, wirſt du mir einen Vorwurf daraus machen und über meinen Fall triumphiren.

Halt! halt! ſagte er kalt und ernſt. Was du da ſagſt, iſt nicht gut . . . es beweiſ't nur, daß du ſchlecht gegen mich geſtimmt biſt . . . daß du mich nicht . . .

Daß ich dich nicht liebe! ſag es nur, ſag es nur! fiel ich ihm ins Wort. Thränen ſtürzten mir aus den Augen; ich ſetzte mich auf die Bank und verhüllte das Geſicht mit dem Taſchentuche.

So hat er mich verſtanden, dachte ich, indem ich das Schluchzen, das mich faſt erſtickte, zu unterdrücken ſuchte. Zu Ende iſt unſere Liebe, zu Ende! ſagte eine Stimme in meinem Herzen. Er iſt mir nicht entgegen gekommen, hat mich nicht getröſtet . . . nur gekränkt hat ihn, was ich ſagte . . . ſeine Stimme blieb kalt und ruhig!

Ich weiß nicht, was du mir zum Vorwurf machſt, fing er wieder an; wenn darin, daß ich dich nicht mehr ſo liebe wie früher . . .

Nicht mehr ſo liebe, wiederholte ich in mein Tuch hinein, und meine bittern Thränen floſſen noch reichlicher darauf nieder.

So iſt daran die Zeit Schuld, fuhr er fort; jede Zeit hat ihre beſondere Art von Liebe. Er ſchwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

Ich will dir die ganze Wahrheit ſagen, da du Aufrichtigkeit verlangſt. In jenem Jahre, als ich dich kennen lernte, brachte ich die Nächte ſchlaflos zu und dachte an dich und gab ſelbſt meiner Liebe immer neue Nahrung . . . und dieſe Liebe wuchs und wuchs in meinem Herzen . . . Aber auch in Petersburg und im Auslande ſchlief ich nicht, und das waren ſchreckliche Nächte, in denen ich dieſe Liebe, die mich peinigte, zu zerbrechen, zu vernichten ſuchte. Ich habe ſie nicht vernichtet . . . nur was mich gequält hat, habe ich von mir geworfen, habe mich beruhigt und liebe dich noch immer . . . nur mit einer andern Liebe.

Liebe nennſt du das? . . . es iſt nur Pein! ſagte ich. Warum haſt du mir erlaubt, in der Welt zu leben, wenn ſie dir ſo verderblich für mich erſcheint, daß du ihretwegen aufhörſt mich zu lieben?

Nicht die Welt, liebe Freundin, fiel er ein.

Warum haſt du nicht Gewalt gebraucht? fuhr ich fort; warum mich nicht gebunden, nicht getödtet? . . das wäre beſſer für mich, als Alles zu verlieren, was mein Glück war . . . Mir wäre wohl . . . ich hätte mich nicht zu ſchämen . . .

Ich ſchluchzte wieder und verhüllte das Geſicht.

In dieſem Augenblick kamen Katja und Sonja ſprechend und lachend auf die Terraſſe, aber als ſie uns erblickten, verſtummten ſie und gingen ſchnell wieder fort.

Wir ſchwiegen Beide, als ſie gegangen waren; ich hatte mich ausgeweint, und es wurde mir leichter zu Muth.

Ich ſah ihn an; er erhob den Kopf, den er auf die Hand geſtützt hatte, und wollte mir etwas auf meinen Blick antworten; aber er athmete nur ſchwer auf und ließ den Kopf wieder ſinken.

Ich trat neben ihn und faßte ſeine Hand. Sein Blick wendete ſich mir nachdenklich zu.

Ja, ſagte er, als ob er einen Gedanken verfolgte; wir Alle — beſonders ihr Frauen — müſſen erſt die ganze Thorheit des Lebens durchmachen, um uns in das eigentliche Leben zurück zu finden. Einem Andern zu glauben ſind wir nicht im Stande. Du hatteſt damals jene reizende und geliebte Thorheit, welche ich in dir bewunderte, noch längſt nicht ausgelebt; ich überließ es dir, ſie auszukoſten, und fühlte, daß ich kein Recht hatte, dich zu feſſeln, weil für mich die Zeit der Thorheit längſt vorüber war.

Aber wie konnteſt du, wenn du mich liebteſt, mit mir zuſammen ſein und mir erlauben, in dieſer Thorheit zu leben? fragte ich.

Weil du nicht im Stande geweſen wäreſt mir zu glauben, auch wenn du gewollt hätteſt. Du mußteſt ſelbſt Erfahrung ſammeln . . . das haſt du gethan.

Und du haſt nachgedacht, viel nachgedacht und wenig geliebt, ſagte ich.

Wir ſchwiegen wieder.

Was du eben geſagt haſt, iſt grauſam, aber es iſt wahr, antwortete er dann, indem er aufſtand und auf der Terraſſe hin und her ging. Ja, es iſt wahr

. . . ich bin Schuld! fügte er hinzu und blieb vor mir ſtehen. Entweder mußte ich mir nicht erlauben dich zu lieben, oder einfacher lieben . . . Ja!

Laß uns das Alles vergeſſen, ſagte ich ſchüchtern.

Nein, was vergangen iſt, kommt nicht wieder . . . das kommt niemals wieder! antwortete er, und ſeine Stimme wurde weicher.

Es iſt ſchon wieder gekommen, ſagte ich, und legte die Hand auf ſeine Schulter.

Er ergriff meine Hand und drückte ſie.

Nein, ich ſagte nicht die Wahrheit, als ich behauptete, daß ich das Vergangene nicht beklage . . . Nein, ich beklage jene vergangene Liebe, die nicht mehr iſt und nicht mehr ſein kann . . . und weine um ſie, daß ſie nicht mehr iſt! Wer die Schuld trägt, weiß ich nicht. Es iſt uns eine Liebe geblieben, aber nicht dieſelbe . . . ihre Stelle iſt geblieben, ſie aber ſiecht in Krankheit dahin; ſie beſitzt nicht mehr die Kraft und Friſche von ehemals. Erinnerung iſt geblieben, Dankbarkeit, aber . . .

Sprich nicht ſo, unterbrach ich ihn. Laß Alles wieder ſein wie früher . . . Es kann ja ſein, nicht wahr? fragte ich und ſah ihm in die Augen. Aber ſeine Augen waren klar und blickten ruhig ohne jeden Rückhalt in die meinigen.

Schon während ich ſprach, fühlte ich, daß, was ich wünſchte und von ihm erbat, unmöglich war. Er lächelte mit einem ruhigen, ſanften und, wie es mir ſchien, greiſenhaften Lächeln.

Wie jung du noch biſt . . . und wie alt ich bin! ſagte er; was du ſuchſt, iſt nicht mehr in mir . . . wir wollen uns nicht mehr betrügen, fügte er hinzu und lächelte noch immer in derſelben Weiſe.

Ich ſtellte mich ſchweigend neben ihn, und mein Herz wurde ruhiger.

Wir wollen nicht verſuchen, das frühere Leben zu wiederholen, fuhr er fort; wollen uns nicht ſelbſt belügen! Gott ſei Dank, daß die alte Unruhe, die alten Aufregungen vorüber ſind. Wir haben uns nicht mehr aufzuregen; haben nichts mehr zu ſuchen . . . wir haben gefunden, und es iſt Glück genug auf unſern Theil gefallen. Jetzt müſſen wir uns beſtreben, *dieſem* den Weg zu bahnen, fügte er hinzu, indem er auf den kleinen Wanni zeigte, mit dem die Wärterin an der Terraſſenthür erſchien. So iſt es, meine liebe Freundin! ſchloß er, indem er meinen Kopf an ſich zog und küßte. Aber es war nicht der Kuß eines Liebenden, ſondern der eines alten Freundes.

Und aus dem Garten ſtrömte immer ſtärker und ſüßer die duftende Abendfriſche herauf, immer feierlicher wurden die Töne und das Schweigen, immer häufiger zündete ſich am Himmel ein Stern nach dem andern an. Ich blickte auf Sergeï, und plötzlich wurde mir leichter zu Muth. Es war, als hätte man mich von jenem kranken Seelennerv befreit, der mir ſo viele Schmerzen verurſachte. Deutlich und klar verſtand ich plötzlich, daß das Gefühl jener Zeit unwiderruflich dahin war, wie die Zeit ſelbſt, und daß es nicht nur unmöglich war, dasſelbe zurückzurufen, ſondern daß es nur noch Schmerzen und Unruhe bringen würde. Vorbei! vorbei! . . . Und war denn wirklich die Zeit ſo ſchön, die mir ſo glücklich erſchien und die ſchon lange, lange dahinſchwand?

Es iſt Zeit, Thee zu trinken, ſagte Sergeï, und wir gingen zuſammen ins Zimmer. In der Thüre traf ich die Wärterin mit Wanni. Ich nahm den Kleinen auf den Arm, deckte ſeine nackten, rothen Füßchen zu, drückte ihn an mich und küßte ihn, indem ich ihn kaum mit den Lippen berührte. Wie im Schlafe bewegte er die Händchen mit den ausgeſpreizten Fingern, öffnete die trüben Aeugelchen und ſah umher, als ob er Etwas ſuchte, oder ſich auf Etwas beſänne, dann blieben dieſe Augen auf mir ruhen; ein Funken des Bewußtſeins blitzte in ihnen auf, die vollen Lippen zogen ſich zuſammen und öffneten ſich zu einem Lächeln. Mein, mein, mein! dachte ich, und ein Wonneſchauer durchbebte meine Glieder, indem ich ihn an mich drückte. Ich mußte mich beherrſchen, um ihm nicht weh zu thun, und fing an, ſeine kalten Füßchen, ſeinen Körper, ſeine Händchen, ſein kaum mit Haaren bewachſenes Köpfchen zu küſſen.

Mein Mann trat auf mich zu; ich bedeckte das Geſicht des Kindes und deckte es ſchnell wieder auf.

Iwan Sergeitſch, ſagte er, indem er das Unterkinn des Kleinen mit dem Finger berührte. Aber ich deckte ihn raſch wieder zu; Niemand außer mir ſollte ihn lange anſehen. Dann blickte ich zu Sergeï Michailitſch auf. Seine Augen lachten, während ſie in die meinigen ſahen, und zum erſten Male ſeit langer Zeit war es mir lieb und wohlthuend, in ſeine Augen zu ſchauen.

Von dieſem Tage an war mein Liebesroman mit meinem Manne zu Ende. Das alte Gefühl wurde zur theuern Erinnerung, und ein neues Gefühl der Liebe für meine Kinder und für den Vater meiner Kinder legte den Grund jenes andern, ebenfalls glücklichen, aber in ganz anderer Weiſe glücklichen Lebens, das ich bis zu dieſem Augenblicke noch nicht zu Ende gelebt habe.

ich danke dem Himmel, daß er Sie mit einem ſolchen Leiden verſchont. — Die zweite Krankheit, für die meine Tropfen gut ſind, iſt Peripneumonia oder Lungenentzündung; — diagnostica oder Symptome: ſchwacher Puls, geſchwollene Augen, Röthe im Geſicht. Wenn Sie ſo etwas empfinden, ſo haben Sie die Krankheit. — Niemand? — Ich danke dem Himmel, daß er Sie, Alle und Jeden, mit einem ſolchen Leiden verſchont. — Auch ſind meine Tropfen ein ſouveränes Mittel gegen die Diarrhoea, deren diagnostica folgende ſind: Schwäche, häufiges Leibſchneiden, Kollern in den Eingeweiden, kalter Schweiß. Krämpfe."

Hier trat endlich ein Mann hervor und beklagte ſich über häufiges Leibſchneiden, dann folgte einer mit Kollern in den Eingeweiden, und zwei oder drei andere mit kaltem Schweiß.

„Ganz gut! O ich danke dem Himmel, daß ich hier bin, ich, um Euch zu behandeln! Denn was ſpricht Hippokrates? Relativum cum antecedente concordat, welches beſagt, daß ſchnell angewandte Mittel die Krankheit in der Geburt ertödten. Hier, meine Freunde, nehmt hin, nehmt hin! zahlt mir nur einen einzigen Shilling, und ſeyd dankbar. Wenn Ihr ſchlafen geht, vergeßt ja nicht, Euer Gebet emporſteigen zu laſſen. — Auch ſind meine Tropfen ein ſouveränes Mittel gegen das ſchreckliche Chiragra oder Gichtleiden. Ich habe die geſammte Aldermannſchaft der City von London, mit drei Flaſchen auf den Mann, erſt letzte Woche kurirt; ſie beſchenkten mich dafür mit dem Bürgerrechte der Londoner City in einer goldenen Kapſel — wie ſchade, daß ich ſie mitzubringen vergeſſen habe! Nun kann man das Chiragra in verſchiedene Gattungen eintheilen: es iſt gonogra, wenn es die Kniee angreiſt, chiragra, wenn es in den Händen ſitzt, onagra, im Ellbogen, omagra, in der Schulter, und lumbago, im Rücken. Dieſe alle ſind lauter Gichtübel, und für alle ſind die Tropfen in der kleinen Phiole da das ſouveränſte Mittel; bemerken Sie außerdem, ſie halten ſich und bleiben immer gut. Noch in zwanzig Jahren, wenn es

# San Francesco a Ripa.

Von

**Henri Beyle** (de Stendhal).
(Geb. 1783, geſt. 1842.)

---

Aus dem Franzöſiſchen
von
**Iſolde Kurz.**

Ich übertrage hier aus einer italieniſchen Chronik die Geſchichte einer Liebſchaft zwiſchen einer römiſchen Fürſtin und einem Franzoſen.

Es war im Jahre 1726. Die Mißbräuche des Nepotismus ſtanden zu Rom in höchſter Blüte. Nie hatte der dortige Hof einen größeren Glanz geſehen, als unter der Regierung Benedict's XIII. (Orſini), oder vielmehr ſeines Neffen, des Fürſten Campobaſſo, welcher im Namen des Papſtes alle großen und kleinen Angelegenheiten leitete.

Von allen Seiten ſtrömten die Fremden nach Rom; italieniſche Fürſten, ſpaniſche Granden, ſtrotzend vom Golde der neuen Welt, kamen in Schaaren herbei. Jeder Reiche und Mächtige ſtand über dem Geſetze. Galanterie und Verſchwendung ſchienen die einzige Beſchäftigung der vielen Fremden und Einheimiſchen, die dort beiſammen waren.

Die beiden Nichten des Papſtes, die Gräfin Orſini und die Fürſtin Campobaſſo, theilten ſich in die Macht ihres Oheims und in die Huldigungen des Hofes. Ihre Schönheit würde ſie ſelbſt auf den niederſten Stufen der Geſellſchaft bemerkbar gemacht haben. Die Orſini, wie man familärerweiſe in Rom ſagt, war munter und disinvolta, die Campobaſſo ſanft und fromm; dieſes weiche Gemüth war jedoch den heftigſten Leidenſchaften zugänglich. Ohne erklärte Feindinnen zu ſein, und obgleich die beiden Damen täglich in den Gemächern des Papſtes zuſammentrafen und ſich häufig beſuchten, waren ſie doch in Allem, Schönheit, Reichthum und Einfluß, die ausgeſprochenſten Nebenbuhlerinnen.

Die Gräfin Orſini ſtand der Fürſtin an Schönheit nach, dagegen war ſie glänzend, leichtlebig, beweglich, intrigant. Sie hielt ſich Liebhaber, die ihr ſo wenig am Herzen lagen, daß ſie ſchon nach einem Tage wieder abgedankt wurden, und fand ihr Glück darin zweihundert Perſonen in ihren Salons zu empfangen und als Königin unter ihnen aufzutreten. Sie machte ſich gern über ihre Couſine, die Campobaſſo, luſtig, welche, nachdem ſie die Ausdauer beſeſſen, ſich drei Jahre hindurch überall mit einem ſpaniſchen Herzog zu zeigen, dieſem ſchließlich befohlen hatte, binnen vierundzwanzig Stunden Rom zu verlaſſen und zwar bei Todesſtrafe.

Seit dieſer großartigen Abfertigung, pflegte die Orſini zu ſagen, hat meine erhabene Couſine nicht mehr gelächelt. Die arme Frau ſiecht ſeit ein paar Monaten an Langerweile oder Liebeskummer hin, und ihr Mann giebt dieſen Gram vor dem Papſte, unſerm Oheim, klugerweiſe für glühende Frömmigkeit aus. Dieſe Frömmigkeit wird ſie noch einmal ſo weit bringen, daß ſie eine Pilgerfahrt nach Spanien unternimmt.

Die Campobaſſo war jedoch weit entfernt, ihrem ſpaniſchen Herzog nachzuſeufzen, der ſie während der ganzen Dauer ſeiner Herrſchaft tödtlich gelangweilt hatte. Wenn ſie ſich nach ihm geſehnt hätte, ſo hätte ſie ihn zurückholen laſſen, denn ſie war einer jener natürlichen und in der Gleichgültigkeit wie in der Leidenſchaft gleich naiven Charaktere, die man in Rom nicht ſelten findet. Obgleich ſie kaum dreiundzwanzig Jahre zählte und in der vollſten Blüte der Schönheit ſtand, ging ihre Frömmigkeit doch ſo weit, daß ſie ſich einmal ihrem Oheim zu Füßen warf und ihn um ſeinen päpſtlichen Segen anflehte, der, wie leider nicht hinlänglich bekannt, mit Ausnahme von zwei oder drei Todſünden von allen andern ſelbſt ohne Beichte freiſpricht. Der gute Benedict XIII. weinte vor Rührung. Stehe auf, liebe Nichte, ſagte er ihr, du haſt meinen Segen nicht nöthig, du giltſt in den Augen des Herrn mehr als ich.

Trotz der Unfehlbarkeit täuſchte ſich Seine Heiligkeit ſowie ganz Rom in dieſem Punkte. Die Campobaſſo war wahnſinnig verliebt, ihr Geliebter theilte ihre Leidenſchaft, und dennoch fühlte ſie ſich ſehr unglücklich. Schon ſeit mehreren Monaten empfing ſie faſt täglich den Chevalier de Sénecé, einen Neffen des Herzogs von Saint-Aignan, des damaligen Geſandten Ludwig's XV. zu Rom.

Als Sohn einer der Maitreſſen des Regenten Philipp von Orleans war der junge Sénecé Gegenſtand der außergewöhnlichſten Gunſtbezeugungen. Wiewohl kaum zweiundzwanzig Jahre alt, beſaß er ſchon ſeit lange den Oberſtengrad. In ſeinem Auftreten lag einige Blaſirtheit, jedoch keine Anmaßung; Heiterkeit, Unbeſonnenheit, Muth, Gutmüthigkeit und die Sucht, Alles zu ſeiner Unterhaltung auszubeuten, waren die Hauptzüge dieſes ſeltſamen Charakters, und man konnte ihn zum Lobe der Nation ein vollkommenes Exemplar derſelben nennen. Dieſes Naturell hatte die Campobaſſo vom erſten Augenblicke an verführt.

Ich traue Ihnen nicht, ſagte ſie ihm, Sie ſind Franzoſe, aber ich warne Sie im voraus: ſowie man in Rom erfährt, daß ich Sie zuweilen insgeheim empfange, weiß ich, daß Sie ſelber es ausgeplaudert haben, und es iſt mit meiner Liebe vorbei.

Während ſie ſo mit der Liebe zu ſpielen meinte, wurde die Campobaſſo von einer raſenden Leidenſchaft ergriffen. Sénecé hatte ſie anfangs auch geliebt, aber ihr Verhältniß dauerte nun ſchon acht Monate, und die Zeit, welche in einer Italienerin die Leidenſchaft verſtärkt, ertödtet ſie in einem Franzoſen. Die Eitelkeit entſchädigte den Chevalier ein wenig für ſeinen Ueberdruß; er hatte bereits zwei oder drei Bilder der Campobaſſo nach Paris geſchickt; doch da er von Kindheit an auf jede Weiſe verhätſchelt worden war, bekümmerte er ſich nicht einmal viel um die Intereſſen der Eitelkeit, die doch ſonſt in den Herzen ſeiner Nation eine ſo große Rolle ſpielt.

Sénecé verſtand den Charakter ſeiner Geliebten nicht im Mindeſten, daher kam es, daß ihn ihre Seltſamkeit zuweilen beluſtigte. Häufig mußte er die Aufwallungen und Gewiſſensbiſſe einer echten, glühenden Frömmigkeit bekämpfen, denn er hatte ſie nicht zum Vergeſſen der Religion gebracht, wie dies in Italien bei den Frauen aus dem Volke geſchieht; er hatte dieſelbe vielmehr gewaltſam überwunden, und der Kampf erneute ſich immer wieder.

Dieſes Hinderniß, das erſte, das dem vom Glücke verwöhnten jungen Manne in ſeinem Leben aufgeſtoßen war, hielt ſeine Zärtlichkeit und Aufmerkſamkeit der Campobaſſo gegenüber wach, ja von Zeit zu Zeit meinte er ſogar, es ſei ſeine Pflicht, ſie zu lieben. Sénecé beſaß nur einen einzigen Vertrauten, den Herzog von Saint-Aignan, dem er durch die Campobaſſo einige Dienſte geleiſtet hatte, und der von Allem unterrichtet war. Die Wichtigkeit, die er dadurch in den Augen des Geſandten erlangte, ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit mehr als alles Andere. Die Campobaſſo hingegen legte keinerlei Werth auf die hohe geſellſchaftliche Stellung ihres Liebhabers. Geliebt werden oder nicht geliebt werden, das war für ſie die einzige Frage. Ich opfere ihm mein ewiges Heil, ſagte ſie ſich; er, der ein Ketzer, ein Franzoſe iſt, kann mir nichts Gleiches opfern. Aber der Chevalier kam, und ſeine liebenswürdige und dabei ſo natürliche Heiterkeit ſetzte die Fürſtin in Erſtaunen und Entzücken. Bei ſeinem Anblick verſchwanden alle finſteren Gedanken, Alles, was ſie ihm ſagen wollte, war vergeſſen. Dieſer Zuſtand, der ihrer ſtolzen Seele ſo neu war, dauerte noch lange fort, wenn Sénecé ſchon gegangen. Sie fand ſchließlich, daß ſie nicht denken, nicht athmen, nicht leben konnte ohne Sénecé.

Die Mode, welche in Rom zwei Jahrhunderte lang die Spanier bevorzugt hatte, kam allmählich wieder auf die Franzoſen zurück. Man begann es wieder zu würdigen, daß ſie überall, wo ſie hinkommen, Frohſinn und Glück verbreiten. Dieſen Charakter fand man damals nur in Frankreich, und ſeit der Revolution von 1789 findet man ihn nirgends mehr. Nichts iſt natürlicher; denn eine ſo beſtändige Heiterkeit muß ſich auf Sorgloſigkeit ſtützen, und Niemand hat heutzutage mehr eine ſichere Laufbahn in Frankreich, nicht einmal der Mann von Genie, wenn es einen giebt. Zwiſchen Menſchen wie Sénecé und dem Reſte der Nation beſteht eine offene Fehde. Auch das damalige Rom war weit verſchieden von dem heutigen. Wer hätte zu jener Zeit geahnt, daß ſiebenundſechzig Jahre ſpäter das Volk, von einigen Pfaffen beſtochen, den Jacobiner Baſſeville ermorden würde, welcher, wie er ſagte, die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt civiliſiren wollte?

Sénecé gegenüber hatte die Campobaſſo zum erſten Male ein verwirrender Zauber erfaßt; um die unvernünftigſten Dinge konnte ſie himmelhoch jauchzen oder zu Tode betrübt ſein. Wenn Sénecé in dieſem ſtrengen und wahren Gemüthe einmal die Religion überwunden hatte, die der Fürſtin weit, weit höher ſtand als die

Vernunft, ſo mußte ſich ihre Liebe raſch zu der zügelloſeſten Leidenſchaft entfalten.

Monſignor Ferraterra war von der Fürſtin mit Auszeichnung behandelt worden und hatte ihr ſein Glück zu verdanken. Wie ward ihr nun, als Ferraterra ihr ankündigte, daß Sénecé nicht nur häufiger als ſonſt zur Orſini ging, ſondern daß die Gräfin auch um ſeinetwillen ihren mehrwöchentlichen erklärten Liebhaber, einen berühmten Caſtraten, verabſchiedet hatte.

Unſere eigentliche Geſchichte beginnt am Abend des Tages, wo die Campobaſſo die verhängnißvolle Nachricht erhalten hatte.

Sie ſaß unbeweglich in einem ungeheuern Lehnſtuhl aus goldfarbenem Leder, neben ihr auf einem ſchwarzen Marmortiſchchen brannten zwei große ſilberne Lampen mit hohem Fußgeſtell, Meiſterwerke des berühmten Benvenuto Cellini, und erhellten nur matt einen weiten Saal im Erdgeſchoß des Palaſtes, deſſen Wände mit vom Alter geſchwärzten Gemälden behangen waren; denn damals war die Zeit der großen Maler ſchon lange vorbei.

Der Fürſtin gegenüber und beinahe zu ihren Füßen hatte der junge Sénecé auf einem kleinen Stuhle aus Ebenholz mit maſſivem Goldzierath ſeine elegante Geſtalt ausgeſtreckt. Die Fürſtin betrachtete ihn unverwandt; ſtatt ihm entgegenzufliegen und ſich in ſeine Arme zu werfen, hatte ſie ſeit ſeinem Eintritte noch kein Wort an ihn gerichtet.

Im Jahre 1726 war Paris ſchon die Königin des Geſchmackes und der Moden. Sénecé bezog von dort durch Couriere regelmäßig Alles, was die Reize eines der ſchönſten Männer Frankreichs erhöhen konnte. Trotz ſeiner Sicherheit, ſo natürlich bei einem Manne von ſeinem Range, der ſeine erſten Siege unter der Leitung ſeines Oheims Canillac, eines berüchtigten Roué, über Schönheiten des Regentenhofes gefeiert hatte, konnte man doch leicht einige Verwirrung in Sénecé's Zügen leſen. Die ſchönen blonden Haare der Fürſtin waren ein wenig in Unordnung gerathen, ſie hielt ihre großen dunkelblauen Augen feſt auf ihn gerichtet, ihr Ausdruck war zweifelhaft. Handelte es ſich um eine tödtliche Rache, oder war es nur der tiefe Ernſt der Leidenſchaft?

Sie lieben mich alſo nicht mehr? ſagte ſie endlich mit gepreßter Stimme.

Ein langes Schweigen folgte dieſer Kriegserklärung.

Es fiel der Fürſtin ſchwer, auf die tauſend liebenswürdigen Thorheiten zu verzichten, die ihr Sénecé ſoeben zu ſagen im Begriffe ſtand, aber ſie war zu ſtolz, um eine Auseinanderſetzung zu verſchieben. Eine Kokette iſt eiferſüchtig aus Eigenliebe, eine galante Frau aus Gewohnheit, aber ein Weib, das wahr und leidenſchaftlich liebt, iſt es im Bewußtſein ihres Rechts. Dieſe Blicke, die der römiſchen Leidenſchaft eigenthümlich ſind, gefielen Sénecé ungemein, er fand darin eine ſeltſame Innigkeit

Sie im Alter ergreift — und die Zeit wird nicht ausbleiben, meine guten Leute — da dürfen Sie nur die kleine Phiole da vom Geſims herunternehmen und die Stunde ſegnen, in der Sie Ihren Shilling ausgegeben haben, nach den Worten des Euſebius: verbum personale concordat cum nominativo, was bedeutet: der Thätige wird alt werden und Gliederſchmerzen zu erdulden haben. Wer alſo hat Gliederſchmerzen oder lumbago? Und wer kann ſagen, daß er frei davon bleiben werde?“

Dieſer Aufruf zog eine ſo große Anzahl von Leidenden oder von ſolchen, die ſich wider das Uebel zu bewaffnen wünſchten, herbei, daß alle unſere Phiolen abgeſetzt wurden und der Doktor erklären mußte, in einigen Tagen werde er wieder etwas von dem unſchätzbaren Mittel vorräthig haben.

„Ladies und Gentlemen, jetzt möchte ich Ihre Aufmerkſamkeit für ein werthvolles Pflaſter in Anſpruch nehmen, deſſen Wirkungen in der That wunderbarlich ſind. Dionyſius, komm' hieher. Du haſt dieſes wohlthätige Pflaſter kennen gelernt; erzähle den Anweſenden Deinen Fall, und vergiß nicht, daß Du die Wahrheit ſagen ſollſt.“

Hierauf ſchritt Timotheus vor: „Gentlemen und Ladies, ich verſichere Sie auf meine Ehre, daß es wahr iſt; vor drei Wochen fiel ich von der Bühne herab und wurde mit dreifach gebrochenem Rückgrath zum Chirurgus hingetragen, der den Leuten nach einer kurzen Beſichtigung erklärte, ſie ſollten das Maß zu meinem Sarge nehmen. Der große Doktor war eben damals zu einer Conſultation mit den königlichen Leibärzten über der Königin Kophagus, oder periodiſchen Brand in der großen Zehe, berufen, aber mein guter Stern wollte es, daß er im Augenblicke, da ſie mich in die Bahre bringen wollten, zurückkam. Er legte mir unverweilt ſein ſouveränes Pflaſter auf den Rücken: nach fünf Tagen konnt' ich wieder aufrecht ſitzen und am zehnten kehrte ich zu meinen Verrichtungen zurück.“

und Unſicherheit, er ſah die Seele ſo zu ſagen in ihrer Nacktheit. Die Orſini beſaß dieſen Reiz nicht.

Als ſich das Schweigen über Gebühr verlängerte, meinte der junge Franzoſe, der die verborgenen Gefühle eines italieniſchen Herzens ſchlecht zu errathen wußte, einen Ausdruck von Ruhe und Vernunft in ihren Blicken zu finden, der ihm ſehr willkommen war. Ueberdies drückte ihn in dieſem Augenblicke ein Kummer; als er nämlich durch die Keller und Gänge ſchritt, die aus einem Nachbarhauſe in dieſen niedern Saal führten, waren an der nagelneuen Stickerei eines reizenden Anzugs, den er erſt geſtern Abend aus Paris erhalten hatte, einige Spinngewebe hängen geblieben; dieſe Spinngewebe verſtimmten ihn, zudem verabſcheute er dieſes Inſect.

Er hatte anfangs im Sinne, der Scene auszuweichen und die Vorwürfe zurückzugeben, ſtatt ſie zu beantworten; aber das Unbehagen, das er empfand, ſtimmte ihn ernſthaft.

Wäre dies nicht eine günſtige Gelegenheit, dachte er bei ſich, um ſie die Wahrheit merken zu laſſen? Sie ſtellt ſelbſt die Frage, ſo iſt mir ſchon die Hälfte der Unannehmlichkeit erſpart. Ich bin überzeugt, daß ich nicht für die Liebe geſchaffen bin. In meinem Leben habe ich nichts Schöneres geſehen, als dieſe Frau mit ihren wunderbaren Augen. Sie hat zwar ſchlechte Manieren, ſie läßt mich durch abſcheuliche Erdgeſchoſſe ein, aber ſie iſt die Nichte des Herrſchers, zu welchem ich vom Könige geſandt bin. Ueberdies iſt ſie blond in einem Lande, wo alle Frauen brünett ſind, und dies iſt ein großer Vorzug. Täglich höre ich ihre Schönheit bis zum Himmel erheben, und zwar von Leuten, deren Zeugniß unverdächtig iſt und die nicht auf hundert Meilen daran denken, daß ſie mit dem glücklichen Beſitzer ſo vieler Reize ſprechen. Was nun gar die Macht betrifft, die ein Mann über ſeine Geliebte ausüben muß, ſo habe ich in dieſer Hinſicht nicht den geringſten Zweifel. Wenn ich mir nur die Mühe gebe, ein Wort zu ſprechen, ſo verläßt ſie ihren Palaſt, ihre goldenen Möbel, ihren päpſtlichen Onkel und folgt mir nach Frankreich tief in die Provinz, um auf einem meiner Güter eine trübſelige Exiſtenz zu führen. Ma foi, die Ausſicht auf dieſe Hingebung bringt mich nur zu dem feſten Entſchluſſe, ſie nie von ihr zu verlangen. Die Orſini iſt viel weniger hübſch; wenn ſie mich liebt, ſo liebt ſie mich nur eben ein wenig mehr als den Caſtraten Buttafoco, den ſie geſtern auf mein Geheiß fortgeſchickt hat, aber ſie hat guten Ton, ſie weiß zu leben, man kann im Wagen zu ihr kommen. Und ich bin feſt überzeugt, daß ſie mir nie eine Scene machen wird; ſie liebt mich nicht genug dazu.

Während dieſes langen Schweigens hielt die Fürſtin ihr Auge feſt auf die hübſche Stirn des jungen Franzoſen geheftet.

Ich werde ihn nicht wieder ſehen, ſagte ſie zu ſich ſelber. Und plötzlich warf ſie ſich in ſeine Arme, um jene Stirn und jene Augen, die nicht mehr wie ſonſt bei ihrem Anblick von Freude glänzten, mit tauſend Küſſen zu bedecken. Der Chevalier ließ ſogleich jeden Gedanken an einen Bruch fahren, aber die Fürſtin war zu tief erregt, um ihre Eiferſucht zu vergeſſen. Gleich darauf ſah Sénecé mit Verwunderung Zornesthränen über ihre Wangen rinnen.

Was, ſagte ſie halblaut zu ſich ſelber, ich würdige mich ſo tief herab, ihm von ſeiner Erkaltung zu ſprechen! Ich werfe ſie ihm vor und hatte mir doch geſchworen, ſie gar nicht zu bemerken! Und das iſt noch nicht Schmach genug, ich muß auch noch der Leidenſchaft weichen, die mir ſein reizendes Geſicht einflößt! Elende, die ich bin! — Aber das muß aufhören.

Sie trocknete ihre Thränen und ſchien ſich wieder ein wenig zu faſſen.

Chevalier, wir müſſen enden, ſagte ſie dann ziemlich gelaſſen. Sie gehen häufig zu der Gräfin. — Bei dieſen Worten erblaßte ſie tief. — Wenn du ſie liebſt, ſo geh meinetwegen jeden Tag zu ihr, aber komm nicht mehr hieher — Hier ſtockte ſie unwillkürlich und wartete auf ein Wort von ihm, aber er ſchwieg. Dann fuhr ſie mit einer heftigen Bewegung und mit zuſammengebiſſenen Zähnen fort:

Es wäre mein Tod und der Ihre.

Dieſe Drohung entſchied über die Ungewißheit des Chevaliers. Bisher hatte ihn der unerwartete Sturm, der plötzlich auf ſo viel Hingebung folgte, nur in Staunen verſetzt. Jetzt brach er in Lachen aus.

Eine plötzliche Röthe übergoß die Wangen der Fürſtin und färbte ſie ſcharlachroth.

Sie erſtickt vor Zorn, dachte der Chevalier, ſie bekommt einen Blutſturz. Er näherte ſich, um ihr das Kleid aufzuſchnüren, aber ſie ſtieß ihn mit einer Kraft und Entſchloſſenheit zurück, die er nicht an ihr gewohnt war. Während Sénecé ſie in die Arme zu faſſen verſuchte, hörte er ſie mit ſich ſelber ſprechen. Er trat etwas zurück, ein überflüſſiges Zartgefühl, denn ſie ſchien ihn nicht mehr zu ſehen. Mit bebender Stimme ſagte ſie zu ſich ſelber, wie wenn er hundert Meilen weit weg wäre:

Er beſchimpft mich, er ſpottet meiner! Gewiß wird er bei ſeinem Alter und der natürlichen Indiscretion der Franzoſen der Orſini alle ſchimpflichen Schritte erzählen, zu denen ich mich herabwürdige. — Ich bin meiner ſelbſt nicht ſicher, ich kann nicht einmal dafür ſtehen, daß ich ſeiner reizenden Erſcheinung gegenüber kalt bleibe. — Hier trat ein neues Schweigen ein, das dem Chevalier ſehr peinlich wurde. Endlich erhob ſich die Fürſtin und ſprach düſter: Wir müſſen enden!

Sénecé, der bei ihrer Wiederverſöhnung jeden Gedanken an eine ernſtliche Erklärung vergeſſen hatte, wollte einige Scherze über ein Abenteuer, von dem damals viel in Rom die Rede war, an ſie richten.

Verlaſſen Sie mich, Chevalier, unterbrach ihn die Fürſtin, ich fühle mich nicht wohl.

Die Frau langweilt ſich, dachte Sénecé, indem er eilig gehorchte, und es giebt nichts Anſteckenderes als die Langeweile. Die Fürſtin folgte ihm mit den Augen bis zur Thüre. — Und ich wollte ſo unbeſonnen über das Schickſal meines Lebens entſcheiden! ſagte ſie mit bitterem Lächeln zu ſich ſelber. Zum Glück haben mich ſeine ſchlecht angebrachten Scherze ernüchtert. Wie einfältig iſt doch dieſer Menſch! Wie kann ich nur ein Weſen lieben, das mich ſo wenig verſteht? Er will mich mit einem Scherz unterhalten, wenn es ſich um mein und ſein Leben handelt! Oh, ich erkenne die dunkle Fügung, die mein Unglück beſchloſſen hat! Sie ſprang in heftigſter Erregung von ihrem Stuhle auf. Wie reizend ſah er aus, als er mit mir ſprach! Und ich muß zugeben, daß die Abſicht des armen Chevalier liebenswürdig war. Er kennt meine unſelige Gemüthsart, er wollte meinen finſtern Kummer zerſtreuen, ſtatt darauf einzugehen. Liebenswürdiger Franzoſe! Und hab' ich denn das Glück gekannt, eh ich ihn liebte?

Nun verſenkte ſie ſich mit Entzücken in die Betrachtung der Vollkommenheiten ihres Geliebten. Dies lenkte ihre Gedanken auf die Reize der Gräfin Orſini, ſie ſtellte Vergleiche an zwiſchen ſich und ihr und ſah Alles im ſchwärzeſten Lichte. Die Qualen der fürchterlichſten Eiferſucht ſchlichen in ihr Herz. Schon ſeit zwei Monaten trieb ſie eine düſtere Ahnung umher, ihre einzigen erträglichen Augenblicke brachte ſie bei dem Chevalier zu, und doch faſt immer, wenn ſie nicht in ſeinen Armen lag, behandelte ſie ihn mit Schärfe und Bitterkeit.

Der Abend ging ihr unter den entſetzlichſten Martern hin. Als ſie der Schmerz endlich erſchöpft und gewiſſermaßen beruhigt hatte, kam ſie auf den Gedanken, mit dem Chevalier zu ſprechen.

Er hat mich zwar erzürnt geſehen, aber er weiß ja eigentlich nicht, um was es ſich handelt. Vielleicht liebt er die Gräfin gar nicht. Vielleicht geht er nur zu ihr, weil ein Reiſender die Geſellſchaft des Landes und vor Allem die Familie des Herrſchers kennen lernen muß. Wenn ich mir Sénecé vorſtellen laſſe, wenn er offen zu mir kommen kann, ſo bringt er vielleicht ganze Stunden bei mir zu, wie bei der Orſini.

Nein, rief ſie plötzlich mit Wuth, ich würde mich erniedrigen, wenn ich ihm wieder entgegenkäme, er würde mich verachten, und das wäre Alles, was ich dabei gewonnen hätte. Das oberflächliche Weſen der Orſini, das ich Thörin ſo oft verachtet habe, iſt in der That weit angenehmer als das meine, beſonders in den Augen eines Franzoſen. Ich bin dazu geſchaffen, mich mit einem Spanier zu langweilen. Giebt es auch etwas Abgeſchmackteres, als ewig ernſthaft zu ſein, als ob das Leben nicht an ſich ſchon ernſt genug wäre? Was ſoll aus mir werden, wenn ich meinen Chevalier nicht mehr habe, der mir Lebenswärme giebt und mir das Feuer, das mir fehlt, ins Herz gießt?

Sie hatte ihre Thüre abſchließen laſſen, aber dieſes Verbot galt nicht für Monſignor Ferraterra, welcher ihr Bericht brachte, was bis ein Uhr Morgens bei der Orſini vorgefallen war. Der Prälat hatte bisher der Fürſtin treulich in ihren Liebesintriguen gedient; ſeit dieſem Abend zweifelte er nicht mehr, daß Sénecé bald aufs Intimſte mit der Gräfin ſtehen würde, wenn es nicht ſchon jetzt ſo weit war.

Die Fürſtin kann mir als Frömmlerin beſſere Dienſte leiſten, denn als Weltdame, dachte er; ſo würde ſie mir ihren Liebhaber immer noch vorziehen, und wenn eines Tages ein Römer dieſe Stelle einnähme, ſo könnte er einen Onkel beſitzen, der nach dem Cardinalshut ſtrebte. Wenn ich ſie hingegen bekehre, ſo iſt ihr Seelenrath ihren Gedanken der Nächſte, und bei ihrem leidenſchaftlichen Charakter, was kann ich nicht Alles durch ſie von ihrem Oheim hoffen!

Hier verlor ſich der ehrgeizige Prälat in die roſigſten Zukunftsbilder; er ſah die Fürſtin bereits vor ihrem Oheim auf den Knieen, um den rothen Hut für ihn zu erlangen. Sowie die Fürſtin bekehrt war, wollte er Benedict XIII. unwiderlegliche Beweiſe ihrer Liebſchaft mit dem jungen Sénecé hinterbringen. Der ehrliche, fromme Papſt, der die Franzoſen verabſcheute, mußte dem Vermittler, der einer ſeiner Heiligkeit ſo mißliebigen Intrigue ein Ende machte, zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet ſein. — Ferraterra gehörte dem hohen Adel von Ferrara an, er war ſehr reich und ſchon über fünfzig Jahre alt — durch die nahe Ausſicht auf den rothen Hut begeiſtert, that er Wunder und ſchlug der Fürſtin gegenüber ſogleich einen ganz andern Ton an. Seit Sénecé ſie vernachläſſigte, war es gewagt, ihn anzugreifen, denn der Prälat, der Sénecé ſchlecht kannte, hielt ihn für ehrgeizig.

Der Leſer würde das Geſpräch zwiſchen der in Liebe und Eiferſucht raſenden Fürſtin und dem ehrgeizigen Prälaten zu lang finden. Ferraterra hatte durch eine volle Darlegung der traurigen Wahrheit den erſten Stoß geführt. Nach einem ſolchen Erfolg fiel es ihm nicht ſchwer, die Gefühle der Religion und inbrünſtigen Frömmigkeit, die im Herzen der jungen Römerin nur in Schlaf gelullt waren, wieder zu erwecken.

Jede ſündige Leidenſchaft muß mit Unglück und Schande enden, ſchloß der Prälat. Es war heller Tag, als er den Palaſt Campobaſſo verließ. Er hatte von der Neubekehrten das Verſprechen verlangt, Sénecé heute nicht zu empfangen. Dieſes Verſprechen war der Fürſtin nicht ſchwer geworden; ſie redete ſich ſelber ein, ſie habe es aus Frömmigkeit gegeben, in Wahrheit aber fürchtete ſie, durch ihre Schwäche in den Augen des Chevaliers verächtlich zu erſcheinen.

Ihr Entſchluß hielt vor bis vier Uhr, um welche Stunde ſie der Chevalier zu beſuchen pflegte. Er kam in die Straße hinter dem Garten des Palaſtes Campobaſſo, ſah das Signal, das die Unmöglichkeit einer Zuſammenkunft anzeigte, und ging fröhlich zur Orſini.

Allmählich fühlte die Campobaſſo, wie ſie der Wahnſinn faßte. Die ſeltſamſten Gedanken und Entſchlüſſe jagten ſich in ihrem Hirn. Plötzlich eilte ſie wie im Fieberwahnſinn die große Treppe ihres Palaſtes herunter, ſtieg in den Wagen und rief dem Kutſcher zu: Nach dem Palaſt Orſini!

Das Uebermaß ihres Unglücks trieb ſie unwiderſtehlich zu ihrer Couſine. Sie traf ſie in einem Kreis von fünfzig Perſonen. Alles, was Geiſt oder Ehrgeiz beſaß, ſtrömte zum Palaſt Orſini, da man im Palaſt Campobaſſo nicht ankommen konnte. Das Erſcheinen der Fürſtin erregte großes Aufſehen, Alles trat ehrerbietig zur Seite. Sie geruhte jedoch nicht es zu bemerken, ſie blickte auf ihre Rivalin und bewunderte ſie. Jeder Vorzug ihrer Couſine war ein Dolchſtoß für ihr Herz. Nach den erſten Begrüßungen ſetzte die Orſini, da ſie die Fürſtin ſtumm und in ſich ſelbſt verſunken ſah, ihre ungezwungene glänzende Converſation fort.

Ihre Heiterkeit muß den Chevalier mehr anziehen, als meine langweilige verrückte Leidenſchaft, ſagte ſich die Campobaſſo.

In einem unerklärlichen Ausbruch von Bewunderung und Haß warf ſie ſich der Gräfin an den Hals. Sie ſah nichts mehr als die Reize ihrer Couſine, aus der Nähe wie aus der Ferne ſchienen ſie ihr gleich bewunderungswürdig. Sie verglich ihre Haare, ihren Teint, ihre Augen mit den ihrigen. Als ſie mit dieſer ſeltſamen Unterſuchung fertig war, faßte ſie einen Abſcheu und Ekel gegen ſich ſelber. Alles ſchien ihr ſchöner und glänzender an ihrer Rivalin.

Wie eine Marmorſtatue ſtand die Campobaſſo finſter und unbeweglich inmitten dieſer lärmenden, wogenden

Menge. Man ging aus und ein, das verworrene Getöſe beläſtigte und verletzte die Fürſtin. Aber wie ward ihr erſt, als ſie plötzlich Herrn de Sénecé anmelden hörte!

Sie war gleich beim Beginn ihres Verhältniſſes mit ihm übereingekommen, daß er in Geſellſchaft ſehr wenig mit ihr ſprechen ſollte, wie es einem fremden Diplomaten anſteht, der zwei oder dreimal im Monat mit der Nichte des Herrſchers zuſammentrifft. Sénecé grüßte ſie mit der gewohnten ernſten Ehrerbietung, trat dann auf die Gräfin Orſini zu und unterhielt ſich mit ihr in dem heitern, faſt zutraulichen Tone, welcher gegenüber einer Frau von Geiſt, mit der man in täglichem Umgang ſteht, üblich iſt. Die Campobaſſo war völlig zu Boden geſchmettert.

Die Gräfin zeigt mir, wie ich hätte ſein ſollen, ſagte ſie ſich. Das iſt die Art, wie man ſich geben muß, und wie ich mich doch nie geben werde. Sie ging in der äußerſten Verzweiflung, deren ein Menſchenherz fähig iſt und beinahe mit dem Entſchluſſe, Gift zu nehmen. Alle Freuden die ihr Sénecé's Liebe gewährt, hätten das Uebermaß von Jammer, in dem ſie dieſe lange Nacht zubrachte, nicht aufwiegen können. Man ſollte glauben, ſolche römiſche Seelen beſäßen eine Kraft und Fähigkeit zu leiden, wie ſie andere Frauen gar nicht kennen.

Den nächſten Tag kam Sénecé wieder und ſah das verneinende Zeichen. Wohlgemuth ging er weiter, dennoch fühlte er ſich verletzt. Alſo hat ſie mir neulich den Abſchied gegeben? Ich muß ſie in ihren Thränen ſehen, ſagte ſeine Eitelkeit. Er empfand eine leichte Regung

„So biſt Du jetzt ganz geſund, Dionyſius?“

„Vollkommen, Sir, und mein Rücken iſt wie Fiſchbein.“

„Laß einmal ſehen.“

Dionyſius machte zwei Purzelbäume vorwärts, zwei rückwärts, ging auf den Händen über die Bühne und zeigte ſeine Kunſt nach allen Richtungen.

„Sie ſehen, meine Herrn, daß ich ganz hergeſtellt bin, und auf meine Ehre! was ich geſagt habe, das iſt Thatſache.“

„Sie werden hoffentlich zugeben, daß ich da eine ſehr hübſche Kur ausgeführt habe,“ fuhr der Doktor, zum Publikum gewendet, fort. „Ich brauche kaum zu ſagen, daß dieſes Pflaſter bei Quetſchungen, Brüchen, Verſtauchungen, Contuſionen und Verrenkungen ganz unfehlbare Dienſte leiſtet; beſonders überraſcht aber werden Sie ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich es für acht Pence das Stück verkaufen kann.“

Das Pflaſter ging reißend ab, und war bald vergriffen, worauf der Doktor zur Beſchreibung ſeiner andern werthvollen Artikel überging. Als er erſt an die kosmetiſchen Waſſer und dergleichen für Frauenzimmer kam, da hatten wir nicht Hände genug zum Hergeben.

„Und nun,“ ſagte der Doktor endlich, „muß ich mich für dieſen Abend verabſchieden.“

„Das iſt mir angenehm,“ rief Timothy: „denn jetzt gedenke ich meine Arznei zu verkaufen.“

„Deine Arznei, Mr. Dionyſius. Was meinſt Du damit?“

„Was ich meine, Sir? ich meine ein Pulver von meiner eigenen Erfindung, ein ganz ſouveränes Mittel.“

„Was für ein Mittel, Sir?“

„Ein Pulver gegen die Flöhe, Sir, juſt ſo untrüglich wie Eure Arkana.“

„In der That? Wie biſt Du denn auf die Erfindung gekommen?“

„Ein Zufall hat mich im Schlaf darauf gebracht. Ich kann von Liebe bei dem Gedanken, daß er auf immer ein ſo ſchönes Weib, die Nichte des Papſtes, verlieren ſollte. Er kehrte um, drang durch die unſauberen unterirdiſchen Räume, die ihm ſo zuwider waren, und ſtieß die Thüre des großen Saales im Erdgeſchoſſe auf, wo ihn die Fürſtin zu empfangen pflegte.

Wie? Sie wagen hier zu erſcheinen? ſagte die Fürſtin erſtaunt.

Ihr Erſtaunen iſt nicht aufrichtig, dachte der junge Franzoſe. Sie hält ſich immer nur in dieſem Saale auf, wenn ſie mich erwartet.

Der Chevalier faßte ihre Hand, ſie zitterte. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen; ſie ſchien dem Chevalier ſo hübſch, daß ihn wieder etwas wie Liebe überkam. Sie dagegen vergaß alle Gelübde, die ſie ſeit zwei Tagen dem Himmel gethan hatte, und warf ſich mit überſtrömendem Gefühl in ſeine Arme.

Und dieſes Glück ſoll von jetzt an der Orſini gehören!

Sénecé, der wie gewöhnlich ihre römiſche Seele mißverſtand, meinte, ſie wolle ſich freundſchaftlich von ihm trennen, in den gehörigen Formen mit ihm brechen.

Es ſchickt ſich nicht für mich, der ich bei der königlichen Geſandtſchaft attachirt bin, die Nichte des Herrſchers zur Todfeindin zu haben, denn das würde ſie ſicher werden!

Ganz ſtolz auf das glückliche Ergebniß, zu welchem er zu gelangen glaubte, ſchickte ſich Sénecé an, Vernunft zu predigen. Sie wollten den angenehmſten Verkehr pflegen, warum ſollten ſie nicht Beide ſehr glücklich ſein? Was könne man ihm denn auch in Wahrheit vorwerfen? Die Liebe werde einer guten, zärtlichen Freundſchaft weichen; er bitte inſtändigſt um das Vorrecht, von Zeit zu Zeit am Orte ihrer Zuſammenkünfte erſcheinen zu dürfen, ihr Verhältniß werde auch ſo ſeinen ſüßen Reiz nicht entbehren.

Anfangs hatte ihn die Fürſtin gar nicht verſtanden; als ſie ihn endlich begriff, blieb ſie mit ſtieren Augen wie verſteinert vor ihm ſtehen. Erſt als er von dem „ſüßen Reiz ihres Verhältniſſes“ ſprach, unterbrach ſie ihn mit einem Tone, der aus der tiefſten Tiefe ihrer Bruſt zu dringen ſchien.

Das heißt, ſprach ſie langſam, Sie finden mich nach alledem noch hübſch genug, um mich als eine Dirne zu Ihrem beliebigen Gebrauch zu betrachten.

Aber, liebe, theure Freundin, iſt Ihre Ehre denn nicht geſichert? entgegnete Sénecé nun mit wirklicher Verwunderung. Wie kann es Ihnen nur einfallen, ſich zu beklagen? Zum Glück hat Niemand je unſer Verhältniß geahnt. Ich bin ein Mann von Ehre, ich gebe Ihnen von Neuem mein Wort, daß kein lebendes Weſen je das Glück erfahren ſoll, das ich genoſſen habe.

Auch die Orſini nicht? antwortete ſie in einem kalten Tone, der den Chevalier noch in ſeiner Verblendung beſtärkte.

Hab' ich Ihnen je die Perſonen genannt, die ich lieben durfte, ehe ich Ihr Sklave wurde? entgegnete er naiv.

Trotz aller Achtung für Ihr Ehrenwort werde ich mich dieser Gefahr nicht ausſetzen, ſagte die Fürſtin mit einer entſchloſſenen Miene, die den jungen Franzoſen allmählich doch ein wenig in Erſtaunen ſetzte.

Leben Sie wohl, Chevalier!

Als er ſich etwas ungewiß zum Gehen anſchickte, rief ſie ihm nach:

Komm und umarme mich noch einmal!

Sie gerieth in ſichtliche Rührung, dann riß ſie ſich los und ſagte mit feſtem Tone: Leben Sie wohl, Chevalier!

Die Fürſtin ſchickte nach Ferraterra.

Ich will mich rächen, ſagte ſie ihm. — Der Prälat war entzückt. Sie wird ſich compromittiren, ſie iſt auf immer in meiner Macht.

Zwei Tage ſpäter, da die Schwüle erdrückend wurde, fuhr Sénecé um Mitternacht auf den Corſo, um die friſche Luft zu genießen. Er fand dort die ganze Geſellſchaft von Rom beiſammen. Als er wieder nach ſeinem Wagen verlangte, konnte ihm ſein Lakai vor Trunkenheit kaum antworten. Der Kutſcher war verſchwunden, der Lakai ſagte ihm ſtammelnd, derſelbe habe mit einem „Feinde“ Streit bekommen.

Ah, mein Kutſcher hat alſo „Feinde“, ſagte Sénecé lachend.

Auf dem Heimweg war er kaum zwei oder drei Straßen vom Corſo entfernt, als er bemerkte, daß er verfolgt wurde. Vier bis fünf Männer blieben ſtehen, wenn er ſtillſtand, und folgten ihm, wenn er weiterging. Ich könnte ausbiegen und auf einem andern Wege den Corſo wieder gewinnen, dachte Séneçé. Bah, dieſe Spitzbuben ſind nicht der Mühe werth; ich bin ja gut bewaffnet. Er trug nämlich den bloßen Dolch in der Hand.

Unter dieſen Gedanken durcheilte Séneçé mehrere abgelegene Straßen. Die Gegend wurde immer einſamer; er hörte, wie die Männer hinter ihm ihren Schritt beſchleunigten. Da blickte er zufällig auf und bemerkte dicht vor ſich eine kleine Kirche, die dem Orden des heil. Franciscus zugehörte und durch deren Scheiben ein auffallendes Licht ſtrahlte. Er ſprang auf die Thüre zu und klopfte heftig mit dem Griffe ſeines Dolches. Seine Verfolger, die noch fünfzig Schritte von ihm entfernt waren, ſetzten ſich in eilige Bewegung. Ein Mönch öffnete die Thüre, Séneçé ſtürzte in die Kirche, und der Mönch ſchloß raſch wieder ab. Im ſelben Augenblicke polterten die Mörder ſchon mit Fußtritten gegen die Thüre.

Die Gottloſen, ſagte der Mönch.

Séneçé gab ihm eine Zechine. Sie hatten es auf mich abgeſehen, ſagte er.

Die Kirche war von wenigſtens tauſend Kerzen erhellt.

Wie? ein Gottesdienſt zu dieſer Stunde? ſagte er zu dem Mönche.

Excellenz, wir haben einen Dispens von Sr. Eminenz dem Cardinalvicar erhalten.

Die ganze enge Vorhalle der kleinen Kirche von San Franceſco a Ripa war von einem prachtvollen Katafalk eingenommen, man ſang die Todtenmeſſe.

Wer iſt denn geſtorben? Ein Fürſt? fragte Sénecé.

Vermuthlich, antwortete der Prieſter, denn man hat es an nichts fehlen laſſen. Aber das Alles heißt Silber und Kerzen verſchwendet, denn der Herr Dechant hat uns geſagt, der Verſtorbene ſei unbußfertig hingefahren.

Sénecé näherte ſich; er ſah Wappenſchilder von franzöſiſcher Form; dies vermehrte ſeine Neugier; er trat ganz nah hinzu und erkannte ſein eigenes Wappen! Der Katafalk trug eine lateiniſche Inſchrift:

Nobilis homo Johannes Norbertus Senece eques decessit Romae.

S. Erlaucht Chevalier Jean Norbert de Sénecé geſtorben zu Rom.

Ich bin der erſte Menſch, dachte Sénecé, der die Ehre hat, ſeinem eigenen Leichenbegängniß beizuwohnen. — Nur Kaiſer Karl V. hat ſich dieſes Vergnügen gemacht. — Aber der Aufenthalt in dieſer Kirche bekommt mir nicht gut.

Er gab dem Sacriſtan eine zweite Zechine. Mein Vater, ſagte er, laßt mich zu einer Hinterthüre aus Eurem Kloſter hinausſchlüpfen.

Sehr gern, antwortete der Mönch.

Kaum war Sénecé, mit einer Piſtole in jeder Hand, auf der Straße, als er aus Leibeskräften zu rennen anhub. Bald hörte er wieder Verfolger hinter ſich. Als er bei ſeinem Hauſe ankam, ſah er, daß die Thüre verſchloſſen war und ein Mann davorſtand.

Jetzt muß der Kampf anfangen, dachte der junge Franzoſe. Er ſchickte ſich eben an, den Mann mit einem Piſtolenſchuß niederzuſtrecken, als er ſeinen Kammerdiener ihn ihm erkannte. — Die Thüre auf! rief er ihm zu.

Sie war offen, Beide ſtürzten hinein und verſchloſſen ſie eilig.

Ach, Herr, ich habe Sie überall geſucht, es ſind ſchlimme Dinge vorgefallen. Der arme Jean, Ihr Kutſcher, iſt mit Meſſerſtichen getödtet worden. Die Leute, die ihn erſtachen, ſtießen die ärgſten Drohungen gegen Sie aus. Herr, man will Ihnen ans Leben! —

Während der Kammerdiener noch ſprach, kamen aus einem Fenſter, das auf den Garten ging, acht Flintenſchüſſe zumal und ſtreckten Sénecé todt neben ſeinem Kammerdiener nieder. Jeder war von mehr als zwanzig Kugeln durchbohrt.

Zwei Jahre ſpäter galt die Fürſtin Campobaſſo in ganz Rom als Muſter der höchſten Frömmigkeit, und Monſignor Ferraterra war ſchon lange Cardinal.

# Das Glück von Roaring Camp.

Von

**Bret Harte.**

(Geb. 1839.)

Aus dem Engliſchen

von

**Auguſte Scheibe.**

Roaring Camp befand ſich in großer Aufregung. Eine Schlägerei konnte nicht die Veranlaſſung ſein, denn dies Vorkommniß gehörte im Jahre 1850 ſo wenig zu den Seltenheiten, daß darum ſchwerlich die ganze Niederlaſſung zuſammengelaufen wäre. Und nicht allein die Gruben und Arbeitsplätze waren verlaſſen, auch die Spieler aus Tuttel's Trinkſtube waren herbeigekommen, Leute, die bekanntlich ſelbſt damals ruhig weiter geſpielt hatten, als French Pete und Kanaka Joe einander über den Schenktiſch des Vorderzimmers todtſchoſſen. Die ganze Anſiedelung war vor einer roh aufgezimmerten Hütte am äußerſten Ende der Lichtung verſammelt. Das Geſpräch wurde in gedämpftem Tone geführt, und man hörte oft den Namen einer Frau wiederholen; einen im Lager nur zu gut bekannten Namen: „Cherokeſen-Saly."

Vielleicht iſt es am beſten, von ihr ſo wenig als möglich zu ſprechen. Sie war ein ungebildetes und, wie wir fürchten, ein ſehr ſündiges Weib. Zur Zeit aber war ſie die einzige Frau in Roaring Camp und befand ſich gerade jetzt in einer Lage, in der ſie des Beiſtandes Einer ihres Geſchlechts recht dringend bedurft hätte. Ausſchweifend, verderbt und unverbeſſerlich erlitt ſie jetzt ein Märtyrthum, das, ſelbſt umgeben von mitfühlender

Weiblichkeit, ſchwer genug zu tragen, in ſolcher Einſamkeit aber geradezu ſchrecklich iſt. Der erſte Fluch, der das Menſchengeſchlecht traf, wiederholte ſich an ihr, indem ihre ſchwerſte Stunde ſie in einer Verlaſſenheit fand, welche die Strafe für den erſten Sündenfall ſo furchtbar gemacht haben muß. Vielleicht war es ein Theil ihrer Buße, daß „Cherokeſen-Saly" in dem Augenblicke, wo ſie des Mitgefühls, der Sorgfalt und Theilnahme einer Frau mehr als je bedurfte, nur den halb verächtlichen Geſichtern ihrer männlichen Genoſſen begegnete. Dennoch zeigten ſich einige der Anweſenden von ihren Leiden gerührt. Sandy Tipton meinte: „es ſei doch hart für die arme Saly", und vergaß in dem Mitleid mit ihrer Lage für einen Augenblick ſogar den Umſtand daß er ein Aß und zwei Buben im Aermel ſeiner Jacke trug.

Demnach mußte das, was in Roaring Camp vorging, etwas ganz Neues ſein. Der Tod war kein ungewöhnlicher Gaſt im Lager, aber die Geburt eines Menſchen war hier noch nicht vorgekommen. Schon Mancher hatte den Platz für immer und ohne die Möglichkeit der Wiederkehr verlaſſen, daß aber Einer ab initio hier eingeführt wurde, geſchah zum erſten Male, und das erklärte die Aufregung.

Geh du hinein, Stumpy, ſagte einer der angeſehenſten Männer der Anſiedelung, welcher unter dem Namen „Kentuck" bekannt war, zu dem ihm Nächſtſtehenden. Geh hinein und ſieh zu, was du thun kannſt. Du haſt ja Erfahrung in ſolchen Sachen.

es mit gutem Gewiſſen probat nennen; bei richtiger Anwendung iſt es ſo unfehlbar wie irgend eines von Euren Mitteln, Sir. Ladies und Gentlemen, ich ſetze meine Ehre zum Pfande, daß es die gewünſchte Wirkung haben wird. Sechs Pence iſt alles, was ich dafür verlange."

„Aber wie muß man es anwenden?"

„Nun wie jedes andere Pulver auch, aber ich gebe die Anweiſung erſt nach dem Verkaufe — wiewohl, wenn die Methode nicht anſchlägt, ſo will ich das Geld zurück geben."

So laſſ' ich mir's gefallen, Mr. Dioniſius, und will dafür ſorgen, daß Du Wort hältſt bei Deinem Handel. — Will Jemand ſein Flohpulver kaufen?"

„Ich," rief einer aus dem Haufen mit lachendem Munde. „Hier iſt das Sechspenceſtück. So, Hanswurſt, und wie muß ich's jetzt gebrauchen?"

„Ja, ja," ſagte Timothy, das Sechspenceſtück in die Taſche ſteckend, „will's gleich ſagen. Erſt fängt man den Floh, dann hält man ihn ganz feſt zwiſchen Daumen und Zeigefinger und drückt ein wenig, bis er das Maul aufſperrt; jetzt geſchwind ein wenig von dem Pulver hinein, und es wird ihn augenblicklich umbringen."

„Der Teufel! Wenn ich den Floh ſo feſt habe, ſo kann ich ihn ja knicken."

„Allerdings, das können Sie, wenn Sie es vorziehen. Im andern Falle aber bedienen Sie ſich des Pulvers; auf Ehre, es iſt untrüglich."

Dieſer Auftritt machte den Zuſehern gewaltigen Spaß. Timothy behielt ſein Sechspenceſtück, und damit endigte unſere heutige Ausſtellung. Melchior war ſehr zufrieden und verſicherte heute mehr eingenommen zu haben, als ſonſt in einer ganzen Woche. Die Summe betrug nicht weniger als ſiebenzehn Pfund und zehn Shillinge, alles in Shillingen und Sechspenceſtücken, während die

Vielleicht war die Wahl keine ganz ungeſchickte, denn Stumpy ſollte, wie das Gerücht ging, unter andern Himmelsſtrichen gleichzeitig Oberhaupt zweier Familien geweſen ſein, und in der That verdankte Roaring Camp — ein Aſyl für Flüchtlinge jeder Art — die Geſellſchaft Stumpy's ſolcher kleinen formellen Unregelmäßigkeit. Die verſammelte Menge billigte denn auch die auf Stumpy gefallene Wahl, und er war klug genug, ſich dem allgemeinen Beſchluſſe zu fügen. Die Thür der Hütte ſchloß ſich hinter dem extemporirten Geburtshelfer, und Roaring Camp ſetzte ſich draußen nieder, rauchte ſeine Pfeife und erwartete das Weitere.

Die Verſammlung mochte etwa hundert Köpfe zählen. Einige der Männer hatten ſich vor dem rächenden Arm der Gerechtigkeit hieher geflüchtet, die meiſten waren Frevler gegen das Geſetz, Alle aber zeigten ein ſorgloſes, unbekümmertes Geſicht. Ueberhaupt deutete in ihrer äußern Erſcheinung nichts auf ihr vergangenes Leben oder ihren Charakter. Der größte Taugenichts unter ihnen hatte einen Raphaelkopf, umgeben von der üppigſten Fülle blonder Locken; Oakhurſt, ein profeſſioneller Spieler, ſah ſo melancholiſch aus und ſo tief in ſich verſunken, wie ein Hamlet; der kaltblütigſte und verwegenſte der Männer war kaum fünf Fuß hoch, hatte eine ſanfte Stimme und verlegene, ſchüchterne Manieren. Die Benennung „Wilde“ ſchien, ſoweit es ihre äußere Erſcheinung betraf, mehr ein Name, als eine Bezeichnung. Vielleicht war das Lager in Bezug auf untergeordnete

Kleinigkeiten, wie Finger, Ohren, Zähne u. ſ. w. nicht ganz complet, aber dieſe geringen Mängel thaten ſeiner Kraft im Allgemeinen keinen Eintrag. Der ſtärkſte Mann beſaß nur drei Finger an ſeiner rechten Hand, und der beſte Schütze hatte nur ein Auge.

Das war die körperliche Beſchaffenheit der rings um die Hütte verſammelten Männer. Roaring Camp lag in einem dreieckigen Thale zwiſchen zwei Bergen und einem Fluſſe. Ein ſteiler Pfad, welcher über den Berg gegenüber der Hütte hinlief und jetzt eben hell vom Monde beſchienen wurde, bildete den einzigen Ausgang. Das leidende Weib hätte von ſeinem harten Schmerzenslager aus den Pfad ſehen können — hätte ſehen können, wie er ſich gleich einem ſilbernen Bande hinaufſchlängelte, bis er ſich in den Sternen zu verlieren ſchien.

Ein Feuer von trocknen Tannenzweigen trug zur Behaglichkeit der Verſammlung bei, und nach und nach machte ſich die natürliche Leichtlebigkeit von Roaring Camp wieder geltend. Wetten über Verlauf und Reſultat des ſich eben vollziehenden Ereigniſſes wurden abgeſchloſſen. Drei gegen Fünf, daß Saly durchkommen und das Kind am Leben bleiben würde; daneben Wetten über Geſchlecht und Ausſehen des neuen Ankömmlings, bis die lebhafte Discuſſion plötzlich durch einen Ausruf geſtört wurde. Er ging von denen aus, die der Hütte am nächſten waren, und das Lager verſtummte, um zu lauſchen. Durch das Wehen und Rauſchen der Tannen, das Brauſen des Waſſers und das Kniſtern des Feuers tönte ein durchdringender, klagender Laut, — ein Schrei, wie man ihn nie zuvor in der Anſiedelung gehört hatte. Die Tannen und das Waſſer hörten auf zu rauſchen und das Feuer zu kniſtern. Es ſchien, als hielte die Natur ſelbſt einen Moment den Athem an, um zu horchen.

Das Lager ſtand ſofort auf den Füßen wie ein Mann, Jemand machte den Vorſchlag, ein Fäßchen Pulver explodiren zu laſſen. Aber in Rückſicht auf den Zuſtand der Mutter gewann beſſerer Rath die Oberhand, und man begnügte ſich damit, einige Revolver abzufeuern, denn mit „Cherokeſen-Saly“ ging es — entweder in Folge unzureichender ärztlicher Hülfeleiſtung, oder aus irgend einem andern Grunde — ſchnell zu Ende. Nach Ablauf einer Stunde hatte ſie den ſteilen Pfad erklommen, der zu den Sternen führt, und Roaring Camp mit aller ſeiner Sünde und Schmach lag für immer hinter ihr. Daß die Nachricht den Männern großen Kummer bereitet hätte, glaube ich nicht. Sie regte wohl Keinen zu anderen Gedanken an, als zu ſolchen, die ſich auf das nunmehrige Schickſal des Kindes bezogen.

Kann es unter dieſen Umſtänden am Leben bleiben? fragte man Stumpy. Die Antwort lautete zweifelhaft. Das einzige im Lager befindliche Geſchöpf vom Geſchlecht Saly's, gleichfalls in mütterlichen Verhältniſſen, war eine Eſelin, und trotz einiger am Gelingen zweifelnder Stimmen beſchloß man, das Experiment mit ihr zu verſuchen. War es doch offenbar weniger problematiſch als das Verfahren mit Romulus und Remus; warum ſollte es nicht denſelben Erfolg verheißen?

Nachdem dieſe Einzelnheiten beſchloſſen und ins Werk geſetzt waren, worüber etwa eine zweite Stunde verging, öffnete ſich die Thür, und die Männer, die ſich in langer Reihe hinter einander aufgeſtellt hatten, traten mit neugierigen und geſpannten Geſichtern einzeln in die Hütte. Neben dem niedrigen Lager oder Brett, auf welchem die Geſtalt der Mutter, mit einem Leinentuche bedeckt, ausgeſtreckt lag, ſtand ein Tiſch von Tannenholz. Auf dieſen Tiſch hatte man eine ehemalige Lichterkiſte geſetzt, und darin lag in ſcharlachrothen Flanell gewickelt, der neue Ankömmling. Zur Seite der Kiſte ſtand ein Hut, deſſen Zweck nicht lange in Zweifel blieb.

Die Gentlemen, ſagte Stumpy mit einem wunderlichen Gemiſch von Würde und ſeinem Amte entſprechender Höflichkeit, die Gentlemen werden gebeten, durch die Vorderthür einzutreten, um den Tiſch herum zu gehen und ſich durch die Hinterthür wieder zu entfernen. Diejenigen, welche für die Waiſe etwas zu thun wünſchen, finden einen Hut bereit ſtehen.

Der Mann, welcher zuerſt eintrat, that es mit bedecktem Kopfe; als er ſich indeſſen umſah, entblößte er ſein Haupt und gab ſo, ganz unbewußt, den Folgenden das Beiſpiel. Unter Menſchen, wie dieſe, wirkt das Gute wie das Böſe anſteckend. Als die Prozeſſion vorüber zog, wurden Bemerkungen gemacht und Urtheile ausgeſprochen, die ſich wohl zunächſt an Stumpy in ſeiner Eigenſchaft als Schauſteller richteten.

Iſt er das? — Ein ungeheuer winziges Ding! — kein bischen Farbe! — Nicht größer als ein Taſchenrevolver!

Nicht weniger charakteriſtiſch, als dieſe Bemerkungen, waren die eingehenden Gaben. Eine ſilberne Schnupftabaksdoſe; eine Dublone; ein mit Silber ausgelegter Schiffs-Revolver; eine Goldprobe; ein ſehr ſchön geſticktes Damentaſchentuch (von Oakhurſt, dem Spieler); eine Diamant-Buſennadel; ein Diamant-Ring (vom Geber mit der Bemerkung begleitet, er habe die Nadel geſehen und ſei um zwei Diamanten höher gegangen); eine Schleuder; eine Bibel (Geber unbekannt geblieben); ein goldener Sporn; ein ſilberner Theelöffel (deſſen eingravirte Initialen, wie ich leider geſtehen muß, nicht die des Gebers waren); eine chirurgiſche Scheere; eine Lanzette, eine engliſche Banknote von fünf Pfund und gegen zweihundert Pfund in einzelnen Gold- und Silbermünzen.

Während dieſes Vorüberziehens bewahrte Stumpy ein eben ſo tiefes Schweigen, wie die Todte zu ſeiner Linken, und einen ebenſo unzerſtörbaren Ernſt, wie der Neugeborene zu ſeiner Rechten. Nur ein einziger Zwiſchenfall unterbrach die Monotonie der ſeltſamen Prozeſſion. Als Kentuck ſich neugierig über die kleine Kiſte beugte, drehte ſich das Kind um, ergriff in einem Anfalle von Krampf ſeinen Finger und hielt ihn einen Augenblick feſt.

Kentuck ſah ſehr einfältig und verlegen aus, und auf ſeinen wettergebräunten Wangen zeigte ſich etwas, wie ein Erröthen.

Der verd -- kleine Bengel! ſagte er, nachdem er ſeinen Finger vielleicht mit mehr Schonung und Zartheit, als er ſich ſelbſt zugetraut, wieder frei gemacht.

Dabei hielt er den Finger, beim Hinausgehen, etwas von den andern ab und beſah ihn aufmerkſam. Dieſe Beſichtigung rief dieſelbe originelle Bemerkung in Bezug auf das Kind noch einmal hervor; ja es ſchien Kentuck zu freuen, daß er ſie wiederholen konnte.

Er packte meinen Finger, ſagte er, denſelben emporhaltend, der verd — kleine Bengel!

Es war vier Uhr Morgens, ehe Roaring Camp zur Ruhe kam. In der Hütte, wo die Wächter ſaßen, brannte Licht. Stumpy ging dieſe Nacht nicht zu Bett und ebenſo wenig Kentuck. Letzterer befriedigte ſeinen Durſt in ausgiebigſter Weiſe und erzählte mit großem Behagen, was ſich zugetragen, immer mit derſelben charakteriſtiſchen Verwünſchung des Neugebornen endigend. Es ſchien als wolle er ſich dadurch vor dem ungerechten Verdacht der Sentimentalität ſchützen, denn Kentuck beſaß die Schwäche des ſtarken Geſchlechts. Als Alle zu Bett waren, ſpazierte er, nachdenklich pfeifend, zum Fluſſe hinab, wandte ſich dann zu den Gruben hinauf und ſchlenderte — immer mit derſelben demonſtrativen Sorgloſigkeit pfeifend — an der Hütte vorüber. Bei einem großen Rothholzbaume blieb er ſtehen, kehrte um und ging noch einmal an der Hütte vorüber. Auf halbem Wege zum Fluſſe blieb er abermals ſtehen, kehrte dann abermals um und klopfte an die Thür. Stumpy öffnete.

Wie geht es? fragte Kentuck, an ihm vorüber nach der Lichterkiſte blickend.

Alles in Ordnung, entgegnete Stumpy.

Nichts paſſirt?

Gar nichts.

Nun trat eine verlegene Pauſe ein. Dann nahm Kentuck Zuflucht zu ſeinem Finger, den er Stumpy hinhielt.

Er packte ihn, der verd— kleine Bengel! ſagte er. Dann zog er ſich zurück.

Am nächſten Tage wurde der Cherokeſen-Saly ein Begräbniß zu Theil, wie Roaring Camp es bieten konnte, und nachdem man ſie am Fuße des Berges zur Erde beſtattet, blieb die Anſiedelung beiſammen, um zu berathen, was mit ihrem Kinde werden ſolle. Einſtimmig und enthuſiaſtiſch wurde der Entſchluß gefaßt, dasſelbe zu adoptiren. Nur über die Art und Weiſe ſeiner Erhaltung und Erziehung entſpann ſich eine lebhafte Debatte, aber es war merkwürdig, wie fern alle vorgebrachten Argumente von jener heftigen perſönlichen Anzüglichkeit blieben, mit welcher ſonſt Meinungsverſchiedenheiten in Roaring Camp ausgefochten zu werden pflegten.

Tipton ſchlug vor, das Kind nach Red Dog, einer vierzig Meilen entfernten Niederlaſſung, zu ſenden, wo ihm weibliche Pflege zu Theil werden konnte; aber der Vorſchlag ſtieß auf heftigen und allgemeinen Widerſpruch. Es war ſicher, daß zur Zeit kein Plan, welcher auf eine Trennung von dem Knaben hinauslief, bei den Männern Anklang finden würde. Außerdem, ſagte Tom Ryder, würden die Burſchen von Red Dog den Jungen vertauſchen und uns irgend 'nen andern dafür unterſchieben.

In Roaring Camp herrſchte, wie überall, ein gründliches Mißtrauen in die Ehrlichkeit anderer Niederlaſſungen.

Auch die Herbeiſchaffung einer Amme und weiblichen Pflegerin ſtieß auf Widerſpruch. Man führte an, daß keine anſtändige Perſon ſich herbeilaſſen würde, Roaring Camp zu ihrem Aufenthalte zu wählen, und von der andern Sorte wollen wir keine wieder haben, fügte der Redner hinzu. Dieſe rückſichtsloſe Anſpielung auf die hingeſchiedene Mutter des Kindes, ſo hart ſie auch erſcheinen mochte, war die erſte Regung des Schicklichkeitsgefühls, das erſte Symptom einer Wiedergeburt des Lagers.

Stumpy ſagte gar nichts. Vielleicht hinderte ihn ein gewiſſes Zartgefühl, über die Wahl eines Nachfolgers in ſeinem Amte mitzureden. Als man ihn aber geradezu fragte, erklärte er mit Beſtimmtheit, daß er und „Jinny“ — die vorerwähnte Eſelin — vollkommen ausreichend wären, das Kind aufzuziehen. Es war etwas Originelles, Unabhängiges und Heroiſches in dem Plane, das der Anſiedelung zuſagte. Stumpy behielt ſein Amt, und man ſchickte nach Sacramento, um verſchiedene nothwendige Einkäufe machen zu laſſen.

Und wohlverſtanden, ſagte der Schatzmeiſter zu dem

Boten, als er einen Beutel mit Goldſtaub in ſeine Hände legte, wohlverſtanden, daß Ihr vom Beſten bringt, was zu haben iſt. Spitzen wißt Ihr, und Filigranarbeit und Kräuschen . . . auf die Koſten kommt's nicht an.

Und ſo ſeltſam es klingen mag, das Kind gedieh. Vielleicht erſetzte das wundervolle Klima, was ihm etwa an materieller Pflege abging. Die Natur nahm die arme Waiſe an ihre unerſchöpfliche Bruſt. Die köſtliche Luft in den Vorbergen der Sierra Nevada, eine Luft, welche, von balſamiſchen Düften erfüllt, bei jedem Athemzuge Erfriſchung und Stärkung bietet, war dem Knaben Speiſe und Trank, oder wandelte wenigſtens die Eſelsmilch ſehr glücklich in Blut und Leben um. Stumpy war der Meinung, daß die Milch und die gute Pflege Alles allein thue.

Ich und der Eſel ſind ihm Vater und Mutter, pflegte er zu ſagen und ſetzte dann wohl das hülfloſe vor ihm liegende Bündel anredend hinzu: deßhalb darfſt du uns auch niemals verlaſſen, hörſt du?

Endlich, als das Kind etwa einen Monat alt war, machte ſich die Nothwendigkeit fühlbar, ihm einen Namen zu geben. Bis dahin hatte man es nur „das Schäfchen", „Stumpy's Jungen", in Anſpielung auf ſeine vocalen Leiſtungen „den Schreihals" oder wohl auch mit Kentuck's Lieblingsausdruck: „den verd— kleinen Bengel" genannt. Aber alle dieſe Namen erwieſen ſich auf die Länge doch als zu unbeſtimmt und ungenügend und mußten ſchließlich einem Einfluſſe noch anderer Art weichen. Spieler und Glücksritter ſind gewöhnlich abergläubiſch, und eines Tages erklärte Oakhurſt, der Knabe habe der Anſiedelung ohne Frage Glück gebracht. Es ließ ſich auch nicht beſtreiten, daß die Unternehmungen der Männer in letzter Zeit vom beſten Erfolg gekrönt geweſen, und ſo entſchied man ſich für den Namen „Glück", welchem man zur größeren Bequemlichkeit noch „Tommy" beifügte. Auf die Mutter nahm man keine Rückſicht, und der Vater war unbekannt.

Es iſt am beſten für ihn, mit einem ganz neuen Spiel Karten anzufangen, ſagte der philoſophiſche Oakhurſt. Nennt ihn „Glück" und gebt ihm gute Trümpfe in die Hand.

Man ſetzte nun einen Tag für die Taufe feſt. Was dieſe Ceremonie zu bedeuten hatte, wird ſich der Leſer, der von dem Leichtſinn und der Gottloſigkeit in Roaring Camp einen Begriff gewonnen, wohl denken können. Zum Ceremonienmeiſter wurde ein gewiſſer „Boſton" gewählt, ein bekannter Witzbold, denn die Gelegenheit ſchien recht eigentlich für Scherze und Schwänke gemacht. Der erfinderiſche Spaßvogel hatte zwei Tage darauf verwendet, eine mit localen Anſpielungen ſtark gewürzte Traveſtie der kirchlichen Handlung vorzubereiten. Ein Chorgeſang war einſtudirt, und Sandy Tipton ſollte Pathenſtelle verſehen. Aber als der Zug mit Muſik und flatternden Fahnen auf dem Feſtplatze unter den Bäumen angelangt war, und man das Kind auf einem dort errichteten carikirten Altar niedergelegt hatte, trat Stumpy vor die erwartungsvolle Menge.

Waaren nicht zehn Shillinge gekoſtet hatten. Wir ſetzten uns daher mit den beſten Hoffnungen zum Abendeſſen, auch ſahen wir uns in der Folge keineswegs getäuſcht. Vier Tage blieben wir in dieſem Städtchen, und hatten eine ſchöne Einnahme. Dann zogen wir weiter, überall von dem gleichen Erfolge begleitet. Timothy und ich mußten faſt die ganze Nacht daſitzen, Signaturen ſchreiben, Pillen drehen und Mixturen machen, welches alles auf eine höchſt wiſſenſchaftliche Art geſchah. Nicht immer ſpielte Melchior die Hauptrolle, vielmehr entſchuldigte er ſich häufig beim Publikum mit Geſchäften, die ihn anders wohin riefen, mit Krankenbeſuchen, und bat um Erlaubniß, die Ausſtellung der Arzneien ſeinem weit in der Wiſſenſchaft vorgerückten Zögling überlaſſen zu dürfen. Meine einnehmende Geſtalt verſchaffte mir großen Erfolg, beſonders bei den Damen; Timothy aber hielt ſich in ſolchen Fällen, wenn er allein mit mir war, ſo gut, daß wir jedesmal einen großen Zuwachs zu Melchiors Erwerbe beitrugen, daher er ſich zuletzt nur noch flüchtig zeigte, und nach der erſten halben Stunde unter dem Vorwande, ſeine überhäuften Krankenbeſuche erlauben ihm nicht länger zu bleiben, uns die ganze Verrichtung überließ. Nach ſechswöchentlichen unaufhörlichen Erfolgen kehrten wir in unſer Lager zurück, welches, wie gewöhnlich, nicht gar ferne war.

## Sechszehntes Kapitel.

Wichtige Neuigkeiten, die aber nicht mitgetheilt werden. Aufgelöste Geſchäftsverbindung.

Melchiors Gewinn hatte alle Erwartungen überſtiegen; er bewies ſich ſehr freigebig gegen Timothy und mich, betrachtete mich

Es iſt nicht meine Sache, einen Spaß zu verderben, Jungens, ſagte der kleine Mann unerſchrocken, im Kreiſe umherblickend, aber es will mir ſcheinen, als wäre die Sache nicht recht in der Ordnung. Begehen wir nicht ein Unrecht an dem Kinde hier, wenn wir uns einen Spaß mit ihm machen, den es noch nicht verſtehen kann? Und wenn Einer aus unſrer Mitte ihn über die Taufe halten ſoll, ſo möchte ich wohl den Mann ſehen, der ein beſſeres Recht dazu hätte, als ich!

Tiefe Stille folgte auf Stumpy's Rede, zum Lobe aller Humoriſten müſſen wir indeſſen geſtehen, daß der Erſte, welcher die Richtigkeit des Geſagten anerkannte, der Witzbold war, dem man den Spaß verdarb.

Aber, fuhr Stumpy ſeinen Vortheil verfolgend fort, wir ſind zu einer Taufe hierhergekommen, und die wollen wir auch haben. So nenne ich dich denn Thomas Glück, nach den Geſetzen der vereinigten Staaten und des Staates Californien, ſo wahr mir Gott helfe!

Es war das erſte Mal, daß der Name Gottes in der Anſiedelung anders, als zum Zwecke der Profanation ausgeſprochen wurde. Die Form des Taufaktes war vielleicht noch lächerlicher, als der Spaßmacher ſie beabſichtigt hatte, aber ſeltſam genug, Niemand bemerkte es, und Niemand lachte. Tommy war ſo ernſtlich und feierlich getauft, wie er nur unter einem chriſtlichen Dache hätte getauft werden können, und er ſchrie dabei in derſelben rechtgläubigen Weiſe und wurde ebenſo beruhigt.

So begann die Wiedergeburt von Roaring Camp. Faſt unmerklich vollzog ſich eine Umwandlung in dem Lager. Zuerſt zeigte die Hütte, welche man für Tommy Glück, oder wie man ihn öfter nannte: „das Glück" beſtimmt hatte, Spuren dieſer Veränderung. Sie wurde äußerſt ſauber und reinlich gehalten; ſpäter wurde ſie mit einem Fußboden verſehen, mit Brettern verkleidet und tapezirt. Die Wiege von Roſenholz, welche man achtzig Meilen weit auf dem Rücken eines Maulthieres herbeigeſchafft, hatte, nach Stumpy's Art ſich auszudrücken, die übrige Ausſtattung der Hütte geradezu „todt gemacht", und eine neue Einrichtung war nothwendig geworden. Die Männer, welche dann und wann bei Stumpy vorzuſprechen pflegten, um zu ſehen, wie es „dem Glück" gehe und was es für Fortſchritte mache, ſchienen die Verbeſſerung mit Wohlgefallen zu betrachten und ſo ſah ſich der Rivale des Hauſes, Tuttel's Trinkſtube, aus bloßem Selbſterhaltungstriebe gezwungen, eine Anſtrengung zu machen und ebenfalls einen Teppich, ſowie einen Spiegel anzuſchaffen. Der Letztere, welcher die äußere Erſcheinung der Bürger von Roaring-Camp wiedergab, trug dazu bei, ſie mehr an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen.

Außerdem legte Stumpy Denen, welche nach der Ehre und dem Vorrecht ſtrebten, „das Glück" auf ihre Arme nehmen und umhertragen zu dürfen, eine Art von Quarantaine auf. Kentuck, der — mit der Sorgloſigkeit einer großen Natur und unter dem Einfluſſe ſeines Lebens an den Grenzen der Civiliſation — angefangen hatte, ſeine Kleidung wie eine zweite Haut zu betrachten, die er, wie die Schlange, erſt dann wechſelte, wenn ſie von ſelbſt abfiel, empfand es als harte Kränkung, daß man ihm dies Recht aus gewiſſen Gründen der Vorſicht entzog. Und ſo ſtark war bereits der Einfluß der Neuerungen, daß er von Stunde an jeden Nachmittag in einem friſch gewaſchenen Hemd und mit einem Geſicht erſchien, das vor Reinlichkeit glänzte.

Und auch die moraliſchen und ſocialen Geſundheitsregeln wurden nicht verabſäumt. Tommy, deſſen Exiſtenz, wie man annahm, in einem fortgeſetzten Verſuch zu ſchlafen verlief, durfte durch keinen Lärm geſtört werden. Das Schreien und Toben, welches der Anſiedelung zu ihrem nicht eben wohlklingenden Namen verholfen hatte, durfte ſich in der Nähe von Stumpy's Hütte nicht hören laſſen. Die Männer unterhielten ſich dort nur flüſternd, oder rauchten ihre Pfeife mit der Ernſthaftigkeit von Indianern. Flüche und Gottesläſterungen wurden, nach ſtillſchweigender Uebereinkunft, in der geheiligten Nähe nicht ausgeſtoßen, ja die ganze Anſiedelung gab es auf, ſich gewiſſer landläufiger und beliebter Redensarten, wie z. B. „Verdammtes Glück!“ oder „Der Teufel hole das Glück!“ ferner zu bedienen, weil dieſe jetzt eine andere, perſönliche Bedeutung hatten.

Geſang war nicht verboten, denn man nahm an, daß ihm eine gewiſſe beruhigende und ſänftigende Wirkung inne wohne, und ein Lied, welches „Marine Jack“ —

ein engliſcher Seemann aus Ihrer Majeſtät auſtraliſchen Colonien — zu ſingen pflegte, hatte es ſogar, als eine Art Wiegenlied, zu großer Beliebtheit gebracht. Es war eine düſtere Ballade, in welcher die Heldenthaten der Fregatte „Arethuſa" in gedämpftem Moll beſungen wurden. Jede Strophe endete mit einem langgedehnten leiſe verhallenden „am Bo—o—o—o—rd der Arethuſa." Es war ein hübſches Bild, Jack zu ſehen, welcher Tommy Glück in den Armen hielt, ihn hin und her ſchaukelte, als befinde er ſich auf ſchwankendem Schiffe, und dazu das Seemannslied ſang. War es nun dies eigenthümliche Schaukeln, oder die Länge des Geſanges — er hatte neunzig Strophen und wurde ſtets gewiſſenhaft zu Ende geſungen — genug, das Schlummerlied verfehlte faſt nie den beabſichtigten Zweck. Dabei lagen die Männer im ſanften Sommerdämmerlicht lang ausgeſtreckt unter den Bäumen, rauchten ihre Pfeifen und ſtillten ihren Durſt bei den melodiſchen Tönen. Die ganze Anſiedelung war von einer unbeſtimmten Empfindung ſtillen Glückes, von einer Art idylliſchen Behagens durchdrungen. „Wie 'errlich," ſagte der ehemalige Londoner Stutzer Simmons, indem er ſich nachdenklich auf den Ellbogen ſtützte, „ganz 'immliſch!" Er fühlte ſich nach Greenwich zurückverſetzt.

Während der langen Sommertage wurde „das Glück" gewöhnlich mit nach den Minen genommen, in welchen Roaring Camp ſeine goldenen Schätze grub. Dort pflegte der Knabe unter einem über Tannenzweigen fünf Minuten in dieſer Poſition verharrte und ſich dann herausziehen ließ, ohne einen Klagelaut von ſich zu geben. Ich verzichte darauf, noch andere Beiſpiele von ſeiner außerordentlichen Klugheit zu berichten, weil dieſelben ſich leider nur auf die Erzählungen ſeiner ſehr von ihm eingenommenen Freunde ſtützen. Einige davon waren nicht ohne einen gewiſſen Anflug von Aberglauben in Bezug auf das Kind.

Ich klettere ſoeben den Damm hinauf, berichtete Kentuck eines Tages athemlos vor innerer Erregung, und ich will verd— ſein, wenn Tommy nicht mit einer Elſter plauderte, die auf ſeinem Schooße ſaß. Sie ſchienen ſo vertraut und bekannt miteinander, wie zwei „Cherubimms."

Aber gleichviel, ob der Knabe durch die Tannenzweige brach oder ſtill auf dem Rücken liegend in die Baumkronen hinaufſah, die ſich über ihm wölbten, ſo ſangen doch die Vögel für ihn, die Eichkätzchen ſchlüpften für ihn durch die Zweige, die Blumen blühten für ihn. Die Natur war ihm Pflegerin und Spielgeſelle. Für ihn ließ ſie zwiſchen den Wipfeln goldene Streifen von Sonnenlicht herabgleiten, die ihm gerade auf die kleinen, darnach greifenden Finger fielen, ſie ſandte ihm linde, erquickende, balſamiſche Lüfte, die großen Rothholzbäume nickten und wiegten ihn in den Schlaf, die Bienen umſummten ihn, und die Dohlen begleiteten mit ihrem Krächzen das Schlummerlied.

Dies war der goldene Sommer in Roaring Camp, ſeine Blütenzeit und — die Zeit des Glückes. Die Minen gewährten ungeheure Ausbeute. Die Anſiedelung wachte eiferſüchtig über ihre Vorrechte und ſah jeden Fremden voll Mißtrauen an. Die Einwanderung wurde von ihr in keiner Weiſe unterſtützt oder ermuthigt, und um ſich noch mehr abzuſchließen, hatte Roaring Camp das Vorkaufsrecht auf alle Ländereien an den beiden Berglehnen erworben, welche die Anſiedelung begrenzten. Dies, ſowie eine hervorragende Geſchicklichkeit im Gebrauche des Revolvers, deren ſich Roaring Camp, der Sage nach, erfreute, war genügend, um alle Zudringlichen fern zu halten. Der Briefbote, das einzige Verbindungsglied zwiſchen dem Lager und der übrigen Welt, wußte zuweilen Wunderdinge aus der Anſiedelung zu erzählen.

Eine Straße haben ſie dort in Roaring, die jede Straße in Red-Dog übertrifft, berichtete er. Die Häuſer ſind mit Weinranken umzogen, und rings umher ſind Blumen gepflanzt, und ſie waſchen ſich zweimal täglich. Aber ſie ſind ſehr grob gegen Fremde und beten ein Indianerkind an.

Und mit dem zunehmenden Wohlſtande wuchs in Roaring Camp auch das Bedürfniß und der Wunſch nach weiteren Verbeſſerungen. Man ſchlug vor, im nächſten Frühjahre ein „Hotel“ zu bauen und eine oder zwei anſtändige Familien aufzufordern, dort ihren Wohnſitz zu nehmen, und zwar um „des Glückes“ willen, das doch vielleicht aus weiblichem Verkehr Nutzen ziehen konnte. Die Liebe für Tommy konnte in der That nicht beſſer bemeſſen werden, als an der Größe des Opfers, welches dieſe Männer — die im Allgemeinen über die Tugend und Nützlichkeit des weiblichen Geſchlechts außerordentlich ſkeptiſchen Anſichten huldigten — durch eine ſolche Conceſſion brachten. Einige Wenige erklärten ſich allerdings dagegen, aber da das Project nicht vor Ablauf von drei Monaten ins Werk geſetzt werden konnte, ſo gab dieſe Minderzahl nach, in der ſtillen Hoffnung freilich, daß irgend etwas der Ausführung in den Weg treten würde. Und ſo kam es in der That.

Man wird an den Abdachungen der Sierra noch lange an den Winter von 1851 denken. Im Hochgebirge fiel der Schnee maſſenhaft, und als Thauwetter eintrat, wurde jeder Bach zu einem reißenden Fluſſe, jeder Fluß zu einem See. Jede Schlucht und Kluft verwandelte ſich in einen tobenden Bergſtrom, der, nach den Niederungen hinabſtürzend, rieſige Bäume und Felsblöcke mit ſich fortriß, die Thäler überflutete und mit Trümmern überſäete. Red Dog hatte bereits zwei Mal unter Waſſer geſtanden, und Roaring Camp war gewarnt.

Waſſer hat das Gold in den Boden eingeſchwemmt, ſagte Stumpy; es war ſchon einmal hier und wird wieder hier ſein! Und in derſelben Nacht trat der North Fork aus ſeinen Ufern und überflutete das dreieckige Thal von Roaring Camp.

In der Verwirrung, welche das heranbrauſende Waſſer, die krachend niederſtürzenden Bäume und die gleichzeitig hereinbrechende, tiefe Dunkelheit verbreiteten, konnte wenig gethan werden, um das verſtreute Lager zu ſammeln. Als es Morgen wurde, ergab ſich, daß die Hütte Stumpy's, welche dem Flußufer am nächſten lag, fortgeriſſen war. Etwas höher hinauf fanden ſie den Leichnam des unglücklichen Eigenthümers — aber der Stolz, die Hoffnung, die Freude, „das Glück“ von Roaring Camp war verſchwunden, und eben wollten die Männer ſchweren Herzens heimkehren, als ſie durch einen Zuruf vom Waſſer her aufmerkſam gemacht wurden.

Es war ein Rettungsboot, welches den Fluß herauf kam. Die Mannſchaft hatte etwa eine Stunde von hier einen halbtodten Mann und ein Kind aufgefiſcht. Kannte ſie Jemand? — gehörten ſie hierher?

Es bedurfte nur eines Blickes, um Kentuck zu erkennen, der, obgleich furchtbar zerquetſcht und verletzt, „das Glück“ von Roaring Camp noch feſt in ſeinen Armen hielt. Als ſie ſich über das ſeltſame Paar beugten, ſahen ſie, daß das Kind kalt und leblos war.

Es iſt todt! ſagte der Eine.

Kentuck ſchlug die Augen auf.

Todt? wiederholte er ſchwach.

Ja, Mann, und Ihr werdet auch bald ſterben.

Ein Lichtſtrahl dämmerte in den Augen des Verſcheidenden auf.

Sterben, flüſterte er — es holt mich nach! Sagt den Kameraden, „das Glück" hätte mich mitgenommen! — Und der ſtarke Mann, der das ſchwache Kind umklammerte, wie ſich, dem Sprüchwort nach, der Ertrinkende an einen Strohhalm klammert, trieb hinab mit der dunkeln, ſchattigen Flut, die in ihrem ewigen Laufe unbekannten Ufern zuſtrömt.

als ſeine rechte Hand, und ich fand ihn von Tag zu Tag anhänglicher und liebevoller. Wir waren natürlich froh, wieder in's Lager zu kommen. Die ewige Unruhe und Aufregung, die in unſerem eigenthümlichen Gewerbe lag, machte uns eine kleine Raſt ſehr wünſchenswerth. Wie glücklich fühlte ich mich, als Flita in meine Arme ſtürzte und Nattie mit ihrem würdigen Anſtand, aber dießmal mit mehr als gewöhnlicher Herablaſſung und Freundlichkeit mich „daheim“ willkommen hieß. Daheim! ach, ich fühlte es, dieß war keine Heimath, weder für mich, noch für die kleine Flita. Es war ein vorübergehender Aufenthalt, und weiter nichts.

Länger als ein Jahr hatten wir unſere Talente auf dieſe einträgliche Weiſe verwendet, als eines Tages — ich ſaß eben am Eingange des Zeltes, ein Buch in der Hand, in welchem ich Flita leſen ließ — ein fremder Zigeuner erſchien. Er war ſehr beſtaubt, und die Schweißtropfen auf ſeiner dunkeln Stirne bewieſen, daß er einen weiten Weg gemacht hatte. Er redete Nattie, welche bei uns ſtand, in ihrer Sprache an; ich konnte nur ſo viel verſtehen, daß er nach Melchior fragte. Nachdem ſie einige Worte gewechſelt, drückten Nattie's Züge Staunen und Schrecken aus; ſie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, zog ſie aber eben ſo ſchnell wieder zurück, als ob es ihrer unwürdig wäre, ſich bewegt zu zeigen; dann blieb ſie in tiefem Sinnen ſtehen. Indeſſen näherte ſich Melchior; der Zigeuner eilte auf ihn zu und bald waren ſie in lebhafter Unterredung. Dieſe dauerte zehn Minuten; dann ging der Zigeuner an den Bach, wuſch ſein Geſicht, that einen langen Trunk, eilte hinweg und war in kurzer Zeit verſchwunden.

Melchior, der ihm nachgeſehen hatte, kam langſam auf uns zu. Ich beobachtete ihn und Nattie, denn ich konnte mir denken, daß dieſer Auftritt etwas Wichtiges zu bedeuten habe. Melchior richtete ſeinen Blick auf Nattie: ſie ſah ihn ſchmerzlich an, kreuzte die Arme, neigte ſich ein wenig, um ihre Unterwerfung anzuzeigen, und ſprach mit leiſer Stimme die Worte aus der Schrift: „Wo Du hin-

# Lokis.

Von

**Prosper Mérimée.**

(Geb. 1803, geſt. 1870.)

---

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Auguſte Scheibe.**

## I.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Theodor, ſagte Profeſſor Wittembach, ſei ſo gut und reiche mir das in Pergament gebundene Heft dort von dem zweiten Brett über dem Schreibtiſch herüber; nein, nicht das, ſondern jenes in klein Octav. Ich habe darin alle Notizen aus meinem Tagebuche von 1866, oder wenigſtens alle die, welche ſich auf den Grafen Szemioth beziehen, zuſammengetragen.

Dabei ſetzte der Profeſſor die Brille auf und las inmitten des tiefſten Schweigens was folgt:

Lokis

Motto: Miszka su Lokiu
Abu du tokiu. *)
(Lithauiſches Sprüchwort.)

Als in London die erſte lithauiſche Ueberſetzung der heiligen Schrift erſchien, veröffentlichte ich in der „Königsberger Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur“ einen Artikel, in welchem ich der gelehrten Uebertragung und

---

*) Lokis und Miſchka
In Zweien nur Einer da.

den Abſichten der Bibelgeſellſchaft volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, dabei aber auf einige leichte Irrthümer aufmerkſam machte und darauf hinwies, daß dieſe Ueberſetzung doch nur einem Theile des lithauiſchen Volkes zu Gute komme, da der Dialekt, deſſen man ſich bedient, ſchwer verſtändlich für die Bewohner der Diſtricte ſei, in denen die ſchamaitiſche, oder wie man ſie volksthümlich nennt, die ſchmudiſche Sprache geſprochen wird. Es iſt dies die Mundart, welche im Herzogthum Samogitien gebräuchlich iſt und dem Sanskrit vielleicht noch näher ſteht als das Hoch-Lithauiſche. Dieſe Bemerkung, obgleich ſie mir die heftigſte Entgegnung eines gewiſſen in Dorpat wohlbekannten Profeſſors zuzog, leuchtete dem ehrenwerthen Verwaltungsrath der Bibelgeſellſchaft ein, und er machte mir den ſchmeichelhaften Antrag, die Ueberſetzung des Evangeliums Mathäi ins Schamaitiſche zu übernehmen und die Herausgabe zu leiten und zu überwachen.

Ich war damals zu ſehr durch meine transuraliſchen Sprachſtudien in Anſpruch genommen und hätte mich einer ausgedehnteren Arbeit, welche vielleicht die vier Evangelien umfaßt, nicht unterziehen können, ſchob aber dieſer Aufgabe zu Liebe meine Verheirathung mit Fräulein Gertrud Weber auf und begab mich nach Kowno, in der Abſicht, alle linguiſtiſchen gedruckten, oder im Manuſcript vorhandenen Denkmäler der ſchmudiſchen Sprache, deren ich habhaft werden könnte, zuſammenzutragen. Beſonders rechnete ich auf Volkslieder (daïnos) ſowie auf Erzählungen und

Legenden (pasakos), welche mir das Material zu einem Wörterbuche liefern ſollten, deſſen Zuſammenſtellung der Ueberſetzung vorangehen mußte.

Unter anderen Empfehlungsbriefen hatte man mir einen an den jungen Grafen Michael Szemioth mitgegeben, deſſen Vater, wie man mich verſicherte, den berühmten ſamogitiſchen Katechismus von Lawicki beſeſſen, ein Buch, welches ſo ſelten iſt, daß hie und da ſelbſt ſeine Exiſtenz beſtritten wurde, namentlich von jenem Dorpater Profeſſor, deſſen ich ſchon erwähnte. Außerdem ſollten ſich in der Bibliothek des Grafen nicht nur eine Sammlung alter Dainos, ſondern auch Dichtungen in der alten preußiſchen Mundart befinden. Nachdem ich dem Grafen geſchrieben, um ihm den Zweck meines Beſuches mitzutheilen, empfing ich von ihm eine liebenswürdige Aufforderung, die zu meinen Studien nöthige Zeit im Schloſſe Medintiltas zuzubringen, eine Einladung, die mit der Verſicherung ſchloß, der Schreiber thue ſich etwas darauf zu Gute, das Schmudiſche faſt ebenſo geläufig zu ſprechen, wie die Bauern, und es würde ihm Freude machen, ſeine Bemühungen mit den meinigen in der Aufgabe zu vereinigen, welche eine ebenſo bedeutende wie intereſſante zu werden verſpreche. Wie viele der reichſten Grundbeſitzer Lithauens, bekannte ſich der Graf zur evangeliſchen Religion, deren Diener zu ſein ich die Ehre habe. Uebrigens hatte man mich darauf vorbereitet, daß er nicht ohne gewiſſe Wunderlichkeiten ſei, ſchilderte mir ihn aber als ſehr gaſtfrei, als Freund der Künſte und

Wiſſenſchaften, ſowie als beſondern Gönner ihrer Jünger, und ſo reiſ'te ich nach Medintiltas ab.

Am Perron des Schloſſes wurde ich von dem Intendanten des Grafen empfangen und ſofort nach den für mich beſtimmten Gemächern geführt.

Der Herr Graf bedauert ſehr, nicht mit dem Herrn Profeſſor ſpeiſen zu können; er leidet heute etwas an Migraine, die ihn von Zeit zu Zeit heimſucht, ſagte der Mann. Wenn der Herr Profeſſor das Diner nicht auf dem Zimmer einzunehmen wünſchen, ſo würden Sie vielleicht mit Herrn Dr. Fröber, dem Arzt der Frau Gräfin, ſpeiſen? In einer Stunde wird gegeſſen; Toilette iſt nicht nöthig. Wenn der Herr Profeſſor Befehle zu geben haben, ſo iſt hier die Klingel.

Nach dieſen Worten zog ſich der Intendant mit einer tiefen Verbeugung zurück.

Mein Zimmer war geräumig, gut möblirt, mit Spiegeln und Vergoldungen geſchmückt und hatte von der einen Seite die Ausſicht nach dem Garten oder vielmehr nach dem Parke des Schloſſes, von der andern nach dem großen Hofe. Trotz der Benachrichtigung: Toilette iſt nicht nöthig, glaubte ich meinen ſchwarzen Anzug aus dem Koffer nehmen zu müſſen und ſtand, eben beſchäftigt, meine kleinen Habſeligkeiten auszupacken, in Hemdärmeln da, als mich das Rollen eines Wagens an das nach dem Hofe führende Fenſter lockte. Eine elegante Kaleſche war ſoeben vorgefahren. Darin ſaß eine ſchwarz gekleidete Dame, ein Herr und eine Frau, welche letztere die Tracht der lithauiſchen Bäuerinnen trug, aber ſo groß und ſtark war, daß ich anfänglich in Verſuchung gerieth, ſie für einen verkleideten Mann zu halten. Dieſe Frau ſtieg zuerſt aus, zwei andere Weiber, von nicht minder robuſtem Aeußern, ſtanden bereits auf dem Perron. Der Herr neigte ſich zu der ſchwarzgekleideten Dame und ſchnallte, zu meiner nicht geringen Verwunderung, einen breiten ledernen Gürtel auf, welcher ſie an ihren Platz in der Kaleſche feſſelte. Die Dame hatte lange, weiße, verwirrte Haare und große, weit geöffnete Augen, die völlig leblos ſchienen; man hätte ſie für eine Wachsfigur halten können. Nachdem ſie losgeſchnallt war, richtete ihr Geſellſchafter in ſehr ehrerbietiger Weiſe und mit dem Hute in der Hand einige Worte an ſie, die ſie aber nicht im Geringſten zu beachten ſchien. Er wandte ſich nun zu den Dienerinnen, gab ihnen ein Zeichen mit dem Kopfe und augenblicklich bemächtigten ſie ſich der ſchwarzen Dame, hoben ſie, trotz ihrer Bemühungen, ſich an die Kaleſche feſtzuklammern, leicht wie eine Feder heraus und trugen ſie ins Haus. Einige Diener waren Zeuge dieſer Scene, ſchienen aber nichts Ungewöhnliches darin zu erblicken.

Der Mann, welcher den ganzen Vorgang geleitet hatte, zog ſeine Uhr und fragte, ob man bald zu Tiſch gehen würde?

In einer Viertelſtunde. Herr Doctor; entgegnete der Diener.

Ich errieth ohne große Mühe, daß ich Dr. Fröber vor mir hatte, und daß die ſchwarze Dame die Gräfin war. Ihrem Alter nach mußte ſie die Mutter des Grafen Szemioth ſein. Die gebrauchten Vorſichtsmaßregeln ließen keinen Zweifel, daß ſie an Geiſtesſtörung leide.

Einen Augenblick ſpäter trat Dr. Fröber ſelbſt in mein Zimmer.

Da Graf Szemioth leidend iſt, muß ich mich Ihnen ſelbſt vorſtellen, Herr Profeſſor, ſagte er. Ich bin Dr. Fröber und ſehr erfreut, die Bekanntſchaft eines Gelehrten zu machen, deſſen Verdienſte allen Leſern der Königsberger Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur ſo wohl bekannt ſind. Wäre es Ihnen vielleicht angenehm, wenn das Diner bald ſervirt würde?

Ich beantwortete ſeine Complimente ſo gut als möglich und erklärte mich gern bereit, ihm zu Tiſch zu folgen.

Sobald wir den Speiſeſaal betreten hatten, präſentirte uns der Haushofmeiſter, nach der Sitte des Landes, eine ſilberne Platte mit Liqueur und allerlei geſalzenen, ſtark gewürzten, den Appetit anregenden Delicateſſen.

Erlauben Sie mir, Herr Profeſſor, Ihnen in meiner Eigenſchaft als Arzt ein Gläschen von dieſem Starka zu empfehlen, wirklich echten Cognac, der ſeit fünfzig Jahren auf dem Faſſe liegt. Er iſt die Krone aller Liqueure. Dazu nehmen Sie eine von dieſen Drontheimer Anchovis; nichts iſt geeigneter, den Magen, der zu den wichtigſten Organen unſeres Körpers gehört, anzuregen. Und nun zu Tiſch! . . Aber warum ſprechen wir nicht Deutſch? Sie ſind aus Königsberg, ich bin zwar aus

Memel, habe aber in Jena ſtudirt. Auf dieſe Weiſe ſind wir ungenirter, und die Diener, welche nur polniſch und ruſſiſch ſprechen, verſtehen uns nicht.

Anfänglich aßen wir ſchweigend; nachdem wir aber das erſte Glas Madeira getrunken, fragte ich den Doctor, ob der Graf oft an dem Uebel leide, das uns heute ſeiner Geſellſchaft beraubte.

Ja und nein, entgegnete er. Das hängt von den Ausflügen ab, die er macht.

Wie ſo?

Reitet er z. B. nach der Richtung von Roſiano, ſo kehrt er ſtets mit Migräne und in der ſchlechteſten Laune zurück.

Seltſam! — ich bin doch auch in Roſiano geweſen, und es iſt mir nie etwas Aehnliches geſchehen!

Ja, Sie ſind auch nicht verliebt! entgegnete der Doctor lachend.

Ich ſeufzte, indem ich an Gertrud Weber dachte.

Die Braut des Grafen wohnt alſo in Roſiano? fragte ich.

Ja, in der Nähe. Aber von Brautſchaft iſt noch nicht die Rede. Sie iſt eine ausgemachte Kokette und wird es noch dahin bringen, daß er den Verſtand verliert, wie ſeine Mutter.

Die Frau Gräfin iſt allem Anſchein nach krank?

Wahnſinnig, lieber Profeſſor, total wahnſinnig. Am wahnſinnigſten bin aber ich, daß ich hier bleibe.

Hoffen wir, daß die Gräfin unter Ihrer Pflege die Geſundheit wiederfindet.

Der Doctor ſchüttelte den Kopf, während er ſorgfältig die Farbe eines Glaſes Bordeaux prüfte, das er in der Hand hielt.

Wie Sie mich hier ſehen, Herr Profeſſor, war ich Ober-Arzt beim Kaluga'ſchen Regimente, fuhr er dann fort. Bei Sebaſtopol hatten wir vom Morgen bis zum Abend Arme und Beine abzuſchneiden, von den Bomben, welche um uns herumflogen wie die Fliegen um einen wund gedrückten Gaul, gar nicht zu ſprechen. Dabei waren wir aufs Schlechteſte genährt und verpflegt, aber ich fühlte mich glücklicher als hier, wo ich eſſe, trinke und wohne, wie ein Fürſt, und bezahlt werde wie ein kaiſerlicher Leibarzt . . . Ich vermiſſe die Freiheit, beſter Herr Profeſſor! Denken Sie doch, daß man bei dieſem Dämon von einer Frau niemals eine ruhige Minute hat!

Behandeln Sie die Gräfin ſchon lange?

Beinahe zwei Jahre; aber ſie iſt ſeit faſt ſiebenundzwanzig Jahren wahnſinnig, war es ſchon vor der Geburt des Grafen. Hat man Ihnen in Roſiano nicht davon erzählt? Nun, ſo hören Sie; es iſt dies ein Fall, über den ich in der Petersburger Mediziniſchen Zeitſchrift ſpäter eine Abhandlung veröffentlichen werde. Sie iſt aus Furcht wahnſinnig geworden. . . . .

Aus Furcht? Wie iſt das möglich?

Aus Furcht! Sie ſtammt aus der Familie der Kynſtuts . . . ja, in dieſem Hauſe hier ſchließen wir gehſt, da will ich auch hingehen; Dein Volk ſoll mein Volk ſeyn, und Dein Gott mein Gott.“ Dann ging er mit ihr hinweg; ſie ſetzten ſich in einiger Entfernung, länger als eine Stunde in ernſtem Geſpräch verharrend.

„Japhet,“ ſagte Melchior zu mir, nachdem er Nattie verlaſſen hatte: „ich muß Dir etwas ſagen, was Dich in Erſtaunen ſetzen wird. Ich habe Dir alles anvertraut was ich irgend mittheilen darf, aber es gibt Geheimniſſe in jedes Menſchen Leben, die allein bei ihm und dem Weibe, das durch heilige Bande an ihn geknüpft iſt, ruhen müſſen. Wir trennen uns, Japhet. In wenigen Tagen wird dieſes Lager ohne uns aufbrechen und dieſes Volk ſich mit einer andern Abtheilung des Stammes vereinigen. Du wirſt mich nicht mehr ſehen. Frage nicht, ich kann Dir nicht antworten.“

„Und Nattie?“

„Folgt meinem Stern, wohin er uns immer führen mag. Auch ſie wirſt Du nicht wieder ſehen.“

„Um mich iſt mir's nicht bange, Melchior: die Welt ſteht mir offen, denn ohne Euch möcht' ich doch nicht bei den Zigeunern bleiben. Aber beantwortet mir eine Frage: Was ſoll aus der kleinen Flita werden? Muß ſie bei dem Stamme bleiben, zu dem ſie doch nicht gehört, oder ſoll ſie mit Euch gehen?“

Melchior zögerte. „Ich weiß Dir kaum zu antworten, — aber was kann Dir am Schickſale eines Soldatenkindes liegen?“

„Wenn ſie das auch wäre, Melchior, ſo hinge ich doch von ganzem Herzen an dieſem Kinde, und wäre nicht im Stande ſie hier bleiben zu ſehen. Uebrigens bin ich feſt überzeugt, daß Ihr mir hierin nicht die Wahrheit geſagt habt: denn das Mädchen beſitzt gewiſſe Erinnerungen, und hat mir gewiſſe Züge aus ihrer Kindheit erzählt, welche beweiſen, daß ſie aus keiner geringen Familie ſtammt, und daß ſie den Ihrigen geſtohlen worden ſeyn muß.“

„So, iſt ihr Gedächtniß ſo gut?“ verſetzte Melchior, und biß keine Mesalliancen, denn wir ſtammen von Gedimin ab! . . . Aber hören Sie, beſter Herr Profeſſor. Zwei oder drei Tage nach der Hochzeit, die in dem Schloſſe ſtattfand, wo wir gegenwärtig zu Tiſch ſitzen . . . (auf Ihre Geſundheit! . . . ) veranſtaltete der Graf, d. h. der Vater des jetzigen Beſitzers, eine große Jagd. Wie Sie wiſſen, ſind die lithauiſchen Damen kühne Reiterinnen . . . die Gräfin nimmt alſo an der Jagd Theil . . . bleibt hinter den Jägern zurück oder eilt ihnen, was weiß ich, voraus . . . genug, plötzlich erblickt der Graf den kleinen Koſaken der Gräfin, einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, welcher mit verhängten Zügeln herangeſprengt kommt.

Herr, ruft der Knabe, ein Bär ſchleppt die Gräfin fort!

Wo, wo? fragt der Graf.

Dort! entgegnet der kleine Koſak.

Die ganze Jagdgeſellſchaft eilt nach der bezeichneten Richtung; keine Gräfin zu ſehen! Nichts als ihr erwürgtes Pferd und ihr zerriſſener Pelz. Suchend durchſtreift man den Wald nach allen Richtungen. Endlich ſchreit ein Jäger: Da iſt der Bär! In der That erblickt man das Thier, welches eben eine Lichtung paſſirt und die Gräfin mit ſich ſchleppt . . . wahrſcheinlich um ſie im Dickicht mit Bequemlichkeit zu zerreißen und zu verzehren, denn die Bären ſind Gutſchmecker und halten ihre Mahlzeiten, wie die Mönche, gern ungeſtört. Der Graf, erſt ſeit zwei Tagen verheirathet, will ſich mit dem Jagdmeſſer in der Hand ritterlich auf das Thier ſtürzen, aber ein lithauiſcher Bär läßt ſich nicht abfangen wie ein Hirſch. Glücklicherweiſe giebt der Jäger des Grafen, ein betrunkener Burſche, der an dem Tage nicht mehr ein Kaninchen von einem Reh zu unterſcheiden vermochte, auf hundert Schritt Feuer, ohne ſich im mindeſten darum zu kümmern, ob ſeine Kugel das Thier oder die Frau trifft. . . .

Und er tödtet den Bären?

Auf der Stelle. Solche Meiſterſchüſſe thun nur Betrunkene. Es giebt aber auch Kugeln, die ihre Vorbeſtimmung haben, Herr Profeſſor. Wir beſitzen hier kundige Leute, die ſolche zu feſten Preiſen verkaufen! . . Die Gräfin war alſo ſehr zerkratzt, ohne Beſinnung und hatte ein Bein gebrochen. Man hebt ſie auf, ſie kommt zu ſich, aber ihr Geiſt iſt geſtört. Man bringt ſie nach Petersburg, vier berühmte, mit allen möglichen Orden decorirte Aerzte halten eine große Conſultation. Sie ſagen, die Gräfin iſt guter Hoffnung, es iſt möglich, daß bei der Geburt des Kindes eine günſtige Kriſis eintritt. Bis dahin ſoll ſie ſich in guter Luft, auf dem Lande aufhalten, Molken trinken u. ſ. w. Jeder der Aerzte erhält hundert Rubel. Neun Monate ſpäter giebt die Gräfin einem wohlgebildeten Knaben das Leben — aber die günſtige Kriſis? . . Gehorſamer Diener! . . . Im Gegentheil, die Krankheit wird ſchlimmer. Der Graf zeigt ihr das Söhnchen . . . ein Mittel, das nie ſeine Wirkung verfehlt . . . in Romanen nämlich. „Tödtet ihn . . . tödtet das Thier!“ . . ruſt die Gräfin, und es fehlte wenig, daß ſie dem Kinde nicht den Hals umdrehte. Seitdem wechſelt ihr Zuſtand zwiſchen Stumpfſinn und Wuthanfällen . . . Dabei ſtarker Hang zum Selbſtmord. Wir müſſen ſie anſchnallen, um ſie in die Luſt bringen zu können, und drei ſtarke Weiber vermögen kaum ſie zu halten. Nur ein Mittel giebt es, ſie zur Ruhe zu bringen . . . beachten Sie die Thatſache, Herr Profeſſor. Bin ich mit meinem Latein zu Ende, ohne Gehorſam erzwingen zu können, ſo drohe ich, ihr die Haare abzuſchneiden. Dieſe Haare waren, glaube ich, ehedem ſehr ſchön, und Eitelkeit ſcheint das letzte menſchliche Gefühl zu ſein, welches lebendig in ihr geblieben iſt. Seltſam, nicht wahr? Dürfte ich nur thun, was ich wollte, vielleicht gelänge es mir doch, ſie herzuſtellen!

Wodurch?

Durch Schläge. Ich habe auf dieſe Weiſe zwölf Bäuerinnen in einem Dorfe curirt, wo die ruſſiſche Epidemie des Beſeſſenſeins ausgebrochen war. Dieſe beſteht nämlich darin, daß eine Frau zu heulen anfängt; bald darauf beginnt auch ihre Gevatterin, und binnen drei Tagen heult das ganze Dorf.*) Mit Schlägen bin ich da zum Ziele gekommen. Man nimmt dazu Haſelruthen, die ſehr geſchmeidig ſind. Aber der Graf hat mir nie erlauben wollen, den Verſuch zu machen.

---

*) Man nennt in Rußland eine Beſeſſene Klikouſcha, ein Wort, das von klik heulen, herkommt.

Wie? Sie wollen, er ſolle zu dieſer abſcheulichen Behandlung ſeine Einwilligung geben?

O, er hat ſeine Mutter ſo ſelten geſehen . . . Außerdem wäre es ja zu ihrem Beſten. Aber ſagen Sie mir, Herr Profeſſor, hätten Sie je geglaubt, daß man aus Furcht den Verſtand verlieren könnte?

Die Lage der Gräfin war allerdings entſetzlich . . . Sich in den Klauen eines wilden Thieres zu befinden! . .

Ihr Sohn iſt ihr darin ſehr unähnlich. Es mag etwa ein Jahr her ſein, daß er ſich in faſt gleicher Situation befand, und Dank ſeiner Kaltblütigkeit iſt er ohne allen Schaden davongekommen.

Ohne Schaden aus den Tatzen eines Bären?

Einer Bärin und zwar einer der größten, die man ſeit lange geſehen. Der Graf wollte ihr mit dem Spieß zu Leibe gehen. Aber ſie ſchlägt das Eiſen zur Seite, ſtürzt ſich auf den Grafen und wirft ihn mit derſelben Leichtigkeit zu Boden, wie ich dieſe Flaſche umwerfen würde. Der Graf, ein Schalk, ſpielte den Todten. Die Bärin beriecht und beſchnüffelt ihn und fährt ihm dann, anſtatt ihn zu zerreißen, mit der Zunge übers Geſicht. Der Graf beſitzt Geiſtesgegenwart genug, ſich nicht zu rühren, und das Thier geht ruhig ſeines Weges.

Die Bärin hat wahrſcheinlich geglaubt, er wäre todt. Ich habe in der That gehört, daß Bären nichts Todtes freſſen.

Man muß es glauben und auf die Beſtätigung durch eigene Erfahrung verzichten. Aber in Beziehung auf die Wirkungen der Furcht möchte ich Ihnen noch eine Geſchichte aus Sebaſtopol erzählen. Wir ſaßen ihrer Fünf oder Sechs um einen Krug Bier, den man uns hinter die Ambulanz der berühmten fünften Baſtion gebracht hatte. Die Vedette rief: eine Bombe! Wir werfen uns Alle platt zur Erde, mit Ausnahme eines Einzigen, eines gewiſſen . . . doch der Name thut nichts zur Sache. Dieſer Eine, ein junger Offizier, welcher eben angekommen war, blieb ſtehen und hielt gerade in dem Augenblicke, als die Bombe platzte, ein volles Glas in der Hand. Das Geſchoß nahm meinem Kameraden, Andre Speranski, einem braven Burſchen, den Kopf weg und zerſchlug den Bierkrug, der glücklicherweiſe beinahe leer war. Als wir nach der Exploſion wieder aufſtanden, erblickten wir, inmitten des ſich verziehenden Rauches, unſern Freund, welcher eben ſeinen letzten Schluck Bier austrank, als ob nichts geſchehen wäre. Wir hielten ihn natürlich für einen Helden. Am nächſten Tage begegne ich dem Hauptmann Gedeonoff, der eben aus dem Hoſpital entlaſſen iſt. Ich eſſe heute mit euch, ſagte er, und um meine Auferſtehung zu feiern, werde ich den Champagner bezahlen. Wir ſetzen uns zu Tiſche, der junge Offizier, der geſtern, während die Bombe platzte, das Bier austrank, war ebenfalls anweſend, aber auf den Champagner nicht vorbereitet. Ohne daß er es bemerkt, läßt man in ſeiner Nähe einen Pfropfen ſpringen . . . Paff! der Stöpſel trifft ihn an die Schläfe; er ſtößt einen Schrei aus und wird beinahe ohnmächtig. Denken Sie ſich, unſer Held hatte ſich das erſte Mal ganz gehörig gefürchtet, und wenn er, ſtatt ſich an die Erde zu werfen, ſein Bier austrank, ſo geſchah das, weil er vor Schrecken dergeſtalt den Kopf verloren, daß er nur noch einer ganz unbewußten, mechaniſchen Bewegung mächtig geweſen war. In der That, Herr Profeſſor, die menſchliche Maſchine . . . .

Herr Doctor, die Idanowna läßt Ihnen ſagen, daß die Frau Gräfin ſich weigert zu eſſen! meldete ein eintretender Diener.

Der Teufel ſoll ſie holen! brummte der Arzt. Ich komme! Wenn ich meinen Dämon dazu gebracht habe, zu eſſen, können wir, wenn es Ihnen recht iſt, eine Partie Préférence oder Duratschki ſpielen.

Ich bedauerte meine Unwiſſenheit in jeder Art von Spiel und begab mich, während der Doctor zu ſeiner Kranken ging, in mein Zimmer, um an Gertrud zu ſchreiben.

## II.

Die Nacht war heiß, und ich hatte das nach dem Park hinausgehende Fenſter of [illegible] ſſen. Da ich, nachdem mein Brief fertig war, noch keine Luſt verſpürte, zu ſchlafen, ſo beſchäftigte ich mich damit, die lithauiſchen unregelmäßigen Zeitwörter durchzugehen, um im Sanskrit nach dem Grunde ihrer verſchiedenartigen Unregelmäßigkeiten zu forſchen.

Als ich noch bei dieſer mich ſehr in Anſpruch nehmenden Arbeit war, hörte ich, wie ein Baum in der Nähe meines Fenſters in heftige Bewegung gerieth. Ich hörte die dürren Zweige knacken, und es ſchien mir, als ob ein großes, ſchweres Thier ihn zu erklettern verſuchte. Noch ganz unter dem Eindrucke der Bärengeſchichte, welche der Doctor mir erzählt hatte, ſtand ich nicht ohne eine gewiſſe Erregung auf und erblickte einige Fuß von meinem Fenſter im Laubwerk des Baumes einen menſchlichen Kopf, der durch das volle darauffallende Licht meiner Lampe beleuchtet wurde. Die Erſcheinung währte nur einen Moment, aber der eigenthümliche Glanz der Augen, die meinem Blicke begegneten, überraſchte mich mehr, als ich zu ſagen vermag. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück. Dann aber eilte ich ans Fenſter und fragte den Eindringling im ſtrengſten Tone, was er wolle. Währenddeſſen hörte ich ihn in aller Eile hinabklettern; ſchließlich faßte er mit den Händen einen großen Aſt, und denſelben mit ſich hinabbiegend, ließ er ſich auf den Boden fallen, wo er alsbald verſchwand. Ich klingelte, ein Diener kam herbei. Ich erzählte ihm, was ſoeben geſchehen.

Der Herr Profeſſor werden ſich ohne Zweifel getäuſcht haben.

Ich bin deſſen, was ich ſage, ganz ſicher, entgegnete ich; aber ich fürchte, es befindet ſich ein Dieb im Park.

Unmöglich.

Alſo war es Jemand aus dem Hauſe?

Der Diener ſah mich, ohne zu antworten, mit großen Augen an. Endlich fragte er, ob ich ihm noch etwas zu befehlen hätte. Ich hieß ihn das Fenſter ſchließen, legte mich zu Bett und ſchlief ſanft und gut, ohne weder von Bären noch von Dieben zu träumen.

Am andern Morgen war ich eben beſchäftigt, meine Toilette zu vollenden, als an meine Thür geklopft wurde. Ich öffnete und befand mich einem ſehr großen, ſchönen jungen Mann gegenüber, der in einen bucharischen Schlafrock gekleidet war und eine lange türkiſche Pfeife in der Hand hielt.

Ich komme, Sie um Verzeihung zu bitten, Herr Profeſſor, daß ich einen Gaſt, wie Sie, nicht beſſer empfangen konnte, ſagte er. Ich bin Graf Szemioth.

Ich erwiderte, daß ich ihm im Gegentheil für eine ſo liebenswürdige Gaſtfreundſchaft, wie die mir erwieſene, ſehr zu danken habe, und fragte, ob ſeine Migräne vorüber ſei.

So ziemlich — bis zu einem neuen Anfall; entgegnete er mit traurigem Ausdruck. Sind Sie denn hier erträglich aufgehoben? Sie müſſen bedenken, daß Sie ſich unter Barbaren befinden. In Samogitien darf man keine allzugroßen Anſprüche machen.

Ich verſicherte, daß ich mich gar nicht beſſer befinden könne. Aber während ich mit ihm ſprach, konnte ich mich nicht enthalten, ihn mit einer Neugier zu betrachten, die ich ſelbſt ziemlich unſchicklich fand. Sein Blick hatte etwas ganz Eigenthümliches, das mich, ich mochte wollen oder nicht, an den Mann erinnerte, den ich geſtern Abend auf dem Baume geſehen hatte . . .

Aber wie ſollte Graf Szemioth dazu kommen, Nachts auf Bäume zu klettern? fragte ich mich.

Der junge Mann hatte eine hohe, ſehr entwickelte, obgleich ein wenig ſchmale Stirn. Seine Züge waren durchaus regelmäßig, nur ſtanden die Augen etwas dicht zuſammen. Es ſchien, als wäre, von einer Thränendrüſe zur andern, nicht mehr Platz genug für ein drittes Auge, wie es die Regel der griechiſchen Sculptur verlangt. Sein Blick war durchdringend. Unſere Augen begegneten ſich, wie gegen unſern Willen, mehrere Mal mit forſchendem Ausdruck, und immer wendeten wir ſie mit einer gewiſſen Verlegenheit ab. Plötzlich brach der Graf in ein Gelächter aus und rief:

Sie haben mich alſo wiedererkannt?

Wiedererkannt?

Ja, als den großen Gaſſenjungen von geſtern Abend!

O, Herr Graf! . . .

Ich hatte den ganzen Tag ſehr leidend in meinem Zimmer zugebracht. Am Abend befand ich mich etwas beſſer und ging im Garten ſpazieren. Ich ſah Ihr Licht und gab der Neugier nach . . . Ich hätte mich nennen und mich Ihnen vorſtellen ſollen, aber die Situation war zu lächerlich. Ich ſchämte mich und lief davon. Wollen Sie verzeihen, daß ich Sie inmitten Ihrer Studien ſtörte?

Alles dies wurde in einem Tone geſagt, der ſcherzhaft klingen ſollte; aber der Sprecher wurde dabei roth und befand ſich offenbar in großer Verlegenheit. Ich that Alles, was ich konnte, um ihn zu überzeugen, daß dies erſte Sehen keinen unangenehmen Eindruck in mir hinterlaſſen, und um das Geſpräch abzubrechen, fragte ich ihn, ob es wahr ſei, daß er den ſamogitiſchen Katechismus von Lawicki beſitze?

Das iſt wohl möglich. Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich in der Bibliothek meines Vaters wenig Beſcheid weiß. Er liebte alte Bücher und Raritäten, und ich leſe nur moderne Schriftſteller. Aber wir werden nachſuchen, Herr Profeſſor. Sie wollen alſo, daß wir das Evangelium künftig in ſchmudiſcher Sprache leſen?

Glauben Sie nicht, Herr Graf, daß eine Ueberſetzung der heiligen Schrift in die Sprache dieſes Landes ſehr wünſchenswerth wäre?

Gewiß. Indeſſen geſtatten Sie mir wohl eine Bemerkung. Ich möchte behaupten, daß unter den Leuten, die nur Schamaitiſch verſtehen, kein Einziger iſt, welcher leſen kann.

Vielleicht iſt es ſo, aber ich möchte mir erlauben, Ew. Excellenz*) dagegen zu bemerken, daß die große Schwierigkeit, leſen zu lernen, gerade auf dem Mangel an Büchern beruht. Wenn das Land erſt gedruckte Bücher beſitzt, wird man ſie auch leſen wollen und wird deßhalb leſen lernen. So iſt's ſchon vielen wilden Völkern die Zähne übereinander. „Davon hat ſie weder gegen Nattie, noch gegen mich etwas merken laſſen."

---

*) Siatelſtwo, der Titel, welchen man einem Grafen giebt.

„Das läßt ſich vermuthen; aber ein geſtohlenes Kind iſt ſie, Melchior, und ſie ſoll nicht hier bleiben."

„Soll nicht?!"

„Nein, ſie ſoll nicht, Melchior. Wenn Ihr die Bande verlaßt, ſo habt Ihr keine Gewalt mehr, und könnt auch kein Intereſſe mehr für das Kind haben. So mag ſie denn wählen: wenn ſie mit mir zu gehen wünſcht, ſo will ich ſie zu mir nehmen, und nichts ſoll mich daran hindern! Ich thue Euch hiermit kein Unrecht, auch könnt Ihr's keinen Treubruch heißen."

„Wie willſt Du das wiſſen? Ich kann ja geheime Gründe haben."

„Nein, was könnte Euch an einem Soldatenkinde liegen, Melchior?"

Er ſchien beſtürzt und verlegen. „Sie iſt kein Soldatenkind, Japhet, ich will's bekennen, daß ſie geſtohlen worden iſt: Du mußt aber deßhalb nicht glauben, daß ich oder Nattie ſie geſtohlen haben."

„Ich habe Euch nie beſchuldigt, oder auch nur für fähig gehalten, aber eben deßwegen überraſcht mich Euer jetziges Benehmen. Geht ſie lieber mit Euch, ſo hab' ich nichts mehr zu ſagen; wo aber nicht, ſo fordere ich ſie von Euch, und werde, wenn ſie zuſtimmt, mich Eurer Einmiſchung widerſetzen."

„Japhet," ſagte Melchior nach einer Weile, „wir wollen in der Abſchiedsſtunde keinen Streit anfangen. Du ſollſt ſogleich Antwort haben."

Er kehrte zu Nattie zurück, um ſich wieder mit ihr zu beſprechen. Ich aber eilte zu Flita.

„Flita, weißt Du, daß das Lager aufbricht, und daß Melchior und Nattie es verlaſſen?"

„Das wäre!" rief ſie erſtaunt. „Und was wird denn aus Dir und Timothy?"

ergangen . . . zu denen ich die Bewohner dieſes Landes indeſſen keineswegs zählen möchte. Und iſt's denn außerdem nicht ſchade, daß eine Sprache vom Erdboden verſchwinden ſoll, ohne ein Spur zu hinterlaſſen? ſetzte ich hinzu. Seit etwa dreißig Jahren iſt das Preußiſche nur noch eine todte Sprache. Der letzte Menſch, welcher Corniſch verſtand, iſt in dieſen Tagen geſtorben . . .

Traurig freilich! unterbrach mich der Graf. Alexander von Humboldt erzählte meinem Vater, er habe in Amerika einen Papagei geſehen, welcher allein noch einige Worte von der Sprache eines von den Blattern gänzlich aufgeriebenen und völlig ausgeſtorbenen Volksſtammes wußte. Wollen Sie erlauben, daß man den Thee hier ſervirt?

Während wir zuſammen frühſtückten, unterhielten wir uns weiter über die ſchamaitiſche Sprache. Der Graf tadelte die Art und Weiſe, in welcher die Deutſchen das Lithauiſche druckten, und er hatte Recht.

Ihr Alphabet, ſagte er, genügt für unſere Sprache nicht. Sie haben weder unſer J, noch unſer C, noch unſer Y und E. Ich beſitze eine Sammlung von Daïnos, welche vergangenes Jahr in Königsberg veröffentlicht wurden, und habe die größte Mühe, die Worte zu errathen, ſo eigenthümliche Entſtellungen haben ſie erfahren.

Excellenz ſprechen ohne Zweifel von der Leßnerſchen Sammlung?

Von derſelben. Sehr alltägliche Poeſie, nicht wahr?

Vielleicht hätte man Beſſeres finden können. Ich gebe zu, daß die Sammlung, ſo wie ſie iſt, allerdings nur ein philologiſches Intereſſe bietet; aber ich glaube, wenn man ordentlich ſuchte, müßte es gelingen, duftigere Blumen unter Ihren volksthümlichen Poeſieen zu finden.

Das möchte ich, trotz meines Patriotismus, bezweifeln.

Ich bekam erſt vor einigen Wochen in Wilna eine ſehr ſchöne Ballade, die außerdem eine hiſtoriſche iſt ... Der poetiſche Werth iſt ein ſehr bedeutender. Wollen Sie mir erlauben, ſie Ihnen vorzuleſen? Ich habe ſie hier in meiner Brieftaſche.

Sehr gern.

Er lehnte ſich in einen Fauteuil zurück, nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, rauchen zu dürfen.

Ich verſtehe Poeſie nur, wenn ich rauche, ſagte er.

Das Gedicht führt den Titel: „die drei Söhne Budrys'."

Die drei Söhne Budrys'? rief der Graf mit einer Geberde der Ueberraſchung.

Ja, Budrys'. Excellenz wiſſen beſſer, als ich, daß dies eine hiſtoriſche Perſönlichkeit iſt.

Der Graf fixirte mich mit ſeinem eigenthümlichen Blicke. Es lag etwas ganz Undefinirbares, halb Schüchternes, halb Wildes darin, das, wenn man nicht daran gewöhnt war, einen beinahe peinlichen Eindruck hervorbrachte. Um dieſem zu entgehen, fing ich an zu leſen.

## Die drei Söhne Budrys'.

Der alte Budrys rief ſeine drei Söhne, drei echte Lithauer, wie er ſelbſt, in den Hof ſeines Schloſſes und ſagte zu ihnen:

Kinder, füttert eure Streitroſſe, macht eure Sättel zurecht, ſchärſt eure Säbel und Wurfſpieße. Man ſagt, daß in Wilna der Krieg gegen die drei Ecken der Erde erklärt iſt. Olgerd wird gegen die Ruſſen ziehen, Skirgaillo gegen unſre Nachbarn, die Polen, Kynſtut wird die Deutſchritter bekriegen. Ihr ſeid jung, ſtark, kühn und verwegen, ziehet hin in den Kampf und die Götter Lithauens mögen euch beſchützen. Ich bleibe dies Jahr daheim, aber ich will euch einen Rath geben. Ihr ſeid ihrer Drei, und drei Wege öffnen ſich vor euch.

Einer von euch begleitet Olgerd nach Rußland, an die Ufer des See's Ilmen, unter die Mauern von Novgorod. Man findet dort Hermelinfelle und Damaſtſtoffe im Ueberfluß, und Rubel giebt es bei den Kaufleuten ſo viele, wie Eisſchollen im Fluſſe.

Der Zweite folge Kynſtut auf ſeinem Ritte. Möge er das Lumpengeſindel, die Deutſchritter, in die Pfanne hauen. Bei ihnen iſt der Bernſtein ſo häufig, wie der Sand am Meere, ihre Tuche haben an Glanz und Farbe nicht ihres Gleichen. Die Talare ihrer Prieſter ſind mit Rubinen beſetzt.

Der Dritte ziehe mit Skirgaillo über den Niemen. Jenſeits desſelben wird er ſchlechte Geräthe für den Ackerbau finden, dafür aber ſchöne Lanzen und ſtarke

Schilde, und er wird mir von dort eine Schwiegertochter mitbringen.

Die Töchter Polens, meine Kinder, ſind die ſchönſten aller Frauen. Sie ſind muthwillig wie die Kätzchen und weiß wie Milch! Ihre Augen glänzen unter den ſchwarzen Wimpern wie zwei Sterne. Als ich vor einem halben Jahrhundert jung war, brachte ich aus Polen eine ſchöne Gefangene mit, die meine Frau wurde. Sie iſt ſeit lange dahingegangen, aber ich kann den Platz an der andern Seite des Herdes nicht anſehen, ohne an ſie zu denken!

Dann giebt der Alte den jungen Männern, die ſchon gerüſtet ſind und im Sattel ſitzen, ſeinen Segen, und ſie reiten von dannen. Der Herbſt kommt, dann der Winter . . . ſie kehren nicht zurück. Schon hält der alte Budrys ſie für todt.

Da beginnt ein Schneeſturm, und ein Reiter kommt herangeſprengt, der mit ſeinem ſchwarzen Filzmantel eine koſtbare Bürde bedeckt.

Das iſt ein Sack, ſagte Budrys. Er wird voll Rubel ſein, von Novgorod.

Nein, Vater; ich bringe Euch eine Schwiegertochter aus Polen.

Während des Schneeſturms kommt ein zweiter Reiter herangeſprengt, und ſein Mantel bauſcht ſich über einer koſtbaren Laſt.

Was haſt du da, mein Sohn? Gelben Bernſtein aus Deutſchland?

Nein, Vater; ich bringe Euch eine Schwiegertochter aus Polen.

Der Schnee fällt in Haufen hernieder, und ein dritter Reiter kommt herangeſprengt, der eine köſtliche Laſt unter ſeinem Mantel verbirgt . . . Aber ehe er noch ſeine Beute zeigt, hat Budrys ſeine Freunde zu einer dritten Hochzeit gebeten. —

Bravo, Herr Profeſſor! rief der Graf. Sie ſprechen das Schmudiſche vortrefflich aus. Aber wer hat Ihnen die hübſche Daïna mitgetheilt?

Eine Dame, deren Bekanntſchaft ich in Wilna, bei der Fürſtin Katazyna Paç, machte.

Und wie heißt ſie?

Panna Iwinska.

Fräulein Julka!*) rief der Graf. Die kleine Hexe. Ich häte es errathen können! Mein lieber Profeſſor, Sie verſtehen die ſchamaïtiſche und alle andern Sprachen der Welt, Sie haben alle alten Bücher geleſen, aber Sie haben ſich durch ein junges Mädchen anführen laſſen, das nichts als Romane im Kopfe hat. Sie hat Ihnen eine der hübſchen Balladen von Mickiewitz, die Sie nicht kennen, da dieſelben nicht älter ſind, als ich, wohl oder übel ins Schmudiſche überſetzt. Wenn Sie wünſchen, kann ich Ihnen den polniſchen Text zeigen — oder ziehen Sie eine vortreffliche ruſſiſche Ueberſetzung vor, ſo gebe ich Ihnen Puſchkin.

---

*) Julie.

Ich geſtehe, daß ich ſprachlos war. Welcher Triumph für den Dorpater Profeſſor, wenn ich die Daïna von den Söhnen Budrys' als Original veröffentlicht hätte!

Statt ſich über meine Verlegenheit luſtig zu machen, lenkte der Graf das Geſpräch mit großer Höflichkeit auf einen andern Gegenſtand.

Sie kennen alſo Fräulein Julka? fragte er

Ich hatte die Ehre ihr vorgeſtellt zu werden.

Und was denken Sie von ihr? Sprechen Sie aufrichtig.

Sie iſt eine ſehr liebenswürdige Dame.

Das ſagen Sie nur ſo!

Auch finde ich ſie ſehr hübſch.

Hm!

Hat ſie nicht die ſchönſten Augen, die man ſich denken kann?

Ja . . . .

Und einen Teint von wirklich außerordentlicher Zartheit. Ich erinnere mich eines perſiſchen Ghaſels, in welchem ein Liebhaber die feine Haut ſeiner Geliebten beſingt: Wenn ſie rothen Wein trinkt, ſagt er, ſo ſieht man ihn durch ihren Hals hinabrinnen. Panna Iwinska hat mich an dieſe perſiſchen Verſe erinnert.

Vielleicht iſt Fräulein Julka ein ſolches Wunder; aber ich weiß nicht recht, ob ſie wirklich Blut in den Adern hat. . . . Sie beſitzt kein Herz. Weiß wie Schnee und eben ſo kalt.

Er ſtand auf und ging einige Zeit im Zimmer auf und ab, ohne zu ſprechen, indem er, wie es mir ſchien, ſeiner Bewegung Herr zu werden verſuchte. Dann blieb er plötzlich ſtehen.

Verzeihen Sie, ſagte er. Wir ſprachen, glaube ich, von volksthümlichen Dichtungen . . .

So thaten wir, Herr Graf.

Man muß indeſſen zugeben, daß Julka Mickiewitz ſehr gut überſetzt hat. Muthwillig wie ein Kätzchen . . . weiß wie Milch . . . ihre Augen glänzen wie zwei Sterne . . . Julka's eigenes Porträt. Finden Sie nicht?

Ganz und gar, Herr Graf.

Und was den Scherz betrifft, den ſie ſich erlaubt hat und der ja ein ſehr übel angebrachter iſt . . . das arme Kind langweilt ſich bei ihrer Tante . . . Sie lebt wie im Kloſter . . .

In Wilna war ſie viel in Geſellſchaft. Ich habe ſie auf einem Balle geſehen, den die Offiziere des Regiments . . .

Ach ja, die Offiziere . . . das iſt die Geſellſchaft, die ihr zuſagt . . . Wollen Sie vielleicht jetzt die Bibliothek meines Vaters in Augenſchein nehmen, Herr Profeſſor?

Ich folgte ihm in eine große Galerie, wo eine Menge ſchön gebundener Bücher ſtanden, die aber, wie man aus dem darauf liegenden Staube erſah, wenig benutzt wurden. Man denke ſich meine Freude, als ich unter den erſten Bänden, die ich herauszog, den ſamogitiſchen Katechismus fand. Ich konnte nicht umhin, einen Freudenſchrei auszuſtoßen. Scheint es doch wirklich zuweilen, als ob ohne unſer Wiſſen und Zuthun eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf uns einwirkte. Der Graf nahm das Buch und ſchrieb, nachdem er es flüchtig durchblättert, auf das Schmutzblatt: „Dem Herrn Profeſſor Wittembach von Michael Szemioth.“ Ich vermag nicht auszuſprechen, wie groß meine Dankbarkeit für das großmüthige Geſchenk war, aber ich nahm mir ſogleich vor, daß das koſtbare Buch nach meinem Tode eine Zierde der Bibliothek jener Univerſität werden ſollte, an der ich meine Grade erworben hatte.

Wollen Sie die Bibliothek als Ihr Arbeitszimmer betrachten? fragte der Graf. Sie werden hier ganz ungeſtört ſein.

## III.

Am andern Tage nach dem Frühſtück ſchlug mir der Graf eine Promenade vor.

Es handelte ſich um den Beſuch eines Kapas (ſo *nennen* die Lithauer die kegelförmigen Grabmäler, welche die Ruſſen mit dem Namen Kurgan bezeichnen), der im Lande großer Berühmtheit genoß, weil ſich dort, der Sage nach, ehedem die Poeten und Zauberer — was ein und dasſelbe war — bei gewiſſen feierlichen Veranlaſſungen zu verſammeln pflegten.

Ich kann Ihnen ein ſehr frommes Pferd geben, ſagte der Graf. Leider bin ich nicht im Stande, Ihnen eine Kaleſche anzubieten, denn die Wege, die wir zu paſſiren haben, ſind nicht fahrbar.

Ich würde vorgezogen haben, in der Bibliothek zu bleiben und meine Notizen zu machen, aber ich glaubte, mich den Wünſchen meines Wirthes fügen zu müſſen, und ſo ging ich auf das Anerbieten ein. Die Pferde erwarteten uns am Fuße des Perrons, wo auch ein Diener ſtand, der einen Hund an der Leine hielt. Der Graf blieb einen Augenblick ſtehen und drehte ſich dann nach mir um.

Verſtehen Sie ſich auf Hunde, Herr Profeſſor? fragte er.

Sehr wenig, Excellenz.

Der Staroſt von Zorany, wo ich eine Beſitzung habe, ſchickt mir dieſen Hühnerhund, von dem er mir Wunderdinge meldet. Erlauben Sie, daß ich ihn in Augenſchein nehme? Dabei rief er den Diener herbei, welcher den Hund hielt. Es war ein ſehr ſchönes Thier. Schon vertraut mit ſeinem Führer, ſprang der Hund freudig an ihm empor und ſchien voll Leben und Feuer, aber plötzlich, nachdem er bis auf einige Schritte an den Grafen herangekommen, nahm er den Schwanz zwiſchen die Beine, ging rückwärts, ſchien von jäher Angſt erfaßt zu werden und brach in ein klägliches Geheul aus, als der Graf ihn ſtreichelte. Dieſer betrachtete ihn einige Zeit mit Kennerblicken und ſagte dann:

Ich glaube, er wird gut werden. Man ſoll ihn gehörig pflegen. Dann ſchwang er ſich in den Sattel.

Sie haben die Furcht des Hundes geſehen, Herr Profeſſor, ſagte der Graf, als wir in der zum Schloſſe führenden Allee hinritten. Ich wollte, daß Sie ſelbſt einmal Zeuge ſeien . . . und mir, in Ihrer Eigenſchaft als Gelehrter, das Räthſel löſ'ten . . . Warum fürchten ſich alle Thiere vor mir?

Sie thun mir die Ehre an, mich für einen Oedipus zu halten, Herr Graf, während ich nur ein beſcheidener Profeſſor der vergleichenden Sprachforſchung bin, entgegnete ich. Es wäre indeſſen möglich . . .

Laſſen Sie ſich vorher ſagen, unterbrach mich der Graf, daß ich niemals ein Thier, weder Pferde noch Hunde, ſchlage. Ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen, ein armes Geſchöpf, das, ohne es zu wollen, einen Fehler begeht, zu mißhandeln. Deſſenohngeachtet können Sie ſich keinen Begriff von dem Widerwillen machen, welchen ich Pferden und Hunden einflöße. Es koſtet doppelt ſo viel Mühe und Zeit, ſie an mich zu gewöhnen, als an Andere. Da haben Sie z. B. das Pferd, welches Sie reiten. Es hat lange gedauert, ehe ich es zu bändigen vermochte. Jetzt iſt es nun ſanft wie ein Lamm.

Ich glaube, Herr Graf, die Thiere ſind Phyſiognomiſten und wiſſen ſofort, ob ein Menſch, den ſie zum erſten Male ſehen, ihnen zugethan iſt, oder nicht. Ich vermuthe faſt, daß Sie die Thiere nur um der Dienſte willen ſchätzen, die ſie Ihnen leiſten. Dagegen beſitzen manche Menſchen eine natürliche Zuneigung für gewiſſe

„Wir müſſen natürlich unſer Glück anderswo ſuchen."

„Und wie wird es mir gehen?" fuhr ſie fort, indem ſie mich ausdrucksvoll mit ihren großen blauen Augen anſah. „Muß ich hier bleiben?" fragte ſie ängſtlich.

„Wenn Du nicht willſt, Flita, nein. Ich will Deine Stütze ſeyn, ſo lang ich's vermag, wenn Du nämlich lieber bei mir leben willſt, als bei Melchior."

„Ob ich will, Japhet, das ſollteſt Du wiſſen können. Wer iſt ſo freundlich gegen mich geweſen, wie Du? Verlaß mich nicht, Japhet."

„Niemals, Flita! aber Du mußt mir verſprechen, meiner Leitung zu folgen, und alles zu thun, was ich wünſche."

„Das iſt's ja eben, was mich glücklich macht, Japhet; alſo kann ich Dir's leicht verſprechen. Aber, was iſt denn vorgefallen?"

„Das weiß ich eben ſo wenig, als Du. Melchior hat mir bloß geſagt, daß er mit Nattie die Zigeunerzelte für immer verlaſſen werde."

Flita ſchaute umher, ob Niemand in der Nähe ſey, und ſagte dann leiſe: „Ich verſtehe ziemlich viel von ihrer Sprache, Japhet, ohne daß ſie es merken; ich habe einige von den Worten des Zigeuners gehört, obgleich er etwas entfernt von mir ſtand. Er fragte nach Melchior; nun wollte Nattie wiſſen, was er begehre. Ich hörte ihn ſagen: „Er iſt todt!" und Nattie bedeckte ihr Geſicht. Das Weitere konnte ich nicht mehr verſtehen, aber von einem Pferd war auch die Rede."

„Er — todt" —. Hatte Melchior etwa einen Mord begangen, und mußte aus dem Lande fliehen? Faſt hätte ich dieß nach allen Anzeichen für das Wahrſcheinlichſte halten ſollen, und doch konnte ich es nicht glauben; denn wenn auch ſeine verſchiedenen Gewerbe auf Betrug gebaut waren, ſo hatte ich doch nie etwas Verbrecheriſches an ihm finden können. Er war freundlich, edelmüthig, rechtſchaffen, wo er nicht vor dem Publikum ſtand, und ich hatte manche

Thiere, welche dieſe augenblicklich bemerken. Ich z. B. hatte von Kindheit auf eine inſtinctive Vorliebe für Katzen, und ſelten laufen ſie davon, wenn ich mich ihnen nähere, um ſie zu ſtreicheln; nie hat mich eine gekratzt.

Das iſt möglich, ſagte der Graf. Ich bin in der That nicht das, was man einen Thierfreund nennt, denn die Thiere ſind keineswegs mehr werth, als die Menſchen . . . Ich führe Sie eben jetzt in einen Wald, Herr Profeſſor, welcher ſo recht als ein Reich der Thiere, gleichſam als eine unerſchöpfliche Brutſtätte derſelben gelten kann. Der Sage nach iſt nie ein Menſch bis in das Innere dieſer Wälder und Sümpfe eingedrungen, mit Ausnahme natürlich der Poeten und Zauberer, denen ja nichts verſchloſſen bleibt. Dort leben die Thiere in einer Republik, oder vielleicht, wer kann es wiſſen, unter einer conſtitutionellen Regierung. Löwen, Bären, Elenthiere, Auerochſen, Alles das lebt in beſter Eintracht. Das Mammuth, das ſich dort noch erhalten, genießt hoher Achtung und bekleidet, glaube ich, die Stelle eines Reichstagsmarſchalls. Auch ſehr ſtrenge Polizei wird dort geübt, laſterhafte Thiere werden verurtheilt und ausgewieſen und kommen dann aus dem Regen in die Trauſe. Sie ſind genöthigt, ſich in das Reich der Menſchen zu flüchten, und nur wenige retten ihr Leben.

Eine ſehr eigenthümliche Legende, rief ich. Aber Sie ſprechen vom Auerochſen, Herr Graf. Exiſtirt dies edle Thier, das Cäſar in ſeinen Commentaren beſchreibt und das die merovingiſchen Könige im Walde von Compiegne jagten, wirklich noch in Lithauen, wie man behauptet?

Gewiß. Mein Vater ſelbſt hat einen Auerochſen erlegt, ſelbſtverſtändlich mit Erlaubniß der Regierung. Haben Sie den Kopf in dem großen Saale noch nicht bemerkt? Ich habe noch keines dieſer Thiere geſehen und glaube, daß ſie ſehr ſelten ſind. Dafür beſitzen wir hier Bären und Wölfe in Menge. Für den Fall einer etwaigen Begegnung mit ſolchen Burſchen habe ich das Inſtrument hier mitgenommen, fuhr der Graf, auf eine circaſſiſche Tſchechole*) zeigend, fort, und mein Reitknecht iſt mit einer doppelläufigen Büchſe bewaffnet.

Dabei hatten wir den Wald erreicht und drangen in denſelben ein. Bald verſchwand auch der ſchmale Pfad, den wir anfänglich verfolgten, und jeden Moment ſahen wir uns gezwungen, rieſenhafte Bäume zu umreiten, deren tief niederhängende Zweige uns den Weg verſperrten. Einige derſelben, welche vor Alter abgeſtorben und umgefallen waren, ſahen aus wie mit ſpaniſchen Reitern gekrönte, unüberſteigliche Wälle. Weiterhin ſtießen wir auf tiefe, mit Waſſerlinſen und Seeroſen bedeckte Lachen und Tümpel, und hie und da ſchimmerten Lichtungen in ſmaragdgrünem Glanze. Aber wehe Dem, der ſich ihnen genaht hätte! Die reiche, üppige Pflanzendecke verbirgt Moräſte, in denen Roß und Reiter ſpurlos verſchwinden. . . .

---

*) Das Futteral einer circaſſiſchen Flinte.

Die Schwierigkeiten des Weges hatten unſer Geſpräch unterbrochen. Ich bemühte mich, dem Grafen auf Schritt und Tritt zu folgen, und bewunderte die unerſchütterliche Sicherheit, mit welcher er ohne Hülfe eines Compaſſes vorwärts drang und immer genau die Richtung wiederfand, die wir verfolgen mußten, um zu dem Kapas zu gelangen. Man ſah, daß er lange und viel in dieſen wilden Forſten gejagt haben mußte.

Endlich erblickten wir den Grabhügel in der Mitte einer weiten Waldblöße. Er war ſehr hoch und mit einem Graben umgeben, der ſich, trotz des wuchernden Geſträuchs und des eingerollten Erdreichs, noch deutlich erkennen ließ. Der Hügel ſchien bereits durchſucht zu ſein. Auf ſeiner Höhe bemerkte ich Ueberbleibſel von zerbröckeltem Mauerwerk. Eine große Menge mit Kohlen vermiſchter Aſche und umhergeſtreute Scherben von groben Thongefäßen bekundeten, daß man auf der Spitze des Hügels lange Zeit Feuer unterhalten hatte. Verdienten die volksthümlichen Ueberlieferungen Glauben, ſo hatten auf dem Kapas ehedem Menſchenopfer ſtattgefunden; aber es giebt keine erloſchene Religion, der man nicht ſolche abſcheuliche Gebräuche zuſchriebe, und ich möchte bezweifeln, daß ſich in Bezug auf die alten Lithauer die Annahme durch hiſtoriſche Nachweiſe beſtätigen läßt.

Als wir, der Graf und ich, wieder an dem Hügel hinabkletterten, um unſere Pferde, die wir jenſeits des

Grabens zurückgelaſſen, zu beſteigen, ſahen wir eine alte Frau auf uns zukommen, die ſich auf einen Stock ſtützte und einen Korb in der Hand trug.

Meine guten gnädigen Herren, ſagte ſie näherkommend, meine guten gnädigen Herren, ſchenken Sie mir doch etwas, um Gotteswillen, damit ich mir ein Glas Branntwein kaufen kann, um meinen alten Körper zu erwärmen.

Der Graf warf ihr ein Geldſtück zu und fragte, was ſie hier im Walde, ſo fern von jeder menſchlichen Wohnung, zu thun habe?

Statt aller Antwort zeigte ſie auf ihren mit Pilzen gefüllten Korb, und obgleich meine botaniſchen Kenntniſſe ſehr beſchränkt waren, ſchienen mir mehrere der Schwämme giftiger Art zu ſein.

Sie wollen dieſe Pilze doch nicht eſſen, liebe Frau? fragte ich.

Mein guter Herr, die armen Leute eſſen Alles, was der liebe Gott ihnen beſchert, entgegnete die Alte mit traurigem Lächeln.

Sie kennen unſere lithauiſchen Mägen noch nicht; die ſind mit Blech gefüttert, ſagte der Graf lachend. Unſere Bauern eſſen jeden Schwamm und befinden ſich dabei vortrefflich.

Warnen Sie die Frau wenigſtens, dieſen Agaricus necator hier zu eſſen! rief ich, indem ich die Hand ausſtreckte, um mich eines der giftigſten Pilze zu bemächtigen; aber die Alte zog den Korb haſtig zurück.

Nehmen Sie ſich in Acht! rief ſie im Tone des Schreckens; die Pilze werden bewacht .... Pirkuns! Pirkuns!

Pirkuns iſt beiläufig geſagt der ſamogitiſche Name der Gottheit, welche die Ruſſen Perun nennen, des Jupiter tonans der Slaven. Ich war erſtaunt, die Alte einen der Götter des Heidenthums anrufen zu hören und war es noch mehr, als die Pilze plötzlich in Bewegung geriethen und der ſchwarze Kopf einer Schlange ſich etwa einen Fuß hoch daraus hervorhob.

Ich machte einen Sprung nach rückwärts, und der Graf ſpuckte über ſeine Schulter, nach der abergläubiſchen Gewohnheit der Slaven, welche, wie die alten Römer, den Glauben hegen, dadurch böſe Einflüſſe abwenden zu können.

Die Alte ſtellte den Korb auf die Erde, kauerte ſich deneben, ſtreckte die Hand gegen die Schlange aus und ſprach einige unverſtändliche Worte, die wie eine Beſchwörungsformel klangen. Eine Minute lang blieb die Schlange unbeweglich, dann ringelte ſie ſich um den abgezehrten Arm der Alten und verſchwand in den Aermel ihres Kittels von Schaaffell, welcher nebſt einem ſchlechten Hemd, wie ich glaube, die ganze Bekleidung dieſer lithauiſchen Circe ausmachte. Wie ein Taſchenſpieler, dem ein ſchweres Kunſtſtück gelungen iſt, ſah uns die Alte mit triumphirendem Kichern an. In ihrem Geſicht lag dabei jenes Gemiſch von Liſt und Dummheit, das man bei ſogenannten Zauberern, die meiſt Betrüger und Betrogene zugleich ſind, ziemlich häufig wahrnimmt.

Da haben Sie ein Stückchen Localfarbe, ſagte der Graf in deutſcher Sprache zu mir. Eine Hexe, die am Fuße eines Kapas in Gegenwart eines gelehrten Profeſſors und eines unwiſſenden lithauiſchen Edelmannes Schlangen beſchwört. Das wäre ein hübſcher Vorwurf zu einem Bilde für Ihren Landsmann Knaus . . . haben Sie nicht Luſt, ſich aus der Hand wahrſagen zu laſſen? Die Gelegenheit iſt günſtig.

Ich entgegnete, daß ich mich wohl hüten würde, ſolche Dinge zu unterſtützen.

Ich werde ſie lieber fragen, fügte ich hinzu, ob ſie keine weiteren Details über die eigenthümliche Tradition kennt, von der Sie vorhin ſprachen. Gute Frau, fuhr ich fort, haſt du nicht von einem Bezirk in dieſem Walde ſprechen hören, wo die Thiere in Gemeinſchaft leben, ohne etwas von der Herrſchaft der Menſchen zu wiſſen?

Die Alte machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe und erwiderte mit halb blödſinnigem, halb boshaftem Kichern:

Da komme ich eben her. Die Thiere haben ihren König verloren. Nobel, der Löwe, iſt geſtorben. Sie müſſen einen andern König wählen. Geh hin, vielleicht wählen ſie dich!

Was ſprichſt du da, Mütterchen? rief der Graf, in lautes Lachen ausbrechend. Weißt du, mit wem du redeſt? Du weißt nicht, daß dieſer Herr . . . (wie zum Teufel heißt denn Profeſſor auf ſchamaitiſch?) daß dieſer Herr ein weiſer Mann, ein Waidelote*) iſt?

Die Alte ſah ihn aufmerkſam an.

Ich habe mich geirrt, ſagte ſie; du ſollteſt hingehen. Dich würden ſie zum König machen, nicht ihn. Du biſt groß und ſtark, haſt Klauen und Zähne . . .

Was ſagen Sie zu den Epigrammen, die uns die Hexe an den Kopf wirft? fragte der Graf . . . Du weißt alſo den Weg dahin, Mütterchen? fuhr er zu der Alten gewendet fort.

Sie zeigte mit der Hand nach einer Richtung des Waldes.

Dort? rief der Graf. Und die Sümpfe, wie kommſt du durch die Sümpfe? Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Profeſſor, daß ſich dort, wohin ſie zeigt, unwegſame Moore ausdehnen, unergründlicher Moraſt, der mit grünen Pflanzen bedeckt iſt. Im vorigen Jahre flüchtete ſich ein Hirſch, den ich verwundet hatte, dorthin. Ich ſah, wie er einſank, langſam, langſam . . . Nach Verlauf von zwei Minuten erblickte ich nichts mehr von ihm, als ſein Geweih; bald darauf war auch das verſchwunden und mit ihm zwei meiner Hunde.

Aber ich . . ich bin nicht ſo ſchwer, kicherte die Alte.

Ich glaube, du reiteſt auf einem Beſenſtiel darüber; ſagte der Graf.

---

*) Schlechte Ueberſetzung von Profeſſor. Die lithauiſchen Barden hießen Waidelote.

Ein zorniger Blick zuckte in den Augen der Alten auf.

Mein guter Herr, ſagte ſie, indem ſie den näſelnden, ſchleppenden Ton einer Bettlerin wieder annahm, willſt du nicht einer alten Frau eine Pfeife Tabak ſchenken? — Du würdeſt beſſer thun, fuhr ſie mit gedämpfter Stimme fort, du würdeſt beſſer thun, den Weg durch jene Sümpfe zu ſuchen, als nach Dowghielly zu gehen.

Dowghielly! rief der Graf erröthend. Was willſt du damit ſagen?

Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß das Wort einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn machte. Er war offenbar verlegen, ſenkte den Kopf und beſchäftigte ſich, um ſeine Beſtürzung zu verbergen, emſig mit dem Tabaksbeutel, der am Griffe ſeines Waidmeſſers hing.

Nein, geh nicht nach Dowghielly! wiederholte die Alte. Die weiße Taube iſt nichts für dich. — Habe ich nicht Recht, Pirkuns?

In dieſem Moment ſteckte die Schlange ihren Kopf aus dem Kittel von Schaaffellen am Halſe der Alten heraus und erhob ſich bis zu ihrem Ohre, indem ſie, wahrſcheinlich auf dies Kunſtſtück abgerichtet, Zunge und Kiefern bewegte, als ob ſie ſpräche.

Er ſagt, daß ich Recht habe, kicherte die Alte.

Der Graf reichte ihr eine Hand voll Tabak.

Du kennſt mich alſo? fragte er.

Nein, mein guter Herr.

Ich bin der Beſitzer von Medintiltas. Komm in dieſen Tagen einmal zu mir. Ich werde dir Tabak und Branntwein geben.

Die Alte küßte ihm die Hand und eilte mit großen Schritten davon. Nach wenigen Augenblicken hatten wir ſie aus dem Geſicht verloren. Der Graf blieb nachdenklich und zog die Schnur ſeines Tabaksbeutels auf und zu, offenbar ohne ſich ſeines Thuns bewußt zu ſein.

Sie werden ſich über mich luſtig machen, Herr Profeſſor, begann er nach längerem Schweigen. Die alte Hexe kennt mich beſſer, als ſie zugeſteht, und der Weg, den ſie mir zeigte . . . Indeſſen liegt in Alledem nichts Erſtaunliches. Ich bin in der Gegend bekannt, wie ein weißer Wolf, und die Alte hat mich wahrſcheinlich mehr als einmal auf dem Wege nach Dowghielly geſehen . . . Dort giebt es eine heirathsfähige junge Dame, und ſo hat ſie vorausgeſetzt, daß ich in dieſe verliebt ſei. Irgend ein hübſcher Junge aus der Umgegend wird ſie durch ein Trinkgeld beſtimmt haben, mir Unheil zu prophezeihen . . . Alles das ſpringt in die Augen, indeſſen . . . ich mag mich dagegen wehren, wie ich will, haben ihre Worte einen Eindruck auf mich gemacht — haben mich beinahe erſchreckt. Sie lachen und haben ganz Recht . . . Die Sache iſt eben die, daß ich den Plan hatte, uns heute in Dowghielly zu Tiſch einzuladen, und daß ich nun irre geworden bin . . . Ich bin ein großer Narr, nicht wahr? Aber entſcheiden Sie ſelbſt, Herr Profeſſor: ſollen wir hinreiten oder nicht?

Ich werde mich wohl hüten, einen Rath zu geben. In Heirathsangelegenheiten ſpreche ich nie eine Meinung aus, entgegnete ich lachend.

Dabei hatten wir unſere Pferde wieder erreicht. Der Graf ſchwang ſich leicht in den Sattel und ließ die Zügel fallen.

Das Pferd ſoll für uns entſcheiden! rief er.

Das Thier zögerte keinen Augenblick, ſondern bog ſofort in einen kleinen Pfad ein, der, nachdem er ſich eine Weile zwiſchen den Bäumen hingeſchlängelt, auf eine gebahnte Straße mündete. Dieſe Straße führte nach Dowghielly, und eine halbe Stunde ſpäter hielten wir vor dem Perron des Schloſſes.

Der Hufſchlag unſerer Pferde lockte ein hübſches Köpfchen ans Fenſter, in welchem ich ſofort die verrätheriſche Ueberſetzerin von Mickiewitz erkannte.

Seien Sie willkommen! rief ſie zwiſchen den Gardinen hervor. Sie konnten gar nicht zur gelegneren Zeit eintreffen, Graf Szemioth. Ich habe ſoeben aus Paris ein Kleid erhalten und werde ſo ſchön darin ausſehen, daß Sie mich ſicherlich kaum wiedererkennen.

Damit ſchloſſen ſich die Gardinen. Als wir den Perron hinauf ſtiegen, murmelte der Graf zwiſchen den Zähnen:

Gewiß hat ſie das Kleid nicht für mich angelegt.

Ich wurde Frau von Dowghiello, der Tante Julka's, vorgeſtellt, die mich ſehr zuvorkommend empfing und von meinen letzten Artikeln in der Königsberger Zeitung für Kunſt und Literatur ſprach.

ſchöne Züge ſeines Herzens geſehen. Freilich war er voll räthſelhafter Widerſprüche: im Berufswege betrog er Jedermann, ſchlug die Wahrheit, die Redlichkeit geradezu in's Geſicht; aber in ſeinem Privatleben, wenn ich es ſo nennen darf, war er ängſtlich gewiſſenhaft, und mit Ausnahme des Mährchens von Flita's Herkunft hatte er mir nie etwas geſagt, was ich für eine Lüge erkannt hätte.

Eben hielt ich alle dieſe Umſtände zuſammen, als Melchior wieder zu mir trat. Er hieß das kleine Mädchen weggehen: „Japhet,“ ſagte er dann zu mir, „ich habe mich entſchloſſen, aus Rückſicht für Flita, Deinem Verlangen zu entſprechen, aber unter gewiſſen Bedingungen.“

„So laßt hören.“

„Für's Erſte ſage mir, und mit all' dem Vertrauen und der Aufrichtigkeit, die Du mir immer bewieſen haſt, was iſt jetzt Dein Vorhaben? Willſt Du das Gewerbe fortſetzen, das Du bei mir gelernt, oder was iſt ſonſt Deine Abſicht?“

„Aufrichtig geſprochen, Melchior, ich gedenke dieſes Gewerbe nicht fortzuſetzen, außer wenn die Noth mich dazu treiben ſollte. Ich will meinen Vater ſuchen.“

„Und wenn die Noth Dich treibt, haſt Du dann im Sinne, Dich Flita's und ihrer Fertigkeiten zu bedienen? Kurz, willſt Du ſie als eine gute Waare mit herumſchleppen, auf jede Art ausbeuten, und wenn ſie herangewachſen iſt, in Laſter und Elend ſtürzen?“

„Ich muß mich über dieſe Frage wundern, Melchior; es iſt die erſte Ungerechtigkeit, die ich von Euch erfahre. Nein, wenn ich zu dieſem Gewerbe zurückkehren muß, ſo ſoll Flita keinen Theil daran haben. Eher will ich ſie im Grabe ſehen. Sie vor Laſter und Elend zu bewahren, ſie von einer Geſellſchaft zu befreien, in welche ſie nie gekommen ſeyn ſollte, das iſt ja eben der Grund, warum ich ſie mitnehmen will.“

Der Profeſſor kommt, um ſich bei Ihnen über Fräulein Julie zu beklagen, die ihm einen ſehr boshaften Streich geſpielt hat, ſagte der Graf.

Sie iſt ein Kindskopf, Herr Profeſſor. Verzeihen Sie ihr. Sie hat mich durch ihre Thorheiten ſchon oft beinahe zur Verzweiflung gebracht, entgegnete die Dame. Ich war mit ſechszehn Jahren vernünftiger, als ſie mit zwanzig, aber im Grunde iſt ſie ein gutes Mädchen und beſitzt alle möglichen ausgezeichneten Eigenſchaften und Talente. Sie ſpielt ſehr gut Klavier, iſt eine vortreffliche Blumenmalerin, ſpricht drei Sprachen: franzöſiſch, deutſch und italieniſch gleich fertig . . . ſtickt . .

Und macht ſchmudiſche Verſe! fügte der Graf lachend hinzu.

Nein, das kann ſie nicht! rief Frau von Dowghiello, welcher man nun den Schelmenſtreich ihrer Nichte erzählte.

Frau von Dowghiello war ſehr unterrichtet und mit den Alterthümern ihres Landes bekannt und vertraut Ihre Unterhaltung intereſſirte mich außerordendlich. Sie las viele unſrer „Revuen“ und hatte ein ſehr geſundes Urtheil über Sprachen und Sprachforſchung. Ich geſtehe, daß mir die Zeit, welche Fräulein von Iwinska brauchte, um ſich anzuziehen, ſchnell verfloß, aber deſto länger ſchien ſie dem Grafen Szemioth zu werden, der ſich bald erhob, bald wieder ſetzte, zum Fenſter hinausſah und mit den Fingern an den Scheiben trommelte, wie ein Mann, welcher anfängt die Geduld zu verlieren.

Endlich, nach drei Viertelſtunden, erſchien die junge

Dame in Begleitung ihrer franzöſiſchen Geſellſchafterin. Sie trug mit ebenſo viel Grazie als Stolz eine Robe, deren Beſchreibung größere Kenntniſſe in dem Fache der Toilette erfordern würde, als ich beſitze.

Bin ich nicht ſchön? fragte ſie den Grafen, indem ſie ſich langſam um ſich ſelbſt drehte und ſich ihm von allen Seiten zeigte.

Dabei ſah ſie weder mich noch ihn an, ſondern nur das Kleid.

Nun, Julka, ſagſt du dem Herrn Profeſſor, der ſich über dich zu beklagen hat, nicht guten Tag? fragte Frau von Dowghiello.

Was habe ich denn verbrochen? rief Fräulein von Iwinska, den Mund zu einem allerliebſten Schmollen verziehend. Werden Sie mich zur Strafe ins Carcer ſchicken, Herr Profeſſor?

Die Strafe würde nur uns ſelbſt treffen, indem ſie uns Ihrer Gegenwart beraubte, entgegnete ich. Auch bin ich fern davon, mich zu beklagen, im Gegentheil, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet für die Ueberzeugung, die ich durch Sie gewonnen, daß die Muſe Lithauens glänzender als je erblüht.

Sie beugte den Kopf und hielt die Hände vor das Geſicht, wobei ſie ſich indeſſen ſehr in Acht nahm, ihre Friſur nicht in Unordnung zu bringen.

Verzeihen Sie, ich will es nicht wieder thun! ſagte ſie im Tone eines Kindes, welches Confitüren genaſcht hat.

Ich werde Ihnen nur unter der Bedingung verzeihen, liebe Pani, daß Sie gewiſſe Verſprechungen erfüllen, die Sie mir in Wilna bei der Fürſtin Katazina Paç gegeben haben, entgegnete ich.

Welche Verſprechungen? fragte ſie lachend, indem ſie den Kopf aufhob.

Haben Sie das ſchon vergeſſen? Sie verſprachen mir, wenn wir uns in Samogitien wiederſehen ſollten, einen gewiſſen volksthümlichen Tanz, von dem Sie Wunderdinge berichteten.

Ach, die Ruſſalka! Mit Vergnügen; und da haben wir auch gleich den Partner, den ich dazu brauche.

Damit lief ſie zu einem Tiſche, auf welchem Muſikhefte lagen, blätterte raſch darin, legte eins auf das Notenpult des Flügels und wendete ſich an ihre Geſellſchafterin.

Bitte, liebe Seele, allegro presto!

Und ohne ſich niederzuſetzen, ſpielte ſie ſelbſt das Ritornell, um das Tempo anzugeben.

Kommen Sie, Graf Michael! rief ſie dann. Sie ſind ein viel zu guter Litthauer, um die Ruſſalka nicht zu tanzen . . . aber tanzen Sie wie ein Bauer, hören Sie wohl!

Frau von Dowghiello verſuchte zu proteſtiren, aber vergebens. Der Graf und ich beſtanden auf unſerem Willen. Er hatte allerdings ſeine guten Gründe dazu, denn die ihm zufallende Rolle war, wie man bald ſehen wird, die angenehmſte. Die Geſellſchafterin erklärte nach einigen Verſuchen, ſie glaube, dieſe Art von Walzer, ſo ſonderbar er auch ſei, ſpielen zu können, und nachdem Fräulein von Jwinska einige Stühle und einen Tiſch, die ihr im Wege ſtanden, bei Seite geſchoben, faßte ſie ihren Partner beim Kragen des Rockes und führte ihn in die Mitte des Salons.

Sie wiſſen alſo, Herr Profeſſor, daß ich eine Ruſſalka bin, begann ſie mit einer tiefen Verbeugung.

Eine Ruſſalka, fuhr ſie fort, iſt eine Nixe. Es giebt ſolche in jedem der ſchwarzen Teiche, die unſere Wälder ſchmücken. Kommen Sie ihnen ja nicht zu nahe! Die Ruſſalka, die womöglich noch ſchöner iſt, als ich, huſcht heraus, zieht Sie hinab ins Waſſer und verſpeiſ't Sie aller Wahrſcheinlichkeit nach.

Alſo eine wirkliche Sirene! rief ich.

Er, fuhr Fräulein von Jwinska auf den Grafen Szemioth deutend fort, er iſt ein junger, ſehr unerfahrener Fiſcher, der ſich mir unvorſichtig nähert, und ich, um mir etwas länger das Vergnügen zu machen, tanze ein bischen um ihn herum . . . Aber um Alles das gut darzuſtellen, brauchte ich nothwendig einen Sarafan*). Schade! Sie müſſen dies Kleid, das weder Charakter noch Lokalfarbe beſitzt, entſchuldigen . . . Ach und ich habe Schuhe an! Die Ruſſalka mit Schuhen, noch dazu mit Hackenſchuhen zu tanzen, iſt ganz unmöglich!

Dabei hob ſie den Saum ihres Rockes empor, ſchüttelte einen ihrer kleinen hübſchen Füße ſehr graziös und ſchleuderte, auf die Gefahr einen Theil ihres Beines zu zeigen, den Schuh in die äußerſte Ecke des Salons. Der zweite folgte dem erſten, und ſie ſtand nun in ſeidnen Strümpfen auf dem Parquet.

---

*) Sarafan heißt der taillenloſe Rock einer lithauiſchen Bäuerin.

Ich bin fertig! rief ſie ihrer Geſellſchafterin zu.

Und der Tanz begann.

Die Ruſſalka umſchwebt ihren Tänzer. Er ſtreckt die Arme aus, um ſie zu erfaſſen; ſie ſchlüpft unter denſelben hindurch und entgeht ihm. Alles das iſt ſehr graziös, die Muſik iſt bewegt und originell. Der Tanz endigt damit, daß der Tänzer die Ruſſalka endlich zu erhaſchen meint, um ſie zu küſſen. Sie macht einen Sprung und fällt wie todt zu ſeinen Füßen . . Aber hier improviſirte der Graf und brachte eine Variation an. Er umfaßte die neckiſche Nymphe wirklich und küßte ſie herzhaft. Fräulein von Zwinska ſtieß einen kleinen Schrei aus, erröthete und ließ ſich ſchmollend auf ein Sopha ſinken, indem ſie ſich beklagte, er habe ſie umarmt wie ein Bär. Ich ſah, daß der Vergleich dem Grafen nicht gefiel, denn er erinnerte ihn an ſein Familienunglück. Seine Stirn wurde düſter.

Ich meinestheils bedankte mich bei Fräulein von Zwinska auf das Angelegentlichſte und lobte den Tanz, der einen wirklich antiken Charakter zu tragen ſchien und mich an die heiligen Tänze der Griechen erinnerte.

Ein Diener, welcher den General und die Fürſtin Beliaminoff meldete, unterbrach uns. Fräulein von Zwinska machte einen Sprung vom Kanapee zu ihren

Schuhen, ſchlüpfte mit ihren kleinen Füßen hinein, eilte der Fürſtin entgegen und machte ihr zwei tiefe Verbeugungen. Ich bemerkte, wie ſie bei jeder derſelben ſehr geſchickt einen ihrer Schuhe herauf zog.

Der General brachte zwei Adjutanten mit und lud ſich, wie wir gethan, zu Tiſch. In jedem andern Lande der Welt hätte das unerwartete Eintreffen von ſechs Tiſchgäſten, die den beſten Appetit mitbrachten, die Wirthin in Verlegenheit geſetzt, aber in dieſen lithauiſchen Häuſern herrſcht eine ſolche Gaſtfreundſchaft und Fülle, daß ſich das Mittageſſen nicht um eine halbe Stunde verſpätete. Das Einzige war, daß es etwas zu viel warme und kalte Paſteten dabei gab.

## IV.

Das Diner verlief ſehr heiter. Der General theilte uns recht intereſſante Einzelnheiten über die Sprachen mit, welche im Kaukaſus geſprochen werden, und von denen die einen zu den ariſchen, die andern zu den turaniſchen gehören, obgleich die verſchiedenen Volksſtämme unter ſich eine merkwürdige Uebereinſtimmung in Sitten und Gebräuchen zeigen. Ich ſelbſt mußte von meinen Reiſen erzählen, denn nachdem Graf Szemioth mich wegen meiner Reitkünſte beglückwünſcht und hinzugefügt hatte, daß ihm nie ein Profeſſor oder Geiſtlicher vorgekommen, der einem Ritt, wie wir ihn heute gemacht, ſo gewachſen geweſen wäre, hatte ich ihm zur Erklärung ſagen müſſen, daß ich — von der Bibelgeſellſchaft mit einer Arbeit über die Sprachen der Charruas beauftragt — drei Jahre in der Republik Uruguay zugebracht, während der Zeit faſt immer in den Pampas und unter den Indianern gelebt und ſelbſtverſtändlich wenig vom Pferde heruntergekommen wäre. Auf dieſe Weiſe kam ich dazu, unter Anderm zu erzählen, daß ich einmal, drei Tage in den unabſehbaren Ebenen verirrt und ohne Lebensmittel, genöthigt geweſen wäre, es wie die Gauchos zu machen, d. h. meinem Pferde zu Ader zu laſſen und ſein Blut zu trinken.

Alle Damen ſtießen einen Schrei des Abſcheus aus. Der General bemerkte, daß die Kalmücken in gleicher Lage zu demſelben Hülfsmittel zu greifen pflegten, und der Graf fragte mich, wie ich das Getränk gefunden hätte?

Moraliſch widerſtand es mir aufs Aeußerſte, entgegnete ich, phyſiſch bekam es mir ſehr gut, und ich verdanke es dieſem Blute allein, daß ich heute die Ehre haben kann, hier mit Ihnen zu Mittag zu eſſen. Viele Europäer, d. h. Weiße, die lange mit den Indianern gelebt haben, finden ſelbſt nach und nach Geſchmack daran. Mein ſehr vortrefflicher Freund Don Fructuoſo Rivero, der Präſident der Republik, verſäumt z. B. ſelten eine Gelegenheit, dieſen Appetit zu befriedigen. Ich erinnere mich, daß er eines Tages, als er ſich eben in großer Uniform nach dem Congreß begab, an einem Rancho vorüber kam, wo man einem Füllen zur Ader ließ. Er hielt an, ſtieg vom Pferde, verlangte einen Schoppen und ein Saugröhrchen, worauf er eine ſeiner beſten Reden hielt

Ihr Präſident iſt ein abſcheuliches Ungeheuer! rief Fräulein von Iwinska.

Verzeihen Sie, verehrte Pani, entgegnete ich, er iſt ein ſehr diſtinguirter Mann von hervorragenden geiſtigen Gaben. Er ſpricht mehrere ſehr ſchwere indianiſche Sprachen ausgezeichnet, beſonders das Charrua, deſſen große Schwierigkeit in den zahlloſen Formen beſteht, die das Verbum je nach dem Régime direct oder indirect und ſelbſt nach der ſocialen Stellung annimmt, in welcher die ſprechenden Perſonen zu einander ſtehen.

Eben wollte ich noch einige ziemlich eigenthümliche Details über den Mechanismus des Verbums in dieſer Sprache hinzufügen, als mich der Graf mit der Frage unterbrach, wo man einem Pferde zur Ader laſſen müſſe, wenn man die Abſicht habe, ſein Blut zu trinken.

Um Gotteswillen, lieber Profeſſor, ſagen Sie es ihm nicht! rief Fräulein von Iwinska mit komiſchem Entſetzen. Er wäre im Stande, ſeinen ganzen Marſtall zu opfern, und wenn er keine Pferde mehr hat uns ſelbſt aufzueſſen!

Nach dieſem ſcherzhaften Ausfall ſtanden die Damen lachend vom Tiſche auf, um Kaffee und Thee zu bereiten, während wir unſere Cigarren rauchten. Nach einer Viertelſtunde ließ man den General bitten, in den Salon zu kommen. Wir wollten ihm folgen, aber man ſagte uns, die Damen wünſchten nur einen der Herren auf einmal. Bald darauf hörten wir lautes Lachen und Händeklatſchen im Salon.

Fräulein Julka ſcheint im beſten Zuge, ſagte der Graf.

Jetzt wurde er ſelbſt gerufen; neues Lachen, neues Händeklatſchen. Nun kam ich an die Reihe. Als ich in den Salon trat, hatte die Geſellſchaft den Anſchein eines tiefen Ernſtes angenommen, der nichts Gutes prophezeite. Ich erwartete irgend eine Neckerei.

Herr Profeſſor, begann der General ſo geſchäftsmäßig wie möglich, die Damen behaupten, wir hätten dem Champagner zu viel Ehre angethan und wollen uns nur, wenn wir eine Probe ablegen, in ihre Geſellſchaft aufnehmen. Es handelt ſich nun darum, mit verbundenen Augen von der Mitte des Salons bis an jene Mauer zu gehen und ſie mit dem Finger zu berühren. Sie ſehen, die Sache iſt ſehr einfach, man hat nur gerade aus zu marſchiren. Fühlen Sie ſich im Stande, die gerade Richtung inne zu halten?

Ich glaube, Herr General.

Sogleich band mir Fräulein von Zwinska ein Tuch um die Augen und zog es am Hinterkopfe mit aller Gewalt zu.

Sie ſtehen mitten im Salon, ſagte ſie. Strecken Sie die Hand aus . . . So! Ich wette, Sie finden die Mauer nicht.

Vorwärts marſch! kommandirte der General.

Ich hatte nicht mehr als fünf oder ſechs Schritte zurückzulegen, bewegte mich aber ſehr langſam vorwärts, feſt überzeugt, einer ausgeſpannten Schnur oder einem

Tabouret zu begegnen, das man mir verrätheriſch in den Weg ſtellte, um mich zum Straucheln zu bringen. Unterdrücktes Lachen, das ich vernahm, vermehrte noch meine Verlegenheit. Endlich glaubte ich mich der Mauer nahe genug, um ſie erreichen zu können, aber anſtatt der Wand berührte mein ausgeſtreckter Finger etwas Kaltes, Klebriges. Ich machte eine Grimaſſe und einen Sprung nach rückwärts, den alle Anweſenden mit lautem Gelächter begrüßten . . . Das Tuch von den Augen reißend, erblickte ich Fräulein von Iwinska, einen Topf voll Honig in der Hand, in den ich, anſtatt die Mauer zu berühren, mit dem Finger gefahren war. Mein einziger Troſt war, daß die beiden Adjutanten, welche dieſelbe Probe zu beſtehen hatten, nicht beſſer davon kamen, als ich.

Fräulein von Iwinska ließ ihrer tollen Laune den ganzen Abend über vollkommen freien Lauf. Immer ſpöttiſch, immer neckiſch, machte ſie bald Dieſen, bald Jenen zum Stichblatt ihrer Scherze. Ich bemerkte indeſſen, daß ſie ſich am häufigſten an den Grafen wendete, der, wie ich zugeſtehen muß, auch durchaus kein Spaßverderber war, ſondern das größte Vergnügen an ihren Neckereien zu finden ſchien. Wendete ſie dagegen ihre Angriffe einem der Adjutanten zu, ſo verfinſterte ſich ſofort ſeine Stirn, und ich ſah ſein Auge in einem dunkeln Feuer blitzen, das in der That etwas Erſchreckendes hatte. „Muthwillig wie ein Kätzchen und weiß wie Milch.“ Es ſchien mir, als hätte Mickiewitz, als er dieſe

„Auf Deine Ehre?“

„Ja, auf meine Ehre. Ich liebe ſie wie eine Schweſter, und kann mich der Hoffnung nicht erwehren, daß ich, während ich meinen Vater ſuche, vielleicht auch auf den ihrigen ſtoßen könnte.“

Melchior biß ſich auf die Lippen. „Noch ein Verſprechen muß ich Dir abfordern, Japhet,“ ſagte er nach einer Weile: „alle ſechs Monate mußt Du — ich will Dir nachher ſagen, wohin — Deinen Aufenthaltsort melden, und Nachricht von Flita's Befinden geben.“

„Mit Freuden verſpreche ich das; aber, Melchior, es ſcheint Euch ja auf einmal ſehr viel an dem kleinen Mädchen gelegen zu ſeyn.“

„Es iſt mir lieb, wenn Du das findeſt, wofern du nur das Wie und Warum aus dem Spiele läſſeſt. Willſt Du die Mittel zu ihrer Unterhaltung annehmen?“

„Nur wenn die Noth mich drängt; dann aber ſollte es mich freuen, wenn ich nichts mehr für ſie thun kann, zu finden, daß ſie noch immer einen Freund an Euch hat.“

„Erinnere dich, daß Du immer das Nöthige erhalten wirſt, wenn Du an die Adreſſe ſchreibſt, die ich Dir vor unſerem Abſchied geben will. — Das wäre nun abgemacht, und im Ganzen glaube ich, es iſt am beſten ſo.“

Timothy, der dieſen Vormittag nicht im Lager geweſen war, vernahm bei ſeiner Zurückkunft das Vorgefallene und Bevorſtehende von mir.

„Ich weiß nicht, Japhet,“ ſagte er: „unſer gegenwärtiges Leben mißfällt mir eben nicht, aber es liegt mir auch nichts d'ran, es aufzugeben. Was wollen wir denn jetzt anfangen?“

„Das iſt noch zu überlegen. Wir haben zum Glück einen guten Vorrath von Geld; den müſſen wir zuſammenhalten, bis wir uns auf irgend eine Weiſe entſchieden haben.“

Wir nahmen unſer Abendeſſen zum letztenmal gemeinſchaftlich ein. Melchior ſagte uns, er ſey entſchloſſen, morgen aufzubrechen, Worte ſchrieb, das Porträt der Panna Iwinska zeichnen wollen.

## V.

Man trennte ſich ziemlich ſpät. In vielen vornehmen Häuſern Lithauens findet man prachtvolles Silberzeug, ſchöne Möbel, koſtbare türkiſche Teppiche, aber man hat dem ermüdeten Gaſte kein gutes, deutſches Bett zu bieten. Der Slave, ſei er reich oder arm, Edelmann oder Bauer, ſchläft vortrefflich auf dem Fußboden. Schloß Dowghielly machte keine Ausnahme von der Regel. In dem Zimmer, das man uns, dem Grafen und mir, anwies, befanden ſich nur zwei mit Leder bezogene Sophas. Mich erſchreckte das nun nicht gerade, denn ich hatte auf meinen Reiſen oft auf der bloßen Erde gelegen, und die Declamationen des Grafen über den Mangel an Civiliſation bei ſeinen Landsleuten nöthigten mir nur ein Lächeln ab. Ein Diener kam, um uns die Stiefel auszuziehen, und brachte uns Schlafröcke und Pantoffeln. Der Graf ging, nachdem er ſeinen Rock abgelegt, eine Weile im Zimmer auf und ab und blieb dann plötzlich vor dem Sopha ſtehen, auf dem ich mich bereits ausgeſtreckt hatte.

Was denken Sie von Julka? fragte er mich.

Ich finde ſie ſehr reizend.

Gewiß aber auch ſehr kokett .... Glauben Sie, daß ſie eine ernſtliche Neigung zu dieſem kleinen blonden Hauptmann hat?

Dem Adjutanten? . . Wie kann ich das wiſſen? Er iſt ein Geck, und deßhalb gefällt er den Frauen.

Die Folgerung beſtreite ich, Herr Graf. Soll ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich glaube? Ich glaube, Fräulein von Iwinska denkt viel mehr daran, dem Grafen Szemioth zu gefallen, als allen Adjutanten der Armee.

Er erröthete und antwortete mir nicht; aber es kam mir vor, als hätten ihm meine Worte großes Vergnügen gemacht. Eine Weile ging er noch, ohne zu ſprechen, im Zimmer auf und ab, endlich ſah er nach ſeiner Uhr.

Meiner Treu, wir würden gut thun, zu ſchlafen, es iſt bereits ſpät, ſagte er.

Dann nahm er ſeine Flinte und ſeinen Hirſchfänger, die man in unſer Zimmer gebracht hatte, legte ſie in einen Schrank und zog den Schlüſſel ab.

Wollen Sie ihn an ſich nehmen? fragte er, indem er mir denſelben zu meinem Erſtaunen überreichte. Ich könnte ihn vergeſſen — jedenfalls haben Sie ein beſſeres Gedächtniß als ich.

Das beſte Mittel, Ihre Waffen nicht zu vergeſſen, würde es wohl ſein, wenn Sie dieſelben auf jenen Tiſch neben Ihrem Sopha legten.

Nein . . . hören Sie, um aufrichtig zu ſprechen . . . ich habe nicht gern Waffen in der Nähe, wenn ich ſchlafe . . . Und ich will Ihnen auch meine Gründe ſagen. Als ich noch bei den Huſaren in Grodno ſtand, ſchlief ich eines Tages mit einem Kameraden in demſelben Zimmer. Meine Piſtolen lagen auf dem Stuhle neben mir. In der Nacht erwachte ich von einem Knall. Ich hatte eine Piſtole in der Hand, hatte Feuer gegeben, und die Kugel war in einer Entfernung von zwei Zoll am Kopfe meines Freundes vorübergeflogen. Ich habe mich nie beſinnen können, was ich geträumt hatte.

Dieſe Anekdote machte mich etwas nachdenklich. Dagegen, daß er mir eine Kugel durch den Schädel jagte, war ich allerdings geſchützt, aber wenn ich die gewaltige Geſtalt und die herkuliſchen Gliedmaßen meines Gefährten ins Auge faßte, ſeine nervigen von ſchwarzem Flaum bedeckten Arme, ſo mußte ich eingeſtehen, daß er recht gut im Stande war, mich im Traume mit ſeinen Händen zu erwürgen. Deſſenohngeachtet hütete ich mich wohl, ihm die geringſte Unruhe zu zeigen. Nur ſetzte ich ein Licht auf den Stuhl vor meinem Sopha und fing an, in dem Katechismus von Lawicki zu leſen, den ich mitgebracht hatte. Der Graf wünſchte mir gute Nacht, ſtreckte ſich auf ſein Sopha, drehte ſich fünf oder ſechsmal um und ſchien endlich einzuſchlafen, obgleich er zuſammengeringelt lag, wie jener Liebende des Horaz, der, in einen Koffer eingeſchloſſen, mit dem Kopfe die heraufgezogenen Knie berührt.

. . . Turpi clausus in arca
Contractum genibus tangas caput . . .

Von Zeit zu Zeit ſtieß er einen gewaltigen Seufzer aus, oder ließ eine Art von nervöſem Schnarchen hören, das ich der ſeltſamen Stellung zuſchrieb, in der er ſchlief. So verging etwa eine Stunde. Ich wurde ebenfalls ſchläfrig, ſchloß mein Buch und legte mich ſo bequem als möglich zurecht, als ein ſeltſames Lachen meines Stubengenoſſen mich plötzlich zuſammenfahren ließ. Ich betrachtete den Grafen. Er hatte die Augen geſchloſſen, ſein ganzer Körper zitterte, und ſeinen halboffenen Lippen entſchlüpften kaum vernehmliche Worte:

Sehr friſch! . . Sehr weiß! . . . der Profeſſor weiß nicht, was er ſagt . . . Pferde taugen nichts . . . Welches leckere Stück! . . .

Dann biß er mit den Zähnen in das Kiſſen, auf dem er mit dem Kopfe lag, und ſtieß dabei thieriſche Laute aus, von denen er ſelbſt erwachte.

Ich blieb ſtill auf meinem Sopha und ſtellte mich ſchlafend, aber ich beobachtete ihn genau. Er ſetzte ſich aufrecht, rieb ſich die Augen, ſeufzte traurig und blieb, ohne ſich zu rühren, etwa eine Stunde wie in tiefe Gedanken verſunken ſitzen. Mir war ſehr unbehaglich zu Muthe, und ich nahm mir vor, nie wieder mit dem Grafen in demſelben Zimmer zu ſchlafen. Schließlich überwand indeſſen die Müdigkeit die Unruhe, und als der Diener am andern Morgen in unſer Zimmer trat, ſchliefen wir Beide tief und feſt.

## VI.

Nach dem Frühſtück kehrten wir nach Medintiltas zurück. Dort gelang es mir, Dr. Fröber allein zu ſprechen, und ich theilte ihm mit, daß ich den Grafen für krank halte, daß er entſetzliche Träume habe, vielleicht ſomnambül ſei, und daß er in dieſem Zuſtande gefährlich werden könne.

Alles das habe ich bereits bemerkt, entgegnete der Arzt. Bei einer athletiſchen Geſtalt iſt er nervös wie eine Frau. Vielleicht hat er das von ſeiner Mutter . . . Sie war dieſen Morgen ſehr bösartig . . . Ich glaube nicht recht an das, was man von den Gelüſten ſchwangerer Frauen und den Einwirkungen eines gehabten Schreckens erzählt, aber es waltet kein Zweifel, daß die Gräfin wahnſinnig iſt, und Wahnſinn überträgt ſich durch das Blut . . .

Aber der Graf iſt ſonſt ganz vernünftig, erwiderte ich. Er denkt vollkommen klar, iſt ſehr unterrichtet, viel unterrichteter, als ich, offen geſtanden, geglaubt hätte, er lieſ't gern . . .

Das Alles gebe ich zu, mein lieber Profeſſor; aber er iſt auch oft ſehr ſonderbar. Zuweilen ſchließt er ſich mehrere Tage ein und ſtreift Nachts umher . . . Dabei lieſ't er unglaubliche Bücher . . . Deutſche Metaphyſik, Philoſophie . . . was weiß ich Alles! Erſt geſtern hat er einen Ballen Bücher aus Leipzig bekommen. Soll ich die Sache beim rechten Namen nennen? Ein Herkules bedarf einer Hebe . . Es giebt hier ſehr hübſche Bauermädchen . . . Sonnabends Abends, nach dem Bade, könnte man ſie für Fürſtinnen halten . . . und es iſt nicht Eine darunter, die nicht ſtolz darauf ſein würde, dem Grafen die Zeit zu vertreiben! In ſeinem Alter — der Teufel ſoll mich holen! . . . Aber nein, er hat keine Geliebte und nimmt auch keine Frau, und daran thut er ſehr Unrecht. Er braucht eine Ableitung . . .

Der grobe Materialismus des Doctors verletzte mich aufs Aeußerſte, und ich brach das Geſpräch kurz ab, indem ich ihm ſagte, daß ich ſehr wünſchte, Graf Szemioth möge eine ſeiner würdige Gattin finden. Nicht ohne Verwunderung hatte ich indeſſen von dem Doctor vernommen, daß der Graf ſich mit philoſophiſchen Studien beſchäftige. Dieſer Huſarenoffizier, dieſer leidenſchaftliche Jäger, der deutſche Werke über Metaphyſik las und ſich mit Phyſiologie beſchäftigte, warf alle meine Vorausſetzungen über den Haufen. Der Doctor hatte mir übrigens die Wahrheit geſagt, und ich erhielt noch an demſelben Tage den Beweis dafür.

Wie erklären ſie den Dualismus oder das Doppeltſein unſrer Natur, Herr Profeſſor? fragte der Graf mich plötzlich, als wir beinahe mit dem Mittageſſen fertig waren.

Da er bemerkte, daß ich ihn nicht ganz verſtand, fuhr er fort:

Haben Sie niemals auf der Höhe eines Thurmes oder am Rande eines Abgrundes geſtanden, und die Verſuchung empfunden, ſich hinabzuſtürzen, während Sie ſich gleichzeitig von Schrecken gepackt fühlten? . . .

Das läßt ſich durch rein phyſiſche Urſachen erklären, ſagte der Doctor. Erſtens bringt die Anſtrengung des

Steigens ſtets einen Andrang des Blutes nach dem Gehirn hervor, welcher . . .

Ach, laſſen wir das Blut, Doctor, und wählen wir ein anderes Beiſpiel, rief der Graf ungeduldig; wir halten z. B. eine geladene Flinte in der Hand. Unſer beſter Freund ſteht vor uns, und plötzlich kommt uns der Gedanke, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Man empfindet den größten Abſcheu vor einem Morde, und dennoch kommt der Einfall. Ich glaube, meine Herren, wenn man Alles, was uns im Laufe einer Stunde durch den Kopf geht . . . wenn man z. B. Ihre Gedanken, Herr Profeſſor, den ich für einen weiſen, tugendhaften Menſchen halte, aufſchriebe . . . ſie würden wahrſcheinlich einen Folioband bilden, nach welchem jeder Advocat mit Erfolg für Ihre Amtsentſetzung plaidiren, jeder Richter Sie ins Gefängniß oder in ein Narrenhaus ſperren könnte.

Sicherlich würde mich kein Richter darum verurtheilen, daß ich dieſen Morgen länger als eine Stunde das Myſterium zu ergründen ſuchte, nach welchem die ſlaviſchen Verben in die zukünftige Zeit gerückt werden, ſobald ſie ſich mit einer Präpoſition verbinden. Aber wenn ich auch zufällig etwas Andres gedacht hätte, welcher Beweis wäre das gegen mich? Ich bin ebenſo wenig Herr meiner Gedanken als der äußeren Veranlaſſungen dazu. Wenn auch ein unrechter Gedanke in mir auftauchte, ſo könnte man daraus noch lange nicht auf die Ausführung, ja nicht einmal auf den Vorſatz zur

Ausführung ſchließen. Ich bin niemals auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu tödten, aber wenn mir auch die Idee käme, ſo hätte ich doch meine Vernunft, um ſie zu verſcheuchen.

Ja, von Vernunft läßt ſich leicht reden, aber es iſt doch die Frage, ob ſie wirklich immer bei der Hand iſt, um uns zu leiten, wie Sie ſagen. Um die Vernunft zu hören und ihr zu gehorchen, bedarf es der Ueberlegung, d. h. wir brauchen dazu Zeit und kaltes Blut. Hat man aber immer das Eine und das Andere? Im Kampf ſehe ich z. B. eine ricochettirende Kugel geflogen kommen; ich ſpringe zur Seite und ſtelle meinen Freund bloß, für den ich gern mein Leben gegeben, wenn ich Zeit behalten hätte, zu überlegen . . .

Ich verſuchte ihm von unſeren Pflichten als Menſchen und Chriſten zu ſprechen, von der Nothwendigkeit, den Streitern des Evangeliums nachzuahmen, und immer zum Kampfe bereit zu ſein. Ich ſuchte ihm endlich zu Gemüth zu führen, daß wir, indem wir ununterbrochen gegen unſere Leidenſchaften ankämpfen, auch immer neue Kräfte gewinnen, ſie zu beſiegen und zu beherrſchen. Aber ich erreichte, wie ich fürchte, nichts, als daß er ſchwieg; überzeugt ſchien er nicht.

Noch etwa zehn Tage verweilte ich im Schloſſe und ſtattete während dieſer Zeit einen zweiten Beſuch in Dowghielly ab, doch blieben wir diesmal nicht über Nacht. Fräulein von Iwinska zeigte ſich, wie das erſte Mal, als neckiſches, verwöhntes Kind. Auf den Grafen übte ſie eine Art von unwiderſtehlichem Zauber aus, und ich zweifelte nicht daran, daß er in ſie verliebt ſei. Indeſſen kannte er ihre Fehler und machte ſich keine Illuſionen. Er wußte, daß ſie kokett, eitel und gleichgültig gegen Alles war, was ihr kein Amüſement verſprach. Ich bemerkte oft, wie ſehr er darunter litt, daß ſie ſo und nicht anders war, aber ſobald ſie ihm eine kleine Aufmerkſamkeit erwies, vergaß er Alles; ſein Geſicht verklärte ſich, und er ſtrahlte vor Freude.

Er wollte mich vor meiner Abreiſe ein letztes Mal mit nach Dowghielly nehmen, vielleicht weil ich die Tante zu unterhalten pflegte, während er mit der Nichte im Garten ſpazieren ging, aber ich hatte noch ſo viel zu arbeiten, daß ich mich entſchuldigen mußte, ſo ſehr er auch in mich drang. Zum Mittageſſen war er wieder da, obgleich er uns geſagt, wir möchten nicht auf ihn warten. Er ſetzte ſich an den Tiſch, vermochte aber nicht zu eſſen. Während der ganzen Mahlzeit blieb er düſter und verſtimmt. Von Zeit zu Zeit zogen ſich ſeine Brauen zuſammen, und die Augen nahmen einen unheimlichen Ausdruck an. Als der Doctor ſich entfernte, um zur Gräfin zu gehen, folgte der Graf mir in mein Zimmer und theilte mir mit, was ihm auf dem Herzen lag.

Es thut mir ſehr leid, Sie, Herr Profeſſor, verlaſſen zu haben, um Jene zu beſuchen, die ſich über mich luſtig macht und nur neue Geſichter liebt, ſagte er. Aber glücklicherweiſe iſt jetzt Alles zu Ende zwiſchen uns;

ich bin der Sache überdrüſſig und werde Fräulein Iwinska niemals wiederſehen . . .

Seiner Gewohnheit nach ging er eine Weile im Zimmer auf und ab, dann begann er wieder:

Sie haben vielleicht geglaubt, ich ſei in ſie verliebt? Wenigſtens denkt es der Dummkopf von Doctor. Nein, ich habe ſie nie geliebt. Ihr Lachen hat mich amüſirt — ich ſah gern ihre weiße Haut . . . das iſt Alles, was gut an ihr iſt . . . . beſonders die Haut. Das Gehirn iſt wenig werth. Ich habe niemals etwas Anderes in ihr erblickt als eine hübſche Puppe, die man gern ſieht, wenn man ſich langweilt und keine neuen Bücher hat. Sie iſt ohne Zweifel eine Schönheit zu nennen . , . Ihre Haut iſt prachtvoll! Und das Blut, das unter dieſer Haut rinnt, muß noch ſchmackhafter ſein, als das eines Pferdes. Was meinen Sie dazu, Herr Profeſſor?

Dabei brach er in ein lautes Gelächter aus, das mir eine unangenehme Empfindung verurſachte.

Am nächſten Tage ſagte ich ihm Lebewohl, um meine Unterſuchungen im Norden des Herzogthums fortzuſetzen.

## VII.

Dieſe Studien dauerten noch etwa zwei Monate, und ich darf wohl ſagen, daß es in Samogitien kaum ein Dorf giebt, in dem ich nicht geweſen und wo ich nicht einige werthvolle Documente erworben hätte. Es

Nattie ſah ſehr traurig, aber ergeben aus; dagegen war Flita ſo vergnügt, daß ihr ſonſt immer ſchwermüthiges Geſichtchen, wenn unſere Augen ſich begegneten, vor Freude ſtrahlte. Entzückend war es, ſie ſo glücklich zu ſehen.

Die Lagergenoſſen hatten ſich zurückgezogen; Melchior traf die nöthigen Zurüſtungen in ſeinem Zelt. Ich fühlte keine Luſt zu ſchlafen: ich ſaß oder lag vielmehr, auf den Ellbogen geſtützt, nicht weit von den Zelten, und beſchäftigte meine Seele mit den Ausſichten in die Zukunft. Es war eine dunkelklare Nacht, und die Sterne funkelten. Mein Auge verweilte bei ihnen; Melchior's Glaube an das Verhängniß fiel mir ein; eben hatte mich der thörichte Wunſch ergriffen, das meinige leſen zu können, als ich Nattie kommen ſah.

„Du willſt alſo das Mädchen mit Dir nehmen, Japhet?“ ſagte ſie: „willſt Du für die Kleine ſorgen? Mein Gewiſſen müßte es verantworten, wenn ſie der rauhen Welt preisgegeben würde. Sie geht mit Freuden; ſieh' zu, daß ihre Freude nicht mit Thränen endet. Ich ſcheide in Schmerzen. Stamm, Familie, Lebensgewohnheiten, Anſehen, Alles trifft Ein Riß; aber es muß ja ſeyn, das Schickſal will es ſo. Sie iſt ein gutes Kind, Japhet; verſprich mir, daß Du ihr Freund ſeyn willſt, und laß ſie dieſes zum Andenken an mich tragen — aber — nicht jetzt — erſt wenn wir fort ſind.“ — Sie hielt einen Augenblick inne. — „Japhet, laß es Melchior nicht ſehen; es wäre ihm vielleicht nicht lieb, daß ich es weggebe.“

Ich nahm das Geſchenk, das in ein Papier gewickelt war, und verſprach ihr Alles.

„Das iſt das letzte, ja, das letzte Mal, daß mir dieſer Anblick vergönnt iſt,“ fuhr ſie fort, indem ſie über den Anger, die Zelte, die graſenden Thiere hinblickte. So ſey es denn! Gute Nacht, Japhet, mögeſt Du glücklich ſeyn.“

Sie wandte ſich nach ihrem Zelt; auch ich ging jetzt zur Ruhe.

ſei mir erlaubt, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um den Bewohnern der Provinz und namentlich den Herren Geiſtlichen für die wirklich angelegentliche Unterſtützung zu danken, welche ſie meinen Beſtrebungen zu Theil werden ließen, ſowie für die werthvollen Beiträge, mit denen ſie mein Wörterbuch bereicherten.

Nach einwöchentlichem Aufenthalte in Szawle hatte ich mir eben vorgenommen, nach Klappeda (der Hafenſtadt, die wir Memel nennen) zu gehen, um nach Hauſe zurückzukehren, als mir Graf Szemioth durch ſeinen Jäger den folgenden Brief zuſandte.

„Lieber Herr Profeſſor!

Geſtatten Sie mir, Ihnen deutſch zu ſchreiben, denn ſchriebe ich ſchmudiſch, ſo würde ich noch mehr Sprachſchnitzer machen und Ihre Achtung vollends verſcherzen. Weiß ich doch, ſo wie ſo, nicht, wie viel Sie davon für mich hegen, und die Neuigkeit, welche ich Ihnen mitzutheilen habe, dürfte dieſelbe vielleicht nicht erhöhen. Ohne weitere Vorrede: ich verheirathe mich, und Sie ahnen gewiß, mit wem. „Jupiter lacht der Schwüre der Liebenden." Ebenſo thut Pirkuns, unſer ſamogitiſcher Jupiter. Ich heirathe alſo am 8ten des künftigen Monats Julie Iwinska, und Sie würden der liebenswürdigſte aller Menſchen ſein, wenn Sie der Ceremonie beiwohnen wollten. Sämmtliche Bauern von Medintiltas und den umliegenden Ortſchaften werden bei der Gelegenheit zuſammenkommen, um einige Ochſen und unzählige Schweine zu verzehren, und wenn ſie betrunken ſind, tanzen ſie auf der großen Wieſe rechts von der Eingangsallee, die Ihnen bekannt iſt. Sie werden Coſtüme, Sitten und Gebräuche kennen lernen, die Ihre Aufmerkſamkeit verdienen. Sie würden Julie und mir durch Ihr Kommen das größte Vergnügen bereiten, ja ich füge hinzu, eine Ablehnung würde uns in die äußerſte Verlegenheit bringen. Sie wiſſen, daß ich mich zum evangeliſchen Glauben bekenne, ebenſo meine Verlobte. Es findet ſich nun, daß unſer Geiſtlicher, welcher einige dreißig Meilen von hier wohnt, an der Gicht darnieder liegt, und ich wage zu hoffen, daß Sie ſich bereit finden laſſen, an ſeiner Statt die Ceremonie zu verrichten. Bis dahin geſtatten Sie mir, lieber Herr Profeſſor, mich zu nennen Ihren ganz ergebenen

Michael Szemioth.“

Am Fuße des Briefes, in Form einer Nachſchrift, war mit hübſcher Frauenhand beigefügt:

„Ich, die lithauiſche Muſe, ſchreibe ſchmudiſch. Michael iſt ein unartiger und ungalanter Menſch, daß er an Ihrem Beifall für ſeine Heirath zweifelt. Ich glaube wirklich, Keine außer mir wäre ſo thöricht, ihn zu nehmen. Sie werden am 8ten künftigen Monats eine Braut von einigem Chic ſehen (das iſt nicht ſchmudiſch, ſondern franzöſiſch!), laſſen Sie ſich dadurch nur nicht während der Ceremonie aus dem Texte bringen.“

Weder Brief noch Nachſchrift gefielen mir. Ich fand das Brautpaar, Angeſichts des ſo wichtigen Schrittes, von unverzeihlicher Leichtfertigkeit. Dennoch hatte ich keinen

Vorwand, Nein zu ſagen. Außerdem lockte mich das verſprochene Schauſpiel, und jedenfalls befanden ſich unter der großen Menge von Edelleuten, die bei dieſer Gelegenheit in Medintiltas zuſammenkamen, einige, welche mir brauchbare Mittheilungen machen konnten. Mein ſchamaitiſches Gloſſarium war bereits ſehr reich, aber der Sinn einer gewiſſen Anzahl von Wörtern, die ich nur aus dem Munde ungebildeter Leute gehört hatte, war mir in mancher Beziehung dunkel geblieben — und alle dieſe Gründe zuſammengenommen waren mächtig genug, um mich auf das Verlangen des Grafen eingehen zu laſſen.

Ich antwortete alſo, daß ich am Morgen des 8ten in Medintiltas eintreffen würde

Wie ſehr hatte ich Urſache, dieſes Verſprechen zu bereuen.

## VIII.

Als ich in die Allee des Schloſſes einfuhr, erblickte ich eine Menge Herren und Damen in Morgentoilette, welche in Gruppen auf dem Perron ſtanden oder in den Wegen des Parkes umherſpazierten. Der Hof ſtand voll geputzter Bauern. Das ganze Schloß war feſtlich geſchmückt, überall Blumen, Guirlanden, Fahnen und Feſtons. Der Intendant geleitete mich in das für mich beſtimmte Parterrezimmer, indem er ſich entſchuldigte, mir kein beſſeres geben zu können; aber es ſeien ſo viele Menſchen im Schloſſe, daß es unmöglich geweſen, mir das Zimmer aufzuheben, das ich während meines erſten Aufenthaltes inne gehabt und welches man jetzt der Gattin des Adelsmarſchalls eingeräumt hatte. Mein jetziges Zimmer war indeſſen ſehr hübſch, hatte die Ausſicht auf den Park und lag unter den Gemächern des Grafen.

Ich kleidete mich in aller Eile für die Ceremonie und legte mein geiſtliches Kleid an, aber weder der Graf noch die Braut erſchienen. Der Graf war nach Dowghielly gefahren, um ſie abzuholen — ſie hätten zwar ſchon längſt wieder da ſein müſſen, aber die Toilette einer Braut iſt keine Kleinigkeit, und der Doctor machte die Eingeladenen darauf aufmerkſam, daß das Frühſtück erſt nach der Ceremonie eingenommen werden ſollte und man deßhalb gut thun würde, etwaigen allzulebhaften Appetit an einem gewiſſen, mit Kuchen und allen Arten von Liqueuren beſetzten Büffet vorläufig zu beruhigen. Ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit wieder einmal, wie doch das Warten die Mediſance herauslockt, denn die Mütter zweier hübſcher junger Mädchen waren unerſchöpflich in beißenden Bemerkungen über die Braut.

Endlich, es war Mittag geworden, verkündigten Böller- und Flintenſchüſſe ihre Ankunft, und gleich darauf rollte ein von dem prächtigſten Viergeſpann gezogener Galawagen in den Hof. An dem Schaum, der die Pferde bedeckte, ſah man leicht, daß die Verſpätung nicht ihre Schuld war. In der Kutſche ſaß Niemand als die Braut, Frau von Dowghiello und der Graf. Er ſtieg zuerſt heraus und reichte Frau von Dowghiello die Hand. Fräulein von Iwinska gab ſich mit einer reizenden Geberde kindlicher Grazie und Koketterie den Anſchein, als wolle ſie ſich hinter ihren Shawl verſtecken, um ſich den neugierigen Blicken zu entziehen, die von allen Seiten auf ſie eindrangen. Deſſenohngeachtet ſtand ſie im Wagen auf und wollte eben die Hand des Grafen ergreifen, als die Pferde, vielleicht durch den Regen von Blumen erſchreckt, welche die Bauern der Braut zuwarfen, vielleicht dem Grauen unterliegend, das Graf Szemioth allen Thieren einflößte, ſich ſchnaubend bäumten. Das eine Rad ſtieß an eine der Säulen am Fuße des Perrons, und einige Momente ſchwebte man in der Erwartung eines Unfalls. Fräulein von Iwinska ſtieß einen kleinen Schrei aus . . . aber bald war man wieder beruhigt. Der Graf nahm die Braut in ſeine Arme und trug ſie ſo leicht wie eine Taube den Perron hinauf. Wir applaudirten ſowohl ſeiner Geſchicklichkeit, wie ſeiner ritterlichen Galanterie. Die Bauern riefen Vivat, die Braut, die über und über roth geworden war, lachte und zitterte zugleich. Der Graf, der gar keine Eile verrieth, ſich ſeiner reizenden Laſt zu entledigen, ſchien eine Art von Triumph zu empfinden, als er ſie ſo der ihn umringenden Menge zeigte.

Plötzlich, ohne daß man wußte woher ſie kam, erſchien eine hagere, bleiche Frau, deren Kleider ſich in der größten Unordnung befanden, mit wirr um den Kopf hängenden Haaren und ſchreckensſtarren Zügen oben auf dem Perron.

Ein Bär! ſchrie ſie mit durchdringender Stimme, ein Bär! Greift zu den Flinten! Er ſchleppt eine Frau fort! Schießt ihn nieder! Feuer! Feuer!

Es war die Gräfin. Die Ankunft der Braut hatte alle Welt auf den Perron, in den Hof oder an die Fenſter des Schloſſes gelockt. Selbſt die Frauen, welche die arme Wahnſinnige überwachten, hatten einen Augenblick ihre Pflicht vergeſſen. Sie war entſchlüpft, und ohne von Jemand bemerkt zu werden, mitten unter uns erſchienen. Die Scene war überaus peinlich. Trotz ihres Geſchrei's und des Widerſtandes, den ſie leiſtete, wurde die Gräfin fortgetragen. Viele der Anweſenden wußten noch nichts von ihrer Krankheit, und man ſah ſich gezwungen, ihnen Erklärungen zu geben. Die Gäſte ziſchelten unter einander; alle Geſichter hatten ſich verdüſtert.

Schlimme Vorbedeutung! ſagten die Abergläubiſchen, deren Zahl in Lithauen ſehr groß iſt.

Indeſſen verlangte Fräulein von Iwinska fünf Minuten Zeit, um Toilette zu machen und ihren Brautſchleier anzulegen, ein Geſchäft, das nicht weniger als eine Stunde in Anſpruch nahm, und das war mehr als nöthig, um alle Perſonen, welche um die Krankheit der Gräfin nicht Beſcheid wußten, mit der Urſache und den Einzelnheiten bekannt zu machen.

Endlich erſchien die Braut. Sie war wundervoll gekleidet und mit Diamanten bedeckt. Ihre Tante ſtellte ſie allen Gäſten vor. Als der Augenblick gekommen war, in die Kapelle zu gehen, gab Frau von Dowghiello zu meinem größten Erſtaunen in Gegenwart der ganzen Geſellſchaft ihrer Nichte eine Ohrfeige, die ſtark genug ausfiel, um auch die Aufmerkſamkeit Derer zu erregen, die etwa nach andrer Seite hin beſchäftigt waren. Die Ohrfeige wurde mit der größten Ruhe in Empfang genommen, und Niemand ſchien ſich darüber zu wundern; nur ein in Schwarz gekleideter Mann ſchrieb etwas auf ein Papier, das er in Bereitſchaft gehalten, und einige der Anweſenden ſetzten in der gleichgültigſten Weiſe ihre Namen darunter. Ich erfuhr die Bedeutung dieſes Vorganges erſt, nachdem die Ceremonie vorüber war; hätte ich eine Ahnung davon gehabt, ſo würde ich mich mit dem ganzen Anſehen meines heiligen Amtes gegen den abſcheulichen Gebrauch aufgelehnt haben, deſſen Zweck es iſt, im Voraus einen Scheidungsgrund zu ſchaffen, indem man den Anſchein annimmt, als habe die Verbindung nur in Folge thatſächlichen Zwanges gegen einen der beiden Theile ſtattgefunden.

Nach der Einſegnung hielt ich es für meine Pflicht, noch einige Worte an das junge Paar zu richten, in denen ich ihnen die Heiligkeit und den Ernſt des eben geſchloſſenen Bundes ans Herz legte, und da mir das unpaſſende postscriptum des Fräulein von Iwinska noch in Erinnerung war, ſo ſtellte ich ihr vor, wie ſie in ein neues Leben eintrete, das nicht mehr ausſchließlich den Freuden und Amüſements der Jugend gewidmet ſei, ſondern ernſte Pflichten und ſchwere Prüfungen mit ſich bringe. Es ſchien mir auch, als ob dieſer Theil meiner Rede eines tiefen Eindrucks auf die Braut ſowohl wie auf alle meine Zuhörer, welche deutſch verſtanden, nicht verfehlte.

Donnernde Schüſſe und Freudengeſchrei empfingen den Zug, als er die Kapelle verließ. Das Feſtmahl war ausgezeichnet, man brachte den beſten Appetit dazu mit, und eine Weile hörte man nichts anderes als das Klappern der Meſſer und Gabeln; aber bald begann man, angeregt von Ungarwein und Champagner, zu plaudern, zu lachen und ſelbſt zu ſchreien. Die Geſundheit der Braut wurde mit Begeiſterung ausgebracht, und kaum hatte man ſich wieder geſetzt, als ein alter Pan mit weißem Schnurrbarte ſich erhob und mit ſchallender Stimme begann:

Ich ſehe mit Schmerz, daß unſere alten Gebräuche immer mehr verloren gehen. Unſere Väter würden dieſen Toaſt niemals aus Cryſtallgläſern getrunken haben. Wir tranken ihn aus dem Schuhe der Braut oder vielmehr aus ihrem Stiefel, denn zu meiner Zeit trugen die Damen rothe Maroquinſtiefel. Laßt uns zeigen, meine Freunde, daß wir noch echte Lithauer ſind! Und du, Herrin, geſtatte mir deinen Schuh!

Die Braut antwortete erröthend und mit unterdrücktem Lachen:

Komm und hole ihn, Pan . . . aber ich thue dir nicht Beſcheid aus deinem Stiefel!

Der Pan ließ ſich das nicht zweimal ſagen.

Er kniete in galanter Weiſe nieder, zog der Braut einen kleinen weißen Atlasſchuh mit rothen Hacken vom Fuße, füllte ihn mit Champagner und trank ſo ſchnell und ſo geſchickt, daß nicht mehr als die Hälfte auf ſein Kleid floß. Der Schuh ging nun von Hand zu Hand, und alle Männer tranken daraus, obwohl ihnen das Kunſtſtück nicht ohne Mühe gelang. Dann forderte der alte Herr den Schuh als koſtbare Reliquie zurück, und Frau von Dowghiello beauftragte eine Kammerfrau, die Toilette ihrer Nichte wieder zu vervollſtändigen.

Dieſem Toaſt folgten viele andere, und bald wurden die Tiſchgenoſſen ſo laut, daß es mir nicht paſſend erſchien, länger unter ihnen zu verweilen. Ich flüchtete mich, ohne daß Jemand Acht darauf hatte, und ging, um draußen im Freien friſche Luft zu ſchöpfen.

Aber auch hier erwartete mich ein wenig erbaulicher Anblick. Die Dienerſchaft und die Bauern, denen man Bier und Branntwein gegeben hatte, ſo viel ſie wollten, waren zum größten Theile ſchon betrunken. Sie hatten ſich geprügelt und gegenſeitig die Köpfe zerſchlagen. Hie und da wälzten ſich Betrunkene ohne Bewußtſein auf der Wieſe, und der Feſtplatz ſah einem Schlachtfelde nicht unähnlich. Gern hätte ich auch die volksthümlichen Tänze in der Nähe geſehen, aber der größte Theil wurde von frechem Zigeunergeſindel ausgeführt, und ich hielt es nicht für gerathen, mich in das Getümmel zu miſchen. Ich begab mich deßhalb in mein Zimmer, las noch eine Weile, entkleidete mich dann und ſchlief bald ein.

Ich erwachte, als die Uhr des Schloſſes drei ſchlug.

Die Nacht war klar, obgleich ſich der Mond mit einem leichten Nebelſchleier umzogen hatte. Meine Verſuche, wieder einzuſchlafen, gelangen nicht; wie ich gewöhnlich in ſolchen Fällen zu thun pflege, wollte ich ein Buch nehmen und leſen, aber ich konnte keine Schwefelhölzer im Bereich meiner Hände finden. Ich ſtand alſo auf und ſuchte taſtend im Zimmer umher, als plötzlich ein ſehr großer, undurchſichtiger Körper mein Fenſter verdunkelte und mit dumpfem Geräuſch zur Erde fiel. Mein erſter Eindruck war, daß es ein Menſch ſein müſſe, und daß wahrſcheinlich einer der betrunkenen Hochzeitsgäſte aus dem Fenſter geſtürzt ſei. Aber als ich mein Fenſter öffnete und hinausblickte, ſah ich nichts. Endlich zündete ich Licht an, legte mich wieder ins Bett und las in meinem Gloſſarium, bis man mir den Thee brachte.

Gegen elf Uhr begab ich mich in den Salon, wo ich viele matte Augen und angegriffene Geſichter fand; man war, wie ich hörte, ſehr ſpät auseinandergegangen. Der Graf und die junge Gräfin waren noch nicht erſchienen. Halb zwölf begann man, nach vielen häßlichen Scherzen, erſt leiſe, dann laut über dieſe Verzögerung zu murren. Dr. Fröber übernahm es endlich, den Kammerdiener hinaufzuſchicken und an die Thür des Grafen klopfen zu laſſen. Der Menſch kam nach Verlauf einer Viertelſtunde etwas beſtürzt zurück und ſagte dem Doctor, er habe mehr als ein Dutzend Mal geklopft, ohne Antwort zu erhalten. Wir, der Doctor und ich, beriethen uns nun mit Frau von Dowghiello. Die Unruhe des Kam-

Am folgenden Morgen war Melchior reiſefertig. Zwei kleine Bündel enthielten ſein Gepäck. Er redete den Stamm in ſeiner Sprache an; Nattie that daſſelbe und Alle küßten ihr die Hand. Die Zelte ſammt dem Hausgeräth und faſt all' ſeinem übrigen Eigenthum hatte er unter die Zigeuner vertheilt, Jumbo und Num zweien von den Vornehmſten übergeben. Timothy, Flita und ich waren gleichfalls reiſefertig, in der Abſicht, zu gleicher Zeit mit Melchior und Nattie das Lager zu verlaſſen.

„Japhet," ſagte Melchior zu mir, „von unſerem letzten Auftreten her habt ihr noch etwas gut, hier iſt es, ihr führt ja Eine Börſe zuſammen. Und nun lebt wohl, und ſeyd glücklich!

Wir drückten Beiden die Hände. Flita trat mit gekreuzten Armen, mit geſenktem Haupt vor Nattie. Nattie küßte das Kind; dann führte ſie es zu Melchior. Er beugte ſich herab, um es auf die Stirne zu küſſen, und ich ſah, wie er eine tiefe Bewegung unterdrücken mußte. Unſere Wege trennten ſich; als beide Theile zu den entgegengeſetzten Gränzen des Angers gekommen waren, winkten wir uns mit den Händen ein letztes Lebewohl zu und verfolgten dann unſre Pfade. Flita brach in Thränen aus, als ſie ihren Pflegeeltern den Rücken wandte.

## Siebenzehntes Kapitel.

Geheimerathsſitzung. Ich beſchließe, als Gentleman aufzutreten, mit ſo rechtmäßigen Anſprüchen, als mancher andere deren hat

Ich nahm das ſchluchzende Mädchen bei der Hand und wir ſchritten eine Zeit lang ſchweigend fort. Erſt als wir die Landſtraße erreicht hatten, unterbrach Timothy mein Sinnen und Brüten merdieners hatte mich angeſteckt, und ſchließlich ſtiegen wir alle Drei mit ihm hinauf.

Vor der Thür der jungen Gräfin fanden wir die Kammerfrau derſelben in großer Beſtürzung. Sie behauptete, ihrer Herrin müſſe ein Unglück zugeſtoßen ſein, denn ihr Fenſter ſtehe weit offen. Mit Schrecken erinnerte ich mich des ſchweren, vor meinem Fenſter niederfallenden Körpers. Wir ſchlugen jetzt mit aller Gewalt gegen die Thüren. Keine Antwort. Endlich brachte der Kammerdiener eine Eiſenſtange herbei, und wir ſprengten das Schloß . . .

Der Muth fehlt mir, den Anblick zu beſchreiben, der ſich uns darbot. Die junge Gräfin lag mit furchtbar zerriſſenem Geſicht und zerfleiſchtem Halſe, mit Blut überſtrömt todt in ihrem Bette. Der Graf war verſchwunden, und Niemand hat je wieder etwas von ihm gehört.

Der Doctor beſichtigte den Hals der jungen Frau. Dieſe Wunden ſind nicht durch ein Schneidinſtrument hervorgebracht worden, rief er; ſie ſind gebiſſen!

⁂

Damit klappte der Profeſſor ſein Buch zu und ſchaute nachdenklich ins Feuer.

Iſt die Geſchichte zu Ende? fragte Adelheid.

Zu Ende! entgegnete der Profeſſor düſter.

Aber warum haben Sie dieſelbe Lokis genannt? fragte ſie. Keine einzige der handelnden Perſonen führt dieſen Namen.

Es iſt auch kein Menſchenname, erwiderte der Profeſſor. — Hören wir einmal, ob Theodor weiß, was Lokis heißt?

Nicht im Entfernteſten.

Wenn du von dem Geſetz des Ueberganges vom Sanskrit zum Lithauiſchen gehörig durchdrungen wäreſt, ſo würdeſt du in Lokis das Wort arkcha oder ṛikscha erkannt haben. Man nennt in Lithauen dasjenige Thier Lokis, welches bei den Griechen ἄρκτος, bei den Lateinern ursus und bei den Deutſchen Bär heißt.

Jetzt werdet ihr auch mein Motto verſtehen:

Miszka su Lokiu
Abu du tokiu.

Ihr wißt, daß in dem Gedicht von Reineke dem Fuchs der Bär Meiſter Braun heißt, bei den Slaven heißt er Michel, Lithauiſch Miszka, und dieſer Spitzname wird faſt immer anſtatt des Gattungsnamens Lokis gebraucht. Es geht damit ähnlich wie bei den Franzoſen, die das neulateiniſche Wort grupil oder gorpil vergeſſen und dafür Renard angenommen haben. Ich könnte noch mehr derartige Beiſpiele anführen . . .

Aber Adelheid bemerkte, daß es bereits ſpät ſei, und ſo trennte man ſich.

# Das Gelübde des Petrus Cyrnäus.

Hiſtoriſche Novelle

von

**Salvator Viale.**

Aus dem Italieniſchen

von

**F. Gregorovius.**

# Einleitung.

Die Erzählung, welche hier folgt, verdanke ich einer freundlichen Mittheilung des corſiſchen Dichters Salvator Viale von Baſtia, der mir eine Sammlung ſeiner und anderer corſiſcher Poeſieen zuſandte, in welche er dieſes merkwürdige Charakterſtück corſiſcher Sittengeſchichte aufgenommen hat. Viale ſelbſt entlehnte dasſelbe einem einzigen lateiniſchen Manuſcript und übertrug es ins Italieniſche. Er betrachtet die Erzählung als einen Anhang zu dem Werke de rebus Corsicis jenes Geſchichtſchreibers Petrus Cyrnäus, welcher hier eine Epiſode aus ſeinem romantiſch bewegten Leben erzählt. Ueber die Echtheit derſelben ſtellt er weder Zweifel noch Beweiſe auf; der lächelnde Leſer wird leicht errathen, warum.

Ich habe dieſe meiſterhafte Novelle aus dem Italieniſchen Viale's übertragen, ohne mir Zuſätze oder Abkürzungen zu erlauben. Sie erſcheint mir nicht allein merkwürdig als originelles Charaktergemälde, welches auch für die Gegenwart corſiſcher Zuſtände ganz und gar vollgültig iſt, ſondern auch ausgezeichnet durch ihre Kunſt und jenen ſchwermüthigen Hauch, welcher den meiſten corſiſchen Poeſieen eigen iſt und auch im Beſondern Salvator Viale charakteriſirt, den fruchtbarſten Poeten der Inſel, einen würdigen Greis von unerſchöpfter Thätigkeit.

— Revenge, sent from the infernal kingdom,
To ease the gnawing vulture of thy mind,
By working wreakful vengeance on thy foes.
Shakespeare.

Die Spanier, die Genueſen, der Papſt und endlich Galeazzo von Mailand hatten kaum aufgehört, unter ſich und mit den Corſen um den Beſitz der Inſel zu ſtreiten, als die Herren von Cinarca einen Bürgerkrieg erregten, welcher unter uns jede Grundlage des Rechts zerſtörte. Dies geſchah, weil ihr Stolz durch einen Act offner Unparteilichkeit von Seiten des Vicekönigs Gianantonio Cotta beleidigt worden war. Hieraus folgte natürlich, daß während des Stillſchweigens der Geſetze und der Ungewißheit der Staatsgewalt alle Feinde der Regierung die Herren ſpielten, und daß die Banditen und die Verurtheilten im Buſchwald gleichſam Recht und Urtheil ſprachen.

Es war in dieſer Zeit, und gerade im Sommer des Jahres 1468, daß ich, Pietro da Felce, an Perſon wie an Habe von einem mächtigen Feind beleidigt, gezwungen war, mir unter den Banditen einen Vertheidiger und Kämpen zu ſuchen. Groß war damals die Zahl der ſogenannten „Könige des Feldes,“ und aller Haupt war der berühmte Gigante. Dieſer Mann war einer der wenigen Banditen mit weißem Barte, die man Veteranen nennen kann; und wahrlich, ſchon im Alter von dreiundvierzig Jahren hieß er der Decan der Banditen auf der Inſel. Zwar ſagte das Gerücht ſchon lange, er ſei krank; doch je lauter dasſelbe in der Pieve ward, deſto weniger ward es geglaubt; viel eher ſchien die Nachricht von der Krankheit des Gigante den öffentlichen Schreck zu ſteigern, als zu mindern. Erinnerten ſich doch Viele, daß er, wenn einer ſeiner Feinde aus Furcht vor ihm ſich im Haus verrammelte, ſich ſelber in eine Höhle duckte und ſich todt ſtellte, um Jenen heraus zu locken und dann unverſehens abzuthun. Daher pflegte bei der Nachricht von Gigante's Krankheit immer eine neue Frevelthat zu erfolgen.

Dieſer Hauptbandit führte auch den Namen Sottojácari (vom arabiſchen Wort jácaro, welches Jacke heißt); aber weil ſeiner Namen ſo viele waren, als die Formen, in die er ſich verwandelte, hatte er auch den hirtenüblichen Namen des Leitſtiers angenommen und ließ ſich Tintinnajo nennen. So nannten ihn nämlich ſeine Landsleute, weil er einſt dem Stier ſeines Feindes die Glocke abgenommen und mit deren Geläute Jenen in den Hinterhalt gelockt hatte. In Wahrheit, dieſer Urſprung des Namens, den ich ſpäter erfuhr, war der einzige Grund, der mich vom Tintinnajo entfernte. Ich ging nun bei mir zur Rathe. Indem ich unter den Banditen einen Mann von anerkannter Klugheit und Redlichkeit auswählen wollte, richtete ich endlich meine Gedanken auf Galvano da Chiatra.

Galvano war mein Verwandter; ſchon früher hatte er mich, eine hülfloſe Waiſe, mit Rath und That unterſtützt, ehe er bei der Regierung in Ungnade fiel und ich ſelber häuslichen Unglücks halber nach der Romagna wanderte. Er war zuerſt aus Vaterlandsliebe Bandit oder Rebell geworden, d. h. aus Haß gegen die Fremdherrſchaft; mit der Zeit aber hatte er ſich, ſei's zu ſeiner eigenen Vertheidigung, oder aus Verwandtenpflicht und Gemeinſchaftlichkeit des Schickſals, an jene Verbannten angeſchloſſen, welche ſich Parrocchiani nannten, nach dem Erzprieſter von Aleſani. Nach dem Tode Paganello's und nach der Verbannung der Parrocchiani behauptete Galvano ganz allein den Namen und die Hoffnungen ſeiner Partei gegenüber den Genueſen. Weil er nun immer zum Herzog von Mailand gehalten hatte, durchſtreifte er das Land unter dem Namen Galeazzino; aber wegen einer Maske, mit der er oft ſein Geſicht bedeckte, nannten ihn die Genneſen die „eiſerne Maske.“ Außerdem hatte er ſich durch eine fürchterliche Flinte ſchrecklich gemacht, die man, wie ich nachher erfuhr, Sanſone nannte. Und groß war ſeine Fertigkeit, ſie zu handhaben und mit ihr das Ziel zu treffen. Dieſe Flinte war eine von den tragbaren Bombarden, die auch Musketen genannt wurden, und welche durch Feuerskraft einer kleinen Bleikugel eine unglaubliche Gewalt gaben. Es war aber dieſes Geſchoß mit vielen andern in die Hände der Unſern gefallen, als die Catalanen bei Loreta vernichtet wurden, und zur Zeit des Bündniſſes der vier Pievi gegen die Biſogni oder die baarfüßigen und unbeſoldeten Kriegsleute des Königs von Aragon.

Ich ging alſo in der Stille nach dem Gebirge von S. Aleſſio, welches über der Pieve von Aleſani aufſteigt und ihr den Namen giebt. Ich klomm bis zum Gipfel des Bergs, wo unter dicht verwachſenen Eichen, welche Sturm und Alter gebeugt hatte, keine Spur eines lebenden Weſens ſich zeigte, außer hie und da das einſame Lager eines Wildſchweins und die zerſtreuten Federn der Falkenmauſe, oder die Knochen vom Raub der Adler. Wie ich nun tief in das Dickicht eindrang, erſtaunte ich, Galvano in der Geſellſchaft eines ältlichen Mannes vor mir zu ſehen, welcher nach dem Anſtand und der Würde der Perſon, nach der Feinheit der Kleidung und des Benehmens zu ſchließen, von nicht gewöhnlichem Stande war. Die Phyſiognomie dieſes Mannes, ganz und gar leutſelig und doch ernſt, und in ſo großem Widerſpruch mit jenem Ort und ſeiner Geſellſchaft, hatte in meinen Augen etwas unſäglich Fremdes und Räthſelhaftes. Wahrlich, ich glaubte, er ſei eher ein Schutzflehender wie ich, als ein Banditengenoß. Ich wagte weder Galvano mich zu nähern, noch ihm einen Gruß zu bieten, ehe nicht der Unbekannte auf einen Wink von ihm ſich zurückzog.

Da erſt ging ich mit herzlichem Vertrauen auf Galvano zu; ich erzählte ihm viele Dinge, die ich hier nicht wiederholen mag noch darf; ich wies ihm beſonders den Zuſammenhang meines Streites mit der öffentlichen und berühmten Feindſchaft der Commune von Petricaggio nach; ja ich theilte ihm ſogar meinen anfänglichen Plan mit, mich an Gigante zu wenden. Hierauf ſetzte ich ihm der

Reihe nach all das Unheil auseinander, das ich ſeit lange an meiner Ehre und Habe erlitten hatte, nämlich heimliche Verläumdungen, öffentlichen Schimpf, Ausreißen der Grenzpfähle, Verwüſtung der Gehege, Vertilgung des Viehs, Todesdrohungen gegen meine Hirten und Inſaſſen, und ähnlichen Schaden.

Galvano hörte die Geſchichte meiner Leiden mit unglaublichem Gleichmuth an, ich ſage beſſer, mit einem verächtlichen Lächeln, das mich in Erſtaunen ſetzte. Mein Neffe, ſagte er, wir leben in gar ſchwierigen Zeiten. Du ſiehſt es: nach Paganello's Tode und nach der Vertreibung der Parrocchiani war der Bandit Gigante allerdings eine Zeitlang mein Begleiter; doch ſeit lange ſchon habe ich ſeine Spur verloren; ja ſeit einigen Monaten weiß ich nichts mehr von ihm. Du ſiehſt alſo, ich bin hier ohne andere Geſellſchaft als die meines magern Hundes, meiner treuen Flinte und dieſes heiligen Scapuliers, der einzigen Hinterlaſſenſchaft, die ich gegenwärtig von meinem Vater beſitze; und in dieſer Einſamkeit muß ich außer beſtändiger Pein und Noth noch die ganze Laſt meiner Privatfeindſchaften und die aller meiner todten oder exilirten Genoſſen tragen. Ich will dir nicht ſagen, wie viel Gefahren ich in dieſem meinem ruheloſen Leben erduldet habe, immer auf der Flucht, hier und dort, von Berg zu Meer; und du weißt gar wohl, wie die Streifereien der Häſcher und die anlandenden Galeeren der Genueſen ſo Küſte wie Berg, ſo Verweilen wie Flucht unſicher machen. Kurz und gut, in dieſem Zuſtand der

Unſicherheit und Einſamkeit, und mürbe von Mühſal und Jahren, möchte ich mich lieber den Gefahren der Flucht ausſetzen; ich möchte lieber, wenn es Gott gefällt, Corſica und Italien für immer verlaſſen. Folge alſo dem Rath, den ich als redlicher Verwandter dir gebe: um dieſer Kleinigkeiten willen, die dich kränken, wende dich an die gewöhnliche Juſtiz, oder verzeih deinem Feinde; willſt du aber weder das Eine noch das Andere, ſo folge meinem Beiſpiel und verlaſſe zum zweitenmal das Vaterland.

Ich erſtaunte, daß er all die wirklichen Leiden und Verluſte, um die ich klagte, Kleinigkeiten nannte, und noch einmal und mit mehr Feuer ſetzte ich ihm Alles auseinander. Ich gebrauchte alle Gründe, mit welchen die Leidenſchaft ihre eigenen Ausbrüche zu färben und zu rechtfertigen pflegt; ich ſagte ihm, daß Verzeihen oder Auswandern mir nicht allein den größten Schaden bringen, ſondern auch meine Familie noch größeren Gefahren ausſetzen würde; denn wiche ich der Uebergewalt eines Andern, ſo ſei ich nicht allein dem Spott aller meiner Landsleute oder Freunde und Feinde preisgegeben, ſondern ich und meine Nächſten müßten den Hohn der Feigſten ertragen, welche immer die Erſten ſeien, gegen einen ſchwachen Flüchtling oder einen Ungerächten gemeine Sache zu machen. Alſo, ſagte ich, wenn ich an meinem Feinde nicht die ſchuldige Rache nehme, kann ich in meinem Dorfe mit Sicherheit und Ehre weder wohnen, noch es verlaſſen. Was aber die Zuflucht zur Juſtiz betrifft, wo iſt dieſe heute in Corſica? Und was kann ich von unſern Behörmit der Frage: „Japhet, haſt Du einen Entſchluß gefaßt, was wir thun ſollen?“

„Ich habe darüber nachgedacht, Timothy. Wir haben viel Zeit verloren. Der urſprüngliche Zweck, mit dem ich London verließ, iſt ganz in den Hintergrund getreten; das muß anders werden. Sobald ich dieſe gute Kleine in Sicherheit gebracht habe, will ich meine Forſchungen fortſetzen und nie wieder aufgeben.“

„Darin kann ich dir nicht beiſtimmen, Japhet, daß wir Zeit verloren haben ſollen. Wir hatten blutwenig Geld, als wir unſere Fahrt begannen; jetzt haben wir ſo viel, daß Du deinen Plan eine ganze lange Zeit verfolgen kannſt. Es handelt ſich nur um die Richtung. Wir verließen London und reisten gen Weſten, in der Meinung, es den Weiſen gleich zu thun. Jetzt aber befinde ich, mit allem Reſpekt geſagt, daß wir zwei Narren glichen.“

„Auch darüber habe ich nachgedacht und bin mit Dir einverſtanden, Timothy. Aus verſchiedenen Gründen, die Dir ſo gut wie mir bekannt ſind, erwarte ich meinen Vater in den höheren Klaſſen der Geſellſchaft zu finden, während der Weg, den wir einſchlugen, uns zu den niederſten geführt hat. Mir ſcheint es nun, wir können nichts Beſſeres thun, als dieſen Weg wieder zurückzugehen. Wir haben jetzt Mittel, um als Gentlemen und in guter Geſellſchaft aufzutreten, und London iſt der beſte Ort, wohin wir uns begeben könnten.“

„Ich bin ganz und gar derſelben Meinung, Japhet, nur mit einer Ausnahme, die Du alsbald hören ſollſt; aber ſage mir erſt, haſt du ſchon berechnet, was unſere vereinten Börſen zuſammen enthalten? Es muß eine ſehr anſehnliche Summe ſeyn.“

Ich hatte das Papier noch nicht geöffnet, das mir Melchior beim Abſchied gab. Jetzt fand ich zu meiner Ueberraſchung, daß es Banknoten im Betrage von hundert Pfund enthielt, eine Summe, die er mir, wie ich wohl denken konnte, um Flita's willen gegeben hatte. „Mit dieſer Summe,“ ſagte ich, „kann ich nicht viel weniger als zweihundert und fünfzig Pfund beſitzen.“

den gegen einen reichen und mächtigen Feind hoffen? Du kennſt die traurige Lage des Königreichs in dieſen verworrenen Zeiten; ſie iſt der Art, daß wenn ich einſt deinem Rath folgte, und ich will nicht ſagen Corſica, ſondern mein Haus und mein Dorf verließe, ich es allein thäte, um mich den Feinden dieſer Regierung, den freien Vertheidigern des Vaterlands, anzuſchließen.

Dies, unterbrach mich Galvano, iſt ein anderer Gegenſtand, welcher mit unſerer Sache wenig oder nichts zu thun hat. Weil du aber auf die öffentlichen Zuſtände zu ſprechen kommſt, ſo will ich dir ſagen, daß ich dich mit ſolchem Leim leicht fangen könnte. Ich erinnere mich wohl, daß ich in deinen Jahren mit dieſem Gerede von Vaterlandsliebe in den Buſchwald gelockt ward; ſie iſt im Grunde nichts als Eigenliebe oder perſönlicher Haß gegen Dieſen und Jenen; ich merkte es leider erſt, als es zu ſpät war umzukehren. Aber ich ward rechtſchaffener als meine Genoſſen, denn wenigſtens lachte ich ſeither immer hell auf, wenn ſie mir von Vaterlandsliebe ſprachen. Du ſiehſt, Pietro, daß ich weder ſelbſt betrogen ſein, noch Andere betrügen will. Halte dich alſo, wenigſtens für jetzt, an meinen erſten Rath: kehre friedlich in dein Dorf zurück, und noch einen Monat lang bemühe dich auszuweichen, nichts zu wiſſen und wo möglich den Trotz und die Herausforderung deines Feindes zu ertragen. Mittlerweile wirſt du Muße haben, mit reiflicher Ueberlegung dich zu entſchließen; denn jetzt iſt dein Blut in Wallung, und ich weiß nicht, ob dir der Kopf auf dem rechten Flecke ſitzt. Haſt du dann nach dreißig Tagen dein Gefühl nicht geändert, ſo erwarte ich dich hier unfehlbar am dreißigſten Tage, und ſei ſicher, wir werden dann ein Heilmittel ausgefunden haben.

Nach meiner Rückkehr nach Felce dauerte in mir der Groll gegen meinen Feind fort; aber entſchloſſen, den Rath meines Ohms treu zu befolgen, bemühte ich mich, ſo viel als möglich einſam und unbemerkt zu leben. Ich floh den Anblick und die Begegnung meines Feindes, ſelbſt meiner Mitbürger. Und obwohl dieſe erzwungene Einſamkeit und die ungewöhnliche Unthätigkeit mich nachdenklicher und empfindlicher machten, fand ich doch die Kraft, den unaufhörlichen Uebermuth meines herausfordernden Feindes zu ertragen. Sein Haß gegen mich war, wie ich glaube, von einem verſteckten Aufſtachler ſchlau genährt worden, einem Menſchen, der meine Worte und Handlungen ihm hinterbrachte. Ich ſpreche von einem jener Uebelſtifter, die ſich zwiſchen zwei Feinde drängen und die Handlungen des einen übertreiben und verſchlimmern, aus verſtelltem Eifer für den andern und mit dem heimlichen Plan, Beiden zu ſchaden. Als nun mein Feind, durch ſolche Einflüſterungen aufgeſtachelt, mein Schweigen und meine offenbare Indolenz ſah, fand er doch das Mittel, mich in Harniſch zu jagen. Er bediente ſich ich weiß nicht welches Vorwandes, um ſeinen alten und neuen Groll gegen einen würdigen Geiſtlichen zu wenden, meinen theuerſten Blutsverwandten; er wußte wohl, daß ich dieſe neue Beleidigung als eine perſönliche betrachten müſſe, weil ſie in der That aus Haß gegen mich gegen einen unſchuldigen Vetter gerichtet war. Wie ich nun jenen tugendhaften Greis um das Beneficium einer erblichen Kaplanei gebracht ſah und ſogar eines Sonntags in der Kirche ſeinen Namen laut von der Tafel ableſen hörte mit öffentlicher Drohung, oder mit dem Todtengruß des Pater noster, als ich ſah, wie er gezwungen war, ſich außerhalb ſeiner Pieve einen Zufluchtsort und das Brod zu erbitten, da freilich ging mir die Geduld aus, und am feſtgeſetzten Tage ſuchte ich Galvano auf, am bezeichneten Ort auf dem Berge Sant' Aleſſio.

Ich trug ihm, und nicht ohne gerechte Uebertreibung, meine zweite Klage vor, ich erzählte ihm, wie die Frevel meines Feindes meinen Vetter und mich ſelbſt zur Flucht aus dem Dorfe gezwungen; ich fügte hinzu, wie die wiederholten Beleidigungen eines ſolchen Menſchen gegen einen ſeiner Neffen eine offenbare Nichtachtung ſeiner ſelbſt bekundeten, und wie er wenigſtens aus Verwandtenpflicht an meiner gerechten Rache Antheil nehmen müſſe.

Galvano hörte aufmerkſam und ruhig meine neue Klage an, aber bei dem letzten Vorſchlage zog er die Augenbrauen zuſammen. Ei, rief er, ſprich die Wahrheit, kamſt du her, daß ich allein mich mit deiner Rache belade? Bin ich in deinen Augen ſo elend und verworfen, daß du mich wie ein feiles Werkzeug deines Haſſes, oder, wie man ſagt, wie deine Lanze zu gebrauchen wähnſt?

Nein, antwortete ich, ich kam nur, um von dir Rath und Hülfe zu erbitten; und wenn du in dieſem

Falle ſie verweigerſt, werde ich den Weg zu Gigante finden, und ſei es wie es ſei, ich bin entſchloſſen, auf jede Weiſe mich ſelbſt zu rächen. — Wenn du, antwortete Galvano, wirklich feſt in dieſem Entſchluſſe biſt, ſo glaube ich, brauchſt du wenig Rath. In Wahrheit, was hindert dich, dem Beiſpiel deines Gegners zu folgen und ihm Gleiches für Gleiches zurückzugeben?

Hier begann der Bandit mir alle Arten, Andern zu ſchaden, anzugeben, wie ſie die böſeſten Menſchen anwenden, d. h. Felder und Weinberge zu verwüſten, die Einmiether zu bedrohen, die Ackersleute, die Zeugen, die Richter einzuſchüchtern, den Feind und ſeine Partiſanen zu bedrohen und zu denunciren, eigene Freunde und ſeine Feinde zu ſeinem Schaden ins Complot zu ziehen.

Ich nun, fuhr er fort, könnte dich, wenn ich wollte, in allen dieſen Stücken thatſächlich oder durch die Protection meiner Vertrauten unterſtützen, und wiſſe, daß ich deren nicht wenige unter den Reichen und Betitelten zähle, die mich im Nothfall unterſtützen würden. Denn da wir Banditen Alle nöthig haben, müſſen wir es dahin bringen, daß auch Alle unſer im Guten oder Schlimmen einigermaßen benöthigt ſind. Daher mangelt es uns keineswegs an freiwilliger Freundſchaft und gefälliger Clientel, noch an edlen Gevatterſchaften und, wenn es Noth thut, an gelahrten Secretären. Ja, zwiſchen zwei ſtreitenden Parteien hält der Bandit immer das Gleichgewicht, und der Neid der Familien ernährt uns. Doch um auf unſern Gegenſtand zurückzukommen, glaube meinen

Jahren und meiner Erfahrung: alle jene Repreſſalien, alle jene Angriffe, die ich dich lehrte, ſind ein ewiges Hin und Her, das dich früh oder ſpät nöthigt, zu ſterben oder ſterben zu laſſen. Und ſage mir dreiſt, haſt du den Muth, zwiſchen dieſen Gefahren zu ſtehen? Haſt du den Muth, wenn du, ſtatt zu ſterben, ein Mörder werden ſollteſt, alle die Folgen davon zu ertragen? Denke ernſtlich nach, Pietro: dieſe Frage iſt nicht zufällig, ich thue ſie mit Abſicht, denn biſt du von jetzt ab zu jenem Schluß bereit — ſag mir — wäre es dann nicht beſſer, daß du begänneſt, wo du aufhören müßteſt? So wirſt du wenigſtens die Freiheit der Wahl zwiſchen beiden Entſchlüſſen haben.

Es war kaum vierundzwanzig Stunden her, daß die Cabalen meines Verfolgers mich und meinen Verwandten zur Flucht aus der Heimath gezwungen hatten; daher faßte mich jene wiederholte und dringende Frage Galvano's gerade im heißeſten Zorngefühl, in der wildeſten Rachluſt, und ich bekenne, daß ich in jenem Augenblick dem heftigen Vorſchlag des Banditen bejahend antwortete.

Ich nehme dich beim Wort, ſagte er; und weil du das Herz haſt, den muthigſten und kürzeſten Entſchluß zu faſſen, ſo verdienſt du mein Vertrauen und meine Hülfe. Auf! nimm deine Lanze, komm mit mir und glaube mir, es wird der morgende Tag nicht untergehen, bevor dir genug geſchah, nein, nicht einmal der heutige.

Indem er ſo ſprach, blieb er einen Augenblick ſtehen, wie in Gedanken, und nachdem er den Mond genau betrachtet hatte, wie die Banditen pflegen, fuhr er fort: Nein, ſo lange dieſer Vollmond dauert, kann man nichts thun, aus Liebe zum Octavarium des heiligen Pancrazius. Du mußt dir merken, daß dieſer Heilige der Advocat und Beſchützer der Verbannten iſt, und ich im Beſondern achte dieſe Woche wegen eines feierlichen Gelübdes heilig. Vor dem Neumond, der auf den erſten Tag nach der Octave fällt, würde ich mir ein Gewiſſen machen, irgend Wen zu ſchädigen, wäre es ſelbſt ein Catalan oder ein Genueſe; ja ich würde nicht einmal geſtatten, daß ein Anderer in meiner Begleitung einem Menſchen ein Haar krümmte. An einem dieſer Tage — es ſind jetzt gerade drei Jahre — verwundete mich der Pfeil eines Spaniers zwiſchen den beiden Knochen des rechten Beins, ohne mich ſehr zu beſchädigen. Hätte er nun aber zufällig einen oder den andern Knochen zerbrochen oder zerſplittert, ſo würde die Wunde tödtlich geweſen ſein; denn ſie würde mich gegen mich ſelbſt zu einem ſchlimmen Dienſt gezwungen haben. In ähnlichen Fällen ſah ich, wie einer meiner Genoſſen dem andern ſolchen Dienſt leiſtete, verſteht ſich, auf ſeine Bitte. Während er dies ſprach, ließ er aus ſeinem Aermel den blanken und ſchon etwas abgenützten Knauf eines kleinen Dolchs hervorblicken. — Seit jenem Gelübde, fuhr er fort, mache ich an dieſen Tagen gleichſam Ferien, oder vielmehr Abſtinenz. Und das ſollſt auch du mir dem Heiligen zu Liebe halten.

Ich werde dieſen kurzen Waffenſtillſtand benutzen, um dich zu belehren und für dieſes neue Kriegsleben ein wenig geſchickt zu machen. Vertraue dich, Pietro, meiner Schule, und binnen acht Tagen hoffe ich dich in einen neuen Menſchen verwandelt zu ſehen. Ja, weil du meinen Freund Gigante aufſuchen wollteſt — ja wohl, in wenig Tagen beſuchen wir ihn, und, merk es dir gut, hier auf eben dieſer Stelle.

So ſprach der Bandit und dann warf er ſeine Kapuze und den Ranzen über die Schulter und fügte hinzu: Erinnere dich, daß deine, ich wollte ſagen unſere Rache bis zum Neumond vertagt iſt. Aber du mußt ſie von jetzt an als vollzogen anſehen, d. h. du mußt von jetzt an als guter Recrut und Kamerad mit mir leben und handeln.

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, ſo veränderten ſich mit einemmal ſein Weſen und ſeine Sprache; ja ſeine Geſichtszüge wurden andere, ſo daß es ſchien, er nahm nun den Namen und das Antlitz des Galeazzino und der eiſernen Maske an und mit ihm alle ſchrecklichen Attribute jener Kämpfernamen. Er ſchien mir fürwahr in einen andern Menſchen verwandelt, als er den Sturmhelm auf das Haupt geſchnallt und die Viſirmaske heruntergelaſſen, die Muskete ergriff und mit kurz abgebrochenem und herriſchem Ton mir befahl, voran zu marſchiren gegen den Berg Punta a tre Pievi.

Während ich nun, wortlos, mit geſenktem Haupte die Straße einſchlug, lief ſeine Dogge Brusco, ſchon an ſolche Wanderungen gewöhnt, und als wüßte er die Gedanken ſeines Herrn, knurrend voraus, und er litt nicht, daß ich ihm auch nur einen Schritt voranthat.

Ich hatte von Manchem die Waghalſigkeit, die Freiheit und die Macht der „Männer vom Buſchwald“ rühmen hören, und obwohl ich ein wenig wider Willen dem unerwarteten Befehl Galvano's gehorchte, ſo hatte ich doch aus jugendlicher Lebhaftigkeit eine Luſt daran, einige Tage lang dieſes wilde, zügelloſe und von aller öffentlichen Meinung und allem Geſetze freie Leben nicht allein kennen zu lernen, ſondern ſelbſt zu leben. Außerdem war ich ja den Nachſtellungen meiner Dorfgenoſſen entgangen, und ich fühlte mich ſicherer in der Geſellſchaft dieſes fürchterlichen und verzweifelten Mannes. Frei alſo in meinem Gefühl und in meinem Haß, empfand ich nicht einmal, in welche ſchreckliche Abhängigkeit ich mich eben gegeben hatte; ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß ich nicht allein meinen Feind nicht mehr zu fürchten brauche, ſondern daß ich ihm furchtbar werden müſſe, ſobald er erfuhr, welchen verzweifelten Entſchluß ich gefaßt hatte.

Noch nie zuvor hatte ich mich ſo unabhängig gefühlt, noch nie ſo ſehr als Herr meines ganzen Weſens, als wie ich vom Gipfel der Rotonda und des Calleruccio mit einem Blick die ganze Küſte der Inſel umfaßte, von den Ebenen von Salenzara bis zur Spitze des Cap Corſo. Ich war nun zum zweitenmal aus meinem heimathlichen Thal getrieben, und ich betrachtete mit Erſtaunen jene weite und herrliche Anſicht. Von dieſer Entfernung aus ſah ich hinab in die Nebel und Schlünde meiner Pieve, und kaum unterſchied ich die Häuſer von Petricaggio, klein wie eben ſo viele Bienenſtöcke.

Galvano ruhte mit mir über dem Gipfel von Calleruccio. Er hatte ſeinen Ranzen, ſeinen Helm und das Viſier auf die Erde abgelegt, und nachdem ich nun ein wenig Odem geſchöpft, weigerte ich mich nicht, ihm zu Liebe den Mantelſack und jene Rüſtung auf mich zu laden und die Bergſteile hinabzutragen. Aber ich hatte noch nicht eine halbe Meile zurückgelegt, als ich ſchweißtriefend und athemlos zu ihm ſagte: Ich begreiſe nicht, wie ein Bandit, der doch flink zu Fuße ſein ſoll, ſich die Laſt ſolchen Gepäckes aufbürden mag. — Du weißt alſo nicht, antwortete Jener, daß der Flüchtling ſein Haus auf dem Rücken trägt, wie die Schnecke?

Und hier ſagte er mir, daß ſchon das Zurücklaſſen eines ſeiner Schuhe an irgend einem Ort ſeinen Aufenthalt verrathen würde; und er erzählte mir von einem Banditen mit Namen Sette-Fiati (Sieben-Lunge), und bekannter unter dem Namen Micione, weil er die Katze ſo gar geſchickt nachmachen konnte, wie der viele Jahre lang die Verfolgungen der Juſtiz hintergangen hatte und endlich doch in die Hände der Häſcher gefallen war, weil ihn im Grunde einer Höhle eine Spur verrieth: den Spion aber hätten gemacht ein kleines Crucifix und eine Kürbisflaſche.

Merke dir als Regel, fügte er hinzu, daß in dieſem Ranzen all meine Nothdurft enthalten iſt, d. h. Lebensmittel, ein wenig Wäſche, Koch- und Schreibebedarf, der Stahl, ein Päckchen Sublimat, desgleichen eines mit Wundſalbe und zwei Bücher, die Canzonen des Petrarca und der Sterbende Chriſt des Pater Guglielmo von Speloncato.

Unter den verſchiedenen Kleinigkeiten, welche Galvano's Ranzen enthielt, will ich ein ſeltſames Geräth nicht vergeſſen; es war dies eine Glocke, jener des Tintinnajo ähnlich, welche Galvano als Signal diente, wenn er mit jenem Banditen eine Zuſammenkunft hatte. Mir gab ſie Gigante, ſagte er, und er hat mich gelehrt mit ihr zu fragen, zu antworten, ja ſelbſt von einem Felſen zum andern mich zu unterhalten. Er lehrte mich auch jenes Geläute der Kuh nachahmen, wenn ſie weidet, und dieſer Ton hat mir mehr als einmal das Leben gerettet; denn oft hat er im Gewirre des Buſchwaldes die Häſcher von meinen Spuren abgelenkt.

Wir entfernten uns immer mehr von der Pieve von Aleſani, und bald durchſchnitten wir das tiefſte Gebüſch, bald liefen wir, um unſere Fußſpur zu verbergen oder kein Geräuſch zu machen, baarfuß über das Dornicht und den ſpitzigen Kies der Wildbäche. Ich erinnere mich, daß wir nie zwei Nächte hintereinander an demſelben Ort verweilten, und wegen einer Raſt von fünf oder ſechs Stunden, die wir an irgend einem Orte nahmen, waren wir dann gezwungen, uns in Eile fünfundzwanzig oder dreißig Millien zu entfernen, um die Verfolgungen der Feinde und des Gerichts zu täuſchen. Aus demſelben Grunde nahmen

„Und ich habe mehr als ſechszig,“ verſetzte Timothy. „Wahrhaftig, das war kein brodloſes Handwerk.“

„Nein,“ erwiederte ich lachend, „aber Du mußt bedenken, Tim, daß wir keine Auslagen hatten. Die Nahrung gab uns das Publikum, die Wohnung hatten wir umſonſt; Taxen gab es auch keine zu zahlen; dagegen legten wir der Thorheit und Leichtgläubigkeit recht derbe Taxen auf.“

„So iſt's, Japhet; übrigens, ob mich's gleich erquickt, das Geld zu haben, ſo thut mir's doch nicht leid, aus dem Gewerbe heraus zu ſeyn.“

„Mir auch nicht, Tim; wir wollens lieber vergeſſen. Aber ſage mir, von was für einer Ausnahme wollteſt du reden?“

„Ja ſo, das iſt ganz einfach. Höre: obgleich dreihundert Pfund und d'rüber ein ſchönes Geld iſt, ſo wird's doch nicht unerſchöpflich ſeyn, wenn wir unſeren Gentlemanscharakter durchführen wollen. Zum Beiſpiel, wir müſſen doch Bediente haben. Welch' eine Ausgabe! Dann die Kleider! Wir werden bald unſere Stellung in der Geſellſchaft verlieren, es wäre denn, wir bekämen ein Aemtchen bei der Regierung.“

„Wir müſſen ſo lange als möglich auszukommen ſuchen, Timothy, und unſerem Glück vertrauen.“

„Das klingt ganz gut und ſchön, Japhet, aber ich hielt' es für beſſer, uns unſerem Verſtand anzuvertrauen. So höre denn, was ich ſagen will. Ein vertrauter Diener hilft Dir mehr, als alles Andere. Ich wäre als Gentleman höchſtens eine koſtbare Laſt, aber als Diener kann ich Dir in die Hände arbeiten, während ich zugleich mehr als die Hälfte des Aufwandes erſpare. So will ich denn mit Deiner Erlaubniß die mir angemeſſene Stellung ergreifen, Deine Livree anziehen und mich dadurch im höchſten Grade nützlich machen.“

Ich konnte freilich die Vortheile dieſes Anerbietens nicht verkennen; dennoch widerſtrebte es meinem Herzen. „Das iſt ſehr gut wir täglich eine entgegengeſetzte Richtung, immer von Oſt nach Weſt, von Weſt nach Oſt, und durch die waldigſten und unzugänglichſten Gegenden. Nie hielten wir an, außer wenn es nöthig war, uns durch Speiſe und Schlaf zu ſtärken. Mit dieſen mühſamen Zickzackwanderungen glaube ich in der Länge und Breite ein gutes Dritttheil Corſica's durchirrt zu haben; und als nun unſer Mundvorrath ausging, ſagte ich zu Galvano, daß ich ohne Speiſe dieſes beſtändige und zielloſe Laufen ſchwerlich ertragen könne.

Wir wollten uns von der Hitze des Tages erholen und machten eine lange Raſt im Schatten eines Eichengebüſches, wo der Berg von S. Appiano ſich gegen die Thäler von Aleſani hinab erſtreckt. Ich irrte kreuz und quer durch jene alten Urwälder, und da ich nichts fand als Eichelhülſen und fette Gräſer, wegen deren jener Berg berühmt iſt, pries ich Galvano meine Geſchicklichkeit, Eber und Haſen mit dem Pfeil zu treffen, und ich erbot mich, für unſere Mahlzeit reiches Wildpret zu liefern.

Da ſieht man, antwortete Galvano, daß du noch ein Knabe biſt, denn du glaubſt wahrlich, hier mit mir auf einer Luſtjagd zu ſein. Schlag dir, ich bitte dich, dieſen Einfall aus dem Sinn, und ſchone deine Pfeile und deine Lanzenſpitze für eine ernſtere Gelegenheit. Merke dir, daß wir weder das Wild jagen, noch ſein Fleiſch röſten können, ohne unſern Feinden und dem Volk uns zu verrathen; würden dieſe den Hund bellen hören oder den Rauch des Feuers ſehen, ſo möchten ſie leicht auf uns ſelber Jagd machen. Aus all dieſen Gründen pflegen wir Banditen mit dem Wild in Frieden zu leben, und wir eſſen nur geſalzenes Fleiſch. Ich will dir ſagen, daß mein Brusco ehemals ein trefflicher Jagdhund war; aber gegenwärtig hat er allen Geruch verloren, außer wenn es gilt, die Catalanen und Biſogni zu packen, und wahrlich, er erkennt ſie am Athem und faßt ſie beſſer als eine Dogge den Haſen.

Hierauf zeigte er mir ein fettes Kalb, welches auf einer nahen Weide graſ'te, und ſagte mir, daß wir nicht einmal dieſes uns aneignen dürften; auch ſei es eine Schurkerei, ein fremdes Thier zu tödten, nur um es zu eſſen, und könnte nicht minder gefährlich ſein, weil es die Zahl der Feinde ohne Noth vermehrte. — Ich antwortete auf dieſe Reden kein Jota, aber meine Miene mußte ein wenig verändert und beſtürzt erſcheinen, denn er ſah mich ſcharf an und fügte hinzu:

Du leideſt, Pietro, ich ſehe es; aber du würdeſt weniger empfindlich und bekümmert ſein, wenn du dich beſſer deſſen erinnerteſt, was dich dein Feind hat erdulden laſſen; ja es wäre nicht übel, hätte er dir einen guten Denkzettel mitgegeben. Auf, und Muth gefaßt! und merk auf eine andere Belehrung! Gieb wohl Acht, mit mir heiter und guten Muths zu ſein und mir weder Trübſinn noch Mißtrauen zu erregen; denn was iſt das für eine Rachluſt, die nicht drei Tage der Nüchternheit aushält? Willſt du, daß ich dir trauen ſoll, ſo halte mir wacker den Hunger aus und gewöhne dich, wie wir zu ſagen pflegen, die Quareſima des Teufels durchzumachen.

Bei dieſen letzten Worten fühlte ich meine Kniee ein wenig zittern; aber ich wollte meinen Gefährten von meinem guten Willen überzeugen, warf mein Mißbehagen ab und beeilte den Schritt aufwärts über die Flanke des Berges von Mutari.

Als wir beim Portello angelangt waren, das heißt an jener Oeffnung des Berges, durch welche von jener Seite das Thal von Aleſani ſich aufzubrechen ſcheint, befahl mir der Bandit, aus Furcht vor dem gefährlichen Ort, von der Straße abzulenken. Ich mußte nun ihm auf den Ferſen die Felſen emporklettern, die jenen Schlund überragen. Alſo kroch ich auf Händen und Füßen bis zum letzten Block hinan, und dort oben warf ich mich, von der Mühſal erſchöpft, unter einen Baum. Dann betrachtete ich mit einem gemiſchten Gefühle von Freude und Kummer zum zweitenmal meine Pieve wieder.

Wir machten uns wieder auf und kamen an einen Ort, von wo wir das Dorf von Felce erblickten und ſogar die Balkone und die Schießſcharten meines väterlichen Hauſes und die meines Feindes. Galvano zeigte mir der Reihe nach meine Felder und Gehege, welche theils mit Gewalt in Beſitz genommen waren, theils offen und unvertheidigt da lagen. Jener Haß, welchen die Entfernung und ſo viele Strapazen bisher in meinem Herzen eingeſchläfert hatten, erwachte plötzlich bei dieſem Anblick in voller Heftigkeit. Mattigkeit, Melancholie, Furcht, Hunger, Alles war mit einemmal vergeſſen; ich fühlte nichts als Haß und Rachegroll, und ſelbſt der Gedanke der erduldeten Mühen reizte die Wuth gegen meinen Feind auf, ſtatt ſie zu mindern, und ließ mich ihm allein alle jene Leiden und meine eigene Thorheit aufbürden.

So ſtand ich von dieſen Gedanken bewegt, als Galvano zu mir ſagte: Schau, Pietro, Pirelli liegt nahe, und du haſt Speiſe nöthig. Ich gebe dir eine Stunde Zeit; geh in jenes Dorf nach Lebensmitteln, oder vielmehr treibe meine Steuer ein. Ehe du dich aufmachſt, haſt du jedoch zwei Marken nöthig, die eine für die Perſonen und die andere für mich ſelber. Sieh, hier iſt ſie! Und allſogleich ſtieß er einen hellen Pfiff aus und ſagte mir, daß dies das Zeichen für die Genoſſen und die Verwandten ſei. Hiebei erzählte er mir, wie einſt ein Bandit aus Irrthum ſeinen Bruder getödtet hatte, während dieſer ihm heimlich das Brod aus dem Hauſe zutrug; denn er hatte nicht das Zeichen gegeben.

Die andere Marke, fuhr er fort, iſt das erſte Pfand des Vertrauens und der Freundſchaft, das ich dir gebe, und es wird ein unfehlbar Mittel ſein, reichlichen Vorrath zu ſchaffen. Schau, dieſes Gewehr gehörte einſt einem meiner berühmteſten Vorgänger. — Und mit dieſen Worten ließ er mich den Namen Sanſone leſen, den ich dem Gerücht nach ſchon kannte und der mit einer Dolchſpitze auf dem Musketenkolben eingeritzt war; und während ich bei dieſem Anblick mich zwang, meine Furcht zu verbergen, ſagte er: Nimm, nimm dieſe Flinte! Was? du haſt Angſt? Geh dreiſt nach Pirelli mit dieſem Grillenverſcheucher; fordere im erſten beſten Hauſe Lebensmittel für unſern Bedarf und zähle darauf, daß du einen Creditbrief in Händen haſt; denn es weiß ein Jeder, daß Brod und Wein verweigern uns den Krieg erklären heißt, und wahrlich, wir machen zwiſchen dem, der uns durchs Schwert, und dem, der uns durch Hunger umbringen will, keinen Unterſchied.

An dem Namen Sanſone erkannte ich die Waffe, welche einſt Brandolaccio da Caſacconi, den Bergbanditen, berühmt und furchtbar gemacht hatte; ich bedachte, welcher Gefahr ich mich ausſetzte, wenn ich eine Botſchaft ausrichten ging, dieſen ſchrecklichen Geleitsbrief in der Hand. Hiemit lief ich ja Gefahr, allen Menſchen, Bekannten und Unbekannten, Freund und Feind den Frieden für immer aufzuſagen. Ich erkannte nun die fürchterliche Lage, in die ich mich von dem Augenblick an verſetzen mußte, ſo bald ich mich in Pirelli mit dieſem wahrhaften Banditendiplom blicken ließ.

Ich verbarg Galvano mein Widerſtreben und ſagte ihm, wie es auch die Wahrheit war, daß ich mich ſtark genug fühlte, den Hunger bis zum folgenden Tag auszuhalten. Auf dieſes zog er ein Tuch aus der Taſche und gab es dem Hunde in das Maul; dann nahm er die Glocke aus dem Ranzen und hing ſie ihm an den Hals, damit, wie er ſagte, ihr Ton uns zum Zeichen diene, wenn der Hund wieder kam. Hierauf wies er dem Hund den Weg gegen das Kloſter des heiligen Franciscus. Während nun das Thier, als wäre es ſtolz, jenes Zeichen zu tragen, in der Richtung aufs Kloſter fortſprang, wandte ſich Galvano zu mir und ſagte:

Es freut mich, daß du bereit biſt, meine Enthaltſamkeit nachzuahmen; nur möchte ich auch ſicher ſein, daß du jenen Auftrag nicht aus Furcht abgelehnt haſt; ich will ſagen, aus Furcht, als Erbe Brandolaccio's und Geſandter des Galeazzino zu erſcheinen. Wäre dies der Fall, ſo bedenke, Pietro, daß, wenn du vor ſechs Tagen deine Vendetta vollzogen hätteſt, du jetzt ein regelrechter Bandit wäreſt. Nun haſt du an jenem Tage mir das Wort gegeben, dich zu rächen, und deßhalb biſt du vor meinen Augen bereits verurtheilt. Sende getroſt von hier aus einen Kuß an alle vier Winkel deines Hauſes und denke, daß du der Juſtiz bereits den Handſchuh hingeworfen und, wie wir ſagen, das Sonetto empfangen haſt, d. h. die Sentenz in contumaciam. Wiſſe überdies, daß ein Menſch, der mit mir drei oder vier Tage gelebt hat, ſich von mir nicht trennen darf, ohne mich oder die Juſtiz, und was ſchlimmer iſt, uns Beide zu Feinden zu haben.

Alſo ſprach Galvano und machte mir mit dem Musketenlauf das gewohnte Zeichen, ihm voran zu gehen. Wir ſchritten nun vorwärts und gelangten im Abenddämmern an einen verlaſſenen Thurm in einem tiefen Grunde, wenige Millien von Felce. Dort ſaß ich quer über einem Felſen und betrachtete ängſtlich den Neumond, welcher mit einem zweifelnden Schein die Spitze von St. Aleſſio kaum beſtreifte. So in Gedanken vertieft, hörte ich von ferne plötzlich ein Schellengeläute im Buſchwald. Im erſten Augenblick fürchtete ich die Ankunft des Gigante; aber bald erkannte ich Brusco, welcher ganz fröhlich daher ſprang, ein Bündel in ſeinem Maule.

Da ſieht man, ſagte mein Gefährte, daß dieſes Thier den Auftrag beſſer ausgerichtet hat, als ein Menſch deinesgleichen es würde vermocht haben. Und gleich ging er Brusco entgegen, und nachdem er aus einem Tiſchtuche ein großes Brod von Roggenmehl und eine Kürbisflaſche voll Wein von Berde gezogen hatte, entblößte er ſeinen Dolch, um das Brod zu zertheilen, tauchte ein Stück davon in Wein und warf es dem Hunde in den Schlund; ſodann nahm er, wie gewöhnlich, die Muskete zwiſchen die Schenkel und aß behaglich auf dem Graſe. Ich trank gierig aus der Flaſche, und obgleich ich allen Appetit verloren hatte, zwang mich Galvano dennoch, mit ihm und Brusco jenes ſchwarze, ein wenig muffige Brod zu theilen und meine Portion bis auf die letzte Krume zu verzehren.

Hierauf fiel mir, da ich den Schlund von Felce nahe vor mir ſah, Tintinnajo oder der Bandit Gigante ein, und der Beſuch, welchen Galvano ihm zu machen mir verſprochen hatte. Ich fürchtete, mich zu dieſer Stunde dort zwiſchen jenen zwei Banditen allein zu finden, und wollte Galvano um Gigante befragen; aber ich hielt mich zurück, ich ſcheute mich ſogar, ſeinen Namen auszuſprechen. Er fing indeß ſehr vertraulich mit mir zu reden an, und um, wie er ſagte, den Schlaf und den Hunger zu hintergehen, begann er mir mehrere Züge aus ſeinem Leben zu erzählen.

Mein Neffe, ſagte er, laß dich das fortdauernde Mißtrauen nicht wundern, das ich bisher gegen dich beobachtet habe. Mißtrauen iſt bei mir eine Nothwendigkeit, eine Gewohnheit. Es iſt, ſo zu ſagen, mein Talisman, meine Religion, die mich von Gift und Dolch befreit, und damit du erkennſt, wie ſehr ich Recht habe, dem Nächſten zu mißtrauen, will ich dir das unwürdige Ende jenes tapfern Brandolaccio erzählen. Du weißt ſicherlich, wie er durch Parentel und Gaſtfreundſchaft am Tiſche eines ſeiner leiblichen Vettern verrathen wurde. Ich will dir nun dieſen Ort zeigen, an dem wir uns eben befinden, und du ſollteſt ihn wohl vom Hörenſagen kennen; denn der bloße Name des Thurms de' Pinzacchi erinnert ja Jeden an den Verrath, der am Pfarrer Paganello von ſeinem Gevatter Criſtoſano Appulo und ſeinem Blutsverwandten Morazzano verübt ward. Du mußt die Umſtände dieſer Begebenheit gehört haben, aber weder die Art noch die geheimen Urſachen wirſt du kennen.

Nun erzählte er mir, wie der Pfarrer im Scharmützel gegen die genueſiſchen Banden die ganze Terra di Comune an der Spitze von fünfhundert Bewaffneten durchzogen habe, wie der Governatore Grimaldi, da er ihm nicht gewachſen war, ihm Verzeihung und Frieden anbieten ließ, und wie er, überzeugt, daß Paganello dieſem Anerbieten mißtrauen werde, heimlich Vincenzo da Chiatra, den Erzfeind Jenes, vermocht habe, ihm die Wahrheit zu ſchreiben, d. h. ihm brieflich den Verrath, welchen er, Grimaldi, unter dem Anerbieten des Friedens verbarg, zu enthüllen. Auf dieſe Weiſe habe der Prieſter, viel eher dem Vorſchlag Grimaldi's, als der Mittheilung ſeines Todfeindes Glauben ſchenkend, ſich eingebildet, daß dieſer aus Haß ſeine Verſöhnung mit dem Governatore hintertreiben wolle; ſo traute er eher dem Genueſen, als dem Corſen, und wurde von Beiden verrathen.

Ich war, fügte Galvano hinzu, zur Vendetta in Novale zurückgeblieben, mit etwa zehn Parrocchianen, als Paganello hier mit Appulo, mit Morazzano und mit Guido von Pietraſanta Zwieſprach hielt, und ich erinnere mich, daß die Glocke der Pfarrkirche den drei Meuchelmördern das Zeichen des Verrathes gab. Auf das Geſchrei der Angreifer und des Verwundeten eilte ich mit meinen Bewaffneten herbei, und da ich von dieſem hörte, daß Morazzano ſich meiner Verwandtſchaft und meines Namens bedient hatte, um die Hinterliſt auszuführen, ſtürzte ich voll Wuth auf die Verräther. Es ſchien mir die Zeit nicht kurz genug, mein Blut und meinen Namen von jenem Flecken der Schande rein zu waſchen, und ich war ſo glücklich, an eben dieſem Ort mit dieſer Lanze den Verräther meines Vetters zu durchſtoßen.

Dieſe Erzählung erregte mir Furcht und Schaudern; aber weil ich damals die wahren Frevel des Paganello nicht kannte, empfand ich neben dem Schrecken ein gewiſſes Gefühl von Erbarmen und Liebe zu ihm und zu meinem Ohm. Mir gefiel vor Allem an Galvano jene Empörung gegen den Verrath, und daß er Ehre und Freundſchaft dem Leben und der Verwandtenpflicht vorzog.

Wir waren mitten in dieſen Geſchichten, als der Bandit die Glocke von Novale anſchlagen hörte und plötzlich von dem Ort, wo er ſaß, auf die Füße ſprang. Er ergriff ſeinen Sanſone, und den Flintenlauf hierhin und dorthin wendend, ſpürte er rings in das Dickicht hinein. Im Buſchwald, ſagte er, darf man nicht einmal den Glocken trauen; ich weiß aus vielen Fällen, daß die Glocken oft zu den Häſchern reden; doch nein, hier iſt nichts zu fürchten: es iſt die Glocke des De Profundis.

Er legte die Muskete auf die Erde, nachdem er ſie bereits ſchußbereit gemacht hatte, und ſeine Eiſenhaube vom Kopf nehmend, ging er von mir fort, über einem kleinen Gemäuer zu beten, und nachdem er auf den Knieen einige Gebete gemurmelt hatte, ging er, ſie über einem Gebüſche von Brombeeren und Neſſeln zu wiederholen.

Unter jener Mauer, ſagte er mir hierauf, liegt Paganello begraben, und unter jenen Neſſeln einer ſeiner Mörder, Simon von Arezzo, welcher den Seinigen ganz zuletzt zu Hülfe kam und der Einzige war, der als guter Soldat gefochten. Ich habe für Freund und für Feind gebetet, denn ich lebe mit den Todten gern in Frieden. In jenem Kampfe trug ich nicht einmal eine Schramme davon, und hier leiſtete ich dem Pfarrer, nachdem ich und freundlich von Dir, Timothy, aber ich kann Dich nur als Freund, als Meinesgleichen anſehen.“

„Falſch und richtig in Einem Athem!“ ſagte er. „Du thateſt ganz wohl, Japhet, mich als Deinen Freund zu betrachten, und würdeſt noch beſſer thun, wenn Du mich meine Freundſchaft auf die vorgeſchlagene Art beweiſen ließeſt; aber Unrecht haſt Du, wenn Du mich für Deinesgleichen hältſt, denn das paßt weder zu meinem Ausſehen, noch zu meiner Erziehung, noch in irgend einer andern Rückſicht. Wir ſind Findlinge, das iſt allerdings wahr, aber Du biſt nach Abraham Newland, ich bin nach dem Pumpbrunnen im Armenhauſe getauft. Du biſt ein vornehmer Findling, der ſich mit einer Fünfzigpfundnote und in guten Kleidern einführte. Ich trat in Lumpen und Elend auf. Wenn Du Deine Eltern findeſt, ſo wirſt Du in der Geſellſchaft emporſteigen; find' ich die meinigen, ſo werd' ich, allem Dafürhalten nach, nicht eben ſehr ſtolz auf ſie ſeyn dürfen. Deßhalb muß ich d'rauf beſtehen, meine Rolle in dieſem Stücke ſelbſt zu wählen; außerdem will ich Dir beweiſen, daß ich das Recht dazu habe. Du mußt dich erinnern: bei unſerem erſten Ausbruch ſagteſt Du, Du habeſt im Sinne, Deinen Vater zu ſuchen, und ich ſprach den Vorſatz aus, nach meiner Mutter zu ſehen. Du haſt Dir als den Boden Deiner Forſchungen die höheren Kreiſe erwählt; ich hoffe meinen Zweck in den niederen Regionen des Lebens zu erreichen. Du ſiehſt alſo, wir müſſen uns über eine Form vereinigen, welche den beiderſeitigen Zwecken entſpricht, ohne doch unſeren Bund aufzuheben. Machſt Du Jagd auf Haarbeutelperrücken, bernſteinerne Stockknöpfe, Seide und Atlaß, ſo will ich unter Neſteln, Troddeln, Barchent und Kugelhauben umherwühlen; vielleicht werden wir uns Beide auf dem rechten Wege finden. Ich laſſe Dir die Jagd in den Salons, während ich die Küchen durchſchnobere. Wirf Du Dich auf ein Sopha und rufe: Wer iſt mein Vater? — ich will mich inzwiſchen der Köchin auf den Schooß ſetzen und fragen, ob ſie nicht zufälligerweiſe meine Mutter ſey.

ihn gerächt hatte, die Dienſte des Prieſters, der Schildwache und des Chirurgen, und endlich des Todtengräbers. Ich gab ihm ein verborgenes Grab, wie du ſiehſt, ſonder Namen und Kreuz. Was mich damals am meiſten kränkte, war dies, daß mein Gefährte bereits verſchieden war, als ich kaum hundert Schritte von hier die Leiche Morazzano's fand. Der Schurke war in aller Stille ſterben gegangen, den Hügel hinunter, unter jene Steineiche. — Armer Paganello! ihm ward volle Rache, aber er hatte nicht den Troſt, ſie vollführt zu ſehen.

Als Galvano mich bei dieſen Worten ſchaudern ſah, fuhr er fort: Freilich, das ſind ſchlimme Dinge; aber wundere dich nicht, daß unter ſo vielen Feinden, die er hatte, gerade ich ihn tödten mußte. Ich hätte nicht ohne Schimpf leiden dürfen, daß ein Anderer die Hände in mein Blut tauchte; und wenn ein Anderer als ich meinen Vetter tödtete, ſo fiel mir die traurige Pflicht zu, ihn zu rächen; du weißt, ſo will es die Sitte des Landes. — Es war ſein Geſchick: er ſollte ungerächt ſterben.

Welchen Eindruck auf mein Gemüth jene Todtengebete, jene Geſpräche machten, das läßt ſich eher denken als ſagen. Ein ſolch abſcheuliches und wahrhaft gottloſes Gemiſch von Mitleid, Religion und Barbarei erſchien mir zuerſt unerklärlich, beſonders an einem ſo verſtändigen Manne, als Galvano war; aber bald kehrte ich mit meinen Gedanken zu dem ſchauervollen Schauſpiel zurück, und ich bedachte, wie ein Uebelthäter auf der Flucht ſchwerlich wieder ein guter Menſch werden könne, ohne ſich tauſend Gefahren auszuſetzen. — Dennoch ſagte ich zu mir ſelbſt: der Gedanke an Gott iſt der einzige Troſt, der einem Menſchen übrig bleibt, welcher von ſeiner Familie getrennt, als Flüchtling und im Banne der Geſellſchaft lebt. Und ſchon fühlte ich die Wahrheit in mir ſelber; denn noch niemals zuvor hatte ich ſo viel an Gott und an das künftige Leben gedacht, als an dieſem Orte und in dieſem Augenblicke, das heißt nahe an jenen beiden Gräbern, im Anblick meines Heimathdorfes und im Begriffe, mich binnen wenig Stunden für immer von der menſchlichen Geſellſchaft und von aller Tröſtung und Sicherheit des bürgerlichen Lebens loszureißen.

Ich eilte, dieſen Ort trauriger Erinnerungen zu verlaſſen; ich folgte der Richtung des Hundes, welcher auf einen Wink ſeines Herrn gegen den Schlund von Felce dahin ſprang. Je mehr ich mich von meinem Dorfe entfernte, je tiefer ich mich in die Schluchten und dicht bewachſenen Gründe verwickelte, von denen das Thal finſter iſt, deſto lauter fühlte ich mein Herz ſchlagen und ein nie empfundener Schauder durchbebte mich. Das Rauſchen des Gezweigs, das Schreien und Flügelſchlagen der Vögel jagte mich bald auf, bald hemmte es mir den Fuß. Der Schatten der windbewegten Aeſte, das leiſeſte Knurren des Hundes oder ſein Stilleſtehen, ſelbſt die vom Feuer geſchwärzten Stämme der Korkeichen, die bekappten Pfähle auf den Feldern, der ferne Rauch der Kohlenmeiler und Capannen, der Pfiff der Hirten in den

Bergen erweckten mir Angſt und Gewiſſensbiſſe. Ich fürchtete meinen Begleiter, ich fürchtete mich vor mir ſelber; denn ſchrecklich war in mir der Gedanke an das verſprochene Verbrechen, und entſetzlich wieder die Reue ſelbſt, ſei es aus Haß, den ich noch heimlich gegen meinen Feind nährte, ſei es aus Furcht, meinen Erzfeind in meinem eigenen Begleiter zu finden.

Ungefähr eine Meile jenſeits des Schlunds von Felce hielten wir an. Ich ſah, daß Galvano dort über Nacht bleiben wollte, und ſuchte ein Lager, wo ich mich ruhig bergen dürfte. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich Gigante antreffen ſollte, und während des Geſprächs mit meinem Gefährten hatte ich jede Erinnerung an ihn vermieden. Ich hielt mich ſogar zurück, Galvano zu andern Vertraulichkeiten aufzufordern, und wahrlich, jedes neue Geheimniß, das er mir enthüllte, laſtete auf meiner Seele; es ſchien mir wie eine neue Feſſel, die mich an ihn band. Aber er ſagte mir, daß er mir ein letztes Geheimniß offenbaren müſſe, und indem er mich an ſein Verſprechen erinnerte, mir hier Gigante's Bekanntſchaft zu verſchaffen, begann er von ihm zu reden. Und wer kann mein Erſtaunen faſſen, als ich hörte, daß jener berühmte Hauptbandit, welcher ſchon ſeit ſo langer Zeit Corſica erſchreckte, im Buſchwald von einem Pfeil verwundet worden, ja daß er ſchon vor zehn Monaten geſtorben war?

Galvano entſchuldigte ſich, daß er mir dies bisher verſchwiegen hatte: denn es iſt, ſagte er, ein Geheimniß, welches allen, ſelbſt dem Bogenſchützen, der ihn traf, unbekannt iſt.

Bei dieſen Worten ſtand ich zwiſchen Furcht und Schrecken getheilt. Weißt du es gewiß, fragte ich hierauf, daß Gigante todt iſt? In der That ſagte das Gerücht, er ſei krank; aber man hielt es für eine Liſt, und ſicherlich glauben ihn heute im Dorf Alle am Leben, und daß er noch lebt und das Regiment führt, das zeigen wohl ſeine Feinde, die noch immer im Hauſe ſich verrammelt halten, und noch mehr ſeine Freunde, welche frank und frei auf den Plätzen umherſchwärmen, befehlen, Steuern auflegen und den Behörden Geſetze vorſchreiben. Alſo, entweder ſtarb Gigante in dieſen zwei Wochen, oder er lebt noch heute.

Du begreifſt wohl, antwortete Galvano, daß ich dir für einen ſolchen Mann keinen Todtenſchein vom Pfarrer aufweiſen kann; aber ich kann dir verſichern, daß er ſich diesmal nicht verſtellt. Er iſt wirklich todt. Und nun zeigte er mir in einem Dorngebüſch den Ort, wo, wie er ſagte, die Leiche ſich hineingekauert habe, einen Brunnen, Serpajo genannt, trocken, mit halb zerbröckelter Umfaſſungsmauer und ſo tief, daß er ſelbſt den Geruch verbarg.

Trotz dieſer Erklärungen Galvano's hatte ich über Tintinnajo's Tod meine begründeten Zweifel. Ich war eben aus dem Dorfe gekommen und wußte, daß man die Verwandten des Banditen beſchuldigt hatte, ihm in dieſen verfloſſenen Monaten ein Aſyl gegeben zu haben, daß man ſie ſogar thatſächlicher Mitwirkung bei einer ſeiner neueſten Frevelthaten angeklagt hatte. Eben deßwegen, fügte ich hinzu, ſind ſeine Vettern noch jetzt im Kerker. Sollten ſeine eigenen Verwandten nach ſo langer Zeit ſeinen Tod nicht wiſſen? und wenn ſie ihn wiſſen, ſollten ſie das Gefängniß erleiden wollen, um das Anſehen zu bewahren, das ihnen der verwandte Bandit verleiht?

Dieſe zwei Muthmaßungen ſchienen mir gleich unmöglich, und Galvano wußte oder wollte mir nichts erklären. Aber wohl wiederholte er mir, daß Gigante weder Uebles noch Gutes mehr verüben könne. Er ſagte mir hierauf, daß ſeit dem Tode Brandolaccio's, und ehe ich ſein Genoſſe geworden, Gigante's Name ſein Geleite und ſein Schirm, und das Geheimniß von ſeinem Tode ſechs Monate lang ſeine einzige Sicherheitswache geweſen ſei. Und binnen zwei Tagen wird es auch deine Sicherheitswache ſein, fügte er hinzu und legte den Finger an den Mund, zum Zeichen, daß er mir Stillſchweigen anempfehle.

Ich wollte dieſes traurige Geſpräch abſchneiden; ich wandte mich von Galvano, um in einer nahen Grotte mich zu bergen und, wie ich ſagte, mich vor dem feuchten und kalten Winde zu ſchützen, der vom Bergſchlund herwehte; aber er verbot es mir. Er ſagte mir, daß der Bandit in ſeiner eigenen Pieve unter offenem Himmel ſchlafen müſſe, daß er nie in eine Höhle kriechen dürfe, außer zur Zeit des Sturms und des Schneefalls. Einzig meinen Bogen ſollte ich in die Grotte tragen, damit, ſagte er, die Sehne nicht von der Nachtkälte zerſpringe. Und gieb Acht, dir die Kapuze feſt überzuziehen, daß du nicht einen Katarrh davon trägſt. Die Jahreszeit iſt gut und dieſe Luft hier ſehr geſund, aber ein wenig rheumatiſch; und der geringſte Huſten, der dich befiele, würde uns verderblich ſein, zumal am morgenden Tage.

Alſo wickelte ich mich in meinen Mantel, und erſtarrt vom Hunger, von der Angſt und der Kälte, legte ich mich auf die nackte Erde nieder. Ich gab mir Mühe, mich ſchlafend zu ſtellen, aber ich dachte daran, wie die Thiere, welche vom Menſchen am meiſten verfolgt ſind, ruhiger und ſicherer ſchliefen, als wir. Die düſtern Begebenheiten, die in dieſer Gegend vorgefallen waren, und die Unthat, welche wir auf morgen feſtgeſetzt hatten, ſtellten ſich abwechſelnd mit allen ihren ſchrecklichen Folgen vor meinen Geiſt hin. Kurz zuvor hatte mich die Nachricht vom gewaltſamen Tode jenes fürchterlichen Banditen in etwas aufgerichtet, aber jetzt jagte mir eben dieſer Todesfall und der Gedanke, daß auch ich ſelber die Partei und den Namen der Settejácari erwählen ſolle, einen doppelten Schrecken ein. Ich dachte an jenen Brandolaccio, deſſen Name für mich in meiner Kindheit ein Wort des Entſetzens und Abſcheu's geweſen war; und doch hatte ich ihn nur eben zum erſtenmal mit Ruhm von meinem Begleiter ausſprechen hören! Ich hatte in meiner Kindheit, als ich mit andern Corſen in der Romagna war, von den wilden und fürchterlichen Thaten und Reden jenes Mannes erzählen hören; ich erinnerte mich, wie er in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren ſich rühmte, genug gelebt zu haben, weil er alle ſeine Feinde überlebt habe; ich erinnerte mich, wie ich ohne Betrübniß die Nachricht von ſeinem Tode vernommen, und wie ich dieſelbe Theilnahmloſigkeit, um nicht zu ſagen Freude, in den Zügen meiner Genoſſen geſehen hatte. Ich ſelbſt hatte bei jener Gelegenheit die Fremden mein Vaterland ſogar verhöhnen hören, und ich dachte bei mir: du ſollſt ein elendes Leben führen, ſchlimmer als das des Wildes, um verhöhnt zu ſterben, um die eigene Familie und das eigene Vaterland mit Schmach zu beladen!

In jener tiefen Stille, in jener Einſamkeit ward der Gedanke an die Gegenwart Gottes größer und größer in meinem Herzen: er umfaßte und unterwarf alle andern Mächte meiner Seele. Während dieſer unfreiwilligen und heftigen Betrachtungen erweckte mir nicht allein der Gedanke an die zu begehende Unthat, ſondern die Genoſſenſchaft des Banditen ſelber Gewiſſensbiſſe und ſchien mir ein fortgeſetztes Verbrechen.

In ſolchen Gedanken unterbrach mich Galvano, welcher, in ſeine Kapuze gewickelt, eben an meiner Seite ſich niederlegte. Nach der Weiſe der Flüchtlinge kreuzte er ſeine Beine mit den meinen und nahm die beiden Zipfel meines Mantels in die Hand, und hierauf ſchien er mir einzuſchlafen. Ich wußte in der That nicht, ob er, wie ich, ſich ſchlafend ſtellte, oder ob ſein Schlaf nur leicht und unruhig war; aber bei der geringſten Bewegung, die ich mit dem Fuße oder der Seite machte, bei jedem ſeufzenden Odemzuge fühlte ich ihn zuſammenfahren und hörte ihn dann murren, oder gleichſam trocken huſten, als murrte er, und dieſem Tone antwortete das Winſeln und die Bewegung des Hundes, welcher ſich uns zu Füßen hingekauert hatte.

Furchtbar, ſchrecklich war für mich jene durchwachte Nacht; ich fühlte alle Mühſal, die ich während dieſer acht Tage an Leib und Seele erduldet hatte, und indem ich mir die erſte Rede zurückrief, welche Galvano ſelbſt über dem Berge von S. Aleſſio mir gehalten hatte, ſagte ich zu mir: Wohl! ich fühle noch nicht das Gewicht weder des Privathaſſes, noch des öffentlichen; ich fühle in meinem Herzen noch nicht den Gewiſſensbiß einer Schandthat, noch den Schimpf und das Zeichen des Kain auf meiner Stirne. Ich ſtellte mir nun vor, welcher Art mein Zuſtand nach einem erſten Verbrechen ſein würde, und ſobald der Ruf eines Frevlers und die Geſellſchaft von Frevlern für mich eine Nothwendigkeit und vielleicht eine Bedingung meines Daſeins geworden wären. Was mich am meiſten ſchaudern machte, war dieſer Gedanke: nach einem ſo offenbaren Morde würde ich auf jede Weiſe vor meinen und vor der Welt Augen den Charakter eines Chriſten, ja eines Menſchen verloren haben, und alle andern Menſchen würden ihn in meinen Augen verlieren; und indem ich an jene ſchrecklichen Ereigniſſe zurückdachte, welche mir Galvano am Thurm de'

Pinzacchi mit ſo kaltem Blute erzählt hatte, ſo bedachte ich, daß ſich der Verbrecher und die Geſellſchaft einander wie Ungeheuer betrachten und ſich wie wilde Thiere einer verſchiedenen Gattung behandeln.

Ich fand keine Rettung vor dieſer ſchrecklichen und ſchmerzlichen Vorſtellung, noch Ruhe vor der Marter des Gewiſſens, bis ich mich nicht ganz zu dem Gott wandte, welcher jedes Herz prüft, und der vielleicht in dieſem Augenblick in das meinige edle Grundſätze legte. Ich ſchwor in meiner Seele die zugeſagte Rache ab; ich bat dafür Jenen um Verzeihung, welcher verzeihend für uns ſtarb; ich rief Gott ſelbſt zum Zeugen meines Glaubens auf, ich verſprach ihm, mich ſchuldlos zu erhalten, ſelbſt im Angeſichte des Todes; und wenn er in ſeiner Erbarmung es beſtimmt habe, daß ich meine Reue überlebe, ſo ſchwor ich den Reſt meines Lebens ſeinem heiligen Dienſt und der Erleuchtung und Unterweiſung meiner Landsleute zu widmen. — Dieſes Gelübde, das ich Gott im Herzen that, gab meinem Geiſte die Kräfte und die Ruhe wieder, und ich ſchlief einen ſanften Schlaf, bis mich die Stimme Galvano's und das Bellen des Hundes erweckten.

Es war Morgengrauen. Die Spitzen und Gipfel der Berge waren rein von den Dämpfen des Tages und erſchienen leuchtend und klar in der ſtillen, azurblauen Luft. Die vier Inſeln, welche im Oſt um Corſica daherſtehen, tauchten einzeln am Horizont empor, und die eckigen und ſchroffen Gipfel des Feſtlandes, die am

Tage nicht ſichtbar ſind, traten vor uns ſo beſtimmt hervor, daß es ſchien, ſie hätten ſich wie durch ein Wunder unſern Geſtaden genähert. Ich ſah Galvano unbeweglich und mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit auslugen; ich ſah, wie er den Morgenduft der Blumen, den ſcharfen Wohlgeruch des Lentiscus, des Ciſtus und des wilden Lavendels, der die Felſen umſproßte, begierig einathmete; ich ſah, wie er ſich lang an dem erſten Geſang der Vögel, am Murmeln und Rauſchen des Fluſſes von Aleſani erfreute, und wie er mit den Blicken bald die Hängeweiden und die flüchtigen Nebel des Fluſſes verfolgte, bald ſein Auge wandte und auf ſeinem Heimathhügel, auf dem Meeresſtrande und der Küſte Italiens ruhen ließ.

Unterdeß betrachtete ich ſeitwärts hinter einem Kaſtanienbaum und durch die Zweige hin mein Haus und mein Fruchtfeld; die Thränen entſtürzten mir, und ich weinte, als ich den Schall der Glocke von S. Damiano hörte. Dieſer Ton erweckte mir das ſanfte und redende Bild meiner verwittweten Mutter und mit ihm alle die frommen Gedanken, welche jene herrliche Frau mir mit der Muttermilch eingeflößt hatte. Mein Herz ſchlug heftig bei ihrer Erinnerung, und ſein Klopfen ſelber ſchien mir eine innerliche Mahnung und ein frommer Ruf meiner Mutter. Zugleich ſah ich den erſten Strahl der Sonne, ein Schauſpiel, welches den Blicken des Menſchen immerdar wie ein Wunder erſcheint; ſie ſtreifte kaum das Meer, und wie ich ſie erſcheinen ſah, dünkte mich das Geläute

Tim's Humor brachte ſelbſt Flita zum Lachen; vergebens ſuchte ich ihm zu widerſtehen und mußte endlich zugeben, daß er die Rolle meines Dieners ſpiele. Auch ſah ich bei längerem Nachdenken die Vortheile dieſer Einrichtung in immer hellerem Lichte. Während wir dieſe Uebereinkunft beſprachen, hatten wir uns einem Städtchen genähert, das unſer nächſtes Reiſeziel ſeyn ſollte. Wir nahmen unſere Quartiere in einem beſcheidenen, aber ſehr hübſch ausſehenden Wirthshauſe. Meine erſte Sorge war, mich nach einem paſſenden Unterkommen für die kleine Flita umzuſehen; ich übergab ſie der Wirthin, einer muntern, gutmüthigen jungen Frau, und ging mit Timothy aus, um eine Runde zu machen, wobei meine Abſicht auf eine gute, nicht übermäßig theure Schule, falls eine ſolche ſich in der Gegend finden ließe, gerichtet war. Eigentlich hätte ich ſie lieber mit nach London genommen, wenn nur dort ihr Unterhalt nicht gar zu koſtſpielig geworden wäre; da übrigens die Hauptſtadt bloß zwanzig Meilen entfernt lag, ſo konnte ich leicht herüberfahren, um ſie zu beſuchen. Ich bat das Mädchen, mich ihren Bruder zu nennen, denn das wollte ich ihr ja künftig ſeyn, und auf keine neugierige Frage zu antworten; — eine ziemlich unnütze Vorſicht, denn Flita war, wie ich bereits erwähnt habe, kein gewöhnliches Kind. Ferner galt unſer Ausgang einem Schneider, denn unſere Garderobe verrieth einen Geſchmack und einen Zuſtand, wobei man ſchleunig an Reformen denken mußte. Wir gingen die Hauptſtraße hinab und ſtießen bald auf ein Atelier, welches in großen Buchſtaben die Aufſchrift trug: „Feodor Schneider, Hofkleidermacher Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Darmſtadt.“

„Iſt das genug, Japhet?“ ſagte Timothy, auf die Tafel deutend.

„Ei freilich,“ erwiederte ich, „aber wie zum Henker ſollte denn der Großherzog von Darmſtadt dazu kommen, in einem ſolchen Landſtädtchen einen Leibſchneider zu haben? das will mir nicht in den Kopf.“

der Glocke die Stimme Gottes, welche mir das heilige Verſprechen dieſer Nacht ins Gedächtniß rief und mich ermahnte, eilig den guten Pfad einzuſchlagen.

Galvano ſuchte mich indeß hinter dem Baume auf, wo ich mich zurückgezogen hatte. Pietro, ſagte er zu mir, ſahſt du nicht, wie ſich die Amſel ſingend von jenem Zweig erhob? und du ſiehſt dort den Mann nicht, der in unſerer Richtung daher kommt? Wahrlich, ein braver Bandit das, der ſeinen Feind von einem Andern zuerſt erkennen läßt.

Bei dieſen Worten betrachtete er mich aufmerkſam, und ich richtete die Blicke nach jener Seite und ſah in der That einen Mann, der ſich allein und waffenlos dem Schlund von Felce näherte. Aber mein vielleicht zu wenig geübtes Auge vermochte ihn in ſolcher Entfernung nicht zu erkennen. Es bedurfte nicht viel, daß der Bandit, welcher die Gedanken eines Andern ſo leicht durchſchaute, wie er die ſeinigen leicht verbarg, meine offenbare Veränderung bemerkte und den Abſcheu gegen den Mord auf meinem Antlitz ausgedrückt ſah. Er hatte ſich die Sturmhaube aufgeſetzt und die ſchwarze Maske, welche Zeit und Schweiß roſtig gemacht hatten, über das Geſicht heruntergelaſſen.

Du willſt zurück, ſagte er, ich merke es wohl. Doch gieb Acht, denn die Reue kommt zu ſpät. Du haſt die Freundſchaft eines Flüchtlings geſucht, du haſt ſeine Geheimniſſe durchſchaut, und wollteſt ſchuldlos bleiben? Nimmermehr! Die Freundſchaft eines Verurtheilten iſt ein feſteres Band, als die Mitbürgerſchaft und das Blut; der Tod Morazzano's hätte es dich lehren ſollen. Und dann, haſt du ſchon die Beleidigungen deines Feindes und das Verſprechen der Rache vergeſſen? Wohlan denn, wenn keine andere Feſſel, ſo bindet dich dieſes Verſprechen an mich; dieſen Morgen ſoll der Tod jenes Mannes dort mir das Handgeld deiner Treue ſein. Mit dieſer That ſollſt du deinen Kriegernamen verdienen und ihn heute von dem Orte deiner erſten Rache empfangen. Siehſt du jenen dunkeln Schlund, der dem Felde als Graben und Durchgang dient? Man nennt ihn Trabocchetto; im Augenblick wirſt du dort deinen Feind auftauchen ſehen. Ich trete dir, wie es das Recht heiſcht, die Ehre der Rache ab, und ich verſpreche dir, dich ihrer zu verſichern, wenn dein Bogen fehlt.

Hier ſchüttete er friſches Pulver auf das Zündloch und ſetzte das Rad der Archibuſe in Schußgerechtigkeit. Ja, ſetzte er hinzu, ſollteſt du dich weigern, dann, beim Himmel! will ich dich wie einen Verräther betrachten! — In dieſem Augenblick ergrimmte auch Brusco gegen mich, da er die drohende Miene ſeines Herrn ſah, er ſträubte ſein Haar, und indem er mir wüthend ſein Gebiß zeigte, ſchien er nur den Wink ſeines Herrn zu erwarten, um ſich auf mich zu ſtürzen.

Entſchloſſen warf ich den Bogen, die Lanze und den Pfeilköcher auf die Erde und ſagte mit feſter Stimme zum Banditen: O Galvano, hier bin ich, waffenlos! Du kannſt mich tödten, aber, beim ewigen Gott! niemals kannſt du mich zum Morde zwingen. Ich ſchwöre, daß ich um nichts auf der Welt dich verrathen werde; aber ich hab' es Gott gelobt, abzuſagen jenem frevelvollen Verſprechen; und koſte es mein Leben, hier in dein Antlitz ſchwöre ich . . . — Genug! genug! rief Galvano, und indem er ſeine Viſiermaske zurückſchlug, ſenkte er den Flintenlauf auf die Erde. Sei getroſt, o Pietro, und danke Gott, daß du es mit einem Banditen zu thun haſt, der ein wenig Manier verſteht.

Er reichte mir die Hand, um mich zu beruhigen, und that wieder ſo freundlich mit mir, als er es acht Tage zuvor an eben dieſem Orte gethan hatte. Beſtürzt und wie im Traume ſtarrte ich ihn an; ich ſah ihn tief bewegt und gerühret. O! rief ich aus, ich erkenne dich, mein guter Ohm; du haſt geſiegt, du haſt geſiegt! Ach! vergieb mir, daß ich dich bisher verkannte, daß ich nicht deinen erſten Rath befolgte und jenes Verſprechen nicht verſtand, das du mir hier am erſten Tage gegeben — ja, dieſes Verſprechen haſt du nun wahr gemacht, und nächſt Gott verdanke ich es dir, daß ich ein neuer Menſch geworden bin.

Bei dieſen Worten weinte ich bitterlich Thränen des Danks und der Freude; ich hörte nicht zu weinen auf, bis meine Seele ſich erleichterte und neue Kraft und Muth gewann. Ach, wenn es ſo iſt, ſagte ich, daß du all dies thateſt, um mich zu erleuchten, ſo iſt ja das ein Zeichen, daß auch du ſchon ſeit lange ein neuer Menſch geworden biſt. Ich hoffe von dir heute einen doppelten Troſt. Theurer Ohm, beim Andenken meines von dir einſt ſo geliebten Vaters, bei Allem, was dir auf Erden das Liebſte und das Heiligſte iſt, ich beſchwöre dich, fliehe mit mir aus dieſer fürchterlichen Einſamkeit, entſage für immer dieſem unwürdigen Leben! Für ein von Natur edles Herz, wie das deinige es iſt, muß es entſetzlich und unerträglich ſein. Erinnere dich bei Gott, daß dieſe meine Gedanken deine eigenen ſind, denn du haſt ſie mir in das Herz ſo lebhaft eingedrückt. Zu ſehr haſt du bis jetzt deine liebevolle Natur maskirt, laß ſie nun die Welt erkennen und ſchätzen lernen. Alle, ich bin es überzeugt, ſelbſt deine Feinde werden dir mit Achtung verzeihen. — Folge mir. Jetzt iſt an mir die Reihe, dein Führer zu ſein und deine Wohlthat zu vergelten. Ich will der Welt die verborgenen und ſeltenen Vorzüge deines Gemüthes kund thun, ich will dir die Achtung und die Liebe der Menſchen erwerben, und in jedem Falle will ich dir, ſelbſt auf Gefahr meines Lebens, ein Aſyl, Schutz und Vertheidiger gewinnen.

Hier warf ich mich, im Enthuſiasmus der Dankbarkeit und Leidenſchaft, in die Arme des Banditen, und lange hätte ich ihn umſchloſſen gehalten, wenn er mich nicht ſelbſt mit edler Zurückhaltung von ſeiner Bruſt abwehrte. Halt, Knabe, ſagte er, nicht ſo hitzig! Meiner Treu! du biſt ein wenig außer dir, weil du eine heiße Sommerwoche mit mir im Buſchwalde gelebt haſt. — Geh nur, du wäreſt mir der rechte Bandit! Aber, da du noch zur Zeit in dich gegangen biſt, ſo iſt es gut;

doch deine Rede, Pietro, das iſt eine andere Angelegenheit. Glaubſt du, daß ich Predigten nöthig haben würde, wenn ich mein Leben ändern könnte? Siehſt du nicht, daß meine Wiederherſtellung in meinem Lande eine Unmöglichkeit iſt? Ich fürchte hier die Reue; ich fliehe vor ihr, wie vor einem Hausfeinde, wie vor einem Freunde, der mir verrätheriſch nach dem Leben trachtet. Auf denn! nimm deine Waffen und folge mir noch dieſe kurze Strecke, und ich bitte dich, behalte deine Predigten fein bei dir.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich allgemach vom Schlund von Felce. Ich war ganz und gar von Bewunderung und Liebe erfüllt und folgte ihm auf zerriſſenen Irrpfaden und durch die nun trockenen und mit Kraut verwachſenen Rinnen der Wildbäche, die am Strand von Bravona münden.

Wir kamen an die Kiſte von Chiatra, als die Sonne ſchon hoch war und über den Wolkenhöhen von Elba ſich im Meere ſpiegelte. Dort ſahen wir eine kleine, tiefbordige Galeere in voller Kriegsrüſtung, welche mit lautloſen Rudern der Mündung des Bravonafluſſes zuſteuerte.

Galvano ließ den Ton ſeiner Stimme ſinken und ſtand unbeweglich hinter einer Klippe, aufmerkſam und mißtrauiſch lauſchend; dann eilte er ſchnell gegen die Galeere hin, als er die Ruderſclaven pfeifen hörte und einen Mann über den Klippen ſah, welche ſtufenweiſe zum Geſtade aufſteigen. Ich erkannte eben jenen Mann wieder, den ich viele Tage zuvor mit meinem Ohm gefunden hatte, als ich ihn über dem Berge Sant' Aleſſio zum erſtenmale aufſuchte. Auf einen Wink jenes Unbekannten ſagte mir Galvano das letzte Lebewohl; und da ich ihn nicht zu fragen wagte, wohin er ſich wende, bot ich ihm in Allem, weſſen er bedürfe, meine Hülfe an und verſprach ihm in Bezug auf ihn ein unverletzliches Stillſchweigen.

Mein Neffe, antwortete er, wiſſe, daß ich in Corſica nichts mehr mit Geheimniſſen zu thun habe. Ich erlaube dir Alles, was du geſehen, gehört und in der Einſamkeit der Wälder und Berge erduldet haſt, der Welt kund zu thun. Ja, du ſollſt mir ausdrücklich verſprechen — und das iſt die einzige Gunſt, um die ich dich bitte — die Geſchichte dieſer acht Tage deines Lebens, ſo viel du vermagſt, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sonſt, o Pietro, vergiß meinen Namen und bemühe dich, ihn vergeſſen zu machen; denn das iſt für uns Beide das Beſſere. Nur unſern Landsleuten ſage, du habeſt den Galeazzino auf jener Galeere nach der Küſte Afrika's fortſegeln ſehen. Endlich verkünde aller Orten den Behörden und dem Volke die große Kunde, daß der berühmte Gigante, der Schrecken Aller, dort in jenem Brunnen ſein Grab gefunden; und obwohl er ſchon zehn Monate todt iſt, wird man ihn doch an der kleinen Statur erkennen, denn in Wahrheit, dieſer ſogenannte Gigante war über der Erde wenig mehr denn fünf Spannen hoch.

Galvano vernahm mit dankbarer Freude das Verſprechen, das ich ihm gab, ſeinen frommen Wunſch zu erfüllen. Aber er zog ſeine Hand zurück, als ich mich nahte, ſie zum Pfande meiner Treue zu drücken, und mit der Miene, ihm noch weiter zu folgen. Er bedeutete mir, mich ſchnell von ihm zu entfernen, und nachdem ich ihm das letzte Abſchiedswort zugerufen hatte, eilte er, ſeinen Begleiter zu erreichen, über jene trockenen Stellen des Geſtades.

Ich ſchlug allein und mit vielen Thränen den Weg nach Aleſani ein, indem ich Galvano in der Geſellſchaft jenes Unbekannten ließ. Und dieſer Mann war, wie ich nachher erfuhr, der Pater Guglielmo von Speloncato, der berühmte heilige Bruder vom Orden der Minoriten, welcher mit ſeinen öffentlichen Predigten auf unſerer Inſel ſo viel Frieden geſtiftet, ſo Viele bekehrt und ſo reichliche Almoſen geſammelt hatte, um die Chriſtenſclaven in der Barbarei loszukaufen, nach der frommen Gewohnheit der Prädicanten. Ich erfuhr auch, daß er ſich in die Tracht der Landleute verkleidet hatte, um dem Haß der Parteien und der politiſchen Eiferſucht der Zeit zu entgehen.

Er fuhr auf jenem Schiff nach Afrika, in Begleitung einiger Väter des Inſtituts della Mercede, um dem Vaterlande viele tapfere und brave Corſen, welche ſchon lange im Bagno von Algier ſchmachteten, wieder zu bringen.

Als ich nun von der Spitze eines Hügels meine Augen nach der Küſte zurückwandte, ſah ich das Boot, auf welchem die beiden Wanderer ſtanden, mit Kraft gegen die Galeere rudern; und ich ſtaunte, als ich dieſen unerſchütterlichen, im größten Unglück gehärteten Mann ſah, wie er bitterlich weinte, während er von dieſen ihm ſo feindſeligen und verhängnißvollen Geſtaden ſich entfernte. Ich folgte dem Schiff mit den Augen; ein friſcher Maeſtrale wehte günſtig, und es ging ſüdwärts in See. Ich unterſchied noch Galvano, als er zum letzten Lebewohl ſeine Archibuſe abfeuerte und ſie dann weit von ſich in das Meer ſchleuderte und ihr nach die Maske und die Sturmhaube.

Welcher Art mein Verhalten war, als ich in mein Dorf zurückgekommen, habe ich hier nicht zu berichten. Es erinnern ſich noch alle Corſen der öffentlichen Verwunderung und der allgemeinen Freude, die meine Nachricht von Gigante's Tod erregte, und zumal die Auffindung ſeiner Leiche coram populo an jenem von mir in Perſon angezeigten Ort. Bei dieſer Botſchaft, die mit Hörnerſchall durch die Dörfer getragen ward, öffneten ſich die lange verſperrten Fenſter und Thüren der Feinde der Settejäcari, und nach einer langen Einkerkerung ſah man aus den Häuſern die bleichen und magern Geſichter vieler Landleute hervorſchauen. Man ſah die Barrikaden von den Balkonen nehmen und dort die Kleider in die Luft hängen, um ſie von dem Modergeruch zu reinigen. Ich ſah ſelbſt viele Leute mit geſchorenem Bart und ohne

Waſſen ſich auf Platz und Straßen zeigen, oder mit ihren magern Ochſen und ihren roſtigen Hacken aufs Feld gehen.

Einige Verwandte des Gigante wurden freigeſprochen, weil ſie ungerecht angeklagt waren, ihm entweder ein Aſyl gegeben zu haben, oder ihm bei einigen neuen, ihm fälſchlich beigelegten Verbrechen behülflich geweſen zu ſein. Bei dieſer Gelegenheit machte ich eine ſeltſame Erfahrung. Die Vettern des Banditen hatten um ſeinen Tod gewußt aber ſtillſchweigend die fünf Monate lange Gefangenſchaft ertragen; und ſie hatten dieſes Geheimniß bewahrt, um ihren Familien die Macht und den Credit zu retten, welcher ihnen durch den Ruf des lebenden Banditen zu gute kam. Es ſchien ſie der Kerker nicht einmal zu ermüden, denn er trug dazu bei, jenen öffentlichen Irrthum zu beſtärken. Alle wurden auf Befehl des Vicarius in Freiheit geſetzt. Nur ein Verwandter des Todten, welcher den Leichnam heimlich weggebracht hatte, wurde im Gefängniß zurückbehalten, gleichſam ſchuldig eines Verbrechens neuer Art, d. i. des Attentats gegen die öffentliche Sicherheit, weil er aus böſer Abſicht dem todten Banditen ein Aſyl gegeben und aus gleicher Abſicht ſeinen Tod verhehlt hatte.

Es wiſſen auch alle meine Landsleute, wie ich nach meiner Rückkehr nach Felce, und nachdem ich der friedlichſte und ruhigſte Jüngling von Aleſani geworden war, nicht allein mit allen meinen Feinden Frieden ſchloß, ſondern auch bemüht war, viele alte Feindſchaften beizulegen, welche damals meine und die angrenzenden Pievi beunruhigten; und das gelang mir glücklich, denn bald darauf hatte die Rückkehr der Geſandten des Volks vom Hofe zu Mailand und die Ankunft des neuen Vicekönigs in Corſica, ſammt der Beſtätigung unſeres Nationalſtatutes, den Ehrgeiz der Caporali und der Cinarcheſen niedergebeugt und die Angelegenheiten dieſes unglückſeligen Landes beſſer geordnet.

Es wiſſen endlich Alle, wie ich, in der Ueberzeugung, daß jenes Gelübde ein wahrer Ruf vom Himmel geweſen ſei, mich vor Gott deſſen entledigen wollte, indem ich mein ganzes Leben ſeinem heiligen Dienſte weihte. Und ſo habe ich denn hier eben jenes Gelübde und zugleich mein an Galvano gegebenes Verſprechen erfüllen wollen, indem ich dieſe Geſchichte treu niederſchrieb, meinen Mitbürgern zur Erleuchtung und meinem wohlverdienten Lehrer zum Zeugniß der Dankbarkeit.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

„Vielleicht war er in Deutſchland und durfte damals Kleider für ihn machen."

„Möglich; jedenfalls ſoll er jetzt das Glück haben, die meinigen zu verfertigen."

Wir traten ein und ich beſtellte einen hochfaſhionablen Anzug, wählte meine Farben und gab dem Obergeſellen, der das Maß von mir nahm, die allerpünktlichſten Weiſungen; als ich aber fortgehen wollte, wagte der Meiſter, auf meine freilich nicht ſehr gentile Außenſeite hin, die Bemerkung, er ſey gewohnt, von einem Gentleman, den er nicht zu kennen die Ehre habe, ein Angeld zu erhalten. Wiewohl nun dieſes Anſinnen eine Schlappe für meine Gentilität war, ſo nahm ich es doch ſtillſchweigend hin, zog eine Handvoll Guineen heraus, legte zwei davon auf den Tiſch und begab mich dann zu einem andern Kleidermagazin, wo Tim's Livree beſtellt werden ſollte, jedoch nur, um mich vorerſt zu orientiren, denn an Livree war nicht zu denken, ehe der Gentleman fertig war. Inzwiſchen gab es noch allerlei anzuſchaffen, Koffer, Mantelſack, Hut, Handſchuhe und dergleichen mehr. Wir beſorgten dieß und kehrten dann nach dem Wirthshauſe zurück, um das Eſſen zu beſtellen. Flita hatte wahrhaftig ihre beſten Kleider an, aber die beſten waren nur Fetzen, ſo daß die Wirthin, die das Kind vergebens in's Gebet genommen hatte, zu keiner rechten Vorſtellung von unſerem Stande kommen konnte. Uebrigens war ſie hinſichtlich der Zeche beruhigt, da ich ſie Geld hatte ſehen laſſen, wodurch denn ihre Bedenklichkeit, wenn auch nicht ihre Neugierde, gehoben war.

Noch am nämlichen Abend fand ein langes Geſpräch zwiſchen mir und Flita ſtatt. Ich kündigte ihr an, daß wir ſcheiden müſſen, daß ſie in eine Schule komme, daß ich ſie aber oft beſuchen werde. Anfangs war ſie untröſtlich; da redete ich ihr zu, und das holde, kluge Geſchöpf erkannte meine Gründe an.

Den folgenden Nachmittag kamen meine Kleider, die ich alsbald anzog.

# Novellenſchatz des Auslandes.

XIV.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

Vierzehnter Band.

---

München.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Inhalt
## des vierzehnten Bandes.

Seite

**Das rothe Tuch.** Von Arthur Graf v. Gobineau. Aus dem Franzöſiſchen von Iſolde Kurz . . . . 1

**Der Waldteufel.** Von A. H. Piſſemski. Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer . . . . . . . 41

**Ein Salomoniſches Urtheil.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe . . . . . . . . . . . . 125

**Laurette.** Von Alfred de Vigny. Aus dem Franzöſiſchen von Auguſte Scheibe . . . . . . . 167

**Der arme, hübſche Bobby.** Von Rhoda Broughton. Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe . . . . 217

**Vanina Vanini.** Von Stendhal (Henri Beyle). Aus dem Franzöſiſchen von J. K. . . . . . . . 259

# Das rothe Tuch.

Von

**Arthur Graf von Gobineau.**

(Geb. 1816.)

---

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Iſolde Kurz.**

---

„Ohne Schmeichelei, Japhet,“ ſagte Timothy, „Du ſiehſt ganz aus wie ein Gentleman.“

Flita lächelte und ſagte daſſelbe. Auch ich dachte ſo, ſagte aber nichts, ſondern nahm Hut und Handſchuhe, und ging aus, von Tim begleitet, um eine Livree für ihn, ſo wie auch eine Ausſtattung für Flita zu beſorgen.

Auf der Straße entdeckte ich, daß ich mein Taſchentuch vergeſſen, daher ich umkehrte, es zu holen. Die Wirthin ſieht einen Gentleman in's Haus kommen und macht eine tiefe Verbeugung; erſt als ich ſie ſcharf anſah, erkannte ſie mich. Nun konnte ich zufrieden ſeyn: dieſer unwillkürliche Tribut wog alle ſchmeichelhaften Verſicherungen auf. Wir gingen jetzt zu dem andern Schneider; ich trat mit ſelbſtgefälliger, vornehmer Haltung ein und wurde unter tauſend Bücklingen empfangen. „Ich wünſchte eine Livree,“ ſagte ich, „für den jungen Menſchen hier, der eben in meine Dienſte tritt. So kann ich ihn doch nicht mit nach London nehmen.“ — Ich wählte die Livree, die mir, da ich den Wunſch ausdrückte, am nächſten Abend abzureiſen, auf die beſtimmte Stunde verſprochen wurde.

Dann ging ich zur Putzmacherin, die ich erſuchte, in's Wirthshaus zu kommen und ein kleines Mädchen für die Erziehungsanſtalt auszuſtatten; die Garderobe der Kleinen, ſagte ich, ſey aus Verſehen zurückgelaſſen worden. — Meine Nachfragen hatten mich zu einer ſehr anſtändigen Penſion geleitet, welche von einer verwittweten Dame gehalten wurde; auch die näheren Erkundigungen hatten einen befriedigenden Erfolg. Das Koſtgeld betrug nicht mehr als zwanzig Pfund für's Jahr. Ich bezahlte das erſte Halbjahr voraus und legte fünfzig Guineen bei einem Banquier nieder, mit der Weiſung, ſie terminweiſe an die Vorſteherin zu erlegen. Dieſe Vorſichtsmaßregel nahm ich, damit Flita, für den Fall, daß ich in Armuth geriethe, wenigſtens drei Jahre lang Kleidung und Unterricht erhalten möchte. Das arme Kind weinte beim Abſchied

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Cephalonien iſt eine reizende Inſel. Ich könnte mich hier auf den Ausſpruch Homers berufen, da aber ſein Held in keinerlei Beziehung zu Sophie ſteht, ſo will ich die Anſicht des Verfaſſers der Odyſſee mit Stillſchweigen übergehen. Die Venetianer hatten ſich dieſes Land auf jegliche Weiſe zu eigen gemacht; ſie hatten ihre Geſetze und Sitten hinüberverpflanzt, die ſich dort auch ſo lebendig erhielten, daß ſie die Herrſchaft von San Marco lange überdauerten. Wenn man in der Hauptſtraße von Argoſtoli ſpazieren geht, ſo bemerkt man Häuſer, an denen der Stil Palladio's aus fünfter oder ſechster Hand durch einen keineswegs ungeſchickten Jünger der Baukunſt nachgeahmt iſt, und wenn auch ihre Bogengänge nicht ſo majeſtätiſch ausſehen, wie die großen offenen Arcaden im Erdgeſchoß des Pallaſtes Mocenigo oder des Pallaſtes Venier, wenn auch die hohen, mit maſſiven Guirlanden umrahmten Fenſterbögen nicht ganz die ſtolze Miene ihrer Urbilder auf dem Canal Grande tragen, wenn es auch vor Allem den Gebäuden an

Höhe und Breite fehlt, da ſie meiſt nur aus einem Stockwerk beſtehen, ſo erkennt man dennoch in dieſer Stadt ein lebendiges Denkmal, ein getreues, wiewohl in verkleinertem Maßſtab gefertigtes Abbild der alten Beherrſcherin der Adria. Abwärts von der ſo eben beſchriebenen Straße, deren Chauſſée nach italieniſchem Stil von zwei breiten Gußſtein-Trottoirs eingefaßt iſt, führen enge, finſtere, unheimliche, winklige Gäßchen, die nicht minder charakteriſtiſch ſind, als die offene, gerade Straße, in die ſie münden. Dieſe ſpiegelt die Eleganz und Heiterkeit der Italiener, jene ihre Schlauheit und gefährliche Tücke.

In der großen Straße an der Ecke eines ſolchen Gäßchens ſteht eines der ſchönſten Häuſer der Stadt. Dasſelbe gehört von Alters her den Grafen Lanza, die zu den höchſten Familien der Inſel zählen. Ich glaube gerade nicht, daß die Lanza ein ſehr altes Geſchlecht ſind, denn in dieſem alten Lande iſt alles neu, ich weiß nur, daß zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ein gewiſſer Michele Lanza der Held ſeines Stammes durch ein Decret des hohen Rathes in den Adelsſtand erhoben und ſogar zum Ritter von San Marco ernannt wurde. Von ihm ſtammt eine Reihe angeſehener Advocaten und Aerzte ab, die ſich auf ewige Zeiten den Titel der Grafen Lanza beilegten. Dieſe Herrn erwarben ſich allmählich großen Reichthum und zeichneten ſich ſämmtlich durch ſchmutzige Habſucht aus; ſie liehen ihr Geld auf hohe Zinſen an die Bürger, Arbeiter und Bauern, die in Ehrfurcht vor ihnen erſtarben, und reihten ſich in Aller Augen den fünf oder ſechs höchſten und geachtetſten Häuſern der venetianiſchen Inſeln an. Unter der Herrſchaft der Republik waren ſie ſtets die Erſten, die zur Tafel der Proveditori gezogen wurden, wenn dieſe Würdenträger ein Eſſen gaben; die Galeerencapitäne machten ſich eine Ehre daraus, ſie zu ihren Schiffsfeſten einzuladen, ja es wurde keine Partie Pharao in guter Geſellſchaft geſpielt, ohne daß man ſie dazu gebeten hätte. Sie ſelber jedoch hatten ſeit Menſchengedenken Niemand auch nur ein Glas Waſſer gereicht, wodurch ſie ſich in ihrem Ruf als kluge und umſichtige Patrizier befeſtigten.

Als der letzte Doge den Herzogshut niedergelegt hatte und die joniſchen Inſeln nicht mehr wußten, wem ſie ſich unterwerfen ſollten, wurde Graf Girolamo Lanza der Hoffnungsſtern ſeiner Mitbürger. Aller Augen blickten auf ihn in Erwartung, was er beginnen würde, und das bedrängte Vaterland bewarb ſich um ſeinen Rath. Er täuſchte die allgemeine Hoffnung nicht. Mit ſeiner ernſten, würdevollen Miene konnte er zuweilen höchſt gewichtig den Kopf ſchütteln. Er hatte nacheinander den Franzoſen, Ruſſen und Engländern die äußerſte Ergebenheit bewieſen und ſprach jederzeit laut die Anſicht aus, daß die Herrſchaft, welche der beſtehenden vorhergegangen, viel Unheil über das Land gebracht habe und durch eine ſehr ſegensreiche erſetzt worden ſei. Die aufeinanderfolgenden Mächte betrachteten ihn als einen zuverläſſigen Mann und guten Bürger. Von Kaiſer Napoleon dem Erſten hatte er das Kreuz der Ehrenlegion empfangen, der Achtung des Kaiſers Alexander dankte er den Orden der hl. Anna, und die Königin Victoria glaubte das Kreuz des hl. Georg zu ehren, indem ſie es ihm anbot. Er nahm es mit ſtolzer Beſcheidenheit entgegen. Im Uebrigen war er äußerſt einfach und blieb ſtets dem italieniſchen Sichgehenlaſſen getreu; er ging in einem abgeſchabten ſchwarzen Kleid, in einer Cravatte von zweifelhaftem Weiß, zuweilen ſogar in Pantoffeln durch die Straßen und trug niemals ein Band im Knopfloch, was ihm ebenfalls zum Verdienſt angerechnet wurde.

Der Graf Girolamo Lanza barg im Grund ſeines Herzens ſtarke Leidenſchaften, und wenn er auch für die Angelegenheiten Anderer wenig Intereſſe hegte, ſo gingen ihm doch ſeine eigenen deſto näher. Kurze Zeit nach ſeiner Rückkehr aus Padua, wo er ſeine Studien vollendet und die Doctorwürde erlangt hatte, lernte er im Haus ſeiner Couſine eine junge Frau, die Gräfin Palazzi kennen, welche ihm auf den erſten Blick den tiefſten Eindruck machte. Es war dies der Blitzſtrahl, von dem die Leute, welche über Liebe philoſophiren, ſchon ſo viel geſprochen haben. Lanza war damals ein ſehr angenehmer Geſellſchafter, er wußte gut zu plaudern und ſang ſehr hübſch, wenn auch etwas ungeſchult, kurz, er ſchien durchaus geſchaffen, um zu geſallen, und er gefiel. Noch war kein Jahr verfloſſen, und Frau Palazzi war ſoeben mit ihrem erſten Kinde niedergekommen, als ſich Lanza, der inzwiſchen der intime Freund des Gatten geworden, bereits in alle Rechte, Pflichten, Genüſſe und Freiheiten eines Verhältniſſes eingeſetzt ſah, welches ſein ganzes Leben hindurch dauern ſollte. Nach dieſer Seite hin entfaltete er eine Aufopferungsfähigkeit, die über das Gewöhnliche hinausging. Er wollte ſich nie verheirathen und bezahlte zweimal die Schulden Palazzi's, der ſich zuerſt von einer Sängerin und dann von einer gewiſſen Miß Julia Boyle verführen ließ, welche Letztere auf demſelben Schiff wie der Generalſtab des 84ſten Regiments der Highlanders nach Cephalonien gekommen war; ein außergewöhnlicher Umſtand, den der arme Dioniſio Palazzi unglücklichen Familienverhältniſſen zuſchrieb. Der Gute wurde erſt dann an den Tugenden und Verdienſten ſeiner Julia irre, als er eine Pariſerin kennen lernte, die ihn ſtark in Athem erhielt. Girolamo Lanza bewies bei ſolchen Gelegenheiten eine Sanftmuth und eine Geduld, welche ſeiner Freigebigkeit gleich kamen. Er gerieth nie in Zorn gegen ſeinen Freund und übernahm ſogar den erſtgebornen Sohn Spiridion, einen reizenden jungen Mann, welcher mit der Zeit ein unvermeidlicher Stammgaſt des erſten Café's von Argoſtoli wurde. Daſelbſt konnte man ihn zu jeder Stunde unbeweglich vor einer Taſſe Kaffee oder einem Glas Waſſer ſitzend finden. Der ausgeſprochene Liebling des Grafen Girolamo war jedoch deſſen um zwei Jahre jüngere Schweſter Sophie Palazzi. Die ganze Stadt wußte, daß ihr Pathe ſich hauptſächlich um ihretwillen nicht verheirathet hatte, und man betrachtete ſie allgemein als ſeine erklärte Erbin, was den Glanz ihrer Vorzüge in den Augen vernünftiger Leute nicht unbeträchtlich erhöhte.

Die Mutter dieſes Wunderkindes, Frau Palazzi, war in ihrer Jugend ſehr ſchön geweſen. Sie zeigte zwar ſchon damals einige Anlage zur Schwerfälligkeit und zum Fettwerden, und aus ihren Gazellenaugen ſprach mehr Sanftmuth als Lebhaftigkeit und noch mehr Lebhaftigkeit als Geiſt, aber gerade dies gilt ja in den Augen eines Südländers für eine große Schönheit, und ſomit war Graf Girolamo nicht zu tadeln. Die enge Verbindung dieſer beiden Weſen ſchien eine der glücklichſten, aber dennoch verſicherten die böſen Zungen, auch dieſer Himmel ſei nicht ohne Stürme. So viel iſt gewiß, daß gegen das Jahr 1825, nachdem die Liebenden ſchon lange Jahre in ſchönſter Harmonie mit einander zugebracht hatten, die Neugierigen gewiſſe Thatſachen feſtſtellten, von denen man jedoch nur mit äußerſter Vorſicht ſprach und die, aller Uebertreibungen entkleidet, ſich etwa auf Folgendes zurückführen ließen:

Ein von der Inſel gebürtiger junger Mann war aus Paris zurückgekehrt, wo er ſich um ſeiner Ausbildung willen aufgehalten hatte. Derſelbe war ein ſehr ſchöner Jüngling und hieß Graf Ceſare Iſalla; (der Leſer darf ſich nicht über die vielen Grafen verwundern; ich will nur im Vorbeigehen bemerken, daß die Venetianer ihre joniſchen Gebiete reichlich damit bevölkert hatten). Der Graf Ceſare Iſalla war durch eine ausgewählte Geſellſchaft jener liebenswürdigen Damen gebildet worden, welche die ausländiſche Jugend in der Grande-Chaumière und anderwärts ſo zuvorkommend empfingen. Gefühlvolle Perſonen hatten ihn mit großer Auszeichnung behandelt, und er hatte eine ziemlich günſtige Meinung von ſich ſelber gefaßt. Frau Palazzi ſchien ihm reizend, und er ſah keine Urſache, ihr dies zu verbergen. Girolamo Lanza legte einigen Mißmuth darüber an den Tag, Ceſare wurde nur deſto dringender, und Frau Palazzi erröthete jedesmal, wenn ſie ihm begegnete. Geſchah es aus Freude oder aus Unmuth? Dieſe Frage wäre ſchwierig zu entſcheiden, und wer weiß, was das Haus Dioniſio Palazzi's, der die neue Bekanntſchaft ſeiner Frau bereits ſelber mit ſcheelen Augen anſah, noch für Stürme erlebt hätte, wenn nicht urplötzlich, ohne daß man den Zuſammenhang erfuhr, der ſchöne Ceſare verſchwunden wäre.

Dieſer Umſtand erregte allgemeines Aufſehen, aber die Venetianer waren beſonnene und kluge Leute, und die Abkömmlinge ihrer alten Unterthanen ſind es ebenfalls. Man machte daher ſeine Bemerkungen nur ganz in der Stille, ohne daß es Jemand gewagt hätte, Girolamo Lanza, deſſen Miene wieder die größte Heiterkeit zeigte, zur Rede zu ſtellen. Später erfuhr man, Graf Iſalla befinde ſich in Petersburg, wo er bei der berittenen Garde eingetreten ſei. Dieſe Nachricht gab Palazzi viel Anlaß zur Heiterkeit, und er ſcherzte öffentlich ſo rückhaltslos darüber, daß der alte Argwohn wieder erwachte. Derſelbe erhielt neue Nahrung, als ſich das Gerücht verbreitete, ein gewiſſer Apoſtolaki, ein berüchtigter Gauner, deſſen einzige Beſchäftigung darin beſtand, den Grafen Girolamo von ferne auf ſeinen Spaziergängen zu begleiten, in ſeiner Küche zu eſſen und in ſeinem Hof zu ſchlafen, rühme ſich in den Wirthshäuſern, er habe einen prächtigen Streich ausgeführt, von dem Niemand je eine Silbe erfahren werde. Briefe aus Petersburg bezeugten Jedermann, daß Graf Ceſare niemals dorthin gekommen war, da ihn die berittene Garde nicht in ihrer Rangliſte aufführte. Das Geflüſter unter den Cephalonioten wurde immer ſtärker, ſchließlich zog man einige Engländer ins Vertrauen, und da Girolamo Lanza, wie alle großen Männer, ſeine heimlichen Feinde hatte, kam es zuletzt ſo weit, daß er eines ſchönen Morgens vor den britiſchen Commiſſär gerufen wurde.

Die Europäer gehen bei derartigen Angelegenheiten mit einer Schärfe und Genauigkeit zu Werk, die den Morgenländern von jeher im höchſten Grade lächerlich, roh und verletzend erſchien, und man muß wirklich bekennen, daß es nichts Unangenehmeres giebt, als ſolche läſtige Fragen. Graf Girolamo wußte jedoch der unzarten Einmiſchung des Generals ſehr gut zu begegnen. Er wies mit der Entrüſtung, die einem Manne ſeines

Ranges zuſteht, den gehäſſigen Verdacht zurück, er hielt, ſeinem ernſten Inquirenten entgegen, daß man keinerlei Beweiſe gegen ihn beibringen könne, und in dieſem Punkte hatte er Recht, er ſprach mit Bewegung davon, daß er ſein ganzes Leben dem Dienſt des Guten geweiht habe und erinnerte zart an die unbegrenzte Ergebenheit, die er dem Throne von Großbritannien und Irland bei ſo vielen Gelegenheiten bewieſen. Er ſchloß ſeine heftige Rede mit der Vorſtellung, daß Alle, die ſeinen Ruf anzuſchwärzen ſuchten, der ſchändlichen Partei der Anarchiſten und Demagogen angehörten, die durch ganz Europa verzweigt ſei und ſichtbar darauf hinarbeite, auf den joniſchen Inſeln die legitime Autorität des Lord Ober-Commiſſärs zu erſchüttern. Sei es nun, daß der engliſche Functionär für dieſen Schrei der gekränkten Ehre empfänglich war, ſei es (und Letzteres iſt mir wahrſcheinlicher) daß er bei gänzlicher Ermangelung von Beweiſen durch die Declamationen, die Rührungs- und Entrüſtungsausbrüche und den Redeſtrom des Grafen Girolamo verwirrt wurde, ſo viel iſt gewiß, daß er ihm beim Schluß der Unterredung tief ergriffen die Hand drückte und ihn noch auf denſelben Tag zu Tiſche lud. Girolamo entfaltete nun eine Seelengröße, die ihm alle Herzen gewann; er ließ nämlich einer entfernten Verwandten des Grafen Ceſare, die in ſehr armſeligen Verhältniſſen lebte, zehn Thalaris übermitteln. Dem ungeachtet blieb jedoch das Schickſal des allzu liebenswürdigen jungen Mannes auf ewig in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Die Gräfin Carolina Palazzi lebte friedlich weiter wie zuvor, wurde im Verlauf von ein paar Jahren ſehr dick und verharrte unveränderlich in ihrer Neigung für den Grafen Lanza, vor dem ſie ſich, nach der Behauptung der böſen Welt, ein wenig fürchtete.

Im Jahre 1835 beſtanden die Reize dieſer Schönen, die in der Ueberfülle ihrer Geſundheit vollſtändig untergegangen waren, nur noch in dem treuen Gedächtniß ihres glücklichen Liebhabers, aber Sophie war reizend herangeblüht, und eine antike Venus konnte nicht vollendeter ſein. Sie hatte die Augen ihrer Mutter, aber mit einem düſtern Feuer, das jenen fehlte; auch ſie beſaß große Ruhe, aber es lag Ausdruck in ihrem Schweigen. Zwar wurde ihr Adlernäschen mit der Zeit etwas zu gebogen, aber man mußte ſeinen Adel bewundern, ihre Hände und Füße waren tadellos, und ihre Zähne glichen zwei Perlenſchnüren. Ihre Mutter betrachtete ſie mit Wohlgefallen, ihr Vater Palazzi borgte Geld von Girolamo, um ihr nichts abſchlagen zu müſſen, und Girolamo, ihr Pathe, konnte oft ſtundenlang in verzückter Anbetung verſunken vor ihr ſtehen.

Dieſes Glück hätte ewig dauern können, wenn es nicht plötzlich durch einen Zwiſchenfall geſtört worden wäre. Die ganze gute Geſellſchaft von Argoſtoli, ſowie auch die engliſchen Offiziere beſuchten den Salon der Gräfin Palazzi; jeden Abend wurden einige Partieen Whiſt gemacht, die jungen Leute tanzten oder ſpielten bitterlich kaum konnte ich ihre kleinen Arme von meinem Halſe losmachen, und auch mir war es, als verließe ich mein einziges Erbengut.

Nun war Alles fertig, am vierten Tage nach unſerer Ankunft. Timothy durfte übrigens ſeine neue Livree noch nicht anziehen: es wäre aufgefallen, einen Menſchen, den man vorher an Einem Tiſche mit mir eſſen ſah, auf einmal als meinen Bedienten zu erblicken; deßhalb wurde dieſe Verwandlung, da es in kleinen Städten immer viel Klatſcherei gibt — wäre es auch nur um Flita's willen geſchehen — auf unſere Ankunft in London verſchoben. Die Wirthin hätte bei der Abreiſe ſicherlich gerne die Rechnung fahren laſſen, hätte ſie nur herausbringen können, wer wir eigentlich wären. Wir beſtiegen eine Landkutſche und waren Abends in der Reſidenz. Warum ich dieſe unbedeutenden Einzelnheiten ſo ausführlich erzählt habe? Um zu zeigen, welch' eine verzweifelte Sache es iſt, unbemerkt von einer Stufe der Geſellſchaft auf die andere überzuſpringen.

## Achtzehntes Kapitel.

Ich bekomme einen Brief von meinem Oheim, durch den ich natürlicherweiſe auch meinen Vater ausfindig zu machen hoffen muß. Wie ſchon andern Verſtoßenen, ſagt mir ein Traum, was ich zu thun habe.

Aber ich vergaß, eines höchſt wichtigen Umſtandes zu erwähnen, weßhalb ich den Leſer noch einmal in jenes Wirthshaus zurückführen muß. Den Abend, eh' ich Flita in die Koſtſchule brachte, fiel mir bei der Beſichtigung meines Mantelſacks jenes Geſchenk von Nattie, an das ich gar nicht mehr gedacht, in die Augen, und ich ſäumte nicht, mein Verſprechen zu erfüllen. Das Papier enteine Anzahl unſchuldiger Spiele, bei denen man einander leiſe ins Ohr flüſterte, und ſelten verging der Winter ohne einige Heirathen. Eines Abends war Girolamo Lanza in beſonders guter, heiterer Laune, er hatte ſoeben drei Lieutenants ihren Monatsſold vorgeſchoſſen; man ſchrieb den $24^{\text{ſten}}$, und dies war natürlich ein Act der Gefälligkeit, auf den er ſich etwas zu Gute that. Er ließ ſich öfters zu einem ſolchen Liebesdienſt herbei und war deßhalb der Garniſon wohl bekannt. Jedermann gewann bei dieſem Geſchäft und er ſelber am meiſten. Das Herz ging ihm auf bei ſolchen Gedanken, als ſein Blick zufällig auf eine Gruppe junger Leute fiel, von denen ihm Einer ſeine theure Sophie mit verhaltener Glut zu betrachten ſchien.

Es war ein hoher, ſchlanker Jüngling von vornehmem Anſtand, und ſeine Augen verriethen unwillkürlich den zärtlichſten Antheil. Dies genügte, um den alten Grafen aufmerkſam zu machen, aber plötzlich erblaßte er leicht, preßte ſeine ſchmalen Lippen feſt zuſammen, und ein Schatten flog über ſeine Stirn.

Wer iſt dieſer reizende junge Mann? fragte er in freundlichem Tone den Chevalier Alexander Palleocappa, welcher neben ihm ſtand und ſich Tabak in die Naſe ſtopfte.

Kennen Sie ihn nicht? Es iſt Geraſimo Delfini, der Sohn Catarina Delfini's, die vor fünfzehn Jahren eine ſo bezaubernde Erſcheinung war, die ganz Zante entzückte und mit der unſer alter Freund Ceſare

Iſalla ſo vertraut ſtand. Sie erinnern ſich doch an Ceſare Iſalla, den armen Schelm? fügte der Dummkopf bei und ſteckte ſein Geſicht in ein ungeheures blaubaumwollenes Taſchentuch, um das Nieſen zu erſticken, was ihm jedoch nicht mehr ganz gelang.

Während dieſes Geſpräches ſetzte ſich Geraſimo Delfini ans Piano und ſang ein Lied des zantiotiſchen Dichters und Muſikers Salomo. Girolamo Lanza glaubte zu bemerken, daß ſeine Stimme den lebhafteſten Eindruck auf die ſchöne Sophie machte. Mit einem Blick, der ſich nicht täuſchen konnte, drang er bis in das Herz ſeiner Pathin, er ſah es klopfen und zählte ſeine raſcheren Schläge. Ohne daß ſie es bemerkte, ſtahl ſich jener ſcharfe Blick in ihre Augen und ſah eine heimliche Thräne darin glänzen, er ſtahl ſich in ihr reizendes Köpfchen, das, vom Hauche der Leidenſchaft berührt, ſich leicht nach der Seite neigte, von der die verführeriſche Stimme kam, und ertappte darin den ganzen Schleichhandel von Gefühlen und Gedanken, welche die Jugend dem Drängen der Liebe ſo bereitwillig entgegenbringt. Schließlich erlangte er die feſte Ueberzeugung, daß Geraſimo Sophie liebte und daß Sophie ſeine Leidenſchaft von ganzer Seele erwiderte.

Dieſe Entdeckung traf ihn wie ein Dolchſtoß, ja ſelbſt an dem Tage, wo ihm die Treue der Mutter zweifelhaft erſchien, hatte er keinen bittreren Schmerz empfunden.

Als die Geſellſchaft fort war und er ſich in dem kleinen Salon mit Frau Palazzi allein befand, ſagte er:

Wie kommen Sie denn dazu, meine Liebe, dieſem Geraſimo Delfini den Eintritt in Ihren Salon zu geſtatten?

Er iſt mir vor vierzehn Tagen vorgeſtellt worden, antwortete die Gräfin leicht erröthend, wie immer wenn ſie Girolamo Lanza ein wenig verſtimmt glaubte. Er iſt der Neffe der Frau Barretta aus Zante und will hier ein paar Wochen bei ſeinen Verwandten zubringen. Weiter weiß ich nichts von ihm, aber wenn ich nicht irre, ſo hat ihn Sophie einigemale bei meiner Schweſter getroffen.

Sie hatte dieſe Worte mit der ihr zu jeder Zeit eigenen Nachläſſigkeit geſprochen, die jedoch in einem Augenblick, wo ſie ſich ſchläfrig fühlte, den höchſten Grad zu erreichen pflegte. Darüber gerieth der alte Cicisbeo in einen ſolchen Unmuth, daß er, die Hände in den Hoſentaſchen, eine Zeitlang ſchweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und abging und nachgrübelte über den ſtrengen Text: Brutta bestia! Als er ſich ein wenig gefaßt hatte, nahm er einen Stuhl, rückte ihn neben den Fauteuil, in welchem Carolina lehnte, und ſprach nicht ohne heftige Geſticulation die geflügelten Worte:

Sie wiſſen alſo nicht, daß dieſer Delfini der Verwandte, nein, ich will alles ſagen, — daß er der Sohn Ihres — jenes Schurken — das heißt des Grafen Iſalla iſt?

Wie? Wie? Was ſagen Sie da?

Ich ſage, was ich weiß, und ſpreche nicht in den Tag hinein. Haben Sie nicht bemerkt, daß dieſer Herr Sophie anſchmachtet?

Er iſt nicht der Einzige, murmelte die Gräfin phlegmatiſch.

Und ſehen Sie nicht, daß dieſes Gänschen von Sophie — aber nein, ich will es nicht glauben, ich will nicht daran denken. Es wäre zu entſetzlich! Zweimal in ſeinem Leben in einer ſolchen Liebe verrathen werden und durch Wen, große Götter! Antworten Sie nicht, antworten Sie nicht, mein theures Herz; nehmen Sie an, ich habe nichts geſagt. Ich will Sie nicht beſchuldigen, ich will auch Sophie nicht beſchuldigen, ich will nichts wiſſen, ich will nichts glauben, ich will nichts denken, ſind Sie zufrieden?

Nicht ganz, erwiderte die Gräfin, die durch dieſe bittere Aufwallung ſchließlich denn doch aus ihrem Gleichmuth aufgerüttelt worden war. Ich weiß ja gar nicht, was Sie wollen. Sie rollen die Augen, daß man ſich vor Ihnen fürchten könnte, Sie geben ſich Fauſtſchläge auf den Kopf und gegen die Kniee. Sagen Sie doch nur, was Sie wollen. Konnte ich denn ahnen, daß Ihnen Herr Delfini mißfallen würde?

Mißfallen! Mein Gott, das nennt ſie mißfallen! O die Weiber, die Weiber! Wer war es doch, der von den Weibern ſagte — Ich weiß nicht mehr, was er ſagte, aber er hat Recht. Und dieſer Menſch mit ſeinen Kohlenaugen und mit der entſetzlichen Aehnlichkeit —

denn auf den erſten Blick hat ſie mich erſchüttert, ſie hat mich faſt zu Boden geworfen, es fehlte wenig, ſo wäre ich in Ohnmacht geſunken, — und dieſer Menſch, ſage ich, flößt er Ihnen kein Grauen ein, dreht ſich Ihnen nicht das Herz im Leibe um bei ſeinem Anblick? Was haben Sie denn in den Adern? Geſottene Milch, was?

Kurz, was verlangen Sie, was befehlen Sie? Wenn Sie ſich nur wenigſtens erklären würden, dann könnte man Ihnen ja willfahren, mein Schatz.

Ich will dieſem Geſpenſt nicht mehr bei Ihnen begegnen, und Sie müſſen gleich morgen früh Ihrer Tochter verbieten, jemals wieder ein Wort mit ihm zu wechſeln.

Gut, Sie Böſewicht, ſagte die Gräfin, indem ſie ſich erhob und ihren Leuchter ergriff, es ſoll geſchehen.

Girolamo war etwas ruhiger geworden; er küßte ihr die Hand und ging nach Hauſe.

Es mochte etwa Mittag ſein, als Sophie in das Zimmer ihrer Mutter trat, um ſich zu erkundigen, wie ſie geſchlafen habe. Sie fand ſie im Begriff, ihren Kaffee zu trinken und eine Cigarette zu rauchen, und es wollte ihr vorkommen, als ſähe ſie etwas beſorgter oder wenigſtens gedankenvoller aus, als ſonſt, denn ich darf es nicht verhehlen, daß die göttliche Sophie von dem Geiſte der Urheberin ihrer Tage keine ſehr ſchmeichelhafte Meinung hegte. Sie fragte ſich daher, was wohl in dieſem Kopfe Ungewohntes vorgehen möge, als derſelbe zu reden anhub.

Ich möchte dir etwas ſagen, Sophie, mein Kind.

Sprechen Sie, liebe Mutter.

Aber es wird dir unangenehm ſein.

Ich weiß nicht, was Sie damit ſagen wollen.

Macht dir Geraſimo den Hof?

Sophie ſah ihre Mutter ſcharf an und hielt es nicht für nöthig, ſie mit ihrem Vertrauen zu beehren.

Nicht mehr als den Andern auch, denke ich, war ihre Antwort.

Dein Pathe wünſcht nämlich, daß er nicht mehr zu uns komme, und deßhalb habe ich ihm ſoeben geſchrieben, wir ſeien im Begriff, nach Corfu abzureiſen, er möge ſich daher nicht die Mühe geben, ſeine Aufwartung zu machen. Wenn er erfährt, daß wir nicht abgereiſ't ſind, ſo wird er den Wink verſtehen, und du ſiehſt ihn nicht mehr.

Ich finde das nicht ſehr höflich; was hat er denn Böſes gethan?

Er hat nichts Böſes gethan, und ich glaube, daß er ein ganz braver, liebenswürdiger junger Mann iſt. Aber, im Vertrauen, er mißfällt deinem Pathen. Er ſtammt aus einer Familie, die ſich ſehr undankbar gegen unſeren trefflichen Lanza benommen hat; es iſt dem Grafen peinlich, ſolche Leute bei uns zu treffen, und wir dürfen ihm nicht zuwider ſein. Du weißt, wie gut er gegen deinen Vater iſt; er hat uns ſchon ſo viele Dienſte erwieſen, und du ſollſt ihn einmal beerben. Ich bitte dich alſo, wenn du eine Neigung für Geraſimo haſt, ſie dir aus dem Kopf zu ſchlagen, denn es würde doch zu nichts führen.

Sophie nahm ihre Straminarbeit, welche einen grünen Wachtelhund, nach der Natur, auf rothem Kiſſen in weißem Grund vorſtellte. Carolina war herzlich froh, daß ſie einen ſo leichten Stand gehabt hatte.

Ich weiß nicht, wie das junge Mädchen den Tag zubrachte; bei ſinkender Nacht trat ſie an ein ſchmales Fenſterchen, das auf eines der beſprochenen engen Gäßchen hinunterſah. Geraſimo ging, vermuthlich aus Zufall, unten vorüber, und plötzlich, was ich nicht dem Zufall zuſchreiben kann, fiel ein kleines Päckchen mitten ins Zimmer. Sophie hob es eiligſt auf. Es war ein mit einem Faden umwundener und mit einem Stein beſchwerter Brief. Sophie ſchloß raſch die Thüre ab und las Folgendes:

„Fräulein, warum ſind die Worte nur Worte und keine flammenden Schwerter, um Ihnen eine beſſere Schilderung meiner Leiden und Qualen zu geben? Ich ſoll Sie nicht mehr ſehen, Sie nicht mehr hören, nicht mehr mit Ihnen ſprechen! O Sophie, lieber tauſendmal ſterben, lieber auf der Stelle die gräßlichſte Todesart erleiden, als noch länger ſolche Qualen dulden! Ihre Mutter, das grauſame, ſeelenloſe Geſchöpf, (verzeih, angebeteter Engel, dieſe Läſterung, die eine nur allzu gerechte Entrüſtung meiner gequälten Seele entreißt!) Ihre Mutter hat nie das Mitleid gekannt, daß ſie mich ſo von Ihnen ſtoßen kann. Was habe ich denn gethan? Welches Verbrechens habe ich mich ſchuldig gemacht? Heute noch wollte ich zu ihr gehen und ſie um Ihre Hand bitten, ich glaubte tauſend Gründe müßten für mich ſprechen, mein Rang, mein Vermögen, ein Leben, das der Liebe zu dem leidenden Vaterland geweiht iſt, all die edlen Gefühle, die in meiner Seele glühen und die Ihre Tugenden noch höher entflammt hätten. Warum werde ich nun ſo gewaltſam entfernt? O Sophie, meine Sophie, Sie hatten mir erlaubt, Sie zu lieben, es Ihnen zu ſagen und Alles zu hoffen; ſoll ich nun auf ewig den Strahlenkranz verlieren, mit dem ich mich ſchmücken wollte und der mich zum Glücklichſten aller Sterblichen gemacht hätte?" —

In dieſem Ton ging es acht Seiten lang fort; es iſt dies ein im Süden durchaus nationaler Ausdruck wahrer und inniger Gefühle, der aber einem Nordländer durch ſein Pathos ein wenig lächerlich klingt. Zum Schluß kamen noch Verſe, Betheuerungen der unerſchütterlichſten Liebe, die Verſicherung, er werde ihr von jetzt an alle Tage ſchreiben, die glühende Bitte, ihn nicht zu vergeſſen, und der Schwur, er wolle die Hinderniſſe durch die Feſtigkeit ſeines Entſchluſſes überwinden, kurz, Sophie war mit Geraſimo zufrieden, ſie ſagte ſich tauſendmal, daß ſie geliebt werde, und ließ keinen Menſchen etwas davon merken.

Zwei Tage ſpäter ſaß Geraſimo in ſchwermüthiger Stellung am Hafen, als Graf Lanza vorbeiging. Derſelbe gewahrte ihn, trat auf ihn zu, grüßte ihn freundſchaftlich und fragte ihn im liebevollſten Ton, warum man ihn nicht mehr bei der Gräfin Palazzi ſehe.

Geraſimo wollte eben die in einem ſolchen Falle üblichen Ausflüchte vorbringen, als es ſein Unſtern fügte, daß ihm plötzlich, nicht das Gerücht über das Verſchwinden des Grafen Iſalla, ſondern die Geſchichte von den zehen Thalaris, welche einſt eine ſeiner Tanten von Lanza erhalten hatte, einfiel. Die Hoffnung war ihm zum Leben ſo nöthig wie die Luft, die er athmete, und der geringſte Schein von Wohlwollen genügte, um ihm eine Theilnahme vorzuſpiegeln, nach der er dürſtete. In ſeiner Rathloſigkeit bildete er ſich ein, dieſer herrliche Graf Lanza, der einſt einer ſeiner Tanten zehn Thalaris geſchenkt hatte und der ihm mit ſo ſalbungsvoller Herzlichkeit zuſprach, ſei ein von den trefflichſten Abſichten erfüllter Freund, den ihm der Himmel eigens zugeſchickt habe, um ihm beizuſtehen, und er erzählte ihm mit überfließendem Herzen und der ganzen Ueberſchwänglichkeit ſeiner Ausdrucksweiſe die Geſchichte ſeiner Liebe von Anfang bis zu Ende.

Er vertraute ihm an, daß ſeine Neigung zu Sophie vor einem Jahre in Zante auf dem Land, wo die junge Dame drei Wochen mit ihrer Mutter zubrachte, entſtanden ſei. Das Fräulein hatte ſich raſch gewinnen laſſen, wie Geraſimo in einer Aufwallung von Dankbarkeit und Liebe verſicherte, die jeden Verdacht der Eitelkeit ausſchloß. Er wiederholte tauſendmal, ſeine Abſichten gingen nur darauf aus, fußfällig um ihre Hand zu bitten und ſie um jeden Preis zu erringen; er könne gar nicht begreifen, warum ihn die Gräfin

Palazzi ſo ohne Weiteres aus ihrem Kreiſe ausgeſchloſſen, ohne daß er ſich doch das Geringſte vorzuwerfen habe.

Ich begreife es eben ſo wenig, mein junger Freund, ſagte der alte Girolamo, indem er mit einer Miene ſchmerzlicher Theilnahme den Kopf ſchüttelte. Es iſt mir ganz unerklärlich; ich will übrigens Ihre Sache bei der Mutter führen, und Sie kennen meine treue Freundſchaft, meine grenzenloſe Anhänglichkeit an Ihre Familie zu wohl, um nicht im Voraus meines Eifers für Ihre Angelegenheit verſichert zu ſein. Aber es iſt von höchſter Wichtigkeit, die Urſache Ihres Unglücks zu erfahren. Carolina Palazzi iſt nicht launiſch. Sie müſſen alſo durch irgend Jemand verleumdet worden ſein. Haben Sie vielleicht einen Nebenbuhler?

Der unglückliche Geraſimo zuckte die Achſeln, um ſeine gänzliche Unwiſſenheit anzudeuten, und warf den Kopf nach vorn, eine türkiſche Geberde, welche die ſtärkſte Verneinung ausdrückt. Aber als er die Augen wieder auf ſeinen Vertrauten richtete, durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke; er glaubte nämlich aus den freundſchaftlichen Grimaſſen des Grafen einen Ausdruck von Hohn und Schadenfreude herauszuleſen, der ihn mit Entſetzen erfüllte. Wie ein Blitz war ihm der Verdacht, er wandle auf einem gefährlichen Boden, durch den Sinn gefahren, und hatte ſich ſeiner ſo raſch bemächtigt, daß das Geſpräch ſofort eine ganz andere Wendung nahm.

Nun, fuhr Girolamo fort, Sie müſſen den Muth hielt eine lange Kette von runden Korallen und ſtarken Goldperlen, die mit einander abwechſelten; letztere, zwar nicht ſo groß wie die Korallen, gaben dem Schmuck durch ihre Menge und durch die Reinheit des Metalls einen bedeutenden Werth. Flita ließ ſie durch die Finger gleiten, dann legte ſie die Kette um den Nacken und ſaß eine ganze Weile in tiefen Gedanken da. „Japhet!“ rief ſie endlich, „dieſe Kette hab' ich ſchon einmal geſehen! ich habe ſie früher getragen, ganz deutlich kann ich mich erinnern; ich habe ſie auf der Stelle erkannt, wie einen alten Freund; noch eh' der Morgen kommt, hoffe ich zu wiſſen, was es mit ihr für eine Bewandtniß hat.“

„Gib Dir alle Mühe, Flita, und ſage mir's morgen früh.“

„Das hilft nichts; wenn ich mir Mühe gebe, ſo fällt mir niemals Etwas ein. Ich muß ſie heute Nacht anbehalten, dann tritt mir vielleicht plötzlich eine Erinnerung vor die Seele; möglich, daß es mir davon träumt. Gute Nacht.“

Mein erſter Gedanke war, Flita werde höchſt wahrſcheinlich bei ihrer Entführung dieſe Kette getragen haben, welche jetzt als Wiedererkennungszeichen dienen könnte. Es war keine gewöhnliche Kette; ſie mußte offenbar von Leuten aus einem halbverfeinerten Stande herrühren. Sie war zu einfach für ihren Werth, hatte zu viel feines Gold im Vergleich mit ihrer kunſtloſen Faſſung, und ich zweifelte ſehr, ob eine ähnliche Kette zu finden ſeyn würde.

Am andern Morgen ließ ſich Flita unſern Abſchied allzu nahe gehen, um geſprächig zu ſeyn. Ich fragte ſie, ob ſie ſich auf Etwas beſonnen hätte; ſie ſagte nein, ſie habe die ganze Nacht an unſere Trennung denken und weinen müſſen. Ich ſchärfte ihr ein, wohl auf die Kette Acht zu haben, und empfahl dieß auch der Vorſteherin; als aber das Städtchen hinter mir lag, bedauerte ich, den Schmuck nicht unter meine eigene Obhut genommen zu haben, und nahm mir vor, dieß beim nächſten Beſuche zu thun. Unterdeſſen konnte er doch vielleicht dem Mädchen durch irgend eine raſche Gedankenverbindung einen Zug aus ihrer Kindheit in's Gedächtniß rufen.

nicht ſinken laſſen, mein Junge. Sie lieben Sophie, Sie werden wieder geliebt, das iſt die Hauptſache; ich bin auch jung geweſen und weiß, daß der Sieg zuletzt immer den Liebenden bleibt. Sie haben doch ſicher irgend ein Mittel ausfindig gemacht, um mit dem jungen Mädchen zu correſpondiren? Ich traue Ihnen nicht die Ungeſchicklichkeit zu, eine ſo nothwendige Vorkehrung verſäumt zu haben. Wie verſtändigen Sie ſich miteinander?

Ach, bis jetzt iſt es mir nicht gelungen, ihr auch nur ein Wort zukommen zu laſſen oder irgend eine Aufmunterung von ihr zu empfangen.

Iſt es möglich!

Ich ſchwöre es Ihnen. Wozu ſollte ich denn Sie hintergehen, der Sie meine einzige Stütze in der Welt ſind?

Das bin ich, zweifeln Sie nie daran. Sie gehen aber doch zuweilen unter Sophiens Fenſtern vorbei?

Ich habe es nur ein einziges Mal gewagt und war nicht ſo glücklich, ſie zu ſehen.

Das iſt ja höchſt ärgerlich; ich kann nicht dulden, daß die Dinge länger ſo bleiben. Kommen Sie, treten wir in Ihr Zimmer. Schreiben Sie ſogleich ein paar Zeilen, um das arme Kind zu beruhigen. Sie ſagen ihr aber nichts, was ein Mann meines Schlages nicht verantworten könnte! Ich ſtecke ihr geſchickt dieſe Tröſtung zu, ohne daß ihre Mutter etwas davon merkt, und vor Ende der Woche hoffe ich daß ſich die Angelegenheit nach Wunſch geſtalten ſoll.

Geraſimo befand ſich in einem beklagenswürdigen Zuſtand; einerſeits wünſchte er leidenſchaftlich, ſich Girolamo anzuvertrauen, andrerſeits waren ſeit einer Minute die quälendſten Zweifel in ihm aufgeſtiegen. Er hatte ſich dem Grafen mit der größten Offenheit anvertraut, aber er hatte ihm auch nebenher einen blauen Dunſt vorgemacht; wenn er mit ſeiner Aufrichtigkeit eine Dummheit begangen, welches Unheil konnte nicht vielleicht für Sophie ſelbſt daraus entſtehen! War dagegen ſein Mißtrauen ungegründet, ſo fielen ſeine Lügen auf ihn ſelbſt zurück, denn ſowie Girolamo dahinterkam, hatte er das Recht, ſich gekränkt zu fühlen und ihm vielleicht gar feindlich entgegenzutreten. Was ſollte er jetzt beginnen? Sollte er den Brief ſchreiben, ſollte er ihn nicht ſchreiben? Was ſollte er glauben, was ſollte er denken, was ſollte er thun? In ſeinem Kopf ging es toller zu, als in einer Schmiede, wo zwanzig Eſſen ihre Flammen ſpeien, wo ſich das ſchmelzende Eiſen biegt und zwanzig rieſenhafte Hämmer im Takt zuſammenſchlagen unter dem betäubenden Rauſchen des Waſſers, das ſie treibt. In ſeiner Ungewißheit ließ er ſich vom Augenblick fortreißen, und während er noch überlegte, ob es klug ſei, zu ſchreiben, hatte er den Brief ſchon angefangen. Er beſaß eine angeborene unglückliche Leidenſchaft für Tinte und Feder, und ſo ſchrieb er auch diesmal in ſeiner Weiſe elf Seiten voll verliebter Betheurungen und glühender Ausrufungen, war aber doch trotz ſeiner Erregung klug genug, mit

Sorgfalt jedes Wort zu vermeiden, das den letzten Verſicherungen, die er Girolamo gegeben und die, wie der Leſer weiß, keineswegs die Wahrheit enthielten, widerſprochen hätte. Er fürchtete, ſein Vertrauter möchte den Brief nicht abgeben, er war beinahe überzeugt, daß er ihn auf alle Fälle leſen werde, aber er hatte doch wenigſtens den hohen Genuß, ihn zu ſchreiben, und ſollte er auch nie in die Hände ſeiner angebeteten Sophie gelangen, ſo war es doch ſchon eine unausſprechliche Wonne, noch einmal all jene Romanphraſen aufs Papier zu bringen, die ihrem Verfaſſer ſo anmuthig und wahrheitsgetreu ſeinen intereſſanten Seelenzuſtand ſchilderten.

Graf Girolamo hatte ſich unterdeſſen in die Ueberſetzung einer Rede des Generals Foy über die Freiheit der Völker vertieft. Als er endlich die koſtbare Epiſtel aus den Händen ſeines Schützlings empfing, küßte er denſelben mit Herzlichkeit auf beide Wangen, drückte ihn an die Bruſt und paraphraſirte in einer Rede, die dem Verliebten erhaben erſchienen wäre, wenn er nicht ſtarke Zweifel in die Ehrlichkeit des Redners geſetzt, den edelmüthigen Wahlſpruch: Siegen oder Sterben! Dann eilte er zu Frau Palazzi und hatte mit derſelben eine Unterredung, welche mindeſtens zwei Stunden dauerte.

Als ſie zu Ende war, wurde Sophie zu ihrer Mutter gerufen. Der Graf war fort, Frau Palazzi hielt mit verdrießlicher Miene ihren Roſenkranz zwiſchen den Fingern und hatte nicht ſobald den Mund aufgethan, als Sophie zu dem Urtheil kam: Meine Mutter ſagt eine Aufgabe her.

Meine liebe Kleine, begann die ſchöne Carolina, dein Pathe iſt ſehr aufgebracht. Er hat mir entſetzliche Dinge mitgetheilt. Der junge Delfini ſpricht in der beleidigendſten Weiſe von dir; er behauptet, du ſeiſt ſterblich in ihn verliebt und habeſt ihm eine Uhrkette aus deinem eigenen Haar gegeben, an die er ein goldenes, von einem Pfeil durchbohrtes Herz gehängt hat, auf welchem der Name Sophie ſteht. Heute Morgen hat er im offenen Café allen jungen Leuten der Stadt einen Brief vorgeleſen, der an dich gerichtet iſt und ein ganzes Gewebe von Unverſchämtheiten enthält. Er trieb den Uebermuth ſo weit, dieſen Brief einem ſeiner Freunde zu überlaſſen, bei dem ihn der Graf gefunden und mitgenommen hat. — Du ſollteſt dieſem jungen Mann nicht entgegenkommen.

Hier hielt Carolina inne und ſah ein wenig zum Fenſter hinaus, um ſich von ihrer Anſtrengung zu erholen, ihre Tochter aber merkte, daß der Fadenknäuel, den man in die mütterlichen Hände gelegt hatte, noch nicht ganz abgehaſpelt war und daß ſie noch den Schluß abwarten mußte. Sie ſetzte ſich alſo, griff wieder nach ihrem grünen Hund und zählte ſchweigend in größter Kaltblütigkeit ihre Stiche ab.

Was mich betrifft, fuhr Carolina fort, nachdem ſie eine Zeitlang den Eſeltreibern nachgeblickt hatte, die zum Hafen hinunterzogen, was mich betrifft, ſo kann ich dir ſagen, daß ich dieſe ganze Geſchichte nicht recht verſtehe. So viel iſt klar, daß dein Pathe Delfini nicht leiden kann und daß ihn dieſer unglückſelige Brief hier ganz außer ſich gebracht hat. Im Grunde iſt er recht gut geſchrieben, dieſer Brief, und ich kann gerade nichts ſo Schlimmes darin finden.

Sophie ſtickte ruhig weiter, ohne einen Blick auf den Brief zu werfen, den ihr ihre Mutter zeigte, und den ſie doch ganz gut ſah.

Das Verdrießlichſte, fuhr Frau Palazzi fort, iſt, daß dein Pathe verlangt, wir ſollen Cephalonien verlaſſen. Er hat ſich in den Kopf geſetzt, ein paar Jahre in Ancona zuzubringen, wo einer ſeiner Vettern beim Zollamt angeſtellt iſt, und hat deinem Vater eingeredet, Ancona ſei die ſchönſte Stadt der Welt. Du weißt, dein Vater widerſpricht deinem Pathen nie. Aber, mein Kind, was ſoll in Ancona aus uns werden? Ich wollte, der Graf wäre nie auf dieſen Einfall gekommen!

Mama, meinen Sie nicht, es wäre hübſcher, wenn ich zu der Zunge des Hundes ein helleres Grün nehmen würde?

Ja, mein Kind, aber violett gefiele mir noch beſſer, es iſt natürlicher. Kannſt du dir vorſtellen, wie wir es jahrelang in Ancona aushalten ſollen? Was iſt Ancona? Ich bin überzeugt, man ſpricht nur engliſch dort, und ich habe ja nie ein Wort von dieſer Sprache behalten können. Wir werden dort vor Langerweile ſterben. Du ſollteſt doch ein Mittel ausfindig machen, daß wir nicht nach Ancona müſſen.

Um zehn Uhr am folgenden Morgen, als Geraſimo im Café ſaß, trat ein kleines Mädchen aus dem Volk in ärmlicher Kleidung auf ihn zu und ſagte:

Herr, meine Baſe Baſiliki hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, Sie möchten dieſes Päckchen meinem Oheim Yorghi übergeben.

Das Kind reichte Geraſimo ein in Leinwand gewickeltes, mehrere Zoll langes Röllchen und lief davon, ohne ſeine Antwort abzuwarten.

Geraſimo wußte nicht, was dies bedeuten ſollte. Er hatte allerdings vor drei Monaten einen gewiſſen Yorghi in ſeinen Dienſten gehabt, derſelbe hatte ihn aber verlaſſen, um ſich auf das Küſtenland nach Akarnanien zu begeben, wo er allem Vermuthen nach das Räuberhandwerk trieb. Da Geraſimo durch ſeine Kameraden von dieſer Thatſache in Kenntniß geſetzt war, unterhielt er keinerlei Beziehungen mit ſeinem alten Bedienten und begriff daher nicht, warum man ſich mit einem ſolchen Auftrag an ihn wandte. Da fiel ihm plötzlich ein, daß die Köchin der Frau Palazzi Baſiliki hieß. Dies war ein Blitzſtrahl und zugleich ein Hoffnungsſchimmer, denn er dachte nicht anders, als Girolamo habe ſein Wort gehalten, und Sophie ſei auf dieſes Mittel verfallen, um im Einverſtändniß mit ihrem Pathen eine Correſpondenz zu ermöglichen. Er ſprang von ſeinem Seſſel auf und eilte nach Hauſe. Dort trennte er mit der Scheere die Leinwand ab, öffnete die Rolle und fand in einer zweiten Umhüllung von altem Zeitungspapier einen Gegenſtand, der einen ſo heftigen Eindruck auf ihn machte, daß er das ganze Päckchen fallen ließ. Sein Inhalt rollte auf den Fußboden; es war ein rothſeidenes Tuch, ein kleiner, ſehr ſcharf geſchliffener Dolch und ein verwelkter Veilchenſtrauß.

Die Bedeutung der Veilchen war klar; ſie ſagten ſoviel wie eine unzweifelhafte Unterſchrift. Er hatte ſie Sophien vor einem Monat gegeben, und ſie hatte verſprochen ſie ewig aufzubewahren. Ein Dolch gehört zu jenen Inſtrumenten, die man nur ſchickt, damit ſich der Empfänger ihrer bediene, und zudem zeigte das rothe Tuch ſeine Beſtimmung an. In der Landesſprache war dies ſo deutlich wie ein goldgedruckter Anſchlagzettel über einem Laden in der rue de la Paix.

Schwieriger war es dagegen, das bezeichnete Opfer herauszufinden. Von einer gewaltigen und leichtbegreiflichen Bewegung ergriffen, ſetzte ſich Geraſimo auf ſeinen Stuhl und ſtützte beide Ellbogen auf den Tiſch. Er war ſo bleich und verſtört, wie ein Mann nur ſein kann, dem ein angebetetes Weib geradezu befiehlt einen Menſchen zu tödten, der eine Weigerung ſchimpflich fände, der es für recht, für nützlich, für nothwendig, für unumgänglich hält, ihr zu gehorchen, der aber keine Ahnung hat, wer der Betreffende iſt, und der noch zu alledem im Grund der Seele eine heimliche Furcht vor der richterlichen Autorität hegt.

Wen ſollte er tödten? Hier lag die brennende Frage, und je mehr er darüber nachſann, deſto dunkler wurde es in ihm. Ein unſchuldiges Opfer anzufallen, wäre Wahnſinn geweſen, ein Verſehen durfte er alſo nicht begehen. Aber wer war der Rechte? In wenigen Augenblicken hatte er in ſeiner Phantaſie einen ganzen Berg von Leichen aufgehäuft, dann ließ er ſie alle der Reihe nach wieder aufleben, immer in der Hoffnung, er ſei auf den Falſchen gerathen. Leider war ſeine Lage ſo ſchwierig, daß er das Gräßlichſte als möglich, als wahrſcheinlich ins Auge faſſen mußte.

Laß ſehen, ſagte er zu ſich ſelber, indem ihm ein Schauder über den Rücken lief, iſt es vielleicht Palazzi, den mir dieſer Engel bezeichnen wollte?

Palazzi! Er ſah das unſchädliche wandelnde Gerippe vor ſich, die ausgemergelte, zerfallene Geſtalt mit den gefärbten Haaren, dem Hütchen überm Ohr, der Sammtweſte, der goldenen Kette und dem kleinen Stöckchen mit Karneolgriff, er ſah vor allem ſein grinſendes Lächeln, wenn er ſein Lieblingsſpäßchen machte.

Sollte Palazzi ſie beleidigt haben? Sollte er ſich unſrer Liebe widerſetzen? Ha, der Schurke! Aber weßhalb? Was liegt ihm daran? Er hat ſich nie in etwas gemiſcht. Ich habe ihm nichts zu Leide gethan. Wegen der drei oder vier Guineen, die er von mir geborgt und um die ich ihn nie gemahnt, hätte er mir nicht die Thüre gewieſen. Palazzi kann es nicht ſein, und wenn ich ihn tödte und es iſt ein Mißgriff, ſo könnte Sophie glauben, ſie müſſe mich von ſich ſtoßen. Aber an wen ſoll ich mich denn halten? Iſt es ihre Mutter? Die dicke Dame? Nimmermehr! Paleocappa? Sollte er in ihrem Hauſe den Ton angeben? Nicht doch! Es muß Lanza ſein, und Lanza hat mir, wiewohl ich ihm mißtraute, nur Gutes gethan. Wer iſt es denn, mein Gott, wer iſt es denn?

Plötzlich kam ihm ein Einfall. Es war eben Sonntag Morgen; er lief eilig auf die Kirche zu und ſtellte ſich auf die Stufen des Säulengangs, in dem Augenblick, wo die Schaar der Gläubigen vom Gottesdienſt kam. Er hörte noch das letzte näſelnde Gemecker der Popen, da kam ſchon eine Perſon ſeiner Bekanntſchaft vorbei, ihr folgte eine zweite, eine dritte und endlich viele auf einmal. Unter dem Gewühl ſah er zuletzt auch Sophie ernſt und andächtig daherwandeln. Ihre Mutter ging ihr zur Rechten, ihr Pathe zur Linken, und Palazzi, der ſich eben mit ſeiner weißen Hand die pomadetriefenden, tiefſchwarzen Locken zierlich zurechtſtrich, bildete die Nachhut. Geraſimo blickte das junge Mädchen ſcharf und mit vielſagender Miene an. Sie verſtand ihn, und als ſie mit ihrem Geleite an ihm vorüberkam, gab ſie ihm den Gruß nicht zurück, ſondern heftete ihre Augen feſt auf die ſeinen, ließ ſie dann raſch auf Girolamo Lanza gleiten, richtete ſie wieder auf ihren Geliebten und ſchien auf ſeine Antwort zu warten. Jetzt war Alles klar; er gab ein Zeichen der Zuſtimmung. Im ſelben Augenblick fühlte er ſich unſanft von hinten geſtoßen, und als er ſich umdrehte, gewahrte er einen Menſchen von gemeinem Aeußern, der ihn, ohne ſich zu entſchuldigen, ein blankes Meſſer in ſeinem Aermel ſehen ließ und verſchwand.

Ah, ſo iſt es! dachte Geraſimo. Nun gut, wir wollen ſehen! Der Gedanke, daß er vielleicht ein paar Zoll Eiſen in den Leib bekommen könnte, gab ihm Flügel. Noch am ſelben Abend war er nach Akarnanien abgereiſ't und ein paar Tage ſpäter ſaß er friedlich in einem Hauſe von Miſſolunghi und ſpeiſ'te mit Yoryi, deſſen Rathſchläge er einholen wollte. Nicht als ob er nöthig gehabt hätte, ſich wegen ſeiner Aufgabe zu incommodiren, denn Dank dem Himmel giebt es in Zante, in Cephalonien, ja auf ſämmtlichen Inſeln jederzeit brave Burſche genug, die um einen anſtändigen Preis bereit ſind, ihren Freunden den Weg zu ſäubern. Aber er hatte den Auftrag, das rothe Tuch Yoryi zu übergeben, und glaubte ſeiner Anweiſung buchſtäblich nachkommen zu müſſen.

Als der Liebende dem Trefflichen ſeine ganze Lage anvertraut hatte, machte dieſer eine Bewegung des Erſtaunens, die Geraſimo nicht entging. Er fragte ihn, was das zu bedeuten habe.

Das iſt nichts für Sie, antwortete ſein Vertrauter. Ich kann Ihnen nur ſagen, daß es im Leben außerordentliche Fälle giebt. Mir iſt es vor fünfzehn Jahren begegnet, daß ich mit dem alten Apoſtolaki und vier oder fünf andern Kameraden für den Herrn Grafen Lanza

Ich fragte einen Herrn, der neben mir in der Kutſche ſaß, nach dem beſten Hotel für einen faſhionablen jungen Mann. Er empfahl mir die Piazza in Conventgarden. Dahin begab ich mich auch nach meiner Ankunft in London, wählte mir hübſche Zimmer aus und beſtellte ein kleines Nachteſſen. Sobald der Tiſch gedeckt war, erſchien Timothy, ein gemachter Junge, in ſeiner Livree. Ich entließ den Kellner, und kaum waren wir allein, ſo brach ich in ein lautes Gelächter aus. „Wahrhaftig, Tim, das iſt eine hübſche Poſſe! Komm', ſetz' Dich, und hilf mir dieſe Flaſche Wein austrinken."

„Nein, Sir," verſetzte Timothy, „mit Ihrer Erlaubniß will ich lieber bei der Weiſe meiner Brüderſchaft bleiben. Laſſen Sie nur die Flaſche auf dem Nebentiſch, dann will ich ſo viel daraus ſtehlen, als ich brauche; aber zuſammenſitzen, das würde zu vertraulichen Gewohnheiten führen, und könnte uns, wenn man's bemerkte, ſehr gefährlich werden. Wir dürfen nicht aus unſerer Rolle fallen. — Da d'runten haben ſie mir ſchon gewaltig mit Fragen zugeſetzt, ſie wollten wiſſen, wer Du ſeyſt, wie Du heißeſt, und Gott weiß, was alles. Da ich mir vorgenommen hatte, Dich in der Welt zu pouſſiren, ſo gab ich an, Du kommeſt ſo eben von der ‚großen Tour' zurück, was ja im Grunde nicht ganz gelogen iſt, und in Betreff des Namens ſagte ich, Du wünſcheſt für jetzt incognito zu bleiben."

„Aber wozu das Incognito?"

„Weil es Dir vielleicht zu Statten kommen kann; auch iſt's die reine Wahrheit, denn Du weißt ja doch Deinen rechten Namen nicht."

In dieſem Augenblick unterbrach uns der Kellner, der einen Brief auf dem Präſentirteller brachte. „Hier iſt ein Brief," ſagte er, „adreſſirt an I. oder J. N., ‚abzugeben bei deſſen Zurückkunft von ſeiner Reiſe'. Vermuthlich gilt er Ihnen, Sir?"

„Ihr könnt ihn dalaſſen," warf ich nachläſſig hin.

Er legte den Brief auf den Tiſch, und entfernte ſich.

„Wie ſonderbar, Tim! der Brief kann nicht an mich gerichtet arbeitete, der uns, ich muß es zu ſeinem Lobe ſagen, ſehr gut bezahlte.

Jetzt iſt der alte Apoſtolaki gänzlich brodlos, zwei meiner Geſchäftsgenoſſen ſind von den Engländern gehängt worden, und ich ſelber übernehme nun den Grafen Lanza. Und noch dazu in Ihrem Auftrag! Das iſt eigenthümlich; doch es ſcheint, daß es eine Gerechtigkeit giebt, wiewohl mich das nichts angeht.

Er wollte ſich nicht näher erklären und ging als praktiſcher Mann ſogleich zur Unterſuchung und Erörterung der Mittel über, durch welche der Auftrag, mit dem ihn Geraſimo beehrte, auf die befriedigendſte Weiſe ausgeführt werden konnte.

Eine Woche ſpäter, in der Nacht vom Montag auf den Dienstag, es mochte etwa zwölf Uhr ſein, ging Girolamo Lanza ſeiner Gewohnheit gemäß von Palazzis nach Hauſe. Eine Magd ſchritt mit der Laterne voran, und er wollte eben um die Ecke eines engen Gäßchens biegen, da ſah er ſich plötzlich von fünf Männern umringt, von denen vier einen rieſenhaften Wuchs hatten. Ein furchtbarer Schlag auf die Schulter ſtreckte ihn alsbald zu Boden, faſt gleichzeitig empfing er einen zweiten und einen dritten, und im Augenblick, wo ſich eine ſchlankere aber vermummte Geſtalt über ihn beugte, verlor er das Bewußtſein völlig.

Der kleinen Magd war die Laterne zerbrochen worden, ſie ſtieß jedoch inſtinctmäßig ein entſetzliches Geſchrei aus, das die ganze Nachbarſchaft aus dem

Schlaf weckte. Einige Fenſter wurden aufgeriſſen, aber keiner der Zuſchauer beeilte ſich beizuſpringen; erſt als die Mörder verſchwunden waren, wagten ſich die Leute heraus; ſie holten die Wache und benachrichtigten den policeman, der mit ſeinem Kameraden herbeikam. Dann liefen einige zum engliſchen Commiſſär, andere weckten Frau Palazzi, welche großes Erſtaunen an den Tag legte und reichliche Thränen vergoß, ehe ſie ſich entſchließen konnte, ſich mit ihrer Tochter auf den Weg zu machen.

Palazzi würde wohl ſogleich herbeigeeilt ſein, allein er war nirgends zu finden; er erfuhr das ſchreckliche Ereigniß erſt den andern Tag, als er von einer Landpartie zurückkam.

Der alte Graf lag ausgeſtreckt in ſeinem Bett mit zerſchmettertem Schädel, mehrfach gebrochenen Armen und Beinen und einem Dolchſtich mitten durch den Leib. Auf dem Schauplatz der That hatte man eine knorrige, mit ſpitzigen Nägeln beſchlagene hölzerne Keule gefunden. Der Richter muthmaßte, und der Schreiber verzeichnete es in ſeinem Protokoll, daß ſich die Mörder dieſes Zerſtörungswerkzeugs gegen die Perſon des unglücklichen Girolamo bedient hätten. Er ſelbſt ſtimmte dieſer Vermuthung bei und gab mit ſchwacher Stimme verſchiedene Aufſchlüſſe; als man ihn aber fragte, ob er ſeine Mörder erkannt habe, antwortete er, er habe ihre Geſichter gar nicht unterſcheiden können, und es war unmöglich, ihm über dieſe doch ſo wichtige Frage auch nur ein Wort zu entlocken. Gewöhnlich ſündigen in ſolchen Fällen die Betroffenen eher durch Uebertreibung als durch Zurückhaltung; ſie verdächtigen Jedermann, und wenn man ihnen Glauben ſchenkte, müßte man eine ganze Stadt verhaften. Der alte Lanza machte eine Ausnahme und weigerte ſich zur allgemeinen Verwunderung hartnäckig, irgend Jemand anzugeben. Die Aerzte erklärten, er ſei tödtlich verwundet und habe höchſtens noch ein paar Stunden zu leben; daher beſchloß man, ihn in Ruhe zu laſſen.

Als er mit Frau Palazzi und Sophie, welche beide unaufhaltſam ſchluchzten und weinten, allein war, ſagte der Graf zu ſeiner Freundin:

Meine Liebe, Geraſimo iſt mein Mörder. Ich habe ihn im Augenblick, als er ſich über mich beugte, erkannt, wiewohl ſein Geſicht verſchleiert war. Aber ich will nicht, daß ſich die Juſtiz in dieſen Handel miſche, der ſie nichts angeht. Im Gegentheil, wenn man auf einen compromittirenden Umſtand ſtößt, ſo ſchwören Sie mir, daß Sie Alles aufbieten wollen, um Geraſimo reinzuwaſchen. Betheuern Sie mit einem Eid ſeine Unſchuld. Dann holen Sie in meinem Hauſe, das ich Sophien hinterlaſſe, ſoviel Geld als nöthig, um Geraſimo an derſelben Stelle wo er mich überfallen hat, in derſelben Weiſe mit ganz ähnlichen Keulen ermorden zu laſſen. — Es wäre mir ſehr lieb, wenn er dasſelbe Meſſer in den Leib bekäme.

Während der Graf dieſen ganz natürlichen Wunſch ausſprach, weinte und ſtöhnte Frau Palazzi immer heftiger. Die Verwandten kamen mit Prieſtern herbeigeeilt, die ganze Stadt hatte ſich in der Straße aufgepflanzt, und der alte Girolamo hauchte ſeine Seele aus, ohne vorher weder ſeine theure Carolina, noch ſeine angebetete Sophie umarmt zu haben. Es war erſichtlich, daß ihn in den letzten Augenblicken nur ein einziger Gedanke beherrſchte, nämlich der glühende Wunſch, daß ihm Geraſimo in der angeordneten Weiſe folge.

Die Beerdigung wurde mit großem Glanz gefeiert. Der Metropolit ſelber las das Hochamt in vollem Ornat, alle Popen aus den verſchiedenen Gemeinden der Stadt bildeten ſein Geleite, der britiſche Commiſſär hielt eine engliſche Rede, in welcher er die politiſchen Eigenſchaften des Verſtorbenen hervorhob, der ſein Leben lang der Sache der Ordnung und der Religion ergeben geweſen. Der Präſident des philhelleniſchen Comité's rühmte auf neugriechiſch des Grafen hochherzige Bemühungen für die Sache der Unabhängigkeit, er konnte jedoch nur edle Beſtrebungen anführen. Der Stadtrichter beklagte in einer italieniſchen Rede ſeine Mitbürger, daß ſie ein ſo erleuchtetes Mitglied ihres Municipalrathes verloren hatten, und erinnerte an den Dienſt, den der Graf ganz Europa in landwirthſchaftlicher Beziehung geleiſtet, als er vor dreißig Jahren eine Brochüre über die Freiheit des Kornhandels aus dem Franzöſiſchen überſetzte. Zum Schluſſe pries der Schuldirector in einer altgriechiſchen Rede vom reinſten

Attiſch, die jedoch kein Menſch verſtand, das literariſche Genie des hochbedeutenden Grafen Lanza, welcher in ſeiner Jugend auch einen franzöſiſchen Roman „La dot de Luzette“ von dem berühmten M. Tiévée ins feinſte Romaniſch überſetzt hatte, was den ganzen chriſtlichen Orient in der Civiliſation um ein Beträchtliches vorwärts brachte.

Dieſe Reden dauerten volle acht Stunden, dann ging die Verſammlung auseinander. Die Juſtiz ließ es natürlich nicht an Nachforſchungen fehlen, aber trotz ihres Eifers und ihrer Umſicht brachte ſie es zu keiner Entdeckung. Als das Gericht darnach forſchte, ob der Graf Lanza irgend einen ausgeſprochenen Feind gehabt, dem etwas daran liegen konnte, ihn aus dem Weg zu räumen, fand ſich Niemand; als es ſich aber erkundigte, ob er beliebt geweſen, da ſtellte ſich heraus, daß er allgemein verabſcheut war. Dieſer ſchlagende Widerſpruch warf alle Berechnungen um, und die Juſtiz ſah ſich genöthigt, die Segel zu ſtreichen und ſich als geſchlagen zu bekennen; nur anſtandshalber und um ihren Rückzug zu decken, gab ſie noch eine Zeitlang vor, ſich mit einer Angelegenheit zu beſchäftigen, von der ſie nur ſo viel einſah, daß ſie niemals zur Klarheit darüber gelangen werde.

Geraſimo Delfini, welcher Cephalonien lange vor der Ermordung des Grafen verlaſſen hatte, kam erſt zwei Monate ſpäter von der Reiſe zurück. Er hatte ſich in Neapel ausgezeichnet unterhalten und wußte Wunderdinge von dieſer Stadt zu erzählen.

Sophie, die noch immer eifrig an ihrem grünen Hund ſtickte, ſagte zu ihrer Mutter:

Mama, werden Sie Herrn Delfini nicht einladen?

Frau Palazzi ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Weißt du nicht mehr, mein Kind, murmelte ſie, was dein Pathe geſagt hat?

Glauben Sie das wirklich? fragte Sophie mit ihrer gewöhnlichen Ruhe, heftete dabei auf ihre Mutter einen Blick, deſſen Feſtigkeit jederzeit etwas Ueberraſchendes hatte. Glauben Sie das wirklich? Waren nicht auch früher entſetzliche Gerüchte über meinen Pathen in Beziehung auf den Grafen Iſalla im Umlauf?

Armer Iſalla! ſeufzte die Gräfin und drückte ihr Taſchentuch an die Augen, in denen auch wirklich einige Thränen ſtanden. Zu Girolamo Lanza's Lebzeiten hätte ſie das nie gewagt.

Glauben Sie, mein Pathe habe den Grafen Iſalla ermorden laſſen?

Mein Kind, antwortete die Gräfin, von ſolchen Dingen muß man nicht reden. Du biſt noch jung und weißt nicht — Girolamo war gewiß einer ſolchen Handlung unfähig, und ich glaube eben ſo wenig, daß Geraſimo — Ich ſchwöre dir, ich habe nichts gegen dieſen Letzteren; wenn er nur nicht gar ſo viel Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter hätte! An dieſer Frau Delfini war wahrlich nicht viel Gutes, das kann ich dich verſichern, und ich habe es dem armen Iſalla oft geſagt, er ſolle ſich nicht mit dieſer Perſon gemein machen. Aber wie geſagt, ich ſchwöre dir, ich hege die größte Freundſchaft für Geraſimo, und wenn du nicht meinſt, es ſei ein Unrecht gegen das Andenken deines Pathen, ſo bin ich der Anſicht, daß ich ihn wohl empfangen kann.

Einige Wochen ſpäter hielten Geraſimo und Sophie Hochzeit; ſie lebten glücklich und hatten viele Kinder.

# Der Waldteufel.

Von

**A. F ~~H.~~ Piſſemski.**

Aus dem Ruſſiſchen

von

**Claire von Glümer.**

ſeyn, und doch hat er meine Anfangsbuchſtaben. Es iſt eben ſo gut ein I als ein J. O, ſicherlich iſt's von einem Schlucker, der ſich unten erkundigt hat und um Subſcription auf ſeine Almoſenliſte bittet, in der Meinung, daß ich ein freigebiger Nabob ſey."

„Kommt mir auch ſo vor," ſagte Tim; „übrigens brauchſt Du ja nur zu ſehen, was er will."

„Oeffne ich aber, ſo wird er Etwas erwarten. Ich thäte beſſer, den Brief zurückzugeben."

„Nein, nein! überlaß das mir, ich weiß die Leute ſchon abzufertigen."

„Bei alle dem iſt's doch eine hübſche Sache, Gentleman zu ſeyn, und Bittſchriften entgegen zu nehmen."

Ich erbrach das Siegel; in dem Briefe lag ein Einſchluß, an eine andere Perſon gerichtet. Der Brief ſelbſt lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Neffe!"

„Recht ſo!" rief Tim, „da haſt Du ſchon einen Onkel. Der Vater wird ſich bald dazu finden." —

> „Bei der großen Unſicherheit der Poſten durfte ich Dir nur entfernte Andeutungen über die Aufſchlüſſe dieſes letzten Jahres geben; da Du aber nothwendig mit der ganzen Angelegenheit bekannt werden mußt — (Dein letzter Brief, in welchem Du noch unentſchieden biſt, ob Du den beabſichtigten dreimonatlichen Ausflug nach Sicilien machen, oder unmittelbar von Mailand zurückkehren willſt, läßt mich befürchten, Du könnteſt während meiner Abweſenheit eintreffen) — ſo ſchließe ich Dir einen Brief an Mr. Maſterton bei, mit der Anweiſung, Dir ein bei ihm niedergelegtes verſiegeltes Paket zu übergeben, welches die ſämmtlichen Data, die darauf bezüglichen Briefe, ſowie auch die, um Bloßſtellung abzuwenden, gemachten Vorſchläge enthält. Du kannſt es in aller Muße durchleſen, falls Du vor meiner Rückkehr in die

## I.

Ich war nach dem Kokin'ſchen*) Bezirke commandirt, um in Gemeinſchaft mit dem dortigen Isprawnik**) einen Criminalfall zu unterſuchen. Der Mann war mir perſönlich nicht bekannt, aber ich hatte viel Gutes von ihm gehört. Faſt allgemein hieß es, daß er ein guter Menſch und ein thätiger, gewandter Isprawnik ſei, außerdem ein unermüdlicher Erzähler und Meiſter im Nachahmen der Redeweiſe unſerer Bauern und Weiber.

Nachdem ich den gemeinſchaftlichen Auftrag erhalten hatte, wollte ich ihn in Kokin aufſuchen, aber er kam mir zuvor und erwartete mich in Mankowo, einem Dorfe, bei welchem ſich der Feldweg, der nach dem Orte unſerer Beſtimmung führte, von der großen Kokin'ſchen Heerſtraße abzweigt.

---

*) Ein fingirter Name.

**) Bezirksvogt, Ordnungsrichter.

Kaum war ich aus dem Wagen geſtiegen, als er auf mich zutrat und im geſchäftsmäßigen Tone ſagte:

Habe die Ehre mich vorzuſtellen: der Kokin'ſche Ordnungsrichter und Isprawnik.

Er war ein ſchon bejahrter, aber noch friſcher, rüſtiger Mann, mit einem angenehmen, klugen Geſichte. Seine Höflichkeit, auf welche mir übrigens unſere dienſtlichen Beziehungen ein gewiſſes Anrecht gaben, beeilte ich mich, in gleicher Weiſe zu erwiedern, indem ich mich ihm ebenfalls vorſtellte, was ihm ſehr ſchmeichelhaft zu ſein ſchien. Dann fragte ich, wann wir weiter führen.

Ich denke, ſogleich . . . wozu die goldene Zeit verlieren! antwortete er und befahl mir auf der Stelle Pferde zu liefern und ſeinen eigenen Tarantas wieder anzuſpannen.

Während ich auf die Pferde wartete, ſetzte ich mich mit ihm auf eine Bank vor dem Bauernhauſe.

Dienen Sie ſchon lange? fing ich an.

Schon lange! Dank der Zufriedenheit des Adels wurde ich ſchon drei Mal auf drei Jahre und zwei Mal auf ſechs Jahre gewählt.

Iſt Ihr Dienſt anſtrengend?

Einigermaßen . . . aber das iſt Sache der Gewohnheit. Anfangs, als ich das Amt antrat, war ich ganz unerfahren, hatte eben den Militärdienſt verlaſſen, wußte um Nichts Beſcheid und habe die erſte Zeit nur über den Papieren geſchwitzt; dann aber, als ich mich etwas zurechtgefunden hatte, begriff ich auch, wie die Sache ſtehe, ſagte mir ſelbſt: mit dem unnützen in der Gerichtsſtube Hocken richteſt du nichts aus, alſo marſch, in den Bezirk! . . . Seit der Zeit bin ich immer unterwegs.

Und wie iſt das Gericht?

Das Gericht . . . ja, wie ſteht's damit? Dieſe Gerichte, will ich Ihnen ſagen, ſind leerer Schein. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo bringen nur wir kleinern Beamten, die wir auf allen Straßen herumlaufen und auf allen Feldwegen herumkutſchiren, die Dinge in Ordnung . . . Die Uebrigen ſind nur zum Befehlen da . . . Sie können mir glauben, daß es ſo iſt.

Während wir uns ſo unterhielten, hatte ſich eine Schaar von Knaben um uns geſammelt, und ein kleiner, buckliger Bauer ſchleppte einen Theertopf von der Größe eines Eimers herbei und verſuchte mit einer Stange das Hintertheil meines Wagens zu heben.

Hör auf, Krummbein! Du wirſt dir das Rückgrat brechen! rief der Isprawnik.

Schad't nichts, Kormilez,*) vielleicht kann ich's doch! antwortete der Bucklige.

Hör auf, du wirſt dich verheben! ſchrie der Isprawnik wieder. Komm, Mattwei, ſchmiere du den

---

*) Kormilez: volksthümlicher Schmeichelname, ſoviel wie Pfleger, Wohlthäter.

Wagen; wie kann das dieſer Krüppel thun? ſagte er dann zu ſeinem mit dem Tarantas beſchäftigten Kutſcher, einem etwa fünfundzwanzigjährigen Burſchen in rothem Hemde, Plüſchhoſen, mit pomadiſirtem Kopfe und einem Meſſingring im Ohre. Mattweï kam heran.

Ei was, Onkel, das iſt nichts für dich! Haſt ſchon genug auf dem Rücken zu tragen, laß es gut ſein, ſagte er, hob den Wagen kräftig in die Höhe, ſtellte das Krummholz unter die Stange, drehte mit raſcher Handbewegung das Rad ab und begann die Achſe zu ſchmieren.

Biſt ein ſtarker Junge! ſagte der Bucklige, indem er dem Kutſcher wohlgefällig zuſah,

He, Buckelträger, haſt du denn jetzt drei Pferde . . . wie? und haſt du zu kutſchieren angefangen? fragte ihn der Iſprawnik.

Nein, Herr! wie ſollt' ich wohl zu einem Dreigeſpann kommen? . . . habe nur zwei . . . eine Stute und einen Walachen, faſt noch ein Füllen, iſt im Sommer erſt drei Jährchen alt.

Und wer ſtellt das dritte?

Das dritte wird der Onkel Sachar geben.

Iſt's denn euer freier Wille, daß ihr fahrt, oder wie?

Wie denn, Vetter? . . . wie ſoll das wohl unſer freier Wille ſein . . . es iſt jetzt die Zeit der Feldarbeit, das weißt du ſelbſt . . . Wie denn, unſer freier Wille? Jegor Parmenitſch hat's befohlen . . . er hat mich und Sachar beſtimmt. Ja, wie denn, unſer freier Wille!

Und iſt Jegor Parmenitſch zu Hauſe?

Wird wohl zu Hauſe ſein ... heute früh war er's.

Warum ſtellt man denn nicht herrſchaftliche Pferde für die Fahrt? ... Der Herr hat es erlaubt, wie ich euch ſchon erklärt habe.

Ja, du, Kormilez, haſt uns das erklärt, aber was hilft's? ... Alles müſſen wir liefern.

Der Jsprawnik runzelte die Stirn.

Sie glauben nicht, wie viel Kämpfe ich mit dieſen Verwaltern habe, ſagte er. Alles ſuchen ſie ſelbſt in die Taſche zu ſtecken, und um ſich den Herrn dienſtbefliſſen zu zeigen, laſſen ſie die Bauern fahren, wendete er ſich zu mir; und rief dann: Fetka!

Einer der Knaben, der größer und dem Anſehen nach klüger war als die Andern, kam heran.

Geh hin und rufe mir den Verwalter. Weißt du, wo er iſt?

Ja, ich weiß! antwortete der Knabe.

Nun und wo iſt das?

Jm Gutshäuschen ... den Thee wird er dort trinken! ... Der Knabe lief in großen Sprüngen fort, die Andern liefen hinter ihm her, und es blieb nur ein etwa dreijähriges Mädchen zurück, das aus vollem Halſe zu ſchreien anfing und nach der Njänka*) jammerte.

---

*) Njänka: volksthümlicher Ausdruck für Wärterin.

Wer iſt denn hier Verwalter? fragte ich.

Eine gewichtige Perſönlichkeit, antwortete der Isprawnik; ein ehemaliger Kammerdiener des Herrn, mit der Mamſell verheirathet, welche eine Zeit lang die Pflichten der Hausfrau bei dem Herrn ausfüllte. Der Kerl iſt hierher gekommen, um ſich den Bauch zu mäſten und die Taſchen voll zu ſtopfen. Ich weiß nicht, welch ein Ende es nehmen wird, aber ich habe ihn bei einer Geſchichte attrapirt . . . möglich, daß ich ihm den Hals breche. Ich kann die Lakaien nicht ausſtehen, Herr, beſonders wenn ſie ſich unter die Verwalter begeben.

Sie meinen alſo, daß die Gutsvögte aus dem Bauernſtande beſſer ſind? fragte ich.

Ohne allen Zweifel, ſehr viel beſſer, antwortete der Isprawnik. Ich, wiſſen Sie, habe dies vielfach beobachtet. Gewiß giebt es auch unter den bäueriſchen Gutsvögten Betrüger, beſonders wenn ſie große Gewalt in den Händen haben, aber beachten Sie, wie viel Vorzüge ſie vor den Lakaien beſitzen. Den wirthſchaftlichen Theil verſteht der Bauernvogt hundertmal beſſer, und da er ſelbſt Bauer iſt, hat er die Noth des Landmanns kennen gelernt, wird ſich alſo ſchämen irgend einem Armen zu nah zu treten. Dann fühlt er mehr Reſpect, weil er dem Herrn nie ſo nah geſtanden wie der Lakai, der ſeinen Herrn vielleicht bis ins Mark der Knochen ausgeforſcht hat. Schließlich und hauptſächlich aber iſt er von beſſerer Moralität. Laſſen Sie mich offen ſprechen: alle dieſe Herren Kammerdiener und Haushofmeiſter leben von Kindheit an in voller Freiheit in der Stadt, und die Stadt iſt die Verführerin der Menſchen. Was auf dem Lande Keinem in den Sinn kommt, wird hier geradezu gelehrt: man raucht ſeine Pfeife, iſt ein Liebhaber vom Kartenſpiel und übt ſich im Champagnertrinken. Daraus folgt dann, daß ein ſolcher Menſch gar nichts verſteht, ſondern nur den Prahlhans ſpielt und was für einen! Sie ſollten es nur ſehen! Kein Herr würde ſich's einfallen laſſen, dem Bauern gegenüber ſo hochmüthig zu thun, wie dieſe Burſchen . . . aber ſchon Manchem von ihnen habe ich den Hals gebrochen!

Auf welche Weiſe konnten Sie denn die Verwaltung dieſer Leute überwachen?

Ich weiß ſelbſt kaum, wie es ſich gemacht hat. . . . Im Dienſt kommt es immerfort zu Zuſammenſtößen mit dieſen Burſchen; aber ich laſſe mich nicht mehr wie früher in nähern Verkehr mit den Verwaltern ein, ſondern trete direct in Briefwechſel mit den Herren. Auf dieſe Weiſe habe ich's erreicht, daß ich faſt für alle Güter Vollmachten beſitze. Wenn ich jetzt eine Verordnung treffe, ſagt mir Keiner von ihnen mehr in die Zähne: ich werde dem Herrn ſchreiben.

Mir ſcheint, daß Ihnen alle Edelleute dankbar ſein müſſen, ſagte ich.

Nun, alle ſind's gerade nicht, antwortete er, fügte dann aber mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit hinzu:

Uebrigens machen viele vornehme Perſonen, wenn ſie hieherkommen, meine Bekanntſchaft, loben mich, danken mir . . . ich beſitze ſogar einen eigenhändigen Brief des Fürſten Dmitri Wladimiritſch, des ehemaligen General-Gouverneurs von Moskau; bin auch der Ehre gewürdigt worden, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und habe manchen Gönner . . . was will ich noch mehr? Uebrigens, gnädiger Herr, plage ich mich nicht des Geldeswegen. Die Kinder ſind, Gott ſei Dank und Dank meinen hohen Bekanntſchaften, ſchon alle verſorgt, alle in Amt und Brod und verlangen nicht nur nichts von mir, ſondern kommen mir zu Hülfe. Die Wahrheit zu ſagen, diene ich mehr aus Gewohnheit. Kräfte habe ich noch, und dann ſehe ich auch, daß der Obrigkeit an mir gelegen iſt. Denn wer auch an meine Stelle kommen mag, zuerſt iſt er doch unerfahren und wird ſich nicht ſo leicht gewöhnen. In der erſten Zeit kann er ſich plagen wie er will und richtet doch nicht ſo viel aus, wie ich. Gewohnheit, Herr! . . . Ah, da kommt er gerannt . . . ſehen Sie, was für ein Gog-Magog er iſt.

Dabei deutete der Isprawnik mit einem Blick auf den herbeikommenden Verwalter, der ſofort den dickgewordenen Lakaien erkennen ließ. Sein fettes Geſicht war von einem Backenbart umrahmt, ſeine kleinen ſchwarzen Augen befanden ſich in immerwährender Bewegung, und die dichten ſchwarzen Brauen waren über der Naſenwurzel zuſammengewachſen.

Gekleidet war er ſehr präſentabel und wie es die Jahreszeit verlangte, ganz ſommerlich, in einen grauen Caſſinet-Rock und Piqué-Weſte; dazu trug er eine Uhr an goldener Kette, einen goldenen Ring an der ſchmutzigen Hand und einen Strohhut, den er, als er herankam, etwas lüftete und dazu einen Kratzfuß machte.

Habe Befehl erhalten, mich bei Ihnen einzufinden, wendete er ſich an den Isprawnik.

Guten Tag, Väterchen Jegor Parmenitſch . . . ich wollte Sie ſehen . . . Sie ſind ſtolz geworden, laſſen ſich nicht blicken, antwortete der Isprawnik.

Der Verwalter trat von einem Fuß auf den andern.

Ich wollte ſchon vor Ihrer Botſchaft kommen, dachte dann aber wieder — da ich Ihren Eifer kenne, daß Sie die Güte haben würden, ſich mit Geſchäften zu befaſſen. Es wäre mir ſehr angenehm, wenn Sie mich beehren wollten, Thee oder Kaffee mit mir zu trinken, oder irgend einen Imbiß zu nehmen, wie es auf der Reiſe üblich iſt.

Der Isprawnik ſah mich an.

Mit Vergnügen würde ich das thun, aber ich bin kein Freund von Imbiſſen.

Ganz richtig . . . ganz wie Sie die Gewogenheit hatten zu ſagen! wovon leben Sie nur? . . . wir Alle wundern uns darüber, und einen Mann, der ſo wenig ißt und trinkt, habe ich ſelbſt in Petersburg nicht geſehen, wo die Herrſchaften doch auch ſehr mäßig ſind, ſagte der Verwalter, und als er fand, daß der

Iſprawnik ihm nicht widerſprach, fuhr er aufathmend fort:

Ich glaube faſt, daß es von den vielen Sorgen kommt. Da iſt zum Beiſpiel unſer Herr; wie Sie wiſſen, hat er allerlei hohe Aemter zu verwalten, und es geſchah häufig, als ich mich noch um ſeine Perſon befand, daß ſie irgend eine Beförderung oder Auszeichnung erhielten. Des Morgens beim Ankleiden pflegte ich ihnen dann zu gratuliren. aber ſie nickten nur mit dem Köpfchen. Ach, Jegor Parmenitſch, ſagten ſie, über die Beförderung freue ich mich wohl, aber nun giebt es auch immer mehr Sorgen. Und wirklich merkte ich bald, daß ſie den Schlaf verloren und weniger aßen . . . ſie waren auch ſehr thätig im Dienſte.

Was nützt das Gerede? erwiderte der Iſprawnik mit einem Lächeln. Du ſollteſt dies nicht nur vom Herrn wiſſen, ſondern an dir ſelbſt erfahren haben.

Gewiß, Iwan Semenitſch, das habe ich auch! Wenn man die eigne Lage mit der eines einfachen Bauern vergleicht, ſo merkſt du einen großen Unterſchied. Was hat er für Sorgen? Er bebaut ſeine Deßjätine, frißt ſeine Suppe und ſchläft, während ich —! . . . Da ſind zum Beiſpiel fünferlei Feldarbeiten zu beaufſichtigen, und was muß man ſonſt noch Alles ſehen! das Geſtüt, das Flößholz, dazu vier Prozeſſe auf dem Halſe, und jetzt fängt auch noch das Feldmeſſen an . . . und wie viele Unannehmlichkeiten giebt es! Zuweilen wird man durch eine Erbärmlichkeit, die nicht

Stadt anlangen ſollteſt. Es hat gar keinen Zweifel, daß die Sache ſich vertuſchen läßt, und wir hoffen, Du werdeſt die Zweckmäßigkeit der Maßregel einſehen, welche allein das Bekanntwerden, und die äußerſte Beſchimpfung unſeres alten Wappenſchildes verhüten kann.“

— „Ich hab' mir's ja immer gedacht, Du ſeyeſt von guter Familie!“ rief Timothy dazwiſchen. —

„Ich wünſche, Du hätteſt meinen Rath befolgt und wäreſt nicht zurückgekommen; nun Du aber hierauf beſtehſt, ſo bitte ich Dich, zu bedenken, wie ſehr es am Platze iſt, Dein Incognito beizubehalten; ſchon ſind Gerüchte im Umlauf, und Dein plötzliches Erſcheinen würde tauſenderlei Vermuthungen nach ſich ziehen. Dein langer Aufenthalt in Göttingen und Deine großen Reiſen werden jede Erinnerung an Deine Perſon verwiſcht haben; Du magſt für einen beſondern Freund von mir gelten, und ich werde Dich ohne Schwierigkeit überall als ſolchen einführen können. Nenne Dich alſo wie Dir's beliebt, nur nicht Smith oder Brown, und was dergleichen plebejiſche Namen ſind. Gleich nach Empfang dieſes Briefes ſende ein Blatt nach meinem Hauſe in Portman Square, mit der einfachen Nachricht: „Der und der iſt angekommen.“ Das wird alle neugierigen Forſchungen der Dienerſchaft mit Einem Male abſchneiden, und da man mir alle Briefe auf meinen Landſitz in Worceſterſhire nachſchickt, ſo werde ich alsbald auf Deine Ankündigung, die mich zugleich unterrichtet, nach wem ich im Hotel fragen muß, zu Dir hereinkommen.

Dein zärtlicher Oheim
Windermear.“

„Eins iſt mir dabei ganz einleuchtend, Tim,“ ſagte ich, den Brief auf den Tiſch legend: „an mich kann er nicht gerichtet ſeyn.“

zwei Groſchen werth iſt, ſo verſtimmt, daß man ſich über Alles ärgert. Was für einen Schlaf und Appetit ſoll das geben?

Bei den letzten Worten ſah der Isprawnik den Verwalter feſt an, dieſer ſchwieg und fing an umher zu ſehen.

Keinen weitern Befehl? fragte er nach einer Pauſe.

Ja, nämlich folgenden: Du haſt noch immer nicht die frühere Methode aufgegeben, die Fuhren durch die Bauern machen zu laſſen. Ich habe dem Herrn bereits darüber geſchrieben und auch Antwort erhalten.

Aufrichtig geſagt, ich habe dem Herrn auch geſchrieben, erwiderte der Verwalter. Wie wäre es möglich, Iwan Semenitſch, daß ich mich erdreiſtet hätte, eine Widerſetzlichkeit gegen Sie zu üben, wenn nur meine Kräfte ausreichten, Ihren Willen zu erfüllen. Aber Sie wiſſen ja ſelbſt, die Hälfte der Feldarbeiten wird mit herrſchaftlichen Pferden ausgeführt — mit ſo abgemagerten Thieren, daß ſie nur Haut und Knochen ſind. Wenn nun plötzlich der Herr kommt, was mache ich dann?

Und die Bauernpferde, ſind die etwa nicht bei der Arbeit? . . . Die thun noch mehr als deine herrſchaftlichen Thiere.

O, die Bauern haben beſondere Pferde, die halten aus . . . ihren Pferden ſchadet nichts, aber die unſrigen ſind zart, man muß ſie hüten, wie das Auge im Kopfe.

So? Warum jagſt du dann aber alle Feiertage im Dreigeſpann umher?

Ich, Herr, ich kann nicht zu Haus bleiben, es iſt meine Pflicht, daß ich umher fahre.

Ei, da haſt du ja einen ſchönen Dienſt, lauter Feiertage! Du biſt zum Beiſpiel nach Wedenskoje gefahren, zur Tempelfeier; dann zu der Skalowanowski'ſchen Sanct Feodors Umzugsfeier; dann zu den Diew'ſchen Bauern zum Nikolastage . . . ein ſchöner Dienſt! Wenn es doch Unſereins auch ſo gut haben könnte!

Ohne Bekanntſchaften in der Nachbarſchaft geht es einmal nicht. Nehme ich Jemand auf, werde ich auch wieder eingeladen!

Der Bucklige brachte ſeine zwei Pferde, die er ſehr richtig mit Diminutiven benannte, denn ſie waren nicht über zwei Arſchin hoch. Gleich nach ihm führte auch der Onkel Sachar das ſeinige herbei. Es war von derſelben Art, nur viel magerer und ganz abgerieben.

Könnten Sie nicht mit mir im Tarantas fahren, Herr? Ihre Britſchka laſſen wir hier ſtehen . . . wir kommen ja doch hierher zurück, ſagte der Iſprawnik.

Ich willigte ein.

He, ihr da, es iſt nicht nöthig; führt die Pferde wieder nach Haus, ſagte er zu den Bauern.

Schönen Dank, Kormilez, antwortete der Bucklige, nahm die Mütze ab und machte eine tiefe Verbeugung.

Auch Sachar nahm, freilich nicht ſo ſchnell und ohne etwas zu ſagen, die Mütze ab und verbeugte ſich;

dann führten die beiden Bauern ihre Pferde fort. Der Wallach des Buckligen ſchien nicht weniger froh zu ſein, als ſein Herr, daß er der Nothwendigkeit des Fahrens überhoben wurde; er fing plötzlich an zu wiehern und ſah ſich um.

Ha, was du für ein luſtiger Burſche biſt! ſagte der Bucklige mit zärtlicher Stimme und führte die Pferde ins Feld.

Der Onkel Sachar verfuhr anders mit ſeinem Thierchen; er zog es in die Mitte der Straße, nahm ihm den Zaum ab, ſagte: Marſch fort, Schindmähre! und ſchlug es ſo ſtark er konnte mit dem Zügel auf den Rücken. Es lief natürlich fort; aber er hatte damit nicht genug, lief ihm nach und ſchlug es noch einmal.

Heda, du Langbein, warum ſchlägſt du das Pferd? rief der Jsprawnik.

Was, Väterchen?

Warum ſchlägſt du das Pferd?

Ich ſchlage es gar nicht, Väterchen, ich habe es nur ein bischen gejagt . . .

Ich will dich lehren, es ein bischen zu jagen, du Thierſchinder! — Jedes Jahr, mein Herr, prügelt er zwei Pferde zu Tode . . . aber verſuch's nur, dies Thier zu quälen, ich will ſchon mit dir fertig werden.

Das würde ihm nicht ſchaden. Du haſt ganz recht, Kormilez! antwortete ein eben herankommender rothhaariger Bauer, der ſich mit übereinandergelegten

Händen neben uns ſtellte. So ein Böſewicht gegen die Thiere . . . Gott bewahre uns davor!

Der Verwalter hatte die Scene mit ſpöttiſchem Lächeln beobachtet. Jedes unvernünftige Thier verſteht mehr als dies Volk! ſagte er. Wie oft habe ich ihnen bewieſen, eingebläut habe ich's ihnen, daß der Menſch mit ſeinen Thieren Erbarmen haben muß, wenn er glücklich ſein will. Sie wollen es nicht verſtehen.

Nicht Alle ſind ſo unter unſern Brüdern, Jegor Parmenitſch, erwiderte der rothhaarige Bauer. Vielleicht iſt in der ganzen Gemeinde nur Einer von dieſer Art. Da der Bucklige iſt auch ein Bauer und benimmt ſich doch ganz anders. Er wird ſelbſt keinen Biſſen Brod eſſen, wenn er das Pferd nicht gefüttert hat. Wir wiſſen recht gut, daß die Thiere keine Sprache haben, ſich nicht beklagen können . . . was du für dich willſt, das thu ihnen auch!

Ihr wißt gar nichts . . . wer euch gut kennt . . .

Das iſt deine Meinung! fiel der Bauer ein; und wie du es meinſt, magſt du es ſagen. Aber für uns iſt Sachar kein Muſter. Er iſt und bleibt ein böſer Menſch, den wir nicht loben können.

Der Tarantas fuhr vor, und ich ſtieg mit dem Isprawnik ein. Jegor Parmenitſch erſchrak.

Väterchen Iwan Semenitſch, warum wollen Sie ſich ſo drängen? fragte er. Wenn Sie wollen, werde ich ſogleich herrſchaftliche Pferde anſchirren laſſen. Die beſten drei Pferde laſſe ich anſpannen.

Wir danken, werden ſchon irgendwo hinkommen . . . Vorwärts! antwortete der Isprawnik. Der Wagen ſetzte ſich in Bewegung.

Ich fürchte ſehr . . . . Sie ſollen nicht etwa denken . . . ſagte der Verwalter, indem er den Rand des Tarantas erfaßte und hinter uns herging . . . Halten Sie es nicht für Eigenſinn von mir . . . Wir werden uns ſchon verſtändigen. Man hat es mir nicht richtig beſtellt, und deßwegen hatte ich's ſo angeordnet . . . Kann ich nicht etwas thun . . . wie iſt's möglich . . . wir haben ſogar einen Befehl vom Herrn, die Beamten nicht warten zu laſſen . . . haben Sie die Güte, fuhr er fort, halten Sie noch einen Augenblick, und während man die Pferde anſpannt, kommen Sie zu mir herein. Wenn ich Sie, Iwan Semenitſch, nicht bitten darf, etwas zu eſſen, ſo werden wir doch die Herrn Gouvernementsbeamten die Ehre nicht abſchlagen . . . an Ihrer Zufriedenheit muß uns ja Alles gelegen ſein . . . wenn Sie uns nicht gnädig geſinnt wären, was hätten wir dann noch zu bedeuten? gar nichts!

Nein, Bruder! jetzt haben wir keine Zeit . . . vorwärts! rief der Isprawnik.

Der Kutſcher ſchwang die Peitſche und ließ einen beſonderen Pfiff erſchallen. Die Pferde zogen plötzlich an, und Jegor Parmenitſch flog auf die Seite, ſo daß er ſich kaum auf den Füßen erhalten konnte.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**
3-598-51566-9
**FNr. 21125 / 047**

## II.

Wir hatten etwa dreißig Werſt auf Feldwegen zurückzulegen; ſo oft es möglich war, fuhren wir Trab, kamen aber doch nur langſam vorwärts. Mir ging der Verwalter nicht aus dem Sinn.

Sie ſagten, Iwan Semenitſch, daß Sie dieſen Verwalter in irgend einer Sache attrapirt hätten, fing ich an, um den Isprawnik auf das frühere Geſpräch zurückzuführen.

Attrapirt, gnädiger Herr, die Sünde habe ich auf mich genommen! ſagte er ſelbſtgefällig. Es iſt ein merkwürdiger Caſus; wenn Sie wollen, will ich Ihnen die Geſchichte erzählen, bitte aber um Verzeihung, wenn ich etwas weit aushole. Sie wiſſen ja: giebt das Märchen auch ſchnell Bericht, die Sache ſelbſt iſt ſo einfach nicht.

Haben Sie die Güte, erzählen Sie, ſagte ich.

Der Isprawnik räuſperte ſich, nahm eine Priſe und begann.

Ich habe in meinem Bezirke dicht an der Grenze ein Dorf, das Pogorelski heißt. Ringsum iſt eine Wildniß, ein Urwald. Will man den Gipfel der Bäume ſehen, fällt einem die Mütze vom Kopfe. In der ganzen Gegend liegen auch nur drei kleine Bauerſchaften und ein Kirchdorf, und dies Alles, beachten Sie wohl, gnädiger Herr, Bauernſchaften, Kirchdorf und Waldhäuschen haben einen und denſelben Beſitzer mit Markowo.

Wie ſie geſehen haben, iſt ſchon hier das Volk nicht beſonders klug, dort aber an der Grenze iſt's noch einfältiger. Und es iſt nicht nur ſo friedfertig, daß es niemals Prozeſſe hat, ſondern auch ſo gehorſam, daß, wenn man ein Häuſchen Gold auf die Dorfſtraße ſchüttet und ein Stäbchen hineinſteckt, mit dem Befehl, es nicht anzurühren, ſo macht jeder einen Bogen von zwei Werſt darum.

In den erſten zehn Jahren meines Dienſtes bin ich faſt niemals dort geweſen . . . es war nicht nöthig. Plötzlich aber erſcheint dieſer Spitzbube als Verwalter. Er kommt zu mir mit einem Briefe vom Herrn. Ich ſpreche mit ihm, ſehe, daß er kein dummer Menſch iſt, wahrſcheinlich kann er leſen und ſchreiben, ſpricht auch gut, Eins nur gefällt mir nicht an ihm, was Sie vielleicht auch beachtet haben: die Augen. Auf keine Weiſe, gnädiger Herr, kann er irgend Jemand gerade anſehen; immer laufen ſeine Glotzaugen hin und her, und nicht etwa, daß er ſchielte . . . es iſt einfach ein falſcher Blick, dem man ſogleich anſieht, daß das Seelchen nicht rein iſt. Uebrigens nahm ich ihn dies erſte Mal freundlich auf, hatte aber gleich die Abſicht, ihm ſtreng auf die Finger zu ſehen.

Er wartete auch gar nicht lange damit, ein Kunſtſtück von ſeiner Art zu liefern. Er ſchrieb dem Herrn, Alles auf dem Gute wäre in größter Unordnung, vernachläßigt, zu Grunde gerichtet, und ſtellte den früheren Gutsvogt, einen alten, braven Bauern, ſo hin, daß er ihn vollſtändig ſchlecht machte. Das erfuhr ich durch Andere, und natürlich verſtand ich die Abſicht ſeiner ſchuftigen Erfindung. Vor meiner Zeit, ſagte er damit, war Alles ſchlecht und unordentlich, aber ſobald ich angefangen habe zu ſchalten und zu walten, iſt Alles vortrefflich. Nun dachte ich, wie es bei dir gehen wird, Täubchen, weiß ich zwar noch nicht, aber bei der erſten beſten Gelegenheit ſoll dir tüchtig ausgezahlt werden, damit du nicht weiter lügſt. Dann ſchreibe ich ſogleich an den Herrn im ganz entgegengeſetzten Sinne, erkläre, daß die Berichte des neuen Verwalters falſch ſind; daß auf dem Gute — wie es mir, meinem Dienſt zufolge, genau bekannt iſt — keine beſonderen Mißbräuche und Mißſtände herrſchen, und daß es ſo verwaltet worden iſt, wie Gott geben möge, daß jedes Gut fern von den Augen des Herrn verwaltet würde. Zugleich fügte ich, nicht geradezu, aber andeutungsweiſe meine ſchon früher ausgeſprochene Meinung bei, welche ich auch Ihnen ſchon mitgetheilt habe, daß ich es für unvortheilhaft halte, einen Gutsvogt aus dem Bauernſtande mit einem Verwalter zu vertauſchen, weil dieſer in den wirthſchaftlichen Angelegenheiten unerfahren und in ſeiner Moralität nicht zuverläſſig zu ſein pflegt.

Auf meinen Brief erhielt Jegor Parmenitſch eine Naſe und zwar eine tüchtige. Ich bekam einen eigenhändigen Brief des Herrn, der mir für meine Theilnahme dankte und mich bat, wenn ich in Zukunft etwas Ungehöriges ſähe, es ſelbſt abzuſtellen oder Bericht darüber abzuſtatten.

Mein Jegorka fängt nun zwar an mich zu fürchten, aber doch ſehe ich auf Schritt und Tritt neue Schelmenſtücke: bald überfällt er einen Bauern, der wohlhabender iſt als Andere, und ich nehme denſelben in Schutz; bald hält er es mit den Kaufleuten und verkauft das Getreide zur unrechten Zeit für den halben Preis — ich aber attrapire ihn und ſchaffe andere Käufer. Eines Tages meldet er dem Herrn ſogar, daß die Pferdeſtälle baufällig geworden ſeien, und daß er einen Neubau angefangen habe, der 3000 Rubel koſten werde. Ich aber ſchrieb dem Herrn, daß die Ställe nur einer kleinen Reparatur bedürften, und daß 3000 Rubel für ſolche Ställe hier in der Gegend ein unerhörter Preis ſein würde, — und er bekommt wieder ſeine Naſe. Auf dieſe Weiſe ſpiele ich nun ſeit vier Jahren mit ihm, wie die Katze mit der Maus: ich laſſe ihn etwas gehen, gebe ihm Zeit irgend eine Spitzbüberei auszuſchnüffeln, ſo lange bis ihm nur noch übrig bleibt, zuzupacken, und dann greife ich ihn. Ein paar Mal, das muß ich geſtehen, wollte ich dem Herrn einen determinirten Brief ſchreiben, aber ich ließ es immer wieder. Wie, dachte ich, wird man das aufnehmen? Vielleicht wird ihm um früherer Dienſte willen allerlei verziehen . . . das iſt ihre Sache. Ich warte alſo, was weiter geſchieht, und können Sie ſich vorſtellen, gnädiger Herr, was für ein Spitzbube dieſer Menſch iſt: fünf Jahre lang habe ich von ſeiner Hauptſchandthat nichts gewußt und dieſelbe ganz zufällig entdeckt.

„Wie können Sie denn wiſſen, Sir, ob dieſer Lord nicht ihr Onkel iſt? — Jedenfalls mußt Du thun, was er Dich heißt.“

„Was? die Papiere holen? In Ewigkeit nicht!“

„Aber im Namen aller guten Sterne, wie willſt Du denn Deinen Vater zu finden hoffen, wenn Du eine ſolche Gelegenheit, in die Geſellſchaft eingeführt zu werden, aus den Händen läſſeſt? Ueber fremde Geheimniſſe Meiſter ſeyn, das iſt das Werkzeug, um Dein eigenes herauszuwühlen.“

„Aber es iſt nicht ehrlich, Timothy.“

„Da kommt ein Brief an Dich, der gewiſſermaßen Deine Adreſſe hat; Du brichſt ihn gut'smuth's auf und findeſt nun einen Inhalt, der möglicher Weiſe nicht für Dich beſtimmt wurde. Was kannſt Du dafür? Aber, Japhet, verlaß Dich d'rauf: ein fremdes Geheimniß in Deinen Händen iſt eins der ſicherſten Mittel, um vorwärts zu kommen. Erwäge Deine Lage: Du biſt von der Welt abgeſchnitten, mußt wieder in Berührung mit ihr zu kommen ſuchen, Deinen Standpunkt wieder gewinnen, Dir Theilnahme erwecken. Du haſt keinen Beiſtand liebender Freunde: was bedenkſt Du Dich, Deinen Zweck mit Hülfe der Furcht zu erreichen?“

„Das iſt eine trübſelige Wahrheit, Tim! es ſcheint ich muß meine ſtrenge Moral in die Taſche ſtecken.

„Thun Sie das, Sir, thun Sie's um Gotteswillen, bis das Auskommen dazu reicht; es iſt eine ſehr koſtſpielige Tugend, das! — Sieh, ein Deficit derſelben verſtieß Dich aus der Welt; nun mußt Du nicht ängſtlich ſeyn, mit einem kleinen Kaſſenreſte Deinerſeits die verlorne Stellung wieder zu erobern.“

Dieſe treffenden, ſchlangenklugen Worte, unterſtützt von der brennenden Sehnſucht, meinen Vater zu entdecken, die ſeit dem Abſchied vom Zigeunerlager doppelt heftig geworden war, überwanden meine Gewiſſensbiſſe und führten mich zu dem Entſchluſſe, eine ſolche Gelegenheit nicht zu verlieren. Doch ſchwankte ich immer noch. Ich begab mich in mein Schlafgemach, um zu überlegen, was ich

Ich habe Ihnen vorhin das Dorf Pogorelski genannt. Plötzlich höre ich, daß Jegor Parmenitſch jede Woche hinfährt, herrſchaftliche Felder anlegt, ein Gutshäuschen baut und die Anlage Nowozelok nennt.

Was hat das zu bedeuten? dachte ich. Wenn es ſich um den Vortheil der Herrſchaft handeln ſoll, ſo möchte ich wiſſen, was dort zu finden iſt. Das Erſte, was mir, wie ich geſtehen muß, in den Sinn kam, war, daß die Canaille die Bauern bedrücken wollte. Nach Markowo und den andern Dörfern, ſage ich mir ſelbſt, fahre ich oft und laſſe ihm keinen Willen, aber dort in der Einöde macht er, was ihm gut dünkt.

Ich fange alſo auch an, nach Pogorelski und dem neuen Gute zu fahren. Jedesmal, wiſſen ſie, wenn ich in einer Entfernung von fünf bis ſechs Werſt vorbei muß, fahre ich mit heran. Aber dann begleitet er mich wie ein Neumond, und ſolange ich da bin, iſt er mein Adjutant und folgt mir auf den Ferſen. Ich aber frage doch dann und wann, wie auf dem Sprunge, bei den Bauern: wie geht's und wie ſteht's? und kommen nicht irgend welche Ungehörigkeiten von Seiten des Verwalters vor?

Nein, lieber Herr, antworteten ſie: wir wollen keine Sünde auf unſere Seele nehmen; es kommen keine Bedrückungen von Jegor Parmenitſch vor, ſondern im Vergleich mit früher iſt's beſſer geworden.

Das, gnädiger Herr, gab mir was auf zu rathen;

ich ſah ein, daß etwas dahinter ſtecken mußte, aber worauf ich fahnden ſollte, wußte ich nicht.

Einmal komme ich in das neue Gutshäuschen und bleibe daſelbſt über Nacht. Es war Sonnabend. Sonntag früh fahre ich ins Kirchdorf, mit der Gemeinde die Meſſe zu hören. Jegor Parmenitſch iſt auch da und verläßt mich nicht; ich ſitze in meinem Tarantas und er auf dem Pferde. Wir kommen an; ich ſtelle mich vorne hin — meinem Amte nach, wiſſen Sie — Jegor Parmenitſch mir zur Seite, aber ſo, daß er faſt neben mir ſteht, und nun thut er zweierlei; entweder betet er mit großem Eifer, oder er dreht ſich nach mir um und flüſtert mir allerlei Dummheiten ins Ohr. Ich wußte recht gut, mit welchen Abſichten er dies that. Er betete, ſehen Sie, um mir zu gefallen, weil er weiß, daß ich die Frömmigkeit liebe, und er flüſterte mir ins Ohr, um den Bauern zu zeigen: ſeht mal, auf welchem Fuße ich mit dem Isprawnik ſtehe!

Mitten im Gottesdienſt, als man eben anfängt den Geſang der Cherubim zu ſingen, fällt plötzlich neben mir etwas zu Boden ſtöhnt und ſchluchzt, und wie ich mich umſehe, drängen ſich die Leute durcheinander.

Was giebt's denn? fragte ich.

Eine Klikuſcha, Väterchen, eine Beſeſſene!

Woher iſt ſie?

Aus Dmitriefskaja, antworteten die Leute; das iſt, wiſſen Sie, das entfernteſte Dorf des Kirchſpiels.

Nun gut, ſagte ich, ſo müßt ihr helfen.

Geht nicht, Vetter, wir haben ſie ſchon zugedeckt . . . nur nicht ſtören!

Das iſt ſo der Aberglaube der Leute, wiſſen Sie: wenn Jemand einen Anfall hat, ſo darf man ihn nicht anrühren, nur zudecken. Ich aber kehre mich nicht daran, befehle, ſie auf die Freitreppe hinaus zu tragen, gehe ſelber hin und ſehe ein junges Mädchen daliegen, mit dem Geſichte nach oben gedreht. Die Thränen ſtürzen ihr aus den Augen, und ſie ſchluchzt laut.

Ich hatte Hoffmann'ſche Tropfen bei mir und gab ihr davon. Mit Gewalt habe ich ihr den Mund aufgemacht und die Tropfen eingegoſſen. Sie kam wieder zur Beſinnung und verlangte in die Kirche zurückzukehren, das ließ ich aber nicht zu und befahl einem Bauern aus ihrem Dorfe, ſie in das Haus des Prieſters zu führen. Jegor Parmenitſch war mir gefolgt und ſchwatzte allerlei, aber ich ſprach nicht mit ihm.

Nun muß ich Ihnen ſagen, daß es im Volke viele ſolcher Beſeſſenen giebt, und die Leute erklären die Sache in ihrer Weiſe, indem ſie ſagen, daß es vom Behexen kommt, während die Herren der Anſicht ſind, daß es nur Verſtellung iſt oder Albernheit. In Wahrheit iſt's aber weder das Eine noch das Andere, ſondern einfach ein Anfall, wie er auch bei Damen vorkommt. Die Bäuerin hat ja auch eine Seele; eine Seele, die zuweilen zart und empfindlich iſt. Ihr Leben iſt vielleicht ein hartes. Bald biegt ſie der Schwiegervater wie ein Krummholz; bald zehrt die Schwiegermutter an ihr, oder der Mann ſchlägt ſie wohl gar. Da wird ſie traurig, grämt ſich die ganze Woche, kommt in die Kirche, fängt an zu beten, wird gerührt; und dann iſt noch der Weihrauch da, es iſt ſchwül, und plötzlich fällt ſie um. Ich habe viele ſolche Beiſpiele geſehen.

Uebrigens hat mich, ich weiß nicht warum, dieſe neue Beſeſſene gleich mehr intereſſirt als andere. Als die Meſſe zu Ende iſt, trete ich aus der Kirche und ſehe einen Bauern, mit dem Spitznamen Bruderherz vor mir hergehen. Er hatte die Gewohnheit, wiſſen Sie, mit wem er auch ſprechen mochte, einem Herrn, einem Bauern, einem Weibe, einem Kinde, immer ſagte er Bruderherz. Er war ein ehrlicher Kerl; wenn er etwas wußte, ſo hielt er nicht damit hinter dem Berge, und etwas zu vergrößern wäre ihm nicht eingefallen. Ich ging ihm nach.

Komm auf die Seite, Sawelitſch, ſagte ich, ich muß mit dir ſprechen!

Wir gingen auf die Seite.

Was iſt's mit dieſer Beſeſſenen? fragte ich ihn; ſie lebt wohl bei der Stiefmutter, oder was giebt es ſonſt?

Wie ſo bei der Stiefmutter, Bruderherz? bei der leiblichen Mutter lebt ſie, der einäugigen Uſtinia, du kennſt ſie wohl? antwortete er.

Nein, das nicht; ich habe wohl gehört, daß ſie ein gutes Weib iſt, aber geſehen habe ich ſie nie.

Ja, Bruderherz, eine kluge, haushälteriſche Alte iſt ſie, die vielleicht mehr Verſtand hat, als mancher Bauer, beſonders hier in der Gegend.

Warum ſteht's denn ſo mit dem Mädchen?

Es wird viel darüber geſchwatzt, Bruderherz, Gott behüte jeden Menſchen! Genaues weiß ich nicht ... wie ich's gekauft habe, verkaufe ich's dir wieder.

Ja, es iſt bekannt, daß du unparteiiſch biſt ... hat man ſie behext oder was iſt's?

Nein, Bruderherz, nicht behext. Wenn es von Menſchen käme, ſo wäre ihr vielleicht zu helfen. Hier iſt es ärger.

Was iſt denn ärger? fragte ich.

Bruderherz ſchweigt eine Weile, ſinnt nach, dann ſagt er mir plötzlich ins Ohr:

Der Waldteufel, Bruderherz, hat ſich in ſie verliebt.

Was? ſage ich, der Waldteufel? in ſie verliebt?

Ja, in ſie verliebt ... erkläre dir das, wie du willſt, aber die Leute ſagen, es wäre ſo. Dieſen Sommer hat er ſie weggeſchleppt; vier Monate war ſie verloren gegangen, das weiß ich gewiß.

Wie ſo, Brüderchen? wohin hat er ſie geſchleppt? Ich verſteh' das nicht recht.

Ich auch nicht, Bruderherz! wer ſoll das auch wiſſend! Im Volke hört man gar viel darüber ſchwatzen, aber ich ſage dir wieder: wie ich einkaufe, ſo verkaufe ich auch ... Geſchwatzt wird allerlei ... man kann ſich's gar nicht merken.

Die Geſchichte fängt an unterhaltend zu werden, ſage ich zu mir ſelbſt, und frage dann: Wie hat ſie ſich denn wieder nach Hauſe gefunden?

Gott weiß es, Bruderherz! Man wird wohl nicht Alles ſagen, aber die Mutter behauptet, ſie wäre ihr ohnmächtig in den Hausflur geworfen worden. Wie es in der That war, weiß ich nicht . . . ich ſelbſt bin nicht dabei geweſen.

Während ich ſo mit dem Bauer ſpreche, ſteht plötzlich wie aus der Erde gewachſen Jegor Parmenitſch da.

Euer Hochwohlgeboren, ſagt er, haben das kranke Mädchen aus Dmitrieſskaja zum Prieſter geſchickt.

Ja, lieber Freund, gebe ich zur Antwort.

Ich aber, Herr, ſagt er, habe mich erdreiſtet, Ihrem Befehl zuwider zu handeln, und habe ſie nach Haus geſchickt.

Das war nicht in der Ordnung . . . warum haſt du das gethan?

Weil heute, am Feiertage, ſagt er, zur Matuſchka Prieſterin ohnedies eine Menge Leute kommen, auch von ihrer Verwandtſchaft. Ich fürchtete, daß ſie durch die Kranke geſtört wurden, und daß dieſe ſich unter den Leuten ſchämen möchte.

Nun gut, wenn du es ſo eingerichtet haſt, läßt ſich nichts weiter thun, und es mag nach deinem Willen geſchehen, ſage ich, denke aber: Du machſt mir was vor, lieber Freund, haſt was im Sinn . . . irgend eine Spitzbüberei liegt da verborgen.

Inzwiſchen fuhr mein Tarantas vor, und er ſtieg auf ſein Pferd.

Wart' mal, denke ich, wollen doch auf der Spur bleiben . . . vielleicht ſchwatzt er was aus. Ei, Jegor Parmenitſch, ſage ich, willſt du nicht lieber aufhören, dich im Sattel zu ſchütteln? Setze dich zu mir in den Wagen.

Er nimmt das mit Vergnügen an, und wir fahren zuſammen fort. Eine Menge Leute gehen in der Dorfgaſſe und auf dem Feldwege und grüßen uns. Mancher reißt ſeine Mütze ſchon drei Pferdelängen weit vor uns ab; aber mein Jegor Parmenitſch bläſ't ſich auf, wie die Maus beim Grützefreſſen, und lüftet ſeine Mütze kaum. Das ärgerte mich und es war mir lächerlich, die Canaille anzuſehen.

Was iſt denn das, Jegor Parmenitſch, ſage ich, als wir an den Leuten vorüber ſind, was iſt denn das mit der Klikuſcha, und woher hat ſie's?

Das hat ſie nicht ſo von ſelbſt bekommen, giebt er zur Antwort. Man hat ſie behext.

Wie ſo, Brüderchen? frage ich; was iſt denn das und worin beſteht's?

Ja, ſagt er, dieſe Scheußlichkeit iſt hier ſehr verbreitet. Die Leute ſind ſehr liſtig, obwohl ſie ſo dumm ausſehen wie die Schweine. Betrüger und Fälſcher ſind's und denken ſich Dinge aus, die unſereins nicht im Traume einfallen würden.

Wer hext denn am meiſten, und wen hat man im Verdacht?

Am meiſten die alten Weiber. Das ſind auch wirklich ſehr ſchädliche Geſchöpfe. Manche kennt man gar nicht, und die machen, was ſie wollen. Sie machen zum Beiſpiel, daß der Menſch traurig wird, oder machen, daß ein Mann für eine Frau, oder eine Frau für einen Mann in Leidenſchaft geräth. Alles haben ſie in der Gewalt, und nicht etwa, daß ſie in Speiſen oder Getränken etwas gäben, ſie laſſen es einfach mit dem Winde fliegen; 5000 Werſt weit können ſie wirken.

Ich hörte das Geſchwätz ruhig mit an, und mein Verdacht wurde noch ſtärker. Ich wußte, daß dieſer Schelm nicht nur an keine Hexen, ſondern an noch heiligere Dingen nicht glaubte, obwohl er hier ſo that. Ich ſah ihm alſo ſcharf ins Geſicht und fragte plötzlich:

Was hatte das Mädchen heute? was bedeutete ihr Schreien?

Ich ſah, daß er zuſammenfuhr, aber dann nahm der Schelm wie zufällig ſein Taſchentuch, wiſchte ſich das Geſicht und antwortete:

Aufrichtig geſtanden, ich weiß nicht recht Beſcheid, . . . ich habe zu viel eigene Sorgen, habe mich nicht recht um dieſe Geſchichte gekümmert. Aber ich denke wohl, daß ſie auch verhext ſein wird; ihr Hausweſen iſt beſſer als bei Andern — ſie iſt ziemlich hübſch, alſo hat man vielleicht aus Neid etwas mit ihr gemacht

Wie denn? Du ſagſt mir ja nicht die Wahrheit!

gebe ich zur Antwort. Dieſem Mädchen iſt es nicht durch Hexerei gekommen, ich weiß, daß der Waldteufel ſie geraubt hatte . . . ſie iſt, wie man ſagt, lange fortgeweſen, verſchwunden . . . warum belügſt du mich? Dabei ſehe ich ihm immer ins Geſicht, und ſehe, wie er bei meinen letzten Worten grün wird, und wie ihm die Sprache verſagt.

Wie ſo war ſie verſchwunden? fragt er endlich.

Nun, ſie war verſchwunden, verloren gegangen . . . wie man verloren geht.

Davon, Herr, weiß ich nichts! ſagt er, und ſeine Stimme zittert. Ich höre dies von Ihnen zum erſten Male und bin Ihnen ſehr dankbar, daß Sie's mir ſagen.

Iſt nicht der Rede werth! gab ich zur Antwort. Aber warum belügſt du mich denn? Wer wird dir glauben, daß du — ein ſo ſorgſamer Verwalter — nichts davon gewußt hätteſt, wenn ein Mädchen aus dem nächſten Gute verſchwunden war? Du verleumdeſt dich ſelbſt, Bruder.

Er bekreuzte ſich und fing an zu ſchwören: Ich will auf der Stelle in die Erde ſinken, wenn mir Jemand davon geſagt hat. Haben Sie nur die Güte, ſich ſelbſt davon zu überzeugen, was für ein Volk das hier iſt! Ich bin immer darauf gefaßt, daß ſie das Allerſchlechteſte thun und es dann vor mir verſtecken. Meine ganze Geſundheit habe ich ihretwegen ſchon zugeſetzt . . . und ich ſehe ein, daß gar nichts auszurichten iſt. Ich werde dem Herrn ſchreiben und ihn bitten, daß er mich ablöſen läßt . . . Wenn die Bauern ſo wenig Reſpect haben, daß ſie überall ausſchwatzen, was geſchieht, während ſie es vor mir verheimlichen, wie kann ich der Verwalter ſein?

In dieſem leeren Geſchwätz fuhr er fort und verleumdete die Bauern einen nach dem andern. Er ſagte, wiſſen Sie, daß die Leute auch auf mich ſchimpften und eine Bittſchrift gegen mich beim Gouverneur einreichen wollten. Ich hörte zu, antwortete aber nicht. Endlich kamen wir auf die Feldmarke von Nowozelka.

Nun lebewohl, Jegor Parmenitſch, ſagte ich.

Wohin wollen Sie, Herr?

Ich muß hier in der Nähe irgendwo hinfahren, antwortete ich und nahm mir vor, mich geradewegs nach Dmitriesſkaja zu begeben.

Aber der Schelm hatte wahrſcheinlich meine Abſicht errathen.

Ich wollte Sie um etwas bitten, Väterchen! ſagte er.

Um was denn?

Könnten Sie nicht mit mir nach unſerm Stadtgute fahren? ſagte er. Dort ſoll jetzt der Waizen verkauft werden, und damit mir ſpäter keine Unannehmlichkeiten erwachſen und der Gutsherr ſicher ſein kann, wär's am beſten, wenn die Geſchäfte unter Ihren Augen abgeſchloſſen würden . . . Sie hätten dann keinen Anhalt zum Verdacht, und ich könnte ruhig ſein.

Damit, ſehen Sie, ſuchte er mich fortzubringen —

thun ſollte. Gedankenvoll ging ich zu Bette, und warf mich von einer Seite auf die andere; jetzt nahm ich mir vor, keinen Nutzen aus dem Mißverſtändniß zu ziehen, und dann war ich wieder eben ſo entſchieden der Meinung, eine ſo viel verſprechende Ausſicht für mein Vorhaben nicht unbenützt laſſen zu dürfen: endlich fiel ich in einen unruhigen Schlummer, und hatte einen ſeltſamen Traum.

Ich ſtand auf einem einſamen, meerumfloßenen Felſen; die Fluth ſtieg, die Wellen tosten bis zu meinen Füßen heran. Ich war in Todesangſt: noch ein Augenblick, und die Waſſer mußten mich verſchlingen. Das Land war nicht ferne; ich ſah Haufen wohlgekleideter Leute; ihr Jubeln, Schmauſen, Tanzen, Lachen drang, ein fröhlicher Lärm zu mir herüber. Ich ſtreckte meine Hände aus, ich ſchrie ihnen zu. Sie ſahen, ſie hörten mich, aber ſie achteten meiner nicht. Das Waſſer ſtieg; mit törtlichem Entſetzen fühlte ich, wie die Wellen mich ergriffen. Mein Geſchrei wurde immer wilder. Auf einmal ſah ich, wie ſich etwas am Ufer drüben entrollte; es legte ſich allmählig über das Waſſer her und bildete eine Brücke zu dem Eilande, über welche ich ſicher an's Land gelangen konnte. Raſch wollte ich ſie betreten, als auf dem mir zugekehrten Ende in Flammenſchrift die Worte: „Verbotener Weg“ erſchienen. Ich fuhr mit Entſetzen zurück und wagte nicht, hinüber zu gehen. Da ſtand plötzlich eine weiße Geſtalt an meiner Seite; auf die Brücke deutend ſagte ſie: „Selbſterhaltung iſt das erſte Geſetz der Natur.“ Ich ſah ſie an; ſie wurde allmählig dunkler und verwandelte ſich zuletzt in Herrn Kophagus, der mit dem Stock an der Naſe ſprach: „Japhet — purer Unſinn — ganz gute Brücke — mmh — hinüber — Vater finden und ſo.“ Nun ſtürzte ich über die Brücke, die wie ein langer Pergamentſtreif auf dem Waſſer zu ſchwimmen ſchien, und wurde von der Geſellſchaft drüben mit Jubel, Glückwünſchen, Umarmungen empfangen. Vor allem trat mir ein ältlicher Herr entgegen, ich warf mich in ſeine Arme, ich wußte, es war mein Vater! —

etwa ſiebzig Werſt von Pogorelski — ſo gewann er bis ich wieder kam, vollkommen Zeit, Alles einzurichten, wie er wollte.

Nein, Jegor Parmenitſch, ſagte ich, entſchuldige mich dieſes Mal. Mißtrauen von meiner Seite brauchſt du nicht zu fürchten. Verkaufe dein Getreide mit Gottes Hülfe, ich habe jetzt keine Zeit — lebe wohl!

Er ſah, daß nichts zu machen war, ſtieg aus dem Tarantas, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ſprengte ſo ſchnell er konnte Nowozelsko zu. Auch ich befahl ſo ſchnell als möglich zu fahren, aber der Weg ging immer durch den Wald, wiſſen Sie, und war ſo voll von Löchern, Pfützen, Wagengleiſen und Wurzeln, daß man nur immer aufzupaſſen hatte, damit nicht etwa eine Achſe entzweiging, oder der Wagenbaum zerbrach. — Mag es der Teufel holen! dachte ich und befahl langſam zu fahren.

Im kurzen Trabe geht es vorwärts, plötzlich höre ich etwas hinter uns herjagen, drehe mich um und ſehe einen Reiter. Aber kaum hat er uns erblickt, als er ſich ſchnell zur Seite in den Wald wendet und ſich durch das Dickicht einen Weg zu bahnen ſucht?

Halt, wer da? ſchrie ich; keine Antwort. Halt! rufe ich wieder. Gleich komm her, der Isprawnik iſt's, der es befiehlt. Gehorchſt du nicht, ſo laſſe ich ein Seitenpferd abſpannen und hole dich ein . . . dann geht es dir aber ſchlimm!

Der Burſche kommt nun aus dem Walde hervor;

ſein Pferd iſt mit Schaum bedeckt, und es zeigt ſich, daß der Reiter Nikolaſchka iſt, ein Kutſcher Parmenitſch's und ſein Liebling; — ein ſpitzbübiſcher Geſelle, der die Uhrmacherei erlernen ſollte, nicht gut that und per Schub wieder hergebracht wurde.

Ei, Nikolaſchka, ſage ich, wie geht's und wohin reiteſt du?

Stockend giebt der Burſche zur Antwort: Oh . . . nur ſo . . . habe Geſchäfte!

Was für Geſchäfte?

Bin nach den Dörfern geſchickt . . .

Nach welchen Dörfern? hier geht's nur nach Dmitrieſskaja?

Nach Dmitrieſskaja, nun ja . . . dahin bin ich auch geſchickt, gab er zur Antwort.

Wozu nach Dmitrieſskaja?

Er zauderte abermals.

Ich bin hingeſchickt . . . die Bauern zu beſtellen, ſagte er dann.

Nun, das iſt jetzt nicht mehr nöthig, erwiderte ich; brauchſt nicht hinzureiten, ich bin eben unterwegs nach dem Dorfe und werde die Bauern beſtellen. Du kannſt nach Hauſe reiten.

Nein, Herr, ſagte er, das darf ich nicht thun.

Mir, mein Junge, iſt's einerlei, ob du darfſt, oder nicht, gab ich zur Antwort, aber ich befehle und du haſt zu gehorchen. Du reiteſt nach Haus und ſagſt dem Jegor Parmenitſch, ich hätte dich nicht weitergelaſſen, und dann ſage ihm noch, daß, ſolange ich in Dmitriefskaja bin, er weder dich, noch einen Andern hinſchicken ſoll, und auch ſelbſt nicht kommen möge.

Wie denn, Herr, warum geben Sie mir denn ſolchen Auftrag? ſagt er, mit einer Frechheit, wiſſen Sie! — ich bin ein abhängiger Menſch, und man wird mich ſtrafen.

Ich gebe dir den Auftrag, weil ſo mein Belieben iſt, und wenn du nicht gehorchſt . . . he, Puſchkareff, ſage ich zu meinem Laufburſchen, einem verabſchiedeten Unteroffizier, der alle meine Befehle um zwei Noten höher ausführt. Wir fahren jetzt, ſage ich, nach Dmitriefskaja, und wenn dort irgend wer von Nowozelka erſcheint, und wenn es der Verwalter wäre, ſo thue das Deinige.

Mein Puſchkareff grunzte und ſtrich ſich den Schnurrbart.

Zu Befehl, Euer Wohlgeboren! ſagte er dann, und indem er ſich auf der Stelle an den Burſchen wendete, fügte er hinzu: Nicht reden, lieber Freund, marſch, ich ſage dir noch einmal, marſch!

Mein Burſche bleibt noch eine Weile ſtehen, kratzt ſich den Kopf, dreht dann aber um, und wir fuhren weiter.

Es war das erſte Mal, daß ich nach Dmitriefskaja kam, und ich muß geſtehen, daß, ſo viel öde Oerter und Wildniſſe ich auch in meinem Dienſtbezirk geſehen, ich doch etwas ſo Trauriges wie dieſes Dorf noch nie gefunden hatte. Es liegt in einer Vertiefung, die rings von Wald umgeben iſt, und nicht etwa von ſchönem Walde, ſondern von ganz ruppigem. Nichts als Tannen und Espen und vielleicht dann und wann eine Fichte. Das Dorf ſelbſt iſt ganz leidlich, die Häuſer ſind ſauber gebaut und die Felder beackert, wie ſich's gehört. Die Waldbauern, wiſſen Sie, haben weniger Vortheile, als Andere, aber in gewiſſer Weiſe iſt Alles bei ihnen gedeihlicher. Das Sprüchwort hat Recht: am bequemſten lebt ſich's im Kiefernwalde oder in der Nähe der Weinſchenke.

Ich frage nach dem Hauſe der einäugigen Uſtinia, und als ich in die Stube trete, ſitzt eine Alte da, die nur ein Auge hat und webt Leinwand.

Biſt du die Uſtinia?

Jawohl, Väterchen!

Nun, wie geht's? ſage ich; ich komme mit dir zu plaudern ... weißt du, wer ich bin?

Wie ſollte ich das nicht wiſſen, Kormilez? Du ſcheinſt der Jsprawnik zu ſein.

Nun, wenn du mich als Jsprawnik erkennſt, ſo iſt's in Ordnung ... gut, wenn du es weißt. Ich war heute in eurer Kirche und habe deine Tochter geſehen. Was iſt mit ihr? ... iſt ſie krank?

Ja, Vätterchen, ſie iſt krank! antwortete die Alte. Nicht, daß ſie zu Bett liegen müßte — aber dann und wann packt es ſie arg.

Wie ſo denn? was iſt's denn? was hat ſie?

Ich weiß nicht, wie ich es dir erklären ſoll, Kormilez, weiß gar nichts!

Hör auf, Alte! ſage ich; wie ſollteſt du es nicht wiſſen? . . . Sie iſt dir doch davon gelaufen.

Nun, Kormilez, wenn das bekannt iſt, ſo braucht ja nichts weiter geſagt zu werden. . . Ja, ſie war weg . . . habe Mitleid, ſperre ſie nicht ein, mache mich nicht unglücklich! antwortet die Alte und fällt mir zu Füßen.

Ich will ihr nichts thun, ſage ich, aber du mußt mir beſſer Beſcheid geben. Warum iſt ſie dir weggelaufen? Hatte ſie vielleicht einen Schatz? Hat ſie Einer weggelockt!

O, Väterchen, wie ſollte mein Mädchen zu einem Schatz kommen! Niemals habe ich was Derartiges gemerkt. In unſerer Gegend ſind die Mädchen ehrbar, frage wo du willſt . . . und Meine vor Allen! Zwanzig Jahre alt iſt ſie geworden und hat ſich nie mit einem Burſchen eingelaſſen. Ja ſogar wenn an Feiertagen Einer oder der Andere mit ihr ſcherzen wollte, hat ſie ihm an den Kopf geworfen, was ihr eben in die Hände kam. — Laß den Spaß, und daß du mich nicht anrührſt! ſagte ſie, da ſehen Sie, was ſie für ein Mädchen iſt . . . auf dergleichen kann man bei ihr nach meiner Meinung gar nicht kommen.

Warte mal, Alte, ſage ich, falls du ſprechen willſt, ſo gebe ich dir mein Wort, daß ich zu deinem Beſten hier bin. Deine Tochter werde ich kuriren — nur ſage mir die Wahrheit, verheimliche nichts. Erzähle von Anfang an . . . auch wie ſie in deinem Hauſe gelebt hat . . . Hatteſt du vielleicht die Abſicht, ſie gegen ihren Willen zu verheirathen? . . . und wie hat ſie ſich vor dem Verſchwinden benommen, und wie iſt ſie verſchwunden und wann wieder bei dir erſchienen? . . . Alles genau, von Anfang an!

Die Alte ſtöhnte ein paar Mal, ſeufzte und fing an zu erzählen.

Ach, Väterchen, ſagte ſie, anfangs war die Sache ſo: nachdem mein Mann geſtorben war, blieben wir in unſerm bequemen Hauſe und allem Wohlſtande. Allein an Bienenſtöcken hatten wir vierzig Stück . . . wie viel Geld das einbringt, weißt du ſelbſt. Auch jetzt noch geht's uns ſo . . . es iſt freilich nicht mehr Alles, wie früher, aber unſern Herrgott anzuklagen haben wir keinen Grund. Alles, was Bauersleute brauchen, haben wir. . . . Ich habe ſogar als Wittwe meinen ganzen Antheil*) behalten dürfen und kann damit ſchalten, wie mir's gefällt. So lebte mein Mädchen bei mir — wie ich ohne Prahlerei wohl ſagen darf — in Wohlſtand und Ueberfluß, aber ſie verwöhnen that ich darum doch nicht, und habe ſie immer unter Augen behalten. Urtheile ſelbſt, mein Leben lang habe ich nur dies eine Kind gehabt, ſo liegt denn mein Glück und meine Freude nur in ihr. Zur Bauernarbeit war ſie von Kindheit an geſchickt; beim Heumachen, bei der Ernte, immer war ſie die Erſte, immer Allen voran. Wie oft haben mir die Nachbarn zugelacht! Nun Uſtinia, ſagten ſie, eine Tochter haſt du, die dir ganz ähnlich iſt ... Ihr ſeid Beide zu ſehr auf die Arbeit verſeſſen ... kein Wunder, daß ihr ſo viel Geld habt ... Man hat ſie immer mit mir darin verglichen, Kormilez, daß ich auch ſo gerne arbeite, es geht mir Alles raſch von der Hand ... O Himmelskönigin, bei alle dem Schaffen und Wirthſchaften habe ich beinahe das Sprechen verlernt.

---

*) Den Antheil an Feld, den die Leibeigenen zur perſönlichen Benutzung erhielten, und der den Wittwen häufig geſchmälert wurde. Anmerk. d. Ueberſ.

Mein Mädchen fing an in die Jahre zu kommen, und Bewerber fanden ſich auch, und eine ganze Menge waren es; aber immer hatte ſie etwas einzuwenden. Mein großer Wunſch war, ſie in das Haus eines Kronbauern ziehen zu ſehen ... nicht daß ich unſern Ort verlaſſen und ſchlecht machen möchte, aber nur, weil mein Seliger mit dem alten Bauern gute Freundſchaft hielt, und weil dieſer auch noch immer zu mir gekommen iſt ... Zu klagen habe ich hier auch nicht. Jegor Parmenitſch — Gott gebe ihm Geſundheit — hat uns nicht bedrückt. Wie ihn die Leute auf meine Marfuſcha aufmerkſam gemacht haben, ſagte er nur: Uſtinia, ſagte er, man verlangt, daß deine Tochter zur Arbeit kommt, halte dich bereit. Später aber war es eine bekannte Sache: man ging zu ihm, brachte ihm was, und dann ſtand er von der Arbeit ab.

So, Kormilez, haben wir gelebt, bis hier die herrſchaftlichen Felder angelegt wurden. Jegor Parmenitſch beſtellte unſer ganzes Dorf zur Arbeit. Wir leben ganz allein in unſerm Hauſe; ich gehe alſo zu ihm. Jegor Parmenitſch, ſage ich, wie befiehlſt du, daß ich es mache? Darf ich mich mit einem Zehnten loskaufen, Kormilez? . . . Ich habe keinen Mann im Hauſe, durch wen ſoll ich dir alſo die Frohnarbeit verrichten laſſen?

Schad't nichts, Alte, erwiderte er, ich bedränge dich nicht, werde nicht hart gegen dich ſein. Ich brauche keinen Mann aus deinem Hauſe . . . deine Tochter ſoll die Arbeit machen.

Kormilez, ſage ich, wie kann ein Mädchen das leiſten? Sie iſt jung, ungeübt . . . Du wirſt mehr von ihr verlangen, als ſie ausrichten kann, und dann muß ich's entgelten. Alſo wenn du ſchon die Arbeit haben mußt, will ich dir lieber einen Taglöhner ſtellen.

Weib, du biſt dumm, ſagte er; der Taglöhner wird dir Laſt machen, und mir paßt er auch nicht. Auf den hieſigen Feldern, ſagte er, baue ich hauptſächlich Flachs, und mit dem Flachſe haben, wie du weißt, die Männer nur wenig zu thun. Von deiner Tochter werde ich nicht zu viel verlangen. Wie ſie's macht, wird es ſchon gut ſein.

So, mit dieſen Worten hat er mich beruhigt, Kormilez, und ihm zu widerſprechen konnte ich mich nicht erdreiſten. Ich komme nach Haus und ſage der Marfuſcha: Zur Arbeit verlangt man dich, Marfuſcha, was meinſt du dazu?

Sie war bereit.

Thut nichts, Maminka*), ich werde hingehen, thut nichts . . . viele Mädchen werden dort ſein.

So haben wir es denn hingenommen, und ſie fing an auf die Arbeit zu gehen. Anfangs war ich in Sorgen, und ich fragte ſie immer wieder:

Iſt's nicht zu ſchwer für dich, Täubchen?

Nein, Maminka, wie ſo zu ſchwer? Unter ſo Vielen ſtrengt es nicht an. Zu Haus, wo ich allein bin, werde ich viel leichter müde.

Aber mir, Kormilez, nagte doch immer was am Herzen, und um die Mitte des Sommers, ſo um Mariä Himmelfahrt, fing ich an zu merken, daß mit meinem Mädchen etwas nicht in Ordnung war: ſie wurde immer nachdenklicher und magerer. Ich fing wieder an, in ſie hinein zu reden.

Laß es gut ſein, du Thörin, ſagte ich, laß es gut ſein: ich miethe dir eine Taglöhnerin . . . wie kannſt du die Arbeit verrichten? Sieh dich nur an, wie du geworden biſt . . . warſt du wohl jemals ſo, hier im Hauſe?

Aber ſie wurde böſe, Kormilez.

Was denn, bin ich etwa ein Fräulein? ſagte ſie; oder haſt du zu viel Geld, daß du eine Arbeiterin miethen willſt?

Ich warte wieder vierzehn Tage, ſehe aber nichts beſſer werden. Wenn ſie von der Frohnarbeit kommt, legt ſie ſich auf der Stelle in den dunkeln Verſchlag; thut von unſrer Arbeit gar nichts . . . liegt immer.

---

*) Maminka, volksthümlicher Ausdruck, Mütterchen, Machen.

Ich frage ſie alſo wieder: Mädchen, was iſt dir?

Schlecht zu Muth iſt mir, Maminka! das bleibt ihre einzige Antwort, und wenn die herrſchaftlichen Tage kommen, ſagt ſie mir kein Sterbenswörtchen, nimmt was ſie braucht und geht, früher als alle Andern.

Das Herz wurde mir immer ſchwerer. Was habe ich nicht Alles gedacht . . . gerade wie du, Kormilez, machte ich zuerſt eine Anſpielung, ob ſie nicht etwas auf dem Herzen hätte, ob nicht irgend ein Mann dahinter ſteckte und ſie verlocken wollte. Das Mädchen, denke ich, kommt in die Jahre, und auf den herrſchaftlichen Feldern finden ſich zu jeder Stunde Hofleute*) ein, ſchlechtes Volk, — gerade herausgeſagt: Mädchenjäger. Mit eigenen Augen kann ich es nicht ſehen, und Andere, wenn ſie auch Nachbarn ſind, nach ſolchen Dingen zu fragen, ſchämt man ſich. Auch ihr, Kormilez, ſage ich kein Wort, ſondern gehe geradewegs zu Jegor Parmenitſch.

So und ſo, ſage ich, Jegor Parmenitſch; ich bin keine junge Frau mehr, und mein Rücken leidet es nicht,

---

*) Leibeigne Handwerker und Diener.
Anmerk. d. Ueberſ.

Ich erwachte auf dem Boden, das Kiſſen mit aller Macht in die Arme gepreßt. Der Eindruck dieſes Traumes war ſo lebhaft, daß ich meine Gedanken nicht von ihm abwenden konnte, ja, ich hielt ihn am Ende für einen göttlichen Wink. Alle meine Zweifel ſchwanden; noch ehe der Tag graute, war ich entſchloſſen, Timothy's Rath zu befolgen. Ein Enthuſiaſt, der ſeine eigenen Einfälle für Ahnungen hält, iſt leicht beredet, zu glauben, was er wünſcht. Er glaubt ſich von übernatürlichem Beiſtande umgeben, von der Vorſehung meint er ſich berechtigt, ſeinen Lauf zu verfolgen, ſelbſt wenn dieſer Weg den Geboten der Vorſehung widerſtreiten ſollte. So wurde ich von meiner Einbildungskraft hingeriſſen, ſo wurde meine fixe Idee zu einem ſtürmiſchen Drang, der jeden Gedanken an Recht und Unrecht überwältigte.

## Neunzehntes Kapitel.

Ein wichtiges Kapitel. Ich mache wichtige Bekanntſchaften, erhalte wichtige Papiere, und bin nichtswürdig genug, ſie zu leſen.

Timothy, dem ich am Morgen meinen Traum erzählte, lachte herzlich über den Finger der Vorſehung, wie er aber ſah, daß mich das ärgerte, ſo ſtellte er ſich ebenfalls überzeugt. Nach dem Frühſtück ließ ich mir Lord Windermear's Hausnummer angeben, und ſchrieb ſodann Seiner Herrlichkeit die einfache Anzeige: „Japhet Newland iſt von ſeiner Reiſe zurück. — Piazza, Coventgarden.“ Mit dieſer wurde Timothy betraut; ich [illegible] begab mich mit dem andern Briefe zu Mr. Maſterton nach [illegible]n's Inn, wo dieſer rechtsgelehrte Herr, wie ich aus der Namenliſte erſah, im erſten Stock ſeine Wohnung hatte. Ich zog die Glocke, und es war, als hätte daß ich allein im Hauſe fertig werde. Ich will dir deine Arbeit durch eine gemiethete Arbeiterin machen laſſen, und du giebſt mir die Tochter frei. Aber da, mein Herr, wurde er plötzlich böſe.

Ihr Spitzbuben ſucht euch nur von der landwirthſchaftlichen Arbeit wegzuſtehlen, ſagt er.

Herr, antworte ich ihm, von der herrſchaftlichen Arbeit ſtehle ich mich nicht weg, ſondern bin erbötig, wie ich es ſchon früher vorgeſchlagen habe, ſtatt des Mädchens einen Tagelöhner zu ſtellen . . . aber meine Tochter kann nicht ſo arbeiten, wie du es verlangſt.

Schon gut, ſagt er, aber es geht einmal nicht, jeder Närrin nachzugeben. Mache daß du fortkommſt, und wenn du deinen Vortheil verſtehſt, ſo quäle mich nicht.

Ich gehe aber nicht fort und ſuche auf meinem Willen zu beſtehen; da, Kormilez, fängt er an mit den Füßen zu ſtampfen, auf den Tiſch zu ſchlagen und der Schaum ſteht ihm vor dem Munde. Mir ſank das Herz vor die Füße . . . ich fürchtete immer, daß er mich ſchlagen würde. Dreimal hob er die Hände auf und ſchimpfte und tobte ohne Aufhören.

Halbtodt gehe ich aus dem Hauſe und mit heißen Thränen über den Hof, da kommt mir plötzlich ſeine Frau entgegen mit einem Söhnchen und ſehr geputzt.

Wie geht's, Täubchen, ſagt ſie, warum weinſt du?

So und ſo, ſage ich, gnädige Frau, und erzähle ihr meinen Kummer.

Ach, mein Gott, ſagt ſie, warum will dir denn Jegoruſchka nicht den Gefallen thun? Er hat dich nicht richtig verſtanden, ich werde ihm die Sache vorſtellen, Seelchen.

Ich mache ihr eine Verbeugung.

Widerſprechen, gnädige Frau, antworte ich, war niemals meine Sache, aber jede Mutter, und wenn ſie nur ein Bäuerin iſt, hat Mitleid mit ihrem Kinde. Wenn Jegor Parmenitſch ſie auf Arbeit ſchleppen und nicht freilaſſen will, ſage ich, ſo werde ich zum Isprawnik gehen, ſonſt kann Jegor Parmenitſch mit uns anfangen, was er will.

Nein, Seelchen, es ſoll dir nichts geſchehen, antwortet ſie, ich werde deine Sache führen. Damit entfernt ſie ſich.

Ich aber hielt mich, wie ich geſtehen muß, noch eine Weile im Gutshofe und im Stalle auf, und da hörte ich von einer Hausmagd, daß es zwiſchen Mann und Frau um meinetwillen zu einem großen Streit gekommen war. Sie, das Täubchen, Gott gebe ihr Geſundheit, ſoll ihn ſo geſchimpft haben, ſo geſchimpft und mit Vorwürfen überhäuft, und endlich hat ſie ihm ins Geſicht geſpieen.

Darauf gehe ich denn nach Haus und erzähle das meiner Tochter; aber ſie fängt wieder an mir zu widerſprechen. Meine Seele, Väterchen, that mir ſo ſchon weh, nun ärgerte ich mich auch noch über ſie, und endlich konnte ich mir nicht mehr helfen, Kormilez, ich packte ſie und fing an ſie zu ſchlagen. Im ganzen Hauſe habe ich ſie bei den Haaren herum gezerrt; je mehr ſie bat: Maminka, Maminka! um ſo mehr ärgerte ich mich, ſchimpfte ſie wie einen Hund und ſagte ihr immer wieder, ſie möchte zum Teufel gehen.

Darauf weint und ſchluchzt mein Mädchen volle zwei Tage; ſie fing an mich zu dauern, ich lief heimlich ins Dorf zum Krämer und kaufte ihr Kumatſch*) zum Oberhemde. Sie nahm das Zeug ohne etwas zu ſagen, ſchien aber wieder vergnügt zu werden, und als es dämmerte, ſagte ſie:

Maminka, laß mich zum Spinnabend zu Onkel Thomas gehen!

Geh nur, antworte ich, bleibe aber nicht zu lange.

Nein, ſagt ſie, ich will nur auf ein Weilchen hinlaufen.

Sie zieht ihren guten Anzug an, nimmt den Halbpelz um und geht.

Ich warte auf ſie und warte . . . die erſten Hähne krähen, ſie kommt nicht! . . . die zweiten Hähne krähen, und ſie iſt noch nicht da.

Ei die Spitzbübin! wahrſcheinlich will ſie Nachts dort ſchlafen, dachte ich und ging hin, Kormilez, um ſie zu holen.

---

*) Kumatſch: rothes baumwollnes Zeug.

Als ich hinkomme, ſehe ich ſchon von weitem, daß das Feuer in der Spinnſtube ausgegangen iſt, ich muß lange klopfen, endlich macht mir die Tochter des Bauern die Thür auf.

Was willſt du, Tantchen? fragt ſie.

Ich komme wegen Marſutka, ſage ich; was iſt das für eine Nachtſchwärmerin? Was ſoll das bedeuten, daß ihr ſie hier behaltet?

Nein, Tantchen, antwortet ſie, Marfuſchka iſt fort.

Geh doch, geh, was ſind das für Späße! ſage ich. Wo ſoll ſie denn ſein? Zu Hauſe iſt ſie nicht, und hier wäre ſie auch nicht?

Jeſus Chriſtus iſt mein Zeuge, Tantchen, ſie iſt fort! verſichert das Mädchen.

Nun, denke ich, ſo muß ſie wohl auf unrechte Wege gegangen ſein, die Sünderin, die Spitzbübin! Wer, frage ich, war heute bei euch? junge Hofleute etwa?

Nein, Tante, ſagt ſie, Niemand war da . . . nur zwei Mädchen und deine Marfuſchka, ſonſt Niemand.

Ich weckte die Alten und ſprach mit ihnen. Sie jammerten, ſeufzten und wußten nicht, was es bedeuten könnte. Ich lief in alle andern Hütten im Dorfe. Sie war nirgend zu finden. So iſt die ganze Nacht vergangen, und am andern Morgen blieb mir nichts übrig, als nach dem Gute zum Verwalter zu gehen und meinen Bericht zu machen.

Wenn du ſie doch ſuchen laſſen könnteſt, Väterchen, Jegor Parmenitſch! ſage ich.

Wo ſoll ich ſie ſuchen? Da hätte ich viel zu thun . . . ſuche nur ſelbſt!

Das war die einzige Antwort, die er mir gab, und ſo, Kormilez, blieb ſie verſchwunden und verſchwunden! . . . die Füße habe ich mir abgelaufen, um ſie zu ſuchen, bin in Dörfern und Kirchdörfern geweſen und faſt durch alle Wälder gewandert . . . nirgend eine Spur! So glaubte ich denn zuletzt, ſie hätte ſich ein Leid gethan.

Jetzt iſt die Sache vorbei . . . damals aber geſtand ich's Keinem, und doch lag es mir ſchwer auf dem Herzen, daß ſie es wegen meines Schlagens und Schimpfens gethan hätte.

Mit allen dieſen Geſchichten iſt viel Zeit vergangen; ich konnte vor Kummer und Müdigkeit kaum die Füße ſchleppen und nahm mir zur Hülfe und der Geſellſchaft wegen ein Waiſenmädchen ins Haus. Eines Abends ſitzen wir in der Stube, das heißt, ich liege auf der Ofenbank und ſie ſpinnt. Plötzlich, Kormilez, höre ich im Hausflur ein Klopfen, als ob Jemand mit einem Ringe an die Thür ſchlüge.

Wer iſt da? ſage ich; Pelagejuſchka, geh mal hin und ſieh zu, es war als ob Jemand an die Thüre geklopft hätte.

Großmütterchen, das ſind die Schafe! antwortet ſie.

Höre auf! was für Schafe ſollten es ſein? Geh hin und ſieh nach . . . man wird dich nicht freſſen!

Sie zündet einen Span an, geht hinaus, kommt aber gleich wieder in die Stube gelaufen.

Großmütterchen! ruft ſie, es liegt Jemand im Vorhaus.

Du hätteſt fragen ſollen, ſage ich.

Nein, Großmütterchen, ich fürchte mich.

So ſtehe ich denn von der Ofenbank auf und gehe ſelbſt hinaus. Da liegt ſie . . . meine Marfuſchka im Hausflur auf der bloßen Diele.

Ich ſchrie, ich weinte, warf mich neben ſie, brachte ſie in die Stube, ſetzte ſie hin und fing an zu fragen, aber ſie antwortete nicht und deutete nur mit den Händen, daß ſie keine Sprache hätte. Ich bot ihr Abendbrod an, ſchenkte Milch ein, machte Spiegeleier, aber ſie ſchüttelte nur den Kopf und zitterte und bebte wie ein Espenlaub. Ich legte ſie auf den Ofen, deckte ſie noch zu und habe die ganze Nacht bei ihr geſeſſen. Mager war mein Täubchen geworden, ſo daß ich ſie gar nicht anſehen mochte. Aber dann dachte ich: Gottes Wille geſchehe! . . . wenn nur Knochen da ſind, Fleiſch wird ſchon kommen! . . . Gott ſei Dank, daß ſie am Leben iſt.

Am andern Tage erfuhren es unſere Bauern; ſie kamen mich zu beſuchen, fragten und gaben mir ihren Rath.

Höre, Uſtinia, ſagten ſie, verhätſchle dein Mädchen nicht, ſondern laſſe ſie durch die Gemeinde beſtrafen, damit nicht auch Andere Luſt zum Fortlaufen bekommen.

Ach, Kormilez, wie war mir bei dieſen Reden zu Muthe!

Brüder! gab ich zur Antwort, gegen die Gemeinde will ich mich gewiß nicht auflehnen und würde meine Tochter nicht ſchonen, wenn ſie geſund wäre, und wenn ich gewiß wüßte, daß ſie was Böſes gethan hat.

Plötzlich erſcheint Jegor Parmenitſch, und als er meine Geſchichte gehört hat, ſagte er:

Nicht mit einem Finger dürft ihr das Mädchen anrühren, ſagte er. Sie hat nichts Böſes gethan. Auch zum Sprechen dürft ihr ſie nicht bringen wollen . . . ſie hat, wie man es ihrem Geſichte anſieht, die Sprache verloren.

Ich höre ihn an und denke: wie ſo, ſollte man ſie nicht zum Sprechen bringen? und fange an ſie herumzuführen, zu Wunderdoctoren und Kräuterweibern; und Meſſen habe ich über ſie leſen laſſen, und habe ſelbſt immerfort in ſie hineingeredet: höre auf, dummes Mädchen! habe ich geſagt; nimm dich zuſammen, ſprich!

Ob dies nun geholfen hat, Kormilez, oder was Anderes, plötzlich fing ſie an zu ſprechen und verlangte etwas zu eſſen. Ich klatſchte in die Hände, fing an zu beten, ſie weinte und . . . o Gott! während ſie noch ſchluchzte, ſprach ſie immer mehr und mehr, und endlich konnte ſie wieder Alles ſagen, wie früher. Zwei Tage ſpäter verſuchte ich, ſie auszufragen.

Sage mir, Marfuſchka, fing ich an, was iſt mit dir vorgegangen und wo biſt du geweſen?

Höre, Maminka, ſagt ſie, ich erzähle dir die Wahrheit, die wirkliche Wahrheit: der Waldteufel, ſagt ſie, hat mich herumgeſchleppt!

Ich wurde auf der Stelle ohnmächtig. Unſer Ort iſt geweiht von Alters her, wie das Gerücht ſagt, und doch iſt es mehr als einmal in der Umgegend vorgekommen, daß Er Mädchen weggeſchleppt hat. Die Eine ſoll auf die Manier ganz verloren gegangen ſein . . . in unſeren Tagen war dergleichen nicht mehr geſchehen . . . aber nun, Kormilez, fiel mir mein Schimpfen wieder ein, und wie ich mich damals verſündigte, als ich ſie in meinem Aerger immer zum Teufel wünſchte. Auch den Andern iſt es nach ſolchen mütterlichen Worten widerfahren, aber als ob wir dumme Weiber darauf Acht gäben! Nicht zu Erwachſenen nur, zu Säuglingen ſagen wir gar oft: der Teufel ſoll dich holen! der Waldteufel mag dich wegtragen! . . . Gute Worte wiſſen wir nicht zu ſagen, aber dieſe Redensarten ſind uns immer auf der Zunge. Ich frage dann weiter:

Wie, Täubchen, ſage ich, hat er dich weggeſchleppt?

Es war ſo, Maminka, antwortet ſie; ich ging vom Spinnabend nach Haus, da war's plötzlich, als ob ein Sturmwind über mich herfiele. Er nahm mich auf die Arme . . . ich hatte keine Zeit, mich zu bekreuzen, . . . und ſo trug er mich, trug mich, trug mich, immer durch die Wildniß fort.

Aber was haſt du dort gemacht, liebes Kind? wo haſt du gewohnt, was gegeſſen, was getrunken?

Frage nicht danach, Maminka, ſagt ſie; es iſt mir ſtreng verboten, davon zu reden. Gegeſſen und getrunken habe ich gut, aber wenn ich dir nur ein einziges Wort mehr ſagte, als bisher, ſo würde ich in derſelben Stunde das Leben verlieren.

So hörte ich denn auf, ſie zu quälen, Väterchen. Vielleicht, dachte ich, iſt es wie ſie ſagt. Wie kamſt du denn wieder nach Haus? fragte ich dann.

Mit demſelben Sturmwind, Maminka. Er hat mich hergebracht und im Hausflur hingeworfen. Was dann geſchehen iſt, weiß ich nicht mehr.

Nur das, Kormilez, hat ſie mir geſagt; mehr habe ich bis zum heutigen Tage nicht von ihr erfahren; ich ſehe nur, daß ſie ſich ohne Unterlaß grämt; von Arbeit und Nahrung iſt kaum die Rede.

Ich, Herr, habe die Alte geduldig zu Ende gehört; dann fragte ich: iſt's ſchon lange her, daß ſie die Anfälle bekommen hat?

Ihre Anfälle, Väterchen, haben am erſten Sonntage angefangen. Ich ging mit ihr zur Meſſe, da wurde ſie zum erſten Mal davon gepackt; ſie fiel hin und fing an zu ſchreien.

Bei dieſem Geſpräche war, wie ich Ihnen ſagen muß, auch mein Dummkopf Puſchkaroff zugegen. Als die Alte fertig war, wollte er ſeine polizeiliche Gewalt und militäriſche Gewandtheit zeigen.

Nun, Großmütterchen, ſagte er, wir werden deine

Tochter ſchon kuriren . . . wir haben ein wunderſchönes Mittel gegen ſolche Uebel . . . Birkengrütze*)

Die Alte fing an zu lamentiren; ich ſuchte ſie zu beruhigen, aber er, der Tölpel, fuhr in der vorigen Weiſe fort.

Wer iſt denn der Waldteufel? fragte er. Sage mir das . . . ich ſchleppe ihn am Kragen hierher und gebe ihm tauſend Stockſtreiche, dann wird er ſchon ſagen, wer er iſt, und welch ein Amt er bekleidet.

Herr, wie ſoll ich dir Auskunft geben? antwortete Uſtinia, und wie willſt du ihn herbringen?

Wir werden ihn ſchon herbeibringen, Tante, darüber mache dir keine Sorgen, ſagte er. Bei uns im Regimente, Euer Wohlgeboren, wendete er ſich dann zu mir, wollte ſich auch 'mal ein Soldat als Hexenmeiſter zeigen. Wir lagen damals auf dem Lande. Er fängt alſo eine Kuh im Walde und ſchmiert ihr die Zunge mit Seife. Das Thier wirft ſich herum wie beſeſſen und kommt endlich auf den Hof. Die Zunge iſt weiß, dicker Schaum ſteht vor dem Maule, und die Weiber jammern: ach! ach! armes Kühchen, was iſt mit dem Thierchen geſchehen? Nun kommt er dazu: Was giebt's, Täubchen? Bei euch im Hauſe muß etwas nicht in Richtigkeit ſein . . . aber laßt mich nur machen, ich werde helfen! . . . hilf, Kormilez, hilf! ſchrieen die

---

*) Volksthümlicher Ausdruck für Ruthenſtreiche.
Anmerk. d. Ueberſ.

ich „Seſam, öffne dich!“ gerufen, ſo plötzlich ſprang die Thüre auf, ohne daß ein Menſch dabei zum Vorſchein gekommen wäre. Nachdem ich durch ein Vorzimmer gegangen, fand ich mich vor Herrn Maſterton, einem kleinen alten Manne, der, eine Brille auf der Naſe, an einem mit Papieren bedeckten Tiſche ſaß. Er bot mir einen Stuhl, und ich überreichte ihm den Brief.

„Mr. Neville, wie ich ſehe,“ begann er, als er geleſen. „Ich wünſche Ihnen Glück zur Heimkunft. Sie werden ſich meiner wohl nicht mehr erinnern?“

„Aufrichtig zu geſtehen, Sir, ich könnte mich nicht rühmen.“

„Ich durfte es nicht erwarten, mein lieber Sir, Sie ſind ſo gar lange fortgeweſen. Sie haben ſich ſehr vortheilhaft verändert, das muß ich ſagen, wenn ich an Ihr Ausſehen denke, das mir von Ihrer Knabenzeit her noch ganz wohl erinnerlich iſt. Ohne Schmeichelei, ich hätte mir nicht träumen laſſen, daß Sie ſo ein hübſcher Mann werden würden.“ — Ich verbeugte mich. — „Haben Sie Nachricht von Ihrem Oheim?“

„Ich erhielt ein paar Zeilen von Lord Windermear, als Couvert zu Ihrem Briefe.“

„Ich hoffe, er iſt wohl?“

„Ganz wohl, ſo viel ich weiß.“

Nun erhob ſich Herr Maſterton und holte mir aus einem eiſernen Schrank ein Paket Papiere. „Sie werden dieß mit Intereſſe leſen, Mr. Neville. Ich habe Antheil an der ganzen Unterhandlung, daher ich mir die Freiheit nehmen muß, Ihnen zu rathen, Sie möchten im Lande nicht unter Ihrem Namen auftreten, ehe die ganze Sache beigelegt iſt. Ihr Oheim hat, wie ich leſe, die gleiche Bitte gethan.“

„Ich habe bereits eingewilligt, Sir; ich führe einen angenommenen Namen.“

„Darf ich darnach fragen?“

„Ich nenne mich Mr. Japhet Newland.“

Weiber. Er nimmt ihnen fünf Rubel ab, wäſcht die Kuhzunge mit Lauge, und das Thier iſt geheilt. So ſind die Hexenmeiſter! Auch der hieſige Waldteufel wird von der Art ſein.

Ich weiß nicht, Herr Veteran, erwiderte die Alte, ob das hier ſo ſein mag. Vielleicht übernachtet ihr hier . . . dann wirſt du es hören. Er ſchreit faſt jede Nacht, ſo daß man ſich fürchtet hinaus zu gehen.

Das iſt ja der Vogel Uhu, Tante, ſage ich.

Viele Leute ſind dieſer Meinung, Kormilez, aber es iſt kein Vogel. Die Knaben im Dorfe haben manchen Uhu gefangen; einer hat ein halbes Jahr bei uns gelebt und hat keinen Laut von ſich gegeben. Aber wenn er ſchreit, iſt's in der ganzen Umgegend zu hören.

Was war zu thun? Jedenfalls hielt es ſchwer, ſie zu einem andern Glauben zu bringen.

Nun, ſage ich, Alte, du haſt uns viel erzählt und viel Unſinn verſchroten. Schicke 'mal die Tochter zu mir, das wird beſſer ſein. Ich will mit ihr ſprechen . . . vielleicht ſagt ſie die Wahrheit. Iſt ſie im Stande, herzukommen?

Freilich, Kormilez, ſie hat jetzt genug gelegen.

So ſchicke ſie her, ſage ich, komme aber nicht mit; ich will allein mit ihr reden.

Auch Puſchkaroff befahl ich, fortzugehen. Das Mädchen kam zu mir, ich ſah ſie aufmerkſam an. Ihr Geſicht war angenehm, ſie hatte vorſtehende blaue Augen, war ſehr weiß und hatte ſonderbarer Weiſe, obwohl ſie von Kindheit an ſchwere Arbeit gethan, zarte Hände, wie eine Dame.

Guten Tag, ſchönes Kind! ſage ich.

Guten Tag, Herr! giebt ſie zur Antwort.

Setze dich . . . du ſollſt nicht ſtehen.

Das thut nichts, Herr! ich kann ſtehen, ſagt ſie.

Hör auf! ſage ich, du wirſt krank, wirſt müde.

Sie ſetzte ſich in einiger Entfernung und ſah mich unter der Stirne hervor an.

Was fehlt dir, was geht mit dir vor? fragte ich ſie.

Es iſt ſo, Herr, daß mir etwas ans Herz ſteigt, und es wird mir wirr im Kopfe und dunkel vor den Augen. Nachher weiß ich nicht mehr, was geſchieht.

Woher haſt du das bekommen?

Sie haben es gewiß ſchon gehört? antwortete ſie und ſchlug die Augen nieder.

Daß der Waldteufel dich herumgeſchleppt hat?

Ja, von der Zeit fing's an mich zu packen.

Höre, Marfuſchka, ſage ich, du biſt ein kluges Mädchen, wie ich ſehe. Sage mir deine Meinung: iſt's eine Sünde zu lügen, oder iſt's keine?

Wie, Herr, keine Sünde? natürlich iſt's eine Sünde!

Nun gut, ſage ich, das weißt du alſo und lügſt doch, und nicht aus Dummheit, ſondern erfindeſt dir geradezu einen Teufel. Treibe damit keinen Scherz Wer weiß, ob du im Stande ſein wirſt, dieſe Sünde abzubüßen. Alles was du der Mutter über den Waldteufel aufgebunden haſt, daß er dich wie ein Sturmwind geraubt und ſpäter wieder ins Haus geworfen hat, Alles dies haſt du dir ausgedacht, Alles dies iſt nicht geſchehen . . . Wenn dich einer angelockt hat, ſo war's ein Menſch, und du darfſt ſeinen Namen nicht verheimlichen.

Nichts anderes weiß ich, Herr, als was ich der Mutter geſagt habe . . . nichts ſonſt! betheuerte ſie, und dabei ſtrömten ihre Thränen.

So habe ich mich wohl eine halbe Stunde mit ihr herumgeplagt. Erſt hoffte ich, ſie durch Freundlichkeit zu gewinnen.

Sei offen gegen mich, Marfuſcha, ſagte ich, ich ſchwöre dir — und ich bin ein alter Mann, habe ſelbſt Kinder und werde ſolche Worte nicht in den Wind reden — ſage mir die Wahrheit, und ich ſchwöre dir daß dir nichts geſchehen ſoll. Auch deine Schamhaftigkeit will ich ſchonen . . . werde ſelbſt deiner Mutter nichts ſagen, werde dir guten Rath geben und Arznei . . .

Es half nichts, ſie blieb dabei: ich kann nichts ſagen, ich weiß nichts, gar nichts, gar nichts! Ich fing an, mich zu ärgern.

Nun, Marfa, ſagte ich, da du dich, wie ich ſehe, nicht vor der Strafe Gottes fürchteſt, ſo fürchte dich vor der meinigen. Ich werde deine Geſchichten ſchon an den Tag bringen, und dann beklage dich nicht.

Sie ſchwieg; ich ſchickte ſie fort und ärgerte mich. Die Sonne war ſchon im Untergehen, der Tag war verloren; nach Hauſe zu fahren ging nicht, weil man den Weg nicht mehr ſehen konnte. Ich entſchloß mich alſo, bei Uſtinia über Nacht zu bleiben, trank Thee mit ihr und hatte mich eben in meinen Tarantas gelegt, als plötzlich Puſchkaroff zu mir trat.

Euer Wohlgeboren, der Waldteufel ſchreit wirklich! ſagte er; wollen Sie es nicht anhören?

Das fing an, mich zu intereſſiren; ich hatte von dieſen Waldteufeln ſchon viel gehört, hatte aber noch nie Gelegenheit gehabt, ſie kennen zu lernen. So verließ ich denn mein Lager, ging ans Thor, und wirklich war da zu meinem Erſtaunen ein Geſchrei zu hören, an das ich nicht glauben würde, wenn ich's nicht mit eigenen Ohren vernommen hätte. Bald war es ein Wiehern, wie von einem dreijährigen Füllen, bald lachte es wie ein Menſch: bald wechſelten die Töne: es klatſcht in die Hände, ſchreit . . . und im Dunkeln, wiſſen Sie, ſchallt ſo etwas nach allen Seiten.

Mein tapfrer Puſchkaroff ſteht nur ſo da und brummt vor ſich hin: welch ein heidniſches Ländchen! und auch mit mir fängt die Phantaſie an, ihr Spiel zu treiben; obwohl ich ſehr gut verſtehe, daß es ein Vogel iſt, läuft mir ein Froſtſchauer über die Haut. Eine Weile horchte ich noch auf dieſe Muſik, aber da mich der Tag müde gemacht hatte, legte ich mich endlich nieder und verfiel ſogleich in einen wahren Rieſenſchlaf.

Am folgenden Morgen erwachte ich zwiſchen acht und neun Uhr und rief Puſchkaroff, daß er die Pferde anſpannen ſollte. Er kam ſogleich herbei.

Euer Wohlgeboren, ſagt er, wir haben Pech gehabt!

Was giebt's denn?

Das Mädchen iſt ſchon wieder verſchwunden ...

Wie? ſage ich, verſchwunden? Das Ordnungsgericht, ſage ich, die Polizei, ich und du ſind hier, und ſie iſt verſchwunden? ... Haſt du denn nicht aufgepaßt?

Gewiß, Euer Wohlgeboren! verſichert er. Die ganze Nacht habe ich nicht geſchlafen ... faſt bis zur Morgendämmerung hat dieſer Hund gekläfft ... wie hätte ich dabei ſchlafen können? Die ganze Nacht habe ich auf dem Heuboden geſeſſen und meine Pfeife geraucht, habe aber nichts gemerkt.

Ich gehe auf die Straße. Eine Menge Bauern und Weiber ſchwatzen miteinander und ſprechen natürlich vom Waldteufel. Uſtinia läuft wie eine Unſinnige im Dorfe hin und her und ſucht. Ich, wiſſen Sie, ärgerte mich über dieſen Waldteufel ganz im Ernſte; das hieß denn doch dem Ispravnik vor der Naſe ſtehlen! Ich ließ unverzüglich im ganzen Dorfe Hausſuchungen halten, ſchickte auf allen Wegen Häſcher aus, keine Spur.

So fahre ich denn auch nach Markowo zur Hausſuchung. Jegor Parmenitſch iſt da und ſchwänzelt um mich herum.

Was bedeutet das? fragt er, was iſt geſchehen?

Ich ſage ihm kein Wort, ſuche Alles auf das Genaueſte durch, aber was ich ſuchte, fand ſich nicht.

Nun, denke ich, an dieſe Sache muß man auf andere Weiſe herangehen!

Ich habe in Michailowski einen geſcheidten Bauern als Sotski*), der ſeit ungefähr fünfzehn Jahren im Dienſt und dadurch ſehr gewandt geworden iſt, der auch, wenn man ihm ordentlich ins Gewiſſen redet und ihn dabei gehörig anſchreit, nicht zu betrügen pflegt. Sobald ich in die Stadt zurückgekommen war, ließ ich ihn rufen.

Höre, Kaliſtrat, ſage ich, in der Pogorelsk'ſchen Gemeinde ſoll von den Frohnarbeitern eine Brücke gebaut werden, und du wirſt hincommandirt, die Arbeiter zu überwachen. Einerſeits alſo haſt du dies zu beſorgen, aber es iſt auch noch etwas Anderes da: aus Dmitriefskaja iſt ſchon zum zweiten Male ein Mädchen verſchwunden, und es heißt, der Waldteufel hätte ſie geholt. Das, Bruder, iſt Unſinn!

Unſinn, Herr! ſagte er. Natürlich iſt das Unſinn!

Nun alſo verſtehſt du wohl, was du ſollſt? Halte die Augen offen, während du dort biſt; erkundige dich ſo viel du kannſt nach dem Wie und Wo, und wenn du von ihr hörſt, faſſe ſie ſogleich und bringe ſie mir her. Außerdem ſteckt auch Jegor Parmenitſch in der Geſchichte. Behalte ihn im Auge, und paß auf, wo er iſt und was er thut. Mit einem Worte, finde entweder das Mädchen, oder wenigſtens ihre Spur, und erfahre, wie und mit wem und warum ſie verſchwunden iſt. Ich ſelbſt werde auch ſo viel als möglich zu erfahren ſuchen . . . und wenn mir ohne dein Zuthun etwas zu Ohren kommt, ſo heißt das, daß du betrügſt, und was dir dafür bevorſteht, weißt du ſelbſt.

---

*) Sotski: Polizeibeamter niederen Grades, Aufſeher über hundert Häuſer. Anmerk. d. Ueberſ.

Ich verſtehe, Herr, habe nicht das erſte Jahr mit Ihnen zu thun! ſagte er. Wie befehlen Sie aber daß ich Bericht abſtatte?

Wenn du was Wichtiges entdeckſt, ſage ich, bringſt du mir gleich Beſcheid, und wenn nicht, ſo ſagſt du mir, wie es ſteht, wenn die Arbeit zu Ende iſt.

Zu Befehl! ſagt er und geht ab.

Ich warte eine Woche, noch eine . . . gar nichts! Inzwiſchen fahre ich im Bezirke umher und komme auch in den zweiten Kreis. Man hatte mir einen jungen Stanowoi Priſtoff*) beigegeben, der Dummheiten machte, und die Geſchäfte vernachläſſigte, dem wollte ich den Kopf waſchen.

Ich komme hin und fange an meine Angelegenheiten vorzunehmen, da erſcheint plötzlich Puſchkareff mit heiterer Miene und ſagt:

Euer Wohlgeboren, das Mädchen aus Dmitriefskaja, das verſchwunden war, iſt wieder da.

Gut, wo haſt du das erfahren? fragte ich.

Die Mutter iſt mit ihr hierhergekommen und möchte zu Ihnen.

---

*) Hülfsarbeiter.

Führe ſie herein, ſage ich, und im Stillen hatte ich meine Freude darüber. Aber vorläufig kommt Uſtinia allein.

Wie geht's, Alte?

Guten Tag, Kormilez!

Nun, wie ich höre, hat ſich ja deine Tochter wieder gefunden?

Wiedergefunden, Väterchen!

Auf welche Weiſe denn? Hat ſie dir abermals der Waldteufel ins Haus geworfen?

Ei was, Waldteufel, Euer Wohlgeboren! die Sache kommt ganz anders heraus . . . auf Sie nur ſteht unſere Hoffnung . . . verlaſſen Sie uns arme Waiſen nicht mit Ihrer Gnade.

Schon gut, ſage ich, aber ſchwatze nicht ſo viel, ſondern erzähle gleich, wie ſich die Sache verhält.

Nein, Herr, Sie würden mir vielleicht nicht glauben. Fragen Sie mein Mädchen ſelbſt, ſie mag Alles ſelbſt erzählen . . . dazu habe ich ſie mitgebracht.

So geh und rufe ſie her, ſage ich, und gleich darauf kommt Marfuſcha herein, ganz mager und abgezehrt.

Nun, ſchönes Kind, ich freue mich, dich zu ſehen. Laß hören wohin du verſchwunden warſt, aber paſſe auf, lüge nicht, ſage die Wahrheit!

Nein, Herr, antwortete ſie, warum ſollte ich lügen? Ich habe das Lügen jetzt nicht mehr nöthig und werde weder mich noch Andere verſtecken.

Das iſt recht, ſage ich; erzähle alſo, wer dich verlockt hat, und wo du das erſte und zweite Mal geweſen biſt.

Das erſte Mal, Herr, ſagte ſie, habe ich dicht unter dem Dache des Gutshauſes von Markowo geſteckt, und das zweite Mal bei dem Förſter von Pogorelski.

Wie! rief ich, im Gutshauſe? . . . wie biſt du denn dahin gekommen? Sie ſchwieg. Hat dich Einer von den jungen Hofleuten dahin gebracht, oder wer ſonſt?

Sie ſchlug die Augen nieder und wurde dunkelroth. -

Nein, das nicht! antwortete ſie.

Aber du biſt doch nicht ſo ohne Veranlaſſung dorthin gegangen . . . wozu und weßwegen hätteſt du das gethan?

Wie ſo ohne Veranlaſſung, Herr? Freilich nicht.

Mit wem alſo? Sage es endlich!

Warum ſchweigſt du denn? miſchte ſich die Mutter ein. Du ſelbſt haſt verlangt, zu dem Herr Iſprawnik zu gehen, ihm Beſcheid zu ſagen, wie es war, und nun ſprichſt du nicht . . . ſage ihm doch Alles! Jegor Parmenitſch, Herr, unſer Verwalter, hat ihre Jugend mißbraucht und ſie zu Grunde gerichtet. Erzähle, Spitzbübin, wie die Sache war; was ſchweigſt du?

Erzähle, Marfuſcha! ſagte auch ich. Hier ſind nur wir Beide, deine Mutter und ich, und wir Beide wollen dein Beſtes. Alſo Jegor Parmenitſch hat dich entführt?

Das Mädchen erröthete noch mehr und ſenkte den Kopf.

Ja, er, ſagte ſie mit einem Seufzer.

Warum entführte er dich denn? fragte ich; haſt du dich mit ihm eingelaſſen, oder wie ſteht's? . . . Sie ſchwieg wieder; ich ſah die Mutter an; ſie ſtand traurig da, und bei meinen Worten nickte ſie mit dem Kopfe, dann ſagte ſie:

Eingelaſſen, Kormilez, hat ſie ſich mit ihm, es iſt nichts mehr vor dir zu verbergen . . . eingelaſſen . . . die Schamloſe. Wenn mein mütterliches Herz nicht wäre, in Stücken hätte ich ſie zerriſſen . . . das Mädchen iſt ein Hund, mehr nicht! hat ſich und mich zu Grunde gerichtet. Wie das bitter iſt, Kormilez! . . . Weſſen Kind iſt ſie denn, dieſe Barbarin . . . oder wer hat ihr ſolch Beiſpiel gegeben?

Das Mädchen brach in Thränen aus, und die Alte ſchnatterte weiter. Wie kränkend und ſchmerzlich es für eine Mutter ſein muß, wenn ihr Kind etwas Böſes thut, kann ich mir denken; ich bin ſelbſt Vater und urtheile nach meinem eigenen Gefühl. Und doch, muß ich geſtehen, dauerte mich die Tochter noch mehr als die Mutter . . . ich ſah wohl, daß ihre Thränen ächt und bitter waren.

Höre auf zu kläffen, ſage ich zu der Alten; ungeſchehen machen kannſt du nichts, und deinem Mädchen iſt nicht beſſer zu Muth als dir. Und du, Marfuſcha, ſage ich, höre nicht auf die Mutter, ſprich mit mir. Haſt du ihn lieb gehabt, oder wie war's?

„Klingt etwas ungewöhnlich, iſt aber am Ende ſo gut, wie jeder andere Name. Ich will ihn notiren, für den Fall, daß ich Ihnen zu ſchreiben hätte. Ihre Adreſſe?"

„Piazza, Coventgarden."

Herr Maſterton zeichnete beides auf, während ich die Papiere zu mir ſteckte; dann nahmen wir unter vielen freundſchaftlichen und verbindlichen Worten Abſchied von einander.

Ich kehrte in's Hotel zurück, wo mich Timothy mit Ungeduld erwartete. „Japhet," ſagte er, „Lord Windermear hat die Stadt noch nicht verlaſſen. Ich hab' ihn geſehen, er ſchickte mir den Bedienten nach, um mich zurückholen zu laſſen. Im Augenblicke wird er hier ſeyn."

„Wirklich? Sag' mir doch, was iſt er für ein Mann? Was hat er zu Dir geſagt?"

„Er ließ mich in's Speiſezimmer kommen, wo er eben frühſtückte, und fragte mich allerlei, über Deine Ankunft, Dein Befinden, wie lange ich in Deinen Dienſten ſey, und dergleichen. Ich ſagte ihm, ich trüge Deine Livree erſt ſeit ein paar Tagen. Dann trug er mir auf, Mr. Newland zu melden, daß er ihn in zwei Stunden beſuchen würde. — ‚Da muß ich geſchwinde gehen, mein Lord', verſetzte ich, ‚damit er aufſteht'. — ‚Der Siebenſchläfer', ſagte er, ‚faſt ein Uhr, und noch im Bette! Nun ſo geht, und kleidet ihn an, ſo ſchnell Ihr könnt'."

Während wir noch ſprachen, fuhr eine ſchöne Equipage mit Schimmeln vor. Seine Herrlichkeit ließen durch den Bedienten fragen, ob Mr. Newland zu Hauſe ſey. Der Kellner antwortete, es wohne ſeit ein paar Tagen ein junger Gentleman hier, der von Reiſen komme, und deſſen Name mit N anfange. — „Das trifft zu; laß den Tritt nieder, James." Seine Herrlichkeit ſtiegen aus, und wurden die Treppen herauf in mein Zimmer geführt. Da ſtanden wir, einer den andern anſtarrend.

„Lord Windermear, glaub' ich," ſagte ich, und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

Ja, Herr!

Sehr lieb?

Sehr, Herr, eine große Liebe habe ich für ihn gehabt.

Wie, ſage ich, du — ein ſo ſchönes Mädchen — haſt dich in dieſe ſcheußliche, fette Fratze verliebt? Er hat dich wohl mit Geld bethört, oder wie ſonſt?

Nein, Herr, wozu brauche ich Geld? Für Geld wäre ich nicht fortgegangen . . . es war meine große Liebe zu ihm . . .

Ich, wiſſen Sie, zuckte nur die Achſeln, das iſt, denke ich, wie's im Sprichwort heißt: „Wem der Satan gefällt, für den iſt er ſchöner als ein Edelfalke.“ Das Wichtigſte war mir übrigens zu erfahren, wie Alles zugegangen war, und wie ſich die einzelnen Thatſachen verhielten, um meinen Jegor beſſer packen zu können.

Ich fing alſo an, ſie weiter auszuforſchen, aber ſie ſtand mit niedergeſchlagenen Augen da und antwortete nicht.

Was ſoll denn das? rief die Mutter. Wenn du es gethan haſt, ſo erzähle nun auch.

Nein, Mütterchen, ich kann nicht . . . wie kann ich von meiner eigenen Schande ſprechen! und ſie fing wieder an zu weinen und zu ſchluchzen.

Niemals, Herr, in meinem ganzen Dienſt habe ich ſolche Thränen nicht geſehen. Ich hatte mit Räubern zu thun und mit großen Verbrechern, und Viele von ihnen thaten reuevoll, aber ſolcher Scham und Seelenqual, wie bei dieſem Mädchen, war ich nie begegnet. Sie konnte ſich ſelbſt ihre Handlungsweiſe nicht erklären, und dies iſt meiner Anſicht nach ein gutes Zeichen. Ich habe das bei meinen Unterſuchungen oft erfahren. Wenn ein Menſch, den man verhört und überführt, ohne daß ihm ſonſt etwas geſchieht, ſich gar nicht ſchämt und nur ſagt: ja, meine Seele iſt in der Sünde und wird es auch verantworten, ſo ſteht ihm ſchon hier nichts Gutes bevor, und er iſt verloren. Dies Mädchen aber war, wie ich ſogleich erkannte, nicht von der Art, und es that mir leid, ſie noch weiter zu verhören. Ich befahl ihr ins Vorhaus zu gehen, um ſich von ihrem Weinen zu erholen, Uſtinia aber gab ich einen Wink zu bleiben.

Wie iſt's, Alte, ſagte ich, weißt du vielleicht, was unter ihnen vorgegangen iſt?

Ich habe ſie ausgefragt, Kormilez. Sie hat mancherlei erzählt — weiß nicht, ob Alles wahr iſt.

Wie und wann und auf welche Weiſe hat er ſie verlockt? fragte ich.

Ja, ſiehſt du, gab ſie zur Antwort, ſchon früher, wenn Feiertage waren oder auch ſo, kam er häufig zu mir. Manchmal blieb er eine, auch zwei Nächte. Ich — auf der Stelle will ich des Todes ſein, wenn es nicht wahr iſt — habe nichts gemerkt, aber er ſoll, wie ſie ſagt, ſchon damals ſehr zärtlich gegen ſie geweſen ſein. —

Und dann, ſage ich, hat er ſie zu der Frohnarbeit gefordert?

Ja, Vetter, dann kam die Frohnarbeit; ſie waren häufiger zuſammen, und dann, Kormilez, ſoll er ſie immer allein auf Arbeit geſchickt haben. Bald in den Garten, zum Jäten — bald zum Waizenworfeln — bald zum Heizen der Badſtuben— bald zum Wäſche waſchen, und dann kommt er immer zu ihr, um die Aufſicht zu führen. Seine Frau war den Sommer ſehr krank, da ſoll er denn geſagt haben, wenn meine Frau das Leben verliert, ſo heirathe ich dich, Marfuſcha. Der Herr wird mir keine Schwierigkeiten machen, Jede, die ich wähle, giebt er mir . . . Nun, Kormilez, du weißt ja ſelbſt, er iſt ein liſtiger Menſch, der Jeden mit Worten herumkriegt und hinters Licht führt und ſie — vielleicht iſt ſie jetzt etwas klüger geworden — aber damals war ſie ein dummes Ding. Ach, ſie wäre anders, als ſie iſt, wenn dieſer Menſch ſie nicht verleitet hätte! Nach wem kann ſie nur ſo geartet ſein? . . Wenn ich auch von mir geſtehen muß, daß ich in meiner Jugend etwas verliebter Natur war, ſo wäre mir ſo etwas doch nicht eingefallen . . . und in unſerer ganzen Verwandtſchaft iſt nie etwas Schlechtes vorgekommen.

Das iſt nun ſo, Alte, ſage ich, darüber iſt auch nicht weiter zu ſprechen, ich will nur wiſſen, warum er ſie fortgebracht und wie er das angefangen hat.

Er hat ſie entführt, Kormilez, erſtens weil ich ſie von der Frohnarbeit losmachen wollte und mit ihr geſcholten hatte, ſo daß er wohl einſah, es würde unter meinen Augen nichts mehr zu machen ſein. Zweitens weil . . . ich weiß nicht, ob Marfuſcha's Worte wahr ſind, aber ſie behauptet, daß es bis zu ihrer Flucht zu nichts Ernſtlichem zwiſchen ihnen gekommen war. Der glotzaugige Nikolaſchka, ſein Kutſcher, hielt ſich vom Frühling an immerwährend in unſerm Dorfe auf. Immer, ſiehſt du, war er auf der Jagd, dazu ſind bei uns die beſten Plätze. Durch Nikolaſchka ließ er ihr ſagen, daß ſie den einen Abend zu ihm auf den Hof kommen ſollte, und nach der Spinnſtube, Kormilez, lief ſie zu ihm. Da haben ſie ihr denn, nur wegen der Kälte, zugeredet, ein Glas Branntwein zu trinken. Ein Mädchen, das nicht daran gewöhnt iſt, kann nicht viel vertragen! ſie hat ſogleich die Beſinnung verloren, und was dann geſchah, weiß ich nicht, aber mit oder gegen ihren Willen hat man ſie in den Schlitten geſetzt und auf das herrſchaftliche Gut in Markowo gebracht. Anfangs, Kormilez, hat er ſie im Kabinet des Herrn einquartiert, aber ſpäter aus Furcht oder irgend einem andern Grunde in eine Dachkammer gebracht und wie eine Gefangene eingeſperrt. Was er wollte, führte er aus, obwohl ſie ſich dagegen ſträubte. Vom erſten Tage an verfiel ſie in Schwermuth und ſagte immer zu ihm: Oh Jegor Parmenitſch, ſagte ſie, was haſt du an mir gethan! laß mich zu meiner Maminka, quäle weder ſie noch mich ſo lange. Er verſprach immer, ihr den Willen zu thun, betrog ſie aber von Tag zu Tag. Endlich ſagte ſie zu ihm: wenn du mich nicht aus der Gefangenſchaft loslaſſen willſt, ſo ſpringe ich entweder aus dem Fenſter, oder ich thue mir ſonſt ein Leid an. Vor dieſen Worten, Kormilez, erſchrak er. Gut, Marſuſcha, ich bringe dich wieder zu der Mutter, aber erzählen darfſt du nichts. Stelle dich lieber ſtumm, und wenn du gegen deinen Willen, oder weil man dich zu ſehr quält, oder aus irgend einem andern Grunde wieder zu ſprechen anfangen ſollteſt, ſo ſage, daß dich der Waldteufel geſtohlen und im Wirbelwinde herumgeſchleppt hat, ſo daß du von dem, was weiter mit dir geſchah, gar nichts weißt. Wer dich auch fragen ſollte, und wenn ich es ſelbſt wäre, oder irgend ein Beamter, verrathe dich nicht, bleibe bei dem Einen. Thuſt du das nicht, wird es dir ſchlimm ergehen. Du richteſt dich ſelbſt zu Grunde, und ich werde ebenfalls Strafe leiden müſſen . . . Was weiter geſchehen iſt, Kormilez, weißt zu ſelbſt. Ihm zu Liebe war ſie gehorſam, nur daß ſie ſich im Herzen zu ſehr grämte und durch dieſen Gram, wie bekannt iſt, ihre Anfälle bekam. In die Kirche Gottes verlangt ſie, kann aber dort nicht ſtehen bleiben . . . Wie oft, Maminka, ſagte ſie mir jetzt, habe ich die ganze Wahrheit offenbaren wollen, aber ich ſchämte mich zu ſehr.

Warum, zum Teufel, iſt ſie denn aber das zweite Mal zu ihm gelaufen? fragte ich.

Auch gegen ihren Willen! Als du zu uns kamſt und ihr zuredeteſt, ſchlich er dieſelbe Nacht durchs Dachfenſter zu ihr und machte ihr bange. Nur um deinetwillen, Marfuſcha, ſagte er, iſt der Isprawnik gekommen, und morgen wird er dich in Ketten ſchließen und nach Sibirien ſchicken, um dort dein Leben lang zu bleiben. Wenn du dich retten willſt, mußt du mit mir fliehen; ich verſtecke dich ſo gut, daß dich nie Jemand finden ſoll. In Furcht und Dummheit ging ſie wieder ſeinen Fährten nach. Diesmal hatte er ſie zu dem Förſter in die Waldhütte gebracht; aber die unerträglichſte Schwermuth überfiel ſie, noch ſchlimmer als das erſte Mal. Vierzehn Tage lang verging ſie in Thränen; fortlaſſen wollte er ſie nicht, ſtellte ſogar eine Wache hin . . . wie ſie es angefangen hat, weiß ich nicht, Kormilez, aber die eine Nacht lief ſie auf und davon. Sie verirrte ſich aber im Walde, und ohne Eſſen und Trinken trieb ſie ſich zwei Tage und zwei Nächte lang herum. Erſt bei Nikolai auf Griwa, etwa dreißig Werſt von unſerm Dorfe, kam ſie heraus. Zum Glück hat ſie von dort ein bekannter Bauer zu mir gebracht. Wie eine Wahnſinnige kam ſie an, fiel mir zu Füßen und offenbarte mir Alles, was ich dir hier geſagt habe. Du kannſt es nun halten, wie du willſt, Kormilez, kannſt mir glauben oder nicht, aber ich habe nicht ein Wort zugeſetzt.

Ich glaube dir, ſagte ich, und gebe dir mein Ehrenwort, daß ich mit eurem Verderber, Jegor Parmenitſch, zu Stande kommen werde . . . lange ſchon ſuche ich ihn zu packen.

Nein, Kormilez, antwortete die Alte; nicht darum bin ich mit meinen Beſchwerden zu dir gekommen, daß ihm um unſertwillen etwas Böſes geſchehe. Es iſt ja nichts zu machen, das dumme Mädchen iſt ſelber ſchuld . . . ich ſehe das recht gut ein . . . Beſchütze uns nur, Vetter, daß er uns nicht zu hart bedrücken kann.

In dieſem Augenblicke meldete ſich auch der Sotski, wiſſen Sie, den ich nach Pogorelski kommandirt hatte, und theils um ihn zu prüfen, theils um die Ausſagen von Mutter und Tochter mit den ſeinigen zu vergleichen, habe ich die Beiden ſogleich in verſchiedene Zimmer geſchickt und ihn zu mir kommen laſſen.

Nun, Bruder, frage ich, was bringſt du Gutes?

Das Mädchen aus Dmitriefskaja, Euer Wohlgeboren, hat ſich wiedergefunden — iſt von ſelbſt zur Mutter zurückgekommen.

Wo war ſie denn, und wie ging ſie verloren? fragte ich weiter, als ob ich noch nichts wüßte.

War nicht weit . . . hat ſich im Walde herumgetrieben . . . mit dem Verwalter eingelaſſen . . . Er ſelbſt hat ihr diesmal und auch das erſte Mal Obdach gegeben.

Höre auf, Bruder, das kann nicht ſein!

Es iſt ganz gewiß ſo, Euer Wohlgeboren. Er iſt in ſolchen Dingen ſehr gewandt . . . dies iſt nicht die Erſte . . .

Nicht die Erſte? ſagte ich; ſo iſt er alſo ein Mädchenjäger?

Freilich — ein Mädchenjäger! . . . Nach Ihrem Befehl habe ich alle ſeine Fährten aufgeſpürt, antwortet mir der Sotski und fängt an aufzuzählen: in Markowo Pelagea und Maria; in Wargunicha die Soldatenfrau Thekla; in der Mühle die Müllerin und ſo weiter.

Was ſagt denn ſeine Frau dazu? merkt ſie denn nichts?

Der Frau wird dergleichen nicht zugetragen, aber wenn ſie es merkt, ſo hat ſie keine Nachſicht und nimmt ihn gehörig vor.

Ich ſpuckte aus. Man muß dieſe Canaille in eine andere Gegend ſchicken; der Teufel mag ihn holen! Das Volk war hier bis jetzt in dieſer Beziehung ſo ſittenſtreng — nun führt er ſolche Moden ein, und wer weiß, ob nicht auch Andere ſeinem Beiſpiel folgen. Um aber nicht auf die Worte des Sotski hin eine taube Nuß zu knacken, beſuchte ich unter verſchiedenen Vorwänden alle die Orte, die er mir bezeichnet hatte, und brachte mit Freundlichkeit und Scherzen Alles heraus, was ich wiſſen wollte. Es zeigte ſich, daß Alles richtig war.

Kaum war ich wieder in meiner Kanzlei eingetroffen, als mir eines Tages Jegor Parmenitſch gemeldet wird, der mich zu ſprechen wünſcht.

Bitte ſehr, nur herein mit ihm! ſage ich.

Er kommt und macht ſeinen Kratzfuß.

Guten Tag, junger Mann, ſage ich; wie ſteht's mit den Angelegenheiten und Geſchäften?

Ei was, Herr, ſagt er, meine Angelegenheiten ſtehen ſchlecht. Ich habe gehört, daß mich das aus Dmitriefskaja geflüchtete Mädchen verleumdet, als ob ich ſie zum Fortlaufen verlockt und noch Anderes gethan hätte.

Ja, ſage ich, Jegor Parmenitſch, das iſt eine ſchlimme Geſchichte!

Haben Sie die Güte, Väterchen, hören Sie mich an, antwortete er; ich bin gekommen, Väterchen, Ihnen meine Rechtfertigung vorzulegen. Dies Alles ſagen die Beiden nur aus Haß gegen mich. Das erſte Mal, als dies Mädchen fort lief, habe ich ſie um ihrer Jugend willen gegen die Gemeinde in Schutz genommen; aber ihr und der Mutter habe ich geſagt, wenn dergleichen zum zweiten Male vorkäme, ſo würde ich keine Gnade mehr üben. Sie hat keine Rückſicht darauf genommen, iſt wieder fortgelaufen ... was kann ſie nun, um eine Ausrede zu haben, Beſſeres thun, als daß ſie Alles auf mich wälzt und damit baſtà! ... Wenn ich ſie entführt hätte, wie ſie behauptet, ſo konnte ich das doch nicht allein ausführen ... konnte ſie nicht in meine Taſche ſtecken. Sie mag nur ſagen, wer ſie auf meinen Befehl feſtgehalten hat ... dann wollen wir die Leute befragen und werden ja hören, was ſie antworten. Dann wird ſich's zeigen, wer Recht und Unrecht hat. Von der Alten wird Ihnen Jedermann ſagen, daß ſie eine Plage für die ganze Gemeinde iſt; ſchlechter als der ſchlechteſte Bauer, liſtig, boshaft, grob und die Tochter ebenſo. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

. . . Seit ihrem zwölften Jahre ſchon iſt ſie auf verbotenen Wegen gegangen. Wenn nach alledem ſolchen Leuten noch Glauben geſchenkt werden ſoll, ſo wär's beſſer, gar nicht mehr in der Welt zu leben.

Ich war kaum im Stande, ihn ruhig anzuhören. Das Gewiſſen mußte dieſem Menſchen ganz und gar verloren gegangen ſein, ſo frech log er, ohne auch nur ein einziges Mal zu ſtocken . . . Es war, als ob er Geſchriebenes abläſe.

Warum wollen Sie denn gerade dies Mädchen ſo hart anklagen, Jegor Parmenitſch? Eine gewiſſe Pelagea aus Markowo, die Soldatenfrau Thekla in Wargunicha, oder die Müllersfrau ſind nicht beſſer!

Er kam etwas in Verlegenheit, aber nur auf einen Augenblick; dann ſagte er, als ob nichts geſchehen wäre:

Ich ſpreche nicht ſchlechter von ihr, als von den Andern, Herr; ſie oder die Andern ſind mir ganz gleich.

Höre auf dich zu winden und Fiſematentchen zu machen, Jegor Parmenitſch! antwortete ich. Redner von deiner Sorte habe ich zu Tauſenden unter Händen gehabt; nach den erſten Worten weiß ich, ob man mich belügt, oder die Wahrheit ſagt. Betrügen kannſt du mich nicht . . . ich weiß Alles.

Ich, Herr, will Sie gewiß nicht betrügen, ſagte er und ſchwänzelte um mich herum. Aber ich flehe Sie an . . . die Gemeinde denkt ſich alle möglichen Geſchichten gegen mich aus . . . Schutz finde ich nirgend . . . bitte, richten Sie mich armen Menſchen nicht auf immer

„Du haſt mich zuerſt erkannt, John, erwiederte er, ergriff meine Hand, und ſah mir aufmerkſam in's Angeſicht. Guter Gott! iſt's möglich, daß ein abſtoßender Knabe zu einem ſo hübſchen Burſchen herangewachſen ſeyn ſoll? Ich kann ſtolz auf meinen Neffen ſeyn. Erkannteſt Du mich bei meinem Eintreten?“

„Aufrichtig geſagt, nein, mein Lord; aber da ich Sie erwartete, ſo konnt' ich mir wohl denken, daß Sie es ſeyen.“

„Neun Jahre machen einen gewaltigen Unterſchied, John, — aber ich vergaß — ich muß Dich jetzt Japhet nennen. Haſt Du neuerdings viel in der Bibel geleſen, daß Du auf den wunderlichen Namen gekommen biſt?“

„Nein, mein Lord, aber dieß Hotel iſt eine ſolche Noah's-Arche, daß mich's nicht wundert, wenn ich drauf verfiel.“

„Du pflichtvergeſſener Burſche, nicht nach Deiner Mutter zu fragen.“

„Eben wollte ich —“

„Ja, ja, ich verſtehe ſchon!“ unterbrach mich Seine Herrlichkeit: „aber bedenke, John, daß ſie bei alle dem Deine Mutter iſt. Nicht zu vergeſſen — haſt Du die Papiere geleſen?“

„Noch nicht, mein Lord,“ verſetzte ich, nach dem Nebentiſche deutend, „da liegen ſie. Ich habe keine große Luſt, die Siegel zu erbrechen.“

„Freilich enthalten ſie nicht eben die angenehmſten Nachrichten,“ erwiederte der Lord, „aber ehe Du ſie geleſen haſt, mag ich nichts über die Sache mit Dir reden. Alſo“ — fuhr er fort, nahm das Paket und brach die Siegel auf — „alſo muß ich darauf beſtehen, daß Du den Vormittag zu dieſer Lektüre verwendeſt. Du ſpeiſeſt um ſieben Uhr bei mir, dann wollen wir die Sache durchſprechen.“

„Nun gut, ich will ſie ja leſen, wenn Sie es wünſchen.“

„Ich muß darauf beſtehen, John, und Dein Betragen überraſcht mich, da Dich die Sache doch ſo nahe angeht.“

„Ich gehorche Ihren Befehlen, mein Lord.“

in den Augen meines Herrn zu Grunde, und ich werde mich für Ihre Güte zu großem Dank verpflichtet fühlen . . . werde das mit Geld und andern Geſchenken beweiſen und es für eine Wohlthat halten, wenn Sie dieſelben annehmen.

Ich lächelte, und es kam mir in den Sinn, mir mit dem Schurken einen kleinen Spaß zu machen.

Wenn du ſo anfängſt zu reden, Jegor Pármenitſch, ſo nimmt die Sache eine andere Wendung. Hätteſt du das früher geſagt, ſo wären wir vielleicht ſchon zu Ende.

Ich erdreiſtete mich nicht, es auszuſprechen, Herr. Aufrichtig geſagt, ich bin von Natur ein ſchüchterner Menſch . . . ſeien Sie nicht böſe . . . ich fürchtete mich vor Ihnen. Es iſt nicht ſo leicht, mit Ihnen zu ſprechen, als mit Andern, Sie ſind ſo geſcheidt, und ich und meinesgleichen ſind nur von einfacher Art.

Was ſoll das heißen? frage ich; das ſind leere Worte! ſage mir lieber, was und wie viel du geben willſt.

Ich möchte Sie ſelbſt um die Beſtimmung bitten, Herr, ſagte er. Sie ſind kein kleiner Beamter . . . ich kann Ihnen nichts anbieten, ſondern habe mich zu begnügen, dem, was Sie verlangen, mit Vergnügen nachzukommen.

Gut, Bruder, ſage ich, dagegen habe ich nichts einzuwenden. Aber ſiehſt du, bis jetzt habe ich mein Gewiſſen noch nie verkauft . . . und das erſte Mal thut man das nicht für eine Kleinigkeit . . . zehn Rubel nehme ich nicht!

Wie wäre das möglich . . . zehn Rubel! Das Gewiſſen iſt eine koſtbare Sache! erwidert er mir.

Ganz abzuſchätzen iſt es überhaupt nicht, ſage ich; aber für deine Angelegenheit wird man etwa 100,000 Papierrubel*) verlangen können.

Das gab ihm förmlich einen Stoß, wiſſen Sie. Er lachte, wurde bleich und wußte nicht, wie er meine Worte verſtehen ſollte.

Wie! rief er, Hunderttauſend?

Nun was denn? fragte ich.

Zu viel, Herr, antwortete er. So viel Geld habe ich noch nie in Händen gehabt . . . das könnte ich gar nicht zählen.

Schadet nichts! ſagte ich; wir zählen zuſammen . . . ich betrüge dich nicht, das brauchſt du nicht zu fürchten.

Darin haben Sie Recht . . . aber, Herr, erbarmen Sie ſich, die Summe iſt ja unverhältnißmäßig groß.

Warum denn unverhältnißmäßig? Ich bin überzeugt, daß du beinahe ſo viel in der Taſche haſt, und für das Fehlende gebe ich dir Credit.

Nicht den hundertſten Theil, Herr, kann ich mein Eigenthum nennen. Sie ſcherzen mit mir . . . ich kann ihre Worte nur für Scherz halten.

Das iſt es auch, lieber Freund! fing ich jetzt im Ernſte an; es iſt gut, daß du dies ſo ſchnell errathen haſt. Glaubſt du denn, daß ich mich um Geld dazu verſtehen würde, Betrügereien und Spitzbübereien mit dir zu vollführen?

---

*) Ungefähr 30,000 Silberrubel.

Und ich zählte ihm Alles auf, was ich wußte . . . alle ſeine edeln Thaten habe ich ihm wie in einem Spiegel vorgehalten. Aber was glauben Sie, gnädiger Herr, er hatte die Frechheit vom erſten bis zum letzten Worte Alles abzuleugnen. Seiner Meinung nach gab es keinen beſſeren Menſchen als ihn . . . wenn er nur die geringſte Reue über ſeine Schlechtigkeit gezeigt hätte, ich redete ihm ſo eifrig zu, daß mir die Kehle trocken wurde — umſonſt!

Endlich ſchickte ich ihn fort, und mit der nächſten Poſt ſchrieb ich ſeinem Herrn einen Brief mit der genauen Darſtellung aller Umſtände. Was auf dieſen Brief erfolgen wird, weiß ich noch nicht und ſehe der Antwort mit großer Ungeduld entgegen.

## III.

Die Unterſuchung, die wir zu führen hatten, nahm etwa vierzehn Tage in Anſpruch. Im Augenblick der Abreiſe kam der Iſprawnik mit triumphirender Miene zu mir.

Was giebt's, Iwan Semenitſch? fragte ich: Sie ſind heute ſo vergnügt.

Ja, ſehr vergnügt! antwortete er; ich habe eben einen Brief von dem Herrn des Jegor Parmenitſch bekommen, einen Brief, der mich herzlich erfreut hat.

Und was enthält derſelbe? fragte ich wieder.

Das, Herr, ſage ich Ihnen jetzt noch nicht, aber Sie werden es ſehen, wenn wir durch Markowo kommen, antwortete er, und auf dem ganzen Wege ließ er ſich, trotz meiner wiederholten Fragen, auf keine Erklärungen ein. Sobald wir in Markowo ankamen, befahl er, die Gemeinde-Verſammlung zu berufen.

Jegor Parmenitſch erſchien ſogleich; aber er war ſo blaß und mager geworden, daß ich ihn kaum erkannte.

Väterchen, Iwan Semenitſch, wandte er ſich an den Isprawnik, erlauben Sie mir, zwei Worte mit Ihnen allein zu ſprechen?

Warum denn allein? erwiderte Jener; wenn du etwas haben willſt, ſo ſprich es immerhin vor dem Herrn Beamten aus. Ich habe keine Geheimniſſe mit dir und will auch künftig mich nicht darauf einlaſſen.

Es handelt ſich um mich ſelbſt . . . um meine Privatangelegenheiten . . . Vom Herrn iſt ein Brief gekommen, mit heftigen Vorwürfen und Verweiſen für mich und meine Frau, warum und weßwegen, weiß ich nicht. Es ſteht nur drin, daß ich ſogleich dem Befehl gehorchen ſoll, den Sie mir geben werden. Sprechen Sie ſich aus, Herr, um Gotteswillen! ſagen Sie, was werden ſoll . . . In Gedanken habe ich mich abgequält, mehr als wenn Gott weiß was geſchehen wäre.

Meine Befehle werde ich dir in der Gemeinde-Verſammlung mittheilen, antwortete der Iſprawnik.

Die Leute ſind verſammelt, aber ich möchte Ihre Beſtimmungen gleich hier erfahren, ſagte Jegor Parmenitſch.

Ah, wenn Alles bereit iſt, ſo wollen wir gehen! ſagte der Iſprawnik und machte ſich auf den Weg. Ich folgte ihm auf dem Fuße, ebenſo Jegor Parmenitſch. Als wir an dem Flügel des Gutshauſes vorbei kamen, wo er wohnte, wandte ſich der Iſprawnik zu ihm.

Haben Sie die Güte, Jegor Parmenitſch, Ihre Frau herbei zu rufen. Es iſt nothwendig daß ſie mit zuhört.

Warum ſoll ſie das?

Weil es ſo nothwendig iſt!

Jegor Parmenitſch zuckte die Achſeln, ging in den Flügel, kam aber gleich zurück.

Väterchen, geht es denn nicht, die Frau wegzulaſſen? Sie iſt nicht an dergleichen gewöhnt . . . nie hat ſie einer Bauern-Verſammlung beigewohnt. Laſſen Sie es gut ſein, um Gotteswillen! laſſen Sie ſie fort bleiben! ſagte er.

Nein, lieber Freund, das geht nicht! Es iſt nun einmal ſo . . . es geht nicht! gab der Iſprawnik kalt zur Antwort.

Jegor Parmenitſch athmete ſchwer, ſchlug mit der Hand in die Luft und ging abermals ins Haus.

Sind ſie nicht zu grauſam Iwan Semenitſch? fragte ich.

Schadet nichts! . . ſie ſoll Alles hören, und wird ihren Mann beſſer beſtrafen, als wir Alle dazu im Stande wären.

Wir traten in das Verſammlungszimmer.

Guten Tag, Brüder! ſagte der Isprawnik.

Guten Tag, Väterchen! guten Tag, Kormilez! klang es von allen Seiten.

Wie geht's, wie ſteht's?

So, ſo, Kormilez! . . . wie iſt's mit deinem Wohlſein?

Auch ſo, ſo! Ich lebe und kaue mein Brod.

Gott gebe dir noch viele Jahre zu leben und geſund zu ſein! riefen einſtimmig die Bauern.

Danke, Jungens! antwortete Iwan Semenitſch, und indem er die Menge überblickte, fügte er hinzu: Iſt Peter Iwanoff da?

Hier, Herr! antwortete aus der Menge vortretend ein weißköpfiger Alter, der mit ſeinem vornehmen Aeußern wie ein Zobel unter andern Pelzthieren anzuſehen war.

Nun, Alter, wie iſt dein Befinden? beſſert es ſich?

So, ſo, Herr; beſſer als früher iſt's damit . . . ich muß Gott dafür preiſen! Vom diesjährigen Sommer an habe ich wieder Feldarbeit verrichten können.

Dieſen Mann empfehle ich Ihnen, wandte ſich der Isprawnik zu mir. Es iſt der ehemalige Gutsvogt . . ein braver Alter und frommer Leſer der heiligen Schrift.

Danke, daß du mich lobſt! aber was iſt unſer

Leben? . . Im Buche finden wir das Eine und thun das Andere.

Du haſt dich damals zu ſehr über die Ungnade des Herrn gegrämt.

Was läßt ſich machen, Herr! antwortete der Alte. Wehleidig ſind wir nun einmal . . . wenn's nicht nach unſerm Willen geht, ſo lamentiren wir . . . unſer Herz hängt zu ſehr an den Dingen dieſer Welt.

Und wie ſteht's mit dem Schreiben? kannſt du das noch? haſt es nicht verlernt? fragte der Ispravnik.

Ich ſchreibe noch immer . . . bin ja als Schreiber vom Verwalter angeſtellt, und es giebt viel Arbeit.

So, als Schreiber? ſagte Iwan Semenitſch. Das wußte ich gar nicht . . . er hat dich alſo ganz zu ſeinem Untergebenen gemacht?

Das weiß ich nicht, Herr, das iſt ſeine Sache . . . er wird es wiſſen . . antwortete der Alte. Der Schreiberdienſt aber paßt nicht für meine Jahre. Er ſelbſt ſieht ſchon durch die Brille, und ich bin vielleicht dreißig Jahre älter als er.

Nun, Brüder, fing Iwan Semenitſch nach kurzem Schweigen an, indem er ſich an die Bauern wendete, was meint ihr und was iſt euer Wunſch . . . wäre es nicht beſſer, wenn Peter Iwanoff wieder die Verwaltung über euch hätte, und Jegor Parmenitſch den Abſchied bekäme?

Der Alte blieb ganz ruhig bei dieſer Frage, aber die Geſichter der Bauern drückten faſt alle, während ſie überraſchte Blicke mit einander wechſelten, eine lebhafte Freude aus. Der rothhaarige Bauer, der — als wir das erſte Mal durch Markows kamen — mit Jegor Parmenitſch geſtritten hatte, war der Erſte der zu ſprechen anfing.

Dies, Ew. Wohlgeboren, wäre ſo gut, daß es nicht beſſer ſein könnte! meinte er. Wir werden es Jegor Parmenitſch ſo gut ins Geſicht ſagen, wie jetzt hinter ſeinem Rücken; ſo wie Peter Jwanoff, weiß Jegor Parmenitſch die Verwaltung nicht zu führen.

Das ſagſt du allein, Bruder, antwortete der Jsprawnik; aber was ſagt die Gemeinde? Sprecht, ihr Brüder, was meint ihr Alle?

Wir, Väterchen, als Gemeinde, ſagen dir, daß wir um den Peter Jwanoff zu Gott gebetet haben und daß der Jegor Parmenitſch manches Schlechte gethan hat, ließen ſich viele Stimmen zugleich hören, und der rothhaarige Bauer fügte hinzu:

Wenn zum Beiſpiel in einer Sache der Eine nur Gerechtigkeit ſuchte, während der Andere gerade heraus geſagt ein Krakehler war, ſo befahl er Beiden ſtill zu ſchweigen, ſchimpfte ſie aus, und das war die ganze Ordnung, die er ſtiftete.

Bei dieſen Worten erſchien Jegor Parmenitſch mit ſeiner Frau, die ſehr modiſch gekleidet und gar nicht häßlich war. Sie hatte ſich — wahrſcheinlich um mehr Reſpect einzuflößen — ein ſeidenes Kleid angezogen und einen Hut aufgeſetzt; in den Händen hielt ſie einen Sonnenſchirm. Sie kam dreiſt hereingeſchritten und wendete ſich eben ſo dreiſt an den Jsprawnik mit der Frage:

Was wollen Sie von mir?

Sogleich, gnädige Frau, antwortete Jwan Semenitſch, und indem er ſich mitten ins Zimmer ſtellte, zog er einen Brief aus der Taſche.

Hier, ſagte er, iſt ein Schreiben Eures Herrn, das ich Euch vorleſen will. Der Brief lautete:

„Geehrter Herr, Jwan Semenitſch! ich ſage Jhnen meinen tiefgefühlten Dank für die Nachrichten, die Sie mir von meinem Verwalter Jegor Parmenitſch und ſeinen Sittenloſigkeiten gegeben haben. Jhn in ſeiner bisherigen Stellung zu laſſen, ſcheint mir gefährlich, ſowohl für das Gut, wie für meine eigenen Jntereſſen, und ſo bitte ich Sie gehorſamſt, ſich in Jhrer Güte der Angelegenheit anzunehmen. Jch bitte Sie, Jegor Parmenitſch aus ſeinem Amte zu entfernen und an ſeine Stelle einen Zutrauen erweckenden Mann nach Jhrer Wahl zum Verwalter zu ernennen. Jegor Parmenitſch aber, der mein Zutrauen betrogen hat, ſoll in die Zahl der Hofleute eingereiht werden.“

Jegor Parmenitſch hatte ſich, bleich wie ein Verbrecher, dem das Urtheil verkündigt wird, an die Wand gelehnt; ſeine Frau brach in Thränen aus, dann aber ſagte ſie:

Was haben Sie geſchrieben? . . . auch wir wollen dem Herrn ſchreiben . . . vielleicht wird noch Alles anders.

Schreiben Sie, gnädige Frau, und ich wünſche von Herzen, daß Ihr Mann ſich rechtfertigen möge, erwiderte Iwan Semenitſch. Aber damit du, Jegor Parmenitſch, mich nicht beſchuldigſt, daß ich etwas gegen dich erfunden oder erlogen habe, ſo höre, und auch ihr Brüder und Bauern vernehmt, was ich an euern Herrn geſchrieben habe. Dabei zog er den Entwurf ſeines Schreibens aus der Taſche und las ihn vor; in dieſem Briefe ſtand Alles, was er mir mitgetheilt hatte. Habe ich irgend etwas erfunden oder erlogen? ſchloß er, indem er ſich an die Bauern wendete.

Die Verwalterin warf ihrem Mann einen Blick zu, vor dem mir in ſeiner Seele graute. Er antwortete:

Solche Dinge würden mir ſelbſt in der Jugend nicht in den Sinn gekommen ſein . . . nie habe ich mir dergleichen zu ſchulden kommen laſſen . . . viel weniger würde ich jetzt, bei meinen vielen Sorgen, ſo etwas thun. Ausdenken läßt ſich Alles gegen einen Menſchen, auf den man einen Aerger hat.

Einige von den Bauern lachten.

So, Jegor Parmenitſch, iſt das Alles nicht wahr? ſagte wieder der rothhaarige Bauer, der ſein geſchworener Feind zu ſein ſchien. Wir haben nicht gewagt, dich zu verklagen, aber vielleicht ließe ſich noch Manches aufzählen, was du dir hier mit Schmeicheleien und dort durch andere Mittel verſchafft haſt.

„Recht, mein Junge! ſo will ich Dir denn guten Morgen ſagen, damit Du Dein Penſum bis zum Eſſen fertig haſt. Morgen, — das heißt, wenn Du es gerne thuſt — aber Du kannſt darauf zählen, daß ich junge Leute in ſolchen Sachen nicht drängen mag, ich weiß wohl, es iſt ihnen oft ein läſtiger Zwang — alſo, wenn Du es wünſcheſt, ſo kannſt Du morgen Deinen Koffer ſchicken, und Dein Quartier bei mir aufſchlagen. — Ei, ſag' mir doch," unterbrach er ſich auf einmal, und legte Hand an meinen Rock: „wer hat den gemacht?"

„Der Schneider Seiner durchlauchtigſten Hoheit des Großherzogs von Darmſtadt war ſo glücklich, mein Lord."

„Hm! ich dachte, ſie verſtänden's beſſer in Teutſchland; es iſt nicht ganz der Schnitt. Wir müſſen den Stulz conſultiren, denn bei einer ſolchen Geſtalt und einem ſolchen Geſichte darf am Rock auch nicht ein Jota fehlen. Auf Wiederſehen, lieber Burſche, um ſieben Uhr."

Er ſchüttelte mir die Hand, und ich war allein. Kaum war Seiner Herrlichkeit Wagen abgefahren, ſo trat Timothy ein. „Nun, Sir, war Ihr Onkel erfreut, Sie zu ſehen?"

„Ja," erwiederte ich, „und ſieh, er hat die Siegel erbrochen; er beſtand darauf, ich müſſe die Papiere leſen."

„Es wäre ſehr ungehorſam, wenn Du Dich weigerteſt; alſo iſt's das Geſcheidſte, ich überlaſſe Dich Deiner Beſchäftigung," ſagte Timothy lächelnd, indem er aus dem Zimmer ging.

Statt des Verwalters nahm wieder der Isprawnik das Wort.

Ich ſetze alſo mit eurer Zuſtimmung den Peter Iwanoff zum Verwalter ein. Wollt ihr ihn?

Wir wollen ihn, wir Alle wollen ihn! riefen die Bauern.

Gut, ſo iſt die Sache abgemacht. Du, Jegor Parmenitſch, wirſt die Güte haben, deine ſämmtlichen Bücher und Rechnungen abzuliefern, und du, Peter Iwanoff, prüfe ſie genau; nimm nichts auf dich, was du ſpäter ſelbſt verantworten müßteſt. Und nun lebt wohl, Brüder! leb wohl, Jegor Parmenitſch, und beklage dich nicht über mich . . . die Sclavin ſchlägt ſich ſelbſt, wenn ſie nicht gut Korn ſchneidet*), ſchloß Iwan Semenitſch; wir gingen hinaus und fuhren ſogleich weiter.

## IV.

Etwa ein Jahr ſpäter kam ein Bauer aus dem Kokin'ſchen Bezirk zu mir — ein Mann mit gutherzigem Geſicht und einem kleinen Rauſch. Er brachte mir Grüße von dem Isprawnik und wollte mir ein Anliegen vortragen, das er nach der Art ſeiner Standesgenoſſen nicht auszuſprechen wußte.

Wem gehörſt du? fragte ich und erfuhr, daß er ein Leibeigner des Beſitzers von Markowo war.

---

*) Ruſſiſches Sprüchwort.

Wer iſt jetzt euer Verwalter? Peter Iwanoff? fragte ich wieder.

Nein, Vetter! gab er wieder zur Antwort. Peter Iwanoff, Gott gebe ihm die ewige Seligkeit, iſt geſtorben. Jetzt iſt's nicht mehr Peter Iwanoff, ſondern ein Anderer.

Wer denn?

Auch einer von uns Bauern, Väterchen. Der Herr wollte einen Petersburger oder ſo etwas miethen, aber der Isprawnik war dagegen. Sie, Herr, ſagte er, können wählen wen Sie wollen, aber ich ſtelle den Meinigen hin, und das hat er gethan.

Und wo iſt der frühere Verwalter hingekommen, der vor Peter Iwanoff da war? fragte ich.

Der Frühere?

Ja, der Frühere.

Ach ſo, der Waldteufel . . . wie heißt nur der Hund eigentlich? . . . ich habe es ganz vergeſſen.

Jegor Parmenitſch, half ich ein.

Ja, ja, Jegor Parmenitſch . . . der lebt auch auf dem Gute.

Warum nennſt du ihn denn Waldteufel?

Der Spitzname, Kormilez, iſt für ihn im Gebrauch. Er war auf Mädchen und junge Weiber verſeſſen, und ein Mädchen aus Dmitriefskaja hat er der Mutter entführt, und ſpäter, als er ſie losließ, mußte ſie auf ſeinen Befehl erzählen, daß ſie der Waldteufel fortgeſchleppt hätte. Aber der Isprawnik erfuhr die Geſchichte und kam ... Nun ſo ſollſt du auch der Waldteufel bleiben! ſagte er. Alſo, Brüder Bauern, nennt ihn Waldteufel, ſagte er, und wir waren damit ſehr zufrieden. Die Verwaltung hatte man ihm abgenommen, da wurden wir dreiſter, nannten ihn Waldteufel ... und Waldteufel iſt er geblieben.

Und wie ſteht's mit dem Mädchen aus Dmitriefskaja ... hat ſie geheirathet?

Wie denn, Väterchen, wie denn? wenn wir auch nur Bauern ſind, das hätte keiner von uns gethan ... Bei der Mutter lebt ſie, bei der Mutter ... Sie hat auch einen Knaben, und die Mutter wollte das Kind ausſetzen, aber Marfuſcha hat es nicht gelitten ... Ich werde den Knaben aufziehen, ſagte ſie, und das thut ſie auch. Aber ſie iſt ganz ſcheu geworden; kein Wort redet ſie mit den Leuten, betet immer und beſucht die Wallfahrtsorte.

Und wo iſt Jegor Parmenitſch's Frau?

Bei ihm lebt ſie, Väterchen, und wird gehänſelt wie er ... Waldteufelin nennt man ſie.

Sie ... warum denn das?

Weil ſie ein böſes Herz und freche Hände hat. Die Macht über Andere iſt ihr freilich genommen, dafür ſchlägt ſie ſich nun mit dem Manne herum. Sie prügeln und zanken ſich, daß in der Hütte kein Platz dafür iſt und ſie ſich auf die Straße hinauswälzen ... richtige Waldteufel ſind's!

# Ein Salomoniſches Urtheil.

Aus dem Engliſchen
(Dickens, Christmas - Stories)
von
**Auguſte Scheibe.**

Ich werde es als eine perſönliche Gunſt betrachten, begann der Erzähler, ein großer, ſtarker, blonder, melancholiſch ausſehender und dürftig gekleideter Mann, der ſich Heavyſides nannte, ſeines Zeichens ein Zimmermann war und ſich gebildeter ausdrückte, als man es nach ſeiner äußern Erſcheinung erwartet hätte — ich werde es als eine perſönliche Gunſt betrachten, wenn Sie meine wunderliche Geſchichte anhören und vor Allem ſo gut ſein wollen, mich, mit Hülfe Ihrer Phantaſie, als ein vor fünf Minuten geborenes Kind zu betrachten.

Ich glaube Sie bemerken zu hören, ich ſei zu groß und ſchwer, als daß eine ſolche Vorſtellung möglich wäre. Vielleicht haben Sie Recht, aber bitte, unterlaſſen Sie jede weitere Anſpielung auf meine Größe und Schwere. Mein Gewicht iſt das Unglück meines Lebens geweſen; es hat, wie Sie gleich hören werden, meine Stellung und meine Ausſichten im Leben verdorben, ehe ich noch zwei Tage alt war.

Meine Geſchichte beginnt vor einundreißig Jahren, Morgens elf Uhr mit dem großen Fehlgriffe meines Eintrittes in die Welt zur See, am Bord des Kauffartheiſchiffes „Adventure“, Capitän Gillop, fünfhundert Tonnen Laſt, gekupfert und mit einem praktiſchen Arzt am Bord.

Da ich mich Ihnen — wie eben geſchieht — in dieſer wichtigen Periode meines Lebens vorſtelle, nämlich im Alter von fünf bis zehn Minuten, und da ich, um Sie nicht mit einer langen Erzählung zu beläſtigen, mich wieder verabſchieden werde, ehe ich noch den erſten Zahn bekomme, ſo darf ich wohl ohne Weiteres eingeſtehen, daß meine Kenntniß der Vorgänge nur auf Hörenſagen beruht. Deſſenohngeachtet verdient mein Bericht vollen Glauben, denn er ſtützt ſich auf die Ausſagen Mr. Gillop’s, Capitäns des Adventure (der mir ſeine Mittheilungen in einem Briefe machte), Mr. Jolly’s, des praktiſchen Arztes an Bord des Adventure (welcher mir die Geſchichte — ziemlich herzlos, wie ich glaube — in Form einer humoriſtiſchen Erzählung überlieferte), ſowie auf die mündlichen Berichte von Mrs. Drabble, der damaligen Aufwärterin auf dem Adventure. Dieſe drei Perſonen waren in verſchiedener Weiſe Augenzeuge — ich darf wohl ſagen verblüffte Augenzeugen — der Vorgänge, die ich zu berichten habe.

Der Adventure ſegelte zu der Zeit, von der ich ſpreche, von London nach Auſtralien. Jedermann weiß, wie ich vorausſetze, daß vor dreißig Jahren die Goldfelder noch nicht entdeckt waren und daß es damals noch keins der berühmten Klipperſchiffe gab. Man beſchäftigte ſich zu jener Zeit in den neuen Colonieen hauptſächlich mit dem Bauen von Häuſern, und in den innern Theilen des Landes mit der Schafzucht; in Folge deſſen beſtanden denn auch die Paſſagiere am Bord unſeres Schiffes faſt bis auf den letzten Mann aus Bauhandwerkern und Schafzüchtern.

Ein Schiff von fünfhundert Tonnen, das volle Ladung hat, gewährt ſeinen Paſſagieren keine übermäßigen Bequemlichkeiten. Nicht daß die den beſſeren Ständen angehörigen Paſſagiere der erſten Cajüte beſondern Grund zur Klage gehabt hätten aber der Ueberfahrtspreis, welcher ſich auf eine hübſche runde Summe belief, machte ſie zu Ausnahmen. Es ſtanden ſogar zwei oder drei Schlafcabinen in dieſem Theil des Schiffes leer, denn die Zahl der Reiſenden dieſer Claſſe belief ſich nur auf vier. Ihre Namen und ihre Qualitäten waren folgende:

Mr. Sims, ein Mann von mittleren Jahren, welcher auf Bauſpeculationen ausging; Mr. Purling, ein ſchmächtiger, junger Mann, den man ſeiner Geſundheit wegen eine lange Seereiſe empfohlen hatte, und Mr. und Mrs. Smallchild, ein junges Ehepaar, mit einem mäßigen Vermögen, welches Mr. Smallchild durch Schafzucht in ein großes zu verwandeln trachtete. Dieſer letztere Herr war dem Capitän als beſonders guter Geſellſchafter empfohlen worden — aber die See ſchien dieſe Eigenſchaft einigermaßen beeinträchtigt zu haben; denn wenn Mr. Smallchild nicht ſterbenskrank war, beſchäftigte er ſich mit Eſſen und Trinken, und aß und trank er nicht, ſo ſchlief er. Er war ſehr geduldig und guter Laune und verſtand es, ſich mit wundervoller Geſchwindigkeit in ſeine Koje zurückzuziehen, wenn ihn eine plötzliche Anwandlung des Uebels überfiel; — was aber ſeine geſellſchaftlichen Talente betraf, ſo hörte ihn während der Ueberfahrt Niemand zehn Worte ſprechen. Das war übrigens kein Wunder; denn der Menſch kann nicht ſprechen, wenn ihm übel iſt, er kann nicht ſprechen, wenn er ißt oder trinkt, er kann es ebenſowenig, wenn er ſchläft. Und daraus beſtand Mr. Smallchild's Leben. Was Mrs. Smallchild betrifft, ſo verließ ſie ihre Cabine vom erſten bis zum letzten Tage der Ueberfahrt nicht — aber Sie werden gleich mehr von ihr hören.

Dieſe vier Cajütenpaſſagiere hatten es, wie ſchon bemerkt, ziemlich bequem. Aber die armen Menſchen im Zwiſchendeck — am Bord des Aventure auch in den beſten Zeiten ein erbärmlicher Platz — waren, Männer, Frauen und Kinder, zuſammengepferchtwie Schafe in einer Hürde, nur mit dem Unterſchiede, daß nicht ſo gute, friſche Luft über ſie dahinſtrich. Es waren Handwerker und ländliche Arbeiter, denen es in der alten Welt nicht mehr gefiel, über deren Zahl und Namen ich aber nichts Genaueres weiß. Es kommt auch nichts darauf an, denn es war nur eine Familie darunter, welche beſonders zu nennen iſt. Die Familie Heavyſides nämlich. Dieſe Familie beſtand aus Simon Heavyſides, einem geſchickten, rechtſchaffenen Zimmermann, Martha Heavyſides, ſeiner Frau, und ſieben kleinen Heavyſides, ihrer unglücklichen Nachkommenſchaft. Sie werden, wenn ich recht vermuthe, nun den Schluß ziehen, dies wären mein Vater, meine Mutter und meine Geſchwiſter geweſen? Aber übereilen Sie ſich nicht, laſſen Sie ſich, wenn ich bitten darf, Zeit, ehe Sie dieſen Umſtand als gewiß annehmen.

Obgleich ich mich ſelbſt — ſtreng genommen — nicht am Bord befand, als das Schiff London verließ, ſo hatte ſich mein böſes Geſchick, wie ich feſt überzeugt bin, auf dem Adventure eingeſchifft, um mich zu erwarten, und demgemäß geſtaltete ſich die Reiſe. Das Wetter war niemals ſchlechter geweſen. Wir hatten Stürme aus allen Richtungen des Compaſſes, welche mit leichteren widrigen Winden oder vollkommener Windſtille wechſelten. Der Adventure war ſeit drei Monaten unterwegs, Capitän Gillop's Heiterkeit begann ſich zu trüben, und ich überlaſſe es Ihnen, zu beurtheilen, ob die Nachricht, welche er am Morgen des einundneunzigſten Tages aus der erſten Cajüte empfing, dazu angethan war, ſeine Stimmung zu verbeſſern. Es war wieder einmal Windſtille eingetreten, und das Schiff drehte ſeinen Bug hülflos nach allen Richtungen der Windroſe, als Mr. Jolly — deſſen herzloſer Erzählung ich die Geſpräche wörtlich entnehme — auf Deck erſchien.

Ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen, die

## Zwanzigſtes Kapitel.

### Ich eröffne mir einen Kredit, ziehe ſtarke Summen auf die Firma Leichtgläubigkeit, und mein Unternehmen glückt ohne Bankrott.

Ich ſetzte mich zu den Papieren nieder, welche alsbald meine Aufmerkſamkeit wunderbar erregten. Ein Geheimniß! — ja wohl ein Geheimniß woran Ruf und Ehre der hochgeſtellteſten Familien hing, ein Geheimniß, das von der tauſendzüngigen Göttin zur Schmach der ganzen Ariſtokratie ausposaunt werden konnte. Hier hätte es bittere Thränen entlockt, dort eine kleinliche Bosheit gekitzelt; den Groll der Rachſüchtigen hätte es befriedigt und unter der Schmach den Unſchuldigen ſammt dem Schuldigen zu Boden gedrückt. Es iſt nicht nöthig, auch könnte ich mich unter keiner Bedingung dazu entſchließen, mich weiter darüber auszulaſſen. Als ich die Dokumente durchleſen hatte, verſank ich in tiefes Sinnen. Das iſt allerdings ein Geheimniß, dachte ich, und zwar eines, womit ich gern verſchont geblieben wäre. In einem despotiſchen Reiche würde mein Leben das Opfer dieſer unſeligen Kunde werden; hier hab' ich, Gott ſey Dank, für Leben und Freiheit nichts zu fürchten.

Der Inhalt der Papiere gab mir genügenden Aufſchluß, um die angenommene Rolle durchführen zu können. Derjenige, deſſen Perſon ich vorſtellte, hatte als eventueller Erbe in gerader Linie mit dieſen Notizen bekannt gemacht werden ſollen; es handelte ſich nämlich darum, ob er, gleich andern Verwandten, Willens ſey, ſeine Rechte aufzugeben, damit der Tod ein Verbrechen in Vergeſſenheit begraben könnte. Ich fühlte, daß ich in ſeiner Lage dieſen Entſchluß faſſen würde, und war ſomit vorbereitet, dem Lord meine Willensmeinung zu erklären. Ich verſiegelte die Papiere wieder, kleidete mich an und begab mich zur Tafel. Als dieſe vorüber war, ſagte Lord Windemear, nachdem er erſt den Schlüſſel in der Thüre

Sie in Verwunderung ſetzen wird, ſagte er lächelnd und ſich die Hände reibend zu dem Capitän.

Obgleich Mr. Jolly ſo wenig Theilnahme für mein perſönliches Unglück an den Tag gelegt hat, kann ich doch nicht in Abrede ſtellen, daß ſeine Gemüthsart ſeinem Namen entſprach. Kein Wetter, und wäre es noch ſo ſchlecht geweſen, keine noch ſo große Anſtrengung konnte ihn um ſeine Laune bringen.

Ich verſichere Sie, daß mich nur Eins in Verwunderung ſetzen könnte. Die Nachricht, daß wir günſtigen Wind bekommen ſollten, brummte der Capitän.

Wind iſt's gerade nicht, den wir in Ausſicht haben, aber einen neuen Cajütenpaſſagier, entgegnete Mr. Jolly.

Der Capitän ſchaute auf die weite See hinaus, auf welcher kein Schiff, und ebenſowenig ein Streifen des tauſende von Meilen entfernten Landes ſichtbar war, — dann drehte er ſich kurz nach dem Arzte um, blickte ihm ſcharf in die Augen, wechſelte plötzlich die Farbe und fragte dann, was er meine.

Ich meine, daß wir einen fünften Cajütenpaſſagier bekommen, wiederholte Mr. Jolly mit einem Lächeln, das ſich von einem Ohre zum andern erſtreckte; einen Paſſagier, der durch Mrs. Smallchild, wie ich denke, heute gegen Abend eingeführt werden wird. Größe: nicht der Rede werth, Geſchlecht: zur Zeit noch unbekannt, Sitten und Manieren: wahrſcheinlich himmelſchreiend.

Sie meinen doch nicht —? fragte der Capitän zurückweichend und bläſſer und bläſſer werdend.

Ja, ich meine! entgegnete Mr. Jolly ernſthaft mit dem Kopfe nickend.

Dann will ich Ihnen was ſagen, entgegnete Capitän Gillop, plötzlich in wilden Zorn ausbrechend, ich will Ihnen ſagen, daß ich das nicht dulde! Das verd— Wetter hat mich ſchon aus Leib und Leben heraus geärgert — und ich dulde es nicht! Machen Sie die Sache rückgängig, Jolly, — ſagen Sie ihr, dazu hätten wir am Bord meines Schiffes keinen Platz. Was fällt ihr ein, uns eine ſolche Ueberraſchung zu bereiten! Scandalös, ſcandalös!

Nein, nein, betrachten Sie die Sache nicht in dieſem Lichte, wendete Mr. Jolly ein. Es iſt ihr erſtes Kind, und ſo konnte die arme kleine Frau unmöglich wiſſen — — hat ſie erſt etwas mehr Erfahrung, ſo —

Wo iſt ihr Mann? unterbrach ihn der Capitän mit drohenden Blicken. Ihrem Mann will ich jedenfalls meine Meinung ſagen!

Mr. Jolly zog, ehe er antwortete, ſeine Uhr zu Rathe.

Halb zwölf, ſagte er dann. Laſſen Sie mich ein wenig nachdenken. Mr. Smallchild's gewöhnliche Zeit, ſeine „Rechnung mit der See zu machen.“ In einer Viertelſtunde wird er damit fertig ſein, und fünf Minuten ſpäter wird er in feſtem Schlafe liegen. Um Ein Uhr wird er ein tüchtiges Frühſtück zu ſich nehmen und dann abermals ſchlafen gehen; halb drei Uhr wird er eine neue Ausſprache mit der See halten und ſo fort bis zum Abend. Mit Mr. Smallchild iſt nichts zu machen, Capitän. Ein merkwürdiger Menſch — verſchwendet Stoff und erſetzt ihn ſofort wieder in der bewundernswürdigſten Weiſe. Wenn wir noch vier Wochen auf dem Waſſer bleiben, bringen wir ihn, glaube ich, im Zuſtande völliger Schlafſucht in den Hafen. — Holla! Was wollen Sie?

Während der Doktor ſprach, hatte ſich der Steward dem Quarterdeck genähert. Und, welch ſonderbarer Zufall, auch dieſer Mann zog, wie vorhin der Doctor, den Mund lachend von einem Ohr zum andern.

Sie werden im Zwiſchendeck verlangt, Sir, ſagte er zu Mr. Jolly. Eine Frau, Namens Heavyſides, befindet ſich unwohl.

Unſinn! rief Mr. Jolly. Ha, ha, ha! Sie meinen doch nicht etwa —?

Ja, Sir, 's iſt nicht anders, entgegnete der Steward mit aller Beſtimmtheit.

Capitän Gillop blickte in ſtummer Verzweiflung um ſich. Zum erſten Male ſeit zwanzig Jahren verlor er ſeine Seebeine; er taumelte zurück bis an das Bollwerk des Schiffes, ſchlug mit der Fauſt darauf, fand in dem Moment aber auch die Fähigkeit wieder, ſich auszuſprechen.

Das Schiff iſt behext! ſchrie er wüthend. Halt! rief er, ſeine Faſſung ein wenig wieder gewinnend, als der Doctor ſich eilig entfernen wollte, um ſich nach dem Zwiſchendeck zu begeben. Halt! Wenn dem ſo iſt, Jolly, ſo ſchicken Sie mir ihren Mann hieher. Donnerwetter, Einem von ihnen will ich's wenigſtens eintränken. Dabei drohte er wüthend mit der Fauſt in die leere Luft.

Zehn Minuten vergingen; dann kam ſtolpernd und auf dem rollenden Schiff herüber und hinüber ſchwankend ein langer, hagerer, melancholiſch ausſehender, blonder Mann mit römiſcher Naſe, waſſerblauen Augen und zahlreichen Sommerſproſſen im Geſicht daher. Es war Simon Heavyſides, der intelligente Zimmermann, welcher ſeine Frau und ſieben kleine Kinder an Bord hatte.

Er iſt alſo der Mann, Er? rief der Capitän.

Das Schiff rollte gewaltig, und Simon Heavyſides taumelte ſo plötzlich nach der andern Seite des Decks, als ob er lieber gleich über Bord in die See ginge, als daß er die Frage des Capitäns beantwortete.

Er iſt alſo der Mann — Er? wiederholte der Capitän ihm folgend, ihn beim Kragen packend und ihn gegen das Bollwerk drückend. Seine Frau iſt es alſo? Er infamer Hundsfott! Wie kann Er ſich unterſtehen, mein Schiff zu einer Wochenſtube zu machen? Er hat einen Act der Meuterei begangen, oder doch etwas ganz Aehnliches. Ich habe Leute für weniger als das in Eiſen legen laſſen und hätte die größte Luſt, es mit Ihm zu thun! Den Kopf in die Höhe, Er frecher Schlingel! Wie kann Er ſich herausnehmen, Paſſagiere an

Bord meines Schiffes einzuſchmuggeln, über die ich keinen Contract mit Ihm abgeſchloſſen habe? Was kann Er zu ſeiner Vertheidigung ſagen, ehe ich Ihm die Eiſen anlegen laſſe?

Nichts, Sir, entgegnete Simon Heavyſides mit der demüthigſten Reſignation in Blick und Ton. Was aber die Strafe anbetrifft, von der Sie eben ſprechen, Sir, fügte er hinzu, ſo möchte ich nur bemerken, daß — da ich bereits ſieben Kinder mehr habe, als ich zu verſorgen weiß, und jetzt, um das Uebel ärger zu machen, noch ein achtes dazu kommt — daß mein Gemüth, mit Verlaub zu ſagen, ſchon in Ketten und Banden liegt, und ich nicht weiß, ob es einen großen Unterſchied machen wird, wenn Sie auch meinen Körper noch in Eiſen legen.

Der Capitän ließ unwillkürlich den Kragen des Zimmermanns los. Die demüthige Verzweiflung desſelben entwaffnete ihn gegen ſeinen Willen.

Warum gingen Sie zur See, warum haben Sie nicht gewartet, bis die Sache vorüber war? fragte er, ſo ſtreng er konnte.

Was hätte das nützen ſollen, Sir? entgegnete Simon. Bei Unſereinem iſt ſo etwas ja kaum vorüber, ſo geht es von Neuem an. Ich ſehe kein Ende in der Sache, fügte der unglückliche Zimmermann hinzu, nachdem er einen Moment demüthig und nachdenklich dageſtanden hatte, kein Ende als das Grab!

Wer ſpricht hier vom Grabe? rief Mr. Jolly, der in dieſem Augenblicke herbeikam. Wir haben es jetzt am Bord des Schiffes nicht mit Leuten zu thun, welche die Welt verlaſſen, ſondern mit ſolchen, die zur Welt kommen. Capitän Gillop, dieſe Frau, Martha Heavyſides, kann in ihrer gegenwärtigen Lage nicht in dem überfüllten Zwiſchendeck bleiben. Sie muß in eine der leeren Cabinen gebracht werden — und das je eher je beſſer.

Der Capitän fing wieder an, wild um ſich zu blicken. Ein Zwiſchendeck-Paſſagier in einer ſeiner Staatscabinen! Das war eine Abweichung von der Regel, die alle Disciplin umzuſtürzen drohte! Noch einmal ſah er den Zimmermann an, als ob er ihm im Geiſte das Maß zu einer Garnitur Hand- und Fußeiſen nehmen wollte.

Es thut mir leid, Sir, bemerkte Simon Heavyſides höflich — es thut mir ſehr leid, wenn ein Verſehen von mir oder meiner Frau —

Schaffe Er mir Sein langes Gerippe aus den Augen und halte Er Sein Maul! donnerte der Capitän. Wenn wir Einen brauchen, der ſolche Dinge mit der Zunge abmacht, werden wir wieder nach Ihm ſchicken! — Geben Sie Ihre Befehle, Jolly, fuhr er reſignirter fort, als Simon davon ſtolperte, und machen Sie das Schiff zur Kinderſtube, ſobald Sie wollen.

Fünf Minuten ſpäter — ſo eilig hatte es Mr. Jolly — erſchien Martha Heavyſides in Decken gehüllt und von drei Männern getragen, in horizontaler Lage auf Deck. Als die intereſſante Prozeſſion an dem Capitän vorüberkam, prallte er mit allen Zeichen des Schreckens zur Seite, als ob nicht eine engliſche Frau und Mutter, ſondern ein wilder Bulle an ihm vorbeigeführt würde.

Die Schlafkojen lagen zu beiden Seiten der Haupt-Cajüte; nach dem Bugſpriet hin geſehen befand ſich die, welche Mrs. Smallchild inne hatte, zur rechten Seite, ihr gegenüber, quartierte der Doctor Mrs. Heavyſides ein. Dann wurde die Haupt-Cajüte durch ein ausgeſpanntes Stück Segeltuch in zwei Theile geſchieden. Der kleinere und vordere der auf dieſe Weiſe gebildeten Räume, welcher der auf Deck führenden Treppe zunächſt lag, wurde dem Publikum zur freien Benutzung überlaſſen. Der größere war dem Doctor und ſeinen Myſterien geweiht. Als dann noch ein alter Waſchkorb geleert, gereinigt, gut mit wollenen Decken ausgefüttert und auf dieſe Weiſe in eine Wiege umgewandelt war, als man dann dieſe Wiege in die innere Cajüte gebracht und ſo zwiſchen den beiden Schlafkojen aufgeſtellt hatte, daß ſie zur Hand war, ſobald man ihrer bedurfte, hatte Mr. Jolly ſeine äußeren und ſichtbaren Vorbereitungen beendigt. Die männlichen Paſſagiere hatten ſich ſämmtlich auf das Deck geflüchtet, und der Doctor und die Aufwärterin wurden in ungeſtörtem Beſitz der untern Räume gelaſſen.

Während der erſten Nachmittagsſtunden ſchlug das Wetter zum Beſſern um. Der Wind fing endlich an aus der richtigen Ecke zu wehen, und der Adventure ſchoß ſchlank und munter vor ihm her. Capitän Gillop, der ſich zu der kleinen Gruppe der männlichen Paſſagiere auf dem Quarterdeck geſellt, hatte ſeine beſte Laune wieder gefunden und forderte die Herren auf, ſeinem Beiſpiele zu folgen und, wie er jeden Nachmittag zu thun pflegte, eine Cigarre zu rauchen.

Wenn dies gute Wetter anhält, werden wir nicht mehr viele Mahlzeiten mit einander einnehmen und können unſere beiden kleinen Extra-Cajüten-Paſſagiere binnen acht Tagen auf dem feſten Lande taufen, falls ihre Mütter damit einverſtanden ſind, ſagte er. Sie ſorgen ſich doch nicht um Ihre liebe Frau, Sir?

Mr. Smallchild, an den dieſe Frage gerichtet war, hatte in manchen Punkten eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Simon Heavyſides. Er war zwar weder ſo groß, noch ſo mager wie Jener, aber er hatte ebenfalls eine römiſche Naſe, blondes Haar und waſſerblaue Augen. Mit Rückſicht auf ſeine Gewohnheiten zur See hatte er ſich möglichſt nahe an das Bollwerk auf einen Haufen alter Segel und Kiſſen geſetzt, ſo daß er ſeinen Kopf, wenn die Nothwendigkeit es erheiſchte, leicht darüber hinausbeugen konnte. Eſſen und Trinken, durch welches er ſeinen „Verluſt an Stoff“ zu erſetzen ſuchte, ſobald er der See ſeinen Tribut gezollt, lag ihm nahe zur Hand. Es war etwas nach drei Uhr, und das Schnarchen, mit welchem Mr. Smallchild des Capitäns Frage beantwortete, bezeugte, daß er die Zeit des Tages, in welcher er ſich durch Schlafen erholte, mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks inne hielt.

Welch ein gefühlloſer Klotz dieſer Menſch iſt! ſagte Mr. Sims, der mittelalterliche Paſſagier, indem er Mr. Smallchild einen verächtlichen Blick über das Verdeck hinüber zuwarf.

Wenn die See Ihnen ſo mitſpielte, wie ihm, ſo würden Sie genau ſo gefühllos ſein, entgegnete Mr. Purling.

Mr. Purling, ein Mann von Gefühl, widerſprach Mr. Sims, der ein Geſchäftsmann war, während der ganzen Reiſe bei jeder denkbaren Gelegenheit. Ehe ſie aber diesmal ihren Disput über Mr. Smallchild fortſetzen konnten, wurden ſie durch den Doctor unterbrochen, der aus der Cajüte heraufkam.

Irgend eine Neuigkeit von da unten, Mr. Jolly? fragte der Capitän beſorgt.

Keine, entgegnete der Doctor. Ich komme, um den müßigen Nachmittag mit Ihnen zu verplaudern.

In der That verplauderte Mr. Jolly genau eine halbe Stunde. Nach Ablauf dieſer Friſt erſchien Mrs. Drabble, die Aufwärterin, mit geheimnißvoller Miene und flüſterte dem Doctor in aufgeregter Weiſe zu:

Bitte, kommen Sie gleich herunter, Sir.

Welche iſt es? fragte Mr. Jolly.

Alle Beide, entgegnete Mrs. Drabble bedeutungsvoll.

Der Doctor machte ein ernſtes Geſicht, die Aufwärterin ſah ängſtlich aus, und Beide verſchwanden ſofort.

Ich glaube, meine Herrn, ſagte Capitän Gillop, indem er ſich zu Mr. Purling, Mr. Sims und dem erſten Steuermann wendete, der eben zu der Gruppe getreten war, — ich glaube es wäre bei der Wendung, welche die Sache genommen hat, ſehr zweckmäßig und paſſend, Mr. Smallchild zu wecken. Auch müßten wir, meiner Meinung nach, unter dieſen Umſtänden dem andern Ehemanne die Aufmerkſamkeit erweiſen, ihn zu unterrichten und herbeizurufen. Laſſen Sie es Mr. Heavyſides hinunter ſagen, Williams. — Mr. Smallchild, Sir, wachen Sie auf! Ihre Frau . . .! Ich will mich hängen laſſen, wenn ich weiß, wie ich es ihm beibringen ſoll!

Ja, ich danke Ihnen, entgegnete Mr. Smallchild, indem er ſchläfrig die Augen öffnete. Zwieback und kalter Speck, wie gewöhnlich. Nein, ich bin nicht hungrig. Ich danke Ihnen. Guten Abend! Damit ſchloß Mr. Smallchild die Augen wieder.

Ehe Capitän Gillop im Stande war, einen neuen Plan zur Ermunterung ſeines ſchlafſüchtigen Paſſagiers zu machen, näherte ſich Simon Heavyſides dem Quarterdeck.

Ich habe vorhin ein bischen ſcharf mit Ihnen geſprochen, Mann, ſagte der Capitän. Ich war ärgerlich über das, was am Bord des Schiffes vorgeht. Aber ich werde es wieder gut machen, haben Sie keine Sorge. Ihre Frau befindet ſich hier unten in einem Zuſtande, den man einen — intereſſanten nennt, und es umgedreht, mit leiſer Stimme: „Du haſt nun die Papiere geleſen; Du kennſt die Entſchlüſſe der Andern, die bei dieſer jammervollen Angelegenheit ſo gut betheiligt ſind, wie Du. Sage mir, was iſt Deine Anſicht?“

„Meine Anſicht iſt die, mein Lord, daß ich die Aufſchlüſſe dieſes Tages lieber niemals erfahren hätte, daß es höchſt räthlich ſeyn würde, den Gegenſtand gar nicht mehr zu berühren, endlich, daß die gemachten Vorſchläge durchaus geeignet und ausführungswürdig ſind.“

„Nun iſt's gut,“ verſetzte der Lord: „nun ſind Alle einig und ich bin ſtolz darauf, ſo viel Ehrenhaftigkeit und richtiges Gefühl bei Dir zu finden. Von jetzt an ſoll die Sache ab und todt ſeyn zwiſchen uns. Haſt Du Luſt, die Stadt mit mir zu verlaſſen, oder was iſt Dir ſonſt genehm?“

„Ich würde vorziehen, hier zu bleiben, wenn Ihre Herrlichkeit mich bei einigen Familien Ihrer Bekanntſchaft einführen wollten. Natürlich kenne ich jetzt Niemanden mehr.“

„Das verſteht ſich. Ich will dich, verabredetermaßen, unter dem Namen Newland einführen. Es wird am beſten ſeyn, mit keinem von unſeren Verwandten anzuknüpfen; ich habe ſie bei der Meinung gelaſſen, daß Du immer noch auf Reiſen ſeyeſt, und da würde es, ſobald Du Deinen rechten Namen wieder annimmſt, zu Verlegenheiten führen. Biſt Du der Meinung, Deine Mutter zu beſuchen?“

„Unmöglich, mein Lord! wenigſtens für den Augenblick. Später hoffe ich im Stande zu ſeyn.“

„Vielleicht iſt es am beſten ſo. Jetzt will ich ein Billet an Major Carbonnell ſchreiben, Dich als einen beſonderen Freund von mir empfehlen und ihn erſuchen, Dir die Stadt angenehm zu machen. Er kennt Jedermann und wird Dich überall hinführen.“

„Wann gehen Ihre Herrlichkeit auf's Land?“

„Morgen; alſo werden wir wohl dieſe Nacht Abſchied nehmen iſt in der Ordnung, daß Sie ſich in der Nähe aufhalten. Ich betrachte Sie daher als Zwiſchendeck-Paſſagier in ſchwieriger Lage und gebe Ihnen die Erlaubniß, hier bei uns zu bleiben, bis Alles vorüber iſt.

Sie ſind ſehr gütig, Sir, entgegnete Simon, und ich bin Ihnen und dieſen Herrn auch ſehr dankbar. Aber ich bitte Sie, zu bedenken, daß ich noch ſieben Kinder im Zwiſchendeck habe, und daß Niemand da iſt, der ſich um ſie kümmert, als ich. Meine Frau iſt ſchon früher ſieben Mal ungewöhnlich gut durchgekommen und ich zweifele nicht, daß auch das achte Mal Alles gut geht. Dabei wird es ihr aber eine Beruhigung ſein, Herr Capitän, wenn ſie weiß, daß ich aus dem Wege bin und mich um die Kinder kümmere — und deßhalb möchte ich mich Ihnen gehorſamſt empfehlen, meine Herren! Mit dieſen Worten machte Simon ſeine Verbeugung und kehrte zu ſeiner Familie zurück.

Nun, die beiden Ehemänner nehmen die Sache jedenfalls kaltblütig genug! ſagte der Capitän. Der eine iſt allerdings daran gewöhnt und der andere —

Hier wurde der Sprecher durch das Zuſchlagen der Cajütenthür unten und darauf folgende eilige Fußtritte unterbrochen. Alle horchten in Stille und Aufmerkſamkeit.

Laſſen Sie das Schiff möglichſt ruhig gehen, Williams! ſagte Capitän Gillop zu dem Manne am Steuerrad. Meiner Anſicht nach iſt es bei der Wendung, welche die Sache jetzt nimmt, am beſten, wenn das Schiff ſo wenig ſtampft, als möglich.

So wurde der Nachmittag zum Abend, der Abend zur Nacht. Mr. Smallchild erfüllte den täglichen Kreislauf ſeiner Exiſtenz auf dem Waſſer ſo pünktlich wie gewöhnlich. Er kam zum momentanen Bewußtſein der Lage, in welcher Mrs. Smallchild ſich befand, während er ſeinen Zwieback und kalten Speck aß, verlor dies Bewußtſein wieder, als der Moment nahte, um ſeine Rechnung mit der See abzuſchließen, fand es abermals in der Zwiſchenzeit, ehe er einſchlief, verlor es ſelbſtverſtändlich, ſobald ſeine Augen ſich geſchloſſen hatten, und ſo fort durch den Abend und den erſten Theil der Nacht.

Simon Heavyſides erhielt auf Veranſtaltung des Capitäns von Zeit zu Zeit Nachricht und die Aufforderung: unbeſorgt zu ſein. Er dagegen ließ ſagen: er ſei unbeſorgt und die Kinder verhielten ſich ruhig, aber er näherte ſich dem Quarterdeck nie in eigener Perſon. Mr. Jolly zeigte ſich dann und wann einen Augenblick, ſagte: Alles in Ordnung — nichts Neues! nahm eine kleine Erfriſchung und verſchwand darauf heiter und freundlich wie immer.

Der günſtige Wind hielt an. Des Capitäns Laune blieb vortrefflich, der Mann am Steuer hielt das Schiff voll zarter Rückſicht ſo viel als möglich in ruhigem Gange. Es wurde zehn Uhr, der Mond ging auf und ſchien mit köſtlicher Klarheit: der Abend-Grog wurde auf das Quarterdeck gebracht; der Capitän ſchenkte den Paſſagieren das Vergnügen ſeiner Geſellſchaft, und noch immer paſſirte nichts. Noch zwanzig Minuten der Erwartung vergingen langſam, eine nach der andern — endlich wurde Mr. Jolly auf der Cajütentreppe ſichtbar.

Zum großen Erſtaunen der Paſſagiere auf dem Quarterdeck hielt der Doctor Mrs. Drabble, die Aufwärterin, feſt am Arme und ſetzte ſie ohne von dem Capitän und den übrigen Herren die geringſte Notiz zu nehmen, auf den nächſten Sitz, der ihm zur Hand war. Dabei zeigte ſein vom Monde beleuchtetes Geſicht den erſtaunten Zuſchauern den Ausdruck der äußerſten Beſtürzung.

Faſſen Sie ſich, Mrs. Drabble, ſagte der Doctor im Tone unverkennbarer Unruhe. Bleiben Sie ſtill, und laſſen Sie die Luft über ſich hinwehen. Kommen Sie zu ſich — ums Himmels willen, beſte Frau, kommen Sie zu ſich!

Mrs. Drabble gab keine Antwort. Sie ſchlug ihre flachen Hände auf die Knie und ſtarrte wie unter dem Eindrucke eines panischen Schreckens vor ſich hin.

Was iſt denn los? fragte der Capitän, ſein Glas Grog erſchreckt bei Seite ſetzend. Iſt einer der beiden unglücklichen Frauen etwas geſchehen?

Nicht das Geringſte, entgegnete der Doktor. Beide befinden ſich ausgezeichnet.

So iſt mit den Kindern etwas paſſirt? fuhr der

Capitän fort. Sind es etwa mehr, als Sie gedacht haben, Jolly? Zwillinge vielleicht?

Nein, nein! erwiederte Mr. Jolly ungeduldig. Jede Partei ein Kind, beides Knaben, beide wohlgebildet und geſund. Urtheilen Sie ſelber, fügte er hinzu, als in dieſem Moment die beiden neuen Cajütenpaſſagiere zum erſten Male anfingen, ihre Lungen zu probieren, und ſie ihrer Beſtimmung und Aufgabe in der befriedigendſten Weiſe entſprechend fanden.

Nun was zum Teufel iſt dann mit Ihnen und Mrs. Drabble? rief der Capitän, welcher bereits wieder anfing ärgerlich zu werden.

Mrs. Drabble und ich, wir ſind zwei unſchuldige Menſchen, die ſich in der ſchauderhafteſten Klemme befinden! lautete Mr. Jolly's ſeltſame Antwort.

Der Capitän ſowie Purling und Sims näherten ſich dem Doctor mit entſetzten Blicken. Selbſt der Mann am Steuer beugte ſich, ſoweit er konnte, nach vorn, um zu hören, was da kommen ſollte. Der einzige Menſch, welcher kein Intereſſe verrieth, war Mr. Smallchild, denn für ihn war wieder einmal die Zeit des Schlafens gekommen, und er ſchnarchte friedlich, während Zwieback und Speck in erreichbarer Nähe lagen.

Erzählen Sie uns das Schlimmſte ohne Umſchweiſe, Jolly, ſagte der Capitän ungeduldig.

Der Doctor beeilte ſich nicht, dieſer Aufforderung Folge zu leiſten. Seine ganze Aufmerkſamkeit war vielmehr durch Mrs. Drabble in Anſpruch genommen.

Befinden Sie ſich jetzt beſſer, gute Frau? fragte er beſorgt.

In meinen Kopfe nicht! entgegnete Mrs. Drabble, indem ſie abermals die Hände auf die Kniee fallen ließ. Eher ſchlimmer, als beſſer!

Hören Sie mich an, ſagte Mr. Jolly in beſchwichtigendem Tone. Ich werde Ihnen die ganze Sache nochmal in einigen einfachen Fragen vorlegen. Wenn Sie mich aufmerkſam anhören, ſo werden Sie ſich dabei Alles wieder ins Gedächtniß rufen, und dann nehmen Sie ſich nur Zeit nachzudenken und ſammeln Sie ſich, ehe Sie antworten.

Mrs. Drabble beugte ihr Haupt in ſtiller Unterwerfung und lauſchte. Jedermann auf Deck, mit Ausnahme Mr. Smallchild's, lauſchte.

Nun alſo, beſte Frau, Sie erinnern ſich, daß die Verwirrung ihren Anfang in Mrs. Heavyſides' Cabine nahm, welche auf der Steuerbordſeite des Schiffes liegt?

So iſt es, Sir, entgegnete Mrs. Drabble.

Gut. Wir gingen unzählige Male zwiſchen Mrs. Heavyſides, d. h. der Steuerbord-Cabine, und Mrs. Smallchild, d. h. der Backbord-Cabine, hin und her und fanden endlich, daß Mrs. Heavyſides, die einen Vorſprung gewonnen hatte, denſelben auch behauptete. Als ich Ihnen zurief: Mrs. Drabble, hier iſt ein derber Junge, kommen Sie und nehmen Sie ihn in Empfang! befand ich mich in der Steuerbord-Cabine, nicht wahr?

Steuerbord-Cabine, Sir, das kann ich beſchwören, ſagte Mrs. Drabble.

Gut, fahren wir fort. Hier iſt ein derber Junge, ſagte ich alſo, nehmen Sie ihn und legen Sie ihn in die Wiege. Und Sie nahmen ihn und legten ihn in die Wiege. Nun weiter: wo ſtand die Wiege?

In der Hauptcajüte, Sir, erwiderte Mrs. Drabble.

Richtig! Sie ſtand in der Hauptcajüte, weil wir in keiner der Schlafcabinen Raum dafür hatten. Sie legten das Steuerbord-Kind, mit andern Worten: das Kind der Heavyſides, in die Wäſchkorb-Wiege in der Hauptcajüte. Gut! weiter: wie ſtand die Wiege?

Quer durch das Schiff, Sir, ſagte Mrs. Drabble.

Quer durch das Schiff; das heißt mit einer Langſeite nach dem Stern und mit der andern Langſeite nach dem Bug des Schiffes. Halten Sie das vorläufig feſt — und nun folgen Sie mir ein wenig weiter. Nein, nein, ſagen Sie nicht, daß Sie das nicht können und daß Ihnen der Kopf wirbelt. Meine nächſte Frage wird Sie vollſtändig klar machen. Gehen wir alſo im Geiſte um eine halbe Stunde weiter, Mrs. Drabble. Nach Ablauf einer halben Stunde hörten Sie meine Stimme wieder — ich rief: Mrs. Drabble, hier iſt ein zweiter derber Junge, kommen Sie und nehmen Sie ihn in Empfang. Und Sie kamen nach der Backbord-Cabine und nahmen ihn in Empfang, nicht wahr?

Backbord-Cabine, Sir, ich beſtreite es nicht, entgegnete Mrs. Drabble.

Immer beſſer! Ich ſagte alſo: hier iſt ein zweiter derber Junge, nehmen Sie ihn und legen Sie ihn in die Wiege neben Nummer Eins. Und Sie nahmen das Backbord-Kind, das heißt das der Smallchild's, und legten es zu dem Steuerbord-Kinde, das heißt zu dem der Heavyſides' in die Wiege. — Und was geſchah nun, nachdem Sie das gethan hatten?

Fragen Sie mich nicht, Sir! rief Mrs. Drabble, ihre ganze Selbſtbeherrſchung verlierend und verzweifelnd die Hände ringend.

Ruhig, gute Frau; ich werde Ihnen Alles ſo klar und deutlich darlegen, als ob Sie es gedruckt vor ſich ſähen. Bleiben Sie nur ſitzen und hören Sie mich an. Gerade als Sie das Kind aus der Backbord-Cabine in die Wiege gelegt hatten, ſchickte ich Sie nach der Steuerbordſeite, das heißt in Mrs. Heavyſides' Cabine, um etwas zu holen, was ich in der Backbord-, das heißt in Mrs. Smallchild's Cabine brauchte. Ich behielt Sie dort eine kleine Weile bei mir, ließ Sie dann allein, ging in Mrs. Heavyſides' Cabine und rief Sie dann, um mir etwas, was ich brauchte, aus der Smallchild'ſchen Cabine zu bringen. Aber ehe Sie noch den halben Weg durch die Hauptcajüte zurückgelegt hatten, rief ich Ihnen zu: Nein, bleiben Sie, wo Sie ſind, Mrs. Drabble, ich komme zu Ihnen hinüber. Unmittelbar nachher wurden Sie durch Mrs. Smallchild alarmirt und kamen auf Ihren eigenen Antrieb zu mir herüber. Ich aber hielt Sie in der Mitte der Hauptcajüte auf und ſagte: Mrs. Drabble, Sie verlieren den Kopf, ſetzen Sie ſich nieder und ſammeln Sie Ihre confuſen Gedanken. Und Sie ſetzten ſich nieder und verſuchten es, ſie zu ſammeln —

Aber ich konnte es nicht, ſchob Mrs. Drabble in Parentheſe ein. O mein Kopf, mein Kopf!

Sie verſuchten es, Ihre Gedanken zu ſammeln, und konnten es nicht, fuhr der Doctor unbeirrt fort. Die Folge davon war, daß ich, als ich aus der Smallchild'ſchen Cabine kam, um nach Ihnen zu ſehen, Sie vor der Waſchkorb-Wiege fand, die Sie auf den Tiſch geſetzt hatten. Mit offenem Munde und mit beiden Händen in den Haaren ſtarrten Sie auf die darin liegenden Kinder. Als ich fragte: Es iſt doch keinem der beiden Burſchen etwas geſchehen, Mrs. Drabble? packten Sie mich beim Kragen und flüſterten mir ins rechte Ohr die Worte: Gott ſteh' uns bei, Mr. Jolly, ich kann die beiden Kinder nicht mehr unterſcheiden und weiß nicht, welches das Eine und welches das Andere iſt.

Und ich weiß es noch nicht! rief Mrs. Drabble, in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend. O mein Kopf, mein Kopf! Ich weiß es noch nicht!

Capitän Gillop und Gentlemen, ſagte Mr. Jolly, indem er ſich rundum drehte und die Zuhörerſchaft mit dem Ausdrucke rathloſer Verzweiflung anſah, das iſt die Klemme, in der wir uns befinden, und wenn Sie je von einer ſchlimmeren gehört haben, ſo bitte ich Sie, dieſes unglückliche Weib zu beruhigen, indem Sie es ſagen.

Capitän Gillop ſah Mr. Purling und Mr. Sims an. Mr. Purling und Mr. Sims ſahen Capitän Gillop an. Alle Drei waren wie vom Donner gerührt — und das war kein Wunder.

Können Sie denn kein Licht in die Sache bringen, Jolly? fragte der Capitän, der ſich zuerſt wiederfand.

Wenn Sie wüßten, was ich da unten zu leiſten hatte, würden Sie keine ſolche Frage an mich richten, Sir, entgegnete der Doctor. Bedenken Sie, daß ich für das Leben zweier Frauen und zweier Kinder einzuſtehen hatte, — bedenken Sie, daß ich dabei in zwei enge Schlafcabinen eingezwängt war, die kaum Raum genug zum Umdrehen boten, und die von zwei elenden kleinen Lampen gerade genug erleuchtet wurden, daß ich die Hand vor Augen ſehen konnte. Bedenken Sie bei Alledem die Schwierigkeiten, denen ich als Arzt gegenüberſtand, unter meinen Füßen das rollende Schiff und obendrein Mrs. Drabble, die ich zu beruhigen hatte. Bitte, erwägen Sie alles das, und ſagen Sie mir dann, wie viel überflüſſige Zeit ich finden konnte, um die beiden Knaben, Zoll für Zoll, zu vergleichen. — Zwei Knaben, die beide Nachts, eine halbe Stunde nach einander, auf der See, am Bord eines Schiffes, geboren ſind. Ha, ha! Ich wundere mich über nichts, als daß alle fünf, die Mütter, die Kinder und der Doctor noch am Leben ſind, um die Geſchichte zu erzählen!

Keine Zeichen an dem Einen oder dem Andern, das Ihnen zufällig in die Augen gefallen wäre? fragte Mr. Sims.

Das müßten ſchon ſtarke Zeichen geweſen ſein, die mir bei der Beleuchtung und unter den obwaltenden Umſtänden hätten in die Augen fallen ſollen, entgegnete der Doctor. Ich ſah, daß beide ſtarke, wohlgebildete Kinder waren, — das war Alles, was ich bemerken konnte.

Sind die Geſichter der Kinder entwickelt genug, um vielleicht eine Familienähnlichkeit anzudeuten? fragte Mr. Purling. Sehen Sie ihren Vätern oder ihren Müttern ähnlich?

Beide haben helle Augen und helles Haar, entgegnete Mr. Jolly mürriſch. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt.

Mr. Smallchild hat helle Augen und helles Haar, bemerkte Mr. Sims.

Und Mr. Heavyſides hat helle Augen und helles Haar, fügte Mr. Purling hinzu.

Ich würde rathen, Mr. Smallchild zu wecken, Mr. Heavyſides herbeizuholen und ſie um die Kinder Kopf oder Schrift werfen zu laſſen, entgegnete Mr. Sims.

Man ſoll keinen herzloſen Spott mit einem ſo heiligen Gefühl wie die Elternliebe treiben, erwiderte Mr. Purling. Ich würde rathen, die Stimme der Natur ſprechen zu laſſen.

Was meinen Sie damit, Sir? fragte Capitän Gillop neugierig.

Den mütterlichen Inſtinct, entgegnete Mr. Purling.

müſſen. Im Vorbeigehen geſagt, Du haſt Kredit bei Drummond, für tauſend Pfund, auf den Namen Newland; je länger Du damit reichſt, deſto beſſer.“

Darauf erhielt ich das Empfehlungsſchreiben, gab ihm das verſiegelte Paket zurück und ſchied unter Händedrücken von ihm.

„Nun, Sir,“ rief Timothy mit unruhiger Beweglichkeit: „was gibt's Neues? ich ſterbe vor Neugier. Wie lautet denn das Geheimniß?“

„Das Geheimniß, lieber Tim, das muß Geheimniß bleiben; nicht einmal Dir darf ich es mittheilen,“ — Timothy machte ein ernſthaftes Geſicht, als er dieß hörte. — „Nein, Tim, als Mann von Ehre kann ich's nicht.“ — (Mein Gewiſſen ſchlug mich, als ich dieſen Ausdruck brauchte, denn als Ehrenmann hätte ich gar nichts von der Angelegenheit wiſſen ſollen.) — „Mein lieber Tim, Unrecht hab' ich bereits gethan: laß mich nicht noch ärger ſündigen.“

„Ich will mich zufrieden geben, Japhet; aber ſag' mir nur, was iſt vorgefallen, und was willſt Du thun?“

„Mit Vergnügen erzähl' ich Dir's, Timothy.“ — Nun berichtete ich ihm den ganzen Auftritt zwiſchen dem Lord und mir. „Du ſiehſt alſo,“ ſchloß ich, „daß ich erlangt habe, was ich wünſchte, Zutritt in die beſte Geſellſchaft.“

„Und die Mittel, Deine Rolle durchzuführen!“ gab Tim zurück, der ſich die Hände rieb. „Tauſend Pfund, das wird eine Weile vorhalten.“

„Eine gute Weile wird's vorhalten, Tim, denn ich werde das Geld nicht anrühren. Das hieße ſchwindeln.“

„Ja ſo!“ ſagte Tim und machte ein langes Geſicht: „es iſt wahr; daran hab' ich freilich nicht gedacht.“

„Ich habe noch viel weiter gedacht, lieber Tim. Erinnere Dich, daß ich in ganz kurzer Zeit Lord Windermear gegenüber bloßgeſtellt ſeyn werde; denn der eigentliche Mr. Neville wird bald nach Hauſe kommen.“

Das mütterliche Gefühl, welches das eigne Kind durch Intuition erkennt.

Wirklich ein glücklicher Gedanke! rief der Capitän. Was ſagen Sie zu der Stimme der Natur, Mr. Jolly?

Der Doctor hob ungeduldig die Hand empor. Er war noch immer bemüht, Mrs. Drabble's Gedächtniß durch eine Art von Kreuzverhör nach ſeiner Art aufzurütteln, was freilich nur die Folge hatte, ſie noch hoffnungsloſer zu verwirren.

Konnte ſie ſich die Korb-Wiege in ihrer urſprünglichen Stellung ins Gedächtniß rufen? — Nein. — Konnte ſie ſich erinnern, ob ſie das Steuerbord-Kind, mit andern Worten, das der Heavyſides, an die Seite der Wiege gelegt hatte, welche nach dem Stern des Schiffes hin ſtand, oder an die nach dem Bug hin? — Nein. — Oder vermochte ſie ſich dieſes Umſtandes beſſer in Bezug auf das Backbord-Kind, das heißt auf das der Smallchilds, zu erinnern? — Nein. — Warum ſetzte ſie die Wiege auf den Cajütentiſch und verwirrte ſich dadurch, nachdem ſie ſchon verwirrt war, immer mehr? — Weil ihr plötzlich zum Bewußtſein kam, daß ſie in der Confuſion des Augenblickes vergeſſen hatte, welches das eine und welches das andere war, und weil ſie die Kinder näher in Augenſchein nehmen wollte. Aber ſie konnte nichts ſehen — und ſie würde ſich das bis an ihr Lebensende nicht verzeihen — und man ſollte ſie nur über Bord werfen, wenn man wollte, denn ſie wäre eine elende Sünderin — und ſo ging es fort, bis ſelbſt die Ausdauer des Doctors völlig erſchöpft war und er Mrs. Drabble und damit die ganze Sache aufgab.

Ich ſehe, es bleibt uns nichts übrig, als die Stimme der Natur, ſagte der Capitän, ſich an Mr. Purling's Idee anklammernd. Verſuchen Sie es, Jolly, — Sie können nichts thun, als es verſuchen.

Irgend etwas muß freilich geſchehen, ſagte der Doctor. Ich kann die Frauen nicht länger allein laſſen, und ſobald ich hinunter komme, werden auch beide nach ihren Kindern fragen. Bleiben Sie hier, Mrs. Drabble, bis Sie im Stande ſind, ſich ſehen zu laſſen, dann folgen Sie mir. Stimme der Natur! murmelte er verächtlich, als er die Cajütentreppe hinabſtieg. Ich kann es ja verſuchen, und man wird ſich überzeugen, was auf dieſe Stimme der Natur zu geben iſt!

Durch die Nacht begünſtigt, und unter dem Vorwande, das Licht könne den Augen der Wöchnerinnen ſchaden, drehte Mr. Jolly die beiden düſtern Lampen der Schlafcabinen bis auf einen Schimmer ein, nahm dann das erſte der beiden unglücklichen Kinder, welches ihm unter die Hände kam, bezeichnete die Windel, in die es eingewickelt war, mit einem Tintenfleck und trug es in Mrs. Smallchild's Cabine, die er nur deßhalb wählte, weil ſie die nähere war. Das zweite Kind, das durch keinen Tintenfleck gezeichnet war, wurde durch Mrs. Drabble zu Mrs. Heavyſides getragen. Man ließ die beiden Kinder nun eine Weile bei den beiden Müttern

— dann wurden Mütter und Kinder auf ärztliche Verordnung getrennt und abermals vereinigt, nur mit dem Unterſchiede, daß das gezeichnete Kind diesmal zu Mrs. Heavyſides und das ungezeichnete zu Mrs. Smallchild gebracht wurde.

Das Reſultat war, daß das eine Kind in der Dunkelheit der Cabine genau dieſelbe Wirkung hervorbrachte, wie das andere, und daß die Stimme der Natur, wie Mr. Jolly vorausgeſagt, total unfähig befunden wurde, den ſchwierigen Fall, vor dem man ſtand, zu entſcheiden.

Während der Nacht geht das Alles recht gut, ſagte der Doctor, nachdem er die Erfolgloſigkeit des von Mr. Purling vorgeſchlagenen Experimentes pflichtſchuldigſt rapportirt hatte. Aber wenn der Morgen kommt und das Tageslicht, ſo daß man die Verſchiedenheit der beiden Kinder ſehen kann, dann müſſen wir uns zu irgend etwas entſchließen. Schöpften die beiden Mütter nur den leiſeſten Verdacht vom Stande der Sache, ſo könnte die dadurch hervorgebrachte nervöſe Erſchütterung die ſchlimmſten Folgen haben. Die Frauen müſſen im Intereſſe ihrer Geſundheit getäuſcht werden, bis ſie wieder wohl ſind. Wir müſſen bis morgen für Jede ein Kind gewählt haben und dann an der Wahl feſthalten, bis ſie die Wahrheit hören dürfen. Die Frage iſt nur, wer die Verantwortung tragen ſoll. Ich meinestheils mache mir ſonſt aus Kleinigkeiten nichts, aber ich geſtehe aufrichtig, daß ich hier meine Bedenken habe.

Und ich, als völlig Fremder, möchte mich ebenfalls nicht gern einmiſchen, ſagte Mr. Sims.

Aus ganz gleichem Grunde würde auch ich mich der Sache fern zu halten wünſchen, fügte Mr. Purling hinzu, zum erſten Male während der ganzen Reiſe einer Meinung ſeines natürlichen Feindes beipflichtend.

Warten Sie eine Minute, meine Herren, ſagte Capitän Gillop. Ich glaube, ich habe das Mittel gefunden, die ſchwierige Angelegenheit ins rechte Geleis zu bringen. Wir müßten die ganze Sache den betreffenden Ehemännern erzählen und ihnen die Verantwortlichkeit zuſchieben.

Ich glaube, ſie werden dieſelbe nicht übernehmen, bemerkte Mr. Sims.

Und ich glaube, Sie werden ſie übernehmen, entgegnete Purling in ſeine alte Gewohnheit des Widerſpruchs zurückfallend.

Thun ſie es nicht, ſo bin ich Herr am Bord des Schiffes und werde, ſo wahr ich Thomas Gillop heiße, die Verantwortung tragen, ſagte der Capitän feſt.

Dieſe muthige Erklärung beſeitigte für den Augenblick alle Bedenken, und man berathſchlagte nun, was zunächſt zu thun ſei. Endlich beſchloß man, geleitet von der letzten ſchwachen Hoffnung: daß einige Stunden ruhigen Schlafes das aus Rand und Band gegangene Gedächtniß von Mrs. Drabble wieder herſtellen könne, bis zum nächſten Morgen gar nichts vorzunehmen. In der Morgendämmerung, oder mit andern Worten, ehe Mrs.

Heavyſides und Mrs. Smallchild die Kinder, welche ſie in der Nacht bei ſich gehabt, genau zu erkennen vermöchten, ſollten die Säuglinge in die Hauptcajüte zurückgebracht werden. Mr. Purling, Mr. Sims und der erſte Steuermann ſollten, zum Beiſtand des Doctors und des Capitäns, als Zeugen gegenwärtig ſein, und der ſo conſtituirte Gerichtshof ſollte, in Anbetracht der Dringlichkeit des Falles, Punkt 6 Uhr Morgens zuſammentreten.

Dieſem Beſchluſſe gemäß nahm die Verhandlung am andern Morgen bei ſchönem Wetter und günſtigem Wind ihren Anfang. Mr. Jolly unterwarf Mrs. Drabble zum letzten Male, unterſtützt von dem Capitän und in Gegenwart der Zeugen, einem Kreuzverhör. Aber nichts war aus der unglücklichen Aufwärterin herauszubringen. Der Doctor erklärte ihre Gedanken-Verwirrung für chroniſch, und der Capitän, ſowie die Zeugen ſtimmten ihm einmüthig bei.

Das nächſte Experiment, welches man verſuchte, war, daß man den Ehemännern eine offene Mittheilung über den Stand der Dinge machte. Man fand Mr. Smallchild wieder einmal beſchäftigt, ſeine Morgenrechnung mit der See zu ordnen, und die erſten articulirten Worte, die man von ihm vernahm, lauteten: Verwünſchter Zwieback und Anchovis! Weitere Verſuche, ihn zum Sprechen zu bringen, vermochten ihn nur zu dem ungeduldigen Verlangen: man möge ihn lieber gleich über Bord werfen und die beiden Säuglinge dazu. Auch die ernſteſten Vorſtellungen hatten keinen beſſern Erfolg. Machen Sie die Sache ab, wie Sie wollen, erwiderte Mr. Smallchild ſchwach.

Sie überlaſſen es alſo mir, dem Capitän des Schiffes, die Angelegenheit zu ordnen? fragte Capitän Gillop.

Keine Antwort.

Nicken Sie mit dem Kopfe, Sir, wenn Sie nicht ſprechen können.

Mr. Smallchild nickte, mit dem Kopfe auf dem Kiſſen, ringsum — und ſchlief ein.

Gilt das als Einwilligung, daß ich die Sache in die Hand nehme? fragte Capitän Gillop die Zeugen.

Die Zeugen antworteten mit einem entſchiedenen Ja.

Dann wiederholte man dieſelbe Procedur mit Simon Heavyſides, welcher, wie es von einem Manne ſeiner Intelligenz nicht anders zu erwarten war, mit einem Vorſchlage antwortete, wie ſich ſeiner Meinung nach die ganze Schwierigkeit beſeitigen ließe.

Capitän Gillop und Gentlemen, begann er mit geläufiger Zunge und melancholiſcher Höflichkeit, vor Allem möchte ich wünſchen, daß auf Mr. Smallchild mehr Rückſicht genommen würde, als auf mich. Ich bin nämlich gern bereit, auf das Kind, welches es auch immer ſein möge, zu verzichten, und mache, mit Verlaub, den Vorſchlag, daß Mr. Smallchild beide Kinder bekommt, damit er ganz ſicher iſt, das ſeinige zu haben.

Der einzige Widerſpruch, welcher gegen dieſen geiſtreichen Vorſchlag erhoben wurde, ging von dem Doctor aus, welcher Simon ſarkaſtiſch fragte, was ſeiner Meinung nach wohl Mrs. Heavyſides dazu ſagen würde?

Der Zimmermann geſtand, daß er daran noch nicht gedacht habe, und daß es nur zu wahrſcheinlich ſei, ſie werde der vorgeſchlagenen Abmachung unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen. Auch die Zeugen waren ſämmtlich der Meinung, und Heavyſides wurde ſammt ſeiner Idee entlaſſen, nachdem er noch vorher voll Dankbarkeit ſeine Bereitwilligkeit ausgeſprochen, Alles in die Hände des Capitäns zu legen.

Meine Herren, begann dieſer, nächſt den Ehemännern bin ich, der Commandeur des Schiffes, wohl als Derjenige zu betrachten, welchem die Verantwortlichkeit zufällt. Ich habe die Sache nach allen Seiten erwogen und bin bereit, ſie auf mich zu nehmen. Die Stimme der Natur, die Sie in Vorſchlag brachten, Mr. Purling, hat ſich als trügeriſch erwieſen. Um die Kinder Kopf oder Schrift werfen zu laſſen, wie Sie vorſchlugen, Mr. Sims, entſpricht nicht meinen Anſichten über das, was in einer ſo ernſten Angelegenheit paſſend und ſchicklich iſt. Nein, meine Herren, ich habe einen andern Plan und werde dieſen jetzt verſuchen. Folgen Sie mir hinunter in die Vorrathskammer des Steward.

Die Zeugen ſahen einander voll Verwunderung an und folgten ihm.

Saunders, begann der Capitän, ſich an den Steward wendend, bringen Sie Ihre Wage herbei.

Die Wage war eine der gewöhnlichen Küchenwagen, an der einen Seite mit einer meſſingenen Schale, in welche man den zu wiegenden Gegenſtand legte, an der andern mit einer ſtarken eiſernen Platte, auf welche die Gewichte geſtellt wurden. Saunders ſtellte dieſe Wage auf einen kleinen, reinlichen Tiſch, der, um das Zerbrechen von Geſchirr zu verhüten, nach dem Kugel- und Pfannenſyſtem eingerichtet, jeder Bewegung des Schiffes ſchaukelnd folgte.

Legen Sie ein reines Staubtuch in die Schale, befahl der Capitän, und dann ſich zu dem Doctor wendend, fuhr er fort: Thun Sie mir den Gefallen, die Thüre der Schlafcabinen zu ſchließen, damit die Frauen nichts hören, und bringen Sie mir die beiden Säuglinge hierher.

O, Sir! rief Mrs. Drabble, welche dieſen Vorbereitungen im vollen Bewußtſein ihrer Schuld zugeſehen hatte, — o, thun Sie den armen kleinen Würmern nichts! Wenn irgend Jemand leiden muß, ſo laſſen Sie es mich ſein!

Halten Sie gefälligſt den Mund, Mrs. Drabble, und geben Sie ſich überhaupt Mühe, über das zu ſchweigen, was hier vorgenommen wird, wenn Ihnen Ihre Stelle lieb iſt, entgegnete der Capitän. Wenn die Mütter nach ihren Kindern fragen, ſo ſagen Sie, ſie ſollten dieſelben binnen zehn Minuten wieder haben.

Der Doctor kam indeſſen herein und ſtellte den Korb mit den Kindern auf den Fußboden nieder. Capitän Gillop ſetzte ſeine Brille auf und nahm die beiden unſchuldigen Weſen die da vor ihm lagen, genau in Augenſchein.

Sechs von der einen Sorte geben genau ein halbes Dutzend von der andern, ſagte er endlich. Ich ſehe keinen Unterſchied zwiſchen ihnen. Doch warten Sie ein bischen. Da iſt doch ein Unterſchied. Das eine hat einen kahleren Kopf, als das andere. Gut, mit dieſem wollen wir anfangen. Schälen Sie dieſen Säugling aus ſeinen Hüllen und legen Sie ihn in die Wagſchale.

Der kahlköpfige Säugling proteſtirte — natürlich in der ihm eigenen Sprache — aber vergeblich. Binnen zwei Minuten lag er auf dem Rücken in der Schale, auf dem reinlichen Staubtuche, das ihn vor der Kälte des Metalls ſchützte.

Wiegen Sie genau, Saunders, fuhr der Capitän fort, wenn's nöthig iſt bis aufs Achtelloth. Meine Herren, überwachen Sie dieſen Vorgang gewiſſenhaft, denn er iſt von großer Wichtigkeit.

Während der Aufwärter wog und die Zeugen zuſahen, verlangte Capitän Gillop von dem erſten Steuermann des Schiffes das Log-Buch und Tinte und Feder.

Wie viel wiegt das Kind, Saunders? fragte der Capitän, das Buch aufſchlagend.

Sieben Pfund ein und ein Viertel Loth, entgegnete Saunders.

Iſt das richtig, meine Herren? fuhr der Capitän fort.

Ganz richtig! entgegneten die Zeugen.

Das kahlköpfige Kind, als Numero Eins bezeichnet, wiegt ſieben Pfund ein und ein Viertel Loth, wiederholte der Capitän, dieſe Angabe in das Buch eintragend. Gut. Legen Sie nun das kahlköpfige Kind in den Korb zurück und entkleiden Sie das mit dem behaarten Kopfe.

Der Säugling mit dem behaarten Kopfe proteſtirte, wie der erſte, — ebenfalls in ſeiner Sprache — aber ebenſo vergeblich.

Wie viel wiegt er, Saunders? fragte der Capitän.

Sechs Pfund vierzehn und dreiviertel Loth, erwiderte der Aufwärter.

Iſt das richtig, meine Herrn? fragte der Capitän.

Ganz richtig, entgegneten die Zeugen.

Kind mit dem behaarten Kopfe, bezeichnet als Numero Zwei, wiegt ſechs Pfund vierzehn und dreiviertel Loth, wiederholte und ſchrieb der Capitän. Danke Ihnen, Jolly, — damit wären wir fertig. Wenn Sie das andere Kind in den Korb zurückgelegt haben, ſo ſagen Sie Mrs. Drabble, daß bis auf weiteren Befehl keines von Beiden herausgenommen werden darf; und dann haben Sie die Gefälligkeit, zu dieſen Herrn und zu mir auf das Quarterdeck zu kommen. Wir dürfen,

„Du lieber Himmel! Was wird aus uns werden?“ rief Tim erſchrocken.

„Dir kann kein Leid geſchehen, Tim; der ganze Zorn wird auf mich fallen. Aber ich bin vorbereitet, ihm die Stirne zu bieten; ja, zweimal ſo viel wollt' ich um die entfernteſte Hoffnung, meinen Vater zu finden, über mich ergehen laſſen. Was auch Lord Windermear gegen mich vorzunehmen geneigt ſeyn möchte, er wird alsbald fühlen, daß ihm die Hände gebunden ſind, und dieß Geheimniß in meinen Händen verbürgt mir ſogar noch mehr als meine Sicherheit; es verſchafft mir ſeinen Schutz, ſobald ich ihn verlange.“

„Ich will's hoffen,“ ſagte Timothy: „aber es geht mir ein wenig kühl den Rücken hinauf.“

„Mir nicht! Morgen will ich das Empfehlungsſchreiben abgeben und dann meinen Plan verfolgen. Alſo für jetzt gute Nacht, lieber Tim.“

Den andern Morgen verlor ich keine Zeit, meinen ſocialen Paß bei Major Carbonnell abzugeben, der ſeine Wohnung im erſten Geſchoß eines Hauſes in St. Jamesſtreet hatte, wo ich ihn, mit einem ſeidenen Schlafrock bekleidet, beim Frühſtücken fand. Ein wenig Freiheit im Betragen ſollte mir ein faſhionables Ausſehen geben; daher blickte ich ihn, als ich eintrat, mit ſelbſtbewußter Miene an, legte ihm den Brief nachläſſig auf den Tiſch, mit den Worten: „da bring' ich Ihnen etwas zu leſen, Major; — indeſſen will ich mich auf dieſem Stuhl ein wenig ausruhen“ — und, das Wort mit der That begleitend, warf ich mich in einen Seſſel, wo ich mir die Unterhaltung machte, mit meinem Stöckchen an die Stiefeln zu klopfen.

Major Carbonnell, auf den ich während ſeines Leſens verſtohlene Blicke warf, erſchien mir als ein großer, wohlgebildeter, unläugbar faſhionabler Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, vortheilhaften Ausſehens, nur daß ihn ſein Backenbart entſtellte, der falls ſich eine Discuſſion zwiſchen uns erheben ſollte, nicht riskiren, in den Schlafkojen gehört zu werden.

Mit dieſen Worten begab ſich der Capitän auf Deck, und der erſte Steuermann mit Log-Buch, Tinte und Feder folgte ihm.

Nun, meine Herren, begann der Capitän, nachdem der Doctor ſich wieder zu ihnen geſellt hatte, wird mein erſter Steuermann die Sitzung eröffnen, indem er Ihnen aus dem Log-Buche einen Bericht über dieſen Vorgang vorlieſ't, den ich eigenhändig von Anfang bis zu Ende eingetragen habe. Wenn Sie finden, daß Alles, auch die Eintragung über das Gewicht der Kinder mit der Wahrheit übereinſtimmt, ſo werde ich Sie mit der Bitte behelligen, das Protokoll als Zeugen zu unterſchreiben.

Der erſte Steuermann las die Erzählung, und die Zeugen unterſchrieben ſie, als völlig wahrheitsgetreu. Capitän Gillop räusperte ſich nun und redete ſeine erwartungsvollen Zuhörer folgendermaßen an:

Sie werden mit mir darin übereinſtimmen, daß Gerechtigkeit Gerechtigkeit iſt, und daß ſich Gleich zu Gleich geſellen muß. Hier mein Schiff, ein Schiff von fünfhundert Tonnen Laſt, iſt mit Maſten und Takelwerk auf dieſe Laſt und Größe eingerichtet. Wäre es ein Schooner von hundertfünfzig Tonnen, ſo würde ihn ſelbſt die unerfahrenſte Landratte unter Ihnen nicht mit ſolchen Maſten und Segeln verſehen. Wäre es dagegen ein Indienfahrer von tauſend Tonnen, würden dann dieſe Maſten, ſo tüchtige Stecken ſie auch ſind, für ein ſolches Schiff hinreichend ſein? Gewiß nicht. Ein Schooner muß getakelt ſein wie ein Schooner und ein Schiff wie ein Schiff in richtigen und paſſenden Verhältniſſen. Auf den Standpunkt dieſes Princips habe ich mich nun in dieſer ſchwierigen Lage geſtellt — und meine Entſcheidung lautet: man gebe das ſchwerſte Kind der ſchwerſten der beiden Frauen, und theile der leichteren, wie ſich daraus ſchon von ſelbſt ergiebt, das andere zu. Nach Verlauf einer Woche werden wir, wenn das Wetter aushält, ſo Gott will im Hafen ſein, und wenn es ein beſſeres Auskunftsmittel als das meinige giebt, um aus dieſer Klemme herauszukommen, ſo mögen die Advocaten und Geiſtlichen des Feſtlandes dasſelbe finden und in Anwendung bringen.

Mit dieſen Worten ſchloß der Capitän ſeine Rede, und das verſammelte Concilium nahm den unterbreiteten Vorſchlag mit der Einſtimmigkeit von Männern an, welche nicht die leiſeſte Idee ihr eigen nennen, durch die ſie Oppoſition machen könnten.

Zunächſt wurde nun Mr. Jolly, als die einzige Autorität in dieſem Punkte, aufgefordert, die Frage des Gewichtes zwiſchen Mrs. Smallchild und Mrs. Heavyſides zu entſcheiden, und er beantwortete ſie ohne einen Moment des Beſinnens zu Gunſten der Frau des Zimmermanns und zwar auf den unanfechtbaren Grund hin, daß ſie von beiden Frauen die größere und ſtärkere wäre.

Demnach wurde der haarloſe Säugling, bezeichnet als Numero Eins, in Mrs. Heavyſides' Cabine gebracht, und der behaarte, bezeichnet als Numero Zwei, wurde Mrs. Smallchild zugeſprochen. Die Stimme der Natur erhob weder in dem einen noch in dem andern Falle den leiſeſten Widerſpruch gegen das Princip, nach welchem die Kinder vertheilt worden waren. Noch vor ſieben Uhr konnte Mr. Jolly berichten, daß Mütter und Söhne, Backbord wie Steuerbord, ſo glücklich und zufrieden wären, wie nur irgend vier Menſchen an Bord wünſchen könnten es zu ſein; und der Capitän entließ das Concilium mit den Abſchiedsworten:

Und nun wollen wir die Leeſegel aufſetzen, meine Herren, und unſern Weg nach dem Hafen ſo ſchnell als möglich zurückzulegen ſuchen. Saunders, das Frühſtück in einer halben Stunde, und reichlich! Daß dieſe unglückliche Mrs. Drabble heute zum letzten Male von der Angelegenheit gehört hat, bezweifle ich; und wir müſſen verſuchen, ihr beizuſtehen und ihr durchzuhelfen, wenn wir können. Im Uebrigen iſt die Sache, inſoweit wir daran betheiligt ſind, zu Ende, und die Geiſtlichen und Advocaten des Feſtlandes mögen ſie weiter ausmachen.

Aber die Geiſtlichen und Advocaten machten nichts aus, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil nichts auszumachen war. Nach zehn Tagen erreichte das Schiff den Ort ſeiner Beſtimmung, und man theilte nun den Müttern den Vorgang mit. Jede von ihnen betete ihren Säugling nach den Erfahrungen der letzten zehn Tage an, — und Beide befanden ſich in derſelben Lage, wie Mrs. Drabble; Keine wußte welcher der Einen und welcher der Anderen gehörte.

Noch einmal wurde Alles verſucht. Zuerſt hörte man den Doctor, der indeſſen nur wiederholen konnte, was er bereits ausgeſagt. Zweitens nahm man ſeine Zuflucht zu der perſönlichen Aehnlichkeit, eine Beweisführung, die daran ſcheiterte, daß beide Väter helle Augen, helles Haar und römiſche Naſen beſaßen, während beide Kinder ebenfalls helle Augen und helles Haar, aber ganz unbedeutende Naſen hatten. Drittens nahm man Mrs. Drabble ins Verhör. Dasſelbe begann und endete mit harten Reden von der einen und Strömen von Thränen auf der anderen Seite, aber ohne Reſultat. Viertens nahm man die Entſcheidung des Geſetzes in Anſpruch, aber bei dem völligen Mangel eines Anhaltspunktes für die richterliche Unterſuchung war auch hier nichts zu erreichen. Fünftens und letztens appellirte man an die Väter, was aus dem einfachen Grunde zu nichts führte, weil Beide von der Sache, um die es ſich handelte, nicht das Geringſte wußten. Die barbariſche Entſcheidung des Capitäns durch das Gewicht blieb die einzige denkbare, und in Folge deſſen ſtehe ich hier, ein Mann in niederer Lebensſtellung, der keinen Pfennig in der Taſche hat.

Ja, ich bin der haarloſe Säugling von damals. Meine außerordentliche Schwere beſtimmte mein Lebensſchickſal. Die Väter und Mütter behielten die Kinder, welche ihnen der Capitän nach ſeinem Princip zugetheilt, weil ſie nichts Anderes zu thun wußten. Mr. Smallchild, der, wenn er nicht die Seekrankheit hatte, ein kluger Mann war, machte ſein Glück. Simon Heavyſides fuhr fort, ſeine Familie zu vermehren, und ſtarb im Armenhauſe.

Urtheilen Sie ſelbſt — wie Mr. Jolly ſagen würde — wie ſich die Zukunft der beiden auf der See geborenen Knaben im ſpäteren Leben geſtalten mußte. Ich, der kahlköpfige Säugling, habe ſeit Jahren nichts von dem behaarten Kinde geſehen und gehört. Der Mann ſoll klein von Geſtalt ſein, wie Mr. Smallchild — aber ich weiß zufällig, daß er dem Geſicht nach dem ſeligen Heavyſides ſprechend ähnlich iſt. Ich dagegen habe die lange Figur des Zimmermanns, aber ich beſitze nichts deſtoweniger die Smallchild'ſchen Augen und Haare.

Machen Sie nun daraus, was Sie können. Sie werden finden, daß es ſchließlich auf Eins hinausläuft. Smallchild junior geht es gut in der Welt, weil er ſechs Pfund vierzehn drei Viertel Loth wog, — Heavyſides junior geht es ſchlecht, weil er ſieben Pfund ein und ein Viertel Loth im Gewicht hatte. Das iſt das Ende von der Geſchichte.

# Laurette.

Von

**Alfred de Vigny,**

(geb. 1799, geſt. 1863).

Aus dem Franzöſiſchen

von

**Auguſte Scheibe.**

## I.

## Eine Begegnung auf der Landſtraße.

Die große Heerſtraße von Artois nach Flandern iſt lang und trübſelig. In gerader Linie, ohne Baum und Graben, zieht ſie ſich durch eine flache, gleichförmige Gegend hin und iſt zu allen Zeiten des Jahres mit gelbem Schmutz bedeckt. Ich paſſirte die Straße im März des Jahres 1815 und hatte eine Begegnung, die mir in unauslöſchlicher Erinnerung geblieben iſt.

Ich war allein und zu Pferde, war mit einem guten Mantel und ſchwarzem Helm bekleidet, mit Piſtolen und einem langen Säbel bewaffnet. Der Regen goß während der vier Tage und Nächte des Marſches in Strömen vom Himmel herab, aber ich erinnere mich, daß ich deſſenohngeachtet mit lauter Stimme die „Joconde“ ſang. Ich war noch ſehr jung. Die Leibwache des Königs war im Jahre 1814 aus Kindern und Greiſen zuſammengeſetzt worden, denn das

Kaiſerreich hatte die Männer hinweggerafft und verſchlungen.

Meine Kameraden waren im Gefolge König Ludwig's XVIII. auf der Straße voraus; ich ſah nur am fernen nördlichen Horizonte noch ihre weißen Mäntel und rothen Uniformen ſchimmern. Die Lanciers Bonaparte's, welche unſern Rückzug überwachten und Schritt für Schritt verfolgten, ließen von Zeit zu Zeit die dreifarbigen Fähnchen ihrer Lanzen am entgegengeſetzten Horizonte flattern. Mein Pferd hatte ein Eiſen verloren, und ich hatte zurückbleiben müſſen; aber das Thier war jung und kräftig — ich trieb es an, um meine Schwadron wieder zu erreichen, und es trug mich im ſcharfen Trabe dahin. Ein Griff an meinen Gürtel überzeugte mich, daß er ziemlich gut mit Geld geſpickt war; ich hörte die eiſerne Scheide meines Säbels am Steigbügel klirren und fühlte mich ſehr ſtolz und vollkommen glücklich.

Es regnete weiter und ich ſang weiter. Endlich langweilte es mich, nichts als meine eigene Stimme zu hören, und ich verſtummte. Jetzt vernahm ich nur noch das Niederrieſeln des Regens und die platſchenden Tritte meines Pferdes, das in dem mit Waſſer gefüllten Wagengeleiſe hinwatete. Die Straße war nicht gepflaſtert; ich verſank faſt und mußte endlich Schritt reiten. Meine hohen Stiefel waren von außen mit einer dicken Kruſte ockergelben Schmutzes überzogen, inwendig füllten ſie ſich mit Waſſer. Ich beſah meine ganz neuen goldenen Epauletten, mein Glück und meinen Stolz; ſie ſtarrten vor Näſſe, zu meinem nicht geringen Kummer.

Mein Pferd ließ den Kopf hängen, und ich that desgleichen. Ich fing an nachzudenken und fragte mich zum erſten Male, wohin ich ginge. Ich vermochte mir keine Antwort zu geben, aber die Frage beſchäftigte mich auch nicht lange. Meine Schwadron, das wußte ich gewiß, war vor mir, und dort war auch meine Pflicht. Ich empfand eine tiefe Befriedigung und Seelenruhe, die ich aus dem Gefühle der Pflicht herleitete, und verſuchte es, mir dasſelbe klar zu machen. Ich hatte in meiner nächſten Umgebung ſo oft Gelegenheit, zu beobachten, wie die ungewohnteſten Mühſale von Jung und Alt mit Heiterkeit ertragen wurden, wie viele in glücklichen Verhältniſſen lebende Menſchen eine geſicherte Zukunft ritterlich in die Schanze ſchlugen, und indem ich ſelbſt die Befriedigung genoß, welche aus der Ueberzeugung entſpringt, daß Keiner ſich den Anſprüchen und Forderungen der Ehre entziehen kann und darf, kam mir zum Bewußtſein, daß Selbſtverläugnung eine leichtere und viel häufiger geübte Tugend iſt, als man gewöhnlich annimmt.

Ich fragte mich, ob dieſe Tugend nicht vielleicht eine angeborene ſei; fragte mich, wie ſich das Bedürfniß, zu gehorchen und unſern Willen wie eine läſtige und beſchwerliche Sache in die Hände Andrer zu legen, erklären laſſe; fragte mich, woraus das geheime Glück ſich bis in die Mundwinkel zog und unten am Halſe zuſammentraf. Seine Wäſche war bewundernswürdig rein und ſorgfältig geordnet. An den Fingern trug er ſo viele Ringe, und über dem Anzug, als dieſer nachher vollendet war, ſo viele Ketten und Geſchmeide, als nur jemals eine Dame anzulegen pflegt.

„Mein theurer Herr, gönnen Sie mir die Ehre, auf den erſten Augenblick die allervertrauteſte Bekanntſchaft mit Ihnen zu machen,“ ſagte er, mit ausgeſtreckter Hand ſich vom Stuhl erhebend. „Jeden Freund von Lord Windermear heiße ich willkommen, doppelt aber, wenn ihm ſeine eigene Empfehlung ſo in's Geſicht geſchrieben iſt.“

„Major Carbonnell,“ entgegnete ich, „erſt ſeit zwei Minuten ſeh' ich Sie, und ſchon fühl' ich einen außerordentlichen Zug zu Ihnen, eine Neigung, welche zweifelsohne von meinem Urtheil zeugt. Sie werden wiſſen, daß ich ſo eben von Reiſen zurückkomme?“

„Ich erſeh' es aus Seiner Herrlichkeit Zeilen. Mr. Newland, meine Zeit iſt zu Ihren Dienſten. Wo ſind Sie abgeſtiegen?“

„In der Piazza.“

„Sehr gut; ich will heute mit Ihnen ſpeiſen. Beſtellen Sie Mulligatawny; in dem Punkte ſind ſie dort famos. Nach Tiſche wollen wir in's Theater gehen.“

Ich war etwas überraſcht von dieſer kaltblütigen Art, ſich bei mir einzuladen und das Mahl anzuordnen; aber im Augenblicke hatte ich meinen Mann erkannt.

„Major, das ſieht beinahe aus wie eine Beleidigung. Sie wollen heute mit mir ſpeiſen! Erlauben Sie mir zu ſagen, Sie müſſen es jeden Tag, wo wir nicht anderswo eingeladen ſind; auch werd' ich außerdem, Sir, ernſtlich ungehalten ſeyn, wenn Sie nicht, ſo oft Sie bei mir ſpeiſen, das Diner anordnen und Jedermann mitbringen, den Sie für würdig halten, ſeine Beine unter unſern Tiſch zu ſtrecken. Laſſen Sie uns nichts halb thun, Major; ich kenne Sie nun ſchon ſo gut, als ob wir ſeit zehn Jahren die vertrauteſten Freunde wären.“

entſpringe, wenn man ſich der Würde entledigt hat, und warum ſich unſer Stolz nicht dagegen auflehne.

Ueberall verbindet dieſer geheimnißvolle Inſtinct Familien und Völker zu mächtigen, ſtarken Vereinigungen, nirgend aber findet ein ſo gänzliches Verzichten auf ſelbſtſtändiges Handeln, Sprechen, Wünſchen und beinahe Denken ſtatt, wie im Soldatenſtande. Ueberall iſt Widerſtand möglich und wird auch wirklich geübt. Der Bürger hat nur einen vernünftigen, auf Einſicht beruhenden Gehorſam zu leiſten, welcher prüfen und unter Umſtänden aufhören kann; ſelbſt der Gehorſam der Frau erreicht da ſein Ende, wo ihr etwas Schlechtes befohlen wird, und das Geſetz nimmt ſie in ſolchen Fällen in Schutz; — nur der militäriſche active wie paſſive Gehorſam iſt ein unbedingter. Ohne zu fragen und zu denken führt der Soldat empfangene Befehle aus, und blind wie das Schickſal der Alten ſchlägt er zu. Alle möglichen Conſequenzen dieſes gänzlichen und bedingungsloſen ſich ſelbſt Aufgebens, das dem Soldaten zuweilen die traurigſten Pflichten auferlegt, zogen an meiner Seele vorüber.

In dieſe Gedanken verſunken verfolgte ich meinen Weg, indem ich mein Pferd ſich ſelbſt überließ, nur von Zeit zu Zeit nach der Uhr ſah und die Straße entlang blickte, die ſich noch immer in gerader Linie, ohne Haus und ohne Baum, wie ein breiter, gelber Streifen auf grauer Leinwand bis zum Horizonte hinzog. Zuweilen miſchte ſich der flüſſige Streifen mit dem aufgeweichten Boden, der ihn einfaßte, und wenn ein etwas hellerer Schimmer über die troſtloſe Gegend flog und ſie beleuchtete, erblickte ich mich wie in einem Meere von Moraſt, durch das ich in einem Strome von Schlamm dahin ritt.

Indem ich den gelben Streifen der Straße einmal etwas aufmerkſamer ins Auge faßte, bemerkte ich in der Entfernung von etwa einer Viertelmeile einen ſchwarzen Punkt, der ſich bewegte. Ich freute mich darüber, denn dort war irgend ein lebendiges Weſen. Ich wandte die Augen nicht mehr davon ab und ſah, daß der ſchwarze Punkt dieſelbe Richtung nach der Gegend von Lille hin verfolgte, wie ich, und daß er ſich im Zickzack bewegte, was auf einen mühſeligen Marſch hindeutete. Mein Pferd antreibend, kam ich dem Punkte näher, der ſich in demſelben Maße vergrößerte und nun länglich erſchien. Als ich einmal etwas feſtern Boden erreichte, ſetzte ich mein Thier in Trab und glaubte nun einen kleinen ſchwarzen Wagen zu erkennen. Ich hatte Hunger, hoffte, es ſei das Fuhrwerk einer Märketenderin, und mein armes Pferd als Schaluppe betrachtend, legte ich mich in die Ruder, um jene glückſelige Inſel in dieſem Meere von Schlamm zu erreichen.

Etwa hundert Schritte weiterhin vermochte ich deutlich ein hölzernes Wägelchen zu unterſcheiden, das mit drei Reifen überſpannt und mit einer ſchwarzen Wachsleinwand überzogen, etwa ausſah wie eine Wiege, die man auf zwei Räder geſtellt hat. Die Räder verſanken bis an die Achſe im Schlamm; ein kleiner Mauleſel, der das Fuhrwerk zog, wurde durch einen nebenher ſchreitenden Mann am Zügel geführt. Ich näherte mich dem Manne und betrachtete ihn aufmerkſam.

Er mochte etwa fünfzig Jahr alt ſein, hatte einen weißen Schnurrbart und war von großer, ſtarker Figur. Der Rücken zeigt ſich etwas gekrümmt, wie es bei allen Infanterieoffizieren, die früher den Torniſter getragen haben, der Fall zu ſein pflegt. Er war in Uniform und trug unter einem kurzen und fadenſcheinigen blauen Mantel die Epauletten des Bataillonschefs. Das Geſicht ſah verwittert und rauh, aber gutmüthig aus, wie man das ſo häufig bei alten Soldaten findet. Er blickte mich unter ſeinen buſchigen ſchwarzen Brauen hervor von der Seite an und zog mit Behendigkeit eine Flinte aus dem Wagen, deren Hahn er ſpannte, indem er gleichzeitig auf die andere Seite des Mauleſels trat, um denſelben als Bruſtwehr zu benutzen. Als ich ſeine weiße Cocarde bemerkte, zeigte ich ihm den Aermel meiner rothen Uniform, und er legte die Flinte in den Wagen zurück.

Ah, das iſt was Andres, ſagte er. Ich hielt Sie für einen der Burſchen, die hinter uns her ſind. Wollen Sie einen Schluck trinken?

Gern, entgegnete ich, indem ich mich ihm näherte; ich habe ſeit vierundzwanzig Stunden keinen Tropfen über die Lippen gebracht.

Er trug um den Nacken eine ſehr hübſch geſchnitzte, zur Flaſche zugerichtete Cocosnuß mit ſilbernem Halſe, auf die er ein wenig eitel zu ſein ſchien, und reichte ſie mir hin. Ich trank mit Behagen ein wenig von dem ſchlechten, weißen Wein; dann gab ich ihm die Flaſche zurück.

Auf die Geſundheit des Königs, ſagte er, indem er ebenfalls trank. Er hat mich zum Offizier der Ehrenlegion gemacht, und es iſt deßhalb nicht mehr als billig, daß ich ihm bis an die Grenze folge. Da ich keine anderen Exiſtenzmittel beſitze, ſo werde ich dann allerdings mein Bataillon wieder übernehmen; das iſt meine Schuldigkeit.

So mehr zu ſich ſelbſt, als zu mir ſprechend, ſetzte er ſeinen Eſel wieder in Bewegung. Er meinte, wir hätten keine Zeit zu verlieren, und da ich derſelben Anſicht war, machte auch ich mich wieder auf den Weg. Ich blieb neben ihm und beobachtete ihn, ohne indeſſen eine Frage zu ſtellen, denn ich habe die geſchwätzige Zudringlichkeit, die unter uns ſo häufig iſt, nie leiden mögen.

So legten wir, ohne miteinander zu ſprechen, etwa eine Achtelmeile zurück, dann hielt er an, um ſein armes kleines Thier, das ich nur mit Bedauern anſehen konnte, etwas verſchnaufen zu laſſen. Ich hielt ebenfalls ſtill und verſuchte das Waſſer auszudrücken, welches meine Reiterſtiefel füllte, wie zwei Regenfäſſer, in denen ich die Beine ſtecken hatte

Ihre Stiefel fangen an, Ihnen an den Füßen zu kleben, bemerkte er.

Ich habe ſie ſeit vier Tagen und Nächten nicht vom Leibe gebracht, entgegnete ich.

Bah, in acht Tagen iſt Alles vergeſſen, ſagte er mit ſeiner heiſern Stimme. Wenn man in ſolchen Zeiten allein iſt und nur für ſich ſelbſt zu ſorgen hat, ſo will das nicht viel ſagen! Wiſſen Sie, was ich da drin habe?

Nein.

Eine Frau.

Ah, entgegnete ich ohne allzugroßes Erſtaunen zu verrathen, indem ich im Schritt weiter ritt,

Er ſetzte ſein Fuhrwerk ebenfalls wieder in Gang

Die alte Karrete hat nicht viel gekoſtet und der Eſel auch nicht, fuhr er fort, aber ich brauch's nicht beſſer, und ſie verrichten ihren Dienſt, obgleich der Weg hier ein etwas langes „Zopfband“ iſt, bemerkte er.

Ich bot ihm für den Fall, daß er ermüdet wäre, mein Pferd an, und da ich ernſt und ohne Spott von ſeinem Fuhrwerk ſprach, durch das er ſich offenbar lächerlich zu machen fürchtete, ſo wurde er zutraulich, näherte ſich mir und klopfte mich aufs Knie, indem er ſagte:

Sie ſcheinen ein guter Menſch zu ſein, obgleich Sie zu den Rothen gehören.

An der bittern Betonung, mit der er die vier „rothen Compagnieen“ bezeichnete, merkte ich, wie viel gehäſſige

Vorurtheile der Luxus und der Rang dieſer Garde-Offiziere in der Armee geweckt hatten.

Deſſenungeachtet muß ich Ihr Anerbieten ablehnen, fuhr er fort, denn ich kann nicht reiten und brauche es auch nicht.

Aber die höhern Offiziere, zu denen Sie gehören, ſind ja gezwungen zu reiten.

Bah, einmal jährlich bei den Inſpectionen und dann auf einem Miethgaul. Ich meinestheils war früher bei der Marine und diene ſeitdem bei der Infanterie. Ich verſtehe mich nicht aufs Reiten.

Er marſchirte etwa zwanzig Schritt weiter, indem er mich dann und wann von der Seite anſah, als ob er eine Frage erwartete. Da ſie nicht erfolgte, fuhr er fort.

Sind Sie denn gar nicht neugierig? Das, was ich eben ſagte, ſollte Sie doch Wunder nehmen.

Ich wundre mich überhaupt ſelten.

Vielleicht thäten Sie es, wenn ich Ihnen erzählte, warum ich den Seedienſt quittirte.

So verſuchen Sie es doch, entgegnete ich. Das wird Sie erwärmen, und ich vergeſſe vielleicht dabei, daß mir der Regen am Rücken hinunter bis auf die Ferſen läuft.

Der gute Mann bereitete ſich feierlich und mit dem Vergnügen eines Kindes auf ſeine Erzählung vor. Er ſchnallte den mit Wachsleinwand überzogenen Tſchako feſter und gab ſeinen Schultern jenen Ruck, den nur

Diejenigen kennen und verſtehen, die bei der Infanterie gedient haben. Es iſt der Ruck, mit welchem der Soldat den Torniſter zurechtrückt und ſich für einen Moment, die Laſt erleichtert, — eine Manier, die er auch als Offizier aus Gewohnheit beibehält. Nach dieſer krampfhaften Bewegung nahm der Capitän noch einen Schluck Wein aus ſeiner Cocosnuß, verſetzte dem Maulesel einen ermunternden Fußtritt in die Rippen und begann.

## II.

Vor Allem, hob der Capitän an, muß ich Ihnen ſagen, daß ich aus Breſt gebürtig bin. Ich habe meine Laufbahn als Regimentskind angefangen und ſchon vom neunten Jahre an meine halbe Ration und halbe Löhnung bezogen. Mein Vater ſtand bei der Garde. Da ich aber eine Vorliebe für das Meer hatte, ſo benutzte ich eine ſchöne Nacht, während ich mich auf Urlaub in Breſt befand, um mich im unterſten Raum eines Kauffahrteiſchiffes zu verſtecken, das nach Indien ſegelte. Man fand mich erſt, als wir bereits auf offener See waren und der Capitän hielt es für beſſer, mich zum Schiffsjungen zu machen, anſtatt mich ins Waſſer werfen zu laſſen. Als die Revolution kam, hatte ich meinen Weg bereits gemacht; ich war Capitän eines kleinen, ſchmucken Handelsfahrzeuges und ſchwamm ſeit fünfzehn Jahren auf dem Meere. Da ſich nun die ehemalige königliche Marine — und ſie war, meiner Treu, vortrefflich, dieſe alte Marine! — plötzlich aller Offiziere beraubt ſah, ſo nahm man die Capitäne der Handelsſchiffe dazu. Ich hatte einige Kämpfe mit den Flibuſtiern beſtanden, von denen ich Ihnen ſpäter erzählen könnte, und man übertrug mir das Commando einer Kriegsbrigg, die den Namen „Marat“ führte.

Am 18. Fructidor 1797 erhielt ich Befehl, nach Cayenne unter Segel zu gehen. Ich ſollte ſechzig Soldaten und einen zur Deportation Verurtheilten dorthin bringen, der von einem Transport von hundert drei und neunzig Gefangenen, welche die Fregatte „Decade“ einige Tage vorher an Bord genommen, übrig geblieben war.

Ich hatte Befehl, dies Individuum mit Schonung zu behandeln, aber das Schreiben des Directoriums, in welchem mir die Ordre gegeben wurde, umſchloß ein zweites mit drei rothen Siegeln, von denen das mittelſte ungewöhnlich groß war. Dies zweite Schreiben ſollte ich nicht öffnen, bis ich den erſten Grad nördlicher Breite und den ſieben- bis achtundzwanzigſten Längengrad überſchritten, d. h. ehe ich nicht die Linie paſſirt hätte.

Das Schreiben hatte eine ganz beſondere Form. Es war länglich und ſo ſorgſam gefaltet, daß ich weder hineinſehen, noch durch das Couvert etwas leſen konnte. Ich bin nicht abergläubiſch, aber der Brief war mir unbehaglich. Ich hob ihn in meiner Cabine unter dem Glaſe einer kleinen, ordinären engliſchen Wanduhr auf, die über meinem Bett angebracht war. Dies Bett war ein echtes Seemannslager, wie Sie es ja wohl kennen. Aber nein — wo habe ich denn meine Gedanken! Sie ſind ja kaum ſechzehn Jahr alt und können noch nicht viel geſehen haben.

Ohne Eigenlob geſagt, das Zimmer einer Königin kann nicht netter eingerichtet ſein, als die Cajüte eines Seemannes. Jede Sache hat ihren beſondern Platz und ihren beſondern Nagel; nichts kann ſich rühren und verrücken. Mag das Schiff ſchwanken ſo viel und ſo heftig es immer will, es kommt nichts aus ſeiner Ordnung. Die Möbel ſind dem Schiffe und dem Raume, den man hat, angepaßt. Mein Bett war ein Koffer, den ich aufmachte, wenn ich mich niederlegen wollte, und der, wenn er geſchloſſen war, mein Sopha bildete und auf dem ich meine Pfeife rauchte. Zuweilen wurde er auch als Tiſch benutzt. Man ſetzte ſich dann auf zwei kleine Tonnen, die ſich in der Cajüte befanden. Der Fußboden war gewichſt und gebohnt daß er glänzte wie ein Spiegel. Es war wirklich eine nette, kleine Cajüte. Die Brigg war im Ganzen nicht übel. Wir machten uns manchen guten Spaß und auch diesmal fing die Reiſe recht angenehm an, wenn nicht — aber ich will meiner Geſchichte nicht vorgreifen.

Wir hatten einen ſchönen Nord-Nord-Weſt, und ich war eben beſchäftigt, den Brief unter dem Glaſe meiner Wanduhr zu befeſtigen, als mein Deportirter in die Cajüte trat. Er führte eine hübſche junge Frau von etwa ſiebzehn Jahren an der Hand. Er ſelbſt war, wie er mir ſagte, neunzehn Jahre alt. Ein ſchöner Menſch, wenn auch etwas blaß und zu zart für einen Mann. Deſſenohngeachtet war er ein ganzer Mann, der ſich, wie Sie bald ſehen werden, als es zum Treffen kam, beſſer benahm, als viele Aeltere an ſeiner Stelle gethan hätten. Er hielt alſo ſein Frauchen am Arm und ſie war friſch und fröhlich, wie ein Kind. Sie ſahen aus wie zwei Turteltauben, und ich hatte mein Vergnügen daran.

Schön, meine Kinder, ſagte ich, ihr macht dem alten Capitän euern Beſuch, das iſt hübſch von euch. Ich führe euch ein bischen weit weg, aber deſto beſſer. Wir werden dabei Zeit haben, einander kennen zu lernen. Es thut mir leid, Madame in Hemdärmeln zu empfangen, aber ich bin eben dabei, dieſen dummen Brief da oben zu befeſtigen; wollt ihr mir dabei vielleicht ein wenig behülflich ſein?

Und das thaten ſie denn auch wie luſtige gute Kinder. Der junge Mann nahm den Hammer, die kleine Frau die Nägel, und ſie reichten mir zu, was ich verlangte. Rechts, Capitän — links, Capitän! rief ſie lachend, als die Uhr beim Schaukeln des Schiffes herüber und hinüber ſchwankte. Ich höre noch die liebe Stimme, wie ſie rief: rechts, Capitän — links, Capitän! Sie machte ſich ihren Spaß mit mir. Warten

Der Major faßte meine Hand. „Mein theurer Newland, ich wünſche nur, wir hätten einander ſchon zehn Jahre lang gekannt! Der Verluſt iſt auf meiner Seite. Aber jetzt — Sie haben vermuthlich ſchon gefrühſtückt?“

„Ja; da ich nichts zu thun hatte, und in Folge meiner langen Abweſenheit keine Seele kannte, ſo hab' ich das zwei Stunden früher abgethan, um Sie zu Hauſe zu treffen; alſo zu Ihren Dienſten.“

„Vielmehr zu den Ihrigen. Ich denke, Sie werden ausgehen wollen. In zehn Minuten bin ich fertig. Nehmen Sie eine Zeitung, pfeifen Sie eine, zwei Arien, oder thun Sie, was Ihnen beliebt, nur um zehn Minuten todtzuſchlagen — dann ſtehe ich zu Befehl.“

## Einundzwanzigſtes Kapitel.

Glänzende, plötzliche Einführung in die faſhionablen Kreiſe. Beweis, daß ich meiner Erhebung würdig bin.

„Ich bitte um Verzeihung, Newland,“ ſagte der Major, als er, ſtrahlend von Ketten und Putzwerk, aus dem Ankleidezimmer zurückkam; „aber ich muß Ihren Taufnamen wiſſen.“

„Der klingt ſeltſam, ich heiße Japhet.“

„Japhet! bei den unſterblichen Mächten, da würd' ich meinen Pathen und Pathinnen den Prozeß machen; Sie müßten ſchweren Schadenerſatz bekommen.“

„So darf ich annehmen,“ verſetzte ich mit einem durchdringenden Blick, „Sie möchten den Namen nicht für baare Zehntauſend jährlich haben.“

„Halt! das ändert die Sache; es iſt zum Erſtaunen, wie ſich

Sie, kleiner Schelm, ich werde Sie durch Ihren Mann ausſchelten laſſen, ſagte ich. Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn — ſie waren wirklich allerliebſt, die Beiden! So wurden wir bekannt und waren auch gleich gute Freunde.

Die Ueberfahrt war vorzüglich. Wir hatten ein Wetter, als wäre es ganz beſonders für uns beſtellt. Da ich immer nur ernſte oder gar finſtere Geſichter am Bord gehabt hatte, ſo bat ich meine beiden Liebesleute alle Tage zu Tiſch. Sie erheiterten mich, denn hatten wir unſern Zwieback und unſern Fiſch gegeſſen, ſo ſaßen die kleine Frau und ihr Mann und guckten einander an, als hätten ſie ſich nie geſehen; dann fing ich an zu lachen und neckte ſie — und ſie lachten von Herzen mit. Wer uns ſo geſehen, ohne zu wiſſen, was wir hatten, würde uns für drei Narren gehalten haben. Es war wirklich eine Freude, zu beobachten, wie gut ſie ſich waren. Sie fühlten ſich überall wohl und fanden Alles, was man ihnen bot, vortrefflich, obgleich ſie nur dieſelben Rationen bekamen, wie wir Andern. Ich fügte, wenn ſie bei mir aßen, wohl etwas ſchwediſchen Branntwein hinzu, aber nur ein kleines Gläschen, um meiner Würde nichts zu vergeben. Sie ſchliefen in Hängematten, in denen ſie durch die Bewegung des Schiffes hin und her geſchaukelt wurden, wie dieſe beiden Birnen hier in meinem naſſen Taſchentuche, und waren immer munter und vergnügt. Und ich machte es wie Sie jetzt: ich fragte nach nichts. Was brauchte ich auch ihre Namen und ihre Verhältniſſe zu kennen; war ich doch nur ihr Fährmann. Ich brachte ſie nach der andern Seite des Waſſers, wie ich zwei Paradiesvögel hinübergebracht hätte.

Nach Ablauf eines Monats war es dahin gekommen, daß ich ſie lieb hatte, als ob ſie meine Kinder geweſen wären. Tagtäglich, wenn ich ſie gerufen, hatten ſie ſich zu mir geſetzt. Der junge Mann ſchrieb an meinem Tiſche, d. h. auf meinem Bett, und wenn ich wollte, half er mir auf der Karte den Punkt beſtimmen, wo wir uns befanden. Er verſtand das bald ebenſo gut, wie ich ſelber, ſo daß ich zuweilen ganz erſtaunt war. Die junge Frau ſaß dann auf einem Fäßchen dabei und nähte.

Eines Tages, als wir auch ſo ſaßen, ſagte ich zu ihnen:

Wißt ihr wohl, meine lieben jungen Freunde, daß wir ein recht hübſches Familienbild abgeben? Ich will euch nicht etwa ausforſchen, aber wahrſcheinlich habt ihr nicht gerade Geld im Ueberfluß, und ihr ſeid beide viel zu zart, um zu hacken und zu ſchaufeln, wie die übrigen Deportirten in Cayenne. Es iſt ein abſcheuliches Land, das kann ich euch aus voller Ueberzeugung verſichern, aber ich alte, von der Sonne getrocknete Seehundshaut würde dort leben, wie der liebe Gott in Frankreich. Wenn ihr nun, wie es mir ſcheint, (ich will euch durchaus nicht drängen!) ein bischen Freundſchaft für mich hättet, ſo würde ich meine Brigg, die nur noch ein alter Holzſchuh iſt, herzlich gern im Stiche laſſen und bei euch bleiben, wenn euch das recht iſt. Ich habe weder Kind noch Kegel, und das iſt herzlich langweilig. Ihr würdet mir eine liebe Geſellſchaft ſein; ich dagegen könnte euch in vielen andern Dingen nützen. Ich habe ein Sümmchen, das redlich erworben iſt, zurückgelegt; davon würden wir leben können, und das würde ich euch hinterlaſſen, wenn ich dereinſt die Augen zumache, wie man manierlich zu ſagen pflegt.

Sie blickten ſich ſtarr vor Staunen an und ſchienen anfänglich gar nicht zu glauben, daß ich im Ernſte ſpräche. Dann warf ſich die kleine Frau, wie ſie in ſolchen Fällen immer zu thun pflegte, ihrem Mann in die Arme und ſetzte ſich ganz roth und mit Thränen in den Augen auf ſeine Kniee. Er drückte ſie feſt an die Bruſt, und ich ſah auch in ſeinen Augen Thränen. Dann reichte er mir die Hände und wurde noch bläſſer als gewöhnlich. Sie ſprach leiſe zu ihm, wobei ihr volles blondes Haar auf ihre Schultern fiel. Der Knoten am Hinterkopf hatte ſich gelöſ't, und die Flechte rollte herab, wie ein Tau, das ſich plötzlich abwickelt, denn ſie war lebhaft in ihren Bewegungen, wie ein Fiſchchen. Wenn Sie dieſe Haare geſehen hätten, Haare wie pures Gold! — Da ſie indeſſen fortfuhren zu flüſtern, er, indem er ihr von Zeit zu Zeit die Stirn küßte, ſie, indem ſie Thränen vergoß, ſo wurde ich endlich ungeduldig.

Nun, wie ſteht's, würde es euch paſſen? fragte ich.

Aber — aber — Capitän, Sie ſind ſehr gütig, ſagte der junge Mann — aber — Sie können doch nicht mit Deportirten leben und — dabei ſchlug er die Augen nieder.

Was Sie verbrochen haben, um die Deportation zu verdienen, weiß ich nicht, fuhr ich fort. Sie können mir das einmal erzählen, oder auch nicht, wenn Sie nicht wollen. Aber ihr ſeht mir Beide nicht aus, als ob ihr viel auf dem Gewiſſen hättet. Ich glaube, daß ich in meinem Leben mehr verbrochen habe, als ihr armen unſchuldigen Kinder. Freilich, ſo lange ihr unter meiner Bewachung ſeid, kann ich euch nicht fortlaſſen, das dürft ihr nicht erwarten — eher ſchnitte ich euch den Hals ab, wie einem Paar Tauben. Sind aber erſt die Epauletten abgelegt, ſo habe ich weder nach einem Admiral, noch nach ſonſt Jemand zu fragen.

Dennoch könnte das, glaube ich, gefährlich für Sie werden, Capitän, entgegnete er, traurig ſeinen braunen Kopf ſchüttelnd, der nach der Mode der Zeit leicht mit Puder beſtreut war. Es könnte Ihnen ſchaden, wenn Sie ſich zu uns hielten. Wir beide lachen, weil wir jung ſind, weil wir uns lieb haben, — aber wenn ich an die Zukunft denke, habe ich ſchlimme Augenblicke. Was ſoll aus meiner armen Laura werden?

Von Neuem drückte er den Kopf der jungen Frau an ſeine Bruſt.

Nicht wahr, das mußte ich dem Capitän ſagen, das hätteſt du ſelbſt ihm geſagt? fragte er ſie.

Ich nahm meine Pfeife und ſtand auf, denn ich fühlte, daß meine Augen naß wurden, und das ſchickte ſich nicht für mich.

Ach was, das wird ſich ſpäterhin ja Alles finden, erwiderte ich. — Wenn der Tabakrauch die junge Dame beläſtigt, ſo wird ſie ſich entfernen müſſen.

Sie ſtand auf, das Geſicht feucht und über und über mit Glut überzogen, wie ein Kind, das man ausgeſcholten hat.

Und an den Brief denkt ihr Beide wohl gar nicht mehr? ſagte ſie, nach meiner Uhr blickend.

Die Worte gingen mir durch und durch. Es war mir, als ob ich einen Schmerz in den Haarwurzeln fühlte, als ſie das ſagte.

Teufel auch, daran hatte ich wirklich nicht mehr gedacht! erwiderte ich. Das wäre eine ſchöne Geſchichte geweſen, wenn wir den erſten Grad nördlicher Breite paſſirt hätten, ohne ihn zu öffnen. Ich hätte nur gleich ins Waſſer ſpringen können. Aber das nennt man Glück haben — wie gut, daß mich das Kind erinnerte!

Raſch ſah ich auf meiner Seekarte nach, und als ich mich überzeugte, daß wir bis dahin wenigſtens noch eine Woche vor uns hatten, wurde mir der Kopf etwas leichter — nicht ſo das Herz. Warum, wußte ich nicht.

Das Directorium verſteht in Betreff des Gehorſams keinen Spaß, ſagte ich. Nun, diesmal bin ich noch ſo weggekommen; die Zeit iſt mir ſo raſch vergangen, daß ich das dumme Schreiben ganz und gar vergeſſen hatte.

So blieben wir alle drei mit offnem Munde ſtehen, um den Brief zu betrachten, als ob er etwas ſagen ſollte. Es fiel mir auf, daß die Sonne, welche durch die Fenſterſcheibe hereinſchien und das Glas der Uhr beleuchtete, die drei rothen Siegel beinahe wie ein in Feuer glühendes Geſicht erſcheinen ließ.

Sieht es nicht aus, als ob ihm die Augen aus dem Kopfe ſpringen wollten? fragte ich, um die Beiden zu erheitern.

Nein, ſieh, — genau — wie Blutflecken! rief die junge Frau.

Bah, bah, du irrſt dich, Laura, ſagte der Mann, indem er ihren Arm nahm. Der Brief ſieht vielmehr aus wie eine Heirathsanzeige. Komm, ruhe dich ein wenig aus. Was geht uns der Brief an?

Sie liefen davon, als ob ihnen ein Geſpenſt auf den Ferſen wäre, und begaben ſich auf das Hinterdeck. Ich blieb mit dem unheimlichen Schreiben allein und erinnere mich, daß ich es, während ich meine Pfeife rauchte, immerfort anſehen mußte, als ob die rothen Augen ſich auf die meinen hefteten und ſich feſtſaugten, wie die einer Schlange. Das dritte Siegel, größer als die Augen, erſchien mir wie der offne gähnende Rachen eines Wolfes . . . Dies Alles machte mich ärgerlich.

Ich hing meinen Rock über die Uhr, um weder ſie noch den verdammten Brief länger zu ſehen.

Dann ging ich, um meine Pfeife auf Deck auszurauchen, und blieb bis in die Nacht hinein oben.

Wir befanden uns auf der Höhe der Inſeln des grünen Vorgebirges. Der „Marat“ lief vor dem Winde täglich ſeine zehn Knoten. Die Nacht war eine der ſchönſten, die ich je in den Tropen erlebte. Groß wie eine Sonne ſtieg der Mond am Horizont herauf; das Meer ſchnitt ihn gerade halb durch und erſchien weiß, wie eine mit blitzenden Diamanten überſäete Decke von Schnee. Auf meiner Bank ſitzend und meine Pfeife rauchend blickte ich hinaus. Der wachthabende Offizier und die Matroſen ſchwiegen ebenfalls und beobachteten den Schatten, welchen die Brigg auf das Waſſer warf. Ich freute mich dieſes Schweigens, denn ich liebe Stille und Ordnung und hatte Lärm und Licht verboten. Deſſenohngeachtet bemerkte ich, beinahe unter meinen Füßen, einen ſchmalen hellen Streifen, und ſicherlich hätte das meinen Zorn gereizt, wenn das Licht nicht bei meinen Deportirten geweſen wäre. Ehe ich mich ereiferte, wollte ich ſehen, was ſie machten. Ich brauchte mich nur zu bücken, ſo konnte ich durch die große Luke in die Cajüte ſehen, die ſie inne hatten, und ich that es.

Die junge Frau lag auf den Knien und verrichtete ihr Gebet. Das Licht einer kleinen Lampe beſchien ſie. Sie war im Nachtgewande, und ich ſah von oben ihre nackten Schultern und ihre kleinen, bloßen Füße. Die

Haare hingen aufgelöſ't herunter. Ich wollte mich zurückziehen, aber ich ſagte mir: Bah, ein alter Soldat, was thut das? Und ich blieb, um ſie weiter zu belauſchen.

Der junge Mann ſaß, den Kopf in die Hände geſtützt, auf einem Reiſeköfferchen und beobachtete die Betende. Sie erhob den Kopf nach oben, und ich bemerkte, daß ihre großen blauen Augen voll Thränen ſtanden, wie die einer Magdalena. Währendem faßte er die Spitzen ihrer langen Haare und küßte ſie unbemerkt. Nachdem ſie ihr Gebet beendigt, bekreuzte ſie ſich mit einem Lächeln, als ginge ſie direct ins Paradies. Ich ſah, daß auch er das Zeichen des Kreuzes machte, aber heimlich, als ob er ſich ſchämte. Und in der That, für einen Mann hat es immer etwas Sonderbares.

Dann ſtand ſie auf, umarmte ihn und legte ſich in ihre Hängematte, in die er ſie hineinhob, wie man ein Kind in die Wiege legt. Die Hitze war erſtickend, — ſie ließ ſich offenbar mit Vergnügen von den Bewegungen des Schiffes ſchaukeln und ſchien bereits dem Einſchlafen nahe. Ihre kleinen, weißen Füße lagen gekreuzt und ebenſo hoch wie ihr Kopf; die ganze Geſtalt war in ihr langes, weißes Nachtgewand eingehüllt. Es war ein allerliebſter Anblick.

Lieber, biſt du noch nicht müde? ſagte ſie bereits halb im Schlafe. Weißt du, daß es ſchon ſpät iſt?

Er blieb, den Kopf in die Hand geſtützt, ſitzen, ohne zu antworten. Das ſchien die kleine Frau zu beunruhigen; wie ein Vogel aus dem Neſte ſteckte ſie ihr Köpfchen aus der Hängematte hinaus und beobachtete ihn mit offenem Munde, ohne daß ſie zu ſprechen wagte.

Endlich fing er an zu reden.

Weißt du, meine geliebte Laura, daß ich immer trauriger werde, je näher wir dem Orte unſrer Beſtimmung kommen? ſagte er. Ich weiß nicht, warum, aber es ſcheint mir, als ob die Zeit der Ueberfahrt die glücklichſte unſres Lebens geweſen wäre.

So ſcheint es mir auch, und ich wollte, ſie nähme nie ein Ende, erwiderte ſie.

Er blickte ſie an, indem er mit einer Inbrunſt von der Sie ſich keine Vorſtellung machen können, die Hände faltete.

Und dennoch, Geliebte, ſehe ich dich immer Thränen vergießen, wenn du beteſt. Das betrübt mich tief, denn ich weiß, an wen du denkſt, und ich fürchte, du bereuſt, was du gethan haſt.

Ich bereuen! rief ſie ſchmerzlich. Ich bereuen, daß ich dir gefolgt bin! Glaubſt du, daß ich dich weniger liebe, weil ich dir erſt ſeit ſo kurze Zeit angehöre? Glaubſt du, daß man mit ſiebzehn Jahren nicht auch ſeine Pflichten als Frau kennt? Haben meine Mutter und meine Schweſtern nicht ebenfalls geſagt, es wäre meine Schuldigkeit, dir zu folgen? Haben ſie nicht geſagt, daß dabei gar nichts Beſonderes wäre? Ich wundere mich nur, daß du etwas darin findeſt, Geliebter; es iſt ja Alles ganz natürlich und ſelbſtverſtändlich. Wie kannſt du nur glauben, daß ich etwas bereue, wenn ich bei dir bin, um dein Leben zu theilen, oder mit dir zu ſterben, wenn du ſtirbſt!

Sie ſagte das Alles mit einer ſo ſüßen Stimme, daß man Muſik zu hören meinte. Ich war ganz gerührt.

Gute kleine Frau! ſagte ich.

Der junge Mann ſeufzte, ſtampfte mit dem Fuße und küßte die hübſche Hand und den nackten Arm, die ſie ihm bot.

O Laurette, geliebte Laurette! Bedenke ich, daß man mich allein verhaftet, allein nach Cayenne geſchickt hätte, wenn wir unſre Heirath nur um vier Tage verſchoben, ſo kann ich mir nicht verzeihen! rief er.

Die kleine Frau ſtreckte ihm ihre bis zu den Schultern nackten, weißen Arme entgegen, ſtrich ihm liebkoſend über Geſicht, Haar und Augen, nahm ſeinen Kopf zwiſchen ihre Hände, als wolle ſie ihm denſelben fortnehmen und an ihren Buſen verbergen. Sie lächelte wie ein Kind und ſagte ihm, nach Frauenart ſo viel Liebes und Reizendes, wie ich in meinem Leben nichts Aehnliches gehört hatte. Und damit er ihr allein das Wort laſſen müßte, hielt ſie ihm mit einer Hand den Mund zu. Mit ihrem langen Haar trocknete ſie ihm die Thränen von den Wimpern.

Und ſag, Geliebter, iſt es denn nicht beſſer, daß ein Name gleich ſo hübſch in großen goldenen Lettern ausnimmt. Nun ja, da Sie der alte Ehrenmann, wer er auch geweſen ſeyn mag, ganz artig entſchädigt hat, ſo müſſen Sie vergeben und vergeſſen. Wo gehen wir jetzt hin?“

„Mit Ihrer Erlaubniß — da bin ich nun in dieſen Kleidern nach London gekommen, die mir ein deutſcher Schneider gemacht hat, der Leibſchneider eines Fürſten, aber kein Fürſt der Schneider — ich wünſchte, Sie führten mich zu dem Ihrigen; Ihr Anzug ſcheint mir ſehr korrekt.“

„Sie zeigen Geſchmack, Newland, er iſt korrekt. Stulz wird entzückt ſeyn, Ihren Namen in ſeinen Büchern zu haben, und dieſer Geſtalt zu ihrem Rechte zu verhelfen. Allons donc.“

Wir ſchlenderten St. Jamesſtreet hinauf; bis wir zu Stulz kamen, war ich wenigſtens zwanzig jungen Herren vorgeſtellt. Der Major gab die genaueſten Anweiſungen über alle Einzelnheiten meines Anzugs, worin ich ihm, den ich auf's Beſte mit der Mode bekannt wußte, völlig freie Hand ließ. Als wir aus dem Laden gingen, ſagte er: „Nun, mein lieber Newland, hab' ich Ihnen einen Beweis von Freundſchaft gegeben, deſſen ſich kein anderer Menſch in England rühmen kann. Ihr Anzug wird ein ne plus ultra werden. Es gibt kleine Geheimniſſe, die nur der Eingeweihte kennt, und Stulz hat gemerkt, daß es mir dießmal Ernſt war. Wie oft bin ich gebeten worden, das für Andere zu thun! ich ſtelle mich auch ſo an, aber ein Wink iſt hinreichend, ſo daß Stulz es nicht wagt, ihnen die Vollendung zu geben. Brauchen Sie nicht etwas Bijouterie? oder haben Sie das zu Hauſe?“

„Ich könnte wohl ein paar Kleinigkeiten brauchen,“ erwiederte ich.

Wir traten bei einem berühmten Juwelier ein, wo mir mein neuer Freund für etwa vierzig Pfund Schmuck ausſuchte. „Das iſt genug; kaufen Sie niemals viel, denn man muß wenigſtens alle drei Monate wechſeln. — Was koſtet dieſe Kette?“

„Nur fünfzehn Guineen, Sir.“

du Jemand bei dir haſt, der dich liebt? fuhr ſie fort. Ich gehe ſehr gern nach Cayenne; ich werde dort Wilde ſehen und Palmen, wie ſie in Paul und Virginie beſchrieben ſind, nicht wahr? Jedes von uns wird eine pflanzen, und wir wollen ſehen, wer der beſte Gärtner iſt. Wir bauen ein Hüttchen für uns beide. Ich arbeite den ganzen Tag und auch die ganze Nacht, wenn du willſt. Ich bin ſtark, ſieh einmal meine Arme — ich könnte dich beinahe aufheben. Lache nur nicht! Außerdem kann ich ſticken, und ſollte es da herum nicht eine Stadt geben, wo man Stickerinnen braucht? Auch Zeichenſtunden und Muſikſtunden, wenn es verlangt wird, kann ich geben. Und wenn die Leute dort leſen können, ſo wirſt du ſchreiben.

Als ſie das ſagte, gerieth der arme Menſch ſo in Verzweiflung, daß er laut aufſchrie.

Schreiben! . . . ſchreiben! rief er, indem er mit der Linken das Gelenk der rechten wie im Zorn faßte und ſchüttelte; warum habe ich jemals ſchreiben gelernt! Es war das Thun eines Narren! Ich habe an ihre Preßfreiheit geglaubt — wo hatte ich meinen Verſtand! Und warum habe ich es gethan? Um fünf oder ſechs mittelmäßige Gedanken drucken zu laſſen, die Niemand lieſt, als einige Gleichgeſinnte, und welche von Denen, die andrer Meinung ſind, ins Feuer geworfen werden, die nur dazu dienten, uns ins Unglück zu bringen! Daß es mir geſchah, mag ſein! — aber du, geliebter Engel, die ſeit kaum vier Tagen mein Weib geworden, was hatteſt du verbrochen? Erkläre mir, wie ich dir geſtatten konnte, daß du deinen Edelmuth ſoweit triebeſt, mir zu folgen? Weißt du wohl, wer du biſt, armes Geſchöpf, und wohin du gehſt? weißt du es? Binnen Kurzem wirſt du ſechzehnhundert Meilen von deiner Mutter und deinen Geſchwiſtern entfernt ſein . . . Und das Alles für mich, für mich!

Sie verbarg ihren Kopf einen Augenblick in der Hängematte und ich bemerkte, daß ſie weinte; aber er, der unten ſtand, konnte ihr Geſicht nicht ſehen, und als ſie ſich wieder aufrichtete, ſah ſie vergnügt aus, um ihn zu erheitern.

Freilich, ſagte ſie hell auflachend, ſind wir im Moment nicht ſehr reich. Sieh meine Börſe; ich beſitze nur noch einen einzigen Louisd'or. Und du?

Er fing ebenfalls an zu lachen wie ein Kind.

Ich hatte noch einen Thaler, und den habe ich dem Knaben gegeben, der den Koffer trug, entgegnete er.

Bah, was ſchadet's? fuhr ſie fort, indem ſie mit ihren kleinen weißen Fingern ſchnippte, als wären es Caſtagnetten. Wenn man nichts beſitzt, iſt man nur um ſo vergnügter. Und habe ich nicht auch noch die beiden Diamantringe, die mir meine Mutter gegeben hat? Die ſind immer und überall zu gebrauchen, nicht wahr? Wir verkaufen ſie, ſobald du willſt. Außerdem ſagt uns, glaube ich, der liebe, brave Capitän noch gar nicht alles Gute, was er mit uns im Sinne hat. Er wird wohl wiſſen, was in dem Briefe ſteht. Es iſt ſicherlich eine Empfehlung für uns an den Gouverneur von Cayenne.

Vielleicht, entgegnete er, wer weiß?

Nicht wahr? fuhr die kleine Frau fort. Du biſt ja ein ſo guter Menſch, daß die Regierung dich gewiß nur auf kurze Zeit verbannt und dir ſonſt nichts anhaben will.

Es klang ſo treuherzig, als ſie mich den „lieben, braven Capitän“ nannte, daß es mich ordentlich rührte und bewegte. Der Gedanke, ſie könnte den Inhalt des Briefes richtig errathen haben, machte mich wieder von Herzen froh.

Sie fingen nun von Neuem an, ſich zu küſſen und zu liebkoſen, und um ſie zur Ruhe zu bringen, ſtampfte ich mit dem Fuße auf den Boden.

Es iſt Befehl gegeben, alle Lichter am Bord auszulöſchen, meine jungen Freunde, rief ich ihnen zu. Blaſ't gefälligſt eure Lampe aus.

Sie löſchten ihre Lampe, und ich hörte ſie nun im Dunkeln leiſe lachen und plaudern, wie zwei Schulkinder. Ich fing wieder an, auf dem Verdeck hin und her zu gehen, und rauchte meine Pfeife weiter. Alle Sterne des tropiſchen Himmels waren, groß wie kleine Monde, auf ihren Poſten, und ich ſchaute zu ihnen empor, indem ich die friſche, köſtliche Luft begierig einathmete.

Ich ſagte mir, daß die jungen Leute gewiß richtig gerathen hätten, und das gab mir meine gute Laune wieder. Sicherlich, man konnte darauf wetten, hatte ſich einer der fünf Directoren eines Beſſern beſonnen und hatte mir die Beiden empfehlen wollen. Das Warum vermochte ich mir freilich nicht zu erklären, aber es gab Staatsangelegenheiten, die ich niemals verſtanden hatte, und ſo glaubte ich es und war beruhigt und zufrieden.

Als ich in die Cajüte hinabſtieg, nahm ich den Brief unter meiner alten Uniform noch einmal in Augenſchein. Er machte jetzt ein ganz andres Geſicht . . . es ſah aus, als ob er lachte, und die Siegel erſchienen mir roſenfarben. Ich zweifelte nicht mehr, daß er Gutes enthalten müſſe, und nickte ihm freundlich zu.

Deſſenungeachtet hing ich meine Uniform wieder darüber. Der Anblick war mir doch unbehaglich.

Mehrere Tage dachten wir nicht mehr daran, das Schreiben anzuſehen. Wir waren heiter und guter Dinge, aber als wir uns dem erſten Breitegrad näherten, verging uns das Sprechen mehr und mehr.

Eines ſchönen Morgens erwachte ich, erſtaunt, nicht die geringſte Bewegung des Schiffes zu ſpüren. Ich ſchlafe, wie man zu ſagen pflegt, immer nur mit einem Auge, und da mir das Schaukeln der Wellen fehlte, machte ich beide auf. Wir hatten vollkommene Windſtille und befanden uns unter dem erſten Grad nördlicher Breite und dem 27ſten Grade der Länge. Ich ſteckte die Naſe auf das Verdeck. Das Meer war glatt wie eine Bütte voll Oel. Die Segel hingen an den Maſten wie leere Säcke.

Aha, ſagte ich, indem ich nach dem Briefe hinſchielte, heute werde ich Zeit haben, dich zu leſen. Dennoch verſchob ich es bis zum Sonnenuntergange.

Endlich mußte es aber doch geſchehen. Ich öffnete das Uhrgehäuſe und nahm raſch die verſiegelte Ordre heraus. Aber länger als eine Viertelſtunde hielt ich ſie in der Hand, ohne daß ich mich entſchließen konnte, ſie zu leſen.

Das iſt doch ein bischen zu ſtark, ſagte ich endlich zu mir ſelber und erbrach die Siegel mit einem Druck des Daumens. Das große zerdrückte ich zu Staub.

Nachdem ich geleſen, rieb ich mir die Augen, denn ich glaubte mich getäuſcht zu haben.

Ich las den ganzen Brief noch einmal und dann noch einmal. Dann las ich ihn von hinten nach vorn. Ich glaubte nicht daran. Meine Beine wankten unter mir, ich ſetzte mich nieder; ich empfand ein gewiſſes Zittern und Zucken in der Geſichtshaut, rieb mir die Wangen mit Rum und goß mir auch einige Tropfen in die hohle Hand. Mitleid mit meiner eignen Schwäche überkam mich; — aber es war nur die Sache eines Augenblicks; dann ſtieg ich hinauf, um Luft zu ſchöpfen.

Laurette ſah an dieſem Tag ſo ſchön aus, daß ich mich ihr nicht nähern mochte. Sie hatte ein einfaches weißes Kleid mit kurzen Aermeln an, und ihre Haare fielen wie gewöhnlich über ihre Schultern herab. Sie unterhielt ſich damit, ein anderes Kleid, das ſie an eine Schnur gebunden hatte, durchs Waſſer zu ziehen, und verſuchte dabei lachend die traubenförmigen Algen aufzufangen, welche man in den tropiſchen Gewäſſern ſchwimmend findet.

Komm, ſieh die Trauben, komm ſchnell! rief ſie ihrem Manne zu, und dieſer beugte ſich über ſie — aber er blickte nicht ins Waſſer, ſondern ſah ſie mit traurigem Geſichte an.

Ich gab ihm ein Zeichen, zu mir auf das Hinterdeck zu kommen. Sie drehte ſich um. Ich weiß nicht, wie mein Geſicht ausgeſehen haben mag, aber ſie ließ die Schnur fahren, faßte ihren Mann heftig am Arme und rief:

Geh nicht — er ſieht ganz blaß aus!

Das konnte wohl ſein; es war ja alle Urſache zum Blaßwerden vorhanden. — Deſſenungeachtet kam er zu mir auf das Hinterdeck. Sie lehnte ſich an den großen Maſt und beobachtete uns. Wir gingen lange auf und ab und durchmaßen den Raum bald in der Länge, bald in der Breite. Ich rauchte eine Cigarre, fand ſie aber bitter und ſpie ſie ins Meer. Er folgte mir mit den Augen; ich nahm ihn beim Arm. Es verſetzte mir den Athem, auf mein Ehrenwort, ich war dem Erſticken nahe.

Was ich ſagen wollte, fing ich endlich an, ja was ich ſagen wollte — erzählen Sie mir doch ein bischen von Ihrer Geſchichte, mein junger Freund. Was zum

Teufel haben Sie denn jenen Hunden von Advocaten gethan, die ſich wie fünf Stücke von einem Könige geberden. Es ſcheint, daß ſie Ihnen ernſtlich an den Kragen wollen. Es iſt curios!

Er zuckte die Achſeln, ließ den Kopf hängen (wie ſanft er dabei ausſah, der arme Burſche!) und erwiderte:

Ich habe, Gott weiß es, nichts Großes verbrochen. Drei Couplets auf das Directorium in einem Vaudeville — das iſt Alles.

Nicht möglich! rief ich.

Und doch iſt's ſo. Die Couplets waren nicht einmal beſonders gut. Ich wurde am 15. Fructidor verhaftet und in das Gefängniß La Force abgeführt. Am 16. wurde mir der Proceß gemacht; man verurtheilte mich zum Tode und begnadigte mich aus beſonderm Wohlwollen zur Deportation.

Curios! entgegnete ich. Die Directoren ſcheinen ſehr empfindliche Burſchen. Das bewußte Schreiben enthält den Befehl, Sie zu erſchießen.

Er antwortete nicht, aber er lächelte, und für einen jungen Menſchen von neunzehn Jahren hieß das Faſſung und Gleichmuth genug bewahren. Er ſah nur nach ſeiner Frau hin und trocknete ſich die Stirn, auf welcher dicke Schweißperlen ſtanden. Auch ich hatte ſchwere Tropfen auf der Stirn und andere in den Augen.

Es ſcheint, die Bürger wollten Ihre Sache nicht auf dem Lande abthun und glaubten, hier würde es weniger Aufſehen machen, fuhr ich fort. Aber für mich iſt das ſehr traurig — denn ſo unſchuldig Sie auch ſein mögen, ich muß ausführen, was man mir befiehlt. Das Todesurtheil iſt in beſter Ordnung, der Executionsbefehl unterzeichnet, beglaubigt und unterſiegelt — es fehlt nichts daran.

Er verbeugte ſich höflich, indem er erröthete.

Ich verlange nichts, Capitän, ſagte er mit ſeiner gewöhnlichen ſanften Stimme; ich würde untröſtlich ſein, Sie Ihrer Pflicht abwendig zu machen. Ich möchte nur noch ein wenig mit Laura ſprechen und bitte Sie, ſich ihrer anzunehmen, wenn ſie mich, was ich nicht glaube, überleben ſollte!

Was das betrifft, ſo verlaſſen Sie ſich auf mich, mein Sohn, entgegnete ich. Wenn es Ihnen recht iſt, werde ich das arme Geſchöpf bei meiner Rückkehr nach Frankreich zu ihrer Familie bringen und ſie nicht verlaſſen, ſo lange ſie mich um ſich haben will. Aber wie ich die Sache anſehe, iſt nicht zu befürchten, daß ſie dieſen Schlag überſteht, die arme, kleine Frau!

Er nahm meine beiden Hände, drückte ſie und ſagte:

Mein wackrer Capitän — Sie leiden durch das, was Sie zu thun haben, mehr als ich, das fühle ich wohl; was können wir indeſſen machen? Aber ich darf darauf rechnen, daß Sie meiner Frau das Wenige, was mir gehört, bewahren, daß Sie ſie beſchützen, darüber wachen, daß ihr zukommt, was ihre alte Mutter ihr dereinſt hinterläßt, nicht wahr? Daß Sie ihr Leben und ihre Ehre behüten und dafür ſorgen, daß ihre Geſundheit in Acht genommen wird, nicht wahr? Ich möchte Ihnen noch ſagen, daß ſie ſehr zart und ſchwächlich iſt. Sie leidet zuweilen an Bruſtbeklemmungen, die ihr täglich Ohnmachten zuziehen, man muß ſie immer recht warm halten. Sie werden ihr Vater und Mutter und auch mich ſoweit erſetzen, als es möglich iſt — nicht wahr? Wenn ihr die Ringe, die ſie von ihrer Mutter beſitzt, erhalten bleiben könnten, ſo würde es mich freuen; müſſen ſie zu ihrem Beſten verkauft werden, ſo kann es freilich nichts helfen. Meine arme Laurette, ſehen Sie nur, wie ſchön ſie iſt!

Die Sache fing an mir zu rührend zu werden, das war mir fatal, und ich runzelte die Stirn. Ich hatte in aufmunternder Weiſe zu ihm geſprochen, um ihn nicht weich zu machen — aber länger hielt ich's nicht aus.

Genug, genug, ſagte ich. Unter braven Leuten verſteht man ſich ohne viel Worte! Gehen Sie, ſprechen Sie mit ihr; machen Sie ſchnell!

Ich drückte ihm herzlich die Hand, aber da er die meine nicht losließ und mich mit eigenthümlichen Blicken anſah, fügte ich hinzu:

Und wenn ich Ihnen einen Rath geben ſoll, ſo ſagen Sie ihr nichts. Seien Sie nur unbeſorgt; ich will es ſchon machen.

O, das iſt etwas Andres, das wußte ich nicht —

und ſo iſt's in der That beſſer, verſetzte er. Alſo ohne Abſchied! Das Abſchiednehmen macht ſchwach!

Freilich, freilich, entgegnete ich; ſeien Sie kein Kind — es iſt beſſer ſo. Küſſen Sie ſie nicht, — wenn Sie es laſſen können; küſſen Sie ſie nicht, ſonſt ſind Sie verloren.

Noch einmal drückte ich ihm die Hand, dann ließ ich ihn gehen. Es war hart, ſehr hart für mich.

Er ſchien das Geheimniß wirklich zu bewahren, denn ſie gingen eine Viertelſtunde lang Arm in Arm auf und ab und traten dann wieder auf die Bruſtwehr, um ſich des Taues mit dem Kleide zu bemächtigen, das einer der Schiffsjungen aufgefangen hatte.

Plötzlich brach die Dämmerung herein. Dies war der Moment, den ich auserſehen hatte. Aber dieſer Moment hat für mich bis zum heutigen Tage gewährt, und ich werde ihn mein Lebenlang mit mir herumſchleppen, wie eine Kugel am Bein.

---

Hier unterbrach ſich der alte Commandant. Ich hütete mich wohl, ein Wort zu ſagen, denn ich fürchtete, ſeinen Gedankengang zu ſtören. Sich mit der Fauſt auf die Bruſt ſchlagend, fuhr er fort:

Ich verſichere Sie, daß ich dieſen Moment bis jetzt noch nicht begreiſe. Ich fühlte, wie mich der Zorn bei den Haaren packte, und gleichwohl trieb mich ein

„Gut, ich nehme ſie," ſprach der Major, „aber vergeſſen Sie nicht! ich ſage Ihnen ehrlich voraus, daß ich Sie nie bezahlen werde."

Der Juwelier verbeugte ſich lächelnd, der Major ſchlang die Kette um den Hals und wir verließen den Laden.

„Es ſcheint, Major, Ihr Wort gilt bei dieſen Leuten nichts."

„Mein lieber Junge, dann iſt's ihr Fehler, nicht der meinige. Ich ſage ihnen immer ehrlich, daß ich ſie nie bezahlen würde, auch können Sie ſich darauf verlaſſen, daß es mir heiliger Ernſt iſt, mein Wort zu halten. Ich zahle keinen Menſchen, und zwar aus dem einfachſten aller möglichen Gründe, nämlich, weil ich kein Geld habe; dagegen leiſte ich ihnen große Dienſte: ich bringe ſie in die Mode, und das wiſſen ſie.

„Was für Schulden bezahlen Sie alsdann, Major?"

„Laſſen Sie mich nachdenken, das verlangt Ueberlegung. — O ja, zum Beiſpiel, ich bezahle meine Wäſcherin."

„Zahlen Sie keine Ehrenſchulden?"

„Ehrenſchulden! Sehen Sie, Ihnen will ich die Wahrheit ſagen, denn wir werden doch ein Paar zuſammen abgeben. Wenn ich gewinne, ſo nehm' ich das Geld; wenn ich aber verliere — nun, ſo vergeſſ' ich's eben zu bezahlen; übrigens ſag' ich das den Leuten immer voraus, eh' ich mich an den Spieltiſch ſetze. Wenn ſie mir nicht glauben, ſo iſt's nicht meine Schuld. Aber was iſt die Glocke? Kommen Sie, ich muß ein paar Beſuche machen; da will ich Sie zugleich einführen."

Wir gingen nach Grosvenor-Square, einem großen, elegant ausgeſtatteten Hauſe zu, klopften, wurden eingelaſſen und gemeldet.

„Meine theure Lady Maelſtrom, gönnen Sie mir die Ehre, Ihnen meinen beſondern Freund, Mr. Newland, vorzuſtellen, den mir Lord Windermear während ſeiner Abweſenheit anvertraut hat. Er kommt eben vom Kontinent, von ſeiner großen Tour, zurück."

Ihre Herrlichkeit beehrten mich mit einem Lächeln. „Da fällt

Etwas — ich weiß nicht was dazu, zu gehorchen. Ich rief meine Leute und ſagte zu dem Einen:

Machen Sie ein Boot klar, denn wir ſind jetzt Henkersknechte; — bringen Sie die Frau hinein und rudern Sie ſie ſoweit als möglich hinaus, bis Sie Flintenſchüſſe hören. Dann kommen Sie zurück. Solchem Wiſch, denn mehr war es ſchließlich nicht, zu gehorchen! — Es mußte etwas in der Luft ſein, was mich zwang! Ich ſah in einiger Entfernung den jungen Mann . . . der Anblick war herzzerreißend . . . vor ſeiner Laurette niederknieen, ihr die Kniee und die Füße küſſen . . . Nicht wahr, Sie geben zu, daß ich ein ſehr, ſehr unglücklicher Mann war?

Reißt ſie auseinander! ſchrie ich wie ein Beſeſſener — reißt ſie auseinander! Wir ſind alle Schurken und Nichtswürdige! Die arme Republik iſt eine Leiche! Die Directoren, das Directorium ſind die Würmer, die daran freſſen. Ich quittire den Seedienſt. Ich fürchte mich nicht vor dieſen Advocaten, man mag ihnen hinterbringen, was ich geſagt habe— was ſchere ich mich darum! Was machte ich mir denn aus ihnen? Ich wollte nur, ſie wären in meiner Gewalt geweſen, ich hätte ſie alle fünf erſchießen laſſen, die Hallunken! Gewiß ich hätte es gethan, denn ich kümmerte mich um mein Leben nicht mehr, als um eine taube Nuß, bei Gott! Was machte ich mir noch draus, aus einem Leben, wie das meine . . . aus einem ſo armſeligen, miſerablen Leben . . bah . . . !

Die Stimme des Commandanten brach und wurde unſicher, wie ſeine Worte unverſtändlich. Sich in die Lippen beißend und in wildem Grimme die Stirne runzelnd ging er weiter. Sein Geſicht zuckte convulſiviſch, und er ſchlug mit der Säbelſcheide auf den Mauleſel los, als wollte er ihn umbringen. Die gelbe Haut ſeines Geſichtes wurde dunkelroth. Ungeſtüm riß er den Rock auf und gab ſeine Bruſt dem Wind und dem Regen preis.

In tiefem Schweigen marſchierten wir weiter. Ich ſah wohl, daß er nicht von ſelbſt anfangen würde und daß ich mich entſchließen mußte, ihn zu fragen.

Ich begreife, ſagte ich, als glaubte ich, ſeine Geſchichte wäre zu Ende — ich begreife, daß man nach ſolcher furchtbaren Erfahrung eine Abſcheu vor ſeinem Stande bekommt.

Vor dem Stande? Was fällt Ihnen ein? rief er auffahrend. Was hat der Stand damit zu thun? Der Capitän eines Schiffes wird niemals gezwungen ſein, Henkerdienſte zu verrichten, wenn nicht Mörder und Diebe am Ruder ſitzen, die ſich den blinden Gehorſam braver Männer zu Nutze machen — braver Männer, die gewöhnt ſind zu gehorchen, wie elende Maſchinen, auch wenn ihr Herz ſich dagegen ſträubt.

Dabei zog er ein rothes Taſchentuch hervor, hielt es vor die Augen und fing an zu weinen, wie ein Kind. Ich hielt mein Pferd einen Augenblick an, um etwas am Steigbügel zu ordnen, und ritt dann eine

Weile hinter dem Wägelchen her, denn ich hatte die Empfindung, daß er ſich beſchämt fühlen würde, wenn ich ihn ſo ſchluchzen ſähe.

Ich hatte ihn richtig beurtheilt, denn nach ungefähr einer Viertelſtunde kam er ebenfalls hinter das Fuhrwerk und fragte, ob ich nicht ein Raſirmeſſer in meinem Mantelſack hätte. Ich entgegnete einfach, daß mir ein ſolches, da ich noch keinen Bart beſäße, ganz überflüſſig ſein würde. Es war ihm aber auch nicht um ein Raſirmeſſer zu thun — er wollte nur ein anderes Geſpräch anfangen. Dennoch kam er, wie ich mit Genugthuung bemerkte, bald auf ſeine Geſchichte zurück, indem er plötzlich fragte:

Nicht wahr, Sie haben nie im Leben ein Seeſchiff geſehen?

Nein, niemals, außer in Paris im Panorama, und ich thue mir auf die Wiſſenſchaft vom Seeweſen, die ich daraus geſchöpft, nicht viel zu Gute, entgegnete ich.

Sie wiſſen alſo wohl nicht, was ein Krahnbalken iſt?

Ich habe keine Ahnung.

Es iſt ein Vorſprung, der vorn über das Schiff hinausragt und von wo man die Anker auswirft. Wenn ein Mann erſchoſſen wird, ſo pflegt man ihn dorthin zu ſtellen, fügte er leiſer hinzu.

Ah, ich verſtehe, weil er von dort direct ins Waſſer fällt.

Er antwortete nicht, ſondern fing an, mir alle Arten von Booten zu beſchreiben, die ſich auf einer Brigg befinden, ſowie ihre Vertheilung auf dem Schiffe. Dann kam er ohne folgerechten Uebergang auf ſeine Geſchichte zurück und erzählte mit jener ſcheinbaren Gleichgültigkeit weiter, welche man im längeren Militärdienſt annimmt, indem man gezwungen iſt, vor den Untergebenen eine ſtete Verachtung der Gefahr wie der Menſchen, des Lebens wie des Todes, ja eine Verachtung ſeiner ſelbſt zur Schau zu tragen. Dieſe rauhe Schale verdeckt meiſtens eine tiefe Empfindung. Die Härte des Soldaten iſt wie eine eiſerne Maske, die ein edles Geſicht verbirgt, ſie gleicht den ſteinernen Kerkermauern, die einen königlichen Gefangenen umſchließen.

Dieſe Boote konnten ſechs Mann aufnehmen, fuhr der alte Commandant fort. Die Leute ſprangen hinein und nahmen Laurette mit ſich, ohne daß ſie Zeit hatte zu ſchreien oder zu ſprechen. Das ſind Dinge, über die ſich kein rechtſchaffener Mann, wenn er ſie ausführen muß, je wieder hinwegſetzen kann. Man hat gut reden — dergleichen vergißt ſich nicht . . . Welches Wetter! . . . Und wie, zum Teufel, bin ich denn eigentlich dazu gekommen, das zu erzählen? Aber wenn ich einmal angefangen habe, kann ich nicht abbrechen. Es iſt eine Geſchichte, die mich betrunken macht, wie Wein von Jurançon. — Welches Wetter! Mein Mantel iſt ganz durchnäßt.

Doch ich glaube, ich ſprach noch von der kleinen Laurette! — Das arme Geſchöpf! — Was giebt es doch für ungeſchickte Menſchen in der Welt! Der Mann, der das Boot commandirte, war dumm genug, nach dem Vordertheil des Schiffes hin zu rudern. Freilich kann man nicht Alles vorausſehen, das iſt wahr. Ich meinestheils hatte auf die Nacht gerechnet, um die Sache zu verbergen, und nicht an das Aufblitzen der zwölf auf einmal abgefeuerten Gewehre gedacht. Genug — ſie ſah von dem Boote aus ihren Mann erſchoſſen ins Waſſer fallen.

Wenn es einen Gott im Himmel giebt, ſo wird er wiſſen, wie das, was ich Ihnen jetzt erzähle, zugegangen iſt; ich weiß es nicht, aber Andere haben es geſehen und gehört, wie ich Sie jetzt ſehe und höre. Im Augenblick, als die Schüſſe knallten, iſt die kleine Frau mit der Hand nach der Stirne gefahren, als ob eine Kugel ſie dort getroffen hätte; dann hat ſie ſich in das Boot niedergeſetzt, ohne in Ohnmacht zu fallen, ohne zu ſchreien und zu ſprechen, und iſt ohne Weigerung nach der Brigg zurückgekehrt. Ich nahm ſie in Empfang und ſprach ihr ſo gut ich konnte zu. Sie ſah aus, als ob ſie mir zuhörte, und blickte mich ſtarr an, indem ſie ſich die Stirn rieb — aber ſie verſtand mich nicht. Ihre Stirn war roth, ihr Geſicht blaß, und ſie zitterte an allen Gliedern, als ob ſie ſich vor jedem

Menſchen fürchtete . . . und ſo iſt es geblieben. Sie iſt noch immer in demſelben Zuſtande, die Arme — blödſinnig, ſtumpfſinnig, wahnſinnig, oder wie Sie es ſonſt nennen wollen. Nie hat man wieder ein Wort aus ihr herausbringen können, außer wenn ſie ſagt, man ſolle ihr das, was ſie im Kopfe habe, herausnehmen.

Und von jener Zeit an bin ich eben ſo traurig geworden, wie ſie. Eine innere Stimme ſagte mir: bleibe bei ihr, bis an das Ende deiner Tage und beſchütze ſie! und ich habe es gethan. Als ich nach Frankreich zurückkam, ſuchte ich die Erlaubniß nach, mit Beibehaltung meines Ranges in die Landarmee eintreten zu dürfen. Das Meer haßte ich, den ich hatte dort unſchuldiges Blut vergoſſen. Ich ſuchte Laurette's Familie auf. Die Mutter war todt. Die Schweſtern, denen ich die Geiſteskranke zuführte, wollten ſie nicht behalten und ſchlugen vor, ſie im Irrenhauſe unterzubringen. Ich drehte ihnen den Rücken und behielt Laurette bei mir. — Lieber Gott, Kamerad, wenn Sie das arme Weſen zu ſehen wünſchen, ſo hängt das nur von Ihnen ab. Wollen Sie, ſo halten Sie ein bischen an. He, Eſel, brr!

## III.

Der Commandant hielt ſeinen Eſel an, der damit auch ſehr zufrieden ſchien. Dann hob er die Wachsleinwand des Wagens auf, als ob er das Stroh, das ihn beinahe bis oben anfüllte, zurecht legen wollte. Dabei hatte ich einen ſehr traurigen Anblick. Ich ſah zwei blaue, übergroße, aber wunderſchön geformte Augen, die aus einem blaßen, abgemagerten, länglichen Geſicht hervorblickten, umgeben von einer Fülle ſchlichten, blonden Haares. Ich ſah in der That nur dieſe beiden Augen, das Einzige, was an dem armen Geſchöpf noch lebendig geblieben; alles Andre war todt. Ihre Stirn war roth, die eingefallenen bleichen Wangen hatten an den Backenknochen bläuliche Flecken. Sie ſaß im Stroh ſo eingewühlt, daß man kaum die beiden Kniee daraus hervorragen ſah, auf welchen ſie mit ſich allein Domino ſpielte. Sie blickte uns einen Moment an, fing heftig an zu zittern, lächelte mir ein wenig zu und fuhr dann fort zu ſpielen. Es ſchien mir, als ſuche ſie zu ergründen, wie ihre rechte Hand dazu komme, die linke zu beſiegen.

Sehen Sie, dies Spiel ſpielt ſie nun ſeit einem Monat, ſagte der Bataillons-Chef. Morgen wird ſie vielleicht ein andres beginnen, das ſie dann wieder lange beſchäftigt. Curios, nicht wahr?

Dabei fing er an, den wachsleinenen Ueberzug ſeines Tſchako's zu ordnen, der ſich etwas verſchoben hatte.

Arme Laurette, dein Spiel iſt verloren, für immer! ſagte ich.

Ich lenkte mein Pferd dicht an das Wägelchen heran und hielt ihr meine Hand hin; mechaniſch und mit ſanftem Lächeln reichte ſie mir die ihrige. Mit Erſtaunen bemerkte ich, daß ſie an ihren langen, dünnen Fingern zwei Diamantringe trug. Ich ſagte mir, daß es die Ringe ihrer Mutter ſeien, und wunderte mich, daß ihr dieſelben durch alles Elend hindurch erhalten geblieben. Aber nicht um eine Welt hätte ich eine Bemerkung darüber zu dem alten Commandanten gemacht. Indeſſen waren ſeine Augen meinen Blicken gefolgt, und als er ſie auf die Hände Laurette's geheftet fand, ſagte er mit einem gewiſſen Stolz:

Es ſind ziemlich große Diamanten, nicht wahr? Man hätte ſie gut verkaufen können, aber ich wollte nicht, daß ſie ſich davon trennen ſollte, das arme Kind. Wenn man nur daran rührt, ſo weint ſie — ſie legt ſie nie ab. Uebrigens klagt ſie niemals, und von Zeit zu Zeit kann ſie auch nähen. Ich habe ihrem armen Manne Wort gehalten und bereue es nicht. Ich habe ſie niemals von mir gelaſſen und ſie überall für meine Tochter ausgegeben, die geiſteskrank ſei. Das hat man denn reſpectirt. Bei der Armee macht ſich Alles viel beſſer, als man ſich in Paris denkt. — Sie hat mich bei allen Feldzügen des Kaiſerreichs begleitet, und ich habe ſie immer glücklich durchgebracht. Warm habe ich ſie ſtets gehalten — mit Stroh und meinem kleinen Wagen iſt das immer möglich. Sie war auch allezeit ſauber und nett gekleidet — ich hatte meinen guten Sold und meine Penſion als Inhaber des Ordens der Ehrenlegion, und damit mein reichliches Auskommen, ſo daß ſie mir nie zur Laſt geworden iſt. Im Gegentheil, ihre Kindereien brachten die Offiziere des ſiebenten leichten Infanterie-Regiments zuweilen zum Lachen.

Dabei klopfte er ſie auf die Schulter, wie er ſeinen kleinen Mauleſel geklopft haben würde.

Nun, Kind, ſprich doch ein bischen mit dem Lieutnant hier, ſagte er. Laß ſehen, nicke einmal mit dem Kopfe, nicht?

Sie wendete ſich wieder ihren Dominoſteinen zu.

Sie iſt heute ein bischen ſtörrig, weil es regnet, ſagte er. Aber ſie erkältet ſich niemals, hat nie den Schnupfen. Wahnſinnige werden nicht krank, und inſofern ſind ſie ſehr bequem. An der Bereſina und auf dem ganzen Rückzug von Moskau iſt ſie baarhaupt gegangen. Nun, Kind, ſpiele du immer weiter; laß dich durch uns nicht ſtören; thu ganz nach deinem Gefallen, meine Laurette.

Sie nahm ſeine Hand, die noch auf ihrer Schulter lag, eine große, braune, rauhe Hand, führte ſie ſchüchtern an ihre Lippen und küßte ſie, wie eine arme Sklavin.

Bei dieſem Kuſſe ſchnürte ſich mir das Herz zuſammen, und mit Ungeſtüm wendete ich mein Pferd zur Seite.

Wollen wir nun unſern Marſch fortſetzen, mein Commandant? fragte ich. Die Nacht könnte hereinbrechen, ehe wir Béthune erreichen.

Der alte Mann ſchabte mit der Säbelſcheide ſorgfältig den gelben Schmutz von ſeinen Stiefeln, ſtieg dann auf den Tritt des Wägelchens, zog Laurette ſorgſam das Capuchon eines kleinen Tuchmäntelchens, das ſie um hatte, über den Kopf, nahm ſein ſchwarzſeidenes Halstuch ab und band es ſeiner Adoptivtochter um; dann gab er dem Maulesel einen Tritt, machte ſeine gewöhnliche, ruckende Schulterbewegung und ſagte: Vorwärts — Marſch!

Wir machten uns wieder auf den Weg.

Es regnete noch immer in derſelben melancholiſchen Weiſe; der graue Himmel und die graue Erde breiteten ſich in unabſehbarer Weite vor uns aus: eine Art trüben Lichtes, eine blaſſe, matte, vom Regen verſchleierte Sonne ging hinter den großen ſtillſtehenden Windmühlenflügeln unter. Wir verſanken in tiefes Schweigen.

Ich betrachtete den alten Commandanten. Er ging mit großen Schritten rüſtig vorwärts, während der Mauleſel faſt nicht mehr weiter konnte und ſelbſt mein Pferd anfing, den Kopf zu hängen. Von Zeit zu Zeit nahm der wackere Mann ſeinen Tſchako ab, um ſeine kahle Stirn und die wenigen grauen Haare ſeines Hauptes zu trocknen, oder wiſchte die buſchigen Brauen und den weißen Schnurrbart ab, aus denen der Regen herabtropfte. Es ſchien ihn wenig zu kümmern, welchen Eindruck ſeine Erzählung auf mich hervorgebracht; er hatte ſich nicht beſſer und nicht ſchlechter gemacht, als er war, hatte nicht die entfernteſte Abſicht gehabt, ſich ſelbſt zu ſchildern. Er dachte kaum noch an ſich ſelber und begann nach Ablauf einer halben Stunde in dem=

mir eben ein, Major, — kommen Sie doch ein wenig an's Fenſter. Entſchuldigen Sie uns für einen Augenblick, Mr. Newland.“

Der Major und Lady Maelſtrom gingen zum Fenſter, wechſelten einige Worte und kamen wieder. „Verſprechen Sie mir, es nicht zu vergeſſen,“ ſagte die Dame mit aufgehobenem Finger.

„Ihrer Herrlichkeit leiſeſte Wünſche ſind mir ſtrenge Befehle,“ verſetzte der Major, ſich anmuthig verbeugend.

Als wir uns nach einer viertelſtündigen, lebhaften Unterhaltung beurlaubten, trat die Dame auf mich zu, reichte mir die Hand und ſagte: „Mr. Newland, Lord Windermear's Freundſchaft und Major Carbonell's Empfehlung geben mir hinreichenden Grund, Ihren Namen auf meine Beſuchsliſte zu ſetzen. Ich hoffe, Sie recht oft zu ſehen, wir müſſen gute Freunde werden.“

Ich verbeugte mich bei dieſer ſchmeichelhaften Erklärung. Sobald wir das Haus verlaſſen hatten, begann der Major: „Wiſſen Sie, warum ſie mich auf die Seite genommen hat? um mich ‚auszupumpen‘. Sie hat keine Töchter, aber an die fünfzig Nichten, und Kuppeln iſt ihre Wonne. Ich gab ihr mein Wort zum Pfande, daß Sie zehntauſend Pfund jährlich hätten; wie viel noch obendrein, konnt' ich ihr nicht ſagen. Ich habe nicht fehlgeſchoſſen, oder?“

Ich lachte. „Was ich werth ſeyn mag, Major, das kann ich wahrhaftig nicht ſagen, aber der Erfolg, hoff' ich, wird zeigen, daß Sie nicht weit gefehlt haben. Nichts mehr davon, lieber Freund.“

„Ich verſtehe, Sie ſind noch nicht volljährig, noch nicht im Beſitz Ihres Vermögens.“

„Getroffen, Major, das iſt eben der Fall. Ich bin kaum mehr als neunzehn.“

„Sie ſehen älter aus, aber freilich, die Teſtamentsexecutoren nehmen es ein wenig ſcharf mit dem Taufbuch. Sie müſſen ſich begnügen, Japhet, für die nächſten paar Jahre den Moſes mit der Ausſicht in's gelobte Land zu ſpielen.“

Wir machten noch zwei oder drei Beſuche, und kehrten dann in ſelben Tone eine viel längere Geſchichte zu erzählen, aus einer Campagne des Marſchalls Maſſéna, wo ſein Bataillon, ich weiß nicht gegen welche Reiterei, Carré gebildet hatte. Ich achtete nicht darauf, obgleich er ſich ereiferte, um mir das Uebergewicht der Infanterie über die Cavallerie klar zu machen.

Die Nacht brach herein, und wir kamen nur langſam vorwärts. Der Schmutz wurde immer dicker und tiefer. Weit und breit war nichts zu ſehen, weder auf der Straße noch am Ende derſelben.

Wir machten unter einem abgeſtorbenen Baume, dem einzigen an der Straße, Halt. Der Capitän verſorgte vor Allem ſein Maulthier, ich mein Pferd. Dann ſah er in den Wagen, wie eine Mutter in die Wiege ihres Kindes, und ich hörte, wie er ſagte:

Hier, meine Tochter, decke dir dieſen Mantel auf die Füße und verſuche zu ſchlafen. So iſt's gut! Sie iſt wirklich ohne einen Tropfen Regen davongekommen. Was Teufel, ſie hat meine Uhr zerbrochen, die ich ihr um den Hals gehängt hatte — meine hübſche, ſilberne Uhr! — Na, es ſchadet nichts, Kind; verſuche nur zu ſchlafen. Wir werden bald wieder gutes Wetter haben. Sonderbar, ſie hat fortwährend Fieber — das iſt bei Geiſteskranken nun ſo. Hier iſt Chocolade für dich, mein Kind.

Er lehnte das Wägelchen gegen den Baum, und wir ſetzten uns unter die Räder, um uns gegen den unabläſſig niederſtrömenden Regen zu ſchützen; dann theilte er mit mir ſein kärgliches Abendeſſen, das aus einem Brödchen für Jeden beſtand.

Es thut mir leid, daß ich weiter nichts habe, ſagte er. Aber es iſt noch immer beſſer, als Pferdefleiſch in der Aſche gebraten und, anſtatt des Salzes, mit Pulver beſtreut, wie wir es in Rußland aßen. Der armen kleinen Frau muß ich natürlich immer das Beſte geben, was ich habe. Seit der Geſchichte mit dem Briefe kann ſie keinen Mann neben ſich ertragen. Ich bin alt, und ich glaube, ſie hält mich für ihren Vater; deſſenungeachtet würde ſie mich erdroſſeln, wenn ich ſie auch nur auf die Stirn küſſen wollte. Von der Erziehung bleibt, wie es ſcheint, immer etwas haften. Sie hat nie vergeſſen, ſich zu verhüllen wie eine Nonne. Drollig, nicht wahr?

Als er noch ſo von ihr ſprach, hörten wir ſie ſeufzen und ſagen: Nehmt das Blei heraus! Nehmt mir das Blei heraus.

Ich wollte aufſtehen, aber er hielt mich zurück.

Bleiben Sie, bleiben Sie, ſagte er; es iſt nichts. Sie ſagt das immer, weil ſie eine Kugel im Kopf zu fühlen glaubt. Gleichwohl thut ſie Alles, was man ſie heißt, und thut es mit großer Sanftmuth.

Ich ſchwieg und hörte ihm mit Betrübniß zu. Ich rechnete aus, daß ſeit 1797 bis zum Jahr 1815, das wir jetzt ſchreiben, achtzehn Jahre vergangen waren, die der Mann ſo verlebt hatte. Lange ſaß ich in Schweigen verſunken an ſeiner Seite und ſuchte mir dieſen Charakter und dies Schickſal klar zu machen. Dann drückte ich ihm ohne weitere Veranlaſſung voll warmer Begeiſterung die Hand. Er ſah mich verwundert an.

Sie ſind ein braver Mann, ſagte ich.

Warum denn? fragte er. Wegen dieſes armen Geſchöpfes? . . . Sie begreifen, junger Mann, daß das meine Pflicht war. Ich habe mich ſeit lange in der Selbſtverläugnung geübt.

Dann ſprach er wieder von Maſſéna.

Am andern Morgen langten wir früh in Béthune an, einer kleinen, häßlichen, mit Feſtungsmauern umgebenen Stadt, in der die Häuſer durch die Wälle eingeſchnürt und dicht zuſammengedrängt erſchienen. Alles war in Verwirrung, man fürchtete einen Ueberfall. Die Einwohner fingen an, die weißen Fahnen, die aus den Fenſtern hingen, einzuziehen und dreifarbige Flaggen vorzubereiten. Die Tamboure ſchlugen auf Befehl des Herzogs von Berry Generalmarſch, die Trompeten blieſen zum Aufbruch. Die langen Wagen aus der Picardie, welche die Schweizergarden und ihr Gepäck führten, die Kanonen der Gardes du Corps, die man nach den Wällen brachte, die fürſtlichen Equipagen und die ſich formirenden „rothen Compagnieen“ ſperrten die Straßen. Der Anblick der Leibwache des Königs und der Musketiere ließ mich meinen alten Reiſegefährten vergeſſen. Ich ſtieß zu meiner Compagnie, und der kleine Wagen und ſeine beklagenswerthen Eigenthümer kamen mir aus den Augen — zu meinem großen Bedauern für immer.

Es war das erſte Mal im Leben, daß ich in einem ächten Soldatenherzen geleſen hatte. Dieſe Begegnung enthüllte mir eine Art von Menſchennatur, die ich noch nicht kannte, und die auch im Allgemeinen von der Welt nicht gekannt und nicht hoch genug gehalten wird, für die ich aber von der Zeit an den tiefſten Reſpect empfand. Ich habe mich ſeitdem nach Männern dieſer Art, die einer ſo gänzlichen unbewußten Selbſtverläugnung fähig ſind, in meiner Umgebung umgeſehen, aber ich habe während der vierzehn Jahre, die ich im Militärdienſte zubrachte, nur bei den Soldaten und vorzugsweiſe in den Reihen der armen, verachteten Infanterie, dieſe antiken Charactere gefunden. Männer, die das Gefühl der Pflicht bis in die äußerſten Conſequenzen treiben, die weder Reue über ihren Gehorſam empfinden, noch Scham über ihre Armuth, die einfach in Sitten und Sprache, ſtolz auf den Ruhm des Vaterlandes, unbekümmert um ihren eignen, ſich gerne und willig in den Schatten ſtellen und mit den Armen das ſchwarze Brod theilen, das ſie mit ihrem Blute bezahlen.

Ich erfuhr lange Zeit nicht, was aus dem wackern Bataillonschef geworden war, und da er mir ſeinen Namen nicht geſagt hatte, konnte ich nicht einmal nach ihm fragen. Eines Tages indeſſen — ich glaube es war im Jahre 1825 — ſagte mir ein alter Capitän der Infanterie, welchem ich den Mann beſchrieb, während ich im Kaffeehauſe die Zeit der Parade erwartete:

Ja wohl, mein Lieber, den armen Teufel habe ich gekannt. Ein braver Mann. Eine Kanonenkugel ſtreckte ihn bei Waterloo nieder. Er hatte in der That bei der Bagage eine verrückte Perſon zurückgelaſſen, die wir, auf dem Wege zur Loire-Armee, nach Amiens ins Hoſpital brachten, und die dort in Tobſucht verfiel und drei Tage ſpäter ſtarb.

Das glaube ich wohl, entgegnete ich; ſie hatte ihren Pflegevater nicht mehr.

Ah, bah, Pflegevater! Was ſagen Sie da? erwiderte er mit einer Miene, die pfiffig und zweideutig ſein ſollte.

Ich ſage, daß man Rappell ſchlägt, entgegnete ich. — Auch ich hatte Selbſtverläugnung geübt.

# Der arme, hübſche Bobby.

Von

**Rhoda Broughton.**

Aus dem Engliſchen
von
**Auguſte Scheibe.**

## Erſtes Kapitel.

Ja, mein liebes Kind, du wirſt es nicht glauben wollen, aber ich kann dir verſichern, daß ich alte Frauen ebenſo wenig leiden mochte, wie du, und daß du ſie nicht für unnützere und überflüſſigere Möbel halten kannſt, als ich in deinem Alter that.

So ſagte Mrs. Wentworth, eine alte Frau, die mit ſo unglaublicher Hartnäckigkeit am Leben hing, (unglaublich für ein achtzehnjähriges Begriffsvermögen) daß ſie, nachdem ſie ihren Mann und fünf erwachſene Söhne begraben, ihre Mahlzeiten noch mit dem beſten Appetit verzehrte und über jeden Scherz lachte, der laut genug für ihre tauben Ohren gemacht wurde. Sie ſagte es mit dem Kopfe ſchüttelnd, der ſchon von ſelbſt genug wackelte, die arme, alte Seele! Ich ſaß dicht neben ihrem Armſtuhl und hatte ihr vorgeleſen, aber da es mir nicht gelungen war, laut genug zu ſprechen, um ihr ganz verſtändlich zu werden, ſo hatte ich das Buch in den Schooß ſinken laſſen, und wir hatten ein Geſpräch begonnen.

Ich habe nie geſagt, daß ich alte Frauen nicht leiden könne, entgegnete ich ausweichend, denn ich war zu ehrlich, um der Beſchuldigung geradezu zu widerſprechen. Wie kommen Sie auf den Gedanken? Alte Frauen ſind mir viel lieber, als alte Männer, die ich in der That nicht mag.

Eine dicke, kahlköpfige, taube alte Frau, fuhr ſie, ohne auf das, was ich ſagte, zu achten, mit langſamer Betonung fort, während ſie die eine zitternde Hand erhoben hatte, um jedes dieſer unliebſamen Adjective zu markiren. Wenn mir Jemand im Jahr —2 geſagt hätte, daß ich je nur eins von dieſen Prädicaten verdienen ſollte, ich glaube, ich hätte ihn oder mich umgebracht. Und jetzt bin ich das Alles.

Sie ſind nicht ſehr taub, ſagte ich höflich — denn gegen Dickleibigkeit und Kahlköpfigkeit ließ ſich nichts Glaubwürdiges vorbringen, — aber ich ſprach ſehr laut, um ihr das Compliment verſtändlich zu machen.

Im Jahre —2 war ich ſiebzehn, fuhr ſie, ſich in ihre Erinnerungen verſenkend, fort. Ja, liebes Kind, ich bin genau fünfzehn Jahr älter, als das Jahrhundert und dies iſt bereits ins kindiſche Alter getreten. Im Jahre —2, das war um die Zeit, als ich meinen armen, hübſchen Bobby kennen lernte; meinen armen, hübſchen Bobby!

Wer war Bobby? fragte ich, die Ohren ſpitzend, denn mit der feinen Naſe der Jugend witterte ich ſogleich eine Liebesgeſchichte — eine Liebesgeſchichte, deren Heldin der arme, unbehülfliche Fleiſchberg da vor mir war.

Ich muß dir die Geſchichte ja ſchon hundert Mal erzählt haben, Kind, nicht? ſagte ſie, ihre blöden Augen auf mich richtend, aber eine ſeltſame Geſchichte iſt es, mag man davon ſagen, was man will, und mag man ſie erklären, wie man will. Ich dachte, du müßteſt ſie ſchon kennen — aber ich vergeſſe jetzt oft, wem ich meine alten Hiſtorien ſchon erzählt habe, und wem nicht. Verſprich mir nur, mein Schatz, mich zu unterbrechen, wenn du die Geſchichte ſchon gehört haſt. Mir, weißt du, ſind dieſe Dinge aus alter Zeit viel deutlicher in der Erinnerung, als die von heute und geſtern.

Sie haben mir nie etwas davon mitgetheilt, verſicherte ich der Wahrheit gemäß, denn unſere Bekanntſchaft war noch ziemlich neu, und ſo hatte ich noch nichts von Bobby gehört. Wollen Sie mir die Geſchichte, wenn es Sie nicht langweilt oder anſtrengt, vielleicht heute erzählen?

Bobby, wiederholte ſie mit innigem Tone, wie zu ſich ſelbſt ſprechend, Bobby! Nicht wahr, du findeſt den Namen nicht hübſch?

N — nicht beſonders, entgegnete ich aufrichtig. Um ganz offen zu ſein, er klingt mir ungefähr wie der Name eines Polizeidieners.

Und doch war er mir im Jahre —2 der ſchönſte und liebſte Name in der Welt. Aber wenn es dir die St. Jamesſtreet zurück. „Wohin jetzt?“ ſagte der Major; „ei, haben Sie nicht nöthig, zu Ihrem Bankier zu gehen?“

„Wir könnten ja mit einander hinſchlendern und ſehen, ob Etwas für mich eingezahlt worden iſt,“ erwiederte ich mit nachläſſigem Tone.

Hierauf gingen wir zu Drummond, wo ich fragte, ob ein Kredit für Mr. Newland eröffnet ſey.

„Ja, Sir,“ erwiederte einer von den Schreibern: „geſtern ſind tauſend Pfund eingezahlt worden.“

„Ganz gut,“ ſagte ich.

„Wie viel wollen Sie ziehen?“ fragte der Major.

„Gar nichts,“ war meine Antwort; „ich habe für den Augenblick mehr in meinem Schreibtiſch, als ich eigentlich brauche.“

„Gut, ſo laſſen Sie uns gehen und das Diner beſtellen, — oder vielleicht ſtreifen Sie gerne noch ein wenig herum; dann will ich den Gang auf mich nehmen. Da kommt Harcourt, das trifft ſich glücklich. Harcourt, mein lieber Junge, ich ſtelle Ihnen meinen beſondern Freund, Mr. Newland, vor. Ich muß Euch jetzt verlaſſen; nehmen Sie ihn unter den Arm, Harcourt, auf ein halbes Stündchen, und dann ſpeiſen Sie mit uns in der Piazza.“

Mr. Harcourt war ein eleganter junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, witzig, ſarkaſtiſch und ſehr gebildet; wir gefielen uns gegenſeitig und waren bald vertraut. Nach einer halbſtündigen Unterhaltung fragte er mich, was ich von dem Major denke. Ich ſah ihn an und lächelte.

„Dieſer Blick,“ ſagte er, „verbürgt mir, daß Sie ſich nicht werden von ihm dupiren laſſen, ſonſt würde ich Sie gewarnt haben. Er iſt ein merkwürdiger Charakter; wenn Sie übrigens ſo viel Geld haben, um ihn unterhalten zu können, ſo gibt es keine beſſere Wahl für Sie, denn er iſt überall bekannt und hat überall Zutritt. Seine Verbindungen ſind bedeutend; früher beſaß er ein hübſches Vermögen, — es ging aber bald darauf, ſo daß er genöthigt war, recht iſt, will ich beim Anfange beginnen und dir erzählen, wie Alles ſich zugetragen.

Bitte, thun Sie das, entgegnete ich, indem ich einen Strickſtrumpf aus der Taſche zog, um während des Zuhörens zu ſtricken.

Daß wir uns im Jahre —2 mit Frankreich im Kriege befanden, weißt du natürlich. Das ſchien damals der normale Zuſtand für uns, denn ich konnte mich kaum einer Zeit erinnern, wo in Europa Frieden geherrſcht hätte. In den heutigen Tagen des Stillſtandes und der Ruhe leben die Leute ſammt Kind und Kegel ihre volle Lebenszeit aus und ſterben dann in ihren Betten; damals gab es kaum eine Familie, die nicht ihren Todten hatte, der entweder in der Schlacht gefallen oder ſpäter an ſeinen Wunden, an Dyſenterie oder am Lazarethfieber geſtorben war. Was uns betrifft, ſo ſind wir von jeher eine Soldatenfamilie geweſen. Keiner von uns hat je einen ſchwarzen Rock getragen, oder mit der Feder hinter dem Ohre auf einem Comptoirſtuhl geſeſſen. Ich hatte Onkels und Couſins zu halben Dutzenden und Dutzenden im Kriege verloren, — aber ich grämte mich nicht beſonders um ſie, denn ich hatte ſie Alle wenig gekannt, und Trauer kleidet eine Perſon mit meinen lebhaften Farben beſſer als alles Andere.

Um wen ich mich aber ſehr kümmerte und ſorgte, das war mein lieber alter Vater. Das heißt, er war eigentlich noch gar nicht alt, jünger als mein ältester

Sohn, als dieſer ſtarb, und der wäre zweiundvierzig geworden, wenn er drei Tage länger gelebt hätte. Aber, Kind, du darfſt mir ſolche Abſchweifungen nicht geſtatten, ſondern mußt mich bei der Sache halten. Mein Vater alſo war nicht Soldat, ſondern Seemann; Capitän in Sr. Majeſtät Dienſten und befehligte das Schiff „Donnerer", welches zur Canalflotte gehörte.

Ich war im Jahre —2, wie ich ſchon vorhin ſagte, ſiebzehn Jahr alt und gerade aus einem Penſionat zurückgekehrt, welches damals eines guten Rufes genoß. Ich hatte dort von einem kleinen emigrirten Maréchal gelernt, das beſte Franzöſiſch des ancien régime zu ſprechen und Napoleon mit der unchriſtlichſten Energie zu haſſen, und hatte ferner, mit unendlichem Aufwande von Zeit, Mühe und Berliner Wolle, das „Opfer Iſaak's" ſowie den „erſten Kuß Jakob's und Rahel's" im feinſten Kreuzſtich ausgeführt. Jetzt hatte ich dem Lernen Adieu geſagt und war entſchloſſen, den „Télémaque" ſowie Thompſon's „Jahreszeiten" niemals aus der Tiefe meines Koffers ans Licht zu befördern. Ich gönnte mir Ferien von allen Arbeiten, mit einziger Ausnahme des Kreuzſtichs, dem ich mich noch immer mit Luſt und Liebe widmete. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, von dem ich eben erzählen will, fleißig an dem Geſicht des Judas Iſchariot in Leonardo da Vinci's „Abendmahl" arbeitete und dazu im Morgenſchein auf einem gradlehnigen Stuhle ſaß. Wir hatten damals geradere Rücken, unſere Schultern wurden nicht rund, durch träges Herumlehnen in bequemen Stühlen, denn damals machte kein Tapezierer einen Stuhl, auf dem das möglich geweſen wäre. Mein Vater hatte zu jener Zeit in der Nähe von Plymouth ein Haus gemiethet, in- und auswendig ein behagliches, altes Neſtchen — es wird jetzt längſt in Trümmer gefallen ſein — ein Haus, das rings von Maſſen von Blumen umgeben war, und auf das die Krähen aus den hohen, wehenden Wipfeln der Ulmen herabkrächzten. Ich arbeitete gerade mit fleiſchfarbiger Wolle an der linken Wange des Judas Iſchariot, als ſich die Thüre öffnete und meine Mutter eintrat. Sie ſah aus, als hätte ſie etwas ſehr Angenehmes erfahren, und ihre Augen lachten. In der Hand hielt ſie einen offenen Brief, den ſie, wie es ſchien, ſoeben geleſen hatte.

Eine Botſchaft von Plymouth, ſagte ſie raſch und freudig auf mich zukommend. Dein Päpa wird dieſen Nachmittag hier ſein!

Dieſen Nachmittäg! rief ich, indem ich meinen Stickrahmen zurückſtieß. Das iſt herrlich! Aber wie — wie geht das zu?

Sie ſind mit einem franzöſiſchen Caper zuſammengetroffen, und es iſt gelungen, ihn zu nehmen, entgegnete meine Mutter, indem ſie ſich auf einen zweiten gerädlehnigen Stuhl niederſetzte und noch einmal den großen, viereckigen Brief überblickte, der in keinem Couvert ſteckte; denn ſolche Sachen kannte man damals noch nicht. Aber ſie ſind dabei ebenfalls tüchtig mitgenommen worden und haben in Plymouth anlaufen müſſen, um die Schäden auszubeſſern. In Folge deſſen wird dein Papa heute Nachmittag auf einige Stunden hierherkommen können.

Hurrah! rief ich, indem ich meine kurzen Röcke aufhob und zu tanzen anfing.

Und Bobby Gerard kommt mit ihm, fuhr meine Mutter, ihre Depeſche noch einmal überblickend, fort. Der arme Junge hat einen Schuß durch den rechten Arm erhalten; der Knochen iſt zerſplittert, und dein Vater bringt ihn mit, damit wir ihn wieder geſund pflegen.

Ich hielt in meinem Tanze inne.

Hurrah und abermals Hurrah! rief ich noch einmal. Ich meine nicht von wegen ſeines Armes, denn darum thut er mir ſehr leid, aber daß ich ihn endlich ſehen ſoll! Ich werde doch nun erfahren, ob er wirklich ſeinem Bilde gleicht, oder ob dieſes ſo geſchmeichelt iſt, wie ich immer vermuthet habe.

Du weißt, damals gab es noch keine Photographieen, nicht einmal trübe, verſchwommene Daguerreotypen — ſie wurden etwa fünfzig Jahre ſpäter erfunden. Das erwähnte Bild war ein Miniaturporträt in Sammetetui, welches ich oft verſtohlen mit langen, bewundernden Blicken betrachtet hatte. Es iſt faſt unmöglich, daß Miniaturbilder nicht geſchmeichelt wären, denn auch Menſchen mit der gröbſten Haut und wahren Kartoffelgeſichtern, bekommen den Teint eines Roſenblattes und eine Stirn, wie aus dem feinſten Marmor gemeiſelt.

Ja, du wirſt ihn ſehen, entgegnete meine Mutter zerſtreut. Aber ich muß jetzt Anordnungen wegen ſeines Zimmers treffen. Wahrſcheinlich wird ihm eine nach dem Garten gelegene Stube die liebſte ſein — glaubſt du nicht, Phöbe? Eine, wo er die Blumen riecht und die Vögel ſingen hört.

Meine Mutter entfernte ſich, und ich verſank in Nachdenken. Bobby Gerard war eine Waiſe. Seine Mutter, eine alte Freundin, wer weiß ob nicht eine frühere Liebe meines Vaters, hatte vor einigen Jahren, als ſie ihr Ende herannahen fühlte, nach meinem Vater geſchickt und ihn mit Thränen gebeten, ſich ihres ſchönen, verlaſſenen Knaben anzunehmen, ihn wenigſtens in der erſten Jugend gegen die verderblichen Einflüſſe der Welt zu bewahren und ihm, an Stelle ſeines natürlichen Beſchützers, den Gott zu ſich genommen, ein gütiger Führer und Berather zu ſein. Mein Vater hatte das verſprochen, und es war nicht zu fürchten, daß er ſein Wort brechen könnte.

Das war ſchon vor einigen Jahren geweſen, und dennoch hatte ich bis jetzt weder Bobby geſehen, noch er mich, den er war faſt immer zur See geweſen, ich in der Schule. Aber ich hatte viel von ihm gehört; man hatte von ſeinen kecken, muthwilligen Streichen, ſeiner Gutherzigkeit und ungewöhnlichen Schönheit erzählt, aber geſehen hatte ich ihn niemals, außer in jenem oft heimlich betrachteten Miniaturporträt. Unſere Reiſenden ſollten am Nachmittage eintreffen, aber lange ehe die Stunde geſchlagen, da wir ſie erwarten konnten, ſtand ich voll Ungeduld zu ihrem Empfange bereit. Ich hatte mich anders angezogen und — obwohl ich mich ein wenig vor mir ſelbſt ſchämte — die kleidſamſten Stücke meiner Garderobe angelegt.

Wenn du mich ſäheſt, wie ich an jenem Sommernachmittage vor dem Spiegel ſtand, du würdeſt ſchwerlich das Lachen laſſen können; die Kinder auf der Straße würden jetzt hinter mir herlaufen. Aber damals, nach dem Modejournal jener Zeit, war ich ſehr elegant und comme il faut. In neuer Zeit iſt es Mode geworden, ſich in ganz unnatürlicher und unwahrſcheinlicher Weiſe aufzubauſchen; — damals war es eine große Lebensfrage, ſo dünn und ſchlank zu erſcheinen, als irgend möglich. Manche machten ihre Kleider ſogar feucht, damit ſie ſich enger anſchmiegten und die Umriſſe der Formen der Glieder nur um ſo deutlicher verriethen. Die Taillen ſaßen unter den Armen, die Büſte ſchob man bis unter das Kinn hinauf, und die Beine zeichneten ſich, wenn man ging oder ſich ſetzte, mit erſtaunlicher Genauigkeit unter der durchſichtigen Umhüllung ab. Ich erinnere mich, daß ich einſt in unſerem großen Wohnzimmer mit dem Rücken gegen das Kaminfeuer ſtand. Ich konnte mich in einem großen Spiegel ſehen, welcher ſich am andern Ende des Raumes befand, und war ſo dünn gekleidet, daß ich durch mich ſelbſt hindurch blickte.

An dem Nachmittage, von dem ich hier redete, hatte ich wenigſtens anderthalb Stunden Zeit zu meiner Toilette gebraucht. Ich trug ein enges, weißes Kleid, das ſich meinem Körper ganz nach Wunſch anſchmiegte und ſo kurz war, daß es meine Knöchel, ſowie meine nett beſchuhten Füße mit Kreuzbändern ſehen ließ. An den Armen trug ich lange, ſchwarze Filethandſchuhe, obenauf mit bunter Seide geſtickt; auf meinem Kopfe, auf welchem von hinten alle Haare nach oben gekämmt waren, thronte als äußerſte Spitze des Haargebäudes ein mächtiger Schildpattkamm, während an jeder Seite meiner Stirn ein beſcheidenes Bündel Locken hing, die ſich über meiner Naſe beinahe begegneten.

Meine Geſtalt war voll, ich hatte immer Neigung zur Fülle, meine Liebe, du ſiehſt, wohin das endlich geführt hat, — und meine rothen Wangen glänzten in lebhafteren Farben, als ſonſt.

Ich hatte ſchon aus jedem der obern Fenſtern geguckt, um die Straße ſoweit als möglich überſehen zu können, war in meinen dünnen Schuhen ſelbſt ein Stück auf der Straße hinab, bis zu einer Krümmung gegangen, welche mich hinderte, vom Hauſe ab die Straße weiter zu überblicken, bis endlich, nach manchem falſchen Allarm und fünf Minuten ſpäter als zur angegebenen Zeit, die hoch in den Federn hängende, von zwei galoppirenden Pferden gezogene gelbe Poſtkutſche ſichtbar wurde. Jetzt überkam mich eine plötzliche Schüchternheit; denn ſo ſehr ich meinen Vater liebte, gründete ſich dieſe Liebe doch mehr darauf, daß er für mich die Verkörperung aller edlen und ritterlichen Eigenſchaften war, als auf perſönliches Kennen, — und ich lief davon.

Ich blieb in meinem Zimmer, bis ich glaubte, ſie hätten Zeit gehabt, die erſten Begrüßungen auszutauſchen und ein ruhigeres Geſpräch zu beginnen. Dann und nachdem ich zum letzten Male jeden einzelnen Ringel der beiden Lockenbündel über die Finger gezogen, ſchlich ich mich ſchüchtern hinab. Aus dem Wohnzimmer ſchallten mir laute, heitere Stimmen entgegen, aber als ich eintrat, ſchwiegen Alle ſtill und ſahen ſich nach mir um.

Alſo das iſt Phöbe! rief mein Vater in ſeiner jovialen Weiſe, indem er auf mich zueilte und mich herzlich küßte. Guter Gott, wie die Zeit vergeht! Es ſcheint mir nicht länger als drei Monate her zu ſein, als ich das Kind zum letzten Male ſah, und damals war es ein kleines Ding, mit nackten, langen Beinen, das Hoſen trug.

Bei dieſer Erwähnung meiner frühern Tracht fing ich an zu lachen, aber ich fühlte gleichzeitig, daß ich ſcharlachroth wurde.

Hier, Bobby, fuhr mein Vater fort, indem er mich bei der Hand nahm und mich zum Sopha führte, auf dem ein junger Mann neben meiner Mutter ſaß; da iſt mein kleines Mädchen, von dem du ſchon ſo oft gehört haſt. Freilich, ſehr klein iſt ſie nicht mehr. Nun, werde nicht verlegen, mein Junge; du findeſt nicht alle Tage deines Lebens Gelegenheit, ein ſo hübſches Mädchen zu ſehen. — Gieb ihr einen Kuß.

Ich hatte die Augen niedergeſchlagen, aber ich ſah, wie der junge Mann aufſtand, ſich mir näherte — wie es ſchien, nicht ſehr widerwillig — und mich irgendwo ins Geſicht küßte; denn ich glaube, die Locken waren ihm ſehr im Wege.

So geſchah es, daß ich von Bobby, ehe ich ihn noch geſehen, ehe ich wußte, welche Art von Menſch er war, geküßt wurde. Ein guter Anfang, nicht wahr?

Nachdem dieſe Begrüßung vorüber, nahm das Geſpräch ſeinen Fortgang. Ich ſaß neben meinem Vater, der ſeinen Arm um meine Taille gelegt hatte, hielt mich ſtill und beſcheiden und ſchaute nur dann und wann, ſo oft ich glaubte es unbemerkt thun zu können, unter der Stirne hervor nach dem junge Manne, der mir gegenüberſaß. Ich war innerlich mit einem Vergleich zwiſchen Natur und Kunſt beſchäftigt, zwiſchen dem wirklichen, lebendigen Menſchen und dem Miniaturbilde, welches ihn vorſtellen ſollte.

Das erſte Reſultat dieſer Prüfung war Enttäuſchung; denn wo waren die Roſen und Lilien, ohne die ich mir Bobby Gerard nicht hatte denken können? Gewiß waren die Roſen auf ſeinen Wangen durch ſeine Verwundung gebleicht, aber wenn ſolche vor dieſem Unfall dort geblüht hatten, ſo mußten ſie mahagoniefarbig geweſen ſein, denn der ſalzige Seewind und die Sonne des Hochſommers hatten ſeinem hübſchen Geſicht einen röthlich-braunen Kupferton verliehen. Indeſſen, in einigen Punkten hatte das Bild nicht gelogen. Die mehr breite, als hohe Stirn, die gerade, feine Naſe und der Mund mit dem reizenden Lächeln waren vorhanden. Im Ganzen fühlte ich mich doch vielleicht nicht getäuſcht.

Endlich ſtand mein Vater auf und trat auf die Verandah hinaus, wo die Canarienvögel in den Käfichen dem Schöpfer in ihrer etwas geräuſchvollen Weiſe ein Loblied ſangen. Die Mutter folgte ihm, und gerne hätte ich dasſelbe gethan, wenn nicht mein Schicklichkeitsgefühl und die Vermuthung mich zurückgehalten hätten, meine Eltern könnten Dinge zu beſprechen haben, bei denen ſie meines Gutachtens lieber entbehrten. So blieb ich, und der Verwundete that dasſelbe.

## Zweites Kapitel.

Eine Weile ſchien es, als ob wir das Schweigen nicht brechen wollten, — eine Weile waren die gedämpften Laute des Geſpräches zwiſchen Vater und Mutter draußen hinter den Roſenhecken und der ſchmetternde Schlag der Canarienvögel — der Fiſchweiber unter den Vögeln — die einzigen Töne, welche unſer Ohr berührten. Wir ſelbſt gaben keinen Laut von uns.

ſeinen Rang in der Garde zu verkaufen. Jetzt lebt er von der Welt, die, mit Shakſpeare zu reden, ſein Auſter iſt, und es fehlt ihm nicht an Witz und Scharfſinn, um ſie zu eröffnen. Außerdem hat er einige Ausſicht, eine Pairie zu erben; dieſe, ſeine geſelligen Talente und der Name des faſhionabelſten Mannes in London ſind die Mittel, die ſein Haupt über'm Waſſer halten. Ich glaube, Lord Windermear, der ſein Vetter iſt, hilft ihm manchmal heraus."

„Lord Windermear iſt es, dem ich ſeine Bekanntſchaft verdanke."

„Dann wird er Ihnen keinen Streich zu ſpielen wagen, außer, daß er ſich Ihre Mahlzeiten belieben läßt, Ihre Guineen borgt, und ſie heimzuzahlen vergißt."

„Sie müſſen aber zugeſtehen, er ſagt es immer voraus, daß er nicht bezahlen werde."

„Ja, das iſt der einzige Punkt, worin er Wort hält," verſetzte Harcourt lachend; „aber ſagen Sie mir, ſoll ich heute wirklich Ihr Gaſt ſeyn?"

„Wenn Sie mir die Ehre erweiſen wollen."

„Ich verſichere Sie, ich bin entzückt über die Gelegenheit, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen."

„So laſſen Sie uns unſere Schritte gegen die Piazza lenken, denn es iſt ſchon ſpät." — Und wir wandten uns nach dem Hotel.

Meine Augen verfolgten das verwickelte Muſter des türkiſchen Teppichs; was die ſeinigen thaten, weiß ich nicht. Außer dem Tanzmeiſter in unſerer Schule hatte ich wenige Männer kennen gelernt; ein ſchöner Jüngling war für mich ebenſo ſehr etwas Neues, wie für Miranda, und ich benahm mich der neuen Erfahrung gegenüber ein gutes Theil linkiſcher, als ſie. Er hatte, glaube ich, das Gelübde gethan, nicht zuerſt zu ſprechen. Ich fühlte, daß mein Kopf vor Verwirrung und Hitze zu ſeinem doppelten Umfange anſchwoll.

Endlich ſchlug ich mit dem Muth der Verzweiflung die Augen auf und ſagte:

Sie ſind verwundet, wie ich höre?

Ja.

Er hätte mir wohl helfen können, indem er ſeine Antwort weniger kurz hielt; aber jetzt, als ich ihn anſah, bemerkte ich, daß er ebenfalls ſehr roth war. Vielleicht fühlte er ſich ebenfalls linkiſch und mit dickem Kopfe? der Gedanke gab mir Muth.

Thut die Wunde ſehr weh?

N—ein, nicht ſehr.

Ich hätte geglaubt, Sie müßten dabei im Bett liegen, ſagte ich im Tone mütterlicher Beſorgniß.

Warum glaubten Sie das?

Ich glaubte, wenn Jemand ein Glied gebrochen hat, müßte er immer im Bett bleiben, bis es wieder geheilt wäre.

Aber es iſt ja ſchon eine Woche her, entgegnete er lächelnd und ſeine ſchönen weißen Zähne zeigend. (Die hatte mir das Miniaturbild verheimlicht!) Sie würden doch nicht wollen, daß ich eine ganze Woche im Bett bliebe, wie eine alte Frau?

Ich erwartete aber, Sie kränker ausſehend zu finden, fuhr ich fort, während ich ſchon anfing, mich etwas unbefangener zu fühlen, und eine merkliche Abnahme der häßlichen Empfindung des Geſchwollenſeins verſpürte. Papa ſchrieb in ſeinem Briefe: wir ſollten Sie geſund pflegen, und das klang, als ob Sie ſehr krank wären.

Ihr Papa ſorgt ſich viel zu ſehr um mich, bemerkte er mit leichtem Stirnrunzeln und indem ſich ſein ganzes ſchönes Geſicht etwas verfinſterte. Man ſollte glauben, ich wäre von Zucker oder Salz.

Nun, das iſt doch ſehr gut von ihm, rief ich heftig werdend. Er kann ja nur Ihr eignes Wohl im Auge haben, wenn er Sorge um Sie trägt. Ich finde Sie ſehr undankbar.

Finden Sie? entgegnete er ruhig und ohne ſich dem Anſchein nach verletzt zu fühlen. Aber Sie irren ſich. Ich bin nicht undankbar. Natürlich, Sie verſtehen das nicht.

In der That verſtehe ich das nicht, entgegnete ich etwas kurz und ein wenig beleidigt.

Unſer Geſpräch hatte einen beinahe feindlichen Ton angenommen, und wer weiß, zu welcher Katzbalgerei es zwiſchen uns gekommen, wenn nicht in dieſem

Augenblicke Vater und Mutter wieder eingetreten wären und damit für uns die Nothwendigkeit aufgehört hätte, überhaupt miteinander zu ſprechen.

Mein Vater blieb bis zum Abende. Wir ſoupirten zuſammen, und ich wurde beauftragt, mich zu Bobby zu ſetzen und die Biſſen für ihn zuerſt zu ſchneiden, was er nicht ſelber konnte. Dann ſpäter, als die Sonne untergegangen und das Abendroth ihr gefolgt war, als die Nachtblumen im Garten dufteten und die langen Schatten des ſommerlichen Mondenſcheins ſich darüber ausbreiteten, ſtieg Papa wieder in die Poſtchaiſe und fuhr durch Schatten und Mondenſchein zurück. Bobby ſtand in der Hausthür und ſah ihm nach, den Arm in der Binde und ein nachdenkliches Lächeln auf den Lippen und in den Augen.

Diesmal bleiben wir wenigſtens nicht ganz ohne Troſt zurück, ſagte meine Mutter, ſich, durch Thränen lachend, zu dem jungen Mann wendend. Aber ich fürchte, Ihnen wäre es anders lieber, nicht wahr, Bobby?

Sie würden mir nicht glauben, wenn ich nein ſagte, entgegnete er mit demſelben betrübten Lächeln.

Bobby iſt gerade nicht galant gegen uns, Phöbe, nicht wahr?

Sie würden gar nicht wünſchen, daß ich in ſolchem Falle galant wäre, erwiederte er erröthend. Wie könnte ich froh darüber ſein, wenn ich von irgend einem Unternehmen zurückbleiben muß!

Aber Mr. Gerard's Ungeduld, auf ſeinen Poſten zurückzukehren, ſollte die Möglichkeit der Ausführung nur weiter hinausſchieben. Am nächſten Tage hatte er einen Fieberanfall, am Tage darauf befand er ſich noch ſchlechter, und ſo vergingen zwei oder drei Wochen, ehe er ſich in die Poſtchaiſe ſetzen und nach Plymouth zurückfahren konnte. Und während der Zeit pflegten wir ihn, meine Mutter und ich, wachten bei ihm und bereiteten ihm kühlende Getränke aus Kräutern und Feldblumen, die jetzt verachtet oder vergeſſen ſind. — Ich will dich damit nicht beleidigen, Kind, aber ich glaube, daß die jungen Mädchen damaliger Zeit weniger prüde waren und dafür mehr echtes Zartgefühl beſaßen, als heute. So erinnere ich mich z. B., daß ich meinem Vater „Humphrey Clinker“ laut vorgeleſen und daß wir uns Beide höchlich dabei amuſirt und über die Späße gelacht haben; aber ich hätte die dunkeln, unſaubern Anſpielungen in dem franzöſiſchen Buche, das dein Bruder neulich hier liegen ließ, nicht verſtanden. Du würdeſt es ſehr unſchicklich finden, das Schlafzimmer eines fremden jungen Mannes, gleichviel, ob er krank iſt oder geſund, zu betreten, während ich ganze Nächte bei Bobby zubrachte, um bei ihm zu wachen und ihm mit ſo wenig falſcher Scham, als ob er meine Mutter geweſen wäre, Hülfe zu leiſten. Ich höre noch jetzt deutlicher, als ich vorhin das Lied hörte, das du mir vorſangeſt, das Summen der großen Brummfliegen in dem ſtillen Zimmer, wenn ich an ſeinem Bette ſaß und ſeinen Schlaf überwachte, während er unruhig träumte und ſeine nervöſen Hände abwechſelnd ſchloß und öffnete. Ich glaube, er träumte dann, er wäre auf dem „Donnerer“. Heute noch ſehe ich die klein geringelten, dichten Locken ſeines wie Sonnenſchein glänzenden Haares auf dem weißen Kiſſen liegen.

Und dann kam ein guter, geſegneter Tag, an dem er außer Gefahr war, und dann, etwas ſpäter, einer, wo er aufſtehen und ſich anziehen konnte — und endlich gingen wir, er und ich, über die Wieſe, die hinter dem Garten lag, und wobei er ſich, in umgekehrter Ordnung der Dinge, auf meinen Arm ſtützte, anſtatt ich mich auf den ſeinigen; aber es war ein guter, ſtarker, zuverläſſiger Arm. Wir gingen unter den dicht belaubten Wallnußbäumen und den alten, rauh-ſchaligen Ulmen auf und ab, und immer ſchien die Sonne. Ich glaube nicht, daß es in jenen alten Zeiten ſo kalte, regneriſche, ungeſunde Tage gab, wie jetzt. Wir hatten wohl leichte Regenſchauer genug, um das Gras grün zu halten und die Blumen zu erfriſchen, aber ich habe aus jener Zeit keine Erinnerung weder an einen über und über graubezogenen Himmel, noch an wolkenbruchartige Regengüſſe. Wir ſetzten uns an der Schattenſeite eines Heuſchobers nieder und ſahen der Heuernte zu: den Männern in Hemdsärmeln, den ſonnegebräunten Frauen mit nackten Armen, welche das Heu wendeten und zuſammenrechten, während wir die köſtliche, mit Düften gefüllte und von kleinen, zartbeſchwingten Inſecten belebte Luft müßig einathmeten.

In drei Tagen ſpäteſtens kann ich gewiß nach Plymouth zurückkehren, glauben Sie nicht, Phöbe? fragte Bobby, indem er ſich mit dem Ellbogen in das Heu ſtützte.

Ohne Zweifel, entgegnete ich gezwungen, indem ich eine trockene Blume aus dem duftenden Haufen neben mir herauszog. Ich meinestheils ſehe nicht ein, warum Sie nicht ſchon morgen gehen ſollten, oder — wenn wir eine Poſtchaiſe aus Plymouth holen laſſen könnten — ſchon heute Nachmittag! Sie ſind ſo mager, daß Sie nur noch aus Mund und Augen beſtehen, und würden ſich ohne Unterſtützung ſchwerlich auf den Füßen halten können, — aber das ſind ja nur Kleinigkeiten, und am Bord eines Schiffes ſind ſie vielleicht ſogar von Nutzen.

Sie ſind böſe, ſagte er mit einer Art Lachen in ſeinen tiefen, blauen Augen. Aber Sie ſehen faſt noch hübſcher aus, wenn Sie ärgerlich ſind, als bei guter Laune.

Es handelt ſich hier nicht darum, wie ich ausſehe, entgegnete ich noch immer etwas heftig, wenn auch durch das gar nicht zur Sache gehörige Compliment ein wenig beſänftigt.

Sie halten mich zum zweiten Male für undankbar, verſetzte er ernſt. Sie ſagen es mir diesmal nicht mit dürren Worten, denn meine Undankbarkeit richtet ſich gegen Sie ſelbſt. Als Sie mir zum erſten Male den Vorwurf machten, hatten wir faſt noch kein Wort zuſammen geſprochen.

So war es, entgegnete ich lebhaft, und wenn ich noch einmal Gelegenheit dazu hätte, würde ich's noch einmal ſagen. Ich glaube, Sie meinten es gar nicht ſo, aber es klang, als ob Sie ſich darüber beklagen wollten, daß mein Vater beſorgt um Sie iſt.

Er trägt leider zu viel Sorge um mich! rief der junge Mann, während ihm eine heiße Röthe auf Stirne und Wangen ſtieg. Es thut mir leid, wenn Sie nochmals böſe werden, aber ſagen muß ich es: er iſt beſorgter um mich, als er es um ſeinen eignen Sohn ſein würde, wenn er einen hätte.

Hat er nicht Ihrer Mutter verſprochen, Sie im Auge zu behalten? fragte ich heftig. Und wenn man Jemand auf ſeinem Todtenbett etwas verſpricht, ſo pflegt man das zu halten; wenigſtens thun dies Menſchen wie mein Vater.

Sie verſtehen mich nicht, verſetzte er ein wenig ungeduldig, während die Röthe noch immer auf ſeinen eingefallenen Wangen ſtand. Meine Mutter wäre gewiß die letzte Perſon in der Welt geweſen, die ihn gebeten hätte, auf Koſten meiner Ehre für mein leibliches Wohl zu ſorgen.

Was reden Sie da? fragte ich, indem ich ihn mit dem geheimen Verdacht anſah, er könne, trotz des klaren

Ausdruckes ſeiner blauen Augen, noch immer an einer Art von Delirium leiden.

Sie werden mich nicht verſtehen, wenn ich Ihnen nicht meinen ganzen Kummer anvertraue, ſagte er ſeufzend. Nun ſo hören Sie denn, und wenn Sie Alles erfahren haben und nicht mit mir übereinſtimmen, ſo ſind Sie nicht das Mädchen, für das ich Sie gehalten habe.

Nun, dann werde ich dies Mädchen wahrſcheinlich nicht ſein, erwiederte ich lachend, denn ich bin feſt überzeugt, daß ich Ihnen in keiner Weiſe beiſtimmen werde.

Sie wiſſen, begann er, ſich ein wenig von ſeinem Heulager erhebend und ſchnell und klar ſprechend, daß, wenn wir eine Priſe machen, ein Theil der franzöſiſchen Schiffsleute in Eiſen gelegt und mit dem aufgebrachten Schiffe nach dem nächſten Hafen geſchickt werden, und zwar geſchieht dies unter dem Commando eines unſerer Offiziere, dem die nöthigen Mannſchaften beigegeben werden. Es iſt allerdings einige Gefahr dabei, aber ich meinestheils halte dieſelbe für ſehr gering. Ihr Vater ſcheint indeſſen anderer Meinung zu ſein, denn er hat mir niemals ein ſolches Commando anvertraut.

Das iſt Zufall, entgegnete ich beruhigend. Die Reihe wird auch an Sie kommen.

Es iſt kein Zufall, erwiderte er mit Beſtimmtheit. Burſchen, die jünger ſind, als ich, und viel weniger zuverläſſig, und von denen er nicht halb die gute Meinung hat, die er von mir hegt, — ſolche Burſchen hat er geſchickt; mich niemals. Ich habe das lange Zeit ertragen, ſo gut ich konnte; jetzt kann ich's nicht mehr! Ich verſichere Sie, es iſt keine Einbildung, ich bemerke deutlich, daß meine Kameraden — welche wiſſen, wie parteiiſch Ihr Vater für mich iſt, und welchen Einfluß ich in manchen Dingen auf ihn habe — anfangen zu glauben, es liege an mir, ich wolle nicht gehen, mit einem Worte, ich fürchtete mich! (Zorn und Scham erſtickten bei dieſen Worten faſt ſeine Stimme.) Und nun, nachdem ich Ihnen die nackten Thatſachen mitgetheilt, jetzt ſehen Sie mir ins Geſicht (dabei faßte er mich mit knabenhafter Vertraulichkeit unter das Kinn und drehte meine Locken, mein Geſicht und die Fronte meines großen Schildpattkammes nach ſich zu), und ſagen Sie mir, ob Sie mir darin beiſtimmen, oder nicht, daß es eine grauſame Güte von ihm iſt, mir unter ſolchen Bedingungen die heile Haut zu ſichern.

Ich blickte ihm einen Moment ins Geſicht und verſuchte zu ſagen, daß ich ihm nicht zuſtimmte, aber ich brachte es nicht fertig.

Sie haben Recht, ſagte ich, mich abwendend. Ich ſtimme Ihnen bei, ich wünſchte, ich könnte Ihnen ehrlicher Weiſe ſagen, daß ich's nicht thue.

Aber da Sie es thun, rief er lebhaft — ich kannte Sie beſſer, als Sie ſich ſelbſt, Phöbe, und wußte, daß Sie ſo antworten würden! — da Sie es thun, ſo möchte ich Sie um eine große Gefälligkeit bitten, um einen Dienſt, für den ich Ihnen mein Lebenlang zu Dank verpflichtet bleiben werde.

Und worin beſteht er? fragte ich mit ſinkendem Muthe.

Ihr Vater hat Sie ſehr lieb —

Das weiß ich, entgegnete ich kurz.

Er würde Ihnen Alles, was Sie wünſchen und was im Bereich der Möglichkeit liegt, zu Liebe thun, fuhr er eindringlich fort. Ich wollte Sie alſo darum erſuchen, ihm eine Zeile zu ſchreiben, die ich mitnehmen würde, und ihn darin zu bitten, daß er mich die nächſte Priſe heimgeleiten läßt.

Einen Moment herrſchte tiefes Schweigen, das nur von dem Lachen der mit der Heuernte beſchäftigten Leute unterbrochen wurde.

Und wenn Sie, begann ich endlich mit zitternder Stimme, wenn Sie dabei das Leben verlören, ſo würden Sie das mir zu danken haben; — ich hätte dann Ihren Tod auf dem Gewiſſen.

Die Gefahr iſt, wie ich Ihnen ſchon ſagte, nicht der Rede werth, entgegnete er ungeduldig. Aber wenn ſie auch größer wäre, ſo iſt das Leben wohl eine gute Sache, aber es iſt nicht das ſchätzenswertheſte Gut; und käme ich wirklich dabei zu Schaden, was nicht wahrſcheinlich iſt, ſo giebt es eine Menge Burſchen, die ebenſo gut und beſſer ſind, als ich, und meinen Platz ausfüllen können.

Für Die, welche Sie lieb haben, würde es ein

# Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der wahre Neffe zeigt ſich geringer als der falſche. Schuldig befunden, werde ich doch nicht verurtheilt; überführt, überführe ich, und nachdem mein Betragen das Gegentheil ausgewieſen, ſtehe ich zuletzt doch als ächter Gentleman da.

Bei unſerer Ankunft fanden wir die Tafel gedeckt, Champagner in Eis unter den Schenktiſch geſtellt, und noch andere augenfällige Vorbereitungen zu einem üppigen Male. Der Major ſaß auf dem Sopha, dem Kellner Befehle ertheilend; Timothy ſtand ganz verblüfft dabei.

„Major," ſagte ich, „ich kann nicht ausſprechen, wie ſehr ich Ihnen verbunden bin, daß Sie ſo freundſchaftlich all' dieſe Mühe auf ſich genommen haben, um mich inzwiſchen die angenehme Bekanntſchaft Mr. Harcourt's, die ich Ihnen verdanke, genießen zu laſſen."

„O, ſtill davon, mein lieber Newland! Ich weiß ja, Sie würden auf mein Erſuchen daſſelbe für mich thun, wenn ich ein Mittageſſen gebe." (Harcourt ſah mich an, als wollte er ſagen: das kannſt Du herzhaft verſprechen.) „Aber wiſſen Sie auch, Newland, daß Lord Windermear's Neffe ſo eben angekommen iſt? Habt ihr einander auf euern Reiſen getroffen?"

„Nein," erwiederte ich etwas beſtürzt, erholte mich jedoch bald wieder, während Timothy in Verzweiflung hinausſchoß. „Was iſt er für ein Menſch?" fragte ich.

„Darüber können Sie ſelbſt urtheilen, lieber Junge, denn ich hab' ihn zu uns eingeladen, freilich mehr aus Rückſicht für Lord Windermear, als aus irgend einem andern Grunde; im Vertrauen geſagt, ich fürchte, daß ſelbſt ich nicht im Stande wäre, einen Gentleman aus ihm zu machen. Aber nehmen Sie Harcourt mit ſchlechter Troſt ſein, zu wiſſen, daß noch beſſere Leute leben, obwohl Sie todt ſind, ſagte ich in Thränen.

Aber ich denke gar nicht daran, zu ſterben, entgegnete er mit heiterem Lachen. Warum wollen Sie mich denn durchaus umkommen laſſen? Ich gedenke lange zu leben und Admiral zu werden. Und warum ſollte ich denn auch nicht?

Ja, warum denn nicht? entgegnete ich, ſeine Heiterkeit als ſchwaches Echo erwiedernd und mich beinahe meiner Thränen ſchämend.

Und Sie werden ſchreiben — bald ſchreiben, nicht wahr? fragte er, voll Eifer auf den Punkt zurückkommend. Machen Sie kein zorniges und betrübtes Geſicht. Ich muß gehen — was dürfte mich zurückhalten. Ich gewinne meine Kräfte ſo ſchnell wieder, wie nur ein Menſch kann, und denken Sie nur, wie es mir ſein müßte, wenn man irgend einen Hauptſchlag ausführte, während ich ferne wäre!

So ſchrieb ich denn.

## Drittes Kapitel.

Ich habe ſpäter oft gewünſcht, daß mir die Finger meiner rechten Hand abgehauen worden wären, ehe ſie die Feder ergriffen, um dieſen Brief zu ſchreiben. Du wunderſt dich, daß mich noch heute bewegt, was vor ſo langer Zeit geſchehen, lange ehe deine Aeltern geboren waren. Jedenfalls macht es jetzt keinen großen Unterſchied mehr, denn ſelbſt, wenn er damals Glück gehabt hätte und geſund heimgekommen wäre, jetzt wäre er nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur längſt hingegangen. Ich würde nicht ſo grauſam geweſen ſein, ihm zu wünſchen, daß er leben bliebe, um zu werden, was ich bin. Aber ich will nicht das Ende meiner Geſchichte erzählen, ehe ich bis zur Mitte gekommen. — Er ging alſo und hatte meinen Brief in der Taſche, und ich fühlte mich etwa wie jener König in der Schrift, der einen Boten mit einem Briefe ausſandte, in welchem ſtand: „Tödte den Ueberbringer, ſobald er eintrifft.“ Aber am Abend vor ſeiner Abreiſe, während wir im Garten ſpazieren gingen und unſere ungeheuer langen Schatten ſich im Mondenſchein vor uns abzeichneten, fragte er: Willſt du mein Weib werden? Ich glaube nicht, daß er ſo viele Worte dazu brauchte. Es war uns Beiden aus allerlei Zeichen nach und nach klar geworden, daß wir, wenn Gott ihn am Leben ließe und der Krieg einmal zu Ende ginge, zu einander gehörten. Und nachdem wir das einmal wußten, küßte er mich beim Scheiden, wie er mich beim Kommen geküßt hatte, nur mit dem Unterſchiede, daß es ihn diesmal Niemand zu heißen brauchte, ſondern daß er es auf eigenen Antrieb that, und nicht einmal, ſondern hundert Mal — und daß ich meinestheils jetzt nicht unbeweglich daſtand, wie eine Latte, oder ein

Thürpfoſten, ſondern ihn herzlich und mit vielen Thränen wieder küßte.

Ja, das Abſchiednehmen zu jener Zeit, wo der letzte Kuß des Geliebten leicht bis zum Tage der Auferſtehung der letzte ſein konnte, war etwas anders, als das gleichgültige, ruhige Adieu in unſern friedlichen Tagen!

Bobby ſtieg alſo in die Poſtchaiſe und fuhr ab, und wir ſahen ihm nach, bis die Krümmung der Straße ihn unſern Blicken entzog, wie wir meinem Vater nachgeſehen hatten. Dann verbarg ich mein Geſicht in die Jasminblüten, welche die Wand des Hauſes überkleideten, und weinte, als könnte ich mich nie mehr tröſten. Indeſſen, man kann nicht immer weinen, oder wenn man es thut, ſo wird man blind und triefäugig, und Bobby ſollte keine blinde, triefäugige Frau bekommen. Ich hörte alſo im Laufe der Zeit auf, Thränen zu vergießen, und die Tage verfloſſen, und ſelbſt die Jahreszeiten gingen ihrem langſamen Wechſel entgegen. Das Heu war eingebracht, und Klee und neue, feine Halme ſproßten zwiſchen den Stoppeln der alten empor. Die wilden Roſen blühten und krönten die Hecken — und dann kam auch ihre Zeit, und ſie ſchüttelten die zarten Blätter ab und vergingen.

Endlich war die Erntezeit gekommen. Wir hatten nicht oft, aber doch ein oder zwei Mal von unſeren Lieben gehört. Die Sonne ſchien heiß, und alle Morgen ſaß ich an meinem Stickrahmen und arbeitete an dem „Abendmahl“. Die Geſichter Judas Iſchariot's und der andern Apoſtel waren fertig. Ich ſtickte jetzt an dem Tiſchtuche, was nicht eben kurzweilig war und keines großen Kopfzerbrechens bedurfte. Die Mutter ſaß arbeitend oder ein gutes Buch leſend an meiner Seite und nahm dann und wann eine Priſe. Damals ſchnupfte jede Dame, und wenn die Welt ſich auch in großen Dingen nicht verbeſſert, in ſolchen Kleinigkeiten iſt ſie beſſer geworden. Abends, wenn es zehn Uhr ſchlug, deckte ich meinen Rahmen zu und ſchlüpfte hinauf in mein Zimmerchen. Dort kniete ich, das Geſicht nach Plymouth und der offenen See gerichtet, am Fenſter nieder und flehte zu Gott, meinen Vater und Bobby in ſeinen Schutz zu nehmen. Ich wüßte nicht, daß ich um irgend welche andere Gnade für ſie gebetet hätte, ich flehte nur um ihr Leben.

In einer Nacht, es war ſehr heiß und ich hatte womöglich noch inniger und mit mehr Thränen für ſie gebetet, als ſonſt, legte ich mich zum Schlafen nieder. Ich hatte Fenſter und Jalouſieen geöffnet, damit die ſtille, gewürzige Luft des Gartens unbehindert eindringen konnte. An Bobby denkend war ich eingeſchlafen und hatte davon noch eine dunkle Empfindung, als ich erwachte. Das Zimmer war völlig hell, aber nicht vom Tageslicht, denn es war noch nicht Morgen — es war nur der Mond, der voll herein ſchien und jeden Gegenſtand mit Licht übergoß, ſo daß ich in dem gegenüber hängenden Spiegel meine eigene bleiche Geſtalt deutlich im Bette aufrecht ſitzen ſah.

Ich lauſchte, denn ich hörte ein Geräuſch — ja gewiß — ich täuſchte mich nicht — man klopfte laut und anhaltend an die Hausthür. Zuerſt fing ich an, mich zu fürchten, — dann kam mir meine Vernunft zu Hülfe. Wenn es ein Räuber, oder ſonſt ein Menſch mit böſen Abſichten geweſen wäre, würde er nicht ſo laut und heftig geklopft haben, daß alle Bewohner erwachen mußten, ſondern möglichſt leiſe und heimlich zu Werke gegangen ſein, um in das Haus einzudringen. Im ſchlimmſten Falle war es ein betrunkener Matroſe aus Plymouth, im beſten ein Bote, der uns Nachricht von unſern Lieben brachte. Bei dieſem Gedanken ſprang ich ſofort aus dem Bett, zog in Eile Strümpfe und Schuh an und was mir ſonſt von Kleidungsſtücken am ſchnellſten zur Hand war, öffnete mit über den Rücken hinabhängenden Haaren — denn meinen großen Kamm hatte ich ganz und gar vergeſſen — die Thür meines Zimmers, flog den Corridor entlang, den der Mond mit geiſterhaftem Licht überflutete, und eilte die breite, aber nicht ſehr hohe Treppe hinab.

Als ich die Hausthür faſt erreicht hatte, begegnete ich unſrem alten Diener, der ebenſo unordentlich ausſah und ſich offenbar auf demſelben Wege befand, wie ich.

Was kann es ſein, Stephens? fragte ich, vor Furcht und Aufregung zitternd.

Ich weiß es nicht, entgegnete der alte Mann, den Kopf ſchüttelnd. Es iſt eine ſonderbare Zeit, um ſolchen

Lärm zu machen. Wir wollen fragen, was man will, ehe wir die Kette von der Thür nehmen.

Es ſchien mir, als ob die Bolzen und Riegel gar kein Ende hätten, als ob ſich der Schlüſſel niemals in dem alten Schloſſe drehen würde. Endlich öffnet ſich die Thüre langſam, vorſichtig, nur um einige Zoll, ſoweit es die ſtarke Sicherheitskette erlaubt, und ich ſpähe — ich weiß ſelbſt nicht was erwartend — begierig hinaus.

Guter Gott, was ſehe ich! Keinen betrunkenen Matroſen, keinen Boten, aber o Glück, o Wonne, meinen Geliebten — meinen ſchönen Bobby ſelbſt. Noch immer, nach all den ſchweren Jahren und nach dem langen Gram und Schmerz, welcher folgte, kann ich das unausſprechliche Glück jenes Moments nicht vergeſſen!

Oeffne die Thür, Stephens, ſchnell! rufe ich, in meinem Eifer kaum fähig, die Worte hervorzubringen. Nimm die Kette ab; es iſt Mr. Gerard — laß ihn nicht warten.

Die Kette raſſelt nieder, die Thür öffnet ſich weit, und nun ſteht er vor mir. Plötzlich, ehe noch ein Wort geſprochen oder irgend etwas geſchehen iſt, bemächtigt ſich meiner ein unerklärliches Gefühl, eine namenloſe Empfindung, die einem eiſigen Schrecken, einem lähmenden Entſetzen nahe kommt.

Bobby thut keinen Schritt auf mich zu, ſchließt mich nicht in ſeine Arme, ſtreckt mir nicht einmal die Hand entgegen. Er ſteht ſtarr und ſtumm, und obgleich die Nacht trocken war — es fiel weder Regen noch

Nebel —, ſehe ich, daß er vor Näſſe trieft. Das Waſſer rinnt von ſeinen Kleidern, aus ſeinem Haar, ja ſelbſt von ſeinen Augenwimpern auf den Boden nieder.

Was iſt geſchehen? Wie naß du biſt! rufe ich haſtig, indem ich die Hand ausſtrecke, um ſie auf ſeinen Rockärmel zu legen. Aber in dem Moment, da ich das thue, empfinde ich eine durchdringende Kälte, die durch meine Finger in den Arm bis zum Ellenbogen dringt. Wie kam es, daß er in dieſer warmen, ſtillen Auguſt-Nacht ſo eiſig, ſo bis auf das Mark der Knochen kalt war? Zu meinem Erſtaunen giebt er mir keine Antwort, ſondern bleibt lautlos und triefend ſtehen. Woher kommſt du? frage ich mit ſteigendem Entſetzen. Biſt du in den Fluß gefallen? Warum biſt du ſo naß?

Es war ſo kalt, ſo bitter kalt, ſagte er ſchaudernd und mit leiſer, ſeltſam veränderter Stimme. Ich konnte dort nicht bleiben.

Bleiben — wo konnteſt du nicht bleiben? frage ich, ihm erſtaunt ins Geſicht blickend, das mir im bleichen Lichte des Mondes aſchenfarbig erſchien. Wo biſt du geweſen? Wovon ſprichſt du?

Keine Antwort.

Ich fürchte, er iſt ernſtlich krank, Stephens, ſage ich, indem ich mich im Gefühl meiner Hülfloſigkeit an den alten Diener wende. Er ſcheint gar nicht zu hören, was ich ſage. Ich glaube, er hat ſich furchtbar erkältet. In welches Waſſer kann er nur gefallen ſein? Es iſt am beſten, Sie bringen ihn ins Bett und wickeln ihn n warme Decken. Sein Zimmer iſt, wie Sie wiſſen, vollſtändig in Ordnung. — Komm herein, ſage ich, meine Hand nach ihm ausſtreckend — es wird dir beſſer werden, wenn du geſchlafen haſt.

Er nimmt die dargebotene Hand nicht an, aber er folgt mir über die Schwelle und über den Vorplatz. Ich höre die Waſſertropfen von ihm herunter auf den hallenden, ſteinernen Fußboden fallen. Dann geht es Treppe hinauf, den Corridor entlang, bis zur Thüre ſeines Zimmers, wo ich ihn mit Stephens allein laſſe. — Von da an weiß ich nichts mehr.

Am andern Morgen erwachte ich, wie gewöhnlich, beim Eintritt des Mädchens, das mir heißes Waſſer brachte.

Nun, wie befindet ſich Mr. Gerard dieſen Morgen? fragte ich, mich aufrichtend.

Sie ſetzte die Kanne mit dem heißen Waſſer nieder und ſah mich verwundert an.

Meine liebe Miß Phöbe, wie ſollte ich das wiſſen? Hoffentlich iſt er geſund und munter, und wir bekommen bald gute Nachrichten von ihm, entgegnete ſie.

Haſt du denn nicht gefragt, wie es ihm geht? fuhr ich ungeduldig fort. Er ſchien dieſe Nacht nicht ganz wohl — es war etwas Sonderbares in ihm. Ich fürchte, er hat einen neuen Fieberanfall.

Dieſe Nacht — einen Fieberanfall? ſagte ſie, langſam und ohne Zuſammenhang einige meiner Worte wiederholend. Ich bitte um Verzeihung, Miß Phöbe, aber ich habe keine Ahnung, was Sie meinen.

Wie dumm du biſt! rief ich, denn ich war mit meiner Geduld zu Ende. Iſt Mr. Gerard nicht dieſe Nacht unerwartet angekommen — hörte ich ihn nicht klopfen und ging ich nicht hinunter, um ihm die Thür zu öffnen, und kam nicht Stephens ebenfalls dazu und brachte ihn ſpäter zu Bett?

Die ſtarre Verwunderung des Mädchens ging jetzt in ein herzliches Lachen über.

Sie haben geträumt, Miß Phöbe. Ich kann natürlich nicht dafür einſtehen, was Sie dieſe Nacht gethan haben, aber was Stephens betrifft, ſo bin ich ſicher, daß er nicht Mehr von dem jungen Herrn weiß, als ich, denn er ſagte erſt vorhin beim Frühſtück, es wäre Zeit, daß wir endlich einmal wieder von ihm und unſerem Herrn hörten.

Ein Traum! rief ich empört. Unmöglich! Ich träumte ebenſo wenig, wie in dieſem Augenblicke.

Aber ich mußte mich nach und nach überzeugen, daß ich im Irrthum war, und daß ich die ganze Zeit, während ich in der offenen Hausthür zu ſtehen und mit meinem Vielgeliebten zu ſprechen glaubte, in meinem Bett, nur von Blumenduft und Mondenſchein umgeben, im tiefen Schlafe gelegen hatte. Dieſe Entdeckung brachte mich außer mir. Ich eilte zu meiner Mutter, um ihr von der Viſion zu erzählen, und als ich zu Ende war, rief ich: Ach, Mama, jetzt weiß ich, daß Bobby todt iſt und daß ich ihn nie wieder ſehen werde! Ich fühle es er iſt dieſe Nacht geſtorben und kam, um es mir zu ſagen. Es bleibt mir nichts übrig, als ihm nachzuſterben.

Ich hatte dies mit großer Ruhe geſagt, brach aber in lautes, heftiges Weinen aus. Meine Mama machte mir ſanfte Vorwürfe und ſagte mir, daß ja gar nichts natürlicher ſei, als daß ich von einem Menſchen träumte, der im Wachen ununterbrochen meine Gedanken beſchäftigte. Auch eine üble Vorbedeutung meines unheimlichen Traumes ſuchte ſie mir auszureden, indem ſie mich darauf hinwies, wie Gott meinen Freund bis dahin behütet habe, und mich verſicherte, daß ſie ihres Theils ſich durch keinen vom Teufel ausgehenden Traum in ihrem Vertrauen auf ſeine Güte werde irre machen laſſen.

Etwas getröſtet, wenn auch nicht beruhigt, verließ ich ſie. Und wie vordem kniete ich jeden Abend, das Geſicht nach Plymouth und der See gewendet, an meinem Fenſter nieder und betete für meinen Seefahrer. Aber trotzdem ich ſelbſt alle Vernunftgründe aufbot und trotz Allem, was meine Mutter ſagte, ſchien es mir immer, als ſeien meine Gebete für ihn die für einen Verſtorbenen.

## Viertes Kapitel.

So gingen drei Wochen dahin. Die Ernte war hereingebracht, und die Birnen wurden ſaftig und weich.

auf Ihr Zimmer, und bis Sie ſich die Hände gewaſchen haben, will ich das Eſſen auftragen laſſen. Ich habe mir vorhin die Freiheit genommen, mir durch Ihren Bedienten Ihr Quartier zeigen zu laſſen. Es iſt ein geſcheider Burſche, der; wo haben Sie ihn aufgeleſen?“

„Rein zufällig,“ erwiederte ich. „Kommen Sie, Mr. Harcourt.“

Bei unſerer Zurückkunft fanden wir den wahren Neffen, Mr. Eſtcourt-Neville, bei dem Major, der uns einander vorſtellte. Das Eſſen war aufgetragen, und wir ſetzten uns zur Tafel.

Mr. Eſtcourt war ein junger Mann, mit ſcharfen, harten Zügen, ungefähr in meinem Alter, aber um ein paar Zoll kleiner als ich. Als ich ihn ſah, konnte ich mich nicht mehr wundern, daß mir der Lord, als ſeinem vermeintlichen Neffen, ſeine Zufriedenheit ſo lebhaft ausgedrückt hatte. Er machte ein finſteres, unfreundliches Geſicht, ſprach wenig, und ſchien einen unermeßlichen Werth auf den Adel zu legen; denn das Zuhören verdroß ihn, wenn von etwas Anderem als von der Ariſtokratie geredet wurde. Ich behandelte ihn mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit, um ſeine Bekanntſchaft zu erlangen, was mir auch im Laufe des Abends glückte. Wir hatten eine ausgezeichnete Mahlzeit, und waren alle, Mr. Eſtcourt ausgenommen, in der beſten Laune, ſo daß es zu ſpät wurde, um in's Theater zu gehen. Beim Abſchied verſprachen Harcourt und der Major, mich am folgenden Mittag zu beſuchen.

Mr. Eſtcourt hatte etwas zu viel getrunken, und wurde geſprächig, als wir allein waren, was mich veranlaßte, noch länger der Flaſche zuzuſetzen. Eine gute Stunde ſaßen wir noch beiſammen; er ſprach von nichts, als von ſeiner Familie und ſeinen Ausſichten, und ich ergriff dieſe Gelegenheit, um zu erforſchen, was ſeine Geſinnungen ſeyn würden, wenn er jenes wichtige Geheimniß erführe. Ich erfand daher eine ähnlich lautende Geſchichte, die ich mit der Frage ſchloß, ob er unter ſolchen Umſtänden ſeine Rechte

Mein und meiner Mutter äußerliches Leben verfloß in ſtiller Regelmäßigkeit. Von der Unruhe, die uns Beide innerlich verzehrte, und dem Herzweh, das wir in uns trugen, ſprachen wir nicht viel zu einander. Nach Verlauf dieſer drei Wochen ſaßen wir eines Tages, ruhig wie immer beſchäftigt und Jede in ihre Gedanken verſunken, gegen Abend im Wohnzimmer, als wir ein Rollen von Wagenrädern hörten, das ſich unſerer Thür näherte. Wir liefen beide hinaus, wie ich in meinem Traum, und kamen gerade recht, um meinen Vater zu empfangen, als er aus dem Wagen ſtieg, der ihn hergeführt hatte.

Da war alſo Einer unſerer Lieben heimgekehrt, aber wo blieb der Andere?

Beinahe noch ehe mein Vater ſich Zeit genommen, Weib und Kind zu umarmen, rief er: Aber wo iſt Bobby?

Das wollte ich gerade dich fragen! entgegnete meine Mutter raſch.

Iſt er denn nicht hier bei euch? erwiderte er erſchrocken.

Er iſt nicht hier — wir haben ſeit länger als ſechs Wochen nichts von ihm gehört und geſehen, verſetzte meine Mutter.

Großer Gott! rief er aus, während ſein Geſicht den Ausdruck tiefer Beſorgniß annahm. Was kann dem armen Jungen paſſirt ſein?

Iſt er denn nicht bei dir geweſen, war er denn nicht auf dem „Donnerer“? fragte meine Mutter, in ihrem Eifer die Worte mehr hervorſtoßend als ſprechend.

Ich ſchickte ihn vor drei Wochen mit einer Priſe nach Hauſe, gab ihm einen Brief an euch mit und befahl ihm, bei euch zu bleiben, bis auch ich heimkäme. Gott mag wiſſen, was aus ihm geworden iſt! rief er mit einem Blicke, in welchem ſich die tiefſte Sorge und Bekümmerniß ausdrückte.

Einen Augenblick ſtanden wir Alle ſtumm und faſſungslos, dann ſprach ich. Bis jetzt hatte ich ſchweigend dabeigeſtanden und zugehört, und mein Herz war bei jedem unheilvollem Worte kälter und kälter geworden.

Das Alles habe ich verſchuldet! rief ich, leidenſchaftlich aufſchreiend und mich in den hochlehnigen alten Seſſel auf dem Vorplatze werfend. Es iſt meine Schuld, ganz allein meine Schuld. Ich ſagte es ihm das letzte Mal, als wir uns ſahen, daß er mir ſeinen Tod zu danken haben würde; er lachte mich aus, aber nun iſt Alles ſo gekommen! Hätte ich dir den unſeligen Brief nicht geſchrieben, Papa, ſo wäre er jetzt, in dieſer Minute, friſch und geſund bei uns. Nun werden wir ihn nie, nie wiederſehen.

Ich ſchwieg, der Schmerz drohte mich buchſtäblich zu erſticken.

Mein Vater trat zu mir und legte ſeine gute braune Hand auf mein gebeugtes Haupt.

Mein Kind, ſagte er, während Thränen ſeine eigenen klaren, grauen Augen verdunkelten, mein liebes Kind, du thuſt Unrecht, dir gleich das Schlimmſte vorzuſtellen. Ich will dir nicht verhehlen, daß Urſache zu ernſter Beſorgniß um den lieben Jungen vorhanden iſt — aber der alte Gott lebt noch. Er hat uns Beide, Bobby und mich, bisher behütet; auf ihn müſſen wir auch ferner vertrauen.

Ich richtete mich auf und ſchüttelte die Thränen aus den Augen.

Das nützt uns nichts, ſagte ich. Was ſollten wir auch hoffen? Wir haben keine Hoffnung mehr, ich weiß es gewiß. Er iſt todt, fuhr ich fort, indem ich meine beiden Eltern mit einer Art von Ruhe anſah. Er iſt in der Nacht geſtorben, als ich jenen Traum hatte, Mutter. Ich habe es dir damals geſagt. O mein Bobby! Ich wußte, daß du nicht für immer von mir gehen könnteſt, ohne mir ein Zeichen zu geben.

Ich fiel in heftige Krämpfe, man brachte mich zu Bett, und noch drei oder vier ewig lange Tage vergingen, ohne daß wir etwas hörten. Wir blieben in demſelben Zuſtande peinlicher Ungewißheit, die indeſſen für mich keine war, denn ich war innerlich feſt überzeugt, daß mein Bobby hinübergegangen ſei in das Land, von welchem weder Brief noch Bote zu uns kommt — in das Land des ewigen Schweigens.

So ſaß ich denn an meinem Rahmen und arbeitete die Verzweiflung meines Herzens in die Stickerei und verſuchte es, zu ſagen: was Gott thut, das iſt wohlgethan — aber ich konnte es nicht. Im Gegentheil, es ſchien mir, während ich mein Leben durch die nebligen Herbſtmorgen und immer länger werdenden Herbſtabende ſchleppte, daß, wer es auch immer gethan haben möchte, ſehr übel daran gethan.

Eines Abends ſaßen wir bei unſerm kleinen praſſelnden Holzfeuer, das wir nicht der Kälte wegen, ſondern nur um des Behagens willen angezündet, als der alte Stephens ins Zimmer trat, auf Papa zuging und ihm etwas zuflüſterte. Ich begriff im Augenblicke, um was es ſich handelte.

Warum ſpricht er leiſe? rief ich in der größten Aufregung. Warum ſagt er es nicht laut? Wie könnt' ihr den Verſuch machen, es mir zu verheimlichen? Ich weiß, daß es etwas über Bobby iſt.

Mein Vater hatte ſich bereits erhoben und war nach der Thür gegangen.

Ich laſſe dich nicht gehen, wenn du es mir nicht ſagſt! rief ich, in wilder Aufregung hinter ihm her eilend.

Es iſt ein Matroſe von Plymouth herübergekommen, entgegnete er haſtig. Er ſagt, daß er Nachrichten bringt. Ich werde dich keinen Augenblick länger als nöthig in Ungewißheit laſſen, mein Liebling. Bete indeſſen — betet alle Beide für ihn.

Ich ſaß während der nächſten Momente ganz ſtill, die kalten Hände im Schooß gefaltet. Endlich kam mein Vater zurück. Seine Augen ſtanden voll Thränen, und es war kaum nöthig, ihn zu fragen, welche Nachrichten er empfangen hatte; ſie waren deutlich in ſeinem Geſicht zu leſen: Tod — nicht Leben.

Du haſt Recht gehabt, Phöbe, ſagte er mit brechender Stimme, während er meine eiſigen Hände faßte. Du wußteſt es am beſten. Er iſt heimgegangen. Gott hat ihn zu ſich genommen.

Mein Herz brach. Ich hatte geglaubt, keine Hoffnung mehr zu hegen, aber ich war im Irrthum geweſen. Ich habe es gewußt, ſagte ich mit trockener, harter Stimme. Habe ich es euch nicht geſagt? Aber ihr wolltet es nicht glauben. Nun erzähle mir, wie es zugegangen iſt, — denke nicht, daß ich es nicht zu erfragen vermöchte — erzähle ſchnell!

Und er erzählte mir Alles, was ich noch zu erfahren hatte: auf welche Weiſe und an welchem Tage mein Bobby von dieſer ſchönen, grauſamen Welt geſchieden. Sein Wunſch war, wie ich ſchon wußte, erfüllt worden. Heiter und wohlgemuth war er mit der letzten Priſe, die man gemacht, abgegangen. Papa hatte die Vorſichtsmaßregel getroffen, eine größere Menge Franzoſen, als ſonſt, in Eiſen legen zu laſſen und ihm eine größere Anzahl Engländer mitzugeben. Aber was hatte es genützt? Der Hafen war faſt erreicht — ſie ſegelten mit günſtigem Winde auf glatter, blauer See und dachten an nichts Böſes, als das Unglück über ſie hereinbrach. Einige der Franzoſen, die nicht gefeſſelt waren, lockten die engliſchen Matroſen hinunter, vermiſchten ihren Grog mit berauſchenden

Stoffen, banden ſie dann und befreiten ihre Landsleute. Einer der Offiziere ſtürzte auf das Verdeck, hielt Bobby die Mündung einer Piſtole vor den Kopf und forderte ihn auf, zwiſchen der Uebergabe des Schiffes und dem Tode zu wählen.

Brauche ich zu ſagen, was er wählte? Ich glaube nicht. — Und ſo erſchoſſen ſie meinen Schatz — wie lange Jahre ſind ſeitdem vergangen! — und warfen ihn über Bord. Ja, noch heute vermag ich es nicht zu überwinden — ſie warfen ihn über Bord in die große, gefräßige See! — das Schiff entkam nach Frankreich.

Hier machte die Erzählerin eine Pauſe. Ich geſtehe, daß mir die Augen feucht geworden waren — die der alten Frau blieben trocken.

Aber nun, fuhr ſie mit einer Art von Triumph im Tone fort, nun konnten ſie doch nicht mehr ſagen, daß ſich Bobby gefürchtet hätte! Meinem Vater rannen die Thränen über die Wangen, als er mir das Alles erzählte — aber als er zu Ende war, trocknete er ſich die Augen und ſagte: Es iſt Alles gut, wie es iſt. Gott hatte ebenſo viel Wohlgefallen an ihm, wie wir, und da hat er ihn in ſeinen Himmel genommen.

Und für ihn war ich dann auch froh. — Keine hätte es mehr ſein können — aber du wirſt dich nicht wundern, daß ich für mich ſelbſt unausſprechlich traurig war. Und ſo vergingen die Jahre. Wie du weißt, heirathete ich ſpäter Mr. Wenthworth und lebte vierzig Jahre mit ihm, und war glücklich mit ihm, ſo lange das Glück eben währte. Als er ſtarb, beweinte ich ihn herzlich und lange, und ebenſo weinte ich um meine Söhne, als ſie, Einer nach dem Andern, dahingingen. Wenn ich aber mein ganzes, langes Leben überſchaue, ſo ſteht kein anderes Ereigniß ſo klar vor mir, wie mein Traum und meines geliebten Bobby Todestag. — Es war ein ſeltſamer Traum, nicht wahr?

# Vanina Vanini.

Von

**Stendhal** (Henri Beyle)
(geb. 1783, geſt. 1842).

Aus dem Franzöſiſchen
von
**Iſolde Kurz.**

Im Frühjahr 182* herrſchte eines Abends große Aufregung in Rom. Der Herzog von B., jener berühmte Banquier, gab nämlich in ſeinem neuen Palaſt auf der Piazza di Venezia einen Ball. Was nur die Kunſt Italiens und der Luxus von Paris und London hervorbringen konnten, das hatte man zur Ausſchmückung dieſes Palaſtes herbeigeſchafft. Die blonden vornehmen Schönheiten des ariſtokratiſchen Englands ſtrebten eifrig nach der Ehre, an dem Balle Theil zu nehmen, und ſtrömten ſchaarenweiſe herzu. Die ſchönſten Römerinnen machten ihnen den Preis der Schönheit ſtreitig.

Ein junges Mädchen, das man an den ſchwarzen Haaren und den glänzenden Augen ſogleich als Römerin erkannte, trat am Arme ihres Vaters herein und zog ſofort alle Blicke auf ſich. Ein auffallender Stolz lag in jeder ihrer Bewegungen.

Die Fremden waren von dem Glanz dieſes Balles ganz überraſcht. Kein Feſt der europäiſchen Könige ſagten ſie, darf ſich mit dieſem meſſen.

um der Ehre ſeiner Familie willen für einige Zeit beruhen laſſen könnte?

„Nein, bei Gott!“ rief er, „das würd' ich gewiß nicht thun. Was? mein Recht auch nur für einen Tag aufgeben, meinen wahren Rang aus Gefälligkeit gegen Verwandte verheimlichen? Niemals! ich weiß gar nichts, was mich dazu bewegen könnte.“

Ich war nun belehrt, und fragte ihn, ob er dem Lord ſchon ſeine Ankunft gemeldet habe.“

„Nein,“ verſetzte er, „ich will ihm morgen ſchreiben.“

Bald darauf ging er zu Bette, und ich ſchellte meinem Timothy.

„Du lieber Himmel!“ rief dieſer, „was iſt das für ein Leben, und was haſt Du vor? Ich bin ganz von Sinnen vor Angſt. Bedenke doch, unſer Geld wird keine zwei Monate reichen.“

„Ich hoffe auch nicht länger, Timothy, aber ich kann nicht helfen. In die Geſellſchaft muß ich nun einmal eingeführt ſeyn, und wenn ich das will, ſo muß ich's auch bezahlen.“

„Aber der Ausgaben jetzt nicht zu gedenken, was müſſen wir denn wegen dieſes Mr. Eſtcourt anfangen? Es wird ja Alles herauskommen.“

„Das iſt auch meine Abſicht, Timothy, daß es herauskommen ſoll, nur jetzt noch nicht. Er wird morgen ſeinem Oheim ſchreiben; dieſen Brief mußt Du zu bekommen ſuchen, denn er darf nicht abgehen. Ich muß erſt Zeit haben, mich feſtzuſetzen, und dann mag Lord Windermear ſeinen Irrthum entdecken, ſo bald er will.“

„Auf meine Ehre, Japhet, Du ſcheinſt vor gar nichts zu erſchrecken.“

„Vor nichts, Timothy, wenn ich den Gegenſtand meiner Wünſche verfolge. Ich dulde kein Hinderniß in meinem Wege, das mich abhalten will, meinen Vater zu ſuchen.“

„Wahrhaftig, in dieſem Punkte ſcheinſt Du ganz toll zu ſeyn, Japhet.“

Die Könige haben freilich keinen Palaſt von römiſcher Architektur und müſſen überdies alle Damen ihres Hofes laden, während der Herzog von B. nur auf Schönheit ſieht. An jenem Abend nun hatte er bei ſeinen Einladungen noch ganz beſonders Glück gehabt; die Männer waren wie geblendet. Unter ſo viel hervorragenden Schönheiten handelte es ſich bald darum, die ſchönſte feſtzuſtellen; eine Zeitlang ſchwankte die Wahl, aber endlich wurde die Prinzeſſin Vanina Vanini, jenes junge Mädchen mit den ſchwarzen Haaren und den Feueraugen, zur Ballkönigin erklärt. Alsbald verließen die Fremden ſowohl als die jungen Römer alle übrigen Salons, um ſich in ihre Nähe zu drängen.

Ihr Vater, Don Asdrubale Vanini, wollte, daß ſie zuerſt mit zwei oder drei deutſchen Souveränen tanzen ſollte, dann nahm ſie die Aufforderung einiger ſehr ſchöner und vornehmer Engländer an, deren ſteifes Weſen ſie jedoch ſehr langweilte. Mehr Vergnügen gewährte es ihr, den jungen Livio Savelli, welcher in ſie verliebt ſchien, zu quälen. Dies war der glänzendſte junge Mann in ganz Rom und noch mehr, er war ebenfalls Fürſt; hätte man ihm aber einen Roman zu leſen gegeben, ſo würde er ſchon nach den erſten zwölf Seiten das Buch in eine Ecke geworfen haben mit der Erklärung, das mache ihm Kopfweh. Dieſer Umſtand ſprach in Vanina's Augen ſehr zu ſeinem Nachtheil.

Gegen Mitternacht verbreitete ſich unter den Gäſten eine Nachricht, die großes Aufſehen erregte. Ein junger

Carbonaro, welcher in der Feſtung Sant' Angelo gefangen ſaß, war an demſelben Abend verkleidet entſprungen und hatte im Uebermaß romantiſcher Kühnheit beim letzten Wachtpoſten des Gefängniſſes die Soldaten mit einem Dolche angegriffen, allein er war ſelber verwundet worden, die Sbirren verfolgten ihn nach ſeinen Blutſpuren auf den Straßen und man hoffte, ihn wieder einzufangen.

Als dieſe Geſchichte den Weg durch die Geſellſchaft machte, führte eben Don Livio Savelli, geblendet von ihren Reizen und ihrem Erfolg, Vanina vom Tanze an ihren Platz zurück und ſagte ganz berauſcht von Liebe:

Aber wer, beim Himmel, könnte Ihnen denn gefallen?

Jener junge Carbonaro, der heute Abend entſprungen iſt, antwortete ihm Vanina; er hat doch wenigſtens etwas mehr gethan, als ſich nur die Mühe gegeben, auf die Welt zu kommen.

Der Fürſt Don Asdrubale trat wieder zu ſeiner Tochter. Er war ein reicher Mann, der ſeit zwanzig Jahren nicht mehr mit ſeinem Verwalter gerechnet hatte, von welchem er ſich ſeine eigenen Einkünfte zu hohen Zinſen leihen ließ. Wer ihm auf der Straße begegnete, müßte ihn für einen alten Komödianten halten, denn er würde nicht bemerken, daß der Fürſt vier oder fünf ungeheure, mit großen Diamanten beſetzte Ringe an den Fingern trägt. Seine beiden

Söhne ſind unter die Jeſuiten gegangen und endlich im Irrenhauſe geſtorben. Er hat ſie ganz vergeſſen, aber es verdrießt ihn ſehr, daß ſeine einzige Tochter Vanina ſich nicht verheirathen will. Sie iſt ſchon neunzehn Jahre alt und hat die glänzendſten Partieen ausgeſchlagen. Und warum? Aus demſelben Grund, weßhalb Sulla die Dictatur niederlegte, „aus Verachtung gegen die Römer".

Am Tage nach dem Ball bemerkte Vanina, daß ihr Vater, ſonſt der nachläſſigſte Menſch von der Welt, der ſich ſein Leben lang nicht die Mühe gegeben hatte, einen Schlüſſel anzurühren, mit großer Sorgfalt die Thüre einer kleinen Treppe, die zu einem Gemach im dritten Stockwerk des Palaſtes führte, verſchloß. Die Fenſter dieſes Gemaches gingen auf eine mit Orangenbäumen beſetzte Teraſſe. Vanina machte eben einige Beſuche in der Stadt, auf dem Heimwege mußte der Wagen durch den Hinterhof einfahren, da das Hauptthor durch die Vorbereitungen zu einer Illumination verſtellt war. Vanina blickte in die Höhe und ſah mit Erſtaunen, daß in dem Gemach, welches ihr Vater ſo ſorgfältig verſchloſſen hatte, ein Fenſter geöffnet war. Sie machte ſich von ihrer Geſellſchaftsdame los, ſtieg in die Dachräume des Palaſtes empor und fand nach langem Suchen ein kleines vergittertes Fenſter, das auf die Terraſſe mit den Orangenbäumen ging. Hier war ſie nur zwei Schritte von dem offenen Fenſter, das ſie vorhin bemerkt hatte, entfernt. Dieſes Zimmer mußte bewohnt ſein, aber von wem? Den andern Tag gelang es Vanina, ſich den Schlüſſel zu einem kleinen Thürchen, das auf die Terraſſe führte, zu verſchaffen.

Sie ſchlich leiſe an das noch immer geöffnete Fenſter und verſteckte ſich hinter einem Laden. In dem Zimmer ſtand ein Bett und darin lag Jemand. Im erſten Augenblick wollte ſie ſich zurückziehen, da erblickte ſie aber ein Frauenkleid, das über einem Stuhle hing. Als ſie die Geſtalt im Bette genauer betrachtete, ſah ſie, daß dieſelbe blond und offenbar noch ſehr jung war. Jetzt zweifelte ſie nicht länger, daß ſie eine Frau vor ſich hatte. Das Kleid auf dem Stuhle war mit Blut beſpritzt, auch an den Frauenſchuhen, die auf dem Tiſche ſtanden, klebte Blut. Bei einer Bewegung der Unbekannten bemerkte Vanina, daß ſie verwundet war. Ein großes, blutbeflecktes Stück Leinwand bedeckte ihre Bruſt, war aber nur mit Bändern befeſtigt, es konnte alſo kein Chirurg geweſen ſein, der den Verband angelegt hatte.

Vanina bemerkte, daß ihr Vater ſich täglich gegen vier Uhr in ſeinem Zimmer einſchloß und alsdann die Unbekannte beſuchte; er kam immer ſehr bald wieder zurück und fuhr darauf zu der Gräfin Vitteleschi.

Sowie er fort war, ſtieg Vanina auf die kleine Terraſſe, von wo ſie die Unbekannte beobachten konnte. Ihr Gefühl war lebhaft zu Gunſten dieſer unglücklichen jungen Frau erregt, ſie ſuchte um jeden Preis ihr Abenteuer zu erfahren. Das blutige Kleid auf dem

Stuhle ſchien von Dolchſtichen durchbohrt, Vanina konnte die Riſſe zählen. Einmal ſah ſie die Unbekannte genauer als ſonſt; ſie hatte die blauen Augen gen Himmel gerichtet und ſchien zu beten. Bald füllten ſich dieſe ſchönen Augen mit Thränen, und die junge Prinzeſſin konnte ihr Mitleid kaum bemeiſtern. Des andern Tags wagte Vanina, ſich vor der Ankunft ihres Vaters auf der Terraſſe zu verſtecken. Sie ſah Don Asdrubale, ein Körbchen mit Lebensmitteln in der Hand, bei der Unbekannten eintreten. Der Fürſt ſah ſehr ängſtlich aus und ſagte nicht viel. Er ſprach ſo leiſe, daß ihn Vanina gar nicht verſtehen konnte, obwohl das Fenſter geöffnet war, auch ging er ſehr ſchnell wieder fort.

Dieſe arme Frau muß doch entſetzliche Feinde haben, ſagte ſich Vanina, daß mein Vater, der von Natur ſo ſorglos iſt, ſich Niemand anzuvertrauen wagt und ſich täglich die Mühe nimmt, hundert und zwanzig Stufen hinaufzuſteigen.

Eines Abends, als Vanina leiſe den Kopf nach dem Fenſter der Unbekannten wandte, begegneten ſich ihre Augen, und Alles war entdeckt. Vanina warf ſich auf die Kniee und rief:

Ich liebe Sie, ich bin Ihnen ganz ergeben.

Die Unbekannte gab ihr ein Zeichen einzutreten.

Verzeihen Sie mir, rief Vanina, meine dumme Neugier muß Ihnen ſehr beleidigend erſcheinen. Ich ſchwöre Ihnen die tiefſte Verſchwiegenheit, und wenn Sie es verlangen, ſo werde ich nie mehr hieher kommen.

Wer wäre nicht glücklich, Sie zu ſehen? ſagte die Unbekannte. Wohnen Sie in dieſem Palaſt?

Gewiß, antwortete Vanina. Aber ich ſehe, daß Sie mich nicht kennen: ich bin Vanina, die Tochter des Don Asdrubale.

Die Unbekannte blickte ſie verwundert an, erröthete tief und ſagte:

Laſſen Sie mich hoffen, daß Sie mich täglich beſuchen werden. Aber ich wünſchte, daß der Fürſt nichts davon erfahre.

Vanina klopfte das Herz ſo gewaltig, das ganze Weſen der Unbekannten ſchien ihr ſo vornehm. Dieſe arme junge Frau hatte gewiß irgend einen Mächtigen beleidigt, vielleicht in einer Aufwallung von Eiferſucht ihren Geliebten getödtet. Vanina konnte keine gewöhnliche Urſache ihres Unglücks annehmen. Die Unbekannte ſagte ihr, ſie habe eine Wunde in die Schulter bekommen, welche bis in die Bruſt gedrungen ſei und von der ſie viel zu leiden habe; oft ſei ihr ganzer Mund voll Blut.

Und Sie haben keinen Wundarzt? rief Vanina.

Sie wiſſen, ſagte die Unbekannte, daß hier in Rom die Wundärzte der Polizei genaue Rechenſchaft über alle Verwundeten, die ſie pflegen, ablegen müſſen. Der Fürſt läßt ſich ſelbſt herab, mir dieſen Verband anzulegen.

Die Unbekannte vermied es mit einer reizenden Anmuth, über ihren Unfall zu klagen; Vanina war ganz bezaubert von ihr. Nur eins ſetzte ſie in großes Erſtaunen, daß nämlich die Unbekannte mitten in einer äußerſt ernſthaften Unterredung große Mühe hatte, eine plötzliche Lachluſt zu unterdrücken.

Ich wäre glücklich, ſagte Vanina, Ihren Namen zu erfahren.

Ich heiße Clementine.

Nun wohl, liebe Clementine, morgen um fünf Uhr ſehe ich wieder nach Ihnen.

Den andern Tag fand Vanina ihre neue Freundin in ſehr üblem Zuſtand.

Ich will Ihnen einen Wundarzt bringen, ſagte Vanina und umarmte ſie.

Lieber wollte ich ſterben, ſagte die Unbekannte. Wie dürfte ich meine Wohlthäter compromittiren?

Der Wundarzt des Monſignor Savelli-Catanzaras, des Gouverneurs von Rom, iſt der Sohn eines unſrer Bedienten, antwortete Vanina lebhaft. Er iſt uns gänzlich ergeben und hat in ſeiner Stellung Niemand zu fürchten. Mein Vater läßt ſeiner Treue keine Gerechtigkeit widerfahren; ich will ihn rufen laſſen.

Ich will keinen Wundarzt, rief die Unbekannte mit einer Lebhaftigkeit, die Vanina in Erſtaunen ſetzte. Kommen Sie zu mir, und wenn Gott mich abruft, ſo ſterbe ich glücklich in Ihren Armen.

Wenn ich Ihnen theuer bin, ſagte Vanina und trat von ihr weg, ſo nehmen Sie einen Wundarzt an.

Wenn er kommt, ſo iſt es aus mit meinem Glück.

Ich will nach ihm ſchicken, antwortete Vanina.

Ohne ein Wort zu erwidern hielt ſie die Unbekannte zurück, ergriff ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. Ein langes Schweigen trat ein, der Unbekannten ſtanden Thränen in den Augen. Endlich ließ ſie Vanina's Hand fahren und ſagte mit einer Miene, als ob es zum Tode ginge:

Ich habe Ihnen ein Geſtändniß abzulegen. Ich habe Sie vorgeſtern belogen, als ich Ihnen ſagte, ich hieße Clementine; ich bin ein unglücklicher Carbonaro. —

Vanina ſtieß erſtaunt ihren Stuhl zurück und erhob ſich.

Ich fühlte, fuhr der Carbonaro fort, daß dieſes Bekenntniß mich um das einzige Gut, das mich ans Leben knüpft, bringen wird, aber es iſt meiner unwürdig, Sie zu täuſchen. Ich heiße Pietro Miſſirilli und bin neunzehn Jahre alt. Mein Vater iſt ein armer Wundarzt von Sant' Angelo in Vado, ich ſelbſt bin Carbonaro. Man hat unſere Verſchwörung entdeckt, ich wurde in Ketten aus der Romagna nach Rom geſchleppt. In einem Kerker, in welchem Tag und Nacht eine Lampe brannte, habe ich dreizehn Monate zugebracht. Da kam eine mitleidige Seele auf den Gedanken, mich retten zu laſſen. Ich wurde in Weiberkleider geſteckt; als ich aber das Gefängniß verließ und an den Wachtpoſten bei der letzten Thüre vorüberſchritt, ſchimpfte einer von ihnen gerade auf die Carbonari, da gab ich ihm eine Ohrfeige. Ich verſichere Sie, es geſchah nicht aus eitler Prahlerei, ſondern ganz einfach aus Zerſtreutheit. Nach dieſer Unvorſichtigkeit ward ich des Nachts in den Straßen von Rom verfolgt; von Bajonettſtichen verwundet, und ſchon ganz von Kräften ſtürze ich durch eine offene Thüre in das nächſte beſte Haus. Ich höre die Soldaten hinter mir drein, ſpringe in einen Garten und falle zu den Füßen einer Frau nieder, die eben hier ſpazieren geht.

Die Gräfin Vitteleschi, die Freundin meines Vaters! ſagte Vanina.

Wie? Hat ſie es Ihnen erzählt? rief Miſſirilli. Wie dem auch ſei, jene Dame, deren Name nie genannt werden darf, rettete mir das Leben. Als die Soldaten bei ihr eindrangen, um mich zu ergreifen, führte mich Ihr Vater in ſeinem Wagen hinaus. Ich fühle mich ſehr übel, ſeit ein paar Tagen nimmt mir dieſer Bajonettſtich in der Schulter den Athem. Ich werde ſterben und in Verzweiflung ſterben, da ich Sie nicht wiederſehen werde.

Vanina hatte ihm ungeduldig zugehört, jetzt verließ ſie raſch das Zimmer. Miſſirilli las in ihren ſchönen Augen keinerlei Mitgefühl, ſondern nur den Ausdruck verletzten Stolzes.

In der Nacht erſchien ein Wundarzt, aber er kam allein. Miſſirilli war in Verzweiflung, er glaubte, Vanina nie wieder zu ſehen, und überhäufte den Wundarzt mit Fragen, der ihm ſchweigend zur Ader ließ und keine Antwort gab. Dasſelbe Schweigen bewahrte er auch die folgenden Tage. Pietro wandte die Augen nicht mehr von dem Terraſſenfenſter ab, durch welches Vanina einzutreten pflegte, er war ſehr unglücklich. Einmal glaubte er gegen Mitternacht einen Schatten auf der Terraſſe zu bemerken. War es Vanina?

Vanina ſtieg jede Nacht herauf, um ihre Wangen an die Fenſterſcheiben des jungen Carbonaro zu drücken.

Wenn ich mit ihm ſpreche, ſagte ſie ſich, ſo bin ich verloren. Ich darf ihn nie wiederſehen!

Als dieſer Beſchluß gefaßt war, mußte ſie unwillkürlich an die Freundſchaft denken, die ſie für den jungen Mann gefaßt hatte, als ſie ihn ſo thöricht für eine Frau hielt. Nach einer ſo ſüßen Vertraulichkeit ſollte ſie ihn alſo ganz vergeſſen. In ihren vernünftigeren Augenblicken erſchrak Vanina über die Veränderung, die in ihren Gedanken vorgegangen war. Seit Miſſirilli's Geſtändniß hatten ſich ihr alle Dinge, an die ſie ſonſt zu denken pflegte, gleichſam mit einem Schleier bedeckt und tauchten nur noch aus der Ferne auf.

Noch war keine Woche vergangen, als Vanina blaß und zitternd mit dem Wundarzt in das Zimmer des jungen Carbonaro trat. Sie kam, um ihm anzukündigen, man müſſe den Fürſten dazu bewegen, ſich ſeine Stelle durch einen Bedienten erſetzen zu laſſen. Sie blieb keine zehn Secunden, aber ein paar Tage ſpäter kam ſie wiederum mit dem Wundarzt aus Menſchenfreundlichkeit. Eines Abends, als Miſſirilli ſchon viel beſſer war

„Vielleicht bin ich's auch, Timothy," erwiederte ich nachdenklich. „Jedenfalls wollen wir nun zu Bette gehen; morgen früh ſollſt Du alle Ereigniſſe dieſes Tages von mir erfahren."

Mr. Eſtcourt ſchrieb ſeinen Brief, welchen Timothy mit der größten Dienſtfertigkeit auf die Poſt zu tragen ſich erbot; ſtatt deſſen aber ſteckten wir ihn zwiſchen den Ofenroſt.

Ich übergehe jetzt etwa drei Wochen, während welcher Zeit ich mit dem Major und Harcourt die vertrauteſte Freundſchaft ſchloß, und in ihren Klubbs, ſo wie bei allen faſhionabeln Leuten von ihnen eingeführt wurde. Der Glaube an meinen Reichthum und meine hübſche Geſtalt verſicherten mir die freundlichſte Aufnahme, und bald war ich einer der erſten Sterne des Tages. Inzwiſchen gewann ich auch Mr. Eſtcourt's ganzes Vertrauen; ein Brief um den andern fiel in Timothy's Hände, der natürlich alle an den gewohnten Ort ſteckte. Ich tröſtete den Armen, ſo lang ich konnte, mit Vermuthungen, daß Seine Herrlichkeit bei dieſem oder jenem Freunde in der Nachbarſchaft ihres Landſitzes zu Beſuche ſeyn werden; aber zuletzt war er nicht länger in der Stadt zurückzuhalten. Geh' hin, dachte ich, jetzt bin ich ganz ſicher.

Etwa fünf Tage nach ſeiner Abreiſe ſchlenderte ich Arm in Arm mit dem Major, welcher gewöhnlich fünf Mal in der Woche bei mir ſpeiste, umher, da erblickte ich Lord Windermear's Karoſſe, und Seine Herrlichkeit darin. Auch er ward unſerer anſichtig, zog die Schnur, ſtieg aus, kam auf uns zu, und erröthete vor Aerger bis in die Stirne, während er unſere Grüße erwiederte. „Major," ſagte er, „entſchuldigen Sie mich, ich habe angelegentlich mit Mr. Newland zu reden. Vielleicht," wandte er ſich zu mir, „werden Sie ſo gütig ſeyn, in meinem Wagen Platz zu nehmen."

Da ich ſchon längſt auf dieſe Kataſtrophe vorbereitet war, ſo verlor ich meine Geiſtesgegenwart nicht im mindeſten, ich verbeugte mich gegen Seine Herrlichkeit und ſtieg ein. Der Lord folgte mir: „Nach Hauſe, ſchnell! rief er dem Bedienten zu und legte ſich dann und Vanina alſo nicht mehr den Vorwand haben konnte, ſie fürchte für ſein Leben, wagte ſie es dennoch, allein zu kommen.

Bei ihrem Anblick fühlte ſich Miſſirilli auf dem Gipfel des Glücks, allein er war wohl bedacht, ſeine Liebe zu verbergen, und wollte vor Allem der einem Mann zukommenden Würde nichts vergeben. Vanina, die mit erröthenden Wangen und in Furcht vor einer Liebeserklärung bei ihm eintrat, ward durch die edle und hingebende, aber keineswegs zärtliche Freundſchaft, mit der er ſie empfing, ganz beſtürzt. Beim Abſchied machte er keinen Verſuch, ſie zurückzuhalten.

Als ſie ein paar Tage ſpäter wiederkam, dasſelbe Betragen, dieſelben Verſicherungen ehrerbietiger Ergebenheit und ewiger Dankbarkeit. Weit entfernt, die Ergüſſe des jungen Carbonaro zügeln zu müſſen, fragte ſich Vanina vielmehr, ob ſie denn allein liebe. Das junge Mädchen, das bis dahin ſo ſtolz geweſen war, empfand aufs Bitterſte die ganze Größe ihres Wahnſinns. Sie heuchelte Heiterkeit, ja ſogar Kälte, und kam ſeltener zu ihm, konnte ſich's aber doch nicht ganz verſagen, den jungen Kranken zu ſehen.

Miſſirilli glühte vor Liebe, er dachte aber an ſeine dunkle Herkunft, an ſeine Pflichten gegen ſich ſelbſt und nahm ſich vor, ſich erſt dann zu einem Geſtändniß herzugeben, wenn Vanina acht Tage ausbliebe. Der Stolz der jungen Fürſtin kämpfte um jeden Fußbreit.

Ei nun, ſagte ſie ſich endlich, wenn ich zu ihm gehe, ſo geſchieht es um meinetwillen, zu meinem eigenen Vergnügen, und niemals ſoll er erfahren, was er mir für ein Intereſſe eingeflößt.

Sie ſtattete Miſſirilli alſo lange Beſuche ab, wobei ſich derſelbe mit ihr unterhielt, als ob zwanzig Perſonen zugegen wären. Eines Abends, nachdem ſie ſich den ganzen Tag über vorgenommen hatte, ihn zu verabſcheuen und ihn noch härter und ſtrenger als ſonſt zu behandeln, geſtand ſie ihm ihre Liebe. Bald hatte ſie ihm nichts mehr zu verſagen.

Wenn auch ihr Wahnſinn alles Maß überſtieg, ſo muß man doch zugeſtehen, daß Vanina vollkommen glücklich war. Miſſirilli dachte nicht mehr an das, was er ſeiner Manneswürde ſchuldig zu ſein glaubte, er liebte, wie man zum erſten Mal mit neunzehn Jahren unter dem italieniſchen Himmel liebt. Er hatte mit allen Scrupeln der Leidenſchaft zu kämpfen, ja er ging ſogar ſo weit, dieſer ſtolzen jungen Fürſtin die Kriegsliſt zu bekennen, deren er ſich bedient hatte, um ihre Liebe zu erwerben. Er ſtaunte ſelbſt über das Uebermaß ſeines Glücks.

So waren vier Monate im Flug vergangen, als der Chirurg eines Tages dem Kranken die Freiheit gab. Was ſoll ich nun anfangen, dachte Miſſirilli, ſoll ich noch länger bei einer der ſchönſten Römerinnen verſteckt bleiben? Dann werden die feigen Tyrannen, die mich dreizehn Monate fern vom Tageslicht im Gefängniß hielten, glauben, ſie hätten mich wirkſam abgeſchreckt.

O Italien, du biſt wahrhaftig unglücklich, wenn deine Kinder dich um ſo Geringes verlaſſen können!

Vanina zweifelte nicht, daß Pietro ſein größtes Glück darin finden werde, ihr auf ewig anzugehören, er ſchien ja ſo glückſelig. Aber ein Wort des Generals Bonaparte wiederhallte mit bitterem Nachklang in dem Herzen des jungen Mannes und beinflußte ſeine ganze Handlungsweiſe in Betreff der Frauen. Im Jahre 1796 nämlich, als General Bonaparte Brescia verließ, ſagten ihm die Municipalen, die ihn an das Stadtthor begleiteten, die Brescianer liebten die Freiheit in höherem Grade als alle andern Italiener. Ja, antwortete er, ſie ſprechen gern mit ihren Damen darüber.

Miſſirilli ſagte in gezwungenem Tone zu Vanina: Sowie die Nacht kommt, muß ich fort.

So komm nur vor Tagesanbruch wieder in den Palaſt, ich warte auf dich.

Bei Tagesanbruch bin ich viele Meilen von Rom.

Schön, ſagte Vanina kalt; und wohin wollen Sie?

In die Romagna, um mich zu rächen.

Da ich reich bin, entgegnete Vanina gelaſſen, ſo hoffe ich, Sie werden Waffen und Geld von mir annehmen.

Miſſirilli blickte ſie eine Zeitlang unverwandt an, dann warf er ſich in ihre Arme und rief:

O mein Leben, um dich vergeſſe ich Alles, ſelbſt meine Pflicht. Aber je edler dein Herz iſt, deſto mehr mußt du mich begreifen.

Vanina weinte viel, und es wurde beſchloſſen, daß er Rom erſt den übernächſten Tag verlaſſen ſollte.

Pietro, begann ſie den folgenden Tag zu ihm, Sie ſagten mir oft, ein hervorragender Mann, ein römiſcher Fürſt zum Beiſpiel, der über große Geldmittel zu verfügen hätte, könne der Sache der Freiheit die größten Dienſte leiſten, wenn einmal Oeſterreich in einen großen auswärtigen Krieg verwickelt würde.

Gewiß, ſagte Pietro erſtaunt.

Wohlan, Sie haben Muth, es fehlt Ihnen nichts als eine hohe Stellung: ich biete Ihnen meine Hand und zweimalhunderttauſend Livres Renten an. Ich übernehme es, die Einwilligung meines Vaters zu erlangen.

Pietro warf ſich zu ihren Füßen, Vanina ſtrahlte vor Glück.

Ich liebe dich mit aller Leidenſchaft, ſagte er, aber ich bin ein armer Diener des Vaterlandes, und je unglücklicher Italien iſt, deſto mehr muß ich ihm treu bleiben. Um die Einwilligung Don Asdrubale's zu erlangen, müßte ich Jahre lang eine traurige Rolle ſpielen. Vanina, ich ſchlage dich aus.

Er eilte, ſich durch dieſes Wort zu binden, denn er fühlte, daß ſein Muth ihn verließ.

Es iſt mein Unglück, daß ich dich mehr liebe als mein Leben, daß es mich die härteſten Qualen koſtet, Rom zu verlaſſen. Ach, warum iſt Italien nicht von den Barbaren frei! Wie gern würde ich mich dann mit dir nach Amerika einſchiffen.

Vanina ſtand wie verſteinert. Dieſes Ausſchlagen ihrer Hand war für ihren Stolz ein wahrer Donnerſchlag. Aber bald warf ſie ſich in Miſſirilli's Arme.

Noch nie biſt du mir ſo liebenswürdig erſchienen, rief ſie. Ja, mein kleiner Landchirurg, ich bin dein für immer. Du biſt ein großer Mann wie unſere alten Römer.

Alle Zukunftsgedanken, alle traurigen Ahnungen waren verflogen, es war ein Augenblick vollkommenen Entzückens. Als ſie ſich wieder gefaßt hatten, begann Vanina:

Ich werde beinah eben ſo bald wieder in der Romagna ſein. Ich will mir die Bäder von la Poretta verordnen laſſen und in unſerem Schloſſe San Nicolo bei Forli abſteigen.

Dort will ich mein Leben mit dir zubringen, rief Miſſirilli.

Jetzt iſt es meine Beſtimmung Alles zu wagen, antwortete Vanina mit einem Seufzer. Ich werde mich um deinetwillen zu Grunden richten, aber gleichviel — Wirſt du ein entehrtes Mädchen lieben können?

Biſt du nicht mein Weib, ſagte Miſſirilli, und ein ewig angebetetes Weib? Ich werde dich lieben und dich zu ſchützen wiſſen.

Vanina mußte in Geſellſchaft. Kaum hatte ſie Miſſirilli verlaſſen, ſo fand er ſein Betragen barbariſch.

Was iſt das Vaterland? ſagte er ſich. Iſt es denn etwa ein Weſen, dem wir für eine Wohlthat Dank ſchulden, ein Weſen das leidet und uns verfluchen kann, wenn wir es verlaſſen? Vaterland und Freiheit, das ſind Dinge wie mein Mantel, Dinge, die mir nützlich ſind und die ich allerdings kaufen muß, wenn ich ſie nicht von meinem Vater geerbt habe, die ich aber doch ſchließlich nur darum liebe, weil ſie mir nützen. Wenn ich aber nichts mit ihnen anzufangen weiß, wenn ſie mir ſo nützlich ſind, wie ein Mantel im Monat Auguſt, wozu ſoll ich ſie kaufen und zwar um einen ungeheuern Preis? Vanina iſt ſo ſchön, ſie iſt ſo eigenartig, man wird ſich von allen Seiten um ihre Gunſt bewerben und ſie wird mich vergeſſen? Welche Frau hätte je nur einen Geliebten gehabt? Dieſe römiſchen Fürſten, die ich als Bürger verachte, haben doch viel vor mir voraus. Sie müſſen ſehr liebenswürdig ſein! Ach, wenn ich fortgehe, ſo vergißt ſie mich, und ich verliere ſie auf immer.

Mitten in der Nacht kam Vanina zu ihm. Er geſtand ihr ſeine Zweifel und wie er aus Liebe zu ihr über das große Wort „Vaterland“ hin und her räſonirt hatte. Vanina fühlte ſich ſehr glücklich darüber.

Wenn er endgültig zwiſchen mir und dem Vaterland wählen muß, dachte ſie, ſo giebt er mir doch den Vorzug.

Auf der nahen Kirche ſchlug es drei Uhr; der Augenblick des letzten Abſchieds nahte heran, Pietro riß ſich aus den Armen ſeiner Freundin. Er hatte ſchon den Fuß auf die kleine Treppe geſetzt, als Vanina mit unterdrückten Thränen lächelnd zu ihm ſagte:

Wenn dich ein armes Bauernweib verpflegt hätte, thäteſt du ihr nicht aus Dankbarkeit etwas zu lieb? Suchteſt du ſie nicht zu belohnen? Die Zukunft iſt ungewiß, du wirſt unter lauter Feinden reiſen: denke, ich ſei ein armes Weib, und ſchenke mir drei Tage, um mich für meine Pflege zu bezahlen.

Miſſirilli blieb. Endlich aber mußte doch geſchieden ſein, er verließ Rom und erreichte mittelſt eines Paſſes von einer auswärtigen Geſandtſchaft ſeine Familie. Dort wurde er mit großem Jubel empfangen, man hatte ihn ſchon längſt für todt gehalten. Seine Freunde wollten ſeinen Willkomm durch die Ermordung einiger Carabinieri (ſo heißen die Gensdarmen im Kirchenſtaat) feiern.

Wir wollen nicht ohne Noth einen Italiener tödten, der ſich auf die Waffenführung verſteht, ſagte Miſſirilli. Unſer Vaterland iſt keine Inſel, wie das glückliche England, wir brauchen Soldaten, um die Einmiſchung der europäiſchen Könige abzuwehren.

Kurze Zeit darauf erſchoß Miſſirilli, hart gedrängt von den Carabinieri, zwei von ihnen mit den Piſtolen, die ihm Vanina geſchenkt hatte. Nun wurde ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt.

Vanini erſchien nicht in der Romagna, und Miſſirilli glaubte ſich ſchon von ihr vergeſſen. Seine Eitelkeit ward dadurch verletzt, und er ſann häufig über den Standesunterſchied nach, der ihn von ſeiner Geliebten trennte. In einem Augenblick der Rührung und der Erinnerung an das vergangene Glück gerieth er auf den Einfall, nach Rom zurückzukehren, um zu ſehen, was Vanina mache. Dieſer tolle Gedanke wollte ſchon über das, was er für ſeine Pflicht hielt, den Sieg davontragen, als eines Abends in einer Bergkirche das Angelus auf eine ſo eigenthümliche Weiſe geläutet wurde, daß es ſchien, als ob der Glöckner gerade in Zerſtreutheit verſunken ſei. Dies war das Signal zur Zuſammenkunft für die Carbonari-Verſchwörung, an welcher ſich Miſſirilli bei ſeiner Ankunft in der Romagna betheiligt hatte. In derſelben Nacht fanden ſich alle Mitglieder bei einer beſtimmten Einſiedelei im Gehölze ein. Die beiden Eremiten, mit Opium eingeſchläfert, ahnten gar nicht, zu welchem Zweck ihre kleine Hütte diente. Miſſirilli, welcher äußerſt niedergeſchlagen in die Verſammlung trat, erfuhr hier, daß der Anführer verhaftet worden ſei und daß er ſelbſt, der junge, kaum zwanzigjährige Mann zum Oberhaupt einer Verſchwörung gewählt werden ſollte, welche Männer von fünfzig Jahren, die ſchon ſeit der Expedition Murat's von 1815 in alle Verſchwörungen verwickelt waren, zu ihren Mitgliedern zählte. Als Pietro dieſe Ehre widerfuhr, klopfte ihm das Herz. Sobald er allein war, beſchloß er, nun nicht ferner an die junge Römerin zu denken, die ihn vergeſſen hatte, ſondern alle ſeine Gedanken der heiligen Pflicht zu weihen, Italien von den Barbaren frei zu machen.*)

Zwei Tage ſpäter las Miſſirilli in dem Bericht über Ankunft und Abreiſe, den man ihm als Führer der Verſchwörung einreichte, daß die Fürſtin Vanina ſoeben auf ihrem Schloſſe San Nicolo angekommen ſei. Bei Leſung dieſes Namens empfand er mehr Verwirrung als Freude. Vergeblich glaubte er dem Vaterlande ſeine Treue zu bethätigen, indem er es über ſich gewann, nicht noch denſelben Abend nach dem Schloß San Nicolo zu fliegen; der Gedanke an die vernachläſſigte Vanina verhinderte ihn doch, ſeine Pflichten vernünftig zu erfüllen. Er ſah ſie erſt den folgenden Tag, ſie liebte ihn noch ebenſo wie in Rom. Ihr Vater hatte ſie inzwiſchen verheirathen wollen und dadurch ihre Abreiſe verzögert. Sie brachte zweitauſend Zechinen mit, welch unerwarteter Zuſchuß wunderbar dazu beitrug, Miſſirilli in ſeiner neuen Würde Anſehen zu verſchaffen. Man ließ in Corfu Dolche verfertigen und beſtach den vertrauten Secretär des Legaten, der mit der Verfolgung der Carbonari beauftragt war. Auf dieſe Weiſe erhielt man das Verzeichniß der Prieſter, die der Regierung als Spione dienten.

So wurde eine der minder wahnſinnigen Verſchwörungen, welche das unglückliche Italien erlebte, ins Werk geſetzt. Wir wollen uns hier nicht mit überflüſſigen Einzelheiten befaſſen, ſondern nur einfach bemerken, daß, wenn das Unternehmen geglückt wäre, Miſſirilli einen guten Theil des Ruhms hätte für ſich beanſpruchen dürfen. Auf ſeine Veranſtaltung hin würden ſich mehrere tauſend Aufſtändiſche auf ein gegebenes Zeichen erhoben und in Waffen die Ankunft der höheren Führer erwartet haben. Der entſcheidende Augenblick nahte heran, als plötzlich, wie das immer geſchieht, die Verſchwörung durch Verhaftung der Führer lahmgelegt wurde.

---

*) Liberar l' Italia de' barbari, ſagte Petrarca im Jahre 1350, und Julius II., Machiavelli und der Graf Alfieri haben es ſeither wiederholt.

Gleich nach ihrer Ankunft in der Romagna glaubte Vanina zu bemerken, daß die Vaterlandsliebe in ihrem Geliebten jede andere Leidenſchaft unterdrücke. Der Stolz der jungen Römerin empörte ſich, ſie verſuchte umſonſt, ſich Vernunft einzureden, ein finſterer Kummer bemächtigte ſich ihrer, und ſie ertappte ſich darauf, daß ſie die Freiheit verfluchte. Eines Tags, als ſie zu Miſſirilli nach Forli gekommen war, konnte ſie ihren Schmerz, den ihr Stolz bis dahin gezügelt hatte, nicht länger beherrſchen.

Wahrhaftig, ſagte ſie, Sie lieben mich wie ein Ehemann, ſo hatte ich's nicht gemeint.

Sie ließ ihren Thränen freien Lauf, allein ſie weinte aus Beſchämung, daß ſie ſich bis zu Vorwürfen herabgewürdigt hatte. Miſſirilli gab auch auf ihre Thränen nur zerſtreute, einſilbige Antworten, wie Einer, der in Gedanken anderwärts beſchäftigt iſt. Plötzlich in den Wagen zurück, ohne ein Wort zu ſprechen, bis wir uns in ſeinem Speiſezimmer befanden. Hier ging er ein paarmal auf und ab, dann kam er auf mich zu: Mr. Newland oder wie Sie ſonſt heißen mögen," begann er: „ich merke wohl, Sie betrachten den Beſitz eines wichtigen Geheimniſſes als eine Art ſicheres Geleite. Meine Meinung über Ihr Betragen auszuſprechen iſt unnöthig; wer und was Sie ſind, weiß ich nicht; aber" — und jetzt konnte er ſeinen Zorn nicht länger zurückhalten — „in keinem Falle können Sie Anſpruch auf den Namen eines Gentleman's machen."

„Vielleicht," erwiederte ich ruhig, „mag Ihre Herrlichkeit mich belehren, worauf Sie Ihre Folgerung gründen."

„Für's Erſte, haben Sie nicht einen Brief erbrochen, der an jemand Anderes adreſſirt war?"

„Mein Lord, ich habe einen mir überbrachten Brief eröffnet, deſſen Adreſſe die Anfangsbuchſtaben meines Namens enthielt, und während ich ihn öffnete, war ich des feſten Glaubens, daß er an mich gerichtet ſey."

„Wir wollen das zugeben, Sir; nachdem Sie ihn aber geöffnet hatten, mußten Sie einſehen, daß er nicht an Sie gerichtet war."

„Das will ich nicht läugnen, mein Lord."

„Nichts deſto weniger wenden Sie ſich an meinen Sachwalter und ſtellen ſich ihm als eine andere Perſon vor, um verſiegelte Papiere zu erhalten."

„Das that ich, mein Lord, aber erlauben Sie mir zu ſagen, daß ich es niemals gethan hätte, wenn nicht ein Traum es mir eingeflüſtert haben würde."

„Ein Traum!"

„Ja mein Lord. Ich war ſchon entſchloſſen, die Papiere nicht zu holen, als ein Traum es mir befahl."

„Abgeſchmackte Ausrede! Und dann erbrachen Sie fremde Siegel."

„Nein, mein Lord! obſchon ich die Papiere holte, ſo konnte ich ſagte ſich Vanina, ſie müſſe ihn verlaſſen und nach Rom zurückkehren, ja ſie fand eine grauſame Freude daran, ſich ſo für ihre Schwachheit, die ſie bis zu Vorwürfen getrieben, zu beſtrafen. Nach kurzem Nachdenken war ihr Entſchluß gefaßt, ſie würde ſich für ſeiner unwürdig gehalten haben, hätte ſie nicht die Kraft gehabt, ihn zu verlaſſen, und weidete ſich im Voraus an ſeiner ſchmerzlichen Ueberraſchung, wenn er ſie nicht mehr fände. Bald aber ergriff ſie der tiefſte Schmerz, daß ſie die Liebe des Mannes, für den ſie ſo viele Thorheiten begangen, nicht erringen konnte, und ſie brach das Schweigen wieder und that Alles, was in ihrer Macht ſtand, um ihm nur ein Wort der Liebe zu entreißen. Er ſagte ihr mit zerſtreuter Miene die größten Zärtlichkeiten, als aber die Rede auf ſeine politiſche Unternehmung kam, da rief er mit ganz anderem Feuer in ſchmerzlichem Ton:

Wenn dieſer Anſchlag mißlingt, wenn die Regierung ihn wieder entdeckt, ſo gebe ich die Partie auf!

Vanina ſtand unbeweglich. Seit einer Stunde ſagte ſie ſich, ſie werde ihren Geliebten nicht wiederſehen, bei ſeinen letzten Worten aber ging ihr ein verhängnißvolles Licht auf. Sie dachte:

Die Carbonari haben mehrere tauſend Zechinen von mir empfangen, man kann an meinem Eifer für die Verſchwörung nicht zweifeln.

Plötzlich unterbrach ſich Vanina in ihrem Nachdenken und ſagte zu Pietro:

Willſt du vierundzwanzig Stunden mit mir im Schloſſe San Nicolo zubringen? Eure Verſammlung heute Abend bedarf deiner nicht. Morgen früh können wir in San Nicolo ſpazieren gehen, das wird deine Aufregung beſänftigen und dir die zu ſo großen Unternehmungen nöthige Kaltblütigkeit wiedergeben.

Pietro willigte ein.

Vanina verließ ihn, um die nothwendigen Reiſevorbereitungen zu treffen, und ſchloß das kleine Zimmer, in dem ſie ihn verſteckt hielt, wie gewöhnlich ab.

Sie eilte zu einer ihrer Kammerfrauen, welche ihren Dienſt verlaſſen hatte, um ſich zu verheirathen und einen kleinen Handel in Forli anzufangen.

Bei dieſer Frau ſchrieb ſie in Eile auf den Rand eines Rechnungsbuches, das ſie im Zimmer fand, eine genaue Angabe des Ortes, wo die Zuſammenkunft der Verſchworenen in derſelben Nacht ſtattfinden ſollte. Sie ſchloß ihre Anzeige mit den Worten: „Dieſe Verſchwörung beſteht aus neunzehn Mitgliedern, deren Namen und Adreſſen hier folgen.“ Nachdem ſie mit dieſem genauen Verzeichniß, bei dem ſie jedoch Miſſirilli's Namen wegließ, fertig war, ſagte ſie zu der Frau, auf welche ſie ſich verlaſſen konnte:

Trage dieſes Buch zum Cardinal-Legaten, er ſoll ſehen, was ich geſchrieben habe, und dir das Buch zurückgeben. Hier ſind zehn Zechinen; wenn der Legat jemals deinen Namen nennt, ſo iſt dein Tod gewiß, aber du retteſt mir das Leben, wenn du ihm dieſe Zeilen bringſt.

Alles ging vortrefflich. Den Legaten hinderte die Furcht, ſich als Grandſeigneur zu benehmen; er erlaubte der Frau aus dem Volke, die ihn zu ſprechen verlangte, maskirt vor ihm zu erſcheinen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſie mit gebundenen Händen komme. In dieſem Zuſtande wurde die Kaufmannsfrau vor den hohen Herrn geführt, den ſie hinter einem ungeheuren, grünbedeckten Tiſche verſchanzt fand.

Der Legat las den Bericht, wobei er jedoch das Buch aus Furcht vor einem feinen Gift möglichſt weit von ſich weghielt. Dann gab er es der Frau zurück und ließ ſie nicht verfolgen. Eine halbe Stunde, nachdem ſie ihn verlaſſen, trat Vanina, die inzwiſchen ihre alte Kammerfrau hatte zurückkommen ſehen, wieder vor Miſſirilli und glaubte, er gehöre ihr von nun an ganz. Sie theilte ihm mit, man nehme eine außergewöhnliche Bewegung in der Stadt wahr und es zeigten ſich Carabinierpatrouillen in Straßen, wohin ſie ſonſt nie gekommen.

Wenn du mir glauben willſt, fügte ſie bei, ſo fahren wir auf der Stelle nach San Nicolo.

Miſſirilli willigte ein. Sie erreichten zu Fuß den Wagen der jungen Fürſtin, in welchem ſie eine halbe Meile vor der Stadt von der Geſellſchaftsdame, einer verſchwiegenen und gut bezahlten Vertrauten, erwartet wurden.

Im Schloß von San Nicolo überſchüttete Vanina, unruhig über ihren ſonderbaren Schritt, ihren Geliebten mit Zärtlichkeit, aber ſie kam ſich ſelbſt dabei wie eine Heuchlerin vor. Bei ihrem Verrath hatte ſie freilich nicht an die Gewiſſensbiſſe gedacht. Als ſie ihren Geliebten in die Arme drückte, dachte ſie:

Er braucht nur ein einziges Wort zu erfahren, um mich auf ewig zu verabſcheuen.

Mitten in der Nacht trat einer der Bedienten Vanina's raſch ins Zimmer. Dieſer Menſch war Carbonaro, ohne daß ſie eine Ahnung davon hatte. Miſſirilli hatte alſo Geheimniſſe vor ihr, ſelbſt in ſolchen Kleinigkeiten; ſie zitterte. Jener Menſch kam, um Miſſirilli zu benachrichtigen, daß des Nachts in Forli die Häuſer von neunzehn Carbonari umſtellt und ſie ſelbſt im Augenblick, als ſie aus der Verſammlung kamen, verhaftet worden ſeien. Wiewohl unverſehens überfallen, ſeien doch neun von ihnen entkommen, die zehn andern aber von den Carabinieri in das Feſtungsgefängniß abgeführt worden. Dort habe ſich einer gleich bei ſeinem Eintritt in den Brunnen geſtürzt, der bekanntlich ſehr tief iſt, und ſo getödtet.

Carabinieri

Vanina verlor alle Faſſung; zum Glück bemerkte es Pietro nicht, ſonſt hätte er in ihren Augen ihr Verbrechen leſen können.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

In dieſem Augenblick, fuhr der Bediente fort, ſchließt die Garniſon von Forli eine Kette durch alle Straßen. Jeder Soldat ſteht ſo nah bei ſeinem Nebenmann, daß er mit ihm ſprechen kann. Die Einwohner können nur da von einer Straßenecke zur andern, wo ein Offizier aufgeſtellt iſt.

Nachdem der Bediente fort war, verſank Pietro nur eine kleine Weile in Nachdenken.

Für den Augenblick iſt nichts zu machen, ſagte er dann.

Vanina fühlte ſich dem Tode nah, ſie zitterte unter den Blicken ihres Geliebten.

Was iſt dir denn ſo beſonders? fragte er ſie, dachte aber gleich wieder an Anderes und ſah ſie nicht weiter an.

Gegen Mittag wagte ſie zu ihm zu ſagen:

Jetzt iſt wieder ein Anſchlag entdeckt, ich denke du wirſt dich eine Zeitlang ruhig halten.

Sehr ruhig, entgegnete Miſſirilli mit einem Lächeln, vor dem ſie ſchauderte.

Im Lauf des Tages mußte ſie dem Dorfprieſter von San Nicolo, der vielleicht ein Spion der Jeſuiten war, einen nothwendigen Beſuch machen. Als ſie um ſieben Uhr zum Eſſen zurückkam, fand ſie das kleine Zimmer ihres Geliebten leer. Außer ſich durchſuchte ſie das ganze Haus nach ihm, er war verſchwunden. In Verzweiflung kehrte ſie zuletzt in das kleine Zimmer zurück, und jetzt erſt erblickte ſie einen Zettel. Derſelbe lautete:

„Ich will mich dem Legaten als Gefangenen ſtellen, ich verzweifle an unſerer Sache; der Himmel iſt gegen uns. Wer hat uns verrathen? Offenbar jener Schurke, der ſich in den Brunnen geſtürzt hat. Da mein Leben dem armen Italien nichts mehr nützen kann, ſo will ich nicht, daß meine Kameraden, wenn ſie ſehen, daß ich allein nicht verhaftet bin, glauben, ich habe ſie verkauft. Lebe wohl! Wenn du mich liebſt, ſo räche mich. Vernichte den elenden Verräther, und wäre es mein Vater."

Vanina ſank halb ohnmächtig auf einen Seſſel und überließ ſich der grenzenloſeſten Verzweiflung. Sie konnte kein Wort hervorbringen; ihre Augen waren trocken und brannten.

Endlich warf ſie ſich auf die Kniee.

Großer Gott, rief ſie, empfange mein Gelübde! Ja, ich will den elenden Verräther ſtrafen, aber vorher muß ich Pietro in Freiheit ſetzen.

Eine Stunde ſpäter war ſie auf dem Wege nach Rom. Ihr Vater drängte ſie ſchon lange zur Rückkehr; er hatte während ihrer Abweſenheit ihre Heirath mit dem Fürſten Livio Savelli eingeleitet. Kaum war Vanina angekommen, als er zitternd ſein Anliegen vorbrachte. Zu ſeinem großen Erſtaunen willigte ſie gleich beim erſten Worte ein. Noch am ſelben Abend wurde ihr bei der Gräfin Vitteleschi Don Livio von ihrem Vater beinahe officiell vorgeſtellt, ſie unterhielt ſich viel mit ihm. Er war der eleganteſte junge Mann in ganz Rom und beſaß die ſchönſten Pferde, aber wiewohl man ihm viel Geiſt zuerkannte, galt er doch für ſo leichtſinnig, daß er der Regierung in keiner Weiſe verdächtig war. Vanina ſagte ſich, daß er, wenn ſie ihm einmal den Kopf verrückt habe, als bequemes Werkzeug zu brauchen ſei. Da er der Neffe Monſignor Savelli-Catanzaras, des römiſchen Gouverneurs und Polizeiminiſters, war, durfte ſie wohl annehmen, daß ihn kein Spion zu verfolgen wage.

Nachdem ſie den liebenswürdigen Don Livio mehrere Tage lang ſehr gut behandelt hatte, kündigte ſie ihm an, er werde nie ihr Gatte werden; er ſei zu leichtſinnig.

Wenn Sie nicht ein Kind wären, ſagte ſie, ſo hätten die Schreiber Ihres Oheims kein Geheimniß vor Ihnen. Was beſchließt man zum Beiſpiel über die Carbonari, welche kürzlich in Forli aufgehoben wurden?

Zwei Tage ſpäter theilte ihr Don Livio mit, ſämmtliche Carbonari, die man in Forli gefangen, ſeien entflohen. Vanina heftete ihre ſchwarzen Augen mit einem bitteren Lächeln tiefſter Verachtung auf ihn und würdigte ihn den ganzen Abend keines Wortes mehr.

Den übernächſten Tag bekannte ihr Don Livio erröthend, man habe ihn anfangs belogen.

Aber, fuhr er fort, ich habe mir einen Schlüſſel zum Cabinet meines Oheims verſchafft, und aus den Papieren, die ich dort fand, erſah ich, daß ſich eine Commiſſion aus den einflußreichſten Cardinälen und Prälaten verſammeln will, um über die Frage, ob jene

Carbonari in Ravenna oder in Rom zu richten ſeien, zu berathen. Die neun Carbonari, die man in Forli gefangen, und ihr Anführer, ein gewiſſer Miſſirilli, der die Dummheit beging, ſich ſelbſt zu ſtellen, ſitzen derzeit im Schloß von San Leo.*)

Bei dem Worte „Dummheit" kniff Vanina den Fürſten heftig in den Arm.

Ich will ſelbſt die officiellen Papiere ſehen, ſagte ſie, und mit Ihnen in das Cabinet Ihres Oheims gehen; Sie werden falſch geleſen haben.

Bei dieſen Worten ſchauderte Don Livio, denn Vanina verlangte etwas beinahe Unmögliches, aber der wunderliche Sinn des jungen Mädchens entflammte ſeine Leidenſchaft nur noch mehr. Wenige Tage ſpäter konnte Vanina als Mann verkleidet, in einem hübſchen, kleinen Leibrock mit der Livrée des Hauſes Savelli eine halbe Stunde bei den geheimſten Papieren des Polizeiminiſters zubringen. Sie empfand ein wahres Entzücken, als ſie den Tagesbericht über den Angeklagten Pietro Miſſirilli entdeckte. Ihre Hände, mit denen ſie das Papier hielt, zitterten heftig, ſie war einer Ohnmacht nahe. Als ſie den Palaſt des Gouverneurs von Rom verließ, erlaubte Vanina Don Livio, ſie zu umarmen.

---

*) Bei Rimini in der Romagna. In dieſem Schloß ſtarb der berühmte Caglioſtro; derſelbe ſoll, wie man in der Gegend erzählt, dort erſtickt worden ſein.

Sie beſtehen die Proben gut, denen ich Sie unterwerfen will.

Nach einem ſolchen Wort hätte der junge Fürſt den Vatikan angezündet, um Vanina zu gefallen. Am ſelben Abend war Ball bei dem franzöſiſchen Geſandten, ſie tanzte viel und faſt ausſchließlich mit ihm. Don Livio war berauſcht von Glück, man durfte ihn nicht zur Beſinnung kommen laſſen.

Mein Vater iſt hie und da etwas wunderlich, ſagte ihm Vanina eines Tages, er hat heute Morgen zwei ſeiner Leute fortgeſchickt, und dieſe kamen nun zu mir und weinten. Der Eine bat mich, bei Ihrem Oheim, dem Gouverneur von Rom, eine Unterkunft für ihn zu finden, der Andere, der als Artillerieſoldat unter den Franzoſen gedient hat, möchte im Schloß Sant' Angelo angeſtellt werden.

Ich nehme ſie Beide in meinen Dienſt, antwortete der junge Fürſt lebhaft.

Habe ich Sie darum gebeten? entgegnete Vanina ſtolz. Ich wiederhole Ihnen wörtlich die Bitte dieſer armen Leute. Sie ſollen das erhalten, was ſie gewünſcht haben, und nichts Anderes.

Es konnte nichts Schwierigeres geben, als dieſen Auftrag; Monſignor Catanzara war durchaus kein leichtſinniger Mann und nahm nur ganz erprobte Leute in ſein Haus auf. — Inmitten eines glänzenden Lebens, das ſie ſcheinbar mit allen Vergnügungen umgab, ward Vanina von Gewiſſensbiſſen gefoltert und fühlte ſich ſehr unglücklich. Die Langſamkeit der Ereigniſſe rieb ſie beinahe auf. Durch den Geſchäftsführer ihres Vaters hatte ſie ſich Geld verſchafft; ſollte ſie aus dem väterlichen Hauſe entfliehen und in der Romagna einen Fluchtverſuch zu Gunſten ihres Geliebten ins Werk ſetzen? So unvernünftig der Gedanke war, ſtand ſie doch auf dem Punkt, ihn auszuführen, als ſich der Zufall ihrer erbarmte.

Don Livio ſagte zu ihr:

Die zehn Carbonari von der Verſchwörung Miſſirilli ſollen nach Rom gebracht werden, unter dem Vorbehalt, ſie nach ihrer Verurtheilung in der Romagna hinrichten zu laſſen. Dies hat mein Oheim ſoeben vom Papſt erlangt, Sie und ich ſind die Einzigen in Rom, die das Geheimniß kennen. Sind Sie zufrieden?

Sie werden ein Mann, antwortete Vanina; ſchenken Sie mir Ihr Bild.

Am Abend, ehe Miſſirilli in Rom ankommen ſollte, begab ſich Vanina unter einem Vorwand nach Città-Caſtellana. Im Gefängniß dieſer Stadt bringt man gewöhnlich die Carbonari unter, die man aus der Romagna nach Rom befördert. Sie ſah Miſſirilli Morgens als er das Gefängniß verließ, er ſaß gefeſſelt, allein auf einem Karren und ſah ſehr bleich, aber keineswegs entmuthigt aus. Ein altes Weib warf ihm einen Veilchenſtrauß zu, Miſſirilli dankte lächelnd.

Vanina hatte ihren Geliebten wiedergeſehen, alle ihre Kräfte ſchienen ſich neu zu beleben, ein friſcher es, ſelbſt mit dem Glauben an eine übernatürliche Aufforderung, doch nicht über mich gewinnen, die Siegel zu erbrechen. Wenn Ihre Herrlichkeit ſich beſinnen will — Sie waren es, der die Siegel erbrach und darauf beſtand, daß ich die Papiere leſen müſſe.“

„Ja, Sir, aber unter Ihrem falſchen Namen.“

„Es iſt der Name, den ich gegenwärtig führe; ich geſtehe daß er falſch iſt, aber dafür kann ich nichts! ich habe für jetzt keinen andern.“

„So viel, Sir, iſt zwar richtig, daß in allen den angeführten Punkten das Geſetz Ihnen nicht beikommen kann; aber bedenken Sie, dadurch, daß Sie den Namen eines andern angenommen haben —“

„Das hab' ich nie, mein Lord!“ unterbrach ich ihn.

„So will ich ſagen, dadurch, daß Sie mich glauben machten, Sie ſeyen mein Neffe, haben Sie ſich unter einem falſchen Vorwande Geld verſchafft, und der bringt Sie jetzt in meine Gewalt.“

„Mein Lord, ich habe Sie nicht um das Geld gebeten; Sie ſelbſt haben es bei dem Bankier für meinen Kredit und auf meinen Namen eingezahlt. Nun berufe ich mich auf Sie, ob, wenn Sie ſo ſich ſelbſt betrogen, das Geſetz mir auf irgend eine Weiſe beikommen kann?“

„Mr. Newland, ich habe nur das zu ſagen, daß, ſo ſehr ich das Vorgefallene bedaure, ich noch viel mehr bedauern muß, einen ſo einnehmenden, ſcheinbar ſo offenherzigen und ſo jungen Mann als einen ſolchen Meiſter im Betruge kennen zu lernen. In der Meinung, Sie ſeyen mein Neffe, faßte ich eine warme Zuneigung zu Ihnen, und ich muß geſtehen, ſeit ich meinen wirklichen Neffen ſah, fühle ich mich ſehr gedemüthigt.“

„Mein Lord, ich danke Ihnen, aber erlauben Sie mir, zu ſagen, daß ich kein Schwindler bin. Ihre tauſend Pfund werden Sie unberührt in der Bank finden, denn keine Entbehrung würde mich vermocht haben, Gebrauch davon zu machen. Jetzt aber, wo Ihre

Muth beſeelte ſie. Schon vor langer Zeit hatte ſie dem Abbate Cari, Almoſenier des Schloſſes Sant' Angelo, wo ihr Geliebter feſtgeſetzt werden ſollte, einen beſſeren Poſten verſchafft, ſie hatte dieſen guten Prieſter zum Beichtvater genommen. Es iſt in Rom keine Kleinigkeit, der Beichtvater einer Prinzeſſin und Nichte des Gouverneurs zu ſein.

Der Prozeß der Carbonari von Forli war bald entſchieden. Um ſich für ihre Ankunft in Rom, die ſie nicht hatte verhindern können, zu rächen, ließ die Ultra-Partei die richterliche Commiſſion aus den aller-ehrgeizigſten Prälaten zuſammenſetzen. Vorſtand dieſer Commiſſion war der Polizeiminiſter.

Das Geſetz gegen die Carbonari iſt deutlich genug; denen von Forli blieb keine Spur von Hoffnung, aber nichtsdeſtoweniger vertheidigten ſie ihr Leben mit allen nur erdenklichen Ausflüchten. Sie wurden nicht nur von ihren Richtern zum Tode verurtheilt, ſondern einige beſtanden ſogar auf grauſamen Todesarten, Abhackung der Hände u. ſ. w. Der Polizeiminiſter, deſſen Zukunft geſichert war (man verläßt dieſen Poſten nur, um den Cardinalshut aufzuſetzen), bedurfte keiner abgehackten Hände; als er dem Papſte den Richterſpruch überbrachte, ließ er die Strafe aller Verurtheilten in einige Jahre Gefängniß umwandeln. Nur Pietro Miſſirilli blieb ausgenommen. Der Miniſter ſah in dieſem jungen Mann einen gefährlichen Fanatiker, und überdies war er auch, als des Mordes an den beiden oben erwähnten Carabinieri ſchuldig, zum Tode verurtheilt worden. Vanini erfuhr das Urtheil und die Begnadigung kurz nachdem der Miniſter vom Papſt zurückgekommen war.

Den folgenden Tag, als Monſignor Catanzara gegen Mitternacht in ſeinen Palaſt zurückkehrte, fand er den Kammerdiener nicht an ſeinem Poſten. Der Miniſter war ſehr erſtaunt und ſchellte mehrmals, endlich erſchien ein alter, blödſinniger Diener. Der Miniſter wurde ſehr ungeduldig und mußte ſich bequemen, ſich ſelber auszukleiden. Er ſchloß ſeine Thür mit dem Schlüſſel ab; die Hitze war drückend, er nahm ſein Kleid und warf es zuſammengewickelt auf einen Stuhl. Da der Wurf zu ſtark war, flog das Kleid über den Stuhl hinaus und gegen den Mouſſelinvorhang am Fenſter, hinter dem es eine menſchliche Geſtalt abzeichnete. Der Miniſter ſtürzte auf ſein Bett zu und ergriff eine Piſtole. Als er ſich dem Fenſter näherte, trat ein blutjunger Menſch in ſeiner eigenen Livrée mit der Piſtole in der Hand auf ihn zu. Der Miniſter hielt ihm ſeine Piſtole vor das Auge und wollte losdrücken, aber der junge Menſch ſagte lachend: Ei, Monſignore, kennen Sie Vanina Vanini nicht?

Was ſoll dieſer ſchlechte Spaß? entgegnete der Miniſter zornig.

Beſprechen wir uns in Ruhe, ſagte das junge Mädchen. Zuvörderſt, Ihre Piſtole iſt nicht geladen.

Der Miniſter überzeugte ſich zu ſeiner Verwunderung von dieſer Thatſache, dann zog er einen Dolch aus ſeiner Weſtentaſche.

Setzen wir uns, Monſignore, ſagte Vanina mit einer reizend überlegenen Miene und ließ ſich ruhig auf ein Canapé nieder.

Sie ſind doch wenigſtens allein? fragte der Miniſter.

Ganz allein, ich ſchwöre es Ihnen, rief Vanina.

Der Miniſter eilte, ſich dieſes Umſtandes zu verſichern, er ging durch das ganze Zimmer und unterſuchte Alles. Sodann ſetzte er ſich drei Schritte von Vanina auf einen Stuhl.

Was hätte ich denn für ein Intereſſe daran, ſagte Vanina in ſanftem und ruhigem Ton, einem gemäßigten Mann nach dem Leben zu trachten, der vermuthlich durch irgend einen ſchwachen Hitzkopf erſetzt würde, welcher im Stande wäre, ſich und die Andern zu Grunde zu richten?

Was wollen Sie denn alſo, Fräulein? ſagte der Miniſter verdrießlich. Dieſer Auftritt ſchickt ſich nicht für mich und darf nicht länger dauern.

Was ich Ihnen zu ſagen habe, entgegnete Vanina mit überlegener Miene, aus der plötzlich alles Einſchmeichelnde verſchwunden war, betrifft Sie mehr als mich. Man wünſcht, daß der Carbonaro Miſſirilli begnadigt werde; wenn er hingerichtet wird, ſo überleben Sie ihn nicht um eine Woche. Das Alles geht mich gar nichts an, die Tollheit, über die Sie ſich beklagen, beging ich erſtens um mir einen Spaß zu machen und außerdem um einer Freundin gefällig zu ſein. Ich wollte, fuhr Vanina fort, indem ſie wieder den Ton der guten Geſellſchaft anſchlug, ich wollte einem Manne, der bald mein Onkel ſein wird und der allem Anſchein nach das Glück ſeines Hauſes fördern ſoll, einen Dienſt leiſten.

Der Miniſter legte ſeine erzürnte Miene ab; ohne Zweifel trug auch Vanina's Schönheit zu dieſem raſchen Wechſel bei. Ganz Rom kannte die Vorliebe Monſignor Catanzara's für ſchöne Frauen, und in ihrer Verkleidung als Kammerdiener des Hauſes Savelli mit den blauſeidenen Strümpfen, der rothen Weſte, dem himmelblauen, ſilbergalonnirten Hütchen und der Piſtole in der Hand ſah Vanina hinreißend aus.

Meine künftige Nichte, ſagte der Miniſter beinahe lachend, Sie begehen da eine grenzenloſe Tollheit, und es wird nicht die letzte ſein.

Ich hoffe, antwortete Vanina, daß mir ein ſo weiſer Mann Verſchwiegenheit bewahren wird, beſonders gegen Don Livio. Und um Sie zu verpflichten, lieber Onkel — wenn Sie dem Schützling meiner Freundin das Leben retten wollen, ſo gebe ich Ihnen einen Kuß.

In dieſem halb ſcherzhaften Ton, in welchem die Römerinnen die ernſthafteſten Angelegenheiten zu behandeln wiſſen, ſetzte Vanina die Unterhaltung fort, und es gelang ihr, dieſem Zuſammentreffen, das mit der Piſtole in der Hand begonnen hatte, ganz den Anſtrich eines Beſuches der jungen Fürſtin Savelli bei ihrem Oheim, dem Gouverneur von Rom, zu geben.

Bald war Monſignor Catanzara, der den Gedanken, der Furcht zugänglich zu ſein, mit Abſcheu verwarf, in vollem Zug, ſeiner Nichte alle Schwierigkeiten auseinanderzuſetzen, die der Begnadigung Miſſirilli's im Wege ſtünden. Während dieſer Erörterung ging der Miniſter mit Vanina im Zimmer auf und ab; im Geſpräch griff er nach einer Limonadeflaſche, die auf dem Kamin ſtand, und goß ſich ein Kryſtallglas voll. Als er es aber an die Lippen ſetzen wollte, nahm es ihm Vanina weg, hielt es eine Weile in der Hand und ließ es dann wie aus Zerſtreuung in den Garten fallen. Gleich darauf wollte der Miniſter aus einer Bonbonnière ein Chokoladeplätzchen nehmen, Vanina riß es ihm aus der Hand und ſagte lachend:

Nehmen Sie ſich doch in Acht, hier iſt Alles vergiftet, denn man wollte Ihnen ans Leben. Ich ſelbſt habe die Begnadigung meines künftigen Oheims erlangt, um nicht ganz mit leeren Händen in die Familie Savelli zu treten.

Monſignor Catanzara dankte ſeiner Nichte hocherſtaunt und gab große Hoffnungen für das Leben Miſſirilli's.

Unſer Handel iſt im Reinen, rief Vanina, und als Beweis dafür haben Sie die Belohnung, ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihn umarmte.

Der Miniſter nahm die Belohnung in Empfang.

Sie müſſen wiſſen, liebe Vanina, antwortete er, daß ich kein Freund von Blutvergießen bin. Ueberdies bin ich noch jung, wiewohl ich Ihnen vielleicht ſehr alt erſcheine, und ich könnte leicht einen Zeitpunkt erleben, wo heute vergoſſenes Blut als ein Flecken betrachtet wird.

Es ſchlug zwei Uhr, als Monſignor Catanzara Vanina an die kleine Pforte ſeines Gartens begleitete.

Den übernächſten Tag, als der Miniſter in großer Verlegenheit über den Schritt, den er zu machen hatte, vor den Papſt trat, begann Seine Heiligkeit:

Vor Allem habe ich Sie um Eins zu bitten. Einer jener Carbonari von Forli iſt noch immer zum Tode verurtheilt. Dieſer Gedanke bringt mich um den Schlaf, der Menſch muß gerettet werden.

Als der Miniſter den Entſchluß des Papſtes erkannte, machte er viele Einwendungen und ſetzte ſchließlich gegen den Brauch ein Decret oder motu proprio auf, das der Papſt unterzeichnete.

Vanina ſagte ſich, ſie könne vielleicht die Begnadigung ihres Geliebten erlangen, aber man werde ihm dann mit Gift nach dem Leben trachten. Miſſirilli hatte deßhalb ſchon den Abend zuvor durch den Abbate Cari, ſeinen Beichtvater, einige Päckchen Schiffszwieback erhalten mit der Weiſung, die Speiſen, die er vom Staat bekomme, nicht zu berühren. Als Vanina erfuhr, daß die Carbonari von Forli in das Schloß San Leo gebracht werden ſollten, wollte ſie es verſuchen, Miſſirilli auf der Durchfahrt in Città-Caſtellana zu ſehen. Sie kam vierundzwanzig Stunden vor den Gefangenen in der Stadt an und traf dort mit dem Abbate Cari zuſammen, der ihr um einige Tage vorausgeeilt war. Derſelbe hatte von dem Kerkermeiſter die Begünſtigung erlangt, daß Miſſirilli um Mitternacht die Meſſe in der Gefängnißkapelle hören dürfe. Ja, man ging ſogar noch weiter: wenn Miſſirilli einwilligte, ſich an Händen und Füßen mit einer Kette feſſeln zu laſſen, ſo wollte der Gefängnißwärter ſich bis unter die Thüre der Kapelle zurückziehen, ſo daß er den Gefangenen, für welchen er verantwortlich war, immer im Auge behielt, aber ſeine Worte nicht hören konnte.

Endlich erſchien der Tag, der über Vanina's Schickſal entſcheiden ſollte. Schon in der Frühe ſchloß ſie ſich in der Gefängnißkapelle ein. Wer könnte die Gedanken, die ſie den langen Tag über bewegten, alle nennen? Liebte Miſſirilli ſie genug, um ihr zu verzeihen? Sie hatte zwar ſein Complott verrathen, aber ſie hatte ihm dafür auch das Leben gerettet. Wenn die Vernunft in ihrer gefolterten Seele die Oberhand gewann, hoffte Vanina, er werde einwilligen, Italien mit ihr zu verlaſſen; wenn ſie geſündigt hatte, ſo war es ja nur aus übergroßer Liebe geſchehen. Als es vier Uhr ſchlug, hörte ſie von fern den Hufſchlag der Carabinieripferde; jeder Ton wiederhallte in ihrem Herzen. Bald unterſchied ſie das Rollen der Gefangenenkarren. Sie hielten auf dem kleinen Platz vor dem Gefängniß, ſie ſah wie zwei Carabinieri Miſſirilli herunterhoben, der allein auf einem Karren ſaß und dergeſtalt mit Ketten belaſtet war, daß er ſich nicht bewegen konnte. Er lebt doch wenigſtens, ſagte ſie ſich mit Thränen in den Augen, ſie haben ihn doch noch nicht vergiftet! Der Abend war qualvoll für ſie; nur die Altarlampe, die ſehr hoch hing und an der der Kerkermeiſter das Oel ſparen wollte, erhellte die düſtern Räume. Vanina's Augen ſchweiften über die Grabmäler einiger großer Herrn aus dem Mittelalter, die in dem benachbarten Gefängniß geſtorben waren, ihre Bilder blickten finſter und traurig.

Längſt ſchwieg jeder Lärm, Vanina war in ihre düſtern Gedanken verſunken. Endlich kurz nach Mitternacht glaubte ſie ein leiſes Geräuſch wie von den Flügeln einer Fledermaus zu vernehmen. Sie wollte vorwärts und ſank halb ohnmächtig gegen die Schranke des Altars. Im ſelben Augenblick ſtanden zwei Schatten neben ihr, die ſie nicht hatte kommen hören. Es waren der Gefängnißwärter und Miſſirilli, Letzterer ſo mit Ketten beladen, daß er förmlich darin eingewickelt war. Der Gefängnißwärter öffnete eine Laterne und ſtellte ſie auf den Altar neben Vanina, ſo daß er ſeinen Gefangenen gut im Auge behielt, dann zog er ſich in den Hintergrund gegen die Thüre zurück. Kaum hatte ſich der Gefängnißwärter entfernt, ſo ſtürzte Vanina an Miſſirilli's Hals. Aber als ſie ihn in den Armen hielt, fühlte ſie nur die kalten ſpitzigen Ketten. Wem verdankt er dieſe Ketten? dachte ſie, und es gewährte ihr gar keine Freude ihren Geliebten zu umarmen. Zu dieſem Schmerz geſellte ſich ein anderer, noch bittrerer: ſie glaubte einen Augenblick, Miſſirilli kenne ihr Verbrechen, ſo eiſig war ſein Empfang.

Liebe Freundin, ſagte er endlich, ich bedaure die Leidenſchaft, die Sie für mich gefaßt haben, und ſuche vergeblich nach dem Verdienſt, das Ihnen dieſelbe eingeflößt haben kann. Glauben Sie mir, wir müſſen jetzt zu chriſtlicheren Gefühlen zurückkommen und uns der Täuſchungen entſchlagen, die uns einſt verlockten; ich kann Ihnen nicht angehören. Das fortgeſetzte Unglück, das all meine Unternehmungen verfolgte, rührt vielleicht von der Todſünde her, der ich beſtändig verfallen war. Selbſt um nur den Rathſchlägen menſchlicher Vernunft Gehör zu ſchenken — warum bin ich nicht mit meinen Freunden in jener verhängnißvollen Nacht zu Forli verhaftet worden? Warum ſtand ich nicht im Augenblick der Gefahr auf meinem Poſten? Warum mußte meine Abweſenheit zum ſchrecklichſten Verdacht berechtigen? Ich hegte eine andere Leidenſchaft, als die Freiheit Italiens.

Vanina konnte ſich von dem Erſtaunen über Miſſirilli's Veränderung gar nicht erholen. Ohne auffallend abgemagert zu ſein, ſah er doch aus wie dreißigjährig. Vanina ſchrieb dieſe Veränderung der ſchlechten Behandlung zu, die er im Gefängniß erlitten, und ſchwamm in Thränen.

Ach, ſagte ſie, die Gefängnißwärter hatten doch ſo feſt verſprochen, dich gut zu behandeln!

In Wahrheit hatte die Nähe des Todes alle religiöſen Grundſätze, die ſich mit der Leidenſchaft für die Freiheit Italiens vertragen konnten, in dem Herzen des jungen Carbonaro erweckt und ſo jene Umwandlung herbeigeführt. Allmählich erkannte Vanina, daß die auffallende Veränderung, die ſie an ihrem Geliebten wahrnahm, ganz von innen kam und keineswegs eine Folge ſchlechter phyſiſcher Behandlung war. Ihr Schmerz, den ſie auf ſeinem Gipfel glaubte, ward durch dieſe Entdeckung noch erhöht.

Miſſirilli ſchwieg. Vanina glaubte vor Schluchzen zu erſticken, endlich fügte er ſelbſt etwas bewegt hinzu:

Wenn ich noch Jemand auf der Erde liebte, ſo wären Sie es, Vanina. Aber Gott ſei Dank, ich habe nur noch einen Lebenszweck; ich werde im Kampf für die Freiheit Italiens, oder im Gefängniß ſterben.

Wieder entſtand eine Pauſe; Vanina verſuchte umſonſt zu ſprechen, ſie brachte kein Wort hervor. Dann fuhr Miſſirilli fort:

Die Pflicht iſt hart, liebe Freundin, aber würde ſie uns nicht ein wenig ſchwer, wo wäre dann das Heldenthum? Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie mich nie mehr aufſuchen wollen.

Soweit es ſeine enge Kette erlaubte, machte er eine kleine Handbewegung und ſtreckte Vanina die Fingerſpitzen hin.

Wenn Sie einem Manne, der Ihnen theuer war, einen Rath geſtatten wollen, ſo geben Sie der Vernunft Gehör und heirathen Sie den Ehrenmann, den

Herrlichkeit kälter geworden iſt, wollen Sie mir die Gunſt erweiſen mich anzuhören? Wenn Sie meine Lebensgeſchichte bis zu dieſem Augenblick und die Beweggründe meines Benehmens kennen, dann mögen Sie entſcheiden, wie fern ich zu ſchelten bin.“

Der Lord nahm einen Stuhl und bedeutete mich, daſſelbe zu thun. Ich erzählte ihm, wie ich in's Findelhaus kam, alle meine ſpätern Begebenheiten, den Entſchluß, nach meinem Vater zu forſchen, den Traum, der mich bewog, die Papiere abzuholen, kurz alles, was der Leſer bereits erfahren hat. Der Lord ſah, daß mich augenſcheinlich eine fixe Idee beherrſchte, und hörte mir mit großer Spannung zu.

„In der That, Mr. Newland,“ ſagte er, als ich geendet hatte, „Sie ſtehen jetzt nicht mehr ſo tief in meiner Meinung, wie zuvor, und ich muß der Aufregung, an der Sie leiden, einige Zugeſtändniſſe machen; aber nun erlauben Sie mir eine Frage, und ich bitte Sie, mir aufrichtig zu antworten. Was ſtellen Sie für einen Preis für Ihre Verſchwiegenheit in dieſer wichtigen Sache?“

„Mein Lord,“ erwiederte ich und erhob mich mit Würde: „dieß iſt die größte Beleidigung, die Sie mir anthun konnten; dennoch will ich den Preis nennen, gegen den ich mich feierlich verpflichte, und alle Hoffnung, meinen Vater in dieſer Welt und jenen ewigen in der andern einſt zu finden, zum Pfande ſetze: dieſer Preis, mein Lord, iſt die Rückkehr Ihrer guten Meinung.

Der Lord erhob ſich ebenfalls und ging mit ſichtbarer Bewegung im Zimmer auf und ab. „Was ſoll ich aus Ihnen machen, Mr. Newland?“

„Wär' ich ein Schwindler, mein Lord, ſo würde ich ihr Geld genommen haben; hätt' ich Luſt gehabt Ihr Geheimniß auszubeuten, ſo hätte ich mich mit den Dokumenten davongemacht und meine beliebigen Bedingungen geſtellt. Ich bin nichts, mein Lord, gar nichts als ein verlaſſenes Kind, das alle Mittel aufbietet, ſeinen Vater zu finden.“ — Meine Gefühle überwältigten mich, ich brach in Thrä-

Ihnen Ihr Vater beſtimmt hat. Machen Sie ihm keine ärgerlichen Geſtändniſſe, aber ſuchen Sie andrerſeits auch nicht mich wiederzuſehen. Wir müſſen von nun an fremd für einander ſein. Sie haben eine beträchtliche Summe zum Dienſt des Vaterlandes vorgeſtreckt; wenn es je von ſeinen Tyrannen frei wird, ſoll Ihnen dieſelbe treulich in National-Gütern zurückbezahlt werden.

Vanina war zerſchmettert; nur als er das Wort „Vaterland“ nannte, hatte Pietro's Auge geglänzt.

Endlich kam der Stolz der jungen Fürſtin zu Hülfe. Sie hatte ſich mit Diamanten und kleinen Feilen verſehen, ſchweigend reichte ſie dieſelbe Miſſirilli.

Ich nehme es nothgedrungen an, ſagte er, denn ich muß ſuchen zu entfliehen. Aber ich werde Sie nie wiederſehen, ich ſchwöre es Angeſichts Ihrer neuen Wohlthaten. Leben Sie wohl, Vanina, verſprechen Sie, mir nie zu ſchreiben, mich nie aufzuſuchen, laſſen Sie mich ganz dem Vaterlande, ich bin todt für Sie! Leben Sie wohl!

Nein, entgegnete Vanina wüthend, erſt ſollſt du Alles wiſſen, was ich aus Liebe zu dir gethan habe.

Nun erzählte ſie ihm alle Schritte, die ſie gethan, als Miſſirilli das Schloß San Nicolo verlaſſen hatte, um ſich bei dem Legaten zu ſtellen. Als ſie mit dieſem Bericht zu Ende war, ſetzte ſie hinzu:

Das Alles iſt nichts, ich habe noch mehr gethan aus Liebe zu dir.

Und nun erzählte sie ihren Verrath.

Ha, Ungeheuer! ſchrie Pietro außer ſich, und ſtürzte ſich auf ſie, um ſie mit ſeinen Ketten zu erſchlagen.

Es wäre ihm auch gelungen, aber der Gefängnißwärter eilte beim erſten Schrei herbei und hielt Miſſirilli feſt.

Nimm, Ungeheuer, ich will dir nichts verdanken, rief Miſſirilli Vanina zu, und warf ihr, ſo gut es ihm ſeine Ketten erlaubten, die Feilen und Diamanten vor die Füße, dann eilte er raſch hinweg.

Vanina ſtand wie vernichtet. Sie kehrte nach Rom zurück, und die Zeitung meldet, daß ſie den Fürſten Don Livio Savelli geheirathet hat.

nen aus. Sobald ich mich erholt hatte, wandte ich mich wieder an den Lord, der mich ſchweigend und nicht ohne Rührung beobachtete. „Noch Eines habe ich Ihnen zu ſagen, mein Lord,“ begann ich, erzählte ihm meine Unterredung mit Mr. Eſtcourt, und gab zu verſtehen, daß es angemeſſen ſeyn möchte, dieſen gar nichts von dem wichtigen Geheimniſſe wiſſen zu laſſen.

Der Lord ließ mich ununterbrochen reden und ſagte dann nach einigem Nachdenken: „Ich glaube, Sie haben Recht, Mr. Newland; es ſcheint mir jetzt, ich that beſſer, dieß Geheimniß Ihnen anzuvertrauen als ihm. Sie haben mir eine Verpflichtung auferlegt, und können über mich verfügen. Ich halte Sie für einen ehrenhaften aber etwas verrückten jungen Mann, und bitte Sie um Verzeihung für die peinlichen Gefühle, die ich Ihnen erregt habe.

„Mein Lord, ich bin mehr als zufrieden.“

„Kann ich Ihnen irgendwie nützlich ſeyn, Mr. Newland?“

„Mein Lord, wenn Sie mich bei meinen Nachforſchungen unterſtützen oder auf eine Spur bringen könnten —“

„Hierin, fürcht' ich, werde ich Ihnen von keinem großen Nutzen ſeyn: aber ich will Ihnen Mittel zur Verfolgung Ihres Zweckes geben, und dadurch übe ich nur einen Akt der Gerechtigkeit aus, denn meine Empfehlung an Major Carbonnell wird, wie ich begreifen kann, Ihre Ausgaben ſehr vermehrt haben. Es war ein Irrthum, den man wieder gut machen muß; alſo bitte ich Sie, Mr. Newland, das Geld beim Bankier als das Ihrige anzuſehen und zur Erreichung Ihres heißen Wunſches zu verwenden.“

„Mein Lord —“

„Sie dürfen mir's nicht abſchlagen, Mr. Newland; wenn ſich aber Ihr Zartgefühl nicht ganz darein finden will, ſo betrachten Sie es als ein Anlehen, das Sie nach Belieben wieder heimzahlen können. Glauben Sie nicht einen Augenblick, daß ich Sie meines Geheimniſſes wegen beſtechen wolle; nein, in dieſem Punkte will ich mich ganz Ihrer Ehre anvertrauen.“

„Fürwahr, mein Lord,“ rief ich, „Ihre Güte überwältigt mich! Es iſt mir, als ob ich in Ihnen ſchon *beinahe* einen Vater gefunden hätte. Entſchuldigen Sie mich, aber hat Ihre Herrlichkeit nie — nie —?“

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen, mein armer Junge. Nein, niemals. Ich war nie mit Kindern geſegnet. Stünd' es ſo, ich würde mich durch einen Sohn, der Ihnen gliche, nicht verunehrt fühlen. Zum Schluß eine Bitte, Mr. Newland: laſſen Sie das Geheimniß Ihrer Geburt nicht ſo ſchwer auf Ihrer Seele laſten; guten Morgen denn, und wenn Sie glauben, ich könnte Ihnen nützlich ſeyn, ſo verſäumen Sie ja nicht, es mich wiſſen zu laſſen.“

„Möge der Himmel Ihr Haupt mit Segnungen überſchütten!“ rief ich, indem ich ſeine Hand mit Ehrerbietung küßte: „und möge mein Vater, wenn ich ihn finde, Ihnen ſo ähnlich als möglich ſeyn.“ — Ich verbeugte mich und verließ das Haus.

## Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Major verhindert den Wirth, mich zu betrügen, ohne daß ich etwas durch ſeine Dazwiſchenkunft gewinne. Aus Gründen der Sparſamkeit willige ich ein, *bei* ihm zu leben und ihn *von* mir leben zu laſſen.

Ich kehrte in's Hotel zurück, da ich mich in Folge ſo großer Gemüthsbewegungen nach Ruhe und Timothy's theilnehmender Freundſchaft ſehnte. Sobald ich ankam, erzählte ich ihm Alles, was vorgegangen war.

„Nun ja!“ rief er: „die Affaire hat ein hübſches Ausſehen gewonnen; ich fürchte ſehr, daß wir's ohne dieſe Tauſend keine vierzehn Tage länger getrieben hätten. Die Zeche iſt ſündlich ſchwer, und der Wirth wünſcht ſicherlich, ſein blankes Geld zu ſehen.“

„Wie viel glaubſt Du, daß wir ſitzen laſſen müſſen? Es iſt hohe Zeit, Timothy, unſere Rechnungen in's Reine zu bringen und Plane für die Zukunft zu entwerfen. Juwelier und Schneider habe ich bezahlt, denn der Major ſagt, man müſſe die erſten Rechnungen immer ſo früh, und die folgenden ſo ſpät als möglich bezahlen. In Wahrheit, ich habe faſt keine Schulden, als die Rechnung hier, die ich noch dieſen Abend begehren will.

Bei dieſen Worten unterbrach uns der Wirth, der eben hereintrat. „Ah, Mr. Wallace, Sie kommen wie gerufen; machen Sie mir die Rechnung, wenn's beliebt.“

„Es hat nicht die mindeſte Eile, Sir,“ war die Antwort: „wenn Sie es aber wünſchen, — die Poſten ſind aufgeſchrieben bis zu dem geſtrigen Datum.“ — Damit verließ er das Zimmer.

„Ihr habt recht mit einander übereingeſtimmt,“ ſagte Timothy lachend: „er hielt die Rechnung in der Hand, und verbarg ſie, ſobald Du ſie verlangteſt.“

Nach zehn Minuten erſchien er wieder, präſentirte ſie auf einem Teller, machte ſeine Verbeugung und zog ab. Ich ſah die Poſten durch; ſie betrugen hundert und vier Pfund, eine ganz artige Rechnung für drei Wochen, worüber Tim die Achſeln gewaltig zuckte.

„Ich finde keinen Punkt, über den ich mich beklagen könnte,“ bemerkte ich, als ich zu Ende war: „aber das ſehe ich, daß ich nicht hier leben und den Major offene Tafel für mich halten laſſen kann. Laß ſehen, wie viel uns übrig bleibt.“

Tim brachte das Toilettenkäſtchen, das unſere Kaſſe enthielt. Wir fanden, daß nach Bezahlung der Kellner und einiger kleinen noch unberichtigten Noten, unſer ganzes Vermögen ſich auf fünfzig Shillinge belief.

„Barmherziger Himmel!“ rief Timothy; „das heißt Hülfe in der Noth! Ohne dieſen neuen Zuſchuß, wie würde es uns ergangen ſeyn!“

„Sehr übel, Tim; aber das Geld iſt bei alledem gut angewendet. Ich habe jetzt Zutritt in die höchſten Cirkel. Ich kann ohne Major Carbonnell auskommen. Jedenfalls werde ich dieſes Hotel verlaſſen, ein Quartier miethen und in den Klubbs ſpeiſen. Ich weiß, wie ich ihn abſchütteln muß.“

Ich legte das Geld auf den Teller und hieß Timothy dem Wirthe klingeln, als, recht wie der Wolf in der Fabel, der Major mit Harcourt erſchien.

„Was wollen Sie mit dieſem Gelde anfangen, Newland?“ ſagte der Major.

„Meine Rechnung bezahlen.“

„Ihre Rechnung, wahrhaftig? Laß ſehen: hundert und vier Pfund! Nein, das iſt baarer Betrug, das dürfen Sie nicht bezahlen.“ In dieſem Augenblicke trat der Wirth herein. „Mr. Wallace,“ ſagte der Major: „mein Freund, Mr. Newland, war, wie Sie ſehen, ſo eben im Begriff, Ihnen Ihre ganze Forderung zu bezahlen, aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß das für einen ſo genauen Freund von mir, dem ich noch überdieß die Piazza beſonders empfohlen habe, eine ganz exorbitante Rechnung iſt. Wahrhaftig, wenn Sie nicht billiger ſind, ſo werde ich Mr. Newland rathen, morgen das Haus zu verlaſſen.“

„Sie müſſen wiſſen, Major,“ ſagte ich, „daß ich die Rechnung verlangt habe, weil ich morgen für einige Tage auf das Land gehen will.“

„Dann, Mr. Wallace, werde ich meinem Freunde zureden, bei ſeiner Zurückkunft nicht mehr hier abzuſteigen; denn nach den vielen Mahlzeiten; die wir in dieſem Hauſe hatten, und woran ich meinen Antheil nahm, komm ich mir ſelbſt, ſo zu ſagen, als particeps criminis, als Genoſſe der Erpreſſung vor. Ja, ja, Mr. Wallace, hier muß eine Ermäßigung eintreten, oder Sie werden dem Kredit Ihres Hauſes gewaltig ſchaden.“

Mr. Wallace erwiederte, er habe die Poſten ganz wie gewöhnlich angerechnet; übrigens wolle er ſie noch einmal überleſen, und ſehen, was ſich thun laſſe.

„Mein lieber Newland, ich habe Ihre Mahlzeiten angeordnet, nun erlauben Sie mir auch, Ihre Rechnung zu bereinigen. Was meinen Sie, Mr. Wallace, wir ſtreichen ein Drittheil?“

„Ein Drittheil, Major Carbonnell! das wäre reiner Verluſt!“

„Ich bin nicht ganz Ihrer Meinung, aber wir wollen ſehen — nun haben Sie die Wahl: entweder, Sie ſtreichen zwanzig Pfund, oder Sie verlieren meine Protektion und alle meine Freunde. Ja oder Nein?“

Der Wirth willigte nach einigen Widerreden ein, quittirte die Rechnung, ließ zwanzig Pfund auf dem Präſentirteller, machte ſeinen Bückling, und ging.

„Ein Glück, beſter Newland, daß ich gerade hereinwiſchen mußte; da ſind nun zwanzig Pfund gerettet. Apropos, ich bin etwas abgebrannt. Sie werden nichts dagegen haben, mir dieſe zwanzig zu laſſen. Ich zahle Sie niemals, das wiſſen Sie.“

„Ich weiß, daß Sie mich nie bezahlen werden, Major; da übrigens ohne Ihre Dazwiſchenkunft der Wirth das Geld erhalten hätte, ſo will ich es Ihnen dennoch leihen.“

„Sie ſind ein guter Junge, Newland,“ ſagte der Major, das Geld einſteckend; „hätten Sie an's Heimzahlen gedacht, ſo würden Sie keinen Dank von mir bekommen haben; ſo aber, da Sie mir's mit offenen Augen leihen, iſt es nichts anderes, als eine höchſt zarte Weiſe, mich zu verpflichten, und ich gebe Ihnen mein aufrichtiges Wort, daß ich das nicht vergeſſen werde. Sie wollen alſo wirklich morgen fort?“

„Ja,“ erwiederte ich, „ich muß gehen, denn ich finde, daß ich keine großen Sprünge machen kann, bis ich in den Beſitz meines Vermögens gelange.“

„Ich verſtehe, mein Guter. Dieſe Teſtamentsvollſtrecker ſind wahre Teufel; ſie haben kein Gefühl. Aber thut nichts, es gibt noch Mittel und Wege, ihnen den Wind abzugewinnen. Ich ſpeiſe bei Harcourt, und wir kommen, Sie einzuladen."

„Mit Vergnügen."

„Ich erwarte Sie um ſieben Uhr, Newland," ſagte Harcourt, indem er das Zimmer mit dem Major verließ.

„Aber, ich bitte Dich," rief Timothy, „wie konnteſt Du dieſen Herrn mit Deinem Gelde fortgehen laſſen? Ich rieb mir ſchon die Hände bei dem Gedanken, daß wir um zwanzig Pfund reicher ſeyen, und ſiehe da, weg war's, wie Rauch."

„Und wird nicht mehr zurückkehren, Tim; aber laß Dich's nicht bekümmern: es iſt wichtig, ihn zum Freunde zu haben, und ſeine Freundſchaft läßt ſich nur auf dieſe Weiſe erkaufen. Ich werde Valuta dafür empfangen. Und nun, Tim, packen wir zuſammen, denn ich will morgen dieſes Haus verlaſſen. Ich gehe nach ***, und beſuche unſere kleine Flita."

Ich ſpeiste bei Harcourt. Der Major war etwas neugierig, zu erfahren, was Lord Windermear ſo aus der Faſſung gebracht, und was ſich zwiſchen uns ereignet habe. Ich ſagte ihm, Seine Herrlichkeit ſey über Geldgeſchichten verdrießlich geweſen, nun ſtehe aber alles wieder gut, nur müſſe ich in Zukunft ein wenig mehr einziehen. „In der That, Major, ich denke, ich will eine Wohnung miethen. Ich werde mich comfortabler befinden, und eher meine Freunde empfangen können."

Harcourt ſtimmte mir bei, und der Major ſagte: „Hören Sie, Newland, ich habe ein Quartier zu Ihrer Verfügung; was ſagen Sie dazu, wenn wir zuſammen wohnten und lebten?"

„Ich fürchte, ich würde nichts dabei erſparen," erwiederte ich lachend, „denn Sie bezahlten Ihren Antheil an den Rechnungen nicht."

„Nein, auf meine Ehre, das thu' ich nicht, und will Sie hiermit ehrlich gewarnt haben; da ich aber immer bei Ihnen ſpeiſe, wenn ich nicht anderswo eingeladen bin, ſo iſt es doch eine

Reduction für Sie, denn Sie werden Ihre Hausmiethe ſparen, Newland. Sie wiſſen, das Haus gehört mir, und ich vermiethe einen Theil davon; alſo in Betreff dieſer Rechnung wenigſtens, können Sie ſicher ſeyn."

„Machen Sie den Handel ſo gut Sie können, Newland," ſagte Harcourt, „nehmen Sie ſein Anerbieten an. Verlaſſen Sie ſich darauf, es iſt am Ende doch eine Erſparniß."

„Das verdient wirklich Ueberlegung," erwiederte ich, und des Majors Geſellſchaft iſt ein wohl zu beachtendes Gewicht in der Wagſchale. Nun ja, wenn Carbonnell verſprechen will, ein wenig ökonomiſcher zu ſeyn —"

„Das will ich, mein Junge! Ich will Ihren Hausmeiſter machen, und Ihr Geld zu Rathe halten, ſo lange ich kann, um meinetwillen ſo gut, als um Ihretwillen. Iſt der Handel geſchloſſen? Auch hab' ich Platz genug für Ihren Bedienten; kann er mir ein wenig an die Hand gehen, ſo will ich den meinigen entlaſſen."

Ich ließ mir die Einrichtung gefallen.

## Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Der Major lehrt mich Whiſt ſpielen, und zwar ſo, daß man nie verlieren kann, indem man nämlich immer gegen einander und einander in die Hände ſpielt.

Den andern Tag begab ich mich zum Bankier, zog hundert fünfzig Pfund und reiste mit Timothy nach ***, wo mir Flita, vor Freude ſchluchzend, in die Arme ſtürzte. Als ich ihr ſagte, Timothy ſey draußen und wünſche, ſie zu ſehen, ſo fragte ſie, warum er nicht hereinkomme; hier gab ſie nun einen Beweis, wie ſehr an ſtillſchweigende Beobachtung ſie gewöhnt war, denn ſie drückte, als er in ſeiner Livree vor ihr erſchien, nicht die mindeſte Verwunderung in ihren Mienen aus, noch richtete ſie irgend eine Frage darüber an mich. Die Vorſteherin der Schule ſprach mit großem Lobe von ihrer Gelehrigkeit und ihrem Eifer. Als ſie bald hernach das Zimmer verließ, nahm Flita jene Kette vom Halſe und ſagte, es ſey ihr eine Erinnerung gekommen, die ſich daran knüpfe, nämlich die Dame, deren ſie ſich entſinne, habe ein paar lange Ohrgehänge von derſelben Arbeit und demſelben Stoffe getragen. Weiter aber war ihr nichts mehr eingefallen. Ich blieb drei Stunden bei der Kleinen, kehrte dann nach London zurück, ließ mein Gepäck aus der Piazza holen und nahm meine Wohnung bei Major Carbonnell.

Dieſer hielt ſein Verſprechen. Wir lebten freilich gut, denn er konnte nicht anders leben; aber ſonſt nahm er alle mögliche Rückſicht auf Erſparniſſe. Die Saiſon war jetzt vorüber und jede Perſon von Stande verließ die Stadt. Dableiben war nicht möglich, ohne den Charakter zu verlieren; wir hielten alſo Rath, wohin wir uns wenden ſollten.

„Newland,“ ſagte der Major: „Sie haben während dieſer Saiſon ein für meine Protektion höchſt ehrenvolles Aufſehen gemacht, aber nächſten Frühling, hoffe ich, werden Sie eine gute Partie treffen; denn glauben Sie mir, unter den vielen herzloſen Weſen, bei denen wir uns umgetrieben haben, gibt es immer noch Ausnahmen, nicht bloß Töchter, ſondern ſelbſt Mütter, welche ſich nicht von ſchnöden, ſchmutzigen Abſichten leiten laſſen.“

„Wie, Carbonnell! niemals hab' ich eine ſo lange moraliſche Rede von Ihnen gehört.“

„Mag ſeyn, Newland, und werden auch wohl nicht ſobald wieder eine hören. Die Welt iſt meine Auſter, die ich öffnen muß, um zu leben; aber bedenken Sie, daß ich bloß verſuche, das Meinige wieder zu erlangen, das die Welt mir abgeſchwindelt hat. Es gab eine Zeit, wo ich noch uneigennütziger, zutrauensvoller, unſchuldiger war, als ſogar Sie, zu der Stunde, da ich Sie unter meine Auſpicien nahm. Meine guten Eigenſchaften haben mich in Leiden und Verderben geſtürzt; jetzt, da ich ſie abgedankt, führe ich das beſte Leben. Wir müſſen die Welt mit ihren eigenen Waffen bekämpfen, aber ſie hat, wie ich vorhin ſagte, immer noch einiges Gute, noch etwas Erz unter den Schlacken, ja, es iſt möglich, neben hohem Rang und großem Vermögen zugleich eine unſchuldige Seele zu finden. Wenn Sie heirathen, ſo will ich Allem aufbieten, bis Sie beides beſitzen; — nicht daß Reichthum für Sie von beſonderem Gewicht ſeyn ſollte.“

„Verlaſſen Sie ſich darauf, Carbonnell, ich werde nie eine Heirath ohne Reichthum ſchließen.“

„Ich wußte nicht, daß ich Sie ſo gut geſchult habe. Nun denn, es iſt ganz löblich, daß Sie auf den Reichthum Bedacht nehmen; er ſoll ein Item bei der Partie ausmachen, wenn ich irgend meine Hand im Spiel haben kann.“

„Aber warum iſt Ihnen denn ſo ſehr daran gelegen, daß ich heirathen ſoll?“

„Weil ich denke, Sie werden alsdann den Spieltiſch vermeiden, zu welchem ich ſelbſt, wären Sie bei Eröffnung unſerer Bekanntſchaft im Beſitz Ihres Vermögens geweſen, Sie geführt und gemeinſchaftlich gerupft haben würde; — jetzt aber, da ich Sie näher kenne, habe ich eine Neigung zu Ihnen gefaßt, die es nicht mehr zugibt, daß Sie das Ihrige verlieren ſollen; denn bedenken Sie, Newland, mein Antheil an dem Raube würde nicht mehr ausmachen, als was ich bereits von Ihnen habe und noch bekommen kann. Wenn Sie aber heirathen und ſich häuslich niederlaſſen, ſo gibt es immer ein gutes Haus und einen guten Tiſch für mich, ſo lange ich Gnade bei Ihrer Frau finde, und jedenfalls einen Freund in der Noth, — das bin ich feſt überzeugt. Sehen Sie, da haben Sie meine Gründe: einige ſchmecken nach meiner frühern Uneigennützigkeit, andere nach meinem jetzigen Weltſinne; Sie haben die

Wahl, welchen von beiden Sie glauben wollen." — Lachend beſchloß der Major mit dieſen Worten ſeine Rede.

„Carbonnell," erwiederte ich, „gerne will ich glauben, daß die beſſern Gefühle vorherrſchen, daß nur die Welt Sie zu dem gemacht hat, was Sie ſind, und daß, wenn die Welt Sie nicht zu Grunde gerichtet hätte, Sie uneigennützig und edel ſeyn würden; ſelbſt jetzt gewinnt Ihr wahrer Charakter noch oft die Oberhand, und Alles, was in Ihrem Thun nicht zu entſchuldigen iſt, kommt, ich bin es überzeugt, von Ihrer Armuth, nicht von Ihrem üblen Willen her. Jetzt, abgeſtumpft durch Zeit und Gewohnheit, wird Ihnen Ihr Gewiſſen nicht mehr viel Unruhe machen."

„Sie haben ganz Recht, mein lieber Junge; auch laſſen Sie mir, indem Sie eine beſſere Meinung von mir hegen als die Welt im Allgemeinen, bloße Gerechtigkeit widerfahren. Ich will Ihr Vermögen wo möglich nicht verſchleudern, wenn Sie zu deſſen Beſitz gelangen; Sie werden geſtehen, daß das meinerſeits ein ſehr löbliches Verſprechen iſt."

„Ich fordere Sie heraus, mein Vermögen zu verſchleudern!" rief ich lachend.

„Nein, thun Sie's nicht, Newland; ſonſt bringen Sie mich in den Zug! Vor Allem bieten Sie mir keine Wette; das wäre noch gefährlicher. Wir haben, ſeit wir zuſammen leben, von den tauſend Pfund nicht mehr als vierhundert ausgegeben, was ich für ſehr ökonomiſch halte. Was meinen Sie? ſollen wir nach Cheltenham gehen? Da finden Sie eine Menge von iriſchen Mädchen, die ſich nach Männern umſehen, und bei denen Sie eine gute Aufnahme finden werden."

„Ich haſſe ſolche Vermögens- und Heirathsjägerinnen," ſagte ich.

„Ich gebe zu, daß ſie ſich nach guten Partieen umſehen, wie alle Welt; aber laſſen Sie mich gerecht gegen ſie ſeyn. Obgleich ſie auf Ihren Antrag ſchon am dritten Tage Ja ſagen würden, ſo ſind ſie, einmal verheirathet, die beſten Weiber in der Welt. Vergeſſen Sie übrigens nicht, daß wir irgend wohin gehen muſſen; da iſt, denk' ich, Cheltenham ſo gut, wie jeder andere Ort, — ich will nicht ſagen, für eine Werbung, ſondern — es taugt mir in meinen Kram."

Dieſe letzte Bemerkung entſchied über mich. Nach wenigen Tagen waren wir in Cheltenham, erſchienen in den Geſellſchaftszimmern und bewegten uns bald im Strudel der großen Welt.

„Newland," ſagte Carbonnell, „die Zeit wird Ihnen lang an dieſem einförmigen Orte."

„Nicht im Mindeſten!" verſetzte ich: „mit Eſſen, Tanzen und Spazierengehen fülle ich ſie trefflich aus."

„Wir müſſen aber einen beſſern Zeitvertreib haben. Sagen Sie mir, ſind Sie ein guter Whiſtſpieler?"

„Ganz und gar nicht. Wahrhaftig, das Spiel iſt mir kaum bekannt."

„Sie müſſen es lernen, das iſt eine faſhionable und nothwendige Eigenſchaft. Ich muß Sie zum Meiſter darin machen; unſere Morgenſtunden ſollen dieſer Beſchäftigung gewidmet ſeyn."

„Gut!" erwiederte ich; und ſeit dieſem Tage ſpielten wir jeden Morgen vom Frühſtück an bis vier Uhr bei verſchloſſenen Thüren. Da der Major Meiſter war, ſo hatte ich bald alle Feinheiten des Spiels gelernt.

„Ihr Curſus iſt fertig, Newland," ſagte er eines Morgens, die Karten bei Seite ſchiebend. „Nun hören Sie: wenn man Sie zum Spiel auffordert und ich die Partie annehme, ſo ſchlagen Sie ſie niemals ab; aber wir müſſen immer gegen einander ſpielen."

„Das wird uns wenig eintragen," erwiederte ich; „denn wenn ich gewinne, ſo verlieren Sie ja."

„Laſſen Sie ſich das nicht anfechten; folgen Sie nur meinen Anweiſungen und ſpielen Sie ſo hoch, als die Leute es haben wollen. Wir bleiben nur noch drei Wochen hier und müſſen unſere Zeit auf's Beſte benützen."

Ich geſtehe, daß ich nicht begreifen konnte, was der Major im Sinne hatte; indeſſen gingen wir jenen Abend in den Klubb. Da wir uns nie zuvor dort hatten blicken laſſen, ſo hielten uns diejenigen, die den Major nicht kannten, für Neulinge, und wir wurden alsbald zum Spiel aufgefordert. „Auf mein Wort, Gentlemen,“ ſagte der Major, „erſtens ſpiele ich ſehr ſchlecht, und zweitens“ — ſetzte er lachend hinzu — „wenn ich verliere, ſo werd' ich auf keine Weiſe bezahlen, denn ich bin ganz ausgefegt.“

Die Art, wie er dieß ſagte, machte Alle lächeln, und Niemand glaubte ihm. Auch ich wurde eingeladen. „Mit dem Major mag ich aber nicht ſpielen,“ bemerkte ich; „er ſpielt ſchlecht und hat kein Glück. Eben ſo gut könnt' ich gleich mein Geld auf den Tiſch legen.“

Dieß gaben die Andern zu und wir ſetzten uns. Den erſten Robber im kurzen Whiſt gewann der Major nebſt ſeinem Partner; mit den Wetten betrug er achtzehn Pfund. Ich zog die Börſe, um den Major zu bezahlen; er lehnte es aber ab: „nein, Newland,“ ſagte er, „zahlen Sie meinen Partner, und wir, Sir“ — wandte er ſich zu dem meinigen — „wollen es gut ſeyn laſſen, bis wir vom Spiel aufſtehen. Newland, wir laſſen Sie noch nicht los, das kann ich Ihnen ſagen.“

Ich zahlte meine achtzehn Pfund, und wir fingen wieder an. Jetzt ſpielte der Major wirklich ſehr ſchlecht; ſein Partner bemerkte es vielleicht nicht, denn er war ein gleichgültiger und mittelmäßiger Spieler, oder wenn er es bemerkte, ſo war er wenigſtens ſo höflich, nichts zu ſagen. Er verlor drei Robber nach einander, die ſich, Sätze und Wetten zuſammengerechnet, auf hundert und vierzig Pfund beliefen. Nun warf er die Karten hin, verwünſchte ſein ſchlechtes Glück und erklärte, nicht weiter ſpielen zu wollen. „Wie ſtehen wir jetzt mit einander, Sir?“ fragte er meinen Partner. „Sie waren mir, glaub' ich, achtzehn Pfund ſchuldig.“

„So iſt es.“

„Achtzehn von hundert und vierzig bleibt hundert und zweiundzwanzig Pfund, die ich jetzt Ihnen ſchulde," ſagte der Major; „wahrhaftig, die werd' ich Ihnen ſchuldig bleiben müſſen," ſetzte er mit der gewinnendſten Art von der Welt hinzu. „Ich kam nicht in der Abſicht zu ſpielen her; nun, ich hoffe, Sie morgen Abend wieder hier zu treffen."

Der Herr verbeugte ſich und ſchien ganz zufrieden. Major Carbonnell's Partner bezahlte mir hundert und vierzig Pfund, die ich zu mir ſteckte, worauf wir den Klubb verließen.

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Wir kapitaliſiren unſere Gewinnſte, halten es aber für ein überverdienſtliches Werk, unſere Verluſte zu bezahlen. Bei meinem Suchen folge ich dem alten Sprüchwort: „Der Naſe nach!"

Sobald wir auf der Straße waren, fragte ich den Major nach den Gründen ſeines Benehmens. „Nicht ein Wort, Freundchen," ſagte er, „bis wir zu Hauſe ſind."

Daſelbſt angekommen, warf er ſich in einen Stuhl, legte die Beine über einander und begann: „Sie werden bemerkt haben, Newland, wie ſehr ich darüber wache, daß Sie nichts thun, was Ihrem Charakter nachtheilig ſeyn könnte. Was den meinigen betrifft, ſo vermöchte ihn alle Redlichkeit auf der ganzen Erde nicht wieder herzuſtellen; nur eine Lordſchaft iſt im Stande, mich in dieſer Welt wieder zurechtzuſetzen, und die Pairskrone wird auch der Sünden Menge decken. Ich hab' es für meine Pflicht gehalten, unſern Finanzen einen Zuwachs zu verſchaffen, der ſich auch, ehe wir von Cheltenham abgehen, noch beträchtlich vermehren ſoll. Sie haben hundert und achtundzwanzig Pfund gewonnen."

„Allerdings,“ erwiederte ich; „aber Sie haben eben ſo viel verloren.“

„Nicht zu läugnen; da ich jedoch in der Regel meine Verluſte niemals bezahle, ſo ſehen Sie wohl ein, daß es eine Gewinn-Spekulation iſt, ſo lange wir gegen einander ſpielen.“

„Ich begreife; aber bin ich dann nicht Ihr Helfershelfer?“

„Nein. Sie bezahlten, wenn Sie verloren, und nahmen Ihr Geld, wenn Sie gewannen. Ueberlaſſen Sie es mir, meine Ehrenſchulden abzumachen.“

„Sie treffen aber Ihren Gegner morgen Abend wieder.“

„Ja, und zwar um ihm Revanche zu geben. Das will ich Ihnen ſagen: ich hätte nie geglaubt, daß wir zwei ſo ſchlechte Spieler im Clubb treffen würden. Jetzt müſſen wir zuſammen gegen ſie ſpielen, und werden natürlich auf die Länge gewinnen; auf dieſe Weiſe komme ich dazu, ihm meine Schuld zu bezahlen, während Sie gewinnen und Geld einſtreichen.“

„Ah, wenn Sie ihm eine Chance offen laſſen wollen, dann hab' ich nichts dagegen einzuwenden, das iſt ganz billig.“

„Verlaſſen Sie ſich darauf, Newland, wenn ich weiß, daß Leute ſo ſchlecht ſpielen, wie dieſe da, ſo werd' ich's ihnen nicht verweigern; ſetzen wir uns aber mit Andern zuſammen, ſo bleibt's beim Alten: wir müſſen gegen einander ſpielen, und ich bleibe ſchuldig. Ich ſagte dem Burſchen ja, daß ich ihn nicht bezahlen würde.“

„Ja, aber das hielt er für einen Scherz.“

„Dann iſt's ſeine Schuld: es war mein Ernſt. Ich hätte das nicht ſo anzetteln können, wenn Sie nicht als ein junger Mann von zehntauſend Pfund jährlich bekannt wären, von dem man vorausſetzt, daß er ſich von mir ausbeuten laſſe. Ich ſage Ihnen das ganz aufrichtig, — und ſo denn gute Nacht.“

Ich dachte, während ich mich entkleidete, der Sache nach. Es war kein ehrliches Spiel. . Freilich, ich bezahlte, wenn ich verlor, und zog gebührendermaßen das Geld, wenn ich gewann; dennoch wollte es mir nicht zu Kopfe. Da fielen mir die Banknoten in's Auge, die auf dem Tiſche lagen, und ſiehe, ich war beruhigt. Ach, wie bald ſind unſere Bedenklichkeiten geſtillt, wenn wir Geld bedürfen! Wie Mancher, umgeben von Glück und Ueberfluß, von keiner Verſuchung angetaſtet, erröthete ſchon bei dem bloßen Gedanken an eine Unredlichkeit; mit Abſcheu hob er die Hände empor, wenn er hörte, daß Andere derſelben ſchuldig befunden wurden: und doch beging er ſpäter, von widrigen Schickſalen bedrängt, dieſelben Handlungen, die er einſt ſo laut verurtheilt hatte. Wie manches Mädchen, die ihren Unwillen, ihre Verachtung über eine Gefallene nicht ſtark genug auszudrücken wußte, iſt in der Prüfungsſtunde ſelbſt gefallen. Darum laßt uns Liebe üben; Keiner kann ſagen, wozu er durch Umſtände gebracht werden kann, und wenn wir die Größe eines Fehltrittes eingeſtehen müſſen, ſo laßt uns Trauer und Mitleid eher als Entrüſtung fühlen, laßt uns beten, daß wir nicht auch in Verſuchung geführt werden möchten.

Wie wir verabredet, gingen wir den andern Abend wieder in den Klubb und fanden die beiden Herren wieder bereit, es mit uns aufzunehmen. Dießmal weigerte ſich der Major, anders als mit mir zuſammen zu ſpielen, da ich ſolches Glück habe; die Gegner machten keine Einwendung. Wir ſetzten uns, und ſpielten bis vier Uhr Morgens. Anfangs wurden, trotz unſeres guten Spiels, die Gegner vom Glück begünſtigt, aber bald ſchlug es um, und das Ergebniß des Abends war, daß der Major einen Ueberſchuß von vierzig Pfund hatte, während mein Gewinn nicht weniger als hundert und ſiebenzig betrug. So hatten wir denn in zwei Nächten dreihundert zweiundvierzig Pfund gewonnen. Dieß ſetzten wir beinahe drei Wochen lang fort und verließen Cheltenham mit einer Summe von achthundert Pfund. Der Major, der nur bezahlte, wenn es ihm angemeſſen ſchien, hatte ungefähr hundert und zwanzig Pfund ſitzen laſſen, und zwar bei Irländern, welche keinen Spaß verſtehen.

Ich ſchlug ihm vor, die anderen Spielſchulden auch zu bezahlen, da wir immer noch einen reichlichen Ueberſchuß behalten würden.

„Geben Sie mir das Geld," ſagte er.

Ich that es.

„Nun," verſetzte er, „ſo weit wären denn Ihre Bedenklichkeiten beſeitigt, indem Sie ſich ſtreng ehrlich nennen dürfen; aber, mein lieber Junge, wüßten Sie, wie viele Schulden dieſer Art bei mir ausſtehen, von denen ich nie einen Heller ſah, ſo würden Sie wie ich empfinden, daß es außerordentlich thöricht iſt, ſein Geld herzugeben. Ich habe Alles aufgeſchrieben, werde vielleicht mit der Zeit bezahlen — wenn mir's anſtändig iſt; aber für den Augenblick iſt das entſchieden nicht der Fall. — Er ſteckte die Banknoten zu ſich, und wir ließen den Gegenſtand fallen.

Die Pferde waren auf den andern Morgen beſtellt; wir ſaßen eben am Frühſtück, als Timothy zu mir trat und mir ein Zeichen gab, daß ich hinauskommen möchte. Ich folgte ihm.

„O Japhet," ſagte er, „ich kann nicht umhin — ich muß Dir's ſagen — das iſt ein Herr mit — —"

„Mit was?" rief ich haſtig.

„Mit Deiner Naſe, Japhet, ganz mit der nämlichen — auch hat er ſonſt ſehr viel Aehnlichkeit mit Dir und iſt gerade ſo alt, als Dein Vater ſeyn könnte."

„Wo iſt er, Timothy?" rief ich ganz im alten Drang und Feuer.

„D'runten! eben ſteigt er in eine vierſpännige Poſtchaiſe, die an der Thüre hält."

Mit der Serviette in der Hand rannte ich hinab, zum Hotel hinaus. Da ſaß er im Wagen, deſſen Thüre ſo eben der Portier zuſchloß. Ich blickte ihn an. Er war mir, wie Timothy geſagt hatte, ſehr ähnlich, ſeine Naſe ganz die meinige. Ich ſtand athemlos da und ſtarrte ihn fortwährend an.

„Alles fertig!" rief der Hausknecht.

„Ich bitte um Vergebung, Sir“ — redete ich den Herrn in der Poſtchaiſe an, der mich wegen meiner Serviette wahrſcheinlich für einen Kellner hielt, denn er erwiederte ganz kurz: „Ich habe Euch ſchon bedacht,“ — zog das Fenſter auf, und fort rollte der Wagen, meinem Schenkel mit der Nabe des Hinterrades einen ſo heftigen Stoß verſetzend, daß ich nur mit Mühe zu unſern Gemächern hinaufhinken konnte, wo ich mich halb wahnſinnig und verzweiflungsvoll auf das Sopha warf.

„Himmel! was gibt es, Newland?“ rief der Major.

„Ich habe meinen Vater geſehen,“ ſagte ich ganz ſchwach.

„Ihren Vater, Newland? Sind Sie verrückt? Er iſt ja geſtorben, ehe Sie ihn mit den Augen unterſcheiden konnten; wenigſtens ſagten Sie mir ſo. Wie wollten Sie ihn denn jetzt, ſelbſt wenn es ſein Geiſt geweſen wäre, wie wollten Sie ihn erkannt haben?“

Dieſe Worte machten mir meine Unbeſonnenheit fühlbar. „Major,“ erwiederte ich, „ich glaube, ich bin ſehr thöricht; aber er ſah mir ſo ähnlich, und ich habe mich ſo oft nach meinem Vater geſehnt, habe ſo lange ſchon gewünſcht, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, daß — daß —. Ich bin ein großer Narr, das iſt alles.“

„Sie müſſen in die andere Welt gehen, mein lieber Junge, wenn Sie ihn von Angeſicht ſehen wollen, das iſt klar; d'rum denke ich, Sie werden nach einiger Ueberlegung geneigt ſeyn, dieſe Reiſe noch aufzuſchieben. Oft ſchon hab' ich Sie im Schlafe von Ihrem Vater reden hören und mich gewundert, daß Sie ſo viel an ihn denken.“

„Ich kann nicht anders,“ verſetzte ich. „Seit meinen frühſten Tagen lag mir mein Vater im Sinn.“

„Da kann ich nur ſagen, daß ſelten ein Sohn ſo treu gegen ſeines Vaters Andenken iſt; aber nun endigen Sie Ihr Frühſtück, und dann fort nach London!“

Ich war ihm zu Willen, und bald befanden wir uns auf der Londoner Straße. Ich verſank in Träumereien; beſchäftigt von dem Wunſch, dieſen Mann wieder zu finden, hatte ich leiſe meinem Timothy den Auftrag gegeben, von den Poſtillionen zu erfahren, welche Weiſungen er auf der letzten Station ertheilt habe. Der Major, da er mich nicht redſelig fand, machte nur einige wenige Bemerkungen; aber eine davon war mir auffallend. „Windermear," ſagte er, „warf, wie ich mich erinnere, eines Tages, da ich Sie lobte, ganz nachläſſig hin, Sie ſeyen ein tüchtiger junger Mann, nur in Einem Punkt ein wenig tête montee. Ich glaube nun zu ſehen, was er damit ſagen wollte." — Auf dieſe Bemerkung erwiederte ich nichts, aber ich fand es doch ſeltſam, und es war auch wirklich ſo, daß der Major nach dieſer Seite hin gar nichts merkte. Ein paarmal hatten wir von meinen Angelegenheiten geſprochen, wobei ich ihn aber mehr durch indirekte Antworten, als durch poſitive Verſicherungen auf den Glauben brachte, daß meine Eltern ſehr früh geſtorben ſeyen und daß ich, einmal volljährig, ein großes Vermögen antreten würde. Die Hauptſache aber war, daß der Major, ein Meiſter im Betrügen, ſich nicht im Entfernteſten träumen ließ, er könne von einem ſo jungen, einnehmenden, offenherzigen Manne getäuſcht worden ſeyn. Eigentlich hatte er ſich ſelbſt betrogen: ſeine Meinung von meinem Vermögen war aus jener Frage entſprungen, ob er den Namen Japhet mit jährlichen zehntauſend Pfund verſchmähen würde. Lord Windermear hatte es nicht für nöthig erachtet, ihn mit meiner wahren Geſchichte, die er ſelbſt nur im Vertrauen erfuhr, bekannt zu machen. Er ließ den Dingen ihren Lauf, und mir die Wahl meines Weges durch die Welt. — So überliſten ſich die Schlaueſten, und mit den Augen, die gegen fremden Trug ſo offen ſtehen, ſind ſie ganz blind, wenn es gilt, ſich ſelbſt zu betrügen.

Timothy konnte auf der letzten Station nichts in Erfahrung bringen, als daß die Poſtchaiſe London zugefahren ſey. Wir kamen in ſpäter Nacht daſelbſt an, und erſchöpft, wie ich war, that es mir wohl, in's Bett zu kommen.

## Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Ich renne meiner Naſe nach und erhalte dabei eine Naſe.

Als ich im Bette überlegte, daß ich nächſtens zwanzig Jahre alt ſey, ohne noch irgend eine Entdeckung gemacht zu haben, da ſank mir der Muth, meine Monomanie erwachte mit verdoppelter Stärke, und ich beſchloß, meine Forſchungen auf's lebhafteſte zu erneuern. Timothy jedoch, dem ich dieß am andern Morgen bei ſeinem Eintreten ſagte, gab mir geringen Troſt; vielmehr, auf den bisherigen ſchlechten Erfolg hinweiſend, rieth er mir, mich nach einer reichen Frau umzuſehen, und die Enthüllung jenes Geheimniſſes der Zeit zu überlaſſen.

Die Stadt war noch nicht ſehr voll, die Saiſon hatte kaum begonnen, und die Einladungen oder Beſuche waren nicht zahlreich genug, um meine Gedanken von ihrem immerwährenden Gegenſtande abzuleiten. Dazu wurden die Schmerzen in meinem Schenkel ſo heftig, daß ich eine ganze Woche auf dem Sopha zubringen mußte, während Timothy täglich ausging, um nach meinem Ebenbilde zu forſchen, und jeden Abend ohne Erfolg zurückkam. Ich wurde ſchwermüthig und nervenkrank; Carbonnell konnte ſich gar nicht vorſtellen, wo es mit mir hinauswollte. Endlich konnte ich wieder gehen; jetzt wanderte oder jagte ich vielmehr durch eine Straße in die andere und blickte in jeden Wagen, ſo daß die Darinſitzenden erſchraken und mich für toll halten mußten; dabei ſah meine Kleidung und mein Aeußeres ganz unordentlich aus, denn ich war gleichgültig gegen alles geworden, und Timothy glaubte ſelbſt, daß ich von Sinnen kommen würde.

Endlich, etwa fünf Wochen nach unſerer Ankunft in der Stadt, ſah ich den Gegenſtand meiner Forſchungen wieder, in einem dunkelbraunen Wagen, deſſen Wappen, ſtark ſchattirt, nur in großer Nähe zu erkennen war; er ſaß mit entblößtem Haupte aufrecht und feierlich da. „Das iſt er!“ rief ich aus vollem Halſe, und rannte dem Wagen nach. „Es iſt die Naſe!“ rief ich, während ich die Straße hinunterſtürzte, und die Leute rechts und links bei Seite ſtieß. Ich verlor den Hut; aber in der Angſt, den Wagen zu verlieren, rannte ich immer zu, das Geſchrei: „Halt auf, halt auf!“ hinter mir her. „Halt auf!“ ſchrie ich ebenfalls, den ſchwarzgekleideten Herrn im Wagen meinend.

„So geht's nicht,“ ſagte ein Mann, und faßte mich beim Kragen: „ich kenn' einen Pfiff, der zwei ſolche werth iſt.“

„Laßt mich los!“ donnerte ich, mit ihm kämpfend, aber er hielt mich nur um ſo feſter. Ich riß mich mit ihm herum, bis mein Rock und Hemd in Stücken waren, aber vergebens; das Volk hatte ſich um uns verſammelt, und ich war eingeſchloſſen. Die Sache verhielt ſich ſo: ein Taſchendieb hatte, als ich eben vorüberlief, ſeinem Berufe obgelegen, und nun wurde durch meine Eile, und den Verluſt des Hutes der Verdacht auf mich gelenkt. Die Polizei bemächtigte ſich meiner, umſonſt berief ich mich auf meine Unſchuld, man ſchleppte mich nach Marlboroughſtreet vor den Richter. Als ich daſelbſt, von zwei Polizeibeamten aus Bowſtreet geführt, erſchien, konnte mein Aeußeres gewiß nicht zu meinen Gunſten ſprechen: meine Kleider waren in der äußerſten Unordnung Rock und Hemd in Fetzen, und der Hut fehlte ganz.

„Wen bringt ihr da?“ fragte der Richter.

„Einen Taſchendieb, Sir,“ war die Antwort.

„Aha, einer aus der Hefe. Sind Zeugen da?“

„Ja, Sir,“ ſagte ein junger Mann, und trat vor: „Ich ging eben Bondſtreet hinauf, da fühlte ich ein Zerren an der Taſche, und als ich mich umwandte, lief dieſer Kunde davon.“

„Könnt Ihr auf die Perſon ſchwören?“

Dutzende waren zu ſchwören bereit, daß ich die Perſon ſey, die man habe davonlaufen ſehen.

„Nun, Sir, habt Ihr etwas zu Euerer Vertheidigung zu ſagen,“ wandte ſich der Richter an mich.

„Ja, Sir,“ erwiederte ich: „allerdings rannte ich die Straße hinab: auch kann es ſeyn — ich weiß nichts davon, und kümmere mich nichts darum — daß man dieſem Menſchen die Taſche beſtohlen hat, aber ich habe es nicht gethan. Ich bin ein Gentleman.“

„Dieſen Rang gibt ſich Euere ganze Sippſchaft,“ verſetzte der Richter, „wollt Ihr mir etwa ſagen, weßhalb Ihr die Straße hinunterranntet?“

„Ich lief einem Wagen nach, Sir, um mit der Perſon zu ſprechen, die darin ſaß.“

„So, wer war denn dieſe Perſon?“

„Das weiß ich nicht, Sir.“

„Wofür hattet Ihr einem Menſchen nachzulaufen, den Ihr nicht kanntet?“

„Es geſchah wegen ſeiner Naſe.“

„Wegen ſeiner Naſe?“ rief der Richter zornig. „Wollt Ihr Euern Scherz mit mir treiben, Burſche? Jetzt folgt Euerer eigenen Naſe, und zwar in's Gefängniß! Schreibt ihm einen Verhaftsbefehl!“

„Wie es Ihnen beliebt, Sir,“ erwiederte ich: „aber ich habe Ihnen bei alledem die Wahrheit geſagt. Wenn ſie mir ein paar Zeilen geſtatten wollen, ſo will ich meine Achtbarkeit bald bewieſen haben. Ich fordere das als Gerechtigkeit.“

„Es ſey,“ entſchied der Richter: „laßt ihn innerhalb der Schranken niederſitzen, bis Antwort kommt.“

Es dauerte keine ganze Stunde, ſo beantwortete der Major

Carbonnell mein Billet durch ſeine perſönliche Erſcheinung. Ihn begleitete Tim, der, während Carbonnell auf den Richter zuging, die Polizeidiener mit zornigem Tone fragte was ſie ſeinem Herrn gethan hätten. Dieß überraſchte ſie, noch mehr aber waren ſie und der Richter beſtürzt, als der Major erklärte, ich ſey ſein genauer Freund, Mr. Newland, ein Mann der zehntauſend Pfund jährlich beſitze und in der faſhionablen Geſellſchaft ſo wohlbekannt ſey, als irgend ein junger Mann von Vermögen in der Stadt. Der Richter ſetzte dem Major den Vorfall auseinander und fragte ihn, ob ich nicht ein wenig aus den Fugen ſey; der Major aber, der nun den Grund meines ſonderbaren Betragens merkte, ſagte ihm, ich habe eine Beleidigung von Jemand erfahren und gebe mir alle Mühe, mich der Perſon zu bemächtigen, die mir ausweiche und eben in jenem Wagen geweſen ſeyn müſſe.

„Nach Ihrer Erklärung, Major Carbonnell,“ verſetzte der Richter, „werde ich mich als Magiſtratsperſon genöthigt ſehen, Ihren Freund Mr. Newland, den Friedenseid aufzuerlegen.“

Ich ließ mir das gefallen, der Major und Timothy mußten unterſchreiben, und ich wurde freigelaſſen. Der Major beſtellte eine Miethkutſche, in der er mir unterwegs die Tollheit meines Betragens vorrückte und das Verſprechen, in Zukunft vernünftig zu handeln, abnahm. So endigte dieſes Abenteuer; ich nahm mich eine kurze Zeit in Acht, ſah auch nicht mehr ſo begierig in die Karroſſen hinein, aber doch verfolgte mich der alte Gedanke unausgeſetzt und machte mich oft ſehr ſchwermüthig.

Etwa einen Monat ſchlenderte ich mit dem Major herum, der mich nachgerade in dem bewußten Punkte für verrückt hielt, weßhalb er mich ſelten allein ausgehen ließ, — da erblickte ich den dunkelbraunen Wagen und wiederum jenen Herrn darin.

„Da iſt er, Major!“ rief ich.

„Wer?“ fragte er.

„Der Mann, der meinem Vater ſo ähnlich ſieht.“

„Was? in dieſem Wagen? das iſt der Biſchof von C......, Freundchen. Was haben Sie für eine wunderliche Idee in Ihrem Kopfe, Newland? das gränzt ja nahezu an Wahnſinn. Starren Sie nicht ſo dorthin! kommen Sie."

Immer noch ſah ich mit ganz rückwärts gekehrtem Kopfe dem vorbeigefahrenen Wagen nach, bis er mir völlig aus den Augen verſchwand, aber ich wußte nun wenigſtens, wer die räthſelhafte Erſcheinung war, und beruhigte mein Gemüth, indem ich mir vornahm, ſeine Adreſſe ausfindig zu machen, um ihn beſuchen zu können. Timothy wurde alsbald von der Neuigkeit in Kenntniß geſetzt; ſodann ſah ich im rothen Buche nach des Biſchofs Stadtadreſſe. Den andern Tag nach dem Frühſtück machte ich meine Toilette mit der äußerſten Sorgfalt, entſchuldigte mich bei dem Major, und begab mich nach Portland-Place.

## Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Mißverſtändniß über Mißverſtändniß. Abgeſchlagener Sturm auf einen Biſchof. Des Majors Doppelwette.

Mit zitternder Hand klopfte ich an der Thüre, ſandte meine Karte hinein und ließ um die Ehre einer Audienz bei Seiner Herrlichkeit bitten. Nach kurzem Harren im Vorzimmer wurde ich eingeführt. „Mein Lord," begann ich mit ſtammelnder Zunge, „wollen Sie mir vergönnen, einige Minuten mit Ihnen allein mich beſprechen zu dürfen?"

„Dieſer Herr iſt mein Secretair, Sir, und mein Vertrauter. aber freilich, wenn Sie es ſo wünſchen, ſo habe ich kein Recht, zu verlangen, daß er auch der Ihrige ſeyn ſolle. Mr. Temple, wollen Sie mir den Gefallen thun, einen Augenblick hinaufzugehen?“

Der Secretär verließ das Zimmer, der Biſchof deutete auf einen Stuhl, und ich ſetzte mich. Nun ſah ich ihn ſcharf an: ſeine Naſe glich der meinigen vollkommen, auch in den andern Zügen bildete ich mir Aehnlichkeiten zu finden ein, und war ſehr vergnügt, endlich den Gegenſtand meiner Forſchungen entdeckt zu haben. „Ich glaube, mein Lord,“ hob ich an, „Sie werden mir zugeſtehen, daß wir oft im Feuer und Ungeſtüm der Jugend uns in übereilte und unüberlegte Verbindungen ſtürzen.“

Ich hielt immer die Augen feſt auf ihn gerichtet. „Ja wohl, mein junger Sir, und wenn wir das thun, ſo kommt Scham und Reue hintendrein,“ erwiederte der Biſchof etwas verwundert.

„Allerdings, mein Lord,“ entgegnete ich: „aber zugleich müſſen wir auch fühlen, daß wir verpflichtet ſind, uns die Folgen, ſo unangenehm dieſelben ſeyn mögen, gefallen zu laſſen.“

„Wenn wir Unrecht thun, Mr. Newland,“ ſagte der Biſchof, erſt auf meine Karte, dann auf mich blickend, „ſo erfahren wir, daß uns nicht nur die Strafen jener Welt bevorſtehen, ſondern daß wir auch ſchon in dieſer dafür zu leiden haben. Ich hoffe, Sie hatten keine ſolche Erfahrung zu machen?“

„Leider werden die Sünden der Väter in den Kindern heimgeſucht, und in dieſer Hinſicht kann ich allerdings Ja ſagen.“

„Mein werther Sir,“ verſetzte der Biſchof, „ich hoffe, Sie entſchuldigen mich, wenn ich Ihnen bemerke, daß meine Zeit ein wenig koſtbar iſt; wenn Sie mir irgend etwas Wichtiges zu ſagen, über irgend etwas meinen Rath zu begehren haben — denn einer Unterſtützung ſcheinen Sie nicht zu bedürfen — ſo erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, auf dem nächſten Wege zur Sache zu kommen.

„Ich will ſo kurz ſeyn, mein Lord, als die Sache mir verſtattet. Erlauben Sie mir denn einige Fragen, auf welche ich, im Vertrauen auf Ihre Ehre und die Würde Ihres Berufes, eine offenherzige Antwort zu erhalten hoffe. Haben Sie nicht in früher Jugend eine ehliche Verbindung geſchloſſen? und waren Sie damals nicht in höchſt bedrängten Umſtänden?“

Der Biſchof ſtarrte mich an. „Wahrhaftig, Mr. Newland, das iſt eine ſonderbare Frage, eine Frage, von der ich nicht abſehe, wozu ſie führen ſoll. Aber ich will ſie dennoch beantworten: ja, ich habe in früher Jugend geheirathet, zu einer Zeit, wo ich nicht im Ueberfluſſe lebte.“

„Sie hatten ein Kind aus dieſer Verbindung? Ihr älteſtes war ein Knabe?“

„Auch das iſt wahr, Mr. Newland,“ verſetzte der Biſchof wehmüthig.

„Wie lange iſt es her, daß Sie ihn zum letzten Mal geſehen haben?“

„O viele Jahre!“ erwiederte der Biſchof, das Tuch auf die Augen drückend.

„Und nun antworten Sie mir, Sir: haben Sie ihn nicht verſtoßen?“

„Nein, nein!“ rief der Biſchof: „es iſt ſeltſam, daß Sie in dieſer Sache ſo unterrichtet ſcheinen, Mr. Newland, denn Sie konnten damals kaum geboren ſeyn. Ich war zu jener Zeit arm, ſehr arm, und doch, obgleich ich kaum das Geld aufbringen konnte, gab ich ihm fünfzig Pfund mit.“

„Aber,“ entgegnete ich in großer Bewegung, „warum haben Sie ihn nicht zurückgefordert?“

„Das hätte ich gerne gethan, Mr. Newland, aber wie war es möglich! er konnte nicht zurückgefordert werden! — ach, ich habe ihn auf immer verloren!“

„Ich denke doch, in Ihrem gegenwärtigen Ueberfluſſe würden Sie ihn wieder zu ſehen wünſchen?“

„Er iſt geſtorben, und ich hoffe, er ſey im Himmel,“ erwiederte der Biſchof, ſein Geſicht bedeckend.

„Nein, er iſt nicht geſtorben," rief ich, indem ich mich auf die Kniee vor ihm niederwarf; „er lebt, er liegt hier zu Ihren Füßen und bittet um Ihren Segen."

Der Biſchof ſprang auf. „Was ſoll das bedeuten, Sir?" rief er voll Beſtürzung: „Sie mein Sohn?"

„Ja, ehrwürdiger Vater, Ihr Sohn, den Sie mit fünfzig Pfund —"

„ — auf dem Verdeck der Portsmouth-Kutſche —!"

„ — nein, im Korbe gelaſſen haben!"

„Mein Sohn, Sir! Unmöglich, er ſtarb im Hoſpital."

„Nein, er iſt geſund und wohl, wie Sie ſehen, aus jenem Hoſpital hervorgegangen."

„Entweder, Sir, waltet hier ein ſonderbares Mißverſtändniß ob, oder Sie erlauben ſich einen Scherz mit mir zu treiben," erwiederte der Biſchof: „ſtand ich ja doch an ſeinem Sterbebette und folgte ihm zu ſeinem Grabe."

„Sind Sie deſſen gewiß, mein Lord?" rief ich und fuhr in der tiefſten Beſtürzung auf.

„Ich wünſchte, ich wäre es nicht, denn ich bin jetzt kinderlos; — aber wer ſind Sie, Sir, der Sie ſo viel von meinem frühern Leben wiſſen, und mich auf eine ſolche Weiſe betrügen wollten?"

„Sie betrügen, mein Lord?" rief ich, meines ganzen Irrthums gewahr werdend. „Ach, das kam mir nicht in den Sinn. Wer ich ſey? ein junger Mann, der ſeinen Vater ſucht. Ihr Geſicht und beſonders Ihre Naſe erinnerte mich ſo ſehr an mich ſelbſt, daß ich ſchon meinen Zweck erreicht zu haben glaubte. Bedauern Sie mich, mein Lord, bedauern Sie mich," rief ich, mein Geſicht mit den Händen bedeckend.

Der Biſchof, der nun einſah, daß in einem ſo leidenſchaftlichen Benehmen keine betrügeriſche Abſicht liegen konnte, ließ mir einige Zeit, mich zu erholen, und ging ſodann auf Erklärungen ein.

Als er noch Unterpfarrer war, hatte er einen einzigen ſehr zügelloſen Sohn, der troß ſeiner Vorſtellungen durchaus zur See gehen wollte. Er ſah ihn auf der Plymouth-Kutſche abreiſen, nachdem er ihm die erwähnte Summe mitgegeben. Der junge Menſch erhielt ſpäter im Treffen eine tödtliche Wunde, wurde in das Hoſpital von Plymouth gebracht, und ſtarb daſelbſt.

Sodann ſetzte ich ihm ebenfalls in kurzen Worten meine Angelegenheit auseinander, worauf ich mit getäuſchter Hoffnung und krankem Herzen von hinnen ging. Der Biſchof drückte mir die Hand und wünſchte mir bei meinem nächſten Verſuche beſſern Erfolg.

Ich kam in Verzweiflung nach Hauſe. Timothy tröſtete mich nach Kräften; er rieth mir, ſo viel als möglich in Geſellſchaft zu gehen, da ich ja dort die beſte Ausſicht hätte, meinen Zweck zu erreichen; daran glaubte er nun freilich nicht, aber er hoffte, daß Zerſtreuung meine Lebensgeiſter wieder herſtellen würde. „Ich will die kleine Flita auf einige Tage beſuchen gehen," erwiederte ich: „ihr Anblick wird mir wohler thun, als alles andere ſonſt." — Somit reiste ich am nächſten Tage nach ***, wo ich die holde Kleine im beſten Wachsthum und Fortſchritt fand. Ich blieb eine Woche bei ihr, machte Ausflüge mit ihr auf's Land, unterhielt ſie und erheiterte mich ſelbſt in ihrem Umgange; dann kehrte ich nach London zum Major zurück.

Mit Erſtaunen fand ich ihn in tiefer Trauer. „Mein lieber Carbonnell," rief ich ihm entgegen: „doch hoffentlich kein ernſthafter Verluſt?"

„Nein, lieber Newland, ich wär' ein Heuchler, wenn ich das behauptete, denn in Wahrheit, einen luſtigern Leidtragenden hat es niemals gegeben. Mr. M...., der, wie Sie wiſſen, zwiſchen mir und der Pairſchaft ſtand, iſt in der Rhone ertrunken; da muß ich denn ein klein wenig mitkrächzen. Seine Frau hat nur eine Tochter, iſt aber ſchwanger. Wenn ſie nun einen Knaben bekommt, ſo hab' ich ausgeſpielt; iſt's aber ein Mädchen, ſo komme ich in den Beſitz der Baronie mit fünfzehn tauſend Pfund jährlich. Uebrigens hab' ich recht artig „*geheckt*'.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Man behauptet, wenn eine Frau mit Mädchen anfange, ſo gebäre ſie in der Regel ſo fort, und die Wetten ſtehen zwei gegen eins, daß Miſtreß M.... ein Mädchen bekommen werde. Nun hab' ich in den Klubbs bis zum Betrage von fünfzehntauſend Pfund gewettet. Iſt's alſo ein Mädchen, ſo muß ich das, ſowie ich in den Beſitz komme, von meinen jährlichen fünfzehntauſend Pfund bezahlen; iſt's aber ein Knabe und ich bin abgefahren, ſo ſtreiche ich dreißigtauſend Pfund als Schmerzengeld ein. Es ſind doch gute Leute.“

„Ja, aber ſie wiſſen, daß Sie niemals bezahlen.“

„Ei freilich, weil ich kein Geld habe; aber ſie wiſſen wohl, daß ich bezahlen werde, wenn ich die Herrſchaft antrete. Das will ich auch, ſo ehrenhaft, als man's nur erwarten kann, und noch ein paar tauſend Pfund dazu, die in meinem Buche ſtehen.“

„Ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen Glück, Major. Wie alt iſt der gegenwärtige Lord B.....?“

„Ich habe ſo eben im Pairsbuche nachgeſehen: er iſt zwei und ſechzig, aber ſo rüſtig und friſch, daß er noch eine gute Weile leben kann. Im Vorbeigehen geſagt, Newland, es iſt mir geſtern Abend im Klubb etwas verdammt Ungeſchicktes widerfahren. Ich ſpielte ziemlich hoch und verlor ſehr viel Geld.“

„Ein unglücklicher Zufall.“

„Nein, das war nicht die Ungeſchicklichkeit; aber ich habe alle meine Verluſte baar bezahlt, Newland, und unſere Kaſſe iſt dadurch entſetzlich leicht geworden. Ich habe ſiebenhundert und fünfzig Pfund verloren. Ich geſtehe, daß ich Ihr Geld nicht hätte weggeben ſollen, aber es geſchah wegen dieſer Doppel-Wette: ich hätte mein Buch nicht gehörig in Ordnung bringen können, wenn ich dießmal die Verluſte nicht bezahlt haben würde. Es handelt ſich übrigens ja nur um einen Verzug von etlichen Wochen, bis Mrs. M.... mein Schickſal entſcheiden wird; bis dahin muß ich, auf eine oder die andere Weiſe, Geld genug bekommen. Wenn Ihnen die Ihrigen nicht mehr geben wollen, bis Sie volljährig ſind, nun dann müſſen wir eben ſo eine Art von gutem Freund holen laſſen, das iſt Alles, und Sie borgen für uns Beide."

„Borgen!" rief ich, nicht ſehr erfreut über den Gedanken: „mir wird man kein Geld leihen."

„Kein Geld?" verſetzte der Major, „ſorgen Sie nicht! Ihre Unterſchrift und meine Vermittlung werden durchaus hinreichend ſeyn."

„Wir thäten beſſer, es ohne das zu verſuchen, Major; es will mir nicht recht behagen."

„Gut, wenn wir können, ſo ſoll es geſchehen. Aber ich habe keine fünfzig Pfund in meinem Pulte; wie viel haben Sie?"

„Etwa zwanzig," erwiederte ich, halb verzweifelnd über dieſe Entdeckung: doch ich glaube, es ſteht noch eine kleine Summe bei dem Bankier; ich will einmal gehen, und nachſehen." — Ich nahm den Hut und ging, um über unſern Baarvorrath in's Reine zu kommen.

## Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Ich gerathe bis über die Ohren in's Feuer wegen einer Dame Ohrgehängen, werde von Neuem, unter erſchwerenden Umſtänden, verdächtig, und entgehe kaum der Gefangenſchaft

Ich muß ſagen, daß dieſe Lage der Dinge mir ſehr zu ſchaffen machte. Ich mußte natürlich vermuthen, daß die Geldverleiher ſich zu nichts entſchließen würden, ohne etwas Näheres von meinen

Gütern zu wiſſen und das Teſtament in Doktors-Commons unterſucht zu haben, ein Umſtand, der dem Major Alles verrathen und mich als einen Betrüger in ſeinen Augen erſcheinen laſſen mußte. Ich ging Pall-Mall in ſehr unglücklicher Stimmung hinab, und war ſo tiefſinnig, daß ich gegen eine Dame rannte, welche an einem faſhionabeln Laden gerade aus ihrem Wagen ſtieg. Sie wandte ſich um — ich erblickte eine ſehr hübſche Frau, der ich meine beſten Entſchuldigungen machte — da feſſelte mich auf einmal der Anblick ihrer Ohrgehänge, welche mit Korallen und Goldperlen abwechſelnd ganz auf die gleiche Weiſe, wie Flita's Kette, gearbeitet waren. Dieſe hatte ich während meines letzten Beſuches häufig in der Hand gehabt, und mir namentlich die Arbeit wohl gemerkt. Um noch ſicherer zu gehen, folgte ich ihr in den Laden, ſtellte mich hinter ſie, während ſie ſich eine Auswahl von Spitzen beſah, und betrachtete die Ohrgehänge mit der größten Aufmerkſamkeit. Es konnte kein Zweifel ſtattfinden. Ich wartete, bis die Dame wegzugehen im Begriffe war; dann wandte ich mich an den Ladendiener, den ich nach ihrem Namen fragte. Er wußte ihn nicht, ſie war fremd hier; aber vielleicht wußte ihn Mr. H....., ſein Herr; er ging zu dieſem in's Hinterzimmer, Mr. H..... war jedoch im Augenblick beſchäftigt, und der Diener verweilte ſich ſo lange, daß ich den Wagen inzwiſchen abfahren hörte. Voll ängſtlicher Beſorgniß, die Dame aus dem Geſichte zu verlieren, machte ich mich auf die Ferſen und lief hinaus. Meine plötzliche Flucht von dem mit Spitzen bedeckten Ladentiſche ſetzte mich in den Verdacht, etwas geſtohlen zu haben. „Haltet den Dieb!" ſchrieen die Leute ſo laut ſie konnten, ſprangen über den Tiſch, und liefen mir nach, während ich den raſch fortrollenden Wagen verfolgte.

Ein Mann ſah mich rennen, ſah andere ohne Hüte folgen, hörte das Geſchrei: „Haltet den Dieb!" — flugs ſtellte er mir ein Bein, und ich ſtürzte auf's Pflaſter, ſo daß mir das Blut in Strömen aus der Naſe ſchoß. Ich wurde unſanft ergriffen, und wiederum der Polizei übergeben, die mich vor den nämlichen Richter in Marlboroughſtreet führte.

„Wer iſt dieß?" fragte der Richter.

„Ein Ladendieb, Ew. Ehren."

„Das bin ich nicht, Sir," entgegnete ich: „Sie kennen mich hinlänglich, ich bin Mr. Newland."

„Mr. Newland!" verſetzte der Richter argwöhniſch: „das iſt doch ſeltſam, zum zweiten Male unter einer ſolchen Anklage vor mir zu erſcheinen."

„Und eben ſo unſchuldig, Sir, wie das erſte Mal."

„Sie müſſen mir's nicht übel nehmen, Sir, aber dießmal kann ich meinen Verdacht nicht unterdrücken. Wo ſind die Beweiſe?"

Die Leute aus dem Laden traten vor, und erzählten den Vorgang. „Man durchſuche ihn," fuhr der Richter fort.

Ich wurde durchſucht, aber nichts bei mir gefunden. „Sind Sie jetzt zufrieden, Sir?" fragte ich.

„Keineswegs. — Die Leute ſollen heimgehen, und nach ihren Spitzen ſehen, ob ſie vollſtändig ſind. Indeſſen werde ich den Gefangenen hier behalten; denn es iſt ſehr wohl möglich, einen ſo leichten Artikel, wie Spitzen, im Augenblicke der Gefangennehmung wegzuwerfen."

Die Leute gingen, und ich ſchrieb an Major Carbonnell, um ſeinen Beiſtand zu erbitten. Er kam zu gleicher Zeit mit dem Ladendiener, und ich erzählte ihm, was vorgefallen war. Der Ladendiener gab an, der Vorrath ſey nicht ganz in Ordnung; ſo viel man ſchließen könne, fehlen zwei Stücke.

„Wenn das der Fall iſt," ſagte ich, „ſo habe ich ſie wenigſtens nicht genommen."

„Auf Ehre, Mr. B.....," wandte ſich der Major an den Richter: „es iſt ſehr hart für einen Gentleman, auf dieſe Weiſe behandelt zu werden. Das iſt nun das zweite Mal, daß ich geholt werde, um Mr. Newland's Achtbarkeit zu bezeugen."

„So iſt es, Sir,“ verſetzte der Richter, „aber erlauben Sie mir, an Mr. Newland, wie er ſich nennt, die Frage zu ſtellen, was ihn bewogen habe, einer Dame in den Laden zu folgen.“

„Ihre Ohrgehänge,“ erwiederte ich.

„Ihre Ohrgehänge! Wie, Sir! als man Sie das letzte Mal vor mich brachte, ſagten Sie, es ſey Ihnen um eines Gentleman's Naſe zu thun geweſen; dießmal, ſcheint es, wurden Sie von einer Dame Ohren angezogen; und endlich wünſchte ich von Ihnen zu wiſſen, was Sie aus dem Laden fortzurennen bewog?“

„Ich mußte die Dame nothwendig wegen ihrer Ohrgehänge befragen.“

„Mit dieſen armſeligen Entſchuldigungen kann ich nicht zurechtkommen. Es ſcheinen nun einmal zwei Stücke Spitzen zu fehlen. Ich muß Sie zu wiederholter Unterſuchung vorfordern, und auch Sie, Major Carbonnell; denn wenn er ein Schwindler iſt, ſo müſſen Sie ſein Mitſchuldiger ſeyn.“

„Sir,“ verſetzte der Major höhniſch, „Sie ſind ein kapitaler Richter, um über einen Gentleman zu urtheilen, wenn Sie zufällig in ſeine Geſellſchaft gerathen. Mit Ihrer Erlaubniß will ich mich noch an einen andern Helfershelfer wenden.“

Der Major ſchrieb ein Billet an Lord Windermear, und ſandte es durch Timothy ab, der, als er hörte, daß ich im Gedränge ſey, ihn herbegleitet hatte. Inzwiſchen ſetzten wir uns nieder, wobei ſich der Major das herausforderndſte Anſehen gab, ſehr zum Verdruſſe des Richters, der ihm zuletzt mit augenblicklicher Einſteckung drohte. „Das werden Sie bereuen,“ verſetzte der Major, als er Lord Windermear kommen ſah.

„Sie ſollen es bereuen, Sir, bei Gott!“ rief der Richter, außer ſich vor Zorn.

„Legen Sie fünf Shillinge in die Strafbüchſe, Mr. B.....,“ ſagte der Major; „Sie büßen andere Leute auch wegen Schwörens. Sehen Sie, da kommt noch ein Helfershelfer, Lord Windermear.“

„Carbonnell!“ rief Seine Herrlichkeit, „was ſoll denn das bedeuten?“

„O nichts weiter, mein Lord, als daß unſer Freund Newland als Ladendieb verhaftet iſt, weil es ihm beliebte, hinter dem Wagen eines hübſchen Frauenzimmers herzurennen; ich ſelbſt bin von Sr. Ehren als Mitſchuldiger angeklagt. Ich könnte ihm den Argwohn gegen Mr. Newland in Betracht ſeines Zuſtandes vergeben, aber mich für einen aus der Hefe zu halten, das beweist großen Mangel an Urtheilskraft. Vielleicht ſteckt er auch Sie ein, ohne zu wiſſen, daß Ihrer Herrlichkeit Perſon über Capturbefehlen ſteht.“

„Ich kann Sie verſichern, Sir,“ ſagte Lord Windermear hoch herunter, „dieß iſt mein Verwandter, Major Carbonnell, und dieß mein Freund, Mr. Newland. Ich leiſte Bürgſchaft für Beide, ſo hoch als es Ihnen beliebt.“

Der Richter war beſtürzt und verdrießlich, denn er hatte bei alle dem nur ſeine Pflicht gethan. Ehe er Etwas erwiedern konnte, kam ein Diener aus dem Laden, um zu melden, daß die Spitzen in Ordnung befunden worden ſeyen. Lord Windermear nahm mich hierauf bei Seite, wo ich ihm den ganzen Hergang erzählte; er erinnerte ſich aus meiner Lebensgeſchichte an Flita's Kette, und gab mir Recht, daß ich Alles verſuchte, um herauszubringen, wer die Dame ſey. Der Richter entſchuldigte ſich wegen der Verhaftung, ſetzte aber dem Lord auseinander, daß ich ſchon einmal wegen einer ähnlichen Anklage vor ihm erſchienen ſey, und entließ uns mit einer tiefen Verbeugung.

„Mein lieber Mr. Newland,“ ſagte Seine Herrlichkeit, „ich hoffe, dieß werde Ihnen eine Warnung ſeyn, nicht mehr hinter anderer Leute Naſen und Ohrgehängen herzurennen. Uebrigens will ich mich ſelbſt nach dieſen Ohrgehängen umſehen, verlaſſen Sie ſich darauf. Major, ich wünſche Ihnen einen guten Morgen.“

Der Lord gab uns Beiden die Hand, ſagte mir, es würde ihn freuen, mich häufiger bei ſich zu ſehen, als in der letzten Zeit, ſtieg in ſeinen Wagen und fuhr fort.

„Was zum Teufel meinte denn der Lord mit den Ohrgehängen, Newland?“ fragte der Major.

„Ich ſagte ihm,“ gab ich zur Antwort, „ich hätte gern die Ohrgehänge der Dame, als eine große Merkwürdigkeit, unterſucht.“

„Es ſcheint, Sie ſind im Stande, die ganze Welt zu betrügen, nur *mich* nicht, Freundchen. Ich weiß wohl, daß es Ihnen um die Dame ſelbſt zu thun war.“

Ich ließ den Major ſtillſchweigend in ſeinem Irrthum.

## Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Ich borge Geld auf meine Güter, und zwar unter ſehr vortheilhaften Bedingungen.

Als ich am nächſten Morgen zum Frühſtück herunter kam, ſagte der Major: „Mein lieber Newland, ich habe mir die Freiheit genommen, einen ſehr alten Freund auf dieſen Vormittag zu uns einzuladen; es ſoll Ihnen unverholen ſeyn, daß es Emanuel, der Geldverleiher, iſt. Geld müſſen Sie nun einmal haben, bis meine Angelegenheiten auf die eine oder die andere Art entſchieden ſind, und in dieſem Falle will ich die Summe treulichſt heimzahlen, ſo wie ich den Betrag meiner Wetten, oder, was ganz einerlei iſt, Gewißheit über die Nachfolge in der Baronie erhalte.“

Ich biß mich in die Lippen, denn es war mir ſehr bitter zu Muthe; aber was ſollte ich thun? Entweder mußte ich dem Major meine wahre Lage bekennen, oder Bedenklichkeiten erheben, die ihm an dem vermeintlichen Erben eines großen Vermögens ſehr abgeſchmackt vorgekommen ſeyn würden; deßhalb hielt ich's für beſſer, der Sache ihren Lauf zu laſſen. „Wohlan,“ verſetzte ich, „wenn es ſeyn ſoll, ſo ſoll es denn ſeyn, aber auf meine eigenen Bedingungen."

„Ei freilich," ſagte der Major, „es iſt gar kein Zweifel, daß er die ohne Weiteres eingehen wird."

Ich dachte einen Augenblick nach, ging dann hinauf und klingelte meinem Timothy. „Höre mich, Tim, ich gebe Dir hier das feierliche Verſprechen, auf meine Ehre als Gentleman, daß ich niemals Geld auf Intereſſen borgen werde, und dieſes Wort will ich halten, bis Du mich deſſen entheben wirſt."

„Sehr wohl, Sir," entgegnete Timothy; „ich glaube Ihren Grund zu errathen und hoffe, daß Sie Ihr Wort halten werden. Iſt das alles?"

„Ja; bringe nun das Frühſtück."

Als wir dieſes beendigt hatten, meldete Timothy Mr. Emanuel an, der ihm auf dem Fuße in's Zimmer folgte.

„He, altes Cent pro Cent, wie geht's?" rief ihm der Major entgegen. „Hier ſtell' ich Dir meinen ganz beſondern Freund, Mr. Newland, vor."

„Au, mein Herr Major," erwiederte der Enkel Abrahams, ein kleines verſchrumpftes Figürchen, doppelt von Krankheit gebeugt, mit der einen Hand auf dem Rücken, als wollte er Kopf und Schultern, die er weit vorſtreckte, im Gleichgewichte halten; — „haben Sie doch beliebt, mich zu heißen Centpercent; ei, ſo wollt' ich doch, ich könnte das Geld machen zahlen das. Herr Newland, kann ich ſeyn ein klein wenig zu Ihren Dienſten?"

„Setz' Dich, Emanuel, ſetz' Dich. Ich bürge Dir für Mr. Newland's Reſpectabilität, und je ſchneller wir das Geſchäft abthun, deſto beſſer."

„O, mein Herr Major, das iſt gewiß und wahr, Se haben mir gerekommendirt manchen guten — nein, nicht lauter gute, aber doch viel gute Kunden, und ich bin geweſen allzeit ſehr obligirt. Was kann ich thun für Ihren ſchönen jungen Freund? De junge

Gentlemans brauchen allzeit Geld, und de Jugend iſt de Zeit für'e Vergnügen und für de Luſtbarkeit.“

„Er braucht tauſend Pfund, Emanuel.“

„Das iſt ein großes Geld, tauſend Pfund! Thut er nicht brauchen mehr?“

„Nein,“ verſetzte ich, „das iſt genug.“

„Nun, wohlan, ich habe das Geld in meiner Taſche. Als ich nur bitten will den jungen Gentleman, zu unterſchreiben ein klein Papierchen, daß ich mein Geld wieder bekommen ſoll zu ſeiner Zeit.“

„Und was ſoll das enthalten?“ fragte ich.

„Es ſoll darin ſtehen, daß Se mir verſprechen zu bezahlen mein Geld und nicht mehr als fünfzehn Percent, wenn Se werden kommen zu dem Ihrigen.“

„Das geht nicht an,“ erwiederte ich; „ich habe mein feierliches Ehrenwort gegeben, kein Geld auf Zinſen zu borgen.“

„Haben Se gegeben Ihr Wort, ſo haben Se doch nicht geſchworen auf das Buch.“

„Nein, aber mein Wort iſt ein eben ſo gutes Pfand. Wenn ich Jenen mein Wort bräche, denen ich es gegeben habe, ſo würd' ich's auch Euch nicht halten. Gerade das muß Euch eine Bürgſchaft ſeyn, daß ich meinem Verſprechen getreu bleiben werde.“

„Iſt geſprochen gut, iſt geſprochen ſehr gut; als wir uns eben müſſen beſinnen zu menagiren auf andere Art. Nehmen wir an — will ich ſehen — wie alt ſind Sie, mein junger Herr?“

„Zwanzig vorbei.“

„Ah, iſt ein ſehr hübſch Alter, das. Nun ja, nun wohl, als Se mir werden zeichnen ein klein Papierchen, daß Se mir wollen bezahlen zweitauſend Pfund, alsbald Se kommen zu Ihrem Sach, wofür ich Ihnen bezahle eintauſend baar. Iſt doch ſehr billig, iſt es nicht, mein Herr Major?“

„Zu hart, Emanuel.“

„Aber das Riſico, das Riſico, mein Herr Major!“

„Ich gehe nicht auf dieſe Bedingungen ein,“ ſagte ich, „nehmt nur Euer Geld wieder mit, Mr. Emanuel.“

„Ei ſo? was wollen Se denn bezahlen?“

„Ich will Euch eine Verſchreibung von fünfzehnhundert Pfund für die tauſend ausſtellen, wenn Euch das recht iſt; wo nicht, ſo will es anderswo verſuchen.“

„Iſt das ein böſer Handel! Wie alt, haben Se geſagt?“

„Zwanzig.“

„Ja ſo! ich glaube, ich muß Ihnen ſeyn gefällig, und meinem ſehr guten Freund, meinem Herrn Major, dazu.“

Mr. Emanuel nahm Brille, Feder und Tintenfaß aus der Taſche, ſetzte eine Obligation auf und reichte ſie mir zum Unterſchreiben. Ich zeichnete, nachdem ich ſie aufmerkſam durchleſen hatte; dann zählte er mir das Geld auf und entfernte ſich.

Es mag ſeltſam ſcheinen, daß ich ſo leicht zu dem Gelde kam; aber man muß ſich erinnern, daß der Major für einen Mann galt, der ſich immer zu jungen Leuten von großem Vermögen hielt; er hatte dem Juden ſchon manchen anſehnlichen Gewinn verſchafft, ſo daß dieſer ein unbegrenztes Vertrauen in ihn ſetzte. Auch ſind die Wucherer allezeit auf der Lauer nach jungen reichen Leuten, über die ſie eine förmliche Namenliſte führen. Emanuel hatte ſchon längſt auf mich gewartet; übrigens war es ſeine Abſicht geweſen, ein wenig genauer nachzuforſchen und nicht ſo bereitwillig mit dem Gelde zu thun; aber meine Weigerung, die zinſentragende Obligation zu unterzeichnen, und meine Verwerfung ſeines zweiten Antrages hatte ihn ſo völlig verblendet, daß er ſeine gewöhnliche Behutſamkeit vergaß.

„Auf mein Wort, Newland,“ ſagte der Major, „Sie haben beſſere Bedingungen erhalten, als ich von dem alten Filz erwarten konnte.“

„Auch *meine* Erwartungen ſind übertroffen, Major, aber jetzt ſagen Sie, wie viel Sie von dieſem Gelde zu haben wünſchen.“

„Mein lieber Junge, das iſt recht ſchön von Ihnen! Dem Himmel ſey Dank, ich werde es bald zurückzahlen können; was mir aber beſonders gefällt, Newland, das iſt Ihr unbedingter Glaube an mich, dem die ganze übrige Welt nicht einen Schilling anvertrauen würde. Ich nehme Ihr Erbieten ſo freimüthig an, als es geſchehen iſt; geben Sie mir fünfhundert Pfund, um in den paar Wochen, die ich in Erwartung zubringen muß, noch ein wenig Aufſehen machen zu können, und dann ſollen Sie finden, daß ich bei allen meinen Fehlern doch nicht undankbar bin."

Ich theilte das Geld mit dem Major, der bald nachher ausging.

„Nun, Japhet," ſagte Tim, voll Neugierde hereintretend, „was haſt Du gethan?"

„Ich habe tauſend Pfund geborgt, mit der Verpflichtung, fünfzehnhundert zu bezahlen, wenn ich in den Beſitz meines Vermögens komme."

„Jetzt biſt Du ſicher; herrlich, und der Jude iſt angeſchmiert."

„Nein, Timothy, ich gedenke ihn zu bezahlen, ſobald ich kann."

„Ich möchte wohl auch wiſſen, wann das der Fall ſeyn wird."

„Ich ebenfalls, Tim, denn es hängt von dem Erfolge meiner genealogiſchen Forſchungen ab." — Ach, ach! dachte ich: wann werde ich einmal entdecken, wer mein Vater iſt?

## Dreißigſtes Kapitel.

Der Major iſt glücklich und unglücklich. Er empfängt manches Pfund in Gold, und Ein Loth Blei.

Ich kleidete mich an, ging aus, begegnete Harcourt und ſpeiſte bei ihm. Als ich nach Mitternacht heim kam, war der

Major noch nicht da; ich fühlte keine Luſt zum Schlafen und erwartete ihn im Beſuchzimmer. Um drei Uhr trat er ein, mit geröthetem Angeſicht und in der allerbeſten Laune.

„Newland,“ ſagte er, ſein Taſchenbuch auf den Tiſch werfend: „öffnen Sie das, und Sie werden die Augen aufthun.“

Zu meinem nicht geringen Erſtaunen lag ein Haufen von Banknoten darin, die, als ich ſie zählte, ſich auf dreitauſend fünfhundert Pfund beliefen.

„Wahrhaftig, Sie haben Glück gehabt.“

„Ja,“ ſagte der Major: „da ich wußte, daß ich in kurzer Zeit auf eine oder die andere Art zu Geld kommen würde, ſo beſchloß ich, mein Glück mit den Fünfhundert zu verſuchen. Ich ging an den grünen Tiſch, ſetzte ſiebenzehnmal, ‚heckte‘ auf's Doppel-Aß,“ und zog richtig — voilà. Sie ſollen mich dort nicht ſobald wieder ſehen; ein ſolches Glück kommt nur einmal im Leben. Aber, Japhet, es iſt noch ein kleiner Disconto dabei: ich werde mir in ein paar Stunden Ihre freundliche Begleitung erbitten müſſen.“

„Wozu? was gibts?“

„Bloß eine Ehrenſache. Ich bin von einem Lumpen beleidigt, und wir ſchlagen uns um ſechs Uhr.“

„Sie, mit einem Lumpen? Carbonnell, Sie werden ſich doch nicht herunter geben.“

„Mein lieber Freund, obgleich der größte Lump auf Gottes Erdboden, ſo iſt er doch Pair des Reichs, und ſein Titel rechtfertigt dieſen Gang. Was wird's auch am Ende ſeyn?“

„Hoffentlich nichts, Carbonnell, aber bei alle dem könnte es doch anders ausfallen.“

„Möglich, und was dann, mein lieber Newland? Wir ſind alle dem Himmel einen Tod ſchuldig, und werd' ich niedergeſtreckt, nun, ja, ſo brauch' ich mich nicht mehr um Titel und Vermögen zu bekümmern.“

„Es iſt doch eine ſchlimme Art, einen Streit beizulegen," verſetzte ich ernſthaft.

„Es gibt keine andere, Newland. Wie könnte man die Geſellſchaft in Schranken halten, wenn wir keine Duelle hätten? Wir würden wie ein Rudel Bären im Bärengarten zuſammen leben. Sie waren wohl noch nie dabei?"

„Nein, und ich hoffte, es würde mir erſpart bleiben."

„Da müſſen Sie mehr Glück oder ein gelinderes Temperament haben als die meiſten Andern, wenn Sie ohne eine ſolche Affaire durch's Leben kommen ſollen; — als Combattant meine ich, nicht als Sekundant. Aber, mein lieber Freund, ich muß Ihnen, hinſichtlich Ihres Benehmens in letzterer Eigenſchaft, einige kleine Weiſungen geben; denn ich bin bei ſolchen Anläſſen ſehr genau, und ſehe es nicht gerne, wenn auch nur ein Jota fehlt. Es geht nicht an, mein lieber Newland, daß Sie mit dieſem trübſeligen Geſicht auf dem Platz erſcheinen. Ich meine nicht, Sie ſollen lachen oder auch nur lächeln, das würde eben ſo wenig zu Ihrer Rolle paſſen, ſondern Sie ſollen ſich ganz ruhig und gleichgültig benehmen. Gegen den andern Sekundanten müſſen Sie die allererſinnlichſte Höflichkeit beobachten, zugleich aber auch nicht Einen ſtreitigen Punkt aufgeben, wobei mein Vortheil im Spiele iſt. Selbſt in Ihrem Gange müſſen Sie langſam ſeyn, und, ſo viel es der Boden erlaubt, ſich ganz wie in einem Viſitenzimmer bewegen. Bleiben Sie keinen Augenblick ſtumm; laſſen Sie ſich lieber in trivialen Reden gehen, als daß Sie zerſtreut erſcheinen. Noch iſt ein ſehr wichtiger Punkt übrig, die Wahl des Platzes, wozu Sie vielleicht meines unmerklichen Beiſtandes bedürfen. Jede decidirte Linie hinter mir würde meinem Gegner großen Vortheil gewähren, wie zum Beiſpiel ein Baumſtamm, ein Pfoſten oder dergleichen; nicht einmal das iſt räthlich, mich vor eine erhöhte, lichte oder dunkle Strecke des Bodens zu ſtellen. Wählen Sie wo möglich ein gebrochenes Licht, denn auf das kann man niemals ſicher zielen. Da Sie aber vermuthlich nicht im Stande ſeyn werden, dieß genügend auszuführen, ſo will ich Ihnen beiſtehen: wenn die Sonne zwiſchen mir und meinem Gegner getheilt worden iſt, will ich gleichgültig umhergehen, und ſo wie ich eine paſſende Stelle bemerke, werde ich eine Priſe Tabak nehmen, und mich meines Taſchentuches bedienen, indem ich mich zugleich nach der Seite hinkehre, wo ich meinen Gegner aufgeſtellt wiſſen will. Das nehmen Sie als Zeichen und beſtehen Sie in der gewinnendſten, verbindlichſten Weiſe, aber mit aller Feſtigkeit darauf, daß wir ſo geſtellt werden; doch das bleibt ganz Ihrer Ueberredungskraft anheimgegeben. Ich glaube alles Nöthige geſagt zu haben, und muß jetzt meine Waffen in den Stand ſetzen."

Mit dieſen Worten ging er auf ſein Zimmer. Ich fühlte mich ganz wie aufgelöst; ich hatte eine traurige Ahnung, die aber vielleicht jeder haben wird, wenn er zum erſten Mal bei einem Kampf auf Leben und Tod ſekundiren ſoll. Der Major fand mich in tiefem Sinnen, wie er mit den Piſtolen und dem ganzen nöthigen Apparat herunter kam, und als er mich das Spannen und Stechen, das dem Sekundanten obliegt, ein paar Mal üben ließ, da kam ein unwillkührlicher Schauer über mich.

„Wie, Newland?" rief er: „was iſt Ihnen? Ich glaubte, Sie hätten feſtere Nerven."

„Das würd' ich auch zeigen, Carbonnell, wenn ich der Kämpfer wäre ſtatt des Sekundanten, aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Ihnen ein Unglück zuſtoßen ſollte. Sie ſind der Einzige, mit dem ich in Freundſchaft verbunden war, und der Gedanke, Sie zu verlieren, iſt ſehr, ſehr ſchmerzlich."

„Newland, Sie machen mich ganz unmännlich, und da können Sie nun ein Wunder ſehen," — ſagte Carbonnell, indem er die Hand auf's Auge drückte — „eine Thräne auf der Wange eines Londner Roué, eines Menſchen, der lange nur für ſich und für dieſe Welt gelebt hat. Sie würde es nimmer glauben, wenn man es ihr erzählte. „Es gab eine Zeit, Newland, wo ich Ihnen glich: die Welt benutzte meine Offenherzigkeit und Unerfahrenheit, meine guten Eigenſchaften waren die Urſache meines Untergangs, und ſo wurde ich allmählich hart und unempfindlich, wie die Welt es iſt. Mein guter Junge, ich glaubte alle Liebesfähigkeit, alles Gefühl in mir vertrocknet, aber nun find' ich das Gegentheil. Sie haben mir gezeigt, daß ich noch ein Herz habe, daß ich Sie lieben kann. Aber das iſt zu romantiſch und paßt nicht für dieſe Stunde. Es iſt jetzt fünf Uhr; laſſen Sie uns zeitig auf dem Platze ſeyn, das gibt uns einen Vortheil."

„Ich mag dieſen Punkt nicht gerne gegen Sie berühren, Carbonnell, aber haben Sie keinen Wunſch für den Fall eines unglücklichen Ausgangs?"

„Nein — doch ja. Geben Sie mir ein Blatt Papier." — Er ſetzte ſich und ſchrieb einige Minuten. — „Nun ſenden Sie mir Timothy und noch Jemanden. — Timothy und Ihr, Freund, ſeht zu, wie ich dieß Papier unterſchreibe und mein Siegel darauf drücke. Ich erkläre dieß für meine Verfügung und Willensmeinung. Setzt Eure Namen als Zeugen bei." — Sie gehorchten ihm: alsdann hieß der Major Timothy eine Miethkutſche beſtellen. „Newland," ſagte er, indem er das verſiegelte Papier nebſt den Banknoten in meine Taſche ſteckte: „bewahren Sie mir das bis zu unſerer Zurückkunft."

„Die Kutſche iſt vor der Thüre, Sir," meldete Timothy und blickte mich an, als wollte er ſagen: Was hat denn dieß alles zu bedeuten?

„Du kannſt mitgehen und zuſehen," ſagte der Major, der dieſen Ausdruck in ſeinem Geſicht bemerkt hatte; „ſtelle dieſes Futteral in die Kutſche." — Tim, welcher des Majors Piſtolenfutteral kannte, wurde noch viel unruhiger und blieb ſtehen, ohne dem Befehl zu gehorchen. — „Laß Dich nicht anfechten, Tim, Dein Herr iſt's nicht, der ſie gebrauchen ſoll," verſetzte der Major, indem er ihn auf die Schulter klopfte.

Timothy, hiedurch beruhigt, ging mit den Piſtolen die Treppe hinab; wir folgten ihm. Tim ſetzte ſich auf den Sitz und wir fuhren nach Chalk-Farm. „Soll die Kutſche warten?" fragte Tim.

„Ja, auf jeden Fall," erwiederte ich leiſe. Wir erreichten den Platz, wo Streitigkeiten dieſer Art gewöhnlich ausgemacht werden, und der Major recognoscirte ihn mit großer Faſſung.

„Nun geben Sie Acht, Japhet," ſagte er: „wenn es Ihnen möglich wäre — aber da ſind ſie ſchon. Ich will Ihnen das verabredete Zeichen machen."

Der Pair, welcher Lord Tincholme hieß, kam mit ſeinem Sekundanten heran, den er mir als Mr. Osborn vorſtellte.

„Mr. Newland," erwiederte der Major, Herrn Osborn's Gruß erwiedernd.

Wir zogen die Hüte ab, verbeugten uns und gingen an unſere Verrichtung. Ich muß dem Sekundanten des Gegners die Gerechtigkeit erzeigen, zu verſichern, daß ſeine Höflichkeit der meinigen nichts nachgab. Auf keiner Seite wurde ein Wort von Erörterung oder Zurücknahme geſprochen: die Beleidigung war zu grob, und der Charakter, ſowohl des Lords als Major Carbonnell's, zu gut bekannt. Herr Osborn ſchlug zwölf Schritte vor, wozu ich meine Einwilligung gab; das Loos entſchied für Major Carbonnell's Piſtolen; — wir hatten nur noch unſere Freunde aufzuſtellen. Der Major zog ſeine Doſe heraus, nahm eine Priſe und ſchneuzte ſich dann, indem er ſich gegen eine Gruppe von Birken wendete.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Mr. Osborn, will ich den Boden abmeſſen," ſagte ich, und ging zu dem Major, in der Abſicht, zwölf Schritte von ihm nach der angegebenen Richtung zu machen.

„Erlauben Sie mir zu bemerken, daß es mir ein wenig mehr nach dieſer Richtung hin billiger für beide Theile ſcheinen würde," entgegnete Herr Osborn.

„Das würde es, ja, mein werther Sir," erwiederte ich, „und ich will mich gerne Ihrem überlegenen Urtheil unterwerfen, aber es iſt Ihnen vielleicht entgangen, daß mein Freund dann zu viel von der Sonne bekommen würde. Ich bin unfähig, mich irgend eines Vortheils bemächtigen zu wollen, aber ich würde ja meine Pflicht nicht erfüllen, wenn ich dem Major, der mir in dieſer unangenehmen Geſchichte ſein Vertrauen gegönnt hat, nicht ſein vollſtes Recht verſchaffen würde. Ich will es Ihnen anheim ſtellen, Sir, als Gentleman und Mann von Ehre zu entſcheiden, ob ich zu viel verlange.“

Ein kleiner freundſchaftlicher Wortwechſel erfolgte; als aber Herr Osborn ſah, daß ich nicht nachgab, ſondern bei jeder neuen Replik mich noch höflicher und ſchmeichelhafter benahm, ſo ließ er die Sache fallen. Ich ſchritt die Entfernung ab, und er wies dem Lord ſeinen Poſten an. Dieſer ſchien, wie ich bemerkte, nicht zufrieden zu ſeyn; er ſtellte ſeinen Sekundanten zur Rede, aber es war ſchon zu ſpät. Die Piſtolen wurden geladen; der Lord wählte ſich die eine; die andere empfing der Major aus meiner Hand, welche ſichtbar zitterte, während die ſeinige ruhig blieb. Ich bat Herrn Osborn, das Schnupftuch fallen zu laſſen, da ich es nicht über mich gewann, ein Signal zu geben, das meinem Freunde tödtlich werden konnte. Sie feuerten. Lord Tineholme ſtürzte augenblicklich; der Major blieb noch einige Sekunden auf den Füßen, und dann ſank auch er zu Boden.

Ich lief hinzu. „Wo ſind Sie verwundet?“

Er legte die Hand auf die Hüfte: „Ich bin ſchwer getroffen, Newland, aber er noch ſchwerer. Eilen Sie, ſehen Sie nach ihm.“

Ich verließ den Major und ging zu Lord Tineholme, der mit dem Kopf auf dem Knie ſeines Sekundanten lag.

„Es iſt vorbei mit ihm, Mr. Newland,“ ſagte dieſer: „die Kugel iſt ihm durch das Hirn gegangen.“

# Einunddreißigſtes Kapitel.

Der Major zahlt die einzige bedeutende Schuld, die er jemals bezahlte, und ich bin ein vermöglicher Mann.

Ich eilte zu dem Major zurück, um ſeine Wunde zu unterſuchen. Unter Timothy's Beiſtand entkleidete ich ihn ſo weit, um bemerken zu können, daß der Schuß in die Hüfte gegangen war; ich ſondirte die Wunde mit dem Finger, und es ſchien mir, die Kugel ſey ſeitwärts in die Eingeweide gedrungen; der Blutverluſt war ſehr unbedeutend, was meine Unruhe noch vergrößerte.

„Können Sie das Fahren ertragen, Major?"

„Ich weiß nicht," antwortete er ſchwach: „aber wir müſſen's verſuchen. Je eher je lieber nach Hauſe, Japhet!"

Mit Timothy's Hülfe brachte ich ihn in die Miethkutſche und wir fuhren ab, nachdem ich mich zuvor mit entblößtem Haupte gegen Herrn Osborn verbeugt hatte, eine Höflichkeitsanſtrengung, die ich ſicherlich ohne den Wink des Majors vernachläſſigt haben würde. Er ertrug die Fahrt ganz gut, wenigſtens klagte er nicht; bei unſerer Heimkunft aber, ſo wie wir ihn aus dem Wagen heben wollten, fiel er in Ohnmacht. Wir brachten ihn ſchleunig auf ſein Bette; dann ſchickte ich Timothy nach einem Wundarzt. Dieſer kam, unterſuchte die Wunde und ſchüttelte den Kopf. Die Kugel war, wie er mir im Nebenzimmer erklärte, in die Eingeweide gedrungen und hatte ſie verletzt; Hoffnung war keine mehr. Ich ſetzte mich nieder und bedeckte mein Geſicht; meine Thränen floßen häufig und rollten mir durch die Finger: es war das erſte Unglück, das ich empfand. Verwaist und einſam in der Welt, fühlte ich, daß ich einen verlieren ſollte, der mir theuer war. Jeder Andere hätte nur den vorübergehenden Kummer über den Tod ſeines Freundes gefühlt, für mich aber war dieſer Verluſt unendlich ſchwer. Zu wem ſollte ich fliehen, um Troſt zu finden? Ich hatte nur Timothy und Flita, einen Diener und ein Kind. Ich fühlte, daß ſie mir nicht genügen konnten, und mein Herz ſtand ſtille.

Inzwiſchen war der Wundarzt zu dem Major zurückgekehrt, um ihm die Wunde zu verbinden. Dieſer hatte ſich von ſeiner Schwäche erholt und bat den Chirurgen um einen aufrichtigen Beſcheid.

„Wir müſſen das Beſte hoffen, Sir,“ war die Antwort.

„Das heißt, es iſt keine Hoffnung,“ ſagte der Major: „ich fühle, daß Sie Recht haben. Wie lange glauben Sie, daß ich noch leben mag?“

„Etwa acht und vierzig Stunden, Sir, wenn es mit der Wunde keine günſtige Wendung nimmt.“ verſetzte der Chirurg: „aber wir müſſen einen glücklicheren Ausgang hoffen.“

„Am Sterbebette ſeyd ihr Aerzte gerade wie die Advokaten,“ lächelte der Major: „man kann keine unumwundene Antwort von euch bekommen. Wo iſt Newland?“

„Hier bin ich, Carbonnell,“ ſagte ich, ſeine Hand nehmend.

„Mein lieber Junge, ich fühle, es iſt aus mit mir, und Sie werden das ſo gut wiſſen, wie ich. Glauben Sie ja nicht, daß es mir ſchwer falle, dieſe ſchuftige Welt zu verlaſſen, nein, gewiß nicht! aber ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich iſt es mir, von Ihnen zu ſcheiden. Der Doktor ſagt, ich werde noch acht und vierzig Stunden leben, aber ich ahne, daß es nicht ſo viele Minuten ſeyn werden. Meine Kräfte verlaſſen mich allmählig. Glauben Sie mir, lieber Newland; ich habe eine innerliche Blutung. Mein Freund, ich werde bald nicht mehr ſprechen können. Ich habe Sie zu meinem Vollſtrecker und einzigen Erben eingeſetzt. Ich wünſchte, es bliebe Ihnen mehr, aber es wird doch reichen, bis Sie volljährig werden. Das hat ſich geſtern Nacht glücklich getroffen; freilich um ſo unglücklicher dieſen Morgen. Begrabt mich als einen Gentleman.“

„Lieber Carbonnell," ſagte ich, „wünſchen Sie nicht noch Jemanden — vielleicht einen Geiſtlichen zu ſehen?"

„Entſchuldigen Sie mich, Newland. Ich verweigere es nicht aus Mißachtung, oder aus Unglauben gegen die chriſtlichen Satzungen, aber ich glaube nicht, daß eine ſo ſpäte Reue irgend etwas helfen kann. Wenn ich mein bisheriges Leben nicht ſchon längſt bereut, wenn ich nicht Augenblicke der Unterredung mit meinem Gewiſſen gehabt, ihm Beſſerung gelobt und dieſes Verſprechen zu halten den ernſtlichen Vorſatz gehegt habe — was, Gott weiß es, der Fall geweſen iſt — wie könnte dann meine jetzige Reue zu etwas führen? Nein, nein, Japhet, was ich geſä't habe, muß ich ernten, und dabei vertraue ich auf die ewige Barmherzigkeit. Gott allein kennt unſere Herzen; ja, ich hoffe vor ſeinen Augen mehr Gnade zu finden, als mir in dieſer Welt von denen wurde, die — doch wir dürfen nicht richten. Gib mir zu trinken, Japhet — es geht ſchnell mit mir. Gott ſegne Dich, mein theurer Junge."

Er ſank auf's Kiſſen zurück, nachdem er ſeine Lippen benetzt hatte, und ſprach nichts mehr. Seine Hand in die meinige ſchließend, gab er allmählig den Geiſt auf; nach einer Viertelſtunde wurden ſeine Augen ſtarr, und es war vorüber. Er hatte richtig vermuthet: eine Arterie war verletzt, ſo daß er ſich zu Tode bluten mußte. Der Wundarzt, den ich noch einmal hatte rufen laſſen, kam einen Augenblick vor ſeinem Sterben. „Es iſt beſſer ſo," ſagte er: „hätte er ſich nicht verblutet, ſo würde er von dem Brande, der nothwendig erfolgen mußte, achtundvierzig Stunden lang die äußerſte Todesqual erlitten haben." — Er ſchloß ihm die Augen und ging. Ich rief Timothy in das Beſuchzimmer, wo ich eine lange Unterredung mit ihm über dieſes unſelige Ereigniß und meine künftigen Ausſichten führte.

Mein Kummer über den Tod des Majors war aufrichtig; ein großer Theil davon mag allerdings der Gewohnheit unſeres langen Zuſammenwohnens und Zuſammenlebens zugeſchrieben werden, aber mehr noch der Ueberzeugung, daß Carbonnell bei allen ſeinen Fehlern verſöhnende Eigenſchaften beſaß, daß die Welt ihn zu dem gemacht hatte, der er war. Außerdem hatte er mich geliebt, und in meiner Lage war jede Art von Zuneigung etwas Unſchätzbares. Ich ließ ihn anſtändig, doch ohne Gepränge, begraben; dann bezahlte ich alle Forderungen, die ich als gegründet anerkannte; freilich wurde manche nicht eingereicht, weil man glaubte, daß jeder Anſpruch erfolglos bleiben werde. Seine Schulden beliefen ſich nicht viel höher, als auf zweihundert Pfund, lauter Poſten, deren Bezahlung die Gläubiger niemals erwartet hatten. Jenes Papier, das er durch Timothy und den andern Zeugen hatte unterſchreiben laſſen, war eine kurze Willenserklärung, worin er mich zu ſeinem einzigen Erben und Vollſtrecker einſetzte. Sein Vermögen beſtand in dem Hauſe in St. Jamesſtreet, dem Inhalt ſeines Taſchenbuchs, das er mir anvertraut, und in ſeiner fahrenden Habe, welche beſonders an Bijouterie beträchtlichen Werth hatte. Das Haus war nach ſeiner Angabe auf viertauſend Pfund geſchätzt; die Banknoten betrugen dreitauſend fünfhundert, und die übrigen Effekten mochten auf vierhundert anzuſchlagen ſeyn. Nach Abzug ſeiner Schulden nnd Leichenkoſten beſaß ich, meine eigene Baarſchaft mit eingerechnet, eine Summe von achttauſend Pfund, ein Vermögen, das ihm kein Menſch zugetraut hätte, denn allgemein glaubte man, er habe weniger als nichts hinterlaſſen, da er geraume Zeit an einem Kapital von gleicher Größe gezehrt hatte.

„Ich kann nicht anders ſagen,“ bemerkte Tinſothy, „als daß dieß ſehr glücklich gegangen iſt. Hätte der Major Dich nicht beredet, Geld zu borgen, ſo würde er keine ſo große Summe gewonnen haben. Wär' er am Leben geblieben, ſo hätt' er ſie wieder verſchwendet; nun muß er gerade im rechten Augenblicke erſchoſſen werden, und Dich zu ſeinem Erben machen.“

„Es iſt etwas Wahres in Deiner Bemerkung, Timothy; aber

Du mußt jetzt zu Emanuel gehen, den ich bezahlen will. Auch will ich die tauſend Pfund zurückgeben, die mir Lord Windermear bei ſeinem Bankier zur Verfügung geſtellt hat, und endlich muß ich noch einen Paragraphen aus dem Teſtamente des armen Carbonnell vollſtrecken. Er hat dem Lord ſeinen Solitär als Andenken hinterlaſſen. Hol' ihn mir, ich will einen Beſuch dort machen und den Diamant überreichen."

## Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Ein Kapitel voll Moral, namentlich am Schluſſe, wo ein Jude eine Summe von mehr als tauſend Pfund ausſchlägt, Beweis, daß das tauſendjährige Reich nahe bevorſteht.

Den Tag nach Carbonnell's Beerdigung begab ich mich in tiefer Trauer nach Portman-Square. Der Lord nahm meinen Beſuch an; er hatte ſeinen Wagen zu dem Leichenbegängniß geſendet, und war ebenfalls in Trauer. Wir führten eine lange Unterredung, in welcher ich Seine Herrlichkeit von dem Inhalt des Teſtaments und dem Betrag des hinterlaſſenen Vermögens in Kenntniß ſetzte.

„Erlauben Sie, Mr. Newland," ſagte der Lord, als ich aufbrechen wollte, „erlauben Sie mir die Frage, was Sie jetzt zu thun geſonnen ſind. Ich geſtehe Ihnen, ich habe große Theilnahme für Sie, und wünſchte, Sie wären häufiger ohne beſondere Einladung zu mir gekommen; aber ich ſehe, Sie wollen nicht. Haben Sie keine Luſt zu irgend einem Unternehmen?"

„O ja, mein Lord, ich will nach meinem Vater forſchen: dieſe unerwarteten Hülfsmittel werden mich hoffentlich, wenn ich ſie zu Rathe halte, in den Stand ſetzen."

„Sie haben in der Geſellſchaft den Ruf, ein großes Vermögen zu beſitzen.“

„Dafür kann ich nicht, mein Lord: Major Carbonnell hat durch ſeinen Irrthum die Welt getäuſcht. In ſoweit muß ich mich freilich für mitſchuldig bekennen, als ich dem Gerüchte nie widerſprochen habe.“

„Vermuthlich in der Abſicht, die Vortheile deſſelben in einer reichen Partie einzuernten?“

„Nicht alſo, mein Lord, ich kann Sie verſichern. Die Leute mögen ſich ſelbſt täuſchen, ich will es nicht thun.“

„Aber ſie auch nicht enttäuſchen, Mr. Newland?“

„Enttäuſchen? nein, das will ich ebenfalls nicht, und wenn ich's auch verſuchen wollte, ſie würden mir nicht glauben. Nimmermehr würden ſie es für möglich halten, daß ich ohne eine ſehr beträchtliche Baarſchaft ſo lange mit Ihrem Vetter gelebt haben ſollte. Daß ich mein Geld durchgebracht habe, das mögen ſie vielleicht glauben, aber nicht, daß ich gar keines hatte.“

„Es liegt viel Weltkenntniß in dieſer Bemerkung,“ verſetzte der Lord; „aber ich unterbrach Sie, fahren Sie fort.“

„Ich wollte nur ſagen — und Sie, mein Lord, können, mit meinen bisherigen Begebenheiten vertraut, am beſten beurtheilen, wie weit ich berechtigt bin, das zu ſagen — daß ich bis jetzt das mittlere Fahrwaſſer zwiſchen Redlichkeit und Unredlichkeit gehalten habe. Wenn die Welt ſich ſelbſt betrügt, ſo können Sie mir erwiedern, daß ich, wollte ich ſtreng rechtlich handeln, ſie enttäuſchen müßte. Das wollte ich auch thun, mein Lord, wenn ich nicht in dieſer ganz eigenthümlichen Lage wäre; eines eigentlichen Betruges aber will ich mich wo möglich niemals ſchuldig machen, das heißt, ich will den allgemeinen Glauben an meinen Reichthum nie dazu benützen, ein junges Mädchen mit großem Vermögen zu heirathen. Ich würde mich gegen ſie für einen Bettler bekennen, und als Bettler um ihre Liebe werben. Ein Weib kann wenig Vertrauen zu dem Manne haben, der ſie vor der Hochzeit betrügt.“

„Ihr Geheimniß ruht ſicher bei mir, Mr. Newland: Sie haben ein Recht, das zu verlangen. Ich freue mich über die Geſinnungen, die Sie ausgeſprochen: ſie ſind vielleicht nicht auf die ſtrengſten Geſetze der Moral gegründet, aber es gibt viele Menſchen, die mehr verſprechen und nicht ſo viel halten. Bei alle dem wünſchte ich, Sie dächten nach, auf welche Weiſe ich Ihnen nützlich werden könnte: Ihr gegenwärtiges Leben hat etwas Zweck- und Nutzloſes, und könnte gar wohl geeignet ſeyn, Anſichten, die nicht ganz ſo ſtreng ſind als ſie ſollten, noch mehr in's Schiefe zu lenken."

„Mein Lord, wenn ich fortfahre, die Welt über meine Verhältniſſe im Irrthume zu laſſen, ſo habe ich dabei nur Eine Abſicht, nämlich, mir den Zutritt in die Geſellſchaft offen zu halten, in welcher ich feſt überzeugt bin, meinen Vater zu finden. Ich habe nur Ein Unternehmen, nur Einen Zweck: fortzufahren in meinen Nachforſchungen! Ich ſage Ihnen für Ihre wohlwollende Güte, die Sie mir ſo freundlich ausgedrückt haben, tauſend Dank, aber ich kann ſie für den Augenblick nicht benützen. Verzeihung, mein Lord, ſind Sie der Dame mit den Ohrgehängen noch nicht begegnet?"

Der Lord lächelte. „Wahrhaftig, lieber Newland, Sie ſind ein ganz wunderlicher Kauz: nicht zufrieden, Eltern für ſich ſelbſt zu ſuchen, wollen Sie deren auch noch für andere Leute finden! Nicht, daß ich Ihr Benehmen in dieſem Fall nicht loben müßte, aber ich fürchte, während Sie Schatten nachrennen, ſind Sie zu gleichgültig gegen das Weſen."

„Ach, mein Lord, Sie haben gut reden. Sie hatten Vater und Mutter, und empfanden nie, was es heißt, die Eltern zu entbehren: aber wenn Sie wüßten, wie mein Herz ſich nach den Meinigen ſehnt, Sie würden nicht über meine Hartnäckigkeit erſtaunen."

„Ich erſtaune über nichts in dieſer Welt, Mr. Newland. Jeder verfolgt das Glück auf ſeinem eigenen Wege. Das Ihrige ſcheint in Einem Gefühl vereinigt zu ſeyn, und Sie handeln nur, wie die

Welt im Allgemeinen thut; erinnern Sie ſich aber, daß die Jagd nach Glückſeligkeit mit Enttäuſchung zu enden pflegt.“

„Ich läugne nicht, daß das nur zu oft der Fall iſt, mein Lord, aber es liegt ein eigenes Vergnügen in dieſer Jagd.“

„Immerhin, und möge es Ihnen gelingen. Ich kann nur ſo viel ſagen, Mr. Newland: laſſen Sie ſich von keinem falſchen Stolz abhalten, ſich an mich zu wenden, wenn Sie Hülfe bedürfen. Vergeſſen Sie nicht, daß es weit beſſer iſt, unter einer Verpflichtung zu ſtehen, wofern Sie es denn für eine ſolche anſehen wollen, als etwas Unrechtes zu thun, daß nur der ganz falſche Stolz eine Gunſt anzunehmen erröthet, und ohne Erröthen etwas wirklich Schimpfliches begeht. Verſprechen Sie mir, Mr. Newland, bei jedem Bedürfniß, bei jeder Kataſtrophe ſich an mich wenden zu wollen.“

„Ich geſtehe Ihrer Herrlichkeit aufrichtig, daß ich lieber jedem Andern als Ihnen verpflichtet ſeyn möchte, und ich hoffe, Sie werden meine Geſinnungen nicht verkennen. Ich habe mir die Freiheit genommen, die tauſend Pfund, die Ihre Güte als Anleihen zu meiner Verfügung ſtellte, an Drummond zurückzubezahlen. Zugleich aber verſpreche ich, daß, ſobald ich Ihres Beiſtandes bedürfen ſollte, ich wieder um Erlaubniß bitten will, Ihr Schuldner zu werden.“

— Nun erhob ich mich, um zu gehen.

„Leben Sie wohl, Newland,“ ſagte der Lord; „als ich glaubte, Sie hätten ſich ſchlecht aufgeführt, und ich Sie beſſer machen und beſſer ſtellen wollte, da verlangten Sie nichts als meine gute Meinung; die haben Sie, und das ſo feſt, daß ſie nicht leicht wird zu erſchüttern ſeyn.“

Er drückte mir die Hand und ich beurlaubte mich. Wie ich nach Hauſe kam, fand ich den Wucherer Emanuel daſelbſt, welcher meinen Timothy in der Hoffnung, daß ich noch mehr Geld brauche, und mit nur allzu großer Bereitwilligkeit, es zu geben, herbegleitet hatte. Sein Erſtaunen war nicht gering, als ich ihm ſagte, ich wünſche ihm ſein Guthaben heimzuzahlen.

„Gottes Wunder! iſt doch äußerſt merkwürdig, das! Als ich doch hab' ausgeliehen mein Geld viel tauſendmal, und hat mir's noch Niemand geofferirt zu geben heim aus freien Stücken. Nu, ich will's nehmen, Herr."

„Aber wie viel muß ich Euch an Intereſſen bezahlen, Mr. Emanuel, für die zehn Tage?"

„Wie viel? Wird ſich doch erinnern der Herr! Se werden mir bezahlen das verſchriebene Geld, de fünfzehnhundert."

„Was? fünfhundert Pfund Zinſen von zehn Tagen, Mr. Emanuel! nein, nein, das iſt gar zu arg. Ich will, wenn's Euch recht iſt, eilfhundert Pfund im Ganzen bezahlen; das kommt mir ſehr anſtändig vor."

„Brauch' ich doch nicht mein Geld, mein guter Herr. Ich hab' Ihnen geliehen tauſend Pfund mit der Bedingung, daß Se mir bezahlen fünfzehnhundert, alsbald Se kommen zu Ihrem Sach' was ja nicht lang wird anſtehen mehr. Haben Se doch geſchickt nach mir, haben Se geſagt, Se wollen bezahlen das Geld gleich jetzt; — als ich nie thue verſchmähen ein Geld — wenn Se wollen zahlen, ſo zahlen Se, aber ich will nicht nehmen einen Heller weniger als das Geld, das mir iſt verſchrieben in dem Schein."

„Wohlan, Mr. Emanuel, ganz wie es Euch beliebt. Noch einmal biet' ich Euch das Geld an, in Gegenwart meines Dieners, mit hundert Pfund Intereſſen für zehn Tage. Ihr mögt es ablehnen, wenn Euch das beſſer dünkt, aber ich rathe Euch ernſtlich, es anzunehmen."

„Will ich doch nicht haben das Geld, Herr, iſt doch nur Kinderſpiel!" erwiederte der Jude. „Ich muß ſehen meine fünfzehnhundert Pfund, Herr; nicht heute, nicht morgen; bin ich doch nicht preſſirt mit dem Geld. Ich will Ihnen wünſchen einen ſchönen guten Morgen, Mr. Newland; wenn Se möchten haben geborgt noch mehr Geld, wird's mir ſeyn ein großes Glück, Ihnen aufzuwarten.“ — Mit dieſen Worten ging der Jude ab, die Hände wie gewöhnlich auf den Rücken gelegt.

## Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Ich entſcheide mich für die Ehrlichkeit, als die beſte Politik, und werde, was noch ſeltſamer klingt, von einem Rechtsgelehrten in dieſem wichtigen Punkte berathen.

Wir brachen in ein Gelächter aus: „Wahrhaftig, Tim,“ ſagte ich, „es braucht ſehr wenig Kunſt, die Leute zu betrügen, denn ſie betrügen ſich in der Regel immer ſelbſt. Den Juden hab' ich jedenfalls von meinem Gewiſſen abgeſchüttelt, und nun bekommt er nichts mehr, bis —“

„Bis wann, Japhet?“

„Bis ich meinen Vater finde,“ erwiederte ich.

„Es ſcheint, bis dahin wird Alles aufgeſchoben,“ ſagte Timothy. „Andere Leute werden bald bei dieſem Suchen ſo betheiligt ſeyn, wie Du ſelbſt.“

„Ich wünſchte, ſie wären das; unglücklicherweiſe aber iſt es ein Geheimniß, das man nicht auskommen laſſen darf.“

Ein Zug an der Glocke rief Timothy hinunter; er kam mit einem Briefe von Lord Windermear zurück, welcher folgendermaßen lautete:

„Mein lieber Newland!

Ich habe immer an Sie denken müſſen, ſeit Sie mich dieſen Morgen verlaſſen haben, und da Sie nun einmal entſchloſſen ſcheinen, Ihre Forſchungen zu verfolgen, ſo iſt mir beigefallen, Sie ſollten dieß auf eine ſyſtematiſchere Weiſe thun. Ich weiß nicht, ob Ihnen mein Einfall von Nutzen ſeyn wird, aber es iſt gar wohl möglich; denn ich wünſche Sie mit einem alten und ſehr geſcheiden Kopfe zu berathen. Ich meine Mr. Maſterton, meinen Rechtsfreund, von welchem Sie jene Papiere, die Veranlaſſung zu unſerer erſten Bekanntſchaft, erhalten haben. Er weiß nicht anders, als daß Sie — mit Ihrer Erlaubniß geſagt — ein Impoſtor waren, denn er hat natürlich ſeitdem Mr. Eſtcourt geſehen. Ich ſchließe einen Brief an ihn bei, mit dem Sie ihm kecklich unter die Augen treten können; er wird, wie ich hoffe, Sie nach Kräften unterſtützen, ohne Ihnen Unkoſten zu machen. Erzählen Sie ihm Ihre ganze Geſchichte und hören Sie ſeine Vorſchläge an. Er weiß viele Geheimniſſe, bedeutendere noch, als das Ihrige. Ich wünſche Ihnen den ganzen Erfolg, den Ihre Ausdauer verdient, und bin

treulichſt der Ihrige

Windermear."

„Ich halte dieſen Rath für gut," ſagte ich, nachdem ich den Brief geleſen hatte; „weiß ich mir doch weder zu rathen, noch zu helfen. Ich denke, ich will gleich zu dem alten Herrn gehen, Timothy."

„Es kann nichts ſchaden, wenn es auch nichts hilft," verſetzte Timothy. „Zwei Köpfe ſind immer beſſer, als einer. Es gibt Geheimniſſe, die allzugut bewahrt werden, und wenn man ein Kind ausſetzt, ſo vertraut man das nur ſehr Wenigen an."

„Da fällt mir etwas ein, Timothy: ich bin nun ſchon ſo manches Jahr aus dem Findelhauſe und habe auch nicht ein einziges Mal angefragt, ob Jemand dort erſchienen iſt, um mich zurückzufordern."

„Wahrhaftig," ſagte Timothy, den Mund verziehend, „und ich glaube, ich will in dem Armenhauſe zu St. Bridget fragen, ob ſich Niemand nach mir erkundigt hat."

„Noch etwas habe ich vergeſſen,“ fuhr ich fort, „nämlich in dem angegebenen Hauſe in Colemanſtreet nachzuſehen, ob Briefe von Melchior da ſind.“

„Ich habe oft an ihn gedacht,“ erwiederte Timothy. „Wo er wohl ſeyn mag? Das iſt auch wieder ein Geheimniß. Ich will doch ſehen, ob wir je wieder mit ihm zuſammentreffen, und mit Nattie!“

„Das läßt ſich freilich nicht ſagen, Timothy; ich meines Theils möchte wiſſen, wo der arme Narr Philotas und unſer Freund Jumbo ſind.“

Bei dieſer Erinnerung an die zwei letztern brachen wir beide in ein Gelächter aus.

„Wohlerwogen, Timothy, hat mein Verhältniß zu dem armen Carbonell mich in meinen Forſchungen eher gehindert, als unterſtützt. Er fand mein Ausſehen gefällig und machte einen Gentleman aus mir, ſo weit Manieren und Aeußeres hierüber entſcheiden können, aber der beſtändige Wirbel, in dem ich mich mit ihm herumtreiben mußte, ließ mich gar nicht zu Athem kommen. Sein trauriger Tod iſt vielleicht ein Glück für mich. Er hat mich unabhängiger in Börſe und freier in meinen Bewegungen gemacht. Jetzt muß ich mir's aber ernſtlich angelegen ſeyn laſſen.“

„Verzeih' mir, Japhet, aber haſt Du nicht daſſelbe geſagt, als wir unſere Wanderungen von der Apotheke aus begannen, und ſind wir nicht dennoch länger als ein Jahr bei den Zigeunern geblieben? Haſt du nicht denſelben Entſchluß gefaßt, als wir mit vollen Taſchen in London ankamen, und dennoch, als ſie Dich einmal in die vornehme Geſellſchaft eingeführt hatten, ſelten und nur gelegentlich daran gedacht? Jetzt ſprichſt Du dieſen Vorſatz wieder aus, und wie lange wirſt Du ihn halten?“

„Nein, Timothy, dieſe Bemerkung iſt nichts weniger, als billig! Du ſollteſt doch wiſſen, daß er immer ein Gegenſtand meines Nachdenkens iſt.“

„Deines Nachdenkens? ja, das gebe ich zu, aber vom Handeln biſt Du immer abgelenkt worden.“

„Allerdings, aber ich glaube, das kommt daher, weil ich nicht weiß, wie ich verfahren ſoll. Ich habe einen Knäuel zu entwickeln und kann das Ende nicht finden.“

„Ich glaubte immer, man beginne mit dem Anfang, bemerkte Timothy lachend.“

„Jedenfalls will ich noch einen Verſuch machen, und mich dem alten Advokaten vorſtellen. Verfüge Du Dich nach Coleman-ſtreet, Timothy, meinetwegen auch nach St. Bridget, wenn Dir's beliebt.“

„Was St. Bridget betrifft, ſo preſſirt es mir nicht ſonderlich nach meiner Mutter; wenn ich über ſie ſtolpere, ſo kann ich ſie aufleſen; aber nie will ich eine eigentliche Nachſuchung nach etwas veranſtalten, was aller Wahrſcheinlichkeit nach des Findens nicht werth iſt.“

Ich ließ Timothy ſeines Weges gehen, und begab mich nach dem Hauſe in Lincoln's-Inn, wo ich früher wegen jener merkwürdigen Angelegenheit mit Neville's Papieren geweſen war. Ich zog die Glocke, die Thüre ſprang auf, und wiederum ſtand ich vor Herrn Maſterton.

„Ich bringe Ihnen einen Brief, Sir,“ ſagte ich mit einer Verbeugung, indem ich Lord Windermear's Schreiben übergab.

Der alte Herr ſtarrte mich durch ſeine Brille an; „ei, haben wir uns nicht ſchon geſehen? — Sapperment — was, Sie ſind ja der Spitzbube, der —“

„Sie haben vollkommen Recht, Sir,“ unterbrach ich ihn, „ich bin der Spitzbube, der Ihnen ſchon einmal einen Brief von Lord Windermear brachte, und jetzt wieder mit einem ſolchen vor Ihnen erſcheint. Haben Sie die Güte, ihn zu leſen, während ich mir einen Stuhl nehme.“

„Bei meiner Seele — Sie unverſchämter — hübſcher Strick.

das muß ich ſagen. — Iſt ſehr ſchade. — Wird Geld haben wollen, denk' ich — ja, ja, es iſt eine ſchlimme Welt," — murmelte der Rechtsgelehrte, indem er Lord Windermear's Schreiben erbrach.

Ich erwiederte nichts, ſondern beobachtete ſeine Miene, welche ſich auf einmal änderte und Erſtaunen ausdrückte. „Hätte Seine Herrlichkeit mir aufgetragen, Sie, wo möglich, an den Galgen zu bringen," ſagte Herr Maſterton, „ſo würde ich mich nicht gewundert haben; aber in dieſem Briefe lobt er Sie, und erſucht mich, Ihnen mit allem, was ich vermag, zu dienen. Das kann ich nicht begreifen."

„Allerdings, Sir, aber wenn Sie Muße haben, mich anzuhören, ſo werden Sie finden, daß der Schein in dieſer Welt zuweilen trügt."

„Ja, und das war bei unſerer erſten Bekanntſchaft der Fall; damals hätte ich nicht geglaubt, daß Sie ein — doch gleichviel."

„Vielleicht, Sir, werden Sie in ein paar Stunden ihre Meinung wieder ändern. Haben Sie jetzt Zeit? oder wollen Sie mir einen andern Tag und eine andere Stunde nennen?"

„Mr. Newland, ich habe jetzt keine Zeit, ich war nie ſo mit Geſchäften überladen, und wenn Sie wegen irgend einer Rechtsſache gekommen wären, ſo würde ich Sie auf drei, vier Tage mindeſtens hinausgeſchoben haben; nun aber iſt meine Neugier in ſo hohem Grade erregt, daß ich entſchloſſen bin, dieſelbe auf Koſten meines Vortheils zu befriedigen. Ich will den Schlüſſel umdrehen, und dann thun Sie mir den Gefallen, mir dieſe eben ſo ſeltſame, als völlig unbegreifliche Angelegenheit zu enträthſeln."

## Vierunddreißigſtes Kapitel.

Ich verſuche, aus einer erhaltenen Nachricht Nutzen zu ziehen, ſtatt deſſen aber ziehe ich einer Dame bedeutende Krämpfe zu.

In etwa drei Stunden hatte ich ihm meine Lebensgeſchichte bis zum laufenden Tage erzählt, ſo ausführlich beinahe, als der Leſer ſie erhalten hat. „Und nun, Mr. Maſterton," ſagte ich am Schluſſe, „glauben Sie, daß ich den Namen eines Spitzbuben verdiene, den Sie mir bei meinem Eintritte gegeben haben?"

„Auf mein Wort, Mr. Newland, ich weiß kaum, was ich ſagen ſoll, aber ich liebe die Wahrheit. Zu behaupten, daß Sie durchaus ehrlich gehandelt haben, würde nicht ganz richtig ſeyn: ein Spitzbube ſind Sie bis zu einem gewiſſen Grade immerhin geweſen, aber die Schuld fällt den Umſtänden zu. Ich kann nur ſo viel ſagen, daß es in dieſer Welt größere Spitzbuben mit unbefleckten Namen gibt, daß die meiſten Leute in Ihrer eigenthümlichen Lage weit größere Spitzbuben geworden wären, und endlich, daß, Spitzbube oder nicht, es mir großes Vergnügen macht, Ihnen mit der Verſicherung die Hand zu geben, daß ich, rein um Ihretwillen, alles, was in meinen Kräften ſteht, für Sie zu thun entſchloſſen bin. Ihr Suchen nach Ihren Eltern kommt mir beinahe nicht beſſer vor, als eine Jagd auf wilde Gänſe, aber da nun einmal Ihre Glückſeligkeit davon abhängt, ſo glaube ich, wir dürfen's nicht aufgeben; nur müſſen Sie mir Zeit zum Nachdenken laſſen. Ich will mich auf die erſprießlichſten Maßregeln beſinnen. Können Sie am Freitag bei mir ſpeiſen, um die Sache unter vier Augen zu beſprechen?"

„Am Freitag, Sir? Wenn ich nur nicht zu Lady Maelſtrom eingeladen wäre! — aber das hat nichts zu ſagen, ich will ihr ſchreiben und mich entſchuldigen."

„Lady Maelſtrom! wie ſonderbar, daß Sie ihren Namen gerade nach dieſer Unterredung nennen müſſen."

„Wie ſo, mein werther Sir?"

„Ja, ſehen Sie," erwiederte Mr. Maſterton, und wollte vor Lachen faſt erſticken: „nämlich — Sie müſſen wiſſen — es iſt ein Geheimniß, Mr. Newland — fällt mir eben ein, daß ſie vor zwanzig Jahren, als ein Mädchen von achtzehn, vor ihrer Heirath, einen kleinen faux pas machte; ich wurde damals berufen, ein Uebereinkommen wegen der Alimentation und dergleichen zu treffen."

„Iſt es möglich, Sir?" rief ich in geſpannter Erwartung.

„Ja, ſie war leidenſchaftlich verliebt in einen jungen Offizier, ohne Vermögen, aber von guter Familie. Einige ſagen, es habe eine heimliche Heirath ſtattgefunden, Andere, er ſey ein — Schurke geweſen. Es wurde alles vertuſcht, aber ihre Familie nöthigte ihn, bevor er nach Weſtindien ging, eine Alimentationsverſchreibung, die mir anvertraut wurde, auszuſtellen. Ich habe ſeitdem nichts mehr von der Sache gehört. Der Offizier hieß Warrender; er ſtarb am gelben Fieber, wie ich glaube, und nach ſeinem Tode heirathete ſie Lord Maelſtrom."

„So iſt er alſo todt!" rief ich traurig.

„Nun, das darf Sie nicht kränken, mein Guter. Am Freitag alſo mit dem Schlage ſechs. Guten Tag, Mr. Newland."

Der alte Herr gab mir die Hand, und ich ging nach Hauſe, aber mir ſchwindelte der Kopf aus Furcht vor einer Beſtätigung deſſen, was Herr Maſterton mir ſo gleichgültig mitgetheilt hatte. Meine glühende und immer auf dieſem Einen Gegenſtand verweilende Einbildung ſteigerte auch die entfernteſte Möglichkeit gleich zur Gewißheit, und ſobald ich in mein Zimmer gekommen war, warf ich mich auf das Sopha und verſank in tiefes Nachdenken. Ich verſuchte Lady Maelſtrom's Geſichtszüge den meinigen ähnlich zu finden, aber aller Witz in der Welt konnte das nicht zu Stande bringen; — indeſſen konnte ich ja meinem Vater gleichen — aber mein Vater lebte nicht mehr, und dieſer Gedanke war ein kalter Schlag für das glühende Gemälde, das ich, wie gewöhnlich, heraufbeſchworen. Außerdem hatte jener Zettel beſagt, ich ſey ehlich geboren, und hier waltete ein Zweifel über die Heirath der Dame ob.

Nach langem Nachdenken ſprang ich empor, ſetzte den Hut auf, und begab mich nach Grosvenor-Square, in der Abſicht, die Dame um eine geheime Unterredung zu bitten, und mit einem Male meinen beunruhigenden Zweifeln und Vermuthungen ein Ende zu machen. Ich glaube, ich hätte keinen ſtärkeren Beweis von meiner Tollheit geben können, als durch dieſen Verſuch, eine vierzigjährige Dame wegen ihrer Jugendſünden zur Rede zu ſtellen, und über einen Gegenſtand in's Verhör zu nehmen, den ſie, da er nur zwei oder drei Perſonen anvertraut worden war, längſt vergeſſen glaubte; aber ich dachte gar nicht daran, mein Feuer hatte alle Ueberlegung verzehrt. Mit raſchen Schritten eilte ich durch die Straße; die Leute, die mir begegneten, waren nur Schatten, die ich weder ſah noch unterſchied. Ich war ganz in Gedanken vertieft über die beſte Art, den Gegenſtand bei der Dame zur Sprache zu bringen; denn trotz meiner fixen Idee hatte ich noch ſo viel Beſinnung, um einzuſehen, daß es eine ſehr zarte Sache ſey. Nachdem ich wohl zwanzig Leute in meinem tollen Laufen überrannt hatte, kam ich an die Thüre und klopfte; mein Herz ſchlug faſt eben ſo heftig gegen die Bruſt.

„Iſt Lady Maelſtrom zu Hauſe?"

„Ja, Sir."

Ich wurde in's Beſuchzimmer geführt, wo ſie mit zwei ihrer Nichten, den beiden Miß Fairfax, ſaß.

„Mr. Newland, Sie ſind uns ja ganz fremd geworden," ſagte die Dame, als ich zu ihr herantrat und meine Verbeugung machte. „Ich hatte mir vorgenommen, Sie beſtens auszuſchelten, aber ich kann mir denken, daß dieſe traurige Geſchichte mit dem armen

Carbonnell ein ſchwerer Schlag für Sie geweſen iſt; ihr war't ſo vertraut mit einander, ihr wohntet, glaube ich, zuſammen, nicht? Uebrigens haben Sie bei alledem keine Urſache, ſich ſo ſchwer zu grämen; denn er war keine ganz geeignete Geſellſchaft für junge Männer wie Sie. Die Wahrheit zu ſagen, ich halte es für ein Glück, daß er von Ihnen genommen wurde, denn er würde Sie nach und nach zu allem möglichen Unfug, ja zur Verſchleuderung Ihres ganzen Vermögens verleitet haben. Ich dachte einmal ſehr daran, Ihnen einen Wink zu geben, aber es war ein zarter Punkt; nun er nicht mehr iſt, will ich Ihnen ganz aufrichtig ſagen, daß Sie einer Gefahr entgangen ſind. Ein junger Mann wie Sie, Mr. Newland, dem eine Verbindung mit den beſten, ja mit den allerbeſten Familien zu Gebote ſtünde — und laſſen Sie ſich ſagen, Mr. Newland, es gibt gar nichts, was einer Connexion gleich kommt — Geld hat keinen Werth für Sie, aber Connexionen, Mr. Newland, das iſt's, worauf Sie Ihr Auge werfen müſſen — eine Verbindung mit einer vornehmen Familie — da werden Sie gut fahren. Ich möchte Sie verheirathet ſehen, gut verheirathet, Mr. Newland. Jetzt, da Sie den Major los ſind, der ſeiner Zeit manchen jungen Mann zu Grunde gerichtet hat, hoffe ich, Sie werden mit Ernſt darauf denken, ſich häuslich niederzulaſſen. Cäcilie, meine Liebe, zeige Mr. Newland Deine Stickerei und frage ihn um ſeine Meinung. Iſt es nicht eine ſchöne Arbeit, Mr. Newland?"

„Außerordentlich ſchön, meine Lady," erwiederte ich, froh, endlich einmal zu Worte kommen zu können.

„Emma, meine Liebe, Du biſt blaß, Du mußt in die friſche Luft gehen. Setzt eure Hüte auf, Kinder, und geht ein wenig im Garten umher; wenn der Wagen vorfährt, will ich euch rufen laſſen."

Die jungen Damen verließen das Zimmer. „Hübſche unſchuldige Mädchen, Mr. Newland; aber ich glaube, Sie lieben die Blondinen nicht."

„Im Gegentheil, Lady Maelſtrom: ich ziehe die Blondinen den Brunetten unendlich vor.“

„Das beweiſt viel für Ihren Geſchmack, Mr. Newland. Die Fairfax ſind eine ſehr alte Familie — ſächſiſches Blut, Mr. Newland. Fairfax iſt der ſächſiſche Ausdruck für lichtes Haar. Wie merkwürdig, daß ſie blond ſind bis auf dieſen Tag! Reines Blut, Mr. Newland! Sie haben natürlich von General Fairfax gehört, der Cromwell's Zeitgenoſſe war. Von dieſem ſtammen ſie in gerader Linie ab — eine ausgezeichnete Familie und von hohen Connexionen, Mr. Newland. Sie wiſſen, daß es meine Nichten ſind: meine Schweſter heirathete Mr. Fairfax.“

Ich zollte den beiden Miß Fairfax alle Huldigungen, die ſie nach meiner Anſicht auch wirklich verdienten; denn ſie waren gar hübſche liebenswürdige Mädchen, welche keines Herausſtreichens von ihrer Tante bedurften; und dann begann ich: „Sie haben, meine Lady, mir ſo freundliche Wünſche ausgedrückt, daß ich nicht dankbar genug ſeyn kann, aber Sie werden mich vielleicht für romantiſch halten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich entſchloſſen bin, aus keinem andern Grunde als aus Liebe zu heirathen.“

„Ein ganz vortrefflicher Entſchluß, Mr. Newland. Es gibt heut zu Tage wenige junge Männer, die ſich etwas um die Liebe bekümmern; aber ich glaube, ſie iſt eine große Bürgſchaft für ehliches Glück.“

„Wahr, meine Lady, und was kann es Entzückenderes geben als die erſte Liebe? Ich berufe mich auf Ihre Herrlichkeit: war nicht Ihre erſte Liebe die ſchönſte? hat ſie nicht die dauerndſten Erinnerungen hinterlaſſen? rufen Sie ſich nicht immer noch jene Tage der Wonne vor die Seele zurück, wo Liebe Ihnen Eins und Alles war?“

„Meine romantiſche Zeit iſt längſt vorüber, Mr. Newland,“ erwiederte die Dame. „Wahrhaftig, es lag niemals viel Romantik in meinem Weſen. Ich heirathete Lord Maelſtrom der Partie wegen und liebte ihn ganz artig, das heißt mit Maß, Mr. Newland; verſtehen

Sie mich, ich liebte ihn gerade hinlänglich, um ihn zu heirathen und meinen Eltern zu gehorchen; das iſt Alles.“

„Aber, meine theure Lady Maelſtrom, ich meinte nicht Ihre Heirath mit Sr. Herrlichkeit, ich ſprach von Ihrer erſten Liebe.“

„Von meiner erſten Liebe, Mr. Newland? was wollen Sie damit ſagen?“ verſetzte die Dame mit einem ſcharfen Blick.

„Ihre Herrlichkeit brauchen ſich nicht darüber zu ſchämen. Unſere Herzen ſind nicht in unſerer Gewalt, wir ſind nicht immer ſtark genug, unſere Leidenſchaften zu unterdrücken. Ich darf Ihnen nur den Namen Warrender ausſprechen.“

„Warrender!“ rief die Dame mit einem Schrei. „Wie, Mr. Newland,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich zu faſſen ſuchte: „wer hat Ihnen etwas Dergleichen vorgeſagt?“

„Meine theure Lady Maelſtrom, ich bitte, zürnen Sie mir nicht, denn ich bin ſehr innig bei dieſer Angelegenheit betheiligt. Ihre Liebe zu Mr. Warrender, jenes Verhältniß lange vor Ihrer Heirath, iſt mir wohl bekannt; dieſe Liebe iſt es, auf welche ich anſpielte, als ich Sie fragte, ob ſie nicht entzückend geweſen ſey.“

„Nun ja, Mr. Newland,“ erwiederte ſie: „wie Sie etwas davon erfahren haben, kann ich mir nicht denken, aber ich will es geſtehen, es fand eine flüchtige Liebelei zwiſchen mir und Edward Warrender ſtatt; — ich war damals jung, noch ſehr jung.“

„Zugegeben; glauben Sie nicht einen Augenblick, daß ich die Abſicht habe, Ihre Herrlichkeit zu tadeln — aber, wie geſagt, ich bin ſehr bei dieſer Sache betheiligt.“

„Ich kann mir nicht vorſtellen, Mr. Newland, was Sie mit einer kleinen Liebelei zu ſchaffen haben ſollten, die ich vor Ihrer Geburt hatte.“

„Eben weil Sie ſie vor meiner Geburt hatten — das iſt der Grund, weßhalb ich ſo betheiligt bin.“

„Ich begreife Sie nicht, Mr. Newland, und denke, wir thäten beſſer, auf ein anderes Thema zu kommen.“

„Entſchuldigen Sie mich, meine Lady, aber ich muß Sie bitten, noch ein wenig bei dieſem zu verweilen. Iſt Mr. Warrender todt oder nicht? Starb er in Weſtindien?“

„Sie ſcheinen ſehr neugierig zu ſeyn, Mr. Newland. Ich weiß es Ihnen kaum zu ſagen; ja, nun fällt es mir ein, er ſtarb am gelben Fieber. Ich glaube — aber ich habe Alles vergeſſen, und nun werde ich keine Frage mehr beantworten. Wenn Sie nicht ſo ein beſonderer Günſtling von mir wären, Mr. Newland, ſo würde ich ſagen, Sie ſeyen recht unverſchämt neugierig.“

„So will ich denn nur noch eine einzige Frage thun — mit Ihrer Herrlichkeit Erlaubniß — ich muß ſie thun.“

„Ich ſollte denken, Mr. Newland, nach dem, was ich geſagt habe, könnten Sie den Gegenſtand fallen laſſen.“

„Augenblicklich, aber verzeihen Sie mir die Frage —“

„Nun, Mr. Newland?“

„Werden Sie mir nicht böſe —“

„Nun?“ rief die Dame, welche nachgerade unruhig wurde.

„Nur höchſt wichtige und gebieteriſche Gründe können mich zu dieſer Frage vermögen.“ — Die Dame ſuchte nach Athem und konnte nicht ſprechen. Ich ſtammelte; endlich brachte ich die Worte heraus: „Was wurde aus — aus — aus dem ſüßen Pfande Ihrer Liebe, Lady Maelſtrom?“

Ihre Herrlichkeit wurde über und über roth vor Wuth, erhob die geballte Hand, und fiel in heftigen Krämpfen auf das Sopha zurück.

## Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Ich ſuche den Schaden gut zu machen und ſtelle noch größeres Un
an. Minen und Gegenminen. Tim gewinnt eine Uhr dadur
daß er ſeine Zunge auf Acht gerichtet hat.

---

Ich wußte kaum, was ich thun ſollte; wenn ich die Diene
ſchaft rief, ſo hatte meine Audienz ein Ende, und ich war de
entſchloſſen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Daſſel
Bedenken hielt mich ab, die Klingel zu ziehen und Waſſer bring
zu laſſen. Einige Blumenvaſen ſtanden auf dem Tiſche; ich riß
Blumen heraus und ſpritzte ihr das Waſſer in's Geſicht. Da ab
die Blumen geraume Zeit in dem Waſſer geweſen waren, ſo hatt
ſie es grün gefärbt. Die Dame trug ein ſeidenes Kleid von glä
zender, ſchiefergrauer Farbe, welches im Augenblicke voll Fleck
war, aber ich hatte keine Zeit, mich mit ſolchen Kleinigkeiten au
zuhalten. Ich ergriff einen gläſernen Flacon, worin ich in meine
Eifer kölniſches Waſſer oder eine andere Eſſenz vermuthete, u
goß ihr ein wenig in den Mund. Unglücklicherweiſe war es ei
Tintenflaſche, welche die höchſt ökonomiſche Dame unter dieſ
Form auf dem Tiſche ſtehen hatte. Ich verſah mich meines Ir
thums und nahm meine Zuflucht zu einer andern Blumenvaſe, a
der ich einen ganzen Strom des grünen Waſſers zwiſchen ih
Lippen fließen ließ. Ob dieſe ungewöhnlichen Mittel eine Wirku
hatten, weiß ich nicht zu ſagen, aber Ihre Herrlichkeit erholte ſi
ein wenig, und während ſie unter krampfhaftem Schluchzen ſich
das Sopha zurücklehnte, rief ich ihr tauſend Entſchuldigungen in
Ohr, bis ich glaubte, ſie ſey gefaßt genug, mich anzuhören.

„Ihrer Herrlichkeit mütterliche Gefühle —“ ſagte ich.

„Es iſt Verläumdung, iſt eine ſchändliche Lüge, Sir
kreiſchte ſie.

„Nein, nein, warum wollten Sie ſich einer jugendlichen Leidenſchaft ſchämen, warum abläugnen, was Ihre unverfälſchten Gefühle Ihnen eingaben? Sehnt ſich Ihr Herz nicht Ihren Sohn zu umarmen, werden Sie mich nicht ſegnen, wenn ich ihn zu Ihren Füßen bringe, werden Sie ihn nicht ſegnen, nicht mit Wonne empfangen?“

„Es war ja ein Mädchen,“ kreiſchte die Dame, ſich vergeſſend, und verfiel wieder in ihre Krämpfe.

„Ein Mädchen!“ erwiederte ich: „dann habe ich meine Zeit verloren, und brauche mich hier nicht länger zu verweilen.“

Höchſt niedergeſchlagen über dieſen Aufſchluß, welcher alle meine Hoffnungen und Luſtſchlöſſer zerſtörte, nahm ich den Hut, rannte die Treppe hinab und verließ das Haus. In meiner Eile und Verwirrung hatte ich ganz vergeſſen, die Dienerſchaft ihrer Herrin zu Hülfe zu ſchicken; da erblickte ich glücklicherweiſe die beiden Miß Fairfax dicht am Eiſengitter des Gartens, eilte über die Straße, beurlaubte mich bei ihnen, und ſetzte hinzu, Lady Maelſtrom komme mir ſehr unpäßlich vor, ſie möchten doch zu ihr hinaufgehen; dann warf ich mich in die erſte beſte Miethkutſche und fuhr nach Hauſe. Timothy war ſchon vor mir angekommen; ich erzählte ihm den ganzen Auftritt.

„Jetzt kannſt Du um keinen Preis mehr zu ihr gehen,“ erwiederte er: „und verlaß Dich darauf, daß Du ſie Dein Lebenlang zur Feindin haben wirſt. Ich wollte, Du hätteſt ihr gar nichts geſagt.“

„Das Geſchehene kann man nicht ungeſchehen machen, aber wenn ſie reden kann, ſo kann ich's auch.“

„Wird ſie ſich nicht durch ihre Furcht zu einem Schritt bewegen laſſen?“

Ja, und zu einem offenen, aber offene Angriffe kann man pariren.“

„Das iſt wahr.“

„Uebrigens wird es beſſer ſeyn, ſie zu beſänftigen, wenn ich das vermag; ich will ihr ſchreiben.“ — Ich ſetzte mich nieder und ſchrieb wie folgt:

„Meine theure Lady Maelſtrom!

Ich bin ſo beſtürzt und verwirrt über die Lage, in welche ich Sie durch meine unverſchämten und thörichten Fragen verſetzt habe, daß ich mich kaum zu entſchuldigen weiß. Die Sache iſt die: als ich einige alte Briefe meines Vaters durchſah, fand ich mehrere von Warrender darunter, worin dieſer von einem Verhältniß mit einer jungen Dame ſprach; ich las den Namen für Ihren Mädchennamen und entdeckte zugleich wo die Frucht jener Verbindung hingekommen war. Bei erneuerter Durchſicht — denn Ihre Unſchuld war bei meinem Beſuche zu augenfällig, um einem Zweifel Raum zu geben, — finde ich, daß der Name, obgleich einigermaßen dem Ihrigen gleichlautend, doch *ganz anders geſchrieben* iſt, und daß ich mich zu einem unverzeihlichen Irrthum habe verleiten laſſen. Was kann ich ſagen, als daß ich mich Ihnen auf Gnade und Ungnade ergebe? Ich wage nicht mehr vor Ihnen zu erſcheinen. Morgen verlaſſe ich die Stadt: können Sie mir aber meine wahnſinnige Unverſchämtheit vergeben, können Sie mir beim Wiederbeginn der Saiſon, wenn die Zeit Ihren gerechten Zorn beſänftigt haben wird, meine Huldigungen darzubringen vergönnen, ſo ſchreiben Sie mir eine einzige Zeile, und erleichtern das beladene Gewiſſen

Ihres treulichſt ergebenen
J. Newland.“

„Da, Tim,“ ſagte ich, als ich den Brief durchgeleſen hatte, „bring' dieſen Biſſen dem alten Cerberus. Vielleicht findet ſie es ſelbſt vernünftig, da ich von Briefen geſprochen habe, mir zu glauben und Frieden zu halten. Bei alle dem will ich ihr nicht trauen.“

Timothy ging und kehrte ſehr bald mit folgender Antwort zurück:

„Sie ſind ein unſinniger Tollkopf, und ich ſollte Ihnen billig meine Thüre verſchließen. Sie haben mich bald umgebracht: mein Kleid iſt verdorben: ich muß das Bette hüten. Laſſen Sie ſich's in Zukunft geſagt ſeyn, daß man eines Namens gewiß ſeyn muß, ehe man etwas behauptet. Was die Verzeihung betrifft, ſo will ich mich bedenken, und wenn Sie in die Stadt zurückkommen, ſo mögen Sie anfragen und ſich Ihr Urtheil holen. Cäcilie war ganz erſchrocken, das arme gute Mädchen: welch' ein liebes zärtliches Kind! Sie iſt ein wahrer Schatz für mich; ich glaube nicht, daß ich mich von ihr trennen könnte. Sie läßt ſich empfehlen.

C. Maelſtrom.

„Sieh doch, Timothy, das ging beſſer als ich's erwartet hatte. Jetzt will ich Dir ſagen, was ich zu thun geſonnen bin. Harcourt war geſtern bei mir; er wünſcht, ich möchte mit ihm nach *** gehen. Dort gibt es Aſſiſen, einen Ball der Grafſchaft, und eine Menge Ergötzlichkeiten; auch wird es, denke ich, gerade eben ſo gut ſeyn auf dem Lande herum zu ſtreichen als in der Stadt. Am Freitag ſpeiſe ich bei Mr. Maſterton, Samſtags will ich Flita beſuchen, und am Dienſtag oder Mittwoch mit Harcourt nach ſeines Vaters Landſitze aufbrechen, wo er mir einen herzlichen Empfang verſprochen hat. Haſt Du in Colemanſtreet etwas gefunden?"

„Ja, Mr. Iving ſagte, er habe ſo eben einen Brief von ſeinem Correſpondenten erhalten, welcher wiſſen möchte, ob das kleine Mädchen wohl ſey. Ich gab ihm die erwünſchte Antwort Mr. Iving legte den Brief auf den Schreibtiſch, und da las ich das Poſtzeichen Dublin."

„Dublin?" erwiederte ich. „Ich möchte wohl ausfindig machen, wo Melchior iſt; das ſoll ſobald als möglich geſchehen."

„Ich habe noch nicht ganz ausgeredet. Mr. Iving ſagte: in dieſem Briefe wird gefragt, ob für die Erziehung des kleinen Mädchens geſorgt iſt. — Ja, erwiederte ich. — Iſt ſie in einer Anſtalt? — Ja, ſeit wir nach London gekommen ſind. — In welcher iſt ſie, und wo? fragte er. — Nun war ich in Verlegenheit, Japhet; da er mir dieſe Frage niemals zuvor gethan hatte, ſo wußte ich nicht, was ich ihm antworten ſollte; deßhalb ſagte ich endlich, ich wüßte es nicht. — Aber Ihr wißt doch, ob ſie in London iſt? wißt Ihr's nicht? — Wie ſollte ich? erwiederte ich: mein Herr hat ſie in die Schule gethan, eh' ich ſeine Livree anzog. — Beſucht er ſie niemals? fragte er. — Ich glaube, ja, war meine Antwort. — Und Ihr wißt ganz gewiß nichts von ihr? Ich wünſchte gar ſehr ihren Aufenthalt, und den Namen der Leute, bei denen ſie in der Koſt iſt, ausfindig zu machen, und wenn Ihr mir auf die Spur helfen könnt, ſo wird das Euren Taſchen zu Gute kommen, verſteht Ihr? — Hm, erwiederte ich, wie viel wird's abſetzen? — Mehr als Ihr Euch vorſtellt, mein Mann: eine Zehnpfundnote. — Das iſt was Anderes, erwiederte ich: jetzt kommt mir's auf einmal vor, ich hätte ihre Adreſſe auf einem Briefe meines Herrn geſehen. — Ja, ja, verſetzte Mr. Iving; es iſt wundervoll, wie das Geld das Gedächtniß ſchärft. Ich halte mein Wort: gebt mir die Adreſſe, da iſt die Zehnpfundnote. — Ich fürchte, mein Herr wird böſe ſeyn, ſagte ich, und ſtellte mich, als hätte ich keine große Luſt, es ihm zu ſagen. — Euer Herr erfährt ja keine Sylbe davon, und Ihr könnt lange dienen, bis er Euch eine Zehnpfundnote über Euren Lohn gibt. — Das iſt freilich wahr, ſagte ich: Dienen heißt nicht Erben. Nun ja, geben Sie mir das Geld, dann will ich den Namen hinſchreiben."

„Und Du gabſt ihm die Adreſſe?" unterbrach ich ihn.

„Halt ein wenig," ſagte Tim, „Du ſollſt's gleich hören. Ich ſchrieb ihm den Namen jener großen Schule in Kenſington auf, an der wir vorüberkommen, wenn wir zu Mr. Aubrey White gehen."

„Mit der entſetzlich großen Tafel und den gelben Lettern? Mrs. Lei— wie heißt's?“

„Mrs. Lipscombe's Erziehungsanſtalt; ich leſe die Tafel immer, ſo oft ich d'ran hin- oder hergehe. Nun ſchrieb ich ihm folgende Adreſſe: ‚Miß Johnſon, in Mrs. Lipscombe's Anſtalt, Kenſington‘. — Da iſt auch die Zehnpfundnote, die ich ehrlich verdient habe.“

„Ehrlich verdient, Tim?“

„Allerdings, denn es iſt nicht mehr als billig, diejenigen zu betrügen, die uns ſelbſt betrügen möchten.“

„Ich bin hierin nicht ganz mit Dir einverſtanden, aber freilich iſt es nicht mehr, als ſie verdienen. Da handelt ſich's aber um einen Gegenſtand, dem man nachdenken muß. Wie kommt Melchior dazu, ſich hinter meinem Rücken nach Flita's Arreſſe zu erkundigen? Ganz gewiß ſteckt etwas Unrechtes dahinter.“

„Das hab' ich auch im Nachhauſegehen gedacht; meine Meinung iſt, daß er ſie aus irgend einem Grund, wieder in ſeine Gewalt zu bringen ſucht.“

„Das meine ich auch, Timothy, und es freut mich, daß Du ihm ſeine Abſicht vereitelt haſt. Jetzt bin ich auf meiner Hut und will Sorge tragen, daß ſie ſie nicht ausfindig machen.“

„Aber, Sir, ich möchte auch eine Moral aus dieſem Vorgang ziehen: hätten Sie irgend einen gewöhnlichen gemeinen Bedienten, ſo wäre allem Dafürhalten nach Ihr Intereſſe einer Zehnpfundnote aufgeopfert worden. — Geſteh' mir nur, daß ich nicht blos in dieſer, ſondern auch in mancher andern Rückſicht einen ſehr geſcheiden Schritt durch Uebernehmung dieſer meiner Rolle gethan habe.“

„Ich ſehe das nur zu deutlich ein, mein Herzensfreund,“ erwiederte ich, meine Hand ausſtreckend, „und, verlaß Dich darauf: wenn ich empor komme, ſo ſollſt Du's auch. Du wirſt mich doch hinlänglich kennen.“

„Ja wohl, Japhet, und mag Dir lieber dienen, als dem erſten

Edelmann im Lande. Ich will mir jetzt eine Uhr mit dieſer Zehnpfundnote kaufen, und ſo oft ich nach der Stunde ſehe, will ich mich erinnern, wie gut es iſt, wenn man ſeine Zunge auf Acht Uhr richtet."

## Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Ich verliebe mich ſehr in die Ehrlichkeit, da ich entdecke, daß ſie eine gute Aufnahme bei den Leuten findet, und, um meine Ehrlichkeit zu beweiſen, erzähle ich aller Welt, daß ich nichts weniger als ehrlich geweſen bin.

Ich wies Major Carbonnell's Teſtament gerichtlich vor, ohne daß ſich ein Widerſpruch dagegen erhob. Dann ſetzte ich mich nieder, um mich zu beſinnen, auf welche Weiſe ich meine Mittel am beſten zu Rathe halten möchte. Das Haus war in gutem Zuſtande, und in der Ausſtattung mangelte nichts. So lange ich mit dem Major zuſammen wohnte, hatten wir im erſten Stock ein Beſuchzimmer, ein Schlafzimmer für ihn und ein anderes eben ſo großes, das ihm zum Ankleidezimmer diente. Den zweiten Stock hatte er mir eingeräumt, und das Wohnzimmer wurde zugleich als Speiſezimmer benützt, wenn wir, was jedoch ſelten der Fall war, unſern Mittag zu Hauſe hielten. Das Parterre war für hundert Pfund jährlich zu einem Laden vermiethet, aber wir hatten unſern beſondern Eingang, ſowie auch Küche und Kammern. Ich entſchloß mich, nur den erſten Stock zu behalten, und den Reſt des Hauſes zu vermiethen; auch bekam ich bald einen Miethsmann für jährliche ſechszig Pfund. Die Kammern dienten für Timothy und die Leute des Miethers.

Nachdem ich über alle ſolche Gegenſtände, die mir von keinem

Nutzen waren, verfügt hatte, fand ich, daß ich nach Abzug der an Lord Windermear's Bankier zurückbezahlten tauſend Pfund etwas über Dreitauſend an baarem Gelde beſaß, eine Summe, über deren Verwendung ich nicht ganz mit mir einig war. Ich wandte mich an Herrn Maſterton, als ich bei ihm ſpeiste, und legte ihm genau den Zuſtand meiner Finanzen vor. „Sie haben zwei gute Miethsleute," erwiederte er, „welche Ihnen jährlich hundert und ſechzig Pfund eintragen. Wenn Sie die Dreitauſend auf Hypothek ausleihen, ſo kann ich Ihnen fünf Procent verſchaffen, ſo daß das Geld eine Jahresrente von hundert und fünfzig Pfund abwirft. Nun iſt die Frage, ob Sie mit dreihundert und zehn Pfund jährlich leben zu können glauben. Sie haben keine Miethe zu bezahlen, und da Ihnen Ihr Bedienter keine groſen Unkoſten macht, ſo ſollte ich denken, daß Sie mit einiger Sparſamkeit ganz wohl ausreichen könnten. Sie müſſen aber bedenken, daß, wenn Sie das Geld auf Hypothek ausleihen, Sie es nicht ohne vorläufige Aufkündigung zurückfordern können. Alſo überlegen Sie wohl, ehe Sie ſich entſchließen."

Ich berieth mich nachher mit Timothy, und befolgte den Rath; zweihundert Pfund behielt ich zurück, um davon leben zu können, bis Miethe und Zinſen eingehen würden.

Am Freitag ſpeiste ich, wie ſchon geſagt, bei Herrn Maſterton und erzählte ihm, was ſich zwiſchen mir und Lady Maelſtrom zugetragen hatte. Er war ungemein ergötzt und lachte ganz unmäßig. „Meiner Treu', Mr. Newland," ſagte er, „Sie haben eine eigene Art von Verrücktheit: erſt greifen Sie Lord Windermear, dann einen Biſchof an, und um dem allem die Krone aufzuſetzen, gehen Sie vollends einer Pairswittwe zu Leibe. Ich muß geſtehen, daß, wenn Sie Ihre Eltern nicht finden, die Schuld nicht am mangelhaften Suchen liegt. In Summa, Sie ſind ein ganz eigenthümlicher Charakter, eigenthümlich iſt Ihre Geſchichte, ſonderbar Ihr Glück. Sie haben ſich noch vor Ihrer Volljährigkeit mehr

Freunde erworben, als die meiſten Menſchen in ihrem ganzen Leben zu gewinnen im Stande ſind. Sie haben in der Welt mit nichts angefangen, und da ſtehen Sie nun, als ein beinahe vermöglicher Mann, haben ein Anleihen von tauſend Pfund heimgezahlt, ohne daß man es verlangte, und bewegen ſich in der beſten Geſellſchaft. Der einzige Uebelſtand, den ich in Ihren Verhältniſſen erblicke, iſt, daß Sie in dieſer Geſellſchaft unter falſchen Farben erſcheinen, indem Sie die Leute glauben machen, Sie beſäßen ein großes Vermögen."

„Dieſe Behauptung rührt eigentlich nicht von mir her, Mr. Maſterton."

„Nein, das gebe ich zu, und dennoch haben Sie ſie unterſtützt, ſo daß ich im Grunde keinen Unterſchied machen kann. Nun frage ich Sie, wollen Sie dieſes Mißverſtändniß fortdauern laſſen?"

„Ich weiß kaum, Sir, was ich ſagen ſoll. Würde ich eingeſtehen, daß ich nichts als dieſes mein zureichendes Einkommen beſitze, ſo hieße dieß geradezu Major Carbonnell's Andenken beleidigen: alle Welt würde glauben, ich ſey reich geweſen und von ihm zu Grunde gerichtet worden, während ich im Gegentheil dieſe jetzigen günſtigen Verhältniſſe ihm verdanke."

„Das mag wohl wahr ſeyn, Mr. Newland; wenn ich Sie aber als meinen, und, wie ich hinzuſetzen darf, als Lord Windermear's Schützling anſehen ſoll, ſo muß ich Sie ganz ehrlich machen — ich will an keinerlei Betrug Antheil haben. Halten Sie ſich für fähig, auf Ihre erborgten Federn zu verzichten, und vor der Welt als der zu erſcheinen, der Sie wirklich ſind?"

„Nur Eines, Sir, kann mich zu dem Wunſch vermögen, daß die Welt fortfahren möge, ſich zu täuſchen; ich fürchte, aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen zu werden, und jede Gelegenheit zur Entdeckung meiner Eltern zu verlieren."

„Sagen Sie mir doch, Mr. Newland, was halten Sie denn für den beſten Weg zu einer ſolchen Entdeckung? wenn alle Welt weiß, daß Sie ein Findling ſind, der ſeine Eltern ſucht, oder wenn

Sie, wie es gegenwärtig Ihre Methode iſt, die Leute auf den bloßen Verdacht hin ſignaliſiren? Wünſchen Ihre Eltern Sie zurückzufordern, ſo werden ſie, wenn Ihre Perſonalien bekannt ſind, bald die Blicke auf Sie richten müſſen, und, dieß darf ich wohl hinzuſetzen, es gibt wenige Eltern, die nicht ſtolz auf einen ſolchen Sohn ſeyn würden. Sie werden Lord Windermear's Schutz genießen, der Ihnen immer eine Stellung in der Geſellſchaft ſichert. Jedermann wird Ihnen gewogen ſeyn, ob ich gleich zugeben will, daß ſolche Weltleute, wie Lady Maelſtrom, Ihren Namen aus des Portiers Liſte ſtreichen werden. Ueberdieß werden Sie die Genugthuung haben, daß die Freunde, die Ihnen bleiben, nicht unter falſcher Farbe und Flagge erworben ſind, und endlich jene große Genugthuung, die aus einem guten Gewiſſen ſtammt."

„Sie haben mich überzeugt, Sir, und ich danke Ihnen für Ihren Rath. Ich will mich nun in allen meinen Schritten von Ihnen leiten laſſen."

„Geben Sie mir die Hand, mein guter Junge! Jetzt will ich Ihr Freund ſeyn und Ihnen mit meinen äußerſten Kräften dienen."

„Ich wünſche nur, Sir," erwiederte ich ſehr gerührt, daß Sie auch mein Vater wären."

„Danke Ihnen für den Wunſch, da er mir zu verſtehen gibt, daß Sie eine gute Meinung von mir haben. Was wollen Sie jetzt unternehmen?"

„Ich habe meinem Freunde, Mr. Harcourt, verſprochen, mit ihm zu ſeinem Vater auf's Land zu gehen."

„Ja?"

„Und ehe das geſchieht, will ich ihn enttäuſchen."

„Recht ſo, dann werden Sie finden, ob ſeine Freundſchaft Ihnen oder Ihren vermeintlichen zehntauſend Pfund Renten gilt. Ich habe Alles wohl erwogen und kann es nicht anders anſehen, als daß das öffentliche Bekenntniß Ihrer wahren Lage der einzige

Weg iſt, der zur Entdeckung Ihrer Eltern führen kann. Inzwiſchen aber will ich auch nicht müßig ſeyn. Wir Advokaten haben die ſeltſamſten Geheimniſſe zu bewahren, und es wäre möglich, bei meiner Korporation, mit der ich offen reden werde, etwas aufzufinden, das uns als Leitfaden dienen könnte. Laſſen Sie ſich's nicht verdrießen, wenn Ihre Lebensgeſchichte bekannt wird, von dem und jenem aufgegeben zu werden; wer Sie aufgibt, iſt Ihnen ein werthloſer Freund geweſen. Dieſe Maßregel wird Ihre Freunde von Ihren Schmeichlern unterſcheiden, und niemals werden Sie dieſe Ehrlichkeit bereuen; am Ende iſt es ſogar, auch mit den Augen der Welt angeſehen, die allerbeſte Politik. Kommen Sie zu mir, ſo oft Sie mögen: ich bin immer zu Hauſe für Sie, bin immer Ihr Freund.“

Dieß war das Ergebniß meiner Mahlzeit bei Herrn Maſterton. Timothy, dem ich es bei meinem Nachhauſekommen erzählte, ſagte zu mir: „Sieh, Japhet, ich glaube, Du haſt einen wahren Freund an dieſem Herrn gefunden, und ich bin froh, daß Du Dich entſchloſſen haſt, ſeinem Rathe zu folgen. Was mich betrifft, ſo ſegle ich nicht unter falſcher Flagge: ich bin in meiner rechten Stellung und wünſche mir nicht mehr.“

Ich hielt Herrn Maſterton mein Wort, machte am andern Morgen einen Beſuch bei Harcourt, ſagte ihm, ich habe die Abſicht, für ein paar Tage auf's Land zu gehen, um ein kleines Mädchen, meine Pflegbefohlene, zu beſuchen, und begann hierauf: „Harcourt, ſo lange wir nur Modefreunde waren, die ſich, ohne beſondere Verpflichtung gegen einander, in der Geſellſchaft begegneten, hielt ich es nicht der Mühe werth, Sie über einen Punkt zu enttäuſchen, über welchen Major Carbonnell ſelbſt im Irrthum war und auch Andere täuſchte; jetzt aber, da Sie mich in den Schooß Ihrer Familie einführen wollen, jetzt muß reines Feld zwiſchen uns werden. Man glaubt allgemein, daß ich bei meiner Volljährigkeit ein großes Vermögen antreten werde; aber weit entfernt, daß das der Fall wäre, habe ich auf der ganzen Welt nichts, als meine beſcheidenen Subſiſtenzmittel und Lord Windermear's Freundſchaft. Ich bin, die Wahrheit zu ſagen, ein Findling, der ſeine Eltern nicht kennt und mit dem ängſtlichſten Eifer nach ihnen forſcht, denn triftige Gründe veranlaſſen mich, zu vermuthen, daß ich nicht von niedriger Herkunft bin. Ich ſage Ihnen dieß offenherzig, und werde, wofern Sie Ihre Einladung nicht wiederholen, dieſelbe als nicht gethan betrachten.“

Harcourt ſchwieg eine Weile: „Sie haben mich wahrhaftig ſehr überraſcht, Newland,“ ſagte er dann; „aber“ — ſetzte er mit ausgeſtreckter Hand hinzu — „ich bewundere, ich achte Sie und fühle, daß ich Sie jetzt noch mehr lieben werde als zuvor. Mit Ihren jährlichen zehntauſend Pfund ſtanden Sie über mir: nun ſind wir einander gleich. Als ein jüngerer Sohn habe ich auch nur meinen hinlänglichen Unterhalt, gerade wie Sie, und was die Eltern betrifft, ſo könnte ich, in Betracht des Einkommens, das ich von ihnen genieße, eben ſo gut gar keine haben. Nun iſt zwar mein Vater ein würdiger, wackerer alter Herr, aber er mußte ſein Vermögen auf's Engſte zuſchneiden: ſeine Stellung in der Geſellſchaft, die er ſich erhalten muß, und eine große Familie, für die er zu ſorgen hat, erlauben ihm nicht mehr für mich zu thun. Sie haben in der That mit Ihrer Beichte einen ungewöhnlichen moraliſchen Muth gezeigt. Wünſchen Sie, daß es ein Geheimniß bleiben ſoll?“

„Im Gegentheil, ich wünſche, daß die Wahrheit allgemein bekannt werde.“

„Es iſt mir lieb, das zu hören, da ich Sie meinem Vater als einen jungen Mann von großem Vermögen angekündigt habe; übrigens bin ich feſt überzeugt, daß, wenn ich ihm dieſe unſere Unterredung mittheile, es ihm größeres Vergnügen gewähren wird, Ihnen die Hand zu reichen, als wenn Sie gekommen wären, einer meiner Schweſtern die Ihrige anzubieten. Ich wiederhole die Einladung, die mir noch einmal ſo viel Freude macht, als das erſte Mal.“

„Ich danke Ihnen, Harcourt,“ erwiederte ich; „mit der Zeit ſollen Sie mehr erfahren. Uebrigens darf ich nicht hoffen, die ganze Welt ſo edeldenkend zu finden, wie Sie.“

„Vielleicht nicht, aber das hat nichts zu ſagen. Alſo nächſten Freitag brechen wir auf.“

„Topp.“ — Ich drückte ihm die Hand und ging.

## Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Ich ſehe mich wieder nach der verlorenen Fährte um und erfahre zu meinem Erſtaunen, daß ich wegen Fälſchung zur Deportation verurtheilt worden bin.

Harcourt's Benehmen war eine große Ermuthigung für mich, und würde mich, hätte ich geſchwankt und Herrn Maſterton mein Wort zu halten gezaudert, auf dem geraden Wege zu bleiben angetrieben haben. Mit leichtem Herzen, und dem angenehmen Gefühle, das aus dem befriedigten Gewiſſen entſpringt, kam ich nach Hauſe. Den andern Morgen fuhr ich nach ***, und da ich meine Flita ſeit geraumer Zeit nicht mehr geſehen hatte, ſo gewährte uns dieſe Zuſammenkunft ein wahres Entzücken. Sie war ſehr gewachſen, und hatte in jeder Hinſicht zugenommen. Sie näherte ſich jetzt ihrem fünfzehnten Jahre, ſo viel wir urtheilen konnten, denn ihr wahres Alter konnte man natürlich nicht wiſſen. In gleichem Maße war die Entwicklung ihres Innern vorangeſchritten. Die Vorſteherin pries ihre Gelehrigkeit und ihren Eifer, und ſchloß mit der Frage, ob ich ſie Muſik und Zeichnen lehren zu laſſen geneigt ſey, da ſie entſchiedenen Geſchmack für beide Künſte gezeigt habe. Auf der Stelle gab ich meine Einwilligung; Flita hing an meinem Halſe und umarmte mich für die Erlaubniß. Sie ſtand nun an der Schwelle des jungfräulichen Alters; ich fühlte wärmer für ſie als jemals. Dießmal nahm ich ihr die Kette von Goldperlen und Korallen vom Halſe, mit dem Bedeuten, ich müſſe ſie an einen ſichern Ort bringen, da viel von dieſem Kleinod abhänge. Sie war neugierig, das Nähere zu erfahren, ich ließ mich aber nicht darauf ein. Dann befahl ich ihr noch, als Vorſichtsmaßregel für den Fall, daß Melchior oder ſeine Genoſſen ihren Aufenthalt erforſchten, unter keiner Bedingung die Anſtalt zu verlaſſen, außer wenn ich ſelbſt käme, ja nicht einmal einem Schreiben, das ſie abriefe, zu gehorchen, wofern es ihr nicht durch Timothy überliefert würde. Dieſelben Weiſungen gab ich der Vorſteherin, bezahlte Koſtgeld und Auslagen, und reiſte ſodann ab, mit dem Verſprechen, ſie nicht mehr ſo lange auf mich warten zu laſſen. Nach meiner Zurückkunft deponirte ich die Halskette bei Herrn Maſterton, der ſie ſorgfältig in ſeinen eiſernen Schrank verſchloß.

Am Freitag brach ich, verabredetermaßen, mit Harcourt, unter Begleitung von Timothy und meines Freundes Diener, auf; wir fuhren, wie jüngere Söhne gewöhnlich zu thun pflegen, auf der Imperiale, und kamen Mittags auf ſeines Vaters Landſitz in —ſhire an. Ich wurde von dem alten Herrn Harcourt und ſeiner Familie, welche aus ſeiner Gattin, und drei liebenswürdigen, ſchönen Töchtern beſtand, freundlich aufgenommen; den folgenden Tag jedoch, nachdem Harcourt eine Gelegenheit ergriffen haben mochte, ihm ſeinen Irrthum zu benehmen, war ich entzückt, zu finden, daß der alte Herr mir noch mit weit größerer Wärme entgegenkam. Ich blieb vierzehn Tage dort, und war der glücklichſte Menſch unter der Sonne. In kurzer Zeit ſtand ich mit der ganzen Familie auf dem vertrauteſten Fuße; ich wurde ganz wie ein Angehöriger behandelt. Und doch ward ich nach und nach immer ſchwermüthiger:

wenn ich Nachts zu Bette ging, empfand ich, welch' eine Wonne es ſeyn müſſe, Eltern, Schweſtern, Freunde zu haben, ſich in den Schooß einer Familie begeben, Freud' und Leid mit ihr theilen zu können. Oft rannen mir die Thränen über die Wangen herab in mein Kiſſen, wenn ich kaum eine Stunde vorher der Glücklichſte unter den Glücklichen geweſen war. In einem ſolchen Familienleben iſt nichts willkommener, als irgend ein kleines Talent von minder gewöhnlicher Art, und meine Taſchenſpielerkünſte, worin mich Melchior zum Meiſter gemacht hatte, wurden hier als eine Quelle harmloſen Ergötzens hervorgezogen. Beim Abſchiede luden mich die Eltern herzlich, und ein für allemal ein. Die Augen der anmuthigen Mädchen waren ſo wenig trocken, als die meinigen, als wir einander Lebewohl ſagten.

„Harcourt," war mein erſtes Wort auf dem Rückwege, „Du haſt es Deinem Vater geſagt? nicht?"

„Ja, und den Andern auch, Japhet, und Du wirſt gefunden haben, daß Du nicht in ihrer Achtung geſunken biſt. Mein Vater freut ſich unſerer Bekanntſchaft, und räth mir, ſie fortzuſetzen. Um Dir zu beweiſen, daß ich mir dieß angelegen ſeyn laſſe, will ich Dir einen Vorſchlag machen: ich kenne Dein Haus ſo gut, wie Du ſelbſt, und weiß, daß Du Dir nur den erſten Stock vorbehalten haſt; aber dort ſind noch zwei gute Zimmer und ein Ankleidezimmer kannſt Du erübrigen. Was denkſt Du, wenn wir zuſammen hauſen würden? es wäre für uns beide eine Reduktion, wie der arme Carbonnell ſagte, als er Dich zu ſich nahm."

„Von ganzem Herzen! der Vorſchlag entzückt mich."

Harcourt erklärte hierauf, was er für ſeinen Antheil an der Wohnung bezahlen wolle; die übrigen Ausgaben ſollten gleich vertheilt und ſein Diener entlaſſen werden. Ich brauche kaum zu ſagen, daß wir bald im Reinen waren; eine Woche nach unſerer Ankunft in London wohnten wir ſchon beiſammen.

Meine Beſuche bei Herrn Maſterton und die nachfolgenden

Ereigniſſe hatten mich ganz vergeſſen machen, daß ich die Direktoren des Findelhauſes beſuchen wollte, um zu erfahren, ob eine Nachfrage nach mir ergangen ſey. Nun begab ich mich alsbald dahin; man ſagte mir, daß am andern Tag eine Sitzung ſeyn werde, und ich ergriff dieſe Gelegenheit, um mich vorzuſtellen.

„Sie wünſchen die Direktoren der Anſtalt zu ſprechen?“ ſagte der erſte Vorſteher, der in der Sitzung präſidirte.

„Ja, Sir,“ erwiederte ich, „ich komme, um mich zu erkundigen, ob eine Nachfrage nach einem ehemaligen Pflegling dieſes Hoſpitals, Namens Japhet Newland, ergangen iſt?“

„Japhet Newland?“

„Wenn Sie ſich erinnern, Sir, — er wurde einem Apotheker, Namens Kophagus, übergeben, wozu eine Summe diente, die er als Kind bei ſeiner Ausſetzung mitbekommen hatte; der Brief, welchem die Banknote beigeſchloſſen war, beſagte zugleich, er werde, wenn die Umſtände es erlaubten, reklamirt werden.“

„Ich erinnere mich vollkommen, auch glaube ich von einer Nachfrage gehört zu haben. Iſt nicht eine ergangen, Mr. G.....?“

„Ich glaube ſo, vor anderthalb Jahren. Wir wollen nach dem Secretär ſenden, und das Diarium nachſchlagen laſſen.“

Mein Herz klopfte heftig bei dieſer Antwort; der Schweiß trat mir auf die Stirne. Zuletzt wurde meine Bewegung ſo groß, daß ſie mich übermannte. „Ihnen iſt nicht wohl, Sir,“ ſagte einer der Herren, „ein Glas Waſſer, geſchwinde!“

Der Diener brachte mir ein Glas; ich trank und erholte mich.

„Es ſcheint, Sie nehmen großen Antheil an dem Schickſale dieſes jungen Mannes.“

„Allerdings, Sir,“ erwiederte ich, „es kann Niemanden mehr am Herzen liegen.“

Der Secretär trat mit ſeinem Verzeichniß ein, ſchlug es auf und las: „den 16. Auguſt — — kam ein Herr, um nach einem hier ausgeſetzten Kinde, Namens Japhet, zu fragen, welches mit einigem Geld ausgeſtattet worden ſey, — Japhet, ſo getauft auf Befehl der Direktoren, Japhet Newland, — wurde in die Apotheke des Mr. Kophagus, Smithfield-Markt, gewieſen. Er kam den nächſten Tag wieder, mit der Nachricht, Mr. Kophagus habe das Geſchäft aufgegeben, die Leute im Laden wüßten nichts Beſtimmtes, glaubten aber, daß beſagter Japhet Newland vor etwa einem Jahre wegen Fälſchung auf Lebenszeit deportirt worden ſey.“

„Guter Gott, welch eine ſchmähliche Verläumdung!“ rief ich mit zuſammengeſchlagenen Händen aus.

„Bei weiterer Nachforſchung im Kalender des Sheriffs fanden wir, daß ein gewiſſer J. Newland allerdings wegen eines ſolchen Verbrechens deportirt worden iſt. Nun fragt es ſich —?“

„Das muß ein Anderer geweſen ſeyn! dieſe Verläumdung iſt eine rachſüchtige Bosheit der beiden ſchurkiſchen Gehülfen bei Pleggit!“ rief ich.

„Wie können Sie das wiſſen, Sir?“ ſagte einer der Direktoren mit ſanfter Stimme.

„Wie ich's wiſſen kann, Sir?“ verſetzte ich, von meinem Seſſel aufſpringend: „weil ich ſelbſt Japhet Newland bin.“

„Sie, Sir?“ erwiederte der Vorſteher mit einem Blick auf meine faſhionable Kleidung, meine Kette und meine Juwelen.

„Ja, Sir, ich bin dieſer Japhet Newland, der in Ihrer Freiſtätte erzogen und als Lehrling bei Mr. Kophagus untergebracht worden iſt.“

„Dann, Sir,“ erwiederte der Vorſitzende, „ſind Sie wahrſcheinlich zugleich jener Mr. Newland, von welchem in allen vornehmen Geſellſchaften geſprochen wird.“

„Ich glaube der zu ſeyn, den Sie meinen, Sir.“

„Ich wünſche Ihnen Glück, Sir, zu Ihren Erfolgen in der Welt. Man ſollte nicht glauben, daß Ihnen ſehr viel daran gelegen ſeyn müſſe, Ihre Eltern zu entdecken.“

„Sir," entgegnete ich, „Sie haben nie gefühlt, was es heißt, keine Eltern noch Verwandte zu haben. So glücklich Sie mich glauben, — und ich geſtehe, daß ich allen Grund habe, für mein unerwartetes Emporſteigen in der Welt dankbar zu ſeyn — ſo wäre ich doch in dieſem Augenblicke bereit, all' das Meinige aufzugeben, meine Findlingskleidung wieder anzuziehen, und ein Bettler zu werden, wenn ich nur die Urheber meines Daſeyns entdecken könnte." — Ich verbeugte mich tief gegen die Vorſteher, und verließ das Zimmer.

## Achtunddreißigſtes Kapitel.

Es iſt nichts Gutes im Werke. Timothy, nachdem wir unſern ganzen Witz angeſtrengt, wird wieder ein Zigeuner.

Die Empfindungen, mit denen ich nach Hauſe ſtürmte, waren zu peinlich, um beſchrieben werden zu können. Ich fühlte mein Herz zerriſſen. Auf meinem Geiſte laſtete ein Druck, der mich ganz darnieder beugte. Ich kannte nur Einen Wunſch — zu ſterben. Meinem Freunde Harcourt hatte ich ſchon früher die Geſchichte meines Lebens mitgetheilt; als ich jetzt nach Hauſe kam, warf ich mich verzweifelnd auf das Sopha, und nachdem ich mein gequältes Herz mit einer Fluth von Thränen erleichtert hatte, erzählte ich ihm, was mir begegnet war.

„Mein lieber Newland," ſagte er, „wiewohl es an und für ſich ſelbſt ein widriger Zufall iſt, ſo kann ich doch nicht einſehen, warum Du Dich ſo ſehr darüber grämen ſollteſt, denn Du haſt ja die Genugthuung, daß Deine Eltern allem Anſcheine nach Dich zu reklamiren gewünſcht haben."

„Das iſt wohl wahr," erwiederte ich, „aber haben ſie nicht gehört und natürlich auch geglaubt, daß ich wegen eines Verbrechens eine ſchimpfliche Strafe erlitten habe? werden ſie mich je wieder ſuchen wollen?"

„Schwerlich, deßhalb mußt Du jetzt nach ihnen ſuchen, und da möchte ich Dir empfehlen, gleich morgen in die bewußte Apotheke zu gehen, um Dich nach dem Herrn, der jene Nachfrage anſtellte, zu erkundigen. Wenn Du mir's erlaubſt, ſo wollen wir zuſammen gehen."

„Um von dieſen boshaften Schurken inſultirt zu werden?"

„Das ſollen ſie wohl bleiben laſſen. Gegen einen Apothekerlehrling würden ſie ſich ſchon Etwas herausnehmen, aber vor einem Gentleman werden ſie allen Reſpekt haben. Wo aber nicht, ſo wird wenigſtens ihr Herr gewiß höflich ſeyn, und Dir alle möglichen Aufſchlüſſe geben. Wir wollen übrigens nichts halb thun: ich will einen Wagen von meiner Tante leihen, damit wir in Gala aufziehen können."

„Ich meine, ich ſollte dieſen Abend Mr. Maſterton beſuchen, und um ſeinen Rath bitten."

„Bitte ihn, uns zu begleiten, Newland, er wird ſie mit einer Injurienklage in's Bockshorn jagen."

Ich beſuchte Herrn Maſterton noch dieſen Abend, und erzählte ihm meine Geſchichte. „Es iſt freilich ſehr ärgerlich, Newland," ſagte er, „aber laſſen Sie den Muth nicht ſinken. Ich will morgen mit Ihnen gehen, und da wollen wir ſehen, was zu machen iſt. Um welche Zeit gedenken Sie ſich hinzubegeben?"

„Iſt es Ihnen gelegen, Sir, wenn wir um Ein Uhr bei Ihnen erſcheinen?"

„Ja, und nun gute Nacht, mein Junge, denn hier liegt Etwas, das ich bis dahin in's Reine gebracht haben muß."

Harcourt hatte die Karoſſe beſorgt, wir nahmen Herrn Maſterton zur beſtimmten Stunde ein, und fuhren nach Smithfield. Als wir an Mr. Pleggit's Thüre anfuhren, glaubten die Gehülfen zuerſt, wir ſeyen im Irrthum, denn ſelten ſieht man vornehme Equipagen in jener Stadtgegend halten. Wir ſtiegen aus, und traten in die Apotheke, wo Herr Maſterton fragte, ob Mr. Pleggit zu Hauſe ſey. Die Gehülfen, die mich nicht erkannt hatten, verbeugten ſich in ihrer häßlichen Weiſe bis auf den Boden, und einer lief nach Herrn Pleggit. Dieſer kam die Treppe herab, empfing und führte uns in's Hinterzimmer. Herr Maſterton nannte ihm den Gegenſtand unſeres Beſuchs und fragte, warum der Herr, der ſich nach mir erkundigt, mit jener infamen Lüge abgefertigt worden ſey. Herr Pleggit betheuerte ſeine Unſchuld, erinnerte ſich übrigens doch, daß Jemand da geweſen, — wollte bei ſeinen Leuten die ſtrengſte Unterſuchung halten. Der Proviſor wurde gerufen und befragt. Zuerſt ſchien er einen Scherz daraus machen zu wollen, als aber Herr Maſterton andere Saiten aufzog, wurde er demüthig, bekannte, daß ſie geſagt haben, „ich ſey deportirt worden, weil ſie es ſo in den Zeitungen geleſen,“ bedauerte das „Mißverſtändniß“, ſagte, „der Herr ſey ſehr groß geweſen, ſehr wohlgekleidet, äußerſt gentlemänniſch in ſeinem Ausſehen — er könne ſich ſeiner Kleidung nicht ganz genau mehr erinnern — ein breit gebauter Mann mit ernſtem Geſichte, den die Nachricht von meiner Verurtheilung tief zu erſchüttern geſchienen habe. Zweimal ſey er da geweſen, da er Mr. Pleggit das erſtemal nicht angetroffen — habe ſeinen Namen genannt, — wo ihm recht ſey, ſtehe dieſer Name im Tagbuche; als er zum zweitenmal gekommen, ſey Mr. Pleggit zu Hauſe geweſen, und habe ihn, unwiſſend, was aus mir geworden ſey, an ſie, ſeine Leute, verwieſen.“ Nun wurde der andere Gehülfe befragt, deſſen Angabe der des erſten ähnlich lautete. Man ließ das Tagbuch kommen, und ſchlug das betreffende Datum nach. Hier fanden wir einen Namen am Rande des Blattes, den der Gehülfe mit der größten Gewißheit für den Namen des Herrn erkennen wollte, da an jenem Tage kein anderer Name aufgeſchrieben worden ſey. Der Name lautete, wie er im Buche ſtand, „Derbennon“. Dieß war

Alles, was wir erfahren konnten; wir verließen die Apotheke und fuhren ab, ohne daß weder Herr Pleggit noch ſeine Gehülfen mich erkannt hätten.

„Ich habe dieſen Namen noch nie gehört,“ bemerkte Harcourt gegen Herrn Maſterton.

„Aller Wahrſcheinlichkeit nach, heißt er De Beyon,“ erwiederte der Rechtsgelehrte, „wir müſſen ihrer Unwiſſenheit etwas zu gute halten. Jedenfalls haben wir eine Art von Spur: die De Beyon's ſind iriſch.“

„Dann will ich morgen früh nach Irland abreiſen,“ ſagte ich

„Das werden Sie bleiben laſſen,“ erwiederte der Rechtsgelehrte, „aber Morgen Abend werden Sie mich beſuchen; vielleicht kann ich Ihnen etwas ſagen.“

Ich unterließ nicht, ſeinem Befehle zu gehorchen, und erfuhr von ihm, er habe die genaueſte Nachfrage nach den De Beyon's angeſtellt; ſie ſeyen eine iriſche Familie vom höchſten Rang und beſitzen die Pairie De Beauvoir. Er habe ſeinem Agenten in Dublin geſchrieben, und denſelben angewieſen, ihm, was er über ſämmtliche Mitglieder dieſer Familie nur irgend in Erfahrung bringen könne, zu melden. Bis dieſe Antwort eintreffe, könne ich nichts thun, als mich ruhig verhalten.

Nun erzählte ich Herrn Maſterton was zwiſchen Jving und Timothy vorgefallen war.

„Dahinter ſteckt ein Geheimniß, ganz gewiß!“ bemerkte Herr Maſterton, „wann gehen Sie wieder nach ***?“

Ich erwiederte, ich ſey in der nächſten Zeit nicht geſonnen, hinzugehen, außer wenn er die Kleine zu ſehen wünſche.

„Allerdings, Newland, ich glaube, ich muß ſie unter meinen Schutz nehmen, ſo gut wie Sie. Wir wollen gleich Morgen hinüberfahren. Der Sonntag iſt der einzige Tag, den ich erübrigen kann; ich muß es eben als ein Werk der chriſtlichen Liebe anrechnen.“

Den andern Tag begaben wir uns nach ***. Flita erſtaunte, mich ſo bald wieder zu ſehen, und Herr Maſterton war überraſcht von der Schönheit und den klaſſiſchen Zügen meines kleinen Schützlings. Er fragte ſie Vieles, und ſeinem juriſtiſchen Takte gelang es, manchen kleinen Zug aus ihrer Kindheit zu erfahren, der ihr ohne dieſe ſondirenden Fragen niemals eingefallen wäre.

Auf der Rückfahrt bemerkte er: „Sie haben Recht, Japhet, dieſes Kind iſt nicht von niedriger Herkunft; ſchon ihr Ausſehen ſpricht dagegen; aber ich denke, wir haben Hoffnung, herauszubringen, wer ſie iſt, beſſere, fürchte ich, als wir im Augenblicke für Ihre Identifikation haben. Doch laſſen Sie ſich das nicht bekümmern; hoffen wir vielmehr Alles von unſerer Beharrlichkeit."

So ſtanden meine Angelegenheiten. Ich hatte drei Wochen mit Harcourt zuſammen gelebt, ohne viel auszugehen, als Timothy eines Morgens in mein Zimmer kam, mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob Du es auch bemerkt haſt, Japhet; da d'runten iſt ein Mann, der beſtändig lauert; er hat, wie mir ſcheint, ein Auge auf unſer Haus. Ich glaube, nur weiß ich's nicht ganz gewiß, ſein Geſicht ſchon einmal geſehen zu haben, aber wo, kann ich mich nicht mehr recht erinnern."

„So? was iſt denn das für ein Mann?"

„Er ſieht ſehr dunkel aus, iſt ſtattlich und wohl gebaut; ſeine Kleidung gehört halb einem Matroſen, halb einem Gentleman, wie man ſie bei den Maskeraden auf der Themſe ſieht; aber er iſt kein Gentleman, nein, ganz das Gegentheil. Es wird nun wohl eine Woche ſeyn, daß ich ihn täglich ſehe; ich hab' ihn beobachtet und bemerkt, daß er Dir regelmäßig folgt, ſo oft Du einen Ausgang machſt."

„Gut," verſetzte ich, „wir müſſen wo möglich herausbringen, um was es ihm zu thun iſt. Zeig' ihn mir, ich will es bald weg haben, ob er meinen Schritten nachzuſpüren trachtet."

Timothy zeigte mir ihn nach dem Frühſtücke; das Geſicht war mir unbekannt und doch glaubte ich, es ſchon geſehen zu haben.

Ich ging aus; nachdem ich ein halb Dutzend Straßen durchſtrichen hatte, wandte ich mich um und ſah den Menſchen dicht hinter mir. Er kehrte ſich ab, ich that, als ob ich nichts bemerkte, da ich aber entſchloſſen war, ihn noch einmal auf die Probe zu ſtellen, ging ich zu dem Weißen-Roß-Keller, wo ich mir einen Sitz in einer Brentford-Kutſche beſtellte. Als ich bei meiner Ankunft in Brentford ausſtieg, ſah ich den Burſchen auf dem Kutſchenhimmel ſitzen. Nun kam mir eine Erinnerung wie ein Blitz: es war jener Zigeuner, der mit den geheimen Nachrichten in unſer Lager gekommen war und Melchior's Trennung von uns verurſacht hatte; ich ſah ihn wieder vor mir, wie er am Waſſer kniete und ſein Antlitz wuſch. Das Räthſel war gelöst: Melchior hatte ihn abgeſchickt, um Flita's Aufenthalt zu erforſchen. Höchſt wahrſcheinlich waren unſere zweideutigen Freunde jener falſchen Adreſſe gefolgt, und ſuchten jetzt, indem ſie meine Schritte bewachten, die wahre herauszufinden. „Ihr ſollt jedenfalls betrogen ſeyn,“ dachte ich, während ich durch die Straßen von Brentford ging. Da traf ich auf ein Inſtitut für junge Damen: alsbald zog ich die Glocke, wurde eingelaſſen, gab an, ich wünſche die Bedingungen der Aufnahme zu wiſſen, hielt mich ſo lange als möglich auf und verſprach, wieder zu kommen, falls die Verwandten der jungen Dame, von der ich geſprochen hatte, ſo zufrieden wären wie ich. Als ich das Haus verließ, bemerkte ich, daß mein brauner Begleiter nicht ferne war. Ich kehrte mit der erſten Kutſche nach London zurück; Timothy, dem ich Alles ausführlich erzählte, entgegnete mir: „ich glaube, falls Du mich auf ein paar Wochen entbehren könnteſt, ſo möchte ich Dir jetzt von großem Nutzen ſeyn. Der Burſche kennt mich nicht: wenn ich nun mein Geſicht ſchwärze und meine Tracht ändere, ſo könnte ich mich, glaub' ich, ohne Schwierigkeit für einen von ihrer Sippſchaft ausgeben, da ich ihr Kauderwelſch verſtehe und ſo lange bei ihnen geweſen bin.“

„Aber zu was meinſt Du denn, daß das führen ſoll, Timothy?“

„Meine Abſicht iſt, ausfindig zu machen, wo er ſein Unterkommen hat; dann will ich ebendaſelbſt einkehren, ſeine Bekanntſchaft machen, ihm das Geheimniß abſchwatzen, wer Melchior eigentlich iſt und wo er lebt. Vielleicht kann mir, was ich von dieſem und Nattie weiß, erſprießlich ſeyn.“

„Du mußt aber vorſichtig zu Werke gehen, Tim! denn er könnte ſo viel von unſerer Geſchichte wiſſen, um Verdacht auf Dich zu haben.“

„Laß mich nur machen. Gefällt Dir mein Vorſchlag?“

„Ja. Du kannſt augenblicklich mit der Ausführung beginnen.“

## Neununddreißigſtes Kapitel.

### Ich gehe wieder auf die Wildgänſejagd und ſtoße auf einen alten Freund.

Den nächſten Morgen verſchaffte mir Timothy einen andern Diener; Abends erſchien er, nachdem er mir zuvor hatte melden laſſen, es ſey ein Mann da, der mich zu ſprechen wünſche. Er trug Halbſtiefeln, geſtrickte wollene Strümpfe, enge Lederhoſen, eine bunte Jacke und über dieß alles einen blauen Kittel. Seinem Geſicht hatte er eine dunkle Olivenfarbe gegeben, ſo daß Harcourt, der bei ſeinem Eintritt neben mir am Tiſche ſaß, ihn auch nicht im mindeſten erkannte. Harcourt wußte um alle meine Geheimniſſe, ich hatte ihm auch dieſes anvertraut, aber von Tim's Abſichten weiter nichts geſagt, als daß ich ihm für einige Tage Urlaub gegeben habe; denn ich wünſchte mich zu überzeugen, ob man ſich auf dieſe Verkleidung verlaſſen könne.

„Vielleicht iſt es Dir lieb, wenn ich mich ein wenig entferne,“ ſagte Harcourt, mit einem Blick auf den Fremden.

„Nicht im Geringſten, mein lieber Harcourt; ich wüßte nicht warum; es iſt ja Niemand hier, als Du und Timothy."

„Timothy? Excellent! auf mein Wort, ich würde ihn nicht erkannt haben."

„Er geht jetzt auf ſeine Abenteuer aus."

„Und wenn es Ihnen gefällig iſt, Sir, ſo will ich keine Zeit verlieren, denn es wird Nacht. Das Neſt des Zigeuners hab' ich bereits ausgekundſchaftet."

„Möge das Glück Dich begleiten, Tim; aber ſey vorſichtig. Du wirſt beſſer thun, mir zu ſchreiben als perſönlich zu kommen."

„Daſſelbe dachte ich auch. Und ſo wünſch' ich denn guten Abend."

Als Timothy das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte ich Harcourt meinen Plan auseinander. „Du haſt ein ſonderbares abenteuerliches Leben, Newland," ſagte er, „beſtändige Minen und Gegenminen. Ich ahne daß noch irgend etwas Großes aus Dir werden muß; zu was ſollte ſonſt all' dies Rennen und Jagen um Dich?"

„Das gilt für dießmal der kleinen Flita; aus ihr alſo muß, nach Deiner Art zu ſchließen, eine große Dame werden."

„Das kann vielleicht auch geſchehen. Ich wünſchte wohl das Mädchen zu ſehen, Newland."

„Für jetzt iſt es unmöglich, aus Gründen, die Du kennſt; aber zu einer andern Zeit wird es mir großes Vergnügen machen."

Den zweiten Tag nach Tim's Abgang erhielt ich durch die Zweipenny-Poſt einen Brief von ihm. Er hatte die Bekanntſchaft des Zigeuners gemacht, bis jetzt aber nichts weiter aus ihm herausbringen können, da er ſich noch nicht getraute, ihm mit Fragen nahe zu rücken. Er ſchrieb mir ferner, ſein neuer Gefährte ſey kein Feind vom Gläschen, und er zweifle nicht, daß, wenn er ihm einen Haarbeutel anhängen könnte, er mir in wenigen Tagen etwas Wichtiges mitzutheilen im Stande ſeyn würde. Ich befand mich während dieſer Zeit in großer Aufregung. Herr

Maſterton, dem ich Alles das erzählte, war höchſt verwundert und ergötzt; ich ſolle, bat er mich, ja nicht unterlaſſen, ihm, ſo wie etwas an den Tag komme, die erſte Nachricht zu geben. Er hatte noch keine Antwort von ſeinem Agenten in Dublin erhalten.

Nicht weniger als eilf Tage mußte ich warten, bis ich wieder eine Mittheilung von Timothy empfing; ich fühlte eine große Ungeduld, zu welcher noch die Beſorgniß kam, es möchte irgend ein Unglück begegnet ſeyn. Dafür lief aber jetzt auch eine ſehr wichtige Nachricht ein. Er ſtand auf dem vertrauteſten Fuße mit dem Zigeuner, ſo daß dieſer ihm bereits den Antrag gemacht hatte, er ſolle ihm ein Mädchen entführen helfen, das in der Erziehungs-Anſtalt zu Brentford ſey. Bei der Berathung über die nöthigen Maßregeln hatte Timothy vorgeſchlagen, einen Brief zu ſchreiben, durch welchen ſie in die Stadt einzuladen ſey, und den er als Livreebedienter hintragen ſollte. Der Andere hatte auch ſeine Plane: er wollte mit dem Geſinde Bekanntſchaft anknüpfen, um auf dieſe Weiſe Zutritt in dem Hauſe zu erlangen; dann wollte er ſich wieder einiger wahrſagenden Zigeunerinnen zu dieſem Zwecke bedienen. Bis jetzt war noch nichts entſchieden, aber der Burſche ſchien, wie Timothy ſchrieb, feſt entſchloſſen, ſich des Mädchens zu bemeiſtern, ſelbſt wenn er zur Gewalt ſeine Zuflucht nehmen müßte. Auf jeden Fall war Tim eingeladen, ſein Helfershelfer zu ſeyn.

Während ich dieſes Schreiben las, wünſchte ich mir mehr als einmal Glück dazu, daß ich den Menſchen auf eine falſche Spur geleitet, und daß Timothy einen ſo vortrefflichen Einfall gehabt hatte. Dieſer ſchrieb ferner, ſie hätten letzte Nacht ſcharf mit einander getrunken, und da hätte ſich der Zigeuner nicht bedacht, ihm anzuvertrauen, er ſey im Dienſt eines ſehr reichen Mannes, welcher gut bezahle, und dem man nicht wohl etwas abſchlagen dürfe, da er große Macht beſitze. Nach einigem Zaudern habe er ihn gefragt, ob ihm bei ſeinem Stamme jemals der Name Melchior zu Ohren gekommen ſey? darauf habe er erwiedert, ja, er habe bei einer Verſammlung ihn und ſeine Frau geſehen. Schon habe er geglaubt, der Zigeuner ſey auf dem Sprung, ihm Alles zu eröffnen, als dieſer auf einmal abgebrochen, und von nun an lauter ausweichende Antworten gegeben habe. Auf Timothy's Frage, wohin ſie das Kind, wenn es in ihrer Gewalt ſey, bringen würden, habe er erwiedert, ſie wollten mit ihm über das Waſſer gehen. — Dieß war der Inhalt des Briefes, der mir eine große Begierde nach Tim's weiteren Depeſchen einflößte.

Den Tag darauf begab ich mich zufällig nach Long's Hotel, um daſelbſt einen Bekannten zu beſuchen. Ich hatte mich nur kurze Zeit bei ihm verweilt, und wollte eben das Hotel verlaſſen, als mir einige Koffer in der untern Halle auffielen, deren Adreſſe ich mit Ueberraſchung las; ſie lautete: „H. De Benyon, Esq., abzugeben in F.....t-Hotel, Dublin.“ Ich fragte den Aufwärter, welcher dabei ſtand, ob Mr. De Benyon das Hotel verlaſſen habe; der Burſche erwiederte mir, er ſey dieſen Morgen in ſeinem eigenen Wagen abgereist, und da er nicht ſein ganzes Gepäck habe mitnehmen können, ſo habe er den Auftrag gegeben, dieſe Koffer nachzuſenden. Inzwiſchen hatte ich meine Faſſung wieder gewonnen; ich zog meine Brieftaſche heraus, und ſchrieb mir die Adreſſe auf, indem ich ſagte, ich bedaure, Mr. De Benyon nicht geſehen zu haben, wolle ihm aber ſchreiben.

Wenn ich mich aber vor dem Aufwärter zu faſſen vermocht hatte, ſo klopfte mir das Herz um ſo heftiger, während ich durch Bondſtreet nach Hauſe eilte. Schon ſtand es feſtbeſchloſſen bei mir — auf welche unſichere Folgerungen hin, wird Jedermann bemerken — daß dieſer Mr. De Benyon mein Vater ſeyn müſſe, oder mir wenigſtens Auskunft über ihn geben könne. Hatte nicht auch Herr Maſterton in dem Namen eine Spur gefunden, hatte er nicht nach Dublin geſchrieben? die Sache ſchien meiner aufgeregten Einbildungskraft klar wie der helle Tag, und ehe ich nach Hauſe kam, hatte ich bereits meinen Plan entworfen. Es war etwa vier Uhr; haſtig packte ich meinen Mantelſack zuſammen, ſteckte all' mein baares Geld, etwa ſechszig Pfund, zu mir, und trug dem Diener auf, mir einen Platz auf der Poſt nach Holyhead zu beſtellen. Nachdem dieſes ausgerichtet war, wartete ich bis halb Fünf auf Harcourt, aber er kam nicht nach Hauſe. Nun ſchrieb ich ihm ein paar Zeilen:

> „Irland iſt der Boden meiner ferrneren Abenteuer, liebſter Harcourt. Beſuche Herrn Maſterton und ſage ihm, was ich gethan habe; ſicherlich wird er es billigen. Oeffne Timothy's Briefe und theile mir ihren Inhalt mit. Ich gebe Dir unbedingte Vollmacht, in meinem Namen zu handeln, bis ich wiederkehre. Inzwiſchen bin ich
>
> Dein herzlicher
>
> J. Newland."

Ich gab dieſes Briefchen dem Diener, nahm eine Kutſche nach dem Poſthauſe und in weniger als fünf Minuten rollte ich ab nach Holyhead, indem ich mir zu meiner raſchen Entſchloſſenheit Glück wünſchte, ohne irgend zu bedenken, wohin dieſer Schritt mich führen würde.

Es war eine ſehr dunkle Novembernacht, in welcher ich meine Fahrt begann. Im Wagen ſaßen noch drei andere Paſſagiere, von welchen während der erſten Meilen keiner eine Sylbe ſprach. In meinen Mantel gehüllt, überließ ich mich meinen gewöhnlichen Träumereien und baute Luftſchlöſſer, eines über das andere. Endlich ſchneuzte ſich einer der Paſſagiere, als wollte er ein Signal geben, daß er jetzt im Begriffe ſey, zu reden; dann fragte er den Herrn, der neben ihm ſaß, ob er die Abendblätter geleſen habe?

„Nein," antwortete der Andere.

„Es ſcheint,daß Irland nicht ganz ruhig iſt," fuhr der Erſte fort.

„Haben Sie die Geſchichte von Irland geleſen?" fragte der Andere.

„Nicht vollſtändig."

„Nun, Sir, wenn Sie ſich die Mühe nehmen wollten, ſo würden Sie finden, daß Irland ſeit ſeiner erſten Bevölkerung nie ruhig geweſen iſt, es wohl auch niemals werden wird. Es iſt eine Art Vulkan, der immer raucht und glüht oder gar in Feuer und Flammen ausbricht.“

„Sehr richtig, Sir,“ verſetzte der Andere: „ich habe gehört, die White-Boy's ſollen ſich in großer Anzahl zuſammenrotten und einige Diſtrikte ganz unzugänglich machen.“

„Sir, wenn Sie ſchon viel in Irland gereiſt wären, ſo würden Sie gefunden haben, daß manche Diſtrikte daſelbſt unzugänglich ſind, ohne von den Weißen beſetzt zu ſeyn.“

„Sie ſind wohl lange in Irland geweſen, Sir,“ verſetzte der Erſte.

„Ja, Sir,“ ſagte der Andere mit wichtigem Tone, „ich glaube, ich darf wohl ſagen, daß ich einige der bedeutendſten Beſitzungen in Irland zu beſorgen habe.“

„Advokat — Agent — fünf Procent und ſo,“ murmelte der Dritte, welcher neben mir ſaß und bis jetzt ſtumm geweſen war.

Da konnte kein Zweifel obwalten! wahrhaftig, es war mein alter Lehrherr, Mr. Kophagus. Ich muß bekennen, daß ich über ſeine Gegenwart nicht eben ſehr erfreut war, da ich für gewiß annehmen konnte, daß er mich bei dem erſten Sonnenſtrahl erkennen würde. Das Geſpräch dauerte fort, ohne daß Jemand etwas über dieſe Unterbrechung bemerkt hätte. Der Agent war, wie es ſchien, durch Geſchäfte nach London gerufen worden und befand ſich jetzt auf dem Rückwege. Der andere war ein Profeſſor der Muſik, der auf Spekulation die Reiſe nach Dublin machte. Was Herrn Kophagus nach dieſer Richtung trieb, konnte ich nicht begreifen, aber ich nahm mir vor, ihn auszufragen. Deßhalb wandte ich mich, während die beiden andern fortredeten, mit leiſer Stimme an ihn: „Können Sie mir ſagen, Sir, ob die Anatomie in Dublin ein gutes Prädikat für den Unterricht angehender Chirurgen hat?“

„Gute Lokalität — jedenfalls alle Hände voll zu thun — zerſchlagene Köpfe und ſo.“

„Sind Sie ſchon in Irland geweſen, Sir?“

„Irland! — niemals — habe keine Luſt — muß! — alte Weiber ſterben — Teſtamentsvollſtrecker — Plackerei und ſo.“

„Ich hoffe, ſie hat Ihnen ein ſchönes Legat vermacht?“ verſetzte ich.

„Legat — mmh — weiß nicht — ſilbernen Theekeſſel — ſchwarzes Kleid und ſo. — Weite Reiſe — rentirt nicht — kann's nicht anders machen — alte Weiber ſcheeren immer, lebendig oder todt — geſchwind begraben — zurückkommen und ſo.“

## Vierzigſtes Kapitel.

### Ich verlängre meinen Herrn und Meiſter.

Obgleich Herr Kophagus über ſeine eigenen Angelegenheiten ſehr mittheilend war, ſo zeigte er doch keine Neugierde nach fremden, und die Unterredung war bald zu Ende. Da die beiden Anderen ſich ebenfalls alle erwünſchten Aufſchlüſſe gegeben hatten, ſo fielen wir, wie verabredetermaßen, zu gleicher Zeit in unſere Ecken zurück, um uns dem Schlummer zu überlaſſen. Ich war der Einzige, der ihn vergebens heranbeſchwor. Bei Tagesanbruch gab ich endlich meine Träumereien auf, um die Geſichter meiner noch ſchlafenden Gefährten zu betrachten. Herr Kophagus war der Erſte, dem ich meine Aufmerkſamkeit widmete; ich fand ihn ziemlich unverändert, nur war er beträchtlich magerer geworden; auf dem Kopfe trug er eine weiße Nachtmütze, unter welcher er mit großem Pathos ſchnarchte. Der Profeſſor der Muſik war ein ganz kleines Männchen mit einem Knebelbarte; ſein Mund ſtand weit offen, und er ſah aus, als ob er eben eine Bravourarie abſingen wollte. Der

„Kennen Sie Sir Henry De Clare?“ fuhr er fort.

„Sir Henry De Clare? von Mount Caſtle, nicht?“

„Eben den. Meine Reiſe führt mich zu ihm. Ich bin unter Anderem Agent für ſeine Beſitzungen. Ein ſehr merkwürdiger Mann. Haben Sie ſeine Gemahlin ſchon geſehen?“

„Ich kann's wahrhaftig nicht ſagen,“ erwiederte ich; „laſſen Sie mich nachſinnen.“

Nun hatte ich mir, ich weiß ſelbſt nicht wie, in den Kopf geſetzt, dieſer Sir Henry De Clare müſſe mit Melchior eine und dieſelbe Perſon ſeyn, denn nichts war meiner Einbildungskraft zu abgeſchmackt und unwahrſcheinlich. Dieſe Vermuthung ſuchte ich mir zu beſtätigen. „Ich glaube mich ihrer zu erinnern,“ ſagte ich, „ſie iſt eine ſehr große ſchöne Frau, hat ſchwarze Augen und dunkle Geſichtsfarbe.“

„Getroffen!“ erwiederte er.

Mein Herz ſchlug hoch bei dieſer Entdeckung. Zwar gab ſie keinen Schlüſſel für mein Geheimniß ab, aber dennoch mußte ſie, da ſie mit Flita's Wohlergehen verknüpft war, ein Gegenſtand meiner ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit ſeyn.“

„Wenn ich mich recht erinnere,“ bemerkte ich, „ſo bietet Sir Henry's Lebensgeſchichte einige merkwürdige Züge dar.“

„Nicht ſonderlich,“ erwiederte der Agent, indem er aus dem Fenſter ſah.

„Ich glaubte, er ſey einige Zeit unſichtbar geweſen.“

„Unſichtbar! Das heißt, er lebte nicht in Irland, weil er mit ſeinem Bruder Streit gehabt hatte. Er hielt ſich bis zu deſſen Tod in England auf.“

„Wie ſtarb ſein Bruder, Sir?“

„Er ſtarb an einem Sturz auf der Jagd,“ verſetzte der Agent. „Bei dem Verſuch, über eine Steinmauer zu ſetzen, fiel das Pferd mit ihm rücklings, überſchlug ſich und verletzte ihm den Rückgrath. Ich war auf dem Platze, als ſich das Unglück ereignete.“

Ich erinnerte mich jener halb verſtandenen Worte Flita's, welche den Zigeuner von einem Todesfall und von einem Pferde hatte reden hören. Dieſe bewieſen mir, daß ich Melchior's Spur gefunden. „Sir Henry hat, wenn ich mich recht erinnere, keine Familie," bemerkte ich.

„Nein, und leider iſt wenig Ausſicht dazu vorhanden."

„Hatte der verſtorbene Baronet, ſein älterer Bruder, keine?"

„Sir William? Nein, ſonſt würde Sir Henry nicht zu dem Titel gekommen ſeyn."

„Er könnte ja Töchter gehabt haben," erwiederte ich.

„Allerdings, und nun fällt mir bei, daß er ein Mädchen hatte, das in früher Kindheit ſtarb."

„Lebt Sir Henry's Wittwe noch?"

„Ja. Das iſt eine ſehr ſchöne Frau. Aber ſie hat Irland ſeit dem Tode ihres Gemahls verlaſſen."

Ich wagte nicht, mehr zu fragen. Unſere Unterredung hatte Herrn Kophagus und den andern Paſſagier aufgeweckt; da ich über mein Benehmen im Falle einer Wiedererkennung nachgedacht hatte, ſo wünſchte ich jetzt gleich den Verſuch zu machen. „Sie haben ein hübſches Schläfchen gehabt, Sir," ſagte ich, indem ich mich zu ihm wendete.

„Schläfchen? — ja — Kutſchenſchläfchen — keinen Penny werth — Kopfweh und ſo. Was tauſend — Japhet — Japhet New — ja er iſt's."

„Reden Sie mit mir, Sir?" fragte ich ruhig.

„Mit Ihnen — ja — ſchlechtes Gedächtniß — alles vergeſſen — ei, ei — alten Lehrherrn — Apotheke in Smithfield — tollen Stier und ſo."

„Wahrhaftig, Sir," erwiederte ich, „Sie halten mich, ſcheint es, für eine andere Perſon."

Herr Kophagus ſah mich auf's Schärfſte an; da er aber keine Aenderung in meinem Geſicht bemerkte, ſo rief er aus: „Ganz merkwürdig — Naſe — Geſicht — Alter — ganz merkwürdig — wie zwei Pillen — bitt' um Verzeihung — Mißverſtändniß und ſo."

Zufrieden, mit Herrn Kophagus fertig geworden zu ſeyn, wandte ich mich um; da ſah ich auf einmal, daß der iriſche Agent, mit welchem ich mich unterhalten hatte, mich mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete. Er hatte, wie ich bereits geſagt, harte Geſichtszüge, und ſein kleines graues Auge haftete nun auf mir, als ob es mich durchbohren wollte Ich war einen Augenblick beſtürzt, da die Unterſuchung von dieſer Seite unvermuthet kam. Aber ein kurzes Nachdenken ſagte mir, daß, wenn Sir Henry De Clare mit Melchior Eine Perſon, und dieſer Mann ſein Agent ſey, er aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht ohne Grund nach England geſchickt worden ſeyn werde, ebenſo, daß, wenn er Aufträge wegen Flita's hatte, er meinen Namen und vielleicht Einiges von meinen Schickſalen gehört haben müſſe. — „Es ſcheint," bemerkte ich lächelnd gegen ihn, „daß ich allen möglichen Leuten ähnlich ſehe; ſo wurde ich erſt vor ein paar Tagen in Bondſtreet als ein Mr. Rawlinſon angeredet."

„Uebrigens haben Sie kein gewöhnliches Geſicht," entgegnete der Agent; „wer es einmal geſehen hat, wird es nicht ſo leicht vergeſſen, oder gar mit einem andern verwechſeln."

„Und dennoch ſcheint es der Fall zu ſeyn," verſetzte ich nachläſſig.

Wir hielten jetzt an, um Erfriſchungen zu nehmen. Ich war vom Tiſche aufgeſtanden und befand mich eben im Gang, als ich bemerkte, daß der Agent den Reiſezettel las. Sobald er meiner anſichtig wurde, ging er vor den Gaſthof hinaus. Ehe der Kondukteur den Zettel wieder einſtecken konnte, verlangte ich denſelben zu ſehen, weil ich mich überzeugen wollte, ob ich unter meinem Namen eingeſchrieben ſey. Es war ſo; die vier Namen lauteten: „Newland, Kophagus, Baltzi, M'Dermott". Ich war ſehr verdrießlich hierüber; M'Dermott, ſo hieß natürlich der Agent, und das war nun der ganze Aufſchluß, den ich für meine eigene Bloßſtellung erlangt hatte. So wenig ich jedoch an dieſer zweifeln konnte, ſo feſt war ich entſchloſſen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, und knüpfte, als wir wieder einſtiegen, von Neuem ein Geſpräch mit Mr. M'Dermott an, aber ich fand ihn, wenn ich Sir Henry oder deſſen Familie berührte, ſehr zurückhaltend in ſeinen Antworten, ſo daß ich keine weitere Kunde von ihm erlangen konnte. Herr Kophagus vermochte die Augen nicht von mir abzuwenden; er ſtarrte mir immer in's Geſicht, und fiel dann wieder in ſeine Ecke zurück: „Sonderbar — ganz ſonderbar — muß es ſeyn — nein — ſagt, er ſey's nicht — mmh.“ Nach einer halben Stunde wiederholte er ſeine forſchenden Blicke und murmelte wieder bei ſich. Zuletzt, gequält von ſeinen Zweifeln, rief er: „Bitt' um Verzeihung — aber — Sie haben einen Namen?“

„Ja,“ erwiederte ich, „ich habe einen.“

„Nun denn — Herz gefaßt — wie heißt er?“

„Mein Name, Sir,“ verſetzte ich, „iſt Newland;“ denn ich hatte mich entſchloſſen, meinen Namen zu bekennen und ein neues Vertheidigungsſyſtem zu verfolgen.

„Dachte es — kennt mich nicht — Apotheke vergeſſen — Mr. Brookes — Tim — Rudimente und ſo.“

„Ich habe nicht das Mindeſte dagegen, Ihnen meinen Namen zu ſagen, aber ich fürchte, Sie haben den Vortheil der Erinnerung auf Ihrer Seite. Wo habe ich die Ehre gehabt, Ihnen zu begegnen?“

„Begegnen — was? ganz vergeſſen — Smithfield!“

„Bitte, Sir, wo liegt denn dieſes Smithfield?“

„Aeußerſt ſonderbar — kann's nicht begreifen — Name — Geſicht — weiß nichts von mir — weiß nichts mehr von Smithfield.“

„Das mag wohl ſonderbar ſeyn; da ich aber am Weſtende London's wohl bekannt bin, ſo haben wir uns vielleicht dort getroffen, bei Lord Windermear etwa, bei Lady Maelſtrom“ — und ich ſagte ihm ein ganzes Dutzend der faſhionabelſten Namen her. „Jedenfalls,“ fuhr ich fort, „ſcheint der Vortheil auf Ihrer Seite zu ſeyn, aber ich hoffe, Sie werden mein ſchlechtes Gedächtniß mit dem ausgedehnten Kreiſe meiner Bekanntſchaften entſchuldigen.“

„Sehe ſchon — völliges Mißverſtändniß — der Name, aber nicht die Perſon — bitt' um Verzeihung, Sir — entſchuldigen und ſo," erwiederte der Apotheker mit einem langen Seufzer.

## Einundvierzigſtes Kapitel.

### Ich werde Advokat.

Ich beobachtete die Miene des Agenten, dem ich anſah, daß er jetzt hinſichtlich des Mißverſtändniſſes beruhigt war; wenigſtens gab er ſeine Zurückhaltung auf, und da ich nicht weiter nach Sir Henry fragte, ſo ließ er ſich in eine lange Unterredung mit mir ein. Ich lenkte das Geſpräch auf die De Benyon's, über welche ich alle möglichen Fragen an ihn ſtellte. Er unterrichtete mich, der verſtorbene Graf, der Vater des gegenwärtigen, habe mehrere Söhne gehabt, einige davon ſeyen verheirathet und es ſey eine ausgebreitete Familie. Er ſchien jeden von ihnen, die Beſchäftigung, zu welcher er erzogen worden, und ſeine Laufbahn in der Welt zu kennen. Ich bewahrte ſeine Mittheilungen getreulich: ſobald ich eine Gelegenheit dazu hatte, ſchrieb ich ſie ſogar auf. Bei unſerer Ankunft in Holyhead war das Wetter ſehr ungeſtüm und das Poſtſchiff wollte eben abgehen. M'Dermott erklärte ſeine Abſicht, ſogleich überzufahren; Herr Kophagus aber und der Prefeſſor lehnten es ab, und ich, ſo ſehr ich auch wünſchte, raſch vorwärts zu kommen, trat, da ich nicht länger in der Geſellſchaft des Agenten ſeyn wollte, auf ihre Seite. Mr. M'Dermott verlangte ein Glas Branntwein und Waſſer, trank haſtig und begab ſich dann, gefolgt von dem Laſtträger und ſeinem Gepäcke, an den Strand.

Sobald er fort war, brach ich in ein lautes Gelächter aus: „Aber, Mr. Kophagus, geſtehen Sie mir, daß es möglich iſt, einen Menſchen aus allen ſeinen Sinnen hinaus zu ſchwatzen. Sie erkannten mich, Sie hatten das vollkommenſte Recht, darauf zu beſtehen, daß ich Japhet ſey, und dennoch überredete ich Sie zuletzt. Sie befinden ſich im Irrthum. Jetzt will ich Ihnen erklären, warum ich das gethan habe.“

„Alles richtig“ — ſagte der Apotheker, meine dargebotene Hand ergreifend — „dachte mir's ja — kein Mißverſtändniß — artiger Burſche — das ſind Sie — Japhet Newland — mein Lehrling und ſo.“

„Ja, Sir,“ erwiederte ich lachend, „ich bin Japhet Newland.“ Bei dieſen Worten hörte ich ein Geräuſch und kehrte mich um; da erblickte ich M'Dermott, welcher ſo eben eingetreten war, um einen vergeſſenen Schirm zu holen; er ſah mich an, blickte dann auf Herrn Kophagus, der noch immer meine Hand in der ſeinigen hielt, drehte ſich ſchweigend um, und ging hinaus. — „Das iſt ein unglücklicher Zufall,“ ſagte ich; „ich wollte mich Ihnen nicht zu erkennen geben, weil ich gerade jenen Menſchen dort zu täuſchen beabſichtigte, und nun habe ich mich ihm in's Geſicht verrathen; aber die Sache iſt nicht zu ändern.“

Ich ſetzte mich zu meinem alten Lehrherrn nieder, um ihm, da ich wußte, daß ich ihm vollkommen vertrauen konnte, meine bisherigen Begebenheiten und mein jetziges Vorhaben mitzutheilen.

„Sehe ſchon, Japhet, ſehe ſchon — ungeſchickt geweſen — thut mir leid — kann nicht helfen — will thun was ich kann — mmh — was iſt zu machen? — bin Ihr Freund — immer gern gehabt — helfen ſo gut ich kann und ſo.“

„Aber was würden Sie mir rathen, Sir?“

„Rathen — ſchlimm wie Purganz — nimmts Niemand ein — Irland — Wildniß — kein Geſetz — lieber zurückgehen — mir überlaſſen — ausfindig machen und ſo.“

Dieſen Rath konnte ich nun freilich nicht befolgen. Wir beſprachen den Gegenſtand noch einige Zeit, und wurden dann einig, zuſammen zu reiſen. Herr Kophagus hatte ſich, wie er mir erzählte, mit einem recht artigen Vermögen auf das Land, zehn Meilen von der Hauptſtadt, zurückgezogen. Jetzt war er auf dem Wege nach Dublin, wo er der Beerdigung einer unverheiratheten Tante beiwohnen mußte, die ihn zum Vollſtrecker und einzigen Erben eines Vermögens, von welchem er übrigens nichts Näheres wußte, eingeſetzt hatte. Er war noch immer ein Junggeſelle, und machte es ſich zu ſeiner Unterhaltung, den armen Leuten in dem Dorfe, wo er wohnte, Rezepte und Arzneien unentgeldlich zu ertheilen, da kein Apotheker ſich in jener Gegend niedergelaſſen hatte. Das Landleben gefiel ihm ſehr; nur Eines hatte er daran auszuſetzen: das Vieh. Er hatte den tollen Stier noch nicht vergeſſen. — Es war ſehr ſpät als wir zur Ruhe gingen. Den andern Morgen war die Witterung milder geworden; wir ſchifften uns nach Ankunft des Poſtwagens ein, und hatten eine glückliche Ueberfahrt.

In Dublin richtete ich meine Schritte nach dem F...t-Hotel als dem geeignetſten Orte um mich nach Mr. De Benyon zu erkundigen. Herr Kophagus ſtieg eben daſelbſt ab und wir beſchloſſen, einen gemeinſchaftlichen Salon zu nehmen.

„Kellner,“ ſagte ich, „kennt Ihr einen Mr. De Benyon?“

„Ja, Sir,“ erwiederte er: „einer von den De Benyon's wohnt eben gegenwärtig in unſerm Hotel.“

„Iſt er verheirathet?“

„Ja, und hat eine große Familie.“

„Wie iſt ſein Taufname?“

„Das kann ich Ihnen wahrhaftig nicht ſagen, Sir, aber Morgen früh ſollen Sie es erfahren.“

„Wann reiſ't er ab?“

„Morgen, wie ich glaube.“

„Wißt Ihr, wohin?"

„Ja, Sir, auf ſeinen Landſitz."

Der Kellner verließ das Zimmer. „Nicht gut ankommen, Japhet," ſagte Kophagus: „große Familie — braucht keinen Zuwachs — harte Zeiten und ſo."

„Nein, es trifft nicht ganz zu," erwiederte ich, „aber vielleicht kann ich durch ihn etwas in Erfahrung bringen."

„Geht nicht, Japhet — anders angreifen — große Familie — müſſen ihre Oheime beerben — mmh — nichts merken laſſen — gute Nacht."

Dieſe Rede brachte mich auf einen Gedanken, welchen ich gleich den andern Morgen ausführte. Ich ſandte meine Karte an Herrn De Benyon und ließ um die Ehre einer Unterredung bitten, mit dem Beifügen, ich ſey in wichtigen Geſchäften nach Irland gekommen, da ich aber meine Rückkehr wo möglich auf einen Termin richten müſſe, ſo wünſchte ich Zeit und Mühe zu erſparen. Der Kellner richtete den Auftrag aus. „Termin?" ſagte Herr De Benyon: „ohne Zweifel ein Rechtsgelehrter. Führt ihn herein."

Ich trat mit einer Geſchäftsmiene in's Zimmer: „Mr. De Benyon vermuthlich?"

„Ja, Sir, wollen Sie die Güte haben, ſich einen Stuhl zu nehmen?"

Ich ſetzte mich und zog meine Brieftaſche hervor. „Der Grund, warum ich Sie ſtöre, Mr. Benyon," ſagte ich, „iſt der, einige Einzelnheiten in Betreff Ihrer Familie zu erfahren, die uns in England nicht ſo leicht zugänglich ſind. Es handelt ſich nämlich um ein Gut, worauf eine Linie der De Benyon's vielleicht Anſprüche haben könnte; aber es läßt ſich nichts entſcheiden, ehe wir ein wenig in den Stammbaum geblickt haben.

„Iſt das Gut groß?" fragte Herr De Benyon.

„Nicht ſonderlich," erwiederte ich, „aber bei alledem ein recht hübſches Gut, hab' ich mir ſagen laſſen." — Der Leſer wird bereits gemerkt haben, was ich unter dieſem Gute verſtand, nämlich mein eigenes liebenswürdiges Ich. „Darf ich Ihnen einige Fragen über den gegenwärtigen Grafen und ſeine Brüder vorlegen?“ fuhr ich fort.

„In alle Wege,“ verſetzte Herr De Benyon: „was ich weiß, will ich Ihnen mit Vergnügen ſagen. Der Graf hat vier Brüder: der älteſte heißt Moritz.“

„Iſt er verheirathet?“

„Ja, und hat zwei Kinder. Dann William.“

„Verheirathet?“

„Nein, und war es auch nie; er iſt General in der Armee. Der Dritte bin ich, Henry.“

„Sie ſind verheirathet, Sir, wie ich glaube?“

„Ja, und ſehr mit Kindern geſegnet.“

„Darf ich Sie bitten, fortzufahren, Sir?“

„Arthur heißt der vierte Bruder; er iſt noch nicht lange verheirathet und hat zwey Kinder.“

„Ich bin Ihnen ſehr verpflichtet, Sir; es iſt eine ſeltſame, verwickelte Angelegenheit, da ich nun einmal hier bin, ſo könnte ich Sie noch etwas fragen, obgleich das keine große Bedeutung hat. Der Graf iſt verheirathet, wie das Pairsbuch beſagt, aber es ſteht nichts von Kindern darin.“

„Im Gegentheil, er hat deren zwei, und darf noch Zuwachs erwarten. Dürfte ich Sie wohl um nähere Aufſchlüſſe hinſichtlich dieſes Gutes bitten?“

„Ganz genaue Aufſchlüſſe kann ich Ihnen nicht geben, Sir, da ich ſelbſt nicht gründlich mit der Sache bekannt bin, aber das fragliche Gut hängt, däucht mir, eigentlich an meinem Namen. Darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie um die Namen aller Ihrer Kinder zu bitten?“

Herr de Benyon nannte ſie mir der Reihe nach, und ich ſchrieb ſie mit großer Ernſthaftigkeit nieder. Darüber, fuhr ich fort, kann kein Zweifel obwalten, daß Ihr zweiter Bruder nicht verheirathet iſt. Ich glaube wir ſollten ein Certifikat haben; wiſſen Sie ſeine Adreſſe?"

„Er iſt mehrere Jahre in Oſtindien geweſen. Vor einiger Zeit kehrte er auf Urlaub nach Hauſe, und iſt jetzt wieder nach Calcutta abgeſegelt."

„Das iſt recht unglücklich; wir müſſen einen Brief durch die indiſche Kanzlei dorthin befördern. Wollen Sie, da es möglicherweiſe von Nutzen ſeyn könnte, mich auch mit Ihrer Adreſſe beehren?"

Herr De Benyon gab ſie mir. Ich ſtand auf, verſprach ihm, ſobald als möglich nähere Mittheilung zu geben, verbeugte mich und ging ab. Für einen, der ſeine nüchternen Sinne beſaß, war mit dieſen Antworten nicht viel gewonnen; ich aber fand es ganz einleuchtend, daß man den General befragen müſſe, und war ſchon halb entſchloſſen, nach Calcutta zu fahren.

## Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Ich beleidige einen iriſchen Gentleman, verſtehe mich aber zu einer anſtändigen Genugthuung, welche von ganzem Herzen entgegen genommen wird.

Ehe ich auf mein Zimmer ging, erzählte ich Herrn Kophagus, der gerade aus dem Hauſe ſeiner verſtorbenen Tante kam, den ſo eben berichteten Auftritt.

„Kann nichts d'ran finden, Japhet — Wildgänſejagd — wer ſagte es Ihnen? — mmh — Pleggit's Gehülfen — elende Lügner — De Benyon nicht der Name — dummes Zeug und ſo."

Bei einigem Nachdenken mußte ich freilich geſtehen, daß der Ehrenmann recht habe, daß ich nichts als Schatten verfolge, aber das ſagte ich mir nur in gelegentlichen Anfällen der Verzweiflung. Bald erholte ich mich wieder, und war ſo ſanguiniſch, wie immer. Unentſchloſſen, was ich thun ſollte, und unmuthig über die Reden meines alten Freundes, verließ ich das Hotel und ging nicht in der beſten Laune auf die Straße. Beim Hinausgehen ſah ich den Agenten M'Dermott mit den Leuten im Schenkzimmer ſprechen; ſein Anblick erinnerte mich an einen Punkt, den ich für den Augenblick vergeſſen hatte, nämlich an die Frage, ob Melchior und Sir Henry De Clare eine und dieſelbe Perſon ſeyen. Auf der Straße bat mich ein Menſch in zerlumpten Kleidern, mit dem Beſen in der Hand, um ein Almoſen; da ich aber in nicht gerade mildthätiger Laune war, ſo ging ich an ihm vorüber; er folgte mir und beläſtigte mich ſo ſehr, daß ich ihm zuletzt einen leichten Schlag mit dem Stock wobei ich ihm zurief: „Fort, Hallunke!“

„Ah, ſehr gut. Fort! iſt das Ihre Meinung? Bei dem Blute der O'Rourke's, das ſollen Sie mir verantworten — auf eine oder die andere Art!“

Ich ging weiter, durchwandelte einige Straßen von Dublin, und kehrte dann in's Hotel zurück. Wenige Minuten nachher meldete der Kellner, daß ein Mr. O'Donaghan mich zu ſprechen wünſche. — „Ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen,“ erwiederte ich, „aber Ihr mögt ihn einlaſſen.“

Mr. O'Donaghan erſchien, ein langer, bärtiger Menſch in einem ſchäbig-gentilen Anzuge, der offenbar nicht für ihn gemacht war, mit weißen baumwollenen Handſchuhen, und einem kleinen Stöckchen. „Ich glaube, ich habe die Ehre, mit dem Herrn zu ſprechen, der vor zwei Stunden über die Straße gegangen is?“

„Auf mein Wort, Sir, das iſt eine ſo unbeſtimmte Bezeichnung, daß ich kaum zu ſagen weiß, ob ich der Mann bin oder nicht, und da ich nicht das Vergnügen habe, irgend Jemand hier in Dublin zu kennen, ſo muß ich irgend ein Mißverſtändniß vermuthen.“

„Den Teifel is es ein Mißverſtändniß, ganz und gar nich! Ah, da is ja das eigentliche Mißverſtändniß, das Stöckchen, mit dem Sie meinen Freund, Mr. O'Rourke, auf die Schulter bekomplimentirt haben.“

„Ich bin wahrhaftig ganz verwirrt, Sir, und kann Sie nicht verſtehen. Darf ich mir eine nähere Erklärung ausbitten?“

„Mit allem erdenklichen Vergnügen, denn alsdann werden wir zu einem richtigen Verſtändniß kommen. Sie gingen über die Straße, und ein Gentleman, der mein beſonderer Freund is und einen Beſen plößlich zu ſeiner Unterhaltung führt, gab ſich die Ehre, Sie anzureden, worauf Sie ihm die Ehre erwieſen, ihn dieſen Ihren kleinen Stock da ein ganz klein wenig verſuchen zu laſſen.“

„Wen meinen Sie? reden Sie von dem Gaſſenkehrer, der ſo zudringlich gegen mich war?“

„Bei der Allmacht,, ja, Sie haben's getroffen, juſtement, wie Sie ihn getroffen haben. Das iſt mein beſonderer Freund, Thaddäus O'Rourke, Gentleman.“

„Gentleman!“ rief ich aus.

„Von ſo gutem und ächtem mileſiſchen Blute, als irgend Jemand auf der Inſel. Wenn Sie meinen, Sir, weil mein Freund ganz nur zu ſeiner Unterhaltung es für gut findet, ſeine ſchlechteſten Kleider anzuziehen, und einen Beſen zu führen, bloß um ſich Bewegung zu machen, damit er nicht zu ſtark und üppig wird — wenn Sie meinen, Sie dürfen ihn deßhalb ſchlagen, wie einen Hund, ſo is das ein Bischen mißverſtanden, weiter nich; und hier Sir, is ſeine Karte: wollen Sie die Güte haben, mir einen Freund zu nennen, mit welchem ich etwelche kleine Vorbereitungen zum Rencontre der beiden Gentlemen treffen kann?“

Ich konnte mich kaum des Lachens über dieſen iriſchen Gentleman und ſeinen Freund enthalten, aber ich fand es räthlich, keine Miene zu ändern. „Mein werther Sir,“ erwiederte ich, „es thut mir im Herzen weh, einen ſolchen Irrthum begangen, und die Gentllität Ihres Freundes nicht wahrgenommen zu haben; wäre ich nicht ſo zerſtreut geweſen, ſo würde ich ihn natürlich erſucht haben, mir die Ehre zu thun, und einen Shilling ſtatt einer Beleidigung von mir anzunehmen. Ich hoffe, es iſt noch nicht zu ſpät dazu."

„Bei der Allmacht, ich bin keiner von jenen Eiſenfreſſern, die immer bloße Schwerter ſehen wollen, wenn kein Anlaß nich gegeben is, und da Sie ſich als ein Gentleman benommen haben, ſo wird es das Beſte ſeyn, ſich die Hände zu geben, und alles zu vergeſſen. Ich denke, wir nehmen das Ganze für ein Mißverſtändniß. Sie geben den Shilling, wie Sie ſich vorgenommen, und, was ich beſchwören will, nur in der Eile vergeſſen hatten; dann haben Sie vielleicht nichts dagegen, noch einen Shilling herzugeben für den kleinen Schlag mit dem Stöckchen, bloßlich um den Schimpf abzuwaſchen, gerade wie wir unſere Sünden abthun, wenn wir unſer Geld herausgabeln, und Abſolution vom Patre empfangen; endlich werden Sie es nicht für unbillig halten, wenn ich noch einen weiteren Shilling für meine Zeit und Mühwaltung in Ueberbringung einer Botſchaft zwiſchen zwei Gentlemen rechne."

„Im Gegentheil, Mr. O'Donaghan: Ihre Forderungen ſind, wie ich finde, ganz in der Ordnung; hier iſt das Geld."

Herr O'Donaghan nahm die drei Shillinge: „Wohlan, Sir, ſchönen Dank und guten Abend. Mr. O'Rourke ſoll erfahren, daß Sie Abſolution für die ganze Geſchichte haben, und daß Sie jedwede Genugthuung anboten, welche ein Gentleman vom andern erwarten kann." — Alſo ſagend, ſtülpte Herr O'Donaghan ſeinen Hut feſt auf den Kopf, zog die Handſchuhe an, manoeuvrirte mit dem Stöckchen, verbeugte ſich in der gentilſten Haltung und ging ab.

Ich hatte kaum dieſen Gentleman entlaſſen und lachte noch über den närriſchen Auftritt, als Freund Kophagus zurückkam. Erſt hielt er mit ſchlauem Blicke den Stock an die Naſe, legte ihn dann auf den Tiſch und rieb ſich die Hände. „Gute alte Dame," ſagte er, — „warm — nein — kalt und todt — aber ein paar Tauſend hinterlaſſen — nur ein einziges Legat — alten Kater — morgen was eingeben — bald ſterben und ſo."

Bei näherer Auseinanderſetzung erfuhr ich, daß die alte Dame neuntauſend Pfund in Staatsobligationen und Bankpapieren hinterlaſſen hatte, welche Summe, mit Ausnahme von zwanzig Pfund Jahresrenten für eine Lieblingskatze, Herrn Kophagus, als einzigem Erben, anheim fiel. Ich wünſchte ihm Glück zu dieſem Vermögenszuwachs. Er ſagte mir, er habe noch für die Vermiethung des Hauſes und für das Ameublement zu ſorgen; dann gebe es nichts mehr zu thun; er wünſchte aber ſehr, ich möchte ihm die verſchiedenen Schränke und Chatoullen der alten Dame durchſuchen helfen, welche voll von geheimen Schubfächern ſeyen. In einem einzigen Schrank habe er mehr als fünfzig Pfund, in verſchiedenen Goldmünzen, gefunden, und wenn man nicht aufmerkſam ſuche, ſo laufe man Gefahr, manche werthvolle Sachen, die in den Meublen ſtecken, mit zu verkaufen.

Da mein einziger Zweck in Irland jetzt nur noch Sir Henry De Clare und ſeine Identificirung betraf — obgleich ich freilich keinen Grund dafür angeben konnte, da ich ja doch nicht wußte, was ſich daraus ergeben würde — ſo war ich von Herzen bereit, Herrn Kophagus einen Tag zu dieſer Durchſuchung zu widmen. Den andern Morgen, nach dem Frühſtück, gingen wir zuſammen nach dem Hauſe der alten Dame, welche, wie Herr Kophagus mich unterrichtete, Maitland geheißen hatte. Ihr Hausgeräth war von der allerälteſten Mode: in jedem Zimmer ſtand ein japaniſcher Schrank; einige derſelben waren ſehr hübſch mit Säulen und Silberornamenten verziert. Ich bin nicht im Stande, dieſe Maſſe von mannigfaltigen Artikeln aufzuzählen, welche die alte Dame, höchſt wahrſcheinlich ihr ganzes Leben hindurch, von der Kindheit bis zu ihrem Todestage, aufzuſtoppeln fortgefahren hatte: alterthümliche Zierrathen, worunter einige von bedeutendem Werth, Miniaturgemälde, Fächer, Etui's, Billete, deren Tinte durch die Länge der Zeit roth geworden war, große Briefpakete von den verſchiedenen Leuten, mit denen ſie ſeit den Tagen der Hoffnung und der Ahnung bis zu den Tagen der Einſamkeit und des Alters in Briefwechſel geſtanden hatte. Wir ſahen einige derſelben an, betrachteten ſie aber als ein Heiligthum, und übergaben ſie, nach einer flüchtigen Unterſuchung, den Flammen.

Nachdem wir alle ſichtbaren Behältniſſe in dieſen Schränken durchſtöbert hatten, hoben wir ſie miteinander auf und ſchüttelten ſie, wodurch wir in den meiſten geheime Schubfächer mit allerlei Schätzen entdeckten. Hier fiel mir nun ein Briefpaket von einer Miß De Benyon in's Auge; ich ergriff es ſogleich und zeigte die Aufſchrift Herrn Kophagus.

„Bah — hat nichts zu ſagen — ihre Mutter war eine De Benyon.“

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich dieſe Briefe ein wenig anzuſehen wünſchte?“

„Nein — nur geleſen — nichts darin.“

Ich legte ſie bei Seite, und wir fuhren in unſerer Beſchäftigung fort, als auf einmal Herr Kophagus ein verſiegeltes Paket in der Hand hatte. „He — was das? — abermals De Benyon? — Japhet, hergeſehen!“

Ich nahm das Paket; es war verſiegelt und mit einem rothen Band umwunden. „Papiere, dem Lieutenant William De Benyon gehörig, und nach meinem Tode zu übergeben. — Alice Maitland. — Sorgfältigſt zu bewahren,“ ſtand auf dem Umſchlage geſchrieben.

„Das iſt es, mein theurer Freund,“ rief ich in die Höhe ſpringend und Herrn Kophagus an mich drückend: „das ſind die Papiere, die ich haben muß. Darf ich ſie behalten?“

„Verrückt — ganz verrückt — muß nach Bedlam — ſpaniſches Hemd — Kopf raſiren und ſo,“ murmelte Herr Kophagus.

## Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Nicht genug mit meinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, muß ich meine Hände auch noch in fremden haben, und ſetze ſofort Hand und Fuß in Bewegung.

Hierauf erklärte er mir in ſeiner eigenthümlichen Weiſe, daß er als Teſtamentsvollſtrecker dieſe Papiere in Verwahrung behalten müſſe, machte mich auf die Unwahrſcheinlichkeit aufmerkſam, daß ſie irgend einen Aufſchluß über meine Geburt enthielten, ſelbſt wenn man zugeben wolle (was ja nur eine Vermuthung ſey), daß ein De Benyon im Findelhauſe nach mir gefragt habe, — und zerſtörte, mit Einem Worte, alle die Hoffnungen, die mich ſo geraume Zeit aufrecht erhalten hatten. Ich warf mich, als er ausgeredet, in Verzweiflung auf das Sopha und wünſchte nie geboren zu ſeyn. Immer wieder erhob ſich die Hoffnung: ich hätte alle meine Habe darum gegeben, die Siegel dieſes Pakets erbrechen und den Inhalt leſen zu dürfen. Einen Augenblick war ich ſo unſinnig, mich zu fragen, ob ich nicht Herrn Kophagus die Papiere mit Gewalt entreißen und damit fortrennen ſolle. Zuletzt ſtand ich auf und begnügte mich, die Briefe, die ich beiſeite gelegt hatte, zu leſen, aber ſie enthielten nichts, als unbedeutende Mittheilungen zweier jungen Frauenzimmer, welche für die Schreiberinnen ſelbſt unterhaltend geweſen ſeyn mochten, aber einem Dritten völlig gleichgültig waren.

Nachdem wir unſere Beſchäftigung geendigt hatten, raffte Herr Kophagus die ſämmtlichen Papiere zuſammen, legte ſie in eine Schachtel und fuhr mit mir in das Hotel zurück. Den andern Tag war er mit allen ſeinen Geſchäften fertig. Am dritten entſchloß er ſich nach England zurückzukehren; ich begleitete ihn an den Strand und ſah dem davonſegelnden Schiffe noch eine ganze Stunde nach, denn es trug eine Sammlung von Dokumenten, worin meine unbezwingliche Einbildungskraft den Gegenſtand meiner eifrigſten Forſchungen, das Geheimniß meiner Geburt, enthalten glaubte. Der Schlaf hatte mich bis zum andern Morgen etwas nüchterner gemacht und ich entſchloß mich jetzt, Erkundigungen anzuſtellen, wo Sir Henry De Clare oder Melchior, der er nach meiner Meinung beſtimmt ſeyn mußte, zu finden ſey. Ich klingelte dem Kellner, den ich nach ihm fragte; er gab mir auf der Stelle die gewünſchte Antwort, und was noch mehr war, Sir Henry's Adreſſe, „Mount-Caſtle, Connemara,“ mit der Frage, wann ich dahin aufzubrechen gedenke. Erſt ſpäter fiel es mir als ein ſeltſamer Umſtand auf, daß er ſo bekannt mit der Adreſſe war, ſie auf einer Karte beſaß, ja und daß er ſogar um meine Abſicht, dahin zu gehen, wußte. Ich nahm die Karte mit dem Auftrage, mir bis zum andern Morgen in aller Frühe Pferde zu beſtellen, dann ſetzte ich mich und ſchrieb Harcourt, den ich von meinen Fortſchritten in Kenntniß ſetzte; noch ausführlicher berichtete ich Herrn Maſterton; endlich ſchloß ich Harcourt's Briefe noch einige Zeilen an Timothy bei, den ich bat, mir ſeine Begebenheiten bei den Zigeunern kund zu thun. Nach Tiſche machte ich mein Gepäcke fertig, zahlte meine Rechnung und ging, nicht eben ungern, zu Bette.

Mit Tagesanbruch weckte mich der Kellner, wie ich befohlen hatte; ich nahm nur einen ganz kleinen Mantelſack mit, ließ das Uebrige im Hotel, und trat in einer Poſtchaiſe meine Reiſe an. Bald hatte ich die Stadt hinter mir; auf einer hubſchen ebenen Straße hinrollend, warf ich mich in die Ecke meines Wagens zurück, mit der Frage, die ich nicht zu unterdrücken vermochte: „was iſt denn eigentlich der Zweck dieſer Reiſe?“ Der Leſer wird längſt bemerkt haben, daß ich ganz von augenblicklichen Eingebungen beherrſcht war, und mir meine Gefühle niemals von der Vernunft oder vom Verſtande durchkreuzen ließ. „Was habe ich zu thun?“ ſagte ich mir; „zuerforſchen, ob Sir Henry De Clare nicht Melchior iſt, und was dann? Was dann? nun, dann habe ich einen Aufſchluß über Flita's Herkunft. Aber iſt es wahrſcheinlich — wenn, wie du vermutheſt, Melchior derjenige iſt, der Flita aufzufinden und zu entführen verſucht — iſt es zu glauben, daß du irgend eine Mittheilung von ihm erlangen wirſt? Sicherlich iſt Flita das angeblich verſtorbene Kind ſeines ältern Bruders, aber was berechtigt mich zu dieſer Vermuthung? Was konnte Melchior bewegen, ſeine eigene Nichte zu ſtehlen? Das vermag ich nicht zu beantworten. Warum gab Nattie mir die Kette? auch das kann ich mir nicht erklären, denn ſchwerlich wollte ſie ihren Gatten verrathen. Auf jeden Fall iſt hier ein Räthſel, das man nur löſen kann, wenn man daran zerrt; wenn ich mit Melchior zuſammentreffe, ſo kann ich etwas erfahren, während ich ſicherlich durch Stilleſitzen nichts erfahre." — Dieſer letzte Gedanke beruhigte mich; ich blieb Stunden lang in tiefes Sinnen verloren, aus welchem ich nur geſtört wurde, wenn ich am Ende einer Station für die Pferde bezahlen mußte.

Es war nun zwölf Uhr vorüber, als ich es nachgerade nothwendig fand, auf jeder Poſt die Chaiſe zu wechſeln; auch das Land und die Straßen hatten ſich allmählig verſchlimmert. Die bebauten Gegenden nahmen ab, die Straßen wurden bergig, die Civiliſation verſchwand. Es begann zu dunkeln, als ich die letzte Station vor Mount-Caſtle erreichte. Wie gewöhnlich mußte die Chaiſe wieder gewechſelt werden, und es konnte mir nicht entgehen, daß ich mit jedem Wechſel mehr vom Regen in die Traufe kam. Das Geſchirr beſtand aus Stricken, die Fuhrwerke ſelbſt waren von höchſt gebrechlicher Beſchaffenheit. Bis jetzt war ich immer noch ganz erträglich gereiſt, denn ein iriſcher Poſtillion verſteht ein iriſches Pferd in einem hübſchen Schritte zu erhalten. Ich ſtieg aus der Chaiſe und beſtellte augenblicklich eine andere. Darauf erhielt ich keine weitere Antwort als: „Warten Euer Ehren; kommt einen Augenblick herein und ruht ein wenig von Eurer Reiſe aus." In der Meinung, ihnen dadurch Zeit zum Fertigwerden zu laſſen, begab ich mich in das Zimmer der Herberge, welche um wenig beſſer denn ein Schoppen ausſah, und ſetzte mich an's Torffeuer zu einigen andern Gäſten, die ich kaum vor Rauch zu unterſcheiden vermochte. Ich bezahlte Chaiſe und Poſtillion. Bald hernach hörte ich dieſen ſeine Rückfahrt antreten; ich wartete noch ein wenig und fragte dann, ob die Chaiſe bereit ſey.

„Iſt das die Chaiſe, die Euer Ehren meint?“ fragte die Wirthin.

„Ja,“ erwiederte ich, „die Chaiſe nach Mount-Caſtle.“

„Dann thut es mir leid, daß Euer Ehren ein wenig warten muß, denn unſere Chaiſe, die einzige, die wir haben, iſt im Schloß und kommt nicht eher zurück, als bis der Mond ſchon lange aufgegangen iſt. Womit kann ich Euer Ehren aufwarten?“

„Nicht zurück vor Mondes Aufgang!“ rief ich. „Warum habt Ihr mir das nicht gleich geſagt? dann würde ich mit der andern weiter gefahren ſeyn.“

„Mit der andern, meint Euer Ehren? Ja, wenn Teddy Driscoll ſeine Pferde einen Schritt weiter als bis zu unſerer Thüre bringt, ſo will ich keine Seele zum Seligwerden haben. Iſt es Euer Ehren gefällig, in's kleine Zimmer zu ſitzen? Kathlin ſoll Feuer anmachen.“

So qualvoll mir der Gedanke war, die Nacht an dieſem abſcheulichen Orte zuzubringen, ſo konnte ich doch nicht anders; ich nahm alſo meinen Mantelſack und folgte der Wirthin in ein kleines Zimmer (wenn es dieſe Benennung verdiente), welches hinter der Hütte angebaut war, ſo daß man eine Thüre durch die Wand hatte brechen müſſen. Eine Decke war nicht vorhanden; es hatte nur gegen einander gelegte Sparren, mit Ziegeln gedeckt. Ich ſetzte mich auf den einzigen Stuhl, der im Zimmer war, und ſtützte mich, nicht eben in der beſten Laune, mit dem Ellbogen auf den Tiſch, als ich das Mädchen ſagen hörte: „Warum laßt Ihr ihn denn nicht auf das Schloß gehen. Meiner Treu', die Chaiſe ſteht ja im Hof und die Pferde im Stall.“

„Es iſt ein Befehl dagegen,“ erwiederte die Wirthin. „Mr. M'Dermott war dieſen geſegneten Tag hier, und wer kann ihm widerſprechen?“

„Wer iſt denn der da d'rinn?“ fragte das Mädchen weiter.

„Ein Advokat mit einer Vollmacht gegen Sir Henry, und außerdem ſagen ſie, er komme zu Jerry O'Toole, um ihm ſein Vieh wegzutreiben wegen des Zehnten.“

„Jedenfalls iſt er ein junger Tollkopf,“ verſetzte das Mädchen, „daß er ſelber und mutterſeelenallein daherkommt.“

„O es dauert nicht bis morgen früh, ſo werden wir die Soldaten hier haben, um ihm beizuſtehen.“

„Und weiß es Jerry O'Toole?“

„Ha freilich weiß er das; ich will nur hoffen, daß kein Mord in dieſer geſegneten Nacht bei mir vorfällt. Aber was kann eine arme Wittwe thun, wenn M'Dermott den Finger aufhebt? Geh' jetzt und mach' das Feuer an, Kathlin; ſieh' auch, ob der arme junge Mann ſonſt noch etwas haben möchte. Es wär' herzinniglich Schade, wenn er nicht etwas zum Troſt haben ſollte, bevor ſein Unglück über ihn hereinbricht.“

Kathlin gab keine Antwort. Das Entſetzen, mit dem ich dieſe Unterredung angehört, kann man ſich leicht vorſtellen. Daß man mir einen Hinterhalt gelegt hatte, ſprang in die Augen; nur allzu gut wußte ich, daß in dieſem öden Theile des Landes der Mord eines unbekannten Menſchen kaum beachtet werden würde. Daß ich der Rache der Einwohner als Zehnteneinſammler und Advokat mit einem Verhaftsbefehl bezeichnet war, das reichte vollkommen hin ſie zu meiner Wegräumung aufzuhetzen. Wie ich ſie enttäuſchen ſollte, das war jetzt die Schwierigkeit.

# Vierundvierzigſtes Kapitel.

Keine Hoffnung, den nächſten Morgen lebendig aufzuſtehen! Ich ergreife das letzte Rettungsmittel und — gehe zu Bette.

Kathlin kam herein, um das Feuer anzumachen; ſie warf mir im Vorübergehen einen ſauren Blick zu, und beſchäftigte ſich eifrig, den Torf anzublaſen. Sie war ein ſehr hübſches, ſchwarzäugiges, gut gebautes Mädchen von etwa neunzehn Jahren. „Wie iſt Dein Name?“ fragte ich.

„Kathlin, zu Euren Dienſten, Herr.“

„Höre mich an, Kathlin,“ ſagte ich mit leiſer Stimme; „Du biſt ein Weib, und alle Weiber ſind gutherzig. Ich habe Deine ganze Unterredung mit der Wirthin angehört; ich habe daraus vernommen, daß M'Dermott mich für einen Zehnteneinnehmer und Advokaten ausgibt. Ich bin nichts dergleichen; ich bin ein Gentleman und wünſche mit Sir Henry De Clare über eine Angelegenheit zu ſprechen, wovon er nicht gerne hören mag. Um Dir zu zeigen, daß ich die Wahrheit ſage, ſo ſollſt Du wiſſen, wovon die Rede iſt, nämlich von der Tochter ſeines ältern Bruders, der ſein Leben auf der Jagd verlor. Man gibt ſie für todt aus; ich aber bin der einzige Zeuge, der das Gegentheil beweiſen kann, und deßhalb haben Sir Henry und M'Dermott dieſes falſche Gerücht von mir verbreitet.“

„So lebt ſie alſo?“ fragte Kathlin, die mich verwundert anſah.

„Ja, und der Grund von Sir Henry's Feindſeligkeit iſt der, daß ich ihm nicht ſagen will, wo ſie lebt.“

„Aber ich ſah ihren Leichnam,“ erwiederte das Mädchen mit leiſer Stimme, indem ſie aufſtand und dicht an mich herantrat.

„Sie war es nicht, verlaß Dich d'rauf,“ entgegnete ich, kaum wiſſend, was ich auf dieſe Angabe antworten ſollte.

„Jedenfalls hatte ſie ihre Kleider an, aber ſie war ſo lange gelegen, ehe man ſie fand, daß wir nicht aus ihren Geſichtszügen kommen konnten. O ich habe die arme Kleine wohl gekannt, denn meine Mutter war ihre Amme. Ich ſelbſt wurde auf dem Schloß erzogen, und lebte dort, bis Sir William ſein Leben verlor; dann wurden wir Alle fortgeſchickt.“

„Kathlin, Kathlin!“ rief die Wirthin.

„Fordert alles Mögliche, was Euch einfällt, ein Stück nach dem andern,“ flüſterte Kathlin, während ſie das Zimmer verließ.

„Der Torf will nicht brennen,“ ſagte ſie zu der Wirthin draußen, „und der Gentleman verlangt Whiskey.“

„So geh, Kathlin, und hole andern Torf auf dem Schober; mach' aber geſchwind, wir haben noch andere Gäſte als den Zehntenmann. Da ſind alle O'Toole's hereingekommen, und Dein Corny mit ihnen.“

„Mein Corny? wahrhaftig, das iſt er noch nicht.“

Nach einer Weile kam Kathlin zurück mit trockenem Torf und Whiskey. „Wenn Ihr die Wahrheit geſagt habt,“ flüſterte ſie, „und es kommt mir ſo vor, denn ganz gewiß ſeyd Ihr kein Irländer und viel zu jung für einen Zehntenmann, der alt werden muß, bis er ſo ein Schurke wird, — ſo ſeyd Ihr nicht zum Allerbeſten d'ran. Die O'Toole's ſind da; es kommt mir vor, ſie haben nichts Gutes vor, denn ſie ſtecken Alle die Köpfe zuſammen, murmeln miteinander, und haben ihre Shillelagh's bei ſich.“

„Sage mir, Kathlin, war Sir William's Tochter ein blondhaariges, blauäugiges Mädchen?“

„Ja freilich war ſie das,“ erwiederte Kathlin; „ſie glich einer kleinen Bergſee.“

„Nun beſinne Dich, Kathlin, ob das kleine Mädchen oder ihre Mutter eine Kette von rothen Korallen und Goldperlen trug.“

„Ja, die Lady trug eine. Dieſe Kette hatte das Kind um den Hals, da es verloren ging; wie man aber den Leichnam fand, war ſie nicht mehr da. Ich kann mich ganz gut daran erinnern, denn meine Mutter ſagte, das Kind müſſe wegen der Goldperlen ertränkt oder ermordet worden ſeyn..“

„Nun haſt Du mir alle Beweiſe gegeben, die ich wünſchte, Kathlin, und ich ſage Dir, daß das Mädchen lebt, daß ich die Kette, die mit ihr verloren ging, wieder herſchaffen kann, und noch mehr, daß das Kind von Sir Henry ſelbſt entwendet worden iſt.“

„Barmherziger Jeſu!“ flüſterte Kathlin. „Das liebe kleine Kind, um das wir ſo viel geweint haben!“

„Dieß Alles habe ich Dir geſagt, Kathlin, um Dir zu beweiſen, daß ich nicht das bin, wofür mich M'Dermott ausgibt, ohne Zweifel in der Abſicht, mir dieſe Nacht den Schädel einſchlagen zu laſſen.“

„Das werden ſie auch ganz gewißlich thun,“ ſagte Kathlin, „wenn Ihr ihnen nicht entkommt.“

„Aber wie ſoll ich entkommen? willſt Du mir beiſtehen?“ — Mit dieſen Worten legte ich zehn Guineen auf den Tiſch. — „Nimm das, Kathlin; es wird Dir und Corny zu Gute kommen. Nun, willſt Du mir beiſtehen?“

„Ach, Corny iſt der Erſte, der Euch den Schädel einſchlägt,“ erwiederte Kathlin, „wenn ich ihn nicht aufhalten kann. Ich will gehen und ſehen, was zu thun iſt.“

Sie wollte gehen, ohne das Gold anzurühren, aber ich hielt ſie am Arme zurück, raffte es zuſammen und drückte es ihr in die Hand. „Das ſchmeckt in keinem Falle nach einem Zehntenmann; aber mein Herz thut mir weh, der Kopf dreht ſich mir um, und ich weiß nicht, was ich anfangen ſoll.“ — Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer.

Gut, dachte ich, als ſie hinaus war; jedenfalls bin ich gleich auf die rechte Spur gekommen. Kathlin hat mir beſtätigt, daß Flita die Tochter des verſtorbenen Sir William iſt: wenn ich aus dieſen Schlingen entkomme, ſo ſoll Melchior zur Rechemſchaft gezogen werden. Vergnügt, über Melchior und Flita im Reinen zu ſeyn, überließ ich mich meinen Gedanken, und hatte für einen Augenblick meine gefährliche Lage vergeſſen, als ich durch Kathlin's Stimme aufgeſtört wurde. „Nein, nein, Corny! keiner von euch — jetzt nicht — wo die Mutter und ich dabei ſind — es darf nicht geſchehen. Corny, höre mich: ſo wie Blut fließt und wir es mit anſehen müſſen, ſo ſoll Corny O'Toole nicht mehr daran denken, meine Hand zu berühren.“ — Nun folgte eine Pamſe, dann hörte man flüſtern, und Alles ſchien wieder ruhig zu werden. Ich öffnete meinen Mantelſack, nahm meine geladenen Piſtolen heraus, ſetzte ſie in den Stand und verhielt mich ſtille, feſt emtſchloſſen, mein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen.

Es dauerte länger als eine halbe Stunde, bis Kathlin zurückkehrte; ſie war bleich und in großer Aufregung. „Bleibt ruhig und denkt an keinen Widerſtand, es iſt nutzlos. Ich habe meiner Mutter Alles geſagt; ſie glaubt Euch, will ihr Leben wagen, um den Mann zu retten, der ihre Pflegetochter behütet hat; aber haltet Euch ruhig, wir werden ſie bald Alle aus dem Hauſe haben. Corny wagt mir nicht, ungehorſam zu ſeyn; er wird auch die Andern bereden.

Sie ging wieder hinaus und ließ ſich faſt eine Stunde lang nicht mehr ſehen; dann kam ſie mit ihrer Mutter zurück. „Kathlin,“ ſagte dieſe, „hat mir alles erzählt, junger Herr, und wir wollen thun, was in unſern Kräften ſteht, aber wir wiſſen kaum, was wir erdenken ſollen. Auf das Schloß zu gehen, wäre eine Tollheit.“

„Freilich,“ erwiederte ich, „aber könnt Ihr mir nicht eines von Euren Roſſen geben, um den Weg zurückzureiten, den ich gekommen bin?“

„Das war ja unſere Abſicht, aber nun ſeh' ich, daß die O'Tooles alle unſere Pferde aus dem Stall genommen haben, um das zu verhindern; auch iſt das Haus umſtellt. Sie werden kommen um Mitternacht und uns angreifen, ſo gewiß als ich da bin; wie ich Euch aber verbergen ſoll, das kann mein armer Kopf nicht zuſammenbringen.“

„Wenn ſie kommen,“ ſagte Kathlin, „ſo müſſen wir ſie eben zu bereden ſuchen, daß er entflohen ſey; dann werden ſie das Haus nicht länger bewachen, und er findet vielleicht einen Ausweg.“

„Es gibt nur Einen Ausweg,“ verſetzte die Mutter, nahm Kathlin bei Seite und flüſterte ihr etwas in's Ohr.

Kathlin erröthete bis in die Stirne, und gab keine Antwort.

„Wenn's Deine Mutter Dich heißt, Kathlin, ſo kann's nichts Unrechtes ſeyn.“

„Ja, aber wenn Corny —“

„Das wagt er nicht,“ ſagte die Mutter. „Löſch' das Licht aus, und Ihr, Herr, legt Euch mit Euern Kleidern in's Bett.“ — Sie legten mich in eine kleine Bettſtatt, die, ſo elend ſie war, in jenem Landestheile für ſehr anſehnlich galt. „Hier legt Euch nieder und wartet, bis wir Euch rufen.“

Sie nahm das Licht hinweg und ließ mich allein mit meinen Betrachtungen, die alles andere, nur nicht ergötzlich waren. Ich lag wohl zwei Stunden lang wachend da, als ich Fußtritte, dann ein Gemurmel unter dem Fenſter, und kurz darauf einen lauten Schlag an die Thüre vernahm, welche man zu ſprengen verſuchte. Jeden Augenblick erwartete ich, ſie würde der Gewalt nachgeben; da ſtürzte die Mutter, halb angekleidet, mit einem Licht in der Hand zu mir herein, und hieß mich ihr folgen. Ich that es; ehe wir mein Zimmer verließen, ſtieß ſie das Fenſter weit auf. Nun führte ſie mich eine Art halb Treppe halb Leiter zu einem kleinen Kämmerchen empor, wo ich Kathlin, halb entkleidet, auf ihrem Bette ſitzen ſah.

„O, Mutter, Mutter!“ rief das Mädchen.

„Ich heiße Dich's ja, Kind,“ erwiederte die Mutter, gebot mir, zu der Tochter in's Bett zu ſchlüpfen und mich an der Wandſeite zu verbergen.

„Laßt mich doch noch mehr Kleider anziehen, Mutter!“

„Nein, nein, wenn Du das thuſt, ſo ſchöpfen ſie Verdacht und ſuchen weiter. Deine Mutter befiehlt es Dir.“

Das arme Mädchen glühte vor Scham und Verwirrung.

„Nein,“ ſagte ich, „wenn Kathlin es nicht haben will, ſo mag ich meine Rettung nicht auf Koſten ihrer Gefühle erkaufen.“

„Ja, ja,“ rief Kathlin, „ich will mir nichts daraus machen; was Ihr da geſagt habt iſt mir genug. Kommt herein, geſchwind!“

## Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Das Anſehen der Schürze ſiegt. Ich entkomme, ſtecke aber meinen Kopf in des Löwen Rachen.

Es war keine Zeit zu Entſchuldigungen; ich ſtieg über Kathlin hinweg und begrub mich neben ihr im Bettzeuge. Die Mutter eilte die Treppe hinab, und kam zur Thüre, als es eben den Angreifern gelungen war, dieſelbe zu erbrechen, worauf zwölf bewaffnete Männer mit geſchwärzten Geſichtern hereinſtürmten.

„Heiliger Gott, was wollt Ihr?“ rief die Wirthin.

„Das Blut des Zehntenmannes, und das wollen wir!“ ſchrieen die O'Tooles.

„Nicht in meinem Hauſe, nicht in meinem Hauſe!“ rief die Wirthin. „Nehmt ihn hinweg, verſprecht mir auf jeden Fall, daß Ihr ihn wegführen wollt.“

„Das wollen wir, zuckriger Schatz; wir wollen ihn Euch aus den Augen und aus den Ohren bringen; zeigt uns nur, wo er iſt.“

„Er ſchläft," ſagte die Wirthin, auf die Thüre des Schlafzimmers deutend, wo ich zuvor gelegen hatte.

Der Hauſe nahm ihr das Licht aus der Hand und drang in's Zimmer, wo ſie das Bette leer und das Fenſter offen fanden. „Den Teufel iſt hier was von einem Zehntenmann!" ſchrie einer von ihnen: „das Fenſter ſteht offen; er iſt auf und davon. Hurrah, meine Jungen! er kann nicht weit ſeyn."

„Bei der Allmacht, das iſt juſtement meine Meinung, Mrs. M'Shane," verſetzte der ältere O'Toole: „ich glaube nicht, daß er gar weit ſeyn wird, alſo mit Eurem Verlaub oder auch ohne Euern Verlaub, wollen wir ſo frei ſeyn und ein wenig Hausſuchung halten.

„O, ganz willkommen, Miſter Jerry O'Toole; wenn Ihr glaubt, ich ſey die Frau, die einen Acciſer verſteckt, ſo ſucht überall, wo's Euch beliebt."

Der Hauſe, geführt von Jerry O'Toole, welcher der Wirthin das Licht aus der Hand genommen hatte, ſtieg jetzt die Leiter zu dem obern Gelaß herauf und ich fühlte, wie das Mädchen neben mir zitterte. Nachdem ſie jede Ecke und jede Ritze unterſucht hatten, kamen ſie zu Mrs. M'Shane's Zimmer. „O, nur zu, nur zu, Mr. O'Toole! es iſt wohl ein glaublich Ding, mich zu verreden, daß ich einen Acciſer in meinem Bett habe. Sucht doch, ich bitte Euch!" — und Mrs. M'Shane führte ſie in ihr Zimmer.

Nun war alles durchſucht, bis auf das kleine Schlafkämmerlein des Mädchens. Der Hauſe hielt vor der Thüre. „Wir müſſen ſuchen," ſagte die mürriſche Stimme O'Tooles.

„Bei meiner Tochter ſuchen!" rief Mrs. M'Shane; „recht ſo, thut's, wenn Ihr wollt; Ihr könnt eine feine Geſchichte davon erzählen, wie ſechs große Männer ein armes Mädchen aus dem Bette riſſen, um nach einem Acciſer zu ſuchen. Es wird Euch allen viel Kredit machen, und Du, Corny O'Toole, Du wirſt doch bei ihr in Gnaden ſtehen; komm nur bald, um nach dem Hochzeittag zu fragen, wenn es heißen wird, daß die, ſo Dein Weib werden ſoll, von einem Dutzend Burſchen aus dem Bett gezogen worden iſt. Was willſt Du denn zu Kathlin ſagen, wenn Du einem Mädchen den Schimpf angethan haſt, einen Acciſer bei ihr im Bette zu ſuchen? Glaubſt Du denn, Du werdeſt jemals der Mutter Einwilligung oder Segen bekommen?“

„Niemand geht in Kathlinens Zimmer!“ rief Corny O'Toole, gereizt durch Mrs. M'Shane's Spöttereien.

„Ei ja, Corny,“ verſetzte dieſe, „es paßt nicht für eine Frau, wie ich, verdächtig zu ſeyn, auf keinen Fall! D'rum ſollſt Du, aber Du allein, in die Kammer gehen — wenn Euch das zufrieden ſtellt, Mr. Jerry O'Toole.“

„Ja,“ ſagte O'Toole und Frau M'Shane öffnete die Thüre. Kathlin erhob ſich auf den Ellbogen geſtützt, zog das Betttuch bis an den Hals hinauf und rief, die Leute unter der Thüre anblickend: „O Corny, Corny, mir das?“

Corny dachte nicht daran, nach irgend Jemand anderem zu ſehen; ſeine Augen hingen an ſeinem Liebchen. „Mord und Tod, Kathlin!“ rief er: „iſt es meine Schuld? Jerry will's ja haben.“

„Biſt Du jetzt zufrieden, Corny?“ fragte Frau M'Shane.

„Als ob ich nicht ſchon vorher gewußt hätte, daß Kathlin Keinen bei ſich im Bette hat.“

„Nun denn, gut' Nacht, Corny; morgen will ich mit Dir ſprechen,“ ſagte Kathlin.

Frau M'Shane ging zur Kammer hinaus, in der Erwartung, Corny werde ihr folgen; aber er konnte ſich nicht bezwingen, ſondern kam zu dem Bette. Aus Furcht, daß er, wenn er ſeine Arme um ſie ſchlänge, mich an ihrer Seite fühlen müßte, erhob ſich Kathlin und duldete ſeine Umarmung. Zum größten Glücke war kein Licht in der Kammer; ſonſt wäre ich verrathen worden, da ſie durch dieſe Bewegung mir die Decke von Kopf und Schultern warf. Dann drängte ſie ihren Liebſten weg und er verließ das Zimmer, deſſen Thüre er ſchloß. Der Hauſe ſtieg die Leiter hinab. Sobald Kathlin vernahm, daß Alle d'runten waren, ſprang ſie aus dem Bette und lief in ihrer Mutter Kammer. Bald hernach hörte ich den Haufen abziehen. Frau M'Shane verwahrte die Thüre und kam die Treppe herauf; ſie ging zuerſt in ihre eigene Kammer, wo das arme Mädchen aus Scham und Aufregung bitterlich weinte. Sie fand mich aufgeſtanden, als ſie bei mir eintrat, um ihrer Tochter Kleider zu holen. Nach fünf Minuten kehrten ſie Beide zurück. Ich ſaß neben dem Bette; die arme Kathlin erglühte, als unſere Blicke ſich begegneten.

„Kathlin," ſagte ich, „Du haſt mir höchſt wahrſcheinlich das Leben gerettet; ich bin nicht im Stande, Dir meinen Dank mit Worten auszudrücken.. Nur ſchmerzt es mich, daß Deine Sittſamkeit auf eine ſo harte Probe geſtellt worden iſt."

„Wenn Corny das erführe!" erwiederte Kathlin von Neuem ſchluchzend. „Wie konnte ich ſo etwas thun!"

„Deine Mutter hat es Dir befohlen," verſetzte Frau M'Shane, „und das iſt genug."

„Aber was müßt Ihr von mir denken, Herr?" rief Kathlin.

„Nichts anderes, als daß Du höchſt edelmüthig gehandelt haſt. Du haſt einen unſchuldigen Menſchen gerettet, auf die Gefahr hin, Deinen Ruf und Deinen Liebſten zu verlieren. Ich will jetzt nicht von Dank ſprechen; ich kann ihn jetzt nicht beweiſen."

„O verſprecht mir bei Allem was heilig iſt, daß Ihr es nicht weiter ſagen wollt; gewiß werdet Ihr ein Mädchen nicht verderben wollen, das Euch einen Dienſt zu leiſten ſuchte."

„Ich verſpreche Dir's und hoffe Dir noch weit mehr zu halten, als das. — Aber was iſt jetzt zu thun, Mrs. M'Shane? dableiben kann ich nicht."

„Nein, Ihr müßt fort und das bald. Wartet noch ungefähr zehn Minuten; dann werden ſie ihr Suchen ſeyn laſſen und nach Hauſe gehen. Die Straße nach C... (die Station, von welcher ich hergekommen war) iſt die beſte, die Ihr einſchlagen könnt. Ihr müßt aber wandern, ſo ſchnell es Euch möglich iſt, denn hier herum findet Ihr keine Sicherheit.“

„Ich bin überzeugt, daß dieſer Schurke M'Dermott nicht von mir ablaſſen wird, bis er mich weggeräumt hat.“ — Ich zog meine Börſe, in welcher ich beinahe noch zwanzig Guineen hatte. „Mrs. M'Shane,“ ſagte ich, zehn davon nehmend, „ich muß meinen Mantelſack in Eurer Obhut laſſen; Ihr mögt mir ihn bei Gelegenheit ſenden, wenn Ihr hört, daß ich in Sicherheit bin. Sollte ich nicht ſo glücklich ſeyn, ſo will ich das Geld lieber in Euren, als in meiner Mörder Händen wiſſen. Gott ſegne Dich, Kathlin, Du biſt ein treffliches Mädchen, und Corny O'Toole wird ein glücklicher Mann, wenn er Deinen Werth zu ſchätzen verſteht.“

Ich ſagte ihr Lebewohl, und ſie ließ ſich ohne Sträuben von mir küſſen, aber die Thränen rollten ihr die Wangen herab, wie ich mit der Mutter aus dem Zimmer ging. Frau M'Shane leuchtete vorſichtig zum Fenſter hinaus, um zu ſehen, ob irgend Jemand in der Nähe ſey; beruhigt öffnete ſie dann die Thüre, rief den Segen der Heiligen auf mein Haupt herab, drückte mir die Hand und ich verließ das Haus.

Es war eine finſtere, bewölkte Nacht. Ich mußte bei den erſten Schritten vor mich hintaſten, denn ich konnte nichts unterſcheiden. In jeder Hand eine geladene Piſtole, ſchritt ich vorwärts und gewann, wie ich glaubte, die Heerſtraße nach E..., aber ich hatte mich übel getäuſcht, denn verwirrt durch die dicke Finſterniß und die vielen Ecken, gerieth ich auf den entgegengeſetzten Weg, der nach Mount-Caſtle führte. Sobald ich die Häuſer und Umzäunungen hinter mir hatte, wurde es etwas heller und ich konnte die Straße unterſcheiden. Ich war etwa vier oder fünf Meilen zugeſchritten, als ich Hufſchläge hörte und bald darauf zwei Reiter an meiner Seite fand. Ich fragte ſie, ob dieß der Weg nach E... ſey. Eine Pauſe folgte, dann hörte ich ſie flüſtern. „Immer zu!“

rief endlich eine tiefe Stimme. Ich ſetzte meine Straße fort, ſehr froh, daß ich mich nicht geirrt hatte, und in Gedanken mich wundernd, was wohl zwei Männer in ſolcher Stunde zu ſchaffen haben könnten. Zehn Minuten nachher glaubte ich wiederum Hufſchläge zu hören. Nun kam es mir vor, es müßten Straßenräuber ſeyn, welche zurückkehrten, um mich zu plündern; ich ſetzte meine Piſtolen in Stand, entſchloſſen, mein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen, und erwartete ihre Ankunft mit großer Spannung; ſie ſchienen ſich aber, da der Schall nicht näher kam, immer in gleicher Entfernung zu halten. Nach einer halben Stunde theilte ſich der Weg. Ungewiß, wohin ich mich wenden ſollte, hielt ich an und lauſchte; die Hufſchläge waren nicht mehr zu vernehmen. Ich ſah mich um, ob ich nicht irgend einen Gegenſtand zu erkennen und mich darnach zu richten vermöchte, aber es war unmöglich. Ich wählte den Weg zur Linken und verfolgte ihn, bis ich an einen Bach kam, welcher queer hindurchfließend mir das Weiterkommen verſperrte. Eine Brücke ſchien nicht in der Nähe zu ſeyn, und es war zu dunkel, um die Schrittſteine wahrzunehmen. Ich mochte den Bach zur Hälfte durchwatet haben, als ich von hinten einen Schlag auf das Haupt empfing, der mich wanken machte. Ich wandte mich um, aber eh' ich meinen Feind erblicken konnte, warf mich ein zweiter Schlag beſinnungslos in's Waſſer.

## Sechsundvierzigſtes Kapitel.

**Unter dem Boden, aber noch nicht todt und eingeſcharrt. Die Ausſichten nichts weniger als ergötzlich.**

Als meine Beſinnung wiederkehrte, fand ich mich an einem dunkeln Orte, ohne mir denken zu können, wo. Mein Haupt ſchmerzte mich, mein Gehirn kreiſte. Ich richtete mich einen Augenblick auf, um meine Sinne zu ſammeln, aber die Anſtrengung war zu ſchmerzlich, und ich fiel in einem Zuſtande halber Betäubung wieder zurück. Nach und nach kam ich zu mir; ich richtete mich von Neuem auf, befand, daß ich auf einem, aus ein paar Bündeln beſtehenden Strohlager ruhte, und tappte mit ausgeſtreckten Händen auf beiden Seiten umher, ohne jedoch etwas zu berühren. Ich öffnete die Augen, die ich wieder geſchloſſen hatte, und verſuchte die Finſterniß zu durchdringen; vergebens, alles war ſchwarz wie der Erebus. Ich trat auf die Füße, ſtreckte die Hände vor mich hin, ging fünf oder ſechs Schritte nach einer Seite, bis ich das Stroh hinter mir hatte und einer Wand begegnete. Dieſer folgte ich etwa zwanzig Fuß entlang, dann fühlte ich Holz; ich griff umher, und fand daß es eine Thüre war. Nun taſtete ich mich an den Wänden herum, bis ich endlich entdeckte, daß die andere Seite mit leeren Weinfäſſern verbaut war; ſo kam ich endlich wieder zu meinem Strohlager zurück. Ich war in einem verlaſſenen Keller, aber wo? Wiederum warf ich mich auf mein Lager hin, und es läßt ſich leicht denken, daß meine Betrachtungen alles andere eher als vergnüglich waren. Befand ich mich in M'Dermott's oder Melchior's Gewalt? Ich war überzeugt hievon, aber mein zerſchlagener Kopf konnte das Nachdenken nicht ertragen, und nach einer halben Stunde überließ ich mich einem dumpfen, halb träumenden, halb betäubten Brüten, in welchem M'Dermott's, Kathlinen's, Melchior's und Flita's Geſtalten nach einander an mir vorübergingen. Wie lange ich in dieſer zweiten Bewußtloſigkeit geblieben bin, weiß ich nicht zu ſagen; ich erwachte am Schimmer einer brennenden Kerze, der mir in die Augen fiel. Ich fuhr auf, und erblickte Melchior in ſeiner Zigeunertracht; er ſtand vor mir, als ob er eben erſt Abſchied von mir genommen hätte.

„Euch alſo,“ rief ich, „bin ich für dieſe Behandlung verpflichtet?“

„Nein, mir nicht,“ erwiederte Melchior; „ich habe hier nicht zu befehlen. Ich erkannte Sie aber, als Sie bewußtlos hierhergebracht wurden, und da ich in dem Schloſſe angeſtellt bin, ſo habe ich das Amt Ihres Kerkermeiſters übernommen, um Ihnen wo möglich von Nutzen zu ſeyn.“

„Ich merkte wohl, daß dieß erlogen war, aber ein kurzes Nachdenken ſagte mir, es ſey für jetzt beſſer, an mich zu halten. „Wem gehört dieſes Schloß, Melchior?“

„Sir Henry De Clare.“

„Und was hat er für einen Grund, mich ſo zu behandeln?“

„Das kann ich Ihnen ſagen, weil ich ſelbſt bei der Angelegenheit betheiligt bin. Sie erinnern ſich der kleinen Flita, welche mit Ihnen das Zigeunerlager verließ. Sie lebt jetzt irgendwo unter Ihrer Obhut?“

„Allerdings, aber dafür bin ich Euch allein verantwortlich.“

„Ja wohl, aber ich bin es gegenüber von Sir Henry. Da ich ihm nichts weiter von ihr berichten konnte, als daß ſie wohl ſey, ſo war er damit nicht zufrieden, denn Familienrückſichten machen es ihm beſonders wünſchenswerth, ſie wieder bei ſich zu haben. Auch wird es ſehr zu ihrem Vortheil dienen; höchſt wahrſcheinlich wird ſie ſogar, da er genügende Beweiſe von ihrer nahen Verwandtſchaft mit ihm erlangt hat, ſeine Erbin werden.“

„Alles gut und recht, Melchior, aber warum hat mir Sir Henry De Clare nicht in dieſer Abſicht geſchrieben, mir ſeine Wünſche, ſeine Anſprüche auf eine ſo nahe Verwandte auseinander geſetzt? Warum behandelt er mich auf dieſe Weiſe? Noch eine Frage: Wie ging es zu, daß er mich als denjenigen erkannte, welcher das Mädchen unter ſeiner Obhut hat? Beantwortet mir dieſe Fragen, Melchior, und dann bin ich bereit, über die Sache zu reden.“

„Ich will die letzte Frage zuerſt beantworten. Ihren Namen wußte er von mir; dann fügte es der Zufall, daß ein Freund von ihm auf Ihrer Reiſe nach Irland im Poſtwagen mit Ihnen zuſammentraf; derſelbe ſah Sie ſpäter auch im Poſthauſe, und gab eine nähere Beſchreibung von Ihnen. Sir Henry, ein gewaltthätiger Mann, der hier faſt königliche Gewalt beſitzt, war alsbald entſchloſſen, Sie feſtzuhalten, bis Sie ihm das Kind ausliefern würden. Sie erinnern ſich, daß Sie ſeinem Agenten, dem Manne, deſſen Adreſſe ich Ihnen gab, ihren Aufenthaltsort zu nennen verweigert haben: dieß beunruhigte ihn, und er nahm das Geſetz in ſeine eigenen Hände.“

„Das ſoll er noch büßen,“ erwiederte ich, „wenn ein Geſetz in dieſem Lande iſt.“

„Das iſt freilich in England, aber ſehr wenig bei uns der Fall; wenigſtens gibt es keines, um das ſich Sir Henry viel zu bekümmern hätte. Kein Beamter würde ſich auf fünf Meilen in die Nähe ſeines Schloſſes wagen, weil er überzeugt ſeyn dürfte, es würde ihn ſein Leben koſten; Sir Henry aber entfernt ſich das ganze Jahr nicht von hier. Sie ſind in ſeiner Macht. Alles, was er von Ihnen verlangt, iſt eine Angabe über den Aufenthalt des Kindes, und eine Vollmacht zu ihrer Auslieferung. Wenn Sie ihm zu Willen ſind, ſo wird er Sie ganz gewiß auf's genügendſte wegen dieſer rauhen Behandlung entſchädigen, und Ihnen nachher beſtändig ein treuer Freund verbleiben.“

„Das erfordert Ueberlegung,“ erwiederte ich, „für den Augenblick erlaubt mir meine Wunde nicht, weiter zu reden.“

„Ich habe bereits daran gedacht,“ verſetzte Melchior; „dieß war ein Grund, warum ich Erlaubniß zu dieſem Beſuche erhielt. Warten Sie einen Augenblick.“

Er ſetzte die Kerze auf den Boden, ging hinaus, und ſchloß hinter ſich zu. Meine Blicke zeigten mir, daß ich richtig vermuthet hatte; ich befand mich in einem Keller, welcher offenbar ſchon längſt nicht mehr gebraucht worden war. Melchior trat wieder ein, gefolgt von einem alten Weibe, das einen Korb und ein Geſchirr mit Waſſer trug. Sie wuſch das Blut von meinem Haupte, ſtrich eine Salbe darauf, und verband die Wunde; dann ging ſie fort, nachdem ſie den Korb zurückgelaſſen hatte.

„In dieſem Korb iſt etwas zu eſſen und zu trinken für Sie,“ ſagte Melchior; „aber ich denke, Sie werden mit mir einverſtanden ſeyn, Japhet, daß es beſſer wäre, Sir Henry's Wünſchen nachzugeben, als in dieſem abſcheulichen Loche zu bleiben.“

„Sehr einleuchtend, Melchior, aber erlaubt mir noch eine Frage oder zwei. Wie kamt Ihr hieher? wo iſt Nattie und wie ging es zu, daß ich Euch ſeit unſerem Abſchiede ſo herunter gekommen finde, um einem Manne, wie Sir Henry De Clare, dienen zu müſſen?“

„Das iſt mit wenigen Worten geſagt,“ erwiederte er. „In meiner Jugend war ich wild, und bin, die Wahrheit zu ſagen, in der Gewalt dieſes Mannes, ja, um es ganz ehrlich zu geſtehen, mein Leben ſogar iſt in ſeiner Gewalt. Er befahl mir, zu kommen, ich durfte ihm nicht ungehorſam ſeyn — und nun hält er mich hier zurück.“

„Aber Nattie?“

„Iſt ganz wohl, und befindet ſich bei mir, fühlt ſich übrigens nicht ſehr glücklich in ihrer gegenwärtigen Lage; aber er iſt ein gefährlicher, gewaltthätiger, unverſöhnlicher Mann, dem ich nicht wagen darf, den Gehorſam zu verweigern. Ich rathe Ihnen als Freund, ihm zu Willen zu ſeyn.“

„Das erfordert einige Ueberlegung,“ entgegnete ich, „und ich bin keiner von denen, welche ſich übereilen laſſen. Meine Geſinnungen gegen Sir Henry ſind nach einer ſolchen Behandlung nicht eben die freundſchaftlichſten; überdies, wie ſoll ich erfahren, daß Flita ſeine Verwandte iſt?“

„Nun, Japhet, mehr kann ich nicht ſagen. Ich wünſchte nur, Sie wären ihm aus den Händen.“

„Wenn das der Fall iſt, ſo habt Ihr ja die Macht, mir zu helfen.“

„Ich wage es nicht.“

„Dann ſeyd Ihr nicht mehr der Melchior, der Ihr früher war't.“

„Wir müſſen uns dem Verhängniß unterwerfen. Ich darf nicht länger weilen. Was Sie bedürfen, werden Sie in dieſem Korbe finden; auch noch mehr Lichter ſind da, wenn Sie nicht gern im Dunkel bleiben. Ich glaube nicht, daß ich vor morgen Erlaubniß erhalten werde, wieder zu Ihnen zu kommen.“

Er ging hinaus, ſchloß die Thüre hinter ſich zu und ich war meinen Betrachtungen überlaſſen.

## Siebenundvierzigſtes Kapitel.

In der Noth erkennt man den Freund. Das Spiel ändert ſich und wird tragiſch.

War es möglich, daß Melchior mir die Wahrheit geſagt? Eine augenblickliche Ueberlegung ſagte mir, alles ſey falſch, er ſelbſt ſey Henry De Clare. Ich war in ſeiner Gewalt und was mochten die Folgen davon ſeyn? Er konnte mich gefangen halten, aber mich zu ermorden, das durfte er nicht wagen. Nicht wagen? der Muth entſank mir, als ich bedachte, wo ich war und wie leicht es ihm bei ſeinen Geſinnungen ſeyn würde, mich aus dem Wege zu räumen, ohne daß irgend Jemand mein Schickſal auch nur ahnen könnte. Ich zündete eine ganze Kerze an, um bei meinem Erwachen nicht in der Finſterniß zu ſeyn und, erſchöpft an Leib und Seele, lag ich bald in tiefem Schlafe. Dieſer muß eine gute Zeit gedauert haben, denn als ich erwachte, fand ich mich in der Finſterniß — das Licht war ausgebrannt. Ich taſtete nach dem Korbe, unterſuchte ſeinen Inhalt mit den Händen und fand einen Feuerzeug. Nun ſchlug ich Licht, und da ich mich ſchwach und hungrig fühlte, ſo erquickte ich mich mit den Speiſen im Korbe, die, wie auch der Wein, vortrefflich waren. Ich hatte die Ueberbleibſel wieder hingeſtellt, als der Schlüſſel in der Thüre klirrte, und Melchior zu mir eintrat.

„Wie befinden Sie ſich heute, Japhet?“

„Heute?“ erwiederte ich; „für mich gibt's kein Heute und kein Geſtern, weder Tag noch Nacht.

„Es iſt Ihre eigene Schuld,“ ſagte er. „Haben Sie über meine geſtrigen Vorſchläge nachgedacht?“

„Ja,“ erwiederte ich, „und ich will Euch ſagen, was ich einzugehen geneigt bin. Sir Henry ſoll mir die Freiheit geben, nach England hinüber kommen und ſeine Verwandtſchaft mit Flita beweiſen; dann will ich ſie ausliefern. Was kann er mehr verlangen?“

„Dazu wird er ſich ſchwerlich verſtehen,“ entgegnete Melchior, „denn wenn er einmal in England iſt, ſo werden Sie einen Verhaftsbefehl gegen ihn auswirken.“

„Nein, Melchior, auf meine Ehre, das ſoll nicht geſchehen.“

„Er wird nicht trauen.“

„Dann muß er von ſich ſelbſt auf andere ſchließen.“

„Haben Sie keine andern Bedingungen anzubieten?“ fragte Melchior.

„Keine.“

„Dann will ich Ihre Botſchaft ausrichten, und Ihnen Morgen ſeine Antwort bringen.“

Hierauf ſtellte er einen andern Korb vor mich hin, nahm den erſten mit ſich fort und kam dieſen Tag nicht wieder. Ich hatte nun meine Kräfte wieder erlangt, ſo daß ich auf entſchiedene Maßregeln denken konnte. Doch wußte ich noch nicht was ich thun ſollte. Ich beſann mich die ganze Nacht; am andern Morgen, das heißt, als es mir Morgen ſchien, griff ich den Korb an. Ob nun die lange Weile oder die Schwäche mich dazu veranlaßte, weiß ich nicht zu ſagen, aber ich trank zu viel Wein, und war, als Melchior die Thüre wieder öffnete, zu jedem Wageſtück bereit.

„Sir Henry will Ihre Bedingungen nicht annehmen,“ ſagte dieſer. Ich konnte mir's denken; es thut mir leid, ſehr leid.“

„Melchior!“ rief ich aufſpringend, „nicht länger dieſe Zweizüngigkeit! ich bin nicht ſo ganz unwiſſend, wie Sie meinen, ich weiß, wer Flita iſt, und wer Sie ſind.“

„Wahrhaftig?“ verſetzte Melchior; „wollen Sie ſich etwa erklären?“

„Das will ich. Sie, Melchior, ſind Sir Henry De Clare. Sie gelangten in den Beſitz Ihrer Herrſchaft durch den Tod Ihres Bruders, der auf der Jagd das Leben verlor.“

Melchior ſchien beſtürzt. „Ei, gehen Sie mir doch,“ erwiederte er, „Sie machen einen Gentleman aus mir.“

„Nein, eher einen Schurken.“

„Wie es Ihnen beliebt. Wollen Sie nun auch eine Lady aus Flita machen?“

„Allerdings, denn ſie iſt Ihre Nichte.“

Er fuhr zurück.

„Ihr Agent, M'Dermott, den Sie nach England geſchickt haben, um das Mädchen auszukundſchaften, iſt in der Poſtkutſche mit mir zuſammengetroffen; er hat mich hieher gelockt und mein Leben in Gefahr geſetzt, indem er mich bei den Leuten für einen Zehnteneinnehmer ausgab.“

„Das ſind ſehr wichtige Angaben,“ entgegnete Melchior. „Sie werden es etwas ſchwierig finden, das alles zu beweiſen.“

„Nicht im mindeſten!“ rief ich, erhitzt von Zorn und Wein: „ich beſitze genügende Beweiſe. Ich habe Flita's Mutter geſehen und kann die Idendität des Kindes durch die Kette darthun, die ſie um den Hals trug, als ſie von Ihnen geſtohlen wurde.“

„Eine Kette?“ rief Melchior.

„Ja, die Kette, welche Nattie bei unſerer Trennung mir in die Hände gab.“

„Verdammt ſey ſie!“ ſchrie Melchior.

„Verdammen Sie ſie nicht, verdammen Sie ſich ſelbſt ob Ihrer Niederträchtigkeit und deren Entdeckung. Habe ich genug geſagt? oder ſoll ich noch mehr eröffnen?“

„Ich wünſchte noch mehr zu hören.“

„Nein, ich will nicht, denn ich möchte dadurch andere Leute preisgeben, und das ſoll nicht geſchehen,“ erwiederte ich, da ich fühlte, daß ich bereits zu viel geſagt habe.

„Du haſt Dich jedenfalls ſelbſt preisgegeben!“ donnerte Melchior, „und nun ſag' ich Dir, daß Du nicht eher — doch genug davon.“ Er brach ab, und ſchoß hinaus. Die Thüre wurde wiederum geſchloſſen, wiederum war ich allein. Ich hatte Zeit, über meine Unvorſichtigkeit nachzudenken; das Geſicht mit welchem Melchior mich verlaſſen hatte, war völlig teufliſch geweſen. Eine innere Stimme gebot mir, mich zum Tode vorzubereiten, und ich hatte nicht Unrecht. Den folgenden Tag blieb Melchior aus, ſo auch den dritten. Meine Vorräthe waren aufgezehrt. Ich hatte nichts mehr als ein wenig Wein und Waſſer. Nun kam mir der Gedanke, ich werde Hungers ſterben ſollen. Gab es kein Mittel zum Entkommen? nein, ich hatte keine Waffen, keine Art von Werkzeug, nicht einmal ein Meſſer. Meine Kerzen waren abgebrannt. Endlich fiel mir ein, daß, obgleich ich in einem Keller ſey, meine Stimme ſich doch vielleicht vernehmlich machen könnte, und ich entſchloß mich zu dieſem letzten Verſuche. Ich ging an die Kellerthüre: „Mord! Mord!“ ſchrie ich mit der ganzen Kraft meiner Lunge, und ſo ſchrie ich fort, bis ich ganz erſchöpft war. Nach einer Stunde fing ich mein Geſchrei wieder an, ſo daß die Dienerſchaft endlich ihren Herrn benachrichtigte, es ſey Jemand in den unteren Gewölben, den man „Mord“! rufen höre. Dieſe Nacht und den ganzen folgenden Tag wiederholte ich mein Geſchrei von Zeit zu Zeit. Ich war nun ganz entkräftet; beinahe zwei Tage lang hatte ich keine Nahrung bekommen, mein Wein und Waſſer war längſt ausgetrunken. Ich ſetzte mich mit ausgedörrtem Munde und brennendem Hirn auf den Boden, und wollte warten, bis ich ſo weit wieder bei Stimme wäre, um mein Geſchrei zu wiederholen, als ich Fußtritte in der Nähe vernahm. Der Schlüſſel klirrte abermals in der Thüre, ich erblickte ein Licht, und mit ihm zwei Männer, welche große Schmiedehämmer trugen.

„So iſt es denn aus mit mir!“ rief ich: „ſo ſoll ich denn nicht mehr erfahren, wer mein Vater iſt. Heran, Mörder, thut euer Werk, thut es ohne Säumen!“

Die beiden Männer ſchritten heran, ohne ein Wort zu ſprechen. Der vordere, der die Laterne trug, ſetzte dieſe auf den Boden und erhob ſeinen Hammer mit beiden Händen; da ſchwang auch der andere hinter ihm ſeine Waffe — und der vordere fiel todt zu meinen Füßen.

## Achtundvierzigſtes Kapitel.

### Ein Kapitel voll gefährlicher Abenteuer, das mehr enthält, als man auf den erſten Blick vermuthen ſollte.

„Stille!“ ſagte eine wohlbekannte Stimme aus dem Munde des Verlarvten. Es war Timothy! „Stille, Japhet!“ wiederholte er flüſternd, „die Gefahr iſt noch nicht zu Ende, aber ich will Dich retten oder ſterben. Nimm den Hammer, Melchior wartet d'raußen.“

Timothy ſtellte die Laterne hinter ein Faß, um den Keller dunkler zu machen, führte mich nach der Thüre und flüſterte: „wenn er herein kommt, wollen wir ihn faſſen.“

Gleich darauf erſchien Melchior: „Iſt alles im Reinen?“ fragte er, in den Keller tretend, und kam, auf Timothy zugehend, an mir vorüber. Mit einem Schlage ſtürzte ich ihn zu Boden, wo er bewußtlos liegen blieb.

„Das wird genug ſeyn,“ ſagte Timothy; „nun mach', daß wir fortkommen.“

„Nein, erſt muß er meinen Platz einnehmen,“ erwiederte ich, die Thüre ſorgfältig verſchließend. „Nun mag er lernen, was es heißt, Hungers zu ſterben.“

„Ich folgte meinem Tim durch einen Gang, der zum Schloſſe hinausführte, und durch den er mit ſeinem Genoſſen hereingekommen war. „Unſere Pferde ſind ganz in der Nähe,“ ſagte er, „denn es war ausgemacht, daß wir das Land nach der That verlaſſen ſollten.“

Es dunkelte eben, als wir in Sicherheit aus dem Schloſſe traten. Wir beſtiegen unſere Pferde, und ritten in aller Eile davon. Wir folgten der Heerſtraße zu der Poſtſtation, bis wohin ich gefahren war; hier beſchloß ich, bei Frau M'Shane einzukehren, denn ich war ſo erſchöpft, daß ich nicht weiter kommen konnte. Dieß war eine Maßregel, welche Vorſicht verlangte; da der Mond ſchien, ſo lenkte ich vor der Stadt, oder vielmehr vor dem Dorfe, wie es genannt zu werden verdiente, von der Straße ab, und wir ſtiegen an Frau M'Shane's Hinterthüre von unſern Roſſen. Ich ging an's Fenſter des Schlafzimmers, das mir damals angewieſen worden war, und klopfte ſacht, aber ich mußte es lange fortſetzen, bis endlich Kathlin zum Vorſcheine kam.

„Kann ich hinein, Kathlin?“ ſagte ich, „ich bin halb todt vor Müdigkeit und Erſchöpfung.“

„Ja,“ antwortete ſie, „ich will die Hinterthüre aufmachen; wir haben Niemand dieſen Abend, es iſt ihnen noch zu früh.“

Ich trat ein, und Timothy folgte mir. Wie ich aber über die Schwelle ſchreiten wollte, wurde ich ohnmächtig. Sobald ich wieder zu mir kam, führte mich Frau M'Shane der Sicherheit wegen die Treppe hinauf in ihr eigenes Zimmer, wo ich in Kurzem fähig war, die Erfriſchungen einzunehmen, deren ich ſo ſehr bedurfte. Ich erzählte meine bisherigen Begebenheiten der guten Frau und ihrer Tochter, welche ſich nicht wenig darüber entſetzten.

„Ihr thätet beſſer,“ ſagte Frau M'Shane, „mit Eurer Weiterreiſe bis in die ſpäte Nacht zu warten; es wird ſicherer ſeyn. Jetzt iſt es erſt neun Uhr, und die Leute treiben ſich bis eilf Uhr herum. Ich will Euren Pferden ein wenig Korn geben. Wenn Ihr fünf Meilen von hier ſeyd, ſo könnt Ihr Euch für geborgen anſehen. Ihr lieben Heiligen, welch' eine Rettung!“

Dieſer Rath klang zu gut, um ihn nicht zu befolgen, und ich fühlte mich ſo erſchöpft, daß ich froh war, die Klugheit auf Seiten der Ruhe zu finden. Ich legte mich auf das Bett der Wirthin, während Timothy bei mir wachte. Nach kurzem Schlummer erweckte mich die treffliche Frau, mit der Nachricht, es ſey jetzt Zeit, zu gehen. Nun trat Kathlin zu mir, und ſagte: „Ich möchte eine Gunſt von Euch erbitten, Herr; ich hoffe Ihr werdet es mir nicht abſchlagen.“

„Kathlin, Du darfſt mich bitten, was Du willſt; verlaß Dich darauf, daß ich Dir nichts abſchlagen werde, was ich irgend gewähren kann.“

„Nun, Herr,“ verſetzte das gute Kind, „Ihr wißt, wie ich mein Herz bezwingen mußte, um Euch zu dienen; wollt Ihr auch das Eurige um meinetwillen bezwingen? Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß irgend Einer, und wär' er auch der ſchlechteſte, von der Familie, die mich erzogen hat, ſo elendiglich umkommen ſoll; ich könnte es nicht ertragen, daß irgend ein Menſch und wäre er auch der ſchlechteſte, ſelbſt wenn ich ihm auf keine Weiſe verpflichtet wäre, ſo mit Sünden beladen, ohne Abſolution ſterben ſollte. Wollt Ihr mir nicht den Schlüſſel da laſſen, um Sir Henry De Clare zu befreien.

wenn Ihr hinweg und in Sicherheit ſeyd? Ich weiß, er verdient keine Güte von Euch, aber es iſt ein ſchauderhafter Tod, und ein gräßlich Ding, mit einer ſolchen Laſt von Verbrechen zu ſterben.“

„Kathlin,“ erwiederte ich, „ich will Dir mein Wort halten. Hier iſt der Schlüſſel: heb' ihn auf bis morgen früh, dann gib ihn ab bei Lady De Clare, und ſag' ihr, Japhet Newland ſende ihn.“

„Das will ich, Gott ſegne Euch, Herr.“

„Lebt wohl!“ ſagte Frau M'Shane; Ihr habt keine Zeit zu verlieren.“

„Gott ſey mit Euch, Herr!“ rief Kathlin noch einmal, ſchlang ihren Arm um meinen Hals und küßte mich.

Wir ſpornten unſere Roſſe oder vielmehr unſere Ponies, denn ſie waren ſehr klein, bis wir etwa ſechs Meilen zurückgelegt hatten, und uns einigermaßen für ſicher halten durften, dann hielten wir ſie an, um ſie wieder zu Athem kommen zu laſſen. Ich ſelbſt war ſehr erſchöpft, und ſprach kaum ein Wort, bis wir die nächſte Poſtſtation erreichten, wo Alles ſchon zu Bette lag. Doch gelang es uns, die Leute heraus zu klopfen, und nachdem Timothy die Pferde unter ſeiner Aufſicht in den Stall hatte bringen laſſen, legten wir uns für den Reſt der Nacht auf ein zufälligerweiſe leer ſtehendes Bett. So elend unſere Bequemlichkeiten waren, ſo ſchlief ich doch beſſer als je, und erwachte ganz geſtärkt. Am Morgen beſtellte ich die Poſt nach Dublin, und fragte Tim, was wir mit den Pferden thun ſollten.

„Sie gehören nach Mount-Caſtle,“ erwiederte er.

„Dann, in Gottes Namen, ſoll Mount-Caſtle ſie behalten!“ rief ich; „denn ich will nichts von dieſem gräulichen Orte haben.“

Wir eröffneten dem Wirthe, die Pferde müßten zurückgeſandt werden, und der Mann, der ſie überbrächte, würde eine Bezahlung für ſeine Mühe bekommen.

Nun fiel mir bei, daß dieß eine gute Gelegenheit wäre, an

Melchior, alias Sir Henry zu ſchreiben. Eigentlich hatte mein Groll bereits nachgelaſſen, und ich war nicht geſonnen, gerichtliche Maßregeln gegen ihn zu ergreifen; aber ich hielt es dennoch für angemeſſen, ihn einzuſchüchtern, weßhalb ich ihm Folgendes ſchrieb:

> „Sir Henry, ich ſende Ihnen Ihre Pferde mit meinem Danke zurück, da ſie meinem Timothy und mir zur Flucht aus Ihren Klauen verholfen haben. Ihr Ruf und Ihr Leben ſind in meiner Gewalt, und ich werde mir volle Rache verſchaffen. Für Ihre Abſicht, mich ermorden zu laſſen, habe ich einen ſichern Zeugen in meinem Freunde Timothy, der von Ihnen in ſeiner Verkleidung neben Ihrem Zigeuner angeſtellt wurde. Sie können dem Urtheile des Geſetzes nicht entgehen. Bereiten Sie ſich denn auf das Aergſte vor, da ich nicht geſonnen bin, Ihnen die ſchmähliche aber verdiente Strafe für Ihre Verbrechen zu erſparen.
>
> Japhet Newland.“

Nachdem ich dieſes Schreiben geſiegelt, und dem-Burſchen, der die Pferde zurückbringen ſollte, übergeben hatte, beendigten wir unſer Frühſtück, und nahmen ſodann eine Poſtchaiſe nach Dublin, wo wir ſpät Abends anlangten.

Während der Fahrt bat ich Timothy, mir zu erzählen, wie es ihm inzwiſchen gegangen ſey, und welch' ein glücklicher Zufall ihn ſo im rechten Augenblicke zu meiner Hülfe herbeigeführt habe.

„Du erinnerſt Dich, Japhet,“ ſagte er, „daß ich Dir ein paar Briefe ſchrieb, um die Bewegungen des Zigeuners, und ſeine Plane zur Entführung des Mädchens aus der Erziehungsanſtalt zu berichten. Mein letzter Brief, worin ich Dir meldete, daß er ſich endlich Zutritt in die Penſion zu Brentford verſchafft habe, kann Dir nicht zugekommen ſeyn, da ich aus Deinem Billet erfuhr, daß Du gerade an jenem Abend abreisteſt. Der Zigeuner, den ich bloß unter dem Namen Will kannte, fragte mich nach dem Namen des kleinen Mädchens; ich nannte ſie Smith, da ich es für gewiß annehmen konnte, daß in einem großen Inſtitut wenigſtens eine, wo nicht mehrere dieſes Namens ſeyen. Auf dieſes hin erkundigte er ſich bei dem Dienſtmädchen, mit dem er ein Einverſtändniß angeſponnen hatte, und dem er nicht unbedeutende Geſchenke machte, ob eine Miß Smith in der Schule ſey; ſie antwortete, es gäbe deren zwei, die eine eine junge Dame von ſechszehn, die andere ein Mädchen von etwa zwölf Jahren. Natürlich entſchied er ſich für die Jüngere. Will hatte mich in meiner Livree geſehen; ſeine Abſicht war, ſich eine ähnliche zu verſchaffen, einen Wagen zu miethen, und nach Brentford zu fahren, mit der Botſchaft, Miß Smith möchte ihm augenblicklich mitgegeben werden, da Du ſo krank ſeyeſt, daß man an Deinem Aufkommen zweifeln müſſe. Ehe er dieß aber that, ſchrieb er an Melchior, um ſich Befehle für den Fall, daß er das Kind in ſeine Gewalt bekäme, zu erbitten. Die Antwort von Melchior traf ein. Dieſer hatte inzwiſchen Deine Anweſenheit in Irland, und Deine Abſicht, ihn zu beſuchen, erfahren; vielleicht warſt Du auch ſchon in ſeiner Gefangenſchaft, denn ich weiß nicht, wie lange dieſe gedauert hat; genug, ſein Brief gebot dem Zigeuner, auf der Stelle hinüber zu kommen, da es höchſt wahrſcheinlich etwas zu thun geben würde, wofür er eine gute Belohnung erwarten dürfe. Er war nun ſo vertraut mit mir geworden, daß er mir nichts mehr verheimlichte: er zeigte mir den Brief, und ich fragte, was ſein Herr damit ſagen wolle Er erwiederte, ſo viel ſey klar, daß Jemand aus dem Wege geräumt werden müſſe. Nun kam mir augenblicklich der Gedanke, das müſſeſt Du ſeyn — und ich erbot mich freiwillig, ihn zu begleiten, was er nach einigen Bedenklichkeiten zugab. Wir fuhren mit der Poſt, und nach vier Tagen erreichten wir Mount-Caſtle. Will begab ſich zu Melchior, der ihm ſein Begehren kund that; der Zigeuner willigte ein und ſagte dann, er habe noch einen Arm bei ſich, welcher von Nutzen ſeyn könnte, wobei er ſich für meine unbeſchränkte Bereitwilligkeit verbürgte. Melchior ſandte nach mir — nun war ich freilich ſehr in Angſt, daß er mich erkennen möchte; ich hatte mich jedoch viel zu gut verkleidet, und namentlich durch eine Perrücke von hellen Haaren jeder Erkennung vorzubeugen geſucht. Er richtete einige Fragen an mich, die ich mit ſaurem mürriſchem Tone beantwortete. Die Belohnung war auf zweihundert Pfund feſtgeſetzt, welche zwiſchen uns beiden getheilt werden ſollten; außerdem wurden, da es räthlich ſchien, daß wir nach der That nicht von den Leuten im Schloſſe geſehen würden, Pferde für uns in Bereitſchaft gehalten. Das Uebrige iſt Dir bekannt. Ich wünſchte mich, ehe ich den Schurken zu Boden ſtreckte, von Deiner Anweſenheit zu überzeugen: auch erkannte ich Dich bei'm erſten Scheine der Laterne, und Deine Stimme gab mir vollends Gewißheit. Gott ſey Dank, Japhet, daß ich Dir einigermaßen habe nützlich ſeyn können."

„Ja wohl, mein lieber Tim, das biſt Du geweſen, und Du kennſt mich zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ich das niemals vergeſſen werde. Nun aber muß ich zuerſt in Erfahrung bringen, wo das Teſtament des verſtorbenen Sir William niedergelegt iſt. Um einen Shilling können wir es leſen; vielleicht gibt es mir Aufſchlüſſe über Melchior's Benehmen, das mir immer noch unerklärlich bleibt."

„Werden Teſtamente, die in Irland gemacht ſind, hier oder in Doktors-Commons zu London einregiſtrirt?"

„In Dublin, ſollt' ich denken."

Aber bei meiner Ankunft in Dublin fühlte ich mich ſo unpäßlich, daß ich gleich zu Bette gehen mußte; noch vor Tagesanbruch lag ich in einem heftigen Fieber. Timothy ſandte nach ärztlichem Beiſtande und pflegte mich mit der größten Sorgfalt, aber es dauerte volle zehn Tage, bis ich mein Lager verlaſſen konnte. Zum erſtenmal ſaß ich wieder in einem bequemen Stuhl an der Feuerſeite, als Timothy den kleinen Mantelſack, den ich bei Frau M'Shane zurückgelaſſen, hereinbrachte. „Oeffne ihn, Timothy."

ſagte ich, „und ſieh nach, ob ſie nicht irgend eine Art von Schreiben beigelegt haben.“ Timothy öffnete den Mantelſack und reichte mir ein Blatt, welches oben lag: es war von Kathlin, die mir Folgendes ſchrieb:

> „Lieber Herr, ſie ſagen, es gehe ſchrecklich zu im Schloſſe, Sir Henry habe ſich vor den Kopf geſchoſſen oder den Hals abgeſchnitten, ich weiß nicht, welches wahr iſt. Mr. M'Dermott iſt in großer Eile durchgereiſt, hat aber keiner Seele hier ein Wort geſagt. Ich will Euch mehr davon ſchreiben, ſo bald ich kann. Den Morgen nach Eurer Abreiſe ging ich in's Schloß, und gab den Schlüſſel der Lady, welche in großen Aengſten war, da ſich Sir Henry ſo lange nicht hatte ſehen laſſen. Sie wollten mich feſthalten, nachdem ſie ihn im Keller bei dem todten Manne gefunden hatten, aber nach zwei Stunden hieß man mich gehen und reinen Mund halten. Als die Roſſe zurückgekommen waren, erfuhr man bald hernach, daß Sir Henry ſich umgebracht habe. Ich ging in's Schloß, aber M'Dermott hatte Befehl gegeben, keinen Menſchen unter irgend einem Vorwande einzulaſſen.
>
> Eure
>
> Kathlin M'Shane.“

„Das ſind Neuigkeiten!“ ſagte ich, ihm den Brief zurückgebend. „Mein Drohbrief muß die Urſache geweſen ſeyn, die ihn zu dieſer wahnſinnigen That getrieben hat.“

„Sehr wahrſcheinlich,“ verſetzte Timothy. „Uebrigens war es das Beſte, was der Schurke thun konnte.“

„Bei alledem war der Brief nicht in dieſer Abſicht geſchrieben. Ich wollte ihn einſchüchtern und der kleinen Elita zu ihrem Rechte verhelfen. Armes Kind! — wie freu' ich mich, ſie wieder zu ſehen.“

## Neunundvierzigſtes Kapitel.

Abermals ein Verhör wegen einer Mutterſchaft, welches gleicherweiſe wie jenes frühere damit endigt, daß die Dame in Ohnmacht fällt.

Den folgenden Tag ſtand ſchon die Neuigkeit in den Zeitungen, daß Sir Henry De Clare einen Selbſtmord begangen habe, für welche raſche That, wie die Nachrichten beſagten, Niemand einen Grund anzugeben wiſſe. Auch empfing ich noch einen Brief von Kathlin M'Shane, welcher ihre erſte Mittheilung beſtätigte. Ihre Mutter war auf das Schloß geholt worden, um bei der Ausſtellung der Leiche zu helfen. Es konnte alſo kein Zweifel ferner obwalten; ſobald ich mich wieder auswagen durfte, eilte ich zu dem betreffenden Amte, um Sir William's Teſtament zu leſen. Es war ſehr kurz und verfügte, außer einigen Legaten, bloß über ſein perſönliches Vermögen zu Gunſten ſeiner Gemahlin; denn nur ein kleiner Theil der Ländereien hing, wie ich nun entdeckte, an dem Titel, und das Uebrige ging nicht nur auf die männlichen Erben, ſondern auch, falls keine ſolchen vorhanden ſeyn ſollten, nach dem Altersrechte auf die weiblichen über, mit der Bedingung, daß, wenn ſie heirathen würden, ihr Gemahl den Namen De Clare anzunehmen verpflichtet ſey. Nun war das Geheimniß am Tage, nun wußte ich, warum Melchior ſeines Bruders Kind geſtohlen hatte. Zufrieden mit meiner Entdeckung, beſchloß ich, auf der Stelle nach England überzuſetzen, die verwittwete Lady De Clare aufzuſuchen, und die ganze Sache in Herrn Maſterton's Hände zu legen. Zum guten Glücke hatte Tim eine hinlängliche Summe bei ſich, um die nöthigen Auslagen bis nach London zu bezahlen; ſonſt wäre ich genöthigt geweſen, auf Rimeſſen zu warten, da meine Baarſchaft noch vor unſerer Ankunft in Dublin auf die Neige gegangen war.

Wir kamen wohlbehalten an. Ich eilte alsbald nach meinem Hauſe, wo ich Harcourt in großen Sorgen um mich fand. Den andern Morgen ging ich zu meinem alten rechtsgelehrten Freunde, dem ich alle meine Begebenheiten berichtete.

„Brav gemacht, Newland!“ ſagte er, als ich geendet hatte: „ich wette zehn gegen eins, daß Sie noch Ihren Vater finden. Aus Ihrem Leben wäre bereits ein ganz artiger Roman zu machen. Wenn Sie Ihre halsbrechenden Abenteuer fortſetzen, ſo wird's ja ganz anziehend werden.“

Obgleich ſehr befriedigt, Fleta's Herkunft entdeckt zu haben, und voll Begierde, die fröhliche Nachricht zu überbringen, war ich doch entſchloſſen, ſie nicht zu ſehen, bis alles auf's genügendſte geordnet wäre. Der Aufenthalt der verwittweten Lady De Clare wurde durch Herrn Maſterton leicht entdeckt; es war Richmond, und ſo begaben wir uns zuſammen dahin. Wir wurden in das Empfangzimmer geführt, und zu meinem Entzücken erkannte ich bei ihrem Eintritt dieſelbe ſchöne Frau mit den Ohrgehängen von Korallen und Goldperlen, welche ſo viele Aehnlichkeit mit Fleta's Kette hatten. Ich hielt es für beſſer, die Einleitung des Geſprächs Herrn Maſterton zu überlaſſen.

„Sie ſind, Madam, die Wittwe des verſtorbenen Sir William De Clare?“

Die Dame verbeugte ſich.

„Sie werden mich entſchuldigen, Madam, aber ich habe ſehr dringende Gründe, einige Fragen an Sie zu richten, welche Ihnen außerdem zudringlich erſcheinen möchten. Sind Sie unterrichtet von dem Tode Ihres Schwagers, Sir Henry De Clare?

„Ich habe nichts davon erfahren,“ erwiederte ſie. „Ich blicke nur ſelten in eine Zeitung, und habe lange mit keinem Menſchen in Irland Briefe gewechſelt. Darf ich Sie fragen, was ſeinen Tod herbeigeführt hat?“

„Er fiel durch ſeine eigene Hand, Madam.“

Lady De Clare bedeckte ihr Geſicht: „Gott vergebe ihm!“ ſagte ſie leiſe.

„Lady De Clare, wie ſtanden Ihr Gemahl und der verſtorbene Sir Henry mit einander? Der Umſtand iſt von Wichtigkeit.“

„Nicht zum Beſten, Sir. In der That, ſie haben ſich in den letzten Jahren weder geſehen noch geſprochen; wir wußten nicht einmal, was aus ihm geworden ſey.“

„Waren beſondere Urſachen zur Feindſeligkeit vorhanden?“

„Viele, Sir, auf Seiten des ältern Bruders; aber Sir Henry hatte keine, denn er erfuhr die gütigſte Behandlung, bis er“ — Lady De Clare ſtockte — „bis er ſich ſehr ſchlecht gegen ihn betrug.“

Wie wir nachher erfuhren, hatte Henry De Clare das kleine Erbe, das ihm ſein Vater hinterließ, verſchwendet, war jedoch von ſeinem ältern Bruder freigebig unterſtützt worden, bis er den Verſuch machte, Lady De Clare zu verführen, worauf er für immer verwieſen wurde.

„Und nun, Madam,“ fuhr Herr Maſterton fort, „muß ich auf einen ſchmerzlichen Gegenſtand kommen. Sie hatten eine Tochter aus Ihrer Ehe?“

„Ja,“ erwiederte die Dame mit einem tiefen Seufzer.

„Wie verloren Sie dieſelbe? glauben Sie ja nicht, daß ich Ihnen ohne beſonders gebieteriſche Gründe dieſen Kummer verurſachen würde.“

„Sie ſpielte im Garten; die Amme glaubte, es ſey zu kalt und lief einen Augenblick hinein, um ein Tuch zu holen, das ſie ihr um den Hals knüpfen wollte; aber als ſie wieder kam, war das Kind nicht mehr da.“ — Lady De Clare drückte ihr Tuch auf die Augen.

„Wo haben Sie das Kind nachher gefunden?“

„Erſt nach drei Wochen fand man ſeinen Leichnam in einem etwa eine Viertelmeile weit entfernten Teiche.“

„Hat denn die Amme das Kind nicht geſucht, als ſie entdeckte, daß es nicht mehr im Garten war?“

„O ja, ſie eilte augenblicklich nach jener Richtung hin. Es iſt unbegreiflich, daß das Kind ſo weit fortkommen konnte, ohne von der Amme bemerkt zu werden.“

„Wie lange iſt das nun her?“

„Es ſind jetzt neun Jahre.“

„Und wie alt war das Kind damals?“

„Etwa ſechs.“

„Ich denke, Newland, jetzt können Sie ſprechen.“

„Lady De Clare,“ begann ich, „haben Sie nicht ein paar Ohrgehänge von ſehr merkwürdiger Arbeit? es müſſen Korallen und Goldperlen ſeyn.“

„So iſt es, Sir,“ verſetzte ſie erſtaunt.

„Hatten Sie nicht eine Kette von der gleichen Arbeit? Wollten Sie wohl die Güte haben, dieſe hier zu betrachten?“ — Ich reichte ihr die Kette.

„Barmherziger Himmel!“ rief Lady De Clare, „das iſt ja die Kette! dieſe Kette trug meine arme Cäcilie, als ſie ertrank, und doch wurde der Schmuck nicht mehr bei dem Leichnam gefunden. Wie kam dieſe Kette in Ihre Hände, Sir? Ich hielt es einen Augenblick für möglich, ſie könnte mit ihrem vielen Golde die Zigeuner, welche ſich damals eben in der Nähe aufhielten, in Verſuchung geführt haben, das Kind zu ertränken. Sir William aber wollte es nicht glauben; ihm ſchien es wahrſcheinlicher, daß das arme Mädchen im Todeskampfe die Kette zerriſſen und vom Halſe verloren habe. Iſt es die Zurückgabe dieſes unglückſeligen Geſchmeides, was Sie zu mir führt?“

„Nein, Madam, nicht durchaus. Hatten Sie zwei weiße Ponies zu jener Zeit?“

„Ja, Sir.“

„Stand ein Maulbeerbaum im Garten?“

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**
3-598-51566-9
**FNr. 21101 / 023**

„Ja, Sir!“ rief die Dame mit wachſender Beſtürzung.

„Wollen Sie mir die Güte erweiſen, mir zu beſchreiben, wie Ihr Kind zur Zeit, da Sie es verloren, ausſah?“

„Sie war — aber alle Mütter ſind parteiiſch, und vielleicht bin ich's auch — ſie war ein ſehr ſchönes, liebliches Kind.“

„Mit lichten Haaren, nicht wahr?“

„Ja, Sir; aber wozu dieſe Fragen?“ rief ſie athemlos. „Sicherlich können Sie ſie nicht umſonſt thun; ſagen Sie mir, Sir, was ſollen dieſe Fragen?“

Herr Maſterton nahm das Wort. „Wir haben, Madam, einige Hoffnung, daß Sie betrogen worden ſind, daß Ihre Tochter vielleicht nicht ertrunken iſt.“

Mit ſtockendem Athem, mit offenem Munde heftete Lady De Clare ihre Augen auf ihn. „Nicht ertrunken!“ rief ſie aus: „O, mein Gott! mein Kopf!“ und dann ſank ſie ohnmächtig zurück.

„Ich bin zu voreilig geweſen,“ ſagte Herr Maſterton, ihr beiſpringend; „aber die Freude tödtet nicht. Befehlen Sie Waſſer, Japhet!“

## Fünfzigſtes Kapitel.

Womit der Leſer, wenn er keine Sympathie für die Perſonen empfindet, das Buch in Gottes Namen beſchließen mag.

In wenigen Minuten hatte ſich Lady De Clare ſo weit erholt, um einen Abriß unſerer Geſchichte zu vernehmen. Sobald dieß geſchehen war, beſtand ſie darauf, ſich augenblicklich nach der Anſtalt zu verfügen, wo ich Flita untergebracht hatte, da ſie aus gewiſſen Zeichen, die nur eine Amme oder eine Mutter kennt, den letzten Zweifel über ihre Verwandtſchaft mit ihr beſiegen wollte.

Es war unmöglich, ſie in ſolcher Ungewißheit und Spannung zu laſſen. Herr Maſterton willigte alſo ein und wir reiſten nach ***, wo wir Abends anlangten. „Nun, meine Herren,“ ſagte ſie, „laſſen Sie mich nur eine Minute bei dem Kinde, und wenn ich die Glocke ziehe, ſo mögen Sie eintreten.“ Lady De Clare war an allen Nerven aufgeregt, ſo daß ſie nicht ohne Beiſtand in das Sprachzimmer gehen konnte; wir führten ſie zu einem Seſſel und nach einer Minute wurde Flita herabgerufen. Dieſe, als ſie mich auf dem Gange ſah, lief eilends auf mich zu. „Halt, meine liebe Flita! es iſt eine Dame im Sprachzimmer, die Dich zu ſehen wünſcht.“

„Eine Dame, Japhet?“

„Ja, liebes Kind, geh' nur hinein.“

Flita gehorchte. Nach einer Minute hörten wir einen Schrei, und Flita öffnete haſtig die Thüre. „Geſchwind, geſchwind, die Dame iſt ohnmächtig!“

Wir eilten hinein, fanden Lady De Clare auf dem Boden und es dauerte geraume Zeit, bis ſie wieder zum Bewußtſeyn kam. Sobald ſie ſich erholt hatte, fiel ſie auf ihre Kniee nieder, hob die Arme, wie zum Gebet, empor und ſtreckte ſie dann gegen Flita aus. „Mein Kind, mein längſt verlornes Kind, Du biſt es, ja Du biſt es!“ Eine Fluth von Thränen, die ſie an Flita's Halſe weinte, gab ihr Erleichterung. Nun ließen wir Beide allein. „Bei Gott, Japhet,“ ſagte mein alter Freund im Hinausgehen, „Du verdienſt, Deinen Vater zu finden.“

Nach einer Stunde verlangte Lady De Clare nach uns. Flita ſtürzte mir in die Arme und ſchluchzte, während ihre Mutter ſich bei Herrn Maſterton wegen des Verzugs und unſerer ſo verzeihlichen Vernachläſſigung entſchuldigte.

Mr. Newland, Madam, iſt es, dem Sie für dieſes Glück verpflichtet ſind. Ich will Sie nun, mit Ihrer Erlaubniß, verlaſſen, und meinen Beſuch morgen wiederholen.“

„Ich will Sie nicht aufhalten, Mr. Maſterton, aber ich hoffe, Mr. Newland werde mit mir und Cäcilien nach Hauſe gehen; ich habe ihn viel zu fragen."

Ich willigte ein, und ging, während Flita ihre Garderobe einpackte, in das erſte Gaſthaus, um Pferde und Wagen zu beſtellen. Nach einer halben Stunde brachen wir auf; es war Mitternacht, als wir in Richmond ankamen. Während dieſer Fahrt erfuhr Lady De Clare alle Umſtände meines Zuſammentreffens mit Flita. Wir waren froh, zur Ruhe zu kommen, und der herzliche Ton, womit die Mutter beim Auseinandergehen zu mir ſagte: „Gott ſegne Sie, Mr. Newland," füllte meine Augen mit Thränen.

Ich mußte den andern Morgen allein frühſtücken, da ſie mit ihrer Tochter oben blieb. Es war beinahe zwölf Uhr, als ſie endlich zum Vorſchein kamen. Beide ſahen ſo glücklich aus, daß ich nicht umhin konnte, zu denken: wann ſoll auch ich ſolche Wonne fühlen? wann werd' ich meinen Vater entdecken? Meine Stirne umwölkte ſich bei dieſem Gedanken; Lady De Clare aber bat mich, ihr etwas Näheres von dem Freunde zu ſagen, dem ſie und ihre Tochter ſolche unvergeßliche Verbindlichkeiten hätten. Nun mußte ich meine eigene abenteuerliche Geſchichte erzählen, welche Cäcilien, wie ich ſie jetzt nennen muß, faſt ſo neu wie ihrer Mutter war. Eben hatte ich die Beſchreibung meiner Flucht aus dem Schloſſe vollendet, als Herrn Maſterton's Wagen an der Thüre hielt. Sobald ſich der alte Rechtsgelehrte gegen Lady De Clare verbeugt hatte, ſagte er zu mir: „Japhet, hier bringe ich Ihnen einen Brief, der unter meiner Adreſſe aus Irland eingelaufen iſt."

„Der iſt von Kathlin M'Shane," erwiederte ich, bat um Entſchuldigung und erbrach das Siegel. Der Brief enthielt einen Einſchluß. Ich las zuerſt, was Kathlin mir ſchrieb, und öffnete dann ſchnell das beiliegende Blatt. Es war von Nattie oder Lady Henry De Clare, und lautete folgendermaßen:

„Japhet Newland!

Flita iſt die Tochter des verſtorbenen Sir William De Clare. Theuer hat mein Gemahl ſeine Thorheit und Gottloſigkeit gebüßt, an welcher ich, wie Ihr wiſſen ſollt, niemals Antheil genommen habe.

Nattie.“

Noch weitere ſeltſame Neuigkeiten erzählte mir Kathlin. Lady De Clare hatte nach der Beerdigung ihres Gemahls den Haushofmeiſter kommen laſſen, alle nöthigen Anordnungen getroffen, und die geſammte Dienerſchaft entlaſſen; dann war ſie verſchwunden, ohne daß Jemand wußte, wohin. Aber es ging die Sage, daß eine ihr ſehr ähnliche Perſon mit einer Zigeuner-Bande auf der Wanderſchaft nach Süden geſehen worden ſey. Ich übergab die beiden Briefe Herrn Maſterton und Lady De Clare.

„Arme Frau!“ ſagte die Letztere.

„Nattie kann ihren Stamm nicht verlaſſen,“ bemerkte Cäcilie ruhig.

„Ganz gewiß, meine Liebe,“ erwiederte ich, „und dort, wo ſie als Königin gebietet, wird ſie glücklicher ſeyn, als ſie jemals auf dem Schloſſe war.“

Herr Maſterton ſprach nun mit Lady De Clare über die augenblicklich zu ergreifenden Maßregeln, welche nöthig waren, um nicht von den Seitenerben beunruhigt zu werden, und nachdem er ihre Einwilligung zu ſeinen Vorſchlägen erlangt hatte, war es endlich Zeit, ſich zu verabſchieden. „Mr. Newland,“ ſagte die Dame, „ich hoffe, Sie werden uns als Ihre wärmſten Freunde betrachten. Ich bin Ihnen ſo ſehr verpflichtet, daß ich Ihnen niemals vergelten kann; aber hiezu kommt auch noch eine Geldſchuld, und dieſe wenigſtens müſſen Sie mir zurückzuerſtatten erlauben.“

„Wenn ich des Geldes bedarf, Lady De Clare, ſo will ich es annehmen. Ich bitte, quälen Sie mich nicht durch ſolch' einen Antrag. Ich bin nicht eben glücklich, obgleich Ihr und Ihrer Tochter Glück mich freut.“

„Kommen Sie, Lady De Clare, Sie dürfen meinen Schützling nicht aufbringen," verſetzte Herr Maſterton; „Sie wiſſen nicht, wie empfindlich er iſt. Aber nun wollen wir uns verabſchieden."

„Du kommſt doch bald wieder?" ſagte Cäcilie liebevoll.

„Sie haben Ihre Mutter, Cäcilie," erwiederte ich; „was können Sie mehr wünſchen? Ich bin — Niemand — und habe Niemanden."

Cäcilie brach in Thränen aus; ich umarmte ſie, und entfernte mich mit Herrn Maſterton.

## Einundfünfzigſtes Kapitel.

Ich kehre in die vornehme Geſellſchaft zurück, finde aber daſelbſt keinen guten Empfang. Welt, Ehrlichkeit — Alles iſt mir verleidet.

Seltſam, in dieſem Augenblicke, da es mir mit dem zweiten, theuerſten Gegenſtand meiner Wünſche gelungen war, mich ſo elend zu fühlen! und dennoch war dieß unläugbar der Fall. Kaum konnte ich Herrn Maſterton, während unſerer Fahrt nach der Stadt, auf ſeine Reden eine Antwort geben. Als ich mich zu Hauſe auf das Sopha warf, fühlte ich mich ganz einſam und verlaſſen. Nicht, daß ich Cäcilien ihr Glück mißgönnt hätte — würde ich ja doch gerne mein Leben für ſie geopfert haben! aber ſie war bisher mein Geſchöpf, eines von meinen wenigen Gütern in dieſer Welt geweſen, ſie hatte mir angehört und mich geliebt. Nun, da ſie ihrer Mutter zurückgegeben war, ſtand ſie über mir und ich war noch einſamer als zuvor. Ich erinnere mich nicht, eine Woche ſo voll Elend erlebt zu haben, wie jene, welche auf eine für andere ſo glückbringende, auf eine von mir ſelbſt mit ſo vielem Eifer und unter ſo vielen Gefahren geſuchte Entdeckung folgte. Gott iſt mein Zeuge, daß ich keinen Neid empfand; aber es ſchien mir, als ſollte Jedermann in der Welt glücklich werden, nur ich ſelber nicht.

Doch es ſtanden mir noch härtere Prüfungen bevor. Bei meiner Abreiſe nach Irland hatte ich noch für einen jungen Mann von großem Vermögen gegolten; die Wahrheit war damals noch nicht bekannt geweſen. Herrn Maſterton's Anſinnen, nicht mehr unter falſcher Farbe zu erſcheinen, gehorchend, hatte ich Harcourt mit meiner wirklichen Lage bekannt gemacht, und ihn erſucht, überall die Wahrheit zu verbreiten. Neuigkeiten ſolcher Art greifen wie Feuer um ſich; nur zu Viele, die ich unter Major Carbonnell's Schutze und im Nimbus meines vermeintlichen Reichthums vielleicht etwas hochfahrend behandelt hatte, waren froh, dieſe Neuigkeit vernehmen und weit und breit mittheilen zu können. Mein Betrug, wie ſie es zu nennen beliebten, war der Gegenſtand jeder Unterhaltung, und tauſend entrüſtete Ausfälle wurden von den Wittwen, die mir ſo oft ihre Töchter angetragen hatten, gegen mich gerichtet; wenn irgend eine hierin noch giftiger als die andern war, ſo brauche ich kaum Lady Maelſtrom zu nennen, welche ihre gemietheten Pferde faſt todt jagte, um von einer Bekanntſchaft zur andern meine unerhörte Abſcheulichkeit, mit der ich höherſtehende Leute betrogen hätte, zu verbreiten. Harcourt, der mir vorgeſchlagen hatte, vereint zu leben, der die Großartigkeit meines Bekenntniſſes geprieſen hatte, ſelbſt Harcourt fiel ab; etwa vierzehn Tage nach meiner Zurückkunft ſagte er mir, er finde meine Wohnung nicht ſo bequem wie ſeine frühere, und wolle dieſe wieder beziehen. Er nahm mit Freundlichkeit Abſchied von mir, aber bald mußte ich bemerken, daß er, wenn wir uns auf der Straße begegneten, häufig nach einer andern Seite blickte; am Ende war ein leichter Wink mit den Augen alles, was ich von ihm erhielt. Zufrieden, ſeine Abſicht zu verſtehen, bekümmerte ich mich nicht weiter um ihn; er folgte ja nur dem Beiſpiele der andern. So groß war das Geſchrei derjenigen, welche ſich meiner als einer guten Partie zu verſichern gehofft hatten, daß junge Leute, die ſich in meiner Geſellſchaft blicken ließen, in vielen Häuſern aus der Beſuchsliſte geſtrichen wurden. Dieß entſchied mein Schickſal; nun ſtand ich allein. Einige Zeit ertrug ich es ſtolz, und ein verächtlicher Blick war meine ganze Antwort; aber ſo konnte es nicht lange dauern. Das Benehmen der Andern wurde einigermaßen durch Lord Windermear's Güte, der mich wiederholt zu Tiſche bat, beſchämt, aber ſelbſt hier, obgleich als Schützling Seiner Herrlichkeit geduldet, mußte ich empfinden, daß man Alles, was über die gewöhnliche Höflichkeit hinausging, auf's Gefliſſentlichſte vermied, um nur ja keine Vertraulichkeit aufkommen zu laſſen. Herr Maſterton, den ich gelegentlich beſuchte, ſah, daß ich körperlich und geiſtig litt; er ſuchte mich zu ermuthigen, aber ach! ein feinfühlender Menſch müßte, um den Hohn der Welt ertragen zu können, ein überirdiſches Weſen ſeyn. Der arme Timothy, der mehr als irgend ein anderer mein heimliches Elend ſah, war vergebens mich zu tröſten bemüht. Das alſo, dachte ich, iſt der Lohn der Tugend und Redlichkeit? Wahrlich, die Tugend iſt ihr eigener Lohn! ein anderer wird ihr nicht. So lange ich unter falſcher Farbe erſchien und die Welt ſich ſelbſt betrügen ließ, wurden mir Schmeicheleien und Huldigungen zu Theil; nun, da ich die Larve abgeworfen und das Gewand der Wahrheit angelegt, bin ich ein elend erbärmlich Weſen. Aber iſt es nicht meine eigene Schuld? hab' ich nicht alles dieß mir ſelbſt zugezogen? ob durch andere oder durch mich ſelbſt entlarvt, hab' ich nicht dennoch falſch geſpielt und muß nun dafür büßen? Was fragt die Welt darnach, daß du zur Wahrheit zurückgekehrt biſt? du haſt ſie durch Lug und Trug beleidigt, und das iſt ein Verbrechen, welches durch Reue nicht abgewaſchen werden kann. — Nur allzuwahr! ich mußte mich ſelbſt den Urheber meiner Leiden nennen, und dieſe Erkenntniß machte mich noch elender. Für meine Unredlichkeit war ich gerecht und ſtreng beſtraft; ob ich für meine jetzige Redlichkeit jemals einen Lohn empfangen würde, das ſollte ſich noch zeigen; aber ich wußte wohl, daß die meiſten Menſchen einen ſolchen Lohn, als einen ſchlechten Schuldpoſten, geſtrichen haben würden.

Einſt beſprach ich mich mit Herrn Maſterton über die Möglichkeit, ob das Paket in Herrn Kophagus' Händen irgend einen Aufſchluß über meine Geburt enthalten könnte. „Ich habe darüber nachgedacht, mein lieber Newland," ſagte er „und wünſchte Ihnen einige Hoffnung geben zu können, aber leider vermag ich es nicht. Nachdem es Ihnen mit Ihrem kleinen Schützling geglückt iſt, haben Sie die ausſchweifendſten Hoffnungen für ſich ſelbſt, und der ſchwächſte Schimmer iſt Ihnen, wie der Dichter ſagt, ‚Beſtät'gung, ſicher wie die heil'ge Schrift'. Nun ſehen Sie: es fragt Jemand im Findelhauſe nach Ihnen — ein Umſtand, den ich für ausgemacht annehmen will — ſein Name wird von einem unwiſſenden Dummkopf als ‚Derbennon' aufgeſchrieben; wie Sie aber hieraus auf den wirklichen Namen ſchließen und ihn für De Benyon erkennen mögen, das iſt wahrhaftig mehr als ich begreifen kann, wenn ich auch der Phantaſie das weiteſte Feld einräume. Sie ſind alſo für's Erſte ſchon deßhalb im Irrthum, weil der Anfragende jeden möglichen andern Namen angegeben haben kann; außerdem frage ich: iſt es ſo ganz gewiß daß er in einem ſolchen Falle ſeinen wahren Namen genannt haben werde? Laſſen ſie uns weiter folgern. Angenommen, der Name ſey wirklich De Benyon; nun entdecken Sie, daß einer von den Brüdern unverheirathet iſt, ferner daß einige Papiere aus der Verlaſſenſchaft eines alten Frauenzimmers ihm angehören; aber was wollen Sie auf ſolche unbedeutenden Umſtände gründen? etwa daß, weil dieſer Mann unverheirathet iſt, er gerade deßhalb verheirathet geweſen ſeyn müſſe — denn Sie haben ja das Zeugniß ehlicher Geburt für ſich — und daß, weil ein Paket aus fremder Verlaſſenſchaft ihm angehört, eben dieſes Paket durchaus Bezug auf Ihre Angelegenheiten haben ſollte? ſehen Sie nicht wie Ihre aufgeregte Einbildungskraft Sie irre führt?“

Ich konnte nicht läugnen, daß Herrn Maſtertons Folgerungen mein ganzes Luftſchloß zerſtört hatten. „Sie haben Recht, Sir,“ ſagte ich traurig; „ich wollte ich wäre todt.“

„Sagen Sie nichts der Art vor meinen Ohren, Newland,“ verſetzte der alte Rechtsgelehrte unwillig, „außer Sie wünſchen meine gute Meinung zu verſcherzen.“

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Sir, aber es iſt mir ganz elend zu Muthe. Ich werde von allen meinen Bekannten vermieden, bin völlig aus der Geſellſchaft verbannt, habe keine Eltern noch Angehörige. Wofür ſoll denn ein ſo einſames Weſen leben?“

„Mein lieber Junge,“ ſagte der alte Herr, „Sie ſind noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt und haben ſich ſchon zwei aufrichtige Freunde, beide vielvermögend in ihrer Art, Lord Windermear und mich, erworben; auch haben Sie die Freude, Andere glücklich zu machen, geſchmeckt. Glauben Sie mir, das heißt für ihre Jugend viel vollbracht. Sie haben noch manche Zwecke, für die Sie leben ſollen: Sie müſſen ſich noch mehr Freunde erwerben, Ehre gewinnen, Gutes thun, ſich dankbar für empfangene Wohlthaten erweiſen, und demüthig ſeyn, wenn die Vorſehung Sie ſtäupt: Sie haben noch zu lernen, wo und wo allein das wahre Glück zu finden iſt. Gehen Sie, da Sie ſo muthlos ſind, gehen Sie zu Lady De Clare, ſehen Sie ihr und ihres Kindes Glück, erinnern Sie ſich, daß es Ihr Werk iſt, und dann ſagen Sie noch einmal, Sie hätten für nichts gelebt.“

Ich war zu überwältigt, um ſprechen zu können. Nach einer Pauſe fuhr Herr Maſterton fort: „Wann haben Sie ſie zuletzt geſehen?“

„Ich habe ſie nicht geſehen, Sir, ſeitdem wir ſie zuſammen geführt haben.“

„Was, Sie haben ſie nicht beſucht, und es ſind beinahe zwei

Monate? Das iſt nicht recht, Japhet; Ihre Gleichgültigkeit, Ihre Unfreundlichkeit muß ſie verletzen. Haben Sie ihnen geſchrieben oder von ihnen gehört?"

„Ich habe ein paar dringende Einladungen erhalten, Sir, aber ich war nicht in der Stimmung, mich ihrer Höflichkeit —"

„Höflichkeit! Sie haben Unrecht, ſehr Unrecht, Japhet: an Ihrem Gemüthe nagt ein Krebsſchaden, ſonſt würden Sie dieſen Ausdruck nimmermehr gebraucht haben. Ich glaubte, Sie wären aus beſſerem Thon gemacht; es ſcheint jedoch, Sie können nur mit günſtigem Winde ſegeln, aber nicht mit einem widerwärtigen kämpfen. Weil Sie nicht mehr, wie ſo viele Andere, von den Eigennützigen und Abſichtlichen bethört werden, erklären Sie der ganzen Welt den Krieg. Iſt es nicht ſo?"

„Vielleicht haben Sie Recht, Sir."

„Ich weiß es wohl, auch weiß ich, daß Sie Unrecht haben. Ich muß Ihnen mein ernſtliches Mißfallen zu erkennen geben, wenn Sie nicht eheſtens Lady De Clare und ihre Tochter beſuchen."

„Ich werde Ihren Befehlen gehorchen, Sir."

„Meinen Wünſchen, Japhet, nicht meinen Befehlen. Laſſen Sie ſich bei mir ſehen, ſowie Sie zurück ſind. Sie dürfen nicht länger müßig gehen. Bedenken Sie, daß Sie jetzt erſt Ihre Laufbahn in der Welt beginnen; denn bisher waren Sie auf dem falſchen Pfade, von welchem Sie mit edlem Muthe ſich abgewendet haben. Sie müſſen ſich zum Streben und Arbeiten anſchicken Sie müſſen auf einen Gott und ein gutes Gewiſſen vertrauen lernen. Ich habe geſtern Abend ein langes Geſpräch mit Lord Windermear über Sie gehabt: wenn Sie zurückkommen, will ich Ihnen unſere Plane für Ihr künftiges Fortkommen auseinanderſetzen."

## Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Ein neuer, nicht eben willkommener Charakter taucht auf, an den ich mich jedoch wegen ſeiner Gefährlichkeit anſchließe.

Ich nahm mit gefaßterem Gemüthe Abſchied und begab mich am folgenden Tage zu Lady De Clare. Sie empfing mich freundlich, ja mehr als freundlich, ſie empfing mich zärtlich und mütterlich, und Cäcilie begrüßte mich wie einen geliebten Bruder; aber bald wurden ſie meine Schwermuth gewahr; und nachdem ſie mich wegen meines langen Ausbleibens geſcholten hatten, fragten ſie nach der Urſache derſelben. Da ich Lady De Clare bereits mit meinen früheren Schickſalen bekannt gemacht, ſo hatte ich kein Geheimniß vor ihr und Cäcilien, vielmehr war es mir ein Troſt, ihnen meine Klagen anzuvertrauen. Der Lord ſtand zu hoch über mir, Herr Maſterton war zu ſehr Geſchäftsmann, Timothy blieb denn doch untergeordnet; auch waren ſie alle Männer; deßhalb that mir die ſanfte weibliche Berührung beſonders wohl, und nach einem Aufenthalt von drei Tagen beurlaubte ich mich mit aufgerichtetem Gemüthe.

Bei meiner Zurückkunft beſuchte ich Herrn Maſterton. Er ſagte mir, der Lord wünſche dringend etwas für mich zu thun; er ſey bereit, ſeinen Einfluß auf jede Art, die meinen Geſinnungen entſpreche, zu verwenden; er wolle mir eine Stelle bei der Armee oder ein Amt in Indien verſchaffen, oder, falls ich das vorziehe, könne ich unter ſeiner eigenen (Mr. Maſterton's) Leitung die Rechte ſtudiren. Wenn mir keiner von dieſen Vorſchlägen gefalle, ſo möchte ich nur angeben, was mir am liebſten ſey, und, ſoweit ſein Einfluß und ſeine Geldmittel zu meiner Unterſtützung reichen, mich ganz auf ihn verlaſſen. „Nun denn, Japhet, gehen Sie heim, und denken Sie ernſtlich über dieſe Anerbietungen nach; wenn Sie ſich entſchieden haben, welchen Cours Sie ſteuern wollen, ſo dürfen Sie mich's nur wiſſen laſſen."

Ich drückte Herrn Maſterton meinen Dank aus, und bat ihn, Seine Herrlichkeit von meinen innigen Gefühlen in Kenntniß zu ſetzen. Bei meinem Nachhauſegehen traf ich auf einen gewiſſen Kapitän Atkinſon, einen Mann von ſehr zweideutigem Charakter, den ich auf Carbonnell's Rath beſtändig in gemeſſener Entfernung gehalten hatte. Nach dem Verluſt eines bedeutenden Vermögens durch das Spiel war er, wie es gewöhnlich geht, aus der gerupften Taube ein Rabe geworden. Er war ein faſhionabler Mann von gutem Aeußern, guter Familie, auch in der Geſellſchaft gelitten, da er ſich von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, ſeine Stellung mit bewaffneter Hand aufrecht zu halten. Dieß that er als berüchtigter Duellant; er hatte ſchon drei oder vier Gegner getödtet, und ein einziges unumwundenes Wort der Abſtoßung gab ihm hinreichenden Grund, dem Beleidiger einen Freund zuzuſchicken. Jedermann war höflich gegen ihn, weil Niemand Händel mit ihm zu haben wünſchte.

„Mein lieber Mr. Newland," ſagte er, ſeine Hand darbietend, „ich bin erfreut, Sie zu ſehen; ich habe von Ihrem Mißgeſchick in den Clubb's gehört, wo zugleich einige freie Bemerkungen über Sie fielen. Es macht mir großes Vergnügen, Ihnen ſagen zu können, daß ich denſelben augenblicklich Einhalt that, indem ich erklärte, wenn etwas Derartiges in meiner Gegenwart wiederholt würde, ſo müßte ich es für eine perſönliche Beleidigung nehmen."

Wäre ich drei Monate vorher mit Kapitän Atkinſon zuſammengetroffen, ſo würde ich ſeine Verbeugung mit ſtudirter Höflichkeit erwiedert und ihn dann verlaſſen haben; aber wie ſehr waren meine Geſinnungen verändert! Ich ergriff ſeine Hand und drückte ſie mit Wärme. „Mein werther Sir," erwiederte ich, „ich bin Ihnen ganz und gar verpflichtet für Ihr freundliches und rückſichtsvolles Betragen. Es gibt mehr Menſchen, welche zur Verläumdung, als ſolche, die zur Vertheidigung geneigt ſind."

„So wird es immer ſeyn in dieſer Welt, Mr. Newland; aber ich habe Mitgefühl. Ich weiß noch recht gut, mit welchen Schmeicheleien man mich empfing, da ich als ein junger Mann von Vermögen eingeführt wurde, und wie man mich verließ und vernachläſſigte, als ich ausgefegt war. Ich weiß jetzt, warum ſie ſo höflich gegen mich ſind, und ich ſchätze dieſe Höflichkeit nach ihrem wahren Werth. Wollen Sie meinen Arm annehmen? ich gehe denſelben Weg, wie Sie.“

Ich konnte ſeine Begleitung nicht ablehnen, aber ich erröthete, als ich ſie annahm, denn ich fühlte, daß es meinen Ruf eben nicht ſehr verbeſſern würde, in ſeiner Geſellſchaft geſehen zu werden. Uebrigens fühlte ich noch etwas, nämlich daß dieſer Umſtand, obgleich er meinen Ruf nicht verbeſſerte, mich doch eher vor Beleidigungen ſchützen, daß dieſelbe Urſache, welche die Leute ſo höflich gegen ihn machte, vielleicht auch mir zu gut kommen würde, wenn ſie mich mit ihm verbündet ſähen. Wohlan, dachte ich, ſo will ich mir denn Höflichkeit erzwingen.

Wir ſchlenderten Bondſtreet hinab, wo wir einem in den faſhionabeln Kreiſen wohlbekannten jungen Manne begegneten, der, einſt einer meiner eifrigſten Anhänger, meine Bekanntſchaft aufgegeben hatte. Atkinſon trat ihm unter die Augen: „Guten Morgen, Mr. Oxberry.“

„Guten Morgen, Kapitän Atkinſon,“ erwiederte Mr. Oxberry.

„Ich glaubte, Sie kennten meinen Freund, Mr. Newland,“ bemerkte Atkinſon mit ziemlich ſcharfem Tone.

„O vollkommen — ich hatte ganz — ich bitte um Verzeihung. Guten Morgen, Mr. Newland; Sie waren lange abweſend. Ich habe Sie geſtern Abend nicht bei Lady Maelſtrom geſehen.“

„Nein,“ erwiederte ich nachläſſig, „auch wird es nicht mehr geſchehen. Wenn Sie wieder zu Ihrer Herrlichkeit kommen, ſo empfehlen Sie mich und fragen Sie ſie doch, ob ſie ſeitdem wieder ihre Krämpfe gehabt habe.“

„Ich werde Ihren Auftrag mit dem größten Vergnügen ausrichten, Mr. Newland; guten Morgen."

„Jetzt rennt der Narr durch die ganze Stadt," bemerkte Atkinſon. „Sie werden bald die Folgen davon ſehen."

Wir begegneten noch ein paar Andern, welche Atkinſon mit derſelben Frage anredete: „Ich glaubte, Sie kennten meinen Freund Mr. Newland?" — Endlich, als wir eben bei meinem Hauſe in St. Jamesſtreet anlangten, mußten wir gerade auf Harcourt ſtoßen. Er erblickte mich auf der Stelle und verbeugte ſich im Vorübergehen ſo, daß es Beiden gelten konnte; aber Atkinſon hielt ihn an. „Ich muß Sie um Verzeihung bitten, Harcourt, daß ich Sie einen Augenblick verweile, aber wie ſtehen die Wetten auf den kleinen Veſtris für das Derby-Rennen?"

„Auf mein Wort, Kapitän Atkinſon, man ſagte mir's, aber ich habe es vergeſſen."

„Sie ſcheinen ein ſchlechtes Gedächtniß zu beſitzen: denn Sie haben auch Ihren alten Freund, Mr. Newland, vergeſſen."

„Ich bitte um Verzeihung, Newland."

„Sie haben keine Urſache, mich um Verzeihung zu bitten, Mr. Harcourt," unterbrach ich ihn, „denn ich ſage Ihnen offen, daß ich Sie viel zu ſehr verachte, um irgendwie Ihre Bekanntſchaft zu wünſchen. Sie werden mich verbinden, Sir, wenn Sie ſich niemals wieder herausnehmen, den Hut vor mir zu ziehen oder ſonſt ein Zeichen der Bekanntſchaft zu geben."

Harcourt erröthete und fuhr zurück. „Dieſe Sprache, Mr. Newland —"

„Haben Sie verdient: fragen Sie Ihr eigenes Gewiſſen. Verlaſſen Sie uns, Sir!" Nach dieſen Worten ging ich mit Atkinſon hinweg.

„Sie haben wohl gethan, Newland," bemerkte dieſer; „er kann ſich eine ſolche Sprache nicht gefallen laſſen. Aus einem Duell werden Sie ſich natürlich nichts machen, es muß Ihnen von unermeßlichem Nutzen ſeyn."

„Es iſt mir ganz willkommen,“ erwiederte ich; „denn wenn irgend ein Menſch für ſein Benehmen gegen mich eine Strafe verdient, ſo iſt es Harcourt. Wollen Sie mit mir heraufkommen, Kapitän Atkinſon, um, falls Sie nicht etwas Beſſeres vorhaben, ein beſcheidenes Mittageſſen und eine Flaſche Wein mit mir zu nehmen?“

Unſer Geſpräch über Tiſche war oberflächlich, aber nach der erſten Flaſche wurde der Kapitän mittheilend. Er erzählte mir ſeine Lebensgeſchichte, die mir nicht allein günſtigere Geſinnungen gegen ihn einflößte, ſondern auch im Einklang mit Carbonnell's Schickſalen bewies, wie oft gerade die guten Menſchen zuerſt ausgeplündert und dann durch die Herzloſigkeit der Welt zur Verzweiflung getrieben werden. Uebrigens waren die beiden Beiſpiele darin verſchieden, daß Carbonnell beſtändig ſeinen Ruf über dem Waſſer zu erhalten gewußt hatte, während Atkinſon's guter Name hin und nicht wieder herzuſtellen war. Wir hatten eben unſere Flaſche getrunken, als ein Billet von Harcourt kam, der mich benachrichtigte, daß er morgen einen Freund ſenden werde, um eine Erklärung meines Benehmens zu verlangen. Ich reichte es dem Kapitän. „Mein werther Sir, ich bin zu Ihren Dienſten,“ ſagte er, „wenn Sie nicht etwa einen andern Bekannten vorziehen ſollten.“

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an, Kapitän Atkinſon,“ erwiederte ich; „ich könnte nicht in beſſern Händen ſeyn.“

„Das wäre denn abgemacht, und wohin gehen wir jetzt?“

„Wohin Sie wollen.“

„Dann will ich verſuchen, ob ich dieſen Abend nicht ein wenig Geld gewinnen kann. Wenn Sie mitgehen wollen, ſo brauchen Sie nicht zu ſpielen; Sie können zuſehen. Auf jeden Fall wird Sie das zerſtreuen.“

Ich wünſchte ſo ſehnlich meinen Gedanken zu entgehen, daß ich auf der Stelle ſeinen Vorſchlag annahm. Nach wenigen Minuten befanden wir uns in einem wohl erleuchteten Zimmer vor der mit Gold und Banknoten bedeckten Rouge- et Noir-Tafel. Atkinſon begann ſein Spiel nicht ſogleich, ſondern punktirte ſich die Chancen, wie ſie fielen, auf ein Kartenblatt. Nach einer halben Stunde legte er ſeine Sätze auf und war glücklich. Ich konnte der Verſuchung nicht länger widerſtehen, ſondern ſpielte ihm nach: in weniger als einer Stunde hatten wir beträchtlich gewonnen.

„Das iſt genug," ſagte er zu mir, ſein Geld einſtreichend: „wir dürfen die unbeſtändige Dame nicht allzulange auf die Probe ſetzen."

Ich folgte ſeinem Beiſpiele und bald darauf verließen wir das Haus.

„Ich will Sie heimbegleiten, Newland," ſagte der Kapitän. „Sie müſſen, wenn Sie es vermeiden können, niemals, am wenigſten nachdem Sie gewonnen haben, allein aus einem Spielhauſe gehen."

Als wir an meinem Hauſe waren, lud ich ihn ein, mit mir heraufzukommen. Er that es, und wir unterſuchten unſern Gewinn. „Ich kenne den meinigen," ſagte er, „bis auf zwanzig Pfund, denn ich höre immer bei einem gewiſſen Punkte auf. Ich habe dreihundert Pfund und noch etwas darüber."

Er hatte dreihundertfünfundzwanzig Pfund gewonnen. Mein Gewinn betrug neunzig. Bei einem Glaſe Grog fragte ich ihn, ob er immer glücklich ſey. „Nein, das natürlich nicht," erwiederte er, „aber im Ganzen gewinne ich das Jahr hindurch genug, um mich damit durchzubringen."

„Gibt es irgend eine Regel, an die man ſich beim Spielen hält? Ich bemerkte Mehrere, die am Tiſche ſaßen, die Chancen mit großer Sorgfalt punktirten und dann von Zeit zu Zeit ihre Sätze machten."

„Rouge et Noir," verſetzte Atkinſon, „iſt wohl das günſtigſte von allen Spielen; allein, wo es einmal einen unablöslichen Abzug zu Gunſten der Bank gibt, ſo mag man gewinnen oder verlieren, der Vortheil bleibt immer auf Seiten der Bank. Wenn einer das ganze Jahr in Einem fort ſpielte, der könnte am Ende ſo viel verlieren, als die Nationalſchuld beträgt. Was dieſe Berechnungen betrifft, womit Sie die Leute ſo beſchäftigt ſahen, ſo ſind ſie ſammt und ſonders für nichts. Ich habe alles das verſucht, und nur Eine glückliche Methode gefunden, aber dann darf man kein Spieler ſeyn.“

„Kein Spieler?“ fragte ich verwundert.

„Das heißt kein Hazardirer; man darf ſich nicht von der Aufregung des Spiels hinreißen laſſen, ſonſt wird man unfehlbar verlieren. Dazu bedarf es jedoch einer Seelenſtärke, wie ſie freilich nur Wenige haben, oder man iſt in Kurzem ausgebeutelt.

„Sie ſagten aber, daß Sie im Ganzen gewinnen. Haben Sie keine Regel, die Sie dabei leitet?“

„Allerdings, die habe ich; ſo wunderlich die Chancen ausfallen mögen, ſo bin ich dennoch ſo ſehr an ihren Gang gewöhnt, daß ich in der Regel auf die rechte Karte ſetze. Wenn ich einmal in einem glücklichen Zuge bin, ſo folge ich einer ganz eigenen Methode, die ich mit Worten nicht zu benennen weiß; nur ſo viel kann ich ſagen, daß ich nicht von ihr abgehen darf, wenn ich nicht ganz beſtimmt mein Geld verlieren will. Aber das können Sie Glück nennen, oder wie Sie ſonſt wollen — eine Regel iſt es nicht.“

„Worin beſtehen denn Ihre Regeln?“

„Einfach in zwei Dingen. Das erſte iſt leicht zu befolgen: ich mache mir’s zum Geſetze, wenn ich mit unglücklichen Sätzen anfange, niemals mehr als eine gewiſſe Summe zu verlieren; nehmen Sie zwanzig Sätze an, der Betrag des Satzes mag ſeyn, welcher er will. Dieß iſt, wie geſagt, leicht durchzuführen, indem man nicht mehr Geld mitbringt; und ich bin keiner von denen, welchen der Croupier Geld leihen wird. Die zweite Regel iſt ſchwieriger, und läßt unterſcheiden, ob Jemand ein leidenſchaftlicher Spieler iſt oder nicht. Ich mache mir’s immer zum Geſetze, aufzuhören, wenn ich eine gewiſſe Summe gewonnen habe, ja ſelbſt noch früher, wenn meine Chancen in's Schwanken kommen. Hierin liegt nun die Schwierigkeit. Es ſcheint ſehr thöricht, ſein Glück nicht zu verfolgen, aber Fortuna iſt ſo launenhaft, daß man ihr nicht länger als eine Stunde trauen darf, wenn man nicht von ihr betrogen werden will. Dieß iſt meine Art zu ſpielen, und bei mir ſchlägt ſie an; daraus folgt aber nicht, daß ſie auch bei einem Andern anſchlagen müſſe. Doch es iſt ſehr ſpät oder vielmehr ſehr frühe; ich wünſche Ihnen gute Nacht.

## Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Mein zweites Duell. Ich wage, dießmal als Combattant, mein und eines Andern Leben, mein und eines Andern Glück und Seelenfrieden, weil ich geſtraft worden bin, wie ich es verdiente.

Nachdem Kapitän Atkinſon mich verlaſſen hatte, erzählte ich meinem Tim, was vorgegangen war. „Und glaubſt Du, es werde zum Duell kommen, Japhet?“ rief er beſtürzt.

„Ohne Zweifel,“ erwiederte ich.

„Da wirſt Du niemals Deinen Vater finden, wenn Du auf dieſem Wege fortgehſt,“ verſetzte Timothy, um meine Aufmerkſamkeit von dem unwillkommenen Gegenſtande abzulenken.

„In dieſer Welt vielleicht nicht, Tim, aber ich könnte ja möglicherweiſe durch eine Kugel auf den rechten Weg gewieſen werden, und ihn in der andern finden.“

„Glaubſt Du Deinen Vater, falls er todt iſt, im Himmel?“

„Das will ich hoffen, Timothy.“

„Welche Ausſicht haſt Du dann, ihn zu begegnen, wenn Du bei einem Angriff auf das Leben eines alten Freundes aus der Welt gegangen biſt?“

„Du wirſt verfänglich, mein lieber Tim, aber ich weiß mir nicht anders zu helfen. So viel kann ich beſtimmt verſichern, daß ich keinen Groll gegen Harcourt habe, wenigſtens keinen tödtlichen.“

„Gut, das läßt ſich ſchon hören; aber mit Deiner Erlaubniß, Japhet, ich könnte juſt nicht darauf ſchwören, ob Du mit Deinem Auftreten als Gentleman den rechten Weg eingeſchlagen haſt.“

„Nein, Timothy, Niemand, der da betrügt, iſt auf dem rechten Wege. Ich habe durchaus Unrecht gethan, und fürchte nun vom Schlimmen zum Schlimmeren fortzuſchreiten, aber ich kann jetzt nicht moraliſiren, ich muß ſchlafen gehen und wo möglich Alles vergeſſen.“

Den andern Vormittag um eilf Uhr beſuchte mich ein Mr. Cotgrave in Harcourt's Auftrage; ich wies ihn an Kapitän Atkinſon, der bald hernach zu mir kam, da er die Botſchaft in ſeiner Wohnung erwartet und die nöthigen Vorbereitungen mit dem andern Sekundanten getroffen hatte. Er blieb den ganzen Tag bei mir. Die Piſtolen des Majors wurden unterſucht und gut befunden. Wir ſpeiſten, tranken reichlich und dann ſchlug er mir vor, ihn in eine der Höllen, wie man ſie nennt, zu begleiten. Dieß lehnte ich ab, da ich einige Anordnungen zu machen hatte, und ſobald er gegangen war, hieß ich Timothy kommen.

„Tim,“ ſagte ich, „wenn mir morgen etwas Menſchliches widerfahren ſollte, ſo biſt Du mein Teſtamentsvollſtrecker und einziger Erbe. Ich habe meine Verfügung ſchon in Dublin gemacht und bei Freund Kophagus niedergelegt.“

„Japhet, ich hoffe, Du wirſt mir eine Gunſt erzeigen, und mich mit Dir auf den Platz gehen laſſen: es wird mir dort wohler ſeyn, als wenn ich hier in dieſer Spannung bleiben muß.“

„Das verſteht ſich, Kamerad, wenn Du es wünſcheſt; aber jetzt muß ich zu Bette gehen, da ich um vier Uhr abgerufen werden ſoll; alſo weg mit Empfindſamkeiten und Deklamationen! gute Nacht, Gott ſegne Dich.“

Ich war damals in einer Stimmung, die mich gleichgültig gegen mein Leben und gegen die Folgen meiner Thaten machte: ich war verwundet durch die Behandlung, die ich erfuhr, bis zum Wahnſinn empört über den Hohn der Welt — ich war in Verzweiflung. Maſterton hatte die Wahrheit geſprochen, als er ſagte, ich beſäße nicht den Muth, gegen einen widrigen Wind zu kämpfen. Timothy ging nicht ſchlafen; um vier Uhr war er an meinem Bette. Ich ſtand auf, kleidete mich mit der größten Sorgfalt an, und empfing meinen Sekundanten. Wir nahmen eine Miethkutſche und verfügten uns zu demſelben Platze, wohin ich wenige Monate früher mit dem armen Carbonnell gefahren war. Sein Andenken und das Bild ſeines Todes kam wie eine Wolke über meine Seele, aber es war nur für einen Augenblick; ich kümmerte mich wenig um's Leben. Harcourt und ſein Sekundant waren ein paar Minuten vor uns auf dem Platze. Wir grüßten uns höflich und die Sekundanten gingen an ihre Verrichtung. Als wir ſchoßen, fiel Harcourt, von meiner Kugel über dem Knie getroffen. Ich ging zu ihm; er ſtreckte mir die Hand entgegen: „Newland,“ ſagte er, „ich habe dieß verdient; ich war ein Feigling, daß ich Dich verließ, ein Feigling, daß ich auf einen Menſchen, den ich beleidigt hatte, ſchoß. Meine Herren,!“ wandte er ſich zu den Sekundanten, „ich ſpreche Mr. Newland in Ihrer Gegenwart frei von aller Schuld, und begehre, daß, wofern mir irgend etwas Weiteres zuſtoßen ſollte, meine Verwandten keinerlei Schritte gegen ihn thun.“

Er war ſehr bleich und blutete ſtark. Ohne ein Wort zu ſprechen unterſuchte ich die Wunde, und erkannte aus der Farbe des Blutes ſowohl als aus ſeiner heftigen Strömung, daß eine Arterie zerriſſen ſey. Meine wundärztlichen Kenntniſſe retteten ihm das Leben. Ich drückte die Arterie zuſammen, während ich den beiden Andern Weiſung über Weiſung gab; ein Schnupftuch wurde über der Wunde um den Schenkel feſtgeknüpft, ein runder Stein unter daſſelbe in die Schenkelhöhle gelegt, und der Ladſtock einer Piſtole mußte zur Drehwinde dienen, bis das Ganze als eine Art von Aderpreſſe gelten konnte. Hierauf entfernte ich meinen Daumen, fand das Blut geſtillt, und hieß den Verwundeten auf einer Thüre nach Hauſe tragen, wo man alsbald nach wundärztlicher Hülfe ſenden ſollte.

„Sie ſcheinen dieſe Dinge zu verſtehen, Sir,“ ſagte Mr. Cotgrave. „Sagen Sie mir, ſteht es gefährlich?“

„Er wird ſich einer Amputation unterziehen müſſen,“ erwiederte ich mit leiſer Stimme, ſo daß Harcourt mich nicht hören konnte. „Ich bitte Sie, beim Nachhauſetragen ſorgfältig über die Aderpreſſe zu wachen, denn wenn ſie ausweichen ſollte, ſo würde er nicht mehr zu retten ſeyn.“

Ich verbeugte mich gegen Mr. Cotgrave, ſtieg mit Kapitän Atkinſon in die Miethkutſche und fuhr nach Hauſe. „Ich will Sie nun verlaſſen, Newland,“ ſagte der Kapitän; „es iſt nöthig, den Vorfall zu beſprechen und gehörig auseinanderzuſetzen.“

Ich dankte ihm für ſeine Freundſchaftsdienſte und war nun allein; denn ich hatte Timothy fortgeſandt um fragen zu laſſen, wie Harcourt in ſeiner Wohnung angekommen ſey. Ich fühlte mich elender als je; meine Beſorgniß um Harcourt war unbeſchreiblich. Allerdings hatte er nicht ſchön gegen mich gehandelt, aber ich dachte an ſeinen ehrwürdigen Vater, der mir ſo warm die Hand gedrückt, als ich ſein gaſtliches Dach verließ, an ſeine holden Schweſtern, an die zärtliche Freundſchaft, die ſie mir bewieſen, an die innige Vertraulichkeit, worin wir zuſammen gelebt. Ich malte den Jammer aus, welchen die Nachricht bei ihnen erregen mußte, ihren Unwillen gegen mich, wenn der verſtümmelte Bruder nun im Vaterhauſe erſcheinen würde: und ſollte er gar ſterben — guter Gott! der Gedanke machte mich wahnſinnig. Nun hatte ich das wenige Gute, was ich zu thun im Stande geweſen, wieder verwirkt. War Flita und ihre Mutter durch mich glücklich geworden, ſo hatte ich eine andere Familie in's Elend geſtürzt.

## Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Es geht wunderlich zu in dieſer Welt. Ein Mann ohne „Charakter“ ſagt ſich von mir los, aus Furcht, ich möchte ſeinem Charakter ſchaden.

Timothy kam zurück und brachte mir Troſt: die Blutung hatte nicht wieder begonnen, Harcourt befand ſich erträglich, man hatte einen der erſten Wundärzte zu ihm gerufen.

„Geh' noch einmal, mein lieber Tim. Da Du mit Harcourt's Diener vertraut biſt, ſo kannſt Du in Erfahrung bringen, was dort vorgeht.“

Timothy ging, und blieb wohl eine Stunde aus, während welcher ich, ſtöhnend vor Angſt, auf dem Sopha lag. Als er zurückkehrte, las ich auf ſeinem Geſichte, daß er gute Botſchaft bringe.

„Alles in Ordnung!“ ſagte er; „nichs von Amputation! es war nur eine von den kleineren Arterien, welche verletzt worden iſt; ſie haben ſie glücklich unterbunden.“

Ich ſprang vom Sopha auf und umarmte ihn, ſo ſelig war ich über dieſe Nachricht; dann ſetzte ich mich wieder und weinte wie ein Kind.

Endlich wurde ich etwas ruhiger. Ich hatte Kapitän Atkinſon zu Tiſche gebeten, und war ſehr vergnügt, als er kam. Er beſtätigte Timothy's Bericht; ich überließ mich ſo ſehr meiner Freude, daß ich lange bei Tiſche ſitzen blieb, reichlich trank, und als er mir abermals einen Gang zu der Rouge- et Noir-Tafel vorſchlug, dieſen nicht ablehnte, ſondern vielmehr, erhitzt von Wein, in der höchſten Begierde meine ganze Baarſchaft mit mir nahm.

Atkinſon begann ſein Spiel, da er aber fand, daß er nicht glücklich war, ſo hörte er ſehr bald wieder auf. Ich war ſeinen

Sätzen gefolgt, und hatte ſomit ebenfalls beträchtlich verloren. Er bat mich, nicht weiter zu ſpielen, aber ich war, wie es ſchien, ein Hazardirer geworden; ohne auf ihn zu achten, blieb ich an dem grünen Tiſche, bis ich den letzten Shilling verloren hatte. Ich verließ den Ort in nicht ſehr guter Laune; Atkinſon, der auf mich gewartet hatte, begleitete mich nach Hauſe.

„Newland," ſagte er, „ich weiß nicht, was Sie von mir halten; man wird Ihnen geſagt haben, ich ſey ein Roué, vielleicht haben Sie gar noch ſchönere Dinge von mir gehört — aber Eines pflege ich immer zu thun, nämlich leidenſchaftliche Spieler zu warnen. Ich habe Sie dieſen Abend beobachtet; ich ſage Ihnen, Sie werden zu Grunde gehen, wenn Sie noch einmal dieſen grünen Tiſch beſuchen. Sie haben keine Selbſtbeherrſchung. Ich weiß nicht, wie Ihre Mittel beſchaffen ſind, aber das weiß ich, daß, wären Sie auch ein Kröſus, Sie dennoch ein Bettler werden müßten. Ich habe mich nichts um Sie bekümmert, während Sie der allbewunderte Mr. Newland, der Reigenführer der Mode, waren; aber da begann ich etwas für Sie zu fühlen, als Sie, blos weil man entdeckte, daß es nichts mit Ihrem vermeintlichen Reichthum ſey, aus der Geſellſchaft hinausgeſtichelt wurden. Ich habe Ihre Bekanntſchaft nicht gemacht, um Ihnen Ihr Geld abzugewinnen — das kann ich, ſo viel ich deſſen brauche, den Schurken, welche die Bank halten, oder denen, die ſich kein Gewiſſen aus dem Raub an Andern machen, abnehmen; aber nun bitte ich Sie, nicht mehr an jenen Ort zurückzukehren. Es iſt mir leid, ſehr leid, daß ich Sie jemals hingeführt. Auf mich wirkt der Reiz des Spieles nicht im mindeſten: Sie aber laſſen ſich davon überwältigen, Sie ſind ein Hazardirer, oder vielmehr in Ihrer Organiſation liegt die Möglichkeit, einer zu werden. Nehmen Sie alſo den Rath eines Freundes an, wenn ich mich ſo nennen darf, und gehen Sie nicht wieder hin. Hoffentlich ſind Sie durch Ihren heutigen Verluſt in keine ernſtliche Verlegenheit geſetzt?"

„Nicht im mindeſten," erwiederte ich, „es war vorräthiges Geld. Ich danke Ihnen für Ihren Rath, den ich befolgen will. Ich war ein Thor an dieſem Abend, und an Einem Thorenſtreiche iſt's genug."

Atkinſon verließ mich. Ich hatte etwa zweihundert und fünfzig Pfund verloren, worunter mein Gewinn vom vorherigen Abend mitbegriffen war. Es verdroß mich, aber ich dachte an Harcourt's Rettung, und ließ mich die Schlappe nicht weiter anfechten. Der Leſer wird ſich erinnern, daß ich dreitauſend Pfund beſaß, welche Herr Maſterton auf Hypothek für mich anzulegen ſich erboten hatte; bis er aber eine Gelegenheit dazu finden konnte, hatte ich ſeinem Rathe gemäß dreiprocentige Papiere dafür gekauft. Es war ihm ſeither nicht gelungen, ſie auf Hypothek anzubringen, da es ſich hiebei gemeiniglich um größere Summen handelt, und ſo waren ſie inzwiſchen liegen geblieben. Meine Renten waren noch nicht fällig, was mich nöthigte, meine Zuflucht zu dieſem Gelde zu nehmen. Ich begab mich deßhalb in die City und beauftragte den Mäkler, Papiere für zweihundert Pfund zu verkaufen, in der Abſicht, ſie ſobald als möglich wieder zu erſetzen, da ich Herrn Maſterton nicht gerne hätte wiſſen laſſen mögen, daß ich Geld verſpielt. Als ich aus der City zurückkam, fand ich Kapitän Atkinſon, der in meinem Zimmer auf mich wartete.

„Bei Harcourt geht es gut und bei Ihnen nicht übel. Ich habe Männiglich in Kenntniß geſetzt, daß Sie geſonnen ſeyen, Jeden, der Sie gleichgültig behandle, zu fordern."

„Den Teufel auch! das iſt eine Drohung, die man leichter auszuſprechen als durchzuführen vermag."

„Schießen Sie noch Zwei oder Drei zuſammen," verſetzte der Kapitän kaltblütig, „und dann verlaſſen Sie ſich darauf, daß Sie alles nach Ihrem Willen haben werden. Freilich muß ich geſtehen, daß man ſich einigermaßen geſträubt hat; es geht die Rede von einem gemeinſchaftlichen Pakt, ſich Ihnen nicht zu ſtellen, unter dem Vorwande, daß Sie ein Betrüger ſeyen."

„Das iſt überdieß ein ganz triftiger Grund," erwiederte ich: „auch glaube ich nicht, daß ich ein Recht dazu habe — nein, ganz gewiß, ich bin nicht geſonnen, Ihren Vorſchlag zu befolgen. Die Leute müſſen doch das Recht haben, ſich ihre Bekanntſchaften zu wählen, und mich abzuſtoßen, wenn ſie eine üble Meinung von mir hegen. Ich fürchte, Sie haben mich mißverſtanden, Kapitän Atkinſon; wenn ich Harcourt für ſein Benehmen gegen mich beſtrafte, ſo war dieß eine verdiente Züchtigung. Auf ihn hatte ich Anſprüche; aber das iſt nicht der Fall bei den Hunderten, gegen welche ich im Zenith meiner Popularität vielleicht nicht übermäßig verbindlich geweſen bin. Ich kann nicht den Rodomont ſpielen, wie Sie mir vorſchlagen, auch glaube ich nicht, daß das meinem Charakter aufhelfen würde. Es mag mir wohl einen gewiſſen Ruf geben, aber gewiß keinen ſolchen, der mir von Nutzen ſeyn könnte. Nein, nein, ich habe ſchon allzuviel gethan, und obgleich ich nicht ſo ſehr zu tadeln bin, als die Welt ſich einbildet, ſo ſagt mir doch mein eigenes Gewiſſen, daß ich durch jene Art, die Leute mich für etwas Anderes halten zu laſſen, auf's gelindeſte ausgedrückt, ein Genoſſe des Betruges war und nun die Folgen davon auf mich nehmen muß. Meine Lage iſt nun allerdings ſehr unerfreulich; es wird wohl am beſten ſeyn, mich zurückzuziehen, um, falls ſich eine Möglichkeit bietet, mit gerechten Anſprüchen auf die öffentliche Gunſt wieder hervorzutreten. Noch habe ich Freunde, Gott ſey Dank! einflußreiche Freunde. Es iſt mir ein Amt in Indien, ein Offizierspatent in der Armee, und eine juriſtiſche Laufbahn angeboten. Wollen Sie mich mit Ihrer Meinung beehren?"

„Sie erweiſen mir eine Artigkeit. Eine Schreiberſtelle in Indien iſt eine vierzehnjährige Deportation mit der Ausſicht, bei der Rückkehr Geld die Hülle und Fülle zu haben, aber keine Geſundheit um deſſelben genießen zu können. In der Armee würden Sie vielleicht nicht übel fahren; außerdem dürfte Ihnen, wenn Sie Offizier ſind, Niemand einen Ehrengang verweigern. Gleichwohl wäre es, je nachdem Sie unter ein Regiment kommen würden, gar wohl möglich, daß Sie ſich mit der einen Hälfte des Korps herumſchlagen müßten und von der andern in Verruf gethan würden; dann müßten Sie ſich auf halben Sold ſetzen laſſen, wobei Ihnen Ihr Patent immer noch ſehr zuträglich wäre. Was die Rechte betrifft, da wollt' ich doch immer noch lieber meinen Bruder im Sarge ſehen. Nun haben Sie meine Meinung."

„Sie iſt nicht ſehr ermuthigend," erwiederte ich mit Lachen; „aber es liegt viel Wahrheit in Ihren Bemerkungen. Nach Indien will ich nicht gehen; das würde dem Hauptzweck meines Daſeyns in den Weg treten."

„Ich bitte Sie, wofern Sie es nicht geheim halten wollen — darf ich nach dieſem Zwecke fragen?"

„Ich wünſchte zu erforſchen, wer mein Vater iſt."

Kapitain Atkinſon ſah mich ſehr verwundert an. „Schon mehr als einmal," ſagte er, „dachte ich, es müſſe nicht ganz richtig bei Ihnen ſtehen; nun ſeh' ich aber, daß Sie wahnſinnig, daß Sie geradezu hirnverrückt ſind. Werden Sie nicht böſe, ich konnte es nicht unterdrücken; wollen Sie Satisfaktion haben, ſo muß ich Sie Ihnen, wenn auch noch ſo ungerne, gewähren."

„Nein, nein, Atkinſon, ich glaube, Sie haben nicht ganz und gar Unrecht, und will Ihnen verzeihen, — aber laſſen Sie uns fortfahren. Die Armee würde mir, wie Sie ſagen, eine Stellung in der Geſellſchaft geben, da mein Patent mich zum Gentleman machte; aber da ich die Vortheile, die Sie mir angedeutet haben, nicht zu genießen wünſche, ſo habe ich alle Urſache, vor einer Lage zurückzuſchrecken, welche mir viele und große Demüthigungen zuziehen könnte. Hinſichtlich des Rechtsſtudiums ſtimme ich zwar nicht gerade ſo ſehr in Ihrem Abſcheu mit Ihnen überein, doch muß ich ſagen, daß mir der Gedanke nicht ſonderlich gefällt; ich bin durch mein bisheriges Leben untauglich dazu geworden. Aber ich darf mir jede andere Beſtimmung wählen."

„Ohne mich in Ihre Angelegenheiten eindrängen zu wollen, möchte ich fragen, ob Sie hinlänglich zu leben haben.“

„Ja, wenn man einen beſcheidenen Maßſtab anlegt; ich habe das Auskommen eines jüngern Bruders, welches eben noch zu Handſchuhen, Cigarren und kölniſchem Waſſer reicht.“

„Dann folgen Sie meinem Rathe und werden Sie Nichts. Der einzige Unterſchied, den ich zwiſchen einem Gentleman und einem andern Sterblichen ſehen kann, iſt der, daß der Eine müßig geht und der Andere hart arbeiten muß. Der Eine iſt ein unnützes, der Andere ein nützliches Glied der Geſellſchaft. So abgeſchmackt ſind die Meinungen dieſer Welt.“

„Ich ſtimme Ihnen bei und würde es vorziehen, nach dieſer Seite ein Gentleman zu ſeyn, der nichts zu thun hat, wenn man mich nur auch in jeder andern Beziehung gelten laſſen wollte; aber dazu haben die Leute keine Luſt. Ich bin in einer unglücklichen Lage.“

„Und in dieſer werden Sie bleiben, bis Ihre Gefühle ſo abgeſtumpft ſind wie die meinigen. Hätten Sie meinen Vorſchlag angenommen, Sie würden beſſer gethan haben. So wie die Sachen ſtehen, kann ich Ihnen von keinem Nutzen ſeyn, ja, ohne Sie damit beleidigen zu wollen, muß ich Ihnen ſagen, daß ich nicht weiß, ob ich mich noch mit Ihnen zuſammen ſehen laſſen darf; denn Ihr Entſchluß, ſich nicht durchzufechten, kommt mir ſehr ungeſchickt, da ich nicht geſonnen ſeyn kann, Jemanden mit einer Unterſtützung an die Hand zu gehen, wenn er dieſelbe desavouirt. Laſſen Sie ſich durch meine Worte nicht aufbringen; Sie ſind Ihr eigener Herr und haben allein über Ihre Angelegenheiten zu entſcheiden. Wenn Sie ſich nicht für ſo verloren halten, um ſich nicht möglicherweiſe durch andere Mittel wieder Ihre Stellung gewinnen zu können, ſo will ich Sie nicht ſchelten, da ich weiß, daß es nicht ſowohl Mangel an Muth als Mangel an Urtheil iſt, was Sie zu dieſer Weigerung veranlaßt hat.“

„Für den Augenblick, Kapitän Atkinſon, bin ich ganz herunter, das geſtehe ich Ihnen; aber wenn es mir glückt, meinen Vater zu finden“ —

„Guten Morgen, Newland, guten Morgen,“ unterbrach er mich haſtig; „ich ſehe ſchon, wie es ſteht. Natürlich werden wir, wenn wir uns begegnen, höflich gegen einander ſeyn, denn ich will Ihnen wohl; aber man darf uns ferner nicht zuſammen ſehen. Sie würden ſonſt meinem Charakter ſchaden.“

„Ihrem Charakter ſchaden, Kapitän Atkinſon?“

„Ja, Mr. Newland, meinem Charakter. Ich will nicht behaupten, daß es nicht reſpektablere Charaktere gebe, aber ich habe einen Charakter, der mir angemeſſen iſt und das Verdienſt der Konſequenz beſitzt. Da Sie nicht darauf gefaßt ſind, wie die Amerikaner ſagen, die ganze Schweinshetze durchzumachen, ſo wollen wir als gute Freunde ſcheiden, und wenn ich irgend etwas geſagt habe, das Ihnen unangenehm iſt, ſo bitt' ich Sie um Verzeihung.“

„So leben Sie denn wohl, Kapitän Atkinſon; für Ihre mir bewieſene Freundlichkeit bin ich Ihnen von Herzen dankbar.“

Er ſchüttelte mir die Hand und verließ das Zimmer.

„Und noch zehnmal dankbarer für dieſen Bruch!“ dachte ich während er die Treppe hinunter ging.

# Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Ich ſchüttle meinen neuen Bekannten ab, aber ſeine Geſellſchaft iſt mir trotz der kurzen Dauer bereits verderblich geworden. Obgleich ich Hab' und Gut einbüße, behalte ich doch die Ehrlichkeit bei.

Inzwiſchen hatte die Duellgeſchichte ihren Weg in die Zeitungen gefunden, die ſie mit verſchiedenen, durchaus nicht eben ſchmeichelhaften Anmerkungen begleiteten, und in Folge dieſer Gloſſen empfing ich ein Schreiben von Herrn Maſterton, welcher — getäuſcht durch die Darſtellungen jenes Schlages von Menſchen, die ſich mit dem Zuſammenſtoppeln von Zeitungsneuigkeiten abgeben und nur gar zu gerne Jeden, dem ſie beikommen können, in ihren eigenen Koth herabzuziehen ſuchen — den ſtrengſten Tadel über mein thörichtes Benehmen ausſprach, mit dem Beifügen, daß Lord Windermear, ganz mit dieſer Anſicht einverſtanden, ihn erſucht habe, mir ſein Mißfallen zu erkennen zu geben. „Ich ſehe dieß,“ ſo ſchloß der Brief, „für den ernſtlichſten Mißtritt an, den Sie bisher begangen haben. Weil Sie die öffentliche Meinung täuſchen halfen, und weil einer, der nichts gegen eine vertraute Bekanntſchaft mit einem jungen Manne von gutem Ton, vortheilhafter Stellung und großem Reichthum hatte, das Verhältniß mit einem Individuum von unbekannter Herkunft und ohne Vermögen fortzuſetzen keine Luſt hat, ſo halten Sie ſich für berechtigt, ihm das Leben zu nehmen. Dieſer Grundſatz wirft die ganze Geſellſchaft über den Haufen; da verſchwindet jeder Unterſchied, und die Herrſchaft des Gladiator's kann nur noch durch den Dolch des Aſſaſſinen überboten werden.“

Dieſe Worte trafen mich zur ſchlimmen Stunde. Eben waren meine Gedanken ganz mit Lord Windermear's freundlichen Anerbietungen beſchäftigt; eben ſagte ich mir, daß dieſelben in das oberſte Triebrad meines Daſeyns eingreifen würden, und überlegte, auf welche Weiſe ich dem Andringen der Freundſchaft entgehen könnte, um in voller Freiheit meinen Neigungen zu folgen — als dieſes Schreiben einlief. Mir ſchien es der Gipfel der Ungerechtigkeit zu ſeyn. Ich war auf eine einſeitige Angabe hin beſchuldigt und verurtheilt worden. Ich vergaß, daß es meine Pflicht geweſen wäre, im erſten Augenblicke zu Herrn Maſterton zu gehen, um ihm die ganze Sache vollſtändig auseinander zu ſetzen, daß ich durch Unterlaſſung dieſes Schrittes der natürlichen Vermuthung, ich könne mich nicht rechtfertigen, allen Raum gegeben hatte. Alles dieß vergaß ich, der ich doch allein zu tadeln war; ich ſah in dem Briefe nichts als Unfreundlichkeit und Ungerechtigkeit: Groll war die einzige Empfindung, die er in mir erweckte. „Welches Recht haben Lord Windermear und Mr. Maſterton,“ rief ich, „mich ſo zu ſchulmeiſtern und zu beleidigen? Das Recht der Verbindlichkeiten, die ſie mir auferlegten. Aber hat nicht Lord Windermear vielmehr eine Verpflichtung gegen mich? hab' ich nicht ſein Geheimniß bewahrt? Ja, aber wie kam ich in deſſen Beſitz? Durch mein nachheriges Benehmen habe ich nur eine verrätheriſche Handlung wieder gut gemacht. Wohlan, dem ſey wie ihm wolle, ich habe ein Recht, mich unabhängig von ihnen zu machen; jeder hat das Recht, ſeine Unabhängigkeit zu behaupten. Ihre Anerbietungen würden mich nur feſſeln; ich begehre ihren Beiſtand nicht.“

Dieß waren meine Betrachtungen; es iſt klar, daß ich unter dem Einfluß einer krankhaften Reizbarkeit, eines niederdrückenden Gefühls von Verlaſſenſeyn ſtand. Ich ſah mich als ein einſames Weſen an, durch keine Bande an die Welt geknüpft; ich beſchloß, die Welt zu verachten, wie ſie mich verachtete. Mit Timothy ſprach ich kaum ein Wort. Mit ſchmerzlich brennendem Haupte lag ich da; alle meine Pulſe klopften. Ich war wahnſinnig oder wenigſtens dem Wahnſinn nahe. Einmal nahm ich die Piſtolen heraus und dachte an Selbſtmord, aber ein Gedanke hielt mich zurück; ich konnte die Forſchung nach meinem Vater nicht aufgeben.

Fieberiſch und ungeſtüm, wie ich war, wünſchte ich auszugehen, aber ich wagte es nicht, dem öffentlichen Auge zu begegnen; ich wartete, bis es dunkel wurde, dann ſtürzte ich fort, ohne zu wiſſen wohin. Ich kam an dem Spielhauſe vorbei — ich ging vorüber, aber ich kehrte zurück und verlor meinen letzten Schilling; dann entfernte ich mich mit der feſten Ueberzeugung, ich würde, wenn mein Geld nicht eben jetzt zu Ende gegangen wäre, gewonnen haben.

Ich legte mich zu Bette, aber nicht um zu ſchlafen. Ich dachte daran, wie ich, als man mich noch für reich hielt, bewundert und gehätſchelt worden war. Zu was ſollte mir alſo der Reſt meines Geldes? Ich beſchloß, entweder ein Vermögen zu erwerben, oder vollends alles zu verlieren. Den andern Morgen ging ich in die City und verkaufte alle meine übrigen Papiere, ohne daß Timothy etwas von meinem Vorhaben erfahren hätte. Ich vermied es gefliſſentlich, mit ihm zu ſprechen. Mein Benehmen verletzte ihn, ich ſah es wohl; aber ich fürchtete ſeine Rathſchläge und Vorſtellungen.

Mit Anbruch der Nacht kehrte ich in die Hölle zurück, wo ich mit wechſelndem Glücke ſpielte; einmal hatte ich das Dreifache meines Kapitals gewonnen, und zuletzt ſtand ich mit leeren Taſchen da. Ich war gleichgültig über den Verluſt, obwohl ich die Wechſelfälle des Spiels mit der höchſten Aufregung begleitet hatte.

Am folgenden Tage ging ich zu einem Häuſeragenten und erklärte ihm, ich wünſche mein Haus zu verkaufen; denn ich war entſchloſſen, mein Glück bis auf den letzten Penny zu verſuchen. Der Agent verſprach mir einen Käufer; ich bat ihn um einen Vorſchuß, den er mir gab und zu wiederholtenmalen gab, bis er mir beinahe die Hälfte des Kaufſchillings vorgeſtreckt hatte. Endlich fand er einen Käufer, der er vermuthlich ſelber war, zu zwei

Dritttheilen des Werthes. Ich zauderte nicht; ich hatte alle Vorſchüſſe nach einander verſpielt und war in fieberhafter Haſt, mein Vermögen wieder zu gewinnen oder ein Bettler zu werden. Auf der Stelle unterzeichnete ich den Kaufbrief, empfing die Bilanz im Betrag von fünfzehnhundert und fünfzig Pfund, und kehrte in meine Gemächer (nicht mehr die meinigen!) ungefähr eine Stunde vor Tiſche zurück. Ich rief Timothy, ſah nach dem Belauf der fälligen Rechnungen und gab ihm fünfzig Pfund, wovon etwa funfzehn für ihn übrig blieben. Hierauf ſetzte ich mich zu meinem einſamen Mahle nieder, das ich eben beginnen wollte, als ich auf dem Hausflur einen Streit vernahm.

„Was gibt es, Timothy?“ rief ich. Bei dem kläglichen Zuſtande meiner Nerven erſchütterte mich jedes Geräuſch.

„Es iſt der Emanuel, Sir, der durchaus herauf will.“

„Ja, herauf will ich, Herr!“ rief die Stimme des Juden.

„Laß ihn kommen, Timothy,“ erwiederte ich, und Mr. Emanuel kam die Treppe herauf. „Was wollt Ihr bei mir,“ ſagte ich, mit Verachtung auf das erbärmliche Geſchöpf blickend, das, wie gewöhnlich, mit der Hand auf dem zuſammengebogenen Rücken in’s Zimmer trat.

„Ich muß mich verſchnaufen ein wenig, Mr. Newland; ich bin gekommen, zu ſagen, daß das Geld iſt ſehr rar, daß ich will annehmen Ihren Vorſchlag und will nehmen de hundert Pfund, und meine tauſend, ſo ich Ihnen habe geliehen. Se werden ſeyn viel zu gentlemänniſch, um nicht zu helfen einem armen alten Mann, wenn er iſt in Noth.“

„Geſteht nur, Mr. Emanuel, Ihr habt gehört, daß ich die zehntauſend Pfund jährlich nicht beſitze, und fürchtet nun, Euer Geld zu verlieren.“

„Verlieren mein Geld! — nein — verlieren meine tauſend Pfund! haben Se nicht geſagt, daß Se zahlen wollen zurück mein Geld und wollen mer geben hundert Pfund für meine Mühe? Iſt das doch geweſen das letzte Wort.“

„Ja, aber Ihr habt es zurückgewieſen; alſo iſt's nicht meine Schuld. Ihr müßt Euch jetzt an die Verſchreibung halten, die Euch fünfzehnhundert Pfund zuſichert, auf den Tag, wo ich zu meinem Vermögen komme.“

„Zu Ihrem Vermögen? haben Se doch kein Vermögen nicht.“

„Ich fürchte, ſo iſt es. Aber Ihr werdet Euch erinnern, Mr. Emanuel, daß ich Euch niemals geſagt habe, ich beſitze Vermögen.“

„Wollen Se mer bezahlen mein Geld, Mr. Newland, oder wollen Se gehen in's Gefängniß?“

„Ihr könnt mich nicht wegen einer Uebereinkunſt in's Gefängniß ſetzen laſſen,“ erwiederte ich.

„Nein, aber kann Sie verfolgen als einen Schwindler.“

„Nichts da, Ihr confiſcirter alter Schurke, das könnt Ihr nicht! verſucht's und thut Euer Aergſtes!“ rief ich, wüthend über das Wort.

„Gut, Mr. Newland, als Se nicht haben de Zehntauſend jährlich, ſo haben Se doch das Haus und das Geld; werden Se doch nicht betrügen einen armen alten Mann wie mich.“

„Ich habe mein Haus verkauft.“

„Se haben verkauft das Haus? Se haben nicht mehr das Haus, und haben nicht mehr das Geld? O, mein Geld! mein Geld! Soll mich Gott holen, Mr. Newland, ſind Se doch ein verfluchter Schurke!“ — und der alte Wicht zitterte vor Empörung, ſeine Hand auf dem Rücken eben ſo heftig ſchwenkend, wie die andere, die er mir in ſeiner Wuth vor dem Auge tanzen ließ.

Bis zur Raſerei ergrimmt über eine ſo ſchimpfliche Benennung, öffnete ich die Thüre, wirbelte ihn herum, gab ihm einen Tritt auf einen namenloſen Theil, ſo daß er hinaus und die Treppe hinunter flog, auf deren Abſatz er, ächzend vor Schmerzen, liegen blieb.

„Mein Gott! o, mein Gott! ich bin ermordet. Vater Abraham, nimm mich auf.“

Meine Wuth war geſtillt; ich erbleichte bei dem Gedanken, den armen Wicht getödtet zu haben. Mit Timothy's Hülfe, den ich herbei rief, ſchleppte ich ihn die Treppe herauf; wir ſetzten ihn in einen Stuhl und fanden, daß er nicht ſehr beſchädigt war. Er erhielt ein Glas Wein: ſo bald er wieder ſprechen konnte, brach ſeine herrſchende Leidenſchaft von Neuem aus: „Miſchter Newland, au, Miſch — ter New — land, können Se mer nicht geben mein Geld, können Se mer nicht geben de tauſend Pfund ohne de Intereſſen? will ich Se ja doch ſegnen mitſammt den Intereſſen! hab' ich's doch nur geliehen aus Gefälligkeit.“

„Wie könnt Ihr erwarten, daß ein verdammter Schurke ſo etwas thun ſollte?“ erwiederte ich.

„Ein verfluchter Schurke? Au, der Schurke bin geweſen ich, und bin geweſen ein Narr, daß ich habe geſagt das Wort. Miſchter Newland, ſind Se doch ein Gentleman, werden Se mer doch bezahlen mein Geld! Ich habe den Schein in meiner Taſche, kann ihn hergeben, ſo wie Se befehlen.“

„Wenn ich das Geld nicht habe, wie kann ich Euch bezahlen?“

„Vater Abraham! wenn Se nicht haben das Geld! Als Se doch müſſen haben Geld, als Se mer werden bezahlen einen Theil. Wie viel wollen Se bezahlen?“

„Wollt Ihr fünfhundert Pfund nehmen und die Verſchreibung zurückgeben?“

„Fünfhundert Pfund? ſoll ich verlieren de Hälfte? Au, Mr. Newland, hab' ich's doch geliehen in Geld, nicht in Waaren; werden Se mich doch nicht laſſen verlieren ſo viel.“

„Ich weiß noch nicht, ob ich Euch fünfhundert Pfund geben will. Eure Verſchreibung gilt keine zwei Pence, das wißt Ihr.“

„Ihre Ehre, Miſcher Newland, iſt doch mehr werth, als zehntauſend Pfund, aber wenn Se nicht haben das Geld, ſollen Se mer bezahlen die fünfhundert Pfund, die Se mer haben angeboten, und ich will hergeben das Papier.“

„Ich habe Euch keine fünfhundert Pfund angeboten.“

„Nicht angeboten? Aber Se haben geſprochen von der Summe; iſt das doch genug.“

„Wohlan, für fünfhundert alſo wollt Ihr die Verſchreibung hergeben.“

„Ja, ich bin's zufrieden, zu verlieren den Reſt, aus bloßer Gefälligkeit.“

Ich ging an meinen Schreibtiſch und nahm fünfhundert Pfund in Banknoten heraus: „ſeht, hier iſt das Geld, das Ihr zur Hand nehmen mögt, ſo wie ich die Verſchreibung von Euch habe.“

Der alte Mann zog die Verſchreibung heraus und legte ſie auf den Tiſch, während er die Banknoten zuſammenraffte. Ich ſah das Papier durch, ob alles in Richtigkeit ſey, und zerriß es ſogleich. Emanuel ſteckte die Banknoten mit einem ſchweren Seufzer in die innere Bruſttaſche; dann ſchickte er ſich zum Fortgehen an.

„Und nun, Mr. Emanuel, will ich Euch zeigen, daß ich ein bischen mehr Ehre beſitze, als Ihr von mir glaubt. — Seht, dieß iſt all mein Geld,“ fuhr ich fort, die noch übrigen tauſend Pfund aus dem Schreibtiſche nehmend; „hievon will ich Euch die Hälfte geben, ſo daß Euer ganzes Anleihen zurückbezahlt iſt. Da habt Ihr fünfhundert Pfund, und nun ſind wir quitt.“

Die Augen des alten Mannes hafteten ganz erſtaunt auf mir, dann liefen ſie wieder von meinem Angeſicht auf die Banknoten hinüber: er traute, wie man zu ſagen pflegt, ſeinen Augen und Ohren nicht. Endlich nahm er die Noten, knüpfte ſich wieder auf und ſteckte ſie mit zitternden Händen, wie zuvor, in ſeine Brieftaſche. „Gottes Wunder, Miſchter Newland,“ ſagte er, „ſeyn Se doch ein kurioſer Gentleman, werfen mich hinab die Treppe und — aber das thut nichts.“

„Geht mit Gott, Emanuel, und laßt mich endlich einmal an's Eſſen kommen.

Der Jude zog ab. Ich ſetzte mich zu Tiſche, aber kaum hatte ich mein Mahl begonnen, als die Thüre ſacht geöffnet wurde und Meiſter Emanuel wieder zu mir hereinkroch.

„Miſchter Newland, als Se mer wollen verzeihen, aber wollen Se nicht bezahlen die Intereſſen von meinem Geld?“

Ich ſprang auf, mit dem Stock in der Hand: „fort, du alter Dieb!“ rief ich, und kaum waren die Worte aus meinem Munde, ſo hatte ſich Herr Emanuel bereits von dannen gehoben; auch bekam ich ihn niemals wieder zu Geſichte.

## Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Ich beſchließe, eine neue Laufbahn anzutreten und mein Glück auf dem nächſten Wege zu ſuchen. Abſchied von allen meinen alten Freunden.

Ich war vergnügt über dieſen Triumph der Ehrlichkeit und verzehrte ſeit vielen Tagen wieder einmal mein Eſſen mit einigem Appetit. Als es zu Ende war, legte ich eine Zwanzigpfundnote in den Schreibtiſch; die übrigen fünfhundert Pfund ſteckte ich zu mir, um mein letztes Glück zu verſuchen. Nach einer Stunde kehrte ich ohne einen Penny aus der Hölle zurück, aber nun war auch auf die fürchterlichſte Aufregung eine gewiſſe Ruhe, eine Glückſeligkeit der Reſignation eingetreten. Ich kannte mein Schickſal; jetzt gab es keine Ungewißheit mehr. Ich ſetzte mich nieder, um meine ferneren Schritte zu überlegen. „Ich mußte meine Laufbahn in der Welt von Neuem beginnen, mußte in die Dunkelheit zurückkehren, und das machte mich glücklich. Ich hatte die Bande zwiſchen mir und meinen früheren Verhältniſſen geſprengt; ich war wieder ein Bettler, aber ich war unabhängig, und das beſchloß ich zu bleiben. Ich redete freundlich mit Timothy, ging zu Bette und nachdem ich einen feſten Entſchluß über mein künftiges Schickſal gefaßt hatte, ſank ich in einen geſunden Schlaf.

Nie habe ich beſſer geſchlafen, nie bin ich friſcher aufgewacht. Morgens früh packte ich meinen Mantelſack, den ich aber nur mit den allernöthigſten Erforderniſſen füllte; denn alle Toilettenſachen, welche über die Anforderungen der Reinlichkeit hinausgingen, hatte ich abgedankt. Als Timothy hereinkam, ſagte ich ihm, ich gehe zu Lady De Clare, was ich auch wirklich im Sinne hatte. Der arme Timothy war voll Freude, mich ſo verändert zu ſehen, und ohne Ahnung, daß er mich eben jetzt verlieren ſollte; denn wiſſe, Leſer, daß ich mich entſchloſſen hatte, mein Glück allein zu verſuchen, und, mochte auch der Abſchied von einem ſo unſchätzbaren Freunde noch ſo ſchmerzlich ſeyn, nicht länger mich ſeines Beiſtandes oder ſeiner Geſellſchaft erfreuen wollte. Alles Bisherige ſollte beim Beginne meiner Laufbahn vergeſſen ſeyn. Ich ſetzte mich nieder, während Timothy mir einen Platz in der Richmond-Kutſche beſtellte, und richtete folgende Zeilen an ihn:

„Mein lieber Timothy!

Glaube nicht, daß ich Deine Freundſchaft unter ihrem Werthe ſchätze oder jemals Deine Anhänglichkeit an mich zu vergeſſen gedenke, wenn ich Dir ſage, daß wir uns vielleicht nie wieder ſehen werden. Sollte das Glück mich begünſtigen, ſo hoffe ich, Dich bald wieder um mich zu haben; aber dazu iſt wenig Ausſicht vorhanden. Ich habe beinahe Alles verloren: mein Geld iſt hin, mein Haus verkauft — Alles verſpielt. Ich beſitze in dieſem Augenblicke, da ich Dich verlaſſe, nichts als zwanzig Pfund und die Kleider in meinem Mantelſack. Dir hinterlaſſe ich das ſämmtliche Hausgeräthe und was überhaupt von mir zurückbleibt, zum Verkaufe. Der ganze Erlös iſt Dein, und ich hoffe, Du werdeſt Mittel finden, Dich irgendwo niederzulaſſen. Gott ſegne Dich. Mit unwandelbarem Dank der Deinige

Japhet Newland.“

Dieſen Brief ſteckte ich ein, um ihn bei meinem Abgang von Richmond auf die Poſt zu geben. Dann ſchrieb ich an Herrn Maſterton:

„Sir!

Ich habe Ihren Brief erhalten und muß Ihnen leider ſagen, daß Sie unwiſſentlich der Urheber meiner gegenwärtigen Lage ſind. Daß ich eine ſolche Sprache nicht verdient habe, davon können Sie ſich zur Genüge überzeugen, wenn Sie ſich an Mr. Harcourt wenden. Zur Verzweiflung getrieben, habe ich all' mein Hab und Gut verloren, indem ich das Spiel meinen mannigfachen Thorheiten beigeſellte. Ich bin jetzt im Begriffe, mein Glück zu ſuchen, und meine Forſchungen nach meinem Vater fortzuſetzen. Deßhalb bitte ich Sie, Lord Windermear meine aufrichtigſte Erkenntlichkeit für ſeine freundlichen Abſichten auszudrücken, und ihn zu verſichern, daß meine Geſinnungen gegen ihn immer voll Dank und Achtung ſeyn werden. Empfangen auch Sie meine wärmſten Dankſagungen für Ihren freundlichen Beiſtand, für Ihre väterliche Theilnahme an meinem Wohlergehen, und glauben Sie mir, wenn ich ſage, daß meine innigſten Gebete Ihrer Glückſeligkeit gewidmet ſeyn ſollen. Wenn Sie meinen armen Freund Timothy, welcher ohne Zweifel in ſeiner Bekümmerniß bei Ihnen einſprechen wird, auf irgend eine Weiſe unterſtützen können, ſo erweiſen Sie eine neue Gunſt

Ihrem
ewig dankbaren
Japhet Newland.“

Ich ſiegelte dieſes Schreiben und beauftragte den zurückkehrenden Timothy, es nach meiner Abreiſe zu Mr. Maſterton zu tragen, ohne jedoch auf eine Antwort zu warten. Da ich jetzt noch eine Stunde bis zum Abgang der Kutſche hatte, ſo ließ ich mich mit ihm in eine Unterredung ein, worin ich ihm meine unglücklichen

Verhältniſſe zu der Geſellſchaft und meine Abſicht, die Hauptſtadt zu verlaſſen, andeutete.

Timothy ſtimmte mir bei. „Ich habe Sie in der letzten Zeit ſo unglücklich, ich darf ſagen, ſo elend geſehen,“ ſagte er, „daß ich weder eſſen noch ſchlafen konnte; ja, ich lag in meinem Bette und weinte, denn mein Glück hängt von dem Ihrigen ab. Gehen Sie, wohin Sie wollen, ich bin bereit, Ihnen zu folgen und zu dienen; ſo lange ich Sie zufrieden ſehe, iſt mir alles andere gleichgültig.“

Dieſe Worte hätten faſt meinen Entſchluß erſchüttert, und ich war nahe daran, ihm Alles zu ſagen; aber nach einiger Ueberlegung nahm ich mich zuſammen. „Mein lieber Timothy,“ ſagte ich, „in dieſer Welt haben wir immer ein buntes Daſeyn zu erwarten; es gibt eine Zeit, wo wir lachen dürfen, aber dann kommt wieder eine Stunde, wo wir weinen müſſen. Ich verdanke Dir mein Leben, und das werd' ich Dir nie vergeſſen, wo ich auch ſeyn mag.“

„Allerdings,“ verſetzte Timothy, „Sie werden einen, der Ihnen kaum eine Stunde lang aus dem Geſichte kommt, nicht ſo leicht vergeſſen.“

„Das iſt wohl wahr, Tim, aber es können Umſtände eintreten, die uns von einander ſcheiden.“

„Ich kann mir keine ſolchen Umſtände vorſtellen, kann auch nicht glauben, daß, ſo ſchlecht die Sachen gehen mögen, ſie ſich ſo abſcheulich ſollten wenden können. Sie haben ja doch Ihr Geld und Ihr Haus; wenn Sie London verlaſſen, ſo können Sie durch Vermiethung Ihrer eigenen meublirten Zimmer Ihr Einkommen vermehren. Wir haben alſo keinen Mangel zu fürchten; vielmehr werden wir ſehr glücklich ſeyn, die Welt zu durchſtreichen und zu ſuchen, was wir gerne finden möchten.“

Mein Gewiſſen ſchlug mich, als Timothy dieſes ſagte, denn ich fühlte, daß ihm ſeine Anhänglichkeit und Treue beinahe die gleichen Anſprüche auf das verlorene Eigenthum gab. Er war mein

Gefährte geweſen, der zu beiderſeitigem Vortheil die untergeordnete Rolle übernommen hatte. „Aber dennoch könnte eine Zeit kommen,“ ſagte ich, „wo wir uns wieder ſo entblößt finden, wie beim Beginne unſerer Laufbahn, als wir der alten Frau die Embrocation verkauften und drei und einen halben Penny mit einander theilten.“

„Nun ja, ſo mag ſie kommen; es wäre mir leid für Sie, für mich ſelbſt aber nicht im mindeſten; denn alsdann würde Tim von größerer Bedeutung und fühlbarerem Nutzen ſeyn als jetzt in ſeiner faullenzeriſchen Livree.“

„Wahrhaftig!“ rief ich in meinem Herzen aus, „ich bin ein Thor, ein großer Thor geweſen; aber der Würfel liegt. Ich will in Thränen ſäen: möge ich in Freuden ernten! Ich habe die fröhliche Ueberzeugung, daß wir einſt wieder zuſammen ſeyn werden, wo dann dieſe jammervolle Trennung nur einen Gegenſtand unſerer Plaudereien abgeben ſoll.“ — „Ja, Tim,“ ſagte ich laut, „es iſt Alles richtig.“

„Alles richtig, gewiß, Sir; ich glaubte nie, daß irgend etwas unrichtig ſey, außer Ihr Verdruß darüber, daß die Leute Ihnen nicht mehr die Aufmerkſamkeit zollten wie früher, da ſie Sie für einen reichen Mann hielten.“

„Gewiß, aber vergiß nicht, wenn Mr. Maſterton von mir ſpricht, ihm zu ſagen, daß ich dem alten Schurken Emanuel jeden Heller zurückbezahlt habe; Du weißt ja, und auch Mr. Maſterton weiß es, unter welchen Bedingungen dieſes Geld entlehnt worden iſt.“

„Gut, ich will es thun, wenn er mit mir ſpricht; aber er ſpricht ſelten viel mit mir.“

„Vielleicht thut er es doch, Tim, und ich wünſche ihn wiſſen zu laſſen, daß ich jede Art von Schulden bezahlt habe.“

„Man ſollte denken, Sie gehen nach Oſtindien, ſtatt nach Richmond, ſo reden Sie da.“

„Nein, Tim. Man hat mir eine Stelle in Oſtindien angeboten, die ich jedoch abgelehnt habe; aber Mr. Maſterton und ich ſind in der letzten Zeit nicht ganz gut mit einander geſtanden, und deßhalb wünſchte ich ihn in Kenntniß zu ſetzen, daß ich keine Schulden habe. Du weißt — denn ich erzählte Dir ja die ganze Scene mit Emanuel — wie er ſich zu fünfhundert Pfund verſtand und ſeine tauſend erhielt; ich wünſchte, daß auch Mr. Maſterton es erführe, vielleicht wird dann ſeine Stimmung gegen mich freundlicher werden."

„Seyen Sie ruhig," erwiederte Tim, „ich kann die ganze Geſchichte mit Arabesken erzählen."

„Nein, Tim, Du mußt bei der reinen Wahrheit bleiben. Aber jetzt iſt es Zeit zu gehen. Lebe wohl, mein lieber Junge, Gott ſegne und erhalte Dich." — Ueberwältigt von meinen Gefühlen legte ich das Geſicht auf Timothy's Schulter und weinte.

„Was gibt es, was haſt Du, Japhet? Mr. Newland, ich bitte, Sir, was ſoll das heißen?"

„Es iſt nichts, Timothy," erwiederte ich, indem ich mich zu faſſen ſuchte: „ich bin unpäßlich geweſen, wie Du weißt, und meine Nerven ſind noch krank, ſo daß es mich jammert, ja ganz übermannt, von meinem beſten und einzigen Freund auch nur auf ein paar Tage zu ſcheiden."

„O Sir — lieber Japhet, wir wollen dieſes Haus verlaſſen, das Geräthe verkaufen und in die weite Welt gehen."

„Das meine ich auch, Tim. Lebe wohl, und Gott ſey mit Dir."

Ich ging die Treppe hinab; die Miethkutſche hielt vor der Thüre. Timothy legte meinen Mantelſack hinein, und ſtieg auf den Sitz. Ich weinte bitterlich. Man mag mich deßhalb belächeln, aber man denke ſich in meine Lage, man fühle, was es heißt, den einzigen treuen wahren Freund zu verlaſſen. Ich hatte mich gefaßt, bis wir bei der Richmond-Kutſche ankamen. Dort drückte ich Timothy's Hände, und verlor ihn aus dem Geſichte — auf wie lange, wird der Leſer im Verlaufe meiner Abenteuer erfahren.

Ich kam zu Lady De Clare, bei welcher ich, wie ich kaum zu ſagen brauche, willkommen war. Mutter und Tochter freuten ſich über meine baldige Wiederkunft und fragten hundert Dinge; aber ich war unglücklich und ſchwermüthig, nicht wegen meiner Ausſichten, denn in meiner Verblendung freute ich mich über das bevorſtehende Bettlerthum — nein, ich wünſchte mich meiner Flita, wie ich ſie immer noch nennen muß, mitzutheilen. Flita kannte meine Geſchichte bis zu der Zeit meiner zweiten Zurückkunft nach London, da ſie bei meiner Erzählung gegenwärtig geweſen war; von meinen ſpäteren Schickſalen aber hatte ſie wenig erfahren. Ich wagte es nicht, ihr dieſen letzten Theil mündlich zu bekennen, ſondern war entſchloſſen, es ſchriftlich zu thun.

Lady De Clare legte meinem Zuſammenſeyn mit Flita keinerlei Hinderniß in den Weg. Dieſe war jetzt ein ſchönes Mädchen zwiſchen Fünfzehn und Sechszehn, eine werdende Jungfrau, lieblich wie die Knospe der Moosroſe, und an Verſtand ihren Jahren weit vorausgeſchritten. Drei Tage blieb ich, während welcher Zeit ich vielfache Gelegenheit zu Unterredungen mit ihr hatte. Ich ſagte ihr, ich wünſche ſie mit meiner ganzen Lebensgeſchichte bekannt zu machen, und fragte, was ſie davon wiſſe; dann füllte ich ſorgfältig die Lücken aus, bis ich zu dem Tage kam, da ich ſie in die Arme ihrer Mutter gebracht hatte. „Und nun, Flita,“ ſagte ich, „haſt Du noch Vieles zu erfahren, was aber erſt nach meiner Abreiſe geſchehen ſoll. Ich habe jede Nacht einige Stunden auf's Niederſchreiben verwandt; ich habe, wie Du finden wirſt, meine Gefühle zergliedert und Dir jedesmal angedeutet, wo ich im Irrthum geweſen bin. Es geſchah zu meiner Unterhaltung; doch mag es auch ſogar einem Frauenzimmer nützlich ſeyn.“

Am dritten Tage nahm ich Abſchied, wobei ich Lady De Clare um ihre Pony-Chaiſe bat, um nach *** zu fahren, von wo ich die erſte Kutſche weſtwärts nehmen wollte, ohne mich darum zu bekümmern, wohin. Dann legte ich die Blätter, die meine Denkwürdigkeiten enthielten, in Flita's Hände, und ſagte Lebewohl. „Lady De Clare, mögen Sie glücklich ſeyn! Flita, Cäcilie ſollte ich ſagen, Gott ſegne und erhalte Dich! Denke zuweilen an Deinen aufrichtigen Freund Japhet.“

„Wahrhaftig, Newland,“ ſagte Lady De Clare, „man ſollte glauben, wir würden Sie in unſerem Leben nicht wieder ſehen.“

„Ich hoffe, daß das nicht der Fall ſeyn werde, Lady De Clare; denn ich kenne Niemanden, dem ich ergebener wäre.“

„Nun ja, lieber Freund, ſo laſſen Sie ſich recht bald wieder bei uns ſehen.“

Ich drückte ihr die Hand und verließ das Haus. So begann ich meine zweite Pilgerfahrt.

## Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Meine neue Laufbahn beginnt nicht unter den günſtigſten Ausſichten. Ich werde beraubt und des Raubes angeklagt, ſpringe einem Ermordeten bei und bin ſelbſt des Mordes beſchuldigt, gerathe in eine Pferdeſchwemme und von da in's Gefängniß.

Nachdem ich eine halbe Meile weit gefahren war, hieß ich den Kutſcher einen Seitenweg einſchlagen, der nach dem nur vier Meilen entfernten Brentford führte; daſelbſt angekommen, ließ ich an einem Wirthshauſe anhalten, um, wie ich ſagte, hier zu warten, bis die Kutſche vorüberkäme; dann gab ich ihm eine halbe Krone und ſchickte ihn zurück. Ich begab mich mit meinem Mantelſack in die Herberge, wo ich in ein kleines Hinterzimmer gewieſen wurde; hier blieb ich bei einem Glaſe Ale, das ich unberührt ſtehen ließ, wohl eine halbe Stunde lang in ſtummer Berathung über den beſten

Plan, den ich befolgen ſollte. Hierauf ging ich, nachdem ich das ungenoſſene Ale bezahlt hatte, mit meinem Mantelſack auf der Schulter fort, bis ich zu einem Trödelladen kam, wo ich dem Juden ſagte, ich bedürfe einiger Kleidungsſtücke und wünſche meinen Mantelſack nebſt ſeinem ganzen Inhalte zu verkaufen. Ich hatte mit einem großen Spitzbuben zu thun; nach vielem Schachern, denn ich fühlte jetzt den Werth des Geldes, erhandelte ich von ihm zwei Paar geſtreifte baumwollene Hoſen, zwei Weſten, vier grobe Hemden, vier Paar Strümpfe, einen Kittel, ein Paar Halbſtiefeln und einen ſchlechten Hut. Dafür gab ich meinen Mantelſack mit allem, was darin war, ausgenommen ſechs ſeidene Taſchentücher, und bekam nur fünfzig Schillinge heraus, während ich wenigſtens zehn Pfund hätte erhalten ſollen; aber ich konnte es nicht anders machen, und mußte mich der Erpreſſung unterwerfen. Nun kleidete ich mich in dieſen meinen demüthigen Anzug, brachte mein Geld, unbemerkt von dem Juden, in der Hoſentaſche unter, ſchnürte mein Bündel zuſammen und ließ mir einen Stock geben, um es zu tragen, jedoch nicht ohne drei Pence dafür bezahlen zu müſſen, indem der Jude bemerkte, der Stock ſey nicht mit im Handel begriffen. In dieſem Aufzuge glich ich einem wohlhabenden Landmann, und ſchritt die lange ſchmutzige Hauptſtraße von Brentford hin, ganz unentſchloſſen und gleichgültig über die Richtung, die ich nehmen ſollte. Ich war etwa eine Meile gegangen, als es mir beifiel, es wäre doch beſſer, zu einiger Entſcheidung über meine weitere Reiſe zu gelangen. Da ich in dieſem Augenblicke eine Bank vor einem Wirthshauſe ſah, ſo ging ich hin und ſetzte mich darauf nieder; ich ſah mich um, und wie ein Blitz kam es mir in die Erinnerung, daß ich auf derſelben Bank ſitze, auf welcher ich mit Timothy bei dem erſten Ausfluge in die Welt jene Mahlzeit gehalten hatte. Ja, es war dieſelbe Bank! Hier ſaß ich damals, und dort ſaß Tim, zwei ſorgloſe Knaben, vor uns das Papier mit dem Schweinsbraten und dem Brodlaibe, und der Bierkrug zwiſchen uns. Armer Tim! ich malte mir ſeinen Jammer beim Empfang meines Abſagebriefes vor; ich gedachte ſeiner Treue, ſeines Muthes in jener gefährlichen Stunde auf Mount-Caſtle, und die Thränen rollten mir über die Wangen herab.

Ich blieb einige Zeit in tiefem Sinnen; die verſchiedenen Schickſale und Abenteuer meines Lebens gingen in raſchem Schattenſpiel an mir vorüber. Ich fühlte, daß ich wenig zu meinen Gunſten ſagen konnte: in wie vielen Punkten mußte ich mich nicht ſchuldig bekennen! Ich hatte ein Leben voll Lug und Trug hinter mir. Auch konnte ich nicht vergeſſen, daß ich eben, als ich zur Ehrlichkeit zurückkehrte, von der Welt verſtoßen worden war. Und hier bin ich nun! dachte ich: wiederum liegt die Welt vor mir; iſt es nicht billig, daß ich meinen Lauf von Neuem beginne, nachdem ich auf einem falſchen Pfade geweſen bin? Wenigſtens kann ich zu meiner Befriedigung ſagen, daß ich jetzt Niemanden täuſche, daß ich keinen verdienten Schimpf zu fürchten habe. Ich bin Japhet Newland und trage keine Maske.

Ich fühlte mich glücklich bei dieſem Gedanken und legte das Gelübde ab, immer, was auch mein Schickſal ſeyn möge, wenigſtens auf dem geraden Wege zu bleiben. Hierauf begann ich einen andern Gegenſtand zu überlegen, nämlich, wohin ich meine Schritte lenken, und mit was ich meinen Lebensunterhalt erwerben ſollte.

Ach, das war ein Punkt, der mir nicht wenig zu ſchaffen machte! Wer einmal in einem Beruf erzogen worden iſt, kehrt natürlich zu dieſem Berufe zurück, aber wozu war ich erzogen worden? Zu einem Apotheker, freilich; aber nur allzugut kannte ich die Schwierigkeit, bei einer ſogenannten freien Kunſt ein Unterkommen, ohne daß Intereſſe oder eine Empfehlung für mich ſprach, zu finden. Auch wünſchte ich kein ſolch ein [illegible] Leben mehr; ſchon der Gedanke war mir zuwider. Als Marktſchreier, Taſchenſpieler, Quackſalber aufzutreten — pfui, das war ein Handwerk der Täuſchung und des Betruges! Was ſollte ich alſo thun? graben konnte ich nicht, und ich ſchämte mich zu betteln. Ich mußte mich auf das Kapitel der Zufälle verlaſſen, und das war in meiner hülfloſen Lage nichts Beſſeres, als ein zerbrochen Rohr. Auf alle Fälle hatte ich noch eine hinreichende Baarſchaft, mehr als zwanzig Pfund, womit ich bei einiger Sparſamkeit geraume Zeit auskommen konnte.

Eine Stimme unterbrach mich: „Hillo, mein Burſche! kommt und haltet mir das Pferd ein wenig.“ — Ich blickte auf und gewahrte einen Reiter, der mich anſah. — „Hört Ihr nicht, oder ſeyd Ihr blödſinnig?“ wiederholte er.

Mein erſter Gedanke war, ihn für ſeine Unverſchämtheit zu Boden zu ſchlagen; da mich aber das Bündel, das auf der Seite lag, an mein Ausſehen und meine jetzigen Verhältniſſe erinnerte, ſo ſtand ich auf und trat zu dem Roſſe. Der Gentleman, denn das war er dem Ausſehen nach, ſtieg ab, warf dem Pferde die Zügel über den Hals und gebot mir, eine halbe Minute dabei ſtehen zu bleiben. Er ging in ein anſtändiges Haus der Schenke gegenüber, wo er ſich faſt eine halbe Stunde verweilte, ſo daß ich zuletzt ſehr ungeduldig wurde und beſtändig das Bündel auf der Bank mit den Augen hütete. Endlich kam er wieder heraus; mit einigem Erſtaunen ſah er mir in's Geſicht, während er ſein Pferd beſtieg: „Wie, wer ſeyd Ihr?“ rief er, mit einem Sechspenceſtück, das er mir reichen wollte, in der Hand.

Wiederum war ich nahe daran, mich zu vergeſſen, da mich der Gedanke, ein Sechspenceſtück geſchenkt zu erhalten, nicht wenig empörte; doch nahm ich mich zuſammen und antwortete, die Hand nach der Münze ausſtreckend: „Ich bin ein armer Taglöhner, Sir.“

„Was, mit ſolchen Händen?“ ſagte er. „Ich glaube,“ fuhr er fort, indem er mir in's Antlitz blickte, „wir haben uns ſchon einmal geſehen, Burſche. Ich kann's nicht gewiß ſagen, aber Ihr werdet's am beſten wiſſen: ich bin eine Magiſtratsperſon aus Bowſtreet.“

In dieſem Augenblick erkannte ich den Richter, vor welchen ich zweimal geführt worden war. Ich erröthete tief und ſprach kein Wort.

„Nun, Burſche, ich bin jetzt nicht auf meiner Bank, und dieſen Sechspence habt Ihr ehrlich verdient. Ich hoffe, Ihr werdet auf dem geraden Wege bleiben. Nehmt Euch in Acht, ich habe ſcharfe Augen.“ Mit dieſen Worten ritt er fort.

Ich fühlte mich auf's tiefſte gedemüthigt. Offenbar hatte er mich für einen Menſchen angeſehen, der aus unwürdigen Abſichten dieſe Rolle ſpielte, vielleicht für einen abgefeimten Taſchendieb, der ſich, bis irgend ein Geſchrei vorüber wäre, zum Bauer gemacht hatte. „Gut, gut!“ ſagte ich, indem ich einen Klumpen Koth vom Boden nahm und meine weißen Hände damit rieb: „es iſt mein Schickſal, daß ich Glauben finde, wenn ich betrüge, und keinen, wenn ich ehrlich bin.“ Damit kehrte ich nach der Bank zurück, um mein Bündel zu nehmen, welches — verſchwunden war. Mit Beſtürzung ſtarrte ich auf die leere Stelle: „Iſt es möglich?“ dachte ich; „wie unredlich doch die Menſchen ſind! Nun ja, ſo will ich denn für jetzt leer gehen. Meinen Stock wenigſtens hätten ſie mir laſſen können.“

Mit dieſen Gedanken und ohne großen Aerger über meinen Verluſt, wandte ich der Bank den Rücken und ging fort, ohne zu wiſſen, wohin. Es wurde nun allmählig dunkel, aber ich hatte ganz vergeſſen, daß es nöthig ſey, mich nach einem Nachtlager umzuſehen; denn durch die Worte des Richters und den Diebſtahl meines Bündels war ich ganz aus der Faſſung gebracht worden. So ging ich denn in dumpfem Brüten, aus welchem ich nur von Zeit zu Zeit, über verſchiedene Hinderniſſe ſtrauchelnd, erwachte, auf der Straße fort, bis ich zwei oder drei Meilen über Brentford hinausgekommen war. Ich hatte noch eine Meile bis Hounslow, als mich das Aechzen eines Menſchen aufſchreckte; da es jetzt ganz dunkel war, ſo blickte ich umher, um durch Lauſchen mich über die

Richtung zu belehren, nach welcher ich Hülfe bringen mußte. Das Geräuſch kam von der andern Seite einer Hecke, welche ich durchkroch; dort fand ich einen Menſchen, der mit blutbedecktem Kopfe, ſchwer athmend, auf dem Boden lag. Ich löste ihm das Halstuch und unterſuchte ſeinen Zuſtand ſo gut ich es vermochte, wand ihm ſein Taſchentuch um den Kopf, und da ich ihn in einer ſehr nachtheiligen Lage ſah, indem Kopf und Schultern viel niedriger lagen, als der Körper, ſo kehrte ich ihn um, in der Abſicht, ſeinen Kopf auf eine höhere Stelle zu legen. Während ich damit beſchäftigt war, hörte ich Fußtritte und Stimmen; nicht lange, ſo drangen vier Leute durch die Hecke und umringten mich.

„Das iſt er, ich will darauf ſchwören!“ rief ein unermeßlich ſtarker Mann, der alsbald Hand an mich legte; „das iſt der andere Burſche, der mich anfiel, und dann davon lief. Er iſt gekommen, um ſeinen Mitſchuldigen wegzuſchaffen, und nun ertappen wir ſie beide ganz geſchickt.“

„Ihr ſeyd ſehr im Irrthume,“ erwiederte ich, „und braucht mich nicht ſo feſt zu halten. Ich hörte den Menſchen ſtöhnen, und kam ihm zu Hülfe.“

„Das ſind faule Fiſche,“ rief einer von den vieren, der ein Conſtabel war. „Kommt nur mit uns: — wir könnten ihm gleich die Manſchetten anlegen.“ Mit dieſen Worten zog er ein paar Handſchellen hervor.

Unwillig über dieſe Beſchimpfung riß ich mich unverſehens los von dem, der mich hielt, ſtürzte auf den Conſtabel, ſchlug ihn nieder, und rannte eilig über das gepflügte Ackerfeld. Alle Vier verfolgten mich, aber ich gewann ihnen einen bedeutenden Vorſprung ab, und hatte alle Hoffnung zu entkommen. Ich rannte einer Oeffnung zu, die ich in einer Hecke bemerkte, und machte einen Satz darüber weg, ohne mich an das alte Sprüchwort: „ſieh zu, bevor du ſpringſt,“ zu erinnern; denn als ich auf der andern Seite zu Boden kam, fand ich mich in einem tiefen, ſchlammigen

Waſſerpfuhl. Ich ſank bis über den Kopf hinein, und kämpfte mich mit Mühe aus dem Schlamm im Grunde heraus; als ich wieder an die Oberfläche kam, hinderte mich das Schilf, zwiſchen dem ich zappeln mußte, eben ſo ſehr am Entkommen. Indeſſen hatten meine Verfolger, welchen das laute Plumpen aufgefallen war, an der Hecke Halt gemacht, und da ſie meine Lage ſahen, ſo warteten ſie am Rande des Sumpfes, um mich herauskommen zu laſſen. Aller Widerſtand war vergebens. Starr vor Kälte und erſchöpft durch meinen Kampf im Waſſer ergab ich mich, ſobald ich am Ufer war, auf Gnade und Ungnade.

## Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Immer ſchlimmer! Aus dem Gefängniß ſcheint es mit mir unmittelbar in die andere Welt gehen zu wollen. Ich bin entſchloſſen, mein Geheimniß mitzunehmen.

Nun brachten mich zwei Conſtabel, nachdem ich mir die Handſchellen ohne Sträuben hatte anlegen laſſen, nach Hounslow, während die beiden andern zurückkehrten, um ſich des Verwundeten zu bemächtigen. Bei meiner Ankunft wurde ich, da jenen Abend keine Sitzung mehr ſeyn konnte, in das Gefängniß geworfen, und blieb meinen Betrachtungen überlaſſen. Vorher jedoch wurde ich durchſucht: die Conſtabel nahmen mir nicht bloß meine Baarſchaft ab, die ſich, wie ich ſchon geſagt, auf mehr als zwanzig Pfund belief, ſondern auch, was mir ganz entfallen war, einen Diamantring, den ich mit meinen andern Schmuckſachen für Timothy zurückzulaſſen beabſichtigt, aber bei der Eile, womit ich London verließ, am Finger behalten hatte. Das Gefängniß war ein viereckiges Gelaß mit zwei Fenſtern ohne Gläſer, durch dicke eiſerne

Stäbe verwahrt; da der Regen hereingeſchlagen hatte, ſo glich es mehr einem Pfandſtalle, denn es war nicht eben gepflaſtert, und der Boden ſtand drei oder vier Zoll tief im Schlamm. Ein Stuhl war nicht vorhanden, und hier ging ich nun, bebend in meinen naſſen Kleidern, die ganze Nacht auf und ab, in einem Zuſtande der nahe an Wahnſinn gränzte. Ueber die Zukunft nachzudenken vermochte ich nicht; ich ſann nur über die Vergangenheit. Ich erinnerte mich, was ich geweſen war, und fühlte die Grauſamkeit meiner jetzigen Lage. Hatte ich das verdient? Nein, gewiß nicht! „O Vater, Vater!“ rief ich bitter aus, „ſieh, wohin es mit Deinem Sohne gekommen iſt! In Handfeſſeln, wie ein Schelm! Gott gnade meinem armen Hirn, denn ich fühle, daß es zu kreiſen beginnt. Vater, Vater — ach ich habe keinen! — Hätteſt Du mich dem Findelhauſe ohne irgend eine Spur oder Ausſicht auf eine Spur meiner Herkunft übergeben, es wäre eine Wohlthat geweſen. Dann hätte ich in irgend einem dunkeln Stande zufrieden, vielleicht glücklich gelebt; aber Du erregteſt Hoffnungen in mir, nur um ſie wieder niederzuſchlagen, Einbildungen, die mich in's Verderben führten. Heilig iſt die elterliche Pflicht, und ſchwer muß die Verantwortung derer ſeyn, welche ihre Kinder ausſetzen — welchen der Himmel einſt Rechenſchaft über ein ſo wichtiges Pfand abfordern wird. Konnteſt Du das, o Vater? Nun ſiehe Deinen Sohn! Allmächtiger Gott! Aber ich will Dir nicht fluchen, Vater, nein, nein!“ und ich brach, an der dumpfen Kerkermauer lehnend, in bittere Thränen aus.

Endlich kam die Dämmerung; dann ging die Sonne auf, und goß ihre glänzenden Strahlen durch das Gitterfenſter. Ich ſah mich an, und war entſetzt über mein Ausſehen. Mein Kittel war mit ſchwarzem Schlamm bedeckt, meine Kleider desgleichen; den Hut hatte ich im Waſſer verloren. Der getrocknete Moraſt zerbröckelte fühlbar auf meinen Wangen. Ich griff mit den Händen an den Kopf, und zog eine Menge Waſſerlinſen aus meinen verworrenen Haaren. In einer ſolchen Geſtalt vor meinen Richtern zu erſcheinen! ich fühlte, wie ſehr das gegen mich ſprechen würde. Guter Gott, wer in der ganzen faſhionabeln Welt — von allen Jenen, die einſt ſo gierig nach meinem Gruße haſchten — von jenen jungen Weltdamen, die mir vor kaum zwölf Monden noch zulächelten — wer, wer hätte geglaubt, oder auch nur geträumt, daß Japhet Newland ſo tief ſollte ſinken können? Und warum iſt er ſo erniedrigt? ach, weil er redlich ſeyn wollte, weil er Seelenſtärke genug beſaß, um an ſeinem Entſchluſſe feſtzuhalten. Wohlan, Gottes Wille mag geſchehen. Ich kümmere mich nicht um mein Leben, aber einen ſchimpflichen Tod zu ſterben, aus der Welt gehen zu müſſen, ohne zu erfahren wer mein Vater iſt! — Ich erhob meine Hand, preßte ſie gegen die brennende Stirne, und blieb in gleichgültiger dumpfer Betäubung ſtehen, bis das Knarren der Thüre und der Eintritt der beiden Conſtabel mich wieder zu mir brachte. Sie führten mich hinaus unter eine Menſchenmaſſe, durch welche ſie ſich ihren Weg nur mit Mühe bahnen konnten, und gefolgt von der halben Bevölkerung Hounslow's, welche ihre ſchmeichelhaften Anmerkungen über den Wegelagerer machte, wurde ich vor die Richter geſtellt. Man rief den großen ſtarken Mann auf, ſein Zeugniß zu geben, was er in Folgendem that:

Er war, wie er ſagte, nach Hounslow von Brentford her, wo er ſich Kleider gekauft, auf dem Wege, und wurde auf einmal von zwei Burſchen in Kitteln, deren einer ein Bündel in der Hand trug, angeredet. Sie fragten ihn nach der Glocke; er zog die Uhr heraus, um ihnen Beſcheid zu geben, als er auf einmal von dem mit dem Bündel („von dieſem da, Sir“, ſagte er, auf mich deutend) einen Schlag auf das Hinterhaupt erhielt; zugleich griff der andere (der Verwundete, der jetzt im Gefängniß lag) nach ſeiner Uhr. Mit den Kleidern hatte er jedoch in Brentford auch einen vierzehn Pfund ſchweren Schrotbeutel gekauft, den er der Bequemlichkeit wegen mit den Kleidern in einem Bündel trug; als er ſich nun in Räuberhänden ſah, ſchwang er das Bündel um den Kopf, und ſchlug mit dem Gewichte des Schrotbeutels den, der ihm nach der Uhr gegriffen hatte, zu Boden. Dann kehrte er ſich gegen den andern (gegen mich), der zurückſprang, und mit dem Stocke nach ihm ſchlug. (Hier wurde der Stock vorgezeigt, und als ich die Augen auf ihn warf, erkannte ich zu meinem Entſetzen denſelben Stock, den ich von dem Juden für drei Pence gekauft hatte, um mein Bündel daran zu tragen.) Hierauf wurde er mit dieſem handgemein, und wollte ihm den Stock entringen, als der andere, der wieder auf die Beine gekommen war, ihn mit einem andern Stecken von hinten anfiel. Unterm Ringen hatte er ſich meines Stocks bemächtigt, während der Gegner ihm ſein Bündel entriß, mit dem er alsbald entfloh. Hierauf ſchlug er den zurückbleibenden Räuber, bis dieſer die Beſinnung verlor, und nun fand er, daß der Entſprungene ſein eigenes im Kampfe weggeworfenes Bündel zurückgelaſſen hatte. Er eilte ſodann aus Leibeskräften nach Hounslow, um daſelbſt Anzeige zu machen. Wie er auf den Kampfplatz zurückkam, und mich bei meinem vermeintlichen Spießgeſellen überraſchte, iſt bereits bekannt.

Der nächſte Zeuge, der aufgerufen wurde, war der Jude, mit dem ich den Kleiderhandel gemacht hatte. Er erzählte dieſen, und ſchwur auf die Kleider in dem von dem Straßenräuber zurückgelaſſenen Bündel, ſo wie auf den Stock. Dann legte der Conſtabel das bei mir gefundene Geld und den Diamantring vor, wobei er meinen Fluchtverſuch bezeugte. Der Richter fragte mich, ob ich irgend etwas zu meiner Vertheidigung vorbringen könne, indem er mich, keine Blöße zu geben, warnte.

Ich erwiederte, ich ſey unſchuldig. Allerdings habe ich meine Kleider an den Juden verkauft, und andere dafür eingehandelt, eben ſo auch den Stock; aber Stock und Bündel ſeyen mir, während ich einem Gentleman ſein Pferd hielt, geſtohlen worden. Hierauf ſey ich Hounslow zu gegangen; auf dieſem Wege habe mir die

Menſchlichkeit geboten, einem Mitmenſchen, den ich als ein Opfer des Raubes angeſehen, beizuſpringen. Mitten in dieſer Pflichterfüllung ſey ich feſtgenommen worden, würde jedoch willig vor den Richter mitgegangen ſeyn, hätte man mir nicht Handſchellen anzulegen verſucht, eine Beſchimpfung, die mich ſo empört, daß ich den Conſtabel zu Boden geſchlagen und jenen Verſuch zur Flucht gemacht habe.

„Wahrhaftig, eine ſehr ſinnreiche Vertheidigung,“ bemerkte einer der Richter; „bitte, wo —“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre, und der Richter aus Bowſtreet, dem ich das Pferd gehalten hatte, trat herein.

„Guten Morgen, Mr. B . . . . , Sie kommen eben recht, um uns Ihren Beiſtand zu leihen. Wir haben es mit einem ſehr abgefeimten Spitzbuben, oder mit einem Menſchen, dem großes Unrecht geſchieht, zu thun. Erweiſen Sie uns die Güte, ehe wir weiter inquiren, dieſe Ausſagen und die Vertheidigung des Gefangenen zu prüfen.

Der Londoner Richter willfahrte, und wandte ſich dann zu mir; aber ich war ſo vom Schlamm entſtellt, daß er mich nicht erkannte.

„Sie ſind der Gentleman, Sir, der mich bat, ihm das Pferd zu halten, ſagte ich zu ihm. Ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß dieſer Theil meiner Angabe wahr iſt.“

„Richtig,“ erwiederte er, „ich erinnere mich jetzt, daß Ihr dieſelbe Perſon ſeyd, und Ihr werdet Euch gleichfalls der Bemerkung erinnern, welche ich Euch über Eure Hände machte, als Ihr Euch für einen armen Taglöhner ausgeben wolltet.“

„Vollkommen, Sir,“ war meine Antwort.

„Wollt Ihr uns vielleicht unterrichten, auf welche Weiſe ein Diamantring und zwanzig Pfund baares Geld in dieſe Hände kamen?“

„Auf ehrliche Weiſe, Sir.“

„Wollt Ihr uns angeben, da Ihr ein armer Taglöhner ſeyd, bei wem Ihr zuletzt gearbeitet habt, welchem Kirchſpiel Ihr angehört und wen Ihr wegen Eurer Aufführung als Zeugen ſtellen könnt?“

„Ich kann mich nicht entſchließen, auf dieſe Fragen zu antworten, Sir; wenn ich wollte, ſo könnte ich, und es würde ſehr zu meiner Genugthuung ausfallen.“

„Wie iſt Euer Name?“

„Auch dieſe Frage kann ich nicht beantworten, Sir.“

„Ich ſagte Euch geſtern, daß wir uns ſchon einmal geſehen hätten; war es nicht in Bowſtreet?“

„Ich bin beſtürzt, Sir, daß Sie von der Richterbank aus eine Frage an mich ſtellen, deren Beantwortung mich tief ergreifen müßte. ‚Ich bin hier in einer falſchen Stellung und weiß mir nicht wohl zu helfen. Ich habe keine Freunde, auf die ich mich berufen möchte, denn ich müßte erröthen in einem ſolchen Zuſtand und unter ſolchen Beſchuldigungen von ihnen geſehen zu werden.“

„Eure Verwandten, junger Mann, würden ſich gewiß nicht von Euch abwenden. Wer iſt Euer Vater?“

„Mein Vater!“ rief ich mit aufgehobenen Händen und Augen aus; „mein Vater! barmherziger Gott! könnte er mich nur hier ſehen, könnte er ſehen wohin er ſeinen unglücklichen Sohn gebracht hat!“ — Unter krampfhaftem Schluchzen bedeckte ich mein Geſicht.

## Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Ein peinlicher Irrthum zieht mir eine peinliche Behandlung zu. Statt eines Rechtsbeiſtandes bediene ich mich des Schneiders und Parfümeurs zu meinem Kriminalproceß, und beſchließe als Gentleman zu ſterben.

„Es iſt wahrhaftig ſchade, ſehr ſchade," bemerkte einer der Richter, „um einen ſo feinen und, ſeinem Betragen, ſeiner Sprache nach zu urtheilen, offenbar wohlerzogenen jungen Menſchen, aber" ſetzte er gegen die andern gewendet hinzu, „es wird uns kein Wahl bleiben. Was ſagen Sie dazu, Mr. B....?"

„Ich muß Ihnen leider beipflichten; ich fürchte, wie die Sachen ſtehen, wird die große Jury mit ihrem Spruch nicht lange zögern. Laſſen Sie uns übrigens noch eine Frage an den Zeugen Armſtrong ſtellen. Könnt Ihr darauf ſchwören, daß dieſer junge Menſch einer von den Burſchen iſt, die Euch angefallen haben?"

„Es war ſchon ziemlich dunkel, Sir, und beide hatten ſich ihre Geſichter geſchwärzt; aber es war ein Menſch, der ihm in der Statur, und auch, ſo viel ich mich erinnern kann, in der Kleidung vollkommen glich."

„Ihr könnt alſo ſeine Identität beſchwören?"

„Nein, Sir, aber mein beſtes Wiſſen und Dafürhalten kann ich verpfänden."

„Das iſt eine wichtige Ausſage, die man zu Protokoll nehmen muß," verſetzte Mr. B.... „Sie wird ihm beim Verhör zu Statten kommen."

Die Angabe wurde niedergeſchrieben, worauf man mich in das Grafſchaftsgefängniß überwies. Ich mußte einen Karren beſteigen, auf dem ich zwiſchen zweien Konſtabeln abfuhr. Bei meiner Ankunft ſetzte man mich in eine Zelle und gab mir mein

Geld zurück; den Ring aber hatte man behalten, um eine Beſchreibung davon geben zu können. Endlich wurde ich von den Handſchellen befreit, um anſtatt meiner Kleidung die Gefängnißtracht anzulegen. Bei dieſer Gelegenheit bat ich den Schließer um Erlaubniß, mich waſchen zu dürfen, was er mir gerne gewährte, und — es klingt ſeltſam, aber ich war ſo wenig an den Schmutz gewöhnt, daß ich bei meiner Zurückkunft von dem Brunnen im Gefängnißhofe eine Art von Glückſeligkeit empfand; ſelbſt die Gefangenentracht legte ich beinahe mit Vergnügen an, denn ſo viel Erniedrigendes ſie auch hatte, ſo war ſie doch jedenfalls friſch und ſauber. Hierauf wurde ich in meine Zelle zurückgebracht und meinen Gedanken überlaſſen.

Jetzt, da mein erſtes Verhör vorüber war, wurde ich weit ruhiger und zu kühler Ueberlegung fähig. Ich ſah die Gefährlichkeit meiner Lage ein, ich überzeugte mich, wie ſtark der Augenſchein gegen mich ſpreche, welch' geringe Ausſicht zu meiner Rettung vorhanden ſey. Nach Lord Windermear, nach Herrn Maſterton oder nach andern meiner früheren Bekannten zu ſenden, verbot mir mein Stolz; lieber wäre ich auf dem Schaffot umgekommen. Außerdem würde ihr Zeugniß für meinen frühern Rang in der Geſellſchaft, ſo befriedigende Auskunft es auch über Geld, Ring und Mantelſack geben mußte — was freilich bis jetzt lauter ſehr nachtheilige Umſtände waren — dennoch den Verdacht wegen des Raubes, welcher der Richterbank ſo augenfällig bewieſen ſchien, nicht umgeſtoßen haben. Meine einzige Hoffnung beruhte auf dem eingefangenen Räuber, daß er mich nicht als ſeinen Mitſchuldigen anerkennen würde, und ich war über ſeine Wiederherſtellung ſo wie auch über ſeine Aufrichtigkeit in großen Sorgen. Die Aſſiſen ſtanden, wie ich wußte, ſehr nahe bevor; mit ängſtlicher Spannung erwartete ich die Zurückkunft des Schließers, um einige Fragen an ihn zu thun. Mit Anbruch der Nacht machte er ſeine Runde bei den Gefangenen, und kam endlich auch zu mir, durch die kleine viereckige, oben in die Thüre geſchnittene, Oeffnung herein blickend. Ich fragte ihn, ob ich mir einige Kleinigkeiten, wie Feder, Tinte und Papier kaufen dürfe; da ich nicht zur Strafe ſondern wegen Unterſuchungsarreſtes im Gefängniß war, ſo konnte man mir das nicht abſchlagen, obgleich man es den zu Gefangenſchaft und ſchwerer Arbeit Verurtheilten nicht erlaubt haben würde; er verſprach mir das Verlangte bis zum nächſten Morgen herbeizuſchaffen. Ich wünſchte ihm gute Nacht und warf mich auf meine Matratze. Erſchöpft von Anſtrengungen und Gemüthsleiden, ſchlief ich die ganze Nacht ohne zu träumen ununterbrochen fort. Als ich mit Tagesanbruch erwachte und mein Bewußtſeyn allmählig wiederkehrte, ſo hatte ich zuerſt eine verworrene Vorſtellung, daß irgend etwas Schweres, das der Schlaf aus meiner Erinnerung verbannt, mir auf der Seele laſte. Was iſt es? dachte ich; — jetzt, wie ich die Augen öffnete, ward ich mir bewußt, daß ich Japhet Newland, der kaum zwei Nächte zuvor, als Gaſt der Lady De Clare und ihrer lieblichen Tochter, auf einem weichen Schwanenbette geruht hatte, hier in einer Gefängnißzelle auf einer Matratze liege, beladen mit einer Klage, die mich einem ſchmählichen Tod entgegen ſehen ließ. Ich erhob mich und blieb auf meinem Lager ſitzen, denn ich hatte die Kleider nicht abgelegt. Meine Gedanken richteten ſich zuerſt auf Timothy. Sollte ich ihm ſchreiben? Nein, nein! warum ſollte ich ihn ſo unglücklich machen? Wenn ich mein Schickſal zu erfüllen hatte, ſo ſollte es unter einem angenommenen Namen geſchehen. Aber welchen ſollte ich annehmen?

Hier unterbrach mich der Schließer, der die Thüre öffnete und mit dem Befehl hereintrat, meine Matratze nebſt den Betttüchern aufzurollen, damit ſie, der Gewohnheit gemäß, den Tag über aus der Zelle entfernt würden.

Meine erſte Frage war, ob jener ſchwer verwundete Mann im Gefängniſſe ſey.

„Ihr meinet Euern Mitſchuldigen?“ erwiederte der Schließer;

„ja, der iſt hier, und hat ſich ſo ziemlich wieder erholt. Der Doktor ſagt, es werde ganz gut mit ihm gehen.“

„Hat er irgend etwas geſtanden?“ fragte ich.

Der Schließer gab keine Antwort.

„Ich habe einen guten Grund zu dieſer Frage,“ fuhr ich fort, „denn wenn er bekennt, wer ſein Mitſchuldiger war, ſo muß ich frei werden.“

„Sehr wahrſcheinlich!“ verſetzte der Schließer lachend: „nur ſchade, daß es ſich bei dieſem Fall um keinen Königszeugen handelt, ſonſt könntet Ihr mit der Waſſerfahrt davon kommen; jetzt müßt Ihr Euch eben auf Euren Stern verlaſſen. Die große Jury verſammelt ſich heute, und da will ich's Euch zu wiſſen thun, ob die Anklage gegen Euch richtig befunden iſt oder nicht.“

„Wie heißt denn der andere Mann?“ fragte ich weiter.

„Ei ja, Ihr verſteht's einmal, einer Sache ein Geſicht zu geben, das muß ich ſagen. Ihr würdet mich mit dieſem unſchuldigen Ausſehen da faſt überreden, Ihr wüßtet nichts von der ganzen Geſchichte.“

„Das iſt auch der Fall,“ erwiederte ich.

„Ihr ſeyd glücklich, wenn Ihr das beweiſen könnt, weiter iſt's nichts.“

„Aber Ihr habt mir meine Frage nach des Andern Namen immer noch nicht beantwortet.“

„Ja ja,“ erwiederte der Schließer lachend: „nun Ihr einmal den Kopf aufgeſetzt habt, ſo will ich ihn ſagen; es wird Euch beim Kukuk was Neues ſeyn. Sein Name iſt Bill Ogle, alias Moor-Bill. Ich denke Ihr habt den Namen noch nie gehört?“

„Nein, gewiß nicht,“ gab ich zur Antwort.

„Vielleicht kennt Ihr auch Euren eigenen Namen nicht, aber ich kann ihn Euch ſagen; denn ſo weit hat Bill Ogle über Euch den Mund aufgethan.“

„So? und was für einen Namen hat er mir gegeben?“

„Na, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß ich ſagen, daß er nicht eher mit der Sprache herausging, als bis er eine Abſchrift von den Zeugenausſagen zu Geſicht kriegte, und hörte, wie ſie Euch erwiſcht haben, als Ihr ihm davon helfen wolltet. Alsdann ſagte er: ‚Ja, Phill Maddox war immer ein Getreuer, und ich bin ſterblich betrübt, daß er inn'ſitzt, weil er nach mir geſehen hat'. — Wißt Ihr jetzt Euren Namen?“

„Nichts weniger als das.“

„Nun, habt Ihr nie von Einem gehört, der auf den Namen Phill Maddox ging?“

„Niemals,“ erwiederte ich, „und ich bin froh, daß Ogle ſo viel Aufſchluß gegeben hat.“

„Recht ſo! das muß ich ſagen, ich hab' in meinem Leben noch keinen Menſchen geſehen, der ſeinen eigenen Namen nicht kannte, oder die Frechheit hatte, das zu behaupten und Glauben zu erwarten; aber es thut nichts, und Ihr habt ganz Recht, vorſichtig zu ſeyn, wenn Euch der Strick ſchon vor den Augen tanzt.“

„O Gott, o Gott!“ rief ich aus, mich auf die Bettſtelle werfend und mein Geſicht bedeckend: „gib mir Kraft, auch das zu tragen, wenn es ſeyn muß.“

Der Schließer ſah mich eine Weile an. „Ich weiß nicht, was ich aus ihm machen ſoll — ich werde noch ganz confus, beim Kukuk — und doch iſt's kein Irrthum nicht.“

„Freilich iſt es einer!“ rief ich, indem ich mich erhob: „aber ob man den Irrthum nicht zu ſpät erkennen wird, das iſt eine andere Frage. Nun hat es ja doch nichts zu bedeuten. Wofür ſoll ich leben, wenn ich meinen Vater nicht finde.“

„Euren Vater finden? Wo kommt denn jetzt wieder der Wind her? Ei, ei, das macht mir den Kopf ganz wirblich. Aber habt Ihr nicht geſagt, ich ſolle Euch einige Sachen verſchaffen?“

„Ja,“ erwiederte ich, und gab ihm Geld mit dem Auftrag, mir Schreibzeug, parfümirtes Sigellak, Zahnbürſte, Zahnpulver, Kamm, Haarbürſte, Raſirmeſſer, einen kleinen Spiegel, Eau de Cologne und andere Toilettegegenſtände zu kaufen.

„Das iſt eine wunderliche Welt,“ ſagte der Mann und wiederholte die genannten Dinge, während ich ihm zwei Guineen in die Hand legte. „Ich hab' ſchon manchen Artikel für Gefangene gekauft, aber von ſolchen Schnurrpfeifereien hab' ich noch nie etwas gehört — na, mir kann alles gleich ſeyn. Ihr ſollt die Sachen haben; aber was Ortocolonne iſt, weiß ich nicht und will verdammt ſeyn, wenn ich's behalte — wird doch kein Gift nicht ſeyn? denn das iſt nicht erlaubt im Gefängniß.“

„Nein, nein,“ erwiederte ich mit einem augenblicklichen Schimmer von Heiterkeit. „Ihr könnt ja fragen, und dann werdet Ihr erfahren, daß es weiter nichts als ein Mittel für die Damen iſt, wenn ſie ihre Vapeurs bekommen.“

„Ich hätt' mir eher eingebildet, Ihr würdet Euer Geld in der Garküche anlegen; das wär' ja tauſendmal natürlicher. Aber 's iſt all eins, hat jeder ſeinen Sparren.“ — Mit dieſen Worten ging er hinaus und ſchloß die Thüre zu.

## Sechszigſtes Kapitel.

Ich werde verurtheilt, an meinen Hals gehangen zu werden, bis ich todt bin, und die Welt zu verlaſſen, ohne meinen Vater gefunden zu haben. Nachher kommt meine Unſchuld an den Tag und ich werde auf's Gerathewohl als Tollhäusler auf die Straße geſetzt.

Es mag ſeltſam erſcheinen, daß ich die oben erwähnten Artikel beſtellte, aber Gewohnheit iſt eine andere Natur, und obgleich ich erſt vor ein paar Tagen, beim Beginne meiner Pilgerſchaft, den

Entſchluß gefaßt hatte, mich dieſer überflüſſigen Bedürfniſſe zu entledigen, ſo erwachte doch in meinem jetzigen Elende ein Gefühl, als ob ſie mir einen gewiſſen Troſt gewähren könnten. Nachdem ich einige Mißverſtändniſſe des gutmüthigen Schließers dadurch berichtigt, daß ich das, was mir noch fehlte, auf das von ihm gebrachte Papier aufſchrieb, hatte ich endlich am Abend alles Verlangte erhalten.

Den andern Morgen verkündigte er mir, daß meine Klage von der großen Jury begründet erfunden ſey, und daß die Aſſiſen nächſten Samſtag beginnen würden. Auch brachte er mir ein Verzeichniß der Proceſſe, woraus ich erſah, daß der meinige einer der letzten ſey, und wahrſcheinlich nicht vor Montag oder Dienſtag vorkommen werde. Ich bat ihn, einen guten Schneider kommen zu laſſen, da ich in anſtändiger Kleidung vor dem Gerichtshofe zu erſcheinen wünſche. Dieß iſt nämlich den Gefangenen geſtattet. Als der Schneider kam, gab ich ihm ſo genaue Vorſchriften, daß er ganz erſtaunt darüber war. Er verſchaffte mir auch die andern Gegenſtände, deren ich zur Vervollſtändigung meines Anzuges bedurfte, und bis Samſtag Abend hatte ich alles bei der Hand; denn ich war entſchloſſen, wenigſtens als Gentleman zu ſterben.

Der Sonntag ging vorüber, freilich nicht ſo, wie er hätte vorübergehen ſollen. Ich wohnte dem Gottesdienſte bei, aber meine Gedanken waren abweſend, und wie konnte es auch anders ſeyn? Wer kann ſeinen Gedanken gebieten? verſuchen mag man es, aber es wird immer auch nur bei dem bloßen Verſuche bleiben. Man hat ſie nicht in ſeiner Gewalt. Ich hörte nichts; mein Gehirn kreiste von einem Gegenſtande zum andern, bis mich die Heftigkeit meiner Gefühle ſchwindlich machte.

Montag Morgens kam der Schließer und fragte mich, ob ich einen Rechtsbeiſtand haben möchte; ich lehnte es ab. „Ihr werdet um zwölf Uhr vorgefordert werden," ſagte er weiter; „wir haben jetzt Zehn, und es kommt nur noch Eine Verhandlung vor der

Eurigen vor, ein Diebſtahl von vier Gänſen und einem halben Dutzend Geflügelwerk."

„Guter Gott!" dachte ich, „mit welchem Geſindel werde ich zuſammengeſtellt!" — Ich kleidete mich mit der äußerſten Sorgfalt, und mein Anzug ſah ſehr gelungen aus; ich trug ſchwarze Kleider, die mir auf's beſte ſtanden. Um ein Uhr wurde ich von dem Schließer gerufen, mußte zwiſchen ihm und einem andern zum Gerichtshofe gehen und nahm daſelbſt die mir angewieſene Stelle ein. Anfangs ſchwamm es mir vor den Augen, ſo daß ich nichts unterſcheiden konnte, aber nach und nach erholte ich mich. Ich blickte rings umher, denn ich hatte meinen ganzen Muth zuſammen genommen; meine Augen wanderten von dem Richter auf die Reihe der unter ihm auf ihrer Bank ſitzenden Rechtsgelehrten, von da zu den wohlgekleideten Damen auf der Gallerie — hinter mich blickte ich nicht — ich hatte genug geſehen und meine Wangen brannten vor Scham. Zuletzt blickte ich auf meinen Mitſchuldigen, der neben mir ſtand; unſere Augen begegneten ſich zur gleichen Zeit. Er trug die grobe pfeffer- und ſalzfarbige Gefängnißtracht, und war ein Menſch von rohem, gemeinem Ausſehen, hatte aber glänzende Augen; ſein dunkles Geſicht war ganz vom Barte bedeckt. „Himmel!" dachte ich, „wer kann ſich denn vorſtellen oder glauben, daß wir Spießgeſellen geweſen ſeyn ſollten?" — Der Menſch ſtarrte mich an, biß ſich auf die Lippen, lächelte verächtlich, machte aber keine weitere Bemerkung.

Nachdem die Anklage verleſen war, rief der Gerichtsſchreiber: „Ihr, Benjamin Ogle, Ihr habt nun die Klage gehört; ſprecht, ſchuldig oder nicht ſchuldig?"

„Nicht ſchuldig," erwiederte der Räuber zu meiner Verwunderung.

„Ihr, Philipp Maddox, ſchuldig oder nicht ſchuldig?"

Ich gab keine Antwort.

„Angeklagter," bemerkte der Richter mit milder Stimme,

„Ihr müßt eins von beiden antworten, ſchuldig oder nicht ſchuldig. Es iſt eine bloße Förmlichkeit.“

„Mein Lord,“ erwiederte ich, „ich heiße nicht Philipp Maddox.“

„Dieſer Name ſteht im Protokoll als von Eurem Mitangeklagten in ſeinem Zeugniß angegeben. Euren wahren Namen können wir nicht wiſſen. Es genügt, daß Ihr auf die Frage antwortet, ob Ihr, der Angeklagte, ſchuldig ſeyd oder nicht.“

„Nicht ſchuldig, mein Lord, ganz gewiß nicht!“ rief ich, die Hand auf's Herz legend und mich gegen ihn verbeugend.

Die Verhandlung nahm ihren Fortgang. Armſtrong war der Hauptzeuge, wollte jedoch meine Perſönlichkeit nicht beſchwören. Der Jude bezeugte den Verkauf meiner Kleider, ſo wie den Ankauf der im Bündel gefundenen und des Stockes, deſſen ſich Armſtrong bemächtigt hatte. Die Kleider, die ich bei meiner Verhaftung angehabt, wurden dem Hofe gleichfalls vorgelegt.

Die Sache meines Mitangeklagten war ganz klar. Wir wurden nun zu unſerer Vertheidigung aufgefordert, wobei Ogle ſich kurz faßte: „er ſey,“ ſagte er, „ſein Lebenlang der fallenden Sucht unterworfen geweſen, und habe auf dem Wege nach Hounslow einen ſolchen Anfall gehabt; während dieſer Zeit müſſe irgend Jemand anders den Raub begangen haben, wofür er aus Irrthum aufgegriffen worden ſey.“ Dieſe Vertheidigung ſchien keinen andern Eindruck als Gelächter und Unwillen über die unverſchämte Lüge hervorzubringen. Hierauf wurde ich zu meiner Vertheidigung aufgerufen.

„Mein Lord,“ ſagte ich, „ich weiß nichts zu meinen Gunſten zu ſagen, außer was ich ſchon im erſten Verhör angegeben habe, nämlich, daß ich eine Chriſtenpflicht gegen einen Mitmenſchen erfüllte, und deßhalb für ſeinen Mitſchuldigen angeſehen wurde. Hier, vor ſo vielen Zuſchauern, mit einer Klage belaſtet, deren bloßer Name ſchon mein Blut empört, kann und will ich die Freunde nicht erſcheinen laſſen, welche mir mein früheres Leben und die Urſachen jener Verkleidung bezeugen könnten. Ich bin unglücklich, aber nicht ſchuldig. Nur eine einzige Hoffnung bleibt mir, und dieſe beruht in der Aufrichtigkeit meines Mitangeklagten; wenn er dem Hofe erklärt, daß er mich je zuvor geſehen habe, ſo will ich mich ohne Murren der Sentenz unterwerfen.“

„Iſt mir leid, daß Du dieſe Frage thuſt, mein Junge,“ erwiederte der Verbrecher, „denn ich habe Dich freilich ſchon geſehen“ — und der Elende ſchüttelte ſich vor unterdrücktem Lachen.

Ich war ſo betäubt, ſo vom Donner getroffen über dieſe Ausſage, daß ich den Kopf ſinken ließ, ohne ein Wort dagegen zu reden. Der Richter reſümirte nun die Zeugenangaben und deutete der Jury an, daß Ogle's Schuld ganz außer Zweifel ſey. „Auch die meinige, müſſe er mit Bedauern beifügen, laſſe nur geringe Bedenklichkeiten zu; jedoch möchten ſie immerhin den Punkt beachten, daß der Zeuge Armſtrong meine Identität nicht habe beſchwören können.“ Die Jury berieth ſich, ohne ihre Sitze zu verlaſſen, eine kurze Zeit, und ſprach dann ihr Verdict gegen Benjamin Ogle und Philipp Maddox aus. Ich hörte nichts weiter. Der Richter formulirte nun das Todesurtheil: er beklagte, daß ein ſo einnehmender, junger Mann, wie ich, wegen eines ſolchen Verbrechens ſterben ſollte, that uns die Nothwendigkeit verdienter Strafe dar, und ließ uns keine Ausſicht auf Begnadigung. Aber ich hörte ihn nicht: ohne umzuſinken, war ich in einem Zuſtand ſtumpfſinniger Betäubung verfallen. Am Schluſſe der Sentenz beſchwor er uns, „auf jenen ſchauerlichen Wechſel uns vorzubereiten durch Anrufung des himmliſchen Vaters“ —

„Vater!“ rief ich mit einer Stimme, welche den ganzen Gerichtshof erſchütterte: „Reden Sie von meinem Vater? O Gott, wo iſt er?“ — Bei dieſen Worten fiel ich in Ohnmacht. Die Taſchentücher der Damen waren in Bewegung, der ganze Hof erſchien gerührt, denn ich hatte bei meinem Erſcheinen bedeutende Theilnahme erregt, und der Richter gab mit gedämpfter, zitternder Stimme den Befehl, die Gefangenen abzuführen.

„Halt einen Augenblick, mein guter Burſche,“ ſagte Ogle zu dem Schließer, während man mich fortſchaffen wollte. „Mein Lord, ich habe noch etwas Wichtiges zu ſagen. Warum ich das nicht früher gethan habe, ſollen Sie hören. Sie ſind ein Richter, Ihr Amt iſt es, den Schuldigen zu verdammen und den Unſchuldigen frei zu ſprechen. Da ſagt man uns immer vor, es gebe kein Gericht, wie eine engliſche Jury, aber ſo viel kann ich bezeugen, daß mancher für etwas gehangen wird, das er niemals begangen hat Sie haben den armen jungen Menſchen da zum Tode verurtheilt. Ich hätte das verhindern können, wenn es mir beliebt hätte, früher zu reden, aber ich wollte nicht, um Euch zu beweiſen, wie wenig Gerechtigkeit bei Euch zu finden iſt. Er hat nichts mit dem Raube zu thun gehabt. Philipp Maddor war der Mann, aber er iſt nicht Philipp Maddor. Er ſagte, er habe mich nie zuvor geſehen, auch glaube ich nicht, daß es der Fall iſt. Er iſt unſchuldig, ſo wahr als ich hängen muß.“

„Aber Ihr habt ja erſt vor einem Augenblicke, als er ſich auf Euch berief, das Zeugniß abgelegt, daß Ihr ihn ſchon geſehen hättet.“

„Das that ich, auch ſagt' ich die Wahrheit: ich hab' ihn ſchon geſehen. Ich ſah ihn, wie er dem Herrn das Pferd hielt, aber er wurde mich nicht anſichtig. Ich ſtahl ihm ſein Bündel und ſeinen Stock von der Bank, wo er's gelaſſen hatte, und das iſt der Grund, warum die Stücke bei uns gefunden worden ſind. Nun habt Ihr die Wahrheit und müßt entweder, zum Zeugniß, daß wenig Gerechtigkeit bei Euch iſt, Eure Worte wieder ſchlucken und ihn frey laſſen, oder Ihr könnt ihn hängen, damit Ihr nicht Euer Unrecht eingeſtehen müßt. Jedenfalls kommt ſein Blut über Euch, und nicht über mich. Wenn Phill Maddor nicht den Schwanz eingezogen hätte, wie ein feiger Hund, ſo ſtünd' ich gar nicht hier; deßhalb hab' ich jetzt die Wahrheit geſagt, um den zu erretten, der ein Liebeswerk an mir verrichtete, und den baumeln zu ſehen, der mich in der Patſche gelaſſen hat.“ Der Richter hieß dieſe Angabe zu weiterer Unterſuchung niederſchreiben und zeigte der Jury an, daß ich eine vorläufige Friſt erhalten ſolle; — aber von all dieſem vernahm ich nichts. Da man in die Behauptungen eines Menſchen, wie Ogle, kein Vertrauen ſetzen konnte, ſo ſchien es nothwendig, ihn dieſe Angabe in der letzten Stunde ſeines Lebens wiederholen zu laſſen, und der Schließer erhielt Befehl, mir den ganzen Hergang zu verſchweigen, um keine falſchen Hoffnungen in mir zu erwecken.

Als ich mich von meiner Ohnmacht erholt hatte, fand ich mich in des Schließers Zimmer, und wurde aus dieſem, ſobald ich wieder gehen konnte, in eine der Zellen für die Verurtheilten geführt. Die Hinrichtung war auf Donnerſtag feſtgeſetzt; es blieben mir alſo noch zwei Tage, um mich vorzubereiten. Inzwiſchen hatte ſich die höchſte Theilnahme für mich erhoben; mein ganzes Ausſehen widerſprach der Beſchuldigung ſo augenſcheinlich, daß Jedermann zu meinen Gunſten war. Ogle wurde abermals verhört, und gab ſogleich Maßregeln zu Aufſpürung ſeines Genoſſen Maddor an, den er, wie er ſagte, noch an ſeiner Seite baumeln zu ſehen hoffte.

Den andern Tag kam der Schließer zu mir, und meldete mir, daß eine der Magiſtratsperſonen mich zu ſprechen wünſche; da ich aber jede Aufklärung über mein früheres Leben vermeiden wollte, ſo war meine einzige Antwort die Bitte, ſie möchten mir erlauben, meine letzten Augenblicke für mich ſelbſt zu behalten. Ich erinnerte mich an Melchior's Lehre vom Verhängniß, worin ich ihm Recht zu geben begann. Es war mein Schickſal, dachte ich, und verfiel wieder in meine Betäubung. Eigentlich war ich ſehr krank; auf meinem Haupte lag ein ſchwerer Druck, mein Hirn glühte und das Klopfen meines Herzens konnte man wahrnehmen, ohne meine Bruſt zu berühren.

Ich blieb den ganzen Tag und die folgende Nacht auf der Matratze, mein Geſicht in die Betttücher begrabend. Ich war zu krank, um das Haupt aufzuheben. Mittwoch Morgens fühlte ich mich ſanft von Jemand an der Schulter berührt; ich öffnete die Augen: es war ein Geiſtlicher. Ich wandte den Kopf wieder weg und blieb unbeweglich, denn ich lag in einem heftigen Fieber. Er redete eine Weile; dann und wann vernahm ich ein Wort, ſank aber gleich wieder in meine Bewußtloſigkeit zurück; endlich verließ er mich ſeufzend.

Der Donnerſtag kam und mit ihm die Todesſtunde, aber ich war gleichgültig gegen Zeit und Ewigkeit. Indeſſen war Maddox eingefangen worden; man hatte Armſtrong's Habſeligkeiten bei ihm gefunden, und als er entdeckte, daß Ogle gegen ihn gezeugt, ſo bekannte er ſeinen Antheil an dem Raube.

Ob es am Donnerſtag oder am Freitag war, wußte ich nicht, aber ich wurde von meinem Lager aufgehoben und vor Jemanden geführt; es ging etwas vor, das ich nicht verſtehen konnte, denn das Fieber hatte meinen Kopf eingenommen, und ich befand mich in einem Zuſtand aberwitzigen Stumpfſinns. Seltſamer Weiſe merkten ſie meine Krankheit nicht; ſie hielten mein ganzes Benehmen für erbärmliche Todesfurcht. Man führte mich ab, ich hatte keine Antwort gegeben — aber ich war frei.

## Einundſechszigſtes Kapitel.

Wer zu unterſt an Fortunens kreiſendem Rade hängt, darf darau zählen, bald emporzukommen. Ich bin wieder bei Troſt und find mich — unter Freunden.

Ich glaube, es drückten mir einige Leute die Hand, und andere jubelten, als ich an die freie Luft kam; aber ich weiß nichts mehr davon. Ich erfuhr nachher, daß ich begnadigt worden war, daß man mich hatte kommen laſſen, um mir eine lange Ermahnung mit auf den Weg zu geben; denn man glaubte, mein bisheriges Leben müſſe ein tadelhaftes geweſen ſeyn, da ich mich ſonſt an meine Freunde gewendet und meinen Namen genannt haben würde. Mein Stillſchweigen hatte man der Scham und Verwirrung zugeſchrieben, meine gläſernen Augen hatte man nicht bemerkt, meine wankenden Schritte von andern Urſachen abgeleitet, und die Magiſtratsperſonen ſchüttelten die Köpfe, als ich von den Schließern hinausgeführt wurde. Mein Schließer hatte mich mehrmals gefragt, wohin ich gehen wolle; zuletzt hatte ich ihm erwiedert: „Meinen Vater ſuchen gehen“ — war von ihm weggeſchoſſen und wie ein Wahnſinniger die Straße hinabgerannt. Natürlich hatte er jetzt keine Gewalt mehr über mich, aber er murmelte mir nach: „Es ſcheint mir, daß er bald wieder eingeſperrt werden wird, der arme Tropf; wenn der nicht verrückt iſt, will ich Hans heißen.“

Wie ich ſo dahin ſchwankte, ſo zogen meine unſteten Schritte die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich, aber ſie hielten meinen Zuſtand für Betrunkenheit. So ließ man mich im Wahnſinn fort gehen, und noch eh' es Nacht wurde, war ich weit von der Stadt.

Was hierauf geſchah und wohin ich meine Schritte lenkte, kann ich nicht mehr ſagen. Ich weiß nur ſo viel, daß ich das Land durchkreuzte, wie ein Wahnſinniger — wobei ich die Begegnenden am Arme nahm, mit wilden flammenden Augen anſtarrte, das einemal in einem feierlichen, das anderemal in einem lauten ſchrecklichen Tone fragend: „biſt Du mein Vater?“ dann wieder fortſtürzend, oder, je nachdem die Grille mich ergriff, wie ein Kind ſchluchzend — und endlich nach drei Tagen, bis auf den Tod erſchöpft vor Mattigkeit, an der Thüre eines Hauſes in der Stadt Reading gefunden wurde. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Bette; mein Haupt war kahl geſchoren, mein Arm nach wiederholten Aderläſſen mit Binden umwickelt, und ein weibliches Weſen ſaß neben mir.

„Gott im Himmel!“ rief ich mit ſchwacher Stimme, „wo bin ich?“

„Du haſt oft während dieſer Krankheit nach Deinem irdiſchen Vater gerufen, Freund,“ erwiederte eine ſanfte Stimme: „es freut mich ſehr, Dich nun auch den Vater anrufen zu hören, der im Himmel iſt. Sey ruhig, Du biſt in ſorgſamen Händen: ſchließe Deinen Dank für die Rückkehr Deiner Vernunft in ein kurzes Gebet ein und ſinke wieder in die Ruhe zurück; denn Du wirſt ihrer ſehr bedürfen.“

Ich öffnete die Augen weit und ſah ein junges Mädchen in Quäckertracht, mit der Nadel arbeitend, neben dem Bette ſitzen; eine offene Bibel lag auf dem Tiſchchen vor ihr. Auch bemerkte ich einen Becher, und, halb verſchmachtet vor Durſt, ſagte ich ganz einfach: „ich möchte trinken.“ Sie ſtand auf und flößte mir einen Theelöffel voll zwiſchen die Lippen, ich aber ſtreckte die Hand aus, nahm ihr den Becher ab und leerte ihn. Ach, wie entzückend war dieſer Trank! Ich ſank auf mein Kiſſen zurück, denn ſelbſt dieſe geringe Anſtrengung hatte mich überwältigt, murmelte: „Gott, ich danke Dir!“ und fiel augenblicklich in einen geſunden Schlaf, welcher viele Stunden dauerte. Als ich erwachte war es Nacht; eine Lampe ſtand auf dem Tiſche und ein alter Mann in Quäckerkleidung ſchnarchte äußerſt behaglich in dem Armſtuhl. Ich fühlte mich geſtärkt durch meinen langen Schlaf und war nun im Stande, mir die Begebenheiten der letzten Tage vor das Gedächtniß zurückzurufen: ich erinnerte mich der Zelle für die Verurtheilten und der Matratze, auf welcher ich gelegen hatte; aber dann folgten lauter verworrene Bilder. Hie und da trat ein Ereigniß, vielleicht eine Vermuthung, in meiner Seele hervor, aber was dazwiſchen lag, war leer wie weiße Blätter. Auf jeden Fall ſah ich mich frei und in den Händen der Sekte, die ſich Quäcker nennt — aber wo war ich, und wie kam ich hieher? Ich beſchäftigte mich mit ſolchen Gedanken bis der Tag anbrach, bei deſſen Strahlen auch mein ſorgſamer Wächter ſich ermunterte. Er gähnte, reckte die Arme aus, erhob ſich von dem Lehnſtuhl und trat an meine Bettſeite. Ich ſah ihm in das Antlitz. „Haſt Du gut geſchlafen, Freund?“ ſagte er.

„Ich habe ſo lange geſchlafen, als ich wünſchte,“ erwiederte ich, „und wollte Sie nicht ſtören, denn ich bedurfte nichts.“

„Von ungefähr bin ich eingeſchlafen,“ verſetzte der alte Mann: „langes Wachen verträgt ſich nicht mit dem Fleiſche, obgleich der Geiſt willig iſt. Begehreſt Du etwas?“

„Ja, ich wünſchte zu wiſſen, wo ich bin.“

„Wahrlich, Du biſt in der Stadt Reading in Berkſhire, im Hauſe des Phineas Kophagus.“

„Kophagus!“ rief ich, „Mr. Kophagus, der Wundarzt und Apotheker?“

„Phineas Kophagus iſt ſein Name; er iſt in unſere Gemeinde aufgenommen worden, und hat eine Tochter unſeres Glaubens geheirathet. Er hat Dich in Deinem Fieber und Deiner Raſerei gepflegt, ohne die Hülfe des Arztes anzurufen; darum glaube ich, er ſey der Mann, von dem Du redeſt, aber er übet die Heilkunſt nicht um des Gewinnes willen.“

„Und das junge Frauenzimmer an meinem Bette, iſt ſie ſeine Frau?“

„Nein, Freund, ſie iſt ihre Halbſchweſter von einer zweiten Ehe her, und eine Jungfrau, welche bei der heiligen Taufhandlung Suſannah Temple benamſet wurde. Aber nun will ich zu Phineas Kophagus gehen und ihm Dein Erwachen melden; denn alſo hat er mir's geheißen.“

Der alte Mann verließ das Zimmer, wo ich ganz verwundert über dieſe Nachricht zurückblieb. Kophagus ein Quäker! ich in ſeiner Pflege und in Reading! — Nach kurzer Zeit kam Herr Kophagus ſelbſt in ſeinem Schlafrocke herein: „Japhet!“ rief er, und ergriff haſtig meine Hand, dann aber, als beſänne er ſich, hielt er inne, und begann mit langſamerem Tone: „Japhet Newland — ſehr erfreut bin ich — mmh — wahrlich, ſehr erfreut — Du, Ephraim, verlaß das Zimmer und ſo.“

„Ja, ich will hinausgehen, dieweil es Dein Gebot iſt,“ ſagte der alte Mann und entfernte ſich.

Herr Kophagus begrüßte mich hierauf in ſeiner gewöhnlichen Art; ich erfuhr von ihm, daß er mich bewußtlos an der Thüre eines nahe gelegenen Hauſes gefunden, und augenblicklich erkannt habe, worauf er mich, freilich ohne große Hoffnung, mich wieder herzuſtellen, in ſein eigenes Haus hatte bringen laſſen. Er bat mich jetzt, ihm zu ſagen, durch welchen ſeltſamen Zufall ich in eine ſo traurige Lage gekommen ſey. Ich erwiederte, ob ich gleich fähig ſey zu hören, ſo könne ich doch die Anſtrengung des Redens nicht ebenſo gut ertragen; deßhalb würde es mir unendlich lieber ſeyn, wenn er mir erzählen wollte, was ihm ſeit unſerm Abſchied in Dublin begegnet ſey, und wie es komme, daß ich ihn hier unter den Quäckern finden müſſe.“

„Von ungefähr — lange Geſchichte das — mmh — kurioſe Leute — ſehr gutmüthig und ſo,“ begann Mr. Kophagus. Da übrigens der Leſer ſeine Fragmente nicht ſo leicht entziffern wird wie ich, ſo will ich ſeine Geſchichte in meiner eigenen Verſion mittheilen.

Herr Kophagus war in jenes kleine Städtchen, ſeinen Aufenthaltsort, zurückgekehrt. Bei ſeiner Ankunft beſuchte ihn ein Herr von der Geſellſchaft der „Freunde“, mit der Bitte, ihm etwas für eine Nichte zu verſchreiben, welche bei einem Beſuch in ſeinem Hauſe gefährlich erkrankt war. Kophagus ſtand mit ſeiner gewohnten Herzensfreundlichkeit ſogleich zu ſeinen Dienſten, und fand, daß Herr Temple ihm die Wahrheit berichtet hatte. Sechs Wochen lang mußte er die junge Quäckerin behandeln, bis er ſie von einer drohenden, ſchmerzhaften Krankheit geheilt hatte, in welcher ſie jedoch ſolche Seelenſtärke und Ergebung, und zugleich eine ſo unbeſiegbare gute Laune zeigte, daß Herr Kophagus, als er in ſeine Junggeſellenwirthſchaft zurückkehrte, ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, welch' eine unſchätzbare Frau ſie abgeben und wie viel freundlicher ſein Haus durch eine ſolche Genoſſin werden würde.

Kurz, Mr. Kophagus hatte ſein Herz verloren, und wie alle ältlichen Herren, welche ihre Leidenſchaften lange zurückgehalten, wurde er ganz verzweifelt verliebt. Hatte er Miß Judith Temple bei dem Anblick ihrer Geduld und Ergebung im Leiden geliebt, wie viel mehr mußte er ſie nach ihrer Geneſung lieben, als er ſie heiter, freundlich, ja ſcherzhaft, aber ohne Geräuſch, erfand. Seine Aufmerkſamkeiten konnten nicht mißverſtanden werden. Er ſagte ihrem Oheim von ſeinen ernſtlichen Gedanken an „Hochzeitkuchen — weiße Bandſchleiſen — Heirath — Familie und ſo," während er der jungen Dame gegenüber ſeinen Stock an die Naſe legte und ihr „eine Doſis Eheſtand, ſogleich einzunehmen" verordnete. Weder die Dame, welche nicht mehr in der Blüthe der Jugend ſtand, noch der Oheim, der ihn von jeher als einen Ehrenmann und einen guten Chriſten achtete, hatte etwas gegen Herrn Kophagus einzuwenden, aber eine Heirath mit einem Menſchen, der nicht ihres Glaubens war — daran durfte nicht gedacht werden; die Ihrigen würden es nicht zugegeben haben. Somit wurde Herr Kophagus abgewieſen, aber mit der herzlichen Verſicherung, das einzige Hinderniß dieſer Verbindung beſtehe darin, daß er nicht ihrer Gemeinde angehöre.

Herr Kophagus ging mit ſehr unbehaglichen Gefühlen nach Hauſe. Er warf ſich in ſeinen bequemen Seſſel, den er außerordentlich unbequem fand; er ſetzte ſich zu ſeinem einſamen Mahle nieder und entdeckte, daß ihm ſeine eigene Geſellſchaft unerträglich ſey; er ging zu Bette, mußte aber die Erfahrung machen, daß er unmöglich darin ſchlafen konnte. In Folge dieſer Erlebniſſe begab er ſich den andern Morgen noch einmal zu Herrn Temple, dem er den Wunſch ausdrückte, ihn mit dem Unterſchiede zwiſchen den Degmen der Quäcker und der beſtehenden Kirche bekannt zu machen. Herr Temple gab ihm einen Abriß, welcher Herrn Kophagus äußerſt befriedigend dünkte, und verwies ihn zum Behufe genauerer Belehrung an ſeine Nichte. Wenn Jemand in eine Erörterung eingeht, mit dem vollen Wunſche, ſich überzeugen zu laſſen, wenn an dieſem Reſultat vielleicht ſeine künftige Glückſeligkeit hängt, wenn ferner die Beweisgründe von der angenehmſten Stimme vorgetragen und mit dem ſüßeſten Lächeln begleitet werden, ſo darf man ſich über ſein alsbaldiges Proſelythenthum eben nicht ſonderlich verwundern. Alſo erging es Herrn Kophagus, welcher im Lauf einer Woche zu der Entdeckung kam, daß der Friede, die Demuth, die Liebe, worauf die Quäcker ihre Satzungen gründen, dem Geiſt der chriſtlichen Offenbarungen weit verwandter ſeyen, als das athanaſiſche Glaubensbekenntniß unſerer anglikaniſchen Kirche. Auf dieſe Ueberzeugung hin bat er um Aufnahme in die Brüderſchaft, und nicht lange nach Gewährung dieſer Bitte achteten es die Freunde für räthlich, ſeinen Glauben zu befeſtigen und zu ſtärken durch ſeine Vermählung an Miß Judith Temple, mit welcher er ſodann auf ihr Zureden — denn er vermochte ihr nichts abzuſchlagen — ſich in der Stadt Reading, dem Aufenthaltsorte ihrer ſämmtlichen Verwandtſchaft, niederließ. Das Ende von allem dieſem war, daß ſich Phineas Kophagus, von der Geſellſchaft der Freunde, für ſo glücklich erklärte, als ein Menſch nur immer ſeyn könne. „Gute Leute, Japhet — mmh — rechtſchaffene Leute, Japhet — fechten nicht — gar nicht ſtarr — Geiſt operirt und ſo —“ mit dieſen Worten beſchloß er ſeine Beichte, drückte mir dann die Hand und ging, um ſich zu raſiren und anzukleiden.

## Zweiundſechzigſtes Kapitel.

Ich verliebe mich in die Frömmigkeit, die mir von einem Weſen in Engelsgeſtalt gepredigt wird.

Nach einer halben Stunde kam Ephraim mit einem Tranke von Herrn Kophagus, den ich einnehmen und dann zu ſchlafen verſuchen ſollte. Dieß war ein guter Rath: ich befolgte ihn ohne Säumen. Als ich aus einem langen ſtärkenden Schlummer erwachte, ſaßen Herr und Frau Kophagus im Zimmer, ſie mit einer weiblichen Arbeit, er mit einem Buche beſchäftigt. Wie ich nun meine Augen öffnete, und ein Frauenzimmer ſah, ſo blickte ich hin, ob es das junge Mädchen ſey, welches Ephraim Suſannah Temple genannt hatte; freilich erinnerte ich mich ihrer Geſichtszüge nicht deutlich, um ſo ſchärfer aber der Umriſſe ihrer Geſtalt. Frau Kophagus war größer und ich konnte ſie eine gute Weile betrachten, ehe die Beiden mein Erwachen gewahr wurden. Ihr Geſicht ſah ſehr einnehmend aus; ich fand es klein aber regelmäßig. Sie ſchien etwa dreißig Jahre alt, und war ganz beſonders reinlich und zierlich in ihrem Aeußern. Ihre Quäckerkleidung zeigte kleine Abweichungen von der ſtrengen Art und Form, die ihre Einfachheit hinlänglich heraushoben, ohne ganz davon abzugehen. Wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, ſo war dieſe Tracht ein klein wenig kokett, und bewies, daß die Eigenthümerin, wenn ſie nicht zu dieſer Sekte gehörte, großen Geſchmack in ihrem Putz bewieſen haben würde.

Herrr Kophagus, ob er gleich ſelbſt nicht der Meinung war, wie ich ſpäter von ihm hörte, hatte durch die Aenderung ſeiner Tracht auffallend gewonnen. Seine Spindelbeine, welche, wie bereits bemerkt, in beſonderem Widerſpruche mit ſeinem kleinen kugelichten orangenförmigen Bauche ſtanden, hatten ſich nun in weiten Beinkleidern verborgen, wodurch der letztere maskirt wurde, und die erſteren mehr Würde erhielten; eigentlich waren jetzt beide verſchmolzen, ſo daß die Rundung ſich zierlich nach unten verlor, und hiedurch alle Schönheitsgeſetze befriedigte. Mit Einem Worte, die Quäckertracht erhöhte die Gediegenheit ſeines Ausſehens beträchtlich, und war, beſonders wenn er ſeinen breitrandigen Hut auf hatte, ein offenbarer Gewinn für ſeine Geſtalt.

Nachdem ich meine Neugier befriedigt hatte, bewegte ich den Vorhang ein wenig, um ihre Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen; ſogleich kam Kophagus an's Bett und fühlte meinen Puls. „Gut — ſehr gut — alles in Ordnung — bischen Fleiſchbrühe — China darunter — wieder auf den Beinen — geſund wie immer, und ſo.“

„Ich fühle mich in der That viel beſſer dieſen Nachmittag,“ verſetzte ich, „ja gewiß, es iſt mir ſo wohl, daß ich aufſtehen zu können meine.“

„Puh — umfallen — kann nicht ſeyn — im Bette bleiben — zu Kräften kommen — Frau — Mrs. Kophagus — Japhet — alter Freund.“

Frau Kophagus war von ihrem Seſſel aufgeſtanden, und trat gegen das Bett, als ſie von ihrem Gatten in dieſer beſondern Weiſe vorgeſtellt wurde. „Ich fürchte, ich habe Ihnen große Laſt und Unruhe gemacht, Madam,“ ſagte ich.

„Japhet Newland, wir haben nur unſere Pflicht gethan, und dieß wäre auch geſchehen, wenn Du nicht, wie es den Anſchein hat, ein Freund meines Mannes wäreſt. Betrachte mich alſo als Deine Schweſter, und ich will Dich für meinen Bruder erkennen: auch ſollſt Du bei uns bleiben, wenn Du es wünſcheſt, denn alſo hat mir mein Gatte ſeine Wünſche ausgeſprochen.“

Ich dankte ihr für ihre freundlichen Worte, und nahm die ſchöne Hand, die ſie mir ſo ſchweſterlich bot. Dann fragte mich Kophagus, ob ich mich hinlänglich erholt habe, um ihm meine

Begebenheiten ſeit unſerem letzten Zuſammenſeyn erzählen zu können: ſeine Frau, fügte er hinzu, wiſſe meine ganze Geſchichte, und ich möchte dieſelbe in ihrer Gegenwart fortſetzen. Hierauf nahm er an der Bettſeite Platz; ſeine Gattin zog ebenfalls ihren Seſſel näher, und ich begann zu berichten, was mir ſeit unſerem Abſchiede in Irland widerfahren war. Als ich geendigt hatte, murmelte Herr Kophagus in ſeiner gewohnten Weiſe: „mmh — ganz wunderlich — Geld verloren — ſchlimm — ehrlich geworden — gut — von Freunden weggelaufen — ſchlimm — nicht gehangen — gut — Hirnfieber — ſchlimm — hierhergekommen — gut — bei uns bleiben — ganz behaglich, und ſo.“

„Du haſt viel erlitten, Japhet,“ ſagte Frau Kophagus, ihre Augen trocknend, „und biſt, faſt wage ich's zu ſagen, zu ſtrenge gezüchtiget worden; aber ich weiß ja; wen Er lieb hat, den züchtiget Er. Jedenfalls biſt Du geborgen, und jetzt ganz außer Gefahr. Du wirſt jetzt wohl die eitle Welt verlaſſen, und vergnügt ſeyn, bei uns zu leben; ja, da Dir das Beiſpiel Deines früheren Lehrers vorleuchtet, ſo gefällt es vielleicht dem Herrn, Dir einzugeben, daß Du einer von uns werdeſt, und als Freund unter uns bleiben mögeſt. Mein Gatte wurde von mir auf den richtigen Pfad gewieſen,“ fuhr ſie fort, zärtlich nach ihm blickend; „wer weiß, ob nicht eine unſerer Jungfrauen Dich überredet, eine eitle, ungerechte Welt zu verlaſſen, und Deinem Erlöſer in Demuth nachzufolgen.“

„Sehr wahr — mmmh — ganz richtig,“ bemerkte Kophagus, etwas quäckeriſcher als ſonſt in ſeiner Redeweiſe, und ſeinen bekannten Signal- und Kehltönen das Dreifache ihrer gewöhnlichen Länge gebend: „glückliches Leben, Japhet — mmmh — alles im Frieden — ſtille Vergnügungen — zu bedenken — mmmh — keine Eile — nichts verſchwören — bei Gelegenheit — he? — Geiſt herabkommen laſſen — mmmh — jetzt nicht darüber ſprechen — aufkommen — Apotheke einrichten und ſo.“

Das viele Reden ermüdete mich, und nachdem ich einige Nahrung zu mir genommen, ſchlief ich wieder ein. Als ich gegen Abend erwachte, befanden ſich Freund Kophagus und ſeine Gattin nicht im Zimmer, aber Suſannah Temple, die ich zuerſt geſehen, und nach welcher ich den Diener Ephraim gefragt hatte, war zugegen. Sie ſaß leſend nahe bei dem Licht, und da ich ſie zu ſtören fürchtete, ſo blickte ich lange ſchweigend nach ihr hin. Ihre Haut war das ſchönſte Muſter von klarem und durchſichtigem Weiß, das ich je geſehen, ihre Geſichtsfarbe fand ihres Gleichen nicht; die Augen waren groß, doch konnte ich deren Farbe nicht erkennen, da ſie auf dem Buche hafteten und hinter den langen ſeidenen Wimpern verborgen lagen; die Brauen gewölbt und regelmäßig, als wären ſie mit einem Zirkel gezogen; das weiche Haar ſtand im ſchönſten Gegenſatze zu der weißen Stirne; es ſah dunkelbraun, verbarg ſich aber größtentheils unter dem Häubchen; die Naſe lief ſehr gerade aus, ohne groß zu ſeyn, und der Mund war die Vollkommenheit ſelbſt. Sie ſchien ſiebenzehn bis achtzehn Jahre zu zählen; ihre Geſtalt hatte das vollendetſte Ebenmaß. Da ſie die beſcheidene einfache Kleidung der Frauen von der Geſellſchaft der Freunde trug, ſo ſtellte ſie ein ſolches Bild von Reinheit, Zierlichkeit und Anſtand dar, daß ich ſie mein Lebenlang hätte anſchauen können. Ich war von ihrer Schönheit, ihrer Reinheit durchdrungen; ich wäre fähig geweſen ſie als einen Engel anzubeten. Während ich immer noch meine Augen auf ihre wunderſchönen Züge gerichtet hielt, ſchloß ſie ihr Buch, erhob ſich von dem Seſſel und trat an's Bett. Um ſie nicht durch den Gedanken, daß ſie beobachtet worden ſey, zu beunruhigen, ſchloß ich die Augen, und ſtellte mich ſchlafend. Sie nahm ihren Platz wieder ein; hierauf bewegte ich mich, und ſagte: „Iſt Jemand hier?“

„Ja, Freund Newland, was begehreſt Du?“ erwiederte ſie herantretend: „möchteſt Du Kophagus oder Ephraim ſehen? ich will ſie rufen.“

„O nein,“ entgegnete ich, „warum ſollte ich ſie in ihren Unterhaltungen oder Geſchäften ſtören? Ich habe lange geſchlafen. und möchte wohl ein wenig leſen, wenn meine Augen es erlauben.“

„Du darfſt nicht leſen,“ ſagte Suſannah, „aber ich will Dir vorleſen. Sage mir, was wünſcheſt Du, daß ich leſen ſoll? ich habe keine eitlen Bücher, aber gewiß denkſt auch Du nicht mehr an ſie, ſeit Du dem Tode entronnen biſt.“

„Es iſt mir gleichgültig, welches Buch es ſeyn mag, wenn Sie mir daraus leſen,“ erwiederte ich.

„Nein, das ſollte Dir nicht gleichgültig ſeyn; zürne mir nicht, wenn ich Dir, ſage, daß es nur Ein Buch gibt, auf welches Du jetzt hören ſollteſt. Du biſt aus einer Lebensgefahr errettet worden, Du biſt erlöſet worden aus dem Rachen des Todes. Sollteſt Du nicht dankbar ſeyn? Und wem gebühret Dein Dank eher als Deinem himmliſchen Vater, dem es gefallen hat, Dich zu erhalten?“

„Sie haben Recht,“ erwiederte ich: „ich bitte, mir aus der Bibel vorzuleſen.“

Suſannah machte keine weitere Bemerkung, ſondern nahm ihren Sitz wieder ein, und wählte in der heiligen Schrift einige meiner Lage höchſt angemeſſene Kapitel, die ſie mit anmuthvoller, eindringlicher Stimme las.

## Dreiundſechszigſtes Kapitel.

Stolz und Liebe im Kampfe. Sieg der letzteren. Ich werde Quäker und kehre zu meinem erſten Berufe zurück.

Wenn ſich der Leſer meiner Geſchichte erinnern will, ſo wird er bemerken, daß die Religion bis dahin keinen großen Raum in meiner Seele eingenommen hatte. Mein Leben war dem Leben der meiſten Menſchen gleich geweſen — vielleicht nicht ganz ſo ſtreng moraliſch um mit andern verglichen werden zu können, da meine Moralgeſetze ſich nach den Umſtänden richteten; was aber die Religion und ihre Begriffe anbelangte, ſo waren mir dieſe nicht zur Hand. Ich hatte in der Welt und für die Welt gelebt. Allerdings war ich als Zögling des Findelhauſes in unſern Glaubensſätzen unterrichtet worden; aber dort, wie in den meiſten andern Schulen, wird der Religionsunterricht auf eine widerwärtige Weiſe als ein Penſum betrieben, und von den Lernenden, geradezu geſagt, mit Abneigung aufgenommen. Auch kann man einer ſo großen Menge von Schülern keine beſondern religiöſen Gefühle einimpfen. Nur die Eltern ſind durch Lehre und Beiſpiel im Stande, den Kindern jenen ächt religiöſen Sinn mitzutheilen, der ihnen ein Führer durch's Leben wird. Ich hatte ſeit meinem Abſchiede vom Findelhauſe nicht in der Bibel geleſen: ſie war mir neu, und als ich nun dieſe ſchönen Stellen, die ſo treffend auf meine Lage paßten, von dieſer ſchönen Stimme leſen hörte, ſo wurde ich, weich gemacht durch mein Krankſeyn, und vom Elende gedemüthigt, bis zu Thränen gerührt.

Suſannah ſchloß das Buch und kam an das Bette. Ich dankte ihr, ſie ſah meine Bewegung, und als ich meine Hand ausſtreckte, hielt ſie die ihrige nicht zurück. Ich küßte die ſchöne Hand; augenblicklich wurde ſie mir entzogen, und Suſannah verließ das Zimmer. Bald darauf erſchien Ephraim; auch Kophagus und ſeine Gattin kamen dieſen Abend, aber Suſannah Temple ſah ich erſt am folgenden Tage wieder, wo ich ſie abermals bat, mir vorzuleſen.

Ich will keinen langen Bericht von meiner Geneſung geben. Nach drei Wochen konnte ich das Zimmer verlaſſen; während dieſer Zeit war ich ſehr vertraut mit der Familie geworden und ſah mich von Allen ganz wie ein Angehöriger behandelt. In meiner Krankheit hatte ich freilich mehr religiöſes Gefühl, als ſonſt je zuvor, gezeigt, aber ich will damit nicht ſagen, daß ich wirklich fromm geworden ſey. Ich liebte es, wenn mir Suſannah aus der Bibel vorlas, und ſprach gerne mit ihr über religiöſe Gegenſtände: wäre aber Suſannah ein altes häßliches Weib geweſen, ſo zweifle ich ſehr, ob ich ſolche Aufmerkſamkeit bewieſen haben würde. Ihre Schönheit, ihre Beſcheidenheit, ihre Inbrunſt, die ihr ſo reizend ließ, das war der Zauber, der mich feſſelte. Ich fühlte die Schönheit der Religion, aber durch ein irdiſches Mittel: ſie war in Suſannah ſo ſchön. Ich glaubte einen Engel zu ſehen, deſſen Lehren ich mit Andacht lauſchte. Was aber auch die Urſache ſeyn mag, die ein Herz für einen ſo wichtigen, insgemein ſo vernachläſſigten Gegenſtand gewinnen kann, ſey es nun Todesfurcht, oder Liebe zu einem irdiſchen Weſen — die Vortheile ſind immer dieſelben, und obgleich weit entfernt von dem, was ich hätte ſeyn ſollen, war ich doch ganz gewiß, hingeriſſen von Suſannah, ein beſſerer Menſch geworden.

Sobald ich, in einen Schlafrock des Herrn Kophagus gehüllt, auf dem Sopha ſitzen konnte, ſagte er mir, die Kleider, in welchen man mich gefunden habe, ſeyen ganz in Fetzen, und fragte mich, ob ich meinen neuen Anzug nach der gewöhnlichen Weiſe gemacht wiſſen wolle, oder nach der Kleidung derer, unter welchen ich, wie er hoffe, in Zukunft leben werde. Ich hatte mir das bereits im Stillen durchgedacht: in die Welt zurückzukehren, dieſen Gedanken hatte ich verworfen; durch eine Fortſetzung meiner ſonderbaren Forſchungen fürchtete ich nur wieder in Schwierigkeiten verwickelt zu werden; was aber Kophagus für Abſichten mit mir hatte, wußte ich ebenfalls nicht. Ich zögerte unentſchloſſen, was ich antworten ſollte; da ſah ich Suſannah's gedankenvolles blaues Auge aufmerkſam, vielleicht begierig nach meiner Antwort, auf mir haften. Dieß entſchied. „Wenn ihr nicht meint,“ erwiederte ich, „daß ich euch Unehre mache, ſo wünſchte ich eure Geſellſchaftskleidung zu tragen, obgleich noch nicht als Mitglied eurer Gemeinde.“

„Aber um es bald zu werden, hoffe ich,“ verſetzte Frau Kophagus.

„Ach, ich bin ja ein Ausgeſtoßener!“ rief ich, auf Suſannah Temple blickend.

„Nicht alſo, Japhet Newland,“ erwiederte ſie mit ſanftem Tone. „Es freut mich, daß Du aus eigenem Antrieb das eitle Gewand verworfen haſt. Ich hoffe, Du werdeſt finden, daß Du nicht ohne Freunde biſt.“

„So lange ich bei Euch lebe,“ verſetzte ich, mich an Alle wendend, „betrachte ich es als meine Pflicht, mich Euren Gewohnheiten in jeder Weiſe anzuſchließen; wenn ich aber einmal wieder meinen Forſchungen nachgehe — “

„Und warum ſollteſt Du eine Forſchung erneuern, die ſich fruchtlos erweiſen muß und Dich nur in Irrthum und Unglück führen kann? Ich bin noch jung, Japhet Newland, und vielleicht keine taugliche Rathgeberin: mir ſcheint es aber, daß die Forſchung einzig dann Erfolg haben könne, wenn ſie von denen angeſtellt wird, die Dich verlaſſen haben. Wenn ſie ſich nach Dir ſehnen, ſo werden ſie Dich ſuchen; Dein Suchen nach ihnen aber iſt eitel und vergeblich.“

„Nur iſt nicht zu vergeſſen,“ erwiederte ich, „daß man ſich bereits im Findelhauſe nach mir erkundigt hat, daß der Fragende, getäuſcht, hinwegging und mir nicht weiter nachfragen wird.“

„Iſt denn die Elternliebe ein ſo flüchtig Ding, daß eine einzige Täuſchung einen Vater abhalten könnte, ſein Kind zu ſuchen? Nein, nein, Japhet, wenn man nach Dir begehret, ſo wirſt Du gefunden werden; Dein Suchen aber iſt fruchtlos und hat Dich ſchon viele Zeit gekoſtet.“

„Fürwahr, Suſannah, Dein Rath iſt gut,“ verſetzte Frau Kophagus; „Japhet hat, indem er einem Schatten folgte, das Weſen ſehr vernachläſſigt. Es iſt Zeit,“ fuhr ſie gegen mich fort, „Dich endlich niederzulaſſen und Dir Dein Brod zu verdienen.“

„Und Deine Pflicht zu erfüllen auf demjenigen Lebenspfade, auf welchen es Gott gefallen hat, Dich zu berufen,“ ſetzte Suſannah hinzu, indem ſie das Zimmer mit Frau Kophagus verließ.

Jetzt nahm Kophagus den Gegenſtand auf, bewies mir die Nutzloſigkeit meines Umherſchweifens, ſo wie die Angemeſſenheit einer feſten Lebensweiſe und ſchlug mir vor, eine Apotheke zu gründen, wozu er mir die nöthigen Mittel verſchaffen wollte, mit der Zuſicherung, daß ich die ganze zahlreiche Geſellſchaft der Freunde in Reading, welche keinen glaubensverwandten Apotheker unter ſich hätten, zu Kunden bekommen würde. „Einer von uns werden, Japhet — gutes Geſchäft — einmal heirathen — häusliches Glück — mmh — kleine Kinder und ſo.“ Ich dachte an Suſannah und ſchwieg. Hierauf erklärte er mir, es würde am beſten ſeyn, dieſen Antrag zu erwägen und meinen Entſchluß darnach zu faſſen; wenn mir übrigens das nicht gefalle, ſo bleibe er immer bereit, mich nach ſeinen beſten Kräften zu unterſtützen.

Ich überlegte die Sache geraume Zeit, bis ich zu einem Entſchluß gelangen konnte. Noch immer war ich weltlich geſinnt; noch immer ſchwelgte meine Phantaſie in der Vorſtellung, meinen Vater in den höhern Kreiſen zu finden, die kürzlich erlittene Schmach, noch einmal als Stern der feinen Geſellſchaft auftauchend, mit Zinſen zurückzugeben und die Stellung, die ich bisher unter falſcher Flagge behauptet, mit gutem Recht in Anſpruch zu nehmen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, zu einem Handelsmann herabzuſinken und meine Tage in der Dunkelheit zu beſchließen. Stolz war noch immer meine herrſchende Leidenſchaft. Auf dieſe Weiſe ſprach ſich der erſte Eindruck aus, aber dann beſah ich mir das Bild auch von der andern Seite. Ich war ganz ohne Mittel, um mich fortzubringen; in die Geſellſchaft zurückkehren konnte ich nicht, ohne zuerſt meine Eltern entdeckt und dann ſie ſo gefunden zu haben, wie meine heiße Einbildungskraft ſie mir vormalte. Nun hatte ich aber keine Ausſicht, ſie zu finden. Schon ſo lange hatte ich vergeblich geſucht: zweimal war ich verhaftet und nach Bowſtreet geführt worden; in Irland hatte ich beinahe mein Leben verloren; dann war ich zum Tode verurtheilt, wahnſinnig, und nur durch ein Wunder wieder hergeſtellt worden — alles das aus Anlaß meines nutzloſen Suchens. Dieſe Schickſale hatten viel dazu beigetragen, mich von meiner fixen Idee zu heilen. Ich ſtimmte Suſannah's Anſicht bei, daß die Nachfrage von meinen Eltern und nicht von mir ausgehen müſſe; ich erinnerte mich der Behandlung, die ich in der Welt erlitten, der Verachtung, die ſie mir gezeigt hatte, der Herzloſigkeit dieſer höheren Stände, und überzeugte mich von der geringen Ausſicht, jemals wieder in der faſhionabeln Geſellſchaft zugelaſſen zu werden. — In die andere Wagſchale legte ich die Herzensgüte der Menſchen, unter denen ich jetzt lebte, die Wohlthaten, die ſie mir bereits erwieſen, und ihre nunmehrigen Anerbietungen, welche darauf hinzielten, mich durch mein eigenes Streben unabhängig werden zu laſſen. Alles wog ich in meiner Seele ab: immer noch war ich unentſchieden, immer noch drückte mein Stolz die Schale nieder — da gedachte ich der reinen, holden Suſannah, und die Wagſchale flog empor. Ich wollte das Weſen nicht verlieren, indem ich nach Schatten jagte. Noch denſelben Abend nahm ich das herzliche Anerbieten meines alten Lehrherrn an und erklärte meinen Entſchluß, in die Geſellſchaft der Freunde zu treten.

„Du haſt das beſte Theil erwählet," ſagte Frau Kophagus, ihre Hand darreichend, „und mit Freuden nehmen wir dich auf."

„Ich heiße Dich willkommen, Japhet Newland," ſagte Suſannah und gab mir ebenfalls die Hand: „ich hoffe, Du werdeſt mehr Glückſeligkeit unter Deinen jetzigen Lebensgenoſſen finden, als in der Welt der Eitelkeit und des Betruges, in welcher Du bis hieher Deine Rolle ſpielteſt. Fürderhin ſuche nicht mehr einen irdiſchen Vater, der Dich verlaſſen hat, ſondern den himmliſchen, der Dich nicht aufgeben wird in Deinen Nöthen."

„Du ſollſt mich auf dem rechten Pfade führen, Suſannah," wandte ich mich an ſie.

„Ich bin zu jung, um zur Führerin zu dienen, Japhet," erwiederte ſie lächelnd, „aber nicht zu jung, hoffe ich, um eine Freundin zu ſeyn.“

Den andern Tag wurden meine Kleider gebracht: ich zog ſie an, und als ich in den Spiegel ſah, war ich nichts weniger als ergötzt; indeſſen konnte es mir mit meinem raſirten Kopfe ziemlich gleichgültig ſeyn, was ich trug, und ſo wußte ich mich zu tröſten. Kophagus ſandte nach einem Barbier und beſtellte mir eine Perrücke, welche in wenigen Tagen fertig werden ſollte; als ich ſie aufſetzte, war ich nicht mehr ſo ganz über mein Aeußeres mißvergnügt. Ich ſchmeichelte mir, auf jeden Fall ein ganz ſchmucker, hübſch ausſehender Quäker zu ſeyn, und als nach ein paar Tagen in einer Verſammlung der Freunde bei Kophagus meine Aufnahme vor ſich ging, ſo fand ich, zu meiner großen Genugthuung, daß kein einziger von den jungen Männern ſich mit mir meſſen konnte. Auf dieſes hin ließ ich mir meine Metamorphoſe gefallen.

## Vierundſechszigſtes Kapitel.

Alles gelingt mir und ich verſöhne mich mit meiner Lage.

Freund Kophagus ging nicht müſſig: in wenigen Wochen hatte er eine Apotheke für mich gemiethet, die er viel beſſer als ſeine eigene in Smithfield ausſtattete; der obere Theil des Hauſes wurde, da ich bei der Familie wohnen ſollte, wieder vermiethet. Als alles fertig war, ließ ich mich von ihm hinführen und war ſehr zufrieden; es blieb mir nur noch Ein Wunſch, nämlich, Timothy zu meinem Gehülfen zu haben, aber dieſer Wunſch war vergeblich, da ich nicht wußte, wo ich ihn ſuchen ſollte.

An jenem Abend bemerkte ich gegen Herrn Kophagus, ich habe keine Luſt, meinen Namen über die Apotheke zu ſetzen. Der eigentliche Grund war der, daß mein Stolz es mir verbot, dem es unerträglich war, daß Japhet Newland, bei deſſen Klopfen jede ariſtokratiſche Thüre aufgeſprungen war, den Leuten jetzt ſeinen Namen in Metallbuchſtaben über einem Ladenfenſter zu leſen geben ſollte. „Manche Gründe ſprechen dagegen,“ ließ ich mich vernehmen: „Einmal iſt es nicht mein wahrer Name — ich würde lieber den Namen Kophagus annehmen; dann muß ich befürchten, daß ein ſo viel genannter Name meine früheren Bekannten herbeiziehen könnte, und es wäre mir doch nicht eben wünſchenswerth, ſie hereinkommen und über mich ſpotten zu ſehen. Ein weiterer Grund —“

„Japhet Newland,“ unterbrach mich Suſannah mit einer Strenge, die ich nimmer in dieſem ſüßen Antlitz geſucht hätte, „bemühe Dich nicht mit Deinen Gründen, denn Du haſt bereits jeden andern Grund, nur nicht den wahren, angegeben, nämlich den, daß Dein Stolz ſich dagegen empört.“

„Ich wollte noch hinzufügen,“ erwiederte ich, „es ſey ein Name, der nach Mammon klinge und einem Bekenner unſeres Glaubens nicht anſtehe, aber da mich Suſannah des Stolzes beſchuldigt, ſo will ich keine weitere Einwendung machen. Japhet Newland, dabei ſoll es bleiben, und wir wollen nicht weiter von der Sache reden.“

„Wenn ich Dich gekränkt habe, Japhet, ſo bitte ich Dich herzlich um Verzeihung,“ ſagte ſie. „Aber Gott allein kennet die Geheimniſſe der Herzen. Ich war vermeſſen und Du mußt mir verzeihen.“

„Suſannah, ich bin es, der um Verzeihung zu bitten hat; Du kennſt mich beſſer als ich mich ſelbſt. Es war Stolz, nichts als Stolz, aber Du haſt mich geheilt.“

„Jetzt beginne ich wirklich, etwas von Dir zu hoffen, Japhet,“

erwiederte Suſannah lächelnd. Wer ſeine Fehler bekennt, wird ſie bald verbeſſern. Uebrigens finde ich etwas Richtiges in Deiner Bemerkung; denn wer weiß, wenn Du mit Deinen früheren Genoſſen zuſammentriffſt, ob Du nicht in Verſuchung kommen wirſt, wieder abzufallen? Schreibe Du Deinen Namen, wie es Dir beliebt; vielleicht wird es aber beſſer ſeyn, ihn zu ändern.“

Herr und Frau Kophagus waren hiemit einverſtanden.

In Folge dieſer Berathung ſchrieb ich mich Gnowland, nahm einen Menſchen aus der Geſellſchaft, der mir lebhaft empfohlen wurde, als Gehülfen an, bezog meine Apotheke, ſtand bald ſehr fleißig hinter dem Rezeptirtiſche, und ſandte meine Arzneien nach allen Richtungen der guten Stadt Reading.

Ja, ich war glücklich. Es fehlte mir den Tag über nicht an Vergnügen; mein Beruf gehörte nun doch einmal unter die freien Künſte. Ich kleidete mich und lebte wie ein Gentleman, oder beſſer geſagt, wie ein Wohlachtbarer. Ich aß mein ſelbſtverdientes Brod und war ein nützliches Mitglied der Geſellſchaft. Kehrte ich zum Eſſen oder am ſpäten Abend nach Hauſe, ſo fand ich, daß, wenn Kophagus und ſeine Frau ſich zurückgezogen hatten, Suſannah Temple jedesmal auf mich wartete, und noch einige Minuten in meiner Geſellſchaft blieb. Ich hatte nie geliebt, bevor ich dieſem vollkommenen Weſen begegnete, aber meine Liebe zu ihr war nicht die Liebe der Welt — wie wäre mir eine ſolche Herabwürdigung möglich geweſen? — ich liebte ſie wie eine höhere Erſcheinung, liebte ſie mit Furcht und Zittern. Ich fühlte, daß ſie zu gut, zu rein, zu heilig für einen ſolchen eitlen Weltmenſchen ſey, aber es war mir klar, daß mein Schickſal von ihr und ihrem Willen abhänge, daß, wenn ſie mich begünſtigte, mein Glück in dieſer und in jener Welt entſchieden, daß ich auf immer, wenn ſie mich zurückwies, verworfen ſey; dieß waren meine Gefühle für Suſannah Temple, welche bei aller ihrer Vollkommenheit doch zu ſehr Weib war, um nicht ihre Macht über mich gewahr zu werden, aber, ungleich den meiſten ihres Geſchlechts, ſich dieſer Macht nur bediente, um mich zum Guten anzuleiten. Beinahe unmerklich erſtickte ſie meinen Stolz: ich wurde demüthig und fromm geſinnt. Selbſt die Eigenthümlichkeiten der Sekte, die Verſammlungen in den Bethäuſern und ihre gedehnte manierirte Art zu reden, waren mir nicht mehr widerwärtig; ich fand Urſachen und triſtige Gründe für Alles was mir vorher ſonderbar geſchienen hatte: die Steine predigten mir, in jedem Dinge ſah ich einen guten Kern. Monde vergingen; mein Geſchäft gedieh, ſo daß ich in kurzer Zeit Herrn Kophagus ſein dargeliehenes Geld beinahe ganz erſtattet hatte. Ich war mit Leib und Seele Quäcker, und trat in die Brüderſchaft mit der Ueberzeugung, mein Verſprechen halten zu können. Ich fühlte mich glücklich, ganz glücklich, und doch hatte ich von Suſannah nichts als Beweiſe aufrichtiger Freundſchaft erhalten; aber ich war viel um ſie, und wir ſtanden ſehr, ſehr vertraut miteinander. Ich ſah, welche warmen hingebenden Gefühle unter ihrem beſcheidenen, ſtillen Aeußern verborgen waren, erkannte ihren wohlgebildeten Geiſt und ihr gerades Gemüth. Oft, wenn ich von der Vergangenheit ſprach, durfte ich ihren Bemerkungen lauſchen, welche alle nur auf Einen Punkt, auf Sittlichkeit und Edelſinn gerichtet waren; oft wurde ich, erſt ſtreng, zuletzt aber freundlich zurechtgewieſen, wenn meine Reden leichtfertig lauteten; ſprach ich aber von heitern und dabei harmloſen Gegenſtänden, was war dann bezaubernder als ihr ſüßes Lächeln, wenn ſie meine Geſinnungen billigte! und wenn irgend etwas ſie in's Feuer ſetzte, was klang ſo wohllautend und leidenſchaftlich wie ihre Ergießungen von Beredtſamkeit, auf welche jedesmal ein tiefes Erröthen folgte, zum Zeichen, daß ſie fühlte wie ihre Aufregung ſie hingeriſſen hatte.

Ein Umſtand war es, wozu ich mir Glück wünſchen konnte: es geſchahen ihr während der ſechs Monate, die ich ſo in ihrer Nähe verlebte, mehrere unverwerfliche Heirathsanträge, die ſie alle zurückwies. Am Ende dieſer Zeit hatte ich, Dank dem Beiſtande der Freunde, meinem Wohlthäter ſeinen ganzen Vorſchuß zurückbezahlt, und fand mich im Beſitze eines blühenden Geſchäfts. Nun bat ich um die Erlaubniß, etwas Jährliches für Koſt und Wohnung, von der Zeit an gerechnet, da ich in das Haus gekommen war, bezahlen zu dürfen. Herr Kophagus gab mir Recht; über die Bedingungen kamen mir leicht in's Reine, und nun durfte ich mich unabhängig nennen.

Meine Fortſchritte in Suſannah's Herzen waren langſam aber ſicher. Eines Tages bemerkte ich gegen ſie, wie glücklich Herr Kophagus als Ehemann erſcheine. „Er iſt es, Japhet," war ihre Antwort: „er hat ſchwer gearbeitet, um ſich unabhängig zu machen, und erndtet jetzt die Früchte ſeines Fleißes."

„Das heißt ſo viel, als daß ich das Nämliche thun muß," dachte ich, „und daß ich keinen Heirathsantrag machen darf, bis ich gewiß bin, eine Frau ernähren zu können. Bis jetzt habe ich noch nichts zurückgelegt, und ein Einkommen iſt kein Kapital." — Ich fühlte daß ſie, mochte ſie ſich nun dabei betheiligt denken oder nicht, jedenfalls Recht hatte, und dieſe Einſicht verdoppelte meinen Fleiß.

## Fünfundſechszigſtes Kapitel.

Eine Abart von der Quäkergattung, mit einem merkwürdigen Dualismus zwiſchen Körper und Seele.

Ich war der Welt noch nicht ganz entwöhnt, näherte mich aber dieſem Zuſtande mit ſtarken Schritten, als ein friſcher junger Quäker auf einen Beſuch nach Reading kam. Er erhielt Zutritt bei Herrn und Frau Kophagus, und geberdete ſich bald, wie man erwarten kann, als Suſannah's Anbeter, ohne jedoch von ihr aufgemuntert zu werden. Er war ein Müßiggänger, der einen großen Theil ſeiner Zeit mit Plaudern in meiner Apotheke verbrachte; da jedoch ſein Benehmen nicht die geiſtliche Zurückhaltung der meiſten jungen Männer unſerer Sekte hatte, ſo wurde ich nach und nach vertraut mit ihm. Eines Tages, als mein Gehülfe eben nicht zugegen war, redete er mich an: „Freund Gnowland, ſag' mir aufrichtig, haſt Du mich noch niemals in Deinem Leben geſehen?“

„Nicht, daß ich mich erinnern könnte, Freund Talbot.“

„Dann iſt mein Gedächtniß beſſer als das Deinige, und da ich nun Deine Freundſchaft, als Mitglied der Gemeinde, erhalten habe, ſo will ich auch unſer früheres Verhältniß gegen Dich geltend machen. Da Du noch Mr. Newland warſt und Dich mit Major Carbonnell in London herumtriebſt, nannte ich mich Lieutenant Talbot von der ...... Dragonergarde.“

Stumm vor Ueberraſchung, ſtarrte ich ihm in's Geſicht.

„Ja, ſo iſt es,“ fuhr er fort, und brach in ein Gelächter aus. „Du haſt vielleicht geglaubt, Du ſeyeſt der einzige faſhionable Mann, der dieſe Metamorphoſe durchgemacht habe; nun ſiehſt Du noch einen und darfſt Dich alſo nicht länger für den Phönix der Quäkerſchaft halten.“

„Ich erinnere mich allerdings dieſes Namens,“ erwiederte ich; „da Sie aber mit meiner Geſchichte bekannt ſeyn müſſen, ſo werden Sie leicht begreifen, warum ich in die Gemeinde eingetreten bin, während die Gründe, welche Sie zu dieſem Schritt vermögen konnten, mir unerklärlich ſind.“

Das bedarf allerdings einer Erörterung; es war, ich muß es ſagen, mein Mißgeſchick, nicht meine Schuld. Nicht, daß ich mich unglücklich fühlte — im Gegentheil, ich finde mich jetzt in meiner natürlichen Stellung. Ich hätte von Haus aus ein Quäker ſeyn ſollen — nun, jedenfalls bin ich einer von Natur. Uebrigens will ich morgen früh zu Ihnen kommen, und wenn Sie dann Ihren Diener anderwärts beſchäftigen können, ſo ſollen Sie meine Geſchichte erfahren. Ich weiß, daß Sie mein Geheimniß für ſich behalten werden.“

Den andern Morgen kam er und hob, ſobald wir allein waren, folgendermaßen zu ſprechen an:

„Noch ſehr gut erinnere ich mich, Newland, der Zeit, da Sie unter den Führern der Mode glänzten; ich ſtand damals in der Dragonergarde, und obgleich nicht ſehr vertraut mit Ihnen, hatte ich doch die Ehre, in Geſellſchaften von Ihnen anerkannt zu ſeyn. Auf Seele, ich kann mich des Lachens nicht erwehren, wenn ich uns Beide jetzt anſehe; aber nichts mehr davon. Natürlich verbrachte ich die meiſte Zeit bei dem Regiment und in den Clubbs. Mein Vater hatte, was Sie vielleicht nicht wiſſen, ſehr hohe Verbindungen; unſere ganze Familie war in der Armee aufgewachſen, ja die Berufsfrage kam bei uns gar nie zur Debatte, denn ein Talbot wurde von jeher ſo naturgemäß ein Soldat, wie eine junge Ente in's Waſſer geht. Nun ja, ich trat alſo in die Armee, bewunderte meine Uniform und wurde von den jungen Damen bewundert. Noch ehe ich mein Lieutenantspatent erhielt, verwechſelte mein alter Herr das Zeitliche mit dem Ewigen und hinterließ mir eines jüngern Bruders Erbe, das heißt, vierhundert Pfund jährlich; aber mein Onkel ſagte, das ſey ganz genug für einen Talbot, der ſich ſchon in ſeiner Laufbahn pouſſiren würde, wie alle Talbot's vor ihm. Ich wurde bald gewahr, daß mein Einkommen nicht hinreichte, um den Dienſt in der Garde fortzuſetzen, und mein Oheim drang ſehr darauf, daß ich denſelben mit einer Stelle in einem aktiven Regiment vertauſchen ſollte. Alſo kaufte ich mir eine Kompagnie im dreiundzwanzigſten Regimente, welches zu einer Unternehmung gegen die franzöſiſchen Kolonien in Weſtindien beordert war, und ſegelte ab, in der beſten Hoffnung, mich eben ſo tief mit Ruhm zu bedecken, wie die Talbot's von undenklichen Zeiten her gethan haben. Wir landeten: nach kurzer Zeit flogen die Kugeln und Kartätſchen in allen Richtungen umher, und nun entdeckte ich, was mir früher auch nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen war, nämlich — daß ich mich in meiner Beſtimmung geirrt hatte."

„Wie meinen Sie das, Talbot?"

„Wie ich's meine? Sackerlot, daß mir eine gewiſſe Eigenſchaft fehlte, die man nie zuvor einem Talbot abgeſprochen hat — die Courage."

„Und das wußten Sie früher nicht?"

„Niemals, auf meine Ehre. Meine Seele war immer muthserfüllt, meine Phantaſie baute Luftſchlöſſer von Heldenthaten, welche alle Talbot's von jenem an, der ſich mit der Jungfrau von Orleans herumſchlug, bis auf den heutigen Tag herab verdunkeln ſollten. Ich verſichere Sie, daß, ſo ſehr auch die Andern über die Entdeckung verwundert waren, dieß doch keinem in ſo hohem Grade wie mir ſelbſt widerfuhr. Unſer Regiment wurde zum Vorrücken kommandirt; ich führte meine Kompagnie; die Kugeln kamen hageldicht; ich verſuchte vorwärts zu kommen, war es aber nicht im Stande; endlich gab ich, trotz alles Widerſtrebens, ganz hübſch das Ferſengeld. Da ſtieß ich auf den kommandirenden Offizier; wahrhaftig, ich rannte gerade gegen ihn an; er beorderte mich zurück, und ich begab mich ganz kaltblütig wieder zu meinem Regiment. Abermals ſtand ich im Feuer, abermals bekämpfte ich den Naturtrieb, jedoch ohne Erfolg, und zuletzt, wie eben geſtürmt werden ſollte, lief ich davon, als ob der Teufel hinter mir wäre. Iſt das nicht ſonderbar?"

„Ganz ſonderbar, wahrhaftig!" rief ich lachend.

„Allerdings, aber Sie können ſich nicht recht denken, warum. Sie wiſſen, was die Philoſophen hinſichtlich des Wollens lehren, nämlich, daß der Körper ſich von der Seele beherrſchen läßt, und folglich ihr gehorcht. In meinem Falle ging es aber, wie Sie ſehen, umgekehrt. Ich kann Sie in Wahrheit verſichern, daß ich in meinem Innern ſo tapfer bin, wie irgend ein ſterblicher Menſch; aber ich wurde mit einem feigen Leichnam ausgeſtattet, der, was noch viel ſchlimmer iſt, ſich der Seele überlegen zeigte, und mit ihr davonlief. Ich hatte nicht die Abſicht, davon zu laufen; im Gegentheil, ich wäre gern bei dem Sturme vorangeweſen, und hatte mich mit den Freiwilligen gemeldet, war aber abgewieſen worden. Wenn ich nun keinen Muth beſäße, ſo würde ich doch ſicher einen ſo gefährlichen Poſten vermieden haben; meinen Sie nicht?"

„Es nimmt ſich freilich ſeltſam aus, daß Sie ſich erſt unter die Freiwilligen zum Sturme melden, und dann ausreißen."

„Das iſt's eben, was ich meine. Ich habe den Geiſt eines Talbot, aber einen Körper dazu, der nicht in die Familie gehört, und leider dem Geiſt überlegen iſt."

„So ſcheint es. Nun, vorwärts, wenn's beliebt."

„Rückwärts hieß es, aber nicht vorwärts. Ich verſuchte es an jenem Tage noch einmal, die Breſche zu erſteigen, und da das Feuer inzwiſchen aufgehört hatte, ſo gelang es mir; aber mein Charakter hatte nun ſchon eine Scharte bekommen, und man deutete mir an, man wolle mir Gelegenheit geben, ſie wieder auszuwetzen."

„Nun?"

„Den andern Tag war ein Fort zu erſtürmen, und ich bat, mit meiner Kompagnie den Vortrab führen zu dürfen. Das war doch gewiß kein Beweis von Mangel an Muth? Man bewilligte meine Bitte. Wir wurden heiß empfangen und ich fühlte bereits, daß meine Beine mir den Dienſt nach vorne verſagten. Was that ich alſo? ich band mir die Schärpe um den Schenkel, ſagte meinen Leuten, ich ſey verwundet, und gebot ihnen, mich zum Sturme zu tragen. Heißt das kein Muth?"

„Ganz unzweifelhaft; das war wie ein Talbot gehandelt."

„Wir ſtanden am Fuß der Breſche; als nun hier die Kugeln um mich flogen, ſtieß und zappelte ich ſo heftig, daß meine beiden Träger mich loslaſſen mußten und mein ſchurkiſcher Körper wieder in Freiheit kam. Zu meinem Unglück, darf ich ſagen, denn bedenken Sie nur: wenn ich mich hätte verwundet die Breſche hinantragen laſſen, welchen Heldenruhm würde ich davon getragen haben! jedoch das Schickſal hatte das Gegentheil beſchloſſen. Wär' ich nur ruhig liegen geblieben, als ſie mich fallen ließen, ſo hätte es immer noch gut gehen können! aber es drängte mich, die Breſche zu erſteigen, das heißt innerlich; — ſobald ich jedoch wieder auf meine verdammten Beine kam, ſo liefen ſie mit mir davon, und man fand mich nachher mit meiner angeblichen Verwundung eine halbe Meile weit vom Fort. Das war genug; man gab mir einen Wink, je eher je lieber nach Hauſe zu gehen, erlaubte mir jedoch aus Rückſicht für meine Familie, meine Stelle zu verkaufen. Nun ſpazierte ich als unbeſchäftigter Gentleman in den Straßen umher, aber da wollte mich Niemand kennen. Ich diſputirte mit Mehreren über den Fall; ſie waren jedoch obſtinat und wollten ſich nicht überzeugen laſſen: es ſey ganz nutzlos, ſagten ſie, von meiner Courage zu reden, nachdem ich Ferſengeld gegeben habe."

„Das waren eben keine Philoſophen, Talbot."

„Nein, ſie konnten nicht begreifen, wie Körper und Seele in Zwieſpalt ſtehen können. Mein Diſputiren half mir nichts; ſie beſtanden darauf, die Bewegungen des Körpers hängen von der Seele ab, und meine Seele ſey ſo feig, wie mein Körper."

„Nun, was thaten Sie da?"

„O gar nichts; ich hatte große Luſt, ſie zu Boden zu ſchlagen, da ich jedoch wußte, daß mein Körper mir nicht beiſtehen würde, ſo hielt ich's für beſſer, es zu unterlaſſen. Jetzt aber neckten ſie mich, nannten mich den Schlachtenläufer und trieben es ſo arg, daß mein Oheim mir als einem Schandfleck der Familie die Thüre verſchloß, mit dem herzlichen Wunſche, er wollte, die erſte Kugel hätte mich niedergeſtreckt. Endlich ging mir die Geduld aus, und ich ſah mich um, ob es nicht noch Leute in der Welt gäbe, welche die Courage nicht als sine qua non betrachten. Da entdeckte ich, daß die Dogmen der Quäcker das Fechten verbieten, und der Muth ſomit bei ihnen ein überflüſſiges Geräthe iſt; deßhalb ließ ich mich in die Gemeinde aufnehmen, und überzeuge mich je mehr und mehr, daß ich, wenn auch kein guter Soldat, doch immer ein ſehr reſpektabler Quäcker bin. Hiemit wiſſen Sie meine ganze Geſchichte, und nun ſagen Sie mir, ſind Sie nicht auch meiner Meinung?"

„Hm, das iſt ein ſehr ſchwieriger Punkt. Von einer ſolchen Zwieſpältigkeit habe ich noch nie gehört; ich muß darüber nachdenken."

„Natürlich ſagen Sie kein Wort davon, Newland."

„Seyn Sie ganz ruhig, Talbot; ich werde Ihr Geheimniß bewahren. Wie lange tragen Sie unſere Tracht?"

„O ſeit länger als einem Jahr. — Aber welch ein hübſches junges Mädchen dieſe Suſannah Temple iſt! Ich habe große Luſt, ihr meine Hand anzutragen."

„Da müſſen Sie erſt zuſehen, was Ihr Körper dazu ſagt, Talbot," erwiederte ich mit großem Ernſt. „Quäcker oder nicht, ich laſſe mir keinen in die Quere kommen."

„Mein lieber Freund, ich bitte Sie um Verzeihung, ich will nicht mehr an das Mädchen denken," ſagte Talbot aufſtehend, als er bemerkte, daß ich ſehr grimmig ausſah. „Ich wünſche Ihnen guten Tag. Ich werde Reading Morgen verlaſſen und mich wo möglich noch bei Ihnen verabſchieden."

Aber ich ſah nichts mehr von Freund Talbot, der einen ſo ſchlachtenkühnen Geiſt und einen ſolchen Renegaten von Körper beſaß.

## Sechsundſechszigſtes Kapitel.

### Begegnung mit Timothy.

Es mochte etwa ein Monat ſeit dieſer Unterredung vergangen ſeyn, als ich eines Tages einen Matroſen mit Einem Beine und einem Haufen Balladen auf's allerkläglichſte ſingen hörte:

„Was geht's Euch an, wenn ich die Augen wiſche?
Die Thrän' iſt eine Luſt in ihrer Art —"

„Gott ſey mit Euer Ehren — einen Heller für den armen Jack, der ſein Bein im Dienſt verloren hat. Dank' Euer Ehren" — und er fuhr wieder fort:

„Ein Unſinn, wer da quiekt um Fiederwiſche,
Doch mitleidswerth iſt, wer ſein Mitleid ſpart.
Sagt unſer Kapitän — werd's nicht vergeſſen —
‚Seht, Jungens', ſagt er, ‚das iſt ächter Muth' —"

„Stellen Euer Hochehrwürden Ihr Haupttopſegel auf eine halbe Minute zurück, um einer armen abgetackelten Schaluppe beizuſtehen, die im Krieg in Stücke gegangen iſt —"

„Im Kampf ein Löwe —"

„Mögen Euer Ehren lange leben —"

„grimmig und vermeſſen —"

„Kauft ein Lied, junges Frauenzimmer, um es Eurem Schatz zu ſingen" —

„Fromm wie ein Lamm — fromm wie ein Lamm —"

— „wenn Ihr ihm auf dem Knie ſitzt in der Hundswache —"

„Im Kampf ein Löwe, grimmig und vermeſſen,
Fromm wie ein Lamm, wenn die Kanone ruht."

Es wird wohl wenige geben, welche nicht große Theilnahme für den engliſchen Matroſen empfinden, beſonders für einen ſolchen, der bei der Vertheidigung ſeines Vaterlandes verſtümmelt worden iſt. Bei mir war dieß wenigſtens immer der Fall, und als ich den armen Invaliden, obgleich weder in der Stimme noch im Vortrag ausgezeichnet, ſeine Ballade abſingen hörte, ſo zog ich die Schublade hinter dem Rezeptirtiſche, und nahm einige Pence heraus. Ich wartete, bis er aufſah, dann winkte ich ihm; er trat in die Apotheke: „Hier, guter Freund," ſagte ich, „obgleich ich ein Mann des Friedens bin, ſo habe ich doch Mitgefühl für diejenigen, welche im Kriege leiden." Mit dieſen Worten gab ich ihm das Geld.

„Mögen Euer Ehren nie einen ſchlimmen Tag erleben," erwiederte der Matroſe, „und eine rechte Krankenzeit wünſche ich Ihnen obendrein."

„Ei, Freund, das iſt kein guter Wunſch für andere Leute," entgegnete ich ihm.

Der Matroſe heftete ſeine Augen auf mich und ſchien ganz erſtaunt; denn er hatte mich bis jetzt nicht näher angeſehen.

„Warum blickt Ihr mich ſo an?" fragte ich.

„Guter Gott!" rief er aus, „das iſt — nein, er kann's nicht ſeyn."

„Was nicht ſeyn, Freund?"

Er eilte zur Thüre hinaus, las die Firma, kam wieder herein und ſank auf einen Stuhl neben dem Rezeptirtiſche: „Japhet!" rief er mit ſchwacher Stimme, „endlich habe ich Dich gefunden."

„Guter Gott, wer ſeyd Ihr?"

Er warf ſeinen Hut ab, an welchem falſche Locken innen befeſtigt waren, und ich erblickte — Timothy. Im Augenblicke war ich über den Tiſch geſprungen und lag in ſeinen Armen. „Iſt es möglich?" rief ich nach einem kurzen Schweigen auf beiden Seiten, „daß ich Dich, Timothy, als invaliden Matroſen ſehen muß?"

„Iſt es möglich, Japhet, gab Tim zurück, daß ich dich als einen breitrandigen Quäcker finden muß?"

„So iſt es, Timothy: ich bin wirklich und wahrhaftig einer."

„Dann biſt Du weniger maskirt als ich," verſetzte Timothy, ſchleuderte ſein hölzernes Bein weg und ſtand auf ſeinem natürlichen, das er hinaufgebunden und in den weiten blauen Schifferhoſen verborgen hatte. „Ich bin ſo wenig ein Matroſe, als Du, Japhet, und habe, ſeit Du mich verließeſt, das geſalzene Waſſer, wovon ich ſo viel ſinge und ſage, nicht mit Augen geſehen."

„Dann haſt Du betrogen, Timothy, was mir ſehr leid thut."

„Nun merk' ich, daß Du ein Quäcker biſt," erwiederte Tim; „aber ſchilt mich nicht, bis Du meine Geſchichte vernommen haſt. Gott ſey Dank, daß ich Dich endlich finde. Aber ſage mir, Japhet, Du ſchickſt mich nicht wieder weg, nicht wahr? wenn auch Deine Kleidung anders geworden iſt, ſo haſt Du doch noch das alte Herz. Ich bitte Dich, antworte mir, ehe ich ein Wort weiter rede. Du weißt, ich bin hier zu brauchen."

„Gewiß, Timothy, ich habe Dich oft herbei gewünſcht, ſeit ich hier bin, und es wird ganz Deine eigene Schuld ſeyn, wenn wir nicht zuſammen bleiben. Du ſollſt mich in der Apotheke unterſtützen, aber die Quäckertracht kann ich Dir nicht erlaſſen."

„Erlaſſen! hab' ich mich nicht immer gekleidet wie Du? Als wir von Smithfield auszogen, waren wir da nicht gleich gekleidet? gingen wir nachher nicht in Flitterjacken zuſammen? hab' ich nicht Deine Livree getragen und Dir angehört? Ich will alles anziehen, Japhet — nur laß uns nicht mehr von einander gehen."

„Mein lieber Timothy, ich hoffe es wird nicht geſchehen. Aber ich erwarte jeden Augenblick meinen Gehülfen, und wünſche nicht, daß er Dich in dieſem Aufzuge treffe. Geh' in ein kleines Wirthshaus am äußerſten Ende dieſer Straße, und wenn Du mich vorüber gehen ſiehſt, ſo komm heraus; dann wollen wir uns auf's Feld begeben und mit einander beſprechen."

„Mein Quartier iſt in einem Häuschen nicht weit von da, wo ich auch einige Kleider habe; ich will mich anders anziehen, und dich auf der Straße treffen. Adieu inzwiſchen, Japhet.“

Timothy raffte ſeine Balladen, welche zerſtreut auf dem Boden lagen, zuſammen, band ſich den Fuß hinauf, ſchnallte die hölzerne Stelze an, und eilte hinweg, nachdem er mir noch einmal ſtumm die Hand gedrückt hatte.

Nach einer halben Stunde kam mein Gehülfe, den ich in der Apotheke bleiben hieß, während ich einen Geſchäftsgang machen wollte. Hierauf ging ich zu dem verabredeten Platze, wo ſich Tim alsbald zu mir geſellte; er hatte ſeine Matroſentracht abgelegt, und trug, was man einen ſchäbig-gentilen Anzug nennt. Wir begrüßten uns noch einmal, und dann bat ich ihn, mich ſeine Schickſale ſeit unſerer Trennung wiſſen zu laſſen.

„Du kannſt Dir nicht vorſtellen, Japhet, wie mir zu Muthe war, als ich aus Deinem Schreiben erfuhr, daß Du mich verlaſſen habeſt. Ich hatte wohl gemerkt, wie unglücklich Du ſeit einer geraumen Zeit geweſen warſt, und litt eben ſo ſehr, obgleich ich die Urſache Deines Kummers nicht wußte. Ich hatte keine Ahnung davon, daß Du all das Deinige verloren habeſt, bis ich Deinen Brief erhielt; nun berührte es mich noch unfreundlicher, daß Du mich in einer ſolchen Lage verließeſt, als wenn Du es in einem behaglichen und unabhängigen Zuſtande gethan hätteſt. Dir nachzuſpüren, hielt ich für einen fruchtloſen Verſuch; alſo wandte ich mich auf der Stelle an Herrn Maſterton, um ihn zu fragen, was ich anfangen ſolle. Er hatte Deinen Brief erhalten, und ſah recht unmuthig aus. ‚Ein ganz unvernünftiger Junge‘! ſagte er, ‚aber es läßt ſich da gar nichts machen. Er iſt verrückt: das iſt Alles, was man zu ſeiner Entſchuldigung ſagen kann. Du mußt thun, was er Dich heißt, und verſuchen, wie Du Dich durchzuſchlagen im Stande biſt. Ich will Dich auf jede mögliche Weiſe unterſtützen, mein armer Junge; Du mußt nicht weinen‘. — Ich ging nach

Deinem Hauſe zurück und raffte Deine Papiere zuſammen, die ich verſiegelte. Da ich nun wußte, daß das Haus nach ein paar Tagen in andere Hände kommen würde, ſo verkaufte ich das Geräthe, ſowie auch den Reſt Deiner Garderobe und andere Dinge von Werth, die Du zurückgelaſſen, mit Einem Worte, Dein ganzes Hab' und Gut, außer dem Toilettenkäſtchen und Major Carbonnell's Piſtolen, von denen ich dachte, Du möchteſt ſie vielleicht einmal gerne wieder haben.“

„Wie lieb von Dir, Timothy, auf eine ſolche Weiſe an mich zu denken? Wahrhaftig, es ſoll mich freuen; doch nein! was habe ich mit Piſtolen und ſilbernen Toiletteſachen zu thun? Sie paſſen nicht für mich, aber ich bin Dir deßhalb nicht weniger dankbar.“

„Der Erlös von dem Hausgeräthe und den andern Gegenſtänden belief ſich auf vierhundertunddreißig Pfund, nach Abzug aller Unkoſten.“

„Das freut mich für Dich, Timothy. Aber, nach Deinem gegenwärtigen Aufzuge zu ſchließen, muß ich fürchten, daß das Geld Dir nicht ſonderlich zu Gute gekommen ſey.“

„Weil ich keinen Gebrauch davon gemacht habe, Japhet. Was ſoll' ich mit all' dem Gelde thun? ich trug es zu Mr. Maſterton, nebſt Deinen Papieren, dem Toilettenkäſtchen und den Piſtolen: dort liegen die Sachen alle, und warten auf Dich, bis Du ſie verlangſt. Er war ſehr freundlich gegen mich und bot mir jegliche Hülfe an; aber ich beſchloß, zu gehen und Dich zu ſuchen. Ich hatte bei Deinem Abgange mehr Geld als gewöhnlich in der Taſche; mit dem Ueberſchuß deſſen, was Du für die Rechnungen zurückließeſt, beſaß ich wohl zwölf oder vierzehn Pfund. Nun ſagte ich Herrn Maſterton Adieu, und bin ſeither auf der abenteuerlichen Jagd nach meinem Herrn geweſen.“

„Nicht nach Deinem Herrn, Timothy: ſage vielmehr, nach Deinem Freunde.“

„Beides richtig, wenn Dir's beliebt, Japhet. Und recht hübſche

Abenteuer hab' ich beſtanden, das kann ich Dir ſagen; dazu einige, wo ich nur mit knapper Noth entkam."

„Ich denke, wenn wir unſere Rechnungen gegen einander halten, Timothy, ſo wird die meinige die größte ſeyn; aber das wollen wir auf ein andermal verſchieben. Für jetzt ſage mir, bei wem glaubſt Du, daß ich wohne?"

„Bei einem Quäcker, vermuthlich."

„Errathen ſo weit; aber wer glaubſt Du, daß dieſer Quäcker ſey?"

„Das weiß ich freilich nicht."

„Mr. Kophagus."

Bei dieſer Kunde machte Tim einen Satz in die Höhe, drehte ſich auf dem Abſatz um und taumelte mit unmäßigem Lachen in das Gras.

„Kophagus ein Quäcker!" rief er zuletzt: „o ich ſehne mich, ihn zu ſehen! ‚Näſeln, näſeln — breitrandiger Hut — weite Schöße und ſo'. Kapital!"

„Ja, ja, Tim, aber Du mußt die Ueberzeugung nicht verſpotten."

„Das war nicht meine Abſicht, Japhet; wenn nur der Gedanke nicht etwas ſo unendlich Komiſches hätte! Iſt es aber nicht die allerſonderbarſte Begebenheit, daß wir nach einer ſo langjährigen Trennung alle wieder zuſammentreffen ſollten? — Mr. Kophagus — eine Apotheke — Du hinter dem Receptirtiſche — und ich, hoffentlich, als der alte Arzneiausträger. Nun ja, ich will im nämlichen Boote rudern, und ſo gut, wie Ihr Beide, den Quäcker machen."

„Gut. Gehen wir jetzt nach Hauſe; ich will Dich Herrn Kophagus vorſtellen, der ſich ohne Zweifel freuen wird, Dich wieder zu ſehen."

„Zuerſt, Japhet, ſollteſt Du mir eine Quäckersuniform verſchaffen; es wäre mir lieber."

„Du ſollſt einen Anzug von mir haben, wenn Du es wünſcheſt, aber es iſt nicht ſo dringend nothwendig; auch wird man es nicht einmal zugeben, daß Du ohne vorläufige Prüfung in die Gemeinde trittſt.“

Hierauf begab ich mich in die Apotheke, ſchickte den Gehülfen hinaus und holte aus meiner Wohnung einen Anzug von mir, welchen ich eilends meinem Freunde brachte. Er zog die Kleider in der Apotheke an; dann trat er hinter den Receptirtiſch, und ſagte: „dieß iſt mein Platz, und hier bleib' ich, ſo lange Du da biſt.“

„Das will ich hoffen, Timothy. Meinem gegenwärtigen Gehülfen kann ich leicht eine andere Stelle verſchaffen; auch wird er nicht ungerne gehen, denn er iſt verheirathet, und kein Freund dieſer eingeſperrten Lebensart.“

„Ich hab' einiges Geld,“ ſagte Timothy, aus ſeinen alten Kleidern einen ſchmutzigen Lumpen hervorlangend, welcher in die zwanzig Pfund enthielt. „Ich bin in guten Umſtänden, wie Du ſiehſt.“

„Wahrhaftig, ja,“ erwiederte ich.

„Es geht nichts über einen Matroſen mit einem Stelzfuß und Balladen. Weißt Du wohl, Japhet, daß ich mit dieſer Rolle zuweilen mehr als ein Pfund des Tages eingenommen habe?“

„Nicht ſehr ehrlich, Tim.“

„Mag ſeyn, Japhet; aber es iſt ſehr ſonderbar und doch ganz gewiß, daß ich, wenn ich ehrlich war, es zu nichts bringen konnte, bei dem Betrug aber mich immer ganz wohl befand.“

# Siebenundſechszigſtes Kapitel.

### Timothy ſetzt ſeine Erzählung fort.

Ich konnte mir nicht verſchweigen, daß auch ich während meines früheren abenteuerlichen Lebens mir dieſelben Folgerungen, wie Timothy, gebildet hatte; aber ich war ſchon längſt zu der Anſicht gekommen, daß es keine Entſchuldigung für die Unredlichkeit gibt und daß dieſe zuletzt nur zur Entdeckung und Schande führen kann. Abends ging ich zeitig nach Hauſe, um Timothy Herrn Kophagus vorzuſtellen, der ihn mit großer Freundlichkeit aufnahm und augenblicklich mit ſeiner Anſtellung in meiner Apotheke einverſtanden war. Timothy machte den Damen ſeinen Reſpekt und verließ dann mit Ephraim, der ihn unter ſeinen Schutz genommen hatte, das Zimmer. Nach wenigen Tagen war er ſo eingebürgert unter uns, als ob wir ſchon Monate lang bei einander gelebt hätten. In der erſten Zeit koſtete es mich einige Mühe, ſeine Lebhaftigkeit und ſeinen Hang für's Lächerliche zu unterdrücken; es gelang mir jedoch allmählig und ich fand nicht nur einen brauchbaren Gehülfen, ſondern auch, was er immer geweſen war, einen anhänglichen und liebevollen Gefährten in ihm. Während der erſten Tage unſeres Zuſammenſeyns hatte ich ihm meine Abenteuer erzählt, und wiederholte Fragen nach meinen wenigen Freunden gethan. Er erzählte mir, Lady De Clare und Flita hätten Herrn Maſterton, von welchem er dieß erfahren, in großem Kummer über den Inhalt meines Briefes, beſucht; auch Lord Windermear ſey ſehr unruhig und ärgerlich geweſen; Herr Maſterton habe ihm hierauf gerathen, ſich einen andern Dienſt zu ſuchen, was er jedoch abgelehnt und dem alten Herrn ſeine Abſicht, nach mir zu ſuchen, mitgetheilt habe. Beim Abſchiede habe er verſprochen, ihm Nachricht zu geben, ſobald er mich finden ſollte.

„Da lag ich nun im Bette, Japhet,“ fuhr Timothy fort, „und dachte über die erſprießlichſte Maßregel nach. Auf eine ſolche Weiſe zu verfahren, wie Du Deinen Vater ſuchteſt, erkannte ich für eine Wildegänſejagd; auch wäre mein Geld in Kurzem alle geweſen; alſo überlegte ich, ob ich nicht einen umherziehenden Kram aufthun ſollte, der mich ernährte, während er mich zugleich in den Stand ſetzte, von Ort zu Ort zu ziehen. Was meinſt Du, daß meine erſte Spekulation geweſen ſey? Höre denn: ich ſah einen Mann, der einen Hund vor einen kleinen Karren geſpannt hatte, und ‚Hundefleiſch!‘ — ‚Katzenfleiſch!‘ — ausrief; da ſagte ich zu mir: nun, das iſt doch einmal etwas, das iſt doch ein Beruf, da kann ich herumwandern und mein Brod verdienen. Ich ließ mich in ein Geſpräch mit dem Menſchen ein, als er vor einem geringen Wirthshäuschen anhielt, bewirthete ihn mit einem Kruge Bier und fragte ihm alle Geheimniſſe ſeines Gewerbes ab; dann ließ ich noch einen Krug kommen, und ſchlug ihm vor, mir ſeinen ganzen Kram, bis auf Meſſer und Schürze herab, zu verkaufen. Der Burſche war's zufrieden; nachdem wir eine gute Weile mit einander gehandelt hatten, zahlte ich ihm drei Guineen für das Etabliſſement. Er fragte mich, ob ich in London zu hauſiren geſonnen ſey; ich erwiederte ihm, nein, ich wolle mich auf dem Lande herumtreiben. Er rieth mir zu der Straße gen Weſten, weil dort mehr volkreiche Städte zu finden ſeyen. Gut, wir tranken noch einen Krug, um den Handel feſt zu machen, ich zahlte ihm das Geld und nahm Beſitz von der Waare, ganz entzückt über meine neue Beſchäftigung. Jetzt ging's nach Brentford; unterwegs verkaufte ich da und dort einen Biſſen, und am Ende kam ich zu der nämlichen Bank, wo wir ausgeruht und unſern Schweinsbraten verſpeiſ't hatten.“

„Das iſt doch ſeltſam! auch ich war dort, aber für mich iſt die Bank ſehr unglücklich geweſen.“

„Für mich ebenfalls, wie Du gleich hören ſollſt. Ich hatte in jener Kneipe mein Abſteigequartier genommen und drei Tage lang in Brentford ſehr gute Geſchäfte gemacht. Am dritten Abend kam ich juſt in der Dämmerung heim, ſetzte mich auf die Bank und dachte an Dich. Mein Hund hatte ſich, ziemlich müde, vor den Karren gelegt. Da hörte ich auf einmal einen durchdringenden Pfiff; im Augenblick ſprang der Hund auf die Beine und lief, ehe ich ihn hindern konnte, eine gute Strecke weit davon. Der Pfiff wurde wiederholt und weg war Hund und Karren wie ein Blitz. Ich lief aus Leibeskräften, konnt' ihn aber nicht einholen; endlich wurde ich gewahr, daß der vorige Herr des Hundes ſo ſchnell als möglich vor ihm herlief, und entdeckte nun den Grund, warum der Hund mir durchgegangen war. Immer hoffte ich, ihn noch einzuholen; da kam mir aber ein altes Weib in den Weg, welches mit einer Pfanne aus der Thüre trat, um das heiße Waſſer in die Rinne zu ſchütten; ich warf ſie mit Macht zu Boden und mußte richtig über ſie her in einen Keller ohne Staffeln hinunter ſchießen. Da lag ich nun, und eh' ich wieder hinaufklettern konnte, war Mann, Hund, Karren, Hundefleiſch und Katzenfleiſch, alles fort, und Hund und Karren ſah ich niemals wieder. Der Schuft kam glücklich davon, ich aber war bankerott. So viel von meinem erſten Etabliſſement.“

„Du hatteſt vergeſſen, Timothy, bei Deinem Handel auch noch den guten Willen zu dem Vorrath zu kaufen.“

„Freilich, Japhet. Nachdem ich übrigens von dem alten Weibe einen recht hübſchen Strom von Schimpfreden und ein Pflaſter von heißem Gemüſe in's Geſicht bekommen hatte — denn ſie ging lieber ohne Nachteſſen zu Bett, als daß ſie ihre Rache hätte unterdrücken können — begab ich mich nach der Herberge zurück, wo ich mich im Schenkzimmer niederſetzte. Zwei Hauſirer ſaßen neben mir; der eine führte einen großen Pack Zitz und Barchent, der andere einen Kaſten mit Kämmen, Nadeln, Bändern, Scheeren, Meſſern und unächten Schmuckſachen. Ich ließ mich in eine Unterhaltung mit ihnen ein, und da ich auch dießmal den Wirth machte, ſo wurde ich bald vertraut. Sie erzählten mir von ihrem Verdienſt und ihrer Art, ſich vorwärts zu bringen, ſo daß ich dachte, dieſe Hauſirerei habe bei ihrem Hin- und Herziehen gar nichts Unangenehmes; alſo, nachdem ich alle nöthige Aufklärung empfangen hatte, ging ich nach London zurück, löste eine Conceſſion zum Hauſiren, wofür ich zwei Guineen bezahlte, kaufte in einem Laden, zu welchem ich gewieſen wurde, einen recht hübſchen Vorrath von kurzen Waaren, und abermals machte ich mich auf die Fahrt. Dießmal ſchlug ich die Straße nach Norden ein, und hatte ein ſehr behagliches Auskommen, indem ich meine Waaren in den Bauerhäuſern, an welchen ich vorüber kam, halbpenceweiſe verkaufte. Bald aber wurde ich gewahr, daß ich ohne ein Zeitungsblatt kein vollkommener Hauſirer ſey, und daß die Zeitung nicht radikal genug ſeyn könne. Eine ſolche Zeitung erſetzt dem Hauſirer, wenn er leſen kann, die Hälfte ſeiner Reiſeauslagen; in jedem Hauſe, namentlich in jeder kleinen Winkelkneipe, iſt er willkommen; er erhält die beſte Ecke am Kamin, hat ſeine Koſt und Wohnung, mit Ausnahme deſſen, was er trinkt, umſonſt — alles dieſes, wenn er ſeine Zeitung herauslangt und ſeinen unwiſſenden Umgebungen vorliest, vor allem aber, wenn er die unverſtändlichen Stellen erklären kann. Nun wurde ich ein ſtarker Politiker und noch überdieß ein mächtiger Radikaler, denn das iſt die Politik aller niedern Klaſſen. Ich lebte angenehm, ſchlief gut und verkaufte meine Waare mit großer Schnelligkeit; zwar nahm ich nicht mehr als drei Shillinge des Tages ein; aber da zwei von den dreien reiner Gewinn waren, ſo ſtellte ich mich doch immerhin recht gut. Da kam ein kleiner Zufall dazwiſchen, der mich nöthigte, mein Gewerbe oder wenigſtens die Artikel, mit denen ich handelte, zu vertauſchen.“

„Was war das?“

„Eine pure Kleinigkeit. Ich war ſpät in einem kleinen Bierhauſe angekommen, hatte meinen Pack, der ſich in einem gemalten

Bretterkaſten befand, auf den Tiſch im Schenkzimmer geſtellt, und war nach Leſung eines Paragraphen in der Zeitung eifrig in einer ausgezeichneten Rede begriffen, welche, wie immer, mit großem Applaus und vielen Händedrücken aufgenommen wurde — eine Rede über Rechtsgleichheit, Ackervertheilung, und Ausgleichung des Vermögens, worin ich bewies, daß wir alle gleich geboren ſeyen, und Niemand das Recht habe, mehr Vermögen zu beſitzen als ſein Nachbar. Das Volk drängte ſich mit heftigem Beifallsgeſchrei um mich her; da fiel es mir ein, ich dürfte wohl auch ein wenig nach meinem Kram ſehen, der mir durch das Gedränge eine Weile aus den Augen gekommen war; aber zu meinem tödtlichen Verdruſſe fand ich den Eindruck meiner Deklamationen über Gütergemeinſchaft ſo groß, daß einige der Zuhörer mit meinem Kaſten und deſſen Inhalt von dannen gewandelt waren. Unglücklicherweiſe hatte ich all' mein Geld darin gelaſſen, weil ich es dort ſicherer als in meinen Taſchen achtete, und es blieben mir nur ſiebzehn Schillinge in Silber, meine Einnahme von den letzten drei Tagen her. Männiglich bedauerte den Unfall, aber Niemand wollte etwas davon wiſſen, und wie ich den Wirth bei ſeiner Verantwortlichkeit zu faſſen verſuchte, ſo hieß er mich eine radikale Kanaille und warf mich zur Thüre hinaus."

„Hätteſt Du mehr nach Deinem Eigenthum geſehen, Timothy," bemerkte ich lachend, „und Dir weniger mit fremdem zu ſchaffen gemacht, ſo würdeſt Du beſſer gethan haben."

„Ganz gewiß; ich bin auch ſeitdem ganz vom Radikalismus abgekommen," erwiederte Tim. „Aber weiter im Text. Ich ging zur nächſten Stadt und griff das Ding auf eine demüthigere Weiſe an, kaufte mir um den Reſt meines Geldes die allergemeinſte Töpferwaare, Krüge, Kannen, Töpfe ſammt einem Korbe dazu, ſetzte den auf meinen Kopf und begab mich wieder auf den Weg. Nun zog ich mit den irdenen Geſchirren umher, aber das war eine harte Arbeit; ich konnte es nicht ſo hoch bringen wie als Hauſirer und Tabuletkrämer; doch ſtellte ich mich im Durchſchnitt auf ſieben bis neun Shillinge die Woche, und das war hinreichend für meinen Unterhalt. Dieſes Gewerbe führte mich in ſo viele Küchen, daß ich, wenn Du Dich meines Grundſatzes für das Forſchen nach den Eltern erinnerſt, wohl ein Dutzend Mütter hätte finden ſollen; aber ich traf keine einzige, die mir ähnlich ſah. Manchmal erſetzte eine Köchin einen zerbrochenen Topf, um nicht geſcholten zu werden, und gab mir ein Stück Fleiſch, das ihre Frau wohl fünf Shillinge gekoſtet hatte, für einen Artikel, der nicht mehr als zwei Pence werth war. Das andere Mal beherbergte mich ein Häusler, und machte ſich dafür mit einem Kruge bezahlt, für den ich einen Penny ausgegeben hatte. Mehr als drei Monate lang trug ich meine Töpferwaaren durch das Land, ohne daß mir in dieſer Zeit etwas zerbrochen wäre, bis ich eines Tages, als ich durch Eton kam, eiue regelrechte Zertrümmerung des ganzen Krams erlebte."

„Wirklich? wie ging das zu?"

„Ich traf auf ein Dutzend von den jungen Eton-Schülern; dieſe ſchlugen mir das Hahnenſpiel, wie ſie es nannten, vor, das heißt, ich mußte meine Waaren einzeln auf einen Pfoſten ſtecken, und nun warfen ſie aus einer gewiſſen Entfernung mit Steinen darnach, wobei ſie mir für jeden Wurf etwas Gewiſſes bezahlten. Dieß dünkte mich natürlich ein ſehr guter Handel; alsbald ſteckte ich einen Krug, der einen Penny werth war, zu einem Penny den Wurf, auf den Pfoſten. Der zweite Wurf ſchmetterte ihn herunter, ſo daß ich es gerathen fand, meinen Sachen, da ich mit ſolchen merkwürdigen Zielern zu thun hatte, gleich den vollen Preis zu geben. Jeder von ihnen hatte einen Stock, auf welchem ich ſeine Würfe, und die Rechnung die er nach vollendetem Spiel bezahlen ſollte, einkerbte. Ein Stück nach dem andern kam auf den Pfoſten, bis mein Korb leer war; nun wünſchte ich mit ihnen abzurechnen, kaum aber begann ich davon zu reden, ſo brachen ſie alle in ein lautes Gelächter aus und liefen davon. Ich jagte ihnen nach, aber es wäre wohl eben ſo leicht geweſen nach Aalen zu greifen. Wenn ich einen am Fittich hatte, ſo zerrten mich die andern rückwärts, bis er wieder entkam; ſo waren ſie mir zuletzt alle davon gelaufen und ich hatte — nichts."

„Als Deinen Korb."

„Nein, nicht einmal den; denn während ich die Einen eifrig verfolgte, ſtießen die Andern den Korb wie eine Kugel mit den Füßen vor ſich her, bis er mir richtig aus dem Geſichte war. Jetzt hatte ich nur noch acht Pence in der Taſche; da ſiehſt Du nun, Japhet, wie ich in der Welt herunter kam."

„Ja, Tim, das war freilich der Fall."

## Achtundſechszigſtes Kapitel.

### Schluß von Timothy's Erzählung.

„Ich verfluchte alle Eton-Schüler ſammt ihren Vorgeſetzten, die ihnen nicht eben ſo gut, wie Griechiſch und Latein, auch die Ehrlichkeit eintrichterten, und machte mich auf den Weg. Mein Abſteigequartier war eine ſehr armſelige Barake, wo man Dünnbier ſchenkte und ein Nachtlager um zwei Pence, mit einem Haufen Flöhe gratis, gab. Hier traf ich mit einigen Bänkelſängern und Bettlern zuſammen, die ſich luſtig machten und mich fragten, was es gäbe. Ich erzählte ihnen, wie ich behandelt worden war; ſie lachten mich aus, da ſie mir aber zu eſſen gaben, ſo konnte ich ihnen wohl verzeihen."

„Ein alter Mann, der den Vorſitz in der Geſellſchaft führte, fragte mich, ob ich Geld bei mir habe. Ich zog mein unermeßliches Kapital von acht Pence hervor. ‚Hauſengenug, wenn Du geſcheid biſt‘, ſagte er, ‚hauſengenug! Mancher, der mit der Hälfte anfing, iſt zuletzt in ſeiner eigenen Kutſche gefahren. Ein Mann mit Tauſenden hat nur den Vorſprung von ein paar Jahren vor Dir. Du zahlſt Dein Nachtlager, und verwendeſt den übrigen Sechspence zu Schwefelhölzchen, die Du in der Stadt herum verkaufſt. Wenn Du glücklich biſt, ſo haſt Du Deinen Shilling morgen Abend. Außerdem kommſt Du in Vorzimmer, mitunter auch in eine Küche, wenn die Köchin gerade die Treppe hinauf iſt; da gibt's eine Menge Sachen aufzugabeln‘. — ‚Aber ich bin ein ehrlicher Menſch‘, ſagte ich. — ‚Immerhin, Jeder nach ſeinem Geſchmacke; ich meine nur, wenn Du es nicht wäreſt, ſo würdeſt Du um ſo eher in Deiner Kutſche fahren‘. — ‚Aber‘, fuhr ich fort, ‚wenn ich dieß verlöre, oder Niemand mir meine Schwefelhölzchen abkaufen wollte, ſo müßte ich verhungern‘. — ‚Verhungern? nein, nein, Niemand verhungert in dieſem Lande. Dann haſt Du weiter nichts zu thun, als auf einen Monat in's Gefängniß zu gehen; dort lebſt Du vielleicht beſſer als je zuvor. Ich habe jedes Gefängniß in England durchgemacht, und kenne die guten wohl, denn auch unter den Gefängniſſen iſt ein großer Unterſchied. Nun iſt das in dieſer Stadt hier eines der beſten im ganzen Königreich, und ich beehre es den Winter über mit meiner Protektion‘. — Ich war ſehr ergötzt über die Reden dieſes Bettlers, der mir der luſtigſte aller alten Landſtreicher in ganz Großbritannien ſchien. Uebrigens folgte ich ſeinem Rathe, kaufte mir Schwefelhölzchen für ſechs Pence und begann meine neue Handelsreiſe.“

„Den erſten Tag erwarb ich drei Pence, und zwar für den vierten Theil meines Vorraths; dann kehrte ich zu demſelben Orte, wo ich vergangene Nacht geſchlafen hatte, zurück; aber die Brüderſchaft war auf eine Expedition gegangen. Ich gab zwei Pence für Brod und Käſe, einen Penny für das Nachtlager aus, und ging am nächſten Morgen wieder hauſiren, hatte aber einen ſehr ſchlechten Tag, denn keine Seele ſchien Schwefelhölzchen zu brauchen. Nachdem ich von ſieben Uhr Morgens bis halb acht Uhr Abends, ohne Hellerswerth zu verkaufen, herumgeſtrichen war, ſetzte ich mich, müd an Leib und Seele, unter das Vordach einer Kapelle. Endlich ſchlief ich ein, und wie meinſt Du, daß ich aufgeweckt wurde? durch ein Gefühl des Erſtickens. Ich ſprang auf, huſtend, ohne Athem, in Rauch gehüllt. Ein paar boshafte Buben, die mich feſt eingeſchlafen ſahen, hatten mir die Zündhölzchen, die ich in meiner Hand zwiſchen den Beinen hielt, angezündet, und ich wachte erſt auf, als meine Finger ſchon tüchtig verbrannt waren. Damit hatte meine Spekulation in Zündhölzchen ein Ende, und mein ganzes Kapital dazu.“

„Mein armer Tim, Du dauerſt mich wahrhaftig.“

„Gar nicht nöthig, lieber Japhet! in allen meinen Nöthen wurde ich doch nie zum Tode verurtheilt; meine Unfälle waren Kleinigkeiten über die man lachen konnte. Bei alle dem fühlte ich mich damals recht elend; im Fortgehen dachte ich darauf, wie ich mich eheſtens in's Gefängniß bringen könne, da mir der Bettler dieß ſo dringend empfohlen hatte. In der Vorſtadt hörte ich zwei Leute mit einander ſtreiten und näherte mich ihnen. ‚Ich ſage‘, rief der Eine, der ein Konſtabel zu ſeyn ſchien, ‚Ihr müßt mit mir kommen. Seht Ihr nicht das Brett hier? Alle Landſtreicher ſollen aufgegriffen, und dem Geſetz gemäß behandelt werden‘. — ‚Soll Euch doch der Teufel in die Klauen faſſen, Ihr alter pſalmenſingender Dieb! bin ich denn nicht ein Matroſe, bin ich nicht ein Landſtreicher von Profeſſion und ganz dem Geſetz gemäß‘? — ‚Das hilft nichts‘, ſagte der Andere, ‚ich befehle Euch im Namen des Königs, Euch von mir in's Gefängniß führen zu laſſen, und Euch, junger Mann‘ — wendete er ſich zu mir — ‚befehle ich, mir als loyaler Unterthan beizuſtehen‘. — ‚Was wollt Ihr dem armen Burſchen für ſeine Mühe geben‘?

hob der Matroſe an. — ‚Es iſt ſeine Pflicht als loyaler Unterthan, und ich gebe ihm nichts dafür, aber ich werde ihn ebenfalls einſtecken wenn er ſich weigert‘. — ‚Dann, Du altes Rhinoceros, will ich ihm fünf Schillinge geben, wenn er mir hilft, und nun hat er die Wahl‘. — Jedenfalls, dachte ich, muß dieß auf die eine oder die andere Weiſe glücklich ausfallen, aber ich will dem Generöſeſten beiſtehen; alſo ging ich auf den Konſtabel, der ein aufgedunſener Kerl war, los, hob ihn an den Füßen auf und patſch! fiel er mit dem Hinterkopf zu Boden. Du kennſt meinen alten Griff, Japhet?“

„Ja wohl, ich wüßte nicht, daß er Dir je mißlungen wäre.“

„‚Fort!‘ ſagte der Matroſe: ‚mir ſchwant's daß Ihr ſeinen Maſtkorb beſchädigt habt, alſo laßt uns vom Stappel laufen, und alle Segel aufſetzen, bis zur nächſten Stadt. Dort weiß ich, wo ich ankern kann, und ſo lang ich noch was Klingendes im Kaſten habe, ſoll mich der Teufel holen, wenn ich nicht Halbpart mit Einem mache, der ſich mir als Freund in der Noth bewieſen hat‘!“

„Der Conſtabel kam nicht zu ſich: er war ſehr betäubt, wir löſten ihm jedoch die Halsbinde, ließen ihn liegen, und machten uns davon, ſo ſchnell wir konnten. Mein neuer Gefährte, der ein hölzernes Bein hatte, hielt an einem Thore, um hinüberzuklettern. ‚Wir dürfen keine Zeit verlieren,‘ ſagte er, ‚ich muß meine beiden Beine benutzen‘. Mit dieſen Worten ſchnallte er die hölzerne Stelze ab, und ließ ſeinen natürlichen Fuß, welcher, wie vorhin der meinige, hinaufgebunden war, herunter. Ich machte keine Bemerkung; wir ſchritten wacker zu, und nach fünf Meilen hatten wir ein Dorf erreicht. ‚Hier wollen wir über Nacht bleiben‘, ſagte der Matroſe, ‚aber Morgen mit Tagesanbruch oder gleich darauf werden ſie nach uns ſehen, deßhalb müſſen wir bei Zeiten aufbrechen. Ich kenne dieſe Rechtsſchnüffler wohl, ſie kommen vor Sonnenaufgang nicht heraus‘. Er hielt an einem kleinen Bierhauſe, und bald waren wir eifrig mit einem Nachteſſen beſchäftigt, das viel beſſer ſchmeckte, als ich den Leuten zugetraut hätte; aber mein neuer Freund kommandirte rechts und links, und alles flog nach ſeinen Winken und Befehlen. Nachdem wir noch ein paar Gläſer Grog zu uns genommen hatten, legten wir uns zu Bette.“

„Den andern Morgen machten wir uns vor Tagesanbruch auf den Weg nach einer andern Stadt, wo, wie mein Gefährte ſagte, die Konſtabel ſich nicht die Mühe geben würden, auf ihn zu fahnden. Unterwegs fragte er nach meinem Gewerbe, und ich erzählte ihm meine Unfälle. ‚Eine Freundſchaft iſt der andern werth‘, entgegnete der Seemann: ‚nun will ich Euch einen Handel verſchaffen. Könnt Ihr ſingen, habt Ihr irgend eine Art von Stimme‘? — ‚Ich kann's nicht rühmen‘, gab ich zur Antwort. — ‚Ich meine nicht, ob Ihr nach der Melodie ſingen könnt oder eine gute Stimme habt — das iſt all eins — ich will nur wiſſen, ob Eure Lunge gut iſt‘. — ‚Wenn ihr eine laute Stimme meint, ja, die hab' ich‘. — ‚Das iſt alles, was ihr braucht. So lang Ihr Euch vernehmlich machen könnt, ſo mögt Ihr heulen, wie ein Schakal, oder brüllen, wie ein wahnſinniger Büffel; denn mancher gibt uns etwas, nur um uns los zu werden, nicht aus Mildthätigkeit, und ſo lange die Gelder fließen, fragt man ſonſt nach nichts. Ich kannte einſt einen alten Kerl, der eine einzige Melodie auf der Klarinette blies, und das ohne alle Melodie; der machte ſein Glück in ſechs oder ſieben Straßen, denn Jedermann gab ihm Geld und hieß ihn gehen. Als er das merkte, kam er jeden Morgen ſo regelmäßig, wie ein Uhrwerk. Nun gab es eine Straße, wo hauptſächlich Muſikhändler und italieniſche Sänger wohnten — denn ſolche Ausländer niſten immer zuſammen — und dieſe Melodie, ‚woran die alte Kuh krepirte‘, wie man ſagt, war immer ihr Entſetzen, ſo daß es halbe Pence regnete, wie er nur den Mund aufthat. Dann war auch ein Klubb von jungen luſtigen Vögeln in derſelbigen Straße; als die gewahr wurden, daß die andern dem alten Manne Geld gaben, um ſein Gekrächze los zu werden, ſo ſchickten ſie ihm hinwiederum Geld, und hießen ihn bleiben, und ihnen ſpielen; jetzt ſchickten ihm die andern noch mehr, um ihn fortzubringen, und in dieſem Kreuzfeuer machte der alte Kerl einen beſſern Verdienſt, als alle Höcker und Bettler in der ganzen Umgegend. Wenn Ihr nun eine ſtarke Stimme habt, ſo kann ich Euch mit allem Uebrigen verſehen‘.“

„‚Erwerbt Ihr Euch Euern Unterhalt auf dieſe Weiſe‘?“

„‚Freilich thu' ich das, und kann Euch ſagen, daß von allen Gewerben kein anderes damit zu vergleichen iſt. Seht, Herzblättchen, ich war am Bord eines Kriegsſchiffes — nicht, daß ich ein Matroſe, oder jemals für die See beſtimmt geweſen wäre — ich war nur als Landratte eingeſchifft, und that meinen Dienſt auf dem Mitteldeck und bei der Hinterwache. Ich weiß wenig oder gar nichts vom Seemannsdienſte; auch brauchte ich es nicht in meiner Lage, und habe deßhalb in den vier Jahren, als ich an Bord war, nichts gelernt; dafür lernte ich aber die Seeſprache — verſteht ihr, das Schiffslatein, und das müßt Ihr jetzt von mir zu lernen ſuchen. Ich kniff aus und nahm meinen Weg gen Lunnen, aber ich wäre bald wieder aufgegabelt und an Bord des Lichters zurückgebracht worden, wenn ich mir nicht dieſe hölzerne Stelze, die ich da in der Hand trage, verſchafft hätte. Einen ſchönen Haufen Lieder wußte ich: alſo fing ich mein Gewerbe an, und kann Euch ſagen, daß es einen goldenen Boden hat. Ihr müßt wiſſen, wenn ein tüchtiger Sieg vorfällt, ſo ſtreiche ich oft wochenlang wohl zwei Pfund des Tages ein; gewöhniglich komme ich auf fünfzehn Shillinge bis zu einem Pfund im Durchſchnitt. Da Ihr mir nun von dem Landhayfiſch da losgeholfen habt, der wahrſcheinlich meine zwei geſunden Beine bald entdeckt, und mich als Betrüger in's Loch geworfen hätte, ſo will ich Euer Lehrmeiſter in meiner Kunſt ſeyn. Ihr haltet Euch zu mir, bis Eure Lehrzeit um iſt; alsdann könnt Ihr das Geſchäft allein treiben, denn Raum iſt in England genug für uns beide; aber das merkt

Euch, daß Ihr Keinem Euer Einkommen verrathet, ſonſt zieht jeder Bettler auf der Inſel Matroſenkleider an, und dann hat der Spaß ein Ende‘.“

„Dieß war natürlich ein Anerbieten, das nicht abgeſchlagen werden durfte, daher ich's mit Freuden annahm. Zuerſt hanthierte ich mit ihm als ein Einarmiger, den andern Arm an die Seite gebunden, und den Ermel los und ledig darüber her; da brüllten wir dann links und rechts, ſo daß es auf allen Seiten Kupfermünzen regnete. Nach drei Wochen erklärte mich mein Freund für ſelbſtſtändig; er gab mir die Hälfte ſeiner Balladen und fünf Schillinge auf den Weg; dann drückten wir uns die Hände, und ich ſchied von dem beſten Freunde, den ich jemals außer Dir beſaß. Seitdem habe ich das Land in jeder Richtung durchkreuzt, die Taſchen voll Geld, und immer mit dem einen Auge nach Dir ſpähend. Da erregte zum Glück meine holdſelige Stimme Deine Aufmerkſamkeit — da bin ich denn, und meine Geſchichte iſt zu Ende; wenn ich aber je wieder von Dir weg und in Noth gerathe, ſo verlaß Dich d'rauf, daß ich zu meiner hölzernen Stelze und zu meinen Balladen zurückkehren werde.“

Dieß waren die Abenteuer Timothy's, welcher ſich jetzt in einen förmlichen Quäcker verwandelt hatte. „Es wäre mir nicht lieb, Timothy,“ ſagte ich, „wenn Du wieder ein betrügeriſches Gewerbe ergreifen würdeſt. Es könnte ja doch der Fall ſeyn — denn was iſt in der Welt nicht möglich? — daß Du wieder auf Dich ſelbſt angewieſen würdeſt. Wäre es nun nicht beſſer, wenn Du Dir eine genauere Kenntniß unſerer jetzigen Profeſſion verſchaffteſt, welche frei, ehrenwerth und zugleich einträglich iſt? Durch einigen Fleiß und Eifer wirſt Du bald im Stande ſeyn, Arzneien zu diſpenſiren und Recepte zu verordnen, ſo gut wie ich ſelbſt, und wer weiß, ob Du nicht eines Tages eine Apotheke wie dieſe beſitzeſt?“

„Wahrlich, wahrlich, Deine Worte ſchmecken ſehr nach Weisheit," verſetzte Tim mit gravitätiſchen Tone, „und ich will Deinen Rath befolgen."

## Neunundſechszigſtes Kapitel.

Eine unerwartete Kunde reißt mich aus meiner Sphäre heraus, und ich ſeufze wieder nach der vornehmen Welt.

Ich merkte wohl, daß er mich parodiren wollte, aber ich achtete nicht darauf und war vergnügt über ſeinen Entſchluß. Er wurde jetzt mein Gehülfe, rezeptirte unter meiner Leitung, lernte die Eigenſchaften der verſchiedenen Arzneimittel, mußte mediziniſche und chirurgiſche Bücher leſen, und nach ein paar Monaten konnte ich ihm die ganze Apotheke anvertrauen. Da ich außerdem einen Laufburſchen hatte, und Timothy das Geſchäft nach Tiſche allein beſorgte, ſo blieb mir viele übrige Zeit. Mein Geſchäft gedieh; ich legte Geld zurück. Meine Mußeſtunden brachte ich, wie ich kaum zu ſagen brauche, bei Herrn und Frau Kophagus zu, und meine Neigung für Suſannah Temple kam mit jedem Tage mehr in's Wachſen. Mein Freund und ſeine Frau ſahen die Heirath ſchon für eine ausgemachte Sache an und neckten mich häufig in Suſannah's Abweſenheit. Was jedoch das Mädchen betraf, ſo vermochte ich mich nicht zu überzeugen, daß ich ſeit den zwei erſten Monaten weitere Fortſchritte in ihrem Herzen gemacht habe. Sie war immer freundlich und aufmerkſam, augenſcheinlich für mein Wohlergehen beſorgt, ein wenig ſtreng gegen alles, was wie Leichtfertigkeit ausſah, offen und zutraulich mit ihren Anſichten, und liebreich gegen alle, nur, wie mir ſchien, nicht gegen mich. Dieß kam jedoch daher, daß ich nicht ſo mit ihr zu reden wagte, wie ich es mir bei einem minder vollkommenen Weſen herausgenommen haben würde. Und doch lächelte ſie, wie mich dünkte, bei meiner Heimkunft freundlicher, als ſonſt; auch ſchien ſie nie meiner Geſellſchaft müde zu werden. Sprach ich gelegentlich von der Brautſchaft eines Bekannten, oder von Aufmerkſamkeiten, welche, allem Dafürhalten nach, mit einer Heirath endigen würden, ſo brachte das weder Verwirrung, noch Erröthen bei ihr hervor; ſie redete ſo ruhig, wie alle andern, über den Gegenſtand. Ich wußte nicht, wie ich daran ſey; ich war nun ein Jahr und neun Monate beſtändig in ihrer Geſellſchaft geweſen und hatte ihr niemals meine Liebe zu geſtehen gewagt. Eines Tages aber brachte Herr Kophagus, als wir allein waren, die Sache zur Sprache. Er hob mit einer Beſchreibung ſeines häuslichen Glückes an, ſagte, er habe alle Hoffnung auf Nachkommenſchaft aufgegeben, weßhalb er ſeine Schwägerin Suſannah Temple gut verheirathet zu ſehen wünſche, um ihren Kindern ſein Vermögen hinterlaſſen zu können, und nun ſtellte er die ſehr angemeſſene Frage: „Japhet — wahrlich — vorwärts gebracht — gutes Geſchäft — geht viel Geld ein — Haus gründen — heirathen — Kinder bekommen und ſo. Suſannah — hübſches Mädchen — brave Frau — Antrag — losdrücken — verſchlagenes Kätzchen — ſagt nicht nein — mmh — was meinſt Du? — und ſo.“

Ich erwiederte ihm, ich fühle eine tiefe Neigung zu ihr, ich fürchte aber, dieſelbe werde nicht erwiedert, und dieß ſey der Grund, warum ich mit meinem Antrage zurückhalte. Hierauf erklärte er mir, er wolle das Mädchen durch ſeine Frau ausforſchen laſſen und mir das Ergebniß zu wiſſen thun.

Dieſe Unterredung hatte am Morgen, unmittelbar ehe ich in die Apotheke ging, ſtattgefunden. Ich verließ das Haus in großer Spannung. Als ich in die Apotheke kam, fand ich, wie gewöhnlich, meinen Tim daſelbſt; aber ſein Angeſicht leuchtete heller denn ſonſt, als er mit den Worten: „lies dieß, Japhet,“ mir den Reading-Merkur in die Hände gab. Ich las folgende Anzeige darin:

„Wenn Japhet Newland, welcher dem Findelhauſe übergeben wurde und ſich nachher einige Zeit in London aufhielt, in Nr. 16, Throgmorton-Court, Minories, anfragen will, ſo wird er daſelbſt etwas für ihn ſehr Vortheilhaftes vernehmen und den Gegenſtand ſeiner langen Nachforſchungen kennen lernen. Sollten ihm dieſe Zeilen zu Geſichte kommen, ſo wird er gebeten, augenblicklich an die obige Adreſſe zu ſchreiben, und vollſtändige Auskunft über ſeine gegenwärtige Lage zu geben. Wofern irgend Jemand, der dieſe Zeilen lieſ't, im Stande ſeyn ſollte, eine Mittheilung in Hinſicht des beſagten J. N. zu machen, ſo darf er auf eine freigebige Belohnung zählen."

Ich ſank auf einen Stuhl. „Barmherziger Himmel!" rief ich, „dieß kann kein Irrthum ſeyn. ‚Den Gegenſtand ſeiner Nachforſchungen kennen lernen'! Timothy, liebſter Freund, endlich hab' ich meinen Vater gefunden!"

„Ich möchte es ebenfalls glauben, lieber Japhet," erwiederte er, „und ich hoffe, es werde ſich nicht als Täuſchung ausweiſen."

„Wer würde auch ſo grauſam ſeyn, Timothy?"

„Offenbar iſt Mr. Maſterton bei der Sache betheiligt," bemerkte Tim.

„Wie ſo?" fragte ich.

„Wie wäre der Artikel ſonſt in die hieſige Zeitung gekommen? Er muß das Poſtzeichen meines Briefes unterſucht haben."

Um dieſe Bemerkung zu erklären, muß ich einen Umſtand nachholen. Man wird ſich erinnern, daß Timothy Herrn Maſterton für den Fall, daß er mich fände, zu ſchreiben verſprochen hatte. Nun bat er mich, kurz nach unſerem Wiederſehen, um Erlaubniß hiezu; ich geſtattete ihm, ſein Wort zu halten, verbot ihm aber auf's ſtrengſte, irgend etwas weiter zu ſagen, als: er habe mich gefunden, ich ſey wohl und glücklich. Auch enthielt jener Brief nicht das mindeſte Merkmal, welches Herrn Maſterton hätte auf unſere Spur bringen mögen, und ſo war es denn nur das Poſtzeichen, woraus er ſich möglicherweiſe einen Schluß ziehen konnte. Timothy's Vermuthung erſchien demnach ſehr gegründet und regte mich noch weit mehr auf, da ich nicht glauben konnte, daß Herr Maſterton die Einrückung jener Anzeige, wenn ſie nicht auf einem guten Grunde beruhte, zugegeben haben würde.

„Was willſt Du thun, Japhet?“

„Ich?“ rief ich, aus meinen Träumereien auffahrend, denn dieſe Nachricht hatte alle meine ſchlummernden Gefühle wieder aufgeweckt: „noch dieſen Morgen will ich nach London reiſen.“

„In Deinem jetzigen Aufzuge, Japhet?“

„Es wird mir nichts Anderes übrig bleiben, denn ich habe keine Zeit, um Kleider zu beſtellen,“ erwiederte ich, und alle meine früheren Anſichten von Mode und ſchicklichem Ausſehen waren wieder in volles Leben getreten; mein alter Stolz hatte ſeine Herrſchaft wieder erlangt.

„Gut,“ erwiederte Timothy, „ich hoffe, Du werdeſt Deinen Vater ſo finden, wie Du ihn nur wünſchen kannſt.“

„Ich rechne darauf, Tim, ich rechne darauf. Jetzt mußt Du aber eilen, und in der erſten Kutſche einen Platz beſtellen.“

„Du wirſt Dich aber doch bei Herrn und Frau Kophagus, und — bei Miß Temple verabſchieden,“ ſagte Tim, einen Nachdruck auf Suſannah's Namen legend.

„Natürlich!“ erwiederte ich, tief erröthend. „Ich will ſogleich hingehen. Gib mir die Zeitung, Tim.“

Ich nahm das Blatt und eilte hinüber. Alle drei ſaßen im Frühſtückzimmer, Herr Kophagus, wie gewöhnlich, mit der Brille auf der Naſe leſend, die Damen mit weiblicher Arbeit beſchäftigt.

„Was gibt es, Freund Japhet?“ rief Herr Kophagus, als ich mit leuchtendem Antlitz in's Zimmer ſtürzte.

„Leſen Sie das, Sir!“ Und ich gab ihm das Zeitungsblatt.

„Mmh — böſe Neuigkeit — Japhet verlieren — vornehmer

Herr und ſo," ſagte er, indem er ſeiner Gattin die Zeitung gab und auf den Artikel deutete.

Inzwiſchen hatte ich Suſannah's Züge beobachtet: bei den Worten ihres Schwagers war eine leichte Bewegung, die ſie jedoch augenblicklich unterdrückte, darüber hingegangen; dann blieb ſie ruhig, bis ihre Schweſter, die den Artikel inzwiſchen geleſen, ihr das Blatt übergab.

„Ich wünſche Dir Glück, Japhet, zu der Ausſicht, Deinen Vater kennen zu lernen," ſagte Frau Kophagus: „ich hoffe, Du werdeſt einen Mann in ihm finden, welcher Achtung als Menſch verdient. Wann reiſeſt Du ab?"

„Auf der Stelle."

„Ich kann Dich nicht tadeln; die Bande der Natur ſind immer mächtig. Ich hoffe, Du werdeſt uns ſchreiben, und wir werden Dich bald wieder ſehen."

„Ja, ja," verſetzte Kophagus: — „Vater ſehen — Hände drücken — zurückkommen — he? — häuslich niederlaſſen und ſo."

„Ich werde vielleicht nicht ſo ganz mein eigener Herr ſeyn," bemerkte ich. „Wenn mein Vater verlangt, daß ich bei ihm bleibe, muß ich ihm nicht gehorchen? Für den Augenblick weiß ich ja noch gar nichts. Ich werde bald von mir hören laſſen. Inzwiſchen iſt Timothy mein Stellvertreter in —" Es war mir unerträglich, das Wort Apotheke auszuſprechen: ich hielt inne. Suſannah blickte mir eine Zeit lang ſtill in die Augen. Herr und Frau Kophagus, welche wahrſcheinlich über den Gegenſtand jener Unterredung mit einander geſprochen hatten, und den jetzigen Augenblick für eine gute Gelegenheit zu einer Erklärung zwiſchen uns beiden halten mochten, verließen das Zimmer unter dem Vorwande, nach meinem Reiſeſack und meiner Wäſche ſehen zu wollen.

„Suſannah," ſagte ich, „Du ſcheinſt meine Freude nicht zu theilen."

„Japhet Newland, ich freue mich über Jegliches, was zu

Deinem Frieden dient, das glaube mir, aber ich fürchte, dieſe Verſuchung möchte für Dich zu groß ſeyn, als daß Du nicht abfallen müßteſt. Ja, ſchon jetzt gewahre ich, daß neue Gedanken und Gebilde des Stolzes in Dir aufſteigen.“

„Wenn ich Unrecht habe, ſo vergib mir. Du mußt wiſſen, Suſannah, daß die Forſchung nach meinem Vater von jeher der einzige Zweck meines Daſeyns geweſen iſt: jetzt, da ich allen Grund habe, meinen Wunſch für erreicht zu halten, kannſt Du Dich wundern, kannſt Du mich ſchelten, wenn ich mich nach ſeiner Umarmung ſehne?“

„Nein, Japhet, ich lobe Dich um dieſer kindlichen Gefühle willen, aber frage Dein eigen Herz, ob dieſe Empfindung die einzige iſt, die Dich ſo aufregt? Hoffſt Du nicht in Deinem Vater einen Mann von Rang und Macht zu finden? Genießeſt Du nicht jetzt ſchon den Augenblick voraus, wo Du wieder eintrittſt in die Welt, die Du verlaſſen, und nach der Du Dich doch immer geſehnet haſt? Fühlſt Du nicht bereits Verachtung gegen Dein ehrliches Gewerbe? ja noch mehr, verlangt es Dich nicht ſchon, die ſchlichte Kleidung, und nicht allein die Kleidung, ſondern auch die Gemeinde, deren Satzungen Du in Deinen Widerwärtigkeiten annahmſt, loszuwerden? Frage Dein eigen Herz und antworte, wenn Du magſt, aber ich dränge Dich nicht dazu, denn die Wahrheit würde peinlich ſeyn, und eine Lüge, Du weißeſt es, verabſcheue ich von ganzem Gemüthe.“

Ich fühlte, daß Suſannah die Wahrheit ſprach, und wollte es nicht läugnen. „Suſannah,“ ſagte ich, mich an ihre Seite ſetzend, „es iſt nicht leicht, ſich auf einmal umzuwandeln. Ich habe lange in der Welt gelebt, und bei Dir noch nicht zwei Jahre. Ich will nicht läugnen, daß die Gefühle, von welchen Du ſprachſt, in meinem Herzen aufgeſtiegen ſind, aber ich will ſie zu unterdrücken ſuchen, — um Deinetwillen wünſchte ich das zu thun, denn ich ſchätze Deine Meinung höher, als die ganze Welt. Du haſt die Gewalt, aus mir zu machen, was Dir gefällt: willſt Du dieſe Macht ausüben?“

„Japhet," erwiederte Suſannah, „der Glaube, welcher auf keiner feſteren Gründlage ruht, als auf dem Wunſche, die Gunſt eines irrenden Geſchöpfes, wie ich, zu gewinnen, iſt nur ſchwach; dieſe Gewalt, von welcher Du hoffſt, daß ſie Dich auf dem rechten Pfad erhalten werde, kann bald zu Ende ſeyn, und was ſoll Dich alsdann leiten? Wenn keine reineren Beweggründe, als irdiſche Gefühle, deine Stütze ſind, ſo wirſt Du gewißlich fallen. Aber nichts mehr davon; Du haſt jetzt Deine Pflicht zu erfüllen, Du ſollſt zu Deinem irdiſchen Vater gehen und ſeinen Segen holen. Ja, ich wünſche ſogar, daß Du noch einmal in die Welt geheſt, um allda Dich zu entſcheiden. Sollteſt Du zu uns zurückkehren, ſo werden Deine Freunde ſich freuen, und Keines von Allen wird dann freudiger ſeyn, als Suſannah Temple. Lebe wohl, Japhet, mögeſt Du die Verſuchung beſtehen. Ich will für Dich beten, inbrünſtig will ich für Dich beten, Japhet," ſchloß ſie mit bebenden Lippen und gebrochener Stimme, während ſie aus dem Gemache ſchritt.

# Siebenzigſtes Kapitel.

### Rückkehr nach London. Beſuch bei Herrn Maſterton.

Ich ging auf mein Zimmer, wo ich alles bereit fand; hierauf nahm ich Abſchied von Herrn und Frau Kophagus, welche beide die Hoffnung ausſprachen, daß ich ſie nicht auf immer verlaſſen würde. „O nein," entgegnete ich, „das wäre ja abſcheulich von mir." — Ich verließ ſie, und ging aus dem Hauſe, Ephraim mit dem Mantelſacke hinter mir her. Nach zwanzig Schritten fiel mir ein, daß ich das Zeitungsblatt mit der Adreſſe auf dem Tiſche gelaſſen hatte. Ich hieß Ephraim vorangehen, und kehrte zurück. Als ich in das Zimmer trat, ſaß Suſannah daſelbſt, den Kopf auf die Hand geſtützt und weinend. Sie fuhr bei dem Geräuſche der geöffneten Thüre empor, und wandte ſich bei meinem Anblick ab. „Ich bitte um Vergebung, ich hatte das Blatt vergeſſen,“ ſagte ich ſtammelnd. Ich war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen, meine Liebe zu bekennen, und jeden Gedanken an meinen Vater aufzugeben, bis wir verheirathet wären, — als ſie, ohne ein Wort zu ſagen, raſch an mir vorüber und aus dem Zimmer eilte. Sie liebt mich alſo! dachte ich; Gott ſey Dank! jetzt will ich nicht gehen; ſondern erſt mit ihr ſprechen. Ich ſetzte mich nieder, von ſtreitenden Gefühlen ganz überwältigt. Aber das Papier war in meiner Hand; noch einmal fiel mir der Artikel in die Augen, ich dachte nur noch an meinen Vater und verließ das Haus.

Nach einer halben Stunde hatte ich mich von Tim verabſchiedet, und Reading lag hinter mir. Wie ich in London ankam, das heißt, was ſich unterwegs begab, oder an welchen Gegenſtänden wir vorüberkamen, weiß ich nicht mehr, — ſo groß war meine innere Aufregung. Kaum vermag ich meinen damaligen Zuſtand zu beſchreiben. Es war eine Art von geiſtigem Drehen, das mich ganz ſchwindlich machte; alles tanzte vor meinen Augen, mein Vater und die erwartete Zuſammenkunft, dann Suſannah, meine Abreiſe und ihre Thränen — Gebilde jeder Art, die ſich im Kreiſe um mich bewegten. Als die Kutſche anhielt, blieb ich unbeweglich oben ſitzen, ohne zu bemerken, daß wir in London ſeyen, bis der Kutſcher herauf rief, ob mich der Geiſt nicht bewege, endlich einmal herunter zu gehen? Ich kam wieder zu mir, rief eine Miethkutſche an, und befahl nach der Piazza, Coventgarden, zu fahren.

„Piazza, Coventgarden?“ ſagte der Mann; „ei, das iſt kein Hotel für Euresgleichen, Meiſter. Sie werden Euch zu Tode quälen, die jungen Herren dort.“

Ich hatte ganz vergeſſen, daß ich als Quäcker gekleidet war.

„Der Kutſcher ſoll am erſten Kleider-Magazin, wo es fertige Mäntel gibt, anhalten,“ ſagte ich. Dieß geſchah, ich ſtieg aus und kaufte einen Roquelor, der meine ganze Geſtalt verbarg. Dann hielt ich noch an einem Hutladen, um einen modernen Hut zu kaufen. „Nun zur Piazza!“ ſagte ich, wieder in die Kutſche ſpringend. Ich weiß nicht, warum, aber ich hatte mir einmal vorgenommen dieſes Hotel zu wählen. Es war mein Quartier bei meiner erſten Ankunft in London geweſen, und ich wünſchte es wieder zu ſehen. Als die Miethkutſche vor der Thüre hielt, fragte ich den heraustretenden Kellner, ob er freie Zimmer habe; er bejahte es, ich folgte ihm und wurde in dieſelben Gemächer geführt, die ich damals bezogen hatte. „Dieſe ſtehen mir an,“ ſagte ich: „nun bringt mir etwas zu eſſen und ſendet nach einem guten Schneider.“ Der Kellner wollte mir den Mantel abnehmen, ich lehnte es aber ab, und gab vor, es friere mich. Als er das Zimmer verlaſſen hatte, warf ich mich auf das Sopha, und ließ alles, was ich zwiſchen dieſen Wänden mit Carbonnell, Harcourt und Andern erlebt hatte, an meiner Seele vorübergehen, bis die Meldung, daß der Schneider da ſey, meine Gedanken unterbrach. „Halt,“ ſagte ich, „laßt ihn erſt herauf kommen, wenn ich klingle“ — ſo ſehr ſchämte ich mich über meine Quäckerkleidung, daß ich Rock und Weſte abwarf und den Mantel wieder anlegte, ehe ich die Glocke zog. „Mr. ***,“ ſagte ich, als der Schneider kam, „ich muß einen Anzug haben, und zwar bis Morgen Vormittag zehn Uhr.“

„Unmöglich, Sir.“

„Unmöglich!“ rief ich: „Und Sie geben ſich für einen faſhionabeln Schneider aus? Sie ſind entlaſſen.“

Dieſes entſchiedene Betragen gab dem Schneider eine Ahnung, daß ich Jemand ſeyn müſſe. „Ich will mein Möglichſtes thun, Sir, und wenn ich nur noch bei Zeiten nach Hauſe kommen kann, ehe meine Leute fortgegangen ſind, ſo denke ich, es ſollte ſich machen laſſen. Natürlich wiſſen Sie, was eine Nachtarbeit koſtet.“

„Ich weiß nur ſo viel, daß, wenn ich einmal einen Befehl gebe, ich ihn vollzogen zu ſehen gewohnt bin; ich lernte das von meinem verſtorbenen Freunde, Major Carbonnell.“

Er verbeugte ſich tief. Es lag eine Magie in dem Namen, obgleich ſein Beſitzer todt war.

„Ich habe mich da einer puritaniſchen jungen Dame zu Gefallen in einen Quäcker vermummt, und muß jetzt wieder fort, ohne andere Kleider in meinem Mantelſacke zu haben; alſo nehmen Sie das Maß, und Punkt zehn Uhr erwarte ich die Kleider.“ Mit dieſen Worten warf ich den Roquelor ab und hieß den Schneider ans Werk gehen, worauf er ſich empfahl. Bald nachher öffnete ſich die Thüre wieder, und wie ich ſo in meinen Mantel gehüllt auf dem Sopha lag, trat zu meinem großen Verdruß der Wirth mit zwei Kellnern herein, deren jeder ein Gericht meines Abendeſſens trug. Ich wünſchte ſie alle drei zum Henker; meine Beſtürzung wuchs jedoch, als der Wirth mit einer tiefen Verbeugung ſagte: „Ich bin ſehr glücklich, Mr. Newland, Sie wieder bei mir zu ſehen. Sie waren geraume Zeit abweſend — vermuthlich wieder eine große Tour?“

„Ja, Mr. —, ich habe einige Abenteuer gehabt, ſeit ich bei Ihnen war,“ erwiederte ich nachläſſig; „aber ich fühle mich nicht ganz wohl. Sie mögen das Eſſen da laſſen, und wenn mir der Appetit kommt, ſo will ich gelegentlich einen Biſſen nehmen; ich bedarf keiner Aufwartung.“

Wirth und Kellner verbeugten ſich und gingen hinaus. Nun ſchloß ich die Thüre, zog meinen Quäckerrock an und hielt ein tüchtiges Nachteſſen, denn ich hatte ſeit dem Frühſtück nichts zu mir genommen. Als ich damit zu Ende war, legte ich mich wieder auf das Sopha und konnte nicht umhin mein Betragen zu zergliedern. „Ach, Suſannah,“ dachte ich, wie richtig haſt Du mich beurtheilt! Noch bin ich nicht länger als achtzehn Stunden von dir entfernt und ſchon ſchäme ich mich der Kleidung, die ich ſo lange und ſo gerne in Deiner Geſellſchaft getragen habe. Du haſt die Wahrheit getroffen, als Du ſagteſt, ich ſey voll Stolzes, und würde mit Freuden in dieſe Welt der Eitelkeit und des glänzenden Elends zurückkehren." Ich dachte an Suſannah, an ihre Thränen nach meiner vermeintlichen Abreiſe, und war wegen meines Mangels an Seelenſtärke und wegen meiner weltlichen Geſinnungen ganz mit mir ſelbſt zerfallen.

Zeitig ging ich zu Bette und erwachte den andern Morgen ziemlich ſpät. Als ich die Glocke zog, brachte das Stubenmädchen meine fertig gewordenen Kleider herein; ich legte ſie an und will nicht läugnen, daß ich mit der Verwandlung zufrieden war. Nach dem Frühſtück beſtellte ich eine Kutſche, um nach Nr. 16, Throgmorton-Court, Minories, zu fahren. Das Haus war außen ſchmutzig, und die Fenſter offenbar ſeit Jahren nicht abgewaſchen, ſo daß ich bei meinem Eintritt nur mit Mühe einen großen hagern Mann an einem Schreibtiſch unterſcheiden konnte.

„Was ſteht zu Dienſten, Sir?" redete er mich an.

„Bin ich bei dem Prinzipal?" erwiederte ich.

„Ja, Sir, mein Name iſt Chatfield."

„Ich komme zu Ihnen, Sir, wegen einer Anzeige, die in den Zeitungen erſchienen iſt. Dieß Blatt mag Ihnen das Weitere erklären." Ich legte es hin, und deutete auf den Artikel.

„Ah, ganz richtig! können Sie uns einen Aufſchluß geben?"

„Ja, Sir, das kann ich, und zwar einen ſehr befriedigenden."

„Dann muß ich bedauern, Sir, daß Sie ſo viele Mühe haben, aber Sie müſſen bei einem Advokaten in Lincoln's Inn, Namens Maſterton, vorſprechen, der jetzt die ganze Sache in Händen hat."

„Können Sie mir ſagen, Sir, wer denn eigentlich nach dieſem jungen Manne fragt?"

„Ei freilich, ein General De Benyon, welcher kürzlich aus Oſtindien zurückgekommen iſt."

„Guter Gott; iſt es möglich?“ rief ich bei mir aus: „wie wunderbar, daß meine ſchwärmende Phantaſie den Vater in ihm gefunden hat!“

Ich eilte fort, warf mich in die Miethkutſche und befahl, nach Lincoln's Inn zu fahren. Dort ſtürmte ich zu Herrn Maſterton hinauf, den ich glücklicherweiſe zu Hauſe fand, wiewohl er mit dem Hut auf dem Kopf und in ſeinem Ueberrocke, zum Ausgehen bereit, am Tiſche ſtand.

„Mein theurer Sir, haben Sie mich vergeſſen?“ rief ich mit einer von Rührung erſtickten Stimme, ſeine Hand ergreifend und vor Entzücken faſt zerquetſchend.

„Beim Himmel, Sie ſcheinen die Abſicht zu haben, daß ich Sie auf einige Minuten wenigſtens gewiß nicht vergeſſen ſoll!“ rief er, die Hand vor Schmerzen reibend. „Wer Teufels ſind Sie?“

Herr Maſterton ſah nichts ohne ſeine Brille, und meine unterdrückte Stimme hatte er nicht erkannt. Da ich ſchwieg, ſo griff er nach der Brille, ſetzte ſie auf die Naſe und rief: „Wie? — ach freilich — Japhet — nicht?“

„Allerdings, Sir,“ erwiederte ich, abermals meine Hand hinſtreckend, die er mit Wärme ſchüttelte.

„Nicht ſo feſt, mein lieber Junge,“ rief der alte Rechtsgelehrte: „ich erkenne Ihre Stärke an, und das iſt genug. Ich bin ſehr erfreut, Sie zu ſehen, Japhet, ſehr vergnügt — Sie — Sie Ausreißer — Sie undankbarer Burſche! Setzen Sie ſich, ſetzen Sie ſich — helfen Sie mir erſt den Ueberrock ausziehen — vermuthlich hat Sie der Artikel wieder in's Daſeyn gebracht. Ja, ja, es iſt alles richtig, Sie haben endlich doch Ihren Vater gefunden, oder vielmehr er Sie. Und was noch ſeltſamer iſt, Sie haben ihn wirklich errathen; wunderbar, in der That höchſt wunderbar!“

„Wo iſt er, Sir?“ unterbrach ich ihn: „wo iſt er? führen Sie mich zu ihm!“

„Muß um Entſchuldigung bitten,“ erwiederte Herr Maſterton: Er iſt nach Irland gegangen, alſo müſſen Sie warten.“

„Warten, Sir? um keinen Preis! ich muß ihm folgen.“

„Damit können Sie ſich nur ſchaden, denn er iſt ein wunderlicher Kauz von einem alten Gentleman, der, obwohl er zugeſteht, daß er Sie als Japhet in's Findelhaus gegeben und nachher ſich nach Ihnen erkundigt habe, dennoch ſo beſorgt iſt, man möchte ihm irgend einen Wechſelbalg aufbinden, daß er ganz unläugbare Beweiſe haben will. Nun können wir Ihre Spur vom Findelhauſe an nicht weiter verfolgen, bis dieſer Kophagus ausfindig gemacht iſt, den wir wie eine Stecknadel, aber bis jetzt vergebens, geſucht haben.“

„Erſt geſtern Morgen verließ ich ihn, Sir,“ erwiederte ich.

„Gut, ſehr gut! Wir müſſen ihn holen laſſen oder zu ihm gehen. Ueberdieß hat er auch das Paket, das in Miß Maitland's Händen war und die Beweiſe für die Ehe Ihres Vaters enthält. Höchſt wunderbar, in der That außerordentlich wunderbar, daß Sie auch darauf verfallen ſind! es iſt beinahe übernatürlich. Ihr Vater iſt ein ſehr wunderlicher Herr; er hat ſein ganzes Leben, wie ein Deſpot, unter Sklaven zugebracht, und läßt ſich ſeinen Willen nicht durchkreuzen, das kann ich Sie verſichern. Wenn Sie ihm mit einem Worte widerſprechen, ſo enterbt er Sie — ein ſchrecklicher alter Tiger, das muß man ſagen. Wäre es mir nicht um Sie geweſen, ich hätte ihn längſt aufgegeben. Er ſcheint zu glauben, die ganze Welt müſſe zu ſeinen Füßen liegen. Verlaſſen Sie ſich darauf, Japhet, es hat keine Eile, ihn zu ſehen; auch ſollen Sie ihn nicht eher ſehen, als bis wir jeglichen Beweis Ihrer Identität ihm vorlegen können. Ich hoffe, Sie haben einen ſtarken Ehrfurchtsknorren, Japhet, und eine gute Quantität kindlicher Pflichtgefühle; ſonſt ſind Sie binnen einer Woche mit Fußtritten aus dem Hauſe geworfen. Der T..... ſoll mich holen, wenn er mich nicht einen alten Dieb von Advokaten hieß.“

„Wahrhaftig, Sir," erwiederte ich lachend: „da muß ich für meinen Vater um Entſchuldigung bitten."

„Stille, ſtille, Japhet, ich kümmere mich nicht um Kleinigkeiten. Aber warum fragen Sie nicht nach Ihren Freunden?"

„Ich ſehne mich, von ihnen zu hören, Sir," erwiederte ich. Lord Windermear —"

„Iſt recht wohl, und wird äußerſt erfreut ſeyn, Sie zu ſehen.

„Lady De Clare und ihre Tochter?"

„Lady De Clare iſt wieder in die Geſellſchaft zurückgekehrt, und die Tochter, wie Sie ſie nennen, — Ihre Flita, alias Cäcilie De Clare, — iſt die Blume der Reſidenz. Aber jetzt, Sir, nachdem ich alle Ihre Fragen beantwortet und Sie über die weſentlichſten Punkte zufrieden geſtellt habe, werden Sie mir den Gefallen thun, mich mit einer Geſchichte Ihrer Abenteuer zu beehren, denn Abenteuer müſſen Sie natürlich gehabt haben, ſeit Sie Ihren Freunden auf dieſe undankbare Weiſe davon gelaufen ſind."

„Ich bin ganz bereit, Sir. Allerdings habe ich, wie Sie ſagen, Abenteuer erlebt. Das wird übrigens eine lange Geſchichte geben."

„Dann wollen wir hier ſpeiſen und den Abend bei einander bleiben; ſo, das wäre denn im Reinen."

---

## Einundſiebenzigſtes Kapitel.

### Meines Vaters Geſchichte.

Ich ſchickte die Kutſche fort, Herr Maſterton gab Befehle in Betreff des Eſſens, dann ſchloſſen wir die Thüre ab, um jeder

Störung zu begegnen, und nun hob ich an. Es wurde beinahe Eſſenszeit, bis ich mit meiner Erzählung zu Ende kam.

„Wahrhaftig," bemerkte Herr Maſterton, „Sie ſcheinen dazu geboren, um auf die wunderbarſte Weiſe in Klemmen hinein und wieder heraus zu gerathen. Ihr Leben gäbe einen hübſchen Roman."

„Fürwahr, Sir," erwiederte ich. „Ich hoffe nur, daß es, wie alle Romane, mit ‚Ende gut, alles gut' ſchließen möge."

„Ich ebenfalls; aber das Eſſen iſt fertig, Japhet, und nach Tiſche wollen wir unſer Thema noch einmal durchſprechen, denn es ſind noch einige Punkte übrig, welche Aufklärung verlangen."

Wir ſetzten uns zu Tiſche; nachdem wir geſpeist hatten und die Tafel abgeräumt war, begaben wir uns mit unſerer Flaſche Wein ans Kamin. Herr Maſterton ſchürte das Feuer, befahl ſeine Pantoffeln, kreuzte ſeine Beine über der Schutzplatte und kam wieder auf den Gegenſtand zurück.

„Japhet," begann er, „ich betrachte es als einen ſehr glücklichen Zufall, daß wir uns trafen, ehe Sie ſich Ihrem Vater vorſtellen konnten. Sie haben ſich inſofern zu gratuliren, als Ihre Familie unläugbar eine angeſehene iſt, indem ſich, wie Sie wiſſen, eine iriſche Pairie darin befindet; auf dieſe haben Sie übrigens keine Ausſicht, da der gegenwärtige Graf eine zahlreiche Familie beſitzt. Auch in finanzieller Hinſicht ſind Sie glücklich, denn ich habe allen Grund, Ihren Vater, der natürlich außerdem keine Kinder hat, für einen ſehr reichen Mann zu halten; aber nun muß ich Sie darauf vorbereiten, einen Mann in ihm zu finden, der von dem Bilde Ihrer angenehmen Jugendträume vielleicht weit verſchieden iſt. Ihr Vater hat, ſo viel ich ihn beurtheilen konnte, keine elterlichen Gefühle; er beſitzt einen großen Reichthum, für den er ſich einen Erben wünſcht, und deßhalb hat er nach Ihnen geſucht. Außerdem iſt er deſpotiſch, gewaltthätig und abgeſchmackt; der geringſte Widerſpruch gegen ſeinen Willen macht ihn wüthend, und — mit Bedauern füge ich es hinzu — ich fürchte, er denkt gemein. Er hat in ſeiner Jugend grauſam durch Armuth gelitten, denn ſein eigener Vater war eben ſo gebieteriſch und unverſöhnlich, wie er ſelbſt. Nun will ich Ihnen die Gründe mittheilen, warum Sie als Kind dem Findelhauſe übergeben worden ſind. Ihr Groß⸗vater hatte Ihrem Vater eine Stelle in der Armee zugedacht und verſchaffte ihm auch bald darauf ein Lieutenantspatent. Nun befahl er ihm, eine junge Dame von großem Vermögen, die er in ſeinem Leben nie geſehen hatte, zu heirathen, und berief ihn deßhalb zu ſich. Ich höre, ſie ſey ſehr ſchön geweſen, und hätte Ihr Vater ſie geſehen, ſo würde er vermuthlich keine Einwendung gemacht haben; thörichterweiſe aber ſandte er einen unumwundenen Korb und wurde dafür auf immer verſtoßen. Kurze Zeit darauf verliebte er ſich in eine junge Dame von ſehr reizender Perſon, welche noch außerdem für eine reiche Erbin galt. Er betrog ſie mit dem Vorgeben, er ſey der Erbe der Grafſchaft: nach einer flüchtigen Bewerbung entflohen ſie und wurden getraut. Als ſie ihre Rechnungen ausglichen, was nicht lange anſtand, ſo ergab es ſich, daß er nichts als ſeinen Subalternenſold und ſie ihrerſeits keinen Schilling beſaß. Ihr Vater ſtürmte — hieß ſeine Frau eine Betrügerin — ſie gab ihm das zurück — und ſo wurde der zweite Morgen nach der Trauung auf ihrer Seite in Thränen, auf ſeiner in Flüchen und Schmähungen zugebracht. Die Dame übrigens ſchien von beiden Theilen der verſtändigſte zu ſeyn. Von ihrer Heirath hatte nichts verlautet; ſie war von Hauſe weggegangen, mit dem Vorgeben, eine Verwandte zu beſuchen, und in dem Grafſchaftsſtädtchen, wo ſie wohnte, hatte man auch nichts anderes geglaubt. ‚Was ſollen wir uns auf dieſe Weiſe zanken'? bemerkte ſie. ‚Du, William, wollteſt ein Vermögen heirathen, nicht mich; ich muß mich derſelben Zweideutigkeit ſchuldig bekennen. Wir haben einen Irrthum begangen, aber es iſt ja noch nicht zu ſpät, ihn wieder aufzuheben. Man glaubt, ich mache einen Beſuch, und Du ſeyeſt für ein paar Tage auf Urlaub. Haſt Du Dein Geheimniß einem Deiner Kameraden anvertraut‘? — ‚Keinem‘, murmelte Ihr Vater. — ‚Wohlan, trennen wir uns denn, als ob nichts vorgefallen wäre; wir können nichts Klügeres thun. Wir haben Beide gleich triftige Gründe, unſer Geheimniß zu verſchweigen. Biſt Du einverſtanden‘? — Ihr Vater willigte augenblicklich ein; er begleitete Ihre Mutter zu dem befreundeten Hauſe, wo man ſie erwartete, und ſie erfand ein Mährchen für ihr Ausbleiben, welches durch ihre Begegnung mit einem ſo artigen jungen Mann veranlaßt worden ſey. Ihr Vater kehrte zu ſeinem Regiment zurück, und ſo machten ſie es wie zwei Kaper, welche auf einander losgehen, um zu entern, alsbald aber, wenn ſie ihres Irrthums gewahr werden, ihre Flaggen aufhiſſen und in gegenſeitigem Einverſtändniß von einander abſtoßen.“

„Ich kann,“ bemerkte ich, „meiner Mutter nicht eben ſonderlich viel Gemüth und Zartſinn nachrühmen.“

„Je weniger Sie davon reden, deſto beſſer, Japhet; übrigens war das Ihres Vaters Geſchichte. Fahren wir fort. Zwei Monate nachher empfing Ihr Vater einen Brief von Ihrer Mutter, mit der Nachricht, daß jenes kurze Zuſammenſeyn in gewiſſer Beziehung ſich folgenreich erwieſen habe, und mit der Bitte, die nöthigen Maßregeln zur Geheimhaltung und Verſorgung des Kindes zu übernehmen, da ſie ſonſt ihre Trauung bekannt zu machen genöthigt ſeyn würde. Auf welche Weiſe es dem Paare gelang, die Sache bis zur Entbindung zu verbergen, das weiß ich nicht; Ihr Vater aber ſagt, Sie ſeyen in einem Hauſe zu London geboren, und verabredetermaßen ſogleich in ſeine Hände gebracht worden; er habe Sie hierauf, im Einverſtändniß mit ſeiner Frau, ſammt dem Zettel und der Banknote, nach welcher Sie den Namen Newland erhielten, am Thore des Findelhauſes ausgeſetzt. Damals dachte er nicht daran, Sie zu reklamiren; Ihre Mutter jedoch, ſo herzlos ſie auch ſonſt geweſen zu ſeyn ſcheint, mußte doch mütterlich fühlen und hatte dieſe Abſicht. Ihres Vaters Regiment wurde hierauf nach Oſtindien beordert, wo er wegen ſeiner Tapferkeit und guten Aufführung während des Krieges in Myſore, ſchnell von einer Stufe zur andern ſtieg. Nur einmal war er in dieſer Zeit auf Urlaub nach Hauſe gekommen, und damals hatte er ſich nach Ihnen erkundigt, übrigens nicht aus eigenem Antriebe, wie es ſcheint, ſondern um Ihrer Mutter Wort zu halten."

„Meiner Mutter! wie? haben ſie ſich denn ſeitdem geſehen?"

„Ja, Ihre Mutter ging auf Spekulation nach Indien, wo ſie ſich für ein lediges Mädchen ausgab und eine ſehr gute Heirath ſchloß — ſo hätte ich bald geſagt, vielmehr aber muß ich behaupten, daß ſie ſich die glänzendſte Bigamie zu Schulden kommen ließ."

„Gott im Himmel, wie charakterlos!"

„Ihr Vater, Japhet, behauptet, Ihre Mutter ſey ein Freigeiſt geweſen, wozu ihr eigener Vater ſie gemacht; ohne Religion hat ein Weib keinen Halt. Nun war Ihr Vater eben in den dortigen Hochlanden, als ſie ankam nud ſich an ein Mitglied des Rathes zu Calcutta verheirathete. Er ſagt, ſie hätten ſich auf einem Ball im Regierungspalaſte getroffen. Sie war noch immer eine ſehr ſchöne Frau, welche die allgemeinſte Bewunderung genoß. Als Ihr Vater ſie erkannte und erfuhr, daß ſie erſt kürzlich den ehrenwerthen Mr. *** geheirathet habe, ſo war er wie vom Donner gerührt, und wollte den Saal verlaſſen; ſie aber hatte ihn erblickt, ſchritt mit der größten Kaltblütigkeit auf ihn zu und ſprach ihn als einen alten Bekannten aus England an. Auf dieſe Weiſe trafen ſie ſich öfters, ohne daß ſie jedoch des früheren Verhältniſſes erwähnt hätte. Als er aber im Begriffe war, auf Urlaub nach England zu gehen, ließ ſie ihn rufen und bat ihn, Erkundigungen nach Ihnen, Japhet, anzuſtellen. Dieß that er und Sie wiſſen das Ergebniß. Als er nach Indien zurückkam, erfuhr er, daß Ihre Mutter von der Peſt hinweggerafft worden ſey. Damals war Ihr Vater noch nicht reich; nun aber wurde ihm das Oberkommando in Karnatik übertragen, wo ihm ſein Glück und ſeine Tapferkeit eine goldene Erndte verſchafften. Es ſcheint, nach Allem, was ich von ihm herausbringen konnte, daß er bei Lebzeiten Ihrer Mutter keine Theilnahme für Sie empfand: jener Todesfall jedoch und die Reichthümer, mit denen er überſchüttet wurde, haben ſeine Gefühle geändert und er wünſcht nun einen Erben zu haben, dem er ſein Vermögen hinterlaſſen könnte. — Dieß, Japhet, iſt ein Abriß von Ihres Vaters Geſchichte; Sie erſehen daraus, daß er im Augenblicke keine Zärtlichkeit für Sie empfindet. Die Aufführung Ihrer Mutter ſchwebt ihm noch immer vor den Augen, und wäre es ihm nicht um den Erben zu thun, ſo könnte ich beinahe ſagen, daß er einen Widerwillen empfinde. Allerdings mögen Sie im Stande ſeyn, ſich ſein Herz zuzuwenden, auch kann er vielleicht angenehm von Ihrer Perſönlichkeit berührt werden, aber Sie bekommen eine ſehr ſchwierige Aufgabe, da Sie ſich allen ſeinen Launen und Grillen unterwerfen müſſen, was, wie ich fürchte, einem ſo hohen Geiſt beinahe unerträglich ſeyn wird."

„Wahrhaftig, Sir," erwiederte ich, „ich beginne zu fühlen, daß die ſüßeſten Hoffnungen ſelten erfüllt werden, und möchte beinahe wünſchen, mein Vater hätte gar nicht nach mir gefragt. Ich war ſo glücklich, ſo zufrieden, und nun ſehe ich keine Hoffnung, mir zu dem Wechſel Glück wünſchen zu dürfen."

„Noch möchte ich Sie über einige Punkte befragen, Japhet. Es ſcheint, Sie haben ſich unter die Sekte der Quäcker aufnehmen laſſen. Sagen Sie mir, der Wahrheit gemäß, bekennen Sie ſich aufrichtig und von Herzen zu ihren Lehren? und, muß ich hinzuſetzen, iſt es Ihre Abſicht, bei ihnen zu bleiben? In dieſem Allem ſehe ich gar viele Schwierigkeiten."

„Ich glaube allerdings, daß die Satzungen dieſer Sekte mehr als alle andern dem Chriſtenthume entſprechen, auch ſtehe ich keinen Augenblick an, ſo weit ich die Anhänger dieſer Sekte kenne, zu behaupten, daß ihr Leben ihrer Lehre angemeſſen iſt. Einige Eigenthümlichkeiten, die mit ihrem Gottesdienſte verbunden ſind, ſah ich im erſten Augenblick für lächerlich an; dieſer Eindruck hat ſich aber nach und nach verloren. Was ihre gedehnte Redeweiſe betrifft, ſo iſt ſie vom Gerüchte ſehr übertrieben worden; ihre Kleidung iſt ein Theil ihrer Religion.“

„Wie ſo, Japhet?“

„Ich kann Ihnen mit Suſannah Temple antworten, an welche ich dieſelbe Frage ſtellte. ‚Du hältſt‘, ſagte ſie, ‚unſere eigenthümliche Kleidung für eine unweſentliche Nebenſache. Wir legen ſie an, um uns von Andern abzuſondern, und als einen Beweis unſerer Aufrichtigkeit; auch das Ablegen der Tracht iſt ein ſolcher Beweis. Wir halten dafür, daß es eitel ſey, das Aeußere eines Menſchen zu bewundern: unſer Glaube beruht auf der Demuth. Darum iſt es ein äußerliches und ſichtbares Zeichen, daß wir den Satzungen, die wir bekennen, nachleben wollen. Nicht Alle, welche die Quäckerkleidung tragen, ſind Gläubige in ihrem Herzen noch in ihrer Aufführung; wir wiſſen aber, daß, wer ſie ablegt, auch von unſeren Glaubenslehren ſich losſagt: darum halten wir ſie für etwas Weſentliches. Ich will nicht behaupten, daß ohne ſolch ein äußerliches Zeichen das Herz nicht eben ſo rein, der Glaube nicht eben ſo feſt bleiben könne, aber es iſt nun einmal ein Theil von unſerem Bekenntniß. Wir haben keine Wahl, wir müſſen entweder Alles behalten oder Alles verwerfen‘.“

„Die kleine Quäckerin argumentirt gar nicht übel, aber jetzt noch eine Frage, Japhet. Haben Sie eine große Anhänglichkeit an dieſe junge Puritanerin?“

„Ich kann es nicht läugnen, daß ich ſie aufrichtig liebe.“

„Geht Ihre Liebe ſo weit, daß Sie um ihretwillen ein Quäcker bleiben und ſie heirathen würden?“

„Dieſe Frage habe ich wohl hundertmal in den letzten vierundzwanzig Stunden an mich gethan, kann mich aber noch nicht entſcheiden. Wenn ſie ſich wie andere Leute tragen und mir geſtatten wollte, daſſelbe zu thun, ſo wollt' ich ſie gleich Morgen heirathen; ob ich mich aber entſchließen könnte, mich ganz an ihre Confeſſion hinzugeben und als Quäcker zu leben und zu ſterben, das iſt wieder eine andere Frage; ich fürchte, nein — ich bin zu weltlich geſinnt. Eigentlich befinde ich mich in einer recht unbequemen Lage dem Mädchen gegenüber: ich habe ihr mein Herz nie geoffenbart, noch um Erwiederung gebeten; aber ſie weiß, daß ich ſie liebe, und ich weiß, daß ſie mich liebt.“

„Sie ſchmeichlen ſich, wie alle eitlen Jungen.“

„Ich kann es Ihrem Urtheil überlaſſen, Sir,“ erwiederte ich, indem ich ihm unſer Abſchiedsgeſpräch und die Scene bei meiner nochmaligen Zurückkunſt erzählte.

„Das ſind allerdings ſehr kräftige Beweiſe; aber ſagen Sie mir, Japhet, glauben Sie hinlänglich von ihr geliebt zu ſeyn, daß ſie Alles um Ihretwillen verlaſſen könnte?“

„Nein, Sir, das wird ſie nie, dazu iſt ſie viel zu hoch geſinnt. Sie mag tief darunter leiden, aber nimmer wird ſie von dem, was ſie für das Rechte hält, abfallen.“

„Es muß ein ſchöner Charakter ſeyn, Japhet; Sie aber gerathen in ein übles Dilemma. Wahrhaftig, mir däucht es, Ihre Trübſale beginnen jetzt erſt recht, ſtatt zu endigen, und Sie wären in Ihrer bisherigen Lage viel glücklicher geweſen, als Sie bei Ihrem neuen Eintritte in die Welt ſeyn werden. Ihre Ausſichten ſind nicht ſonderlich heiter; Sie haben es mit einem widerwärtigen Vater zu thun, kommen, wie ich ahne, unter eine ſcharfe Tyrannei, und werden, obgleich Sie jetzt wieder in die Geſellſchaft eintreten, dennoch alles nur für Eitelkeit und Qual der Seele erkennen.“

„Ich fürchte, Sie haben Recht, Sir,“ gab ich zur Antwort, „aber was mir auch bevorſtehen mag, es iſt doch immer etwas gewonnen, wenn ein Mann aus einem guten Hauſe mich vor der Welt als ſeinen Sohn anerkennt. Ich war Fortunens Spielball mein Leben lang, und vielleicht hat ſie noch nicht mit mir ausgeſpielt. Doch es iſt ſpät, ich will Ihnen jetzt gute Nacht ſagen.“

„Gute Nacht, lieber Japhet, wenn ich irgend etwas erfahre, ſo will ich's Ihnen zu wiſſen thun. Lady De Clare's Adreſſe iſt Nro. 13, Parkſtreet. Sie werden natürlich ſobald als möglich dahin gehen.“

„Ja wohl, Sir, ſo bald ich meinen Freunden in Reading geſchrieben habe.“

---

## Zweiundſiebenzigſtes Kapitel.

Ich werde ein wenig eiferſüchtig und habe, gleich dem unſterblichen Zettel, den Ehrgeiz, mehr als Eine Rolle zu ſpielen. Ein ſtarker Anlauf, — dann aber wird mein Gelüſten nach Bigamie von Herrn Maſterton und meiner eigenen Vernunft zurückgewieſen.

---

Ich kehrte in mein Quartier zurück, um über Herrn Maſterton's vielfache Mittheilungen nachzudenken — und ich kann nicht eben ſagen, daß ich ſehr vergnügt darüber geweſen wäre. Das Bild, das er von meiner Mutter entwarf, betrübte mich tief, und nach dem was er mir über meines Vaters Charakter geſagt, fühlte ich mich überzeugt, daß die endliche Erfüllung meines ſo lange genährten Wunſches mein Glück nicht erhöhen werde. Es klingt ſeltſam, aber kaum hatte ich meinen Vater entdeckt, ſo wünſchte ich nichts ſehnlicher, als daß er niemals aus dem Dunkel hervorgetreten wäre; wenn ich das friedliche glückliche Leben der letzten Jahre mit den Ausſichten auf mein künftiges Ergehen verglich, ſo mußte ich ſchmerzlich bedauern, daß Timothy jenen Artikel zu Geſichte bekommen hatte. Dann war ich auch noch wegen eines andern Gegenſtandes in beſonderer Spannung, und wagte mir kaum meine Gefühle zu zergliedern — ich begnüge mich einfach, den Namen Cäcilie De Clare auszuſprechen.

Den andern Morgen ſchrieb ich an Timothy und Kophagus, gab ihnen einen kurzen Abriß von Herrn Maſterton's Mittheilungen, und ſchloß mit dem ſehr aufrichtigen Wunſche, ich wollte, daß ich nie von ihnen abgerufen worden wäre.

Nachdem ich meine Briefe beendigt, begab ich mich nach Parkſtreet, um Lady De Clare und Cäcilie zu beſuchen. Es war noch ziemlich früh, aber der Bediente, der die Thüre öffnete, erkannte mich, und ließ mich auf ſeine Verantwortung ein. Mehr als achtzehn Monate waren nun verfloſſen, ſeit ich ſie in Richmond verlaſſen hatte, und ich ſah ihrem Empfange mit eigenthümlichen Gefühlen entgegen. Ich folgte dem Bedienten die Treppe hinauf, und trat, während er meinen Namen hineinrief, in's Zimmer.

Lady De Clare ſtand haſtig auf; daſſelbe that Cäcilie und noch eine dritte Perſon, die ich nicht hier erwartet hatte, nämlich — Harcourt. „Mr. Newland!“ rief Lady De Clare: „das iſt wahrhaftig unerwartet.“ Cäcilie trat ebenfalls vor, bis in die Stirne erröthend. Harcourt hielt ſich zurück, als ob er die erſten Schritte von mir erwartete. Ich fand mich in einer höchſt peinlichen Lage, und dieſe Empfindung wurde, wie es ſchien, von der ganzen Geſellſchaft getheilt. Es fiel in die Augen, daß ich überflüſſig war.

„Kennen Sie Mr. Harcourt?“ begann endlich Lady De Clare.“

„Wenn es derſelbe Mr. Harcourt iſt, den ich früher kannte,“ gab ich zur Antwort.

„Glauben Sie mir, Newland, es iſt derſelbe,“ ſagte Harcourt, indem er auf mich zuging, und mir die Hand darbot, die ich mit Vergnügen nahm.

„Es iſt lange, ſeit wir uns zuletzt geſehen haben,“ bemerkte Cäcilie, welche die Nothwendigkeit fühlte, etwas zu ſagen, und doch vor Harcourt meine Angelegenheiten nicht berühren wollte.

„Das iſt es, Miß De Clare,“ entgegnete ich, denn ich war nicht ſonderlich ergötzt über dieſen Empfang; „aber ich bin recht glücklich geworden, ſeit ich das Vergnügen hatte, Sie zuletzt zu ſehen.“

Cäcilie und ihre Mutter blickten mich an, als wollten ſie ſagen: „worin?“ — aber ſie mochten die Frage nicht ausſprechen.

„Es iſt Niemand hier, der nicht wohlbekannt mit meiner Geſchichte wäre,“ begann ich wieder, „das heißt, bis zu der Zeit, da ich Sie und Lady De Clare verließ. Ich will kein Geheimniß daraus machen, und Ihnen ſagen, daß ich endlich meinen Vater gefunden habe.“

„Ich hoffe, wir dürfen Ihnen Glück wünſchen, Mr. Newland,“ erwiederte Lady De Clare.

„Was Familie und Stellung im Leben betrifft, ſo habe ich keinen Grund, mich zu ſchämen. Er iſt der Bruder eines Grafen, und General in der Armee. Seinen Namen will ich noch nicht nennen, bis ich ihn geſehen habe und in aller Form öffentlich anerkannt bin. — Dazu kommt noch der Vortheil, daß ich mich einen einzigen Sohn, und, falls ich nicht enterbt werde, den künftigen Beſitzer eines beträchtlichen Vermögens heißen darf,“ ſetzte ich mit ſarkaſtiſchem Lächeln hinzu. — „Vielleicht finde ich jetzt einen beſſern Empfang, als da ich noch Japhet Newland, der Findling, war — aber, Lady De Clare, ich fürchte, ich habe mich zur ungelegenen Zeit eingedrängt, und will mich nun empfehlen. Guten Morgen, —“ und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte ich zur Thüre hinaus.

Im heftigſten Unwillen war ich unten an der Treppe angekommen, als ich einen leichten Fußtritt hinter mir vernahm, und meinen Arm von Jemand ergriffen fühlte. Es war Cäcilie De Clare. Ich wandte mich um; ſie ſah mich vorwurfsvoll an, und eine Thräne ſtand ihr im Auge.

„Was haben wir gethan, Japhet, daß Du uns ſo behandelſt?“ ſagte ſie ſehr bewegt.

„Miß De Clare,“ erwiederte ich, „ich habe Ihnen keinen Vorwurf zu machen. Ich ſah, daß meine Gegenwart unwillkommen war, und wollte nicht länger läſtig ſeyn.“

„Biſt Du denn ſo ſtolz geworden, Japhet, ſeit Du Deine vornehme Geburt erfahren haſt?“

„Ich bin viel zu ſtolz, Miß De Clare, um mich einzudrängen, wo ich nicht willkommen bin. Ich kam als Japhet Newland her, um die ehmalige Flita wieder zu ſehen. Wenn ich meinen wirklichen Namen annehme, ſo werde ich mich immer ſehr glücklich fühlen, der Tochter der Lady De Clare vorgeſtellt zu werden.“

„O wie verändert!“ rief ſie aus, die großen, blauen Augen auf mich heftend.

„Das Glück ändert uns alle, Miß De Clare. Ich wünſche Ihnen einen recht guten Morgen.“ Ich wandte mich ab und ging durch die Halle der Thüre zu.

Während ich hinausſchritt, mußte ich mich unwillkührlich umſehen, und bemerkte, daß Cäcilie das Tuch an die Augen hielt, während ſie langſam die Treppe hinanſtieg. Ich kam nicht in der beſten Laune nach der Piazza zurück; ich war mißvergnügt und unwillig über dieſen kühlen Empfang, glaubte mich mißhandelt und mit Undank belohnt. So iſt die Welt, ſagte ich, warf den Hut auf den Tiſch, und ſetzte mich auf das Sopha; erſt zwei Saiſons durchgemacht, und ſchon nicht mehr daſſelbe Mädchen. Wie reizend ſie geworden iſt! Aber woher dieſe Veränderung? und warum war Harcourt da? Hat er ſie vielleicht gegen mich eingenommen? ſehr möglich!

In ſolchen Gedanken ſaß ich da, ſtellte Vergleichungen zwiſchen Cäcilie De Clare und Suſannah Temple, nicht ſehr zu Gunſten der erſteren an, ſah erwartungsvoll dem Zuſammentreffen mit meinem Vater entgegen, während der Zweifel über meine Aufnahme in der Geſellſchaft mir Gegenwart und Zukunft düſter färbte — da ging die Thüre auf und Harcourt trat herein.

„Einen Stuhl für Mr. Harcourt,“ ſagte ich mit Förmlichkeit zu dem Aufwärter.

„Newland,“ begann Harcourt, „ich komme aus zwei Gründen, erſtens im Auftrage der beiden Damen, um Sie zu verſichern —“

„Verzeihung, Mr Harcourt, daß ich Sie unterbreche, aber ich bedarf keines Ambaſſadeurs von den in Rede ſtehenden Damen. Dieſelben mögen Sie, wenn es ihnen gefällt, zu ihrem Vertrauten machen; ich aber bin gar nicht geneigt, daſſelbe zu thun. Eine Erläuterung iſt nach dem, was ich dieſen Morgen ſehen und empfinden mußte, ganz überflüſſig. Ich begebe mich aller Anſprüche auf Lady De Clare, wie auf ihre Tochter, wenn ich je ſo thöricht war, mir einzubilden, daß ich ſolche hätte. Es iſt deßhalb unnütz, uns bei dem erſten Grunde Ihres Beſuches aufzuhalten. Darf ich fragen, welcher andere mir dieſe Ehre verſchafft?“

„Ich weiß kaum, Mr. Newland,“ erwiederte Harcourt, tief erröthend, „ob ich, nach dem, was Sie geſagt haben, dieſes zweiten Grundes noch erwähnen ſoll. Er bezog ſich auf mich ſelbſt.“

„Ich bin ganz Ohr, Mr. Harcourt,“ erwiederte ich mit höflicher Verbeugung.

„Ich wollte ſagen, Mr. Newland, daß ich, wären Sie nicht auf eine ſo ſeltſame Weiſe verſchwunden, die erſte Gelegenheit nach meiner Geneſung ergriffen haben würde, um Ihnen mein Bedauern über meine Aufführung auszudrücken und zu bekennen, daß ich eine verdiente Strafe erlitten habe, mehr vielleicht durch meine Gewiſſensbiſſe, als durch die gefährliche Wunde, die ich von Ihrer Hand empfing. Ich ergreife ſelbſt dieſe Gelegenheit, obgleich ſie nicht eben die günſtigſte erſcheint, um Ihnen auszudrücken, was ich für meine Pflicht halte, und was ein Gentleman gegen einen andern, den er beleidigt hat, ausſprechen ſoll. Freilich hätte ich gerne noch mehr hinzugefügt, allein es iſt ſo wenig Ausſicht auf einen wünſchenswerthen Eindruck vorhanden, daß ich es lieber auf eine künftige Gelegenheit verſchiebe. Vielleicht kommt eine Zeit, — und ich zähle darauf — wo es mir vergönnt iſt, Ihnen zu beweiſen, daß ich dieſen kalten Empfang nicht verdient habe. Mr. Newland, unter den aufrichtigſten Wünſchen für Ihr Wohlergehen will ich mich nun verabſchieden, muß aber ſagen, daß es mit ſchmerzlichen Empfinbungen geſchieht, da ich fühle, daß das Ergebniß dieſer Unterredung große Betrübniß in einem Hauſe verurſachen wird, das nicht nur durch Dankbarkeit ſondern auch durch wahre Achtung Ihnen verbunden iſt.“

Er verbeugte ſich und ging. Das klingt ja ganz vortrefflich, murmelte ich: aber ich kenne die Welt, und laſſe mich nicht durch ein paar ſchöne Worte begütigen. Ich hoffe, ihr Betragen werde ſie reuen, aber mich ſollen ſie nicht wieder ſehen. Ich ſetzte mich, und verſuchte mich zu überreden, daß ich mit mir zufrieden ſey, aber ich war es nicht; ich fühlte, daß ich, auf's gelindeſte geſagt, herb gehandelt hatte. Ich hätte doch die Erklärung, die mir Cäcilie und ihre Mutter ſandten, anhören ſollen, nachdem jene noch die Treppe herunter gekommen war, um ſich bei mir zu rechtfertigen. Sie ſtanden in großen Verpflichtungen gegen mich, die ich durch das raſche Auslaſſen meiner Empfindlichkeit noch läſtiger gemacht hatte. Es war unfreundlich von mir — ich wünſchte, Harcourt hätte das Zimmer nicht verlaſſen. Was dieſen betraf, ſo verſuchte ich Fehler in ſeinem Benehmen zu finden, vermochte es aber nicht; er hatte eines Gentlemans und eines zartfühlenden Menſchen würdig gehandelt. Die Sache verhielt ſich eigentlich ſo: ich befand mich in ſehr ſchlechter Laune, und konnte keinen Grund dafür entdecken; dieſer aber war kein anderer, als daß es meine Eiferſucht erregte, Harcourt in ſo vertrauten Verhältniſſen bei Lady De Clare zu finden, ein Umſtand der mich weit mehr aufgebracht hatte, denn jener unangenehme Empfang. Der Aufwärter trat ein, und brachte mir ein Schreiben von Herrn Maſterton:

> „Ich bin dieſen Morgen zu Ihrem Vater gerufen worden, welcher vor zwei Tagen zurückgekehrt und im Adelphi-Hotel abgeſtiegen iſt. Zu meinem Bedauern muß ich Sie benachrichtigen, daß er auf ſeiner Reiſe, beim Ausſteigen aus dem Wagen, den Fuß übertreten und ſich eine Sehne verletzt hat. Er liegt auf einem Ruhebette; Sie können

ſich denken, daß ſeine Liebenswürdigkeit durch dieſen Unfall und die Schmerzen, die er ihm verurſacht, keineswegs gewonnen hat. Da er darauf dringt, die Beweiſe für Ihre Identität unverweilt zu erhalten, und da hiezu Freund Kophagus nothwendig iſt, ſo ſchlage ich vor, daß wir Morgen um neun Uhr nach Reading aufbrechen. Ich bin neugierig, dorthin zu gehen, und daß ich eben ein paar Mußetage habe, ſo wird mir die Reiſe eine Erholung ſeyn. Auch wünſche ich meinen alten Freund Tim und Ihre Apotheke zu ſehen. Antworten Sie durch den Ueberbringer.

J. Maſterton."

Ich ſchrieb einige Zeilen, um Herrn Maſterton zu benachrichtigen, daß ich zu der genannten Stunde bei ihm ſeyn würde, und ſetzte mich dann zu meiner einſamen Mahlzeit nieder. Wie ganz anders war jetzt meine Lage, als damals, da ich dieſes Hotel bewohnte? Jetzt kannte ich keine Seele. Ich mußte mir in der Geſellſchaft wieder Boden gewinnen, was nur dadurch erreicht werden konnte, daß ich von meinem Vater anerkannt wurde; ſobald das geſchehen wäre, wollte ich Lord Windermear beſuchen, durch den ich die ſchnellſte Rehabilitation erwarten durfte. Den andern Morgen war ich um neun Uhr reiſefertig und fuhr mit meinem Rechtsfreunde in ſeinem eigenen Wagen und mit Poſtpferden ab. Ich erzählte ihm, was geſtern vorgefallen war, und geſtand ihm meinen Unmuth über den Empfang bei Lady De Clare.

„Auf mein Wort, Japhet, ich glaube Sie haben Unrecht," ſagte der alte Herr, „und hätten Sie mir nicht von Ihrer Liebe zu Miß Temple erzählt — die mich eigentlich, im Vorbeigehen geſprochen, hauptſächlich auf dieſe Reiſe gelockt hat — ſo möchte ich faſt vermuthen, Sie ließen ſich durch Eiferſucht bethören. Wird es Ihnen nicht klar, daß, wenn Harcourt die Damen zu einer ſo frühen Stunde beſuchen darf, ihm dort ein entſchiedener Vorzug eingeräumt wird? Auch erinnere ich mich jetzt etwas von der Sache gehört zu haben. Der Tod ſeines ältern Bruders hat ihn zum Erben gemacht, und ich hörte Jemand ſagen, er werde höchſt wahrſcheinlich das ſchönſte Mädchen in London, mit einem großen Vermögen, erobern; es war ſchon von einer Heirath die Rede. Wenn nun das der Fall iſt, und Sie ein ruhiges Zuſammenſeyn zweier jungen Verlobten, beinahe unangekündigt, höchſt unerwartet, und nach einer ſo langen Abweſenheit, unterbrachen, ſo dürfen Sie ſich nicht wundern, wenn man Sie etwas verwirrt und gezwungen empfing, — am allerwenigſten, wenn Sie ſich erinnern, was zwiſchen Ihnen und Harcourt vorgefallen iſt. Verlaſſen Sie ſich darauf, daß das die Urſache war. Wären Lady De Clare und ihre Tochter allein geweſen, ſo würde der Empfang ganz anders ausgefallen ſeyn, auch beweiſt Cäciliens Betragen, welche Ihnen die Treppe hinab folgte, daß keine Kälte gegen Sie zu Grunde lag. Endlich iſt Harcourt's Beſuch, und die Unterredung, die dabei ſtatt fand, ein weiterer Beweis, daß Sie im Irrthum geweſen ſind."

„Von dieſer Seite habe ich die Sache noch nicht angeſehen, Sir," erwiederte ich: „ich bemerkte blos, daß ich ungelegen kam, und da ich Jemand in der Geſellſchaft fand, der mich einſt beleidigt und ſich mit mir geſchlagen hatte, ſo nahm ich es für ganz natürlich an, daß er die Damen gegen mich eingenommen haben müſſe. Ich hoffe, daß ich im Irrthum war, aber ich habe, ſo jung ich bin, die Welt von ſo vielen Seiten kennen gelernt, daß ich ſehr argwöhniſch geworden bin."

„Dann verbannen Sie den Argwohn ſo ſchnell Sie können, er wird Sie nur unglücklich machen, ohne Sie vor Täuſchungen zu bewahren. Wenn Sie argwöhniſch ſind, ſo ſchweben Sie beſtändig in der Furcht, betrogen zu werden, und Ihr ganzes Daſeyn iſt vergiftet."

Nach dieſen Reden blieb ich einige Zeit ſtille; ich zergliederte meine Empfindungen und überzeugte mich, daß ich mich ſehr abgeſchmackt betragen habe.

Von jeher war es eines meiner Luftſchlöſſer geweſen, daß ich Flita heirathen müßte, ſobald ich meinen Vater gefunden haben würde, und die Vereitlung dieſes Gedankens hatte, faſt ohne daß ich es wußte, den Grund meines Benehmens abgegeben. Ich fühlte eine Eiferſucht gegen Harcourt, und das ohne in Miß De Clare verliebt zu ſeyn, ja, neben der leidenſchaftlichſten Neigung zu einer Andern; es war mir, als ob ich ſie ohne Liebe hätte heirathen, als ob ich die geliebte Suſannah hätte aufgeben können, ehe ich geſtattete, daß ein Weſen, das ich als mein Geſchöpf betrachtete, ſich herausnehmen ſollte, eine Neigung zu empfinden, oder daß ein Anderer es wagen dürfte, ſie zu lieben, bevor ich mit mir einig war, ob ich nicht ſelbſt ſie nehmen ſollte — Alles das nach ſo langer Abweſenheit, und nachdem ſie jede Hoffnung, mich wieder zu ſehen, hatte ſinken laſſen. Man mag über meine Abgeſchmacktheit und noch mehr über meine Selbſtſucht lächeln; wenigſtens that ich es, als ich die Sache erwogen hatte, und verachtete mich wegen meiner Thorheit und Eitelkeit.

„Was brüten Sie, Japhet?“ ſagte Herr Maſterton, dem meine Zerſtreuung Langeweile machte: „was ſind Ihre Gedanken?“

„Daß ich den köſtlichſten Narren bei den De Clare's geſpielt habe, Sir.“

„Ich mochte es nicht ſagen, Japhet, aber, die Wahrheit zu geſtehen, ich habe etwas ganz Aehnliches gedacht. Heraus mit der Sprache: waren Sie nicht eiferſüchtig, daß Sie Harcourt bei Ihrer Flita fanden?“

„Das iſt es, Sir.“

„Wenn ich Suſannah Temple ſehe,“ erwiederte Herr Maſterton lächelnd, „ſo will ich's ihr verrathen, damit ſie einen Begriff von Ihrer Treue bekommt. Was ſind Sie denn für ein tolles Roß an der Krippe? Sie können doch nicht beide heirathen. Freilich vermag ich mir unter dieſen Umſtänden das Gefühl zu erklären — es iſt natürlich; aber nicht alles, was natürlich iſt, gereicht der menſchlichen Natur zum Ruhme. Laſſen Sie uns ein wenig von Suſannah plaudern, dann werden alle dieſe Grillen ſchwinden. Wie alt iſt ſie?"

Herr Maſterton ſetzte mir ſo eifrig mit Fragen über Suſannah zu, daß in Kurzem ihr Bild allein noch meine Seele füllte und mir meine Heiterkeit wieder gab. „Ich weiß nicht, Sir," bemerkte ich endlich, „was ſie zu meiner Kleidung ſagen wird. Sollte ich mich nicht anders anziehen, wenn wir nach Reading kommen?"

„Beileibe nicht! ich will Ihren Kampf ausfechten — ich kenne ſie aus Ihren Herzensergießungen durch und durch."

## Dreiundſiebenzigſtes Kapitel.

Eine höchſtgelehrte Diſputation über breitrandige Hüte und graue Kleider, welche ſehr zu meinem Vortheile ausfällt. Ich erreiche den großen Zweck meines Daſeyns. Zuſammenkunft mit meinem Vater: kalter Empfang, ein Vorzeichen von heftiger Schwüle.

Wir kamen bei guter Zeit in Reading an, beſtellten, ſobald wir im Wirthshauſe abgeſtiegen waren, das Eſſen und gingen dann zur Apotheke, wo wir Freund Tim mit Pulvereinmachen und Signaturenſchreiben ſehr beſchäftigt fanden. Er war entzückt, Herrn Maſterton zu ſehen, und wie er bemerkte, daß ich meine Quäckerkleidung abgelegt hatte, ſo trug er kein Bedenken, ſich ſeinem Muthwillen zu überlaſſen, ein langes Geſicht zu machen und den alten Herrn auf die abgeſchmackteſte Weiſe von der Welt zu dutzen. Wir ſchickten ihn zu Herrn Kophagus, mit dem Auftrage, mich nebſt Herrn Maſterton zum Thee anzuſagen und uns die Antwort in's Wirthshaus zu bringen; dann gingen wir zu Tiſche.

„Ob ſie jemals einen Quäker aus Ihnen machen können, Japhet," ſagte Herr Maſterton unterwegs, „das iſt mir zweifelhaft; aber mit dieſem Burſchen, dem Tim da, mögen ſie zuſehen."

„Er ſpottet über Alles," gab ich zur Antwort, „und ſieht Alles in einem lächerlichen Lichte. In keinem Fall werden ſie ihn ernſthaft machen können."

Auf den Abend verfügten wir uns zu Herrn Kophagus, der uns hatte begrüßen und einladen laſſen. Ich ging zuerſt in das Zimmer; Suſannah kam vor, um mich zu begrüßen, trat aber mit tiefem Erröthen zurück, als ſie die Umwandlung in meinem Anzuge ſah. Ich eilte an ihr vorüber, drückte Herrn Kophagus und ſeiner Frau die Hände und ſtellte dann Herrn Maſterton vor.

„Wir konnten Dich kaum erkennen, Japhet," bemerkte Frau Kophagus ſanft.

„Ich hätte nicht geglaubt," war meine Antwort, „daß ſolche Aeußerlichkeiten, wie Kleider, mich meinen Freunden entfremden könnten; aber es ſcheint ſo, denn Suſannah hat mich noch nicht einmal willkommen geheißen."

„Ich grüße Dich, Japhet Newland, in aller Freundlichkeit und Aufrichtigkeit meines Herzens," ſagte Suſannah, mir die Hand reichend: „doch hätte ich mir nicht eingebildet, daß Du in ſo kurzer Zeit ſchon das Zeichen unſeres Glaubens ablegen würdeſt; — auch finde ich es nicht geziemend."

„Miß Temple," unterbrach ſie Herr Maſterton, „wenn Mr. Newland ſeine Kleidung abgelegt hat, ſo geſchah es wohlmeinenden Freunden zu Gefallen. Ich hadre mit keinem Glauben. Jedem gebührt das Recht, ſich den ſeinigen zu wählen, und Mr. Newland hat vielleicht keine ſchlimme Wahl getroffen, als er ſich zu Ihren Satzungen bekannte. Möge er beſtändig darin verharren! Aber, meine ſchöne junge Dame, es gibt keine vollkommene Confeſſion: ſelbſt in der Ihrigen finden wir Mängel. Unſer Glaube predigt die Demuth, und deßhalb geben wir nicht zu, daß unſer Freund das Gewand des Stolzes trage.“

„Des Stolzes, ſprichſt Du? hat er nicht vielmehr dem Gewande der Demuth entſagt, und erſcheint jetzt in der Kleidung des Stolzes?“

„Nein, meine junge Dame. Wenn wir uns kleiden wie alle Welt, ſo tragen wir nicht das Gewand des Stolzes: wenn wir aber eine Tracht anlegen, die uns von andern Leuten unterſcheidet, dann zeigen wir unſern Stolz, und der ſchlimmſte iſt der heuchleriſche Stolz, der die Maske der Demuth trägt. Er iſt der Stolz des Phariſäers, der auf dem Markte predigt und den Armen an den Ecken gibt, nicht die Demuth des Zöllners, welcher ausruft: ‚Herr, ſey mir Sünder gnädig‘! Eure Tracht, welche ſich für demüthig ausgibt, iſt das Gewand des Stolzes, und aus dieſem Grunde beſtehen wir darauf, daß unſer Freund, ſo lang er bei uns iſt, ſich anders kleide. In ſeinen Glauben miſchen wir uns nicht, aber die Religion beruht nicht in der Kleidung, und das müßte ein ſchwacher Glaube ſeyn, welcher des Gewandes zu ſeinem Halt bedürfte.“

Suſannah war beſtürzt über dieſe neue Wendung der Frage, welche der alte Sachwalter ſo geſchickt herausgekehrt hatte. Frau Kophagus ſah ihren Gatten an, der mich, offenbar beiſtimmend, in den Arm zwickte. Als Herr Maſterton ausgeredet hatte, erwiederte Suſannah nach einem kurzen Stillſchweigen: „Es geziemt mir nicht, die ich jung und ſchwach bin, zu ſtreiten mit Dir, der Du ſo hoch an Jahren über mir ſtehſt. Ich kann mich nicht ſpitzfindig auf Meinungen einlaſſen, welche, wenn auch nicht ganz richtig, doch wenigſtens auf die heilige Schrift gegründet ſind; ich aber bin anders gelehret worden.“

„Dann laſſen wir den Streit fallen, Miß Suſannah, und erauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Japhet ſeine Quäckerkleidung wieder anziehen wollte, daß ich jedoch es war, der ihn daran verhinderte. Wenn irgend Jemand zu ſchelten iſt, ſo bin ich's; aber es iſt von keinem Belang, einem alten Manne, wie mir, zu zürnen."

„Ich habe kein Recht, auf irgend Jemand zu zürnen."

„Aber Du warſt doch zornig auf mich, Suſannah," fiel ich ein.

„Ich kann nicht ſagen daß es Zorn geweſen ſey, Japhet Newland; ich weiß das Gefühl kaum zu benennen, aber ich hatte Unrecht und muß Dich um Vergebung bitten." Mit dieſen Worten bot ſie mir die Hand.

„Nun müſſen Sie auch mir verzeihen, Miß Temple," ſagte der alte Maſterton, und Suſannah lachte unwillkürlich.

Die Unterhaltung wurde jetzt allgemein. Herr Maſterton machte Herrn Kophagus mit ſeinem Geſuche bekannt, und dieſer erklärte ſich augenblicklich bereit; es wurde verabredet, daß er den folgenden Tag mit der Poſt nach London gehen ſolle. Herr Maſterton ſprach viel von meinem Vater, und ſchilderte deſſen Charakter in ſeinem wahren Lichte, da er glaubte, dieß werde vortheilhaft für mich ſeyn. Dann kam er auf eine Menge anderer Gegenſtände, und wußte die Geſellſchaft recht angenehm zu unterhalten. Suſannah hatte, ehe der Abend vorüber war, ſchon herzlich lachen gelernt.

Herr Maſterton kehrte in das Hotel zurück, da ich in meinem eigenen Bette ſchlafen wollte; ich begleitete ihn, und als ich wieder nach Hauſe kam, fand ich alle drei noch beiſammen. Frau Kophagus drückte ſo eben ihr Vergnügen über die genoſſene Unterhaltung aus, als ich mit ernſtem Angeſichte eintrat. „Ich wollte, ich wäre nie von hier fortgegangen," ſagte ich zu ihr: „ich fürchte mich vor der Zuſammenkunft mit meinem Vater, er wird den ſtrengſten Gehorſam von mir fordern. Was ſoll ich thun? muß ich ihm nicht gehorchen?"

„Freilich, Japhet,“ erwiederte Suſannah: „in allen erlaubten Dingen.“

„In allen erlaubten Dingen, Suſannah! Nun handelt es ſich gleich um meinen Anzug. Herr Maſterton ſagt, mein Vater werde mir nimmermehr erlauben, in Quäckertracht zu erſcheinen. Was ſoll ich thun?“

„Du haſt Deinen Glauben und Deine Bibel zu Führern, Japhet.“

„Allerdings, und in der Bibel finde ich von dem Propheten des Herrn auf ſteinernen Tafeln geſchrieben: ‚Du ſollſt Vater und Mutter ehren‘. Das iſt ein ausdrückliches Gebot, aber ich finde nirgends eine Vorſchrift, daß ich dieſe oder jene Kleidung tragen ſoll. — Was haltet Ihr davon?“ fuhr ich fort, mich an Alle wendend.

„Ich würde Dir zuſprechen, Deinen Vater zu ehren, Japhet,“ ſagte Frau Kophagus.

„Und Suſannah?“

„Ich glaube, ich will Dir gute Nacht ſagen, Japhet.“

Ueber dieſe Antwort lachten wir Alle zuſammen, und auch auf Suſannah's Geſichte las ich ein Lächeln. Sie ging hinaus; ihre Schweſter folgte ihr lachend, und ich blieb mit Herrn Kophagus allein.

„Wohlan, Japhet — alten Herrn ſehen — küſſen — Hände drücken — Segen und ſo.“

„Ja, Sir,“ erwiederte ich, „aber wenn er mich übel behandelt, ſo werde ich wahrſcheinlich bald wieder da ſeyn. Ich fürchte, Suſannah iſt nicht ganz gut auf mich zu ſprechen.“

„Pah, Unſinn — Frau weiß Alles — ſtirbt für Dich, Japhet — thu', was Dir beliebt — kleide Dich — kleide ſie — jede Tracht — keine gleich Even — liſtiges Kätzchen — läßt nicht von Dir — alles richtig und ſo.“

Ich drang in Herrn Kophagus, mir die volle Wahrheit zu ſagen. Er erzählte mir, ſeine Frau habe gleich nach meiner Abreiſe Suſannah, die ſie in Thränen fand, ausgeforſcht und das Geſtändniß ihrer innigen Liebe zu mir empfangen. Mehr brauchte ich nicht zu wiſſen; ich ſagte ihm gute Nacht und ging als ein glücklicher Menſch zu Bette.

Den andern Morgen vor meiner Abreiſe fand ich noch Gelegenheit zu einer Unterredung mit Suſannah, und obgleich ich nichts von Liebe ſprach, ſo hatte ich doch allen Grund, zufrieden zu ſeyn. Sie war freundlich und liebreich, redete in ihrer gewohnten ernſten Weiſe, warnte mich vor der Welt, gab zu, daß ich große Schwierigkeiten zu überwinden habe, und machte ſogar meiner eigenthümlichen Lage manches Zugeſtändniß. „Sie wage mir nicht zu rathen,“ ſagte ſie, „wolle aber für mich beten.“ Sie zeigte mir mehr Theilnahme und Zutrauen, als ich jemals an ihr wahrgenommen hatte. Beim Abſchiede ſagte ich zu ihr: „Theure Suſannah, was auch in meinen Glücksumſtänden und in meiner Tracht ſich ändern mag, glaube mir, daß in meinem Herzen kein Wechſel vorgehen ſoll und daß ich den Geſinnung, die mir ſeit dem Anfang unſerer Bekanntſchaft eingeflößt wurden, immer treu bleiben werde.“

Dieſe Worte ließen eine doppelte Deutung zu. „Ich wünſchte Dich vollkommen zu ſehen, Japhet,“ erwiederte Suſannah: „aber auf Erden iſt keine Vollkommenheit. Darum ſuche ſo vollkommen zu werden als Du kannſt.“

„Gott ſey mit Dir, Suſannah.“

„Der Segen des Herrn begleite Dich auf allen Deinen Wegen, Japhet,“ erwiederte ſie.

Ich ſchlang den Arm um ihren Leib und drückte ſie ſchüchtern an meine Bruſt. Sie entwand ſich mir ſanft und Thränen glänzten in ihren großen Augen, als ſie das Zimmer verließ. Nach einer Viertelſtunde befand ich mich mit Herrn Maſterton auf der Londoner Straße. „Japhet,“ ſagte der alte Herr, „ich muß geſtehen, Sie haben eine ſehr vernünftige Wahl getroffen. Ihre kleine Quäckerin iſt ein wunderliebliches Geſchöpf; ich bin ſelbſt in ſie verliebt und glaube, daß ſie an körperlichen Reizen Cäcilien De Clare weit übertrifft.“

„Gewiß, Sir.

„Ja, ganz gewiß, ihr Geſicht iſt klaſſiſcher und ihre Farbe ſteht über allem Vergleich. Soweit ich ſie kenne, iſt ſie ein Muſter von Reinheit.

Ihre Seele, Sir, iſt ſo rein wie ihr Leib.“

„Ich glaube es; ſie hat einen ſtarken Geiſt und denkt ſelbſtſtändig.“

„Hierin, Sir, fürchte ich, liegt die Schwierigkeit: ſie wird in keinem Punkte nachgeben, worin ſie Recht zu haben glaubt, nicht einmal aus Liebe zu mir.“

„Das glaube ich auch und bewundere ſie darum. Aber, Japhet, ſie wird ſich überzeugen laſſen, und Sie dürfen verſichert ſeyn, daß ſie die äußerlichen Gebräuche ihrer Sekte aufgeben wird. Haben Sie geſtern Abend bemerkt, welche tüchtige Speiche ich in Ihr Rad einſetzte, als ich behauptete, die äußern Formen ſeyen ein Zeichen des Stolzes? Laſſen Sie das nachwirken und ich ſtehe für die Folgen: ſie wird dieſe Quäkerkleidung nicht mehr lange tragen. Wie ſchön müßte ſie ſeyn, wenn ſie ſich trüge wie andere Leute! Mich dünkt, ich ſehe ſie vor mir, wie ſie in einen Ballſaal tritt.

„Aber was glauben Sie, daß ſie veranlaſſen könnte, ihren Glauben aufzugeben?“

„Ich ſage nicht, daß ſie ihn aufgeben werde; auch wünſche ich es nicht, ſo wenig als ich es von Ihnen wünſche, Japhet. Es iſt viel Schönes und Vollkommenes in dieſem Glauben. Alles, was man ſich hinwegdenken möchte, ſind die Kleider und die Ceremonien in den Verſammlungen, die ich freilich abgeſchmackt nennen muß. Vergeſſen Sie nicht, daß Miß Temple als Quäkerin erzogen worden iſt: in Folge der Ausſchließlichkeit ihrer Sekte hat ſie keine andere Art des Kultus kennen gelernt, noch einen Widerſpruch gegen das, was ihr eingeimpft worden iſt, vernommen.

Laſſen Sie ſie aber ein paarmal in unſere Kirche kommen, laſſen Sie ſie das ſchöne Ritual und eine vernünftige Predigt hören. Gönnen Sie der Ueberzeugung Raum bei ihr, daß man nichts Unrechtes von ihr verlange, laſſen Sie ſie ſelber denken und handeln, und mein Wort darauf: wenn ſie eine Vergleichung anſtellt zwiſchen dem, was ſie bei uns vernimmt, und dem Unſinn, der gelegentlich in den Conventikeln von ſolchen, die ſich für inſpirirt halten, zu Tage gefördert wird, ſo muß ſie ſelbſt fühlen, daß, obgleich die Satzungen ihres Glaubens dem Chriſtenthum am nächſten ſtehen mögen, dennoch die äußern Formen und Gebräuche unvollkommen ſind. Ich verlaſſe mich auf ihre eigene Vernunft.“

„Sie machen mich ſehr glücklich durch dieſe Verſicherung.“

„So denk' ich nun einmal von ihr, und rechtfertigt ſie mich, ſo will ich gehenkt ſeyn, wenn ich nicht Luſt bekomme, ſie zu adoptiren.“

„Was halten Sie von Mrs. Kophagus, Sir?“

„Ich glaube, daß ſie in ihrem Herzen nicht quäkeriſcher iſt, als ich ſelbſt. Sie iſt ein lebhaftes, fröhliches, herzgutes Weſen, und würde nichts dagegen haben, gleich morgen mit Straußenfedern und Diamanten zu erſcheinen.“

„Von Mr. Kophagus kann ich Sie verſichern, Sir, daß er noch immer nach ſeinen blauen baumwollenen geſtrickten Pantalons und ſeinen Halbſtiefeln ſeufzt.“

„Um ſo mehr iſt er ein Narr! übrigens kommt mir das gelegen, denn es bringt mich auf einen Gedanken, den ich bei Gelegenheit ausführen will. Für jetzt beſchäftigt uns dieſe verhängnißvolle Zuſammenkunft mit Ihrem Vater.“

Wir kamen zur Mittagszeit in London an. Herr Maſterton hatte das Eſſen in ſeine Wohnung beſtellt; da jedoch der alte Herr durch die zweitägige Reiſe ein wenig mitgenommen war, ſo wünſchte ich ihm zeitig gute Nacht.

„Erinnern Sie ſich, Japhet, daß wir morgen um ein Uhr im Adelphi-Hotel ſeyn müſſen. Kommen Sie bei Zeiten.“

Ich erſchien den andern Tag zur beſtimmten Stunde bei Herrn Maſterton und wir fuhren nach dem Hotel, wo mein Vater abgeſtiegen war. Bei unſerer Ankunft wurden wir in ein Zimmer zu ebener Erde geführt, wo wir Herrn Kophagus und zwei von den Direktoren des Findelhauſes fanden.

„Wahrhaftig, Mr. Maſterton,“ ſagte einer der letztern, „man ſollte denken, wir kommen, um Audienz bei einem ſouveränen Fürſten zu haben, und Gefälligkeiten zu empfangen, ſtatt zu gewähren. Meine Zeit iſt koſtbar: ich ſollte ſchon ſeit einer halben Stunde in der City ſeyn, und dieſer alte Nabob läßt uns warten, als wenn wir Bittſteller wären.“

Herr Maſterton lachte. „Wir wollen alle zuſammen hinaufgehen,“ ſagte er, „ohne zu warten, bis man uns ruft.“

Er rief einen von den Kellnern und gebot ihm, uns bei General De Benyon zu melden. Die andern folgten ihm und ließen mich allein. Ich muß geſtehen, daß ich in einiger Bewegung war. Ich hörte oben die Thüre öffnen, dann vernahm ich ein zorniges Geheul, wie von einer wilden Beſtie; die Thüre ging noch einmal, dann wurde alles ſtill. „Und dieß,“ ſagte ich zu mir, „iſt der Erfolg meiner ſüßen Träume, meiner heißen Wünſche, meines ſchwärmeriſchen Forſchens. Anſtatt mit Sehnſucht ſeinen Sohn herbeizurufen, verlangt er ſtreitſüchtig nach Beweiſen, und wenn er die befriedigendſten empfangen hat, ſo will er deren immer noch mehr haben. Sie ſagen, ſeine Gemüthsart ſey gränzenlos gewaltthätig, Unterwerfung reize ihn auf, ſtatt ihn zu beſänftigen: was nun, wenn er mich erzürnt? Ich habe ſchon oft gehört, daß man Leuten dieſer Art am beſten mit ihren eigenen Waffen begegnet — ich denke, ich will's verſuchen — doch nein, ich habe kein Recht dazu, aber jedenfalls will ich feſt bleiben und unter allen Umſtänden meine Faſſung behalten. Ich will ihm wenigſtens zeigen, daß ſein Sohn den Geiſt und die Geſinnungen eines Gentlemans beſitzt.“

Während dieſe Gedanken mir durch die Seele gingen, öffnete ſich die Thüre und Herr Maſterton erſuchte mich, ihm zu folgen. Ich gehorchte mit klopfendem Herzen; als wir die Treppe erſtiegen hatten, nahm mich Herr Maſterton bei der Hand und führte mich vor meinen lang geſuchten, vor meinen gefürchteten Vater. — Ich will ihn und die ganze Scene beſchreiben.

Ich trat in ein langes, ſchmales Zimmer, an deſſen entgegengeſetztem Ende ein großes Sopha ſtand, und auf dieſem ruhte mein Vater, die Krücken gegen die Wand gelehnt, mit ſeinem beſchädigten Beine. Auf jeder Seite von ihm ſtand eine große Stange mit einem prachtvollen Papagey, und zunächſt bei dieſen zwei indiſche Diener in ihren Mouſſelinkleidern, mit gekreuzten Armen ſeiner Befehle harrend. Auf dem Tiſche vor dem Sopha befand ſich eine koſtbar mit Silber ausgelegte Hooka, deren Rohr unter dem Tiſche durchging, ſo daß das Mundſtück im Bereiche meines geehrten Vaters war. Auf der einen Seite des Zimmers ſaßen die beiden Direktoren, auf der andern Herr Kophagus in ſeiner Quäkertracht; der leere Stuhl neben ihm gehörte Herrn Maſterton. Ich blickte meinen Vater an: er war ein hochgewachſener Mann, deſſen Größe mehr als ſechs Fuß betrug, von ſtarken Körperformen, ohne mit Fett beladen zu ſeyn, denn er ſchien eher hager, war aber breitſchulterig, muskulös, und ich ſchätzte ſein Gewicht auf eine beträchtliche Höhe. Sein großes Haupt ſtand im Verhältniß zu dem Körper; auch ſeine Züge hatten denſelben großen Maßſtab. Seine Farbe war braungelb, ſein Haar dagegen ſchneeweiß. Er trug einen ſehr großen und am Halſe zuſammengewachſenen Backenbart. Dieſe ebenfalls ſchneeweiße Mähne, die ſein Geſicht einfaßte und gegen deſſen Farbe abſtach, gab der ganzen Erſcheinung weit mehr das Ausſehen eines Königstigers aus Bengalen als eines Gentlemans. General De Benyon ſah zu, wie der alte Rechtsgelehrte mich bis auf einige Schritte gegen ſeinen Tiſch mit den Worten vorführte: „Gönnen Sie mir das Vergnügen, Ihnen Ihren Sohn Japhet vorzuſtellen.“

Keine Hand bewegte ſich, um mich zu bewillkommen. Mein Vater heftete ſeine ſtolzen grauen Augen eine Sekunde lang auf mich und dann wandte er ſich zu den Direktoren des Findelhauſes.

„Iſt dieß die Perſon, Gentlemen, welche Sie als Kind erhalten, und unter dem Namen Japhet Newland erzogen haben?“

Die Direktoren bezeugten, daß ich es ſey, daß ſie mich bei Herrn Kophagus untergebracht, und ſeit dem Abgange aus dem Findelhauſe mehr als einmal geſehen hätten.

„Iſt dieß der Japhet Newland,“ wandte er ſich an Herrn Kophagus, „den Sie von dieſen Herrn übernahmen, und zu Ihrem Geſchäfte anhielten?“

„Ja und Amen — ich beſtätige es — tüchtiger Burſche — guter Junge und ſo.“

„Ich will keine Quäkerverſicherungen! Wollen Sie Ihren Eid ablegen, Sir?“

„Ja!“ erwiederte Kophagus, ſeine Quäkerſchaft vergeſſend: „Eid ablegen — Bibel bringen — Buch küſſen und ſo.“

„Alſo Sie, ein Quäcker, bedenken ſich nicht, die Identität dieſer Perſon zu beſchwören?“

„Beſchwören!“ rief Kophagus — „ja, ſchwören — gleich ſchwören — nicht Japhet ſeyn! — will verdammt ſeyn — zur Hölle fahren und ſo.“

Die übrigen Anweſenden konnten bei dieſem Ausbruche meines alten Lehrherrn das Lachen ſo wenig unterdrücken, als ich. Herr Maſterton fragte hierauf den General, ob er noch mehr Beweiſe verlange.

„Nein!“ brummte dieſer, und ſagte ſeinen Bedienten einige Worte in hindoſtaniſcher Sprache, worauf ſie alsbald die Thüre öffneten. Der Wink wurde verſtanden: „Nach einer ſo langen Trennung, Gentlemen,“ ſagte Herr Maſterton ironiſch zu den Andern, „iſt es natürlich, daß der General allein zu ſeyn wünſcht, um ſeinen väterlichen Gefühlen Luft machen zu können.“

## Vierundſiebenzigſtes Kapitel.

Hitzige Erörterungen zwiſchen meinem Vater und mir. Um ihm meine kindliche Liebe zu zeigen, muß ich ihm eine kleine Lection geben, die er zuletzt ganz herzlich nimmt und ſich recht väterlich einen alten Narren heißt.

Ich blieb mitten im Zimmer ſtehen; die Herren gingen ab, und die beiden indiſchen Diener pflanzten ſich wieder zu beiden Seiten des Sopha's auf. Ich fühlte mich gedemüthigt und unwillig, verhielt mich aber ſtille. Endlich begann mein geehrter Vater, nachdem er die Augen eine Zeit lang auf mich geheftet:

„Wenn Ihr glaubt, junger Menſch, meine Gunſt durch Euer hübſches Ausſehen zu gewinnen, ſo ſeyd Ihr ſehr im Irrthume; Ihr ſeht viel zu ſehr Eurer Mutter gleich, deren Andenken mir nichts weniger als erfreulich iſt.“

Dieſe grauſame Bemerkung trieb mir das Blut bis in die Stirne; ich kreuzte die Arme, und blickte meinem Vater, ohne eine Erwiederung zu geben, feſt in's Angeſicht. Nun begann der Aerger bereits in ihm zu arbeiten.

„Es ſcheint, ich habe einen ſehr pflichterfüllten Sohn gefunden.“

Ich war im Begriffe eine ſpitzige Antwort zu geben, faßte mich aber, und erwiederte höflich: „Mein edler General, verlaſſen Sie ſich darauf, daß Ihr Sohn jederzeit bereit ſeyn wird, ſich pflichtſchuldig zu erweiſen, wo er Pflichten hat; aber Sie — entſchuldigen mich — in der Aufregung dieſes Augenblicks vergeſſen Sie die kleinen Geſetze der Höflichkeit; mit Ihrer Erlaubniß nehme ich mir einen Stuhl, und nun können wir uns gemächlicher unterhalten.“

Ich ſagte dieß mit der ſanfteſten Stimme und der ſtudirteſten Artigkeit, zog einen Stuhl zum Tiſche, und ſetzte mich, ein Benehmen, das, wie zu erwarten war, meinen geehrten Vater in eine gräßliche Wuth verſetzte.

„Iſt dieß eine Probe, Sir, von Eurer Pflicht und Achtung, Sir, ſo hoffe ich mit weiteren Beweiſen derſelben verſchont zu bleiben. Wo Ihr Pflichten habt, Sir? gegen wen habt Ihr denn Pflichten, Burſche, wenn nicht gegen den Urheber Eures Daſeyns?“ ſo rief der General, mit ſeiner gewaltigen Fauſt auf den Tiſch ſchlagend, daß die Tinte einige Zoll in die Höhe ſprang und die umliegenden Papiere beſpritzte.

„Sie haben völlig Recht, mein theurer Vater; allerdings hat man Pflichten gegen den Urheber ſeines Daſeyns. Wenn ich mich recht erinnere, ſo heißt das Gebot: ‚Du ſollſt Vater und Mutter ehren‘! Darf ich mir aber noch eine Bemerkung erlauben? Finden hier nicht gegenſeitige Pflichten ſtatt? Hat ein Vater nicht noch höhere Verbindlichkeiten, als die bloße Zeugung eines Sohnes?“

„Was ſollen dieſe unverſchämten Bemerkungen, Burſche?“ unterbrach mich mein Vater.

„Entſchuldigen Sie mich, beſter Vater, wenn ich vielleicht Unrecht habe; gerne will ich mich Ihrem überlegenen Urtheile unterwerfen, aber wenn man ein Kind in einem Korbe mit einer Banknote von fünfzig Pfund, zum Behufe ſeiner Erziehung und ſeines Unterhaltes bis zum vierundzwanzigſten Jahre, an der Thüre des Findelhauſes aufhängt, ſo ſcheinen mir damit nicht alle die Pflichten, welche einem Vater zukommen, erfüllt zu ſeyn. Wenn auch Sie das glauben ſollten, ſo fürchte ich doch, die Welt werde ſo gut, wie ich ſelbſt, entgegengeſetzter Meinung ſeyn. Nicht daß ich mich irgend zu beklagen gedächte, denn ich bin überzeugt, daß ſie nun, durch die Umſtände begünſtigt, die Abſicht haben werden, mich für ſo viele Jahre, wo ich verlaſſen und ganz auf meine eigenen Hülfsmittel angewieſen war, zu entſchädigen.“

„So, meint Ihr, Sir? Recht, ich will Euch gleich meinen Entſchluß wiſſen laſſen: Da iſt die Thüre, — hinaus, und laßt Euch nicht wieder vor meinem Angeſicht erblicken.“

„Mein lieber Vater, ich bin überzeugt daß dieß nur ein kleiner Scherz von Ihnen iſt, oder daß Sie mich vielleicht auf die Probe ſetzen wollen, ob ich den Geiſt und die Entſchloſſenheit eines De Venyon beſitze; deßhalb werde ich Ihnen natürlich den Gefallen thun, Ihrem humoriſtiſchen Begehren nicht zu entſprechen."

„Dann, bei Gott!" brüllte mein Vater, und wandte ſich mit ein paar indiſchen Worten zu ſeinen Dienern. Sie gingen augenblicklich nach der Thüre, die ſie weit aufmachten, und kamen dann zu mir, um mich bei den Armen zu faſſen. Ich fühlte mein Blut kochen, aber ich erinnerte mich, wie nothwendig es ſey, meine Faſſung zu behalten. Ich erhob mich von meinem Sitze, näherte mich dem Sopha und ſagte: „lieber Vater, da ich ſehe, daß Sie Ihrer Krücken im Augenblicke nicht bedürfen, ſo werden Sie vielleicht nichts dagegen haben, wenn ich eine davon nehme. Dieſe fremden Schurken ſollen ſich nicht herausnehmen, Sie in der Perſon Ihres einzigen Kindes zu inſultiren."

„Werft ihn hinaus!" brüllte mein Vater.

Die Indier gingen auf mich los, aber ich wirbelte die Krücke um den Kopf und im Nu lagen beide am Boden. Sobald ſie wieder auf den Beinen waren, griff ich ſie von Neuem an, bis ſie aus dem Zimmer entflohen; dann ſchloß ich die Thüre und drehte den Schlüſſel um.

„Danke Ihnen, mein theurer Sir," ſagte ich, die Krücke wieder an ihre alte Stelle legend: „tauſend Dank für Ihre Erlaubniß, die Unverſchämtheit dieſer ſchwarzen Schufte zu züchtigen, welche Sie natürlich auf der Stelle entlaſſen werden;" — und wiederum ſetzte ich mich auf den Stuhl, mit dem ich etwas näher rückte.

Die Wuth des Generals überſtieg jetzt alle Gränzen: der weiße Schaum giſchte ihm aus dem Munde, während er ſich vergebens Worte zu finden bemühte. Endlich fuhr er ſogar vom Sopha empor, um ſich mit eigenen Händen Gehorſam zu verſchaffen; aber dieſe Anſtrengung war ſeinem kranken Beine ſehr nachtheilig, und er warf ſich hülflos unter großen Schmerzen auf ſein Lager zurück.

„Mein theurer Vater, ich fürchte, in Ihrer Begierde, mir zu helfen, haben Sie Ihr Bein wieder beſchädigt,“ ſagte ich mit begütigendem Tone.

„Burſche, Burſche!“ rief er, „wenn Du meinſt, daß es auf dieſe Weiſe gehe, ſo biſt Du ſehr im Irrthume. Du kennſt mich nicht. Du magſt ein paar ſchurkiſche Schwarze hinauswerfen, aber Du ſollſt ſehen, daß ich nicht mit mir ſpielen laſſe. Ich verſtoße Dich für immer, ich enterbe Dich, ich verſage Dir die Anerkennung. Du haſt die Wahl, entweder dieſes Zimmer zu verlaſſen, oder in die Hände der Polizei zu fallen.“

„Der Polizei, mein lieber Sir! was kann die Polizei ausrichten? Ich kann die Polizei herbeirufen, und Ihre Diener wegen des Angriffs, deſſen ſie ſich ſchuldig gemacht haben, nach Bowſtreet führen laſſen; Sie aber können keine Angriffsklage gegen mich aufbringen.“

„Und dennoch will ich’s, bei Gott, es mag wahr ſeyn, oder nicht!“

„Das werden Sie gewiß nicht thun, mein lieber Vater; ein De Benyon wird ſich nie mit einer Lüge beladen. Wenn Sie übrigens die Polizei rufen laſſen wollen, ſo erlauben Sie mir zuvor dieſen Punkt mit kaltem Blute zu erörtern, denn ich ſchreibe den kleinen Anfall von übler Laune blos ihren Schmerzen zu. Angenommen alſo, mein lieber Vater, daß Sie mich mit einer Angriffsklage verfolgen, ſo bin ich eben dadurch genöthigt, Sie meinerſeits gleichfalls anzuklagen, und dann müſſen wir beide zuſammen nach Bowſtreet wandern. Waren Sie jemals in Bowſtreet, General?“

Er gab keine Antwort.

„Ueberdieß, mein theurer Sir,“ fuhr ich fort, „ſtellen Sie ſich nur vor, wie unangenehm es ſeyn würde, wenn der Richter Ihnen einen Eid abnähme, und Sie aufforderte, Ihre Klage vorzubringen. Was würden Sie dann für Erklärungen machen müſſen? daß Sie in Ihrer Jugend geheirathet und Ihre Frau, weil Sie ſie ohne Vermögen fanden, den zweiten Tag nach der Trauung verlaſſen haben; daß Sie, ein Offizier in der Armee, der ehrenwerthe Hauptmann De Benyon, Ihr Kind am Thore des Findelhauſes aufhingen; daß Sie Ihre Frau, an einen Andern verheirathet, wieder ſahen, durch Verheimlichung der Bigamie ihr Mitſchuldiger wurden, und, obgleich ſie einem Andern gehörte, Zuſammenkünfte mit ihr hatten; Zuſammenkünfte, ſage ich, denn Sie kamen wirklich mit ihr zuſammen, um Aufträge in Betreff meiner von ihr zu erhalten. Ich bin wohlwollend und argwöhne nichts Böſes, aber Andere werden nicht ſo ſeyn. Dann kehren Sie nach ihrem Tode zurück und forſchen nach Ihrem Sohne. Seine Identität iſt erwieſen, und was nun? nicht einmal die Hand geben Sie ihm, was doch die allgemeinſte Höflichkeit erfordert haben würde — nein, Ihr Erſtes iſt, daß Sie ihn aus dem Hauſe zu werfen und der Polizei zu übergeben ſuchen, wobei Sie in die Verlegenheit kommen, Ihre Gründe für ein ſolches Betragen zu nennen. Vielleicht haben Sie die Güte, mir dieſe Frage zu beantworten, denn ich vermag es wahrhaftig nicht.“

Meines geehrten Vaters Wuth, hatte inzwiſchen bis zu einem gewiſſen Grade nachgelaſſen: er hörte alles, was ich ihm ſagte, an, und fühlte, wie höchſt lächerlich er ſich durch ſein beabſichtigtes Verfahren gemacht haben würde. Während aber ſeine Wuth ſich legte, nahmen ſeine Schmerzen zu; er hatte ſein Bein heftig beſchädigt, es ſchwoll raſch, die Binden ſchnitten ein und er litt die empfindlichſten Schmerzen. „O, o!“ ächzte er.

„Mein theurer Vater, kann ich Ihnen helfen?“

„Zieh die Glocke!“

„Es iſt nicht nöthig, fremden Beiſtand zu rufen, ſo lange ich zugegen bin, mein theurer General. Ich kann Sie wundärztlich behandeln, und will Ihnen, wenn Sie mir's geſtatten, in kurzem Ihre Schmerzen lindern. Ihr Bein iſt von der Anſtrengung geſchwollen und die Binden müſſen gelockert werden."

Er gab keine Antwort, aber ſein Geſicht war durch die entſetzlichen Schmerzen ganz verzogen. Ich löste ihm die Binden, was ihm beträchtliche Erleichterung gab. Hierauf legte ich ſie kunſtgemäß und mit großer Zartheit wieder an, nahm vom Seitentiſche die Lotion und befeuchtete die Binden damit. Nach wenigen Minuten fühlte er ſich ſchon ganz erträglich. „Vielleicht, Sir," ſagte ich, „wäre es beſſer, wenn Sie ein wenig zu ſchlafen verſuchten. Ich will ein Buch nehmen: es gewährt mir das größte Vergnügen, an Ihrer Seite zu wachen."

Der General, erſchöpft vom Schmerz und der gewaltthätigen Anſtrengung, gab keine Antwort; er ſank auf das Sopha zurück, und in kurzer Zeit begann er höchſt behaglich zu ſchnarchen. Ich habe dich überwunden, dachte ich, den Schlummernden beobachtend, und wenn es noch nicht geſchehen iſt, ſo will ich's vollenden; das iſt mein feſter Entſchluß. Ich ging leiſe nach der Thüre, riegelte ſie auf, ohne ihn zu erwecken, befahl etwas Fleiſchbrühe, auf welche ich außen warten wollte, brachte das kleine Manöuvre glücklich zu Stande, und ſchloß die Thüre geräuſchlos wieder zu; dann ſtellte ich die Fleiſchbrühe auf den Roſt, um ſie warm zu halten, ſetzte mich auf den Stuhl und griff wieder nach dem Buche. Nach einer Stunde erwachte er und ſah ſich um.

„Haben Sie irgend ein Bedürfniß, mein theuerſter Vater?" fragte ich?

Der General war unentſchloſſen, ob er die Feindſeligkeiten wieder beginnen ſolle; endlich ſagte er: „Ich wünſche den Beiſtand meiner Diener, Sir."

„Der Beiſtand eines Dieners kann ſich nicht mit den Leiſtungen Ihres eigenen Sohnes vergleichen, General," erwiederte ich.

ging an's Feuer und nahm den Napf mit Fleiſchbrühe, den ich ihm nebſt Zubehör und Serviette auf dem Brett präſentirte. „Ich erwartete, Sie würden Ihre Fleiſchbrühe begehren, und habe ſie bereit gehalten.“

„Das wollte ich auch, ich muß es geſtehen,“ erwiederte mein Vater, und nahm die Brühe ohne weitere Bemerkung zu ſich.

Ich trug das Brett wieder weg, holte die Lotion und befeuchtete die Binden noch einmal. „Kann ich irgend etwas Weiteres für Sie thun, Sir?“ fragte ich.

„Nichts, ich befinde mich ganz wohl.“

„Dann, Sir,“ erwiederte ich, „will ich mich beurlauben. Sie haben mir befohlen, auf immer aus Ihrem Angeſichte zu gehen; Sie haben ſogar Gewalt verſucht. Gegen dieſe leiſtete ich Widerſtand, weil ich Ihnen die peinliche Erinnerung erſparen wollte, einen Menſchen, der große Anſprüche auf Sie geltend machen konnte und Ihnen nichts zu Leide gethan hatte, inſultirt zu haben. Auch ahndete ich es, weil ich Ihnen zeigen wollte, daß ich ein De Benyon ſey, deſſen Charakter keinen Schimpf erdulde. Wenn Sie aber glauben, General, ich ſey in der Abſicht, mich Ihnen aufzudrängen, hergekommen, ſo irren Sie ſich ſehr. Dazu bin ich zu ſtolz; auch machen mich glücklicherweiſe meine Fähigkeiten unabhäng, ſo daß ich Ihrer Hülfe nicht bedarf. Hätten Sie mich freundlich empfangen, glauben Sie mir, Sie würden ein dankbares, zärtliches, Ihre Freundlichkeit erwiederndes Herz gefunden haben. Sie würden einen Sohn gefunden haben, deſſen einziger Lebenszweck es war, ſeinen erſehnten Vater zu entdecken, einen Sohn, der ſich glücklich gefühlt hätte, Ihren Bedürfniſſen entgegen zu kommen, ſich Ihren Wünſchen zu fügen, Ihre Schmerzen zu lindern, in Ihrer Krankheit bei Ihnen zu wachen. Ein verlaſſener Findling, wie ich es ſo manche Jahre lang geweſen bin, hoffe ich Ihnen doch keine Schande gemacht zu haben, General De Benyon: und wenn ich jemals etwas Unrechtes that, ſo geſchah es aus

Sehnſucht, Sie zu erforſchen. Ich kann mich für die Wahrheit dieſer Behauptung auf Lord Windermear berufen. Es iſt, erlauben Sie mir das zu ſagen, eine ſehr harte Prüfung — eine Feuerprobe, durch welche wenige mit heilen Gliedern gehen würden — wenn man in die Welt geworfen wird wie ich, ohne Freund, ohne Eltern und Verwandte, ohne einen Menſchen von dem man Rath oder That erwarten könnte, — wenn man gegen die Möglichkeit einer nicht anerkannten, vielleicht gar einer ſchimpflichen Herkunft kämpfen muß. Aber noch härter iſt es, im Augenblicke wo ich meine theuerſten Wünſche erfüllt zu finden hoffe, mich, aus keinem andern Grunde, als daß ich meiner Mutter gleiche, verſtoßen zu ſehen. Um Eines bitte ich, General De Benyon, und ich hoffe es werde mir nicht abgeſchlagen werden: ich bitte um die Erlaubniß, den Namen, zu dem ich berechtigt bin, führen zu dürfen; ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich ihn nie beſchimpfen werde. Und nun, Sir, ohne etwas Weiteres zu bitten oder zu erwarten, nehme ich meinen Abſchied, mit der Verſicherung, daß weder Armuth, noch Entbehrung, noch Bekümmerniß irgend einer Art mich je wieder dazu vermögen ſollen, Ihnen beſchwerlich zu fallen. General De Benyon, leben Sie wohl auf immer.“ — Ich machte meinem Vater eine tiefe Verbeugung und ging.

„Halt, Sir!“ rief der General. „Halt einen Augenblick, wenn's beliebt.

Ich gehorchte.

„Warum haſt Du mich aus der Faſſung gebracht? antworte mir!“

„Erlauben Sie mir, zu bemerken, Sir, daß ich Sie nicht aus der Faſſung gebracht, und was noch mehr iſt, daß ich meine eigene Faſſung über dieſer unverdienten, unerwarteten, ſchimpflichen Beleidigung nicht einen Augenblick verloren habe.“

„Gerade das hat mich noch mehr aus der Faſſung gebracht, Sir.“

„Das iſt gar wohl möglich, aber deßhalb bin ich nicht zu tadeln. Die ſtärkſte Probe für einen vollkommenen Gentleman iſt, daß er ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen vermag, und ich wollte Sie überzeugen, daß ich nicht ganz ohne ſolche Anſprüche bin.“

„Das heißt ſo viel, als daß Dein Vater kein Gentleman ſey — klingt ganz wie ein Beweis Deiner kindlichen Ehrfurcht!“ rief der General mit Wärme.

„Weit entfernt, Sir; es gibt unglücklicher Weiſe manche Gentlemen, welche nicht Meiſter über ihre Leidenſchaften ſind, und deßhalb mehr Mitleid als Tadel verdienen; aber, Sir, wenn ihnen etwas der Art widerfährt, ſo machen ſie unweigerlich ihren Fehler wieder gut, und zwar in vollem Maße, indem ſie ihr Bedauern und ihre Entſchuldigung ausdrücken.“

„Das heißt wohl ſo viel, als daß Du erwarteſt, ich ſoll Dich um Verzeihung bitten?“

„Erlauben Sie mir die Frage, Sir, ob Sie je einen De Benyon kannten, der ſich eine Beleidigung gefallen ließ?“

„Nein, Sir, ich glaube nicht.

„Nun denn, Sir, Menſchen, denen ihr Stolz nicht geſtattet, eine Beleidigung zu ertragen, ſollten auch andern keine zufügen. Wenn ſie dieß aber in der Hitze des Augenblickes gethan haben, ſo ſollte derſelbe Stolz ſie auf der Stelle zu einer Entſchuldigung treiben, welche ſie nicht allein dem Beleidigten, ſondern ihrem eigenen Charakter ſchuldig ſind. Es liegt keine Schande in einer ſolchen Entſchuldigung, wenn man einen Fehler begangen hat; aber eine große Schande iſt es, einen ſolchen Akt der Gerechtigkeit und Genugthuung zu verweigern.“

„Aus alle dem werde ich wohl folgern müſſen, daß Du eine Entſchuldigung von mir erwarteſt?“

„General De Benyon, ſo weit es mich betrifft, iſt das jetzt von geringer Bedeutung; wir ſcheiden und werden uns wahrſcheinlich nie wieder ſehen. Wenn Sie übrigens glauben, es könnte

Ihnen einige Erleichterung gewähren, ſo bin ich bereit, es anzunehmen.“

„Aus dieſer Bemerkung muß ich vermuthen, daß Du es beſtimmt erwarteſt, und außerdem nicht bleiben willſt?“

„Ich dachte gar nicht an's Dableiben, General. Sie haben mir geſagt, daß ich auf immer enterbt und verſtoßen ſey. Keiner, der wie ein Mann empfindet, wird nach einer ſolchen Erklärung an's Dableiben denken.“

„Unter welchen Bedingungen darf ich denn annehmen, daß Du Dich dazu verſtehen wirſt, bei mir zu bleiben, und dieſe ganze Scene zu vergeſſen?“

„Meine Bedingungen ſind einfach, General. Sie müſſen ausdrücklich ſagen, daß Sie Ihre Worte zurücknehmen, und ſehr bedauern, mich beleidigt zu haben.“

„Und wenn ich das unterlaſſe, ſo willſt Du nicht wieder herkommen?“

„Ganz beſtimmt nicht, Sir. Ich werde Ihnen allezeit das beſte Wohlergehen wünſchen, werde für Ihr Glück beten, Ihren Tod betrauern, und, obgleich enterbt, Ihre Leiche als erſter Leidtragender begleiten. Das iſt meine Pflicht, weil ich Ihren Namen führe und Sie mich als Ihren Sohn anerkannt haben. Aber bei Ihnen zu leben, ja auch nur Sie gelegentlich zu beſuchen, dazu werde ich mich, nach dem, was heute vorgefallen iſt, ohne eine Entſchuldigung von Ihrer Seite nicht verſtehen.“

„Ich wußte nicht, daß ein Vater ſeinen Sohn um Verzeihung bitten muß.“

„Sie entſchuldigen ſich, wenn Sie einen Fremden beleidigen; wie vielmehr ſind Sie das einem nahen Verwandten ſchuldig?“

„Aber ein Vater hat Rechte auf ſeinen Sohn, junger Menſch, wogegen dieſer nur Pflichten in die Wage legen darf.“

„Ich gebe zu, daß das im gewöhnlichen Lauf der Dinge der Fall iſt; aber, General De Benyon, welche Rechte haben Sie als

Vater auf mich? Ein Sohn iſt in den meiſten Fällen ſeinen Eltern für die Pflege und Sorgfalt, die ſie ſeiner Kindheit gewidmet haben, für Erziehung, religiöſen Unterricht, für Berufswahl und Fortkommen im Leben verpflichtet; an alles dieſes haben ſie ihre Bemühungen, ihre Theilnahme verwendet, und wenn ſie abgerufen werden, ſo hat er gegründete Erwartung, daß ſie ihm einen Theil ihres Vermögens hinterlaſſen. Solche Kinder tragen eine ſchwere Schuld der Dankbarkeit für das, was ſie empfangen haben, und werden außerdem von der Hoffnung auf das beherrſcht, was ſie noch erwarten dürfen. Bis zu dieſem Tage, Sir, iſt mir vom Erſteren nichts geworden, und an demſelben Tage erfahre ich, daß ich von Letzterem nichts zu hoffen habe. Erlauben Sie mir zu fragen, General De Benyon, auf welchen Grund hin Sie Anſprüche auf meine Kindespflichten machen? Gewiß weder für empfangene noch für bevorſtehende Wohlthaten. Aber ich fühle, daß ich ungelegen bin, und deßhalb, Sir, mit tauſend Wünſchen für Ihre Glückſeligkeit, ſage ich Ihnen wiederholtermaßen Lebewohl.“

Ich ging hinaus und hatte ſchon halb die Thüre hinter mir zugemacht, als der General mir nachrief: „Halt — geh' nicht — Japhet — mein Sohn — ich war im Zorne — ich bitte Dich um Verzeihung — bekümmere Dich nichts um meine Reden — ich bin ein leidenſchaftlichrr alter Narr. —“

Wie er dieſe gebrochenen Worte hervorſtieß, kehrte ich zu ihm zurück. Er ſtreckte mir die Hand entgegen: „Vergib mir, Knabe, vergib Deinem Vater!“ Ich kniete nieder und küßte ſeine Hand; er zog mich zu ſich und ich weinte an ſeiner Bruſt.

## Fünfundſiebenzigſtes Kapitel.

Mein Vater hält ſich recht degenmäßig zu Hauſe, während ich mit Suſannah bis zum Spalten des Strohhalms über Strohhüte diſputire. Der Reſt des Kapitels — Damenunterhaltung.

---

Es verging einige Zeit, bis wir uns hinlänglich gefaßt hatten, um mit einander ſprechen zu können; nun verſuchte ich aber auch mein Aeußerſtes, um ihm zu gefallen. Natürlich blieb immer noch eine gegenſeitige Spannung zurück, aber ich bemühte mich, ihm meine Aufmerkſamkeiten auf eine ſo eingehende, hingebende Art zu beweiſen, und jede Verletzung ſo ſorgfältig zu vermeiden, daß er, als er ſich endlich über Müdigkeit beklagte, darauf beſtand, ich müſſe den andern Morgen bei ihm zum Frühſtück ſeyn.

Ich eilte, obgleich es ſchon ſpät war, zu Herrn Maſterton und theilte ihm die ganze Scene mit. Er hörte mir mit großer Theilnahme zu. „Japhet,“ ſagte er, „das hat ſich glücklich gefügt: dieß iſt der ſtolzeſte Tag Ihres Lebens. Sie haben ihn völlig untergebracht; der bengaliſche Königstiger iſt gezähmt. Ich wünſche Ihnen Glück, mein lieber Junge, und hoffe, daß nun alles gut gehen wird. Aber ſeyen Sie fein vernünftig, laſſen Sie dieſen Triumph in Reading nicht bekannt werden; dort mögen ſie auf dem Glauben bleiben, daß Ihr Vater ſo leidenſchaftlich ſey, wie immer, was er auch, beiläufig geſagt, gegen Jedermann bleiben wird. Sie haben nichts zu thun, als Ihren Sieg zu verfolgen, und das Uebrige mir zu überlaſſen.“

Ich kehrte, voll Dankes gegen den Himmel, in die Piazza zurück, wo ich bald einſchlief und von Suſannah Temple träumte. Den andern Morgen erſchien ich zeitig im Adelphi-Hotel; mein Vater war noch nicht aufgeſtanden, aber die indiſchen Diener, welche aus- und eingingen, ſich übrigens ſorgfältig in gemeſſener

Entfernung von mir hielten, meldeten ihm, daß „Burra Saib's Sohn" gekommen ſey, worauf er mich rufen ließ. Sein Bein ſchmerzte ihn ſehr und war in üblem Zuſtande; der Wundarzt hatte ſich noch nicht blicken laſſen. Ich behandelte es wie geſtern; dann kleidete er ſich an und kam zum Frühſtück. Vor den Dienern hatte ich mich ſchweigend verhalten; ſobald er aber bequem auf dem Sopha lag, nahm ich ſeine Hand, küßte ſie und ſagte: „Guten Morgen, mein theurer Vater, ich hoffe, daß Sie Ihre geſtrige Freundlichkeit nicht bereuen."

„Nein, nein, Gott ſegne Dich, mein Knabe! ich habe die ganze Nacht an Dich denken müſſen."

„Das geht gut," dachte ich, „und ich hoffe im Stande zu ſeyn, die Angelegenheiten auf dieſem Fuße zu erhalten."

Ich will nun über vierzehn Tage hinweggehen, während welcher Zeit ich beſtändig um meinen Vater war. Zuweilen brach er in große Heftigkeit aus; ich aber behielt unwandelbar meine Faſſung bei, und wenn der Anfall nachgelaſſen hatte, pflegte ich ihn auszulachen, indem ich alles, was er im Paroxismus geſagt und gethan, wiederholte, ja, ſogar mimiſch darſtellte. Anfangs war dieß ein gefährliches Spiel; allmählig aber gewöhnte er ſich daran, und es wirkte als ein wunderbarer Zaum auf ihn, obgleich er es lange Zeit für übertrieben hielt, wenn ich ihm in ſeinen ruhigen Stunden ein ſolches Gemälde vor die Augen führte. Mein Vater war von Natur kein böſer Menſch, da er aber einen großen Theil ſeines Lebens unter einem ſklaviſchen Volke und in einer hohen Befehlshaberſtelle zugebracht hatte, ſo war er nach und nach an ein gebieteriſches Benehmen und eine ſeinen Umgebungen unerträgliche Ungeduld über jeden Widerſpruch gewöhnt worden. Hochgeſinnte und empfindliche Menſchen vermieden ihn; die Knechtiſchen und Niederträchtigen hielten, obgleich beſtändig vor ſeinem Zorne zitternd, aus Eigennutz bei ihm aus.

Während dieſer Zeit hatte ich meinem Vater meine ganze

Lebensgeſchichte erzählt und, mit Freuden darf ich es ſagen, durch Aufmerkſamkeit und Liebe, verbunden mit Feſtigkeit und ruhiger Faſſung, mir eine Herrſchaft über ihn erworben. Ich hatte, auf ſein Begehren, daſſelbe Hotel bezogen und lebte mit ihm zuſammmen. Sein Bein beſſerte ſich zuſehends und er ſprach bereits davon, ſich ein Haus in London einzurichten. Herrn Maſterton hatte ich in dieſer Zeit ſelten geſehen, da mich die Pflege meines Vaters im Zimmer hielt. Einmal hatte ich Herrn Kophagus geſchrieben und ihm erzählt, womit ich beſchäftigt ſey, ohne jedoch etwas von der Ausſöhnung zu verrathen. Da beſuchte uns eines Morgens Herr Maſterton, um mir, nach einem kurzen Geſpräche mit dem General, zu berichten, daß er Herrn Kophagus und ſeine Frau überredet habe, Reading zu verlaſſen und nach London zu kommen; „auch Suſannah Temple," ſagte er, „werde mit ihnen ſeyn."

„Zu einem Beſuche?" fragte ich.

„Nein, nicht zu einem Beſuche. Ich habe Kophagus geſehen; er iſt entſchloſſen, mit den Quäckern zu brechen und wieder ganz in London zu wohnen."

„Was? hat er im Sinn, zu der Pracht und Eitelkeit dieſer gottloſen Welt zurückzukehren?"

„Ja, ich glaube ſo, und ſeine Frau iſt dabei. Sie hat nichts dagegen, ihre hübſche Perſon herauszuputzen."

„Das hab' ich ihr immer zugetraut. Aber Suſannah Temple —"

„Wenn Suſannah von ihren Freunden entfernt iſt, wenn ſie ihre Schweſter und ihren Schwager anders gekleidet ſieht, wenn ſie beſtändig in ihrer Geſellſchaft lebt — und vergeſſen Sie zu allem dieſem den Eindruck meiner ernſtlichen Predigten nicht — ſo wird ſie es bald den andern nachthun, oder ſie wäre ja kein Weib. Dieß iſt ganz meine Sache; überlaſſen Sie das mir und ſpielen Sie nur Ihre Rolle, welche darin beſteht, daß Sie ſie recht fleißig beſuchen."

„Darüber können Sie ganz ruhig ſeyn," erwiederte ich.

„Weiß Ihr Vater etwas von dem Verhältniß?“ fragte Herr Maſterton.

„Nein, ich ging darüber weg, ohne ihren Namen zu nennen. Es iſt noch zu früh, um von meiner Heirath mit ihm zu reden; eigentlich muß der Vorſchlag wo möglich von ihm ſelbſt kommen. Könnten Sie das nicht zuwege bringen?“

„Wenn ich es irgend vermag. Aber, wie Sie ſagten, wir müſſen noch ein wenig zuſehen. Hier iſt die Adreſſe Ihrer Freunde; Sie müſſen ſie wo möglich morgen beſuchen. Glauben Sie, auf den Donnerſtag bei mir ſpeiſen zu können?“

„Ja, wenn der General in ſeiner Geneſung fortfährt; wo nicht, ſo will ich Ihnen Nachricht geben.“

Am nächſten Morgen beklagte ich mich über Kopfweh und ſagte, ich wolle bis zu Eſſenszeit ſpazieren gehen. Nun eilte ich nach der von Herrn Maſterton angegebenen Wohnung, wo ich, da Freund Kophagus und ſeine Frau ausgegangen waren, Suſannah allein zu Hauſe antraf. Nach den erſten Begrüßungen fragte ich ſie, wie ihr London gefalle.

„Ich habe kaum den Muth, es auszuſprechen, namentlich gegen Dich, Japhet — Du würdeſt mich nur auslachen.“

„Nein, Suſannah, ich lache nie, wenn ich weiß, daß die Leute aufrichtig ſind.“

„Nun ja, es kommt mir vor wie ein Markt der Eitelkeit.“

„Daß es,“ erwiederte ich, „in London mehr Eitelkeit gibt, als in irgend einer andern Stadt, muß ich zugeben; aber man darf auch nicht vergeſſen, daß die Bevölkerung und der Reichthum größer iſt. Ich glaube nicht, daß es hier verhältnißmäßig mehr Eitelkeit gibt, als in andern Städten Englands; auch mußt Du Dich erinnern, Suſannah, daß zugleich mehr Fleiß, mehr Talent, und, wie ich hoffen darf, eine größere Anzahl guter und ehrlicher Leute unter dieſen Volksmaſſen zu finden iſt. Leider iſt dann freilich auch das Elend und Verbrechen in größerem Maße vertreten.“

„Ich glaube, Du haſt Recht, Japhet. Weißt Du, daß mein Schwager ſeine einfache Kleidung abgelegt hat?“

„Wenn es Dir wehe thut, Suſannah, ſo ſchmerzt es mich ebenfalls; aber ich vermuthe, daß er es für angemeſſen hält, nicht ſo auffallend zu erſcheinen.“

„Ihn könnte ich noch einigermaßen entſchuldigen, aber was wirſt Du dazu ſagen, Japhet, daß meine eigene, in unſeren Satzungen geborene und erzogene Schweſter ſich ebenfalls große Abweichungen von der weiblichen Tracht unſerer Gemeinde erlaubt?“

„Worin hat ſie eine Aenderung vorgenommen?“

„Sie trägt einen Strohhut mit Bändern.“

„Von welcher Farbe ſind dieſe Bänder?“

„Nun, von derſelben wie ihr Kleid — ſie ſind grau.“

„Dein Hut, Suſannah, iſt von grauer Seide; nun ſehe ich keine Eitelkeit darin, wenn man zum Stroh herunter ſteigt, was doch eine viel einfachere Waare iſt. Aber was hat ſie für einen Grund angegeben?“

„Sie ſagt, ihr Gatte wolle es ſo, da er nicht gerne mit ihr in ihrer Quäckerkleidung ausgehe.“

„Iſt es nicht ihre Pflicht, ihrem Gatten zu gehorchen, ſo wie ich meinem Vater gehorche? Ich ſchäme mich übrigens nicht, mit Dir in Deiner Kleidung auszugehen; wenn Du alſo nichts dagegen haſt, ſo zeige ich Dir einen Theil dieſer großen Stadt.“

Suſannah willigte ein, denn wir waren in Reading oft zuſammen ausgegangen; offenbar hatten ihr meine Worte gefallen. Ich geleitete ſie nach Oxfordſtreet, ſodann Bondſtreet hinab, und durch die belebteſten Theile der Reſidenz. Natürlich zog ihre Kleidung die Blicke der Vorübergehenden auf ſich, aber ihre ausnehmende Schönheit verwandelte ſolche Blicke in feuriges Anſchauen, und lange vor Beendigung unſeres vorgehabten Ganges bat ſie mich, den Heimweg einzuſchlagen. Sie war nicht bloß verdrießlich, ſondern faſt ganz aus der Faſſung über die beſtändigen wiederholten Späherblicke, denen ſie begegnen mußte und die ſie ihrer Kleidung, ſtatt ihren Reizen zuſchrieb. Sobald wir zu Hauſe waren, ſetzte ich mich zu ihr nieder. „Wie ich höre,“ ſagte ich, „ſo hat Mr. Kophagus im Sinne, ſich ganz in London niederzulaſſen.“

„Ich habe nichts davon gehört; ich verſtand, daß es Geſchäfte ſeyen, welche ihn auf ein paar Wochen hieher riefen. Ich hoffe nicht, daß es anders iſt, denn ich würde hier ſehr unglücklich ſeyn.“

„Darf ich fragen, warum?“

„Die Leute ſind ungeſittet; es iſt nicht angenehm, auszugehen.“

„Bedenke, liebe Suſannah, daß die Quäcker in London nicht ſo häufig ſind, wie anderswo, und wenn Du eine ſo beſondere Kleidung trägſt, ſo mußt Du erwarten, die allgemeine Neugier auf Dich zu ziehen. Du kannſt Niemand tadeln; Du ſelbſt biſt es, die ſich bemerklich macht und den Leuten gewiſſermaßen mit dieſer Kleidung zuruft: ‚kommt und ſeht mich an‘! Ich habe über die Worte nachgedacht, die Dir Mr. Maſterton zu Reading ſagte, und ich weiß kaum, ob er nicht Recht hatte, wenn er dieſe Kleidung ein Gewand des Stolzes, ſtatt der Demuth, nannte.“

„Wenn ich das dächte, Japhet,“ erwiederte Suſannah, „dann würde auch ich dieſe Kleider abwerfen.“

„Es iſt freilich nicht angenehm, von den Leuten angegafft zu werden, als wäre man in dieſer Abſicht ausgegangen; aber die Welt iſt nun einmal übelwollend und Niemand wird eine andere Urſache bei Dir ſuchen. Ich ſollte doch denken, es wäre möglich, ſich eben ſo einfach und ſauber zu tragen, auch bunte Farben zu vermeiden, und dennoch ſo gekleidet zu ſeyn, daß man keine Aufmerkſamkeit damit erregt.“

„Ich weiß kaum, was ich dazu ſagen ſoll, aber Ihr ſcheint Alle gegen mich zu ſeyn, und manchmal kommt es mir ſelbſt anmaßend vor, ſo für mich allein urtheilen zu wollen.“

„Ich bin nicht gegen Dich, Suſannah. Ich weiß, Du thuſt nur, was Du für recht hältſt, und ich achte Dich darum, ſelbſt wenn ich Dir nicht beiſtimmen kann. Das muß ich aber ſagen: wenn meine Frau ſich auf eine ſolche Weiſe kleidete, daß ſie aller Augen auf ſich zöge, ſo würde ich mich viel zu eiferſüchtig fühlen, um es zu billigen. Deßhalb kann ich Mr. Kophagus nicht tadeln, daß er ſeine hübſche Frau zu einigen Aenderungen in ihrem Anzuge vermocht hat; auch ſie kann ich nicht ſchelten, vielmehr lobe ich ſie, daß ſie den Wünſchen ihres Gatten gehorcht. Ihre Schönheit gehört ihm, und iſt kein allgemeines Gut."

Suſannah gab keine Antwort; ſie ſah ſehr nachdenklich aus.

„Du ſtimmſt mir nicht bei, Suſannah," ſagte ich nach einer Weile: „es iſt mir leid, wenn unſere Anſichten auseinandergehen."

„Ich weiß es ſelbſt nicht recht, Japhet; ich habe heute eine Lehre empfangen: in Zukunft muß ich demüthiger von mir ſelbſt denken, und mich mehr von den Meinungen und Anſichten Anderer leiten laſſen."

Herr und Frau Kophagus kamen heim. Kophagus war wieder zu ſeiner Amtstracht, zu dem ſchwarzen Rock und der ſchwarzen Weſte, jedoch nicht zu den Pantalons und Halbſtiefeln zurückgekehrt; ſeine Frau, die hierin viel Geſchmack beſaß, hatte Letzteres nicht zugegeben. Sie trug ihr langes, grauſeidenes Kleid, aber einen großen ſchönen Shawl darüber, der es bis auf den Saum bedeckte; auf dem Kopfe hatte ſie ein Livornerhütchen, was ihr äußerſt artig ſtand. Sie war wie immer voll guter Laune und Heiterkeit. Ich erzählte ihnen, wir ſeyen ausgegangen, Suſannah habe ſich aber ſehr über die neugierigen Blicke der Leute geärgert.

„Immer ſo bei den Mädchen" — ſagte Kophagus — „thut nichts — lieben das — fühlen ſich geſchmeichelt und ſo."

„Du thuſt mir ſehr Unrecht, Bruder Kophagus," erwiederte Suſannah: „es quälte mich ausnehmend."

„Sagt nur ſo — weiß es beſſer — ſchlaues Kätzchen — abſonderlich kleiden — Leute ſagen ‚hübſche Quäkerin' und ſo."

Auf dieſen Angriff hin ging Suſannah haſtig aus dem Zimmer, und nun erzählte ich meinen Freunden, was vorgefallen war.

„Mrs. Kophagus,“ ſagte ich, „beſtellen Sie einen ähnlichen Hut und Shawl für ſie, ohne ihr etwas davon zu ſagen; vielleicht läßt ſie ſich überreden.“

Frau Kophagus fand den Gedanken vortrefflich und verſprach mir, Beides zu beſorgen. Da Suſannah unſichtbar blieb, ſo beurlaubte ich mich, und kam zu guter Zeit in das Hotel zurück.

„Japhet,“ ſagte mein Vater über Tiſche, „Du haſt oft von Lord Windermear geſprochen: warſt Du dieſer Tage bei ihm?“

„Nein, Sir, es ſind mehr als zwei Jahre, daß ich ihn nicht geſehen habe. Als ich zu Ihnen in die Stadt gerufen wurde, war ich zu aufgeregt, um an etwas Anderes denken zu können, und ſeitdem habe ich viel zu großes Vergnügen an Ihrer Geſellſchaft gefunden.“

„Vielmehr, mein guter Junge, haſt Du mich ſo ſorglich gepflegt, daß Du darüber Deine Freunde und Deine Geſundheit vernachläſſigt haſt. Nimm morgen meinen Wagen und beſuche den Lord; nachher thäteſt Du wohl, ein wenig umherzufahren, denn Du haſt dieſe letzten Tage bleich ausgeſehen. Ich ſelbſt hoffe, in kurzer Zeit mich wieder hinauswagen zu können; alsdann wird unſere häusliche Einrichtung uns hinreichend beſchäftigen und unterhalten.“

---

## Sechsundſiebenzigſtes Kapitel.

Ich erneuere alte Freundſchaftsbande und knüpfe neue Bande der Liebe. Mein Vater wird noch einmal abgekanzelt, nimmt aber ſeine Lection mit beſonderer Folgſamkeit entgegen.

Den andern Tag fuhr ich in meines Vaters Wagen zu Lord Windermear. Er war zu Hauſe; ich ließ mich durch den Bedienten als Mr. De Benyon melden. Es war das erſte Mal, daß ich Gebrauch von meinem eigenen Namen machte. Der Lord war allein; er verbeugte ſich, ohne mich zu erkennen, und deutete auf einen Stuhl.

„Mein Lord, ich habe meinen wahren Namen genannt, und nun behandeln Sie mich förmlich wie einen Fremden. Ich will Ihnen meinen früheren Namen ſagen; vielleicht erweiſen Sie mir die Ehre, mich wieder zu erkennen. Ich war einſt Japhet Newland.“

„Mein lieber Mr. Newland, Sie müſſen mich entſchuldigen, aber wir waren ſo lange auseinander, und ich hoffte nicht, Sie wieder zu ſehen.“

„Ich glaubte, mein Lord, Mr. Maſterton werde Sie von meinen neueſten Schickſalen unterrichtet haben.“

„Nein, ich komme eben von einem Beſuche bei meinen Schweſtern in Weſtmoreland und habe keine Briefe von ihm erhalten.“

„Ich bin, mein Lord, endlich ſo glücklich geweſen, den Gegenſtand meines tollen Suchens, wie Sie es ganz richtig zu nennen beliebten, in dem ehrenwerthen General De Benyon zu finden, welcher kürzlich aus Oſtindien gekommen iſt.“

„Wo ſeine Dienſte anerkannt werden,“ ergänzte Seine Herrlichkeit. „Mr. De Benyon, ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen Glück. Als Sie meinen Beiſtand ablehnten und uns auf dieſe tolle Weiſe verließen, da verzweifelte ich freilich, Sie jemals wieder zu ſehen. Ich freue mich, daß Sie unter ſo glücklichen Auſpicien zurückkehren. Hat Ihr Vater noch mehr Kinder?“

„Nein, mein Lord, keine außer mir; meine Mutter ſtarb in Oſtindien.“

„Dann kann ich nach Dem, was ich auf dem indiſchen Kontrolebureau erfahren habe, vermuthen, daß man Sie jetzt mit gutem Gewiſſen als einen jungen Gentleman von großem Vermögen einführen darf; erlauben Sie mir wenigſtens, Ihrem Vater bei Ihrer Rehabilitation in der Geſellſchaft beizuſtehen. Wo iſt er?“

„Für den Augenblick, mein Lord, wohnt er im Adelphi-Hotel, und iſt durch einen Unfall genöthigt, das Zimmer zu hüten; ich hoffe jedoch, er werde in wenigen Tagen wieder ausgehen können.“

„Wollen Sie ihm meine Glückwünſche ausdrücken und ihm ſagen, daß ich, wenn er mir's erlaubt, ihm meine Hochachtung bezeigen werde? Darf ich Sie auf nächſten Montag zu Tiſche einladen?“

Ich dankte, nahm die Einladung an und beurlaubte mich, wobei Seine Herrlichkeit unter freundlichen Händedrücken ſagte: „Sie haben keine Vorſtellung, wie glücklich dieſe Neuigkeit mich macht; ich hoffe, Ihr Vater und ich werden gute Freunde werden.“

Als ich zu dem Wagen zurückkehrte, deſſen ich mich nach meines Vaters Geheiß zu einer Spazierfahrt bedienen ſollte, ſo fiel es mir ein, es wäre nicht übel, Geſellſchaft zu haben, und ich ließ deßhalb zu Herrn Kophagus Wohnung lenken. Dort traf ich Suſannah und ihre Schweſter im Zimmer.

„Suſannah,“ ſagte ich, „da Du nicht gerne ausgehſt, ſo dachte ich, Du würdeſt vielleicht nichts gegen eine kleine Spazierfahrt einzuwenden haben. Mein Vater hat mir ſeinen Wagen geliehen. Willſt Du kommen? es wird Dir gut thun.“

„Es iſt ſehr freundlich von Dir, Japhet, an mich zu denken, aber —“

„Was aber?“ fiel Frau Kophagus ein, „hoffentlich wirſt Du es nicht abſchlagen, Suſannah; das würde ſehr undankbar ausſehen.“

„Undankbar will ich nicht ſeyn,“ erwiederte Suſannah, verließ das Zimmer und kam bald nachher in einem Livorner Hütchen und einem Shawl zurück. „Beweiſe ich mich nicht dankbar, Japhet,“ ſagte ſie lächelnd, „da ich, um Deinem Wagen Ehre zu machen, von meinen Glaubensregeln abgehe?“

„Ich bin von Deiner Freundlichkeit durchdrungen, Suſannah, und fühle das Opfer, das Du mir bringſt; aber laß uns keine Zeit verlieren.“

Ich führte ſie an den Wagen, und wir fuhren nach dem Park. Es war ein ſchöner Tag; wir fanden den Park mit Fußgängern und Equipagen gefüllt. Suſannah war eben ſo erſtaunt, als vergnügt. „Sieh,“ ſagte ich, „wenn Du dieß einen Eitelkeitsmarkt nennen wollteſt, ſo würdeſt Du nicht ſonderlich Unrecht haben; doch mußt Du bedenken, daß auch dieſe Eitelkeit manches Gute erzeugt. Stelle Dir vor, wie viele fleißige Leute durch das Bauen, Malen und Verzieren dieſer bunten Fuhrwerke Beſchäftigung und Nahrung für ihre Familien finden, wie viele mit dem Weberſchiffchen und der Nadel beſchäftigt ſind, um die farbigen Anzüge zu verfertigen. Dieſe Eitelkeit iſt die Urſache, daß die Reichthümer nicht angehäuft werden, ſondern ihren Weg durch tauſend Kanäle machen, und unter tauſend Menſchen Wohlſtand und Behaglichkeit verbreiten.“

„Deine Bemerkungen ſind richtig, Japhet; aber Du haſt in der Welt gelebt und Vieles geſehen. Ich bin, als hätte ich eben erſt die Eierſchale durchbrochen, lauter Staunen. Ich lebte immer in einer kleinen Welt, hatte nur meinen eigenen Horizont, den ein Dunſt von Unwiſſenheit umgab, und da ich nicht weiter hinausſehen konnte, ſo hielt ich mich für weiſe, ohne es zu ſeyn.“

„Meine theure Suſannah, dieß iſt eine bunte Welt aber, ſie iſt nicht ſo ganz und gar ſchlecht; ſie hat viel Gutes und auch viel Böſes. Die Gemeinde, der Du angehörſt, wendet ſich von ihr ab, kennt ſie nicht und iſt ungerecht gegen ſie. Während der Zeit meines Aufenthaltes in Reading — ich muß Dir das aufrichtig geſtehen — traf ich Manchen, der ſich zu Eurem Glauben zählte und doch des Namens ganz unwürdig war, weil er das woran er es im Verhalten gegen ſeinen Nebenmenſchen fehlen ließ, durch äußern Schein und Heuchelei zu erſetzen ſuchte. Glaube mir, Suſannah, unter dieſen Vielen, die ſich hier im bunten Gewimmel vor Deinen Augen zeigen, ſind fromme, gute, mildthätige, menſchliche, gewiſſenhafte und ſtrengrechtliche Leute; aber der geſellige Zuſtand verlangt es, daß die Reichen ihr Geld für überflüſſige Dinge weggeben, damit es den Armen zu Gute kommt. Laß Dich darum in Zukunft nicht mehr durch äußere Gewande, welche keine Bedeutung haben, täuſchen."

„Du haſt meiner Meinung ſchon einen großen Stoß beigebracht, Japhet, wie auch Dein launiger Freund, Mr. Maſterton, der uns zweimal, ſeit wir in London ſind, beſuchte; — aber iſt es nicht Zeit zur Rückkehr?

„Wahrhaftig, es iſt ſpäter als ich dachte," erwiederte ich, nach der Uhr ſehend: „mein Vater, fürchte ich, wird mich mit Ungeduld erwarten. Ich will ſogleich umkehren laſſen.

Während wir dahinfuhren und uns im Wagen zurücklehnten, berührte ich zufällig Suſannah's Hand, welche neben mir auf dem Polſter lag; ich konnte mich nicht enthalten, ſie in die meinige zu ſchließen, und ſie wurde mir nicht entzogen. Meine Gedanken kann man ſich vorſtellen; was Suſannah dachte, weiß ich nicht zu ſagen, aber in dieſer Lage verharrten wir ſchweigend, bis der Wagen vor der Thüre hielt. Ich hob Suſannah heraus und begleiteten ſie für einen Augenblick die Treppe hinauf. Herr Kophagus und ſeine Gattin waren ausgegangen.

„Suſannah," ſagte ich, „dieß war ſehr freundlich von Dir;

empfange dafür meinen Dank. Ich habe mich in meinem Leben nicht ſo glücklich gefühlt, als da ich mit Dir im Wagen ſaß.“

„Vielmehr ſollte ich Dir danken, Japhet, denn ich habe beides, Vergnügen und Belehrung genoſſen. Weißt Du, was mir durch den Kopf gegangen iſt?“

„Nein, ſage mir's.“

„Als Du zu uns kamſt und ich Dich zuerſt kennen lernte, da war ich, ſo zu ſagen, Deine Führerin, und vielleicht eine recht anmaßende; Du aber hörteſt auf mich. Jetzt iſt es umgekehrt; ſeit wir uns in der Welt befinden, biſt Du mein Führer, und ich bin es, die auf Dich hört und Dir gehorcht.“

„Das hat ſeine Gründe, Suſannah: als wir uns kennen lernten, war ich in ſchwerem Irrthum und hatte nur zu wenig an ernſte Dinge gedacht; deßhalb paßteſt Du zu meiner Führerin. Jetzt aber miſchen wir uns unter die Welt und mit dieſer bin ich beſſer bekannt als Du. Damals berichtigteſt Du mich, wenn ich Unrecht hatte; jetzt zeige ich Dir, wo Du nicht vollkommen unterrichtet biſt. Aber was Du von mir lernſt, Suſannah, iſt nichts, im Vergleich mit den köſtlichen Unterweiſungen, die ich Deinen Lippen ablauſchte und die, wie ich hoffe, keine Berührung mit der Welt mich je vergeſſen machen wird.“

„O, ich liebe es, Dich ſo reden zu hören! ich fürchtete, die Welt möchte Dich verderben, Japhet, aber nicht wahr, das wird ſie nicht?“

„Nein, ſo lange ich Dich um mich habe, gewiß nicht! Wenn ich mich aber wieder in die Welt ſtürzen muß, ſage mir, Suſannah, willſt Du mich da verwerfen, willſt Du mich verlaſſen, willſt Du, während ich ſo preisgegeben bleibe, zu Deinen Glaubensgenoſſen zurückkehren? Suſannah, theures Herz, Du mußt wiſſen, wie lange, wie heiß ich Dich liebe — Du weißt auch, daß, wenn ich nicht abgerufen worden, und der Sendung zu gehorchen verpflichtet geweſen wäre, ich zufrieden bis in den Tod mit Dir gelebt hätte. Willſt Du mich jetzt nicht anhören, oder verwirfſt Du mich?“

Ich ſchlang meinen Arm um ſie; ihr Haupt ſank auf meine Schulter, und ſie brach in Thränen aus. „Sprich, Theure,“ fuhr ich fort: „dieſe Ungewißheit martert mich.“

„Ich liebe Dich, Japhet,“ erwiederte ſie endlich, und blickte mich durch ihre Thränen zärtlich an: „aber ich weiß nicht, ob dieſe irdiſche Neigung nicht meine Liebe zum Himmel geſchwächt hat. Wenn das iſt, ſo möge Gott mir verzeihen, denn ich kann nicht anders.“

Nach dieſem Bekenntniß lagen wir uns einige Zeit, die mir nur wie ein Augenblick dünkte, in den Armen, bis ſich Suſannah mir entwand. „Theurer Japhet,“ ſagte ſie, „Dein Vater wird ſehr unzufrieden ſeyn.“

„Ich kann es nicht ändern,“ erwiederte ich, „ich muß mich ſeinem Mißfallen unterwerfen.“

„Nein, Japhet! warum Deines Vaters Zorn herausfordern?“

„Wohlan denn,“ erwiederte ich, und ſuchte ihre Lippen zu erreichen, „ich will ja gehen.“

„Nein, nein! höre, Japhet, Du verlangſt zu viel; das ſchickt ſich nicht.“

„Dann werd' ich auch nicht gehen.“

„Denk' an Deinen Vater.“

„Du biſt es, die mich zurückhält, Suſannah.“

„Ich darf Dir nicht bei Deinem Vater ſchaden, Japhet — das wäre kein Beweis meiner Liebe — aber wahrhaftig, Du biſt recht eigenſinnig.“

„Gott ſegne Dich, Suſannah!“ rief ich, als ich dieſen Streit gewonnen hatte, und eilte zu dem Wagen.

Mein Vater war bei meiner Zurückkunft ein wenig verſtimmt und fragte mich ziemlich ſcharf, wo ich geweſen ſey. Ich begütigte ihn halb und halb durch Lord Windermear's freundlichen Gruß; aber er ſetzte das Verhör fort, und obgleich ich ihm die Weiſung gegeben hatte, daß ein De Benyon ſich nimmermehr einer Unwahrheit ſchuldig machen dürfe, ſo fürchte ich doch, daß ich ihm bei dieſer Gelegenheit deren wohl ein halbes Dutzend auftiſchte. Ich tröſtete mich jedoch mit dem Gedanken, daß ein faſhionabler Mann durch ſeine Ehrengeſetze, ſobald eine Dame in's Spiel kommt, ſogar eine Lüge zu ſagen verbunden iſt; ich ſagte ihm demgemäß, ich ſey durch die Straßen gefahren, habe nach den Häuſern geſehen, auch zweimal angehalten, um hineinzugehen und mich d'rinnen umzuſehen. Mein Vater meinte, ich habe mich nach einer Wohnung für ihn erkundigt, und war zufrieden. Glücklicherweiſe waren es Miethpferde geweſen, denn ſonſt würde ich in eine üble Klemme gerathen ſeyn. Pferde ſind der einzige Theil des Haushaltes, wogegen die Herrn einige Rückſicht, die Damen aber keine Barmherzigkeit beobachten.

Ich hatte Herrn Maſterton verſprochen, den folgenden Tag bei ihm zu ſpeiſen. Mein Vater hatte von Anfang an einen großen Widerwillen gegen dieſen alten Herrn gefaßt; ich muß ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſich ſein Herz zu ihm neigte, ſeit er mit meiner Lebensgeſchichte, worin der alte Anwalt eine ſo bedeutende und freundliche Rolle ſpielte, bekannt geworden war.

„Mein theurer Vater,“ ſagte ich, „ich habe heute auswärts zu ſpeiſen verſprochen.“

„Bei wem, Japhet?“

„Nun ja, Sir, die Wahrheit zu geſtehen, bei jenem alten Dieb von Advokaten.“

„Ich bin ganz empört, Japhet, Dich in ſolchen Ausdrücken von einem Manne reden zu hören, der Dir eine ſo aufrichtige Freundſchaft bewieſen hat! Du wirſt mich verbinden, junger Herr, wenn Du in meiner Gegenwart nichts Derartiges mehr ausgehen läſſeſt.“

„Ich muß Sie wahrhaftig um Verzeihung bitten, General,“ erwiederte ich, „aber ich glaubte Ihnen nach dem Munde zu reden.“

„Mir nach dem Munde? Was hältſt Du von mir? Mir nach dem Munde reden, Sir, mit ſolchen Ausdrücken der Undankbarkeit? Ich ſchäme mich Deiner, Burſche.“

„Mein lieber Vater, ich habe den Ausdruck von Ihnen entlehnt. Sie hießen Mr Maſterton einen alten Dieb von Advokaten; Sie ſagten ihm das ſogar in's Geſicht, und er beklagte ſich über dieſe Sprache gegen mich, noch ehe ich das Glück hatte, Sie zu ſehen. Was mich betrifft, ſo fühle ich die höchſte Achtung, Liebe und Dankbarkeit gegen ihn. Habe ich Ihre Erlaubniß hinzugehen?“

„Ja,“ erwiederte mein Vater, und ſah ſehr ernſthaft aus: „thu' mir aber den Gefallen, mich bei Mr. Maſterton zu entſchuldigen, daß ich in meiner unglücklichen Hitze einen ſolchen Ausdruck brauchte. Ich ſchäme mich über mich ſelbſt.“

„Mein theuerſter Vater, man braucht ſich nicht zu ſchämen, wenn man ſo bereit iſt, eine ehrenhafte Genugthuung zu geben; wir kommen alle mitunter ein wenig aus der Faſſung.“

„Du biſt mir ein liebreicher Freund geworden, Japhet, nicht nur ein guter Sohn,“ erwiederte mein Vater mit Rührung. „Auf keinen Fall vergiß mir die Entſchuldigung! ich bin ganz unglücklich, bis ſie ausgerichtet iſt.“

## Siebenundſiebenzigſtes Kapitel.

Handelt von Entſchuldigungen, wie auch von kirchlichen Liebesſcenen. Wir überliſten den Nabob, der mir eine Frau verſchaffen muß. Trotz meiner Erfolge ſpielt der Rechtsfreund die Karten aus, um mich gewinnen zu laſſen.

Ich kam zu Herrn Maſterton, den ich in — Harcourt's Geſellſchaft fand.

„Japhet, ich freue mich Sie zu ſehen; erlauben Sie mir, Sie Mr. Harcourt vorzuſtellen — Mr. De Benyon“ — und der alte Herr machte ein recht boshaftes Geſicht; aber ich ließ mich nicht aus dem Felde ſchlagen.

„Harcourt,“ ſagte ich mit ausgeſtreckter Hand, „ich habe Dich wegen meines unartigen Empfangs und meines ungerechten Verdachtes um Verzeihung zu bitten; aber ich war damals in einem peinlichen Gemüthszuſtande — es ſteht bei Dir, ob Du das als Entſchuldigung gelten laſſen willſt.“

„Lieber Japhet,“ erwiederte Harcourt, ergriff meine Hand und drückte ſie mit Wärme, „ich habe Dir ein weit unwürdigeres Betragen abzubitten, und es wird mir ungemein wohl thun, wenn Du mich wieder in das Regiſter deiner Freunde aufnehmen magſt.“

„Und nun, Mr. Maſterton,“ ſagte ich, „da die Entſchuldigungen an der Tagesordnung zu ſeyn ſcheinen, ſo bringe ich Ihnen auch eine vom General, dem es ſchwere Bekümmerniß verurſacht, Sie einen alten Dieb von Advokaten genannt zu haben, — ein Verbrechen, über das er völlig in Unwiſſenheit war, bis ich ihn heute daran erinnerte.“

Harcourt mußte laut lachen.

„Gut, Japhet, Sie können Ihrem alten Tiger ſagen, daß ich mich nicht ſonderlich beleidigt gefühlt habe, weil ich den Ausdruck amtlich, nicht perſönlich nahm, in welchem Sinne er denn auch nicht ganz Unrecht hatte. Japhet, morgen iſt's Sonntag: gehen Sie in eine Verſammlung oder in die Kirche?“

„Ich glaube, Sir, ich werde in die Kirche gehen.“

„Nun, dann kommen Sie mit mir; ſeyen Sie um halb drei Uhr da, wir wollen dem Nachmittags-Gottesdienſte in St. James anwohnen.“

„Es iſt mir ſchon manche Einladung geworden,“ verſetzte ich, „aber in die Kirche hat mich doch noch Niemand beſchieden.“

„Sie werden eine Extralektion hören, ein Stück von Suſannah und den Aelteſten.“

Ich verſtand das Wortſpiel, das für Harcourt natürlich keinen Sinn hatte. Mit dieſem war das alte Verhältniß wieder völlig hergeſtellt. Als wir auseinander gingen, bat er, mich den nächſten Morgen beſuchen zu dürfen, und Herr Maſterton ſagte, er wolle ſeinerſeits dem Tiger, wie er ohne Ausnahme meinen hochgeehrten Vater nannte, ſeine Ehrerbietung bezeugen.“

Harcourt war gleich nach dem Frühſtück bei mir, und nachdem ich ihn meinem „Gouverneur“ vorgeſtellt hatte, zogen wir uns zu einem ungeſtörten Geſpräche zurück.

„Ich habe Dir Manches mitzutheilen, De Benyon,“ begann Harcourt. „Zuerſt laß Dir ſagen, daß ich nach meiner Geneſung, als ich Dein Verſchwinden erfuhr, entſchloſſen war, Dich wo möglich aufzuſuchen und zur Rückkehr zu bewegen. Timothy, der ſich ſehr verſchloſſen gegen mich benahm, geſtand mir nichts, als daß Dein letztes Lebenszeichen ein Beſuch bei Lady De Clare in Richmond geweſen ſey. Da ich keine andere Spur entdecken konnte, ſo begab ich mich hinüber, führte mich ſelbſt bei den Damen ein, und geſtand ihnen, wie ſie mir bezeugen werden, ganz aufrichtig, daß ich ſchlecht gegen Dich gehandelt habe. Dann bat ich ſie, mir irgend eine Spur von Dir anzugeben; denn ich war im Fall, Dir eine Stelle anbieten zu können, die zu meines Vaters Verfügung ſtand und, obgleich nicht ſehr einträglich, von jedem Gentleman angenommen worden wäre.“

„Das war ſehr freundlich von Dir, Harcourt.“

„Rede nicht ſo, ich bitte Dich. Auf dieſe Art wurde ich mit Lady De Clare und ihrer Tochter, deren frühere Geſchichte ich von Dir gehört hatte, bekannt, aber ohne zu ahnen, daß das die kleine Flita ſey, die Du ſo edelmüthig beſchützteſt; denn ich hatte Dich ja, als Du ihre Herkunft entdeckteſt, bereits verlaſſen. Die außerordentliche Theilnahme, welche Mutter ſowohl als Tochter für Dich an den Tag legten, ſetzte mich in Erſtaunen. Sie hatten meinen Namen von Dir gehört, ohne jedoch etwas von unſern Händeln zu wiſſen. Sie dankten mir für meinen Vorſatz, Dir nachzufolgen, und drängten mich lebhaft dazu. Ich machte jeden möglichen Verſuch, ging nach Brentford, fragte in allen Wirthshäuſern und bei allen Kutſchern, welche die Straße herkamen, konnte aber nichts erfahren, als daß ein Herr an einem Wirthshauſe Halt gemacht, und ſich dann bald wieder mit dem Mantelſack auf den Schultern entfernt habe. Etwa eine Woche nach meinem erſten Beſuche brachte ich die Kunde von meinen mißlungenen Verſuchen nach Richmond. Cäcilie war ſehr angegriffen und weinte bitterlich. Ich konnte nicht umhin, Lady De Clare zu fragen, warum die junge Dame ſo lebhaften Antheil an Deinen Schickſalen nehme. ‚Wer ſollte ſich denn um ihn bekümmern', rief Cäcilie, ‚wenn nicht ſeine arme Flita'? — ‚Guter Gott, Sie, Miß De Clare, ſind die kleine Flita, die er bei den Zigeunern fand, von der er mir ſo viel erzählte'? — ‚Haben Sie das nicht gewußt'? fragte Lady De Clare. — Nun ſetzte ich ihnen unſere letzten Begebenheiten auseinander, wogegen ſie mir Deine Abenteuer und Gefahren in Irland mittheilten. Auf dieſe Weiſe bildete ſich eine vertraute Freundſchaft, und ich bin immer ſeitdem in ihrem Hauſe willkommen geweſen. Uebrigens ſetzte ich meine Nachforſchungen noch Monate lang fort, bis ich einſah, daß alles fruchtlos war, und mich begnügte, die arme Cäcilie, welche beſtändig um Dich trauerte, zu tröſten. Nun aber muß ich mich kurz faſſen, Japhet: ich konnte nicht umhin, ein junges Mädchen zu bewundern, welches ſo viel Hingebung und Dankbarkeit, verbunden mit ſolchen körperlichen Vorzügen, zeigte; aber ſie war eine Erbin, und ich ein jüngerer Bruder. Lady De Clare beſtand indeſſen auf der Fortſetzung meiner Beſuche, und ich war unentſchieden, wie ich mich benehmen ſollte, als der unglückliche Tod meines ältern Bruders mich in die Lage brachte, um ihre Hand werben zu können. Nun kam ich häufiger, wurde ſtillſchweigend als Freier von Lady De Clare empfangen, und hatte keinen Grund mich über Cäciliens Behandlung zu beklagen. So ſtanden die Sachen bis zu dem Tage, wo Du ſo unerwartet zurückkehrteſt: gerade in dem Augenblicke Deines Eintritts hatte ich Cäcilien, mit Vorwiſſen der Mutter, einen Antrag gemacht, und wartete ängſtlich auf eine Antwort von ihren geliebten Lippen. Kannſt Du alſo verwundert ſeyn, Japhet, wenn die plötzliche Unterbrechung durch Einen, den wir ſo lange für verloren gehalten, uns allen eine Art von Zwang auferlegte? und wenn ein junges Mädchen, das eben über den wichtigſten Schritt ihres Lebens entſcheiden ſollte, durch die Ankunft eines Dritten, ſo theuer er ihr auch als Bruder und Wohlthäter ſeyn mochte, in Verwirrung und Unruhe gerieth?“

„Ich gebe mich ganz zufrieden, Harcourt,“ verſetzte ich: „ſo will ich denn hingehen und Frieden ſchließen, ſobald ich kann.“

„Wahrlich, Japhet, wenn Du Cäciliens Betrübniß kennteſt, Du würdeſt ſie bemitleiden und mehr als jemals lieben. Auch ihre Mutter iſt ſehr in Noth. Kaum warſt Du fort, ſo hießen ſie mich Dir nacheilen, um Dich zurückzubringen. Cäcilie hatte ihre Entſcheidung noch nicht gegeben: ich bat ſie, es vor meinem Weggehen zu thun, ſie aber ſchien mich anſpornen zu wollen, denn ſie erklärte, ſie gebe mir keine Antwort, bis ich mit Dir erſcheinen würde. Das iſt nun ſchon drei Wochen her, und ich habe ſeitdem nicht hinzugehen gewagt. Ich habe alles verſucht, um mit Dir zuſammen zu treffen, ſeit Du mich in der Piazza von Dir wieſeſt, aber ohne Erfolg, bis ich zu Mr. Maſterton ging, und ihn bat, mir eine Unterredung mit Dir zu verſchaffen. Gott ſey Dank, nun iſt es gelungen.“

„Wohlan, Harcourt, Du ſollſt Cäcilien morgen ſehen, wenn Du willſt.“

„Japhet, wie ſehr bin ich Dir verpflichtet! wenn Du nicht geweſen wäreſt, ſo würde ich Cäcilien niemals kennen gelernt haben, und ohne Deine freundliche Güte könnte ich ſie jetzt vielleicht auf immer verlieren.“

„Nein, Harcourt, Dein eigenes edles Herz, das Dich nach meinen Spuren trieb, hat Dich bei Cäcilien eingeführt, und ich wünſche Dir von ganzem Herzen Glück. Das iſt doch eine ſeltſame Welt! wer hätte ſich einbilden können, daß ich in der kleinen Flita die Frau eines Mannes auflas, dem ich beinahe das Leben genommen hätte? Ich will meinen Vater morgen um ſeinen Wagen bitten und Dich um zwei Uhr in Deiner Wohnung abholen, falls dieſe Stunde Dir genehm iſt. Bei Lady De Clare will ich Dir alle meine Schickſale, ſeit meinem Verſchwinden, erzählen, dann reicht Eine Geſchichte für Alle hin.“

Harcourt beurlaubte ſich, und ich kehrte in meines Vaters Zimmer zurück, wo ich Lord Windermear fand.

„De Benyon,“ ſagte Seine Herrlichkeit, „ich freue mich ungemein, Sie wieder zu ſehen. So eben habe ich dem General eine gute Schilderung von Ihnen gegeben; ich hoffe, Sie werden fortfahren, ein ſolches Zeugniß zu verdienen.“

„Das hoffe ich auch, mein Lord; ich wäre wahrhaftig undankbar gegen einen ſo gütigen Vater, wenn ich es nicht thäte.“

Hierauf erſchien Herr Maſterton, Lord Windermear drückte ihm die Hand und entfernte ſich nach einer kurzen Unterhaltung.

„Japhet,“ ſagte Herr Maſterton bei Seite zu mir, „ich habe ein kleines Geſchäft mit Ihrem Vater abzuthun: machen Sie ſich auf dem nächſten beſten Wege zum Zimmer hinaus.“

„Es gibt nur zwei Wege, mein theurer Sir,“ erwiederte ich, „durch die Thüre oder durch's Fenſter: mit Ihrer Erlaubniß will ich den erſteren als den comfortableren wählen.“ Mit dieſen Worten begab ich mich in mein eigenes Zimmer.

Was zwiſchen meinem Vater und Herrn Maſterton vorfiel, erfuhr ich erſt ſpäter; ſie waren aber länger als eine Stunde mit einander eingeſchloſſen. Dann ſandte Herr Maſterton wieder nach mir.

„Japhet, Sie verſprachen mir mitzukommen und den neuen Prediger zu hören. Es iſt die höchſte Zeit; ſo will ich mich denn beurlauben, General, und Ihnen Ihren Sohn entführen.“

Ich folgte Herrn Maſterton zu ſeinem Wagen, und wir fuhren zu Herrn Kophagus Wohnung. Suſannah war fertig; Herr Maſterton ging hinauf und brachte ſie in den Wagen. Ein Erröthen und ein ſüßes Lächeln leuchtete über ihr Geſicht, als ſie mich in der Ecke deſſelben erblickte. Wir fuhren ab, und irgend ein Zufall brachte unſere Hände wieder zuſammen, welche ſich auch nicht mehr trennten, bis wir vor der Kirchenthüre hielten. Suſannah trug die nämliche Kleidung, mit welcher ſie in meines Vaters Wagen gefahren war. Ich reſpondirte mit ihr aus demſelben Gebetbuche leſend, und fühlte mich lebhafter als je zur Frömmigkeit geneigt, denn ich war glücklich, und dem Himmel dankbar für mein Glück. Nach dem Gottesdienſte wollten wir eben in den Wagen ſteigen, als ſich Harcourt an unſerer Seite befand.

„Sie ſind erſtaunt, mich hier zu ſehen,“ ſagte er zu Herrn Maſterton: „aber ich dachte es müſſe etwas beſonders Anziehendes vorhanden ſeyn, daß Sie mit Japhet dieſe Kirche zu beſuchen verabredeten, und da ich ein großer Freund von guten Predigten bin, ſo kam ich hieher, um ebenfalls zuzuhören.“

Harcourt's ironiſche Blicke ſagten mir alles, was er zu verſtehen geben wollte.

„Gut,“ erwiederte Herr Maſterton, „ich hoffe, Sie haben ſich erbaut. Jetzt gehen Sie aus dem Wege, und laſſen Sie uns in den Wagen kommen.“

„Morgen um zwei Uhr, De Benyon!“ ſagte Harcourt, noch einen verſtohlenen Blick auf Suſannah werfend.

„Ja, und das pünktlich!“ rief ich aus dem Wagen zurück.

„Und nun, mein liebes Kind,“ ſagte Herr Maſterton zu Suſannah, während der Wagen dahinfuhr, „ſagen Sie mir, fanden Sie Ihre Erwartung getäuſcht, oder ſtimmen Sie mit mir überein? Sie wohnten dieſen Morgen einer Verſammlung Ihrer eigenen Gemeinde bei, und nun haben Sie zum erſtenmale das Ritual der beſtehenden Kirche gehört. Welchem geben Sie den Vorzug?“

„Ich will nicht läugnen, Sir, daß ich der Anſicht bin, meine Glaubensgenoſſen haben nicht weiſe gehandelt, als ſie von den Formen des Gottesdienſtes abwichen. Ich würde nicht wagen, ſo viel auszuſprechen, wenn Sie mich nicht in meinem Urtheil unterſtützten.“

„Sie haben geantwortet wie ein gutes, verſtändiges Mädchen, und haben bewieſen, daß Sie ſelbſtſtändig denken können; aber bemerken Sie, mein Kind, ich habe Ihnen für dießmal, und auch nur für dieß Eine Mal zugeſprochen, unſerem Gottesdienſte beizuwohnen, damit Sie Vergleichungen anſtellen und für ſich ſelbſt urtheilen möchten. Es ſteht nun bei Ihnen, ſich nach Gefallen zu entſcheiden.“

„Ich wünſchte, daß ein fähigerer Kopf die Entſcheidung für mich übernähme,“ erwiederte ſie nachdenklich.

„Dieſe Verantwortlichkeit, Suſannah,“ flüſterte ich, „muß Dein Gatte auf ſich nehmen. Iſt er nicht am geeignetſten dazu?“

Suſannah drückte mir leiſe die Hand, welche die ihrige hielt, ſagte aber nichts. Sobald wir ſie nach Hauſe gebracht hatten, erbot ſich Herr Maſterton zu derſelben Gefälligkeit gegen mich, und wir ſtiegen wieder in den Wagen.

„Nun, Japhet,“ ſagte er, „ich kann mir wohl denken, daß Sie gerne wiſſen möchten, was ich ſo beſonderes heute Morgen mit dem General zu reden hatte.“

„Natürlich, Sir, wenn es mich betraf.“

„Freilich betraf es Sie, denn wir hatten keine zwei Minuten mit einander geſprochen, als Sie ſchon auf die Tapete kamen. Er ſprach mit Thränen in den Augen von Ihnen, welch einen Troſt Sie ihm gewähren, wie glücklich er durch Sie geworden ſey, und daß er Sie nicht für eine halbe Stunde entbehren könne. Dieſes Stichwort ergriff ich und bemerkte ihm, er dürfe nicht erwarten, Sie lange in ſolcher Eingezogenheit zu behalten, noch dürfe er Sie ſchmähen, wenn Sie nach geſchehener Einrichtung ſeines Hausweſens wieder der Liebling der Geſellſchaft würden, welcher die zahlreichen Einladungen nicht abweiſen könne, ohne zu beleidigen. Kurz, es ſey nicht mehr als recht, daß Sie Ihre Stellung in der Welt wieder einnähmen, und er habe die Pflicht, ſich darein zu fügen. Dem alten Gouverneur ſchienen meine Bemerkungen nicht zu behagen; er ſagte mir, er erwarte ein anderes Benehmen von Ihnen. Ich erwiederte ihm: ‚es iſt unmöglich, unſere Natur zu ändern: das andere Geſchlecht hat natürlich Anziehungskräfte, denen er nicht zu widerſtehen vermag, und wird einen großen Theil ſeiner Zeit in Anſpruch nehmen. Das einzige Mittel, ſich ſeiner Geſellſchaft zu verſichern, mein theurer Sir, beſteht in der Heirath mit einem geſetzten, liebenswürdigen Frauenzimmer, welches, unbekannt mit dem Wirbel der faſhionabeln Kreiſe, am häuslichen Leben Gefallen findet. Dann wird ihr Gatte ebenfalls häuslich werden, und ihr müßt Alle zuſammen höchſt glücklich ſeyn'. — Ihr Vater ſtimmte mir bei und ſchien ſich eine ſolche Wendung der Dinge recht angelegen ſeyn zu laſſen. Hierauf brachte ich mit aller Vorſicht Miß Temple zur Sprache, ſagte, ich wiſſe, daß Sie ein wenig für ſie eingenommen ſeyen, pries ihre Schönheit, Klugheit und was dergleichen mehr iſt. Ich theilte ihm ferner mit, ich habe bei der lebhaften Theilnahme, die ich für Sie empfinde, eine Reiſe nach dem Landſtädtchen, wo ſie wohnte, unternommen, ihre Bekanntſchaft gemacht, und großen Gefallen an ihr gefunden; ferner habe ich ſie, ſeit ſie mit ihren Verwandten in London lebe, oft beſucht, und eine ſo hohe Meinung von ihr bekommen, eine ſo innige Anhänglichkeit zu ihr gefaßt, mich ſo lebhaft von ihrer Fähigkeit, Sie glücklich und häuslich zu machen, überzeugt, daß ich, da ich keine Familie beſitze, ſie zu adoptiren halb und halb entſchloſſen ſey. Jedenfalls würde ich, wenn das Bündniß zu Stande käme, ihr etwas recht Anſtändiges zur Hochzeit ſchenken."

„Aber, mein theurer Sir, warum ſagten Sie nicht, daß Suſannah Temple im ſiebenten Jahre eine Waiſe wurde, und daß ihr Vermögen ſeitdem beſtändig zugelegt hat? Es iſt keineswegs gering anzuſchlagen, wie ich von Mr. Kophagus weiß; außerdem hat dieſer noch die Abſicht, ihr all das Seinige zu hinterlaſſen."

„Es freut mich, das zu hören, Japhet; ich werde nicht ermangeln, es Ihrem Vater beizubringen. Das iſt aber kein Grund, warum ich mit meinem Gelde nicht nach Gefallen ſchalten ſollte, und ich liebe nun einmal dieſes Mädchen recht herzlich. Haben Sie ihr ſchon ein Geſtändniß gemacht?"

„O ja, Sir, wir haben uns mit einander verlobt."

„Das iſt ganz recht; ich dachte mir's, als ich eure Finger im Wagen ſo zuſammengehäkelt ſah. Uebrigens, Japhet, muß ich Ihnen empfehlen, ein wenig gleichgültig zu thun, ohne gerade förmlichen Widerſtand zu leiſten, wenn Ihr Vater mit dem Gedanken angeſtochen kommt. Es wird ihn mehr in's Feuer ſetzen, und Ihre Einwilligung muß ihn dann um ſo mehr verpflichten. Ich hab' ihm wegen dieſer und anderer Angelegenheiten auf Morgen einen Beſuch verheißen, und Sie thäten beſſer, ſich aus dem Wege zu machen.“

„Das thu' ich auch, Sir, indem ich mit Harcourt zu Lady De Clare gehe. Ich werde um den Wagen bitten.“

„Er wird ihn mit Freuden hergeben, da er Sie um dieſe Stunde loszuwerden wünſcht. Doch da ſind wir ja — Gott ſegne Sie, mein Sohn.“

## Achtundſiebenzigſtes Kapitel.

Der bengaliſche Tiger im Netze, — was meinen eigenen Banden einen glücklichen Erfolg verſpricht. Ich geſtatte in meiner Gutherzigkeit meinem Vater, mich zu der Heirath, woran meine ganze Seele hängt, zu nöthigen.

Mein Vater, der nun völlig von ſeinem Unfalle geneſen war, ging bei meiner Zurückkunft in düſtern Gedanken auf und ab. Er ſprach nichts mit mir, bis nach Tiſche, wo er das Geſpräch mit Fragen nach Cäcilie De Clare eröffnete. Ich erwiederte, ich gedächte, wenn er den Wagen entbehren könnte, morgen mit Mr. Harcourt einen Beſuch bei ihr zu machen.

„Iſt ſie ſehr hübſch?“ fragte er.

„Ausnehmend, Sir; ich glaube nicht, daß ich je ein ſchöneres junges Mädchen ſah — doch ja, ich erinnere mich einer.“

„Wer war dieſe?“

„Eine junge Dame, mit der ich einigermaßen bekannt war, ſo lang ich auf dem Lande lebte.“

„Ich habe daran gedacht, mein lieber Junge, daß es in Deinen jetzigen Umſtänden paſſend wäre, Dich zeitig zu verheirathen: Du würdeſt Deinen Vater dadurch verbinden, der vor ſeinem Tode noch Enkel zu ſehen wünſcht. Ich erfreue mich keiner ganz guten Geſundheit.“

Ich konnte nicht umhin, über dieſen pathetiſchen Zug des alten Gouverneurs zu lächeln, der, wenn man nach dem Ausſehen urtheilen durfte, kräftig wie ein Löwe war, und dem man wohl ein eben ſo langes Leben ſchätzen konnte, wie ſeinem gehorſamen Sohne. Sein Appetit war rieſenhaft; dazu trank er unfehlbar jeden Tag ſeine Flaſche. Deßhalb fühlte ich nicht die mindeſte Unruhe über ſeine bedenkliche Aeußerung: „Der Eheſtand,“ erwiederte ich, „iſt eine Sache, woran ich nie gedacht habe“ — oho, ein De Benyon ſagt nie eine Unwahrheit! — „ich bin noch ſehr jung und fühle mich allzu glücklich, bei Ihnen bleiben zu dürfen.“

„Aber, mein lieber Junge, ich will Dir ja eben den Vorſchlag machen, daß Du bei mir bleiben ſollſt. Die ganze Familie ſoll zuſammen leben. Ich bin nicht der Meinung, daß wir uns trennen ſollen. In der That, Japhet, ich wünſche, Du möchteſt ernſtlich darauf bedacht ſeyn.“

„Mein theurer Vater, erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich für den Augenblick nicht in der Lage bin, eine Frau erhalten zu können, und daß es mir leid thun würde, Ihnen in Ihrem Alter zur Laſt zu fallen. Sie bedürfen mancher Bequemlichkeiten und Luxusartikel, und werden, denke ich, gerade Ihr Einkommen aufbrauchen.“

„Da irrſt Du Dich gewaltig, mein guter Burſche! Ich kann hunderttauſend Pfund am Tage Deiner Hochzeit mit einer Frau, die mir genehm iſt, für Dich niederlegen, ohne damit auch nur die Hälfte meiner noch übrigen Einkünfte wegzugeben.“

„Das hebt allerdings eine meiner Bedenklichkeiten,“ erwiederte ich, „und beweiſt zugleich, mit welch einem großmüthigen und freundlich geſinnten Vater ich geſegnet bin; aber, Sir, mit einem ſolchen Vermögen habe ich das Recht zu erwarten, daß die Dame mir eine hübſche Zubuße bringt. Miß De Clare iſt, wie ich glaube, an Mr. Harcourt vergeben; ſonſt hätte ich einen ernſtlichen Sturm auf ſie verſucht."

„Etwas muß ſie haben, mein lieber Junge; aber heut zu Tage iſt ein mäßiges Vermögen alles, was wir von den Frauen erwarten, und die beſten Frauen ſind doch immer die, welche nicht allzureich geboren wurden. Etwas, ja, das ſollte ſie haben. Uebrigens ſag' mir, Japhet, wer iſt die junge Dame, die Dir ſchöner vorkam als Miß De Clare?"

„Eine Miß Temple."

„Temple — ein ſehr guter Name. Ich bin der Meinung, daß Mädchen die auf dem Land erzogen ſind die beſten Frauen geben."

„Ganz gewiß, Sir, das meine ich ebenfalls; ſie ſind häuslicher und machen, daß auch ihre Männer ſich zufriedener und glücklicher zu Hauſe fühlen."

„Nun gut, mein lieber Junge, ich habe den Gegenſtand zur Sprache gebracht und wünſche, daß Du Dich daran erinnern möchteſt. Du würdeſt mir einen großen Gefallen thun."

„Mein lieber Vater, es wird mich ſehr glücklich machen, Ihnen in jeder andern Hinſicht zu gehorchen, aber in einer ſo ernſthaften Sache wie eine Verbindung für das Leben, ſollten Sie, meine ich, einem Sohne doch auch eine Stimme einräumen. Ich kann nur ſo viel ſagen: zeigen Sie mir ein junges Mädchen das Ihnen annehmlich dünkt, und wenn ich ſie alsdann lieben kann, ſo will ich nicht anſtehen, Ihren Wünſchen zu gehorchen."

„Gut, Sir, thun Sie, was Ihnen gefällt!" entgegnete mein Vater ſehr zornig: „aber ich denke, Sir, wenn ich Ihnen zumuthe, daß Sie ſich verlieben, ſo iſt es Ihre Pflicht, zu gehorchen."

„Angenommen, ich verliebte mich in ein Mädchen, das Ihnen nicht gefiele, würden Sie mir erlauben, ſie zu heirathen?"

„Nein ganz gewiß nicht, Sir."

„Iſt es dann wohl vernünftig, von mir zu erwarten, daß ich heirathen ſolle, ohne zu lieben?"

„Ich habe auch nicht aus Liebe geheirathet, Sir."

„Nein," erwiederte ich, mich ein wenig vergeſſend, „haben ſich aber auch eine ſchöne Suppe eingebrockt."

„Das that ich," rief mein Vater ganz wüthend, „indem ich einen pflichtvergeſſenen, nichtsnutzigen, gottloſen, unverſchämten, undankbaren Sohn erzeugte."

„Mein theurer Vater, ich wußte nicht, daß ich einen Bruder habe."

„Dich mein' ich, Burſche!"

„Um Ihnen zu beweiſen, Sir, wie ungerecht Sie ſind und wie wenig ich dieſe Ehrentitel verdiene, ſo verſpreche ich Ihnen, zu heirathen ſobald Sie es haben wollen."

„Danke Dir, mein Knabe, das iſt freundlich von Dir; nun will ich aber auch ſagen, daß Du mein Troſt und mein Kleinod biſt, daß ich den Tag ſegne, der Dich in meine Arme brachte. Nun denn, ſo ſieh Dich um."

„Nein, Sir, ich will Ihnen alles überlaſſen. Treffen Sie die Partie: ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen."

„Mein lieber Junge! Wohlan denn, ich will die Sache morgen mit Mr. Maſterton beſprechen;" — und mein Vater ſchüttelte mir die Hand mit großer Wärme.

Den andern Tag holte ich Freund Harcourt ab, und führte ihn nach Parkſtreet. Ein Schreiben von ihm hatte den Damen unſer Vorhaben angekündigt, weßhalb ſie ſich gegen alle andern Beſuche verläugnen ließen. „Es hat ſich alles ausgeglichen, Cäcilie," ſagte ich nach der erſten Begrüßung, „ich habe ſehr unrecht und albern gehandelt."

„Und haſt mich recht elend gemacht. Ich hätte nie geglaubt, daß Du, Japhet, mir ſo viele Thränen verurſachen würdeſt; aber ich verzeihe Dir, wie ich Dir tauſendmal ärgere Kränkungen verzeihen würde. Nun ſetze Dich, und erzähle uns alles, was Dir ſeit jenem Abſchied widerfahren iſt."

„Noch nicht, liebe Cäcilie: wir beide ſind dem armen Harcourt, den Du, wie mich dünkt, etwas grauſam behandelt haſt, Genugthuung ſchuldig. Du warſt eben im Begriffe, ihm eine Lebensfrage zu beantworten, als ich Euch unterbrach, und ſeither haſt Du ihn, länger als drei Wochen, in qualvoller Ungewißheit gehalten, indem Du Dich weigerteſt, ihm, bis er mich zu Dir brächte, jene Antwort zu geben. Eine Stunde, in ſolcher Ungewißheit zugebracht, muß fürchterlich ſeyn. Ehe wir uns ſetzen, wünſche ich Jedermann zufrieden und glücklich zu ſehen.“

„Nicht bloß um ihn zu ſpornen daß er Dich zurückbringe, Japhet, habe ich Mr. Harcourt die Antwort auf ſeine Frage zu geben verweigert, ſondern gerade Deine Wiederkunft ſchien es mir nöthig zu machen, dieſe Antwort zu verſchieben, bis ich Dich geſehen hätte. Ich habe es nicht vergeſſen, Japhet, werde es auch nie vergeſſen, was ich war, als Du mich erretteteſt, und wenn ich bedenke, was ohne Deine Hülfe aus mir hätte werden können, ſo macht mich der bloße Gedanke ſchaudern. Weder ich, noch meine Mutter haben vergeſſen, wie Du in Irland, um meinetwillen, Dein Leben gewagt und beinahe verloren haſt. Wir ſind Dir unſer ganzes gegenwärtiges Glück ſchuldig, und ich bin Dir in alle Ewigkeit dafür verpflichtet, daß Du mich der Unwiſſenheit, der Armuth, und vielleicht dem Laſter entriſſen haſt. Du warſt mir weit mehr als ein Vater, mehr, viel mehr als ein Bruder. Ich bin ein Geſchöpf Deiner Hand, und habe Verbindlichkeiten gegen Dich, die ich niemals abtragen kann. Als Du nun ſo unerwartet zurückkehrteſt, Japhet, da fühlte ich, daß Dir das erſte Recht zuſtehe, über mich zu verfügen, und ich war froh, Mr. Harcourt noch nicht geantwortet zu haben, weil ich mir erſt Deinen Beifall und Deine Genehmigung erwünſchte. Ich weiß Alles, was zwiſchen euch vorgegangen iſt, aber Deine eigentlichen Geſinnungen gegen Mr. Harcourt kenne ich nicht; er geſteht, Dich nicht rühmlich behandelt zu haben, und ſeine aufrichtige Reue über dieſen Fehler, das Lob, das er dir zollte, das war es eben, was ihm meine Gunſt gewann. Und nun, Japhet, wenn Du immer noch einen Groll gegen Mr. Harcourt haſt, wenn Du —“

„Halt, meine liebe Flita, ich will alle Deine Fragen mit Einem Mal beantworten.“ Ich nahm Harcourt's Hand und legte ſie in die ihrige. „Gott ſegne Euch beide, mögt ihr glücklich ſeyn.“

Cäcilie ſchlang ihre Arme um mich und weinte; ich glaube, es gab Niemanden, der nicht ihrem Beiſpiel folgte. Ein Glück für Harcourt war es, daß ich Suſannah liebte. Sobald Cäcilie ſich ein wenig erholt hatte, übergab ich ſie ihrem Bräutigam, der ſie zu dem Sopha führte. Lady De Clare und ich verließen hierauf in hochwichtigen Angelegenheiten das Zimmer, und kehrten erſt nach einer Viertelſtunde zurück. Als wir eintraten, eilte Cäcilie ihrer Mutter entgegen und umarmte ſie, während Harcourt ſchweigend meine Hand ergriff. Hierauf ſetzten wir uns zuſammen, und ich gab ihnen einen Abriß von den Abenteuern meiner zweiten Fahrt, von dem hochnothpeinlichen Halsgerichte — von meinem Wahnſinn — meiner Quäckerſchaft — meinem Apothekerthum — Begebenheiten, welche, wie mir Alle bezeugten, mit den früheren zuſammen eine ſehr abenteuerliche Geſchichte bildeten.

„Japhet,“ ſagte Harcourt, „wenn es erlaubt iſt, zu fragen, war das Miß Temple, die Du geſtern in die Kirche führteſt?“

„Sie war es.“

„Dann, Cäcilie, wenn ſie einmal mit Ihnen in demſelben Cirkel erſcheint, ſo wird Ihre Schönheit in jedem Auge, das meinige ausgenommen, Gefahr laufen verfinſtert zu werden.“

„Wie können Sie Ihre Augen ausnehmen wollen, Mr. Harcourt?“ erwiederte Cäcilie: „dieſe Bemerkung beweist ja ſchon, daß ich, was auch mein Schickſal bei den andern ſeyn mag, in Ihren Augen bereits verfinſtert bin. Nun habe ich große Luſt, Sie zur verdienten Strafe ſo lange fortzuſchicken, bis Sie mir Suſannah vor das Angeſicht bringen, damit ich ſelbſt zu urtheilen vermag.“

„Wenn ich wieder verbannt werde,“ entgegnete Harcourt, „ſo werde ich mich zum zweitenmal an De Benyon wenden müſſen, um mit ſeinem Beiſtande zurückzukommen. Er kann ſie aufführen, ich zweifle nicht daran.“

„Vielleicht wird es auch dieſer Tage geſchehen, Cäcilie.“

„O thue das, Japhet! ich will ſie wie eine Schweſter lieben.“

„Du mußt erſt noch ein wenig warten — ich bin noch nicht ſo weit, wie Du und Harcourt, ich habe noch nicht das Jawort aller Betheiligten, wie Ihr es heute habt. Aber nun muß ich Dich da laſſen, Harcourt; Du wirſt vermuthlich hier ſpeiſen. Ich ſpeiſe bei meinem Gouverneur.“

Bei meiner Zurückkunft fand ich die Tafel für drei Perſonen gedeckt, da der General, was ich für ein gutes Zeichen anſah, Herrn Maſterton zu Tiſche gebeten hatte. Maſterton konnte nicht mit mir reden als er kam, aber er gab mir lächelnd einen Wink, und ich war zufrieden. „Japhet,“ ſagte mein Vater, „ich hoffe, Du biſt für Morgen nicht in Anſpruch genommen; denn ich werde einen Geſchäftsbeſuch bei Mr. Maſterton machen und wünſche daß Du mich begleiteſt.“

Ich erwiederte, „es werde mir großes Vergnügen machen,“ und die Unterhaltung wurde allgemein.

Am folgenden Tage begleitete ich meinen Vater nach Lincoln's Inn, wo wir Herrn Maſterton am Tiſche, Herrn Kophagus aber und Miß Suſannah ſeitwärts am Fenſter ſitzen ſahen. „Der Knoten ſchlingt ſich feſt,“ dachte ich. Dieß war eigentlich, wie ich nachher von Herrn Maſterton erfuhr, folgendermaßen zugegangen: er hatte Freund Kophagus vermocht, Geſchäfte vorzuſchützen und Suſannah mitzubringen, indem er ſie auf eine Viertelſtunde vor der uns Beiden feſtgeſetzten Zeit beorderte. Seine Abſicht hiebei war, Miß Temple dem General wie durch Zufall zu zeigen, wobei ich, von ihrer Anweſenheit in London, wie mein geehrter Vater vermuthete, nicht unterrichtet, durch die Begegnung überraſcht werden ſollte. Wie viel Betrug iſt doch in dieſer Welt! Nichts als Minen und Gegenminen!

Ich drückte Herrn Kophagus die Hand, der, wie ich bemerkte, dem Gebote ſeiner Frau zuwider, ſeine blauen geſtrickten Pantalons nebſt den Halbſtiefeln angezogen hatte, und ſo eng in beiden ſtack daß er ſich kaum zu bewegen vermochte. So weit ich beurtheilen konnte, hatten ſeine Beine, ſeit ich ihn zuletzt in ſeiner Leibtracht ſah, auf keine Weiſe zugenommen.

„Mr. De Benyon, ich glaube, Sie kennen Miß Temple bereits,“ ſagte Herr Maſterton, mir zuwinkend: „nicht wahr, von Berkſhire her? Miß Temple, erlauben Sie mir, Ihnen General De Benyon vorzuſtellen.“

Ich trat auf Suſannah zu, welche beim Anblick meines Vaters erröthete und zitterte, und drückte ihr die Hoffnung aus, daß ſie ſich ſeit unſerer letzten Begegnung wohl befunden haben werde: ſie merkte, daß hier etwas abgekartet ſeyn müſſe, und war ſo verwirrt, daß ſie nicht zu antworten vermochte. Nun redete mein Vater ſie an, nahm nach kurzer Zeit einen Stuhl und rückte ganz nahe zu ihr. Niemals hatte ſie ſich ſo liebenswürdig gezeigt. Er fragte ſie nach ihrer Wohnung, und als er vernahm, bei wem ſie lebe, ſo ſagte er, er müſſe das Vergnügen haben, Mr. Kophagus zu beſuchen, und ihm für ſeine freundlichen Mitheilungen in Betreff meiner zu danken. Bald darauf nahm Herr Kophagus Abſchied, und Suſannah erhob ſich, um ihn zu begleiten; als jedoch mein Vater hörte, daß ſie zu Fuße gekommen ſeyen, beſtand er darauf, Miß Temple in ſeinen Wagen zu nehmen. So hatte denn Herr Kophagus den einen Weg zu gehen, und ich den andern.

## Neunundſiebenzigſtes Kapitel.

Den Abenteuern des armen Kophagus ſetzt ein toller Stier, den meinigen aber der Eheſtand eine Gränze. Mein Vater führt ſich recht geſittet auf, und mein Quäkerweibchen wird die faſhionabelſte Frau in ganz London. Wahrlich, mmh!

Ach, wenig ahnte Herr Kophagus, als er an dieſem Tage ſeine hellen Baumwollenen anzog, wie verhängnißvoll ſie für ihn werden würden. Er hatte ungefähr zwei Dritttheile ſeines Heimweges nach Welbeckſtreet, wo er wohnte, zurückgelegt, als er in einer zur Oxfordſtreet führenden Straße einen Auflauf bemerkte. Er blickte hin, um die Urſache zu erfahren, da entdeckte er mit kaltem Entſetzen — für ihn den ſchrecklichſten der Schrecken — einen tollen Stier. Wenn irgend etwas Herrn Kophagus laufen machen konnte, ſo war es Anblick; auch lief er redlich, aber die geſtrickten Beinkleider und dieſer die engen Halbſtiefeln hinderten ihn bei jedem Schritt. Der Stier las ihn, wie mit recht gefliſſentlicher Bosheit, aus Hunderten, die ihre Behendigkeit verſuchten, heraus, und abermals fand ſich der arme Mr. Kophagus über die Hörner einer tollen Beſtie geſchleudert, wobei glücklicherweiſe ſein Fall dadurch gebrochen wurde, daß er auf einen großen Hund herabfiel, der in vollem Laufen begriffen war. Der Hund konnte nicht unter dem unglückſeligen Mann hervorkommen, war aber dabei doch im Stande zu beißen, von welcher Freiheit er einen raſenden Gebrauch machte, während der Fleiſcher, dem ſein Hund am Herzen lag, ebenfalls ſeine Wuth an dem armen Kophagus vermittelſt eines Prügels ausließ, womit er ihm mehrfache Streiche auf den Kopf verſetzte. Nachdem er ſo zwiſchen dem Stier, dem Hund und dem Fleiſcher in der Klemme geweſen war, wurde er kläglich zugerichtet in einen Laden gebracht. Nach einiger Zeit kam er wieder zu ſich, und als er endlich ſeine Wohnung anzugeben vermochte, trug man ihn nach Hauſe.

Gleich darauf, ſpät Abends, erhielt ich einige Zeilen von Suſannah, die mir das unglückliche Ereigniß meldete. Eben hatte mein Vater einen langen Sermon über kindliche Pflichten, Landmädchen, gute Frauen und dergleichen, mit der Nachricht beendigt, daß er nebſt Mr. Maſterton die junge Miß Temple für eine ſehr gute Partie halte, und da ich die Wahl in ſeine Hände gelegt, demgemäß beſagte Dame für mich auserleſen habe. Ich meinerſeits hatte ſo eben meinen Gehorſam durch das Verſprechen bewieſen, daß ich mein Möglichſtes thun wolle, ſie zu lieben und ſeine Wünſche zu erfüllen, — als das Billet in meine Hände kam. Ich las es, berichtete meinem Vater den Inhalt, warf mich mit ſeiner Bewilligung in eine Miethkutſche, und fuhr nach Welbeckſtreet.

Bei meiner Ankunft fand ich die arme Frau Kophagus ohnmächtig in Suſannah's Händen. Ich ſandte nach dem Wundarzte, den man beigezogen hatte, und ging zu Herrn Kophagus hinauf, welchen ich weit beſſer, als ich ihn erwartete, überdieß ruhig und ganz bei Beſinnung antraf. Seine Wunden waren von dem Chirurgen verbunden worden; übrigens ſchien er die Größe der erlittenen Beſchädigungen nicht zu kennen. Als der Wundarzt kam, befragte ich ihn, und erfuhr, daß trotz aller Verletzungen keine Gefahr zu beſorgen ſeyn werde, da nirgends ein Bruch ſtattgefunden habe; „man könne höchſtens eine innerliche Verletzung befürchten, worüber ſich jedoch für den Augenblick noch nichts Beſtimmtes ſagen laſſe.“ Ich dankte ihm und tröſtete Frau Kophagus mit dieſer Nachricht. Dann kehrte ich zu ihrem Gatten zurück; dieſer aber ſchüttelte den Kopf und murmelte, als ich ihm das Ohr hinhielt: „dachte mir's — komme nach London — nichts als tolle Stiere — geſtoßen — ſterben und ſo.“

„O nein,“ erwiederte ich, „der Wundarzt ſagt, es habe keine Gefahr. In einer Woche werden Sie wieder auf ſeyn, nur müſſen Sie ſich inzwiſchen recht ruhig verhalten. Ich will Ihnen Mrs. Kophagus herauf ſenden.

Ich verließ ihn; da ich ſeine Frau beruhigt fand, ſo bat ich ſie, zu ihrem Gatten zu gehen, der nach ihr verlange, und blieb mit Suſannah allein. Ich unterrichtete ſie von allen bisherigen Vorfällen und kehrte nach zwei ſeligen Stunden in das Hotel zurück. Mein Vater war einige Zeit aufgeblieben, hatte ſich aber, da ich ihn vergebens warten ließ, zur Ruhe begeben. Als ich ihn am andern Morgen ſah, theilte ich ihm den Beſcheid des Chirurgen mit, fügte jedoch hinzu, daß man nach meiner Anſicht für einen Mann in ſo vorgerückten Jahren Alles zu befürchten habe. Mein Vater war mit mir einverſtanden, konnte aber nicht umhin, mir zu verſtehen zu geben, was ich hier für einen guten Anlaß zu Aufmerkſamkeiten gegen Miß Temple habe, da es ja ganz natürlich ſey, daß ich einem ſo alten Freunde wie Kophagus meine Theilnahme beweiſe. Meine kindlichen Gefühle gaben mir die Antwort ein, daß ich mich allerdings einer ſo günſtigen Gelegenheit nach Kräften bedienen wolle.

Meine Abenteuer gehen jetzt zu Ende. Ich will drei Monate überſpringen; in dieſer Zeit hatte mein Vater ein Haus in Grosvenor Square bezogen und ausgeſtattet, während ich meine Muße dazu verwendete, mich unter Lord Windermear's Auſpicien als Mr. De Benyon wieder in die Welt einführen zu laſſen. Ich durfte bald gewahren, daß mein neuer Name als höchſt achtbar angeſehen wurde. Die Tiſche in meines Vaters Vorhallen bedeckten ſich mit Karten; ich erhielt ſogar zwey Einladungen zu Tiſche von Lady Maelſtrom, welche mir meldete, ihre lieben Nichten haben, nachdem ich verſchwunden ſey, ſich ſehr mit meinem Schickſal beſchäftigt, und es ſey zu befürchten geweſen, daß Emma die Schwindſucht bekomme. Während dieſer drei Monate waren Cäcilie und Suſannah ein ſo unzertrennliches Paar geworden, wie es bei den meiſten jungen Damen der Fall iſt, wenn jede ihren Liebhaber, und keine einen Grund zur Eiferſucht hat. Herr Kophagus hatte ſich ſo weit erholt, um wieder auf's Land gehen zu können, wobei er zum großen Kummer ſeiner Frau das Gelübde that, niemals wieder einen Fuß nach London zu ſetzen. Er fragte mich, ob ich nicht irgend einen Ort wiſſe, wo es keine tollen Stiere gebe, und ich zerbrach mir den Kopf, um einen ſolchen für ihn ausfindig zu machen, jedoch vergebens; denn wenn er ſelbſt bis an den Nordpol gegangen wäre, ſo würde er dort zwar keinen Stier, aber doch den Biſon und Muscus, welche noch weit gefährlicher ſind, gefunden haben. Hierauf erklärte er, dieß ſey keine Welt, worin man leben könne, und um zu beweiſen, daß es ihm mit ſeiner Meinung Ernſt ſey, ſtarb der arme Schelm ungefähr ein Vierteljahr nach ſeiner Rückkehr auf das Land an einer Entkräftung, welche die heftige Nervenerſchütterung ihm zugezogen hatte. Aber noch ehe dieſes

Vierteljahr vorüber war, ſollten, ſo hatte man feſtgeſetzt, Harcourt und ich an demſelben Tage getraut werden. Ich erneuerte meine Bekanntſchaft mit dem guten alten Biſchof, den ich einſt als meinen vermeintlichen Vater überfallen hatte, und er verband uns mit unſern Bräuten. Mein Vater übermachte mir die bereits erwähnte Summe; Herr Maſterton gab meiner Suſannah zehntauſend Pfund, und eben ſo hoch belief ſich ihr eigenes Vermögen mit der Anwartſchaft auf das, was ſie von Herrn Kophagus nach dem Ableben ſeiner Wittwe zu erwarten hatte. Timothy kam auf die Hochzeit; ich ſetzte ihn förmlich in den Beſitz meiner Apotheke ſammt Waarenvorrath, und er hat jetzt ein blühendes Geſchäft. Obgleich ſeine Mutter noch nicht entdeckt iſt, ſo hat er doch eine ſehr niedliche Frau gefunden, was, wie er meint, eben ſo gut, wo nicht noch beſſer ſey.

Man glaube ja nicht, daß ich der hübſchen Kathlin, welche ſich bald hernach an Corny verheirathete, ihre Dienſte vergeſſen hätte. Ein kleines Pachtgut auf Flita's Ländereien wurde ihnen zu ſo niedern Zinſen zugewieſen, daß Corny ſchon nach wenigen Jahren in den Stand kam, es zu kaufen, und in Folge ſeines Wohlſtandes aus einem Aufrührer eine von den feſteſten Stützen der Regierung wurde.

Ich lebe nun in demſelben Hauſe mit meinem Vater, welcher ſehr glücklich iſt und ſich äußerſt wohl verhält. Er bekommt ſelten mehr als zweimal in der Woche ſeine Berſerkerwuth, was wir als ein großes Wunder anſehen. Während ich gegenwärtige Zeilen ſchreibe, hat er ſeine beiden Enkel auf den Knieen. Mrs. Kophagus iſt an einen Kapitän in der Leibgarde verheirathet und macht, was Mode und Kleider anbelangt, wie man wohl ſagen kann, Alles mit. Zum Schluſſe will ich, da meine Leſer ohne Zweifel neugierig ſeyn werden, ob meine liebenswürdige Gattin noch ihrer früheren Art ſich zu kleiden anhängt, einen kleinen Wortwechſel bloß mittheilen, welcher geſtern Abend ſtattfand, als ſie, für einen glänzenden Ball bei Mrs. Harcourt De Clare geputzt, zu mir hereintrat.

„Da ſieh, De Benyon," ſagte ſie: „iſt das nicht ein hübſcher Anzug?"

„Ja, meine Theure," erwiederte ich, die bezaubernde Geſtalt mit all' der Bewunderung, welche nur in den Flitterwochen zu Hauſe iſt, betrachtend: „recht ſehr hübſch; aber meinſt Du nicht, Suschen," fuhr ich fort, mit der Spitze meines weißen Handſchuhs auf ihre ſchneeige Schulter tippend, „daß das Kleid ein wenig zu weit ausgeſchnitten ſey?"

„Zu weit, De Benyon? o nicht halb ſo weit als Mrs. Harcourt De Clare und Lady C..... ihre Kleider tragen."

„Nun gut, meine Liebe, ich behauptete nicht, daß es der Fall ſey: ich fragte ja nur."

„Wohlan, wenn Du nur belehrt ſeyn wollteſt, De Benyon, ſo laß Dir ſagen, daß es nicht zu weit ausgeſchnitten iſt: ich hoffe, Du werdeſt meine Meinung in dieſem Punkte für entſcheidend anerkennen, denn wenn ich auch keinen andern Anſpruch machen darf, ſo habe ich doch das Verdienſt, die beſtgekleidete Frau in London zu ſeyn."

„Wahrlich, Du überzeugeſt mich, Suſannah!" erwiederte ich.

„Wirſt Du ſtille ſeyn, De Benyon?"

Als wohlerzogener Ehemann verbeugte ich mich, ohne ein Wort weiter zu reden. Und nun, da ich nichts mehr hinzuzufügen habe, mache ich den Leſern gleichfalls meine Verbeugung und ſage ihnen Lebewohl.

# Schiller's

# Heimathjahre.

---

## Dritter Theil.

C

# Schiller's
# Heimathjahre.

Vaterländiſcher Roman

von

**Hermann Kurtz**

Dritter Theil.

Kurtz
Schillers
Heimat-
jahre
3

Stuttgart.
Franckh'ſche Verlagsbuchhandlung
1843.

4 A

B G dunkelbraun

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# 1.

Er ſprach: Deus benie
Si ſainte cumpanie.
Sus heilige Geſelleſchaft
Geſegene Gott mit ſiner Kraft.

Gottfrid von Straßburg,
Triſtan und Iſolde.

Der Merz, der beym Uebergang in den April ſchon etwas von deſſen Gewohnheit mit üblen und guten Launen zu wechſeln angenommen hatte, überraſchte den Wanderer mit einem warmen, mildtriefenden Regen, der ihn gleichwohl völlig durchnäßte. Er ließ ſich dadurch nicht abhalten den Spuren der zweydeutigen Karavane zu folgen, und war im Stillen verwundert daß er überall ſo leicht Auskunft erhielt als ob er unbedenklich für ein Mitglied der Bande gehalten würde. Unter ſeinen ſchnellen Schritten wich der Schwarzwald in großen Maſſen nach hinten, während von der Seite die Alp immer näher herüber winkte und ihm ſein gleichmäßiges Vorrücken von Berg zu Berg verkündigte. Gegen Abend betrat er, nicht fern vom Laufe der Nagold, den Ausläufer des Schwarzwaldes, der von ſeinen Bewohnern das Heckengäu genannt wird, und die Lichter brannten ſchon hinter allen Fenſtern als er das Ziel ſeiner Erkundigungen erreichte. Es war ein Dorfwirthshaus, von welchem ihm Geigen und Clarinetten entgegenſchallten; hieher hatte ſich, wie er zuletzt erfuhr, die Bande gewendet, um ganz offen und in guter Ruhe eine Bauernhochzeit mitzufeyern.

Die große Stube war gedrängt voll; man tanzte um die Säule und die Tiſche waren dicht von derben Eſſern und Trinkern beſetzt. Dieß war ihm trotz des unlieblichen Dampfes angenehm, denn er hoffte ſtill in einer Ecke ſitzen und unbemerkt beobachten zu können. Während er ſich aber von der Thüre aus nach einem ſolchen Plätzchen umſah riefen zwey freudige Stimmen wie aus Einem Munde: Unſer Doctor! und er blickte in bekannte Geſichter. Unmittelbar neben der Thüre wo er ſtand zog ſich eine lange, hell erleuchtete Tafel hin, und daran ſaßen die braunen Gäſte die er mit verwogenem

Herzen ſuchte. Laura in ihrer Knabentracht tafelte keck neben der Alten; Tony ſaß weiter unten in einem bunten Mädchenreihen; er hatte mitgerufen und ſah beym Anblick ſeines einſtigen Nebenbuhlers ſo erfreut und erleichtert aus, daß dieſem das Herz um ein gutes Gewicht ſchwerer wurde. Es muß übel ſtehen, dachte er, ſonſt würde Tony mich nicht ſo willkommen heißen.

Die Geſellſchaft war durch den Ruf aufmerkſam geworden, und manches wilde, bärtige Geſicht, manches hübſche Köpfchen erhob ſich gegen den Eingetretenen. Die Männer trugen grüne Waidmannstracht, die Weiber und Mädchen waren in bunte, zum Theil grelle, zum Theil verſchoſſene Lappen maleriſch gehüllt. Tony winkte nach dem obern Ende der Tafel, wo ein Mann ſaß, den man auf den erſten Blick für den Herrn und Bändiger dieſer unruhigen Geiſter erkennen mußte. Eine gebietende Ruhe, eine nur etwas übertriebene Würde ſprach aus ſeiner Haltung, und das braune ſtarkknochige Geſicht mit der großen breiten Naſe und dem langen ſchwarzen Bart hätte man einem Scheik vom Berge Sinai, einem Häuptling der arabiſchen Wüſte zuſchreiben können. Tony rief ihm zu, dieß ſey der junge Gelehrte welcher geraume Zeit in ihrer Geſellſchaft gelebt.. Hannikel — denn er war es, der gefürchtete und bewunderte Zigeunerherzog — erhob ſich langſam und nöthigte dadurch den Ankömmling ſich ihm zu nähern.

Ah, mein Hochgeſchätzteſter! rief er ihm entgegen: freue mich, freue mich ſehr. Viel Charmantes von Ihnen gehört. Haben Ungelegenheiten in Sulz gehabt, was ich bedaure. — Dabey fixirte er ihn ſtark und ſeine Blicke hatten etwas läſtig Herausforderndes.

Heinrich fragte verwundert, wie denn das ſo ſchnell habe bekannt werden können, was ihm in Sulz begegnet ſey.

Wir wiſſen Alles, erwiderte Hannikel und warf ſeine wulſtigen Lippen ſtolzlächelnd auf. Ja, es ſind grobe Leute in dem Sulz! Aber Sie hätten auch das eilfte Gebot beſſer beobachten können: „Du ſollſt dich nicht ertappen laſſen.“

Ein wieherndes Gelächter begrüßte dieſen Witz. Unſer Freund preßte ſein Gemüth zuſammen und wünſchte ſich tauſend Stunden weit hinweg. Aber das reimte ſich nicht mit der Ehre die ihm zugedacht war; denn es wurde ihm ein Stuhl zwiſchen den Anführer und einen finſter blickenden, mürriſchen Mann geſetzt, den jener ſofort als ſeinen Bruder

Wenzel vorſtellte. Hierauf rief er einen kleinen Kobold heran, der ſich an der Tafel umtrieb und befahl ihm mit dem zärtlichſten Tone: Geh mein Söhnchen, geh, Dieterlen, küſſe dem Herrn die Hand. Der hoffnungsvolle Thronerbe gehorchte zähnefletſchend, und da Heinrich bey der Huldigung was Weniges gebiſſen wurde und mit der Hand zurückfuhr, ſo erzitterte das Zimmer von Gelächter, und laute Bewunderung wurde den außerordentlichen Gaben des kleinen Ungeheuers gezollt. Heinrich begegnete einem begütigenden Blicke Tony's, der ihn auszuharren bat.

Um in dieſer kitzlichen Lage doch etwas zu ſagen, wandte er ſich an Hannikel mit der Bemerkung, er ſey eher aus dem Fränkiſchen zurückgekommen als ſeine Freunde erwartet hätten.

Ich habs dem guten Dachsmichel ſchon längſt verſprochen zu ſeiner Hochzeit zu kommen, wo ich auch ſeyn möge, erwiderte jener und dann, ſetzte er hinzu, indem er ein Auge halb zudrückte, riefen mich Geſchäfte. Unſer einer muß allezeit auf den Beinen ſeyn, es iſt ein unruhiges Leben. Aber es gefällt mir an Ihnen daß Sie dieſes Leben auch ein wenig verſuchen wollen. Stoßen wir drauf an.

Heinrich konnte dieſe Freundſchaftsäußerung nicht umgehen, und da er ſich durchaus nicht in den rechten Ton zu finden wußte, ſo erwiderte er, nach allem was er wiſſe ſey dieſe Unruhe eine freywillige, da wenig Anfechtung damit verbunden ſey.

Wenig Anfechtung? rief Hannikel, warf ein großes Stück Zucker in ſein Weinglas, trank, ſchnalzte mit den Lippen und begann dann eine bittere Klage über die Verkennung und Verfolgung der er mit ſeinem Volk ausgeſetzt ſey. Hat nicht Gott, rief er, uns freye Leute als einen beſondern Stand erſchaffen, um zwiſchen den Reichen und Armen die Gleichheit aufrecht zu erhalten? Glaubt man denn, wenn ich die gottloſen Juden züchtige, daß ich den Raub für mich behalte, den ſie den Chriſten abgepreßt haben? Hab' ich nicht meine Einkünfte immer mit den Armen getheilt, bis auf eine kleine Belohnung, die ich mit meiner Mühe wohl verdient habe?

Unſer Freund wäre faſt herausgeplatzt, ſo komiſch war ihm, wenn er auf dem kurzen Halſe den großen, glatten, dreyeckigen Kopf, die eingedrückten Schläfen, vor allem die enge, niedrige Stirne betrachtete, dieſes Zerrbild eines Karl Moor. Doch hütete er ſich wohl ein Aergerniß zu geben; denn eine unheimliche, deſpotiſche Tücke war auf dieſer

Stirne gelagert, die mit dem ſchmalen Kranz von ſchwarzem Haar, kaum fingershoch über der Naſenwurzel, und mit der Glatze darüber einem Engpaß mit überhängender Berghalde glich.

Hab' ich nicht mein Amt allezeit redlich verwaltet? fuhr der Zigeuner fort. Hab' ich nicht ſo manchen Einbruch und Raub von dem Lande Würtemberg abgewendet? Und mich nennt man einen Räuber und Gauner? Wer mich kennt der wird anders von mir urtheilen! Es iſt mir ſehr lieb, einen Herrn vom Hofe — denn ich weiß daß ſie das ſind — hierüber zu ſprechen; ich hoffe Sie werden einmal, wenn ſie wieder nach Stuttgart kommen, Ihren Einfluß geltend machen und meinen Verdienſten Eingang verſchaffen. Wiſſen Sie! Ich bin es der dem Herzog vor einigen Jahren das Leben gerettet hat, als ich die Pferde anhielt, die an einem Abgrunde mit ihm durchgehen wollten. Ich bin gelaufen, habe geſprochen und verhütet daß ihm ſein Hohenheim nicht über dem Kopf angezündet worden iſt, nachdem er den Konſtanzer Hans ins Zuchthaus geſteckt hatte. Ich habe durch mein Anſehen das ganze Land gegen Uebelgeſinnte vertheidigt und beſchützt, und hoffe noch die größte Belohnung für die Wohlthaten zu erhalten.

die ich den Württembergern ſchon ſeit zwanzig Jahren erzeigt habe, wenn meine Sache einmal dem durchlauchtigſten Landesvater vorgelegt wird.

Heinrich wollte kaum ſeinen Sinnen trauen, als er den Mann, der dem allgemeinen Gerüchte nach ſchon mehr als vierzigtauſend Gulden geraubt hatte, dieſe Reden mit rauher und ſchnaubender Stimme vorbringen hörte. Das iſt ein luſtiges Leben! dachte er: am Ende hat jeder Recht. Es wächst doch keine Pflanze ſo freygebig als Gründe; ja, alter Falſtaff, du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen: Gründe ſind gemein wie Brombeeren. — Daß er als ein Mann von Gewicht behandelt wurde, das hatte, wie er bemerken konnte, einen ſichtbaren Eindruck auf die Bande gemacht; obgleich er ſein Anſehen für den Augenblick wohlfeil genug angeſchlagen hätte, ſo war ihm doch dieſe Vorausſetzung höchſt willkommen, da ſie ihm einiger Maßen für ſeine perſönliche Sicherheit und im Nothfall für die Nachdrücklichkeit ſeiner Schutz- und Widerſtands-Maßregeln bürgte. Da er ſah, wie Hannikel den erſten Augenblick benützt hatte um ſich eine günſtige Meinung bey ihm zu erwerben, ſo beſchloß er ſeine Rolle ſo klug als möglich zu ſpielen, und antwortete, er zweifle allerdings nicht daß manche Handlung, in der Nähe betrachtet, in einem andern Lichte ſtehe als aus der Ferne, und von der Gerechtigkeit des Herzogs laſſe ſich das Beſte hoffen.

Ja, ja, das glaub' ich! ſagte Hannikel: aber ſind ſeine Diener auch ſo gerecht? Nein, das haben Sie an ſich ſelbſt in Sulz erfahren. — Ei, da muß ich doch fragen: Wie kommt es denn daß Sie als ein ſolcher Mann in eine ſolche Fatalität gerathen ſind? Sie hätten ja nur den Namen des Herzogs nennen dürfen.

Die diplomatiſche Faſſung unſres Freundes ſtand auf dem Spiel. Er beſann ſich und erwiderte, der Oberamtmann habe ihm ja gleich ſeine Freyheit wiedergegeben; mit Subalternen ſey in ſolchen Fällen nichts Geſcheides zu reden und wer den Herzog kenne der hüte ſich wohl ihn in eine Sache einzumengen die etwas Lächerliches an ſich habe.

Hannikel ſah ihn eine Zeit lang an und ſchien die Wahrhaftigkeit dieſer Ausſage bey ſich abzuwägen. Dann ſagte er raſch: was hat Sie denn eigentlich auf den Schwarzwald geführt, wenn man fragen darf?

Laura, die ſchon eine Weile mit Spannung zugehört hatte, miſchte ſich hier ſchnell in das Geſpräch.

Er iſt ja mein Hofmeiſter! rief ſie ganz im Ton eines muntern, herzhaften Knaben: wie hätte er ſeinen Zögling ſo allein der Landſtreicherey überlaſſen können?

Der Zigeuner wandte denſelben forſchenden Blick nach ihr, ließ ihn über ihr Geſicht und ihr Wämmschen heruntergleiten und ſah dann mit einem leichten Lächeln auf den aufgeworfenen Lippen vor ſich nieder. Hierauf ſagte er mit einem Tone worin etwas gütig Herablaſſendes liegen ſollte: Und iſt nicht zu fürchten daß man ſich bey längerem Ausbleiben ein wenig ernſthaft nach dem Wildfang umſehen wird?

Allerdings, erwiderte Heinrich, fände ich es gerathen wenn der junge, meiſterloſe Herr bey Zeiten an die Heimkehr denken wollte. Ich beſorge; der Spaß hat am längſten gewährt, ſetzte er gegen das Fräulein hinzu.

Es gefällt mir ſehr gut hier, ſagte ſie, ſich unbefangen im Kreis umſehend, und wurde dabey zärtlich von der Alten geſtreichelt.

Heinrich ſah ungewiß darein. Galt ſie wirklich für einen Knaben, oder wurde nur mit dem Schein geſpielt? Er betrachtete die Weiber und Mädchen die umherſaßen: ſie hatten ſo auffallende, unverkennbare Formen, daß das Fräulein neben ihnen durch nichts andres als ihren kleinen, zarten Wuchs verrathen werden konnte. Von den Zigeunern die früher ihren Kreuz- und Queerzügen gefolgt waren bemerkte er einige in der Geſellſchaft; ſie waren, wenn ſie es nicht ſelbſt entdeckt hatten, nicht in das Geheimniß eingeweiht worden. Von den Mädchen war nur Feddricho zugegen, auf deren Treue er bauen zu dürfen glaubte. Die übrigen waren ihm unbekannt. Aber die Alte! war ſie denn nicht die Mutter des Erzzigeuners? Welche heilloſe Verwicklung! Er beobachtete ſie aufmerkſam: ſie ſaß ruhig da und in ihren Mienen war eine Spur von Einverſtändniß wenigſtens nicht zu erkennen.

Mitten in dieſen Forſchungen fühlte er Hannikel's ſchief lauernden Blick auf ſich gerichtet. Er nahm ſich zuſammen, und um das peinliche Thema auf einmal abzuſchneiden erhob er raſch die Gegenfrage, wer denn jener herzogliche Soldat eigentlich geweſen ſey, der ihn ſo unwürdig behandelt habe. Ich war erſtaunt, ſagte er, an ihm und ſeinem Weibe alle Kennzeichen Eures Geſchlechts zu finden.

Geplauder und Gelächter waren unterdeſſen unbekümmert die Tafel hinauf und hinabgelaufen; nun aber, als bey dieſer Frage Wenzel ſein Glas auf den Tiſch niederſtieß daß es in Scherben zerbrach und der Wein umherſpritzte, waren alle Blicke auf den unbedachtſamen Sprecher gerichtet, und eine verhängnißvolle Stille trat ein.

Hannikel gab ſeinem Bruder einen Wink und begann: Wir ſprechen nicht gerne von dieſem Böſewicht, da er uns allen viel zu leid gethan hat. Er iſt ein Abtrünniger, und nicht genug daß er von uns abgefallen iſt, er hat auch einen Poſten angenommen wo er uns beſtändig cujoniren und beſchädigen kann. Auch das war ihm nicht genug: er hat meinem Bruder Wenzel hier ſeine Frau, die Mantua, beſchwatzt und mitgenommen, nachdem ſie ſo manches Jahr vergnügt zuſammen gelebt hatten.

Ich hörte ihn etwas der Art ſagen, verſetzte Heinrich: aber ich hielt es für bloße Prahlerey.

Nein, es iſt leider wahr, erwiderte Hannikel und ſeine Stimme war ganz gefühlvoll geworden. Er iſt ein Menſch deſſen Hand wider alle iſt, er achtet kein Geſetz und kein Herkommen, er iſt der gottloſeſte Menſch auf Gottes Erdboden.

Da wunderts mich nur, ſagte Heinrich, daß er, der allein iſt, den Muth beſitzt ſich ſo viele Feinde auf den Hals zu laden.

O er iſt grauſam ſtark und darauf verläßt er ſich, war die Antwort. Sehen Sie mich an, ich bin nicht von Brey, und doch — hier dämpfte der Zigeuner die Stimme — und doch hat er mich, als er noch bey uns war, einmal ſo geſchlagen daß ich vierzehn ganze Wochen krank und in Lebensgefahr da lag, und das iſt wegen einer Kleinigkeit geſchehen. Er iſt jähzornig und gewaltthätig — nun, Sie habens ja ſelbſt erfahren. Mein Herz kehrt ſich um wenn ich an dieſen Menſchen denke. Wär' er doch unterm Boden! eher kann ich nicht wieder fröhlich ſeyn.

Sterben muß er! rief Wenzel und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch.

Sterben! riefen Männer und Weiber im Chorus nach.

Au — auch hat er den Feu — eu — euerſegen, ſtotterte ein unterſetzter Knirps, der weiter unten ſaß.

Was ſchwatzt der da für dummes Zeug! rief Hannikel mit einem Seitenblick auf den fremden Gaſt.

Ja, ja, der Nottele hat Recht! rief ein hagerer Zigeuner mit gelbſüchtigen Augen. Der Schurke hat ſein Geheimniß dem Karl Herzog verkauft; drum darf er jetzt frey durchs Land ziehen und kriegt überall wo er ſeinen Paß aufweiſt einen Sechsbätzner. Wir dürfen uns kaum blicken laſſen, ſo geht die Hetze los.

Wir wollen den Feuerſegen von ihm nehmen! riefen die einen. Wir wollen auch ſo einen Freypaß! ſchrieen die andern.

Fontin! glaubſt du auch an die Dummheiten? rief Hannikel mit offenbarem Unwillen.

Freylich glaub' ich! war die Antwort: und du magſt dich ſtellen wie du willſt, du glaubſt ſelber dran.

Stille! rief der Anführer.

Ich laſſ' mir den Mund nicht verſiegeln! ſchrie Fontin, heftig auf den Tiſch ſchlagend. War ich nicht einmal ſelber dabey und ſah den Herzog wie er das Feuer bannte? Dreymal ritt er herum und ſprach den Feuerſegen, und es brannte nicht weiter.

Haben Sie auch ſchon von dieſem Unſinn gehört? ſagte Hannikel und gab ſich das Anſehen ſpöttiſcher Verachtung.

Ich weiß ſonſt nichts, erwiderte Heinrich, als daß beſtändig in Hohenheim Pferde und Wagen für dieſen Fall bereit ſtehen, und daß der Herzog zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wo ein Feuerreiter eintrifft, mit unbegreiflicher Geſchwindigfeit, und wenn es bis zur Grenze ginge, nach dem Brandplatze eilt, wo ſein raſches Commando in den meiſten Fällen das Unheil beſiegt. Da iſt es nun natürlich daß man ihn um das Feuer herumreiten ſieht.

Nichts, nichts! ſchrie Fontin, ganz ergrimmt über dieſe natürliche Auslegung: Der da weiß es beſſer! Der hats auch ſchon geſehen. Sprecht Ihr, alter Wilderer!

Eine Gruppe von Bauern hatte ſich bey dieſem anziehenden Geſpräche hinter den Stühlen geſammelt, und ein alter Mann mit weißen Haaren und einem Kaninchengeſicht, der Aufgeforderte, nahm das Wort: Ha freilich, rief er, iſt es ſo wie Ihr ſagt, Fontin, und auch ſo wie der Herr da geſagt hat. Ich war ja einmal dabey, und es war ein unmöglich grauſiges Feuer, und da kam der Karl Herzog gerade auch ſo ſchnell daher, wie vom Himmel herabgeſchnieen, und reitet dreymal ums Feuer, und wie er fertig iſt ſagt er: Jetzt laßts brennen! ſagt er. Ihr Herren, der Balken der verbrannt war, der war verbrannt, aber es iſt auch kein Span weiter angegangen. Und einen Vogelkäfig ſah ich im Feuer hangen, und er gaukelte ſchon in den Flammen, und der Käfig iſt nicht mehr verbrannt, ſo ſchnell war den Flammen

Einhalt gethan. Jetzt laßts brennen! hat er geſagt, und ſagen und davonreiten war eins; denn er darf ſich niemals verweilen wenn er das Feuer gebannt hat, weil das Feuer dann an ihn will, deſſentwegen reitet er dann immer ſo ſchnell davon.

Er ſchien noch mehr erzählen zu wollen, aber ein Lärm der ſich in der Gegend der Säule erhob unterbrach ihn. Der Bräutigam eifert wieder einmal, ſagten die Bauern und eilten hin um Frieden zu ſtiften.

Ja, ſagte ein anderer Zigeuner, das Geſpräch fortſetzend: und den Feuerſegen hat er von dem Erzſpitzbuben gekriegt, das iſt ganz gewiß. Nicht wahr, Rottele?

Ja, Po — o — oſtel, erwiderte dieſer, wohlbehäglich daß er die Antwort herausgebracht hatte.

Und ich bin der Meinung, rief abermals ein anderer unten herauf, daß wir ihm den Segen abnehmen; damit können wir uns gute Tage machen.

Nimms wie du willſt, Baſtardi, erwiderte der Anführer. Nach unſern Geſetzen hat er den Tod ſechsfach verdient: er hat mich und meinen Bruder beleidigt, er mißhandelt ſein Weib, er iſt von uns abgefallen, er hälts mit unſern Feinden und verfolgt uns, und dann hat er dieſen Herrn, der ihm nichts zuwider that, bloß deßwegen weil er unſer Freund iſt verhaftet.

Heinrich proteſtirte höchlich, er wünſche ſich darum nicht zu rächen.

Aber Wir müſſen die Rache übernehmen! rief Hannikel mit aller Rauheit ſeiner Stimme: denn es war auf Uns gemünzt. Wenn ihr dann, ſetzte er gegen die Seinigen hinzu, wenn ihr dann den Feuerſegen bei ihm findet ſo iſt es ja nur um ſo beſſer.

Nieder mit ihm! das iſt das Erſte! rief der ſtumm haſſende Wenzel und zerbrach abermals ein Glas bey dieſer Aufforderung.

Nieder mit Tony! er muß ſterben! ſterben! ſchrieen die andern nach und ſtießen die Gläſer zuſammen.

Heinrich blickte betroffen auf Tony, der, eine Hand auf Feddricho's Schulter gelegt, ruhig lächelnd in dem allgemeinen Getümmel ſaß. Tony? rief er unwillkürlich: was hat er denn gethan?

Wer? Ich? fragte Tony herauf.

Dummheiten! ſagte Hannikel: von dir iſt gar nicht die Rede.

Er heißt aber Tony, ſagte Heinrich.

Nein, verſetzte Hannikel: ſo heißt der Grenadier der Sie gefangen genommen hat.

Wenzel fuhr auf: Wer Tony heißt muß ſterben! rief er.

Tony gab eine trotzige Antwort, und Wenzel wollte auf ihn losſtürzen. Hannikel hielt ihn aber am Arm und fragte Tony: Wie kommſt denn du dazu dir einen Namen anzumaßen den dir niemand gegeben hat?

Die Geißin hat ihn mir gegeben! rief Tony.

Meine Mutter iſt nicht berechtigt Namen zu geben, verſetzte Hannikel: das kann nur in der Verſammlung und vom Oberhaupt geſchehen. Der Schurke hat die Weiber alle bethört, die alten wie die jungen; nun als ſie ihn entbehren mußte wollte ſie wieder einen Tony haben. — Dein Name gilt nichts! rief er mit dem ganzen Nachdruck ſeiner Hauptmannswürde; dann nahm er ſeinen Bruder bey der Hand und ſagte auf Tony deutend: Dieſer heißt Saſelo, trink ihm eins auf den Kopf zu!

Wenzel trank mit dem Neugetauften und ſo die Uebrigen der Reihe nach. Dann ſagte Hannikel: Ich will dir auch eine Frau zu deinem Namen geben. Willſt du die Dudane, oder die Danena, oder die

Tirana? Die Legart hab ich dem Nottele verſprochen. Nein, du ſollſt meine eigne Stieftochter, die Urſula bekommen; da nimm ſie.

Tony — denn da wir nicht an Zigeunergeſetze gebunden ſind ſo wollen wir fortfahren ihn ſo zu nennen — Tony hatte bey dieſen raſchen Reformen die mit ſeiner Perſönlichkeit vorgenommen wurden keine Miene verzogen: er ſtand auf, ging auf eine der Dirnen zu, die über den bildhübſchen Ehegenoſſen ſichtbar erfreut zu ſeyn ſchien, und führte ſie zum Tanz.

Heinrich ſah ſie an als ſie an ihm vorüberging, und glaubte das Mädchen wieder zu erkennen, das am Abend ſeines Abſchiedes ſo leichtfüßig die Anhöhe gegen Tony herabgeſchritten war. Sie hatte lichte Haare, eine hellere Haut als die andern, und war unſtreitig die Schönſte von allen. Zugleich aber fielen ihm die Reden wieder bey welche Tony, der Grenadier, auf dem Wege nach Sulz geführt hatte. Und hatte nicht auch Wenzels treuloſe Geliebte von einer Urſula geſprochen, welche Dornen hinter ihren Roſen verbergen ſollte? Er ſah in ein räthſelhaftes Gewebe, in eine unheimliche Verwicklung hinein.

Nottele führte ebenfalls ſeine Legart zum Tanze. Andre Paare folgten. Die Weiber, beſonders die alten, deren mehrere zugegen waren, ſtopften ſich ihre Stumpfpfeifchen, und ſetzten ſich hinter den Tanzenden auf Bänke der Wand entlang, wo ſie ſchmauchend und Schnapstrinkend zuſahen.

So waren denn außer dem Zigeunerhauptmann nur die beiden unheimiſchen Gäſte der freyen Leute an der Tafel geblieben. Heinrich betrachtete das Fräulein; ein heiteres Lächeln ſchwebte auf ihren Zügen und der ſchärfſte Beobachter hätte auch nicht eine Spur von Zwang und Befangenheit an ihr wahrgenommen. Doch ſchien ſie dieſe Gelegenheit zu einer heimlichen Unterredung mit ihrem Ritter längſt erwartet zu haben, und wandte ſich an den Zigeuner mit der ſchnellen Frage warum er den Tanz nicht auch mitmache.

Hannikel ließ wieder wie vorhin ſeinen Blick an ihr hinabgleiten und erwiderte ſchmunzelnd: Ich bin ſchon in geſetzten Jahren und muß mich eher wundern daß ſo ein junges Blut nicht Luſt zum Tanze hat. Kommen Sie, ich will Ihnen eine flinke Tänzerin ausſuchen. — O weh, ſie ſind alle am Brett! — Thut nichts, jetzt ſoll der Spaß nur um ſo größer werden. Ich will ſelbſt Ihr Tänzer ſeyn, daß der junge Herr ſagen kann, er habe einmal mit dem großen Hannikel getanzt.

Ein leichter Schatten lief über ihr Geſicht, aber er war ſo ſchnell verſchwunden daß man glauben konnte man habe ſich getäuſcht; ſie ſprang luſtig auf und rief: Eine ſolche Ehre iſt mir freylich noch nicht widerfahren! Aber Ihr müßt das Frauenzimmer machen, anders kann ich nicht tanzen.

Der Zigeuner ſchlug ein gellendes Gelächter auf und ließ ſich von ihr zu der Säule führen, wo er von den andern mit Klatſchen, Lachen und Jubel empfangen wurde. Heinrich ſah ihnen nach und ihm war ſchlimmer zu Muth als da ihn auf jener Redoute der Teufel am Arme hatte. Nicht daß eine Regung von Eiferſucht aufgeſtiegen wäre; aber er empfand ein inniges Mitleid mit ihr, noch tiefer als dieſe ihre hülfloſe, bange Lage es erheiſchen konnte. Die Liebe war ganz von ihm gewichen; dieſes Erbarmen war alles was davon zurückgeblieben war.

Nur allzubald ſollte ſich zu dieſer Empfindung ein heftiger Schrecken geſellen. Er ſah auf einmal wie der Zigeuner ſeine Stellung wechſelte, ſie als Tänzerin behandelte, den Arm um ihre Hüfte ſchlang und ſie im Tanzen feſt an ſich drückte. Er hatte ſich ſchon der Hoffnung hingegeben, ihr Geſchlecht werde unentdeckt bleiben bis ſich Mittel zur Flucht finden ließen; und nun ſchien alles auf der Spitze zu ſtehen. Er ſann und ſann wie zu helfen ſey, und mußte das Unerträgliche geſchehen laſſen.

Auf einmal aber erhob ſich ein gräßlicher Tumult; Flüche donnerten, und Tiſche und Stühle wurden über den Haufen geworfen. Heinrich ſah Meſſerklingen blinken, und warf ſich um das Fräulein zu ſchützen unter die Tanzenden, die in einem Augenblick zu einem dichten Knäul zuſammengeballt waren. Er blickte umher, und als er den Gegenſtand ſeiner Beſorgniſſe in einer Ecke bey der Alten fand, geſchirmt durch eine ſtarke Paliſade von Bauern die ſich eben dahin zurückgezogen hatten, ſo lehnte er ſich, unfähig durchzudringen, an die freygewordene Säule, und ſah gleichgültig, doch nicht ohne ein inneres Grauſen, in das Getümmel.

Da fühlte er einen Wurf der ihn ſtreifte. Es ſchien eine Brodkugel zu ſeyn, wie ſie nach aufgehobener Tafel der geſättigte Muthwille zu ſeinen Neckereyen benützt, und da er vermuthete daß der Wurf von Hannikel's ungezogenem Kobold herrühre, ſo beſchloß er nicht darauf zu achten. Aber gleich darauf traf ihn ein zweytes Geſchütz, und zwar ſtark und ſchmerzlich, auf die Wange. Er wandte ſich zornig nach der Richtung woher es gekommen war, und ſah etwas hinterwärts der halboffenen Thüre, auf welche ein Lichtſchimmer fiel, Tony, der ihm einen bedeutenden Wink mit den Augen gab. Er warf ſchnell ſeine Blicke umher und ſchlüpfte hinaus.

Jetzt iſt's nicht Zeit zum Plaudern! ſagte er, als ihn der junge Zigeuner bey der Hand ergriff: Komm und ſteh zu mir!

Sie iſt in Sicherheit, es kann ihr nichts geſchehen! flüſterte Tony: ich ſelbſt habe den Lärmen erregt, ich habe ein allgemeines Zornfeuer einfältiger Eiferſucht angeſchürt, und die Bauern und die Meinigen unter ſich und gegen einander aufgehetzt. Da hilft ſobald kein Feuerſegen, und der alte Satan kann lange bannen und beſprechen, derweil wir Rath mit einander halten.

Er hatte ihn in einen dunklen Gang geführt, wo ſie unbelauſcht waren. Tony, was haſt du gemacht? rief Heinrich: iſt das deine Liebe? So ſehr haſt du nur auf dein eignes Vergnügen gearbeitet, daß du ein unbedachtes junges Weſen dem Verderben preisgeben konnteſt? Haſt du dieſe Folgen nicht geahnt? Du mußteſt ſie vorausſehen! Und konnteſt dich ſo ſicher ſtellen?

Er hörte ihn weinen und legte ihm die Hand auf den Arm: Rede, was iſt zu thun? rief er.

Ich muß Verräther unter den Meinigen gehabt haben, ſagte Tony mit faſt erſtickter Stimme. Ich verließ mich ſo feſt auf ſie. Ich wußte daß er noch lange ausbleiben wollte.

Und hatteſt ſeine Mutter bey dir!

Die hat nichts verrathen! rief Tony eifrig: ſie hat mich lieber als ihn, ſie geht durchs Feuer für mich. Aber wir wollen die Zeit nicht verlieren. Was iſt zu thun? das frag' ich auch.

Haſt du keinen Rath?

Ihr ſeht wie die Sachen ſtehen.

Ich ſehe es, Dank deinem unerhörten Leichtſinn.

Er hats gemerkt, flüſterte Tony, daß ſie ein Mädchen iſt, oder hat ers ſchon vorher gewußt. Auch ſcheint er zu wiſſen daß ſie ihre Kleinodien eingenäht im Wämmschen trägt. Er war ihnen eben auf der Spur als ich den Tumult erregte.

Wenn er nicht noch Schlimmeres im Schilde führte, warf Heinrich hin.

Macht mich nicht raſend, ich zünde das Haus an.

Das wäre das beſte Mittel! Nur etwas hart, ſie ihre Künſte, die ſie auch an ihm zu üben nicht verſchmäht hat, im Feuer abbüßen zu laſſen.

Welche Künſte hat ſie geübt?

Sie hat von jenen Blicken die ſie ſo meiſterlich zu handhaben verſteht auch ihm einige zufallen laſſen. Freylich, es iſt ein intereſſanter Charakter.

Es iſt nicht wahr! rief Tony mit ſeiner ganzen Heftigkeit und packte ihn am Arm: ſie hat ſich ſo klug und unerſchrocken betragen daß ich ſie noch nie ſo ſehr bewundert habe.

Gleichviel! ſagte Heinrich kalt. Sie gehört ihrem Schickſal an.

Die Zeit iſt koſtbar, drängte Tony. Darin ſind wir doch einverſtanden, ſie zu retten?

Heinrich reichte ihm die Hand. Wär' ich ſonſt da? ſagte er. Gieb mir meine Papiere! es wird doch ein Schultheiß im Orte ſeyn?

Ein Schultheiß! Ihr habts mit Leuten zu thun, die bey Tage, wenn es ſeyn muß, ein Haus beſchießen, ohne daß ſich Schulz und Bauern zu rühren wagen. Schöne Kameradſchaft.

Es ſind doch Männer.

Und das nächſte Amt?

Nach Nagold haben wir zwey Stunden. Es iſt ſchon ſpät. Ihr findet den Weg nicht leicht. Ich bin ein Zigeuner, den man bloß feſtnehmen würde, und Ihr, nehmt mirs nicht übel, ſeht auch nicht darnach aus daß man Euch gleich zu Willen ſeyn wird. Trödelt man aber bis morgen früh, ſo ſind ſie über alle Berge. Und wer ſteht Euch dafür daß er das Vorhaben nicht merkt und wild wird?

So mußt du einen Aufruhr gegen ihn anfangen. Gieb mir meine Waffen wieder: ich will mit dir ſtehen und fallen.

Sie würden alle zu ihm treten. — Dieſes Geſtändniß, das ſeine Unmacht und ſein unpolitiſches Verfahren ſo deutlich verrieth, koſtete dem jungen Zigeuner große Ueberwindung. Er ſchnappte nach Luft.

Wenn du alle meine Rathſchläge verwirfſt, ſagte Heinrich, was weißt denn du?

Meine Macht iſt zu Ende. Er iſt mir zu gewaltig und zu ſchlau. Das Haus anzünden! das geht mir immer im Kopf herum.

Ich habe keine Luſt Mordbrenner zu werden; überdieß wäre der Erfolg ſehr ungewiß. Wiege die Bande in Sicherheit, ſpiele den gehorſamen Schwiegerſohn, und beſinne dich nur einiger Maßen wohin ſie von hier aus ziehen werden, oder hinterlaß mir ein Zeichen. Ich will noch dieſe Nacht zum Herzog.

Halt! rief Tony: ich habs! Ihr wißt die Wege nicht, laßt mich gehen! Morgen früh bin ich in Hohenheim.

Aber wird er dir glauben?

Er wird, er muß! Er hat ja meinen Kopf in der Hand. Sein Arm reicht weiter als durch ein Amt, und ich hoffe ihnen den Weg dießmal vorſchreiben zu können. Bleibt hier. Ihr ſteht in größerem Reſpect als ich. Auch liebt Ihr ſie doch nicht ſo wie ich, und werdet kaltblütiger ſeyn. Ich bin um ſo ſchneller. Oder gebt mir Eure Vollmacht an den Herzog mit, dann glaubt er mir gewiß.

Nein, nein! die läßt du mir für den Nothfall, gieb ſie nur gleich her.

Tony gab ihm die lang entbehrten Papiere zurück, nebſt einer Terzerole, welche Heinrich in die Bruſttaſche ſteckte. Ich will ein paar Worte an ihn ſchreiben, ſagte er.

Man könnte uns ſehen, rief Tony ängſtlich. Wir bleiben ohnehin zu lang.

So brich ein Tannenreis, gibs der Schildwache, und laß ihm ſagen, es ſey ein Zeichen vom Schwarzwalde. Beſchreib ihm meine Perſon daß er dir um ſo eher glaubt. Wie du dich darſtellen willſt, das mag dir ſelbſt überlaſſen ſeyn. Er will das Aufſehen vermeiden, ſag' ihm, er ſolle eine Jagd veranſtalten und uns einſchließen. Aber wie willſt du das zu Wege bringen, da du unſern Ort nicht wiſſen kannſt?

Sorgt nicht! Mein Bruder ſteht im Walde draußen auf der Wacht; mit dem will ich das Nöthige ſchon verabreden. Sagt nur der Feddricho, ſo wie ſie den Lerchenſchlag höre ſo ſolle ſie antworten. Und jetzt hinein! es iſt die höchſte Zeit.

Mit bangen Zweifeln trat Heinrich wieder in die Stube. Der Streit hatte noch nicht nachgelaſſen und noch immer blinkten die Meſſer; aber es war kein Blut gefloſſen, und die Drohungen ſchienen nicht ſehr ernſtlich zu ſeyn. Tony ſchlängelte ſich wie ein Blitz durch die Menge, raunte dem Fräulein zwey Worte zu, und ſchlug ſeine Angetraute, die neugierig dem Lärmen zuſah, von hinten auf die Schulter. Heinrich ſah ihn eine Weile ganz unbefangen und zärtlich mit ihr reden, dann aber auf einmal ſich ins offene Fenſter ſchwingen und verſchwinden. Nun war er allein, und das ganze Gewicht deſſen was kommen ſollte lag ſchwer auf ſeiner Seele. Laura's Augen waren auf ihn gerichtet; er blickte umher, und da Feddricho nicht weit von ihm auf einem Stuhle ſaß, ſo eilte er zu ihr und ſchlang den Arm um ihren Hals, wie wenn er ihr freundlich thun wollte. Mit wenigen Worten theilte er ihr Tony's Auftrag mit. Sie verſprach treulich zu gehorchen und ſagte mit Thränen in den Augen: Ich merke wohl, er wird nicht wiederkommen, er will nicht länger bey uns bleiben.

Er beruhigte ſie ſo gut er in der Eile konnte, und ſtellte ſich dann als müßiger Zuſchauer hinter die Streitenden. Ihr Feuer, vielfach von Hannikel's rauher Stimme beſchworen, hatte ſich inzwiſchen ſo ſehr abgekühlt daß der Bräutigam, nach Art der Bauern, den Krieg zum Zeichen des nahen Friedens aufs allerkleinſte Gebiet zu treiben, nur noch einen Gänſediebſtahl vorbrachte. Er fluchte und verſicherte, er könnte die Diebe mit Namen nennen.

Du biſt ein Narr, lachte der Zigeunerhäuptling: glaubſt du denn, meine Leute hätten nöthig Gänſe zu ſtehlen? Wenn ich wollte ſo müßten mir alle Gänſe in deinem Ort auf Einen Strich zufliegen, und die Gänſeriche ebenfalls, dich an der Spitze.

Ein allgemeines Gelächter entſtand. Hannikel ſah ſich ſchmunzelnd im Kreiſe um und fuhr fort: Sey jetzt vernünftig, Dachsmichel! du weißt daß wir als Freunde auf deine Hochzeit gekommen ſind. Mit den Gänſen ſey es wie es wolle, wir vertrinken ſie in ein paar Bouteillen auf meine Rechnung. Und zum Beweis daß jetzt Friede iſt ſetzſt du dich hin und machſt mir ein paar Schuhe: mein Wandel iſt alleweil nicht der beſte.

Der Schuſter und Hochzeiter, der in ſeinen eigenen Schuhen kaum noch aufrecht ſtehen konnte, behauptete er habe heut einen Feyertag. Hannikel aber ließ ſich von einem Einfall der ihm einmal gekommen war nicht ſo leicht wieder abbringen: deine Feyertage ſind vorbey, du Narr! ſagte er, und ich will die letzten Schuhe haben die du mit lediger Hand verfertigſt; denn nachher würden ſie mich drücken. Ich habe meinen Kopf darauf geſetzt, ich will Schuhe von dir haben in deiner Hochzeitnacht; ich werde ſie gut bezahlen, hörſt du?

Aller Einwendungen ungeachtet mußte ſich der Hochzeiter ſein Werkzeug holen laſſen und unter dem Gelächter der Bauern die Arbeit angreifen, bey welcher ihm ein paar zu ſeinem Glück eingeladene Zunftgenoſſen behülflich waren. Es läßt ſich denken mit welcher Feinheit unter dieſen Umſtänden die Schuhe gearbeitet wurden; deſto weniger aber war an der Geſchwindigkeit auszuſetzen. Hannikel ſetzte ſich zur Seite, ließ Wein genug bringen und ſah zu. An der Säule hob der Tanz wieder an; Laura hielt ſich zu den Mädchen, aber ihr Plan den Freund ebenfalls herbeyzuziehen ſcheiterte an der Schlauheit des Anführers, der ihm alsbald wieder einen Sitz neben ſich anwies. Die Schuſter zechten wacker; die Braut hatte ſich ſchmollend zu ihnen geſetzt und die Bauern rückten auch nachgerade herbey, ſo daß eine ganz artige Repräſentation des Nähr-, Lehr- und Wehrſtandes beyſammen war. Kaum hatten ſie Platz genommen ſo wurde Heinrich von ihnen, da ſie durch Wein und Händel kühner geworden waren, mit qualvollen Erkundigungen nach ſeinem Zeichen und Charakter beſtürmt, welche aber Hannikel mit dem Beſcheide, ſie ſollten nichts fragen was ſie doch nicht verſtehen würden, abſchnitt.

Wie iſt's, ſchöne Frau? ſagte er zu der neuen Meiſterin: nicht wahr, Ihr wünſcht mich ſamt den Schuhen ins Pfefferland? Aber ſeht einmal wie es Eurem Liebſten ſchmeckt! Wollt Ihr den Wein nicht auch verſuchen?

Mag nicht! ſagte ſie: 's iſt ein trüber Wein, muß erſt durch einen Lumpen laufen.

Sie deutete auf ihren Bräutigam, der eben den Pechdraht hängen ließ, um, wie er ſich gegen ſeine Mitarbeiter ausdrückte, den Wein zu verſohlen. Ich weiß nicht was das iſt, ſagte er zu ſeiner Braut: ich hab' einen hohlen Zahn, der will eben immer, immer ſaufen, und keiner iſt der mir ihn 'rauszieht.

Hannikel lachte unmäßig und warf ein großes Stück Zucker in ſein Glas.

Das muß wahr ſeyn, ſagte einer der Bauern halblaut: er lebt wie ein Graf.

Was iſts nun auch? verſetzte ein anderer eben ſo: Ein Graf hat nicht mehr als die vier Elemente, und die kommen auch bey der Bettelpfanne zuſammen.

Auf welche Art? fragte Hannikel, der die letzten Worte gehört hatte.

Erde und Feuer drunter, Herr, und Luft und Waſſer drin.

Gut gegeben! rief Hannikel, den Stich überhörend, der ſeine eigne nomadiſche Lebensweiſe traf, und reichte dem Naturphiloſophen die Flaſche. Er hatte aber bey dieſer Unterhaltung nicht vergeſſen ſeine Augen im ganzen Zimmer zu beſchäftigen.

Jetzt winkte er plötzlich ſeine Tochter herbey, welche eben eingetreten war: Das iſt mir eine ſaubre Liebe! ſagte er: wo iſt denn dein Suſelo?

Er iſt gegangen die Morgengabe zu holen, antwortete ſie ſehr verdrießlich: er ſagte es wäre ja eine Schande.

Ein Blitz fuhr aus den Augen des Zigeuners; ſie begannen zu rollen. Aber im Nu war dieſe Erſcheinung vorüber; er lächelte und ſagte mit ruhiger Faſſung zu ihr: Du bekommſt einen braven Mann. Ein rechter Ehemann muß bey Zeiten auf die Erhaltung ſeiner Familie denken; nicht wahr?

Dieſer Satz war an unſern Freund gerichtet, auf den er ſeine Augen heftete; ſie ſahen ganz heiter, und doch funkelten ſpitzige Meſſer daraus hervor.

Heinrich hielt den Blick unbefangen aus und erwiderte, ein junger Mann könne ſich an dieſer Aufführung ſpiegeln.

Hannikel trank das Wohl ſeines angenommenen Sohnes, und nöthigte ihn das Gleiche zu thun. Er ſchenkte ihm fleißig ein; da aber Heinrich dieß regelmäßig vergalt und nicht die mindeſte Furcht vor dem Trinken zeigte, ſo gab er dieſe Operation bald wieder auf. Zugleich drängte er die Schuſter ihre

Arbeit zu fördern. Unſer doctrinairer Freund, theils um Zeit und Luſt zu gewinnen, theils (wenn es in dieſer Lage glaublich iſt) keine Gelegenheit zur Belehrung vorbeyzulaſſen, fragte ihn nach der Herkunft und Geſchichte ſeines Stammes, wurde aber mit offenbaren Prahlereyen bedient, und da der Zigeuner am Ende ganz ernſtlich behauptete, ſeine nächſten Vorfahren ſeyen noch in Egypten erzeugt worden, ſo wurde es klar daß er nichts wußte oder nichts ſagen wollte. Deſto ſchlauer verſtand er ſeine Gegenfragen zu ſtellen, und aus den zahlloſen Kleinigkeiten und unbedeutenden Nebendingen nach welchen er forſchte erſah Heinrich das Mühſelige und Hundertäugige ſeines Gewerbes. Er ſah den Haß und die Verachtung worin bey dieſer Menſchenclaſſe die Behörden und vorzüglich die proteſtantiſchen Pfarrer ſtanden, und erblickte zwey Welten von welchen eine der andern gleich rechtlos erſchien. Dabey mußte er ſich beſtändig hüten. durch keine Antwort irgend eine verderbliche Aufklärung zu geben; die verſchiedenen Vermögens-Verhältniſſe über die er Auskunft ertheilen ſollte waren ihm ohnehin nicht bekannt.

Dieſes peinliche Examen, dem er ſich nicht entziehen konnte ohne den Frieden vor der Zeit zu brechen, erſtreckte ſich auch auf ſein eigenes Weſen und Treiben und ſchloß mit einem ganz unerwarteten Antrag. Da Sie ſo gut mit der Feder umgehen können, ſagte Hannikel, ſo könnten Sie mir eine große Freundſchaft erweiſen. Ich bin eigentlich ein gelernter Jäger, habe aber meinen Lehrbrief einmal aus Zerſtreuung ins Gewehr geſtoßen, was mich manchen Unannehmlichkeiten ausſetzen kann. Nun möchte ich Sie bitten mir einen neuen Lehrbrief oder einen Ausweis zu ſchreiben, womit ich mich nöthigenfalls behelfen möchte.

Heinrich lehnte dieſe Zumuthung mit Erröthen ab und verſicherte in Schreibereyen dieſer Art gänzlich unbewandert zu ſeyn.

Das thut nichts, verſetzte Hannikel: ich kanns Ihnen vorſagen.

Wozu habt Ihr denn Freunde, Hannikel, wenn Ihr nichts von Ihnen wollt? rief eine Stimme und ein junger Menſch von liederlichem Ausſehen ſtand hinter ihnen, der dem Zigeuner einen vertraulichen Schlag auf die Schulter gab.

Ah unſer junger Jäger! rief dieſer: woher ſo ſpät? und wo bleibt denn der Alte?

Er folgt mir auf dem Fuß; waren den ganzen Tag im Walde.

Keine Dreyfüßler geſehen?

Nichts. Könnt ruhig ſeyn.

Und wo kommt ihr jetzt eben her?

Unten herauf.

Ah! Sehr gut. Iſt Euch da keiner von den Unſern begegnet?

Nein.

Hannikel ſah eine Weile vor ſich hin und nickte dann mit dem Kopfe, als ob er ſeiner Sache gewiß wäre.

Nun, und den Paß den Ihr da haben wollt, den will ich Euch ſchreiben, fuhr der junge Menſch fort. Ihr könnt ja keinen Menſchen finden der mit dem Forſtweſen bekannter wäre. Um ein paar Flaſchen Wein und einen von Euren berühmten Hunden will ichs thun.

Wein genug! rief der Zigeuner erfreut: und wenn ich wieder komme ſo bring' ich Ihm den Faſſ' den Pfarrer und die Tigreß mit. Ich hab jetzt nur zwey bey mir, die ich nicht entbehren kann. Kilian Schmid heiß' ich, daß Er's nicht vergißt.

Werd's gleich nachher zu Hauſe ausfertigen! war die Antwort, und Hannikel ließ dem jungen und einem ältern Waidmann, der inzwiſchen nachgekommen war, Wein und Ueberbleibſel vom Hochzeiteſſen reichen.

Auch Ihr müßt mir einen Gefallen thun, Alter! wandte er ſich an den letztern, wurde aber durch einen ungemeinen Jubel unterbrochen. Was von der Zigeunerbande noch im Zimmer war eilte nach der Thüre um einen eben Hereintretenden zu begrüßen. Er ging von einer Hand zur andern, und wurde mit Küſſen und Umarmungen faſt erſtickt; denn keine Nation hat einen ſo leidenſchaftlich zärtlichen Empfang wie die Zigeuner. Erſt als er näher kam, erkannte Heinrich daß es Duly war.

Und woher ſo ſpät? riefen alle.

Aus dem Wildbad, vom Rhein daher, erwiderte Duly, ging auf das Fräulein zu, gab ihr eine Rolle und ſagte: Hier, junger Herr, iſt Euer Geld.

Sie ſah ihn mit Erſtaunen an und gab es der Alten in Verwahrung.

Nun ſetzte ſich Duly zu ſeinem oberſten Gebieter, der ihn ebenfalls ſehr zärtlich bewillkommte und ihm ſogleich ſein Glas hinreichte. Duly trank und ſah ſeinen Hauptmann mit einem ſchlauen Lächeln an, was Hannikel erwiderte. Dann begannen ſie eine lebhafte Unterredung in der Zigeunerſprache, die aber ſo leiſe geführt wurde daß ſelbſt ihre Sprachgenoſſen nichts davon verſtehen konnten. Heinrich, der am nächſten ſaß, hörte nur zuweilen den Namen Sulz wiederkehren. Duly ſchien etwas vorzurechnen, denn er zählte an den Fingern und deutete dabey, in einem wegwerfenden Tone redend, nach der fatalen Richtung von welcher unſer Freund heute hergekommen war. Hannikel ſchien immer beruhigter und zuverſichtlicher zu werden, und am Ende lachten ſie ganz vergnügt mit einander.

Duly hat köſtliche Entdeckungen am Rhein gemacht! ſagte Hannikel laut. Vielleicht brechen wir ſchon morgen früh dahin auf. Wir haben doch auch die Ehre von Ihnen? fügte er gegen Heinrich hinzu.

Heinrich war überzeugt daß dieß eine Lüge ſey; denn er glaubte aus der geheimen Unterredung, obgleich er kein Rothwälſch verſtand, gemerkt zu haben daß die beiden über Tony's Verſchwinden keinen Augenblick im Zweifel waren, daß ſie ihn auf dem Wege nach Sulz vermutheten, und wohl auch ſeine eigne Gefangenſchaft in einem verdächtigen Lichte ſahen. Er erwiderte, ſein Beruf beſchränke ſich auf ſeinen unſtäten Zögling, und ſo lange dieſer die Wanderſchuhe nicht vertreten habe ſo lange dürfe auch er ſein Haupt nicht zur Ruhe legen.

Laura, welche aufmerkſam zugehört hatte, rief herüber: Ob ich mitgehe will ich bis morgen überlegen; aber ſo viel iſt ausgemacht daß mein Hofmeiſter und ich bey einander bleiben. Für jetzt wünſch' ich zu Bette zu gehen, denn ich bin müd und ſchläfrig.

Sie rief den Wirth, welcher bedauerte dieſen Wunſch nicht erfüllen zu können, da ſeine paar Zimmer von fremden Hochzeitgäſten beſetzt ſeyen.

Das hab' ich gedacht, ſagte Hannikel lächelnd: und deßhalb wollt' ich vorhin unſern Alten da fragen ob er nicht ein Bett für den Junker übrig habe.

O freylich! rief der alte Jäger, und glaubte ſeinem Freunde ganz beſonders gefällig zu ſeyn: in meiner grünen Eckſtube ſteht ein nettes Bettchen, und für den Herrn Hofmeiſter giebts auch noch ein Kämmerlein.

Hannikel ſah ihn an als ob er ihn freſſen wollte; da aber das Fräulein in die Hände klatſchte und das Anerbieten für Beide mit Freuden annahm, ſo getraute er ſich nicht die Gelegenheit zu offenen Kriegshandlungen vom Zaune zu brechen.

Indeſſen waren die Schuhe mit den erdenklich weiteſten Stichen fertig geworden. Da haſt du ſechs

Gulden, Dachsmichel! ſagte der Zigeuner und warf ihm das Geld prahleriſch hin: davon giebſt du deinen Kameraden auch einen Theil. Nimms für einen guten Einſtand, du wirſt in Zukunft wohlfeiler arbeiten müſſen. Wenn du mit deinem Weib nach Hauſe kommſt, ſo findeſt du einen fetten Hirſch; das iſt unſer Hochzeitgeſchenk, worüber du deine paar Gänſe vergeſſen kannſt. Und jetzt fort ins Jägerhaus! Nottele, mein Pferd!

Die Bauern flüſterten zuſammen und bewunderten ſeine Generoſität. Aber denk' an mich, Jogg! raunte einer der in Heinrichs Nähe ſtand einem andern ins Ohr: Schuhe die in der Trunkenheit gemacht ſind führen auf böſe Wege.

Ja, und zu böſen Häuſern, brummte der andre.

Heinrich ſchloß ſich dem allgemeinen Aufbruch an. Da er im Gedränge auf der engen Treppe Gelegenheit fand ſich dem Fräulein zu nähern, ſo zupfte er ſie am Wämmschen und empfahl ihr leiſe, die Läden in ihrem Zimmer zu ſchließen, die Fenſter aber offen zu halten, damit er ſie hören könnte wenn ſie ſeiner Hülfe benöthigt wäre. Hannikel, der auf alles achtſam war, drängte ſich ſchnell zwiſchen beide, und das Fräulein rief laut lachend: Mein Hofmeiſter meint, ich ſolle mich in Acht nehmen daß mir die Nachtluft nicht ſchade. — Heinrich wurde von allen ausgelacht, und ließ ſich's gern gefallen.

Ein hübſcher Schimmel wurde dem Zigeunerfürſten vorgeführt: er beſtieg ihn, offenbar mehr ſeiner Würde zulieb als wegen der Entfernung die nicht beträchtlich ſeyn konnte. Duly mußte auf ſeinen Befehl den Junker geleiten. Zwey Zigeuner folgten dem Schimmel, den zwey mächtige Hunde umſprangen, und der Trupp ſetzte ſich in Bewegung. Hannikel winkte den Sohn des Jägers heran und unterhielt ſich angelegentlich mit ihm. Der Alte hatte ſich zu Heinrich geſellt und begehrte zu wiſſen was er denn eigentlich mit ſeinem Zögling vorhabe; er ſchien ſie für Reiſende zu halten, welche aus Curioſität und in Folge einer zufälligen Begegnung etliche Tage mit den Zigeunern umherzuſchweifen gedächten, und ſagte: Nun ja, es ſind ganz umgängliche Leute, mit denen es unterhaltend zu leben iſt.

Im Walde trafen ſie ein großes Feuer, um welches bereits ein Theil der Bande gelagert war. Der Anführer ſprang vom Pferde, ertheilte einige Befehle und begab ſich dann, während ſein Gefolge bey den Genoſſen blieb, mit den Uebrigen nach dem

Jägerhauſe. Das kleine Gebäude erhob ſich auf einer lichten Stelle mitten im Walde, es ſah ſo einſam und abgelegen aus als ob auf drey Meilen im Umkreiſe keine menſchliche Wohnung zu finden ſeyn müßte.

Der Jäger öffnete, ging hinauf und kam mit einem Lichte zurück, die Herrſchaften einladend ihm zu folgen. Hannikel's Mutter und Tochter hatten ſich angeſchloſſen. Heinrich folgte dem Fräulein zu ihrem Schlafgemache, obgleich der Sohn des Jägers ihn mit trotzigem Tone zurückzuhalten ſuchte, da ſeine Kammer anderswo ſey. Er beſtand darauf ſeinem Zögling an der Thüre gute Nacht zu ſagen, drückte, daſelbſt angekommen, dem Fräulein die Hand, und wurde mit einem Blick entlaſſen, der ihm deutlich ſagte wie glücklich ſeine Gegenwart, ſeine Freundſchaft ſie mache. Zu ſpät! er war zufrieden ſich ihre Thüre für den Fall einer Hülfeleiſtung gemerkt zu haben, und folgte den andern mit kaltem, aber entſchloſſenem Gemüthe. Man bat ihn noch ein wenig ins Wohnzimmer einzutreten bis ſein Nachtlager geordnet ſeyn würde. Die Alte hatte ſichs nicht nehmen laſſen auf einem Strohſack neben ihrem Kinde, wie ſie Lauren nannte, zu ſchlafen, ſo ſehr auch ihr gebieteriſcher Sohn ſich bemüht hatte ſie davon abzubringen. Das Mädchen dagegen, Tony's Strohwittwe, war mit in's Zimmer herüber gekommen.

Hannikel erinnerte an ſeinen Paß, und der junge Jäger ſchrieb mit fixem Kiel eine Ausfertigung welche der Zigeuner wohlgefällig las und mit einem Thaler honorirte, dem er noch die verſprochenen Hunde beyzufügen verſprach.

Ihr habts beym Teufel gut! rief der junge Menſch, neidiſch nach ſeiner klingenden Taſche blickend: ich wollt' auch dick thun, wie nur einer, wenns ſo geſpickt bey mir ſäße. Nein, ſo lebt kein Reichsprälat.

Ein mühſames Leben, mein Söhnchen! erwiderte der Zigeuner: hat Licht und Schatten. Wenn dichs aber lüſtet ſo kannſt du's verſuchen; ich nehm dich mit.

Nichts, nichts! rief der Vater: mein Sohn bekommt nach meinem Tode den Dienſt.

Das iſt eine magere Kuh, ſagte der Jüngling frech und höhniſch: aus der milkt man nicht viel Butter.

Na, na, laß gut ſeyn! verſetzte Hannikel und klopfte ihn auf die Schulter, indem er dem Alten zuwinkte: Wenn man ſich mit den Holzhändlern zu vertragen weiß —!

Eine Magd kam herein und meldete daß alles in Ordnung ſey. Urſula, bediene den Herrn! rief Hannikel: wir wollen euch Leuten nicht noch mehr Mühe machen.

Heinrich erklärte, er bedürfe durchaus keiner Bedienung; aber Hannikel ließ ſich nicht von der Sorge für ſeine Bequemlichkeit abbringen und ſagte ihm aufs Freundlichſte und Höflichſte gute Nacht. Das Mädchen hatte bereits das Licht ergriffen und ging voran; die Magd folgte, um das Gemach zu zeigen. Sie gingen die Treppe hinab und zu einer Kammer welche nach der Seite hinaus lag. Die Magd entfernte ſich, die junge Zigeunerin ſchloß auf, leuchtete vor und ſetzte das Licht auf einen niedrigen Schrank, den Bewohner dieſes Gemachs mit einem langen Blick betrachtend. Dieſer hatte ſich inzwiſchen in ſeiner Höhle umgeſehen, denn einer ſolchen ſah die Kammer gleich, die für einen Knecht oder eine Magd beſtimmt zu ſeyn ſchien. Doch ſtand in der Ecke ein Bett, das friſch, wenn auch nicht fein überzogen war, das erſte weiche Nachtlager nach vielen Strapazen und Entbehrungen: ob es ihm aber dieſe Nacht zu Gute kommen ſollte das war freylich noch ungewiß. Das Mädchen ging ſtill hinaus. Er öffnete einen Laden, denn Fenſter waren nicht vorhanden, und ſah in die Nacht hinaus; es war ihm ſonderbar und ſchwer zu Muthe.

Die junge Dirne kam wieder und brachte allerley Nöthiges und Unnöthiges, Waſchwaſſer, ein Glas Gebranntes zum Schlaftrunk und dergleichen mehr. Endlich bat ſie ihn niederzuſitzen, um ihm die Stiefeln auszuziehen. Er lehnte es freundlich ab und ſagte, ſie ſey zu gut dazu. Sie blieb ſtehen, verwandte die Augen nicht von ihm, und er war in Verlegenheit was er mit ihr anfangen ſollte.

Da hörte er den ſchweren Tritt des Zigeuners auf der Treppe; er kam herab, ſcherzte noch mit dem Sohn des Jägers und ging der Hausthüre zu. Die Thüre wurde hinter ihm geſchloſſen und ſeine Schritte verloren ſich in den Wald. Heinrich athmete hoch auf; er hoffte heute Nacht nichts mehr befürchten zu dürfen.

Seine Blicke fielen auf die Zigeunerin, die immer noch vor ihm ſtand als wäre ſie ſeiner Befehle gewärtig. Er ſagte ihr, er bedürfe nichts weiter, und ſie hätte ſich nicht abhalten laſſen ſollen ihrem Vater zu folgen.

Ich darf im Hauſe bleiben, erwiderte ſie: Wollen Sie mich hinausjagen?

Nichts weniger! rief er und legte die größte Freundlichkeit in ſeinen Ton, während er ihr mit der Hand über die Stirne ſtrich.

Sie ſchmiegte ſich an ihn an und ein lebhaftes Feuer leuchtete aus ihren Augen, die lichtbraun wie ihre Haare waren. Was wird aber Tony dazu ſagen? fuhr er fort. Seine erſte Abſicht war geweſen ſie mit guter Manier zu entfernen, und jetzt wußte er ſchon nicht mehr recht was er wollte. Das Mädchen war wirklich ſchön, und er glaubte eine Seele in ihren Augen zu finden. Sein Herz war wieder ſo frey wie ein Vogel in der Luft, und ſchon flüſterte ihm ein unberufener Dämon ins Ohr, er begehe ja keine Untreue an Tony. Die Sicherheit des Augenblicks und die ferne drohende Gefahr, beides gab ſeiner Lage einen eigenthümlichen Reiz, wozu ſich noch der Kitzel geſellte, das Gemüth einer ſolchen wilden Waldgöttin zu erforſchen.

Sie war über den Namen Tony ſichtlich betroffen. Welcher? fragte ſie.

Der Bräutigam, der die Morgengabe holt.

Der! lachte ſie und ſchlang ſich ſeinen Arm um den Hals: dem iſts nicht Ernſt, ſonſt hätte er keinen ſolchen Vorwand gebraucht.

Kennſt du denn den andern auch? forſchte er weiter. Die Reden des Grenadiers und ſeines Weibes waren ihm wieder eingefallen.

Nein. Warum fragen Sie das?

Kennſt du ihn wirklich nicht?

So wahr ich lebe, ich habe ihn in ſechs Jahren nicht geſehen, und damals war ich noch ein Kind. Warum fragen Sie denn?

Er rühmte ſich von einem verliebten Mädchen verfolgt zu werden, und dabey nannte er einen Namen der auch der deinige iſt.

So? — Damit hat er eine andre gemeint; er kennt mich nicht, noch ich ihn, erwiderte ſie und ſah ihm unſchuldig wie ein neugebornes Kind in die Augen.

Es iſt gut, verſetzte er und begab ſich wieder an die Oeffnung, um zu hören ob alles ruhig ſey. Er vernahm keinen Laut.

Sie war ihm nachgefolgt. Soll ich Ihnen wahrſagen? fragte ſie.

Wenn es dir Freude macht. Verſtehſt du dieſe Kunſt?

Ei freylich! — Nein, Sie dürfen die Hand nicht mit Geld kreuzen, ich thue es aus gutem Herzen.

Der Ton und Blick womit ſie das ſagte wußten ihren Weg zum Herzen ebenfalls zu finden. Unſer Freund, wenn er noch ein paar Jahre jünger geweſen wäre, hätte wohl angefangen zu ſich zu ſagen: Sollte ich eine ſolche Blume in der Wildniß finden? und dann wären allerley andere überſchwängliche Reden gefolgt. So aber begnügte er ſich ihr die Hand hinzuſtrecken, ohne einen beſtimmten Gedanken faſſen zu können. Draußen war alles ſtill; deſto ſchwüler und unruhiger begann es in ſeinem Innern zu werden.

Sie betrachtete ſeine Handlinien, tippte mit dem Finger darauf und ſchien die Sache ſehr gründlich nehmen zu wollen. Was muß ich ſehen! rief ſie endlich: dem ſtillen Herrn hätt' ich nicht ſo viele Liebſchaften zugetraut. Ja, lachen Sie nur, es iſt dennoch wahr.

Deine Kunſt iſt mädchenhaft, ſagte er: weiter weißt du nichts?

O ich kann ſie Ihnen alle der Reihe nach erzählen. Der Erſten ſind Sie untreu geworden und die andern alle Ihnen. Das iſt Sündenlohn. Aber ich weiß es noch viel genauer. Mit der Nächſten werden Sie glücklich ſeyn, Ihr werdet einander treu bleiben: treue Liebe ſteht hier eingeſchrieben.

Sie drückte den Finger auf eine Stelle ſeiner Hand und es ſchien elektriſch in dieſelbe überzuſtrömen; Funken von der gleichen Natur kamen aus ihren Augen in die ſeinigen gefloſſen. Aber ein ſchlechter Leiter, um das Gleichniß fortzuſetzen, führte von da in ſeine Seele; die Worte „treue Liebe“ hatten ihn bitter geſtimmt und er ſagte: Weißt du nichts Wichtigeres?

Sie ſah ihn ſchmerzlich an. Laſſen Sie Ihre Lebenslinie beſchauen, erwiderte ſie. O weh! rief ſie mit unverſtelltem Schrecken und ſchleuderte ſeine Hand von ſich, wie um des traurigen Anblicks überhoben zu ſeyn.

Was lieſeſt du? ſagte er und konnte ſich kaum eines leichten Schauers erwehren.

Der ſchöne Herr! ſo jung und ſo gut! Es wäre ſchrecklich. Laſſen Sie noch einmal ſehen. Nein, ſie iſt nicht tief durchſchnitten, und die Nebenlinie geht unverletzt zur Seite fort. Eine große Lebensgefahr ſteht Ihnen bevor! Nehmen Sie ſich in Acht, und zwar in der allernächſten Zeit —

Und wahrſcheinlich eben jetzt? ſagte er, ihr Kinn emporhebend und ihr ſcharf ins Auge ſehend.

Das weiß ich nicht, erwiderte ſie und hielt ſeinen Blick ruhig aus.

Ich werde wohl fliehen ſollen? das wird das Klügſte ſeyn.

O bleiben Sie hier! gehen Sie nicht! rief ſie und legte das Köpfchen mit den reichen Locken an ſeine Bruſt. Sie könnten ja gerade der Gefahr entgegengehen — ich weiß nicht wo ſie herkommt — ach, und ich würde bitterlich um Sie weinen.

So laß mich noch einmal die lichten Seiten des Lebens ins Auge faſſen! ſagte er lächelnd, indem er ſich niederſetzte: laß mich ſeine Schätze wie ein Geizhals überzählen, wenn es wahr ſeyn ſollte daß ſchon jene düſtre Pforte winkt. Meine Erinnerung iſt undankbar, ſie rechnet mir die Freuden ſpärlich vor. Laß du deine phantaſtiſche Wiſſenſchaft in dieſen Linien die glücklichen Stunden leſen, die mir vielleicht zugedacht waren, ehe ſie von neidiſchen Geiſtern aus meiner Bahn geſtohlen wurden.

Er hielt ihr die Hand hin. Sie kniete vor ihm nieder und ſah ihm lang in die Augen, mit einem Blick als wollte ſie ſagen, es ſey auch ihre Meinung daß er ſein Leben noch genieße, ſo lang die Gunſt der Stunden auf ſeiner Seite ſey. Dann nahm ſie ſeine Hand und erzählte ihm ein Langes und Breites von Mädchen, Freunden und großen Herrn. Da ſie ſich aber zuletzt müde geſprochen hatte und gewahr wurde daß er ihr nicht zuhörte, ſo ſchwieg ſie ſtill und ruhte mit dem Kopf auf ſeinen Knieen. Ihr heißer Athem glühte ihm durch Mark und Bein, und da er nicht aus Granit erſchaffen war, ſo fehlte wenig daß der Becher mit der ſüß betäubenden Blume und dem widrigen Nachgeſchmack ihn nicht bis zum Vergeſſen ſeines Wächteramts und ſeines ganzen Schaukelſyſtems zwiſchen Morgen- und Abendland berauſcht hätte, wenn nicht ein durchdringender Schrey über ihnen erſchollen wäre, der ihn alsbald aus dem Netze des Zaubermädchens riß.

Er fuhr empor. Das Geſchrey wiederholte ſich, er erkannte Laura's Stimme. Ihre weibliche ſilberne Stimme war es, nicht jener knabenhafte Ton, den ſie ſonſt der mühſelig herabgezwungenen Kehle entpreßt hatte. Er hörte ſie ſeinen Namen rufen und kämpfte mit der verführeriſchen Zigeunerin, die ihn flehentlich bat ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen, ſie nicht zu verlaſſen. Sie hatte ſich um ihn feſtgewunden wie eine Schlange.

Weg! rief er: auch du biſt eine Betrügerin?

Pfui über dein ſanftes Lächeln, deine holde Leidenſchaft! Du verdienſt nicht ein Mädchen zu heißen.

Er mußte ſeine ganze Kraft anwenden um ſich von ihr zu befreyen. Während er hinaus und die Treppe hinaufflog riß er die Terzeröle aus der Seitentaſche und ſpannte den Hahn. Oben ſtand jemand der ihm den Weg verlegen wollte; es ſchien der Sohn des Jägers zu ſeyn. Er rannte ihn über den Haufen und kam vor Laura's Thüre. Das Schloß war losgemacht, er trat ein und ſah — welch ein Schauſpiel! Das Fräulein mochte, nur von einem leichten Teppich bedeckt, in den Kleidern auf dem Bette gelegen haben; jetzt lehnte ſie, herabgeſprungen und halb in den Teppich verwickelt, am Bett und wehrte ſich gegen den Zigeunerhauptmann, der das Licht auslöſchen wollte. Ihr ſchöner Buſen, einſt die blendende Erſcheinung eines Augenblicks, war aus dem zerriſſenen Sammtjäckchen vorgedrungen; Hannikel deutete mit rohem Lachen darauf und ſagte: da ſitzen die Muſikanten die den jungen Herrn zu einem ſo ſchlechten Tänzer gemacht haben! — Seine Mutter hatte ſich von ihrem Strohſack aufgerafft und hielt ihm zitternd einen Arm: Alter, ſagte ſie mit ihrer dumpfen Stimme: Alter, ſey brav.

Heinrich hatte einen Augenblick hingeſehen. Mit einem Sprunge ſtand er, den Wildling umgehend, mitten im Zimmer, ſo daß er die Fenſter hinter ſich und die Thüre vor ſich hatte. Er trat dem Zigeuner entgegen und hielt ihm ohne ein Wort zu ſprechen die Terzerole vor.

Hoho! lachte dieſer grimmig, ließ das Fräulein fahren und hatte blitzſchnell eine Piſtole hervorgezogen, die er ihm entgegen hielt.

So ſtanden ſie ſich gegenüber, der junge ſchlanke Gelehrte und der knochige unterſetzte Räuber, der mit der Rechten die Waffe vor ſich hinſtreckte und in der Linken ein Stück des zerriſſenen Jäckchens zuſammenballte. Sie maßen ſich mit den Augen und ließen ihr Thun ſtatt der Worte ſprechen.

Das iſt mir ein ſaubrer Hofmeiſter, ſagte Hannikel zuletzt hohnlächelnd, der mit ſo einem ſchönen Junker in der Welt herumzieht.

Er oder Sie! rief Heinrich: Ich will daß Ihr Frieden haltet.

Du haſt ja ſchon ein Weib, ſagte die Alte: biſt du nicht mit ihr zufrieden?

Sie nimmts nicht übel, und wenn ich noch ein Dutzend dazu nehme! rief Hannikel: Was wollt ihr?

Dieſe hier gefällt mir. Ich habe den ganzen Tag ſchlichten und ordnen und befehlen müſſen. Weiberwerk will auch vorgenommen ſeyn, und das Milchgeſicht da ſoll mich nicht verhindern. Nieder mit dem Gewehr!

Nur zu! rief Heinrich und ſeine Wangen glühten vor Muth; er hätte jauchzen mögen, und zitterte zugleich in dieſer ungewöhnlichen Lage. Nur zu! dann fallen zwey Schüſſe mit einander, und das Fräulein iſt frey.

Es wurde draußen laut von Menſchenſtimmen und Hundegebell. Die Thüre wurde aufgeriſſen und die nächtlichen Geſellen die im Walde gelagert hatten ſtürzten mit Lichtern und brennenden Spänen herein.

Den Rücken frey! rief Heinrich. Wer mich angreifen oder umgehen will den ſchieß' ich nieder wie einen Hund. Ich weiß ich bin verloren, aber wer mir zu nahe kommt der iſts auch.

Die Alte warf ſich ihnen entgegen um ſie zurückzuhalten. Die Thüre wurde niedergeworfen und immer mehrere drängten nach. Weiber und Mädchen ließen ſich kaum gebieten, und Zorn und Neugier machten ſich auf allen Seiten Luft.

Hört mich! rief das Fräulein, ihr Wämmschen nothdürftig über der Bruſt zuſammenhaltend und alle blickten ſie mit Erſtaunen an. Hört mich, Ihr gewaltthätiger Mann! Wenn Ihr mich zum Weibe haben wollt, ſo müßt Ihr wiſſen daß ich eher ſterben als mich zwingen laſſen will. Verlaßt mich jetzt, Ihr und alle! Ich will bey Euch bleiben und mit Euch ziehen, und wenn Ihr höflichere Sitten annehmt, ſo mags Euch vielleicht gelingen mir zu gefallen und Euren Wunſch zu erreichen.

Die Zigeuner ſahen einander an. Was? rief Fontin: der junge Herr iſt ein Mädchen und will unſre Frau Hauptmännin werden?

Ein teutſches Mädchen — das geht nicht an — wir dulden ſie nicht unter uns! riefen Männer und Weiber durch einander. Eine alte Hexe mit funkelnden Augen trat hervor und hielt eine Rede an den Anführer, die in ihrer zigeuneriſchen Grammatik ſtarke Vocabeln enthalten mochte; denn er biß die Zähne übereinander und ſchien auf die Rednerin losſtürzen zu wollen; doch hielt er an ſich.

Mu-utter! ſagte Rottele und ſtreckte die Hand gegen ſie aus: haltets Mau-au-aul! Dann zog er ſich, zufrieden mit dieſer Kraftanſtrengung, wieder unter die Uebrigen zurück.

Nun trat Duly hervor und begann eine Rede in der Zigeunerſprache, welche zu Gunſten des Hauptmanns lauten mochte, denn dieſer nickte und lächelte ihm beyfällig zu; aber er wurde bald durch das Geſchrey der andern unterbrochen, und als dieſes ſich legte rief der grimmige Fontin auf teutſch, um von den beiden Fremden verſtanden zu werden: Es iſt gegen unſre Geſetze, ein Mädchen unter uns zu dulden, das nicht wenigſtens von Einer Seite her zigeuneriſch iſt. Meinetwegen mag mit ihr geſchehen was da will, aber bleiben darf ſie nicht, und der ſogenannte Herr Hofmeiſter muß auch fort, je eher je lieber.

So hatte es denn allen Anſchein daß der gefürchtete Hauptmann an ſeiner eignen Verfaſſung ſcheitern würde. Er ſah ingrimmig drein, ſchnaubte und ſchrie, aber die andern wollten den Preis um den ſie ihm gehorchten nicht verlieren, und der Streit begann leidenſchaftlich und ernſtlich zu werden, als auf einmal ſchnelle Tritte die Treppe heraufſtürmten.

Der Sulzer regt ſich! der Sulzer kommt! Mit dieſen Worten ſtürzte ein Zigeuner ins Zimmer.

Es iſt nicht wahr! rief Hannikel: dir trau' ich nicht! du biſt der kleine Lielenſohn! du hältſts mit deinem Bruder.

Da ſeht nur ſelbſt! war die Antwort

Die Zigeuner liefen ans Fenſter, nach welchem jener deutete. Fackeln durch den Wald! Von allen Seiten her! Er ſpricht wahr! Der Sulzer kommt! Das iſt der Sulzer! — ſo tönte es in großer Verwirrung durch einander. Hannikel fluchte und gab Befehle auf Befehle, welche den pünktlichſten Gehorſam fanden. Nur von Einer Seite trat ihm Widerſtand entgegen; denn als er, auch in dieſem Gedränge ſeine Verſchlagenheit beybehaltend, eben die Verwirrung und die Nothwendigkeit ſeine Mannſchaft in einzelnen kleinen Abtheilungen wegzuführen zu Gunſten ſeiner geſtörten Abſicht benützen wollte, klammerte ſich Laura an ihren Beſchützer an und rief laut: Schieß' mich nieder wenn jemand Miene macht uns zu trennen! — Da kein Augenblick zu verſäumen war ſo mußte der Zigeuner ſich zähneknirſchend fügen.

Hab' ichs brav gemacht? flüſterte der Urheber dieſes Getümmels, indem er im Gedränge an Heinrich vorüberſtreifte.

Nach wenigen Augenblicken war der ganze Haufen wie eine Verſammlung nächtlicher Geſpenſter beym Hahnenſchrey auseinander geſtoben.

## 2.

Es ſchwang ſich auf ſein Pferd
Eckart, der edle Held,
Und ſprach: In aller Welt
Iſt mir nun nichts mehr werth.
Die Söhn' hab' ich verloren,
So find' ich nirgends Troſt,
Der Fürſt iſt mir erboſt,
Hat meinen Tod geſchworen.
Wie Eckart alſo klagte,
Verlor er Sinn und Muth. — —

Tieck.

Das Fräulein war auf den Schimmel geſetzt worden, welchen Duly am Zügel führte, Heinrich und die Alte gingen nebenher, der Hauptmann, immer ſpähend, befand ſich bald vor bald hinter dem Zuge, und ſo ging es raſch auf geheimen Waldwegen fort. Die erſten Vorboten des Tages meldeten ſich, als ſie einen ſteilen Pfad zwiſchen Felsſtücken herunterzogen und in ein Thal kamen, wo ein

Flüßchen ſich leiſe hinſchlängelte und eine Mühle im ſtillen Grunde lag. Wer da bleiben dürfte! ſeufzte Heinrich, dem das einſame Gebäude heimathlich entgegenwinkte; aber er konnte den beiden wohlbewaffneten Zigeunern keinen Kampf anzubieten wagen, und wo hätte er hoffen dürfen einen ſichern Schutz zu finden, wenn nicht Rettung von Tony kam?

Ein lauer Regen ſtrömte reichlich herab, während ſie über die Brücke ſetzten und am jenſeitigen Berge einen ſchmalen, mühſamen Weg emporſtiegen. Als ſie oben waren ſah Heinrich ſich um, und hätte beynahe ſeine Freude laut werden laſſen als er die Alp rechtshin liegen ſah, in derſelben Richtung wie ſie ihn von Sulz her zur Seite begleitet hatte. Nun war ſeine Hauptbeſorgniß bey dem nächtlichen Aufbruche beſchwichtigt: kein Zweifel, ſie zogen Landeinwärts. Er wollte dem Fräulein einige franzöſiſche Worte ſagen, aber Hannikel ſpannte den Hahn ſeines Stutzens und fragte ob er ihm einen Pfropfen auf den Mund beſorgen ſolle. Dann entfernte er ſich wieder von ihnen, und hinterließ ſeinem Getreuen den gemeſſenen Befehl die beiden nichts Heimliches mit einander reden zu laſſen; ich bleibe hier herum, ſagte er, und die andern ſind auch nicht weit.

Die Berge wurden zu Hügeln und die Hochebene flachte ſich allmählig ab. Auch das Geſtein veränderte ſich; ſtatt des Sandes, der ſonſt die Füße der Wanderer elaſtiſch beflügelt hatte, fanden ſie jetzt einen aufgeweichten ſchlüpfrigen Boden, durch den ſie ſich mit Unluſt hindurcharbeiten mußten. Aber einen Freudenſchrey konnte Heinrich doch nicht unterdrücken, als er zwiſchen Tannen hervortretend eine Laubwaldung ſich ausbreiten ſah, deren helles Grün ihm tauſend fröhliche Grüße entgegenrief. Als er heraufgeritten war, hatten ſich ihm die Bäume traurig an den Weg geſtellt und die dürren Arme wie zur Warnung gegen ihn aufgehoben; und jetzt waren ſie alle, vielleicht über Nacht, in ihre Feyerkleider geſchlüpft, friſchgrün, wie ein Bild der neugebornen Hoffnung. Auch Laura ſtimmte in ſeinen Jubel ein, und Duly, nicht ahnend daß die Frühlingspoeſie dießmal eine gute Unterlage habe, lächelte wohlweiſe über das kindiſche Vergnügen.

So kann man ſich ſchon in den April ſchicken laſſen, ſagte er.

Iſt heute der erſte April? fragte die Alte. Er iſt meinem Sohne nicht günſtig.

O Der! lachte Duly: der hat den Schweif

aufgerollt und denkt: Proſit, Herr Oberamtmann von Sulz.

Vor dieſer Stadt, verſetzte die Alte, darf er allen Reſpect haben; er weiß was ihm prophezeyt iſt.

Er preſſirt auch davon wegzukommen.

Wenn er nur nicht allzuweit weg preſſirt! ſagte die Alte.

Hannikel ſtieß wieder zu ihnen und ſie zogen im Zickzack durch die ſchönen Wälder hin und her. Während ſie über eine grüne Waldwieſe kamen, ſchritt in geringer Entfernung ein ſtattlicher Hirſch an ihnen vorüber. Sie hielten ſich ſtill und Duly wollte ſein Gewehr anlegen. Bey Leibe nicht! flüſterte Hannikel. Heinrich ſah dem ſchönen Thiere nach, das eben in den Wald gehen wollte, als nicht weit davon die Büſche ſich aus einander bogen, ein Zigeuner vorſichtig herausblickte und ihm einen Wink gab. Er erkannte denſelben der vergangenen Nacht mit der Botſchaft, daß der Oberamtmann ſtreife ſo großen Schrecken erregt hatte. Im gleichen Augenblick hatte ihn auch der Hirſch geſehen, er ſtutzte, hielt an und ſetzte dann mit ungeheuren Sprüngen rückwärts über die Wieſe. Der Zigeuner legte den Finger auf den Mund und verſchwand. Der Hirſch hätte, an der Geſellſchaft vorüberfliehend, beynahe den Schimmel wild gemacht, und Hannikel ſah ſich mißtrauiſch nach allen Seiten um.

Es war Nachmittag als ſie ſich einer großen Eiche näherten. Hier iſt einmal ein alter Herzog von einem ſeiner Ritter aufgehängt worden, ſagte Hannikel, und Heinrich konnte bey dieſer Probe hiſtoriſcher Gelehrſamkeit das Lachen kaum verbeißen. An einem Bühl nicht weit von der Eiche machten ſie Halt, und gleich darauf trafen mehrere Abtheilungen von der Bande mit ihnen zuſammen. Den Mädchen, welche unter Fontin's Leitung gekommen waren, wurde befohlen ein Feuer anzumachen.

Aber ſind wir hier auch ſicher? fragte Fontin. Mir iſts als möcht' ich weit davon ſeyn.

Es gibt Fälle wo es heißt: Nah dabey iſt gut vorm Schuß, erwiderte Hannikel.

Das gilt aber nicht beym Sulzer.

Nein, aber bey Größeren. Geh hin und mache daß die andern bald kommen. Wenn alles beyſammen iſt, ſo will ich Euch ſagen was ich über dieſe beiden Fremdlinge beſchloſſen habe.

Heinrich hielt ſich die Hand vor die Stirne. Hülfe, ſo lang es noch Zeit iſt! rief es in ihm.

Und doch hatte ihn dieſe entſetzliche Spannung nicht unempfindlich gegen den Rauch gemacht, der ihm beißend in die Augen drang. Er wiſchte ſie ab und ſuchte ſeine Stellung zu verändern.

Was Teufels iſt denn das für ein Rauch? rief der Hauptmann: der wird ja bis zum Monde ſteigen! Wer iſt ſo unſinnig dieſen Rauch zu machen?

Feddricho hat ſo viel grüne Zweige aufs Feuer gelegt daß wirs faſt nicht erhalten können, ſagte eines der Mädchen.

Verlaß das Feuer! gebot der Hauptmann.

Feddricho gehorchte und zog ſich, mit Blättern ſpielend, in den Wald zurück. Dann ein langes, banges Stillſchweigen. Laura ſaß auf dem Bühl und hatte das Haupt auf Heinrichs Schulter gelegt. Hannikel hinderte es nicht; er war beſchäftigt am Zaume ſeines Pferdes zu beſſern, und blickte von Zeit zu Zeit ungeduldig durch die Bäume. Auf ſeinen Wink entfernte ſich nun auch Duly, um die Säumenden zu holen.

Es war ſtill und ein leichtes Lüftchen ſäuſelte in den Blättern. Man hörte in der Ferne eine Lerche die ihr luſtiges Lied begann. Alle lauſchten unwillkürlich dem frohen Vogel, der ſich in den tiefen Wald verirrt zu haben ſchien. Da antwortete ihm ein zweyter, der ganz in der Nähe herzhaft ſeine Triller aus den Büſchen ſchmetterte. Hannikel fuhr wie ein Raſender auf und rannte nach dem Gebüſch, als ob er der Sängerin den Hals umdrehen wollte. Aber er hielt mitten auf dem Wege an; denn im Rücken, da wo ſie hergekommen waren, ertönte ein lauter Hornſtoß, der ſogleich von allen Seiten des Waldes beantwortet wurde.

Eine Jagd! rief ein Zigeuner leiſe.

Sie blaſen gute Jagd, ſagte ein andrer.

Geſegne's ihnen der Teufel! rief der Hauptmann zähneknirſchend.

Leiſe kam aus dem Wald ein Trupp Zigeuner hervor. Endlich, Poſtel! Endlich, Poſtel! rief ihnen der Hauptmann entgegen.

Es iſt eine Jagd im Walde! ſagte Poſtel. Haltet euch ſtille.

Schraubt die Hähne von den Gewehren! gebot der Hauptmann und ging ſogleich mit ſeinem eignen Beyſpiel, das den geübten Waidmann zeigen und die Strenge des Förſters entwaffnen ſollte, voran.

Weißt du auch, ſagte Poſtel und trat näher zu ihm: weißt du auch daß es ein blinder Lärm war heute Nacht? Ich habe ja die Nachhut geführt, und ſo lang ich auch gehalten habe, keine Seele hat ſich geregt. Wir ſind verblendet und behext worden.

Hannikel ballte die Hände und ſchlug ſich vor die Stirne: O ich dummer Teufel! rief er aus und blickte wild umher. Aber ich will anders werden, ſtrenger will ich ſeyn und ſcharfe Unterſuchung halten. Ich will die Spitzbuben — Wenn es nicht zu ſpät iſt!

Er blickte bey dieſen Worten auf Duly, der athemlos herbeygerannt kam. Wir ſind eingeſchloſſen! die Jagd gilt uns! rief er. Und im ſelben Augenblicke ſchmetterten helle Fanfaren in der Nähe.

Die Zigeuner ſtoben auseinander und verbargen ſich in den Gebüſchen. Hannikel hatte das Fräulein am Arm ergriffen und zog ſie mit ſich in den Wald. Heinrich folgte, ohne in der Verwirrung von ihm bemerkt zu werden, und ſtand mit geſpannter Terzerole hinter ihm. Es war kein Augenblick zu etwas Weiterem übrig, denn die Zweige kniſterten und ein kleiner Jägertrupp kam ſtill und ſchnell auf die ſchmale Lichtung herausgeritten. An der Spitze ritt auf einem Falben der erlauchte Jäger welchen Heinrich einſt bey der erſten Begegnung ſelbſt für einen Wilderer gehalten hatte. An ſeinem grünen unſcheinbaren Röckchen war ein breiter Hirſchfänger gegürtet, und ein Jagdjunker folgte ihm mit zwey Gewehren; aber er ſchien nicht allein zur Jagd gerüſtet, denn aus ſeinen Sattelhulſtern blickten Piſtolen. Er ritt auf die Eiche zu und ſah mit ſeinen hellen Augen ſcharf umher; dann hielt er an und gab mit gleichgültigem Tone Jagdbefehle. Es iſt mir vorhin gemeldet worden — fügte er gegen den Jäger hinzu, den er eben verſchicken wollte — daß ſich allerley Geſindel heute hier umtreiben ſoll. Man habe ein wachſames Auge auf Jung und Alt, und halte an was verdächtig iſt.

Der Jäger ritt fort und der Herzog hatte nur noch zwey Begleiter. Heinrich ſah ſich ängſtlich um; da gewahrte er hinter einer breiten Buche, die von jungem Nachwuchs umgeben war, einen Flintenlauf der ſich langſam gegen den Herzog emporrichtete. Er hörte einen Hahn knacken, und in wildem Schrecken ſtürzte er hervor. Rettet, rettet den Herzog! rief er mit erſtickter Stimme und breitete die Arme aus.

Der Herzog, der den gebrochenen Schrey unmöglich verſtehen konnte, ſah ihn mit Zorn und Beſtürzung an. Elender! rief er, zog eine Piſtole hervor und brannte ſie ihm ins Geſicht Heinrich hörte nur noch ein gellendes O! aus dem Walde und taumelte in das Gebüſch. Laßt ihn! rief der Herzog ſeinen Jägern zu: es iſt ein Wahnſinniger, folgt ihm nicht!

Als Heinrich nach einer Weile wieder zu ſich kam, fühlte er daß jemand mit ihm beſchäftigt war, der den Arm um ihn geſchlungen hatte und ihm die Terzerole aus der Hand nahm. Er ſchlug die Augen langſam auf und erblickte den unterſetzten ſtotternden Zigeuner, der mit grinſendem Munde zu ihm ſagte: Hat ni-i-ichts gethan.

Er fuhr ſich über die Stirne. Schwa-arz wie der T-T-Teu-eufel! lachte Nottele: nur f-f-fort jetzt! Er nahm ihn unterm Arm und Heinrich ließ ſich ohne Sträuben in den dichten Wald führen. Er war wie durch ein Wunder unverletzt geblieben, mochte nun die Kugel ſeitwärts gegangen, mochte das Gewehr durch ein Verſehen der Dienerſchaft blind geladen geweſen ſeyn; nur die Gewalt des Schuſſes hatte ihn betäubt, und die Stirne ſchmerzte ihn ein wenig. Aber tiefer war eine andre Wunde gedrungen, und wenn ihm die Kugel durchs Herz gegangen wäre, er hätte nicht lebloſer, vernichteter ſeyn können.

Am Winkel eines Baches der mit Geſtrüpp überwachſen war kauerte der Zigeuner mit ihm nieder und wuſch ihm die geſchwärzte Stirne. Dann hieß er ihn ſtille ſeyn, ein Gebot das ganz überflüſſig war, da unſer Freund den Todten gleich gerechnet werden konnte. Die Hörner blieſen ferne durch den Wald, und der Zigeuner ſtotterte: Sie blaſen den Kehraus. Schon zu Ende? — Er horchte: das Geräuſch der Jagd verhallte nach und nach, und es wurde zwiſchen den Bäumen ſtill, als ob nichts geſchehen wäre. Auf! ſagte Nottele, und Heinrich gehorchte willenlos. Sie gingen dem Bach entlang. Der Zigeuner, der immer einige Schritte voraus war, ſah ſich mehrmals nach ſeinem ſtumpfſinnigen Genoſſen um, und ſchien rathlos was er mit ihm anfangen ſolle. Endlich beſchleunigte er ſeine Schritte, und war verſchwunden ohne weiter auf ihn zu achten.

Heinrich irrte durch Dick und Dünn: er ſah ſich nicht um, er hatte keinen Wunſch aus dem Walde zu kommen. Das iſt alſo das Ende vom Lied! murmelte er beſtändig vor ſich hin; er wiederholte die Worte ſo oft daß ſie zuletzt Sinn und Klang für ihn verloren hatten.

Nach langem Umherſchweifen gerieth er in eine

Verſenkung, wo er über eine Wurzel ſtrauchelte und einen Mann der vor ihm auffuhr beynahe niedergerannt hätte. Woher? wohin? ſchnaubte ihn dieſer an. Es war Hannikel.

Nirgends her, nirgends hin! rief Heinrich und warf ſich neben ihm zu Boden.

Aha, Kamerad! rief der Zigeunerhauptmann: haſt du ihn noch nicht verdaut, den Dank der großen Herrn?

Heinrich gab einen unarticulirten Ton von ſich.

Der Zigeuner betrachtete ihn lange, dann fuhr er fort: Und was willſt du hier, bey deinem Feinde? Du biſt mir in den Weg geſtanden, du haſt mir ſehr zuwider gehandelt. Jetzt hab' ich dich und könnte mich bitter an dir rächen.

Da bin ich, ſagte Heinrich: ſchieß mich nieder. Ich bin ausgeſtoßen, ich kann nicht rückwärts und nicht vorwärts. Macht ein Ende.

Ich bin kein Mörder. Das hab' ich vergangene Nacht und heute den ganzen Tag bewieſen. Er wird doch nicht glauben daß ich Seinen lauſigen Puffer reſpectirt hätte? — Still jetzt! — Er lauſchte eine Zeit lang und ſagte dann: Wie iſts denn mit den Unſrigen?

Ich weiß nichts, ſagte Heinrich, ſeine Stirne in die kühlen Büſche drückend.

Hannikel pfiff dreymal durch den Wald und horchte wieder. Als alles ſtill blieb, erhob er ſich mit einem Fluch. Heinrich ſtand ebenfalls auf. Will Er denn mit mir? rief der Zigeuner mit höhniſchem Lachen: Nun gut, jetzt ſoll Er auch!

Er hat mich ja zu Euch und Euresgleichen verſtoßen. Was bleibt mir übrig?

Hannikel ging voran, ohne eine Antwort zu geben, und Heinrich folgte. Der Zigeuner ſah ſich von Zeit zu Zeit verſtohlen nach ihm um, und verzog den Mund wenn er ſah daß der Geächtete unwiderruflich in ſeinen Fußſtapfen blieb. Sie durchſchnitten den Wald und kamen am ſpäten Abend ins Freye. Ein Dorf lag vor ihnen, auf welches ſie zugingen. Das äußerſte Haus hatte einen Schild; Hannikel ſah durch die erhellten Fenſter und ging hinein. Heinrich folgte inſtinctmäßig. Der Zigeuner ließ ſich vom Beſten geben, und aß und trank nach Herzensluſt, obgleich er von Zeit zu Zeit einen grimmigen Fluch durch die Zähne murmelte. Heinrich ſtarrte in ſein Glas ohne zu trinken; man hatte ihm ungefragt einen Schoppen hingeſtellt. Als

Hannikel gegeſſen hatte, ſtützte er den Kopf auf den Arm und hielt das volle Glas behaglich gegen das Licht; da ertönte in der abendlichen Stille ein Pfeifen vom Walde her. Er ſetzte das Glas nieder, lehnte ſich zum Fenſter hinaus, horchte eine Weile und erwiderte ſodann den Pfiff. Nicht lange ſo hörte man Tritte vom Walde her kommen, die Thüre wurde aufgeriſſen und Duly trat herein.

Nun, endlich! rief ihm der Hauptmann entgegen: Wie ſtehts? wo iſt denn das Teufelsvolk alles hin gerathen?

Alles in Sicherheit! antwortete Duly und leerte das dargebotene Glas: Nur Fontin, Dodelo und Hellele ſind gefangen.

Hatten ſie die Hähne abgeſchraubt?

Fontin hat. Von den andern weiß ichs nicht.

Der Fontin iſt ein ſchlauer Spitzbube, ſagte Hannikel mürriſch. Ich denke es wird ihnen nicht viel geſchehen. Ich bin fuchsteufelswild, ich habe mein Pferd bey der verfluchten Affaire gelaſſen.

Du mußt aber auch Haſen gefreſſen haben! rief Duly lachend: ſo ſah ich dich noch niemals laufen.

Hannikel runzelte die Stirne. Es war kein

Spaß, ſagte er, wie der Kolterer da hinausfuhr und den Schuß bekam. Ich verlor den Kopf, ich meinte, jetzt müſſe alles drunter und drüber gehen. — Du Lump du, wenn du ein Kerl wärſt ſo nähmſt ihn dafür bey der nächſten Gelegenheit aufs Korn. Könnteſt ein ſchönes Schießgeld verdienen.

Ja, man ſagt, der Kaiſer will ihm nicht wohl, verſetzte Duly.

Dummheiten! ich weiß das beſſer, ſagte Hannikel.

Es wäre wohl der Mühe werth! begann Duly, indem er den Hahn wieder an ſeine Stutzbüchſe ſchraubte.

Das laß du bleiben! rief Hannikel ſehr ernſthaft: die großen Herrn ſind undankbar gegen uns Schlucker. Verhilf einmal einem zu ſo einer Erbſchaft, dann laßt er dich baumeln und reinigt ſein Gewiſſen.

Nach unſrer Jungfer fragſt du ja gar nicht? ſagte Duly.

Weiß wohl warum! rief Hannikel mit verdrießlichem Lachen: Seit ich zugeſehen habe mit eigenen Augen, wie ein Wagen im Walde ſtand, wie ſie ſie daherbrachten und hineinſetzten und mit ihr davonfuhren wie ein ſiedendes Donnerwetter — ſeitdem, Duly, iſt mir das Fragen vergangen. Die iſt längſt in Stuttgart, oder Gott weiß wo?

Er knirſchte, lachte und trank, faſt alles in Einem Athem. Heinrich hatte ein wenig den Kopf aufgerichtet und zugehört. Auch ein Ende vom Liede! dachte er. Er ließ den Kopf wieder hängen und verſank in ſein troſtloſes Hinbrüten.

Mit dieſem Fang, ſagte Duly, war die Jagd vorbey.

Freylich, erwiderte Hannikel und ſpielte mit einem Edelſteine den er ans Licht hielt: es muß etwas ganz Beſondres dahinter ſtecken. Ich werde nicht ganz klug daraus.

Ich weiß was ich weiß, ſagte Duly.

Und was weißt du dann?

Daß der Schurke, der Tony, an allem ſchuldig iſt.

Der Tony? rief Hannikel, und wurde aufmerkſam.

Ja, der Tony! der war mitten unter den Jägern, und war gekleidet wie ſie, und ich erkannte ihn, obgleich er ſich entſtellt und den Hut ins Geſicht hereingezogen hatte. Wie ich ihn ſah nahm ichs Gewehr an Backen und wollte auf ihn ſchießen. wär' auch draus geworden was gewollt hätte; aber da wurd' ich erſt gewahr daß ich den Hahn abgeſchraubt hatte. Du weißt ja, wie der Schuß fiel, that ſie einen Schrey, und da ließeſt du ſie fahren. Und der Tony vom Pferd herab und hat ſie in den Armen — Du hätteſts noch ſehen können, ſo ſchnell ging das! Der fromm' ehrlich Tony mochte es wohl anders vorhaben: aber es kamen gleich noch ein paar Jäger dazu und halfen ihm.

Jetzt iſt ihm der Tod gewiß! rief Hannikel, der unter dieſem Tony keinen andern verſtand als den württembergiſchen Grenadier à cheval, während Duly, der, wie wir uns erinnern, erſt ſpät zur Hochzeit kam und bey der Benamſung und Verlobung nicht zugegen geweſen war, dieſe Denunciation ſeinem alten Freund und Befehlshaber zugedacht hatte. So rachſüchtig ſind die Kinder der Natur. Duly hatte jenen kleinen Wortwechſel und Tony's angemaßtes Anſehen nicht vergeſſen, wenn ihn auch bey allen ſeinen Handlungen zum Theil die größere Anhänglichkeit an Hannikel leiten mochte. Heinrich hörte dieſe Verwechslung nur mit halbem Ohr, und wenn er ihr auch ſeine ganze Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte, wie hätte er ohne ſich ſelbſt zu verrathen eine Aufklärung geben können? War ja doch die ganze Sache kaum der Rede werth.

Am Ende ſind ſie alle unter Einer Decke geſteckt, ſagte Hannikel nach einigem Nachſinnen, und dießmal dachte er an den von welchem Duly ſprach.

Was anders? rief Duly: und der da hat auch mitgethan. Wir könnten ihn gleich beym Kopf nehmen.

Der? ſagte Hannikel und drückte ſeine Lippen hervor, indem er mit richterlicher Würde auf den Angeſchuldigten ſah: Nein, der iſt unſchuldig. Wofür hätte er denn ſonſt Pulver ſchmecken müſſen? Ueberdieß ſind ſie nicht die aufrichtigſten Freunde, er und der Tony.

Iſt auch wahr! rief der Ankläger, und beide brachen, obgleich aus verſchiedenen Gründen, in ein rohes Gelächter aus.

Hannikel mahnte zum Aufbruch. Beide erhoben ſich, und Heinrich, von dem Geräuſche aufgeſtört, rückte ebenfalls ſeinen Stuhl. Hannikel rief den Wirth herbey und warf ihm hochmüthig das Geld auf den Tiſch. Unſer Freund, der alles halb bewußtlos nachahmte, griff in ſeine Taſche um ebenfalls zu bezahlen. Er ſuchte rechts und links und überall, und fing wieder von vorn an zu ſuchen; endlich rief er zornig: Meine Börſe iſt mir geſtohlen worden.

Das rath' ich Ihm, rief Hannikel ſchnaubend und auf den Tiſch ſchlagend, daß Er keinen Verdacht ausſpricht! ſonſt hat die Freundſchaft am längſten gewährt.

Er iſt bey ehrlichen Leuten, rief Duly, die bezahlen was ſie ſchuldig ſind.

Heinrich ſah einen um den andern an und verſetzte: Ich behaupte gar nichts als daß ich geſtern meine Börſe noch hatte. und daß ſie mir heute fehlt.

Der Träumer wird ſie bey der Bataille verloren haben, ſagte Hannikel. Was? er hat ja gar nichts getrunken! ſchnaubte er den Wirth an: da ſteht ſein Schoppen, der bezahlt ſich ſelber.

Der Wirth nahm den Schoppen mit einem verächtlichen Blick auf den unvermögenden Gaſt wieder zurück und Duly ſagte: Der Lump hat ſchon damals nichts gehabt als er das erſte Mal zu uns kam; wir haben ihn immer verhalten müſſen.

Sie gingen und Heinrich. dem die Welt auf allen Seiten zugeſchloſſen war, folgte ihnen langſam nach. Alſo nicht einmal in Euren Rang gehör' ich? dachte er und war ſchwach genug eine Thräne fallen zu laſſen. Er war guter Leute Kind, und die unverdiente Schmach hatte ihn mehr zerknirſcht als alle vorhergehenden Mißgeſchicke. Er hatte in ſeiner Betäubung vergeſſen, daß er einen Freund beſaß, der ihm ſchon hinlängliche Proben gegeben hatte, der ihn — und hätt' er ſich auch zu ihm durchbetteln müſſen — aufgenommen, genährt, geſchirmt und verborgen haben würde. Aber er glaubte ſich ganz verlaſſen, ſo ungeheuer hatte ihn ein Schuß aus einer vielleicht blind geladenen Piſtole getroffen. Ach, was iſt der Menſch! und wie ſehr haben ſechzig Jahre die Welt verändert, in welcher einſt ein ungnädiger Fürſtenblick noch einen Mannhafteren als den guten Heinrich Roller zum todten Mann machen konnte!

Unſre Nachtſchwärmer blieben ſtehen, denn ſie hörten ein Wiehern vom Walde her. Hannikel that einen Freudenſchrey und dann einen Pfiff: Das iſt mein Schimmel! rief er.

Sie eilten dem Walde zu und ſahen kurz darauf etwas Weißes in der Dunkelheit glänzen. Es war das erſehnte Roß, von Rottele und Dieterlen geführt.

Der Stammler erzählte in einer langen Rede und gleichwohl mit wenigen Worten, wie er die Blitzkröte mit dem Schimmel im Walde gefunden habe.

Hannikel liebkoſte ſein Söhnchen leidenſchaftlich, und nachdem er es in ſeinen Armen mürbe gedrückt und ihm tauſend und aber tauſend Küſſe gegeben hatte, ließ er ſich von ihm berichten. Der kleine Kobold war als die Jagdausſichten bedenklich zu werden angefangen hatten auf einen Baum geſtiegen, und erzählte nun was wir großentheils ſchon wiſſen. Nachher hatte er ſein Verſteck verlaſſen und war ſo glücklich geweſen den Schimmel einzufangen, der unverſehrt und unerſchrocken im Walde luſtwandelte. Die Hunde wußte er ebenfalls in Sicherheit gebracht; die Großmutter, die alte Geißin, hatte ihnen Stillſchweigen auferlegt und ſie mitgenommen. Die ganze Bande war glücklich entſchlüpft, bis auf die drey genannten Zigeuner und Feddricho, von welcher niemand zu ſagen wußte wo ſie hingerathen ſey.

Wenn ich ſie über'm Rhein wieder antreffe, ſagte Hannikel, ſo ſolls ihr ſchlecht geben.

Mir iſts ein Wunder, bemerkte Duly, daß wir ſo durchgekommen ſind.

Glaub' du mir, ſagte Hannikel: wenn er uns hätte fangen wollen, dießmal hätt' er uns gewiß alle gekriegt. Aber er iſt zu ſtolz dazu.

Wer? fragte Nottele.

Der Herzog.

Der Stammler fragte welches denn der Herzog geweſen ſey, und wurde von Duly belehrt.

Gott's Teifel! ſagte er ſtotternd: den hab' ich für einen Förſter gehalten, und weil er uns ein Geſindel hieß ſo hab' ich auf ihn gez — z — zielt.

Das laß du nur ein andermal unterwegs rief Hannikel, indem er ſein Pferd beſtieg und die kleine Abtheilung auf einſamen Wegen weiter führte.

Was das ein Kerl iſt! ſagte Duly nach einiger Zeit, auf Heinrich deutend.

Er tro — o — ottelt immer ſo mit! lachte Nottele.

Dem Geächteten war es als ob er ihn an der Kehle faſſen und erwürgen müßte; denn offenbar war der einfältige und doch ſchlaue Burſche der Dieb der ihm ſein Geld genommen hatte. Aber was würde er gegen ihn ausgerichtet haben? Und was war ihm der Verluſt der Börſe gegen alles das was er außerdem verloren hatte?

Ja, ich habe gefehlt! ſagte er zu ſich: und ich will büßen bis das Schickſal müde wird. Er duldete ohne ſich zu beklagen den Hohn der rohen Geſellen und die böſen Streiche die ihm Dieterlen, der ungezogene Bube des Hauptmanns, ſpielte.

Daß die nachfolgenden Zeilen, die ſpäter in ſeiner Schreibtafel gefunden wurden, in jener Nacht entſtanden ſeyen wird niemand glauben; denn es war ihm gewiß nicht dichteriſch zu Muthe. Dennoch ſprechen ſie ſo ganz das Gefühl ſeiner Lage aus, daß wir ſie, früher oder ſpäter aufgezeichnet, an keinem paſſenderen Orte mittheilen könnten.

Ihr fragt ob ich mir der verlornen Lieben,
Ob ich der Mutter mir noch ſey bewußt?
Ich würde ſchmerzlich dazu hingetrieben,
Läg' nicht der Trieb in meiner eignen Bruſt.

Ja, Sel'ge, Deiner mußt' ich ſtets gedenken,
Seit mich die Welt in ihre Arme nahm,
Um gleißend mich mit Trug und Hohn zu kränken
Und zu entlaſſen fremd, verarmt, in Scham.

Wie könnt' ich jener Tage je vergeſſen,
Wo ich beym Lichterſchein des heil'gen Chriſt
Der Mutterliebe Königreich beſeſſen?
Sie war ſo warm, als rauh das Leben iſt!

Wär' ich bey ihr! bey ihr! Aus goldnen Thoren
Sieht ſie auch jetzt herab, ich fühls, ſie ſieht
Ihr thöricht armes Kind in Nacht verloren,
Mit dem ein Schwarm von böſen Geiſtern zieht.

Ein himmliſch Lächeln ſpricht aus ihren Mienen;
Dazu blinkt eine Thräne wunderbar,
Ein Zeugniß vor den ernſten Seraphinen,
Wie ſie ihn liebte, dem ſie mich gebar.

## 3.

Jetzt ſcheint die eine Erdenhälfte todt,
Und böſe Träume ſchrecken hinterm Vorhang
Den unbeſchützten Schlaf! Die Zauberey beginnt
Den furchtbarn Dienſt der bleichen Hekate,
Und aufgeſchreckt von ſeinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgeſpenſte geht
Mit groß, weit ausgeholten Räuberſchritten
Der Mord an ſein entſetzliches Geſchäft.

Macbeth, nach Schiller.

Am Abend des zweyten Tages nach dieſen Begebenheiten gelangte Heinrich mit dem Hauptmann und ſeinem Stallmeiſter in ein friſches Wieſenthälchen, das, an eine mit Wachholdergeſträuch bewachſene Anhöhe gelehnt, mitten im Schönbuchwalde und nicht gar zu weit von der Stelle lag, wo die ſonderbare und ſchnell beendigte Jagd ſtattgefunden hatte. Sie waren nach ſo viel vereitelten Abſichten zwecklos und in unheimlichem Schweigen umhergezogen, ohne übrigens auf irgend eine Weiſe beunruhigt zu werden, hatten da und dort einen Trupp von der Bande getroffen, ſich von ihrem Wohlergehen überzeugt und ſie ſodann wieder ihren zweydeutigen Geſchäften nachziehen laſſen.

Hannikel ſtieg am Rand eines hellen Bächleins von ſeinem Schimmel und ſagte: Laß mir das Pferd, Nottele, geh auf den Schaichhof und hole Wein.

Er gab ihm Geld, beſorgte dann ſein Pferd, und als dieß geſchehen war, ſetzte er ſich auf einen Weidenſtumpf, nahm ſeinen langen ſchwarzen Bart in die Hand und betrachtete ſeinen Gefährten eine Zeit lang ſchweigend. Wir müſſen endlich ernſthaft mit einander reden, hob er an. Mit ſo einem mürriſchen, ſauertöpfiſchen Geſellen iſt mir nicht gedient. Meint Er denn, Er dürfe nur ſo mitlaufen und der Geſellſchaft zur Laſt fallen? Von Seiner üblen Laune will ich gar nicht reden, das iſt nicht das Einzige, ſondern es handelt ſich auch um das Recht in unſerer Geſellſchaft leben zu dürfen, und in dieſes Recht muß man ſich auf eine reellere Weiſe einkaufen als durch ſo ein ſtummes murrköpfiſches Mitlaufen.

Heinrich, der mit gekreuzten Armen vor ihm ſtand, lachte bitter: Daß ich Euch als zehrendes

Mitglied zur Laſt fiele werdet Ihr mir nicht behaupten wollen, erwiderte er: und was das Einkaufen betrifft ſo weiſe ich Euch auf Euren edlen Stallmeiſter an, der mir während ich ihm in die Arme taumelte meine Börſe aus der Taſche geſpielt hat.

Nehmt Euch in Acht! ſagte Hannikel und hob den Finger empor: der Nottele läßt ſo was nicht auf ſich ſitzen. Auch glaub' ich gar nicht daß ers gethan hat; dem Fontin würd' ichs eher zutrauen. Uebrigens können wir das ganz bey Seite laſſen: Ihr habt dieſen Verluſt als einen billigen Einſtand zu betrachten, und das Geld hat doch nicht ſo recht eigentlich Euch gehört, denn Ihr habts nicht mit Gefahr erworben. Jetzt geht ein andres Leben für Euch an: Ihr ſeyd verſtoßen, wie Ihr ja ſelbſt geſagt habt, und werdet mir einmal die Urſache dieſer für mich noch dunklen Begebenheit deutlicher berichten. Ihr ſeyd noch ein ganz junger Mann, Ihr werdet nicht die Schmach begehen wollen andern zur Laſt zu fallen und Euch von ihnen verachten zu laſſen. Seht nur mit welchem böſen Gewiſſen Ihr die geringſchätzige Behandlung dieſer Burſche da ertragt, und hättet doch Witz genug ſie zu braten und zu röſten. Man muß ſein Brod ehrlich verdienen, und dazu habt Ihr Gelegenheit genug wenn Ihr Euch zu den freyen Leuten haltet. Ihr verſteht mit der Feder umzugehen, und dieſe iſt heutzutage überall geſucht. Was gäbe es bey uns nicht zu ſchreiben. Brandbriefe und Atteſtate und Päſſe und wie das Zeug alles heißt! Ein ſolcher Mann hat uns ſchon längſt gefehlt, und deßhalb hab' ich Euch gleich von Anfang an gerne ankommen laſſen. Da ich etwas weiter zu denken pflege als die andern, ſo iſt es mir ſchon oft eingefallen, es wäre gut wenn wir ſo jemand hätten: die Welt liest jetzt allenthalben Zeitungen, und da ſo ſchlechte Gerüchte von uns verbreitet ſind, ſo könntet Ihr Aufſätze in die Zeitungen ſchicken und dadurch unter der Menſchheit eine beſſere Meinung von uns erwecken. Ich weiß daß es viel andre auch ſo machen. Laſſet die Hofgedanken fahren, Euer Waizen hat nun doch einmal den Brenner bekommen; und bleibet bey uns! in kurzer Zeit werdet Ihr bey allen in der größten Achtung ſtehen. Und um Euch dieſes Leben recht angenehm zu machen, könnt Ihr meine Stieftochter heirathen, die ja doch wieder Wittwe iſt. Sie iſt hübſch, hat Feuer und ich hätte ihr ſchon längſt was Apartes gegönnt, denn ſie verdient einen Mann der auch ein wenig mit den Weibern umzugehen weiß. Ich bin überzeugt, ihr werdet glücklich mit einander ſeyn.

Er ſchwieg und ſah ihn auffordernd an. Heinrich, nachdem er ihm eine Weile ins Geſicht geſtarrt hatte, ſagte kurzweg: Ich wills bedenken.

Gut! rief Hannikel und erhob ſich barſch: Bis Morgen hat Er Bedenkzeit, dann ſprechen wir aus einem andern Tone.

Nottele brachte Wein und öffnete den Schnappſack der am Pferde hing, dann ſtreckte er ſich zu ſeinem Hauptmann ins Gras, um mit ihm zu tafeln. Unſrem Freunde wurde nichts angeboten, auch forderte er nichts; er hatte ſchon eine ziemliche Zeit nichts mehr über die Lippen gebracht.

Die Schatten ſanken ſchon tiefer, als Nottele nach dem Gipfel der kleinen Anhöhe zeigte, wo eben die überhängenden Zweige der Buchen aus einander gebogen wurden und auf dem ſchmalen Fußſteig ein Mädchen erſchien, das alsbald flink und kräftig den Abhang herunterſchritt. Es war Urſula. Sie ließ ein buntes Tüchlein zum Gruße flattern und flog ihrem Vater an den Hals. Auf ihrer Stirne war eine friſche blutige Schramme.

Und woher denn ſo ſchnell? ſagte Hannikel: du haſt dich ja ganz außer Athem gelaufen.

Vom Gaisbühl und ſonſt noch gar weit her! antwortete ſie: die Unſern folgen mir auf dem Fuß.

Sie ſetzte ſich auf den Boden, einen ſcheuen Blick auf Heinrich werfend: ihre Augen, die neulich, von Leidenſchaft erhellt, in einem ſchönen durchſichtigen Braun geglänzt hatten, flimmerten heute in einem nebligen Grau. Eine Weile ſah ſie vor ſich hin, dann wandte ſie ſich plötzlich in der Zigeunerſprache an ihren Vater und redete erſt zaghaft und leiſe, dann immer lauter und heftiger, bald weinend, bald ſcheltend, bald beſchwörend auf ihn ein. Heinrich verſtand nichts als daß der Name Tony mehrmals in ihren Reden vorkam. Hannikel zog ſeine niedere Stirn auf eine gräuliche Weiſe zuſammen, erhob ſich raſch vom Boden und ging zum Schimmel um ihn aufzuzäumen. Es raſchelte im Gebüſch und ſeine Hunde ſtürzten hervor, welche mit ausgereckten Zungen an ihm in die Höhe ſprangen. Ein Trupp Männer und Weiber, von Duly geführt, folgten auf demſelben Wege den das Mädchen hergekommen war.

Eilt, Brüder! rief er ihnen entgegen: Ich und Nottele begleiten euch. Laſſen wir dießmal den

Vogel aus der Hand, ſo kriegen wir ihn ſobald nicht wieder. Die andern ſollen auch in Kurzem dran, wenn das Glück uns will.

Raſch brach alles mit einander auf. Was mögen die vorhaben? dachte Heinrich und folgte: Tony wird doch nicht ſo albern ſeyn ſich in ihre Hände zu geben. Vielleicht kann ich ihn im Nothfall warnen.

Wenzel, der unter den Angekommenen war und ſein finſteres Schweigen mit einer wilden Fröhlichkeit vertauſcht hatte, warf einen Blick auf ihn und ſprach einige Worte Rothwälſch.

Hannikel antwortete in gleichgültigem Tone und ſie ſetzten ihren Weg fort, ohne weiter auf ihn zu achten.

Sie konnten auf dem ſchmalen Pfade nur eines hinter dem andern gehen. Heinrich war der letzte; er ging hinter dem Stotternden, der das Mädchen vor ſich hatte. Dieſer ſummte einen Gaſſenhauer; dann tippte er ihr mit dem Finger auf den Rücken: Gut geſ — ſu — u — udelt? ſagte er mit neidiſchem Tone.

Da haſt 'n Fudelpatſch, Nottele! der wird dir das Stottern vertreiben, rief ſie, indem ſie ſich unverſehens umwandte und ihm einen ſo derben

Schlag auf den Mund gab daß er ſchreyend in das Gebüſch entlief.

Nach einer Stunde kamen ſie auf einen ausgehauenen Platz heraus, wo ein einſames Brünnlein durch eine hölzerne Röhre murmelte. Die dünne Mondſichel ging eben unter und nahm Abſchied von der Waldumgebenen Stelle. Hier machten ſie Halt und hielten eine lange heftige Berathung in ihrer geheimen Sprache. Duly gab dem Wenzel ſeinen Hirſchfänger und dieſer dem Duly ſeine Terzerole. Dann ſchnitt ſich jeder einen dicken Stock und die Reiſe wurde wieder angetreten. Der Wald nahm ein Ende und durch die Dunkelheit der Gegend rauſchte ein Fluß, der ſeiner Größe nach der Neckar ſeyn mußte. Sie gingen eine Strecke aufwärts, bis wo eine Brücke ſie hinüber führte. Dann kamen ſie an ſchlummernden Ortſchaften vorbey, wo manchmal ein Hund mit kurzem Bellen die Nachtgeſtalten begrüßte, erſtiegen waldige Hügel und näherten ſich einer langen ſchattenhaften Maſſe, die zuletzt als eine Bergreihe kenntlich aus dem Dunkel trat.

Sie raſteten nach langem Marſch auf dem Kamm eines Hügels, und Duly fragte: Wohin zunächſt?

In die Wolfsſchlucht, entſchied Hannikel.

Abermals ward aufgebrochen und der Reſt des Weges durch Haide und Wald zurückgelegt. Endlich ſtiegen ſie in eine kleine Schlucht hinab, die ihnen rabenſchwarz entgegengähnte; ein Waldbach floß in ihrem Grunde und verrieth ſich durch ſein Geräuſch und ſeine eiskalten Ausdünſtungen. Heinrich ſah in die Finſterniß hinein und blieb zaudernd ſtehen; er mußte ſichs gefallen laſſen, als ihm Urſula die Hand reichte um ihn hinabzuleiten. Er fühlte ſich bis ins Mark durchfröſtelt und drängte ſich mit den andern zu dem Feuer, das bald luſtig aufloderte und die verſteckte, überbuſchte Vertiefung ſchaurig beleuchtete. Der Schlupfwinkel lag ganz im Wald verborgen, einſam, geſpenſterhaft, zu unheimlichen Werken auffordernd, ein Aufenthalt der Unken, die ihren eintönigen Ruf durch die Nacht erſchallen ließen.

Die Bande lagerte ſich zum Schlaf, aber nicht lange ſo begannen die Weiber über den feuchten, froſtigen Aufenthalt zu klagen. So geht auf den Hof, ſagte der Hauptmann: Poſtel und Baſtardi mögen Euch begleiten; wir viere wollen hier bleiben. Nehmt den da auch mit, fügte er hinzu, auf Heinrich deutend.

Die Weiber erhoben ſich: Heinrich ſchloß ſich ihnen an, und ſchwankte ermüdet hinterdrein. Auf einem engen Pfade, der nur in der Höhe an der Lichtung der Bäume kenntlich war, gingen ſie durch den Wald, der ſich nach einer halben Stunde öffnete, und einen ſtillen, auf dem Rücken eines Hügels gelegenen Hof erſcheinen ließ. Nachdem ſie eine Weile geklopft hatten, kam ein Knecht mit einer Laterne, der ihnen gähnend, aber geduldig die geräumige Scheune aufſchloß, auch ohne Widerrede zugab daß ſie ein Feuer darin anmachten, das ſeine Flammen unbekümmert zwiſchen Heu und Stroh umherzüngeln ließ; denn bey den Bauern und Hofbeſitzern ſtand der Zigeuner von jeher im Glauben daß er Gewalt über das Feuer habe, auch iſt kein Beyſpiel bekannt daß dieſe verwegene Zuverſicht jemals unglückliche Folgen gehabt hätte.

Heinrich warf ſich ins Heu und ließ die andern ſchwatzen und lachen, aber vergebens hoffte er einen ununterbrochenen Schlaf zu finden. Er hatte lange gefaſtet, und jetzt begann das ſtumpfe Gefühl der Leere in ein nagendes überzugehen. Der Hunger quälte ihn, der ſeine Folter von Grad zu Grad ſteigerte; er dachte an den Vicar zurück, deſſen Erzählung ſich bey vollen Schüſſeln mit einem gewiſſen grauerlichen Behagen hatte anhören laſſen. Erſt gegen Morgen fiel er in einen unruhigen Schlummer. Er träumte zum Tod verurtheilt zu ſeyn und auf einem hohen Thurme zu ſtehen, auf deſſen Grund er in der tiefſten Felſenkammer begraben werden ſollte. Ein Haken war ihm durch den Leib geſchlagen, ein langes Seil ging davon aus, das um eine Winde geſchlungen war. Er ſah ſeinen erzürnten Oberherrn, wie er Befehl gab ihn hinabzulaſſen. Laura drehte die Winde lachend, als gälte es einen muthwilligen Scherz auszuführen. Amalie, an die er eine ganze Ewigkeit nicht gedacht hatte, ſtand dabey und ſah mit ihrer ſtarren Gleichgültigkeit zu. Lottchen aber, die ebenfalls zugegen war, rang die Hände und weinte bitterlich; ſie beugte ſich über den Schlund und blickte ihm nach, er ſah am Ende nur noch ihre Augen die wie zwey helle blaue Sterne in den Abgrund herunterleuchteten. So wurde er immer tiefer hinabgewunden; auf einmal aber brach das Seil und er ſtürzte in endloſe Tiefen hinein. Er erwachte betäubt und mit ſtechendem Kopfſchmerz; ſeine halbgeöffneten Augen zeigten ihm das Zigeunermädchen, das ſich über ihn gebeugt hatte und jetzt wieder ans Feuer ging.

um mit einem daſelbſt kochenden Saft ihre Stirne einzureiben. Er ſah ihr lange zu; ſie ſaß, die Arme auf die Kniee geſtemmt und den Kopf in beide Hände gelegt, und blickte mit einem ſeltſamen Ausdruck, mit weitoffenen Augen in das verglimmende Feuer. Endlich verließ ſie die Scheune und er war allein. Sein Traum, ſeine ganze Lage ging ihm unabläſſig im Kopf herum. Er hat mich verſtoßen, ſagte er: er hat mich zerſchmettert: was kann ich anfangen, wo mich hinwenden ſo ganz entblößt? Wo Geſetz und Ordnung ſich der Menſchenmacht bequemt, von da iſt mein Fuß verbannt, mein Name iſt geſtrichen. Das Leben dieſer Schandgeſellen kann ich nicht theilen, ihr geſtohlen Brod nicht eſſen. Er hat mir alles Weſen genommen, ich bin wie ein Geſpenſt, zum ſchattenhaften, ruheloſen Umherſchweifen verdammt. Gut, ſo will ich denn meine traurige Wanderung vollenden. Der erſehnte letzte Freund wird ja nicht lange mehr auf ſich warten laſſen.

Er erhob ſich und trat ins Freye hinaus; es war ſchon hoch am Tage. Er fand ſich am Fuße von hohen, waldigen, lichtgrünen Gebirgen; nicht allzuferne tauchte zwiſchen Obſtbäumen ein grauer ſtattlicher Kirchthurm auf, und er hätte die Gegend an einigen abgeköpften Bergen wohl auf den erſten Blick erkannt, hätte er nicht in einem ſtumpfen bangen Traum gewandelt. Er trat ins Haus, wo er etlige von den alten Weibern mit Wirth und Wirthin in gemüthlicher Unterhaltung fand. Die Uebrigen mochten wohl dem Wahrſagen und Betteln nachgegangen ſeyn. Er wurde aber bald durch die neugierigen Fragen der Hofbewohner verſtört und verließ das Zimmer wieder. Der Hunger trieb ihn umher: mit ſchmerzlicher Verwunderung erkannte er die Macht der erſten unmittelbaren Naturgefühle, er begann dem gemeinen Manne ſeinen oft gerügten Mangel an Sinn für das Höhere zu verzeihen, ja er begann ſeine ungekannte, unbelohnte Reſignation zu achten. Jener junge Bauer fiel ihm ein, der auf dem Wege zur Hinrichtung ausrief: Soll ich ſchon ſterben und habe mich in meinem Leben nicht Ein Mal in Brod ſatt gegeſſen?

Er umging das Hofgebäude, ein altes Anweſen aus den Zeiten geiſtlicher Herrſchaft, und betrat, als er ſich ihm von einer andern Seite näherte, eine niedrige Halle mit hölzernen Säulen, wo er ſich vor den heißen Strahlen der Mittagsſonne ſchützte. Eines der Mädchen kam hereingerannt und lud ihn im Vorübergehen ein, mit zu den andern zu kommen. Was gibt es denn? ſagte er. Sie war ſchon vorausgeflogen, und er folgte ihr auf einer finſtern Treppe, die ihn aus der Halle in eine Art von Küche oder Speiſekammer führte. Sein erſter Blick fiel auf einen Schinken, der an der Wand hing; nicht weit davon, auf dem Heerde lag ein breites friſchgeſchliffenes Meſſer, das ihm einladend winkte. Er hörte Stimmen nebenan. Gleichviel! rief er trotzig aus, und die unbeſiegbare Liebe zum Leben hatte ihn von neuem übernommen: ſoll ich denn verhungern, ſo lange es in der Welt noch genug zu eſſen gibt? die mich geplündert haben, mögen für mich bezahlen! — Er ergriff das Meſſer und ſchnitt ohne ſich irgend zu übereilen ein gutes Stück von dem Schinken ab, das er gierig verzehrte. Er wurde nicht ſatt und doch hatte er einen Widerwillen weiter zu eſſen; Hunger und Elend hatten ihn halb krank gemacht.

Er ging dem Schall der Stimmen nach und kam aus der Küche in einen kleinen Saal, wo er einige der Jüngeren von der Bande verſammelt fand; ſie tanzten um Baſtardi, der ihnen auf einer alten Geige fiedelte. Heinrich ſetzte ſich auf eine Bank an der Wand und ſah ihnen zu, da er gerade nichts Beſſeres zu thun wußte. Urſula war unter den Tanzenden, ſie kam herbeygehüpft und ſetzte ſich zu ihm. Sind Sie bös? fragte ſie, nachdem ſie ihm lang in die Augen geſehen hatte.

Er zog die Augenbrauen zuſammen; er wußte ſelbſt nicht warum ihn die Frage zum Aerger reizte. Ich muß wohl böſe ſeyn, erwiderte er: ſonſt würde mir nicht ſo viel Böſes widerfahren.

Ich bin auch bös.

So?

Nicht auf Sie. Aber was würden Sie einem Menſchen thun, der Sie heimtückiſch verſchwätzt und hintendrein mißhandelt?

Ich weiß es nicht, ich kann mich nicht in den Fall verſetzen. Iſt denn dir ſo etwas geſchehen?

Sie ſah vor ſich hin: Ich wollte nur fragen, erwiderte ſie nach einer Weile.

Sahſt du Tony in der letzten Zeit? hob er wieder an.

Welchen?

Nun, den andern kennſt du ja nicht. Ich meine deinen Verlobten.

Ach der! ſagte ſie gleichgültig: der will nichts von mir und ich nichts von ihm.

Heinrich war beruhigt. Da ihre ſtumme Haltung zum Sprechen aufforderte, ſo ſagte er nach einer Weile: Was haſt du denn an der Stirne? Warum verbindeſt du ſie nicht?

Es heilt ſchneller ſo, antwortete ſie.

Woher haſt du denn die Wunde?

Sie ſchwieg und wurde roth, ihre Augen verdunkelten ſich: Ich bin in ein Glas gefallen, ſagte ſie und ſprang wieder zu den Tanzenden.

Einige Stunden waren ſo vergangen, als Poſtel im Saal erſchien. Auf einen Wink traten Urſula und Baſtardi zu ihm und alle drey gingen fort. Heinrich, der nicht allein bey den andern Mädchen zurückbleiben mochte, geſellte ſich zu jenen und ſtieß in der Hausthüre auf die Wirthin, welche ihnen mit heftigem Schelten entgegen kam.

Ihr keinnütziges Lumpenpack! rief ſie: probirt's und kommt mir noch einmal in mein Haus! Ihr Diebsgeſindel! fuhr ſie fort und ein Strom von ähnlichen Ehrentiteln rauſchte ihr über die geläufige Zunge.

Was iſts? was iſts denn? fragten die beiden Zigeuner.

Was iſts? äffte ſie mit zornigem Hohne nach.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Was es iſt? meinen Schinken habt ihr angeſchnitten und weggefreſſen, ihr ſchwarzgelbe Galgenvögel!

Das hat niemand von uns gethan, erwiderte Poſtel ruhig. Eure Katze wird ihn gefreſſen haben.

Meine Katze! Ich möcht' auch wiſſen wo die gelernt hätte mit dem Meſſer umzugehen!

O Ihr habt beſondre Katzen, die mehr können als Brod eſſen.

Du Schlingel, du betrogener Hallunke, was willſt du damit ſagen? Macht Euch fort, ihr Hexenleute! ich will euch gern den Schinken erlaſſen, wenn ich euch nur nicht mehr vor Augen ſehe. Ihr wüſtes Volk, ihr ſauft und careſſirt mit einander, und wenn man meint ihr ſeyet im beſten Zuge, ſo ſchlagt ihr einander die Gläſer in den Kopf und ungezahlt auf und davon wie die Hexen, wenn einer Gott helf uns! ſagt.

Hexenleute! rief Poſtel lachend. Ich will Ihr was ſagen: es iſt nicht mehr lang bis zum erſten May, und wenn ich ein Hexenmeiſter bin, ſo hoff' ich alsdann bey Tanz und Schmaus und Lichterglanz auf einem grünen Plätzchen mit Ihr zuſammen zu ſeyn die ganze Nacht. Auf Wiederſehen bey der Frau Näget!

Er deutete bey dieſen Worten nach einer nahe am Abhang eines Berges gelegenen Ebene. Die andern ſtimmten in ſein Gelächter ein und machten ſich von dannen, während die Wirthin ein reiches Wörterbuch von Schimpfreden hinter ihnen her blätterte.

Nach einem kurzen Gange waren ſie in der Wolfsſchlucht, wo ſie die vier zurückgebliebenen Zigeuner beſchäftigt fanden ein Reh zu verſpeiſen und den Becher unter ſich kreiſen zu laſſen. Sie waren luſtig und guter Dinge, obgleich der Ort ſo unheimlich ausſah wie in der vergangenen Nacht. Hannikels Söhnchen hatte ſich ebenfalls zu ihnen gefunden und ſpielte mit ſchöngetigerten Pilzen die über Nacht aufgeſchoſſen waren. Der Hauptmann ließ ſich von Poſtel Bericht erſtatten; dieſer verfehlte nicht, in ſeinem weitläufigen Rapport auch die Geſchichte vom Schinken vorzubringen.

Wer hat den Schinken genommen? fragte Hannikel, indem er ſich mit gerunzelter Stirne umſah.

Ich, erwiderte Heinrich vortretend: ich hatte Hunger.

Hannikels Stirne entwölkte ſich, er ſah ihn mit luſtiger Ueberraſchung an und brach in ein donnerndes Gelächter aus. Die andern lachten unter den tollſten Geberden ganz ausgelaſſen mit; Nottele ſchlug ein Rad und wälzte ſich am Boden.

Er wird reif! ſchrie Hannikel: er wird reif. Gleich heute darf er mit!

Wenzel bot ihm ein Stück vom Reh; Heinrich lehnte es ab.

Immer beſſer! rief Hannikel. Er macht ſich: es ſchmeckt ihm ſchon nichts mehr als Geſtohlenes.

So wars nicht gemeint, verſetzte Heinrich. Ich dachte, wer mich beerbt habe der könne auch für mich bezahlen.

Da-das iſt keine A-Arbeit, ſagte Nottele, für einen la-la-lachenden Erben.

Uebrigens hat er Recht, verſetzte Hannikel: ſo was darf nicht vorkommen. Dieterlen, da haſt du Geld, geh auf den Gaisbühl und bezahle den Schinken. Sag' dem Gaisbühler, dein Vater wolle nicht daß man von ſeinen Leuten Verluſt und Ungelegenheit habe. Geh, du weißt wo wir zu finden ſind.

Der Bube eilte fort. Sie raſteten noch eine Weile, dann winkte der Hauptmann und mit wildem Ernſt in den Geſichtern erhoben ſie ſich. Sie ſtiegen die kaum haushohe Schlucht hinauf und gingen leiſe und eilig durch den Wald, in einem Bogen der die untergehende Sonne in ihren Rücken brachte. Molche krochen ihnen in Menge über den Weg. Ein blutiger Widerſchein zitterte noch am Himmel, als ſie aus dem Walde traten; die rothen Streifen erblaßten allmählig, und die wachſende Sichel, ſchon tief am Horizonte ſtehend, warf ein ſchwaches, dämmerndes Licht auf die Gegend. Die Berge waren zur Rechten unbedeutend in die Ferne gerückt, und eine Ebene verlief ſich vom Walde aus weithin in den grauen Schatten.

Noch alles ſtill! flüſterte Wenzel. Zu Heinrichs Verwunderung wurde am Saum des Waldes, wo ein verlaſſenes, niedriges Hirtenhäuschen ſtand, Halt gemacht. Er hatte geglaubt, der Zug werde nach irgend einem Dorfe gehen; auf einen nächtlichen Einbruch hatte er gerechnet, bey welchem er, zu den Angegriffenen tretend, ſein ohnehin zu Grunde gerichtetes Leben für das Geſetz in die Schanze ſchlagen und im eigenen Blute die Schmach der verhaßten Genoſſenſchaft abwaſchen wollte. Was auch mein Schickſal ſey, hatte er zu ſich geſagt, ich will dem Herzog zeigen daß es ein gutgeſinnter Bürger war den er unter die Geſetzloſen, unter die Uebelthäter geſtoßen hat.

Nun ſchien es aber auf etwas andres abgeſehen zu ſeyn als auf den nächtlichen Ueberfall eines Juden oder eines Pfarrers, und ehe unſer armer Freund einen neuen Plan faſſen konnte kam ein Umſtand dazwiſchen, der ſeinen heroiſchen Gedanken eine gebieteriſche Grenze ſetzte. Ein jäher Schwindel überfiel ihn, mit deſſen Vorboten er ſchon einige Zeit gekämpft hatte, und während er ſich, erblindet und wankend, an Duly hielt, befreyte ſich ſein Magen durch einen gewaltſamen Ausbruch von der ſchnellverſchlungenen ungehörigen Speiſe. Duly, den er dabey wider ſeinen Willen verſchwenderiſch bedachte, brach in gräßliche Flüche aus.

Willſt du ſtill ſeyn, du dumme Beſtie? rief Hannikel: ich drehe dir den Hals um.

Ei zum Teufel! entgegnete Duly mit gedämpfter Stimme: du magſt ihn dem da zubinden! oder laß ihn ſein Herz in deinen Buſen ausſchütten.

Die andern lachten leiſe. Da ſieht man, ſagte Hannikel, daß unrechtes Gut nicht gedeiht.

Heinrich konnte kaum noch auf den Füßen ſtehen; der Fieberfroſt ſchlug ſeine Zähne an einander, während ein ſchneidender Wind am Walde herauffuhr.

Horch! ſagte Hannikel. Wenzel warf ſich nieder und legte das Ohr an den Boden; die andern lauſchten mit vorgeſtreckten Köpfen nach der Ebene hin.

Hinein ins Schafhäusle mit dieſem da! flüſterte Hannikel: Duly, Poſtel, Baſtardi, links und rechts auf die Seite! und du, Mädchen, auf deinen Poſten. Nottele, vergiß nicht! wenn du dich brav hältſt ſo bekommſt du die Legart.

Hannikel trat mit Wenzel und Nottele hinter das Häuschen, die andern verſchwanden und Heinrich wurde von dem Mädchen durch eine niedrige Oeffnung ohne Thüre in den finſtern engen Raum hineingeſchoben. Er hielt ſich an einem Querbalken, an den er beym Eintreten den Kopf geſtoßen hatte, und kämpfte mit ſeiner fortdauernden Uebelkeit und mit der Erwartung der Dinge die da kommen ſollten.

Die Zigeunerin ging indeß langſam gegen die Ebene hinab. Nach kurzer Zeit vernahm man Tritte und das Knurren eines Hundes. Eine Geſtalt erſchien, gegen das Häuschen heraufſchleichend. Pſt! wisperte ſie von weitem und traf mit dem Mädchen zuſammen. Man hörte ſie in der Ferne mit einander reden. Dann gingen ſie dem Häuschen zu.

Du rechneſt einem auch gar keinen Gefallen an, ſagte das Mädchen vernehmlich, während ſie näher kamen. Ich mußte mich doch vorher von meinen Leuten losmachen, ſonſt wär' ich dir weiter entgegen gegangen. Von dir hat man für ſeine Freundlichkeit nichts als Vorwürfe und noch etwas mehr. Du biſt gleich ſo grob; wenn man dir alles zu lieb gethan hat ſo mißhandelſt du einen noch dafür. Du hätteſt's verdient daß ich dir einen rechten Poſſen ſpielte.

Pah! erwiderte eine männliche Stimme: du haſt nicht alles gethan, du biſt eine eigenſinnige Hexe. So ein Weibsſtück muß hübſch geſchmeidig ſeyn, ſonſt geb' ich keinen Heller drum, und nicht ſo empfindlich! Thuts denn noch immer weh? Wie, ſey doch vernünftig!

Er hatte den Arm um ihren Hals geſchlungen, und ſie kamen immer näher. Heinrich hatte auf die Stimme gelauſcht, mit einer Spannung vor welcher das Gefühl ſeiner Unpäßlichkeit beinahe verſchwunden war. Tony's Stimme war es nicht und er athmete hoch auf.

Indem begann der Hund unruhig zu werden und endlich zu bellen. Was iſt das? rief ſein Herr mit beklommener Stimme: iſt jemand in der Nähe?

Wer wird wohl auch da ſeyn, lieber Tony! antwortete das Mädchen: du haſt nichts zu beſorgen. Sie lockte den Hund und ſuchte ihn zu beruhigen. Heinrich beugte ſich leiſe zu der Oeffnung der Hütte hinaus. Ein Licht war ihm aufgegangen und er glaubte ſogar die militairiſche Tracht ſeines Beleidigers in der Dunkelheit zu erkennen. Seine Stimme hatte er ebenfalls erkannt: es war Tony, der Grenadier, dem er die üble Nacht in Sulz verdankte, und der, ein Opfer ſeines Uebermuthes und weiblicher Rachſucht, hier ſeinen Feinden in die Hände lief. Denn ehe Heinrich ſich beſinnen konnte ob und wie er zu retten ſey, ſah er auf allen Seiten Geſtalten vom Boden auftauchen, die den Verrathenen umringten. Nimm das! rief Hannikel und drückte eine Piſtole auf ihn ab. Der Grenadier hatte ebenfalls eine aus dem Gurt geriſſen; man hörte zwey Hähne ſchnappen; beide hatten verſagt.

Das für deinen Verrath! ſchrie Duly, das Gewehr losdrückend, das er von Wenzel erhalten hatte. Auch dieſes verſagte.

Rache für Mantua! brüllte Wenzel und ging ihm mit dem Hirſchfänger zu Leibe, wurde aber von dem grimmig heulenden Hunde zurückgehalten.

Duly, es iſt ja der Unrechte! rief Heinrich in das Getümmel hinein.

Rache für Mantua! ſchrie Duly, dem wilden Geiſt gehorchend, der alle ergriffen hatte, und ſetzte mit gewaltigen Sprüngen dem Fliehenden nach. Er packte ihn und wollte ihn zu Boden reißen, wurde aber abgeſchüttelt und Flucht und Verfolgung wälzte ſich unter lautem Toben weiter.

Es kam zu Heinrich herangehuſcht und zog ihn in die Hütte zurück. Nur ſtille, ſtille! rief Urſula's Stimme: ſonſt müſſen Sie auch mitthun. Mein Vater hats geſchworen. — Sie haben einander den Schuß geſtellt, fuhr ſie leiſe und unruhig fort.

Du lockſt die Männer, um ſie zu verrathen? rief er und ſuchte ſich loszumachen.

Er hat mir ein Glas am Kopf zerſchlagen, der Undankbare! rief ſie: und ich hatte doch ihm zu Liebe vergeſſen daß er ein Feind der Meinigen iſt.

Huſſa, hetz, hetz! rief die Stimme des Buben, der mit den Hunden ſeines Vaters queer über die Ebene rannte. Der Kampf erfüllte die nächtliche Gegend mit dem Gebrüll der Männer, mit dem Bellen der Hunde. Da hörte man einen Streich fallen; es klang wie wenn ein Topf zerſchlagen wird, und ein gräßlicher Todesſchrey gellte von dem Kampfplatz herüber.

Heinrich ſchauerte zuſammen. Das Mädchen klammerte ſich zitternd an ihn an und flüſterte: Gott ſey ſeiner armen Seele gnädig.

Ungeheuer! Mörderin! rief er und ſchleuderte ſie mit wildem Abſcheu von ſich, ſo daß ſie den Kopf an das Gemäuer des Hirtenhäuschens ſtieß.

Faßt ihn! nieder mit ihm! ſchrie ſie, plötzlich verwandelt, mit ausbrechender Wuth: faßt den Verräther! laßt ihn nicht entkommen!

Heinrich hörte Geräuſch und Stimmen im Walde, ſeine Sinne verwirrten ſich und er ergriff die Flucht. Ein Hund war ihm an den Ferſen, und er jagte wie ein gehetzter Hirſch mit großen Sätzen über den unebenen Boden hin. Der Hund kam näher und näher, er ſchnappte nach ihm, da wich der Boden unter dem Flüchtling und er rollte mit Erde und Steinen einen Abhang hinab. Der Hund heulte ihm mit getäuſchter Begierde nach.

Heinrich hatte einen Augenblick das Bewußtſeyn verloren. Ein Schmerz im linken Arme, und Waſſer das ihm den Mund benetzte, brachten ihn wieder zu ſich. Er richtete den Kopf empor, bewegte den verletzten Arm ungehindert und erhob ſich wankend vom Boden. Der Mond war untergegangen; das ſchüchterne Licht der Sterne zeigte ihm daß er in einen Bach geſtürzt war, der mit tiefem Bett, obwohl ſeichtem Waſſer die Ebne durchſchnitt. Der Hund hatte aufgehört ihn zu verfolgen. Er kletterte mühſelig am jenſeitigen, niedrigeren Ufer empor und ſah ſich um.

Die graue Dämmerung die ſich herabgelaſſen hatte erlaubte ihm nicht weit zu ſehen, aber bald hörte er lange Seufzer die vom Mordplatz her durch die Gegend zitterten; ſie klangen über alle Beſchreibung traurig und grauenhaft. Dazwiſchen hörte er einen Hund winſeln; dann vernahm er wieder ein Gewirre zorniger Stimmen, worauf jedesmal ein noch tieferes Stöhnen erfolgte.

Unſer Freund war nicht zum Helden erzogen worden; doch hatte er in den letzten Tagen zweymal in die Mündung einer Piſtole geblickt, ohne den Rücken zu wenden. Jetzt aber, bey dieſen Lauten, überfiel ihn ein tödtlicher, geſpenſtiſcher Schrecken; es war ihm als ob er ſelbſt gemordet werden ſollte. Ich bin zu ſchwach! ich bin zu feig! ich kann ihm nicht helfen! murmelte er mit erſtickter Stimme und ſchlug die Hände vor das Geſicht. Ein Seufzer aus der ganzen Tiefe eines verzweifelnden Herzens tönte jetzt herüber, die ſcheidende Seele des Ermordeten ſchien in ihrer Todesangſt kalt an ihn heranzuſauſen; er that einen Schrey und rannte davon.

Er gelangte auf eine breite, zerriſſene Straße; der Inſtinct trieb ihn ſie zu durchſchneiden. Er eilte, vielfach mit den Unebenheiten des Bodens kämpfend, über einen großen Weideplatz, an einem Pferch vorüber, unter mächtigen, vielhundertjährigen Eichen hin, die, ernſten Wächtern gleich, vereinzelt auf dem Raſen ſtanden, dem Flüchtling aber mit ihren Wurzeln manches üble Hinderniß in den Weg legten. Endlich ſah er ein Licht und eilte darauf zu. Er erkannte den Hof auf dem er heute geweſen war, und kam leiſe vor das Fenſter. Die Stube war voll von Zigeunerinnen, die ſichs wohl ſeyn ließen; er erkannte unter ihnen das Weib des Grenadiers, unbefangen ſchwatzend und lachend. Auch einige Männer waren dabey. Vielleicht wußten ſie alle um die Unthat: wie hätte er dem treuloſen Volke vertrauen können, bey welchem Buhlerey und Verrath Hand in Hand ging? Als aber ein Hund anſchlug und in geringer Entfernung andre antworteten, als er die bekannten, verabſcheuten Stimmen der Mörder näher und immer näher vernahm, da beſann er ſich nicht länger: in wahnſinnigem Schrecken raffte er ſeine Kräfte zuſammen und begann von Neuem zu fliehen. Er lief an dem Gehöfte hinab; ein Fußweg führte ihn zwiſchen Bäumen hindurch, über Felder hin. Der Nachtwind ſtrich hinter ihm drein, er glaubte Klaggeſchrey und Todesſeufzer um ſich her zu hören und im Nacken folgte ihm ein beſtändiges Athmen und Keuchen. Faßt ihn! er hätte darauf ſchwören mögen, ſo deutlich klang der Ruf in ſein Gehör. Er ſprang über Gräben, die er erſt entdeckte wenn ſein Fuß ihren Rand betrat. Nach langem Laufen, da er Weg und Steg verloren hatte, prallte er gegen ein Gehege; er eilte dran hinauf und fand ein gewundenes Gäßchen, das ihn zwiſchen zwey hohen Hecken ſacht bergunter führte. Faſt hätte er ſich, als er herauskam, an einer Ruhebank geſtoßen; er eilte ruhelos daran vorüber, blieb aber erſchrocken ſtehen, als er Menſchen hörte, die gegen ihn kamen. Er trat hinter einen hohen, bewachſenen Zaun, um ſich zu verbergen.

Vater! hörte er eine Knabenſtimme ſagen: ſieh doch das Feuer! die Röthe! Kehr' um, es brennt in der Stadt!

Die Kommenden blieben ſtehen. Sey ruhig. Hanngeorg! ſagte eine männliche Stimme: das hat nichts zu bedeuten, es iſt im alten Kloſter. Ich ſeh' es auch, es iſt kein natürliches Feuer.

Aber was iſt es denn?

Sey ſtill, erwiderte der Vater: es iſt nicht gut davon reden in der Nacht. Man ſieht es unterweilen, und es ſoll nichts Gutes bedeuten; aber wir ſind in Gottes Hand, und wer in ſeinem Berufe geht dem kann es nichts anhaben. Freu' du dich auf die Hämmel die wir morgen ſtechen wollen.

Ja, ich denk' allweil dran. antwortete der Metzgersſohn: ich freu' mich auch drauf wie aufs Chriſtkindle.

Sie entfernten ſich. Heinrich war ſo verſchüchtert daß er ſie ſtille ziehen ließ. Ungemach aller Art, und die Schreckensſcene von welcher er herkam, hatten ſeine Sinne geſchwächt; er empfand eine Scheu vor den Menſchen und ſah überall nichts als Mord. Und doch zog es ihn zu Menſchen. Er wagte ſich aus ſeinem Verſteck hervor, ſah ſich um, ohne irgendwo ein Feuer zu erblicken, und eilte weiter, dem Rauſchen eines Waſſers zu, das er nach kurzer Zeit erreichte. Er fand einen breiten Steg, der auf ſteinernen Stufen ruhte. Als er hinüber war, führte ihn der Weg einige Schritte aufwärts und er ſtand vor einem geſchloſſenen Thore. Aber er getraute ſich nicht Lärm zu machen: dem Ermordeten konnte er jetzt keine Hülfe mehr bringen, und wem ſollte er ſich ſelbſt ausliefern? Er war auf allen Seiten geächtet. Er wäre gern in die Stadt geflohen, welche vor ihm lag, und wiederum hätte er ſich gerne vor allen lebenden Weſen verborgen, um nicht geſtehen zu müſſen daß er mit Räubern und Mördern gelebt habe, daß er ein Menſch ſey welchen der Mächtigſte im Lande, der dem alle gehorchten, durch ſeine Behandlung für ein wildes Thier erklärt habe.

Er verließ das Thor, obgleich er vor Kraftloſigkeit zu taumeln anfing, und ging an einem Graben hinunter, welcher Gärten von dem freyen Felde ſchied. Ein Gartenhäuschen war über den Graben gebaut; es hatte einen ſchmalen Abſatz, kaum breit genug um mit der Fußſpitze Raum darauf zu faſſen, und doch verſuchte ers und kam, die Arme ſo weit als möglich ausſpannend und mit den Fingerſpitzen ſich an beiden Ecken des Häuschens anklammernd, glücklich hinüber. Er warf ſich in dem Garten zu Boden; der kalte Nachtthau erneuerte die Schmerzen in ſeinem Arm, und wieder glaubte er den gräßlichen Todesſchrey und das Schnauben der Hunde zu vernehmen. Er fuhr auf, durcheilte den Garten, fand einen Zaun, den er mit verzweifelter Schnelligkeit überſtieg, und befand ſich jetzt erſt vor den Mauern der Stadt, die ein breiter Graben umgab. Er ging an ihm entlang, ſah in der niedrigen Schutzmauer ein offenes Thürchen, gegenüber einen Thurm mit ſchwarzen Schießſcharten, und wie vom Traum an einen bekannten Ort gebracht, half er ſich die Treppe hinab, die in den Graben führte, ging über einen Steg aus zwey Balken, zwiſchen Schilf und Waſſerpflanzen hindurch, ſtieg eine Stufe hinauf, und ſtand vor dem Thurme. Er ſuchte die Thüre und fand ſie geſchloſſen. Bewußtlos rüttelte er daran, bis er endlich, ſeine letzte Kraft erſchöpfend, am Fuß des Thurmes in Betäubung ſank.

---

## 4.

Ich weiß mich trefflich mit der Polizey,
Doch mit dem Blutbann ſchlecht mich abzufinden.
**Fauſt.**

Heinrich erwachte aus einem bleyernen Schlafe ſo müd und zerſchlagen daß er ſich anfangs nicht zu rühren vermochte. Er fühlte daß er in einem weichen Bette lag; er öffnete die Augen und ließ ſie wieder zufallen; er öffnete ſie noch einmal und hatte eine wunderbare, unerwartete Erſcheinung. Sein Blick fiel auf ein Fenſter das dem Bette gegenüber war; das Fenſter ging auf die nahe Rückſeite eines Hauſes, wo ihm ein andres Fenſter entſprach, und in dieſem lag — noch einmal ſchloß und öffnete er die Augen — der Bürgermeiſter von Reutlingen, der mit beſorgter Miene auf ihn herunterſah. Er fühlte ſich um ein paar Jahre zurückverſetzt, in jene Nacht wo er den lieben alten Freund durch ſein langes Leſen beunruhigt hatte. Hab' ich denn das Licht zu löſchen vergeſſen? dachte er mit innerem Vorwurf und erhob ſich halb im Bette. Da fuhr der Bürgermeiſter mit einer freudigen Gebärde auf und verſchwand. Heinrich ſprang heraus, die Betäubung war von ihm gewichen. Er eilte ſich anzukleiden, aber ſein linker Arm, der mit Tüchern umwunden war, hinderte ihn, und ſo war er kaum zur Hälfte fertig als der gute Alte ſchon im Zimmer ſtand.

Gott ſey Lob und Dank, rief er; daß Sie wieder bey Sinnen ſind! Was haben Sie uns für einen Schrecken gemacht! Wie ſind Sie denn in dieſe Verfaſſung gekommen?

Heinrich unterbrach ihn mit Gegenfragen: Haben Sie Mitleid mit meinem noch ſchwachen Kopf, ſagte er: und erklären Sie mir durch welches Wunder ich zu Ihnen und in Ihr freundliches Haus gerathen bin.

Das iſt bald geſagt, aber zuerſt geben Sie mir die Hand und ſeyen Sie mir herzlich willkommen! rief der Bürgermeiſter, dann fuhr er fort; Ich war geſtern in der Vorſtadt in einer Nachtviſite, die durch etliche Geſpenſtergeſchichten über die Gebühr verlängert wurde. Als ich nun mit dem Gevatter Syndikus und noch einigen andern heimging und wir unſern gewöhnlichen Weg über den Graben und durch den Thurm nehmen wollten, da ſehen wir etwas auf der Staffel am Thurme liegen. Mein Gevatter wäre faſt vor Schrecken in den Graben gefallen. Wir glaubten einen wildfremden Menſchen zu ſehen, Gott verzeih mirs, wir hielten Sie für betrunken. Nun leuchtet Ihnen einer ins Geſicht, und jetzt war das Erſchrecken an mir, wie ich meinen Herrn Vetter erkenne. Ei du frommer Gott! wie waren Sie dahin gekommen? Sie rührten ſich nicht; wir trugen Sie in mein Haus und weckten den Herrn Vetter Phyſikus, der an Ihnen geſchmiert und gerieben und geblutigelt hat nach Herzensluſt; denn jetzt ſah man erſt daß Ihr linker Arm tüchtig verſtaucht war. Endlich machten Sie die Augen ſtarr auf und ſahen mich an; dann fielen Sie zurück und fingen — nichts für ungut! — herzinniglich an zu ſchnarchen, was ein ſehr gutes Zeichen war und dem Herrn Phyſikus höchlich gefiel. Dieſer Schlaf hat ohne Unterbrechung bis ſo eben fortgedauert, und wir haben jetzt drey Uhr

Nachmittags. Alſo guten Morgen, lieber werther Herr Vetter! Was macht Ihr Arm? Und wie ſind Sie um Gottes Willen, ſagen Sie mir nur —

Herr! rief ein junger Menſch und machte die Thüre halb auf: eben kommt die Nachricht daß der Zigeuner endlich geſtorben iſt. Sie haben ihn faſt bis zur Stadt gebracht.

Der arme Schelm! rief der Bürgermeiſter. Es iſt gar zu viel Jammer in der Welt. Heute früh wurde beym Schafhäusle ein Zigeuner gefunden, der von ſeinen Mordgeſellen Nächt gottlos zugerichtet worden iſt. Der Herr Gevatter Syndikus und der Herr Vetter Phyſikus haben alle Hände voll zu thun. Der jammervolle Menſch konnte noch alle ſeine Mörder mit Namen nennen; er hats faſt noch erlebt daß er ins Fondenhaus gebracht worden iſt.

Ich Unglückſeliger! rief Heinrich und ſchlug die Hände zuſammen: daß ich ihm nicht Hülfe ſenden konnte!

Sie? rief der Bürgermeiſter.

Ja ich! — ich war dabey.

Der Alte trat mit Entſetzen zurück, nahm ihn aber gleich wieder bey der Hand und ſagte: Nein, Sie ſind kein Uebelthäter.

Das bin ich nicht. Und dennoch müſſen Sie ſich bedenken ob Sie mich in Ihrem ehrenwerthen Hauſe dulden wollen; denn die Verzweiflung hat mich zum Genoſſen der Uebelthäter gemacht.

Herr, vergieb ihm die Sünden ſeiner Jugend! rief der Bürgermeiſter, die Hände zuſammenlegend.

Ich habe nichts mit ihrem Thun gemein gehabt! rief Heinrich: und doch — mit äußerſter Beſchämung geſteh' ichs Ihnen — auf dem Hofe da draußen hab' ich, von der Noth getrieben, die Küche beraubt, weil die Vagabunden mir all mein Geld genommen und mich mehrere Tage ohne Nahrung gelaſſen hatten.

Weiter nichts als das? rief der Bürgermeiſter, aus vollem Herzen lachend: nun, es iſt auch ſchon zuweilen einem ehrlichen Manne paſſirt daß er die Zeche zu zahlen vergeſſen hat.

Auch hab' ichs wieder gebüßt, ſagte Heinrich erheitert: denn mein Magen war ehrlicher als ich, er behielt die geſtohlene Speiſe nicht bey ſich.

Wären Sie doch vorgeſtern auf dem Gaisbühl geweſen! rief der Bürgermeiſter: da hätten Sie mich angetroffen und ſollten eine geſegnetere Mahlzeit gehabt haben. Aber was ſchwatz' ich lange? Wenn ich Sie anſehe ſo muß ich vermuthen daß Ihre Faſten noch nicht zu Ende ſind. Wie? haben Sie ſeitdem nichts zu ſich genommen?

Nein, ſagte Heinrich: aber der Schlaf hat mich ſehr geſtärkt.

Gott verzeih mir meine Sünde! wir wollen dieſer Stärkung gleich eine kräftigere nachſchicken. Kommen Sie, kommen Sie! — Er nahm ihn am Arme, zog ihn durch die Werkſtatt ins Haus und ſetzte Küche und Keller in Bewegung. Bald drang köſtlicher Speiſengeruch ins Zimmer; ihm folgte ein Mädchen mit Schüſſeln, blank von außen, dampfend von innen, und zuletzt kam Gretchen, welche die Aufſicht in der Küche geführt hatte. Sie trug ein Kind auf dem Arme, eines unter dem Herzen, und reichte dem Gaſt mit jungfräulichem Erröthen die Hand. Er ſprang auf und vergaß Eſſen und Trinken über der Begrüßung des hübſchen mädchenhaften Weibchens. Der Bürgermeiſter aber trieb ſie luſtig ſcheltend hinaus; er dachte an das Eine was Noth war, und wünſchte ungeſtört mit ihm reden zu können. Dann ſprach er das Tiſchgebet für ihn und nöthigte den Gemüthserſchütterten, Froſtdurchſchauerten, zerſchlagenen, Hungerverzehrten Freund zu dem zwiſchenzeitigen Mahle nieder. Kein kräftigeres war ihm jemals gekocht worden; er gewann mit jedem Biſſen an Geſundheit und Lebensröthe, und der Reutlinger Wein, den ihm ſein Wirth, wiewohl etwas vorſichtig, dazu einſchenkte, übertraf an wunderthätiger Kraft die berühmteſten Flaſchen mit Siegel und Umſchrift: er ſtrömte eine Fülle von neuen Hoffnungen in ihm aus und gab den Dingen die vor ſeinen Augen lagen eine muthigere und freundlichere Farbe. Heinrich ließ endlich Meſſer und Gabel ſinken, nahm noch einen herzhaften Schluck aus dem zinnernen Becher, worin ein Löwe, auf drey Bergen ſtehend, eingegraben war, lehnte ſich dann müde in den Großvaterſtuhl zurück, ſchloß die Augen ein wenig, erhob ſie vertrauensvoll zu dem ehrwürdigen Angeſicht des guten Greiſes, und begann nun eine lange Beichte, worin er das Fräulein nach Kräften, ſich ſelbſt aber nicht im Mindeſten ſchonte.

Der Bürgermeiſter, deſſen Leben zwiſchen einfachen Sorgen und harmloſen Freuden abgelaufen war, ſchlug die Hände mehr als einmal zuſammen: Was ſind doch die Menſchen! rief er endlich aus: Mir geht es über mein Verſtändniß, und der liebe Gott muß ſelber mitleidig drein ſehen, wie ſie ſo wunderlich durch einander rennen und wollen weiß nicht was? und weiß nicht wie? und wie bey allen den großen Abſichten und mächtigen Wünſchen und weislichen Anſchlägen am Ende ſo gar nichts herauskommt. Wenn ichs ehrlich ſagen ſoll, aber Sie müſſen mirs nicht übel nehmen, ſo dauert mich eigentlich keins von allen als das arme Papier das ihr mit einander über den Schwarzwald ſpazieren getragen habt; das hätte im Cabinet Seiner Durchlaucht gute Ruh' haben können. Ach Herr, führ' uns gnädig zu dir!

Heinrich mußte unwillkürlich lachen: Wir haben freylich eine ſchlechte Expedition gehabt, aber wenn Sie ſich recht in das Innerſte eines Menſchen verſetzen könnten —

Ei was! unterbrach ihn der Alte: ich habe keine Luſt dazu, ich ſitze gut genug in meinem eigenen Logis. Ein jeder warte ſeines Berufs. Statt bey Pfarrern auf der faulen Haut zu liegen und überflüſſige Pfiffe und Ränke gegen das Jungferchen auszuſpinnen, hätten Sie mit ein paar couragirten Mannen auf ſie dargehen und ſie gleich beym Grips nehmen ſollen. Hätt' man ſie nur mir in Verwahrung gebracht, ich wollt' ihr den Kitzel vertrieben haben.

Was glänzende Cirkel! was Ueberdruß! Beten und arbeiten und Cirkel Cirkel ſeyn laſſen, das führt weiter als ſo eine Landläuferey. Arbeiten können auch die vornehmen Frauenzimmer am Hofe; wenn ſie's aber nicht verſtehen ſo können ſie gute Bücher leſen, worin mehr geſchrieben ſteht als im Mummelſee. Ich bin auch einmal am Mummelſee geweſen, und will jetzt erſt recht glauben daß böſe Geiſter drin wohnen, ſonſt wären keine ſolche Narretheyen dort — Sie machen mich noch ganz böſe. Gott verzeih' mirs, Sie haben mich auf dem Gewiſſen! Geben Sie mir die Hand und trutzen Sie nicht!

Wer wird gegen ſolch ein väterliches Herz empfindlich ſeyn! Auch haben Sie Recht, vollkommen Recht. Aber, alter Herr, ſind Sie nicht auch jung geweſen?

Der Bürgermeiſter lachte und wurde ein wenig roth: In meinen Geſellenjahren, ſagte er, hab' ich auch dumme Streiche gemacht; aber, Herr Vetter, ſo arg hab' ichs nicht getrieben.

Er ſtieß mit ihm an und beide lachten herzlich mit einander, bis zuletzt Heinrich mit einem Seufzer ſagte: Wenn ich nur wüßte wie es jetzt mit mir werden ſoll. Zum Herzog kann ich nicht mehr zurück, ich ſehe noch immer ſeine Piſtole vor mir.

Daß ihms Gott verzeihe! rief der Bürgermeiſter eifrig. Da ſind zwey Schutzengel vor der Mündung geſtanden, der ſeine und der Ihre. Aber, Herr Vetter, ich will Ihnen was ſagen: vielleicht hat er ſeinen Aerger hinausgeſchoſſen.

Heinrich mußte trotz ſeiner mißlichen Ausſichten von Neuem lachen.

Lachen Sie nur, es liegt doch eine Wahrheit drin! ſagte der Alte, ſelbſt in das Gelächter einſtimmend. Einmal in einem Herbſt hätte es faſt ein Unglück gegeben, denn ſie ſind mit dem Herbſtſchieſſen ganz närriſch und unverſtändig bey uns. Da ſchießt nun meiner Vatersſchweſter — nein! meines Mutterbruders Sohn, und läßt in der Dummheit den Ladſtock drin, ſo daß der mein Gretchen faſt an den Kopf trifft; er hat ihr die halbe Haube mitgenommen. Es war ein ſichtbares Wunder Gottes daß ihrs nichts gethan hat. Ich aber im größten Zorn auf ihn los, und krieg' ihn wie er eben das andre Gewehr abſchießen will. Ich reiß' ihm die Piſtole aus der Hand, und — eigentlich wollt' ich ihm eine Ohrfeige geben, aber im Zorn und Ungeſtüm ſchieß' ich alter Kindskopf ſelber die Piſtole los, ſo daß alles zuſammenlacht, und ich muß ſelber mitlachen, und konnt' ihm nichts mehr thun, ſo ſchnell war mit dem Knall mein Aerger hinausgefahren. Lachen Sie ſo ſehr Sie wollen, aber in ſolchen Dingen iſt ein Menſch wie der andre, und mag leicht ſeyn ſo iſt für Sie mit dem einzigen Knall das ganze Gewitter verflogen. Jedenfalls aber bleiben Sie fürs Erſte bey uns, und das ſoll Ihnen gerade ſo bekommen wie eine warme Suppe einem kalten Magen bekommt.

Und ſo geſchah es auch! der Abend wurde in traulicher Geſelligkeit zugebracht. Gretchen erſchien mit ihrem Manne, der den Gaſt als alten Bekannten, und jetzt ohne Eiferſucht begrüßte. Und als nach Untergang der Sonne auch der Syndikus, von ſeiner Magd mit der Laterne begleitet, ſich herzu fand, da war es dem heimathloſen Pilger als ob in dieſem anheimelnden Kreiſe die Zeit ſtill geſtanden wäre. Die Veränderung mit Gretchen abgerechnet, war alles noch wie vor ein paar Jahren. Die Alten waren nicht älter geworden, ſelbſt das Geſpräch berührte mitunter dieſelben Gegenſtände und mit denſelben Worten wie damals. Während er ſich unter fruchtloſen, undankbaren Mühen, nichtigen Wünſchen abtummelte, hatten dieſe Menſchen ihr ſtilles Glück genoſſen. Er überließ ſich der frohen Täuſchung, es ſey noch das Einſt, und alles Bisherige ſey nicht geweſen; er befand ſich wieder auf der Ulmer Reiſe, und Zukunftkundig wie er es jetzt war, konnte er darauf ſinnen den von Verrath umlauerten Dichter zu retten. Wie gerne hätte er das Rad der Zeit auch hier noch um einige Tage zurückgedreht! Aber ach, da wurde das Kind auf Gretchens Arme unruhig, der Großvater nahm den Enkel und liebkoſte ihm, und ſiehe, die Zeit war auch in dieſen Zauberkreis, in dieſen Zeitenſchlummer eingedrungen! Schubart war gefangen, Lottchen war — anders geworden, und der ſtolze Jüngling, der einſt mit vollen Segeln an dieſem kleinen Port vorübergeflogen war, kam jetzt vom hohen Meere verſchlagen, demüthig, froh auf ein paar Stunden vor Anker gehen zu können, zurück.

Er ſuchte zeitig ſein weiches Lager und hatte ſeit lange zum erſten Mal wieder das Gefühl das der friedliche Bürger jeden Abend genießt, wenn er ſeine Decke über ſich zieht.

Als er den andern Morgen aufſtand, fiel ſein

Blick auf ein alterthümliches Raſirzeug, das auf dem Tiſchchen lag. Auch ein Spiegel hing darüber, den er geſtern nicht geſehen hatte. Er warf einen Blick hinein und fuhr erſchrocken zurück. Jetzt konnte er ſichs erklären warum der Sulziſche Subſtitut ſo ſchnell mit ihm ins Reine gekommen war, warum Matthäus ihn hatte „menſchlich machen" wollen, warum er bey den Zigeunern eine ſo ganz geringſchätzige Behandlung erfahren hatte. Nicht nur ſein Gewand, er ſelbſt ſah von Grund verdorben aus; dazu hatte ſeit Feddricho's Verſchwinden, die mit dem Raſiren trefflich umzugehen wußte, ſein Bart in den letzten Tagen unbillige Sproſſen getrieben, welche abſchreckend auf dem faſt aſchgrauen Grunde ſtanden. Er ſah einem Landſtreicher ſo ähnlich daß er ſich nur wundern mußte wie er hier ſo freundlich und zutraulich aufgenommen war. Eilig fuhr er mit der Senſe über das Stoppelfeld, und als nun der Boden den es bedeckt hatte zum Vorſchein kam, ſah er zwar durchfurcht und geackert, aber doch nicht ganz fahl und herbſtlich aus.

Sein Gaſtfreund trat herein und blickte ihn wohlgefällig an. Wer A geſagt hat, begann er, muß auch B ſagen, Herr Vetter! Ihren Kleidern ſieht man wohl an daß ſie einmal recht proper geweſen ſind, aber die Schwarzwälder Luft hat ihnen den Glanz genommen. Nun haben wir hier einen Schneider, einen gereisten Mann, der bey den Sachſen geweſen iſt; er arbeitet für unſre jungen Rathsherren und hat neulich ſogar einem Licentiaten, der unſrem Gevatter Syndikus den alten Rock wenden möchte, einen Habit machen dürfen. Wie wärs wenn Sie ihm auf mein Wort Ihr Zutrauen ſchenkten? Und noch eins! Mich würde es freuen wenn Sie ohne viel Umſtände das grüne Beutelein da einſtweilen von mir nehmen wollten; es iſt nicht viel drin, und Sie werden auch ſchwerlich Geld bey uns nöthig haben, aber ich kann mir vorſtellen daß es doch immer verdrießlich iſt wenn man nichts in der Taſche hat.

Heinrich ſteckte erröthend die Börſe ein und drückte dem wackern Manne die Hand; dann erwiderte er, wenn er ſich nur nicht vor Sereniſſimo verbergen müßte, ſo könnte er über den mäßigen Kleidervorrath den er zu Stuttgart beſitze verfügen; auch liege in ſeinem Schreibtiſch noch eine kleine Summe Geld, ſtatt deren er aber lieber ein Guthaben daſelbſt einzucaſſiren wünſchte.

Schreiben Sie gleich das Nöthige! rief der Bürgermeiſter: es geht durch eine ſichere Hand, wo Sie gewiß ſind nicht verrathen zu werden. Eilen Sie, es hat keinen Verzug.

Er zog ihn ins Haus herüber, wo ihnen Gretchen entgegen kam. Soll ich jetzt den Sachſenſchneider kommen laſſen, Vater? fragte ſie.

Nein, aber gieb dem Herrn Vetter unterdeſſen meinen Hochzeitrock.

Die junge Frau lachte herzlich und holte das wohlerhaltene Ehrenkleid, um es dem jungen Manne, nachdem die Anweiſungen geſchrieben und vom Bürgermeiſter ohne weitere Erklärung abgeſchickt waren, mit großer Feyerlichkeit anzulegen. Dann umging ſie ihn und betrachtete ihn mit neckiſcher Bewunderung von allen Seiten.

Ich komme mir vor wie ein Cavalier vom Hofe Ludwigs des Vierzehnten, ſagte Heinrich.

Ja, verſetzte der Bürgermeiſter, ſo ein Stück hält länger als Eure neumodiſche Fetzen.

Es hat aber auch keine Schwarzwaldreiſe mitgemacht! rief Heinrich.

Ich wünſche nur, ſagte Gretchen, nach ihrem ſchreyenden Kinde laufend, daß Sie bald Ihren eignen Hochzeitrock anziehen möchten.

Und daß deſſen Glanz der liebe Gott vor aller und jeder Schwarzwaldluft bewahren möge, Amen! fügte ihr Vater hinzu.

Heinrich zuckte ſchmerzlich zuſammen, fuhr aber mit Scherzreden fort, und als beide ihren Geſchäften nachgingen, ſetzte er ſich zu Chroniken und alten Büchern, wie ein Sohn im elterlichen Hauſe, der ſeine Ferien nicht ganz müßig verdämmern will.

Am folgenden Tag, als man eben bey Tiſche ſaß, wurde ein Pack abgegeben, der ſeine Kleider enthielt. Der Bürgermeiſter ſagte lachend: Sie werden glauben, wir hätten eine Extrapoſt oder gar eine Hexenpoſt; aber es war eine unvergleichliche Gelegenheit, die nicht alle Tage kommt. Ja, wenns der Herzog wüßte!

Heinrich hielt ihm ein Blatt hin, das zwiſchen den Schnüren des Packs geſteckt hatte. Um nicht fremde Leute über ſeinen Schreibtiſch zu ſchicken, hatte er ſich an einen Stuttgarter Buchhändler gewendet, bey dem er noch einen beſcheidenen Poſten für eine literariſche Arbeit gut hatte, und dieſer wies ihn an einen Collegen in Reutlingen an.

Der Mann iſt ſolid, Herr Vetter! ſagte der Bürgermeiſter nachdem er geleſen hatte, und ſchickte das Blatt augenblicklich fort. Es dauerte nicht lange ſo klopfte es an der Thüre und ein wohlconditionirter Mann mit verwogenem Antlitz ſchob ſich herein.

Das iſt der Herr Vetter Buchdrucker! ſagte der Bürgermeiſter.

Quos ego, illustrissime! Ich wollte mir das Vergnügen nicht verſagen, den Saldo ſelbſt zu behändigen, rief der Eintretende und zählte einen Haufen blanker Zwanziger mit dem Adler auf den Tiſch.

Das Geſchäft wurde ſchnell beendigt, während Heinrich Mühe hatte das Lachen zu verbeißen; denn er erinnerte ſich daß Schiller von den luſtigen Freunden beym Anblick der löſchpapiernen Exemplare ſeiner Räuber beſtändig beſchuldigt worden war, er ſtehe im Solde der Reutlinger Preſſe. Das iſt kein Löſchpapier! ſagte er, auf das Geld deutend. Er hatte, vom böſen Gewiſſen wegen des zweydeutigen Zuckens ſeiner Mundwinkel getrieben, etwas Verbindliches ſagen wollen; da ihm aber lediglich nichts einfiel, ſo brachte er endlich, ſich vergeſſend, dieſes unpaſſende Compliment heraus.

Nein, war die Antwort des Verlegers: das iſt was man in Ehningen Raſpesbones zu nennen pflegt. Aber, Sie! verachten Sie mir das Löſchpapier nicht! Das Löſchpapier, Sie! iſt das Prisma vitae, die Butterbrühe des Lebens, und hat mich von der unterſten Schwermuth bis auf die Polhöhe meines Daſeyns emporgehoben, während ich mir eine Nationalſäule verdient habe durch Befreyung des armen Publicums von ſeinen Blutſaugern. Sie! der Schmieder in Karlsruhe hat den Romanen des braunen Mannes eine Zueignung an den Sultan vorgedruckt, worin er ſeinen Nachdruck vertheidigt; der meinige vertheidigt ſich ſelbſt, denn er hat den Amazonenſtrom des Lebens in die ärmſte Hütte geleitet, wo die Mäuſe auf der Caſſe pfeifen. Die Buchhändler machen ſich nur um ihre Seckel Fortunati verdient; ich bin der erſte der für die Nation gearbeitet hat. Und die ſchönen und großen Geiſter Teutſchlands in ihren wohlfeilen löſchpapierenen Kitteln, ſie ſind eben doch populair geworden! Ich hab' ihnen die wahre Uniform des Genies angezogen, nach dem Spruch des Apoſtels von der Demuth des Lebens. Sie! wenn Sie mir einen jungen Gelehrten wüßten, ſo einen Mann mit des Genies gefährlichem Aetherſtrahl — Ich wage nur nicht zu ſignaliſiren, ſonſt wäre der Mann des Lebens ſchon gefunden — Aber ich bin riskanter als Ihr Metzler, der dem guten Herrn Schiller ſeine Räuber mit einer frommen Strafpredigt zurückgab. — Sie! wir zwey, nämlich Ich und das junge Genie das ich meine, wir könnten etwas zuſammenmachen, daß uns noch die ſpäte Nachwelt dafür ſegnen ſollte. Denn es iſt mehr zu thun als nur in der Dummheit des Lebens nachzudrucken; wenn man die Sachen zweckmäßig bearbeiten würde, die Hobelſpäne des Genies wegſchleifen und — alles mit Gott, in Gott und durch Gott, à la Johann Caspar Lavater — und Moral einlegen, Schnitzbrühe des Lebens mit etwas Pfeffer dran, dann gäbs erſt eine Literatur für die Nation. O ich bin voll Ideen, ſie ſchlagen mir zum Kopf heraus wie Moſi da er vom Berge kam. Und dann bin ich kein Geldpharao, kein Mammonshornvieh: wenn der Beſagte Luſt hätte ſich auf den Frachtwagen des heiligen Eheſtandes zu ſetzen, ſo wollt' ich ihm gleichſam als literariſche Hebamme aus meiner eigenen Nabelſchnur eine Copula des Lebens knüpfen, daß ihm das Herz im Leibe ſpringen ſollte wie der König David vor der Bundeslade. Ich wollt' ihm die

Deichſel ſchmieren und die Räder ſalben, daß ihms gelb vor den Augen werden ſollte vor lauter Baarem und grün vor lauter Künftigem; denn an der Nachfracht wirds auch nicht fehlen, wenn ich einmal aus dieſer meiner löſchpapiernen Ueberdecke herausfahre; denn:

Was iſt der Menſch? ein Schnepfendreck!
Bald kommt der Tod und ſchnappt ihn weg.

Sie? was meinen Sie? Hm?

Unſer Freund, der nun einmal beſtimmt war verſchiedene merkwürdige Anträge zu erhalten, ſagte faſt mit denſelben Worten wie neulich, er wolle ſichs bedenken, und entließ den Mäcenas der Literatur mit den beſten Hoffnungen. In unſrem Jahrhundert wäre die Scene umgekehrt vor ſich gegangen, obgleich die Verhältniſſe im Allgemeinen dieſelben geblieben ſind.

Heinrich brach, als die Thüre ſich hinter dem Abgehenden geſchloſſen hatte, über ſeinen wunderſamen Styl in ein unauslöſchliches Gelächter aus, und der Bürgermeiſter ſagte: Ich weiß auch nicht wo er dieſe Ausdrücke her hat. Aber dumm iſt er nicht. Er hat als Ehninger Krämer angefangen, und jetzt iſt er ein Mann den ich nicht auskaufen möchte.

Alſo würden Sie mir rathen mich mit ihm einzulaſſen?

Bey Leibe nicht, Herr Vetter! Nur keine Schriftſtellerey, weder hier noch anderswo! Es iſt kein Beruf, und alſo iſt auch kein Segen drin. Auch hab' ich mir ſagen laſſen daß es ein Leben ſey, ärger als bey Zigeunern und Keſſelflickern.

Er warnte ihn aufs Dringendſte und Heinrich mußte ſeinem alten Freunde förmlich verſprechen daß er, etwaige Verſuche in berufsfreyen Nebenſtunden abgerechnet, niemals dieſes unehrliche Gewerbe ergreifen wolle.

Der Syndikus trat ein, mit dem Vorſchlage den Herrn Vetter auch einmal irgend wohin zu führen. Heinrich ſah voraus was kommen würde.

Ja, es iſt wahr! rief der Bürgermeiſter: der Herr Vetter hat unſre Kirche ſchon lang nicht mehr geſehen. Auf den Berg iſts ihm doch noch etwas zu weit. — Er nahm den wohlbekannten Stock mit dem Wallfiſch und dem Propheten und Heinrich ging mit den beiden alten Herren der Kirche zu, an zahlloſen Schaaren von Spitzenklöpplerinnen vorüber, welche rechts und links die beſonnte Straße entlang eine eigenthümliche Staffage bildeten. Er ſah im

Geiſte jeden Tritt voraus und lauſchte andächtig den Belehrungen und Nachweiſen die ihm wieder wie vor Jahren gegeben wurden. Im Stillen jedoch bewunderte er die Rüſtigkeit der Greiſe, welche langſam aber unermüdet den Thurm hinanſtiegen, während er ſelbſt nur gar zu gern ein paar Mal ausgeruht hätte. Sie erreichten den Glockenſtuhl, während der Syndikus ohne den Athem zu verlieren eine gelehrte Abhandlung zum Beſten gab, und ſchickten ſich an, die Treppen zu den Galerieen zu betreten. Ueber der erſten hing eine Glocke, ſo nahe daß wer hinaufſteigen wollte ſich unter derſelben bücken mußte. Der Bürgermeiſter ging voran, dann kam der Syndikus und zuletzt Heinrich, der dieſe Höflichkeit mit einiger Mühe durchgeſetzt hatte. Der Bürgermeiſter deutete auf die Glocke und wollte etwas ſagen; der Syndikus aber ließ ihn nicht zu Worte kommen, ſondern fuhr in ſeinem Thema fort: Aus dieſen beederley Zeugniſſen zweyer ehedeſſen ſehr berühmt geweſener Männer erhellet wenigſtens ſo viel — Er hatte ſich, eine Stufe hinter ſeinem Gevatter, unter die Glocke gebückt und tauchte ſo eben auf der andern Seite wieder empor, als ein ſeltſames Raſſeln ſich erhob und der Gelehrte mit unwiderſteblicher Gewalt, eben als er das erhellende Reſultat ziehen wollte, an die Rocktaſchen des Gevatters angedrückt wurde. Dieſer ſah ſich betroffen um, ergriff ihn ohne ſich lange zu beſinnen am Degengehänge, und zog ihn mit großer Kraft einige Stufen empor.

Heinrich dagegen war ſchon wieder zurückgeſprungen; denn die Glocke hatte ſich in Bewegung geſetzt und ſchlug an. Zugleich begannen auch die andern großen und kleinen metallenen Tauben ihre Flügel zu entfalten und unter betäubenden Schlägen hin und herzufliegen. Die beiden alten Herren ſtanden oben an der Treppe, winkend und rufend; es war nicht möglich ein Wort zu vernehmen, und nur aus ihren Gebärden vernahm Heinrich daß er in Ruhe das Ende des Geläutes abwarten ſollte. Aber das war eine harte Zumuthung; die Glocken, dicht über ſeinem Kopfe ſchwebend, tönten ſo ungeheuer daß er es nicht aushielt, und wie ein Kind das ſich in allen Nöthen zum Vater flüchtet wartete er den Augenblick ab, wo die ſchwingende Glocke ſich von der Treppe entfernte, und ſtürmte gegen den händeringenden Bürgermeiſter hinauf, den Kopf zwiſchen den Schultern, und auch in ſicherer Ferne noch immer befürchtend, die Glocke möchte hinter ihm drein kommen. Der Bürgermeiſter ſchrie, der Syndikus hatte ebenfalls etwas zu ſagen, Heinrich wollte ſich vertheidigen, aber keiner konnte den andern verſtehen, endlich deutete der Bürgermeiſter aufwärts und ſtieg voran zur obern Galerie, wo er den jungen Mann an den Schultern ergriff und mit zorniger Liebe ſchüttelte: Herr Gott im Himmel! rief er hier wo das Geläute entfernter klang: ich wollt' ich dürfte Sie tüchtig durchwammſen! wenn ja ein Unglück geſchehen wäre, ich hätte keinen ruhigen Augenblick mehr gehabt. Erſt vor ein paar Jahren iſt bey dieſer Gelegenheit einem Knaben der Kopf zerſchmettert worden. Und wiſſen Sie auch daß das die Glocke iſt die Sie haben gießen ſehen?

Eben darum, verſetzte Heinrich, konnt' ich mich darauf verlaſſen daß ſie ihrem Pathen nichts zu Leide thun würde.

Ei, ich wollte Sie wären mein Kind, dann wollt' ich Ihnen den Wunderfitz [Vorwitz] vergehen machen.

Ich unterwerfe mich Ihrem Propheten hier! ſagte der junge Mann, der ſich ſchon wieder ganz vergeſſen, glücklich und traulich fühlte, und bot den

Rücken dar, auf welchen ihm der liebenswürdige Alte einige leichte Ritterſchläge verſetzte.

Schlagen Sie mich nur! rief er, indem er an jenes Wort des Themiſtokles dachte: ſchlagen Sie, aber laſſen Sie mich hören. Ihr Geläute hat ſeines Gleichen nicht.

Und wirklich tönten in dieſer Entfernung, wo der grelle Laut nicht hindrang, die tiefen, reingeſtimmten Glocken ſo feyerlich herauf, daß er, während die beiden alten Herren ſich über Vernachläſſigung und daß ihnen die Leiche nicht angeſagt worden ſey beklagten, nach der andern Seite ging, um die Wundertöne mit durſtiger Seele einzuſaugen. Er konnte ſich ſeinem Entzücken lange genug hingeben, während die Leiche der ſie galten langſam die lange Straße vom obern bis zum untern Thor hinunterzog. Dort ſchimmerte ihr zwiſchen Gärten und Wieſen der Kirchhof mit ſeinen Kreuzen und der alten Kapelle wehmüthig entgegen. Heinrich ſah auf den Zug hinab: ein ſchwarz behangener Wagen, die Leichenträger zur Seite, fuhr voraus; dieſem folgten die leidtragenden Männer, Zunftgenoſſen des Verſtorbenen, in ſchwarzen Mänteln, eine lange Reihe, und zuletzt kam die gelbe Stadtkutſche mit dem weiblichen Gefolge. Vor dem Todtenwagen ging ein Häuflein Schulknaben, von ihren Lehrern umgeben, Geſangbücher in den Händen, und als das Geläute endlich ſchwieg, hörte er von fernen aber hellen Stimmen die Melodie des Lieds:

Mitten wir im Leben ſind
Von dem Tod umfangen.

Die Sonne aber ſchien ſo warm und heiter auf den grünen Friedhof und auf den ſchwarzen Zug der ſich hineinbewegte, daß unſrem Freunde die Augen feucht wurden.

Da ſah er aus einem niedrigen Gebäude unweit des Thors einen Sarg heraustragen, der eine Weile auf den Boden geſetzt wurde. Als aber der letzte Mann von dem vorangegangenen Leichenzuge auf dem Gottesacker war, wurde der Sarg wieder aufgehoben, und gelangte, von zwey Männern geleitet, nach kurzer Strecke zu dem brüderlichen Felde.

Der Bürgermeiſter und der Syndikus waren indeſſen ſtillſchweigend zu ihm getreten. Das haben ſie geſchickt gemacht, ſagte der eine, daß der arme Tropf noch halb mit Sang und Klang zu ſeiner Ruh' gekommen iſt.

Ja, erwiderte der andere, und ehrlich iſts von den Fondenleuten daß ſie ihm das Geleite geben.

War das —?

Der Zigeuner wars, den ſie aus dem Fondenhauſe zu Grabe getragen haben.

O Gott! rief Heinrich, und die Schauer deſſen was er erlebt hatte gingen noch einmal über ſeine Seele.

Der Bürgermeiſter zeigte ihm den Mordplatz, das Hüttchen und den Hof. Heinrich ſah den Weg den er in jener Nacht geflohen war und ſagte: So nahe bin ich bey meinen Freunden geweſen, und habs nicht gewußt.

Es widerfährt dem Menſchen oft, ſagte der Bürgermeiſter, daß er im Dunkel wandelt.

O daß eine ſolche Gräuelthat vorfallen mußte!

Denken Sie an mich, Herr Vetter! ſagte der Syndikus, und ſeine Rede hatte nicht mehr das Kleinliche und Pedantiſche wie ſonſt: denken Sie an mich, aus dem Blute dieſes Ermordeten wird ein Kräutlein erblühen, deſſen das Land wohl bedürftig iſt. Ruh' und Sicherheit wird es heißen. Bis jetzt haben dieſe gefährlichen Geſellen ihr Handwerk ſo getrieben daß kein ehrlicher Menſch vor ihnen wandeln konnte. Es war ihnen nicht beyzukommen: Da hielten ſie Frieden, dort fingen ſie Händel an, wie es ihnen beliebte; ſie wußten ſelbſt oft nicht recht was ihre Beweggründe waren. Beweiſen konnte man ihnen auch nicht viel, und ſo wußte man nicht wie man mit ihnen dran war. Jetzt weiß mans. Unſre teutſchen Verfaſſungen mögen manches dulden was nicht eben iſt, und ich weiß daß man das heilige Reich langmüthig nennt; aber das dauert nur ſo lange bis Blut vergoſſen iſt. Blut ſchreyt um Rache gen Himmel, ein Mord empört die teutſche Natur, er iſt wie ein Angriff auf die Religion, wie eine Gottesläſterung. Aber Blut hat auch, daß ich ſo ſage, etwas Reinigendes, und dieſer Todte, der in ſeinem Leben nicht viel werth war, iſt nun zu einer Art von Märtyrer geworden, deſſen Blut uns das Land ſäubern wird und bewirken daß man bey Tag und Nacht ſeine Straße ſicher wandeln kann —

Ja, und nicht im Bett mit Angſt und Seufzen auf die Morgenglocke harren muß! fügte der Bürgermeiſter hinzu.

Die Reichsſtadt hat bereits ihre Steckbriefe überall hinter den Mördern hergeſendet, fuhr der Syndikus fort: da er trotz ſeiner grauſamen Verſtümmlungen noch am Morgen lebte ſo konnte er ſie alle namentlich angeben.

So zweck- und ſinnlos haben ſie nun gemordet! rief Heinrich.

Sie bedachten nicht, ſagte der Bürgermeiſter, daß mans ihnen bey einem Grenadier des Herzogs von Württemberg nicht ſo hingehen laſſen würde.

Eigentlich juſtizmäßig betrachtet, ſagte der Syndikus, haben ſie keinen Mord begangen; denn hätten ſie ihn ermorden wollen ſo hätten ſie ihn ganz todt gemacht und wahrſcheinlich auch verſcharrt. Sie wollten ihm einen Schabernack anthun nach ihrer Art, wobey ſie weder Maß noch Ziel haben. Ihre Leidenſchaft reſpectirt kein göttliches und kein menſchliches Geſetz; darum ſind ſie Leute die man nicht anders als vogelfrey erklären kann. Es war ſchon lange ſo, aber jetzt hat die Sache ein Ausſehen und einen Rechtstitel. Der Graf von Caſtell in Oberdiſchingen hat ein Geſetz erwirkt, das auch ſchon in einigen andern Herrſchaften beſteht: daß man jedem Zigeuner, wo er ſich betreffen läßt, sine strepitu justitiae den Garaus machen ſolle. Ich wills erleben daß dieſes Geſetz noch in allen Landen eingeführt wird; denn die Natur dieſer Freyleute verlangt es ſo; ſie haben mörderiſche Herzen, und mit Mord endigen ſie, wenn ſie auch nur damit angefangen haben einen Schinken aus der Küche zu ſtehlen.

Heinrich wurde feuerroth, und der Bürgermeiſter, um ſich ins Mittel zu legen, ſagte: Kommt, ihr Herren! Das Wetter ändert ſich. Der Mägdleinsfels wird auf einmal dunkelgrau, wir bekommen Regen.

Sie verließen die Galerie, und der Syndikus, der von den Abenteuern des jungen Mannes nur ſehr oberflächliche Kunde erlangt hatte, drückte ihm im Hinabſteigen ſein Bedauern über ſein unglückliches Zuſammentreffen mit dieſen Gaunern und über den Verluſt ſeiner Börſe aus, welch letzteres Mißgeſchick, wie er jetzt ſah, ſehr zur Erhaltung ſeines moraliſchen Credits gedient hatte.

Die Prophezeyung des Syndikus wurde der Hauptſache nach erfüllt, und ſchon die nächſte Zeit brachte Neuigkeiten genug. Der Oberamtmann von Sulz, durch die Nachrichten aus Reutlingen zu doppelter Thätigkeit entflammt, ordnete ausgedehnte Streifzüge an. Der Stern der Zigeuner war erblichen. Ueberläufer aus ihren eigenen Reihen, deren einen wir in jener verhängnißvollen Hochzeitnacht kennen gelernt haben, boten den Verfolgern die Hand, und ſo wurde auf dem Schwarzwald und am Hohenſtaufen eine bedeutende Anzahl Männer und Weiber in wenig Tagen aufgefangen. Ihr Urtheil war nicht das ſummariſche das ihnen der Syndikus dictirt hatte; doch wurden ſie in ſichere Verwahrung gebracht, und die Tage die ihnen nicht gefielen kamen über ſie. Die Mörder aber waren, den Wendepunct ihres Schickſals nach durchſchwelgter Nacht am nüchternen Morgen fühlend, in die Schweiz entflohen, wo ſie auf einer Jagd zufällig von dem Reichsgrafen Salis von Zizers betroffen wurden, der ſie, bey ungleichen Streitkräften, mit bewundernswürdiger Entſchloſſenheit gefangen nahm und dem Obergericht von Graubündten übergab. Hier lagen ſchon die Steckbriefe, und die Frage nach dem Grenadier, womit ſie empfangen wurden, tönte ihnen wie ein Poſaunenſtoß der Vergeltung entgegen. In Folge der erhaltenen Mittheilung zog der Oberamtmann von Sulz mit ſeinen handfeſten Reiſigen nach Chur, wo man ihm die durch ſeine Kundſchafter überwieſenen Verbrecher auslieferte. Er mußte die Ehrenbezeugungen die ihm reichlich zu Theil wurden mit einem herzlichen Schrecken bezahlen; denn in der Nacht eh er mit ſeinen Gefangenen aufbrechen wollte weckte man ihn mit der Meldung daß Hannikel entflohen ſey. Bewunderung und getäuſchter Eigennutz hatten dem baumſtarken Zigeuner fortgeholfen. Aber die Linie welche ſeinen Geſchicken vorgezeichnet war hatte ihre unwiderrufliche Grenze. Ein unzeitiger Schnee fiel auf den hohen Alpen und hinderte ihn das Walliſer oder Glarner Gebiet zu erreichen. Er fiel den ausgeſandten Jägern des Grafen Salis, die in Bärenjagdordnung das Gebirge durchſtreiften, in die Hände, und obgleich er den ihm vergönnten Faden, immer wieder gefangen und wieder durchbrechend, bis ans äußerſte Ende zog, erlebte er doch den letzten Augenblick ſeiner Freyheit. Er blieb, nachdem er mit einem ſeiner Verfolger einen hohen Berg hinabgerollt war, ſchmählich an einem Zaune hängen, über den er ſich mit einem Rieſenſprung hatte retten wollen. Aus dem Schloßgefängniß von Sargans befreyte ihn weder der Paß des gelernten Jägers Kilian Schmid, noch die angemaßte Strafbarkeit eines kaiſerlichen Deſerteurs Lagarell, die ihn mit wohlberechneter Liſt unter die öſterreichiſchen Fahnen entführen ſollte, noch ſein verzweifelter Aufruf an die Volksmaſſen, ihre uralten Schweizerfreyheiten zu Gunſten eines Unſchuldigen zu behaupten. Als die Sulziſche Mannſchaft in ſeinen Kerker trat, entfiel ihm Muth und Rede: er ließ ſich ohne Widerſtand das Geſicht mit einer ſchwarzen Maske bedecken und wurde in Vaduz mit ſeinen gefangenen Brüdern zuſammengebracht, um unter großem Zuſtrömen des Volkes den Weg nach Sulz und von dort aus die letzte Reiſe anzutreten.

Dieſen gleichzeitigen Nachrichten fügen wir eine ſpätere hinzu, welche einen für die Sittengeſchichte merkwürdigen Zug enthält. Der Degen des Grenadiers wurde am Morgen nach der blutigen That, während man den Sterbenden vom Platze trug, von zwey jungen Burſchen eines nahen Dorfes, wo man ſein Hülfsgeſchrey die Nacht hindurch gehört aber nicht beachtet hatte, gefunden. Sie ſtritten ſich darum, und verglichen ſich endlich gegen eine kleine Entſchädigung. Der Beſitzer des Degens und ſeine Nachkommen zogen fortwährenden Nutzen daraus, indem ſie ihn ausliehen als — Ehrenwaffe für den jeweiligen Hochzeitbitter, in welcher Eigenſchaft er bis auf die neuſte Zeit, welche dieſer Sitte ein Ende ſetzte, gedient und die Runde bey den jungen Männern des Orts an ihren hohen Ehrentagen gemacht hat.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung zu unſrem Freunde zurück. Er verlebte noch ein paar friedliche Tage im Hauſe des Bürgermeiſters, und obgleich das einfallende Regenwetter und ſeine ungewiſſe Lage ihn ins Zimmer ſperrten, ſo füllte ſich doch allmählig ſein Geſicht und die Furchen glätteten ſich wieder. Er ſtudirte emſig in den Chronikbüchern die man ihm herbeygetragen hatte, und wie es nun die Art der alten Geſchichten iſt daß ſie uns mit Hieroglyphen überſchütten und alles Räthſelhafte in uns aufregen, ſo blickte es ihn aus ihren langen Spalten zuletzt nur noch wie ein Fragezeichen an. Dieſes Fragezeichen aber wurde immer größer und ließ ihm keine Ruhe mehr, ſo daß er endlich hinging um mit ſeinem väterlichen Wirth darüber zu ſprechen.

Victoria, Herr Vetter! rief ihm dieſer entgegen, einen Brief in der Hand haltend: ich habe gute Nachrichten für Sie.

Dieß war allerdings die Antwort auf Heinrichs Zukunftsfragen. Der Bürgermeiſter ſah ihn eine Zeit lang lächelnd an, dann fuhr er fort: Eh ich Ihnen aber mehr ſagen kann, muß ich Ihnen ein Geheimniß eröffnen das über den vielen andern Dingen gar nicht zur Sprache gekommen iſt. Begehren Sie immer noch nicht zu wiſſen warum Sie Ihre Habſeligkeiten ſo ſchnell erhalten haben? Sehen Sie, das iſt ſo zugegangen: am nämlichen Tage wo Sie ſo unvermuthet mein werther Gaſt wurden und wo unſer geheimes Collegium die Mordgeſchichte zu unterſuchen bekam, war ein Kammerhuſar des Herzogs hier, ein geborner Reutlinger, ein naher Vetter von unſrem Hauſe, und ein grundherzguter Mann. Nun müſſen Sie mirs nicht für ungut nehmen daß ich auf meine eigene Fauſt etwas gewagt habe. Ich hab' ihm nämlich einiges von Ihren Affairen anvertraut, nur ſo viel als er zu wiſſen brauchte, und auf eine Art daß es Ihnen nicht unlieb ſeyn darf. Ich laſſ' mirs eben nicht nehmen: es iſt immer gut wenn man Freunde hat. Das hat auch unſre Stadt erfahren; denn der Herr Vetter Kammerhuſar, der am andern Tage — Ihre Anweiſungen in der Taſche und meine Aufträge in ſeinem guten Herzen — wieder abreiste, hat den von unſrem Gericht in Sachen des Herzoglichen Grenadiers bewieſenen Eifer ſo rühmlich geſchildert, daß Seine Durchlaucht gleich den folgenden Morgen in aller Frühe einen Courier mit einem Belobungsſchreiben an unſern Magiſtrat abzufertigen geruht haben. Der hat in ſeinem Felleiſen auch Ihr Päckchen mitgebracht. Der Vetter Kammerhuſar aber hats nicht dabey bewenden laſſen, ſondern hat für Sie nach dem Wetter geforſcht, und ſchreibt mir jetzt, Sie möchten nur herzhaft kommen, Seine Durchlaucht halten ſich eben in Hohenheim auf und ſeyen gnädig gelaunt. Da leſen Sie ſelbſt.

Heinrich nahm den Brief mit ganz eigenen Empfindungen in die Hand. Er bedachte an wie vielen Fädelein das Weltgetriebe hängt, und dachte auch an die Vorfahren dieſes Magiſtrats und dieſes Kammerhuſaren, welche die benachbarten Fürſten weit eher in üble Laune verſetzt als nach ihrer guten gefragt hatten. Er ließ ſich aber nichts davon merken, ſondern ſagte, nachdem er den Brief geleſen: Das iſt eine ſehr unbeſtimmte Nachricht. Hinter dieſer Gnadenlaune können, wie ich aus Erfahrung weiß, gar ſchlimme Ungewitter lauſchen.

O er wird Sie nicht freſſen, Herr Vetter! ſagte der Bürgermeiſter lachend. Nehmen Sie das Herz in die Hände und gehen Sie wieder zu ihm. Ein jeder muß tragen was Gott ihm auferlegt. Was iſts auch weiter, wenn er Ihnen einen Verweis giebt oder Sie auf vierundzwanzig Stunden ins ſchwarze Loch ſteckt? Gewiß iſt ſchon mancher darin geſeſſen, der viel weniger auf dem Gewiſſen gehabt hat als Sie.

Heinrich zuckte die Achſeln und meinte, das ſey nicht der beſte Troſt.

Aber bedenken Sie, fuhr der Bürgermeiſter fort, daß er jetzund weiß wo Sie ſich aufhalten. Was iſt zu machen wenn er Sie durchaus haben will?

Ich werde Ihnen gewiß nicht zumuthen daß Sie meinethalben Ihrer Stadt einen neuen Krieg mit Württemberg zu Wege bringen ſollen.

Der Alte lachte herzlich. Das hat gute Ruhe, ſagte er: denn erſtlich bin ich, nach dem Wechſel unſerer Verfaſſung, nicht mehr regierender Bürgermeiſter, und hernach, wenn auch mein Amtsnachfolger und geſamter Magiſtrat und gemeine Stadt Sie in Schutz nehmen wollten, ſo könnten wir doch keine Belagerung mehr aushalten. Nämlich, als der Herzog vor einem Jahr einen Beſuch bey uns machte, da haben ihm unſre alten Feldſchlangen ſo in die Augen geſtochen daß er ſich dieſelben zum Geſchenk ausgebeten hat, und dieſer Herr hat ſo eine Art zu bitten daß man ihm gar nichts abſchlagen kann. Womit ſollten wir alſo jetzt wenn er uns überziehen will unſre Mauern beſetzen? Spaß bey Seit', thun Sie wie ich Ihnen rathe, es gereut Sie gewiß nicht; ich mein' es ja, weiß Gott, gut mit Ihnen. Folgen Sie mir, es wird Ihnen gewiß nicht viel geſchehen. Ich ginge ſchon dem Hohenheimer Garten zu lieb, der das achte Wunderwerk der Welt ſeyn ſoll.

Verſtimmt durch ſo manche bittere Erfahrungen glaubte unſer noch immer jugendlicher Freund, man wünſche ſeiner los zu werden, und gab raſch ſeine Einwilligung. Aber er hatte ſich ſehr geirrt: denn ſo wie der gute Alte ihn auf dem Wege ſah den er für den vernünftigen hielt, ſo wandte er im Uebrigen alle Mühe an, ihn noch länger bey ſich zu behalten. Er brauchte faſt im eigentlichen Sinn des Worts Gewalt; denn er ſchrieb an den Kammerhuſaren, ſein Gaſt ſey von den erlittenen ſtarken Strapazen noch nicht hinlänglich hergeſtellt um ſich ſchon wieder auf die Beine zu machen, und geſtand dieſem ſeine Intrigue, nachdem der Brief abgegangen war, mit triumphirender Miene. Er that alles Mögliche um ihm den Reſt ſeines Aufenthalts angenehm zu machen, führte ihn auf die Achalm und zu allen ſeinen Verwandten, die ihn mit Freundlichkeit überhäuften, ſo daß Heinrich, der denn doch zuletzt brannte dieſer Ungewißheit ein Ende zu machen, ſich mit Gewalt und Liſt kaum loszureißen im Stande war.

## 5.

Durch Berg' und Thäler iſt der Weg geleitet;
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frey,
Und wenn der Pfad ſacht in die Büſche gleitet,
So denket nicht daß es ein Irrthum ſey.
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Goethe.

Lebt wohl! rief Heinrich, als ihn die gelbe Stadtkutſche, traurigen und fröhlichen, wichtigen und gleichgültigen Ereigniſſen als gemeinſames Motiv dienend, zum Thor hinaustrug: lebt wohl, ihr freundlichen Mauern, ich werd' euch nicht wiederſehen. Vorwärts! gebietet mein Schickſal, und wo das Leben warm und heimiſch iſt da darf ich nicht verweilen. Auch ihr werdet nicht immer ſo ſtill im holden mondlichen Zwielicht ſtehen: die Sonne, die da belebt und verzehrt, wird auch über eure Höhe rücken und den lieben Schläfern dahinter in ihre trauliche Dämmerung blitzen. Gott gebe ihnen ein ſanftes Erwachen! Es kann ja nicht immer bleiben wie es war, und daß die Zeit ſich im Traume dehnt und auf und vorwärts will, das hab' ich erſt in dieſen ſtillen Kreiſen recht lebendig gefühlt.

Aber was will die Zeit?

Sein Reiſefahrzeug hatte ſich allmählig aus den Feldwegen der Reichsſtadt, die der Bewegung auf keine Weiſe huldigte, ins Herzogthum hinübergearbeitet, und ſchob ſich auf den beſſern Straßen womit Herzog Karl ſeine Mitwelt beſchenkte, langſam, in langen Riemen behaglich ſchwebend, fort, ſo daß der Reiſende Zeit genug hatte über die Bedürfniſſe der Zeit nachzudenken. Hätten alle Menſchen, ſagte er zu ſich, das Bedürfniß das ich als Einzelner habe, ehrlich zu ſeyn und die Wahrheit über alles zu begehren, bringe ſie auch was ſie wolle, alle Menſchen zu lieben und keinen zu fürchten, wie bald wären die Seufzer dieſer Zeit geſtillt!

Sein ſorgſamer Gaſtfreund hatte ihn früh am Tage geweckt und ſein Abzug war in den erſten Morgenſtunden bewerkſtelligt worden; dennoch mußte er ſchon in Neckarthailfingen Mittag machen, ſo zögernd wurde er ſeinem Schickſal entgegengeführt, und als er endlich das Ziel erreichte, hatte er beynahe eine Tagreiſe gemacht. Er hätte es kürzer haben können, wenn er ſich eines Pferdes, ja wenn er ſich ſeiner eigenen Glieder bedient hätte; aber dem Bürgermeiſter war nicht zu widerſtehen geweſen, der ihn auf dieſe ſanfte und gemächliche Weiſe an ſein Verhängniß ausliefern wollte, als hätte er den geheimen Gedanken gehabt ihm dadurch einen eben ſo gelinden Empfang zu erzwingen.

Die lange Façade von Hohenheim, welche weithin in die Alpgauen heraufſchimmert, breitete ſich in der Nähe auseinander, und der Reutlinger Reiſewagen, nachdem er das Dorf Plieningen durchfahren hatte, ſchlich bedachtſam die Anhöhe empor. Heinrich aber war ausgeſtiegen und ging am Bächlein entlang im Thal, bis er eine ſchöne Allee fand, die ihn gerade den Hügel hinan zum Schloſſe führte.

Was wird er mir ſagen? wie wird er mich behandeln? dachte er, und durfte nicht lange warten; denn während er den letzten Abſatz erſtieg, ſah er ſchon den Mann vor ſich, in deſſen Händen ſein Schickſal lag. Der Herzog ritt auf einem Grauſchimmel über den Platz vor dem Schloſſe. Er war halb in Gala, und trug ein breites Ordensband über dem rothen Rock und der gelben Weſte, womit das kleine dreyeckige Hütchen, das luftig auf ſeinem Kopfe ſaß, einen naiven Contraſt machte. Er ritt auf eine Bauhütte zu, unter welcher einige Steinmetzen arbeiteten; denn obgleich die weitläufigen Schloßgebäude im Hintergrunde, worin Fürſtenpomp und Landwirthſchaft einander die Palme ſtreitig machten, von außen fertig daſtanden, ſo war doch innen noch vieles zu thun, und auch dem Fertigen vermochte ſein ewig raſtloſer Baugeiſt keine Ruhe zu gönnen. Der Werkführer trat aus der Hütte und empfing mit entblößtem Haupt ſeine Befehle; ſeitwärts aber trieb ein Bauer ſeine Ochſen vorüber.

Heinrich näherte ſich langſam und war faſt ganz herangekommen, bis ihn der Herzog bemerkte und ihm mit einem unbeſchreiblichen Blick entgegenſah.

Heinrich verbeugte ſich, die Augen mit einem gleichfalls vielſagenden Ausdruck zu ihm emporhebend.

Schon gut! ſagte der Herzog. Er ſann eine Weile nach, deutete dann mit dem Stock zur Rechten nach dem Park und ſagte: Am Mercurstempel! — Schickt mir morgen den Heideloff! ſetzte er gegen den Werkmeiſter hinzu: ich bedarf eines geſchickten Malers.

Heinrich folgte, während der Herzog nach dem Schloſſe zurücktritt, dem gegebenen Wink und ging zum Park, wo ein zerfallener Bogen mit alten Standbildern in den Niſchen ihm manchen bedeutenden Anblick verhieß. Ein Fiſcherhäuschen, mit Schilf bekleidet, ſtand dicht daneben, und eine gerade Allee, mit Gras bewachſen und dem Anſchein nach ungebraucht, lief weit zwiſchen den Gebüſchen hin. Wo ſollte er den Tempel ſuchen? Er wollte in der Allee fortwandeln, als ein Mann, den er ſchon ſonſt in der fürſtlichen Umgebung geſehen zu haben ſich erinnerte, zur Rechten aus dem Dickicht trat und ihm mit freundlichem Lächeln winkte. Wohin? rief er.

Zum Tempel des Mercur.

Folgen Sie mir! ſagte jener und ſchlug den ſchmalen Pfad, auf dem er gekommen war, durch die Gebüſche ein. Was macht denn der Herr Vetter Bürgermeiſter? fragte er, indem er ſich herumwandte.

Unſer Pilger erkannte ſeinen Mann und fühlte ſich gedrungen ihm ſeinen Dank abzuſtatten; dann gingen ſie unter Geſprächen weiter.

Sie hätten keinen beſſern Tag wählen können!

rief der andere lebhaft. Es war heut ein glänzendes Feſt hier im Garten, zu Ehren Franciſca's; Alt und Jung und jeder Rang und Stand brachten ihr in Verſen ihre Huldigung dar; im römiſchen Gefängniß lag eine große Menge von Gefangenen mit langgewachſenen Bärten, welche freygegeben wurden. Der Herr iſt ſehr gnädig, ich ſah ihn lange nicht in ſo guter Laune. Auch der Waſſerfall iſt losgelaſſen worden; man hat die ſechs Seeen dort hinten ſeit vielen Tagen geſchwellt Ich glaube er läuft noch: wenn Sie keine Zeit verſäumen — Ja ſo! Sie müſſen —

Ich habe Befehl am Mercurstempel zu warten. Kommen Sie. Der Herr wird bald da ſeyn. Es iſt ein gutes Zeichen daß er Sie in den Garten beſtellt, der nur ſeltenen Glückskindern aufgethan wird.

Sie traten bey den hohen Trümmern eines gothiſchen Gemäuers hervor, an welches ſich einige ſchlichte Gebäude, durch ein eiſernes Gitterthor unter einander verbunden, anlehnten. Das iſt das Schulhaus, ſagte Heinrichs Führer, auf das verſchobene, niedrige Hauptgebäude mit Flickwerk weiſend.

Wie? rief Heinrich: es iſt ja ſo ſtill und Menſchenleer.

Heute ging es laut hier zu: ein Häuflein Kinder war da und ſang der Herzogin ein Lied.

Er ließ ihn in die Schulſtube hineinſehen, welche mit Bänken und Katheder, mit Leſetafeln, Schulgebeten und Landkarten in aller Form ausgeſtattet war. Dann führte er ihn an kleinen Obſt-, Gras- und Küchengärten vorüber, die, anſcheinend für den Gebrauch des Schulmeiſters beſtimmt, das einſame Häuschen umgaben, in das Gebüſch.

Nach einer neuen Wanderung tauchten drey Kuppeln aus dem vielverſchlungenen Dickicht auf. Hier iſt der Tempel! ich muß Sie jetzt verlaſſen, es wird nicht geheuer ſeyn. — Mit dieſen Worten war er im Wäldchen verſchwunden.

Heinrich ging weiter, und bald ſchimmerte ihm ein heitres weißes Gebäude entgegen. Er umging es und fand vorn einen Porticus mit vier Säulen, und darüber im Giebelfeld einen Mercursſtab nebſt andern Emblemen des Gottes. Zwey kleine niedre Flügel waren auf beiden Seiten angebaut, und auf jeder der drey Abtheilungen ſaß eine Kuppel. Er ſah daß er an dem beſtimmten Orte ſey, und näherte ſich dem freundlichen Tempel; da trat ihm aus dem Innern zwiſchen den Säulen der wunderbare Mann entgegen, der dieſe reizende Wildniß geſchaffen hatte. Er trug ein einfaches Gewand und einen leichten Mantel darüber. Wer ſeyd Ihr, Fremdling, und was wollt Ihr? rief er, zwiſchen den Säulen hervortretend, dem Ankömmling zu: was wollt Ihr? Ich bin der Herr dieſes Gartens.

Jener ſah ihn ungewiß an, dann nahm er ſich zuſammen: Ich bin ein Wanderer, ſagte er mit einer ernſthaften Verbeugung: ein heimathloſer Wandrer, der den Frieden ſucht.

Wohlan, Fremdling, folgt mir und ſeht ob er hier zu finden iſt. Hier oder nirgends iſt ſeine Wohnung.

Er gab ihm einen Wink; ſie verließen den Tempel und gingen auf Pfaden die ſich ſchlängelten und kreuzten zwiſchen hohen Bäumen und dicht verwachſenem Gebüſche fort. Oft ſchimmerten Gebäude aus dem verworrenen Grün, aber der Herr des Gartens, wie er ſich genannt hatte, lenkte jedesmal ſeine Schritte abwärts und das Dickicht verſchlang die lockenden Erſcheinungen wieder. Endlich befanden ſie ſich am Ufer eines langen fiſchreichen Sees, mit Weiden und hohen Pappelwänden umgeben. Eine Gondel wartete ihrer; der Herr des Gartens beſtieg ſie und winkte dem Wanderer, ihm nachzufolgen und das Ruder zu ergreifen. Einige leichte Schläge führten ſie an das jenſeitige Ufer; in geringer Entfernung blickte etwas durch die Pappeln, das dem vorhin geſehenen Fiſcherhäuschen mit ſeiner Schilfbekleidung glich. Sie ſtiegen aus, gingen am Ufer entlang und verloren ſich wo der See aufhörte wieder in der Wildniß. Aus einem dunkeln Tannenhain in der Nähe murmelte melodiſch eine Quelle. Sie durchſchnitten eine breitere Allee und befanden ſich, von Neuem aus dem Dickicht hervortretend, an den Ruinen einer alten Waſſerleitung, an welche einige ländliche Gebäude, heimlich wie Schwalbenneſter, angelehnt waren. In ſchnellem Wechſel folgten nun die ſeltſamſten Erſcheinungen, Grabmäler, Hirten- und Bauernhäuſer, Ueberreſte alter Mauern und Thürme, eine Moſchee, ein römiſches Bad mit einem offenen Tempel drüber, auf deſſen Kuppel der römiſche Adler ſchwebte, während an den Unterlagen der joniſchen Säulen und an den Doggen des Geländers ein mittelalterlicher Baumeiſter mit ſeiner Architektur dem Verfall aufgeholfen zu haben ſchien; Schweizerhäuſer, eine

Pyramide, jener des Ceſtius gleichend, gothiſche und römiſche Thürme, dazwiſchen Baumgruppen, Weidplätze, Tempel, Gärten, umzäunte Felder, Scheune, Haus, und endlich ſogar, wo ſie dem ſanftrauſchenden Bach der das römiſche Bad durchfloß wieder begegneten, eine Mühle mit einem angebauten Luſthauſe.

Indem ſie am Ufer des Baches den Trümmern eines großen Gebäudes entgegen gingen, brach der Herr des Gartens ſein Schweigen und fragte: Nun, was habt Ihr jetzt geſehen, Fremdling? Läßt ſichs in Worten ausdrücken? Hat es ſich zu faßlichen Gedanken bey Euch niedergeſchlagen?

Einen Theil der Weltgeſchichten habe ich geſehen, hoher Herr! rief der Wandrer lebhaft: und viele Geſchlechter von Menſchen ſind im Geiſt an mir vorübergegangen. Ich ſtand auf den Trümmern einer römiſchen Stadt; die Reſte der Mauer, die uns auf unſrer langen Wanderung überall begegneten, bezeugen noch ihre Ausdehnung und könnten die Gelehrten mit Erörterungen und Streitigkeiten vielfach beſchäftigen. Römiſche Coloniſten waren es die hier zuerſt ſich niederließen und in ſo weiter Entfernung die Herrlichkeiten ihres heimiſchen Roms, die Pyramide des Ceſtius, Veſta- und Cybele-Tempel, Nero's

Grab und — hier tauchen ſie eben vor uns auf — die berühmten Thermen Diokletians wiederholten. Aber Bögen und Säulen ſind zerfallen und haben ſich tief und tiefer in den Schutt eingewühlt. Andre Geſchlechter ſind über die Erde gegangen; alle haben ſie dieſer reizenden Stelle ihre Huldigung dargebracht. Ich ſah flüchtige Zeichen einer mauriſchen Niederlaſſung. Bleibender haben ſich unſre teutſchen Vorfahren angeſiedelt und den Alterthümern der joniſchen und doriſchen Säulen ihre gothiſchen Pilaſter, Thürme und Kapellen, auch dieſe jetzt in grauer Ehrwürdigkeit prangend, an die Seite geſetzt. Sie zeigten Sinn für die Großheit deſſen was ihnen die römiſchen Fremdlinge überliefert hatten, ſie ſuchten den Zerfall aufzuhalten, und indem ſie ihm Stützen und Baſen von ihrem eignen Geſchmack unterbauten und den römiſchen Kerker zu einer mittelalterlichen Burg mit Wallgraben und Zugbrücke umſchufen, haben ſie eine ſeltſame, nicht ungefällige Miſchung hervorgebracht, einen phantaſtiſchen Bauſtyl, der keinen Vorwurf der Willkür erleidet, weil eine hiſtoriſche Folge der Zeiten in ihm erſcheint. Dieſe Pietät erinnert lauter als geſchriebene Zeugniſſe an das ritterliche Geſchlecht der Bombaſte, die vordem hier gehauſet haben. Auch iſt mir, an die Reſte eines ſchönen Porticus angeſchmiegt, ein Küchenartiges Gelaß aufgefallen, das ich ohne Mühe für das Laboratorium des magiſchen Meiſters Paracelſus erkennen könnte.

Es reut mich nicht, ſprach der Herr des Gartens wohlgefällig lächelnd, es reut mich nicht Euch hieher geführt zu haben. Und nun? Weiter!

Und nun hat ein neues Geſchlecht auf dieſem Boden, der ſchon vor Jahrtauſenden den Menſchen gütig war, ſeine kleinen, harmloſen Neſter gebaut. Es ſind friedliche Colonen, auf Wohnlichkeit und Nutzen vor allem bedacht. Bruchſtücke gewundener Säulen und rauhe Steine von verfallenen Kapellen haben ſie, nur die Brauchbarkeit zum Maßſtab nehmend, neben einander in die Wände ihrer Hütten eingemauert; ſie tränken ihr Vieh aus den marmornen, kunſtreich gehauenen Muſcheln und haben die Rümpfe alter Thürme und die Ueberreſte des Kirchleins ſeltſam mit Stroh gedeckt, um warm darunter wohnen zu können. Das alte Rathhaus mit der wohlerhaltenen Inſchrift Senatus Populusque Romanus dient ihren ſchlichten Magiſtratsſitzungen, welchen die Geiſter jener Senatoren mit verwundertem Lächeln lauſchen mögen. Doch fehlt es auch hier nicht an Reichthum und Geſchmack; neue

Luſthäuſer erheben ſich neben den niedrigen Schäferhütten, und das Innere der alten Tempel iſt mit Pracht und heitrer Kunſt ausgeſtattet. Aber die Colonie ſelbſt, die aus den rothen Backſteinen der Römermauer ihre kleinen Häuschen, maleriſch von den zerfallenen Arcaden überragt, aufführte, predigt nichts als den Werth der Genügſamkeit und des ländlichen Stilllebens. Ihre Schneckenwohnungen ſind nicht für die Dauer gebaut, ſie machen keinen Anſpruch auf die Bewunderung kommender Geſchlechter: dafür ſind ſie auch nicht dem Hohn der Zeit bloßgeſtellt, den dieſe prunkenden Säulen erlitten haben. Hier iſt Friede! ſagt der Genius dieſes Orts: Pracht und Größe zerfällt, aber einfacher Sinn, auf ſtilles Glück gerichtet, ſiegt über Zeit und Tod.

Die hellen Augen des Gebieters ruhten beyfällig auf ihm, und der Pilger, dadurch ermuntert, fuhr fort: Nur Eins vermißt man in dieſem reizenden Bilde, das Leben! Dieſe lieblichen Weiden, dieſe reinlichen Hütten verlangen bevölkert zu ſeyn, und die Ruhe der Vergangenheit wäre noch ſchöner hervorgehoben, wenn eine heitre Gegenwart wirklich ihren belebenden Sitz hier aufgeſchlagen hätte.

Das Leben iſt außerhalb, ſagte der Herr des

Gartens: für die Hauptbedingung des Daſeyns, für die Agricultur, geſchieht alles da draußen. Aber hier ſoll ſich kein Widerſtreit eindrängen. Dieſe Räume beleben ſich nur an hohen Feſten, wo ſie beſtimmt ſind die heiterſten, reinſten Seiten des Lebens abzuſpiegeln. Das Bild des Lebens iſt höher als das Leben ſelbſt.

So habe ich denn die vollſtändigſte Antwort auf meine Eintrittsfrage! rief der Wanderer. Willſt du Frieden ſo ſuche ihn nicht im Leben, denn es wird dich ſtets mit Widerſprüchen verwirren. Steige vielmehr hinab in jenes dämmernde Reich wo die Bilder des Lebens leiſe wie Schatten umherſchweben: da iſt Einheit, Ruhe, Friede!

Wohl! erwiderte der Herr des Gartens: und da Ihr nun ſo vorbereitet ſeyd, ſo folgt mir zum Sibyllentempel, der uns zu weitern Geheimniſſen führen wird.

Der Weg, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit abwärts geneigt hatte, wurde nun abſchüſſiger, und als ſie aus dem Gebüſch hervortraten lag ein Tempel von majeſtätiſcher Bauart vor ihnen. Er ruhte auf Felſen welche die Höhe eines Geſchoſſes hatten, überall von Baum und Buſch umgeben. Wie aber kein Ausblick in die Ferne zu gewinnen war, ſo war auch kein Zugang zum Tempel zu erſpähen. Doch als ſie näher kamen öffnete ſich am Fuß der Felſen eine weite dunkle Grotte, die ins Heiligthum der Sibylle zu führen ſchien. Sie gingen hinein und wanden ſich durch lange Gänge zwiſchen dem zerklüfteten Tuffſtein in ſchauriger Düſterheit fort, in welche nur zuweilen durch Laub und Zweige ein dämmernder Schein des Tages fiel. Endlich führte eine Treppe aufwärts und ſie traten auf eine Plattform heraus, die lachendſte Ausſicht in die unbegrenzte Landſchaft vor Augen.

O meine ſchöne Heimath! rief der Wandrer entzückt: ich ſchaue wie aus einer fremden Welt in deine rührende Schönheit hinein. — Zu ſeinen Füßen gähnte ein jäher Felſenabſturz, deſſen Ende nicht zu erblicken war. Als er rückwärts ſah war der Tempel verſchwunden und hatte ſich in das freundlichſte italieniſche Luſthaus verwandelt.

So iſt das Leben, ſagte ſein hoher Führer, über ſeine Ueberraſchung lächelnd: den einen bringt es durch dunkle Pfade ins Helle, mit dem andern nimmt es den umgekehrten Weg. Noch einen Blick in die lächelnde Ferne, in die heitre Nähe, und die Scene wird wieder anders.

Sie verließen den Tempel nicht durch die Grotte, ſondern ſtiegen über Stufen hinab, die die Natur im Fels gebildet zu haben ſchien, und wurden alsbald wieder von dichten Baumgruppen aufgenommen. Ein altteutſches Gnadenbild ſtand am Wege, und bald ſtießen ſie auf ein kleines, einfaches Haus, mit Baumrinde bekleidet, dem ein Porticus von vier rohen Stämmen eine ſchlichte Würde gab. Es mußte die Wohnung des Geiſtlichen ſeyn; denn dicht daneben ſtand die Kapelle, ein ächtes kleines Meiſterwerk der teutſchen Kunſt, mit ihren reichen Zierrathen und Thürmchen, die ſchönen Spitzbogen mit farbigen Scheiben ausgefüllt.

Auf den Zacken der Felſen welche beym Sibyllentempel begannen waren ſie bis hieher gekommen; nun aber führte ein rauher Klippenweg in vielen Krümmungen, bald an einem Ueberhang vorbey, bald durch ein drohendes Felſenthor, in die Tiefe. Auf der Seite ſchoß ein Waſſerfall, deſſen Toſen man ſchon eine Weile gehört hatte, aus dichtem Gebüſch hervorblinkend über dieſelben Felſen herab. Sie ſtanden ihm gerade gegenüber, als ſie, am unterſten Fuß der Felſen angekommen; eine kleine Wendung machten. An der Größe und Gewaltſamkeit dieſes Schauſpiels war nichts zu vermiſſen: die breite Waſſermaſſe fiel, hoch oben aus einer Höhle hervorſchießend, auf mächtige Steintrümmer, riß ſich ſchäumend durch ein felſiges Bett und verlor ſich dann rückwärts unter einer Felſenwand.

Der Herr des Gartens winkte und ſie traten durch eine zerriſſene Oeffnung in eine große Felſengrotte, wo der braune Tuffſtein viele Gewölbe bildete. Eine ſchauerliche Dämmerung herrſchte hier und in der Ferne hörte man das Waſſer in die Tiefe rauſchen. Sie gingen dem Tone nach und kamen in ein rundes tempelartiges Gewölbe. Es ſchien der Nymphe geweiht; Wände und Decke waren mit Kieſelſteinen mannigfaltig verziert und im Fußboden befand ſich eine große runde Oeffnung mit eiſernem Geländer, wo man in die Tiefe ſchauen und noch einmal das wegeilende Waſſer erblicken konnte.

Sie verließen den feyerlichen Ort, aber auch das Tageslicht zeigte ihnen nur Gegenſtände von entſprechendem Charakter. Ein eiſernes Thor führte zu den Katakomben, einem finſtern gewölbten Gang, wo Urnen in Niſchen umherſtanden. Gegenüber erhob ſich, einer ſo melancholiſchen Gegend angemeſſen, eine Karthauſe mit ihrer eignen Kirche, man wußte nicht ob unausgebaut oder im Zerfall begriffen.

Der Wanderer wurde zum Reden aufgefordert, als ſie dieſen Ort des Schweigens verließen und zwiſchen Höhlen und Klüften wieder dem Waſſerfall zugingen. Memento mori! ſprach er: alles feyert hier den Cultus des Todes. Aber wie ſchön der Uebergang vom heitern Leben, das uns der Sibyllentempel zum Abſchied noch einmal ſehen ließ, durch das Pfarrhaus und die Kapelle zu dieſen düſtern Reichen! Zwiſchen Tod und Leben das heilige Band das beide zuſammenhält! Wie tröſtlich blickt hier von den Felſenzinnen das Kirchlein mit ſeinem Muttergottesbilde und dem Glöcklein und Kreuz darüber in die traurige Einſamkeit zu uns herab! Hier iſt die äußerſte Ruhe, der letzte Friede.

Er ſchwieg, und der Herr des Gartens ſagte nach einer Weile: Ihr kommt aus dem Schooße der Natur und habt in den Gebirgen manche Scene bewundern können. Was haltet Ihr von dieſer meiner Kunſt?

Sie faßt das Bedeutende was uns die Wirklichkeit vereinzelt ſehen läßt in Eins zuſammen! rief der Wanderer. Und wie herrlich iſt hier das ewige Leben der Natur, dem Tode des Menſchen gegenüber, dargeſtellt! In den Katakomben ſchlafen die Geſchlechter, und der Mönch im Kloſter drüben lebt nur im

Tod und öffnet den Mund nur zum düſtern Sterbegruß; aber nirgends im ganzen Garten ſind Pflanzen, Geſträuche und Bäume ſo verſchwenderiſch ausgeſäet als über dieſe zerriſſenen Felſen hier, und das Waſſer mit ſeinem trotzigen Rauſchen ſpottet unſres Aufhörens und ſtürzt ſich ſorglos in die Tiefe hinab, gewiß, wieder ans Licht zu kommen. Wir möchten einen Augenblick wünſchen daß in dieſem Reich des Todes auch der Waſſerfall verſtummte; aber nein! der überwältigende Ernſt der Scene würde uns zu Boden drücken, und wir getröſten uns der Fluth die ſo lebendig über die Felſen —

Er ſtockte und war betreten; denn der Waſſerfall, als gälte es eine Probe zu machen, begann dünner herabzuſchieſſen und hörte nach wenigen Secunden auf. Nur ſpärliche Tropfen rannen noch an den verwaſchenen Felſen herunter. Er ſah auf ſeinen hohen Führer, der die Stirn in finſtere Falten hüllte, da ſein Wink, noch vor dem Ende der Täuſchung hinweg zu kommen, im Strom der Rede unbeachtet geblieben war. Der Wandrer, der ſchon wieder einen Mißtritt gethan, folgte dem Voranſchreitenden, während in der Grotte noch die letzten Reſte des Gewäſſers gurgelnd in die Tiefe ſtürzten.

Der Herr des Gartens ging unwillig mit raſchen ſchweren Tritten vor ihm her, und ſo ſtiegen ſie ſchweigend einen Felſenpfad neben dem vertrockneten Waſſerfall empor. Er führte ſie durch dunkles, düſtres Gebüſch zu einer Einſiedeley, arm und niedrig aus Balken aufgebaut; ein kleines Heiligthum ſtand neben ihr, in welchem man durch das Gitterthürchen den Todtenkopf auf dem Altare ſah. Gegenüber harrte ein offnes Grab ſeines Bewohners und der bereitliegende flache Grabſtein ſeiner Inſchrift. Gerne hätte der Wandrer ſich hier verweilt, aber der Gebieter dieſer Räume ſchritt grollend vorüber und er mußte ihm mit ſchnellen Schritten folgen.

Der Pfad ging jetzt ohne Abwechslung beſtändig aufwärts; aus den Gebüſchen blickten bekannte Gegenſtände, die doch, von andern Seiten geſehen, immer wieder anders erſchienen. Eine Uhr ſchlug in der Nähe, und das kleine Maß der verronnenen Zeit erfüllte den jungen Pilger, der unter dieſen mannigfaltigen Anſchauungen einen Weg von ungeheurer Ausdehnung gemacht zu haben meinte, mit Erſtaunen. Noch mehr war er überraſcht als er in der dichteſten Wildniß neben einer Kohlplatte die natürlichſte Köhlerhütte fand, wie er nur jüngſt in ihrer tannendunkeln Heimath eine hatte ſehen können. Ein abgeſtorbener hohler Eichſtrunk diente ihr als Stütze und Rauchfang: ein Tiſch und eine Ruhebank, aus demſelben rohen Material wie die Hütte, waren die einzigen Bequemlichkeiten ihres genügſamen Bewohners. Der junge Mann konnte ſeine Freude über den unerwarteten Anblick nicht unterdrücken, und da auf der andern Seite der Aerger über die treuloſe Caſcade verflogen ſchien, ſo erhielt er Erlaubniß einzutreten. Wie erſtaunt war er als er die niedlichſte Handbibliothek und eine aſtronomiſche Uhr von dem berühmten Hahn in einem artigen Cabinet erblickte! die ſchön gebundenen Bücher gehörten der Gräfin, oder, wie ſie in Hohenheim hieß, der Herzogin, deren Lieblingsaufenthalt dieſe Hütte war. Hätte nur jetzt eben ihr Genius über der Scene geſchwebt, wie manches Leidige und Widrige würde er hintertrieben haben!

Nicht wahr, das wäre ſo ein Winkel für einen Philoſophen oder Poeten? war die Anrede, als er vergnügt herauskam.

Der offenherzige Freund, einem plötzlichen Einfall nachgebend, über dem er ſich ſelbſt, die Welt und alle Verhältniſſe vergaß: Fürwahr! rief er, es wäre die glücklichſte Hütte welche Fürſtengroßmuth einem beſcheidenen Dichter zimmern könnte! Ich habe in dieſen Schränken Autoren geſehen deren Anſprüche auf Ruhm — bey Gott! — mäßig ſind: ihren Büchern wurde ein prächtiger Einband und den Verfaſſern ein Fürſtengleiches Daſeyn zu Theil. In dieſem Augenblicke mußte ich eines jungen Mannes gedenken, den ich im Geiſt durch die Straßen der Hauptſtadt ſchreiten ſah, Stirn und Augen von hohen Ideen leuchtend; ach, er vergißt jeden Augenblick daß ſein Weg ihn zur ſtrengen Parade oder zu ruhrkranken Grenadieren bringen ſoll. Gnädigſter Herr, ſoll ich mehr ſagen? In dieſem Wundergarten iſt ſo viel geſchehen um ein edles Bild des Lebens hervorzubringen. Und ein ſolcher Bildner? Gnädigſter Herr, ein ſolcher Dichter und eine ſolche Hütte!

Stille, ſtill von dieſem ungeſchornen Genie! Ich will nichts von ihm hören.

Da er ja nichts als Bildung bedarf, wie viel würde eine kleine Reiſe — Wie dankbar, wie reich an Früchten würde er zurückkommen!

Reiſen laſſen! das käme mir gerathen, wahrhaftig! Aus dieſem hochtrabenden, geflickten Pathos wird ſein Leben lang nichts Natürliches werden. Soll ich ihm noch die Mittel geben daß er alle unerzogene Phantaſten vollends zu Narren macht? Ich werde dem Pfuſcher das Recept eintränken, denn ich weiß wohl daß er an den Tollheiten einer gewiſſen jungen Dame mitſchuldig iſt, und es ſoll ſtreng unterſucht werden wie ſein Machwerk ſich bey Hofe hat einſchleichen können. Ich habe es nun auch geleſen: welch unnatürliches, abgeſchmacktes Zeug! Er ſolls noch in der Akademie geſchrieben haben: ein ſchönes Compliment für ſeine Lehrer und Vorgeſetzten! Ich ſehe wie redlich man mir dient, und finde mich bey ſolcher Aufſicht veranlaßt meinen Eleven in Zukunft nichts als Waſſer zu trinken zu geben. Und Er, wie kann Er denn die Unverſchämtheit haben mir vorſchreiben zu wollen? Sey Er froh wenn Er ſich ungezüchtigt wieder fortpacken darf.

Unſer Freund, obgleich ihn ein Theil dieſer Reden ſcharf ans Gewiſſen traf, hatte nur die harte Zurechtweiſung herausgehört und entgegnete gereizt: Mit Erdengöttern iſt es unmöglich zu ſtreiten, denn ſie führen Waffen deren wir arme Sterbliche uns nicht bedienen dürfen. Ich habe ja unlängſt erfahren daß man ſich glücklich preiſen muß, wenn der

Bliz der oft unverſehens aus ihren Wolken fährt uns nicht ganz und gar zu Boden ſchmettert.

Der Herzog trat einen Schritt zurück. Will Er mich conſtituiren? rief er aus. Ich ſag Ihm, Sein Ausſehen war dazumal ſo Schilleriſch, und ſein Auftreten ſo zweydeutig daß Ers nicht verargen kann wenn man Ihn drey Schritte vom Leibe haben wollte. Uebrigens da Er ſo rechtfertig iſt ſo will ich Ihn doch auch ein wenig ins Verhör nehmen. Warum hat Er meine Befehle ſo miſerabel ausgeführt?

Ew. Durchlaucht wiſſen bereits daß ich wehrlos —

Seine Gefangennehmung? Still, ich will nichts davon hören! das war eine abgekartete Komödie.

Dann bin ich freylich ſchuldig.

Der Herzog ſah ihm ſcharf in die Augen und ſagte: Das mein' ich auch, ja! Und wie hat Er ſich herausnehmen können mir den nächſten beſten Zigeuner als Geſandten zuzuſchicken? Daß der Burſche, abgeſehen davon daß er alle Schleichwege und den Aufenthalt des Geſindels kannte, ein completer Dummkopf war, das kommt Ihm noch einiger Maßen zu Gute. Wenn ich den Jungen wieder vor die Augen kriege, er giebt einen hübſchen Soldaten. — Er hatte die letzten Worte wie im Selbſtgeſpräche hingeworfen, dann wandte er ſich herum und ſagte: Nun?

Freund Tony hat ſeine Rolle nicht übel geſpielt, ſagte Heinrich zu ſich. Wenn meine erſte Angabe keinen Glauben findet, erwiderte er laut, ſo ſind alle folgenden verdächtig. Was hilft mirs wenn ich verſichere daß mir jene tumultuariſche Botſchaft von der äußerſten, verzweifeltſten Noth abgedrungen worden iſt? daß ſelbſt mein Leben, das ich mit Freuden hinzuwerfen bereit war, das Aergſte nicht abgekauft haben würde! Ich darf vorausſetzen daß Ew. Durchlaucht hinlänglich unterrichtet ſind.

Der Herzog ging ſchweigend durch die reizende Wildniß weiter, für welche jetzt keiner von beiden mehr ein Auge hatte. Warum haben ſie eigentlich meinen Grenadier ermordet? frug er nach einer Weile: es muß etwas Beſondres dahinter ſtecken.

Weiberaffairen, Ew. Durchlaucht, und — der berühmte Feuerſegen, den er an einen großen Herrn verkauft haben ſoll und deſſen Früchte ſie ihm mißgönnten.

Der Herzog brach in ein luſtiges Gelächter aus und ging weiter. Als ſie beym großen Schweizerhauſe aus den Gebüſchen hervortraten, blieb er ſtehen und wandte ſich mit aufgehobenem Finger, aber nicht unfreundlich gegen den jungen Mann: Freund Philoſoph, ſagte er: jetzt nehm' Er das Herz in die Hände und bekenn' Er mir. Es liegt mir ſehr viel daran Sein Verhältniß zu dem Fräulein zu wiſſen. Erzähl' Er mir aufrichtig wie weit Euer Complott gegangen iſt. Offenherzigkeit vermag viel über mich, daß Ers weiß!

Gnädigſter Herr! ſagte Heinrich betreten: ich muß mir dieſen Argwohn gefallen laſſen, aber — bey Gott, das iſt das grauſamſte Mißverſtändniß! Ja, und wenn es Grund hätte, nie würd' ich ſo verächtlich handeln eine Sylbe davon über meine Lippen kommen zu laſſen! Aber ich kann mit gutem Gewiſſen mein Ehrenwort geben: zwiſchen dem Fräulein und mir war nie ein ſtrafbares Einverſtändniß, ich habe um dieſe Flucht —

Sein Ehrenwort! Seht nur wie pochend! Wo hat er denn Seine Ahnen, daß Er ſo mit den Sporen klirren kann?

Meine Ahnen, gnädigſter Herr, waren einfache gediegene Ehrenleute, die in einer glücklicheren, weniger ſchlüpfrigen Sphäre lebten als ihr Abkömmling; und doch kann auch dieſer nicht ſchmählich ſeyn, da er die Ehre hat mit ſeinem Landesherrn über geheime Gegenſtände zu ſprechen, und da ihm die Ehre einer jungen Dame, mit ſchlechtem Glauben freylich, anvertraut worden iſt.

Der Herzog biß ſich auf die Lippen und machte wieder einige Schritte. Dann blieb er ſtehen und fragte: Was war denn eigentlich der Zweck dieſer unſinnigen Aventure?

Ew. Durchlaucht mögen mich foltern laſſen, rief Heinrich, wenn ich einen Zweck anzugeben vermag! Es war die zweckloſeſte Laune die es je in der Welt gegeben hat.

Hält Er mich für ein Kind? Ich laſſ' Ihn am nächſten Baum aufknüpfen, wenn Er mich ſo ſchamlos zu verhöhnen wagt.

Mein Leben für Ew. Durchlaucht auf eine ehrenvollere Weiſe hinzugeben, wäre vielleicht in einer ſtärkeren Zeit mein Loos geweſen. Auch ſo bin ich ein Opfer, wie es die Loyalität in dieſen geräuſchloſen Tagen bringt.

Loyalität! rief der Herzog bitter lachend: weiß Er was der oberſte Grundſatz der Loyalität iſt? daß man das Vertrauen nicht täuſcht! Wir Fürſten ſind durch eine Kluft von den andern Menſchen abgeſondert, über welche nichts hinüber reicht als das Vertrauen und — der bewußte Blitz. Wir müſſen blindlings an die Menſchen glauben, weil wir nicht alle ihre Schritte prüfen können wie ein Geſchäftsfreund die Bücher des andern. Was bleibt uns übrig wenn ſich ein Menſch unſres Vertrauens unwürdig gezeigt hat? Hat er nicht zugleich gegen alle ſeine Mitbrüder geſündigt, weil unſer Mißtrauen nur zu bald auf allen laſten wird? Bedenke er das, mein Freund; leg' Er eine aufrichtige Beichte ab, um das Vertrauen wieder herzuſtellen.

Der arme Heinrich war außer Stande das zu bekennen was ſein Fürſt ihm nun mit klaren Worten vorſchrieb, nämlich daß des Fräuleins Flucht und alle darauf folgenden Abenteuer nur Früchte einer geheimen einverſtandenen Leidenſchaft zwiſchen Lehrer und Schülerin geweſen ſeyen, und daß das Spiel in guter Ruhe ſo lange fortgedauert habe bis eine gewaltigere rohere Macht dazwiſchen gekommen ſey, worauf man ihn als heimlich verwünſchten Deus ex machina habe zu Hülfe rufen müſſen. Er bat, drohte, verſprach, alles, wie ſich begreifen läßt, vergebens. — Ob und wie das Fräulein inzwiſchen ins Gebet genommen worden ſeyn mochte, davon hat nichts verlautet.

So waren ſie unter lebhaftem Sprechen wieder auf einen freyen Platz und zu einem noch nicht geſehenen Gebäude gekommen, welches, mit einem Schild verſehen, und an drey hohe Bögen (Ueberreſte vom goldnen Hauſe des Nero) ſich anlehnend, das Wirthshaus zur Stadt Rom hieß. Gegenüber in geringer Entfernung ſtand ein Portal welches aus dem Garten auf die Landſtraße führte. Einige fürſtliche Bediente ſchienen bey der fictiven Heerberge ihres Herrn zu warten. Der Herzog winkte einen von ihnen herbey und ſagte ihm einige Worte ins Ohr. Dann fuhr er fort: Zum letzten Mal eine gütliche Frage. Will Er bekennen?

Nein! Es iſt die einzige Antwort die ich geben kann. Mein Ehrenwort gilt nicht, und meine Rechtfertigung wird nicht angehört.

Er will ſich alſo reinigen?

Ja.

Das wird Er ſchwerlich können. Indeſſen — nur zu!

Heinrich holte aus und wollte beginnen denjenigen Theil der Begebenheiten darzuſtellen, worin er — und wir wiſſen daß ers in der Hauptſache war — ſich unſtreitig ſchuldlos fühlte. Der Herzog aber hörte ihm kaum zu, und rief nachdem er ihn einige Worte hatte reden laſſen: Halt! Wer war denn ein gewiſſer Kapuziner der ſich in jener verwünſchten Nacht auf der Redoute befand?

Unſer unglücklicher Freund war wie vom Blitz getroffen: an dieſe kleinſte ſeiner Vergehungen hatte er ſchon längſt nicht mehr gedacht, und war nicht im Geringſten vorbereitet dieſer ſo verfänglichen Frage zu begegnen. Mitten im Bewußtſeyn der Unſchuld fand er ſich auf einmal überwieſen, ſchuldig! Er ſchwieg und ſah zu Boden.

Der Herzog betrachtete ihn lange Zeit: Wenn ich mir einen ſolchen Menſchen anſehe, ſagte er endlich, ſo ehrlich und ſo falſch, ſo einfältig und ſo geſcheid, ſo zwecklos und ſo voll Berechnung, — ſo weiß ich, mit dem gemeinen Mann zu reden, weiß ich nicht wo ich ihn hinthun ſoll. Doch ja, ich weiß es und das wird das Beſte ſeyn. Ich will Ihn wo hinthun wo mein Knecht, der Sulzer, nicht hinreicht, wenn Seine edlen Kameraden auf Ihn ausſagen ſollten. Er iſt zwar ein hartgeſottner Sünder, aber in Sulz wiſſen ſie den Katechismus beſſer durchzufragen als Ich, und ich muß dafür ſorgen daß Seine

Dummheiten nicht ins Protokoll kommen. Ich will Ihm den rechten Frieden geben.

Er winkte ſeinen Trabanten. Im Augenblick ſah ſich Heinrich umringt und mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit ſeiner Brieftaſche beraubt. Er konnte ſeine Erbitterung nicht bezähmen: In der That! rief er aus: gnädigſter Herr! größere Virtuoſen ſah ich auf dem Schwarzwald nicht.

Fort mit ihm! rief der Herzog und wandte ſich nach dem Garten zurück.

## 6.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach, habt mit mir Erbarmen!

Schubart.

Raſch fuhr ein Wagen vor. Heinrich wurde einzuſteigen bedeutet; ein fürſtlicher Diener ſetzte ſich zu ihm, der ſorgfältig alle Oeffnungen ſchloß; dann rollte der Wagen im ſchnellſten Trabe fort. Heinrich hatte keine Luſt ſich mit ſeinem Begleiter in ein Geſpräch einzulaſſen; er fuhr ruhig dahin und empfand eine gewiſſe Zufriedenheit daß die Lenkung ſeines zweckloſen unſtäten Lebens nun in andre Hände gekommen war. Wie von dieſen die Zügel gehandhabt werden würden, ob ſchlaff oder ſtreng, kümmerte ihn in ſeiner gegenwärtigen Stimmung nicht.

Endlich wurde ihm die Schwüle im Wagen unerträglich; er ſtieß ein Fenſter an ſeiner Seite auf, ohne zu fragen und ohne daß ſein Begleiter Einſprache that. Er ſah daß ſie gen Stuttgart fuhren, und konnte ſich nicht erklären was dort mit ihm vorgenommen werden ſollte. Mit halsbrechender Eile gings die Steige hinab und durch die Hauptſtätterſtraße.

Der Tag hatte ſich geneigt, und das wohlbekannte Fenſter im Ochſen war ſchon erleuchtet. Wer hat jenes eigenthümliche Gefühl noch nie erlebt, wenn er nach langer Abweſenheit in eine Stadt zurückkommt und an dem Hauſe vorüberfährt wo er die Freunde zur gewohnten Stunde weiß? Drängt es ihn nicht ein unwillkürliches Halt! zu rufen, oder iſt er nicht ſchon im Geiſt bey ſeiner Wohnung angelangt und beeilt ſich auszupacken und den überflüſſigen Weg zu Fuße wieder zurückzumeſſen?

Eitle Sehnſucht! der Wagen hielt nicht an und fuhr auch nicht nach ſeiner Wohnung. Dafür zeigte ihm bey einem zweyten Blick der Zufall, freundlich und boshaft zugleich, einen Straßenwanderer, der mit ſtracker Haltung und raſchen Schritten an den Häuſern heraufkam; es war Peterſen, und wohin er ging konnte keinem der ihn kannte verborgen ſeyn. Kaum hielt ſich Heinrich ſeinen Namen auszurufen; er unterdrückte einen Seufzer und lehnte ſich ſchweigend in den Wagen zurück.

Dieſer fuhr weiter und immer weiter, und endlich zur Stadt hinaus. Der Gefangene ahnte jetzt das Schickſal das ihm bevorſtand. Nach einer geraumen Fahrt ging es endlich in der Nacht ſteil bergan. Der Wagen hielt und er mußte ausſteigen. Er ſah Mauern und Wälle vor ſich, und knarrend öffnete ſich auf den herzoglichen Befehl das Thor der Feſtung. Er hatte den Aſperg ſchon manchmal von Weitem geſehen, und nicht geträumt daß er ihn noch ſo genau kennen lernen ſollte; aber was iſt nicht möglich im Leben! Der Commandant war ſchon zu Bette. Der Gefangene erfuhr jedoch aus den Unterhandlungen ſeines Begleiters mit der Wache, daß alles für ihn in Bereitſchaft ſey; man hatte alſo mit Sicherheit auf ihn gerechnet.

Jener wandte ſich um den Rückweg anzutreten; er ſtreckte dem Arreſtanten die Hand hin und wünſchte ihm treuherzig gute Nacht.

Heinrich nahm den Gruß gleichgültig auf; da aber der Laternenſchimmer auf ein bekanntes Geſicht fiel, ſo ſah er ihn ſchärfer an.

Ich glaube Sie kennen mich noch halb und halb, ſagte der andere: wären Sie unterwegs nicht ſo trutzig geweſen und hätten mich ein einzig Mal angeſehen, was gilts? wir hätten uns ganz gut zuſammen unterhalten.

Ich muß Sie ſchon einmal geſehen haben, verſetzte Heinrich: ich kann mich aber nicht beſinnen.

Ich bin der Kammertürke der Sie vor einigen Jahren auf der Solitude empfing. Jetzt bin ich aber bloß noch Trabant, weil — weil — Nun, es hat nichts zu ſagen, ſetzte er flüſternd hinzu: ein gut Gewiſſen geht über alles. — Aber nicht wahr? man ſagt doch mit Recht: Berg und Thal kommen nicht zuſammen, aber die Menſchen?

Ja, und nicht immer auf dieſelbe Weiſe, erwiderte der Gefangene mit bittrem Lächeln: damals ſahen Sie mich in einer glänzenderen Rolle als heute.

O das hab' ich ſchon mehr erlebt! rief der ehrliche Mann: bey Ihnen wirds nicht ſo viel auf ſich haben. Tröſten Sie ſich, ich glaube man hat nichts Sonderliches mit Ihnen vor. In ein paar Wochen, denken Sie an mich, werden Sie keinen Vogel mehr zu beneiden haben. Indeſſen wünſche erträgliche Zeit.

Er ſchüttelte ihm die Hand und war verſchwunden.

So gleichgültig Heinrich anfangs ſein Schickſal hingenommen hatte, ſo erſchütterte ihn doch der Abſchied des einzigen Freundes auf den er hier hoffen konnte, und er ſah ihm mit ſchmerzlichen Gefühlen nach. Bange Phantaſieen ſtiegen in ihm auf, während er in ſeinen Arreſt geführt wurde. Ein finſtres Loch, ohne Sonne und Mond — er konnte es mit den Bildern ſeines Gemüths bevölkern; Waſſer und Brod — es war zu ertragen, und tauſend gute Menſchen leben Jahraus, Jahrein nicht viel beſſer; aber lebenslänglich! vergeſſen zuletzt von den Wenigen die ſich um ſein Daſeyn bekümmert hatten! Das bleiche thränenvolle Bild ſeiner Mutter ſtieg wieder vor ihm auf, während er durch die langen Gänge hingeführt wurde. Muth! ſagte er zu ſich, und ging mit feſten Schritten hinter der Wache her, indem er an jene Worte in den Räubern dachte: die Qual erlahme an meinem Stolz!

Er wurde jedoch in ein geräumiges anſtändiges Zimmer geführt, das ſeinem Heldenmuth keinerley Probe aufzuerlegen ſchien. Der Soldat zündete ihm ein Licht an und entfernte ſich. Heinrich ſetzte ſich auf einen Stuhl am Bett — denn große Bequemlichkeiten waren ihm eben nicht geboten —

und hielt Rechnung über ſein ſeltſames Schickſal. Im Großen und Ganzen konnte er es leicht überſehen, und es war nicht ohne einen gewiſſen Reiz; aber nun lag auch die kleine Rechnung vor ihm, die ſchwerere, welche Tage und Stunden zu überſchlagen hat, und mit dieſer konnte er nicht ſo ſchnell fertig werden. Er ſchüttelte den Kopf und legte ſich unter das Fenſter; es ging auf den Feſtungsplatz. Der Mond ſtand am Himmel, groß und voll; es war derſelbe der vor wenigen Tagen an der gräßlichen Mordthat vorübergegangen war. Er ſenkte ſich jetzt hinter die Dächer und lächelte noch einmal auf den ſtillen Platz, über welchem der Athem des Friedens und der Sicherheit wehte. Nur der einförmige Schritt und das Anrufen der Wachen unterbrach zuweilen die ſchweigende Nacht. Eine innige Ruhe kam über das Herz des Gefangenen: es war ihm als hätte er wieder eine Heimath, und er ſehnte ſich in dieſem Augenblicke nicht einmal nach ſeiner Freyheit, die ihn in der letzten Zeit ſo müde gerüttelt hatte.

Doch beſchlich ihn nur zu bald wieder die Erinnerung daß er ſich an einer Stätte der Gewalt und des Leidens befinde, und wenn ſie auch ihm für jetzt ein ruhiges Unterkommen bot, ſo konnte er doch darüber nicht vergeſſen daß es eine Ruhe des Grabes war, in welchem Tauſende vor ihm ihre Hoffnungen, ihr Lebensglück unwillig beſtattet hatten. Er ging zu Bette und warf noch einen ſcheuen Blick im Zimmer umher. Wenn all das Unglück das hier ſchon gehauſet hat plötzlich Geſtalt annähme! wenn dieſe Wände alle die Seufzer die ſie ſeit Jahrhunderten eingeſogen in nächtlicher Stille wieder austönten! Nein, das wäre nicht zu ertragen! das feſteſte Herz müßte darüber brechen, der derbſte Verſtand aus den Fugen gehen. Und wenn nun gar ein Unſchuldiger dieſe Prüfung nicht aushielte, wie müßte den Urhebern ſolchen Jammers, ſolcher Verzweiflung zu Muthe ſeyn?

In dieſem Augenblick erſcholl ein Seufzer, laut und vernehmlich. Heinrich fuhr zuſammen und richtete ſich auf; ſein Herz klopfte. Bald aber merkte er aus den Bewegungen eines im Bette ſich hin und her werfenden Menſchen, daß er einen Nachbar habe, von dem ihn nur eine dünne Wand zu ſcheiden ſchien

Unſer Freund ſchlief endlich ein und erwachte mit dem Morgenlicht aus einem tiefen Schlummer und verworrenen Träumen. Es iſt eine alte Sage daß die erſte Nacht die wir an einem neuen Aufenthaltsorte zubringen ihre vorbedeutenden Träume habe. Faſt ſollte man es deßhalb glauben, weil wir uns gerade auf dieſe in der Regel beym Erwachen weniger als auf jeden andern beſinnen können. Es ſcheint hier als ob unſer innerer Seher das gewöhnliche Prophetenſchickſal hätte: der Traumgeiſt, verſchämt ſein Geheimniß verrathen zu haben, ſchließt ihm das Auge wieder und haucht das ſchon halb eingeprägte Bild mißgünſtig von der Seele weg.

Ein ſolches Schickſal hatte unſer Gefangener: er konnte ſich durchaus nicht beſinnen was er geträumt, obgleich eine unbeſchreiblich liebliche Empfindung davon zurückgeblieben war, die ihn immer von Neuem trieb nach den Spuren ihres Urſprungs zu forſchen. Vergebens! ſeine Gedanken, die er auf einen Punct bannen wollte, ſchweiften in alle Weite hinaus. Aber wie erſtaunt war er als ſie aus der Ferne mit einem Bilde zurückkamen, das ſeit gar zu langer Zeit in ſeiner wachenden Erinnerung verſunken war! Hatte er von Lottchen geträumt? Er konnte keine Spur zuſammenbringen. Oder war es ihr Andenken das in jeder ruhigen und gleichmäßigen Stimmung wieder in dem ſchwankenden, irrenden, und doch heimlich getreuen Herzen auftauchte? Aber ach, er drängte es mit Gewalt wieder zurück! ſie war ja ſeines Andenkens nicht würdig, er konnte ja nicht vergeſſen was er in jener Theaternacht geſehen hatte.

Er ſtand unmuthig auf, trat ans Fenſter und bot die Stirne den kühlenden Schwingen der Morgenluft.

Da klopfte es an der Thüre. Heinrich rief, und ein Offizier trat herein, in deſſen markirtem Geſicht und ſtrenger Haltung ſich Ernſt und Entſchiedenheit verkündigten. Seine lebhaften Augen ruhten durchbohrend auf unſrem Freunde, der, verlegen über ſeinen nachläſſigen Anzug, nicht wußte wonach er zuerſt greifen ſollte.

Man incommodire ſich nicht! wir ſind hier ganz entre nous, ſagte der andre, näher tretend: Da ſich mein Arreſtant mir noch nicht vorgeſtellt hat ſo muß ich ja wohl ſelber nach ihm ſehen.

An dieſen Worten erkannte Heinrich ſeinen Mann und konnte ſich nicht enthalten ihn mit neugierigen Blicken zu muſtern. Es war der Commandant von Hohenaſperg, der vielbeſprochene Obriſt Rieger. Er hatte ihn, wiewohl nur von ferne, in der Akademie geſehen, als der Herzog, nach langer Gefangenſchaft und noch längerer Verbannung von ſeiner Unſchuld und Montmartin's Intrigue überzeugt, ſich mit ihm verſöhnte.

Sie können guten Muthes ſeyn, fuhr der merkwürdige Mann fort. Ich habe ſo viel als gar keine Inſtructionen Ihrethalben erhalten, und ſo dürfen Sie auf eine Behandlung rechnen die ganz Ihrem Benehmen angemeſſen ſeyn wird. Ihre Thüre iſt, wie Sie bemerkt haben werden, nicht geſchloſſen, und wenn Sie Ihr Wort geben nichts Eigenmächtiges vorzunehmen, ſo ſollen Sie unbeſchränkte Feſtungsfreyheit genießen. Sie werden dieſe Gnade des Herzogs zu ſchätzen wiſſen.

Ihre Güte, Herr Commandant, weiß ich hoch zu ſchätzen, verſetzte Heinrich: von Seiten des Herzogs wäre mir Gerechtigkeit lieber als Gnade. Was ich auch Ungeſchicktes und Unpaſſendes begangen haben mag, ich bin mir keines Verbrechens bewußt, und die Strafe die ich zu erſtehen hier bin iſt mir ohne Recht und Urthel dictirt worden. Es möchte ſich fragen ob es nicht ſtatt aller Capitulationen beſſer wäre die Garantieen der Landesverfaſſung und der perſönlichen Freyheit anzurufen.

Rieger runzelte die Stirne und antwortete nur mit einem ſcharfen Blick. Er ging ein paarmal raſch durchs Zimmer und trat dann dicht vor den Gefangenen. Mein werther junger Freund, ſagte er, Ihrer Gährung wird dieſe Diät ſehr zu Gute kommen. Erwarten Sie hier mit Ruhe, ob die Landſchaft um Ihretwillen von Neuem Streit mit dem Herzog anfangen wird. Uebrigens kann man nicht wiſſen — Sie haben vielleicht bedeutende Connexionen, und können die Herren für ſich intereſſiren. Dann verſpreche ich Ihnen für den günſtigſten Fall, daß man etwa zehn Jahre lang in Wien proceſſiren wird, während welcher Sie in deſto engerer Haft hier ſitzen und auf den Erfolg harren können.

Er bemerkte den Eindruck den dieſe Worte auf den jungen Mann machten, und fuhr etwas freundlicher fort: Schicken Sie ſich in die Zeit, und Sie werden ſicherlich gelinde durchkommen. Gedenken Sie fürs Erſte daß Sie ein Menſch ſind und menſchliche Schickſale zu ertragen haben. Es iſt das gar nichts Beſondres und ſchon ganz andern Leuten widerfahren, die ihre Ungeduld auch bey Seite geſetzt haben. Ich will nicht von mir reden, aber neben Moſer werden Sie ſich nicht zu ſtellen begehren. Ihr Schickſal iſt eine Luſtbarkeit gegen das ſeinige. Ich ſelbſt ſaß zu Hohentwiel in einem Loche daß die Phantaſie erhitzter Romainenſchreiber nichts Scheußlicheres auszubrüten vermag, und habe den Uebergang von Ehre und Thätigkeit zur äußerſten Inaction und Schande überdauern können. Fremde Menſchenfreunde haben um mich geweint: ihre Thränen ſind im Sack Gottes geſammelt —

Heinrich ſah ihn bey dieſen Worten betroffen an; er ahnte ein Geheimniß, das ihm ſogleich klar werden ſollte.

Aber ſie hätten mich nicht beweinen, ſie hätten ſich mit allen Engeln freuen ſollen, fuhr der Commandant fort: denn der Arm Gottes hatte mich aus der babyloniſchen Gefangenſchaft des Weltverderbens in die Wüſte entrückt, um mich allda zu ſich zu führen. Ich bekam nichts als eine kleine Bibel zur Geſellſchaft. Da ſagte die naſeweiſe Vernunft: wie wird's dir gehen? bey deinem guten Gedächtniß wirſt du ſie bald auswendig wiſſen. Aber ſie iſt mir heute noch neu.

Ich begreife, ſagte Heinrich, daß Ihr unverdientes hartes Schickſal Ihnen eine Sammlung verſchafft hat wozu das unruhige Welttreiben keine Gelegenheit bot.

Ueberhaupt, ſiel der lebhafte Mann ein, der in Ausdruck und Bewegung manches von ſeinem Fürſten angenommen zu haben ſchien: überhaupt, wenns einer zu was Rechtem im Erkennen und Handeln bringen ſoll, ſo wird er nicht auf breiten und ebenen Wegen dazu geführt. Wenn Gott etwas der Art mit Ihnen vorhat, ſo gratulire ich zur Geſangenſchaft und wünſche daß ſie nicht allzu kurz dauern möge.

Unſer Freund dankte lächelnd für den wohlgemeinten Wunſch, und Rieger ſagte: Da wollen wir nun gleich berathen womit Sie ſich beſchäftigen ſollen, um dieſe unerwartete Muße nützlich und angenehm auszufüllen.

Heinrich ſprach von ſeinen Büchern, die er kommen laſſen wollte, aber der Commandant ſiel ihm ungeduldig ins Wort: Ich denke, ſagte er, da der Arm Ihres Führers in dieſen Tagen ſo ſichtbar geworden iſt, ſo thäten Sie beſſer auch einmal ein paar Wochen lang Ihm allein die Honneurs zu machen und ſich mit geiſtlichen Dingen zu beſchäftigen. Sie ſind ja ein Gelehrter — Nicht? Nun, da haben wir vielleicht intereſſante Studien für Sie. Doch wir wollen zuvor mit Freund Hahn darüber conferiren, der dieſer Tage zum Beſuch heraufkommen wird. Den empfehl' ich Ihnen als Seelenrath. Vielleicht läßt er ſich bewegen Ihnen eine geiſtliche Diät vorzuſchreiben, wie unſrem Schubart, den wir durch dieſes Rüſtzeug Gottes auch ſo ziemlich zurechtgebracht haben.

Schubart! rief Heinrich lebhaft: wie konnt' ich ihn ſo vergeſſen! Er iſt hier! er iſt noch hier?

Und nicht allzu weit von Ihnen, verſetzte der Commandant lächelnd: Sie werden ihn noch zu ſehen bekommen, in den Stunden wo er auf dem Walle ſpazieren gehen darf — oder eſſen Sie heute eine Suppe mit mir, und ich will ihn dazu einladen.

Heinrich nahm das Erbieten dankbar an, und fragte wie es dem armen Manne gehe.

Es geht ihm jetzt leidlich, erwiderte Rieger: er iſt aus der engen Haft befreyt, wohnt wie Sie, ſpeiſt oft bey mir, wenn Fremde zugegen ſind, und wäre vielleicht ſchon frey, wenn er ſeine Ungeduld bezähmen könnte. Aber wenn er durch ein ruhiges Benehmen, durch ein artiges poetiſches Compliment den Herrn günſtig geſtimmt hat, ſo löſcht er dieſen Eindruck bald wieder dur[illegible]rtige Reden aus, und das wird alles hinterbracht. Wenn ichs verſchweige ſo verrathens andre, um mich in Verlegenheit zu bringen. Sie werden ihn dann und wann ſehen;

ſuchen Sie doch beruhigend auf ihn zu wirken. Sie kennen ihn noch nicht?

Doch! ich war bey ſeiner Gefangennehmung durch das ſonderbarſte Zuſammentreffen von Umſtänden zugegen! rief Heinrich, und erzählte von jenem Abenteuer ſo viel er für gut hielt. Er hat mich gewiß im Verdacht, ſetzte er hinzu, daß ich zu ſeinem Verderben mitgewirkt habe.

Wer ſeine Pflicht gethan hat kann nicht angeklagt werden, ſagte der Oberſt ruhig: Fürſten ſind von Gott eingeſetzt, und was ſie uns befehlen das müſſen wir thun; gehe es hernach wie es wolle, wir ſind nicht dafür verantwortlich. Alſo, wenn er auch Urſache hätte Ihnen Vorwürfe zu machen, ſo ſoll ers wohl bleiben laſſen.

Er entfernte ſich, indem er die Einladung wiederholte und ihn ermahnte über die Winke die er ihm gegeben nachzudenken.

Heinrich dachte aber nicht über dieſe Winke nach, ſondern über den ſeltſamen Charakter der ſich vor ihm enthüllt hatte, und mit dem er, weil es nichts Selbſtändiges, ſondern ein Product von Zeit und Verhältniſſen war, nicht fertig zu werden wußte, als auf einmal eine Stimme vom Ofen her rief: Herr Nachbar, auf ein Wort!

Heinrich war betroffen: Wer iſt da? rief er, auf den Ofen zugehend.

Kennen Sie mich denn nicht? Ich habe einen Theil Ihrer Unterredung gehört, und Sie gleich wieder erkannt.

Schubart! rief Heinrich: ſind Sie es oder nicht?

Freylich bin ichs!

Sie alſo waren das ſeufzende Geſpenſt das mich vergangene Nacht erſchreckt hat?

Hab' ich geſeufzt, ich Mann des Jammers, ſo hat der Schlaf mein gepreßtes Herz verrathen. Legen Sie ſich platt auf den Boden, da wo Sie ſtehen, dann werden Sie unten eine Oeffnung in der Wand finden, durch die wir uns unterreden können.

Heinrich war ihm zu Willen, obgleich die Lage die er annehmen mußte höchſt unbequem war, und rief: So erinnern Sie ſich denn noch des jungen Abenteurers der Ihnen damals gewiß in einem ſehr zweydeutigen Licht erſchienen iſt?

Ich geſtehe, war die Antwort, daß ich nicht abgeneigt war Sie für einen Adjutanten des Iſchariots zu halten, aber — nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel — ich hatte nachher ſo viel Veranlaſſung mich mit mir ſelbſt zu beſchäftigen, daß ich erſt dieſen Morgen wieder an Sie erinnert worden bin. Auch Sie werden nicht allzuviel an mich gedacht haben. Wo ſind Sie denn inzwiſchen herumgekommen? Ihre Nachbarſchaft beweist mir daß wenigſtens kein Tyrannenſcherge aus Ihnen geworden iſt.

Unſrem Freunde gereichte es zur großen Erleichterung, dem mißhandelten Manne ſeine Unſchuld an jenem Verrath auseinanderzuſetzen. Faſt, ſagte er, möchte ich dieſe meine Gefangenſchaft ſegnen, die mir vergönnt mich in Ihren Augen zu rechtfertigen.

Laſſen Sie ſichs nicht leid ſeyn, verſetzte Schubart, mir ein paar Wochen Geſellſchaft zu leiſten; es iſt ein Gottesdienſt, einen Unglücklichen zu tröſten. Ihre Lage iſt wohl beſchwerlich? ich hör' es an Ihren Bewegungen. Ihr Vorgänger, Herr von Scheidlin, hat ſich trefflich dran gewöhnt, er hat in dieſer Stellung meine ganze Lebensgeſchichte geſchrieben, die ich ihm, da man mir die Schreibmaterialien weggenommen hatte, in die Feder dictiren mußte.

Dazu hätt' ich mich, ſagte Heinrich, ſo bereitwillig hergegeben wie damals in Ulm zum Memento mori. Dieſe Beſchäftigung muß in jeder Hinſicht dankbar geweſen ſeyn. Wollten Sie mir nicht eine kleine Nachleſe gönnen?

Das Manuſcript, erwiderte der Dichter, iſt heimlich fortgeſchafft worden und wird hoffentlich bald unter die Preſſe kommen. Indeſſen will ich Ihnen gerne, wenn Sie ſich dann und wann zu der Ofenlücke bequemen wollen, einen Vorſchmack davon geben.

Fürchten Sie von der Veröffentlichung des Buches keine üble Folgen? fragte ſein Leidensgenoſſe. Der Herzog wird eben nicht die glänzendſte Rolle darin ſpielen.

Der Herzog macht ſich nicht viel aus Gedrucktem, war die Antwort: wenn man ihn nicht geradezu ſchimpft, ſo kann man ihm viel nachſagen. Man muß geſtehen, in dieſem Punct iſt er liberal. Wenn man gewiſſe reizbare Seiten ſchont, ſo kann man im Uebrigen hiſtoriſch getreu zu Werke gehen. — Heinrich erinnerte ſich daß auch Moſer ſeine Lebensbeſchreibung in Stuttgart herausgeben durfte, und ſagte: Es iſt wahr, in ſolchen Sachen iſt gut mit dem Herzog auskommen, oft beſſer als mit den Gewaltigen die ihm untergeben ſind.

Ja freylich! rief Schubart: je kleiner ein Tyrann iſt deſto ſchlimmer iſt er, weil er ſich mit dem Abhub der Macht begnügen muß. — Im Vertrauen geſagt — ich will von unſrem Commandanten nicht übel reden, er hat ſeine guten Seiten — aber ſeyen

Sie nicht ganz gleichgültig gegen ſeine Grillen. Ich habe vorhin bemerkt daß er bereits an Ihrer Bekehrung zu arbeiten angefangen hat: wenn Sie ihn einigen Succeß verſpüren laſſen, ſo wird das ſehr zur Erleichterung Ihrer Lage dienen. Er iſt noch ganz der alte Werber, nur daß er Recrouten für die himmliſchen Heerſchaaren zuſammenzutreiben ſucht.

Heinrich lachte. Es würde mir ſchwer fallen, ſagte er, mich zur Heucheley zu entſchließen.

Brauchts denn Heucheley? rief der Dichter mit kläglichem Tone: Ich meine ja nur daß man das Herz dann und wann ein wenig in des Herrn von Riegers Montur kleiden ſolle. Denn daß dieſes Herz von Grund aus verderbt und der Gnade bedürftig iſt, das werden Sie ſo gut einſehen wie ich, oder werden es noch einſehen lernen. — Mit dieſen Worten gerieth er in eine ſolche geiſtliche Salbung, daß Heinrich lange Zeit ungewiß war ob er ihm nicht eine luſtige Kapuzinade zu vernehmen gebe, womit der fromme Oberſt perſifflirt werden ſollte, bis er endlich den Dichter weinen und ſchluchzen hörte.

Ihr Unglück, ſagte er mild, hat dieſe Stimmung, die ich begreifen kann, in Ihnen erzeugt.

Warten Sie nur ab, rief Schubart, was das

Unglück bey Ihnen erzeugen wird. Ich ſaß in meinem anfänglichen finſtern Loche, von Gott und Menſchen verlaſſen, wie der Menſch im Gefängniß der Sünde ſitzt. Mein Herz war verdorrt, mein Auge vertrocknet; ich war wie eine Wolke die kein Waſſer gibt. Da ſchickte mir der Herr, deſſen Barmherzigkeit nimmer von uns weicht, ſeinen Propheten, den Mann mit der Lichtgebärde, der wie ein Stern in mein Dunkel ſchien, ſeinen Hahn, deſſen Morgenſtimme mich aus der dumpfen Nacht erweckte. O das iſt ein Mann! ich weiß nicht was ich geworden wäre ohne ihn. Ein tiefer Geiſt der mit dem Feuereifer und der Geduld eines Apoſtels dem Unglauben und Irrthum entgegenkämpft. Der hat keine Montur, aber er wandelt in einem hochzeitlichen Kleide. Freuen Sie ſich darauf ſeine Bekanntſchaft zu machen! er wird Sie gewaltig ergreifen und mit Ihnen ringen, denn er iſt ſeiner Sache ſo gewiß daß ihm niemand widerſtehen kann.

Der begeiſterte Dichter hätte noch lange fortgeſprochen; aber ſein Zuhörer ſprang unwillig vom Boden auf, entſchuldigte ſich mit der ungewohnten Lage die er nicht länger aushalten könne, kleidete ſich haſtig an und verließ das Zimmer.

## 7.

Wohlan
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen
Von Vorurtheilen freyen Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!

Leſſing,
Nathan der Weiſe.

Wo bin ich hingerathen! rief er zornig. indem er über den Feſtungsplatz nach dem Walle ging: in welches Complott verrückter Proſelytenmacherey! Ich ſehe ſie ſchon auf mich einſtürmen, enger und enger, leiſ' und heftig, zärtlich und ergrimmt. Säß' ich doch lieber im tiefſten Loche, und hätte die Freyheit meinem Zuchtmeiſter auf ſein Brummen die Antwort ſchuldig zu bleiben! Das fehlte mir noch, ein Pietiſt zu werden! — Er mußte laut lachen und ſagte zu ſich: Nun, nun, ſey nicht gar zu ungeduldig, es ſieht ja ſonſt aus als fürchteteſt du ſie möchten dich unterkriegen. Das hat nun zwar keine Gefahr, aber verdrießliche Auftritte wirds geben. — Wie, und darüber beklagſt du dich? Sollteſt du nicht froh ſeyn daß in das einförmige Leben zu dem du verdammt biſt einige Spannung und Lebhaftigkeit zu kommen droht? Nur ruhig, Herz! ſie werden dich warm halten. Wenn ſie dir eine Komödie vorſpielen die du nicht beſtellt haſt, kannſt du dich nicht mit um ſo beſſerem Gewiſſen daran beluſtigen?

Nach dieſen Worten ging er beruhigt auf dem Walle hin und her und ſah in die Landſchaft hinaus. Die milde Luft und der warme Sonnenſchein erheiterten ſein Gemüth, und er geſtand ſich endlich daß es doch beſſer ſey in Chriſtenhände zu gerathen, als mit Hannikel und ſeinen Geſellen umherzuziehen.

Der Wall bot ihm eine weite Ausſicht in die Gegend. Wie mancher mochte hier ſchon in die Freyheit hinausgeſeufzt haben, die ſich rings um dieſen qualvoll ſchön gelegenen Berg ſo grenzenlos, ſo lockend ausbreitete, als wäre es eine ausgeſuchte Erfindung der Tyranney, ihre Opfer auf Länderbeherrſchenden

Höhen, ewig den Anblick des Entbehrten vor dem Auge, einzuſchließen. Wie ſchön, ſeufzte er, wie rein haſt du alles gemacht! und wie elend pfuſchen dir deine Menſchen in dein Werk!

Wohin das Auge reichte traf es auf blühende Bäume, welche in tauſend Farben die Herrlichkeit der Schöpfung prieſen und ihren begeiſterten Athem mit jedem Lüftchen durch die Lande ſchickten. Rauch ſtieg aus den Dörfern auf; die Felder belebten ſich mit Menſchen. In den Lüften aber wirbelten die Lerchen, von fröhlichem Wahnſinn ergriffen, ihre unverſiegbare Glückſeligkeit aus, und ſtiegen, mit jedem Ton an irdiſchem Gewicht verlierend, höher in den blauen Himmel empor. Wer auch ſo grundlos vergnügt ſeyn könnte! klagte der Gefangene. Mir iſt, wo ich ſeyn mag, ein verarmtes Daſeyn beſchieden, und dieſes einſame Herz, wenn es an vergangene Freuden und Leiden zurückdenkt, hat nur Irrthümer aus der Lebenschronik zu ſtreichen. Auch Laura! Hinab, ſchönes Geſtirn! Dein Glanz war Schein, bewegtem, trügeriſchem Dunſt entfloſſen, der kernlos erblaßt und ſich nicht zu halten vermag in den Kreiſen feſter Himmelskörper. Lebe wohl, ſchönes Licht! auch du warſt nur ein Nebelſtern.

Die Glocke erinnerte ihn, und er begab ſich zu der Wohnung des Commandanten. Auf dem Wege traf er eine Erſcheinung die ihm ſonderbar in die Augen fiel. Ein Mann in einem altväteriſchen ſchwarzen Rocke ſtand mitten auf dem Feſtungsplatz, mit ſeinem Stock Figuren in den Sand zeichnend. Heinrich erkannte mathematiſche Linien, und wollte ihn eben anreden, als der andre, der nachdenkend ſein Kommen nicht gehört hatte, durch die nahen Tritte erſchreckt, leicht zuſammenfuhr; ein raſcher Blick fiel auf den Begegnenden, als wollte er ihm die Störung vorwerfen, dann wandte er ſich und ging ohne zu grüßen auf die Seite. Seine Zeichnung hatte er ſchnell mit dem Stock verwiſcht. — Was ſoll ich hier nicht alles für Bekanntſchaften machen! ſagte unſer Freund zu ſich: iſt das ein Pythagoras oder Galilei, den der Herzog wegen abweichender Theorieen auf den Aſperg geſetzt hat, um ihn zum rechten Syſtem zurückzubringen? Fürwahr ein pädagogiſcher Coup den man ihm ſchon zutrauen könnte.

Er fand bey Frau von Rieger eine ſehr artige Aufnahme. Aber wie verwundert war er über Schubart's Ausſehen, der ihm mit einem Freudenruf entgegentrat! Er war aufgedunſen, dick und ſchwerfällig;

und etwas Bleyfarbiges in ſeinem Geſichte zeugte von den Folgen der Einkerkerung. Auf ſeinen Geiſt ſchien ſie weniger gewirkt zu haben: in ſeiner Unterhaltung mit der Dame war viel von ſeiner alten Liebenswürdigkeit und Laune, aber bald mußte unſer Freund eine Beymiſchung von Submiſſion entdecken, die ihn wenig erbaute. Ach, er wußte nicht daß man ihn ankommen ließ wenn man ſich an ſeinen Talenten ergötzen wollte, und daß er im Uebrigen der arme Geächtete blieb, den man nach Gefallen bald ſo bald anders behandelte.

Der Commandant kam mit jenem Fremden herzu, den er ſeinem neuen Gaſt als den Pfarrer Hahn vorſtellte, mit einem beygefügten Wink, der unſres Freundes Bitterkeit in ſo hohem Grad erregte daß ſein Gegencompliment etwas geharniſcht ausfiel: er wünſchte bildſam genug zu ſeyn, ſagte er mit trotzigem Ton, um von dieſer Bekanntſchaft den gehörigen Nutzen ziehen zu können. Der Pfarrer ſah ihn aus tiefliegenden, durchdringenden Augen mit einer wehmüthigen Freundlichkeit an, als wollte er ſagen: was hab' ich denn gethan oder geſprochen das dich herausfordern könnte? Heinrich ſah ihn nicht näher an; doch hatte er dieſen Blick, obgleich er ihn nicht Wurzel bey ſich ſchlagen ließ, in der Seele empfunden.

Man ſetzte ſich zu Tiſche, und die Unterhaltung, die beſonders von dem Commandanten lebhaft und bey allem Ernſt nicht ohne Scharfſinn und Laune geführt wurde, drehte ſich um verſchiedene Gegenſtände. Heinrich, der nicht wußte wie weit die Geſellſchaft von ſeinen Umſtänden unterrichtet war, beobachtete eine ſcheue Zurückhaltung. Der arme Schubart gab von Zeit zu Zeit pflichtmäßig ein Bonmot zum Beſten.

Es wurde von Reiſen geſprochen und Rieger erzählte mit vieler Selbſtgefälligkeit von ſeinem Aufenthalt beym Prinzen Louis, dem Bruder und Thronfolger des Herzogs. Dieſer Herr pflegte den Männern welche unter dem raſchen Scepter ſeines Bruders gelitten hatten auffallend mit ſeiner Gunſt entgegenzukommen, und bey ihm hatte der Oberſt die meiſte Zeit nach ſeiner Befreyung von Hohentwiel zugebracht.

Es ſcheint, ſagte er zu Heinrich, nachdem er die Geſundheit des Prinzen getrunken hatte, es ſcheint Sie haben ſchon einige Mal bey meinem Trinken etwas Sonderliches bemerkt.

Ja, verſetzte ſein Gefangener lächelnd: es kam mir vor als ob es mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit geſchehe; einmal wollte es mir ſogar ſcheinen als hätten Sie die Schlücke gezählt. — Unſer Freund bewies hier die Schlauheit der Kinder dieſer Welt; denn Schubart hatte ihn vorhin, in der Abweſenheit der Frau von Rieger, von dem Lieblingsthema des Oberſten unterrichtet.

Sie haben ganz recht geſehen! rief dieſer ſehr vergnügt: ich habe meine Schlücke gezählt, und pflege dieß allemal zu thun. Fünfe! keinen mehr und keinen weniger. Sie müſſen wiſſen daß fünf meine Leibzahl iſt und eine große Bedeutung in meiner Lebensgeſchichte hat. Es war an einem fünften December daß mich Sereniſſimus aus eigner Bewegung zum Major und geheimen Kriegsrath machte, mich von einer Ehrenſtelle zur andern erhob und mit Gnade, Vertrauen, Ehre und Wohlthaten überhäufte, die ich in unauslöſchlicher Dankbarkeit behalten werde. Zehn Jahre ſpäter, wieder am fünften December, wurde ich in das Gefängniß der Einmaurung niedergelegt, wo ich Gott kennen lernte. Fünf Jahre darnach, abermals am fünften December, hatte ich die Ehre mit dem beſten Kurfürſten des Reichs, Nota bene nicht auf dem Lande, ſondern in ſeiner Reſidenz zu Maynz, an ſeiner kurfürſtlichen Tafel mit meinem lieben Prinzen zu ſpeiſen, wo der Herr den Kothſtäubigen neben ſeine Fürſten geſetzt hat.

Er erzählte hierauf ein Langes und Breites von jener Mahlzeit, während Heinrich im Stillen ſeine Gloſſen machte. Hahn ſchwieg und ſah vor ſich hin. Schubart, als er zu Worte kommen konnte, ſprach von merkwürdigen Führungen, wie ſie ſich ſelbſt im Zuſammentreffen einzelner Umſtände, ja gewiſſer Zahlen zeigten, und führte Beyſpiele aus ſeinem eigenen Leben an. Zufällig kam er in dieſer Auseinanderſetzung auf prophetiſche Zahlen zu ſprechen und der Commandant ergriff dieſes Stichwort mit großem Eifer.

Ja, das wars, rief er, wovon ich ſchon längſt reden wollte. Haben Sie, wandte er ſich zu Heinrich, haben Sie die Offenbarung Johannis ſchon ſtudirt?

Nein, ſagte dieſer lächelnd: ich muß das für einen ehmaligen Theologen demüthigende Geſtändniß ablegen, daß ich mich nie tiefer in dieſe Räthſel eingelaſſen habe.

Was meinen Sie, Herr Pfarrer? wäre das nicht das geeignetſte Studium für unſern Freund? Ich habe geſtern mit ihm nachgedacht womit er ſich in ſeiner Muße beſchäftigen ſollte.

Der Pfarrer verſetzte beſcheiden, es ſey das allerdings eine ſehr würdige und den Geiſt vollkommen ausfüllende Beſchäftigung; indeſſen möchte er einem Gelehrten den Gegenſtand ſeiner Studien nicht vorſchreiben, ſondern denſelben ganz ſeinem eigenen Geſchmack überlaſſen.

Dieſe Mäßigung hob ihn einige Stufen höher in dem Herzen des Gefangenen, der ſich zuſammennahm und erklärte, da ſeine eigentlichen Studien ſeit geraumer Zeit unterbrochen ſeyen und ſein Geiſt für die nächſten Wochen ohnehin brach liegen werde, ſo ſey ihm die Beſchäftigung mit den Hieroglyphen der Apokalypſe, in die er ſchon mehr als Einen neugierigen Blick geworfen, ganz intereſſant und willkommen, um ſo mehr als ihn ſeine hoffentlich baldige Befreyung doch wieder auf lange, wo nicht für immer denſelben entführen werde.

Der Commandant nahm dieſe Erklärung wohl auf und verſprach ihm gleich die nöthigen Bücher zu verſchaffen; doch ſetzte er mit einem ernſten Blick hinzu: Sie werden dieſen weltlichen Ton womit Sie von den höchſten Dingen reden bald genug aufgeben, wenn ſie tiefer in die Geheimniſſe Gottes geſchaut haben.

Der Pfarrer ſah ihn freundlich an und fragte ob ihm Bengel's apokalyptiſche Werke denn ganz unbekannt ſeyen; auf der Univerſität freylich, ſetzte er hinzu, werden ſie geachtet wie Länder welche nicht unter der Sonne liegen, und ſeyen von der herrſchenden Theologie ganz und gar verpönt.

Heinrich geſtand freymüthig daß er ſich nie damit abgegeben habe; ob er übrigens bey der herrſchenden Theologie Nahrung gefunden, könne man am beſten daraus abnehmen daß er ihrer Koſt entlaufen ſey.

Die ſchönen Augen des Pfarrers ſchloßen ſich bey dieſen Worten auf eine eigenthümliche Art, und ſeine Miene drückte Beyfall aus. Ich will Ihnen nicht zureden, ſagte er, Ihre Zeit auf die Schriften dieſes verachteten Mannes zu verwenden; aber Sie mögen ihm nun zuſtimmen oder nicht, bereuen werden Sie in keinem Falle ihn geleſen zu haben. Mehr will ich nicht vorherſagen.

*Die Offenbarung*, nahm Rieger das Wort, iſt für einen der noch keine deutlichen *Blicke* ins Reich Gottes gethan hat, der beſte Anfang, und das ganze Syſtem, wie es ſich ordnungsmäßig durch die heilige Schrift hindurchzieht, läßt ſich geſchickt daran anknüpfen. — Er begann nun dieſes Syſtem von

Erſchaffung der Welt bis zum neuen Jeruſalem auszuführen, und zeigte dabey eine unglaubliche aber trockene Kenntniß der einzelnen Bibelſtellen. Unſer Freund vernahm aus dieſer Unterredung die Lehre ſeiner pietiſtiſchen Zeitgenoſſen im Zuſammenhang, er erfuhr daß die Arbeit des göttlichen Geiſtes im Chriſtenthum, von particularen Anfängen ausgehend, nach und nach die ganze Welt durchdringen und, das Weltliche aufzehrend, in einem wirklichen Königreich Chriſti ihre volle Darſtellung haben werde; eine Lehre welcher er nach ſeiner ſymboliſchen Weiſe mit Freuden beyſtimmen konnte, ohne ſich jedoch zu verhehlen daß ſein Weg ſobald man ihn nöthigen wollte aus der Symbolik heraus in die Wörtlichkeit zu gehen, entſchieden nach einer andern Seite hinführen würde. Denn es iſt nun einmal ein eigenthümliches Geiſtesgeſetz daß die Menſchen nicht denſelben Weg zuſammen wandeln können: das eine Mal mögen ſie in den Dingen einig ſeyn, werden aber durch die Meinungen getrennt die ſie darüber haben; und das andre Mal kommen ſie in den Meinungen, indem ſie bey friedlicher und freundlicher Geſinnung nur das Gleichartige derſelben herauskehren, aufs beſte überein, finden ſich aber, ſo wie die wirklichen Geſtalten der Dinge hinzutreten, zu ihrer Verwunderung Meilenweit aus einander, und keiner kann ſeine eigenthümliche Führung, die in Naturell, Herkunft, Erziehung und Erlebniſſen beruht, gegen den andern aufgeben. Heinrich ſah wohl ein daß es ſich dieſen Männern gegenüber hauptſächlich um die Fragen handle: was iſt weltlich im eigentlichen Sinn des Worts? was iſt ächt chriſtlich? und ſteht das Weltliche dem Geiſtlichen unvereinbar entgegen? Gegen dasjenige weltliche Element womit dieſe Männer am meiſten zu kämpfen hatten konnte er leicht ihre Partey halten, denn es war ſeiner eigenen Richtung ebenfalls zuwider, es war der ſeiner ſelbſt und ſeiner Verwandtſchaft mit allem Höheren vergeſſene Geiſt, der Geiſt des geringen und vornehmen Pöbels, der in kleinen Zwecken und großem Schein die von Ewigkeit angeregten Bedürfniſſe zu befriedigen ſucht und den Künſtler, den Denker, den Freund der Menſchheit durch Gleichgültigkeit beleidigt oder mit offener Feindſchaft überfällt. Aber er fand daß ihnen noch gar vieles weltlich und widerchriſtlich hieß, was mit jenen abgefallenen Elementen keine Gemeinſchaft hatte und ihnen nur darum feindſelig ſchien weil es ſein Licht nicht an ihrer Lampe anzündete: wie hätte er nun — denn das war es in ſeinem Sinne — die

Blaſphemie begehen können, die bey Weitem größere Hälfte der Weltentwicklung zu verwerfen und ihr ein göttliches Innewohnen abzuſprechen? Ich kann es nicht ändern, ſagte er zu ſich, daß meine Richtung einen weitern Bogen beſchreibt als die ihrige; ich müßte es mir ja eben ſo gut gefallen laſſen wenn ſie mich überſehen würden; aber wo wir einverſtanden ſeyn können da will ich mich bereit und zuvorkommend beweiſen.

Die Reden von den letzten Dingen und der Weltherrſchaft Chriſti, da ſie einmal angeregt waren, ſtrömten lebhaft fort, und Schubart theilte den Plan zu einem großartigen Gedichte mit, welches die Wiederkehr des erſten aller aufrühreriſchen Geiſter ſchildern ſollte. Satan, war der Inhalt, verharrt, nachdem alles ſich zu Gott gewendet hat, noch ein Jahrtauſend einſam in der Oede, die er mit ſeinem Trotz und Elend bevölkert, bis auch ihm der ſtolze Muth endlich gebrochen iſt; er erſcheint bereuend vor dem Throne des Ewigen, empfängt Gnade, und alle Himmel feyern ſeine Verſöhnung.

Heinrich gab dieſer Idee ſeinen vollſten Beyfall und zweifelte nur an der Möglichkeit der poetiſchen Ausführung. Leichter, ſagte er, würde es ſeyn, das

Princip des Böſen als den Sauerteig der Weltgeſchichte darzuſtellen, der ein blindes und darum geduldetes Werkzeug in den Händen des allgebietenden Geiſtes iſt. Bey einem ſolchen Gemälde wäre ſogar der Humor erlaubt, als ein treffliches Ferment für dichteriſche Geſtaltung.

Der Commandant aber widerſetzte ſich mit großer Heftigkeit einer ſolchen Begnadigung des Teufels und rief den Pfarrer zu Hülfe, der jedoch nicht undeutlich merken ließ daß er unter der „Wiederbringung aller Dinge“ auch etwas Aehnliches verſtehe. Der humoriſtiſche Vorſchlag unſres Helden war im Feuer des Geſprächs daneben gefallen, nnd zwar zu ſeinem größten Glücke; denn er wäre zweifelsohne mit dem babyloniſchen Weib und ihrem Anhang zu Einem Schickſal verdammt worden.

Schubart wurde mit dem ganzen überlegenen Gewicht eines Kerkermeiſters zurechtgewieſen, und Rieger verhielt ſich gegen dieſe Teufelsfreundſchaft, wie ers nannte, ganz als Soldat, der keinen Frieden mit dem Erb- und Nationalfeind geſtattet. Ueberhaupt hatte ſeine Frömmigkeit ganz die Färbung ſeines Standes, und man ſah ihm an, er würde ſich am ſeligſten fühlen wenn er die ganze Glaubensarmee in

Reih und Glied beyſammen hätte, in feyerlicher Parade vor den höchſten Perſonen das Gewehr präſentirend. Heinrich dachte dabey an den Herzog, der, wie bekannt war, von ſeinen Unterthanen den Reſpect vor den Schildwachen deßhalb verlangte weil eine ſolche die Perſon des höchſten Landesherrn ſelbſt vorſtelle.

Und kaum hatte er dieß gedacht als der Commandant eine neue Parallele militairiſcher Pedanterey gab. Es ſchien er wollte eine Unterlaſſung rügen, denn er wandte ſich mit der Bemerkung an ihn daß es ſich eigentlich für einen wahren Chriſten gebühre bey Nennung des göttlichen Sohnes eine Verbeugung zu machen, oder wenn dieß im Freyen geſchehe den Hut abzuziehen. Denn, ſagte er, die Schrift gebeut daß in ſeinem Namen ſich beugen ſollen und ſo weiter.

Ich kann damit ganz einverſtanden ſeyn, verſetzte Heinrich, über das abgebrochene Citat lächelnd: doch bin ich überzeugt daß es eine innerliche Ehrfurcht giebt welche jede äußere Reſpectsbezeugung übertrifft, und ich möchte die beſcheidene Frage aufwerfen, ob man dem Göttlichen nicht eine halbe Ehre anthut mit Salutationen wie ſie auch Menſchen genießen.

Der Pfarrer hatte wieder die Augen geſchloſſen, zum Zeichen daß dieſe Worte ganz nach ſeinem Herzen ſeyen. Er nahm freundlich das Wort und ſagte, es ſtehe auch in der Schrift daß man den Sohn ehren ſolle wie den Vater, und doch nehme vor dieſem niemand den Hut ab. Dieß beweiſe daß Ehrenbezeugungen ſolcher Art bloße Gewohnheitsſache ſeyen, bey welcher man Gefahr laufe die wahre Ehrfurcht eher zu verlieren.

Er war unſrem Freunde ſo zu rechter Zeit beygeſprungen, daß Heinrich den Mann, der ihm und ſogar dem Widerſacher des menſchlichen Geſchlechts ſo große Duldung bewies, mit günſtigeren Augen zu betrachten anfing. Er mußte ſich geſtehen daß im Weſen dieſes Mannes etwas eigenthümlich Anziehendes liege. Selten hatte er ſo viel Zufriedenheit und Ruhe, ſelten einen ſolchen Ausdruck von Redlichkeit im Angeſicht eines Menſchen gefunden, und eben wollte er ſich in ein vertraulicheres Geſpräch mit ihm einlaſſen, als ein ärgerlicher Auftritt die ganze Unterhaltung aus einander riß.

Ein Soldat, der nach ſeinem trotzigen Ausſehen nicht zur Glaubensarmee zu gehören ſchien, trat ins Zimmer und brachte dem Commandanten eine Meldung von einem Subalternoffizier.

Der Oberſt wurde blau im Geſicht und ſchlug auf den Tiſch. Der Schlag möchte mich rühren! rief er: kann man mir keinen andern ſchicken als dieſen Kerl den ich nicht vor Augen leiden mag? — Er wandte ſich zu der Geſellſchaft und ſagte: Das iſt der dummſte, verſtockteſte und unbußfertigſte Sünder den ich in meinem ganzen Regiment habe. Ich kriege einen Schlag wenn ich den Kerl nicht bald los werde. Seit den paar Monaten daß er da iſt hat er ſchon mehr als Einen Nagel zu meinem Sarge geſchmiedet. Ich weiß nicht ob er fünfe zählen kann, aber wenn ers kann ſo geſteht ers gewiß nicht, ſo boshaft iſt er. Sag' einmal, du Hund: wie viel iſt dreymal drey?

Der Burſche ſtand aufrecht da; er öffnete den Mund nicht und bewegte keinen Muskel.

Wirſt du mir ſagen, donnerte der Oberſt, wie viel dreymal drey iſt?

Der Soldat ſah ihm ſtarr ins Geſicht, etwas Unheimliches blitzte aus ſeinen Augen: Dreymal ſechs iſt neunzehn, ſagte er kurz und trotzig.

Was ſoll das heißen? rief der Oberſt verblüfft, und ſein Staunen ging nach und nach in Wuth über: iſt das Dummheit oder was andres? Warum iſts neunzehn?

Weiß nicht, Herr Oberſt.

Kerl, wirſt du wohl ſagen wie viel dreymal ſechs iſt?

Der Soldat ſchwieg.

Der Schlag möchte mich rühren! Wirſt du's gleich ſagen? Bringt mir doch gleich meinen Stock! ich will dreymal ſechs aus dem Hund herausprügeln. — Er konnte aber die Auflöſung der arithmetiſchen Diſſonanz nicht erwarten und rief: Dreymal ſechs iſt achtzehn, du Eſel, den Gott in ſeinem Zorn geſchaffen hat. Weißt du es jetzt, wie?

Wenns der Herr Oberſt befiehlt.

Der Commandant ſchnappte nach Luft: „befehlen" ſagt man, und nicht „befiehlt!" rief er voll Zorn und Verachtung, da ihm die Prärogative der majeſtätiſchen Mehrzahl eben ſo ſehr am Herzen lag als das Hutabnehmen vor göttlichen Namen. „Befehlen" ſagt man wenn man mit ſeinen Vorgeſetzten ſpricht. Gleich ſags noch einmal!

Befehlen! ſagte der Soldat, ſtatt die ganze Phraſe zu wiederholen, und es ſchien als ob ein höhniſches Lächeln um ſeine Mundwinkel ſpielte.

Der Oberſt fuhr mit einem Schrey in die Höhe.

und ſtürzte auf ihn los. Alles ſprang auf. Hahn ſuchte ihn zu halten; aber Frau von Rieger, die gleich zu Anfang dieſer ſeltſamen Scene das Zimmer verlaſſen hatte und mit einer Schachtel zurückgekommen war, trat zwiſchen ihn und den Soldaten, eh' er ſich an ihm vergreifen konnte. Sie riß einen langen Bart aus der Schachtel und rief: Siehſt du hier das Zeichen bey dem du mir Geduld und Mäßigung gelobt haſt? ſiehſt du den Bart der dir auf Hohen-Twiel gewachſen iſt? — Mit dieſen Worten hielt ſie ihm die Reliquie dicht vor die Augen. Sie that Wunder. Der Wüthende wandte ſich ab und gab lautlos dem Soldaten ein Zeichen mit der Hand; die Geſellſchaft rief ihm einſtimmig zu, er ſolle ſich fortmachen. Der Oberſt ließ ſich wie ein Kind an die Tafel zurückführen, wo er zerbrochen und abgeſpannt das Haupt auf den Arm ſtützte. Der Pfarrer benützte dieſen Augenblick der Niedergeſchlagenheit und hielt ihm eine aufrichtige Strafpredigt über ſeinen Jähzorn: Wiſſen Sie auch, ſagte er, daß Gott die Schwüre ſeiner Glaubigen erfüllt? Wenn Sie noch einmal ſagen, der Schlag ſolle Sie rühren, wahrlich, wahrlich, ſo wirds geſchehen!

Der Oberſt ſeufzte, erhob die Hände und betete aus einem bekannten Kirchenlied:

Ich kann nicht ſchweigen wie ich wollte,
Ich ſchweige wenn ich reden ſollte,
Und werd' oft gar zum Zorn bewegt.
Jeſu, Jeſu, hilf mir dazu,
Daß ich auch ſchweigen mag wie Du!

Dieſer Vers, wandte er ſich ſchnell zu unſrem Freunde, iſt von mir; ich habe an dieſem berühmten Liede mitgearbeitet.

Heinrich war nicht ſehr erbaut von dieſem Auftritt; was ihm aber am meiſten im Kopf herumging das war das Rechenexempel des Soldaten. Er wäre geneigt geweſen es mit dem Oberſten für bloße Dummheit zu halten, wenn er nicht hätte ſchwören können ſchon einmal etwas Aehnliches gehört zu haben. Er beſann ſich hin und her, aber es wollte ihm nicht beyfallen, und doch wurde es ihm jeden Augenblick mehr zur Gewißheit daß hinter dem Wort etwas Bedeutungsvolles ſtecke. Auch die ſtämmige, trotzige Geſtalt des Soldaten wollte ihm bekannt vorkommen. Er konnte ſich nicht klar werden; es waren ihm in der letzten Zeit zu viele Geſtalten und Anregungen über ſeinen Lebensweg gegangen.

Die Geſellſchaft ging verſtört auseinander. Hahn drückte unſrem Freunde die Hand und ſah ihm tief in die Augen; es ſchien als ob er etwas ſagen wollte; aber er drückte ihm die Hand feſter und ging hinweg. Als Heinrich auf ſeinem Zimmer war wiederholte er ſich die Eindrücke des heutigen Tages. Er war nun mit dieſer verſchrieenen Secte zuſammengetroffen, und ſah wie es niemals wohlgethan iſt ein allgemeines Urtheil zu fällen. Was er über den Pietismus gehört hatte mochte etwa auf den Commandanten paſſen, und nicht einmal auf dieſen ganz. Er ſah daß in jedem Menſchenverbande einige Treffer und viele Nieten ſind, von welchen jene, wie ſie auch durch ihre Richtungen geſchieden ſeyn mögen, doch immer eine ſtille Sympathie unter ſich haben. Er glaubte mit dieſer Entdeckung dem Geheimniß der Gnadenwahl auf die Spur zu dringen, und ſo hatte er heute einen vielfachen Anlauf zu einer ſymboliſchen Bibeldeutung genommen.

Es iſt Ihre Schuld, rief er zu ſeinem Nachbar durch die geheime Oeffnung hinüber, daß ich mir ein ganz unrichtiges Bild von Hahn gemacht habe. Ich hielt ihn für einen zudringlichen Proſelytenmacher, und habe ihm viel abzubitten. Der Mann gefällt mir ſehr.

Und was für ein Mann das iſt! rief Schubart begeiſtert. Wenn ſie wüßten mit welchen Schwierigkeiten er von jeher zu kämpfen hatte! Der Geiſt Aulber's, von dem er herſtammt, ruht ſichtbarlich auf ihm, auf dieſem Feuerboten im patriarchaliſchen Gewande! Als er in Tübingen ſtudirte, war er ſo arm daß ers nicht zu einem Mittageſſen bringen konnte. Er arbeitete und ſtudirte mit geduldigem Fleiß, und Mittags ging er von dem Hauſe des Schuſters bey dem er wohnte regelmäßig fort, als ob er ein Koſthaus beſuchte, aber er ſchlich ſich zur Stadt hinaus und aß am Philoſophenbrunnen ſein Stückchen Brod. Es hat ihn auch genährt. Nachher wurde er wegen ſeiner Lehre angefochten. Die Cenſur des Conſiſtoriums, das den Druck ſeiner Manuſcripte verhinderte, machte ihm tauſend Widerwärtigkeiten, die er alle geduldig ertrug. Ja, ein Special der ihm beſonders gehäſſig war ſpielte ihm einmal einen ganz niederträchtigen Streich. Er kleidete ſich anonym, ich vermuthe eſelsgrau, und ritt an einem Sonntag in ſein Dorf. Außen läßt er das Pferd ſtehen, kommt ins Dorf während der Predigt, geht in die leere Sacriſtey, ſchnuffelt herum, findet das Predigtconcept und ſchreibt die anſtößigen Stellen zur Anklage ab. Das hat dem armen Manne den bitterſten Verdruß gemacht, und noch jetzt! Aber er iſt nicht ein Haar breit von ſeiner Ueberzeugung abzubringen.

Heinrich erkundigte ſich nach dem eigentlichen Grunde dieſer Verfolgung und erfuhr daß beſonders die Lehre von dem künftigen Königreich Chriſti beym Conſiſtorium übel angeſchrieben ſey; die Regierung ſtecke ſelbſt dahinter, welche etwas politiſch Verdächtiges wittere. Heinrich lachte. Es iſt auch nicht ganz ohne, ſagte Schubart: ſie merkt daß man ſie als ein Regiment des Heidenthums darſtellt, gerade wie bey jenen erſten Verfolgungen und Siegen, und — die Freyheit wirkt unter allerley Geſtalten.

Unſer Freund begann Verhältniſſe und Beziehungen zu ahnen, worüber ihm während ſeines theologiſchen Curſes auch nicht ein Fünkchen Licht aufgegangen war.

Er ließ als es Abend wurde Wein kommen, von welchem ein guter Theil unter dem Ofen durch zu dem Dichter wanderte, und nun vernahm er in lebhaft ſtrömendem, nie ſtockendem Vortrag ſeine Lebensgeſchichte. Es war der Lebenslauf eines Genies (was man vor ſechzig Jahren unter dem Wort verſtand), merkwürdig in ſeinen lichten Stellen wie in ſeinen Verirrungen; wir würden ihn dem Leſer mittheilen wenn er nicht längſt gedruckt vor aller Augen läge. Am meiſten beſchäftigte den Zuhörer die pietiſtiſche Färbung welche Zeit und Umſtände dieſem bunten Lebensgemälde geliehen haben, und er mußte ſich ſagen daß Bekehrungen dieſer Art für die Religion ſelten von Bedeutung ſind. Denn bey einem bekehrten Zweifler kommt es faſt weniger darauf an das woran er gezweifelt hat, als die Natur ſeiner Zweifel ſelbſt zu unterſuchen. Der poetiſche Freund war, dieß ging aus ſeinen Geſtändniſſen deutlich hervor, im ſtrengen altkirchlichen Dogma erzogen worden, und nun hätte es ſcheinen können, er ſey durch hiſtoriſche und philoſophiſche Studien auf einmal oder nach und nach zu einer andern Ueberzeugung gekommen, ſo daß nun zwey verſchiedene Syſteme in ihm gekämpft hätten, bis endlich eines den Sieg davon trug. Bey einer ſolchen Entwicklung hätte der Zweifel ſeine geſunde Thätigkeit gehabt, als ein Ferment das von Zeit zu Zeit den Geiſt in Gährung bringt, von den ungehörigen Stoffen befreyt und in ſeinem wahren Boden befeſtigt. Auch Heinrich war ſich bewußt. auf ſolche Weiſe, freylich in entgegengeſetzter Richtung von Zweifeln gelitten zu haben. Glaube ja keiner, hatte er ſchon oft ausgerufen, daß er ſich von den Wurzeln in denen ſein Geiſt aufgewachſen iſt je ganz werde losmachen können! Er hängt durch geheime Nerven damit zuſammen und wird zuweilen von ihnen gemahnt, wie man in abgetrennten Gliedern noch Empfindungen zu haben glaubt. Unſre Herkunft iſt nun nahe zweytauſend Jahre alt, und wie eine Geſichtsähnlichkeit, ein Zug des Charakters oder Temperaments durch lange Generationen dauert, ſo haben wir auch dieſe geiſtige Erbſchaft, aller Ehrfurcht würdig, in unſer Blut empfangen. Du magſt dich feſt auf deiner Stelle fühlen, aber immer werden dir Anwandlungen wiederkehren, die du erſt in deine Sprache überſetzen mußt! Es ſind Anklänge die den Mann in ſeine Kindheit, in die Zeiten der Mutterliebe und ihrer Gewalt zurückbringen, ohne ſein Gepräge verändern zu können. Sie klingen wie verhaltene Mutterklagen und berühren ihn mit einem leiſen Schmerz; aber der Geiſt, ſeiner Reinheit ſich bewußt, wird durch dieſe Prüfungen nur um ſo mehr in ſeinem wohlerworbenen Eigenthum begründet.

Wie ganz anders bey dieſem großen Talent, das leider durch eine unläugbare geiſtige Charakterloſigkeit verhindert wurde ſich einen feſten Boden zu ſchaffen. Ein ehrwürdiger Vater ſendet den Knaben, reich ausgeſtattet mit bibliſchen Kernſprüchen, in die Welt hinaus, ein frommes, edles Weib, aus altproteſtantiſchem Blut entſproſſen, tritt dem Jüngling als banger Schutzgeiſt zur Seite; aber bald hat nicht nur die Gährung der Dichterbruſt, die mit Gott und der Welt um ihren Frieden ringen muß, nicht nur das Ueberfluthen einer feurigen Jugend, ſondern eine unbändige Liederlichkeit ihn mit ſeiner ganzen Herkunft aufs Tödtlichſte entzweyt. Sein Vater betet für ihn und wünſcht daß dieſe Gebete wie feurige Kohlen auf ſeinem Herzen brennen ſollen; ſeine Gattin legt ihm Zettel mit Bibelworten an Stellen wo er ſie finden muß. Er thut als achte er das alles nicht; aber er weiß es doch, und es nagt wie tauſend Scorpionen an ihm, denn er fühlt ſich ſchuldig, und überdieß hat er nichts in ſich was er entgegenſetzen könnte. Er begnügt ſich mit einem hohlen Nein, das ſein Talent mit Witz und Hohn zu einem Harlekin herausſtaffirt, und in ſtillen Stunden, wo die leichten Geſellen dieſer Narrheit nicht zugegen ſind, bricht er mit einem qualvollen Ja zuſammen. Dieß iſt ein gemeinſchaftlicher Zug jener Zweifler und

Religionsſpötter, deren Bekehrer zweydeutige Lorbeern errungen haben, daß ihre Zweifel einen ſo elenden Urſprung hatten. Sie kamen aus dem Fleiſche das ſeine ſüßen Anſprüche auf das Mark der Erde nicht aufgeben wollte und ſich hinter halbwahre Philoſopheme mit ohnmächtigem Trotz verſchanzte. Sie kamen nicht aus dem Geiſt: denn der Geiſt ſchafft ein Ganzes, er ſtellt keine Verneinung auf, und wenn der Zweifel in ihm rege wird, ſo geſchieht es nur um ihn zu neuen Thaten zu reizen, womit er ihn überwindet.

Was Wunder wenn wir nun unſern Dichter im Kerker ſo ganz zerbrochen finden? Er iſt in keiner neuen Geiſteslage, er iſt wieder in die alte Wiege zurückgeworfen, worin ſein junges Herz einſt ruhte. Er iſt körperlich und geiſtig zerrüttet. Er hat unrecht gehandelt am Glauben ſeiner Väter, dem er nicht gewachſen war, und dieß Unrecht das er immer fühlte wird ihm jetzt mit Donnertönen zugerufen von ſeinem geängſtigten Gewiſſen, von der Einſamkeit ſeines ungeſunden Kerkerlochs, und von dem pedantiſchen Zuchtmeiſter der unter einem ähnlichen Schickſal ſeine Gemeinſchaft mit dem geiſtloſen Weltweſen zerknirſcht abbüßte. Mit einer finſtern Dogmatik trieb er ihn in noch dunklere Höhlen, ſo daß es einer Befreyung glich als ein ächter Apoſtel voll Liebe und Milde in ſeine Nacht herunterkam, an deſſen Herz ihn Neigung und Dankbarkeit gefeſſelt hielten, neue Ketten die ſich um ſeinen Geiſt noch feſter ſchlangen.

So kann ein Mann untergehen, dachte Heinrich: Den hat der Herzog auf dem Gewiſſen.

Durch Belohnungen und Strafen war der unglückliche Dichter der Religion, wie einer eiſernen Jungfrau, in die Arme gejagt worden, und unſer Freund erfuhr wunderbare Beiſpiele von der Zucht des Commandanten. Schubart beklagte den Verluſt eines größern Gedichts, das er ihm weggenommen hatte mit der Drohung ihn in den bereit gehaltenen Ring an der Wand ſchmieden zu laſſen wenn er ſolches weltliche Zeug zu ſchmieren fortfahre. Da konnte denn ſein Talent nicht anders als geiſtlich wirken!

Der verlorene Sohn, ſo war das untergegangene Manuſcript betitelt, und Heinrich erfuhr, der Stoff ſey dem Schickſal ſeines Vorgängers in dieſem Zimmer entlehnt geweſen, der durch eine abſcheuliche Familienintrigue hier ſeinen Aufenthalt bekommen habe. Der Dichter erzählte die Begebenheit.

und unſer Freund war nicht wenig erſtaunt in dieſer Familiengeſchichte die unverkennbaren Züge der Brüder Karl und Franz von Moor wiederzufinden. Noch mehr verwunderte er ſich, als Schubart mit lebhafter Freude geſtand daß der Dichter der Räuber ihn ſeit ſeinem Austritt aus der Akademie ſchon mehrmals beſucht habe.

Schiller war hier? rief Heinrich und konnte nicht begreifen warum ſein Freund dieſe Beſuche vor ihm ſo geheim gehalten hatte.

## 8.

Wie der Kram ſo bunt geweſen,
Muſterkarte, gieb's zu leſen.

Goethe.

Schon den folgenden Tag erhielt unſer Freund die Offenbarung ſamt den erklärenden Werken Bengel's, und machte ſich mit brennendem Eifer darüber her. Er erſtaunte über den Verſtand im Combiniren wie im Trennen, über den Scharfſinn womit die verwickeltſten Rechnungen durchgeführt waren, und fand ſich in einer ganz neuen und eigenthümlichen Welt, in welcher die hiſtoriſchen Begebenheiten, vom Lichte des Chiliaſten beleuchtet, in ungewohnten Gruppen aus einander und zuſammen traten. Die Weltgeſchichte ging in geordneten Maſſen an ihm vorüber, wie er ſie noch nie geſehen hatte, das Zuſammentreffen der

Weiſſagungen mit den Thatſachen, der Zahlen mit der Chronologie war ſchlagend, und der Geiſt des Autors, dem er ſich ruhig überließ, nahm ſeine Sinne ſo gefangen daß es mehrerer Tage bedurfte bis er dieſer Bande wieder ledig war. Denn als er die Augen aufthat, glaubte er freylich den Grundfehler des Syſtems bald genug zu entdecken, und ärgerte ſich über den erzproteſtantiſchen Einfall das Aufſteigen des Thiers in die Zeiten Gregor's des Siebenten zu ſetzen. Hieran waren die übrigen Ereigniſſe geknüpft, höchſt folgerecht zwar, aber durch die geforderte Harmonie der Zahlen kamen einzelne Begebenheiten zu einer Bedeutung welche ihnen die hiſtoriſche Wage nie einräumen konnte; auch meinte er in der Berechnung der Zeiten, welche bald als prophetiſche bald als gemeine gedeutet waren, eine große Willkürlichkeit zu finden. Nun ſah er zuletzt wie ein vorzüglicher Mann alle Kräfte ſeines Geiſtes auf eine Grille gewendet hatte, mit herzlichem Verdruſſe: ſo tief hatte er ſich ſchon in jene wunderbaren Kreiſe hineingelebt, die nun zerbrochen vor ihm lagen. Er ſchlug die Bücher gleichgültig zu und doch entließen ſie ihn mit größerem Gewinn als er für den Augenblick empfand. Die eigenthümliche und willkürliche Pragmatik die ſie geltend machten hatte ihm die Ausſicht in die Univerſalhiſtorie erneuert und geſchärft; die Epochen derſelben waren ihm durch den Apokalyptiker wie durch einen Brennſpiegel auf Einen Punct gezogen worden, und als er ſie wieder in ihre natürliche Stellung zurechtrückte, ward er zu ſeinem Erſtaunen vieles darin gewahr was er ſonſt überſehen hatte. Dieſe Wirkung hat die Arbeit eines bedeutenden Mannes auf uns, daß ſie, ſelbſt durch Widerſpruch, das Beſte was in uns iſt erregt und uns zu neuen, ſelbſtändigen Entdeckungen führt

Doch er konnte nicht ſo ſchnell aus jenem Zauberkreiſe loskommen. Er nahm jetzt den Urtext allein vor ſich, und ließ die großartigen Bilder, die Poſaunentöne der Prophetenſprache mit voller Kraft auf ſeine Seele wirken. Aber der geheime Sinn dieſer Geſichte, zu deſſen Enthüllung manche Stellen ſo räthſelhaft herausfordern, wollte ſich ihm nicht zu erkennen geben. Ob nur das Schickſal der jüdiſchen Hauptſtadt in dieſen Weiſſagungen enthalten ſey, ob ein Theil davon auf Rom gehe, wie viel auf die Zukunft der chriſtlichen Kirche bezogen werden könne, das alles machte ihn auf lange zu einer Beute der verſchiedenartigſten Zweifel und Vermuthungen. Wenn er dieſe prophetiſche Bilderreihe mit der Geſchichte zuſammenhielt, ſo traf manches zu, manches aber wieder nicht. Dieß führte ihn auf den Charakter der Weiſſagungen überhaupt; denn er hatte ſich ſchon mit vielen, auch aus ſpätern Zeiten herrührenden beſchäftigt. Es war ihm bekannt, daß manche derſelben, bis zum ſiebenjährigen Krieg herab, auf eine merkwürdige Weiſe eingetroffen waren, obgleich erweislich lange vor ihrer Erfüllung ausgeſprochen. Dieß machte ihm Muth, auch die Möglichkeit der noch bevorſtehenden Bewährungen zuzugeben, da zumal das teutſche Reich, auf das ſie ſich zum Theil bezogen, in einem Zuſtande war der einen Blinden hätte zum Propheten machen können. Er erkannte in dem prophetiſchen Schauen eine tiefe Sympathie mit dem Weltganzen; er verglich die ſo begabten Menſchen mit den edleren Gliedern eines Körpers, die ſein Befinden vorzugsweiſe mitfühlen, und fand ſie mit der Natur und der Menſchheit enger verwandt als ſonſt einzelne Menſchen es ſind. Aber in Einem Puncte ſtimmten dieſe Weiſſagungen alle überein, daß ſie am Ende ihrer Epochen eine Grundveränderung der Welt und aller geſelligen Verhältniſſe blicken ließen, einen durchgreifenden Sieg des Guten über das Böſe, wie er hundertmal vorhergeſagt, aber niemals wenn die Zeit nun da war eingetroffen iſt. In der einen Weiſſagung war es Chriſtus, in der andern einer der alten Kaiſer, der am Ende der Tage die Reinen unter ſeinen Heerſchild verſammeln ſollte. Er erkannte in dieſem Chiliasmus eine wunderbare Ahnung von dem göttlichen Inhalt der Geſchichte, welcher Triumph iſt in Leiden, Frieden im Krieg, und Gutes aus Böſem, aber nicht handgreiflich hervortretend am Ende der Tage und als endloſe Zeitlichkeit feſtgehalten, ſondern, wie ein Kern in der Schale, von jeher gegenwärtig als Anfang, Mittel und Fortgang der Weltbegebenheiten.

Hatte er ſich dieß zu ſeiner Beruhigung vorgeſagt, ſo quälte er ſich wieder mit der geheimen Zahl des Thiers, welche, wie er wohl ſah, der Schlüſſel zu der ganzen Weiſſagung iſt. Er glaubte aus den Worten womit ſie eingeleitet wird entnehmen zu müſſen daß ſie etwas mit dem Verfaſſer der Apokalypſe Gleichzeitiges bezeichnen ſolle, und nun wurde er auf einmal, und zwar wie ſo manche Menſchen viel zu ſpät gewahr daß man, um nur einen Anfang einer Erklärung machen zu können, aufs Genauſte wiſſen müſſe wann das Buch geſchrieben ſey, eine Belehrung freylich, die, als auf rein hiſtoriſcher Unbefangenheit beruhend, in dieſer Art von Commentaren nicht zu ſuchen war. Nun ſah er mit Beſchämung daß er ſich ohne Compaß auf ein unendliches Meer hinausgewagt, und mit dieſer Kataſtrophe hatte er die apokalyptiſche Entwicklungskrankheit ſeiner Zeit durchgemacht. Er legte die Bücher die ſchon ſo manchem guten Chriſten zu ſchaffen gemacht haben bey Seite, und ſchwur hoch und theuer, nicht ſobald wieder zu ihnen zurückzukehren.

Er empfand auf dieſe Forſchungen eine unbehagliche Leere, in welcher er nichts mehr vernahm als das Nachſummen einiger Bengel'ſchen Worte, die beunruhigend und feindſelig auf ihn wirkten. Dieſer merkwürdige Autor nämlich hatte ſich, wie jeder der von ſeinem Syſtem überzeugt iſt, mitunter geharniſchter Ausdrücke bedient und zu verſtehen gegeben daß man allerdings nur wenn man den rechten Geiſt auf ſich wirken laſſe mit ihm einig ſeyn könne. Dieß klang dem aufrichtigen Herzen unſres Freundes wie ein Vorwurf: er ſprang unwillig als er ſich einer ſolchen Stelle erinnerte empor und rief: Geiſt der Wahrheit! du weißt daß ich dich nie zu verleugnen geſucht habe. Meine Seele liegt vor dir wie ein offenes Buch. Blättre darin, wenn du mich würdig findeſt deinen Hauch zu verſpüren. Aber laß mich auch jenen tiefen Frieden, jene ſanfte Uebereinſtimmung koſten, die nur aus dir kommen, und dulde es nicht daß mich das verworrene Gerede der Menſchen betäube und betrübe.

Um dieſe Zeit führte ſich Hahn eines Tages auf eine liebenswürdige Weiſe bey ihm ein. Von einem Gefangenen, ſagte er, könne er nicht fordern daß er ihm, wie es ſonſt gebräuchlich ſey, Achtung und Vertrauen durch einen Beſuch beweiſe; er erfülle eine Menſchenpflicht indem er das Verhältniß einſeitig fortſetze, und hiedurch fallen die Abrechnungen, welche im gemeinen Leben der Freundſchaft ſo nachtheilig ſeyen, zwiſchen ihnen hinweg.

Heinrich empfing ihn mit herzlicher Freude und vertraute ihm nach den erſten Begrüßungen das Schickſal ſeiner apokalyptiſchen Studien.

Der Pfarrer geſtand ihm offen daß er vieles nur aus Zutrauen zu Bengel glaube, den er als einen großen Mann Gottes verehre.

Dagegen proteſtirte aber der Gefangene eifrig und rief, er könne ſeine Vernunft, die auch ein Geſchenk Gottes ſey, nicht gefangen geben noch ſich entſchließen an irgend ein Buch in der Welt unbedingt zu glauben.

Wenn Sie ſich ernſtlich prüfen, verſetzte Hahn, müſſen Sie dann nicht eingeſtehen daß Sie dieſen Grundſatz ſchon oft überſchritten und in Philoſophie und Geſchichte gar manches geglaubt haben was von Menſchen aufgebracht worden iſt?

Sie haben Recht, erwiderte er nachdenklich, und in der Geſchichte müſſen wir vieles für wahr annehmen, weil wir die Maſſe des Details nicht ſelbſt unterſuchen können; daher kommt auch das beſtändige Schwanken der hiſtoriſchen Anſichten. Es iſt aber doch ein großer Unterſchied zwiſchen dem Hinnehmen von Thatſachen und dem Glauben an Lehrſyſteme, und was die Philoſophie betrifft ſo kann ich Ihnen mit gutem Gewiſſen ſagen daß ich nach langem ehrlichem Suchen, Vergleichen und Anſchließen endlich die Autoritäten ſamt und ſonders über Bord geworfen habe. Vor allem geben Sie den Verdacht auf, als ob ich vor der gegenwärtigen Philoſophie auch nur den entfernteſten Reſpect hätte: ich bin mit dieſer verwaſchenen Seichtigkeit und hochtrabenden Armuth gründlicher als mir lieb iſt bekannt geworden; und erwarte ſehnlich das große Wort, das, wie die Sachen ſtehen, jeder Tag jetzt ausſprechen kann.

Hahn ſchüttelte den Kopf und meinte, auch das ſey doch wieder nur Menſchenwerk.

Menſchenwerk, rief der junge Mann lebhaft, iſt alles was wir haben, der Geiſt Gottes hat ſich von jeher nur durch Menſchen ausgeſprochen; das iſt das Fundamentalgeheimniß aller Philoſophie und Geſchichte.

Sein geiſtlicher Freund ſah ihn wehmüthig an und ſagte: Ich könnte mich wörtlich mit Ihnen einverſtanden erklären, wenn ich nicht fühlte daß Sie es doch in einem ganz andern Sinne nehmen als ich. Nun begreife ich freylich daß die Weiſſagung nicht ihr Lieblingscapitel ſeyn mag.

Heinrich verſetzte lächelnd: Ganz nahe werden wir wohl nicht zuſammenrücken, aber wenn Sie meine Worte nicht allzu nüchtern nehmen ſo werden Sie finden daß wir auch nicht ſo gar weit aus einander ſind als Sie meinen. — Er entdeckte ihm ſeine Gedanken über die Natur der Prophetie, wie wir ſie oben mitgetheilt haben, und der Pfarrer verrieth ſeinen Beyfall durch das bekannte freundliche Schließen der Augen; er ging bereitwillig auf dieſe Anſichten ein, und geſtand ſehr offenherzig daß die erſten Chriſten, ja Jeſus ſelbſt, in den Weiſſagungen von der Nähe der letzten Dinge ſich getäuſcht hätten, eine Liberalität die ihn in dem Vertrauen unſres Freundes bedeutend höher hob.

Aber ſeine chiliaſtiſchen Ideen gab er darum nicht auf; er hielt ſich an den Zuſammenhang der Bibel und an den Zuſammenhang des Bengel'ſchen und Oetinger'ſchen Syſtems mit ihr, und beharrte auf dem Princip des Glaubens. Auch hier zeigte es ſich wieder daß die Menſchen in der Regel nur im Verneinen ganz einig ſind. Es mochte ein Trieb der vermittelnden Freundſchaft ſeyn, der ſie darin wieder zuſammenführte daß ſie ihr gemeinſchaftliches Zeugniß gegen die Götzen der herrſchenden Aufklärung ablegten; namentlich ſprach dieſer Anhänger einer verachteten Secte ſo geiſtreich und mit ſo geſalzenem Spott von ihnen, daß die vornehmen Schriftgelehrten, wären ſie zugegen geweſen, ſich ſehr geſchlagen gefühlt haben würden.

Bey dieſer Gelegenheit brauchte er einen Ausdruck der eine dunkle Erinnerung in unſrem Freund erweckte. Schon neulich waren ihm dieſe tiefliegenden Augen mit dem eigenthümlichen Blicke nicht ganz unbekannt vorgekommen; er ſah ihn näher an, und die bedeutend gebaute Stirne, von ſchwarzen, natürlich gelockten Haaren in angenehmer Rundung umgeben, brachte ihn auf einmal wieder auf die Spur. Er erinnerte ſich ihn vor einigen Jahren bey einer öffentlichen Disputation in der Akademie geſehen und eine ähnliche treffende Replik von ihm gehört zu haben. Der Eindruck hatte ſich bey ihm verwiſcht und trat jetzt auf einmal wieder hervor.

Es iſt tröſtlich, ſagte Hahn als er ihm dieß mittheilte, daß wir uns ſchon früher berührt haben; denn unſre vermeintliche erſte Begegnung war nicht ſehr freundlich.

Er ſah ihm dabey mit jenem eindringenden Blick in die Augen, und Heinrich entgegnete erröthend: Sie beſchämen mich — ich habe mich freylich ſehr unnöthiger Weiſe gegen Sie in Harniſch geworfen; Sie waren mir mit gutmüthiger Abſicht ganz falſch, als ein unruhiger Proſelytenmacher, geſchildert worden.

Der Pfarrer lächelte ſchlau über dieſes verrätheriſche Bekenntniß und ſagte: Sie haben mich mißverſtanden, ich meinte unſere frühere Begegnung; erinnern ſie ſich nicht mehr? auf dem Platze. — Sie haben mich, erwiderte er den fragenden Blicken des jungen Mannes, Sie haben mich damals durch Ihren raſchen Tritt in einer mathematiſchen Aufgabe geſtört, deren Löſung mir nach langem Nachdenken in jenem Moment ſehr nahe trat; Sie brachten mich um dieſen Fund, und er ſcheint ſeitdem unwiederbringlich verloren. Ich hätte Ihnen ich weiß nicht was? anthun mögen für dieſe Störung meiner Cirkel.

Heinrich fragte ihn erſtaunt ob er denn vielleicht der Verfertiger der aſtronomiſchen Uhr ſey, und vernahm aus ſeiner Antwort mit nicht geringer Freude daß er in der Perſon des Pfarrers von Kornweſtheim den berühmten Mathematiker, Mechaniker und Aſtronomen vor ſich habe, von dem er ſchon ſo vieles reden gehört. Er rief lachend, das könne doch auch nur in Schwaben der Fall ſeyn daß die Leute ſo in der Entfernung weniger Stunden wie im Traum neben einander hergehen.

Nun, verſetzte jener, Gott führt ſie dann oft wunderlich zuſammen. Freylich werden Sie neben meinen andern Liebhabereyen den Pietiſten und Chiliaſten ſchwerlich vermuthet haben.

Heinrich erkundigte ſich mit dem lebhafteſten Intereſſe nach jenen Wiſſenſchaften, die ihm ganz unbekannte Landſtriche waren, und der geiſtliche Freund war klug und human genug, von dem angefangenen Thema für jetzt abzulaſſen und dem raſtloſen Geiſte das neue Spielzeug, wie er es mit anmuthigem Lächeln nannte, zu verſprechen.

Er kam mehrmals, wie es ſeine überhäufte Zeit erlaubte, brachte ihm Bücher und weihte ihn in das Copernicaniſche Syſtem ein. Es verſteht ſich von ſelbſt daß es ſich hier um kein gründliches Studium handeln konnte; denn wie hätten ſich Forſchungen für die ein Menſchenleben zu kurz iſt in die flüchtige Dauer einiger Monate einſchließen laſſen? Unſer Freund geſtand lächelnd daß er auch hier wieder auf die Seite des Glaubens trete, indem er die ſchwindelnden Rechnungen die ihm vorgelegt wurden auf Treu' und Glauben von der Autorität anzunehmen genöthigt war.

Von einer andern Seite her erwarben ihm dieſe Beſchäftigungen große Ruhe; denn der Commandant, zufrieden ihn in den Händen des Pfarrers zu wiſſen, fragte wenig nach ſeinem Treiben und verſchonte ihn, wenigſtens für den Augenblick, mit wohlgemeinten Anforderungen der Frömmigkeit.

Aber auch dieſer erſte neugierige Blick in die Wunder des Himmels ſollte ihm ſtatt der gehofften Sphärenmuſik nur wieder den unerträglichen Zwieſpalt der Meinungen mißtönig zu vernehmen geben. Er las in den Werken der neuern Aſtronomie, welche die Erde in Geſellſchaft der Planeten um die Sonne rotiren läßt, und freute ſich für das längſt Gehörte und Geglaubte nun endlich in guter Muße die Beweiſe durchgehen zu können, die er, ſelbſt ein Lehrer, ſo manches Jahr neben ſich vortragen hörte, ohne ſich näher mit ihnen einlaſſen zu können. Er fand in dieſer Entdeckung den höchſten Triumph des Geiſtes, der in ſich ſelbſt einen Standpunct außerhalb der Erdenſchranken findet, von wo aus er die Stellung ſeines Planeten und die ewigen Geſetze ſeiner Bahn beſtimmt. Als er aber dieß eines Tages gegen ſeinen geiſtlichen Freund ausſprach, ſo gab ihm dieſer die unbegreifliche Erwiderung, es ſey noch eine große Frage ob dieß ein Triumph des von Gott wahrhaft erleuchteten Geiſtes, ob die Erde wirklich ein Planet ſey, der ſeine Revolutionen in Gemeinſchaft mit den andern vollende. Denn die Schrift ſtelle immer den Himmel mit ſeinen Geſtirnen der Erde gegenüber, und mache dieſe zu dem Ort wo die körperliche Offenbarung Gottes vor ſich gehen ſolle. Die Schrift rede nicht im optiſchen Sinn, wenn ſie von Lichtern des Himmels rede, und wenn man getreulich mit ihr verfahren wolle ſo dürfe man dieſe nicht auch für Erden anſehen. Daraus müſſe denn nothwendig reſultiren daß die Erde als der gröbere Theil des geſchaffenen Weltalls auch der ſchwerere ſey und folglich den Mittelpunct der beweglichen Himmelslichter annehme. Sie möge ſich etwa um ihre Axe drehen; um ſie ſelbſt aber ginge ſodann der Mond und die Sonne, als die zwey Luminaria, und um die Sonne die übrigen Planeten, die ſie als ihre Monde um die Erde begleiten, während die Fixſterne ſtille ſtehen.

Er trug dieſe Erklärung, ohne irgend damit herauszufordern, ruhig vor, wie etwas das man Gewiſſenshalber einzuſtreuen ſich gedrungen fühlt. Dennoch hörte ihm ſein Lehrling mit einem gewiſſen Entſetzen zu; denn wenn ihn ſchon bey einem Ungelehrten die eiſerne Conſequenz des Autoritätsglaubens, die, um nicht über die Grenzen der heiligen Urkunden hinauszuſchreiten, lieber die ganze Wiſſenſchaft ins Geſicht ſchlägt, betroffen gemacht hätte, wie unheimlich mußte ihm dieſer Abfall eines Mannes vom Fache, eines anerkannten Mathematikers ſeyn, der ihm auf ſeine Frage nach der Zuverläſſigkeit der aſtronomiſchen Berechnungen mit trocknen Worten erwiderte, ſie ſcheinen allerdings richtig, aber ſie ſcheinen auch nur ſo, und es könnte ſich in der That damit ganz anders verhalten als die Menſchenforſchungen es herausgebracht haben. Selbſt dieſe Wiſſenſchaft, der Stolz und die Zuverſicht der neuern Zeit, mußte ihm verdächtig werden, und er befand ſich, er mochte blicken wohin er wollte, auf ſchwankendem Boden.

Da er aber jedenfalls ſich nicht berufen fühlte dieſen Streit zu ſchlichten, ſo ergab er ſich im Stillen der imponirenden Ueberzeugung jener großen Himmelsforſcher, und vergnügte ſich, wie es einem Dilettanten zukam, an den leichten Abſchnitzeln der ernſten Wiſſenſchaft, an den Anſichten und Vermuthungen über den Urſprung der Welt und ihr Ende, und über die Beſchaffenheit der Planeten. Hier konnte denn ſeine eigne Phantaſie auch ein Wort mitreden, und er unterhielt ſich halbe Nächte durch mit den leuchtenden Pilgern die eben damals durch den reinen Sonnenhimmel wandelten. Er glaubte, da er nun ihre Namen und Zeiten kannte, in ein engeres Verhältniß zu ihnen zu treten, er fragte ſie nach ihrer Geſchichte, nach ſeinen Brüdern die auf ihnen wohnten — aber er empfand nur zu bald daß ſie ihm auch durch das Fernrohr nicht näher gerückt waren: die großen Unbekannten zogen gelaſſen ihren Weg dahin, und was er von ihnen wußte ſchien ihm eben das Unweſentlichſte zu ſeyn. Jede Nacht erneuerte ihm auf ſeiner hohen Warte das ſchöne Räthſel der Schöpfung, und jede verließ ihn unbefriedigter als die vorhergehende. Während dieſe ſchweigenden Boten Gottes ihre ſichern Bahnen gingen, war er ſelbſt aus der ſeinigen gelenkt: ſein Element war der Menſchengeiſt, der kleine Spiegel der Welt, und was nicht die engſte Beziehung zu dieſem hatte das konnte ſeine Seele nicht auf die Dauer ausfüllen. Er betrachtete das wunderliche Schickſal dieſes erſtgebornen Lieblingskindes, das in ſeiner raſtlos grabenden Wißbegierde das Unmögliche vollbracht und ſelbſt den Himmel bis auf eine kleine Entfernung zu ſich herabgezogen hat, aber dieſe kleine Entfernung nicht mehr überwinden kann; das von den goldnen Kreiſen des Firmaments die unbedeutendſten Geheimniſſe, ſelbſt ihr Gewicht und ihre Schwerkraft, herausgegrübelt hat, und nur das Hauptgeheimniß nicht weiß! Er ſah ſie vor ſeinen Augen gehen und wiederkommen, er glaubte das Sauſen zu hören womit ſie durch die unendlichen Räume hinflogen, — aber er konnte keine Brücke zu ihnen ſchlagen, die ſie an das Auge durch das er die Welt zu beſchauen angewieſen war, an ſein eigenes Ich geknüpft hätte.

Auf die ſonderbarſte Weiſe ſollte ſich die geforderte Beziehung oder doch etwas Ähnliches ergeben, als ihn ein Hauptmann der Garniſon, um das Maß der Verwirrung voll zu machen, mit aſtrologiſchen

Werken verſah. Schwerlich hätte er ihnen einen Blick vergönnt, aber einestheils reizte es ihn ein Geheimniß vor dem Commandanten zu haben, der es als Aberglauben und Gottloſigkeit verfolgt haben würde, und dann mochte der Stoß welchen Hahn der Aſtronomie beygebracht wenigſtens einigermaßen die Verachtung entkräften, womit dieſe von ihrer ältern Schweſter zu ſprechen gewöhnt war. Er begann mit dem Punctiren, das in einem eigenen Büchlein ausführlich mit dem ganzen Verfahren wie die Fragen geſtellt und die Antworten aufgeſucht werden müſſen vorgetragen war. Aber er warf die Spielerey mit bittrem Lächeln wieder weg, als ihn Jupiter und Venus verſicherten, ſeine erſte Geliebte habe ihm ein reines, treues Herz bewahrt, und er ſolle ſich bereit halten ſie demnächſt unter den glücklichſten Umſtänden als Gattin heimzuführen. Er hatte ſchon halb und halb zu glauben angefangen, weil ihm vorher, zu Bezeichnung Laura's, eine beweglich trügeriſche Figur des Mondes erſchienen war.

Nun ging er zu den ſchwereren Studien über, wenn dieſe Beſchäftigungen, die ihn wenigſtens für den Augenblick unterhielten und beſchwichtigten, ſo genannt werden können. Er lernte die Bedeutung der Planeten im Thierkreiſe, ihre Erhöhungen, Freuden und Demüthigungen, ihre guten und böſen Anſchauungen kennen, und war bald in den himmliſchen Häuſern ganz wie zu Hauſe. Er hatte ſich kaum in dieſen Wohnungen der irdiſchen Verhängniſſe ein wenig umgeſehen, als er ſchon darauf dachte ſein Horoſkop zu entwerfen. Nur verwirrte ihn die Schwierigkeit, den aufſteigenden Punct, von dem alles übrige abhängen ſollte, genau zu beſtimmen, und er glaubte ſeinen Vorgängern abzumerken daß ſie hierin auch mit einiger Willkürlichkeit, wie Bengel beym Aufſteigen des Thieres, verfahren haben, indem ſie die Stunde der Geburt, die ſich auf keiner Uhr entſchieden bezeichnen läßt, nach gewiſſen Lebensereigniſſen, welche man dieſem oder jenem Planeten zuſchreiben konnte, regulirten, und ſo für ihr Schema gegebene Puncte hatten. Er wagte endlich den Morgenpunct zu fixiren, und bald breitete ſich ein vollſtändiges Lebensbild, das die himmliſchen Herrſcher am Zodiakus aufgeſpannt hielten, mit lichten und dunklen Stellen vor ihm aus. Er überſah, nicht eben mit glaubigem Geiſt, aber in einer ſeltſam träumeriſchen Seelenſtimmung, ſeine Geſchicke, und glaubte bald Züge zu finden die an ſeine prophetiſchen Studien erinnerten: auch hier traf manches auf eine überraſchende Weiſe zu, und andres blieb ohne die entfernteſte Beziehung fremd in den Lüften hängen. Die Schiffahrten die ihm beygelegt wurden und zum Theil ſchon vollendet ſeyn ſollten hätte er wunderlich genug deuten müſſen, wenn er ſein Horoſkop retten wollte. Dagegen erſchreckte ihn ein martialiſcher Aſpect, ein wahrer Unhold, der vor Räubern und Mördern warnte, mit einer ſeltſamen Uebereinſtimmung. Im Haus des Gefängniſſes ging ein rettender Stern auf, der baldige Befreyung ankündigte. Am meiſten ergötzte ihn das neunte Haus, das mit einem verwegenen Namen Haus der Träume genannt wird; dort ſtand eine Figuration welche, wie die Bücher ausdrücklich beſagten, für jeden andern günſtig lautete, nur nicht für eine geiſtliche Perſon. Ja, rief er aus, die Sterne haben Recht! Dazu bin ich nun ganz und gar verdorben, und ſegne mein Schickſal, das mich inzwiſchen in einer leiblichen Haft unterbringt, bis ich einen Entſchluß über mein ſonderbares Leben faſſen kann! — Dagegen tröſtete ihn das folgende Haus, wo Jupiter, der eben noch zu rechter Zeit einer kalten Umarmung Saturns entgangen war, mit vollem Licht regierte.

Er konnte dem Drang nicht widerſtehen ſich noch einmal nach ſeiner verlaſſenen Liebe umzuſehen, und ſiehe da! er fand eine Conſtellation die jener punctirten völlig entſprach. Mit jener ſeltſamen Haſt welche das heimlich Gewünſchte immer wieder zu vernichten ſtrebt erfand er ſich ein combinirtes Verfahren, wodurch das ganz willkürliche Punctiren mit den ſcheinbar zuverläſſigeren Gebäuden der Planetenhäuſer verbunden werden ſollte, und wiederholte die Frage, aber zum dritten Mal ſtiegen die zwey holden Sterne herauf und betheuerten ihm lächelnd, das überwölkte Geſtirn, das noch immer heimlich in ſeinem Herzen dämmerte, ſey, in ungetrübter Reinheit und Treue, ſein ächtes Lebenslicht. — Wenn er nur nicht vom Gegentheil ſo unwiderſprechlich überzeugt geweſen wäre! Er zerriß unwillig die geheimnißvollen Zeichnungen und flüchtete ſich, da ſein Kopf zu wirbeln anfing, in die friſche Luft.

## 9.

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauren an.
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
Ins Vaterland mußt' ich hinüber ſchwimmen,
Das ging nicht an.

**Wunderhorn.**

Sie kommen eben recht! rief ihm der Commandant entgegen, als er über den Platz ging: ich habe in dieſem Augenblick ſehr angenehme Nachrichten aus der Reſidenz erhalten.

Er hielt ihm ein Blatt hin, nach welchem Heinrich begierig griff, in der Meinung daß es ſeine Freyheit oder ſonſt etwas Bedeutendes für ihn enthalte, fand aber ein ziemlich artiges franzöſiſches Gedicht, worin ein Freund des Commandanten deſſen Ernennung zum General beſang. Er brachte ſeinen Glückwunſch etwas verlegen heraus, da er aber eine Excellenz mit einfließen ließ ſo wurde derſelbe aufs Gnädigſte entgegengenommen.

Ja, und nun hab' ich gleich eine Bitte an Sie, ſagte der neue General, welcher ausſah als wäre er vom fünften Himmel in den ſechsten avancirt: Sie würden mich ſehr verbinden wenn Sie mir das Gedicht überſetzen wollten, daß ichs auch ſolchen zeigen kann die nicht franzöſiſch verſtehen. Sie haben ja neulich ebenfalls Kenntniſſe der Poeſie blicken laſſen, und unſrem Schubart will ich nichts Neues aufladen, da er mich bey dieſer Gelegenheit um Erlaubniß gebeten hat einige meiner fähigeren Soldaten zu unterrichten und mit ihnen ein Schauſpiel zur Feyer meiner Beförderung aufzuführen.

Heinrich konnte kaum ein Lächeln unterdrücken. Er freute ſich über den unbeſiegbaren Inſtinct des Dichters, der den rechten Augenblick zu benutzen gewußt hatte um ſich in ſein natürliches Element zurückzuſtehlen, und dachte, vielleicht ließe ſich ſelbſt der verlorene Sohn noch retten wenn er eine Epiſode zu Gunſten dieſes Avancements darin anbrächte. Was iſt weltlich, und was iſt geiſtlich? rieſen tauſend neckende Stimmen in ihm, und er ſchickte ſich ſchnell zu ſeinem Auftrag an, um ſeine Heiterkeit zu verbergen. Er nahm Bleyſtift und Papier, ging bey Seite und brachte nach einigen Minuten eine Ueberſetzung, die mit Lobſprüchen überhäuft wurde. Wenn ich Ihnen irgend etwas zu Gefallen thun kann, rief der entzückte General, ſo ſagen Sie's! ſagen Sie's gleich!

Es fehlte nur daß er ihm eine „Gnade“ angeboten hätte. Heinrich verſicherte, es gehe ihm über ſeine Wünſche wohl, und er wolle dieſes Erbieten wie eine ſeltene Münze für den Nothfall aufſparen.

Nun, Sie haben mein Wort, rief der General, Sie haben mein Wort!

Er führte ihn in ſeiner guten Laune unter den Soldaten herum, die mit Bauten und andern Arbeiten beſchäftigt waren. Sehen Sie, ſagte er, was das ein Leben unter den Burſchen iſt. Ich hatte von Anfang an manche Noth mit ihnen. Sie waren eigentlich für einen auswärtigen Kriegsdienſt geworben, aber, im Vertrauen geſagt, ich habs von guter Hand — Frankreich gabs nicht zu, und man mußte wegen der Mömpelgardiſchen Beſitzungen leiſe auftreten. Nun kamen ſie auf die Feſtung, wo ſie immer noch von Ruhm und Beute träumten und das einförmige Leben gar nicht behaglich fanden. Ich verſchone ſie deßwegen möglichſt mit Wachen und Exerciren, und laſſe ſie dafür an der Ausbeſſerung und Verſchönerung der Feſtung arbeiten. Dieſe Beſchäftigung iſt ihnen angenehm, weil ſie doch ſehen daß ſie was hervorbringen. Auch verhüte ich dadurch müßige Ideen die im Wachſtubenleben aufſteigen. Die Handwerker unter ihnen werden für die Garniſon und das Dorf Aſperg in Bewegung geſetzt. So ſtreng ich im eigentlichen Dienſte bin ſo leutſelig ſuche ich mich außerdem zu betragen: ich unterhalte mich mit ihnen, und höre ihre Ideen an. Auch habe ich ſchon manche Seele Chriſto gerettet.

Er gab ſelbſtgefällig einige Proben von ſeiner Manier, die unſrem Freunde zeigten wie ſonderbar Verſtändiges und Abſurdes in dieſem Charakter gemiſcht war. Sie kamen an dem Soldaten vorüber, der jene Störung der Mahlzeit verurſacht hatte. Er ſchien der fleißigſte von allen zu ſeyn. Der Commandant aber ſchoß im Vorbeygehen einen finſtern Blick auf ihn und ſagte: Der Kerl hat keine Religion.

Na, Kinder, rief er endlich: jetzt iſts Feyerabend! — Auf ſeinen Wink erſchienen Pfeifer, die unter der Linde einen ſchwäbiſchen Tanz zu ſpielen anfingen, die Soldaten warfen ihre Werkzeuge weg und eilten wie aufs Commando herbey. Mädchen fanden ſich ein, und wie mit einem Zauberſchlage war der Feſtungsplatz in einen idylliſchen Schauplatz verwandelt. Aber wenn man näher hinſah ſo entdeckte man etwas Steifes in dieſer Fröhlichkeit: die Leute, die ſich vielleicht auf einer Wieſe, nach vollbrachter Heuernte, ganz ungebunden in ihrer Art betragen haben würden, hingen hier an Fäden die alle von dem ſtrengen Blick ihres Befehlshabers ausgingen.

Allons! rief er: ſeyd luſtig, aber mit Manier! Heut ſollt ihr einen guten Tag haben. Und nächſtens, bey der Fête, ſollen wieder Wettſpiele im Laufen und Klettern Statt finden; die Beſten erhalten Preiſe.

Wenn die Burſche, ſagte er zu ſeinem Gefangenen, vom Tanzen, Klettern und Springen müde ſind, ſo laufen ſie mir gewiß nicht davon. Ich habe ſonſt keine Freude an derley Luſtbarkeiten, und halte ſie eigentlich für ſündhaft; ſo aber haben ſie einen guten Zweck.

Unſer Freund dachte dabey im Stillen das Seinige. Die commandirte Luſtbarkeit, die ſo recht nach der Schnur und gezwungen aufgeführt wurde, erinnerte ihn an die Freudenlieder die damals die Muſenalmanache überſchwemmten und ſtatt der Fröhlichkeit nichts als die leere Aufforderung dazu enthielten. Er ſah ſich unter dem Perſonal dieſer Komödie um: keiner ſchien ſich ſehr behaglich zu fühlen, doch thaten ſie eifrig wie ihnen befohlen war, und mochten froh ſeyn ſich wenigſtens für den Augenblick vom ſchwereren Frohndienſt frey zu fühlen. Einigen von den Paaren ſah man an ihren wechſelſeitigen Blicken an, daß ſie das kleine Feſt als etwas Vorläufiges nahmen was ſie bey Gelegenheit deſto ungezwungener nachholen wollten. Später wenns ſchöner wird! hörte er einen Soldaten lüſtern zu ſeinem Mädchen ſagen.

Im Umſchauen fiel ſein Auge auf jenen Burſchen, der Rieger's Haß in ſo hohem Grade ſich zugezogen zu haben ſchien. Er war der Einzige der ſich nicht unter die Tanzenden gemiſcht hatte. Die Mädchen warfen ihm im Vorüberfliegen trotzige Blicke zu; der wohlgebaute, ſtramme Krieger hätte ihnen, obgleich er nicht mehr jung war, wohl zugeſagt. Aber er achtete es nicht; finſter wie eine Wetterwolke ſtand er bey Seite und ſah kaum auf das Treiben.

Unglücklicher Weiſe hatte Heinrichs Blick den des Commandanten nachgezogen, und dieſer bemerkte die Abſonderung, die gar nicht nach ſeinem Sinne war. Seht nur den Duckmäuſer dort! rief er, und die Ader auf ſeiner Stirne begann ſchon anzuſchwellen: der will was Apartes haben. Komm her, Kerl! wirſt du gleich tanzen? warum biſt du nicht wie die andern?

Ich kann nicht tanzen, ſagte der Soldat, mit militairiſchem Reſpect, aber kurz abgebrochen. Es klang etwas aus ſeiner Stimme wie das Brummen des Bären.

Warum kannſt nicht tanzen?

Ich bring' das Drey und Drey und Drey nicht in den Kopf; ich habs ungrad lernen müſſen.

Eſel, es iſt ja der Zweytakt. Und was ſoll denn dieſer Gallimathias?

Der Soldat ſchwieg.

Was den andern recht iſt muß dir billig ſeyn, ſagte der General: Willſt du das Wort nicht annehmen, und in deinen Sünden hinfahren, ſo ſollſt du auch kein Kopfhänger ſeyn wo ichs nicht haben will. Solche Separatiſten kann ich nicht in meiner Garniſon brauchen. Gleich rühre deine Beine, oder ich laſſ' dir Vierundzwanzig im Dreyachtelstakt aufmeſſen.

Der Soldat richtete ſich hoch auf und ſagte: Halten zu Gnaden, Herr Commandant, als ich Handgeld nahm da ſagte man mir nicht daß ich unter die Tänzer komme, ſondern zu den Soldaten.

Rieger wurde blau vor Wuth. Er ſtieß einen Schrey aus: Der Schlag möchte mich rühren! rief er und erhob den Stock. Heinrich aber, da die Reliquie von Hohentwiel nicht in der Nähe war, ſprang dazwiſchen und rief: Excellenz, ich mahne Sie an Ihr Wort!

Der General ließ den Stock ſinken und ſah ihn zornig an. Der Menſch hat zwar gefehlt, fuhr Heinrich fort, aber laſſen Sie Gnade für Recht ergehen. Die Gefälligkeit die Sie mir verſprochen ſoll die ſeyn daß Sie ihm Tanz und Strafe ſchenken.

Hätt' ich gewußt daß Sie mir in mein Commando pfuſchen würden, ſagte der General verdrießlich, ſo hätt' ich Ihnen gewiß nichts verſprochen.

Er wandte ſich um wegzugehen, Heinrich aber folgte und ſtellte ihm vor, er habe ihn vom Ausbruch ſeines Zornes abgehalten, weil dieſer ſeiner Geſundheit ſchädlich ſeyn würde.

Ei was! ſagte der General: im Gegentheil, wenn ich den Kerl recht durchgeprügelt hätte ſo hätte mich das ſehr erleichtert. Jetzt ſitzt mir das Ding auf der Bruſt daß ich kaum Athem finden kann. Sie haben mir einen wahren Stoß beygebracht.

Heinrich wagte ihm vorzuſchlagen, er möchte den Menſchen der ihm ſo zuwider ſey lieber an ein andres Regiment abgeben, da doch wahrſcheinlich nichts vom Tanzen in ſeiner Capitulation ſtehe.

Gehen Sie! brummte Rieger: Ihnen werd' ich in meinem Leben kein Verſprechen mehr thun. Und laſſen Sie ſich nicht einfallen wieder für den Kerl zu bitten! Bey der nächſten Gelegenheit ſoll er doppelt dran.

Unſer Freund kam ſehr verſtimmt in ſeine Zelle. Mußt' ich auf die Feſtung kommen, rief er aus, um das alte Gaukelſpiel auch hier mit anzuſehen? Pädagogik, nichts als Pädagogik! Und der ganze Kunſtgriff iſt, den Menſchen aus ſeiner natürlichen Art herauszutreiben. Tanzen ſoll er wenn er nicht mag, geiſtliche Lieder machen wenn er eine rührende Erzählung ſchreiben möchte, warm ſeyn wenn er kalt, und kalt wenn er warm ſeyn will! Rings um mich her muß ich Opfer der Erziehung ſehen. Schiller hat unter einer falſchen Zucht gelitten und leidet wahrſcheinlich noch dieſen Tag; Laura iſt durch Erziehung untergegangen; Schubart wird auch noch vollends zu Schanden gehen; und nun muß ich gar in dieſer Garniſon ein getreues Abbild der Akademie entdecken. O Narrenkomödie des Lebens! Und ich ſelbſt habe miterziehen müſſen, und bin miterzogen worden. Was hab' ich dabey gelernt als daß man den Menſchen ihren natürlichen Lauf laſſen muß? daß ſie nur durch freye Entwicklung ihrer Kräfte einander heilſam werden können? Mein Beruf war mir aufs Bitterſte entleidet, und erſt mit dieſer großen, einfachen Erkenntniß fühl' ich daß ich die wahre Fähigkeit erlangt habe ein Erzieher zu ſeyn.

Wiederum fiel ihm das grillenhafte Drey und Drey des Soldaten ein, und er zerbrach ſich vergebens den Kopf. In den nächſten Tagen aber war es zu unruhig um an Rechenexempel zu denken. Schubart hielt nebenan dramaturgiſchen Unterricht mit ſeinen Scholaren und recitirte mit lauter Stimme Verſe aus dem Schauſpiel. Dazwiſchen ſchüttelte er, da ſein Talent einmal angeregt war, Volkslieder zu Dutzenden aus dem Ermel, friſche Klänge die gleich unter den Soldaten umherliefen und ihren ſteifen

Puppenſpielen Leben einhauchten. Er erhielt um dieſe Zeit einige Vergünſtigungen und ſchien auf einmal ein andrer Menſch zu ſeyn; ſeine Sünden hatte er ganz vergeſſen. Seinen Nachbar ließ er keine Minute in Ruhe, alle Augenblicke ſang er ihm ein neugedichtetes und componirtes Lied durch den Ofen vor, und war unerſchöpflich an Witz und Laune.

So ſehr jedoch dieſen die Lieder erfreuten ſo wenig gefiel ihm das Schauſpiel mit ſeinen trockenen Allegorieen, als es endlich vor einer Verſammlung die von Stuttgart und Ludwigsburg herbeygekommen war, man kann ſich denken wie ſteif gegeben wurde. Unſer Freund hielt ſich bey dieſen Herrlichkeiten möglichſt im Hintergrunde, und wünſchte ſich weit davon als vor den Gäſten auch ſeine Ueberſetzung paradiren mußte. Doch verdroß es ihn, als Schubart, wie er ſie kaum gehört hatte, gleich in ſeinem Wetteifer eine eigene ihr an die Seite ſtellte. Er konnte es ihm lange nicht vergeben, wir wiſſen nicht ob aus Eiferſucht des leichtverletzlichen Geſchlechts dem er im ſiebenten Grade verwandt war, oder weil ihm die Eitelkeit die ſelbſt nach der kleinſten Palme greift mißfiel. Doch rächte ihn noch der Theaterabend an ſeinem Nebenbuhler, den der General, ſtatt für ſeine Bemühungen dankbar zu ſeyn, wegen eines Verſtoßes in der Aufführung aufs Gröbſte vor der ganzen Geſellſchaft heruntermachte.

Die Niedergeſchlagenheit des armen Dichters war bald wieder gehoben als er zur Fortſetzung dieſer Verſuche aufgemuntert wurde. Er verkündigte dem Nachbar jubelnd durch die gewohnte Sprachlücke, daß er ein Schauſpiel vor dem Herzog, der mit Nächſtem auf der Feſtung zu erwarten ſey, aufführen laſſen und dabey ſeine Freyheit erhalten werde.

Dieſe Nachricht verſetzte auch unſern Freund in einige Aufregung, und während der Dichter Blumen und Juwelen zu dem unerläßlichen Panegyrikus ſammelte, fragte er ſich was ihm bey dieſer Veranlaſſung zu thun obliege. Nichts! war ſeine entſchiedene Antwort. Er ſah den Herzog wieder vor ſich, wie er ihm die Piſtole ins Geſicht abdrückte, wie er ihm die Brieftaſche entreißen ließ, er hörte wieder jenes Fort! und war feſt entſchloſſen keinen Schritt zu thun und durch Schweigen die Gerechtigkeit herauszufordern.

Er hatte nun offenbare und geheime Weisheit in Fülle verſchlungen, und ein immer wiederkehrender Drang gebot ihm ſeine Muße zu einer dichteriſchen Arbeit zu verwenden. Er fragte ſein Gedächtniß nach

Stoffen, als er eines Morgens, auf jene unerklärliche Weiſe von der wir nicht ſagen können ob der Strahl aus uns heraus oder in uns herein gekommen iſt, eine Entdeckung machte. Er hatte ſchon oft beklagt daß die neuere Zeit kein Heldengedicht mehr hervorbringe, und die Urſache darin gefunden daß ihr ein großes epiſches Element abgehe das die Alten ſo bedeutungsvoll zu handhaben wußten, die Götter. Localgeſpenſter, Fluß- und Berggeiſter, dachte er, haben nicht Rang genug. Einem katholiſchen Dichter ſtehen wenigſtens Engel und Heilige zu Gebote, von welchen ſich ein gar anmuthiger Gebrauch machen ließe; aber ein proteſtantiſcher iſt in Gefahr ſich in Abſtractionen zu verlieren, wie wir dieß an Klopſtock deutlich genug ſehen. Die Vermiſchung des Chriſtlichen und Heidniſchen bey Camoens wollte ihm durchaus nicht zuſagen, da ſie nicht im Volksgeiſt wurzelte; und die Feenwelt der romantiſchen Epiker war untergegangen. Es fehlt dem neuern Dichter an einer himmliſchen Maſchinerie, ſagte er, und dieſes Wort brachte ihn mit Einem Schlag auf die Spur. Die Himmelshäuſer fielen ihm wieder ein, deren Grundmauern noch feſt genug in ſeinem Geiſte ſaßen. Wie? rief er aus, wenn man die aſtrologiſchen Geſtalten mit ihren wohlbekannten, von der antiken Poeſie her liebgewordenen Götternamen zu überirdiſchen Hebeln eines Epos machte? Ihr Steigen und Fallen, ihre guten und böſen Aſpecte würden das vollſte Leben in dieſe Hierarchie bringen; wir hätten Verhältniſſe wie bey Homer und doch wieder ganz andre; die lieblichſten und bedeutendſten Dinge ließen ſich daran anknüpfen! Auch wäre die Erfindung nicht willkürlich und Sommerfäden gleich umherflatternd; ſie hätte einen wohlbegründeten Boden, einen weit verbreiteten Glauben, der einſt in Teutſchland national war und es jetzt noch im Verborgenen iſt; man könnte den Helden aus den größten Männern unſerer Geſchichte wählen, die bey ihrem Thun und Laſſen die Sterne befragt haben. Welch ein Spiel für die Phantaſie, dieſe leuchtenden Herrſcher in ſtillen Nächten ihren Götterrath über dem Haupte des Sterblichen halten zu laſſen, deſſen Geſchicke ſie ordnen! zu ſchildern wie ſie ihm ihre Einflüſſe zuflüſtern, wie er ihnen gehorcht und widerſtrebt! Und wie leicht wäre es für den Dichter, dem alten Glauben an den Einfluß der Geſtirne das Wort zu reden! Daß die Sonne auf die Erde wirkt hat noch niemand geläugnet; eben ſo wenig den Einfluß des Mondes. Woran ſind dieſe

Wirkungen geknüpft? an das Licht. Alſo woher ein Licht zu uns gelangen kann daher können auch Einflüſſe mitkommen. Wir ſehen dieſe entfernten Himmelskörper; ſie ſind noch immer nahe genug um den Träger ihrer Wirkungen bis zu uns herabzuſenden. Und giebt nicht auch die Aſtronomie das zu? Sie lehrt daß alle Glieder des großen Weltſyſtems einander anziehen, daß abwechſelnd einer den andern in ſeinem Laufe zu beſtimmen, zu ſtören vermag. Sie giebt dieß nach ihrer Weiſe nur in Zahlen an; aber was ſind dieſe Zahlen anders als Symbole für Lebensverhältniſſe, die durch die feinſten Nerven aller Creaturen hindurchgehen? Wäre es alſo bloße Imagination, dem Mikrokosmus, dem Erben und Sprecher der Welt, dem Menſchen, ſeinen Antheil an dieſen Verhältniſſen zuzuſchreiben?

Sein glücklicher Einfall ſetzte ihn in raſche Begeiſterung. Er glaubte die Bedingungen eines neuen Heldengedichts gefunden zu haben, und kehrte im erſten Feuer zu den aſtrologiſchen Büchern zurück, um die nöthige Belehrung daraus zu ſchöpfen. Er ſuchte dieſe uralte Geheimlehre der Zeit nach in ihrer Entwicklung zu verfolgen, und hier konnte er nun wieder einen Blick in die Natur des menſchlichen

Geiſtes thun, der immer groß und bewundernswürdig iſt, er mag ſich nun ſelbſtverläugnend in die Dinge verſenken und einfach aus ihnen heraus ihr Weſen ausſprechen, oder in grandioſer Willkür innerhalb ſeiner eigenen Unermeßlichkeit eine Welt ſchaffen, die ſich, unbekümmert um die äußerliche, wunderbar um ihre eigne Axe dreht. Was war die Willkür der alten Theologen, an deren Entfernung von aller Realität er ſich ſo oft geärgert hatte, gegen die naive Kühnheit dieſer Himmelsmagier, die das unendliche All bereist zu haben ſchienen und jedem Stern ſeine Eigenſchaften, ſeinen Stoff, ja ſeinen Geſchmack, als hätten ſie ihn mit der Zunge verſucht, beyzulegen wußten! Er ſchwindelte vor der Sicherheit womit das Durcheinandergreifen der himmliſchen Kräfte, wie in einer Rädermaſchine, ihre wechſelnde Herrſchaft über jede Stunde des irdiſchen Lebens verzeichnet war. Wie konnte ein Menſch, rief er aus, zu dieſer verzweifelten Gewißheit kommen, die ohne ein Sandkorn von Beweis worauf ſie einen Fuß ſtellen könnte bodenlos durch die ungemeſſenen Räume wandelt! Vergebens forſchte er nach einem Urſprung dieſer Lehre; ſie verlor ſich im dunklen Hintergrunde der unvordenklichen Zeiten, uralt wie die Welt und ihre

Ueberlieferungen. Ewigkeit und Zeit ſchienen ihm ihre Geſtalten verändert zu haben, und der tägliche Abſchnitt den die Erde nach ihrem Sonnenlauf berechnet verlor ſich in einem überirdiſchen ewig wechſelnden Notenmaß, worin alle Geſtirne zuſammenklangen.

Wir müſſen dieſe ſibylliniſchen Dinge vor der Zeit abbrechen, wenn wir unſrem Buch, das ſich als eine leichte Erzählung angekündigt hat, nicht ganz ſein Gepräge rauben wollen. Denn der Leſer begleitet zwar ein liebendes Paar gerne bis vor den Prieſter, aber das Leben das eigentlich dann erſt für ſie beginnt will er dem Erzähler lieber zu ſchildern erlaſſen, und einen Gefangenen verläßt er eiligſt an der Kerkerpforte, ohne darum zu ſorgen wie er die unendliche Zeit hinbringen wird. Doch genug wenn ihm auch nur wenige bis hieher gefolgt ſind und empfunden haben daß nichts ganz gleichgültig ſeyn kann wo ein Menſch ſeine Seele hineinlegt. Wer dieſe Blätter aus ſeiner Einſamkeit überſchlagen will wird bald genug an einer Stelle mit ihm zuſammentreffen, wo ſeine Lebensräder nur um ſo raſcher von hinnen rollen.

Nur eines ſey noch vergönnt aus dieſen Beſchäftigungen anzuführen, was ihm die Weltgeſchichte abermals, und abermals mit einem neuen Blick zu ſchauen gab. Wir faſſen uns ſo kurz wie möglich, doch müſſen wir ein wenig ausholen.

Die Aſtrologie lehrt daß die großen Conjunctionen Jupiters und Saturns, welche alle zwanzig Jahre Statt finden, immer eine gewiſſe Periode hindurch in drey verwandten Zeichen des Thierkreiſes verharren; und die Aſtronomie beſtätigt es, nur läugnet ſie die elementariſche Eigenſchaft der Zeichen. Dieß gab Veranlaſſung zu der aſtrologiſchen Lehre von den Trigonen und zu der Eintheilung der Geſchichte nach den Perioden des feurigen Trigons, wie er ſie beym Vater der jetzigen Himmelskunde, bey Keppler, entwickelt fand, der, ob er gleich die Lehre von den Trigonen nur als Spielerey behandelt, doch gewiſſe Grundzüge der Aſtrologie mit großem Ernſt verficht. Zehn ſolcher Conjunctionen, ſo wurde er belehrt, fallen nach einander in die feurigen Sternbilder des Widders, Löwen und Schützen; dieſe Dreyung währt zwey Jahrhunderte, und zwar ſo daß der Ort der Zuſammenkunft im Thierkreis rückwärts von einem Trigonalzeichen zum andern wandert, worauf er in die Trigone der irdiſchen, luftigen und wäſſrigen Zeichen übergeht, bis er nach etwa achthundert Jahren alle vier Trigone des Thierkreiſes durchlaufen hat.

Hieraus ergab ſich denn eine ganz neue und eigene Philoſophie der Geſchichte, welche nachwies daß die größten und folgereichſten Ereigniſſe mit dem feurigen Trigon zuſammenfallen. An dieſem Faden reihte Keppler die moſaiſche Geſetzgebung, ſpäter Jeſajas und den Anfang der großen babyloniſchen Monarchie, dann Chriſtus und die römiſche Weltherrſchaft, endlich Karl den Großen und das abendländiſche Kaiſerthum auf.

Der Adept fand durch dieſe überraſchenden Epochen, wenn er auch Kepplern gerne glaubte daß es die höchſte Willkür ſey die Sternbilder mit feurigen oder wäſſrigen Potenzen zu bevölkern, ſein Auge für die Geſchichte aufs Neue zum Vergleichen und Gegenüberſtellen geſchärft. Er fand daß auch noch das Aufblühen der griechiſchen Herrlichkeit und die Gründung Roms in das große Trigon zu rechnen waren das Keppler nach Jeſajas bezeichnet hatte, und ging dann zu den andern Dreyungen über um den Charakter der verſchiedenen Epochen damit zu vergleichen. Hier ergaben ſich merkwürdige Zuſammenſtellungen. Die Perſer und Hohenſtaufen gehörten dem irdiſchen, Alexander der Große und Dietrich von Bern dem luftigen, Muhamed dem wäſſrigen Trigon. Er ſah nach ſeiner eignen Zeit: ſie befand ſich noch im feurigen, das mit dem ſiebenzehnten Jahrhundert wieder eingetreten war. Auf ſonderbare Gedanken brachte es ihn daß er die Reformation, die eigentlich doch als Keim der neuern Zeit anzuſehen iſt, den wäſſrigen Zeichen, dem Krebs, dem Skorpion und den Fiſchen zutheilen mußte. Mit dem dreyßigjährigen Kriege, ſo fand er, hatten ſich die großen Zuſammenkünfte in den Feuerzeichen zuerſt bethätigt. Er fragte ſich was denn eigentlich der Hauptcharakter der neuern Periode ſey. Freyheit, mußte er ſich antworten. Mit dem Losreißen Teutſchlands von Rom hatte ſie ihr Haupt erhoben; vielfach getäuſcht brauste ſie in den Stürmen des ſiebenzehnten Jahrhunderts wieder auf lange Zeit das ausſchließliche Eigenthum einer zügelloſen Soldatesca, bis ſie müde und abgehetzt im weſtphäliſchen Frieden entſchlief. Und jetzt? Er ſah ſich um in ſeiner Zeit. Regte es ſich nicht aller Orten, im Großen und im Kleinen, wie Feuerflämmchen? Noch jüngſt, in der Räubertragödie ſeines Freundes, war eine ſolche Feuerflamme hervorgedrungen; und hier neben ihm hauste eine die immer wieder durchs Eiſengitter aufloderte und da und dort ſchon gezündet hatte. Wie, wenn alle dieſe Flämmchen vom Sturm der Zeit gejagt, zuſammenwirbelten? Noch herrſchten die feurigen Zeichen am Himmel: ſollte in dieſem Jahrhundert noch etwas geſchmiedet werden? Im folgenden, ſagte er zu ſich, erliſcht das feurige Trigon. Wie wird es dann ausſehen? Und was werden darauf für Zeiten folgen? Sie gehören dem Trigon der irdiſchen Zeichen. Er ſuchte in der Geſchichte nach dem Charakter dieſer ſideriſchen Periode, und fand, daß ſie mit den Perſern, der römiſchen Republik und den Hohenſtaufen zuſammengetroffen war. — Mit ſolchen Träumereyen erfüllte er ſeine Einſamkeit.

Unvermuthet war in der Stille ein Gewinn für ſeinen epiſchen Vorſatz daraus erwachſen, wovon wir zum Schluſſe noch Rechenſchaft geben wollen. Mit Einem Mal und ungeſucht ſtand der Held den er beſingen wollte vor ſeiner Seele: es war kein Geringerer als der Löwe aus Juda. Er war von dieſer erhabenſten Geſtalt die die Geſchichte kennt durch die theologiſchen Formeln und das Gezänke der Dogmatiker entfernt worden, und es hatte eine Zeit gegeben, wo ihn alles was nur von ferne daran erinnerte zu einem krankhaften Unwillen trieb. Doch das war längſt vorüber, und je mehr die Geſpenſter zurückwichen deſto mehr trat dieſer Geiſt in ſeiner reinen Größe vor ihn hin. Er war ſich bewußt nichts Gedankenloſes zu ſagen, wenn er ihn den Sohn Gottes hieß: kannte er ja doch die Menſchheit ſelbſt als das eingeborne Kind des ewigen Geiſtes; wie viel mehr Dieſen, den Menſchen im ausſchließlichen Sinn des Worts! Er hätte ſich zu allen den Namen bekannt welche eifernde Devotion ihm beygelegt hat, wenn er ſie in ſeiner Weiſe hätte erklären dürfen; und ſo wollte er ihn als Erlöſer ſchildern, von dem die Freyheit des Herzens ſtammt, die, in der germaniſchen Welt ausgeſäet, ſo herrliche Früchte und unter Dornen ſo duftende Roſen getragen hat. Seinen Sieg über die alten Götter wollte er feyern, ſein Zerſprengen der magiſchen Herrſchaft die ihre eignen Herrſcher und Sklaven nach ſtrengen Zahlengeſetzen durch einander zu gehen zwingt, während durch das ganze Weltall eine bange Sehnſucht nach dem befreyenden Worte ſeufzt, bis es endlich auf Erden ausgeſprochen wird und dem Menſchen die Krone der Schöpfung aufſetzt. Alle Götter wollte er aus ihren Sternen herunterführen, in den mannigfachſten Verhältniſſen unter ſich ſelbſt, freudig oder verbrannt, aber alle im Kampfe mit dem Helden, der ſie zuletzt bezwingt und für immer an ihre Geſtirne bannt, als Herren alles Geſchaffenen, nur nicht des menſchlichen Willens. Tauſend Beziehungen tauchten ihm im erſten Feuer des Gedankens auf, die hier nicht weiter auszuführen ſind; hievon nur ſo viel daß dem Saturn, dem Herz- und Freyheitläugnenden, eine Hauptrolle zugedacht war. Nach ſeinem Fall ſollte ein Triumphlied, daß das kleine Gefäß das in der Bruſt des Menſchen pocht größer geworden ſey als das ſchrankenloſe All, das Gedicht beſchließen. Die ganze Aſtrologie wollte er dazu aufbieten. Die Geſänge ſollten Namen und Ordnung von den Zeichen des Thierkreiſes haben, der innere Zuſammenhang aber, in reizenden Unterbrechungen, ſich an ihre Trigone anſchließen; die Hauptereigniſſe ſollten ins feurige Trigon fallen und alle natürlichen und geiſtigen Beziehungen ſich genau an die Bedeutung der Zeichen halten, der Inhalt alles Geſchichtlichen, Vergangenheit und Zukunft, ſich in bedeutenden Geſtalten um dieſes Gerüſte verſammeln, und daraus zuletzt ein wunderbar gegliedertes Ganzes hervorgehen. Eine ſpätere mit nordiſcher Mythologie ausgeſtattete Zeit hätte dieſer Meſſiade wohl den Namen der Götterdämmerung gegeben.

Aber der alte Klopſtock durfte ruhig auf ſeinen Lorbeern verbleiben. Denn es iſt dafür geſorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Welche Beſchwörungen hätte es nicht erfordert, um individuelle Geſtalten, wie die Dichtung ihrer bedarf, aus dieſen Gedanken die ja nur Ahnungen waren hervorzurufen! Unſer armer Freund hatte ſich von ihnen überwältigen laſſen, ohne zu bedenken daß es für eine ſolche Rieſenarbeit ihm ganz an Erfindung und Plaſtik mangelte. Aber er war glücklich indem er ſich ganz darin vergaß, und damit hoffen wir dieſe ſeltſamen Geſichte entſchuldigt zu haben.

Welten auf Welten ſtiegen vor ihm auf, die ihn wachend und ſchlafend beſchäftigten. Von den verworrenen Waldabenteuern war jede Erinnerung in ihm verwiſcht, bis ſie einſt ein Traum zu ſeinem Schrecken mit den Bildern die jetzt in ſeiner Seele hausten durch einander mengte. Die Nachläſſigkeit einer Schildwache hatte ihn ſpät in einer lauen Nacht, wo er ſich in dem Sternenhimmel verlor, auf dem Wall einſchlummern laſſen. Er befand ſich wieder im Schwarzwalde, und lag unter einer ungeheuren Tanne, durch deren Wipfel ein Theil des Aethers ſichtbar wurde. Da ſagte ihm der Geiſt daß jetzt eine Conjunction des Jupiter und Saturn vor ſich gehen werde, und mit der Schnelligkeit womit der Traum ſeine Einflüſterungen zu exequiren pflegt zogen die beiden Sterne in ſeinem Geſichtskreiſe herauf. Schon waren ſie einander nahe als er auf einmal ihre Gottheiten gewahr wurde, die in den Aeſten zweyer himmelhohen Tannen ſich aufgeſtellt hatten und von da aus die Lenkung des himmliſchen Zuſammentreffens übernahmen. Mit einem leichten Wink führten ſie ihre Sterne gegen einander, als ob es zur Schlacht gehen ſollte; die leuchtenden Kugeln berührten ſich, und bey jedem Stoß entſtob eine Menge wunderſamer Feuerperlen dieſer Berührung. Während der Träumende ſich an dem ätheriſchen Schauſpiel ergötzte, fühlte er auf einmal daß der Blick Saturns auf ihn gerichtet war. Keine Schilderung vermag die Gewalt dieſer Anſchauung zu beſchreiben: niemals während ſeiner aſtrologiſchen Lectüre hatte er ſich einen böſen Aſpect ſo ſchneidend vorgeſtellt. Mit jener kindiſchen Liſt die nur ein Traum eingeben kann wollte er ſich ſtellen als ob er nichts davon bemerkte, und gab ſich Mühe unverwandt an den Himmel zu ſehen; aber der Blick war unwiderſtehlich, er mußte ihm begegnen, und in demſelben Augenblick erwachte er mit einem Schauer der ihm durch Mark und Gebeine drang.

Eine dunkle Geſtalt ſtand vor ihm. Er blickte in ein lauerndes Auge das auf ihn gerichtet war und ſprang mit Entſetzen auf.

St! rief eine Stimme, und er erkannte den Soldaten dem er ſeine Strafe abgebeten hatte. Er trug ein Bündel Seile auf dem Arm.

Was wollt Ihr da? ſagte Heinrich leiſe.

Durchgehen! erwiderte der Soldat: Wollen Sie mich verrathen? — In ſeinem Tone lag eine Miſchung von Vertrauen und Drohung.

Was fällt Euch ein? ſagte Heinrich: bedenkt doch, Ihr habt eine der gefährlichſten Stellen ausgewählt.

Sie iſt nicht bewacht, ſagte der andre: alſo iſt ſie auch nicht gefährlich.

Ihr werdet nicht lebendig da hinunter kommen.

Lieber todt da drunten liegen als in dieſer Hölle leben!

Heinrichs Theilnahme war im höchſten Grad erregt; er ſtellte ihm die ganze Gefahr ſeines Unternehmens vor und ſprach ihm zu, noch eine Weile

Geduld zu haben; man könne nicht wiſſen welche unerwartete Veränderungen oft eintreten.

Sie haben gut reden, erwiderte der andre trocken: Jetzt bin ich da, und zurück will ich nicht. Wenn Sie mich mit Reden aufhalten ſo bin ich verloren: den Augenblick kann die Wache da ſeyn. Alſo ſagen Sie's kurz und gut ob Sie mich zu Grunde richten wollen. Einen andern ſchlüg' ich todt: Ihnen kann ich nichts zu Leide thun.

Heinrich bedachte ſich eine Secunde: Ich habe kein Recht und keine Pflicht mich in die Sache zu miſchen, verſetzte er. Beſinnt Euch noch einmal über das was ich wohlmeinend geſagt habe, und dann — thut was Euch Gott ins Herz giebt.

Das will ich thun, war die ruhige Antwort. Der Soldat entwickelte ſein Seil, und Heinrich, der ihn unwiderruflich entſchloſſen ſah, eilte leiſe hinweg und auf ſein Zimmer, wo er mit klopfendem Herzen durchs Fenſter ſah und jeden Augenblick die Lärmkanone zu hören erwartete.

## 10.

Denn Red' und Antwort geben,
Das ſchließt der Menſchen Bund.
Wie lange währt das Leben?
Wie bald verſtummt dein Mund!
Der Menſch hat nichts ſo eigen
Als Red' aus treuer Bruſt.
Dem Steine laß das Schweigen!
Es macht ihm wenig Luſt.

Nach einer unruhig zugebrachten Nacht wurde er ziemlich frühe zum Commandanten berufen und machte ſich mit dumpfem Haupt auf den Weg. Er fühlte Anwandlungen wie von böſem Gewiſſen und mußte ſich fragen ob er denn etwas Unrechtes gethan habe. Sieh zu, ſagte er ſich, daß du nicht irgend einer Art von Deſpotismus zur Beute wirſt und etwas Knechtiſches annimmſt! Wenn ein Deſerteur mit deinem Wiſſen fortgekommen iſt ſo kannſt du ſeinem Chef deßhalb frey in die Augen ſehen; biſt du ja doch keiner von deſſen Gewaltigern.

Seine Beſorgniſſe waren ungegründet: Rieger zeigte eine ganz unbefangene Miene. Er traf den Pfarrer bey ihm an, und erfuhr daß derſelbe nach Echterdingen ernannt ſey und eben ſeinen Abſchiedsbeſuch mache. Eine innige Wehmuth ergriff ihn bey dem Gedanken daß er dieſen Freund jetzt verlieren ſolle, der ihm, abweſend oder gegenwärtig, manche Stunde ſeiner Gefangenſchaft verſüßt hatte; ſie waren in dieſer Zeit einander nah und näher getreten und hatten vieles mit einander durchgeſprochen. Auch Hahn zeigte eine weiche Stimmung und ſah ihm unter dem Reden oft mit beſondrer Herzlichkeit in die Augen. Er verhieß auch jetzt noch dann und wann herüberzukommen. Der Commandant ſprach von der Beſetzung ſeines bisherigen Dienſtes, und äußerte Wünſche und Vermuthungen. Heinrich aber mußte immer wieder an ſeinen Soldaten denken und war verwundert alles ſo ruhig zu finden. Als Hahn aufbrach um noch einen Beſuch bey Schubart zu machen, beurlaubte er ſich ebenfalls; der Commandant rief ihm mit einem Wink auf den Pfarrer nach: Petre, der Hahn krähet, willt du deinen Herrn und Heiland noch länger verläugnen? — Unſer Freund war unangenehm betroffen, empfahl ſich aber mit einem Scherze.

Die beiden gingen ſchweigend über den Platz. Der Pfarrer lenkte ſeine Schritte nach dem Walle; Heinrich folgte ihm und antwortete freundlich aber abſchneidend, ſo oft er ein Geſpräch beginnen wollte. Eine geheime Tücke ließ es ihm nicht zu irgend ein Stichwort von ſich zu geben. Er ahnte was kommen würde, und ſein Kopfweh machte ihm dieſe Vorausſicht doppelt widrig; denn er fühlte daß er ſich ſehr zuſammenzunehmen habe wenn er keine Blöße geben wolle. Sie ſahen lange Zeit ſchweigend in die Ebene hinab, wo die Saat ſchon hoch und golden ſtand. Ihre Spitzen, von einem leichten Winde bewegt, ſchlugen Wellen die unruhig in reizender Schwankung über die Gegend hinliefen.

Der Pfarrer ſchien dieſes geharniſchte Schweigen zu verſtehen und wurde traurig. Endlich, da er ſich nicht allzulange verweilen konnte, begann er geradezu. Ich ſcheide von Ihnen, ſagte er, und mit bangem Herzen. Könnte ich Sie als einen Geborgenen zurücklaſſen! Mein Freund, mein Bruder! ich habe es jenem eifrigen Manne verſprechen müſſen

Sie gewinnen zu helfen — nennen Sie es daher keine Unbeſcheidenheit — auch mein eignes Herz drängt mich — Sollte denn ein ſo redlicher Menſch der Wahrheit widerſtehen können?

Theurer Freund, ich weiß was Sie ſagen wollen, verſetzte Heinrich: ich ſah es Ihnen an den Augen an. Laſſen Sie mich kurz antworten, ich möchte Ihnen nicht wehe thun. Sie haben mir oft mit Ihren und Oetinger's Worten vom Senſus geſprochen: nun ja, ich ſentire eben einmal anders! Sie ſind mir ſo lieb daß ich Ihnen zu Gefallen Ihr Syſtem annehmen könnte. Aber ich muß Sie verſichern daß ich innerlich dabey nichts empfinden würde, und ſo mit hohlen Worten bezahlt zu werden, was würde dieſe Heucheley Ihnen helfen?

Es bricht mir das Herz, ſagte der Pfarrer, daß ein Mann den ich lieben muß keine Religion haben ſoll.

Religion! rief Heinrich: muß ich Ihnen, der mehr mit Seelen umgeht als ich, erſt ſagen, daß kein Menſch exiſtirt ohne Religion? daß es gar keinen Atheiſten giebt im wahren Sinne des Worts? Was mich betrifft, ſo kennen Sie mich ganz wenn ich Ihnen ſage daß ich mich immer ehrlich beſtrebt habe, das Göttliche das ich für meinen Antheil mitbekam in Lernen und Handeln zu entwickeln, und daß ich dabey immer mit einem tiefen Vertrauen auf meinem Schickſal geruht habe und in der gegenwärtigen Prüfung noch ruhe, ohne daß ich noch weiß wo es mit mir hinaus will. Iſt das keine Religion? Kann es ein Vertrauen geben ohne Religion?

Nein, aber das iſt auch nichts Beſonderes: nach dieſem Grundſatz hat auch der Eskimo, hat das Thier ſogar am Ende Religion. Der Unterſchied liegt aber darin was man für eine hat. Wenn Sie nicht einſehen daß das Menſchengeſchlecht von Haus aus verdorben und zu nichts Gutem fähig iſt, wenn es Ihnen nicht klar wird daß wir nur durch den Glauben ſelig werden, welcher eben nichts andres iſt als ein Aneignen des Verdienſtes und Blutes Jeſu Chriſti, das uns von der Verdammniß des Staubes reinigt und der Gnade theilhaft macht — ſo haben Sie eben nichts als jene allgemeine Religion die nicht gehauen und nicht geſtochen iſt.

Vielleicht iſt ſie doch bey mir individuell geworden, erwiderte der junge Mann: und das ſcheint mir die Hauptſache, wenn Religion überhaupt etwas mehr bedeuten ſoll als ein Spiel mit tauben Nüſſen für die Dogmengeſchichte. Was Sie von der Erbſünde ſagen das kann ich in meiner Weiſe unterſchreiben: Der Ausfluß aus dem Geiſte Gottes, welcher Menſch genannt wird, hat ſich mit einem Stoff bekleidet der ihm nicht durchaus angemeſſen iſt, ſondern wie die Speiſen einestheils die edle Nahrungskraft enthalten, aus welcher das Leben hervorgeht, anderntheils aber todte der Verweſung anheimfallende Hüllen ſind, ſo läßt ſich auch der Menſch nach zwey Geſichtspuncten betrachten. Einmal iſt er das eingeborne Kind Gottes, rein, frey und königlich, und dann wieder ein elender Sklave der ſich und ſeinen Urſprung vergeſſen hat und entweder der Vergeſſenheit und dem Tode verfallen iſt oder durch ein Wort des andern, des höhern Ich zur Erinnerung und zum Leben gebracht werden kann. Dieſe beiden Principien ſind nicht nur an verſchiedene Menſchen in der Art ausgetheilt, daß bey dem einen das eine, bey dem andern das andre vorherrſcht, ſondern ſie ſind auch in Einem und demſelben, ſie ſind in jedem Menſchen beyſammen. Nur kann ich —

Wie viele Worte müſſen Sie machen, ſagte der Pfarrer, (und Heinrich glaubte in ſeinem Lächeln etwas Geringſchätziges zu leſen) um mir nur nicht den Gefallen zu thun und das Geiſtliche dem Weltlichen, das Chriſtliche dem Heidniſchen, das Göttliche dem Menſchlichen entgegenzuſetzen. Denn dieſe alten Gegenſätze meinen Sie doch, wenn Ihre Worte irgend einen Sinn haben ſollen.

Ich weiß wohl, das Neue iſt ſchwer zu ſagen, verſetzte Heinrich etwas unmuthig: das Alte ſpricht ſich leichter mit hergebrachten Worten aus. Aber ob ich gleich nur ſtammle, ſo werden Sie doch merken daß hier eben der Punct iſt wo wir von einander abweichen; denn ſollen die alten Namen beybehalten werden, ſo kann ich nicht alles für geiſtlich gelten laſſen was ihr geiſtlich nennt, und nicht alles für weltlich was von euch weltlich geſcholten wird. Es würde uns zu weit führen, wenn ich behaupten wollte daß das Göttliche gar nicht ſeyn könnte ohne dieſen Gegenſatz, in den es ſich immer wieder eintaucht und vergewiſſert, aber das will ich um ſo lauter ſagen: wenn der Weltregent euch den Gefallen thäte dieſen euch ſo verhaßten Gegenſatz niederzuzwingen und zu mißhandeln, ſo würdet ihr ſelbſt den größten Schaden und Verluſt empfinden. Wie wir nun auch die Principien nennen mögen, ich habe (wofern ich den Gang der Weltgeſchicke nicht mißkenne) immer geſehen daß der Geiſt nicht ſtrebt den Stoff niederzuhalten und zu verneinen, ſondern zu durchdringen und in ſich ſelbſt zu verwandeln, wie die Nahrungskraft durch alle Theile des Körpers dringt und ſie vor Stockung und Fäulniß bewahrt.

Wie das Blut Chriſti die Sünder durchdringt und veredelt, fiel der Pfarrer ein.

In dieſem Zuſammenhange laſſ' ich mirs gefallen, ja, und dieſe geiſtige Arbeit mag mit dem zuſammentreffen was ihr Glauben nennt; das iſt *mein* Glaube. Deßhalb lob' ichs auch daß ihr zu allermeiſt auf dem Glauben beſteht und jener ärmlichen Moral entgegenkämpft, die den Menſchen austrocknen will ſtatt ihm ein geſundes Blut beyzubringen. Denn die Tugend, die Eine, die ächte, beſteht ja eben darin daß der Menſch in ſeinem geiſtig göttlichen Eigenthume lebt und es äußerlich darlegt in ſeinem Thun; die negativen Tugenden aber, die von faſtenden Mönchen aufgebracht worden ſind, werden ſich wo ſie einen Grund haben von ſelbſt an die poſitive anſchließen. Außer dieſer gelten ſie keinen Heller, ziehen den Menſchen von der Erreichung wahrer Größe ab, und eine gelegentliche Uebertretung iſt all des Lärmens nicht werth. Es mag gefährlich ſcheinen dieſe Wahrheit auszuſprechen —

Um des Mißbrauches willen — unterbrach ihn der Pfarrer mit Wärme — eine Wahrheit zu unterdrücken oder dagegen zu zeugen halte ich für eine größere Sünde als Mord und Todtſchlag. Das hab' ich ſchon geſagt und geſchrieben, und bin bereit es drucken zu laſſen. Man muß vor allem darauf ſehen ob eine Wahrheit in der Schrift gegründet ſey; wenn das der Fall iſt ſo darf man ſie nicht verſchweigen.

Nun, ſehen Sie, wir kommen bald genug an die Stelle wo unſre Wege wieder aus einander gehen. Mir iſt die Schrift ein Hauptentwicklungsknoten in der Geſchichte Gottes und der Menſchheit; aber buchſtäblich kann ich ſie nicht nehmen, oder ſie würde mir ganz darüber verloren gehen. Und, was die Hauptſache iſt, ſo hab' ich eure Bluttheorie und Satisfactionslehre niemals begreifen können; ich mag mich anſtellen wie ich will, ich kann es nun einmal nicht denken. Nun ſagen Sie mir, angenommen daß Sie Recht haben: warum hat mich Gott ſo unvollkommen erſchaffen?

Er hat Sie erſchaffen wie Ihre Brüder, ſagte Hahn: und die Urſache warum Sie nicht zur Wahrheit kommen können ſtammt eben von der Erbſünde, die Sie nur theilweiſe erkennen. Zu dieſer Miſchung von Trägheit und Hochmuth ſind wir alle geneigt. Sie müſſen eben Gott um Vollkommenheit bitten.

Es geht mir oft ſo, verſetzte unſer Freund mit größerer Ruhe als ihm ſonſt eigen war, daß ich im Geſpräch mit einem Menſchen den Geiſt vernehme, und dann wieder nur die Worte. — „Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt!“ wohl iſt mir dieſer große Ausſpruch ins Herz geſchrieben, der nach unſrer ſeltſamen Entſtehung aus Staub und Himmelsfeuer eine ſchöne Unmöglichkeit iſt, uns gegeben um immer dran emporzuſehen. Er deutet mir eben auf jenes Durchdringenlaſſen des Stoffs vom Geiſt, er deutet mir auf die Licht- und Gottesblicke im Leben.

Der ſchönſte Licht- und Gottesblick, ſagte der Pfarrer, iſt eben doch daß Er unſre Sünden auf ſich genommen und durch ſein Blut uns erlöſet hat.

Ja, rief Heinrich mit einiger Heftigkeit: ſein beſtes Herzblut hat er uns gegeben, und die Evangelien haben es aufbewahrt. Im Uebrigen aber muß ich fortfahren mich von Ihnen der Trägheit und des Hochmuths beſchuldigen zu laſſen. Es kommt mir ein Gedanke der Ihnen ſehr gottlos ſcheinen wird: wenn ich Sie aber betrachte, als einen Mann der in nicht geringem Grade mit Geiſt begabt iſt und gewiß nichts Gedankenloſes ſpricht, ſo muß ich mich fragen ob zu dieſem Verſtändniß auf dem Sie beſtehen nicht vielleicht auch ein beſondres Talent erforderlich iſt, wie zur Malerey, zur Dichtkunſt und dergleichen mehr? So viel iſt wenigſtens gewiß daß den Talenten dieſes katholiſch ausſchließliche Gefühl beywohnt; auch glaube ich mich zu erinnern daß ſchon einer der auf ſeiner Profeſſion ſo hartnäckig beſtand, ein „Pietiſt in ſeiner Art“ genannt wurde.

In welchen Spitzfindigkeiten müſſen Sie ſich herumwinden um der Wahrheit zu entgehen! ſagte der Pfarrer lächelnd. Dieſes Talent iſt allen Menſchen gegeben, und keiner kann ſich entſchuldigen ein zu geringes Pfund erhalten zu haben. Ich hoffe daß auch Ihnen das Ihrige noch Zinſen tragen wird, wenn Sie Seinen Geiſt redlich, wie Sie ſagen, auf ſich wirken laſſen.

Schwerlich, ſagte Heinrich, wird er je ſo auf mich wirken daß ich mich an eine einzige Branche der Geſchichte halte und all das Herrliche das er ſonſt ausgerichtet hat über Bord werfe.

Wer leugnet Ihnen denn daß er auch bey dem Uebrigen, auch bey dem Nichtchriſtlichen thätig geweſen iſt? O ich erkenne ſeine Hand ſelbſt an den Gegnern, bis auf den Wolfenbüttler Fragmentiſten herab. Auch dieſe ſind ſeine Werkzeuge, die er benutzt ohne daß ſie ahnen wozu.

Ja, fuhr Heinrich heraus, und auch das Chriſtenthum ſelbſt wird noch ſeinen Copernicaniſchen Proceß durchzumachen haben.

Sie reden Läſterung! rief Hahn. Und doch iſt mir ſo ein Heide lieber, wenn ich die Verſuche der neueren Theologie anſehe, die doch nur verdeckte Apoſtaſieen ohne Courage ſind. Sie gehen wenigſtens offen und gerade, und einem ſolchen kann Gott am eheſten beykommen.

Mein Freund! ſagte Heinrich: wir variiren den alten Gegenſatz der ſchon die Anfänge der Kirche erſchüttert hat. Glauben und Denken! ſie ſind aus Einer Wurzel erwachſen, werden unter andern Formen immer wiederkehren und von den Menſchen, je nach ihrer Beſchaffenheit, ergriffen werden. Erziehung und Lebensumſtände tragen das ihrige dazu bey; denn von Haus aus iſt eigentlich das Denken die Religion der Männer, und der Glaube gehört den Frauen an. Er wäre eine gute Arzney für die Herzenshärtigkeit meiner ehmaligen Schwägerin, die mich, wie ich vermuthe, um eine geliebte Braut gebracht hat. Hören Sie an! Wenn ich auch nicht ganz der Ihrige werden kann, ſo will ich Ihnen doch die Offenheit eines Freundes beweiſen.

Unſer Held, in deſſen erregtem Herzen Weltgeſchicke und perſönliche Beziehungen lebhaft durcheinander gingen, erzählte ſeine Begebenheiten mit heftigen Klagen gegen die herbe Amalie, und bewies durch dieſe ſonderbare Epiſode ſeinem Gegner, wie der entſchiedenſte Widerſtreit der Geiſter oft das innigſte Anſchmiegen der Herzen hervorruft. Hahn ſchien auf die Schilderung des abgebrochenen Verhältniſſes, worin jedoch jener nächtlichen Fahrt mit keiner Sylbe gedacht war, wenig hinzuhören, und fuhr, nachdem er lächelnd für dieſen Beweis von Vertrauen gedankt hatte, vom Denken zu reden fort. Man ſieht, ſagte er endlich, zu welchen Abwegen es führen kann.

Es führt, rief Heinrich lebhaft, wohin ein treues unverſtelltes Anhören der innern Stimme führt, ohne vorgefaßte Abſichten, ohne Furcht des Reſultats, ſo wie Sie vorhin von der Wahrheit geſprochen haben. Auch die Abwege ſind ein Gährungsſtoff für die Erkenntniß, und ohnehin iſt die Menſchheit etwas ſo

Großes und Göttliches daß ſie ſich nie von einem Einzelnen auf die Länge kann irre führen laſſen. Ja, mit allen Abwegen, auf die wir ſelbſt durch das Chriſtenthum gekommen ſind, ſteht nicht dieſe herrliche Erſcheinung da als eine Offenbarung Gottes? als eine Befreyung des Menſchen von den ſcheinbaren Schranken des mütterlichen Standes, die den einen zur Verzweiflung an allem höhern Urſprung, den andern zur ſklaviſchen Strenge gebundener Geiſter geführt haben? Klingt es nicht wie ein Spott gegenüber von den Dogmenfehden und Waldenſerzügen und der Inquiſition und den ſpaniſchen Bekehrungen in America und all den Religionskriegen die aus Anſtiftung katholiſcher, lutheriſcher und calviniſtiſcher Pfaffen dieſe ſchöne Erde verheert haben, und iſt es nicht dennoch wahr, daß Humanität das Myſterium und die Sendung des Chriſtenthums iſt? Humanität im weiten Sinne des Worts, der Himmel und Erde in ſich faßt: Liebe, Hülfe, Production, That! Dieſe Sendung erfüllt es auf ganz andern Wegen als fromme Chriſten ſich jemals haben träumen laſſen, und ſo oft die Kirche dagegen gehandelt hat ſo oft hat ſie wider den heiligen Geiſt geſündigt. Iſt dieſe Sendung einmal erfüllt, ſo wird nicht das Chriſtenthum, aber eure Dogmatik und eure ſchriftgemäße Buchſtäblichkeit wird zerfallen wie der thönerne Glockenmantel wenn das reine Metall im Guſſe zeitig geworden iſt.

Ich ſelber glaube, ſagte Hahn nachdem er einige Zeit vor ſich hingeſehen, daß Gott uns vieles nur als Gleichniß gegeben hat um unſrer Schwachheit willen, und daß wirs erſt nach unſerer Vollendung im Geiſt und in der Wahrheit ſchauen werden. — Als Disputant könnte ich bereuen daß ich Sie ſo ungeſtört von Ihren Prämiſſen ausgehen ließ; hätte ich den Kunſtgriff gebraucht Ihnen die meinigen unterzuſchieben, ſo hätte ich Sie vielleicht mehr in die Enge treiben können.

Vielleicht ſogar ganz zum Stillſchweigen bringen, rief Heinrich lächelnd, zumal da ich bey eingenommenem Kopfe nicht ganz waffenfähig war: aber was hätte ſolch ein Sieg Ihnen geholfen, der doch immer nur ein Sieg für den Augenblick geweſen wäre? Sehen Sie zurück auf die großen Disputationen des ſechszehnten Jahrhunderts, die ja politiſche Bedeutung hatten: was iſt dabey herausgekommen?

Eben darum, ſagte der Pfarrer, iſt mirs lieber daß ich Sie ganz kennen gelernt habe: wir haben uns um ſo mehr überzeugt daß es uns beiden um die Wahrheit zu thun iſt und nicht ums Disputiren. — Wo ſoll ich Sie denn jetzt hinthun? Sie gehören nicht uns, und gehören auch der Welt nicht an. Es geht mir ſeltſam mit Ihnen: wir verſtehen einander, und verſtehn einander wieder nicht.

Das iſt leicht zu erklären! Die Wahrheit iſt gemeinſam wie das Licht, aber der Punct wo ſie dem individuellen Weſen und Bedürfniß des einen begegnet wird dem andern immer räthſelhaft ſeyn. Deßhalb red' ich nicht gerne von meinen innerſten Angelegenheiten, und behalte ſie ſcheu für mich, wie ein Liebesgeheimniß.

Sie werden mich böſe machen, rief Hahn, mit ſolchen leichtfertigen Vergleichungen!

Unſer Freund war verblüfft, da er dieſes Gleichniß keineswegs in leichtfertiger Abſicht gebraucht hatte. Er fing ſeine Beichte von vorhin zu bereuen an, wie er ſah daß der Mann Gottes dieſer Art von innern Angelegenheiten ſo wenig Gnade widerfahren ließ; doch nahm er ſich zuſammen und ſagte: So will ich mich ganz ernſthaft ausdrücken. Was iſt es denn in nächſter Inſtanz, womit wir uns einander verſtändlich machen und worüber wir ſtreiten? Worte. Worte ſind die Spiegel unſres Innern, aber ſie ſind oft dunkle, angelaufene Spiegel, die viel falſche Bilder in die Welt bringen. Ob ich nun Gott oder Eins und Alles, Vater oder Weltgeiſt, Individualität oder Allgemeinheit, Chriſtus oder Menſch ſage, kann ich *meinen* Sinn ſo genau damit bezeichnen daß Sie mir bis in den innerſten Grund meiner Seele blicken müſſen? Nein, es bleibt immer eine dunkle Region zurück und darin ein X, welches, wie bey Ihren Planetenrechnungen, nicht über den Bruch hinauszuführen iſt.

Begierig, eine Blöße gefunden zu haben, rief der Pfarrer: Da muß ich, ſcheints, das Denken gegen ſeinen eigenen Apoſtel vertheidigen. Ich bin der Meinung daß was man denkt zur Klarheit kommen muß, daß keiner ſich in die Dunkelheit ſeines Gefühls verſtecken darf. Der Geiſt Gottes ſoll eben dieſe Dunkelheit aufhellen, und deßhalb iſt es beſſer wenn wir uns Ihm zur Führung überlaſſen als wenn wir in den Räthſeln unſres heimathloſen Innern herumwühlen.

Dießmal, lieber Herr Pfarrer, ſagte Heinrich lächelnd, — nehmen Sie mirs nicht übel — aber dießmal glaub' ich Sie auf einem dialektiſchen Kunſtgriff ertappt zu haben: ja, von dieſem Punct aus hätten Sie noch die ganze Disputation gewinnen können! Aber hab' ich denn geſagt daß dieſe Dunkelheit ſich über das ganze Gebiet der Erkenntniß verbreite? Nein, es handelt ſich nur um den individuellen, perſönlichen Punct, der die Menſchen hindert mit ihren Anſichten in einander aufzugehen. Hat nicht dieſe Individualität der religiöſen Bedürfniſſe auch unter euch ſelbſt wieder Secten geſchaffen, die einander verkennen? Und liegt das Verkennen nicht eben darin daß dieß perſönliche Intereſſe für manchen das wichtigſte iſt, weil es ſeinen Anknüpfungspunct an den allgemeinen Gehalt ausmacht? Wenn das alle recht klar einſehen würden ſo könnten wir jenes X auf ſich beruhen laſſen. Nein, nicht in der Dunkelheit verbergen ſollen wir uns gegen einander! Unſer ganzes Leben iſt eine Arbeit unſre Schätze aus der Dunkelheit des Innern zu Tage zu bringen, deßhalb reden wir! Weil wir aber Zeit und Geduld brauchen bis wir mit Worten fertig werden, wie auch der Geiſt Gottes mit der Entwicklung ſeiner Menſchheit ſich keineswegs übereilt, ſo iſt uns inzwiſchen ein ahnungsvolles Friedensgebiet angewieſen: das iſt die Geſinnung, und in dieſer, mein theurer Freund! glaube ich mit Ihnen einig zu ſeyn.

Gott gebe es! ſagte Hahn: da Sie dem Geiſt nicht widerſtreben, ſo wollen wir hoffen daß er Sie in alle Wahrheit leiten werde. Ich fühle in dieſem Augenblick lebhafter als je daß die Liebe höher iſt denn alle Erkenntniß; denn ſie vermag jenes dunkle X aufzulöſen. Leben Sie wohl! wir werden einander nicht vergeſſen.

Thränen ſtanden in Beider Augen, als ſie nach einer langen Umarmung aus einander traten.

Als die Wellen welche dieſe Unterredung aufgeregt hatte wieder etwas ruhiger gingen, fühlte Heinrich den Drang das Schickſal ſeines Soldaten zu erfahren, für den er eine innige Theilnahme empfand. Er umging den ganzen Wall, dann den Platz, dann begab er ſich noch einmal auf den Wall, konnte ihn aber nirgends ſehen. Nach ihm zu fragen wagte er nicht, und doch konnte er bey der allgemeinen Unbefangenheit nicht glauben daß er ſeine Flucht ausgeführt habe. Endlich näherte er ſich einem Soldaten den er an einer abgelegenen Stelle traf: Mein Freund, redete er ihn an, was war denn das für ein Lärm vergangene Nacht?

Ein Lärm? fragte der Soldat verwundert: ich weiß von keinem Lärmen. Der Herr muß geträumt haben.

Das iſt möglich, verſetzte unſer Freund und ging beruhigt weiter. Alſo war nichts vorgefallen. Aber warum bekam er ihn nirgends zu Geſichte? Er ſah ſich rings um und hatte allerley Gedanken, aus welchen ihn ein Lied des zuletzt angeredeten Soldaten aufſtörte. Kaum hatte er ſich einige Schritte von ihm entfernt, ſo begann dieſer zu ſingen:

Die Mörder flüchten weit von dannen,
Graf Salis findet ihre Spur.
Gleich ſah ers ihnen an: von wannen?
Er fängt und liefert ſie nach Chur.

Nach eingezogenen Berichten
Gibt man ſie der Juſtiz in Sulz.
Wie? gehn ſie gern dahin? Mit Nichten!
Es mehrt das Zittern ihren Puls.

Eine Ahnung flog ihm durch die Seele; der Name Sulz hätte allein ſchon hingereicht ihn aufmerkſam zu machen. Er blieb ſtehen und hörte den kläglichen Reimen zu, welche von Gericht, Urtheil und Galgen erzählten und ſich in der hübſchen, luſtigen Stimme des Soldaten wunderlich ausnahmen. Seine Vermuthung ward beſtätigt als dieſer die letzte Strophe ſang:

Hannikel ſchließt die Todesſcene,
Sieht ſeine Brüder allzumal
Am Strang, und ſtirbt mit wilder Miene
Als ein Zigeunergeneral.

Erſchüttert trat Heinrich auf den Burſchen zu und vernahm aus ſeinem Munde die Beſtätigung deſſen was derſelbe aus einem fliegenden Blatt geſungen hatte.

Woher wißt Ihr das alles? rief Heinrich.

Drum bin ich von Sulz gebürtig, erwiderte der Soldat, und geſtern hat mich mein Bruder beſucht der dabey geweſen iſt und mir alles ausführlich erzählt hat.

Heinrich bat ihn um die Mittheilung der nähern Umſtände und erfuhr daß die Vier welche in jener Tragödie die Hauptrolle geſpielt zum Tode verurtheilt worden ſeyen. Zuerſt ſey Nottele, dann Duly, der einſt die Erfindung des Hanſes pries, hierauf Wenzel und endlich mit verſchärfter Strafe Hannikel als der letzte geſtorben. Ihre Weiber, erzählte der Soldat, hat man zum Zuſchauen hinausgeführt, einen ganzen Wagen voll; da haben ſie geſchrieen und geheult und ſich die Haare ausgeriſſen daß ſie im Wind umhergeflogen ſind. Der Hannikel aber mußte auf einem Stuhl ſitzen und ebenfalls zuſehen bis die Reihe an ihn kam. Und er hat den drey andern immerfort zugeſprochen und den Weibern auch; weil er aber zigeuneriſch geredet hat, ſo ſagen die Leute, er habe ſie aufgeſtiftet daß ſie ſeinen Tod mit Sengen und Brennen rächen ſollten. Sein Beichtvater aber ſagt, das ſey eine gottloſe Verläumdung und er habe ihnen zugeſprochen, ſie ſollen ihre Strafe ſtandhaft leiden und für den Herzog und den Oberamtmann beten; auch ſey er ganz chriſtlich geſtorben. Mein Bruder ſagt, es glaube nicht jedermann daran, weil man ihm einen katholiſchen Beichtvater zugegeben habe. So viel iſt einmal gewiß: wie man des Hauptmanns Bruder, den Wenzel, hinaufgezogen hat, da hat der Hannikel mit lauter Stimme zu ſingen angefangen, und da hat ſich der Himmel mit Wolken überzogen, und wie er die Leiter hinauf ſollte, da hat er noch um etwas Erde gebeten, das ſie ihm abgeſchlagen haben, und eh man ihn von der Leiter ſtieß, habe er den Seinigen noch zugerufen, ſie werden heut alle in Maria Einſiedeln mit einander zu Mittag ſpeiſen, und kaum daß er todt geweſen iſt, während der Nottele, den ſie ungeſchickt gehenkt haben, noch gezappelt hat, ſo iſt ein grauſames Ungewitter ausgebrochen, wie auch die älteſten Leute in Sulz keines wiſſen, und hat geblitzt und gedonnert und Schloßen gegeben; und in den Schloßen ſind die Haare wieder gekommen die ſich die Weibsleute ausgeriſſen haben, und dieſe Haare haben die Schloßen zuſammengehalten, wie die Kettenkugeln die vordem bey der Artollerie gebräuchlich waren, daß der Hagel weit und breit alles zuſammengeſchlagen hat. In Sulz heißts bey allen Leuten: dießmal einen Zigeuner gehenkt, und dann nun und nimmermehr.

Alſo der Soldat. Heinrich kaufte ihm ſein Hannikelslied und einen andern umſtändlicheren Bericht über das Verbrechen, die Flucht nach Graubündten, die Gefangennehmung, das Gericht und Urtheil, auf grauem Löſchpapier gedruckt, um ein paar Groſchen ab, und eilte damit auf ſein Zimmer, wo er das Heftchen las, immer halb in Furcht ſich ſelbſt unter den Perſonen des Drama's aufgezeichnet zu finden. Die gewaltſameren Thatſachen hatten ſeinen eigenen Antheil überfluthet; als er ausgeleſen, blickte er noch lange auf das graue Papier und die blaſſen Lettern, und machte ſich eigene Gedanken über geheime und öffentliche Geſchichte.

## 10

Wer kommt? Was ſeh' ich? O ihr guten Geiſter!
Mein Roderich!

**Don Carlos.**

Tage und Wochen waren vergangen ſeit unſer Freund ſeine Wohnung auf dem berüchtigten Berge bezogen hatte. Er hatte den Mond mehrmals ab- und zunehmen ſehen, und die Weinberge zeigten ihm, wenn er auf dem Wall ſpazierte, ihr herrliches Grün. Er war nicht mehr ganz ſo ruhig wie in den erſten Zeiten ſeiner Gefangenſchaft; war ja doch manches zuſammengekommen ihn aus ſeinen himmliſchen Häuſern herauszutreiben. Nun ſchien er ſich neuerdings auch zu bemerken als ob der Commandant eine andre Miene gegen ihn angenommen hätte; eine geheime Unruhe wollte dieß veränderte Betragen auf das Einverſtändniß mit dem Deſerteur ſchieben, (den er zu ſeiner ſtillen Verwunderung ſeither immer noch nicht wieder geſehen hatte), obgleich er ſich in unbefangeneren Stunden vorſagte, es werde nichts weiter als getäuſchter Religionseifer ſeyn. Genug, es war ihm zu Muthe wie einem Gaſt der nachgerade fühlt daß er ſeinen Freunden unangenehm geworden iſt, nur daß ihm nicht wie dieſem die Thüren offen ſtanden. Seine Tage verfloßen in immer längerem Warten auf eine Wendung des Schickſals; manchen Morgen wachte er ſogar auf mit dem Gedanken ob nicht Lottchen vielleicht ihn abzuholen komme, und mußte, wenn er ſich die Augen ausgerieben hatte, über den tollen Einfall lachen, während Wehmuth und Ingrimm wie ſchwere Wolken über ſeine Seele zogen. Kannſt du denn, rief er einſt nach einem ſolchen Erwachen, kannſt du nicht aufhören an ſie zu glauben, unbewachtes thörichtes Herz? Dich könnte wohl gar am Ende ſelbſt die Nachricht daß ſie einem andern ihre Hand gereicht nicht aus deiner Verblendung reißen. Und ſie, wenn ſie dieß wüßte! Nun, was dann? Sie würde laut auflachen, denn keine Feder iſt leichter als ſo ein Mädchenherz.

Solche drängende Empfindungen wurden noch geſteigert als Stimmen von der Außenwelt in ſeine

Einſiedeley drangen. Der Großfürſt Paul von Rußland wurde mit ſeiner Gemahlin Sophie, der Nichte des Herzogs, am Hof erwartet, und die Nachrichten von den bevorſtehenden Feyerlichkeiten waren ſo außerordentlich daß ſie auch auf der Feſtung alles von ſich reden machten, und manchem den Pflicht oder Unglück hier oben feſthielt einen Seufzer der Schaubegierde und des Neides auspreßten. All ſeine ehmalige Pracht, hörte er einſt bey einer Flaſche Wein von den jüngern Offizieren erzählen, werde der Herzog bey dieſer Gelegenheit noch einmal aufflammen laſſen und Feſt auf Feſt bereiten. Beſondere Aufmerkſamkeit erregte eine beabſichtigte Jagd, zu welcher jetzt ſchon Vorbereitungen getroffen wurden und wovon ſelbſt Rieger mit Erſtaunen ſprach. Sechstauſend Hirſche ſollten aus dem ganzen Lande nach der Solitude zuſammengetrieben werden, wo ſie beſtimmt waren eine ſteile Anhöhe hinauf, dann in einen See zu rennen und daſelbſt aus einem Luſthauſe ſich erlegen zu laſſen. Eine glänzende Illumination der Solitude ſollte dieſes Schauſpiel beſchließen.

Nicht daß er ſich nach dem Genuſſe dieſer Herrlichkeiten geſehnt hätte, aber das unruhige Treiben das von außen heranſummte, das Gerede das in ſeiner Nähe aufgeregt war, weckte ſeine eigne Unruhe mehr und mehr. Was ſein Gemüth durch jenes Waldleben mit ſeinen Phantaſtereyen und Schreckniſſen gelitten hatte, das war jetzt geheilt, und ſobald die Cur zu Ende war ſobald hörte ſie auch auf wohlthätig zu ſeyn. Der Drang nach Freyheit wurde täglich heftiger, und die Gefangenſchaft begann ihm nachtheilig auf Leib und Seele zu wirken. In ſeine Arme kam oft ein Gefühl als ob er die Wände ſprengen müßte, während er ſich zugleich ſchläfrig und matt am ganzen Körper empfand. Dazwiſchen erging ſich ſeine Phantaſie in den wohlbekannten Oertlichkeiten der Solitude und ſah dem geſchäftigen Leben zu, das nun bald jene der Einſamkeit geweihten Räume wieder aus der Ruhe ſtören ſollte.

Aber alle Begierden traten zurück, als das Gerücht daß der Herzog einen Beſuch auf der Feſtung abſtatten werde ſich beſtätigte. Die ganze Garniſon kam in Bewegung, um ihm nach Kräften einen brillanten Empfang zu bereiten, und Schubart ſchmiedete unermüdlich auf ſeiner Eſſe, aber nicht auf der vulcaniſchen worauf die Geſänge der Freyheit entſtanden.

Unſer Gefangener nahm an dieſen Bewegungen nicht den mindeſten Antheil. Gegen den wirklich wohlwollend gemeinten Vorſchlag des Generals, nach dem Schauſpiel ſich dem Herzog in den Weg zu ſtellen und um ſeine Freyheit zu bitten, ſträubte er ſich mit ſeinem ganzen Stolze: Seine Durchlaucht, ſagte er mit anſcheinender Ruhe, werden ſchon wiſſen wann das Maß der Strafe voll iſt.

Rieger zuckte die Achſeln und ſagte nichts weiter.

Endlich kam der erwartete Tag und mit ihm der Herzog; aber er täuſchte die Hoffnungen der Aſperger, unter welchen das Gerücht verbreitet war, er würde die nordiſchen Gäſte mitbringen. Dieſe waren noch gar nicht angekommen. Es befand ſich niemand bey ihm als Franciska ſamt einem kleinen Gefolge.

Heinrich zog ſich, gleichwohl mit klopfendem Herzen, in ſein Schneckenhäuschen zurück, und ging nicht einmal ans Fenſter um ihre Ankunft zu ſehen. Auch das Theater reizte ihn nicht; er brachte den Abend in größter Stille und Einſamkeit zu und hörte nach deſſen Beendigung die fürſtlichen Wagen ruhig wieder abfahren. Bald darauf kam ſein Nachbar an die Sprachlücke, verſtimmt und fröhlich zugleich: der Herzog hatte das Schauſpiel nicht ganz ausgehalten, doch ſchien er zufrieden zu ſeyn, und, was die Hauptſache war, der Dichter hatte aus ſeiner Umgebung die Zuſage erhalten daß er binnen acht Tagen frey ſeyn ſollte. — Eine Flaſche Wein war ihm auf ſeine Zelle nachgeſendet worden, die der Leidensgefährte mit ihm theilen mußte. Noch herzlicher theilte er die frohe Ausſicht mit ihm. Schubart aber kreiste ſchon in tauſend Planen umher und verſprach ihm gleich für ſeine Befreyung zu intriguiren. —

Da iſt ja unſer eigenſinniger Trotzkopf! rief ihm der General am folgenden Tag entgegen, als er auf ſeiner Mittagspromenade mit ihm zuſammentraf: hätten Sie ſich geſtern gezeigt, wer weiß was geſchehen wäre? Der Herzog hat nach Ihnen gefragt.

Darf ich das Nähere wiſſen, Excellenz?

O ſehr gerne! „Was macht Unſer gefangener Waldphiloſoph?“ fragte er: „hat er ſich die Hörner noch nicht abgelaufen?“ — Ich erwiderte der Wahrheit gemäß, daß ich keinerley Beſtie, weder mit Hörnern noch mit Klauen, in Ihnen gefunden habe. — „Ich ſehe ſchon,“ ſagte er hierauf, „Unſer Freund

Rieger kennt ihn noch nicht: der kratzt mit fremden Klauen, wenn er keine eigenen hat."

Heinrich ſtutzte: Daß dieſe Worte eine Beziehung haben muß ich freylich vermuthen, aber ich verſtehe ſie nicht.

Noch ich! Beſinnen Sie ſich, vielleicht entdecken Sie einen Schlüſſel. — Uebrigens iſt Sereniſſimus wegen des bevorſtehenden hohen Beſuchs in ſehr gnädiger Laune. Er gab mir Befehl, wenn Sie ſich die Hörner abgelaufen hätten es ihn wiſſen zu laſſen. Nun wäre eine gute Gelegenheit, was Religiöſes, etwa Selbſtgeſpräche eines einſamen Denkers, aufzuſetzen, die Sie durch mich an ihn gelangen ließen: wenn der Aufſatz etwa mit einem Gebet für Seine Durchlaucht ſchließen würde ſo wäre es gar nicht ſo übel. Doch Sie verſtehen das vielleicht ſinnreicher einzurichten als ich. Nur wäre es gut ein religiöſes Sujet zu wählen; daraus erſähe er dann doch am beſten daß Sie ſich „die Hörner abgelaufen haben." Auch wäre es mir um deßwillen lieb weil darin zugleich ein Zeugniß liegen würde wie die Gefangenen hier behandelt und angeleitet werden.

Die Ankunft eines Offiziers der ſeinen Rapport abſtattete überhob unſern gequälten Freund einer peinlichen Antwort, und er benützte den Augenblick um ſich hinwegzubegeben. Seine Schritte führten ihn gegen das Thor, durch welches eben eine wunderliche Geſtalt hereinſchritt. Er erkannte ſie, noch eh er die Augen zum Geſicht erhoben hatte, an den Beinen, und hätte aufſchreyen mögen vor Ueberraſchung und Freude. Schiller! rief er: nun, das muß ich ſagen, Dich hätt' ich nicht erwartet!

Eine leichte Röthe der Verlegenheit überflog die Sommerſproſſen des Regimentsmedicus; denn er war es wirklich. Im nächſten Augenblick aber hing er ſchon am Halſe des lang vermißten Freundes und rief: Bey den Gebeinen meines Roller! das iſt auch mir ein unverhofftes Zuſammentreffen. So hat das Gerücht alſo doch nicht ganz gelogen: während einer und der andre verſicherte, du ſeyeſt Gott weiß in welchem Auftrag nach Mömpelgard verſchickt, ſchlich eine leiſe Sage um, die Dich aus höchſt abenteuerlichen Urſachen in Hohenneuffen wiſſen wollte. Der gute Streicher pilgerte einmal dorthin, kehrte aber unverrichteter Dinge zurück. Nun wie iſts denn? Was haſt du gethan? was iſt dir widerfahren? Biſt du wirklich als Gefangener hier? Doch gehts dir leidlich wie ich ſehe.

Heinrich unterbrach den Strom der Erkundigungen mit dem Verſprechen alles am geeigneten Orte und in der gehörigen Ordnung beichten zu wollen. Komm mit zum Schulmeiſter, ſagte er: der ſchenkt einen ächten Räuberwein. Wir haben einander lange nicht Beſcheid gethan.

Der wandernde Dichter wiſchte ſich mit einem durſtigen Lächeln den Schweiß von der Stirne, und war gleich bereit.

Als ich dich erblickte, ſagte Heinrich unterm Gehen, meinte ich in der erſten Freude, dein Beſuch könne nur mir gelten. Aber der ſaubre Freund hat ſich gleich verrathen, und das andre hat mir Schubart geplaudert. Ei, ei, das ſind mir Geheimniſſe.

Wiederum erröthete Schiller heftig. Wenn ich dir dieſe Beſuche verſchwiegen habe, ſagte er, ſo iſts ein bloßer Zufall daß ſie nicht zur Sprache gekommen ſind. Uebrigens wirſt auch du Geheimniſſe haben, ohne daß ich dich des Mißtrauens beſchuldigen will.

Er mochte etwas andres gemeint haben; unſer Freund jedoch mußte in dieſem Augenblick an ſeine aſtrologiſch epiſchen Myſterien denken, die er dem Dichter um keinen Preis eingeſtanden hätte. Nun war die Reihe roth zu werden an ihm. Schiller ſah ihn lächelnd an und drückte ihm die Hand.

Eigentlich, ſagte er, bin ich gekommen mein künftiges Logis zu beſehen. In der That, wir können noch Arreſtkameraden werden, ich bin mit der Feſtungsſtrafe bedroht. Erinnerſt du dich, fuhr er fort, als ſie allein bey einer Flaſche funkelnden rothen Weines ſaßen, erinnerſt du dich noch des liebenswürdigen Garteninſpectors von Ludwigsburg? Der hat jenes Handels bey recht guter Gelegenheit wieder gedacht und mir einen gar ſchmackhaften Salat zubereitet. Woher meinſt du daß er ihn bezogen habe? Von Graubündten, denk' einmal!

Heinrich war über dieſe Räthſel verwundert, und der Dichter erzählte ihm ſeine weltbekannten Fata, die wir hier nicht zu wiederholen brauchen. Der Herzog, fuhr er fort, iſt bitterböſe auf mich, weil ich meinen guten Oberſten nicht verrathen wollte, der mir zur zweyten Mannheimer Reiſe verhalf. Höre, das muß ich dir einmal in einer guten Stunde ausführlich berichten; das iſt ein ganzer Roman, wie mir der Herzog ein Pferd ſchickte, um nach Hohenheim zu kommen, mich dort wie einen Gaſt behandelte und dann auf einmal überrumpeln wollte —

Was? gerade ſo hat ers auch mit mir gemacht! Du bliebſt aber feſt.

Verſteht ſich, und mußte deßwegen zu Fuße nach Stuttgart zurückgehen. Aber der Hauptſpaß kam nach, die Verlegenheit des Herrn von Rau, und wie wir dann um Mitternacht über die Stadtmauer im Garten zuſammenkamen, wo ich den guten treuen Haudegen beruhigte. Ich erzähl' dirs ein andermal. Jetzt iſts an dir! ich bin gar zu egoiſtiſch mit meinen eignen Angelegenheiten beſchäftigt. Nur heraus mit der Sprache! denn eine Liebſchaft iſt doch im Spiele, darauf geht das ganze Gemunkel hinaus.

Ich weiß nicht ob das der rechte Name für die Sache iſt, verſetzte Heinrich: indeſſen kenn' ich die Welt zu gut als daß ich mirs nicht gefallen laſſen müßte. Aber ſag' mir was denn eigentlich gemunkelt wird.

Nun, daß eine Dame aus der Ecole eine Zeit lang vermißt wurde iſt ziemlich allgemein bekannt; wo ſie aber war das weiß niemand ſo recht zu ſagen. Ein Gerücht daß ſie ſich unter den Zigeunern aufgehalten habe klang gar zu unwahrſcheinlich und iſt bald wieder eingeſchlafen; ein andres hat ihre Flucht mit dir in Verbindung gebracht, und nun bin ich ſehr begierig die Sache von dir ſelbſt zu vernehmen.

Das Unwahrſcheinlichſte iſt dießmal, wie ſo oft, nicht eben das Unrichtigſte geweſen, erwiderte Heinrich und erzählte ſeine Abenteuer, während der Dichter behaglich ein Glas hinunterſchlürfte. Da er ſeine Geſchichte nur in den Hauptzügen vortrug ſo erſchien das Närriſche wie das Schreckliche gemildert; doch ſagte er zuletzt tief aufathmend: Gott ſey Dank daß dieſe Phantome hinter mir liegen. Verſprich mir, keiner Seele etwas davon zu entdecken.

Verſteht ſich am Rande! rief der Dichter lächelnd. Wie? ſagteſt du mir nicht einmal da wir einen gemeinſamen Haarbeutel aus dem Ochſen höchſt brüderlich forttrugen, du ſeyeſt an jenem Abend den wir bey Wein und Anthologie auf meinem Zimmer zubrachten und der auch für mich ſehr bedeutend endigte, da ſeyeſt du noch einem Wagen begegnet, und an dieſem Wagen habeſt du das Rollen deiner Schickſalsräder vernommen? Du wollteſt nachher durchaus nicht geſtehen daß du etwas der Art geſagt habeſt, und mein gutes Gedächtniß ſchien dir Verdruß zu machen.

Ich weiß wirklich nicht mehr, entgegnete Heinrich etwas verwirrt, was der Unſinn bedeuten ſollte.

Aber ich! rief Schiller lachend: in jener Nacht kam die Dame angefahren! denn wirklich begann ſie um jene Zeit öffentlich zu erſcheinen. Wie, wenn du nun hätteſt ahnen können welch ein Fegefeuer von Schwarzwald und Aſperg das Raſſeln jener Räder nach ſich ziehen würde! Sieh, das iſt ein Freſſen für einen Poeten, wenn er ſo aus unwillkürlich entſchlüpften Andeutungen die verſchiedenen Fäden des Lebens zuſammenknüpfen kann. Aber das muß ich ſagen, ein tüchtiges Stück Leben haſt du hinter dich gebracht, du wilder Prinz Heinrich! nur daß deine Compagnie dir denn manchmal doch zu erbaulichen Betrachtungen Anlaß gegeben haben mag. Dein Hauptgauner, das wirſt du wiſſen, iſt kürzlich in den dreybeinigen Tempel der Gerechtigkeit eingegangen. Daß ſie ihn juſt in Graubündten gefangen haben iſt eine wunderliche Randgloſſe zu der angefochtenen Stelle in den Räubern.

Ich weiß alles, ſagte Heinrich ſchaudernd: laß uns nicht weiter davon reden.

Nein! aber einen prächtigen Spaß von deiner mauriſchen Prinzeſſin muß ich dir erzählen! Als ſie wieder in die Ecole eingeliefert wurde, war Herr von Seeger zugegen, und in ſeinem Gefolge unſer alter und mir iſt eine Kluft entſtanden die nicht mehr viel größer werden kann. Daß ich meinen eigenen Weg gehe und meine Arbeiten nicht wie Schülerexercitien von ihm corrigiren laſſen will, daß ich die Räuber mit Umgehung des Stuttgarter Theaters, das ſie doch nicht angenommen hätte, in Mannheim aufführen ließ, daß ich endlich an meinem ehrlichen Oberſten nicht zum Schelm werden mochte, das hat dem Faß endlich den Boden ausgeſtoßen. Und doch, wenn ichs recht bedenke, war mir die ganze Suppe ſchon längſt gekocht. Das hat in der Akademie ſchon mit Kleinigkeiten, Mißverſtändniſſen, Zuträgereyen angefangen. Es iſt doch wunderlich wie aus Nichts endlich Etwas werden kann. Dieſer Rieß und dieſer Garteninſpector von der Kugelbahn ſind eigentlich doch die elenden Fäden woran meine Looſe hängen.

Das mag wohl wahr ſeyn, ſagte Heinrich, aber ſie hätten nicht wirken können, wären nicht die Gegenſätze vorhanden geweſen, die ſich dann immer ihre kleinen Veranlaſſungen zu ſchaffen wiſſen. Es hat ſeine ſchöne Seite mit einem Fürſten ſo perſönlich zu ſtehen, aber es führt auch leicht zu Ungelegenheiten, und das Schlimmſte iſt daß niemand, wenn Mißverhältniſſe entſtehen, vermittelnd dazwiſchentreten kann. Wenigſtens ſo lange dieſer orientaliſche Nimbus fortdauert, iſt mirs lieber wenn der Fürſt das Abſtractum im Staate bleibt, was man manchem zum großen Vorwurf machen will.

Gewiß! rief Schiller lachend: ein Fürſt den man nicht einmal geboren ſeyn läßt wie andre Menſchenkinder, ſondern im Adreßkalender mit den Worten feyert: „Seine Durchlaucht haben am 11. Februar 1728 die Anzahl der Hohen in der Welt vermehrt!“ der muß manchmal Anwandlungen reſpectvollen Schauers vor ſich ſelbſt bekommen. Ich kann da ganz in ſeine Seele blicken.

Das wäre ja Sklaverey und Despotismus an Einem Stengel!

Fürwahr! der Lateiner hat nicht ſo Unrecht mit ſeinem Ausdruck. — Nun, in der Pfalz iſt das anders beſtellt, da hab' ich nichts dergleichen zu fürchten.

Wie ſo? was willſt du damit ſagen? fragte Heinrich verwundert.

Confeſſion gegen Confeſſion! ſagte der Dichter: du mußt aber ebenfalls verſchwiegen ſeyn. Ich habe Hoffnung als Theaterdichter in Mannheim angeſtellt zu werden. Meine Bekanntſchaft mit Dalberg wird immer fruchtbarer. Das iſt ein Mann! den ſollteſt du kennen.

Das wäre kein übler Tauſch, rief Heinrich. Der Herzog hat den italieniſchen Hofpoeten von Mannheim ſchon ſo oft entlehnt daß er wohl auch einmal einen Teutſchen dagegen geben kann. Aber zum Glanz eines italieniſchen Poeten an einem teutſchen Hofe wirds mein armer Schiller niemals bringen, er müßte ſich denn Sillieri oder Sillery oder dergleichen ſchreiben. Wie heißt der Mann Gottes in Mannheim?

Der Hofpoet? — Potz Element, ich weiß es nicht!

Ich auch nicht. Sieh da, ſchon zwey teutſche Herzen die ihn mit Vergeſſenheit beſtrafen.

Ei, da fällt mir ein — du erinnerſt dich daß ich dir an jenem anthologiſchen Abend mein Fürſtengedicht gab — haſt du's nicht bey dir? Ich habs einem von den Mannheimer Schauſpielern verſprochen, und mein Exemplar der Anthologie iſt mir abhanden gekommen.

Heinrich griff in die Bruſttaſche, und zog die Hand zurück als ob er dort eine Schlange berührt hätte. Er erbleichte: das hab' ich dir wohl zu ſagen vergeſſen daß mir mein Portefeuille in Hohenheim abgenommen worden iſt. O Narrenſpiel des Schickſals! ſo mußt' ich denn zum Verräther an dir werden, und in demſelben Augenblicke — jetzt darf ich dirs wohl ſagen — wo ich mit aller Freundeswärme für dich geſprochen hatte.

Auch der Dichter war etwas bedenklich geworden: Meine Handſchrift iſt ihm freylich ſehr bekannt — gab es doch eine Zeit wo er mir meine Gedankenſtriche nachahmte. — Laß gut ſeyn! ſagte er wieder aufgeheitert: es iſt ein Fädelein mehr das mir forthilft. Meine Rolle hier iſt ohnehin ausgeſpielt, und wenn ich nicht in Güte abkommen kann, ſo werd' ich, und zwar in ſehr kurzer Zeit — Doch du haſt an deinen eignen Angelegenheiten zu tragen: genug daß du die meinigen jetzt im Allgemeinen kennſt. O wenn nur der Boden dem Faſſe ſchon ganz ausgeſchlagen wäre! Es iſt nicht das allein — ich tauge überhaupt nicht mehr — ich fühle mich nicht mehr heimiſch — O dieſe ſogenannte ſchwäbiſche Gemüthlichkeit! Wenn ich mich nicht ſchon halb als Ausländer fühlte, ich würd' ein derbes Wort darüber reden. Peterſen, der nach allen ſtatiſtiſchen Kleinigkeiten ſtöbert, hat herausgebracht daß der Cichorienkaffee eine Erfindung unſrer landsmänniſchen Induſtrie iſt; ich mußte gleich an die Gemüthlichkeit denken als er mirs neulich ſagte.

Wir ſind im gleichen Fall, verſetzte Heinrich lachend: unſer Provincialpatriotismus ſcheint ſich etwas die Zähne verſchlagen zu haben, und das iſt ein Uebel das ſich nur durch Heimweh curiren läßt. Aber gieb Acht! es wird eine Zeit kommen wo wir uns wieder nach unſrem ſchwäbiſchen Hutzelbrode zurückſehnen. Denn die Welt iſt kalt!

Und die Gemüthlichkeit iſt lau! und — der Teufel ſoll mich holen wenn ſie nicht noch was Schlimmers iſt! Doch komm, ich will ihr jetzt nicht unter den Zopf ſpeyen. Wollen nach unſrem eingeſperrten Patrioten ſehen.

Kannſt du nicht warten bis er ſeinen Spaziergang machen darf? Da könnten wir ihn zu einer Flaſche Wein ſchleppen. Geh'n wir jetzt hin ſo ſind wir von officiellen Geſichtern umgeben. In zwey Stunden finden wir ihn auf dem Wall.

Ich muß heut Abend wieder in Stuttgart ſeyn, verſetzte Schiller. Was macht er denn?

Ja, davon wäre viel zu ſagen. Höre, wenn ſich's um Talent handelt da können ſechſe wie du nicht neben ihm beſtehen! das iſt was Göttliches, nur den Mund aufthun zu dürfen und die Geburt ſchlagfertig hervorſpringen zu laſſen, wie Minerven aus Jupiters Haupt.

Das iſts ja eben, rief Schiller lebhaft, was mich ſo an ihn feſſelt! Dieſes überlegene unbegreifliche Talent! Wie gar nichts ſind wir andern die wir erſt mühſam durch einen künſtlichen Proceß zu einer miſerablen Zangengeburt kommen!

Dafür iſt er aber auch ein Naturaliſt im ſchlimmſten Sinn des Worts, der nicht die entfernteſte Idee von einer künſtleriſchen Durchbildung hat. Er vertraute mir, er habe einmal einen Roman ſchreiben wollen, die „Geſchichte eines Genies.“ Hätt' ers doch gethan! es wäre ihm ein gutes Mittel geweſen über ſich ſelbſt klar zu werden. Wo die Naturgabe ausreicht da kommt ihm keiner bey; aber an ihm hab' ich geſehen daß die geöffnete Lippe, die gelöſte Zunge noch nicht den Dichter macht. Nun, wer kanns ihm übel nehmen daß ſein verkrüppeltes Schickſal auch ſeine Muſe mitgeriſſen hat! Und was er macht? das gäbe Rubriken! das eine Mal köſtliche Volkslieder, die man nach Jahrhunderten noch ſingen wird als wären ſie eben friſch entſtanden —

Iſt das nicht genug für einen Dichter?

So lang aber einer lebt betrachtet man den ganzen Mann an Einem Stücke. — Das andre Mal allegoriſche Schau- und Singſpiele, durch Langeweile tödtend, zu Ehren ſeiner geſtrengen Gönner; ich habe ſchon gedacht ob ſie nicht als heimliche Mordattentate anzuſehen ſeyen.

Freyheit! was thut man nicht um der Freyheit willen? „Gefangner Mann, ein armer Mann!“ Solche falſche Münze kann man ja nachher desavouiren.

Du biſt gegen andre liberaler als gegen dich ſelbſt.

Ich würds vielleicht nicht thun, aber ihm nehm' ichs nicht übel.

Dann macht er Gaſſenhauer für die Soldaten, die an Ungezogenheit ihres Gleichen ſuchen, und daneben wieder geiſtliche Lieder die wie ein Anathema dagegen klingen.

Drum, iſt der Tag lang, und ein Menſch der nicht aus Einem Guſſe iſt wechſelt ſeine Stimmungen oft.

Neulich macht' er ein Gedicht auf den Abzug des Pfarrers von Kornweſtheim, worin der Vers vorkommt:

Chriſti Füße, gleich wie Meſſing,
Treten mehr als einen Leſſing,
Treten Teufel ſelbſt in Koth.

Schiller lachte laut auf. Armer Leſſing! Aber ein koſtbarer Reim. Ja, in Namenreimen iſt er ſtark.

Heinrich recitirte weiter:

Engel, die Befehle bringen,
Rufen dich nach Echterdingen. —
Geh und laſſe dein Kornweſten,
Sag' es auch zu andern Gäſten,
Kommt, denn alles iſt bereit.

Da kannſt du's ſelber leſen: es iſt als fliegendes Blatt gedruckt worden, und ich habe es eben bey mir.

Schiller las murmelnd. Ganz der fertige Improviſator! rief er: die Verſe laufen daß es eine Luſt iſt. Aber ſieh nur, da haben ſie beym Leſſing mitten in dem Text die Bezeichnung „Irrlehrer" in Klammern beygeſetzt, damit die Schafe gleich mit der Naſe auf den Wolf geſtoßen werden.

Ja, da iſt irgend ein gemeinnütziger Scholiaſt drüber gekommen.

Es iſt mir doch unbegreiflich, ſagte der Dichter, wie ein Mann der einen Funken von Geiſt oder Witz oder Vernunft hat ſich zu den Pietiſten halten kann. Pfui über das kopfhängeriſche Weſen!

Mein Freund, du haſt den Pietismus nur vom Hörenſagen kennen gelernt; ich aber kenne ihn jetzt aus eigener Anſchauung, aus einem herrlichen Beyſpiel, und wenns dir gefällt ſo will ich dir ſo kurz als möglich meine Anſicht ſagen. — Das verſchloſſene Gemüth unſres Volkes flüchtet ſich beym Druck noch tiefer nach innen; daher hat der Despotismus vorzüglich den Pietismus hervorgerufen, ſo wie die Hofliederlichkeit eine erſchrockene, engherzige Moral. Es müſſen ſehr freyſinnige Regierungen kommen, wenn die Folgen dieſer Reaction aufhören ſollen. Glaube aber ja nicht, daß dieſe beiden Erzeugniſſe, die ſo oft mit einander verwechſelt werden, zuſammen gehören! Der eigentliche Pietismus iſt nichts weniger als Kopfhängerey, er bezieht ſich überhaupt mehr aufs Denken als aufs Handeln, und iſt in moraliſchen Dingen ſo liberal daß er von ſeinen Gegnern mehr als einmal darum angegriffen worden iſt. Er iſt vielmehr eine Befreyung von dem moraliſchen Rigorismus des altproteſtantiſchen Schwabens, der in ihm wieder Luft ſchöpfen lernte, ohne doch den Boden aufgeben zu müſſen. Ich habe nun Hahn perſönlich, und durch ihn Bengel, Oetinger und andre aus ihren Schriften kennen gelernt, die, wenn man nicht eingeleitet iſt, gerade in den Hauptſachen manches Unverſtändliche haben. Dieſe Männer, die wir zu den tiefſten Geiſtern rechnen dürfen, ſind eine wahre Zierde unſres Jahrhunderts, und ſtehen in der allgemeinen Dürre und Oede wie ſaftig grüne Auen mit lebendigen Quellen da. Sie haben wunderbarer Weiſe neben dem ſtrengen Buchſtaben auch den ganzen Geiſt des Chriſtenthums feſtgehalten, und wie arm iſt ihnen gegenüber die weltliche Literatur, namentlich die aus ihrer Bildungsepoche, zu nennen, die mit den bloßen Schalen ſpielte und den Kern ganz darüber vergaß. Da ſie in dieſer keine Nahrung fanden, ſo führte ihr richtiger Trieb ſie zur Bibel, oder hielt ſie vielmehr bey ihr zurück, — und dieß ſcheint mir ein pſychologiſcher Hauptpunct zu ſeyn — da ſie von Jugend auf dazu gewöhnt waren. So wurden ſie nun innerhalb der Schranken welche Erziehung und Beſtimmung ihnen auflegte alles was man von einem geiſtig ſtrebenden Menſchen unter den umgebenden Umſtänden verlangen kann, und ſo viel iſt gewiß daß unſre Philoſophie und Poeſie alle Hände voll zu thun bekommen, bis ſie dieſen Gehalt erlangt haben.

Was du ſagſt?

Und dabey iſt es eine wunderbare Bemerkung, wie erſtaunlich ein Talent wächst in je engere Schranken es geſpannt wird. Sie konnten nicht beengter ſeyn! ſie waren ganz auf die Bibel angewieſen, durften nicht deuten noch drehen, alles mußten ſie buchſtäblich nehmen und „Schriftgemäßheit“ iſt immer ihr Feldgeſchrey womit ſie die Angriffe der herrſchenden Theologie ſiegreich zurückzuweiſen vermögen. In dieſe Buchſtäblichkeit haben ſie nun einen Geiſt gelegt, eine überraſchende Wahrheit — ich wiederhole es, die ſogenannte weltliche Literatur darf ſich anſtrengen bis ſie ſich dieſen Gehalt angeeignet hat und ſo durchgeiſtigt iſt.

Du ſprichſt von ihren Koryphäen, ſagte der Dichter, über die ich nicht urtheilen kann. Aber nach deiner Schilderung muß ſo viel dazu gehören ein ſolcher Pietiſt zu ſeyn, daß dieſe Claſſe wenige Glieder aufweiſen wird. Wie ſtehts dann in den Maſſen aus?

Darauf kann ich dir nach einer Erzählung meines Hahn mit den Worten des Pfarrers Flattich dienen, welcher auch einer von ihnen iſt. Dieſer wurde in einer Geſellſchaft gefragt was ein Pietiſt ſey? Darauf erwiderte er mit der Gegenfrage: Gnädiger Herr, was thut Ihr Hund wenn Sie ihn immer prügeln? — „Er geht durch.“ — Und was thut er dann? — „Er ſucht ſich einen gelinderen Herrn.“ — Nun ſehen Sie: auf die gemeinen Leute ſchlägt jedermann hinein, der Herzog ſchlägt auf ſie hinein, die Soldaten ſchlagen auf ſie hinein, die Jäger ſchlagen auf ſie hinein, die Pfarrer pauken auf ſie hinein. Deßhalb gehen ſie endlich durch und ſuchen einen andern Herrn, bey dem ſie es beſſer haben. Dieſer Herr iſt Chriſtus, und wer Chriſtum ſucht iſt ein Pietiſt.

Eine ächt Sokratiſche Kinderlehre! rief der Dichter lachend: und beweist zugleich viel für deine hiſtoriſche Deduction.

Derſelbe Flattich gab über das bekannte Kanzelausſchreiben das der Herzog vor einigen Jahren erließ eine höchſt originelle Erklärung. Jedermann wiſſe, ſagte er, daß ſich der Herzog ſehr vor dem Tode fürchte. Da nun das Gebet frommer Leute einem das Leben verlängere, und die vornehmen Leute nicht ans Beten kommen, ſo habe er den gemeinen Mann durch das Verſprechen einer guten und gnädigen Regierung zu ſolchem Lebenverlängernden Gebet bewegen wollen. Deßhalb, wenn er ſein Wort halte ſo werde ſein Leben verlängert werden, wo nicht ſo werde er ſterben.

nach dem Spruch: „Der Herr bringet die Lügner um.“ — Man pflegt die Reden dieſes Mannes im Land als wunderliche Anekdoten zu erzählen, wodurch ſie ganz ihren Charakter verlieren. Ich weiß eine Menge derſelben, die ich nach und nach hier oben gehört habe: ihr Gemeinſames iſt daß ſie jeden und ſelbſt den geringſten Vorfall des Lebens an ein Bibelwort anknüpfen, wovon merkwürdige Schlaglichter der Anwendung ſich ergeben, wunderlich oft, aber immer etwas Geiſtreiches und Treffendes enthaltend.

Es iſt wie wir unſre Dichter citiren, ſagte Schiller oder die Türken ihren Koran. Ich will die welche du genannt haſt gelten laſſen: aber auf die Maſſe muß etwas ſo Beſonderes und Geiſterforderndes nachtheilig wirken und einen Hochmuth in ihr erregen.

Thun wir dem gemeinen Manne nicht Unrecht, erwiderte Heinrich: ich weiß ſowohl aus eigener Erfahrung als aus Beyſpielen die mir Freund Hahn mitgetheilt hat, daß es auch unter den gemeinen Leuten Geiſter giebt, die das Außerordentliche, die Geheimniſſe des Geiſtes beſſer begreifen als viele Profeſſoren die ihre unglücklichen Scholaren mit wiſſenſchaftlichem Welſchkorn ſtopfen.

Nein, mißverſteh' mich nicht! rief der Dichter eifrig: ich meine die Maſſe welche Herrn und Grafen unter ſich zählt, ſo gut als Bauern die Sonntag Nachmittags aus der Poſtille näſeln. Dieſe können einen ſo ſtarken Trank nicht vertragen, der ihnen noch ärgere als hochadeliche Einbildungen beybringt. Sie ſind intolerant, ich weiß es, und wenn ſie's erſt recht werden ſo ſoll ſie der Teufel holen.

Lieber Freund, wir ſind auch mitunter intolerant, freylich verſtecken wirs mehr. Ich gebe zu daß das eine Schattenſeite iſt. So macht mir Rieger viel zu ſchaffen: er iſt gleichſam perſönlich beleidigt daß ich nicht zu ihm übertrete. Glücklicher Weiſe iſt er nicht allzu beharrlich, und ſonſt beſchäftigt.

Ich hab' ihm nie was dergleichen angemerkt, ſagte Schiller.

Ja, das glaub' ich! Mit Fremden geht er behutſam um, aber ſeinen Gefangenen ſucht er gleich die Wolle zu kämmen. Ich werde noch einen ſchweren Stand mit ihm haben, wenn ich mich nicht fürs Königreich Chriſti anwerben laſſen will.

Königreich Chriſti! rief der Dichter heftig: davor bewahre uns der Herr in Gnaden! Ich ahne gar ſehr was das heißen will! Das würde die teutſche Bildung auf lange zurückwerfen! Sie ſteht noch nicht einmal ſo feſt wie die engliſche zu Shakſpeare's Zeit: und wie haben jene rundgeſchnittenen Puritaner nach ihm das ſchöne England zugerichtet!

Dahin wird es bey uns nicht kommen, ſagte Heinrich: was ſie die weltliche Literatur nennen das iſt jetzt bey uns ſehr im Wachſen. Wir bekommen dereinſt einen Ueberſchuß, von dem ſie ebenfalls wieder annehmen müſſen, und dann wird ſichs ausgleichen.

Glaube das nicht! ſagte Schiller: der Pietismus giebt ſich nicht auf.

Es wird aber eine Zeit kommen wo nur noch ein künſtlicher Pietismus daſteht, und ihm gegenüber ein künſtlicher Katholicismus; und wenn dieſe beiden ſich ihrer Künſtlichkeit ganz bewußt ſind ſo wird ein Drittes aus ihnen werden, und der Strom der teutſchen Geſchichte wird neue, fröhliche Bahnen ziehen. Bis dahin hat dann hoffentlich auch unſre ſchwäbiſche Gemüthlichkeit ſich gehäutet.

Möchteſt du ein Prophet ſeyn! Dagegen ſieh dich jetzt einmal in der Gegenwart um.

Brr! ſey ſtill davon! Ich weiß gar nicht ob ich mir Befreyung wünſchen ſoll. Mit Stuttgart und der Akademie bin ich natürlich fertig; und in die Kirche zurück? Ich ſehe deutlicher als je daß ich nicht zum Geiſtlichen tauge.

Nein! und haſt nie dazu getaugt.

So viel hab' ich eingeſehen, ſagte Heinrich, daß der Pietismus die conſequente Form des pauliniſch-auguſtiniſch-lutheriſchen Autoritätschriſtenthums iſt, dem ja auch unſre aufgeklärte Theologie ſo verſteckten Reſpect beweist. Ich halte es durchaus nicht mit den Bilderſtürmern, und lobe es wenn der Fortſchritt langſam und vorſichtig zu Werke geht, aber ich habe kein Talent dazu. Was ich bin das bin ich, und wenn ich den Mund aufthun ſoll ſo muß ich mit vollen Backen reden. Was ſoll alſo aus mir werden, wenn ſich die Pforten des Aſperg's öffnen?

Die Welt iſt groß, die Welt iſt weit,
Und neue Formen ſchafft die Zeit!

rief der heitre Dichter: da, führ' inzwiſchen dieſes Thema aus. Mir gebricht es an Zeit neben dem Fiesco, den ich fertig nach Mannheim bringen möchte. Laß mich nur erſt dort ſeyn und feſtſitzen! Ich will dir ſchon einen Boden bereiten, und dem Schubart auch. Wenn ihr nicht bald los werdet ſo befrey' ich euch. Ja, ſieh mich nur an! unter den Pfälzern weiß ich luſtige Herzen, die wohl ein gutes Werk wagen um Mitternacht. Das muß ſich alles geben. Komm! es wird ſonſt zu ſpät für mich.

Sie gingen zu Schubart. Von dieſer Unterredung, bey welcher General Rieger zugegen war, hat die Geſchichte nichts aufgezeichnet.

## 12.

— — Das iſt des Sängers Fluch.

Uhland

Wiederum war eine von den bangen, ſtillen, dumpfen Wochen abgelaufen, welche keine Fußſtapfen in der Seele hinterlaſſen, als Heinrich eines Abends, von ſeiner mechaniſch vollbrachten Runde zurückkehrend, am Hauſe des Schulmeiſters vorüberkam. Er ſah Licht, hörte Gläſer klirren, auf den Tiſch ſchlagen, und erkannte endlich Schubart's Stimme, die in heftiger Bewegung redete. Eh er zu einem rechten Entſchluß gelangen konnte war der Fuß dem Kopfe ſchon vorangeeilt, und er befand ſich auf der Schwelle. Dort kam ihm der Wirth und Schulmeiſter in der äußerſten Beſtürzung entgegen.

Was giebt es? rief Heinrich.

Helfen Sie uns Herrn Schubart beruhigen! Er iſt dahinter gekommen daß man ihm die Freyheit trüglicher Weiſe verſprochen hat, und jetzt da der Termin abgelaufen iſt tobt er und iſt ganz außer ſich. Er wird uns alle um den Hals reden.

Unſer Freund eilte hinein und ſah zuerſt ſeinen guten aſtrologiſchen Hauptmann, der in nicht geringer Beklemmung da ſaß und ſein Glas krampfhaft in die Hand gepreßt hielt. Er gab ihm einen heimlichen Wink, und Heinrich eilte Platz zu nehmen.

Oben am Tiſche ſaß Schubart mit brennendem, von Leidenſchaft ſchwangerem Angeſicht. Seine Augen glühten und ſtarrten in die leere Luft. Er hatte den Eintritt des Freundes nicht bemerkt. Nun begann er mit einer Stimme die zuerſt wie das Murren eines erwachenden Löwen klang und dann zum Rollen des Donners ſich ſteigerte:

Eine Zeit, und noch zwo Zeiten, und noch eine halbe Zeit! Harre hie, harre da! Warten, warten und immer warten aufs Beſſre ſoll der Menſch. Im Grabe noch ſoll er auf den jüngſten Tag warten.

Wenn ein Geiſt erlöst werden ſoll ſo brüllt der Teufel: Hund, deine Zeit iſt noch nicht! Wenn Leibeigene frey werden ſollen ſo ſchreyt der Edelmann: das Volk iſt noch nicht reif! Wenn Sklaven ledig werden ſollen krächzt ihr Barbar: man kann ſie nicht freylaſſen, ſie ſind zur Sklaverey geboren!

Er ſchlug auf den Tiſch: eine Flaſche Wein, ſag' ich!

Die Flaſche wurde gebracht. Er goß ſie auf einmal hinunter, daß der Schulmeiſter vor Grauſen die Hände zuſammenſchlug. Dann ſtieß er ſie auf den Tiſch, und rief gen Himmel ſehend: Kannſt du's denn noch länger dulden wie deine Creaturen dich behandeln? Deinen Purpur haben ſie dir geſtohlen und deine Majeſtät in Fetzen geriſſen und ſich darein gekleidet, und mit deinen Donnerkeilen pfuſchen ſie ein ärmlich Faſchingswerk. Sie ſpringen mit dir um wie mit einem gichtbrüchigen alten Herrn, der kümmerlich von ſeinen Renten lebt. Wie? haſt du keine Blitze mehr?

Gott ſey bey uns! rief der Schulmeiſter: er redet Läſterungen.

Vornämlich gegen dieſen — dieſen —

Der Hauptmann war aufgeſprungen und hielt ſich die Ohren zu, um dieſelben nicht zu compromittiren. Heinrich faßte den Raſenden am Arm und zog ihn fort. Nicht hier! nur nicht hier! rief er.

Schubart ließ ſich willenlos hinausführen: Wenn Du dich nicht rührſt, ſchrie er, ſo will ich mich ſchon ſelbſt von dieſem Galliotenleben zu befreyen wiſſen.

Nur ſtille jetzt! rief Heinrich, indem er ihn drückte und ſchüttelte: Sie ſollen und müſſen ſich Luft machen — aber nicht hier! — Bedenken Sie die Gefahr in welche Sie dieſen treuen, anhänglichen Ehrenmann ſtürzen!

Der Hauptmann, der ſich an ſeiner andern Seite hielt, that ebenfalls ſein Möglichſtes mit Zureden; beide ſprachen zugleich in ihn hinein, ſo daß er nicht zu Worte kommen konnte.

So brachten ſie ihn auf den Wall. Er ließ ſich ruhig führen und war ganz ſtill geworden. Auf einmal, an einer abſchüſſigen Stelle, Stuttgart gegenüber, trat er gegen den Rand vor. Sie fürchteten er wolle ſich hinunterſtürzen und hielten ihn feſter; er aber riß ſich los, daß beide zurücktaumelten; mit einem Schritt war er am Abgrund und rief mit vorgeſtrecktem Arm in die Nacht hinaus:

Schläfſt du ſchon, Tyrann? Du ſollſt nicht ſchlafen! Durch die ſchweigende Ferne dringe der Ton meines Fluchs zu dir! Pocht dir das Herz? Hörſt du es rauſchen in der Galerie? Siehſt du wie die Fenſtervorhänge ſich bewegen? Rufe deine Kämmerlinge und laß dir die Unruhe von der Seele wegſchwatzen. Schicke die Bedienten mit Laternen auf die Felder und Hügel hinaus, ob ein Gewitter im Anzug ſey. Umſonſt, durch alles Plaudern, durch alles Getümmel deiner Hoflarven hindurch dringen die Seufzer derer die du eingekerkert, die Schatten derer die du elend gemacht haſt.

Oder wiegſt du dich in den Armen feiler, bezahlter Liebe? Sie lohne dir wie du andern gelohnt! Die ſiedende Feuerpein dir in die Knochen, der du den Armen wegreißeſt aus den keuſchen Umarmungen ſeines Weibes, von dem ſüßen Lallen ſeiner unmündigen Kinder! der du ihn einlullſt mit lockenden Verſprechungen der Freyheit, und ihn mit teufliſchem Hohn wieder hinunterſchleuderſt ins Kerkergewölbe.

Nein, du haſt kein Herz! du haſt meinen Sohn, dem du die Affenanſtalt deiner Schulmeiſterslaune öffneteſt, du haſt ihn in Eine Abtheilung mit dem

Sohne meines Verräthers zuſammengeſteckt, weil er von derſelben Leibesgröße war. Du weißt nicht daß Menſchen menſchlich empfinden! Weißt nicht wie es der freygeborenen Seele des Dichters iſt, wenn er im Käfig ſitzt und die Vögel draußen vorüberfliegen ſieht! Weißt nicht was die verlaſſene Wittwe fühlt, wenn ſie ihr einſames Lager mit Thränen badet, während du den teutſchen Voltaire, wie du ihn nennſt, zum Chriſtenthum zurückführen willſt, fratzenhafter Defenſor du der Religion!

Fluch dir, ewigen Fluch! Nimmer ſterbend ſoll der Wurm an dir nagen, und dein Feuer ſoll nicht auslöſchen! Sey einſam in deinem Alter, einſam in deiner letzten Stunde! Keinen Tropfen der Linderung flöße Liebe dir in die verdorrten Lippen, wenn der heiße Todesengel drauf ſitzt; denn du haſt keine Seele geliebt! Wie du die Menſchen mißhandelt haſt und nur zu Mitteln deiner Selbſtſucht gemacht, ſo finde keinen ders wohl mit dir meint! falſche Zungen ſeyen um dich, mit dem leeren Geplapper der Schmeicheley das allein willkommen iſt, Lobredner ins Geſicht und Fratzenſchneider hinterm Rücken, aber keine Seele die es treu mit dir meint! Fühle das in deiner Todesſtunde! überſieh, von einem Engel aufgedeckt, dein ganzes Leben! Empfinde heulend, wie reich es geweſen wäre wenn du Herzen um dich verſammelt hätteſt! Sieh es noch mit an wie ſie ekel von deinem abſterbenden Leichnam fliehen, und erzähl' es deinem Hochmuth wie du vergeſſen biſt noch eh du die Augen geſchloſſen haſt!

Fluch dir, eitler Verderber! kindiſcher Peiniger! Was du am meiſten fürchteſt das komme über dich! Sey lächerlich und ein Spottlied bey den Männern! Spurlos zerfallen die Gebilde deiner Eitelkeit, deine Schlöſſer, deine Gärten mit ihrer hohlen Pracht, und dein Stolz, das Spielzeug deiner Ruhmſucht, deine Affenſchule werde nicht mehr geſehen! Dann möge ein Teufel deine Seele aus den tiefſten Klüften heraufreißen und zuhören laſſen wie die Nachwelt über deinen Trümmern — nicht ſchmäht, nicht flucht! das wäre noch Nahrung für deinen Hochmuth! nein, wie ſie mit einem geringſchätzigen Lächeln von dir redet und unwillig zu einem andern Thema eilt. Dann zucke die Wuth in deiner ohnmächtigen Fauſt! dann lodre die alte Götterlaune, den Verwegenen zu zerſchmettern! Vergebens, du biſt ein jämmerlicher Schemen, nichtiger als die ärmſte Creatur die über deinem Grabe Kehricht ſammelt. Das ſieh mit an und laß es an dir freſſen durch alle Ewigkeiten hindurch!

Nie gehe etwas Großes woran die Menſchen mit weitem Herzen emporſchauen aus deinen Schlöſſern hervor! Kunſt und Rede, die du zu unterdienſthaften Fratzen herabgewürdigt haſt, halten ewig ihren heitern Reigen ferne! Niederes Trachten herrſche dort, und dumpfes Brüten, und bleyerner Mißmuth! und wenn je —

Wir fühlen uns außer Stande die gräßliche Verwünſchung des Dichters zu Ende zu erzählen. Sie iſt in der Luft verhallt und Engel haben ſie ihm vor dem Munde weggenommen. Aber der Schmerz und die Wuth des Mißhandelten müſſen eine Sprache finden, wo die Geſchichte noch frey reden darf; ſelbſt wenn ſie über alles Maß und Ziel hinausraſen — kein Gott kann es ihnen wehren! Darum ſtehe das abgebrochene Zorngeſchrey hier, zum Zeugniß wie wunderlich Recht und Unrecht unter den Kindern der Menſchen vertheilt iſt.

Die beiden Zuhörer dieſes Fluches waren entſetzt zurückgetreten, und ſahen nun einander an: beide waren todesbleich. Der Dichter wandte ſich um, die Hand gegen Stuttgart ſchüttelnd. Heinrich griff ihm unter den Arm, und er ließ ſich eine Weile ſchweigend weiter führen.

Schonen Sie ſich doch! wagte unſer Freund endlich zu ſagen: ein ſolches übertriebenes Stürmen muß Sie ja zu Grunde richten.

Im Gegentheil! ſagte jener ganz gleichmüthig, indem er den Arm an ſich zog: da hat ſich meine Natur entladen wie in einem Gewitter. Jetzt iſt mirs wieder ganz leicht, alles rein vom Herzen herunter: alſo muß es wohl dort drüben eingeſchlagen haben. Uebrigens ſtille jetzt! es geht mir etwas im Kopfe herum.

Er ging ſinnend und murmelnd über den Feſtungsplatz; die beiden folgten ihm: beſorgt.

Vortrefflich! rief er endlich. Das Licht brennt noch! Kommt, wir trinken noch ein Glas, und feyern eine Geburtsſtunde!

Um keinen Preis! rief Heinrich: Wein iſt Gift für Sie. Keinen Tropfen mehr!

Aber der unaufhaltſame Mann hatte ſich ſchon losgeriſſen und ſtürmte hinein.

Folgen Sie ihm! ſagte der Hauptmann, der bisher treulich ausgehalten: ich will in aller Eile die Poſten viſitiren.

Laſſen Sie mich in dieſer Noth nicht allein!

Behüte! ich bin bald wieder da. Folgen Sie ihm nur, und thun Sie ihr Möglichſtes!

Als Heinrich eintrat fand er den Dichter zu ſeiner Verwunderung und Freude bey einem Glaſe Waſſer. Er hielt es ihm lächelnd entgegen; der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirne. Setzt Euch! rief er dem Eintretenden entgegen: ſchreibt! Ihr wart ja ſchon einmal mein Amanuenſis.

Die Thüre ging auf und ein junger Menſch trat herein mit der Frage ob Herr Schubart noch da ſey.

Biſt du es, mein Söhnchen? mein Fourierchen, mein kleiner St. Johannes! Du kommſt eben recht: ſetz' dich und ſchreib'! Du biſt doch der beſte Secretair den ich finden kann. — Schreibzeug, Schulmeiſter! und gebt ihm Wein! — Was bringſt du denn da?

Das Schauſpiel, ſagte der Fourier, das ich ſo ſchön für Sie abſchreiben ſollte. Sehen Sie obs gut gerathen iſt.

Wie? rief der Dichter mit einem dämoniſchen Lächeln: das Schauſpiel auf den durchlauchtigſten Beſuch? Den Panegyrikus? Das iſt ja ganz einzig! Höre, den nimmſt du zur Unterlage! Laß das Blatt ja nicht drüber hinausrücken! Und nun ſchreib!

Da liegen ſie, die ſtolzen Fürſtentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!

Der Fourier ſchrieb, und in Hand und Geſicht drückte ſich die krampfhafte Anſtrengung aus, den ſturmſchnellen Worten des Dichters nachzukommen. Heinrich, der im Fenſter lehnte, hob ſich immer höher, wie von nächtlichen Gewitterwolken getragen. Der Hauptmann war inzwiſchen eingetreten und hörte mit bedenklicher Miene zu.

Der Dichter ſchloß endlich:

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn ſie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräu'l zu einem Berge häufen,
Der flammend ſie bedeckt.

Haſt du geſchrieben, mein Söhnchen? ſagte er während die Feder noch flog: Nun ſieh einmal nach der Unterlage, obs nicht durchgebrannt hat auf die unterthänigen Krackelfüße drunter, ob nicht eine Durchlauchtigkeit die andre gefreſſen hat — Mach' die Ueberſchrift! rief er, während der Fourier in ſeiner Unſchuld nach dem gefährdeten Schauſpiel ſehen wollte. Dieſer warf geſchwind die Papiere wieder zurecht und erhob die Feder erwartungsvoll.

Die Fürſtengruft! rief Schubart nachdrücklich und ſah ſich mit großen Augen um. Ich habe das in mir herumgetragen, ſeit ich einmal in der fürſtlichen Gruft zu München ein erſchütterndes Requiem hörte. Nun werden die Thoren ſagen, es ſey eine Elegie in einer Schloßkapelle. Ich weiß es beſſer — Wein her! — und wills euch ins Ohr vertrauen. Es iſt von keiner Schloßkapelle — es iſt von Teutſchland die Rede — Wein her! — wenn das einmal eine Fürſtengruft ſeyn wird. Heran da! wir wollen inzwiſchen die Exequien halten. Teutſchland eine Fürſtengruft!

Heinrich riß ihm die Flaſche, die er ſchon zur Hälfte geleert hatte, aus der Hand, und die beiden Freunde mußten beynahe Gewalt anwenden um ihn auf ſein Zimmer zu bringen. Die Aufſicht war neuerdings etwas ſchlaffer geworden. Der Hauptmann gab der Schildwache einen bedeutenden Wink, Heinrich drückte ihr ein Geldſtück in die Hand. Sie hatten unſägliche Mühe bis ſie ihn endlich im Bette ſahen, und mußten ihn mehrmals am Aufſtehen verhindern. Endlich ſchlief er ein.

Wir gehen nicht weg, ſagte der Hauptmann.

Keinen Augenblick, erwiderte Heinrich.

So ſaßen ſie neben ſeinem Lager und ſahen einander von Zeit zu Zeit mit ſtillem Kummer an.

Und ſollt' ich mein hundertſtes Jahr erleben, ſagte endlich der Hauptmann mit einem ſcheuen Blick auf den Schläfer, ſo wird es mich bey der Erinnerung an dieſen Abend ſchaudern. Es war gräßlich! gräßlich! Und wenn dieſer Fluch nun einträfe! Ach, ſo etwas iſt nicht in den Wind geſprochen.

Beſter! ſagte Heinrich lächelnd zu dem aſtrologiſchen Freunde: ein Dichter iſt zwar ein Prophet, aber ich kenne ſogar Prophetenflüche die nicht eingetroffen ſind. Oder aber — wiſſen Sie nicht daß es auch beſondre Engel giebt die einen Fluch in Segen verwandeln?

Ja, letzteres iſt wahr, und iſt aus der Schrift wie aus dem Leben bekannt. Ich danke Ihnen für dieſe Anermahnung an die ich mich halten will; denn ein ſolcher Fluch iſt nicht verloren: entweder muß er in Erfüllung gehen oder in ſein Gegentheil umſchlagen.

Nach einer Weile ſagte der Hauptmann: Und der Gedanke Teutſchland zu einer Fürſtengruft zu machen! Hat ſich Ihnen nicht das Haar geſträubt?

Mich überraſcht dieſer Gedanke nicht im Mindeſten, verſetzte ſein Mitwächter ruhig: denn, ſehen Sie, wenn man die Redner des Volks aufs Aeußerſte reizt ſo müſſen ſie zuletzt auf ein ſolches Thema verfallen. Gemeiniglich aber, wenn den Menſchen endlich etwas einzufallen beginnt ſo fällt ihnen gleich gar viel auf einmal ein.

Der Hauptmann deutete auf den Schlafenden. Der fieberhafte Sturm in Haupt und Bruſt hatte ſich gelegt, und ein wehmüthiges Lächeln trat auf ſeine Lippen.

Jetzt träumt er wohl von Weib und Kindern, ſagte Heinrich und ging in eine Ecke um ſich die Thränen abzuwiſchen.

Da auch die längſte Nacht ein Ende nimmt, ſo wurde es den guten Wächtern endlich Morgen. Mit dem erſten Strahl erwachte der Dichter ganz heiter und ſah die beiden Zimmergenoſſen etwas verwundert an. Wie ſeyd denn Ihr ſchon ſo früh hereingekommen? fragte er.

Wir haben die ganze Nacht bey Ihnen gewacht, erwiderte der Hauptmann.

Was? iſt es denn ſo ſchlimm geweſen? O ihr treuen Seelen, wie ſoll ich euch danken?

Iſt Ihnen wohl? fragte Heinrich.

Ein ganz klein wenig flau; laßt mir doch Waſſer kommen. Das macht die Gefangenſchaft. Wenn ich frey wäre wollt' ich gewiß dreymal ſo viel vertragen. Hab' ich denn tolles Zeug ausgehen laſſen? wie?

Der Hauptmann erzählte ihm mit wohlwollend verweiſendem Tone wie er geraſt habe.

Ja, ja! ſagte der Dichter nachdenklich:

Utamur ergo parcius
Verbis, cibis et potibus,
Somno, jocis, et arctius
Perstemus in custodia!

Es klopfte an der Thüre. Die beiden Mitſchuldigen traten betroffen zurück. Der Fourier ſah ſchüchtern herein und ſagte: Wünſche guten Morgen! Ich wollte nur die Papiere überbringen, die der Herr Schubart geſtern im Wirthshauſe gelaſſen haben.

Der Dichter griff haſtig nach den Manuſcripten, warf das Schauſpiel auf den Boden, ſo daß der Fourier wehmüthig auf ſein Meiſterſtück herunterſah, entfaltete das Gedicht und ſagte indem ein lebhafter Zug der Erinnerung über ſein Antlitz ging: Die Fürſtengruft! ja, ja, ich weiß, weiß ſehr gut. Danke dir, mein Sohn, du haſt deine Sache brav gemacht.

Der Hauptmann trat auf ihn zu. Laſſen Sie doch dieſe Verſe nicht unter die Leute kommen! ſagte er: ſie ſind gar zu verletzend.

Der Dichter ſah ihn an und las wieder. Er ſprang auf und trat an den Tiſch: Wahrhaftig, ſo geht es nicht! Man muß dem Ding noch einen Stiel drehen. Richtig! mit Speck fängt man Mäuſe. Warten Sie nur, ich werds gleich fertig haben: „Ihr aber, beſſre Fürſten, ſchlummert ſüße" — ſüße et cetera. Ich kanns jetzt doch nicht gleich zuſammenbringen, die ſchlechten machten mir leichteres Spiel. Nun, es wird ſchon gehen. Noch zwey, drey Verſe aus Ha, Ha moll auf die guten Fürſten hinzugeſetzt, und dann kann mans jedem Einzelnen nach der Reihe zuſchicken.

Ein Blitz der Rache fuhr aus ſeinen ſonſt ſo hellen, menſchenfreundlichen Augen. Heinrich und der Hauptmann verließen ihn, um den entbehrten Schlaf nachzuholen.

## 13.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, immer Böſes muß gebären.
Wallenſtein

Heinrich hatte den Reſt des Tages auf ſeinem Zimmer zugebracht, und fühlte ſich auch am folgenden Morgen nicht zum Ausgehen aufgelegt. Sein Nachbar hielt ſich ſtill; nur einmal hörte er daß Beſuch bey ihm war.

Nachmittags endlich trieb es ihn hinaus. Er ſah fremde Uniformen auf dem Platze neben Garniſonsoffizieren und fragte im Vorbeygehen einen Soldaten: Was ſind das für Herrn?

Ruſſen, erwiderte dieſer.

Ah ſo, die fremden Gäſte, dachte er und ging weiter: wunderlich! von den Feſtivitäten hat Freund

Schiller gar nicht geſprochen und auch ich habe darnach zu fragen vergeſſen.

Es zog ihn auf den Wall, zu einer Stelle wo er ſchon manches Stündchen verträumt hatte. Wäre er ſich völlig über den Grund klar geworden warum er dieſe Stelle jeder andern vorzog, er hätte ſie vielleicht nicht ſo bald wieder beſucht. Heute fand er das Plätzchen beſetzt und wollte ſchon zurückgehen als er ſeinen Deſerteur erkannte. Haſtig eilte er auf ihn zu und klopfte ihn auf die Schulter. Der Menſch wandte ſich langſam herum und unſer Freund blickte in ein graues Geſicht mit erloſchenen Augen; die Jammergeſtalt ſaß gekrümmt am Boden. Er verbarg ſein Entſetzen über dieſe Verwandlung, und ſagte: Nun, Ihr habt Euch alſo anders beſonnen. Wie gehts Euch denn?

Es iſt mißlungen, ſagte jener eintönig.

Vielleicht iſts beſſer ſo. Wer weiß wie es Euch gegangen wäre.

Der Soldat ſchwieg eine Weile, endlich ſagte er mit bittrem Lachen: Nun, ſchlechter hätts nicht gehen können.

Heinrich, welcher wußte daß man aus dieſer Art von Leuten nichts herausbringt wenn man geradezu fragt, ſagte nach einer Pauſe: Es muß Euch wohl ſchon hinderlich gegangen ſeyn in Eurem Leben.

Ziemlich! Mein ganzes Leben iſt eigentlich durch einen Rechnungsfehler zu Grund gerichtet worden.

Durch einen Rechnungsfehler? Wie ſo? — Er horchte hoch auf, denn er ahnte daß dieſes Räthſel jetzt ſeine Löſung finden würde.

Nun dadurch, erwiderte der andre, daß dreymal drey Neunzehn war.

Das verſteh' ich nicht.

Wills gern glauben! lachte der Soldat. Weil Sie ſich aber gegen mich gehalten haben wie ein Menſch, und nicht wie ein Aff oder Bär, was die andern alle ſind, abſonderlich die vornehmen Herren — ſo will ichs Ihnen ſagen. Nur müſſen Sie verſprechen nichts davon weiter kommen zu laſſen — zwar lange kann man mich nicht mehr plagen.

Heinrich verſprach ihm Verſchwiegenheit. Der Soldat hob an zu erzählen, indem er mit großem Nachdruck immer nur ein paar Worte hervorſtieß und dann wieder einen Augenblick inne hielt. Seine Augen flammten.

Hören Sie zu! Ein hoher Offizier tritt zu einem armen gemeinen Bauerkerl. Du würfelſt mit mir! ſagt er: gewinnſt du, hier ein paar Ducaten! verlierſt du biſt du mein! Soldaten ſtanden herum, der arme Tropf konnte nicht antworten wie er gerne gewollt hätte. Er wirft, und wirft Achtzehn. Dann wirft der Offizier, deckt die Hand auf die Würfel: Neunzehn! fort unter die Muskete! — Oh!

Heinrich konnte kaum auf ſeinem Platze bleiben; dämmernde Erinnerungen ſtiegen in ihm auf, die ihn ganz verwirrten. Dieſe Geſchichte hab' ich ja ſchon einmal gehört! rief er: ganz gewiß! Aber das iſt ſchon lange her, und ihr ſeyd erſt ein paar Monate hier, wie ich den Commandanten ſagen hörte.

Eben darum iſts ein Geheimniß: die Geſchichte iſt im ſiebenjährigen Krieg vorgefallen, ich war damals ein blutjunger Burſche, und der Offizier der ſo ehrlich würfelte iſt — Er wollte es flüſternd ſagen, aber es klang wie ein Geſchrey — iſt Seine Excellenz, der jetzige General von Rieger.

Unſrem Freunde fiel es wie Schuppen von den Augen. Dieſe Geſchichte hatte er von jenem Schmid gehört, der ihn einſt beym Ritt nach Stuttgart begleitete. Das mußte ſein Sohn ſeyn! Wo hatte er nur ſeine Sinne gehabt? Der Menſch ſah ſeinem

Vater noch in ſeiner jetzigen Verwitterung ähnlich, und war nicht neulich als er ſo ſtraff und ſtämmig vor dem Commandanten ſtand und nicht tanzen wollte, war dem Zuſchauer nicht eine bekannte Geſtalt vor die Seele getreten? Unglücklicher Vater! ſo nahe iſt dir dein Lieblingsſohn, und du glaubſt ihn längſt in Böhmen verfault!

Ihr ſeyd alſo ein Landskind? fragte Heinrich um der Wahrheit noch näher auf die Spur zu kommen.

Freylich bin ichs. Und wenn mein Vater auf den Kirchthurm ſtieg' und rief' mit ſeiner ſtarken Stimme: Chriſtian! ich müßt's beynah hier oben hören.

Chriſtian! Es blieb kaum ein Zweifel mehr übrig. So hatte ja der Schmid ſeinen Sohn genannt.

Aber wenn Euer Vater ſo nahe wohnt, warum gebt Ihr ihm keine Nachricht?

Was? ſoll er den Jammer haben ſeinen Sohn wiederum unter den Soldaten zu finden? Oder ſoll er in ſeinen alten Tagen noch ſo ein großes Geld ſchwitzen um mich loszukaufen? Deßhalb wollt' ich mich ſelber ranzioniren, und in der Nacht meinen alten Vater noch einmal ſehen, ob er noch lebt, und wieder in die weite Welt hinein laufen, weiß ſelbſt nicht wohin. Aber es iſt mir ganz contrair gegangen.

Wenn Euch Euer Vater lieb hat, ſagte Heinrich, ſo rückt er gewiß das Geld gerne dran. Bedenkt doch nur was ihm lieber ſeyn muß, das Geld oder der Sohn?

Habs auch ſchon gedacht. Aber ich wußte nicht wie ich ihm Kundſchaft zukommen laſſen ſollte, denn man kann keinem Menſchen trauen. Auch iſt keiner hier den ich nach ihm fragen könnte. Alſo weiß ich nicht einmal ob er noch lebt, und ob nicht mein Bruder die ganze Erbſchaft übernommen hat. Da iſt ſo ein alter Springinsfeld aus dem ſiebenjährigen Krieg nicht immer willkommen. Uebrigens iſt mein Peter ein ehrlicher Kerl, und mein Vater lebt gewiß noch; er hatte immer eine eiſenfeſte Geſundheit.

Armer Teufel! dachte Heinrich, dem jetzt das ganze Trauerſpiel wieder in den Sinn kam: dein Peter ſchläft ſchon lange, mit einer Kugel im Herzen, bey Geißlingen.

Er wollte aber ſeiner Sache ganz gewiß ſeyn und ſagte, nachdem er lange ſchweigend in die Gegend hinausgeſehen: Es iſt doch das Vaterland! das iſt immer ein Troſt.

Ja, Herr' ſagte der Soldat und ſtrich ſich den Schnurrbart: Unſer einer iſt nur ein gemeiner Kerl, aber es hat mir immer etwas gefehlt in der Fremde. Bey uns iſts halt anders!

Und doch hatten ſie ihn ſo übel behandelt im Vaterlande.

Es ſcheint Ihr ſitzt auch gerne hier, fuhr Heinrich fort: es iſt mir eine Lieblingsſtelle, die Ausſicht auf jenen Hügel gefällt mir beſonders wohl.

Ja, es iſt was Apartes.

Was liegen denn alles für Ortſchaften dorthin? ich bin in jener Gegend nicht ſonderlich bekannt.

Dort?

Ja, gerade wo mein Finger hinweist.

Nun, dort liegt zum Beyſpiel Gröningen.

Ja, das ſeh' ich! Aber weiterhin?

Weiterhin — liegt Vaihingen.

Richtig! ich erinnere mich. Ich bin einmal dort durchgereist. Wie heißt denn das Dorf das dahinter liegt? Das iſt mir gar hübſch vorgekommen.

Hinter Vaihingen? zum Beyſpiel Roswaag.

Nein, ſo hieß es nicht.

Der Soldat nannte ein anderes.

So hieß es auch nicht. Wenn mir recht iſt ſo ſteigt man von Vaihingen aus einen Berg hinan, und geht dann in der Ebene fort. Da wo die Straße ſich gegen Pforzheim und Bretten ſcheidet, da liegts — wie hieß es doch nur?

Der Soldat hatte ſich vom Boden erhoben, alle Muſkeln zitterten in ſeinem Geſicht. Es heißt — ich glaube — Illingen! Er ſagte es mit dem unwillig verhaltenen Tone womit der Menſch oft einen geliebten Namen ausſpricht, und ging hinweg.

Geh nur hin! rief Heinrich der wankenden Geſtalt nach: du entgehſt mir nicht! Nun, dafür könnte ja noch geſorgt werden. Hat er auch die Tochter mir vom Herzen geriſſen, zu einem guten Werke wird er die Hand gerne bieten. Gleich morgen ſchreib' ich an ihn.

Er folgte dem Soldaten von Weitem nach und traf bald wieder mit ihm zuſammen. Recht mit dem Inſtinct eines Unglücksvogels hatte er ſich an der Stelle niedergeſetzt, wo jener ſchauerliche Auftritt mit Schubart vorgefallen war.

Heinrich konnte ſich eines Grauſens nicht erwehren als er näher trat. Er beugte ſich über ihn herab und ſagte: Hört, Mann, ich habe mir die Sache bedacht. Vertraut Euch mir und laßt mich an Euren Vater ſchreiben.

Chriſtian ſah ihm lange ins Geſicht und eine Thräne trat ihm in die Augen. Es iſt zu ſpät, ſagte er, aber Sie ſollen mein Teſtamentsvollſtrecker ſeyn, Herr, und Gott wirds Ihnen lohnen. Wenn ich ſterbe ſo will ich Ihnen meines Vaters Namen ſagen, und Sie wenden dann gewiß ein paar ſchriftliche Worte an ihn.

Warum denn aber nicht gleich? fragte Heinrich mit Ungeduld.

Ich will Ihnen, erwiderte Chriſtian ohne auf ſeine Frage zu antworten, meinen Lebenslauf erzählen, daß Sie ihn in der Kürze berichten können.

Er holte mühſam Athem und begann: Als mich der Oberſt Rieger angeworben hatte, mußt' ich gleich nach Böhmen marſchiren. Dort ergriff ich die erſte Gelegenheit, und das ſamt meinem halben Regiment und mit klingendem Spiel! — zu den Preußen überzugehen, wo es mir anfangs auch ganz wohl gefiel. Und ſo wärs geblieben wenn ich hätt' immer bey den Actionen mitſeyn dürfen. Aber ich kam nachher zu einem Garniſonsregiment, und —

Herr, ich will mich nicht beſſer machen als ich bin — der Menſch iſt eben ein Menſch — Ich dachte an meinen Vater zu Hauſe, und ein Mädchen hatt' ich auch daheim gelaſſen, und mein Schickſal machte mir zu ſchaffen wenn ich ſonſt nicht viel zu thun hatte — da legt' ich mich auf den Suff, und damit hat man bey den Preußen wenig Ehre. Drum, als es nicht mehr gut thun wollte lief ich zu den Oeſterreichern. Mit denen iſt ſchon beſſer auskommen was das betrifft; auch nahm ich mich mehr in Acht. Es wurde Friede, ich blieb, und hatte es gut. Ich wurde in eine Stadt gelegt, wo ich das Schmidhandwerk nebenher treiben durfte und mir manchen ſchönen Groſchen verdiente. Endlich warf auch ein Weibsbild ihre Augen auf mich — mein Schatz zu Hauſe hatte inzwiſchen ſeinem vorherigen Alter das Doppelte zugelegt und wird ſchwerlich auf mich gewartet haben — und wie es ſo geht, wir kamen um den Altar herum eh der Pfaff das Kyrie ſingen konnte. Nun gabs einen großen Lärmen unter der Verwandtſchaft. Sie wollten mich loskaufen und zum Meiſter machen, und da ſollt' ich das Mädel heirathen. Das hätt' ich auch von Herzen gern gethan, wenn ich nur nicht auch die Religion hätt' changiren ſollen. Aber dabey fiel mir immer mein Vater ein, was der dazu ſagen würd' wenn ers erführe. So wußt' ich mir nicht mehr zu rathen noch zu helfen, und, Herr, der Menſch will heim, wenn ers noch ſo gut hat in der Fremde. Ich ſteckte mein bischen Geld zu mir, warf Schmidhammer und Muskete weg, und lief davon; aber ſie hätten mich beynah gekriegt.

Nun, da kamt Ihr alſo ins Vaterland zurück; aber warum ſeyd Ihr denn da auch wieder unter die Soldaten gegangen?

Iſt gut fragen! Ich wurde ausgeplündert unterwegs, mußte mich von Ort zu Ort durchbetteln, und da griffen ſie mich an der Grenze als Vagabunden auf. Ich dachte freylich daß mein Handel werd' verjährt und vergeſſen ſeyn, und hätt' mich auch wohl nach J — wollt' ſagen nach Haus gewagt, doch aber mit Vorſicht, und da hätt' ich bald geſehen ob ich kecklich bleiben kann oder nicht. Aber als man mich an der Grenze nach meinem Namen fragte, da hatt' ich doch das Herz nicht mich als Landeskind anzugeben, weil doch noch einer oder der andre hätte dran denken können daß ich ein Deſerteur bin; und ſo ſteckten ſie mich als Vagabunden wiederum in die Montur, und alle blauen Donnerwetter müſſens regieren daß ich gerade auf den Aſperg und zu meinem alten Oberſten kommen mußte.

Das war freylich ein unglückſeliges Zuſammentreffen!

Ja, Herr, das Herz kehrte ſich mir im Leib um als ich ihn ſah. Es war ihm auch ſeither ſchlecht gegangen, dem Menſchenſchinder; dennoch aber hätt' ichs ihm zehnmal ärger gegönnt, ſo feind war ich ihm.

Und er? hat er Euch denn erkannt?

Ich glaube nicht, ſonſt hätt' er ja kurzen Proceß mit mir machen können. Uebrigens hab' ich mich nicht ſo ganz und gar verändert in der Zeit. Mag er mich nun erkannt haben oder nicht, es war wie wenn Hund und Katz zuſammenkommen. Wir ſahen einander an, und da wars ausgemacht. Gleich vom erſten Augenblick an war er ſpitz gegen mich.

Es iſt, ſagte Heinrich, als ob er gleich ſeinen Feind gewittert hätte.

So was muß es geweſen ſeyn. Und nun, was ſoll ichs lang machen? Ich that meinen Dienſt, wie ein braver Kerl, und niemand kann mir was vorwerfen, niemand! Aber grün war ich ihm nicht, und zu ſeinen frommen Faxen und ſeinen Tanz- und Komödiantenpoſſen hätt' ich mich in keinem Fall hergegeben, ſo aber am allerwenigſten, da ich ſah daß es ihn ärgerte. Und je mehr's ihn ärgerte deſto verſtockter war ich, und war das mein einziger Troſt, mein Eſſen und Trinken, daß ich ihn ärgern konnte. Und wenn er ſchrie, der Schlag ſollt ihn rühren, ſo war mir das was einem guten Katholiken ſein Weihwaſſer iſt. So kamen dann Mißhandlungen und Züchtigungen, und weil ichs, Gott weiß es, das wenigſte Mal verdient hatte, ſo machte mich das immer verſtockter. Ehrlich und redlich hab' ich ihm das Leben ſauer gemacht; denn wenn ſo ein großer Herr die Gewalt hat zu quälen und Unrecht zu thun, ſo iſt dem Armen und Zertretenen auch ein Stachel gegeben.

Der Unglückliche lächelte ingrimmig bey dieſen Worten.

Das iſt ein armſeliger Troſt, rief Heinrich: Feindſchaft ernährt nicht. Das muß aufhören, Ihr müßt fort. Ich ſchreibe heute noch Eurem Vater.

Es iſt zu ſpät, Herr, ſagte Chriſtian. Ja, wenn ich Sie früher gekannt hätte ſo hätt' ich noch glücklich werden können. Aber ſo ſaß ich da und mußt' mein Elend kauen, und hatte niemand dem ich mich verrathen konnte. Das hat mir ſo nach und nach das Herz abgedrückt.

Wenn Ihr nur erſt in Freyheit ſeyd, ſagte unſer hoffnungsvoller Freund, ſo wird ſich das ſchon geben. Jetzt faßt Euch vollends in Geduld und erleichtert Euch das Fortkommen. In wenigen Tagen muß Hülfe da ſeyn.

Es iſt zu ſpät, ſag' ich.

Warum iſts denn zu ſpät? rief Heinrich auf den Boden ſtampfend.

Sehen Sie denn nicht daß ich hin bin? antwortete der Soldat mit dem Lächeln der Verzweiflung. Ich werds nicht lang mehr treiben.

Wie? eine ſo ſtarke Natur.

Ja, wenn der Fall nicht wäre! ich bin ja verunglückt als ich durchgehen wollte.

Um Gotteswillen! jetzt geht mir ein Licht auf. Und Ihr ſeyd entdeckt worden?

Ei bewahre! Ich ließ mich herunter, aber ich war zu eilig und ungeſchickt, weil ich mich ſo lang mit Ihnen aufgehalten hatte, und ſo fiel ich der Länge nach hinab. Herr! das war eine Nacht. Als ich endlich wieder kriechen konnte ſah ich die Freyheit vor mir. An dem kleinen Mäuerchen auf der andern Seite war leicht hinaufzukommen, und dann wär' ich in den Weinbergen geweſen. Aber ich ſpürte wohl daß ich keine Stunde weit kommen würde, denn ich war ganz gerädert. Alſo, um nicht todtgeprügelt zu werden, nahm ich, wie es gegen den Morgen ging, all mein bißchen Kraft zuſammen und klomm mit Hülfe des Seils die ſteile Mauer wieder hinauf und kroch mit allen Schmerzen des Leibes und der Seele wieder in meine Hölle zurück. Ja, da mögen die Teufel gelacht haben.

Heinrich ſchlug die Hände vor das Geſicht. Menſch, du brichſt mir das Herz! rief er.

Der Jammer wird bald zu Ende ſeyn, ſagte Chriſtian. Ich muß mir was im Leib verfallen haben, der Tod treibt mich umher. Soll ich nun meinem Vater, der mich längſt verſchmerzt hat, neues Leid machen? Es iſt beſſer, er erfährt gar nichts von mir.

Ihr müßt mich mit dem Arzt reden laſſen! ſagte Heinrich: vielleicht kann geholfen werden.

Nein! nein! rief Chriſtian: das käme vor den Commandanten, und dann —

Was iſts mit dem Commandanten? rief eine rauhe Stimme und General Rieger ſtand hinter ihnen. Das iſt mir ein ſauberes und höchſt würdiges Complott! Der Kerl da ſchleicht ſeit ein paar Tagen ganz heimtückiſch herum, und Sie, mein Herr, was haben Sie mit meinen Soldaten ſo leiſe abzureden? — Er ſah ſeinen Gefangenen verächtlich an. — Sie haben fürs Erſte Zimmerarreſt. Morgen will ich weiter fragen.

Heinrich machte eine kurze Verbeugung und wandte ſich um zu gehen.

Und du, Kerl, kommſt ſogleich mit mir! Ich will dir die Heimlichkeiten vertreiben. Ich habe ohnehin einen Verdacht.

Heinrich, der dieſe Worte gehört hatte, eilte zurück. Ich bitte Sie bey allem was heilig iſt, rief er: ſchonen Sie ihn, er iſt krank!

Sie ſchweigen! donnerte der Commandant. Und wenn Sie es noch einmal wagen für ihn zu ſprechen, ſo ſoll er dafür doppelte Strafe bekommen. Marſch, Kerl! Der Arzt ſoll unterſuchen obs wahr iſt.

Heinrich ging auf ſein Zimmer. Nach kurzer Zeit hörte er die Thüre verſchließen. Iſt es denn auch gerathen, ſagte er, ſich eines Menſchen anzunehmen? Geht es mir nicht wie dem verhängnißvollen Don Quixote, der die Bedrängten durch ſeine Hülfreichungen immer noch tiefer ins Unglück ſtürzte? — Nein, ich muß das Meinige thun. Ich ſchreibe nach

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21102 / 024**

Illingen! Wenn ich nur in dieſem unſeligen Augenblicke nicht mit dem Commandanten zerfallen wäre!

Er eilte an die Sprachlücke und fragte ſeinen Nachbar ob er ihm wohl einen Brief beſorgen könnte. Schubart verſprach es bereitwillig, ſo bald er Gelegenheit haben würde. Der Dichter vernahm das unangenehme Schickſal ſeines Mitgefangenen, ohne daß dieſer die Urſache weitläufig berichten mochte, und gab ſich alle Mühe ihm die Zeit zu verkürzen.

Als Heinrich endlich ungeſtört war, ſagte er. im Zimmer auf und niedergehend: Nun, wenn ich dieſem Menſchen noch helfen kann ſo bin ich doch nicht vergebens hier geweſen.

Er wollte an den alten Pfarrer in Illingen ſchreiben, aber ſeine Gedanken waren wie zerbrochen und er mußte es, da er den Brief doch nicht gleich abſenden konnte, auf morgen früh verſchieben. Wir ſind alle aufs Warten angewieſen, ſagte er. Wie kann ich noch klagen wenn ich an dieſen ſtillen Dulder denke, der in der Nähe der Heimath leidet und ſchweigt, der an der Pforte der Freyheit mit zerſchlagenen Gliedern liegt und in die Verdammniß zurückkriecht, der ſeine Schmerzen mit ſich herumträgt und ſchweigt! Nein, ſo darf es nicht mit ihm enden!

Es wird ja nicht am Aeußerſten ſeyn. Für körperliche Schäden giebts Arzneyen, und für Seelenleiden giebt es Hülfe. Wenn alles fehlſchlägt ſo muß Rieger's Gewiſſen herhalten und den falſchen Wurf verdauen; aber heute läßt ſich nicht mehr mit ihm reden. Muth! der alte verlaſſene Vater ſoll noch ſeine Freude erleben!

So tröſtete er ſich mit dem Gleichmuth eines Menſchen dem nicht der Hunger und der Kummer und der Tod am Herzen frißt.

# 14

— — — Die Sonne ſpringt
Nicht plötzlich aus dem Thor in Oſten
Den goldgeſtickten Teppich trägt ihr erſt
Das Morgenroth voraus, daß ſie auf ihn
Langſam mit königlichem Schritte tritt.
Der Mond auch füllt allmählig ſeine Scheibe.
Nach Ungewittern reift die goldne Traube,
Und haucht zertreten ihren Balſam aus.
Du aber tratſt in voller Jugendſchöne
Raſch vor mich hin, ein neugeborner Stern.

Ludwig Bauer,
Der heimliche Maluff.

Ich wohn' in meiner Liebſten Bruſt,
In ihren ſtillen Träumen.
Was iſt die Welt und ihre Luſt?
Ich will ſie gern verſäumen.
Was iſt des Paradieſes Luſt
Mit grünen Lebensbäumen?
Ich wohn' in meiner Liebſten Bruſt,
In ihren ſtillen Träumen.

Rückert.

Im letzten leichten Morgenſchlummer hatte er ein wunderbares Geſicht.

Es war ihm als ob er in eine weite unabſehbare Landſchaft verſetzt wäre, die ſo weit ſein Auge reichte voll Getreide ſtand. Die Aehren waren gelb und reif, und harrten der Sichel. Da ſah er einen Greis der langſam durch das hohe Korn herunter kam. Geſtalt und Gewand war nicht wie eines Menſchen. Roſige Morgenwolken ſchwebten um ſeine hohe Stirne, aus ſeinen Augen drang ein nie geſehenes und doch nicht blendendes Licht, und ein göttliches Lächeln ſpielte um ſeinen Mund. In den Aehren aber erhob ſich ein ſanfter Wind, der nicht von Einer Seite, ſondern zugleich von allen Weltgegenden kam. Er bewegte die Aehren daß ihre Wellen von überall her durch die weite Ebene liefen; ſie ſchienen ſich rings vor der überirdiſchen Erſcheinung zu neigen. Der Greis kam näher und erhob das Angeſicht; auch in der Seele des Träumenden war es wie in einem ſchwankenden Saatfeld, und er erwachte mit unbeſchreiblicher Bewegung.

Indem er noch dieſem Traumgeſichte nachſann, hörte er wie die Schildwache ſeine Thüre aufriegelte. Ein Soldat trat herein: Einen Empfehl vom General, und hier überſchicke er eine geiſtliche Seelenſpeiſe, und der General wünſcht daß ſie wohl bekommen möge! ſagte er mit ſo ſteifem ſoldatiſchem Tone daß Heinrich laut auflachen mußte, und reichte ihm ein Briefpaket.

Was mag das bedeuten? rief er als der Recrout abgegangen war. Er beſah die Aufſchrift: ſie war von einer unbekannten Männerhand. Auch das Siegel erinnerte er ſich nie zuvor geſehen zu haben. Er drehte den Brief hin und her und erbrach ihn endlich. Aus dem Couvert fielen ihm mehrere Schreiben entgegen. Er entfaltete das erſte und erblickte eine weibliche Handſchrift die ihm ebenfalls unbekannt war. Er ſah nach der Unterſchrift: ſie war einfach „Amalie“ gezeichnet. Noch einmal drehte er das Papier hin und her, ſo wunderlich war ihm zu Muthe. Endlich las er:

„Sie werden nicht wenig erſtaunen einen Brief von mir zu erhalten. Aber wie wäre unſrem abgeſtandenen, verwirrten Daſeyn zu helfen, wenn nicht endlich ein Wunder einträte! Auch mit mir iſt eines vorgegangen. Doch ich wollte nicht von mir reden, ſondern nur die beiden beygelegten Briefe mit einigen Erklärungen begleiten. Die Sage die uns zu Ohren kam, daß Sie die Freyheit wohl nie wieder erhalten würden, gab uns den Muth mit ſolcher Offenheit zu Ihnen zu reden; außerdem wäre es nicht geſchehen. Die Welt freylich würde ſonderbar darüber urtheilen, Sie gewiß nicht! Uns jedenfalls leitete die Ueberzeugung daß was Sie auch für Fehler begangen haben mögen der Grund Ihres Herzens gut und rein iſt. Möchten Sie auch uns dafür erkennen! Der Grund unſrer Sendung iſt in Ihrer gegenwärtigen Lage gewiß uneigennützig, ſie ging aus dem Gefühle hervor daß Sie einſam ſeyn und ſich nach theilnehmenden Menſchen ſehnen werden. Wenn dieſe Zeilen Ihnen einen frohen Augenblick machen ſo ſind wir zufrieden. Nur noch Eines wünſche ich beyzuſetzen. Ich habe Spuren, daß Sie von meiner Schweſter Ungleiches denken, was dieſer Mittheilung einen bittern Beygeſchmack geben könnte, und erkläre mich bereit Ihnen Aufſchlüſſe zu geben, die ſie würdig zeigen werden Tröſterin und Freundin eines Gefangenen zu ſeyn. Daß es nicht ſo gar ſchlimm bey Ihnen ſteht, wie ſie glaubt, habe ich ihr ſchon geſchrieben."

Er hatte dieſes räthſelhafte Schreiben zweymal überleſen, eh er es wagte nach den übrigen Papieren zu greifen; denn ſchon ahnte er was ſie enthalten würden, und hatte noch nicht den Muth ſich der ſeligen Gewißheit zu verſichern. Endlich ſchlug er ſie aus einander und las verkehrt und ohne Ordnung. Es war Lottchens wohlbekannte Hand! Er ſprang aus dem Bette, drückte ſein Geſicht an die Fenſterſcheiben, kleidete ſich an und griff zwiſchen jedem Kleidungsſtücke wieder nach den Briefen der Geliebten. Wir theilen ſie mit, wie ſie der Zeit nach erlaſſen wurden.

Das erſte Schreiben (denn beide waren an Amalien gerichtet) begann mit zärtlichen Ausrufen des Erſtaunens über eine plötzliche Aenderung die im Herzen der Schweſter ſich zugetragen haben mußte. Welcher Art und wodurch dieſelbe veranlaßt war ging aus dieſer Antwort, denn das war es, nicht deutlich hervor; es ſchien, Amalie, die durch irgend eine wunderbare Erſchütterung weich gemacht und ganz geſchmolzen war, hatte ſich mit der neuen Empfindung in ihrer erſten Friſche und Stärke rein aus eignem Antrieb an das Herz der jüngern Schweſter geworfen und ſie aufs Innigſte wegen ihrer früheren Härte und Verſchloſſenheit um Verzeihung gebeten. So viel war in Lottchens Briefe mehr zu errathen als zu leſen. Die Abbitte war mit liebevoller Heftigkeit zurückgewieſen und unveränderliche Zärtlichkeit und Schweſtertreue zugeſichert. Die herzlichſte Bewegung leuchtete aus dem Schreiben hervor, das immer wieder mit Ausrufen einer freudigen Verwunderung unterbrochen war und mit liebenswürdigen Beſchreibungen eines ſtillen Hausweſens, der Sorgfalt für den Vater und ſeines ruhigen Wohlbefindens ſchloß. Nach weiblicher Weiſe war eine Nachſchrift hinzugefügt, welche folgender Maßen lautete:

„Ich habe immer die Feder anſetzen wollen und mich immer wieder geſcheut; und doch wäre es ja recht ſchlecht von mir wenn ich dir nicht jetzt mein ganzes Vertrauen beweiſen wollte. Es hat mir immer in der Seele weh gethan daß ich gegen dich nicht das Herz haben durfte nach H. zu fragen. Wie geht es ihm? iſt er noch immer in Stuttgart? Liebſte Schweſter, du ſollſt wiſſen daß ich noch immer die alten Geſinnungen gegen ihn habe. Ach wenn er das wüßte! Um keinen Preis darf er das erfahren! Ich kanns nicht ändern, aber eben deßhalb denke ich auch daß ers werth ſeyn muß. Schreibe mir von ihm, doch ja recht viel. Wenn er nur glücklich iſt, ſo will ich zufrieden ſeyn. Vorwürfe kann ich ihm keine machen, denn wir haben uns ja zuerſt von ihm getrennt, und wenn ich damals nicht zu jung geweſen wäre — Ach jetzt iſt das Papier zu Ende! Lebe wohl! ich kanns noch immer nicht faſſen!“

Die letzten Worte waren ins Siegel hineingeſchrieben und kaum zu entziffern. Auf dieſe Anfrage ſchien Amalie wieder geſchrieben und was etwa von Stadtgerüchten zuſammengetragen worden war berichtet zu haben. Darauf erfolgte denn das zweyte Schreiben, das wir unverkürzt mittheilen wollen:

„Gefangen iſt er? und der Herzog iſt unverſöhnlich gegen ihn erbittert? Und du ſchreibſt mir nicht einmal recht deutlich warum? Ja, daß er kein eigentliches Verbrechen begangen hat, das brauchſt du nicht erſt zu verſichern, das weiß ich wohl.

„Ach, ich kann mirs ſchon denken. Ich weiß noch zu gut wie wir ihn mit jener Dame durch die Straße fahren ſahen. Ich fürchtete damals ſchon, es werde zu böſen Häuſern gehen. Es iſt nicht recht von ihm, nein gewiß nicht! Aber ich denke immer, wenn wir ihn nicht von uns getrieben hätten ſo hätte ich ihn an meinem Herzen warm behalten, und dann hätte er nicht nöthig gehabt mit dem ſeinigen in der Irre zu gehen. Denn er kann ſein Herz nicht leer laſſen, dafür kenne ich ihn, und wo er die Wahrheit nicht findet da nimmt er am Ende den Schein, weil er überall Seinesgleichen zu treffen glaubt. Gott weiß was er ſich da nun wieder für überirdiſche Dinge vorgelogen haben mag. Ich bin wirklich recht böſe, und doch möchte ich dann wieder nichts als weinen.

Er muß gewiß keinen rechten Freund gehabt haben. Aber die Männer können nicht ſo ſtill und geduldig ſitzen wie wir.

„Nun, jetzt hat freylich die Herrlichkeit ein Ende, und ich muß Tag und Nacht daran denken wie er ſo ganz allein und verlaſſen in ſeinem Gefängniß iſt und gar niemand hat, der Theil an ihm nimmt. Dann denk' ich wieder, wenn ich nur des Schließers Tochter wäre und ihm das Eſſen durch den Schieber reichen dürfte; wenn es auch nicht erlaubt wäre mit ihm zu reden, ſo wollte ich ihn ſo freundlich und tröſtlich dabey anſehen daß er genug an dem Blick hätte bis zur nächſten Eſſenszeit. Ach, ich bin ein thörichtes Mädchen. Nein, Amalie, du lachſt mich nicht aus. Ich bete unter Thränen für ihn, Gott wird gewiß ſeine Lage erleichtern.

„Jetzt hab' ich ihn erſt recht lieb, da er ſo unglücklich iſt. Wir ſind ganz geſchieden und ich werde ihn Zeitlebens nicht wieder ſehen, aber gerade darin fühle ich daß er jetzt ganz mein iſt. Auch trag' ich gar keine Scheu ihm das zu erkennen zu geben; denn jetzt fallen alle die Rückſichten weg. Die ihn ins Unglück gebracht hat, die hat ſich nun ſchon längſt von ihm gewendet und in andre Abwechslungen geſtürzt, ich weiß ja wie das ſo geht. Jetzt hat er nur noch mich. Ich will nichts ohne deinen Rath thun, liebe Schweſter, denn du haſt ein Recht auf mich, aber ſieh, ich glaube, ich bin jetzt verbunden ihm das Verſprechen zu halten das ich ihm einſt gegeben habe. Ach, es war eine unreife Jugendliebe, die nicht ſo beſtehen konnte, aber jetzt iſt ſie anders geworden und weicht nicht mehr aus meinem Herzen.

„Ich habe das erſt ſo nach und nach an mir erfahren. Ich hatte meine Unfälle und jene abſcheuliche Tollkühnheit des Menſchen den meine Lippen nicht mehr nennen werden mit Faſſung ertragen und inzwiſchen ſo hingelebt. Nun weißt du ja daß der Vater unwohl wurde und wir deßhalb einige Wochen lang einen Vicar im Hauſe hatten. Davon mag ich nur mit dir plaudern. Er war ein ganz guter braver Menſch, an dem ich nicht das Mindeſte auszuſetzen hatte, vernünftig und gebildet, hübſch ſogar, nur etwas linkiſch, wie alle Stiftler, aber welche Pfarrerstochter wird nicht darüber hinwegſehen? H. wars ja auch ein wenig, und wirds gewiß nie ganz verlieren. Nun, du weißt, die jungen geiſtlichen Herrn, trotz aller Unbeholfenheit ſind ſie bald im Zuge. Gewiß, dieſer hätte ein gutes und liebevolles Herz verdient. Aber da lernte ich mich erſt recht kennen. Ich bekam einen wahren Ingrimm gegen ihn, als er ſich mir nähern wollte; es war mir als wollte er einen Diebſtahl begehen. Er nahm es ſehr übel und empfahl ſich ſo ſchnell als möglich, denn der Vater konnte Gottlob! ſein Amt bald wieder verſehen. Aber ich war glücklich ſeit dieſem Augenblicke, denn ich wußte nun was ich hatte. Mein Leben geht darin auf mit aller Entbehrung, und doch bin ich glücklich.

„Nein, keiner iſt ihm gleich! Die andern ſind zuerſt Doctoren, Magiſter, Schreiber und was ſie ſonſt für Röcke tragen mögen, und viele ſind gar nichts anderes. Er aber iſt zuerſt ein Menſch, und hernach das Uebrige was ihm juſt ſein Beruf zufällig für ein Gewand umgelegt hat. So, meine ich, ſeyen die Menſchen urſprünglich aus Gottes Händen gekommen, und haben ſich auf Erden was weiß ich warum verpfuſchen laſſen. Dieſes freye offene Herz, das ſo unerſchrocken allen Weſen entgegenkommt, wie könnte ich vergeſſen daß es mir einmal angehört hat! Auch kann ich gar nicht anders glauben als daß es mir noch gehört, obgleich ich den Grund nicht erklären kann, und in dieſer Ueberzeugung will ich leben und ſterben. Selbſt im Gefängniß muß er mit dieſem Herzen noch mehr zum Glücke fähig ſeyn, als die meiſten andern in der Freyheit. Wenn er es nun ſo recht empfinden könnte wie ich hier in der Ferne ganz für ihn lebe, ſo wären wir vielleicht immer noch das glücklichſte Paar auf Erden.

„Ich habe dir da einen recht langen Brief geſchrieben, aber ich weiß ja daß du voll Theilnahme biſt. Und nun zum Beſchluß die Hauptſache, eine große große Bitte. Sieh, du haſt ja viele Verbindungen, und kannſt manches möglich machen. Ich habe mir eine Locke abgeſchnitten. Wenn du ſie ihm nun ſenden könnteſt und ihm dazu ſagen laſſen, er ſey nicht ſo allein wie er vielleicht glaube, es gebe noch ein Herz in der Welt — Ach, das kannſt du alles viel beſſer ausrichten — Und Gott ſey auch bey ihm — Liebe liebe Schweſter, ich kann nicht weiter ſchreiben. Gott ſegne dich für alles was du thun magſt. Es wird ihm vielleicht wohl thun, und mißverſtehen kann und wird er es nicht. Verzeih daß ich von gar nichts andrem geredet habe, ich will bald wieder ſchreiben. Lebe wohl und behalte lieb

Deine Lotte.“

„Nachſchrift. Da iſt mir ein verwegener Gedanke gekommen, aber es geht nicht, wegen dem — und dem Vicar, ſonſt würd' ich dich gebeten haben ihm geradezu meinen Brief zu ſchicken. Ich habe das alles gegen dich ſo herausgeſagt, wie ichs nimmermehr gegen ihn im Stande wäre. Aber ſo kann es jetzt nicht ſeyn. Wenn du ihm aber die Stelle herausſchreiben wollteſt und zu der Locke legen, wo ich dir geſagt habe wofür ich ihn halte, ich glaube das würde ihn freuen, und er verſtünde mich beſſer als ich mich ſelbſt. Vor dem Vater muß es freylich ein Geheimniß bleiben, aber nur um ſein Alter nicht zu beunruhigen, denn wenn er mich fragte ſo wollt' ichs ihm freymüthig bekennen. Ich bin gewiß daß es nichts Unrechtes iſt. Wir ſind zuerſt unſrem Herzen Rechenſchaft ſchuldig, und was dieſes billigt das will ich getroſt verantworten. Ich küſſe dich tauſendmal."

„Ach ſein Herz wird mich verſtehen, das ſag' ich mir immer wieder vor. Ein ſolches Herz konnte freylich nicht ohne Irrthümer durchkommen."

„Nein! ſchick' ihm bloß die Locke. Wir dürfen nicht zu weit gehen. Jetzt aber auch keine Nachſchrift weiter! Adieu, Schweſterherz!"

* * *

Und unſer Freund? nachdem er dieſe Urkunden der Menſchheit geleſen und wiedergeleſen und endlich ganz durchſtudirt hatte? Wir wollen ihn verlaſſen und uns eine Zeit lang auf den Wall zu den Lerchen begeben, die er einſt beneidete; denn wir würden jetzt doch nichts aus ihm herausbringen und ſo wenig eine Antwort erhalten als der gute Schubart, welcher zehnmal durch die Sprachlücke herüber fragte, was ihn denn ſo ungewöhnlich ins Feuer gebracht habe.

Nun endlich, wie das Höchſte was dem Menſchen begegnen kann wieder Geſtalt und Worte in ihm findet, und die erſte Ungeduld Schlöſſer und Riegel zu zerbrechen und ſeinem Mädchen an den Hals zu fliegen überwunden iſt, ſehen wir ihn mit der Locke beſchäftigt, die anfangs unbeachtet aus dem Couvert herausgefallen war, und die er unter ſeligen Thränen küßt und beſchaut.

Hat ſich meine Erinnerung verwiſcht? oder biſt du wirklich dunkler geworden? Wie glänzend hell waren jene blonden Haare! Ach, der dunkle Anflug ſieht vielleicht noch ſchöner aus, aber er ſpricht vorwurfsvoll zu meiner Seele, er erzählt mir von Schmerzen die ich mitverſchuldet habe!

Nein, ich bin es nicht werth! Ihr ganzes Geſchlecht muß ich um Verzeihung bitten. In dumpfer Gleichgültigkeit war mein alter Glaube an Frauenwerth und Frauenhoheit untergegangen, ſo daß ich zuletzt einen zügelloſen Wahnſinn für das Bild meiner unverſtandenen Träume hielt; und nun zeigt mir dieſes einfache Mädchen was ein Weib ſeyn kann. Und es iſt die erſte Liebe, die wahre, die einzige! Nein, ich bin ihrer nicht werth!

Was iſt das Zeugniß meiner Augen gegen dieſe ungeſchminkte Wahrheit? Ja, wäre ſie auch ſchlimmer als ich ſie im ſchwärzeſten Argwohn mir vormalte — ſie hätte immer noch gutherzig gegen mein Unglück ſeyn können, aber nicht ſo, nicht ſo! Das iſt kein gebrochener Strahl der durch ein trübes Mittel fällt, das iſt das kühne Sonnenlicht der Unſchuld und Herzensreinheit. Und während ich Thor mich in eine ſophiſtiſche Verzweiflung hineinredete, hat ſie das Kleinod ihrer Liebe durch Schmerzen und Entbehrung hindurch getragen, und hat ruhig gelitten wo keine Siegeskrone für Schweigen, Leiden und Lieben zu hoffen war. O Mann, welch ein armſelig Ding biſt du!

Wohl haſt du Recht gehabt, unſchätzbare Schweſter, unbegreifliche! daß du ohne lange Wahl mit einem herzhaften Wurf dieſe Briefe mir in die Hände ſpielteſt. Auch du beſchämſt mich. Welche Verwandlung der harten, ſtörriſchen Amalie! Ich bin von Räthſeln umgeben, aber was thuts? Das Wichtigſte iſt kein Räthſel mehr, iſt meines Lebens Evangelium.

Sie iſt unſchuldig! und wenn ſie zehnfach ihren Leib geſchändet hätte, ſie iſt unſchuldig. Ihr Auge ſieht mich, himmliſch aufgeſchlagen, aus dieſen Zeilen an. Wenn ein Mädchen ſolche Gedanken in ihrem Herzen findet — o ſie dürfte jedes Verbrechen begangen haben, und es wäre nicht wahr! und wenn es dennoch geſchehen wäre, es müßte aus dem Buch des Richters geſtrichen werden! Aber ein Herz in welchem ſolche Früchte aufgehen hat kein Unkraut in ſich beherbergt. Ich will gar nicht fragen; was bedarf ich weiter Zeugniß? Wie es auch ſeyn mag ſie iſt unſchuldig! Und was biſt du ihr gegenüber?

Wie kam der Gedanke in ihre Seele, den unſre Philoſophen gedankenlos belächeln würden? Ja, wär' ich wie du mich träumſt! Wahrlich, du haſt den Menſchen belauſcht, wie er mit den unſchuldigen großen Augen aus den formenden Händen des Schöpfers kam. Ach, das kann kein Mann begreifen!

Wir werden alle in unſre Uniformen hinein betrogen. Daß ein Mädchen dieſen Gedanken ausſprechen kann, das gibt mir das Leben wieder. Und welch ein Mädchen? mein, mein Mädchen! Womit kann ich meinen Unglauben zur Genüge abbüßen? O ſelige Demüthigung!

Er las und las wieder. Das Couvert lag noch am Boden; er hob es auf und beſah die unbekannte Hand; denn je trunkener unſre Seele durch die Himmel ſchwärmt deſto gemächlicher und prüfender wird das Mechaniſche in uns nach dem Unwichtigſten greifen.

Eine Seelenſpeiſe! hat er nicht ſo geſagt, der pedantiſche Herr meiner Tage? Freylich hat er mir eine Seelenſpeiſe geſandt; aber ſollte das in ſeinem Sinn gelegen haben, und vollends nach dem Auftritt von geſtern? Schwerlich! — Doch was zerbrech' ich mir den Kopf? Was nöthig iſt werd' ich ſchon erfahren. Das ſind lauter Nebenſachen. Das Wunder iſt da, was will ich weiter fragen?

Er ging im Zimmer auf und ab, ſein klopfendes Herz mit den Händen haltend. Dann riß er ein Fenſter auf, die heißen Schläfen zu kühlen. Dann eilte er an den Tiſch und breitete all ſein Papier vor ſich aus. Seine Gedanken drängten ſich ſo daß es ihm unmöglich war einen Brief anzufangen. Er hatte nicht bloß an Lottchen, nicht bloß an die wunderbar aufgeſchloſſene Schweſter zu ſchreiben; nein, eine Menge von Lebensplanen war zugleich in ihm aufgegangen.

Wie? rief er: du willſt dich in dem Glück begnügen daß wir uns gefunden haben? Nein, ich bin derberer Natur! Nicht zwey Träume ſollen ſich begegnen: zwey Wirklichkeiten ſollen in aller holden Fülle zuſammentreffen. O wenn ein Menſch recht will, was kann ihm noch im Wege ſtehen?

Alle Bedenklichkeiten mit denen er ſonſt die Nähe und Ferne ſich verbaut hatte waren weggeblaſen wie ein Kartenhaus. Er ſah gar keine Schwierigkeit mehr in die Kirche zurückzutreten, es koſtete ihn nicht die mindeſte Anſtrengung den Herzog um ſeine Freyheit zu bitten. Er ſchwebte hoch in den Wolken und ſah unter ſich nur noch Formen, unbedeutend gegen den ächten Lebensgehalt.

Wie würde Schiller gelächelt, welche Genugthuung würde Schubart empfunden haben, hätten ſie in dieſem Augenblicke ſeine Seele durchſchauen können!

Aber zu ſeiner Ehre müſſen wir ſagen daß auch in dieſer Trunkenheit ein Gedanke ihn mächtig überfiel, die Erinnerung an den unſelig ſchmachtenden Soldaten. Sie kam plötzlich wie eine Geiſterſtimme, und er ſprang empor als ob ihn etwas am Schopf ergriffen hätte.

Ja, rief er bitter aus, der gemeine Mann iſt immer das Laſtthier, das in einem ſtillen Winkel ohne Grabſchrift verkommen mag! Die vornehmen Herrn erhalten ja doch zuletzt ein Confect für ihre edlen und wohlgebornen Empfindungen.

Er ballte die Hand und ſchlug auf den Tiſch. Das iſt das Erſte und Nächſte, denn der Augenblick iſt Meiſter darüber! rief er und ſetzte ſich hin, einen Brief an die Geliebte zu ſchreiben, der vor allem ihre Thätigkeit für den Sohn des Schmids in Anſpruch nehmen ſollte. Wohin mit dem Briefe, das wollte er nachher überlegen.

Eben als er die Feder eintauchte raſſelte es an der Thüre. Er hörte Stimmen draußen. Die Schildwache ſchloß auf. Dann klopfte es leiſe und höflich. Wer es auch ſeyn mag, murmelte er, mögen ihn alle böſen Geiſter faſſen und von hinnen führen. — Herein!

## 15.

Fauſt: Wie fangen wir das an?
Mephiſtopheles: Wir gehen eben fort.
Goethe.

In der geöffneten Thüre ſtand ein junger Mann, in welchem er einen ſeiner Schüler erkannte, nicht eben den talentvollſten, aber einen der beſcheidenſten und lernbegierigſten, der vor Kurzem erſt die Akademie verlaſſen haben konnte.

Wie, lieber Graf, rief er ihm entgegen. Sie beſuchen mich in meiner Einſiedeley? Das iſt ſchön von Ihnen, das überraſcht mich!

Der junge Graf eilte herein: Mein theurer Lehrer, mein verehrter Freund, wie geht es Ihnen? Leidlich, will ich hoffen! Laſſen Sie ſich betrachten, Sie ſehen immer noch recht gut aus. Nicht jeder Meiſter vom Stuhle könnte es ertragen ſeine Philoſophie ſo auf die Probe ſtellen zu laſſen.

Heinrich lächelte: Auch iſt es nicht die Philoſophie allein was mich hier aufrecht gehalten hat. Es iſt vorzüglich die Theilnahme guter Menſchen, die mir auch in dieſe zweifelhafte Lage nachgefolgt iſt.

Und die Hoffnung! ſagte der Graf, der dieſe letzten Worte auf ſich ſelbſt beziehen mußte.

„Es iſt kein ſüßer Leiden denn Hoffen,“ ſagt ein altes Sprichwort. — Er erröthete als er es ausſprach.

Wie? und ahnen Sie denn nichts aus meinem Beſuch?

Ihre Freundlichkeit, Ihre Güte —

Sie ſind frey! rief der Graf, indem er mit der lebhafteſten Freude ſeine beiden Hände faßte: Sie ſind frey!

Ich will nicht hoffen! rief der Gefangene in der Verwirrung dieſes Augenblicks, ſo daß der Graf ſich herzlich lachend auf einen Stuhl warf.

Bereiten Sie ſich Neuigkeiten zu hören! ſagte er nach einer Weile ruhiger. Daß an Ihrer Befreyung ſeit geraumer Zeit gearbeitet wurde dürfen

Sie glauben. Ich verlaſſe mich auf Ihre Verſchwiegenheit, wenn ich Ihnen von einem geheimen Bunde ſage, deſſen Mittelpunct eine hohe Dame von vortrefflichem Herzen iſt; nun, Sie ahnen ſchon wen ich meine. Aber es mußte manches zuſammen kommen bis die Sache ſo weit war. Nun iſt ſie aber noch weiter gediehen. Sagen Sie mir: haben Sie Luſt ins Ausland zu gehen?

Alſo Verbannung?

Nein! oder doch wenigſtens eine höchſt ehrenvolle. Haben Sie Luſt Erzieher an einem kleinen fürſtlichen Hofe zu werden? Sie finden das Nähere in dieſen Papieren.

Da ich eine vielfache Zucht durchgemacht habe, ſagte Heinrich nachdenklich als er geleſen, ſo wäre ich vielleicht nicht ganz unfähig.

Sie bekommen zwey allerliebſte, hoffnungsvolle Prinzen, und haben, wie Sie da erſehen können, ganz freye Hand in der Erziehung. Eine Prinzeſſin iſt nicht dabey; ſonſt hätte der Herzog vielleicht Anſtand genommen Sie zu empfehlen.

Wie ſchalkhaft und wie dunkel!

Ja, das war immer die größte Schranke! Der Herzog hatte einen Verdacht auf Sie, den ihm meine Gemahlin mit aller Ueberredung nicht benehmen konnte.

Ihre Gemahlin? ich erſtaune! Verſteh' ich Sie?

Nun freylich, der Wildfang iſt meine Frau geworden, ſagte der Graf, und weidete ſich an ſeiner Verlegenheit.

Heinrich ſah verwirrt zu Boden. Er war ſich bewußt daß die wilde Waldkönigin ihrem nunmehrigen Gemahl denn doch allerley hätte beichten können von Gedichten und andern Huldigungen, wozu er nicht recht wußte was für ein Geſicht machen. Endlich nahm er ſich zuſammen und ſtattete ſeinen Glückwunſch ab, aber mit einem Ton in welchen etwas ſo ſonderbar Mitleidiges gemiſcht war, daß er ſich genöthigt ſah ihn mit Lebhaftigkeit und einem künſtlichen Feuer zu wiederholen.

Alſo das Haupthinderniß war entfernt, fuhr der Graf fort, und nun war es leicht Ihre Befreyung zu betreiben. Jene phantaſtiſchen und im Uebrigen ſo harmloſen Poſſen ſind vergeſſen, und jedem der Intereſſenten muß von ſelbſt daran gelegen ſeyn ſich nicht zu verplaudern.

Gewiß! rief Heinrich: wenn Seine Durchlaucht in dieſer Hinſicht mir mißtraut haben ſo bin ich wirklich ſehr unſchuldig auf die Feſtung gekommen.

Er war in einer mauſſaden Laune, ſagte der Graf, und wußte nicht gleich was mit Ihnen anfangen. Da mag denn alles ſo zuſammengewirkt haben. Ich bin überzeugt daß ers nachher bereute, denn Sie dürfen glauben daß er immer ein eigenes Intereſſe für Sie hatte. Nun war aber der Schlag nicht ſo ſchnell wieder zu redreſſiren, bis dieſe herrliche Gelegenheit dazwiſchen kam. Sie iſt gewiß ganz auch Ihrem Sinn angemeſſen: denn wenn man einmal auf einander geſchoſſen und einander eingeſperrt hat ſo thut man doch nicht mehr gut bey einander.

Mein theurer Graf, ich muß bitten durch ſolch leichtſinniges „Bey einander“ und „Mit einander“ die Geſchichte nicht zu verwirren. Meines Erinnerns ſind jene Thathandlungen ſehr einſeitig geweſen.

Der Graf brach in ein luſtiges Gelächter aus. Wie dem ſey, ſagte er, der Wunſch iſt gewiß reciproc, jetzt in Freud' und Frieden aus einander zu kommen.

Ja, das muß ich geſtehen, den Gedanken an eine Fortſetzung des bisherigen Lebens hab' ich ſchon längſt aufgegeben. Aber ſagen Sie mir nur wie es kommt daß ich ſo plötzlich, ſo ganz ohne mein Zuthun dieſen Ruf erhalte?

Mein Freund, ſagte der Graf, es iſt endlich einmal Zeit Ihrer Verdienſte zu erwähnen. Man lebt oft lange hin, ohne zu bedenken daß das ganze Leben aus Urſachen und Wirkungen beſteht — nun, mach' ich Ihrer Doctrin Ehre? — und da dieß meiſt eine dornenvolle Kette iſt, warum ſollten wir uns nicht freuen, wenn auch einmal die guten Saaten, die ein Menſch Ihrer Art am wenigſten anzuſchlagen pflegt, von allen Seiten Früchte zu tragen beginnen?

Sie machen mich ſehr begierig.

Das ſollte mir leid thun. Denn ich habe durchaus kein romanhaftes Geheimniß zu enthüllen. Aber Ihr Geiſt, Ihre Art die Lehre im Leben darzuſtellen, Ihre freundlichen Sitten haben Ihnen in der Akademie Freunde genug erworben, an denen Sie oft wie ein Nachtwandler vorübergegangen ſind, und durch die abgehenden Zöglinge ſind Sie ſelbſt im fernſten Ausland empfohlen. Man iſt daher an Ihrem neuen Beſtimmungsorte längſt auf Sie vorbereitet, obgleich die Wahl dem Herzog überlaſſen und ganz von ihm ausgegangen iſt — und Sie werden daſelbſt eine liebe Heimath finden. Auch Dalberg, der Allerweltsgeneralconſul, durch deſſen Hände die

Sache ging, iſt bereits auf ähnliche Art von Ihnen unterrichtet und freut ſich Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Wie? Herr von Dalberg in Mannheim, der Beförderer alles Schönen und Großen?

Wie ich Ihnen ſage, Wolfgang Heribert von Dalberg, der Mann der in allen Beziehungen und Verhältniſſen dilettirt. Er iſt eben jetzt bey unſern Feſtins, um die höchſten Herrſchaften zu becomplimentiren, und Sie können ihm gleich morgen Ihre Viſite machen.

Heinrich faßte ſich an die Stirne; dieſe raſche Entwicklung ſeiner Schickſale betäubte ihn. Nun aber ein Hauptpunct! ſagte er: ich bin — ich bin gebunden, ich — kann nicht ohne Anfrage über meine Zukunft verfügen.

C' est le dernier coup! rief der Graf. Wie? verſteh' ich Sie? eine zarte Liaiſon? Ja? Gott, welches Unrecht hat man Ihnen gethan! Eine Braut? reden Sie oder ich ſterbe!

Ich kann und darf Ihnen nichts Näheres ſagen; aber wenn ich ganz von mir abhinge würd' ich in wenigen Tagen Hochzeit machen.

Der Graf ſchlug die Hände zuſammen und that ein paar Sprünge durchs Zimmer, wie der leichteſte Junggeſelle; dann eilte er auf ihn zu und erſtickte ihn mit Umarmungen; endlich warf er ſich auf einen Stuhl und lachte ganz ausgelaſſen. Kehren Sie ſich nicht an meine Tollheit! rief er noch immer lachend: wenn Sie mich gehört haben werden ſo werden Sie mir verzeihen. — Er ſprang wieder auf und faßte ihn an den Händen: Da drehen ſich nun ein paar Menſchen um einander herum — zwiſchen ihnen die allerſchwerſte Commiſſion, die allergrößte Verlegenheit — und wenn man recht hinſieht ſo hat der Zufall ſchon die Tafel ſervirt. Wiſſen Sie wohl daß ich Ihnen gerade dieſes Auskunftsmittel vorzuſchlagen hatte? und mit aller Zartheit nicht wußte wie ich meinen Gevatterſpruch anbringen ſollte? Warum mußten Sie mich denn ſo lange miniren und ſchwitzen laſſen bis Sie mir aus der Noth heraushalfen?

Ich verſtehe Sie nicht! erwiderte Heinrich, der ſein Herz von einer bangen Ahnung zuſammengeſchnürt fühlte. Was verlangt man von mir?

Gar nichts als daß Sie heirathen, und zwar nach freyſter Wahl! das iſt der beſte Weg, allen etwaigen abenteuerlichen Gerüchten, falls ſie auch bis in jene Reſidenz gedrungen ſeyn ſollten, den Garaus zu machen. Sereniſſimus hat Sie deßhalb förmlich als einen verheiratheten Mann angekündigt, ſo daß Sie gar nicht mehr anders können. Dieß iſt die Bedingung die ich Ihnen nennen ſollte und die mich veritabel in der Kehle gewürgt hat.

Das iſt in der That zum Tollwerden! rief Heinrich, mit dem Grafen in die Wette lachend: der Kopf dreht ſich mir wenn ich bedenke wie ſeit einigen Stunden alles zuſammenkommt um mein geſtrandetes Schifflein wieder flott zu machen, ohne daß ich einen Finger zu rühren brauche.

Das iſt nicht mehr als billig! Sie haben ſich lange genug abgearbeitet und ſind mit allen Anſtrengungen ſeitwärts getrieben worden und am Ende gar ſitzen geblieben. Jetzt iſts ganz in der Ordnung daß das Schickſal für Sie die active Rolle übernimmt. — Sie haben dabey immer den Troſt, ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu, Wirkungen zu ernten deren Urſachen Sie ſelbſt ausgeſtreut haben. Nun, ſo geben Sie mir doch mein Teſtimonium! philoſophir' ich nicht wie ein junger Gott?

Sie könnten jeden Katheder beſteigen, ſagte Heinrich und drückte ihm die Hand. Aber was ſteh' ich da und plaudre? Fort, der Boden brennt unter mir! Schubart! Schubart! rief er nach dem Ofen eilend.

Mein Gott, compromittiren Sie mich nicht! rief der Graf.

Er iſt nicht da! ſagte Heinrich, der die letzten Worte nicht gehört hatte. Adieu, armer Freund! Und nun kommen Sie! Ich habe lange gut gethan, aber jetzt will ich auch keine Minute länger bleiben!

Er faßte den Grafen an der Hand um ihn fortzuziehen. Dieſer aber machte ein verlegenes Geſicht: Nein, ſo geſchwinde gehts denn doch nicht! ſagte er: wir haben noch einen Punct mit einander abzureden, und das iſt auch eigentlich der Grund warum ich mirs ausgebeten habe Ihnen perſönlich Ihre Freyheit ankündigen zu dürfen. Sie dürfen nicht ſo offen fortgehen.

Was? muß ich denn ausbrechen? rief Heinrich von Neuem lachend.

C' est ça. Sie gehen heute Nacht in aller Stille, und deßhalb werden wir uns jetzt zum Commandanten verfügen und das Nöthige mit ihm beſprechen. Sie echappiren ihm gewiſſer Maßen, übrigens ohne alle Nachfrage und Verfolgung.

Iſt das Ernſt? fragte Heinrich, deſſen Miene ſich plötzlich geändert hatte.

Es iſt kein Befehl zu Ihrer Freylaſſung ertheilt, und wird auch keiner ertheilt werden. Ich wußte voraus daß Sie das ſcheu machen würde, und deßhalb bin ich ſelbſt gekommen. Nein, liebſter Freund, ſtoßen Sie um einer Kinderey willen Ihr Glück nicht von ſich! Was liegt an der leeren Förmlichkeit?

Da man ſich, ſagte Heinrich ſehr verſtimmt, die Mühe genommen hat mich feſtzuſetzen, ſo kann man auch die Mühe haben mich wieder freyzuſprechen.

Nun eben! rief der Graf, halb ärgerlich halb luſtig: Jenes iſt ohne alle gehörige Formalität geſchehen! Warum haben Sie den Fehler begangen ſich das gefallen zu laſſen? Jetzt müſſen Sie ſich der Symmetrie wegen auf die gleiche unceremoniöſe Weiſe zur Freyheit bequemen.

Es iſt unwürdig!

Sereniſſimus wills nun eben einmal nicht Wort haben. Wollen Sie hier grau werden?

Und wie werd' ich in meiner neuen Sphäre, wie werd' ich an jenem von ganz Teutſchland geachteten Hofe angeſehen ſeyn, wenn mir die Sage folgt, ich ſey von der Feſtung entſprungen?

Bah, keine Seele weiß daß Sie auf der Feſtung waren.

Aber vor noch nicht zwey Stunden erfuhr ich daß man in Stuttgart ſagt, ich ſey zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verdammt.

Das ſind unbeſtimmte Gerüchte; die werden durch Gegengerüchte niedergeſchlagen. Bedenken Sie doch nur daß Sie vom Herzog empfohlen ſind. Das giebt Ihnen einen Charakter gegen den kein ſolches Geſchwätz aufkommen kann. Ich verpfände Ihnen mein Wort daß von unſrer Seite alles Nöthige geſchehen ſoll um Ihnen jede Verlegenheit zu erſparen.

Aber bey alle dem kann ich nicht einſehen was dieſe Grille —

Da hilft kein Proteſtiren! rief der Graf ungeduldig. Hat es Ihnen nicht Ihr ganzes Schickſal gepredigt daß man den Grillen der Erdengötter nicht entgehen kann? Glauben Sie denn, Unſereiner ſey beſſer dran als Sie? Wenn Sie mit dem Fürſtenthum der Gegenwart überworfen ſind, ſo haben Sie ja nun die Zukunft in Ihrer bildenden Hand.

Er war bey dieſen Worten ſehr ernſt geworden. Unſer Freund ſah ihn an und trat ans Fenſter. Noch lag der Brief ſeines Mädchens auf dem Tiſche.

Er raffte die Papiere zuſammen und ſteckte ſie zu ſich. Iſt denn das nicht die Hauptſache? dachte er: ſoll ich um elende Rechenpfennige auf mein beſtes Gold verzichten? Iſt es der Mühe werth einer langweiligen Grille eine andre entgegenzuſetzen?

Der Graf war ihm gefolgt und legte ihm die Hand auf die Schulter. Reißen Sie mich aus der Unruhe! geben Sie nach! Was iſt denn Schmähliches dabey? Sie dürfen öffentlich in Stuttgart erſcheinen, Sie dürfen ungeſcheut zu Dalberg gehen. Ich bin doch auch kein Tropf, und ich verſichere Sie daß ich mich an Ihrer Stelle keinen Augenblick bedenken würde. Nicht wahr, ich ſchicke heute Nacht meinen Wagen? Mit Anbruch der Nacht verlaſſen Sie die Feſtung und gehen ungehindert zum Thor hinaus. Im Dorf Aſperg treffen Sie den Wagen, und können wenn Sie wollen ſich nach der Solitude führen laſſen, um die große Illumination mit anzuſchauen. Kein Hahn wird nach Ihnen krähen. Morgen gehen Sie zu Dalberg. Dann beſorgen Sie die übrigen Affairen, die zarteſte nicht zu vergeſſen, über Hals und Kopf; denn ich kann Ihnen kaum einen Tag länger zugeben. Auch werden Sie dringend erwartet.

Sie können Ihre Pillen trefflich eingeben, ſagte Heinrich.

Und nun zum Commandanten, rief der Graf lachend, daß wir Abrede mit ihm nehmen! Ich bin ſehr preſſirt.

Ich ſollte ihn ohnehin etwas fragen, aber — er hat mich geſtern ins Zimmer geſprochen.

Thut nichts! kommen Sie! — Was giebts denn da? bringen ſie einen Sterbenden?

So ſcheint es. Sie werden ihn ins Lazareth tragen.

Sie ſahen beide zum Fenſter hinaus. Einige Soldaten trugen unten eine Bahre über den Platz; ſie war mit einem Soldatenmantel bedeckt, der nichts weiter unterſcheiden ließ. Eben wollten die beiden Zuſchauer das Fenſter verlaſſen als ſie den General mit einigen ſeiner Offiziere von der entgegengeſetzten Seite über den Platz kommen ſahen. Er begegnete dem ſtillen Zuge, die Träger hielten, er hob den Mantel etwas auf, und Gelt, Kerl, da liegſt du jetzt? hörte man ſeine tönende Stimme rufen.

Da regte es ſich unter dem Mantel, eine Jammergeſtalt richtete ſich halb empor, unſrem Freunde nur allzu wohl bekannt, und mit den durchdringenden Tönen einer Bruſt die ihre letzten Kräfte erſchöpft rief Chriſtian: Ja, da lieg' ich! und wer mich ſo weit gebracht hat das biſt du, Menſchenſchinder, falſcher Spieler, ſchlechter Kerl!

Der General, außer ſich, erhob den Stock, aber die Offiziere fielen ihm in den Arm und einer rief: Excellenz, es iſt ein Sterbender!

Nur zu! fuhr der Soldat fort: jetzt fürcht' ich deinen Stock nicht mehr. Brauch' ihn zum letzten Mal und erlöſe mich von den Schmerzen die du mir bereitet haſt. Aber hören mußt du vorher was du für ein ſchlechter Menſch biſt. Weißt du nicht mehr wie du die Würfel mißbraucht und Neunzehn geworfen und einen armen Teufel betrogen haſt? Kennſt du den armen Teufel nicht mehr, der dir in Böhmen davonlief? Jetzt geh' ich dir voran, dahin wo man Ungrad nicht grad ſeyn läßt, und lade dich ein bald nachzukommen. Wart, Heuchler, ob dir deine frommen Flauſen dort was helfen werden. Sieh, auf dieſen Augenblick hab' ich mich gefreut in jeder qualvollen Minute die ich dir verdankte. Jetzt hab' ich meine Rache, und kann ruhig ſterben. Jetzt biſt du nicht mehr mein Vorgeſetzter, aus iſts mit der Subordination, ich lache dir ins Geſicht —

Eine rohe Beſchimpfung ſchloß dieſe ſprudelnden Reden des Haſſes. Der General, der mit weitgeöffneten Augen und blaurothem Geſichte dageſtanden war, wandte ſich ſchnell, aber nach wenigen Schritten that er einen lauten Schrey und ſtürzte zu Boden. Alles drängte ſich um ihn. Der Platz füllte ſich in wenigen Augenblicken mit Menſchen, das Gemurmel: Er iſt todt! durchdrang die Feſtung.

Packen Sie zuſammen! rief der junge Graf: ſchnell! nützen wir die Zeit, eh es weitere Schwierigkeiten giebt! — Er rief ſeinem Bedienten und befahl ihm die Sachen in den Wagen zu tragen. Heinrich ſah und hörte nicht. Er nahm ihn am Arm und führte ihn hinab.

Unten drängte er ſich mit ihm durch die beſtürzte murmelnde Menge. Der Commandant lag leblos in den Armen ſeiner Offiziere; der Arzt kniete neben ihm und verſuchte ihm eine Ader zu ſchlagen. Vergebens. Das Blut floß nicht mehr: der Dämon den er ſo oft beſchworen, der Schlag hatte ihn getödtet.

Viele von den Offizieren und Soldaten brachen in Thränen aus; er war von dem größten Theil ſeiner Untergebenen geliebt worden. Der Graf beugte ſich über den Leichnam: Er war ein ſonderbarer Mann, ſagte er, aber ein Ehrenmann!

Ein paar Schritte von dieſer Gruppe ſtanden die Träger mit ihrem Kameraden. Auf einen Wink deſſelben ſetzten ſie ſich in Bewegung und trugen ihn zu der Leiche. Alles wich aus, die Bahre kam dicht neben Heinrich zu halten. Chriſtian erhob ſich, auf eine Hand geſtützt, mit wunderbarer Kraft; ſein Auge ſprühte, ſein Antlitz war geröthet, er ſah aus wie ein Geneſener. Mit dem Stolz eines Siegers der ſeinen Feind erlegt hat blickte er auf die Leiche nieder. Gelt! da liegſt du nun auch? rief er, und mit dem letzten Worte ſank er zurück und ſtarb, einen Blick der Befriedigung und des Dankes auf ſeinen Beſchützer werfend.

Der Graf nahm dieſen unter dem Arm und führte ihn hinweg. Der Wagen war vorgefahren, er ſchob ihn hinein, und ſie fuhren ungehindert durch das Thor der Feſtung.

Ich müßte nicht in der Akademie geweſen ſeyn, ſagte der junge Graf, wenn ich mich nicht auf ſolche Pagenſtreiche verſtünde. Das geht nun eigentlich ſchnurſtracks gegen meine Inſtruction, aber ich will ſchon dafür ſorgen daß es zurechtgelegt wird. Es iſt eine wahre Wonne für einen verheiratheten Mann, wenn er nebenher einen ſolchen Coup ausführen darf.

Ein Zug des Ernſtes flog wieder über ſein feines, blühendes Geſicht. Er ermunterte ſich aber gleich wieder und rief: Aber mein lieber Entführter, warum laſſen Sie den Kopf ſo hängen? Was iſt Ihnen?

Ich habe eine Schickſalsepiſode erlebt, die ich nicht ſo bald aus dem Kopfe bringen werde, verſetzte Heinrich und erzählte ihm zu ſeiner Rechtfertigung die Geſchichte des Schmids und ſeiner Söhne.

Der Graf hörte mit großer Theilnahme zu. Ich beklage ſolche Verwicklungen, ſagte er nach einem langen Stillſchweigen, und kann mirs wohl denken daß wenn oben operirt wird die Fäden unten oft ganz anders auslaufen. Glauben Sie mir, wenn die Großen wüßten welche langgedehnten Tragödien oft hinter ihren raſchen Federſtrichen einherziehen, ſie würden ſich manchmal beſinnen. — Aber weg jetzt mit ſolchen peinlichen Gedanken! ſehen Sie vorwärts! eine heitere Zukunft liegt vor Ihnen.

Ich muß meinem Gewiſſen noch mehr Genüge leiſten eh ich ihrer genießen kann. Da bin ich nun von dem guten Schubart fortgeſtürzt, ohne nur Abſchied nehmen zu können. Er liegt mir ſchwer auf dem Herzen: ich muß mich dieſer leichten Entwicklung meines Schickſals neben dem ſeinigen ſchämen. Sie denken menſchlich, theurer Graf, und, was oft noch weit mehr iſt, Sie haben Einfluß! Können Sie nichts für ihn thun?

Wenn ich Ihnen in dieſem Augenblick etwas verſprechen wollte, erwiderte der Graf, ſo wären es leere Worte. Drum laſſen Sie mich ſchweigen. Ich habe heut eine ſehr unangenehme Scene ſeinetwegen gehabt: ich mußte Sereniſſimo die Fürſtengruft vorleſen. Denken Sie ſich die Declamation!

Die Fürſtengruft? rief Heinrich äußerſt erſtaunt; wie iſt das nur möglich? Es ſind kaum drey Tage her daß ich ſie entſtehen ſah.

Drum muß man nicht mit Feuer ſpielen! — rief der Graf ärgerlich — und das Sprichwort ſagt: wenn die Kugel aus dem Rohr iſt ſo iſt ſie des Teufels. Das Ding ſoll bereits gedruckt ſeyn, es wird überall rumoren.

Und wie benahm ſich der Herzog, wenn ich fragen darf?

Er hörte es zu Ende ohne eine Miene zu verziehen, dann ſagte er ganz ruhig: Er hat Talente wie ein Engel, aber zur Freyheit iſt er noch nicht reif.

Ja, das begreif' ich!

Das iſt der rechte Weg wenn man von der Feſtung kommen will! Nein, liebſter Freund, an ſolchem Pulver mag ich mir die Hände nicht verbrennen. Enfin, laſſen Sie die Todten und die Gefangenen dahinten! Wenn man alles aufladen will ſo bleibt man am Ende ſelber ſtecken und hats weder ſich noch andern zu Danke gemacht. Es iſt ein ſchöner Fehler von Ihnen, den Sie aber bey Zeiten ablegen müſſen, daß Sie ſich immer anſehen als ob die ganze Welt Wechſel auf Sie abzugeben hätte. A propos, Ihre Brieftaſche iſt mir auch für Sie eingehändigt worden. Beynahe hätt' ich das vergeſſen. Sie werden finden daß nichts daraus weggekommen iſt. — Er ſteckte ſie ihm lächelnd in die Bruſt und ſagte: Vorwärts! vivat spes, pereat mundus! Jetzt fahren wir gleich zu Dalberg, dem ich Sie vorſtellen werde. Dann machen Sie die Feſtlichkeiten noch ein wenig mit, und —

Halt! rief Heinrich: ich bin in der äußerſten Verlegenheit! ich habe jenem Todten ſtillſchweigend mein Wort gegeben nichts Eigenmächtiges zu meiner Befreyung vorzunehmen.

Absolvo te! rief der Graf lachend. Ich bin Cavalier, und halte auch etwas auf ein Ehrenwort. War denn Herr von Rieger Ihr Herr über Leben und Tod? Nein, er war nur der Feſtungscommandant, der Sie heut auf Befehl des Herzogs losgelaſſen hätte. Ich verſichere Sie, er hätte Sie gar nicht mehr behalten, er hätte Sie hinausſchaffen laſſen durch vier Mann mit ſamt Ihrem zarten Gewiſſen.

Heinrich mußte lachen. Es iſt wahr, ſagte er: auch hat er mir geſtern Zimmerarreſt angekündigt, und dadurch war ich meines Wortes quitt.

Nun, ſehen Sie, Sie ſkrupulöſeſter aller ſkrupulöſen Skeptiker!

Nach wenigen Stunden trabten die ausgreifenden Roſſe mit ihnen in Stuttgart ein. Heinrich ſah ſich etwas befangen um, er war ſich hier fremd geworden. Aber ſein lebhafter Begleiter ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. Sehen Sie, rief er, was das rennt und läuft! Eine wahre Völkerwanderung! Es iſt als ob die Straßen toll geworden wären und auch mitwollten. Das zieht alles nach der Solitude.

Sie fuhren am Petersburger Hofe vor, wo Dalberg wohnte. Eben als der Wagen in den Hof raſſelte kam eilig jemand aus dem Gaſthauſe herausgeſchoſſen. Heinrich ſah ihn an, es war Schiller. Dieſer blickte ebenfalls auf, da er dem Wagen ausweichen mußte; ein Ausruf der Verwunderung, dann wollte er herzueilen, beſann ſich aber anders, grüßte lebhaft mit der Hand, und ſchoß vorbey. Der preſſirt wohl auch auf die Solitude, dachte Heinrich.

Der Empfang bey Dalberg war, wie eine ſolche Empfehlung und Einführung vorausſehen ließ, der wünſchenswertheſte. Es wurde von nichts als von den Feſtlichkeiten geſprochen, während unſerem Freunde der Boden unter den Füßen brannte. Nach kurzer Zeit empfahl ſich der Graf, und ſagte ſeinem tumultuariſch Befreyten mit einer herzlichen Umarmung Lebewohl. Der Mannheimer Gönner unterrichtete ihn, der nun allein zurückblieb, mit ſichtbarer Eilfertigkeit über die neue Atmoſphäre in die er einzutreten hatte, und als das Geſpräch zu ſtocken begann, machte Heinrich eine Abſchiedsmiene. Sie wäre ihm von Herzen gegangen, auch wenn ihn ſonſt nichts gezogen hätte.

Kennen Sie den jungen Regimentsmedicus Schiller? fragte Herr von Dalberg, faſt ſchon unter der Thüre.

Sehr gut! rief Heinrich freudig: ich weiß, er hofft auf Ew. Excellenz.

Der junge Mann ſcheint ſich hier nicht heimiſch zu fühlen, ſagte der Freyherr: ich bedaure das und wünſchte etwas für ihn thun zu können. Er erregt Hoffnungen: ſeine Räuber ſind, gewiſſe Cruditäten abgerechnet, eine recht brave Arbeit. Freylich, es läßt ſich nicht vorausſehen wie ſich ein Talent dieſer Art entwickeln wird. Seine Perſönlichkeit kommt mir etwas excentriſch vor.

Ew. Excellenz geben Hoffnung? fragte Heinrich, der nichts andres hören wollte.

Der Freyherr zuckte die Achſeln: Das ſteht im weiten Felde.

Den hat man auch zu früh für einen Götz von Berlichingen ausgeſchrieen! ſagte unſer Freund ingrimmig, als er ſich auf der Straße ſah. Unſre Literatur iſt doch noch viel zu kindlich hinter jedem Sonnenſchimmer her. Aber jetzt meiner Sonne nach!

Er eilte zu dem Hauſe des Expeditionsraths. Hätteſt du dir je geträumt, ſagte er während er den Klopfer in der Hand hielt, daß du ſo hier wieder einmal eintreten würdeſt? — Er klopfte. Ein Bedienter öffnete und gab ihm den Beſcheid, ſeine Herrſchaft ſey vor einer halben Stunde nach der Solitude abgefahren.

Unmuthig ging er weg. Was jetzt thun? rief er, und im ſelben Augenblicke fuhr Dalberg an ihm vorüber. Nun, wenn denn alles auf Einen Magnet losſtürzt, ſo will ich mit dem Strome ſchwimmen; ich muß ja Amalien droben treffen.

Er eilte nach ſeiner Wohnung, wo er vorher das Nöthige abmachen wollte. Da er auf dieſem Wege die Menſchenmaſſe die in Bewegung war theils nach der Länge theils queer durchſchneiden mußte, ſo kam er ziemlich langſam vorwärts, und dieſe Verſchiedenheit von Kräften und Wirkungen machte ihm einen ſonderbaren Eindruck.

Auch hier wäre er beynahe vergebens gegangen. Alles war auf der Solitude; nur eine alte Frau, die gleich ihm zur Miethe hier wohnte, hatte ſich glücklicher Weiſe anheiſchig gemacht das Haus zu hüten. Nach langem Suchen vermochte ſie ihm ſeine Schlüſſel einzuhändigen, und ohne ihren neugierigen Fragen Rede zu ſtehen betrat er ſeine Junggeſellenwohnung mit einem ſeltſamen Gefühl. Hier lag und ſtand noch alles in der alten Ordnung oder Unordnung durch einander; auch hatte ſich ziemlich viel Staub angeſetzt. Nach einem flüchtigen Blick eilte er an den Schreibtiſch, zählte das Miethgeld ab, und hat in ein paar Zeilen, die er, da die Tinte vertrocknet war, mit Bleyſtift ſchreiben mußte, um Ueberſendung ſeiner Siebenſachen nach Illingen.

Dorthin wollte er noch dieſe Nacht von der Solitude aus abgehen, auch wenn er Amalien droben nicht zu ſprechen bekäme. Er malte es ſich ſchon aufs Reizendſte aus, wie er mit Tagesanbruch im Garten ſitzen würde; dann kam natürlich Lottchen herunter und machte große Augen über den Beſuch, den ſie noch im tiefſten Verließ träumte. Nun ſprangen ſeine Gedanken auf den Schmid über, der durch die letzten Ereigniſſe ſeinem Herzen näher getreten war. Soll ichs ihm ſagen oder nicht? Er hat ihn verſchmerzt; wozu die Wunde wieder aufreißen? Aber wie ich ihn kenne wird es ſeinem ſtolzen Herzen ein Troſt ſeyn, zu hören wie ſein Sohn den Verderber ſeines Lebens mit hinabgezogen hat. — Er war endlich entſchloſſen die Mittheilung von den Umſtänden und dem Augenblick abhängen zu laſſen.

Als er ſich umkleidete kam ihm erſt ſeine Brieftaſche zu Geſicht, die ihm der Graf ſo ſchnell zugeſteckt hatte. Er öffnete ſie und zwey Papiere fielen ihm entgegen, die einzigen die nicht am gehörigen Platze lagen. Das eine war ein Wechſel auf Frankfurt, der etwas mehr als ſeine ganze rückſtändige Beſoldung betrug. Das iſt doch ſonſt ſeine Art nicht! ſagte er ſehr verwundert: aber jetzt iſt keine Zeit viel Umſtände zu machen. Was ſoll ich dieſes Geld nicht willkommen heißen? es iſt auch eines von den Motiven die mich fortbringen ſollen.

Er öffnete das andre Papier: es war Schiller's Fürſtengedicht. Gleich im Aufſchlagen ſah er daß die Stelle die wir ſchon einmal herausgehoben mit einem Nota bene in derben Bleyſtiftſtrichen bezeichnet war. Er kannte nur Eine Hand die den Bleyſtift ſo kräftig zu führen pflegte, und wünſchte ſeine Augen widerlegen zu können. Das paßt ſchön mit der Fürſtengruft zuſammen! rief er. Wie? iſt das vielleicht ein Commentar zu der Beſchuldigung daß ich mit fremden Klauen kratze? Wie dem ſey — Aber Schiller wird fort ſeyn, er eilte ja ſo ſehr — Gleichviel, ich verſuche es. Ach, was kann, was ſoll ich ihm ſagen? Gefahr hier, und dort keine Ausſicht!

Er übergab der Hausgenoſſin das Geld und die geſchriebenen Aufträge, und wiederum arbeitete er ſich unaufhaltſam durch die fluthende Menſchenmaſſe. Schiller war nicht zu Hauſe. Er wagte nicht, einen

Zettel an die Thüre zu ſtecken, da er ſeine Nachricht deutlicher als gut war hätte abfaſſen müſſen, und ſo ging er rathlos hinweg.

Nun blieb ihm noch eine Beſtellung übrig, die er, unbedient wie er war, in Perſon beſorgen mußte. Er wollte ſich einen Kutſcher ſuchen, um auf die Solitude und nach Illingen zu fahren. Kaum konnte er noch auf den Füßen ſtehen, und befand daß auch die Freiheit für den erſten Augenblick ihre Bürde habe. Er hatte ſich faſt athemlos gerannt.

Aber auch im Kutſchergäßchen machte er lauter vergebliche Gänge. Alles auf die Solitude abgefahren! Er hätte ſichs vorſtellen können daß dieſer Tag eine Ernte für die Wagenlenker ſey. Nein! dort in einem Einſchnitt ſtand ein Wagen vor einem Häuschen; der mußte doch noch zu haben ſeyn. Auf der Treppe wirthſchaftete die Frau des Kutſchers, die den Fragenden in Abweſenheit ihres Gemahls empfing. Er habe, ſagte ſie ſehr verdrießlich, zwey Herren nach Pforzheim zu führen verſprochen; das müſſen doch, keifte ſie, zwey wunderliche Paſſagiere ſeyn, die da in der Nacht Pforzheim zu haudern, während alles zum Feſte geht! — Die kommen ja über Illingen! dachte er: ich hätte gute Luſt mich ihnen aufzubringen, denn wir leben auf einem wahren Kriegsfuß heute. Wenn ich nur nicht vorher die unbegreifliche Amalie ſprechen ſollte! — Außerdem, erfuhr er, ſey in der Nachbarſchaft und vermuthlich auch in der ganzen Stadt kein Wagen mehr zu haben.

Und wenn ich zuſammenbreche, ſagte er im Weitergehen vor ſich hin, — von der Solitude aus geh' ich zu Fuße. Morgen früh muß ich drunten ſeyn.

Während er abſchneidend durch einen der vielen Winkel ging, welche die dortige Stadtgegend in geographiſche Verwirrung ſetzten und ſetzen, begegnete ihm etwas Wunderliches. Er war einen Augenblick ſtill geſtanden um Athem zu ſchöpfen. Da hörte er in einem Durchgang nebenan zwey eben ſo heftig gehende Menſchen auf einander ſtoßen, von denen der eine flüſterte: Nun, iſts richtig mit der Wache?

Alles richtig! erwiderte der andre im gleichen Flüſterton: Gabelenz hat die Wache. Sey ganz ruhig, ich bin auf dem Poſten, und will infam werden wenn ich dir ein Haar krümmen laſſe. Höre, das pathetiſche Zeug iſt nicht meine Sache, und wir ſind in der Akademie zu verſchwenderiſch damit geweſen, aber jetzt will ich dirs ſagen: Du biſt ein ganzer Kerl, du biſt ein großer Menſch.

Er hörte einen Kuß ſchallen. Die Stimmen hatten ihm etwas Bekanntes; auch die Erwähnung der Akademie gab ihm ein gewiſſes Recht, und ſo ging er auf die Stelle zu wo das ungewöhnliche Geſpräch geführt wurde. Er ſtrauchelte aber heftig über ein Kehrichtfaß; dieſes rollte ihm in den Weg, und bis er das Hinderniß mit dem Fuß beſeitigt und den Platz erreicht hatte ſah er niemanden mehr. In der Ferne hörte er eilige Fußtritte, und als er dieſen nachſetzte, gewahrte er einen Menſchen der eben um die Ecke bog. Das cylinderförmige Bein, das militairiſche Tuch, was er eben noch erblicken konnte, erweckte ihm eine Vermuthung. Er nahm alle Kraft zuſammen, aber als er in die Straße kam war die Erſcheinung weg, als wäre ſie in den Boden geſunken. Er hätte drauf ſchwören mögen daß es Schiller geweſen ſey.

Noch einmal ging er in deſſen Wohnung; die Thüre war wieder geſchloſſen. Nun endlich machte er ſich auf den Weg, den letzten Pilgerzügen folgend. Bey ſeiner Mattigkeit hatte er ein Gefühl als ob die allgemeine Bewegung ihm einen Theil von ihrer Kraft in die Glieder legte.

# 16

— Vom Heimathheerde
Weit muß ich fort.
Von dir ich ſtamme,
Stolz ziemt mir wohl:
Nun, Heldenamme,
Leb wohl, leb wohl!
Frithiofſage.

— — — Zwiefach iſt
Des Ruhmes Art. Der eine wächſt heran
Faſt vor der Zeit, und welkt auch bald hinweg
Als hoffnungsvoller Jüngling; doch der andre,
Der nachgeborne, iſt unſcheinbar erſt,
Und langſam wird er reif bis ihn zuletzt
Die Götter mit dem Lorbeer ſelbſt bekränzen.
Ludwig Bauer,
Der heimliche Maluff.

Stuttgart, die ſtille Stadt, war nie ſtiller geweſen. Mehrere Stunden nachdem die Menſchenwellen allmählig ſich verlaufen hatten fuhr ein Wagen durch die dunkleren Quartiere der ausgeſtorbenen Reſidenz. Der Kutſcher, vorſichtig um ſich blickend, lenkte nach dem Thore durch welches einſt die Banner der Württembergiſchen Grafen gegen die Reichsſtadt Eßlingen ausgezogen waren. Heut ſchilderte ein Soldat vom Herzoglichen Infanterieregimente Gabelenz daſelbſt, der ſich verdrießlich, die Herrlichkeit auf der Solitude nicht ſehen zu können, auf ſeinem Poſten dehnte. Aus dem Offizierszimmer blinkte Licht, das beym herannahenden Rollen des Wagens ſchnell erloſch; das Fenſter öffnete ſich leiſe, aber niemand war darin zu ſehen.

Der Soldat trat vor, um die Reiſenden anzuhalten. Halt! Wer da? Unteroffizier heraus! klang es mürriſch.

Gut Freund! ſagte eine weiche, etwas zitternde Stimme aus dem Wagen, und ein banges Stillſchweigen folgte.

Wer ſind die Herren? war die Anrede des Corporals.

Doctor Ritter und Doctor Wolff, nach Eßlingen reiſend, antwortete dieſelbe Stimme und eine jugendliche Geſtalt beugte ſich aus dem Wagen.

Paſſirt!

Der Corporal ging wieder ins Wachhäuschen zurück, der Soldat nahm ſein Gewehr auf die Schulter und wandte ſich, um auf- und abzugehen; der

Kutſcher hieb auf die Pferde und raſch fuhr der Wagen weiter. Da erſchien jemand an dem offenen Fenſter; eine Hand winkte den Reiſenden ein Lebewohl nach, die andre fuhr über ein Thränenſchimmerndes Auge, und eine herzliche Stimme flüſterte: Dir alles Glück! Du verdienſt es!

Als der Wagen von der Stadt aus nicht mehr geſehen werden konnte, wandte der Kutſcher die Pferde links, und langſam und ſchwankend gings auf holprigen Feldwegen fort; keiner der Reiſenden öffnete den Mund.

Endlich zogen die Pferde kräftig an, der Wagen rollte auf ebnerem Boden und Hab' ichs brav gemacht? rief der Kutſcher herein: wir ſind auf der Ludwigsburger Straße!

Trefflich! war die Antwort: Das ſoll Euch zu Statten kommen. Wär' ich am Ludwigsburger Thor erkannt worden, ſo hätte meine Dulcinea morgen ſchon Wind gehabt wohin ich gehe.

Der Wagen fuhr den Berg hinan; der eiſerne Galgen des berüchtigten Finanzminiſters ſah ſchauerlich, eine dunkle Schreckgeſtalt, in der ungewiſſen Beleuchtung herüber.

Sehen Sie da? fuhr der welcher bisher allein das Wort geführt hatte zu ſeinem ſchweigenden Genoſſen fort: Aber

Die Nürnberger henken keinen,
Sie hätten ihn denn zuvor.

Er lachte mit kindlicher Fröhlichkeit. Wiſſen möcht' ich übrigens doch, ſetzte er hinzu, wenn die ehmaligen Plusmacher des Herzogs hier vorbeyfuhren, ob es ihnen nicht kühl den Nacken hinauf gelaufen iſt bey dem abſchreckenden Exempel?

Doctor Ritter gab durch ein kurzes Lachen ſeine Zuſtimmung zu erkennen, blieb aber in ſich gekehrt, bis der Wagen, auf der Höhe angekommen, ſich in einen luſtigen Trab ſetzte, und ſein Gefährte wieder anhob: Gottlob! jetzt wären ſie glücklich um die Ecke geſchlüpft, der Ritter und der Wolf. Wär' ich ein Dichter ſo macht' ich eine Fabel draus. Aber ſey's um ein paar Stunden ſo ſind Sie wieder mein lieber Schiller; ich aber werfe meinen Wolfspelz ab, bin wieder das alte gute Schaf, und Ihr bis in den Tod getreuer Andreas Streicher.

Der Dichter athmete hoch auf und reichte ihm dann bewegt die Hand. Auch ich bin herzlich froh, rief er. Sie haben keine Vorſtellung, Freund, wie ſchwer mir dieſen Abend nach und nach das Herz geworden iſt. Vormittags war ich noch zerſtreut und dachte kaum an unſer Vorhaben; aber wie die Zubereitungen beendigt waren, wie es zur Abfahrt kam, da legten ſich eiſerne Bande um mein Herz. Eine ſchmerzliche Wehmuth hielt mich zurück, und doch rief es in mir mit tauſend Stimmen: Vorwärts! O wäre die Stadt hinter mir, war mein ſtündlicher Gedanke, ſo nah am Hafen noch zu ſcheitern, meine beſtändige Furcht.

Jetzt haben wir nichts mehr zu fürchten, verſetzte Streicher: die ganze Welt iſt in leeren Feſtlichkeiten trunken, und hat nicht Zeit ſich nach einem Verkannten umzuſehen, der tauſendmal reicher und beſſer iſt als ſie. — Ha, ha! und meine Dulcinea, die erfährt gewiß nichts davon, die kommt uns gewiß nicht nach. Was doch eine Doſis Schlechtigkeit einen Menſchen herausſtaffiren kann! Haben Sie nicht geſehen wie der Kutſcher ordentlich Reſpect vor mir bekommen hat, ſeit ich ihm zu verſtehen gab daß ich ein Mädchen ſitzen laſſe?

Wenn er Ihren Charakter ſo gut kennte wie ich, ſo würde er dieſes Vorgeben ſehr verdächtig gefunden haben.

Nein, wahrhaftig, ſagte der ehrliche Andreas, ich kann getroſt meinen neuen Lebensweg dahinrollen. Adieu Stuttgart! Ich habe die Reue nicht hinter mir.

Hinter uns Elend und Sorge, und vor uns die Hoffnung! jubelte der Dichter: Hoffnung iſt der Schlüſſel mit dem man ſich der Welt bemächtigt.

Ja, ja! verſetzte Streicher bedächtig: nur hab' ich mir ſagen laſſen daß dieſer Schlüſſel oft auf gar roſtige Schlöſſer trifft, und daß man lange drehen und wenden muß bis man endlich aufbringt.

Mags! rief der Dichter: Vertrauen und Wagen iſt die Religion des Genius! Ich will dem Tyrannen, der mein Licht hinter den Schirm ſtellen und zu einem unterthänig dämmernden Nachtlichtchen machen möchte, ich will ihm zeigen daß auch ich von Gottes Gnaden und vom Thon der alten Waiblinger bin.

Lieber wäre mirs immer, ſagte ſein Pylades, wenn Sie eine ausdrückliche Zuſage von Dalberg bekommen hätten.

Das ging nicht an, mein Guter! Die Zeit war nicht paſſend ihm mein Vorhaben mitzutheilen. Er hätte tauſend Bedenklichkeiten vorgebracht, hätte mir verſprochen ſich mit guter Gelegenheit beym Herzog zu verwenden, und ſo wäre Woche um Woche verpaßt und am Ende nichts daraus geworden. Jetzt ſtehen die Sachen ganz einfach: ich bin fort und man wird mich nicht zurückholen, in Stuttgart danken mirs die Nachrückenden und die Verſorgenden, in Mannheim ſind die Bedenklichkeiten zum Schweigen gebracht, die Brücken hinter mir abgebrochen, und Ritter Heribert wird am Ende ſelbſt zufrieden ſeyn daß ich ihn durch dieſen raſchen Schritt gezwungen habe.

Zwingen iſt ſo eine Sache, verſetzte der hartnäckige Streicher: die Leute laſſen ſich nicht immer zwingen. Man hat Beyſpiele daß ſie Einen — ſtecken ließen. Uebrigens ſag' ich das nicht gegen Sie. Der Dichter der Räuber wird in Mannheim und überall mit offenen Armen empfangen, der Fiesco mit dem wohlbegründetſten Vorurtheil aufgenommen werden. Lieber wäre mirs freylich wenn Sie ganz ſicher wären; aber ich habe den beſten Muth. Ueber das Schickſal der Ihrigen ſind Sie ganz unbeſorgt?

Ganz! Der Herzog iſt in dieſem Puncte kein gemeiner Menſch, und wenn er je gewaltthätig gegen meinen Vater verfahren wollte, ſo bin ich ja in der Nähe und kann mich ſogleich ſtellen.

Ein langes Stillſchweigen folgte auf dieſe Worte: jeder dachte ſeiner Zukunft nach.

Aus der Heimath zu gehen! rief endlich der Dichter ſchmerzlich aus. Sie hat mich ſtiefmütterlich behandelt, ich habe ihr in der letzten Zeit gegrollt, und nun! noch bin ich nicht fort, und ſchon wandelt michs bitter wie ein Heimweh an. Es iſt ein trauriges Gefühl in ſeinem Vaterlande nicht bleiben zu können.

Die Welt iſt kalt und träg! ſeufzte ſein treuer Gefährte: O es wird ein Tag kommen wo ſie ſich ſchämen werden ihren Edelſtein ſo weggeworfen zu haben!

Lieber! ſagte der Dichter mit milder Stimme: ein Mann und ſeine Zeit bilden ſich an einander. Ich fühle nichts von der Empfindlichkeit der Großmannsſucht, obgleich es mir wohlthuend geweſen wäre, wenn ſie mir von ihrem Ueberfluß einen Brocken gegönnt hätten, wenn ein gutdenkender Mann vor dem Herzog meine Sache geführt, wenn man mir auf erregte Hoffnungen hin einiges Vertrauen bewieſen hätte; ja es hätte mich ſtolz gemacht meine Bildung meinem Vaterlande verdanken zu dürfen. Aber anſprechen konnt' ich das alles nicht, denn ich bin ja kein Fertiger, ich habe ja kaum angefangen. Ueberhaupt iſt in ſolchen Fällen mit Klagen und

Schelten nichts gethan: man muß eben ſtreben daß man es zu etwas bringt. Vielleicht iſt es eben der Genius der Heimath, der mich jetzt hinaustreibt, damit ich ihr nachher etwas ſeyn kann. Und wenn einſt der Tag kommt von dem Sie reden, braucht es keiner Scham und Reue; denn ein Land iſt keine einzelne Perſon: es ſind dann andre denen ich gegenüberſtehe, und in der Freude des Wiederſehens ſind dieſe bittern Augenblicke auf beiden Seiten vergeſſen.

Werden dieſe Leiden dann auch Früchte tragen in Ihrem Sinn?

Schiller ſah lange vor ſich nieder. Ich weiß es nicht, ſagte er endlich: möglich daß die Welt unter immer andern Formen immer dieſelbe bleibt. Oder freundlicher und wahrer geſprochen, ſie wird immer in einem Entwicklungsgang begriffen ſeyn, und ihre getreuſten Söhne werden darunter immer am meiſten zu leiden haben. Aber es iſt etwas Großes für ſeine Zeit und für ſein Volk zu leben; es bedarf keiner weitern Belohnung, die Arbeit iſt ihr eigner Preis.

Wenns nur in Mannheim gut geht! ſagte die ehrliche Seele ſeines Begleiters dazwiſchen: aber es kann ja nicht anders. Die werden Augen machen über die Herrlichkeiten des neuen Drama's! — Sind

Sie nicht müde? Sie haben die vergangenen Nächte beſtändig am Fiesco gearbeitet; wollten Sie nicht ein wenig ruhen?

Nein, erwiderte Schiller: es iſt eine Spannung in mir die mir nicht zu ſchlafen erlaubt. — Ja, fuhr er nach einer Pauſe, ganz in ſeinen Gegenſtand verſunken, fort: es hat herrliche Männer hervorgebracht, dieſes Land! Wenn ich an die Hohenſtaufen denke! und an Keppler, der im Licht der Sterne ſeinen Hunger ſtillte!

Ich bin auch ein Schwabe, ſagte der Muſikus: aber es thut mir weh wenn ich daran denke daß von den Hohenſtaufen keiner in der Heimath begraben liegt als der milde Kaiſer der durch Meuchelmord fiel, daß der Letzte des Geſchlechts verlaſſen unter fremdem Henkerſchwert verblutete, und daß der edle Keppler eben auch in der Fremde verkommen iſt. Wie viele hat es hervorgebracht die in der Heimath geblieben ſind?

Wackere, treffliche Männer, verſetzte der Dichter, ſind im Lande geblieben, und haben es ſehr zu Ehren erhoben. Laſſen Sie uns nicht ungerecht ſeyn und jedes einzelne Schickſal dem Vaterlande zur Laſt legen. Mancher hat ſich ſelbſt verbannt, und manche Schuld fällt den Umſtänden zu. Wahr iſt es, die Schwaben ſind neuerdings in vielen Stücken zurückgeblieben; aber glauben Sie mir, ſie werden es bald fühlen, ſie werden das Verſäumte mit großen Schritten nachholen. Es iſt ſo viel Herz, ſo viel Witz in unſrem Stamme, daß er weder von andern noch von ſich ſelbſt auf die Länge wird betrogen werden können.

Wenn einmal eine Zeit kommt, ſagte Streicher, wo ſie nicht mehr über den Räubern die Hände zuſammenſchlagen! Das war doch kein großes Heldenthum.

Wenn aber eine Zeit käme, rief der Dichter lachend, wo ich ſelbſt dieſes Product mit ſcheuen Augen anſehen würde? — Nein, ich muß geſtehen, es war kaum mehr auszuhalten in der letzten Zeit. Da hab' ich begreifen gelernt warum Ovid im Tomi ſo klägliche Verſe machte! Mir ſelbſt wäre die Poeſie ganz abhanden gekommen, wenn ich mich nicht von allem Umgang zurückgezogen hätte. Der gute Gellert gilt bey ihnen noch für einen ſehr verwegenen Poeten. — Mir war es oft zu Muth als ob ich verbannt in der Fremde lebte, und ach, ich wußte nicht wo ich mein Vaterland ſuchen ſollte. Getroſt, Freund! es leuchten günſtige Geſtirne zu unſrer Flucht! Wo Herz und Geiſt eine Stätte finden da iſt das Vaterland, und ich bleibe ja doch in meinem großen, ſchönen, reichen Vaterlande, das von jeher das erſte Land der Welt geweſen iſt: ich bleibe ja in Teutſchland! Es wird doch noch einen Winkel haben für ſeinen Sohn.

Sie fuhren im heitern Ausmalen der Zukunft fort, da hörten ſie auf einmal Pferdegetrappel und lauſchten bang zum Wagen hinaus. Die Hufſchläge verloren ſich in der Ferne, die Flüchtlinge athmeten auf, und Streicher ſagte: Ich fürchtete ſchon, es möchte eine Wartburgsgeſchichte abſetzen. Aber die Reiter die den Doctor Luther aus dem Wagen rißen wären mit dem Doctor Ritter nicht ſo ſänftiglich umgegangen.

Der Dichter lachte mächtig. Gewiß nicht! rief er: daran hätte ſie eine Kluft von mehr als dritthalb Jahrhunderten verhindert.

Ach, ich meinte ja nur — Sie verſtehen mich ſchon.

Ja, ja, und wir wollens nicht mit breiter Logik ausführen. — Dieſe Epiſode im Leben des Reformators hat mich ſchon manchmal beſchäftigt, und ich frage mich oft: hatte der Kurfürſt dieſe ſonderbare Entführung nöthig? Konnte er ihn nicht anders ſchützen? Daß ers gleich von Anfang ehrlich meinte kann man Friedrich dem Weiſen zutrauen. Wußte Luther darum? kam das längere Verweilen im Schloſſe mehr auf ſeine eigne Rechnung? Immer bleibt etwas Abenteuerliches in ſeinem Patmo, wie ers nennt, etwas Phantaſtiſches das dem außerordentlichen Manne gar nicht übel ſteht.

Werden Sie mir meine Frage nicht verargen? ſagte Streicher, und eine gutmüthige Schlauheit lag in ſeinem Ton: hat Ihr heutiges Abenteuer nicht eine gewiſſe Verwandtſchaft mit jenem? Ich weiß ſelbſt nicht recht wie ich mich ausdrücken ſoll.

Der Dichter ſah ihn ſeltſam an und lächelte. Ich finde nicht die mindeſte Aehnlichkeit, erwiderte er: verſteh' ich doch kaum was Sie ſagen wollen. Aber man geht gerne, wenn man in einer ungewöhnlichen Lage iſt, die Weltbegebenheiten durch und ſucht nach gleichartigen Motiven und Situationen. Da ſchwebt mir nun immer eine Parallele vor, die vielleicht auf den erſten Blick nicht ſonderlich einleuchtend iſt. Es mag auch ſeyn daß es nur mir ſo vorkommt, da ich mich lange mit dem Gedanken getragen habe dieſen Stoff zu dramatiſiren; und wenn ich es unterlaſſe ſo geſchieht dieß vielleicht nur darum weil mir zu viel Einzelnes, Unaufgelöſtes aus meinem eignen Leben hineinkommen könnte. Ich meine den unglücklichen ſchwäbiſchen Prinzen deſſen Sie vorhin erwähnt haben. Wenn man in der Ausführung ſeiner Schickſale ein beſondres Gewicht darauf legte, wie er mit allen Anſprüchen ſeiner Geburt als ein Aufgegebener, nur noch Geduldeter, mit karger Wohlthätigkeit Unterſtützter im Vaterlande lebt, wie ſeine Träume von angeborner Königsgröße mit der Wirklichkeit contraſtiren, wie ihn endlich die Noth und ſein Genius aus der Heimath treiben, als einen Abenteurer, zugleich aber auch als einen rechtmäßigen Fürſten der mit gutem Grund und zuverläßiger Macht das Seine in Beſitz zu nehmen geht — ſo könnte man ihm eine neue tragiſche Seite abgewinnen. Wenn man dann das Fatum ſeines Hauſes in ihm, dem Letzten, zuſammenfaßte, ihn durch den höchſten Glanz dahin führte bis wo ihn die feindlichen Potenzen der Welt ergreifen und zermalmen —

Ah! rief ſein Gefährte mit kindlicher Freude. Der Kutſcher hielt, Streicher deutete links hinauf. Ein mährchenhaftes Wunder leuchtete vom Gipfel des Berges herab, ein Feenpalaſt mit vielen tauſend Lichtern, in welchen er aus der Entfernung wie in einer weißen Flamme brannte. Es war die beleuchtete Solitude, zu welcher hier die Ludwigsburger Straße hinaufführte, den Wald mit einer faſt Meilenlangen Lücke durchſchneidend.

Die Freunde lehnten ſich zum Wagen hinaus und ſahen mit beklommenen Herzen bald in das nächtliche Wundergebilde, bald in die unvergänglichere Herrlichkeit des blauen ſchwäbiſchen Himmels der ſich drüber wölbte.

Nun bekommen wir ja doch auch noch etwas vom Feſtin zu ſehen, und viel ſchöner als in der Nähe! rief Streicher und verrieth dadurch unwillkürlich daß ihm die Entſagung etwas gekoſtet hatte. Sehen Sie doch nur! fuhr er fort: es iſt taghell! man kann jedes einzelne Gebäude unterſcheiden. Wunderſchön! o wunderſchön!

Der Dichter ſtarrte ſchweigend in das Lichtmeer, in welchem ihn die bekannten, vertrauten Gegenſtände wie fremd und fabelhaft anſahen; eine tiefe Wehmuth überſchlich ſein Herz bey dem ſchönen Mährchen das nach kurzem Glanz in Nacht zurückſinken ſollte. Da fiel ſein Blick auf die Elternwohnung; ſie ſchien der Erde entnommen und zu den

Hallen Elyſiums hingerückt zu ſeyn. Er zeigte ſie dem Freunde, ſein Herz hob ſich hoch: O meine Mutter! rief er ſchmerzlich und warf ſich in den Wagen zurück. Der Kutſcher trieb die Pferde wieder an, und die Fata Morgana war verſchwunden.

Stumm und ſchwermüthig ſetzten die Flüchtlinge ihre Reiſe fort. Zwey engverwandte Lebenswege hatten ſich hier noch einmal berührt, ein überirdiſches Licht hatte ihrem letzten Gruße geleuchtet, und nun ſollten ſie auf lange, vielleicht für immer aus einander gehen. Anders war jetzt dem Dichter zu Muthe: hinter ihm in verklärtem Glanze lag die Heimath, vor ihm die Zukunft und die Fremde in ungewiſſer Dämmerung. Ein banger Schmerz durchſchnitt den hohen Flug ſeines Strebens, ihn übernahm das Weh und die Schwachheit der Erde. Ach, keiner reißt ſich ungeſtraft von dem Buſen der Heimath los: die Arme die ſie ihm nachſtreckt hemmen ſeinen Schritt, ihre mütterlichen Seufzer die ihm nachtönen lähmen ſeinen Muth.

Der junge Muſikus ehrte die Gefühle ſeines bewunderten Freundes und beobachtete ein zartes Stillſchweigen. So ging es eine lange Strecke fort und nur der einförmige Knall der Peitſche unterbrach zuweilen die Stille der Nacht. Endlich, als ein Rad über einen großen Stein ging und der Wagen ſich etwas gefährlich auf die Seite neigte, fand Streicher ſeine Sprache wieder.

Ich will nicht hoffen, ſagte er, daß es am Ende gar noch tragiſch kommt; unſre Fahrt iſt ohnedieß recht hübſch abenteuerlich. — Dieſe Illumination, fuhr er nach einer Weile fort, um ſeinen ſtummen Genoſſen etwas aufzumuntern, könnte einem Dichter Anlaß zu artigen Erfindungen geben, wenn er zum Exempel ein Pärchen das ſich lange geſucht oder verkannt hat in ſolchem Wunderglanze zuſammentreffen und ſeinen Bund ſchließen ließe, oder was dergleichen iſt. Vielleicht nimmt einer nach Jahren dieſes Feſt ſelber zum Gegenſtand einer Dichtung; ja vielleicht kommen ſogar Sie darin vor, wenn Sie inzwiſchen ein großer Mann geworden ſind.

Das möcht' ich ihm nicht rathen, ſagte der Dichter trübe: denn gewiß würde der Fluch des Mißlingens, des Nichtvorwärtskommens, des Verkümmerns von mir auf ihn übergehen.

Nun, an Ihrem Beyſpiel könnt' er ſich haushoch tröſten, erwiderte Streicher zuverſichtlich.

Die Fahrt ging über einen Bergrücken ſteil ins Thal hinab, die Enz rauſchte neben den Flüchtlingen hin. Sie kamen nach Enzweihingen, das ſie zur Station machen mußten. Schiller, der auch am Wirthstiſche nicht unbeſchäftigt ſitzen konnte, zog einige Blätter ungedruckter Gedichte Schubart's, ſeines heimlichen Vorbildes, aus der Taſche, und las dem empfänglichen, der Bewundrung fähigen Freunde mit großer Heftigkeit die Fürſtengruft vor. Er war jetzt wieder angeſpannter, zur Mittheilung und zum Geſpräche geſtimmt. Es iſt doch ein gräßlicher Gedanke, rief er endlich, um einen eingeſperrten, mißhandelten Dichter! Giebt es einen tollern Widerſpruch, als den Herold der Freyheit und der Menſchenrechte im Kerker zu wiſſen? Hätten wir ihn doch mitnehmen können! Zu guter Zeit hab' ich noch die Thüre gefunden; ſein Loos hätte auch mir geblüht. Eilen wir denn! noch immer zittert der Boden unter mir. — Er deutete bey dieſen Worten nach der Wand, von welcher ein wohlgetroffenes Portrait des Herzogs ſehr ernſt und bedeutend auf ihn herunterſah.

Ein ſtarker Kaffee hatte die müden Lebensgeiſter der Reiſenden erquickt; ſchon lag etwas von

Morgenfriſche in der Luft und der Himmel ſchien bläſſer zu werden, als ſie wieder in den Wagen ſtiegen.

Sie fuhren in Vaihingen ein. Sehen Sie! rief Schiller lebhaft: hier wurde mein Sonnenwirth gefangen. — Nun war er wieder im Zug und knüpfte an alles ſeine tiefſinnigen Bemerkungen an. Wer in einer ſolchen Reiſeſtimmung durchs Leben hinwandern könnte, rief er endlich aus, der wäre zu beneiden! Da leben wir ganz im gegenwärtigen Moment und genießen fröhlich was ſein Genius, ſo karg oder freygebig er ſeyn mag, uns vergönnen will. Abgeſchüttelt iſt was uns quälte, und was kommen wird iſt außer Frage geſtellt. Man taumelt in einer ſüßen Freyheit fort, bis man ſich endlich wieder an einen beſtimmten Aufenthalt feſſelt, wo uns das menſchliche Verhängniß nur gar zu bald einholt und ſeine alten Rechte geltend macht.

Sehen Sie doch! rief Streicher: was iſt das für eine Erſcheinung?

Sie waren eben durch ein Dorf gefahren und ſahen am Ende deſſelben in der nicht weit von der Straße abliegenden Kirche die Fenſter erleuchtet.

Was mag das bedeuten? ſagte der Dichter. Wird hier ein dämoniſcher Gottesdienſt gefeyert? oder iſt es vielleicht ein Kloſter, wo man zur Hora geht? Wiſſen Sie nicht wie die Ortſchaft heißt?

O freylich, es iſt ein gut proteſtantiſches Dorf, und heißt Illingen.

Wie? Illingen? rief der Dichter: Wenn es Tag wäre und wir uns einen Augenblick verweilen könnten, hier möcht' ich einen Beſuch machen; hier wohnt jemand der mich intereſſirt. Sie müſſen wiſſen daß unſer ernſthafter Freund Roller hier eine ehmalige Geliebte hat.

Roller? ſagte der junge Mann ſehr erſtaunt: Der hat ein Mädchen aufgegeben?

Es iſt eine ſonderbare Geſchichte. Er erzählte mir einmal in einer vertraulichen Stunde davon, aber er ging ſchnell drüber weg, es ſchien ihm peinlich zu ſeyn.

Das glaub' ich! rief der Muſikus bitter: Nein, das hätt' ich nicht hinter ihm geſucht. Ich will doch auch dem ehrlichſten Geſichte nicht mehr trauen.

Mit Liebesgeſchichten, verſetzte der Dichter, iſt es eine eigne Sache; darüber ſollte niemand urtheilen, weil man nie den ganzen und genauen Verlauf erfährt.

Bey alle dem, ſagte Streicher, iſt es ein großes Unrecht ein Mädchen ſitzen zu laſſen.

Mein beſter Freund, entgegnete der Dichter, auch ich bin Ihrer Meinung, aber das iſt eben das Elend dieſes menſchlichen Lebens daß ſich auch der Trefflichſte nicht ganz rein zu halten vermag. Ob unſer Freund ſchuldig iſt oder unſchuldig, ich weiß es nicht. Je weiter wir ins Leben hineinſchreiten, deſto mehr ſind wir genöthigt von unſern ſtrengen Forderungen an uns ſelbſt nachzulaſſen, und dann werden wir auch milder gegen andere. Hoffen wir daß es eine höhere Sphäre giebt, wo das verworrene Thun der Menſchen ſich aus einander legt und die Grenzen unſres Daſeyns ausgeglichen ſind.

Mit dieſen Worten der Verſöhnung ging er der Landesgrenze entgegen. Am alten Kloſter Maulbronn vorbey, das noch im leichten Morgenſchlafe lag, donnerte der Wagen, durchfuhr das letzte Würtembergiſche Städtchen, das den Zauberer Fauſt geboren haben ſoll, und näherte ſich der Heimath Melanchthon's, die im Lande Baden liegt.

Mit jedem Schritt der Pferde vermindert ſich der Raum. Der Genius des Mutterlandes ſtreckt immer ferner, hülflos die Arme nach dem Lieblingsſohne hin. Er kann ihn nicht mehr erreichen. Ein Zug der Roſſe, ein leiſer Seufzer — und

Schwaben hat ſeinen Dichter verloren. Nun iſt er im Ausland, und eilt über die traurigen Markſcheiden welche das Innerſte von Teutſchland zerreißen. Aber getroſt! er iſt auserſehen das ſchroffſte Gemäuer dieſer Bollwerke mit ſeinem Gedankenſtrome niederzuwerfen.

Er geht, und eine lindernde Mutterthräne folgt ihm in Kummer und Entbehrung nach. Mußte es denn ſo kommen? O ſtille!

## 17.

Mir iſt als rauchte hinter mir die Welt
Zu Flammen auf.

Don Carlos.

Wir haben ſo eben geſehen wie ſchwer es iſt von der Heimath zu ſcheiden. Wir kehren noch einmal zurück, und laſſen unſern Dichter ziehen; ſein Stern iſt mit ihm, um ihn durch Leiden und Täuſchung zu Glück und Weisheit zu führen, ſpät, doch nicht zu ſpät!

Wir dürfen unſre Lieben nicht verlaſſen, darum meſſen wir Zeit und Weg um manche Stunde rückwärts, die Sonne heißen wir noch einmal zurückkehren, und ſind bey ihrem Sinken auf dem fürſtlichen Luſtſchloſſe, wo wir unſern Freund aufzuſuchen haben.

Heinrich hatte, wie wir wiſſen, nach langem Rennen und Suchen erſt ſpät den Weg nach der Solitude antreten können. Als er, müde von ſeinen Gängen in der Stadt und der ſtarken Bewegung ſeit einiger Zeit ungewohnt, endlich ankam, war der größte und brillanteſte Theil der Jagd ſchon vorüber. Ohnehin ſtand die Menge ſo dicht gedrängt um die frey gegebenen Theile des Sees, daß ihm jeder Blick auf das Schauſpiel verſperrt war; auch dachte ſein Herz nicht an dieſes Vergnügen, und ſo hörte er nur aus der Ferne die müheloſen Schüſſe womit die edlen Thiere niedergeknallt wurden. Wie einer der von einer Wünſchelruthe unwiderſtehlich vorwärts gezogen wird, drückte er ſich durch die ſchaubegierigen Menſchenhaufen, und da er immer nur auf die Geſichter ſah, ſo nahm er manchen Fuß, manchen Ellbogen empfindlich mit, erhielt auch manchen derben Stoß, theils von der Rache, theils von der Neugier deren Ziel eben ſo rückſichtslos das ſeinige kreuzte. Raſtlos verfolgte er dieſe ſeltſame Jagd, die keinem auffiel, da aller Augen nach Einer Seite hingerichtet waren, und ſelbſt die Hinterſten den vorne Stehenden ſo unverwandt auf den Rücken ſahen als wollten ſie ihnen durch den Leib hindurch auf den See blicken.

Er wurde immer ungeduldiger. Was will ich von eurem einfältigen Spaß? hätte er gerne gerufen: ſagt mir wo Amalie iſt, und ich will euch nicht weiter ſtören.

Während er ſo in vergeblichem Suchen rings umher ging, fiel ihm von der Seite ein braunes Geſicht in die Augen, das, als er faſt ſchon vorüber war, ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Ach, er war es wirklich, es war Tony. Ein Schauer ging ihm durch die Seele, als er an jenen ſchwerſten Traum ſeines Lebens zurückdenken mußte. Er zögerte und wußte nicht ob er nicht lieber unerkannt an dem jungen Zigeuner vorbeyſtreifen ſollte, aber in dieſem Antlitz lag ein unendlich tiefer Schmerz, der ihn nicht vorübergehen ließ. Er wollte ihn anreden, da gewahrte er daß ſeine Augen auch nicht den Blicken der Menge folgten; ſie hingen feſt an einem andern Ziele, und ihr Ausdruck ſprach es aus daß ſie in einen verlornen Himmel ſchauten. Heinrich ahnte den Gegenſtand an dem ſie hafteten, und zaudernd folgte er mit den ſeinigen eben dahin. Dort ſtand ſie, in einem Fenſter des Luſthauſes, nahe genug um deutlich von ſeinem Standort aus geſehen zu werden, antheillos zwiſchen den Schüſſen die neben ihr hervorknallten; ſie ſchien ſtarr in den See zu ſchauen, aber keine Regung daß ſie dort ein Schauſpiel wahrnehme ſpiegelte ſich in ihren Blicken. Dieß waren vielleicht die drey einzigen Menſchen unter den hier verſammelten Tauſenden, deren Augen nicht nach dem gemeinſamen Ziel der Neugier gerichtet waren. Heinrich ſah wie der Graf zu ſeiner Gemahlin ans Fenſter trat: er ſchien zärtliche Worte zu ihr zu reden, ſie antwortete durch eine leichte Bewegung des Hauptes ohne ſich umzuwenden.

Ein Zucken hatte bey dieſem Anblick die lebloſe Bildſäule neben ihm in Bewegung geſetzt; er ſah ſich nach dem Zigeuner um. Dieſer ſtand wieder ruhig da, die Arme auf den Rücken gelegt; die eine Hand ruhte ausgeſtreckt offen auf der andern. Heinrich trat leiſe von hinten hinzu und legte die ſeinige drein. Der Zigeuner wandte ſich und ſein Geſicht wurde noch dunkler als er den alten Bekannten erblickte.

Hier ſeh' ich dich, Tony? rief Heinrich: hat es keine Gefahr für dich?

Nein, erwiderte der Zigeuner: ich bin mit den Meinigen begnadigt — Wegen des Verraths, ſetzte er bitter hinzu.

Nun, das darfſt du nicht bereuen: du haſt manches Verbrechen verhindert.

Herr, Verrath iſt eben Verrath, ſagte der junge Zigeuner: und ein andrer hats für mich zahlen müſſen.

Heinrich ſuchte den verhaßten Erinnerungen zu entgehen und fragte ihn was er jetzt anzufangen gedenke.

Weiß ichs denn ſelbſt? ſagte Tony: fragt den Baum dem die Wurzel abgehauen iſt, wie ers angreifen wolle? — Ich denke immer, ich will den Flüſſen nachziehen, bis ſie zu den großen Schiffen kommen; die werden mich doch als Matroſen annehmen, denn meine Glieder ſind ſehr leicht. Ich möchte aufs Meer, weil es unergründlich iſt. Nach America möcht' ich, weil es ſo ein grenzenloſes Land iſt mit tiefen, dunklen Waldungen. Ich möchte weit, weit fort, und immer wandern ohne Aufenthalt, und ohne einen Menſchen zu ſehen oder ein Haus.

Heinrich drückte ihm die Hand, und das wunderſame Freundespaar ſtand lange ſchweigend bey einander. Höre, Tony, ſagte Heinrich nach einer Weile: willſt du nicht mit mir gehen? Ich bin angeſtellt in einem andern Lande, und will für dich ſorgen.

Der Zigeuner ſchüttelte leiſe den Kopf und drückte ihm die Hand feſter.

Es wurde allmählig dunkel und die Schüſſe fielen ſparſamer. Heinrich dachte wieder an die Abſicht die ihn hiehergeführt: Tony, ſagte er, willſt du mir noch einen Gefallen thun?

Der Zigeuner lächelte freundlich durch die weißen Zähne und neigte den Kopf.

Ich forſche hier nach einer Frau, mit der ich nothwendig reden muß, fuhr Heinrich fort und beſchrieb ihm Amalien: Ihr Kinder der Sonne habt ſcharfe Augen; wenn du ſie ſiehſt, und ich weiß gewiß daß ſie hier iſt, ſo ſag' ihr ich ſuche ſie ſchon den ganzen Abend. Wenns nicht anders geht ſo kannſt du's ihr vor aller Welt ſagen. Du triffſt mich in der Nähe des Schloſſes, ich will mich inzwiſchen dort nach ihr umſehen.

Der arme Tony verſprach ſein Beſtes, und Heinrich eilte nach dem Schloſſe zurück. Er traf auch dort auf eine beträchtliche Menge Menſchen, welche ſich an der Jagd ſatt geſehen hatten und nun die Verzierungen bewunderten oder den Anſtalten zu der bevorſtehenden Illumination zuſahen. Suchend ging er von einer Gruppe zur andern und gelangte endlich an der katholiſchen Kirche vorüber zu Hauptmann Schiller's Wohnung. Dort fiel es ihm bey, ſich nach dem Freunde zu erkundigen und ihm die unerwünſchten aber nothwendigen Eröffnungen zu machen. Er trat ein und fand nur die Hausfrau, die ihm berichtete daß die ganze Familie zu den Feſtlichkeiten gegangen ſey. Sie war von einem Gebetbuch aufgeſtanden, ihre geiſtvollen Augen ſahen matt und geröthet aus, und eine tiefe Niedergeſchlagenheit ſprach aus ihrer Haltung. Heinrich wagte, da er ſich faſt fremd nennen mußte, nicht nach der Urſache derſelben zu fragen, und erkundigte ſich ob der Doctor nicht auch oben ſey.

Fritz iſt nicht hier, ſagte die Mutter: er hat kein Intereſſe für dieſes brillante Weſen.

Auch ich bin aus ganz andern Gründen da, verſetzte Heinrich. Jedenfalls wird es ihn freuen daß ich bey Ihnen war; wenn ich nach Stuttgart zurückgehe, ſo hoffe ich ihn morgen früh zu ſprechen.

Wie Gott will! ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer und entließ ihn ſo wehmüthig und mütterlich grüßend, daß der junge Mann in einer frommen Rührung aus dem Hauſe ging. Er hatte ſich wohl gehütet ihr etwas von Dalberg zu ſagen.

Seine Schritte führten ihn durch die Alleen, wo er einſam und erſchöpft nach einem Ruheplätzchen ſuchte. Der Abend dämmerte ſchon ſtark, als er ſich betroffen der goldglänzenden Reiterſtatue gegenüber fand, vor welcher er einſt mit ſo wunderbaren Ausſichten geſtanden hatte. Wie? rief er aus: haben nicht hier meine Schickſale begonnen? und führt mich ihr Kreislauf noch einmal hieher zurück, eben da eine neue Wendung meines Lebens ſich vorbereitet? Woher doch dieſe ſeltſame Verknüpfung in unſern Geſchicken? Ja, ich erkenne dich wieder, den erſten Zeugen meiner Täuſchungen! rief er dem Bilde zu: du haſt mich gelehrt daß nicht alles Gold iſt was glänzt. Auch du biſt nur übergoldet: mit leichter Seele ſag' ich dir Lebewohl! Du haſt mich von der ächten Liebe, von dem wahren Glück hinweggeſchwatzt: du ſollſt jetzt meine Vorſätze, meine Schwüre vernehmen —

Er wollte weiter reden, da ſtürzte ein Frauenzimmer in athemloſem Lauf an ihm vorüber; ihr folgte ein Mann in reichſchimmernder Uniform, der zu den fremden Gäſten zu gehören ſchien. Keins von beiden hatte ihn bemerkt. Nach wenigen Augenblicken vernahm er ein halberſticktes Hülfgeſchrey und eilte nach der Stelle woher es kam. Er ſah das Frauenzimmer gegen die Umarmungen des Fremden kämpfen; raſch ſprang er hinzu und faßte dieſen kräftig am Arme: Vorgeſehen, mein Herr! rief er ihm zu: Hier werden nur freywillige Capitulanten geworben!

Der Offizier drehte ſich mit einem Fluche gegen ihn und griff nach dem Degen, Heinrich aber packte ihn gelaſſen um den Leib und warf ihn in eine Hecke wilder Roſen, deren Liebkoſungen ihm nicht zu behagen ſchienen; er arbeitete fluchend darin herum, und machte vergebliche Anſtrengungen aus ihren Schlingen zu entkommen.

Da fühlte ſich Heinrich von dem Frauenzimmer an der Hand ergriffen: Gott! Sie ſind es, Sie? Welche Verwegenheit! rief ſie, und als er ihr ins Antlitz ſah erkannte er Amalien.

Fort, um Gotteswillen! rief ſie angſtvoll: Sie ſind verloren! Sie wiſſen nicht was Sie gethan haben. Sie zog ihn mit ſich und lief ſo ſehr ſie konnte, ſo daß er unwillkürlich folgen mußte.

Wer war es denn? ſagte er.

Ich weiß es nicht, erwiderte ſie athemlos und immer weiter eilend: aber ſolche Gewaltthätigkeiten dürfen Sie nicht in niedern Regionen ſuchen. Wir müſſen fliehen ſo weit wir können. — Nicht dahin! da ſind wir nicht ſicher! rief ſie als er den Weg nach der Hauptſtadt einſchlagen wollte, und zog ihn tiefer in die Alleen.

Wie iſt denn das ſo gekommen? fragte er als ſie dort etwas langſamer durch die menſchenleeren Gänge eilten.

Ich hatte, erwiderte ſie, zwiſchen den Worten nach Luft ſuchend, ich hatte mit meinem Manne den Platz dort zum Stelldichein verabredet, falls wir im Gedränge auseinander kämen. Wie ich nun eben dorthin gehen und ihn ſuchen wollte, da verfolgte mich jener Abſcheuliche. Wir müſſen uns verbergen, er wird und kann ſich rächen. Glauben Sie mir doch! fuhr ſie fort, ihn ſchneller mit ſich ziehend, Sie ſind in doppelter Gefahr!

Wer iſt er denn?

Ich kanns nicht ſagen, aber ich ahne es.

Die Furcht verblendet Sie, erwiderte er, ſchon insgeheim von ihrem Schrecken angeſteckt. Ein dunkles Gefühl ſagte ihm daß er ſeit ſeinem Abſchied von der Feſtung ſo gut wie rechtlos ſey und ſeine Freyheit den willkürlichſten Deutungen unterwerfen müſſe.

Nein, nein! rief Amalie: ich beſchwöre Sie, fliehen Sie! Es iſt nicht richtig in dieſer Nacht, die Ordnung iſt umgekehrt, ich habe Proben geſehen. Gott, wohin? wenn ich nur wüßte wohin?

Eine dunkle Geſtalt tauchte hinter den Bäumen auf, ſo daß ſie mit einem Schrey zurückfuhr. Hats was gegeben? fragte die wohlklingende Stimme des Zigeuners.

Tony! rief Heinrich: dich ſendet ein Engel! Ich weiß gar nicht —

Nur mir nach! ſagte Tony ruhig und ſchritt durch die Bäume voran: Hütet Euren Kopf, Ihr habt Unheil angerichtet.

Weit fort! ſo weit als möglich! rief Amalie.

Tony blieb einen Augenblick ſtehen und beſann ſich. Ja, das wird das Beſte ſeyn, ſagte er und ging eilig weiter. Amalie hielt ſich dicht an ihn und Heinrich ließ ſich fortziehen, denn zu Erörterungen ſchien es keine Zeit zu ſeyn. Sie kamen ins Freye, wo ihnen ſchon ein Theil des Schloſſes beleuchtet entgegenſtrahlte; es war ein reizendes Spiel wie die Lichter weiter und weiter liefen und ein Fenſter nach dem andern ſich entzündete. Jetzt hob ſich auch die Kuppel mit tauſend hellen Augen in den Himmel empor, und Heinrich blieb unwillkürlich einen Augenblick ſtehen, über dem ſchönen Anblick die räthſelhafte Gefahr vergeſſend, welche ihm auch Tony mit ſo nachdrücklichen Worten beſtätigt hatte.

Amalie wollte ihn ängſtlich ins Dunkel zurückziehen. Nein, ſagte er: in der dichteſten Menſchenmaſſe ſind wir am ſicherſten verborgen.

Ich weiß noch was Beſſeres, ſagte Tony, ging queer über den Platz und winkte ihnen zu folgen. Sie kamen zu einer langen Wagenreihe; die Kutſcher reckten ſich theils auf ihren Sitzen um nach der Beleuchtung hinüberzuſehen, theils ſtanden ſie in Haufen bey einander und ſchwatzten. Tony ging zu dem hinterſten Wagen in der Reihe, der verlaſſen daſtand, muſterte mit einem kurzen Blick die Pferde, nickte zufrieden und ſagte, die Wagenthür aufreißend: Nur hier hinein! ſchnell! — Heinrich glaubte, es handle ſich um ein Verſteck für den Augenblick, hob Amalien hinein und folgte ihr. Tony aber, nachdem er die Thüre zugeſchlagen hatte, ſprang auf den Bock, riß die Pferde mit Rieſenkraft herum und jagte im ſchnellſten Galopp davon, an der Hinterſeite des Schloſſes vorbey. Die wenigen Menſchen die ſich dort befanden ſprangen erſchrocken auf die Seite. Geſchrey und Laufen verfolgte die Flüchtlinge, die mit Sturmeseile über den weichen Boden hinflogen. Der tollkühne Zigeuner lenkte nach dem Walde und fuhr einen ſteilen Holzweg mit ſo raſender Schnelligkeit hinunter, daß der Wagen oft hoch in die Luft flog und von der einen Seite ſich zur andern neigte, mitten durch ein Wachtfeuer hindurch, das die fröhnenden Treiber unterhalten hatten, daß die Brände aus einander ſtoben und die Bauern ſchreyend in den Wald hineinſetzten. . .

Amalie umſchlang ihren Retter krampfhaft. Tony, du wirſt uns verderben! rief Heinrich zum Wagen hinaus.

Nur ruhig! ertönte es vom Kutſcherſitz: ich war ſchon bey halsbrechernden — Der Reſt ſeiner Worte verlor ſich im Donnern der Räder und im Krachen des Wagens. So ging es die Anhöhe hinunter und im Thale fort, und wieder bergauf und wieder bergab, auf engen aber meiſt weichen Wegen, ohne weitere Gefahr als daß die Räder das eine Mal über eine Baumwurzel hinkrachten und aufflogen, das andere Mal Büſche in den Wagen herein und den Fliehenden ins Geſicht ſchlugen. Endlich hielt der Zigeuner: Horch! ſagte er: es iſt alles ſtille, jetzt fängt uns niemand mehr. Nur noch den Berg da hinauf.

Aber was fiel dir ein, rief Heinrich, den Wagen wegzunehmen? Wir könnens ja vor den Eigenthümern nicht verantworten.

Was? lachte der Zigeuner: die Erdenwürmer, die bey dem lumpigen Spectakel da ihre Zeit verlieren, die wird man lange fragen. Sie ſollen ſich zu Fuß behelfen! Männerarbeit geht vor Kinderſpiel. Ich weiß wohl was Ihr gethan habt: ſtand ich ja doch nur ein paar Schritte davon, und hätt' nächſtens ſelber zugegriffen. Nur fort! Ich weiß mehr als Ihr.

Er trieb die Pferde an und lenkte ſie gegen eine ſteile Anhöhe.

Aber langſam, bat Heinrich, wenns ohne Gefahr ſeyn kann.

Tony fuhr, da das Schnellfahren ſich hier von ſelbſt verbot, im langſamſten Schritt hinauf, und erſt jetzt fanden die Flüchtlinge, die bisher vor Schrecken ſtumm geweſen waren, ihre Sprache wieder.

Wenn ich nur meinem Manne Nachricht ſenden könnte! ſeufzte Amalie: der wird gar nicht wiſſen was er denken ſoll.

Dazu wird vielleicht auf einem der nächſten Dörfer Rath werden, verſetzte Heinrich: fügen wir uns darein; ein ſolches Ereigniß unterbricht freylich den Gang des Gewöhnlichen auf eine überraſchende Weiſe.

Ich bin nur froh, ſagte Amalie, daß ich Sie geborgen weiß. Sie können ſich nicht vorſtellen wie ich über Ihren Anblick erſchrocken bin. Aber wie konnten Sie die Verwegenheit haben, nachdem Sie von der Feſtung — Sie ſtockte.

Wie? rief er: Sie halten mich für einen Entſprungenen? Ich bin frey, zwar nicht ganz in aller Form, aber entſprungen bin ich nicht, und habe auch keine Verfolgung zu fürchten. Alſo das war der Grund Ihres heftigen Schreckens? Nun ſeh' ich ein daß wir nicht nöthig gehabt hätten den Kopf zu verlieren.

Nein, nein! rief ſie ängſtlich: Gott ſey gedankt für dieſe raſche und ſchreckliche Entführung! Haben Sie nicht gehört was unſer ſonderbarer Retter ſagte?

Nun ja, ich will zugeben, verſetzte er, daß wir ſo ſicherer ſind. Aber das iſt eine Spazierfahrt an die ich mein Leben lang denken werde.

So mag es, ſagte Amalie, meiner armen Schweſter zu Muthe geweſen ſeyn, als der Wagen mit ihr davon raste. Nur war ſie nicht ſo in guten Händen.

Sie bringen mir das längſt erſehnte Stichwort! rief Heinrich, o dieſe Briefe! nein, es wundert mich nicht daß Sie glaubten ich habe Schlöſſer und Riegel zerbrochen! Aber woher wußten Sie denn daß überhaupt gegen mich etwas zu rechtfertigen war? daß ich irgend etwas geſehen hatte? Ich habe mich niemals und gegen keine Seele darüber ausgeſprochen.

Mein Freund, erwiderte ſie, ein leicht hingeworfenes Wort kann Räthſel aufgeben oder löſen, und in unſrer Reſidenz, wiſſen Sie, fällt kaum ein Gedanke, geſchweige eine Andeutung daneben. Genug, es giebt Canäle an die wir erſt denken wenn ſie uns ein Gift oder ein Heilmittel zuſpülen, und durch einen ſolchen war ich unterrichtet, oder errieth vielmehr, daß Sie von Lottchens Schickſalen zu viel und zu wenig wußten. — Hören Sie denn! es iſt Ihnen doch wichtiger als alles andre, fuhr ſie fort und berichtete ihm weitläufig jenes gewaltſame Ereigniß durch welches das unſchuldigſte Mädchen ſo leicht um den guten Namen hätte kommen können. Wir unterlaſſen den Eindruck zu ſchildern den dieſe Erzählung auf unſern Freund machte; die verſchiedenartigſten Gefühle drängten ſich in ſeinem Herzen, Scham und Reue, Unwille und Verdruß; am unzufriedenſten war er darüber daß ſein Zorn den Beleidiger nicht mehr erreichen konnte, der ihm ſein Kleinod verleidet, und ihn dahin gebracht hatte einen ſchönen Theil ſeines Lebens an ein langes weſenloſes Schattenſpiel zu verlieren.

Doch er war zu gut und zu einſichtig um ſich ganz damit zu entſchuldigen; vielmehr legte er, als Amalie geendet hatte, eine treue und vollſtändige Beichte ſeiner Irrthümer ab und ſchloß mit einem demüthigen Bekenntniß: Für meinen Argwohn, ſagte er, daß Lottchen meiner nicht werth ſey, büße ich nun, indem ich ſehe daß ich vielmehr ihrer nicht würdig bin.

Sie ſind es! rief Amalie lebhaft: ſolche Irrthümer die zur Erkenntniß führen werden im Himmel nicht angerechnet, und ein Herz das ſo irren kann muß ein gutes Mädchen grenzenlos glücklich machen.

Der Wagen hielt, Tony ſprang ab und öffnete die Thüre. Wir ſind auf einer Lichtung, ſagte er, wo wir ohne Gefahr ausruhen und zuſchauen können.

Wo wenden wir uns aber hin? fragte Amalie.

Nach Illingen! rief Heinrich in ſeligem Vorgefühl.

Nach Illingen! Gott ſegne Sie für dieſen Gedanken! Ja, da ſind wir geborgen.

Tony, weißt du die Richtung? fragte er den Zigeuner.

Gewiß, ſagte dieſer, mir iſt jeder Schlupfweg bekannt.

Könnten wir nicht, meinte Heinrich, in einem Dorf ein Fuhrwerk bekommen und dieſes hier durch einen Burſchen zurückſenden? Der Raub wird mir immer peinlicher je mehr ich dran denke.

Ich hab' nicht gern mit Schulzen zu thun, war die trockene Antwort ſeines morgenländiſchen Freundes.

Iſt auch wahr! rief Heinrich, und ich noch weniger mit Amtsſubſtituten. Sey es denn! So erzeugt ein Unrecht das andre: wäre jener Frevel unterblieben ſo hätten wir nicht dieſer Selbſthülfe bedurft.

Ich bring' die Kutſche — ſagte Tony zuverſichtlich — wenn ſie ausgedient hat, wieder auf den Platz zurück wo ich ſie genommen habe, und ſchirre die Pferde aus, daß ſie nicht mit ihr davonlaufen. Für das hat mans dort ohnehin gehalten, denn ich drückte mich auf dem Sitz zuſammen, daß mich gewiß kein Kutſcher geſehen hat.

Die beiden neuen Flüchtlinge beruhigten ſich bey dieſer Verſicherung und ſtiegen aus um friſche Luft zu ſchöpfen. Der Zigeuner deutete in die Ferne, und mit einem Ausruf der Bewunderung ſahen ſie den letzten und ſchönſten Theil des Feſtes, von dem ſie auf eine ſo unerwartete Weiſe entführt worden waren Die Solitude ſtieg auf einer gegenüber liegenden

Anhöhe, aber in weiter Entfernung, beleuchtet aus dem Walde hervor. Sie ſahen ſie von der Seite: die Gebäude waren verſchoben, und in dem wunderbaren Lichte glaubten ſie ein niegeſehenes Zauberſchloß zu erblicken Amalie ſetzte ſich auf einen Baumſtrunk und Heinrich ſtellte ſich neben ſie, um ihr zur Stütze zu dienen. Es war ihm als ſähe er ſein Luftſchloß noch einmal in aller Pracht ihm zuwinken, und er blickte lächelnd von der trügeriſchen Herrlichkeit in den dunkelblauen Himmel, der ihm ein treueres und unzerſtörbares Glück abſpiegelte.

Hier, ſagte Tony, hat der Herzog unermeßlich viel Holz ſchlagen laſſen, das alles in die Münze gekommen iſt, und das Geld das es gegeben hat geht da drüben wieder in die Luft. Wenn er gewußt hätte wie bequem ers uns gemacht hat!

Heinrich ſah ihn freundlich an. Der junge Zigeuner ſchien ſeine Schwermuth etwas abgelegt zu haben; offenbar hatte ihn der Dienſt den er ſeinem ehmaligen Gegner erweiſen konnte, heiterer geſtimmt.

Ja, rief Amalie, der alte Dämon ſcheint wieder aufzuwachen. Glauben Sie mir, es war keine Thorheit was mich ſo heftig fortgetrieben hat. Wir wären nicht ſicher geweſen in dieſer Nacht. Ich weiß nicht ob die alten böſen Zeiten wiederkehren, noch weiß ich ob ſie's können; aber ihre Geſpenſter ſpuken im Lande.

Und die Landſchaft ſchlummert wieder unter der Perrücke, ſetzte Heinrich hinzu.

Ein plötzlicher Gedanke ſchien Amalien zu ergreifen; ſie legte ihre Hand auf Heinrichs Arm: Wenn Sie zum Vater kommen — haben Sie dieſen Punct ſchon gegen ihn berührt? Die Landſchaft meine ich.

Nicht daß ich wüßte.

Sprechen Sie doch vorſichtig davon, es iſt eine empfindliche Saite. Seine Vorfahren ſaßen in der Landſchaft; er ſelbſt hat die Laufbahn ausgeſchlagen, aber es würde ihn kränken wenn er Ungleiches davon reden hörte.

Heinrich dankte für den Wink und verhieß ſich in Acht zu nehmen. Beide ſchauten noch einmal mit ernſten Blicken nach dem ſchönen Schauſpiel hinüber, dann wandten ſie ſich um wieder in den Wagen zu ſteigen. So ſehen wir denn noch einmal zwey von unſern Freunden der Feſtivität den Rücken kehren, während ein andrer der Heimath entfremdeter Zugvogel, der ihr hätte Segen bringen können, auf einer andern Stelle Abſchied nimmt. Klingt es wie eine Vorbedeutung, und gleicht es dem Auszіehen gerngeſehener Vögel aus einem Hauſe wo es unheimlich zu werden beginnt?

Tony fuhr jetzt mit mäßiger Geſchwindigkeit und wagte ſich, da es hinter ihnen ruhig blieb, auf beſſere Fahrwege. Das ſanfte Schaukeln des Wagens wiegte unſern Freund in wonnige Träume ſeines bevorſtehenden Glücks; der Gefahr entronnen und der Freude ſo nahe, befand er ſich in einer ganz eignen Art von Wohlgefühl. Nein, ich hab' es nicht verdient noch ſo glücklich zu werden! rief er ſich immer wieder zu.

Aber ſagen Sie mir doch, wandte er ſich zu ſeiner ſchweigenden Freundin: wie iſt das zugegangen daß ich ſo ſchnell überzeugt worden bin? Noch hab' ich ja nicht geprüft, und fühle ſchon daß ich keine Prüfung nöthig habe. Wie iſt das möglich nach ſo langem Verkennen? Kein Zweifel ſpricht aus dieſen Worten, ſondern nur das Gefühl des Wunders.

Amalie ſagte: Die Liebe iſt raſch zum Glauben wie zum Unglauben, weil das Gemüth des Liebenden ſich nicht mehr angehört. Es iſt ein gefährliches aber ſchönes Aufgeben ſeiner ſelbſt, ein Genuß der Unſterblichkeit der uns in dieſer ſterblichen Hülle zu Theil wird.

Sie ſagte dieß mit ſo ſeelenvoller Stimme daß

Heinrich erſtaunt nach ihr hinſah. Welche Verwandlung war mit dieſer harten, verſchloſſenen Frau vorgegangen! — Sie überzeugen mich mit einer himmliſchen Güte, verſetzte er, daß ich meiner Liebe immer treu geweſen bin.

Gewiß! erwiderte ſie: Ihr raſcher Argwohn und Ihr würdevolles Schweigen bürgen mir dafür.

So viel kann ich beſchwören, rief er lebhaft, daß ich immer mit der innigſten Wehmuth an jene Tage meines erſten Glücks zurückgedacht habe, daß die Erinnerung an die Geliebte unter allen meinen Abenteuern und Wechſelſchickſalen verborgen geruht hat, wie das Weſen unter dem Schein. Aber wie ſoll ich ihr das ſagen? wie ihr entgegentreten? Angſt und Seligkeit überfallen mich wenn ich daran denke.

Sie kehren zu ihr zurück, ſagte Amalie lächelnd: das iſt ja wohl die beredteſte Erklärung; das Uebrige iſt in ein paar Worten geſagt. Sie lieſt in Ihren Augen was Sie ihr zu ſagen haben; auch Sie, wenn je noch etwas Ungelöſtes in Ihnen iſt, ſehen ihr ins Auge, und da wird jeder Zweifel ſchwinden. Noch eine kurze Geduld! wir ſind ja auf dem Wege —

Nach Illingen! rief er in ſeligem Jubel. Auch wir, ſagte er indem er ihre Hand faßte, ſind uns nicht mehr fremd. Ich begrüße eine theure Schweſter in Ihnen, und gelobe Ihnen treue Bruderliebe mein Leben lang.

Sie erwiderte innig den Druck ſeiner Hand. Ich kann Ihnen nun wohl geſtehen, entgegnete ſie, daß ich gleich von Anfang an eine gewiſſe Theilnahme für Sie gefühlt habe, die ich freylich nach meiner Art verbarg. Habe ich das Zerreißen Ihres Verhältniſſes durch eine ſchweigende Kälte wenigſtens befördert, ſo thue ich ja jetzt alles um die lieben Fäden wieder zu knüpfen. Ich glaubte Lottchen zu einfach für Sie, bis der Brief des herrlichen Mädchens kam. Auch an ihr hab' ich gelernt daß Leiden und Verſagung die beſten Taucher ſind, um die Perlen und Edelſteine aus dem Menſchenherzen zu Tage zu bringen. Ja, fuhr ſie unter Thränen fort, es ſcheint eine Sonne auf dieſes Herz, welche ſelbſt die härteſte Rinde zuletzt ſprengen kann.

Meine gute Schweſter! ſagte Heinrich bewegt: unſre Verwandtſchaft gibt mir ein Recht Sie zu fragen was Sie ſo verändern oder vielmehr Ihr verborgenes ſchönes Gemüth ſo herauskehren konnte. Gönnen Sie mir das Geheimniß dieſer Entpuppung. Ich kann Ihnen nicht ausſprechen wie hold und lieb

Sie geworden ſind. Und die Folge dieſer Umwandlung, Ihr Entſchluß, der Ihnen aus dem Urgrund alles Guten belohnt werden möge, ſich eines verlaſſnen und vergeſſnen Gefangenen wieder anzunehmen! denn Ihr Brief hat mir Leben und Hoffnung zurückgegeben. — Sagen Sie mir, welch ein Engel hat das alles ſo gelenkt?

Sie wandte ſich ſchnell und erſtaunt zu ihm herum. Hahn, rief ſie, der unvergleichliche Mann! Wiſſen Sie es denn nicht? Sie haben ihm ja von mir geſagt, und daß Sie ſelbſt gegen dieſen zuverläſſigſten aller Menſchen kein unſchönes Wort über meine Schweſter ausgeſprochen haben, das hat mich ſo von Neuem für Sie gewonnen.

Wie? rief Heinrich: und dieſer würdige Freund iſt durch mich veranlaßt worden Ihre Bekanntſchaft zu ſuchen?

Ich begreife Sie nicht, war ihre Antwort: das ſollten Sie doch wiſſen. Er hat Ihnen ja meinen Brief zugeſchickt.

Von ihm alſo war der Brief couvertirt und überſchrieben? Der ſeltſame Menſch nahm ſich nicht Zeit auch nur eine Zeile die mich aufgeklärt hätte beyzulegen.

Das ſieht ihm gleich, ſagte ſie lächelnd: er begnügte ſich den guten Samen auszuſtreuen, den er dann in frommem Glauben ſich ſelbſt überlaſſen konnte. Das iſt ganz ſeine Art, etwas als unnütz bey Seite zu laſſen, worüber andre ihr ganzes Leben hinbringen.

Nun fange ich an, ſagte Heinrich, den Zuſammenhang der Begebenheiten und Triebfedern klar zu ſehen. Alſo deßhalb nannte Rieger den Brief eine Seelenſpeiſe? Ja, er hat das rechte Wort genannt. obgleich er ſich unter der Handſchrift des frommen Freundes etwas ganz andres vermuthet haben mag. Wunder über Wunder! Was ein zufällig hingeworfenes Wort für Folgen haben kann! Auch hier komme ich ohne alles Verdienſt zu einer Ernte deren Saat ich ahnungslos ausgeſtreut habe. Und ſo iſt denn mein Tröſter in der Gefangenſchaft auch Ihr geiſtlicher Vater geworden?

Er hat das Wort ausgeſprochen, erwiderte ſie, das mir Frieden brachte; er hat mein verkümmertes Erdenſchickſal an jenes unſichtbare Reich angeknüpft. Ihm verdanke ich eine Glückſeligkeit auf die ich für dieſes Leben verzichtet hatte, ach, die mir dann auch in jenem nicht geworden wäre! Jetzt erſt, wenn ich an meinen frühern Zuſtand zurückdenke, ſehe ich ein, wie viele Menſchen, die ſich ſogar für religiös, für chriſtlich halten, in Worten hinleben, ohne einen Athem von dem Geiſt der im Worte ruht. Glauben Sie nicht daß ich mich einem kleinlichen Buchſtabendienſt ergeben hätte; ich bin entfernter davon als je. Die große Geiſtesfreyheit unſres Freundes läßt auch mir zu, die göttliche Pflanze in meinem Boden und nach meiner Art wachſen zu laſſen. Auf Eines freylich dringt er als unerläßlich, Sie wiſſen es, und es iſt auch mir die Hauptſache. Sie mögen nun darüber lächeln, aber aus den Früchten meines neuen Lebens ſehen Sie am beſten was ich geworden bin.

Nimmermehr! rief Heinrich mit Feuer: wie wenig kennen Sie mich, wenn Sie glauben ich könnte über Sie lächeln. Ich ſegne dieſe Umwandlung, und wüßte keine die Ihnen beſſer und wahrer und natürlicher ſtünde. War es ja doch eine ähnliche Gedankenverbindung die mich antrieb in den Geſprächen mit Hahn Ihrer zu erwähnen.

Wirklich? ſagte ſie: alſo von Ihrer Geiſteshöhe herab haben Sie den beſcheidenen Weg erkannt und gebilligt, der meiner geiſtigen Beſchaffenheit angemeſſen iſt?

Heinrich ſah ſie ungewiß an: er glaubte eine

Empfindlichkeit und einen Anklang von dem alten Ton aus dieſen Worten herauszuhören. Bleiben Sie lieb, Schweſterherz, bleiben Sie gut! erwiderte er. Nehmen Sie mirs nicht übel, aber das war ein Splitterchen von der alten harten unverdaulichen Schale. Nur heraus damit, daß der edle Kern vollends ganz frey wird! Der wird Ihnen aufs Mindeſte eingeben mich als einen Irrenden mit Freundlichkeit zu ertragen. Wäre es aber wirklich ſo daß Sie mir eine weitere Erkenntniß zugeſtehen müßten, ſo wiſſen Sie ja, es gibt einen innern Rang in welchem alle gleich ſind, wie es auch eure Lehre vom Reiche Gottes ſagt. Laſſen Sie mich nicht wiederholen was ich alles mit Ihrem Beichtvater durchgeſprochen habe; er hat mich auch zuletzt gewähren laſſen müſſen. Vor allem geben Sie keiner Empfindlichkeit Raum, und — ſetzte er hinzu indem er ſanft ihre Hand faßte — vergeſſen Sie nicht was die erſte aller chriſtlichen Tugenden iſt: ja wir alle, wer wir auch ſeyen und was wir auch glauben mögen, bedürfen der Demuth vor allem.

Amalie drückte ihm lächelnd die Hand: Dank, lieber Bußprediger! Sie ſind ein geſchickter Fechter und wiſſen uns zuletzt mit unſern eigenen Waffen zu ſchlagen. Nun, ich will mirs ja gefallen laſſen daß Sie was Beſondres haben wollen; aber mich wird es nicht von meinem Glauben abbringen.

Es ſind auch ſchlechte Glaubensgeſinnungen, liebe Amalie, die einander irre machen können. Das beweiſt immer daß ein Herz die Wahrheit nur oberflächlich aufgefaßt hat. Die ewige Wahrheit ſpiegelt ſich in den Menſchenherzen auf verſchiedne Weiſe, und daher kommt ſo viel unnützer Streit. Wenn zum Beyſpiel einer die Welt mit blauen Augen anſieht und ein andrer mit ſchwarzen, ſo ſehen ja doch beide daſſelbe, und es wird keinem einfallen dem andern deßhalb zuzumuthen daß er ſich ſtatt blauer Augen graue oder ſchwarze anſchaffen ſolle.

Schlechte Vergleichung! ſagte ſie lachend.

Sie haben Recht, erwiderte er und lachte mit: aber es fiel mir im Augenblicke nichts Beſſeres ein.

## 18.

Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit!
Uhland.

Schau! rief ihr Wagenlenker herein und hielt. Sie ſahen ſich jetzt auſſerhalb des Waldes auf einem kahlen Bergvorſprung mit vielfach zerriſſenem Boden, über welchen ein ziemlich breiter Weg ins Thal hinunter führte.

Da drunten, ſagte Tony, kommen wir auf die Landſtraße.

Wenn man nun aber, begann Amalie, auf der Landſtraße nach dem verlorenen Wagen ausgeſchickt hätte, wenn gar in Vaihingen, das wir paſſiren müſſen, Anzeige geſchehen wäre! Meine Beſorgniß geht freylich weit, aber ich fühle eine Unruhe die ich nicht beſchwichtigen kann.

Es bleibt alles ſtill, ſagte Heinrich: kein verdächtiger Laut in der Luft. Mein Vorſchlag iſt, wir wagen uns bis auf eine kleine Entfernung von Vaihingen, verlaſſen dort den Wagen, umgehen die Stadt und machen den Reſt des Wegs zu Fuße. So können wir ziemlich ſicher ſeyn. Es iſt eine kleine Stunde, fühlen Sie ſich ſtark genug dazu?

Ich habe mich völlig erholt, antwortete ſie: den Weg durchs Thal weiß ich von alten Zeiten her, und die Nacht iſt ſo hell daß wir nicht irre gehen können.

Tony, der jetzt ein vorſichtiger Kutſcher geworden war, ſperrte ein Rad, und ſo ging es langſam den Berg hinab.

Was blinkt denn da im Thale? fragte Heinrich im Hinunterfahren.

Blinder Freund! rief Amalie neckend: haben Ihre blauen Augen das Waſſer nicht ſchon längſt erkannt das da unten fließt?

Die Enz! rief er frohlockend: wie nah dem Ziele meiner Hoffnungen!

Stumm vor Freude und Erwartung ſetzten ſie die Reiſe fort, bis Tony vor den Thoren von Vaihingen zum letzten Mal die Roſſe anhielt. Nun ſieh zu, Freund, rief Heinrich, daß Du den Wagen mit guter Art wieder heimgiebſt. Er bat ihn ferner, nach Stuttgart zum Expeditionsrath zu geben und ihm die Ereigniſſe dieſer Nacht zu erzählen; ſeine Frau, ſollte er ihm melden, ſey in Begleitung ihres Schwagers nach dem Vaterhauſe abgegangen. Endlich ſollte er den Regimentsmedicus Schiller aufſuchen und bitten, ſeine Bücher und Kleider, wenn es ohne Gefahr geſchehen könnte, ihm nachzuſenden. — Der letzte Auftrag war freylich, wie wir wiſſen, nicht ausführbar.

Der arme Tony verſprach alles treulich zu beſtellen. Heinrich umarmte ihn beym Abſchied, und Amalie bot ihm dankend die Hand. Tony, ſagte unſer Freund, du ſollteſt dieß unſtäte Leben verlaſſen, und Württemberg dazu. Die Welt iſt weit und man kann manches Mißgeſchick darin vertummeln. Es wäre Schade um dich. Denk' auf was Geſcheides, ich will dir ſtattliche Empfehlungen verſchaffen.

Tony ſchüttelte den Kopf. Ich hab' mich ſchon bedacht, ſagte er indem er den Kutſcherſitz wieder beſtieg: ich will mich in Stuttgart als Soldat anwerben laſſen, dann kann ich doch manchmal auf der Wacht ſtehen — Ihr wißt ſchon wo ich am liebſten ſteh'. Mit dem Fortfliegen iſts aus, die Flügel ſind lahm.

Er wandte den Wagen und fuhr in die Nacht hinein.

So melde dich beym Lieutenant Scharffenſtein, und ſag' ihm einen Gruß von mir! rief Heinrich nach, ungewiß ob ers noch höre. Der arme Junge! ſagte er zu Amalien, und erzählte ihr, während ſie den Schloßberg erſtiegen, von der treuen Liebe des Zigeuners.

Wenn man auf Abenteuer ausgeht ſo lernt man Menſchen kennen, ſagte ſie: und das iſt einer. Aber was mein Mann für Augen machen wird, wenn wir ihm einen Zigeuner als heimlichen Botſchafter zuſenden!

Das iſt der Witz des Außerordentlichen, verſetzte Heinrich, daß es am Ende auch die regelmäßigen Naturen ergreift, ſie mögen ſich ſträuben wie ſie wollen. Ich möchte die geheime Audienz mit anſehen.

Sie waren indeſſen vom Schloß wieder herabgeſtiegen, hatten die ſchlummernde Stadt hinter ſich gelaſſen, und gingen durch ein ſchmales Wieſenthälchen, in deſſen Mitte ein Bach ſanft durch die ſtillen Schatten hinrauſchte.

Auf einmal blieb Heinrich ſtehen: Hier, rief er, war es wo ſie mir die erſten Veilchen brach. Arme Blümchen! ſie ſind lange verwelkt.

Dafür wird ſie Ihnen jetzt eine Roſe reichen, ſagte Amalie, die keinem Welken unterworfen iſt.

In welcher Leere hab' ich mein Leben hingebracht! klagte er. Es iſt mir als wär' ich erſt geſtern weggeritten. Wie viel liegt zwiſchen dieſem Geſtern und Heute, und iſt doch lauter Nichts.

Das Heute folgte nicht ſo ſchön auf das Geſtern, ſagte Amalie, wenn nicht ein langer trüber Traum dazwiſchen läge. Wie es mit der Zukunft werden ſoll läßt ſich freylich nicht vorausſagen, aber ihr habt einander wieder gefunden, und das iſt die Hauptſache. Irdiſche Rückſichten, die mir ſonſt wichtig waren, fechten mich jetzt wenig an. Gott wird für ſeine Kinder ſorgen, die er wunderbar für einander behalten hat. -

Gute, Holde, Himmliſche! rief Heinrich: Ihr Vertrauen läßt Sie nicht zu Schanden werden. Wie ich frey und was ich geworden bin, hätt' ich Ihnen ja ſchon längſt ſagen ſollen, aber ich vergaß es im Drang und Wirbel unſrer Flucht.

Er theilte ihr die Neuigkeit mit, und ſie ſagte lächelnd: So ſind meine Wünſche ſchon im Voraus erhört.

Laſſen Sie uns eilen! rief er: ich kanns nicht mehr erwarten.

Sie beflügelten ihre Schritte und kamen an das Gartenpförtchen. Es war geſchloſſen. Gottlob! ſagte Amalie, daß der Augenblick dem ich ſo froh und ſo bang entgegenſehe noch ein wenig hinausgeſchoben iſt. Mein Vater, o mein Vater! rief ſie, und brach in bittere Thränen aus.

Er zog ſie ſanft auf dem Wege fort: Sie ſind mit einem höhern, ernſteren Vater verſöhnt, ſagte er, und ſcheuen ſich vor dieſen zu treten? O wie wird der herrliche Greis voll Liebe und Milde ſeyn!

Sie mußten einen Umweg durch das Dorf nehmen. Als ſie gegen die Kirche einbiegen wollten, ſahen ſie in einem niedern Hauſe Licht und hörten Stimmen an der Thüre, die ſo eben geöffnet wurde.

Gott, das iſt des Vaters Stimme! rief Amalie und zog ihn hinter die Ecke des Nebenhauſes, wo ſie ſich zitternd an ihn anlehnte.

Geht nur nach Hauſe, Herr Schulmeiſter! hörten ſie eine ehrwürdige Stimme ſagen: ich werde zur Beruhigung des Kranken noch da bleiben.

Die Thüre wurde wieder zugemacht, und ſie ſahen einen Mann mit einer Laterne die Gaſſe hinuntergehen.

Kommen Sie, ſagte Amalie: jetzt ſpricht er dem Kranken Troſt ein. Laſſen Sie uns am Fenſter lauſchen, daß ich ſeine liebe Stimme zuerſt von Weitem höre und mich ſo wieder angewöhne.

Sie traten noch einmal zurück, denn die Fenſterläden wurden ſo eben geſchloſſen. Dann hörten ſie eine Thüre im Hauſe gehen, und wagten ſich hervor. Die Fenſter waren zu ebener Erde, die Läden hatten zwar keinen Spalt, daß man hätte hindurchſehen können, aber man konnte jeden Laut vernehmen. Eine Todtenſtille herrſchte, nur zuweilen von einem tiefen Athemzug des Kranken unterbrochen. Endlich ſprach die Stimme des alten Pfarrers: Erleichtert Euch das Herz. Was habt Ihr mir noch zu ſagen?

Ein Herzzerſchneidendes Aechzen folgte auf dieſe Anrede, dann hörte man eine tiefe Stimme, die immer wieder in ein Gemurmel hinunterſank, abgebrochene Worte ausſtoßen: Ein ſchweres Geheimniß, klang es — nicht ſterben läßt — Ach, und doch — nicht über die Lippen!

Es iſt eine Beichte, die uns nicht anzuhören gebührt, ſagte Heinrich, und wollte Amalien fortziehen, als ſie nach einem unverſtändlichen Geflüſter einen Schrey des Schreckens vernahmen.

Das war der Vater! ſagte Amalie angſtvoll: ihm iſt etwas geſchehen. Brechen Sie die Thüre ein!

Heinrich hielt ſie feſt an der Hand, denn er hörte den Greis wieder ſprechen, aber grauenhafte Worte waren es, die ihn mit Geiſtergewalt an das Fenſter bannten. Haben Sie's gehört? ſagte er ſchaudernd.

Amalie ſchüttelte den Kopf und drückte ſich feſter an den Laden hin.

Der Kranke nahm wieder das Wort. Seine Stimme klang unſrem Freunde bekannt. Er ſchien ſich erholt zu haben und ſprach zuſammenhängender von ſeiner Herkunft, ſeinem Wander- und Jugendleben. Als er aber an den letzten, ſchweren Reſt ſeiner Mittheilungen kam, ſchien ihn die innere Bewegung zu überwältigen; er ſtockte und ſtammelte und brachte ſeine Beichte oft wieder ſo geheimnißvoll flüſternd hervor, daß nur einzelne Sätze vor das Fenſter zu den Lauſchenden drangen.

Sie wiſſen nicht, hörten ſie ihn ſagen, daß auch ich Soldat war. — Es war ein Fluch der fortgewirkt hat. O wie iſt die Hand Gottes ſo ſchwer! — Sein Sohn wußte von allem nichts, und doch hat die Rache des Herrn ſeinen Arm gegen mich bewaffnet. — Ach, und ich war ein junger Burſche, dem mans nicht ſo hart hätte anrechnen ſollen! — Hören Sie! ſprach die Stimme nachdrücklich weiter, aber die folgenden Worte wurden ganz leiſe geflüſtert. Endlich kam es wieder etwas vernehmlicher: Er wollte den andern Tag verreiſen, hörten ſie ſagen. Ich hatte die Nachtwache — vom hintern Flügel ein geheimer Gang — zeitig zur Ruh — ſo tönte es unheimlich in abgebrochenen Worten heraus. Dann kamen ſie wieder lauter und immer raſcher, von Beklemmungen und Beängſtigungen hervorgeſtoßen. Alles war ſtill, ſagte er. Ich ſtand mit dem Rücken nach hinten gekehrt, hatte das Gewehr auf den Boden geſtellt, und ſah einem Schatten nach, der an den Wänden fortlief. Da packts mich an den Armen, entreißt mir die Waffe, und wie ich aufſchau' ſo ſind vier Männer in ſchwarzen Larven um mich her. Der eine ſetzt mir ein Meſſer an den Hals, der andere hält mir einen ſchweren Beutel vor. Keinen Laut! ſagten ſie: du haſt die Wahl. — Drey gingen hinein, der Vierte blieb, mich zu bewachen. O mein Herr und mein Gott! ich hätt's verhindern ſollen! Was lag an meinem Leben, wenn ich Lärm gemacht hätte! Nicht der Mammon blendete mich, aber die Furcht. O ich war noch ſo jung! Und doch, doch hab' ich den Mammon behalten!

Man konnte deutlich hören wie ſich der Sterbende ächzend im Bette wälzte. Nach einer Weile, fuhr er mit matter Stimme fort, kamen ſie wieder heraus. Einem hatte ſich die Larve verſchoben, ich erkannte ihn —

Ich will den Namen nicht wiſſen! rief die Stimme des Pfarrers mit Heftigkeit. Ich will ihn nicht wiſſen! Nimm ihn mit in die Grube!

Der Sterbende flüſterte wieder: — Gleich darauf abgelöſt, hörten ſie ihn ſagen. Auf dem Weg zur Caſerne — laut im Schloß und in der Stadt. Ewige, himmliſche Barmherzigkeit! — am Schlagfluß geſtorben!

Mit dieſen abgebrochenen Worten ſchloß die geheimnißvolle Beichte, auf welche ein tiefer Seufzer des Pfarrers folgte. Ja, und nachher, hörten ſie ſeine Stimme ſagen, kam das Gerücht noch viel ſonderbarer. O daß ich weiß wozu die Religion herhalten muß!

Wir haben genug gehört! rief Heinrich und zog Amalien haſtig am Arme fort. Haben Sie's verſtanden? ahnen Sie?

Sie antwortete nicht, aber ihre krampfhaft gefalteten Hände, ihre gen Himmel gerichteten Augen bejahten es.

Laſſen Sie uns dieſe ſchreckliche Beſtätigung halbvergeſſener Gerüchte begraben! ſagte er: ſie ruhe ſtumm bey den tauſend blutigen Geheimniſſen die in Grüften und Archiven modern! Die That ſchläft im Grabe, und die Zeit iſt längſt darüber hingegangen. Wir habens ja ſelbſt erlebt, wie Gewalt die Gewalt erzeugt, wie die Saaten die man geſtreut hat unerwartet aufgehen. Welche Entdeckung! Kommen Sie, es drängt mich, dieß Geheimniß an einem treuen, reinen Herzen zu vergeſſen.

Sie eilten zu dem Pfarrhauſe. Die Thüre war offen geblieben, als der Vater zu dem nächtlichen Krankenbeſuche ging, und ſie ſtiegen leiſe die Treppe hinauf. Durch die Thüre des Wohnzimmers blinkte Licht, und ſie traten unhörbar hinein. Da feſſelte ſie der Anblick des Mädchens, das im Sorgenſtuhle des Vaters, mit dem Köpfchen rückwärts auf der Lehne ruhend, ſchlummerte. Ein Licht ſtand neben ihr auf dem Tiſche, und in der herabgeſunkenen Hand hielt ſie ein Buch, über welchem ſie, den Vater erwartend, eingeſchlummert war.

Der Herr giebts den Seinen im Schlaf, ſagte Amalie leiſe.

Still, o ſtill! flüſterte Heinrich. Ihm war als könnte die holdſelige Erſcheinung, die wie auf einem leichten Nachen im Meer des Schlummers dahinſegelte, vor einem lauten Worte ſchwinden. Er ſah und konnte ſich nicht ſatt ſehen. Wie voll und ſchön war ſein Mädchen geworden! Welche Hoheit war in dieſem unſchuldigen Antlitz, das im Schlummer offen vor dem Auge Gottes lag und keine' Regung verrieth die ſie hätte zu verbergen wünſchen müſſen. Er blickte auf die blonden Locken: ſie waren wirklich etwas dunkler geworden, und von der Stirne zog ſich eine Falte zwiſchen die Augen hinein, die ihm mit einem tiefen Weh durch die Seele ſchnitt; aber in ihrem ganzen Weſen athmete ein ſanfter Friede, welcher Balſam in ſeine Reue goß. Der Gram hatte in dieſem lieblichen Angeſicht gewaltet, aber ſeine Arbeit hatte keine Zerſtörung hervorbringen können; eine neue, ſeelenvollere Schönheit war an die Stelle der einſtigen Kindesfröhlichkeit getreten.

Selbſt die Falte war nicht entſtellend; es war mit ihr eine ſchöne Würde, eine ſinnende Wehmuth auf dieſe Stirne hingehaucht. Er hätte ſie tauſendmal küſſen mögen, doch er gönnte der Lieblichen den holden Schlaf.

Ein Engel aber ſchien ihr zuzuflüſtern wer in ihrer Nähe ſey: eine leichte Röthe trat auf ihre Wangen, ihre Bruſt hob ſich höher, und ein himmliſches Lächeln verbreitete ſich über ihr Angeſicht. Sie war ſein, war noch die Seine.

Da vergaß er alle vergangenen Trübſale und alle die Schrecken dieſer Nacht. Er konnte ſich nicht bezwingen, er zog Amalien in ſeine Arme und küßte ſie mit ſtürmiſcher Freude. In dieſem Augenblicke verrieth eine raſche Bewegung und ein leiſer Ausruf das Erwachen der Schlafenden; ſie ſaß aufgerichtet da, und ſchaute mit ſtarren Blicken auf die beiden Geſtalten die wie Geiſter ihrer Träume vor ihr ſchwebten und nun mit ausgeſtreckten Armen zu ihr hintraten. Ein Freudenſchrey rang ſich aus ihrer Bruſt; ſie wurde bleich, zwey große Thränen ſtanden in ihren Augen, und —

Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit!

* * *

Minute auf Minute war den Liebenden in ſeligem Rauſch vergangen, nur von Amaliens ſtillfließenden Thränen gezählt, als die Ankunft des Vaters ihre Seelen wieder auf die Erde zurückrief.

Er trat wankend herein, mit einer Niedergeſchlagenheit die an Vernichtung grenzte; ſein furchenvolles Angeſicht ſchien friſch geackerte Zeugen des tiefſten Seelenleidens zu tragen. Er ſah den unerwarteten Gaſt verwundert an, und von ihm fiel ſein Auge auf Amalien, die aus der Ecke aufgeſtanden und zögernd näher getreten war. Er hielt ſich die Hand vor die Augen, als wollte er deutlich ſehen: Amalie! Schmerzenskind! rief er aus, und ſie lag laut weinend zu ſeinen Füßen. Mit jugendlicher Kraft hob er ſie vom Boden und drückte ſie lange an ſeine Bruſt.

Vater! rief ſie: ſo hätte ich längſt kommen ſollen!

Du konnteſt nie zu ſpät kommen, ſagte er und erſchöpfte ſich in Liebkoſungen. Dann trat eine Wolke auf ſeine Stirne; er ſchien an etwas Schweres zu denken, das er für einen Augenblick vergeſſen hatte. Er ſetzte ſich zitternd in ſeinen Stuhl. Ich bin ſehr müde, ſagte er, ſehr angegriffen. O dieſe Freude!

Komm her, du Troſt der Tage die mir nicht gefallen, daß ich dich in den Armen halte.

Sie kniete vor ihm nieder und legte das Haupt auf ſeine Hand. Ein unterdrücktes Schluchzen ſchien ihr den Buſen ſprengen zu wollen. Der Greis ſpielte ſelig mit ihren ſchwarzen Locken; jetzt erſt verrieth er wie ſehr ſie ſein Liebling geweſen war. Und dieſe Frau, der edelſten Leidenſchaften fähig, durch ein tückiſches Schickſal in allen Lebenshoffnungen verkümmert, war ſie nicht glücklich? Trug ihr dieſer einzige Augenblick nicht eine ganze Erdenſeligkeit mit wucheriſchem Segen nach?

Ich habe meinen Joſeph wieder gefunden! ſagte der Alte lächelnd zu Lottchen, die wie ein verklärter Engel auf die Scene ſah: und mein Benjamin iſt ohne Neid im Vaterhauſe. Nein, meine Kleine grollt nicht ob der lang verhaltenen Liebe die nun mit Einem Mal durch alle Schleußen bricht.

Sie hat, ſagte Amalie durch Thränen lächelnd, ſie hat an ihrem eignen Theil Glück zu zehren. — Sie erhob ſich und beide Schweſtern führten den Freund, der ſtill bey Seite geſtanden war, dem Vater zu.

Iſt der Trotzkopf wieder da? rief dieſer kindlich froh. Was will er denn?

Ihren Segen, Vater, und Ihre Tochter! rief Heinrich, ſeine Kniee umſchlingend. Lottchen kniete neben ihm.

Der Greis legte ſeine Hände auf ihre Häupter. Zum zweyten Mal, ſagte er, füg' ich euch zuſammen, zum zweyten Mal ſcheiden ſoll euch nur der Tod.

Er ſchloß den Sohn in die Arme. Du haſt richtig geahnt, ſagte er, als du dich gegen jene Verſendung ſträubteſt. Ich hätte dich nicht auf den unſeligen Ritt ausſchicken ſollen. Aber es war Gottes Wille: ſeine Pflanzen ſollen nicht bloß im Sonnenſcheine reifen. Und bleibſt du jetzt bey mir? Ich laſſe dich nicht ſo bald wieder.

Vielmehr muß er ſchleunigſt wieder fort! rief Amalie raſch einfallend. Sie erzählte mit geflügelten Worten ſeine Gefangenſchaft, ſeine Befreyung, das Abenteuer auf dem Luſtſchloſſe, und ſagte dem Vater einige Worte ins Ohr, deren Wirkung alsbald in ſeinem Angeſicht zu leſen war.

Du haſt Recht, mein Kind! rief er, ſchnell aus dem Stuhl ſich erhebend. Er darf nicht bleiben, nicht im Lande, nicht hier. Er ſoll gleich zu ſeiner neuen Beſtimmung abgehen, noch dieſe Nacht! Es gehen böſe Geiſter um: laß uns die Stunde nützen die noch unſer iſt. Sein Feind ſoll jede Spur verlieren.

Vater, ohne Lottchen geh' ich keinen Schritt! ſagte Heinrich mit feſter Stimme. Die Welt kann mir nicht ins Herz, aber ſie kann mir ſtörend zwiſchen meine Lebensplane greifen. Sie hat uns ſchon einmal getrennt; ſie ſoll es nicht wieder! Und haben Sie nicht ſelbſt geſagt, zum zweyten Male ſolle nur der Tod uns ſcheiden? Was auch kommen mag. ich weiche nicht von hier bis Sie uns verbunden haben.

Der Alte ſah ihm ſinnend in das Angeſicht und dann lange zu Boden. Dir geſchehe dein Wille! rief er endlich entſchieden. Ihr ſollt noch dieſe Nacht getraut werden, und gleich von der Kirche weg abreiſen. Ihr geht zunächſt nach Maynz, wo ich Freunde habe. Dorthin wird alles Nöthige abgeſendet. Gebt mir Papier, dahin zu ſchreiben! Und ſendet nach dem Schulmeiſter und dem Schulzen, daß ſie der Trauung als Zeugen beywohnen. Den ungewöhnlichen Act will ich beym Conſiſtorium vertreten. Er ſchritt in großer Bewegung durch das Zimmer. Lottchen, welche einige Bedenklichkeiten einwenden wollte, erhielt einen abmahnenden Wink von ihrer Schweſter, und ſchmiegte ſich ſchüchtern an den Freund. Dieſer war betäubt von dem ſchnellen Umſchwung ſeiner Schickſale, von der plötzlichen Erfüllung ſeiner Wünſche. Sein vergangenes Leben zog vor ſeinem innern Auge vorüber. Er ſah ſich zu der verlaſſenen Stätte ſeines Jugendglücks zurückeilen, und ſprang, alles Dazwiſchenliegende vergeſſend, zu jenem erſten verhängnißvollen Abſchied über. Er ſah ſich wieder reiſefertig, zu Pferde, unter dem Fenſter des Liebchens halten und ſah ihr weißes Tuch zum Lebewohl flattern. Da tauchte wieder eine vergeſſene Geſtalt empor, eine Geſtalt die erſt vor Kurzem noch auf eine ſo traurige Weiſe in ſeine Erinnerung zurückgerufen worden war. Vater! rief er. Der Alte, der ſo eben den Brief ſiegeln wollte, kehrte ſich um.

Vater, wenn Sie nichts dagegen hätten, ſo möchte ich bitten auch jenen Schmid zur Trauung rufen zu laſſen. Er könnte uns nachher über die Grenze führen.

Die düſterſte Qual war in dem Antlitz des Greiſes zu ſchauen. Er wandte ſich ab und ſtützte das Haupt auf die Hand. Der iſt nicht mehr zu haben, ſagte er nach einem langen Schweigen: ich kam ſo eben von ſeinem Sterbebette.

Großer Gott! rief Heinrich unbedachtſam, wurde aber von Amalien, die ſorgend und zurüſtend durch die Zimmer ging, noch zu rechter Zeit am Arm ergriffen und erinnert. Alſo der Schmid war jener Beichtende geweſen, ſein alter Reiſebegleiter, der unglückliche Vater unglückſeliger Söhne! Er ſchwieg und ſah in einen Knäuel von Verhängniſſen hinein, die ihn ſchaudeln machten. Die liebende Gefährtin, ängſtlich an ſeinen ſtarren Blicken hängend, ſtrich ihm über die Stirne und brachte ihn zu ſich. Er ſah ſie mit wehmüthiger Zärtlichkeit an. In dieſe Augen mußt du forthin ſchauen, ſagte ſein Herz zu ihm: da wird alles verworrene Leid und alle Bangigkeit verſchwinden.

Amalie trat wieder ein und brachte die gerufenen Zeugen. Unſer Pilger ſah andre Geſtalten, jugendlichere, welche die Aemter der alten Bekannten bekleideten. Der greiſe Pfarrer erhob das Kummerſchwere Haupt und redete ſie an; dann begab ſich der ſtille Hochzeitzug in die Kirche.

Der ehrwürdige Diener derſelben, der heute Nacht ſeine Tochter aus den Armen ſenden ſollte, trat feſten Schrittes in den Altar. Zwey ſilberne Leuchter brannten darauf. Das Brautpaar ſtellte ſich vor ihn, etwas rückwärts auf der linken Seite die beiden Männer, auf der rechten Amalie. Es lag eine Feyerlichkeit in dieſem nächtlichen, ſang- und klangloſen Gottesdienſt, wie ſie nur in den heimlichen Verſammlungen des erſten Chriſtenthums und verfolgter Confeſſionen gefunden werden konnte. Eine tiefe Stille herrſchte durch das Gotteshaus.

Da hörte man das raſche Rollen eines Wagens, und alle wandten ſich betroffen um. Es verlor ſich in der Ferne, der Ton deutete nach der Grenze, und Heinrich, durch dieſes Zeichen gemahnt, wünſchte mit banger Ungeduld ſchon auf dem Wege zu ſeyn.

Der Vater und Prieſter begann zu reden und ſprach über die Texteswortе „Sie ſoll Vater und Mutter verlaſſen und dem Mann anhangen" wenige nachdrückliche Worte. Er ermahnte ſeine Kinder, in der fremden kalten Welt, fern vom Vaterhauſe, einander Alles zu ſeyn, auch durch Leiden ſich um ſo feſter an einander ſchließen zu laſſen. — Und wenn ſchwere Ungewitter kommen, fuhr er fort, wenn Gott auch zu zürnen ſcheint, und ihr ſeyd euch keines auffallenden Vergehens bewußt, ſo vergeſſet nicht daß ihr Eltern und Voreltern hattet, die vielleicht ungeſtraft geſündigt haben. Ich kannte einen frommen Mann, der ſeine Armuth hergab um die unbezahlten Schulden ſeines Vaters zu tilgen. Als der letzte ſaure Groſchen abgetragen war, legte er ſich zufrieden hin und ſtarb. Da mag es ihm wohl geweſen ſeyn. So auch ihr! Der Herr iſt gnädig und ſucht die Kinder nicht immer heim um der Väter willen, aber eben darum ſeyd nicht ungeſtüm in euren Wünſchen, verzichtet auf manche Erdenfreuden, und helft die alte Schuld des unglücklichen Geſchlechts bezahlen. — Und wenn euch eine Freude zu Theil wird, ſo denket wiederum dabey an das Vaterhaus zurück, denkt daß ein treues Herz, das ihr hier verlaſſen, ſie mit ſeinem Segen für euch erfleht habe. Ihr geht hinaus in die Welt und werdet mich nicht mehr ſehen: aber ich bin, wie ein Höherer zu den Seinen ſprach, ſiehe, ich bin bey euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Er hielt inne, um ſeine Bewegung zu unterdrücken; dann verlas er mit feſter Stimme die Liturgie, und gab die Hände der Liebenden zuſammen.

Die Trauung war geendet, und er trat vom Altar herunter um die Tochter zu umarmen. Sie klammerte ſich laut ſchluchzend an ihn an. Amalie umſchlang ſie von der andern Seite.

Faſſung, meine Kinder! ſagte der Greis, mühſam nach Worten ringend: ein ſo ungewöhnlicher Abſchied verlangt ungewöhnliche Standhaftigkeit. Und nun geht, geht! ſetzte er ſchneller hinzu: die Stunde drängt! Ich bin nicht ruhig bis ich euch geborgen weiß. Den Segen Gottes hab' ich euch als Prieſter gegeben, nun empfangt noch den Segen des Vaters. — Lebt wohl, lebt wohl! wir ſcheiden hier am Altar.'

Eine ſtumme, lange Umarmung. Der Wagen raſſelte vor das Kirchenthor und ſchreckte ſie aus einander. Die beiden Zeugen, von denen einer die Neuvermählten über die Grenze bringen ſollte, verließen die Kirche. Langſam folgte das traurige Paar, durch einen ſtummen Wink des Greiſes gemahnt. An der Thüre blickte Lottchen zurück; ſie ſah den Vater, an den Altar gelehnt, in Amaliens Armen, und flog auf ihn zu. Noch einen einzigen Kuß, Vater! rief ſie: nur einen kleinen Theil, Schweſter, laß mir von ſeiner Liebe! Er bog das Haupt nach ihr hin; ſie drückte ſich an ihn und war nicht loszureißen. Brauch' deine Gewalt! rief Amalie dem Schwager zu: nimm ſie mit dir, eh es zu ſpät wird!

Der Vater, unfähig zu reden, winkte noch einmal mit der Hand, und ſein Haupt ſank an ſeiner ältern Tochter Bruſt.

Sie reichte den Scheidenden die freygebliebene Hand. Heinrich trug die willenloſe, halbentſeelte Braut hinaus, der Wagen rollte nach der Grenze, und Amalie blieb mit dem Vater am Altar zurück.

# Wiederſehen in der Heimath.

We are such stuff,
As dreams are made of, and our little life
Is rounded with a sleep.

Shakspere.

Herbſtſchüſſe knallten vom Neuffen herüber, und die ſonnige Heiterkeit der Landſchaft war von jener eigenthümlichen Färbung gedämpft, die wir eine elegiſche nennen dürfen, ohne damit bloß die Stimmung anzudeuten die das Menſchenherz der Natur willkürlich aufzudringen liebt; ſondern es war jenes leiſe Weh das die Mutter der Weſen fühlt, jener Blick der Rührung welchen Himmel und Erde nicht verläugnen können, wenn ſie die große Abſchiedsfeyer zuſammen begehen. Die Berge der Alp, mit ihren Wäldern im wunderbaren Todesſchmucke prangend, ſahen auf einen kleinen ländlichen Friedhof herein, wo zwiſchen Kreuzen und ſpärlichen Grabſteinen ein Mann in tiefes Sinnen verloren ſtand. Er blickte auf eines der beſcheidenen Denkmäler, deſſen verſchiedene Inſchriften ſeltſam gegen einander abſtachen; denn während die Vorderſeite mit einem frommen Bibelſpruche geziert war, hatte auf der Rückſeite ein Oſſianiſcher Klageton Platz gefunden und ſprach von Tagen die vorüber ſind. Der Wanderer lächelte; er dachte an den Streit den er einſt mit ſeinem Vormund führte, als es galt ſeinen Eltern dieſe Grabſteine zu ſetzen; er erinnerte ſich welche Mühe es ihn gekoſtet hatte ſeine damalige Geſchmacksrichtung bey einer Inſchrift zu behaupten, welche freylich beſſer auf ein Heldenpaar von Morven als auf einen alten Pfarrer und ſeine ihm nachgeſtorbene treue Gattin paßte. Mit ganz andern Gefühlen las er jetzt die herzlichen Worte auf der Vorderſeite; ſie verſetzten ihn wieder in die Tage der Jugend, der Heimath, und ſein ruhiges Auge war von einem Glanz überflogen der mit dem ſo eben geſchilderten Ausdruck der Landſchaft vollkommen übereinſtimmte.

Er erſchrack ein wenig als er zu ſeinen Füßen eine Stimme vernahm: Ja, ja! rief es aus dem Boden herauf: der Grabſtein iſt wohl das Anſchauen werth; unter dem liegt ein ſo braver Herr wie es nicht viele gibt, und die Frau deßgleichen.

Es war der Todtengräber, der eben eine friſche Schlafſtätte bereitete. Er ſah erſt eine Weile nachdem ſich der Fremde gegen ihn gekehrt hatte von ſeiner Arbeit auf, blickte ihn an, ließ den Spaten fallen, ſchlug die Hände zuſammen und rief: O Herr mein! das iſt ja unſers alten Pfarrers ſein Heinrich! der vor mehr als zehn Jahren das Land verlaſſen hat!

Er ſchwang ſich, ein Mann ſtark in den Sechzigen, mit jugendlicher Leichtigkeit aus der Grube, um dem Ankömmling derb die Hände zu ſchütteln. Wie? rief dieſer: Ihr kennt mich noch, Meiſter Todtengräber?

Das will ich meinen! O! der Mutter wie aus dem Geſicht geſchnitten! Das war noch eine Pfarrerin! Gott hab' ſie ſelig! Da wars noch gut arm und krank ſeyn, ſo lang die im Pfarrhauſe ſaß! Und der Herr, in Worten und Werken ſtreng nach der Bibel! — Das war ein andrer als der jetzige. — Nun, es iſt noch ein junger Herr, ich will ihm gerade nichts Uebels nachgeſagt haben, aber im Chriſtenthum iſt er nicht ſo feſt beſchlagen, ich glaub', er hats mit dem Kant.

Mit dem Kant! rief der Fremde laut lachend: Was wißt Ihr denn von dem?

Der iſt der Antichriſt! erwiderte der Todtengräber: ſonſt weiß ich weiter nichts von ihm.

Das iſt auch genug! Wer hat Euch denn das geſagt?

Der alte Schulmeiſter, und der weiß es vom alten Special, und der iſt ja ein Gelehrter.

Er ſcheint ſichs wohlfeil zu machen, erwiderte der Fremde mit ſcharfem Ton: Ich ſag' Euch, Mann, der Kant iſt ein Menſch ſo gut wie wir, und hat weder Hörner noch Pferdefuß.

Wo habt Ihr ihn denn geſehen? fragte der Todtengräber etwas ungläubig.

In Königsberg, wohin ich ein paar junge Herrn zum Studiren begleitete.

Ach du Herr mein! rief der Todtengräber: am Ende iſt er gar auch ſo Einer geworden. O Herr, denkt an Euren gottesfürchtigen Vater und bewahret Eure Seele!

Der Fremde drückte ihm freundlich die Hand und ſagte: Ich habe mich dem Manne, der Euch und dem Schulmeiſter und dem Special ein Dorn im Auge iſt, weder verſchworen noch verſchrieben;

aber ich kanns nicht leiden wenn man mehr oder weniger als einen Menſchen aus ihm macht.

Der Alte ſchien ſich zu beruhigen. Da der Gottesacker ſamt dem Kirchlein mitten im Dorfe lag, ſo ſchrie er über die niedrige Mauer hinüber, und bald war der Fremde von alten Bekannten umringt. Die Schulzenfrau ſagte ihm er ſey recht tüchtig gewachſen, die Schulmeiſterin bewunderte ſeine feine Wäſche, und jedes hatte etwas zu fragen und zu erzählen. Er erfuhr die Annalen des Dorfes ſeit der Zeit, daß er es verlaſſen, und erzählte treulich von ſeiner eignen Lebensgeſchichte was er ihnen zu wiſſen für gut hielt. Er ertrug es freundlich daß ihm die Abſicht den Gräbern ſeiner Lieben einen verſchwiegenen Beſuch zu machen vereitelt worden war; auf die Länge aber wurde es ihm zu bang, und er wünſchte mit guter Manier loszukommen. Als er eben auf eine ſolche ſann, hörte man näher als von den Weinbergen her Schüſſe fallen, und gleich darauf ertönte ein Jagdhorn.

Eine Jagd? fragte er.

Der Karl Herzog jagt heut in unſrem Wald, ſagte die Schulzenfrau.

Unſre jungen Burſche müſſen treiben ſeit vorgeſtern, ſetzte der Todtengräber mit unzufriedener Stimme hinzu.

Es hat noch keiner darob geklagt, ſagte die Schulmeiſterin: mir iſts nur um den Müſſiggang.

Das Land wird darüber nicht zu Grunde gehen, erwiderte der Fremde und nahm Abſchied von ſeinen Freunden, die ihn ungern entließen. Er müſſe die Jagd und den Herzog ſehen, entgegnete er ihren dringenden Einladungen, und da ſey keine Zeit zu verlieren. Während er ſich mit eiligen Schritten entfernte, blickten ſie ihm nach und redeten zuſammen was nicht alles aus ſo einem Herrn, den man einſt auf dem Arme getragen, werden könne.

Fürwahr, er hat wenig gealtert. Er iſt doch in der Mitte der Sechzig, und ſieht noch ganz aus wie vor eilf Jahren, da er mich durch den Park von Hohenheim führte. Schau wie ſein kleines Hütchen noch immer ſo keck auf dem Haupte ſitzt! Und wie er ſich ſtrack auf dem Pferde hält! Die blauen Augen blitzen noch von Lebensmuth und Lebensluſt Wer nennt mir das Gefühl das ſeine Erſcheinung einflößt? Ich weiß mich ſo frey und unabhängig von dieſem Herzog wie nur ein Franzoſe oder ein

Engländer, und dennoch ſchlägt mein Herz bey ſeinem Anblick, und was er mir zu Leide gethan hat iſt alles vergeſſen. Ob er mich wohl noch kennen mag?

Der Gegenſtand dieſes ſtillen Selbſtgeſprächs hielt zu Pferde inmitten ſeiner Jäger, und ſchoß, obwohl läſſiger als ehemals, unter das Wild das auf einen freyen Platz zuſammengetrieben worden war. Endlich gab er das zuletzt entladene Gewehr zurück, und nachdem er ſeinem Gefolge Erlaubniß zu ſchießen ertheilt hatte, ließ er einen vergnüglichen Blick über die Zuſchauer hinſchweifen. Deren war eine beträchtliche Zahl aus den benachbarten Dörfern verſammelt, um ihren Landesherrn zu ſehen, deſſen merkwürdiger Charakter ſich bis auf dieſen Tag im Andenken des Bauers erhalten hat. Sie wurden verſtärkt durch eine muntre Knabenſchaar, die ſich trotz alles Warnens und Drohens zweyer Lehrer nach und nach zwiſchen die Schützen einzudrängen wagte. Der Herzog bemerkte dieß mit Lächeln und winkte einen von den kleinen Zuſchauern, der ſich gerade neugierig nach ihm umſah, herbey. Der Knabe ſtand mit abgezogener Mütze vor ihm und ſah ihm gar aufrichtig in die Augen.

Wer ſeyd ihr, Jungens?

Lateiner aus der Nürtinger Koſtſchul', Ihr Durchlaucht.

Der Herzog, dem der unbefangene Ton der Antwort gefallen hatte, deutete nach einem Haſen hin, der in geringer Entfernung, ſchlecht getroffen, ſich wie ein Kreiſel am Boden wälzte. Der Knabe verſtand den Wink ohne Worte alsbald, eilte hinzu, hob den Haſen an den hintern Läufen auf und gab ihm einen kunſtgerechten Schlag hinter die Ohren, daß er nicht mehr zuckte.

Du biſt ja ſchon ein halber Jäger! rief der Herzog heiter, als er im Triumph den todten Rammler herbeyſchleppte: Wem gehörſt du?

Dem Amtmann von Owen.

Dein Vater iſt ein braver Mann: ſag' ihm einen Gruß von mir und ſuch' ihm ähnlich zu werden.

Der Knabe ſchwenkte ſeine Mütze und begab ſich zu ſeinen Kameraden, deren inzwiſchen die Präceptoren habhaft geworden waren.

Nein, nein! man laſſe die Jungen gewähren! rief der Herzog als er ſah daß die Lehrer ſie abführen wollten: aber ſie ſind hier den Schüſſen ausgeſetzt. Da drüben!

Er wies ihnen eine ſichere Stelle an, und die Knaben, die, vor ihren ſtrengen Lehrern Schutz ſuchend, ſein Pferd umdrängt hatten, marſchirten fröhlich dahin ab. Der Herzog rief die Lehrer zu ſich und unterhielt ſich einige Zeit mit ihnen, worauf er eine Handvoll Silbermünzen unter die hoffnungsvolle Jugend austheilen ließ.

Als er die Zügel rückte um ſich nach einer andern Seite zu begeben, fiel ſein Auge auf den Fremdling in der Heimath, der ihn unterdeſſen unverwandt angeſchaut hatte. Er fixirte ihn eine Weile, ritt dann näher und rief mit ausgeſtreckter Hand: Was muß ich ſehen? Das iſt ja Unſer Freund Roller! Nicht?

Ew. Durchlaucht haben Sich nicht getäuſcht, erwiderte Heinrich Roller, indem er aus den ländlichen Zuſchauern hervortrat: Es thut mir wohl ſo unverändert befunden zu werden.

Nun, nun! ſagte der Herzog gutmüthig lächelnd: ſo ganz unverändert iſt man denn doch eben nicht. Wir müſſen alle vorwärts, mein Freund: die Jahre thun uns den Gefallen nicht, mit uns zu warten. Aber das Ausſehen iſt gut, etwas voller als ehedem. Nun, ich ſag', das freut mich. Wie lang iſts her daß wir uns zum letzten Mal geſehen haben?

Ein volles Jahrzehend und drüber.

Der Herzog nickte nachdenklich. Und was hat Er — wie iſts Ihnen ſeither ergangen?

Ew. Durchlaucht wiſſen Selbſt was zu einem Leben gehört: etwas Sonnenſchein und viel Wolken. Damit iſt mein Schickſal in der Kürze bezeichnet.

Das ich morgen in Hohenheim des Breiteren zu erfahren hoffe. So ein paar alte Freunde werden doch nicht an einander vorübergehen?

Heinrich verbeugte ſich. Der Herzog trieb ſein Pferd an und zögerte doch zugleich. Beſondre Geſchäfte im Vaterlande? fragte er noch rückwärts gebeugt.

Familien- und Freundesangelegenheiten, wobey ich mein Vertrauen auf Ew. Durchlaucht ſetze.

Gut, gut! Alſo morgen in Hohenheim! — Er grüßte mit der Hand und ritt hinweg.

Es liegt ein eigner Zauber in dieſem Manne! flüſterte Heinrich, ihm nachſehend.

Zugleich ſagte einer der beiden Lehrer, die ſich in der Nähe befanden, zum andern: Haben Sie geſehen, Herr Collega, wie er ſeine Halsbinde noch viel feſter anzieht als ſonſt?

Mir däucht er will eine rothe Geſichtsfarbe erzwingen, verſetzte der andere. Sie wiſſen ja was Tacitus ſagt: sævus ille vultus et rubor quo se contra pudorem muniebat!

Heinrich wandte den Kopf mit einer raſchen Bewegung gegen den Claſſiker. Dieſer ſah ihm an daß er ſeine halblauten Worte verſtanden hatte: er zog ſichtbar erſchrocken den Hut und entfernte ſich unter Verbeugungen, indem er Favete linguis murmelte.

In der Mitte des folgenden Tages begegnen wir unſrem lang entbehrten Freund auf einer Waldſtraße, die ehmals von glänzenden Roſſen und Equipagen wimmelte. Jetzt war ſie überwachſen mit hohem Gras, und das fallende Laub hatte an manchen Stellen jede Spur zugedeckt. Er ritt nachdenklich wie immer durch die falben Buchen hin. Sonſt, ſagte er zu ſich, kannten ſchon die neugeborene Kinder dieſen Weg, und jetzt mußt ich zweymal bey jungen Burſchen vergebens fragen. So wird auch Hohenheim einſt verſchollen ſeyn. Die Laune eines Menſchen erwählt ſich einen Punct, der alsdann der Mittelpunct für viele wird, und ſeine Laune verläßt ihn wieder. Und wir ſelbſt, was ſind wir andres als Launen der wechſelvollen Zeit?

Statuen ſchimmerten zwiſchen den Bäumen, eine Kuppel tauchte auf, der Wald öffnete ſich und die Solitude lag in herbſtlichem Lichte vor dem Reiter. Er hielt an und betrachtete das verlaſſene Luſtſchloß, das noch immer, als Wohnort der Eltern eines Freundes, für ihn bedeutend war. Er gedachte der Umſtände unter denen er es zuletzt geſehen hatte: Es ſind doch, ſagte er vor ſich hin, es ſind doch manche Beſorgniſſe jener dämoniſchen Nacht nicht eingetroffen.

Eine hohe Geſtalt, welche ſinnend über den Raſen wandelte, zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das geneigte Haupt und der hagere Wuchs zeugten noch von dem Freunde deſſen Aeußeres einſt oft der Gegenſtand jugendlicher Neckereyen geweſen war; aber die ehmalige Nachläſſigkeit ſeiner Kleidung hatte einem edlen Anſtand Platz gemacht, und in dem gemilderten Stolze ſeiner Haltung lag Anmuth und Würde gleich vertheilt. Sein blaſſes leidendes Ausſehen erzählte von den Stürmen und Schiffbrüchen ſeiner Jugend, von ſeinen Anſtrengungen im Dienſt der Menſchheit, und weiſſagte die wenigen Tage der Vollendung die ihm noch vergönnt waren, den kargen Reſt eines vom Geiſt aufgezehrten Lebens, in dem er noch ſo viel vollbringen ſollte.

Heinrich hatte ihn einen Augenblick betrachtet: Er iſt es, wahrhaftig, er iſt es ſelbſt! rief er, gab dem Pferde beide Sporen und jagte im Galopp hinzu. Schiller! mein Schiller! rief er mit jugendlicher Heftigkeit ſich vom Pferd in ſeine Arme werfend: willkommen in der Heimath! Nicht wahr, es thut doch wohl, es iſt doch etwas Schönes um die Heimath! O mit welcher Bewegung hab' ich oft das Wort ausgeſprochen!

Der Dichter nickte ſtumm, ihn in den Armen feſthaltend, und beiden Männern ſtanden die Thränen in den Augen.

Und du ſchon hier? rief Heinrich weiter. Deine Briefe, den von Jena und den kleineren aus Heilbronn, hab' ich in Stuttgart bey meiner Schwägerin angetroffen, und jetzt bin ich eben auf dem Wege zu deinem Vater, um ihm die guten Nachrichten zu überbringen, die ich dir jetzt ſelbſt eröffnen kann!

Ich erfuhr in Heilbronn, ſagte Schiller, daß der Herzog öffentlich geäußert habe, er werde meinem Aufenthalt kein Hinderniß in den Weg legen, und auf dieſes eilte ich hieher.

Nun, und daſſelbe wollt' ich dir aus der allernächſten Quelle durch deinen Vater zu wiſſen thun.

Tauſend Dank! eine ſolche Beſtätigung kommt nie zu ſpät. — Wer hätte das gedacht, als ich dich mit deinen Prinzen in Erfurth ſah, daß wir uns hier, auf dieſem Platze wieder begegnen würden! — Du kommſt von Stuttgart? Höre, bey aller Freude wieder einmal in Schwaben zu ſeyn, nach Stuttgart geh' ich nicht! dieſe Stadt iſt mir verhaßt! wenigſtens bey Tage ſoll ſie mich nicht erblicken. Wie ſtehts denn dort? Erzähle mir, wen haſt du alles geſehen?

Heinrich lächelte über die heimliche Theilnahme die der Dichter nicht unterdrücken konnte: Außer meiner Schwägerin, ſagte er, die mir noch allein geblieben iſt und die mit der Innigkeit einer altchriſtlichen Diakoniſſin zu der Pflege ihres kränklichen Mannes nun auch noch die Erziehung meiner Kinder übernommen hat, ſah ich kaum einen von früheren Bekannten als den herzoglichen Theaterdichter der einſt neben mir auf ~~dem~~ Hohenaſperg ſaß, und deſſen Dantonsgeſicht ich ſogleich wieder erkannt habe.

Den Schubart? rief Schiller. Das war freylich ein Umſchwung! es kam mir vor wie ein Mährchen der Tauſend und Einen Nacht, als ich ſeine Befreyung und Anſtellung vernahm. Nun, iſt er noch ſo revolutionair geſinnt?

Im vertrauten Kreiſe läßt er noch oft etwas ausgehen daß man für ihn erſchrickt, aber im Allgemeinen — es ſcheint mir überhaupt als ob ſeit dem Eintreffen der Revolution in Frankreich der Teutſche etwas anders geworden wäre: was wir mit philoſophiſchem Scharfblick vorausgeſagt haben das iſt jetzt geſchehen, und ſo haben wir unſer Gewiſſen ſalvirt und können zufrieden ſeyn.

Nicht übel! ſagte der Dichter lachend. Aber auch nicht zu vergeſſen: das franzöſiſche Beyſpiel hat auf uns ſo abſchreckend gewirkt daß die Partey die bey uns das Gleiche wünſcht nie ſehr ſtark werden wird. Denn zwiſchen dem Umſturz der Tyranney und dem Umſturz der Ordnung iſt ein großer Unterſchied, der aber, wie wir geſehen haben, bey ſolchen Gelegenheiten ſich ~~täglich~~ ſtündlich vermindert. Ueber kurz oder lang wird ein kräftiger Mann erſcheinen, der dieſer Anarchie ein Ende und ſich zum Herrn von Frankreich, vielleicht von Europa macht. Ich bin entſchiedener für die Freyheit als je, weil ich ſie jetzt in einer beſtimmtern Geſtalt erblicke, aber ich habe aufgehört revolutionair zu ſeyn. Uebrigens will ich Schubart's Liedern und meinen Räubern (die mir von Seiten der Kunſt betrachtet ein wahrer Pfahl im Fleiſche ſind) ihren Werth nicht abſprechen. Das Grün des Frühlings ſchießt nicht aus dem gefrornen Boden auf, ſondern es müſſen erſt jene widerwärtigen Winde und Regengüſſe kommen, die den Schnee wegfegen. Gebe Gott daß es mit dieſer literariſchen Revolution vorerſt in Teutſchland abgethan ſey! Wir gehen an viel zu vielen kleinen Ketten und Stricken, als daß wir auf einmal alle unſre Glieder frey zu bewegen fähig wären; o Jupiter, was für kleinſtädtiſche Republikaner würden wir ſeyn! Der gute Schubart hat doch durch ſein ganzes Leben immer bewieſen daß er nicht reif zur Freyheit iſt. Wie geht's ihm denn jetzt? wie lebt er?

Er hätte nicht auf den Aſperg kommen oder ihn nicht mehr verlaſſen ſollen. Er genießt ſeine neue Lage und ſeinen Profeſſorstitel, lebt flott von dem Ertrage ſeiner Prologen und ſeiner ausgebreiteten Gelegenheitspoeſie, — und macht eine Fauſt in Sack.

Er dauert mich, ſagte Schiller. Was wär' aus dem Manne nicht geworden, hätten ihm unſre teutſchen Verhältniſſe nur die Nußſchale voll engliſcher Freyheit gelaſſen, die ihm der Bürgermeiſter von Augsburg verweigerte!

Nebenbey, fuhr Heinrich fort, wird er fürchterlich dick, und man braucht kein Prophet zu ſeyn um in ſeinem rothen aufgedunſenen Geſicht einen bevorſtehenden Schlagfluß zu leſen.

Da möcht' ich ihm meine Diät anrathen, ſagte Schiller.

Heinrich lachte. Das wär' ihm noch ärger als der Aſperg! Wir haben, bey der mäßigen Lebensweiſe woran wir uns im nördlichen Teutſchland gewöhnen muſten, gar keinen Begriff von der Schlemmerey dieſer Geſellen im ſchwarzen Adler zu Stuttgart. Da iſt namentlich Schubart's täglicher Genoſſe, der Schieferdecker, von dem du ja gehört haben wirſt. Dem iſts eine Kleinigkeit, ſeine zwanzig, dreyſſig Flaſchen Wein zu trinken, und um ſich nicht zu verzählen ſteckt er immer nur die Pfropfen zu ſich, die er dann den andern Tag wieder mitbringt und bezahlt. Andre junge Poeten haben ſich dazugeſellt und fabriciren Epigramme gegen einander, namentlich gegen den dicken Schieferdecker, der ſie dafür freyhält und dem es nie wohler iſt als wenn er recht unbarmherzig mitgenommen wird. Es iſt Schade um die Maſſe von Witz und Talent und Gutherzigkeit, die da jeden Abend gegenſtandlos in den Lüften aufgeht und ſehnlich nach öffentlichem Leben verlangt. Freylich ſinds unter dieſen Umſtänden Sechsundneunzigpfünder, und ob du gleich von alten Zeiten her was Starkes vertragen kannſt ſo hätt' ich doch kaum den Muth dir davon zu erzählen. Doch weil du von deiner Diät ſprachſt ſo will ich dir ſagen wie ſich Schubart darüber ausdrückt. Er fragte mit lebhafter Theilnahme nach dir, nach deinen Arbeiten und endlich auch nach deiner Lebensweiſe, die ihm als äußerſt nüchtern bezeichnet worden war. Als ich ihm dieß beſtätigte ſagte er: Es iſt mir unbegreiflich, der Mann frißt Eis und — giebt Feuer von ſich!

Der Dichter lachte herzlich. Ja, ſagte er, ſonſt hätt' ich die Heimath wohl ſchwerlich wieder geſehen. Aber — er blieb auf einmal ſtehen und nahm den Freund am Arme — aber ſagteſt du nicht daß du mir aus beſonderer Quelle etwas Angenehmes mittheilen könneſt? daß du eben auf dem Wege zu meinem Vater ſeyeſt?

Freylich! ich komme ja von Hohenheim!

Von Hohenheim? warum haſt du mir denn das nicht gleich geſagt?

Du ließeſt mich ja gar nicht zu Worte kommen. Ich habe es aus Herzog Karl's eignem Munde —

Du haſt den Herzog geſprochen? rief der Dichter mit der liebenswürdigſten Lebhaftigkeit: O ſage mir, wie fandſt du ihn? was ſpricht er?

„Viel Genie, das muß ich ſagen, viel Genie!“ ſagte er als die Rede auf dich kam. Und als ich ihn verſicherte daß du ſeiner Erziehung und ſeiner früheren liebevollen Geſinnungen gegen dich dankbar gedenkeſt, ſo rief er: „Ich ſage, da thut er wohl daran!“ Wie ich nun mit Vorſicht an den Hauptpunct gelangen wollte unterbrach er mich: „Ich weiß ſchon! Er hätte nicht nöthig gehabt ſich in Heilbronn vor Anker zu legen: er kann ruhig kommen und bleiben ſo lang es ihm gefällt.“ Er erkundigte ſich wiederholt nach deinen Lebens- und Arbeitsplanen und ſchloß endlich: „Ja, ja! der Mann hat ſich recht notabel gemacht.“

Und wie haſt du ihn ſelbſt gefunden?

Um es gut ſchwäbiſch zu ſagen, er gefällt mir nicht. Ich ſah ihn geſtern auf einer Jagd bey Nürtingen, wo er mich einlud nach Hohenheim zu kommen. Da ſaß er ſo ſtattlich und aufrecht zu Pferde wie in ſeinen beſten Tagen. Heute aber, im Zimmer, kam er mir ganz anders vor: er ſtützte ſich, gebückt und verfallen, auf den Stock, und als der gebieteriſche Mann endlich der Gicht nachgeben und ſich ſetzen mußte, da konnt' ich die Rührung kaum bezwingen. Er war gütig, ja ich darf ſagen liebreich gegen mich. Es war mir als ob ich meinen alten Ephorus in Tübingen beſuchte; denn, die paar Soldaten abgerechnet, wars nicht anders als ob ich zu einem Privatmann gekommen wäre. Auch wohnt er ſehr beſcheiden in der Meyerey, und nicht in dem prächtig ausgeſtatteten Schloſſe, das er wie eine Chriſtbeſcheerung ſpart. Ich kann dir nicht beſchreiben wie wehmüthig dieſer Beſuch mich geſtimmt hat. Sein Alter iſt einſam und freudenlos. Selbſt ſein Lieblingskind, die Akademie, macht ihm keine Freude mehr: ſie nährt revolutionaire Ideen, und es iſt nicht lange her daß ſie ihn wegen einer warnenden Rede förmlich ausgepfiffen haben.

Wie? rief Schiller: darüber muß ja ſelbſt der

Verfaſſer der Räuber erſchrecken! Und er hat nicht mit dem Donnerkeil dreingeſchlagen?

Nein, ſagte Heinrich: er warf ihnen einen einzigen Blick zu, und verließ das Inſtitut, das er ſeitdem ſelten mehr beſucht. Wie es mich erſchütterte den ſtolzen Mann ſo reden zu hören!

Geht die Welt unter? rief der Dichter. Solche Bekenntniſſe hat dir Herzog Karl gemacht?

Nein, das mit dem Auspfeifen hat er mir nicht geſagt, aber es hätte wenig dazu gefehlt. Er klagte ziemlich offenherzig, denn mein Anblick und die Erinnerung an alte Zeiten hatte ihm das Herz weich gemacht. „Ihr hattet doch noch ein wenig Pietät,“ ſagte er: „aber die heutige Jugend iſt lieblos und undankbar.“

Die Akademie, ſagte Schiller: hat ihren Zweck erfüllt; ſie wird ſich ſchwerlich mehr lange halten können. Nicht den militairiſchen Zwang tadle ich, denn er führt, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, auf dem nächſten Wege zur Freyheit, und iſt im Ganzen weniger despotiſch als die in manchen Erziehungsanſtalten jetzt beliebte ſogenannte humane Behandlung; es ſind vielmehr die Principien mit welchen ſich die Zeit nicht mehr vertragen kann. Aber unberechenbare Wirkungen und einen weſentlichen Einfluß auf die künftige Entwicklung unſres öffentlichen Lebens hat dieſes Inſtitut gehabt. Hier wurde zuerſt der Geiſt der Abſonderung, der oberflächliche Hochmuth der obern und der ſcheue Trotz der niedern Stände gebrochen, und im furchtloſen Umgang mit adeligen, fürſtlichen Zöglingen und mit dem gekrönten Stifter lernten die jungen Leute das Menſchliche für menſchlich anſehen, eine aufrechte Haltung annehmen und das Weſen der Welt mit friſchem keckem Griff anfaſſen. Nach den tauſend Gegenden die ſie hergeſendet kamen ſie mit dieſer unſchätzbaren Ausſtattung wieder hinaus; ſie haben ſie als Männer bethätigt und verbreitet, und wenn auch das Inſtitut, deſſen Form an einer Perſönlichkeit hängt, ohne Zweifel mit dieſer zuſammenfallen wird (denn welcher folgende Regent wird den Director oder Ephorus zu machen Luſt haben?), ſo wird ſein Same doch in ganz Teutſchland und noch weiter hinaus fortwirken, ja die Geſinnungen ſelbſt die jetzt, in jugendlicher Ueppigkeit aufſchießend, die Anſtalt verwirren und den Stifter verletzen, ſie ſind großentheils Wirkungen eben dieſer ſeiner Akademie. Ich hätte ihm vor dem Untergang ſeiner Sonne das mit anzuſehen erſparen mögen.

Er fühlt ſich verkannt, fuhr Heinrich fort. „Wenn ich einmal nicht mehr bin,“ ſagte er zuletzt, „dann werden ſie einſehen was ich alles gewollt und wie gut ich's gemeint habe.“

O das hereinbrechende, das überwältigende Alter! rief der Dichter aus. Wie verräth es ſich in dieſer Beichte, die mich aufs Tiefſte überraſcht!

Auch ſchien er zu fühlen, ſagte Heinrich, daß er ſich zu weit herausgelaſſen habe; er brach auf einmal ab, der alte Götterblitz fuhr über ſeine Miene, er richtete ſich hoch im Seſſel auf und entließ mich mit einem barſchen „Nun adieu!“

Da kann ich ihn ganz ſehen und hören! rief der Dichter.

Zuvor hatte er mir noch einen Spaziergang durch den berühmten Park erlaubt, und mich aufgefordert die Grabſchrift zu leſen, die der Eremit ſeitdem erhalten hat. Ich durchwandelte den Garten, des Vergangenen eingedenk, mit ſeltſamen Gefühlen, und fand das merkwürdige Epitaphium, das ich auswendig behalten habe und dir, wenn du es hören magſt, wiederholen kann.

Sag' an! verſetzte der Dichter.

„Freund, ich genoß die Welt, genoß ſie in ihrer ganzen Fülle. Ihre Reize rißen mich dahin. Blindlings folgte ich dem Strome. Gott! welch ein Anblick als mir die Augen aufgingen! Tage, Jahre floßen dahin und des Guten ward nicht gedacht. Heucheley, Falſchheit vergötterten die niedrigſten Handlungen, und der Schleyer der die Wahrheit bedeckte war wie ein dunkler Nebel, den die ſtärkſten Strahlen der wohlthätigen Sonne nicht unterdrücken konnten. Was bleibt mir übrig? Freund, dieſer Stein bedecke mein Grab und damit alles Vergangene! Herr! wache du über meine Zukunft!“

Schiller ſchwieg nachdenklich. Unter dieſen Geſprächen waren ſie zu dem elterlichen Hauſe des Dichters gelangt, deſſen Vater dem Herzog während der Flucht und Abweſenheit des Sohnes ſeine Gärten und Pflanzſchulen treulich gehütet hatte.

---

Mein Freund und Lehrer!

Mein theurer Graf!

So riefen auf einem Spaziergang außerhalb der Reſidenz zwey Männer einander an, von denen der eine aus dem Wagen ſprang und den andern ſo ungeſtümm in die Arme faßte, daß er die beiden Kinder die dieſer mit ſich führte beynahe über den Haufen geſtoßen hätte.

Sind Sie es wirklich, Freund Roller? O wie geht mir das Herz auf! wie treten mir jene wunderbaren Zeiten wieder lebendig vor die Seele! Wie, und Sie ſchweigen? Kein Wort von Ihr? Keine Frage? Es gab eine Zeit wo Ihnen Laura nicht ſo gleichgültig war. Oder glaubten Sie mich ſchonen zu müſſen?

Ich bin gewohnt ſtillſchweigend über Gräber wegzugehen. Seit ich wieder in der Heimath bin, hab' ich faſt nur Blätter nachzuzählen die aus meinem Lebenskranze gefallen ſind. Und ſo muß ich nun auch Ihnen begegnen!

O mein Freund! rief der Graf: wenn ich es vermöchte Ihnen mein Leben mit dieſem feenhaften Weſen zu ſchildern! Da reicht keine Beſchreibung aus! Ich war unglücklich glücklich. Am glücklichſten, ſo ſeltſam es klingen mag, am glücklichſten war ich bey ihrem Sterben. Sie gab mir den Abſchiedskuß, den einzigen herzlichen den ich von ihr erhielt, und klagte mir daß ſie in ſchwerem Irrthum und

Gram gelebt und nun ihr junges Leben hingeben müſſe. Sie ſtarb in meinen Armen, die Blicke voll Innigkeit auf mich geheftet, und ich drückte jene Wunderaugen zu, deren Glanz auch im Tode kaum verlöſchen wollte.

So glücklich war ich nicht, erwiderte Heinrich mit wankender Stimme. Die Augen die für mich die liebſten waren in der Welt, ich konnte ſie nicht zudrücken, ſie ſchloßen ſich während ich ferne war, und als ich kam fand ich nur ein Grab das mit noch weichem Hügel mir die ſchnelle Veränderung alles Menſchlichen predigte. Was wir Schönes, Freundliches, Herzerquickendes haben, es iſt uns nur geliehen, nicht unſer Freudeſüchtiges vergängliches Ich damit zu ergötzen, ſondern um den köſtlichſten Inhalt herauszuziehen und zu einer Gottesgabe für die Menſchheit, das ewige Gotteskind, zu bereiten. Aber es dauerte lange Zeit bis ich mich wieder zu Lebenskraft und Thätigkeit ermannen konnte. Nun iſt mir von einigen Jahren voll unausſprechlichen Glücks das Andenken geblieben, und dieſe Pfänder die es in lieblicher Friſche erhalten.

Ihre Kinder! rief der Graf. Er ſchloß ſie in die Arme und küßte ſie. Was mir der Junge gefällt!

Komm, du Wildfang, gieb mir einen Kuß! — Er will nicht. Sehen Sie wie er mich trotzig anſieht! wie ein kleiner Held! Der wird ſeinem Vater noch über den Kopf wachſen.

Er iſt auch freyer erzogen, er gehört der Zukunft an.

Und das Mädchen? rief der Graf. Er hob ſie auf und das Kind gab ihm willig einen Kuß. O du unſchuldige Güte! ſagte er. Sieht ſie ihrer Mutter ähnlich?

Sie ſieht ihr ähnlich, und ich hoffe ſie ſoll ihr ganz gleich werden. Da brauchts kein Fortſchreiten durch Kampf und Irrthum: bey dieſem glücklichen Geſchlechte, das mehr hat als wir mit aller unſrer Hoheit und Freyheit erringen können, bedarf es immer nur derſelben ſchönen Herzensvollkommenheit.

Und Sie, mein theurer Freund? ſagte der Graf indem er das Kind niederſetzte: Was führt Sie hieher? Was haben Sie jetzt vor? Und wo haben Sie denn Ihre Prinzen?

Sie ſind in Mannheim, erwiderte Heinrich. Ich bin ihnen vorausgeeilt um meine Kinder hier unterzubringen. Sie werden mir bald nachfolgen und auch Ihren Hof beſuchen. Ich bin im Begriffe mit ihnen nach England zu gehen, es wäre denn daß uns die Kriegsaſpecten in den Weg treten ſollten.

England! rief der Graf: da kann man freylich was lernen.

Ja, ſagte Heinrich, beſonders in dieſer letzten betrübten Zeit, um mit den Kirchenliedern zu reden. Man möchte aufhören ein Teutſcher zu ſeyn! Die Zeit iſt auf lange vorüber, da wir andern Völkern Lectionen gaben.

Das war freylich eine fatale Lection voriges Jahr, ſagte der Graf. Dieſe horrible Campagne (1792) wird uns noch Horniſſen auf den Hals ziehen. Und wer muß dann immer am meiſten Haar laſſen? Das arme Südteutſchland. Wir ſind verrathen und verkauft, alles im Namen des teutſchen Reiches, jener alten heiligen Fabel die von ihren Prieſtern nach Gefallen ausgebeutet wird, und die Patrioten mögen raiſoniren wie ſie wollen, wir ſind gezwungen uns mit Frankreich im Einverſtändniß zu halten, ſo lange mörderiſcher Neid und heimlicher Verrath die Teutſchen trennen. Man hört von ſchönen Geſchichten die jetzt wieder angeſponnen werden ſollen.

Ich kann mirs denken, verſetzte Heinrich. Gewiſſe Zeitungen reden ſeit einigen Tagen wieder ſo ſentimental, und das iſt immer das Zeichen das Hörner und Pferdefuß hinter ſich hat.

In der That! ſagte der Graf: Wir ſind nicht ſo empfindſam, und darum werden wir auch von allen Seiten geſcholten. Egoiſtiſch, unteutſch! Ich muß immer lachen wenn ich ſolche Ausdrücke höre. Es iſt natürlich, wenn die andern machiniren, daß man für ſeine eigne Haut zu ſorgen ſucht. Der Herzog hat mit großer Klugheit gehandelt wie er unter den vorliegenden Umſtänden handeln mußte. Er hat die franzöſiſche Invaſion abgehalten, und ſo lang er lebt wird ſchwerlich ein unbehoſ'ter Gallier über den Kniebis ſteigen. Ob das nun teutſch iſt oder nicht, das thut gar nichts zur Sache. Aber ich frage: wer iſt denn teutſch?

Das iſt das Traurige, entgegnete Heinrich, daß man gar nicht mehr weiß mit wem mans halten ſoll, oder vielmehr daß der teutſche Genius es mit keinem hält. Der iſt jetzt weit von uns, er iſt bey dem alten Kaiſer der tief im Berge ſitzt und auf ſeine Raben wartet.

Da mag er lange warten, ſagte der Graf. An einen Tag wo Teutſchland einmal ehrlich zuſammenhalten wird glaub' ich nicht mehr.

Doch! verſetzte der Prinzenhofmeiſter: der Gedanke an unſre Vergangenheit giebt uns Hoffnung und vielleicht noch etwas mehr.

Dennoch lernte Schiller ſeinen Widerwillen gegen Stuttgart bezwingen. Von Ludwigsburg, wo er wie einſt der Herzog in den Tagen ſeiner Ungnade reſidirte, kam er erſt einige Mal mit dem Hofmedicus Hoven auf einen Abend herüber, und da dieſem ſein ärztlicher Beruf den Ausflug nicht oft genug geſtattete, ſo quartierte ſich der Dichter endlich auf einige Zeit in der Hauptſtadt ein, obgleich als Hinterſaße, denn er wohnte außerhalb, am Wege nach der Solitude, in einem Garten, und die Freunde kamen häufig, theils bey ihm, theils in Amaliens Hauſe, theils bey andern achtbaren und liebenswürdigen Familien zuſammen. Gaſtfreundſchaft wurde damals in weit reicherem Maß als jetzt gegeben und genommen. Die Sitten und Lebensgewohnheiten waren nach dem Beyſpiel des Herzogs, der, wenn er zuweilen mit ſeiner Franzel nach Stuttgart kam, das Eſſen von einem Traiteur um einen Ducaten bringen ließ, höchſt einfach geworden, und ſo konnte man, ohne ſich wehe zu thun, ein paar gute Bekannte je öfter je lieber mit einem

Kruge Weins bewirthen, mochte dieſer nun in den Kriegsbergen oder in Uhlbach gewachſen ſeyn.

Von deinem Gaunerhäuptling, Roller, ſagte in einer ſolchen Verſammlung Matthäus, der inzwiſchen, da er ſich einige gelegentliche Ketzereyen auf der Kanzel erlaubt hatte, ins pädagogiſche Fach und, der unmittelbaren Aufſicht wegen, ans Gymnaſium der Reſidenz verſetzt worden war: von deinem Hannikel kann ich dir nachträglich ein paar Züge erzählen die dich vielleicht mit ihm ausſöhnen werden. Ich lernte vor kurzer Zeit ſeinen einſtigen Beichtvater kennen, einen ſehr wackern katholiſchen Geiſtlichen vom Bodenſee. Dieſer hatte ihn auf einer Reiſe in ſeinem Kerker zu Sulz beſucht — die Localität wird dir bekannt ſeyn —

Weiter im Text! rief Schiller.

— und wie es ans Sterben ging, war das Oberamt ſo tolerant dem Verurtheilten auf ſeine Bitte ausdrücklich den Pfarrer vom See zu verſchreiben.

Fürwahr ein ſeltnes Beyſpiel von Toleranz! rief Schiller.

Sonſt — ſagte Rapp, Schiller's alter und Goethe's ſpäterer Freund, (der Verfaſſer der geiſtreichen Beſchreibung des Gartens von Hohenheim) —

ſonſt benützt man ſolche traurige Gelegenheiten um Proſelyten zu machen und der entgegengeſetzten Confeſſion einen Schabernack zu ſpielen.

Und zwar geſchieht dieß auf beiden Seiten, fügte Dannecker hinzu.

Nicht zu vergeſſen, warf Peterſen dazwiſchen, daß Sereniſſimus katholiſcher Confeſſion iſt, worauf das Oberamt nicht verſäumt haben wird unterthänigſte Rückſicht zu nehmen.

Dem ſey wie ihm wolle, fuhr Matthäus fort, ehe ihm das Todesurtheil angekündigt wurde, fragte man ihn ob er nicht einen Geiſtlichen begehre. „Lieber einen ſchwarzen Hund!“ antwortete er in ſeiner kräftigen Weiſe; doch beſann er ſich bald darauf und ſagte, ja, den katholiſchen Pfarrer der vor einiger Zeit bey ihm geweſen, den möchte er wohl gerne haben. Man ließ den Geiſtlichen kommen, und er hatte eine harte Nuß aufzuknacken. Der Sünder tobte und pochte; er behauptete er habe ein Ordensband ſtatt des Stricks verdient für ſeine Meriten um das Herzogthum, und der Mord den man ihm vorwerfe ſey vielmehr die Vollziehung eines rechtmäßigen Todesurtheils geweſen. Der Beichtvater ließ ſich dadurch nicht anfechten, ſondern brachte ihn dazu daß er in ununterbrochener

Folge ſeinen Lebenslauf erzählte, und dieſe Autobiographie hatte eine Wirkung die mir von keiner gedruckten bekannt iſt; denn der Zigeuner warf ſich als er geendet hatte auf ſeinen Block nieder und rief: „Ach Gott, wie groß und viel ſind meine Miſſethaten!“ — Ich will die Bekehrungsgeſchichte übergehen, obgleich ſie ſehr anziehend iſt und einen Beweis gibt was aus den Menſchen zu machen wäre wenn ſie ſo viel Liebe genößen als dieſer Zigeuner in ſeinen drey letzten Lebenstagen im Umgang mit dem edlen Geiſtlichen genoſſen hat: nur Eines will ich daraus erzählen, was mich ganz unſäglich gerührt hat. Als ihn der Beichtvater eines Abends verließ, fing er an ſich bitterlich zu beklagen daß er nun gar nichts beſitze das er ihm zu einem Andenken geben könnte, da er doch ſo viele Mühe auf ihn verwendet habe. Da er von dieſen Gedanken nicht abzubringen war, ſo ſagte ihm endlich der Geiſtliche, das angenehmſte Geſchenk werde ihm das ſeyn wenn er auf dem eingeſchlagenen Weg verharre und namentlich gegen die lutheriſchen Pfarrer die ihn hinauszubegleiten haben ſich mit gebührender Sanftmuth und Beſcheidenheit betrage. Dadurch war aber das leidenſchaftliche Beichtkind nicht beruhigt, das ihm, als er wiederkam, mit heiterer Miene entgegenrief: „Nun hab' ich etwas, mein lieber Vater, das ich dir geben kann!“ — Er hatte ſich eine Menge von ſeinen langen ſchwarzen Haaren ausgeriſſen und durch ſeinen Sohn in ein Kränzchen flechten laſſen.

Wie ſchön! rief Heinrich.

Das iſt ächt menſchlich! das iſt Licht durch Schatten! ſagte Schiller. Aber, wenn ich Sie recht verſtanden habe, den letzten Gang mußte der Zigeuner mit andern Geiſtlichen machen?

Verſteht ſich! erwiderte Matthäus: die Toleranz hatte ihre Grenzen. — Der Zigeuner brachte ſeinen geiſtlichen Vater durch die Beſorgniß der Proſelytenmacherey in großes Gedränge, und dieß war auch bis zum Augenblick der Hinausführung das einzige Bedenken das ihm nicht benommen werden konnte, bis er endlich von ſelbſt auf ein merkwürdiges Mittel verfiel. Sein geiſtlicher Liederſchatz umfaßte zwey Lieder, eines auf die Mutter Gottes von Einſiedeln und eines auf den heiligen Wendelin. Dieſe wollte er anſtimmen, wenn ihm die lutheriſchen Pfarrer gar zu hart zuſetzen würden, und ſein Beichtvater, dem hier nach vielen Gegenreden und Verſicherungen endlich der Faden ausging, wußte nichts dawider einzuwenden.

Nun, und hat er von ſeinen Liedern Gebrauch machen müſſen? fragte Rapp.

Bekehrungsverſuche ſind nicht vorgenommen worden; aber draußen, als ſeine Gefährten die Leiter beſtiegen und ihm das Waſſer an die Seele ging, da hob er doch eins von den Liedern mit lauter Stimme an, was natürlich der verſammelten Menge zu erbaulichen Mißverſtändniſſen Anlaß gab.

Und der katholiſche Beichtvater? fragte Schiller. Der durfte nicht mit hinaus?

Der ſtand, wie ſie mit einander verabredet hatten, unter dem Volke, der Leiter gegenüber. Der Zigeuner, als er ſie beſteigen mußte, wendete ſich gegen ihn, der Geiſtliche erhob die Arme und ertheilte ihm durch ein bewußtes Zeichen die Todesweihe ſeiner Religion.

Wie liebenswürdig hier ſich dieſe Kirche zeigt' rief der Dichter.

Ja, ſagte der vormalige Pfarrer vom Schwarzwalde, von ihr gilt wörtlich was im Evangelium geſagt iſt: Sie hat viel geliebet, darum iſt ihr viel verziehen.

Dieſe Eigenſchaft, ſagte Rapp, hat immer die unterdrückte Confeſſion.

Was für eine Ketzerpredigt, fragte Heinrich ſeinen alten Freund Matthäus, hat denn dich eigentlich von der Kanzel geſtürzt?

O das war nur vorgeſchoben, verſetzte dieſer. Der Hauptgrund war eine Vergleichung zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche, die ich bey einem geiſtlichen Eſſen auftiſchte, und die mir der Special nicht verzeihen konnte.

Und welche?

Ich verglich die katholiſche Kirche mit einer ſchwachen aber liebenden Mutter, und die andre mit einer ledigen Tante, ſtreng, geſcheid, bey Jahren, und mit dem ſcharfen dogmatiſchen Zug um den Mund.

Die andern lachten. Fürwahr ein Einfall, ſagte Heinrich, für den du verdienteſt an den Pranger geſtellt zu werden!

---

Ihr liebt es, begann Zumſteeg, der etwas ſpäter zur Geſellſchaft gekommen war, und Schiller liebt es insbeſondere, kleine Charakterzüge, ſelbſt Anekdötchen zu hören, wenn ſie zugleich etwas Allegoriſches an ſich haben, oder um mich meinem Fach gemäß auszudrücken, wenn ſie andre Töne und Melodieen mit anklingen laſſen. Nun will ich euch etwas vortragen das vielleicht dieſe Eigenſchaft hat und uns eine ganze wohlbekannte Epoche in einem kleinen Spiegel zeigen wird.

Sag' dein Sprüchel und theil's uns mit! rief der Dichter.

Wohlan! ſprach Zumſteeg. Ihr wißt alle von des Herzogs früheren Beſuchen in Tübingen, wie er ſich als Rector magnificentissimus noch neu war und ſeine Reden hielt. Damals hatten etliche Magiſter einen kleinen Klubb wo ſie einander Gedichte vorlaſen —

Aha! ſagte Schiller mit einem ſchalkhaften Blick auf den Dilettanten den wir ſelbſt einige Mal auf dem Pegaſus ertappt haben.

Nein, nein! rief Heinrich: zur Zeit jener Beſuche war ich noch nicht immatriculirt.

Nun begab es ſich, fuhr Zumſteeg fort, daß ein ſolcher Magiſter eines Abends ein Gedicht vortrug, welches anfing: „Tyrann, herab von deinem Thron!" Ich brauche nicht zu ſagen gegen wen es gerichtet war, — und daß es den rauſchendſten Beyfall fand unter den jungen Geiſtern, daß es auf der

Stelle abgeſchrieben oder gar auswendig gelernt wurde, das verſteht ſich ohnehin von ſelbſt.

Die beiden Freunde wechſelten komiſche Blicke mit einander.

Zwey Tage mochten etwa vergangen ſeyn als im Stipendium ein herzoglicher Laufer erſchien, mit dem Vermelden, der Herr Magiſter NN. habe ſich alſogleich zu Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu verfügen. Der Magiſter und Dichter warf ſich in ſeine rabenſchwarze Galatracht und erſtieg den Schloßberg ohne zu wiſſen was ihm dieſe Ehre verſchafft habe. Er wurde aber bald belehrt als ihm der Herzog mit den Worten entgegentrat: „Mein lieber Magiſter, Ich habe vernommen daß Er ein ſehr guter Declamator ſey. Alſo declamir' Er mir mal was!" — „Gnädigſter Herr, es fällt mir im Augenblicke nichts bey was Ewr. Durchlaucht würdig wäre." — „So will Ich Ihm was geben." — Der Herzog nahm von einem Tiſchchen ein Blatt das er ihm hinreichte. Der Magiſter aber, als er nur die erſten Worte angeſehen hatte, glaubte in den Boden ſinken zu müſſen, denn ſie lauteten: „Tyrann, herab von deinem Thron!" — Der Herzog ſah ihn eine Weile mit durchbohrenden Augen an, und dann entwickelte er jene Beredſamkeit, ich ſage jene Beredſamkeit! Es wird ja wohl kaum einer unter uns ſeyn, der ſie nicht auf eine oder die andre Weiſe kennen gelernt hätte. „Schämt Er ſich nicht, rief er zuletzt, Sein Talent, das Ihm die gütige Vorſicht zum Wohl der Menſchen geliehen hat, auf eine ſo abſcheuliche Art zu mißbrauchen, um die Ihm von Gott eingeſetzte Obrigkeit zu verunglimpfen und bey den Menſchen ſchlecht zu machen? Wäre es nicht beſſer dieſe Gabe ſo zu verwenden wie es Sein jetziges Studium und Sein künftiger Beruf erfordert? Aber es iſt freylich leichter ſolche elende Verſeleyen zu fabriciren als eine tüchtige Predigt hervorzubringen, wodurch die Menſchen gebeſſert werden. Das wird er ſich nicht getrauen!“ — Er hielt inne, und der Magiſter, in der Ueberzeugung daß es nun ſchon einmal um den Kopf gehe, erwiderte dreiſt: „Gnädigſter Herr, ich getraue mirs doch.“ — „Was, Er getraut ſichs?“ — „Ja, Ew. Durchlaucht!“ — „Geh' Er hin, das andre wird nachfolgen.“ — Der Magiſter hatte ſich an ſeinem Pult noch nicht ganz zurechtgeſetzt als bereits ein zweyter Trabant hereinkam und ihm einen Predigttext vom Herzog brachte. Zur Vorbereitung war ihm keine Zeit vergönnt, denn ſchon wurde das geſamte Stift zuſammenberufen, und der Herzog kam, ſeine Franzel am Arm und ſein ganzes Gefolge hinter ſich, in den Kloſterhof hereingeſtiegen. Der Magiſter eilte auf die Kanzel in der alten Kloſterkapelle und predigte was das Zeug hielt. Das war ihm gerathen! Denn als er fertig war und abgehen wollte, verließ der Herzog unten ſeinen Stuhl, trat ihm wie er von der Kanzel herunterkam entgegen und empfing ihn in ſeinen Armen: „Mein lieber Magiſter," rief er, „es iſt alles verziehen!" Er zog ihn ſogleich zur Tafel und ſagte ihm am Schluß derſelben: „Ich erfahre ſo eben daß eine von den beſten Pfarren aufgegangen iſt. Er kann ſich drum melden." Nun war es wohl billig daß ihm der junge Pfarrer, dem ſo unerwartet ein erledigter Dienſt in die Hände gefallen war, auch ſeinen Thron dagegen ferner nicht mißgönnte. Der Hof reiste von Tübingen ab, und der Magiſter laborirte an der aufgetragenen Bittſchrift, als auf einmal etwas noch Unerwarteteres erſchien, nämlich ein Reſcript des Conſiſtoriums. Darin ſtand geſchrieben: man habe in Erfahrung gebracht daß Sereniſſimus dem Magiſter NN. die Pfarre NN. angeboten habe: man gebe Magistro wohl zu bedenken ob er dieſen verfaſſungswidrigen Weg zu ſeinem

Fortkommen einſchlagen und die Gnade von zwey Augen der Gnade von ich weiß nicht wie vielen — meine Geſchichte hat ja kein ſtatiſtiſches Intereſſe — vorziehen wolle. Der junge Magiſter ſchlug in ſich und hörete auf die Stimme Samuelis. Da er es nun unterlaſſen hatte ſich um den Dienſt zu melden, ſo wurde er zum Herzog berufen, der eben damals in Stuttgart war. Der Herzog fragte ihn warum er nicht eingekommen ſey. Der Magiſter ſagte er habe ſich zu jung und unerfahren gefühlt, und was dergleichen Ausreden mehr waren. „Ach was!“ rief der Herzog und klopfte ihn auf die Schulter: „meint Er, ich hätte meine gelben Vögel hier nicht auch feifen hören?“

Seine gelben Vögel? rief Schiller verwundert. Was meinte er denn damit?

Seine Conſiſtorialräthe nennt er ſo, antwortete ihm Peterſen, und die ganze Geſellſchaft brach in ein unauslöſchliches Gelächter aus.

Das alſo war deine Geſchichte? ſagte Schiller.

Sie iſt noch nicht zu Ende, verſetzte Zumſteeg. Ein Vierteljahr nachher kam ein zweytes Reſcript vom Conſiſtorium, des Inhalts, da beſagter Magiſter ſich als einen gehorſamen Sohn der Kirche bewieſen habe, ſo ſolle ihm hiemit unverholen ſeyn daß jetzt ein andrer nicht minder einträglicher Pfarrdienſt erledigt ſey und daß er ſich um dieſen melden könne. Er meldete ſich und erhielt den Dienſt. Es fügte ſich aber daß dieſe Pfarre nicht weit von Hohenheim entlegen war, wo der Herzog ſpäter ſein Hoflager aufſchlug. Er hatte dem Pfarrer, mit dem er hier wieder zuſammentraf, die erſte Beleidigung und den ſpätern Ungehorſam völlig vergeſſen und vergeben und fand immer größern Gefallen an ihm, ſo daß er zuletzt eine beſondre Glocke auf ſein Schloß machen ließ, deren einzige Beſtimmung war den Pfarrer wenn er ſeiner begehrte nach Hohenheim zu rufen. Gleiche Gunſt erlangte dieſer bey der Herzogin; ja ſie machten manches wohlgeſinnte Complot mit einander gegen den Herzog, und benützten ihren Einfluß auf ſein Herz um Blitzableiter gegen ſeine ſchnell auflodernde Leidenſchaft zu errichten, indem ſie, gemeinſam aber anſcheinend zufällig, ſeinen keimenden Argwohn oder Groll gegen einen Menſchen im Voraus durch löbliche Züge die ſie ihm von dieſem erzählten umzuſtimmen und abzulenken wußten. — Sollte nun meine Geſchichte das nicht gehalten haben was ich von ihr verſprach, ſo könnt ihrs nur meiner Erzählung zuſchreiben.

Du ſollſt für deine Geſchichte bedankt ſeyn, ſagte Schiller: nur vermiſſe ich einen Schluß dabey.

Lebt dieſer Pfarrer noch? fragte Heinrich.

Ja wohl! erwiderte Zumſteeg und nannte den Namen des Mannes und ſeines Orts.

Den kenn' ich noch von Tübingen her! rief Matthäus, und glaube mich auch zu erinnern daß ſchon damals etwas von ſeinem poetiſchen Abenteuer verlautet hat, das er wohl Grund haben mochte geheim zu halten.

Ich ſehe, nahm Peterſen das Wort, ich ſehe in dieſer ganzen Geſchichte nichts als einen Wechſel von kleinen Tyrannenlaunen; denn hätte der Herzog den feſten Grundſatz gehabt mit allen Verfaſſern von Schmähgedichten ſo zu verfahren, ſo wäre Schubart nicht zehn Jahre auf dem Aſperg geſeſſen. Mich wunderts überhaupt wie man dieſem Herzog irgend etwas Conſequentes oder Charaktervolles unterlegen mag. Er iſt heute ſo, morgen ſo. Er giebt ſich das Anſehen eines Protectors der Kunſt und Wiſſenſchaft, und was hat er für dieſe Erkleckliches gethan? Ja, es iſt ihm nicht einmal Ernſt damit: ich weiß beſtimmt daß er zu einem unſrer erſten Maler, der noch als Akademiſt dieſen Beruf erwählen wollte, geſagt hat: „Schämt Er ſich nicht, Er, ein Regierungsrathsſohn, Maler werden zu wollen?" Das heißt nun doch die Kunſt mit der Hefe des Pöbels zuſammenwerfen!

Die Widerſprüche ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Erziehung, ſagte Schiller, ſind ihm mitunter über den Kopf gewachſen. Gleichwohl läßt ſich nicht läugnen daß ſeinen oft verworrenen Aeußerungen etwas Nachhaltiges und ein anerkennenswerthes Streben zu Grunde liegt. Wie ſehr dieß namentlich von ſeinen Bemühungen für die Akademie geſagt werden darf, das kann ich nicht oft genug wiederholen.

Dieſe Akademie, rief Peterſen eifrig, war von jeher nichts als ein Spielzeug ſeiner unbändigen Eitelkeit. Das Schickſal ſo vieler Akademiſten nach ihrem Austritt beweiſt das am deutlichſten. Vorher hatte er ſie ſeine Söhne genannt und mit ſalbungsreichen Reden gehätſchelt; nachher behandelte er ſie als Sklaven und manche ließ er ohne Anſtellung hülflos in die Welt gehen. Sein Benehmen glich auch hier einer befriedigten Leidenſchaft die ſich nicht weiter nach ihren Früchten umſieht. Der Grundzug ſeines Weſens iſt Eitelkeit, und ein Hochmuth der über den ſiebenten Himmel hinausreicht. So weiß ich zum Beyſpiel ganz gewiß daß Karl im Wahne lebt, er werde nicht wie andre Menſchen einzeln dahinſterben, ſondern erſt bey einer allgemeinen Conflagration, bey einem Einſturz des Weltgebäudes, vom Schauplatz abtreten.

Wie geht es denn jetzt mit ſeiner Geſundheit? fragte Matthäus.

Er iſt krank, antwortete Rapp.

Gefährlich?

Das nicht, erwiderte Zumſteeg, aber er iſt hart von der Gicht geplagt. Seit der letzten Jagd hat er Hohenheim nicht verlaſſen.

Peterſen, ſagte Schiller zu Roller, während die andern über den Geſundheitszuſtand des Herzogs ſprachen, Peterſen iſt unerfreulich geworden. Ich laſſ' es mir gefallen wenn man das Princip haßt, aber wenn man ſo alle Liebe gegen die Perſonen aufgiebt, ſo kann man zu keinem reinen Urtheil und productiven Anſchauen mehr kommen. Ihm wäre beſſer geweſen daß er hinaus und in der Welt herumgeſtoßen worden wäre wie ich; überhaupt droht den Schwaben die ganz zu Hauſe bleiben eine ſchwere

Krankheit: das behagliche Verſauern. Er iſt ſehr zurückgeblieben. Ich hab' ihm, daß ich ſo ſage, das Gewehr viſitirt: er iſt ein kleinlicher Notizenkrämer und liebloſer Curioſitätenhaſcher geworden, während er wohl die Gabe gehabt hätte etwas Ganzes hervorzubringen.

Da ich auch in der Akademie geweſen bin, ſagte Heinrich laut, als die andern ſtill geworden waren, ſo wird es mir erlaubt ſeyn etliche Worte davon zu reden. Ich will gerne zugeben daß die Eitelkeit des Herzogs eine große Rolle dabey geſpielt hat; aber Eitelkeit iſt eine Aeußerung die gar wohl aus einer edleren Quelle fließen kann.

Und daß, unterbrach ihn Schiller, daß der Herzog dieſen Fehler an ſich wohl erkannte, das ſieht man aus dem Eifer womit er ihm bey ſeinen Zöglingen auf jede Weiſe entgegenarbeitete. Ich weiß das von mir ſelbſt: eine meiner frühſten Abhandlungen war von den Vorſtehern zum Druck beſtimmt worden, der Herzog aber verſagte ihr dieſe Auszeichnung, weil ſie, wie er fürchtete, der Jugend des Verfaſſers gefährlich werden und ihn zur Eitelkeit verführen könnte.

Da haben wirs! rief Peterſen lachend. Ganz der Tyrann der keinem andern Urſache und Ausübung derſelben gönnen will, weil er die Eitelkeit unter ſeine Regalien rechnet.

Und ich ſage dir, rief Schiller, er hatte einen beſſern Grund! Er wollte ſeine Zöglinge vor ſeinen eigenen Fehlern bewahren. Daß er dieß manchmal übertreiben mußte liegt ganz in der Natur der Sache.

Um auf meine Rede zurückzukommen, fuhr Heinrich fort, ſo will ich euch, die ihr faſt alle die Akademie durchlaufen habt, an den unermüdlichen Eifer, an die ſtets nachdenkende Sorgfalt erinnern, womit der Herzog Tag und Nacht ſeine Anſtalt geleitet hat. Eine Mutter die ihre Kinder hebt und legt und trägt, ſie kann nicht unverdroſſener ſeyn als er. Wahrlich, das iſt keine bloße Sache der Eitelkeit! Eitelkeit nimmt einen raſchen Anlauf, und kehrt ſich ſchnellgeſättigt von ihrem Gegenſtande wieder ab. Wenn es aber doch Eitelkeit geweſen ſeyn ſoll, nun ja! ſo will ich ſie von nun an unter die erlaubten Fehler zählen. Die Eitelkeit die etwas hervorbringt iſt einer von den Angeln die die Welt bewegen.

Das wird man ſpäter noch beſſer erkennen, ſagte Dannecker: denn wie ſoll die Akademie einmal ohne ihn beſtehen?

Dafür iſt ſchon geſorgt, ſagte Rapp: ſein Bruder Ludwig hat ſich beſtimmt ausgeſprochen daß er ſie gleich bey ſeinem Regierungsantritt aufheben werde.

Damit wird er ſeinen Bruder Karl ins hellſte Licht ſetzen, rief Schiller, und deſſen ganze Regierung dazu! denn von dieſer gilt es eben ſo gut was unſer Freund von der Akademie geſagt hat: Eifer und Sorgfalt bey Tag und Nacht! Der Herzog iſt einer der ſelbſtändigſten und ſelbſtthätigſten Regenten die jemals einen Thron beſeſſen haben. Er nimmt ſich der Rechtspflege aufs Eifrigſte an, und iſt voll Fleiß, Aufſicht und Energie in den Regierungsgeſchäften.

Das iſt wahr, ſagte Peterſen. Er nennt auch ſeine geheimen Räthe nur ſeine Couvertmacher.

Herzog Karl, fuhr Schiller fort, hat ein entſchiedenes Talent zum Regieren. Ihm iſt jener ſeltene Blick verliehen, zu erkennen was das Land und die Zeit erfordert, und in manchen Puncten war das Recht in jenem Proceß mit der Landſchaft auf ſeiner Seite, ſo ſehr derſelbe auch durch des Herzogs Angriffe auf die Verfaſſung und durch Montmartin's ſchändliche Ausbeutung ſeiner Launen und Leidenſchaften begründet war. [illegible] wiederhole es, er hat Talent und Erfindung, und das viele Gute was ſeine Regierung dem Lande gebracht rührt faſt ohne Ausnahme von ihm ſelbſt und nicht von ſeinen Räthen her.

Einen löblichen Einfall kenne ich wenigſtens, ſagte Peterſen, auf den er von ſelbſt gekommen iſt. Er will zu ſeinem fünfzigjährigen Jubiläum, das in wenigen Monaten bevorſteht, allen mittleren und niederen Beamten die Gehalte aufbeſſern. Das wird als eine große und gerechte Wohlthat empfunden werden, obgleich der Gedanke gewiß mehr aus Schimmerſucht als aus Wohlwollen entſprungen iſt.

Und wär' es auch ſo! rief Schiller: in Staatsſachen hat niemand nach den pſychologiſchen Quellen zu fragen.

O doch! verſetzte Peterſen: zum Beyſpiel wenn dieſe pſychologiſche Urſache Schuld iſt daß etwas Uebereiltes und Unausführbares vorgenommen wird, was wenigſtens bey vielen andern Projecten des Herzogs der Fall geweſen iſt. Er iſt ein ewiger Projectenmacher.

Dieſer Vorwurf läßt ſich nicht ganz ablehnen, ſagte der Dichter: aber es iſt der Vorwurf aller

Erfindungsreichen Köpfe. Mancher kann unverſtanden durchs Leben gehen, ſeine Zeit und ſeinen Mann verfehlen. Manche auch von den mißlungenen Planen des Herzogs waren trefflich, aber er war in der Ausführung haſtig, gewaltſam, er hat nicht die Natur vorher um Erlaubniß gefragt.

Da hat ihm jener Färber von Calw eine gute Lection gegeben, fiel Zumſteeg ein.

Wie ſo?

Ach, ich glaubte die Geſchichte ſey allbekannt! Der Herzog reitet durch Calw, an einem Färber vorbey, der eben an ſeinem Keſſel beſchäftigt iſt, und mit jener Art die Leute anzurufen und zu necken fragt er ihn: „Färber, ich ſag', kannſt du mir meinen Schimmel blau färben?“ — „Ja wohl, Ihr' Durchlaucht, wenn er 's Sieden vertragen kann.“ — Das iſt, däucht mir, auch eins von den Anekdötchen die etwas Allegoriſches an ſich haben.

Fürwahr! ſagte Schiller lachend — der alte Fritz hat ihn ganz richtig beurtheilt. Für ihn wäre ein größeres Reich mehr geeignet geweſen, wo er mehr nur zu erfinden und anzugeben gehabt hätte, mit Händen genug zur Ausführung, als dieſes kleine Ländchen, wo alles ſo nahe zuſammengeht und wo er immer angereizt wurde im Einzelnen mit Ungeduld die voreilige Hand anzulegen. Man kann wohl von manchen Fällen ſagen daß es ihn gekitzelt habe das Gras wachſen zu ſehen; und es iſt nicht das Einzige was er ſich nachſagen laſſen muß, als Regent und noch mehr als Menſch. Aber ſeine großen Fehler waren größtentheils Fehler der Zeit die ihn geboren hat, und ſeine großen Eigenſchaften haben von den Mängeln ſeiner überhohen Geburt und ſeiner ſchlechten prinzenmäßigen Erziehung nicht ganz unterdrückt werden können. Er iſt ein glänzendes Beyſpiel daß es nicht gut iſt die Gewalt und die Verantwortlichkeit in die Hände Eines Mannes zu geben. Und dennoch, wenn ich heute die Kunde von ſeinem Hinſcheiden bekäme, denn er iſt krank und alt, ich würde ſagen: Er hat den Thron beſtiegen und verlaſſen beides zu frühe für ſein Land.

Ich muß mich wundern, ſagte Peterſen, wie unſer Dichter von dieſem Herzog ſpricht, der ihn gleichgültig gehen und kommen ließ, der ſich mit einer ſo großen Schuld um ihn belaſtet hat!

Das iſt eine unbedeutende Angelegenheit, entgegnete der Dichter mit ernſtem Tone; und wäre ſie bedeutend, ſo würd' ich die größre Hälfte dieſer Schuld auf die Umſtände legen. „Ob ich ein Dichter bin, das muß von meinen fortgeſetzten Leiſtungen und von der Nachwelt entſchieden werden. Der Herzog aber hat keinen Sinn für Poeſie, ein Verbrechen das ihm niemand zur Laſt legen kann, das ſich vielfach auf grauſame Weiſe von ſelbſt beſtraft. Die Nation iſt noch zu unmündig, um Nothwendigkeit, Stellung und Würde ihrer Schriftſteller zu begreifen. Und Männer wie der Herzog von Weimar und noch mehr der Prinz von Auguſtenburg, der nur ein Bürger dieſes Jahrhunderts ſeyn will, laſſen ſich nicht commandiren; die entſtehen nur wie es Gott gefällt. —

Er wollte noch weiter reden, als ein Bedienter mit einem Schreiben eintrat. Heinrich, an den es gerichtet war, ſah es durch und reichte es mit großer Bewegung dem Dichter hin. Dieſer las, erblaßte und ließ die Hand mit dem Blatte ſinken.

Alle blickten ſtumm auf ihn. Deine Geſchichte hat einen Schluß, Zumſteeg! ſprach er endlich. Der Mann der als Jüngling ſang: „Tyrann, herab von deinem Thron!“ der hat heute in Hohenheim dem Herzog die Augen zugedrückt.

Die andern ſprangen auf. Wärs möglich? rief Zumſteeg.

Herzog Karl iſt nicht mehr, ſagte Heinrich. Die Gicht iſt ihm aufs Herz getreten und hat ihm einen ſchweren Todeskampf gebracht. Seine letzten Worte waren: „Pfarrer, Sterben iſt kein Kinderſpiel.“

Friede ſey mit ihm! ſagte der Dichter.

Die Geſellſchaft war tief ergriffen; einigen ſtanden Thränen in den Augen. Peterſen ſah beſtürzt zu Boden.

Das Licht auf dem kleinen Tiſche, wo Kant's Kritik und einige Scenen des Wallenſtein lagen, war ſchon tief herabgebrannt, und noch immer ſaßen in lebendigem Geſpräch die beiden Freunde beyſammen, die wir durch verſchiedene Geſchicke, durch ſo manche Entſcheidung der Dinge begleitet haben. Der Dichter erwartete von einer ſpät gefundenen geliebten Gattin die Geburt ſeines erſten Kindes, und dieß hatte ihre Reden auf die Zukunft gelenkt; der geiſtige Haupterbe aber, der erſt in ſeinem Entſtehen war und noch viele Geburtsſchmerzen koſten ſollte, führte ſie wieder auf die Gegenwart zurück.

Was iſt alle unſre Poeſie? rief der Dichter aus. Stylübung, nichts weiter. Ich habe mich von dem

Schaume eines jugendlich gährenden Talents befreyt, und nun da ich mich umſehe, da ich mir die Grundlagen meines künftigen poetiſchen Verhaltens errichten will, ſeh' ich daß wir gar keinen Boden haben. Was iſt denn unſer teutſches Leben? Wir ſind weder einer Tragödie noch einer Komödie fähig, die ſich auf den Boden der Gegenwart gründen ließe; wir kommen nicht über die Familiengeſchichten hinaus. Darum iſt der Inhalt unſrer Poeſie ſchwankend und zweifelhaft, und die Form die wir entlehnen müſſen iſt eine fremde. Ich bin zu den Griechen zurückgekehrt, die ich früher theils nicht gekannt theils nicht verſtanden habe. Die hatten ihren Stoff! es überläuft mich wenn ich die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges leſe. Was iſt eine Poeſie die ſich nicht an bedeutende Verhältniſſe, nicht ans Vaterland anſchließt? Es giebt allerdings noch ein höheres Intereſſe als das vaterländiſche, das Intereſſe der Menſchheit, und auf griechiſche Form geſtützt iſt unſre Poeſie auf dem Wege dieſes zu ergreifen. Aber ich fürchte es iſt noch zu früh; wir ſollten die Schule der Nationalität durchgemacht haben, eh wir zu einem ſo hohen Standpunct gelangen können. Wie iſt das nun möglich bey unſern öffentlichen Zuſtänden und bey dem Zuſtand unſrer

Hiſtoriographie? Ich habe mir jetzt einen nationalen Stoff gewählt; aber ſag' mir nur, warum kann ich denn ſchlechterdings nicht an dieſen Wallenſtein hinkommen? Weil ich am dreyßigjährigen Krieg empfinden mußte daß wir keine Geſchichte haben, daß wir keine ſchreiben können! Ein Hiſtoriker ſchreibt gutsmuths dem andern nach, aber an den lebendigen Quellen fehlt es ganz, und was nützen uns die Thatſachen die wir kennen, ſo lang die Zeugen ihrer Beweggründe noch in den Archiven liegen? Wir kennen die Männer die unſre Geſchichte machten ſo ungefähr vom Sehen, wie ein Portrait; aber in die Seele können wir ihnen nicht blicken, und an Farbe und Phyſionomie der Zeiten fehlt es uns ganz. Auch der Dichter braucht einen Anhaltspunct für ſeine Erfindungen; er hat überhaupt nichts andres zu thun als den Geſchichten der Menſchheit, mag er ſich nun einen kleinen oder einen großen Kreis abſchneiden, ihr Inneres, ihren Geiſt auszuſaugen. Das iſt mehr als erfinden, was man ſo gewöhnlich Erfinden heißt, denn die Geſchichte, ausführlich überliefert und weſentlich aufgefaßt, iſt poetiſcher als die Lyra! Ich ahne jetzt vieles und will es im Wallenſtein am gehörigen Ort abliefern; aber es fehlt mir ein ich weiß nicht was, das mich oft ganz muthlos macht. Ich habe, als das Element worin dieſe Dichtung ſchweben ſoll, die griechiſche Schickſalsidee ergriffen, weil ſie ein bedeutendes, ahnungsvolles Princip iſt und ihre tragiſche Autorität uns in großartigen Werken vor Augen liegt; aber es iſt doch nur eine Form die des erfüllenden Inhalts bedarf, und hier glaube ich liegt der Entwicklungsknoten unſrer künftigen Poeſie. Was die Alten Schickſal nannten, das möcht' ich für die Neueren Politik heißen. Da iſt es nun freylich ſchwer mich verſtändlich auszudrücken —

Dennoch glaub' ich dich zu verſtehen, unterbrach ihn Heinrich. Was die Alten unter ihrem Schickſal verſtanden haben, das iſt ein Fernes, Unſichtbares und darum auch Leeres. Wir erkennen, durch die Geſchichte ſo vieler Jahrhunderte belehrt, etwas Greifbares darin: wir finden das Schickſal dargeſtellt in den Charakteren der Individuen die zuſammen die politiſchen Verhältniſſe produciren, in den Charakteren der Völker die von ihren Lenkern verſtanden oder nicht verſtanden werden, und in dem Beharren der Menſchheit, von einem dunklen Drang geführt ihren uralten Weg fortzuſchreiten, der aus dem Dunkeln ins Helle geht und eine Offenbarung Gottes iſt. Daraus ergeben ſich nun tauſend Verhältniſſe und Motive, je nachdem einer mit dieſen Elementen im Einklang oder im Zwieſpalt iſt. Von daher nimmt der dramatiſche Genius den Anlaß einen Sieger darzuſtellen der vor dem Richterſtuhl der Poeſie und Geſchichte beſiegt iſt, und einen Beſiegten der triumphirend für die Sache der Menſchheit untergeht.

Das iſt es! rief der Dichter lebhaft, das iſt es was ich meine: das Schickſal als eine politiſche, hiſtoriſche, göttliche Macht dargeſtellt. Das iſt der einzige Stoff welcher des großen tragiſchen Schauſpiels würdig iſt. — Er deutete auf die Blätter die auf dem Tiſchchen drüben lagen: Ich habe, ſprach er weiter, in dieſer Idee ſchon gute Fortſchritte für den Wallenſtein gemacht, aber ich fühle doch daß es mir nicht ganz damit gelingen wird. Denn in poetiſchen Dingen iſt mit der Einſicht ſo gut wie gar nichts gethan; ja ich hatte ſchon eh' ich die Räuber ſchrieb Einſichten und Erleuchtungen die meine Production niemals ganz erreichen wird. Dazu gehört noch etwas ganz anderes: der ſchöpferiſche Augenblick und die ſchöpferiſche Zeit. Die Zeit muß ſelbſt wieder einmal einen ſolchen ungeheuren politiſchen Umſchwung, davon wir jetzt kaum den Anfang geſehen haben, erleben; dann kann erſt die Poeſie dieſer Erlebniſſe ſich bemächtigen. Deßhalb wird die poetiſche Aufgabe immer größer, immer ſchöner und immer ſchwerer werden. Ich kann es mir als möglich denken daß die folgenden Zeiten eine Poeſie bringen die auf teutſches Leben gegründet iſt, ſo gut wie die griechiſche auf griechiſches Leben gegründet war. Wir die wir jetzt leben, wir müſſen nach dieſen Vorbildern greifen um eine Form und einen Gehalt zu bekommen: Bildung iſt alles worauf wir hinarbeiten können; es iſt nicht verloren, denn Bildung iſt geiſtige Freyheit.

Gewiß! erwiderte Heinrich: und aus dieſen Beſtrebungen wird auch das teutſche Leben einſt ſeinen Gewinn ziehen. Für jetzt kann es ſich nur um inneres Fortſchreiten handeln: das praktiſche Moment fällt den Nachkommen zu. An ihnen iſt es das öffentliche Leben zu erweitern und die Principien der Freyheit und Ehre darein überzutragen. — Was iſt das? unterbrach er ſich auf einmal: welche nächtliche Wundererſcheinung?

Sie waren im Drang des Redens aufgeſtanden und lehnten im Fenſter, das nach den weſtlichen Anhöhen blickte. Dort tauchten Lichter auf, erſt einzeln, dann immer mehrere, und geſtalteten ſich endlich zu einem Zuge wie von hundert Fackeln, die zuletzt den ganzen Berg einnahmen und durch das herbſtliche Laub der Bäume hinflackerten.

Ich ahne was es iſt! rief Heinrich.

Da geht eine Zeit zu Grabe, ſagte der Dichter.

Sie ſahen ſtill und unverwandt nach dem Berge hin; da klopfte es ſacht an der Thüre und der Hausbeſitzer trat ein, mit der Frage ob ſie den Leichenzug des Herzogs ebenfalls gewahr würden? Es iſt mir nur ſonderbar, fuhr er fort: das iſt die Straße die von der Solitude herunterführt, und ich weiß doch daß der Herzog in Hohenheim, in der Meyerey, geſtorben iſt.

Seltſam! verſetzte Heinrich: ſollte er denn befohlen haben nach ſeinem Tod auf die Solitude gebracht zu werden?

So viel iſt wenigſtens gewiß, war die Antwort, daß man den Hohenheimer Weg von hier aus gar nicht ſehen kann.

Der Fackelzug war inzwiſchen unten an der Biegung des Berges angekommen, wo er nach und nach verſchwand. Sie warteten noch lange um ihn näher auf der ebenen Straße wieder auftauchen zu ſehen, aber vergebens. Als ſie am andern Tage nachforſchten waren ſie nicht wenig erſtaunt zu vernehmen daß die Leiche des Herzogs wirklich um dieſelbe Stunde mit Fackeln von Hohenheim herab und nach Ludwigsburg geführt worden ſey: ſie unterſuchten die Richtung des Fenſters und fanden daß ſie ſich über die Straße nicht hatten täuſchen können, ſo daß ſie den Anblick zuletzt einer wunderbaren Luftſpiegelung zuzuſchreiben geneigt waren. Verbürgt iſt es aber und wird heute noch erzählt, daß viele Menſchen in Stuttgart, aus gleichgelegenen Standpuncten, den Leichenzug des Herzogs in jener Nacht die Straße von der Solitude herunterkommen geſehen haben.

---

Ein Wagen hielt in geringer Entfernung vom Ludwigsburger Schloſſe, und zwey Männer ſprangen raſch heraus.

Ehe wir einen Schritt weiter gehen, ſagte der Dichter, die Hand aus dem Mantel hervorſtreckend, geben wir uns das Verſprechen gegen jede Seele von dieſem Unternehmen zu ſchweigen! es könnte uns mißdeutet werden.

Ich verſpreche es, ſagte Heinrich.

Und nun kein Wort mehr! fuhr der Dichter fort: alles Uebrige laß uns ſchweigend begehen.

Sie näherten ſich dem Schloſſe, wo ein Mann mit einer Leuchte auf ſie wartete. Er führte ſie durch lange Gänge in die Kapelle; dort ſchloß er ihnen eine Thüre auf, und ſie ſtiegen die halberhellten

Stufen hinab in ein Gewölbe wo eine kleine Reihe von Särgen ſtand. Ein neuer war darunter, von geweihten Kerzen umgeben. Sie ſtellten ſich zu ſeinen beiden Seiten und blickten ſtumm auf ihn nieder; ſie ſahen einander nicht an und jeder ehrte des andern Empfindung.

Endlich reichten ſie einander ſchweigend die Hände und ſtiegen wieder aus der Gruft empor. Als ſie die Kapelle verlaſſen wollten, begegnete ihnen in der Thüre eine verſchleyerte Frau, in einen aſchgrauen Mantel gehüllt, unter dem ſie eine Blendlaterne zu verbergen ſuchte. Sie war erſchrocken und ſchlüpfte ſchnell an ihnen vorüber. Heinrich gab dem Dichter einen Wink der ihn zu warten bat, und ging, nachdem ſie verſchwunden war, an den Eingang der Gruft zurück. Er blickte die Stufen hinab und ſah wie die Verhüllte ſich dem Sarge näherte, an ihm niederkniete und ein leiſes brünſtiges Gebet erhob.

Er war ihr nicht aus bloßer Neugier nachgegangen; er hatte ſie erkannt, als ſich im Vorübergehen ihr Schleyer verſchob.

Es war Aurora.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

In einigen Exemplaren (Bd. III., Bogen 32) ſind folgende Druckfehler ſtehen geblieben:

Seite 501 Z. 2 v. Oben: salvus ſtatt saevus.
„ 501 nach Z. 9 v. Oben iſt ein Abſchnitt.
„ 502 Z. 11 v. Unten: zeigten ſtatt zeugten.
„ 503 Z. 7 v. Unten: aber ſtatt eben.
„ 504 Z. 4 v. Unten: auf dem Hohenaſperg ſtatt auf Hohenaſperg.
„ 505 Z. 2 v. Oben: Nun iſt ſtatt Nun, iſt.
„ 505 Z. 9 v. Unten: der Tyranney ſtatt der unmündigen Tyranney.
„ 505 Z. 6 v. Unten: täglich ſtatt kläglich.

# Deutſche Bibliothek.

## Sammlung
auserleſener
## Original-Romane.

Unter Mitwirkung von

Ludwig Bechſtein, Adolf Glaßbrenner, F. G. Kühne, Hermann Kurz, F. Kürnberger, Hermann Marggraff, Theodor Mügge, Wolfg. Müller, Otto Müller, Robert Prutz, Leopold Schefer, Georg Schirges, Ludwig Storch, Ernſt Willkomm u. a. m.

Herausgegeben
von
**Otto Müller.**

---

## IV.
## Der „Sonnenwirth".
**Ein deutſcher Volks-Roman von Hermann Kurz.**

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1855.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Aug. Oſterrieth
in Frankfurt a. M.

## Der

# „Sonnenwirth“.

### Schwäbiſche Volksgeſchichte

aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

**Hermann Kurz.**

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1855.

4.O. germ. 121 f-4

Druck von Aug. Oſterrieth
in Frankfurt a. M.

(4+B6)

Die Quellen, welche den Gegenſtand der nachfolgenden Erzählung behandeln, ſind:

Acta von dem inn und außer Lands bekannten Erzbößwicht Friderich Schwahn, einem Sohn des Sonnenwirth Schwahnen allhier. (Amtliche Protokolle und Aufzeichnungen, oberamtliche Erlaſſe, mit Beſchlag belegte Privatbriefe ꝛc., von 1750—57, auf dem Rathhauſe des vormaligen herzoglich wirtembergiſchen Amtsfleckens Ebersbach, Göppinger Stabs, aufbewahrt, von dem jetzigen Schultheißenamte daſelbſt dem Erzähler zur Durchſicht verſtattet. Sehr lückenhaft; die für die Erzählung bedeutendſten Acten fehlen. Auch das noch vorhandene Gerichtsprotokoll aus jenen Jahren bietet nicht die geringſte Ausbeute dar.)

Actum den 26. Junii 1750 in Praesentia der Ordinari Censurrichter. (Verhandlung, enthalten in einem Kirchenconvents-Protokollbuch der Pfarramtsregiſtratur ebendaſelbſt, welches die Zeit vom Mai 1750 bis December 1775 umfaßt. Der vorhergehende, für die Erzählung wichtigere Band iſt nicht mehr vorhanden.)

(Acta, den Joh. Fr. Schwan von Ebersbach betreffend, ſind in dem Inhaltsverzeichniß der Regiſtratur des jetzigen Oberamtsgerichts Göppingen angegeben, haben ſich aber in der Regiſtratur ſelbſt nicht mehr gefunden.)

Inquiſitions-Protocollum, betreffend den ſogenannten Sonnenwirthle, 7. März — 20. Juni 1760. (Geführt von dem Unterſuchungsrichter Oberamtmann Abel in Vaihingen an der Enz, und aufbewahrt auf der Kanzlei des jetzigen dortigen Oberamtsgerichts. Dabei befindet ſich noch eine eigenhändige, mit Bleiſtift gefertigte Aufzeichnung des Inquiſiten ſelbſt, Ergänzungen ſeiner Ausſagen enthaltend.)

Wöchentliche Anzeigen von Neuigkeiten, die das ganze Land betreffen. 1750—57. Wöchentliche Nachrichten von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Weſen nützlich und nöthig ſind. 1758—59. (Amtliche Zeitung für das Herzogthum Wirtemberg, auf der Staatsbibliothek in Stuttgart aufbewahrt, unter Anderem auch die Juſtizanzeigen u. dgl. enthaltend. Der Jahrgang 1760, der für die Erzählung von Bedeutung wäre, fehlt.)

Friedrich Schiller's Verbrecher aus verlorener Ehre. (Geſchrieben zu Dresden 1786 und zuerſt in der „Thalia" erſchienen. Die Eigenſchaft einer „wahren Geſchichte", die der Dichter dieſer von ihm wenig beachteten Nebenarbeit beilegte, kommt ihr in ſo fern zu, als ihr Inhalt ſich möglicher Weiſe im Leben ereignet haben könnte; in dem gewöhnlichen Sinne aber, den man unter dieſer Bezeichnung verſteht, iſt ſie gerade nicht wahr, ſondern von Anfang bis beinahe zu Ende Roman, d. h. Erfindung ohne geſchichtliche Grundlage. Zu bemerken iſt auch, daß der durch Schiller's Novelle in der Leſewelt eingebürgerte Titel „Sonnenwirth" der Geſchichte wie dem ſchwäbiſchen Sprachgebrauche nicht entſpricht und vielmehr „Sonnenwirthle", d. h. der Sohn des Sonnenwirths, heißen ſollte. Wie aber ein großer Dichter, zumal wenn ſein Ruhm die amtlichen Kreiſe erfaßt hat, nicht nur große Wahrheiten, ſondern auch kleine Irrthümer verbreiten kann, das erhellt aus der „Beſchreibung des Oberamts Göppingen, herausgegeben von dem Königlichen ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureau, Stuttgart und Tübingen 1844", in welcher bei der Ortsbeſchreibung von Ebersbach auf Treu' und Glauben geſagt wird: „Auch iſt bemerkenswerth, daß es der damalige Beſitzer der hieſigen Gaſtwirthſchaft zur Sonne, Chr. Wolf, war, welchen Schiller in ſeinem Verbrecher aus verlorener Ehre pſychologiſch dargeſtellt hat." Gewiß würde Schiller, wenn er als Flüchtling geahnt hätte, daß dereinſt eine Staatsbehörde einer Heimath aus ſeiner Novelle ſtatiſtiſche Angaben ſchöpfen würde, dieſelbe nicht „eine wahre Geſchichte" betitelt haben.)

Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erſcheinungen aus dem menſchlichen Leben, von Jakob Friedrich Abel, Profeſſor der Philoſophie an der hohen Carls-Schule. Zweiter Theil. Geſchichte eines Räubers. Geſchichte einer Räuberin. Stuttgart 1787. (Der Verfaſſer war der Sohn des vorhin genannten Oberamtmanns von Vaihingen und Schiller's Lehrer an der Carls-Akademie. Seine Darſtellung iſt pſychologiſch-moraliſch, ſein philoſophiſcher Standpunkt, der Zeit gemäß, ein Verſuch einer Vermittlung zwiſchen Aufklärung und Orthodoxie. Ein leiſes Ankämpfen gegen die ein Jahr zuvor veröffentlichte ungeſchichtliche Behandlung des Stoffes durch ſeinen berühmten Schüler und Freund iſt unverkennbar, beſonders da, wo der Verfaſſer ſeinen Vater und ſeine auf den Fang des gefürchteten Räubers ſtolze Geburtsſtadt Vaihingen, welche beide bei Schiller nicht ungerupft weggekommen ſind, in das verdiente Licht der Wahrheit ſtellt. Die Ordnung, die er den Begebenheiten anweiſt, ſtimmt nicht immer genau mit den Acten, die hierin allein maßgebend ſein können, überein; an einer Hauptſtelle iſt er, durch Schiller verführt, halb von dem geſchichtlichen Pfade abgekommen; aber die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Gegenſtande ſeiner pſychologiſchen Darſtellung und die humane Geſinnung, die ihm bei derſelben die Feder gelenkt, machen ſein Werk zu der einzigen Quelle, welche neben der äußerlichen Richtigkeit der Thatſachen auch Beſtandtheile innerer Wahrheit hat. — Den Hergang des Mordes im „Kirnbach“ erzählt er aus dem Munde des Thäters ſelbſt, hat ſich aber dabei in der Zeitfolge geirrt.)

Der Sonnenwirth. Hiſtoriſches Urbild des poetiſchen Seelengemäldes: der Verbrecher aus verlorener Ehre, von Schiller. Aus den Acten von Heinrich Ehregott Linck. Vaihingen, 1850. (Eine vollſtändige und treue Bearbeitung der oben aufgeführten Vaihinger Acten und eines Theils der Volksſage, wie ſie ſich in Vaihingen fortpflanzte, ohne Zuziehung der Ebersbacher Urkunden und der Vorarbeit Abel's, daher zwar eine richtige Kritik der Schiller'ſchen Novelle, ſo fern dieſe ſich als thatſächlich geben will, aber ſelbſt nur in bedingtem Sinne geſchichtlich, weil die Benutzung ſich, neben einer vielfach getrübten Sage, bloß auf criminaliſtiſches Material, und zwar aus dem letzten Lebensabſchnitt ihres Helden, beſchränkt. Die oben erwähnte Aufzeichnung deſſelben iſt im Anhang vollſtändig mitgetheilt.)

Zur Bezeichnung der Aufgabe, welche dieſer Erzählung vorlag, mag es dienlich ſein, den Schluß des Vorworts, womit der Verfaſſer eine Veröffentlichung der vier erſten Abſchnitte derſelben im Stuttgarter Morgenblatt 1846 einleitete, hier zu wiederholen:

„Die (aufgezählten) Urkunden enthüllten meinem Auge in und zwiſchen ihren Zeilen ein Lebensbild, grundverſchieden von dem bisher gekannten, aber belebender Darſtellung gewiß nicht minder werth. Indem ich eine ſolche verſuchte, müßte ich allerdings die Erfindung zu Hilfe rufen, jedoch keine willkürliche, ſondern diejenige Art von Erfindung, welche die vorhandenen geſchichtlichen Züge, eine trockene zerſtreute Maſſe, zu verbinden und zu erklären unternimmt. Meine Erzählung iſt keine bloß thatſächliche; ſie iſt Dichtung, aber innerhalb gegebener geſchichtlicher Grenzen.

„Ich glaube, daß die Geſchichte, deren Wiſſenſchaft zu einem Cultus zu werden beginnt, der Dichtkunſt denſelben Dienſt zu leiſten berufen iſt, welchen einſt die Kirche den bildenden Künſten leiſtete: durch Zwang und Beſchränkung zu innerer Freiheit und geſteigerter Kraft zu führen. War uns doch auch hierin ſchon ſo lange Shakſpeare ein Vorbild, er, der nie das Gerippe einer Fabel erfand, aber immer das Fleiſch und Blut dazu.

„Mag ſie etwas Kleines oder Großes unternehmen, das Conterfei eines einzelnen ungebärdigen Menſchenkindes oder ein breites und hohes Gemälde des verſchlungenen Weltlaufes — immer ſoll die Dichtung durch eine nicht allzu kurze, doch unzerreißbare Kette an die Geſchichte gefeſſelt ſein. Die urkundlichen Zeilen bilden dieſe Kette; zwiſchen ihnen iſt Freiheit, Erfindung, Offenbarung. Wenn aber das Schaffen ſo leicht wäre wie das Erkennen, ſo feierten wir ſchon längſt die neue Zeit, deren Schwelle wir wagend und zögernd, ſchreitend und ſtrauchelnd betreten: die Einheit von Dichtung und Geſchichte, die wahre hiſtoriſche Poeſie.“

## 1.

Nun, Meiſter Schwan, für diesmal iſt Er chriſtlich durchgekommen, ſtraf' mich Gott! Ohne Willkomm und Abſchied! Herr Gott von Dinkelsbühl, thut mir faſt leid, daß ich Ihm nicht ein Paar aus dem ff auf ſein geſundes Leder aufmeſſen darf, aus purer Freundſchaft. Und dazu bloß ein halb Jahr! Aber ich hoff', ſo ein heißgräthiger Burſch' wie Er wird bald wieder das Heimweh nach unſerer luſtigen Karthauſ' bekommen. Auf's Frühjahr ſpäteſtens, wenn die Bäum' ausſchlagen, werden wir wieder die Ehre haben. Ich will derweil ein paar tüchtige Haſelſtöcke ins Waſſer legen, damit ſie den gehörigen Schwung und Zug kriegen zum Willkomm, wenn's heißen wird: „des Ebersbacher Sonnenwirths ſein Gutedel iſt wieder da.“ Adjes, Meiſter Schwan, glückliche Reiſe und nichts für ungut.

Es war unter dem Thore des Ludwigsburger Zucht- und Arbeitshauſes, wo einer der Aufſeher einem jungen Menſchen dieſes ſpöttiſche Lebewohl ſagte. Dem unterſetzten ſtämmigen Burſchen konnte Niemand im Ernſte den Meiſtertitel geben, denn er ſchien kaum zwanzig Jahre alt zu ſein. Auch ſah er ſehr ſauer zu der Ehrenbezeugung, die nicht gerade aus wohlwollendem Herzen kam; ſein breites rothwangiges Geſicht ſpannte ſich zu einem trotzigen Ausdruck, den eine tiefe Schramme auf der Stirne noch erhöhte. Er hielt die Augen wie aus Verachtung zu Boden geheftet, aber dann und wann ſchoß er ſeitwärts einen Blick hervor, der wie ein bloßes Meſſer funkelte. Der Aufſeher gab ihm ſtatt des „Abſchieds“, den er ihm gerne zugedacht hätte, einen derben Schlag auf die Schulter, und ging lachend hinweg. Der entlaſſene Sträfling ballte die Fauſt und ſah ihm mit ingrimmigen Blicken nach.

Eben wollte er mit einer Geberde, welche ein nichts weniger als anſtändiges, aber um ſo aufrichtigeres Geſinnungsbekenntniß enthielt, dem Zuchthauſe den Rücken kehren, als er, noch einmal umſchauend, einen Gegenſtand gewahrte, der den Haß auf ſeinem derben lebhaften Geſichte plötzlich in das entſchiedenſte Widerſpiel verwandelte. Es war ein Greis, der in der Gebrechlichkeit des Alters an einem Stabe über den Hof gegangen kam; er trug ſchwarze Kleidung, und die beiden weißen Ueberſchlägchen, die ihm von der Halsbinde herabhängend auf der Bruſt ſpielten, bezeichneten ſeinen geiſtlichen Stand. Seine Erſcheinung machte einen ſichtlichen Eindruck auf alle Begegnenden; die ausgelaſſenſten Züchtlinge verſtummten, als er im Vorübergehen einen Blick auf ihre Arbeiten warf; der rohe Aufſeher wich ihm von Weitem aus. Jedem bot er ſeinen zuvorkommenden Gruß; er war immer der Erſte, der das ſchwarze Käppchen über den ſpärlichen weißen Haaren lüpfte, und doch ſollte es ihm offenbar dazu dienen, ſein greiſes Haupt vor der Herbſtluft zu ſchützen; denn neben dem Käppchen trug er den dreieckigen Hut unter dem Arm.

Der junge Menſch war unter dem Thore des Zuchthauſes ſtehen geblieben. In ſeinen Mienen zuckte es wie Gewitter und Regenſchauer; aber zum Weinen ſchienen dieſe Züge zu derb. Unwillkürlich bewegte er den Fuß, um dem alten Geiſtlichen entgegen zu laufen; er beſann ſich jedoch wieder und blieb ſchüchtern ſtehen. Als jener näher kam, zog er die Mütze und trat ihn mit einer linkiſchen Verbeugung an. Man konnte denken, wenn er ein Hund geweſen wäre, ſo wäre er mit freudigem Winſeln an ihm emporgeſprungen und hätte ihm Geſicht und Hände geleckt. So aber war er ein Weſen, um das der Zuchthausaufſeher ſchwerlich ſeinen Pudel hergegeben hätte, ein entlaſſener Sträfling, ein unbändiger Menſch, voll Trotz und Rohheit; und doch regte ſich in ſeinem Herzen etwas, das wir auch in den winſelnden Thieren ahnen, und das die Bibel mit den Worten bezeichnet: das Seufzen der Creatur.

Mit Verlaub — ſtammelte er — ich wollte nur dem Herrn Waiſenpfarrer Adieu ſagen, weil der Herr Waiſenpfarrer immer ſo gut gegen mich geweſen iſt — ich hätt' ja nicht fortgehen können ohne das.

Der Waiſenpfarrer — denn dieſer war es, dem die Seelſorge im Zuchthauſe oblag — neigte ſich mit freundlichem Lächeln zu ihm. Er hatte aus den verlegenen, halbverſchluckten Worten des ſonſt ſehr anſtelligen Burſchen den rechten Kern herausgehört. So iſt Er denn alſo jetzt frei, Friedrich? ſagte er zu ihm. Ich wünſch' Ihm von Herzen Glück. Nun gebrauche Er aber auch ſeine Freiheit ſo, wie man eine Gottesgabe gebrauchen muß.

Ich verſteh ſchon, Herr Waiſenpfarrer! erwiderte der Jüngling, der mit der erſten Anrede ſeine Beengung weggeſprochen und ſich in einen Ton beſcheidener Zutraulichkeit hineingefunden hatte. Ich verſteh ſchon. Das iſt wie mit dem Wein. Der iſt auch eine Gottesgabe. Wenn man aber ſolche Gottesgabe zu hart ſtrapazirt, ſo wirft ſie den Menſchen hin, daß er gleichſam wie vierfüßig wird. Dagegen wenn man ſie mit Maß genießt, ſo erfreut ſie das Herz und macht helle Gedanken im Kopf. Grade ſo iſt's auch mit der Freiheit. Wenn man von der über Durſt trinkt, ſo kann ſie Einen auch wohin werfen, wo zum Beiſpiel keine Freiheit mehr iſt.

Bei dieſen Worten wies er mit dem Daumen über die Schulter nach dem Gebäude, das er ſo eben verlaſſen hatte, und ſeine weißen Zähne blinkten lachend zwiſchen den kirſchrothen Lippen hervor.

Ja, ſo iſt's, mein Freund, verſetzte der Geiſtliche. Man pflegt wohl zu ſagen: ich nehme mir die Freiheit, das und das zu thun. Das iſt nur ſo eine höfliche Redensart. Mancher aber nimmt ſich mehr Freiheit, als er einem Andern gönnt, und thut einem Andern etwas, was er ſich ſelbſt nicht angethan wiſſen will. Das aber iſt zu viel Freiheit, und Er weiß wohl, was zu viel iſt, das iſt vom Uebel. Eigentlich ſollten wir unſere Freiheit bloß dazu anwenden, um einander lauter Liebes und Gutes zu thun; denn wenn die Menſchen alle einander dienen würden, dann wäre ja ein Jeglicher ſo wie ein Diener auch wieder ein Herr, und dann wäre die wahre Freiheit in der Welt.

Ja, wenn Alle ſo wären, wie der Herr Waiſenpfarrer, dann wär's keine Kunſt, ihnen zu dienen. Aber ſo iſt's nicht in der Welt. Da iſt viel Herzenshärtigkeit und Schlechtigkeit, nicht bloß ſolche, die den Nebenmenſchen übervortheilt, ſondern auch Bosheit, die ihm ohne allen Grund die Milch ſauer macht, und wenn man auf ſo einen Giftmichel trifft, ſo meint eben die Fauſt gleich, ſie müſſe ein Wörtlein mit ihm reden.

Mein Sohn, ſagte der alte Geiſtliche, man hat den Verſtand dazu, daß man der Fauſt nicht ihren Willen läßt. Und es kommt nur darauf an, daß man einem Menſchen ſeine gute Seite abgewinnen lernt. Eine gute Seite hat auch der Schlimmſte. Wenn man aber einmal dieſe gefunden hat, ſo iſt's als hätte man den Schlüſſel zu einer ſonſt verſchloſſenen Thüre, und wenn man hineingeht, ſo trifft man oft auf Dinge, die man gar nicht hinter dieſer Thüre geſucht hätte. Da iſt zum Exempe ein gewiſſer Friedrich Schwan. Den hat man mir geſchildert als einen rohen verworfenen Burſchen, deſſen Herz keiner guten Regung fähig ſei — Fauſt in Sack! die Leute urtheilen eben nach der Außenſeite — und wie ich Ihn nun ſelber kennen lernte, da fand ich in Ihm einen Menſchen, deſſen Herz wie ein wild aufgeſchoſſenes Reis iſt, trotzig und aufrühriſch gegen jedes rauhe Lüftchen, weich und geſchmeidig gegen jeden freundlichen Sonnenſtrahl, einen Menſchen, der gegen harte Worte und Behandlungen ſtörriſch bleibt, und den man mit Güte um den Finger wickeln kann. Iſt's nicht ſo?

Ja, ſo iſt's, Herr Waiſenpfarrer, antwortete der junge Menſch verlegen und gerührt.

Nun das iſt aber auch keine Kunſt, gegen Gute gut zu ſein. Wenn's weiter nichts wäre als das, ſo würden wir ja durch die breite Pforte in den Himmel eingehen, ſtatt durch die ſchmale.

Das iſt wahr, Herr Waiſenpfarrer, erwiderte der junge Menſch bedenklich. Aber wenn alle Menſchen unterdienſthaft gegen einander wären, wie Sie vorhin geſagt haben, ſo wäre es gerade daſſelbe Ding.

Allerdings. Aber da die Menſchen im Allgemeinen bis jetzt nicht geneigt ſind, uns die Himmelspforte ſo breit und bequem zu machen, ſo dürfen wir deßhalb der ſchmalen nicht untreu werden. Wir müſſen gegen unſere Nebenmenſchen gerade ſo liebreich und dienſtfertig ſein, wie ſie eigentlich gegen uns ſein ſollten, unangeſehen ob ſie es ſind oder nicht. Vielleicht gewinnen wir ſie dadurch und bewegen ſie, unſer Beiſpiel nachzuahmen.

Ja, ja, Herr Waiſenpfarrer, fiel der junge Menſch lebhaft ein, das iſt gerade wie wenn ein ungebautes Stück Feld umgebrochen werden ſoll. Da kommt es nur drauf an, daß einmal ein Anfang gemacht wird, der für den Fortgang und für's Fertigwerden Bürgſchaft gibt, und iſt alſo ein kleines umgepflügtes Flecklein faſt ſchon ſo wichtig, wie das ganze künftige Neubruchland.

Er hat mich gar wohl gefaßt, verſetzte der alte Herr mit freundlichem Lächeln. Wenn das Reich Gottes auf Erden erſcheinen und ihm die Stätte bereitet werden ſoll, ſo thut es zuerſt Noth, daß ein Kern von guten Menſchen gezogen wird, von welchen die Güte und der Segen allmählich auf die Andern übergehen kann. Die müſſen aber feſthalten wie ein Häuflein Streiter, von denen der Ausgang einer Schlacht abhängt. Ja, mein Sohn, fuhr er fort und legte ihm die abgemagerte Hand auf dieſelbe Schulter, welche vorhin der Aufſeher ſo unſanft berührt hatte: da muß man den Pflug über das trotzige Herz gehen laſſen, da muß man eine Beleidigung nicht mit Thätlichkeiten erwidern, die in's Zuchthaus führen. Vielmehr wer zu jenen Kerntruppen gehören will, der muß gegen ſeinen Feind gar noch ein gutes Wort und ein freundlich Geſicht aufzuwenden haben, und was noch weit mehr heißen will, es muß ihm ſogar von Herzen gehen.

Der Jüngling, der irgend einen Widerſacher im Geiſte vor ſich ſtehen ſehen mochte, trat bei dieſer Zumuthung betreten einen Schritt zurück. Die Größe der Aufgabe war ihm augenſcheinlich ſchwer auf's Herz gefallen. — Aber, ſagte er, da wird Mancher denken wie es im Evangelium heißt: „das iſt eine harte Rede, wer kann ſie hören?“

Der Greis lächelte. Mein junger Freund iſt ſehr bibelfeſt, verſetzte er: ich bemerke das heut nicht zum erſtenmal. Die beſten Kernſprüche, die ſchönſten Liederverſe hat er feſt im Kopfe behalten, aber ob auch in einem feinen Herzen? Das iſt nun die Frage. Dieſe ſchönen Stellen, welche die Jugend in den Schulen auswendig lernt, und oft recht gedankenlos daherſagt, ſind Samenkörnern zu vergleichen. Nun iſt es zwar um ein Samenkorn ein edles Ding, aber der aufgewachſene Baum und ſeine Früchte ſind doch noch etwas ganz Anderes. O mein lieber Friedrich, ich fürchte, — bei dieſen Worten hob er liebreich den Finger gegen ihn auf, — ich fürchte, dieſes trotzige Gemüth muß noch durch Leiden gebeugt und recht umgebrochen werden, wenn es ein Boden werden ſoll, darin der Same zu Früchten aufgehen kann. Mein Sohn, habe Er immer Den vor Augen, von dem wir jene Sprüche überkommen haben, der nicht ſchalt, da er geſchlagen ward, und nicht dräuete, da er litt. Ich will Ihm aber nicht mit Einem Mal ein Werk auflegen, das für manche zartere Seelen noch zu ſchwer iſt. Fange Er im Kleinen an, mein lieber Sohn. Strebe Er ſanftmüthig zu werden. Denke Er immer zur rechten Zeit daran, den aufquellenden Zorn zu bezähmen; denn der Zorn hat einen böſen Urahn, den Mörder von Anbeginn, und wenn man ihn herausläßt, ſo gleicht er der Kugel, von der das Sprichwort ſagt: „wenn ſie aus dem Rohr iſt, ſo iſt ſie des Teufels.“ Vor Allem aber will ich Ihm Eines an's Herz legen. Er iſt vermöglicher Leute Kind, und in einem Wirthshauſe fallen manche Brocken ab. Benütze Er dieſe Gelegenheit, um Gutes zu thun und nach Seinen Kräften den traurigen Unterſchied, der in der Welt iſt, ein wenig auszugleichen. Er kann, ohne Seinen Vater zu übervortheilen, — und das darf er ja nicht thun! — manchem armen Schlucker etwas zufließen laſſen. Ich ſage das nicht, daß Er meinen ſoll, Er könne ſich ein Verdienſt vor Gott damit erwerben. Aber der rechte Glaube wird auch immer die rechten Werke gebären, und hinwiederum, wer die rechten Werke thut, der ſetzt zugleich ſein Inneres in die rechte Verfaſſung, wie ſie vor Gott ſein ſoll; denn Gutes thun macht ein gelindes Herz. Deßhalb, mein Sohn, beſchloß er mit einem unbeſchreiblich heitern und ſcherzhaften Lächeln, will ich Ihm, da Er noch ſo jung iſt, nicht zumuthen, daß Er gleich als Flügelmann unter jene Kerntruppen tritt, von denen ich geſprochen habe. Suche Er nur zuerſt als Marketender bei ihnen anzukommen, dann kann Er ſich allmählich weiter aufdienen, bis —

Ein Geräuſch unterbrach ihn, das ihm den frommen Scherz auf's Kläglichſte verbitterte. Unzweideutige Schläge hallten von dem untern Stockwerk her, dem der Geiſtliche und ſein aufmerkſames Beichtkind nahe ſtanden. Sie folgten mit unerbittlicher Regelmäßigkeit auf einander, ſo daß der Greis die ſchwache Hand ausſtreckte, als ob dieſe abwehrende Geberde der Grauſamkeit ein Ende machen könnte. Man hörte kein Geſchrei, ſondern nur ein dumpfes Knurren, in welchem jedoch der menſchliche Ton zu unterſcheiden war. Dieſes Knurren, das ſich in Zwiſchenräumen wiederholte, machte den Vorgang weit unheimlicher, als wenn die lauteſten Wehklagen ihn begleitet hätten.

Der junge Friedrich ballte die Fauſt gegen das Gebäude. Dieſe Prügelhunde! rief er: es iſt ihnen nur wohl, wenn ſie zuſchlagen können.

Der Waiſenpfarrer legte ihm wieder die Hand, die aber diesmal zitterte, auf die Schulter. Mein Sohn, ſagte er, die Menſchen haben es mit der Sünde verdient, daß der Schmerz und das Wehthum in die Welt gekommen iſt. Wo aber Strafe iſt, heißt es, da iſt Zucht, und wo Friede iſt, da iſt Gott.

Die Schläge hallten dazwiſchen fort. Der Greis brach mit einem tiefen Seufzer die Unterredung ab. Nun lebe Er wohl, mein lieber Friedrich, ſagte er. Gott ſei mit Ihm auf allen Seinen Wegen. Denke Er an das, was ich Ihm geſagt habe, damit wir uns fröhlich und eben darum niemals mehr an dieſem Orte wiederſehen.

Er drückte ihm die Hand und wankte, ſo eilig als er es vermochte, an ſeinem Stabe dahin. Zwar hatte auch er die Meinung ſeiner Zeit ausgeſprochen, daß durch grauſame Züchtigungen der Wille Gottes erfüllt und ſein Kommen vorbereitet werde, aber er ſchien doch nicht gern dabei zu ſein und hatte es in dieſem Augenblick wohl tief empfunden, daß das Reich Gottes, ſo wie er es verſtand, noch ſehr ferne ſei.

Der junge Friedrich aber blieb unter den Fenſtern des Zuchthauſes ſtehen und lauſchte dem Geräuſch der Pein, vor welchem ſein ehrwürdiger Beichtiger entflohen war. Er fühlte zwar nicht geringe Entrüſtung über die Gewalt, die hier einem Menſchen angethan wurde, aber der Schmerz des Armen verurſachte ihm, der ſelbſt ſchon manchen derben Puff ausgehalten hatte, kein beſonders zartes Mitgefühl.

Die Schläge hörten endlich auf. Bald hernach öffnete ſich die Thüre, und von einer unſichtbaren Hand geſchleudert, kam ein Menſch herausgeflogen. Der Stoß war nicht eben ſanft geweſen, doch hielt der Hinausgeworfene ſich wie eine Katze auf den Füßen. Sein Geſicht zeigte trotz der zigeuneriſchen Farbe die Spuren überſtandener Anſtrengung, es war dunkelroth, und ein ſchielendes Auge gab dieſen jugendlichen Zügen einen furchtbaren Ausdruck. Der junge Zigeuner, der ſo eben einen rauhen Abſchied durchgemacht hatte, ſchüttelte ſich am ganzen Leibe, er kehrte ſich gegen das Zuchthaus um, ſtreckte die Zunge ſo lang er konnte heraus, und ging dann gemächlich ſeiner Wege.

Ich glaub', ſie haben dich mit ungebrannter Aſche gelaugt, und das ſcharf, ſagte Friedrich, als er an ihm vorüber kam.

Ich glaub' auch, war die trockene Antwort des Zigeuners, der einen Blick aus ſeinem ſcheelen Auge über den Frager hinlaufen ließ und ſich von dannen machte.

Friedrich, der auf den Burſchen neugierig geworden war, folgte ihm von weitem nach. Aber erſt als ſie Ludwigsburg mit ſeinen vornehmen regelrechten Straßen hinter ſich hatten, wagte er die Geſellſchaft des verachteten Zigeuners aufzuſuchen. Dieſer ſchien nachläſſig vor ſich herzuſchlendern, und doch hatte er Mühe, gleichen Schritt zu halten und ihn endlich einzuholen.

He, wohinaus, Landsmann? ſchrie er ihn an.

Dem Hohenſtaufen zu, antwortete der Zigeuner ſeitwärts herüber, ohne ſich in ſeinem Gange aufhalten zu laſſen.

Dann haben wir ja ſchier gar Einen Weg, ſagte Friedrich an ſeiner Seite gehend. Der meinige führt nach Ebersbach.

Da können wir wenigſtens eine Strecke weit beiſammen bleiben, erwiderte der Zigeuner.

Die beiden jungen Burſche gingen nun mit wackern Schritten durch die Ebene und dann jenſeits des Neckars über die Anhöhen hin, welche zwiſchen dieſem und der Rems liegen, und machten nach einer tüchtigen Wanderung bei einem einſamen Wirthshäuschen Halt, wo Friedrich ſeinen Gefährten zu Gaſte lud. Eine Flaſche vom Saft des Apfels und ein Rettig, der den Sommer überlebt hatte, war Alles, was ihm ein paar geſparte Pfennige aufzutiſchen erlaubten. Die vorgerückte Jahreszeit ließ ſich ſo mild an, daß die beiden Wanderer im Freien auf der verwitterten Bank unter dem alten Apfelbaum ihr Mahl verzehren konnten. Hungrig und durſtig griffen ſie zu und ließen ſich's nach der Weiſe der Jugend ſchmecken.

Wie luſtige Sperlinge genoßen ſie der wieder erlangten Freiheit, ſchalten auf das Gefängniß, von dem ſie herkamen, ſpotteten über die Schwachheiten der Aufſeher und erzählten ſich loſe Streiche, womit ſie deren Wachſamkeit umgangen hatten. Unter Plaudern und Lachen war die Flaſche nur allzubald geleert. Sie kehrten alle Taſchen um, bis ſie in der erdenklich kleinſten Münze, aber auch mit dem erdenklich größten Jubel die nöthige Summe zuſammengebracht hatten, um eine zweite zu beſtellen.

Wie biſt du denn eigentlich, fragte Friedrich unter dem Einſchenken, in den Gaſthof zur Kardätſche gerathen? Mit bloßem Vagabundiren haſt doch ſo jung nicht ſo hoch in die Wolle avanciren können.

Nein, erwiderte der Zigeuner unbefangen, ich hab' krumme Finger gemacht.

Pfui, rief Friedrich, Stehlen, das iſt was Hundsgemeines, heißt das, wenn —

Von z'wegen was ſeid Ihr hineingekommen? unterbrach ihn der Zigeuner etwas raſch. Ungeachtet des Aergers über die biderbe Bemerkung vergaß er nicht, daß ſein Genoſſe der herrſchenden Nation angehörte und daß er den größeren Theil der Zeche bezahlt hatte: Grund genug, ihn in der majeſtätiſchen Mehrzahl anzureden. — Man wird Euch auch nicht bloß um der Koſtbarkeit willen hinter Glas und Rahmen aufgehoben haben.

Ich hab' Einen durchgeprügelt und das leder windelweich. Der Heuchler gab dann vor, er könne den Arm nicht mehr gebrauchen. Es war aber erlogen, und ſo ſchickten ſie mich eben auf ein halb Jahr an das Oertchen, von dem man nicht gern red't.

Der Zigeuner machte ein unbefriedigtes Geſicht. Und habt Ihr Euch niemals an fremdem Eigenthum vergriffen, fragte er, daß Ihr da ſo auf den höchſten Gaul ſitzen könnt? Seid Ihr niemals einem Andern in die Aepfel gegangen, oder in die Kirſchen? Denn, ſetzte er eifrig hinzu, Stehlen iſt Stehlen, das ſag' ich.

Ja, meinem Vater bin ich wohl über die Kirſchen gegangen und auch über die Geldlade. Aber das iſt was Anderes, das geht ja vom Eigenen und heißt eben vor der Zeit geerbt. Das iſt nicht geſtohlen. Stehlen heißt, wenn man fremden Leuten das Ihrige nimmt, und das iſt eine Schmählichkeit.

Wenn bei uns Einer, verſetzte der Zigeuner höhniſch, ſeine Eltern beſtehlen würde, ſo könnte ſeines Bleibens nicht mehr ſein; der ärgſte Spitzbube würde ihn verachten und anſpeien. Bei uns iſt es Sitte, daß man die Eltern ehrt und liebt und daß man ihnen eher zubringt, als daß man ſie beſtiehlt. Dafür laſſen ſie es aber auch an ihren Kindern nicht fehlen, ſie geben ihnen den letzten Biſſen vom Munde weg, und deßhalb iſt es gar nicht möglich, daß ſo etwas bei uns vorkommt. Iſt mir auch eine ganz beſondere Lebensart, daß ich einen Fremden ſchonen ſoll, der mich nichts angeht, und ſoll mich dagegen an meinem Vater vergreifen, der mir der Nächſte iſt in der Welt. Das bring' mir ein Anderer in den Kopf, mir iſt es zu hoch. Kommt mir gerade vor, wie wenn im Krieg einer ſich von den Feinden abwenden wollte und auf ſeine Freunde ſchießen.

Friedrich war betroffen. Sein geſunder Verſtand ſagte ihm, daß etwas Wahres an dieſer Anſicht ſei, und doch konnte er ſie nicht zugeben, da ſie den Sitten und Gewohnheiten, unter denen er aufgewachſen, völlig widerſprach. Die beiden jungen Leute ſtritten eifrig und konnten ſich lange nicht verſtändigen. Darin waren ſie zwar Einer Anſicht, daß auf die „Herrſchaft“ keine ſtrengen Begriffe von Eigenthum anzuwenden, daß die Thiere im Walde, die Fiſche im Waſſer eigentlich Gemeingut ſeien; aber über den Reſt des großen Kapitels vom Mein und Dein konnten ſie nicht einig werden.

Stehlen und Stehlen iſt zweierlei, rief Friedrich zuletzt. Geh du nach Ebersbach und frag' von Haus zu Haus, ob die Leut' nicht einen Unterſchied machen, und die Leut' müſſen doch auch wiſſen was ſie thun. Ueberall gilt's für eine größere Schande, wenn Einer einem Fremden was ſtiehlt, als wenn er's den Eigenen nimmt; denn da bleibt's ja in der Familie.

Dann ſollte man ihn auch in der Familie abmurreln, ſagte der hartnäckige Zigeuner, und Jedem davon ein Stück zum Kochen geben, wenn eure Geſetze ſo ſchlecht ſind, daß ſie bloß den einen Diebſtahl ſtrafen, den andern aber nicht.

Oha, ſagte Friedrich, umgekehrt iſt auch gefahren. Selbiges iſt anders. Die Geſetze, die ſind ſo überzwerch wie du, die behaupten auch, Stehlen ſei Stehlen. Wie es herauskam, daß ich meinem Vater ein paar hundert Gulden genommen hatte, die er mir nicht gutwillig geben wollte, um in die Fremde zu gehen, da thaten ſie mich geſchwind nach Ludwigsburg zum Wollkardätſchen, ob ich gleich erſt ein unverſtändiger vierzehnjähriger Bube war. Damals hab' ich auch gelernt, was der Willkomm und Abſchied für höfliche Complimente ſind, und hab' empfunden wie es patſcht, wenn Haſelholz und Hirſchleder zuſammenkommen.

Der Zigeuner ſchlug ein luſtiges Gelächter auf. Aber nicht wahr, rief er triumphirend, mit einem ſolchen Leibſchaden noch ſtundenlang d'rauf los marſchiren und dann auf einem hölzernen Bänkchen herumrutſchen, das könnt auch nicht ein Jeder.

Nun, nun, entgegnete Friedrich, man merkt's deſſen ungeachtet wohl, wo du dermalen deine ſchwache Seite haſt. Du ſitz'ſt ja ſo windſchief da, als wenn das Bänkchen unter dir brennte, die armen Seelen in der Hölle, die auf dem Glufenhäfelein ſitzen, können nicht öfter wechſeln und nicht poſſierlicher den Fuß an ſich ziehen. Aber das muß man dir laſſen: mannlich haſt du dich gehalten. Wenn ich nur noch ein paar übrige Kreuzer hätt', ſo ließ ich dir einen Kirſchengeiſt zum Einreiben kommen.

Einreiben! wer wird auch die Gottesgabe ſo ſündlich verſchwenden! Den Kirſchengeiſt muß man innerlich brauchen, von innen heraus curirt er noch einmal ſo ſchnell.

Das glaub' ich dir! lachte Friedrich. Ueberhaupt hab' ich ſchon oft gedacht, ihr Zigeuner müſſet ein gutes Fell haben, ſtich- und kugelfeſt. Man könnt's, ſchätz' ich wohl, zum Ueberzug für ein ſchwaches Gewiſſen brauchen.

Es dient oft auch dazu. Ja, eine gute Haut, die muß der Zigeuner haben, und hartgeſotten muß er ſein, wenn er ſolch mühſeliges Leben aushalten ſoll. Froſt und Hitze muß ihm gleichviel gelten. Halbnackt muß er gehen können, wenn ihm der gefrorene Schnee unter den Füßen kracht, und die ſchwerſte Bürde muß ihm wie ein Flaum ſein, wenn ihn die Sonne Mittags auf die Glieder ſticht. Sein Lager iſt unter Gottes freiem Himmel, und in böſer Nacht hat er's nicht immer ſo gut, daß er auch nur im Hüterhäuschen unterkriechen kann. Oft hat er nur einen Baum zum Obdach, unter dem ſchläft er zufrieden, wenn der Sturm durch die Aeſte fährt und die Blätter ſchüttelt, daß ihm der kalte Regen auf die Stirne tropft.

Herr Gott, rief Friedrich mit rauher Rührung, ich kann doch auch was vertragen, aber ſo ein Leben muß ja den beſten Mann umbringen! Mußt du nicht ſelber ſagen, daß es vernünftiger wäre, wenn ihr das Heidenleben aufgäbet, eine chriſtliche Ordnung anfinget und ließet euch mit andern ehrlichen Chriſtenmenſchen in Handel und Wandel ein? Wer ein paar tüchtige Arme hat und einen Kopf, der ſie regiert, der wird nicht ſo bald mit leerem Magen ins Bett gehen und nicht im kalten Regen ſchlafen dürfen.

Wir ſind ſo gute Chriſten wie ihr, verſetzte der junge Zigeuner eifrig: es mag ſich fragen ob wir nicht beſſer ſind? Aber wie wollten wir denn mit euch leben? Ihr ſtoßt uns ja aus, und wollt keine Gemeinſchaft mit uns haben. Wie kann der Zigeuner, dem ihr mit Verachtung die Thüre weiſet, ſein ehrlich Brod bei euch verdienen? Ich bin aus einer Familie, die ſchon ſeit zweihundert Jahren hier im Würtembergiſchen, dann im Deutſchherriſchen drunten und in den beiden Markgrafſchaften am Rheine drüben hin und wider zieht. Nun fehlt es uns zwar dort nicht an Bekanntſchaften, aber ich möchte doch auch in all dieſen Landen einen einzigen Menſchen ſehen, wenn Unſereiner z. B. käme und ihm ſagte: Ich will ein ander Leben führen und ein ordentliches Weſen anfangen, da bin ich, nimm mich auf, theile dein Haus und dein Brod mit mir, ſo viel als dir meine Dienſte werth ſein mögen — den Menſchen möcht' ich ſehen, der darauf ſagen würde: Tritt ein und bleibe bei mir. Auch unter den Unſrigen möcht' ich den Menſchen ſehen, dem es im Schlaf einfallen könnte, eine ſolche Bitte zu thun. Denn jeder weiß die Antwort im Voraus und weiß wie man beiderſeits von einander denkt. Das iſt jetzt eben einmal von Anbeginn ſo, und wird auch nicht mehr anders werden. Ich weiß wohl, ein mancher von den Meinigen iſt eines böſen Todes geſtorben, und wie könnte es auch anders ſein? Das Element, in dem Einer lebt, iſt natürlicher Weiſe auch zuletzt ſein Tod. Das iſt allenthalben ſo. Wer ſein Leben lang im Hanfſamen ſitzt, wie ein freier Spatz, der find't wohl auf die Länge auch ein hänfenes Ende. Man thät's wohlfeiler nehmen, wenn man's haben könnte. Ein paar fette Capitälchen verzinſen, eſſen und trinken was gut ſchmeckt, mit vier Schweißfuchſen fahren oder auch nur mit zweien, — meint Ihr, der Zigeuner habe zu einem ſolchen gemächlichen Leben nicht ſo viel Genie, als irgend jemand in der Chriſtenheit?

Mir zweifelt's gar nicht! lachte Friedrich. — Aber jetzt kann ich auch auf einmal begreifen, warum du es für ſo ſchandhaft hältſt, wenn von euch einer ſeinem eigenen Vater etwas nehmen würde, und an dieſem Beiſpiel wird mir's klar, daß du eigentlich Ehr' im Leibe haſt. Denn die Moral iſt bei euch im Grund die nämliche wie bei uns, nur daß ſie natürlicherweiſe umgekehrt iſt.

Mit dieſen Worten, die zwar keine klare Anſchauung des Standpunkts, aber doch eine gewiſſe Ahnung deſſelben verriethen, ſuchte er die obſchwebende Streitfrage zu löſen. Aber es wird ſpät, fuhr er fort, und wenn wir die Butell' auch auswinden, wie ein Leintuch in der Wäſche, ſo preſſen wir doch keinen Tropfen mehr 'raus. Weißt was? Komm du mit mir über Ebersbach, ich will dir einen heidenmäßigen Kirſchengeiſt einſchenken zur inwendigen Cur. Ob du links am Staufen vorbeigehſt oder rechts, das iſt gehopſt wie geſprungen.

Ja, es iſt am End' Ein Ding, entſchied ſich der Zigeuner, und auf eine Stunde ſoll mir's nicht ankommen.

Die beiden jungen Burſche erhoben ſich und ſtiegen die gelinden Anhöhen hinab, an deren Fuße das Filsthal ſich gegen den Neckar öffnet. Wohlgemuth ſchlenderten ſie die Straße an dem Flüßchen aufwärts; der Zigeuner pfiff gellende Weiſen, Friedrich aber ſchwieg ſtill, und unter ſeiner breiten Stirne ſchien ein mächtiger Gedanke zu arbeiten. Die Worte des Waiſenpfarrers gingen ihm im Sinne herum; das Vertrauen des ehrwürdigen alten Mannes hatte ihn ſtolz gemacht und es war ihm zu Muthe, als ob er gar nichts nöthig hätte als ein bischen guten Willen, um ein großes Werk zu Stande zu bringen.

Sie waren wohl eine gute Stunde ſo zugeſchritten, ohne ein Wort mit einander zu reden, als Friedrich auf einmal ſtehen blieb und ſeinen Gefährten kräftig am Arme faßte. Und ich ſag' dir, rief er, du bleibſt bei mir! Ich will dir zeigen daß ich auch ein guter Chriſt bin. Wenn ich dein armes verſtoßenes Volk in das Erbe einſetzen könnte, das von Gott und Rechts wegen einem ſo gut gehört wie dem andern — mit Einem Schlag wollt' ich das thun. Nun kann ich aber weiter nichts, als an einem Einzelnen, der mir unter die Hände kommt, ein chriſtlich Werk verrichten. Du gehſt mit mir, da iſt keine Widerrede, die Sonne von Ebersbach hat Raum für Viele! Da wird ſich ſchon ein Plätzlein für dich finden im Haus, und ein Stuhl am Tiſch und ein Brocken in der Schüſſel. Zu thun gibt's auch immer etwas, du dienſt meinem Vater als Knecht, wie ich, und ſollſt es nicht ſchlechter haben als ich. An Froſt und Schneepatſchen, an Laſt und

Hitze wird's zwar nicht fehlen, je nachdem die Jahreszeit iſt; aber das Schlafen im kalten Regen und alles Andere, was dazu gehört, das ſoll und muß ein Ende haben. Komm her, ſchlag ein.

Der Andere hatte ihn anfangs mit ſeinem ſcheelen Auge verwundert angeſehen; die Zuverſichtlichkeit ſeiner Rede ſchien aber jedes Bedenken bei dem Zigeuner verwiſcht zu haben, und er that wie ihn ſein Gefährte hieß. Friedrich erwiderte ſeinen Handſchlag mit einem noch kräftigeren, und zufrieden wie wenn ſie einen guten Markthandel abgeſchloſſen hätten, ſetzten ſie ihren Weg mit einander fort. Der Tag begann ſich eben zu neigen, da breitete ſich das Ziel ihrer Reiſe, ein beträchtlicher Flecken, in angenehmer Thalweite zwiſchen den Anhöhen wohlgelegen, freundlich und heimatlich vor ihren Augen aus.

## 2.

Frau Sonnenwirthin, jetzt iſt's an mir! rief der Aeltere von zwei Männern in hellblauen Wämſern, die am Wirthstiſche ſaßen. Bringt nur gleich zwei Bouteillen auf Einen Streich. Und wenn das Vermögelein drauf gehen ſollte, der Friede muß ſtet und feſt ſein. Man ſagt ja, ein Proceß ſei etwas Fettes. Nun gut, auf etwas Fettes muß man brav trinken, damit's Einem den Magen nicht verdirbt.

Nach Befehl! erwiderte die Wirthin, eine große ſchlanke Frau, aus deren gelblichem Geſichte ſtarke Knochen hervortraten; und die Flaſchen auftragend fuhr ſie fort: G'ſegn's Gott, ihr zwei Müller, Ober und Unter! Das iſt das wahre Waſſer auf eure Mühlen und wird ſie beſſer treiben als das Haderwaſſer, dem ihr einige Zeit her den Zugang verſtattet habt. Ja ja, ich gratulir'! Ein fetter Vergleich iſt beſſer als ein magerer Proceß. Das Sprichwort ſagt's zwar umgekehrt, aber ich hab' doch recht. Auch iſt's geſcheider, das Geld in die Sonne zu tragen als zum Advocaten, denn bei dem wär't ihr doch nicht ſo 'ring durchgekommen wie mit ſo ein paar Bouteillen Zehner.

Die beiden Zunftgenoſſen, welche einen über ihre Gerechtſame entſtandenen Streithandel noch bei Zeit geſchlichtet hatten, ließen ihrer guten Laune vollen Lauf. Sie ſaßen ſchon den halben Nachmittag hinter ihrer Friedensflaſche und hatten, wie das in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, die ſtreitigen Punkte, ſo wie die Gründe, die zur Beilegung riethen, mehr als ein Dutzendmal umſtändlich durchgeſprochen. Lachend trank der Jüngere der Wirthin zu, der Aeltere aber bedachte ſie mit einer derben Liebkoſung. — Was die Sonnenwirthin noch ein feſter Kerl iſt! rief er: ich glaub', die wär' Manns genug, um noch Zwillinge zu bringen.

Die Frau ſchoß einen ſcharfen Blick aus ihren grauen Augen auf den Necker, ſtieß ihn mit einem halb ſcherzhaft halb ernſtlich gemeinten Scheltwort zurück und verließ ihren Geſchäften nachgehend das Wirthszimmer.

Ich glaub', Euch juckt's ſchon wieder nach einem Proceß, Vetter! ſagte der jüngere Müller lachend. Paßt nur auf, die da verſteht keinen Spaß. Ihr werdet wohl wiſſen, daß man ihr kein gebrannteres Herzeleid anthun kann, als wenn man ſie an ihre Kinderloſigkeit erinnert.

Weiß wohl, entgegnete der Andere, und eben darum hab' ich's gethan, weil ich die neidige, gelbe, giftige Kröte noch gelber ſehen will, als unſer Herrgott ſie geſchaffen hat. — Komm her, Peter, unterbrach er ſich, einem Eintretenden zurufend: Du haſt treulich mit zum Frieden gerathen, nun iſt's billig, daß du auch mit uns trinkſt. Ihr werdet nichts dagegen haben, Vetter, wenn ich meinem Knecht einſchenke? Hol' dir ein Glas und geh' her.

Der Knecht that wie ihm geheißen wurde und ſetzte ſich dann hinter einen andern Tiſch auf die Bank, die vor'm Ofen längs der Wand hinlief. Von dort aus nahm er ſeinen wohlberechtigten Antheil am Geſpräch, ſtellte ſich auch in ſeinem Reden und Benehmen völlig auf den Gleichheitsfuß mit ſeinem Herrn und deſſen Gefährten; nur dadurch, daß er nicht unmittelbar bei ihnen Platz nahm, beobachtete er den Standesunterſchied.

Der gelbe Neidteufel! fuhr der obere Müller fort. Man darf nur den Sonnenwirth vergleichen, was er unter ſeinem erſten Weib für ein Mann war, und was er unter dem dürren Rippenſtück für einer geworden iſt. Damals war er aufgeweckt und kameradſchaftlich und gar nicht b'häb in Handel und Wandel und Geldſachen. Jetzt iſt er ſchwach und hat keinen eigenen Willen mehr, dabei aber gegen andere Leute ein wahres Unthier an Geiz und Hochmuth. Der alte Kerl, er trägt den Kopf wie ein Edelmann, und meint wahrhaftig, er ſei aus anderem Teig gebacken als wie Unſereiner.

Das macht eben der Reichthum, ſagte der Knecht von ſeiner Bank herüber.

Ja, er iſt grauſig reich, verſetzte der untere Müller. Der Holzſchlegel rindert ihm auf der Bühne. Er wird wohl auf zwölftauſend Gulden geſchätzt. Aber freilich, wie Ihr ſagt, Vetter, ſo verhält ſich's: er iſt b'häb, und faßt das Tuch an fünf Zipfeln.

Ja und guckt in neun Häfen zumal, fiel der Andere ein.

Wo der gedroſchen hat, darf man kein Korn mehr ſuchen, ergänzte der Knecht.

An all' dem iſt das vortheilhaftige böſe Weibsbild ſchuldig! Sie will allewcil oben hinaus; ſie möcht's gern der Pfarrerin und der Amtmännin gleich thun, ſchmeichelt ſich auch bei ihnen an und verläſtert andere Leute, denn das hören ſolche Frauen immer gern. O die iſt falſch wie Galgenholz. Und wie iſt ſie nur mit ihren Stiefkindern umgegangen! Die hat ſie von Anfang an zurückgeſetzt und verkürzt, in der Meinung ſie werde eigene bekommen, und wie das nicht eingetroffen iſt, ſo hat ſie's ihnen aus Mißgunſt noch ärger gemacht. Die älteſte Tochter hat den kahlköpfigen, trockenen Krämer da drüben geheirathet, um nur aus der Hölle los zu werden. Die andere, die Magdalene, thät', ſchätz ich wohl, mit einem Froſch vorlieb nehmen, wie die Prinzeſſin im Märlein.

Ihr trefft den Nagel auf den Kopf, Vetter! rief der jüngere Müller mit mürriſchem Lachen. Wie? oder wißt Ihr's nicht? Hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden?

Nun was iſt's denn?

Habt Ihr den Laubfroſch noch nie aus und ein gehen ſehen? Wißt Ihr denn nicht, was man für Werg an der Kunkel hat?

Der Andere ſchüttelte den Kopf.

Das Ausrufungszeichen in dem froſchgrünen Rock! fuhr der Jüngere hitzig fort. Er ſieht accurat aus, wie Ihr ihn geſtempelt habt. Seid Ihr denn heut' ganz auf den Kopf gefallen?

Was, der Bartkratzer, der ſogenannte Herr Chirurgus, der Heuchler, der Kopfhänger, die magere Kuh Pharaonis? Jetzt wird mir's anders! jetzt hab' ich eine Stärkung vonnöthen! Kommt, Vetter, ich will's an Euch hinlaſſen.

Damit erhob er ſein Glas. Ich will's ausſtehen, erwiderte der Andere mit ſauerſüßer Miene, kam ihm mit dem ſeinigen entgegen und ſie ſtießen mit einander an. Nachdem der Knecht durch einen Wink beſchieden worden war, den Dreiklang voll zu machen, lehnte ſich der ältere Müller in ſeinen Stuhl zurück und fuhr verwundert fort: Ei ſo guck Einer! Der Alte ſchlägt ſeine Mädchen doch recht unter'm Preis los, denn die paar Fuß breit Grundherrſchaft, die der grüne Darmſeger beſitzt, werden juſtement einen Sack Erdbirnen ausgeben, und was er Jahraus Jahrein mit ſeiner Raſierklinge aus den hieſigen Schweinsborſten und Igelsſtacheln herausſticht und ſchabt, das wird ihn auch nicht gerade fett machen. Die Figur gibt's. Aber der Alte trifft zwei Fliegen mit Einem Schlag. So ein Schlucker darf kein groß Heirathgut fordern; da behält der Schwäh'rvater ſeine Kronenthaler brav in der Truhe, und hat noch den Profit, daß ihm der fromme Schwiegerſohn, ſo oft er den Morgen- und Abendſegen lieſt, um ein baldſanftſeligs Ende betet. Seine erſte Tochter wird auch nicht viel mitbekommen haben, wie er ſie hinausgegeben hat; denn ich ſeh' juſt nicht, daß ihr Eh'krüppel ſonderlich ſtark ſpeculirt, weder in Käs noch in Schwefelhölzlen. Econträr, im Gegentheil, ſeine Firma geht einen ſehr bedächtlichen Gang und blüht wie die ſpäten Obſtſorten; ich glaub', er hat's auf's langſam reich werden angelegt. Aber er iſt doch ein Herr Handelsmann, in Stuttgart heißen ſie's gar Commercienrath, und das iſt Numero Zwei. Den neuen Schwiegerſohn kauft er vielleicht noch wohlfeiler, und das iſt noch ein koſtbarerer Artikel, das iſt gar ein halber Doctor. Die Frau Chirurguſſin wird ſich natürlicher Weiſe Flügel an die Haube machen laſſen müſſen, wenn ſie mit der langen froſchgrünen Stange ranggemäß über die Straße rudern will. Schad' iſt's übrigens um die Magdalene. Sie gäb' grad' ſo einen Arm voll für einen wackern Junggeſellen, wie Ihr z. B., Vetter. Aber ſo weit gibt ſich der Hochmuth nicht herunter, Unſereiner iſt ihm nicht gut genug; ſo eine Raſierklinge ohne Handhab' ſchneid't ihm immer noch beſſer. O blinde Welt! Die Hand vom Butten, Vetter, 's ſind Weinbeeren drin.

Meinthalben Roſinen und Cibeben! fuhr der Jüngere auf. Habt Ihr mich auf der Muck'? Wollt Ihr mich in's Gered' bringen? Ihr ſchwätzt mir da recht hinterfür heraus, wie ein Mann ohne Kopf! Was will ich von dem Mädle? Habt Ihr wo läuten hören? Bin ich dem Sonnenwirth auf irgend eine Art oder Weiſe zu Hof geritten? Zwar es fragt ſich noch, wenn er einen wohlfeilen Schwiegerſohn finden will, ob ihm nicht einer ſo gut iſt wie der andere. Wenn's im Abſtreich geht, darf auch der Bettelmann zur Auction kommen, und das iſt doch juſt nicht meine Nummer, wie Ihr ſelber am beſten wißt. Uebrigens kann mir die ganze Sippſchaft geſtohlen werden. Macht mir nichts vor! In dem Punkt verſteh' ich keinen Spaß.

Na wollen den Geiſt ruhen laſſen, verſetzte der Aeltere. Aber ſo viel iſt gewiß: wenn die erſte Frau, die rechte Mutter, noch am Leben wär', ſo fiel' die Ausſteuer ein wenig größer aus und der Hochmuth ein wenig kleiner.

Ja und mancher böſe Auftritt wär' unterblieben und mancher Lärm und Spektakel bei Tag und auch bei Nacht, der die Sonne mehr in Finſterniß als in Glanz brachte bei der Gemeinde. Und die Hauptſonnenfinſterniß wär' gewiß auch nicht ſo ſchwarz ausgefallen unter dem linden Regiment der rechten Mutter.

Was meint Ihr damit? Ja ſo, jetzt geht mir auf einmal ein Licht auf. Ihr ſprecht vom Gutedel, vom jungen Sonnenwirthle. Mag leicht ſein, daß der mit Verſtand und Güte gradgebogen worden wäre, der knorrige Hagbuchenſtock. Zwar iſt es ſchwer zu ſagen, ob das Mutterherz den rechten Weg gefunden hätte nachmals, wie es nöthig wurde; denn die ſelige Sonnenwirthin war eben die gute Stunde ſelber, und den Stab Wehe hat ſie nimmermehr zu führen verſtanden. Der Sonnenwirth ſah dem Früchtlein auch in allweg zu viel durch die Finger, ſo lang ſie lebte und ſo lang der Erbprinz die Nüſſe noch mit den Milchzähnen knackte. Er hielt ihn zwar fleißig zur Schule an, und ſah auch ſonſt zum Rechten; aber ich weiß nicht, es hat eben doch an etwas gefehlt.

Ja, lachte der jüngere Müller, wohlgezogen, aber übel gewöhnt, das war er von Anfang an.

Iſt denn ein Sohn da? fragte der Müllersknecht von ſeiner Bank herüber?

Sein Dienſtherr ſah ihn verwundert an. Ja ſo, ſagte er nach einer Weile, du haſt dich ſchon ſo bei mir inſinuirt, daß ich ſchier gar gemeint hätte, du ſeieſt ſeit Jahr und Tag in meinem Haus, und biſt doch erſt eine Woche da. Freilich auf die Art haſt du den jungen Sonnenwirthle noch nicht zu Geſicht kriegen können. Wundert mich übrigens, daß du in deinem Deizisau nichts von ihm gehört haſt; denn er iſt ein Gewaltiger vor dem Herrn und wenn man ihm nicht den Krattel bei Zeiten vertreibt, ſo kann er, ſchätz' ich wohl, im ganzen Land bekannt werden.

Wo iſt er denn? fragte der Knecht.

Er iſt an einem Oertlein, wo du nicht gern hinkämſt, war die Antwort, und die beiden Müller brachen in ein Gelächter aus. Jetzt rath' einmal.

Die Thüre ging abermals auf und ein Menſch in hohen Waſſerſtiefeln trat herein. Er trug einen Kübel, den er vorſichtig auf einen Stuhl ſetzte. Iſt die Frau nicht da? fragte er.

So, du biſt's, Fiſcherhanne? rief der obere Müller. Was haſt denn da? Du gehſt ja mit dem Kübel ſo ſachte um, wie wenn du Perlen in der Fils gefunden hätteſt.

Guten Abend, ihr Mannen, ſagte der Fiſcher. Thut's ſo? iſt's ſchon Feierabend? Nein, die Perlen gerathen nicht hier zu Land, außer in der Glasfabrik. Forellen ſind's, friſch aus dem Bach, ich hab' ſie nur geſchwind im Kübel hergetragen.

Was meint Ihr, Vetter? Wie wär's, wenn wir ſo ein paar Silberfiſchlein in die Küche ſchicken thäten? Der Wein ſchmeckt noch ſo gut dazu. Wie, Fiſcherhanne, gib her, laß einmal ſehen, was haſt für Waar'?

Ich kann keine davon hergeben, ſagte der Fiſcher. Die Alte thät' mich mit dem Beſen zum Haus hinaus jagen. Sie hat morgen ein Pfarrerskränzlein und da braucht ſie die Fiſch alle.

So, ſo, die hochwürdigen Herren begnügen ſich nicht mit dem geiſtlichen Fiſchzug und wollen daneben auch leibliche Gräten beißen?

Ihr lebet ja auch nicht vom Waſſer allein, obgleich Ihr Müller ſeid, erwiderte der Fiſcher, indem er trotz ſeiner abſchlägigen Antwort den Kübel herüberholte und mit ſeinen zappelnden Inſaſſen auf den Tiſch ſetzte.

Pflanz' dich nur her, ſagte der Andere. Du gehörſt ja in Ein Element mit uns. Ein Glas Wein für den Fiſch! Willſt nicht? Und meinethalb noch einen Freitrunk drüber, daß der Weinkauf richtig iſt.

So macht nur geſchwind, daß die Alte nicht dazu kommt, erwiderte der Fiſcher. Aber mehr als einen auf den Mann kann ich nicht hergeben und hier könnet ihr ſie auch nicht eſſen, denn die Sonnenwirthin darf beileib nichts davon wiſſen.

Freilich, 's iſt ein halber Kirchenraub! rief der ältere Müller lachend, fuhr in den Kübel, griff mit ſicherer Hand eine große ſchöne Forelle heraus, zu welcher der Fiſcher gewaltig ſauer ſah, ſchlug ſie mit dem Kopf gegen die Tiſchecke, und ſteckte ſie eilig in die Taſche. Der Jüngere war eben ſo ſchnell ſeinem Beiſpiel gefolgt.

So, Fiſcherhanne, ſagte der Aeltere, nachdem ſie den Handel beendigt hatten, wir wollen das Element leben laſſen, das unſere gemeinſchaftliche Nahrung iſt. Nahrung wohlverſtanden! denn für den Hunger iſt's zwar gut, aber nicht für den Durſt. Der Eulenſpiegel hat's allezeit den ſtarken Trank geheißen; es treibe Mühlräder, ſagte er, und deßhalb ſei es ihm zu ſtark für ſeine Natur.

Er klingelte am Glaſe, um noch eine Flaſche zu beſtellen. Aber jetzt iſt's recht, rief er, als die Thüre aufging: jetzt kommt auch einmal die Oberkellnerin, die Magdalene. Komm her, du Hübſche und du Feine, da gibt's ſchmachtende Herzen zu laben.

Das Mädchen, das auf den Ruf der durſtigen Sturmglocke erſchienen war, konnte man nicht anſehen ohne ihr freundlich geſinnt zu werden. Sie trug auf einem wohlgewachſenen Körper ein rundes, unſchuldiges, gutmüthiges Geſichtchen, ein weiblich mildes Abbild von den derben Zügen ihres Bruders, und zugleich eine Bürgſchaft, daß auch hinter dieſer rauhen Schale ein guter Kern verborgen ſein könnte.

Hab' ich's nicht geſagt? rief der ältere Müller: und es verlohnt ſich der Müh', es zweimal zu ſagen, wiewohl wir nicht in der Mühle ſind! Das Mädle gäb' einen ſtaatsmäßigen Arm voll, nicht zu viel und nicht zu wenig, für einen braven Junggeſellen.

Er blickte dabei mit einer Spaßvogelsmiene auf den Andern. Wenn Ihr ſie zu Eurer Käther hin heirathen wollt, ſo müßt Ihr eben ein

Türk' werden, erwiderte dieſer trocken. Aber jetzt iſt's wieder an mir! Eine Butell' für mich! rief er barſch, auf die Flaſche deutend, dem Mädchen zu und konnte es doch nicht laſſen, ihr nachzublicken, bis ſie in der Thüre verſchwand. Sie war feuerroth geworden und hatte die Flaſche mit niedergeſchlagenen Augen vom Tiſche genommen.

Und wie ſie ſo leibhaftig geht und ſteht! rief der Erſte, der nicht müde werden konnte. O du Milch und Blut!

Magdalene erſchien nicht wieder. Statt ihrer kam die Hausfrau, ſtellte die gefüllte Flaſche auf den Tiſch und nahm die Forellen, die der Fiſcher indeſſen auf den Stuhl zurückgebracht hatte, mit hinaus.

Da trink', Fiſcher! rief der jüngere Müller einſchenkend. Der treibt die Seelenmühle, vielleicht treibt er dir auch ein wenig Blut in die farbloſen Backen.

Ja, das iſt wahr, du ſiehſt aus, wie wenn du's mit einer Waſſerjungfer hätteſt, ſagte der Aeltere.

Und ſo alt biſt du geworden, Kerl! fügte der Jüngere hinzu.

Wenn man ſich tagtäglich im Waſſer hetzen und verkälten muß, und hat magere Biſſen dabei, entgegnete der Fiſcher unmuthig, ſo iſt's kein Wunder, wenn der Firniß abgeht.

Wie alt biſt denn, Fiſcherhanne? Du ſiehſt aus, wie wenn du ſchon das Schwabenalter erreicht hätteſt, und biſt doch glaub' ich mit dem Sonnenwirthle aus der Schul' gekommen.

Ja, den hat man aber auch ſorgfältiger aufgehoben als mich, da iſt's kein Wunder, verſetzte der Fiſcher mit hämiſchem Tone, und ein Strahl leuchtete flüchtig in ſeinen todten grauen Augen auf. Der iſt ja ſo gut verwahrt, daß ihn kein rauhes Lüftle anwehen kann. Wie lang ſitzt er denn noch im Zuchthaus?

Er wird ſeine Zeit jetzt ſo ziemlich abgeſeſſen haben.

Was, der Sonnenwirth hat einen Sohn im Zuchthaus? rief der Müllerknecht aus voller Lunge herüber. Er hatte die frühere Antwort nicht recht begriffen.

Sachte, Peter, ſachte mit der Braut! ſagte ſein Herr und hielt ihm die Flaſche hin, um einzuſchenken. Mußt nicht ſo laut ſchreien. Im Haus des Gehenkten iſt nicht gut vom Strick reden.

Aber wie iſt ſo was möglich? Guter Leute Kind im Zuchthaus! ſagte der Knecht leiſe, auf den äußerſten Rand ſeiner Bank vorrückend, die Hände auf den Knieen und den Kopf ſo weit als möglich vorgeſtreckt.

Es iſt juſt kein Wunder, verſetzte der Fiſcher.

Er iſt eben ein heißgrätiger unbändiger Burſch', ſagte der jüngere Müller.

Ei, du kennſt ihn ja am beſten, Fiſcherhanne, rief der Aeltere. Gib Acht', Peter, der kann's dir ſagen, der iſt mit ihm in die Schul' gangen.

Da wirſt du wenig Gut's von ihm zu hören bekommen, lachte der jüngere Müller. Wenn der Sonnenwirthle am jüngſten Tag dem Fiſcherhanne gegenüber geſtellt werden thät', und es käm' auf ſein alleiniges Zeugniß an, wie ſein Urtheil in der andern Welt lauten ſollt', ich glaub' der Frieder müßt' in die unterſte Hölle fahren.

Wahr iſt's, ſagte der Fiſcher, ich kann ihn nicht leiden, und hab' ihn nie leiden können. Wir ſind einander von Anfang an ſpinnenfeind geweſen. Ich weiß eigentlich ſelbſt nicht recht wie's gekommen iſt, 's iſt weiter nichts Beſonderes zwiſchen uns vorgefallen. Die Buben hadern und raufen viel mit einander und werden doch nachher oft die beſten Freunde. Aber bei uns hat der Haß immer tiefer gefreſſen; es iſt als ob's uns von Natur eingepflanzt geweſen wäre. Das erſte Mal, daß wir einander zu Geſicht kriegten, ſah er mich mit böſen Augen an, und ich war wider ihn und er wider mich.

Da iſt auch kein Wunder dran, meinte der untere Müller. Ob ſeine Augen, die er an dich hingemacht hat, ſo bös geweſen ſind, das weiß ich nicht, er iſt nicht gerade beſonders gezeichnet in den Augen. Aber er war ein Mutterſöhnchen, hatte immer was zu beißen und zu knacken; mit den Gröſchlein und Sechſerlein von den Döten und Dotinnen konnte er allzeit den großen Hanſen machen; und in der Schule ſaß er beſtändig obenan, denn das Spruchbuch und den Katechismus lernte er wie's Waſſer.

Ich weiß ſchon wo du hinaus willſt, Georg, verſetzte der Fiſcher, ohne Geſicht oder Augen zu erheben. Es iſt wahr, ich bin ein armer Teufel, und ein Bub', der im Wachſen iſt, hat einen ſtarken Appetit, und es mag ſein, daß mir die überflüſſigen guten Biſſen, die man bei ihm ſah, manchmal zu ſchaffen machten; aber ſo gar mißvergünſtig bin ich doch nicht, und werd's auch damals nicht geweſen ſein. Seine Gelehrſamkeit hat mir's auch nicht angethan. Der Ehrgeiz hat mich nie geſtochen; meine Vorfahren ſind arme Fiſcher geweſen, ſo weit man hier in Ebersbach zurückdenken kann, und darum hab' ich auch weder Vogt noch Profeſſor werden wollen.

Aber womit hat er dir's denn angethan?

Warum ſtellen ſich Hund und Katze wider einander, wenn ſie einander anſichtig werden? Warum gibt's Leute, die manche Thiere nicht leiden können? Gerade ſo geht's auch dem Menſchen mit dem Menſchen. Ein Geſicht gefällt Einem, ein anderes iſt Einem zuwider. Uebrigens hat er's nicht an thätlichem Anlaß fehlen laſſen. Er war ein ſtolzer übermüthiger Bub', der Keinen was neben ſich gelten ließ. Beim Soldätlesſpiel war er der General, und wenn man Räuberles ſpielte, mußte er der Hauptmann ſein. Commandiren und die Andern herumpudeln, das war ſein Pläſir. Die ihm recht unterthänig waren, denen ſpendirte er, was er nur aufbringen konnte. Mir hat er nie was geſchenkt.

Das muß man ihm laſſen, ſagte der ältere Müller, gutherzig und freigebig iſt er allezeit geweſen.

Ja, aber da hat der Fiſcherhanne doch recht, fügte der Jüngere hinzu, am gutherzigſten war er eben gegen ſolche, die ſeinem Stolze am beſten hofiren konnten.

Gutherzig? rief der Fiſcher. Eine eigne Art von Gutherzigkeit hat er von jeher gehabt. Er war noch nicht acht Jahre alt, ſo jagte er den Nachbarn zum Spaß die Hühner fort, aus purer guter Laune ſchlug er ihnen die Gänſe todt, hetzte die Hunde auf Weiber und Kinder, und lachte wie ein kleiner Teufel über ihre Angſt. Und wie er dann zu ſeinem Namenstag eine Flinte bekam, da hieß es erſt: Hellauf! Da ſchoß er mitten im Ort auf Hühner, Enten, Gänſe, was er erwiſchen konnte, und der Sonnenwirth bezahlte den Schaden und war ſtolz darauf, daß er ihn zahlen konnte!

Und noch mehr darauf, daß die Blitzkröte ſchon ſo ein guter Schütz war, fiel der jüngere Müller ein. Das war's ja eben! Durch die Nachſicht, die man ihm ſchenkte, und durch den Beifall der Speichellecker, die bei den Eltern einen Stein im Brett gewinnen wollten, wurde er immer noch mehr verhetzt, und ſo kam er von einem Schabernack zum andern. Die ärgſten Streiche erfuhr der Alte gar nicht, die ſind von der Mutter vertuſcht worden. Da iſt mancher Sechsbätzner, mancher Krug Wein als Schmerzengeld hinter ſeinem Rücken aus der Sonne gewandert.

Wenn man dem Ding nachdenkt, ſagte der obere Müller, ſo hat es mit ſo einem verzogenen Söhnle eigentlich nicht anders kommen können. Ich glaub', ein Anderer wär' auch ſo geworden.

Vielleicht lauft er ſich die Hörner noch ab, verſetzte der Jüngere. Wiewohl, es wird ſchwer halten. Er iſt eben einmal an die Gewaltthätigkeit gewöhnt. Wenn man ihm irgendwie einen Riegel vor die Thür' ſchiebt, ſo muß er mit dem Kopf durch die Wand, das thut er nicht anders.

Ja und ſein Hochmuth wird ihn auch nicht anders werden laſſen, ſagte der Fiſcher: denn das iſt der Hauptteufel, der ihn reitet.

Der ſteckt in der ganzen Sippſchaft. Iſt die Magdalene vorhin wieder hereingekommen? Nein, weil man ſich einen kleinen Spaß mit ihr herausgenommen hat, ſo hat ſie den Wein durch die Mutter geſchickt.

Aha! ſagte der ältere Müller leiſe, dem Fiſcher zuwinkend: haſt ihn hören trappen?

Immer hat er ſich für was Beſonderes gehalten, fuhr dieſer fort, ohne auf die Bemerkung Acht zu geben. Ha, wenn ich nur daran denke, was er mir einmal für eine Zumuthung gemacht hat! Das war das einzige Mal, daß ich was Apartes in die Schule mitbrachte, wo ich mir was drauf zu gut thun konnte. Der Herzog war eben vorher durch den Flecken gefahren, und da fand meine Mutter auf der Straße ein kleines Stück hellblauen Sammet, Gott weiß, woher und wie er auf den Boden gefallen war. Meine Mutter wußte nicht was damit thun, nun zerſchnitt ſie's in Läpplein und machte mir eine Windmühle, wißt ihr, wie's die Buben an Stecken haben; wenn ſie damit ſpringen, ſo dreht ſich's herum. Das Ding ſah hoffärtig aus und die ganze Schule hatte Reſpect davor. Den Sonnenwirthle aber verdroß es, daß er mir's zum erſten Mal nicht gleich thun konnte; er ließ ſich aber nichts anmerken, ſondern verſpottete mich und ſchalt mich den herzoglichen Windmüller. Da war's auch bei den

Andern aus: ich konnte mich allein an meiner Windmühle ergötzen; ſie ſahen mich nicht mehr darum an. Ein paar Tage drauf iſt meine Windmühle weg. Ich hatte Niemand anders im Verdacht als den Frieder, und ſagt's auch den andern Buben. Wie der's aber hört, ſo ſpeit er Gift und Galle, paßt mir auf, und an der Rathhausecke ſtellte er mich, wie ich mich unterſtehen könne, ihn zu bezichtigen, daß er mich beſtohlen habe. Jetzt, was meinet Ihr, daß er mir zugemuthet hat? Ein Meſſer nahm er in die Fauſt, und mir bot er ein anderes dar, und ſagte, ich ſolle mich wehren. Natürlich hab' ich mich dafür bedankt, und dann fiel er über mich her und prügelte mich durch; denn er war weitaus der Stärkſte von uns Allen.

Und hatte er wirklich die Windmühle geſtohlen?

Nein, ich fand ſie hernach wieder; ich hatte ſie nur verlegt. Auch hätt' ich's nicht ſo ſchwer genommen, nicht einmal die Prügel bekümmerten mich, wiewohl er immer eine harte Tatze hatte. Nein, aber der Hochmuth, daß er den fürnehmen Herrn ſpielen wollte und ſich duelliren, wie ein Edelmann, das hat mir ihn zuwider gemacht. Und er war dazumal ein Bub' von zehn Jahren. Wenn das am grünen Holz ſo iſt, wie wird's am dürren werden?

Duelliren hat er ſich wollen, wie ein Offizier? rief der Knecht. Ei ſo verreck!

Da hat ſich das adelige Blut frühzeitig geregt, ſagte der jüngere Müller lachend.

Wenn die ſelige Sonnenwirthin nicht ſo ein kreuzbraves Weib geweſen wär', verſetzte der ältere Müller, ſo könnt' man auf allerlei Gedanken kommen.

Und was iſt denn ſein Vater Großes? fuhr der Fiſcher eifrig fort. Er mag meinethalb für ſeine paar Batzen hochmüthig ſein, aber Alles hat ſeine Grenzen. Er iſt Wirth, muß den Leuten für ihr Geld Kratzfüße machen; er iſt Viehhändler, patſcht jedem Roßkamm in die Hand; er iſt Metzger, muß den Ochſen und Säuen im Gedärm herumfahren.

Es müßt's nur das Metzgerhandwerk machen, ſagte der ältere Müller: damit übt er eine Art von Blutbann aus, und das iſt doch was Adeliges.

Ja, rief der Andere, und darin ſtehſt du ihm nach, Fiſcherhanne. Denn du und die, über deren Leben und Tod du Gewalt haſt, haben kein Blut.

Oder nur weißes. Die Andern lachten.

Sorget nur nicht für mich! ſagte der Fiſcher etwas ärgerlich. Meine Unterthanen haben auch Blut.

Ja, und Galle.

Ja, und beißen können ſie auch.

Aber der Ochs hat Hörner.

Wenn er zu hitzig ſtoßt, ſo brechen ſie ab.

Wenn ſie nur ſchon abgebrochen wären! ſagte der ältere Müller. Aus dem Burſchen könnt' noch was Tüchtig's werden. Ich wollt' man thät ihn mir anvertrauen, ich zög' ihn durch's Kammrad, daß er geſchlacht würde.

Nichts Gewiſſes weiß man nicht, heißt's im Sprichwort, erwiderte der Jüngere.

Ja, es iſt nicht ſo leicht mit ihm fertig zu werden. ſagte der Fiſcher. Er iſt ein böſer Bub'.

Wenigſtens muthwillig und unbändig, verſetzte der ältere Müller. Unter allen Streichen, die ich von ihm weiß, hat mir einer immer am beſten gefallen. Da war vor ein Jahr ſieben oder achten ein Hausknecht hier in der Sonne, wißt ihr, der Mathes — ich ſeh ihn heut noch vor mir, iſt ſo ein perſönlicher langer Kerl geweſen, und etwas langſam im Geiſt. Der wollte geſcheider ſein als der Frieder, und das konnte mein Frieder nicht vertragen. Was thut er alſo? Um Mitternacht ſchleicht er aus dem Bett, die Stiege hinunter, bricht den Fuhrleuten in die Güterwagen vor dem Haus auf der freien Straße ein, und bringt den Raub ſeinem Vater über's Bett. Der Knecht, den andern Tag, der iſt natürlich ſchön ausgelacht worden ob ſeiner Wachſamkeit. Und das hat der ſtolze Bub' mehr als einmal gethan, und der gute Mathes konnt' ihn nie erwiſchen. Das Ding hat ihm das Leben ſo ſauer gemacht, daß er's nicht in der Sonne aushalten konnte. Es trieb ihn aus dem Dienſt, ich glaub' er dient jetzt in Beutelsbach drüben, das alte Beutelthier.

Der Müllerknecht hatte Mund und Augen aufgeſperrt. Verfluchter Bub'! ſagte er endlich. Das hat der Sonne gute Kundſchaft bringen können. Ich wär' auch eingekehrt und hätt' mich zum Spaß berauben laſſen, pur aus Fürwitz.

Es iſt doch eine gefährliche Uebung, ſagte der Fiſcher. Wenn die Katze das Mauſen verſchmeckt hat, ſo läßt ſie nicht mehr davon, und was eine Diſtel werden will, das fängt zeitig an zu brennen. Es iſt nicht lang angeſtanden, daß er ſeine G'ſtudirtheit an einer Geldkiſte ausgelaſſen hat.

Was? rief der Knecht. Iſt er im Ernſt eingebrochen?

Pſt, Peter, ſchrei leis! erwiderte ſein Herr. Ja, aber nur bei ſeinem Vater, und der hat's ja.

Vierhundert und dreißig Gulden ſind doch keine Kleinigkeit, ſagte der Fiſcher.

Vierhundert und dreißig Gulden! rief der Knecht. Da wundert's mich nicht, daß er im Zuchthaus ſitzt. Und ſein eigener Vater hat ihn hineinſperren laſſen?

Er konnte es nicht vertuſchen, wenn er auch gewollt hätte. Uebrigens iſt's nicht ſeine diesmalige Zuchthausſtrafe, denn das iſt ſchon die zweite. Damals aber war er erſt vierzehn Jahr' alt.

Das iſt aber doch auch hart, meinte der Knecht, einen vierzehnjährigen Buben ins Zuchthaus zu ſchicken.

Laßt mich reden, ihr Mannen! ſagte der jüngere Müller: ich kann am beſten erzählen, wie die Sach' zugegangen iſt, ich hab' ja auch einen Spieß in ſelbigem Krieg getrag[illegible]. Wahr iſt's, und was wahr iſt, das muß wahr ſein, dem Frieder hat ſich das Blättlein übel gewendet, wie ihm Gott ſeine Mutter nahm. Von der Stund' an hatte Alles was er that eine andere Farbe.

Das iſt eben der Unterſchied, fiel der ältere Müller ein, ob man etwas mit Liebe anſieht oder mit Haß. Und den Haß, den hat das Ripp, die jetzige Frau, ins Haus gebracht; die Liebe aber iſt mit der erſten ins Grab gegangen.

Verzogen war er, das iſt richtig, fuhr der Jüngere fort. Aber es kommt nur drauf an, was man dem Kind für einen Namen gibt. Vormals hieß man's artig, witzig, aufgeräumt; nachher hieß man's übermüthig, tückiſch, boshaft. Und wo man früher Anzeichen von Mannhaftigkeit gelobt hatte, da ſah man jetzund nichts mehr als den hellen lautern Teufelstrotz.

Mir iſt's von Anfang an ſo vorgekommen, ſelbiges Kind, ſagte der Fiſcher.

Da ſind deine Augen juſt für die Stiefmutter recht geweſen, Fiſcherhanne. Ich glaub' auch, ſie hat dir die Augen abgekauft; ich will davon ſchweigen, aber du haſt immer einen Stein bei ihr im Brett gehabt, und ich weiß nicht, ob die Fiſche, die du ihr zugetragen haſt, immer aus dem klaren Waſſer gekommen ſind.

Selbige Augen, unterbrach ihn der andere Müller, hat ſie dann auch dem Sonnenwirth eingeſetzt, und da hat der alte Eſel ſeinen Sohn gleich in einem andern Licht geſehen.

Freilich, weil er immer ärger geworden iſt, ſagte der Fiſcher.

Mach' kein' ſo krummen Kopf! Narr, er iſt ärger geworden, weil man ihn ärger gemacht hat. Und das muß man ſagen, für ſeine Schweſtern hat er ſich ritterlich gewehrt, und hat nicht leiden wollen, daß man ſie wie Stallmägd' behandle.

Ja, und dann hat's eben wüſte Auftritte gegeben.

Ja, und dann hat er ſeine Mutter geprügelt, ſagte der Fiſcher.

Wenn er ihr doch nur ein Dutzend Rippen eingeſchlagen hätte! verſetzte der ältere Müller. Brauchſt's ihr aber nicht wieder zu ſagen, Fiſcherhanne, ſetzte er etwas erſchrocken hinzu, oder 'siſt aus mit der Freundſchaft. Du weißt, ein Menſch hat allezeit den andern nöthig.

Wie kam er denn aber zum Stehlen? fragte der Knecht.

Ich will's dir ſagen, fuhr der jüngere Müller fort. Wie er ſah, daß er doch immer den Kürzeren zog, weil ſein Vater auf Seiten der Stiefmutter war, ſo wollte er in die Fremde gehen, und begehrte einen Zehrpfennig nach Amerika.

Nach Amerika? rief der Knecht. Das iſt ja ein Weltskerl!

Der Alte aber, fuhr der Müller fort, war dazumal ſchon b'häb geworden und behielt die Schlüſſel zur Geldtruhe feſt im Sack; auch meinte er, der Bub', der erſt vierzehn Jahr alt war, ſei noch zu jung zum Reiſen, und darin hatte er gänzlich Recht, denn der Bub' iſt nachher richtig auch nicht gar weit gekommen, und nicht gar lang fortgeblieben. Der aber meinte, was man ihm nicht gutwillig gebe, das könne er ja mit Gewalt nehmen, und beerbte ſeinen Vater vor der Zeit, noch eh' ihm der Alte aus der Helle gegangen war.

Oder aber, ſagte der ältere Müller, er hat als ſein eigener Richter ſeine Jahr' und ſeine Taſchen vollgemacht und eben ſein Mütterliches eingeſackt.

Es iſt juſt wie man's anſieht. Ueber's Geld zu kommen und die Schlöſſer aufzumachen, war dem G'ſtudirten, wie ihn der da heißt, eine Kleinigkeit; er hatte ja dem Alten ſchon mehrmals den Spaß gemacht. Kurz und gut, er nahm ihm vierhundert Gulden, brachte ſie ihm aber nicht über's Bett.

Vierhundert und dreißig! fiel der Fiſcher ein.

Mein'twegen vierhundert und dreißig, wenn das Sündenregiſter voll ſein muß. Du mußt's ja wiſſen, denn du biſt der Erſte geweſen, Fiſcherhanne, der ihn des Einbruchs zieh.

Hab' ich gelogen? fragte der Fiſcher.

Ja, die Wahrheit haſt du gelogen.

Dann iſt er durchgegangen? fragte der Knecht.

Ja, aber er kam nicht nach Amerika, ſondern bloß bis Heilbronn. Dort ließ er ſich bei den kaiſerlichen Huſaren anwerben, als Freiwilliger. Pferd und Montur bezahlte er flott von ſeinem eigenen Geld. Wenn er nur bei ihnen geblieben wär'!

Iſt erſt noch wahr! rief der ältere Müller. Der Kerl hätt's zu was bringen können. Der? der hätt' General werden können.

Iſt er denn deſertirt? fragte der Knecht.

Nein, aber nach zehn Wochen ſtach ihn der Fürwitz, ob man ihn zu Ebersbach vergeſſen habe, und da kam er mit einem Urlaubspaß als Huſar angeritten. Das war ein Aufſehen! Dem Amtmann trotzte er ein Atteſtat ab, daß er von ehrlichen Leuten geboren ſei. Beweiſen konnte man ihm nichts, wiewohl das Geſchrei und der Verdacht wegen der vierhundert Gulden allgemein war, und Niemand wagte ihn zu greifen, den kaiſerlichen Huſaren, bis er im Hecht bei der Zeche ſchwediſche Ducaten, auch halbe Gulden blicken ließ. Dieſe verriethen ihn, denn ſie waren von ſeines Vaters Geld. Nun gab's Lärm im Ort. Der Frieder aber ſprang in den Sattel, jagte den Flecken auf und ab mit gezogenem Degen — den Fiſcherhanne hätt' er ſchier gar erritten; er hieb nur einen Zoll zu kurz, ſo hätt' man ſehen können, ob du weißes Blut haſt oder rothes — und drohte mit ſechszehn andern Huſaren, mit denen er den Flecken beſetzen wolle.

Die kamen aber nicht. Dem Amtmann ritt er vor's Haus, klopfte auf den Schenkel, höhnte und drohte. Von da ging's vor die Sonne, wo er's eben ſo machte. Kurz er trieb allen erdenklichen Uebermuth, wie ein losgelaſſener Eber; denn natürlich, er war betrunken. Wie er nun vollends ſeine Piſtolen losſchoß und niemand ſeines Lebens mehr ſicher war, da mußte die Bürgerſchaft ein Einſehen haben. Ich geſteh's, und es reut mich jetzt noch nicht: ich lud meine Flinte mit Schrot, der Zeiger Frank und der Spanner Eberhard, des Chirurgen Bruder, thaten deßgleichen — wer ihn eigentlich getroffen hat, weiß ich nicht. Aber er ſtürzte vom Gaul, wie ein Mehlſack. Das Pferd war hin, er ſelbſt hatte den linken Fuß voll Schrot, und alſo war's leicht mit ihm fertig werden.

Das iſt ja ein Mordkerl! rief der Knecht. Aber hat es Euch und den andern Schützen keine Ungelegenheit gemacht, fragte er weiter, daß ihr der Obrigkeit ſo mir nichts dir nichts ins Handwerk gegriffen habt?

Bewahr'! lachte der Müller. Obrigkeit und Bürgerſchaft waren froh, daß ſie die Belagerung überſtanden hatten, und der Amtmann hat, glaub' ich, dem Vogt nichts davon berichtet, auf was Art der Sturm abgeſchlagen worden ſei.

Und ſeitdem, fragte der Knecht, ſitzt er im Zuchthaus?

Ich hab' dir's ja geſagt, erwiderte ſein Herr, daß er jetzt zum zweitenmal drin iſt.

Was? Iſt er ſeinem Vater abermals über den Geldkaſten gegangen?

Nein, in dem Fach hat er ein Haar gefunden und hat ihm abgeſagt.

Man kann ihm nichts Böſes nachſagen, verſetzte der Fiſcher, bis auf das, was man nicht weiß. In einem Wirthshaus läßt ſich Manches verſchleppen, man kann da nicht ſo nachrechnen, wo die Sachen hinkommen. Ich möcht' doch auch wiſſen, aus welchem Beutel er auf dem Tanzboden immer ſo dick gethan hat.

Ich glaub', er hat dem Herzog hier und da einen Hirſch weggebürxt, ſagte der jüngere Müller.

Ja, ja, rief der Fiſcher, die Flinte, die er als Bub' von ſeinem Vater kriegte, hat ihre Früchte getragen. Das iſt die zweite gefährliche Kunſt, die er ſchon gelernt hat, eh' er hinter den Ohren trocken war.

Nu, wenn's weiter nichts iſt, ſagte der ältere Müller, ſo wollt' ich nur, er thät' alles wegbürren, was mit Geweih und Hauer in Wald und Feld ſpaziert. Das wär' ein Verdienſt, für das man ihm, weiß Gott, bei allen Gemeinden im Ländle das Bürgerrecht geben dürfte.

Freilich, ſtimmte der Knecht ein, Wildern iſt keine Sünd', nur darf's nicht herauskommen.

Und gegen dieſen feſten Glaubensſatz wagte ſelbſt der hartnäckig grollende Fiſcher nichts einzuwenden.

Was hat ihn denn zum zweiten Mal in das Ding da, das man nicht gern beim Namen nennt, gebracht? fragte der Knecht weiter.

Seine Gewaltthätigkeit, antwortete der Fiſcher.

Eine Prügelei, erwiderte der jüngere Müller gleichmüthig.

Was die Prügelei betrifft, da kann ich nicht wider ihn ſein, ſagte der Aeltere. Gib Acht, Peter, das mußt dir erzählen laſſen, das iſt ein Staatsſtückle. Der Kreuzwirth — den kennſt du ja, er hat ſeinen Namen nicht umſonſt, denn er iſt gar ein frommer Kreuzträger und eine wahre Kreuzſpinne dabei — der hatte von jeher ein ſcheeles Aug' auf den Frieder gehabt.

Auf den Alten auch. Der verzeiht's ihm heut' noch nicht, daß er ihn beim Kirchenconvent angebracht, weil er einen Ochſen geſchlachtet hatte am Sonntag. Der Sonnenwirth wurde damals um ein Pfund Heller geſtraft.

Auch den Frieder, fuhr der ältere Müller fort, hat er einmal bei ſeinem Vater verſchwätzt, ſo daß er Hiebe von ihm kriegte. Der Alte hat nachher ſelber eingeſtanden, er habe dasmal ſeinem Sohn Unrecht gethan.

Ja, fiel der Jüngere ein, ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, und ich war dabei, wie er zum Frieder ſagte, er ſolle es nur dem Kreuzwirth bei Gelegenheit wieder eintränken.

Und die iſt auch gekommen, fuhr der Aeltere fort. Denn ſo eine Teufelsgelegenheit bleibt niemals aus Nun, was geſchieht? Auf dem Heimweg vom Kirchheimer Markt trifft der Frieder mit dem Kreuzwirth zuſammen, und der fängt an ihn zu hänſeln und zu rätzen, denn ſo gottſelig er ſich ſtellt, das Necken und das Kratzen kann er nicht laſſen. Zuletzt, wie er noch nicht genug hatte, kommt er auch auf die Zuchthausſtrafe, die der Frieder durchgemacht hatte, und ſagt zu ihm: Du biſt ein ganz geſchickter Kerl, dir kann's nicht fehlen, du verſtehſt ja zwei Handwerk', das Metzgen und das Wollkardätſchen; wenn dir's in einem fehlſchlägt, ſo kannſt du dich auf das andere werfen. — Er das ſagen, und der Frieder ihn am Kragen nehmen und zu Boden werfen, das war eins. Der hat Prügel gekriegt! Nun, der Fiſcher weiß ja, was der Bub' für eine Tatze hat.

Es iſt ihm Recht geſchehen, ſagte der jüngere Müller. Einen Gefallenen muß man aufheben und nicht noch tiefer niederdrücken.

Paß nur auf, Peter, jetzt kommt erſt der Hauptſpaß, fuhr der Aeltere fort. Wie er ihn genug geprügelt hatte und ausſchnaufen mußte, ſo ſagt' er zu ihm, er ſolle ihm jetzt verſprechen, daß er deſſentwegen nicht klagbar werden wolle. Der Kreuzwirth, am Boden, verſpricht's mit Ach und Krach, und ſchwört's ihm hoch und theuer. Der Frieder aber, wie er den Schwur hört, fällt er abermals mit neuer Kraft über ihn her. Sieh, meineidige Canaille, ſagt er, ich weiß, daß du doch nicht Wort hältſt, und dafür will ich dich gleich im Voraus prügeln.

Das iſt ja ein Fetzenkerl! rief der Knecht mit ungeheuchelter Bewunderung aus.

Der Kreuzwirth klagte auch richtig beim Amt, und da kam eben mein Frieder noch einmal auf ein halb Jahr nach Ludwigsburg.

Es heißt von ihm, wie vom Eſau, ſagte der Fiſcher: „Seine Hand war wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn.“

Haſt das fromme Sprüchle vom Kreuzwirth gelernt? ſpottete der jüngere Müller. Nein, fuhr er fort, dem haben ſeine Prügel gebührt, und ich bin dem Frieder nicht Feind darum Wenn nur die Schand' nicht wär', denn Zuchthaus iſt eben einmal Zuchthaus.

Meint Ihr, Vetter? rief der Aeltere. Es kommt auch darauf an, von wegen was man in's Zuchthaus kommt. Und wenn Einer ſonſt guter Leute Kind iſt, ſo kann man ſo einen Unſchick wieder vergeſſen. Wenn er jetzt unter eine tüchtige Hand käm' und gehobelt würde — in zehn Jahren könnt' er der angeſehenſte Mann ſein und thät' kein

Hahn mehr darnach krähen, daß er in ſeinen jungen Jahren hat das Wollkardätſchen erlernen müſſen.

Ein raſcher Hufſchlag unterbrach das Geſpräch. Der jüngere Müller trat ans Fenſter. Was der Sonnenwirth noch ſtet auf dem Gaul ſitzt, bemerkte er. Er muß einen guten Handel gemacht haben; er ſitzt ſo aufrecht und trägt die Naſe ſo hoch.

Nun kam die Hausfrau herein mit einem weißen Tuch auf dem Arm. Ihr folgte Magdalene mit dampfenden Schüſſeln. Ein Tiſch in der andern Ecke des Zimmers wurde gedeckt und das Eſſen aufgetragen. Das Geſinde erſchien, Knechte und Mägde. Draußen hörte man die befehlende Stimme des Hausherrn. Endlich trat er ſelber ein, unterſetzt und etwas beleibt, in Geſtalt und Angeſicht ſeinem Sohne ähnlich. Aus ſeinen Geſichtszügen ſprach derſelbe Trotz, derſelbe Eigenſinn, nur daß dieſer Ausdruck bei ihm, dem gebietenden Herrn des Hauſes, mehr das Bewußtſein der anerkannten Rechtmäßigkeit und eben darum auch mehr herriſche Strenge hatte. Wenn man jedoch ſein Geſicht näher prüfte, ſo fand man, daß die innere Naturkraft nicht ſo groß war als das Anſehen, das er ſich geben zu müſſen glaubte. Er grüßte die Gäſte kurz und ſetzte ſich ohne viele Umſtände mit ſeinen Hausgenoſſen zu Tiſche. Für ihn wurde beſonders aufgetragen und ein Teller mit Beſteck lag vor ihm, während die andern alle, die Hausfrau nicht ausgenommen, gemeinſam aus der Schüſſel ſpeiſten.

Unter dem Geklirr der Löffel flüſterten die Gäſte zuſammen, und manche bittere Bemerkung, manche boshafte Spottrede wurde den Eſſenden, ohne daß ſie es hörten, als Tiſchſegen zugeworfen.

Der Sonnenwirth meint, man müſſe es für eine Gnad' halten, wenn man nur in ſeinem Haus noch trinken dürfe, ſagte der ältere Müller.

Wenigſtens ein anderer Wirth, erwiderte der Jüngere — wenn er auch noch ſo hungrig und durſtig iſt, ſetzt er ſich ein Vaterunſerlang zu den Leuten hin, und wenn er auch weiter nichts ſagt als „Auch hieſig?“ und „Thut's ſo bei einander?“ und „Wohl bekomm's!“ ſo ſieht man doch, daß er Lebensart hat, und dann kann er ja wieder aufſteh'n und ſeinem Geſchäft nachgehen. Aber der! Ja, wenn wir Pfarrer wären oder Schreiber, ſo würd' er ſich eine Ehr' d'raus machen. Aber wir ſind eben nicht weit her, wir ſind ja bloß ſeine Mitbürger.

Seht nur die Alte, Vetter! ſagte der Aeltere, und ſtieß ihn an. Seht, wie ſie ihren Leuten auf die Mäuler guckt, wie ſie ihnen die Biſſen zählt, wie ſie dem Löffel, der aus der Schüſſel kommt, mit den Augen nachfolgt. Was ſie für ein Geſicht macht, wenn ſie meint, es hab' eins zu voll geladen oder komm' zu oft angefahren.

Halt, jetzt iſt die Sippſchaft erſt vollſtändig, jetzt kommt der Freier! unterbrach ihn der Jüngere, verſtohlen mit dem Finger auf einen Mann mit ſpitzem, knochigem Geſichte deutend, der, mit einem hellgrünen Leibrock angethan, in's Zimmer trat und ſich nach einer ſtattlichen Begrüßung an einen Tiſch zunächſt dem Speiſetiſche ſetzte.

Schau, ſchau! der grüne Chirurg! erwiderte der Andere. Der macht Kratzfüß'! Was die Alte ihr Spinnengeſicht umwandelt, als ob ſie Honig und Marzipan gefreſſen hätt'. Sogar der Sonnenwirth nickt ihm freundlich zu, die Sache muß richtig ſein. Aufgepaßt, Vetter! Seht Ihr, wie ihm die Alte ein Tellerlein füllt und zwar von des Sonnenwirths eigenem Eſſen. Ja, ja, mit Speck fängt man Mäuſe. Was er Complimente macht! Er will's nicht annehmen, aber die Eſſensſtunde hat er ſich wohl gemerkt, der Schmarotzer.

Er will eben von der Gelegenheit profitiren, ſo lang ſie da iſt. Er weiß wohl, daß nicht alle Tag' Kirchweih' iſt. Wenn er einmal ernſtlich angebiſſen hat, ſo wird man ihm das Gaſthütlein ſchon herunterziehen und dann kann er die Finger darnach lecken.

Ihr könnt die Leute recht heruntermachen, ſagte der Fiſcher. B'hüt' Gott bei einander, ich will nur heimgehen, ſonſt werd' ich noch angeſteckt.

Gut' Nacht, Fiſcherhanne, und halt' reinen Mund.

Weſſ' Brod ich eſſ', deſſ' Lied ich ſing'! verſetzte der Fiſcher etwas zweideutig, und wandte ſich mit einem „G'ſegn' Gott“, das er dem Speiſetiſche zurief, nach der Thüre.

In dieſem Augenblick ging die Thüre auf und herein trat der Sohn des Hauſes. Aus ſeinem von der Wanderung gerötheten Geſichte leuchtete das verklärende Gefühl einer guten That, einer That, welche dem Himmel die erſte Genugthuung für bisher begangene Fehltritte darbieten ſollte. Dieſer Ausdruck gab ſeinem Geſicht eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen ſeiner Schweſter. Da ſtieß er unter der Thüre auf den Fiſcher, der ihm wie ein böſes Vorzeichen entgegen trat, und ſein Geſicht verfinſterte ſich. Einen Augenblick maß er ihn ſchweigend mit den Augen. Du auch da, Giftmichel? ſagte er, indem er an ihm vorüberging. Der Fiſcher fletſchte die Zähne gegen ihn und machte ſich hinaus.

Friedrich blieb ein wenig ſtehen, um ſich zu ſammeln; dann näherte er ſich dem Tiſche und trat zu ſeinem Vater, der bereits durch einen Wink der Frau auf ihn aufmerkſam gemacht worden war und ihm ſchweigend entgegen ſah.

Grüß' Gott, Vater! redete er ihn an. Da bin ich wieder, und verſprech' Euch, daß es mit Gottes Hilfe nun anders werden ſoll, denn ich bin nun kein Kind mehr, und wenn ich Euch bisher oft durch meinen Unverſtand betrübt habe, ſo hab' ich mir jetzt vorgenommen, Euch hinfüro ein treuer gehorſamer Sohn zu ſein.

Mach' nicht ſo viel Redensarten! ſagte der Alte. Wenn dir's Ernſt iſt, ſo thu's, ohne davon zu reden; aber verſprich nichts, was du nicht halten kannſt. Setz' dich und iß.

Ja, Vater, aber ich hab' zuvor eine großmächtige Bitte, fuhr Friedrich fort, ohne ſich durch den Empfang irre machen zu laſſen. Ich möcht' eine Seele vom Verderben retten, und das kann ich nicht, wenn Ihr mir nicht dazu helft.

Der Alte erhob ſein Geſicht. Die Stiefmutter ſah ihn mit geſpannter Neugier und finſterer Miene an. Er hatte ſie noch nicht begrüßt, er hatte nur für ſeinen Vater Augen gehabt.

Ihr meint gewiß, Vater, ſprach er weiter, da wo ich herkomme, hab' ich nur lauter ſchlechtes Zeug gelernt. Aber ſo iſt's nicht, vielmehr bin ich in gute Hände gerathen und hab' Chriſtenthum gelernt. Ich hab' gelernt, daß jeder gute Chriſt und redliche Menſch ſeinen verachteten Mitbrüdern aufhelfen müſſe. Weil das aber nicht einer für alle thun kann, ſo mein' ich, es ſei genug, wenn ein Menſch oder eine Familie ſich eines Einzigen annimmt.

Wo will denn das hinaus? fragte der Alte barſch.

Vater, ich hab' Euch einen Menſchen mitgebracht, der keine Heimath hat, eine vater- und mutterloſe Waiſe; denn das iſt er, und wenn auch ſeine Eltern noch leben. Und ich bitt' Euch, ſo lieb Euch

Euer Sohn ſein mag, der Euch freilich ſchon Kummer und Verdruß genug gemacht hat — ſo lieb es Euch ſein mag, daß der ungerathene Sohn noch was Ordentliches in der Welt werde, ſo hoch bitt' ich Euch, Vater: laßt den Menſchen, den ich mitbringe, als Euren Knecht in Eurem Hauſe ſein.

Wo iſt er denn? fragte der Alte ungeduldig.

Er wartet hinterm Haus am Garten.

Die Stiefmutter gab dem Chirurgus einen Wink und er ſchlich ſich unbemerkt hinaus.

Wer iſt er denn? fragte der Alte weiter.

Friedrich ſchwieg eine Zeitlang in ſichtlicher Verlegenheit; die ſiegesfrohe Zuverſicht, die er bei ſeinem Eintreten gezeigt hatte, war allmählich von ihm gewichen. Vater, hob er endlich an, Ihr werdet in Eurem Herzen nicht ſogleich die Stimme finden, die für ihn ſpricht. Man hat gegen dieſe Leute Manches einzuwenden, und das iſt auch kein Wunder, denn man behandelt ſie auch darnach.

Mach's kurz und gut, rief der Alte und ſchlug auf den Tiſch. Was iſt das vor eine Manier? Wenn's was Rechtes iſt, ſo ſag's frei heraus, und iſt's was Dummes, ſo halt' das Maul! Was brauchſt du mir durch die Ränkeleien da das Eſſen zu verderben.

Indeſſen war der Chirurg wieder eingetreten. Es iſt ein Zigeuner, ſagte er langſam und nachdrücklich, indem er zu dem Tiſch trat.

Ein Zigeuner? rief die Stiefmutter und ſchlug ein gellendes Gelächter auf. Die beiden Müller und der Knecht, welche aufmerkſam zugehört hatten, lachten aus vollem Halſe mit. Auch das Geſinde am Tiſche ſtimmte in das Gelächter ein, doch nur allmählich und ſchüchtern, da der Sonnenwirth nicht mitlachte, ſondern die Stirne in dräuende Falten gelegt hatte. Magdalene war mit einem wehmüthigen Blick auf den Bruder hinausgegangen.

Ich weiß wohl, Vater, daß es eine Zumuthung iſt, fuhr Friedrich unerſchrocken fort. Aber ſoll's denn der arme Teufel büßen, daß ſeine Eltern Zigeuner geweſen ſind?

Der Chirurgus unterbrach ihn. Das hängt vielleicht, ſagte er mit etwas näſelnder Stimme, das hängt vielleicht mit der Prädeſtination zuſammen, die der Herr Pfarrer predigt.

Ich red' mit meinem Vater und nicht mit Ihm! warf Friedrich ſtolz von der Seite dem Chirurgus zu. Wie kann man denn verlangen, daß dieſe Leute ehrlich werden ſollen, wenn man nicht endlich einen Anfang mit ihnen macht? Und wie kann man denn anders anfangen, als mit dem chriſtlichen Zutrauen, das man in einem chriſtlichen Hauſe einem von dieſen armen Leuten ſchenkt? Wenn man dann in Einem Haus angefangen hat, ſo machen's die andern nach, und eben darum ſprech' ich zu Euch, Vater, weil Ihr ein angeſehener Mann ſeid, und ein Beiſpiel geben könnt.

Die Stiefmutter hatte inzwiſchen Blick und Winke mit dem Chirurgus ausgetauſcht. Wie ſieht er denn aus? fragte ſie jetzt mit dem Tone der Neugier.

Er ſchielt auf einem Aug' und ſieht aus wie ein leibhaftiger Galgenvogel, antwortete der Chirurgus.

Was will denn Er? fuhr Friedrich erzürnt herum. Wenn man Ihn auf ein Erbſenfeld ſetzen thät', ſo könnt' man vor den Spatzen ſicher ſein.

Der alte Sonnenwirth fuhr auf und verſetzte ſeinem Sohne eine derbe Ohrfeige: Ich will dir unartig gegen meine Gäſte ſein. Man muß dir die Aeſte abhauen, wenn du zu krattelig wirſt. Halt's Maul jetzt und pack' dich. Ich will dich heut' nicht mehr vor Augen haben. Das käm' mir geſchlichen, einen Zigeuner in's Haus zu nehmen. Das wär' eine Geſellſchaft für dich.

Friedrich ſah ſeinen Vater an. Einen Augenblick hatte ſeine Hand gezuckt; dann aber wandte er ſich ruhig nach der Thüre. Ich glaub', ich wollt', ich wär' wieder im Zuchthaus, ſagte er, während er hinaus ging.

Die beiden Müller zahlten ihre Zeche und ſtanden auf. Der Sonnenwirth, der ſich ebenfalls erhoben hatte, wünſchte ihnen, freundlicher als zuvor, gute Nacht. Der Burſch iſt doch ziemlich mürb geworden, ſagte er zu dem Aelteren: er hat nicht gegen die Ohrfeige rebellirt, und es hat den Anſchein, als ob er jetzt das vierte Gebot in Ehren halten wollte.

Der Müller, geſchmeichelt durch dieſe vertrauliche Anrede, blieb etwas zurück, während der Jüngere nebſt dem Knecht die Wirthsſtube verließ. Ja, ſagte er zum Sonnenwirth, der Frieder iſt nicht ſo unrecht, man wird's noch erleben. Was, die Zigeunergedanken werden ihm ſchon vergehen. Um den iſt mir's gar nicht Angſt. Man muß ihn eben jetzt noch ein wenig kurz aufzäumen, dann wird er ſchon gut thun. Und das bisle Ungelegenheit, das er in ſeiner unverſtändigen Jugend gehabt hat, wird ihm unter vernünftigen und chriſtlich denkenden Leuten in's Künftige nicht aufgerechnet werden. Er iſt ja guter Leute Kind. Ja, ja, Herr Sonnenwirth, der kann ſich einmal ſeine Frau holen, wo er will. Wofern aber jemals eins ſo thorecht ſein wollt' und wollt' ein Haar in der Partie finden, ſo will ich nur ſo grob ſein und will's frei herausſagen, Herr Sonnenwirth: für mein Gretle wär' er mir immerhin gut genug. Jetzt habt Ihr gehört, wo Ihr anklopfen könnt, wenn Ihr keine beſſere Schmiede wiſſet.

In dem Geſicht des Alten, das erſt ganz wohlgefällig ausgeſehen hatte, zog allmählich der Ausdruck unendlichen Spottes auf. Er ſah den Müller mit halb zugekniffenen Augen an, ſo daß dieſer in Verlegenheit gerieth und die Hände aus den Wamstaſchen, wo ſie während ſeiner Rede geſteckt hatten, hervorholte. So, meint Ihr? erwiderte er trocken und ſtieß dann ein hochmüthiges Gelächter aus.

Nichts hab' ich gemeint! rief der Müller wüthend. Ihr könnt meinethalben Euren Galgenſtrick verknöpfeln und verbandeln, wo Ihr wollt. Er ging und ſchlug die Thüre hinter ſich zu, daß das Haus davon erdröhnte.

Indeſſen war Friedrich zu dem Zigeuner hinabgegangen, der, verabredeter Maßen ſeines Beſcheides harrend, an dem Gartenzaune lehnte. Er reichte ihm ein Fläſchchen, ein Brod, eine Wurſt und ein Stückchen Geld. Das letztere hatte er ſich unterwegs von ſeiner Schweſter geben laſſen; bei den Lebensmitteln mochte ihm in etwas uneigentlicher Form die Lehre des Waiſenpfarrers vorgeſchwebt haben. Da nimm, iß und trink, ſagte er mit einer ſonderbaren Haſt und Heftigkeit: und dann mach', daß du zum Teufel kommſt.

Der Zigeuner griff gleichmüthig zu, dann heftete er ſein ſcheeles Auge auf den Wohlthäter. Was, und mit dem Dienſtle iſt's nichts? ſagte er.

Schweig' ſtill und mach' mich nicht ſcheu! Ich bin ſo ſchon wild genug. Trink' deinen Kirſchengeiſt! Sieh, ich hab' dir Wort gehalten, ſo viel an mir geweſen iſt.

Der Zigeuner ſchnitt eine höhniſche Fratze: Blitz und Mord! rief er, ſo wohlfeile Verſprechen kann mir ein Jeder thun und mich ein paar Stunden um führen. Ich ſeh' ſchon wie's ſteht. Das Chriſtenthum hat, ſcheint's, auf einmal ein Loch gekriegt und, nach dem einen feurigen Backen zu ſchließen, gar noch einen Plätz auf das Loch.

Friedrich ſtieß einen Schrei aus, wie nur der tollſte Jähzorn ihn eingeben kann, warf ſich über den Zigeuner her und ließ ihn ſeine Fauſt aus Leibeskräften fühlen. Der Zigeuner war bloß darauf bedacht, ſein Fläſchchen vor Schaden zu hüten, übrigens wehrte er ſich nicht gegen die Schläge, die er in reichlichem Maße bekam, ſondern brach ſtatt deſſen in ein ſchallendes Gelächter aus.

Bei dieſem Lachen hielt Friedrich betroffen inne. Hund, was lachſt? fragte er zornig.

Der Zigeuner ſchüttelte ſich. Herzensbruder, ſagte er, ich muß lachen, daß dich das Mitleid und der Jammer zum Prügeln treibt. So was iſt mir noch nie vorgekommen.

Er leerte das Fläſchchen auf Einen Zug, ſchleuderte es mit einem Juhu hoch empor, und während es klirrend zu Friedrich's Füßen niederfiel, ſchallte das Jodeln des Zigeuners ſchon aus einiger Ferne herüber. Verblüfft ſtarrte ihm Friedrich nach.

## 3.

Es war inzwiſchen dunkel geworden. Friedrich wollte eben in's Haus zurückkehren, als er eine Geſtalt herausſchlüpfen ſah, in der er ſeine Schweſter Magdalene erkannte. Sie ging in das Gärtchen und er hörte ſie dort am Brunnen Waſſer pumpen; denn es iſt eine unlöbliche Gewohnheit der Leute, das Waſſer, das ſie Morgens friſch haben könnten, Abends zu holen und über Nacht ſtehen zu laſſen. Bald aber hielt ſie in dieſer Verrichtung inne und fing leiſe zu weinen an. Er wollte zu ihr treten, da kam jemand aus dem Hauſe nachgegangen, horchte eine Weile umher, fuhr, ohne ihn zu bemerken, in's Gärtchen hinein, und die gellende Stimme der Stiefmutter rief: Wo bleibſt du denn, lahmes Menſch? Was drähnſeſt da ſo lang'?

Magdalene antwortete mit ſtockender und gedrückter Stimme.

Was? Ich will nicht hoffen, daß du heulſt! fuhr die Stiefmutter ſie an.

Das Mädchen ſchwieg.

Was haſt du denn? fragte die Alte hart und lieblos weiter. Als das Mädchen abermals keine Antwort gab, rief ſie: Das muß was Beſonder's ſein. Der Herr ſuche mich nicht ſo ſchwer heim, und laſſe mich's nicht erleben, daß du dich am End' gar vergangen haben wirſt.

O, Mutter, rief Magdalene, die hier plötzlich ihre Stimme fand, wie könnt Ihr mich ſo verſchänden! Ihr ſolltet Euch der Sünde fürchten, ſo etwas ſo laut vor der Nachbarſchaft zu ſagen, da Ihr doch wißt, wie ungerecht Euer Gerede iſt. Ihr müßt's ja ſelber am Beſten wiſſen, daß ich Euch niemals aus den Augen gekommen bin.

Nun, nun, ich will ja weiter nichts geſagt haben, als daß das Heulen und Aunren überflüſſig iſt, wenn man ein gut Gewiſſen hat.

Mein Gewiſſen iſt gut, erwiderte Magdalene unmuthig. Wenn nur auch alles Andere ſo gut wäre.

Ei was, es ſteht Alles gut. Mach' jetzt nur, daß du in's Bett kommſt. Du mußt morgen mit hellen Augen und rothen Backen aufſtehen, weißt wohl warum.

O, Mutter, ſeid barmherzig und bringt den Vater auf andere Gedanken! Auf meinen Knieen wollt' ich Euch anflehen, wenn ich wüßte, daß es bei Euch anſchlüge.

Still mit den Narretheien da!

Mutter, ich hab' einen Abſcheu vorm Heirathen. Ich will Euch bei den höchſten drei Namen ſchwören, ledig zu bleiben mein Leben lang.

Damit wär' mir gedient! rief die Stiefmutter mit höhniſchem Lachen. Was ein recht's Mädle iſt, das hat eine wahre Begier auf's Heirathen, und kann nicht bald genug eine eigene Haushaltung überkommen wollen, um darin thätig und fleißig zu ſein nach eigenem Sinn. Ein recht's Mädle ſucht ſeinen Eltern vom Hals zu kommen, ſobald es kann, und will nicht als eine unnütze Brodeſſerin zu Haus auf der faulen Haut liegen.

Lieg' ich auf der faulen Haut? entgegnete Magdalene vorwurfsvoll. Werd' ich nicht gepudelt vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht? Hab' ich das bisle Eſſen nicht ſo gut verdient, wie wenn ich Eure Magd wär'?

Nun, ſo ſei froh, daß du jetzt beſſere Tage kriegſt.

Ich will keine beſſere Tage, ich bin ja zufrieden. Ich will noch härter arbeiten, will Euer Kehrbeſen ſein und Eure Ofengabel, will ſchlumpen und pumpen, nur laßt mich bleiben wie ich bin.

Das wär' ein Kunſtſtück! Bin ich eine Hex'? Kann ich dich halten, daß du bleibſt heut' wie geſtern, und morgen wie heut? Kann ich's verhindern, daß du eine alte Jungfer wirſt?

Eine alte Jungfer kann auch in Himmel kommen.

Ja, aber durch's Nebenthürle. Und jetzt hör' auf mit dem Geſchwätz. Es iſt eine Ehr' für dich, daß dich der Chirurgus nehmen will, ſo ein Herr! Wart', wenn du an ſeinem Arm daher ſtratzen kannſt, das wird eine Hoffärtigkeit ſein! Du verdienſt's gar nicht, daß es ſo hoch hinaus ſoll mit dir!

Freilich verdien' ich's nicht! Er ſoll eine Andere nehmen, meinetwegen die verwittwete Herzogin, die thät vielleicht beſſer für ihn paſſen.

Was haſt du gegen den Chirurgus? rief die Sonnenwirthin zornig. Was kannſt du wider ihn ſagen?

O Mutter, begann das Mädchen nach einer Weile mit bebender Stimme, denkt an Eure eigene Jugend zurück — er iſt ſo alt — und ſo —

Du wüſte Strunz du! rief die Sonnenwirthin. So, da liegt der Haſ' im Pfeffer? Der Ehſtand iſt eine chriſtliche Anſtalt, dem Herrn zum Preis, und nicht für Ueppigkeit und Fleiſchesluſt. Wenn du ſo lüderliche Gedanken haſt, ſo bet' daß ſie dir vergeben, oder behalt ſie wenigſtens bei dir und ſchäm' dich. Wenn die Leut' wüßten, daß du ſo fleiſchlich denkſt, ſie thäten mit Fingern auf dich zeigen.

Magdalene ſchluchzte: O Mutter, Mutter!

Ja, Mutter! ſpottete jene. Ich weiß wohl was Jeſus Sirach einer Mutter einſchärft im Sechsundzwanzigſten: „Iſt deine Tochter nicht ſchamhaftig, ſo halte ſie hart, auf daß ſie nicht ihren Muthwillen treibe, wenn ſie ſo frei iſt. Wie ein Fußgänger, der durſtig iſt, lechzet ſie, und trinkt das nächſte Waſſer, das ſie krieget, und ſetzet ſich wo ſie einen Stock findet, und nimmt an was ihr werden kann."

Paßt das auf mich? Ich will ja lieber gar Keinen! rief Magdalene laut weinend.

Ohne ſich irre machen zu laſſen, fuhr die Sonnenwirthin fort: Ich bin auch jung geweſen, aber in der Furcht Gottes, und ſo freches Zeug iſt mir nicht im Schlaf eingefallen, geſchweige daß es mir über die Lippen gekommen wäre. Dein Vater, wie ich ihn genommen hab', iſt auch kein heurig's Häsle mehr geweſen. Im Gegentheil, dein Bräutigam iſt dir noch näher im Alter. Wo iſt der Menſch, dem's in der Welt nach ſeinem Kopf geht? Ein Chriſt muß ſich in das ſchicken, was unſer Herrgott über ihn verhängt. Jetzt heul', ſo viel du willſt, heul' mein'thalben die ganze Nacht da unten. Aber morgen hat's ein Ende mit dem Heulen, oder wenn's dich zu ſauer ankommt, ſo wird dir dein Vater ſchon ein freundlich's Geſicht heraus bringen helfen, du weißt, er hat Mittel und Wege. Jetzt gut' Nacht, Jungfer Braut.

Die Alte ſchoß aus dem Gärtchen in das Haus zurück, wie ein unheimlicher Nachtvogel. Friedrich eilte ſich zu ſeiner Schweſter zu geſellen, denn, dachte er, die kann's brauchen. Sie war in der Dunkelheit leicht zu finden; er durfte nur dem Schluchzen nachgehen, das ihren jungfräulichen Buſen zu zerſprengen drohte. Stillſchweigend faßte er ihre Hand.

Sie hatte ihn nicht kommen hören; erſchrocken und zornig riß ſie die Hand weg und rief: Wer iſt da?

Gut Freund, Schweſterle. Hat der gelbe Drach' wieder Gift geſpieen? Was iſt denn das für ein Bräutigam, dem du die alten Knochen wärmen ſollſt?

Ach Gott, der Chirurg!

Was! Der Zaunſtecken? — und nun folgte eine Fluth von Scheltwörtern, die immer drolliger wurden, ſo daß das arme Mädchen zuletzt ſelbſt darüber lachen mußte. Plötzlich aber fiel ſie in das vorige Weinen und Schluchzen zurück und warf die Arme um den Hals des luſtigen Tröſters: O lieber Bruder! rief ſie — ſie mochte nicht Frieder ſagen, wie die Andern, und Friedrich klang ihr zu vornehm, zu gewagt — lieber Bruder, ich wollt' ich wär' bei unſerer

Mutter! Sieh, ich bin dir die ärmſte Creatur auf der ganzen Gotteswelt! Morgen ſoll der Verſpruch ſein, und das iſt mein Tod. Ich kann ihn nicht anſehen, er iſt mir zu arg zuwider!

Soll ich ihn zerbrechen? fragte er grimmig durch die Zähne.

Um Gotteswillen, fang keine Händel an! Du würdeſt mich nur aus dem Regen in die Traufe bringen. Sie ſchwieg eine Weile und fuhr dann verzagend fort: Es gibt nur ein einziges Mittel, um aus dem Jammer hinaus zu kommen.

Vermuthlich. Was denkſt du?

Ich ſpring' in die Fils, und das noch heut' Nacht.

Friedrich lachte überlaut. Du arm's Närrle! Das müßteſt du künſtlich angreifen bei dem niedern Waſſerſtand. Nein, das iſt nicht der Weg. Ich weiß einen andern — und der wär' ganz ſicher, ſo bald man ſich feſt darauf verlaſſen könnte.

Du biſt ein leidiger Tröſter.

Ja ſieh, Kind, es ſteht ganz bei dir und du haſt's in der Hand, ob das Mittel zuverläſſig ſein ſoll oder nicht. Kannſt du dich auf dich ſelbſt verlaſſen?

Er ſprach dieſe letzten Worte mit beſonderer Stärke, und es lag dabei etwas Geheimnißvolles in ſeiner Stimme, ſo daß ſeine Schweſter ihn verwundert anſah. Ich weiß nicht, wo du hinaus willſt, ſagte ſie.

Der Menſch kann Alles was er will, hob er an. Heißt das, ich hab' mich nicht ganz richtig ausgedrückt. Der Menſch kann nicht Alles, was er will, denn ich mag wollen ſo viel ich will, ſo kann ich z. B. nicht Tag aus Nacht machen. Er ſchwieg eine Weile, um ſeine Gedanken auf der ungewohnten Spur zu ſammeln.

Ja, das kann ich auch nicht, ſagte Magdalene dazwiſchen, mit einem Tone, welcher deutlich verrieth, daß ihr das eine brodloſe Weisheit dünke.

Wart' nur, ich bin noch nicht auf dem rechten Trumm. Ich hätt' eigentlich ſagen ſollen: der Menſch kann Alles, was er nicht will.

Jetzt hör' auf! rief Magdalene unwillig. Du biſt dem Narren über's Säckle kommen. Wenn du mir keinen beſſern Rath weißt als ſolches Kauderwelſch, ſo muß ich ungetröſtet ins Bett gehen.

Ich ſchwitz' wie ein Magiſter, ſagte er. Ich möcht' dir das Ding recht glatt eingeben und bring's nicht richtig heraus. Aber halt, jetzt geht's. So hätt' ich ſagen ſollen: was der Menſch nicht haben will, das kann er ſich vom Leib' halten.

Da, halt' uns den Regen vom Leib, weil du ſo ein überſtudirter Kopf biſt, ſagte Magdalene ſpottend. Es fing nämlich ſo eben zu tröpfeln an.

Gegen den Regen ſind Schirme gewachſen, oder auch zum Beiſpiel die Laube dort. Komm, wollen uns d'rin bergen, denn es macht nicht bloß naß herunter, ſondern auch recht kühl, und ich bin noch lang' nicht fertig.

Die beiden Geſchwiſter gingen mit einander nach der Laube. Sie war noch ſommerlich genug überrankt, um vor dem Regen zu ſchützen, der jetzt in größern Tropfen auf die Blätter niederſchlug.

Den Regen kann man ſich allerdings vom Leib halten, wenn man irgendwo unterzuſtehen vermag, fuhr Friedrich fort. Aber ich ſeh' jetzt doch, daß mein Gleichniß nicht auf Alles paßt. Denn, wenn mich zum Beiſpiel ein Blitz trifft, ſo kann ich ihn nicht —

Behüt' uns Gott! unterbrach ihn ſeine Schweſter. Unberufen, unberufen, unberufen! — Nachdem ſie ſich beeilt hatte, dieſe Zauberformel gegen böſe Einflüſſe und Vorbedeutungen dreimal auszuſprechen, machte ſie ihm lebhafte Vorwürfe wegen ſeiner ſündlichen Rede.

Das iſt nur ſo figürlich geſagt, erwiderte er. Ich hab' dir bloß zeigen wollen, daß es Dinge in der Welt gibt, die man ſich nicht vom Leib halten kann, wo man conträr wollen muß, man mag wollen oder nicht. Jetzt kann ich dir aber auch um ſo beſſer beweiſen, [illegible] es dafür andere gibt, die man ſich vom Leib halten kann, wenn [illegible] recht tüchtig will. Zum Beiſpiel den Chirurgen —

[illegible] Lob und Dank, endlich kommſt du doch auf den rechten Text. [illegible] ' nur einmal wie?

[illegible] nimmſt ihn eben nicht.

Und wenn der Vater ſagt: du mußt?

Dann ſagſt du: ich will nicht.

Kann ich mir dann auch die Streich' vom Leib' halten?

Ja, ſieh, lieb's Kind, das iſt's eben, darauf hab' ich von Anfang an hinaus gezielt und jetzt iſt der Text vollſtändig. Vogel friß oder ſtirb! das iſt der Text. Wenn aber das Vögele nicht freſſen will, und es will eben um keinen Preis nicht, ſo muß es zwar ſterben, aber die Sach' iſt doch nach ſeinem Schnabel gegangen. Das Leben iſt der höchſte Preis, den ein Vogel oder ein Menſch einſetzen kann, und mehr als das Leben kann man Einem auch nicht nehmen. Wenn Einer nun ſeinen Sinn feſt darauf richtet, daß er denkt: die und die Nuß will ich nicht beißen! ſo muß ihm zum Allererſten das Leben wohlfeiler ſein als der Schnabel. Dann wird's aber auch ganz gewiß nach ſeinem Schnabel gehen, und wird oft nicht einmal das Leben koſten. So ſagſt du jetzt, du mögeſt den Dürren nicht.

Für mein Leben nicht! rief das Mädchen leidenſchaftlich.

Juſt, wie ich ſagen wollte! Du bekennſt alſo ſelber, daß dir dein Leben nicht ſo lieb iſt, als es dir lieb wär', des dürren Stecken ohne zu ſein, und vorhin haſt du ja geſagt, du wollteſt lieber in die Fils ſpringen. Damit preſſirt's übrigens gerade nicht ſo ſehr, nur muß es dein völliger Ernſt ſein, und zwar ſo, daß du dich lieber todt ſchlagen ließeſt. Sieh, dein Leben wird dir doch lieber ſein, als eine trockene Haut, oder ein heiler Rücken. Was ein heiler Rücken werth iſt, das weiß ich aus Erfahrung, und ich kenn' auch des Vaters ſchwere Hand.

Ja, ich auch.

Du wirſt ſie aber doch nicht ſo fürchten, wie den Tod.

Nein, das gerade nicht.

Nun ſieh, jetzt kannſt du an dir ſelbſt die Probe machen, ob's ein Ernſt iſt oder eine bloße Redensart mit dem was du geſagt haſt. Die Menſchen brauchen viel leere Redensarten. Da ſagt Einer: Das und das laſſ' ich mir um's Leben nicht gefallen! und nachher, wenn's drauf und dran kommt, läßt er ſich's gefallen um des Eſau's Linſengericht oder auch noch um weniger, oder weil er einen Buckel voll Schläg' fürchtet. Nimm dir einmal die Sach' genau in Augenſchein. Was kann dir der Vater thun? Umbringen wird er dich nicht, du biſt ja ſein eigen Fleiſch und Blut. Aber puffen wird er dich, deſſen kannſt du gewiß ſein, und mach' dir nur keinen blauen Dunſt darüber.

Magdalene ſeufzte.

Auch ſonſt wird's dir übel gehen; du wirſt ein wahres Hundeleben haben, mehr noch als bisher. So leid mir's thut, dir das für gewiß zu ſagen, ſo müßt' ich ja doch ein ſchlechter Rathgeber ſein, wenn ich's verſchweigen wollte.

Magdalene ſeufzte abermals.

Ich glaub's gern, fuhr er fort, daß es dir ſchwer eingeht, aber dennoch mußt du's recht genau in's Aug' faſſen. Uebrigens kannſt du dir dabei voraus denken, wie du bei jedem ſcheelen Blick, bei jedem Streich, an jedem Hungertag ſagen wirſt: iſt mir doch lieber, als wenn ich bei dem Zaunſtecken ſein müßte, den ich nicht mag. Und dann, wie lang wird's dauern? Nur ſo lang, als ſie meinen, daß ſie dich zwingen können. Wenn deine Geduld größer iſt als ihre Bosheit, ſo wird ihre Bosheit zu nichte. Der ſchlanke Freiersmann macht am Ende den Kuhhirten von Ulm, oder es find't ſich unterdeſſen eine andere Gelegenheit, die dem Vater in die Augen ſticht, ſo daß er ihm ſelber den Laufpaß gibt. Zeit gewonnen, iſt Alles gewonnen. Mit dem Theil Ungemach, das du dir *nicht* vom Leib halten kannſt, kaufſt du dein junges Leben los von größerem Ungemach und behältſt es unverſchandirt, ſo daß dir der grüne Schleicher ſein Lebtag nicht in's Bett kommen kann. Ich ſag' dir, Magdalene was ich da geſprochen habe — es iſt zwar gar nichts Neues, und Viele reden desgleichen, aber ſie wiſſen nicht, *was* ſie ſagen; denn es iſt ein Geheimniß! Wer's aber recht verſteht, der kann Wunder damit thun, und Wunder ſind auch ſchon damit gethan worden! Mit drei einfältigen Wörtlein: Ich thu's nicht! und ich *thu's* eben nicht! damit kann ein rechter Kerl — Mannskerl oder Weibskerl, gilt gleich viel — einen Güterwagen ſperren, und wenn ſechs Dutzend Mecklenburger vorgeſpannt wären. Jetzt wirſt du verſtehen, warum ich geſagt hab': Das Mittel iſt ſicher, wenn man ſich darauf verlaſſen kann. Frag' dich nun ſelber, ob es ſicher iſt.

Die Schweſter trat feſt und aufrecht vor den Bruder hin. Und ich *thu's* eben nicht! rief ſie, ſeinen Ton nachahmend, indem ſie dabei auf den Boden ſtampfte.

So gefällſt du mir, ſagte er lachend. Komm, ſetz' dich wieder. Sei nur ſtandhaft und laß dir weiter ſonſt keine graue Haar' wachſen. Ich bin ja um den Weg. Wenn ſie dir den Futterkaſten gar zu arg verſperren, ſo will ich dein Rabe ſein, und wenn des Alten Hand zu ſchwer wird über dir, ſo will ich dazwiſchen ſpringen und die ſchwerſten Streiche auffangen. Du weißt ja, er iſt leicht abzuleiten: wenn er Hiſt töbert, ſo braucht man ihm nur mit einem ungäben Wort zu kommen, dann läßt er Hiſt fahren und tobt Hott. Laß mich nur machen, ich will dir den Regen mit dem Dachtrauf vom Leib halten, ich hab' ja ein dickes Fell.

Magdalene wurde vollends ganz zuverſichtlich, während ſie dieſes Schutz- und Trutzbündniß verabredeten. Verlaß dich nur auf mich, ſagte ſie, ich will zäh ſein wie eine Katze.

Recht ſo! erwiderte Friedrich. Was will das bißle Ungemach heißen, wenn die Alte ſich dafür das Gallenfieber an den Hals ärgert. Es iſt doch ein wüſt's Weibsbild, und was ſie für abſcheuliche Reden führt!

Ach, ich hab' mich ſo geſchämt, ſagte Magdalene, indem ſie wieder zu weinen begann und den Kopf auf ihres Bruders Schulter legte. Sie hat mir das Herz im Leib herumgedreht mit ihren böſen Worten. Ich will ja dem Mann ſonſt nichts Schlimmes nachgeſagt haben, aber warum ſoll er mir denn mit's Teufels Gewalt gefallen? Es iſt ja doch wahr, daß er alt iſt und häßlich, und ſoll ich denn das nicht ſagen dürfen?

Freilich darfſt du's ſagen, und ein recht's Mädle darf wohl ein Aug' auf ein Mannsbild haben und lugen ob was Wohlgefälliges an ihm iſt oder nicht. Die Heuchlerin, die! Glaub' mir nur, wenn Eine ſo verdammlich und augenverdreheriſch redet und ſo den Willen Gottes vom Zaun bricht, die iſt gewiß ein fauler Apfel.

Ach geh, du wirfſt das Beil auch gleich zu weit hinaus. Nachſagen kann man ihr nichts, und ſie hat dem Vater immer genau Haus gehalten, nur gar zu genau.

Meinetwegen, aber was ſie da von ihrer Jugend ſchwätzt, das iſt die lautere pure Heuchelei, und eh' ich's ihr glaube, eher glaub' ich daß ſie ein Hufeiſen verloren hat. Für was braucht ſie bei dir gleich auf ſo ſchandliche Gedanken zu kommen? Es ſucht Keiner den andern hinter'm Ofen, er ſei denn ſelber dahinter geſteckt. Bleib' du bei deiner Art und ſchäm' dich nicht. Der lieb' Gott hat nichts dawider, wenn dir ein friſchgrüner Apfelbaum beſſer gefällt als eine dürre Pappel. Was, Dummheit! Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Ja, du ſcheinſt mir auch ein feiner Hecht zu ſein!

Mit den Alten werd' ich's niemals halten, ſo viel iſt gewiß. Jetzt möcht' ich nur mein Schweſterle recht anſtändig verſorgt ſehen. Wart' einmal, wir haben ja die Auswahl unter den jungen Burſchen, wollen geſchwind Muſterung halten.

Ach, ſchwätz' nicht ſo überzwerch heraus.

Mit welchem ſoll ich denn gleich anfangen? Ja, da iſt zum Exempel heut Abend der untere Müller da geweſen, der Georg.

Er bemerkte ein leichtes Zucken an ſeiner Schweſter und drehte ihr Geſicht zu ſich herum. Was? rief er, hab' ich gleich auf den rechten Buſch geklopft? Es iſt nur ſchad', daß ich in der Dunkelheit nicht ſehen kann, wie du dazu ausſiehſt.

Laß mich zufrieden, ſagte ſie. Ich hab' was Nöthigers zu thun jetzt, als nach den jungen Burſchen auszuſchauen. Behalt' deinen Spott bei dir.

Wenn dir's Ernſt mit ihm iſt, morgiges Tages bring ich ihn herbei, und wenn ich den Kälberſtrick dazu nehmen müßte! Ich bin ihm ohnehin noch eine Rache ſchuldig. Er hat mich einmal helfen liefern, und wiewohl ich ihm das nach Geſtalt der Sachen nicht ſonderlich nachtrage, ſo wär' mir's doch zweimal recht, ihn zur gnädigen Straf' an eine lebenslange Kette zu legen.

Still, ſtill! rief ſie und hielt ihm, übrigens erſt nachdem er ausgeſprochen hatte, die Hand auf den Mund. Komm, es iſt ſchon ſo ſpät, wir müſſen in's Bett. Der Vater könnt' lärmen.

Sie gingen leiſe in das Haus zurück und ſagten einander gute Nacht. Friedrich aber wartete bis ſeine Schweſter in ihre Kammer hinauf gehuſcht war, und ſagte: Ich muß doch probiren, ob man heut noch Wind und Wetter beobachten kann. Er ſchlich über den Oehrn, klinkte unhörbar die Thüre zum Wirthszimmer auf, wo ein Knecht in der Ecke ſchnarchte, durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, aber ſo lautlos, daß ihm kaum der Sand unter den Füßen kniſterte, ging durch ein zweites kleineres, und legte dort das Ohr an die Thüre, die in's Schlafgemach ſeiner Eltern führte. Er hatte ſich nicht getäuſcht, ſie waren noch in einer Gardinenunterredung begriffen.

Auch wider den untern Müller hätt' ich eigentlich nichts einzuwenden, hörte er ſeinen Vater ſagen.

Wie kommſt du denn auf den? fragte die Sonnenwirthin dagegen.

Mir däucht's ſeit einem Vierteljahr oder ſo etwas her, daß er ein Aug' auf das Mädle hat. Er hat mir ſchon ſo eine Art Wink gegeben, freilich nicht mit dem Holzſchlegel, denn er hat gar einen beſonderen Stolz. Aber er iſt ordentlich, bringt ſein Sächle vorwärts, und thät auch ſonſt beſſer für ein jung's Mädle paſſen, als ſo ein alter Krachwedel.

Ei, Alterle, wie thuſt du doch ſo jung! erwiderte die Sonnenwirthin. Uebrigens hab' ich ebenmäßig nichts wider den Müller, und dem könnteſt du außerdem einen großen Gefallen erweiſen. Ich hör', er will bauen, und da werden ihm ein paar tauſend Gulden eine Frau erſt recht werth machen.

Das geht nicht! brummte er dagegen. Von der Sonne kann ich nichts weggeben. Die iſt und bleibt der Grundſtock in der Familie, die darf nicht einen Strahl von ihrem Glanz einbüßen.

Dann wird er wenig Luſt haben, ſagte ſie. Zum Bauen hat er das Geld nöthig. So wacker er iſt, ſo iſt er doch noch zu jung, als daß ihm jemand ſo viel leihen thät'! Alſo muß er's erheirathen.

Soll anders wohin gehen.

Der Chirurgus dagegen ſagt, es ſei eine Schande für einen Mann, wenn er beim Heirathen auf's Geld ſehe. Er begehrt nichts dazu, er ſagt, deine Tochter wär' ihm lieb, und wenn ſie nackt und bloß zu ihm käme, er wolle ſie ſchon ernähren.

Nu, wenn ſich kein Anderer meldet, ſo kann er ſie haben.

Ja ſieh', aber er preſſirt eben, und wird auch nicht grad warten wollen, bis es uns gefällig iſt. Mit dem Probiren iſt's ſo eine Sach'. Die Mannsleut' ſind nicht ſo unintereſſirt heutzutag. Wenn nun kein Anderer käm', und der Chirurgus ging' ſonſt wo auf die Brautſchau, ſo blieb' eben das Mädle ſitzen, und das wär' doch ein Spott und eine Schand'.

Hm! brummte der Sonnenwirth.

Der Habich iſt beſſer als der Hättich, fuhr die Frau fort, und wenn man einmal etwas thun will, ſo thut man's beſſer gleich, damit's nachher nicht zu ſpät iſt. Mir kann's zwar ſoweit einerlei ſein; es iſt dein Kind und nicht mein's. Was geht's mich an, wenn ſie eine alte Jungfer werden will? Meinetwegen kann ſie in der Wirthſchaft bleiben, ſo lang ſie mag. Deßhalb iſt mir's am liebſten, wenn ich dabei ganz aus dem Spiel bleiben kann. Nichts Schwereres für eine Stiefmutter, als ſolcherlei Pflichten zu erfüllen; denn wenn ich noch ſo gut ſorge, ſo bin ich doch eben die rechte Mutter nicht, und wird mir mein Sorgen noch obendrein verdacht. Mach' du die Sach' mit deiner Tochter ab. Sprich mit ihr und frage ſie, was ihr gefällig ſei.

Fragen! brauste der Sonnenwirth auf. Man wird ſo ein Ding noch lange fragen. Sie ſoll froh ſein, wenn man ſie verſorgt. Nun ja, der Haue muß ein Stiel gedreht werden. Alſo, wenn kein Andrer um den Weg iſt, ſo mag's mein'thalben der Chirurgus ſein. Aber da ſoll er ſich nur das Maul abwiſchen: baar Geld kriegt er keins von mir.

Sei ganz ruhig. Bis wann ſoll denn die Sach' jetzt richtig werden?

Das laſſ' ich dir über.

Sieh, Schwan, hob die Sonnenwirthin mit einem freundlichen und überzeugenden Tone an, ich hab' das ſchon voraus bedacht, denn ich muß ja doch an Alles denken. Weißt, morgen iſt ja der Monatstag, da kommen die geiſtlichen Herren wieder zuſammen.

Hm, brummte der Sonnenwirth.

Der Amtmann wird auch dabei ſein, vielleicht ſogar der Vogt von Göppingen.

Hm, ja.

Und weil unſer Haus eigentlich doch auch ein wenig über den Leiſten geſchlagen iſt, ſo könnte man dem Ding einen Anſtrich geben, daß es ein recht geſellſchaftliches fürnehmes Ausſehen bekäme. Weißt, auf ſo was verſtehſt du dich! Wenn die Herren dann aufſtehen müſſen und Geſundheit trinken, ſo wird der Verſpruch zur Hauptſach' und die Herren mögen wollen oder nicht, ſie ſind dann eigentlich nur um des Verſpruchs willen da.

Der Sonnenwirth hatte immer beifälliger gebrummt. Dabei ſoll's bleiben! ſagte er endlich. Aber jetzt laß mich ſchlafen, haſt mir die Zeit lang genug gemacht.

Auch Friedrich hatte genug gehört. Leiſe wie er gekommen war, ſchlich er hinaus und begab ſich auf ſeine Kammer, wo er lange nicht ſchlafen konnte.

Als er in der Frühe ſeiner Schweſter auf der Treppe begegnete und ſie ihm guten Morgen ſagte, klang ihre Stimme gar nicht ſo entſchloſſen, wie vergangene Nacht. Du machſt ja ein Geſicht wie die Katz wenn's donnert, raunte er ihr zu; ſtell' dich krank, Magdalene, ſtell' dich krank, und mach', daß du nur über den Tag hinüberkommſt.

Es wär' keine Verſtellung, erwiderte ſie, wenn ich mich wieder legte.

Thu's, thu's! rief er und ſprang die letzten acht Staffeln mit Einem Satz hinab.

Er ging den Fußweg am Bache hin, der mitten durch den Flecken läuft. Die Gänge der Mühle klapperten ihm eifrig entgegen. Von der Brücke aus ſah er den jungen Müller im Hofe beſchäftigt, allerlei Holz zuſammen zu ſägen. Er blieb unſchlüſſig ſtehen, als aber jener aufblickte, ſetzte er ſich in Bewegung, als ob ihn der Weg zufällig hier vorüberführe.

Guten Morgen, rief er in den Hof hinein.

Schön' Dank.

Treibſt's gut um?

So ſo, la, la, war die verdroſſene Antwort.

Ich glaub', an dir iſt ein Zimmermann verloren gangen, ſagte Friedrich, indem er näher trat und ſich gegen die Mauer lehnte.

Hm, 's iſt nur ſo ein wenig geboſſelt.

Man ſagt ja, du wolleſt bauen, Georg?

Willſt mir dabei an die Hand gehen, Frieder?

Ja ich! Was hätt'ſt du von mir? Soll ich dir Steine zutragen?

Hm, ja, aber ſolche, wo der Karl Herzog drauf geprägt iſt.

Oder der alt' Kaiſer? Du haſt's gut vor, Brüderle, ſolche Bauſteine ſind mir zu ſchwer, die muß ich liegen laſſen.

Die Beiden ſahen einander an und ihre ſcheinbar gleichgiltigen Mienen ſpielten ein langes ſtummes Frag- und Antwortſpiel.

Ich muß eben ſehen wie ich ein Ducatenmännle in's Haus krieg', ſagte der Müller endlich. Vielleicht wiſſen mir die Zigeuner eins.

Oder ein Bettelmädle mit ein paar tauſend Gulden, entgegnete Friedrich, den Stich verbeißend.

Weißt mir eine? fragte der Müller und ſah ihn forſchend an.

Friedrich ſchlug die Augen nieder und wühlte mit dem Fuß im Sägmehl, das am Boden lag. Iſt denn das Bauweſen ſ[illegible]nöthig? fuhr er endlich in ſeiner Verlegenheit heraus.

Juſtement ſo nöthig, als dein Geſchwätz unnöthig iſt, war die Antwort.

O ich will nicht lang mit dir ränkeln, du zuckerig's Bürſchle du. Bau du mein'twegen ſo hoch wie der babyloniſch' Thurn geweſen iſt.

Dieſes brummend nahm er einen verdeckten Rückzug, das heißt, er ſetzte den eingeſchlagenen Weg an der Mühle vorüber fort, um in einem weiten Bogen wieder nach Hauſe zu kommen.

Der junge Müller ſah ihm verwundert und ärgerlich nach. Ich glaub', der hat Maulaffen feil, brummte er, indem er wieder zur Säge griff.

Die Katz' maust links, die Katz' maust links! ſagte Friedrich zu ſich, mit bedenklichem Geſichte ſeine Schritte fördernd. Ich wollt' nur, daß der Tag im Kalender durchgeſtrichen wär'.

Von Noth und Eiſer getrieben rannte er dahin, obgleich er eigentlich nicht wußte, warum er zu eilen habe; es war eine Aufregung in ihm, die ſeinem Geſicht in dieſem Augenblick ein beſonders kräftiges Ausſehen gab. Die Leute, die auf der Straße oder an den Fenſtern waren, mußten ihn unwillkürlich mit Wohlgefallen betrachten, und ein Mädchen, das ihm begegnete, grüßte ihn auf eine Weiſe, die trotz ſeiner gedankenvollen Selbſtvergeſſenheit nicht unbemerkt von ihm blieb. Es war ein ſchlankes Mädchen mit gelben Zöpfen, noch ſehr jung und von auffallend hellen Geſichtszügen; in ihren Mienen lag eine eigenthümliche Miſchung von Zutraulichkeit und Unſchuld. Sie grüßte ihn mit dem gebräuchlichen Bauerngruße, das heißt, ſie „wünſchte ihm die Zeit“, aber mit einem Blicke, der, ſo ſchnell und ſchüchtern er vorüberglitt, eine Freundlichkeit, eine gewiſſe Theilnahme und Hingebung ausſprach, die nur in einem Blicke ſo ausgeſprochen und eben deßhalb nicht weiter beſchrieben werden kann. Genug, ihm war als hätte ſich das junge Mädchen mit dieſem Blicke ganz und voll und warm in ſeine Arme gelegt, und er, für einen ſolchen Eindruck nichts weniger als unempfänglich, fühlte ſich hingeriſſen, obgleich er ſich erſt einige Secunden nach der Begegnung bewußt ward, daß er gegrüßt worden ſei, daß er einen Blick dabei wahrgenommen, und daß dieſer Blick ihm gegolten habe. Jetzt erſt blieb er ſtehen und ſah ihr nach. Sie war ſchon ziemlich weit entfernt, und ihre Zöpfe flogen luſtig hinter ihr her. Ich kenn' doch jedes Kind hier, ſagte er: iſt's vielleicht eine Fremde? Sie trägt ſich übrigens ganz Ebersbachiſch. Aber das iſt ein blitznett's Schelmengeſicht! — Er wäre ihr gerne nachgegangen, aber er ſcheute die Mühle. Auch fiel ihm nur allzubald die Sorge wieder auf's Herz, die ihn aus dem Hauſe getrieben hatte. Er wandte ſich, durchmaß einige Gäßchen, ging weiter oben über das Waſſer zurück, und kam unverrichteter Dinge nach Hauſe, wo ihm ein vielſagender Duft aus der Küche entgegenſtrömte.

Nach dem Eſſen, als er Gelegenheit fand, einen Augenblick mit ſeiner Schweſter allein zu ſein, fragte er ſie: Iſt dir's noch wie geſtern?

Magdalene verſuchte zu lachen; es wollte ihr aber nicht recht gelingen. Ich thu's eben nicht! flüſterte ſie, indem ſie in der geſtrigen Haltung auf den Boden ſtampfte; aber ihre Stimme klang wie eine ohnmächtige Einſprache gegen das Schickſal und über ihre Augen flog ein Nebel hin. Die Geſchwiſter hörten des Vaters Tritt; da ſtoben ſie auseinander.

Friedrich's Beklemmung ſtieg immer höher. Der Geiſt der Gewaltthätigkeit begann in ihm wach zu werden. Er ging unruhig durch das Haus und ſuchte ein Brett, das ihm gerecht wäre. Dann ſtieg er auf den Boden, um Erbſen zu holen. Er wollte dem Chirurgus einen halsbrechenden Empfang bereiten. Wenn ſie mich auch wieder nach Ludwigsburg ſchicken, dachte er, was thut's! Als er aber mit ſeinen Vorbereitungen fertig war, fiel es ihm ein, daß die geiſtlichen Herren, die heute ihr „Kränzchen" in der Sonne hatten, mit nächſtem anrücken würden, und er entſagte ſeinem Attentat. Vor der Kleriſei hatte er einen wohlbegründeten Reſpekt. Denn, dachte er in ſeiner rohen Weiſe, ſtatt des Chirurgen könnt' mir auch einer von den Pfarrern abe hageln, und das thät' mir ſchlimmer gedeihen, als wenn ich meinem Vater einen Strick um den Hals gemacht hätt' und hätt' ihn an den Schild hinaus gehenkt. Nicht lange, ſo erſchienen die Erſten der erwarteten Ankömmlinge. Von ihren weitſchößigen ſchwarzen Röcken umrauſcht, ſtiegen ſie ernſthaft die Treppe empor, und ihre weißen

Bäffchen oder Ueberſchlägchen, wie man dieſes geiſtliche Würdezeichen in Süddeutſchland heißt, begleiteten ihre Unterredung, indem ſie, beim Sprechen von den Halsmuskeln in Bewegung geſetzt, taktmäßig über der Bruſt auf und nieder klappten. Arglos überſchritten die Paſtoren die verhängnißvolle Staffel, die, wenn Gedanke und That Ein Ding wären, ihnen ein Stein des Anſtoßes und gewiß auch nicht geringen Aergerniſſes geworden ſein würde. Dem Chirurgus hatte es ſein guter Geiſt eingegeben, daß er die Nachhut bildete, und ſo gelangte auch er wohlbehalten unter den Fittigen der geiſtlichen Macht herauf. Die Herren verfügten ſich in ihr beſonderes Cabinet. Die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft ließen nun auch nicht länger auf ſich warten; als die Allerletzten kamen, um keine unſchickliche Eile zu beweiſen, der Pfarrer und, Saul unter den Propheten, der Amtmann des Orts. Mittlerweile fanden die dampfenden Schüſſeln ihren Weg aus der Küche in's Cabinet. Die Sonnenwirthin und Magdalene trugen ſie. Letztere hatte, als einen ſchwachen Verſuch ſich mit Krankheit zu entſchuldigen, ein Tuch um den Kopf gebunden, das ihr aber noch unterwegs von der ſorgſamen Mutter abgeriſſen wurde. Morgen kannſt Kopfweh haben, ſo viel du willſt, ſagte ſie, aber heut darfſt nicht wehleidig ſein. Der Sonnenwirth begnügte ſich, die Herren zu empfangen, in's Cabinet hinein zu complimentiren, und von Zeit zu Zeit nachzuſehen, ob nichts fehle. Der Chirurgus durfte die Flaſchen auftragen helfen, was dem Amtmann und dem Pfarrer Anlaß gab, ein wenig zu ſticheln. Nachher hatte er die Ehre, einem von den Herren Schnupftabak zu beſorgen, und zuletzt, als man nichts mehr von ihm wollte, zog er ſich mit einer feinen Wendung zurück. Mit dem Hauptauftritt mußte man natürlich warten, bis die Herren ihre nächſte Aufgabe, nämlich die theils gebackenen, theils blau abgeſottenen Forellen vom Tiſche verſchwinden zu machen, bereinigt haben würden.

Friedrich war mit der Aufwartung im gewöhnlichen Wirthszimmer bei den Fuhrleuten betraut worden, erhielt aber nach einiger Zeit durch Vermittlung ſeiner Mutter, die ihm doch nicht recht traute, vom Vater den Befehl, in den Stall zu gehen und die Pferde zu füttern. Die unſchuldigen Thiere mußten ſich dabei manchen Puff gefallen laſſen. Als er wieder herauf kam, ſah er, was ihm ſein Verſtand ſchon geſtern Abend hätte vorausſagen können, ſeine Schweſter als „glückliche Braut". Der Vater hatte ſich inzwiſchen die Freiheit und die Ehre genommen, ſie als ſolche im Cabinet vorzuſtellen, das man, um der Sache mehr Oeffentlichkeit und Anſehen zu geben, gegen das Wirthszimmer offen gelaſſen hatte. Die Herren wünſchten Glück, ſtießen mit den Gläſern an und machten etliche verſteckte ſcurrile Witze, Alles das, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt. Magdalene knixte mit ängſtlichem Lächeln und zwang die Thränen zurück, die freilich ſehr nahe waren, aber wie hätte ſie vor ſo gewaltigen Herren wagen können, einen Willen geltend zu machen? Der Chirurgus ſtand neben ihr, ganz grün vor Seligkeit. Die Sonnenwirthin freute ſich, daß ſie den niederdrückenden Einfluß, den die Herrengeſellſchaft auf das Mädchen üben würde, ſo ſicher voraus berechnet hatte. Der Sonnenwirth ſchmunzelte und ſchwamm in Wohlbehagen über die honoratiorenſchaftliche Haupt- und Staatsaction. Friedrich ſeinerſeits ließ im Wirthszimmer ſeine feſtliche Bewegung an einer Flaſche aus, die, als ſie mit lautem Klirren am Boden zerbrach, die allgemeine Stimmung durch Schrecken, Lachen, Zorn und Scheltworte hindurch in das gewöhnliche Geleiſe zurückbrachte. Die Thüre des Cabinets ſchloß ſich wieder, die Wirthſchaft ging ihren Gang, und als die Herren Abends ihre Sitzung aufhoben, blieb es ein Geheimniß, was der Gegenſtand ihrer Unterhaltung geweſen war, ob die Ewigkeit der Höllenſtrafen oder die Aufbeſſerung der Beſoldungen. Nur Eines hatte ſich entſchieden und unabänderlich feſtgeſtellt, nämlich, daß Magdalene jetzt das war, was ſie vergangene Nacht um keinen Preis, ſelbſt nicht um den Preis ihres Lebens, hatte werden wollen.

Friedrich redete den ganzen Abend kein Wort mit ſeiner Schweſter. Als ſie ihn einmal lange ſchüchtern und bittend anſah, antwortete er mit einem Blick, der ihr deutlich ſagte, daß er, wenn er Gelegenheit hätte, ſeinen tollen Jähzorn thätlich an ihr auslaſſen würde. Sie vermied es deßhalb, allein mit ihm zuſammenzutreffen. Da man ihr jetzt keinen Zwang mehr anthat und ihr Bräutigam, geduldig auf beſſeres Wetter wartend, ſich bei Zeiten nach Hauſe gemacht hatte, ſo ging ſie noch vor dem Abendeſſen zu Bette.

Auch dieſe Nacht konnte Friedrich die Augen lange nicht ſchließen. Es war ihm ſehr übel zu Muthe. Der Zorn über das feige Benehmen ſeiner Schweſter hatte ſich in eine ſeltſame Bangigkeit verwandelt. Er fühlte ſich ganz im Stich gelaſſen und begann zu ahnen, daß ihm das Leben noch harte Nüſſe zu knacken geben werde. Daß die Menſchen nicht ſeien, wie ſie ſein ſollten, das war ihm klar geworden; wie er aber ſelbſt unter ſolchen Umſtänden eigentlich ſein ſollte, das wußte er ſo wenig, daß es ihm nicht einmal einfiel, auch nur die Frage an ſich zu ſtellen. Mitleid, Angſt, Empörung wechſelten auf die wunderlichſte Weiſe in ihm ab, und das Heimweh nach der ſichern Umfriedigung des Zuchthauſes kehrte ihm aber und abermals zurück. Er hatte es mit angeſehen, wie neben den Verbrechern auch arme Waiſen zu nicht ſchimpflicher Arbeit in daſſelbe aufgenommen wurden, und ihr Loos wollte ihn wie ein neidenswerthes Glück bedünken. Aber mitten unter dieſen verſchiedenen Regungen fand er noch Raum genug in ſeinem Herzen, um mit vielem Behagen an das hübſche Mädchen zu denken, das ihn heute auf der Straße gegrüßt hatte.

## 4.

Der Jüngling, deſſen groben, verworrenen Lebensfaden wir zu verfolgen unternommen haben, war, als er die väterliche Schwelle wieder betrat, über eine jener unſichtbaren Grenzen geſchritten, welche ſich durch die Geſellſchaft und durch den einzelnen Menſchen ſelbſt hindurchziehen. Er empfand vor ſeinem Vater, wo nicht Achtung, denn zu dieſer gehört ein ausgebildeteres Bewußtſein, ſo doch eine unbeſtimmte Scheu, ja ſogar unter rauher Decke einen Reſt kindlicher Zuneigung; und dennoch ſagte ihm ein unbeſtechliches Gefühl, daß er durch den bloßen Rücktritt aus dem Kreiſe des Waiſenpfarrers in den Kreis des Sonnenwirthshauſes um eine Stufe gefallen ſei. Das Leben war hier ein ganz andres und wies mit ſeinen alltäglichen und doch gebieteriſchen Zwecken ſo manche Forderung der reifenden Seele zurück, welche dort, obwohl unter dem einförmigen Frohndienſt des Wollekrämpelns, von einem Geiſte, den ſeine Zeitgenoſſen apoſtoliſch nannten, geweckt worden war; aber die fortgeſetzte Berührung mit dem Alltagsleben mußte auch zugleich die Wirkung haben, daß dieſes Gefühl allmählich wieder in ihm abgeſtumpft wurde. Sein blutiges Handwerk, wie es das unendliche Weh, das aus den ſtummen Augen der Thiere jammert, zum Schweigen brachte, ſo ſchlug es auch die verwandte Stimme in der Menſchenbruſt nieder. Daneben waren die Gäſte, mit denen er täglich in der Wirthsſtube zu thun hatte, gewiß lauter „ehrliche Leute“, aber wahrhaftig keine Tugendſpiegel, und er hatte nur zu viele Gelegenheit, die mehr oder minder klare Betrachtung anzuſtellen, daß Achtbarkeit und guter Ruf in dieſer Welt ſehr oft weniger von einem ſtreng ehrlichen und ſittlichen Weſen als von Klugheit und zufälligen Umſtänden abhängen. Je minder klar aber dieſe Betrachtung in ihm aufſtieg, deſto gefährlicher war ſie ihm. Ueberhaupt wußte ſein Kopf nichts von Nachdenken, ſondern nur von raſchen Eindrücken, die ſich unter lärmenden Zechgenoſſen und auf dem Tanzboden entweder befeſtigten oder eben ſo raſch wieder verdampften. Dieſes Bedürfniß, eine immer rege mißbehagliche Unruhe zu verjubeln, ſöhnte ihn auch wieder mit ſeiner Schweſter aus, bald nachdem ſie dem aufgedrungenen Bräutigam angetraut worden war. Denn da ſie von ihrem Manne ziemlich leidlich behandelt wurde, ſo hatte ſie dann und wann den Troſt, dem geliebten Bruder einen auf die Seite gebrachten Groſchen zuſtecken zu können, und Friedrich, den der Vater ſehr kurz zu halten für gut befand, verſchmähte die klingenden Beweiſe der Schweſterliebe nicht.

Während er auf dieſe Weiſe theils gleichgiltig, theils in dumpfer Luſtigkeit dahin lebte, kehrten auch ſeine äußeren Umſtände ganz in das gewöhnliche Geleiſe zurück. Zu Hauſe ging er unangefochten aus und ein, und ſtand mit der Stiefmutter in jenem mürriſchen Verkehr, wo Gewohnheit die Stelle der Liebe vertritt. Auch in der Gemeinde war er geduldet; Niemand zeigte ſich ihm widerwärtig, Mancher blickte ihn freundlich an, und des Makels, der auf ihm haftete, ſchien nicht gedacht zu werden. Ihm ſelbſt war nicht wohl und nicht wehe; mit dem Zuchthauſe hatte er auch den Waiſenpfarrer vergeſſen. Ein ſtrenges Geſicht machte ihm Niemand mehr als der Amtmann. Aber dies hatte wenig zu ſagen, denn der Amtmann galt perſönlich nicht ſehr viel bei der Gemeinde und zu Hauſe gar nichts; auch nahm der im Grunde gutmüthige und ſchwache Mann eigentlich nur deßhalb eine

Amtsmiene gegen ihn an, weil er ihn einmal in Unterſuchung gehabt hatte, und ihn nun, wo nicht mit Worten und Werken, ſo doch mit Geberden polizeilich überwachen zu müſſen glaubte. Dagegen war er bei der Frau Amtmännin ſehr gut angeſchrieben, und zwar, zu ſeiner eigenen Verwunderung, beſſer als er es verdiente, denn er hatte ſich ſchon manche boshafte Bemerkung über ihr Pantoffelregiment erlaubt. Vielleicht war ihr nichts davon zu Ohren gekommen; genug, die ſtolze kräftige Frau empfand eine gewiſſe Theilnahme für den jungen Burſchen, der ſchon ſo früh über die Schranken der bürgerlichen Ordnung geſprungen war. Es ſchien ihr nicht unangenehm zu ſein, wenn ſie ihren Fleiſchbedarf von ihm in's Haus getragen bekam, und der alte Sonnenwirth, der keine Art von Gnadenſchimmer aus den Augen ließ, ſorgte alsbald dafür, ſeinem Sohne dieſes Ehrenrecht auf dem Wege des Herkommens zu überweiſen. Die geſtrenge Frau pflegte ihn dabei ſehr huldvoll zu behandeln, ſie reichte ihm manchmal ein Glas Wein, ermahnte ihn zu vernünftiger Aufführung, ergötzte ſich aber beſonders gerne an ſeinen eigenthümlichen freimüthigen Aeußerungen. An ſolchen ließ es Friedrich ſelten mangeln; denn wenn er einmal ſeine Schüchternheit gegen Vornehmere überwunden hatte, ſo that er ſeiner Zunge, zumal wenn aufgemuntert, keine Gewalt mehr an. Die Gunſt der Amtmännin ebnete ihm auch ſonſt noch ſeinen Pfad; der Schütz und die Schaarwächter, welche die Polizei im Flecken handhabten, ließen dieſe Stimmung ihrer Gebieterin nicht unbeachtet und drückten bei manchen Unregelmäßigkeiten des jungen Burſchen, bei manchen kleinen Verſtößen gegen die öffentliche Ordnung alle ihre Augen zu.

Unter dieſen Umſtänden war er eines Morgens mit ſeinem Korbe ins Amthaus eingetreten. Die Amtmännin prüfte den Inhalt und ſagte wohlgefällig: Das gibt ein ſchönes Brätchen, ich hab' alle Conſideration vor Seines Vaters Geſchmack, ſag' Er ihm einen Gruß und ich ſei wohl zufrieden.

O, ich hab's ſelber ausgewählt, Frau Amtmännin, erwiderte Friedrich.

Um ſo beſſer, ſo darf Er's auch ſelber in die Küche tragen. Geh' Er, mein Sohn, und bring' Er's der Kathrine hinaus. Daß Er ſich aber nicht unterſteht, dem Mädchen zu flattiren; ich habe mir ſagen laſſen, daß Er ein galanter Junker ſei.

Friedrich lachte und trug das Fleiſch in die Küche. Da, Jungfer, ſagte er, und die Frau hat mir einen Kuß aufgetragen als Zugabe.

Das Mädchen ließ mit einem leiſen Schrei den Korb fallen und flüchtete ſich hinter den Herd. Sie hatte etwas Demüthiges und Gedrücktes in ihrem Weſen und ſah, obwohl noch jugendlich und nicht unſchön, doch blaß und verblüht aus. Sie war eine Verwandte der Amtmännin, die ſie unter dem Namen einer Hausjungfer, eigentlich aber als Dienſtmagd zu ſich genommen hatte.

Es iſt nicht ſo ernſtlich gemeint, Jungfer, lachte Friedrich. Nur ſachte mit der Braut! Das Fleiſchle da hätt' ſo ſauber bleiben können, wie Ihre Tugend von meinetwegen bleiben ſoll.

Er hob das Fleiſch vom Boden auf, warf es ihr auf den Herd und verließ die Küche, indem er brummte: Was ſich die nicht einbildet, und iſt nur ſo ein Flügel.

Als er wieder in's Zimmer kam, um zu fragen was die Frau Amtmännin auf morgen zu befehlen habe, fand er ein Glas Wein eingeſchenkt, zu dem er ſich nicht lange nöthigen ließ.

Hat's draußen was abgeſetzt? fragte ſie. Ich meinte einen Fall zu hören.

O der Jungfer iſt nur ein kleiner Poſſ' paſſirt. Darauf hab' ich weiter gar nichts geſagt als „Sachte mit der Braut!“ und da iſt ſie gleich ganz ſchiefrig geworden.

Die geſtrenge Frau lachte recht gnädig. Es kommt ja nur auf den Mosje Friedrich an, ſagte ſie, ob er aus dem Sprichwort Ernſt machen will. Das Mädchen iſt aus einer ſehr guten, aber während der Minderjährigkeit des Herzogs unterdrückten und herabgekommenen Familie. Nun, dafür hat ſie ſich deſto beſſer in der Welt fortbringen gelernt; das iſt auch eine Ausſteuer. Sie iſt ſchon bei einem adeligen Geheimenrath in Dienſten geweſen, und weiß was Mores ſind. Das gäb' eine Wirthin, die den vornehmſten Gäſten gewachſen wäre.

Sie ſagte dies Alles auf eine ſcherzhafte Weiſe, in welcher gleichwohl etwas Aufmunterndes lag. Aber freilich, fügte ſie hinzu, Wirthe ſehen mehr auf äußeres als auf inneres Metall, und bei Wirthsſöhnen wird man ohne Zweifel den gleichen Gout antreffen.

Conträr, im Gegentheil, verſetzte der junge Menſch, ich ſeh' bei einem Mädle auf's Herz, und nicht auf die Batzen. Liebreich iſt über hübſch, und hübſch iſt über reich. Aber Creüſe, Frau Amtmännin. mein Sinn ſteht darauf, daß wenn ich einmal heirathen thu', ſo muß es ein freies Mädle ſein. Ich will mein Weib nicht aus der Dienſtbarkeit holen. Arm darf ſie wohl ſein, aber keine ſolche, die ſchon auf der Adelsbank herumgerutſcht und in vornehmen Häuſern herumgepudelt worden iſt.

Die Amtmännin fuhr aus dem Armſeſſel auf, und ihre Contuſche von Perſe rauſchte wie eine Windsbraut durch das Zimmer. Er Flegel, der Er iſt! ſchrie ſie, meint Er denn, ich werde meine Perlen vor ſolche Schweine werfen! Eine Zigeunerin wird er noch kriegen, oder des Seilers Tochter, wenn's hoch kommt, wozu alle Ausſicht vorhanden iſt! Reiſ' Er ſich auf der Stelle, und laß Er ſich's nicht beigehen, mir wieder unter die Augen zu treten.

Friedrich hatte eben das Glas ergriffen, um zur Bekräftigung ſeiner Rede einen herzhaften Schluck zu thun, als dieſer unerwartete Sturm bei vermeintlich heiterem Himmel ausbrach. Er ſetzte verblüfft das Glas auf den Tiſch, ergriff ſeinen Korb und machte ſich rücklings gegen die Thüre, wobei er den eben eintretenden Amtmann empfindlich auf den Fuß trat. Dieſer neue Fehltritt war nicht geeignet, ihm ſeine Faſſung wieder gewinnen zu helfen; vielmehr gelangte er ſtrauchelnd und taumelnd zur Thüre hinaus, von grimmigen Blicken und unfreundſchaftlichen Segenswünſchen verfolgt.

Aber die kann Einem den Marſch machen! ſagte er verwundert zu ſich, als er auf der Straße war. Er trug langſam ſeinen Korb nach Hauſe, ohne ſich recht erklären zu können, wodurch er die Frau ſo plötzlich gegen ſich aufgebracht habe. Deſto deutlicher ſtand ihm die doppelte Thatſache vor Augen, daß er um eine nicht zu verachtende Gönnerſchaft ärmer und um einen furchtbaren Feind reicher geworden ſei. Er verabredete hinter dem Rücken ſeines Vaters mit einem Knecht, daß dieſer künftig ſtatt ſeiner das Fleiſch ins Amthaus tragen ſolle; aber trotz dieſer Auskunft machte ihm der Vorgang nicht wenig zu ſchaffen. Verſchüttet Oel iſt nicht gut aufheben, ſagte er den ganzen Tag bedenklich mit dem Sprichwort zu ſich.

Was konnte er unter dem Gewichte dieſer Betrachtung Beſſeres vornehmen, als die Flaſche aufzuſuchen, in welcher der Deutſche, der Jüngling wie der Greis, der gemeine Mann wie der vornehme, ſchon ſo manche Verlegenheit erſäuft oder erſt recht groß gezogen hat! Sein Vater war ausgeritten, Ochſen zu kaufen, und wurde erſt in ſpäter Nacht zurück erwartet; die Stiefmutter aber ſtand nicht in ſo hohem Anſehen bei ihm, um ihretwegen die Hausordnung einzuhalten. Er erlaubte ſich das Nachteſſen zu umgehen und beſuchte dafür ein Bäckerhaus, wo er gerne einzuſprechen pflegte.

Die Stube war halbdunkel, als er ſie betrat. Auf einem Ofenbänkchen dämmerte der Bäcker, wie es ihm ſchien; die Wärme des Ofens ließ ſich bei der vorgerückten Jahreszeit recht behaglich empfinden. Hinter dem erhellten Fenſter, das in die Küche ging, bewegte ſich eine Geſtalt, die er für die Bäckerin hielt. Duſelſt, Beck? ſagte er, dem Manne im Vorübergehen einen freundſchaftlichen Rippenſtoß verſetzend; 'n Schoppen Grillengift, Beckin! rief er dann gegen die Küche gewendet, und ſchlug ein paarmal mit der Fauſt auf den Tiſch. Dann ſetzte er ſich und ſtützte verdrießlich den Kopf auf die Hand.

Ein Licht wurde gebracht und vor ihn geſtellt, ohne daß er den Kopf erhob. Gleich darauf ſtellte dieſelbe Hand den begehrten Wein im Schoppenglaſe vor ihn auf den Tiſch. Ohne aufzuſehen wurde er doch der Hand gewahr, die mit dem Glaſe vor ſeinen Augen erſchien. Sie hatte, trotzdem daß ſie nichts weniger als glatt und geſchont ausſah, etwas Zartes; die wohlgedrechſelten Fingerchen ſchlangen ſich allerliebſt um das Glas, und an die Hand ſchloß ſich ein zierlicher, runder, voller Arm. Eben wollte er verwundert fragen, wie die beleibte Bäckersfrau zu ſo anmuthigen Gliedmaßen komme, als ein fremdes feines Stimmchen das in den Wirthshäuſern übliche „Wohl bekomm's“ dazu ſprach. Er that die Hand von den Augen, ſah hin, ließ den Arm auf den Tiſch fallen, hob den Kopf und ſtarrte mit freudigem Schrecken die Erſcheinung an. Es war Niemand anders als das hübſche Mädchen mit den gelben Zöpfen, das ihm neulich bei ſeinem unglücklichen Werbungsverſuch begegnet war, und das er ſeitdem nicht aus dem Sinn verloren hatte.

Ei, ſagte er luſtig, heut' hätt' ich eigentlich einen ſchwarzen Strich in den Kalender machen ſollen, jetzt mach' ich aber einen rothen dafür. — Was iſt denn das, Beckin? rief er der eintretenden Frau entgegen. Habt Ihr Euch eine Kellnerin aus dem himmliſchen Reich verſchrieben?

Das iſt keine Kellnerin, entgegnete ſie: es iſt mein Dötle (Pathchen), das mir ein bißle im Haushalt und in der Wirthſchaft aushilft.

Wie heiß'ſt denn, du Herzkäferle? fragte er.

Chriſtine, antwortete das Mädchen mit ſchüchternem Lächeln und trat einige Schritte von ihm weg, indem ſie zugleich jenen hingebenden Blick auf ihn fallen ließ, der ihm ſchon einmal durch die Seele gedrungen war.

Biſt du von hier?

Ja wäger iſt ſie von hier, ſagte die Bäckerin: ſie iſt ja des Hirſchbauern Tochter.

Daß dich der Strahl! rief er. Ich hätt' geglaubt, ich ſollt' Kind und Kegel im Flecken hier kennen. Ja, dort hinaus bin ich freilich in Jahr und Tag nicht kommen.

Arme Leut' ſind unwerth, verſetzte die Bäckerin, denen läuft Niemand nach.

O Beckin, redet nicht ſo! Ihr wißt wohl, daß es mir anders um's Herz iſt. Aber, wandte er ſich zum Mädchen, wo ſteckſt denn du, du Zuckerſtengele, daß ich dich noch kein einzig's Mal in's Aug' gefaßt hab'? Man ſollt' dich ja wahrhaftig für eine Fremde halten.

Sie iſt nie viel unter die Leut' kommen, antwortete ihre Pathin für ſie. Sie iſt von Kind auf immer ſo ein Dürftele geweſen.

Es iſt heut' nicht das erſt' Mal, ſagte Chriſtine leiſe und freundlich.

Ja, gelt? erwiderte er lebhaft: neulich ſind wir einander auch begegnet?

Das iſt wiederum nicht das erſt' Mal geweſen.

Ja, das Mädle hat Euch noch einen Dank abzuſtatten von lang her, für etwas, da Euer Herz nicht mehr dran denkt. Geh, erzähl's ihm, Chriſtinele.

Ich nicht! rief das Mädchen und zog ſich kichernd hinter den Ofen zurück. Erzählet Ihr's, Dote!

Muß ich das Maul für dich aufthun, du Dichele? ſagte dieſe. Nun alſo! Ich will anfangen wie man ein Märlein anfängt. Es iſt einmal ein klein's Mädle geweſen, hat Bäcklein gehabt wie Milch und Blut, das Spruchbuch hat's unter'm Arm getragen, und ein großer Apfel, ſo rothbackig wie es ſelber, der hat ihm aus dem Schürzentäſchle herausgeguckt. So ein Apfel unter der Schulzeit — Ihr werdet's wohl noch wiſſen — das iſt für ein Schulkind ſo viel oder noch mehr als für einen jungen Burſchen ein Schoppen Wein im Beckenhaus. Kommt ſo ein baarfüßiger Flegel daher, ein paar Jahr älter als das Kind, und ſagt: Gleich gibſt mir dein' Apfel, oder ich ſchlag' dir ein paar Zähn' in Hals! Mein Chriſtinele ſchreit und rennt, was gilt's, was haſt! Aber der Bub' hintendrein und faßt ſie am Fittig und ſchüttelt ſie, und will ihr den Apfel nehmen. Da kommt aber einer über ihn, und wer anders als der Sonnenwirthle, der Frieder, der nie kein Unrecht mit müßiger Fauſt hat anſehen können. Der faßt den groben Zelgen und ſchüttelt ihn ebenmäßig und ſteckt ihm ein Paar, aber nicht wie's die Buben austheilen, ſondern wie's die Buben von einem Mann kriegen, wenn ein Markſtein geſetzt wird.

Gott's Blitz! rief er fröhlich lachend, jetzt geht mir ein Licht auf. Das iſt ja der Fiſcherhanne geweſen, ja, ja, den hab' ich einmal durchgeliedert, weil er ein Kind mißhandelt hat, wie ein Räuber und Buſchklepper.

Ja, und dann habt Ihr dem Kind noch ein Brod dazugegeben. Da, nimm, habt Ihr geſagt, damit dir der Apfel kein' öden Magen macht.

Kann ſein, ſagte er, das weiß ich nicht mehr, jedenfalls iſt's gern geſchehen. Was, und das Kind biſt du geweſen, du Engele, du goldig's? rief er hinter den Ofen.

Freilich, erwiderte die Bäckerin. Aus Kindern werden Leute und ſo weiter, Ihr wißt ja wie das Sprichwort ſagt. Aber die Gutthat, die hat Euch mein Chriſtinele in einem feinen Herzen nachgetragen, Beides, das Brod und daß Ihr meinen Apfel vertheidigt habt, — denn von mir iſt er geweſen.

Er hatte nicht mehr ganz ausgehört. Iſt's wahr, rief er, indem er das Mädchen, das ſich ſträubte und anmuthig lachte, hinter dem Ofen hervorzog, iſt's wahr, daß du mich noch kennſt und haſt ſelbiges Stück im Herzen behalten?

Ja, es iſt wahr, antwortete ſie, und ich hätt' gern —

Was hätt'ſt gern? Wieder ein Stück Brod?

Sie lachte überlaut. Heimgegeben hätt' ich's gern.

So, du möchteſt mir die Laib' heimgeben? Er ſchlang den Arm um ihre Hüfte und gab ihr mit einem Wink zu verſtehen, daß jetzt die beſte Gelegenheit zu einer ihm anſtändigen Belohnung wäre. Die Bäckerin hatte den Kopf gewendet, der Mann ſchlief auf der Ofenbank. Er drückte ſie an ſich, und ſuchte mit dem Munde ihre Lippen. Sie wich ihm lächelnd aus, ohne die vielverheißenden Augen von ihm abzuwenden, und wie er ſie am Kinn faſſen wollte, um das unbotmäßige Köpfchen in feſten Verwahrſam zu nehmen, kam ſie ihm plötzlich mit den Lippen zuvor. Sein Wunſch war in Freiheit gewährt, ehe er zu Zwangsmitteln ſchreiten konnte; ein Kuß, nicht lang, nicht voll, nicht feurig, aber blitzartig treffend war ihm an den Mund geflogen und fuhr ihm durch Mark und Bein. Ihre Lippen hafteten nur einen Augenblick; im ſelben Augenblick war ſie ihm unter dem Arm durchgeſchlüpft und huſchte in die Küche hinaus.

Mit dieſem Kuſſe war der Würfel über ſein künftiges Schickſal geworfen.

In der erſten Aufwallung ſeiner Leidenſchaft wollte er dem Mädchen nacheilen, aber eine andere Regung hielt ihn zurück. Er glaubte in dem hellen, freundlichen Geſichte, obgleich es faſt noch unmündig ausſah, einen Zug zu erkennen, der keine Zudringlichkeit aufkommen ließ, und beſorgte, daß er die gute Meinung, die das Mädchen ſeit den Kinderjahren in ihrem dankbaren Herzen von ihm behalten hatte, leicht verſcherzen könnte. Dieſe Betrachtungen hüllten ſich jedoch in das Gewand des Stolzes. Was, ſoll ich den Küchemichel machen? ſagte er zu ſich und ſetzte ſich trotzig wieder an den Tiſch.

Die Stube füllte ſich allmählich mit Gäſten. Was auf dem Dorfe Wirthshausbeſucher ſind, die bilden ſo ziemlich denſelben unveränderten Kreis und wechſeln nur den Ort. Heute findet man ſie in der Sonne, morgen geben ſie dem Dreikönig etwas „zu löſen“, übermorgen ſind ſie beim „Becken“, über-übermorgen in der Krone, Donnerſtags gehen ſie zum „wüthigen Eſel“, Freitags kriechen ſie zum Kreuz und am Sonnabend thut ihnen die Wahl weh zwiſchen dem Dutzend von Wirthshäuſern, die noch übrig ſind.

Friedrich nahm ſich den Abend zuſammen, um ſeinen Herzenszuſtand nicht zu verrathen. Er verrieth ihn aber jeden Augenblick. Er trank ein Glas um das andere, um Chriſtinens Gegenwart zu genießen und etwa ihre Hand beim Darreichen zu berühren. Hierzu mußte er jedesmal den Augenblick wählen, wo ſie gerade im Zimmer anweſend war, und dies nöthigte ihn, oft einen ſtarken Reſt mit einem einzigen Zuge zu leeren. Die Andern hatten ſein Treiben ſchnell durchſchaut und gaben ihr muthwilliges Ergötzen bald durch einen Augenwink, bald durch ein ſchiefgezogenes Maul zu erkennen. Die Gläſer, die er aus Chriſtinens Hand empfing, ſtiegen ihm nach und nach in den Kopf. Er ſang, lachte, ſchwatzte viel und ließ ſeine gute Laune an Einem und dem Andern der Anweſenden aus, endlich aber auch an der abweſenden Frau Amtmännin, die er ſich nicht entblödete eine alte Kupplerin zu ſchelten. Wer weiß welch' thörichtes Zeug er noch angerichtet haben würde, wenn nicht Chriſtine, vielleicht abſichtlich zu ſeinem Beſten, den klugen Einfall gehabt hätte, die Magnetnadel nach dem entgegengeſetzten Pol zu drehen. Sie wiſchte auf einmal mit einem Gut' Nacht, das wenigſtens deutlich auf ſein Ohr berechnet war, zur Thüre hinaus. Er wagte ihr nicht ſeine Begleitung anzubieten, aber nun war auch ſeines Bleibens nicht länger mehr. Allen Neckereien und Herausforderungen der Andern zum Trotz machte er ſich ſo ſchnell als möglich los; er hoffte ſie noch unterwegs einzuholen. Da er aber bei all ſeiner Aufregung doch ſo viel Rückſicht genommen hatte, um einigermaßen den Schein zu meiden, ſo gelang ihm ſein Vorhaben nicht.

Er ging mit eiligen Schritten ans Ende des Fleckens, wo etwas abgeſondert das Häuschen ihres Vaters lag. Seine Tritte hallten durch die Nacht. Er umging das Haus, aber kein Licht war zu ſehen. Er lehnte ſich lange an den Backofen, der wie ein großer Bauch aus dem Hauſe hervorragte. Dann ſetzte er ſich auf die Deichſel des Wagens, der unter dem Schupfe ſtand. Im Hauſe war Alles ſtille, nirgends ein Laut, weder ein Tritt in einer Kammer, noch das Krachen einer Treppenſtufe zu vernehmen. Du leichtfüßig's Vögele du, ſagte er, biſt ſchon in's Bett geſchlupft und ſchlafſt. Gut' Nacht, Chriſtinele, gut' Nacht, Schatz! Mein mußt du werden, und wenn ich die Stern' vom Himmel reißen müßt'!

Seine Zechgenoſſen, als er die Stube verlaſſen hatte, ſahen einander erſt ſtillſchweigend an, dann machten ſie allerlei Bemerkungen, ſowohl über den unerhörten trunkenen Freimuth, mit dem er die Maria Thereſia des Fleckens anzutaſten gewagt, als über das plötzliche

Feuer, das ſich durch Flammen und Rauch verrathen hatte, und zwar kreuzten ſich die Bemerkungen über dieſe beiden Gegenſtände.

Ich glaub', der hat 'n Leibſchaden unterm Hut, fing einer an.

Schätz' wohl, und unterm Bruſttuch deßgleichen, ſagte ein Anderer.

Der hat dem Dr— 'n Ohrfeig' 'geben! verſetzte ein Dritter.

Reitet der das Maul ſpazieren, oder das Maul ihn?

Ja, der reitet ſich ſelber hinein.

Und die Augen ſind auch mit ihm durchgegangen.

Ich glaub', die hat's ihm angethan.

Beckin, ich glaub', Euer Dötle kann hexen. Sie gäb' übrigens eine zierliche Sonnenwirthin, heißt das, wenn ihm der Alte, nach Geſtalt der Sachen, die Regierung übergibt.

O, ihr Leut', redet doch nicht ſo gottlos! ſagte die Bäckerin lachend dazwiſchen.

Der wird ankommen, wie die S— im Judenhaus.

Er iſt und bleibt halt des Sonnenwirths ſein Frieder.

Ja, ja! riefen Alle zuſammen, und nachdem ſie in ſolchen ſprichwörtlichen Redensarten dem „Geiſt“ Luft gemacht hatten, gingen ſie heim, um denſelben für dieſesmal „ruhen zu laſſen“.

## 5.

Der trotzigſte Burſche in ganz Ebersbach war mit Einem Schlage ſo umgewandelt, daß ihn ſein eigener Vater nicht mehr erkannte. Er zeigte ſich demüthig, dienſtfertig und zu Allem willig; ſeine angeborene Gutherzigkeit brach ſiegreich hervor, wie wenn nach langem Unwetter der Himmel wieder blau erſcheint. Sein Vater wurde täglich zufriedener mit ihm: denn einmal erſparte ihm Friedrich ein paar Knechte, ſo fleißig und anſtellig war er jetzt; dann that er der Kundſchaft ſichtlichen Vorſchub, ſowohl in der Metzig, wo der weibliche Theil des Fleckens die Fleiſcheinkäufe am liebſten bei ihm beſorgte, als auch in der Schenke, wo ſeine heitere Laune an die Gäſte, während er ſelbſt ſich des Schlemmens enthielt, manche Flaſche mehr abſetzte; und endlich konnte es dem Alten doch auch nicht ganz gleichgiltig ſein, den einzigen Sohn, in deſſen Hände dereinſt die Sonne kommen ſollte, ſo einſchlagen und in ſich gehen zu ſehen. Von dem Vorfall mit der Amtmännin erfuhr er nichts, denn dieſe hatte ihre Pille ſtillſchweigend verſchluckt; und als es ihm nach einiger Zeit auffiel, daß Friedrich kein Fleiſch mehr ins Amthaus trug, ſo entſchuldigte dieſer ſein Wegbleiben damit, daß die Amtmännin nicht undeutlich die Abſicht blicken laſſe, ihm ihre Köchin zu kuppeln, worauf der Alte ſein Betragen höchlich billigte. Er ließ ſchon in der Stille ſein Auge unter zwei oder drei Poſthalterstöchtern in der Gegend umherſchweifen, denn wie die alten Grafen von Würtemberg auf den Herzogshut, ſo war der Sonnenwirth mit allen erdenklichen Mitteln darauf bedacht, der Sonne durch Verbindung mit einer Poſtgerechtigkeit, die durch Heirath am wohlfeilſten zu erlangen war, einen höheren Aufſchwung zu geben. Noch immer zwar blieb er in Mienen und Worten ſtreng gegen ſeinen Sohn, denn er hielt es, wie er ſagte, für gerathen, den Burſchen „in der Stange zu reiten"; aber wenn er ſich von ihm unbeachtet glaubte, ſo ſchmunzelte er oft recht behaglich hinter ihm her. Unter dieſen Umſtänden mußte auch die Stiefmutter zu einer berechneten Freundlichkeit aufthauen, denn bei eintretenden Veränderungen wurde Friedrich, ob es ihr nun gefallen mochte oder nicht, eine bedeutende Perſon für ſie. Uebrigens dauerte dieſe Conſideration, wie die Frau Amtmännin es genannt haben würde, nur kurze Zeit: nachdem ihr der Fiſcher eines Tages ſeinen heimlichen Bericht abgeſtattet hatte, begann auf ihrem Geſichte ein zweideutiges Lächeln ſtehend zu werden, welches hinter Friedrich's Rücken oft eben ſo höhniſch als das ſeines Vaters wohlgefällig war. Dieſem hatte ſie längſt ſeine Plane abgelauſcht und wußte ihn durch gelegentlich hingeworfene Reden eifrig darin zu beſtärken. Zu dem Fiſcher ſagte ſie bei jener Gelegenheit: Ich hab' mir's von Anfang eingebild't, daß der Bub' nicht gut thun wird, es iſt ſeine Art nicht. — So einem reichen Söhnlein, erwiderte der Fiſcher, hätt' man Zuchthaus und Alles verziehen. Ich möcht' nur auch ſehen, wie man ſelbigenfalls mit unſer Einem umging'; da wär' kein Aufkommen mehr. Wiewohl, der begehrt doch den Berg abe, er kann eben das Glück nicht vertragen.

Inzwiſchen waren Friedrich's Verſuche, Chriſtinen in den nächſten Tagen nach jener Begegnung im Bäckerhauſe wieder anzutreffen, vergeblich geweſen, und nach einem unangenehmen Auftritt mit dem obern Müller, der aus Groll, daß er ihn nicht unter ſeine ſchwiegerväterliche Aufſicht bekommen konnte, ſich einige Anzüglichkeiten gegen ihn erlaubte, gab er dieſe Verſuche völlig auf. Nicht daß er das Feld als Beſiegter geräumt hätte, denn der Müller war ſowohl mit der Zunge als mit der Fauſt zu kurz gekommen, aber er vermochte es nicht zu ertragen, ſeine Herzensangelegenheit zum Gegenſtand roher Scherze gemacht zu ſehen. Er hätte der ganzen Welt verbieten mögen, ein Wort davon zu reden; wußte er doch nicht, daß es für die menſchliche Zunge, wie ſie nun einmal bei Vielen ſeiner Nachbarn beſchaffen war, keinen köſtlicheren Genuß gab als eine Liebſchaft zu verarbeiten, und daß ihr ſolch ein Feſtmahl um ſo ſüßer ſchmeckte, je mehr Gift und Bitterkeit ſie beimiſchen konnte.

Da er Chriſtinen nirgends zu Geſicht bekam, und die Entfernung von ihr nicht länger aushalten zu können meinte, ſo beſchloß er endlich geradezu in die Familie ſeiner Geliebten einzudringen, ein Unternehmen, das auf dem Lande meiſt mit mehr Schwierigkeiten und Verlegenheiten verbunden iſt als in der Stadt, weil der Bauer den Dingen ohne Umſchweif auf den Grund geht und über den Zweck eines Beſuches nicht in entfernten Anſpielungen und Feinheiten, ſondern ganz rund und glatt und grob belehrt ſein will. Auch wird auf dieſem Wege nicht leicht eine Liebſchaft, ſondern nur eine ſchon vorher fertig abgemachte Werbung ins Werk geſetzt. - Nun würde zwar der Eintritt in das Haus des Hirſchbauern nicht ſo viel Kopfbrechens erfordert haben als anderwärts ein ſolcher Verſuch, denn die Leute waren bitterlich arm und hatten ſogar ſchon während einer Krankheit des Hausvaters Unterſtützungen aus dem Kirchenſäckel genoſſen, der in den Gemeinden für Kirchenzwecke und Armenfürſorge geſtiftet iſt, und gewöhnlich „der Heilig'" genannt wird. Man konnte deßhalb ohne große Scheu vorausſetzen, daß ſie einen Zuſpruch aus der Sonne wohl auch nicht verſchmähen und die Ueberbringung deſſelben durch den Sohn des Hauſes, ſtatt durch einen Knecht, als eine beſondere Ehre aufnehmen würden; allein der junge Menſch war trotz der Rohheit, in welcher ihn die herrſchende Sitte ſeiner Umgebung erhielt, zumal wo es ſich um das Betragen des Vermöglicheren gegen den Armen handelte, zartfühlend genug, ſich die Thüre zu dem Mädchen ſeines Herzens nicht mit einem unumwundenen Almoſen eröffnen zu wollen. Er erdachte ſich vielmehr einen andern Weg, der ihn ohne Demüthigung derſelben, aber doch mit einer kleinen Strafe für ihre Zurückhaltung, zu dem erſehnten Ziele führen ſollte. Neben einer Kuh und einer Ziege, die dem Hirſchbauer als Ueberreſte eines ohnehin geringen Viehſtandes geblieben waren, und ſo kümmerlichen Unterhalt gewährten, daß der Backofen am Hauſe nur noch wie ein Spott über die Nahrungsloſigkeit ausſah, beſaß die Familie ein Lamm, das aber eigentlich Chriſtinen gehörte, welche es einſt als krank. aufgegeben und werthlos vom Schäfer zum Geſchenk erhalten, durch ihre mitleidige Pflege jedoch ſich ſelbſt und ihrem kleinen Bruder zur Freude davongebracht hatte. Alles dieſes war von Friedrich ausgekundſchaftet worden, und ſo trat der junge Bewerber eines Tages mit dem gleichgiltigſten Geſichte unter dem Vorwande eines Handels in das Haus. Chriſtine, die ihn vom Fenſter aus kommen ſah, begab ſich geſchwind aus der Stube, um ihre Beſtürzung nicht merken zu laſſen; aber ſie müßte kein Mädchen geweſen ſein, wenn ſie nicht, nachdem der erſte Schrecken vorüber war, das Herz in die Hände genommen und ſich wieder an ihre Kunkel geſetzt hätte. Gleichwohl konnte ſie es nicht wehren, daß, als ſie eintrat und mit demüthig leiſem Gruße an dem Beſuch vorüberging, eine helle Röthe ihr ins Antlitz ſchoß. Dieſelbe wich jedoch ſchnell, als das Mädchen gewahr wurde, daß ihr Schäflein dem jungen Metzger verkauft ſei, daß ſie es verlieren und an die Schlachtbank abgeben müſſe. Das Geld lag ſchon blank auf dem Tiſche, ein lockender Preis, dem die Armuth nicht wohl widerſtehen konnte. Chriſtine erblaßte und hob kindlich zu weinen an; ſie richtete ihre Augen mit einem ſo ſchmerzlichen Blick auf den Beſchützer ihrer Kindheit, der ihr jetzt Das anthun konnte, daß dieſer, dem der Stachel des ſtummen Vorwurfs durch das Herz ging, ſein Spiel beinahe bereute und es ſchneller, als er ſich vorgenommen hatte, zu Ende führte. Es ſcheint, ſagte er, der Jungfer thut es and nach dem Thierlein; ich würd' mich ja der Sünde fürchten, ihr ſo ins Herz zu ſchneiden; nun iſt's aber einmal gekauft und bezahlt und da beißt die Maus keinen Faden davon; alſo wird's, ſchätz' ich, das Beſte ſein, ich geb's ihr derweil in Verwahrung und laſſ' ihr's anbefohlen ſein, bis ich's einmal nöthiger hab', als juſt heut; mir iſt's nicht ſo eilig damit, und bei ihr kommt vielleicht einmal eine Zeit, wo ſie ihr Herz von dem Thierlein losmacht und an etwas Anders hängt. — Er blickte ihr dabei liſtig lächelnd ins Geſicht, wo durch die Regenſchauer wieder ein Sonnenſchein geſchlichen kam, und da dem Hirſchbauer die Sache weder lieb noch leid zu ſein ſchien, die Mutter aber beifällig lachte, ſo fuhr er fort: So wären wir alſo Handels eins, aber das muß ich mir ausbedingen, daß ich unterzwiſperts nach meinem Lamm ſchauen darf, ob's auch in guter Wartung ſteht, denn es iſt und bleibt mein Eigenthum, und ich will's hier nur eingeſtellt haben; alſo von Zeit zu Zeit werd' ich ſo frei ſein und anfragen, ob's brav gedeiht. Dabei krabbelte er kunſtgerecht an dem Lämmchen herum, wartete keine Antwort ab, ſondern ſprang gewandt, wie ein Cavalier, auf andere Dinge über, ſchwatzte von dem und jenem, ſtreichelte und neckte den kleinen Wollkopf, der, dem Aeußern nach noch glücklicher als Chriſtine, ſein gerettetes Lamm feſthielt, fragte nach den beiden ältern Söhnen, welche ja ſeine Schulkameraden ſeien, und als die Mutter nicht ermangelte, dieſelben herbeizurufen, ſo lud er ſie kurzweg ein, den „Weinkauf" über den abgeſchloſſenen Handel zu trinken, denn derſelbe müſſe ſtät und feſt ſein. Dabei faßte er die beiden Burſche, die ungefähr in ſeinem Alter ſein mochten, an den Armen, trieb ſie zur Thür hinaus, ohne ihnen Zeit zu einer Widerrede zu laſſen, nahm Abſchied und war mit ihnen fort, ehe Jemand etwas zu thun oder zu ſagen wußte. Die Hirſchbäuerin allein war gefaßt genug ihm nachzurufen, er möchte ſo frei ſein, ihnen bald wieder die Ehre zu ſchenken.

Der Hirſchbauer ſah ſein Weib eine Weile in ſtiller Verwunderung an, während Chriſtine ſich wieder auf die Seite machte, um wenigſtens dem erſten Anlauf etwaiger Erörterungen auszuweichen, wobei ſie jedoch wohlweislich die Thüre ein wenig offen ließ.

Das hätt'ſt du auch können bleiben laſſen, ſagte er endlich verdrießlich: es kommt mir grad vor wie wenn man dem Marder den Schlüſſel zum Taubenſchlag ausliefert.

Wenn du dich nur nicht auf Geſichter verſtehen wollteſt, entgegnete ſie. Haſt ihm denn nicht in die Augen geſehen? Der meint's ehrlich.

Ein Sohn aus einem fürnehmen Haus!

Ei, hat nicht auch der reiche Boas die Ruth geheirathet, die arme Aehrenleſerin?

Man lebt jetzt nicht mehr im alten Teſtament. Und wenn auch er aus der Art geſchlagen wär', was wird der Sonnenwirth dazu ſagen? Wart, du wirſt eine Ehr' aufheben.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Die Zeit bringt nicht bloß Roſen, ſie bringt auch Diſteln.

Je nachdem man's pflanzt. Das Sprichwort ſagt: Mädchen müſſen nach Einer Feder über drei Zäune ſpringen. Von den armen gilt das zweimal.

Ich will mein Kind Keinem nachwerfen, fuhr er auf.

Davon iſt auch nicht die Red', ſagte ſie. Nachwerfen und Verſorgen iſt nicht einerlei. Wenn du das aber ſo ſicher haſt wie den Weck auf'm Laden, ſo kannſt du freilich ſitzen und warten bis ein Freier aus Schlaraffenland angeritten kommt, um ſich die vollen Kiſten und Kaſten zu beſehen.

Schwätz' du dem Teufel ein Ohr weg, ſagte er, der Thüre zugehend. Ich aber will keine Unehr' und keinen Unfrieden von der Sach' haben.

Du biſt kurz angebunden, warf ſie ihm nach, und aber was du ſagſt, gibt auch noch kein' langen Faden. Denk' nur auch dran, daß das fürnehm' Füllen einen großen Fleck hat, der's nicht ſchöner macht. Der Sonnenwirth muß ja ſelber wiſſen, daß er nicht mehr den höchſten Preis daraus löst. Aber was zum Reitpferd verdorben iſt, gibt oft noch ein gutes Ackerpferd, und einem geſchenkten Gaul guck' ich nicht in's Maul.

Der Alte blieb in der Thüre ſtehen. Die letzten Bemerkungen ſeines Weibes ſchienen ihm doch einigermaßen einzuleuchten. Er antwortete nichts darauf, dachte aber eine Weile nach und ging dann mit einem halb mürriſchen halb zufriedenen Brummen hinaus.

Die Mutter rief Chriſtinen, die gar nicht weit geweſen war. Mach' daß du an die Kunkel kommſt, Sonnenwirthin, ſagte ſie. Meinſt du, es ſei ſchon ſo weit und du könneſt Feierabend machen?

Mutter, erwiderte das Mädchen, auf die grobe Füllung der Kunkel deutend, ich weiß wohl, das gibt kein Hochzeitkleid.

Unſer Herrgott hat die Welt aus nichts erſchaffen und den Menſchen aus einem Erdenkloß. Die Amtmännin iſt, juſt wie ihre Kathrine, eine arme Hausjungfer geweſen bei einer großen Herrſchaft, und jetzt iſt ſie eine allmächtige Frau, die einen ganzen Flecken regiert, und wie! Laß du nur den lieben Gott walten. Aber das ſag' ich dir, rief die alte Bäuerin mit erhobener Stimme, indem ſie dicht vor ihre Tochter trat und ihr die geballte Fauſt vor das Geſicht hielt, das ſag' ich dir, daß du mir keinen dummen Streich machſt, ſonſt laß ich kein ganzes Glied an dir.

Chriſtine antwortete nichts, ſie ſpann emſig fort und ließ die Spindel nur leiſe auf dem Boden tanzen.

Während dieſer Zeit war es ihren Brüdern im Bäckerhauſe, wohin Friedrich ſie geführt, nicht wenig wohl gegangen. Wein war eine ſeltene Koſtbarkeit für ſie, und die Kameradſchaft des Sonnenwirthsſohnes ſchmeichelte ihnen, unerachtet des Makels, der ihm anklebte, ſo ſehr, daß ſie den Mund kaum zuſammen brachten und jeden Spaß, den er auftiſchte, mit lautem Gelächter begrüßten. Chriſtinens wurde mit keinem Wort erwähnt, aber beim Aufbruch gab er ihnen eine Flaſche von ſeinem „Grillengift“ mit, damit die zu Hauſe, wie er ſich ausdrückte, auch etwas [illegible] hätten. Ohne Zweifel hatte er damit nicht bloß die beiden Alten gemeint. Zur Steuer der Wahrheit und Vollſtändigkeit der Geſchichte muß noch geſagt werden, daß er die Zeche ſchuldig bleiben und ſich von der ſchmunzelnden Wirthin eine Borgfriſt von etlichen Tagen erbitten mußte; denn der Schafhandel, ſo große Vortheile er ihm auch in der Zukunft verſprach, hatte für den Augenblick ſeine Baarſchaft völlig erſchöpft.

Im Weggehen wandte er ſich an den einen von ſeinen beiden neuen Freunden. Thäteſt mir einen Gefallen, Jerg?

Zwei für ein', Frieder.

Ich hab' eine ſchöne Pirſchbüchſe, ſagte er lächelnd, die mir unwerth geworden iſt. Sei ſo gut und trag' ſie morgen nach Rechberghauſen zum Krämerchriſtle; der wird dir dafür geben was recht und billig iſt. Erinnere ihn, daß er mir verſprochen habe ſie wieder zurückzunehmen, wenn ich ſie nicht mehr wolle. Ich muß morgen meinem Vater einen Gang nach Eßlingen thun und kann's alſo nicht ſelbſt beſorgen. Auf die Nacht, wenn's dunkel iſt, geb' ich dir das Gewehr, und morgen Abend, wenn ich von Eßlingen komm', könnteſt draußen an der Ruhbank auf mich warten.

Gern.

Der dreiäugig' Spitzbub'! rief er am andern Abend, als er das Geld zählte, mit welchem ihn ſein Freund vor dem Flecken an der Straße erwartete: der nimmt ja einen Heidenprofit und milkt mich wie eine Kuh, aber ich will ihn ſchon dafür kriegen. Was hat er denn geſagt?

Er hat geſagt, er hab' dir freilich verſprochen, er wolle die Büchſe wieder nehmen, aber nur für den Fall, daß ſie dir nicht gut genug ſei, und das könneſt du ſelbſt nicht ſagen; aber daß die Katze je vom Mauſen laſſen könnte, das hab' er nicht geglaubt, und auch kein Verſprechen darauf gethan.

Friedrich lachte überaus luſtig. Der Galgenſtrick! ſagte er: ſo, der will mich noch dafür ſtrafen? Nun, ſetzte er mit ernſtem Tone hinzu, ich hoff' das ſoll meine letzte Strafe geweſen ſein. Auf dem Weg, den ich geh', kann ich keine Strafe mehr brauchen.

Es war ein doppelter Zweck, den er mit dieſem Geſchäfte erreichen wollte. Erſtens hatte er nun wieder etwas Klingendes in der Taſche, denn es wäre ihm unerträglich geweſen mit leeren Händen zu lieben. Zweitens aber — und das war der Grund, warum er Chriſtinens Bruder mit dem Verkauf des Jagdgewehrs beauftragt — hatte er ſein Mädchen in verdeckter Weiſe wiſſen laſſen, daß er um ihretwillen nicht bloß auf den Pfad der Tugend zurückkehren, ſondern auch jeden andern Weg meiden wolle, der, wenn auch nicht gerade bürgerliche Verabſcheuung darauf ruhte, doch anderswohin als zu der Verbindung mit ihr führen konnte.

## 6.

Immer häufiger wurden die Beſuche und heimlichen Berichte, die der Fiſcher der Sonnenwirthin abſtattete und für die er nicht nur manche Gutthat aus Küche und Keller nach Hauſe trug, ſondern auch das Verſprechen erhielt, daß es ihm dereinſt, wenn ſie durch allfällige Ereigniſſe zur ausſchließlichen Herrſchaft im Hauſe gelangen würde noch viel beſſer gehen ſolle. Denn wer hinderte ſie zu hoffen, daß, wenn der einzige Sohn aus der Art ſchlüge und ſich ſelbſt um die Erbſchaft betröge, ſie durch ein Teſtament ihres Mannes, dem ſie im Alter ziemlich weit nachſtand, in die Führung der Wirthſchaft eingeſetzt werden könnte, zu welcher ſie ſich für tüchtiger erkannte als die beiden Tochtermänner, den Chirurgus und den Handelsmann.

Aber auch unter den Mitbürgern des jungen Mannes erregte das neue Leben, das ihm aufgegangen war, ein großes Gemurmel. Man konnte der Familie des Hirſchbauern nichts vorwerfen als ihre Armuth, allein dieſe Eigenſchaft genügte, um den Umgang eines Wohlhabenden mit ihr für die öffentliche Meinung des Fleckens, und zumal in den Augen des ſtädtiſch gekleideten Theils deſſelben, höchſt verwerflich zu machen. Geſtern hatte man ſie noch mit einer Miſchung von Mitleid und Geringſchätzung arme Leute genannt, heute hieß man ſie ſchon Geſindel, das mit Preisgebung der eigenen Ehre ein ungerathenes Früchtlein aus gutem Hauſe einziehe; und Friedrich ſelbſt, dem man ſeine bisherigen Jugendſtreiche beinahe ſo gut wie vergeben hatte, kam nun als Genoſſe dieſer Verachtung nur um ſo ſchlimmer weg, indem man alles Vergangene auffriſchte, um zu beweiſen, daß er von jeher nur Zuneigung zu ſchlechtem Volke und Hang zu ſchlechten Streichen gehabt habe. Ihm wurde es als Verbrechen geachtet, daß er ſich zu ſo geringen Leuten herunter gab; Chriſtinen und den Ihrigen wurde es als Schimpf angerechnet, daß ſie ſich mit einem geweſenen Sträfling einließen, der doch ſo Manchem, wenn er ſeine Neigung anders wohin gewendet haben würde, gut genug geweſen wäre. Das Gerücht von abermaliger übler Aufführung des jungen Sonnenwirthle drang bald zu der Frau Amtmännin, die es nach Kräften verbreitete und in den nächſten Tagen der Frau Pfarrerin, als dieſe auf einen Nachmittagsbeſuch zu ihr kam, erzählte. Dieſe wußte es ſchon, obgleich nicht ſo vollſtändig wie die Frau Amtmännin. Beide Frauen ließen die Sonnenwirthin holen und empfingen ſie mit einem Strom von wetteifernden Zurufen: Denk' Sie doch, Frau Sonnenwirthin — und: Ei, was denkt Sie denn, daß Sie Ihrem ungerathenen Sohn ſo freien Lauf läßt — Weiß Sie denn auch —? Das ſollt' Sie ſeinem Vater ſagen, damit er dem Unfug ein Ende macht! Die Sonnenwirthin, als ſie endlich das Wort ergreifen konnte, verſicherte zum größten Verdruß der beiden vollgeladenen Erzählungshaubitzen mit Seufzen, daß ſie von Allem bereits vollſtändig unterrichtet ſei; dem Vater, ſetzte ſie kopfhängeriſch hinzu, habe ſie bisher nichts ſagen mögen, theils um ihm einen ſo ſchweren Herzſtoß, theils um dem Sohn, den ſie vergebens in Güte herumzubringen gehofft, böſe Tage zu erſparen; ſie ſehe aber wohl ein, daß ſie endlich, obgleich ungern genug, den Mund aufthun müſſe. In dieſem löblichen Vorſatze mit vereinten Kräften von ihnen beſtärkt, ging ſie in die Sonne zurück, und machte ihrem Manne die ſchon längſt für eine paſſende Stunde aufgehobene Eröffnung, daß ſein Sohn mit einem Lumpenmädchen, mit einem Bettelmenſch ſich in eine Liebſchaft eingelaſſen habe. Sie hatte aber nicht den rechten Augenblick gewählt, denn der Sonnenwirth antwortete ganz trocken: Das iſt *ſeine* Sache, Jugend will vertoben, man kann nicht nach allen Mucken ſchlagen, die Kuh muß auch dran denken, daß ſie ſelbſt ein Kalb geweſen iſt. — Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommſt, ſagte die Sonnenwirthin, man ſollt' ja meinen du ſeieſt in deiner Jugend ärger geweſen als der Herzog ſelbſt. Der Sonnenwirth lachte pfiffig vor ſich hin, denn es ergötzte ihn, ſeine Frau an derartigen Vorſtellungen, die ſie ärgerten, kauen zu ſehen; dann ſagte er im Fortgehen: Ich will ihm übrigens bei Gelegenheit ein wenig den Marſch machen, damit er nicht meint, es werde ihm durch die Finger geſehen; wenn's einmal Frühling iſt, ſo kann man nicht alle Kräutlein hüten, aber man muß davor ſein, daß nicht der ganze Salat ſchießt; auch würd' ich mich dafür bedanken, nachher einen Schaden zu haben und noch einen Spott dazu. — Die Sonnenwirthin ſah ihm, als ſie allein war, mit ſtarkem Kopfſchütteln nach und ſagte giftig hinter ihm drein: Du mußt mir ein ſauberes Kraut geweſen ſein in deinem Frühling. Sie brachte es auch mit wiederholten Vorſtellungen nicht weiter, als daß der Alte einmal gegen ſeinen Sohn im Vorübergehen einige Worte hinwarf. Sieh dich vor, du! bemerkte er ihm: du weißt, das Sprichwort ſagt, an rußigen Keſſeln wird man ſchwarz; wenn's zu Dummheiten kommt, ſo hoffe nicht, daß du an mir einen Helfer in der Noth haben werdeſt. Die Bemerkung war eine von denen, die keine Antwort verlangen, und Friedrich ließ ſie auch unerwidert, denn er konnte ſich wohl denken, daß er durch eine Darlegung ſeiner wahren Abſicht den Vater nicht ſonderlich begütigen, ſondern eher einen Kampf mit ihm herbeiführen würde, den er ſo lang als möglich hinauszuſchieben geſonnen war. Uebrigens ſchien das Sprichwort, das jener angeführt, ſeinen Inhalt an ihm bewähren zu wollen, denn Friedrich wurde um dieſe Zeit in einen verdrießlichen Handel verwickelt. Der obere Müller, der ohnehin nachgerade einen großen Haß auf ihn geworfen hatte, vermißte eines Morgens einen Bienenkorb. Es hing von der Perſon und den Verhältniſſen des Thäters ab, ob man dieſe Entwendung als eine That bübiſchen Muthwillens oder als einen gemeinen Diebſtahl betrachten wollte. Der Verdacht fiel auf einen der Söhne des Hirſchbauern, deſſen Armuth und neuerliche Verrufenheit für die niedrigere Auffaſſung der jedenfalls unſaubern Handlung entſchied, und es fanden ſich Augenzeugen, welche an dem der Entdeckung vorhergegangenen Abend ſpät geſehen haben wollten, wie Friedrich auf der Brücke unweit der Mühle ſeinem Geſellen pfiff. Es konnte jedoch nichts bewieſen werden und die Sache mußte beruhen bleiben; aber das Gerücht ruhte nicht und die aus vorſichtiger Ferne geſchleuderten Schimpfreden des Müllers gaben dem Verwerfungsurtheil über die Wahl des jungen Mannes neue Nahrung. Dieſer hat übrigens, als er zehn Jahre ſpäter über ganz andere Dinge die umfaſſendſten und rückhaltsloſeſten Bekenntniſſe ablegte, jede Theilnahme an jenem verhältnißmäßig geringen Vergehen ſtandhaft in Abrede gezogen.

Die Sonnenwirthin würde zweifelsohne nicht unterlaſſen haben, von dieſem Vorfall in täglichen und nächtlichen Geſprächen mit ihrem Manne erſchöpfenden Gebrauch zu machen, allein ſie mußte es bei einer kurz und hart hingeworfenen Mittheilung der Neuigkeit bewenden laſſen, welche auf den Sonnenwirth dießmal einen beinahe nur oberflächlichen Eindruck machte, weil ihm ſelbſt ein viel ſchlimmerer Handel auf den Hals gekommen war, in Folge deſſen zwiſchen den beiden Eheleuten Wochenlang außer dem Nöthigſten nur wenig und auch dieſes Wenige nicht in Güte geſprochen wurde. Gegen den Sonnenwirth hatte nämlich eine jener liebreichen Baſen, die es überall gibt, und die niemals reichlicher blühten als in der ſogenannten guten alten Zeit, natürlich nur aus den höchſten und reinſten Beweggründen, nichts Geringeres als eine Ehebruchsanzeige vor das geiſtliche Gericht gebracht. Die Denunciation war, ihrer Urheberſchaft gemäß, von der Angabe zahlloſer Einzelheiten und haarkleiner Umſtände begleitet, ſo daß der an ſich unwahrſcheinliche Verdacht gegen einen Mann in den Sechzigen und eine zwar „röſche" (noch friſche), aber wohlberufene Wittwe, denn eine ſolche war der Mitgegenſtand der Anklage, doch etwas Fleiſch und Blut erhielt. Eine lange und widrige Unterſuchung wurde eingeleitet, bei welcher eine Reihe von Zeugen erſcheinen mußten, ohne daß jedoch der Bezicht zu jenem Grade erhärtet wurde, der das Gericht genöthigt hätte an eine Verſchuldung zu glauben. Auch die beiden Angeklagten geſtanden nicht das mindeſte Verdächtige ein, und die Angeberin, da ſie ſah, daß ſie ihre Klage nicht beweiſen konnte, zog dieſelbe zurück. Sie glaubte mit einem Widerrufe davon zu kommen, allein der Sonnenwirth verlangte für ſich und ſeine mitangeklagte Gevatterin Satisfaction, und ſo wurde ſie wegen Lügens und falſchen Denuncirens zu einer übrigens mäßigen Geldſtrafe, in welche ſich die Herrſchaft (der Staat) und der „Heilige" theilten, ſo wie zur Abbitte verurtheilt. Aus Rückſicht auf den dem Honoratiorenthum verwandten Stand des Sonnenwirths wurde die Sache nicht auf dem Rathhaus, ſondern im Amthauſe verhandelt, auch in das Kirchenconventsprotocoll nur ein kurzer Auszug aufgenommen und die Unterſuchung ſelbſt in einem Separatprotocoll niedergelegt, welches man jedoch, um aller Verantwortung enthoben zu ſein, an das Oberamt einſendete, wo ſodann, da die Acten keine beſtimmten Verdachtsgründe ergaben, die Angelegenheit ohne weitere Folgen liegen blieb. Wie es jedoch in allen ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſo blieb genug davon an den Betheiligten hängen, und in der Sonne ſchienen die Flecken über den Glanz Meiſter zu werden, zumal die Geiſtlichkeit in ihrer Abneigung vor jedem Skandal das Monatskränzchen, das überhaupt nur unter einem ſehr nachſichtigen Vorgeſetzten im Wirthshauſe gehalten werden konnte, eingehen ließ. Denn der Specialſuperintendent, dem ſie untergeben war, ſtand ſeinerſeits unter einem Conſiſtorialrath, der das im Evangelium erzählte Erſcheinen ſeines oberſten Kirchenherrn auf der Hochzeit zu Kana mit den Worten verurtheilte: „Hätt's auch können bleiben laſſen!" Unter allen Nachwehen aber, die den Sonnenwirth trafen, plagte ihn am empfindlichſten die Eiferſucht ſeiner Frau; denn dieſe wollte ihn nicht frei ſprechen wie die Conventsrichter ihn freigeſprochen hatten. Ihr

Schweigen und Trutzen veranlaßte ihn, ſie geradezu zu fragen, ob ſie denn etwas von der Verleumdung glaube; worauf ſie ſeufzend erwiderte, ſie ſtelle die Sache Gott anheim, der in's Verborgene ſehe. Auf dieſe Weiſe wußte ſie jedem unmittelbaren Wortwechſel auszuweichen, quälte aber ihren Mann theils durch finſteres Stillſchweigen, theils durch abgebrochene Redensarten, die ihn von weitem her trafen und wehrlos ſtachen, weil er ſie nach dem Wortlaut nicht auf ſich beziehen mußte, und doch dem Sinne nach auf niemand Anderes beziehen konnte. So erzählte ſie ihm ſpöttiſch, ſein Sohn habe auch wieder einmal einen kleinen Verdruß gehabt, es ſei nur Schade, daß die Sache werde weltlich vom Amt allein abgemacht werden, denn wenn ſie geiſtlich gerichtet würde, ſo könnte man immerhin hoffen, daß die Conventsherren ein Einſehen haben würden von wegen der Süßigkeit des Honigs; dann ſchimpfte ſie auf den Hirſchbauer und ſeinen Sohn, und bemerkte dabei, der Apfel falle eben nicht weit vom Stamme, es ſei gemeiniglich einer ſo lüderlich wie der andere! Durch dieſes Betragen, bei welchem die Leidenſchaft ihr Salz dumm gemacht hatte, trieb ſie den Vater auf die Seite des Sohnes und verſäuerte ihm die Neigung, gegen etwaige Irrgänge deſſelben einzuſchreiten. Friedrich hatte in dieſer Widerwärtigkeit von Anfang an feſt die Partei ſeines Vaters genommen. Zu Hauſe ſchwieg er über den kitzlichen Gegenſtand, wie Jedermann dort darüber ſchwieg. Auswärts aber wachte er über jedes Wort, das die Leute redeten, und wehe dem, der ſich die geringſte Anſpielung erlaubte! Die Ohrfeigen und Püffe, die er, oft nur im Vorübergehen auf der Straße, austheilte, wurden ſprichwörtlich; denn ſein Eifer bedachte auch manchen Unſchuldigen, der mit ſeiner Rede etwas ganz Anderes gemeint hatte. Durch dieſe beſtändige Kriegsbereitſchaft wurde die Zahl ſeiner Freunde nicht vermehrt. Sein Vater aber ſchien ihm, ohne jedoch viel mit Worten merken zu laſſen, ſo gewogen, daß Friedrich oft dachte, er könne kaum eine günſtigere Zeit finden, um ſich die väterliche Einwilligung zur Heirath mit der Tochter des Hirſchbauers zu erbitten.

Vielleicht wäre ſie ihm zu Theil geworden und hätte den Wildbach ſeines Schickſals in ein fortan friedliches Bette geleitet. Doch wer kann dies ſagen? Vielleicht wäre es auch dem Vater in dieſer milden Stimmung gelungen, den Sohn, der guten Worten ſo zugänglich war, andern Sinnes zu machen, bevor er ſich unwiderruflich gebunden hätte. Allein der Sonnenwirth berührte den Gegenſtand nicht mehr, weil er nach ſeiner Sinnesart nicht daran dachte, daß es ſeinem Sohne mit dieſer Liebſchaft Ernſt ſei, und dieſem fehlte immer noch die Hauptbedingung, die ihm die Zunge löſen konnte, nämlich das Jawort des Mädchens, das er liebte. Er hatte von der Erlaubniß, nach ſeinem Lamm zu ſehen, möglichſt fleißigen Gebrauch gemacht, er hatte Chriſtinen durch Vermittlung ihrer Brüder, denen er das Geld dazu gab, in den Lichtkarz und auf den Tanzboden gebracht, er hatte keine Gelegenheit verſäumt, mit ihr zuſammen zu treffen, aber ſeine Wünſche waren noch weit von ihrem Ziel. Beim Heimgehen von einem Tanze, wo er ſie begleitete und eine Strecke hinter ihren Brüdern blieb, flüſterte er ihr alles Liebe und Schmeichelnde zu, was ihm ſein Herz zu dieſer Stunde eingab; ſie ging ſtill und vor ſich blickend neben ihm her, und als er heftig betheuerte er müſſe noch ihr Schatz werden, er thue es nicht anders, oder er gehe weit fort nach Amerika, antwortete ſie lachend: Mein Schatz, das kannſt du ſchon ſein, aber damit bin ich der deine noch nicht; nach Amerika mußt aber nicht gehen, denn da geht Niemand hin, der was Recht's iſt. Mit einem Sprung war ſie bei ihren Brüdern und neckte ihn, daß er ſo langſam nachkomme. Wie ſie ihm aber an ihrem Hauſe gute Nacht ſagte, traf ſie ihn wieder mit einem Blicke, wovon ihm das Herz wirbelte. So hielt ſie ihn und ließ ihn doch nicht näher kommen. Wenn ſie allein mit ihm war, benahm ſie ſich ſcheu, und vor den Leuten war ſie ſchnippiſch gegen ihn. Er ſagte ſich, daß ſie als ein armes Mädchen gegen ihn, den Sohn wohlhabender Leute, die ſie nicht mit günſtigen Augen anſehen würden, doppelt auf ihre Freiheit zu halten berechtigt ſei; deßhalb ertrug er ihr Weſen mit ungewohnter Geduld und begnügte ſich mit der halben Gunſt, daß ſie unter vier Augen Du zu ihm ſagte. Wenn er bei einer ſolchen Gelegenheit einen Kuß begehrte, ſo konnte ſie ihm den Beſcheid geben: Ich will mich noch beſinnen, bleibenlaſſen iſt gut dafür. Wurde er dringender, ſo ſagte ſie: Soll ich mich zu meinem Schafknecht ſo heruntergeben? und entſprang ihm lachend. Ihre Augen aber fuhren fort das Gegentheil von ihren Worten zu reden, und dies gab ihm wieder eine Zuverſichtlichkeit, die ſie zu beleidigen und zu nur um ſo übermüthigeren

Zurückweiſungen zu reizen ſchien. Ja, ja, man darf nur knallen und ausfahren! pflegte ſie bei ſolchen Anläſſen ſpöttiſch zu ſagen. Endlich aber erwachte der ungeſtüme Zorn in ihm, den er ſo lange gebändigt hatte. An einem ſonnigen Decembernachmittage kam er an ihrem Haus vorbei; ſie hatte ihn den Fußweg kommen ſehen und ſtand hinter dem Hauſe, wo das freie Feld ſich öffnete und die Berge der Alb herunter ſchauten. Er that als führe ihn der Weg nur ſo vorbei; denn er hatte ſich aus Unmuth ein paar Tage nicht blicken laſſen. Als er ſie ſah, grüßte er und lud ſie zum Mitgehen ein, ſie ſchlug es ab, fragte aber warum er „nirgends hinkomme". Biſt brav? fragte er dagegen. Freilich, erwiderte ſie. Gib mir einmal deine Hand, ſagte er. Sie ließ ihm die Hand und er verſuchte ihr ſchnell und verſtohlen einen Silberring an den Finger zu ſtecken. Du thuſt mir ja ſo weh! ſchrie ſie, denn ſie fühlte bloß einen Druck und Schmerz am Finger, ohne zu wiſſen woher: wer wird Einem auch ſo weh thun! Indem ſie ſich ſträubte und ihre Hand aus der ſeinen zu ziehen ſuchte, fiel das Ringlein zu Boden. So! ſagte er in ausbrechendem Grimme, ich hab's nicht hingeworfen, ich brauch's auch nicht aufzuheben, und wenn du nicht anders wirſt, ſo kann meinetwegen der Handel zu Ende ſein. Komm, Hanſele! rief Chriſtine dem Lamme zu, das frei umherging, und in dieſem Augenblicke zu ihr geſprungen kam: komm, dein Herr will dich mitnehmen, der Handel, ſagt er, reue ihn. Friedrich gab dem armen Thiere einen Stoß, daß es an die Wand flog, und ging ohne Abſchied fort. Bin ich mit dem Puff gemeint geweſen? rief ihm Chriſtine nach. Er hörte es nicht mehr, wenigſtens gab er keine Antwort. Sie ſetzte ſich zu dem Lämmchen, das jämmerlich ſchrie, auf den Boden, ſtreichelte und unterſuchte es; es hinkte ein wenig, hatte aber ſonſt keinen Schaden genommen. Nachdem ſie es beruhigt, ſuchte ſie nach dem Ringlein, das ſie bald im Graſe fand; ſie ſteckte es an den Finger und ſah eine Weile ſeufzend hinter dem Trotzkopf her, dann zog ſie es wieder ab und verbarg es ſorgfältig an ihrer Bruſt.

Friedrich ſtrafte ſie mit achttägigem Wegbleiben. Es kam ein großer Markttag und mit ihm der letzte Tanz vor der geſchloſſenen Zeit, die von Weihnachten bis Neujahr dauert. Sonſt hatte er immer dafür geſorgt, daß ſein Mädchen zum Tanze kam; diesmal that er keinen Schritt. Auch er war entſchloſſen, nicht hinzugehen; als er aber von Weitem die bekannten Töne des Ländlers vernahm, ſpiegelte er ſich vor, er wolle ſeinen Unmuth vertanzen und vertrinken. Geſagt, gethan; aber das Erſte, was ihm beim Eintritt in die Augen fiel, war Chriſtine, die anſcheinend ſehr wohlgemuth mit einem jungen Burſchen tanzte. Er hätte laut aufſchreien und dreinſchlagen mögen, aber er bezwang ſich und wählte ſchnell eine Tänzerin. Chriſtinen zum Trotz tanzte er unaufhörlich, ohne ſie ein einziges Mal aufzufordern. Aber auch ſie blieb nicht verlaſſen ſitzen, denn die Buben, wie man die jungen unverheiratheten Männer nennt, kümmerten ſich wenig um das, was man im Flecken über ihre Familie ſprach, und hatten Wohlgefallen an ihrer Jugend und Schönheit. Sie war jedoch darauf bedacht, mit Keinem zweimal nach einander zu tanzen, und auch er wechſelte ſeine Tänzerinnen fleißig, denn ſo gerne er ihr einen eiferſüchtigen Verdruß bereitet haben würde, ſo fand er doch Keine, mit der er durch längeres Zuſammenhalten in den Ruf einer Liebſchaft hätte kommen wollen. Sonſt hatte er, wie es bei verbundenen Paaren Sitte iſt, nur mit ihr und ſie nur mit ihm getanzt; heute machten ſie jedes für ſich die Runde durch die ganze junge Welt, ſo weit ſie nicht verliebt oder verlobt, verbandelt oder verhandelt war. Einmal kamen ſie beim Ausruhen neben einander zu ſtehen. Thut's ſo? fragte Chriſtine freundlich und gelaſſen zu ihm herüber. Ich [illegible] mich nicht am Narrenſeil herumführen laſſen, ſchnaubte er zu ihr hinüber und riß ſeine Tänzerin von Neuem in die Reihe. Sein Herz kochte, das Tanzen war ihm entleidet und er ſetzte ſich zum Wein, den er mit Heftigkeit in ſich goß. Gleichgiltig und düſter ſah er von hier aus der Luſtbarkeit der Andern zu, oder vielmehr, er ſah nur Chriſtinen, die zwar keinem Einzelnen beſondere Gunſt erwies, aber ſich von Jedem ſchön thun ließ, und ſich gar nicht um ihn zu kümmern und ihn durch ihre Munterkeit und ihr helles Lachen, das ihn unſäglich beleidigte, für ſeine Gleichgiltigkeit ſtrafen zu wollen ſchien. Da das Betragen der Beiden allgemein auffiel, deren Vereinigung ſchon zu ſo vielem Geſchwätz Anlaß gegeben hatte, ſo mußte er über die Trennung allerlei Bemerkungen und Neckereien hinnehmen, die ihn innerlich wüthend machten, und der Abend würde ohne Zweifel, wie ſo [illegible] auf dem Lande geſchieht, mit Raufhändeln geendet haben, wenn die jungen Männer, die ihn um ſeiner Leutſeligkeit willen liebten, ſich nicht zu mäßigen gewußt hätten, und wenn nicht Chriſtine, die ſich ihrer Anziehungskraft vollkommen bewußt zu ſein ſchien, plötzlich vom Tanzboden verſchwunden wäre. Als er ſie nicht mehr ſah, gab er zwar den Gedanken ihr nachzugehen mit ſtolzer Ueberwindung auf, aber die Luſtbarkeit hatte allen Reiz für ihn verloren und die eintönige Tanzmuſik klang ihm wie ein ewig wiederkehrender Spott. Er blieb noch eine Weile in dumpfem Brüten ſitzen, machte einige vergebliche Verſuche mit den Luſtigen luſtig zu ſein, und entfernte ſich dann, um einen ſchweren Kopf und ein noch ſchwereres Herz zur Ruhe zu legen.

Den andern Tag wurde er zum Pfarrer beſchieden. Er zerbrach ſich vergebens den Kopf, was die Urſache dieſer Vorladung ſein möge. Der Pfarrer, ein dürres kleines Männlein, kanzelte ihn heftig ab, daß er ſich der Kinderlehre entziehe, und dadurch ſo göttliche als fürſtliche Gebote übertrete; bis ins vier und zwanzigſte Jahr habe ein lediger Burſche die Kinderlehre zu beſuchen, ſchärfte er ihm ein, und eröffnete ihm, es ſei von löblichem Kirchenconvent beſchloſſen worden, künftig ſtrenger auf die Befolgung der Vorſchrift zu halten und jedes Wegbleiben unnachſichtlich mit einem Sechſer „in den Heiligen", bei längerem verſtocktem Beharren aber ſogar mit Einſperrung ins „Zuchthäuslen" zu beſtrafen; wenn er ſich wieder beigehen laſſe, die Kinderlehre zu ſchwänzen, ſo werde er, der Pfarrer, ihn unfehlbar aufſchreiben laſſen, und bei dem Herrn Amtmann und den Conventsrichtern den Fall zur Anzeige bringen. Damit hatte er ſeinen Beſcheid und durfte gehen. Kaum vermochte er ſich zu halten, daß er nicht aufbrauſte. Bei ſeinem Stolz und vollends in ſeiner jetzigen Stimmung konnte ihm nichts ſo quer in den Weg kommen, als die Zumuthung, in ſeinem Alter, noch drei Jahre lang, zur Kinderlehre zu gehen und das tonloſe Poltern des Pfarrers über die Rechtfertigung durch den Glauben anzuhören, während doch jetzt ſein Dichten und Trachten darauf gerichtet war, durch die Liebe von allem Uebel erlöst zu werden. Das kommt mir geſchlichen! ſagte er zu ſich, im Pfarrhofe noch einmal grimmig nach dem Fenſter emporblickend, wo ihm gepredigt worden war. Eben ſo gut hätt' man mir die Ruthe andictiren können, wenn ich noch ein Kind ſein ſoll. Nun, ich geh' eben nicht hin und zahl' jedesmal die Straf'. Freilich wird ſich's damit auf die Länge nicht abthun laſſen: wenn er einen verſtockten Sünder in mir erkennt, ſo gibt's wieder eine Predigt und zwar vor'm Convent, und dann legt ſich auch der Amtmann drein. Man iſt doch wie in einem Netz, aus dem man nicht heraus kommt. Am Beſten wär's eben, ich käm' ſchnell unter den Pantoffel; wenn's mit dem dummen Ledigſein aus iſt, ſo hat das Kinderlehrgeläuf von ſelbſt ein End'.

Hiemit war er in der Reihenfolge ſeiner Gedanken auf einen Gegenſtand gerathen, der ihm, ſo wie die Sachen zwiſchen ihm und Chriſtinen ſtanden, wenig Troſt einflößen konnte.

## 7.

Friedrich hatte traurige Feiertage, obgleich es ihm äußerlich gar nicht übel ging. Sein Vater bedachte ihn am Weihnachtsabend mit einem ſtattlichen Geldgeſchenk, zum ſichern Zeichen, daß Alles wieder im alten Geleiſe ſei. Er war nie ſo reich geweſen, aber gerade dies machte ihn unglücklich, denn das Geld erinnerte ihn nur daran, daß er es jetzt nicht mehr zu dem Zwecke brauchen konnte, zu welchem allein es ihm früher erwünſcht geweſen wäre, nämlich Chriſtinen ſeine Liebe durch Geſchenke zu beweiſen.

Er würde ſich wohl ſchnell über die Geſinnung des Mädchens beruhigt haben, wenn er ein Geſpräch angehört hätte, das eines Abends zwiſchen ihr und ihrer Mutter ſtattfand, während er eben auf dem Wege von Hohenſtaufen her, wohin ſein Vater ihn geſchickt hatte, auf das Haus zugeſchritten kam.

Jetzt hab' ich aber die ſtillen Seufzer überlei, ſagte die Mutter. Du biſt ſelber ſchuldig, greif'ſt dein' Sach' ganz verkehrt an.

Mutter, habt Ihr nicht geſagt —?

Weiß wohl, was du meinſt, aber man muß Alles mit einer Art thun, nicht oben 'naus und nirgends 'nein. Wenn Eine arm iſt, wie du, ſo ſoll ſie nicht die hochmüthig' Jungfer machen, ſondern die kluge im Evangelium, die ihre Lampe mit Oel füllt und dem Bräutigam entgegen geht. Sie muß ſich 'runtergeben können und muß ſich etwas gefallen laſſen, aber freilich mit Maß. Zu lützel und zu viel verderbt allzeit das Spiel. Narr, ich hab' deinen Vater am Schnürle geführt, er hat mir nicht weiter gucken dürfen, als ich ihm verſtattet hab'. Aber du biſt eben ſo ein Zimpferle, weißt dich nicht umzuthun, meinſt, die gebratenen Tauben müſſen dir ins Maul fliegen.

Was ſoll ich denn thun? fragte Chriſtine.

Thu' was du willſt, ſagte die Mutter zornig, ſteck' mein'twegen der Katz' das Heu auf, dumm genug wär'ſt dazu, nur geh', daß ich das Geſeufz und Geheul nicht länger hören muß.

Chriſtine verließ die Stube und trat ſchauernd vor das Haus in die Nacht hinaus, wo ſie im gleichen Augenblick zu ihrem freudigen Schrecken beim Schein der Sterne, die in der Kälte hell funkelten, den Gegenſtand der Unterredung und ihres Kummers auf ſich zukommen ſah. Sie glaubte, es ſei ſeine Abſicht, in ihrer Nähe umherzuſtreichen und zu ſpähen, und eine frohe Hoffnung zog in ihr Herz ein. Wie er aber näher kam, ſo ſchien es, als ob ihn bloß der Zufall dieſen Weg führe, denn er ſah ſich nicht einmal um. Sie rief ihm einen Gruß zu und fragte, eingedenk der Lehre, die ihr ſo eben die Mutter gegeben: Willſt nicht auch einmal wieder nach deinem Lamm ſehen? — Da der Schatz, wie ſie ihm erlaubt hatte ſich zu nennen, keine Antwort gab, obwohl er unſchlüſſig ſtehen geblieben war, ſo fuhr ſie etwas vorſchnell fort: Oder magſt's nicht wenigſtens holen, wenn du nichts mehr von uns willſt?

Friedrich hörte aus dieſen Worten nichts als ſpöttiſche Ablehnung heraus. Es iſt ſchon ſo gut wie abgeſtochen! erwiderte er, indem er den Fuß zum Weitergehen hob.

Dieſer ſtarre Trotz verdroß ſie und ſie rief ihm nun mit nicht ſehr glücklichem Spotte nach: Da wird man dem Herrn wenigſtens das Fell herausgeben müſſen und die Wolle.

Sein Blut kochte, denn er glaubte eine Anſpielung zu vernehmen, an die das Mädchen entfernt nicht dachte. Von der Wolle hörte er nun einmal gar nicht gerne reden. Das Fell behalt' Sie, Jungfer, ſagte er, und die Wolle kann Sie an die vielen Dörner ſtecken, an denen Sie letzt hangen blieben iſt. Damit ging er fort. Sie lehnte ſich an den Thürpfoſten und blieb noch lange bitterlich weinend und vor Kälte zitternd ſtehen, bis die Tritte ihres Vaters und ihrer Brüder, die von einem Geſchäft nach Hauſe kamen, ſie vertrieben.

Mit den beiden Letzteren ſetzte Friedrich den gewohnten Umgang fort. Wie aber zwiſchen ihm und ihnen von der Herzensangelegenheit nie geſprochen worden war und ſelbſt die Verabredungen, wonach ſie ihre Schweſter da oder dorthin bringen ſollten, immer in gleichgiltiger Form gemacht worden waren, ſo wurde auch der Störung des Verhältniſſes nicht erwähnt. Nur einmal ſagte Friedrich mit deutlicher Beziehung: Ich merk's eben wohl, man vergißt mir meine Strafen nicht, man ſieht mich für gezeichnet an. Worauf Jene ruhig antworteten: Wird doch das nicht ſein.

Unmuth und Unruhe trieben ihn umher, und auch in ruhigeren Stunden, wenn dann und wann der Schmerz der vermeintlich verſchmähten Liebe ihn zu quälen abließ, empfand er eine drückende Leere und das Leben kam ihm ſchrecklich arm und öde vor. Er fühlte es, ohne es klar zu erkennen, daß die Menſchen um ihn her wie Schatten waren, daß Keiner ihm etwas ſein konnte, daß Niemand in ſeiner ganzen Umgebung ſeinem wie in der Wildniß und Irre ſchweifenden Gemüth, ſeinem hungernden Geiſt eine Heimath und Erquickung zu geben vermögend war. Was er aber hell bewußt in ſich trug, war eine maßloſe rebelliſche Bitterkeit darüber, daß er ſtatt ins Ehebett in die Kinderlehre wandern ſollte. Einen grauſameren Hohn über ſeine verunglückte Bewerbung meinte er ſich nicht erdenken zu können. Dazu fühlte er ſich nicht bloß alt genug und den Kinderſchuhen entwachſen, um vom Leben noch eine andere Schule zu verlangen, als die Eintrichterung von Bibelſprüchen und Geſangbuchverſen, ſondern er hatte auch dieſe Sprüche und Verſe ſammt der ganzen Schulbildung, worin er ſelbſt Höhergeſtellten wenig oder nicht nachſtand, ſo vollkommen inne, daß die Wiederholung des Unterrichts ihn nicht einmal in dieſem Fache mehr fördern konnte. Für die Bildung ſeines „innern Menſchen“ aber, woran die Religionsſchule, die dieſen Ausdruck gern gebrauchte, ſich hätte erproben laſſen können, war das bürgerliche und geſellſchaftliche Leben, in deſſen Schoße er ſich tummelte, ſo inhaltsleer und ſo ſehr in die blinde Unterwerfung unter eine gewiſſenlos ſchwelgende „Herrſchaft“ hineingepredigt, daß es zu den Glücksfällen gerechnet werden mußte, wenn eine über das gewöhnliche Maß ausgeſtattete Natur in dieſem Weſen eine wohnliche Hütte fand, oder, was noch beſſer, auf gelindem Wege hinausgedrängt wurde. Eine Hütte aber, wohnlich nicht bloß für den Leib, ſondern auch für die Seele, war kaum anderswo zu finden als bei den Pietiſten, welche auf einem noch ungebrochenen Glauben fußten, deſſen kindliche Kraft noch nicht durch die Ausbreitung der Bildung und Wiſſenſchaft verloren gegangen war, auf einem Glauben, der ihnen in körperlicher Wirklichkeit vormalte, wie ſie dereinſt nach der Erlöſung aus dieſem Thal des Jammers und der Sünde in den Wohnungen der Seligen über dem blauen Himmelsgewölbe mit Kronen auf den Häuptern und in weißen Gewanden einherwandeln würden, der aber in ſeinen Beziehungen zum irdiſchen Leben die dürre ſtreit- und herrſchſüchtige Kirchenlehre, mit welcher er nur über das Jenſeits einverſtanden war, weit hinter ſich ließ und eine Liebe und Gleichheit der Kinder Gottes predigte, woran trotz der Demuth dieſer Predigt die Inhaber von Thron und Altar großes Aergerniß nahmen. Allein es war nicht Jedem gegeben, ein Pietiſt zu werden, und nicht Jeder, dem es gegeben geweſen wäre, hatte das freilich ſauer erworbene Glück, ſein Lebenlang unter den Flügeln eines Mannes wie der Waiſenpfarrer im Ludwigsburger Zuchthauſe geborgen zu ſein.

In dieſer Verlaſſenheit und Vernachläſſigung mußten alle Richtungen einer ſo kräftig angelegten Seele in einen unbezähmbaren Willensdrang verſchmelzen, der in ſeiner dumpfen Ungeduld überall auf eben ſo dumpfe Hinderniſſe wie auf Mauern ohne Fenſter ſtieß und ziellos zwiſchen Antrieben bald des Wohlwollens, bald der Widerſpänſtigkeit umherirrend, zuletzt an einem einzigen Gegenſtande haften blieb, von welchem dieſer noch durch den Stachel beleidigter Eitelkeit geſpornte Wille Befriedigung aller Sehnſucht und Heilung aller Schäden für das ganze Leben forderte. Die Verſagung dieſes höchſten Wunſches, an den er zumal die beſten Vorſätze für ſein künftiges Verhalten geknüpft hatte, machte den Jüngling an ſich und der Welt verzweifeln, und abermals wollte der wilde Geiſt über ihn kommen, den er ſchon ſo manches Unheil hatte vollbringen laſſen.

Das Jahr ging zu Ende. Am letzten Tage ſaß Friedrich in einer müßigen Stunde am runden Tiſche in der großen Wirthsſtube und las in der Bibel, die mit ihren Heldenſagen und Abenteuern der

Phantaſie des Volkes eine von der Kirche erlaubte Unterhaltung und einen Erſatz für die verſchütteten heimiſchen Ueberlieferungen bot. Er las eigentlich nicht, ſondern blätterte nur, denn er wußte alle dieſe Geſchichten auswendig, die in der Predigt und Kinderlehre geiſtlich gedeutet wurden, beim unbefangenen Leſen zu Hauſe aber mit ihren guten und böſen Beiſpielen einen ganz natürlichen Eindruck machten. Da waren Geſchichten von Erzvätern, die ſich betranken, Kebsweiber hielten und verſtießen, durch Schelmenſtreiche reiche Familienhäupter wurden oder in fremdem Hofdienſte ſich gegen das Volk zu Finanzkünſten hergaben, welche einen Würtemberger ſehr an den erſt zwölf Jahre zuvor in Stuttgart gehängten „Jud Süß“ erinnern mußten. Liebliche und heldenmäßige Züge wechſelten da mit gar unheiligen: ein Volk zog aus einem Lande auf das Geheiß ſeines Führers, der einen Todtſchlag begangen, wie eine Zigeunerbande fort, indem es die entlehnten ſilbernen und goldenen Geräthe behielt; ein kühner Hirt und Räuber, durch treue Freundſchaft ewig im Lied zu leben würdig, ſtahl als Hauptmann einer Schaar loſer Leute ſeinem König einen Zipfel des Mantels vom Leibe weg ſammt Speer und Becher, diente als Ueberläufer dem Reichsfeind und mißbrauchte, als er ſpäter daheim die Krone trug, ſein königliches Amt zu Lüſternheit und Meuchelmord, wobei er ſich von jenen Erzvätern, wie auch von ſpäteren Landesvätern, doch wenigſtens dadurch unterſchied, daß er über ſeine That nachher Leid und Reue trug. Bedenkliche und zweifelhafte Fragen über dieſe Erzählungen, die beinahe die einzige geiſtige Speiſe des Volkes waren, konnte der junge Menſch, das wußte er wohl, keiner Seele in ſeiner Umgebung vorlegen. Hatte doch ſelbſt der Waiſenpfarrer einmal einen leiſen Verſuch mit den Worten abgewieſen, man müſſe nicht gar zu viel grübeln, Gott wähle oft ſeine eigenthümlichen Wege und Werkzeuge, um ſeine Plane auszuführen. Am liebſten aber ſchlug er die beiden Bücher von den ritterlichen Thaten der Makkabäer auf und oft mußte er unwillkürlich nach der nahen Alb hinüberſehen, wenn er las wie dieſe Helden ſich in das Gebirge warfen, um von dort aus die Freiheit und das Geſetz ihres Landes zu vertheidigen. Eben las er wieder, wie ſie beſchloſſen, ſich durch die Heiligung des Sabbaths nicht vom Kampfe abhalten zu laſſen, gleich ihren Brüdern, die ſich wehrlos in der Höhle ſchlachten ließen, da ertönte in der Straße die Schelle des Ausrufers, und er öffnete das Fenſter, um zu hören was es gebe. Das löbliche Amt ließ durch den Fleckenſchützen ausſchellen, die jungen Burſchen ſollen ſich bei Strafe nicht beigehen laſſen, in der kommenden Neujahrsnacht zu ſchießen, ein Verbot, das jährlich eingeſchärft und übertreten wurde. Die können nichts als verbieten! brummte Friedrich, indem er das Fenſter zuſchlug: das Schießen iſt nun einmal ein alter Brauch, wiewohl, wenn man's dem Ungeſchick überließ', die Jugend durch Verluſt von je und je ein paar geſunden Fingern zu curiren, was ja ſo wie ſo geſchieht, ſo wär's wahrſcheinlich längſt mit dem Knallen vorbei. Aber der Reiz des Verbotenen zieht eben viel ſtärker als die Furcht vor Schaden. Es iſt mir als ob der Schütz beim Ausrufen ein Aug' zu mir hätt' herauflaufen laſſen. Umſonſt hat er wohl auch nicht g'rad' vor meinem Haus geſchellt. So? meint ihr? Dein Amtmann und du, ihr habt, ſcheint's, ein beſonderes Zutrauen zu mir? Ich will euch Ehre machen. Wartet einmal, ob ihr mich kriegt.

Er dachte nicht daran, wie oft er zu ſich geſagt, daß er die Knabenſchuhe vertreten habe, ſondern ſchlich ſich, als es dunkel wurde, zu einem Invaliden, der nicht weit von der Sonne auf Leibgeding wohnte und dem er ſchon manchen Biſſen und Trunk geſpendet hatte. Von dieſem entlehnte er ſein altes Schlachtgewehr, das ſchlecht ſchoß aber um ſo mächtiger knallte, und bald unterſchied man aus den Schüſſen, die im Flecken und um denſelben losgingen, einen der alle anderen überdonnerte. Er hatte die Sylveſternacht eröffnet und krachte regelmäßig in kurzen Pauſen durch das Geknatter des jugendlichen Muthwillens hindurch. Da und dort geſchah ein Unglück, da und dort fiel einer der Lärmmacher den hin und her rennenden Wächtern in die Hände und ſein Puffer verſtummte; aber den Donnerknall hörte man ununterbrochen beinahe die ganze Vormittnacht und jedesmal weit entfernt von dem Orte, wo der vorhergehende Schuß gefallen war und die Wächter angelockt hatte. Wer feuert denn ſo kartaunenmäßig? fragten die Leute im Flecken. Wer ſonſt als der Sonnenwirthle, antworteten Andere: er iſt am beſten an dem zu erkennen, daß ihn keiner von den Schaarwächtern erwiſcht. Für den Eingeweihten war das ſicherſte Wahrzeichen wohl das, daß der unſichtbare Donnerer überall, nur nicht an des Hirſchbauern Haus ſich hören ließ. Das hätte ihm der Stolz und der Groll nicht zugelaſſen. Doch lobte er die alte Muskete und verglich ſie in ſeinem Sinn mit David's Saitenſpiel, vor welchem der böſe Geiſt von Saul entwich; denn mit jedem Schuſſe, der aus dem ſchwergeladenen Laufe fuhr, meinte er um einen Theil ſeines Unmuths erleichtert zu ſein, und es war ihm als ob er alle Hinderniſſe, die ſich ihm in dieſer ſchnöden Welt entgegenſtellten, über den Haufen ſchieße.

Dazwiſchen ging er einmal in die Sonne, um nachzuſehen, ob man ſeiner nicht bei der Bedienung der Gäſte bedürfe. Die Einkehr war dieſen Abend nicht ſo ſtark wie ſonſt, weil ſich die Neujahrsnachtgäſte in die vielen Wirthshäuſer des Fleckens vertheilten, und weil man wußte, daß der Sonnenwirth auf eine zeitige Ruhe mehr hielt als auf eine lange Sylveſterfeier. Derſelbe war jedoch heute ungewöhnlich aufgeräumt, er trank, ſchwatzte, lachte und kneipte abwechſelnd ein paar junge Weiber, die mit ihren Männern zum Weine gekommen waren, in die Backen, ſo daß einer der Anweſenden dem Wirthsſohne zuflüſterte: Du, dein Geſtrenger hat 'n Sturm. Da braucht's keine Brille um das zu ſehen, erwiderte Friedrich. Die Sonnenwirthin, die vor den Leuten gute Miene zum böſen Spiele machen mußte, ſuchte ihrem Manne ſein Betragen, womit er vielleicht bloß den umlaufenden Gerüchten zu trotzen beabſichtigte, durch Spottreden zu verleiden: Du biſt ſo alt, ſagte ſie, daß die Männer da nicht einmal mehr eiferſüchtig auf dich werden. Es iſt auch ziemlich lang her, entgegnete der Sonnenwirth lachend, daß du ein junger Drach' geweſen biſt, und euer Gift iſt doch nur ſüß, ſo lang die Drachen jung ſind. Ich weiß nicht, ſetzte er gegen die Geſellſchaft gewendet hinzu, meine Alte iſt das Leben ziemlich gewöhnt, ſie iſt verhärtet, aber wenn ſie unſer Herrgott oben hielt' und ich an den Füßen, ich glaub', ich ließ' ſchnappen und nähm' mir eine Junge. Ich wollt' auch, rief die Sonnenwirthin, unſer Herrgott nähm' Eins von uns Beiden zu ſich, dann ging' ich wieder nach Strümpfelbach. Das Gelächter, womit dieſe Reden aufgenommen wurden, bezeugte, daß an und für ſich nichts Feindſeliges damit geſagt ſein ſollte, wie man denn auch wußte, daß die Sonnenwirthin nicht von Strümpfelbach gebürtig war; es waren uralte landläufige Witze, die man im Scherze von den verträglichſten Ehepaaren hören konnte. Hier aber war ihnen viel geheime Galle beigemiſcht, und Friedrich nahm wahr, daß ſich zwiſchen dem Vater und der Stiefmutter eine Kluft zu öffnen beginne, die, wenn ſie auch nicht die belachte Ortsveränderung zur Folge hatte, doch den Vater bald ganz auf die Seite des Sohnes bringen konnte. Jetzt wär's gut Wetter für mich, dachte er unwillkürlich, jetzt würd' ich vielleicht meine Rechnung nicht ohne den Wirth machen. Der Fehler iſt nur, daß ich gar keine zu machen habe. Die Hauptnummer, die Glücksnummer will nicht her, die mit den gelben Zöpfen und dem verſtockten trotzigen Herzen; was helfen mich alle Anſchläge ohne ſie? Drauf! drein! Schlagt an! Feuer! drunter und drüber!

Und abermals krachten die ſchweren Schüſſe, in welchen der thörichte Knabe ſeinen Unmuth und ſein Pulver verſchoß.

## 8.

Eben hatte er wieder ſeine Davidsharfe brummen laſſen und eilte in ſchnellen Wendungen durch Zwiſchengäßchen vor den Wächtern davon; da führte ihn ſein Weg an dem Bäckerhauſe vorbei, wo er Chriſtinen zuerſt geſehen hatte. Er hörte luſtige Stimmen hinter den Läden und blickte durch eine Spalte in die Stube, wo er ſeinen Invaliden und andere Bekannte am Wirthstiſche ſitzen ſah. Chriſtine war nicht zu ſehen, alſo konnte ihm ſein trutziges Ehrgefühl den Eintritt nicht verwehren. Während er ſich noch ein wenig beſann, wo er das Gewehr unterbringen ſollte, ſah er in der ſchneehellen Nacht einen Mann nicht mit den ſicherſten Schritten daherkommen, in welchem er den Fleckenſchützen erkannte. Der hat ſchon einen Stich, ſagte er zu ſich, und will noch die Sicherheit des Orts bewachen; da wird's heut Nacht noch zum Durchbruch kommen; ich will ihm einſtweilen eins aufſpielen, damit er munter bleibt. Er ſchlich ſich auf die Seite und gab in der Geſchwindigkeit ſeinem Gewehr eine verdoppelte Ladung; dann kam er leiſe hinter den Schützen herangeſchlichen. Dieſer hatte das Geräuſch des Ladſtocks gehört und lauſchte vorgebeugt mit dem Finger an der Naſe, ohne recht zu wiſſen wohin er ſich wenden ſolle;

auf einmal that es hart an ſeinem Ohr einen Knall, daß er der Länge nach mit der Naſe in den Schnee fiel und ſein dreieckiger Hut weit hinausflog. Im Nu hatte der Thäter das Gewehr verſteckt und ſaß drinnen in der Wirthsſtube neben dem Invaliden, der ihn mit einem pfiffigen Blinzeln bewillkommte. Nicht wahr, meine alte Liſe iſt noch gut bei Stimm'? flüſterte er ihm in's Ohr: ich hab' jeden Knall herausgehört und bei jedem hat mir das Herz im Leib' gelacht. Dann fuhr er in einer angefangenen Geſchichte vom Prinzen Eugen zu erzählen fort, unter welchem er es bis zum Profoßen gebracht hatte. Friedrich wußte ſeine Geſchichten alle auswendig, verſah ihn mit Wein und ließ ihn erzählen, und unterhielt ſich indeſſen leiſe mit dem uns ſchon bekannten Müllersknecht, der ihm ſeit jener Schilderung ſeiner Jugendbegegniſſe eine Art von Bewunderung zollte, ſeine Bekanntſchaft theils in der Sonne, theils an andern Orten pflegte und auf den Haß ſeines Meiſters gegen den mannhaften jungen Burſchen ſo wenig Rückſicht nahm, daß er ſelbſt durch den Verdacht des Müllers wegen des Bienendiebſtahls, nachdem Friedrich ihm mit der aufrichtigſten Miene ſeine Unſchuld verſichert hatte, ſich nicht im geringſten gegen ihn einnehmen ließ. Der Alte ſollte jedoch ſeine Geſchichte nicht zu Ende bringen, denn kaum war er durch Friedrich's Eintritt unterbrochen worden, ſo erhob ſich eine neue Störung. Die Thür wurde heftig aufgeſtoßen und der Schütz kam in einer bogenförmigen Linie hereingeſchoſſen. Da muß er herein ſein, der Mordthäter, der mir nach dem Leben getrachtet hat! ſchrie er, indem er die glühenden Augen von Einem zum Andern laufen ließ. Die ganze Geſellſchaft verſicherte, ſich mit den Augen zuwinkend und durch einander ſchreiend, hier ſei Niemand, der ihm etwas gethan habe, und Alles fragte, was ihm denn geſchehen ſei. Er erzählte ſein Abenteuer, wobei er den Oberkörper wiegte und dann wieder einen Schritt vorwärts oder rückwärts gerieth; dieſes Schwanken wurde noch dadurch vermehrt, daß er in ſeiner ohnehin nicht feſten Stellung beſtändig argwöhniſch in der Geſellſchaft umherſah, ob er nicht an irgend einem Merkmal ſeinen Angreifer erkennen könne. Das Gelächter, die Spottreden und ſchalkhaft verkehrten Fragen der ergötzten Zechbrüder machten ihn noch wilder; er ſchimpfte und fluchte und beſtand darauf, hier oder wenigſtens in der Nähe herum irgendwo müſſe er verſteckt ſein, der keinnützig'

Lump, der ſich ſogar an ſeiner ihm von Gott vorgeſetzten Obrigkeit vergreiſe.

Jetzt haſt genug haſſelirt, Schütz! rief ein Mann mit verwogenem und zugleich verfallenem Geſicht, das den Ausdruck einer grämlichen Luſtigkeit hatte und blutige Spuren trug, als ob es auf irgend eine Weiſe zerſchunden oder zerkratzt worden wäre. Komm, ſchwenk' dir die Gurgel aus, haſt dich ja ganz heiſer geſchrieen. Hier hältſt vor der unrechten Schmiede: von denen, die hier ſitzen, iſt ſeit mindeſtens einer Stunde keiner aus der Stube kommen. Biſt aber auch ein rechter Leichtfuß, heißt das, du mußt nicht beſonders feſt auf den Füßen ſein, daß dich ein blinder Schuß gleich zum Purzeln bringen kann. Da ſieh den Profeßen an, der iſt ein anderer Kerl, den haben ſie um einen Fuß kürzer gemacht und doch ſteht er auf ſeine anderthalb anders hin als du auf deine zwei ganze. Den ſchmeißt keiner ſo leicht um, weder mit einer blindgeladenen Kanone noch mit einer ſcharfgeladenen Butell'. Laß das Haſſeliren ſein, ſag' ich, und komm her, ich bring' dir's. Es vertreibt dir den Schnapsgeruch.

Der Invalide, der an der Tiſchecke ſaß, hatte alsbald zum Beweis für das Geſagte den Stelzfuß auf dem Tiſch und trommelte damit nach Wein. Zugleich machte er Anſtalt, ſeine Geſchichte wieder aufzunehmen, aber es glückte ihm nicht.

Dein gut's Wohlſein, Küblerfritz! ſagte der Schütz, das dargebotene Glas annehmend und auf Einen Zug leerend, mit einer Miſchung von Freundlichkeit und Spott: es ſcheint du machſt jetzt Feuerkübel und verlegſt dich auf's Löſchen. Wünſch' Glück dazu. Löſch' aber nur zuerſt den Brand in deinem eigenen Haus, du Mann im Feuerofen. Wiewohl, dein Feuerteufel, deine Marget, iſt heut' abgekühlt worden; ſie hat ganz krumme Finger gehabt und hat laut geſchnattert, wie ich ſie wieder aus dem Häusle herausgelaſſen hab', wegen der großen Kälte iſt ſie nur auf ein paar Stunden dreingeſprochen worden.

Was? iſt dein Weib heut eingeſperrt worden, Kübler? fragte der Invalide.

Der Kübler nickte mürriſch. Ihr wiſſet ja, wie ſie iſt und wie ſie mein Mädle von meinem erſten Weib plagt und den Waiſen, den ich aus dem Heiligen in der Koſt hab'. Zu dem ſagt ſie immer:

Du Bettelhund! du Herrenhund! du ſchlappohriger Hund! und ſchlägt ihn zwiſchen die Löffel, zwiſchen die am Kopf, mein' ich, wenn er den Löffel in der Schüſſel zu voll macht. Er ißt freilich ſchier mehr als er einträgt, das Koſtgeld iſt ſo mager. Ihr könnt auch in meinem Geſicht ſehen wie ſie mich dieſe Feiertage gezeichnet hat. Vor Weibernägeln iſt auch der Stärkſte nicht ſicher. Ich hab' ſie aber durchgewalkt, daß ihr die Knochen heut' noch mürb' davon ſind, und hätt' eigentlich keine Hilfe nöthig gehabt vom Kirchenconvent; ich kann Gottlob allein mit ihr fertig werden.

Hat ſie dich denn verklagt?

Nein, das läßt ſie wohl bleiben. Der Pfarrer hat eben von irgend einer guten Nachbarſchaft gehört, daß es wieder einmal Händel bei uns gegeben hat, und hat dann die Sach' vor Kirchenconvent gebracht. Sie haben gemeint, ſie müſſen heut' noch eine Sitzung halten, die Herren, und das ganze Kutterfaß vom alten Jahr ausleeren. Es ſind noch Viele vorgeladen geweſen.

Haben ſie dich geſtraft?

Nein, wiewohl ich die Schläg' nicht abgeleugnet hab', aber meines Weibes Bosheit iſt eben Gott und der Welt bekannt. Doch bin ich auch nicht ungerupft davon gekommen. Sie hat über mich geklagt, ich ſei ein Faullenzer und verdiene nichts in's Haus. Jetzt ſagt ſelbſt, ihr Mannen, ob das wahr iſt?

Nein, nein! riefen Alle zuſammen, das kann man dir nicht nachſagen.

Ich weiß wohl, fuhr der Kübler fort, es geht knapp bei uns her, und Armuth iſt eine Haderkatz'. Wenn man vollauf hat, ſo kommt man viel leichter mit einander im Frieden aus. Aber meine Schuld iſt's nicht, wenn's manchmal ſogar am Kreuzer fehlt. Mein Weib mit ihrem abſcheulichen Fluchen, wegen deſſen ſie geſtraft worden iſt, und mit dem Spektakel, den ſie immer mit meinem Kind hat, ſchreckt die Leut' ab, daß ſie nicht gern in's Haus kommen und lieber ihr' Sach' wo anders machen laſſen. Aber man darf den Herren nur etwas an die Kunkel ſtecken und wenn's eitel Altweiberfäden wären, gleich machen ſie ein Geſpinnſt daraus. Mein Weib hat mit keinem Wörtle beweiſen können, daß ich faul ſei, und die Herren haben ihr eigentlich auch nicht geglaubt; und doch hat mir da der Pfarrer eine lange Predigt und Vermahnung geben, ich ſolle fleißig arbeiten, damit mein Weib keine Gelegenheit habe, über mich zu klagen. Iſt das auch recht? Statt daß er mich in Schutz nimmt oder wenigſtens meinem Weib aufgibt, ſie ſolle beweiſen, was ſie wider mich ſage, hilft er noch auf eine gewiſſe Art dazu, als ob das Geſchwätz einen Grund hätt', und er weiß doch ſelber keinen.

Ja, lachte Friedrich, wer vor Kirchenconvent kommt, kriegt immer eine Vermahnung auf den Weg und eine Salbung, wenn ſie auch gar keine Heimath hat. Für was wären denn die Herren da?

Das Ding hat mich ſo erzürnt, ſagte der Kübler, daß ich's gar nicht los werden kann. Ich wär' vielleicht heut Abend zu Haus geblieben, denn ich hätt's wohl nöthig, bin nicht mehr der luſtig' und durſtig' Küblerfritz, der ich in meinen ledigen Jahren und bei meinem erſten Weib geweſen bin. Aber der Pfarrer hat mir's angethan, der iſt Schuld daß ich die Batzen im Wein aufgehen laſſ', anſtatt zu ſparen. Ich ſpür's in allen Gliedern, heut' Nacht muß noch ein Rauſch getrunken ſein. Juhu! Komm, Frieder, ſtoß' mit mir an. Du biſt auf eine Art auch im gleichen Spittel krank mit mir.

Friedrich ſtieß an. Alle böſen Weiber ſollen mit dem alten Jahr hinfahren! rief er.

Du biſt übrigens heut' noch nicht am ſchlecht'ſten wegkommen, Kübler, ſagte der Schütz, der inzwiſchen, von dem Invaliden und dann von Friedrich gleichfalls mit einem Glaſe Wein begrüßt, ſich am Tiſche ſeßhaft gemacht hatte, theils weil es ihn bedünken mochte, hier ſei's gut Hütten bauen, theils weil er im Sitzen ſeine angehende Trunkenheit beſſer verbergen zu können glaubte. Dies gelang ihm auch und er wurde ſehr geſprächig, wobei er freilich zuweilen ſtark mit der Zunge anſtieß, auch ſeine Amtsſtimme über die Gebühr anſtrengte, was jedoch auf dem Lande, wo Jeder im Reden ein wenig ſchreit, nicht beſonders aufzufallen pflegt. Dem Küfer da drüben iſt's nicht ſo gut gegangen, fuhr er fort: den werdet ihr heut' Abend noch nirgends geſehen haben.

Nein, er iſt ein ſtiller Mann, ſagte der Bäcker, der ſein Glas ſtehend am Ofen trank und ſeine Frau dann und wann ein wenig in der Bedienung ablöste: man ſieht ihn nie außerm Haus, als wenn ihn das Geſchäft hinausführt, und am Fenſter läßt er ſich auch ſelten blicken. Er iſt eingezogen, wie nicht leicht Einer.

Abſonderlich heut'! lachte der Schütz. Da wär's eine Kunſt für ihn, ſich an ſeinem eignen Fenſter ſehen zu laſſen, und wo er jetzt iſt, wird er freilich nicht gern ans Fenſter gehen.

Was? Ich will nicht hoffen! rief der Invalide. Iſt er denn —?

Eingezogen, wie der Beck bereits geſagt hat.

Der Küfer iſt eingeſteckt? riefen Alle zuſammen.

Ach', er ſitzt eben ein wenig bei mir im Hauszins, ſagte der Schütz, und frieren thuts ihn nicht, denn ich hab' ihm einen guten warmen Ofen gemacht; ſonſt thät' er's nicht aushalten die vier und zwanzig Stunden im Thurn.

Der Küfer im Thurn! rief Alles. Was hat er denn gethan? fragte der Bäcker. Der thut ja keinem Hühnle weh und iſt ſo ein ruhiger Mann, daß es viel iſt, wenn man nur in der Nachbarſchaft merkt, ob er zu Haus iſt oder nicht.

Was hat er gebosget? fragte der Kübler.

Er muß ſein Weib doch ſehr leis geſchlagen haben, wenn Ihr nichts davon gehört habt, Beck, ſagte der Schütz.

Ja was, ſo hab' ich's nicht gemeint, ſagte der Bäcker: natürlich, Stuß gibts überall, auch in der ſtillſten Haushaltung.

Ein Weib prügeln, das iſt doch keine ſo beſondere Sach', riefen die Andern durch einander. Und die Küferin, meinte Einer, hat's eben auch dann und wann nöthig.

Die Weiber, bemerkte der Bäcker, müſſen lebett (zuweilen) Streich' han', ſonſt meinen ſie, man hab' ſie nicht lieb.

Aha, Beckin, riefen die Gäſte, hat er Euch ſeine Liebe auch ſchon bewieſen?

Nein, der Mein' macht nur Spaß, ſagte ſie: mich hat er noch nie geſchlagen.

Und deſſentwegen iſt der Küfer in Thurn kommen? fragte der Müllerknecht.

Bewahre! antwortete der Schütz, bloß vor Kirchenconvent. Sein Schwäher, der Schneider, hat ihn beim Herrn Pfarrer verklagt, daß er, wie der Herr Pfarrer mir erzählt hat, ſein Weib um nichtswürdiger Urſachen willen jämmerlich tractiret hab'. Alſo hat mich der Herr Pfarrer zum Herrn Amtmann geſchickt. Der hat aber gleich geſagt, da werde es etwas ſetzen, denn der Küfer ſei zwar in ſeinem Handwerk fleißig und kein übler Haushälter, aber ſonſt ein eigenſinniger hartnäckiger Geſell. Es ging auch ſo, wie der Herr Amtmann geſagt hatte, denn obwohl man mich zweimal zu ihm ſchickte, denn ich muß eben Alles ausrichten, weil der Herr Amtmann den Amtsknecht faſt ganz ins Haus braucht als ſeinen Leibdiener, ſo kam er doch nicht, ſo daß ich ihn zuletzt mit zwei Männern hab' holen müſſen. Das hat er aber wohlweislich vorausgeſehen und ſich ins Sternwirths Keller etwas zu ſchaffen gemacht, damit ihm der Spektakel nicht in ſeinem Haus über den Hals käm'.

Und darum iſt er in Thurn kommen? wiederholte der Müllerknecht.

Nein, er hat dann böſe Reden geführt, denn ſo ſtill er ſonſt ſein mag, ſo hat er vor Convent das Maul weit aufgethan. Wie man ihm fürgehalten hat, warum er ungehorſam geweſen ſei, hat er geſagt, er habe vor dem Kirchenconvent nichts zu ſchaffen, es ſei ihm ſolches ein Schimpf, ſein Weib hab' die Schläg' nöthig, der vorige Pfarrer und Amtmann haben ihm ſelber geſagt, er ſolle ſie nur ſchlagen, wenn ſie's brauche. Wenn ihn der Herr Amtmann für ſich citire zum weltlichen Amt, ſo komme er und man brauche ihm nicht mit dem Holzſchlägel zu winken, aber auf kirchenconventliche Citation komme er nicht, ſonderlich wenn man ihm den Büttel ſchicke — damit hatte er mich gemeint; — man ſolle ihm ein geſchworen Weib ſchicken oder die Hebamme, das ſeien des Pfarrers ſeine Amtsboten.

Alles lachte zuſammen.

Zuletzt iſt's dann vollends fauſtdick kommen, fuhr der Schütz fort. Da hat er ſich vernehmen laſſen, es geh' hier viel Unordnung vor, ſo nicht geſtraft werd', der Pfarrer melier' ſich mit hieſigen Weibern, die Leute reden ihm viel nach. Ich hab' vor der Thür nicht Alles verſtanden, denn vorher hat er ein wenig geſchrieen, das Schärfſt' aber hat er nicht mehr ſo laut geſagt, er wird gedacht haben, es ſchalle auch ſo noch deutlich in die Ohren. Den Herr Pfarrer aber hat man nachher verſtehen können, der hat ihn angeſchrauen, er ſei ein lüderlicher Geſell, was er denn von ihm ſagen könne? und man müſſe die Sache an's löbliche Oberamt nach Göppingen berichten. Der Herr Amtmann aber hat ihn einſtweilen in Thurn ſperren laſſen.

Wenn er da bleiben muß bis von Göppingen Beſcheid kommt, ſagte Friedrich, dann kann er lang ſitzen.

Wird nicht ſo gefährlich ſein, ſagte der Schütz: er behält ſein frei Logis ein' Tag oder zwei, bis die Sache ein wenig verſaust iſt, und dann darf er heraus und abwarten was vom Oberamt kommt.

Was kann ihm denn blühen? fragte der Müllerknecht.

Ich wollt' eine Wette drauf eingehen, antwortete der erfahrene Diener der Obrigkeit, er kriegt nicht mehr denn einen Ordinari-Frevel und natürlich muß er depreciren. In Göppingen ſieht man eben drauf, daß es am Gehorſam und ſchuldigen Reſpect nicht mankirt, aber auf das Geſchwätzwerk ſelber läßt ſich der Vogt nicht ein, er nimmt's nur ſo überhaupt, wie der Teufel die Bauern.

Alle lachten über dieſe Bemerkung, welche beſagen ſollte, daß der Oberbeamte derlei Dinge in Bauſch und Bogen abzumachen pflege.

Vielleicht, äußerte Friedrich, denkt er auch, das Geſchwätz habe einen Grund; denn um drei Gulden fünfzehn Kreuzer wär's billig geſchimpft. Iſt denn was dran? Ich hab' doch nie gehört, daß man dem Pfarrer mit Weibsbildern etwas nachſagt.

Nein, verſetzte der Kübler, das hat auch der Küfer nicht ſagen wollen von dem alten Krattler. Aber das iſt wahr, daß er ſich Schwätzereien zutragen läßt von jeder Magd am Brunnen und von jedem böſen Weibermaul. Die ſtecken ſich hinter die Pfarrerin und ſchleichen zu ihr in die Küche; von ihr erfährt's dann er und auf die Art iſt's eine beſtändige Spionerei im Flecken, durch die eine Menge nichtsnutziges läppiſches Zeug an die Obrigkeit gebracht wird und Vieles, was eher der Müh' werth wär', unbeachtet bleibt. So iſt eigentlich die Obrigkeit in der Gewalt von etlich böſen Zungen, denn der Pfarrer meint, er müſſ' nach allem ſehen, und weil er das nicht kann, auch überhaupt die Natur bei ihm zu kurz iſt, ſo behilft er ſich mit dem Geſchwätz. Und der Amtmann, der läßt ſich dann in jeden Lauf laden, aus dem einer ſchießen will, ohnehin wenn der Pfarrer den Finger am Drücker hat oder auch die geſtrenge Frau Amtmännin. Die andern Conventsmitglieder aber, die drin ſitzen, ſind der Garnichts, das weiß man ja. Dann braucht man nur bei den Herren was anzubringen, abſonderlich wenn man beim Pfarrer ein paar gottſelige Redensarten mit unterlaufen läßt, dann ſehen ſie nicht auf die Sache ſelber, ſondern daß etwas angebracht iſt, das iſt ihnen der Hauptpunkt, und daraus machen ſie dann ein Protokoll und ein Geſchäft, wie wenn ſie dabei geweſen wären und alles beſſer wüßten als der den's doch angebt. — Mit dieſen Worten reichte er ſein Glas dem Schützen, der ſich auch gleichmüthig, während über ſeine Vorgeſetzten losgezogen wurde, den Mund ſtopfen ließ.

Zu was wären ſie denn ſonſt da? bemerkte Friedrich.

Der Invalide ſtieß ihn an und flüſterte: Sei Er doch politiſch und laß Er den Kübler allein das Maul brauchen. Der ſteckt in Schuhen, woran nichts mehr zu flicken iſt. Aber Ihm könnt's Schaden bringen, denn der Schütz iſt ein Kalfakter; er ſchmarotzt ſo viel man ihm gibt, und nachher trägt er Alles, was er dabei gehört hat, ſeinen Herren wieder zu.

Was liegt mir dran? entgegnete Friedrich trotzig.

Und was iſt denn noch mehr heut' vorgekommen bei der Kirchencenſur? fragte der Invalide den Schützen, um das Geſpräch abzulenken.

O mehr als viel, ſagte dieſer: die Sitzung hat noch nie ſo lang gedauert, es iſt mir ganz ſchwach worden vom langen Warten im Oehrn. Zuerſt, begann er mit einer Amtsmiene, ſind Kirchenſtuhlſtreitigkeiten unter den Weibern abgemacht worden; das iſt ja ein ſtehender Artikel bei allen Conventsſitzungen. Dann hat man junge Burſche vorgefordert, die aus der Kinderlehre weggeblieben ſind, und hat ſie mit Vermahnung wieder ſpringen laſſen.

Friedrich biß ſich auf die Lippen, ſagte aber nichts, um nicht den Spott der Geſellſchaft gegen ſich herauszufordern.

Dann hat man eine Separatiſtin fürgehabt, die in Jebenhauſen drüben bei der gnädigen Frau in die Stund' gangen iſt.

Der Geſellſchaft war dies ſo gleichgiltig, daß ſie nicht einmal nach dem Namen fragte.

Ferner hat man die alte Anna fürgenommen, die mit dem krummen Fuß, die mit ihren drei Waiſen dreißig Kreuzer wöchentlich hat. Der iſt fürgehalten worden, daß ſie als ein altes baufälliges Weib gleichwohl etlichmal nach Zell hinunter in die Kirche gegangen ſei mit Verachtung des hieſigen Gottesdienſtes, und habe ſich deshalb die Bürgerſchaft über ſie beſchwert.

Ja, die Bürgerſchaft! rief der Kübler. Ein paar alte Weiber werden zum Pfarrer geloffen ſein und vielleicht der Kreuzwirth, und werden ihm nach dem Maul geredt han.

Was iſt ihr geſchehen? fragte der wohlwollende Invalide, in der Abſicht, ſeinen Liebling nicht auch wieder in dieſen Ton verfallen zu laſſen.

Sie hat ſich verantwortet, ſie hab's nur drei oder viermal gethan und ſei ſie allweg von andern Leuten hinuntergeſchickt worden, weil ſie eben unerachtet ihrer Gebrechlichkeit ſehen müſſe wie ſie etwas verdiene, und dann ſei ſie, um wenigſtens das Wort Gottes zu hören, dort in die Kirche gegangen. Man hat dann beſchloſſen, daß man ihr von den dreißig Kreuzern, die ſie aus dem Almoſen hat, zehn nehmen und künftig nur noch zwanzig geben wolle, und ihr bedeutet, wenn ſie ferner nach Zell in die Kirche gehe, ſo werde man ihr das Almoſen gar nehmen. Sie hat mich gedauert, denn ſie hat ſchrecklich geheult.

Predigt man denn in Zell ein anderes Wort Gottes als hier? rief Friedrich, indem er wild mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. Das iſt doch überaus, wenn ſo ein — er beſann ſich vor dem Schützen einen Augenblick — wenn ſo ein Pfarrer meint, man dürf' keinen Anderen hören als ihn und nimmt einem armen alten Weib darum das Brod! Und was man in den Kirchen hört, das iſt doch meiſtens nur um der Einkünfte willen gepredigt. Wenn ſie's umſonſt thun müßten wie im Evangelium, und dem Volk noch Brod dazu geben, ei wie geſchwind ſtünden die Kanzeln leer!

Ein Gemurmel durchlief die Geſellſchaft; es ſchien aber keinen Widerſpruch anzudeuten. Der Invalide fragte ſchnell: Was hat's noch weiter geben? und ſchob ſein Glas dem Schützen hin, der ihm bereitwillig Beſcheid that, ohne den rebelliſchen Reden ſichtliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Allerlei Sabbathentheiligungen ſind abgerügt worden, fuhr er fort. Einer iſt am Sonntag in's Feld gangen, ein Anderer hat gedroſchen, und des Küblers ſein Bruder iſt auch vorgweſen, der hat am Sonntag eine Bettlade angeſtrichen, und ſo noch Andere mehr. Die ſind ein Jedweder um ein halb Pfund Heller in Heiligen geſtraft worden.

Nächſtens wird man am Sonntag nicht einmal mehr einen Biſſen zu ſich nehmen dürfen, murrte Friedrich.

Ja, rief der Kübler, du haſt vielleicht gar nicht weit daran vorbeigeſchoſſen, denn der Pfarrer in Hattenhofen drüben hat ſich bereits verlauten laſſen, man ſollt' eigentlich den Tag des Herrn mit Faſten zubringen.

Die Geſellſchaft lachte unwillig.

Die Obrigkeit macht aber doch auch billige Ausnahmen, ſagte der Schütz zu Friedrich. Wie Sein Vater verwichenes Jahr um Oſtern angebracht worden iſt, daß er am Sonntag mit einem Wagen Haber nacher Stuttgart gefahren ſei, da iſt ihm nichts geſchehen, weil er ſich hat verantworten können, der Haber gehöre der Herrſchaft und habe zur Gottesdienſtzeit in Stuttgart ſein müſſen.

Ja wohl! lachte Friedrich bitter, wenn's für die Herrſchaft iſt, dann iſt's keine Sünd'! Ich hab' geglaubt, vor Gott ſei Alles gleich. Aber der Herzog jagt auch am Sonntag, wenn's ihn ankommt, und fragt nach keinem Pfarrer nichts. Ich hab ihn ſelber ſchon am Sonntag hier durchreiten ſehen.

Und letzten Sommer hat man Seinen Schwager auch entſchuldigt, weil er an einem Sonntag Garben eingeführt hat, die von den wilden Schweinen übel zugerichtet geweſen ſind. Da hat der Convent ein Einſehen gehabt und hat judicirt, es ſei ein Nothwerk geweſen.

Ja, was! ſagte ein Bauer, bei ſo fürnehme Leut' hat man freilich ein Einſehen.

Ich will doch nicht hoffen, rief ein Anderer, daß der Kirchenconvent auch noch den wilden Säuen den Kopf heben ſollt', die uns das Feld verderben und die beſte Frucht wegfreſſen! Unſereins muß ſich das ganze Jahr hindurch ſchinden und plagen, damit man in Stuttgart in Saus und Braus leben kann, und man ſollt' nicht einmal ſeine Frucht einthun dürfen, eh die Beeſter ſie vollends ruinirt haben?

Man hat nicht bloß mit dem Sonnenwirth und ſolchen Leuten ein Einſehen, bemerkte der Schütz dem vorigen Redner, ſondern auch mit dem gemeinen Mann. Wie im Heuet das Gewitter auf unſere Markung geſchlagen hat Göppingen zu und ein Hochwaſſer zu befürchten geweſen iſt, hat nicht da der Herr Amtmann am Sonntag früh ausſchellen laſſen, die Leute ſollen und müſſen ihr Heu ſogleich heim thun, daß und damit es nicht vom Waſſer fortgenommen werde?

Ei, ich wollt', er hätt's draußen gelaſſen, erwiderte der Angeredete, das Waſſer iſt nicht ſtärker worden, wie man hat vorausſehen können, und mit dem Heu hat man nachher ſeine liebe Noth gehabt.

Hätt' man's liegen laſſen dürfen, ſo wär's auf dem Feld trocken worden.

Das war dazumal, ſagte einer aus der Geſellſchaft lachend, wo der Blitz dem Käsbalthes ſein Paar Ochſen erſchlagen hat. Ich ſeh' ihn noch immer, wie er da geſtanden iſt und eine Fauſt gegen den Himmel gemacht und geſchrieen hat: jetzt ſoll aber auch unſerm Herrgott ſein beſtes Paar Engel verr—.

Ein ſchallendes Gelächter folgte auf dieſe Erzählung. Das dürft' auch nicht beim Kirchenconvent vorkommen, bemerkte einer.

Ei ſo ſchlag! rief der Müllerknecht, immer von neuem in Lachen ausbrechend und das verpönte Wort in unſchuldigerer Wendung wiederholend: ſo, unſrem Herrgott ſoll ſein beſtes Paar Engel capores gehn?

Ja, und dem Herzog ſein ſchönſtes Paar Tänzerinnen! knirſchte der Kübler, indem er das Glas auf den Tiſch ſtieß.

In der Wirthsſtube wurde es plötzlich ſo ſtill, daß man eine Fliege ſummen hörte, die ſich in der Tag und Nacht gleichen Wärme des Bäckerhauſes lebendig erhalten hatte.

„O daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen und ein feſt Siegel auf mein Maul drücken!“ ſagte die Bäckerin mit bibliſcher Betonung.

Was! rief der Kübler wild, iſt denn eine zerbrochene Fenſterſcheib' in der Stub', daß man ſeine Wort' hüten muß?

Friedrich ſah unwillkürlich nach dem Schützen hin.

Vor Kirchenconvent wenigſtens dürft' ſo etwas nicht bekannt werden, ſagte der Müllerknecht, der ſo eben noch eine Verwünſchung der Engel Gottes weit minder verfänglich gefunden hatte als einen Fluch über die Tänzerinnen des Herzogs.

Der Schütz, dem der Blick des jungen Burſchen nicht entgangen war, verſetzte: Ich denk', der Herr Amtmann und der Herr Pfarrer werden froh ſein, wenn ſie nichts davon erfahren. Es iſt beſſer, eine ſolche unverſtändige Red' bleibt in der Gemeind', denn wenn ſie weiter käm', ſo könnt' ſie Einen an Leib und Seel' zeitlebens unglücklich machen.

Der Kübler, dem der Wein mehr und mehr in den Kopf ſtieg, brummte einiges dagegen, und der Schütz, etwas ſteif von Trunkenheit und Autoritätsbewußtſein, ſchien nicht geneigt, ihm eine Antwort ſchuldig zu bleiben, ſo daß der Invalide ſich abermals in's Mittel legen zu müſſen meinte. Ich hab' die Kirchenconventsgeſchichten ſatt bis oben herauf, ſagte er leiſe zu Friedrich, und doch weiß ich dem Kerl das Maul nicht anders zu ſtopfen, denn daß ich ihn aus der Schul' ſchwatzen laſſ'; das kitzelt ſeinen Hochmuth. Und zum dritten Mal fragte er ihn, was ſonſt noch verhandelt worden ſei.

Ein Huſarentanz, ſagte der Schütz.

Was? riefen die Andern und ſperrten Maul und Augen auf.

Die Conventsherren werden doch nicht getanzt haben, ſagte der Müllerknecht.

Dummes Geſchwätz! entgegnete der Schütz. Dem Herrn Amtmann war angezeigt worden, daß in einem Lichtkarz bei der kropfigen Liſabeth Kuchen gegeſſen worden ſeien und daß des Xanders Bäsle, die bei ihm dient, den Huſarentanz dabei getanzt habe, wobei auch ledige Burſche zugegen geweſen ſeien. Die Tänzerin und die Liſabeth, weil die den Karz ohne Erlaubniß gehalten, ſind jede ein paar Stunden ins Häusle geſprochen und mit einem Weiberfrevel geſtraft worden, und von dem Weibsgezieſer, das im Karz Kuchen geſſen hat, iſt jede um elf Kreuzer geſtraft worden, ſo auch der Beck, der neben der Liſabeth wohnt und die Kuchen backen hat.

Friedrich horchte hoch auf: dies war der Karz, in welchen Chriſtine durch ſeine Vermittlung eingeführt worden war. Er hütete ſich aber wohl zu fragen, ob Chriſtine unter den Geſtraften geweſen ſei.

Der Huſarentanz? fragte der Müllerknecht: was iſt denn das für ein Tanz?

Kein beſonders anſtändiger, antwortete ihm Friedrich.

Der Huſarentanz, ſagte der Schütz, nun, das iſt eben der Huſarentanz. Wer wird denn den nicht kennen?

Der Schütz, rief der Kübler, ſtellt ſich doch als ob er Alles wüßt'! Ich bin euch gut dafür, daß er ihn ſelber nicht kennt.

Was, ich? erwiderte der Schütz und richtete ſich ſtolz empor, ich ſoll ihn nicht kennen?

Nein, ich wett' was du willſt.

Eine Flaſch' Wein!

Eingeſchlagen!

Und ohne an ſeine Amtswürde zu denken, ſprang der Schütz vom Stuhl auf, ſetzte den Hut verkehrt auf den Kopf, nahm die Rockzipfel zwiſchen die Zähne und führte einen ſeltſamen Tanz mit plumpen Sprüngen auf, die ſich um ſo abſcheulicher ausnahmen, da er im wachſenden Rauſche ſeines Körpers nicht mehr mächtig war. Wenn das Mädchen, von dem er erzählte, nur zum zehnten Theil ſo häßlich getanzt hatte, ſo hatte Friedrich mit ſeiner Bezeichnung vollauf Recht gehabt. Die Geſellſchaft brüllte vor Lachen, aber in den Augen der Männer malte ſich zugleich die Verachtung, welche die Bäckerin noch deutlicher ausdrückte, indem ſie, ohne lachen zu können, mitleidig nach dem Luſtigmacher hinſah. Da tanzt unſere Obrigkeit! ſagte der Kübler.

So, das iſt der Huſarentanz! keuchte der Schütz, indem er athemlos auf ſeinen Stuhl zurückfiel. Jetzt eine Halbe dem Küblerfritz!

Das Gelächter dauerte noch lange fort, während er ſich ſchon den Preis ſeiner Schauſtellung ſchmecken ließ. Er wurde mit zweideutigen und ſpöttiſchen Lobſprüchen überſchüttet, und der Invalide ſagte ihm, er ſollte ſich beim Ballet in Stuttgart anſtellen laſſen, da würde er am Beſten hintaugen.

Dieſe Aufnahme ſeiner künſtleriſchen Production machte ihn wieder ein wenig nüchtern. Aber das Schönſte hab' ich noch gar nicht erzählt! rief er, um den ihm allmählich klar werdenden Eindruck des Poſſenſpiels, das er ſo eben aufgeführt hatte, zu verwiſchen. Ein Hexenproceß iſt heut' noch zu guter Letzt verhandelt worden!

Ein Hexenproceß? Was? Wird wieder einmal eine Hex' verbrennt?

Nein, dazu bietet die Obrigkeit nimmermehr die Hand. Aber doch iſt's ein Hexenproceß geweſen und das ein ſaftiger. Ich hab' ſchon gemeint, die Sitzung geh' zu End', die Herren haben nur noch ein wenig von wegen der Kirche und Schule discurirt — der Wetterhahn iſt lahm worden und die Schulmeiſterin will eine Küche und mag ſich nicht mehr mit dem ſchlechten Verſchlag zum Kochen behelfen — da kommt auf einmal der Franzos den Gang herangeſtiegen, wie ein welſcher Hahn, und den Hut hat er ganz ſchief aufgehabt, ſo daß ich gleich gedacht hab', da ſei bös Wetter im Anzug.

Wer iſt der Franzos? fragte der Müllerknecht.

Man heißt ihn ſo, weil er ein Jahr im Elſaß das Sattlerhandwerk gelernt hat und davon ein wenig welſcht. Er hat eine Hammelayin zum Weib. Ich hab' ihn gleich müſſen bei Convent anmelden, und weil ich neugierig geweſen bin, hab' ich die Thür ein wenig offen gelaſſen. Da hat er ſchrecklich gethan und immer mit den Händen dazu gefochten, und hat den Schmidhannes verklagt, daß er heut' in Gegenwart des ganzen löblichen Magiſtrats, juſt vor der Conventsſitzung, in einem Streit wegen eines Gartenzaunes die Hammelayiſchen insgeſammt Heren geſcholten habe. Das ſei ein Schimpf und eine Schande für ihn und ſeine Gefreundten und er klage im Namen der ganzen Hammelayiſchen Familie, man möchte den Schmid zur gebürenden Strafe ziehen und ihm eine chriſtliche Abbitte auferlegen. Ich hab' gleich den Schmidhannes holen müſſen, und der hat auch ohne weiters bekannt, daß er dieſe Rede vor geſeſſenem Gericht ausgeſtoßen hab', und es ſei wahr, er bleibe dabei, denn die alte Hammelayin ſei ihm ſchon vor fünf Jahren einmal in aller Früh' ohne Haub' im Hemd und Rock begegnet, hab' auch eine ſchwarze Katz' bei ſich gehabt, die ſo groß als ein Kalb geweſen ſei. Der Herr Amtmann hat ihm drauf die Sach' ausreden wollen, er hab' vielleicht einen ſtarken Morgenſchnaps getrunken gehabt und die Katz' durch eine zu große Brill' angeſehen. Er aber iſt dabei beharrt, daß er keinen Rauſch gehabt habe, und wie ihm der Herr Amtmann zugeſetzt hat, ſo iſt er zornig worden und hat ſich verſchworen, der Teufel ſolle ihn zu Sägmehl verreißen, wenn er weiter als für ſechs Kreuzer getrunken gehabt hab'. Auf das iſt der Herr Pfarrer aufgefahren und der Herr Amtmann hat ihm gleich zwei Pfund Heller andictirt, weil er ſich mit Fluchen vermeſſen hab', abſonderlich in Gegenwart des Herrn Pfarrers. Das hat ihn dann etwas mürber gemacht und endlich hat er ſich zureden laſſen, daß er den Hammelayiſchen ſolche Gottloſigkeiten nicht beweiſen könne, ſondern aus Zorn und Unverſtand geredt hab'. Er hat dann dem Franzoſen für die Hammelayiſchen Abbitte thun müſſen und iſt als ein ſchlecht bemittelter Mann, den die zwei Pfund Heller ſchon ſauer ankommen, auf zweimal vier und zwanzig Stund' in Thurn geſprochen worden, heißt das, erſt wenn das Quartier vom Küfer frei wird.

So was muß man eben auch nicht auf ſeine Nebenmenſchen bringen, wenn man's nicht beweiſen kann, bemerkte der Müllerknecht: das iſt doch das Allerärgſt', was man Einem nachſagen kann.

Die Obrigkeit nimmt ja ſo etwas gar nicht mehr an, ſagte einer der Bauern, die in der Geſellſchaft ſaßen, verdrießlich. Da können alle Greuel geſchehen, man fragt nichts darnach, und wenn Einer das

Maul drüber aufthut, ſo wird er noch geſtraft. Die Herren glauben's nicht oder thun wenigſtens ſo, und man ſagt, auch der Herzog hab's nicht gern. Wer weiß, was dabei im Spiel iſt, daß man dem Teufel ſo den freien Lauf läßt. Vor Zeiten iſt das anders geweſen.

Alſo wenn's nach Euch ging', ſagte Friedrich, ſo müßt' man die alten Weiber wieder ſchwemmen und an der Leiter aufziehen und verbrennen. Saubere Zeiten ſind das geweſen! Wenn ich irgend etwas an der Obrigkeit lob', ſo iſt es das, daß ſie ſolchem dummen Geſchwätz kein Gehör mehr gibt.

Was? ſchrieen die in der Geſellſchaft anweſenden Bauern zuſammen: das ſoll dummes Geſchwätz ſein? Heißt's nicht in der Bibel: „Die Zauberer und Greulichen ſollt du mit Feuer verbrennen?“ Und das ſoll ein dummes Geſchwätz ſein? Soll's denn keinen Teufel mehr geben? Wer das nicht glaubt, der glaubt auch nicht an die Ewigkeit und glaubt nicht, daß es ſelige und verdammte Geiſter gibt.

Ich hab' wenigſtens noch keinen geſehen, bemerkte Friedrich kalt.

Der glaubt gar nichts! rief Einer, und die Andern ſahen den Gegenſtand dieſes Verwerfungsurtheils mit einem gewiſſen Abſcheu an.

Oder, ſagte ein Anderer, iſt er vielleicht —? Ich weiß nur nicht wie ich's angreifen ſoll, denn man wird ja gleich geſtraft, wenn man ſeine Wort' nicht auf die Goldwag' legt.

Soll ich vielleicht ſelber ein Hexenmeiſter ſein? lachte Friedrich. Nur herzhaft 'raus mit der Farb'! Ich lauf' deswegen nicht ſo gleich vor Kirchenconvent, ich bin nicht ſo empfindlich, auch hat man ſeiner Lebtag keinen Eſel einen Hexenmeiſter geſcholten, denn dumme Leut' kann der Teufel, ſcheint's, nicht brauchen.

Was die alte Hammelayin betrifft, ſagte der Invalide, um das Geſpräch von dieſer Klippe ab wieder in ruhigeres Fahrwaſſer zu leiten, ſo iſt es gewiß und wahrhaftig, daß ſie eine mächtige Raſſel unter der Naſ' ſitzen hat.

Ja, ſagte ein Anderer, ſie hat aber nicht bloß ein bös Maul, ſondern es ließ' ſich ſonſt noch allerlei über ſie ſagen. Wißt ihr noch, wie ihre ältere Tochter, die jetzt den Schneider hat, wie die mit dem Diegelsberger hat Hochzeit gehabt? Die Hochzeit iſt im Hecht angeſtellt worden, und der Bräutigam, dem's ſchon um acht Uhr weh geweſen iſt, Nachts um Zwölfe' will er noch einen Tanz thun, —

plötzlich ſtürzt er nieder und iſt in Zeit einer Minut' maustodt. Es iſt ſo ſchnell gangen, daß ein tanzendes Paar über ihn zu Fall kommen iſt; die haben einen Gräuſel davon getragen, daß ſie's ein paar Tag' lang geſchüttelt hat. Man hat viel drüber geſprochen.

Nun ja, was wird's geweſen ſein? ſagte Friedrich: ein Steck- und Schlagfluß.

Ja, ſo hat man bei Amt auch geſagt und hat ihn mit einer Leichenpredigt auf dem Kirchhof begraben. Ich weiß noch, wie ſie angefangen hat: „Hui, hui, ſagt der Tod, der ſtarke Held, ich kann auch mittanzen.“ Aber es gibt Leut', die wollen's beſſer wiſſen, die ſagen — Nun, ich will nichts geſagt haben, aber ſo viel iſt gewiß, daß der Alten die Heirath von Anfang an nicht nach ihrem Guſto geweſen iſt. Die Junge hat erſchrecklich gethan und hat ſich nicht tröſten laſſen wollen. Nachmals aber hat ſie den Schneider genommen; ich weiß noch, auf ihrer Hochzeit iſt grad' die Nachricht ankommen, daß ihr Schwager, der Goldſtein, der ſein Weib mit drei Kindern hier hat ſitzen laſſen, in Speier die Religion ſchangſchirt hab' und eine Katholiſche geheirathet und ſei mit ihr nach Pennſylvanien gangen.

Von der Alten erzählt man ein feines Stücklein aus ihren jungen Jahren, wo ſie bei Seines Pflegers Vater im Dienſt geweſen iſt, hob ein Anderer zu Friedrich gewendet an. Damals hat ſie's mit einem Balbierersgeſellen gehabt aus Adelberg. Er hat ihr zu Familie verholfen, eine Tochter iſt's geweſen, ich glaub', eben die Schneiderin, die ſo unglücklich hat Hochzeit gehabt. Sie hat ihn aber verſchont und hat ihn nicht angegeben, daß er der Vater zu ihrem Kind ſei. Er hat's ihr nachher ſchlecht gedankt und iſt von ihr weg blieben. Jetzt, was hat das leichtfertig' Menſch gethan, das nichtsnutzig'? Ueber einmal, wie ihr Herr in die Küche kommt, ſieht er ein Paar Strümpf' im Kamin hängen. Was ſind denn das für Würſt', fragt er, ſollen denn die geräuchert werden? Die Magd nicht faul, reißt die Strümpf' geſchwind herunter und gibt vor, die Strümpf' gehören ihr, ſie hab' ſie ſchnell wollen trocknen, weil ſie naß geworden ſeien. Er aber eben ſo flink, reißt ihr noch einen aus der Hand und ſieht daß es ein Mannsſtrumpf iſt. Wie er ihr nun das fürgehalten hat und ſie hat nicht wollen weichgeben, ſo hat er ſie beim Pfarrer angezeigt, und da hat ſie endlich nach vielem Leugnen geſtanden, ein Schäfer hab' ihr gerathen (ſie wird aber keinen dazu braucht haben), ſie ſolle ſehen, daß ſie ein Kleid oder etwas, das der Menſch mit Salvene auf'm bloßen Leib getragen hab', zur Hand kriegen könne, und ſolle es in den Rauch hängen, dann werd's dem Thäter warm werden und immer wärmer und werd' keine Ruh' haben, bis er wieder zu ihr komme.

Die Frag' iſt nur, ob der Barbier auch richtig wieder kommen iſt, bemerkte Friedrich.

Nein, kommen iſt er nicht mehr, ſagte der Erzähler.

Dann will ich's gern glauben! rief Friedrich mit hellem Lachen. So kann ich auch hexen. Ich ſag' nur: Kurrle, Murrle, dann muß der Krug dort auf dem Schrank tanzen. Aber wenn ich nicht dazu den Schrank mit den Händen ſchüttle, ſo tanzt der Krug eben nicht. Hexenwerk mag ſchon Mancher und Manche probirt haben, das will ich zugeben, aber die Frag' iſt nur, ob was dabei herausgekommen iſt.

Vielleicht iſt der Balbierer doch innerlich verbronnen, ſtammelte der Schütz.

Friedrich lachte ihn aus. Ja, ſagte er, wenn er Schnaps geſoſſen hat.

Mir hat doch einmal ein Zimmermann erzählt, fiel der Müllerknecht ein, es hab' ihn Nachts eine Hex' gedrückt und gepeinigt, daß er ſchier erſtickt ſei. Er ſei dann aufgewacht und hab' die Unholdin in Geſtalt einer ſchwarzen Katz' auf ihm liegen ſehn. Da hab' er mit der letzten Kraft nach der Axt neben ſeinem Bett gegriffen und hab' nach der Katz gehauen. Die ſei mit einem lauten Schrei davon gefahren und hab' ein Stück von der Vorderpfot' dahinten gelaſſen. Morgens ſei zwar nichts mehr davon dageweſen, wohl aber Blut auf'm Bett und an der Axt. Drauf hab' er ſeine Gedanken auf ein altes Spittelweib geworfen und ſei in den Spittel gangen, um nach ihr zu ſehen. Man hab' ihm aber geſagt, er könn' ſie nicht ſehen, ſie liege todtkrank im Bett. Er ſei aber dennoch zu ihr gedrungen und hab' ſie mit Gewalt aufgedeckt, und da habe ſich's gezeigt, daß ihr die linke Hand gefehlt habe, die ſei ihr von ſeiner Axt abgehauen geweſen.

Hu, mir gräuſelt's! rief Einer um den Andern von der Geſellſchaft, die ſehr andächtig zugehört hatte.

O Peter, glaub' doch kein ſo Ding! ſagte Friedrich. Was wird ſich denn ein Weib in eine Katz' verwandeln können? Wenn du dir von jedem Zimmermann ſolche Spän' aus'm Verſtand hauen läßt, ſo wirſt bald ſo dumm, daß man Riegelwänd' mit dir hinausſtoßen kann.

Der Streit gegen den hartnäckigen Ungläubigen brach abermals aus, und dieſe Leute, die ein derbes Wort über Pfarrer und Kirche ertrugen, wurden ganz wild darüber, daß es mit Hexen und Geſpenſtern nichts ſein ſollte, und vertheidigten mit einer wahren Glaubenswuth ihr Dogma, daß der Teufel böſen Menſchen die Macht verleihe, auf wunderbare Weiſe Schaden zu thun, und daß Gott abgeſchiedenen Geiſtern, guten wie böſen, von Zeit zu Zeit aus dem Grabe an die Oberfläche der Erde heraufzuſteigen erlaube.

Nun ja, ſagte Friedrich endlich einlenkend, ich will ja nicht dawider ſein, daß ſich's andrer Orten vielleicht ſo verhält, wie ihr ſaget, denn das weiß ich ja nicht. Aber hier bei uns gibt's keine Hexen und keine Geiſter, das behaupt' ich.

Und warum denn nicht? rief Einer.

Weil mir noch keine Hex' beikommen iſt, und es gibt doch ganz gewiß Solche, die mich zu todt drücken thäten, wenn ſie könnten, aber ſie können eben nicht.

Und warum keine Geiſter? fragte ein Anderer.

Weil ich noch keine geſehen hab'! Und was ihr von euch erzählet, daß euch ſchon vorgekommen ſei, das muß mir ſelber erſt auch widerfahren ſein, bevor und daß ich's glaub'; denn ich kann doch nicht einſehen, warum ich ein anderer Menſch ſein ſoll als Andere.

Andere Leut' ſind aber doch anders beſchaffen, ſagte der Müllerknecht. Es gibt Sonntagskinder.

Ich bin auch am Sonntag geboren, erwiderte Friedrich, und hab' Zeit meines Lebens nie was geſchaut. Ich weiß ganz gewiß, fuhr er mit wachſender Wärme fort, denn der Wein ſtieg ihm nach und nach in den Kopf, wenn ein Verſtorbenes wieder zu den Menſchen kommen könnt', ſo wär ich ſo gut ein Geiſterſeher wie irgend Einer in der Welt.

Warum das? Wo ſo?

Meine Mutter, ſagte der junge Menſch, indem er trotz ſeiner Lebhaftigkeit die Stimme dämpfte, meine Mutter würde ſich's nicht nehmen laſſen, nach mir zu ſehen, wenn das ihr geſtattet würde. Und warum ſollt' ihr's nicht verſtattet ſein, wie den andern Geiſtern? Aber eben das, daß ſie nicht zu mir kommt, iſt mir ein Beweis, daß die anderen auch nicht können.

Narr, ſie will dich eben nicht erſchrecken, lallte der Kübler, deſſen Augen allmählich gläſern wurden.

Sie weiß recht gut, daß ich nicht an ihr erſchrecken kann, mit welchem Ausſehen ſie mir auch erſcheinen mag. Oft, fuhr er nachdrücklich fort, nachdem er einmal die Scheu überwunden hatte, von dieſem Gegenſtande zu reden, oft hab' ich um Mitternacht, wenn ich ganz allein geweſen bin, ihren Geiſt beſchworen, leis und laut, und hab' ſie gebeten, wenn es ihr möglich ſei, ſo möcht' ſie den Himmel auf einen Augenblick verlaſſen und zu mir kommen. Aber es hat ſich nichts darauf ereignet, ich bin allein geweſen nach wie vor, und hab' auch nichts um mich vernommen als das ſtille Sauſen der Nacht, das aber nicht von Geiſtern kommt, ſondern von der Luft, weil die Nacht gar gehörſam iſt.

Gott ſteh' uns bei! hatten die Andern während dieſer Erzählung gerufen, die ihnen fremd und ſeltſam däuchte.

Das iſt ein grauſamer Menſch! ſagte der Eine, womit er die Grauenhaftigkeit dieſes Treibens bezeichnen wollte.

Der glaubt an gar nichts! wiederholte der Andere. Der kommt einmal in den Himmel, wo die Engel ſchwarz ſind und Wauwau ſingen.

Jetzt ſoll einmal die Beckin erzählen, ob ſie ſchon einen Geiſt geſehen hat! rief der Invalide, fortwährend bemüht, das Geſpräch in einem ungefährlichen Gange zu erhalten.

Ja, die Beckin ſoll erzählen! riefen ihm mehrere Stimmen nach.

Die Bäckerin richtete den Kopf im Sorgenſtuhle auf, worin ſie den ganzen Disput verſchlafen hatte. Man mußte ihr erſt erklären, um was es ſich handle. Ha, daß es Hexen und Geiſter gibt, ſagte ſie gähnend, das leidet keinen Zweifel, aber zu mir iſt noch keine Hex' gekommen, weder bei Tag noch bei Nacht, und keinen Geiſt hab' ich auch noch nie geſehen.

Ihr habt eben ein ruhiges Gemüth, Baſ', ſagte Friedrich lachend, auf Euch könnt', glaub' ich, eine Hex' die ganze Nacht reiten, Ihr thätet nichts davon inn' werden. Uebrigens iſt's nicht recht, in der Neujahrsnacht zu ſchlafen und Eure Gäſt' mit Gähnen anzuſtecken. Morgen iſt ja Kirch', da könnt Ihr's 'reinbringen, was Ihr heut' Nacht am Schlaf verſäumet.

Ja, ja! rief der Müllerknecht. Letzten Sonntag hab' ich mich auch an der Beckin ihrem ruhigen Gemüth erbaut unter der Predigt. Der Herr Pfarrer hat geſchrauen, daß man's in Reichenbach hätt' hören können, aber die Beckin hat ſich nicht verrührt, ſie hat ganz klein ausgeſehen in ihrem Stuhl und der Kopf iſt ihr zwiſchen den Achſeln eingeſunken geweſen wie ein Schnitz der oben in einem Hutzelbrod ſteckt.

Ach was! entgegnete die Frau unſchuldig, man muß ſich die ganz Woch' leiden, wenn man auch noch das bisle Kirchenſchlaf nicht hätt', ſo wär's ja nicht zum Präſtiren.

Die Geſellſchaft brach in ein wieherndes Gelächter aus, das lange kein Ende nehmen wollte, bis endlich der Bäcker ſeine Frau aufmerkſam machte: Du, Weib, da klopft's am Küchenfenſter. Sie horchte hin, ohne daß etwas zu hören war; nach einer Weile aber klopfte es wiederholt und vernehmlich.

Aha, das iſt ein Geiſt! rief der Müllerknecht.

Machet mir nicht Angſt, rief die Bäckerin. Ich will's übrigens mit ihm aufnehmen, ſetzte ſie hinzu und ging in die Küche.

Ich glaub' auch nicht an Hexen, ſagte der betrunkene Schütz.

Warum nicht? ſchrieen die Bauern eifrig.

Weil mein Glas ſchon eine ganze Ewigkeit leer da ſteht und ſich nicht füllen will. Wenn's Hexenwerk gäb', ſo müßt's von ſelber voll werden.

Der Kübler, der kaum mehr die nöthige Kraft zum Reden beſaß, obgleich er unermüdlich zu trinken fortfuhr, ſchob dem Nimmerſatt ſein Glas hin.

Jetzt möcht' ich aber doch nächſtens aus der Haut fahren über die Hungermuck', die Einem da den ganzen Abend hinhockt! ſagte der Invalide leiſe zu ſeinem jungen Nachbar. Wenn ich doch nur auch ein Mittel wüßt', wie man ihn fortbringen könnt', den Hallunken.

Da wird bald geholfen ſein, flüſterte Friedrich und wußte ſich vom Tiſch und zur Stube hinaus zu machen, ohne daß ſein Weggehen Jemand in die Augen fiel.

Der Invalide, der nichts von ſeinem Vorhaben ahnte, erdachte inzwiſchen gleichfalls einen Kunſtgriff, um den beſchwerlichen Schmarotzer fortzubringen. In der Sonn' iſt's heut' luſtig, ſagte er, der Sonnenwirth hat die Spendirhoſen an und läßt eine Flaſch' um die andere ſpringen; ich hab' gehört, er hab' einen Fahnen auf'm Hut wehen. — Friedrich hatte ihm anvertraut, daß ſein Vater den Wein etwas ſpüre und guter Dinge ſei.

Das kommt ſelten vor, daß der Sonnenwirth 'n Spitzer hat, ſagte der Müllerknecht. Wahr iſt's aber: wenn er angeſtochen iſt, dann ſpendirt er. Außerdem thut er's nicht.

Auf den Schützen wirkte die Mittheilung ſichtbar beunruhigend. Er wußte nicht recht, wie er es angreifen ſolle, um alsbaldigen Gebrauch von ihr zu machen. Endlich ſiegte doch die Lockung über die Furcht, daß man ſeine Abſicht merken könnte. Er behauptete ſtotternd, er müſſe im Flecken nachſehen, ob keine Ungebür vorgehe, wünſchte umſtändlich gute Nacht und ſchwankte zur Thüre hinaus, während der Invalide und der Müllerknecht einander heimlich anlachten.

Der hat auch ſchwer geladen, ſagte der Müllerknecht hinter ihm drein. Der hätt' nicht noch mehr nöthig.

Kaum war er draußen, ſo kam Friedrich wieder herein. Alle Teufel! flüſterte er dem Invaliden zu, indem er ſich geſchwind wieder zu ihm ſetzte, warum habt Ihr ihn fortgelaſſen? Wo iſt er hin?

Iſt er Ihm denn nicht begegnet? fragte der Invalide, der das ſonderbare Benehmen ſeines jungen Freundes nicht begriff.

Ich hab' mich hinter die Thür' verſteckt. Wo iſt er denn hin?

Rechts hinunter, der Sonne zu.

Ruft ihn, ruft ihn zurück! ſagte Friedrich mit größter Haſt, ohne zu bedenken, daß dazu ein hölzernes Bein nicht das tauglichſte war. Es iſt zu ſpät, murmelte er in kalter Beſtürzung: gebt Acht, jetzt fliegt er.

Dem Invaliden ging ein Licht auf. Es war aber keine Zeit mehr, etwas zu erſinnen, das die Gefahr abwenden konnte, ohne den Thäter zu verrathen, denn in demſelben Augenblick erfolgte auf der

Straße ein furchtbarer Knall, der das Haus erſchütterte. Alle ſprangen vom Tiſch auf, ausgenommen den Kübler, der ſtumm verwundert um ſich ſah. Friedrich war der Erſte, welcher hinausſtürmte, da er glaubte, unmittelbar nach dem Knall, deſſen Urſache ihm nur zu gut bekannt war, einen Schrei von einer weiblichen Stimme vernommen zu haben, der ihm das Mark durchſchnitt. Draußen ſtand der Schütz unbeweglich wie eine Salzſäule. Er überließ es den Andern, ſich mit ihm zu beſchäftigen und eilte mit klopfendem Herzen weiter. Obgleich es hell war, ſah er Niemand und wollte eben wieder umkehren, als er nicht weit von ſich ſchluchzen hörte. Er ging dem Tone nach. Im Schatten eines Hauſes ſtand ein Mädchen angelehnt, das die Hände vor's Geſicht hielt und heftig zitterte. Um Gottes Jeſu Willen! ſagte er, iſt ein Unglück geſchehen? Er eilte auf ſie zu und zog ihr die Hände vom Geſicht. Es war Chriſtine.

Hat's dir etwas gethan? fragte er verzweiflungsvoll.

Nein, es iſt nur der Schreck, antwortete ſie. Es iſt mir in alle Glieder gefahren und hat mich ſo angegriffen, daß ich weinen muß.

Gott ſei Lob und Dank! flüſterte er. Da hätt' ich eine ſchöne Dummheit anrichten können.

So? ſagte ſie, noch immer weinend, jetzt weiß ich, wer mir das gethan hat; für ſolche Streich' bedank' ich mich. Vor ſo einem Muthwillen iſt man ja ſeines Lebens nicht ſicher.

Der Brauskopf, der ſo eben noch bereit geweſen wäre, ſie fußfällig um Verzeihung ſeiner unſinnigen Thorheit zu bitten, war plötzlich umgewandelt. Du thuſt ja wie wenn's dich mitten aus einander geriſſen hätt', ſagte er kalt. Sei du froh, daß dir's nichts gethan hat, und lauf' nicht 'rum bei der Nacht, dann widerfährt dir nichts.

Ich kann ja heimgehen, erwiderte ſie tiefbeleidigt. Den Gang hätt' ich mir erſparen können. Ich will mir's merken. Gut' Nacht! Sie bog um das Haus und war verſchwunden.

Er wandte ſich trotzig und ging zurück. Die Geſellſchaft hatte indeſſen den Schützen wieder in die Wirthsſtube gebracht. Auch an ihm war die Gefahr glücklich vorüber gegangen, und nur der Knall hatte ihn Anfangs bis zur Sinnloſigkeit betäubt. Doch führte er noch etwas verwirrte Reden und verſicherte, er habe einen Geiſt geſehen, einen weiblichen Geiſt, der ihn durch den Blitz des Feuers mit großen

Augen angeſtarrt habe. Es wurde lebendig in der Wirthſchaft. Die Schaarwache kam, um vergebliche Unterſuchungen nach dem Urheber der gefährlichen Mine anzuſtellen; auch hatte der Lärm Gäſte aus anderen Wirthshäuſern hergelockt. Friedrich ließ Wein heraufſchaffen, zunächſt für den Schrecken, wie er ſagte, den der Schütz gehabt; aber es fanden ſich auch noch andere Abnehmer. Man ſprach und ſchrie über den Vorfall; die Einen ſchimpften auf den Thäter, die Andern lachten. Der Invalide ſpottete, daß man über einen Mordſchlag ein ſo großes Aufheben mache; in ſeinen Schlachten habe es anders gedonnert, ſagte er und machte einen neuen Verſuch, ſeine Kriegsgeſchichten zu erzählen; aber die Leute waren zu aufgeregt, um ihm zuzuhören. Gegen Friedrich wurde kein Verdacht laut; die Wenigen, die den wahren Thäter errathen hatten, wußten zu ſchweigen.

Mitten im Tumult zupfte ihn die Bäckerin am Arm und gab ihm ein Zeichen. Er folgte ihr in die Küche. Es iſt ein abſonderlicher Briefträger dageweſen, ſagte ſie und gab ihm einen Brief: Das Chriſtinele hat geſagt, es hab' den ganzen Abend keinen Menſchen finden können, der ihm den Brief fortgetragen hätt', und in die Sonne hab' es nicht mit ihm gehen mögen; da hab' es eben verſucht, ob das Briefle nicht hier an ſeinen Mann zu bringen wär', und richtig, es hat keinen Metzgergang gethan. Ich bin nur froh, daß dem Kind nichts geſchehen iſt; denn kaum iſt es fortgeweſen, ſo iſt der teufelhäftig' Knall losgegangen. Die Jugend wird immer ſchlimmer. Ich wollt', man thät' den Malefizkerl, der den Mordſchlag gelegt hat, an den Ohren kriegen und tüchtig ſchütteln, das wär' ihm geſund.

Dem Mädle iſt nichts widerfahren, ſagte Friedrich etwas verlegen: ich hab' draußen nachgeſehen, es iſt kein Menſch verunglückt. Was ſteht denn in dem Brief?

Weiß ich das? entgegnete ſie mit ſchlauem Lächeln: kann ich wiſſen, was ihr für Geſchäfte mit einander habt? Nun, ich will nicht neugierig ſein.

Sie ging in die Stube. Friedrich erbrach mit bebender Hand den Brief und las ihn bei der trüben Küchenampel. Chriſtine bat ihn um Verzeihung und rief ihn zu ſich zurück! In ſeinem Entzücken dachte er nicht daran, daß ſeit der Ankunft dieſes Briefes ſchon wieder eine neue Wolke zwiſchen ihn und ſie getreten war, er ſtand wie von einer Flamme umgeben, drückte den Brief an's Herz und jauchzte laut auf. Zu gleicher Zeit erſcholl auch in der Stube ein Jauchzen und Gläſergeklirr. Die Glocke vom Thurm hatte den neuen Zeitabſchnitt zu verkündigen begonnen, der eigentlich mit jeder Secunde eintritt, der aber da, wo zugleich die Jahreszahl ſich mit ihm verändert, einen tieferen Eindruck auf den Menſchen macht, und nach alter Sitte ſtießen die Leute mit den Gläſern an und riefen einander Glückwünſche auf das neue Jahr mit ſeinen noch verſchleierten Geſchicken zu.

Friedrich eilte in die Stube, ergriff ſein Glas und ſtieß mit an.

Proſit's Neujahr! rief ihm der Invalide zu. Es lebe das Jahr Siebenzehnhundert neun und vierzig! antwortete er.

Siebenzehnhundertfünfzig! ſchrie man ihm von allen Seiten entgegen, und der Rechnungsfehler wurde mit lautem Gelächter zurechtgewieſen. Der will das Neujahr leben laſſen und kann nicht hinein! ſpottete Einer. Fünfzig ſchreibt man jetzt, und das zehn Jahr' lang, mußt dich d'ran gewöhnen, ſagte ein Anderer. Kannſt nicht aus der Zahl heraus, wo das Jahrhundert in ſein Schwabenalter gekommen iſt? fragte ein Dritter.

Mag leicht ſein, ſagte Friedrich halblaut, ſo daß nur der Invalide es hören konnte: in dem Jahrzehnd, das ſich mit Vierzig ſchreibt, hat meine rechte Mutter noch gelebt, und da iſt es wohl zu begreifen, daß mir die Zahl wie eine alte Heimath iſt, aus der man nicht gern heraus mag. Alſo das Jahr Siebenzehnhundertfünfzig ſoll leben! rief er, nochmals das Glas erhebend, und in ſeinem Herzen ſetzte er hinzu: das Jahr, das mir Erſatz geben ſoll! Es war ihm, als ob er jetzt wieder eine Mutter hätte. Er hielt es nicht lange in der Geſellſchaft mehr aus. Es war ſtill und ſanft in ihm geworden und dieſe innere Glückſeligkeit taugte nicht zu dem was um ihn her vorging. Das Lachen und Johlen nahm überhand, und zwar um ſo ungeſtörter, als die Polizei ſelbſt ſich daran betheiligte. Der Schütz, der durch den Schrecken ziemlich nüchtern geworden war, hatte die neue Gelegenheit zum Trinken nach Kräften benutzt und machte ſchon wieder Rieſenfortſchritte in der Trunkenheit. Der Kübler hatte von ſeinen fünf Sinnen keinen einzigen mehr ganz beiſammen und beluſtigte die Geſellſchaft durch die grunzenden Laute, die er von ſich gab. Bringet die Noten im Kübel her, die S— will ſingen! rief der Schütz, aber während er ſich über ſeinen Genoſſen luſtig machen wollte, ſtürzte er auf einmal mit ſammt dem Stuhl zu Boden und ſtand nicht mehr auf. Das wilde Gelächter über dieſen Auftritt ſchallte noch lange hinter dem Flüchtling her, der die Herrlichkeit hinter ſich ließ, ohne gute Nacht geſagt zu haben.

Zu Hauſe fand er ſeinen Vater noch wach und noch immer von Geſellſchaft umgeben. Er brummte über ſein langes Ausbleiben, doch mehr, wie es ſchien, aus väterlichem Wohlwollen, daß er ſich ihm an einem ſo heitern Abend entzogen hatte, als aus Mißmuth darüber, daß er ſeiner Pflicht nicht nachgekommen war. Noch in ſpäter Stunde waren Fuhrleute angelangt; ſie fluchten wacker über den langen Aufenthalt, der ihnen durch verſchiedene Zufälle und am meiſten durch den Eßlinger Zoll verurſacht worden war. Friedrich widmete ſich mit Eifer ihrer Bedienung und ihre Scherzreden bewieſen, daß er von lange her bei ihnen wohl angeſchrieben ſei. Er geht ſo leichtfüßig einher als ob er in der Luft wandeln thät', ſagte Einer derſelben von ihm, und die Bezeichnung war richtig, denn das Gefühl, das ihn ſeit dem Empfang von Chriſtinens Brieflein beſeelte, hatte ihm gleichſam Flügel an die Sohlen geheftet.

Er ging als ein glücklicher Menſch zu Bette, trunken von Liebe und auch ein wenig vom Wein. Da er nicht ſogleich einſchlafen konnte, ſo hörte er noch den Neujahrswunſch der armen Kinder, die, mit Lichtern umherziehend, vor den Häuſern zu ſingen pflegten. Es war ein einziger Vers, der für jedes Mitglied der Familie, und wenn ſich ihre Zahl noch ſo hoch belief, beſonders wiederholt wurde. Zuerſt traf die Reihe den Hausvater, dann die Mutter, die Kinder, ſo viel ihrer waren, wurden jedes einzeln angeſungen, dann kamen die Mägde, dann die Knechte und ganz zuletzt, wenn der Gratulationszug vor einem Wirthshauſe hielt, die bekannteren Gäſte, die darin wohnten. Sie ſangen, als die Reihe an Friedrich kam:

Jetzt wünſchen wir auch dem Herrn Johann Frieder ein gut's neu's Jahr,
Ein geſundes Jahr,
Ein glücklich's Jahr,
An Fried' und Freud' ein reiches Jahr.
Gott mach' es wahr!
Gott gebe, daß es werde wahr!

Gott gebe, daß es werde wahr! ſprach Friedrich in ſeiner Kammer nach.

## 9.

Der erſte Gegenſtand, mit welchem er ſich bei ſeinem Erwachen am Neujahrsmorgen beſchäftigte, war der Brief, der ihn geſtern Nacht ſo glücklich gemacht hatte. Er zog ihn unter dem Kopfkiſſen hervor und las ihn aber- und abermals. Dabei konnte er freilich eine Wahrnehmung, die ihm im erſten Jubel ſo gut wie entgangen war, nicht ganz unterdrücken. Der Brief war ziemlich abſcheulich geſchrieben, ſowohl was die Handſchrift als was die Rechtſchreibung betraf; jene ſtellte in Unbehilflichkeit und Verworrenheit das gerade Gegentheil von der zierlichen Geſtalt der Schreiberin dar, und die Geſetze der Rechtſchreibung hatte ſie erbarmungslos mißhandelt, mit ganzen Buchſtaben gegeizt und andere am unrechten Orte verſchwendet, ſo daß man, um den Sinn des Schreibens zu verſtehen, mehr dem Laut als den Schriftzeichen nach leſen mußte. Friedrich hatte, wie bereits bemerkt, Alles gelernt, was ihm die Schule bieten konnte; ſein Vater hatte ihn nach der Confirmation noch ein Jahr lang im Hauſe des Schulmeiſters untergebracht, um den durch den Tod ſeiner Mutter meiſterlos gewordenen und im Wirthshaustreiben der Verwilderung anheimfallenden Knaben unter eine gleichmäßige Zucht zu bringen; und er ſchrieb ſeinen Brief oder Aufſatz, der Bildung der Zeit gemäß, ſo gut als irgend ein Anderer. Ohne Zweifel erblickten der Pfarrer und Amtmann zwiſchen ihrer und ſeiner Bildung eine breite Kluft: wenn man aber auf der heutigen Bildungsſtufe das, was von ſeiner Hand aufbewahrt worden iſt, mit den Bildungsurkunden von der Hand ſeiner Vorgeſetzten vergleicht, ſo merkt man kaum einen Unterſchied; denn man findet bei ihm nicht häufig Fehler, und auch ſie ſchreiben keineswegs ganz fehlerfrei. Dagegen war ſeine Art zu ſchreiben und Chriſtinens Brief wie Tag und Nacht oder wie eine Hühnerpfote von einer menſchlichen Handſchrift abſticht; und ſo gewiß ein warmer Körper, wenn man ihn mit kaltem Waſſer übergießt, von einer unangenehmen Empfindung befallen wird, ſo gewiß iſt es, daß ein Liebender, der einigermaßen ſchulgerecht ſchreiben kann, im höchſten Feuer ſeiner Neigung wenigſtens für einen Augenblick abgekühlt wird, wenn der Gegenſtand derſelben, den er doch bewußt oder unbewußt als etwas Vollkommenes verehrt, die Erwiderung nur in eine unſchöne und ſtümperhafte Form zu kleiden vermag. Aber die Liebe führt auch eine gewaltſame Begeiſterung mit ſich, welche derlei ungleiche Gefühle, ſo wie ſie aufſteigen wollen, raſch wieder zu unterdrücken weiß, zumal wo die Liebe die Blüthe eines rauhen und kräftigen Willens iſt, der ohnehin keinen Widerſpruch duldet. Doch auch das Gewand der Demuth muß ſich dazu hergeben, den Mißton einzuhüllen: wenn der Liebende entdeckt, daß ſein Inbegriff aller Vollkommenheit auch einige Unvollkommenheiten in ſich mitbegreift, ſo beruhigt er ſich bei dem Zugeſtändniß, daß ja auch er nicht ganz untadelhaft ſei und folglich nicht das Recht habe, von ſeiner Geliebten vollendete Mangelloſigkeit zu verlangen; und dieſe Beruhigung dauert mit beſonderer Feſtigkeit ſo lange als die Sehnſucht nicht erfüllt iſt, ſo lange das friſche Geſicht und die reizende Geſtalt noch als etwas Vorenthaltenes vor der Seele des Sehnenden ſchweben. Zudem lieſt ein Liebender nicht bloß den Schriftzeichen und dem Laute nach, er lieſt vornehmlich auch mit dem Herzen, und dieſem ſagte das hübſche junge Mädchen in ſeinem armen ſchlechten Briefe ſo herzliche und liebreiche Worte, daß die kleine Abkühlung bald wieder der zurückkehrenden erſten Flamme weichen mußte.

Chriſtinens Brief iſt in Folge von Begebenheiten, zu welchen wir bald gelangen werden, noch jetzt vorhanden; er lautet in verſtändliches Deutſch umgeſchrieben ſo:

„Geliebter Schatz, es iſt mir von Herzen leid, daß ich dich ſo erzürnet habe, ich bitte dich, verzeihe es mir wieder, ich will's nimmer thun. Wenn es ſein kann, ſo komm du noch einmal zu mir, daß ich mündlich mit dir reden kann. Weiter weiß ich nicht zu ſchreiben, als daß du ſeieſt von mir zu tauſendmal gegrüßt und in den Schutz Gottes befohlen. Ich verbleibe dein getreuſter Schatz bis in den Tod. Meinen Namen will ich nicht nennen, wenn du mich lieb haſt wirſt du mich wohl kennen. Datum dieſen Tag. Nehme fürlieb mit dieſer ſchlechten Handſchrift, ich kann vor Traurigkeit nicht beſſer ſchreiben."

„Gelieber Satz, du ſeie von mir zu tauſendmal geſchriet und in den Sutz Gottes befohlen!" wiederholte Friedrich halb entzückt halb lachend, als wär' das Mädchen gegenwärtig und müßte ſich wegen ihres ſchülerhaften Schreibens von ihm necken laſſen. Dabei machte er eine Bewegung, wie wenn er ihre gelben Zöpfe faſſen wollte, einer Glockenſchnur ähnlich, an der man läutet, damit oben jemand zum Fenſter herausſehe, um nachbarlichen Verkehr zu pflegen oder ein Almoſen zu ſpenden.

Mitten in dieſen zärtlichen Träumereien fiel es ihm jedoch ein, daß er die Schreiberin des Briefes für ihre doppelte Mühe gar ſchlecht belohnt habe. Er hatte ihr mit harten Worten ihr nächtliches Umherſtreichen vorgeworfen, deſſen Zweck doch nur der geweſen war, ihre ſchlechte Handſchrift an den rechten Mann zu bringen, und während ſie alle ihre wirklichen oder vermeintlichen Sünden durch ein Entgegenkommen, das ihn zu Dank verpflichten ſollte, gut zu machen bemüht war, hatte er das ſo vielen Störungen ausgeſetzte Verhältniß plötzlich wieder auf den alten Traurigkeitsfuß zurückgeſchleudert. Und zwar hatte er ſich dies zu Schulden kommen laſſen in einem Augenblick, wo er durch einen unverzeihlichen Knabenſtreich, der gar nicht zu ſeinen auf ein ehrbares Hausvaterthum gerichteten Abſichten paßte, das Leben ſeiner Geliebten in Gefahr gebracht hatte. Seine Reue war eben ſo ungeſtüm wie der Ausbruch ſeines Zornes geweſen war, und er ſchlug ſich mit Macht vor die breite Stirne, hinter welcher der Wein von geſtern Abend eine dumpfe Wolke zurückgelaſſen hatte, ſo daß die zwiefache Buße des Leibes und der Seele zuſammentraf. Nachdem er ſein ſchuldhaftes Ich mit einer Fluth nicht eben gelinder Schimpfworte überſchüttet, tauſend Gelübde der Beſſerung wiederholt und auf dieſe Weiſe in figürlichem Sinn ſich ſelbſt den Kopf gewaſchen hatte, ging er in den Hof hinab, um dieſes Bad am Brunnen in körperlicher Handlung zu wiederholen. Bald fühlte er ſich auch ſo erfriſcht, daß er ganz munter mit den Knechten und Mägden ſcherzte.

Kaum hatte er ſich aber dieſe Selbſterleichterung von der Beſchwerde des Körpers und den Vorwürfen der Seele verſchafft, ſo überfiel ihn das Bedenken, ob auch Chriſtine ihn ſo ſchnell zu abſolviren geneigt ſein werde. Alle Zurückweiſungen, die er von ihr hatte erdulden müſſen, kamen ihm wieder in den Sinn, und der Gedanke, daß ſie ihn heute heimgehen heißen könnte, wie er ſie geſtern heimgeſchickt hatte, erfüllte ihn, nach der kurzen Anwandlung von Heiterkeit, plötzlich mit Wuth und Verzweiflung. Im erſten Augenblick entſchloß er ſich trotzig zum Dableiben, als ob ſie ihm den gefürchteten Schimpf bereits angethan hätte; im nächſten trieb ihn ſein kochendes Herz wieder zum Gehen an. Aus dieſen blitzſchnell und gewaltſam abwechſelnden Empfindungen der heftigſten Leidenſchaft und des mißtrauiſch aufgeregten Stolzes entſprang endlich eine Liebeserklärung, die keiner Anleitung zur Kunſt des Liebens entnommen war, auch keineswegs ein Muſter in derſelben genannt zu werden verdient, aber als eine glaubwürdig überlieferte und ihren Helden ſcharf zeichnende Begebenheit nicht verſchwiegen werden darf.

Daß er Chriſtinen dieſen Vormittag allein zu Hauſe finden würde, hatte ihm ihr Brief klar geſagt, obgleich es nicht mit Worten darin zu leſen ſtand: denn wozu würde ſie ſich geſtern Nacht ſo viele Mühe gegeben haben, den Brief noch in ſeine Hände zu bringen, wenn ſie nicht ſicher geweſen wäre, daß die Ihrigen am Neujahrsfeſte alle in die Kirche gehen würden.

Die Glocke hatte ſchon das zweite Zeichen geläutet, als er die Sonne verließ und mit einer Bedächtigkeit, welcher man ſeinen innern Zuſtand nicht angeſehen haben würde, verſchiedene Seitengäßchen einſchlug, um möglichſt wenigen Kirchengängern zu begegnen. Und doch konnte er ſich überall ſehen laſſen: in dem neuen Rock von dunkelblauem Tuch mit großen Knöpfen und in den kurzen Beinkleidern von ſchwarzem Sammt — die hirſchledernen, über die er gegen den Zigeuner geſcherzt hatte, waren ſeit Weihnachten verbannt — trat ſeine gedrungene Geſtalt ſtattlich hervor; das ſcharlachene Bruſttuch (Weſte) paßte zu dem Stahl und Meſſer, die er in den Gürtel geſteckt; der Dreiſpitz auf dem Kopfe gab dem jugendlich kräftigen Geſicht ein unternehmendes Ausſehen, und die weißen Strümpfe über den Schnallenſchuhen umſchloßen ein derbes Paar Beine, auf welchen der Mann im Vollgefühl der Jugend wie auf feſten Säulen wandelte. Er wandte ſich dem Felde zu, wo er zu dieſer Stunde auf niemand treffen konnte und wo die dicht fallenden Schneeflocken die Spuren ſeiner Tritte ſchnell wieder ausfüllten. Die Glocken läuteten zuſammen; als ſie ſchwiegen und die Orgel einfiel, die man bis auf's Feld heraus hörte, lenkte er die Schritte zu des Hirſchbauern Haus. Er fand die hintere Thür angelehnt, verſchmähte es aber, ſich derſelben zu bedienen, ſondern ſtieg die außen an der Seite emporführende Treppe hinauf, welche den rechtmäßigen Eingang ins Haus gewährte. Im Hinaufſteigen konnte er durch das Fenſter ſehen, und ſeine Auslegung der nächtlichen Brieſträgerei hatte ihn nicht getäuſcht, denn Chriſtine ſaß allein in der Stube und las, ſo ſchien es wenigſtens, ganz vertieft im Geſangbuch, auf deſſen aufgeſchlagener Seite ein Blättchen mit einem flammenden, von einem Schwert durchſtochenen Herzen eingelegt war.

Sie mußte jedoch nicht ſo vertieft geweſen ſein als ſie ſcheinen wollte, denn als er zur Thüre eintrat, ſaß ſie nicht mehr am Tiſch, ſondern ſtand aufrecht mit dem Buch in der Hand; allein ſo eifrig ſie darin zu leſen ſchien, ſo zeigte ſich doch in ihren Mienen eine Spannung und Bewegung, welche deutlich verrieth, daß ihre Gedanken ganz anderswo als bei einem geiſtlichen Liede waren. Sie war ihm nie ſo ſchön vorgekommen: ihr helles Geſicht, obgleich heute nicht ſo rothwangig wie ſonſt, blinkte von Morgenfriſche, und die gelblich blonden, ſtreng geſcheitelten Haare umſchloßen es mit einem freundlichen Rahmen; ein feuchter Schimmer ſchwamm in den niedergeſchlagenen Augen; durch das ſchwarze Geſangbuch, das in den gefalteten Händen ruhte, erhielt das gleichfalls ſchwarze Wamms, das ſonſt ein alltäglicher Anblick iſt, etwas Feierliches, das den lockenden Reiz der Erſcheinung dämpfte; das ärmliche Unterkleid war von einer reinlichen weißen Schürze beinahe ganz zugedeckt.

Sein Herz klopfte, während er im langſamen Eintreten die liebreizende Geſtalt mit den Augen verſchlang. Iſt's erlaubt? ſagte er an der Thüre ſtehen bleibend.

Ich kann's nicht verwehren, antwortete ſie und ihre Augen verirrten ſich von dem Liede, aber nicht weiter als bis an den Rand des Buches.

Sie trutzt mit mir, dachte er.

Beide ſchwiegen geraume Zeit ſtille, dann begann er wieder: Ich hab' glaubt, wenn man Einen einlade, ſo vergönne man ihm auch ein gutes Wort. Wird ja Einer nicht vor Amt geladen, ohne daß man ihm dort eröffnet, warum er vorgeladen iſt.

Das iſt auch meine Abſicht geweſen, ſagte Chriſtine, aber wie ich den Brief geſchrieben hab' und bei Nacht ausgetragen, weil ich meine Brüder nicht hab' drum wiſſen laſſen wollen, und hab' nicht früher fortkommen können als bis Alles im Bett geweſen iſt, da hab' ich nicht gewußt, daß es mir ſo aufgenommen wird und ſo ausgelegt. Es iſt mich ſauer genug ankommen, denn ich hab' mir wohl ſagen können, daß ſich ſo etwas nicht ſchickt. Deswegen bin ich nun auch bitter geſtraft dafür, und ſeh's jetzt vollends ganz ein, daß ich's hätt' nicht ſollen thun.

Der Brief gilt alſo nichts? fragte er.

Sie ſah in ihr Geſangbuch ohne zu antworten. Abermals folgte ein langes Stillſchweigen.

Wenn's ſo ſteht zwiſchen uns, hob er wieder an, ſo hätt' ich auch können daheim bleiben.

Sie legte das Buch auf den Tiſch. Es iſt nicht meine Schuld, ſagte ſie. Ich hab's ja nicht ſo haben wollen. Aber ich möcht' mich an Keinen hängen, der ſchlecht von mir denkt und mich eine Nachtläuferin heißt. Ich hab' noch Niemand Anlaß geben, etwas Unrecht's von mir zu glauben, am allerwenigſten — Sie ſtockte, denn das Du wollte ihr nicht über die Lippen.

Hab' ich denn wiſſen können, daß du meinetwegen unterwegs biſt? rief er.

Das iſt gleichviel, erwiderte ſie. Niemand hat das Recht, wenn er mich auch bei der Nacht antrifft, mir das 'Rumlaufen vorzurücken, und das auf eine Art, daß man wohl verſteht, wie's gemeint iſt. Ich bin noch Keinem nachgelaufen und werd' auch Keinem nachlaufen mehr.

Nun ja, verſetzte er, wenn ich gewußt hätt', was für einen Botengang du thuſt, ſo hätt' ich ja gewiß nichts dergleichen geſagt.

Das glaub' ich, bemerkte ſie, unmuthig über dieſe leichte Entſchuldigung.

Jetzt laſſ' es aber gut ſein! rief er auf ſie zugehend. Bis du austrutzt haſt und auspredigt, iſt der Pfarrer mit der Predigt auch zu End'.

Nicht ſo geſchwind! rief ſie und wich raſch vor ihm zurück.

So? da kann ich alſo heimgehen? ſagte er, erbittert über den ernſtlichen Ton, mit dem ſie ihn zurückgewieſen hatte.

Sie gab keine Antwort.

So kann's nicht zwiſchen uns fortgehen! rief er, allmählich wild werdend. Jetzt ſag's grad' 'raus und laſſ', mich nicht lang warten: wie haſt's mit mir?

Ich weiß nicht, ſagte ſie, ich glaub', wir taugen nicht recht zuſammen, wir zwei Beide. Ich will nicht von den vielen Haken reden, die die Sach' hat und die mich ſchon oft traurig gemacht haben. Aber wer mein Schatz ſein will, der darf mich nicht ſo anfahren und darf mich nicht gleich beſchuldigen, daß ich auf unrechten Wegen ſei, eh' er ſich nur Zeit nimmt die Augen aufzuthun. Wenn Einer auf ſeinen Schatz nichts hält, ſo thut's nicht gut zwiſchen ihnen. Mein Vater und meine Mutter ſind oft hart gegen mich; wenn mein Schatz auch ſo wär', was hätt' ich dann gewonnen? Mit meinem Schatz will ich ein beſſeres Leben führen oder lieber will ich bleiben wie ich bin. Es iſt mir ohnehin nicht ſo beſonders drum zu thun; ich kann allein ſein, und ich glaub', ich will's auch.

Obgleich er ſich geſtehen mußte, daß das Mädchen vollkommen Recht habe, und obgleich ſie ihm in dieſem Augenblicke mit ihrer ganzen Art zu denken und zu reden unſäglich gefiel, denn das war nicht mehr das ſchüchterne kindiſche Weſen, das andere Leute für ſich reden ließ, ſo geſtattete ihm doch ſein ſtarrer Trotz nicht, aus ihren Worten etwas Anderes als einen bittern Beſcheid herauszuleſen. Wenn man mir ſo ausbietet, ſagte er, dann will ich nicht überläſtig ſein.

Sie ſchwieg ohne aufzublicken.

Es iſt alſo Ernſt? wiederholte er. Ich ſoll gehen?

Wer mir's ſo macht, den werd' ich nicht bleiben heißen, antwortete ſie entſchloſſen, aber zugleich drangen ihr die Thränen in die Augen.

Nein! rief er wild und die ſeinigen rollten, während er das Meſſer zog. So geh' ich nicht fort! Hier auf dem Platz muß es ſich zwiſchen uns entſcheiden. Sag' Ja oder Nein, willſt du mich oder willſt mich nicht? Wenn du mich willſt, ſo verſprech' ich dir, daß dergleichen Dummheiten, wie geſtern Nacht, von nun an nicht wieder vorkommen ſollen, du biſt ohnehin ganz allein Schuld daran geweſen, weil du mich ganz wild und falſch gemacht haſt die Zeit daher, und unartig will ich auch nicht mehr gegen dich ſein, will dich vielmehr auf den Händen tragen und ein Leben mit dir führen, daß ganz Obersbach ein Exempel dran nehmen ſoll. Willſt du mich aber nicht, ſo verzeih' mir's Gott, du kommſt nicht lebendig von der Stell'. Sieh' das Meſſer hier, das bis jetzt bloß unvernünftigen Geſchöpfen den Lebensfaden abgeſchnitten hat, das ſoll dann ein edlers Blut trinken. Sag' Nein, und ich ſtech' dir's ins Herz, ich treff' gut, darauf kannſt dich verlaſſen, und das auf den erſten Stoß. Der zweite dann, der gilt mir, denn wenn du nicht mein werden willſt, ſo ſoll dich auch kein Anderer haben, und wenn du todt biſt, ſo will ich auch nicht mehr leben. Dich will ich, auf der ganzen weiten Welt nur dich, und wenn das nicht ſein kann, ſo iſt es zu dieſer Stunde mit uns beiden aus.

Chriſtine war einen Augenblick ſtarr und bleich vor Schrecken dageſtanden, wie er mit dem funkelnden Meſſer auf ſie zuſchritt. Bald aber änderte ſich ihr Geſicht. Im Gegenſatz zu ihm, der in ihren Reden nur Bitterkeit fand, ſog ſie aus den ſeinigen nur den Honig heraus. Aufgelöſt durch das Uebermaß von Feuer und Liebe, das aus dieſer fürchterlichen Liebeserklärung hervorbrach, und ohne ſich durch die rohe, gewaltthätige Beimiſchung von neuem abſtoßen zu laſſen, warf ſie ſich ihm, als er geendet hatte, ſo heftig an den Hals, daß ſie ihm kaum noch Zeit ließ, die Spitze des Meſſers zu wenden. Er ſchleuderte es raſch zu Boden, während ſie ihn mit beiden Händen umklammerte. Stich zu, wenn du das Herz haſt! rief ſie laut weinend. Er ſchlug die Arme um ſie und drückte ſie feſt ans Herz. Sie machte die eine Hand los und hielt ſie ihm vor die Augen. Da ſieh, du blinder Heſſ', du ungläubiger Thomas, ſagte ſie unter dem Weinen lachend, wie kannſt du ſo an der Wand hinausfahren und ſo ruchlos Zeug machen, ſiehſt denn nicht, daß ich deinen Ring am Finger hab', ſeit du da biſt? Ich hab' dir doch vorher müſſen ein wenig ſchandlich thun, du unartiger Bub' du!

Iſt's wahr? rief er. Willſt mein ſein? Sag's noch einmal.

Meinſt du's auch ehrlich mit mir? fragte ſie, indem ſie den Kopf aufhob und ihm in die Augen ſah.

Er ſchwur es mit tauſend Eiden, wovon einer den andern an Kraft und Derbheit übertraf. Biſt jetzt mein? fragte er dann abermals.

Ja! ſchrie ſie unter dem Druck ſeiner Arme, die ſie wie eiſerne Klammern preßten.

Ganz mein? —

Ganz! Du kannſt mich ſieden oder braten, nur erſtick' mich nicht.

Er ließ ſie einen Augenblick los, aber nur um ſie im nächſten deſto feſter in die Arme zu faſſen, und die Sinne vergingen ihr unter dem Ungewitter der Leidenſchaft, das über ſie losbrach. Es war als ob der Pfarrer mit den Liebenden im Bunde wäre, denn ſeine heutige Neujahrspredigt ſchien die längſte werden zu wollen, die er je gehalten hatte.

Jetzt will ich gern ſterben, ſeufzte Friedrich, als er aus dem Rauſche des Entzückens endlich wieder zu ſich kam. Noch einmal will ich dir's geſchworen haben, daß ich nimmer von dir laſſen will, was auch kommen mag, und will dir treu ſein bis in den Tod.

Du mußt jetzt nicht vom Sterben reden, ſagte ihm Chriſtine leiſe ins Ohr, indem ſie den Kopf verſchämt an ſeine Schulter lehnte, ich hab's jetzt doppelt nöthig, daß du für mich lebſt.

Ja, ich will, und Müh' will ich mir geben, daß ich immer den richtigen Weg geh' und daß du keine Unehr' von mir haſt und keine Sorgen um mich. Gelt, das iſt doch eigentlich Urſach' geweſen, daß du dich ſo lang beſonnen haſt? Geſteh's nur frei heraus, ich nehm's dir nicht übel.

Nein, ſagte ſie, ich hab' mich nie zum Richter über dich aufgeworfen, und hab's ja wohl gewußt, wie gut du biſt, und daß in deinem Herzen kein fauler Butzen iſt und kein falſcher Blutstropfen in deinen Adern. Meinſt du denn, ſonſt hätt' ich dir ſo getraut?

Warum haſt du mich dann aber ſo lang zappeln laſſen und haſt mir ſo viel böſe Stunden gemacht?

Ei, bin ich's nicht werth, daß du dich ein wenig um mich haſt verleiden müſſen?

Freilich biſt du's werth. Ich mein' nur, wenn du ſo große Stück' auf mich hältſt, wie ich's in meinen Augen nicht verdien', und haſt zugeſehen, wie ich mich verleiden muß, ſo haſt du ja dir auch eine Qual mit angethan. Und haſt du nicht ſelber geſchrieben, du ſeieſt ſo traurig, daß du vor lauter Leid ſchier nicht ſchreiben könneſt?

O du! ſagte ſie und ſchlug ihn mit dem Finger auf die Lippen.

Ich will den Baum nicht loben, der auf den erſten Streich fällt, aber du haſt mir's doch ein wenig gar zu arg gemacht, haſt mich ja am ewigen Feuer braten laſſen. Hätteſt's dir ſelber nicht zu Leid thun ſollen. Jetzt ſag's nur: warum biſt ſo unbarmherzig geweſen gegen mich und dich?

Ich kann's nicht ſagen, kicherte Chriſtine wie damals, als ſie ſich im Bäckerhauſe hinter dem Ofen verſteckte.

Ich küſſ' dich ſo lang bis du's ſagſt, denn ich merk' jetzt ſchon, daß es was zu bedeuten hat.

Da kannſt lang küſſen.

Oder ich drück' dich bis dir der Athem ausgeht.

Dann ſterb' ich in deinem Arm.

Wart', ich will dir ſchon zeigen, wer Herr iſt. Willſt du Daumenſchrauben kennen lernen?

Kaum hatte er ihre Finger etwas zwiſchen den ſeinigen gepreßt, ſo ſchrie ſie: Halt! laß nach! ich will ja Alles geſtehen! Sie legte den Mund an ſein Ohr und ſagte: Sieh, meine Mutter hat zu mir geſagt, wenn ich einen dummen Streich mache, ſo ſchlage ſie mir alle Glieder entzwei, und —

Ja? Und?

Ach, du brauchſt nicht Alles zu wiſſen.

Er erhaſchte ihre Finger und wiederholte die vorige Folter. Und damit's nicht zu dem kommen ſoll, was mir meine Mutter gedroht hat, bekannte ſie ſtöhnend und lachend zugleich, hab' ich dich und mich ſo plagen müſſen.

Er lachte aus vollem Herzen. So? ſagte er, du haſt alſo ſo ein gut's Zutrauen zu mir gehabt, daß du gleich gedacht haſt, du werdeſt dich bei mir vor einem dummen Streich nicht behüten können?

Ach, ich hab' dich eben von Anfang an ſo lieb gehabt, du böſer Bub' du!

O du mein lieb's Weible du! rief er, indem er ſie in ſeine Arme zog und ihren Kopf an ſein Herz legte.

Aber das hör' ich gern! rief ſie. Das thut mir wohl! O, ſag' noch einmal ſo!

Mein lieb's Weible! Und jetzt will ich dich auch recht um Verzeihung bitten, daß ich dir's ſo wüſt gemacht hab', abſonderlich geſtern Nacht, wo du meinetwegen ausgeweſen biſt und ich dir noch ſchnöde Reden dafür geben hab'. Gelt, du verzeihſt mir's? Sieh, es iſt mir von ganzem Herzen leid.

So, jetzt kommſt endlich, du Hinterfürhühnle? Haſt Urſach' genug gehabt, das gleich zu ſagen, aber der hochmüthig' Herr hat ſich nicht 'runtergeben wollen.

Ja ſieh, um Verzeihung bitt' ich niemand als einen recht guten Freund, und von dir hab' ich vorhin noch nicht gewußt, ob du Freund oder Feind mit mir biſt.

O geh' du! du haſt wohl gewußt, daß ich dir nicht feind bin. Aber gelt, jetzt glaubſt, daß du den beſten Freund auf der Welt an mir haſt?

Er betheuerte ihr dieſen Glauben mit wiederholten Liebkoſungen.

Was haſt denn zu meinem Brief geſagt? fragte ſie nach einer Weile. Gelt, du haſt gewiß geſagt: jetzt kriecht ſie endlich zu Kreuz?

Ich hab' denkt: ſo, jetzt iſt ſie endlich in ſich gangen und bereut's, daß ſie ſo unchriſtlich geweſen iſt und ſich und mir das Leben ſo ſauer gemacht hat.

Was nicht ſauret das ſüßet auch nicht. Aber was haſt du denkt, daß ich ſo wüſt geſchrieben hab'? Ich hab's ſchier im Finſtern thun müſſen.

Schreib du wie du willſt, mir iſt Alles recht, was du ſchreibſt. Wirſt's ſchon noch beſſer lernen bis du Sonnenwirthin biſt, und die Rechnungen und Geſchäftsbriefe kann ich ja einmal ſelber ſchreiben.

Ja, das glaub' ich, daß es noch eine gute Zeit anſtehn wird, bis ich Sonnenwirthin bin.

Nun ja, du wirſt doch meinem Vater nicht um den Tod beten.

Gott behüt' und bewahr' mich! rief Chriſtine eifrig. Gelt, das iſt nicht dein Ernſt? Nein, ich gönn' ihm und wünſch' ihm noch ein langes Leben —

Und Enkel genug?

Sie ſchlug ihn auf den Mund. Ich hab' nur ſagen wollen, es wird noch manches Wäſſerlein den Bach hinunter laufen, bis man uns zuſammenläßt. Ach, ich bin eben ein gering's Mädle und von armen Eltern, und die deinigen ſind reich und hoffährtig; du kannſt's dir ſelber ſagen, daß es da nicht ſo ganz glatt gehen wird. Mir ſelber geht auch viel ab, was zu dem Stand gehört. Wiewohl, ich will dir verſprechen, daß ich's an nichts fehlen laſſen will, und nichts verſäumen, was ich noch lernen kann. Aber wenn auch du vielleicht mit einem ſolchen Verſprechen zufrieden biſt, ſo iſt's dein Vater noch lang nicht, denn der ſieht noch auf ganz andre Eigenſchaften.

Er ging mit ſtarken Schritten vor ihr in der Stube hin und her. Ich will dir nichts vormachen was nicht wahr iſt, ſagte er. Ich kann zwar im jetzigen Augenblick, glaub' ich, viel auf meinen Vater bauen, aber ſo leicht wird's nicht gehen, daß ich ſagen kann: ich darf nur blaſen. Er wird vielleicht ein wenig aufgucken, wenn ich ihm ſag' was ich vorhab'; ſein Leibſtückle iſt's nicht, denn das hat einen andern Klang. Mir müſſen uns alſo darauf gefaßt machen, daß man uns ein paar Berg' in Weg wirft, und falſche Zungen können auch dazwiſchen kommen. Aber, wie geſagt, ich ſteh' jetzt mit meinem Vater ſo, daß ich hoffen kann, wenn er meinen Ernſt ſieht, ſo gibt er nach. Die Hauptſach' aber iſt: ich hab' dich lieb, und will dich, und mir biſt du recht, und darum mußt auch allen Andern gut genug ſein. Ich will doch ſehen, wer mir das über den Haufen wirft, was ich mir einmal fürgenommen hab'. Ich bin feſt überzeugt und weiß ganz gewiß, wenn ein Menſch ſeinen Willen ernſtlich auf etwas ſetzt, und es iſt nichts Unrecht's, ſo führt er's auch durch. Ich aber hab' meinen Sinn feſt darauf gerichtet, daß du mein Schatz und mein Weib werden ſollſt, und wie ich meinen Willen bei dir erreicht hab', ſo werd' ich ihn bei meinen Eltern und bei den deinigen erreichen.

Chriſtine beruhigte ſich oder beſchwichtigte wenigſtens ihre Unruhe im Anſchauen und Anſchmiegen an ihren Freund. Er gefiel ihr gar zu gut; er kam ihr ſo männlich vor und war unter dem zuverſichtlichen Reden gleichſam gewachſen.

Nun haſt du mein Herz und meine Hand und meinen Eid, fuhr er fort. Jetzt mußt du mir aber auch verſprechen, daß du mir treu ſein willſt, denn ich muß dir nur geſtehen, das 'Rumſchwanzen und Luſtigthun mit den ledigen Burſchen auf'm Tanzboden, das muß jetzt ein End' haben, und die Huſarentänz' im Karz ſtehen mir auch nicht an.

Was, Huſarentänz'? Ich weiß nicht, was du willſt. Seit wir nicht mehr gut mit einander geſtanden ſind, bin ich gar nicht in Karz kommen, und daß ich ſelbigsmal auf den Tanzboden gangen bin, das hätt' dir doch dein Herz ſagen ſollen, warum das geſchehen iſt.

Du haſt ja aber gar nichts mit mir gemacht.

Hätt' ich kommen und vor dich hinknieen ſollen?

Aber gelacht und geſchwätzt haſt mit den Andern, wie wenn ich gar nicht da wär'.

Ich hab' doch nicht ſchreien und heulen können, wiewohl mir das nah' genug geweſen iſt; es iſt mich ſchwer ankommen, mich ſo zu verſtellen, nachdem ich hingangen bin bloß um dich zu ſehen, und du gar nichts von mir gewollt haſt.

Und unter den Karzgängerinnen, die geſtraft worden ſind, biſt du nicht?

Sie wußte von nichts. Er mußte ihr den Vorgang erzählen. In ihrem abgelegenen Häuschen hatte ſie von der Geſchichte gar nichts gehört.

Jetzt iſt's recht, ſagte er lachend. Aber jetzt möcht' ich erſt einmal den Huſarentanz von dir ſehen. Wie, mach' mir ihn einmal vor.

Sie ſah ihn mit großen Augen an. Sag' das nicht noch einmal, entgegnete ſie ernſthaft. Es wär' mir leid, wenn's dein Ernſt wär'!

Nein, ſagte er und nahm ſie in die Arme, ich hab' dich bloß ein wenig necken wollen. Ich hab' dich lieb und werth, und verlaß dich drauf, daß ich dich immer in Ehren halten werd'. Aber das mit den ledigen Buben, das haſt du mir noch nicht verſprochen.

Du wirſt mich noch bös machen! ſagte ſie. Was will ich von den ledigen Buben! Aber ich will dir's ſchwören, damit die arm' Seel' Ruh' hat. Da, ſieh, ich ſchwör's! und jetzt wollen wir ſehen, wer ſeinen Eid am längſten hält, du oder ich.

Auch er gab ſich nun ſeinerſeits zufrieden. Sie plauderten zutraulich mit einander und malten ſich ihr künftiges häusliches Leben aus, wobei es nicht an Scherzen und Neckereien fehlte. Während ſie ſo Arm in Arm in der Stube herumgingen, rief Chriſtine auf einmal: Hu, wie kalt geht's an mich hin! was iſt denn das? Auch er empfand jetzt den kalten Luftſtrom und beide unterſuchten woher derſelbe komme. Eine von den runden Fenſterſcheiben fehlte und durch die offene Lücke drang die kalte Winterluft ins Zimmer. Das iſt vorhin nicht geweſen! rief Chriſtine erbleichend. Sieh' nur, da liegen die Glasſcherben auf der Bank! Herr Jeſus, da iſt Jemand vor dem Fenſter geweſen und hat uns zum Schabernack die Scheib' eingedrückt. Ich hab' doch nichts gehört. Ich auch nicht, ſagte er, den Thatbeſtand in ſtummer Beſtürzung prüfend. Wir ſind verrathen! rief ſie weinend und verbarg das Geſicht an ſeiner Bruſt. Sei ruhig, der Wind wird's gethan haben, ſagte er; aber er ſelbſt war keineswegs ſo ruhig als er ſchien, denn er hatte noch eine andere Entdeckung gemacht, die Chriſtinens Argwohn nur zu ſehr beſtätigte. Auf den Staffeln der Außentreppe waren im Schnee friſche ſcharfe Fußſtapfen wahrzunehmen. Dies konnten nicht ſeine eigenen ſein; denn zur Zeit ſeines Kommens hatte es ziemlich ſtark geſchneit und ſeine Tritte mußten daher bald wieder verwiſcht worden ſein. Es war ihm kaum zweifelhaft mehr, daß, nachdem es zu ſchneien aufgehört, jemand ſich die Stiege heraufgeſchlichen und die Scheibe eingedrückt habe, worauf der Thäter wahrſcheinlich in der Meinung, durch das Klirren der Gläſer in der Stube einen Schreck erregt zu haben, ſchnell wieder entflohen war. Von dieſer Wahrnehmung aber theilte er Chriſtinen nichts mit; vielmehr ſuchte er ſie, als ſie ihn darauf aufmerkſam machte, daß ja gar kein Wind gehe, auf den Glauben zu bringen, die Katze werde es gethan und vielleicht von außen durch das Fenſter hereingewollt haben. Dies war jedenfalls ein annehmbarer Grund, wenn die Eltern bei ihrer Heimkunft der Sache nachfragten, und er hieß ſie inzwiſchen das Loch mit einem Tuch verſtopfen.

Sie waren noch im Reden und Rathen über den Vorgang begriffen und Chriſtine hatte ihre Verſtörung noch keineswegs überwunden, als die große Glocke auf dem Thurme anſchlug. Horch, die Betglock'! rief ſie, die Kirch' iſt aus, jetzt mach' daß du fortkommſt!

Sie küßten und herzten einander, während Chriſtine ihn beſtändig fortirieb.

Heut' Abend kommen wir zuſammen, nicht wahr? ſagte er.

Ja, ſobald meine Leut' im Bett ſind, und das iſt ziemlich früh.

Ich treff' dich hinterm Haus und dann ſpazieren wir ins Feld. Der Boden iſt mit lauter Zucker beſtreut. Meinſt nicht, es werd' dir zu kalt ſein?

Mich friert's nicht, wenn ich bei dir bin, aber jetzt mach' dich fort.

Sie wollte ihn bereden, das Haus durch die hintere Thüre zu verlaſſen. Nein, ſagte er, vorn wo ich herein bin, da will ich auch wieder hinaus. Ich red' ohnehin nächſter Tag' ganz frei und offen mit deinen Eltern.

Laß' es nur noch ein wenig anſtehen, ſagte ſie, es iſt mir ſo angſt. Und wenn ſie fragen ob jemand unter der Kirch' bei dir geweſen ſei, ſo ſag'ſt ohne Weiters ja, ich ſei dageweſen.

Sie verſprach Alles und trieb ihn wiederholt zur Eile an, ſo daß er, als ſie ſich von einander losrißen, noch lange nicht genug geküßt zu haben meinte.

Er hatte ſeinen guten Grund, das Haus auf der Vorderſeite zu verlaſſen. Es ſollten nicht doppelte Fußſtapfen hinterbleiben, die vielleicht ein endloſes Gewirr von Vermuthungen wach gerufen haben würden. Er trat ſorgfältig in die vorhandenen Spuren und folgte ihnen, um auf dieſe Weiſe etwa herauszubringen, wer vor dem Fenſter geweſen ſein möchte. Die Spuren führten an den äußerſten Häuſern des Fleckens hin und dann kreuz und quer durch einige Gäßchen, wo ſie ſich aber bald mit andern Fußſtapfen vermiſchten. Er mußte ſeine Nachforſchung als fruchtlos erkennen und ging kopfſchüttelnd ſeines Weges. Die Leute kamen eben aus der Kirche. Er konnte es nicht vermeiden, manchem verwunderten und neugierigen Blick zu begegnen; da er ſich aber ruhig in den Zug miſchte, ſo brachte dies Viele, die ſich mehr mit Anhörung der Predigt als mit Muſterung der Zuhörer beſchäftigt hatten, auf den Glauben, daß er gleichfalls aus der Kirche komme.

## 10.

In der Sonne wurde der Neujahrstag mit einem Familieneſſen gefeiert. Die beiden Schwiegerſöhne hatten ſich mit ihren Frauen nach der Kirche zur Gratulation eingefunden und blieben nach hergebrachter Weiſe zu Tiſche da. Als Friedrich nach Hauſe kam, fand er ſchon die ganze Familie verſammelt. Da muß irgendwo ein Rädle gebrochen ſein, dachte er, denn der Empfang war in der That ein ſehr wunderlicher. Der Chirurg wußte ſeinem Geſicht einen gewiſſen verlegenen Ausdruck zu geben; der Handelsmann, ein kugelrundes Figürchen in hellgelbem Rock, himmelblauer Weſte und mit lang herabfallenden weißen Halstuchzipfeln, drückte ſeine kleinen Aeuglein liſtig zuſammen und ließ dabei die vorſpringenden wulſtigen Lippen offen ſtehen, ſo daß ſie gleichſam einen ſtummen, aber ſichtbaren Seufzer eines ehrbaren Verwerfungsurtheils bildeten; die beiden Frauen ſchlugen die Augen nieder und ſchienen ſich kaum entſchließen zu können, dem Bruder die Hand zu geben, als dieſer mit einem treuherzigen „Proſit's Neujahr!“ auf ſie zugegangen kam. Der Sonnenwirth ſah dieſer gezwungenen Begrüßung etwas verwundert zu; er kannte augenſcheinlich den Grund derſelben noch nicht, mochte aber denken, ſein Sohn werde es bei der Verwandtſchaft durch irgend ein nicht gar zu bedeutendes Ungeſchick verſchüttet haben; wenigſtens ließ er das, was vor ſeinen Augen vorging, geſchehen, ohne ſich mit Fragen darein zu miſchen. Friedrich aber hatte ſogleich an dem zuverläſſigſten Wetterglaſe erkannt, daß etwas Schweres gegen ihn im Werke ſein müſſe, nämlich an dem gelben Geſichte ſeiner Stiefmutter, welchem ein offener triumphirender Hohn eine Art von Blüthe verlieh. Es war ihm übrigens jede Verlegenheit erſpart, denn die Kinder des Krämers, die dieſer mitgebracht hatte, deckten mit ihrem jubelnden Empfange alle Lücken in der Liebe der Erwachſenen zu: ſie hatten dem Großvater geſchriebene Neujahrswünſche überreicht und als Gegengeſchenk neue Kreuzer nebſt mürbem Gebäck erhalten; jetzt ſprangen ſie im vollen Jubel ihres Glückes an dem kinderfreundlichen jungen Oheim empor und nahmen ihn in Beſchlag, bis das Eſſen aufgetragen war.

So lange das Geſinde, das diesmal an einem beſondern Tiſche ſpeiſte, ſich in der Stube befand, wurde von der Witterung und von der heutigen Predigt geſprochen, welche ſich der mit einem guten Gedächtniß begabte Chirurg ſehr ausführlich anzueignen gewußt hatte. Nachdem aber Knechte und Mägde ſich entfernt und auch die Kinder auf Befehl ihres Vaters, jedes ein Stückchen Kuchen in der Hand, die Stube verlaſſen hatten, begann dieſer mit muthwilligem Blinzeln: Iſt der Schwager heut' auch in der Kirche geweſen?

Friedrich wurde roth. Ich hab' Gott anders gedient, ſagte er.

Vielleicht zu Haus eine ſchöne Predigt geleſen, oder ein Stück in Arndt's Wahrem Chriſtenthum?

Friedrich ſchwieg, der inquiſitoriſche Ton, aus welchem eine gekeine Bosheit ſprach, machte ihm das Blut, aber jetzt nicht aus Scham, nach dem Kopfe ſteigen.

Der Sonnenwirth, der noch mächtig am Braten arbeitete, hielt einen Augenblick inne, um zu ſchauen wo die Sache hinaus wolle, und ſah bald den Tochtermann, bald den Sohn mit fragenden Blicken an.

Die Sonnenwirthin hatte dem Erſteren, der den Laufgraben mit ſo viel Geſchick eröffnet, einen Blick der Zufriedenheit zugeworfen. Nun rückte ſie ſelbſt in's Feld, um ihm zu Hilfe zu kommen. Wenn er's nicht ſagen will, wo er geweſen iſt, ſo muß ich das Maul für ihn aufthun, ſagte ſie. Des Hirſchbauern ſeiner Jungfer Tochter hat er den Morgenſegen vorgebetet, juſt unter der Kirch'. Nun gibts zwar Freigeiſter, die Alles auf die leicht' Achſel nehmen — (dabei ließ ſie einen Blick an ihrem Manne hinſtreifen) — und Spülwaſſer löſcht auch den Durſt, wie das Sprichwort ſagt; aber noch ſagen, man hab' Gott gedient, das iſt eine Sünd', die unſer Herrgott gewißlich zu den anderen Miſſethaten mit aufhaſpeln wird. Ich hab' mich's von deinem Hab' und Gut koſten laſſen, ſetzte ſie gegen ihren Mann hinzu, daß die Perſon, von der ich die Sach' weiß, nichts weiter ſagt, damit's nicht vor den Pfarrer kommt, was dein chriſtlichgeſinnter Sohn unter Gottesdienſt verſteht.

Der Krämer kicherte und riß einige Witze, die Friedrich beinahe außer ſich brachten; aber er ſchwieg noch, denn die plötzliche Entdeckung, daß er nicht bloß, wie ihm ſchon zuvor klar geweſen, verrathen, ſondern daß ſein Geheimniß in die ſchlimmſten Hände überliefert ſei, hatte ihn etwas ſeiner Faſſung beraubt.

Wer hat dir denn die Sach' hinterbracht? fragte der Sonnenwirth ſeine Frau.

Das darf ich nicht ſagen, antwortete ſie, ich hab' Stillſchweigen angeloben müſſen, kannſt dir wohl denken warum, aber die Perſon iſt zuverläſſig.

Und doch möcht' ich rathen, ſagte der Chirurg mit einem wohlwollenden Blicke auf ſeinen jungen Schwager, ſolchen unbekannten Perſonen nicht allzu viel zu trauen. Man muß Einen nicht gleich auf eine bloße Delation hin verdammen. — Der Chirurg war weltklug: er wollte es mit der angegriffenen Partei nicht verderben;

auch hatte er, ſeit ſein Ziel erreicht war, ſeiner Schwiegermutter mehrfach gezeigt, daß er nicht ganz und gar in ihr Hörnlein zu blaſen geſonnen ſei. Dabei mochte er ein wenig von der Abneigung ſeiner Frau angeſteckt worden ſein, gegen welche er ſich oft über die Unſelbſtſtändigkeit und Unterthänigkeit des Krämers luſtig machte.

Die Sonnenwirthin hatte inzwiſchen in dem Geſichte ihres Stiefſohnes geleſen. Was brauchen wir weiter Zeugniß? rief ſie. Er leugnet's ja ſelber nicht, daß er ſich mit dem ſchlechten Menſch eingelaſſen hat.

Der Sonnenwirth hatte eben die Gabel mit einem Stücke Braten erhoben; es war aber in Gottes Rathſchluß vorgeſehen, daß er daſſelbe nicht in den Mund bringen ſollte, denn Friedrich fuhr auf, durch das böſe Wort aus ſeiner Befangenheit herausgeriſſen, und rief: Ueber mich kann man ſagen was man will, das will ich Alles geduldig tragen, aber auf das Mädle laſſ' ich nichts kommen, denn das Mädle iſt brav, und wer ſchlecht von ihr reden will, der kann ſich vor mir in Acht nehmen; ich leid's von Niemand, ſelbſt von Vater und Mutter nicht! Es iſt mir leid, Vater, daß die Sach' ſo vor Euch gebracht worden iſt, denn ich hab's ganz anders fürgehabt, wie Ihr Euch wohl ſelber einbilden könnt. Aber nun es einmal ohne meine Schuld heraus iſt, will ich's Euch frei bekennen: das Mädle iſt mein Schatz, und ich hab's treulich und ehrlich mit ihr, und will keine Andere heirathen als das Chriſtinele allein. Ich hab' mir Eure Einwilligung zu einer gelegeneren Zeit erbitten wollen, aber jetzt iſt eben die Gelegenheit vom Zaun gebrochen.

Ein ſtarres, ſprachloſes Staunen hatte ſich der Familie auf dieſes unumwundene Geſtändniß bemächtigt; der Sonnenwirth hatte die Gabel mit dem Braten auf das Tiſchtuch fallen laſſen, wo ſie, über den Rand hinausragend, keinen Halt fand und, der Sonnenwirthin unterwegs das Taffetkleid beſchmutzend, ihren Fall auf den Boden fortſetzte. Die Anſtifterin des Auftrittes konnte deßhalb an dem erſten Geräuſche der Exploſion keinen Antheil nehmen; ſie ſchoß mit einem wüthenden Blicke auf ihren ungeſchickten Eheherrn hinaus, um die Flecken an ihrem Kleide wo möglich zu vertilgen. Nachdem die beſtürzten Geiſter ſich wieder etwas geſammelt hatten, machten ſich die Gefühle über das unerhörte Unterfangen des jungen Menſchen in verſchiedener Weiſe Luft. Der Krämer ſtieß ein ſchrillendes Gelächter aus, das dem Geheul eines jungen Hundes nicht unähnlich klang, und ſeine kleinen Aeuglein verſchwanden in den Fettbergen, womit ſie umgeben waren. Seine Frau, Friedrich's älteſte Schweſter, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und lamentirte. Der Chirurgus bewegte den ſeinigen gravitätiſch hin und her und begnügte ſich, durch dieſe ſtumme Gebärde ſeine ernſte, aber unvorgreifliche Mißbilligung an den Tag zu legen, während ſeine Frau ſchmerzlich ausrief: Ach Bruder, wirſt denn gar nie geſcheid werden?

Der Sonnenwirth hatte gleichfalls einige Zeit gebraucht, um aus einer Art von Erſtarrung zu ſich zu kommen. Als er ſich erholt hatte, ſtreckte er den Finger gebieteriſch gegen ſeinen Sohn aus. Laß dir im Hirn verganten! rief er: vor Allem aber reiſ' dich, daß ich dich heut nicht mehr ſehen muß, und hörſt? komm mir ein paar ganze Tag' gar nicht vor's Angeſicht.

Friedrich ſtand gelaſſen auf, um dem Gebote ſeines Vaters zu gehorchen. Ihr werdet noch beſſer von der Sach' denken lernen, Vater, ſagte er, indem er ſich zum Gehen anſchickte.

Still! rief der Alte, ſei ganz ſtill, red' gar nichts, denn jedes Wort, das aus deinem Mund geht, iſt ein Nagel zu meinem Sarg.

Der Sohn ſchwieg und ging ſchnell zur Thüre hinaus.

Es iſt doch ſchrecklich, jammerte die Krämerin, daß ſich der Bub' gar nicht geben will. Kaum meint man, man hab' ihn auf dem rechten Weg, ſo kommt wieder ein ärgerer Streich.

Ja, ſagte der Krämer, das gäb' eine Eh', die man aus dem Heiligen verhalten müßt'.

Freilich, wie die Lumpenſippſchaft, aus der das lüderlich' Ding abſtammt, ergänzte ſeine Frau.

Ach Gott, ich will ihr ja ſonſt weiter nichts nachgered't haben, ſagte ihre jüngere Schweſter, die ſich zur Heirath mit dem Chirurgen bequemt hatte: aber ſie hat eben gar nichts als 'n Gott und 'n Rock.

Eine ſchöne Partie für uns! rief die Krämerin. Der Bub' iſt einmal im Kopf nicht richtig. Bei ſeiner Tauf' iſt der vorig' Amtmann zu Gevatter geſtanden, und jetzt will er uns ein ſolches Bauernmenſch in die Familie bringen.

Ich möcht' nur wiſſen, mit was ſie ihm's angethan hat! ſeufzte die Chirurgin, die bisher ſeine Lieblingsſchweſter geweſen war.

Pah! lachte der Krämer, ſie handelt mit kurzer Waar', und da beißt ſo ein Unverſtand gleich an.

Ja, ſagte ſeine Frau, Schwarz iſt auch eine Farb'.

Für den Liebhaber! fiel die Sonnenwirthin ein, die eben wieder in die Stube getreten war. Der Geſchmack verbirgt ſich nicht. Es heißt nicht umſonſt: Sage mir, mit wem du umgehſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt. Dieſe Liebſchaft bringt's einmal recht an den Tag. Da kann man wohl auch ſagen: Hudel find't Lumpen, Hutſch find't ſein Hätſch.

Der Sonnenwirth, dem es bei all ſeinem eignen Verdruſſe doch durch die Seele ſchnitt, ſeine Frau in ſeiner Gegenwart ſo von ſeinem Sohne reden zu hören, ſagte unmuthig zu ihr: Das Zeugniß muß ich dir geben, daß du mir da ein ſchönes Zugemüſ' angerichtet haſt. Hätteſt's nicht beſſer anbringen können, als juſt überm Eſſen. Wem du den Neujahrsſchmaus bereiteſt, von dem darfſt nicht fürchten, daß er nichts übrig laſſen werde.

Da muß ich freilich ſehr um Verzeihung bitten, entgegnete ſie: wenn ich gewußt hätt', daß dir das Eſſen wichtiger iſt als der Lebenswandel deines Sohns, ſo hätt' ich geſchwiegen; aber ich hab' eben gemeint, ich müſſ' reden, ſo lang's noch Zeit iſt und eh' er vollends ganz in den Abgrund taumelt. Wiewohl, ich hab's auch früher nicht an Ermahnungen fehlen laſſen, und die Sach' iſt dir ſchon lang ſehr nah' gelegen; wenn's ein Wolf geweſen wär', er hätt' dich gefreſſen.

Der Sonnenwirth trommelte am Fenſter. Hab' ich mir denken können, ſchnauzte er nach einer Weile herum, daß der Bub' ſo aus der Art ſchlagen und mit der dummen Liebſchaft Ernſt machen würd'? Jetzt muß man freilich mit ihm Ernſt machen, fuhr er gegen den Chirurgen fort, dem er noch am liebſten ein Wort gönnen mochte: und wenn man zu den ſchärfſten Mitteln greifen müßt', ſo iſt das Unglück nicht ſo groß, als wenn man der Sach' den Lauf läßt. Hier muß man mit der Katz' durch den Bach.

Der Chirurgus, der bis jetzt das Reden den Andern überlaſſen und ſich dadurch ſeine Meinung frei behalten hatte, räusperte ſich und erwiderte: Das iſt gar kein Zweifel, Herr Vater, dieſe Liebſchaft iſt ein Uebel, eine Art Geſchwür, das man um keinen Preis aufkommen laſſen und im Nothfall mit Schneiden oder Brennen beſeitigen müßte. Jedennoch möcht' ich unmaßgeblich rathen, nicht alſofort zum Aeußerſten zu ſchreiten, ſondern erſt gelindere und wo möglich auflöſende Mittel zu verſuchen. Der Schwager iſt zwar — hm, hm — kann's nicht in Abrede ziehen — er iſt ein wenig ein Springinsfeld, aber er hat doch, mit Salvenia zu reden, kein ſo ungattiges Temperament, daß man gleich die Beinſäge bei ihm in Anwendung bringen muß. Ich ſchmeichle mir, bereits eine Arznei ausfindig gemacht zu haben, welche ſich als probat erweiſen dürfte. Für jetzt wäre es wohl nicht angemeſſen, den Herrn Vater länger mit dem fatalen Handel zu behelligen, der, wie ich zu ſagen mir erlauben muß, nicht zu ganz richtiger Zeit an ihn gebracht worden iſt; denn bei Reden und Mittheilungen, inſonderheit wenn ihnen etwas Bitteres beigemiſcht iſt, ſollte man, wie bei den Latwergen aus der Apotheke, immer die paſſende Stunde beobachten. Zur Eſſenszeit beigebracht aber kann eine unverhoffte und widrige Nachricht leicht eine Indigeſtion effectuiren, woraus dann, je nach Beſchaffenheit der Leibesconſtitution, vielfache Infirmitäten fließen können. Aus dieſem Grunde würde ich dem Herrn Vater rathen, ſich jetzo eine kleine Bewegung in der friſchen Luft zu machen, damit die etwas geſtörten Lebensgeiſter wieder erweckt werden. Was aber den Schwager anbelangt, ſo muß man ihn mehr wie einen Patienten, denn wie einen Delinquenten anſehen, und wenn man den rechten Punkt bei ihm trifft, ſo hoffe ich, er werde noch zu curiren ſein. Man muß ihn nicht ganz wegwerfen.

Ja, ſetzte ſeine Frau mit einem Seitenblick auf die Krämerin hinzu, und ſeine Schweſtern ſollten's doch nicht ſo leicht vergeſſen, wie er ſich ihrer angenommen hat und ihnen immer ein guter Bruder geweſen iſt.

Die Sonnenwirthin hatte die anzüglichen Bemerkungen ihres abtrünnigen Tochtermannes mit einem giftigen Lächeln verſchluckt und einen Blick mit dem Krämer zu wechſeln verſucht, der aber, in der Erkenntniß, daß er es aus zu großer Dienſtbarkeit gegen die Schwiegermutter mit dem Schwiegervater verſchüttet habe, die Augen verlegen zu Boden ſchlug. Als jedoch ihre Stieftochter daran zu erinnern wagte, daß Friedrich ſeine Schweſtern gegen ſie in Schutz genommen, fuhr ſie auf. So? rief ſie, das ſoll ihm noch als eine Tugend angerechnet werden, daß er den häuslichen Frieden untergraben hat und Hader angeſtiftet und hat ſeine ruchloſe Hand gegen ſeine Mutter aufgehoben? Und darob lobt man mir ihn in's Geſicht, wie wenn ich nicht die Frau im Haus mehr wär'?

Still jetzt! rief der Sonnenwirth auf den Tiſch ſchlagend: ich hab' genug an dem Neujahrsſchmaus, will nicht auch noch einen Nachtiſch dazu!

Die Familie ging mit einem ſauren Abſchied aus einander. Der Sonnenwirth lehnte eine Einladung des Krämers ziemlich trocken ab, nahm ſeinen Hut und ſchloß ſich im Weggehen dem Chirurgen an, der ihn in's Freie zu begleiten verſprach.

## 11.

Abends zur verabredeten Zeit traf Friedrich mit Chriſtinen zuſammen. Hat's was gegeben? fragte er. Sie verneinte es. Bei mir hat's ſchon eingeſchlagen! ſagte er und erzählte ihr den Auftritt, den es über Mittag abgeſetzt hatte, wobei er jedoch die grellen Farben deſſelben ſehr zu mildern Sorge trug. Chriſtine weinte und ſagte: Ich hab's wohl vorausgeſehen, daß ich den Deinigen nicht recht ſein werd'. Ach Frieder, wie wird's mir gehen? Da liegen viel Berg' und Thäler dazwiſchen, bis wir Zwei zuſammenkommen.

Reut's dich? fragte er. Mich reut's nicht.

So lang du ſo gegen mich biſt wie jetzt, reut's mich auch nicht. Aber wir werden eben viel zu leiden haben mit einander, das gibt ſchon der Anfang. Es iſt kein gut's Zeichen, daß es uns gleich am erſten Tag ſo hinderlich gehen muß. Ich möcht' nur auch wiſſen, was für ein Neidhammel uns bei deiner Mutter verrathen hat.

Das möcht' ich auch herausbringen, ſagte er. Hat dich vielleicht einer von den ledigen Buben geſehen geſtern Nacht, wie du den Brief in's Beckenhaus tragen haſt?

Mit deinen ledigen Buben! ſpottete ſie. Du meinſt immer, das ganz' ledig' Mannsvolk ſei hinter mir auf dem Strich.

Ich ſag's nicht aus Eiferſucht, entgegnete er. Aber es iſt ja wohl möglich, daß dich einer auskundſchaftet hat und hat dich vielleicht mit mir reden ſehen. Du ſagſt ja ſelber, der Neid werd' ihn getrieben haben.

Ich bin keinem begegnet, ſagte Chriſtine, und wenn mich je einer geſehen hätt', hätt' er mich nicht erkannt, ſo flink bin ich geweſen. Nur Einer fällt mir ein, der hat mir ins Geſicht geſehen und könnt' mich möglicher Weiſ' erkannt haben. Den rechnet man aber kaum zu den ledigen Buben und er wird dich nicht eiferſüchtig machen. Der Fiſcherhanne iſt's geweſen; der iſt vor ſeinem Haus geſtanden und hat, ſcheint's, auf das Schießen gehorcht, hat aber dabei geſchnattert vor Kälte.

Der Fiſcherhanne! rief Friedrich. Jetzt weiß ich wo ich dran bin. Der weißblütig' Neidteufel hat mich von jeher verfolgt. Da iſt gar kein Zweifel, der iſt dir geſtern Nacht nachgeſchlichen — wenn ihn nur der Mordſchlag troffen hätt'! — und hat auch heut meinem Gang nachgeforſcht. Dem möcht' ich jetzt für die zerbrochene Scheib' eins von ſeinen Geſichtsfenſtern ausſtoßen oder ein Eck von ſeinem ſiebeneckigen Kopf wegſchlagen.

Nein, du wilder, gewaltthätiger Bub'! ſagte Chriſtine, laß du ihn lieber in Frieden, ſonſt würdeſt nur aus Uebel Aerger machen.

Es iſt auch wahr, erwiderte er. Und zudem ſeit du mein biſt, iſt mir's ſo wohl, daß ich der ganzen Welt in Fried' und Freundſchaft die Hand geben möcht'. Ich muß mich eigentlich zwingen, dem Fiſcherhanne gram zu ſein, wie er's ja doch verdient. Auch meinem Vater hab' ich heut kein bös Wort geben können, wiewohl's nicht recht von ihm iſt, daß er ſich gegen unſer Verhältniß hat einnehmen laſſen und hat mich gar nicht anhören wollen.

Bleib' du immer ſo, ſagte Chriſtine, und wie du lieb gegen mich biſt, ſo ſei's auch gegen deine Nebenmenſchen. Wir müſſen die Hinderniſſe, die man uns in den Weg wirft, durch Liebe zu überwinden ſuchen.

Aber dem Racker thu' ich doch noch einmal einen Tuck, bemerkte Friedrich. Es gibt Menſchen, mit denen man in Liebe und Güte nicht fertig wird, ſonſt freſſen ſie Einen auf'm Sauerkraut.

Du ſollteſt eher auf das denken, wie du ihn gewinnſt, damit er uns nicht weiter verſchwätzt.

Dafür iſt ſchon geſorgt: meine Frau Mutter hat zu verſtehen geben, ſie hab' ihn abgefunden, damit er dem Pfarrer nichts zutrage. Der ſchreit ſchon, wenn Einer am Sonntag eine Bettlad' anſtreicht. Wie würd' er erſt einen Lärm machen, wenn er erführe, was wir für einen Gottesdienſt mit einander gehalten haben.

Red' doch nicht ſo gottlos heraus! unterbrach ihn Chriſtine. Es iſt ja eine Sünd' und eine Schand', wie du ſchwätzſt!

Was? wenn ein Bub' ſein Mädle in Arm nimmt, die unſer Herrgott für einander geſchaffen hat? Da müßteſt du ja Reu' und Leid tragen für jeden Kuß, den du mir heut unter der Kirch' geben haſt!

Ach, Gott verzeih' mir's! ich hab' dich eben ſo lieb, und darum hab' ich's gethan. Aber recht iſt's doch nicht, und ſo davon zu reden, das iſt ſündlich.

Du Annemergele du! Aber wir wollen nicht ſtreiten. Komm, wollen lieber küſſen.

Mein'twegen, die Kirch' iſt ja ſchon lang aus.

Sie gingen, ſich küſſend und umſchlingend, weit ins beſchneite Feld, ohne dem Froſt eine Gewalt über ihr Jugendfeuer zu gönnen; ja ſie warfen einander, wenn ſie ſich müde geküßt hatten, mit Schneeballen, und traf er ſie mit einem gar zu derben Wurfe, ſo gab dies wieder Anlaß zu Söhnungsbitten und neuen Liebkoſungen. Dazwiſchen zerſtreute er ihre ſtets auftauchenden Beſorgniſſe wegen der Zukunft durch die bündigſten Verſicherungen und Schwüre. Der Mond ſank erblaſſend gegen Weſten hinab und die erſten Schauer der Morgenkälte wehten über die Flur, als ſie ſich endlich trennten. Immer ſpäter kam in den nächſten Nächten die abnehmende Sichel auf den Schauplatz und immer noch traf ſie das Paar und beleuchtete eine Glückſeligkeit, die ſich um die Welt nichts kümmerte. Wenn aber je Chriſtine wieder zu ſorgen und zu zagen begann, ſo wußte Friedrich ſie zugleich zu necken und zu tröſten. Ich glaub', der Muth verfriert dir, ſagte er, wir werden uns in der Hüterhütte bergen müſſen. Sieh', du biſt mein Weib vor Gott, ich werd' nicht von dir laſſen und nicht eher ruhen, bis du es auch vor den Menſchen biſt. Ich hab' einmal geſagt: Ich will! und das Wollen in eigner Sach' iſt viel ſtärker, als das Nichtwollen in fremder Sach'. Wenn ich eher den Kopf hergeb' als meinen Willen und mein Herz, und das darfſt mir zutrauen, ſo wird das Nichtwollen ſchon mürb' werden. Merk' dir nur Eins und laß dir's geſagt ſein: Will' und Lieb', die ſtiehlt kein Dieb.

## 12.

Zu dem Gantverfahren, das der alte Sonnenwirth ſeinem Sohne angerathen hatte, ſchien er ihm volle Zeit und Muße verſtatten zu wollen; denn er ließ ihn ſeine Tage und Nächte ungeſtört nach ſeinem Gutdünken hinbringen. Friedrich befolgte das Gebot ſeines Vaters, ihm nicht vor's Angeſicht zu kommen, buchſtäblich, und obgleich ſeine Stiefmutter täglich über die geſtörte Hausordnung ſeufzte, wenn er ſich das Eſſen durch die Dienſtboten auf ſeine Kammer bringen ließ, ſo wußte ſie doch nichts dagegen einzuwenden, weil er ſich auf den unmittelbaren Ausſpruch des Familienoberhauptes berufen konnte. Dabei ließ er ſich's jedoch angelegen ſein, mit ſeinen Dienſtverrichtungen immer da einzugreifen, wo er den Vater nicht gegenwärtig wußte. Die Nächte widmete er den Zuſammenkünften mit ſeiner Geliebten, und da er mit allen Gängen und Schlichen vertraut war, ſo machte es ihm keine Schwierigkeit, beim Heimgehen wieder in das verſchloſſene Haus zu kommen. Es ſchien ihm beinahe, als ob ſein Vater, nachdem er einmal ſeine Willensmeinung ausgeſprochen, den Dingen ohne weiteres Einſchreiten den Lauf laſſen wollte.

Hierin täuſchte er ſich aber ſehr. Der Sonnenwirth hatte, nach reiflicher Berathung mit dem Chirurgen, ſeinen Plan und Entſchluß gefaßt, und wenn die Ausführung deſſelben ſich gerade ſo lange verzögerte, um einen bereits geſponnenen Schickſalsfaden vollends unabänderlich zu befeſtigen, ſo war ja dies einer von den Fehlſchlägen, welche die kurzſichtigen Rathſchläge der Menſchen ſo häufig treffen. Der Sonnenwirth wollte ſicher gehen und ſeinen Plan gründlich durchſetzen. Er ſchickte ſeine Frau, mit einem Brätchen aus der Metzig, in's Amthaus, um durch ſie der Amtmännin zunächſt mittheilen zu laſſen, was er mit ſeinem Sohne vorhabe. Hierzu hatte er einen doppelten Grund. Einmal beanſpruchte die Obrigkeit dieſelbe unbedingte Gewalt über den Bürger, welche dieſer über das Thun und Laſſen ſeiner Kinder, ſelbſt in ihren eigenſten Angelegenheiten und noch im erwachſenen Alter, auszuüben ſich berechtigt glaubte, und es wäre ſehr übel vermerkt worden, wenn man in einem Hauſe auch nur eine Familienſache ins Werk zu ſetzen gewagt hätte, ohne ſich vorher den Rath des geſtrengen Herrn unter der Leitung ſeiner noch geſtrengeren Frau zu erbitten oder ihnen wenigſtens der äußeren Form nach die Ehre der Gutheißung zu laſſen. Außerdem aber wollte der Sonnenwirth durch dieſe Unterwürfigkeit für den Fall, daß ſein Sohn den Widerſpänſtigen machen würde, ſich des amtlichen Beiſtandes verſichern.

Die Amtmännin nahm das Geſchenk und die Mittheilung der Sonnenwirthin mit Wohlgefallen auf. Sie geſtand ihr offen, daß es ihr jedesmal übel werde, wenn ſie den ungeſchliffenen Flegel nur von weitem ſehen müſſe. Auch war ſie der Anſicht, daß für die Ruhe des Fleckens nicht beſſer geſorgt werden könne, als durch ſeine gänzliche Entfernung auf immer oder doch auf möglichſt lange Zeit; denn, meinte ſie, ein ſo gewaltthätiger Menſch, der kein Geſetz achte, könnte am Ende, wenn nicht Alles nach ſeinem Kopfe gehe, wohl noch im Stande ſein, Mord und Todtſchlag zu verüben oder gar den Leuten die Häuſer über dem Kopfe anzuzünden. Sie verhehlte der Sonnenwirthin nicht, daß gar mancherlei über ihn gemurmelt werde. Man ſage, er habe an Sylveſter nicht nur beinahe die ganze Nacht auf höchſt gefährliche Weiſe im Flecken geſchoſſen, ſondern auch ſeinen Feinden einen Mordſchlag gelegt, der ſo Menſchen als Gebäuden einen erheblichen Schaden hätte bringen können; anderer Greuelthaten zu geſchweigen. Alles dieſes werde mit leichten Stücken zu beweiſen ſein, ſo wie man ihm nur ernſtlich zu Leibe gehen wolle, und das Amt halte alſo bereits wieder neue Blitze gegen ihn in der Hand. Es ſei ſonach eine wahre Wohlthat für den ungerathenen Jungen, wenn man ihn dieſen Blitzen noch zu rechter Zeit entziehe, und möge er dann fortbleiben, oder, was ſie zwar nicht hoffe, ſpäter geſchult und gebeſſert zurückkehren, ſo ſei jedenfalls die Sonne vor dem Unglück behütet, durch eine ſo unanſtändige Heirath zu einem Pöbelwirthshauſe zu werden, aus welchem ehrbare Leute wegbleiben müßten. Die Sonnenwirthin ſtimmte allen ihren Reden aus mütterlichem Herzen bei und brachte dieſelben, nachdem ſie mit der Amtmännin viel darüber geſpottet, welch' eine Wirthin das Bauernmenſch geben würde, freigebig mit Zuſätzen vermehrt ihrem Manne heim.

Nach dieſer vorläufigen Verläſſigung begab ſich der Sonnenwirth mit dem Chirurgus zum Amtmann, dem er mit Hilfe des Letzteren vortrug, er habe, wie dem Herrn Amtmann wohl bewußt ſein werde, einen Sohn, der unerachtet aller väterlichen Bemühungen und trotzdem daß er viel Geld auf ſeine rechtliche und chriſtliche Erziehung verwendet, bis jetzt nicht habe einſchlagen wollen und ihm nun gar noch das Kreuz mache, in ſeiner Minderjährigkeit an eine ganz ungleiche Heirath mit einer Bauerntochter, die nichts ſei und nichts habe, zu denken. Da nun das Sprichwort mit Recht ſage: „Wohl aus den Augen, wohl aus dem Sinn", ſo habe er ſich reſolvirt, ihn in die Fremde zu ſchicken. Er habe in Frankfurt oder vielmehr in Sachſenhauſen, welches gleich daneben über'm Mainſtrom liege, einen leiblichen Bruder, der daſelbſt gleichfalls Wirth zur Sonne und in jungen Jahren durch eine Glücksheirath mit einer Wittwe in den Beſitz derſelben gekommen ſei. Dem wolle er ſeinen Sohn zuſchicken, in der Hoffnung, daß derſelbe unter einem fremden Himmel und bei andern Leuten ſeine Thorheit vergeſſen und ſich vielleicht den Kopf auf eine zuträgliche Art verſtoßen und die Hörner ablaufen werde. Er habe ſich nun die Freiheit nehmen wollen, zu fragen was der Herr Amtmann von der Sache denke. Der Amtmann erwiderte, der Gedanke habe ſeinen ganzen Beifall, denn fremde Städte und fremde Menſchen ſehen, das putze den Kopf aus. In dem Frankfort, ſagte er, bin ich auch ſchon geweſen, worauf der Sonnenwirth und der Chirurgus ihre unterthänige Verwunderung ausdrückten, daß der Herr Amtmann ſchon ſo weit gereiſet ſei. Die Amtmännin, welche ſich ungeſäumt im Rathe eingefunden hatte, ſprach davon, wie wohlthätig es überhaupt wäre, wenn man alle ungeſchlachte junge Leute ein wenig in die weite Welt ſchicken könnte, um dort gehobelt zu werden. Als ſodann der Sonnenwirth die Möglichkeit zur Sprache brachte, daß ſein Sohn es etwa an der gewünſchten Reiſeluſt fehlen laſſen könnte, hieß ihn der Amtmann ganz außer Sorgen ſein, denn er werde jedenfalls mit ſeiner vollen Autorität dazwiſchen fahren und gedenke mit einem jungen Trotz- und Querkopf ſchon noch fertig zu werden; er ſchreibe ohnehin heute noch einen Bericht über Mehreres nach Göppingen, und wolle in denſelben einfließen laſſen, daß der junge Menſch, der dem löblichen Oberamt auch ſchon mehr als billig zu ſchaffen gemacht, mit ſeiner Erlaubniß in die Fremde gehe.

Darauf empfahl ſich der Sonnenwirth nebſt ſeinem Schwiegerſohne unter vielen Dankſagungen und berief zu Hauſe ſogleich ſeinen Sohn zu einer Unterredung in Ernſt und Güte, nach welcher Friedrich mit väterlicher Einwilligung in das Haus des Hirſchbauern ging, um von Chriſtinen Abſchied zu nehmen. Nur unter dieſer Bedingung hatte er ſich dem Willen ſeines Vaters gefügt. Bei dieſer Fügſamkeit waren allerdings die Drohungen des Amtmanns, von welchen ihn ſein Vater in Kenntniß zu ſetzen für geeignet befunden hatte, der natürlichen Gutmüthigkeit ſeiner vom Glück der Liebe befriedigten und deßhalb auch für die Mahnungen der Kindespflicht zugänglichen Seele zu Hilfe gekommen; aber keine Rückſicht hatte ihn zur Nachgiebigkeit gegen den Wunſch ſeines Vaters bewegen können, ſogleich und ohne Abſchied von Chriſtinen abzureiſen, und der Sonnenwirth war genöthigt geweſen, von dieſem Begehren abzuſtehen, wenn nicht ſein ganzes Vorhaben daran ſcheitern ſollte. Friedrich erklärte ſeinem Vater, daß er morgen früh vor Tag den Stab ergreifen wolle, und ſagte ihm deshalb auf der Stelle Lebewohl. Von der Stiefmutter nahm er keinen Abſchied. Dagegen verabſchiedete er ſich freundlich vom Chirurgen, welchem er bei ſeiner Bewerbung und nachher ſeine Abneigung mehr als einmal in nicht gar feiner Weiſe gezeigt hatte, und in welchem er nun einen gutgeſinnten Schwager gefunden zu haben glaubte. Derſelbe geſtand ihm zwar nicht, daß er der Urheber dieſer Trennung ſei, in welcher er das auflöſende Mittel erblickte, das er dem Sonnenwirth empfohlen hatte; doch ſagte er ihm offen, er ſei mit dem Entſchluſſe ſeines Vaters einverſtanden und halte dieſe Reiſe für die beſte Art, von einer Sache los zu kommen, die nun eben einmal nicht ſein könne, worauf Friedrich erwiderte, es ſei ihm zwar leid, daß ſeine Standhaftigkeit auf dieſe Probe geſetzt werde, aber es freue ihn auch wieder, weil er hoffe, daß er die Probe beſtehen werde. Der Chirurgus und ſeine Frau ſchüttelten über dieſe Erklärung den Kopf, ließen es aber hiebei bewenden, weil ſie der jugendlichen Feſtigkeit in Durchführung gefaßter Vorſätze, vielleicht eigener Erfahrung zufolge, kein großes Vertrauen ſchenkten. Wirſt du auch den weiten Weg finden? fragte Magdalene mit Thränen in den Augen. Bis nach Heilbronn, antwortete er düſter lachend, kenn' ich ihn ſchon, und das wird ungefähr halbwegs ſein. Der Chirurgus holte mit Wichtigkeit eine Homann'ſche Karte des deutſchen Reiches, die er beſaß, und demonſtrirte ihm mit dem Zirkel, daß das noch nicht ganz den dritten Theil der Reiſe betrage. Dann muß ich eben noch ein wenig weiter gehen, ſagte Friedrich: das Frankfort wird ja nicht aus der Welt liegen; ich geh' eben der Naſ' nach; und die Leut' an dem Main da drunten werden die Naſ' auch grad' überm Maul tragen, juſtement wie wir hie. Dann ſchüttelte er ſeinen Verwandten die Hände und ging. Bei dem Schwager Krämer klopfte er nur im Vorübergehn an's Fenſter und rief ſeiner Schweſter einen kurzen Abſchiedsgruß zu, lockte aber ihre Kinder eine Strecke weit mit ſich und entließ ſie geküßt und beſchenkt.

Nachdem er dieſe gleichgiltigeren Angelegenheiten abgethan hatte, trat er den ſchweren Gang zu Chriſtinen an. Diesmal ſuchte er keine Nebengäßchen, ſondern ging den geraden Weg bis ans Ende des Fleckens und ſah dabei allen Begegnenden herzhaft und freundlich in's Geſicht. Als er aber die Treppe ſo weit unter ſich hatte, um im Hinaufſteigen einen Blick durch das Fenſter werfen zu können, ſtieß er einen Fluch aus, ſprang den Reſt der Stufen mit zwei Sätzen hinauf und ſtürzte wüthend in die Stube, wo der alte Hirſchbauer ſeine Tochter ſo eben an den Zöpfen ergriffen hatte und die Hand aufhob ſie zu ſchlagen. Halt! rief Friedrich, warf ſich zwiſchen Beide und riß die Tochter von dem Vater weg: Wenn Euch Euer Leben lieb iſt, rief er, ſo unterſteht Euch nicht, ihr ein Haar zu krümmen! Mir allein kommt das Recht zu, ſie zu ſchlagen, wenn ſie etwa gefehlt hat.

Das könnt' ich brauchen, polterte der Hirſchbauer, daß mir einer meine Tochter verführt und noch dazu in meinem Haus den Meiſter ſpielen will. Weiß wohl, wo die Häglein niedrig ſind, da drüber ſteigt man gern; aber mich ſoll Armuth und Niedrigkeit nicht ſo weit bringen, daß ich Muthwillen mit mir und den Meinigen treiben laſſ'.

Es iſt von keinem Muthwillen die Red', ſagte Friedrich, und ich bin kein Verführer. Ich will Eurer Tochter alle Ehr' und alle Treu' erweiſen, und meine Abſicht iſt auf nichts Anders gerichtet, denn daß wir als Ehleut' zuſammen kommen.

Und dazu geht man in die Fremde? rief die Bäuerin mit zornigem Lachen. Ja, ja, weit davon iſt gut fürn Schuß!

So, das iſt auch ſchon ausgeſchwätzt? ſagte Friedrich. Wer hat Euch denn das hinterbracht?

Seine Mutter iſt dageweſen, erwiderte die Bäurin, Er braucht nichts zu leugnen.

Ich will auch nichts leugnen, begreif's aber wohl, daß Unſamen hier ausgeſtreut worden iſt. Wahr iſt's, daß ich gehen muß, weil mein Vater für jetzt nicht gut zu dieſer Heirath ſieht, und weil er vielleicht meint, in einer andern Luft wachſe mir auch gleich wieder ein anderer Kopf. Aber Alles hat ſeine zwei Seiten. Mein Vater kann mir nichts befehlen, was für mein ganzes Leben gelten ſoll, denn über die Zukunft muß ich ſelber Herr ſein, und ſein Vater ſpringt auch nicht mehr hinter ihm drein, um ihm die Fliegen abzuwehren oder ihn zu hüten, daß er den Fuß nirgends anſtoßt. Aber wenn er mir jetzt in die Fremde zu gehen befiehlt, ſo gehorch' ich ihm und glaub' ihn auch damit beſſer herumzubringen, als mit Ungehorſam und Trotz. Er wird dann ſchon ſehen, daß ich in dem, was meine eigene Sach' iſt, mein Herz nicht ändere, und zuletzt wird er mit ſeinem einzigen Sohn ein Einſehen haben und wird uns zuſammen laſſen. Damit jedoch mein Schatz und die Ihrigen nicht an mir zweifeln, deswegen bin ich herkommen, um den Verſpruch vor meinem Fortgehen richtig zu machen und mit Euch darüber zu reden.

Der Hirſchbauer und ſein Weib ſahen einander an; dieſe Erklärung lautete ganz anders als das, was die Sonnenwirthin ihnen geringſchätzig und ſpöttiſch vorgeſagt hatte, um ſie gegen ihre Tochter und deren Liebhaber aufzureizen.

Seine Mutter, hob der Hirſchbauer wieder an, hat uns geſagt, daß Er mit leichtem Herzen fortgeh' und ſelber froh ſei, der Feſſel wieder ledig zu werden. Und wenn nun das auch nicht ſo iſt und Er andere Abſichten hat, ſo wird Er mir doch nicht zumuthen wollen, daß ich meine Tochter einer Familie aufbringen ſoll, die nichts von ihr wiſſen will.

Laßt das gut ſein, Vetter, ſagte Friedrich. Die Sach' iſt nicht mehr anders zu machen. Das Mädle will mich und ich will ſie; uns zwei reißt niemand mehr aus einander. Alſo handelt wie ein rechtſchaffener Vater an ſeinem Kind handeln ſoll, und tretet nicht auch noch zu unſern Feinden.

Die beiden Alten eiferten und ſchalten heftig über dieſe eigenmächtige Art, eine Liebſchaft anzufangen, und namentlich meinte die Hirſchbäuerin, ihre Tochter hätte wohl eine Züchtigung dafür verdient. Auch betheuerte ſie, ſie habe nie daran gedacht, daß er darum in ihr Haus gekommen ſei, um durch ein Liebesverhältniß mit ihrer Tochter ſeinen Eltern Verdruß zu machen, und wälzte jede Verantwortlichkeit dafür feierlich von ſich ab. Allein ungeachtet des polternden Tones waren Beide ſichtbar beſänftigt durch die Offenheit, mit welcher der junge Mann ſeine Geſinnung ausgeſprochen hatte. Sie gaben ſich jedoch Mühe, dies nicht merken zu laſſen, und der Hirſchbauer ſagte: Man ſpricht auch, daß Er ſo gewaltthätig ſei und daß man von Ihm nichts als Ungelegenheit haben werde; Er ſoll ja haben verlauten laſſen, wenn Er Seinen Willen nicht durchſetze, ſo werde Er Alles über Einen Haufen ſtechen und den Flecken anzünden.

Das iſt nicht wahr! rief Friedrich entrüſtet, es iſt kein ſolches Wort aus meinem Mund gangen. Wer hat das geſagt? Er ſoll ſich ſtellen und mich überführen.

Der Hirſchbauer ſchwieg.

Ich weiß ſchon, fuhr Friedrich fort. Meine Stiefmutter — Ihr müßt ſie nicht meine Mutter heißen — die ſucht mich auszurotten, ſie gönnt mir das Schwarze unterm Nagel nicht. Aber ſaget ſelber: wie ſtimmen ihre Reden zuſammen? Wie kann ſie denn behaupten, ich möcht' über alle Berg' und aus dieſen Banden los ſein, wenn ſie hinwieder von mir ſagt, ich ſei auf meinen Willen ſo verſeſſen, daß ich ſengen und brennen woll', wenn ich Eure Tochter nicht krieg'? — Ohne die hätt' ich bei meinem Vater ein leichters Spiel. Wenn meine Schweſter und ihr Mann, der Chirurgus, nicht wären, ſo ging' ich gar nicht fort, denn ſie thät' mich in meiner Abweſenheit vollends ganz untergraben, aber ich hoff', die zwei werden mich vertheidigen.

Vielleicht, ſagte der Hirſchbauer nach einigem Beſinnen, ließ' ſich ein Wort mit Seinem Herrn Schwager reden und auch mit dem Herrn

Pfarrer. Wenn die beiden Herren etwas bei Seinem Vater ausrichten, ſo könnt' man ja noch einmal von der Sach' reden. Aber ſo, wie's jetzt ſteht, kann ich nicht nur ſo ohne Weiters meine Einwilligung geben, denn ich will mir nicht nachſagen laſſen, daß ich mich mit den Meinigen in eine Familie eingedrungen hab', wo wir überläſtig ſind.

Redet mit dem Pfarrer und dem Chirurgus, wenn ich fort bin, ſagte Friedrich, denn fort muß ich jedenfalls auf einige Zeit, das thut mein Vater nicht anders. Und füget mir's dann zu wiſſen, wie die Unterredung ausgefallen iſt. Jetzt aber bin ich die längſt' Zeit dageweſen, und Ihr werdet es nicht anders als billig finden, daß ich von meinem Schatz unter vier Augen Abſchied nehm', denn mein Schatz iſt und bleibt ſie, und wenn der Himmel einfällt. Nun behüt Euch Gott, Vetter und Baſ', und geb', daß ich bald Schwährvater und Schwieger zu Euch ſagen kann. Haltet mir mein' Schatz gut; ich will nicht, daß ſie Euch zur Laſt fallen ſoll, und werd' das Koſtgeld für ſie bezahlen ſo lang ſie bei Euch im Haus iſt, denn ich ſeh' ſie als mein Eigenthum an, und will ſie bei Euch eingeſtellt haben, wie das Lamm, das ihr gehört. — Hiermit legte er lachend einen guten Theil des Reiſegeldes, das ihm ſein Vater gegeben hatte, auf den Tiſch; denn er hatte unter dem Reden wahrgenommen, daß ſich die zerbrochene Scheibe noch in dem Zuſtande wie ſie von Chriſtinen verſtopft worden war befand, und daraus den Schluß gezogen, daß die Armuth der Leute nicht einmal geſtattet habe, den Glaſer zu holen. Ihr zwei aber, ſagte er zu den beiden Söhnen, die ebenfalls in der Stube anweſend waren, ſich aber ſo wenig wie Chriſtine in's Geſpräch miſchten, ihr zwei kommt in einer Stunde in's Beckenhaus, wir müſſen den Abend noch einen Abſchiedstrunk mit einander thun.

Er gab dem Bauer und der Bäuerin die Hand zum Lebewohl und ſie ließen es ſchweigend geſchehen, daß er ſein Mädchen am Arme nahm und mit ſich aus der Stube zog. Ein Seufzer der Bäuerin, den man verſchieden auslegen konnte, und ein Kopfſchütteln des Bauern, das ſchon nicht ſo viele Deutungen zuließ, war Alles was nach ſeinem Weggehen geäußert wurde.

Chriſtine fiel ihm draußen laut weinend um den Hals. Wenn mich nur mein Vater geſchlagen hätt', ſchluchzte ſie, vielleicht wär' mir's leichter geworden. Sieh, es hat mir Stich auf Stich durch's

Herz geben, wie ich gehört hab', daß du fort gehſt; mein Herz hat ſich ganz zuſammengezogen, und ſeitdem thut mir's fortwährend weh. Ach Gott, was ſoll aus mir werden, wenn ich dich nicht mehr hab'!

Mach' mir das Herz nicht ſchwer, ſagte er. Sieh, es iſt mir ja ſchrecklich, daß ich von dir gehen muß, aber es kann nicht anders ſein, und ich bin bei dir und du bei mir, wo ich auch ſein mag in der Welt. Es iſt wohl weit weg, aber doch nicht ſo gar weit, daß wir nicht einander ſchreiben oder ſogar zu einander kommen könnten, wenn's Noth thut. Denk' dir alle Möglichkeiten der Reih' nach, ſo muß es uns doch zuletzt nach Wunſch und Willen gehen. Entweder gibt mein Vater nach, wenn er unſere Beſtändigkeit ſieht, dann iſt ja Alles recht und gut; oder wir müſſen warten bis er das Zeitliche ſegnet, dann iſt's zwar ſchlimm, aber doch beſſer als gar nichts; oder er verſtoßt mich, wenn er mir den Sinn nicht brechen kann, dann kann er mir aber auch nichts mehr verbieten, und heißt's eben: Mann, nimm deine Hau', ernähr' deine Frau; oder find' ich vielleicht in der Fremde bei meinem Vatersbruder oder ſonſt wo eine Heimath, man kann ja nicht wiſſen wie's geht in der Welt, dann laſſ' ich dich nachkommen; wenn's vielleicht für's Erſt' nur ein Dienſt wär', den ich dir da drunten verſchaffen könnt', ſo wären wir doch näher bei einander und könnten's nach und nach weiter bringen. Kurzum, ich mag mir ausdenken was ich will, das End' vom Lied iſt eben immer, daß wir Mann und Weib werden.

Ja, aber da drunten gibt's gewiß ſchöne Jungfern, die mich bei dir ausſtechen.

Sorg' du nicht für mich, hab' du vielmehr Acht, daß du mich nicht von den Ebersbacher Buben aus deinem Herzen vertreiben läßt.

Ei ſo laß doch endlich das Geſchwätz mit den Buben ſein! ſagte ſie ſchmollend.

Was dir recht iſt muß mir billig ſein, erwiderte er. Such' du mich nicht hinterm Ofen, dann guck' ich auch nicht, ob du dahinter ſteckſt. Jetzt laß uns aber die letzten Stunden nicht mit Zank und Trutz verderben, es iſt ja doch keinem von uns beiden Ernſt damit.

Nachdem ſie noch längere Zeit in ſolchen Wechſelreden verbracht, ſagte Friedrich: Ich muß jetzt gehen, ich hab' noch Geſchäfte mit meinem Pfleger. Ich nehm' aber jetzt nicht Abſchied von dir, denn ich thu's nicht anders, ich komm' heut zu dir in deine Kammer, nachdem's jetzt mit deinen Eltern ſo gut wie richtig iſt.

Sei aber vorſichtig, ſagte ſie, und mach' kein Geräuſch, ſonſt könnteſt bald ſehen, daß es nicht ſo richtig iſt wie du meinſt.

Hab' du keine Angſt, erwiderte er.

Er begab ſich zu ſeinem Vormund, einem im Flecken angeſehenen Rathsherrn, um ihm einen Abſchiedsbeſuch zu machen und zugleich aus ſeinem mütterlichen Vermögen einen Zuſchuß zu ſeinen Reiſemitteln zu verlangen, welche ſo eben einen beträchtlichen Ausfall erlitten hatten. Der Vormund aber ſchlug ihm ſein Anſinnen rundweg ab; er wußte ihm haarklein vorzurechnen, was er von ſeinem Vater zu Weihnachten und was er heute von ihm als Reiſegeld erhalten habe, ſchärfte ihm die Tugend der Sparſamkeit ein, machte ihm derbe Vorwürfe über die dumme Liebſchaft, die ihn aus dem Vaterhauſe treibe, und ermahnte ihn ſchließlich, ſein Hab' und Gut nicht „an Menſcher zu hängen." Ich wär' nicht zu Ihm gekommen, wenn ich nicht Geld braucht hätt'! ſagte Friedrich und wetterte im Fortgehen die Thüre hinter ſich zu. Mit tauſend Verwünſchungen kehrte er dem Hauſe des Vormundes den Rücken und ſagte dann zu ſich: Ich darf mich wohl zuſammen nehmen, wenn ich bis zu meinem Ziel kommen ſoll, ohne unterwegs zu betteln oder zu ſtehlen; und zu meinem Vetter ſollt' ich doch wenigſtens auch noch ein paar Batzen mitbringen, ſonſt iſt's ja eine Schand'; und meiner Chriſtine muß ich doch auch was ſchicken, denn leerer Gruß geht barfuß. Der Teufel hol' den Hornabſäger, den Kümmichſpalter, der mir mein eigen Geld vorenthält. Ich darf weiß Gott auf dem Weg kein einzigmal was Warm's eſſen, wenn ich mit meinem Zehrpfennig langen ſoll.

Er ließ aber im Bäckerhauſe nichts von ſeiner Verlegenheit merken, ſondern plauderte treuherziger und fröhlicher als es ihm eigentlich um das Herz war, mit ſeinen Schwägern, wie er ſie offen vor den Leuten nannte, und als die Bäckerin theilnehmend bemerkte, ſie ſei nur noch begierig, was dieſe Geſchichte für ein Ende nehmen werde, die ſich in ihrem Haus angeſponnen habe, rief er leichtfertig lachend: Das wird eine ſchöne Eh' geben, wo der Mann die Häfen verbricht und das Weib die Schüſſeln!

Lachend gingen ſeine Geſellen mit ihm fort. Auf dem Wege eröffnete er ihnen, daß er dieſe Nacht in ihrem Hauſe bei ihrer Schweſter zuzubringen geſonnen ſei. Sie fanden das in der Ordnung und ließen ihn mit ſich ein.

## 13.

Und nun den letzten Kuß! ſagte Friedrich, als kaum der Morgen graute. Das Scheiden und Meiden iſt ein ſchlechtes Handwerk, und der böſ' Gott woll's dem behüten, dem's zuerſt eingefallen iſt, aber es muß nun einmal ſein.

Wenn ich nicht Sorg' hätt', mein Vater oder Mutter könnt' aufwachen, ſo ließ' ich dich noch nicht fort, ſagte Chriſtine unwillkürlich ſeinen Arm umklammernd. Es hat ſich ja noch nicht einmal ein Hahnenſchrei hören laſſen.

Sie werden bald krähen, und dann währt's nicht lang mehr, ſo wird's lebendig im Ort und ich kann nicht mehr unbeſchrieen fortkommen, was mir unlieb wär', weil ich des Geſchwätzes mit den Leuten überdrüſſig bin und nicht jedem auf die Naſ' binden mag, warum ich in die Fremde ſoll. Fort muß ich ja doch einmal, und ſo iſt's eins, ob wir den bittern Kelch jetzt trinken oder ein wenig ſpäter. Denk' dir, wir ſeien verheirathet, was wir ja auch eigentlich ſind, und ich müſſ' verreiſen auf längere Zeit. Wie Mancher hat ſchon von Weib und Kind weg in Krieg müſſen, und iſt gar nicht wieder kommen.

Wann wirſt auch du wieder zu mir kommen? ſeufzte Chriſtine.

Am Sanct Nimmerlestag, wo die Eulen bocken. Frag' nicht ſo ſchäckig, weißt ja doch ſelber wohl, daß ich komm', wenn ich kann und darf. Soll ich dir denn Alles wieder herleiern, was ich dir geſagt hab' und worauf unſre Hoffnung ſteht? Ich müßt' mich ja heiſer predigen.

Chriſtine ſchluchzte überlaut. Mein Herz ſagt mir, wir ſehen einander nie wieder und ich werd' in Schand' und Noth verlaſſen ſein.

Und mir ſagt das mein' das Gegentheil. Welches hat nun Recht? Da bleibt nichts übrig als daß wir die zwei Herzen gegen einander wetten. Gib Acht, auf die Art kannſt kein'sfalls in Nachtheil kommen. Gewinn' ich's, ſo ſehen wir uns wieder; wenn ich aber die Wett' verlier', ſo bleibt dir doch mein Herz, und dann kannſt auch nie verlaſſen ſein.

An dir iſt ein Advocat verloren gangen, ſagte Chriſtine, du machſt daß ich in all meinem Jammer wieder lachen muß.

Zieh du dein Herz beſſer, erwiderte er, dann wird's dir auch beſſere Reden geben. Und wenn du nicht aufhörſt mich betrübt zu machen, ſo geh' ich hinunter und verklag' dich bei deiner Mutter.

O Jemine! rief Chriſtine kichernd, die thät' mir das Fell ſchön vergerben!

Jetzt aber genug, verſetzte er. Alles hat ſeine Zeit, ſagt Jeſus Sirach, und Alles muß ein End' haben, ſag' ich. Lachen und Weinen, Reden und Küſſen, Alles hat ſein geſetztes Maß und Ziel, und wenn ich jetzt nicht endlich von dir geh', ſo kann ich ja auch nicht wieder zu dir kommen. Alſo b'hüt' dich Gott, herztauſiger Schatz!

Wart' noch ein wenig! ſagte ſie. Wir müſſen erſt noch einen Denkzettel von einander haben. Haſt dein Meſſer nicht bei dir?

Willſt mich abſchlachten und einſalzen, daß ich gleich ganz bei dir bleib'?

Nein. Ich hab' vor etlich' Wochen im Karz gehört, wie man's machen muß, wenn Eins dem Andern aus der Ferne ein Zeichen geben will, daß man an einander denkt. Komm', ſtreif' dein' linken Arm auf.

Er entblößte den Arm. Sie machte ihm mit dem Meſſer eine kleine Wunde daran und ſagte: Jetzt laß mir geſchwind an meinem Goldfinger ein wenig Blut heraus.

Das kann ich nicht, ſagte er, ich kann dir nicht weh thun.

Es iſt kein Wehe ſo groß als Herzeleid, ſagt dein Jeſus Sirach, erwiderte ſie. Wenn du aber nicht willſt, ſo muß ich's eben ſelber thun. Sie that's und tropfte ihm ihr Blut in ſeine Wunde, die ſie alsbald ſorgfältig verband. Dann ritzte ſie ſich gleicherweiſe an ihrem linken Arm, gab ihm das Meſſer und ſagte: Gib mir auch Blut von deinem Goldfinger — mach's aber nicht ſo arg, ſei doch nicht ſo grob gegen dich, ein paar Tropfen ſind genug. Nachdem ſie ſich ſein Blut angeeignet, verband ſie gleichfalls eilig ihren Arm.

Jetzt ſind wir ja ganz blutsverwandt, bemerkte er.

Das iſt's nicht allein, erwiderte ſie. Wenn's wieder verheilt iſt, ſo brauch' ich nur mit der Nadel drin zu ſtüren, dann gibt's dir einen Stich in Arm, da wo du mein Blut drein empfangen haſt, und ebenſo umgekehrt, wenn ich einen Stich da ſpür' in meinem Arm, ſo weiß ich, daß du mir an dem deinigen ein Zeichen gibſt, und ſeh' daraus, daß mein Schatz in dem Augenblick an mich denkt.

Er lachte. So lang die Narben friſch ſind, ſagte er, mags wohl ſein, daß ſie hie und da ein wenig ſtechen. Aber ich werd' auch ohne das oft genug an dich denken.

Wenn's nun aber ſein muß, verſetzte Chriſtine, ſo mach' in Gottes Namen daß du fort kommſt, und geh' recht leiſ' mein Katzenſtiegle hinunter, damit niemand im Haus aufwacht.

Sie herzten und küßten einander, daß Friedrich's Ausſpruch, Alles müſſe ein Ende haben, beinahe darüber zu Schanden geworden wäre, und nachdem er manchen vergeblichen Verſuch gemacht, den Strom ihrer Thränen durch Abtrocknen zu hemmen, ſchlich er ſo leiſe, daß man kein Geräuſch hören konnte, die ſchmale ſteile Treppe hinab und kam mit Hilfe des hölzernen Riegels, der anſtatt eines Schloſſes diente, leicht durch die hintere Thüre aus dem Haus.

Nachdem er ſich noch mehrmals umgekehrt und manchen Blick nach dem Schauplatze ſeines Glücks zurückgeſendet hatte, ging er der Sonne zu, um ſein Reiſebündel zu holen. Alles ſchlief noch; ungehört betrat und verließ er ſein väterliches Haus. Aber auch von dieſem, ſo wenig Gutes er in letzter Zeit daſelbſt erlebt zu haben meinte, fühlte er ſich noch eine geraume Weile feſtgehalten und ſtarrte mit feuchten Augen nach den Fenſtern hinauf, hinter welchen ſeine Mutter ihn geboren und mit ſo unendlicher Liebe aufgezogen hatte, hinter welchen der Mann waltete, der doch immer ſein Vater war. Sein rauhes Herz war von einer unſäglichen Wehmuth ergriffen, in welcher die innerſte Seele des Volksſtammes, dem er angehörte, ſich ſpiegelte. Der Schwabe, obgleich er eines der unſtäteſten Völker iſt und vielleicht ſogar ſeinen Namen vom Schweben und Schweifen hat, iſt doch darum dem Heimthum nicht minder als dem Wandertriebe verfallen.

Während Viele Jahraus Jahrein entlegene Länder durchziehen, kleben Andere an ihrer Heimſtätte feſt, als ob ſie mit ihr verwachſen wären, — ja, man erzählt von einer alten Frau, die in Tübingen auf der Ammerſeite wohnte, ſie habe nie in ihrem Leben den Neckar geſehen — und ſelbſt von Jenen reißt ſich Mancher erſt nach vergeblichen Verſuchen und nur um den Preis des bitterſten Heimwehs von der heimiſchen Scholle los, mag aber auch freilich, wenn einmal das Heimweh überwunden iſt, an ſich erleben, daß die Heimath, die er nicht entbehren zu können glaubte, Jahre lang fern und todt und ſeinem Herzen etwas Fremdes hinter ihm liegt. Doch wird es kaum einen geben, den nicht wenigſtens im Alter wieder die Sehnſucht nach den heimiſchen Bergen, Thälern und Gewäſſern beſinge. Freilich werden dieſe widerſprechenden Triebe der Wanderluſt und der Heimſeligkeit, die bei dem Schwaben nur mit beſonderer Stärke hervortreten, in jedem Menſchenſchlage wahrzunehmen ſein.

Friedrich wiſchte ſich die Augen mit der Hand aus, ſtieß ſeinen Wanderſtecken hart auf den Boden und ging in entſchloſſenem Reiſeſchritt die Straße hinab; da räuſperte ſich Jemand über ihm und eine Stimme rief: Wo 'naus ſchon, Frieder, wo 'naus?

Er blickte ärgerlich in die Höhe und erkannte ſeinen Invaliden, der nach der Weiſe alter Leute nicht lange ſchlafen konnte und zu dieſer frühen Stunde aus ſeinem Ausgedingſtübchen zum Fenſter herausſah. In die Fremde! antwortete er, einen muthigen Ton in ſeine Stimme legend.

Weiß ſchon, erwiderte der Invalide, und weiß eigentlich auch warum.

Ja freilich! entgegnete Friedrich lachend, es gibt kein Warum, das nicht auch ſein Darum hätt'. Uebrigens ſagt man: die Fremde macht Leut'.

Ich ſtreit's nicht. Wer nie hinaus kommt, kommt auch nie hinein. Und was das Heimweh betrifft, ſo hat ſelbiger Schwab' in der Fremde geſagt: „Schwaben iſt ein gut Land, ich will aber nit wieder heim: grob Brod, dünn Bier und große Stunden!“

Friedrich lachte und ſchlug ein paarmal mit dem Stab in die hartgefrorne Schneebahn; dann machte er eine Bewegung um ſeinen Weg fortzuſetzen.

Er hat aber doch 'n curioſen Zwilch an Seinem Kittel, hob der Invalide wieder an. Läßt ſich da um ein Weibsbild von Haus und Hof fortſchicken. Iſt ſie denn auch ſo viel werth?

Friedrich ſchwang den Stecken um ſeinen Kopf, daß es durch die ſcharfe Morgenluft pfiff. Profoß, ſagte er, wenn ich Euch gut zum Rath bin, ſo redet mit mehr Reſpekt von ihr, denn ich verſteh' kein' Spaß in dem Punkt. Oder könnt Ihr vielleicht etwas von ihr ſagen, das nicht recht wär'?

Das kann ich nicht und will's auch nicht, erwiderte der Invalide. Nur nicht ſo hitzig! Das Mädle kann brav ſein, ich will ihr gar nichts thun, aber darum fragt ſich's doch noch zehnmal, ob ſie zu Ihm taugt. In meinen jungen Jahren, ach, was hab' ich mich nicht verleiden müſſen um mein Weib, bis ich ſie gehabt hab', und nachher, wiewohl ich nichts weniger als ſchlecht mit ihr gehauſet hab', hab' ich oft denken müſſen, ich hätt' grad' eben ſo gut eine andere nehmen können. Wenn man einander einmal innen und außen kennt, dann ſieht man erſt ein, daß man nicht bloß für die Kürze, ſondern auch für die Länge hätt' ſorgen und auf Das und Jenes hätt' ſehen ſollen, was nicht bloß in die Augen ſticht; denn die Schönheit vergeht und die Jugend mit, und das Leben iſt oft ſo gar lang.

Aber das Sprichwort ſagt doch: Frühe Hochzeit, lange Liebe.

Das Sprichwort hat nicht immer recht, ſonderlich je nachdem die Hochzeit geweſen iſt.

Friedrich grub nachdenklich mit dem Stecken im Schnee.

Wenn ich Er wär', fuhr der Invalide fort, ſo würd' ich da draußen die Zeit und die Vernunft walten laſſen und meinem Vater nachgeben; auch blieb' ich nicht zu lang in der Fremde, denn viel Rutſchen macht böſe Hoſen, das ſieht Er an meinem Fuß.

Ihr, ein alter Soldat, werdet mir doch nicht zumuthen, daß ich mein Wort breche? fuhr Friedrich auf. Ich hab' mich mit heiligen Eiden verſchworen, und dabei bleibt's.

Wenn's ſo ſteht, erwiderte der Invalide, ſo will ich weiter nichts geſagt haben als: 's wär' eben gut, wenn alle junge Leut' könnten vor alt werden, eh' ſie jung würden.

Das mag ſein, entgegnete Friedrich, weil's aber unſer Herrgott anders hat haben wollen, ſo kann ich nicht wider ihn ſtreiten und muß eben der Natur ihren Lauf laſſen.

Damit verabſchiedete er ſich von dem Invaliden, der ihm noch lange voll Theilnahme nachſah, wie er ausſchritt und der Schnee unter ſeinen kräftigen Tritten krachte.

Er hatte die letzten Häuſer hinter ſich und meinte nun recht einſam in die Welt hinaus zu wandern, als ihn auf einmal ein Wurf, nicht ganz ſanft, an die Schulter traf, daß der Schnee ihm am Geſicht vorüberſtäubte. Er kehrte ſich zornig um; da war es Chriſtine, die ihn geworfen hatte.

Ei! rief er, ich hätt' gute Luſt mit dir zu zanken. Ich hab' geglaubt, du ſteckeſt tief im warmen Neſt, und jetzt laufſt hinter mir drein, erkälteſt dich und verbitterſt mir das Scheiden noch einmal.

Schiltſt ſchon wieder auf mein Geläuf? ſagte ſie, ſich an ſeinen Arm hängend. Sei ruhig, ich kann nicht mehr weinen, die Kälte treibt mir die Thränen zurück. Ich werd' doch auch mein' Schatz noch ein wenig begleiten dürfen.

Ein paar Schritt' mein'twegen. Dann aber machſt links um und läßt mich „in den Schutz Gottes befohlen ſein".

Du Spottvogel! Ja, erſt noch will ich dich in unſers Herrgotts Schutz empfehlen und all' Stund' für dich beten, daß dir's gehen mög', wie dem Handwerksburſchen, der in der Fremde ſo wunderbar behütet worden iſt.

Wie iſt denn das geweſen?

Haſt nie was davon gehört? Mir iſt's einmal im Harz erzählt worden. Ein Handwerksburſch iſt, weit von ſeiner Heimath weg, Abends ſpät in eine fremde Stadt kommen und hat nach der Herberg' gefragt. Er iſt arg müd' geweſen und in den vielen krummen und buckligen Gaſſen hat er ſich auch noch die Füß' auf dem Pflaſter verſtoßen müſſen. Gelt? ach Gott, ſo wird's dir auch gehen auf deiner Wanderſchaft.

Mach' nur fort.

Bis er zur Herberg kommen iſt, iſt's ſchon ganz Nacht geweſen. Wie er nun durch den finſtern Hausgang an der Wand hin tappt, da kommt plötzlich etwas wie ein ſtarker Mann über ihn her und packt ihn feſt um den Leib —

Donnerwetter! unterbrach er ſie, da hätt' ich aber dreingeſchlagen!

Nein! wart' nur, 's kommt ganz anders, du G'waltthätle du! Der Handwerksburſch' hat vielleicht auch geflucht oder wenigſtens im Schrecken einen Laut von ſich geben; denn auf einmal ſieht er einen Lichtſchein vor ſich in der Tiefe, und eine Stimme ruft von unten herauf: Um Jeſu Chriſti willen, gehet keinen Schritt weiter oder Ihr ſeid des Todes! Wie nun das Licht näher kommen iſt, da hat er erſt geſehen, daß er vor der Kelleröffnung ſteht, und tief unter ihm ſteht der Wirth mit dem Licht in der Hand und heißt ihn warten bis er herauf komme und die Fallthür' zumache. Drauf hat er ſich umgeſehen nach dem Freund, der ihn vor dem jähen Sturz bewahrt hat, aber da iſt Niemand weit und breit geweſen. Wer kann's alſo anders geweſen ſein, als der Engel, der ihn zu ſeinem Schutz begleitet hat? Sieh, und einem ſolchen Engel möcht' ich dich auch anempfohlen haben, daß er keinmal von dir wiche und ließe dir kein Leid geſchehen.

Wie der, der mit dem jungen Tobias auf die Wanderſchaft gangen iſt? Ich ließ mir's auch gefallen, wenn du der Engel wärſt.

Ach wenn ich mit dir könnt'! Ich wollt' gewiß nie über Müdigkeit klagen.

Das wär' ein luſtig's Reiſen und ein tröſtlicher Reiſ'kamerad. Aber —

Weil's aber nicht kann ſein,
Nicht kann ſein, nicht kann ſein,
Bleibſt du allhier.

O wenn ich dran denk', rief Chriſtine von einem plötzlichen Schauer ergriffen, daß ich dich nimmer ſäh' — und Alles was dann über mich käm' — ich thät mir einen Tod an.

Wie meine Schweſter? Die hat auch geſagt, ſie ſpring' in die Fils, und den Tag drauf hat ſie meinen Schwager genommen. Damit jedoch die arm' Seel' Ruh' hat, will ich dir jeden Troſt und jede Hoffnung und jeden Schwur, Alles von A bis Z noch einmal 'runterſagen. Nachdem er dies unter wiederholten Liebkoſungen gethan, ſchob er ſie ſanft einige Schritte in rückwärtsgekehrter Richtung auf der Straße fort und ſagte dann: Jetzt thu' mir's zu lieb und ſieh dich nicht mehr um; ich will mich auch nicht mehr umſehen.

Er wandte ſich und ſchlug raſch ſeinen kräftigen Wanderſchritt wieder an. Kaum hatte er ſich ein wenig entfernt, ſo rief ſie: Frieder, nur noch ein' einzigen Blick!

Er blieb ſtehen.

Nur noch ein einzig's Wort! rief ſie. Will' und Lieb', die ſtiehlt kein Dieb. Nicht wahr?

Ja, lieb's Weible, antwortete er. Will' und Lieb', die ſtiehlt kein Dieb. Jetzt aber geh heim. Der Morgen kommt, es wird empfindlich kalt. Willſt gleich machen, daß du fortkommſt? wiederholte er und bückte ſich, als ob er den harten Schnee zu einem Wurfe ballen wollte.

Sie lief lachend eine Strecke weit davon. Als ſie Halt machte und ſich nach ihm umſehen wollte, war er ſchon hinter der nächſten Biegung der Straße verſchwunden, und ſchluchzend deckte ſie die Augen mit der Schürze zu.

## 11.

Selten wohl hat ein deutſcher Hausknecht dem Fürſten Reichserbpoſtmeiſter in ſo kurzer Zeit ſo viel zu verdienen gegeben, als der junge Schwabe, der in der Sonne zu Sachſenhauſen eingetreten war. In Ebersbach fragte man ſich noch, ob er jetzt wohl ſein Reiſeziel erreicht haben werde, da kam ſchon ein Brief von ihm „An die ehrbare und beſcheidene Jungfer Jungfer Chriſtina Müllerin, in beliebigen Händen zu eröffnen, in Ebersbach, cito, cito, franco."

Der Brief lautete ſo: „Gott zum Gruß und Jeſum zum Beiſtand. Hertzgeliebter Schatz, ich muß Dich mit einem betrübten Hertzen beſchreiben, und dieſe Zeilen werden Dich, wie ich in meinem Hertzen glaub, betrübet antreffen. So will ich Dein Hertz erleichtern und Dich mit ernſthaftem Hertzen berichten: Liebe Chriſtina, glaube Du daß mein Hertz nicht wanckhen wird und Dir noch jeder Zeit getreu verbleiben, ſo lang noch Gott eine Ader in meinem Leib laßt. Wann Du andere Buben entlaßſt und Dich ihrer entläßſt, und ich erfahre daß Du Dich ſo haltſt wie es einem braven Menſchen gehört, ſo ſoll mir keine Andere mehr an meine Seite kommen. Ich wollt Dir gern was ſchicken, ich forcht, Du möchteſt in dem Eberſpächer Markt zu dem Tanz gehen und Dich mit Einem einlaſſen; ſo will ich jetzt Dir noch nichts ſchicken, ſondern auf Deine Aufführung warten. Wann Du Dich hältſt, ſo will ich Deiner nicht vergeſſen und Dich auch nicht laſſen. Sollteſt Du Dir Dein Leben verkürzen, wie Du geſagt haſt, ſo ſchreibe ich mich aus der Schuld und gib es Dir und den Deinigen über. Was ich geſagt hab, das halt ich Dir und laß Dir Deinen Willen. Ich wünſche daß Gott der Allmächtige Dein Hertz regiere, und führe Dich zu allem Guten, und gebe Dir Glück und Segen, und regiere Dein Hertz, daß es nicht fallen noch irr gehen kann. Das wünſch ich Dir aus getreuem Hertzen. Noch Eins: Ich verlange eine Nachricht von Dir. Ich will Dir die Ueberſchrift ſagen, wie Du an mich ſchreiben ſollſt. Weiter kann ich Dir nicht ſchreiben, als Du ſollſt mir nicht übel nehmen, weil ich ſo ſ—mäßig geſchrieben hab. Die Nacht iſt mir auf den Halß gekommen, und vor Betrübnus hats nicht ſein können. Du und die Deinige ſeynd tauſendmahl gegrüßt und in den Schutz Gottes befohlen, und bleibe Dir getreu bis in den Tod. Joh. Fr. Schwan. — Dieſer Brief zukomme an Joh. Friedrich Schwahn, Hausknecht bei der Sonne in Sachſenhauſen bei Frankfort a. M.“

Noch ehe Chriſtine ſich zu dem großen Unternehmen entſchließen konnte, einen Brief von der Fils nach dem Main zu ſchreiben, der doch auch die Poſtgebür durch ſeine Länge rechtfertigen mußte, oder ehe ſie vielleicht den Unmuth ganz überwunden hatte, den ihr ohne Zweifel das fortgeſetzte Mißtrauen in ihre Treue verurſachte, ſchickte er einen zweiten Brief, zwar kürzer als der erſte, aber dafür um ſo zärtlicher und leidenſchaftlicher, auch obendrein von einem Geſchenke begleitet, aus welchem ſie bei einigem Nachdenken ſchließen konnte, daß er über ihre „Aufführung“ an dem gefürchteten Markttage, den erſt die nächſte Woche brachte, ſchwerlich ſo unruhig war, als er ſich geſtellt hatte, um, freilich nicht eben unter einem feingewählten Vorwande, den bekannten Zuſtand ſeiner Baarſchaft zu verbergen, den er in ſeinem erſten Briefe einzugeſtehen ſich geſchämt hatte und der ſich ſeitdem in etwas gebeſſert haben mochte.

In dieſem zweiten Briefe ſchrieb er: „Gottes Segen zum Gruß und Jeſum zum Beiſtand. Hertzgeliebter Schatz, hertzgeliebte Chriſtina, ich kann es nicht unterlaſſen, vor lauter Sorgen und Bekümmernus und Gedanken Dich zu beſchreiben, und ich kann Tag und Nacht nicht ruhen bis ich eine Antwort von Dir hab. Bitte Dich um Gotteswillen, ſchreibe Du mir wie es Dir geht und wie es mit Dir ſey. Ich kann Tag und Nacht nicht ruhen vor lauter Seuftzen und Sorgen. Wann Du mir etwas zu melden haſt ſo ſchreib mir es gleich, ich will Dich nicht verlaſſen ſo lang ich leb. Uebrigens ſchick ich Dir hier einen kleinen Gruß; wann Du mir ſchreiben thuſt, ſo will ich Dir ein Mehreres ſchicken. Ich hab nicht Zeit, Dir mein gantzes, mein gantzes Hertz zu ſchreiben; ich will Dich berichten wann Du mir wieder ſchreibſt. Brich den Brief an Deinen Vater auf. Du biſt tauſendmal grüßt. Ich verbleibe Dein getreuer Schatz bis in den Tod."

Der eingelegte Brief an den alten Hirſchbauer, den ſie leſen ſollte, erhielt Verſicherungen ſeiner unwandelbaren Geſinnung, wie folgt: „An meinen Vetter Müller. Ich kann nicht unterlaſſen an Euch zu ſchreiben, weilen Er ſo viele Müh an ſich genommen und unterſchiedliche Sachen wegen Seiner Tochter Namens Chriſtina mit mir geredt hat: ſo will ich Ihm redlich ſchreiben wie ichs gegen ihr meine, daß ich keine Andre mehr begehre als ſie, und ich ſo bald ihrer nicht vergeſſen kann. Wann es ſeyn kann, wie Er mit mir geredt hat, daß Er mit dem H. Pfarrer und mit dem Chirurgus reden könnt, daß man uns zahmen (zuſammen) laſſen will, ſo bin ich gleich reſolvirt ſie zu nehmen, denn ſo leicht kann ich Sie nicht laſſen, und Sie mich nicht. Ich laſſe auch mein Leben eh ich ſie entlaſſen oder verlaſſen will: ſo bitte ich Ihn nur herzlich, die Chriſtina ein halb Jahr bei Ihm zu behalten."

Auch der Invalide erhielt einen Brief „in beliebigen Händen zu eröffnen", welcher ſeine Zweifel wegen des Verhältniſſes zu Chriſtinen nicht ſo wohl widerlegen als einfach in folgenden Schlußworten niederſchlagen ſollte: „— — So lang ich einen Blutstropfen im Leib hab, ſo will ich mich ihrer annehmen. Hiemit will ich beſchließen und ſchließe Euch in die Verſorg Gottes."

Der Hirſchbauer ſagte nach dem Empfang ſeines Briefes zu der glücklichen Chriſtine: Er hat doch ein beſtändiges Gemüth. Ich wollt's dir ja gern gönnen, daß ihr zuſammen kämet, aber ich beſorg' mich eben, wenn er ſeinen Vater merken läßt, wie es ihm um's Herz iſt, ſo läßt ihn der nicht zurück. Ich will jetzt doch einmal in's Pfarrhaus gehen, oder vielleicht noch lieber vorher zum Chirurgus. Ich weiß nicht, wo ich zuerſt hin ſoll. — Chriſtine wußte es auch nicht. Ihre Gedanken waren allein darauf gerichtet, wie ſie es angreifen ſolle, um einen recht großen Brief zu ſchreiben, mit dem ihr Schatz zufrieden ſein müßte, obgleich ſie ihn darin für ſeinen unmanierlichen Argwohn recht heruntermachen wollte. Sie dachte aber, ſie wolle erſt den Markttag vorübergehen laſſen, um ihm dann ſchreiben zu können, daß ſie nicht zum Tanze gegangen, ſondern den ganzen Tag und Abend daheim geblieben ſei.

Der Invalide ſchüttelte zu Friedrich's Betheuerungen hartnäckig den Kopf und ſagte beim Wein zu der Bäckersfrau: Wenn ſo ein junger Menſch verliebt iſt, ſo meint er, es gebe in der Welt nichts als ſeinen Gegenſtand, und wenn er einmal zehn Jahr' und drüber verheirathet iſt, ſo kann er oft gar nicht begreifen, warum er grad die genommen hat, da's doch ſo viel Andere gegeben hätte.

Beſtändigkeit iſt doch eine Tugend, erwiderte die Bäckerin. Aber arg iſt mir's einmal, daß der erſte Funke zu dem Brand in meinem Haus hat angehen müſſen. Wenn ich das vorausgeſehen hätt', ſo hätt' ich mich lieber ohne mein Dötle beholfen, und dann wär' ſie ihm vielleicht in Jahr und Tag nicht vor's Aug' kommen. Mir ſchwant's, das Ding geht zu keinem guten End'.

Wider das Schickſal iſt kein Kraut gewachſen, verſetzte der Invalide. Das iſt im Leben wie in der Schlacht: an Einem fährt's vorüber, und den Andern trifft's.

Es kamen noch weitere Briefe von Friedrich, die ſich alle um einen und denſelben Angelpunkt drehten. Von ſeinem eignen Ergehen ſchrieb er kein Wort, auch nicht von dem, was er im fremden Lande zu ſe[illegible]n und zu hören bekam. Dagegen zeigten ſeine Briefe die Merkwürdigkeit, daß er fortwährend mit der Jahrszahl auf geſpanntem Fuße ſtand. Seine Hand ſchien einen unbezwinglichen Widerwillen gegen dieſelbe zu empfinden. In allen dieſen Briefen hatte er immer zuerſt die falſche Zahl hingeſchrieben, dann ausgeſtrichen und die richtige darübergeſetzt; in einem war ſogar das falſche Datum unbeſichtigt ſtehen geblieben. Allerdings ein unerheblicher Umſtand für ein Mädchen, das kein andres Datum kannte als „dieſen Tag,“ an welchem ſie ihrem Liebſten ſchrieb.

## 15.

Chriſtinens Brief war immer noch nicht fertig, und ihr Vater hatte den Weg zum Pfarrer und Chirurgus gleichfalls noch nicht gefunden, da verbreitete ſich eines Tags im Flecken das Geſchrei, des Sonnenwirths Frieder ſei wieder da oder wenigſtens im Anzuge begriffen. Die Nachricht drang mit großer Schnelligkeit ſelbſt zu dem entlegenen Hauſe des Hirſchbauers, und einer von Chriſtinens Brüdern machte ſich ſogleich auf, um Kundſchaft einzuziehen. Es verhielt ſich wirklich ſo, wie das Gerücht ſagte. Ein Fuhrmann, der in der Sonne einkehrte, hatte den Erben derſelben unterwegs, und zwar in ziemlich abgeriſſenem Zuſtande, angetroffen; zur Beſtätigung, daß er die Wahrheit ſage, zeigte er ein Schreiben vor, das ihm der Wanderer mitgegeben hatte, um es an denjenigen ſeiner beiden Schwäger, zu welchem er noch das meiſte Vertrauen hatte, zu beſtellen. Es ging ſo eben ſehr lebhaft in der Sonne zu, weshalb die Neuigkeit wie ein Lauffeuer ſich verbreitete. Der Fuhrmann erzählte noch, er habe den Frieder aufſitzen heißen; derſelbe habe ſich aber geweigert, da er nicht nach Hauſe kommen wolle, bis er wiſſe wie er aufgenommen werde. Er gab den Brief einem Knechte, der ihn zum Chirurgus hinüber trug. Dieſer ließ nach einer Weile dem Sonnenwirth ſagen, es ſei endlich Nachricht von ſeinem Sohne da; wenn der Herr Vater aufgelegt ſei, ſie zu hören, ſo wolle er mit dem Briefe herüberkommen. Der Sonnenwirth antwortete, er habe im Augenblick alle Hände voll zu thun, und auf den Abend wolle er Ruhe haben; morgen ſei auch ein Tag, um von verdrießlichen Dingen zu reden.

Auf den andern Tag wurde in der Sonne ein Familienrath zuſammenberufen, welchem der Chirurgus den Brief ſeines jungen Schwagers vorlas. Derſelbe lautete gleich Eingangs ſo über alle Maßen niedergeſchlagen und unterwürfig, daß die Sonnenwirthin einmal über das andre in ein triumphirendes Gelächter ausbrach. „Geliebter Schwager“, las der Chirurg, „ich weiß mir nicht mehr zu helfen, ſo will ich Ihn um Gottes Willen gebeten haben, mir einen Rath zu ertheilen, dann ich laufe in der Irr, als wie ein verlornes Schaf; ſo rufe ich zu Gott, er möchte mir einen Hirten ſenden, der mich wieder auf den rechten Weg bringen ſollte. Meine Reiſe iſt nicht beſtanden, wie ich geglaubt hab: mein Herr Vetter hat des Gerichtsſchreibers Sohn von Boll zum Knecht, und hat ihn nicht fortſchicken können, weil er auch ein Freund von ihm ſei. So bin ich dieſesmal in mich ſelber gangen, und mußt erſt erkennen was ich bei meinem Vater vor gute Tag gehabt hab und ihm nicht gefolgt, ſo bitt ich nur noch dieſesmal zu helfen und mich nicht zu verlaſſen. Meine Eine Bitt an die Meinen iſt, mir nur noch ſo viel zu helfen, daß ich nur einer von ſeinen Taglöhnern ſein möchte. Ich werde gewiß meinem Vater in allen Stücken gehorſam ſein; wann ich es nicht thue und ihm im Geringſten was anſtelle, ſo ſprich ich das Urtel wider mich und ſchreibe meine eignige Hand unter, daß ich auf den ewigen Arreſt ſoll geſetzt werden. Ich weiß wohl, ich hab es gegen den Herrn Schwager nicht verdient, weil ich Ihn ſchon in vielen Stücken erzürnt und beleidiget hab, es iſt mir aber herzlich leid, es wird inskünftige nicht mehr geſchehen. So mein ich nun ob der Schwager nicht eine Bitte vor mich bei dem Herrn Amtmann thun möchte. Man redt wider mich in Eberſpbach, es ſollte einen Heiden erbarmen über ſolche Reden: ich ſoll geſagt haben, ich wolle alle Häuſer in Brand ſtecken und den und jenen todt ſtechen. Mein Hertze hat noch niemal daran gedacht. Geliebter Herr Schwager, ich gedenke auch noch an Gott, und gedenke bei mir ſelbſt, ich möcht hinkommen wo ich wollt, und Gott möchte mich auf das Krankenbette legen, ich gewiß mein Vaterland durch ſolche Streich nicht verſchertzen will. So bitte ich. den Schwager mich auf dieſesmal nicht zu verlaſſen und mir einen Rad zu geben und zu helfen" —

„Rad" ſchreibt er, unterbrach ſich der Chirurg im Leſen: er kann doch ſonſt beſſer ſchreiben und hat das Wort weiter oben auch richtig geſchrieben.

Seine Hand weiß mehr als er und hat das Rechte troffen, bemerkte die Sonnenwirthin: der Weg, den er geht, führt wohl noch zu Galgen und Rad.

Iſt der Brief aus? fragte der Sonnenwirth.

„Ich hab das Vertrauen zu Ihm", fuhr der Vorleſer fort, „und glaub in meinem Herzen, daß Er des Herrn Amtmanns ſein Hertze am beſten erweichen kann. Mein Vater ſchickt einen Knecht fort auf Faſtnacht; er erbarmet ſich meiner gewiß und nimmt mich wieder an, wann ich befreit bin von dem Herrn Amtmann. Ich hab nicht längere Weil gehabt; wann ich mich ſehen darf laſſen, ſo will ich mündlich mit Ihm reden. Er iſt von mir viel tauſendmal gegrüßt und ſchließe Ihn in die Vorſorg Gottes. Sein getreuer Schwager bis in den Tod."

Es muß ein wenig confus in ſeinem Kopf hergehen, fügte der Chirurg hinzu, denn er lebt mit dem Datum noch im vorigen Jahr.

Er kann eben in gar nichts ordentlich ſein, bemerkte die Sonnenwirthin.

Jetzt, was iſt zu thun? fragte der Chirurg.

Der Krämer, der nicht wieder die Mißgriffe von neulich begehen wollte, half ſich mit Achſelzucken, Händereiben und Lächeln nach allen Seiten hin.

Die Sonnenwirthin ſagte: Entweder iſt er der Landſtreicherei obgelegen, hat ſein Geld verthan und iſt gar nicht bei dem Vetter geweſen, oder hat er drunten gleich zum Einſtand ſchlechte Streich' gemacht und iſt wieder fortgejagt worden. Wenn ſein Gewiſſen gut wär', thät' er nicht ſo erbärmlich und ſo unterthänig ſchreiben. Das iſt ſonſt ſein' Sach' nicht.

So viel iſt richtig, ſagte der Sonnenwirth nach einigem Nachdenken, daß der Gerichtsſchreiber in Boll drüben einen Sohn in die Fremde geſchickt hat, und das erſt ganz kürzlich, denn ich hab's erſt vor ein paar Tagen gehört, nur hab ich nicht ſagen hören wohin. Weil er aber allerdings zu unſrer Gefreundtſchaft gehört und mein Bruder in Sachſenhauſen alſo auch ein Vetter von ihm iſt, ſo iſt's wohl möglich, daß er ihn dorthin gethan hat; denn ſeine Buben ſind dickköpfig und haben wenig Beruf für die Schreiberei.

Es kommt natürlich Alles darauf an, ob die Angabe wahr iſt, bemerkte der Chirurg.

Wenn's wahr iſt, ſagte der Sonnenwirth, ſo müſſen die Beiden ſchier mit einander bei meinem Bruder drunten angekommen ſein.

Man muß eben hinunter ſchreiben, meinte Magdalene.

Ja, aber was fangt man derweil mit dem Buben an, bis Antwort kommt? fragte die Krämerin. In Plochingen, von wo er ſchreibt, kann man ihn doch nicht liegen laſſen, daß er dort eine rechte Zech' hinmacht.

Und wenn man ihn ohne Weiters wieder in's Haus nimmt, ſagte die Sonnenwirthin, ſo ſetzt er ſich feſt und fangt das alt' Lied wieder an, und iſt dann nicht mehr fortzubringen, wenn's auch zehnmal von Sachſenhauſen kommt, daß all ſein Vorgeben verlogen ſei.

In dieſem Augenblicke hörte man ein Poſthorn und gleich darauf den Knall einer Peitſche. Der Poſtreiter hält vor'm Haus, der Hausknecht ſoll ihm das Pferd halten, ſagte der Sonnenwirth, der an's Fenſter getreten war. Es freute ihn jedesmal, wenn Briefe für den Flecken in der Sonne abgegeben wurden oder wenn Poſtpferde zur Einkehr genöthigt waren, weil er den Beweis darauf zu gründen hoffte, daß eine Zwiſchenpoſt hier errichtet werden ſollte. Nach einer Weile kam der Poſtknecht herein und überreichte ihm einen Brief: „An Herrn Herrn Hans Jerg Schwan zur löblichen Sonne in Eberſpbach“. Der Sonnenwirth befahl einen Schoppen und las den Brief bedächtig, während jener den Wein ſtehend trank; denn in ſeinen hohen ſteifen Stiefeln würde ihm das Sitzen eine Arbeit gekoſtet haben, die ſich für einen kurzen Aufenthalt nicht verlohnte.

Der Sonnenwirth hatte den Brief erſt zu Ende geleſen, als der Poſtknecht ſchon wieder zu Pferde ſaß und blaſend gen Göppingen weiter ritt. Der Bub' hat nicht gelogen, ſagte er, es verhält ſich vielmehr Alles ſo wie er behauptet. Mein Bruder ſchreibt mir da, er hätt' ihn gern behalten, aber er habe dem Gerichtsſchreiber in Boll für deſſen Sohn bereits zugeſagt gehabt. Als Gaſt wär' er ihm willkommen geweſen, ſo lang er hätte bleiben mögen, auch habe Alles im Haus den Vetter gern gehabt; der aber habe ſich nicht halten laſſen, ſondern ſei nach etlichen Tagen wieder fort.

Und hat ſich Gott weiß wie lang in der Welt herumtrieben, ſagte die Sonnenwirthin.

Nicht gar lang, dem Datum nach, entgegnete der Chirurg, dem der Sonnenwirth den Brief hingereicht hatte.

Es iſt zwar dumm von dem Buben, verſetzte der Sonnenwirth, daß er auf die Einladung nicht länger blieben iſt; man hätt' ſich unterdeſſen für ihn umſehen und ihn anderswo unterbringen können. Aber verdenken kann ich's ihm doch grad auch nicht, daß er ſeinen Verwandten nicht als unnützer Brodeſſer hat hinliegen wollen, nachdem man ihn nicht zum Schaffen angenommen hat.

Ja, bemerkte Magdalene, das Sprichwort ſagt: Zwei Tag' ein Gaſt, den dritten ein Ueberlaſt.

Von ſeiner Liebſchaft ſchreibt er gar nichts, ſagte die Sonnenwirthin. So viel gute Wörtlein er ſonſt gibt, ſo ſpricht er doch nicht mit einer Silbe davon, daß er in dem Stück nachgeben wolle.

Er ſchreibt aber, er wolle in allen Stücken gehorſam ſein und nicht das Geringſte mehr anſtellen, entgegnete der Chirurgus. Man kann ihn alſo beim Wort nehmen und ihm beweiſen, daß er auch das verſprochen habe.

Recht degenmäßig ſchreibt er, das muß man ſagen, bemerkte die Krämerin. Ich hätt' gar nicht glaubt, daß der Strobelkopf, der ſtörrig', ſo mürb' werden könnt'.

Der hat ſich in der Fremde die Hörner verſtoßen, ſagte der Sonnenwirth behaglich lachend: das ſieht man jedem Wort an, das er ſchreibt. Jetzt weiß er nimmer wo aus und wo ein. Ja, ja, es iſt eben ein ganz ander's Leben da drunten, als bei uns. Die Leut' ſind dort viel alerter und aufgeweckter, und wenn auch bei Manchem nicht viel dahinter iſt, ſo iſt's eben doch Unſer einem, wie wenn er der Garnichts dagegen wär'.

Das glaub' ich, ſagte der Chirurg, das kann ſelch einem trotzigen, ſtutzigen Schwabenkopf ſpaniſch vorkommen.

Ich bin ja ſelbſt auch ſchon drunten geweſen, fuhr der Sonnenwirth fort. Ja was! Bis Unſereiner ſich nur beſinnt, was er ſagen ſoll, haben die dem Teufel ein Ohr weggeſchwätzt. Es mag ſein, daß wir im Schreiben und ſonſt in mancherlei Solidität mehr ſind als ſie, wenigſtens gibt man ſich bei uns in der Schul' mehr Müh', aber nachher müſſen wir ihnen weit nachſtehen, ſie ſind viel zu geſchwind für uns. Mein Sohn iſt gewiß keiner von den Langſamen im Geiſt, aber ich ſteh' dafür, und kann ganz in's Feuer ſehen, daß ſie ihm gleich über den Kopf gewachſen ſind. Und dann machen ſie gar keine Umſtänd', wie man's bei uns macht. Sie ſind eigentlich doch auch wieder fadengrad wie wir, und noch mehr als wir. Bei uns, da thut man einen Beſuch jeden Tag, den er da iſt, gleichſam mit dem Seilſtumpen anbinden, damit er ja ſieht, daß man ihn nicht fortlaſſen will. Mein Bruder aber, der gar kein Schwab' mehr iſt und in dem Klima ganz die Art angenommen hat, wie die Andern auch ſind, der hat wahrſcheinlich ein einzigsmal geſagt: Du biſt willkommen, Vetter, und bleib' ſo lang du magſt; und dann hat der Bub' natürlich bald gemeint, man ſei ſeiner überdrüſſig, weil man's ihm nicht zehn und zwanzigmal geſagt hat. Es hätt' aber nichts zu ſagen gehabt, denn wenn ſie Einen los werden wollen, ſo wiſſen ſie ſchon den Schnabel aufzuthun. Nun, jetzt hat er auf einmal einſehen gelernt, daß die Welt größer iſt als ſein Kopf, und kommt aus der Fremde wie der Schneck, wenn er die Hörner einzieht und wieder in ſein Haus zurückgeht.

Der Herr Vater iſt alſo der Meinung ihn wieder anzunehmen? fragte der Chirurg.

Was bleibt ſonſt übrig? antwortete der Sonnenwirth. Ich wüßt' nicht, wo ich ihn in der Geſchwindigkeit hinſchicken ſollt'.

Dann kann er gleich den alten Tanz wieder anfangen, ſagte die Sonnenwirthin.

Dafür kann man ihm thun, entgegnete er. Eh' er nicht ausdrücklich verſprochen hat, daß er ſich mit der Perſon weder mündlich noch ſchriftlich mehr einlaſſen will, kommt er mir nicht in's Haus.

Ich will ihm das nach Plochingen ſchreiben, erbot ſich der Chirurg.

Braucht nichts zu ſchreiben, verſetzte der Sonnenwirth. Zuerſt muß man ja doch mit dem Amtmann reden, daß der ſeiner Heimkunſt keine Schwierigkeit in Weg legt, nachdem er nun einmal die Hand in der Sach' hat. Dann iſt's überhaupt beſſer, man gibt dem Buben gar keine Antwort und läßt ihn zappeln, er wird dadurch nur um ſo mürber.

Wart', du wirſt eine ſchöne Rechnung vom Plochinger Bärenwirth kriegen, lachte die Sonnenwirthin.

Ich hab' ihn nicht heißen in den Plochinger Bären hinliegen.

Irgendwo muß er aber doch ſein, bemerkte die Frau des Chirurgen ſchüchtern.

Warum iſt er nicht gleich hieher gekommen? entgegnete der Sonnenwirth. Wenn ich ihn auch nicht ohne Weiter's angenommen hätt', ſo hätt' man doch dafür ſorgen können daß er eine Weile wo unterkommen wär'.

Mir ſcheint's auch das Nöthigſte, daß man ſich zuerſt mit dem Amt verſtändigt, ſagte der Chirurg. Das Uebrige wird ſich finden. Er hat Verwandte hier und in der Gegend, und wird nicht im Bären bleiben, denn er weiß, daß das den Herrn Vater verdrießen muß.

Wenn nur auch der Herr Amtmann ſeinen Conſens gibt, bemerkte der Krämer, der die Nothwendigkeit fühlte, im Familienrath endlich etwas, das einer eigenen Meinung glich, zu äußern.

Es liegt ja nichts Sonderlichs wider ihn vor, verſetzte der Sonnenwirth.

Wenn's dem Herrn Vater geliebt, ſagte der Chirurg, ſo bin ich erbötig in's Amthaus mitzugehen. Ich muß nur erſt einen andern Kittel anziehen, damit ich ein wenig amtsmäßiger ausſehe.

Ja, wir wollen die Sach' lieber gleich abmachen, erwiderte der Sonnenwirth.

Als der Chirurg mit ſeiner Frau nach Hauſe ging, um ſich „amtsmäßig" anzuziehen, ſagte dieſe zu ihm: Wenn du nichts dagegen haſt, ſo will ich meinem Bruder nach Plochingen ſchreiben, will ihm auch etwas Geld ſchicken, daß er ſeine Rechnung dort zahlen kann, und will ihn nach Hattenhofen hinüber zum Vetter gehen heißen; der behält ihn ſchon etliche Zeit, und dort iſt er auch mehr abſeits, daß ihn nicht ſo viele Menſchen ſehen.

Thu das meinetwegen, ſagte ihr Mann.

Die beiden Männer gingen in's Amthaus und trugen dem Amtmann ihr Anliegen vor. Derſelbe machte ein bedenkliches Geſicht und ſagte: Ich hätte rebus sic stantibus nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, daß der halb und halb exilirte junge Menſch, ſelbſtverſtändlich unter der Bedingung künftigen Wohlverhaltens und radical gebeſſerter Aufführung, wie auch völliger Vermeidung aller Turbulenzen und Extravaganzen, aus dem Quaſi-Exil in ſein elterliches Haus zurückkehre; allein da ich nun einmal über ſeine Entlaſſung an das Oberamt berichtet habe, ſo habe ich auch über ſeine Wiederannahme die amtliche Entſcheidung nicht mehr in der Hand. Ich will jedoch an den Herrn Vogt in Göppingen ſchreiben und wohldemſelben vorſtellen, daß der junge Menſch gleichſam als verlorner Sohn und reuiger

Sünder unter die ihm von Gott verordnete Autorität ſich wieder zurückfügen wolle. Vielleicht dürfen wir uns eines günſtigen Beſcheides verſehen. Sobald ſolcher an mich herabgelangt, werde nicht ermangeln davon Meldung zu erlaſſen.

Nach einigen Tagen kam der Amtsknecht, um den Sonnenwirth zum Amtmann zu berufen. Der Sonnenwirth ſchickte nach ſeinem Beiſtand. Der Schwager hat ſchon wieder geſchrieben, ſagte dieſer, als ſie mit einander nach dem Amthauſe gingen. Diesmal ſchreibt er aus Hattenhofen, wohin er von Plochingen gegangen iſt.

Ich hab' mir's wohl gedacht, daß er ſich's nicht getrauen wird, zu Plochingen im Wirthshaus liegen zu bleiben, verſetzte der Sonnenwirth lächelnd. Was ſchreibt er denn?

Er ſchreibt beinahe noch lamentabler als das letztemal. Uebrigens ſcheinen ihm unterm Warten curioſe Gedanken aufgeſtiegen zu ſein und er traut dem Landfrieden nicht recht; denn er ſchreibt im Verlauf des Briefes: „Ich glaube, der Herr Schwager wird mich nicht nur herzulocken, damit ich möchte in Arreſt geſetzt werden, ſondern der Herr Schwager hat's noch jederzeit redlich und getreu mit mir gemeint.“

Der Sonnenwirth lachte äußerſt behaglich. Er hat Angſt, ſagte er, und da wird, hoff' ich, auch die Zucht Eingang bei ihm finden.

Gott geb's, erwiderte der Chirurg. Diesmal hat er auch das Datum richtig geſchrieben; vielleicht iſt das ein Omen, daß er auch ſonſt wieder in die Ordnung kommen wird.

Gott geb's, ſagte der Sonnenwirth.

Nun, Sein Gutedel iſt ja wieder da, Herr Sonnenwirth, begann die Amtmännin, welche diesmal zugegen war, mit ſaurem Geſicht. Der hat nicht lang' gut gethan.

Es iſt bei meinem Bruder kein Platz für ihn geweſen, mit Ihrem Wohlnehmen, Frau Amtmännin. Der hat einen halbſtudirten Hausknecht angenommen. Will auch ſehen, was da noch draus wird. Aber was will ich jetzt machen? Es iſt doch mein eigen Fleiſch und Blut, das ich nicht in der Irre laufen laſſen kann. Ich nehm' ihn aber nicht eher an, als bis er verſprochen hat, daß er die unverſtändige Liebſchaft aufgeben will.

Meinetwegen, ſagte die Amtmännin. Aber mir ſoll der Grobian nicht wieder in's Haus kommen, ich will mir keine Unverſchämtheiten mehr von ihm machen laſſen, und wenn ich nicht eine Wäſche gehabt hätte an dem Tag, wo mein Mann nach Göppingen ſchrieb, ſo wäre die Sache vielleicht nicht ſo ſchnell gegangen.

Der Sonnenwirth verlor einen guten Theil ſeiner Behaglichkeit beim Anblick dieſer fortdauernden Ungnade der Amtmännin gegen ſeinen Sohn, obgleich er die Urſache dieſes Grolls in ſeinem Herzen gebilligt hatte.

Die Antwort vom Herrn Vogt iſt angekommen, ſagte der Amtmann, der dieſelbe als eine Art Schutzwaffe gegen ſeine Frau betrachten mochte. Er nahm den Brief zur Hand, entfaltete ihn langſam, räuſperte ſich mit Wichtigkeit, und las, während der Sonnenwirth und ſein Schwiegerſohn eine ehrerbietige Haltung annahmen, mit nachdrücklicher Betonung, wie folgt: „Wohledler, inſonders vielgeehrter Herr Amtmann. Weilen mit einem jungen Menſchen ich jedesmal viel lieber überflüſſige Geduld haben als mit der äußerſten Strenge fürgehen will, ſo lang noch Hoffnung vorhanden ſein kann, es werde einer in ſich gehen, mithin in beſſere Wege und ſo obrigkeitlichen als väterlichen Gehorſam zurücktreten: ſo will ich nicht darwider ſein, daß den jungen Schwahnen ſein Vater wieder auf- und annehme. Es iſt aber Jenem mit allem Ernſt zu bedeuten, daß, ſo der geringſte neue Fehltritt wider ihn werde herauskommen, man ſolchenfalls Alt- und Neues zuſammennehmen und wider ihn mit aller Schärfe verfahren werde. Ich verharre damit unter göttlichen Schutzes Erlaſſung des Herrn Amtmanns dienſtwilligſter“ et cetera. Alſo wonach ſich zu achten! fügte der Amtmann der Vorleſung bei. Da nun meine Frau Seinen Sohn nicht gern im Hauſe ſieht, ſo will ich's unterlaſſen Solchen zu citiren, muß aber dem Herrn Sonnenwirth die Verpflichtung aufgeben, Selbigem auf's ernſtlichſte einzuſchärfen, unter welcher Bedingung einzig und allein ihn wieder zu admittiren beſchloſſen worden iſt, und daß ich bei dem geringfügigſten neuen Vorfall unverweilt gegen ihn einzuſchreiten mich bemüßigt ſehen würde.

Der Sonnenwirth verſprach ſeinem Sohn das Nöthige zu ſagen, ſowie auch dafür zu ſorgen, daß er das Amthaus meide, es wäre denn, daß er beſonders vom Herrn Amtmann vorgeladen würde. Der Amtmann pries die Milde und Menſchenfreundlichkeit des Vogts, wobei die Amtmännin einfließen ließ, die gutmüthigſten Menſchen ſeien gemeiniglich diejenigen, die ſich nicht gern viel zu ſchaffen machen. Hierauf hielt der Chirurg in redneriſcher Unterſtützung des Sonnenwirths eine lange und wohlgeſetzte Dankſagung für die große Mühewaltung, welche der Herr Amtmann auf ſich zu nehmen die Güte gehabt. Die Amtmännin ermahnte den Sonnenwirth, künftig den Stab Wehe zu gebrauchen, damit man von ſeinem Früchtlein nicht noch mehr Mühe habe. Der Sonnenwirth verſprach das Beſte und die beiden Männer empfahlen ſich in Unterwürfigkeit.

So, ſchon Alles im Reinen? ſagte die Sonnenwirthin, als ſie Bericht über ihren Gang erſtatteten. Nun ja, da kann man jetzt gleich den Verſpruch mit der Jungfer Hirſchbäurin folgen laſſen.

Das hat gute Weg', entgegnete der Sonnenwirth. Wie ich geſagt hab', dabei bleibt's. Wenn der Bub' wieder mein Haus betreten will, ſo muß er zuerſt heilig verſprechen, daß er weder mündlich noch ſchriftlich mehr etwas mit ihr zu ſchaffen haben will.

Soll ich nach Hattenhofen ſchreiben? fragte der Chirurg.

Wie wär's denn? ſagte die Sonnenwirthin, die ihm zum Schabernack wenigſtens eine kleine Ungemächlichkeit aufladen wollte. Der Herr Sohn hat ja heut ſeinen Schabes nicht. Wie wär's, wenn Er des Schuhmachers Rappen vorſpannen thät' und thät' ſich ſelber nach Hattenhofen auf den Weg machen? Er kann's ja doch nicht erwarten, bis Er Sein räudig's Schaf wieder in der Cur hat. Uebrigens denket an mich, ihr Beide: ſo lang man ſingt, iſt die Kirch' nicht aus. Ihr werdet's noch erleben, daß ich Recht behalt'.

Ich hab' ohnehin ein Geſchäft draußen, erwiderte der Chirurg, der ihr die Befriedigung nicht gönnte, daß er bloß auf ihre Veranlaſſung einen Weg von ein paar Stunden machen ſollte. Ich muß eine Weibsperſon dort ſchneiden, die ein Geſchwür im Munde hat. Für böſe Mäuler gibt's kein probateres Mittel, als unſre Inſtrumente.

Der Sonnenwirth lachte und nahm ſein Erbieten an, perſönlich mit dem Flüchtling zu reden, ihm förmlich das von dem Vater ausbedungene Verſprechen abzunehmen und ihn dann gleich aus ſeinem Zufluchtsorte mitzubringen.

Du biſt doch recht brav, ſagte ſeine Frau zu ihm, als er ſich zu

Hauſe anſchickte über Feld zu gehen. Sieh, es freut mich von ganzem Herzen, wie gut du gegen meinen Bruder biſt.

Quod medicamenta non sanant —, murmelte der Chirurg vor ſich hin und hielt wieder inne. Dann wandte er ſich zu ſeiner Frau: So lang man ſingt, iſt die Kirche nicht aus, hat deine Mutter geſagt, und mir hat ein Vögelein gepfiffen, ſie werde wohl Recht haben. Zwar, wenn dein Bruder jetzt Vernunft annimmt, ſo will ich ihm alles Gute gönnen, und will gerne dazu geholfen haben. Aber die Kugel, die bergab geht, rollt gemeiniglich ſo fort ohne Aufenthalt. Ohnehin, wenn dein Vater heut ſtirbt, ſo nimmt er morgen ſein Bauernmenſch. Meinſt du, du würdeſt nicht beſſer zu einer Sonnenwirthin taugen? Und ſollt' ich zum Wirthſchaften nicht ſo gut Geſchick haben als zum Raſiren? Deine Mutter iſt ſo giftig und höhniſch, daß ſie meinen Raſirtag meinen Schabes heißt. Ei, mir ſtände es gar wohl an, einen Ruhetag aus ihm zu machen, wenigſtens was das Bartſchaben betrifft.

Er ging, und Magdalene ſah ihm ſeufzend nach. Dieſer Seufzer mochte wohl Mancherlei zu bedeuten haben.

## 16.

Kaum war es am nächſten Tage Abend geworden, als im Bäckerhauſe Jemand eilfertig in die Stube herein ſchlüpfte. Die Bäckerin war allein; ſie ſaß im Großvaterſtuhle und hatte die Hände ſchlaff in den Schoß gelegt. Sie blickte den Eintretenden ſcharf durch die Dämmerung an. Wer iſt's? fragte ſie endlich, da ſie ihn nicht erkannte.

Grüß' Gott, Baſ', ſagte eine bekannte Stimme.

Herrjeſes, der Frieder! rief ſie. Was, ſchon wieder aus der Fremde da? Was iſt denn das? Wie geht denn das zu?

Schrecklich iſt's, erwiderte der Ankömmling, wenn man Alt und Jung, Kind und Kegel immer auf die nämlich' Frag' Antwort geben ſoll. Wo ich geh' und ſteh', greift man mich mit Fragen an und verlangt Rechenſchaft von mir, warum ich ſchon wieder da ſei. Ich will's Euch nachher Alles haarklein ſagen, aber zuerſt hab' ich eine Bitt' an Euch. Thut mir die Liebe, Baſ', und gehet, ſo groß und ſchwer Ihr ſeid, den Abend noch hinaus zum Hirſchbauer und ſaget einem von der Chriſtine ihren Brüdern, am liebſten dem Jerg, denn der ander' iſt hinter den Ohren nicht trocken, daß ich nothwendig mit ihm zu reden hab'. Ich kann mich keinem Menſchen ſonſt anvertrauen als Euch, denn der Profoß hat's in den Gliedern, heißt das, ſo weit ſie nicht hölzern ſind.

Ach Friederle, ſeufzte die Frau, ich thät's gewiß gern, aber bei mir iſt's auch mit dem Springen vorbei. Ich kann dem Profoßen mit ſeinem Gliederweh Geſellſchaft leiſten: ſeit ein paar Tagen weiß ich, warum ich immer ſo müd bin, ich hab' geſchwollene Füß'.

Wird doch das nicht ſein. Sollen denn meine beſte Freund' in ſo kurzer Zeit preſthaft werden?

Meine Mutter iſt an der Waſſerſucht geſtorben, ſagte ſie, und ich weiß jetzt auch was mir blüht. Eure Hochzeit erleb' ich ſchon nicht mehr; wenn ihr aber zuſammen kommet und vergnügt mit einander lebet, ſo ſoll mich's noch unterm Boden freuen. Dem Jerg will ich durch den Beckenbuben entbieten, daß er zu mir herkommt; denn wenn ich auch die Füß' nicht recht mehr brauchen kann, ſo iſt das Mundſtück noch gut im Gang. Was ſoll ich ihm denn ausrichten?

Ach, Baſ', Ihr machet mir das Herz ſchwer. Es wird doch ſo ſchlimm nicht ſein.

Wie Gott will. Wo ſoll ſich der Jerg einfinden?

Man paßt mir auf jedem Schlich auf. Saget meinem Schwager, und vergeſſet ja nicht, ihn ſo zu heißen, morgen um Veſperzeit oder etwas ſpäter, wenn der Tag ſich neigt, woll' ich ihn unter den Linden an der Schießmauer treffen. Den Grund, warum ich nicht zu ihm in's Haus kommen kann, und alles Andere will ich ihm mündlich ſagen.

Kann mir's ſchon denken. Es ſoll pünktlich ausgerichtet werden. Heut Abend muß er noch zu mir kommen.

Hierauf erzählte er ihr, wie ſeine Reiſe abgelaufen und unter welcher Bedingung er in ſein väterliches Haus zurückgekehrt ſei. Dann ſprach er ihr von den Vorſätzen, an welchen er gleichwohl in Betreff ſeiner Liebſten feſthalten werde, unterbrach ſich aber bald mit den Worten: Ich ſeh' wohl, Ihr habt Ruh' nöthig, und ich darf nicht lang ausbleiben. Gott tröſt' Euch, Baſ', ich dank' vielmals für die Freundſchaft, und will bald wieder nach Euch ſehen.

Die beiden Schwäger, wie ſie ſich nannten, begrüßten ſich den folgenden Abend an dem verabredeten Orte aufs Herzlichſte. — Wir haben ſchon gewußt, daß du wieder da biſt aus der Welt, ſagte Chriſtinens Bruder, der nach Bauernart nicht ſogleich den eigentlichen Zweck der Zuſammenkunft berührte. Das Chriſtinele hat vor Freuden geweint. Jetzt ſag' mir nur auch, wie iſt's dir denn gangen da draußen?

So ſo, la la, antwortete Friedrich. Die Leut' wären ſchon recht, aber 's iſt eben Alles ganz anders als bei uns. Da ſchnurrt Jedermann nur ſo an Einem vorbei und läßt Einem das Nachſehen; und wenn einer ſo im Vorbeiſchießen was an dich hinwelſcht, — bis dir eine Antwort eingefallen iſt, iſt der ſchon über alle Berg'. Dann können ſie doch auch wieder recht geſellſchaftlich ſein, ſonderlich die in Sachſenhauſen; und wenn ſie dich gern haben, ſo geben ſie dir die gröbſten Schimpfreden, über die's bei uns zu Mordhändeln käm'. Bei ihnen aber iſt das aus Freundſchaft gered't, und wenn ſie dich ein ſchlecht's Luder heißen, ſo iſt das lauter Liebe und Güte. Die in Frankfort, die auch viel 'rüber kommen ſind, und wir zu ihnen 'nüber, die ſind feiner, aber ſie hänſeln und föppeln Einen gern, und in ihrer ſchnellen, ſpitzigen Sprach' kann dir das in die Naſ' fahren wie ein Pfeil. Wiewohl, ich bin ihnen auch nichts ſchuldig blieben. Einmal haben ſie mich gefragt, wie man denn im Schwabenland die Holderküchle — Holderküchelche ſagen ſie — macht. Ich hab' aber gleich gemerkt, daß ſie bloß ihren Spott mit mir treiben wollen, und hab' ihnen erzählt, man mach' das Feuer und den Teig grad unter dem Holderbaum an, und zieh' dann einen Zweig um den andern mit dem Bluſt nur in den Teig 'runter und laſſ' wieder ſchnappen, dann hängen die Küchelche am Baum, wie wenn ſie dran gewachſen wären.

Jerg lachte unmäßig. Wenn ſie das glaubt haben, ſo müſſen ſie rechtſchaffen dumm ſein.

Nein, dumm ſind ſie grad nicht. Sie haben eben arg drüber gelacht. Jetzt wollen wir aber von andern Dingen reden, Jerg, denn wir ſind hier nicht zuſammen kommen, daß ich dir Späß' vormach', ſondern mir iſt's Ernſt, und das bitterer. Sieh, ich bin noch ganz der Nämlich' gegen euch, wie da ich gangen bin, aber die Sach' iſt ein wenig anders worden. Zuerſt und vor allem andern muß ich dir ſagen, daß ich der Chriſtine mein Wort halt', der Schein mag ſein wie er will.

Das kannſt ihr ja ſelber ſagen, Frieder, ſagte Jerg mit ſchlauem Lächeln.

Nein, Jerg, das iſt's ja eben. Sieh, ich will und muß dir's frei heraus bekennen, daß ich hab' verſprechen müſſen, mit deiner Schweſter weder mündlich noch ſchriftlich etwas zu haben.

Das iſt freilich ein ander Ding, ſagte Jerg.

Hör' mich vor aus. Wenn ich nichts mehr von ihr wollt', ſo hätt' ich mir's erſparen können mit dir zu reden; aber darum grad' hab' ich dich ja hieher beſtellt, denn mit dir iſt mir's nicht verboten.

So red', daß man weiß, wie man mit dir dran iſt.

Sieh, Jerg, wie ich die Stell' bei meinem Vetter beſetzt gefunden hab', und iſt meines Bleibens nicht geweſen, da iſt mir die Welt auf einmal vorkommen, wie ein groß Waſſer, in das ich geſtoßen bin und untergeſunken bis an Hals. Ich hab' auch die Welt erſt kennen lernen und hab' jetzt eingeſehen, daß es nicht ſo leicht iſt in dem Waſſer zu ſchwimmen, als ich vorher gemeint hab', und hab' keine Gelegenheit hinausgelaſſen, mit verſtändigen Leuten drüber zu reden, die in der Welt herumgekommen ſind. Sieh, überall iſt Alles zünftig, und da kann man nicht ſo hinein ſitzen wie man will. Das kann nur der, der ein Geſchäft ererbt oder ſo viel Geld hat, um ſich eins zu kaufen. Andere ſchlupfen hinein, indem ſie eine Meiſterstochter oder Wittwe heirathen, und dabei muß man oft ein Aug' zudrucken und dem Teufel ein Bein brechen, auch oftmals einen krummen Buckel machen, bis man Allen recht iſt, die ein Wort mitzureden haben, oder man muß gar zum ſchlechten Kerl werden, ſeinen Eid brechen und ſeinen Schatz ſitzen laſſen, vielleicht mit dem Kind dazu. Wieder Andere kommen gar nicht hinein und bringen's ihr Lebtag zu nichts. Ich hab' glaubt, wenn ich die Chriſtine nachkommen ließ' und thät' ihr einen Dienſt verſchaffen, ſo könnten wir, jedes in ſeinem Dienſt, nach und nach einiges erübrigen und einander zuletzt heirathen. Aber

Kutz Mulle, blaſ' Gerſten, da könnten wir dienen und ledig bleiben unſer Leben lang. Ja, wenn mein Vetter mich hätt' bei ſich behalten können und hätt' mich vielleicht lieb gewonnen, der hätt' mich auf die ein' oder ander' Art verſorgen können, ſo daß ich gar nicht mehr zurückgekommen wär' und die Chriſtine auswärts geheirathet hätt'. So aber iſt das nichts geweſen, und ich bin auf einmal rath- und hilflos dageſtanden in der weiten Welt. Mein Vetter hat mich zwar liebreich gehalten und hat mich heißen als Gaſt bleiben; aber ich bin mir eben fremd vorkommen und hab' ihm nicht in die Länge beſchwerlich ſein wollen. Ich ſag' dir, Jerg, ich bin dir ganz verzagt geweſen und hab' nicht mehr gewußt, wo aus noch wo ein, grad' wie ein Kind, das aus ſeinem Bett gefallen iſt und tappt in der Nacht herum und kommt nicht mehr zurecht, oder wie Einer, der das Waſſer am Kinn ſpürt und keinen Boden unter den Füßen mehr, und in der Angſt nach einem Strohhalm langt. Du magſt vielleicht denken, ich hätt' doch verſuchen ſollen, anderswo in der Fremde in einem Dienſt unterzukommen. Aber ich hab' kein Glück; das hab' ich gleich geſehen, wie's bei meinem Vetter nichts geweſen iſt. Und wenn ich bei fremden Leuten in Dienſt gangen wär', ſo hätt' ich damit eine große Scheidewand zwiſchen mir und meinem Vater aufgerichtet und hätt' ihm gezeigt, daß ich ihm Trotz bieten will; wenn mir's nachher in der Welt nicht geglückt wär', wie's wahrſcheinlich iſt, ſo wär' mir die Heimath zugeſchloſſen geweſen und ich hätt' der Chriſtine zweimal nicht Wort halten können, was mir doch die Hauptſach' iſt. Auch iſt mir's durch den Kopf gefahren, beweiſen kann ich's freilich nicht, daß des Gerichtsſchreibers Sohn von Boll, der mich bei meinem Vetter verdrängt hat, weil er ſchon vor mir Anwartſchaft gehabt hab', daß der vielleicht meinem Vetter einen Floh in's Ohr geſetzt hat —

Er ſtockte. Von wegen deiner Liebſchaft? meinte Jerg.

Nein, ſagte Friedrich und ließ die Stimme ſinken: er hat's ihm vielleicht geſteckt, ich ſei nicht ganz hautrein und ſei ſchon in Ludwigsburg geweſen.

Das wär' aber lüderlich, das wär' ſchlecht! ſagte Jerg.

Ich trau' ſo einem Schreibersſöhnle nicht viel Gut's zu; er hat vielleicht beſorgt, ich könnt' ihm doch vielleicht noch den Rang ablaufen, und das wär' auch keine Kunſt für mich geweſen. Kurzum, ich bin auf einmal wie an der Welt End' geſtanden, wo ſie mit Brettern vernagelt iſt, und hab' mir ſagen müſſen, daß da eben nichts übrig bleibt, als umkehren und gute Wort' geben. Wie ich dann vollends bedacht hab', was das einen Spott und ein Gelächter geben wird, wenn ich ſchon wieder komm', und hab's doch nicht anders machen können, wenn ich nicht alle Brücken zwiſchen mir und meinem Schatz hab' abwerfen wollen, da iſt mir der Muth ganz und gar geſunken und hab' nichts mehr vor Augen geſehen, als daß ich eben jetzt alle Schmach muß auf mich nehmen und zu Kreuz kriechen. Herr Gott, wie ich noch ein Bub' geweſen bin und hab' Schläg' kriegt, da hab' ich nicht gemurt und hab' ſagen können: ich will noch mehr! daß mein Vater ſchier verzweifelt iſt. Und jetzt, wo ich groß bin, hab' ich dir Brief' nach Haus geſchrieben — Brief' — ich ſag' dir, Jerg, der jämmerlichſt' Bettler ſchreibt nicht erbärmlicher und demüthiger. Aber ich hab' eben gar nichts anders mehr gewußt, und — die Heimath iſt halt doch das Beſt' in der Welt. Doch hab' ich bloß Gehorſam verſprochen. Aber das hat mich nichts genutzt. Wie man einmal geſehen hat, daß ich gehörig mürb' bin, und das iſt kein Wunder, denn ich hab' den Amtmann auch noch auf'm Hals gehabt, da hat man mich noch weiter trieben. Ich bin nicht eher angenommen worden, als bis ich buchſtäblich verſprochen hab' — ich hab' dir's ja ſchon geſagt und will's nicht wiederholen.

Und was ſoll ich ihr jetzt ſagen? fragte Jerg.

Was ich meinem Vater verſprochen hab', das halt' ich ihm, aber ich halt' auch, was ich deiner Schweſter verſprochen hab', und das geht vor, denn es iſt ein älteres Verſprechen. Auch hab' ich keineswegs geſchworen, daß ich ſie in alle Ewigkeit nicht mehr ſehen, noch ihr ſchreiben wolle, und noch weniger hab' ich geſagt, ich wolle mein Herz von ihr abziehen und ihr mein Wort brechen. Zwiſchen uns bleibt Alles im alten Recht. Sag' ihr nur, ſie ſolle etliche Zeit Geduld haben, wie ich mich auch gedulden muß. Ich muß erſt wieder feſten Boden unter den Füßen haben, damit ich in Ruh' ſehen kann, wie Has lauft, und kann Zeit und Gelegenheit walten laſſen. Vielleicht wächſt der Art von ſelber ein Stiel. Sag' ihr, jedenfalls nehm' ich keine Andere, und wenn ich Haus und Hof dahinten laſſen müßt' oder müßt' alt und grau mit ihr werden, bis wir vor den Altar kommen.

Das muß ihr für jetzt genug ſein. Und deinem Vater ſag', es bleib' bei unſrer Abred', und er ſoll' ſie bei ſich behalten, wie wir ausgemacht haben, bis etliche Zeit verſtrichen iſt; ſowie ich wieder ein wenig zu Kräften komm', will ich ihn dafür ſchadlos halten. Du aber verſprichſt mir, daß wir uns je und je im Beckenhaus treffen, damit ich Nachricht von meinem Schatz hab'; denn du biſt jetzt mein Mündlich's und mein Schriftlich's mit ihr.

Bleib's dabei, ſagte Jerg.

Und jetzt ſag' mir noch eins, offen, Aug' in Aug': glaubſt du meinen Worten und willſt du dich bei den Deinigen und bei deiner Schweſter für mich verbürgen, daß ich's noch ſo treulich mein' wie ſonſt, trotzdem daß der Schein gegen mich iſt? Die Hand drauf, Schwager, Bruderherz?

Ja, ich glaub' dir, da haſt meine Hand.

So, jetzt geh' ich mit leichterem Herzen heim. Gut' Nacht, und grüß' mir mein' Schatz viel tauſendmal.

## 17.

Bald genug ſollte Friedrich's Ahnung, daß der natürliche Gang der Dinge von ſelbſt zwiſchen zwei widerſtreitenden Verſprechen entſcheiden werde, in Erfüllung gehen.

In der Stellung des dienenden Sohnes, in die er zurückgetreten, waren ihm ein paar Monate leer und trüb dahingegangen, ohne daß ſeine Herzensangelegenheit einen weiteren Zuſammenſtoß zwiſchen ihm und ſeinem Vater verurſachte. Dieſem genügte es, ſeinen Sohn der herrſchenden Sitte gemäß ehrlich und chriſtlich, wie die ſtehende Redeweiſe der Zeit ſich ausdrückte, erzogen zu haben, und er meinte ſeine ganze Verantwortlichkeit abgethan, wenn er einem Irrweg deſſelben die einfache Schranke des väterlichen Verbotes entgegenſetzte. Er glaubte ihm weder die Gründe, durch welche ein älterer Freund die unerfahrene Jugend manchmal von einem Fehlgriff abzuhalten vermag, noch die Achtung vor der Freiheit des menſchlichen Willens ſchuldig zu ſein, der über ſich ſelbſt zu verfügen berechtigt iſt, und wenn er auch den Einſatz mit dem Preiſe der ganzen Zukunft bezahlen müßte. Was Wunder, wenn der Sohn für dieſes ſtarre Nein, das er von Anfang an vorausgeſehen, ein eben ſo ſtarres Ja in Bereitſchaft hatte, deſſen zeitweilige Hintanhaltung eben jenen Waffenſtillſtänden glich, die man im Kriege nur deßhalb ſchließt, um bei einer vortheilhaften Gelegenheit wieder losſchlagen zu können. Er hielt buchſtäblich Wort und vermied in dieſer ganzen Zeit jedes Zuſammentreffen mit Chriſtinen. Auch beſuchte er keinen Tanz, denn er wußte wohl, daß er ſie daſelbſt nicht finden würde. Ich will ſie lieber ſo lang gar nicht ſehen, ſagte er zu Jerg, denn einander ſehen und nichts von einander haben, das thut viel weher; ſag' ihr nur, ſie ſoll' derweil fleißig an mich denken, ich werd' das im Arm oder noch beſſer im Herzen ſpüren. Er traf häufig mit ihm im Bäckerhauſe zuſammen; das einemal ſprach er luſtig mit ihm dem Grillengifte zu und bekannte, daß er erſt jetzt einſehe, wie richtig er es getauft habe; das andremal ſah man die Beiden lange Zeit mit einander flüſtern, wobei Chriſtinens Bruder Nachrichten von bedenklicher Art zu bringen ſchien, welche Friedrich gelaſſen aufnahm und, nach ſeiner Miene zu ſchließen, mit ermuthigenden Zuſicherungen beantwortete. Die Bäckerin, die kränkelnd im Sorgenſtuhle ſaß, beobachtete ſolche Unterredungen mit Kopfſchütteln und ſprach gegen ihren Mann die nämliche Vermuthung, die der Chirurg in einem lateiniſchen Citat angedeutet hatte, mit deutſchen Worten aus.

Allmählich begann auch im Flecken ein neues Gemurmel umzulaufen, das zuerſt von den jungen Mädchen aufgebracht und bald auch durch die Pfarrmagd vom Brunnen in den Pfarrhof überliefert wurde. Man ſtichelte und ſpottete, daß Chriſtine nicht mehr aus dem Hauſe zu gehen wage, woran ſie doch ſehr klug that, denn ſie hatte, als ſie ſich zuletzt auf der Straße blicken ließ, bemerkt, daß man mit Fingern hinter ihr her deutete. Der Fiſcher aber hatte niemals ein ſo reiches Geſchenk aus der Sonne heimgetragen, als an dem Tage, wo er der Sonnenwirthin berichtete, was über die Tochter des Hirſchbauers geziſchelt und gemunkelt wurde.

Eines Abends kam der Bäckerjunge zu Friedrich in die Sonne und hinterbrachte ihm heimlich, der Jerg ſei im Bäckerhauſe und laſſe ihm ſagen, daß er doch gleich hinkommen möchte, denn er habe etwas Dringendes mit ihm zu reden.

Du, 's iſt Feuer im Dach — mit dieſen Worten empfing ihn ſein Geſelle, als Friedrich ſich zu ihm ſetzte — meine Schweſter iſt auf morgen vor Kirchenconvent geladen.

Gottlob! rief Friedrich, jetzt kommt's doch endlich zum Treffen! Sag' ihr nur, ich werd' noch heut bei ihr ſein.

Er trank ſchnell aus und eilte nach Hauſe zurück. Da er ſeinen Vater mit Eſſen beſchäftigt fand, ſo ſetzte er ſich in eine dunkle Ecke, wo er wartete, bis derſelbe fertig ſein würde.

Was haſt? Was guckſt? Haſt Hunger? fragte dieſer, den ſeines Sohnes auf ihn gerichteter Blick beunruhigte.

Nein, Vater, ich muß Euch etwas ſagen, und will Euch nicht über'm Eſſen ſtören, weil ich weiß, daß Ihr das nicht leiden könnt.

Der Alte, der etwas neugierig war, beſchleunigte ſeine Mahlzeit. Nun, was iſt's? fragte er dann, vom Tiſch aufſtehend.

Friedrich ſtand gleichfalls auf. Vater, ſagte er, ich hab' Euch verſprochen, mit der Chriſtine keinen Verkehr mehr zu haben, weder ſchriftlich noch mündlich, und hab' das auch ſtreng gehalten bis daher. Jetzt aber iſt an der Sach' ein ander's Trumm aufgangen, die Chriſtine iſt vor Kirchenconvent citirt —

Lüderlicher Hund! ſchrie der Alte und hob die Hand auf, ließ ſie aber alsbald wieder ſinken, da er gewahrte, daß ſein Sohn, ohne einen Schritt vor dem Schlage rückwärts zu weichen, in drohender, entſchloſſener Haltung vor ihm ſtand. Es kam ihm erſt jetzt klar zum Bewußtſein, daß er eigentlich immer eine geheime Furcht vor ihm gehabt habe.

Incommodirt Euch nicht, Vater, ſagte Friedrich, über das bin ich hinausgewachſen, und was das Schimpfen betrifft, ſo weiß ich, daß Ihr auch jung geweſen ſeid — Ihr werdet mich verſtehen.

Sprichſt du ſo mit deinem Vater? ſchrie der Sonnenwirth, der wüthend und zugleich in einiger Verwirrung durch die Stube hin und her lief. Seine Frau hatte ihm von ihrer ausgekundſchafteten Neuigkeit nichts mitgetheilt, ſei es, daß ſie eine für den Stiefſohn beſonders ungünſtige Gelegenheit abwarten oder, daß ſie ihren Mann von dem amtlichen Verlauf der Sache überraſchen laſſen wollte.

Mein Sprechen, ſagte Friedrich, hat keine weitere Abſicht, als daß mein Vater ein billig's Einſehen haben ſoll, und wenn auch nur in dem Punkt, daß ich nothwendig mit dem Mädle reden muß, eh' ſie vor die Herren kommt, denn ſonſt weiß ich ja gar nicht, was ſie dort ausſagt.

Der Alte hielt in ſeinem Toben inne. Wenn du das Menſch dahin bringen kannſt, daß ſie nicht auf dich ausſagt, verſetzte er, ſo kannſt mit ihr reden, ſo viel du willſt. Aber das wiederhol' ich dir, und will dich erinnert haben, daß ich dir's ſchon einmal geſagt hab', glaub' nur nicht, ich hätt' einen Kreuzer übrig, um dir aus ſolchen Streichen herauszuhelfen. Find' du ſie ab wie du kannſt und friß aus was du mit ihr eingebrockt haſt, — ich helf' dir nicht dabei.

Für's Abfinden wär' ja noch mein Mütterlich's da, erwiderte Friedrich, und ſo braucht' ich Euch nicht zur Laſt zu fallen.

Da wird viel übrig ſein, höhnte der Alte, wirſt weit damit ſpringen nach ſolchen Sprüngen, die du ſchon gemacht haſt.

Ich will jetzt nicht darüber ſtreiten, ſagte Friedrich, ich bin zufrieden, daß Ihr mir mein Wort zurückgegeben habt und daß ich mit dem Mädle reden kann, ohne wortbrüchig zu werden.

Er brach ſchnell ab, um weitere Erörterungen zu vermeiden. Als er ſich entfernt hatte, erzählte der Sonnenwirth ſeiner Frau, die aus der Küche kam, was zwiſchen ihm und ſeinem Sohn verhandelt worden war.

Du haſt den Gaul am Schwanz aufgezäumt, ſagte ſie, daß du ihm ſein Wort zurückgibſt. Jetzt geht das alt' Luderleben wieder an. Und dazu den Schimpf und die Schand'! — Sie wußte ſo gut zu lamentiren, wie er vorhin zu toben gewußt hatte.

Er hat verſprochen, das Mädle 'rumzubringen, daß ſie nicht auf ihn ausſagt, erwiderte der Sonnenwirth.

Seine Frau trat voll Verwunderung einen Schritt zurück. Sie hatte beſſer von ihrem Sohne gedacht und fühlte ſich durch dieſe Mittheilung ſonderbar überraſcht. Wär's möglich? ſagte ſie. Aber ſieh zu, das ſind am End' faule Fiſch'.

Gelogen hab' ich nicht, murmelte Friedrich bei ſich, während er den lange nicht betretenen Weg zu Chriſtinen einſchlug. Was kann ich dafür, daß mein Vater mit ſo ſchlechten Gedanken umgeht.

Es war als ob er in ein Trauerhaus käme, als er in die Stube des Hirſchbauers trat. Die Alte heulte bei ſeinem Anblick laut auf und fuhr ſich in die Haare, als ob ſie ſie ausraufen wollte, und der kleine weißköpfige Bube, der ſich an ihrem Rocke hielt, heulte vor Angſt mit, ohne von dem Vorgang etwas zu verſtehen. Der Bauer, ohnehin von Alter und Mangel erſchöpft, ſaß ganz gebeugt und gebrochen auf einem ſchadhaften Stuhl am Ofen; ſeine beiden älteren Söhne lehnten ernſthaft, doch ohne ſichtbare Betrübniß neben ihm an der Wand. Chriſtine aber flog, gleichfalls lautweinend, dem Ankömmling entgegen. Mein Frieder, mein Frieder! ſchrie ſie an ſeinem Halſe. Biſt endlich da? Sieh, ich kann mein Elend auf keinem Berg überſehen!

So bleib' im Thal, erwiderte er.

Jetzt treibt er noch ſein Geſpött' mit uns, ſagte der Alte mit dumpfer, ſinkender Stimme.

Nein, alter Vater, erwiderte Friedrich, indem er Chriſtinen um den Leib haltend zu ihm trat und ſeine Hand mit Gewalt faßte, 's iſt mir jetzt nicht eben ſpöttiſch zu Muth, aber ich ſeh' nur nicht ein, was es für ein Jammer ſein ſoll, daß ich jetzt endlich vor den Herren und vor der ganzen Gemeinde erklären kann, daß ich mich mit der Chriſtine in allen Treuen verſprochen hab' und ſie heirathen will. Und das ſagſt du morgen vor Kirchenconvent, Chriſtine, und gibſt Alles an, wie's wahr iſt, und ſagſt unverhohlen, ich ſei der Vater zu dem Kind, das du unterm Herzen trägſt. Heulet doch nicht ſo, wandte er ſich zu der Alten, die bei dieſen Worten wieder in ein lautes Geſchrei ausbrach, das iſt eine natürliche Sach', wer A geſagt hat, muß auch B ſagen, und mich wundert's nur, daß die Leut' noch ſo ein Zetermordio drüber verführen können, da es doch ſo oft und allerorten vorkommt. Es iſt nur bis das Kränzle verſchmerzt iſt. Sehet einmal die Kinder an, die das Kyrie nicht abgewartet haben, und vergleichet ſie mit den andern, die rechtmäßig kommen ſind. Iſt ein Unterſchied zwiſchen ihnen? Und macht man noch einen Unterſchied zwiſchen einer Frau, die vor zehn, zwanzig Jahren am Mittwoch hat vor den Altar ſtehen müſſen, und einer, die ihr Kränzlein in Ehren, wie ſie's heißen, vor den Menſchen, aber vielleicht nicht vor Gott getragen hat? Wenn einmal Gras drüber gewachſen iſt, ſo verzollt Jedermann die Ein' für ſo gut wie die Ander', und denkt Keine mehr dran; ja es iſt ſchon oft gnug vorkommen, daß Eine, ſtatt an ihre Vergangenheit zurückzudenken, ihre jüngeren Leidensſchweſtern auf's bitterſte verfolgt hat und iſt noch liebloſer mit ihnen umgangen, als Eine, der man nichts hat vorwerfen können. So darfſt du's einmal nicht machen, Chriſtine, ſonſt halt' ich dir einen Spiegel vor, in dem du etwas ſchauen kannſt, was dir ſolch ein unchriſtlich's Betragen verbieten ſoll.

Er iſt doch ein ſündhafter Menſch, ſagte der Hirſchbauer, den übrigens Friedrich's Reden ſichtlich aufgerichtet hatten. Die Alte aber verharrte in ihrer Troſtloſigkeit und ſchalt ihn heftig, daß er es mit einer ſo wichtigen Sache, wie das Ehrenkränzlein, ſo leichtfertig nehme.

Von wem hab' ich das gelernt? entgegnete er. Bei armen Leuten freilich, die das Strafgeld nicht aufbringen können, iſt's etwas Wichtig's, weil ſie dann einen Schimpf auf ſich nehmen müſſen, der nicht ſo bald wieder von ihnen abgeht. Von den Vermöglicheren aber ſteckt die Herrſchaft das Geld dafür ein, und was ich mit Geld bezahlen kann, das kann ich doch nicht ſo ſchwer nehmen. Jetzt ſaget ſelber, wer handelt und redet leichtfertig, die Herren oder ich?

Ja, wenn mein Kind ſchellenwerken müßt', ſagte der Bauer, das thät' mich vollends unter den Boden bringen.

Dafür bin ich noch da, verſetzte Friedrich. Ihr werdet doch nicht glauben, ſo lang ich noch einen Kreuzer hab', werd' ich's zulaſſen, daß mein künftig's Weib die Straf' mit dem Karren abverdienen muß.

Wenn Er nur auch auf Seinem Sinn bleibt! ſeufzte die Alte, die ſich nach und nach gleichfalls ein wenig zufrieden gab.

Er that ſeine reiche Schatzkammer von Schwüren und Betheurungen auf und ſpendete nicht karg daraus. Sein zuverſichtliches Weſen beruhigte die Familie allmählich, wie ſeine Erſcheinung Chriſtinen ſchon längſt beruhigt hatte. Ungeſcheut zog er ſie zu ſich nieder und ſaß am Tiſche, als ob er nach längerer Abweſenheit ſich mit ſeinem Weibe auf Beſuch bei den Schwiegereltern befände. Er ließ Wein kommen und ſteckte mit Hilfe deſſelben Alle durch ſeine muntere Laune an. Der alte Hirſchbauer, wenn er auch noch von Zeit zu Zeit den Kopf ſchüttelte, ließ ſich doch durch ſeine unbefangene Art, die Dinge anzuſehen und anzufaſſen, einmal über's andre zum Lächeln bringen; die beiden Söhne aber, durch Friedrich's herzhaftes Auftreten ganz und gar gewonnen, erfüllten die Stube mit Gelächter über die luſtigen Einfälle, die er zum beſten gab. Die Bäuerin, nachdem ſie den peinlichen Theil des Geſprächs einmal überſtanden und hinter ſich liegen hatte, ſuchte ihre Neugier zu befriedigen und ließ ſich von ſeiner weiten Reiſe erzählen, wobei der kleine Wollkopf an ſeinen Lippen hing und mit aufgeriſſenem Munde in die zunehmende Heiterkeit einſtimmte, die er ſo wenig begriff, als er zuvor den Jammer begriffen hatte. Chriſtine aber lehnte ſich ſelig und durch kein elterliches Verbot geſtört an ihren Liebſten an; es war ihr wie ein Traum, daß er ihrer Unglücksahnung zum Trotze ſo bald wieder zurückgekommen und dennoch ſo lange für ſie nicht auf der Welt geweſen war. Jetzt aber war er ihr auf einmal wie ein Stern gerade in der ſchwärzeſten Nacht aufgegangen, und ſie vergaß das Elend, das ihr vorhin ſo unüberſehbar gedäucht hatte, vergaß, daß ſie morgen vor dem geiſtlichen Gericht erſcheinen ſollte, um ſich zu verantworten wegen der Miſſethat, die ſie aus Liebe zu ihm begangen hatte.

# 18.

Morgens in aller Frühe war Friedrich ſchon wieder bei Chriſtinen, um ihr die Stunden der Angſt bis zu dem Gange, den ſie dieſen Vormittag anzutreten hatte, zu vertreiben, noch mehr aber um vor der öffentlichen Erklärung, welche er zu geben beabſichtigte, jeder Unterredung mit ſeinem Vater auszuweichen, der wirklich zu glauben ſchien, er werde, in den Lauf der Welt ſich fügend und von der Unmöglichkeit einer andern Handlungsweiſe übermannt, ſein Mädchen die ganze Verantwortlichkeit für das Geſchehene allein tragen laſſen.

Die gefürchtete Stunde war endlich angebrochen. Er nahm Chriſtinen an der Hand und führte ſie mit tröſtlichen Worten von ihren Eltern fort. Arm in Arm ging er mit ihr durch den Flecken, und die lachende Frühlingsſonne, die zu dem Gange ſchien, beſtärkte ihn in dem Glauben, daß die himmliſchen Mächte ob dieſer Liebe nicht zürnten. Er trat aufrecht wie ein Sieger neben Chriſtinen einher, die mit niedergeſchlagenen Augen an ſeiner Seite ging, und die Leute, die ihnen begegneten, machten zwar verwunderte Geſichter, wagten aber doch erſt, nachdem das Paar vorüber war, die Köpfe zuſammenzuſtecken und einander ihre ſpöttiſchen Bemerkungen mitzutheilen. Am Rathhauſe ließ er ihren Arm los: So, jetzt mußt dein' Strauß allein ausfechten, ſagte er, aber wenn ich gleich nicht dabei ſein darf, ſo hab' nur guten Muth, du weißt ja, daß ich nicht weit bin und dir nachher im Protokoll beiſpringen werd'; hier unten will ich deiner warten. — O Frieder, wie iſt mir das Herz ſo ſchwer, und ich ſchäm' mich ſo vor den Herren, erwiderte ſie. — Hätt' faſt was geſagt! rief er und trieb ſie die Treppe hinauf: ſchämt ſich eine Braut auch zur Hochzeit zu gehen? Sei du froh, daß wir endlich einmal wenigſtens im Kirchenconventsprotocoll mit einander copulirt werden!

Er wartete lange unter dem Rathhauſe. Da er ſich den neugierigen Blicken der Pfarrerin ausgeſetzt ſah, die von ihrem Fenſter auf ihn herabſchaute, ſo wechſelte er ſeinen Standort, doch ſo, daß er immer die Thüre des Rathhauſes im Auge behielt. Allein er mußte von manchem Vorübergehenden neugierige Fragen aushalten, denn auf dem Lande ſteht man nicht ungeſtraft an einer Ecke ruhig ſtill, und beinahe hatte er die Geduld verloren, als nach einer vollen Stunde Chriſtine auf der Rathhausſtaffel erſchien und ſich nach ihm umſah. Er winkte ihr. Du haſt aber lang gemacht, ſagte er verdrießlich, ich glaub', du haſt Alles, was ſich ſeit deiner eigenen Geburt zugetragen hat, gebeichtet. — Was kann denn ich dafür? erwiderte ſie. Halt' dich nur parat, der Büttel folgt mir auf'm Fuß, ich hab's noch gehört, wie er Befehl erhalten hat, dich vorzuladen. — Wart' am Bach drüben auf ch, ſagte er, da gehen nicht ſo viel Leut'. — Sie eilte von ihm weg, froh, aus der Nähe des Rathhauſes zu entkommen. Kaum war ſie verſchwunden, ſo kam der Schütz heraus und winkte ihm. Er erſpart mir einen Gang, ſagte er. — Und einen Schoppen? lachte Friedrich. — In der Sonne, erwiderte der Schütz grinſend, hätt' ich, ſchätz' wohl, heut' keinen bekommen, das Geſchäft trägt's nicht aus. Uebrigens iſt hier keine Zeit nicht zu verlieren, Er iſt vor löbliches Kirchenconvent citirt und hat ohne Aufenthalt zu erſcheinen. — Das kann geſchehen, erwiderte Friedrich und ging die Treppe hinauf.

Als er an der Thüre des Rathhauszimmers auf ſein Klopfen keine

Antwort erhielt, trat er muthig ein und wünſchte einen guten Morgen, blieb jedoch an der Thüre ſtehen. An dem Tiſche mit geſchweiften Füßen, über welchem ein neugemaltes Bild der Juſtitia hing, ſaß der Pfarrer obenan, neben ihm der Amtmann, dann der Anwalt, der als Untergeordneter des Amtmanns die Schulzenſtelle verſah, nach dieſem ein Mitglied des Gemeindegerichts und zuletzt der Heiligenpfleger. Dieſe zuſammen bildeten das gemiſchte Collegium der Kirchencenſur, deſſen vorherrſchend geiſtlicher Charakter, ungeachtet der weltlichen Beimiſchung, in ſeinem Namen und im Vorſitze des Pfarrers zu erkennen iſt. Das Magiſtratsmitglied, das über dem Heiligenpfleger ſaß, blickte den Eintretenden beſonders finſter an: es war ſein Vormund, der ſich nicht wenig ſchämte, ſeinen Pflegeſohn unter ſolchen Umſtänden im Verhör zu erblicken. Der Pfarrer räuſperte ſich. Tret' Er näher daher, ſagte er. Friedrich trat einige Schritte vor. Es iſt mir, begann der Pfarrer, von chriſtlich denkenden Leuten, welchen Aergerniß in der Gemeinde leid iſt, fürgebracht worden, wie daß die Chriſtina, des Hans Jerg Müller's, Bauren, Tochter, im Geſchrei ſei, daß ſie mit einem Kinde gehe. Als ſie daher vor dieſes löbliche Cenſurgericht fürgeladen worden, hat ſie ihre Schwangerſchaft nicht leugnen können, und auf Befragen, mit wem ſie ſich göttlichen und menſchlichen Geſetzen zum Trotz vergangen, hat ſie Ihn als Vater zu ihrem Kind angegeben. Iſt das wahr?

Ja, Herr Pfarrer und ihr Herren Richter! ſagte Friedrich mit feſter Stimme, ſo daß Alle einander betroffen anſahen und dann mit Abſcheu auf den jungen Menſchen blickten, der mit einem ſo unerhörten Tone ſeine Schuld bekannte. Die Freudigkeit, die aus ſeiner Stimme klang, wurde von dieſen Männern, die in den herkömmlichen Bräuchen und Sitten aufgewachſen waren, als eine ſchamloſe Frechheit angeſehen.

Hat Er keinen Verdacht, fuhr der Pfarrer fort, daß ſie vielleicht noch mit andern Burſchen zugehalten hat?

Nein, Herr Pfarrer, das hat meine Chriſtine nicht gethan.

Seine Chriſtine! ſagte Friedrich's Vormund unwillig und höhniſch zum Heiligenpfleger.

Sie gibt an, fuhr der Pfarrer fort, Er habe ihr die Ehe verſprochen. Iſt das wahr?

Ja, Herr Pfarrer, und mit heiligen Eiden.

Saubere Eide! ſagte der Pfarrer und las aus dem vor ihm liegenden Protokoll: „Er habe ihr die Ehe mit vielen Verpflichtungen verſprochen; wenn er ſie nicht behalte, ſo ſolle das erſte Nachtmahl ihm das Herz abſtoßen.“ Iſt dem ſo?

Ja, Herr Pfarrer, accurat ſo hab' ich geſagt, antwortete Friedrich ganz vergnügt, daß Chriſtine durch dieſe Ausſage ſeine redliche Abſicht ſo klar dargelegt hatte.

Er Gottesläſterer! fuhr der Pfarrer auf, heißt das ein heiliger Eid, wenn man den Namen Gottes oder ſeines heiligen Sacramentes ſo unnütz und ruchlos führt? Ich muß es dem Herrn Amtmann anheimgeben, ob er es nicht ſeines Amtes hält, gegen dieſen offenbaren Frevel vorzufahren.

Für Sein Fluchen und Schwören, nahm der Amtmann gegen Friedrich gewendet das Wort, iſt Ihm hiemit ein Pfund Heller angeſetzt, unangeſehen der andern Strafe, die Ihn für Sein Vergehen trifft.

Der Pfarrer beeilte ſich, den Strafſatz in's Protokoll einzutragen und dem Heiligenpfleger aufzugeben, daß er das Geld von dem Contravenienten richtig einziehe.

Ich muß es leiden, ſagte Friedrich gelaſſen, aber mein Herz hat nichts Böſes dabei gedacht, ich hab' nicht fluchen und nicht ſchwören wollen, ſondern blos ein recht feſtes Verſprechen ablegen.

Das thut man nicht in ſo ruchloſen Ausdrücken, die Gott betrüben müſſen, verſetzte der Pfarrer.

Wie kannſt du, Lump, fuhr jetzt ſein Vormund gegen ihn auf, wie kannſt du ein Verſprechen geben und ein Eh'verlöbniß eingehen ohne Einwilligung deines Vaters, da du doch minderjährig biſt?

Das wird ſich auch bei der Strafe finden, Herr Senator, bemerkte der Amtmann. Wenn sponsalia clandestina geweſen ſind oder ein minderjähriger Burſche ſich vor erlangter Diſpenſation verlobt, ſo iſt laut Reſolution vom — er blätterte eine Weile in den umher liegenden Geſetzen, Reſcripten und Normalien, und fuhr dann ärgerlich, die Stelle nicht gleich zu finden, fort: ſo iſt laut hochfürſtlicher Reſolution, die vor kaum vier Jahren emaniret, das Vergehen nicht als ein zwiſchen Verlobten vorgefallenes, ſondern als ein gemeines delictum carnis anzuſehen und demgemäß mit höherer Strafe zu belegen, und zwar ſelbſt dann, wenn nachträgliche legitime Verlobung und Heirath erfolgt, was hier Alles noch im weiten Felde ſtehen dürfte.

Friedrich, der den Sinn dieſer Rede ungeachtet der eingeſtreuten lateiniſchen Brocken gar wohl verſtanden hatte, nahm das Wort und ſprach: Ihr Herren, man kann mich ſtrafen ſo viel und hoch man will, darum laſſ' ich doch nicht von meinem Schatz, und wenn man uns auch anſieht, als ob wir wie unehrbare und verrufene Perſonen wider das ſechste Gebot geſündigt hätten, ſo weiß ich doch, daß nichts deſto weniger mein Schatz ein ehrlich's Mädle iſt und ſo ſittſam wie nur einem von den Herren ſeine Frau ſein kann.

Die Conventsrichter hatten eine Weile ihren Ohren nicht getraut und ihn deßhalb ruhig ſprechen laſſen, dann aber entſtand ein Aufruhr am Rathstiſche. Will Er ſchweigen? rief der Pfarrer. Man hat Ihn vorgeladen, damit Er ſich verantworte, herrſchte ihm der Amtmann zu, und nicht, damit Er Sein böſes Maul brauche. Ich möcht' dich zerbrechen, ſchrie ſein Vormund: biſt noch nicht hinter den Ohren trocken und ſchwätzſt ſo frech's und ungeſalzen's Zeug. So Einer iſt mir noch gar nie vorkommen, ſo lang ich im Kirchenconvent ſitz', ſagte der Heiligenpfleger: die Andern wagen die Augen kaum aufzuſchlagen und ſchämen ſich der Sünd', der aber pocht und will noch gut haben. Und läſtert göttliche Gebote, hob der Pfarrer wieder an. Und fürſtliche Verordnungen, fügte der Amtmann hinzu. Der Anwalt ſagte gar nichts, der unerhörte Auftritt hatte lähmend auf ſeinen Geiſt gewirkt.

Friedrich wollte abermals ſprechen. Still! riefen der Pfarrer und der Amtmann. Still! ſchrieen die andern Mitglieder hinterdrein.

Friedrich biß die Zähne über einander und ſchwieg.

Wie kannſt du's vor deinem rechtſchaffenen Vater verantworten, fuhr ihn ſein Vormund an, daß du dich hinter ſeinem Rücken in eine ſolche Lumpenliebſchaft eingelaſſen haſt, und was glaubſt du, daß er dazu ſagen wird, daß du ohne ſein Wiſſen dich mit einem Eheverſprechen gebunden haſt, und willſt jetzt behaupten, du laſſeſt nicht davon? Das will ich von dir hören.

Es iſt mir ja verboten zu reden, erwiderte Friedrich ſtörriſch.

Nein, nein! befahl der Pfarrer, *darüber* darf und ſoll Er ſich verantworten, daß Er den kindlichen Gehorſam ſo gänzlich hintangeſetzt und ſich eigenmächtig in eine Verbündniß eingelaſſen hat, die ein junger Menſch, wenn der Segen Gottes dabei ſein ſoll, nur unter ausdrücklichem Conſens ſeiner Eltern nach deren reiflicher Erwägung und in der Zucht Gottes ſchließen ſoll.

Herr Pfarrer, antwortete Friedrich, meine Meinung iſt, wenn ein Menſch heirathen ſoll, ſo kann's ſein Vater nicht für ihn verſehen, ſondern jeder muß ſelber wiſſen, was ſich für ihn ſchickt. Wenn ich meinen Vater für mich wählen ließ' und es thät' nachher übel ausfallen, ſo kann ich ihm doch die Waar' nicht heimſchlagen, ſondern muß ſie behalten. Darum, weil ich die Verantwortlichkeit dafür mein ganzes Leben lang, oder bis Gott anders verhängt, tragen muß, ſo halt' ich's auch für recht und billig, daß es dabei nach *meinem* Kopf geht und nicht nach einem fremden. Hab' ich mich dann vergriffen in meiner Wahl, ſo muß ich's haben und geſchieht mir Recht, wenn ich's mein ganzes Leben durch büßen muß, darf mich auch über keinen Andern beklagen; muß ich aber einen fremden Fehler büßen, ſo widerfährt mir groß Unrecht und hilft mich all' mein Klagen und Schelten doch nichts mehr.

Das ſind ſündliche, eigenwillige, aufrühreriſche Reden! rief der Pfarrer: Er wird's noch an Galgen bringen, wenn Er ſo fortfährt, nach Seinem Kopf zu leben und elterliche, obrigkeitliche und göttliche Autorität zu verachten.

Herr Pfarrer, was werden wir uns lange mit dem rechthaberiſchen Thunichtgut herum ſtreiten? ſagte der Amtmann. Die Obrigkeit gibt ſich viel zu ſehr herunter und büßt an ihrem Anſehen ein, wenn ſie ſich mit den Unterthanen in Disputationen einläßt, abſonderlich mit einem Buben, der der Ruthe noch nicht entwachſen iſt. Hier liegen die Geſetze und Verordnungen. Unſere Sache iſt es, ſie auszuüben, ſeine, ſich in das Geſetz und in die Welt zu fügen. Wenn er das nicht in den Kopf bringt, ſo mag er dahinfahren.

Ich glaube auch, daß es verlorene Worte ſind, die man an ihn verſchwendet, verſetzte der Pfarrer.

Ja, ich hab' das öd' Geſchwätz ganz ſatt, ſagte der Anwalt, welcher ſchwerlich damit die Reden des Pfarrers und des Amtmanns meinte, es aber doch im Dunkeln ließ, wem dieſe verdrießliche Bezeichnung galt.

Fort mit ihm! Fort! ſchrieen der Richter und der Heiligenpfleger.

Einen Augenblick Geduld noch! rief der Pfarrer: Seine Ausſage iſt alſo, daß Er der Chriſtina Müllerin die Ehe verſprochen habe und ſie heirathen wolle, wenn Sein Vater das Jawort dazu gibt?

Ja, antwortete Friedrich, mit der Einwilligung gleich jetzt und ohne die Einwilligung ſpäter, wenn ich mein eigner Herr bin.

Der Pfarrer wiederholte die vorigen Worte murmelnd, während er ſie ins Protokoll ſchrieb. Er kann gehen, herrſchte er dann und klingelte. Den Sonnenwirth! rief er dem eintretenden Schützen zu.

Chriſtine ſtand am Bach und weinte, aber ihr Geſicht klärte ſich alsbald auf, als ſie ihren Freund kommen ſah. Es hat den Kopf nicht gekoſtet, ſagte er lachend. Sie haben mir zwar ſchandlich gethan und zuletzt haben ſie mich gar fortgejagt, weil ſie nicht Meiſter über mich worden ſind, aber ſie haben mir's eben doch Schwarz auf Weiß zu Protokoll nehmen müſſen, daß es zwiſchen uns Beiden richtig iſt, und das iſt die Hauptſach'.

Als er ihr dann erzählte, daß er wegen ſeines Schwures noch extra geſtraft worden, war ſie ſehr betreten und ſagte: Ach Gott, wenn ich das gewußt hätt', ſo hätt' ich dich nicht verrathen.

Sei nur zufrieden, entgegnete er, ſie wiſſen jetzt um ſo gewiſſer, daß ich dir Wort halt'.

O du biſt brav, ſagte ſie, ſich an ihn anſchmiegend. Sieh, das richtet mich immer wieder auf, wenn mich das Elend zu Boden drücken will. Aber das ſind wüſte Leut', die Herren, fuhr ſie fort: ich hätt' gar nicht glaubt, daß es ſo herging' bei ihnen. Hat der Pfarrer auch ſo wüſt's Zeug an dich hingeſchwätzt?

Dumm's Zeug gnug, aber nichts wüſt's. Was hat er denn geſagt?

Sie drückte ſich noch näher an ihn an und wagte ihm nur ins Ohr zu flüſtern. Denk' nur, ſagte ſie: „Wann iſt die böſe That geſchehen? Wo iſt die böſe That geſchehen? Wie iſt die böſe That geſchehen?“ das hat er mich Alles nach einander gefragt, und es hätt' Noth gethan, daß ich ihm noch mehr geſagt hätt' als ich gewußt hab'. Ich bin ſchier in Boden geſunken, ſo hab' ich mich geſchämt. Auch hat er wiſſen wollen, ob's an einem Sonntag geſchehen ſei? Du kannſt dir aber wohl denken, was ich darauf geantwortet hab'.

Man ſollt's nicht glauben, ſagte Friedrich, was ſo ein alter geiſtlicher Hirt vor ſeinen Lämmern Sprüng' machen kann. Spricht der von der böſen That, wie er's heißt, mit einem Geſicht — ſo — gelt, voll Abſcheu?

Freilich, ein Geſicht hat er dazu gemacht, als wenn's ihm recht übel wär'.

Ja, aber protokollirt eine ganze Stund' fort und kann gar nicht loskommen von der böſen That, und wärmet ſich dran wie der König David an der jungen Dirne, von der in der Bibel geſchrieben ſteht. Wenn er's für eine Sünd' und ein Laſter hielt', ſo blieb' er nicht ſo lang' dabei ſtehen. Mich hätt' er ſo was fragen ſollen! Ich hätt' ihn an ſeine Frau verwieſen: die ſoll's ihm erzählen, wenn er's nicht mehr wiſſe. Etwas Aehnlich's hab' ich ihnen ohnehin geſagt.

Du biſt aber keck! verſetzte Chriſtine. Haſt du denn nicht auch Abbitt' thun müſſen?

Ich, abbitten? ich will nicht hoffen, daß du ſo ſchmählich geweſen biſt.

Was hab' ich denn machen können? Der Pfarrer hat immer auf mich hineingefragt, ob mir die böſe That nicht leid ſei. Anfangs hab' ich darauf geſchwiegen, dann hat er geſchimpft und gepredigt, und zuletzt hab' ich eben zu Allem Ja geſagt. Dann hat er unterm Protokollſchreiben vor ſich hingebrummelt: „Sie ſagt, ſie trage Reue und Leid vor Gott und den Menſchen, und ſolle ihr gewiß nicht wieder fürkommen, und bitte Gott und die liebe Obrigkeit um Verzeihung und um eine gnädige Straf'!" Du weißt ja, er ſagt das was er ſchreibt immer vor ſich hin, es iſt dann ſo gut wie vorgeleſen. Aber meine eigene Wort' ſind's nicht, ſondern er hat ſich's eben aus meinem Ja herausgenommen, und Ja hab' ich geſagt, nur daß es einmal ein End' nimmt, denn ſonſt wär' ich gar nicht fortkommen, und dir ſelber hat's ja ſo ſchon zu lang gedauert, ich hab' gemeint, du wolleſt mich freſſen, wie ich kommen bin.

Geh, ſagte er, das gefällt mir nicht, daß du dich haſt ſo 'runterthun laſſen. Hätteſt beſſer hinſtehen ſollen.

Du darfſt mich auch noch ſchlecht machen, maulte ſie. Wie du biſt aus der Fremde kommen und deines Vaters Haus iſt dir verſchloſſen geweſen, gelt, da haſt dich auch 'runterthun laſſen und haſt brav verſprochen, du wolleſt nichts mehr von mir?

Das hab' ich nicht verſprochen, entgegnete er, und der heutig' Tag kann's dir am beſten beweiſen, daß ich's weder verſprochen noch gehalten hab'.

Ja, das iſt wahr, ſagte ſie und ſtreichelte ihn.

Recht hab' ich aber doch, fuhr er fort, das ſpür' ich in meinem Herzen. Die's trifft und die vor Convent kommen, müſſen Buße thun und Strafe leiden, und ſind doch um nichts ſchlechter als die Andern. Ich weiß gewiß, die Wenigſten ſind ſauber, und Viele, die nicht vorgeladen und nicht geſtraft werden, haben noch viel ärgere Sachen auf'm Gewiſſen, und wenn vollends unſer Herrgott Umgang hält und ſieht nach den Gedanken, ſo möcht' ich doch auch wiſſen, wer vor ihm beſteht. Wenn ich dann vollends an die Offizier' und Hofcavalier' und an den Herzog ſelber denk' — der treibt, was der Welt Brief ausweist, vor dem ganzen Land, und das ganz' Land weiß, wer ſeine Damen ſind, denn ſo heißen ſie's bei Hof', wenn ſie aber mit uns deutſch reden, dann erfahren wir wie das Kind getauft iſt. Und zudem geht er noch manchem ehrlichen Mann in's Revier, abſonderlich in Stuttgart, wo man ſich aber oft noch eine unterthänige Ehr' draus macht. Der gemeine Mann denkt anders drüber. Ganz kürzlich iſt mir noch erzählt worden, wie's ihm ein Bauer gemacht hat auf der Jagd. Da hat er eine italieniſche Tänzerin, ſeine Hauptliebſchaft, bei ſich gehabt, die iſt als ein Bub' verkleidet geweſen, Page heißen ſie's, und iſt ihm hinausgekommen, daß er vielleicht geglaubt hat, ſie woll' ein wenig ſchwärmen, denn am Hof geht's her wie in der Arch' Noä, und wie er ſo im Wald 'rum jagt, um ſie zu ſuchen, trifft er einen Bauer und ſchreit ihm zu: Bauer, haſt du den Pagen nicht ſehen reiten in Sammt, blau und weiß? Ja, ſagt der Bauer, eben iſt ſie da abe. Drauf lacht der Herzog was er nur kann und jagt den Berg hinunter, wie ihn der Bauer gewieſen hat. Und ſo Einer will Reſolutionen erlaſſen, daß zwei Leut', wie wir, die's ehrlich mit einander haben, nach den Ehrennamen, die ſie uns geben, ſollen geſtraft werden. Und ſeine Mutter, die alt' Herzogin, die er in Göppingen droben gefangen hält, die ſagt von ihm aus, er ſei nicht einmal ſeines Vaters rechter Sohn. Und ſolche Leut', die ſich ſelber des Ehbruchs beſchuldigen, wollen ihre

Unterthanen wegen Uebertretung des ſechsten Gebots ſtrafen. Da ſoll doch ein ſiedig's Donnerwetter!

Bitt' dich um Gotteswillen! ſagte Chriſtine, die ihm, obgleich ſie ganz allein waren, ſchon mehrmals den Mund zu ſtopfen geſucht hatte: du red'ſt dich in's Unglück!

Ich ſag's ja nur dir, entgegnete er, und der Bach da wird's auch nicht ausſchwätzen. Aber der Pfaff ſoll einmal vor den Herzog treten und ihn fragen, was er zu der böſen That ſage und ob er nicht Gott und die liebe Obrigkeit um Verzeihung bitten wolle.

Ich muß jetzt heim, ſagte Chriſtine, begleit' mich noch ein wenig.

Komm, Frau Friederin. Wenn du jetzt auch noch nichts weiter biſt als das, ſo biſt du doch viel mehr als des Herzogs Damen alle mit einander. Kebsweiber ſagt die Bibel, wenn ſie's noch gnädig macht. Aber der Salomo iſt ein Judenkönig geweſen, und kein Herzog Karl zu Wirtemberg und Teck ſammt ſeinen Reſolutionen.

## 19.

Lausbub', lüderlicher! ſchrie der Sonnenwirth ſeinem Sohne bei deſſen Heimkunft entgegen: lügſt mich an als ob du bemüht wärſt Schimpf und Schand' von mir abzuwälzen, und thuſt in der gleichen Zeit das Gegentheil, machſt ſchlechte Anſchläg' mit deiner Perſon zuſammen, gibſt bei Kirchenconvent vor, du habeſt ein Eh'verlöbniß eingegangen, um mich dadurch, wie du vermeinſt, zu meiner Einwilligung zu zwingen, und ſprengſt mich ſelber vor die Herren, daß ich deine Schandthaten ausbaden ſoll.

Nur gemach, Vater, erwiderte Friedrich dem Wüthenden, von Lügen kann gar nicht die Rede ſein, denn wie ich's mit der Chriſtine hab', das hab' ich Euch ja von Anfang an ohne Umſchweif und ganz unverränkelt geſagt, und ausgemacht hab' ich mit ihr nichts anders, als daß wir bei der Wahrheit bleiben wollen. Habt Ihr aber gemeint, ich werd' ſie überreden, daß ſie ſich ſelber zum Nachtheil und zur Schmach eine Lüge ſagen ſolle, ſo ſeid Ihr eben ſchief drangeweſen, denn ich hab' Euch nichts dergleichen verſprochen. Deſſen iſt Euer Sohn nicht fähig. Zur Zeit Eurer Jugend mag's vielleicht Mode geweſen ſein, ein arms Mädle mit ſammt ihrem Kind ins Elend zu ſtürzen und ſich von ihr rein zu ſchwören. Jetziger Zeit aber hält man ſo etwas für eine Schlechtigkeit, ich wenigſtens halt's dafür, und ein rechtſchaffener Vater ſollt's auch dafür halten und ſollt' ſeinem Sohn nicht zureden, daß er's thue, ſondern wenn er damit umgeht, das Mädle zu verrathen, das ihn lieb hat und auf ihn vertraut, und das unſchuldig' Würmle — ſein eigen Fleiſch und Blut, Vater! — zu verleugnen, ſo ſollt' er ihm väterlich ins Gewiſſen reden und ihm vorſtellen, daß ein Menſch, der das thut, ſein Lebenlang, und ob's ihm noch ſo gut ging', keine ruhige Stund' mehr haben kann.

Der Sonnenwirth tobte und ergoß ſich in Verwünſchungen über die Zuchtloſigkeit und dazwiſchen in Klagen über die unehrerbietige Aufführung ſeines Sohnes. Die Sonnenwirthin, welche zugegen war, freute ſich innig über dieſe Stichelreden und ſchürte den Zank, ſo daß es beinahe zu Thätlichkeiten kam. Der Sonnenwirth brach jedoch endlich ab und ſagte: Ich will nicht länger mit dir ſtreiten, aber das erklär' ich dir rundweg und hab's auch vor den Herren geſagt, mein' Conſens geb' ich nun und nimmer dazu.

Dann ſteh' ich wenigſtens vor aller Welt gerechtfertigt da, wenn's ein Unglück gibt, antwortete Friedrich.

Und was das Rabenkind Geld koſtet! wandte ſich der Sonnenwirth zu ſeiner Frau. Denk' nur auch, der Amtmann thut's nicht anders als daß die Straf' in Geld bezahlt werden ſoll. Fünfundzwanzig Gulden fordert er für den Fehltritt. Ich hab' gebeten, man ſoll's den Burſchen abverdienen laſſen, wie andere ſeines Gelichters auch, die man in die herzoglichen Gärten nach Stuttgart und Ludwigsburg zum Arbeiten ſchickt; Schimpf und Spott iſt er ja ſchon gewohnt. Aber der Amtmann hat geſagt, es ſei nicht zu machen, und hat mir eine Verordnung vorgeleſen, worin es heißt, die Beamten ſollen beſſer auf das herrſchaftliche Intereſſe ſehen und wo möglich die Delinquenten künftig an den Beutel hängen, ſtatt ſie ihre Strafen in öffentlichen Arbeiten abverdienen zu laſſen; ja wenn auch nur die Terz, Quart oder die Hälfte der Strafe in Geld bezahlt werden könne, ſo müſſe das geſchehen und könne dann der Reſt, wenn es abſolut nicht anders herauszuſchlagen ſei, in eine Arbeitsſtrafe verwandelt werden; ſogar wenn einer nur eine Erbſchaft zu erwarten habe, ſo müſſe darüber an die Regierung berichtet und der Beſcheid abgewartet werden; und wenn je die Beamten ſich nicht danach achten und dadurch das fürſtliche Intereſſe Noth leiden laſſen ſollten, ſo werde man ſich an ſie ſelbſt und an ihr eigenes Vermögen halten. Das, hat der Amtmann geſagt, könn' ich ihm nicht zumuthen.

Da iſt's kein Wunder, bemerkte die Sonnenwirthin, daß die Zucht immer mehr aus der Welt verſchwindet. In der guten alten Zeit, wo man noch auf Sittſamkeit und Gottesfurcht gehalten hat, hat man die Sünder zu einer ſchimpflichen Haft, ja bei Waſſer und Brod, verurtheilt, damit ſie auch gewußt haben wie's thut, und nur in Ausnahmsfällen bei gebrechlichen Perſonen hat man die Verwandlung der Straf' in Geld verſtattet. Jetzt aber iſt die Ausnahm' zur Regel worden, und auch wer nicht zahlen kann, der muß wenigſtens der Herrſchaft den Vortheil durch Arbeiten einbringen, damit ſie ja nichts verliert. Lieber Gott, was iſt das für eine Welt! Der Reich' legt das Geld hin und lacht dazu, und der Herzog, als ob's an den Steuern nicht gnug wär', lebt noch von den Sünden ſeiner Unterthanen.

Und geht ihnen mit einem guten Beiſpiel voran, lachte Friedrich. Zürnen wird er ohnehin Keinem drüber, denn es trägt ihm ja Geld ein, woran's ihm immer fehlt.

Schweig' du ſtill! gebot der Sonnenwirth. Ich hab' dann den Amtmann bitten wollen, fuhr er gegen ſeine Frau fort, er ſolle dem Buben atteſtiren, daß er abhängig ſei und über kein Vermögen zu verfügen hab'. Der Amtmann aber hat mich ausgelacht und hat mir geantwortet, da müßte man allen Kindern bei Lebzeiten ihrer Eltern Armuthsatteſtate ausſtellen, und überdies ſei dies grad' bei dem Buben nicht wahr, da er ja ſein Mütterliches beſitze, wenn er auch nicht frei darüber verfügen könne.

Und von dem Mütterlichen, ſagte Friedrich, wird die Strafe bezahlt, dann könnt Ihr Euch nicht beklagen, Vater, daß ich Euch Unkoſten verurſach'.

Du wirſt dein Mütterlich's bald eingebrockt haben, du Lump, wenn du ſo fort machſt, verſetzte der Sonnenwirth.

Vater, ſagte Friedrich, gebet mir die Chriſtine und gebet mir mein Mütterlichs dazu, daß ich n' Anfang hab', dann will ich's Euch ſchriftlich geben, daß ich Euch nicht bloß mit keiner weiteren Anforderung beſchwerlich fallen will, ſondern will auf alles Erbtheil an Euch verzichten.

Du haſt ohnehin kein Recht darauf, erwiderte der Sonnenwirth. Ich kann erben laſſen wen ich will, und wenn du dich nicht beſſerſt, ſo laſſ' ich dich ganz aus meinem Teſtament.

Vater, verſetzte Friedrich, wenn's durch Eure Härte dahin kommt, daß ich vielleicht noch vor Euch ſterben muß, dann wird Euch gewiß dieſes Wort gereuen.

Es wär' dir vielleicht beſſer, du führſt noch bei guter Zeit in die Grube, eh' das Unglück größer wird, entgegnete der Alte. Du kannſt dich ja doch in nichts ſchicken. Mach' nur ſo fort und verſchenk' Erbſchaften, eh' du ſie haſt. Du ſcheinſt mir's mit dem Eigenthum leichter zu nehmen als billig iſt. Freilich, du haſt ja ſchon Proben davon gegeben und hältſt dich lieber nach Zigeuner- als nach Chriſtenart.

Friedrich fuhr auf und der Zank drohte noch heftiger auszubrechen, als man über die Straße ein großes Geſchrei vernahm, das demſelben ein Ende machte. Es war ein Lärm und ein Zuſammenlaufen, deſſen Urſache man bald erfuhr. Während in der Sonne Vater und Sohn in böſem Wortwechſel begriffen waren, hatte ſich in der Nachbarſchaft noch ein ärgerer Auftritt zugetragen. Der Kübler hat ſich leiblos gemacht! rief man von allen Seiten. So war es auch. Der Kübler, der ſchon lange mit ſeinem Weibe im Unfrieden gelebt, hatte ihr zum Abſchied Arnd's Wahres Chriſtenthum ein paarmal um den Kopf geſchlagen und ſich dann mit einem ſtumpfen Meſſer den Hals abgeſchnitten. Da ſolche extreme Begebenheiten unter der zahmen Bevölkerung ziemlich ſelten waren, ſo gerieth der ganze Flecken in Aufregung und jeder andere Handel ſchwieg über dem unehrlichen Grabe des Selbſtmörders, den man nach Vorſchrift bei Nacht in einer Waldklinge verſcharrte.

## 20.

Wenige Tage nach dieſem Vorgang traf Friedrich, der ſich nun an kein Verbot mehr gebunden fühlte, die Familie Chriſtinens in großer Beſtürzung an. Chriſtine und ihre Mutter weinten laut als er eintrat, und der Alte, der ſein häusliches Mißgeſchick mit leidlichem Gleichmuth ertragen hatte, ſchien heute ganz zerſchmettert zu ſein. Auf Friedrich's Befragen erzählte er, er ſei vom Pfarrer und auch vom Amtmann vorgefordert worden. Der Pfarrer habe ihm eine recht bibelmäßige Predigt gehalten wegen der Sünde, daß er die ſtandeswidrige Liebſchaft ſeiner Tochter geduldet, und ihn vermahnt, nunmehr in chriſtlicher Demuth das Unglück derſelben als eine Strafe Gottes für ſeinen Hochmuth hinzunehmen, auch ihm eröffnet, daß, wenn er nicht ſeine Einwilligung zu ihrer Heirath mit dem Sonnenwirthsſohne entſchieden verſage, er in allen künftigen Fällen von Noth oder Krankheit auf eine Unterſtützung aus dem Heiligen nicht mehr rechnen dürfe.

Das kommt von meiner Frau Stiefmutter her, die hat ſich hinter den Pfarrer geſteckt, ſagte Friedrich bitter. Aber wartet nur, Vetter, es kommt gewiß noch eine Gelegenheit, wo ich's dem Höllenpfaffen eintränken kann, daß er einem Vater zumuthen will, er ſolle dazu mithelfen, ſeine eigene Tochter um ihre Ehre zu beſtehlen.

So lang 's am Sonnenwirth fehlt, verſetzte der Hirſchbauer, iſt's eigentlich gleichgiltig, ob ich meine Einwilligung geb' oder nicht, und das hab' ich auch dem Pfarrer geſagt. Aber es hat mir ſchier das Herz aus einander geriſſen, daß man arme Leut' ſo unterdrückt. Ich ſoll aus Hochmuth Ihm die Thür' zu meiner Tochter offen gelaſſen haben, ich ſoll auf unrechten Wegen eine vornehme Verwandtſchaft geſucht haben, während ich von Anfang an gegen die Sach' geweſen bin! Ich will Ihm jetzt keinen Vorwurf mehr machen, ſeit Er ſich geſtern vor'm Kirchenconvent ſo wacker gehalten hat und hat Gott und der Wahrheit die Ehr' geben, was nicht ein Jeder thut; aber das kann ich Ihm ſagen, Er iſt ein Nagel zu meinem Sarg, und wenn das Ding ſich nicht bald anders wendet, ſo wird man ſehen, wie tief mir's in's Herz gefreſſen hat. Armuth und Niedrigkeit kann ich tragen, aber der Schmach und Verachtung bin ich mein Lebenlang aus dem Weg gangen, und ich ſpür's am Verfall in meinen morſchen Knochen, daß mich auch diesmal zuletzt der Senſenmann drüber wegführen wird.

Ich hoff' vielmehr, Ihr ſollt auf die Trübſal noch Freud' an uns erleben, ſagte Friedrich, dem die Worte des alternden, gebeugten Mannes in's Herz ſchnitten.

Da müßt's gar anders kommen, erwiderte der Hirſchbauer. Für jetzt iſt ein Tag ſchwärzer als der ander'. Nach dem Pfarrer hat mich der Amtmann erfordert und hat gefragt, wie es denn mit der Chriſtine ihrer Straf' ſteh'.

Die zahl' ich! unterbrach ihn Friedrich. Das verſteht ſich von ſelbſt. Das Geld kann ich freilich jetzt nicht geſchwind herheren, aber der Amtmann muß eben ein Einſehen haben.

Der thut arg preſſant, ſagte der Hirſchbauer. Daß ich das Geld nicht aufbringen kann, hat er gleich von ſelber anerkannt und geſagt, ich müſſe eben ohne Verzug um Strafverwandlung einkommen, damit ſie's abverdienen könne, und wenn ich vernünftig ſein und verſprechen wolle, dem Sonnenwirth nicht mit ungeſchickten Heirathsbegehren für ſie zur Laſt zu fallen, ſo wolle er ſehen, daß die Strafe, weil es das erſtemal ſei, glimpflich ausfalle. Nach dem, was er mir zu verſtehen geben hat, ſoll's auf das hinauskommen: der Schütz und ſein Weib ſind, ſcheint's, faul, und da ſoll meine Tochter bei Amt Alles thun was ſie nicht verrichten mögen, Botengänge, Ausputzen, den Gefangenen ihr Sach' beſorgen —

Das ſind appetitliche Geſchäfte zum Theil, bemerkte Friedrich.

Und außerdem ſoll ſie dem Amtmann oder vielmehr der Amtmännin im Feld und Garten ſchaffen.

Hat er das geſagt? rief Friedrich ganz erfreut.

Wenn's nicht anders ſein kann, fuhr der Hirſchbauer fort, ſo wär' das freilich nicht das Schlimmſt', wiewohl mich's hart ankommt, das Mädle gleich von jetzt an, ſechs Wochen lang, denn ſo lang will's der Amtmann, in meinem bisle Feld entbehren zu ſollen, ſo daß ich mit meinen Buben nicht ſo viel wie ſonſt im Taglohn verdienen könnt'.

Jetzt hab' ich ihn! rief Friedrich voll Freude. Dem will ich's vertreiben, aus meiner Chriſtine einen Fleckenſträfling zu machen, der den Gefangenen ausmiſten ſoll. Habt nur ein wenig Geduld, die Trübſal ſoll ſchnell vorübergehen!

Er ſtürmte fort, ohne der erſtaunten Familie zu erklären, was er vorhabe. Hierauf begab er ſich zu ſeinem Vormund, um das Geld zur Bezahlung ſeiner Strafe von ihm zu fordern. Es iſt Nothſach', ich kann's dir nicht verweigern, ſagte das Gerichts- und Kirchenconventsmitglied, aber nimm dich in Acht, ich ſchick' hinter dir drein, ob du's auch gewiß auf's Rathhaus trägſt und nicht anderswo verthuſt.

Ich hab' Ihm noch nichts unterſchlagen, Herr Vetter, bemerkte Friedrich.

Sollſt's auch wohl bleiben laſſen, erwiderte der Richter.

Friedrich blieb einen Augenblick ſtehen und beſann ſich. Zwar ſagte er ſich voraus, daß ein Verſuch, auch das Geld zur Bezahlung von Chriſtinens Strafe zu erlangen, ein ganz vergeblicher ſein würde, aber doch meinte er ihn machen zu müſſen. Der Unglaube, mit dem er ſeine Bitte vorbrachte, wurde jedoch vollkommen gerechtfertigt, denn der Vormund hielt ihm eine derbe Strafrede und meinte, es werde für ſie ganz geſund ſein, wenn ſie auf einige Zeit nach Ludwigsburg komme, um ſich allborten alle dummen Gedanken vergehen zu laſſen. Friedrich wünſchte ihm einige tauſend Teufel auf den Hals und empfahl ſich.

Mit dem Gelde verſehen, ging er in das Amthaus, wo er den Amtmann allein in ſeinem Zimmer traf. Hier, ſagte er, indem er das Geld auf den Tiſch legte, will ich dem Herrn Amtmann das Strafgeld für mein' Schatz überbringen.

Der Amtmann lachte. Und wo iſt denn das Seinige? fragte er.

Dazu hat's nicht gereicht, ich will's abverdienen.

Er iſt ein Querkopf, ſagte der Amtmann, die Stirne ſchnell wieder in Falten legend. Das ſind Flauſen, man kennt Seine Vermögensumſtände und die ihrigen. Das iſt ja, fuhr er ſehr verdrießlich fort, das Geld aus einander legend, das ſind ja dieſelben Sorten, die ich Seinem Pfleger heut geſchickt habe. Es ſcheint, dem iſt mein Geld nicht gut genug, daß er die erſte Gelegenheit benutzt, es mir wieder zurückzuſchicken; mit ein wenig Geduld und Umſicht hätt' er's wohl los werden können. Nun ja, das iſt alſo die Strafe für Ihn, die Er ritterlicher Weiſe für Seine Amaryllis hat einſetzen wollen. Für dieſe hätte es nicht ſo viel ausgemacht, ich tarire ſie nicht ſo hoch. Er zählte das Geld und ſagte: Sein hochwohlweiſer Herr Vormund muß den Beutel noch einmal aufthun, er hat im Rechnen manquirt. Das iſt nur die Strafe; dazu gehört aber noch das Surplus, von jedem Gulden drei Kreuzer für das Zuchthaus in Ludwigsburg, ferner drei Kreuzer Tax vom Gulden und endlich von zehn Kreuzern ein Kreuzer Schreibgebür.

Friedrich erbot ſich, das Fehlende gleich zu holen. Das ſind Blutigel! ſagte er unterwegs zu ſich. Aber es ergötzte ihn, obgleich der Spaß auf ſeine eigenen Koſten ging, das lange Geſicht ſeines Vormundes zu ſehen, als derſelbe ſich eines Irrthums in der Rechnung überführt ſah und noch einmal in die Kaſſe greifen mußte, was ihm ſogar bei fremdem Gelde ſchwer zu fallen ſchien.

Als Friedrich den Nachtrag gebracht und der Amtmann das Geld gezählt hatte, nahm jener das Wort: Und jetzt, mit des Herrn Amtmanns Wohlnehmen, möcht' ich fragen, wie es mit der Chriſtine werden ſoll.

Was geht das Ihn an? ſagte der Amtmann.

Wir gehen einander nun doch einmal näher an, erwiderte Friedrich, und da wird man's nicht anders als billig und chriſtlich finden, wenn ich mich um ſie bekümmere. Ich hab' gehört, der Herr Amtmann wolle ſie ihre Strafe hier bei Amt und mit Feld- und Gartenarbeit abverdienen laſſen.

Und wenn dem ſo wäre? ſagte der Amtmann, nach und nach aufmerkſam werdend.

Es wär' mir nicht lieb, wenn ſie vor dem ganzen Flecken Strafarbeit verrichten müßt' —

Wer fragt denn darnach, ob's Ihm lieb iſt oder nicht?

Und zudem, Herr Amtmann, ſind das keine herrſchaftlichen Geſchäfte.

Der Amtmann richtete ſich hoch auf und ſein ſonſt gutmüthiges Geſicht nahm einen bösartigen Ausdruck an. Ich glaub', Er will den Advocaten machen! ſagte er.

In dem Punkt wär' ich nicht ganz untauglich dazu, antwortete Friedrich. Es gibt nichts in der Welt, Herr Amtmann, das nicht ſeine gute Seite hätte. So auch das Zuchthaus. Dort bin ich mit Einem zuſammen geweſen, der hat mir erzählt, ein Amtmann habe ihn, wie er einmal zum Schellenwerken verurtheilt geweſen ſei, ſtatt deſſen in ſeinen eignen Privatgeſchäften arbeiten laſſen; es ſei jedoch herausgekommen und man habe ihn, was ihm übrigens nicht willkommen geweſen ſei, zu öffentlichen Arbeiten abgeführt, der Amtmann aber — hierbei ſah er dem Amtmann ſcharf in die Augen — ſei um zwanzig Reichsthaler geſtraft worden.

Der Amtmann wurde blauroth im Geſicht, ſo daß man bei ſeiner nicht eben magern Geſtalt einen Augenblick einen gefährlichen Anfall befürchten konnte. Es ging aber vorüber und er ſagte verächtlich: Ihm, einem Züchtling, einem vielfältigen Facinoroso, wird man viel Glauben ſchenken, wenn Er etwas wider mich vorbringen will.

Der Herr Amtmann, erwiderte Friedrich, vergißt, daß ich nicht allein darum weiß.

Es iſt wahr, verſetzte der Amtmann, ich habe aus gutem Herzen dem alten Müller angeboten, ſeine Tochter die Strafe auf eine leichte und gelinde Art abbüßen zu laſſen. Dabei war es nicht ſowohl mein als meiner Frau Gedanke, ſie in unſrer Privatökonomie nebenher zu beſchäftigen; es iſt aber nicht mit einem Wort die Rede davon geweſen, daß ſie das im Strafwege thun ſolle, ſondern ſie hätte Geld dabei von uns verdient, das wir jetzt Würdigeren zukommen laſſen werden. Die Amtsgeſchäfte aber, die ich ihr zur Abverdienung ihrer Strafe habe auferlegen wollen, ſind allerdings herrſchaftliche Geſchäfte. Doch darüber brauche ich mit Ihm nicht zu ſtreiten. Das Geſindel iſt es nicht werth, daß man humane Abſichten mit ihm hat. Sein Weibsbild kommt jetzt nach Ludwigsburg in den Herrſchaftsgarten, muß dort ſechs Wochen lang arbeiten, wird mit Waſſer und Brod geſpeiſt, was ſie jedoch abermals abverdienen muß, Nachts in's Blockhaus eingeſchloſſen, damit ſie nicht dem Bettel und der Lüderlichkeit nachziehen kann, und außerdem muß ſie den von Neuem wieder eingeführten **karren ziehen. Das hat Er mit Seiner ritterlichen Protection für ſie herausgeſchlagen.

Es iſt mir immer noch lieber, als wenn ſie vor dem ganzen Flecken Strafarbeit verrichten ſoll, erwiderte Friedrich trotzig. Was in Ludwigsburg vorgeht, ſieht man in Ebersbach nicht. Uebrigens hat ihr Vater doch noch Freund', daß er vielleicht die Straf' in Geld aufbringen kann. Und auch in dem Punkt bin ich wieder ein Advocat: Ich weiß, daß der Herr Amtmann das Geld nicht zurückweiſen darf, weil er für das fürſtliche Intereſſe beſorgt ſein muß.

Es ſteht aber bei mir, wie lange ich zuſehen will, entgegnete der Amtmann. Meine Nachſicht wird nicht lange dauern. Und nun ſorg' Er, daß Er mir aus den Augen kommt. Es geht mir wie meiner Frau mit Ihm. Laſſ' Er ſich nicht wieder im Amthaus betreten, ohne daß ich Ihn verlangt habe.

Den andern Abend ſpät erſchien Friedrich beinahe athemlos in der Stube des Hirſchbauern. Hier iſt das Geld für die Straf', ſagte er, die blanken Münzen auf den Tiſch legend.

Wie kommt Er zu dem Geld? fragte der Hirſchbauer: Sein Vater hat's ihm gewiß nicht gegeben.

Nein, antwortete Friedrich, aber ich hab's auf eine Art erworben, daß ich's verantworten kann, das heißt, zwiſchen mir und dem, von dem ich's hab', iſt offene ehrliche Sach'.

Er war nicht zum Geſtändniß zu bewegen, wie er zu dem Gelde gekommen ſei, ſondern wiederholte beharrlich ſeine vorige Verſicherung, ſchärfte jedoch dem Hirſchbauer ein, er ſolle, wenn der Amtmann frage, nicht angeben, von wem er das Geld habe, weil das nur neue Weitläufigkeiten zur Folge haben würde; er ſolle ſagen, es ſei ein für den äußerſten Nothfall geſpartes Schatzgeld, oder was ihm ſonſt Geſcheides einfalle.

Als der Hirſchbauer aus dem Amthauſe zurückkam, erzählte er mit bedenklicher Miene, der Amtmann habe das Geld zwar genommen, dabei aber bemerkt, das ſei ein bedenklicher Reichthum, nach deſſen Quelle er bei Gelegenheit forſchen wolle.

## 21.

Von der Sonne war aller Friede und alle Freude gewichen. Beinahe täglich gab es zwiſchen Vater und Sohn ſtachlige Reden, Wortwechſel, Geſchrei und heftige Auftritte, und wenn Handlungen vermieden wurden, die das letzte Band der Liebe in einer Familie zerreißen, ſo kam dies blos daher, daß der Sonnenwirth die entſchiedene Erklärung ſeines Sohnes, ein herabwürdigendes Schimpfwort gegen Chriſtinen werde ihn zu den äußerſten Schritten treiben, ſich zu Herzen genommen hatte. Auch würde er der Achtung, welche der Mann dem Manne durch unbeugſames Beharren auf ſeinem Willen und ſeiner Wahl einflößt, ſchwerlich in die Länge widerſtanden und vielleicht würde mit der Zeit ſeine mürriſche Einſprache die Eigenſchaft einer jener unangenehmen Gewohnheiten angenommen haben, die man auszurotten oder wenigſtens unſchädlich zu machen vermag. Gibt es ja doch Eltern, die noch immer über die Heirath eines Kindes brummen, während ſie ſchon die Enkel auf den Armen tragen. Aber die Sonnenwirthin war mit Aufbietung aller ihrer Mittel bemüht, die mildernde Kraft der Zeit und der vollendeten Thatſache zu bekämpfen und keine gelindere Wendung des Zwieſpaltes aufkommen zu laſſen. Man konnte darüber ſtreiten, ob ihre Stelle — denn ſie galt in ihrer Umgebung für eine vorzügliche Wirthin — von Chriſtinen jemals würdig ausgefüllt werden könne, ein Zweifel, der ſie wenig kümmerte, außer inſofern ſie ihn als ein Mittel gegen dieſe Heirath brauchen konnte; was jedoch für ſie als unzweifelhaft feſtſtand, war die Gewißheit, daß ſie ſich mit dieſer Schwiegertochter nimmermehr vertragen würde. Sie war in ihrer Verfolgung gegen ſie zu weit und zu offenkundig vorgegangen, als daß ſie, nach ihrer Sinnesart, eine Verſöhnung je für möglich halten konnte. Nach menſchlicher Berechnung mußte ſie dereinſt ihren Mann geraume Zeit überleben, und wenn ſie jetzt dieſe Heirath ſeines Sohnes gütlich oder durch Ertrotzung zu Stande kommen ließ, ſo glaubte ſie, da der Sonnenwirth dann nicht leicht zur Abfaſſung eines ſeinem Sohne feindſeligen Teſtamentes zu bringen war, vorausſehen zu müſſen, daß ihr nach ſeinem Tode das Schickſal bevorſtehen würde, von dem jungen Paare aus dem Hauſe getrieben oder, was noch ſchlimmer, im Hauſe mit Füßen getreten zu werden. Friedrich konnte ihr vielleicht vergeben, Chriſtine aber nie; dieſe Ueberzeugung mußte ſie deßhalb hegen, weil ſie ſich ſagte, daß ſie an Chriſtinens Stelle eben ſo handeln würde. So trieb ſie denn täglich den Keil tiefer, um das Band zu ſprengen oder gar die Enterbung des Stiefſohnes durchzuſetzen. Sie ging oft in's Pfarrhaus und Amthaus, um dort die herrſchende Ungunſt zu ſchüren und dann ihrem für Eindrücke von oben empfänglichen Manne wieder zu berichten, was man daſelbſt über die ungleiche Partie ſpreche; auch war ſie nicht ſparſam, ihm Drohungen und Schmähungen, die ſein Sohn ausgeſtoßen, anmaßende und verletzende Reden, die Chriſtine geführt haben ſollte, zuzutragen. Hierbei war ihr der Fiſcher, der ſie fleißig mit der faulen Waare ſeiner Berichte verſorgte, von großem Nutzen, und er ſelbſt zog aus dem Familienzerwürfniß nicht geringen Gewinn.

Da die Sonnenwirthin ſowohl ihren Mann als ſeinen Sohn ſehr genau kannte, ſo wußte ſie auch beſſere Regungen, die eine endliche Ausgleichung des Zwiſtes hätten herbeiführen können, zu ihren Zwecken auszubeuten. So war es ihr gar nicht unwillkommen, als ihr Mann eines Tages zu ihr ſagte: Es iſt mir doch nicht lieb, daß er mich drum anſieht, als ob ich ihm ſein Mütterlich's vorenthalten wollt'. Wenn der dumm' Bub' abſolut in ſein Unglück rennen will, ſo weiß ich am End' nicht, ob ich ihn halten ſoll. Es iſt mir nur um die Sonne. Ich hab' mich eben in Gedanken ganz drein hineingelebt, daß er einmal eine Poſthalterserbin heirathet und die Sonne vollends recht in Flor bringt.

Sie werden ſich um ihn reißen, bemerkte ſie, er iſt ein guter Brocken, verſchreit wie er iſt.

Ach was! entgegnete er, das wär' bald vergeſſen, wenn er nur einmal nicht mehr ſo überzwerch wär'. Aber ich geb' allmählich die Hoffnung auf, daß er wird wie ein anderer Menſch. Er hat eben gar keine Ehr' im Leib. So einem Lumpenmenſch zu lieb auf ſein Eigenthum verzichten wollen und eine Zukunft in die Schanz' ſchlagen, um die ein Anderer tauſend Stunden weit auf'm Kopf lief' — ich kann's nicht begreifen. Aber wenn er mit Gewalt vom Herren zum

Knecht werden will, ſo kann ich ihn nicht anders machen. Des Menſchen Will' iſt ſein Himmelreich.

Ja, ſagte ſie, man kann freilich am End' nicht wiſſen, was unſer Herrgott mit ihm vor hat. Was einmal Gottes Will' iſt, da kann man nicht wider den Stachel lecken. Und wenn er nun einmal durchaus drauf verſeſſen iſt, ſich mit ſeinem Mütterlichen abfinden zu laſſen, wie er ſagt, und dir und Andern als Knecht zu dienen, unter der Bedingung, daß du ihm ſeine herzige Hirſchkuh gibſt, ſo wär' grad' jetzt eine gute Gelegenheit vorhanden, wo man ſie mit einander hineinſetzen könnt'. Du weißt ja, des Küblers Häusle will kein Menſch, und ſein Weib ſitzt im Elend da und thät's ſchier umſonſt hergeben.

Ja, die hat auch nicht geruht bis ſie ihn unter dem Boden gehabt hat, und jetzt hat ſie das Nachſehen. Das Häusle, ja, das wär' freilich billig zu haben, ſie wird noch lang vergeblich auf einen Käufer warten, und das Waſſer geht ihr an den Hals. Aber meinſt du, er werd' keinen Abſcheu davor haben? Das Haus iſt doch arg verſchrieen, neben dem daß es klein und ſchlecht iſt.

Was, der? Das iſt ja ein Aufgeklärter. Der macht ſich nichts draus und wenn der Teufel ſelber drin gehauſet hätt'.

Friedrich ſchien auch Anfangs mit dem Vorſchlage nicht unzufrieden zu ſein, als er, wie dies in ſolchen Fällen häufig geſchieht, aus dem Munde der Nachbarsleute erfuhr, mit welchem Gedanken ſein Vater umgehe. Aber eine Unterredung mit Chriſtinen änderte ſeinen Sinn.

So! rief ſie, als er ihr den Plan mitgetheilt: ich ſoll in ein Haus ziehen, wo ſich Einer den Hals abgeſchnitten hat und als Geiſt laufen muß!

Dummes Geſchwätz! erwiderte er, der Küblerfritz ſchläft ruhig im Kirnberg draußen und iſt froh, daß er vor ſeiner böſen Ripp' Ruh' hat. Der lauft nimmer.

Das mag ſein, wie's will, aber mir graust's davor. Und das Haus iſt eben einmal unehrlich. Was meinſt, was die Leut' ſagen werden, wenn wir drin wohnen? Da wird's heißen: die Beiden hat man hineingeſetzt, weil das Haus für Jedermann ſonſt zu ſchlecht geweſen iſt und weil man glaubt, daß es mit ihnen ein gleiches End' nehmen wird.

Du haſt den rechten Zipfel erwiſcht, ſagte Friedrich. Jetzt ſeh' ich auf einmal in die Sach' hinein. Das iſt ein giftiger Gedank' von der Frau Stiefmutter und der ganz' Vorſchlag ſoll gar nichts als ein Pasquill auf mich ſein.

Seit dieſem Augenblicke ſprach Friedrich von dem Gegenſtande ganz anders. Die wilden Reden, die er gegen die Nachbarn, wenn ſie denſelben berührten, fallen ließ, wurden ſeinem Vater alsbald wieder hinterbracht, und die Stiefmutter ſorgte dafür, daß ſie eher gemehrt als gemindert wurden. Hieraus erfolgten neue Auftritte zwiſchen Vater und Sohn, die ſich um ſo bitterer entluden, da die Verachtung, die der letztere gegen den Urheber ſeiner Tage hegte, ſeit er ihn auf der Zumuthung betreten hatte, ſein Mädchen mit ihrem Kinde im Stich zu laſſen, durch den ſeinem Gefühl nach in herabwürdigender Abſicht gemachten Vorſchlag, das Haus des Selbſtmörders zu beziehen, noch geſchärft worden war. Auch wurde er in ſeiner Auffaſſung dieſer elterlichen Abſicht durch die öffentliche Meinung im Flecken beſtärkt, obgleich dieſelbe, nach der Weiſe einer unter jahrhundertelangem Drucke lebenden Bevölkerung, ſich nur heimlich zu ſeinen Gunſten ausſprach. Einer um den Andern ließ ſich verlauten: Es iſt doch nicht recht vom Sonnenwirth, daß er ſein' eigenen Sohn in die Hütte des Halsabſchneiders ſetzen will, aber ich will nichts geſagt haben. Gleichwohl war ein halbes Dutzend von denen, die ſo geſprochen hatten, nachher gleich bei der Hand, um über die unbeſonnenen Reden des Jähzorns, die er bei ſolchen Anläſſen ausgeſtoßen, Zeugniß gegen ihn abzulegen.

Es war wieder einmal Kirchenconventsſitzung. und die Mitglieder, die etwa insgeheim Freude am Skandal hatten, konnten diesmal ihre Luſt wirklich büßen. Vor dem Convent ſtanden der Sonnenwirth als Kläger und ſein Sohn als Beklagter. So weit hatte es die Stiefmutter durch ihre Verhetzungen gebracht. Beide wurden confrontirt. Der Pfarrer als Vorſitzender des Gerichts hielt dem Sohn in Beiſein des Vaters vor: Sein Vater klagt wider Ihn, daß, nachdem er, wiewohl ungern, ſich erklärt, daß er Ihm die Chriſtina Müllerin, mit der Er ſich vergangen habe, laſſen wolle, und vermeint, er könne bei Ihm dadurch etwas Gutes zuwegbringen, ſo ſei Er nur immer ärger, brauche gegen ihn die allerſchnödeſten und ſchimpflichſten Reden, ſtoße allerhand gefährliche Drohworte gegen ihn, Seinen Vater, wie auch gegen Seine Mutter und andere Leute aus, alſo daß er niemals in ſeinem eigenen Haus ſicher ſei.

Kann mein Vater ſagen, daß ich mich an ihm vergriffen habe? wendete Friedrich ein.

Schweig' Er ſtill, befahl der Pfarrer, ich werde die Punkte der Ordnung nach vornehmen. Er kramte, durch die Einrede etwas aus dem Concept gebracht, eine Weile in ſeinen Notizen und fuhr dann fort: Pro primo, ſo ſagt Sein Vater, Er habe Geld von ihm gefordert, und da er Ihm geſagt, Er habe ja erſt ein Jahrmarktstrinkgeld bekommen, ſechszehn Batzen, warum er es vertrunken? ſo habe Er geſagt, er habe recht gethan, und wenn er ein größeres Trinkgeld bekommen hätte, ſo hätte er's auch verthan. Iſt dem ſo?

Ich muß mich wundern, ſagte Friedrich, daß mein Vater ſo elende Händel vor Kirchenconvent bringt. Er weiß wohl, daß ich mehr Geld von ihm verlangt hab' und nicht zum Trinken; ſtatt deſſen hat er mich mit einem Trinkgeld abfinden wollen, und dem hab' ich dann mit guten Freunden ſein Recht angethan und hätt's mit einem größeren auch ſo gemacht, weil mich ein Lumpengeld nichts geholfen hätt'.

So ſagen alle Verſchwender, bemerkte der Vormund halblaut.

Item, fuhr der Pfarrer fort, wie Er erfahren hat, Sein Vater wolle Ihm des Küblers Häusle kaufen, habe Er geſagt, der Donner ſolle Ihn erſchlagen, wenn er's Ihm kaufe, ſo zünde Er es an, ſollten auch der Nachbarn Häuſer mit verbrennen, und wenn Sein Vater Ihm nicht dazu helfe, daß Er das Weib bekomme, ſo wolle Er noch einen größeren Tuck thun. Das gibt nicht blos Sein Vater an, ſondern ich kann Ihm eine ſtattliche Reihe von Zeugen ſtellen, die ich habe kommen laſſen und die mir ſolches bezeugt haben.

Es ſind vermuthlich die Nämlichen, [illegible] aufgeſteift haben, ich ſoll' mir's nicht gefallen laſſen, antwortete Friedrich. Was ich im Zorn geſagt hab', weiß ich nicht mehr. Die Reden, die der Menſch im Zorn führt, muß man nicht aufleſen, ſondern liegen laſſen, dann ſind's Funken, die ſchnell wieder auslöſchen. Man hat mich ſchon viel böſe Reden führen laſſen. Schon damals, wie ich als ein junger Bub' vom Gaul heruntergeſchoſſen worden bin, hat man zur Entſchuldigung nachher geſagt, ich hab' dem Flecken mit Mord und Brand gedroht, und letzten Winter iſt wieder ſo ein Geſchrei gangen, und iſt beidemal kein wahr's Wort dran geweſen. Dasmal wird's vielleicht auch nicht viel beſſer ſein. Sollt' ich aber je im Weindampf von den ſechszehn Batzen, die mir mein Vater hier vor Convent vorrechnet, ein ſolches Wort haben ausgehen laſſen, ſo iſt's von da bis zur That noch ein weiter Weg. Mein Vater hat mir des Küblers Häusle noch nicht kauft und ich hab's noch nicht anzünd't. Wenn jedes unnütz' Wort, das Einer im Zorn fallen läßt, bei Kirchenconvent angebracht würd', ſo ſtünd' am End' der ganz' Kirchenconvent da wo ich jetzt ſteh'.

Frecher Bub', fuhr ſein Vormund auf, du ſollteſt froh ſein, daß dein Vater hat für dich ſorgen wollen. Des Küblers Häusle iſt noch viel zu gut für dich.

So klein und ſchlecht es iſt, ſagte Friedrich, ſo wär' ich für meine Perſon damit zufrieden geweſen. Aber der Herr Vetter weiß wohl, in welchem Geruch das Häusle bei dem ganzen Flecken ſteht und daß ich mit meiner Chriſtine nicht hineinziehen kann. Ja, wenn mir die Herren den Küblerfritz im Wald wieder ausgraben laſſen und laſſen ihn auf'm Kirchhof in ein ehrlichs Grab legen, dann will ich in ſein Häusle einziehen. Das wär' zudem ein Werk, das die Herren verantworten könnten, denn was er auch mit Gottes Zulaſſung gethan hat, er iſt fürwahr kein ſchlechter Menſch geweſen.

Natürlich! rief der Vormund: gleiche Brüder, gleiche Kappen. — Der Anwalt und der Heiligenpfleger brachen in ein Gelächter aus, das ſie erſt nach einem Blick auf den Pfarrer und Amtmann wieder dämpften.

Der Herr Vetter zeigt den richtigen Weg an, verſetzte Friedrich. Wenn ich in das Häusle einzög', ſo thät' mich Mancher, wie jetzt der Herr Vetter, dann den neuen Kübler heißen. Nun bleib' ich zwar dabei, daß er beſſer geweſen iſt als man ihn ausgibt, aber darum will ich doch nicht mit meiner Chriſtine in dem Häusle wohnen und ſo angeſehen ſein wie der Kübler mit ſeinem Weib. So wird's gewiß jedem Andern auch gehen, und daran können die Herren abnehmen ob's mein Vater ehrlich mit mir meint, wenn er ſagt, er woll' mir das Häusle kaufen. Wiewohl, ich glaub' gar nicht, daß der Gedank' in ſeinem Kopf gewachſen iſt.

Item, hob der Pfarrer wieder an, ſoll Er geſagt haben, Sein Vater henke ſein Geld lieber an die Stallmägde, als daß er Ihm helfe.

Das iſt verlogen! fuhr Friedrich auf. Mein Vater ſollt' ſich ſchämen, daß er ſich ſolche Flöh' in die Ohren ſetzen läßt, da er doch recht gut wiſſen könnt', woher ſie kommen.

Item, fuhr der Pfarrer fort, habe Er mit Gewalt von Seinem Vater Geld haben wollen, daß Er Dispenſation wegen Seiner Minorennität bekomme.

Ja, das hab' ich von ihm haben wollen, fiel Friedrich ein, und deßwegen iſt mir das Trinkgeld, mit dem er mich hat abſpeiſen wollen, viel zu wenig geweſen. Ich weiß nicht, wie's mein Vater und mein Pfleger mit einander haben: wenn ich von dem Einen Geld will, ſo ſchickt er mich an den Andern. Das aber weiß ich, daß ich das Recht hab', meine Minderjährigkeit abzukaufen, damit ich nicht mehr bei meinem Vater um Heirathserlaubniß zu betteln brauch'; und wenn ich die Dispenſation mit meinem eignen Geld bezahl', ſo wird Niemand, hoff' ich, was dawider haben.

Er ſoll dabei geſagt haben, wenn Er nur Geld habe, ſo brauche Er keinen Pfarrer und keinen Amtmann dazu. Summa Summarum klagt Sein Vater, Er folge ihm nicht, ſchaffe ihm nichts, gehe nur müßig, ſei in der Nacht draußen, und erſt am Sonntag habe Er geſagt, der Teufel ſolle das Geſchäft holen, Er wolle ihm keine Arbeit mehr thun, er helfe Ihm ja nicht. Es bittet anbei Sein Vater, weil er vor Ihm niemals, weder Tag noch Nacht, ſicher ſei, ſo möchte man ihm Sicherheit verſchaffen vor Ihm und Ihn alſo verwahren, daß Er ſich an niemand vergreifen und niemand ſchaden könne.

Mein Vater iſt kein Mann, wenn er das behauptet, erwiderte Friedrich. Ich hab' noch nie in meinem Leben Hand an ihn gelegt, ich hab' mich nicht einmal, ſeit ich aus den Bubenjahren herausgewachſen bin, ſo viel ich auch Urſach' hätt', an meiner Stiefmutter vergriffen. Vom Schaffen ſag' ich gar nichts.

Wie kannſt du ſagen, dein Vater ſei kein Mann! rief der Vormund.

Er iſt kein rechter Mann, ich behaupt's noch einmal. Er hat mir zugetraut, ich werd' mein Mädle betrügen und mein leiblich's Kind verleugnen. Das thut kein rechtſchaffener Mann. Dann iſt er in der Hand meiner Stiefmutter, wie ein Rohr, das im Wind hin und her ſchwankt: das einemal ſagt er, er gebe nie ſeinen Conſens zu meiner Heirath, das andermal will er mir des Kübiers Häusle dazu kaufen.

Hat Er das vierte Gebot ganz vergeſſen, rief der Pfarrer, daß Er im Beiſein Seines Vaters und vor uns ſo verächtliche Reden wider ihn ausſtößt und den kindlichen Reſpect ganz hintanſetzt? Aber freilich, Er macht's der Obrigkeit auch nicht beſſer, Er ſagt ja, wenn Er Geld habe, ſo brauche Er keinen Pfarrer und keinen Amtmann, um Seinen Kopf durchzuſetzen.

Friedrich warf einen Blick ingrimmiger Verachtung auf den Pfarrer. Der Herr Amtmann, ſagte er, wird wohl wiſſen, daß ſeine Macht nicht über die ganze Welt reicht und daß auch noch eine Obrigkeit über ihm iſt. Was aber Sie, Herr Pfarrer, anbelangt, ſo haben Sie meinem Schwäh'rvater mit Drohungen das Verſprechen abgepreßt, daß er ſeiner Tochter und mir die Einwilligung verweigere. Sie nennen das, was zwiſchen zwei jungen Leuten vorgeht, die einander lieb haben, eine böſe That. Iſt ein Seelſorger nicht dazu da, daß er böſe Thaten in der Gemeinde gut machen hilft? Iſt er nicht dazu da, daß er die Gefallenen wieder aufrichtet? Iſt er nicht dazu da, daß er den unterſtützt, der den guten Willen hat, das Geſchehene ungeſchehen oder doch wenigſtens wett und eben zu machen? Sie wiſſen von Amtswegen, daß ich geſchworen hab', meiner Chriſtine mein Wort zu halten und ſie zu heirathen, und Sie wollen dahin arbeiten, daß ein Schaf aus Ihrer Heerde mit Gewalt meineidig gemacht werden ſoll? Sie ſchärfen von der Kanzel und in der Kinderlehre die Pflichten zwiſchen Eltern und Kindern ein, und Sie muthen einem Vater zu, daß er ſeine Tochter ſoll zur ** werden laſſen?

Er wollte fortfahren, aber der allgemeine Tumult übertäubte ihn. Mit Ausnahme des Amtmanns, der behaglich ſitzen blieb, war der ganze Convent aufgeſtanden und donnerte auf den frechen Redner hinein. Beſonders heftig eiferte der Pfarrer, deſſen kleine magere Geſtalt ſich ſeltſam von dem wohlbeleibten Umfange ſeines weltlichen Mitbeamten neben ihm unterſchied. Da er in dem Geſchrei der übrigen Mitglieder, welche ihn gegen die Läſterungen des Angeklagten in

Schutz nehmen zu müſſen glaubten, mit ſeiner Stimme nicht durchdringen konnte, ſo ſetzte er ſich ſchnell wieder, ergriff die Feder und ſchien ſich heftig ſchreibend im Protokoll Recht verſchaffen zu wollen.

Als der Tumult verſtummte, ſagte der Amtmann zum Pfarrer: Haben Sie auch im Protokoll angemerkt, Herr Pfarrer, wie rechtfertig er iſt?

Ja wohl, Herr Amtmann, antwortete der Pfarrer mit großer Befriedigung, und zeigte ihm das Protokoll. Sehen Sie, hier ſteht's ſchon geſchrieben: „Bei aller ſeiner äußerſten Bosheit will er immer noch Recht haben.“

Ich hoff', es iſt noch eine Gerechtigkeit über uns, verſetzte Friedrich, Ebersbach iſt noch nicht die Welt, ich will mich ſchon vor dem Herrn Vogt und Special verantworten, Euer Protokoll und Bericht, Ihr Herren, iſt nicht nöthig.

Schweig' Er nur jetzt ſtill, ſagte der Amtmann ruhig, Sein Maß wird nachgerade ziemlich voll ſein. Uebrigens bin ich der Meinung, Herr Pfarrer, daß der Kläger zum Schluß aufgefordert werden ſolle, zu erklären, ob er denn ſeinen Conſens zu der Heirath noch nicht geben wolle.

Ja wohl, ſagte der Pfarrer, die Frage iſt der Form wegen nothwendig und ich ſtelle ſie hiermit an den Herrn Sonnenwirth.

Der Sonnenwirth war beſtürzt darüber, daß die beiden Vorgeſetzten, deren Anſichten er doch hauptſächlich bis jetzt gefolgt war, ſich gegen ihn einer Frageſtellung bedienten, die ihn gleichſam im Stiche ließ. Er kratzte ſich hinter dem Ohr und ſtotterte endlich: Ich weiß nicht, was ich thun ſoll, ich ſehe eben nichts Anderes voraus, als daß es ſein Verderben iſt.

Gut, ſagte der Pfarrer. Es können nunmehro beide abtreten, und wird das Alles an's Oberamt berichtet werden.

Vater und Sohn gingen mit einander vom Rathhauſe fort und nach Hauſe, ohne unterwegs ein Wort mit einander zu reden.

Sie waren nicht mehr weit von der Sonne entfernt, als eine Stimme über ihnen rief: Herr Sonnenwirth, ſchämt Er ſich nicht, Seinen Sohn vor Kirchenconvent zu verklagen, wo die alten Weiber hinlaufen?

Sie blickten in die Höhe. Es war der Invalide, der ſich ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder am Fenſter ſehen ließ.

Auch wieder einmal unter's Gewehr getreten? rief Friedrich hinauf.

Und Er, ſagte der Invalide zu ihm, hätt's auch nicht ſo weit kommen laſſen ſollen. Ich hab's Ihm ſchon einmal geſagt.

Damals war's ſchon zu ſpät, lachte Friedrich. Auf Wiederſehen!

Sein Vater war, ohne dem Invaliden zu antworten, voraus gegangen. Unter der Hausthüre wartete er auf ihn. Willſt du dein Mütterlich's nehmen und nach Amerika gehen? ſagte er zu ihm.

Ich will mit meiner Chriſtine drüber reden, antwortete Friedrich und machte ſich unverweilt auf den Weg.

Nach einer halben Stunde kam er heim und brachte die Antwort. Sie will nicht, ſagte er, ſie erklärt, ſie wolle ſich in Ebersbach nicht nachſagen laſſen, ſie habe ſo unrechte Dinge gethan, daß ſie habe nach Amerika gehen müſſen, wo bloß die ſchlechten Leute hinwandern. Ihr Wahlſpruch ſei: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Es ſteht geſchrieben, das Weib ſoll dem Mann folgen, ſagte der Sonnenwirth.

Das müßt' ſie auch, wenn mir's Ernſt wär', erwiderte Friedrich. Aber ich bin mit mir ſelber nicht im Klaren, wie's mit dem Amerika iſt, ich weiß nicht, ob's Balken hat oder ob ich drin ſchwimmen kann. Wenn ich allein wär', ging' ich ſchon; ſo aber laſſ' ich's auf die Chriſtine ankommen, weil ich ſelber nicht weiß was beſſer iſt.

Da ſiehſt du's: ſie hängt wie ein Radſchuh an dir und hindert dich überall am Fortkommen.

Und wenn ſie mir jetzt ſchon ganz verleidet wär' — ich hab' ihr mein Wort gegeben und das halt' ich ihr.

## 22.

Heu und Frucht waren eingethan und Alles ging ſeinen gewöhnlichen Gang, nur in Friedrich's Heirathsangelegenheit wollte keine Bewegung kommen. Alles, was er bisher gethan hatte, um dieſelbe in's Werk zu ſetzen, war wie ein Schlag in's Waſſer geweſen. Längſt hatte er ſeine Supplik an die Regierung eingereicht und als Minderjähriger um Heirathserlaubniß gebeten. Damals war er ſehr vergnügt von Göppingen zurückgekommen und hatte Chriſtinen erzählt, der Vogt, dem er die Schrift zum Beibericht gebracht, habe ihm zwar ſcharfe Vermahnungen gegeben, aber den Ausſpruch gethan, wenn ein Burſche ſein Mädchen ehrlich machen wolle, ſo müſſe man ihn eher aufmuntern als abſchrecken. Er hatte alſo nicht mit Unrecht darauf vertraut, daß die höhere Behörde ſein Anliegen nicht aus dem engen Geſichtskreiſe der Fleckenregierung betrachten werde. Leider aber wurde der Vogt bald hernach auf ein anderes Oberamt verſetzt und ſein Nachfolger ließ die Schrift liegen. Da braucht's nichts als Geld, ſagte Friedrich, man muß eben ſeine Schreiber ſchmieren, damit ſie ihm die Sach' im Andenken erhalten; wenn nur das Geld nicht ſo rar wär'! Die Zeit rückte immer näher, wo ſein Kind unehlich zur Welt kommen ſollte, um nach der herrſchenden Meinung ſein Leben lang einen Makel zu behalten, und Chriſtine jammerte darüber ſo, daß ſie oft mit ihren Klagen ſeine eigene Verzweiflung betäubte. Ihr Vater war bettlägerig geworden; zwar verdienten ſeine herangewachſenen Söhne über die Sommerszeit durch Taglohn ſo viel in's Haus, daß er nicht wie früher bei dem Pfarrer um Unterſtützungen nachſuchen mußte, aber bei jedem Biſſen ließ ſich die Armuth mitſchmecken, und Chriſtine, die nach dem ordnungsmäßigen Gang der Dinge, ſtatt dem elterlichen Hausweſen zur Laſt zu fallen, einem eigenen hätte vorſtehen ſollen, wurde von den Ihrigen ſcheel angeſehen. Sie machte ſie ſich ihnen ſchon dadurch als eine Bürde fühlbar, daß ſie durch Arbeiten wenig und zuletzt nichts mehr zur Erhaltung der Familie, der ſie doch zehren half, beitragen konnte. Macht man ja doch nicht bloß in jenen Kreiſen des Lebens, welchen man das Vorrecht der Rohheit zugeſteht, die Erfahrung, daß die Noth die Zartheit der Geſinnungen leicht verwiſcht und der gefährlichſte Prüfſtein für alle Liebe und Freundſchaft iſt. Chriſtine hatte ein Recht, ihr Elend am Halſe des Einzigen auszuweinen, der ihr zu Troſt und Hilfe verpflichtet war, und ſie machte von dieſem Rechte fleißigen Gebrauch; auch war es natürlich, daß die Beſchwerden eines Zuſtandes, der ſelbſt eine im Schoße des ungetrübten Glückes lebende Frau zur Schwermuth reizen kann, das oft von den nothwendigſten Hilfsmitteln entblößte Mädchen maßlos unglücklich machten. All dieſer Jammer ſtürmte auf Friedrich herein, der dem Gefühle ſeiner Hilfloſigkeit bald in ſtumpfem Hinbrüten, bald in Ausbrüchen einer wahnſinnigen Wuth gegen die herzloſe Zähigkeit der Welt den Lauf ließ. Auf den Schwager, dem er einſt vertraut hatte, konnte er ſchon längſt nicht mehr rechnen; derſelbe hatte ſich von ihm losgeſchält und ihm erklärt, er wolle es nicht durch Parteimachen für eine Sache, die er von Anfang an getadelt, mit ſeinem Schwiegervater verderben, auch hatte er ſeiner Frau unterſagt, ſich ihres Bruders ferner anzunehmen.

Um dieſe Zeit lief die Sonnenwirthin eines Tages in's Amthaus um der Amtmännin zu erzählen, daß ihre älteſte Tochter, die Krämerin, wenn der Herr Amtmann ſie nur vernehmen wollte, Greueldinge von dem ungerathenen Böſewicht ausſagen könnte. Der Amtmann verſammelte, von ſeiner Frau angetrieben, ſeine beiden Urkundsperſonen und ließ die Krämerin rufen, welche weinend vor ihm erſchien. Ihr Bruder, gab ſie zu Protokoll, habe drei Gulden gefordert, damit er ſein Memorial und Bericht zu Göppingen bekomme. Darauf habe ſie ihm geſagt, ſie wolle nicht zum Vater gehen, weil ſie wiſſe, daß er ſich bloß darüber erzürne; er ſolle ſeinen Pfleger ſchicken. Nun habe er aber angefangen zu toben: er ſehe wohl, daß er's verloren habe, morgen wolle er einen Rauſch trinken und ſein Meſſer ſchleifen, in ſeines Vaters Haus hingehen und das Geld fordern, und wenn er's nicht gebe, ihn niederſtechen, und wenn ſeine Mutter etwas ſage, ihr's auch ſo machen. Dann habe er Geld genug, und nehme Alles was vorhanden ſei. Dieſes Alles habe er mit einem recht unmenſchlichen und beſtialiſchen Grimm und Eifer ausgeſprochen: das Donnerwetter ſolle ihn in die Ewigkeit hinüberſchlagen, wenn er das nicht thue; weßhalb ihr ſo angſt geworden, daß ſie nicht ruhig habe zum heiligen Abendmahl gehen können.

Nachdem der Amtmann das Protokoll aufgenommen und die Angeberin entlaſſen hatte, ſagte einer der beiden Gerichtsbeiſitzer: Es wird doch nöthig ſein, daß man den Frieder auch verhört.

Wozu? verſetzte der Amtmann. Ich weiß ſchon zum Voraus, was der ſagen würde, der Advocat. Ich ſchicke eben einfach den Bericht nach Göppingen, und wenn von dort wieder nichts kommt, wie auf die Kirchenconventsverhandlung, ſo kann mir's gleichgiltig ſein. Wiewohl, der neue Vogt wird es vielleicht mit dergleichen comminatoriſchen und calumniöſen Redensarten etwas ſchärfer nehmen. Vielleicht läßt er auch die Sachen ad cumulum zuſammen kommen; denn mir ahnt's, daß noch mehr bevorſteht und daß ich noch weitere Protokolle und Berichte ſchreiben muß.

Indeſſen ſchien es doch, daß Friedrich's Drohungen nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ſeien, denn unerwartet gab ihm ſein Vater, der etwa unruhig geſchlafen haben mochte, das Geld zu ſeiner Werbung in Göppingen, und bald hatte er es dahin gebracht, daß ſeine Supplik bei der fürſtlichen Regierung lag. Nachdem aber ſeine Angelegenheit dieſen Schritt vorwärts gethan hatte, erfolgte wieder ein langer Stillſtand und jeder vorüberfliehende Tag mehrte ihm das Gewicht der Klagen Chriſtinens, die in der Ungeduld ihres Jammers meinte, wenn ſie nur einmal rechtmäßig die Seinige wäre, dann würde allen andern Sorgen auf immer abgeholfen ſein.

Abermals liefen die Weiber im Flecken zuſammen und erzählten ſich von gräßlichen Reden, die er ausgeſtoßen haben ſollte; ja man legte ihm die Verſicherung in den Mund, er wolle den Nächſten Beſten, der ein paar Gulden im Sack habe, über den Haufen ſtechen, um mit dem Geld nach Stuttgart gehen zu können. Allein ungeachtet dieſer rohen Worte waren und blieben die Straßen ſicher vor ihm, und er gelangte auf dieſem Wege ſo wenig in den Beſitz des unentbehrlichen Geldes, als er es diesmal von der unſtet hin und her ſchwankenden Geſinnung ſeines Vaters herauszubekommen vermochte.

Chriſtine rieth ihm, ſich in dieſer Verlegenheit an die Bäckerin zu wenden; ſie ſelbſt hatte nicht das Herz dazu. Mit der Geduld, welche eine fortwährende Vereitlung eines fieberhaft betriebenen Planes manchmal einflößen kann, begab er ſich zu Chriſtinens Baſe, deren Krankheit ſo weit fortgeſchritten war, daß ſie den ganzen Tag regungslos im Lehnſtuhle ſaß, und ſprach ſie um ein Darlehen an. Die Bäckerin, die der leidvollen Entwickelung des Liebesverhältniſſes ſtets mit großer Theilnahme folgte, antwortete ſchmerzlich ſeufzend: Ich thät's gewiß gern, aber der Mein' läßt mir den Schlüſſel zum Geldkäſtle nicht über, und Ihr wiſſet ja ſelber, wie b'häb er iſt. Sie ſprachen noch miteinander, als der Knecht des obern Müllers in die Stube trat. Er hatte im Vorbeigehen durch das Fenſter Friedrich's Anweſenheit bemerkt und kam herein, um einen Schoppen mit ihm zu trinken. Da, der Peter könnt' vielleicht aushelfen, ſagte die Bäckerin: der hält ſein' Lohn zuſammen und hat doch auch zur rechten Zeit wieder eine offene Hand; was gilt's, der thut ſein Sparhäſele auf? Der Knecht ließ ſich erklären, um was es ſich handle, und ſagte, ja wohl, die paar Gulden gebe er gerne her. Friedrich konnte ſich ohne Beleidigung nicht weigern ſie anzunehmen, und doch drückte es ihn, daß er, der Sohn des reichen Sonnenwirths, zu einem Knechte, obwohl es ſein guter Bekannter war, durch ein Darlehen von erſpartem Lohne in Verpflichtung und Abhängigkeit treten ſollte; und zwar drückte es ihn um ſo mehr, weil er wußte, daß der Knecht ſelbſt, bei ſeiner gutmüthigen aber beſchränkten Sinnesart, ſich über dieſe Betrachtung nicht erheben konnte.

Da er aber nun einmal die Mittel in der Hand hatte, ſeine Sache in Stuttgart zu betreiben, ſo verſäumte er es nicht, davon ſchleunigen Gebrauch zu machen. Chriſtine war ihm an dem Abend, wo ſie ihn zurückerwartete, einige Schritte vor den Flecken entgegengegangen. An derſelben Stelle, wo ſie auf beſchneitem Wege einſt von ihm Abſchied genommen, ſaß ſie nun unter einem Baume, von welchem ſchon einzelne herbſtlich rothe Blätter zu fallen begannen, und erhob ſich, als ſie ihn die Straße daher wandern ſah. Er war ſehr befriedigt von dem Erfolge ſeiner Reiſe und erzählte ihr, man habe ihm verſprochen, die Reſolution auf ſein Memorial ſolle ihm auf dem Fuße nachfolgen. Du weißt ja, ſagte er, Schmieren und

Salben hilft allenthalben. Ohne Trinkgeld richtet man in Stuttgart nichts aus. Aber ſie brauchen's auch redlich. Das iſt dir ein Wohlleben in den Tag hinein, daß ich dir's gar nicht beſchreiben kann. Ich möcht' nur wiſſen, wer das ganz' Neſt verhält, ich glaub', das Land muß ſie eben verhalten, denn ſchaffen ſieht man keinen Menſchen, als höchſtens die Wirthe und die Putzmacherinnen. Schon am frühen Vormittag liegen die Männer im Wirthshaus oder ſpielen in den Kaffeehäuſern, und denk' nur, die Weiber, hab' ich mir ſagen laſſen, laufen des Nachmittags zu einander in die Kaffeeviſit' und bleiben bis Abends acht Uhr und drüber bei einander ſitzen, und mit was meinſt daß ſie ſich die Zeit vertreiben? Mit Kartenſpielen, und das ſo hoch, daß erſt vorgeſtern eine, wie ich gehört hab', mehr als hundert Gulden verloren hat. Und dabei treiben ſie einen Luxus, daß es nicht zum ſagen iſt: Atlaskleider tragen ſie und goldene Uhren, goldene Armbänder, eine Menge Ringe mit koſtbaren Steinen, und Perlen um den Hals anſtatt der Granaten.

Chriſtine ſeufzte.

Und der Herzog vollends, fuhr er fort, der lebt wie der Vogel im Hanfſamen. Er iſt grad ſo alt wie ich, hab' ich mir in Stuttgart ſagen laſſen. 's iſt doch eine confuſe Welt. Ich muß bei ihm einkommen und meine Minderjährigkeit wegſuppliciren, damit ich heirathen und ein Hausweſen führen kann: und er iſt im gleichen Alter, höchſtens ein Jahr älter, und iſt ſchon zwei Jahr' verheirathet und regiert ſeit ſechs Jahr' ein ganz Land, daß es blitzt und kracht.

Verſteht er denn ſein Handwerk? fragte Chriſtine.

Was weiß ich? Aber herrlich und in Freuden lebt er und Andern verbietet er was ihm ſelber ſchmeckt. Denk' nur, ich hab' auch die Herzogin geſehen. Aber die iſt ſchön, und noch ſo jung, aber mächtig ſtolz. Mich wundert's nur, daß ſie die ** leidet, die er neben ihr hält, und was meinſt, die baden im Burgunderwein.

Pfui, ſagte Chriſtine, da möcht' ich nicht davon trinken.

O es gibt Leut', die ihn nachher kaufen, weil man ihn natürlich wohlfeil haben kann. Und vor acht Tagen hat er in Ludwigsburg ein Feuerwerk geben und hat dabei für fünfmalhunderttauſend Gulden in die Luft aufgehen laſſen. Man ſpricht noch heut' in Stuttgart in allen Wirthshäuſern davon, aber ſie ſchimpfen, weil's in Ludwigsburg geweſen iſt. Ich hätt's doch auch ſehen mögen.

Ich nicht, ſagte Chriſtine. Es iſt ſündlich, das Geld ſo hinauszuſchmeißen. Rechne nur auch einmal aus, wie lang arme Leut' davon hätten leben können. Aber ich kann dir auch eine Neuigkeit ſagen: Denk' nur, dein Vater hat uns heut' eine Schüſſel Mehl geſchickt.

So, mein Vater? Es iſt zwar nicht viel, aber es freut mich doch an ihm. Hat er ſie dir geſchickt?

Nein, er hat eben ſagen laſſen, da ſchick' er's. Es iſt mir um der Meinigen willen lieb, denn du haſt keinen Begriff davon, was ich von ihnen ſchlucken muß. In deiner Gegenwart laſſen ſie's nicht ſo heraus, aber du wirſt doch auch ſelber ſchon gemerkt haben, was wir ihnen werth ſind. Beſonders meine Mutter und mein Hannes, die haben gemeint, ſie werden Ehr' und Vortheil von uns ernten, und ſtatt deſſen haben ſie mich eben immer noch auf'm Hals. Meine Mutter hat gleich zu brotzeln und zu backen angefangen, du weißt ja, wie ſie iſt; ſie hat geſagt, ſie mach's für meinen Vater, aber der hat nichts davon geſſen und dann hat ſie's für ſich behalten und hat denkt: ſelber eſſen macht fett.

Hab' noch die paar Tag' Geduld, ſagte er. Jetzt kommt ja die Reſolution, und dann hat alles Jammern ein End! Dann werden wir zuſammen getraut, und das iſt die Hauptſach', wenn's auch ohne Kränzle und am Mittwoch geſchieht. Der Mittwoch iſt auch ein Tag. Und wenn ich mein Mütterlichs hab' und Händ' und Füß' für meine eigene Haushaltung regen kann, dann will ich dich ſchon wieder 'rausfüttern, dich und dein Kind.

Ja, ſagte Chriſtine, und unſer Herrgott wird weiter ſorgen.

## 23.

Tag um Tag verging, aber keiner brachte die erſehnte herzogliche Reſolution. Die Tage wurden zu Wochen und eine reihte ſich an die andre, ohne dem Harrenden das Verſprechen zu erfüllen, das er ſich in Stuttgart mit fremdem Gelde erkauft hatte. Träg und eilig zugleich ging ihm die unbarmherzige Zeit: während ſie ihn endlos auf die Gewährung, die er von der Menſchenwelt forderte, warten ließ, zeigte ſie ihm jeden Tag den unaufhaltſamen Fortſchritt, welchen die Natur machte, um ihm ein Geſchenk zu bringen, das jener Gewährung nicht zuvorkommen durfte, wenn es nicht den Stempel des Unglücks und der Schande tragen ſollte.

So kann die Sach' nicht fortgehen, ſagte Chriſtine eines Tages zu ihm. Ich möcht' 'naus, wo kein Loch iſt. Die Meinigen haben mir ausgeboten, der Sommerverdienſt ſei zu End' und mit dem Winter geh' das Hungerleiden vollends ganz an. Sogar mein Jerg, der mir immer noch ein wenig den Kopf gehebt hat, ſagt, es ſei in der ganzen Welt der Brauch, wer die Gais angebunden hab', der mög' ſie auch hüten.

Weiß wohl, bemerkte er finſter, der Bauer thut Alles gern, wenn er muß.

Aber bedenk' auch, wie ſie auf'm dürren Bäumle ſind. Ich ſelber ſchäm' mich, daß ich ihnen fort und fort hinliegen muß, und du ſollteſt dich auch ſchämen. Ich weiß was ich thu': wenn meine Zeit kommen iſt, ſo trag' ich dein Kind in deines Vaters Haus und leg's ihm vor die Thür. Da, er ſoll's ſäugen, denn ich werd' ihm nichts geben können.

Dieſer bittere Spott der Verzweiflung ſchnitt ihm glühend in's Herz. Hat er ſeitdem nichts geſchickt, fragte er, kein Brod, nicht einmal eine Schüſſel Mehl?

Nichts, erwiderte ſie, kannſt dir wohl denken daß ich dir's geſagt hätt'.

Er knirſchte mit den Zähnen. Wohl, wenn er's nicht ſichtbar geben will, ſo ſoll er's unſichtbarlich geben. Ruf' deinen Jerg, er muß uns behilflich ſein, ich will mit ihm deines Vates Wagen rüſten, und du ſchaffſt Säck' her, wenn's dran fehlt, ſo entlehnſt du in der Nachbarſchaft.

Was willſt denn auf dem Wagen führen? fragte ſie ſchüchtern.

Die Säck'! rief er noch barſcher als zuvor.

Und was willſt in die Säck' thun?

Freſſen! antwortete er. Seine Augen funkelten, die Narbe in ſeinem Geſicht war blutroth geworden und ſein ganzes Ausſehen erſchien ſo wild, daß ſie nicht weiter zu fragen wagte.

Jerg, der kein Mann von vielen Worten war und ſich unbedingt an ſeinen natürlichen Schwager anſchloß, ſowie er dieſen thatkräftig auftreten ſah, half ihm den Wagen zurecht machen, während Chriſtine unter der hintern Thüre ſaß und die Säcke flickte, wo ſie Löcher an ihnen entdeckte. Niemand fragte, was dieſes Vorhaben bedeuten ſolle. Der Vater lag oben im Bett und ſah meiſt ſtillſchweigend an die Wand oder nach der Decke hinauf, und die Mutter befand ſich bei ihm. Der kleine Bube tummelte ſich um den Wagen herum und ſah den beiden jungen Männern zu.

Als es Nacht wurde, mußte Jerg die Kuh aus dem Stalle führen und Friedrich half ihm ſie an den Wagen ſpannen. Dann befahl er Chriſtinen eine Laterne anzuzünden und mitzunehmen. Sie kam mit der Laterne, blieb aber ſtehen und ſagte: Um Gotteswillen, Frieder, was haſt vor? Mir iſt's als ſei's nicht [illegible].

Hörſt den Teufel ſchon Holz ſpalten? ſagte er. So gut du dein Kind in meines Vaters Haus tragen kannſt, ſo gut kann ich ihm auch Futter draus holen.

Ach Gott, ſeufzte ſie, das iſt eine unrechte und gewagte Sach'. Ich will nichts davon.

Du läßt mir ja keine Ruh! rief er und der Grimm klang aus ſeiner gedämpften Stimme heraus. Vorwärts!

Er ergriff ſie am Zopfbändel und zog ſie fort. Sie verbarg die Laterne unter der Schürze und folgte willig. Der Wagen fuhr langſam durch den Flecken. Es war überall ſtill, kein Menſch begegnete ihnen. Vor der Sonne hielten ſie an. Auch dort lag Alles im Schlafe. — Ihr beide bleibt da unten, ſagte Friedrich, für euch iſt's ein fremdes Haus, man ſoll euch keinen Einbruch vorwerfen können. Ich bin hier in meinem Eigenen, das weiß ſogar der Hund, die unvernünftig' Creatur, denn ſehet, er rührt ſich nicht.

Er öffnete einen Laden und verſchwand mit einem Sack, den er bald ſchwerer als er zuvor geweſen war, wiederbrachte. So trug er mit ſtarker Hand einen Sack um den andern herab und bot ihn zu dem Laden heraus, wo ihn Jerg in Empfang nahm und auf den Wagen lud. Ohne durch einen Laut im Hauſe geſtört zu werden, brachte er endlich den letzten Sack. Nachdem das nächtliche Geſchäft beendigt war, gab er Jerg einen Wink, mit dem Wagen umzukehren, wobei er die in Eile geladenen Säcke hielt, damit keiner herunterfiel. Vorwärts, marſch! commandirte er dann und der Wagen ſetzte ſich wieder in Bewegung.

Chriſtine, die ſich in das Unternehmen gefunden zu haben ſchien und dem ſeltſamen Tone Friedrich's entgegenwirken zu müſſen meinte, bemerkte ſcherzend: du kommſt mir vor, wie ein Räuberhauptmann, der über ſeine Bande hinein befiehlt.

Was nicht iſt, kann noch werden, murmelte er dumpf.

Als ſie den Wagen abluden, überzählte er die ungleich gefüllten Säcke. Es werden circa ſechs, ſieben Scheffel ſein, ſagte er mit der Sicherheit des Kenners.

Was iſt's für Frucht? fragte Jerg.

Dinkel und Haber.

Da wär' ja für Menſchen und Vieh geſorgt.

Es iſt an dem für die Menſchen genug. Den Haber betracht' ich als baar Geld.

Hab' mir's wohl vorgeſtellt.

Wollen's gleich aus einander thun. Die Säcke da enthalten Dinkel, die ſchlachtet ihr in's Haus, ihr brauchet nicht alle, könnt mir noch ein' oder zwei davon laſſen.

Ja, iſt denn die Frucht für uns? fragte Jerg.

Nein, aber für eure Mäuler. Zu was meinſt denn, daß ich ſie da 'rausgeführt hab'? Mach' mir nur keine Umſtänd'. Den Reſt davon und den Haber will ich in etwas Anders verwandeln, das noch mehr Brod geben ſoll.

Jerg lachte verſchmitzt.

Merkſt was? fragte Friedrich.

Mir iſt's immer, als müßt' ich wieder einen Gang für dich nach Rechberghauſen thun, ſagte Jerg.

Haſt's troffen.

Zufällig weiß ich, daß der Chriſtle morgen 'runter kommt.

So nimm ihn zu dir da 'raus. Ich will dann auch kommen, daß wir mit ihm Handels eins werden.

Wenn nur dein Vater nicht erfährt, was du ihm für einen Beſuch gemacht haſt! ſeufzte Chriſtine, die nachgerade wieder unruhig wurde.

Der erfährt's freilich, erwiderte er. Der Knecht, der neben der Frucht liegt, iſt aufgewacht, hat ſich ein wenig auf'm Ellenbogen aufgerichtet und hat mich angloßt. Der ſchweigt nicht.

Jeſus, Jeſus! und das ſagſt du erſt jetzt.

Es kommt immer noch früh genug. Gut iſt's auf alle Fäll', wenn die Sach' mit dem Chriſtle morgen gleich in's Reine kommt. Jetzt aber fort in's Bett und laſſ' dir von vollen Schüſſeln träumen.

Am folgenden Morgen gab es in der Sonne, ſobald der Sohn des Hauſes ſich blicken ließ, einen jener ſtürmiſchen Auftritte, welche der Nachbarſchaft ſo oft verriethen, wie es um den Frieden deſſelben ſtand. Sein Vater empfing ihn mit einer Fluth von Schimpfworten, warf ihm den nächtlichen Diebſtahl vor und drohte ihn alsbald wieder in's Zuchthaus zu bringen. Der Knecht hatte ihn angegeben, ſchon deßhalb, um, wie er nachher entſchuldigend zu ihm ſagte, für den Fall der Entdeckung ſich ſelbſt von dem Verdachte zu reinigen; doch wollte er ihn nur einen kleinen Sack mit Getreide haben fortſchleppen ſehen.

Wenn Ihr mich in's Zuchthaus bringen wollet, Vater, ſo ſteht's Euch frei, ſagte Friedrich. Ihr habt's ja ſchon einmal gethan. Freilich haben die Leut' verſchiedentlich drüber geurtheilt, daß Ihr Eurem eigenen und einzigen Sohn zum Ankläger worden ſeid.

Das iſt nicht wahr, entgegnete der Sonnenwirth. Die Sach' iſt damals ohne meine Schuld offenkundig worden und ich hab's nicht hindern können, daß ſie vor Amt kommen iſt.

Alſo wollt Ihr jetzt nachholen, was Ihr damals verſäumt habt? Gib 'raus, was du mir geſtohlen haſt.

Es iſt weit fort, Ihr findet's nicht, und wenn Ihr alle Eure Stallaternen anzündet. Laßt mich majorenn werden und gebt mir mein Mütterlich's heraus, dann will ich mit Euch abrechnen und will Euch den Schaden erſetzen, daß nicht ein Kreuzer dran fehlen ſoll, und wenn der Fruchtpreis derweil anzieht, ſo ſoll der Gewinn Euer ſein. Dann könnt Ihr von Stehlen ſagen, ſo viel Ihr wollt, 's glaubt's Euch Niemand.

Haſt du deinem Weibsbild davon gebracht?

Ihr könnt in und unterm Bett bei ihr ſuchen, Ihr findet nichts. Es iſt aber eine rechte Schand' für Euch, Vater, daß ein reicher Mann, wie Ihr, dem kranken Hirſchbauer ein einzigsmal eine Schüſſel Mehl ſchickt.

Was? fuhr der Sonnenwirth auf: ich hab' ſchon öfter geſagt, daß man hinaus ſchicken ſoll.

Dann iſt's unterwegs in irgend ein Loch gefallen, verſetzte Friedrich.

Der Sonnenwirth ſchwieg unſchlüſſig. Es machte ihn betroffen, obwohl er es ſich bei den bekannten Geſinnungen ſeiner Frau leicht erklären konnte, daß ſeine Befehle nicht vollzogen worden waren, und unter dieſen Umſtänden glaubte er, bei ſeinem reichen Fruchtvorrathe, den von dem Knecht angegebenen Verluſt ohne Geſchrei ertragen zu ſollen. Er ging zur Stube hinaus und ließ ſeinen Sohn in Ungewißheit, was er thun werde.

Haſt dein' Hausdieb im Verhör gehabt? fragte ſeine Frau draußen.

Woher weißt du's denn?

Du ſchreiſt ja ſo laut, daß man's in Göppingen hört. Und jetzt willſt immer noch in deiner Langmuth zuſehen?

Der Alte kratzte ſich hinter dem Ohr. Das Stehlen will ich ihm vertreiben, ſagte er. Du aber ſagſt mir weder im Pfarrhaus noch im Amthaus ein Wort davon, ſonſt iſt's zwiſchen uns aus, und ich laſſ' ihn morgen heirathen und nehm' alle Beide in's Haus zu mir.

So hitzig? maulte ſie.

Erſtens, erklärte er, hätt' ich ihn zwar gern in Numero Sicher, aber nicht im Zuchthaus, und zweitens möcht' ich mir nicht nahſagen laſſen, daß ich dem Hirſchbauer nichts als ein Schüſſele mit Mehl geſchickt hab'. Was ſie jetzt haben, das ſollen ſie behalten.

Der Tag verging ruhiger als er begonnen hatte. Friedrich wußte zwar immer noch nicht, weſſen er ſich zu verſehen habe; auch ließen ihn gewiſſe Anſpielungen ſeiner Stiefmutter, welche von der Nothwendigkeit ſprach, Schlöſſer und Riegel ausbeſſern zu laſſen, nichts Gutes ahnen; doch meinte er aus dem Betragen ſeines Vaters ſchließen zu dürfen, daß ſeine eigenmächtige Pfändung ohne Folgen bleiben werde.

Zur verabredeten Stunde ging er in des Hirſchbauern Haus. Der Erwartete war bereits da, ein Mann mit rundem, ſchelmiſch lächelnden Geſicht und einem ſogenannten Horn auf der Stirne, das in der Mitte über beiden Augen ſaß und ſo groß war, daß Friedrich es im Scherz ein drittes Auge nennen konnte. Biſt ſchon da, Dreiäugiger? ſagte er, ihm die Hand bietend. Die Alte hieß ihn ſehr freundlich willkommen und bedankte ſich bei ihm für den ſtolzen Küchengruß, den er geſandt habe; ſie vermied es klüglich zu fragen, wie er eine ſo bedeutende Beiſteuer aufgebracht. Man ſchwatzte eine Weile von gleichgültigen Dingen, ohne daß der Hirſchbauer, der in der Stube zu Bette lag, ſich in das Geſpräch miſchte. Dann gingen die Drei mit einander fort, um unter dem Hauſe ihr Geſchäft mit einander abzumachen.

Was meinſt, Chriſtle? ſagte Friedrich. Der Jerg iſt doch ein ſcharfſinniger Kopf, der hat's von ſelber gemerkt, daß ich wieder einen Handel mit dir machen will.

Es iſt gut merken geweſen, Frieder, ſagte Jerg. Seit einiger Zeit haſt du immer das link' Aug' von Zeit zu Zeit zugedrückt und haſt mit dem rechten grad' vor dich hingeſehen, ſo daß ich immer hab' denken müſſen: der thut in Gedanken zielen. Es iſt mir dabei eingefallen, was der Krämerchriſtle von dir geſagt hat: die Katz' läßt das Mauſen nicht.

Alle Drei lachten. Ich will dir beweiſen, daß ich noch ein ſcharfſinnigerer Kopf bin als der da, ſagte Chriſtle. Thut's dir nicht and nach deiner ſchönen Büchſ'?

Ja, wenn ich die wieder haben könnt'! rief Friedrich.

Bruderherz, kannſt ſie haben! Ich hab' dir ſie aufgehoben, weil ich wohl gewußt hab', daß du wieder nach ihr fragen wirſt.

Sie lachten noch ſtärker. Heißt das, ſetzte Chriſtle hinzu, bei der Hand hab' ich ſie nicht, ſondern ich hab' ſie in Gmünd verſetzt, aber dort kann ich ſie jeden Augenblick wieder haben. Und damit du ſiehſt, daß ich nicht bloß ſcharfſinnig, ſondern auch ehrlich gegen dich bin — wie? unterbrach er ſich, zu Jerg gewendet, was hat er denn zu dem Geld geſagt, das ich ihm für das Gewehr geſchickt hab'? Hat er mich nichts geheißen?

Ei ja, 'n dreiäugigen Spitzbuben.

Siehſt, um das nämlich' Geld kannſt dein Gewehr wieder haben. Jetzt geh' und heiß' mich noch einmal 'n Spitzbuben.

Biſt ein Biedermann, ſagte Friedrich.

Was, du, der beſt' Schütz' weit und breit, haſt dich zur Ruh' ſetzen wollen? Du könnteſt's ja vor den Bauern nicht verantworten. Und ein paar Fährten hab' ich dir ausgewittert, ich ſag' nichts, aber das Herz wird dir im Leib' lachen. Nun, du kommſt doch zu mir und holſt die Büchſ', dann gehen wir mit einander.

Aber Geld hab' ich keins, ſagte Friedrich. Kannſt Haber brauchen und etwas Dinkel?

Das führ' ich nach Gmünd, freilich, und bring' gleich das Gewehr mit zurück.

Da beim Jerg kannſt die Frucht faſſen, je eher je lieber, aber in der Stille muß es ſein.

Heut' Abend noch will ich ſie holen. Auf Wiederſehen, du verlorner und wiedergefundener Sohn.

Der hat gut uneigennützig ſein, ſagte Friedrich, nachdem jener ſich verabſchiedet hatte. Wenn ich eine glückliche Hand hab', ſo hat er den Vortheil davon und keine Gefahr. Er weiß die beſte Schlich' im Wald und die beſte Schlich' im Handel, aber den gefährlichen Theil überläßt er Andern, und wenn's zum Klappen kommt, ſo hat er nichts gethan. Aber wo iſt denn meine Chriſtine?

Im Beckenhaus, antwortete Jerg. Der Beckenbub' hat ſie in aller Eil' geholt. Ich weiß nicht, was dort los iſt. Da kommt ſie ja!

Chriſtine kam athemlos herbei. Weißt was Neu's, Frieder? rief ſie ſchon von weitem.

Nu, was denn?

Die Reſolution iſt da, du biſt ſchon ſeit vierzehn Tag' majorenn, und weißt nichts davon.

Was Teufel! Wie kommt denn das, und woher haſt denn du's?

Von der Dote; die hat mich holen laſſen. Aber von wem's die hat, das bringſt du nicht 'raus, und wenn ich dich rathen laſſ', bis die Kuh 'n Batzen gilt.

Nu, ſo ſag's.

Die Kathrine aus dem Amthaus iſt's.

Was! Das wär'!

Ja, die Kathrine iſt zu der Dote geſchlichen und hat ſie um's

Tauſendgott'swillen bittet, ſie ſoll' ſie nicht verrathen, aber ſeit vierzehn Tag' ſei der Beſcheid von Stuttgart da und lieg' auf des Amtmanns Schreibtiſch. Es hab' ihr ſchier das Herz abdruckt, daß wir nichts davon wiſſen ſollen. Du könneſt herzhaft auftreten und die Proclamation verlangen. Aber wenn's 'rauskäm', daß ſie's ausgeſchwätzt hat, ſo wär' ſie unglücklich.

Nein, nein, da muß man ganz ſtill ſein. Brav iſt's von dem Mädle, das muß ich ſagen. Aber ſo viel ſeh' ich auch bei der Gelegenheit, daß es Keine Einem nachträgt, wenn man ſie einmal hat küſſen wollen.

So, du Lümple, was muß ich hören? Iſt's beim Wollen blieben? Hat ſie dich heißen um ein Haus weiter gehen?

Ich hab' mir nicht Müh' gnug geben. Aber was denkt der Amtmann? Getraut ſich der, fürſtliche Reſolutionen zu unterſchlagen? Da ſteckt gewiß die Frau Sonnenwirthin mit unter der Decke. Ich möcht' nur wiſſen, ob mein Vater auch etwas davon weiß.

Ja, ja, ſagte Jerg vergnügt, man ſpricht's ganz' Jahr von der Kirbe (Kirchweih), endlich iſt ſie. Er ging und ließ die beiden allein.

Wenn ich geſtern gewußt hätt', was ich heut weiß, ſagte Friedrich, ſo hätt' mein Vater ſeinen Dinkel und Haber noch. Jetzt darf ich mein Mütterlich's fordern und brauch' dich keine Noth mehr leiden zu laſſen. Wiewohl, ich will's ihm bei Heller und Pfenning zahlen. Aber hätt'ſt dein Geheul auch noch ein paar Tag' unterwegs laſſen können.

Wenn man eben Alles wüßt', dann wär' man reich, verſetzte Chriſtine.

Und hätt' ich's nur eine Stund' früher gewußt, fuhr er fort, dann hätt' ich den Handel mit dem Chriſtle nicht gemacht.

Was haſt denn mit Dem gehandelt?

Meine Büchſ' will ich wieder von ihm zurückkaufen. Um deinetwillen hab' ich ſie von mir gethan und um deinetwillen nehm' ich ſie wieder an mich. Es iſt auch ſo noch immer möglich, daß ich ſie einmal brauch', um Weib und Kind zu verhalten. Doch iſt's nur für den äußerſten Fall, und beſſer wär's, ich hätt' ſie ihm noch gelaſſen, denn ſo ein Teufelshirſch kann Einen bis in's Zuchthaus führen.

Laß du das Wildern ſein, ſagte Chriſtine, und denk' auf andere

Weg', wie du Weib und Kind ernähren willſt. Wiewohl, es geht nicht immer ſo ſchlimm aus. Hab' ich dir's nie von unſrem Haus erzählt? Es iſt ein altes Sagen in unſrer Familie, ich hab' meinen Vater ſchon davon reden hören, daß ſein Ururgroßvater ein arger Wilderer geweſen ſei. Den hat der Herzog gefangen und hat ihn wollen auf einen Hirſch ſchmieden laſſen, hat ſich aber anders beſonnen, wie er ſchon halb angeſchmiedet geweſen iſt, und hat ihn begnadigt, weil ihm ſeine Antworten ſo gefallen haben, hat ihm auch das Haus da baut und ihn hergeſetzt, um den Wilderern aufzupaſſen, weil ihm alle ihre Schlich' und Weg' wohl bekannt geweſen ſind. Nach ihm iſt ſein Sohn auf dem Haus geſeſſen und dann wieder deſſen Sohn und ſo immer fort, ſo daß das Haus ſeit Urgedenken unſrer Familie angehört. Sie hat ſogar dem Herzog eine beſondere Steuer draus zahlen müſſen, die erſt unter meinem Vater in Abgang kommen iſt.

So? ſagte Friedrich. Da kommt wahrſcheinlich auch der Nam' Hirſchbauer her?

Mag ſein, ich weiß nicht, erwiderte ſie.

Jetzt aber laß uns drauf denken, wie wir *unſer* Haus bauen. Majorennitätserklärung, Proclamation, Copulation, das muß wie Blitz und Donner auf einander gehen. Voran, voran, eh's der Teufel erfährt und Unſamen ſtreut!

## 24.

Gleich noch am nämlichen Abend ging Chriſtine in das Pfarrhaus, um im Auftrag ihres Verlobten, der auf ſie wartete, den Herrn Pfarrer zu bitten, daß er ſie am nächſten Sonntag proclamiren möge. Sie kam aber bald wieder zurück und erzählte, der Pfarrer habe geſagt, er wiſſe nichts von Majorenniſation und Regierungsreſolutionen, ſei auch nicht verpflichtet den Amtmann zu fragen, ob etwas Derartiges eingelaufen ſei; ſo könnte ihm Jeder kommen.

Gleich morgen gehſt zum Amtmann, ſagte Friedrich, denn jetzt iſt er auf der Jagd. Es iſt beſſer du gehſt, weil er mir geſagt hat, ich ſoll' nicht ungeboten vor ihn kommen.

Ja, ſagte ſie, und wenn du kämſt, könnt's leicht Häupeleien geben, weil du ſo ſtrobelig biſt. Wir müſſen jetzt trachten, daß wir vollends im Frieden durchkommen. Lieber geh' ich, ich fürcht' mich nicht mehr ſo vor den Herren. Aber was ſoll ich denn dem Amtmann ſagen, woher wir wiſſen, daß die Reſolution da iſt? Die Kathrine dürfen wir nicht verrathen, die iſt unſer guter Engel.

Sagſt, ich wiſſ' es von Stuttgart her, daß die Reſolution vor einigen Wochen ſchon abgangen ſei. Gib Acht, das wird ihm Füß' machen.

Das iſt der Red' noch einmal werth, rief Chriſtine und lachte: jetzt meint er, du habeſt ihn verklagt, und kriegt Angſt.

Laß ihn nur nicht ſchlupfen, weder links noch rechts, ſagte er. Bekennen muß er. Morgen iſt Samſtag, und am Sonntag müſſen wir das erſt'mal proclamirt ſein.

Mit lachendem Munde kam Chriſtine den andern Morgen aus dem Amthauſe. Ich hätt' nicht glaubt, ſagte ſie, daß ſo ein rundes Geſicht ſo in die Länge gehen könnt'. Sieh, ſo lang iſt's worden, wie ich mein Sprüchlein aufgeſagt hab'. Er hat ſich dann aber gleich gefaßt und hat geſagt, die Reſolution ſei allerdings da und er würd' ſie dir ſchon noch eröffnet haben, es ſei ja nichts Preſſantes.

So, nichts Preſſantes? Ich wollt', das Waſſer ging ihm einmal bis an Hals und ich ſtünd' dabei und könnt' ſagen: 's preſſirt gar nicht, Herr Amtmann, mit Ihrem Wohlnehmen.

Es hat ihm aber doch rechtſchaffen preſſirt, fuhr ſie fort. Sieh, da iſt die Schrift, die ſoll ich dem Pfarrer bringen, daß es mit dem Proclamiren weiter kein Anſtand hab'.

Lauf, Chriſtinele, lauf tapfer! Du arm's Weib du, mußt dich halb todt ſpringen um unſere Heirath, und trägſt doch den Eh'contract mit Brief und Siegel an dir.

Ich wollt', du müßteſt ihn tragen, maulte ſie, damit du auch wüßteſt wie das beſchwerlich iſt.

Hält's der Pfarrer auch nicht für preſſant? fragte er, als ſie wieder kam.

Er hat geſagt, es ſei eine Sünd' von dir, daß du deinem Vater nicht gehorcheſt, und er ſag' mir's in's Geſicht, daß ſo eine ungleiche Heirath eine rechte Dummheit ſei und auch ein bös End' nehmen werd', aber er hab' jetzt ſein Gewiſſen ſalvirt und uns gewarnt: morgen werd' er uns proclamiren.

Er ſoll' uns ausrufen und einſegnen, nachher mag er ſchwätzen ſo viel er will. Jetzt iſt's gewonnen.

Als er von ihr wegging, begegnete er ſeiner Schweſter Magdalene, die eben über die Gaſſe ging. Du, ſagte er ſeelenvergnügt, morgen werd' ich von der Kanzel 'runtergeſchmiſſen. Du gehſt doch auch in die Kirch'?

Ach Gott, iſt's ſo weit? rief ſie. Ja, wenn ich kann, will ich gehen.

Können! ſagte er, ich hab' noch nie gehört, daß die Weibsleut' nicht in die Kirch' gehen können, ſonderlich wenn's Neuigkeiten drin gibt.

Weißt's denn der Vater ſchon? fragte ſie. Grad' will ich zu ihm.

Er erfährt's jetzt gleich. Wir haben Einen Weg.

So, du biſt alſo jetzt majorenn und ich hab' dir nichts mehr zu befehlen? ſagte der Sonnenwirth, als ſein Sohn ihm die Neuigkeit angekündigt hatte. Nun, jetzt kannſt du freilich thun, was du willſt, aber ich bin jetzt auch nicht mehr verantwortlich dafür.

Vater, ſagte die Chirurgin, der Bruder fragt, ob ich morgen in die Kirch' geh'. Gehet Ihr?

Es wär' ſchon Noth, daß man für ihn beten thät', ſagte die Sonnenwirthin, die ſich der Antwort bemächtigte: aber ich ſorg' nur, die Leut' könnten's ſo anſehen, als ob wir unſre Billigung dazu gäben, und der Vater wälzt ja ſelber alle Verantwortung von ſich ab.

Ich ſag' nicht, du ſolleſt daheim bleiben, antwortete der Sonnenwirth ſeiner Tochter, und dein Mann kann's dir auch nicht verbieten in die Kirch' zu gehen. Auch wär's chriſtlich, wenn's einmal ſein ſoll, daß wenigſtens Eins von der Familie dabei wär'. Aber ich kann mich nicht dazu entſchließen, ich thät' mich ja ſelber auf's Maul ſchlagen.

Aus Chriſtenpflicht ging' ich auch gern dazu, nahm wieder die Sonnenwirthin das Wort, aber ich könnt's nicht präſtiren, den

Blicken ſo ausgeſetzt zu ſein, denn natürlich, die ganz' Gemeind' guckt uns an, wenn wir gegenwärtig ſind. Ich weiß nicht, mit was ich die Straf' verdient haben ſollt', ich hab' mich nicht vergangen.

Das iſt wahr, ſeufzte die Chirurgin, ich könnt' die Augen nicht aufthun und thät's doch ſpüren wie ich die Zielſcheib' wär', und alle Andacht wär' mir verdorben.

Die Thüre ging auf und der Krämer trat mit ſeiner Frau herein. Ich muß um Entſchuldigung bitten, ſagte er, daß ich in meinen Hauspantoffeln komm', aber es läßt mir keine Ruh'. Weißt's denn der Herr Vater ſchon? Es iſt im ganzen Flecken herum, daß der Schwager morgen mit ſeiner Jungfer Chriſtine proclamirt werd'. Iſt's denn wahr? Was, und die Familie erfährt ſo was zuletzt?

Das wird aber morgen ein Geläuf ſein! rief die Krämerin. Mein Mann, der loſ' Vogel, hat geſagt, wir könnten einen hübſchen Profit machen, wenn wir unſern Kirchenſtuhl vermiethen thäten. Gebt Acht, morgen gibt's am heiligen Ort Händel, denn's fehlt an Platz.

Wir reden eben davon, ob wir auch gehen ſollen, ſagte die Sonnenwirthin, aber die Chirurguſſin und ich, wir meinen, wir könnten's nicht aushalten, wenn Einen Alles ſo anſieht.

Herr meine Sünd'! ſchrie die Krämerin. Ich weiß nicht was mir für ein Unglück paſſiren könnt', wenn Alles um mich 'rum druckt und guckt und murmelt! Da könnt' mich ja was ankommen, wovon man in Ebersbach noch nach hundert Jahr' reden thät'.

Schad' iſt's aber doch, wenn wir drum kommen, ſagte der Krämer. So ein Paar ſieht man nicht alle Tag'. Er iſt ſo mager und ſie ſo dick.

Sie wird mich ſchon pflegen, daß ich wieder zu Kräften komm', verſetzte Friedrich, der alle dieſe Stiche mannhaft verbiß. Doch war er froh ſich mit einem Scherzwort loskaufen zu können, und beurlaubte ſich von der Familie, ohne die Bitte, die er an ein ſonſt geliebtes Mitglied derſelben gerichtet hatte, bei den andern zu wiederholen.

Er brachte den Reſt des Tages bei ſeiner Braut und den Ihrigen zu, wo es ungeachtet des Mangels und der ungewiſſen Ausſicht in die Zukunft ſehr heiter zuging. Der Hirſchbauer ſprach an dieſem Tage zum erſtenmal wieder ſeit langer Zeit und konnte aufrecht im Bette ſitzen. Aus jedem Worte aber, das der Bräutigam redete, gab ſich das befriedigte Selbſtgefühl zu vernehmen. Er konnte jetzt ſeinem Mädchen und ihrer Familie Wort halten.

Als er Abends heimkam, nahm ihn ſein Vater auf die Seite. Laß mit dir reden, ſagte er. Jetzt haſt du Alles noch in der Hand. Ein Wort beim Pfarrer und die Proclamation unterbleibt. Ich will dir was ſagen: wenn du zurücktrittſt, ſo ſoll dein Diebſtahl ungeſchehen und begraben ſein. Bis jetzt iſt nicht davon geſchnauft worden, das hab' ich in der Hand.

Schwätzet doch nicht immer von Diebſtahl, ſagte Friedrich. Was ich aus meinem Mütterlichen erfragen kann, das iſt mein'twegen genommen, aber nicht geſtohlen.

Wie meinſt du, daß man's vor Amt anſehen werd'?

Weiß ich das? Ich hab' das Geſetz nicht gemacht, und Ihr auch nicht.

Du haſt's, ſcheint's, vergeſſen, wohin dich dein Huſarengriff geführt hat.

Nein, ich weiß noch recht gut, daß man mir damals eröffnet hat, das Einſacken könnt' man vielleicht meiner Jugend und Unverſtand nachſehen, aber nach einem alten Reſcript — ich weiß nicht mehr, die Jahrszahl iſt noch aus dem vorigen Jahrhundert geweſen — ſollen ungerathene unartige Kinder, bei denen der Eltern Zucht nicht anſchlage, in Sprengen und eiſernen Banden zu öffentlichen Arbeiten angehalten werden, und ſonach ſei das Zuchthaus eigentlich eine Begnadigung für mich. Wenn Ihr es alſo meint, ſo könnt Ihr mich beim Amtmann und Vogt verklagen, wie Ihr mich beim Kirchenconvent verklagt habt. — Du ſchreckſt mich nicht, dachte er bei dieſen Worten, mit feſtem Auge den unſichern Blick ſeines Vaters feſthaltend.

Sind das artige Kinder, fragte dieſer, die ihren Eltern das Korn im Sack aus dem Haus tragen?

Wiſſet Ihr nicht, Vater? der Criſpinus hat Leder geſtohlen, um den Armen Schuh' draus zu machen, und hat's doch zum Heiligen gebracht, wiewohl er's, glaub' ich, ſogar bei Fremden geſtohlen hat.

Wir ſind lutheriſch. Da gelten keine ſolche Späß'.

Nun, ſo machet doch endlich Ernſt und bringet mich in's Zuchthaus. Dann muß eben die Hochzeit aufgeſchoben werden, bis ich wieder 'rauskomm'.

Ich ſag' noch einmal, tritt zurück, ſo lang's noch Zeit iſt.

Nein, eher will ich mich ſtöcken und blöcken laſſen. Entweder ſetzet mich in's Zuchthaus, wenn Ihr nichts Beſſers wiſſet, oder gebet mir mein Mütterlichs heraus, damit die Sach' auf ein' oder die ander' Art endlich in Ordnung kommt.

Zu deinem Hochzeitstag kannſt's haben, wenn du von deinem Tugendſpiegel nicht laſſen willſt, und kannſt dann gleich auch Tauf' davon halten. Ich möcht' nur auch wiſſen, was du an ihr find'ſt. Ich will nicht weiter mit dir ſtreiten, ob du dich mit dem Criſpinus vergleichen kannſt, aber wenn du das ſein willſt, ſo ſag' nur ſelber, was du von deiner Criſpina hältſt, die ſich geſtohlene Sachen zutragen läßt; denn das leid't kein Zweifel, da machſt mir nichts weiß.

Angenommen, es ſei ſo, wiſſet Ihr denn, ob ſie's weiß woher ich's hab'?

Sie wird wohl denken, es ſei dir in der Hand gewachſen?

Vater, wenn ſie reich wär', ſo möcht' ſie thun was ſie wollt', Ihr würdet anders von ihr denken. Jetzt iſt ſie einmal mein, und das Kind, das ſie unterm Herzen trägt, iſt mein Kind, und muß zu ſeiner Mutter einen Vater haben, wie ich zu meinem Vater eine Mutter haben ſollt'.

So renn' in dein Verderben, wenn du nicht anders willſt, ſagte der Alte, nahm das Licht und ging in ſeine Kammer.

## 25.

Richtig, das muß man ſagen, hatte die Krämerin prophezeit. Nie war ſeit Jahren in dem doch ſo chriſtlich geſinnten Flecken die Kirche ſo gefüllt geweſen wie an dem Sonntag, an welchem Friedrich mit Chriſtinen proclamirt wurde. Außer den Kranken und Gebrechlichen blieb niemand zurück, von den Geſunden fehlte nur die Familie des Sonnenwirths. Der alte Hirſchbauer hatte alle die Seinigen in die Kirche geſchickt: die Mucken werden mich derweil nicht freſſen, hatte er geſagt. Selbſt der kleine Wollkopf hatte in dem Weiberſtande neben ſeiner Mutter und Schweſter Platz gefunden und hörte andächtig der Predigt zu. Wohl gab es ein Ziſcheln und Murmeln und Alles ſteckte die Köpfe zuſammen, als der Pfarrer vor dem Segen die Verleſung der Paare, die in den heiligen Stand der Ehe treten wollten, begann, aber Friedrich blickte muthig nach der Kanzel und zugleich aufmerkſam, ob der Pfarrer in ſeiner Verkündigung nicht vielleicht irgend ein Zeichen ſeiner Abgunſt einfließen laſſen werde. Es geſchah jedoch nichts dergleichen und er konnte es höchſtens auffallend finden, daß der Pfarrer unter den zu verkündigenden Paaren ihm und ſeiner Braut die letzte Stelle angewieſen hatte; dieſe Ordnung konnte aber der Reihefolge der Anmeldung entſprechen, ſomit eine zufällige ſein. Der Pfarrer ertheilte den Proclamirten und der Gemeinde den kirchlichen Segen, und Orgel und Choral beſchloßen den Gottesdienſt.

Beim Herausgehen aus der Kirche ſtieß Friedrich auf den Invaliden. Was, Ihr ſeid auch in der Kirch' geweſen, Profoß? Hätt' nicht glaubt, Eure mürbe Knochen thäten Euch ſo weit tragen. Aber 's iſt mir eine Freud' und eine Ehr'. Nur wundert's mich, denn Ihr habt ja auch Mäuſ' dagegen gehabt.

Es bleibt dabei, daß Er nicht recht geſcheidt iſt, ſagte der Invalide. Aber zu Seiner Hochzeit ſoll nichtsdeſtoweniger meine alte Liſe krachen.

Friedrich drückte ihm die Hand und begab ſich zu den Seinigen, die vor der Kirchenthüre warteten. Er führte ſeine Braut am Arme, reichte dem kleinen Buben die andere Hand, und die neue Familie ſetzte ſich, die Mutter und beide Söhne voraus, das Brautpaar hinter ihnen, in Bewegung. Wer von der Gemeinde den gleichen Weg hatte, ging ſpöttiſch lächelnd an ihnen vorbei: auch konnten ſie allerlei Bemerkungen hören. Doch ſchienen die Leute wenigſtens das in der Ordnung zu finden, daß das Paar ſich heute am Arme führte; daß er, ohne giltig verlobt zu ſein, Arm in Arm mit ihr durch den Flecken zu der Kirchenconventsverhandlung gegangen war, hatte bei der herrſchenden Sitte noch größeren Anſtoß gefunden, als ihre vorzeitige Mutterſchaft.

So langſam ſie wegen dieſes Zuſtandes gingen, ſo gingen doch zwei von den andern proclamirten Paaren noch langſamer hinter ihnen drein, um ſich über ſie luſtig zu machen. Das iſt ein Schwanenpaar! ſagte der eine Bräutigam. Im Ludwigsburger Schloßgarten, im See, hab' ich auch einmal eins geſehen, die ſind grad' ſo geweſen, nur anders, ſäuberer.

Die da ſind weiß wie ein Ofenloch, ſagte ſeine Braut.

Es gibt auch ſchwarze, fuhr der Bräutigam fort. Ich hab's einmal von einem Reiſenden gehört, dem ich den Weg auf den Staufen hab' zeigen müſſen. Iſt ein curioſer Herr geweſen und hat viel Kauderwälſch durch einander geſchwätzt. Sie ſeien aber eine große Rarität, hat er geſagt.

Es wird gut für den Flecken ſein, bemerkte die Braut, wenn die da gleichfalls eine Rarität bleiben.

Kann denn der Schwan auf trockenem Boden laufen? fragte der andere Bräutigam.

Freilich, verſetzte der erſte, aber es macht ihm Müh', er wackelt ſchier gar ſo ſchwer daher, wie die da. Er deutete auf Chriſtinen und alle Vier brachen in ein rohes Gelächter aus.

Friedrich machte ſeine Arme los und kehrte ſich um. Ihr Spitzruthen, ſagte er, iſt ein Ehrentag ein Tag zum Gaſſenlaufen? Aber gut, wenn ihr's nicht anders wollet, ſo möget ihr's haben. Du Michel, grüner Tralle, wandte er ſich an den Einen, du biſt ſo dumm, daß man Riegelwänd' mit dir 'naus ſtoßen könnt' und daß dein Mädle zu dir hat in die Scheuer kommen müſſen ſtatt du zu ihr, aber wenn man euch erwiſcht hätt', ſo hätt's noch eine ganz andere Conventsverhandlung geben als bei uns. Verſtanden? Und du Lorenz, ſagte er zu dem andern, du ſpitziger Gſcheidle, ſo pfiffig du biſt, ſo weiß ich doch, daß du dich in Zebedä' drüben haſt Nachts von den ledigen Buben müſſen in Brunnentrog tunken laſſen, zur Abkühlung, wie ſie gemeint haben, jedoch ohne alle Noth, denn an dir iſt nichts Hitzig's als dein Geiz, der dich verführt hat, vom Herrn Vicarius drüben, dem reichen Prälatenſohn, ſein ausbraucht's Spielzeug um ein Draufgeld einzuhandeln, nachdem dein voriger Schatz geſtorben iſt, man weiß nicht einmal recht an was. Ich will's an Dem gnug ſein laſſen, denn ich ſeh', daß eure Bräut' roth worden ſind, und 's wär' gut, ſie thäten ſich der Heuchelei und Splitterrichterei noch mehr ſchämen als der Sünd'. Euch zwei Lumpen aber hätt' ich gute Luſt über einen wackern Stecken tanzen zu laſſen, wenn ich heut' nicht ſo vergnügt wär'. Wiewohl, ihr brauchet mir nicht viel gute Wort' zu geben, wenn ich euch ſoll den Gefallen thun.

Die Hirſchbäuerin, die mit ihren Söhnen etwas vorausgegangen war, kam eilig zurück um abzuwehren; aber weder ihre Ermahnung noch das vielleicht kräftigere Einſchreiten der beiden Söhne war vonnöthen, denn die Getroffenen zogen mäuschenſtille ab und wagten erſt in weiter Entfernung wieder zu ſchimpfen und zu ſpotten.

Friedrich aber ſagte zu ſeiner Braut: Chriſtine, bleib' ſtandhaft und mach' mir kein' Streich. Du kannſt mein'twegen Hochzeit und Kindbett am gleichen Tag halten, aber nur ſein nach einander, damit nicht ein Segen zu früh kommt und der ander' zu ſpät.

Sei doch ruhig, erwiderte ſie, das hat keine Noth.

Der Kukuk hat's geſehen, fuhr er fort, daß man ſich dreimal proclamiren laſſen muß. Gleich das erſt'mal ſollt' man von der Kanzel vor den Altar kommen, damit Einem die Welt keinen Prügel mehr in den Weg werfen könnt'.

Das wär' doch nicht gut, meinte Chriſtine dagegen. Da könnt' ja kein arm's Mädle mehr Einſpruch thun, wenn ihr Schatz ſie ſitzen ließ' und ließ' ſich mit einer Andern zuſammengeben.

Iſt auch wahr, ſagte er. Um der Untreu' der Menſchen willen müſſen die Treuen mitleiden. Uebrigens möcht' ich nichts mehr von Einem, der mich einmal verkauft und verrathen hätt', und was den Einſpruch betrifft, ſo wird eine Arme wunderſelten dadurch ihr Recht erlangen, weil gleich Alles zuſammenhilft, daß ſie geſchweigt wird.

Darum iſt's eben das Beſt', wenn man ſich auf einander verlaſſen kann, ſagte Chriſtine, dann ſind die drei Wochen Aufſchub auch nicht zu lang.

Gott geb's, erwiderte er, aber ich wollt', ſie wären vorbei.

Die zweite Proclamation, die am nächſtfolgenden Sonntage ſtatt fand, machte ſchon nicht mehr ſo viel Aufſehen wie die erſte; denn die Menſchen fügen ſich in Vieles, und manche neue Erſcheinung, die ſie im erſten Augenblick mit Keulenſchlägen empfingen, iſt ihnen im Lauf der Zeiten vertraut und befreundet oder, oft richtiger geſagt, zur Gewohnheit geworden.

An dieſem Tage begehrte Friedrich von ſeinem Vater eine Unterredung, die er die ganze Woche ſchüchtern aufgeſchoben hatte. Er ſtellte ihm vor, daß es jetzt höchſte Zeit ſei, an die Einrichtung eines kleinen Hausweſens zu denken, und daß er zu dieſem Zwecke ſein mütterliches Vermögen heraushaben müſſe.

Nun, nun, ſagte der Alte, es hat ja noch Zeit. Ich ſeh' überhaupt nicht ein, wozu du ſo viel Geld brauchſt. Du haſt ja ſelbſt geſagt, du wolleſt froh ſein, wenn du mir als Knecht dienen dürfeſt.

Ich bin's zufrieden, entgegnete der Sohn, aber ich muß doch wenigſtens eine Stube haben, wo ich mit meinem Weib drin wohnen kann.

Als Knecht kannſt du bei mir wohnen, wie bisher.

Ja, wollt Ihr denn mein Weib auch zu Euch in's Haus nehmen? fragte der Sohn mit einem Freudenſchimmer in den Augen.

Das kommt noch auf's Wohlverhalten an, antwortete der Vater mit einem ſpöttiſchen Blick. Am End' wär's freilich das Beſt', ich nähm' euch Beide unter Aufſicht; ihr könntet's vielleicht brauchen.

Der Alte ging ſeinen häuslichen Verrichtungen nach, ohne ſich zu einer beſtimmten Erklärung bringen zu laſſen. Ein paar weitere Verſuche ſeines Sohnes liefen eben ſo ab und er erhielt nichts als ausweichende, räthſelnde, ſtichelnde Antworten, wobei der Alte jedesmal ein Geſchäft oder einen Beſuch zu benützen wußte, um das Geſpräch abzubrechen. Friedrich verging beinahe vor Unmuth und Ungeduld, aber er hatte Chriſtinen verſprechen müſſen, dieſe letzten Tage der Prüfung vollends in Ruhe auszuharren. — Sieh, ich hab' Eſelsgeduld, ſagte er oft zu ihr.

Unterdeſſen war die Sonnenwirthin nicht müßig geweſen, im Wege der Gunſt wie des Haſſes auf ihre Gönnerin, die Amtmännin, und durch dieſe auf den Amtmann einzuwirken. Es wäre ja doch ſchrecklich, ſagte ſie, wenn ſo ein eigenſinniger, gewaltthätiger Trotzkopf vernünftige Leute abzwingen könnte. Der Amtmann, der ſich gleichfalls von ihm überrumpelt ſah, hatte, nachdem die erſte kirchliche Handlung durchgeſetzt war, doppelte Luſt gewonnen, die Heirath doch noch am Ziele zu hintertreiben. Er ſchalt auf die Regierung, welche viel zu liberal ſei und das junge Volk, wenn es nur brav Dispensgelder bezahle, in's Blaue hinein heirathen und den Gemeinden zur Laſt fallen laſſe; übrigens, meinte er, der Sonnenwirth brauche nur den Taugenichts aus dem Hauſe zu jagen und jede Verbindung mit ihm abzubrechen, dann habe er allen Boden unter den Füßen verloren, und wenn ihn die Regierung zehnmal für volljährig erkläre, ſo nehme ihn eben die Gemeinde nicht an. Dafür laß Sie nur mich ſorgen, Frau Sonnenwirthin.

Wenn nur mein Mann nicht ſo ſchwach wär'! erwiderte die Sonnenwirthin hierauf. Er will ſich's nicht nachſagen laſſen, daß er ſeinen Sohn, der ihm als Knecht zu dienen erbötig iſt, von ſich geſtoßen hab', und doch kränkt's ihn auch wieder, daß er ihm ſein Mütterlich's hinauszahlen ſoll, denn die Zeiten ſind eben gar ſchwer. Die Eve Marget und die Magdalene haben ihren Antheil auch ſtehen laſſen müſſen, mit Vorbehalt, daß ſie nachher am Vater mehr erben ſollen. Nun beſorgt er, wenn der Bruder ſein Sach' ganz 'rauskriegt, und auf einmal, ſo könnten die Schweſtern auch rebelliſch werden. Er glaubt, er hab' eigentlich die Nutznießung davon ſein Leben lang, aber er weiß nicht gewiß, ob man ſie ihm nicht vielleicht ſtrittig könnt' machen.

Jedenfalls, bemerkte der Amtmann, ließe ſich dieſer Streit in die Länge ziehen, ich ſehe jedoch nicht ein, zu was das in der Hauptſache führen ſollte, denn wenn der Sonnenwirth ſeinem ungerathenen Sohne die Exiſtenz garantirt, ſo kann ihn Niemand am Heirathen hindern. Uebrigens will ich mir die ganze Sachlage noch einmal in Reviſion nehmen und ſehen, ob noch etwas zu machen iſt.

Unter ſolchen Berathungen war die zweite Proclamation vorübergegangen, und der Vortheil des unabänderlichen Laufes der Dinge ſchien ganz auf Friedrich's Seite zu ſein, als der Amtmann die Sonnenwirthin rufen ließ. Gratulire, Frau Sonnenwirthin, ſagte er, zur leibeigenen Schnur!

Was? leibeigen? rief die Sonnenwirthin. Und davon hat das ſchlecht' Geſindel gar nichts geſagt? Das hebt ja alle Verpflichtungen auf!

Vielleicht haben ſie es ſelbſt nicht mehr recht gewußt, ſagte der Amtmann, denn die Sache iſt etwas in Vergeſſenheit gerathen. Thatſache aber iſt es, daß der Hans Jerg Müller und die Seinigen zu gnädigſter Herrſchaft im Verhältniß der Leibeigenſchaft ſtehen.

Dann, rief die Sonnenwirthin mit einem Strahl von Hoffnung, iſt's doch möglich, daß der ſtolz' Bub' ſein' Kopf noch ändert. Eine Leibeigene wird er nicht zur Frau haben wollen.

Dieſe Verhältniſſe ließen ſich ja mit Geld abkaufen, bemerkte der Amtmann, denn dazu iſt gnädigſte Herrſchaft ſtets geneigt. Ohnehin beſtund es, in neuerer Zeit wenigſtens, aber ſchon ſeit lange, in einer jährlichen Geldabgabe. Früher mögen ſchwerere körperliche Leiſtungen erfordert worden ſein; da es mich nicht intereſſirt hat, ſo habe ich auch nicht nachgeſchlagen. Die präſtirende Abgabe wurde dem Hans Jerg Müller ſchon vor geraumer Zeit ob summam paupertatem, wie er ja auch ſchon von der Gemeinde ex pio corpore Unterſtützung genoſſen hat, auf ſein unterthänigſtes Anſuchen nachgeſehen, daher es leicht möglich, daß er ſich der Verhältniſſe ſelbſt nicht klar erinnert. Das einfältige Volk weiß ja niemals wie es dran iſt, noch auf welchen Füßen es ſteht: die Beamten müſſen es ihm ſagen, was es zu leiſten ſchuldig iſt, und müſſen ihm zur Noth noch Bittſchriften machen, wenn es einige Linderung ſeiner Lage erzielen möchte. So habe ich auch Dieſem die betreffende Supplik aufgeſetzt, um ihm das Geld zu erſparen, das er einem Advocaten für die Schrift hätte geben müſſen, und ihn vor den Entenmaiern zu bewahren, den Winkeladvocaten, die der Leute Verderben ſind. Es iſt recht undankbar von dem alten Habenichts, daß er, indirect wenigſtens, Ihren Stiefſohn in deſſen Unfug und übler Aufführung ſteift; aber auf Dank darf man ja bei dieſem Volke nicht rechnen. Ich ſelbſt muß freilich von mir auch geſtehen, daß ich die Sache bei mir mit den Jahren habe in Vergeſſenheit kommen laſſen; derlei verwickelte Materien tauchen Einem allemal erſt wieder auf, wenn man die Acten nachſchlägt. Summa Summarum iſt jedoch ſo viel gewiß: der ſogenannte Hirſchbauer iſt nebſt ſeinen Deſcendenten leibeigen, und zwar haftet die Leibeigenſchaft auf dem Haus. Ob nun, wie es bei dieſem Volke nicht ungewöhnlich, die Vererbung des Beſitzes ſammt der darauf haftenden Laſt ſeit Generationen direct vom Vater auf den Sohn ſtattgefunden hat, ob dabei Töchter hinausgegeben worden ſind und ob ſelbige durch die bloße Emancipation vom väterlichen Heerde in Folge des eingegangenen matrimonii — wobei ſie ja bloß den Herren wechſeln, wie der Frau Sonnenwirthin ſelbſt wiſſend ſein wird, ha, ha! — ob ſie ſchon hiedurch auch von der Leibeigenſchaft emancipiret ſind, oder ob ſie erſt noch specialiter mit Gelde abgelöſet werden müſſen, ja, darüber könnte man einen langen Prozeß führen, und wehe dem, der die Koſten davon zu bezahlen hätte. Für mich iſt jedenfalls ſo viel klar, daß, wenn auch die fürſtliche Regierung dieſem jungen Menſchen die Majorennität und die Heirathserlaubniß gnädigſt bewilligt hat, ich, im fürſtlichen Intereſſe ſelbſt, vorderhand auf der baaren Leibeigenſchaftsablöſung ſeiner, wenn auch proclamirten, doch immer nur erſt prätendirten sponsa beſtehen muß, muß demnach Namens gnädigſter Herrſchaft ſowohl, als auch Seitens dieſer Commune, deren Gericht und Rath ich mit thunlichſter Beförderung des Näheren inſtruiren werde, beharren, daß ein giltiger Ehevollzug des Johann Friedrich Schwanen mit der Chriſtina Müllerin nicht eher in's Werk gerichtet werden kann, als bis und bevor gedachter Ablöſungsſchilling entweder in Baarem erlegt oder eine durchaus ſatisfacirende Caution dafür geleiſtet iſt; wobei, bewegender Gründe halber, überhaupt zu erfordern ſein dürfte, daß ſothane Caution ſich auf den geſammten Nahrungsſtand des Nupturienten zu erſtrecken habe, denn wenn auch, aus Rückſicht auf die beſondern Verhältniſſe und die bei Gericht und Amt notoriſche Vermöglichkeit des Sonnenwirths, hievon Umgang genommen werden könnte, falls er ſeinem Sohne zur Seite zu ſtehen geſonnen iſt, ſo muß doch im vorhandenen Zweifelsfall für den Nupturienten, unerachtet er ein hieſiger Bürgersſohn, genügende Sicherheit verlangt werden, daß er erſtlich ſeine ihm von gnädigſter Herrſchaft auferlegende praestationes richtig zu erfüllen im Stande ſei, und zweitens, daß er, wo ihn ſein Vater eventualiter außer Brod ſetzen ſollte, gemeinem Flecken nicht mit einem penuriöſen und armuthſeligen Hausſtande, mit Anſprüchen an das pium corpus und endlich gar mit einem Heere von mangelhaften Kindern, die um Brod und Kleidung ſchreien, und deren wir hier ſchon genug und übergenug haben, nicht wiſſend wo ſie unterzubringen, beſchwerlich fallen werde.

Der Amtmann wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne; ſeine Auseinanderſetzung ſchien ihn etwas angegriffen zu haben. Doch lächelte er zufrieden, denn der Vortrag war nunmehr hinlänglich zu Faden geſchlagen, um mit der nöthigen Geläufigkeit vor dem Magiſtrat gehalten werden zu können. Die Sonnenwirthin hatte zwar, trotz der Andacht, mit der ſie der Rede zugehört, ſchon der eingeſtreuten lateiniſchen Brocken wegen, ſehr viel davon nicht verſtanden; doch begriff ſie vollkommen, daß der Heirath ihres Stiefſohnes noch ein Riegel vorgeſchoben werden könne. Sie ließ ſich über die beiden Hauptpunkte, auf die es ankam, noch einmal belehren, und verließ das Amthaus in vollem Triumphe, nachdem ſie es übernommen hatte, ihrem Manne und ihrem Sohne die amtliche Eröffnung, welche der Erſtere ſich zu holen aufgefordert wurde, im Voraus mitzutheilen. Ihren Stiefſohn, rief ihr der Amtmann nach, laſſe Sie mir nur aus dem Haus, mein alter Anwalt ſagt immer von ihm, und mit Recht, er führe eben ein ödes Geſchwätz, das gar keine Heimath habe.

Aus dem Munde der Stiefmutter erfuhr denn Friedrich, welches neue Gewitter gegen ihn heraufbeſchworen worden war. Zuerſt nahm er die Nachricht, daß Chriſtine leibeigen ſei, mit Gleichmuth auf und erklärte, dies ändere nichts in ſeinen Geſinnungen; als er vollends hörte, daß dieſe Abhängigkeit mit Geld gelöst werden könne, machte er ſich gar keine Sorge mehr; aber er war wie aus den Wolken gefallen, als er ſehen mußte, wie ſein Vater die Sache nahm.

Was! rief der Sonnenwirth, ich ſoll Bürgſchaft ſtellen für die Bezahlung einer Abgab', die mich mit Haut und Haar nichts angeht? Ich bin froh, wenn ich meine eigene Schuldigkeit abgetragen hab', bin hoch genug beſteuert, kann mich nicht auch noch um anderer Leut' ihre Abgaben annehmen.

Vater, ſagte Friedrich, den dieſe Aeußerung zuerſt nur ärgerte, ich glaub', Ihr werdet altersſchwach. Es handelt ſich ja gar nicht drum, daß Ihr vom Eurigen etwas zahlen ſollet. Gebt mir mein Mütterlich's heraus, dann leg' ich das Geld dem Amtmann ſelber hin.

Du thuſt immer als ob du von deinem Mütterlichen die halb' Welt kaufen könnteſt, und haſt doch ſchon genug davon verthan. Du wirſt dich wundern, wenn ich einmal mit dir abrechne.

Nun, ſo rechnet ab, und wenn Ihr ſo viel Zeit brauchet, bis Ihr wiſſet, was Ihr Alles in die Rechnung ſchreiben wollet, ſo müſſet Ihr eben derweil die Bürgſchaft leiſten.

Ich nicht. Das Sprichwort ſagt: den Bürgen ſoll man würgen. Und wie kann man denn von mir verlangen, daß ich noch einen weiteren Revers ausſtellen ſoll von wegen deines Fortkommens? Ich hab' dir zwar wohl verſprochen, daß ich dich bei mir behalten will, und ich will auch dabei bleiben, wenn du dich hältſt wie's recht iſt, nämlich beſſer als bisher. Aber Hand und Fuß will ich mir durch einen Revers nicht binden laſſen, denn ſonſt wäreſt ja du der Herr und ich müßt' mir Zeitlebens gefallen laſſen, was dir anſtändig wär'. Nein, der Sklav' in meinem eigenen Haus will ich nimmermehr werden.

Friedrich legte den Kopf eine Weile auf beide Hände, die er auf dem Tiſche liegen hatte. Als er das Geſicht wieder erhob, war alle Farbe daraus gewichen. Jetzt ſeh' ich erſt, daß es eine abgekartete Sach' iſt, ſagte er mit einem Blick auf die Stiefmutter und verließ die Stube.

Chriſtine weinte bitterlich über dieſes neue Hinderniß. Das iſt eine Welt! ſagte der Hirſchbauer und kehrte ſich nach der Wand. Die Bäuerin heulte und ſchrie, daß man arme Leute ſo unterdrücke, die Söhne fluchten, und der kleine Weißkopf, der heute die Welt gar nicht verſtand, ſaß beſtürzt und furchtſam in der Ecke. Friedrich aber glaubte zu bemerken, daß der abermals in Zweifel geſtellte Erfolg ſeiner ehrlichen Bemühungen auf die Würdigung ſeiner Abſicht oder wenigſtens auf die Schätzung ſeiner ſelbſt zurückwirke. Die Hirſchbäuerin wenigſtens ſchien ihn bereits mit minder günſtigen Augen anzublicken; als ſie ausgeheult hatte, machte ſie ein Geſicht und gönnte ihm beim Abſchiede kaum ein Wort. Chriſtine aber nahm ihm wiederholt das Verſprechen ab, auch dieſe Prüfung wo möglich durch Geduld und Gehorſam zu überwinden.

Schon die folgenden Tage zeigten ihm, daß er ſich in ſeinen Berechnungen völlig getäuſcht habe und für den nächſten Sonntag auf die letzte, beſtätigende Proclamation verzichten müſſe. Er ſprach nichts, war in ſeinen Verrichtungen fleißiger denn je, aber ſeine wundgebiſſenen Lippen, ſeine mit Blut unterlaufenen Augen verriethen den Sturm, der in ihm arbeitete. Die Narbe auf ſeiner Stirne trat oft blutroth hervor. Die Leute ſteckten bei dieſem Anblick die Köpfe zuſammen und murmelten einander zu, das ſei ein Kerl, von dem man ſich des Aergſten gewärtigen dürfe.

## 26.

Raſſelnd und donnernd fuhren eines Vormittags mehrere Jagdequipagen die Straße herauf. Mitten im vollen Jagen hielt die vorderſte vor der Sonne und nöthigte dadurch die andern zu einem eben ſo plötzlichen Halt. In der Sonne gab es ein Rennen und Jagen Trepp' auf und ab. Der Herzog Karl ſelbſt war es, der in der erſten Kaleſche ſaß und im raſchen Vorbeijagen nach dem Schurwald einen Trunk vom Beſten begehrte. Die Ehre war groß, noch größer aber die Eile, mit welcher der Befehl ausgeführt werden mußte, denn es war bekannt, daß der Herr nicht gern wartete und weder im Großen noch im Kleinen ein Hinderniß ſeines Willens gelten ließ. Der Sonnenwirth flog daher wie ein Jüngling von achtzehn Jahren, und wenig fehlte, ſo wäre er die Treppe hinabgefallen; doch brachte er den alten Familienpokal glücklich an den Wagen. Sein Sohn ſah vom Fenſter aus zu, wie ihn der Herzog in Empfang nahm und nach einem guten Zuge wieder zurückgab; er ſah, wie der junge Fürſt gnädig, aber immer haſtig mit ſeinem Vater ſprach, wie dieſer unter tauſend freudigen Bücklingen ſich weigerte die Zeche zu machen, aber von dem bei dem Herzog im Wagen ſitzenden Hofherrn einen mit einem gebieteriſchen Wink begleiteten Silberthaler annehmen mußte. Neugierig betrachtete er den von Jugend und Jagdluſt ſtrahlenden Landesherrn, deſſen Allmacht ihm die Zahl ſeiner Jahre voll machen und doch den Wunſch ſeines Herzens nicht erfüllen konnte: das vornehme, freie Geſicht mit den herriſch umherſchweifenden hellblauen Augen drückte eine machtbewußte Sorgloſigkeit aus, welche die Freuden des Lebens in vollen Zügen ſchlürfte und ſich dabei um keinerlei Bedenken zu kümmern hatte. So mußte es wenigſtens einem jungen Menſchen erſcheinen, dem die Kehrſeite ſolcher Herrlichkeit verborgen blieb. Nur ein Scherflein von dieſer Freiheit und Ungebundenheit! ſeufzte er: ich wollt' es ja nur dazu benutzen, um an meinem Weib und Kind ein rechtſchaffen Werk zu thun!

Wer wird denn da ſtehen und gucken, wenn's alle Händ' voll zu thun gibt! rief eine Magd, die in die Stube ſtürzte. Die Herren in den andern Kutſchen wollen auch Wein. Fort! im Hausgang drunten ſtehen ſchon Butellen g'nug, 's fehlt nur an Händen, um ſie 'nauszutragen.

Er eilte hinunter, ergriff mechaniſch ein paar Flaſchen und trug ſie vor das Haus, wo ſein Vater ſo eben, trunken vor Glück, von dem Wagen des abfahrenden Herzogs zurücktrat und, beſtändig complimentirend, ſeinem Sohne rücklings in die beladenen Arme taumelte. In dieſem Augenblick erhob ſich ein Angſtgeſchrei. Das vordere Pferd am herzoglichen Wagen, durch die neugierig umherwogende Menge oder vielleicht durch irgend eine muthwillige Unthat der lieben Jugend ſcheu gemacht, bäumte ſich ſo unverſehens und heftig, daß der Jagdpoſtillon die Meiſterſchaft zu verlieren in Gefahr war und die andern Pferde gleichfalls unruhig wurden. Das Geſchrei der Menſchen, beſonders aus den hintern Kaleſchen, ſteigerte die Verwirrung der Thiere, der Poſtillon ſchwankte im Sattel, die umſtehenden Männer, die zufällig keine Helden waren, wichen zurück und verſperrten kräftigeren Händen den Platz, ſo daß nachgerade die Sicherheit des Herzogs an einem Haare hing. Da ließ Friedrich ſeine Flaſchen fallen, daß ſie klirrend am Boden zerbrachen, mit einem Sprung hatte er ſich des ungebärdigen Roſſes bemächtigt, das ihn auf und nieder ſchleuderte, endlich aber ſeiner markigen Hand ſich fügen mußte. Als der ſtärkſte Widerſtand des Thieres gebrochen war, ſprang noch ein Knecht herbei, der es vollends bändigen half, und nun kam Alles was Hände hatte, um die überwundene Gefahr noch einmal zu überwinden. Der Herzog, ärgerlich, daß ſeine Allgewalt vor den Augen der Sterblichen einen kleinen Eintrag erlitten hatte, rief: Hat nichts zu ſagen! Vorwärts! Keine Umſtände weiter! nickte aber im Fortfahren dem jungen Menſchen, der ihm dieſen Dienſt erwieſen, gnädig zu, griff dabei in die Weſtentaſche und warf ihm ein Goldſtück hin, während der vordere Poſtillon, ſeine wiedergewonnene Haltung mit verbiſſenem Grimm behauptend, die Peitſche gegen die herzudrängende Menge aufhob und der Jagdzug in donnerndem Laufe davonbrauste. Ein Gelächter folgte den unglücklichen Hofherren, die über dem Abenteuer ihres Gebieters nichts zu trinken bekommen hatten und ſich ohne Zögern anſchließen mußten, um ihren Durſt im Schatten der Wälder oder vielleicht im Blute des Ebers zu kühlen. Noch ein Augenblick, und die ganze ſtolze Erſcheinung war verſchwunden, und die Straße mit den ſtädtiſch großen, aber einförmig grauen Gebäuden ſah wieder ſo werktäglich aus, als ob ſich gar nichts zugetragen hätte.

Friedrich war ſogleich in das Haus zurückgekehrt, während ſein Vater noch im Vollgenuß der gehabten Ehre mit den Nachbarn ſprach, wobei er nicht unterließ ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß der Flecken früher eine Poſt gehabt habe, von welcher er behauptete, daß ſie mit der Sonne verbunden geweſen ſei.

Wo haſt dein' Goldvogel? fragte er ſeinen Sohn vergnügt, als er mit dem Knechte heraufkam, um zu Mittag zu eſſen. Der Johann ſagt, es ſei ein Goldſtück geweſen, was dir der Herzog zugeworfen hab'.

Ich hab's nicht aufgehoben, antwortete Friedrich.

Was? Biſt von Sinnen? ſchrie der Sonnenwirth.

Ich hab' eine Menſchen- und Chriſtenpflicht gethan, ſagte Friedrich, und dafür laſſ' ich mich nicht mit Geld auszahlen. Zudem weiß man wohl, für was der Herzog die Ducaten in der Weſtentaſch' trägt — für's Weibervolk. Das iſt kein Geld für mich.

Haſt's ſo übrig? fragte der Vater, indem er den Löffel niederlegte, den er mit dem beſten Appetit zu handhaben begonnen hatte. Das Eſſen wollte ihm nicht mehr recht ſchmecken. Du biſt mir der Recht' zum Obenausſein, ſetzte er hinzu.

Dann hätt' das Geld wenigſtens mir gehört, maulte der Knecht, denn ohne mein' Beiſtand kann man nicht wiſſen wie das Ding ausgangen wär'.

Warum haſt's nicht genommen? ſagte Friedrich. Ich hätt's dir nicht mißgönnt.

Such', Johann, ſuch'! rief der Sonnenwirth. Aber der Knecht war ſchon aufgeſprungen und man hörte ihn die Treppe hinunterpoltern. Nach einer guten Weile kam er finſter zurück und ſagte: Ich hätt' mir's ſchon denken können, daß ſo was nicht lang liegen bleibt. Wer's aber genommen hat, iſt ein Dieb. Der ſoll mir kommen. Ich werd's ſchon 'rausbringen, wer den gelben Vogel im Käfig hat. Der Fiſcherhanne, der iſt, glaub' ich, am nächſten dabei geſtanden. Dem waſſergrünen Spitzbuben werd' ich aufpaſſen.

Schäm' dich, Johann, ſagte Friedrich, daß du dein' Nebenmenſchen ſchlecht machſt, eh' du weißt ob er's iſt. Der Fiſcherhanne iſt nicht mein Freund und wird's auch nicht werden, aber ich thät' mich doch zweimal beſinnen, eh' ich ihn einen Dieb hieß' ohne allen Grund und Beweis. Und dir hat er nie was zu Leid gethan. Eſel, warum haſt das Geld nicht gleich aufgehoben?

Der Knecht ſah ihn giftig an und murmelte halblaute Flüche in ſeine Suppe hinein.

Das Aufheben wär' an dir geweſen, du hochmüthiger Herr, ſagte der Sonnenwirth zu ſeinem Sohne. Du nimmſt wo du nichts anrühren ſollt'ſt, und läßt liegen was dein iſt.

Friedrich ſchwieg. Er hatte einem Advocaten in Göppingen geſchrieben, ob er ſich nicht ſeiner annehmen und ſeine Sache gegen ſeinen Vater führen wolle. Inzwiſchen gedachte er jeden unnützen Streit mit dieſem zu vermeiden und ſich, ſo lange er ihm ſein mütterliches Erbe nicht herausgab, als Kind von ihm ernähren zu laſſen, was er ihm durch ſeine Dienſte hinlänglich zu vergelten glaubte; denn wenn er auch mitunter, von Zorn und Ueberdruß ergriffen, in ſeiner Arbeit nachließ, ſo meinte er ſich doch das Zeugniß geben zu dürfen, daß ſein Vater mit Unrecht über ſolche Unterbrechungen klage, die im Vergleich mit ſeinem ſonſtigen Fleiß und Eifer kaum in Rechnung zu bringen ſeien.

Der Sonnenwirth ſchwieg gleichfalls und beſchäftigte ſich wieder mit dem Eſſen. Im Ganzen hatte er doch keinen Grund, ſich den Appetit vergehen zu laſſen. Sein Sohn hatte dem Herzog einen nicht unbedeutenden Dienſt geleiſtet, der jedenfalls der Sonne zu Statten kommen mußte. Konnte dieſes Ereigniß aber nicht vielleicht auch das Glück des jungen Menſchen machen und ihn ſogar aus ſeiner verkehrten Richtung herausreißen? Der Herzog war gegen ſeine Gewohnheit weggefahren, ohne ein Wort zu verlieren; denn wenn er auch das Land wenig ſchonte, ſo pflegte er doch den Leuten ein gut Geſicht zu machen und konnte mit dem Geringſten im Volke freundlich reden. Nach einigen Tagen, auf der Rückfahrt, oder auf einer ſpäteren Durchreiſe, falls er diesmal einen andern Rückweg einſchlug, fragte er gewiß nach dem Jüngling, deſſen kräftiger Arm ihn vor einer Gefahr bewahrt hatte, und je kleiner dieſer ſein Verdienſt machte, deſto höher konnte er in der Gunſt des Herrn ſteigen. Poſthalter von Ebersbach! Der Alte konnte dieſen Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen. Da war aber freilich immer wieder dieſe fatale Liebſchaft im Wege.

Während der Sonnenwirth ſolchen Gedanken nachhing und dazwiſchen wieder dem Eſſen zuſprach, dachte ſein Sohn an nichts als daß morgen der dritte Sonntag ſei, an welchem er hätte proclamirt werden ſollen, und daß heute die Antwort auf ſeinen Brief aus Göppingen eintreffen müſſe. Um dieſelbe geheim zu halten, hatte er nicht die Poſt, ſondern einen Bekannten benützt, der in Geſchäften droben war und zu dieſer Stunde zurückkommen ſollte. Er ſtand vom Eſſen auf und ging die Straße hin, um den Brief in Empfang zu nehmen, mit welchem er ſodann unter die Erlen an dem Flüßchen eilte. Der Advocat ſchrieb, er miſche ſich nur höchſt ungern in Händel zwiſchen Kindern und Eltern, zudem ſcheine ihm die Sache ſehr verwickelt, der Ausgang ungewiß, und ohne einen Vorſchuß könnte er ſich nicht in dieſe Geſchichte einlaſſen. Abermals eine vereitelte Hoffnung! Er knirſchte mit den Zähnen, ſchüttelte einen alten Weidenbaum, daß er in den Wurzeln krachte, und ging kranken Herzens, denn jetzt wußte er nicht mehr womit er Chriſtinens tägliches Wimmern ſtillen ſollte, in das väterliche Haus zurück.

Er war dort heute nichts weniger als überflüſſig. Dieſelbe Straße, auf welcher des Herzogs leichte Kaleſchen den Staub aufgewirbelt hatten, kamen jetzt ſchwere Frachtwagen langſam vor die Sonne dahergefahren. Friedrich half die Pferde ausſchirren und verſorgen. Dann ging es an die leibliche Pflege der Fuhrleute, die keine geringen Anſprüche machten und mehr Geld ſitzen ließen als der Herzog ſammt ſeinem ganzen Hof. Hier war die Sonnenwirthin an ihrem Platze. Sie wußte nicht bloß das Bedürfniß und den Geſchmack der Gäſte zu befriedigen, ſondern auch eine Unterhaltung mit ihnen zu pflegen, bei welcher wenigſtens der Verſtand nicht zu kurz kam, ſo daß einſt ein Fuhrmann zu ſeinen Gefährten ſagte: So lieb mir Herz und Nieren ſind, ſo möcht' ich doch der Sonnenwirthin ihr Herz nicht freſſen, denn warum? Sie hat eben kein Kalbsherz, aber ihr Hirn, das thät' mir, glaub' ich, ſchmecken, und bin doch dem Kalbskopf feind.

Kaum waren die Fuhrleute bedient und zum Theil nach ihren

Roſſen zu ſehen gegangen, ſo kamen abermals Gäſte, und zwar diesmal zu ungewohnter Stunde aus dem Flecken ſelbſt. Es war der junge Müller Georg, den wir kennen, mit einem Mädchen von nicht ungefälligem Ausſehen, das er als ſeine Braut vorſtellte, und einem Schwarm von Sippſchaft aus benachbarten Orten hinterdrein, worunter ſich auch der Knecht des andern Müllers befand. Er gehörte, wie ſich aus dem Geſpräch ergab, zur Verwandtſchaft, und hatte als Unterhändler dieſes Verlöbniß zu Stande bringen helfen, daher er billig beim Brauttrunke ſich mitfreuen durfte. Die vergnügte Miene des Müllers verrieth es, und derbe Andeutungen der andern Verwandten ſagten es noch lauter, daß die Braut „Batzen" habe. Ehe die Gäſte ſich ſetzten, fand eine lange Begrüßung ſtatt, bei welcher der Sonnenwirth in ehrerbietigerem Tone als gewöhnlich und die Sonnenwirthin mit ſauerſüßem Geſichte dem Müller Glück wünſchten. Ja ja, ſagte dieſe, jetzt habt Ihr das recht' Waſſer auf Eure Mühle gefunden; der Silberbach, nicht wahr, der wird ſie beſſer treiben, als der Ebersbach? Die ganze Verwandtſchaft lachte ſehr geſchmeichelt zuſammen. Nun trat auch Friedrich zu dem jungen Manne, den er trotz jener Huſarenjagd wohl leiden konnte, obgleich er in letzter Zeit mit ihm, der ſehr eingezogen lebte, nur ſelten in Geſellſchaft geweſen war. Er ſchüttelte ihm die Hand, begrüßte die Braut gleichfalls, und brachte ſeinen Glückwunſch mit wenigen aber herzlichen Worten an. Jetzt thu' Wein her, Frieder, und das nur g'nug! ſagte der Müller. Heut laſſ' ich alle Gäng' los! Du mußt auch mitthun, wir haben ſchon lang nicht mehr mit einander getrunken.

Ja, ich will ſo frei ſein, erwiderte er freundlich und eilte in den Keller.

Ihr habt heut 'n Glückstag gehabt, Herr Sonnenwirth, begann der Bräutigam, als die Geſellſchaft, den Wirth und ſeine Frau mit eingeſchloſſen, an dem runden Tiſche Platz genommen hatte. Ich bin nicht dabei geweſen, hab's aber gehört. Und der Frieder, das iſt ja ein Kerl wie ein Löw'! Nun, der hat die Wurſt nach der Speckſeit' geworfen; der Herzog wird ſich's hinter die Ohren geſchrieben haben.

Der Sonnenwirth erzählte unmuthig, wie ſein Sohn das ihm zugeflogene Goldſtück verſchmäht habe. Die Geſellſchaft hörte mit Verwunderung und Kopfſchütteln zu. Die junge Braut lachte überlaut.

Dies ärgerte zwar den Sonnenwirth ein wenig, doch glaubte er darin ein Zeichen von vielem Menſchenverſtand erkennen zu müſſen.

Ja, er iſt ſein Lebtag ein beſonderer Kopf geweſen, ſagte der Bräutigam. Aber das muß man ihm doch laſſen, hilfreich iſt er und meint's vielmals gut. Denkt's Euch noch, wo er die Schramm' her hat, die man immer noch auf ſeiner Stirn ſieht? Da iſt einmal der Todtengräber mit ſeinem Weib und ſeinem Mädle am Burggarten 'runtergefahren, haben ein Wägele mit Heu, glaub' ich, geführt, und wie eben die Leut' vergeßlich ſind, oder vielleicht auch aus Armuth haben ſie keine Kette bei ſich gehabt, und ein mageres Kühle vorgeſpannt, und haben die Weibsleut' den Radſchuh machen müſſen, wie's auch ſonſt im Leben oft vorkommt.

Die Geſellſchaft lachte. Iſt auch oft nöthig, rief eine rüſtige dicke Frau, die für die Braut den Mund aufthat. Wenn ein Mann Kopf über Kopf unter bergabe will, ſo thut's ihm wohl Noth, daß er ein tüchtigs Weib hat, das ihm den Rappen anhält und den Wagen ſperrt.

Ueber das, fuhr der Müller fort, iſt das Wägele in Schuß kommen, das Kühle hat's nicht mehr verheben können, und wer weiß wie's gangen wär', da kommt auf einmal der Frieder des Wegs daher, ſieht den Unſtern und ſpringt bei, er iſt ſchier kaum ſechszehn Jahr' alt geweſen. Anhalten hat er das Wägele auch nicht mehr können, aber 'rum hat er's ſammt dem Kühle geriſſen, ſo daß das Rad am Mäuerle aufgefahren iſt und am Vorſprung feſtgeſeſſen. Kuh und Wagen und Leut', keinem hat's was gethan, aber den Frieder hat's mit der Stirn an die Mauer hingeſchlenkert, daß man ihm hätt' mit einer Latern' in Kopf hineinzünden können.

Ja, ich weiß wohl noch, wie man mir den gottloſen Buben halbtodt in's Haus 'bracht hat, ſagte der Sonnenwirth.

Die Thüre ging auf und Friedrich erſchien mit den Flaſchen. Der Müller, der ſich entweder ſehen laſſen oder auch vielleicht das Geſpräch noch länger fortſetzen wollte, rief: Was, das iſt Alles? Gleich wieder in Keller! Der ganz' Tiſch muß vollgepfropft ſein. Kann dir nicht helfen, Friederle, heut muß ich dir müde Füß' machen.

O ich thu's ja gern, rief Friedrich und eilte wieder in den Keller.

Ich hab' oft zu mir geſagt, hob der Müller wieder an, aus dem Buben kann noch was werden.

Im Guten oder im Böſen, erwiderte der Sonnenwirth. Ich hab's auch ſchon gedacht, daß er nichts Halb's werden will. Seit einiger Zeit aber hat er ſich ganz auf die eine Seit' geneigt. Ihr wiſſet's ja ſelber, wie er mir Verdruß und Bekümmerniß macht.

Darin will ich ihm den Kopf nicht heben, ſagte der junge Müller, indem er ſeine Braut zärtlich anſah. Beſſer iſt beſſer, das weiß ich. Aber wenn die Sach' eben einmal ſo weit iſt, wie bei dem Frieder — ich ſag's ganz unmaßgeblich, Herr Sonnenwirth, ich red' bloß von mir — wenn ich 'n Sohn hätt', und er ging' in ſolchen Schuhen und wollt' eben um Gottes oder's Teufels Willen ſeinem Schatz Wort halten und ſein Kind vor Elend bewahren — ich weiß nicht, was ich thät, aber ſo viel müßt' ich mir doch immer ſagen: das Kind, das iſt dein Enkel.

Unſer Herrgott wird davor ſein, daß dir ſo was zuſtößt, ſagte die dicke Frau, welche die Sprecherin machte, mit ſcharfbetonter Mißbilligung. Hätt'ſt wenigſtens gleich dazu ſagen ſollen: Unbeſchrieen! An einem Tag, wie der heutig', mußt kein ſo Ding reden.

Der Bräutigam wurde gewahr, daß er einen großen Bock geſchoſſen. Er wandte ſich zu ſeiner Braut, welche blutroth geworden war, und flüſterte ihr unausgeſetzt gute Worte zu, ohne weitern Antheil an dem Geſpräch zu nehmen. Anfangs ſchien ſie etwas ſcheu und widerwillig zu ſein, auch zog ſie den Arm weg und rückte ein wenig, wenn er ſie berühren wollte; nach und nach aber ließ ſie ſich wieder begütigen.

Das wär' mir eine neue Erziehung, nahm die Sonnenwirthin nach der Tadlerin das Wort, wenn des Menſchen Eigenſinn Gottes Will' heißen müßt'. Des Teufels Will', ja, das iſt recht geſagt. — Sie ſah ſich im Kreiſe um und begegnete, wenigſtens bei den weiblichen Mitgliedern deſſelben, lauter beifälligen Geſichtern.

Herr Sonnenwirth! begann ein alter Fuhrmann, der beinahe unbeachtet in der Ecke am andern Fenſter ſaß und dem Geſpräche ſehr aufmerkſam zugehört hatte: Laſſet ein Wort mit Euch reden und gebet Eurem Sohn das Mädle, daß das Geſchrei unter den Leuten einmal aufhört. Bei Kanſtatt drunten hab' ich einen ähnlichen Fall erlebt. Da hat auch ein Wirthsſohn eine arme Taglöhnerstochter geheirathet, und die ganz' Verwandtſchaft iſt dagegen geweſen, aber er hat's durchgeſetzt, warum? Weil er Herr im Haus geweſen iſt nach ſeines Vaters Tod. Es iſt aber ganz gut gerathen. Anfangs, freilich, hat man auch dem Teufel ein Bein brechen müſſen, denn die jung' Frau hat ein wenig hochmüthig ſein wollen auf ihr fein's Geſicht und ihren neuen Stand, und hat dabei natürlich von der Wirthſchaft nichts verſtanden und der Schwieger nicht folgen wollen; aber der Mann iſt geſcheid geweſen und hat zu ſeiner Mutter gehalten und ſein Weib links und rechts hinter die Ohren geſchlagen, bis ſie parirt hat. Jetzt geht's, und die Einkehr bei der ſchönen Wirthin iſt groß, und die Mutter, die früher am ärgſten gegen die Heirath geweſen iſt, ja, die trägt jetzt ihre Tochter ſchier auf den Händen.

Das paßt wie eine Fauſt auf ein Aug', lachte die Sonnenwirthin. Freilich, wenn ein Vater todt iſt, da kann ihm ſein Sohn ſein' Sach' und ſeinen Namen verſchimpfiren, und Niemand fragt darnach. Aber ſo lang der Vater am Leben iſt, wird er doch auch noch dreinreden dürfen, wenn ihm der Sohn Schimpf und Schand' in's Haus bringen will.

Herr Sonnenwirth! ſagte der hartnäckige Fuhrmann, ohne die Einrede der Frau zu beachten, Ihr müſſet ja doch einmal abfahren und dann kutſchirt Euer Sohn. Wollet Ihr ihm auf dem Bock ſitzen bleiben und ihn ſein Leben lang ſpazieren führen? Das geht ja doch nicht an, drum gebet nach, ſo lang's noch Zeit iſt und eh's zum Aeußerſten kommt. Denn ich kenn' Euch Beide: 's hat Jeder von Euch ein Sperrholz im G'nick.

Recht ſo! ſagte die Sonnenwirthin, alſo ſoll der Sohn dem Vater das G'nick brechen!

Der Sonnenwirth, der eine Weile etwas unſchlüſſig dreingeſchaut hatte, fuhr auf. Vom Sterben hörte er gar nicht gern reden, eine Rüge war auch nicht nach ſeinem Geſchmack, und der etwas herbe Ton des alten Mannes, den er zwar ſeit vielen Jahren kannte, reizte ihn ſo, daß es nur einer kleinen Nachhilfe von ſeiner Frau bedurfte, um ihn in Harniſch zu jagen. Ich brauch' das Geſchwätz nicht, ſagte er kurz angebunden, brauch' mir in meinem Haus nichts befehlen zu laſſen. Hier bin ich Herr.

Adje, Herr Sonnenwirth, antwortete der Alte, indem er ſich mit gemeſſener Eile erhob und der Thüre zuging: 's gibt noch mehr Wirthshäuſer in Ebersbach.

Mein'twegen! rief der Sonnenwirth.

Der Alte ging hinaus, nachdem er der Geſellſchaft Adje beiſammen! zugerufen hatte. Draußen traf er auf Friedrich, der die Treppe langſam und nachdenklich heraufkam. Frieder, ſagte er zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter, wir kennen einander ſchon lang, ich hab' dich oft 'rumtragen, wie du noch klein geweſen biſt, und hab' dich auf meine Gäul' ſitzen laſſen.

Ha freilich, Bot'! erwiderte Friedrich aufgeheitert. Wir ſind immer gut Freund' geweſen. Wißt Ihr's nimmer? Ich hab' Euch ja einmal den Wagen ausplündert, dem langen Mathes, dem Knecht, zum Torten.

Weiß wohl, Friederle, dir iſt aber auch mancher Tort geſpielt worden, und mein kleiner Finger ſagt mir, es ſtehen dir noch ärgere bevor. Komm, Frieder, komm du mit mir. Alt bin ich, kein Kind hab' ich nicht, mein Handwerk kennſt du — ich will dich annehmen. Ich ſpür's, deines Bleibens iſt nicht mehr in dem Haus da, es thut nicht lang mehr gut. Komm mit mir, ſag' ich. Du kennſt mich: ich halt' dich rauh, wie ich ſelber bin und wie's bei meinem Weſen hergeht, aber ich halt' dich wie ein Vater.

Botenjakob! ſtammelte Friedrich betreten und zögernd, das iſt ein Wort, das alles Danks werth iſt — aber Ihr werdet mir's gewiß nicht verargen, wenn ich ſag': es will überlegt ſein. Was ſollt' denn aus meiner Chriſtine werden?

Mein Fuhrweſen, ſagte der Alte, trägt dich und mich, aber ein Haus voll Kinder trägt's nicht mehr, ſeit die Straß' durch's Remsthal verbeſſert iſt, und du kannſt mir nicht zumuthen, daß ich in meinem Alter noch Hunger leiden ſoll.

Wie könnt' Ihr mein Fragen ſo auslegen? unterbrach ihn Friedrich tief verletzt. Haltet Ihr mich im Ernſt für ſo undankbar und unverſchämt?

Nein, nein! verſetzte der Alte mit ſanfterer Stimme. Mußt nicht gleich ſo auffahren, wie dein Vater. Man red't ja nur. Deine Chriſtine wirſt freilich nicht mitnehmen können, aber wenn ich einmal ſterb', ſo ſitz'ſt in meinem ganzen Brod und kannſt ſie holen. Sag' dir's ſelber, ob du hier auch nur ſo viel vorausſehen kannſt.

Friedrich hielt ſeine Flaſchen krampfhaft feſt. Es arbeitete mächtig in ihm. Der Vorſchlag, das erkannte er wohl, war ein rettender Ausweg, aber er wurde ſo plötzlich und unvorbereitet damit überraſcht, daß ſein ſonſt ſchneller Geiſt wie gelähmt war. Wohl hatte er mit leichter Zunge von Verzicht auf ſeines Vaters Haus und Erbe geſprochen, aber jetzt, wo die Wirklichkeit ihn auf die Probe ſtellte, ſchien ihm der Schritt doch ziemlich ſchwer.

Der Alte, der ſeinen Kampf beobachtet hatte, fuhr fort: Wenn du nicht willſt, ſo hilf mir wenigſtens meine Gäul' aus dem Stall bringen.

Die ſind aber noch lang nicht ausgeruht, ſagte Friedrich, ſie werden noch nicht einmal ganz gefreſſen haben.

Ich bleib' auch noch im Ort, murrte der Alte.

Was? rief Friedrich, der erſt jetzt den Sinn der Rede begriff, Ihr wollet die Sonne aufgeben, wo Ihr mehr als zwanzig Jahr' lang Gaſt geweſen ſeid? Wer vertreibt Euch denn?

Die Sonne ſcheint mir zu heiß für meine alte Tag', ich will's im Stern probiren. Mach' nur vorwärts, ich will mir nicht zum zweitenmal ausbieten laſſen in dem Haus da. Ich ſchwätz' viel zu lang, hab' in acht Tag' nicht ſo viel Wort' gemacht.

Nein, Jakob, ſagte Friedrich, ſo gern ich Euch in Allem zu Willen wär', das thu' ich nicht. Hat mein Vater Euch beleidiget oder gar Euch das Haus verboten, und vielleicht um meinetwillen, denn ſo was ſchwebt mir vor, ſo will ich wenigſtens keinen Finger dazu rühren, daß mein Haus um einen Freund ärmer wird. Wenn Ihr durchaus fort wollet oder müſſet, was Ihr ſelber am beſten verſtehen werdet, ſo müſſet Ihr den Knecht zu Hilf' nehmen. Ich führ' Euch keinen Gaul aus'm Stall — und Ihr werdet mir glauben, daß mir's dabei nicht um den Nutzen iſt.

Der Alte fuhr ſich mit dem rauhen Rücken der Hand über die Augen. So eine abſchlägige Antwort, ſagte er, muß ich mir gefallen laſſen. Aber ich wiederhol's noch einmal: komm mit mir, und komm gleich. Nicht daß mich's nachher reuen könnt', aber ich ſpür', 's iſt ein Unglück im Anzug. Du weißt, in mir iſt ein Geiſt, der mir ſchon manchmal etwas vorausgeſagt hat. Es kann auch nicht anders ſein: wenn's der Ein' hebt und der Ander' nicht fahren läßt, ſo muß es zuletzt ein Unglück geben. Schmeiß' deine Butellen hin, ſetzte er haſtig drängend hinzu, und geh' mit, wie du gehſt und ſtehſt. Komm, nimm die Hand, die ich dir biet', ſo eine Gelegenheit kommt nicht zum zweitenmal.

Friedrich lächelte ein wenig, denn er glaubte ſich zu erinnern, daß nicht alle Unglücksprophezeiungen des Alten eingetroffen ſeien. Auch glaubte er kaum zweifeln zu können, daß zu der guten Geſinnung, die derſelbe gegen ihn ſelbſt hegte, ſich einige Racheluſt gegen ſeinen Vater geſellt habe. — Jakob, ſagte er, in Stern mit Euch zu gehen, daraus würd' ich mir unter andern Umſtänden gar nichts machen, denn der Stern iſt mir ein ganz honnett's Haus. Aber bedenket: wenn ich Euch, nach dem was zwiſchen Euch und meinem Vater vorgefallen ſein muß, gleichſam aus der Sonne in den Stern ausziehen hülf' und vom Stern aus mit Euch fortzög', um meinem Vater und Vaterhaus gleichfalls Valet zu ſagen — wie arg thät' man mir das 'rumdrehen! Euer Anerbieten, ich ſag's noch einmal, iſt tauſend Danks werth und verdient alle Ueberlegung, und daß ich gern bei Euch bin, das wiſſet Ihr ja ſchon lang. Aber ſo im Hui kann ich nicht mit. Ich kann den Wein nicht auf den Boden ſchütten, wie ich heut ſchon einmal gethan hab', denn ich hätt' jetzt nicht ſo viel Geld um ihn zu zahlen, und möcht' Euch doch auch nicht gleich zum Anfang für mich in unnöthige Koſten bringen. Und dann, wenn ich jetzt fortlief', während noch der Georg mit ſeiner Braut da iſt, ſo thäten die Leut' natürlich ſagen, ich hab' mich dran geſpiegelt und geſchämt und hab's nicht ausgehalten neben ſo einem vernünftigen, braven, rechtſchaffenen, reichen Paar, und was dergleichen Zeugs iſt. Ich ſeh' Euch ja fortfahren, denn wenn Ihr auch aus'm Stern abfahret, ſo müſſet Ihr doch da vorbei, und dann geb' ich Euch auf alle Fäll' das Geleit', wie einem Vater, und wir reden weiter mit einander. Darum ſag' ich Euch jetzt auch nicht Adje.

Er thut's nicht, brummte der alte Mann, während er die Treppe hinunterſtieg. Der Stolz läßt's ihm nicht zu. Es iſt Einer wie der Ander'.

Es war hohe Zeit, als Friedrich mit den Flaſchen in die Stube geeilt kam; denn der Vorrath von vorhin war bereits ausgetrunken. Doch fand er die Geſellſchaft in munterer Unterhaltung begriffen. Sein Vater hatte den Familienpokal geholt, aus welchem der Herzog heute getrunken; derſelbe ging von Hand zu Hand und mußte dann noch einmal gefüllt die Runde machen, da Jedes einen gewiſſen Reiz dabei empfand, das Gefäß, das die landesherrlichen Lippen berührt hatten, an den Mund zu ſetzen. Von dem Herrn ſelbſt ſprach man in verdeckten Wendungen und halben Andeutungen, wie jung er noch ſei und wie lebensluſtig, und wie viel man noch von ihm hoffen könne, wenn er einmal älter ſein werde; denn die Menſchen bauen ja ſtets auf die Zukunft: bei der Jugend bauen ſie auf das Alter und beim Alter auf die Jugend Derer, die dem folgenden Geſchlecht angehören werden. Aber auch von der Gegenwart wurde geſprochen, von den Frucht- und Brodpreiſen und ähnlichen Gegenſtänden, die Keinem gering ſcheinen dürfen, weil bei der allgemeinen Ernährung Alle betheiligt ſind. Gleichwohl zeigte der Sonnenwirth, der ſich um dieſe Dinge ſonſt oft mehr bekümmerte, als um manche andre noch wichtigere, heute auffallend wenig Sinn dafür. Die Brautſchaft des jungen Müllers und die Vergleichung derſelben mit der Liebſchaft ſeines Sohnes war es, was ihm beſtändig im Kopfe herumging. Die Braut gefiel ihm über die Maßen wohl. Der herrſchenden Sitte gemäß ſprach ſie äußerſt ſelten, beinahe nur wenn ſie gefragt wurde; und es däuchte dem Sonnenwirth früh genug, wenn Eine erſt als verheirathete Frau „das Maul brauchen lerne“. Was ſie ſprach, das ſchien ihm „eine Heimath zu haben“; und es klang auch mitunter ſo rund wie ein harter Thaler. Bei luſtigen Anläſſen brach ſie in ein ſchallendes Gelächter aus, das ihm zu ihren weißen Zähnen und derbrothen Wangen ganz prächtig zu ſtehen ſchien. Von der Braut mußte er wieder auf den Bräutigam blicken, der in der Fülle ſeines Glückes neben ihr ſaß und das einemal leiſe Liebesworte mit ihr wechſelte, das andremal wieder lebhaft zu der Unterhaltung der Geſellſchaft beitrug, deren Bewirthung er übernommen hatte. Der Sonnenwirth erinnerte ſich, daß er dieſem jungen Manne einſt ſeine Tochter vorenthalten, und konnte gar wohl ermeſſen, daß in der Ehre, die er ihm mit ſeinem Beſuch anthat, auch eine kleine Bosheit verborgen ſein mochte, daß er da, wo man ihn einſt, wenn auch in noch ſo leiſer und unbeſtimmter Weiſe, verſchmäht hatte, ſich jetzt als „gemachter Mann“ zeigen wollte; ja, die Zärtlichkeiten, die er ſeiner Braut erwies, gaben manchmal dem Sonnenwirth einen Stich durch's Herz, als ob ſie wie ein Spott auf ihn gemünzt wären. Er dachte aber nicht daran, um wie viel beſſer er ſeine Tochter verſorgt haben würde, wenn er ihr dieſen nach ſeinem eignen Geſtändniß ſo wackern, fleißigen und angenehmen jungen Mann hätte zu Theil werden laſſen, und welch' ein gutes Beiſpiel für ſeinen Sohn ein Schwager geweſen wäre, der, gleichfalls jung und der Lebensfreude nicht abhold, doch das Erfreuliche im Nützlichen zu ſuchen und bei ſeiner Wahl, wie es wenigſtens ſchien, Liebreiz mit Verſtand und Reichthum vereinigt zu finden wußte. Er dachte nur daran, daß ſein Sohn in allen Stücken das Gegentheil von dieſem jungen Manne, daß deſſen Braut, ſo ſehr ſie ihm und eben weil ſie ihm gefiel, ein wahres Spottbild auf die Wahl ſeines Sohnes vorſtelle. Friedrich indeſſen dachte an gar nichts als an ſeine und Chriſtinens verzweifelte Lage, an den niederſchlagenden Brief des Advocaten, von dem er kaum hoffen konnte, daß er reinen Mund halten würde, und an den liebreichen Antrag des alten Boten, der ihn ſo ſeltſam beſtürmt hatte. Während ihn dieſe Gedanken unaufhörlich beſchäftigten, mußte er dazwiſchen, von Georg aufgerufen, der ihn durchaus heiter ſehen wollte, mit der Geſellſchaft ſchwatzen, einmal über das andre Beſcheid thun, auf das Geheiß des ſplendiden Bräutigams Wein aus dem Keller holen, wieder ſchwatzen und lachen und immer wieder trinken, ſo daß er zuletzt kaum mehr wußte, ob er ſeinen Kopf oder das Mühlrad ſeines Freundes auf den Schultern habe.

Wie es gerade in lebhafteren Geſellſchaften nicht ſelten vorkommt, war nach einer Reihe ernſthafter Geſpräche und luſtiger Späße auf einmal die Unterhaltungsſpule abgelaufen, und es entſtand jene Stille, während welcher jedes Mitglied ſich den Kopf zu zerbrechen pflegt, um wo möglich einen neuen Stoff zur Verarbeitung aufzutiſchen. Der Sonnenwirth, der den Wein gleichfalls ſpürte, hielt ſich vor Allen als Wirth und Hausherr verpflichtet, in die Lücke zu treten, und der Anlaß zu einer Aeußerung lag ihm nur allzu nahe. Hatte ihm der Bräutigam vorhin, wohl mehr aus Höflichkeit als Ueberzeugung, wie ihn däuchte, ſeinen Sohn gelobt, ſo glaubte er dieſe ſchmeichelhaften Reden jetzt im entgegengeſetzten Sinne erwidern zu müſſen. Das muß ich ſagen, begann er, ſo ein fein's Brautpaar hab' ich lang nicht an meinem Tiſch gehabt; da muß Einem ja das Herz im Leib drob lachen! Dann ſprach er die vortheilhafte Meinung aus, die er von den beiden jungen Leuten hegte, und ſpendete beſonders der Braut ein derbes Lob, das ſie mit Erröthen, jedoch keineswegs unwillig, hinnahm. Nun aber wendete er ſich gegen ſeinen Sohn. Da kannſt jetzt ſehen, ſagte er zu ihm, wie viel Freud', anſtatt ſo viel Verdruß, du mir hätt'ſt machen können, wenn du mir ſo ein brav's Weibsbild in's Haus bracht hätt'ſt, ſtatt dem Menſch, mit dem du dich vergangen haſt.

Jetzt kommt's! dachte Friedrich, aber er hielt an ſich und ſah finſter ſchweigend vor ſich hin.

Es muß eben auch Schatten in der Welt geben, bemerkte die Sonnenwirthin ſpöttiſch, ſonſt thät' man ja — bei dieſen Worten deutete ſie auf die Braut — das Licht nicht ſehen.

Laſſet's gut ſein, Herr Sonnenwirth und Frau Sonnenwirthin! ſagte der Bräutigam begütigend. Wir ſind ja ſo vergnügt bei einander. Komm, Frieder, ſtoß' an mit mir: dein Wohl und unſer Leben lang lauter gut Ding!

G'ſegn' dir's Gott, Georg! erwiderte Friedrich. Obwohl du ein Kind des Lichts biſt, ſetzte er bitter lächelnd hinzu, ſo will ich doch in meiner Finſterniß auf dein und deiner Braut Wohl trinken und will dir wünſchen, daß ſie dir immer ſo lieb bleiben mög', wie meine Chriſtine mir.

Die Braut machte ein ſaures Geſicht. Die Sonnenwirthin ſtieß ein grelles Gelächter aus, in das der weibliche Theil der Geſellſchaft halblaut einſtimmte, indem ſie einander unwillig anſahen.

Ich laſſ' meine Gäſt' nicht beleidigen! fuhr der Sonnenwirth zornig auf.

Ich hab' Niemand beleidiget, erwiderte ſein Sohn mit kalter Stimme, während ſeine blauen Augen immer wilder blitzten.

So eine Vergleichung, rief die Sonnenwirthin mit aufreizendem Tone, die ſoll keine Beleidigung ſein! Die Weiber nickten ihr lebhaft zu. Der Bräutigam ſchwieg verlegen: er ſah ein, daß er den Freund, mit dem er ſo eben noch angeſtoßen, nur auf Koſten ſeiner Braut vertheidigen könnte.

Was! ſchrie der Sonnenwirth, ſo eine rechtſchaffene Perſon vergleichſt du in meinem Haus mit einer —

Vater! unterbrach ihn Friedrich mit dem Tone der Verzweiflung und ſtand auf: ich bitt' Euch um Gotteswillen, ſeht Euch vor und hütet Eure Zung'! Ich hab's einmal für allemal erklärt und geſchworen, daß ich ſie nicht 'runterſetzen und ſchlecht machen laſſ', weder von Vater noch Mutter. Sie iſt mein Weib vor Gott, und was ich geſchworen hab', das halt' ich, müßt' man auch in Ebersbach etwas erleben, dergleichen ſeit Menſchengedenken nicht geſchehen iſt.

O du blutrünſtiger Heiland, er droht ſeinem leiblichen Vater! rief die Sonnenwirthin, indem ſie die Hände zuſammenſchlug. Die Weiber ſtießen Laute des Grauens und Entſetzens aus.

Der Sonnenwirth, der ſich gleichfalls erhoben hatte, ſtand in ungewiſſer Haltung an die Stuhllehne angeklammert, ſchoß aber wüthende Blicke nach ſeinem Sohne. Er fürchtete ihn, weil er ihn zu Allem fähig glaubte, und eben dieſe Furcht erhöhte ſeine Wuth.

Vater, begann Friedrich wieder, nach der Wand deutend, wo neben dem Bilde des jungen Herzogs das Bild des Gekreuzigten hing, und ſeine Stimme, die er zu mildern ſuchte, zitterte: Vater, ſehet Ihr Ihn, der nicht ſchalt, da er geſchlagen ward, und nicht dräuete, da er litt? Ich will ihm ja gern nachfolgen, ſo gut ich's kann. Wälzet Berg' auf mich von Schimpf und Schmach, ich will nicht widerbellen, will's tragen als Euer Sohn. Aber auf mein Weib laſſ' ich nichts kommen, eh' mag das größt' Unglück draus entſtehen. Und leſet im Teſtament, Vater: hat Er nicht ſeine eigene Verwandtſchaft verleugnet und geſagt, die ſeien ſeine Eltern, Brüder und Schweſtern, die ſein Wort hören und den Willen Gottes thun? Iſt aber das Gottes Will', die Armuth verachten und unterdrücken? Und iſt er nicht auch ſcharf geweſen? Hat er nicht mit der Geißel ausgefegt? Hat er nicht die ewig' hölliſch' Verdammniß ausgegoſſen über die, ſo ſein Volk betrübt und den Armen und Wittwen ihre Häuſer gefreſſen und langes Gebet vorgewendet haben? Und was hat er geſagt, wie ſie die Eh'brecherin vor ihn bracht haben, die doch gewiß eine größere Sünderin geweſen iſt, als mein Weib? Wer unter euch ohne Sünde iſt, hat er geſagt, der werfe den erſten Stein auf ſie.

Der kann predigen! ziſchelte die Braut mit unterdrücktem Kichern gegen ihren Bräutigam hin. Friedrich, der es gehört hatte, warf ihr einen Blick der Verachtung zu.

Man ſollt' ſchier gar glauben, ſagte die Sonnenwirthin mit ätzendem Spott, wir haben da den lieben unſchuldigen Heiland in unſrer Mitte — verzeih' mir Gott die Sünd'. Ich hab' aber nirgend in der Bibel geleſen, daß er ſo zu ſeinem Vater geredt hat.

Der Sonnenwirth war eine Zeit lang ſprachlos und außer ſich. Die Anrufung der Religion, als Anklägerin wider ihn, machte ihn raſend; gleichviel ob ſein Sohn mit Recht oder Unrecht zu dieſem Mittel gegriffen — es erſchien ihm als Bruch der letzten Schranke kindlicher Scheu. Ich brauch' weder 'n Hauspfaffen, noch 'n Hausdieb! ſchrie er: wenn ich eine Predigt brauch', ſo will ich ſie in der Kirch' vom Pfarrer hören, und nicht von ſo — ſo —. Die Stimme verſagte ihm. Der Bräutigam und die andern Männer, die an der Haltung von Vater und Sohn erſahen, daß es Ernſt wurde, ſprangen dazwiſchen und ſuchten zu vermitteln, indem Alles zu gleicher Zeit zuſammenſchrie. Aber bei dem Vater hatte Wein und Wuth über die Furcht geſiegt und vielleicht gab ihm auch das Dazwiſchenſpringen der Männer, das ihn von ſeinem Sohne trennte, ein Gefühl der Sicherheit. Er fuhr in den höchſten Kehltönen, blauroth im Geſicht, zu toben und zu ſchimpfen fort, und durch den ohrzerreißenden Lärm der Andern drang von Zeit zu Zeit ſeine Stimme vernehmlich durch. Ich laſſ' mir in meinem eigenen Haus von Niemand befehlen — — ich ſag' was ich mag — und was ich ſag' iſt wahr — — — ſie iſt ein ſchlecht's Menſch — er hatte ſich Bahn zum Tiſche gebrochen und ſchlug mit der Fauſt darauf, daß Flaſchen und Gläſer tanzten und umfielen — ein ſchlecht's Menſch, ſag' ich — ein ganz ſchlecht's, ſchlecht's, ſchlecht's —

Seine Stimme überſchnappte und zugleich erſtarb ihm noch aus einer andern Urſache das Wort im Munde, denn mit weit geöffneten Augen zurückbebend ſah er, daß ſein Sohn das Meſſer gezogen hatte, und ihm mit der funkelnden Klinge gegenüber ſtand. Die Weiber kreiſchten fürchterlich, die Männer wogten hin und her und wichen theils zurück. Mit wild rollenden Augen war der Unglückliche vorgetreten, die Spitze des Meſſers nach ſeinem Vater gekehrt: — wenn man der Leidenſchaft in ihrem vollen Ausbruche zutrauen darf, daß ſie noch einen Reſt von Beſinnung in ſich birgt, ſo kann man wohl nicht zweifeln, daß er froh geweſen wäre, ſich durch irgend ein dazwiſchenplatzendes Hinderniß die Haltung ſeines blinden Eides unmöglich gemacht zu ſehen. Auch wurde ihm dieſer Wunſch, wenn er vorhanden war, erfüllt. Der Müllerknecht, hinter welchem die Andern allmählich zurückgewichen waren, ſprang ohne Weiteres auf ihn zu und packte ihn kräftig am Arme, um ihn zurückzuhalten. Meſſer weg! ſchrie er, gleichfalls entbrannt, mit zornig gebietender Stimme und wildem Blick — aber ehe er vollenden konnte, hörte man aus dem Munde des Wüthenden einen tollen Schrei, ſah ſeinen Arm mit dem Meſſer zucken, und das Blut ſchoß dem zurücktaumelnden Knechte am Arme herab. Die Sonnenwirthin ſtürzte aus der Stube: Feurio! Mordio! Feurio! ein Dieb! ein Mörder! hörte man ſie nach einem Augenblick auf der Straße ſchreien, daß es durch die ganze Nachbarſchaft gellte. Unten und oben erſchallte verworrenes Geſchrei. Die Gäſte, den Sonnenwirth in der Mitte, ſtürzten der Frau vom Hauſe nach. Die Braut ließ ſich, an ihrem Bräutigam hängend, von dieſem mit fortſchleppen und weinte überlaut über die böſe Vorbedeutung dieſes Unglückstages. Der Bräutigam wollte den Getroffenen mit ſich ziehen, aber dieſer riß ſich los und blieb ſteif und ſtarr vor ſeinem Angreifer ſtehen, während ihm das Blut fortwährend vom Arme niedertroff.

Friedrich kam wie aus einer langen Betäubung zu ſich und gewahrte, daß er mit dem Knecht allein in der Stube war. Er hatte das Meſſer noch immer in der Hand. Da nimm's, ſagte er zu dem Opfer ſeines Jähzorns, und ſtich mich über den Haufen, du thuſt ein gut's Werk.

Der Knecht wies das dargebotene Meſſer zurück. Ich bin kein Mörder wie du, ſagte er, während ſeine gläſern gewordenen Augen ſich nach und nach wieder belebten.

Peter! um Gotteswillen! hat's dir was gethan? rief Friedrich, dem ſeine That erſt jetzt zum klaren Bewußtſein kam. Laß mich ſehen, komm, ich will dich verbinden, du verblut'ſt dich ja.

Der Knecht ſtieß ihn zurück. Iſt ſchon recht, murmelte er, 's iſt recht, ja, ja — ſein' Wohlthäter ſtechen — iſt eine neue Art ſeine Schulden zu zahlen — 's iſt aber ſchon recht — ich will dich finden —

ja, ja! 's iſt recht, iſt ganz recht. — Er wiederholte dieſe Worte wohl ein Dutzendmal, während er langſam aus der Stube ging und erſt jetzt daran dachte, ſeinen verwundeten Arm mit der andern Hand zuſammenzuhalten.

Friedrich blieb allein und wie verhext in der Stube zurück. Er blickte auf den Tiſch, der ſo eben noch voll Menſchen geweſen war, dann auf das Meſſer in ſeiner Hand, dann auf das Bild des Gekreuzigten, zu dem er vorhin emporgedeutet und dem er nachzufolgen gelobt hatte. War das eine Nachfolge? ſagte eine Stimme in ihm. Er hatte gelobt, jede Schmähung zu dulden, die nur über ihn ſelbſt ausgeſchüttet würde, und dieſer Arme hatte nicht einmal ihn, geſchweige Chriſtinen geſchmäht. Wenn auch ſeine Zunge vielleicht Schmähworte beherbergt hatte, die nur durch den Stoß des Meſſers abgeſchnitten worden waren, wenn auch der herausfordernde überlegene Ton, womit er ihm Entwaffnung geboten, ſich, wie ſeine nachherigen Worte zu zeigen ſchienen, auf eine Gefälligkeit berufen wollte, die zwar eine Verpflichtung, aber keine Abhängigkeit begründet, wenn auch ein chriſtliches Verzeihen ihm fremd und fern zu ſein ſchien — was war das Alles gegen einen Mörderſtreich? Stolz und Zorn — dies ſagte ihm die innere Stimme mehr oder minder klar — hatten ihn in einem Augenblicke zu dem Gegentheil von dem gemacht, was er den Augenblick vorher zu ſein ſich vermeſſen hatte.

Indeſſen blieb ihm wenig Zeit, ſolchen Gedanken nachzuhängen. Der Lärm vor dem Hauſe wurde ſtärker und die Anzahl der Stimmen mehrte ſich. Er hörte den Knecht, deſſen Betäubung allmählich in Wuth überzugehen ſchien, aus den andern Stimmen heraus brüllen: Er iſt nicht bloß ein Mörder, er iſt auch ein Dieb! ſein eigener Vater hat ihn 'n Dieb geheißen! — Ja, ſchrie die gellende Stimme der Sonnenwirthin, er hat ſeinem Vater Frucht geſtohlen und an ſein Menſch gehängt. — Man muß ſeiner habhaft werden! rief eine neue Stimme, an welcher er den Amtmann erkannte. — Ja! gellte die Stimme der Sonnenwirthin, kriegen muß man ihn, und wenn man das Haus anzünden müßt'! — Bald konnte er auch durch die offen gebliebene Thüre Tritte im Hausgang und auf dem untern Treppenabſatz vernehmen. Die Verfolger kamen. Das Bewußtſein, daß er es mit aufgebrachten, wüthenden Menſchen zu thun habe, entflammte auch in ihm, der kaum zuvor einem Strahl der Wahrheit und Demuth Raum gegeben hatte, von neuem die mörderiſche Wuth, zu welcher ſich nun ein unbeſtimmter Trieb, bevorſtehenden Uebeln zu entgehen, geſellte. Er flog die obere Treppe hinauf auf den Boden, wo er ſich rücklings auf einen Kaſten legte, ſein Meſſer in eine daneben ſtehende Bettlade ſteckte, und in dieſer Verfaſſung die Verfolger erwartete. Er muß auf der Bühne ſein! rief's unten und die Schaar drang herauf. Die Vorderſten waren der Amtsknecht, der Fleckenſchütz und der Fiſcher; hinter ihnen drängte es ſich auf der Treppe Kopf an Kopf. Komm mir keiner zu nah! rief der tolle Burſche und griff nach dem Meſſer. Sie ſtutzten und wichen zurück. Holet ein Gewehr! rief einer. Da iſt ſchon eins! antwortete es vom Fuß der Treppe. Her da! rief's oben: man muß nach ihm ſchießen, bis ihm der Krattel vergeht! Er fuhr von ſeinem Lager auf, ließ das Meſſer ſtecken und ſtürzte nach einem Dachladen, durch den er alsbald verſchwand. Ein Geſchrei von unten erſcholl Er hat ſich hinuntergeſtürzt! ſchrie der Amtsknecht. Die Einen warfen ſich auf das Meſſer, um ſich deſſelben zu bemächtigen, die Andern rannten nach dem Dachladen. Der Fiſcher war der Erſte, der daſelbſt ankam und den Kopf hinausſtreckte. Er zog ihn aber alsbald zurück und rief: Nein, er ſchiebt ſich das Dach hinauf und hat mich mit einem Ziegel auf den Kopf ſchlagen wollen. Das Dach aufgehoben! ſchrieen Einige und machten Anſtalt am Sparrenwerk hinaufzuklettern; da flog durch eine Lücke ein Ziegel herein, der zwar Keinen traf, aber Alle von dem vorgeſchlagenen Unternehmen abſchreckte. Fluchend und ſchreiend verließen ſie den obern Boden und gingen auf die Straße hinunter, von wo ſie nun ſehen konnten, wie des Sonnenwirths Frieder, dem ganzen Flecken zum Schauſpiel, auf dem Dachfirſt ſeines väterlichen Hauſes ritt. Es war lächerlich und jämmerlich zugleich anzuſchauen, obgleich er ſich feſt wie im Sattel eines Pferdes hielt, ſeine Verfolger höhnte und heraufzukommen einlud. Der ganze Platz um das Haus war voll Menſchen, und aus den anſtoßenden Gaſſen drängten ſich immer neue Zuſchauer herbei. Was gibt's? was gibt's? riefen die Einen; — 's iſt e' Kuh fliegig worden! — nein, e' Stier! ſchrieen Andere. — Dem Sonnenwirth ſitzt ein fremder Vogel auf'm Haus! — Schießet ihn vom Dach abe! — Holet ihn mit der Feuerſpritz' 'runter! — ſo ging das Geſchrei und Gelächter durch einander. Ein Wagen, der auf der Straße herausfuhr, mußte Halt machen, weil ihn das Gedränge nicht durchließ. Bei den Pferden ſtand der alte Fuhrmann und blickte, traurig den Kopf ſchüttelnd, nach dem verwahrloſten Jüngling hinauf, den er hatte retten wollen. In ſeinen gefurchten Zügen malte ſich eine trübſelige Befriedigung; er nickte ein paarmal und ſagte vor ſich hin: Hab' auch wieder einmal eine richtige Vorahnung gehabt.

Der Sonnenwirth, der ſich halbtodt ſchämte, hatte ſich mit dem verwundeten Knechte zu ſeinem Schwiegerſohne, dem Chirurgen, zurückgezogen, und ſchickte dieſen, ob er dem ſchmählichen Auftritte nicht auf irgend eine Weiſe ein Ende machen könne. Der Chirurg, nachdem er die Wunde des Knechts unterſucht und verbunden, drängte ſich durch die Menge, wurde von dem Amtmann, der rathlos, was er befehlen ſollte, in der Hausthür der Sonne ſtand, herbei gewinkt und mit einem heimlichen Auftrage verſehen, drängte ſich wieder in die Straße durch und gab Zeichen nach dem Dache, um die Aufmerkſamkeit ſeines jungen Schwagers auf ſich zu ziehen. Friedrich, der ihn mit ſeinen Falkenaugen ſchon längſt bemerkt und angerufen hatte, ohne in dem Tumult vernommen zu werden, ſchrie mit einer Stimme, die Alle übertönte: Still da drunten! Ein zorniges Gelächter der Menge antwortete ihm. Der Chirurg aber bat und beſchwor die Umſtehenden ſo lange, bis wenigſtens in der Nähe der Lärm ſich etwas legte und eine nothdürftige Stille entſtand. Herr Schwager! rief jetzt Friedrich herab: was macht der Peter?

Er iſt den Umſtänden nach ganz wohl! antwortete der Chirurg durch die vorgehaltenen Hände, mit welchen er das etwas ſchwache Erzeugniß ſeiner Lunge zu verſtärken ſuchte: die Wunde iſt gar nicht gefährlich!

Gott ſei Lob und Dank! rief Friedrich und ſchlug die Hände erfreut zuſammen.

Gib doch Acht! ſei nicht ſo frech! ſchrien Einige von denen, die ihm wohlwollten.

Das hat kein' Noth! antwortete er und drehte ſich wie der Blitz herum, ſo daß er, die Kniee ſchnell wieder an das Dach anſtemmend, nach der entgegengeſetzten Seite gerichtet ſaß. Das tolldreiſte Kunſtſtück, das er in der Freude ſeines Herzens machte, rief bei der Menge einen Schrei des Entſetzens hervor, welchem ein ſchallendes Gelächter folgte. Grad' wie ein Aff' auf einem Kameel! ſchrieen ſie.

Schwager, geh' Er herunter! rief der Chirurg.

Wenn mir der Herr Schwager ſicheres Geleit' verſpricht! antwortete Friedrich: ſonſt thut ſich's ganz wohl da oben!

Ich gebe Ihm mein Ehrenwort, daß Ihm nichts zu Leid geſchieht! rief der Chirurg hinauf.

Sein Ehrenwort?

Mein Ehrenwort!

Er verließ ſeinen luftigen Sitz mit einem leichten Ruck, der unten von einem Schrei des Schreckens und zugleich der Bewunderung begleitet wurde. Der ſitzt vom Dachgrath ab wie ein Reiter von ſeinem Gaul! ſchrie die Menge. Im nächſten Augenblick hatten ſie Urſache ihn mit einer Katze zu vergleichen, ſo leicht ſah man den behenden Burſchen auf Händen und Füßen am Dach herab rutſchen, bis er den Laden wieder erreicht hatte, durch welchen er im Nu verſchwand, noch einmal mit einem Fuße hinauszappelnd, gleichſam zu Ehren des verſammelten Publicums, das hierüber in ein wieherndes Gelächter ausbrach.

Nach wenigen Secunden verrieth eine Bewegung der in und vor der Hausthüre ſtehenden Leute, daß in dem verlaſſenen Hauſe ſich etwas Lebendiges regte und die Treppen herunter kam. Der Amtmann flüchtete ſich in den dichteſten Schwarm heraus. Der Burſche hat heut' Vormittag ſchon gezeigt, was er für ein gefährlicher Kerl ſein kann! ſagte er und verſammelte alsbald eine Schaar handfeſter Männer um ſich, worunter der obere Müller nicht fehlte, der durch das Geſchrei, daß des Sonnenwirths Frieder ſeinen Knecht geſtochen habe, herbeigezogen worden war. Jetzt erſchien der Held des Tages, von Niemand um ſeinen Lorbeer beneidet, in der Hausthüre. Ruhig, als ob er nicht begreifen könne, warum die Leute ſo zuſammengelaufen, kam er heraus und ſuchte mit den Augen ſeinen Schwager, auf den er ſodann zuging. Man ließ ihn vorbei. Da bin ich, ſagte er zu dem Chirurgen: ein Mann, ein Wort. — Ich halte, was ich verſprochen habe, entgegnete der Chirurg mit ſchlauem Lächeln. — Du biſt kein Mann, du biſt ein Bub'! ſchrie ihn der dabeiſtehende Richter an: dir braucht man nicht Wort zu halten! — Greift ihn! befahl der Amtmann, und ehe der zuverſichtliche Burſche ſich's verſah, befand er ſich unter der Gewalt von mehr als zehn Fäuſten. Er wehrte ſich wie ein Eber, ſchimpfte, tobte, ſchlug um ſich, aber zuletzt erlag er der Uebermacht und wurde zu Boden geſchlagen. In dieſem Kampfe, der lange dauerte, und an welchem ſeine Widerſacher ſich wetteifernd betheiligten, erhielt er jeden böſen Gruß, den er in Worten oder Werken unter ſeinen Mitbürgern ausgetheilt hatte, mit Wucherzinſen heimbezahlt. Zuletzt banden ſie ihn mit Stricken, ſo daß er ganz zuſammengerollt am Boden lag und ihnen zu den vielen Thierbildern, die ſie heute ſchon an ihm erſchöpft hatten, auch noch die Vergleichung mit dem verachteten Igel auf die Zunge legte. — Etwas hat ihm gehört, ſagte der gleichfalls anweſende Heiligenpfleger, der ſich als Zahlmeiſter auf volle Summen verſtand: jetzt wär's aber gnug. — Kuh! Narr! jetzt geht's erſt recht an, erwiderte der Richter lachend ſeinem Collegen, den er, im Range etwas höher ſtehend, dieſer vertraulichen Anrede würdigte. — Fort mit ihm auf's Rathhaus! rief der Amtmann. — Der Gebundene wurde aufgehoben und fortgetragen. Ein Theil der Menge folgte. Andere blieben zurück und redeten noch lange mit einander über die Begebenheit, welche die alltägliche Ruhe des Fleckens völlig unterbrochen hatte.

Das iſt aber ein Menſch, Kreuzwirth! ſagte eine der auswärtigen Frauen von der Brautgeſellſchaft, die ſich jetzt dem Schauplatze näher wagte, zu einem dort ſtehenden leibarmen Manne mit kleiner ſpitzer Naſe, den wir aus der Unterredung der beiden Müller bei ihrem Friedenstrunke als den geſchlagenen Urſächer von Friedrich's zweiter Zuchthausſtrafe kennen. Das iſt ein Menſch, ſag' ich! Hat der ſeinem Vater eine Predigt gehalten und hat ihm die Bibel ausgelegt, wie wenn er der Pfarrer wär'! Es iſt mir ganz kalt aufgangen und ich hab' mich ganz drüber vernommen. Und kaum iſt die Predigt aus geweſen, ſo hat man geſehen, wer ihn regiert: der Teufel, der Mörder von Anbeginn!

Ja, ja, Adlerwirthin, antwortete der Angeredete mit näſelnder Stimme, das hat man damals auch geſehen, wie er mich auf ſeines Vaters Anſtiften, recht wie ein Erzſpitzbub' und Mörder, auf dem freien Feld ohne eine einzige Urſach' angefallen hat und ſo behandelt, daß ich außer Stand bin, Lebenslang einen Batzen zu verdienen, ohne meine tägliche viele Schmerzen, wodurch ich und mein Weib und Kind in die äußerſte Armuth verſetzt und ſamtlich verderbt worden ſind.

Nu, nu, Kreuzwirth, ſagte die Adlerwirthin aus der Nachbarſchaft, ſo gar arg iſt's doch grad nicht, wenn man die Leut' hört. Weiß wohl, die Zeiten ſind hart; man kann ſich auch ein bisle verſpeculiren, wenn man den Nagel gar zu d'häb auf den Kopf treffen will. Und mit der Breſthaftigkeit iſt's auch nicht ſo ſchlimm: Ihr ſeid von jeher ein dünn's Pappelbäumle geweſen, und 's kann ja auch nicht Jeder ein Eichenbaum ſein.

Ja, aber mein Arm! klagte der Kreuzwirth. Der Mordbub' hat mir ihn halb auseinander geſchlagen. Da ſehet ſelber, Adlerwirthin, wie er mir geſchweint (geſchwunden) iſt.

Die Frau ſtreifte ihm ohne Umſtände den ſchlotternden Rockärmel auf und beſah ſich den Arm mit prüfendem Blicke. Das iſt nicht die Schweine, ſagte ſie, ſeid nur ganz ruhig, das hat nicht viel zu bedeuten. Der Arm iſt eben ein wenig dürrer als der ander'. Das kommt oft vor, auch ohne Schläg'. Waſchet ihn fleißig mit ein wenig Wein oder auch mit Kirſchengeiſt, daß er wieder zu Kräften kommt. Hundsſchmalz drauf gebunden, ſoll auch gut ſein; ich hab's aber nie probirt.

Ihr ſeid ja ein ganzer Docter, ſagte der Kreuzwirth. Ja, ja, lenkte er wieder in das vorige Geſpräch ein, der Sonnenwirth hat heut' einen ſauren Tag erlebt. Dem ſitzt gewiß kein Storch mehr auf's Dach. Aber die Zuchtruth' iſt ihm geſund, er ſoll nur fein demüthiger werden, er hat's nöthig. Das iſt mir ein Chriſtenthum, wenn man durch eigennützige Conceſſion im Metzgerhandwerk ſeinen Mitmenſchen das Brod vom Maul wegnimmt, durch Geld und Argliſt mehr Freiheit im Handwerk an ſich reißt als ein anderer ehrlicher Meiſter. Nun zeigt ſich's was das fruchtet. Der Gewinner, ſagt das Sprichwort, muß einen Verthuner haben. Das Auge Gottes ſiehet Alles, höret Alles, ſtraft Alles zu ſeiner Zeit. Das Wort des großen Gottes geſchahe zu dem Propheten Eli: Darum daß du nicht ſauer geſehen haſt zu dieſer deiner Kinder Bosheit, ſo ſoll die Miſſethat an dem Hauſe Eli nicht verſöhnet werden, weder mit Speisopfer noch Rauchopfer ewiglich, im erſten Buch Samuelis, im dritten. An den Früchten erkennet man den Baum. Kann man auch Trauben leſen von den

Dornen, oder Feigen von den Diſteln? Jetzt hat er's und muß zuſehen, wie der Sohn ſeines Vaters ruhmwürdiges Wirthshaus blamirt. Iſt's nicht ſo, Adlerwirthin?

'S iſt eben e' Welt, antwortete dieſe, welche ſich nicht näher in kitzliche Erörterungen einlaſſen wollte. Jetzt kann ich mich aber nicht länger aufhalten, denn es will Abend werden, heißt's im Evangelium, und der Tag hat ſich geneigt. Meine Leut' werden ungeduldig, ſie wollen fort. Ja, ja, ich komm' ja! winkte ſie gegen ein Häuflein der Umſtehenden hin, worunter ſich die Ihrigen befanden. B'hüt' Gott, Kreuzwirth, Ihr wiſſet ja, der Menſch will eben heim.

Unterdeſſen hatte man den gefangenen Wildling in das Rathhaus geſchleppt, wo man ihn gebunden, wie er war, in ein Gelaß warf und liegen ließ. Der Burſche ſcheint mir ziemlich betrunken zu ſein, ſagte der Amtmann: er mag ſeinen Rauſch ausſchlafen, dann will ich ihn morgen Vormittag verhören. Der Herr Pfarrer wird nichts dagegen haben, wenn man einmal am Sonntag Juſtiz ausübt und ein nöthiges Exempel ſtatuirt. Nun wollen wir aber gleich heute noch mit dem Allernöthigſten beginnen. — Er ließ zwei Urkundsperſonen rufen und begann ſofort eifrig zu amten; denn wie der Staat im Fürſten, ſo war in ihm die Gemeinde aufgegangen, ja noch weit mehr. Gleichwie ein abſterbender alter Baum, deſſen Stamm nach unten ſchon mürbe und hohl geworden iſt, doch in manchem Frühling durch ſeinen grünen Wipfel zeigt, daß die Wurzel noch friſchen Saft nach der Krone zu treiben vermag, ſo war von der alten wirtembergiſchen, aus ſchwäbiſch-deutſchem Recht erwachſenen Verfaſſung an der Spitze des Staatslebens ein Reſt zurückgeblieben, der, neben argem Scheinholz zwar, noch lebendige Beſtandtheile enthielt und dem giftigen Pfropfreiſe der fürſtlichen Alleinherrſchaft empfindliche Hinderniſſe zu bereiten wußte, während das Gemeindeleben beinahe völlig vom Wurm zerfreſſen und ertödtet war. Die Gemeindebehörde, beſtehend in Gericht und Rath, den morſchen Ueberreſten des altdeutſchen Gleichgewichts von Gewalt und Beſchränkung, war, in den größeren Ortſchaften wenigſtens, unter das Regiment eines fürſtlichen Beamten geſtellt; ſie hatte zwar nicht ganz nichts, aber doch herzlich wenig zu ſagen, und war von der Wurzel des Gemeindelebens losgeriſſen, denn ſie pflanzte ſich, wie der dem Fürſten zur Aufſicht beigegebene ſtändiſche Ausſchuß,

— aber nicht ſo wie dieſer von dem noch nicht ganz zugefallenen öffentlichen Auge überwacht — auf dem verrotteten Wege der Selbſtergänzung fort, welche noch obendrein in den meiſten Fällen ungeſcheut von dem Beamten ſelbſt in die Hand genommen wurde. Von dieſem alſo, der die fürſtliche Herrſchaft bei der Gemeinde und die Gemeinde bei der Herrſchaft zu vertreten hatte, hing es beinahe ausſchließlich ab, welche der beiden Vertretungen, die nur eine geſunde Zeit im Gleichgewichte halten konnte, er bei ſich überwiegen laſſen wollte. Die eine verſprach ihm von einem Volke, dem ſein eigenes Rechtsleben fremd geworden war, beinahe mehr Verwirrung als Dank: die andre trug ihm von einem Hofe, der ſeinen Dienern unbedingt befahl und bald ſo weit kommen ſollte, daß er ſich ihre Stellen abkaufen ließ, ja ſogar Gemeindedienſte, über die er gar nicht verfügen durfte, bis auf den niedrigſten herunter um Geld vergab, — lockenden Lohn oder wenigſtens Ruhe vor Verfolgung ein. Wenn es in ſolcher Zeit doch immer noch einzelne Beamte gab, die ihre ſchwere Doppelſtellung gegen Oben zu kehren und dem ſtändiſchen Widerſtande wider die fürſtliche Willkür Nachdruck zu geben vermochten, ſo mußte dies dem Lande, deſſen Geſchichte ihre Namen zum Theil aufgezeichnet hat, ein tröſtliches Zeichen ſein, daß die alte gute Wurzel noch nicht völlig erſtorben ſei und in beſſeren Tagen den kranken Baum vielleicht wieder zu erneuern vermögen werde. Für einen wilden Schößling aber findet ſich in einem ſelbſt faulen Gemeindeleben nicht immer ſo leicht ein Gärtner, der ihn durch Strenge und Milde zugleich in ein geſundes Reis zu verwandeln verſteht. Statt die wilden Triebe, die ſie mit ſchlimmen Thiernamen brandmarken, einzudämmen, und die Kraft, die ſie mit dem Bilde des Löwen bezeichnen, für das kleinere oder größere Gemeinweſen brauchbar zu machen, eilen ſie, weil jeder mit ſich ſelbſt genug zu thun hat, ihn als einen ſchädlichen Knorren auszureißen und in's Feuer zu werfen. So war es und ſo oder äh[illegible] wird es immer ſein, wo — nicht ohne Schuld der Glieder, doch mehr noch durch die zum Tode oder zu einer reicheren Zukunft führende Entwicklungskrankheit — in dem Baume ſelbſt die ſchaffende und heilende Lebenskraft für eine Zeit verkümmert iſt.

Die Nämlichen, die in ihrem Feuereifer für das Geſetz ihren verhaßten Gegner geſchlagen, niedergeworfen und gebunden hatten, drängten ſich jetzt bereitwillig in das Verhör, um anzugeben, was ſie Übles von ihm zu ſagen wußten oder was ihnen an ihm zuwider war. Jedes ungeſchickte Wort, das er im Zorne ausgeſtoßen, wurde zum Ankläger gegen ihn, und die gefährliche Geſinnung, die in dieſen unbedachten Worten zu liegen ſchien, erhielt ihre ergänzende Beſtätigung durch die Gewaltthat, welcher er ſich heute ſchuldig gemacht hatte. Der geſtochene Knecht, obgleich ſeine Wunde ſich als unbedeutend erwies, ſchnaubte unverſöhnliche Rache und war über die Abſicht, die er der That unterlegte, noch weit mehr aufgebracht, als über dieſe ſelbſt. Schon auf der Straße hatte ſein Geſchrei zu vernehmen gegeben, daß gegen den Gefangenen noch eine weitere Unthat vorliege, und auf Befragen des Amtmanns erzählte er nun, die eigenen Eltern deſſelben haben ihn mehr oder weniger unverblümt eines Diebſtahls bezichtigt. Hierauf verhörte der Amtmann den Sonnenwirth. Dieſer entſchuldigte ſich, daß er die Thatſache theils um der Schande ſeines Hauſes willen, theils wegen der Geringfügigkeit des Betrages habe vertuſchen wollen, gab aber, durch das heutige Betragen ſeines Sohnes und durch das Zureden ſeiner Frau vollends aufgeſtachelt, zu verſtehen, daß nach den neueren Ausſagen des Knechtes der Diebſtahl wohl beträchtlicher geweſen ſein möge. Der Amtmann ließ ſogleich den Knecht aus der Sonne rufen, welcher, dem Strome des allgemeinen Unwillens folgend, angab, der Beſuch auf dem Kornſpeicher ſei in jener Nacht mehrmals wiederholt worden und ein größerer Abmangel zu verſpüren, ſodann auch noch, nach der Aufführung des Angeklagten überhaupt gefragt, zur Vermehrung ſeiner Schuldhaftigkeit erzählte, er ſei einmal in die Worte ausgebrochen, wenn man ihm kein Geld gebe, ſo wolle er ſolches nehmen und ſeine Stiefmutter während der Kirche an das Ofengeräms hinhenken. Auf dieſe Anzeige ſchickte der Amtmann Gerichtsmitglieder ab, um in der Sonne und zugleich bei dem Hirſchbauer Hausſuchung zu halten. Friedr[illegible] Vormund, der die erſtere vorzunehmen hatte, kam bald wieder; er brachte ein Brieflein und ein bemaltes Blatt, von der Art der Heiligenbilder, ein mit einem Schwert durchſtochenes Herz darſtellend. Außer dem Helgle, ſagte er, iſt nichts aufzutreiben geweſen, was eine Auskunft gäb', als vielleicht der Brief da. Dem Inhalt nach iſt er von einem Weibsbild, ſchätz' wohl, von der Jungfer Ohnekranz. Iſt mir eine neue Mode, daß ein Mädle einem Mannskerl etwas Schriftlichs ſchreibt; das thut auch kein recht's Menſch; aber die Welt wird alle Tag' ärger und die Jugend immer verdorbener. — Nun kam auch der „Augenſchein“ vom Hirſchbauer zurück, in deſſen Hauſe man jedoch gar nichts gefunden hatte, als Noth und Jammer ohne Ende. Der Lärm des öffentlichen Schauſpiels mochte den flinken Jerg bei Zeiten auf etwaige Gefahren aufmerkſam gemacht haben. Das iſt ein Heulen und Schreien, daß Einem Hören und Sehen vergeht! ſagte der Heiligenpfleger, der zu dieſer Verrichtung beordert worden war: wenn ſo ein leichtſertiger Bub' nur auch bedenken thät', was er für Unglück ſtiften kann, ſo ging' er vielleicht vorher in ſich und auf beſſere Weg'. Da iſt ein Buſchel Brief' von ihm, die Alt' hat's gleich 'rausgeben; die Jung' liegt auf'm Bett und iſt ganz weg; und der Vater wird's auch nimmer lang treiben.

Der Amtmann nahm die Briefe und legte ſie zu den Acten, um hiemit ſein heutiges Tagwerk zu beendigen, welches mit einem Verhör der Sonnenwirthin ſchloß oder vielmehr zu einer vertraulichen Unterredung mit derſelben in Gegenwart der Amtmännin überging Die Sonnenwirthin hatte es jetzt ganz in der Hand, die Wetterwolke, die ihr Stiefſohn über ſein Haupt heraufbeſchworen, in der gewünſchten Richtung zu entladen, und ſie benutzte die Gelegenheit ſo eifrig, daß ſie darauf beſtehen wollte, auch gewiſſe verfängliche Reden, die ihr Sohn gegen den jungen Herzog geführt haben ſollte, in's Protokoll zu bringen.

Hier machte jedoch der Amtmann ein ſehr ernſthaftes Geſicht. Na, na, Frau Sonnenwirthin, ſagte er, man muß doch nicht ganz alle Bonhommie hinter ſich werfen. Zum cumulus brauchen wir das nicht, es iſt cumulus genug da, ein Berg, an dem er mindeſtens ein paar Jahre abzutragen haben wird. Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Wenn ich in meinem Bericht an die Herrſchaft, denn vom Oberamt geht er nach Stuttgart ab, dieſes delicate [illegible]jet berühre, und wenn der Herr ſelbſt etwas davon erfährt, ſo macht er ſich Gedanken. Bei einem jungen Menſchen gilt der Grundſatz: leben und leben laſſen! Wenn daher ein junger Menſch auf anzügliche Weiſe moraliſirt, ſo ſagt man ſich gleich: das hat er nicht aus ſich, das hat er von Andern aufgegabelt. Da entſteht nun die Frage: woher hat er's? von Vater oder Mutter? oder ſollte gar der Amtmann oder der

Pfarrer, ich will nicht ſagen, in eigener Perſon unvorſichtige oder mißverſtändliche Ausdrücke gebraucht, aber vielleicht bei den Untergebenen gewiſſem einfältigem Geſchwätz nachgeſehen haben? Wenn man ſich aber einmal Gedanken macht, ſo kommt man an allem Möglichen und Unmöglichen herum, und da kann Niemand wiſſen, was zuletzt noch für Calamitäten draus entſtehen mögen. Wollen's ſtecken laſſen, Frau Sonnenwirthin, wollen's ſtecken laſſen. Beruht!

Und da wir juſt unter uns Pfarrerstöchtern ſind, wie man zu ſagen pflegt, ſetzte die Amtmännin hinzu, ſo will ich erſt noch den Herzog in Schutz nehmen. Wenn eine Frau meint, ſie habe ſich über ihren Mann zu beklagen, ſo fragt ſich's oft, ob nicht ſie den erſten Anlaß gegeben hat. Die Hoffahrt, ſagt das Sprichwort, muß etwas leiden. Man mag von ihm ſagen, was man will, er hat etwas, das ihn von vielen andern großen Herren unterſcheidet: er neigt ſich zur Landesart, hat etwas Populäres in ſeinen Manieren, und ſchämt ſich nicht, mit dem Unterthan auf einer espèce von gleichem Fuß zu ſtehen. Gerade das geht aber ihr völlig ab, ſie hält es für gemein und wird ſich nie darein finden. Da iſt's nun kein Wunder: wenn ſich die Köpfe nicht in einander fügen, ſo bleibt auch zwiſchen den Herzen eine Kluft. Dann hat ſie an ihrem Baireuther Hof ſich an den hohen Ton, den feinen Gout, an Oper und Ballet gewöhnt, und er hat, ihrem Geſchmack zu Lieb', Hofdamen, Sänger und Sängerinnen aus Italien, Tänzer und Tänzerinnen aus Paris, Alles hat er ihr angeſchafft. Nun haben wir die Beſcheerung. Die Damen und Demoiſellen ſind hübſch, ſie iſt vornehm, er leutſelig und nicht von Stein — da hat man leicht prophezeien können, wie es kommen wird.

Jetzt ſeh' ich erſt, ſagte die Sonnenwirthin liſtig lächelnd, welch' ein groß' Zutrauen die Frau Amtmännin zu ihrem Herrn haben muß, denn die Kathrine wär' doch kein ganz übler Biſſen.

Die Amtmännin lachte aus vollem Halſe. Ich bin nicht eiferſüchtig, rief ſie. Mein Mann iſt ein großer Jäger vor dem Herrn, ein Nimrod, der hat ein Herz von Marmor und geht lieber auf was Wildes als auf was Zahmes aus.

Dem Amtmann kam die Wendung des Geſpräches gleichfalls höchſt ſpaßhaft vor, und unter lautem Gelächter wurde die Sonnenwirthin entlaſſen.

Am Sonntag Morgen berief der Amtmann, innerlich vergnügt über dieſe gute Gelegenheit, die Predigt ſeines geiſtlichen Mitbeamten zu ſchwänzen, ſeine beiden Scabinen oder Gerichtsbeiſitzer, welche als amtliche Zeugen bei dem Unterſuchungsverfahren, das ſie bewachen ſollten, aber häufiger beſchliefen, den faulſten Ueberreſt der alten Volksgerichtsbarkeit bildeten. Er befahl dem Schützen, den er als Diener der Gemeindebehörde benutzte, den Gefangenen vorzuführen. Der Schütz fand denſelben auf einer Bank ruhig ſchlafend und mußte ihn mit einigen Stößen wecken. — Er hat, ſcheint's, Alles vergeſſen, was geſtern vorkommen iſt, brummte er ihn an. — Nein, ſagte Friedrich, die Augen ausreibend, es fällt mir Alles wieder ein, auch daß Ihr mich losgebunden habt und ich Euch mein Wort gegeben hab', über Nacht nicht durchzugehen. — Sein Wort hat er gehalten, das muß ich Ihm laſſen, verſetzte der Schütz: jetzt muß ich Ihn aber wieder handfeſt machen, damit's der Herr nicht merkt, daß Er über Nacht frei geweſen iſt, ſonſt bin ich um den Dienſt. — Friedrich ſtreckte gutwillig die Hände hin und der Schütz legte ihm Feſſeln an, worauf er ihn nach dem Amtszimmer führte.

Er iſt von der ganzen Burgerſchaft wie auch von Seiner eigenen Familie wegen gemeingefährlicher Aufführung, dann auch wegen mörderiſchen Attentats gegen einen Seiner Nebenmenſchen und wegen Diebſtahls an Seinem leiblichen Vater angeklagt und hat ſich allhier zu verantworten, begann der Amtmann, nachdem er den Eingang des Protokolls geſchrieben hatte.

Friedrich blickte auf ſeine Ketten und ſchwieg.

Der Amtmann, der ihn eine Weile aufmerkſam betrachtet hatte, hielt ihm in Kürze die Hauptpunkte der Anklage vor und fragte: Was hat Er hierauf zu erwidern?

Der Gefangene verharrte in ſeinem ſtörriſchen Schweigen.

Muß ich Ihn durch Prügel zum Geſtändniß bringen? fuhr der Amtmann auf.

Ein Zucken lief über den Körper des Gefangenen, ſo daß ſeine Kette klirrte, aber er that den Mund nicht auf.

Dich ſollt' man im Mörſer zerſtoßen! rief Friedrich's unvermeidlicher Vormund, der neben einem kleinen Spezereigeſchäft allerlei mehr oder minder einträgliche Aemtchen bei der Gemeinde und darunter auch das eines Gerichtsbeiſitzers verſah.

Friedrich blickte ihn verächtlich an.

Laſſ' Er mich nur machen, ſagte der Amtmann verweiſend zu der eifrigen Urkundsperſon. Dann hielt er eine eindringliche Rede an den Gefangenen. Er fragte ihn, wie er es vor ſeinem Vater, vor ſeiner Mutter, die ſich im Grab umkehren müſſe, vor ſeiner ehrbaren Verwandtſchaft, ja vor ihm ſelbſt, dem Nachfolger ſeines Pathen, verantworten könne, ſo viel Unruhe über die Gemeinde zu bringen und noch obendrein dem Gerichte durch ſeine Halsſtarrigkeit zu ſchaffen zu machen. Und was ſoll ich Seiner hochfürſtlichen Durchlaucht antworten, fuhr er fort, wenn Hochſelbige ſich herabläßt, ſich nach dem jungen Menſchen zu erkundigen, der vor den höchſten Augen eine unleugbare Bravour bewieſen hat? Wenn die Antwort lautet, er habe Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, endlich ſogar ſeinem Richter die ſchuldige Ehrerbietung verweigert, und durch bösartigen Trotz ſich ſelbſt noch tiefer in Schaden geſtürzt, muß dann nicht der Herr, der ſonſten das Verdienſt zu belohnen geneigt iſt, ſich beeilen, einen ſolchen Namen wieder aus dem fürſtlichen Gedächtniß auszulöſchen?

Ich hab' kein' Lohn begehrt, erwiderte der Gefangene trotzig. Es waren die erſten Worte, die er ſprach.

Nun, ſo vergrößere Er wenigſtens Seine Strafe nicht, ſagte der Amtmann, der das Eis gebrochen ſah und raſch auf der gewonnenen Bahn fortfuhr. Er hat es in der Hand, vielleicht ſchwerere Bezichte von ſich abzuwälzen. Mir geſchieht es ſauer genug, ein hieſiges Burgerskind criminaliter prozeſſiren zu müſſen. Aber ſo viel wird Er ſelbſt einſehen: wenn die ganze Burgerſchaft klagt, ſo kann ich doch die Sache nicht vor Ohren gehen laſſen.

Friedrich lächelte bitter. Es mögen wohl Viele hier ſein, ſagte er, die mich gern am Galgen ſehen möchten, aber Alle nicht. Wenn's aber doch mit mir aus ſoll ſein, und ich ſoll kein ehrlicher Mann werden können — vor dem Flecken draußen ſteht ja das Hochgericht, alſo machen Sie vorwärts, Herr Amtmann! Je kürzer der Prozeß, deſto beſſer iſt's für mich.

Der Amtmann lachte. So kurzen Prozeß kann ich nicht machen, ſagte er. Stock und Galgen haben wir wohl noch, aber der Stab iſt etwas abgekürzt. Der Oberſtab iſt in Göppingen, wo Er Sein Urtheil empfangen wird. Deshalb will ich Ihn in Güte darauf hingewieſen haben, daß Er ſich nicht das Protokoll durch weitere Hartnäckigkeit ſelbſt verdirbt. Denn das Sprichwort ſagt bekanntlich: wie man berichtet, ſo richtet man. Uebrigens ſeh' ich nicht ein, wie Er behaupten kann, man wolle Ihn nicht ehrlich werden laſſen. Wer verwehrt Ihm denn das? Im Gegentheil, es handelt ſich ja darum, Ihn auf den rechten Weg zurückzubringen.

Ich hab' meinem Schatz verſprochen, daß ich ſie und ihr Kind zu Ehren bringen will, murrte Friedrich mit einigem Unmuth, daß er nicht verſtanden worden war. So lang' ich mein Wort nicht halt', bin ich auch kein ehrlicher Mann, und man leid't's ja nicht, daß ich's halten ſoll.

Ja ſo, das iſt's, verſetzte der Amtmann. Das ſcheint die Urſache geweſen zu ſein, nicht wahr, daß Er die verſchiedenen Redensarten ausgeſtoßen hat, die ich Ihm jetzt vorhalten muß?

Mit dem befriedigenden Bewußtſein, durch ſeine Bonhommie dem trotzigen Delinquenten das Band der Zunge gelöst zu haben, zählte ihm der Amtmann die Sünden dieſer Zunge auf, welche ſeine Ankläger zu Protokoll gegeben hatten. Friedrich gab einige als möglich, andere als wirklich zu, wieder andere zog er in Abrede. Das ſind mir Klagen! ſagte er. Dergleichen Redensarten kann man von jedem Kind in Ebersbach hören. Aber man ſollt' meinen, der ganz' Flecken red' franzöſiſch und ich allein ſchwätz' deutſch.

Der Amtmann protokollirte, während ſeine Beiſitzer gähnten und der Gefangene gelangweilt das Bild der Juſtitia betrachtete. Nachdem der Amtmann kunſtgerecht das Gebäude der Ausſagen zuſammengetragen hatte, aus welchen die Bosheit der Geſinnung hervorleuchtete, nahm er eine neue Priſe und ging ſodann zu dem Meſſerſtich über, in welchem der thätliche Ausbruch dieſer Geſinnung erblickt werden konnte.

Es thut mir leid, ſagte Friedrich, daß der Peter ſo verboſt auf mich iſt. Ich hab' ihn um Verzeihung gebeten, wiewohl vergeblich, und würd's gern noch einmal thun, wenn ein gut's Wort eine gute Statt bei ihm fänd'. Ich ſeh' wohl ein, daß es nicht recht geweſen iſt, aber ich hab's, weiß Gott, nicht ſo bös gemeint, ich hab's eben in der Hitz' aus Unvorſichtigkeit und Uebereilung gethan, und wie ich gehört hab', daß ihm's nichts geſchad't hat, ſo iſt mir's geweſen, als wär' ich aus Ketten und Banden erlöst. Er ſollt' aber jetzt auch keinen ſolchen Keſſel überhängen. Was! das bisle Aderlaß iſt ihm geſund geweſen, er iſt ja ein Kerl wie ein Ochs.

Nun ja, Er darf freilich Gott danken, daß die Sache ſo gut abgelaufen iſt, ſagte der Amtmann etwas zutraulich: mit Blutvergießen iſt nicht zu ſpaßen, da geht's gleich um den Kopf. Aber, fügte er hinzu, wenn Er in der Rage zugeſtoßen hat, ſo hat Er doch nicht ſo gewiß wiſſen können, ob der Stoß nicht tiefer oder bis an's Leben gehen werde.

Ich bin freilich in der Rage geweſen, antwortete Friedrich, aber ich hab' ihm doch nicht viel thun können, denn er hat mich ja am Arm gepackt gehabt, und alſo hab' ich eigentlich gar nirgends anders hinſtoßen können als nach ſeinem Arm.

Glaubt Er, forſchte der Amtmann, Er habe das ſo ſicher berechnen können? Es iſt doch nicht wohl anzunehmen, daß man im Zorn zugleich kalt und beſonnen zielt. Man ſtößt eben zu, und dann kann der Stoß eben ſo wohl am Arm vorbei und in den Körper gehen.

Ja, gezielt hab' ich freilich nicht, erwiderte Friedrich, und hab' mir auch nicht fürgenommen, wie tief es gehen ſoll. Ich hab' ja ſchier nicht gewußt, daß ich nur geſtochen hab'. Wenn ich kein Meſſer in der Hand gehabt hätt', ſo hätt' ich ihm eben die Fauſt zu Gemüth geführt.

Da hätte Er ja aber auch das Meſſer vorher weglegen können, ſagte der Amtmann.

Ja was! wenn man im Zorn iſt, ſo denkt man an nichts und ſtoßt eben zu. Wenn man je was denkt, ſo denkt man höchſtens im Unſinn: Kerl, hin mußt ſein!

Hin? fragte der Amtmann, die Gerichtsbeiſitzer anblickend und raſch der neuen Fährte folgend.

Das iſt Einem aber nicht Ernſt, verbeſſerte der Gefangene, dem es nachgerade ſchien, er ſei im Begriffe, zu viel zu ſagen. Man iſt nachher heilig froh, wenn's nichts gethan hat.

Der Amtmann protokollirte fleißig drauf los, während dem Gefangenen eine dunkle Ahnung verrathen mochte, ſeine Vorſicht komme zu ſpät und er habe wohl ſchon viel zu viel geſagt. Auch reichte ſeine Vernehmlaſſung vollkommen hin, um die Anklage wegen eines Attentats zu begründen, bei welchem er eine Tödtung wo nicht beabſichtigt, ſo doch auch nicht gefliſſentlich vermieden, jedenfalls aber eine mehr oder minder lebensgefährliche Verwundung vorausgeſehen habe.

Zufrieden mit dem bisherigen Erfolge der Unterſuchung, legte der Amtmann die Feder nieder und nahm das Verhör wieder auf. Jetzt kommen wir an den Fruchthandel, ſagte er: Er wird nicht in Abrede zu ziehen gemeint ſein, daß es ein etwas einſeitiger Handel iſt, wenn man Frucht einſackt, ohne Bezahlung dafür zu leiſten. Pro primo aber, um die Ausſagen unter ſich in Einklang zu bringen, muß ich fragen: wie viel iſt's denn eigentlich geweſen?

Herr Amtmann, antwortete Friedrich, ich hab' meinem Vater gleich im erſten Augenblick erklärt, daß er durch den Handel um keinen Kreuzer kommen ſolle, und wenn's jetzt an dem iſt, daß er aus meinem Mütterlichen ſchadlos gehalten werden ſoll, ſo will ich kein Körnle verſchweigen. Natürlich hab' ich's in der Nacht und in der Eil' nicht ſo accurat abzählen können, auch iſt in einem Sack mehr geweſen und im andern weniger, aber ich thu' meinem Vater gewiß nicht Unrecht, wenn ich's im Ganzen auf ein Scheffel ſechs oder ſieben ſchätz', Dinkel und Haber, ungefähr zu gleichen Theilen — ganz genau kann ich das natürlich jetzt nicht mehr ſagen.

Sechs bis ſieben Scheffel Dinkel und Haber, ſagte der Amtmann, den Kopf auf die Hand ſtützend. Ja, ja, das müſſen wir ſo praeter propter berechnen. Wo ſind die pretia rerum? fragte er, in den auf dem Tiſche liegenden Acten kramend. Ja ſo, meine Frau wird die Zeitung haben. Herr Senator, geh' Er geſchwind zu meiner Frau hinüber: ich laſſe ſie auf einen Augenblick um die Wöchentlichen Anzeigen bitten.

Der Richter ging und brachte das amtliche Landesblatt, auf deſſen Rückſeite die Frucht-, Wein-, Holz- und Salzpreiſe verzeichnet waren. Der Amtmann nahm das Folioblatt, legte es vor ſich auf den Tiſch, ſtärkte ſich zuvor durch eine Priſe und ſuchte dann mit dem Finger im Schrannenzettel. Da ſteht's, ſagte er: Göppinger Schranne, Dinkel drei Gulden dreißig, Haber zwei Gulden dreißig.

Ja, ſagte der andre Gerichtsbeiſitzer verdrießlich, ſeit der Ernt' hat der Dinkel um dreißig Kreuzer abgeſchlagen, im Auguſt hat er noch vier Gulden koſt't.

Der Amtmann rechnete mit dem Bleiſtift auf einem Stück Sudelpapier. Vier Scheffel Dinkel, murmelte er, thut vierzehn Gulden; drei Scheffel Haber, thut ſieben Gulden dreißig, beides nach jetzigem Preis. Zuſammen alſo einundzwanzig Gulden und dreißig Kreuzer. Iſt er mit der Taxation zufrieden?

Herr Amtmann, antwortete Friedrich, ich hab' zu meinem Vater geſagt, wenn der Fruchtpreis bis zur Abrechnung anziehe, ſo ſolle das ſein Nutzen ſein; alſo ſollt's eigentlich mir zu gut kommen, wenn der Preis unter der Zeit gefallen iſt, weil mein Vater ja doch damals nicht hat verkaufen wollen. Aber ich bin nicht ſo intereſſirt. Machen Sie nur das Ungerade voll und rechnen Sie zweiundzwanzig Gulden, daß die Zahl rund iſt.

Ich weiß nicht was Er will, ſagte der Amtmann. Ich habe ja nach dem heutigen Preis, alſo zu Seinen Gunſten gerechnet.

Richtig, Herr Amtmann, erwiderte Friedrich, aber Sie haben vier Scheffel Dinkel und drei Scheffel Haber angenommen, und es können eben ſo gut vier Scheffel Haber und drei Scheffel Dinkel geweſen ſein, oder auch gradaus halb und halb.

Iſt mir das eine Strohhalmſpalterei! rief der Amtmann verdrießlich. Die beiden Gerichtsbeiſitzer lachten. Wenn's hoch kommt, ſo macht's 'n Gulden Unterſchied, und 'n halben Gulden will er ja ſelber drein geben, ſagte der eine. Kommſt endlich in's Rechnen? rief Friedrich's Vormund: 's wär' wohl Zeit, daß du dran dächteſt; hätt'ſt aber ſchon früher anfangen ſollen.

Damit Er ſieht, daß Ihm kein Unrecht geſchieht, ſo will ich's Ihm vorrechnen, ſagte der Amtmann und griff wieder zum Bleiſtift.

Ach, mir iſt's ja nicht um's Geld! ſagte Friedrich zugleich ärgerlich und beſchämt. Ihn hatte bloß das verdroſſen, daß man von den möglichen Grundlagen der Berechnung die ungünſtigſte angenommen hatte.

Während der Amtmann noch rechnete, hörte man vor der Thüre, die der Schütz aus Neugier ein wenig offen gelaſſen hatte, einen ſchweren Tritt, der von wiederholtem Räuſpern des Kommenden begleitet war, dann einen Wortwechſel mit dem Schützen, welcher endlich ſagte:

Wenn Er mit Gewalt 'nausgeſchmiſſen ſein will, ſo probir' Er Sein Glück. Darauf klopfte es an der Thüre erſt leiſe und demüthig, dann etwas lauter. Der Amtmann ließ einen grimmigen Blick nach der Thüre hinlaufen, rechnete aber ſtillſchweigend fort. Es klopfte wieder. Daß dich das Wetter! rief der Amtmann und warf den Bleiſtift hin: was iſt das für ein unverſchämter Lumpenkerl? Einer der Gerichtsbeiſitzer ging auf den Zehen nach der Thüre und öffnete. Ein halb ſtädtiſch, halb ländlich gekleideter Mann ſtand davor, der, da er ſich auf einmal dem Amtmann gegenüber ſah, ein paar tiefe Kratzfüße machte. Mit Ihrem Wohlnehmen, Herr Amtmann! wollte er beginnen. Zugleich rief der Gefangene, der ſich neugierig umgeſehen hatte: Das iſt ja der Vetter aus Hattenhofen! Grüß' Gott, Vetter!

Still! gebot der Amtmann. Hab' jetzt keine Zeit! rief er dem Ankömmling zu. Sieht Er denn nicht, daß hier etwas Dringendes verhandelt wird? Und wie kann Er ſich unterſtehen, am Sonntag zu kommen?

Excüſe, Herr Amtmann, ſagte jener, ſchon halb auf dem Rückzuge begriffen, 's iſt ja eben wegen der Sach'.

Halt! rief der Amtmann. Herein da! Hat Er etwas wider den Angeklagten vorzubringen?

Ach nein, Herr Amtmann, wenn Sie's erlauben, antwortete der Mann etwas weinerlich, ich verklag' ihn nicht, gewiß nicht, und was er von mir hat, das hat er aus gutem freien Willen, und ich will aber auch hoffen, daß ich wieder zu meinem Sach' komm'.

Alſo eine Schuldklage! rief der Amtmann enttäuſcht. Dazu iſt jetzt keine Zeit, das iſt nachher vorzubringen. Fort!

Der iſt pfiffig! ſagte der Gefangene lachend: der weiß den Pelz zu waſchen ohne ihn naß zu machen. Ich möcht' aber nicht haben, daß er in der Sorg' wär', er könnt' durch mich um etwas kommen, und weil wir ohnehin juſt an der Abrechnung von meinem Mütterlichen ſind, ſo iſt mir's lieber, wenn das auch gleich dazu geſchrieben wird.

Ich hab's ihm aus gutem freien Willen gelaſſen, Herr Amtmann, wiederholte der Vetter, erfreut über die Willfährigkeit des Gefangenen, indem er ſich zugleich, dem Befehl des Beamten gehorchend, aber ſo langſam, daß er jeden Augenblick zurückgerufen werden konnte, nach der Thüre zurückzog.

Gelaſſen? aus gutem Willen gelaſſen? ſagte der Amtmann ſtutzend. Was iſt denn das?

Der Mann zuckte die Achſeln verlegen lächelnd und blieb an der Thüre ſtehen.

Der Amtmann ſah den Gefangenen ſcharf an. Ich hab's ihm von meinem Mütterlichen zurück verſprochen, ſagte dieſer.

Halt! rief der Amtmann. Er bleibt da! Bring' Er Seine Sache vor! Ich muß wiſſen wie es ſich damit verhält.

Ich will's ſelber ſagen, nahm der Gefangene das Wort. Ich hab' ja gleich mit 'rausrücken wollen, ſobald ich meinen Vetter geſehen hab'. Alſo, wie ſich's um das Strafgeld für meine Chriſtine gehandelt hat, und der Herr Amtmann hat mir die Höll' heiß gemacht und all die Unehr' und Schmach fürgeſtellt, die über ſie hätt' ergehen ſollen, da hab' ich nicht gewußt wo hinaus und wo hinein, und weil der Herr Amtmann mit dem Geld ſehr preſſirt hat, ſo bin ich noch in der nämlichen Nacht gen Hattenhofen geſprungen und hab' bei meinem Vetter da einen Beſuch gemacht.

Und iſt der Vetter bei dem Beſuch auch ſelbſt zugegen geweſen? fragte der Amtmann, immer aufmerkſamer werdend, den Vetter von Hattenhofen.

Neinle, neinle, Herr Amtmann, ich bin nicht dabei geweſen, antwortete dieſer mit ſeinem verlegenen Lächeln.

Das iſt aber ein Galgenvogel! ſchrie der Richter auf. Alſo noch ſo ein Stück! Wenn man dem die Schublad' aufmacht, ſo ſpringen lauter Einbrüch' 'raus!

Still! befahl der Amtmann. Kann Er behaupten, daß Sein Vetter Ihn eingeladen oder aufgenommen habe, und was hat Er bei Nacht in dem fremden Haus gethan?

Es iſt mir kein fremdes Haus geweſen, Herr Amtmann, ſagte der Gefangene, und wenn mich auch mein Vetter ſelbigsmal nicht hat einladen können, weil er juſt zu der Zeit geſchlafen hat, ſo hab' ich doch von früher gewußt, daß er ſein Haus nicht vor mir verſchließt.

Ja freile, freile! ſagte der Mann von Hattenhofen eifrig bekräftigend. Mir iſt ja die Sonne auch nicht verſchloſſen und ein' Ehr' iſt der andern werth.

Und was hat Er in dem Haus gethan? wiederholte der Amtmann.

Die Straf' für meine Chriſtine geholt, wie ich ja ſchon von Anfang hab' ſagen wollen! antwortete der Gefangene etwas gereizt.

Alſo hat er Ihm Geld genommen? fragte der Amtmann den Mann vom Lande.

Beileib net, Herr Amtmann, b'hüt uns Gott! ſagte dieſer: bloß e' biſſele Zwetſchgen und e' biſſele Trilch und e' biſſele Garn und e' biſſele Flachs, und aber über alles das hat er mir eine Quittung geben.

Hat Er die Quittung da?

Ha freile, Herr Amtmann, rief der Nichtkläger, dem die Freude, ſein Anliegen ſo geſchickt anbringen zu können, aus den Augen blinzelte, und reichte die Quittung mit weit vorgebeugtem Leib und ausgeſtrecktem Arm dem Amtmann hin.

Hat Er die Quittung in jener Nacht zurückgelaſſen? fragte der Amtmann den Gefangenen.

Nein, Herr Amtmann, damals hat mir's zu arg preſſirt. Ich hab' dann gleich den Tag darauf das Sach' verhandelt und das Geld meiner Chriſtine gebracht, damit's mit der Straf' in Richtigkeit kommen ſoll. In etlichen Tagen hernach bin ich aber wieder hinaus und bin meinem Vetter abermals ins Haus kommen und hab' ihm die Quittung ehrlich und redlich auf den Tiſch gelegt, er kann's ſelber nicht anders ſagen. Und wiewohl ich rechtſchaffen Hunger gehabt hab', ſo hab' ich doch für mich nichts angerührt.

Ja, der Frieder iſt recht, das muß man ihm laſſen, ſagte der Vetter unter fortwährendem leiſen Gelächter der beiden Gerichtsbeiſitzer. Ich wär' auch zufrieden geweſen mit der Quittung, denn ſein Wort iſt mir ſo lieb wie baar Geld, trag' ihm auch gar nichts nach, und aber nur weil ich geſtern Nacht gehört hab', daß er in Ungelegenheit kommen ſei, ſo hab' ich gemeint, ich müſſ' doch ſehen, daß ich wieder zu mei'm Sächle komm', eh' jemand anders die Hand drauf deckt.

Der Amtmann ſelbſt konnte das Lachen kaum verbeißen. Hat Er denn nach dem erſten Beſuch Sein Haus nicht beſſer verwahrt, daß Ihm der ungeladene Gaſt noch einmal hat hineinkommen können? fragte er.

Freile, antwortete der Vetter vom Lande. Aber wo Der 'nein will, da hilft kein Verwahren nichts. Dem iſt nichts zu hoch und nichts zu tief, er kommt eben hin.

Ein ſchönes Prädicat! bemerkte der Amtmann. Darauf fragte er Beide, ob ſie mit der Quittung und der darin enthaltenen Schätzung der auf ſo ungewöhnliche Weiſe entlehnten Gegenſtände einverſtanden ſeien. Friedrich erwiderte, er habe mehr angeſetzt, als er bei dem Verkaufe, mit dem es geeilt, erlöst habe. Auch der Vetter ließ ſich die Preiſe ſehr gerne gefallen und erklärte: Wenn mir's der Frieder abkauft hätt', ich hätt's ihm grad ſo geben. Wir ſind ja immer Ein Kuch und Ein Muß geweſen, gelt du, Friederle?

Es will mir auch ſo vorkommen, ſagte der Amtmann mit einer gewiſſen Strenge: Er ſucht mir da Seinem Conſorten behilflich zu ſein und dem Streich den Nimbus eines freiwilligen Anlehens zu geben. Weiß Er, daß ich Ihn beim Eſſen behalten und etwan in puncto stellionatus prozeſſiren könnte?

Der Mann von Hattenhofen erſchrack in's Herz hinein: er glaubte ſeine Sache unübertrefflich gut gemacht zu haben, und ſah ſich jetzt dennoch in der Gefahr, von einem der vielen Rädchen der Juſtizmaſchine, dem er vielleicht zu nahe gekommen, erfaßt zu werden. Doch nahm er ſich zuſammen und erwiderte: Wenn's der Herr Amtmann nicht ungütig nehmen will, mein Herz weiß nichts davon und ich verſteh' auch kein Wörtle, warum ich geſtraft werden ſoll.

Dafür, ſagte der Amtmann, daß Er Schleichereien macht und die Leute, ja ſelbſt die Obrigkeit, irre führen hilft.

Mit Verlaub, Herr Amtmann, hob der vormundſchaftliche Gerichtsbeiſitzer an, der einen Stein im Brett zu haben glaubte, während der Beamte ihm vielmehr die Zurückſendung ſeiner Geldſorten nachtragen mochte: wenn man fragen darf, woher hat denn das Ding ſeinen Namen? Das Wort lautet ſo gar curios und kommt Einem ſo oft vor. Ich hab' ſchon etlichemal fragen wollen.

Der Amtmann wurde etwas roth. Ich kann's Ihm ſchwarz auf weiß zeigen, wenn Er zweifelt, ſagte er und ging nach einem Actenſtänder, auf welchem mehrere ſeinen Incipienten gehörige Bücher aufgeſtellt waren.

Ich hab' ja kein' Zweifel, gewiß nicht! rief der Gerichtsbeiſitzer in wahrer Verzweiflung Ich glaub' ja Alles auf's Wort, wie mir's der Herr Amtmann ſagt.

Dieſer aber, dem mit ſolcher Bereitwilligkeit im vorliegenden Falle nicht ſehr gedient ſein mochte, zog ein Buch heraus und blätterte ſchnell darin. Beſtie! fluchte er halblaut, da er das Gewünſchte nicht fand, ſtieß das Buch wieder hinein, riß ein dickeres heraus, ſchlug es auf, zeigte mit dem Finger auf die Stelle und ſagte beruhigt: Da ſteht's, da kann Er ſelber ſehen! Stellio, eine Art Eidexe, welches ein ſehr liſtiges und ränkevolles Thier, daher stellionatus, das Verbrechen, wo einer ränkevoll handelt, ſonderlich mit Schleichereien in Geldſachen, und das Verbrechen doch keinen Namen hat, daher extra ordinem und secundum arbitrium zu beſtrafen iſt. Da übrigens Inquiſit geſtändig iſt, wandte er ſich an den bange harrenden Vetter, und da Er mehr eine Art Gerechtmacherei als einen eigentlichen Vortheil bezweckt hat, ſo will ich nicht den ſtrengſten Maßſtab anlegen, ſondern die Sache für dieſesmal hingehen laſſen! Merk' Er ſich's aber für die Zukunft, damit Er gewitzigt iſt.

Der Amtmann, dem eine ſtille Ahnung ſagen mochte, daß er mit ſeiner Geſetzesanwendung denn doch bei den eigentlichen Juriſten durchfallen könnte, protokollirte nun ein Langes und Breites, ließ dann den von Hattenhofen unterſchreiben und ſchickte ihn fort. Da dieſer aus Reſpect das Thürſchloß nicht in die Klinke fallen zu laſſen wagte, ſo hörte man, wie er draußen im Weggehen leiſe vor ſich hinpfiff. Denn dies iſt die Art des Landbewohners: wenn er zu einer Verhandlung mit Herren oder ſonſt zu einem wichtigen Handel kommt, ſo räuſpert er ſich, als ob er einen Stein vom Herzen weghuſten müßte, und wenn er fortgeht, ſo pfeift oder ſummt er bald mehr bald minder zufrieden, entweder weil es nach ſeinem oft ſehr ſchlauen Kopfe gegangen iſt oder weil er denkt, es habe doch wenigſtens den Kopf nicht gekoſtet und hätte ja noch ſchlimmer gehen können als es gegangen ſei.

Wir kommen nun auf das vorige Chapitre zurück, begann der Amtmann wieder. Er iſt alſo geſtändig, außer dem hier verhandelten, bei Seinem Vater einen Diebſtahl, den Er auf zweiundzwanzig Gulden anſchlägt, begangen zu haben?

Herr Amtmann, ſagte der Gefangene, ich kann mir's nicht gefallen laſſen, daß man das einen Diebſtahl heißt. Ich bin in meinem Eigenen geweſen und hab' ja meinem Vater gleich geofferirt, daß ich's ihm aus meinem Mütterlichen wieder erſetzen will.

Davon nachher, erwiderte der Amtmann. Wer ſind Seine Helfershelfer geweſen und wo hat Er das Geld hingebracht?

Ich hab' die Frucht ganz allein auf meines Vaters Bühne geholt, es iſt kein Menſch mit mir droben geweſen, antwortete der Gefangene, den Sinn der Frage durch den Wortlaut ſeiner Ausſage umgehend.

Man hat Verdacht, daß Seine Perſon und einer ihrer Brüder Ihm dabei behilflich geweſen ſein werden, inquirirte der Amtmann.

Friedrich wiederholte ſeine Verſicherung und erbot ſich einen Eid zu ſchwören, daß keines von den beiden auf ſeines Vaters Speicher gekommen ſei. Der Amtmann belehrte ihn, daß ein Angeklagter nicht zum Eide zugelaſſen werden könne, und hielt ihm dann jenen bei dem Müller begangenen Bienendiebſtahl vor, deſſen ſich der eine ſeiner angeblichen Schwäger mehr als verdächtig gemacht habe; es ſei beinahe ſo gut wie erwieſen, daß er ſelbſt bei jenem Vergehen mit im Complott geweſen ſei, und man müſſe jenen mit allzu großer Nachſicht bei Seite geſetzten Fall jetzt hervorziehen, weil er auch auf den neueren Vorgang ein Licht zu werfen ſcheine. Friedrich war nicht wenig froh, den Verdacht von ſeinem Lieblingsſchwager auf deſſen für ihn wie für die Familie unbedeutenderen Bruder abgelenkt zu ſehen, betheuerte jedoch, er habe demſelben an dem Abend, an welchem er den Diebſtahl begangen zu haben beſchuldigt ſei, unwiſſentlich und zufällig auf der Brücke gepfiffen und ſich lediglich hiedurch verdächtig gemacht. Der Amtmann ſetzte ihm ſcharf mit Kreuz- und Querfragen zu, brachte aber nichts aus ihm heraus, was einen Anhalt zum Einſchreiten gegen ſeinen Mitbeſchuldigten darbieten konnte. Eben ſo wenig war ihm über das aus der Frucht erlöſte Geld ein Geſtändniß abzupreſſen. Da er weder den dritten Genoſſen verrathen, noch ſich einer Hilfe, die ſeinem Mädchen in der Noth zu Statten kommen konnte, entſchlagen wollte, ſo blieb er beharrlich dabei, er habe das Geld vollſtändig ausgegeben und ſein Vater ſolle es eben an ſeinem eigenen Vermögen abziehen.

Wie hat Er das Geld verwendet? fragte der Amtmann, immer ſchärfer in ihn dringend.

Ich hab's verthan, antwortete er, um der Unterſuchung jeden Weg abzuſchneiden.

Wie hat Er's verthan? rief der Amtmann wild.

Verſoffen! antwortete er trotzig.

Du Hallunk! ſchrie ſein Vormund, während der Amtmann erſchöpft in den Seſſel zurückſank. Nachdem dieſer etwas Athem geſchöpft, richtete er ſich wieder auf und ſagte gleichmüthig: Ich muß und will annehmen, daß Er die Wahrheit ſagt; in dieſem Fall kommt eben zu Seinen andern Reaten auch noch der Punkt des aſotiſchen Lebenswandels hinzu. Ich hab's ihm ja erklärt, daß es ganz bei Ihm ſtehe, wie Sein Protokoll ausfallen werde.

Der Amtmann war im Ganzen nicht unzufrieden mit dem Ergebniß der Unterſuchung, das ihm ziemlich ausgiebig erſchien. Er hielt dem Gefangenen ſeine Hauptvergehen vor und ging ſchließlich in den Ton der Rüge und Ermahnung über. Hat Er denn ganz vergeſſen, rief er, was ich Ihm damals ſo eindringlich geſagt habe, als Er das erſtemal auf Seinen böſen Wegen betreten wurde, und was ich Ihm dann wieder gepredigt habe, als Er von Seiner erſten Strafe zurückkam?

Nein, Herr Amtmann, ich weiß es noch, antwortete der Gefangene: Sie haben geſagt, das Zuchthaus ſei eine Schule des Laſters, und ich ſolle mich wohl in Obacht nehmen, daß ich nicht wieder hineinkomme.

Und was hat Er von ſich ſelbſt denken müſſen, daß Er doch wieder hineingekommen iſt, und was muß Er heute von ſich denken, daß Er abermals, und zwar tertia vice bei ſolcher Jugend, reif dafür geworden iſt?

Ich hab' gedacht und denk', für einen jungen Menſchen, an dem noch nicht Alles verloren ſein kann, ſei es doch hart, wenn er in die Schule des Laſters gethan wird, wie Sie's ja ſelber nennen.

So? rief der Amtmann zornig: wenn Ihm das Zuchthaus nicht gut genug iſt, ſo kann man Ihn ja für Seine Mord- und Diebsthaten auf die Schandbühne und von da auf die Galeere bringen, vermittelſt des Vertrags, den gnädigſte Herrſchaft mit der Republik Venedig geſchloſſen hat!

Den Gefangenen überlief es, daß ſeine Kette klirrte. Ich muß freilich auseſſen, was man mir kochen will, ſagte er, ich bin ja ſchon mehr dabei geweſen und weiß jetzt wie man's macht, aber ich hab' weder eine Mordthat noch einen Diebſtahl begangen.

Diebſtahl mit nächtlichem Einbruch! rief der Amtmann, mit der Spitze des Fingers auf das Protokoll klopfend.

Da drinnen ſteht's vielleicht ſo, entgegnete Friedrich, aber in meinem Herzen heißt's anders, wenn ich Weib und Kind mit dem, was mir mein Vater ſchon als Vater ſchuldig wär', vom Hungertod erretten muß.

Der Amtmann milderte ſeinen Ton etwas. Wenn Er mit dieſer Auslegung durchzudringen hofft, ſo gratulir' ich Ihm dazu, ſagte er. Bei Gericht aber nimmt man die Dinge nicht nach der Auslegung, ſondern wie ſie ſind. Angenommen, es habe Einer einen Prozeß mit einem Andern, und es ſei auch das Recht ganz auf ſeiner Seite, ſo darf er darum doch nicht in ſeiner eigenen Sache den Executor machen, oder den Erretter, wie Er's heißt, und ſich ſelbſt am Hab' und Gut des Andern regreſſiren.

Dawider will ich nicht ſtreiten, Herr Amtmann, erwiderte Friedrich, 's hat Alles Händ' und Füß', was Sie ſagen. Aber nicht wahr? wenn ich meinen Vater bei Ihnen verklagt hätt', daß er meiner Chriſtine nichts zu ihrem Unterhalt gibt, ſo hätt' ſie lang verhungern können, bis ich hätt' Recht bei Ihnen gefunden.

Halt' Er Sein Maul, Er ewiger Rechthaber! ſchrie der Amtmann entrüſtet. Er ſteht als Angeklagter hier und nicht als Advocat!

Er griff wieder zu der Feder und ſchrieb eifrig und zornig fort. Friedrich ſah ihm eine Weile zu. Ich ſeh' wohl, was Sie ſchreiben, ſagte er dann: „Unerachtet ſeiner äußerſten Bosheit will er immer noch Recht haben.“

Der Amtmann fuhr zurück, daß ein Theil der Acten zu Boden fiel. Iſt der Kerl vom Teufel beſeſſen? murmelte er vor ſich hin. Die Gerichtsbeiſitzer ſahen ihn erſchrocken an. Friedrich lächelte: ich kann mir's nämlich denken, fügte er hinzu, da er die Worte von der Kirchenconventsverhandlung her im Gedächtniß behalten hatte.

Heb' Er mir die Acten auf, befahl der Amtmann dem einen Gerichtsbeiſitzer. Den Schützen! rief er dem andern zu. Er führt den Arreſtanten vorläufig in ſein Loch zurück und holt mir den Johannes Müller! wies er den eintretenden Schützen an. — Wo der Teufel nicht hinkommt, ſchickt er die Obrigkeit, murrte der Gefangene halblaut, während er abgeführt wurde. — Wird gleichfalls zu Protokoll genommen! rief ihm der Amtmann nach.

Das auf Grund der Acten von dem Vogt zu Göppingen eingeleitete Verfahren war bald abgethan und endigte damit, daß eine eingeholte hochfürſtliche Reſolution dem jugendlichen Uebertreter der Geſetze wegen ſeiner verſchiedenen Verbrechen — puncto diversorum criminum, hieß es in der amtlichen Anzeige — eine anderthalbjährige Zuchthausſtrafe gnädigſt zuerkannte, wobei er allerdings die Wahl hatte, ob er ſich unter dem Centnergewicht der Anſchuldigungen für die gnädige Strafe bedanken oder in dieſer eine Verurtheilung der Anklage erblicken wollte. Zugleich mit ihm wurde der ältere Bruder Chriſtinens nach dem Zuchthauſe gebracht, bei welchem der halberwieſene Verdacht des Bienendiebſtahls und der unerwieſene Verdacht der Theilnahme an dem Fruchtdiebſtahl zu einer Strafe von einigen Wochen hingereicht hatte. Die Bewohnerſchaft des Zuchthauſes aber beſtand nach den gleichzeitigen öffentlichen Bekanntmachungen theils in „freiwilligen Armen“ ohne Strafe, theils in Züchtlingen und Sträflingen, und die Geſellſchaft der beiden letzten Ordnungen bildeten Räuber, Diebe, ſo viel ihrer nicht gehenkt oder gerädert waren, Falſchmünzer, Fälſcher, Betrüger, Aſoten, Verſchwender, Vaganten, Heiligenſtürmer, verunglückte Selbſtmörder, Ehebrecher, Mädchen, die ſich zum drittenmal vergangen, Calumnianten, Einer „wegen übler Aufführung und irreſpectuoſen Bezeigens gegen Ober- und Unterbeamte“, Einer „wegen enorm ruchloſer und ſündlicher Reden“, Einer „wegen Soldatendebauchirens“, einer „puncto lasciviae“, eine Magd wegen feuergefährlicher Verwahrloſung des Lichts, und endlich Mehrere „wegen verſchiedener Vergehen“.

Auf dem Wege nach Ludwigsburg benutzte Friedrich einen Augenblick, wo der bewaffnete Begleiter, ein armer Bürger von Göppingen, der einen Fluchtverſuch der beiden rüſtigen jungen Burſche zu verhindern unfähig geweſen wäre, ein wenig dahinten blieb. Häng' kein ſo dumm's Maul 'runter, ſagte er zu ſeinem Unglücksgefährten: was kann denn ich dafür, daß dich die Immen hintendrein geſtochen haben? Immenvater biſt ja doch geweſen, das kannſt nicht leugnen. Und bedenk' auch, Schwager daß die Deinigen dich leichter ein paar

Wochen als den Jerg ein Jahr und vielleicht drüber miſſen, denn Der iſt doch am kleinen Finger mehr, als du am ganzen Leib.

Der Andre ſchwieg ſtöckiſch. Der Wächter kam wieder herbei und die Wanderung wurde fortgeſetzt.

Als ſie in Ludwigsburg einzogen, und ſich dem Zuchthauſe näherten, fanden ſie den Weg durch eine große Menſchenmenge geſperrt. Ein Leichenzug kam daher, umgeben von zahlreichen Zuſchauern und Zuſchauerinnen, die beinahe mehr Trauer als Neugierde blicken ließen. Hinter dem Sarge ging zunächſt eine Schaar von Waiſenkindern in ihrer grauen Tracht; ihnen folgte eine lange Begleitung von Männern, geiſtliche und weltliche Beamte an ihrer Spitze; nach einem größeren Zwiſchenraume kam noch ein Zug Strafgefangener in der Zuchthauskleidung, von Aufſehern bewacht. Alle hatten die Haltung von Leidtragenden, und ſelbſt in den Reihen dieſer vom Leben halb ausgeſtoßenen Männer ſah man naſſe Augen.

Wen begräbt man hier? fragte der Führer der beiden einzuliefernden Sträflinge eine ſich herzudrängende Frau.

Den alten Waiſenpfarrer, war die Antwort.

Friedrich drückte die Hände gegen die Bruſt. So manchmal, wenn es ihm in der Welt weh und bange war, hatte er ſich nach dieſer Heimath, die man in der Welt eine Schule des Laſters nannte, zurückgeſehnt, und nun war der gute Geiſt, der darin waltete, auf immer dahin. Die Welt ſchien ihm ausgeſtorben. Er kehrte ſich ab und weinte bitterlich. Niemand ſah dieſen Schmerz, welchen er bei ſeinem Einzug in das Zuchthaus, obgleich ihn der Gedanke an ſein Weib und ſein Kind beinahe zu Boden drückte, hinter einer dumpfen Gleichgiltigkeit verbarg.

## 27.

Ein ſtiller Herbſtabend breitete ſeinen Frieden über die Welt. Vom Brunnen, wo ſie ſich ſatt getrunken, wurden Pferde und Kühe heimgetrieben, wobei einige Füllen und Kälber munter um ſie her ſprangen und wohl auch hie und da eine Kuh, deren Alter ein geſetzteres Betragen erwarten ließ, zu ein paar Bocksſprüngen verführten. Nachdem das Vieh den Trog verlaſſen hatte, kamen Weiber und Mädchen, um ihre Waſſergelten unter dem Rohr zu füllen; ſie plauderten und lachten unter ſich oder mit den Leuten, die vor den Häuſern Feierabend machten. Allmählich wurde es am Brunnen und auf der Straße leer, die Menſchen gingen in die Häuſer, da und dort hörte man das Vieh in den Ställen brüllen, aber immer tiefer ſank das Dorf, ſchon während der Dämmerung, in die Stille der Nacht, ſo daß endlich der geſellige Brunnen für ſich allein murmelte, doch nicht ganz von den Stimmen des Lebens verlaſſen, denn ihn begleitete das Plätſchern des vorüberziehenden Flüßchens und das Rauſchen des Neckars, der unſern über ſeine Kieſel dahinzog. Die Schatten verdichteten ſich mehr und mehr, da kam noch eine Nachzüglerin zum Brunnen, um Waſſer zu holen; entweder hatte ſie ſich über häuslichen Geſchäften verſpätet, oder ſcheute ſie die Geſellſchaft, die zu einer früheren Stunde am Brunnen nicht zu vermeiden war, denn ihre Tracht, die von der Tracht des Dorfes abwich, bezeichnete ſie als eine Fremde, die ſich vielleicht unter den Andern nicht heimiſch fühlte; das um den Kopf geſchlungene dunkelblaue Tuch ließ nicht errathen, ob ſie ein Weib oder Mädchen ſei. Sie ſtand mit dem Leib über die nachläſſig gefalteten Hände übergebeugt am Brunnen, und wartete in dieſer geduldigen Haltung, welche meiſt von überſtandenen Leiden zeugt, auf das Vollwerden ihres Gefäßes. Ein tiefer Seufzer ſprach es aus, daß ſie in ihrem Innern nicht unbeſchäftigt war. Während ſie ſo am Brunnen träumte, erſcholl ein raſcher, zuverſichtlicher Schritt durch das ſchlummernde Thal. Er ſchien ſich zu verlieren, wenn die Straße ſich ſenkte; dann ſchlug er wieder deutlicher an das Ohr. Bald hatte der Wanderer das Dorf erreicht; er ging langſamer, verweilte hie und da, und ſetzte dann ſeine Schritte wieder fort. Wie er näher kam, ein kräftiger, unterſetzter Mann, entdeckte er die Geſtalt am Brunnen und trat, wie um ſie zu fragen, auf ſie zu. Kaum aber hatte er ſie voll in's Auge gefaßt, ſo umſchlang er ſie und drückte ſie heftig an ſich. Mit einem leiſen Schrei des Schreckens und Unwillens ſuchte ſie ſich loszumachen, da ſagte er mit unterdrückter Stimme: Chriſtine! Sie ſah ihm in das Geſicht und ſtürzte mit einem zweiten Schrei an ſeine Bruſt, die Arme um ihn ſchlagend. Nach einer langen Umarmung, in welcher ſie zuweilen tief Athem holte, ſagte ſie weinend: Mein Frieder, mein Frieder! Was für ein Engel führt dich zu mir? Wo kommſt denn her?

Von Hohentwiel, von Frankfurt, von Ebersbach, aus dem Gefängniß, aus der Welt, aus der Heimath, — woher du willſt! antwortete er fröhlich.

Daß du von Hohentwiel entkommen biſt, ſagte ſie, iſt das Letzt', was ich von dir weiß. Das hat einen ſolchen Lärmen durch's Land geben, daß ich's ſogar im Zuchthaus erfahren hab'. Kannſt dir vorſtellen, wie mich's gefreut hat.

Im Zuchthaus! verſetzte er. Ich weiß, daß ſie dich dorthin gethan haben. O 's iſt ſcheußlich! ſcheußlich!

Sie haben geſagt, ſonſt werd' Eine erſt beim dritten Kind ſo geſtraft, mir aber müſſ' man's ſchon beim zweiten andictiren, für meinen Umgang mit dir, weil du dich ſo aufgeführt habeſt, daß man dich lebenslänglich hab' auf die Feſtung ſperren müſſen.

Er lachte wild.

Sie fiel ihm abermals um den Hals; dann ſah ſie ſich ſcheu um, ob niemand ihr Thun bemerkt habe. Hierauf fragte ſie haſtig: Und von Ebersbach kommeſt, ſagſt? Was machen meine Kinder?

Sie ſind ganz wohl, antwortete er: das Kleine hat all' ſeine Zähn', du mußt's ja geſehen haben, wie du letzt dort geweſen biſt, und lauft ganz allein; und der Groß' hat vorgeſtern zum erſtenmal in die Schule dürfen zum Zuhören. Er hat mir aufgeben, ich ſolle die Mutter ſchön grüßen.

Sie ſchluchzte. Aber ich vergeſſ' mich ganz, ſagte ſie dann erſchrocken. Meine Herrſchaft iſt im Pfarrhaus, ſie ſind oft nach'm Nachteſſen dort, und die Kinder ſind allein. Die Schulmeiſterin thät' mir's nicht verzeihen, und ich möcht's ihr auch nicht zu leid thun, daß einem von den Kindern etwas geſchäh'.

Hat die Kathrine Kinder? fragte er, ſie aufhaltend.

Ha, was meinſt? antwortete ſie, drei, und das Aelteſt' davon iſt ſchier fünf Jahr' alt.

Was man nicht erleben kann! ſagte er: iſt mir's doch, als hätt' ſie erſt geſtern noch im Ebersbacher Amthaus gedient, mit ihrem Bleichſchnäbele und ihrer ſchmächtigen Geſtalt, und jetzt hat ſie ſchon ein fünfjähriges Kind.

Es iſt auch in die ſechs Jahr', daß ſie den Schulmeiſter hier geheirathet hat. O Frieder, das Weib hat den Himmel an mir verdient. Aber jetzt laß mich, nur 'n Augenblick laß mich, ich komm wieder! Sieh, wenn den Kindern etwas zuſtieß', die ſie mir anvertraut hat, es wär' mein Tod.

Gleich laſſ' ich dich gehen, ſagte er und faßte ſie an der Hand. Wenn du aber wieder kommſt, bleibſt dann bei mir und ziehſt mit mir fort? Ich leid's nicht, daß mein Weib im Dienſt iſt. Sieh', bloß um deinetwillen bin ich von Frankfurt hergewandert, um dir zu halten, was ich dir verſprochen hab'. Meines Bleibens iſt im Ländle nicht, kannſt dir wohl denken warum, aber draußen können wir das und jenes probiren, werden uns ſchon durchſchlagen, und das ehrlich, hoff' ich. Auch iſt jetzt leichter in der Welt fortzukommen: es iſt Krieg, und der bringt manchen Verdienſt unter die Leut'. Der König von Preußen iſt in Sachſen eingefallen, es geht alles drunter und drüber.

Ja, man ſpricht hier auch davon, verſetzte ſie. Ach Gott, was iſt das für eine Welt!

Gehſt mit mir? und das gleich? fragte er dringender.

So weit ich ſeh! rief ſie, ihm noch einmal um den Hals fallend. Aber von meiner Schulmeiſterin muß ich Abſchied nehmen, ſie meint's ſo gut mit mir.

Sie griff nach ihrer Gelte. Er wollte dieſelbe tragen, aber ſie gab es nicht zu. Geh' zwiſchen den Häuſern da den Fußweg 'naus, daß dich niemand bemerkt. Bei den drei großen Bäumen ſtoß' ich wieder zu dir. Die Kathrine will ich von dir grüßen; ſie ſpricht oft von dir, aber was hätt' ſie davon, wenn du in ihrem Haus gefangen würdeſt?

Sie eilte mit dem Waſſer fort. Er trank in gierigen Zügen am Brunnen, ging dann den Fußweg hin und wartete an dem bezeichneten Orte. Nach einer Viertelſtunde kamen haſtige Schritte. Sie war's; an ihrer Hand ſchwankte ein kleines Bündelein, das er ihr ſogleich abnahm. Ich hab' nicht Abſchied nehmen können, ſagte ſie: ſie ſind noch im Pfarrhaus, es iſt Beſuch ankommen, und da wird der Schulmeiſter immer eingeladen, denn er gilt beim Pfarrer viel. Weil du nun ſo preſſirſt, ſo hab' ich die Kinder einer Nachbarin übergeben und hab' meiner Frau ſagen laſſen, meine Mutter ſei plötzlich krank worden, der Bot' hab' mich am Brunnen troffen und ich hab' ohne Verzug mit ihm fort müſſen. Sie wird wohl von ſelber drauf kommen, wie ſich's in Wahrheit verhält, und damit ſie's um ſo eher errathen kann, ſo hab' ich mit dem Griffel auf die Schieferplatt' im Tiſch geſchrieben: „Will' und Lieb, die ſtiehlt kein Dieb.“

Das iſt die rechte Parole, ſagte er. Das hat mich auch wieder in's Land geführt.

Jetzt aber erzähl' einmal, ſagte ſie. Wenn wir immer ſo durch einander ſchwätzen, ſo erfährt keins vom andern was Recht's.

Zuerſt müſſen wir den Marſch antreten, Frau Landfahrerin, entgegnete er. Geh' du voran und führ' mich den Weg auf die Straße hinaus. Dort können wir neben einander gehen und erzählen nach Herzensluſt. Hier, ſo nah' am Dorf, iſt's doch nicht recht geheuer.

Ja, wo 'naus willſt du, Herr Landfahrer? fragte ſie.

Das verſteht ſich doch: nach Ebersbach und die Kinder holen, denn ohne die ziehen wir nicht in die Welt hinaus.

Jetzt freut mich mein Leben erſt! rief ſie entzückt und ſchritt rüſtig in der Dunkelheit voran. Er folgte. Mir iſt's als wärſt du kräftiger worden, ſagte er hinter ihr her, du trittſt ja auf wie eine Burgemeiſterin, auch kommſt du mir viel runder vor wie ehedem.

Ich hab' auch ein beſſeres Leben gehabt in der letzten Zeit, antwortete ſie, immer vorwärts eilend: kann ſein, daß ich mich wieder ein wenig 'rausgemacht hab'. Aber wenn du mich morgen bei Tag ſiehſt, da wirſt finden, daß ich nicht mehr das glatt' Geſicht von ehedeſſen hab'.

Ach Frieder, Sorgen und Noth machen den Menſchen alt vor der Zeit. Ich fürcht', ich werd' dir nicht mehr ſo gut gefallen.

Schwätz' mir nicht ſo verkehrt 'raus! erwiderte er. Daß du nicht ſiebzehn Jahr' alt bleiben kannſt, das hab' ich gewußt, wie ich dich liebgewonnen hab', und hab' mir's auch ſagen können, wie ich, gleichfalls aus dem beſten Leben 'raus, fort bin, um dir das Wort zu halten, das ich dir zugeſchworen hab'. Haſt übrigens gar nicht ſo alt ausgeſehen vorhin am Brunnen, wie ich zu dir kommen bin. Ich hab' dich juſt fragen wollen: Jungferle, wo iſt das Schulhaus? da ſeh' ich auf einmal, daß du's ſelber biſt.

Sie hatten unter dieſen Geſprächen ein Gewirr ſich kreuzender Feldwege, welchen ſie oft eine Strecke folgen mußten, längs des Dorfes hin durchſchritten. Hie und da bellte ein Hund, aber ſie verfolgten unangefochten ihren Weg. Von einem Rain, an welchem der Fußſteig ſteil emporkletterte, flog ſie mit einem leichten Sprung auf die Straße hinab und er ihr nach. Er faßte ſie eng um den Leib, ſie ihn desgleichen, und ſo wanderten ſie in der Nacht zuſammen hin. Sie drückte ihn noch einmal feſter an ſich: ſo, jetzt erzähl'! ſagte ſie.

Alſo! begann er. Wie ich vor drei Jahren nach Hohentwiel kommen bin, das weißt du. Ich wär' aber doch begierig, ob du auch weißt, was dein Hannes, mein hochachtbarer Herr Schwager, dazu beitragen hat. Gelt, das wird er dir nicht geſagt haben?

Ich weiß gar nichts, ſagte ſie, als daß du den Tag nachdem wir uns das letzt'mal geſehen haben, in der Sonne biſt gefangen genommen worden, und daß es da wieder einen Kampf und ein Getümmel geben hab', wie vor ſechs Jahr', wo du vom Dach in's Zuchthaus geflogen biſt, und daß man dich dann weit fortgebracht hat nach Hohentwiel. Kannſt dir ſelber ſagen, was mir das geweſen iſt, daß ich dich Zeitlebens nicht mehr ſehen ſoll, und dazu zwei unverſorgte Kinder, von denen eins noch nicht einmal auf der Welt geweſen iſt. Aber von meinem Hannes weiß ich nichts.

Der hat eine Pique auf mich gehabt, von damals her, wo er mit mir in's Zuchthaus kommen iſt, und du weißt doch ſelber am beſten, wie unſchuldig ich daran geweſen bin. Wie's nun Lärm geben hat wegen der Dummheit im Pfarrhaus —

Da ſagſt recht, unterbrach ſie ihn: freilich iſt's eine Dummheit geweſen. Weißt noch was ich zu dir geſagt hab', wie du mir Nachts mit den Sachen über's Bett kommen biſt? Biſt denn immer noch ein Bub'? willſt denn gar nie kein Mann werden? hab' ich geſagt. Und warum haſt denn nicht, wie du mir doch verſprochen haſt, den Kelch gleich wieder in's Pfarrers Garten geworfen? Ich hab' dir doch geſagt, das ſei ja der Krankenkelch, werd' wohl hundert Gulden werth ſein, und wenn's auf dich bekannt werd', ſo kommeſt an Galgen.

Sei doch vernünftig! ſagte er. Ich hab' ja nicht können. Wie ich mich wieder gegen das Pfarrhaus hingeſchlichen hab', hat mich der Nachtwächter geſehen und da hab' ich nimmer trauen dürfen. Ich hab' dann eben die Sachen zu Haus im Stroh verſteckt, und da hat's am Morgen der Knecht gefunden und meinem Vater bracht, und der hat in der Todesangſt Alles dem Pfarrer geſchickt. Er hat gemeint, man könnt' ihn ſelber als Hehler beim Kopf nehmen, und die Frau Stiefmutter hat ihm natürlich die Höll' noch heißer gemacht.

Hätt'ſt aber auch den Spaß können bleiben laſſen! eiferte ſie. Wenn du nur ein klein bisle Grütz im Kopf gehabt hätt'ſt, ſo hätt'ſt doch wiſſen müſſen, daß ein Einbruch in einem Pfarrhaus, ſonderlich wenn Kirchenſachen dabei wegkommen, ſo laut ſchallt wie die Poſaun' von Jericho. Und wenn nur auch was dabei 'rauskommen wär'! aber der ganz' Bettel iſt ja des Einſteigens nicht werth geweſen.

Das iſt wahr, verſetzte er, außer der ſilbernen Sackuhr, dem goldenen Ring und den paar Batzen Geld, iſt an der ganzen Lumperei nichts ächt geweſen. Das andre Uehrle war von Meſſing und zerbrochen, und dein koſtbarer Nachtmahlskelch, den du haſt auf hundert Gulden taxiren wollen, was iſt er geweſen? von Kupfer und ein wenig verguld't.

Drum eben! ſagte ſie noch eifriger. Und doch haſt bei der Lumperei nicht bedacht, daß es um den Hals gehen, oder, wie ſich's nachher auch zeigt hat, eine Lebenslänglichkeit dabei 'raus ſpringen kann.

Du haſt gut reden, entgegnete er verdrießlich. Bin ich darum aus meiner ſichern Freiſtatt zu dir kommen, um mir gleich von dir vorpredigen zu laſſen? Du haſt, ſcheint's, ganz vergeſſen, wie man's uns gemacht hat —

Das hätt' freilich den beſten Mann verzürnen können, unterbrach ſie ihn begütigend.

Zuerſt, fuhr er heftig fort, ſtecken ſie mich um nichts und wieder nichts auf anderthalb Jahr in's Zuchthaus. Wie ich das überſtanden hab' und in's bürgerliche Leben zurückkehren will, ſo nimmt kein Hund mehr ein Stück Brod aus meiner Hand. Da hab' ich erſt geſehen, daß meine beide frühere Zuchthausſtrafen für nichts geachtet worden ſind; aber die dritte, die hat dem Faß den Boden ausgeſchlagen. In meines Vaters Haus hab' ich mehr wie ein Vagabund auf dem Heu und Stroh als wie ein Kind im anererbten Bett geſchlafen. Mein Mütterlich's, hat mir mein Pfleger mit Lachen geſagt, ſei über den Prozeß-, und Erſatz- und Zuchthauskoſten drauf gegangen, und ſo hat mir meine Volljährigkeit nichts mehr geholfen. Rechnung hat man mir gar nicht abgelegt und mein Vater hat mich dabei im Stich gelaſſen: mein Pfleger, hat er geſagt, ſei eben einmal ein Herr auf dem Rathhaus, und mit dieſem müſſe man delicat verfahren. Ich hoff' ihm noch eine beſondere Delicateſſe anzuthun. Die Metzger, bei denen ich als Knecht hab' herum ſchaffen wollen, haben mehr oder weniger deutlich das Kreuz vor mir geſchlagen. Weil man mir nun von Haus aus gar keinen Vorſpann geleiſtet, vielmehr immer noch Fußangeln in den Weg geworfen hat, ſo hab' ich um ſo mehr drauf preſſirt, daß es zwiſchen uns Beiden endlich zum Heirathen käme; denn abgeſehen davon, daß mir's ohnehin angelegen geweſen iſt, ſo hab' ich gedenkt, wenn die Leute ſehen, daß ich gegen meinen Schatz ehrlich bin und dem ledigen Leben mit ſeinen Lumpenſtreichen Valet ſage, ſo werden ſie mir nach und nach auch wieder Vertrauen ſchenken. Aber ich brauch' dir ja nicht lang vorzumalen, wie uns das fehlgeſchlagen hat. Der alte Pfarrer, der Eiſerer und Polterer, ſteht mir jetzt vergleichsweiſe als ein Ehrenmann da: der neue aber, den ich bei meiner Zurückkunſt von Ludwigsburg angetroffen hab', iſt vollends der ganz gemeine Kanzelmelker, der bloß rechnet, wie viel Gulden und Kreuzer ihm das Evangelium trägt und was er aus ſeinen Verrichtungen für Profit herauspreſſen kann. Die dritte Proclamation haben wir mit Leichtigkeit von ihm erlangt — um Geld und gute Worte; nur daß ich um des ſpöttlich mitleidigen Tones willen, mit dem er unſre Namen ablas, ihm das Geſangbuch hätt' an' den Kopf werfen mögen. Dann aber hat wieder Alles dran getrieben, daß die Sache rückgängig worden iſt, Vater und Mutter, Amtmann und Pfarrer, und der Pfarrer hat meinem Vater noch ganz anders zugeredet, als ſein Vorgänger, welch' eine Thorheit es für ihn ſei, eine Schwiegertochter ohne Vermögen in's Haus zu nehmen. Weißt noch, wie wir vier Wochen lang herumgezogen ſind zwiſchen dem Staufen und der Teck, von einem Pfarrhof zum andern, ob wir nicht einen Geiſtlichen fänden, der uns um Gotteswillen und aus chriſtlichem Herzen copulirte? War aber Alles vergebens, und wie wir heimkommen, ſo ſtecken ſie uns wegen Entführung und Landſtreicherei vierzehn Tage lang ein und bringen mir dann eine Verzichtleiſtung von dir, die mich ſo rappelköpfig macht, daß ich erklärt hab', jetzt wolle ich auch nichts mehr von dir wiſſen. Wie wir dann frei wurden, war's leicht, ſich über die falſche Vorſpiegelung zu verſtändigen. Drauf klag' ich in Göppingen, und der Vogt ſagt ſelber, das ſei keine Art, eine angefangene Copulationsſache nach dreimaliger Proclamation alſo zu hintertreiben, und gibt einen Beſcheid für den Pfarrer, daß er fortfahren ſolle. Wie ich dich nun damit in's Pfarrhaus ſchicke und der Pfarrer an dich hin zankt und ſchimpft, das Oberamt ſolle ihm zuvor die Tax' bezahlen, wenn es ihm mit ſolchem Bettlerpack beſchwerlich fallen wolle, was haſt du dann zu mir geſagt, du Biedermännin, die mir jetzt predigen will? Haſt du nicht geſagt, der Geizhals von einem Pfaffen hab' Uhr und Ring an der Wand hängen, man ſollt's ihm nur nehmen, dann hätt' ich Geld und könnte nach Stuttgart gehen, um ihn zu verklagen und die Copulation zu erzwingen?

Ach freilich hab' ich's geſagt, ſeufzte ſie, aber ich bin eben auch ganz außer mir geweſen vor Jammer und Verzweiflung und vor Zorn über ſo ein ungeiſtlich's Betragen gegen die Armen. Aber mein Herz hat nicht dran denkt, daß du das thun würdeſt, was ich im Zorn 'rausgeſchwätzt hab'. Vom Gedanken bis zur That iſt doch noch ein weiter Weg, und beſſer hätt'ſt doch gethan, wie du jetzt ſelber einſiehſt, wenn du noch einmal an's Oberamt gangen wär'ſt.

Geh' mir weg mit dem Oberamt! murrte er. Das einemal hören ſie Einen an und das andremal jagen ſie Einen fort, ſonderlich wenn man oft kommt. Was du gedacht und geſagt haſt, das hab' ich gethan; 's iſt juſt ſo weit, wie der Weg vom Weib zum Mann. Um

Geld und Geldswerth iſt mir's weniger zu thun geweſen, als um dem hartherzigen Pfaffen zu zeigen, daß ich mehr kann als er, und daß er keine Stunde in ſeinem eigenen Haus ſicher iſt, wenn ich's nicht haben will. Er mag ſeine Thüren und Läden ſo feſt verſchließen, als er will, Angſt ſoll er vor mir haben, ſo lang er lebt, und wenn's mich einmal gelüſtet, ſo ſchieß' ich ihn von ſeiner Kanzel 'runter, wie den Vogel vom Aſt. Ich hab' ihm noch ein paar Hoſtien mitgenommen, bloß um ihm zu zeigen, was ich auf ſein Handwerk halte, wenn's Einer um des bloßen Gewinns willen treibt.

Ich weiß ja wohl, ſagte ſie, immer ihn zu beſänftigen bemüht, daß das Alles iſt, was man dir aus der ganzen traurigen Zeit vorwerfen kann. Du haſt leben müſſen, wie der Vogel auf'm Zweig, nur mit dem Unterſchied, daß der Vogel leicht ſein Futter findet, und ich möcht' wohl auch ſehen, wie Viel' ſich in ſo einer Lag' ehrlich durchſchlügen, ohne ſich am Eigenthum des Nächſten zu vergreifen. Denn das bisle Gewildſchießen mit dem Krämerchriſtle kann dir kein Menſch als ein Verbrechen andichten, und 's iſt ja auch nicht 'rauskommen. Der einzig' Streich mit dem Pfarrer hat dir den Hals brochen. Aber daß mein Bruder dabei gegen dich mitgeholfen haben ſoll, das will mir nicht ein. So viel denkt mir allerdings noch, daß er dazumal juſt in Ebersbach geweſen iſt. Weißt, er hat ſich ja gleich vom Zuchthaus aus unter's Militär anwerben laſſen und iſt nicht mehr heimkommen, bis unſer Vater geſtorben iſt — ach Gott, wenn ich an den Tag denk'! — und vor drei Jahr', um die Zeit wo man dich geſetzt hat, iſt er wieder im Urlaub dageweſen.

Komm, ſagte er, du wirſt doch nicht im Freien über Nacht bleiben wollen. Ich weiß auf unſrem Weg einen kleinen Weiler, wo wir ſicher ſein werden. Wenn die Leut' noch auf ſind, ſo müſſen ſie uns ein Nachtquartier geben, wir ſind ja Mann und Weib, und wenn ſie ſchlafen, ſo weiß ich auch zu helfen.

Sie verließen die harte, unebene Straße und ſchlugen einen gemächlichen Waldpfad ein, auf welchem ſie in der bisherigen Weiſe ſich umſchlingend neben einander gehen konnten. — Wie mein Vater am andern Morgen dem Pfarrer ſeine Sachen wieder geſchickt hat, fuhr er fort, da hab' ich gleich gemerkt, daß Mohren iſt — ja ſo, das lautet böhmiſch für dich — ich will eben ſagen, ich hab' gemerkt, daß

Feuer im Dach iſt, daß das Ding Lärm macht, hab' mir alſo den Kopf nicht lang zerbrochen, ſondern hab' ihn zwiſchen die Füß' genommen und mich in der Sonne verborgen, bis ich etwas Luſt hätt', um durchzukommen. Das war ein Rennen und Laufen den ganzen Tag, ich hab' Alles von meinem Verſteck aus angehört und mich nicht gerührt. Möglich iſt's, daß die Frau Sonnenwirthin in ihrem witzigen Hirn draufkommen iſt, hinter den alten Fäſſern und dem Rumpelzeug im hundertjährigen Staub könnt' was Lebendiges ſtecken, aber gradaus iſt ſie mir nicht zu Leib gegangen, das iſt überhaupt ihr Genie nicht. Gegen die Nacht, während ich eben denk', jetzt könnt' ich bald entſchlüpfen, hör' ich an meinem Verſteck herumtappen, klopfen und Frieder! rufen. An der Stimm' erkenn' ich deinen Hannes, geb' aber nicht gleich Antwort. Drauf fährt er fort, ich ſolle mich doch nicht ſo verſtellen, er ſei mit etlichen Kameraden im Urlaub da, ſie haben von meinem Malheur gehört und meinen's gut mit mir, ich ſolle nur herfürkommen, ſie wollen mich in die Mitte nehmen und mir durchhelfen; auch hab' er mir von dir etwas Nöthiges auszurichten. Was hätt' ich ihm nicht trauen ſollen? Mir iſt's im Schlaf nicht eingefallen, daß er mir von früher her etwas nachträgt, was mich gar nicht einmal betrifft. Wie ich aber gutsmuths herausſteige, ſo faſſen mich die Soldaten und ſchreien: Arretirt! Ich hätt' mich vor denen pappeten Herrgöttern mit ihren Krautmeſſern und ihren gemalten Schnurrbärten nicht geforchten, ich hätt's mit allen aufgenommen, aber ich ſtand dir da, ganz ſteif und ſtarr über die Verrätherei, wenn man mich geſtochen hätt', ich hätt' kein Blut geben, und ſo bin ich regungslos von ihnen gefangen und gebunden worden. Wenn ſie alſo nachher behauptet haben, es hab' einen Kampf und ein Getümmel gekoſtet, ſo haben ſie ſchmählich gelogen, um Ihre Heldenthat deſto größer zu machen.

Großer Gott! rief ſie jammervoll: alſo mein eigener leiblicher Bruder hat dich an's Meſſer geliefert, und ich hab' kein Wort davon gewußt! Es iſt mir nur lieb, daß er jetzt weit weg in Garniſon liegt. Und an mir willſt du's nicht auslaſſen, daß mein Bruder ſo eine Schlechtigkeit an dir begangen hat?

Wär' ich ſonſt ſo weit her zu dir kommen? antwortete er.

Sie gab ihm ihre Dankbarkeit durch warme Liebkoſungen zu erkennen. Aber gelt, ſagte ſie, ich hab' auch nicht lang gefragt, wie ich dich geſehen hab'? Du haſt nur ſagen dürfen: Geh mit! und gleich bin ich gangen.

So iſt's recht, verſetzte er. Wir ſind ja Mann und Weib. An Gottes Segen iſt Alles, an der Pfaffen Segen gar nichts gelegen.

Jetzt erzähl' weiter, drängte ſie.

Auf Hohentwiel, fuhr er fort, hab' ich keine gute Zeit gehabt. Harte, ſchwere Arbeit und lüderliche Koſt Tag aus Tag ein, immer das nämliche Leben zwei Jahre lang, und dazu die Ausſicht, daß es in alle Ewigkeit ſo bleiben ſoll. Da kann einem der Spaß vergehen. Ich hab' aber den Muth nicht ſinken laſſen, und gleich ein paar Wochen nach meinem Eintritt hab' ich mich zu ſalviren verſucht. Das iſt aber nicht ſo leicht wie im Zuchthaus, von wo mir's ein Kinderſpiel war, dich ein paarmal zu beſuchen. Sie haben mich zum Feſtungsbau gebraucht, denn an ihrer unüberwindlichen und unüberſteiglichen Feſtung, wie ſie's heißen, bauen ſie beſtändig fort, wie am Thurn zu Babel, um ſie immer noch unüberwindlicher und unüberſteiglicher zu machen. Wenn ich eine Armee gegen ſie zu führen hätte, ich wollt' ihnen ventre à terre im Neſt ſitzen, eh' ſie's merkten, denn ich weiß, wo ihr berühmtes Kleinod ſchadhaft iſt. Das erſtemal iſt mir's aber ſchlecht gerathen, da hab' ich noch im Bubenunverſtand und im Deſperationsfieber gehandelt, bin nur grad' mitten in die Freiheit hineingeſprungen, wo ſie am breitſten und aber auch am tiefſten war, von einer großen Höhe herunter, aber dann auch keinen Schritt weiter mehr. Die Wachen haben gleich nach mir geſchoſſen, aber von oben her trifft man nicht ſo geſchwind, und das Schießen war unnöthig, denn ich blieb ganz ruhig liegen, weil ich den Fuß gebrochen hatte. Nachdem ich geheilt war, mußte ich wieder arbeiten, und bei Nacht ſperrten ſie mich allein in ein Käfig, wo ich von lauter Quadern umgeben war. Nun war ich ſchon ſo gewitzigt, um zu wiſſen daß das Verzweifeln zu gar nichts hilft, fraß alſo allen Grimm und allen Jammer um dich und allen Durſt nach Befreiung in mich hinein, Tag und Nacht, und hielt mich ſtill, als ob ich ganz zufrieden wär' und hätte die Welt vergeſſen. Geduld, ſagt das Sprichwort, Geduld überwindet Sauerkraut; aber freilich, man darf dabei nicht müßig gehen. Zum Glück hatte ich ſchon im Ludwigsburger Zuchthaus einige

Brocken von der jeniſchen Sprache aufgeſchnappt, und die konnte ich auf Hohentwiel fürtrefflich brauchen.

Jeniſch? unterbrach ſie ihn. Was iſt denn das?

Paſſ' auf! ſagte er. Die Kochem ſcheſten grandig in Käſer Märtine, ſchaberen bei der Ratte in Kitteren, ſegen Schrenden, Klaminen und Hanſel, holchen auf Gſchock, tſchoren Sore, zopfen Kies aus Rande, kaſperen Gaſche, achlen und ſchwächen toff mit nickligen Schickſen, ſoſten im Flach um Jack, ſchmuſen und ſchmollen, aber kiſtig holchen Rieſcher, zopfen ſie krank, kiſtig ſchupfen ſie Schiebes, wenn ſie aber in der Leke ſcheſten und ihre Maſſematte maker werden, beſtieben ſie Makes Makoles, holchen kiſtig capore, werden talcht, an die Relle geſchniert, gekibeſet oder getelleret.

Hör' auf, hör' auf! ſagte ſie. Da wird's ja Einem ganz dumm davon. Das iſt rothwälſch, da verſteh' ich kein einzig's Wort.

Wie kannſt du denn ſagen, es ſei rothwälſch, wenn du's nicht verſtehſt?

Grad deswegen! Was man nicht verſteht, das heißt man ſo.

Du weißt nicht, daß du ein wahres Wort geſprochen haſt, denn rothwälſch und jeniſch, das iſt die nämliche Zunge.

Du mein Heiland! ſagte ſie betreten, das ſprechen ja aber nur die —

Kochem! ergänzte er, da ſie ſtockte. Wenn du willſt, kannſt du ſie auch Jauner, Diebe, Spitzbuben und dergleichen heißen, denn das ſind ihre Namen bei den andern Leuten; ſie ſelbſt aber nennen ſich Kochem. Dies iſt die Geſellſchaft, in die man mich zu Ludwigsburg und auf Hohentwiel gethan hat.

Ach Gott, ach Gott! ſeufzte ſie. Ich bin doch auch im Zuchthaus geweſen, aber ich hab' Gottlob keine Gelegenheit gehabt, das Jeniſche zu erlernen. Ich hab' meiſtens bei einer Aufſeherin arbeiten müſſen, die mich zu ſich genommen hat, und da hab' ich, ich kann nicht anders ſagen, manches Nützliche gelernt, was ich vorher nicht gewußt hab'.

Das iſt Glücksſache, ſagte er. Früher hat man mich in Ludwigsburg auch etwas apart gehalten, der ſelige Waiſenpfarrer hat's damals nicht anders gelitten; das drittemal aber bin ich unter den großen Troß geſtoßen worden. Wiewohl, es war mein Glück, denn hätt' ich nicht Jeniſch gelernt, ſo ſäß' ich heut noch auf Hohentwiel.

Was heißt denn das, was du da hergeſagt haſt? fragte ſie.

Es iſt nur eine Probe, ſagte er, und bedeutet ſo viel als: die Kochem ſind groß an Mannſchaft im Schwabenland, brechen bei Nacht in die Häuſer, leeren Stuben, Kammern und Käſten, gehen auf Märkte, rapſen Waare, ziehen Geld aus Taſchen, ſchnellen die Leute, eſſen und trinken gut mit ihren hübſchen tanzluſtigen Weibsbildern (denn daran rühmen ſie ſich reich zu ſein), liegen auf dem Feld um's Feuer, ſchwatzen und lachen, aber oft kommen Streifer, nehmen ſie gefangen, oft machen ſie ſich davon, wenn ſie aber in's Gefängniß gerathen und ihre Sachen an Tag kommen, kriegen ſie Schläge und Prügel, müſſen auch oft ſterben, werden gemaleſizt, an den Galgen gehenkt, geköpft oder gerädert.

B'hüt' uns Gott! rief ſie, und ſolche Reden gehen aus ihrem eigenen Mund?

Das ſind Dinge, von denen ſie täglich reden, um ſich recht an den Gedanken zu gewöhnen, gleichwie der Amalekiter König Agag zu Samuel ſprach: Alſo muß man des Todes Bitterkeit vertreiben.

Für 'n Amalekiter mag das ſchon recht ſein, aber es ſind doch ſchreckliche, gräuliche Ding', und man kann's nicht verantworten, daß man dich ſo jung mit ſo Leut' zuſammengepferchht hat. Ach Frieder, ich bitt' dich, laß du ſie links ziehen und halt' dich nicht zu ihnen.

Nein, ſagte er, ich hab' allen Reſpect vor ihnen und will mich auch nicht mit ihnen einlaſſen. Deswegen gehen wir ja außer Lands, wo auch gut Brod eſſen iſt und wo mich keiner von ihnen kennt.

Bei der Flucht von Hohentwiel alſo ſind ſie deine Kameraden geweſen? Ich kann mir's jetzt ſchon denken.

Mit Hilfe des Jeniſchen, fuhr er in ſeiner Erzählung fort, brachte ich bald heraus, welche von den Gefangenen die tauglichſten waren und meinem Gefängniß am nächſten lagen. Zum größten Glücke hatte ich zwei Nachbarn, ganze Kerls, mit denen ich den Teufel aus der Hölle ſchlagen wollte. Uns zu verſtändigen, das war uns eine Kleinigkeit. Im Vorbeigehen etwas hingemurmelt oder im Sprechen mit der Schildwacht oder dem Aufſeher ein paar jeniſche Brocken eingeſtreut und dabei dem eigentlichen Adreſſaten den Rücken zugekehrt — das iſt für einen Kochum ſo viel wie ein ganzes Buch; aus zwei, drei Worten, die von einem Andern faſt ohne Mundbewegung an ihn hergeſäuſelt kommen, ſtudirt er ſich Alles 'raus, was er nöthig hat. Freilich braucht's auch manchmal längere Verſtändigungen. Da kommt man dann am beſten mit Singen fort. Ein Geſetzlein aus einem Gaſſenhauer, wenn die Schildwacht gutmüthig und ſelber luſtig iſt, oder wenn man nicht trauen darf oder gar einander ein Langes und Breites zu ſagen hat, ein Kirchenlied, das hilft Einem weit. Wie hab ich's nicht meinem alten Schulmeiſter gedankt, daß er mir die Choräle ſo ferm eingetrichtert hat! Die Soldaten haben oft ganz andächtig zugehört, wenn ich ein langes Bußlied nur ſo halblaut vor mich hingeſumſet und dabei den Text zwiſchen den Zähnen zerdrückt, nur hie und da ein deutſches Wort deutlich herausgehoben hab'. Das Undeutliche aber war Alles jeniſch und für meine beiden Leidensgenoſſen deutlich genug. Das hat dann dazu dienen müſſen, noch eine zweite Sprache mit einander zu verabreden, die unſre Hauptſprache werden mußte. Die Quader nämlich waren viel zu dick, als daß wir uns bei Nacht hätten unterreden können, und daran war uns natürlich am meiſten gelegen. Nachdem wir aber ein bequemes Alphabet fertig gebracht hatten, ſo klopften wir einander ganze Nächte fort, und was wir klopften, das waren lauter Worte und Sätze. Gelt, du mußt lachen? Aber die Klopfſprache war mir damals die liebſte in der Welt und hat ſich auch viel beſſer bewährt, als die Blutſprache, die du mir einmal im Arm auf die Wanderſchaft haſt mitgeben wollen. Zu allem andern Glück kam dann noch ein koſtbarer Fund, ein Nagel nämlich, der mir eines Tags in die Hände gerieth, und dieſes kleine Werkzeug hat den Grund zu unſrer Freiheit legen müſſen.

Was biſt du für ein Menſch! rief ſie. Man ſollt' oft meinen, du ſeieſt mehr als ein Menſch.

Du kannſt dir denken, wie oft mir da die Finger geblutet haben, und dann hab' ich's ſehr gefühlt, daß ich ein Menſch bin, und wenn ich an's Freiwerden und an dich und unſre Kinder gedacht hab', da hab' ich auch wieder gewußt, daß ich einer bin. Um es kurz zu machen, nach einer vierteljährigen ſchweren Nachtarbeit, neben den ſchweren Tagesarbeiten, war ein Loch durch die Mauer glücklich gebrochen, das Niemand entdeckte, aber dann dauerte es noch lang bis alle günſtige Umſtände zuſammentrafen. Was irgend zum Knüpfen und Binden tauglich war, das hatten wir in den zwei Jahren wie die Hamſter zuſammengeſcharrt und das kleinſte Flöcklein Hanf war uns nicht zu ſchlecht geweſen. Keine Seele kann ſich eine Vorſtellung machen, was das ein Stück Arbeit geweſen iſt und welche Attention, Diebsgeſchicklichkeit und Spitzbüberei es erfordert hat, nach und nach die nöthigen Stricke zuſammen zu bringen. Das war faſt noch mehr als die Arbeit an der Mauer. Viele Stunden lang müßt' ich erzählen, wenn ich dir Alles ausführlich ſagen wollte; aber wer dieſe Werke und dieſe Felſen und dieſen ſpitzen Wolkenkegel nicht geſehen hat, dem kann man doch keinen Begriff von den Schwierigkeiten einer ſolchen Flucht beibringen. Ich würd's auch Keinem übel nehmen, wenn er's nicht glaubte; aber die Thatſache ſteht nichtsdeſtoweniger feſt, denn ich war lebenslänglicher Gefangener und bin nicht freigegeben worden, und geh' jetzt dennoch hier an deiner Seite durch den freien grünen Wald, und hab' ihnen den Stolz auf die Unüberwindlichkeit ihrer ſtarken Feſte Hohentwiel zu Schanden gemacht. Und nun frag' dich, wenn ich das zu Stand gebracht hab', ob ich nicht auch im Stand ſein müſſe, dich und deine Kinder durch Fleiß und Geſchick irgendwie durchzuſchlagen.

O, du kannſt Alles was du willſt, ſagte ſie mit ſchmeichelndem und zugleich neckendem Tone: biſt ein halber Hexenmeiſter worden, und ich weiß gar nicht, du red'ſt auch nimmer wie ſonſt in Ebersbach, dein Reden hat ſo eine fürnehme Art, und brauchſt Ausdrück', wie ich's nie früher an dir gehört hab'.

Natürlich! lachte er, drum bin ich in der Welt drein geweßt, und das doppelt. Einmal am Main und Rhein drunten lernt man einen ganz andern Schick, und bei meinem Vatersbruder, obgleich in ſeinem Haus nichts Neumodiſches zu finden iſt, kehren gar ſtattliche Kunden ein, weil er den Wein noch nach der alten Mode ſchenkt, ungeſtritzt und wohlbehandelt und dabei billig, ſo daß Wirth und Gäſte beſtehen können. Da kommen dir Leute von Welt hin, feine Köpfe, und wenn man auf ihre Reden aufpaßt, ſo bleibt was an Einem hängen. Sie haben mich freilich auch manchmal ein wenig in's Gebet genommen und mir zu verſtehen gegeben, man merke mir den Schwaben an, eh' ich nur den Mund aufthue; aber aus welchem Käfig der Vogel ausgeflogen war, das haben ſie mit all ihrem Witz doch nicht ergründet. Dann aber iſt auch das Zuchthaus und die Feſtung eine Welt, die ihre Leute bildet, nicht bloß, wie du meinſt, zum Stehlen und Rauden — ei nein, jedes Handwerk, ob es gut oder ſchlecht ſei, erfordert Fertigkeiten und Kenntniſſe, die dem Menſchen Ehre machen. So ein Stromer oder Jauner, der in den Landen umherzieht, Fuchs und Has zugleich iſt, der weiß und kann dir Dinge, die einem gewöhnlichen Ofenhocker nicht im Traum vorkommen. Wenn's eine gute Gelegenheit gegeben hat, daß man hat eine Stunde ungeſtört ſich unterhalten können, da hat man Neuigkeiten gehört, daß Einem die Welt noch einmal ſo groß und weit vorkommen iſt, und daß ſogar die Schmieren oder Launiger — will ſagen, die Aufſeher oder die Soldaten, die die Wache gehabt haben — mit aufgeriſſenen Augen und Mäulern dabei geſtanden ſind und das Abwehren vergeſſen haben. Sie wiſſen dir von jedem Land, groß oder klein, ſeinen Regenten und wie er geſinnt iſt, ſeine Geſetze und Einrichtungen, die Nahrungsweiſe des Volks, den Wohlſtand, die Eigenſchaften faſt jedes einzelnen Beamten, die Verhältniſſe zu andern Ländern und ihren Regenten und Beamten, Alles das wiſſen ſie dir wie am Schnürle herzuſagen, denn es ſind lauter Dinge, die zu ihrem Handwerk gehören und nach denen ſie ihr Thun und Laſſen abmeſſen müſſen. Ich hab' aber oft denken müſſen, wie nützlich es wär', wenn die Bürgersleute, die ſich doch zum Theil mit Handel und Wandel zwiſchen ſo vieler Herren Gebiet, das abſonderlich in unſerem Land unzählbar iſt, fortbringen müſſen — ich will nur zum Beiſpiel von den Wirthen reden — ſage, wenn ſie ſolche nothwendige Wiſſenheiten in den Schulen und dafür meinetwegen ein paar Sprüch' und Verſ' weniger lernen würden. Aber auch in vielen andern Dingen trifft man die ſchönſten Kenntniſſe bei ihnen an. Da ſtehen beſonders die Felinger im erſten Rang, und unter dieſen wiederum die ſogenannten Staatsfelinger. Das ſind dir Leute, die fürnehm gekleidet in Sammt und Seide, oft in eigenen Caroſſen mit Pferden und großer Dienerſchaft als Bergleute oder Doctoren das Reich durchziehen, treiben ihr Handwerk meiſtens in den Städten, führt mancher gar ein Privilegium von kaiſerlicher Majeſtät mit ſich, und weiß ſich eine Manier und ein Anſehen zu geben, daß jeder Reichsgraf ihn für Seinesgleichen erkennen muß. Aber auch die geringeren Felinger, die das dumme Volk mit Quackſalberkünſten, Schatzgräbereien und dergleichen kaſpern und brandſchatzen, haben bei allem Betrug oft manche gute Wiſſenſchaft in ihrer Kunſt. Wir ſelber haben einen

Solchen auf Hohentwiel gehabt, der in Krankheiten ſehr erfahren war, und nicht nur mir und manchem Andern geholfen, ſondern auch den Feſtungsdoctor ſelbſt mehr als einmal ausgeſtochen hat. Der hat ihm freilich die Ehre nicht gönnen wollen, als wenn es recht kritiſch hergangen iſt, aber juſt dann iſt auch der Ruhm deſto größer geweſen.

Wenn aber ſo Leut' ſo geſchickt ſind, wendete ſie ein, dann ſollt's ihnen ein Leicht's ſein, ſich ehrlich und redlich zu nähren.

Iſt bald geſagt, erwiderte er. Dieſe Leute ſind meiſtentheils von Kindesbeinen auf heimathlos, gehören zu einem verachteten, verworfenen Menſchenſchlag, und würden zu ehrlichen Hanthierungen im bürgerlichen Leben gar nicht angenommen, ſind auch, was ich zugeben will, theils ſchon durch ihre Eltern dazu verdorben, oder ſie ſind mit und ohne ihre Schuld aus dem bürgerlichen Leben hinausgeſtoßen worden — denk' nur dran, wie's uns gangen iſt — und müſſen froh ſein, daß ſie da draußen doch noch eine Welt finden, in der ſie leben können. Das ſind Leute, wie zu David's Zeit, da er vor dem König Saul in die Höhle Adullam fliehen mußte und ſich allerlei Männer zu ihm verſammelten, von denen die Schrift ſagt: Männer, die in Noth und Schuld und betrübtes Herzens waren. Jetzt iſt's freilich nicht mehr Mode, daß Einer aus einem Oberſten über ſolche Männer ein König werden kann, und es däucht mir ſelber unbegreiflich, wenn ich dem Ding nachdenke, zumal daß von allen Kanzeln ſein Lob gepredigt wird, da er doch Stücke gethan hat, die heutzutag mit Galgen und Rad beſtraft würden. So ſchickt er zu dem Nabal hin und läßt ihm ſagen: gib mir und meinen Leuten, was deine Hand findet; wie aber der Nabal Fauſt in Sack macht, ſo heißt er einen Jeglichen ſein Schwert um ſich gürten, und zieht, vierhundert Mann ſtark, gegen ihn, juſt ſo wie ſie jetziger Zeit manchmal aus den böhmiſchen Wäldern hervorbrechen. Und wiewohl die Abigail ſich in's Mittel gelegt hat, daß es nicht zum Aeußerſten kommen iſt, ſo hat er Speiſ' und Trank genug ohne Zeche und Kreide gefaßt, und hat eigentlich doch den Nabal umgebracht, denn der hat aus Schrecken über den Anmarſch der vierhundert betrübten Herzen den Geiſt ausgeblaſen, und hat ihm erſt noch ſeine Wittwe zum Weib laſſen müſſen. Die Schrift ſagt wohl von ihm, der Mann ſei hart und boshaftig in ſeinem Thun geweſen; aber gibt's darum keine Seinesgleichen mehr, die, wie er, faſt großen Vermögens ſind und viele Schafe und Ziegen haben? Ich möcht' ſehen, wenn ihnen Einer heutigs Tags ſo was thät', was weltliche und geiſtliche Obrigkeit dazu bemerken würden. Von den Zigeunern ſagen ſie, ſie betteln zuerſt, und wenn man's ihnen nicht gutwillig gebe, ſo nehmen ſie's mit Gewalt. Aber das hat noch kein Pfarrer als Muſter aufgeſtellt. Vielmehr hat mir ſchon in Ludwigsburg Einer, der bei einem Generalſtreif aufgefangen wurde und in Geſetzen ſehr bewandert und ein halber Gelehrter war, der hat mir geſagt, es ſei erſt vor wenigen Jahren ein Kreispatent ausgegangen, daß man das gottloſe und verruchte Jauner- und Zigeunervolk, auch wenn man es nicht auf einer Miſſethat ergreife, — ich weiß den gelehrten Ausdruck nicht mehr, aber der Sinn iſt: ohne eigentliches Verhör und Urtel, alſo daß man eben ſo gut einen Unſchuldigen treffen kann — ſage, ohne alle Umſtände ſolle man ſie auf's Rad legen, und ſolle dabei nur das unbenommen ſein, daß man ſie zum Schwert oder Strang begnadigen könne.

Das iſt freilich ſchrecklich, ſeufzte ſie. Es iſt eben eine arge Welt und eine böſe Zeit. Aber ſo froh ich bin, daß du mit ihnen von der Feſtung entkommen biſt, ſo iſt mir's doch noch viel lieber, daß du dich wieder von ihnen losgeſchält haſt. Iſt's auch gewiß wahr?

Freilich iſt's wahr, ſo gewiß, als es von Hohentwiel einen Weg nach Sachſenhauſen gibt. Ich hab' freilich nicht immer den gradſten genommen; 's iſt mir gangen wie bei der Erzählung da, wo du mich fort und fort auf Um- und Nebenwege drängſt.

Ich will dich nicht weiter unterbrechen. Erzähl' gradaus.

Wie wir mit unſern Vorbereitungen endlich fertig geweſen ſind, haben wir uns an den ſteilen, rothen Felſen hinabgelaſſen. War aber wenig davon zu ſehen, denn wie du dir denken kannſt, haben wir eine ſtürmiſche Regennacht gewählt. Einer voran, ich in der Mitte und einer zuletzt, wie wir eben drangekommen ſind, ſo ſind wir an unſrem armſeligen Seil hinuntergerutſcht. Wir zwei Vordern haben uns nicht lang beſonnen, haben's auch nicht geachtet, daß unſre Hände halb durchgeſchnitten wurden, ſondern ſind hinabgeſaust wie der Teufel, wenn er mit einer armen Seel' zur Hölle fährt. Dem Letzten aber ging's nicht ſo gut. Hat er ſich zu ſchwer gemacht, die Hände zu ſehr geſchont, oder iſt das Seil durch uns ſchon abgenutzt geweſen, ich weiß es nicht: kurz, auf einmal kracht's, bricht, und neben uns geſchieht ein mächtiger Fall. Es war ein Glück, daß er uns nicht auf die Köpfe fiel. Ob er ſich den Hals abgeſtürzt hat, weiß ich heut noch nicht. Gott tröſt' ihn! aber für uns war keine Zeit zu verlieren. Der Fall hatte die Wachen oben rebelliſch gemacht, man hört zuſammenſchreien, und kaum ſind wir einen halben Büchſenſchuß ſeitwärts, ſo brummt ſchon die Lärmkanone durch die finſtre Nacht. Die ſtand uns aber treulich bei und wir ſagten lachend: Kanonirt und trommelt ihr ſo viel ihr da droben wollt, Gott befohlen Hohentwiel! Die Ausſicht iſt übrigens ſchön für den Liebhaber, beſonders wenn er ſich nur ein paar Tage zu ſeinem Vergnügen droben aufzuhalten braucht, wie ein Schwager des Commandanten, ein Profeſſor, den wir einmal die herrliche Perſpective, wie er's nannte, loben hörten. Wir hatten ſie uns jedoch gleichfalls zu Nutz gemacht und wie eine Landkarte ſtudirt, das Hegau mehr als den Bodenſee. Das Hegau iſt gar keine üble Gegend zur Flucht, das muß man ihm laſſen. Mit waldigen Köpfen oder kleinen Anhöhen, Kopf an Kopf, beſät, ſo liegt es um die Feſtung da. Sie ſind uns nachher oft doch etwas höher vorkommen, als man von oben meint; aber nichtsdeſtoweniger ein prächtiges Revier für Gäſte, die aus dem Luftſchloß zur ſchönen Ausſicht abgereiſt ſind; denn es reicht ein Wald dem andern die Hand. Dazu hatten wir juſt die Zeit abgewartet, wo das Laub ausſchlägt; es deckt Einen doch beſſer, und der Wald ſieht ſo traurig aus, wenn er nackt und kahl iſt. Mein Kamerad — ja ſo, von dem hab' ich dir noch gar nichts geſagt; hab' ich dir nie von dem jungen Zigeuner erzählt, den ich einmal aus dem Zuchthaus mit nach Ebersbach gebracht hab'?

Ja, ſagte ſie, du haſt ihn bei deinem Vater als Knecht anbringen wollen und der hat dir dafür eine Ohrfeig' hingeſchlagen.

Richtig, und der war mein Kamerad beim Ausfliegen. Ich hab' ihn auf der Feſtung wieder gefunden. Der iſt aber unter der Zeit flügg worden; das iſt ein ganz Ausgelernter. Wiewohl, er war ſchon damals viel ſchlimmer, als ich ihn dafür angeſehen hab'. Was meinſt, daß er zu mir geſagt hat? Es hab' ihn hölliſch verdroſſen, daß es mit dem Dienſtle nichts worden ſei; er wär' ein paar Wochen dageblieben, hätt' unterdeſſen etliche Freunde herbeigezeiſelt und in einer ſchönen Nacht das Ebersbacher Sonnenwirthshaus ausgeplündert.

Das iſt aber ein ſchlechter Kerl! rief ſie zornig. Dem haſt mit deiner Bärenfauſt eins geſteckt, gelt?

Lieb's Weib, ſagte er bedächtig, wenn man mit einander aus Numero Sieben fortwill, ſo nimmt man's nicht ſo ſtreng mit dem Glauben; da denkt man: du hilfſt mir und ich helf' dir. Ich hab' gelacht und hab' ihm geſagt, den Gedanken mit der Sonne ſoll' er ſich vergehen laſſen, da ſeien viel Leute drin und viel Leute in der Nachbarſchaft, und an großen ſtarken Hunden ſei auch kein Mangel — ich hab' noch ein paar dazu gemacht. Der ſcheele Chriſtianus, ſo heißt man ihn, hat's in ſeiner Art gut mit mir gemeint und hat mich mit Gewalt mitnehmen wollen, hat mir auch das beſte Leben verſprochen und hat's nicht begreifen können, daß ich nach Ebersbach wolle, wo ich ja vogelfrei ſei; aber ich bin feſt dabei blieben, und ſo hat er mich zuletzt, ich muß ſagen, recht ungern ziehen laſſen, hat mir auch guten Rath und Anleitung geben zum Fortkommen, was ohne einen Zehrpfennig keine Kleinigkeit iſt, und endlich hat er mir noch ſeinen Zinken, das heißt, ſein Wappen oder Wahrzeichen, dergleichen jeder von ihnen ſein eigenes führt, anvertraut. Es könnte ja doch ſein, daß wir einmal einander brauchten, hat er gemeint, hat mir auch geſagt, wo ich ihn und die Seinen am leichteſten finden könne; und daran hab' ich geſehen, daß er's treulich mit mir meint und auch mir von ganzer Seele traut, denn mit dem Zinken, wenn er ihn nicht ändert, hab' ich ihn in der Hand und könnt' ihn jeden Augenblick verrathen. Das werd' ich aber nie thun, obgleich ſeine Wege nicht meine Wege ſind. Intereſſiren ſollt's mich aber doch, einmal ſein Wahrzeichen zu ſehen. Sie ſchneiden's in Bäume, ſelbſt in Balken an den Häuſern, wo ſie vorbeiziehen, zeichnen's auch in den Staub oder in den Schnee; mit einem Strich dahinter zeigen ſie ihren nachkommenden Kameraden den Weg an, den ſie nehmen wollen, und mit kleineren Strichlein über oder unter dem großen bezeichnen ſie, wieviel ihrer ſind, Männer, Weiber und Kinder.

Das iſt ſinnreich, ſagte ſie, aber lieber iſt mir's doch, du guckſt nicht nach den Wahrzeichen.

Sei ruhig, erwiderte er, er wird nicht ſo leicht wieder in's Land kommen, der Geſchmack an Ludwigsburg und Hohentwiel iſt ihm vergangen. Nachdem wir aus einander waren, hab' ich mich nach und nach Ebersbach zu geſchlagen, um zu hören wie es um dich ſteht. Vom ſcheelen Chriſtianus hatte ich Unterweiſung, daß ich ſo viel möglich bloß in einſamen Höfen und Häuſern einkehren ſolle, denn dort ſeien ſie gutwillig gegen fahrende Leute, fürchten den rothen Hahn von ihnen auf's Dach gepflanzt. Ich hab' aber nicht nöthig gehabt, ihnen ſonderlich zuzuſetzen, denn ſie haben mir überall gern gegeben, und nur mit dem Nachtlager haben ſie ſich ein wenig in Acht genommen; aber es iſt nirgends beſſer ſchlafen, als im Wald zur Frühlingszeit.

Weiß nicht, ſagte ſie.

Hab' nur noch ein wenig Geduld, verſetzte er, wir ſind bald am Ziel. Daß ich auf Lebenszeit verurtheilt und von der Feſtung entſprungen ſei, hab' ich den Leuten natürlich nicht ſagen können, hab' auch gedacht, ſie werden's nicht grad wiſſen wollen. Ich hab' ihnen geſagt, ich ſei am See in Arbeit geſtanden, hab' wieder heimgewollt, ſei von Spitzbuben ausgeraubt worden und müſſe jetzt eben ſehen, wie ich nach Weilerſtadt zurückkomme, wo ich bürgerlich ſei; dort ſind ſie nämlich auch katholiſch. Das hat gezogen, und bis ich in's Ländle kommen bin — das Hohentwiel liegt nämlich mitten in fremdem Gebiet, was auch ſehr bequem zum Entkommen iſt — da hab' ich ſo viel Geld und Lebensmittel im Tuch gehabt, daß es gerricht hat bis Ebersbach. Dort bin ich vierzehn Tag' in der Sonne gelegen und hab' leider gehört, jetzt ſeieſt *du* in Numero Sieben.

Was? rief ſie. In der Sonne? Hat man dir denn dort Unterſchlauf geben?

Ich hab' mit dem Herrn Sonnenwirth Deutſch geſprochen und Fractur mit der Frau Sonnenwirthin, denn ſolches iſt nöthig bei einem Weib, das kein Kind hat und nicht weiß, wie man ſich gegen ſeine Kinder verhalten ſoll. Mitten in der Nacht bin ich ihnen vor'm Bett geſtanden, daß ſie vor Schrecken ſchier geſtorben ſind, und hab' ihnen geſagt, wo ſie ein Geräuſch machen oder mich verrathen würden, ſo ſollten ſie meinen Ernſt kennen lernen. Das hat denn auch gefruchtet, denn du kannſt dir gar nicht vorſtellen, wie mir das Herz übergegangen war, zuerſt aus Freude, daß ich wieder in Ebersbach bin, und dann vor Zorn. Daß mir vollends Hohentwiel nicht zu hoch geweſen iſt, wo ſie mich ſo ſicher verwahrt glaubten, wie das Kind in der Wiege, das hat ſie ganz mürb und demüthig gemacht. In der erſten Nacht haben ſie ſich in eine kleine Kammer verkrochen und ich hab' mich dann gutsmuths an ihrer Statt in's warme Bett gelegt, das mir, offen geſtanden, doch ein wenig beſſer geſchmeckt hat, als das Moos im Wald, und hab' dem Teufel ein Ohr weggeſchlafen bis in den lichten Morgen hinein. Wie ich aufwach', iſt mein Vater ganz ſchüchtern in die Kammer hereinkommen und hat ſich zu allem Guten offerirt: er wolle mich in einem mir anſtändigen Verſteck behalten, bis ich ausgeruht ſei, denn ich war faſt hin vor Mühſeligkeit und jahrelanger Entbehrung und meine Hände waren übel zugerichtet; daß ich in die Länge nicht bleiben könne, werde ich ſelber einſehen, weil's für mich nicht ſicher ſei; aber er wolle mir Geld geben zur Auswanderung nach Pennſylvanien, er hab's nur juſt nicht parat — du weißt, er hat's nie parat, wenn's an's Blechen gehen ſoll, mir hat's aber auch nicht preſſirt, weil ich ohne dich doch nicht gangen wär'; ich ſolle inzwiſchen nach Sachſenhauſen zu ſeinem Bruder gehen, der mich ſchon einmal gut aufgenommen habe und gern behalten hätte; unter der Zeit könne man ja weiter ſehen. Dabei ließ er einfließen, wenn er mit beſſerem Bedacht gehandelt hätte, ſo wäre Manches anders ausgefallen. Du kennſt mich: wenn man mir gute Wort' gibt, ſo bin ich wie Butter. Zwei Wochen, wie ich dir ſag', bin ich zu Haus ſtill gelegen und iſt mir nichts abgangen. Dann hab' ich aber ſelber dem Landfrieden und der Frau Stiefmutter nicht mehr recht getraut, hab' auch gedacht: und wenn ein Menſch das Fliegen lernte, ſo würd' anfangs Alles vor ihm niederknieen und ihn anbeten, aber in vierzehn Tag' wär's ihnen Allen ein gemeines Wunder, um das ſie nicht mehr viel gäben; hab' mich alſo auf den Schrecken über meine Hohentwieler Flucht nicht zu ſehr verlaſſen mögen. Mein Vater hat mir etwas Geld geben nach Frankfurt, und ſo bin ich fort, ohne daß meines Wiſſens der Amtmann nach mir gefragt hat. Wie ich bei deiner Mutter und den Kindern geweſen bin, das haſt du nachher zu Haus ſelbſt gehört. In Sachſenhauſen iſt mir's über die Maßen wohl gegangen, ich bin bei meinem Vetter wie das Kind im Haus geweſen, hab' ihm geſchafft, halb als Hausknecht, halb als Metzgersknecht, halb als Kellner, wie und wo man mich hat brauchen wollen, und wenn kein Ebersbach in der Welt wär', ſo hätt' ich mir gar keine beſſere Heimath wünſchen mögen. Aber es hat mir fort und fort am Herzen genagt: daß mein Vater von ſeinen Anerbietungen gar nichts mehr hören ließ, hat mich verdroſſen, und endlich hab' ich von einem Landsmann erfahren, daß deine unfreiwillige Badreiſe jetzt zu Ende ſei. Ueber das fügt ſich's einmal, daß ich Gäſte bedienen muß, und wie ich ihrem Geſpräch aus der Ecke zuhöre, ſo braucht einer zufällig das Sprichwort: Ein Mann, ein Wort, oder ein Hundsfott! Sieh', Chriſtine, wie ich das gehört hab', bin ich eigentlich ſchon ſo gut wie fort geweſen. Mein Vetter hat ſich ein wenig vor den Kopf geſtoßen gezeigt, daß ich nicht gut thun wolle; ich hab' ihm aber geſagt, es reiße mich wie mit eiſernen Haken nach Ebersbach, er ſolle mich in gutem Andenken behalten und mir den Platz nur ein Tag' acht offen laſſen, denn ich möchte gern wieder kommen. In Ebersbach aber war der Wind gänzlich umgeſchlagen. Mein Vater hat mich gar nicht vor ſein Angeſicht kommen, ſondern durch ſeine Frau bedeuten laſſen, ich ſolle mich fortmachen, ich würde ihn nur um Hab' und Gut bringen. Was ich mit ihm für ein Abkommen treffen will, darüber muß ich mich noch beſinnen. Bei deiner Mutter hab' ich dann erfahren, du ſeieſt wirklich frei und im Schulhaus zu Neckardenzlingen im Dienſt. Darauf hab' ich gleich den Stab weiter geſetzt. Wie ich geſtern Abend über die Brücke gehe, ſeh' ich Kinder da ſpielen. Ich will freundlich auf ſie zugehen. Sie aber mich erblicken und mit dem Geſchrei: Der Sonnenwirthle! der Sonnenwirthle! wie das Mutisheer an mir vorüberſtäuben, das war eins. Es hat mir weh gethan, ich kann's nicht leugnen, zu ſehen, wie mein Name den Weg vor mir fegt; aber ich hab's wieder abgeſchüttelt. Meine Lagerſtatt hab' ich im Wald genommen, bin heut im Zickzack durch die Wälder herübergewandert, und da bin ich jetzt bei dir. Und hier iſt auch unſer Nachtlager, ſieh, da tauchen die paar Häuſer im Halblicht auf. Es regt ſich nichts mehr, nicht einmal ein Hund, die Leut' ſind arm und haben nichts zu bewachen. Jetzt fallen wir ſtill und ſäuberlich in die Scheuer ein und da ſollſt du im Heu ganz fein gebettet ſchlafen. Morgen iſt dann das Erzählen an dir, denn für heut iſt genug erzählt.

## 28.

In der erſten Frühe weckte Friedrich Chriſtinen und las ihr das Heu aus den Kleidern und aus den Haaren, wohin es da und dort unter dem Kopftuche eingedrungen war. Nachdem er mit ihrer Hilfe ſein Aeußeres gleichfalls etwas in Ordnung gebracht hatte, ermunterte er ſie zum Fortgehen, ehe die Hausbewohner erwachten; denn, ſagte er, wenn man den Leuten Nachts in die Scheuer einbricht, und wär's auch nur um ein wenig Nachtruh' zu erbeuten, ſo hat man gleich den Credit bei ihnen eingebüßt. Sie verließen den kleinen Weiler, der aus einigen ärmlichen Häuschen beſtand, und ſchlugen einen ſchmalen Waldſteig ein. Der thaufeuchte, friſche Herbſtmorgen machte Chriſtinen vor Kälte zittern. Friedrich ſuchte einen freien Platz im Walde und hatte bald aus Reiſern und dürrem Holze, das er hin und wieder abbrach, ein behagliches Feuer angemacht, neben welchem er das Weib ſeines Herzens auf ſeine Knie zog und ſo ihr ein bequemes Lager bereitete. Das Frühſtück, ſagte er, müſſen wir uns freilich hinzudenken; ich hab' vor lauter Eifer und Heimweh nach dir vergeſſen, für Mundvorrath zu ſorgen. Sie verſicherte, ſie ſei nicht hungrig, und auch er meinte, er habe ſich in Sachſenhauſen hinlänglich herausgegeſſen um jetzt ein wenig faſten zu können.

Laß dich einmal beſehen, ſagte ſie aufſchauend und munter werdend. Siehſt ja ganz proper aus, man ſollt' dich für 'n zünftigen Meiſter in irgend einem Handwerk halten, das ſein' goldenen Boden hat. Mußt die ſchönen Kleider ſchonen und nicht in Scheuern übernachten.

Das kommt anders, verſetzte er, wenn wir einmal zum Land draußen ſind.

Und recht mannhaft biſt worden, fuhr ſie fort. Haſt ein gut's Geſtell, ſo poſtirt und voll und dabei doch nicht zu breit. Dem Geſicht freilich ſieht man an, daß Manches drüber hin gangen iſt, wie ein ſchwerer Pflug. Man ſollt' dich für viel älter halten als du biſt. Wenn ich nicht wüßt', daß du kaum über Siebenundzwanzig ſein kannſt, ich thät dich mindeſtens auf Sechsunddreißig ſchätzen. Schad' iſt's, daß du oft auf einmal ein bisle wild und bös ausſehen kannſt, ſo daß man ſich ſchier fürchten könnt'. Aber ich darf freilich gar nichts ſagen. Sieh' mich an, was ich alt worden bin. Ach, ich muß oft denken, du könneſt an meinen Runzeln keinen großen Gefallen mehr haben.

Er hatte ſie bereits betrachtet und in der Stille die Veränderungen wahrgenommen, die Zeit und Schickſal an ihr hervorgebracht hatten. Nicht eben Runzeln, aber hart eingegrabene Furchen zogen ſich unter dem nicht mehr ſo weichen und hellgelben Scheitel quer über die Stirne und eine ſenkte ſich wie ein tiefer Einſchnitt zwiſchen den Augen hinab. Doch lag in dieſen Spuren nicht die eigentliche Verwüſtung, die in dem einſt ſo freundlichen Geſichte vorgegangen war. Auch ſah es an ſich ſelbſt nicht auffallend gealtert aus und in den treugebliebenen Zügen hatte keine häßliche Entſtellung, wie ſie oft mit den Jahren kommt, ihren Wohnſitz aufgeſchlagen; aber die jugendliche Friſche, die lieblich malende Zuverſicht und Lebensluſt war aus ihnen verſchwunden und hatte ſie verwandelt hinterlaſſen, wie das Morgenlicht, wenn es von einer Landſchaft Abſchied nimmt, dieſelbe Gegend zwar in unveränderter Geſtalt, aber arm, nüchtern und verkümmert hinterläßt.

Du biſt die Mutter meiner Kinder, ſagte er, kannſt nicht ewig jung bleiben. Dieſe Furchen ſind mein Werk, denn du haſt viel um mich leiden müſſen; aber du ſiehſt nicht ſo alt aus, wie du meinſt, und wenn du einmal eine glückliche Hausmutter biſt, ſo wirſt du wieder jünger werden.

Gott geb's, erwiderte ſie, denn ſo wie ich jetzt bin, bin ich doch zu alt für dich. — Ach, wenn ich dran denk', wie der Friederle auf die Welt kommen iſt, 's ſind jetzt bald ſechs Jahr', wie bin ich damals in Einem Umſehen ſo elend und wieder ſo reich geweſen! Wie ich gemerkt hab', daß mein Stündle kommen will, hab' ich meinem Jammer kein End' gewußt, bin allein auf der Bühne gelegen, mein' Mutter hat geſagt, ſie könn' vom kranken Vater nicht weg, und mein Jerg hat ſich verdingt gehabt nach Faurndau zum Dreſchen. Ueber einmal hör' ich auf'm Stiegle 'n Mannstritt, ſo gibt's bloß Ein' in der Welt, und wer kommt mir vor's Bett und nimmt mich in Arm, während ich ihn im Zuchthaus gemeint hab'? Und wie du mir die

Hebamm' haſt geholt und die eine Kraftbrüh' für mich verlangt hat, weil's hart gehen werd' und ich ſo von Kräften ſei, weißt noch? da hat mein arm's Lämmle dran glauben müſſen, mit dem unſre Bekanntſchaft angefangen hat. Ich hab' nicht einmal um das Thierle weinen können, und du haſt recht prophezeit gehabt, es werd' eine Zeit kommen, wo mir etwas Anders mehr am Herzen lieg'. Und hart iſt's auch gangen, ich will's nicht vergeſſen, aber wie's geheißen hat: Vater, hier iſt dein Sohn! ach Frieder, was iſt das eine Seligkeit geweſen! Und nachher iſt die Kathrine kommen und hat geſagt, ſie ſei jetzt mit einem wackern Mann verſprochen und mach' ſich nichts mehr aus der Amtmännin ihrem Zorn, und hat mich treulich gepflegt —

Ja, ſagte er, darum hab' ich auch ruhig wieder in mein Ludwigsburger Heimweſen zurückkehren können. Aber heut noch reut's mich, daß ich mich in Göppingen geſtellt hab'! Berichtet der Vogt nach Ludwigsburg, er habe den mittelſt Ausbruchs echappirten Gefangenen wiederum gefänglich zur Hand gebracht und ſchicke ihn hier wieder ein. Ausgebrochen war ich allerdings, das iſt wahr, denn man hat mir keine Brücke gebaut; aber daß ich mich freiwillig bei ihm geſtellt hab', davon hat er kein Wort geſchrieben, ſondern hat die Ehr' allein haben wollen. So ein Vogt! was bild't ſich der ein! es gibt auch Bettelvögte. Deswegen hab' ich mich nach meinem zweiten Ausflug nicht mehr bei ihm, ſondern unmittelbar in Ludwigsburg beim Kammerrath ſelbſt geſtellt. Der iſt zwar rauhbauzig, wie man's von einem Zuchthausverwalter nicht anders erwarten kann, aber er hat doch gelacht und hat mir nun auch für meine frühere Verſicherung Glauben geſchenkt, ſo daß mir weiter nichts geſchehen iſt, als daß ich eben die paar Tag' länger hab' ſitzen müſſen.

Dein zweiter Beſuch, verſetzte ſie, ach, der iſt traurig geweſen.

Ja, ſagte er, ſchon wie ich das Thal heraufkommen bin, bei Reichenbach, ich weiß nicht, ob du's einmal bemerkt haſt, da iſt in den Anhöhen eine Lücke, durch die der Staufen hereinſchaut, und der hat damals ſo grau und trüb ausgeſehen, daß ich gedenkt hab': Alter, biſt auch traurig und haſt mir eine Trauermär' zu verkünden? Wie ich aber nach Ebersbach kommen bin, hab' ich deinen Vater wenigſtens noch am Leben gefunden, und das wird mir wohl thun, ſo lang ich leb'. Chriſtine! Reſpect vor dem Mann! Der iſt geſtorben wie ein

Patriarch! Er iſt ſein Leben lang in Armuth und Demuth und im Staub dahergangen und hat ſelber nicht gewußt, was in ihm ſteckt, aber in der Todesſtunde iſt ihm der Geiſt mächtig auf die Zunge getreten.

Weißt noch, wie er uns geſegnet hat, rief ſie, und dich abſonderlich, weil dein Will' vor Gott gut ſei und dein Herz aufrichtig, und wie er dir Alles vergeben hat, was ihm Leid's durch dich geſchehen iſt?

Und dann ſeine letzten Worte! rief er. Wo hat man vom alten Pfarrer, der zu gleicher Zeit mit ihm geſtorben iſt, je etwas Aehnliches gehört! Und vollends vom jetzigen! Ja, wenn er nur ein einzigmal aus ſeinem Mund einen Hauch hätte gehen laſſen von jenem Geiſt, ich hätte ihn und ſeinen Kelch und ſeine Hoſtien ungekränkt gelaſſen!

Nicht bloß im Sonnenwirthshaus — ſo verſuchte Chriſtine aus der Erinnerung nachzuſprechen — auch unter der großen Weltſonn' iſt nicht Alles wie es ſein ſollt', und Gottes unerforſchlicher Rathſchluß läßt es zu, daß ſein Will' auf Erden nicht geſchieht. Neid und Stolz regiert die Welt und das Gericht wird hereinbrechen —

Sie nennen ſich ſeine Kinder — unterbrach er ſie, um die Erinnerung voller wiederzugeben — und ſind doch nicht Brüder und Schweſtern unter einander. Neid und Gewalt, Stolz und Habſucht regiert die Welt, und Gottes Ebenbild wird in der Armuth unterdrückt. Die Welt liegt im Argen und ihr Maß ſteigt auf bis zum Rand, und unverſehens wird ein Gericht hereinbrechen, das den Unſchuldigen ſammt dem Schuldigen trifft, wie zur Zeit der großen Fluth, wo der Menſchen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böſe war immerdar.

Ich aber — fiel Chriſtine mit den Schlußworten ihres Vaters ein — ich fahr' in meiner Arch', die mir der Schreiner zimmert, nach meinem Berg Ararat zu meinem Vater und zu eurem Vater, und will ſchauen was jetzt dunkel und verborgen iſt, und will ihm ſagen: Vater, ſegne die hie nach mir bleiben, und führ' ſie endlich einmal ſänfter, wenn dir's möglich iſt, und laß ſie deinen Frieden ſchmecken. — Er hat das Wort nicht mehr ganz ausgeſagt, fügte ſie hinzu, iſt zurückgeſunken und entſchlafen.

Eine übermächtige Rührung überkam das ſo vieler Verwilderung preisgegebene Gemüth des Mannes, der ſich nicht geſcheut hatte, heilig gehaltene Geräthe des Gottes, zu dem er betete, anzutaſten. Er ließ ſein Weib zur Erde gleiten, erhob ſich in die Kniee und rief, die Arme gegen den blauer werdenden Morgenhimmel ausgebreitet, unter ſtrömenden Thränen: Himmliſcher Vater, gib uns deinen Segen um jenes Gerechten willen! Du biſt ja mit den unvernünftigen Geſchöpfen, die unter deiner Sonne wimmeln, und gibſt ihnen Nahrung und Kleidung auf ihre Zeit. Trag' und erhalt' auch uns, die wir deine Kinder ſind, und gib uns unſer Brod, uns und unſern armen Kleinen. Führ' uns aus dieſem Land, wo Vater und Mutter hart ſind, in ein milderes, das du uns verheißen mögeſt, laß uns vor dir wandeln und behüte uns, daß wir nicht mehr in Anfechtung fallen.

Chriſtine kniete neben ihm und ſchluchzte laut. Nachdem er geendet hatte, blieben beide noch lange auf den Knieen liegen. Das Feuer ſank allmählich in Kohlen und Aſche zuſammen und durch die Gipfel der Bäume lächelte das Geſtirn des Tages, das Wärme und Leben bringend über den Bergen aufgegangen war.

Jetzt komm, Chriſtine, wollen aufbrechen, die Sonne iſt herauf und die Kälte läßt nach, ſagte Friedrich, ihr Bündel ergreifend. Sie zogen ſchweigend und voll Gedanken durch die Wälder hin, die vom Fuße der Alb zwiſchen dem Neckar- und Filsthal in das Land hineinlaufen. Hie und da führte ihr Pfad an einem einſamen Hofe vorüber, ſchlängelte ſich aber gleich wieder dem Walde zu. In einem dieſer abgelegenen Gehöfte wagten ſie ſich mit geſtandener (ſaurer) Milch und etwas Schwarzbrod zu erquicken, hielten ſich aber, da ſie von den Leuten mißtrauiſch angeſehen wurden, nicht lange auf. Als ſie wieder auf der Wanderſchaft waren, ſagte er endlich: Jetzt iſt das Erzählen an dir, Chriſtine.

Das iſt kurz bei einander, verſetzte ſie, mir iſt nicht ſo viel vorkommen, wie dir. Nach deiner Gefangennehmung, wo du nach Hohentwiel kommen biſt, hat man mich auch ein wenig einthürmt.

Aber nichts auf dich bringen können, das weiß ich ſchon von deiner Mutter.

Nachher iſt's eben wieder das alt' Lied geweſen. Sie haben mich vor Kirchenconvent citirt und haben mich gefragt, wer der Vater zu dem Kind ſei, mit dem ich geh'.

Dann haſt du geſagt, dein Mann?

Durch ſolche Reden hätt' ich ſie nur noch mehr wider mich in Harniſch bracht, und 's iſt mir ſo ſchon ſchlecht gnug gangen. Mein Jerg, das muß ich ihm nachſagen, hat wie ein Vater an mir gehandelt; er hat immer gegen mein' Mutter geſagt, wenn du da wärſt, ſo wär's dein' Sach', für mich zu ſorgen, aber wenn einer lebendig begraben ſei, ſo könn' man ihm nichts mehr zumuthen. Das Waſſer iſt ihm aber ſelber oft bis an Hals gangen, und dann iſt er oft fort geweſen, um ſein Brod auswärts zu ſuchen. Ich hab' vor Kirchenconvent kaum ſtehen können, ſo ſchwach iſt mir's geweſen. Der Schütz hat mich nachher mitgenommen, und er und ſein Weib haben mir ein bisle zu eſſen geben; ich hab's auch angenommen, denn ich hab' vielmals denkt, ich werd' das Kind nicht lebig zur Welt bringen.

Er iſt ein verſoffener Lump, ſagte Friedrich, aber er iſt doch beſſer als Mancher, der in der Tugend und in der Wolle ſitzt. Wie's dem Armen zu Muth iſt, das begreift doch nur wieder der Arme, aber eben darum können ſie einander nicht viel helfen. Ich glaub', der Schlucker hat ein paar unerzogene Kinder.

Viere! ſagte Chriſtine. Er hat aber geſagt, du habeſt ihm hie und da einen Schoppen eingeſchenkt, und das werd' er dir gedenken. Die Herren haben mir nichts geben als böſe Wort'. Sie haben mir bedeutet, ich dürf' mich nicht aus dem Flecken entfernen, weil die Sach' an's löbliche Oberamt berichtet werden müſſ', von wegen deines böſen Lebens. Dort ſind ſie auch bald mit mir fertig geweſen. Ich hab' mein Kind vor dürfen zur Welt bringen und ein paar Wochen pflegen, und dann hab' ich eben in's Zuchthaus wandern müſſen.

Auf zwei Jahr'!

Nein, denk' nur, auf unbeſtimmte Zeit, bis die Aufſeherin mir das Zeugniß geben hat, ich ſei jetzt ſo, daß man mich entlaſſen könn', und das iſt bloß daher kommen, daß ich gehört hab', du ſeieſt von Hohentwiel ausgeflogen, denn unartig bin ich zwar nie gegen ſie geweſen, aber immer ſtill, bis die Freud' über mich 'reinbrochen iſt, und dann hab' ich ihr Alles gethan, was ich ihr an den Augen abgeſehen hab', und zuletzt iſt ſie für mich gut geſtanden, daß man mich hat ſpringen laſſen, weil ich jetzt ganz 'beſſert ſei.

Die Art gefällt mir erſt noch, bemerkte er. Würd' im Zuchthaus immer väterlich und mütterlich regiert, ſo daß das Haus ſeinen Namen verdiente und die Leute darin zur Zucht gebracht würden, ſo wär's das Beſte, ſie auf unbeſtimmte Zeit hinein zu thun, bis der Zuchtvater oder die Zuchtmutter ſie wieder freiſprechen würden, und bekäm' das vielleicht Manchem gut, der jetzt Andere zum Zuchthaus verdammt. Und dann möcht' man Einen, der nicht gut thut, meinetwegen auf lebenslänglich drin laſſen; nur weiß ich keinen Menſchen, dem ich ein ſolches Urtheil anvertrauen möchte, als höchſtens meinen ſeligen Waiſenpfarrer. Aber die gewöhnliche Art von Zuchthausſtrafen — für das und das Vergehen ſo und ſo viel Wochen oder Monate oder Jahre — das kommt mir immer vor wie ein Schneider, der Einem ſo und ſo viel Ellen zu ſeiner leiblichen Länge anmißt, oder auch, weil ich grad' vom Wirthſchaften herkomm', wie ein Speiszettel: Kalbsbraten thut ſo und ſo viel, Hammelsbraten ſo und ſo viel, Schweinsbraten ſo und ſo viel, Wein, Nachtlager, Mittag-, Abendeſſen und Frühſtück, Alles zuſammen einen Gulden und dreißig Kreuzer. Dann gibt's auch wieder gelindere Richter, die machen's wie ein ſanftmüthiger Wirth, der den Gaſt nicht mit einer runden Summe erſchrecken will und ſtatt des Guldens bloß neunundfünfzig Kreuzerle ſagt. Bei einem Wirth iſt das ſchon recht und er mag zuſehen, wie er eins ins andre rechnet und fertig wird, aber die Rechnung in Jahren, Monaten und Wochen nicht am Beutel, ſondern an der lebendigen Seele eines Menſchen ausgemeſſen — das iſt eine Vermeſſenheit und kann ich weder Sinn noch Verſtand drin finden.

Wie ich wieder aus'm Zuchthaus kommen bin, fuhr Chriſtine fort, hab' ich gehört, du ſeieſt dageweſen, aber ſeieſt wieder fort in die weit' Welt. In der Sonn' hat man nicht davon geſchnauft wo du biſt. Ich hab' ſelber einmal angefragt, da hat mir die Sonnenwirthin ein Stückle Brod hingelegt und hat geſagt, du ſeieſt ganz verſchollen, und 's thät' für mich und Alle das Beſt' ſein, du bliebeſt's auch. Ich hab' das Brod liegen laſſen und bin fort. Mein Jerg iſt grad' dazumal wieder nicht zu Haus geweſen, und mein' Mutter hat mich nicht behalten wollen, weil ich ihr eine unnütze Brodeſſerin ſei, wiewohl ſie eigentlich uns ihr Brod verdankt, denn ſie ißt's eben mit unſern Kindern, die man ihr in Verpflegung geben hat.

Aus dem Heiligen?

Nein, ſo ſpendabel iſt der Heilig' nicht. Da hat's geheißen: Herr Sonnenwirth, Er iſt ein reicher Mann und die Commun' kann da nicht eintreten, alſo zahlt Er das Koſtgeld für Seine Enkel.

Iſt wahr, er hat mir einmal geklagt, die Kinder koſten ihn ſo viel Geld und deswegen könne er das Geld zur Auswanderung nicht ſo geſchwind aufbringen.

So lang mein Jerg dageweſen iſt, hat's den Kindern an nichts gefehlt, ſeit der aber mehr und mehr fort iſt, hat man anders für ſie ſorgen müſſen. Wie nun mein' Mutter mir hat zu verſtehen geben, daß ich ihr überläſtig ſei, hab' ich meine Kinder mit tauſend Schmerzen küßt und hab' das Herz in beide Händ' genommen und bin nach Denzlingen gangen zur Schulmeiſterin. Die iſt zum Glück grad' in der größten Verlegenheit geweſen und hat geſagt, ich hätt' ihr nicht geſchickter kommen können, ſie hab' eben eine Magd aus'm Dienſt gejagt, die ihr geſtohlen hab'. Drauf hat ſie zu ihrem Mann geſagt: Sieh, mit der äußerlichen Frömmigkeit ſind wir angeführt geweſen, jetzt folg' mir und hilf mir's auch einmal mit dem Weltkind da probiren; die iſt kein' Heilige und hat viel durchgemacht, aber vielleicht wird ihr auch viel verziehen, und ehrlich iſt ſie auf alle Fäll'. Er iſt's dann zufrieden geweſen. Ob ſie ihm Alles von mir geſagt hat, weiß ich nicht, es iſt nie zwiſchen uns die Red' davon geweſen, aber ich hab' in dem Haus gelebt wie im Paradies. Die Leut' ſind fromm, nicht bloß mit Morgen- und Abendſegenleſen, ſondern reden auch den ganzen Tag von frommen Sachen, wie's eben das Geſchäft erlaubt, denn darin verſäumen ſie nichts; aber — ich weiß nicht recht wie ich mich ausdrücken ſoll — in ihrem Chriſtenthum iſt ſo etwas Gegenwärtig's, das nicht bloß hoch im Himmel droben oder weit fort im jüdiſchen Land, ſondern mitten in Denzlingen drin iſt und immer dem heutigen Tag und der jetzigen Stund' gilt, ganz anders als man's ſonſt in der Kirch' und im Leben trifft. Und grad' ſo ſind des Pfarrers auch, drum halten ſie auch zuſammen, wie man's ſelten bei Pfarrer und Schulmeiſter find't. Dabei ſind ſie allweil guter Ding' und oft ſogar recht luſtig und zum Lachen aufgelegt, beſonders der Pfarrer macht gern allerlei Späßle, und der Schulmeiſter antwortet ihm drauf, laſſen ſich auch nichts abgehen, wiewohl ſie gar nicht dick thun und ihr' Sach' reichlich mit der Armuth theilen. Aber freilich, ſie haben's auch, und wer bei ihnen iſt, wird alle Tag' ſatt. Ich hab' oft Nachts vor'm Einſchlafen dran denken müſſen, wie mir's ſo gut geht, und wo du jetzt auch umirren werdeſt, und ob meine arme Kinderle ſatt in's Bett gangen ſeien, denn ich ſag' dir's ungern, aber 's iſt hohe Zeit, daß wir nach ihnen ſehen: meiner Mutter iſt das Tiſchtuch lieber als das Hungertuch, ſie hat zwar nie viel gehabt, aber je ärmer ſie wird, deſto ſchleckiger iſt ſie, ſie verſchleckt Alles was ſie kann.

Das muß aufhören, ſagte er. Heut Abend ſind die Kinder da, wo ſie hingehören: bei uns. Jetzt iſt nur noch die Frage, wie ich mich mit meinem Vater aus einander ſetzen ſoll. Seine Antwort hat mich wenig kümmert, ich hab' vorher mit dir einig ſein wollen. Hätteſt du jetzt eher Luſt, aus deinem Paradies heraus mit mir nach Pennſylvanien zu gehen?

In den Mond, wenn's nicht anders ſein kann, erwiderte ſie. Die Hauptſach' iſt, daß wir bei einander ſind, wir und die Kinder, drum hat's mir auch kein' Augenblick zweifelt, was ich thun ſoll. Aber hör', wenn's dein Vetter ſo gut mit dir meint, wie du ſagſt, könnten wir denn nicht bei dem ein Plätzle finden oder thät' er uns nicht zu einem verhelfen, daß wir nicht ſo weit fliegen müſſen und unterwegs vielleicht die Flügel verſtauchen?

Ja ſieh, antwortete er, der Vetter hat's freilich gut mit mir vor, aber Welt iſt überall Welt, er ſieht auch auf's Greifbare und fragt nicht darnach, ob's Motten und Roſt freſſen. Darum hätt' ich ihm nicht meine ganze Abſicht anvertrauen mögen, weil er mir mit einem einzigen Wort dazwiſchen hätt' fahren können. Wenn ich aber mit dir und den Kindern da bin, ſo kann er auf keinen Fall verlangen, daß ich euch wieder heimſchicken ſoll; und wenn alle Sträng' brechen, nun, dann ziehen wir eben weiter, bringen uns im Krieg mit Marketendern fort, oder gehen über's Meer.

Sie ſah ihn zweifelhaft an und ſchwieg, aber der heitere Schimmer von Hoffnung, der ihr Antlitz neu zu beleben begonnen hatte, wich allmählich wieder aus ihm, und jener Zug leidender Geduld und Entſagung, der den Frauen aus dem Volke einen ſo mitleiderregenden Geſichtsausdruck geben kann, nahm ſeine alte Stelle ein.

Der Wald öffnete ſich und vor den beiden Wanderern lag die Alb, an deren Fuße ſich eine ſchmale Straße hinzog. Wollen uns dem Bergſträßle da anvertrauen, ſagte er. Sie thaten es, indem ſie die Ortſchaften, die ihnen in den Weg kamen, auf den durch die Felder führenden Fußpfaden umgingen. Die Sonne begann für einen Herbſttag ungewöhnlich heiß zu brennen und ihre ſcheitelrechte Stellung zeigte den Mittag an. Ich wollt', ich hätt' was zu trinken, ſeufzte Friedrich, und wär's auch nur ein Schoppen Moſt oder Aeppelwein, wie ſie am Main drunten ſagen.

Und mir thät ein Löffele Warm's noch nöther, ſeufzte Chriſtine ebenfalls.

Gelt, arm's Weible, ſagte er, dir iſt's ungewohnt, mit langem kaltem Magen zu wandern? Da haſt Geld, geh' du in das Ort da hinein und laß dir eine Suppe geben, kannſt mir dann etwas zu trinken und ein Brod dazu herausbringen, das genügt für mich. Das Geld, das ich mir in dem halben Jahr zu Sachſenhauſen erſpart hab', muß für uns und die Kinder reichen. Ich will mich derweil unter den Baum in Schatten legen.

Meinſt, es hab' kein' Gefahr? fragte ſie.

Ich kenn' mich ſo weit in der Gegend aus, erwiderte er, daß der Berg da über uns die Teck iſt. Da herum ſind wir ja ganz unbekannt. Du ſiehſt aus, wie wenn du aus der Nachbarſchaft wär'ſt, und wenn ich in meiner ſtädtiſchen Tracht zurückbleibe, ſo fällſt du niemand auf.

Er gab ihr Geld und ſeine leere Feldflaſche und ſtreckte ſich bequem unter dem Baum aus, indem er ſein dreieckiges Hütchen neben ſich legte. In dieſem Augenblicke kam ein Mann vorüber, der den gleichen Weg mit ihnen zu haben ſchien. Er blickte das fremde Paar mißtrauiſch an und mäßigte ſeinen Gang, ſo daß er Chriſtinen, die jetzt auf das Dorf vor ihnen zuſchritt, immer auf dem Fuße folgte. Friedrich ſah nach und die Begegnung wollte ihm nicht recht gefallen; doch ſchien ſie auch keine ernſte Beſorgniß einflößen zu können. Seine Augen begleiteten Chriſtinen, bis ſie in dem Dorfe verſchwunden war; auch ihren Nachfolger verdeckten jetzt die Häuſer. Er legte ſich auf den Rücken zurück, ſah in das falbe Laub und durch dieſes zum blauen Himmel empor. Dabei vergegenwärtigte er ſich, wie Chriſtine auf ihre Suppe wartete, wie ſie dann dieſelbe empfing, und wie ſie ſich endlich mit der gefüllten Flaſche auf den Weg machte. Jetzt mußte ſie wieder an den äußerſten Häuſern erſcheinen: er ſah hin, aber er hatte die Zeit zu kurz gemeſſen und ſich verrechnet. Er legte ſich wieder zurück und wartete geduldig; er hatte ja das Warten gelernt; aber endlich däuchte es ihm doch ziemlich lang. Er ſah wieder hin: ſie kam noch nicht. Nun zählte er bis auf eine beſtimmte Zahl, die er ſich vornahm, und da er zu ſchnell gezählt zu haben glaubte, ſo wiederholte er dieſes Geduldſpiel ein paarmal, jedoch umſonſt. Endlich zählte er ununterbrochen und langſam, wie er meinte, bis auf Hundert fort: Chriſtine kam nicht. Jetzt begann es ihm unheimlich zu werden. Er ſtand auf und ging ſachte auf das Dorf zu. Schon war er in die Nähe deſſelben gelangt, als er eine beträchtliche Menge bewaffneter Mannſchaft, welche bei der Unſicherheit der Zeit in jeder Gemeinde ſchnell auf den Beinen war, herausdringen ſah. Die einen waren mit Flinten, die andern mit Spießen oder Prügeln verſehen, und ihre Blicke ließen ihn nicht im Zweifel, wem dieſer Ausfall gelte. Während ſie ſich raſch gegen ihn in Bewegung ſetzten, entſprang er in das Feld. Sie vertheilten ſich und ſuchten ihn einzukreiſen, aber ſeine Schnellfüßigkeit hatte ihn bald in dem Dickicht des Waldes am Teckberge ihrer Verfolgung entzogen. Er ſchlug ſich die Kreuz und Quere durch das Holz, bis er von einer ſichern Stelle auf den Boden, den er hatte räumen müſſen, hinunterſpähen konnte. Nicht lange, ſo ſah er jenſeits des Dorfes Bewaffnete, die ein Weib in der von ihm und Chriſtinen beabſichtigten Richtung in ihrer Mitte führten. Er konnte nicht zweifeln, daß ſie es ſei, und konnte ſich's ausmalen, wie der Mann, dem ſie begegnet, die Anzeige gemacht hatte, ſie gehöre zu einem verdächtigen Kerl, der ſich nicht ins Dorf herein traue. Seinen Namen hatte ſie gewiß nicht angegeben, aber ohne Zweifel ihre Heimath, und wurde jetzt bis nach Göppingen von einer Streifmannſchaft der andern übergeben.

Er knirſchte, biß ſich in die Finger, daß ſeine Zähne blutige Spuren hinterließen, und blickte anklagend gen Himmel. Alſo keine Ruh', keinen Frieden! rief er: wiederum haſt du mich in die Wüſte geworfen! Dann machte er in Gedanken auch Chriſtinen Vorwürfe, daß ſie ſo ungeſchickt geweſen ſei, ſich fangen zu laſſen. Endlich ſchüttelte er ſich unmuthig, als ob er alle Gemüthsbewegungen, mit welchen er ſich vergebens peinigte, zu Boden werfen wollte. Mit einer gewaltſamen Kraft arbeitete er ſich durch die Gebirgswälder hindurch, und das Geſtrüpp krachte unter ſeinen Händen und Füßen, bis er endlich, halb erſchöpft, abgelegene Pfade einzuſchlagen wagte, die ihn in weiten Krümmungen ſeinem Ziele näher führten.

Der Tag hatte ſich tief geneigt, als er auf dieſen verborgenen Umwegen, todtmüde vor Hunger und Anſtrengung, auf einer vorſpringenden Höhe herauskam und unter ſich in der Breite des Thals die Stadt liegen ſah, von wo aus er ſo oft in die Gefangenſchaft geſendet worden war, und wo nun auch Chriſtine abermals ihr Schickſal erwarten ſollte. Ihr freundlicher Anblick ſtimmte ſchlecht zu der Unglücksbedeutung, die ſie für ihn und die Genoſſin ſeines irren Lebens angenommen hatte. Seine Blicke, von Erſchöpfung verſchleiert, ſchweiften unſtät in die dämmernde Landſchaft hinaus. Plötzlich taumelte er zurück, von einem Schreck ergriffen, der ihm das Blut in den Adern ſtocken machte. Was war es, das ihm vor die Augen getreten war? Es ſah aus wie der Schatten eines aufgehobenen Rieſenfingers. Mit einer wilden Aufraffung kämpfte er den Schrecken nieder, rieb ſich die Augen aus und ſagte laut und zornig, während ihm doch die Stimme bebte, vor ſich hin: Dummes Zeug, es iſt ja nichts als der Staufen.

Der wunderſchlanke Berg war ihm einen Augenblick zum Schreckgeſpenſt geworden. Auch mit ihm glaubte er in ſeinem anklägeriſchen Wahne rechten zu dürfen. Was willſt du mich warnen? fragte er; bin ich denn auf böſen Wegen? Ich will ja nur bei meinem Weib und meinen Kindern ſein!

Er lachte verächtlich. Iſt juſt die rechte Zeit zum Geſpenſterſehen, ſagte er. Geſpenſter hätten jetzt gute Gelegenheit, mir Geſellſchaft zu leiſten. Nur herzu, wenn's beliebt.

Er warf ſich zu Boden und rang mit der Empörung ſeiner Pulſe und ſeiner Gedanken, bis endlich ein ſpäter Schlaf ſich des gehetzten Wildes erbarmte.

## 29.

Der Amtmann von Ebersbach ſaß im Armſtuhl vor ſeinem Schreibtiſch zurückgelehnt, ſo daß ſein Schlafrock von Damaſt mit großen Blumen aus einander gefallen war und die lange goldbordirte Weſte nebſt dem goldenen Uhrgehänge über dem ſtattlichen Leibe ſehen ließ. Er war bis zu den ſeidenen Strümpfen und den Silberſchnallenſchuhen herab ſo vollſtändig angekleidet, daß er nur den Schlafrock wegzuwerfen und in den Treſſenrock zu ſchlüpfen brauchte, um eine Staatsviſite zu machen oder zu empfangen. Dieſer Vorausſetzung widerſprach jedoch ſein Haarbeutel, der, entweder nachläſſig gebunden, oder in Folge unruhiger Bewegungen des Kopfes wieder aufgegangen, in trauriger Unordnung über die Lehne herabhing und ſeinen Puder auf den Boden verſtreut hatte, dabei aber vollkommen zu dem Geſichte ſeines Trägers ſtimmte, in deſſen Zügen der äußerſte Verdruß zu leſen war.

Die Amtmännin trat in der Hausjacke und Morgenhaube herein. Schauderhaft! rief ſie und beeilte ſich, den anarchiſchen Haarbeutel wieder in die Schranken der Ordnung zurückzubringen. Dann legte ſie die Hand auf die Stuhllehne und blickte ihren Gatten aufmerkſam an. Du biſt nicht gut bei Laune, mein Schatz, begann ſie endlich.

Man kann nicht immer bei Laune ſein, mein Schatz, erwiderte der Amtmann, dem die Verbeſſerung ſeines Kopfputzes unbequem geweſen ſein mochte, obgleich er dabei ſtill gehalten hatte.

Und dein Geſicht, fuhr ſie fort, nimmt neuerdings eine gewiſſe blauröthliche Färbung an, die mir Beſorgniß einflößt. Du ſollteſt dir mehr Bewegung machen, du ſteckſt noch ſo tief in den Wintergewohnheiten. Der Schnee iſt weg, das Wetter macht ſich leidlich: ſoll ich dir nicht deine Jagdſtiefeln bringen laſſen?

Der Amtmann wendete ſich unmuthig ab. Du könnteſt mich eben ſo gut vergiften, Sibylle, ſagte er, als mir einen ſolchen Rath geben.

Ich kann dich nicht capiren, Daniel! erwiderte ſie befremdet und ſcharf, denn ſie war dieſes Tons von ihrem Manne ungewohnt. Als Leute, die mit der Zeit fortgeſchritten waren, liebten Beide die von ihren altmodiſchen Eltern ihnen in der Taufe beigelegten Vornamen nicht ſonderlich und pflegten ſich deßhalb nur dann bei dieſen Namen zu nennen, wenn ſie von einer etwas ſtechenden Laune gegen einander befallen waren.

Der Amtmann, der das Nachgeben mehr durch die Leitung als durch das eigene Beiſpiel ſeiner Frau gelernt hatte, dämpfte ſeinen Ton ein wenig und ſagte erläuternd: Du ſcheinſt nicht daran zu denken, daß der vermaledeite Burſche, der Sonnenwirthle, in den Wäldern haust. Sonſt ſollte mich der Winter nicht von der Jagd abgehalten haben. Mein ganzer Chagrin rührt ja einzig und allein von dieſem Lotterbuben her.

Er hat noch Niemand angefallen, ſagte die Amtmännin. Er holt ſich hie und da Victualien, wo er ſie findet. Das iſt Alles. Und du kannſt ja Mannſchaft genug mitnehmen.

Du bedenkſt gar nicht, daß er auf mich eine ſpezielle Pique hat, verſetzte der Amtmann.

Ich halte ihn nicht für ſo rachſüchtig, erwiderte ſie. Bei ſeiner Kühnheit, Stärke und Verſchlagenheit hätte er ſonſt hier, wo er doch Manchen haßt, ſchon das größte Unheil anrichten können.

Wer ſteht dir dafür, daß es nicht noch geſchieht? rief der Amtmann. So lang ſeine Concubine in Göppingen gefangen ſitzt, wird er ſich hüten, die Strenge des Geſetzes gegen dieſe Geiſel herauszufordern. Wenn ſie aber einmal frei iſt, und ewig behalten kann man ſie nicht, weil ſie nichts Erweisliches peccirt hat, ſo wird er ſchon die Hörner heraus ſtrecken. Ich ſeh' es kommen, daß er das Handwerk, wenn's im Kleinen nicht mehr geht, ins Große ausdehnt und ſich in den Orden der Jauner aufnehmen läßt.

Nun, dieſe gibt's wenigſtens in unſrer Gegend nicht.

Sie ſind überall und nirgends: wenn ſie heute ausbleiben, ſo ſind ſie dafür morgen da. Dieſe politiſchen Blutigel, die ſich auf mehrere Tauſende belaufen mögen, ſcheinen eine inexſtirpable Landescalamität zu ſein. Sie koſten der Geſammtheit der verſchiedenen Dominien in Schwaben jährlich Hunderttauſende von Gulden, theils an Erbetteltem und Geſtohlenem, theils an Unkoſten, die gegen ſie aufgewendet werden müſſen. Ich glaube auch nicht, daß man eher mit ihnen fertig wird, als bis ſtatt der ohnmächtigen Generalſtreifen des ſchwäbiſchen Kreiſes einmal das ganze Land in Maſſe wider ſie aufſteht, ſie auf Einen Punkt zuſammentreibt und Alles über die Klinge ſpringen läßt. Und ich habe eine Ahnung, dieſes Scheuſal von einem Menſchen wird ſie uns noch auf den Hals ziehen, um ſein Müthlein an uns zu kühlen.

So benutze die Zeit, eh' ſie kommen, zu einer Erholungsreiſe, wenn dir kleinere Ausflüge nicht zuſagen.

Hat ſich was zu reiſen! rief er ärgerlich. Dieſer Auswurf der Menſchheit hält mich ja wie einen Hund an der Kette feſt. Alles zittert vor ihm: wenn ich fortginge, ſo liefe mir der ganze Flecken nach. Und dennoch könnte ich mich bemüßigt ſehen, ein wenig nach Stuttgart hinabzufahren und unſern Gönnern in der Regierung aufzuwarten, um den üblen Inſinuationen des Vogts zu begegnen, der ſeine Angſt vor dieſem Cartouche an mir Unſchuldigem auslaſſen will und mich unaufhörlich mit Vorſchriften tormentirt und mit Vorwürfen überhäuft. Fürwahr, der hat den Titel Expeditionsrath nicht umſonſt. Er expedirt einen Erlaß um den andern daher und wird den Flecken, wenn es ſo fort geht, noch an den Bettelſtab expediren, aber der ganze Stoß — er warf bei dieſen Worten den Haufen der vor ihm liegenden Ausſchreiben unwillig durch einander — hat bis jetzt keinen Hund aus dem Ofen gelockt.

Er iſt ſeinerſeits in der nämlichen üblen Lage wie du, bemerkte die Amtmännin: wenn der Wildfang ſich ſehen läßt, ſo ſchreit der ganze Flecken zuſammen, dann biſt du genöthigt einen Bericht nach Göppingen zu ſchicken, und das nöthigt dann wiederum den Vogt, ſich den Kopf zu zerbrechen, um auf den Bericht mit irgend einer neuen Maßregel zu dienen. Auf dieſe Weiſe macht man ſich gegenſeitig das Leben ſauer.

Und wie! rief der Amtmann, der in ſeiner Erbitterung über den Vorgeſetzten die vorübergehende Aufwallung gegen ſeine Frau vergaß und wieder zutraulich wurde. Ich mag von den Wiſchen aufſchlagen, welchen ich will, immer iſt ein Stich für mich darin.

Er gab ihr einen der Erlaſſe, und ſie las halb mit Lachen, halb ärgerlich: „Wohledler, vielgeehrter Herr Amtmann! Ich vernemme, daß die Anſtalten, welche der Herr Amtmann bis dahero zur Beifahung des von der Feſtung echappirten Böswichts Friedrich Schwanen gemachet, nicht die beſte geweſen, und daß darburch nur große Koſten gemachet, in der Hauptſach aber nichts gerichtet werde, wie es auch der Effect ſelbſt gegeben, da es zumalen gut geweſen wäre, wann die Hausſuchung unterblieben und dagegen das Mülleriſche Haus ex improviso überfallen worden wäre.“

Sapperment! rief der Amtmann dazwiſchen: wenn der Einfaltspinſel von Fiſcherhanne ihm hinterbracht hätte, der Schurke ſtecke drin, ſo würde er eben auch Hausſuchung gehalten haben, bis er ihn gefunden oder — nicht gefunden hätte. Was hilft mich's aber das Haus zu überfallen, wenn ich ihn nicht drinnen weiß?

„Es wolle dahero“ — fuhr ſie fort zu leſen — „der Herr Amtmann die bisherige nächtliche Patrouille abgehen laſſen und dagegen ein paar vertraute Mann als Spionen beſtellen, die etwan Nachbarn von dem Mülleriſchen Haus und in der Stille auf des Schwanen Aus- und Eingang Achtung geben, und alsdann in tempore davon Anzeig machen laſſen. Da mir auch ferner bekannt, daß ſich der Schütz faſt täglich berauſche“, — das iſt wahr, bemerkte ſie dazwiſchen — „mit verſoffenen Leuten aber nichts zu richten, ſondern durch deren Ungeſchicklichkeit Alles, zumal bei einem ſolchen Böswicht, verrathen ſeie, ſo wolle der Herr Amtmann ihne Schützen zur Nüchternheit ermahnen, und ihme dabei bedeuten, daß, wann ich noch ein einigsmal höre, daß er ſich volltrinke, ich ihne ohne weiteres abſchaffen werde.“ Mein Gott! bemerkte ſie: was ſchreibt der Mann mesquin! Dein Geſchäftsſtyl athmet zwar auch nicht gerade Roſen und Lilien, aber mit dieſer Diction da verglichen, liest er ſich wie ein franzöſiſcher Roman.

Den Schützen habe ich tüchtig abgecapitelt, ſagte der Amtmann. Bei einem ſolchen Geſchäft könnte übrigens der Solideſte aus der Art ſchlagen lernen, geſchweige der alte Zapf von Haus aus. Da er noch von Allen am meiſten vertragen kann, ſo wird er dazu gebraucht, in den Wirthshäuſern umher zu ſpioniren, ob man's nicht irgendwo in der Stille mit dem Verbrecher halte. Da muß er nun überall pro forma ſeinen Schoppen trinken — ich ſelbſt hab' ihm ſchon Geld dazu gegeben —

und ſo kommt er gewöhnlich in einem Sarras und rapportirt, der Spitzbub' ſei juſt vor ihm dageweſen, er habe ihn aber nicht mehr angetroffen.

Die Amtmännin nahm ſich die Freiheit, in den Ausſchreiben zu kramen und einzelne Stellen halblaut zu leſen. „Um den Flecken Poſten ausſtellen,“ las ſie, „ſämmtliche Metzger mit ihren Knechten dazu beordern, mit Gewehren in Händen, wozu inſonderheit des Schwanenwirths zu ziehen.“

Sie blickte den Amtmann fragend an. Freilich! lachte dieſer: weil der Sonnenwirth Schwan heißt, ſo ſchreibt er immer: der Schwanenwirth. — Er nahm einen Erlaß aus dem Fache und deutete auf eine Stelle. Sieh, ſo ſchrieb er damals, als der Fleckenſchaden nach Hohentwiel verurtheilt wurde: „Es iſt dem Schwanenwirth zu bedeuten, daß er cum venia ein paar Schuh und etliche Kleidung ſchicken, übrigens aber ſich getröſten ſolle, daß ſein boshafter Sohn ihme künftighin in ſeinem Leben keinen Verdruß mehr machen werde.“

Darin iſt er kein Prophet geweſen, ſagte die Amtmännin lachend. Sie las weiter: „Daſern ſie etwas Verdächtiges vermerken, die Hunde laufen laſſen und mit Behutſamkeit anhetzen.“ Das iſt wirklich komiſch! rief ſie und beide brachen in ein ſchallendes Gelächter aus. „Verſpreche mir übrigens wenigen Effect,“ las ſie weiter, und ſetzte hinzu: Ich auch.

Natürlich, ſagte der Amtmann, ſchon deswegen, weil der abgefeimte Schurke mit allen Hunden im Flecken auf dem beſten Fuße ſteht. Ich weiß nicht, was er für Jaunerkünſte dabei anwendet.

Die Amtmännin griff nach einem andern Schreiben und las: „Bei der geringſten Spur wiedermalen Sturm ſchlagen laſſen“ —

Das iſt nonsens! rief der Amtmann. Das thu' ich nicht! Das brächte mir den Flecken vollends bei der ganzen Umgegend in Mißcredit. Sie kämen ja, weiß Gott, mit Spritzen angefahren, wenn ſie die Sturmglocke hören würden, und wenn ſie dann erführen, daß es ſich um den einzigen Höllenbrand handelt, ſo wäre des Gelächters kein Ende.

„Allen Burgern“, las ſie weiter, „bei hoher und Leibesſtraf' injungiren, ſich ohne Widerſetzlichkeit dem Streif zu unterziehen, welcher

Veranſtaltung der Herr Amtmann auch herzhaft vorangehen und zu hoffentlich mehrerer Autorität ſelbſten beiwohnen ſolle.“

Sehr obligirt! bemerkte der Amtmann und ſah halb ſpöttiſch, halb wehmüthig nach dem Fenſter, um welches milde Sonnenſtrahlen ſpielten, die nach der Wintergefangenſchaft zum Genuß der Freiheit einluden.

Du ſollteſt ihn auf eine Jagdpartie bitten, bemerkte die Amtmännin. Was ſchreibt er denn da? das ſcheint mir lateiniſch zu ſein: „more solito negligiret.“

Er wirft mir vor, ſagte der Amtmann im höchſten Unmuth, als hätte ich die Sache in gewohnter Manier gehen und liegen laſſen. Das iſt nicht nur eine Unwahrheit, das iſt eine hämiſche Calumnie. Er hat's nöthig, dergleichen Reprimanden einfließen zu laſſen. Wer die Sache auf eine negligeante Art behandelt, das iſt er. Das einemal hat mir der Poſtillon geklagt, er ſei Abends vor ſechs Uhr in Göppingen eingetroffen, habe aber zwei Stunden warten müſſen, bis er vorgelaſſen worden ſei. Ein andermal hab' ich den Expreſſen um zwei Uhr von hier abgefertigt und den Beſcheid erſt Nachts nach neun Uhr erhalten. Ich habe mir aber alle dieſe more-solito-Negligenzien in margine notirt, damit ich mich gegen ihn rechtfertigen kann, wenn er mich zu Stuttgart ins ſchwarze Regiſter bringen will.

Da haben ſie jetzt an andre Dinge zu denken, ſagte ſie. Wie ich höre, beginnt der landſchaftliche Ausſchuß ſehr ſchwierig zu werden und wird ihnen wenig Zeit laſſen, ſich mit kleineren Händeln abzugeben.

Nein, nein! rief der Amtmann. Das verſtehſt du nicht, ſo ſpitzfindig du biſt. Gerade dann ſind ſie am aufgelegteſten, einen einzelnen Beamten als Sündenbock zu maſſacriren, um zu beweiſen, daß die Schreier Unrecht haben.

Da würd' ich doch zuerſt trachten, mich mit dem Vogt in eine beſſere entente zu ſetzen, ſagte ſie. Ein Vorgeſetzter behält gar zu leicht das letzte Wort. Ich kann ihn durchſchauen und gebe dir völlig Recht: hinter dem ganzen bruit von Regieren und Ordonniren ſteckt nichts als die Angſt vor dieſem Teufelsbraten, dem Sonnenwirthle. Es iſt ihm nicht wohl, ſo lange er ſeine Chloe in Verwahrung hat.

So ſoll er ſie ins Henkers Namen laufen laſſen! polterte der Amtmann, der in ſeinem Aerger ſich nicht bewußt war, wie ſehr dieſer Rath ſeiner kaum zuvor ausgeſprochenen Beſorgniß widerſprach. Wenn ich vorausgeſehen hätte, ſeufzte er dann, daß mir die Vereitelung dieſer einfältigen Heirath ſolch maß- und zahlloſe Incommeditäten zuziehen würde, ich hätte ſelbſt den Brautführer oder wenigſtens den Vermittler beim Sonnenwirth gemacht. Vielleicht wäre der Burſche doch noch eingeſchlagen.

Sie würden nie für einander gepaßt haben, verſetzte die Amtmännin mit entſchiedenem Tone. Sie iſt zu ſchwerfällig für ihn, und hoch hinaus hätt' er jedenfalls immer gewollt.

Wenn er's nur ſchon ſo hoch gebracht hätte, wie ich's ihm wünſche! ſeufzte der Amtmann.

Bei alle dem, fuhr die Amtmännin fort, hat die unüberwindliche Anhänglichkeit an dieſe Perſon, die eigentlich das Unglück ſeines Lebens iſt, etwas Chevalereskes. Ich muß oft denken: Schade um den Menſchen! unter andern Umſtänden würde vielleicht etwas Importantes aus ihm geworden ſein. Geſtehen wir es uns nur: ein Burſche, der einen ganzen Flecken ſammt Amtmann und Vogt im Schach hält, der ſich nicht bloß in der Nacht, ſondern am hellen Tag, wenn's ihm convenirt, im feindlichen Lager blicken läßt, in die Wirthshäuſer ſitzt, und allen aufgewendeten Maßregeln zum Hohne in keine Schlinge geht, der iſt kein gewöhnlicher Menſch, der hat etwas von einem coeur de lion an ſich.

Wenn meine Frau Gemahlin jünger wäre, bemerkte der Amtmann beißend, ſo könnte mich nahezu der Argwohn befallen, ſie wünſchte ſeine Chriſtine zu werden, damit dann zwei hochſtrebende Geiſter bei einander wären. Falls du übrigens Luſt haſt, den Löwen in ſeiner Höhle zu beſuchen, ſo will ich nicht eiferſüchtig ſein, andererſeits aber auch keine Verantwortung übernehmen.

Es fragt ſich, ob die Gefahr ſo groß wäre, erwiderte ſie ſcherzend.

Man hörte einen Hufſchlag und bald darauf trat der Amtsknecht in das Zimmer und übergab ein Schreiben mit den Worten: Von Göppingen, durch Expreſſen.

Schon wieder! ſeufzte der Amtmann verzweiflungsvoll. Er erbrach das Siegel und las ſeiner Frau, nachdem der Diener ſich entfernt hatte, das amtliche Schreiben vor: „Wohledler, inſonders“ et caetera.

Haupt darüber zu einem Gebirg anſchwellen. Ueber die Hauptfrage kann vielleicht am beſten der Schwanenwirth, wie der geſtrenge Herr ſich ſonſt auszudrücken beliebt, Auskunft geben.

So ſende nach ihm.

Auf den Abend.

Während ſie ſprach, klopfte es ſchüchtern an der Thüre. Herein! rief der Amtmann gebieteriſch im Gefühl ſeiner Amtswürde und der erlittenen Störung. Ah! ſagte er, als die Thüre aufging: wenn man den Teufel an die Wand malt, ſo erſcheint er auch ſofort.

Der Eintretende ſah aber keinem Teufel, oder wenigſtens, wenn das Bild auf ihn paſſen ſollte, einem armen Teufel ähnlich, nicht nach ſeiner äußeren Erſcheinung, denn dieſe zeigte den wohlhabenden Bürger und Meiſter, wohl aber nach ſeinem niedergeſchlagenen, ſorgen- und kummervollen Ausſehen. Es war niemand anders als der Sonnenwirth ſelbſt. Er war alt, grau, dünnhaarig und gegen ſeine Oberen wo möglich noch demüthiger geworden. Wenn's der Herr Amtmann nicht ungütig nehmen, begann er nach einer tiefen Verbeugung und angelegentlicher Erkundigung nach dem beiderſeitigen Wohlbefinden, ſo hätte ich eine Beſchwerde wider den Kreuzwirth anzubringen. Es iſt doch arg, wenn ſich ein rechtſchaffener Burgersmann von ſeinem Mitburger und Mitmeiſter ſo unrechte und ungebürliche Sachen ſagen laſſen ſoll, wie der Kreuzwirth in dem Brief da ſchreibt.

Der Amtmann überflog den Brief, den ihm der Sonnenwirth reichte, und las halblaut murmelnd einzelne Stellen ab: „Es will hiermit Unterzogener gegen den Sonnenwirth Schwanen nicht allein ſeine Grauſamkeit erinnern, die er vor etlichen Jahren durch ſeinen eigenen Sohn an meiner Perſon ausüben laſſen" — Das alte Lied! bemerkte der Amtmann dazwiſchen.

Er behauptet immer, er ſei damals zum Krüppel geſchlagen worden, ſagte der Sonnenwirth, und es iſt doch Alles nicht wahr.

„Solch gottlos Anſtiften", las der Amtmann weiter, „legt ſich deſto glaublicher wirklich an Tag, da der Vater aus einer ſonderbaren Rachgier mich noch obligiren will, Poſt zu reiten, da ihme doch bekannt, daß ich weder mir noch den Meinigen etwas zum Nutzen ſchaffen kann, ſo ſucht er dannoch mir aufzubürden, was er zu thun ſchuldig. Es iſt bekannt, daß nicht allein die Metzger wegen ſeines übel erzogenen Sohnes viele Poſten präſtiren müſſen, ſondern auch neben dieſem mußte die ganze Burgerſchaft wegen einer ſolchen ſchönen Frucht nicht allein fatigiret werden, ſondern auch noch großen Schaden leiden. Der Schwan hat immerdar nach einer Poſt getrachtet — — — jetzt hat er das Poſtreiten, aber nicht nach ſeinem Sinn — — — eigennützige Conceſſionen im Metzgerhandwerk — — — durch Geld und Argliſt ſeinen Mitmeiſtern das Brod aus dem Mund genommen" —. Ein unverſchämter Calumniant! unterbrach ſich der Amtmann: was die Obrigkeit anordnet, das ſoll ihr durch Geld und Argliſt abgedrungen worden ſein?

Das murmelt er beſtändig an alle Nachbarn hin, wie mir erzählt worden iſt, ſagte der Sonnenwirth.

„Dieſes Poſtrittpräſtiren", las der Amtmann weiter, „zeugt von ſeines Herzens heimlicher Bosheit; der Sohn zeugt vom Vater; da dieſer damals im Beiſein meiner ſagen dörfen, ſein Sohn habe mir Recht gethan, ſo möchte ich nun wiſſen, ob er auch Recht gethan, da er vor etlich Jahren ſeines Vaters Haus beſtiegen, ſich nach rühmte, wie künſtlich und geſchickt er wäre, jedoch ein ſchlechtes Jubiläum von den Zuſchauern erhielte, ſondern von männiglich als ein erſchreckliches Exempel angeſehen wurde" — und ſo weiter. Dummes Zeug! Ich werde den Briefſchreiber für ſeine unverſtändigen Läſterworte um einen kleinen Frevel ſtrafen. Iſt Er damit zufrieden?

Aufzuwarten, Herr Amtmann, ich ſag' meinen gehorſamen Dank, antwortete der Sonnenwirth und verbeugte ſich.

Hat Er ihn denn zum Reiten beordert?

Da der Herr Amtmann befohlen haben, daß ein für allemal auf jeden Tag in der Woche ein berittener Mann als Expreßpoſtillion parat ſein ſolle, ſo hab' ich als Obermeiſter dem Kreuzwirth den nächſten Rit auferlegt.

Da er eine wenig erbauliche Figur zu Pferd machen wird, ſo iſt er dieſer Präſtation zu entlaſſen, verfügte der Amtmann.

Wenn's der Herr Amtmann nicht ungnädig nehmen wollen, wagte der Sonnenwirth einzuwenden, es iſt auch das eine von meinen vielen Sorgen und Verlegenheiten. Die ganze Metzgerzunft wird mir aufſäſſig wegen des beſtändigen Reitenmüſſens, ſo daß ich nächſtens nicht mehr weiß, wem ich den Tag anſetzen ſoll. Sie klagen, 's koſte ſie ſo gar viele Zeit und bringe ſie im Verdienſt zurück. Ein Mancher kommt gar nicht mehr zu mir zur Zech', und das iſt mir ein empfindlicher Verluſt.

Es iſt aber auch keine geringe Laſt für die Leute, ſagte der Amtmann. Darin hat der Kreuzwirth Recht, daß Sein entarteter Sohn dem Flecken einen horrenden Schaden zufügt. Wenn Alle leiden müſſen, ſo darf Er am wenigſten zurückſtehen. Es wäre vielleicht doch geſcheidter geweſen, Er hätte Fünfe gerade ſein laſſen und die Mariage zugegeben.

Der Sonnenwirth fühlte ſich wie zu Boden geſchmettert. Derſelbe Mann der Autorität, der ſich ſo durchgreifend gegen dieſe Heirath erklärt und ſeinen Arm zu ihrer Hintertreibung hergeliehen hatte, machte ihm jetzt Vorwürfe, daß er ſeinem Sohne nicht den Willen gelaſſen habe. Er ſah den Amtmann mit einer flehenden Jammermiene an, verſtummte aber unter der Bürde, die ihn niederdrückte.

Die Amtmännin kam ihm zu Hilfe und erinnerte ihren Mann, daß, wenn ſein Vorwurf begründet wäre, er ihn nach ſeinem eigenen Geſtändniß eben ſo gut und noch ſtärker treffen würde, als den Sonnenwirth.

Ach Gott! ſagte dieſer, dankbar für den Beiſtand: wenn Sie erlauben, Herr Amtmann und Frau Amtmännin, ich hab' überhaupt ſchon lange Zeit keine gute Stunde mehr in meiner Familie. Seit mein Sohn amtlich für einen Erzböswicht erklärt worden iſt und jetzt natürlich nichts mehr an mir erben kann, wenn ich ihn auch einſetzen wollt', ſeitdem iſt der Hader zwiſchen meinem Weib und meinen Tochtermännern los. Sie liegt mir immer an, ich ſoll' ein Teſtament zu ihren Gunſten machen, und das müſſen die beiden andern, der Chirurgus voran, gemerkt haben.

Sie hat ja keine Kinder, bemerkte der Amtmann.

Wohl 'geben, aber ſie hat Verwandtſchaft, die ſie auf die Sonne bringen möcht'.

Da würde ich vor Allen den Chirurgus bedenken, rieth der Amtmann. Der Mann hat savoir vivre, gibt einen gewandten Wirth und wäre wohl am meiſten geeignet, die Sonne im Flor zu erhalten.

Der Sonnenwirth verſprach dieſen guten Rath in Erwägung zu ziehen, gegen welchen die Amtmännin keine Einſprache that. Als er ſich empfehlen wollte, hieß ihn der Amtmann noch bleiben und unterredete ſich mit ihm über den Hauptzweck, wegen deſſen er ihn hatte rufen laſſen wollen. Er theilte ihm den Inhalt des oberamtlichen Schreibens mit und forderte ihn auf, ſich zuvörderſt darüber auszuſprechen, ob die Hirſchbäuerin wohl dazu zu bringen wäre, einen Verrath an ihrem Schwiegerſohne zu begehen.

Die iſt eine Schmotzampel an Leib und Seel', antwortete der Sonnenwirth, die verkauft ihren Herrgott, wenn ſie nur Geld ſieht. Das iſt auch ein Grund geweſen, warum ich meinen Sohn nicht hab' in die Familie heirathen laſſen wollen.

Mir kommt da ein guter Einfall, ſagte der Amtmann. Ich hatte neulich in alten Acten und Urkunden zu ſtöbern und machte dabei zufällig die Entdeckung, wie es mit dem Leibeigenſchaftsverhältniß der Hirſchbauernfamilie bewandt iſt. Der Erſte des Namens hat das Haus als eine Art Wildhüter zu Lehen erhalten, mit der ausdrücklichen Bedingung, Jagd auf die Wilderer zu machen. Da nun gar kein Zweifel ſein kann, daß Sein Sohn neben andern ähnlichen Beſchäftigungen auch dieſem ehrſamen Gewerbe obliegt, ſo könnte man es ihr als eine Servitut auferlegen, daß ſie die Hand zu ſeiner Beifahung zu bieten habe, widrigenfalls die Herrſchaft berechtigt wäre, ſie von Haus und Hof zu jagen.

Für den Nothfall, erwiderte der Sonnenwirth, kann dieſe Drohung nichts ſchaden, aber ſie wird kaum vonnöthen ſein. Auf den Abend will ich das alt' Weib zu mir kommen laſſen und hoff' in Kurzem dem Herrn Amtmann erwünſchte Antwort zu bringen.

Er wünſchte einen glückſeligen Tag und ging, ohne ſich zu fragen, ob das Vorhaben, das er der Hirſchbäuerin gegen ihren Schwiegerſohn zutraute und um deſſen willen er ſie verurtheilte, ein anderes ſei, als das Vorhaben, das er gegen ſeinen eigenen Sohn bereits auszuführen im Begriffe war.

Auch der Amtmann und ſeine Frau dachten an eine ſolche Vergleichung nicht. Wenn der Sonnenwirth die Sonne dem Chirurgus zuwendet, ſagte der Erſtere lachend, ſo ſtirbt die Sonnenwirthin, ſobald ſie etwas vom Teſtament erfährt, am Gallenfieber.

Das wäre dem Mann je eher je lieber zu gönnen, verſetzte die Amtmännin. Er hat nicht zum beſten mit ihr gelebt, und ſie iſt auch in der That, ſo wie man ſie näher kennen lernt, eine herzloſe, neidiſche, malitiöſe Creatur.

Der Himmel weiß, womit die ſonſt ſo kluge Sonnenwirthin es bei der geſtrengen Frau verſchüttet haben mochte.

Schon am nächſten Morgen ritt eine Staffette nach Göppingen mit der Meldung des Amtmanns an den Vogt, daß Alles ſich nach Wunſch anlaſſe, und Mittags hatte der Amtmann vom Vogt die Weiſung, er ſolle, da die alte Müllerin verſprochen habe, den Böſewicht in ihr Haus zu locken, genugſame Mannſchaft mit Gewehr und Prügeln dahin verſtecken und denſelben achtzehn Gulden, der Müllerin aber, wenn der Fang mit ihrer Beihilfe gelungen ſein werde, — zwei Gulden als Belohnung ausbezahlen.

## 30.

Geſegnete Mahlzeit bei einander! Das iſt ja ſchön, daß man die Ahne und die Kinder bei der Gottesgabe findet, die Leib und Seel' zuſammenhält.

Mit dieſen Worten trat der Geächtete durch die Thüre ein, deren Schwelle er ſo manchmal in Glück und Leid überſchritten hatte. Was ſpeist man denn? fragte er heiter.

Rübelesſupp' und Grundbirn'! antwortete der Knabe, der mit der Großmutter und ſeinem kleinen Schweſterlein zu Tiſche ſaß und mit ſeinem Löffel der gemeinſamen Schüſſel wacker zuſprach.

Will Er's nicht mithalten? fragte die Hirſchbäuerin, ohne ſich in ihrer eifrigen Beſchäftigung ſtören zu laſſen.

Danke! was für Drei gekocht iſt, iſt nicht für Vier; man muß keine Deichſel an die Suppenſchüſſel machen. Im Gegentheil bring' ich hier ein paar Brätlein. Wenn Ihr's nicht eſſen wollt, ſo könnt Ihr's unter der Hand zu Geld machen. Er hielt ihr ein paar Haſen hin. Bei dieſem Anblick legte ſie ſchnell den Löffel auf den Tiſch, ergriff das Geſchenk und trug es in eine Ecke der Stube, wo ſie einen leeren Korb darüber deckte.

Der Ankömmling ſetzte ſich an den Tiſch, holte einen hölzernen Löffel aus der Schublade und fütterte das Kleine, das erwartungsvoll nach der Großmutter hinſtarrte, aus der Schüſſel, ohne ſich ſelbſt einen Biſſen zu gönnen. Bei dem trüben Schein der armſeligen Ampel blickte er abwechſelnd ſeine Kinder an und freute ſich, daß es ihnen ſo gut ſchmeckte.

Wo iſt denn der Lobele blieben? fragte die Alte, ſich wieder an den Tiſch ſetzend.

Mein weißköpfigs Schwägerle, erwiderte er, hab' ich in Rechberghauſen beim Chriſtle gelaſſen. Ich hab' einen weiten Umweg machen müſſen — er warf einen Blick nach der Ecke, wo die Haſen lagen — wo ich ihn nicht hab' mitnehmen wollen, und ihn allein herunter gehen zu laſſen, dazu iſt mir's zu ſpät geweſen. Morgen früh iſt er wieder da. Iſt's richtig, was er mir ausgerichtet hat? Mein Vater will ſich alſo zu einem gütlichen Abkommen mit mir verſtehen?

Ja, ſagte ſie, er hat mich kommen laſſen und hat ſo mit mir gered't, daß ich glauben muß, es ſei ſein Ernſt. Vierhundert Gylden will er Ihm geben, wenn Er mit der Chriſtine und den Kindern nach Pennſylvanien geht, die Hälfte baar und die Hälfte drüben, aber das Baare nicht eher, als bis mit der Abreiſ' Alles im Reinen ſei. Bis dahin will er ſorgen, daß den Kindern nichts abgeht.

Wenn nur die Chriſtine frei wär', dann ging' ich gleich, verſetzte er. Wißt Ihr nichts von ihr?

Nein.

Einundzwanzig Wochen ſind es jetzt, daß ich ihr Gefängniß umſchwärme, ſagte er. Was ich in dieſer Zeit durchgemacht hab', wird nicht bald einem Zigeuner vorgekommen ſein, denn der hat doch noch die Wahl, in welcher Gegend er ſein Nachtquartier nehmen will, und wenn's auch nur in einer Höhle wär'. Ich aber bin wie ein böſer Geiſt immer in das Revier da gebannt geweſen.

Die Alte lächelte ſchlau. Beim Krämerchriſtle, ſagte ſie, hat's doch gewiß nicht an Loſchement gefehlt.

Beim Chriſtle, ſagte er, kann ich meinen kleinen Schwager unterbringen, wenn er mir eine Botſchaft thut und ich ihn nicht in der Nacht heimlaſſen will, und vom Chriſtle nehm' ich's an, wenn er, wie ein paarmal geſchehen iſt, in meiner Abweſenheit meinem Weib oder meinen Kindern etwas ſchickt, zumal wenn das — er ſah die Alte ſcharf an — nicht für die Schleckerei, ſondern für die bittere

Nothdurft iſt. Beim Chriſtle und ſonſt da und dort bin ich ſelber auch ein paarmal über Nacht geweſen, wenn man ein gemeinſames Geſchäft vorgehabt hat, bei dem der Nutzen zum kleinſten Theil auf meiner Seite geweſen iſt. Aber wenngleich Rechberghauſen nicht dem Herzog von Wirtemberg, ſondern dem Grafen von Preyſing gehört, ſo hätt' ich doch dem Chriſtle nicht zumuthen mögen, einem vogelfreien Menſchen, wie ich bin, nach dem man über jede Grenze ſtreifen darf, einen beſtändigen Aufenthalt zu geben. Nein, Schwieger, ich bin in dieſen einundzwanzig Wochen das wenigſtemal unter Dach und Fach gekommen, und wenn ich nur in einer Scheuer hab' unterkriechen können, ſo iſt das ein Feſttag für mich geweſen. Die meiſte Zeit aber hab' ich tief im Wald, oft auch im freien Feld, auf dem Schnee geſchlafen, ein paar harte Felle von geſchoſſenem Wild zur Decke, und den kalten ſternglitzernden Himmel über mir. Wenn mir früher jemand behauptet hätte, das ſei ein Menſch auszuhalten im Stand, ich hätt' ihm nichts davon geglaubt. Aber ſeht nur meine Kleider an: die zeugen am beſten von meiner Lebensart; im Herbſt ſind ſie noch ganz neu geweſen und jetzt hängen ſie halb in Fetzen an mir herum. Und wenn mir nicht der große Bart gewachſen wär', ſo könntet Ihr ſehen wie ich abgemagert bin — nichts als Haut und Knochen. Und faſten hab' ich gelernt, wie kein katholiſcher Heiliger; ich bin ordentlich mit dem Hunger auf Du und Du zu ſtehen kommen.

Der Knabe warf ſeinen Löffel auf den Tiſch und aß nicht weiter, während ſein Vater unter dem Reden den Löffel fleißig nach dem Munde des kleineren Kindes führte.

Da wär's in Pennſylvanien doch beſſer, bemerkte die Alte.

Meint Ihr nicht, der Jerg ging' mit? fragte er und ſetzte ſchnell hinzu: daß wir Euch nicht allein zurückließen, verſteht ſich von ſelbſt.

O du mein Heiland, Er hat's gut mit mir vor, ſagte ſie. Sollt' ich auf meine alte Tag' noch ſo weit über's Meer? Und der Jerg, der iſt jetzt zu Stuttgart im Dienſt als Packer bei einem Kaufmann, und meint, er könn's ſein Leben lang nicht beſſer kriegen. Nächſtens will er mir all' Woch' ein Geldle ſchicken.

Das Land da drüben iſt ſo groß, wie ich mir hab' ſagen laſſen, daß wir ein halbes Fürſtenthum in Beſitz nehmen könnten. Das wär' doch ein ander Leben.

Mein' letzte Stütz' ſollt' ich hergeben oder gar ſelber mitgehen, und vielleicht unterwegs, wie der Jonas, von einem Fiſch gefreſſen werden?

Ahne, der Fiſch hat ihn ja wieder ausgeſpieen, bemerkte der Knabe dazwiſchen.

Und das Reiſ'geld, fuhr ſie fort, ohne auf die Bemerkung zu achten, wär' für uns Alle zuſammen nicht gnug.

Ob mein Vater die vierhundert Gulden auf einmal hergibt oder auf zweimal, kann ihm gleichgiltig ſein, wenn's ihm überhaupt mit dem Anerbieten Ernſt iſt. Glaubt Ihr wirklich, Schwieger, daß er's ehrlich meint?

Daß er's anders thut als er geſagt hat, glaub' ich nicht, dagegen das glaub' ich, daß ihm zu trauen iſt, denn warum? er möcht' Ihn eben fort ha'n, weil er ſich vor Ihm fürchtet und weil der ganz' Fleck in Aengſten vor Ihm iſt.

Der Geächtete lachte ſtolz.

Ich glaub' ferner auch, fuhr ſie zutraulich fort, daß der Amtmann mit unter der Sach' ſteckt; denn dem wär's ebenmäßig wohl, wenn er nichts mehr mit Ihm zu thun hätt'.

Der Amtmann? ſagte er. Wenn das der Fall iſt, ſo muß man ſich vor Finten hüten. Der arbeitet an einem doppelten Plan. Mag leicht ſein, daß er fürlieb nimmt, wenn er mich über alle Berg' weiß, aber noch lieber iſt's ihm, wenn er mich wieder unter ſeine Klauen kriegen und einliefern und eine Belobung davon tragen kann. Nein, Schwieger, wenn ich gewußt hätt', daß der Amtmann im Spiel iſt — ſeht ja zu, daß Ihr die Hand nicht zu einem falſchen Spiel bietet!

Ich vermuth's ja nur, ſagte ſie. Mein Herz denkt an nichts Arg's. Wer wird denn auch gleich ſo ängſtlich ſein?

Aengſtlich! rief der Geächtete, und ſein ganzer Stolz flammte auf: wer kann mir nachſagen, daß ich jemals Angſt hab' blicken laſſen?

Nu, nu, man red't ja nur. Eins iſt ſo wenig nutz, wie das ander'. Wer alle Stauden will fliehen, kommt nie 'in Wald, und hinwiederum, dem Trauwohl hat man den Gaul weggeritten. Für heut' hat's jedenfalls kein' Gefahr, denn kein Menſch weiß, daß Er da iſt.

Doch will ich nicht über Nacht bleiben.

Ja, und wenn ſie dann wieder mitten in der Nacht Hausſuchung halten wollen, ſo läßt Er ihnen wieder das Nachſehen. Denn beſſer in der Acht als in der Hacht, beſſer der Nam' als der Leib am Galgen.

Wenn man durch meinen Vater mit dem Amtmann unterhandeln könnt', daß die Chriſtine frei würd', unter der Bedingung, mit mir nach Pennſylvanien zu gehen, ſo könntet Ihr mir ja an einen ſichern Ort Meldung thun. Aber ohne den Jerg iſt's nur halb gelebt. Ein Mann wie mein Schwager wär' mir mehr werth als ein Capital in dem großen wüſten Land, wo man Wälder ausſtocken und mit den Wilden kämpfen muß.

Wenn die Kinder im Bett ſind, ſo wollen wir weiter reden, ſagte ſie und trug das Eßgeſchirr hinaus.

Vater, ſagte der Knabe jetzt, der lange auf einen Augenblick, wo er auch etwas reden durfte, gewartet hatte, Vater, ich hab' mich ſo lang drauf gefreut, bis Er auch einmal wieder kommt.

Die helle Stimme des Knaben that dem Geächteten tief im Herzen wohl. So, Friederle, ſagte er, haſt dich auf den Vater gefreut? Sieh', ich hab' euch auch was mitgebracht. Mit dieſen Worten zog er aus der Taſche allerlei Spielzeug, das er in müßigen Stunden künſtlich geſchnitzt hatte. Die Docken gehören deinem Chriſtinele, die gibſt ihr morgen früh, wenn ſie aufwacht. Er legte das Kind, das in ſeinem Arme eingeſchlafen war, auf das Bett und brachte aus ſeinen andern Taſchen noch mehr der Herrlichkeiten hervor. Da ſind für dich Soldaten, Fußvolk und Reiter, auch etliche Kanonen dabei, weil's jetzt Krieg iſt, und damit deine Schulkameraden nicht ſagen können, du habeſt nicht ſo ſchöne oder nicht ſchönere Spielſachen als ſie. Lernſt auch brav? Erzähl' mir einmal, was heut' in der Schule vorgekommen iſt.

Die Geſchicht' vom Simſon iſt geleſen worden, antwortete der Knabe.

Haſt du mitleſen dürfen? fragte der Vater. Kannſt leſen?

Noch nicht ganz gut, ſagte der Knabe, 's kommt nur hie und da ein kleiner Vers zum Leſen an mich. Aber die Geſchicht' hat mir mächtig gut gefallen, wie der Simſon den Löwen zerriſſen hat, und wie er mit dem Eſelskinnbacken tauſend Philiſter geſchlagen hat, und hat ihnen das Stadtthor in der Nacht fortgetragen und Füchſ' in ihre Felder trieben mit brennende Schwänz', und wie er zuletzt das Haus eingeriſſen hat, daß es auf ihn und alle Philiſter zuſammengefallen iſt.

Du gibſt ja recht Acht, ſagte der Vater freundlich. Möchteſt vielleicht auch ein Simſon werden?

Der Knabe ſah ihn verwundert an.

Gelt, das verſtehſt du nicht? Was möchteſt denn werden?

Ich möcht' werden, was mein Vater iſt.

Was iſt denn dein Vater?

Der Knabe ſah ihn ſtarr an und antwortete auf wiederholtes Fragen: Ich weiß nicht.

Warum ſagſt du denn, du möchteſt werden was dein Vater iſt, und weißt es nicht?

Ha, ſo ſagt jeder Bub', wenn man ihn fragt was er werden wöll'.

So! Wie heißen ſie denn deinen Vater?

Er ſei föllig ſtark, ſo daß Alles Angſt vor ihm haben müſſ'.

So? und was ſagen ſie ſonſt von ihm?

Der Knabe ſchwieg.

Wie gehen denn deine Kameraden in der Schule mit dir um? Sag's, ich will's wiſſen.

Sie laſſen mich nicht in's Buch 'neingucken, ſo daß mir der Schulmeiſter ſchon oft eine beſondere Bibel geben hat, und einmal, wo ſie wüſt gegen mich geweſen ſind, hat der Schulmeiſter zu ihnen geſagt, ſie ſollen mich gehen laſſen, ich ſei ein unglücklich's Kind, ich könn' nichts dafür.

Für was?

Der Knabe ſchwieg.

Ich befehl' dir's, ich will wiſſen, was ſie von deinem Vater geſagt haben.

Er mußte ſeinen Willen im gebietendſten Tone geltend machen, bis der Knabe endlich ſchüchtern und zögernd antwortete: Sie ſagen — Er hab' — geſtohlen.

Und wenn das wahr iſt, ſo willſt du dennoch werden, was dein Vater iſt?

Ja.

Was iſt Einer, der ſtiehlt?

Es bedurfte abermals der größten Anſtrengung, um aus dem Knaben die Antwort herauszubringen: Ein Dieb.

Ein Dieb alſo willſt werden?

Ja.

Wart', ich will dir einen Denkzettel geben! Ahne, wo iſt die Ruthe?

Er gewahrte nicht, daß die Alte nach langer Abweſenheit erſt in dieſem Augenblick wieder in die Stube trat und die Thüre ein wenig hinter ſich offen ließ. Sie bat für den Knaben, als ſie hörte um was es ſich handle, und ſuchte dem unglücklichen Vater bemerklich zu machen, daß das Kind ſich nicht auszudrücken vermöge und daß er ihm noch keine Unterſcheidung zumuthen dürfe. Nein, ſagte er unerbittlich, man ſoll mir nicht nachſagen, daß ich den Buben zu ſolchen Gedanken angeleitet oder ihm's auch nur zugelaſſen hab', und wenn ich keine Ruthe haben kann, ſo thut's auch die Hand.

Er zog den Knaben zwiſchen die Kniee und patſchte ihn mit ſeiner kräftigen Hand ſo nachdrücklich, daß derſelbe mit offenem Munde ſchnaubte und ſchnappte; doch gab er keinen Laut des Schmerzes von ſich.

Was heulſt nicht, du Krott'? fragte der Vater, in ſeinem wenig überlegten Beſſerungsgeſchäfte inne haltend.

Ich hab' immer gehört, mein Vater hab' nie geheult, wenn man ihn auch noch ſo arg geſchlagen hab', antwortete der Knabe, nicht trotzig, aber mit entſchiedenem Tone, und ſeinem Vater ruhig in's Auge ſehend.

Dieſer ließ die Hand ſinken und zog den Knaben in ſeine Arme. Ach Friederle, mein Kind, mein lieb's Kind, rief er, ich hätt' dich ja gewiß nicht geſchlagen, wenn ich allezeit bei dir wär' und dich im Guten unterweiſen könnt'. Aber ein Dieb ſollſt und darfſt du mir nicht werden, das verbiet' ich dir hoch und theuer. Glaubſt du, daß ich's gut mit dir mein'?

Ja, ſagte der Knabe, indem er ihn mit ſeinen blauen Augen aufrichtig anſah.

Willſt mir's nachtragen, daß ich dich geſchlagen hab'?

Nein.

Willſt mir verſprechen — er drückte ihn immer heftiger an ſich und ſchrie ihm die Worte in's Ohr: werd' brav! werd' rechtſchaffen! Du mußt nicht meinen, es müſſe dir auch gehen wie deinem Vater! Es geht nicht Jedem ſo, es darf dir nicht auch ſo gehen! Wenn du älter biſt und mehr weißt als jetzt, dann wirſt du einſehen, daß du kein Dieb zu werden brauchſt, wenn du deinem Vater anhänglich ſein willſt. Dann wirſt du aber auch verſtehen, daß dein Vater nicht ſo ſchlecht geweſen iſt, wie die Leut' von ihm geſagt haben. Und deine Mutter, die du ſo wenig geſehen haſt, iſt eine gute Mutter, Kind, und kann nichts dafür, daß ſie nicht öfter nach dir ſieht, und wenn ſie wieder bei dir ſein kann — —

Die Stimme brach ihm, er ſchlug die Hände vor die Augen und legte den Kopf auf den Tiſch. Es wurde ganz ſtill, nur daß man tief aus ſeiner Bruſt herauf ein unterdrücktes Schluchzen hörte. Die Alte ſah ſich einen Augenblick um, ſetzte ſich dann ſo, daß ſie dem Tiſche und der Thüre den Rücken zukehrte und begann hierauf mit einer Stimme, die abſcheulich lautete, das geiſtliche Lied zu ſingen: „Valet will ich dir geben, du arge falſche Welt.“

Der Geächtete hatte ſeinen Empfindungen eine kurze Zeit freien Lauf gelaſſen, da weckte ihn ein durchdringendes Geſchrei ſeines kleinen Sohnes: Vater! Vater! Philiſter über dir, Simſon!

Er fuhr auf und ſtarrte, die Augen voll Thränen, in die Stube, aber die Bewegung hatte nur dazu gedient, ſeinen Kopf einer Schlinge preiszugeben, die im gleichen Augenblicke feſt um ſeinen Hals zugezogen wurde. Die Stube war voll bewaffneter Männer. Er fuhr mit der Hand nach dem Halſe, um ſich von der Schlinge frei zu machen. Da ſchrie der Fiſcher, der unter den Vorderſten war: Hand weg, oder du mußt verworgen! Zugleich wurde die Schlinge noch feſter angezogen, ſo daß er taumelte. Er ließ ab vom Widerſtande und war nach kurzer Zeit an Armen und Beinen ſo feſt geſchnürt, daß man ihn ohne Gefahr fortſchaffen konnte. Die Alte ſchickte ſich heulend und ſchreiend an, mit ihrer trüben Ampel zum Haus hinaus zu leuchten, und betheuerte ihm fortwährend, daß ſie an dem Unglück unſchuldig ſei. Mag ſein, erwiderte er, ſie mit ungewiſſen Blicken meſſend, aber dir, Fiſcherhanne, iſt's geſchworen — und wenn ihr mir auch die Arm' feſſelt, die Schwurfinger kann ich doch noch bewegen — der nächſte Streich, den du mir ſpielſt, iſt dein Tod. — Verhoffentlich wird kein weiterer nöthig ſein, ſagte der Fiſcher und Alle lachten zuſammen. Während ein Theil der Wachmannſchaft den Gefangenen ſo eilig fortſchleppte, daß er nur noch mit den Augen ſeinem Knaben ein Lebewohl zuwinken konnte, ſtöberte ein anderer, den Fiſcher an der Spitze, in der Stube herum. Die Alte, als ſie dies bemerkte, überließ den Fortgehenden die Sorge, wie ſie ſich ohne Licht zurechtfinden wollten, und eilte in die Stube zurück, konnte es aber nicht verhindern, daß die Haſen, als offenbares Herrſchaftseigenthum, in Beſchlag genommen wurden.

Der Knabe war außer ſich, und die Nachbarn, welche halb theilnehmend, halb neugierig hinter den Häſchern in die Stube gedrungen waren, verſuchten ihn umſonſt zu tröſten. Nachdem die Alte ſich über den Verluſt ihres ſoeben zum Geſchenk erhaltenen Wildprets einigermaßen beruhigt hatte, ſchwatzte ſie ihm vor, ſein Vater werde nur ein wenig zur Mutter nach Göppingen gebracht und werde bald wieder kommen. Er ließ ſich nach und nach beſchwichtigen; über Eines aber konnte er ſich nicht zufrieden geben: mein Vater, ſagte er, hat ſonſt nie geheult, und jetzt haben ſie ihn grad' geholt, wo er geheult hat.

In dieſem Augenblicke kam der Schütz, zu ſpät, um an der Gefangennehmung, zu welcher er beordert war, theilzunehmen, aber früh genug, um der Alten eine Nachricht zu bringen, die ſie ganz darnieder ſchmetterte. Wiſſet Ihr auch, Hirſchbäurin, ſagte er, daß Euer zweiter Sohn in Stuttgart hat Soldat werden müſſen? Er hat einem Soldaten zur Deſertion geholfen, und der Oberſt Rieger, der dem Herzog ſein Kriegsvolk zuſammenwirbt, hat darauf gemeint, er ſei ihm als Stellvertreter eben ſo gut oder noch lieber.

Sie warf ſich zu Boden und raufte ihre Haare. Diesmal war ihr Schreien und Heulen ernſtlich gemeint. Jetzt hab' ich mein' Stecken und Stab verloren! jammerte ſie.

## 31.

Paſſ' auf, Beck! ſagte der obere Müller, mit ſeinem Knecht eintretend, im Hausgang zu dem Bäcker, der mit einem großen Kruge Weins gelaufen kam: paſſ' auf, heut kriegſt das Haus voll Leut'! Der halb' Fleck' iſt auf'm Marſch zu dir und will's probiren, ob dein Keſſelfleiſch ſo gut iſt, wie's dein Weib ſelig hat machen können. Wir ſind die Erſten und wollen gleich ein gut's Plätzle beſetzen.

Der Bäcker lachte und ſtieß ſtatt der Antwort die Thüre auf, durch die man die Stube bereits überfüllt von Gäſten ſah. Der Müller meint, er ſei der Erſt' zur Metzelſupp'! rief er dieſen zu. Ein allgemeines Gelächter empfing den verſpäteten Gaſt. Mach' nur, daß du herſitz'ſt! riefen Einige, indem ſie zuſammenrückten und ihm und dem Knechte Platz machten: 's iſt eine Staatsſau geweſen, aber kannſt froh ſein, wenn du nur noch das Schwänzle von ihr triffſt!

Ungeachtet dieſer Drohung, die nicht ſo ernſtlich gemeint war, ließen ſich's der Müller und ſein Knecht trefflich ſchmecken, während die Gäſte den Bäcker lobten, der ſeit dem ſchon lange erfolgten Tode ſeiner Frau keine Metzelſuppe gegeben hatte, und ſich zugleich darüber freuten, daß man bei den guten Ausſichten auf das heurige Jahr auch einmal wieder einen billigen Wein trinken könne.

Nachdem der Müller ſeinen Magen gefüllt, ſah er ſich im Kreiſe der Gäſte um. Was, der Profeß iſt auch da? rief er. Ich hab' gemeint, Ihr lieget am Gliederweh' darnieder und kennet kein' Fuß und nächſtens kein' Zahn mehr regen.

Die alten Knochen ſind's Leben gewohnt, erwiderte der Invalide. Ich hab' auch glaubt, ich werd' der Beckin Quartier machen und jetzt iſt ſie mir lang vorangegangen. Ich hab' eigentlich kein Gliederweh, 's ſind eben Flüſſ', die mir im Leib 'rumziehen, bald da, bald dort, ich mein' manchmal, ſie fahren mir bis in die Krücken hinein, und oft werfen ſie mich ſo bösartig in's Bett, daß ich ſchier nimmer aufſtehen kann.

Laſſet nur den Wein tapfer durch die Gurgel laufen, alter Kriegsknecht, der wird Euch die Flüſſ' ſchon 'naus treiben. Daß dich! aber jetzt muß ich mich verwundern, daß der Fiſcherhanne auch ſo viel Kuraſche hat und in's Wirthshaus geht! Nun, du darfſt dir heut ſchon was gonnen: haſt gewiß bei dem geſtrigen Fang etwas Schön's verdient, gelt?

Der Fiſcher ſchmunzelte. Wenn man ſich für den Flecken in Gefahr begibt, ſagte er, ſo könnt' man, denk' ich, mehr anſprechen, als die paar Gulden, aber doch iſt's immer beſſer als gar nichts.

Die Gefahr muß nicht ſo groß geweſen ſein, bemerkte der Müller: wie ich hör', habt ihr ihn mit der Schling' gefangen?

Ja! rief ein Anderer. Die Schling' iſt ein Einfall vom Fiſcherhanne geweſen. Das iſt das ſicherſte Mittel: wenn Einer nicht weich geben will, ſo zieht man eben zu, dann vergeht ihm die Kraft und er wird zahm wie ein Lamm.

Ich hätt' zugezogen bis er hin geweſen wär', verſicherte der Fiſcher, denn wenn der loskommen wär', ſo möcht' ich doch auch ſehen, wer mir behaupten könnt', es hab' kein' Gefahr gehabt.

Gottlob, ſagte der Müller, daß der Kerl aufgehoben iſt. Jetzt kann man doch wieder ruhig ſchlafen und ungeängſtigt leben. Ich hoff', dasmal werden ſie ihn feſter verwahren, daß man endlich ſicher vor ihm iſt. Warum ſchüttelt Ihr den Kopf, Profeß? Meint Ihr, er werd' doch wieder auskommen, oder wär's Euch lieb?

Nein, erwiderte dieſer, für ihn ſelber wär's das Beſt', er blieb' gefangen, wie er iſt. Was kann ihm die Freiheit werth ſein, wenn die ganz' Welt immer mit Stecken und Stangen auf ihn aus iſt, um ihn zu fangen? Ich mein' nur, 's iſt halt doch curios, daß ein ganzer Flecken mit ſo viel ſtarken Männern vor dem einzigen Menſchen zittert. Und was hat er eigentlich gethan?

Was er gethan hat? ſchrie Alles zuſammen. Iſt er nicht von Hohentwiel ausbrochen?

Nun ja, ſagte der Invalide, das thät' Jeder von uns auch, wenn ihm das Gefängniß entleidet wär', und er wär' ſo geſchickt wie er, um eine halbe Unmöglichkeit zu vollbringen.

Und zweimal aus dem Zuchthaus! ſagte der Müller.

Und hat ſich beidemal freiwillig wieder geſtellt, entgegnete der Invalide. Dazu gehört doch ein gutes Gewiſſen.

Ein unwilliges, höhniſches Gelächter war die Antwort auf dieſe Bemerkung.

Der Profoß hat immer ein wenig zu ihm gehalten, bemerkte der Fiſcher.

Er hat auch immer eine gute Seit' gehabt, verſetzte der Invalide. Wenn man übrigens kein' andern Grund hat ihn zu fürchten, ſo müßt' man eigentlich Jeden, der ſtark und verſchlagen iſt, umbringen, damit er Einem nicht ſchaden kann, wenn's ihm etwa einfallen ſollt'.

Hat er denn ſonſt nichts gethan? ſchrie der Müller. Ich will die Diebſtähl', die er bei ſeinem Vater begangen hat, nicht ſo hoch anſchlagen: aber iſt er nicht erſt kurz verwichen dem Lammwirth in Metzig und Keller eingebrochen und hat ihm Fleiſch, Brod und Wein genommen?

Requirirt, ſagte der Invalide.

Was? ſchrieen die Andern.

Requiriren heißt man das bei den Soldaten, erläuterte der Invalide ruhig. In der Campagne, wenn's nichts zu beißen und zu brechen gibt, kommt man zum Bauern in die Viſit' und holt ſich Fleiſch, Brod, Wein, Hühner, Gänſ', Eier, kurz, was man finden kann, und wenn das ein Verbrechen wär', ſo müßt' vom General bis zum Gemeinen 'runter Alles gehenkt werden. Der fürnehmſt' Offizier ſchämt ſich nicht dran. Und da geht's oft zu, daß mir's in der bloßen Erinnerung weh thut. Der Frieder iſt noch beſcheiden, nimmt nicht mehr als er für den Hunger und Durſt braucht, und hat dem Lammwirth doch nicht das übrig' Fleiſch zu Fetzen verhauen und den Wein in Keller laufen laſſen, wie's der Soldat oft und viel thut. Es iſt jetzt ohnehin Krieg in der Welt; denket euch, der Feind komm' in den Flecken, oder auch der Freund, denn 's macht's einer wie der ander', dann thätet ihr die Hundert oder Tauſend gern gegen den einzigen Marodeur eintauſchen und thätet ſagen: der hat's doch noch gnädig gemacht.

Das iſt was anders, ſagte der Müller. Der Krieg verlangt's eben einmal ſo, er muß die Leut' ernähren.

Wenn man mich lebenslang auf die Feſtung ſetzt, und mich nach meinem Entkommen überall verfolgt, und mein Weib einſperrt, das iſt auch eine Art Krieg. Sag' Jeder von euch, was er thät', wenn er ſo 'nausgeſtoßen wär' wie ein wild's Thier. Man kann doch nicht immer Rüben freſſen, und im Winter wachſen nicht einmal Rüben. Und wenn er auch gar nichts nähm' als eure Rüben, ſo thätet ihr doch auch ſagen, es ſei geſtohlen.

Seine Worte hatten, wenigſtens vorübergehend, einen unverkennbaren Eindruck gemacht. Der Invalide fuhr, auf denſelben bauend, fort: Es iſt, wie wenn die Leut' ein bös Gewiſſen hätten, das ſie an dem Menſchen auslaſſen müßten. Er raubt nicht, er mordet nicht, und doch hat der Fleck' eine Angſt vor ihm, daß es eine wahre Schand' iſt. Noch eh' er jemand außer ſeinem Vater ein Stückle Brod genommen hat, iſt ein Schreck von ihm ausgangen, und wenn's geheißen hat: der Sonnenwirthle kommt oder er iſt da, ſo iſt Alles auf und davon, wie man ſich vor einem wüthenden Thier ſalvirt. Und der Nam' iſt vor ihm hergangen wie ein ſchwarzer Schatten, und mich ſollt's nicht wundern, wenn er dem Schatten endlich folgt und in ſeine Fußſtapfen tritt.

In was für Fußſtapfen, fragte der Fiſcher, iſt er denn gangen, wie er beim Pfarrer einbrochen iſt, und hat ihm den Kelch ſammt den Hoſtien geſtohlen?

Für ſelbiges Stückle hätt' ich ihm das Fell recht brav vergerben mögen, ſagte der Invalide, und dennoch hat ſich's anders damit verhalten als man's nennt. Ich frag' jeden, der das Ding mit ſeinen fünf Sinnen anſieht, ob etwas Abgefeimt's dran iſt, wie man's dafür ausgeben hat. Der Pfarrer verweigert ihm die Copulation, weil er ſie nicht zahlen kann. Darüber kann jeder andächtige, in Jeſu Chriſto geliebte Zuhörer, wie man uns von der Kanzel anredet, denken wie er will; ich find' in der Bibel nichts davon, daß das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit bloß gegen Bezahlung zu haben ſei und anders nicht; aber, wie geſagt, das geht mich nichts an, das kann jeder mit ſich ſelbſt ausmachen. Der Bub' drauf — denn ein Bub' iſt er geweſen, wie Mancher ſonſt, der im dreiundzwanzigſten Jahr heirathet, ebenmäßig ein Bub' iſt und erſt von ſeinem Weib gezogen wird — der Bub', ſag' ich, bricht in der nächſten Nacht dem Pfarrer ein, ohne allen Schlachtplan, rafft zuſammen was er erwiſcht, natürlich Kleinigkeiten, läßt auch noch den Kelch ſammt Hoſtien mitlaufen und ſteckt die Sachen in ſeines Vaters Stroh, damit ſie gleich am andern Morgen dem Knecht ganz gewiß in die Händ' fallen müſſen. Daß er Grütz im Kopf hat, das leugnet ihm ſein ärgſter Feind nicht ab. Heißt aber das Grütz, wenn man eine That thut, von der am andern Tag jedes Kind ſagen muß: das hat niemand anders gethan als des Sonnenwirths Frieder! Heißt das Grütz, wenn man den Raub ſo verſteckt, daß in der nächſten Stund' Alles 'rauskommen muß? Entweder hat er's abſichtlich gethan, weil er lieber wieder im Zuchthaus geweſen wär', als in der Welt haußen, oder er iſt ganz rappelköpfiſch geweſen und hat gar nimmer gewußt was er thut. Ein wüſter Streich iſt's geweſen, ja, das ſtreit' ich nicht, aber noch viel dümmer als wüſt. Wo wird ein Dieb von Profeſſion ſo wüſt und dumm und bubenmäßig ſein' Muthwillen ausüben? Und doch hat man ihn zu einem Dieb und Räuber von Profeſſion geſtempelt und hat ihn lebenslänglich auf die Feſtung geſchickt. Hätt' man ihn mir geben, ich hätt' ein paar Stecken an ihm verſchlagen, und dann noch ein' drüber, weil ich immer auf den Burſch was gehalten hab'.

Auf die Art, bemerkte der Fiſcher mürriſch, kann man alles Lumpenpack in Schutz nehmen, bis man zuletzt ſelber ihresgleichen wird. Grad ſo hat der Sonnenwirthle auch angefangen: der hat zuerſt ſei'm Vater 'n Zigeuner in's Haus ſchleifen wollen, und nachher hat er ſich mit dem Hirſchbauren und ſeiner Tochter gemein gemacht, und ſo iſt er von einem böſen Trappen auf den andern kommen.

Mir wird's ganz übel, rief der Invalide, wenn ich's mit anhören muß, wie Einer, der ſelber arm iſt, arme Leut' verwirft. Wenn ein paar Arme bei einander ſind, ſo klagen ſie, man laſſ' die Armuth nicht gelten, und in der Kirch' ſingen Arm' und Reich' mit einander, die Menſchen ſeien alle gleich; ſo wie einer aber einmal darnach leben will, ſo fallen Arm und Reich über ihn her. Die Liebſchaft hätt' er unangefangen laſſen können, ich hab's ihm mehr als einmal geſagt, wiewohl das Menſch auch nicht ſo übel geweſen wär': aber daß er ſich zur Armuth gehalten hat, grad das muß ihm einmal 'n Stuhl im Himmel erwerben, mag's in der ſchnöden Welt noch mit ihm gehen wie's will.

Während der Invalide ſo die einzelnen Einwendungen, die ihm gemacht wurden, niederſchlug, hörte er nicht, wie das Murmeln und

Murren um ihn her immer ſtärker wurde. Von was für einem Ausbund iſt denn da die Red'? rief der Müllerknecht erbittert: man ſollt' meinen, das wär' ein Muſter, nach dem ſich ein Jedes richten müßt', und wenn man nach dem Namen fragt, ſo iſt's ein Mörder, der ſeinem Nebenmenſchen ohne weiters das Meſſer in Arm ſticht!

Das iſt auch ein wüſter Streich geweſen, ſagte der Invalide, der ſich nicht irre machen ließ: aber mit'm Zuchthaus iſt er doch, mein' ich, hart genug abbüßt worden. Zum Meſſer greifen freilich nicht Alle, denn da gehört ſchon ein wenig mehr Muth dazu, aber mit'm Prügel oder mit'm Stuhlfuß iſt Jeder gleich bei der Hand, wenn der Wortwechſel hitzig wird und es fällt ihm nichts Geſcheid's mehr ein, und da ſchlagen ſie einander ſo über die Köpf', daß man ſich nicht wundern darf, daß es ſo viel dumme Leut' gibt. Streit und Certat muß ſein in der Welt, ſonſt iſt's langweilig, aber wohl wär's beſſer, die Menſchen thäten witzig mit einander fertig werden ſtatt ſpitzig, einander tupfen ſtatt ſtechen, ſtriegeln ſtatt prügeln, mit dem Kamm lauſen ſtatt mit dem Kolben. Wenn aber Einer thut, was Alle thun, und thut's mein'thalb ein wenig ärger, ſo ſollt' man ihn doch nicht um 'n ganzen Stock höher henken, wie wenn er was ganz beſonders gethan hätt'.

Es ſcheint, da muß ſich die Obrigkeit verantworten! warf der Fiſcher biſſig dazwiſchen.

Ich hab' mein jährlichs Gratial vom Haus Oeſtreich, ſagte der Invalide ſtolz: die Obrigkeit kann mir nichts geben und nichts nehmen. Ich ſag' nichts wider ſie, aber ich red' wie mir der Schnabel gewachſen iſt.

Ja, für'n wild's Thier, das dem Flecken täglich mit Mord und Brand droht hat! ſchrie der Müller, der den Wein zu ſpüren begann.

Um dieſer Reden willen hätt' ich auch wieder 'n Stecken für ihn in Bereitſchaft, ſagte der Invalide, der nach langer Krankheit wieder einmal ausgegangen war und ſich hinter dem Glaſe ſo behaglich fühlte, daß er aufgelegt war, ſeine Meinung ſtandhaft gegen Feind und Freund durchzufechten. Und zwar thät' ich ihn darum züchtigen, weil er mit ſolchen Reden ſich ſelber am meiſten ſchad't. Aber er hat ſich nicht ſchlecht dagegen verantwortet ſchon vor ſechs Jahr', wie der Schütz einmal aus'm Verhör erzählt hat. Reden denn die Andern franzöſiſch? hat er geſagt. Und das iſt die Wahrheit. Wo man hinhört, wie die Leut' von einander reden, ſo hört man: Den Kerl mach' ich kalt, ich hau' ihm 'n Flügel vom Leib, hin muß er ſein, nicht lebendig ſoll er mir vom Platz kommen, oder: die ganz' Familie muß mir ausgerottet ſein, es ſoll Keiner übrig bleiben, der an de Wand pißt, mit Reſpect zu melden, wie's in der Bibel heißt. Iſt's denn viel ärger, wenn Einer droht, er zünd' den Flecken an, daß den Leuten die Häuſer über'm Kopf abbrennen, und das Kind im Mutterleib dürf' ihm nicht davon kommen? Iſt nicht ein Geſchwätz ſo dumm wie das ander', und iſt aus'm einen mehr worden als aus'm andern? Was hat er denn gethan? frag' ich.

Das Murren war allmählich zum Geſchrei geſtiegen, und einzelne Stimme riefen bereits: Schmeißet ihn 'naus!

Redet ihr feiner? fuhr der Invalide mit erhobener Stimme fort. Ihr ſeid auch grob wie ungeſpalten Holz, aber ihr wiſſet's nicht, weil ihr euch ſelber vor eurem eigenen Schreien nicht höret. Ihr aber höret ihr, weil er mit ſeiner Bärenſtimm' Manns genug iſt, euch Alle in's Stroh zu ſchreien, und weil er noch trotziger und wilder und wüſter als ihr reden kann, wenn er verzürnt iſt. Das nehmet ihr dann als baare Münz', wiewohl er euch den Flecken noch lang nicht anzünd't hat, aber was Gut's an ihm iſt, das wollet ihr nicht für baar gelten laſſen.

Der Invalide blickte ruhig in den jetzt ausbrechenden Sturm, auf nichts als ſeine Gebrechlichkeit vertrauend, obgleich wenig darauf zu wetten war, ob er mit heiler Haut davon kommen würde; denn nicht nur war das Geſchrei gegen ihn zum tobenden Gebrüll geworden, ſondern es hatten ſich auch Fäuſte gegen ihn erhoben, und darunter die beiden derben Schlagwerkzeuge des Müllerknechts, der es durchaus nicht in ſeinen Kopf bringen konnte, daß man einen Menſchen in Schutz nehme, der ihm, ſeinem Freund und Gutthäter, das Meſſer in den Arm geſtoßen hatte.

Mir ſcheint's, man muß den Flecken noch beſſer ſäubern, ſchrie der Fiſcher, deſſen Stimme nur noch in der nächſten Umgebung zu verſtehen war. Wenn ein Fleckenräuber ſo Freund' im Ort ſelber hat, ſo iſt's kein Wunder, daß er ſich bei Tag und Nacht ohne Gefahr hier aufhalten kann.

Er iſt in der ganzen Zeit nicht ein einigsmal bei mir geweſen, entgegnete der Invalide, der ſich gleichfalls nur noch ſeinem Gegner und den Zunächſtſitzenden vernehmlich machen konnte. Er weiß wohl, daß ich ein alter hilfloſer Mann bin, und daß er mich nicht in Verlegenheit bringen will, wiewohl er weiß, daß ich ihm nicht feind bin, das iſt auch noch nobel von ihm.

Nobel! ſchrie der Fiſcher giftig. B'hüt uns Gott vor Gabelſtich', dreimal gibt neun Löcher!

Der Aufruhr in der Geſellſchaft hatte den höchſten Gipfel erreicht, als der Schütz eintrat und durch ſein Erſcheinen wie ein Wetterableiter wirkte. Nicht der Anblick des Stückes Obrigkeit, ſondern ſein Ausſehen war es, was den Sturm beſchwor. Die liſtig zuſammengekniffenen Augen, die blinzelnd auf der rothglühenden Naſe hafteten, und die ſchalkhaft herausgepreßten Lippen verriethen es, daß ihn ein Geheimniß drückte, das neben einem Theil Verlegenheit viel Spaßhaftes enthalten mußte. Die Blicke der Anweſenden richteten ſich erwartungsvoll auf ihn, während er, zufällig neben dem Invaliden noch ein wenig Platz findend, ſich einen Stuhl zu dieſem rückte, und ihm ein paar Worte in's Ohr ſagte. Der Invalide ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und ſtieß ein herzliches Gelächter aus, das er zwei, dreimal raſch nach einander die Tonleiter herabrollen ließ.

Was iſt's? Was gibts? ſchrieen die Andern.

Im Amthaus hat man's ſeit heut Vormittag ſchon gewußt, fuhr der Schütz halblaut, doch ſo, daß die Andern es hören konnten, gegen den Invaliden fort. Dort iſt ein Jubeln und Lachen drüber, daß dem geſtrengen Herren ſo eine Eul' aufgeſeſſen iſt. Wer Naſen wachſen ſehen will, der muß jetzt nach Göppingen gehen, da iſt eine ganze Cultur davon, wie ein junger Wald, alle ſo lang. Dasmal hat man's durch kein' Expreſſen 'runter vermelden laſſen, ſondern durch eine ſtille Gelegenheit.

Was iſt denn geſchehen? fragte der Müller, dem Schützen ſein Glas anbietend, da er dieß für das geeignetſte Mittel hielt, ihn zum Reden zu bringen.

Der Schütz trank es vergnüglich aus und antwortete dann: Man darf's eigentlich noch gar nicht ſagen, das Oberamt hat's bei Kopfabhauen verboten, denn dort ſchämen ſie ſich ſchwarz.

Andere folgten dem Beiſpiel des Müllers, da der Schütz entſchloſſen ſchien, ſeine Neuigkeit ſo gut als möglich zu verwerthen.

Was iſt denn los? fragte endlich der Fiſcher den Invaliden.

Ein Vogel, antwortete dieſer lachend.

Der Schütz ſah den Fiſcher, der ſeinen Wein an ihm geſpart hatte, eine Weile ſtillſchweigend an, gleichſam um die Wirkung ſeiner Worte vorzubereiten. Er iſt durch! ſagte er dann geheimnißvoll.

Das blaſſe Geſicht des Fiſchers, der die Wahrheit bereits geahnt haben mochte, wurde einen Augenblick kreideweiß. Die Andern begriffen noch nicht recht, um was es ſich handelte, und ſtarrten den Schützen mit aufgeriſſenen Augen an. Wer iſt durch? fragte der Müllerknecht.

Wer? rief der Schütz. Gibt's denn Zwei ſo? Der von Hohentwiel über alle Mauern und Felſen fortgeflogen iſt, hat dem Göppinger Käfig die Ehr' auch nicht laſſen wollen. Wie er geſtern eingeliefert worden iſt, ſchon ſpät in der Nacht, hat man ihn auf die Hauptwacht geſetzt, hat ihm ein eiſern Halsband und den Hoſenträger angelegt und hat ihn mit einer Kette an die Wand angefeſſelt, ſo daß er drei, vier Schritt' hat in der Stub' 'rumgehen können. Auch hat man ihm zween Mann beigeben, die ihn die ganz' Nacht hätten verwachen ſollen. In der Nachmittnacht iſt der ein' Wächter fort und hat Eins geſchrieen; wie er aber zurückkommt, find't er ſein' Kameraden eingeſchlafen — der behauptet, es müſſ' ihm angethan worden ſein — und kein Sonnenwirthle iſt nimmer dageweſen. Er hat den Göppingern ihren Geſchmuck mit fort, Halsband und Hoſenträger, wahrſcheinlich hat er's zum Andenken behalten wollen. Und ſein' Chriſtine wird jetzt auch wieder bei ihm ſein. Ich glaub', er hat ſich extra deswegen fangen und nach Göppingen liefern laſſen, um ſie dort abzuholen, aber er iſt zu ſpät kommen, denn geſtern Abend, noch vor ſeiner Ankunft, hat man ſie losgelaſſen, weil man nicht gewußt hat, was man eigentlich mit ihr thun ſoll; und da wird er wohl denkt haben, er ſei jetzt überflüſſig, und iſt alſo auch gleich wieder fort.

Wie's Teufels iſt er denn aber von der Kette kommen? fragte der Müller.

Du haſt ſchon den rechten Namen genannt, ſchrieen ihm Mehrere zu. Kannſt dir wohl denken, wer ihm allemal forthilft.

Jetzt muß wieder der Teufel im Spiel ſein! ſagte der Invalide lachend.

Wiſſet ihr nicht mehr, rief einer der Gäſte, wie er in der Stub' da — an dem Platz, wo jetzt der Peter ſitzt, iſt er geſeſſen — Der Knecht rückte bei dieſen Worten etwas betreten den Stuhl — wie er da geſagt hat, er glaub' an gar nichts? Ich hab' gleich bei mir denkt, es werd ſein' guten Grund han, daß er nichts zugeben will. Denn ſich aus Ketten und Banden nur ſo 'rausſchälen, und über Mauern und Felſen 'runterkommen — Mannen! das ſind Ding' die nicht natürlich zugehen.

Der Redner ſah ſich unwillkürlich um, ob nichts Unheimliches hinter ihm ſei. Die Andern murmelten: Gott ſei bei uns!

Der Invalide hatte inzwiſchen dem Schützen zugehört, der ihm erzählte: Man hat auf ſeiner Britſch' 'n Nagel gefunden, den er draus 'raus gezogen haben muß, und an der Kette ein ſchadhaftes Glaich, das er wahrſcheinlich mit dem Nagel vollends ausdruckt hat; denn Dem iſt ein Nagel mehr als einem Andern ein ganzes Handwerkszeug. So gibt's bloß Ein'.

Wer hätt' ſich's auch träumen laſſen, begann Einer, daß die Metzelſupp' ſo ausging'! Sie hat ſo luſtig angefangen.

Es kann noch Blutwürſt' regnen, fiel ein Andrer ein. Jetzt kann's der Fleck' büßen müſſen, daß man ihm ſo nachgeſtellt hat und erſt noch vergeblich.

Es iſt auch nicht recht, ſagte ein Dritter, daß man einen Menſchen zu ſeinen Kindern lockt und bei ihnen überfällt. So was ſollt' man ja dem unvernünftigen Thier nicht zu Leid thun.

Ja, 's iſt wider die Natur, ſagte ein Vierter. Ich will nichts davon, und wenn ich auch drunter mitleiden muß, ſo weiß ich doch wenigſtens, daß mich's unſchuldig trifft.

Er ſagte dies ſo laut, daß man es in jeder Ecke der Stube hören konnte. Nun, wenn er etwa unſichtbar zugegen iſt, bemerkte der Invalide lachend, ſo hat er's ſicherlich gehört und wird ſich darnach richten.

Der Fiſcher, der bei der veränderten Lage der Dinge die öffentliche Meinung von ſich abfallen ſah, ſagte ingrimmig: Die Göppinger können warten, bis ich ihnen wieder Einen fang' und mir für ſie die Finger verbrenn'.

Ja, verſetzte der Müller, und meinen ſie denn, ihr Unſchick ſei dadurch ungeſchehen gemacht, daß man nicht davon reden ſoll?

Auf die Länge läßt's ſich natürlich nicht verbieten, ſagte der Schütz. Der Befehl iſt aber, man ſolle vorderhand kein unzeitig Geſchrei machen, wenn er aber ſo verwegen ſei, daß er ſich abermals in die hieſige Gegend ziehe, ſo ſolle man unverweilt und mit der größten Oeffentlichkeit einen Preis von hundert Gulden auf ſeinen Kopf ſetzen.

Hundert Gulden? rief der Fiſcher. Auf ſein' Kopf? rief der Müller.

Hundert Gulden, wer ihn bringt, lebendig oder todt, antwortete der Schütz.

Der Fiſcher ſchlug die flachen Hände auf den Tiſch. Den Preis will ich verdienen, ſagte er.

Ich auch! rief der Müller.

Und ich! rief der Knecht, dem die Geſpenſterfurcht zu vergehen ſchien, ſeinem Meiſter nach.

Die andern Gäſte tranken ſchweigend aus, und ihre langen Geſichter verriethen, daß das Gelübde der Drei ſie nicht ſonderlich im Glauben an die Sicherheit des Fleckens befeſtigt habe. Bei dem allgemeinen Aufbruch waren der Invalide und der Schütz die Letzten. Gelt, Beck, haſt auf eine größere Zech' abgehoben? ſagte dieſer zum Bäcker, und jetzt iſt auf einmal ein Haar in dein' Wein gefallen. Ich will dich wenigſtens einigermaßen ſchadlos halten. Gib mir ein paar Schoppen mit, das Amt ſoll's zahlen. Es muß heut Nacht etliche Mannſchaft auf'm Rathhaus wachen, für alle Fäll'. Der Herr will ruhig ſchlafen können, denn 's iſt ihm doch nicht ganz wohl bei der Sach'. Aber trotzdem bricht er einmal über's ander' in ein Lachen aus, daß ihm der Bauch wackelt, und ſagt' vor ſich hin: Ich vernemme, daß die Anſtalten des Herrn Vogts nicht die beſten ſind.

Er empfing den verlangten Wein und ging mit dem Invaliden fort. Der Bäcker, der jetzt allein war, zündete eine Küchenampel an, löſchte die Lichter und ſetzte ſich in den hinterlaſſenen Lehnſtuhl ſeiner verſtorbenen Frau, um hier die nahe Backſtunde abzuwarten, vielleicht auch in der Hoffnung, an die Wachmannſchaft auf dem Rathhauſe noch etwas von ſeinem Wein abzuſetzen. Er ſchlief ein, glaubte aber noch nicht lange geſchlafen zu haben, als er, durch ein Geräuſch oder eine innere Beunruhigung erweckt, die Augen aufſchlug. Mit offenen Augen glaubte er zu träumen, denn am Wirthstiſche ſaß in dieſer ſpäten Stunde eine Geſtalt, die den großen Krug vor ſich aufgepflanzt, eine Flaſche daraus geſpeiſt hatte, und den Wein aus dem gefüllten Glaſe bedächtig koſtete. Der Bäcker ſchloß die Augen und öffnete ſie wieder, aber die Erſcheinung war noch immer da und ſchien greifbare Wirklichkeit zu ſein. Durch den Wald von Kopf- und Barthaaren, die das trotzige Geſicht beinahe ganz bedeckten und ihm für einen unter lauter glatten Geſichtern aufgewachſenen Menſchen ein fürchterliches Ausſehen gaben, erkannte er ihn bei dem armſeligen Schein der Ampel, den Gefürchteten, den Schrecken der Gemeinde, des Amtmanns und des Vogts. Sein Blick ruhte mit ſpöttiſchem Ausdruck auf dem Wirth. Haſt wieder einmal geduſelt, Beck? begann er. Dein Wein iſt nicht beſonders. Wie dein Weib noch gelebt hat, haſt du einen beſſern geführt. Gott hab' ſie ſelig, ſie war ein braves Weib, ſchlecht und recht, betete wenig Sprüche, hatte aber Chriſtenthum im Herzen, und hätte es für eine Sünde gehalten, einen guten Wein zu verderben. Ich will nicht hoffen, daß du ihn ſchmierſt.

Er ſteht ſchon den ganzen Abend im Krug, ſagte der Bäcker ſchüchtern. Ich will friſchen holen.

Thu' das und komm bald wieder, denn ich hab' eine Erquickung nöthig.

Der Bäcker ging. So wie die Thüre ſich hinter ihm geſchloſſen hatte, eilte der ſeltſame Gaſt hinzu und horchte. Bald hörte er, wie die Hausthüre ging und der Schlüſſel langſam und leiſe darin umgedreht wurde. Ich hab's von dem Schubjack nicht anders erwartet, als daß er mich verrathen werde, ſagte er und ſah ſich in der Stube um. Der große tiefe Wandſchrank ſchien ihm zu gefallen: er ſchloß ihn auf, leuchtete einen Augenblick hinein und ſtellte dann die Ampel wieder genau dahin, wo ſie geſtanden war. Schlechte Maus, die nur ein Loch weiß, aber es wird genügen, ſagte er, ſchlüpfte in den Schrank und zog die Thüre deſſelben hinter ſich zu. Er war noch nicht lange darin, als die Hausthüre mit Geräuſch aufgeſchloſſen wurde und die Wachmannſchaft, den Bäcker an der Spitze, in die Stube ſtürzte. Sie ſahen ſich um. Wo iſt er denn? ſchrieen Alle wie aus Einem Munde. Da iſt er geſeſſen, ſagte der Bäcker beſtürzt. Geſchwind, das Haus durchſucht! ſchrieen ſie und vertheilten ſich nach allen Richtungen. Die Stube, die angrenzende Kammer und Küche wurden ſorgfältig durchgeſucht, aber an den Schrank dachte Niemand. Nachdem ſie hier und in den andern Räumen des Hauſes mit den wieder angezündeten Lichtern in jeden Winkel geleuchtet und nichts gefunden hatten, kamen ſie zurück. Die Einen ſchalten, die Andern höhnten den Bäcker, daß er ſie um eines leeren Traumes willen in Allarm gebracht habe. Derſelbe ſchwur hoch und theuer, der Sonnenwirthle ſei in ſeinem Haus geweſen, auf dieſem Stuhle ſei er geſeſſen und aus dieſer Flaſche habe er getrunken. Jetzt glaub' ich's auch, ſagte er, daß er mit dem Teufel im Bund iſt, denn ſonſt könnt' ich nicht begreifen, wie er 'nauskommen iſt, denn ich hab' die Hausthür' zugeſchloſſen, wie ihr ſelber wiſſet, und einen andern Ausgang gibt's nicht. Daß er 'reinkommen iſt, wundert mich weniger, denn es wär' möglich, daß ich vorher nicht zugemacht hätt', weil ich mir fürgeſtellt hab', ihr werdet doch noch mehr Wein wollen.

Das iſt noch das Vernünftigſt', was dir den ganzen Abend durch dein' Schädel gangen iſt, ſagte der Schütz. Und da wir einmal da ſind, ſo wollen wir eben ſo frei ſein und des Sonnenwirthles ſein' Wein verſuchen. Sein Wohl! Ich wünſch' ihm, daß er weit von hier ſein gut's Brod finden und uns nichts mehr zu ſchaffen machen möcht'.

Er trank und ließ die Flaſche weiter gehen. Du biſt gut laden, wie lang's Heu, ſagte ein Anderer zu ihm.

Ja, du haſt deine beſte Züg' im Hals, bemerkte ein Dritter.

Nachdem die Flaſche geleert war, ſprachen ſie auch noch dem Kruge zu, ſcherzten über die Geiſterſeherei des Bäckers und begaben ſich endlich wieder auf ihren Poſten zurück. Der Bäcker begleitete ſie, ſchloß die Hausthüre hinter ihnen ſorgfältiger als jemals ab, und ging wieder in ſeine Stube. Aber wer vermag ſein Entſetzen zu beſchreiben, als er ſeinen furchtbaren Gaſt an derſelben Stelle und in der gleichen Haltung wie vorhin am Tiſche ſitzen ſah. Langſam und ruhig, aber mit dem ſtrengen Blicke eines Richters, wendete dieſer ſein Geſicht nach ihm hin. Elender Hund, ſagte er, hab' ich dir je in meinem Leben etwas zu Leid gethan? Kannſt du's vor deinem Weib verantworten, daß du den Verräther an mir gemacht haſt? Sie würde dich nicht mehr anſehen, wenn ſie noch lebte. Geh', du biſt nicht werth, in dem Stuhl zu ſitzen, der ſo oft ihr Schmerzenslager war.

Der Bäcker zitterte und hatte alle Faſſung verloren.

Der Gaſt ſchlug ein Gelächter auf, das dem Wirth durch Mark und Bein ging. Was ſeid ihr doch für erbärmliche Dummköpfe! rief er. Ihr habt mich geſehen, angerührt und in der Hand gehalten, und habt mich doch mit allen euren Lichtern nicht gefunden.

Der Bäcker ſtarrte ihn mit irren Blicken an. Der Schreckliche erzählte ihm haarklein Alles was vorgegangen, und wiederholte ihm jedes Wort, das geſprochen worden war. Dem Bäcker wirbelte der Kopf.

Dummer Tropf! da, in der Bouteille bin ich geſteckt! rief Jener endlich höhniſch.

Der Bäcker fiel auf die Kniee, ſtreckte die Hände, wie um Gnade flehend, nach ihm aus, und war feig genug, zur Verminderung ſeines eigenen Kerbholzes, ihm zu verrathen, welches Gelübde der Fiſcher, der Müller und deſſen Knecht gethan.

Jetzt hol' mir friſchen Wein, haſt mich lang genug warten laſſen. Ich will dich noch einmal auf die Probe ſtellen, aber ich folge dir unſichtbar. Wenn du mir einen falſchen Tritt thuſt, ſo ſitz' ich dir im Nacken und will dich reiten, daß du nach Gott ſchreien ſollſt. Und miſch' mir den Wein nicht, Schuſt, oder du ſollſt mir keines natürlichen Todes ſterben.

Diesmal brauchte er nicht an der Thüre zu lauſchen, denn der Bäcker hatte ſie weit offen gelaſſen. Er hörte ihn den richtigen Weg nach dem Keller einſchlagen, aus welchem er bald wieder zurückkam, faſt wahnſinnig vor Angſt, die ſich erſt etwas legte, als er das Geſpenſt nicht mehr unſichtbar hinter ſich vermuthen mußte, ſondern leibhaftig vor ſich am Tiſche ſitzen ſah. Der Unhold ſtellte ihm die mißliche Aufgabe, ſich zu beſinnen, welche Strafe er durch ſeinen Verrath verdient habe, und trank, während der Bäcker alle Qualen der Todesangſt ausſtand, ſeinen Wein langſam und behaglich aus. Dann erhob er ſich mit den Worten: Wenn ich wiederkomme, ſo laß dir keinen ſolchen Spaß mehr einfallen, ich könnt' ein andermal ernſthafter aufgelegt ſein. Was ſchauſt denn ſo nach meinem Fuß? fuhr er ihn an: ja ſo, du biſt neugierig, ob kein Pferdefuß zum Vorſchein komme. Nein, dummer Kerl, das Ding ſitzt nicht im Fuß. Sieh, da ſitzt's! Er klopfte ihm mit dem Knöchel des Fingers an den Kopf, wie man an ein Faß klopft, aber ſo ſtark, daß der Bäcker beinahe zu Boden fiel. Dann verließ er das Haus und der Bäcker ſchloß abermals die Thüre, aber ohne den beruhigenden Glauben, daß dieſe Maßregel ihm irgend eine Sicherheit zu gewähren vermöge. Er dachte nicht mehr an das Backen, ſondern löſchte ſchnell die Lichter und ſchlüpfte angekleidet, von Angſt und Fieber geſchüttelt, in ſein Wittwersbett.

Der Geächtete ging nach der einzigen Heimath, die er noch in ſeinem Vaterorte hatte, obwohl auch dieſe für ihn unzuverläſſig geworden war. Er drückte den Riegel der Hinterthüre, den Finger durch die Thürſpalte drängend, leiſe zurück, und nach wenigen Augenblicken ſtand er vor dem Bette ſeiner Schwiegermutter. Auch dieſer drang ein eiſiger Schreck durch die Gebeine, als ſie, plötzlich erwachend, in ungewiſſem Sternenlichte eine geiſterhafte Geſtalt mit aufgehobenem Finger vor ſich ſtehen ſah und alsbald ihren verrathenen Schwiegerſohn erkannte.

Welchen Judaslohn habt Ihr für die Auslieferung gekriegt? fragte er.

Sie vermaß ſich mit den höchſten Schwüren, daß ſie weder etwas bekommen noch etwas verdient habe und daß der Ueberfall ihr ſelbſt ganz unverſehens gekommen ſei. Er ließ den Verdacht, der mehr in ſeinem Gemüth als an beſtimmten Beweiſen haftete, auf ſich beruhen, und weckte ſeinen Knaben. Der Kleine lächelte ihn mit halboffenen Augen wie im Traume an.

Da ſiehſt, Friederle, daß dein Vater frei iſt. Brauchſt dich nicht zu grämen. Willſt mit?

Er wird doch nicht das Kind durch die Wälder 'rumſchleifen wollen! rief die Alte lebhaft. Ein Vater kann ſein' Buben in dem Alter noch nicht pflegen.

Er hat ja ſeine Mutter, antwortete er. Sie iſt frei und wohl aufgehoben.

Gott ſei Lob und Dank! rief die Alte, ſei es daß eine menſchliche Regung ſie erfaßt hatte, oder daß ſie ihn in guter Laune zu erhalten trachtete. Aber wenn auch! fuhr ſie fort: das iſt kein Leben für ein Kind, und mein Hühneraug' ſagt mir, daß noch einmal Schnee fällt. Laſſ' Er mir nur den Buben da, ich geb' ihn nicht her.

Sie kannte ihn wohl und hatte die rechte Saite getroffen. Wenn Ihr eine gute Ahne ſeid, ſagte er, ſo will ich Fünfe grad' ſein laſſen. Aber fahret mir ſäuberlich mit den Kindern, das ſag' ich Euch. Wo ich auch bin, mein Aug' zielt immer daher und ich weiß immer wie's bei Euch ſteht, ſo gut als wenn ich gegenwärtig wär'.

Er küßte die Kinder, von welchen das kleinere ruhig fortſchlief, und wandte ſich zum Gehen.

Ich will noch einmal mit dem Sonnenwirth wegen der Auswanderung reden, rief ihm die Alte nach. Wo Er ſich mit der Chriſtine aufhält, will ich nicht fragen, damit Er nicht wieder mißtrauiſch wird. Er kann ſich ja von Zeit zu Zeit erkundigen oder durch vertraute Leut' anfragen laſſen. Und halt' Er ſich nicht hier auf, das Klima iſt nicht geſund für Ihn.

Schon recht, aber erſt thu' ich noch einen Tuck, antwortete er und war verſchwunden. Die Alte fuhr unter die Decke und murmelte ein langes Dankgebet für ihr glückliches Entrinnen.

Am andern Tage gerieth der Flecken in eine unausſprechliche Aufregung, als man die Begebenheiten der verfloſſenen Nacht erfuhr. Außer dem Beſuche bei dem Bäcker, der in Folge der erlittenen Schreckniſſe krank darniederlag, hatte der Sonnenwirthle noch ein weit tolleres Stück verübt. Er war auf unerklärliche Weiſe in das Haus ſeines Todfeindes, des Fiſchers, eingedrungen, hatte dieſen nebſt deſſen Frau aus ihrem zweiſchläfrigen Bette aufgeſcheucht, ſich's auf demſelben bequem gemacht und das Ehepaar mit vorgehaltenem Gewehr gezwungen, ihm die ganze Nacht Geſellſchaft zu leiſten. Kochend vor Wuth hatte der Fiſcher es gleichwohl nicht wagen dürfen, einen Fuß zu rühren oder einen Laut von ſich zu geben, und war der Gewehrmündung des ſchwergereizten Feindes, ſo wie ſeinem bitter höhnenden Witze eine endloſe Nacht hindurch preisgegeben geweſen, während nicht weit davon auf dem Rathhauſe für die allgemeine Sicherheit gewacht wurde. Vor Tagesanbruch hatte der Eindringling das Haus unter den gräßlichſten Drohungen und mit feierlicher Wiederholung des Schwures, daß er den nächſten Angriff unnachſichtlich mit einer Kugel beſtrafen werde, verlaſſen, ohne jedoch dem Fiſcher ein Haar gekrümmt zu haben, und zufrieden mit der Angſt, die er ihn hatte ausſtehen laſſen. Im Fortgehen aus dem Flecken hatte er ſich ſodann noch dem obern

Müller in's Andenken geſchrieben, indem er ihn mit einem Schuß durch das Fenſter begrüßte, der aber, da er von unten nach oben ging und in die Decke ſchlug, nicht in gefährlicher Abſicht verſendet ſein konnte.

Von dieſem Tage an wurde der ausgeſtoßene Sohn des Sonnenwirths von dem im Banne des tiefſten Aberglaubens befangenen Volk zum Helden einer Sage erhoben, welche ſein wunderbares Entkommen aus Mauern und Banden dem Bunde mit der Hölle zuſchrieb. Der Amtmann war in Verzweiflung, da dieſer Herenglaube vollends alle Thatkraſt lähmte und den zur Rache entflammten Flüchtling, deſſen hellem Geiſte ſich hier ein neues Schreckmittel darbot, zum unumſchränkten Herrn des Fleckens zu machen drohte. Der Fiſcher und der Müller, dem ſein Knecht blindlings folgte, erholten ſich zuerſt von den Schrecken jener Nacht, indem bei ihnen die Wuth über den Aberglauben ſiegte. Beſonders wurde der Fiſcher durch die Spöttereien des von ihm herausgeforderten Invaliden aufgeſtachelt, welcher keine Gelegenheit vorüber ließ, auf die heimlichen Gaſtfreunde, die der Sonnenwirthle im Flecken habe, anzuſpielen; und er betheuerte ſich zu wiederholten Malen, daß er einen Schuß an die ausgeſetzten hundert Gulden rücken wolle, verſchwor ſich auch förmlich mit den beiden andern Theilhabern ſeiner Rache, dem Verhaßten aufzupaſſen und ihn lieber todt als lebendig dem Amte zu überliefern. Die übrigen Bürger aber fühlten wenig Luſt, es mit einem Zauberer aufzunehmen, der vor ſeinen Verfolgern ſich in eine Halbmaßflaſche verkriechen oder in Pudelgeſtalt davonrennen konnte. So geſchah es einſt, daß zehn mit Schaufeln bewaffnete Männer, die ihm nahe bei dem Flecken begegneten, ungeachtet des auf ſeinen Kopf geſetzten Preiſes ihn nicht anzugreifen wagten. Sogar im Schlaf erweckte er Furcht, da man glaubte, daß er mit geſchloſſenen Augen zu ſehen vermöge. Zwei Poſtknechte fanden ihn neben der Landſtraße an einem Raine ſorglos eingeſchlafen; einer hatte nicht das Herz ſich ihm zu nähern und ritt davon; der andere aber wagte ihn zu wecken und ihm bemerklich zu machen, daß er hier nicht ſicher ſei. Ob jedoch bei ſolchen Vorgängen nur die Furcht und nicht auch eine menſchliche Theilnahme an dem Looſe des Unglücklichen mitgewirkt habe, das iſt eine Frage, über welche das menſchliche Herz wohl kaum einen Zweifel haben wird.

Aber auch dem Geächteten konnten ſelbſt ſeine erbittertſten Feinde mildere Herzensregungen nicht abſprechen. Es war eben um jene Zeit, daß ein Eßlinger Metzgerburſche, der auf den Einkauf von Schlachtvieh in die Dörfer der Umgegend ausgeſandt war, Abends ſpät noch halb todt vor Schrecken nach Ebersbach kam und ein im Walde erlebtes Abenteuer erzählte. Er hatte in einer Dorfſchenke einen Unbekannten getroffen, deſſen offenes Geſicht ihm gefiel und dem er beim Wein vertraute, daß es ihm nicht wohl zu Muthe ſei, mit ſeinem vielen Gelde Abends allein durch die Wälder gehen zu müſſen, wo der Sonnenwirthle hauſe. Sogleich erbot ſich der Unbekannte ihm das Geleite zu geben. Sie tranken noch ein Glas und machten ſich auf den Weg. Als ſie im dichteſten Walde ganz allein gingen und traulich mit einander redeten, blieb der Führer auf einem öden Platze am Saume eines finſtern Dickichts plötzlich ſtehen und hob an: So, jetzt will ich auch ſagen, wer ich bin — ich bin der Sonnenwirthle. Der Wanderer fuhr zuſammen, wie vom Donner gerührt. Nachdem ſich der Geächtete eine Weile an ſeiner Furcht geweidet hatte, ſagte er: Ich bin nicht ſo ſchlimm, wie die Leut' ſagen, ich hab' Euch mein Wort gegeben und das halt' ich Euch als Mann von Ehre, ob ich auch noch ſo reich werden könnt' durch Euer Geld; damit Ihr Euch aber nicht unnöthig ängſtiget, ſo will ich den ganzen Weg vollends vor Euch hergehen; folgt mir nur, Ihr kommt mit einer ganzen Streifmannſchaft nicht ſicherer durch den Wald. Er ging voraus und der Metzger folgte ihm heimlich zagend; aber nach einer Stunde ſah er ſich wohlbehalten an der Filsbrücke bei Ebersbach. Dort kehrten beide in einem einſamen Wirthshauſe noch einmal mit einander ein; der Metzger wollte ſeinem redlichen Führer ein Trinkgeld aufdrängen, dieſer aber wies es mit Stolz zurück.

Neben dieſer verbürgten Thatſache erzählt die Volksſage aus der gleichen Zeit einen minder ſanften Zug von ihm. Auf der Landſtraße, die er ungeſcheut zu betreten wagte, begegnete ihm einſt eine arme Frau — die Sage behauptet, es ſei ſeine eigene Schwiegermutter geweſen — und klagte ihm ihre Noth, daß ſie nicht einmal im Stande ſei, für ihre Kinder ein Spruchbuch zu kaufen. Er gab ihr ſogleich das nöthige Geld und ſie entfernte ſich unter tauſend Dankſagungen. Als ſie aber ſpäter den Weg zurückkam, ſah ſie ihn, als ob er der

Wächter der Gegend wäre, an der alten Stelle ihrer warten, und erſchrack nicht wenig, als er nach ihrem Korbe griff, in welchem er ſtatt des Spruchbuchs Eier fand, die ſie um das Geld gekauft hatte. Ergrimmt über den Mißbrauch ſeines Geſchenkes, ſchalt er ſie eine Freſſerin und machte ſie zur Zielſcheibe für die Eier, indem er mit ſicherem Wurfe eines um das andre an ihr zerſchellte, ſo daß ſie über und über triefend nach Hauſe kam.

Wie ein böſer Geiſt ſchweifte er um ſeinen heimathlichen Flecken umher, und wenn er Leute traf, ſo verhörte er ſie, was man in Ebersbach von ihm ſage, wobei er niemals unterließ, die grauſamſten Drohungen auszuſtoßen, ſo daß ihm die Sage bereits eine Menge Greuelthaten andichtete, ehe er eine einzige begangen hatte. Sein von Groll und Rache umhergetriebenes Gemüth ſann die wildeſten Thaten aus; aber das angeborne beſſere Gefühl hielt ſeine Hand zurück.

Auch der Vogt ermüdete in ſeiner Verfolgung und ſchrieb an den Amtmann, da mit Streifen auf dieſes carcinoma doch nichts gethan ſei, ſo ſolle man nur noch in der Stille Poſten ausſtellen und die Eingänge der Häuſer, denen etwa ſein Beſuch bevorſtehe, hinlänglich beſetzen.

## 32.

Der letzte Schnee des Winters war gefallen und wieder gegangen. Der Frühling hatte den Wald mit dem Jauchzen der Vögel erfüllt und das Feld mit dem lichten Meere ſeiner Blüthen überfluthet; die Blüthen waren gefallen und der Waldgeſang war immer dünner geworden. Die Sonne brannte ſtärker und der anbrechende Sommer verhieß der harrenden Welt die Fülle ſeines Segens, ſo daß es unmöglich ſchien, daß inmitten des überall aufſchießenden Reichthums Armuth, Noth, Hunger und Gier nach der Habe des Glücklicheren in der Welt vorhanden ſein ſollte.

Auf einem abgelegenen Hofe, der zwiſchen dem Hohenſtaufen und dem Filsthal mitten in den Wäldern von einem ſpärlichen Stück

Feldes umgeben lag, ſaß eines Tages der Erbe der Sonne von Ebersbach bei dem Weibe, um deſſen Beſitz er ſo lange mit der Welt geſtritten hatte, bis ihm ſelbſt jeder Anſpruch auf ein Eigenthum und eine Heimath in der Welt verloren gegangen war. Mit Hilfe des Krämerchriſtle, der nach ſeinem Vornamen und einem kleinen Kramhandel ſo genannt wurde, hatte er ſie bei einer hier verheiratheten Schweſter deſſelben untergebracht, zahlte ein kleines Koſtgeld für ihren armſeligen Unterhalt und kehrte von ſeinen Streifereien in der Gegend immer wieder zu ihr zurück. Die Hofbewohner waren ihren Feldarbeiten nachgegangen und das Paar befand ſich allein. Chriſtine ſaß am Tiſche, wo ſie ein paar rohe Lappen zuſammengenäht hatte, und ſtützte den Kopf auf den aufgelegten Arm. Friedrich hatte ſich in die Fenſterecke gedrückt, wo er mit gekreuzten Armen düſter vor ſich hinbrütete. Die ärmliche Wohnung gewährte ihnen einen vorübergehenden Schein von Haus und Heimath, der aber freilich ſchnell wieder verſchwand, ſobald Jemand von den wirklichen Inſaſſen in die Stube trat.

Nach einem langen trüben Stillſchweigen warf ſie einen Blick auf ſeinen abgenutzten Rock, ſah aufmerkſam hin und rief: Daß Gott erbarm! Du haſt ja Blut am Aermel.

Kann ſein, erwiderte er, es hat dich ſchon einmal unnöthig erſchreckt.

Das iſt aber im Winter geweſen. Frieder, Frieder, ſag' mir's, haſt du jemand erſchoſſen?

Juſt wie damals, wo du mich das erſtemal gefragt haſt. Damals hab' ich geſagt: Dumme Seel', freilich hab' ich Einen erſchoſſen, draußen im Wald liegt er, hat ein ledern Röcklein an und einen zackigen Hut auf'm Kopf; und daſſelbe ſag' ich dir heut wieder.

Ja, iſt denn ſchon wieder die Zeit, daß man einen Hirſch ſchießen kann?

Noth bricht Eiſen, ſagte er. Sie ſind noch erbärmlich dürr und es gehört ein guter Hunger dazu, um das Fleiſch genießbar zu finden, aber im ſchlimmſten Fall iſt wenigſtens die Haut zu brauchen. Das Handwerk hat überhaupt ſtark nachgelaſſen, und ich ſeh' kaum hinaus, wie's weiter werden ſoll. Ich hab' den Winter über das groß' und kleine Gewild rudelweis geſchoſſen und die ganze Umgegend von Voll bis Gmünd damit verſorgt; und da führt mir der Teufel noch den Hof daher, der mir nicht bloß die Jagd, ſondern noch viel mehr den Handel verdorben hat, denn die machen dir in ein paar Tagen ein Schlachtfeld, daß man's ſchier verweſen laſſen muß. Wildpret iſt ſo wohlfeil und ſo unwerth geworden, daß man mir einmal in einem Pfarrhaus ein übergelaſſenes Stück Hirſch vorgeſetzt hat von meiner eigenen Hand. Ich hatt's den Tag zuvor geſchoſſen und durch den Chriſtle dahin verkaufen laſſen, der's ihnen mit Müh' und Noth aufgeſchwätzt hat um ein Bettelgeld. Wie ich den Tag drauf vorüberkomme, ruft mir die Pfarrerin vom Fenſter, ob ich nicht um's Warme ein wenig Holz ſpalten wolle. Ich hab's gern gethan, weil mich's gefroren und gehungert hat; und wie ich dann mit Hirſchbraten bin abgefüttert worden, hab' ich doch denken müſſen: die Waar' muß tief im Preis ſtehen, wenn man ſie dem billigſten Taglöhner nachwirft. Hab' auch bald meine Rechnung richtig gefunden, denn beim Grethmeiſter in Gmünd, im dortigen Barfüßerkloſter, wo ſonſt immer ein gutes Geſchäft zu machen war, und in allen Pfarrhäuſern weit und breit — nirgends iſt mehr was anzubringen geweſen. Drüber iſt dann die Jagdzeit ohnehin vollends zu End' gangen, aber ich beſorg' mich, wenn ſie auch wieder anhebt, ſo werden die Leut' noch ſatt und voll vom Wildpret ſein, und werden Rindfleiſch vorziehen, das ich ihnen nicht ſchießen kann. Froh iſt freilich Alles in den Dörfern und auf den Höfen, wenn ich das Wild wegſchieße, aber niemand zahlt mir ein Schußgeld dafür.

Schlechte Ausſicht! ſagte ſie. Und ich ſpür's hier wohl, daß du nicht viel in's Haus bringſt.

Sind ſie wüſt gegen dich?

Das grad nicht, ſie ſind freundlicher als auf den andern Höfen, wo du mich hinbracht haſt. Deine Verbindung mit dem Chriſtle thut mir gut bei ihnen, aber doch laſſen ſie mich's merken, daß du das Koſtgeld die Zeit her ſchuldig blieben biſt.

Mach' dich jetzt auf, Chriſtine, mußt mir die Hirſchhaut den Wald hinunter tragen, abgezogen hab' ich ſie ſchon, und in der Teufelskling' verſtecken, damit ſie der Chriſtle mitnehmen kann. Er kommt morgen von Rechberghauſen aus dort hinab, und von da mußt du mit ihm den Waldſteig nach Gmünd gehen.

Das geſchieht mir ſauer, wendete ſie weinerlich ein.

Du kannſt mir nicht vorwerfen, daß ich dich plage, entgegnete er. Ich hab' dich ein einzigsmal dieſen Winter zur Jagd mitgenommen und hab' gemeint, du könnteſt mir am Wald vorſtehen und das Wild zurücktreiben. Wie du aber wehleidig gethan haſt, hab' ich dich gleich gehen laſſen und nie wieder mitgenommen. Diesmal aber muß es ſein, die Haut wird dich nicht zu Boden drücken, und in Gmünd mußt mit beim Erlös ſein, damit mich der Chriſtle, der abgeführte Spitzbub', nicht betrügt, denn ſonſt kann ich deine Schuld hier nicht bezahlen. Die Haut trägt dir morgen der Chriſtle, heut aber mußt ſie ſelber tragen, denn ich will derweil ſehen, ob ich nicht noch einen ſchießen kann. Komm!

Sie ſeufzte. Du mußt dich aber vor raſiren, ſagte ſie verdroſſen. Jetzt haſt ſchon wieder ein achttägigs Stoppelfeld, und ich leid's nicht, daß du dir den Bart wachſen läßt, denn du ſiehſt ſo arg wild drin aus, und wenn dir Jemand begegnet, ſo muß er Wunder was von dir denken.

Meinetwegen! brummte er, griff ohne Umſtände nach dem Raſirzeug des Hofbeſitzers und kam ihrem Begehren nach, worauf ſie den Hof verließen und den Weg nach dem Walde einſchlugen.

Iſt denn gar keine Möglichkeit, aus dem Leben da fortzukommen? fragte ſie im Gehen mit kummervoller Miene. Du haſt mir verſprochen, du wolleſt mich nach Frankfurt mitnehmen, oder in den Krieg, haſt auch von Amerika geſagt. Ich ging' überall mit dir hin, wenn ich nur aus dem Leben draußen wär' und die Kinder bei mir hätt'.

Warum haſt dich in Dettingen fangen laſſen! verſetzte er unwirſch. Während deiner Gefangenſchaft iſt mein Erſpartes von Sachſenhauſen draufgangen, mein Vater thut keinen Zug, um ſein Verſprechen zu halten, und wie kann ich denn als ein vogelfreier Menſch etwas erwerben, damit wir zu Reiſ'geld kommen? Sag', ich ſoll in Ebersbach einen höflichen Beſuch machen, oder mit einem Roßjuden, beſchnitten oder unbeſchnitten, nach dem Markt ein Wort in Güte reden, dann ſollſt du Geld genug haben.

Um Gott'swillen nur nichts ſo! rief ſie.

So ſagſt du immer, aber dabei willſt in Einem fort Geld und Lebensmittel, und bekümmerſt dich nicht drum, wo ich's hernehmen ſoll. So haſt du mich auch gequält, bis ich meinem Vater die Frucht geholt hab', und dann wieder bis ich dem Pfarrer in's Haus geſtiegen bin, und hintennach iſt dir's dann doch wieder nicht recht geweſen.

Es iſt auch nicht recht, ſagte ſie.

Gelt, weil's zu böſen Häuſern führen kann? Wenn du das nicht willſt, ſo ſchick' dich eben in die Zeit, nur mach' mir nicht den Kopf mit deinem Lamento warm.

Ach! ſeufzte ſie, ich hab' mir eben ein ganz anders Leben fürgeſtellt, wie wir von Neckarbenzlingen mit einander fort ſind. Da hab' ich ſchon gemeint, ich werd' wieder jung, und hab' Alles gern dahinten gelaſſen.

Machſt mir das zum Vorwurf? Bin ich nicht auch im Rohr geſeſſen und hätt' mir Pfeifen ſchneiden können, und hab' ich nicht um deinetwillen auf Alles verzichtet?

Wär'ſt lieber blieben, bis ſich etwas für uns gemacht hätt'. Hätt'ſt mir ja derweil ſchreiben können.

Man kriegt ja keine Antwort von dir. Und hab' ich gewußt, wo ich hinſchreiben ſoll? Nach Ebersbach, wenn du nicht dort biſt? Hätt' ich mir etwa ſelber einen Paß von Sachſenhauſen nach Hohentwiel ſchreiben ſollen?

Ich will nichts mehr ſagen, verſetzte ſie, du wirſt gleich ſo wild.

Sie gingen lange Zeit ſtillſchweigend hin. Was ſiehſt du denn immer auf den Boden? fragte ſie, da ihr ſein Benehmen auffiel.

Da iſt wieder einer! rief er, ſich bückend und etwas aufhebend. Es war ein friſch abgebrochener gabelförmiger Zweig. Er betrachtete ihn von allen Seiten, ſchüttelte den Kopf, da er nichts weiter daran fand, und legte ihn ſorgfältig wieder auf den Boden. Dann ſah er ſich an den Bäumen um, blickte ſcharf von Stamm zu Stamm, ſchüttelte den Kopf abermals, als fände er nicht, was er erwartete, und ſetzte den Weg wieder fort. Sie waren eine weitere Strecke gegangen, da lag ein neuer Zweig von gleicher Form, den er aufmerkſam betrachtete, worauf er den eingeſchlagenen Weg verließ und einen ſchmalen Seitenpfad zur Rechten betrat. Chriſtine folgte. Mit zufriedenem Kopfnicken fand er dort bald wieder einen Zweig von der vorigen Art und weiterhin noch mehrere. Sie waren einer wie der andre an der Seite des Weges ſchief hingelegt, ſo daß von den beiden

Spitzen der Gabel, deren eine geknickt war, die andre unverſehrte in gleicher Richtung mit dem Wege vorwärts deutete.

Das ſind Zeichen, bemerkte Chriſtine, welche den Zweigen und ſeiner Beobachtung derſelben eine geſpannte Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. Gelt, geſteh's nur, da ſind deine Kocher, oder wie ſie heißen, um den Weg, und dein ſcheeler Chriſtianus will dir was zu wiſſen thun.

Wenn er da wär', ſo hätt' er mir ſeinen Zinken irgendwo hinterlaſſen, verſetzte er, es iſt aber nirgends nichts zu ſehen.

Nachdem ſie noch ein wenig fortgegangen, kamen ſie auf einen freien Platz, welcher ſich nach einem Waldabhang ſenkte und einen weiten Blick über endloſe Waldung thun ließ, die in reicher Abwechslung von Höhen und Tiefen ſich um den Hohenſtaufen lagerte, gegen das Remsthal abwärts und nach den jenſeitigen Hügeln ſtrich. Die Zeichen, wenn es ſolche waren, ſchienen hier aufzuhören. Chriſtine ſetzte ſich müde auf den Boden. Friedrich ſchaute achtſam in die Waldgegend hinein, als ob er in der Ferne hinter jedem Buſch ein Wild oder etwas Anderes aufſpüren müßte. Auf einmal blieb ſein Auge an einer Waldecke unter dem Hohenſtaufen hängen. Ein leichter bläulicher Rauch ging dort kräuſelnd aus den Spitzen der Bäume hervor und ſchien ſich hinter einigen höheren Wipfeln zu verlieren. Er blickte unverwandt hin; der Rauch verſchwand, kam wieder zum Vorſchein und verſchwand wieder. Sein Entſchluß war gefaßt. Er rief Chriſtinen vom Boden auf. Siehſt dort den Waldſpitzen herwärts von Wäſchenbeuren? ſagte er: dort kannſt mich nachher treffen oder auf mich warten, dort will ich anſtehen, ob ich vielleicht noch einen glücklichen Fang thue.

Er führte ſie hierauf zu der Stelle, wo er den erlegten Hirſch gelaſſen hatte, packte ihr die Haut ſammt dem Geweih auf den Kopf, gab ihr genaue Anleitung, wo ſie ihre Laſt zu verſtecken habe, und ging.

Chriſtine machte ſich ſchwer ſeufzend auf ihren Weg. Wie anders hätt' ich's, wenn ich bei meiner Schulmeiſterin blieben wär'! ſagte ſie zu ſich: und meine Kinder wären nicht ſchlechter verſorgt als jetzt auch.

Unterdeſſen hatte er ſich der erſpähten Stelle wieder zugewendet, und bald fand er, daß ſeine Vermuthung richtig ſein müſſe. Der eingeſchlagene Pfad führte ihn über einen rauhen Fahrweg, auf welchem wieder ein Zweig von der beſchriebenen Gattung lag. Das Gabelende, das den Wegzeiger bildete, wies ſchief über die Straße nach einer Waldfurche hin. Er folgte der Richtung und gewahrte nach wenigen Schritten bei einem Durchblick, daß ſie gerade auf jene Waldecke zu führte, wo jetzt ein ſtärkerer Rauch aus den Bäumen emporwirbelte. Nun ſuchte er nach keinem weitern Zeichen am Boden mehr, ſondern ſchritt rüſtig waldein waldaus nach der Stelle, zu der es ihn zog. Wenn er ſelbſt nicht da iſt, ſagte er zu ſich, ſo treffe ich Seinesgleichen, die mir ſagen können, wo er iſt; denn ſolche Zeichen hat weder ein Bauer noch ein Jäger ausgeſtreut. Ich bin fertig mit der Welt, eine Staffel um die andre haben ſie mich herabgeſtoßen, jetzt bin ich auf der letzten. Er hat mir richtig prophezeit: wenn du keinen Aus- und Eingang mehr weißt, ſo kommen wir ſchon von ſelber wieder zuſammen. Was bleibt mir ſonſt übrig?

Die Sonne brannte glühend über den öden Gipfel des ſchlanken Berges herab, als er an deſſen Fuß auf die Waldecke zuſchritt. Er eilte in ihren Schatten. Das geladene Gewehr mit geſpanntem Hahn für alle Fälle zum Anſchlagen fertig haltend, ſei es gegen ein Thier, ſei es gegen einen Angriff von Menſchenhand, ſchlug er ſich langſam durch die Bäume vorwärts. Bald hörte er Stimmen und Gelächter und ging dem Schalle nach. Steck' mir vom Balo! hörte er ſagen, als er näher kam, und zu gleicher Zeit drang der Geruch eines gebratenen Schweines zu ihm, um ihm den Ausdruck, wofern dies nöthig geweſen wäre, zu verdolmetſchen. Er hatte keinen Zweifel mehr: wo jeniſche Laute ſich vernehmlich machten, war weniger Gefahr für ihn, als wo deutſch oder gar das römiſch-deutſche Rothwelſch des Geſetzes geſprochen wurde. Wer auch die Schmauſenden ſein mochten, in ſeiner verzweifelten Lage brauchte er weder ihre Feindſchaft noch ihre Freundſchaft zu fürchten. Er brachte den Hahn in Ruh', behielt aber die Büchſe in der Hand und ging entſchloſſen vorwärts. Auf einmal ſtand er, zwiſchen den Bäumen hervortretend, auf einer kleinen Waldwieſe, wo eine luſtige Geſellſchaft um ein Feuer lagerte. Sie beſtand aus drei Männern und drei Frauen, welche ſämmtlich ſo anſtändig gekleidet waren, daß er, ein Mißverſtändniß beſorgend, zurücktreten wollte. Aber ſchon war er bemerkt worden und ſah ein paar Gewehrläufe auf ſich gerichtet, als plötzlich ihm ſelbſt und einem von der Geſellſchaft der gegenſeitige Ausruf entfuhr: Da iſt er ja! Zugleich ſprang einer der Männer auf und lachend auf ihn zu. Das Geſicht des Zigeuners, mit welchem ſich ſein Lebensweg heute zum drittenmal kreuzte, hatte ſeit der erſten Ludwigsburger Bekanntſchaft Veränderungen erlitten, die ſeinem Feſtungsgenoſſen nicht unbekannt waren: die gelbe welke Haut war in unzählige Runzeln und Falten zerſchnitten, die beſonders an Mund und Augen das Gepräge einer lächelnden Verſchlagenheit und großen Uebung in der Kunſt, die Leidenſchaften zu verbergen, ausdrückten. Neu aber war ihm eine weitere Veränderung: ein Auge, in deſſen Beſitz er ihn auf Hohentwiel noch geſehen, war ihm in der Zwiſchenzeit abhanden gekommen; doch gereichte ihm dieſer Verluſt nicht eben zum Nachtheil, da die Laune des Zufalls das ſcheele Auge betroffen hatte, deſſen Blick äußerſt abſchreckend geweſen war, ſo daß er jetzt als Einäugiger mit dem geſchloſſenen, von luſtigen Fältchen umſpielten Augenliede nicht mehr ſo widrig ausſah wie früher, da er geſchielt hatte.

Willkommen! rief er und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Hab' ich's nicht geſagt, wir ſehen uns wieder?

Grüß' dich Gott, Chriſ[illegible]nus! erwiderte Friedrich und ſchüttelte ihm die Hand. Hab' da auf einen Hirſch anſtehen wollen, und jetzt treff' ich noch ein ganz andres Stück Hochwild. Du wär'ſt aber ſchwer zu finden geweſen, wenn ich dich hätte ſuchen wollen, denn deinen Zinken hab ich nirgends geſehen.

Der Zigeuner lächelte verſchmitzt. Ich bin nicht allein mit den Meinigen, ſagte er, es haben ſich Freunde zu uns geſellt, die auch wieder Nachzügler erwarten, und da hätten wir ja eine ganze Wappenſammlung in die Bäume ſchneiden müſſen.

Was iſt denn mit deinem Aug' paſſirt? fragte Friedrich weiter.

Ich hab' eine kleine Ungelegenheit gehabt, antwortete der Zigeuner ausweichend, und da hab' ich den queren Scheinling eingebüßt. Aber komm', unterbrach er ſich, ich muß dich der Geſellſchaft vorſtellen.

Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn gegen das Feuer, an welchem ein ganzes Schwein briet und einen Duft ausſtrömte, der einen Hungrigen wohl in Verſuchung führen konnte. Merkt auf, ihr Männer, und ſpitzt die Ohren, ihr Weiber! rief er: hier bring' ich euch einen Freund, nach deſſen Bekanntſchaft ihr euch ſchon lang geſehnt habt. Das iſt, fuhr er mit erhobener, beinahe feierlicher Stimme fort, das iſt der Mann, deſſen Name in jedem Walde zwiſchen Rhein und Donau mit Hutabziehen genannt wird, obgleich er ſeinen eigenen Werth nicht kennt, der Mann, vor dem ein ganzes Amt zittert, der Mann, deſſen Genie die Feſtungswerke von Hohentwiel zu einem Kinderkartenhäuschen gemacht hat —

Ah! riefen die drei weiblichen Mitglieder der Geſellſchaft, die im Begreifen den Männern vorauseilten.

Mit Einem Wort, vollendete der Zigeuner, indem er ſeinem Tone noch ſtärkeren Nachdruck gab, es iſt der berühmte Sonnenwirth.

Mit einem Schrei der freudigſten Ueberraſchung ſprangen Alle auf und umringten den Ankömmling, der kaum wußte wie ihm geſchah. Er glaubte zu träumen. Ausgeſtoßen, gehaßt und verachtet, wie er war, hatte er bis jetzt höchſtens die traurige Befriedigung genoſſen, ſich gefürchtet zu ſehen, und durch ſeine Geſchicklichkeit im Wildern hatte er ſich bei den Hofbeſitzern und Bauern eine gewiſſe eigennützige Theilnahme erworben; aber die Freundſchaft, Achtung, Bewunderung, ja Ehrerbietung, die ihm hier als einem jungen Manne, der ſchon ſo Großes geleiſtet, erwieſen wurden, und zwar von Leuten, durch deren, wie es ihm ſchien, ungewöhnliche Bildung und Redeweiſe er ſich zugleich gehoben und gedemüthigt fühlte, dieſe Erzeigungen waren ihm unbekannt, und während ſeine Beſcheidenheit ſich gegen das Uebermaß des Lobes und Preiſes ſträubte, that doch die ungeheuchelte Anerkennung, die ſich darin äußerte, nicht bloß ſeiner Eitelkeit, ſondern auch ſeinem Herzen wohl.

Nun will ich dir die Geſellſchaft vorſtellen, fuhr der Zigeuner fort. Er deutete auf einen großen Mann, deſſen freundliches Geſicht, unterſtützt durch einen feinen weißblauen Rock, einen günſtigen Eindruck machte, nur daß um den lächelnden Mund ein ſpöttiſcher Zug lauerte und die etwas gemeine Barchentweſte weder zu den ſilbernen Knöpfen, mit welchen ſie beſetzt war, noch zu dem feinen Rock recht paſſen wollte. Das iſt mein Freund Bettelmelcher, ſagte er, ein ſehr verſirter Kopf, deſſen glattem Geſicht man es nicht anſehen würde, wie viel Raffinement dahinter ſteckt.

Der Mann mit dem abſtoßenden Namen reichte dem Gaſte die Hand und bewillkommte ihn mit ſo zierlich geſetzten Worten, daß der widerſprechende Eindruck, den ſowohl ſein Geſicht als ſeine Kleidung hervorbrachten, bei einem Neuling ſchnell ausgeglichen wurde.

Und dieſer, ſagte der Zigeuner, indem er den Andern am Arme nahm, iſt mein Freund Schwamenjackel, ein ſehr ernſthafter Kerl, wenn er anfängt, denn da heißt's bei ihm: Nix Pardon! aber ſeinen Freunden treu und anhänglich; wenn er Einen einmal zum Freunde angenommen hat, ſo geht er durch's Feuer für ihn — ein grundehrlicher Kerl!

Der alſo Geſchilderte zerdrückte dem Ankömmling die breite, ſtarke Hand, daß dieſer das Blut in den Fingerſpitzen fühlte, und ſagte mit heiſerer Stimme: Wollen gut Freund ſein. Dann räusperte er ſich, als ob die paar Worte ihm die Kehle angegriffen hätten, und nickte ſtumm dazu.

Er war eine kurze Geſtalt, noch etwas unter Friedrich's Größe, aber dicker. Sein Geſicht war leſerlicher als das ſeines Gefährten, aber es bedurfte einiger Ueberwindung, um darin zu leſen. Ein ſtarker ſchwarzer Bart, an den untern Haaren in's Gräuliche ſtreifend, gab den groben Zügen den Ausdruck einer ungeſchlachten Verwogenheit; hinter den buſchigen Augenbrauen lagen ein paar bösblickende Augen wie in tiefen Höhlen; die niedrige Stirne deutete auf eine harte Entſchloſſenheit, die wenig nach Ueberlegung fragte, und das gleichfalls in's Graue ſpielende ſchwarze Haar verrieth, mit dem noch nicht alten Geſichte verglichen, ein Leben voll Mühſal und wilder Leidenſchaft. Trotz dieſer Härte der Erſcheinung hatte der Mann nichts Bäuriſches in ſeinem Auftreten; ſeine Bewegungen waren kurz und ſicher, und ſein Anſtand blieb wenig hinter dem ſeiner gewandteren Genoſſen zurück. Seine Tracht aber war noch ungleichartiger als die des Bettelmelchers. Er trug ein graues Camiſol und gelbe hirſchlederne Beinkleider, die vollkommen zu ſeinem Geſichte, deſto weniger aber zu einer höchſt ſtattlichen braunſeidenen Camelotweſte paßten. Eine beſſere Uebereinſtimmung zeigte der Anzug des Zigeuners: ſein grüner geſchloſſener Jagdrock ſchickte ſich trefflich zu den weißen Beinkleidern und zu einem Hirſchfänger, den er an der Seite trug; aber ein ſchärferes Auge konnte auch an ihm eine Unvollkommenheit entdecken, denn der Schnitt der Kleider wollte nicht ganz genau zu ſeinem Leibe paſſen. Der Gaſt aber nahm es mit ſeiner Muſterung nicht ſo ſtreng, er dachte vielmehr nur an den Gegenſatz, den er ſelbſt unter dieſen wohlgekleideten Leuten bildete, und verglich beſchämt ſeinen abgeſchabten Rock, der keine beſtimmte Farbe mehr hatte, ſeine nußfarbigen, einſt gelbledernen Beinkleider, ſeine ſchwarzen Strümpfe, die noch die gute Eigenſchaft hatten, daß ſie nicht ſo oft der Wäſche bedurften, und ſeine zerriſſenen, ſchmutzigen Schuhe mit den wohlhäbigen Kleidern, den friſchen weißen Strümpfen und den blankgewichsten Schnallenſchuhen der Andern.

Hierauf [illegible] ihm der Zigeuner den weiblichen Theil der Geſellſchaft mit den Worten vor: Das iſt meine Mutter Anna Maria, eine betagte Wittwe, die viel erlebt und erlitten hat, und das ſind meine Schweſtern Margaretha und Katharina, die ſich dir ſchon ſelbſt zu empfehlen wiſſen werden.

Der Gaſt machte einen verlegenen Kratzfuß; es war ihm in ſeinem Leben noch nicht begegnet, daß er ſo förmlich einer weiblichen Geſellſchaft vorgeſtellt wurde. Aber die Anweſenheit der beiden bildhübſchen Mädchen, die er vom erſten Augenblick an unwillkürlich immer wieder hatte anſehen müſſen, erhöhte den anziehenden Eindruck des Empfanges nicht wenig für ihn. Sie waren, wie ihre Mutter, von Kopf bis zu Fuß ſchwarz gekleidet, und trugen, während jene ein buntes Tuch um den Kopf geſchlungen hatte, breitrandige Strohhüte von geſchmackvoller Form, die ihnen ein freies, kühnes Ausſehen gaben. Die Aeltere ſah gar nicht wie eine Zigeunerin aus, ſie hatte hellbraune Haare und ein Geſicht wie Milch und Blut, aus welchem ein Paar hellgraue Augen keck und luſtig hervorblitzten; über ihrer vollen Bruſt wogte eine ſilberne Kette auf und ab und ihre Finger ſtrotzten von Ringen. Die Jüngere, die ihr Bruder Katharina geheißen, war ohne allen Schmuck, bis auf ein brennend rothes Halstuch, das der Farbe ihres Geſichts und Halſes verführeriſch zu Hilfe kam; denn wenn ſie auch ſo wenig wie ihre Schweſter einer Zigeunerin gleich ſah, ſo ließ doch ihre Färbung den zigeuneriſchen Urſprung verrathen; ſie hatte dunkelbraune Haare und ihre Haut ſtach von dem hellen Ausſehen ihrer Schweſter mächtig ab, war aber eben ſo weit entfernt von jener ſchmutzigen Hautfarbe, die ihre Mutter und ihren Bruder unverkennbar zu Zigeunern ſtempelte, ſondern näherte ſich dem reinen Braun des Erzes, ſo daß das Blut lebenswarm, gleichſam von der Farbe des Halstuches angelockt, durch die Haut hindurchſchimmerte.

Beide Schweſtern waren von Geſtalt untadelhaft. Auf den erſten Anblick ſchien die ältere, ſo lange ſie durch ihr entgegenkommendes Lächeln bezaubern konnte, die ſchönere zu ſein; bald aber mußten einem unverdorbenen Blicke ihre Augen, die ſie unnöthig zu erweitern ſuchte, zu grell erſcheinen, und das ewige Lächeln, das ihren Mund in's Breite zog, fand ebenfalls bald ſeine Erklärung: er war von Natur etwas zu groß, und um dies zu verbergen, liebte ſie die Zähne zu zeigen, die freilich ſo blendend weiß waren, daß man ihr das Auskunftsmittel nicht verargen konnte. Die Mutter war eine alte häßliche Zigeunerin mit unheimlich blitzenden Augen, einer vorſpringenden Naſe, die das ganze Geſicht aufwog, und einem zahnloſen von tiefen Furchen umgebenen Munde darunter. Die drei ungleichen Kinder, die ſie ihre Mutter nannten, ein ächter Zigeuner, eine völlige Deutſche und eine Halbzigeunerin, konnten unmöglich von einem und demſelben Vater ſtammen.

Es iſt uns eine große Ehre, den Herrn Sonnenwirth bei uns zu ſehen, ſagte die Alte, indem ſie die Vorſtellungsfeierlichkeit erwiderte: wir haben ſo mächtige Dinge von Ihnen gehört, daß wir uns über Ihren Beſuch ſehr glücklich ſchätzen müſſen; und ich wünſche nur, daß es dem Herrn Sonnenwirth bei uns recht lang gefallen möchte.

Bitt' Ihnen! ſtammelte der Gaſt verlegen und beſcheidentlich. Ich bin nicht Sonnenwirth. Mein Vater iſt immer noch auf der Wirthſchaft. Man hat mich in meinem Ort eben den Sonnenwirthle geheißen, wie man des Anwalts Sohn den Anwältle heißt, und wie man des Amtmanns ſeinen, wenn der nämlich einen hätt', den Amtmändle heißen würde. Weiter iſt's nichts.

Alle lächelten und ſelbſt der rauhe Schwamenjackel verzog den Mund ein wenig.

Nun ſitz' dich endlich, Bruder Sonnenwirth! ſagte der Zigeuner lachend. Wir ſind freie Leute; was kümmern uns Rang und Titel in dieſer einfältigen Welt! Wenn's dir aber nicht genehm iſt, deines Vaters Titel zu führen, nach dem du freilich kein großes Verlangen verſpüren wirſt, ſo wollen wir dir ſeinen Namen geben. Reicht dem Friedrich Schwan die Hände, Mädels, und das mit Reſpect, und nun wieder zu unſerm Geſchäft!

Die beiden Mädchen nebſt der Mutter gaben dem Gaſt die Hände, wobei die ältere Schweſter ein warmes Fingerſpiel mit unterlaufen ließ, die jüngere aber ſich auf einen kurzen Handſchlag ohne irgend einen Druck beſchränkte. Er wurde zwiſchen die beiden Schönen geſetzt, und die Mahlzeit nahm ihren Fortgang, wobei ein köſtlicher Wein aus einem Fäßchen, deſſen Handhabung Bettelmelcher übernommen hatte, fleißig die Runde machte. Friedrich konnte dem Reiz der Speiſe und des Getränkes nicht widerſtehen, und entſchuldigte ſeine durch lange Entbehrung geſteigerte Begierde mit einer auf dem Anſtande durchwachten Nacht. Man ſprach ihm eifrig zu, und die beiden Mädchen wetteiferten ihn zu bedienen, wobei die Aeltere ihn durch Schnelligkeit zu gewinnen ſuchte, die Jüngere aber ihm ſeltener, jedoch ausgewähltere Biſſen vorlegte. Mit Wein verſah ihn die Aeltere auf's reichlichſte und bald kreiste das Blut raſcher durch ſeine Adern; die Jüngere reichte ihm nur dann das Glas, wenn es längere Zeit nicht an ihn gekommen war und die Aeltere ihren Dienſt im Schwatzen vergeſſen hatte. Die Mahlzeit ging in munteren Geſprächen hin, die ſich großentheils auf ihn ſelbſt bezogen und in welchen er bald mit gröberen, bald mit feineren Schmeicheleien überhäuft wurde. Selbſt ſeine Büchſe wurde gelobt, und er glaubte zum erſtenmal in einer Welt zu ſein, die Alles an ihm vortrefflich fand. In dieſem behaglichen Zuſtande ſtörte ihn nichts als das Benehmen der älteren Schweſter Margaretha, das er auf die Länge auffallend zudringlich fand: ſie ſetzte ihm mit mehr als herausfordernden Blicken und Reden zu und wußte ſich dabei auf eine Weiſe an ihn anzuſchmiegen, die ihn zugleich abſtieß und doch entzündete. Dies hatte zur Folge, daß er das Feuer, das ſie in ihm anfachte, mehr und mehr ihrer jüngern Schweſter zuwendete, die nicht bloß durch ihre Zurückhaltung gewann, ſondern bei längerem Anſchauen nach und nach eine Schönheit entfaltete, welche das Auge zu immer häufiger wiederholten Beſuchen einlud. Dieſe Schönheit bot weit mehr ein Ganzes dar, als die zuſammengeſetzten Reize ihrer buhleriſchen Schweſter. Auch konnte der ſtrenge Ernſt, der in dem dunkeln Geſichte mit der geraden wohlgebauten Naſe vorzuherrſchen ſchien, einem warmen Lächeln weichen, die feſtgeſchloſſenen Lippen konnten zu einem Scherzwort aufthauen, das den freien Ton der Unterhaltung überbot, und wenn ihr ſchwarzbraunes Auge einmal flüchtig über den Gaſt hinſtreifte, ſo war es ihm, als ob ſie hinter dieſem ſtillen Blick eine Gluth verberge, die ſie plötzlich verzehrend auflodern laſſen könnte. Er ſagte ſich vor, er wolle ſie nur ein wenig auf die Probe ſtellen, indem er, durch Margarethens freches Strohfeuer erhitzt, ſein Knie an das ihrige drückte; ſie rückte aber leiſe weg, und er beſchloß, den Verſuch nicht ſo bald zu wiederholen.

Der „Balo“ war unter Scherzen und Erzählungen verſpeiſt, wobei die Geſchichte des Ausbruchs von Hohentwiel, der einem der drei Kühnen das Leben gekoſtet hatte, den Hauptgegenſtand bildete], und das auf einem Baumſtumpf aufgelegte Fäßchen war ſchon geneigt, als der Zigeuner zum Beweiſe für die Schlechtigkeit der Welt die Lebensgeſchichte des neuen Freundes zu erzählen begann und ihn dadurch zu Berichtigungen und Ergänzungen nöthigte. Die Mittheilung wurde mit der lebhafteſten Theilnahme aufgenommen und ſelbſt Schwamenjackel bemerkte, es ſei ſcheußlich, ſo mit einem Menſchen umzugehen. Wie könnte es mir einfallen, ſagte die alte Anna Maria, meine Kinder im Heirathen beſchränken zu wollen! ich hab' ihnen ſtets ihren Willen darin gelaſſen, es iſt ja ganz ihre eigene Sache. Am ſtärkſten aber verurtheilte die Geſellſchaft das Benehmen der Obrigkeit, die ſich in Dinge gemiſcht habe, welche ſie gar nichts angehen. Dabei wurde Friedrich's Standhaftigkeit mit Bewunderung hervorgehoben, und das Gefühl des erlittenen Unrechts, das ſchon zuvor an ihm zehrte, immer heftiger in ihm angefacht, bis es zuletzt ihm wie den Andern feſtſtand, daß die Welt aus lauter Spitzbuben beſtehe, die man mit allen Waffen zu bekämpfen berechtigt ſei. Die Weigerung des Pfarrers endlich, eine Trauung ohne Trinkgeld, wie es Schwamenjackel nannte, vorzunehmen, rief eine Empörung hervor, welche, von Leuten dieſes Schlages ausgeſprochen, einen beſondern Nachdruck erhielt und ſie ſelbſt wiederum in den Augen des Neulings, beſonders wenn]er ihre geſellſchaftliche Stellung mit der Amtswürde des habſüchtigen Geiſtlichen verglich, bedeutend heben mußte. Sie bekannten ſich ſämmtlich für gute katholiſche Chriſten und verſicherten mit nicht geringem Stolze, daß ihre Confeſſion an ſolchen abſchreckenden Beiſpielen weit ärmer ſei.

Wißt ihr das Stückchen vom Lieutenant Löw und ſeinem Louisd'or? fragte die Jüngere der beiden Zigeunermädchen, und auf Verneinen der Andern erzählte ſie: Eine arme Frau mit einem Kind ſteht weinend an der Kirche. Begegnet ihr ein Jud' und fragt warum ſie weine. Der Pfarrer will mein Kind nicht taufen, ſagt ſie, weil ich die Taufgebür nicht zahlen kann. Ei, ſagt er, da iſt bald geholfen, und gibt ihr einen Sonnenlouisd'or, ſie ſolle ihn dem Pfarrer bringen und ſagen, eine Chriſtenſeele habe ihr aus der Noth geholfen. Darauf geht ſie in die Sacriſtei, und wie die Kirche aus iſt, kommt ſie ganz vergnügt heraus. Nun, wie hat's gegangen? fragt der Jude, der auf ſie gewartet hat. Das Kind ſei glücklich getauft, ſagt ſie, ſie hätte freilich geglaubt, der Pfarrer ſolle ihr auf das Gold herausgeben, was ihm nicht eingefallen ſei; aber dennoch hat ſie dem Juden tauſendmal gedankt. Gott's Wunder, ſagt der Lieutenant Löw, wenn der Pfaff herausgegiben hätt', ſo wär' der Spaß freilich noch größer, aber Dank's werth iſt's auf keinen Fall, denn der Luckedor war falſch.

Die Geſellſchaft brach in ein unbändiges Gelächter aus, in welchem ſich Schwamenjackel's Stimme durch ein eigenthümliches Grunzen unterſchied. Bettelmelcher lachte, daß ihm die Thränen in den Augen ſtanden.

Lieutenant Löw? fragte der Gaſt, als man ſich müde gelacht hatte. Unter welchem Militär gibt's denn jüdiſche Offiziere?

Das Gelächter brach von neuem ſo heftig aus, daß er, in der Ueberzeugung, ungeſchickt gefragt zu haben, mitlachen mußte.

Dieſe Art Militär, belehrte ihn der Zigeuner, iſt bei Mergenthal zu Hauſe, ſteht aber nicht im Dienſte des deutſchen Ordens, obwohl unter allen Ländern dort am beſten zu leben iſt, denn der Deutſchmeiſter hat gelobt, nie Einen mit einer Todesſtrafe zu belegen und nie die Auslieferung eines Flüchtigen zu verlangen, und alle ſeine Unterthanen vom Schultheißen bis zum Nachtwächter halten's mit uns; dort iſt kein Bub' und kein Mägdlein, das nicht Jeniſch verſteht. Darum wird auch kein vernünftiger Kochum in jenem Gebiet etwas anſtellen, aber es iſt ein ſehr günſtiges Terrain, um von da aus in der Umgegend mit Unternehmungen aufzutreten. Drei Lieutenants haben dort Geſellſchaften gegründet mit einer Einrichtung, die man ſonſt nirgends trifft. Jeder hat ungefähr dreißig Mann unter ſich, meiſt Juden, auch Zigeuner, und im Nothfall werden ſie auch ſonſt taugliche Leute dazu. Wenn ein Koch unternommen werden ſoll, ſo wird zuerſt der

Waldoberer ausgeſchickt, der die Gelegenheit auskundſchaftet und dafür ſeine beſondere Belohnung erhält. Der kauft dann etwa einem Bauern ein paar Ochſen ab und ſieht wo er das Geld hinthut, damit man's wieder holen kann und weiteres dazu. Dann ſchickt der Lieutenant ſeine Knechte aus und läßt ſeine Leute von Ort zu Ort — bei den Judenſchulen trifft man ſie am ſicherſten — auf einen Sammelplatz zuſammenbieten, reicht ihnen auch, bis die Sache ausgeführt iſt, was oft acht Tage und darüber anſteht, Allen ihr regelmäßiges Taggeld nebſt Unterhalt, und wenn das Unternehmen gut ausfällt, noch obendrein Jedem ſeine Portion. Nach der Vertheilung der Beute ſtellt er ſie in einen Kreis, lieſt die Namen ab und heißt ſie dann einzeln auf verſchiedenen Wegen ſich fortmachen, nicht trinken, nicht ſpielen, bloß bei den Juden über Nacht bleiben und ſtill zu Hauſe warten bis er ſie auf einen andern Koch zuſammenberufen werde. Bei dem Unternehmen müſſen ſie ſtreng Ordre pariren, und es wird nicht Jeder angenommen, ſondern ſcharfe Auswahl gehalten. Der Jägerkaſperle — du wirſt ihn kennen lernen, wir erwarten ihn täglich hier — der hat einmal mitgehen wollen, aber der Lieutenant Löw hat ihn bei der Muſterung von oben herab angeſehen und geſagt, was man denn mit dem kleinen ſchlechten Kerl thun wolle, es ſeien ohnehin Leute genug da, man ſolle ihm etwas geben und ihn fortweiſen. Darauf hat ihm ein Unterbefehlshaber einen Gulden geſchenkt; der Kleine iſt heut noch wild darüber.

Das war auch nicht recht, bemerkte Bettelmelcher, denn der Jägerkaſperle iſt zwar nicht groß, aber ein ſolch rahner, flüchtiger, gewandter Burſch, daß er's mit dem Teufel aufnimmt, freilich mehr in Liſt als Gewalt. Er lobt beſonders den Welzheimer Markt. Ich freue mich ſehr auf den luſtigen Bürſten- und Kehrwiſchhändler, der ſich die Leute durch ſo hohe Preiſe vom Leib zu halten verſteht, daß ihm gewiß Niemand ſeinen nöthigen Vorrath abnehmen wird. Auch auf ſein kleines ſauberes Fraule freu' ich mich: ſie iſt eine treffliche Bemutter und wird nicht leicht eine ſo geſchickt einen Beutel wegzuſtipitzen wiſſen.

Ja wohl, ſagte der Zigeuner. Dieſe Juden, fuhr er in ſeiner unterbrochenen Rede fort, ſind ganz verfluchte Kerle. Sie haben ein Regiment und Staat errichtet, dergleichen zwiſchen Rhein und Donau

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21103 / 025**

nirgends ein ähnliches exiſtirt, und die Sache wär' wohl der Nachahmung werth. Sie müſſen einen unbegreiflichen Profit davon haben, denn ſie zahlen nicht bloß nobel aus, ſondern wenn ein Unternehmen mißglückt, ſo fallen alle Koſten auf ſie allein. Und doch haben ſie immer Geld genug, tragen goldene Uhren, gehen im feinſten Tuch proper gekleidet, und die vornehmſten Juden halten es mit ihnen. Wollen wir's nicht auch einmal probiren? ſetzte er lächelnd gegen den Gaſt hinzu.

Da wird's für einen Anfänger nöthig ſein, ſich ein hebräiſches Wörterbuch anzuſchaffen, bemerkte die alte Zigeunerin mit wohlmeinendem Tone gegen denſelben, denn das Jeniſche ſticht bei ihnen nicht ganz aus, ſie miſchen mehr hebräiſche Wörter darunter. Uebrigens, wendete ſie ſich gegen ihren Sohn, ſehe ich nicht ein, warum man den Juden in ihren Sack arbeiten ſoll. Und wie lang werden ſie's noch mit ihren Gewaltthaten treiben? Ich bin überhaupt nicht für dieſe Art von Arbeit. Dieſe Einbrüche machen einen großen Lärm weit umher, verderben das Terrain, mißlingen oft und tragen im beſten Fall nicht viel ein, weil der Gewinn in zu viele Theile geht. Ich lobe mir die ſtillen ſichern Marktunternehmungen, wie ſie in unſrer Familie bisher gebräuchlich geweſen ſind. Kennt unſer Gaſt die Fuhre? Ich denke, wir dürfen ihn als einen Kochum, das heißt, wenigſtens als einen vertrauten Mann betrachten?

Ich bürge für ihn, rief ihr Sohn, während der Gaſt erwiderte, daß die Fuhre ihm bis jetzt ein unbekanntes Weſen ſei.

Die Fuhre, belehrte ihn die alte Zigeunerin, iſt eine zweckmäßige Kleidung für den Marktgang —

Ja, ſie gehört eigentlich in's Gebiet der Moden, unterbrach Bettelmelcher lachend.

Richtig, und iſt eine ſehr ſinnreiche Mode —

Für die Weiber, ſagte Schwamenjackel. Die jungen Leute lachten zuſammen.

Für die Weiber, fuhr die Alte geduldig fort, indem ſie jedoch zugleich einen ſtechenden Blick nach dem Unterbrecher ſendete. Ober- und Unterkleid, welche ſehr weit und faltig ſind, werden am untern Saume rings mit einem Faden zuſammengezogen, der innen auf beiden Seiten bis zu den hohlen Taſchenöffnungen heraufgeht. Auf dieſe

Weiſe bildet das Kleid einen großen Sack, in den eine tüchtige Schottenſellerin zwei, drei Ballen von je zwanzig Ellen und mehr nach einander hineinprakticiren kann, ohne daß Jemand eine Spur davon ſieht. Iſt das Gepolſter zu groß, ſo deckt man's mit dem breiten Strohhut zu. Der Krämer muß ſich's gefallen laſſen, daß man vor ſeine Bude tritt und ſeine Waaren prüft. In der Regel hütet er nur die kleineren Stücke und denkt nicht daran, daß ihm ſo ein großer Pack verſchwinden kann. Wenn er aber etwas merkt, ſo zieht man nur den Faden auf, daß die Waare durch die Säume auf den Boden fällt, hebt ſie auf als ob man ſie zufällig vom Tiſch geſtreift hätte, und überreicht ſie mit dem größten Anſtand von der Welt, ſo daß er noch höflich danken muß.

Das Schottenſellen, bemerkte der Gaſt, ſcheint mir alſo bloß ein Geſchäft für die Frauenzimmer zu ſein. Da haben ja die Männer das Zuſehen.

Ein rechtes Frauenzimmer wird ſich's ſtets als ein Glück anrechnen, für ihren Geliebten arbeiten zu dürfen, ſagte die Aeltere der beiden Schweſtern zärtlich zu ihm.

Die Weiber ſind flinker und geſcheidter als die Männer, bemerkte die Jüngere ſtolz. Was die mit ihren plumpen Fingern bei einem Einbruch davontragen, reicht oft nicht um einen Tag zu leben, während ich auf einem guten Markt, wie ſie am Rhein drüben ſind, ein paar hundert Gulden an einem einzigen Tag verdienen will.

Vom Weibsverdienſt zu leben, das wär' nicht nach meinem Geſchmack, verſetzte der Gaſt.

Und ich, erwiderte ſie, möcht' mich nicht von einem Mann erhalten laſſen. Lieber will ich ihn erhalten, wenn mir Einer gefällt.

Die Männer ſind nicht ſo müßig dabei, wie man meint, ſagte die Alte. Sie haben auf dem Markt einen wichtigen Dienſt zu verſehen. Einmal müſſen ſie ihren Schottenſellerinnen die Waaren in Sicherheit bringen, damit dieſe, wenn gerade ein guter Tag iſt, wieder ihrer Arbeit nachgehen können. Dann müſſen ſie den Markt bewachen, nicht bloß gegen die Fleiſchmänner, die dort Aufſicht halten, ſondern oft auch gegen Bekannte, die ſich einen Antheil vom Ertrag nehmen wollen und vorgeben, man habe ihnen den Markt verderbt. Ein Mann hat alſo oft alle Hände voll zu thun, wenn der Markt glücklich ausfallen ſoll, und Einer allein iſt nicht immer Manns genug, denn wenn's Lärmen gibt, die Fleiſchmänner über die Weiber herfallen und ſie gefangen nehmen wollen, ſo müſſen die Männer ſie oft mit Gefahr ihres Lebens befreien.

Das läßt ſich eher hören, ſagte der Gaſt.

Ja, fiel der Zigeuner ein, da iſt im Pfälziſchen drüben ſo ein vermaledeiter Kerl, der Kaſtor, der's mit der Koſtenbärbel und ihrer Tochter hält. Der führt eine ſchöne Polizei auf den pfälziſchen Märkten, läßt die beiden Canaillen unter ſeiner Aufſicht ſtehlen ſo viel ſie wollen; aber andern ehrlichen Leuten, die ein Geſchäft machen wollen, paßt er um ſo ſchärfer auf und jagt ihnen Alles wieder ab, nicht für das Amt, ſondern für ſeinen eignen Sack. Auf dem Bruchſaler Markt, weißt, Margarethe, wie wir einmal mit einander dort geweſen ſind, da hat er mich auf einmal mit meinem Namen angeredet und hat mir mit Verhaftung gedroht, wenn ich ihm nicht ſechs Carolin gebe. Unſer ganzes Vermögen beſtand damals in einem Schwertthaler und einem Stückchen Wollendamaſt. Das hat er uns Alles abgejagt und der Margarethe noch obendrein ihre Haube mit feinen Spitzen, die nicht einmal vom Markt und wenigſtens fünf Gulden werth war, und hat uns verſprochen, daß er's uns auf dem Germersheimer Markt wieder geben wolle, wenn wir uns gut halten und ihm die Hälfte unſres dortigen Ertrages abtreten wollen. Hätt' ich einen einzigen entſchloſſenen Mann bei mir gehabt, wie ihr Drei ſeid, da hätten dem infamen Kerl die Ohren ſauſen ſollen.

Bei einem Nachtgang, bemerkte Schwamenjackel, iſt doch mehr Mannhaftigkeit und auch mehr Spaß.

Die Mutter meint ja nicht, daß man die Branche ganz aufgeben ſoll. Zur Abwechslung kannſt du dir immer wieder einen Spaß machen. Aber Recht hat ſie: es kommt nicht viel dabei heraus und macht ein Aufſehen, daß gleich eine ganze Gegend davon voll iſt und daß man viel Berg' und Thäler zwiſchen ſich und den Ort ſchieben muß. Warum haben wir Geld? Warum können wir herrlich und in Freuden leben, heut und alle Tage? Weil wir auf den rheiniſchen Märkten gute Geſchäfte gemacht haben. Es iſt nur Schade, daß man nicht immerfort in der einen Gegend bleiben kann. Wenn aber vier zuverläſſige Männer, wie wir, mit unſern Weibern zuſammenſtehen, dann können wir alle Märkte im ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreis beherrſchen, Keiner darf uns in's Handwerk pfuſchen, weil die Andern nicht zuſammenhalten, und gehen wir nach einem feſten Plan zu Werke, ſo daß immer eine gute Zeit verſtreicht, bis wir auf den nämlichen Markt zurückkommen, dann können wir ungeſtört fortarbeiten bis an unſer ſeliges —

Hänſenes Ende! ergänzte Bettelmelcher.

Das hat keine Gefahr, beim Schottenſellen am allerwenigſten, entgegnete der Zigeuner.

Nein, nein, das Project iſt gut, verſetzte Bettelmelcher.

Wo aber die Kunden herbekommen, an die man die Waaren abſetzen müßte? fragte der Neuling. Den Kattun oder Damaſt kann man doch nicht eſſen oder trinken.

Das laß deine geringſte Sorge ſein, erwiderte der Zigeuner lachend.

In ganz Franken und Schwaben, ſagte ſeine jüngere Schweſter, gibt's Pfarrer, Schultheißen, Wirthe und ſonſt honnette Leute genug, die bei einem wohlfeilen Einkauf ein Auge zudrücken. Alle Welt verwünſcht die Krämer, die auf ihre Zunftrechte pochen, mit dem hundertfachen Profit nicht zufrieden ſind und das Publicum mit ihren Sündenpreiſen betrügen. Wer dieſen Schelmen ihren Raub abjagt, iſt den Käufern ſo lieb, wie den Bauern der Wildſchütz, der ihre Felder bewahrt. Und da wir einmal von einer feſten Ordnung reden, ſo meine ich, man könnte eben ſo gut einen planmäßigen Handel einrichten, feſte Preiſe machen und vertraute Leute zum Wiederverkauf aufſtellen, damit man nicht chriſtlichen und hebräiſchen Juden preisgegeben und genöthigt wäre, jedes Stück gleich wieder zu verſchleudern.

Davon hab' ich eben reden wollen, verſetzte die Zigeunermutter, aber meine Chriſt — meine Katharine — verbeſſerte ſie ſich — kommt mir mit ihrem ſchnellen Geiſt zuvor. Dieſer Handel müßte jedoch großentheils in Perſon betrieben werden, da man von den meiſten Unterkäufern, wie wir aus Erfahrung wiſſen, doch nur betrogen wird und ſich nicht hinlänglich gegen ſie ſchützen kann. Ihr könnt euch jetzt ſchon denken, wo ich hinaus will. Wir müßten mit unſern Reiſen zugleich einen wandernden Kramhandel für gemeinſchaftliche Rechnung verbinden, der ſich ganz offen in die Karten ſehen laſſen und viel ehrlicher betrieben werden müßte, als es bei den honnetteſten Krämern der

Fall iſt: überall Patente gelöst, jedes Stückchen Waare auf's pünktlichſte verzollt, gegen das Geſetz und das kaufende Publicum durch und durch reell, und dabei Preiſe, die jede Concurrenz ſchlagen müſſen! Das können wir. Es fehlt gar nichts, als daß wir in der Geſellſchaft ein Mitglied haben —

Und dazu iſt unſer Freund Schwan wie gemacht! rief ihr Sohn dazwiſchen.

Das will ich ja gerade ſagen! rief die Alte eifrig. Man darf unſern Freund nur anſehen. Wenn er Sonnenwirth wäre an ſeines Vaters Statt oder ſonſt ein offenes Geſchäft hätte oder mit einer Kramkiſte umherreiste, wie ja fürnehme Krämer mit den koſtbarſten Waaren hauſiren — wer würde einem Mann von ſolch' aufrichtiger Phyſionomie, von ſolch' leutſeligem und beſcheidenem Betragen nicht ſein Vertrauen ſchenken?

Schönes Compliment! rief Bettelmelcher lachend. Das heißt mit andern Worten: wir ſehen aus wie Spitzbuben und er wie ein Biedermann.

Alles in ſeiner Art, ſagte die Alte, und Jeder an ſeinem Platz! Was kann unſer Freund für ſein Geſicht? Er ſagt, er ſei um ſein Mütterliches gebracht worden. O das iſt ein großer Irrthum! Sein Mütterliches guckt ihm aus dem Geſicht heraus. Die meiſten Menſchen ſehen bloß ihrem Vater ähnlich, und die Männer verhärten ſich im Leben, das kann nicht anders ſein. Wenn aber Einer etwas von ſeiner Mutter hat, ſo braucht man die Frau gar nicht gekannt zu haben, man ſieht's auf den erſten Blick, und wenn er noch ſo finſter und grimmig dreinſchaut. Ich verſtehe mich auf Phyſionomien. Das iſt ein Geſicht, mit dem es Alle, die ſich ehrliche Leute nennen, gern zu thun haben, denn man merkt ihm gleich den Deutſchen, und was noch mehr ſagen will, den Schwaben an.

Die Augen der Alten ruhten bei dieſen Worten mit einer brennenden Wärme auf ihm, als ob ihr altes Herz ſich noch von jugendlichem Liebesfeuer durchglüht fühlte. Es beläſtigte ihn, es lächerte ihn, und dennoch that es ihm wohl. Erſt als ihre ältere Tochter den Ausſpruch der Mutter mit thätlichen Beweiſen der Zuſtimmung begleiten wollte, fühlte er einen wirklichen Widerwillen und rückte von ihr weg, wie die jüngere vorhin ſich von ihm entfernt hatte.

Die Mutter hat zwei Deutſche zu Männern gehabt, ſagte der Zigeuner lächelnd zu ſeinen Geſellen. Das verbirgt ſich nicht. Aber ihr Vorſchlag ſcheint mir gut.

Très bon, ſagte Bettelmelcher, das Project iſt inſidiös.

Schwamenjackel ſagte nichts, ſondern ſchaute gedankenvoll durch die leere Flaſche, die er ſich vor die Augen hielt. Die ſtumme Kundgebung bewog ſeinen Genoſſen, dem verſäumten Schenkendienſte gewiſſenhaft wieder obzuliegen.

Was ſagſt du zu dem Antrag, Bruder Schwan? wendete ſich der Zigeuner an den Gaſt.

Ich rechne mir Euer Zutrauen zur Ehre, antwortete dieſer, aber ich weiß nicht, ob ich auf den Poſten tauge.

Zweifel und Bedenken über deine Fähigkeit laſſen wir nicht gelten, da gib dir nur gar keine Mühe, erwiderte der Zigeuner. Es fragt ſich bloß, ob du Luſt und Liebe haſt, dich zu einem gemeinſamen Geſchäftsbetrieb mit uns zu verbinden, und ich denke, die Antwort ſollte dir nicht ſchwer werden. Du weißt, ich hab' dich ſchon von Hohentwiel aus mitnehmen wollen, und es hat mir nicht gefallen, daß du durchaus nach Ebersbach gewollt haſt. Jetzt ſeh' ich's noch viel deutlicher ein, daß dein Herumhocken in dieſer Gegend zu nichts Gutem führen kann. Deine Hartnäckigkeit bringt dich gewiß noch an den Göppinger Galgen. Mach' daß du in eine andre Luft kommſt; es iſt allenthalben etwas zu verdienen. Und was iſt das für eine Exiſtenz, für Leben und Sterben hier und da ein Stück Fleiſch oder Brod aus einem Haus zu holen und den Hals dabei zu riskiren, oder einem Brenner aus Malice, weil er einen elenden Fuſel hergegeben hat, den Brennhafen fortzuſchleppen, den man unterwegs liegen laſſen muß! Das mag, wie geſagt, zur Abwechslung dann und wann recht ſein, wenn nicht viel dabei auf dem Spiel ſteht, aber für einen Mann von deinen Gaben — nimm mir's nicht übel, Schwan, du weißt, ich pflege offen zu reden, und als dein Freund und Kriegskamerad brauch' ich kein Blatt vor den Mund zu nehmen — für einen Mann, der, wie du, zu etwas Beſſerem beſtimmt iſt, iſt es ein erbärmliches Handwerk. Ich ſag' dir, es iſt unter deiner Würde, und wie viel du Seide dabei geſponnen haſt, wirſt du ſelbſt am beſten wiſſen.

Der Gaſt warf einen unwillkürlichen Blick auf ſeine abgetragenen Kleider, der dem Redner geſtand, daß er ihm Recht geben müſſe.

Hanf aber, fuhr dieſer fort, kannſt du dabei gerade ſo viel ſpinnen, wie bei den ſchönſten Unternehmungen, die ſich der Mühe und Gefahr wenigſtens verlohnen. Meinſt du, wenn ſie dich kriegen, ſo werden ſie mit ihren lateiniſchen Ausdrücken, die auf Alles paſſen müſſen, große Unterſcheidung machen? Mich wundert's nur, daß ſie dich nicht ſchon längſt am Fittig haben, und es geſchähe dir Recht, denn wie du ihnen unter der Naſe herumvagirſt, das iſt kein Muth, das iſt Wahnſinn! Bei uns iſt ganz anders für deine Sicherheit geſorgt. Wir wiſſen in aller Herren Ländern jedes Plätzchen, wo man ſich ruhig niederlaſſen kann.

Iſt denn das zum Beiſpiel hier der Fall? unterbrach ihn der Gaſt.

Freilich! rief der Zigeuner. Die Frage beweiſt, wie wenig du die Welt noch kennſt. Hier ſitzen wir auf edelmänniſchem Boden und ſind ſo ſicher wie das Kind im Mutterleib, während du in deiner Unkenntniß mit ein paar Schritten in's Wirtembergiſche taumelſt, wo die Leute dumm ſind und die Beamten, wie du ſelbſt erzählſt, ſich kein Gewiſſen daraus machen, Einem ſeine eigenen Kinder als Lockwürmer an die Angel zu ſtecken, um den Fiſch damit zu fangen. Auch haben wir überall unſere vertraute Leute, die uns Nachricht geben, wenn etwas gegen uns los iſt. Und wenn je einmal Eins von uns den Fuß übertritt und in die unrechten Hände geräth, ſo gibt es auch Mittel und Wege, ihm wieder aus der Falle zu helfen. Das Alles geht dir ab, ſo lang du wie ein Irrlicht allein und auf eigene Fauſt umherflackerſt. Und was für Ehre haſt du davon, dein kümmerliches Leben immer und ewig um dein einfältiges Ebersbach herum zu friſten, wo Alles ſchreit: der Dieb, der ſchlechte Kerl, der Sonnenwirthle iſt wieder einmal dageweſen und hat dies und das geſtohlen! Wenn du in unſre Geſellſchaft eintrittſt, ſo hörſt du ganz andre Titel, da biſt du Allen ein lieber werther Freund, wirſt wegen deines Muthes, wegen deines Verſtandes, wegen deiner Treue geliebt, geachtet, bewundert, auf den Händen getragen. Du haſt einmal auf einen wunderlichen Adjutanten zu Hohentwiel das Bibelwort angewendet: Es iſt dem Menſchen nicht gut, daß er alleine ſei. Das paßt nicht bloß darauf, daß er eine Gehilfin haben ſollte, es paßt auch auf das Handwerk, das er treibt, er muß auch darin Seinesgleichen um ſich haben, bei denen er Beifall und Aufmunterung findet, denn ſonſt iſt's ein Hundeleben.

Das iſt ſehr wahr! rief der Gaſt, von dieſer Bemerkung ergriffen.

Bei uns findeſt du keinen Brodneid, keine Unterdrückung, wie in der honnetten Welt draußen. Du biſt uns mit deinem Kopf und Arm willkommen und wir bedürfen deiner, wie du unſrer bedarfſt. Unſern Ertrag theilen wir ehrlich und redlich, und wenn Einer vor den Andern eine beſondere Mühe auf ſich genommen hat, ſo wird ihm ein verhältnißmäßig größerer Antheil zuerkannt. Einen Lieutenant, der das Beſte an ſich reißt und die Andern als ſeine Untergebenen behandelt, gibt es nicht bei uns. Wer die beſte Meinung geltend machen kann, deſſen Anſchlag wird befolgt, und was gemeinſam beſchloſſen iſt, wird in ſtrenger Ordnung ausgeführt. Außerdem aber leben wir als freie Leute auf gleichem Fuß mit einander.

Und immer in Floribus! fiel Bettelmelcher ein, indem er die Flaſche ſchwang und dem Gaſte reichte.

Leuchtet dir aber die Wahrheit deines Sprüchleins auch im andern Punkte ein, hob der Zigeuner wieder an, und möchteſt du eine Gefährtin haben, die in deinen neuen Lebenslauf paßt, ſo haſt du, ohne Ziererei geſprochen, zwiſchen meinen Schweſtern die Wahl. Du wirſt ſie, denk' ich, beide nicht übel gefunden haben. Eine abſchlägige Antwort haſt du nicht zu befürchten; ich bürge dir nicht bloß für die Freundliche, ſondern auch für die Trutzige, die mir ein herbes Geſicht für meine Rede macht. Auch findeſt du nicht einmal einen Nebenbuhler, denn beide ſind frei, Freund Bettelmelcher aber iſt verſehen und ſchwört nicht höher als auf ſeine Marianna, die zärtliche Taube, die auch mit uns fliegen wird, und Freund Schwamenjackel macht dir nicht die mindeſte Concurrenz. Der hat ſtatt des Herzens eine zweite Leber, oder wenn's je ein Herz iſt, ſo iſt es für die Weiber unzugänglich: keine Schottenfellerin wird es einſacken, keine Schrendeſegerin wird hineinſteigen.

Schwamenjackel grunzte und die Andern brachen in ein Gelächter aus.

Sollten jedoch beide keine Gnade vor deinen Augen finden, ſetzte der Zigeuner hinzu, ſo dürfen ſie dir kein ſaures Geſicht machen, wenn du eine Andere wählſt. Ich hab' dir's ja ſchon früher geſagt: in Bickesheim bei Raſtatt, am großen Wallfahrts- und Jahrmarktstage, da kannſt du Alles beiſammen finden, was zu unſerer Verwandtſchaft gehört, und noch viel Andere mehr, den Hannobel, den Joſephle, den Tonele, den Friſchholz, die Bebe, das Suphile, die Liſa, den Leopold, den Baron Stihl, den Buchdrucker und ſeine Hammelſchwänzin, den Peter Paul, den Jägerkaſperle, faſt Alle mit Familie und Mädels genug. Da haſt du eine große Auswahl, und welche dir gefällt, die muß uns recht ſein. Ich kann dir aber vorausſagen, daß dir außer meinen beiden Schweſtern höchſtens noch die Liſa gefallen wird, denn dieſe Drei gelten bei Freund und Feind für die drei größten Schönheiten zwiſchen Rhein und Donau. Die Marianna iſt die vierte und ſticht vielleicht alle Drei aus, aber die läßt von ihrem Herzblatt nicht. Die Liſa hat zwar einen Mann, dem ſie aber längſt wegen ſeiner Schneidercourage den Laufpaß gegeben hat. Er iſt ein Landsmann von dir, aus dem Maulbronner Oberamt gebürtig, und bei uns unter dem Namen Schneidermichel bekannt.

Den kenn' ich von Ludwigsburg her, ſagte der Gaſt.

Ja, ſie haben ihn um etlicher Calamitäten willen in's Zuchthaus geſteckt und ſeitdem, wie ich höre, unter ein Grenadierbataillon geſtoßen.

Die Mädchen lachten.

Der wird eine ſchöne Figur machen, ſagte die Jüngere.

Er hat freilich weder das Pulver erfunden, noch wird er's gern riechen, bemerkte der Gaſt. Uebrigens iſt er ſonſt ein guter Kerl.

Die Aeltere begann über die abweſende Liſa, in der ſie eine Mitbewerberin fürchten mochte, hämiſche Aeußerungen auszuſtoßen, die aber von der Jüngeren kräftig abgewehrt wurden. Dieſer trat auch die Mutter bei und erklärte mit Lebhaftigkeit, die Geſchmähte ſei ihre Schweſtertochter, ſie habe ſie ſo lieb wie ihre eigenen Kinder, und wünſche ſie ſo gut wie dieſe mit einem wackern Manne, wie Herr Schwan, verſorgt zu wiſſen.

Das iſt brav, ſich der Abweſenden anzunehmen! ſagte dieſer, indem er ſeiner jüngeren Nachbarin auf den Nacken klopfte, wobei er ſich beredete, daß er die viele Freundlichkeit, die ihm in Worten und Werken erzeigt werde, doch auch in irgend einer Weiſe erwidern müſſe. Die Zigeunerin aber ſchien nicht mit dieſer Art der Erwiderung einverſtanden zu ſein, ſondern ſtieß ihn heftig zurück, wozu ſie ſich wohl noch mehr durch das zudringliche Betragen ihrer Schweſter als durch ſeine Kühnheit herausgefordert fühlen mochte.

Hoho! rief ihr Bruder, auf einen Puff gehört ein Kuß, das iſt in den Wäldern ſo gut wie in Städten und Dörfern Sitte, und damit der Feuerteufel von einem Weibsbild keinen Ausweg hat, ſo ſchlage ich vor, daß wir jungen Leute mit dieſem Gaſte Bruder- und Schweſterſchaft trinken.

Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall, die Flaſche ging in die Runde und der Freundſchaftsbund wurde von den Männern mit einem Handſchlag, von den beiden Mädchen je mit einem Kuſſe beſiegelt. So feurig aber die Aeltere dieſe Gelegenheit benutzte, um ihre Wünſche kundzugeben, ſo däuchte den Gaſt der raſche Kuß, mit welchem die Jüngere einen Augenblick ſeine Lippen zuſammenpreßte, weit inniger zu ſein, und ein heißer Strahl aus ihren dunkeln Augen ſagte ihm, daß ſie der Bezeichnung, die ihr Bruder ihr ſo eben gegeben, zu entſprechen vermöge. Doch riß ſie ſich gleich wieder von ihm los und ſetzte ſich ruhig auf ihren Platz.

Eine ſolche Buße, ſagte er, kann ich mir für die Sprödigkeit wohl gefallen laſſen. Weil mir's aber doch ſcheint, daß es der Jungfer ſchwer fallen will, dieſelbe gegen mich abzulegen, und weil ihr mich alle vorhin wegen meiner Standhaftigkeit gelobt habt, ſo will ich nur geſtehen, daß mein Weib zu dieſer Stunde vor dem Wald, wo ich ſie hinbeſtellt habe, auf mich warten wird. Mein Weib heiß' ich ſie, obgleich wir's mit aller Mühe nicht dahin gebracht haben, mit einander vor den Altar zu kommen. Somit weiß ich auf das liebreiche Anerbieten weiter nichts zu antworten, als dieſes: wenn's in eurer Geſellſchaft nicht vielleicht Sitte iſt, daß einer zwei und mehr Weiber hat, wie die alten Erzväter in der Bibel, ſo muß ich eben danken, weil ich ſchon verſehen bin.

Er konnte es nicht unterlaſſen, dieſe Eröffnung mit einem ſpähenden Blick auf ſeine Nachbarin zu begleiten, und hatte die Genugthuung, zu ſehen, daß ſie ihr Geſicht nicht ſo völlig in der Gewalt hatte, um die unwillkommene Ueberraſchung ganz verbergen zu können.

Das iſt freilich was anderes, verſetzte der Zigeuner. Bis jetzt iſt ie Vielweiberei bei uns nicht im Schwang geweſen. Die Männer würden ſich vielleicht gar nicht ungern dazu verſtehen, aber die Weiber finden ſie nicht nach ihrem Geſchmack. Uebrigens iſt es Schade, daß du uns nichts von der Ankunft deiner Frau geſagt haſt: wir haben ja beinahe nichts mehr übrig, was man ihr anbieten könnte. Da du unſer Gaſt biſt, ſo darfſt du dich nicht bemühen. Freund Bettelmelcher iſt gewiß gern ſo galant, ſie abzuholen und in unſre Mitte einzuführen.

Wie ſieht ſie denn aus, damit ich nicht die Unrechte bringe? fragte dieſer neugierig lächelnd, indem er ſich zum Fortgehen anſchickte.

Chriſtinens Freund empfand eine ſeltſame Verlegenheit. Sie ſieht aus, wie die Leute aus der Umgegend, ſagte er, nachdem er einen Augenblick vergebens nach einer paſſenderen Beſchreibung gerungen hatte.

Geh' nur, Schelm! rief der Zigeuner lachend. Meinſt du denn, du werdeſt einen Markt voll Weiber vor dem Walde finden? — Wir müſſen eben einmal die Probe mit ihr machen, wie ſie ſich bei uns gefällt, fuhr er fort, nachdem Jener ſich entfernt hatte. Wir beweiſen dir eine große Rückſicht, Bruder, und gehen weik von unſern gewohnten Grundſätzen ab, wenn wir deine Frau in unſre Geſellſchaft aufnehmen. Was die Männer betrifft, ſo halten wir's nicht gar ſtreng mit den Deutſchen, ſelbſt wir Zigeuner nicht, die wir uns noch am meiſten abzuſchließen pflegen. Meine Mutter iſt, wie du weißt, mit Deutſchen verheirathet geweſen. Unſre beiden Freunde hier ſind gleichfalls Deutſche, wenigſtens dem Ausſehen nach, denn ihr Stammbaum iſt ihnen ſelbſt nicht recht bekannt. Welche Aufnahme du bei uns gefunden haſt, das weißt du ſelbſt. Gegen die deutſchen Weiber aber beſinnen wir uns dreimal, bis wir eine zulaſſen.

Aber nicht, weil wir eiferſüchtig ſind! rief ſeine jüngere Schweſter trotzig dazwiſchen.

Nein, das ſind wir nicht! ſtimmte die Aeltere mit einem ſpöttiſchen Gelächter ein.

Die deutſchen Weiber, ſagte die Alte, ſind nicht zu unſrem Leben erzogen und taugen deßhalb ſelten dazu.

Sie ſind — ergänzte ihr Sohn, einen Augenblick aus dem Tone guter Lebensart fallend — ſie ſind in der Regel dumme Hunde, die zu nichts zu gebrauchen ſind.

Es rauſchte im Walde und man hörte das Zirpen einer Grille, das der Zigeuner mit dem gleichen Laut beantwortete. Gleich darauf erſchien Bettelmelcher, eine Frau am Arme führend oder vielmehr nach ſich ziehend. Es war Chriſtine, die ihm ängſtlich und mit ſichtbarem Mißtrauen folgte. Sie machte große Augen, als ſie ihren Frieder zwiſchen den beiden Schönheiten ſitzen ſah, von welchen ihr Begleiter vermuthlich nichts geſagt hatte. Dieſer rechtfertigte das Lob, das der Zigeuner ihm zuerkannt hatte: er führte ſeine Anbefohlene mit fratzenhafter Galanterie herbei und ſagte kratzfußend, indem ein leiſes, aber unbeſchreiblich boshaftes Lächeln in ſeinen Mundwinkeln ſtand: Habe die Ehre, Madame Schwan der Geſellſchaft zu präſentiren.

Chriſtine zog ihren Arm aus dem ſeinigen und trat zu ihrem Manne. Wo ſteckſt denn ſo lang? fragte ſie weinerlich. Läßſt mich eine geſchlagene Stund' vor'm Wald da warten, daß ich ſchier am Umſinken bin.

Nun ſo ſetz' dich, erwiderte er etwas unmuthig, biſt ja jetzt bei mir.

Die jüngere Zigeunerin rückte zuvorkommend und zog Chriſtinen zu ſich nieder, ſo daß ſie zu ihrem Manne zu ſitzen kam. Freilich war der Platz nach der andern Seite hin nicht ſehr vortheilhaft für ſie, ſofern ſie die Vergleichung mit ihrer jüngeren, ſchöneren und reizend gekleideten Nachbarin aushalten mußte. Friedrich wußte, daß die Geſellſchaft ſtille Blicke unter ſich wechſelte, die das Ergebniß dieſer Vergleichung ausſprachen. Er ſah die Blicke nicht, aber er fühlte ſie.

Aus Rückſicht auf den neuen Gaſt wurde die Unterhaltung, zu welcher man ſich bisher der jeniſchen Miſchſprache untermengt mit modiſchen Brocken, bedient hatte, nun ganz deutſch geführt, wollte aber nicht recht in Gang kommen. Man bot Chriſtinen, deren ſchlaffe Züge Müdigkeit und Hunger verriethen, von den Ueberbleibſeln des Eſſens an; ſie genoß einige Biſſen, ſtieß aber bald die Speiſe zurück und klagte über Uebelkeit. Der dienſtfertige Mundſchenk bot ihr die Flaſche; ſie trank gierig, fand aber den Wein zu ſtark, lehnte ſich an ihren Mann und klagte, der Kopf ſchwindle ihr. Der Zigeuner ſuchte ihr eine bequeme Lagerſtelle aus, breitete ein Tuch zur Unterlage für den Kopf auf den Boden und redete ihr zu, ſich zur Ruhe zu legen. Sie betrachtete den Pfühl mit kaum verhehltem Widerwillen, entſchloß ſich aber doch, ſich ſeiner zu bedienen, legte ſich hin und war oder ſchien bald eingeſchlafen.

Du haſt's alſo nicht zur Copulation bringen können, Bruder?

fragte Bettelmelcher, als die Geſellſchaft wieder vertraulich, wie nach einer überſtandenen Störung, beiſammen ſaß.

Nein, antwortete der Gaſt und erzählte ausführlicher als vorhin die Geſchichte ſeiner vergeblichen Bemühungen um den kirchlichen und hiemit zugleich bürgerlichen Segen für ſein eheliches Band.

Dafür weiß ich Rath, ſagte ſein neuer Freund: wenn's dir immer noch darum zu thun iſt, ſo kann ich dir einen Pfarrer angeben, der dich um Geld und gute Worte ohne Anſtand copulirt. Er iſt ein Schulkamerad von mir, du brauchſt ihm nur einen Gruß von mir zu ſagen.

Wo iſt er? rief der Gaſt voll Feuer und Flamme. Das Wort hatte bei ihm eingeſchlagen wie ein Blitz, und über der Ausſicht auf ein Ziel, dem er ſo lange umſonſt nachgejagt, auf die Möglichkeit, dem ganzen Flecken Ebersbach nebſt Pfarrer und Amtmann zum Trotz den Eid zu halten, wegen deſſen er einſt vom Kirchenconvent geſtraft worden war, und ſeine Heirath zu vollziehen, über dieſer Ausſicht vergaß er alle Reize, die ihn zum Eintritt in eine neue Welt lockten und die unſcheinbar gewordene erſte Liebe verdunkelten. Wo iſt der Pfarrer, Bruder? fragte er wiederholt den Freund, der durch ein ſo nahes Verhältniß zu einem Manne von ehrwürdiger Stellung in ſeinen Augen nicht wenig geſtiegen war.

Wurſt wider Wurſt! antwortete Bettelmelcher, den der Zigeuner ſtill angeſehen hatte, mit ſchlauem Lächeln. Wenn du einmal der Unſrige biſt, ſo hab' ich kein Geheimniß mehr vor dir.

Nein! rief der Zigeuner mit dem Tone der Billigkeit: man muß einem Menſchen nicht Hände und Füße binden. Wir ſind freie Leute, und wenn er zu uns treten will, ſo ſoll es ſein eigner freier Wille ſein. Du mußt deinen Preis annehmlicher ſtellen.

Wohlan alſo, ſagte Bettelmelcher nach einem verſtohlenen Blick auf Chriſtinen, die wirklich ſchlief, wenn du uns zu der erſten größeren Unternehmung, die wir ausführen, deinen Kopf und deinen Arm verſprichſt, ſo kannſt du über meine Zunge verfügen. Mehr verlang' ich nicht.

Es gilt! rief der Gaſt aufſpringend: hier iſt mein Wort und meine Hand!

Die drei andern Männer ſprangen ebenfalls auf die Beine und einer nach dem andern empfing ſeine dargereichte Hand zu einem kräftigen Druck.

Und ich, rief der Zigeuner, leiſte hiemit Bürgſchaft für ihn, daß er ſein Wort halten wird. Wenn das geſchehen iſt, wandte er ſich zu ihm, ſo biſt du nicht weiter gebunden und es ſteht ganz in deinem Belieben, ob du bei uns bleiben willſt oder nicht. Auch ſollſt du dich zu keinem Unternehmen verpflichtet haben, das nicht nach deinem Sinn wäre.

Sie ſetzten ſich wieder und zur Beſiegelung des Gelübdes kreiste noch einmal die Flaſche mit der Neige aus dem Fäßchen, das nun völlig auf dem Kopfe ſtand.

Den Pfarrer, von dem ich dir geſagt habe, vertraute nun Bettelmelcher dem Gaſte, als er bemerkte, daß dieſer ihn erwartungsvoll anſah, den triffſt du in Dinkeltheim bei Schwäbiſch Hall.

Gut! Ich habe mit meinem Weib morgen einen Handel in Gmünd zu machen, und von da wollen wir gleich den Stab weiter ſetzen. So wie ich zurückkomme, ſteh' ich euch zu Dienſten. Ob's ein Marktgang iſt oder ein Unternehmen, wo man das Fell einſetzt und die Haar' davon fliegen, gilt mir gleich. Nur Eins beding' ich mir aus: einem Unſchuldigen will ich nichts zu Leid thun, aber gebt mir eine Gelegenheit, daß ich dieſer ſchnöden, falſchen Welt mit ihrem Geiz und Hochmuth, mit ihrer Unterdrückung und verlogenen Ehrbarkeit das Herz aus ihrem eigennützigen Leib herausreißen kann — und wenn's den Kopf koſtet, ihr ſollt mich kennen lernen.

Bravo, Bruder Schwan! rief der Zigeuner. So denken wir auch!

Die Gelegenheit ſollſt du haben! rief Bettelmelcher. Meinſt du, du ſeieſt allein unterdrückt? Ich könnte jetzt ſo gut Pfarrer ſein, wie der Pfaff, der dir die Copulation abgeſchlagen hat, ich hatte ſchon ein wenig zu ſtudiren angefangen, da hat mich ein betrügeriſcher Vormund um all mein Hab' und Gut gebracht.

Ich hab' auch noch mit einem Solchen abzurechnen! rief das halbgeworbene Mitglied der Bande.

Was ſind Bedrückungen des Einzelnen gegen die Verfolgungen, die mein ganzer Stamm erfahren hat! hob die alte Zigeunerin an. Vor ein paar hundert Jahren ſind unſre Vorfahren aus fernen Landen weit im Oſten durch Krieg und Noth in dieſes Land gekommen, wo eine bläſſere Sonne ſcheint. Sie haben ſich friedlich in den Wäldern aufgehalten, haben von den Leuten geheiſchen, was ſie zu ihrer Nothdurft brauchten, und haben in guter Freundſchaft mit ihnen gelebt. Dann haben böſe Menſchen Mißtrauen und Hader geſät, und ſeit mehr als hundert Jahren wird unſer Stamm verfolgt, ſo daß keins von uns ſein Haupt ruhig auf den Boden legen kann. Jedes friedliche Fortkommen iſt uns abgeſchnitten, als ob wir nicht auch Chriſten und Kinder Gottes wären, die gelebt haben müſſen, und wir mögen unſre Nahrung ſuchen wie wir wollen, ſo ſind wir dafür von Mutterleib an zum Tod verurtheilt. Drei Männer hab' ich nach einander gehabt, keinen lang: alle drei ſind am Galgen geſtorben. Zwei Schweſtern und ein Bruder ſind den gleichen Todesweg gegangen; die dritte Schweſter hat ſich zu Karlsruhe im Gefängniß erhenkt, denn Freiheit iſt unſre Lebensluſt. Von zwei Männern meiner Schweſtern iſt einer durch das Schwert, einer durch den Strang geſtorben. Ein Sohn, zwei Schwiegerſöhne, eine Schwieger- und eine Schweſtertochter ſind gehenkt, zehn Männer, mit mir verſchwägert oder verwandt, desgleichen gehenkt, geköpft, gerädert, auf hundert und ein Jahr auf die Galeere angeſchmiedet. Einen Mann, einen Bruder, einen Sohn und einen Tochtermann hab' ich mit eigner Hand vom Galgen geholt und unter heißen Thränen und Gebeten begraben. Bei den Andern hat's nicht ſein mögen. Und nun betrachtet mein Loos und wagt noch über euer eigenes zu klagen.

Mit niedergebeugtem Kopfe und gramdurchfurchtem Antlitz ſaß ſie da, die Hekuba eines geächteten Stammes. Der Gaſt konnte kein Auge von ihr wenden, wie ſie die Blicke vor ſich in den Boden bohrte. Weit entfernt, in ihren Erlebniſſen ein abſchreckendes Beiſpiel zu ſehen, fühlte er eine tiefe Theilnahme für ſie und die verwaiſten Mädchen, die ſchon ſo früh den verſengenden Froſt des Lebens kennen gelernt. Freilich verſchwieg ſie weislich, daß ihr Volk keineswegs ohne eigene Schuld in den deutſchen Landen Schutz und Gaſtfreundſchaft verwirkt hatte; daß zwei ihrer Männer dieſem Volke nicht angehört, überging ſie gleichfalls mit Stillſchweigen; und durch welche Thaten ſo viele der Ihrigen von einer freilich rohen, aber zum Kampfe auf Leben und Tod genöthigten Staatsgeſellſchaft ſich ein ſchauerliches Ende zugezogen, das ſchien ſie gegen ihre Erlebniſſe nicht in die Wagſchale zu legen.

Laßt mich reden! rief Schwamenjackel, ſeine Worte mit heiſerer Stimme kurz hervorſtoßend. Mein Vater, der mich erzogen und geboren hat —

Ungeachtet des furchtbaren Ernſtes, den die Unterredung angenommen, kämpfte ein unterdrücktes Lachen in der Bruſt der Mädchen, die das Geſicht abwandten, und die Männer bißen ſich auf die Lippen, um ihren Gefährten nicht durch einen unzeitigen Ausbruch zu ſtören.

Mein Vater, fuhr Schwamenjackel fort, iſt zu Alpirsbach auf dem Schwarzwald gerädert worden, und ich hab' als ein zwölfjähriger Bube hart dabei zuſehen müſſen und bin nachher in's Zuchthaus geſteckt worden. In meinem ganzen Leben vergeſſ' ich's nicht und will's auch nie vergeſſen. Ich übe mein Gedächtniß mit Fleiß, daß es mir die Stöße des ſchweren, mit Blei ausgefüllten Rades und das Krachen der Glieder immer wieder als gegenwärtig vorſtellen muß: erſt den rechten Fuß und den linken Vorderarm, dann den linken Fuß und den rechten Vorderarm, dann den rechten Schenkel und den linken Oberarm, dann den linken Schenkel und den rechten Oberarm, und endlich, wenn ſie's leidlich machen, den Gnadenſtoß auf die Bruſt. Meinem Vater iſt's aber nicht ſo gut geworden: lebendig haben ſie ihn auf's Rad geflochten, Stunden lang ächzen und ſtöhnen laſſen in der gräulichen Marter, bis ſie ihm endlich den Kopf abgeſchnitten und auf den Pfahl geſteckt haben. Und dabei haben die Pfaffen immerfort in ihn hineingeſchrieen und ihm ihre Kreuze unter die Naſe geſtoßen. Das halt' ich mir tagtäglich vor, damit mich kein dummes Mitleid übermannt —

Ein entſetzlicher Schrei unterbrach ihn. Alle ſprangen auf und ſahen ſich um. Es war Chriſtine, die unruhig geſchlafen, und, von der rauhen Stimme Schwamenjackels erweckt, ſeine Worte noch halb gehört hatte. Mein Herz! rief ſie, ihre Hände auf der Bruſt zuſammendrückend, mein Herz! Das iſt ja zu gräßlich! es bringt mich um.

Sei ruhig, Chriſtine! rief Friedrich, der ſelbſt etwas bleich geworden war, und eilte zu ihr. Sie ſah ihn wild an und erholte ſich erſt allmählich. Es iſt ja nur von vergangenen Dingen die Rede, ſprach er ihr zu. Sieh, ich bin bei dir, und meine Freunde haben mir einen Pfarrer genannt, der uns trauen will. Sei munter, jetzt geht's endlich zur Hochzeit!

Hochzeit? ſagte ſie: ich hab' gemeint, es ſei — von etwas Andrem die Rede. Hab' ich denn ſo ſchrecklich träumt?

Er wiederholte ihr, daß er gleich am nächſten Tage mit ihr zur Trauung wandern werde. Ihr Angeſicht belebte und erheiterte ſich nach und nach. Jſt's denn wirklich wahr? ſagte ſie: ſoll ich endlich einmal mit dir vor den Altar kommen?

Sieben Jahre — ſo lang' wird's jetzt ſein, daß wir das erſtemal mit einander vor Kirchenconvent geweſen ſind — ſieben Jahre hab' ich mir's um dich ſauer werden laſſen müſſen, wie der Erzvater Jakob um die Rahel, und jetzt iſt's endlich gewonnen.

Gelt, und darüber bin ich zur Lea worden? ſagte ſie, einen ſcheuen Blick um ſich werfend. Sie ſtarrte die Geſellſchaft an, wie wenn ſie ſie noch nie geſehen hätte, und drängte ängſtlich fort. Er erklärte ſich bereit mit ihr zu gehen.

Wir wollen jetzt auch zur Ruhe, verſetzte die Alte.

Der Hitzling iſt hinab, ſagte ihr Sohn, gen Himmel deutend: die Glanzer ſind aufgegangen.

Und der Jaim iſt geſchwächt, ſetzte Bettelmelcher hinzu, indem er das Fäßchen mit einem Fußtritt auf den Boden ſchleuderte.

Beim Abſchied wurde der Gaſt in jeniſcher Sprache aufgefordert, ſich bald wieder auf dieſer Stelle einzufinden, wo er die Geſellſchaft noch eine Zeit lang gelagert finden werde. Er gab ſein Wort. Der Zigeuner bot ihm Kleider an, da ihre Garderobe reich verſehen ſei und er den kleinen Vorſchuß bei Gelegenheit wieder erſtatten könne. Er nahm das Anerbieten an und wurde alsbald mit einer vollſtändigen Kleidung verſehen, die ihm für die Hochzeitreiſe ſehr zu Statten kam. Chriſtinen wurde nichts angeboten, und er ſcheute ſich, etwas für ſie anzuſprechen. Bettelmelcher gab ihm noch genauere Anweiſung über den Pfarrer, der ihn trauen ſollte; er nannte ihm ſeinen Namen und beſchrieb ihm ſeine Wohnung ſo genau, daß er nicht fehlen konnte.

Als das Paar ſich mit einander entfernt hatte, blickte ſich die Bande eine Zeit lang ſtillſchweigend an; dann ſagte der ſcheele Chriſtianus: Er iſt reif, und dir, Frau Schweſter, gratulir' ich zu der Eroberung. Laß du ihn zur Hochzeit und Copulation gehen, er hält's bei dem Bauernmenſch keine acht Tage mehr aus.

Woher weißt du denn, daß ich ihn will? fragte ſeine jüngere Schweſter.

Er lachte.

Was er für einen großen Kopf hat! ſagte ſie.

Das Bild der Thatkraft! rief er. Verſtelle dich nur nicht, ich hab' in deine Augen geſehen und auch in die ſeinigen. Du mußt das Band werden, das ihn an uns feſſelt.

Eine Meſſe laſſ' ich leſen, wenn's gelingt und du wieder einmal verſorgt biſt, ſagte die Alte.

Amen, erwiderte ihr Sohn und bekreuzte ſich andächtig.

Die Altmutter hat Recht, bemerkte Bettelmelcher: er hat etwas Solides in ſeinem Ausſehen und könnte treffliche Geſchäfte für uns machen.

Ich bin ihm nicht feind, verſetzte Schwamenjackel, und doch iſt in ſeinem Geſicht etwas, das mir nicht ganz gefällt. Ich weiß nicht, was in dem Mütterlichen für ein Vorzug liegen ſoll. Was die Deutſchen von ihren Müttern haben, das iſt in der Regel eine butterherzige Dummheit, und ich will deßhalb nur wünſchen, die Altmutter möge diesmal fehlgeſchoſſen haben. Habt ihr's nicht geſehen, wie er über der Beſchreibung des Räderns erblaßt iſt?

Ich kenne ihn, erklärte der Zigeuner mit entſchiedenem Tone. Er ſteht am Graben und beſinnt ſich. Wenn er nicht mehr rückwärts kann, ſo ſpringt er und fragt nicht wie breit oder wie tief. Aber aus den Augen dürfen wir ihn nicht mehr laſſen. An ſeinem Muth iſt nicht zu zweifeln, er hat Muth wie der Teufel; aber auch der Muth will geübt ſein.

Und ein tüchtiges Probeſtück, verſetzte Bettelmelcher, müſſen wir ihm vorlegen, daß die Haar' davon fliegen, wie er ſelber ſagt. Ich weiß nicht mehr, welcher König es war, der über Meer in ein fremdes Land einfiel: als er gelandet hatte, verbrannte er ſeine Schiffe hinter ſich, damit ſeinen Leuten das Heimweh verging.

Ja, auf dieſe Weiſe bringen wir ihn am beſten aus der Gegend fort, dann wird er luſtiger anbeißen.

Um den Preis will ich mich zu einer Ausnahme von meiner Regel verſtehen, ſagte die Alte. Hier herum werfen die Märkte ohnehin nicht ſo viel ab, daß ich Luſt hätte, bald wieder zu kommen und Sohn und Tochter zu riskiren, für die hier keine geſunde Luft iſt.

Während ſie ſo mit einander redeten, führte der Gegenſtand ihrer Geſpräche Chriſtinen nach dem Hofe, wo er ihr einen Aufenthalt verſchafft hatte. Er wußte ſie unterwegs nothdürftig über die Geſellſchaft, in der ſie ihn getroffen, zu beruhigen, was ihm diesmal leichter gelang, weil die Ausſicht, endlich ſein rechtmäßiges Weib zu werden, in ihr alles Andere überwog. Auch ihm gab dieſer Gedanke neue Schwungkraft: er konnte endlich ſein Wort halten, ſeinen Willen durchſetzen. Aber freilich, um welchen Preis!

## 33.

Querfeldein über Berg und Thal ſchweifend, pilgerte gleich am nächſten Tage das ſchon ſo lange verbundene und immer noch nach dem Segen der Kirche dürſtende Paar dem Kocherthale zu, in deſſen Umgebung ihm ſein Wunſch erfüllt werden ſollte. Wem man aber geſagt hätte, daß die Beiden auf einem Brautgang begriffen ſeien, der würde ſie verwundert angeſchaut haben: der Hochzeiter war, wenn auch ſein Geſicht von den Mühſeligkeiten des Lebens zeugte, in der Blüthe der Mannesjahre und ſchritt im blauen Rock, im roth, blau und grün geſtreiften kalaminkenen Bruſttuch (Weſte), in den ſchwarzen Lederbeinkleidern, weißen Strümpfen und neuen Schuhen mit blanken ſtählernen Schnallen gar ſtattlich einher, während aus der verſchoſſenen, von Hauſe aus farbloſen und ärmlichen Bauerntracht der Hochzeiterin ein verblühtes, müdes Geſicht hervorſah. Bald waren ſie wieder auf dem Rückwege von Thüngenthal, denn ſo ſchreibt ſich der Name des Ortes, den der eigenſinnige Volksmund in Dinkeltheim verwandelt hat, gleichwie ihm umgekehrt die Reſidenz des deutſchen Ordens, welche Mergentheim geſchrieben wird, zu einem Mergenthal geworden iſt. Am Abend des erſten Tages, da ſie wieder in der Richtung nach der Rems wanderten, kehrten ſie in einem Dorfwirthshauſe ein, um daſelbſt über Nacht zu bleiben. Sie waren die einzigen Gäſte in der Wirthsſtube, wo der Wirth ab und zuging; im Cabinet ſaßen drei geiſtliche Herren, die mit einander tranken und redeten, ohne ihnen Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Kaum hatten ſie das Fleiſch, das ihnen der Wirth vorgeſetzt, gegeſſen, ſo trat ein anſtändiger Mann in einem braunen Anzug ein, desgleichen die Gerber trugen, grüßte ſie freundlich, ſetzte ſich an ihren Tiſch und verlangte gleichfalls ein Nachtquartier. Chriſtine erwiderte den Gruß gleichgiltig; Friedrich aber, nachdem er ihn angeſehen, mußte den Mund zum Lachen verziehen. Der Andre gab ihm einen Wink, zu warten, bis der Wirth die Stube verlaſſen; dann fragte er lachend: Nun, wie iſt die Copulation abgelaufen?

Erſt jetzt blickte ihn Chriſtine näher an und erkannte mit Staunen einen der Männer aus dem Walde von Wäſchenbeuren. Es war in der That Bettelmelcher.

Ganz gut, antwortete Friedrich, aber ſehr einfach. Es war eine Hauscopulation, die dein Pfaff in ſeiner Stube vorgenommen hat, er wird wohl wiſſen warum, und der ganze Act beſtand darin, daß er uns geheißen hat, wir ſollen einander die Hände darauf geben, daß wir einander in Lieb und Leid nicht verlaſſen wollen.

Nun, iſt das nicht genug? verſetzte Bettelmelcher mit gerührter Stimme und ſpitzbübiſchem Augenzwinkern.

Dann hat er uns einen Copulationsſchein ausgeſtellt, und hat ihn auf mein Verlangen noch um ein Jahr weiter zurück datirt, ſo daß unſre Ehe jetzt ſchier für achtjährig gilt. Der thut Alles, was man haben will. Deinen Gruß hab' ich ihm ausgerichtet. Drauf hat er gelacht und geſagt: So, iſt der Spitzbub' immer noch ungehenkt?

Bettelmelcher lachte.

Aber du! fuhr Friedrich fort, das iſt mir ein ſauberer Pfarrer, den du mir recommandirt haſt, und mir kommen Bedenken, ob die Handlung und der Trauſchein nur auch etwas werth ſind. Wir haben zuerſt nach dem Pfarrhaus gefragt, aber da ſind wir ſchön angekommen.

Ich hab' dir ja ſeine Wohnung angegeben, unterbrach ihn Bettelmelcher immer noch lachend.

Ja freilich, dann hat ſich's herausgeſtellt, daß er nicht der rechte Pfarrer iſt, ſondern ein abgedankter. Er hat mir ſelber erzählt, er hab' nur ein klein's Späßle gemacht und ſei deswegen gleich weggeſchmiſſen worden. Nun möcht' ich doch wiſſen, ob ein abgedankter Pfarrer auch noch copuliren kann.

Willſt du dich denn in Ebersbach häuslich niederlaſſen und dem Amt deinen Trauſchein vorzeigen? fragte Bettelmelcher ſpöttiſch.

Nein, das juſt nicht.

Nun, ſo gib dich zufrieden und ſei froh, daß du's ſchwarz auf weiß haſt. Das Papier kann dir unter Umſtänden viel nutzen, es kann dir ſtatt eines Paſſes dienen, und wenn du dich mit deiner Frau einmal in einem fremden Land irgendwo ſetzen willſt, ſo kannſt du dich damit legitimiren. Meinſt du denn, man frage überall ſo genau darnach?

Ja, wenn's nur ein bisle etwas iſt, bemerkte Chriſtine, die es als eine große Genugthuung empfand, endlich einmal urkundlich, wie auch die Urkunde beſchaffen ſein mochte, verheirathet zu ſein.

Friedrich beruhigte ſich. Sie zahlten ihre Zeche und gingen bald darauf zu Bette.

Morgens fanden ſie ſich beim Frühſtück wieder zuſammen, wie Gäſte, die ſich zufällig in der gemeinſamen Herberge kennen gelernt haben. Der hinzugekommene Genoſſe machte dem Ehepaar keine Schande: er ſah jetzt beim Tageslicht in ſeinem braun und blau melirten Rocke ſehr ehrbar und wohlhabend aus, und benahm ſich äußerſt geſetzt. Man ſpeiste eine Milchſuppe, zu welcher der Wirth ſilberne Löffel auflegte. Chriſtine ſchien ſich bei dieſer vornehmen Bewirthung behaglich zu fühlen; ſie trat ihrem Manne auf den Fuß und flüſterte ihm zu: Das iſt ein koſtbarer Wirth!

Beim Fortgehen ſchlug Bettelmelcher den entgegengeſetzten Weg ein, geſellte ſich aber bald auf der Straße wieder zu ihnen. Nun muß man doch auch auf ein Hochzeitsgeſchenk für die junge Frau mit dem achtjährigen Copulationsſchein denken, ſagte er lächelnd. Was wär' denn etwa nach ihrem Guſto?

Chriſtine lachte, nicht ungeſchmeichelt, und erwiderte, man dürfe ſich ihretwegen nicht in Unkoſten ſtürzen. Als er aber freundlich in ſie drang, zu ſagen, ob ſie in ihrem neuen Stande nicht irgend etwas wünſche, verſetzte ſie, weniger gegen ihn als ihren Mann gewendet: E Bißle erquickt en Aederle; ich brauch' nicht viel; wenn ich nur ein klein's Pfännle hätt', daß ich mir hier und da etwas Warm's machen könnt'!

Das iſt ein beſcheidener Wunſch! erwiderte Bettelmelcher lachend, und doch muß man, wenn man ſich auch nur beſcheidentlich fortbringen will, die Augen offen haben und in viele Sättel gerecht ſein. Wer träumt und dröſelt, kommt nicht weit. Mit ſilbernen Löffeln ſpeiſen, iſt wohl angenehm, nicht wahr? aber das kann Jeder, deſſen Eltern ſo geſcheid geweſen ſind, ihm ein gute Erbſchaft zu hinterlaſſen. Wer keine ſo geſcheiden Eltern gehabt hat, der muß ſelbſt den Verſtand brauchen. Ich möchte wohl wiſſen, ob die junge Frau in dem Wirthshaus da die Hälfte von dem bemerkt hat, was zu ſehen und zu beobachten geweſen iſt. So ein Wirth meint Wunder, wie klug er ſeine Sachen einrichte, und vergißt Alles drüber, wenn er drei Pfaffen im Cabinet ſitzen hat.

O, ich hab' auch meine Augen, ſagte Chriſtine, die ſich durch den Zweifel an ihrer Beobachtungsgabe verletzt fühlte; ich habe wohl geſehen, wie der Wirth ſeine Löffel in ein Schublädle gethan hat, nachdem ſie ausbraucht geweſen ſind, und wie er das Geld von uns und von den drei Herren in ein Glas in dem nämlichen Schublädle gethan hat, hab' auch geſehen, daß ein Goldſtück in dem Glas geweſen iſt.

Bettelmelcher ſah ſie erſtaunt mit einem gewiſſen Ausdruck von Achtung an: Wahrhaftig, die Frau iſt nicht ſo — träumeriſch, wie ſie ausſieht, ſagte er, ſie kann noch brauchbar werden. Er ſchlug bald nachher einen andern Weg ein, um, wie er ſagte, ſeinen Geſchäften nachzugehen.

Das Paar ſetzte ſeine Wanderung bis in den Nachmittag fort, da ſtand ein alter Bettler mit weißem Bart und lang herabhängenden weißen Haaren am Wege und bat um ein Almoſen. Wir haben ja ſelber nichts! fuhr ihn Chriſtine verdrießlich an, während ihr Mann nach einer Kupfermünze ſuchte. Wenn das der Fall iſt, ſagte der Bettler, ſo ſoll mir's auf eine kleine Beiſteuer nicht ankommen. Mit dieſen Worten zog er unter dem Wams eine kleine Pfanne hervor und überreichte ſie ihr. Sie iſt zwar nicht mehr ganz neu, ſagte er, aber ein Schelm gibt's beſſer als er's hat.

Du Spitzbub'! rief Friedrich lachend, diesmal haſt du mich ſelbſt getäuſcht; ich hätte dich an keinem Zug erkannt, nicht einmal an deinen nichtsnutzigen Augen.

Bettelmelcher ſtieß ein luſtiges Gelächter aus und ſprach dann eine Weile jeniſch mit ihm, wobei Chriſtine verwundert auf die fremden ſeltſamen Ausdrücke hörte. Hierauf entfernte ſich Bettelmelcher, und die Beiden gingen weiter, bis ſie ein einſames Wirthshaus am Saume eines Waldes erreichten, wo Friedrich etwas Eſſen und Trinken kommen ließ. Chriſtine hatte ſich ſchon mehrmals über Ermüdung beklagt. Nachdem er einige jeniſche Worte mit dem Wirth gewechſelt, eröffnete er ihr, ſie könne hier der Ruhe pflegen, er werde die Nacht über auf dem Anſtande ſein und ſie den andern Morgen wieder abholen.

Ach Frieder! ſagte ſie erſchreckend, du gehſt auf kein' Hirſch aus. Ich ſeh's wohl, du biſt nicht in den beſten Händen, du haſt dich mit dem Spitzbuben, dem Bettelmelcher, in etwas eingelaſſen.

Wenn ich dir ſage, ich geh' auf den Anſtand, ſo haſt du nichts weiter zu fragen, entgegnete er ſtreng. Ich werd' am beſten wiſſen, was ich zu thun hab'.

Mein Herz ſagt mir, du haſt nichts Gut's vor!

Und wenn es auch ſo wär' — haſt du eine Glückshenne, die mir goldne Eier legt? Oder kannſt du mir ein Haus oder Geſchäft in Ebersbach kaufen? Glaubſt du, der Wirth da, obwohl du ſicher bei ihm aufgehoben biſt, werde dich umſonſt beherbergen? Halt' mich nicht unnöthig auf, ich kann die Zeit nicht mit Streiten verlieren. Bleib' ruhig hier, bis ich wiederkomme.

Er trank ſein Glas aus und ging raſch fort.

Frieder! Frieder! rief ſie, ihm auf die Straße nachlaufend.

Er blieb unwillig ſtehen.

Frieder, ſagte ſie ihm in's Ohr, wenn du etwas thun willſt, was dir Gott verzeihen mög', ſo thu' doch wenigſtens ſchwarze Strümpf' an, deine weiße Strümpf' machen dich ſichtbar in der Nacht!

Er lachte, hieß ſie ohne Sorge ſein und entfernte ſich auf dem Wege, den ſie hergekommen waren.

Den andern Vormittag erſchien er verſprochener Maßen wieder in dem Wirthshauſe, zahlte die Zeche und führte Chriſtinen weiter. Meine Freunde haben mir ein Hochzeitsgeſchenk für dich verehrt, ſagte er unterwegs und überreichte ihr ein paar ſilberne Löffel nebſt einem ſilbernen Beſteck.

Si. beſah die Löffel aufmerkſam. Die kenn' ich! rief ſie, das ſind die Löffel, mit denen wir geſtern früh die Milchſupp' geſſen haben. Du, für das Geſchenk dank' ich, das iſt nicht auf richtige Art in deine Händ' kommen. O Frieder, du biſt bei dem Wirth zu Heſelthal einbrochen!

Ich hab' ihm das Haus mit keinem Fuß betreten, erwiderte er.

Dann haben's deine Kameraden gethan, ſagte ſie, und die werden ihm die Löffel nicht abkauft haben.

Heb' mir die Sachen auf, entgegnete er mit einem Tone, der jede fernere Erörterung abſchnitt. Wenn du ſie nicht willſt, ſo gehören ſie mir. Du meinſt gleich, der Teufel hole dich darüber; wenn du in Ebersbach wäreſt, ſo ſprängeſt du ſchon dem Amtmann zu.

Sie nahm die Löffel und das Beſteck in Verwahrung und ſagte nichts mehr. Nachdem ſie ſtillſchweigend bis gegen Mittag gewandert waren, ſah Chriſtine einen Berg vor ihnen, auf deſſen Gipfel eine Kirche ſtand, und nun fand ſie ſich wieder in bekannter Gegend. Es war der Rechberg. Friedrich wandte ſich demſelben zu und ſchlug den Weg nach der Höhe ein. Sie folgte ihrem Manne, ohne zu fragen. Als ſie den Gipfel erſtiegen hatten, begaben ſie ſich in das der Kirche gegenüber gelegene Pfarrhaus, mit welchem von jeher zum Beſten der frommen Wanderer eine Wirthſchaft verbunden war. Beim Eintritt rief Chriſtine überraſcht: Ei, da ſind ja — Er ſtieß ſie in die Seite und bedeutete ſie zu ſchweigen. Um den runden Tiſch am Fenſter ſaßen drei Mitglieder der Geſellſchaft vom Walde, Bettelmelcher, Schwamenjackel und die jüngere Zigeunerin, welche in aller Ruhe mit einander zehrten. Der Wanderer begrüßte ſie, wie man Fremde grüßt, mit welchen man ſich an einem einſamen Orte zuſammengeführt ſieht, und entſchuldigte ſein Weib, die ſich von irgend einer Aehnlichkeit habe hinreißen laſſen, einen Augenblick Bekannte in ihnen zu ſehen. Sie nahmen die Entſchuldigung mit gleichmüthiger Höflichkeit auf, erwiderten, dergleichen Irrthümer kommen häufig vor, und boten den Ankommenden Platz an ihrem Tiſche an. Dann fragte man ſich gegenſeitig woher und wohin, und tiſchte einander beliebige Auskunft darüber auf. Chriſtine hörte ſehr verdutzt auf dieſe Reden und konnte nicht begreifen, wie ihr Mann ſich ſo ſchnell in das angenommene Betragen finden konnte. Nach und nach wurde man immer bekannter, indem der Wein die fremden Herzen gegen einander aufzuſchließen ſchien; und als die Geſellſchaft zuſammen aufbrach, um den zufällig gemeinſamen Weg mit einander fortzuſetzen, hätte die Hauſerin des Pfarrers, welche die Wirthſchaft führte, darauf ſchwören können, daß hier Leute, die ſich in ihrem Leben zum erſtenmal geſehen, auf dem freundlichen Berge recht heiter und vertraulich mit einander geworden ſeien.

Sie nahmen ihren Weg über den ſchmalen Grat, der, einem Meſſerrücken ähnlich, vom Hohenrechberg nach dem Hohenſtaufen führt. Friedrich und Chriſtine waren die Vorderſten in der wandernden Geſellſchaft. Er zankte ſie tüchtig aus, daß ſie in dem Pfarrhauſe ſo unvorſichtig herausgefahren ſei, und gebot ihr, in Zukunft ihre Zunge beſſer zu hüten.

Wie hab' ich denn wiſſen können, daß ich die Leut' gar nicht kennen darf! maulte ſie. Da weiß man ja gar nicht mehr, wie man ſich betragen ſoll.

So ſei künftig ganz ſtill und wart' bis man dich reden heißt! ſagte er zornig.

Sie verſchluckte die Antwort, die ſie im Unmuthe geben wollte, und ſchritt immer ſtärker zu, während er ſich mit verdroſſenem Gleichmuth im bisherigen Gange hielt. Auf dieſe Weiſe gerieth ſie, ohne ſich umzuſehen, ziemlich weit voraus. Als ſie eine Strecke von ihm entfernt war, ſah er ſich von Bettelmelcher und Schwamenjackel eingeholt.

Was? rief Bettelmelcher, ich will nicht hoffen, daß es gleich nach der Hochzeit zu Ehediſſidien kommt.

Das iſt ſehr oft der Fall, erwiderte er lachend: wenn der Pfaff einmal die Garantie übernommen hat, ſo meinen die Leute gewöhnlich, ſie brauchen für ſich ſelbſt nichts mehr dazu zu thun. Uebrigens iſt's bei uns nicht ſo gefährlich: ich hab' meiner Frau bloß ein wenig Behutſamkeit im Weltleben eingeſchärft, und jetzt ſcheint ſie ihren Katechismus ungeſtört lernen zu wollen.

Das wird ſehr gut ſein, verſetzte Bettelmelcher. Soll ich ihr nicht ein wenig dabei helfen?

Kann nichts ſchaden.

Dir fehlt's indeſſen nicht an Geſellſchaft, ſetzte jener hinzu, auf die herankommende Zigeunerin deutend, welche ganz allein die Nachhut bildete. Mit dieſen Worten ging er raſch ſeines Weges, und Schwamenjackel folgte ihm, ſo daß Friedrich nur die Wahl hatte, auf ſeine ſchöne Freundin vom Walde, die den Fingerzeig geſehen hatte, zu warten, oder mit ſichtbarer Gefliſſenheit ihre Geſellſchaft zu meiden. Er fand keinen Grund, ihr dieſe Beleidigung zuzufügen, wohl aber hundert Gründe, das Gegentheil zu thun.

Komm, Katharina, ſagte er, am Wege ſtehen bleibend.

Ich heiße nicht Katharina, erwiderte ſie. Chriſtina iſt mein Name.

Du heißt alſo wie meine Frau? rief er erſtaunt. Warum haben dir denn die Deinigen einen falſchen Namen gegeben?

Um meiner Sicherheit willen, antwortete ſie. Ich bin aller Länder, außer Frankreich, Sachſen und Ungarn, verbannt, hab' überall Urphede ſchwören müſſen, und wenn ich mich betreten ließe, ſo ging' mir's um den Hals.

Noch ſo jung und ſchon ſo viel erlebt! ſagte er.

Von Kindesbeinen an bin ich in der Welt herumgehetzt und hab' früh lernen müſſen auf eigenen Füßen ſtehen, denn meine Mutter kann mir rathen, aber nicht helfen, ſie iſt eben eine uralte Frau.

Wo iſt ſie jetzt?

Sie betet ein Pater und Ave Maria um's andere, damit unſer nächſtes Vorhaben gelingen möge.

Das kommt mir ſonderbar vor, bemerkte er. So gut ſtehen wir Lutheraner nicht mit dem Himmel, daß wir ſo frei wären ihm zuzumuthen, er ſolle uns bei — ſolchen Dingen behilflich ſein.

Warum denn nicht? verſetzte ſie ruhig. Deine honnetten Spießbürger, die Ketzer wie die katholiſchen Chriſten, beten auch täglich zu Gott, daß er ſie in ihrer Hanthierung ſegnen möge, und was iſt ihre Hanthierung? Einander beſtehlen, betrügen, unterdrücken, den guten Namen morden. Geh' in den Landen umher und zähle die Leute, die im wahren Sinn des Worts ehrlich ſind und alſo allein zu beten berechtigt wären. Du wirſt keine große Tafel zum Aufſchreiben brauchen.

Du haſt Recht, erwiderte er.

Sie gingen einige Zeit ſtumm neben einander, während welcher er es nicht unterlaſſen konnte, wiederholt ihre Augen zu ſuchen.

Du ſcheinſt mir nicht recht aufgeräumt zu ſein, begann ſie nach einer Weile. Es gefällt dir nicht bei uns.

Was das betrifft, erwiderte er mit einem mehr als freundſchaftlichen Blicke, ſo glaubſt du wohl ſelbſt nicht, was du ſagſt. Aber wahr iſt's, es hat mich verdroſſen, daß ich nur als Schmarotzer mitlaufen und außen Wache ſtehen ſoll, während die Andern die Gefahr auf ſich nehmen. Das halbe Sündigen iſt mir in Tod zuwider: entweder ganz oder gar nicht! Auch liegt ein Mißtrauen drin: ich merk's wohl, man will mich nur probiren.

Sie lächelte freundlich und zutraulich, mit einem Ausdruck von Achtung, den er tief empfand. Du irrſt dich, verſetzte ſie. Es hätte ſich nicht geſchickt, dich ſtärker in Anſpruch zu nehmen, wo es ſich darum handelte, ein Geſchenk für dich aufzutreiben. Auch haſt du dich ja nur zu einem einzigen Unternehmen anheiſchig gemacht, brauchſt alſo das von heute Nacht nicht zu rechnen. Wenn du ſo ehrenhaft denkſt, ſelbſt Hand anlegen wollen, ſtatt Andere für dich arbeiten zu laſſen, ſo ſoll's dir nicht lang an Gelegenheit fehlen.

Nur zu! rief er, mit finſterer Entſchloſſenheit die Stirne faltend.

Du ſcheinſt mir aber doch nur mit halber Seele dabei zu ſein, ſetzte ſie hinzu, denn du ſprichſt von Sündigen und nimmſt die Sache ſchrecklich ernſthaft. Ich merke wohl, an was du klebſt. Thor! die Menſchen ſind Alle von Einem Schlag, nur mit dem Unterſchied, daß die Einen den Galgen andictiren und die Andern ihm davonlaufen. Wenn aber Stehlen todeswürdig iſt, ſo gehört den Einen ſo gut wie den Andern der Strang. Daß die Spitzbuben mit Haus und Hof über die heimathloſen Spitzbuben herfallen und ihnen von jeher nichts haben gönnen wollen, das iſt eben eine ungerechte Verfolgung.

Der überlegene Ton, der ihn von einem Manne abgeſtoßen haben würde, machte aus dieſem Munde einen mächtigen Eindruck auf ihn. Er fühlte ſich gedemüthigt und angezogen zugleich.

Wenn du aber der Sünde, wie du's heißt, ganz abſagen willſt, fuhr ſie lachend fort, ſo kann ich dir in meiner eigenen Familie ein Muſterbild von Tugend und Ehrbarkeit aufſtellen. Lache nicht, es iſt buchſtäblich wahr. Ich habe noch eine zweite Schweſter, die ſich am Tode ſo vieler Verwandten ein Exempel genommen hat und ſich mit ihrem Manne, einem Scheerenſchleifer, ehrlich und redlich fortbringt. Sie iſt nicht beſonders ſchön, dabei etwas ſchmierig und ſchlampig, wie es auch bei ihrer armſeligen Lebensart nicht anders ſein kann.

Wir haben zwar keinen großen Geſchmack an einander, aber wenn du eine Empfehlung willſt, um das Scheerenſchleifen zu lernen, ſo ſteh' ich zu Dienſten.

Es hat wohl eine Zeit gegeben, ſagte er, wo mir dieſes verachtete Handwerk gut genug geweſen wäre; aber jetzt bin ich freilich dazu verdorben. Du haſt keinen Begriff, von was ich mich losreißen muß. Du ſagſt ſelbſt, du ſeieſt von Kindesbeinen an hinausgeſtoßen geweſen und habeſt dich gegen die Welt wehren müſſen. Aber denk' dir einmal, du ſeieſt der Sohn des vermöglichen Sonnenwirths in Ebersbach, der nicht zu rauben braucht, weil er Geld genug hat, und ſeieſt von einer liebevollen, ſorgſamen Mutter, die alle Tage zu dir ſagt: Mein Kind, fliehe die Sünde! zur Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit erzogen — dann wird's dir nicht ſo leicht werden, den Rock völlig zu wenden, und wenn du auch ſchon lang eingeſehen hätteſt, daß Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit in dieſer Welt nur Lug und Trug ſind. Ihr unterſcheidet ja ſelbſt zwiſchen den Deutſchen und den — Andern.

Ich bin auch zur Hälfte deutſch, erwiderte ſie. Mein Vater Schettinger, den die deutſchen Mordhunde vor zwanzig Jahren in Weingarten umgebracht haben, iſt ſo gut ein Deutſcher geweſen, wie ſie und wie du.

Nun, vielleicht iſt's ihm auch eine Zeit lang nachgegangen, verſetzte er.

Du kennſt deine eigenen Landsleute nicht, ſagte ſie. Komm, ich will dir ſie zeigen. Wir haben noch Zeit genug, zu den Andern zu ſtoßen.

Sie winkte ihm und flog zur Linken den Berg hinunter. Er eilte ihr nach. Als ſie im raſchen Laufe unten angekommen waren, ſagte ſie, weiter eilend: Du mußt dir's aber gefallen laſſen, daß ich dich für meinen Mann ausgebe, ſonſt findeſt du da, wo ich dich hinführe, keinen Credit.

Das will ich gern annehmen! rief er luſtig, ihr nacheilend. Du und keine Andre müßteſt mein Weib ſein, wenn ich nicht ſchon eins hätte. Aber flieg' nicht ſo, damit ich mein Recht auch ausüben kann.

Laß das! ſagte ſie, da er den Arm um ſie zu ſchlingen ſuchte: dazu iſt jetzt keine Zeit. Den Arm kannſt du mir geben, ſo, damit wir wie ein Ehepaar ausſehen. Verheirathete Leute ſind bekanntlich nicht ſo zärtlich mit einander, du ſcheinſt mir das bereits aus eigner Erfahrung zu wiſſen.

Nachdem ſie eine Strecke im Walde zugeſchritten, erreichten ſie einen der vielen dort hin und her zerſtreuten Höfe. Derſelbe war ihm nicht unbekannt, denn er hatte ihm bei ſeinem Wildderersberufe mehr als einmal günſtige Aufnahme gewährt. Wie erſtaunte er aber über die Freudenbezeugungen, mit welchen ſeine Begleiterin von der ganzen Familie aufgenommen wurde! Wie horchte er hoch auf, als er hier, weit unverblümter, denn in ihrem eigenen Kreiſe, von dem Gewerbe ſeiner neuen Freunde reden hörte! Die Leute drückten ihre Freude aus, ſeine Begleiterin wieder verheirathet zu ſehen, und beſtürmten ſie mit Fragen, ob ihr neuer Mann auch ſo viel Geſchick zeige, als der vorige. Sie prangte mit ihm und ſeinen Thaten und bezeigte ſich ſo glücklich in ſeinem Beſitz, daß ihm das Herz flammte, während zugleich die letzten Reſte bürgerlicher Ehrbarkeit ſich in ihm empörten, ohne in dem verwandten bürgerlichen Kreiſe, der ihn umgab, eine gleichartige Stimme zu finden. Im Gegentheil ſah er bald ein, daß er, was er früher nie geahnt, hier erſt in die rechte Jaunergegend gekommen ſei, denn die Frau des Hauſes zählte ihm geläufig eine Menge berüchtigter Namen her, die zu verſchiedenen Zeiten das Jahr über in dieſer von vielen Herrſchaften und Condeminaten zerſchnittenen Landſchaft ihre Heimath fanden. So lange er ein bloßer Wilddieb geweſen, hatte er hier kein Vertrauen gefunden; jetzt erſt ſprach ſich der Haß gegen die Obrigkeit und gegen die von Glück und Gunſt getragene Minderzahl der Mitbürger offen vor ihm aus, und ſeiner unbelehrten Seele drängte ſich mehr oder minder klar die Wahrnehmung auf, daß das Volk ſo weit gekommen ſei, den Druck der Herrſchaften und der höheren Bürgerklaſſen durch Raub, Diebſtahl und Diebshehlerei zu bekämpfen! Das angebliche Ehepaar verließ den Hof, ungeſtüm von den Leuten aufgefordert, ihnen auch wieder einmal für billiges Eſſen und billige Kleidung zu ſorgen.

Nun? fragte ſie auf dem Rückwege.

Es iſt mir als ob neben der Welt, die ich bisher gekannt habe, noch eine andere Welt her ginge, und als ob dieſe Welt die wahre wäre, antwortete er.

Du kannſt in dem Thal da, erwiderte ſie, von Hof zu Hof, von Ort zu Ort hinunter gehen, du triffſt vertraute Leute genug, lauter Deutſche, und keine Vagabunden, lauter ſeßhafte Leute.

Er ſprach lange kein Wort. Was er gehört und geſehen, hatte ſich ihm offenbar tief eingeprägt, und ſie hütete ſich wohl, die ſtille Arbeit dieſes Eindrucks zu ſtören.

Du haſt alſo ſchon einen Mann gehabt? fragte er nach einem langen Stillſchweigen.

Ich hab' ihm den Laufpaß gegeben, antwortete ſie, weil's ihm an Kopf und Herz gefehlt hat; nachher hat er ſich in ungeſchickte Diebereien eingelaſſen, die ihn an den Galgen gebracht haben. Wenn mir je wieder einer gefiele, ſo würd' ich ihn vor einem ſolchen Schickſal zu bewahren wiſſen.

Er ſchwieg. Die Entdeckung, daß ſie Wittwe ſei, war ihm nicht ſehr nach ſeinem Sinn, und doch mußte er ſich geſtehen, daß dieſes Weib durch Schönheit und Geiſteskraft einen mächtigen Zauber auf ihn auszuüben beginne.

So, jetzt biſt du aus dem Ehejoch entlaſſen! ſagte ſie, als ſie den Fuß des Berges wieder erreicht hatten, und flog lachend hinan, da ſie ſah, daß er ſich Mühe gab ſie einzuholen.

Mir iſt's nicht ſo eilig mit der Scheidung! rief er hinter ihr drein und gab ſich alle Mühe an ihre Seite zu kommen, aber ſie war immer einige Schritte voraus.

Und mir preſſirt's nicht mit dem Heirathen! rief ſie, als ſie die Höhe erreicht hatte, luſtig gegen ihn hinab, und ihre Stimme ſpielte dabei ſo leicht und ruhig, als ob die Anſtrengung ihren Athem gar nicht bewegt hätte; aber ein ſprühender Blick aus ihren ſchwarzbraunen Augen ſtrafte ihre Worte Lügen.

Mit einem heftigen Anſatz hatte er die letzte Höhe vollends erſtiegen und wurde dort von einem derben Gelächter männlicher Stimmen empfangen. Bettelmelcher und Schwamenjackel lagen auf dem Boden und erwachten ſo eben aus einem Schlafe, den ſie ſich zur Erholung von der überſtandenen Nachtwache gegönnt hatten.

Es ſcheint, Freund Schwan hat eine neue Hochzeitreiſe gemacht! rief Bettelmelcher.

Und gleichfalls mit einer Chriſtine, antwortete er lachend, aber mit einer ſchwarzen.

So, ſie hat dir ihren Namen geſtanden? rief Schwamenjackel. Da muß es mit der Vertraulichkeit ſchon ziemlich weit gekommen ſein.

In der That, ſagte die Zigeunerin Chriſtine, wir ſind Mann und Weib mit einander geweſen, aber nur vor den Leuten.

Wo iſt denn mein Weib? fragte Schwan.

Auf und davon! antwortete Bettelmelcher. Der Eiferſuchtsteufel hat ſie ergriffen. Obgleich ich mein Aeußerſtes aufgeboten habe ſie zu unterhalten, hat ſie ſich doch nicht feſſeln laſſen. Sie hat mir nicht einmal bekannt, wo ſie zu finden ſei. Ich geh' dahin, wo ich herkommen bin, hat ſie geſagt, und weg war ſie. Vermuthlich denkt ſie, du werdeſt wiſſen, wo du ſie ſuchen müſſeſt.

Dummes Zeug! ſagte er ärgerlich.

Neuigkeiten! rief eine bekannte Stimme von Weitem und der ſcheele Chriſtianus kam, den Andern wohl nicht unerwartet, von der entgegengeſetzten Seite herbeigeeilt. Es hat eine Soldatenmeuterei gegeben im Lager bei Geislingen, der Herzog von Wirtemberg iſt heut früh ſelbſt hinaufgefahren und hat Achtzehn erſchießen laſſen.

Eine Meuterei! rief der Bürgersſohn von Ebersbach: das iſt ja was Unerhörtes im wirtembergiſchen Militär.

Du haſt eben in den letzten Wochen nicht viel erfahren, was im Land vorgeht, ſagte der Zigeuner. Es iſt ja ſchon neulich ein Aufruhr in der Kaſerne zu Stuttgart ausgebrochen und mit Mühe gedämpft worden.

Was Teufels!

Dein Herzog, ſagte die Zigeunerin, hat ſeine Soldaten an die Krone Frankreich verkauft gegen den König von Preußen, und nun wollen ſie nicht ziehen.

Ja, ſetzte ihr Bruder hinzu, man iſt den Leuten Nachts in die Häuſer eingebrochen und hat ſie aus dem Bett geriſſen, um die Regimenter voll zu machen, aber in Stuttgart ſind ſie alle wieder aus einander gelaufen. Darauf hat ein General, ich weiß nicht wie er heißt, einen Generalpardon ausgeſchrieben, und auf dieſen haben ſich eine Menge Ausreißer geſtellt; aber der Herzog iſt auf die Nachricht aus dem Feld zurückgeeilt, hat den Pardon nicht gehalten und Viele von ihnen henken laſſen. Jetzt iſt der Teufel bei Geislingen wieder losgegangen und da hat er heut vor den Thoren anderthalb Dutzend erſchießen laſſen. Es iſt Ein Schrei der Wuth im Lande.

So hält man Wort! So geht man mit den Leuten um! rief Schwamenjackel.

Das geſchieht in deinem geprieſenen Wirtemberg, ſagte ſeine Führerin.

Und uns heißt man Spitzbuben! ſetzte Bettelmelcher hinzu.

Ich beſorge nur, die Gegend könnte für uns unſicher werden, bemerkte Chriſtianus. Gewiß haben ſich viele Deſerteurs in die Waldungen da herum geworfen, und nach dieſen wird jetzt vom Militär geſtreift werden.

Ich glaube nicht, daß uns das in Verlegenheit bringen wird, verſetzte Chriſtine. Der Herzog muß eilen, ſein Volk außer Lands zu bringen, denn wenn er mit ihnen liegen bleibt, ſo laufen ſie ihm wie Queckſilber davon. Auf alle Fälle iſt es aber gut, wenn wir auch nicht lange mehr da bleiben; es ſind ohnehin bloß noch ein paar Tage bis zum Schorndorfer Markt!

Alſo nur nichts aufgeſchoben! ſagte der Zigeuner.

Ja, ich möchte gleich über das nächſte Neſt da herfallen und ihnen die Hundeſeelen austreiben! rief Schwamenjackel, ſeinen kurzen dicken Stock gegen das an dem Bergkegel vor ihnen liegende Dorf ſchwingend.

Das laß du bleiben! lachte Bettelmelcher. Das iſt das Dorf Hohenſtaufen, wo ſie ſeit alter Zeit große Freiheiten haben und wie Männer zuſammenſtehen. Wenn du Einen angreifſt, ſo haſt du gleich den ganzen Schwarm auf dem Hals. Das iſt in den edelmänniſchen Ortſchaften anders: dort wohnt meiſt Bettelvolk, das ſich die Haut voll lacht, wenn einem vermöglichen Nachbar ein Malheur paſſirt.

In den alten Schlöſſern mag man doch ſicherer gewohnt haben, bemerkte der Zigeuner, nachdenklich auf die Steintrümmer blickend, die den naheliegenden Gipfel des Berges bedeckten und die Abendſonne durch ihre Riſſe und Lücken ſcheinen ließen. Das mag wohl auch ſchon lang her ſein. Wer hat wohl vor Zeiten hier gehauſet?

Dieſe Frage war jedoch ſelbſt dem gelehrten Bettelmelcher zu hoch. Ich weiß es nicht, ſagte er, vermuthlich Räuber, die, wie es in den alten Zeiten Mode war, von ihrem Berg in's Thal hinunterſpähten und die vorbeiziehenden Kaufleute überfielen.

Blitz! das war kein übles Geſchäft! rief Schwamenjackel: da kann man auf Einen Zug einen guten Fang thun. Möcht' wohl auch einmal dabei ſein.

Gelt, wenn die reichen Augsburger und Ulmer auf die Frankfurter Meſſe ziehen? fragte Bettelmelcher.

Oho! lachte der Ebersbacher Bürgersſohn. Da laß dir nur die Luſt vergehen. Ich hab's oft mit angeſehen, wie die mit ihrem Geleite das Filsthal herunterziehen. Von Ulm werden ſie an Wirtemberg überliefert und von einer ſtattlichen wohlbewaffneten Mannſchaft in die Mitte genommen. Da könnteſt du dir die Zähne ausbeißen.

Ja, ja, ſo iſt es immer! bemerkte der Zigeuner. Den großen Dieben iſt nicht beizukommen.

Es gibt auch mittlere, verſetzte Bettelmelcher. Komm, ſagte er, den neuen Freund bei der Hand nehmend, und führte ihn auf die andre Seite des Berges. Die Uebrigen folgten und ſammelten ſich um ſie. Du ſiehſt das Dorf da drunten, links über Wäſchenbeuren hinaus?

Wohl, das iſt Börtlingen.

Dort, fuhr Bettelmelcher fort, wohnt ein Schultheiß, den du in dein Gebet einſchließeſt, ſo oft du über die Falſchheit der Welt fluchſt. Er iſt ein Heuchler, ein Kopfhänger; ein Wucherer, und das iſt die beſte Seite an ihm, denn er hat brav Geld. Von ſeiner Liebloſigkeit gegen ſeine Nebenmenſchen kann ich ſelbſt Zeugniß ablegen, denn ich hab' einmal bei ihm gebettelt, was die beſte Gelegenheit zum Auskundſchaften iſt, und bin von ihm mit dem Beſcheid weggewieſen worden, ich ſei ein fauler Tagdieb, ſolle ſehen, daß ich was zu arbeiten bekomme. Biſt du dabei, wenn wir ihm heut Nacht einen Beſuch machen?

Ich halte mein Wort, erklärte Friedrich mit entſchiedenem Ton, die Stirn zuſammenziehend.

Das Haus ſteht in den Gärten, es ſind nur drei Perſonen drin, er, ſeine Frau und ſeine Magd. Wenn man alert drauf losgeht, ſo iſt wohl beizukommen. An Händen fehlt es nicht, für den Fall, daß im Dorf Lärm entſtehen ſollte. Wir ſind unſrer ſieben Genoſſen, und einige Vornehme drunter, die du noch nicht kennſt. Ich darf dir nur Einen verrathen, das iſt der Amtmann von Adelberg —

Was? rief der Angeworbene luſtig lachend. Den Börtlingern bricht ihr eigener Amtmann ein? Das geht ja noch über den Pfarrer von Dinkeltheim. Geh', es wird auch wieder ein abgedankter ſein.

Es iſt der abgekommene Amtmann Hallwachs von Adelberg, den man wegen eines Reſts oder ſo was abgeſetzt hat. Du wirſt ihn mit eigenen Augen ſehen.

Gleichviel, ich hab's einmal verſprochen und bin dabei, wenn auch der Amtmann von Ebersbach ſelber dazu käme.

Um zehn Uhr heut Nacht wollen wir im Walde beim Wäſchenſchlößchen zuſammenkommen und von dort den Zug antreten, ſagte Bettelmelcher zu den Andern. Iſt's euch recht?

Alle drei riefen: Ja! Der ſcheele Chriſtianus zog den Hut über das blinde Auge herab und machte ſich zum Aufbruch fertig. Ich will vorher noch ein wenig ſchlafen, ſagte er. Bettelmelcher und Schwamenjackel ſprachen die gleiche Abſicht aus und redeten ihrem dritten Genoſſen zu, der Ruhe mit ihnen zu pflegen. Dieſer aber erwiderte, er habe noch einen Gang zu thun.

Denk' doch dran, daß du die ganze Nacht aufgeweſen biſt, ſagte die ſchwarze Chriſtine zu ihm. Gönn' dir doch ein wenig Schlaf.

Bettelmelcher witzelte über dieſen Zuſpruch.

O, ich weiß wohl, wo er hingeht! rief ſie.

Die Liebe brennt heiß, ſagte Bettelmelcher, aber das Feuer der Eiferſucht iſt noch weit größer.

Ich, eiferſüchtig? rief ſie und war mit einem Sprung verſchwunden. Man hörte ſie den Berg hinunter lachen.

Um zehn Uhr ſtoß' ich zu euch, ſagte er zu den drei Männern, welche hierauf gleichfalls den Berg hinabſtiegen.

Er wählte einen Fußweg, der, ohne das unter dem Gipfel liegende Dorf zu berühren, am Hohenſtaufen hinführte und nach dem Walde hinablief. Unterwegs mußte er von Zeit zu Zeit unwillkürlich ſtehen bleiben und nach dem Orte hinblicken, der dieſe Nacht der Schauplatz einer That ſein ſollte, welche ſich, das fühlte er wohl, von allen ſeinen bisherigen Uebertretungen ſtark unterſchied. Das bedrohte Dorf lag, von Obſtbäumen umgeben, wie im Schoße des Friedens zwiſchen waldigen Anhöhen, und der Rauch aus den Schornſteinen ſtieg nach dem blauen Abendhimmel empor. Es war ein Bild vertrauensvoller Ruhe, die nicht ahnte, daß ein Ungewitter der grauſamſten Art, von Menſchen gegen Menſchen entladen, im Anzuge war.

Er eilte am Berge hinab, durchmaß raſch den Wald und befand ſich mit Anbruch der Nacht auf dem Hofe, wo er die blonde Chriſtine, jetzt nicht mehr die einzige Chriſtine, wußte. An dem langen Wege, den er heute ohne der Raſt zu bedürfen, gemacht, konnte er am beſten die innere Unruhe ermeſſen, die ihn trieb.

Man war eben im Begriff zu Bett zu gehen, als er eintrat. Chriſtine war da, wie er vorausgeſetzt hatte. Er zahlte das ſchuldige Koſtgeld, welches mit freundlichen Augen angenommen wurde. Die Gegenwart der Familie ließ keine vertrauliche Unterredung aufkommen. Chriſtine war heiter, aber ihre Laune ſchien ihm erzwungen zu ſein.

Komm mit mir, ſagte er, ich bin da, um dich zu holen.

Sie entſchuldigte ſich mit Müdigkeit.

Dann muß ich allein wieder fort, entgegnete er.

Gehſt zu deiner Zigeunerin? fragte ſie.

Verſteht ſich, antwortete er.

Biſt ein Kerle wie ein Pfund Lumpen! rief ſie in ihrer volksthümlichen Scherzweiſe und bemühte ſich zu lachen.

Die Frau vom Hofe ging gleichfalls in dieſen Ton ein und neckte ſie, daß ſie als neuverheirathete Frau ſchon mit ihrem Manne eifere.

Wenn's ſo ſteht, ſagte er endlich, ſo muß ich mich deiner doch verſichern. Unverſehens hatte er ihr Mütze, Halstuch und Schürze weggenommen, die ſie neben ſich auf die Bank gelegt. Sie ſchrie und griff darnach, aber er war ſchon entſprungen. Gute Nacht! rief er unter der Thüre: wenn du deine Sachen wieder willſt, ſo weißt du, wo du ſie finden kannſt und mich dazu.

## 34.

Schwan, kleb' an! ſagte Bettelmelcher pfiffig lächelnd zu Chriſtianus, als Jener mit der ſchwarzen Chriſtine den Waldverſteck verließ, wo die ſogenannte Geſellſchaft lagerte. Die Bande hatte das Lager im Walde unter dem Hohenſtaufen nicht mehr ſicher gefunden und ſich tiefer in die Wälder zurückgezogen.

Chriſtianus nickte und lächelte ebenfalls.

Die Beiden gingen zuſammen fort, während Jedes gegen das Andre that, als ob es nur zufällig um dieſe Zeit und nach dieſer Richtung aufgebrochen wäre. Auch ſprachen ſie lange nichts mit einander, bis endlich Friedrich, als es ihm ſchien, die Zigeunerin trachte nach einem andern Wege abzubiegen, das Stillſchweigen brach. Gelt, ſagte er, dich hat's erzürnt, daß ich deine Schweſter brav zerpeitſcht habe?

Bewahre, antwortete ſie lachend, daran haſt du ganz Recht gethan. Du mußt's ihr aber nicht nachtragen, daß ſie dich bei der Vertheilung betrogen hat. Weißt, zuerſt hat ſie dich ganz haben wollen, und nun ihr dies mißglückt iſt, hat ſie ſich auf andere Weiſe an dir ſchadlos zu halten geſucht. Uebrigens thuſt du gut die Augen immer offen zu haben, denn es iſt nicht Alles Gold, was glänzt.

Du auch?

Ich glänze ja nicht, ich bin dunkel. Meine Schweſter glänzt, aber ich bin ihr nicht gram drum. Doch muß ich immer denken, daß ſie gut zu dir paſſen würde, denn du haſt ein feines weißes Geſicht, wie ſie.

Sehr verbunden! Aber ſie kommt mir vor wie die liebe Sonne, die offenbaret ihr Feuer bald und ſcheinet über Gerechte und Ungerechte.

Sie lachte. Darin ſind doch die deutſchen Männer alle einander gleich, ſagte ſie, daß ſie von einem Weib verlangen, ſie ſolle immer zu Boden ſchauen, wie wenn ſie nicht auch von Fleiſch und Blut wäre. Freie Augen wollen ſie keinem Weib verſtatten, die wollen ſie für ſich allein behalten. Du Narr, ich kann auch frech ſein, frecher vielleicht als meine Schweſter — ſie gab ihm eine Probe, indem ſie die Augen wie zwei Feuerſtröme, die aus dunklem Schlunde hervorbrechen, ſo bohrend auf ihn warf, daß es ihn fieberheiß durchzuckte — aber, fuhr ſie fort, ich bin's nur gegen den Einen, der mir gefällt, und beſinne mich lang, bis ich ſo ein nichtsnutziges Mannsbild in mein Herz kommen laſſe.

Würdeſt du Einem trauen, der ein paar Tage nach der Hochzeit ſein Weib verläßt, dir zu Gefallen?

Warum nicht, wenn ich ſehe, daß ſie nicht zuſammen taugen, und beſonders wenn die Bekanntſchaft vorher ſieben acht Jahr gedauert hat. Länger will ich auch nicht daß mir Einer Wort halten ſoll, denn in ſieben Jahren, ſagt man, werde der Menſch mit Haut und Haaren neu, dann iſt er alſo ein Anderer, als der, der das Wort gegeben hat.

Er lachte laut. Du wärſt im Stande, Einen bis in die Hölle zu führen, ſagte er.

Warum nicht, wenn ich ihn der Müh' werth halte, erwiderte ſie.

Er blieb lange ſtumm. Wo willſt du denn eigentlich hin? fragte ſie. Es ſieht ja aus als ob du wieder einmal nach Ebersbach wollteſt.

Ich hätte wohl Luſt dazu und zu fragen, was die Ebersbacher von mir ſagen.

Da würdeſt du viel Schönes hören. Mein Weg führt übrigens nicht dorthin, ich muß dich allein ziehen laſſen.

Nein, bleib' bei mir, wir wollen nur ein wenig umherſchweifen, ich muß Geſellſchaft haben.

Haſt ja dein Gewehr, ſagte ſie, blieb ihm übrigens zur Seite, während er haſtig längs einer Schlucht hinanſtieg.

Sie waren auf einem kleinen, tief im Dickicht fortlaufenden Pfade lange gegangen, als Chriſtine in einer Vertiefung, durch die derſelbe führte, den Schritt anhielt und ſich über die ſchwüle Luft beklagte. Sie bog die Zweige aus einander und ging einem Plätſchern nach, das ſich ſeitwärts hören ließ. Er folgte ihr. Ein Bächlein rieſelte durch den Wald und bildete, etwa mannshoch über Felſen ſpringend, wenige Schritte vom Wege, aber tief verborgen, einen kleinen Waſſerfall, aus deſſen moſigem Becken es leiſe weiterfloß. An dieſer kühlen, dunklen', heimlichen Stelle ließ ſich die Zigeunerin nieder und wühlte in dem Mooſe, unter welchem Tropfſteine hervorblinkten. Er ſetzte ſich ihr gegenüber auf einen umgefallenen Baumſtamm.

Du biſt müd', deine Augen brennen vor Schlafloſigkeit, ſagte ſie. Zwei Nacht haſt du jetzt nicht geſchlafen und den ganzen Tag nicht geruht.

Woher weißt du das?

Ich hab' auf dich Acht gehabt. Leg' dich hier ſchlafen, hier iſt Schatten und Friſche! ich will bei dir wachen, daß dich Niemand ſtört.

Ich kann nicht ſchlafen, ſagte er.

Sie ſpritzte ihm von dem Schaume des Waſſers in's Geſicht.

Das Waſſer thut mir wohl, ſagte er, und tauchte gleichfalls die Hand ein, um ſich die Augen zu kühlen.

In dir geht etwas vor, ſagte ſie.

Wenn ſich der Menſch umkehren ſoll wie ein Handſchuh, erwiderte er, ſo iſt das nicht auf einmal geſchehen. Er ſtützte den Kopf in die Hand und brütete vor ſich hin.

Wie meinſt du das? fragte ſie.

Er richtete ſich wieder auf. Die Habſucht von ihrem Ueberfluß erleichtern, hob er nach einer Weile an, gegen harte Menſchen ſtreng auftreten, dazu kann ſich der Menſch mit Leichtigkeit entſchließen. Aber die Leute quälen und martern, wie die Henker, das geht mir wider die Natur. Es ſind dieſe Nacht bei dem Schultheißen Dinge geſchehen, die mir am Herzen nagen und die ich nicht aus dem Gedächtniß bringen kann.

Du redeſt recht ſchultheißenmäßig, ſagte ſie. Möchteſt du jetzt vielleicht noch Schultheiß von Ebersbach werden?

Nein, ich rede keinem Schultheißen das Wort, aber foltern ſoll man ihn nicht.

Haſt du nicht ſelbſt geſagt, daß dieſe deutſchen Henker das den Unſrigen thun?

Ich will's ihnen laſſen.

Was? und man ſoll's ihnen nicht vergelten, den Ungeheuern? Weißt du nicht mehr, welche Reden du gegen deine Ebersbacher geführt haſt? Haſt du nicht geſagt, dein Herz werde keine Ruhe finden, bis du den ganzen Flecken zuſammenbrennen ſeheſt, den Magiſtrat mit Pfarrer und Amtmann an der Spitze möchteſt du hinſchlachten, deinen eigenen Vater nicht verſchonen und den ſchwangern Weibern den Leib aufſchneiden? Nun, die ungebornen Kinder ſind doch gewiß unſchuldiger als der Schultheiß von Börtlingen.

Er ſtarrte unmuthig vor ſich hin.

Prahlſt du mit Worten, fuhr ſie fort, und ſchrickſt recht deutſch und feig vor einem bischen Gequieck und Geſchrei zurück? Du Maulheld, geh' zu deiner Ebersbacherin und laß dich mit ihr in's Zuchthaus ſperren.

Er ſprang auf wie ein gereizter Tiger, und ſeine roth umſäumten Augen funkelten. Weibsbild! ſchrie er, ändere deine Zunge, oder du ſollſt den Maulhelden ſpüren, bis du mürb wirſt.

Sie war ebenfalls aufgeſprungen und blickte ihm feſt und keck in's Geſicht. Glaubſt du, daß ich dich fürchte? rief ſie. Du kannſt bloß drohen, du biſt ein Weib.

Mit einem Schrei der Wuth ſtürzte er ſich auf ſie und ſuchte ſie zu ergreifen, aber mit Erſtaunen mußte er ſich bekennen, daß ihm dieſes Weib gewachſen ſei. Sie zeigte ihm eine unerhörte Muskelkraft und dabei eine Behendigkeit, mit der ſie ihm wie eine Flamme unter den Händen durchſchlüpfte; dann hielt ſie ihm wieder beide Hände feſt, daß er der äußerſten Anſtrengung bedurfte, um ſich loßzureißen und den Kampf von Neuem zu beginnen, wozu ſie ihn durch ein fortwährendes Hohnlachen reizte. Lange hatten ſie mit einander gerungen, bis er ſie endlich bemeiſterte und zu Boden warf, daß ihr die Glieder knackten.

Willſt du degenmäßig werden? ſchrie er.

Nein! antwortete ſie und ſuchte ſich wieder empor zu ringen.

Willſt du mich für deinen Herrn erkennen?

Nein!

Pariren mußt du! ſchrie er, drückte ſie zwiſchen ſeine Kniee, daß ſie nach Luft ſchnappte, und zog das Meſſer. Sie ſtöhnte, aber nicht vor Angſt. Ihre Augen ſpieen Feuer, ihr heißer Athem durchglühte ihm die Wange, und ihre braune Haut brannte von dem Blute, das ihr die Anſtrengung in Geſicht und Hals hervorgetrieben hatte. Er kämpfte bebend mit der Gewalt ihrer Schönheit, aber entſchloſſen ſetzte er ihr das Meſſer auf die Bruſt und rief: Willſt du dich unterwerfen?

Sie ſah ihn mit großen Augen ruhig an. Vor einer Minute noch wär' ich freiwillig dein geweſen, ſagte ſie, aber eher will ich ſterben, als gezwungen einem Mann zu Willen ſein.

Was fällt dir ein? rief er ſtolz ſich zurückbeugend. Du trauſt mir zu, an was mein Herz nicht denkt.

Was willſt du denn? fragte ſie.

Reſpect, ſonſt gar nichts! antwortete er mit ſeltſam ſtrengem Tone. Du mußt verſprechen, daß du nie in deinem Leben mehr ſolche Ausdrücke wider mich brauchen willſt.

Wenn's nichts weiter als das iſt! rief ſie lachend. Der Reſpect iſt ſchon von ſelbſt da, und ich will thun, was du haben willſt. Aber erſt ſteck' dein Meſſer ein, denn damit bringſt du mich zu nichts, ich hab' im Gefängniß ſchon den erſten Grad der Tortur überſtanden, und ſie haben nichts aus mir herausgebracht.

Er ſtand auf und ſteckte ſein Meſſer ein. Mit wunderbarer Schnellkraft ſchoß ſie vom Boden auf: Ich habe meinen Meiſter gefunden, rief ſie: ſo hätte keiner von den Andern gehandelt! Dafür will ich dich auch achten und ehren und will dir leibeigen ſein und mit meiner Hand dich ernähren mein Lebenlang. Sie ließ ſich zu Boden, umfaßte ſeine Kniee und ſah zärtlich zu ihm empor.

Horch! ſagte er. Ein Donnerſchlag ging über ihre Häupter und rollte langhin durch den Wald. Ein zweiter folgte und ſchwere Tropfen klatſchten über ihnen auf die Blätter. Das ſchattige Plätzchen war dunkel geworden; das Stück Himmel, das man ſehen konnte, zeigte ſich mit ſchweren ſchwarzen Wolken behängt. Die Stelle gab guten Schutz gegen das ausbrechende Gewitter; denn der junge Holzſchlag drohte keine Gefahr vom Blitze, der Hochwald war fern, und unter einem Felſen am Waſſerfall befand ſich eine leichte Vertiefung, wo man vor dem Regen geborgen ſitzen konnte.

Das muſicirt drauf los! ſagte er behaglich, während das Gewitter mit heftigen Schlägen ſich entlud und der Regen auf den Wald niederrauſchte. Haſt du Angſt? fragte er, als Chriſtine ſich beim grellen Lichte eines Blitzes unwillkürlich bekreuzte.

Nein! ſagte ſie. Ueberhaupt hab' ich in meinem Leben keine Angſt mehr als vor dir und um dich.

Sie ſchmiegte ſich an ihn wie ein Lamm. Ihre Augen ſuchten die ſeinigen und kehrten ſcheu in ſich zurück; denn er ſah unverwandt in die Höhe und ſeine Seele ſchien ſich an dem Aufruhr in der Welt umher zu laben.

Das Gewitter hatte endlich ausgetobt und der Regen hörte auf. Er erhob ſich und kehrte auf den verlaſſenen Pfad zurück. Chriſtine ſchlich mit geſenktem Kopfe traurig neben ihm her; noch geſtern hatte er ihr leicht zu erkennende Beweiſe ſeiner wachſenden Zuneigung gegeben, und heute war er ſtill und kalt gegen ſie. Da ſie ſeinen Jähzorn kennen gelernt hatte, ſo wagte ſie es nicht, ihn durch neuen Trotz zu reizen.

Sie waren lange neben einander hergegangen, da getraute ſie ſich endlich zu fragen: Wo gehſt du denn eigentlich hin?

Nach meinem Weibe ſehen, war die Antwort.

Glaubſt du, daß ſie mit dir zu uns gehen wird? fragte ſie weiter.

Ich zweifle, antwortete er, aber ich muß doch zuerſt wiſſen, wie ich mit ihr dran bin. Das muß Alles ganz offen abgemacht werden.

Sie athmete auf und es fiel ihr wie ein Stein vom Herzen; denn jetzt begriff ſie ſein Betragen.

Wenn ſie ſich drein fügt und mitgeht, ſetzte er hinzu, ſo muß es Jedermann recht ſein, und ich werd's nicht leiden, daß man ihr etwas zuwider thut oder ſagt.

Ich thu' ihr gewißlich nichts zu Leid, verſetzte ſie ſchüchtern. Wenn ſie aber nicht will, und du wirſt doch auch nicht mit ihr nach Ebersbach zurück wollen, ſo darfſt du ſie nicht nackt und bloß von dir laſſen.

Wenn ſie von mir geht, ſagte er, ſo hat ſie mit ihren Kindern nichts zu beißen und zu brechen.

Ich will dir für alle Fälle was ſagen, wendete ſie ſich zutraulich zu ihm. Ich hab' ein paar hundert Gulden im Zins ſtehen bei einem ſichern Mann im Fränkiſchen. Nun will ich dir weder zu- noch abreden: ob ſie zu uns taugt, das iſt deine und ihre Sache. Wenn's aber, wie du jetzt ſelbſt für möglich hältſt, zwiſchen euch zur Trennung kommt, ſo kannſt du Geld von mir haben, ſo viel du willſt, damit du ſie nicht entblößt ziehen laſſen mußt und damit deine Kinder nicht in Noth verlaſſen ſind.

Sein Geſicht verwandelte ſich und er blickte ſie ſo freundlich an, daß es ihr durch das Herz ging. Mit der Theilnahme an ſeinen

Kindern, welchen er nicht Vater ſein konnte, hatte ſie, mehr als mit dem übrigen Anerbieten, das auf eine Abfindung ſeines Weibes hinauslief, eine Saite in ſeinem Herzen berührt, die alsbald klang. Doch ſagte er nur: Davon können wir noch reden.

Sie kamen aus dem Walde heraus und hatten freies Feld vor ſich, durch welches mehrere Wege führten. Da er ohne Aufenthalt vorwärts ging, ſo legte ſie ihre Hand auf ſeinen Arm und fragte: Getrauſt du dir den Weg zu machen? Ein kleiner Bogen durch den Wald wäre beſſer. Die Gegend iſt nicht ſicher, und für dich am wenigſten.

Bleib' du zurück, ſagte er. Ich gehe grad auf dem Weg hier fort nach dem Waldſaum da drüben.

Wo du dich hin trauſt, verſetzte ſie, da geh' ich mit. Ich begleite dich bis an den Hof und überlaſſe dich dort deinem Stern oder deinem Unſtern.

Sie gingen zuſammen weiter. Er befand ſich allerdings in einer Gegend, die für ihn nicht ſicher war, die er ſehr gut kannte. Eine kurze Wanderung auf der ſich gegen den Thalrand ſenkenden Anhöhe würde ihm ſein Heimaththal gezeigt haben. Er erkannte es an dem jenſeitigen Höhenzuge, von welchem der obere bewaldete Theil zu ſehen war. Er warf einen finſteren Blick nach der Stelle, wo unſichtbar für das Auge ſein Vaterort drunten lag, und wandte ſich zum Weitergehen, als er bemerkte, daß Chriſtine, jeder Beſorgniß Trotz bietend, auf einer ſteinernen Ruhebank Platz genommen hatte. Ihre Augen flogen wie trunken ins Weite. Er folgte mit ſeinem Blick und ſah jetzt erſt den wundervollen Anblick, der ſich ihnen bot. Das Albgebirg in ſeiner ganzen Ausdehnung ſtieg über die niedrigeren Höhen empor, die ſich vor ihm lagerten. Das fliehende Gewitter hatte ſeine letzten Wolken im Weſten geſammelt, wo die Sonne unterging. Man ſah ſie nicht, aber durch die Wolken ſendete ſie nach dem Gebirge ein zauberhaftes Licht, das nach und nach die ganze Kette heimzuſuchen kam. Im äußerſten Weſten begann das Schauſpiel, und Achalm und Neuffen mit ihren Mauern und Felſen glänzten auf. Dann lief das Licht am Gebirg herüber und in die tiefſten Thaleinſchnitte hinein, die ſonſt ununterſcheidbar im Ganzen verſchwammen, ſo daß jetzt in ihrem Hintergrunde die fernſten Felſen wie Diamanten blitzten und das Grün der Wälder wie in einem warmen Rauche leuchtete. Nach einigen

Augenblicken ſank die beleuchtete Stelle in Eine graue Maſſe mit dem übrigen Gebirge zurück, während der wunderbare Strahl immer weiter wanderte, bis er endlich im letzten Oſten der Bergkette erloſch. Nun aber ſpiegelte ſich hinter dem Staufen und Rechberg das Dunſtbild der unſichtbaren Leuchte, von welcher der Zauberſchein herkam, ſo daß dort in einem dichten Purpurrauche eine zweite Sonne auf- oder unterzugehen ſchien.

Er wußte nicht ob er wachte oder träumte; die Welt war ihm neu und er glaubte ſie, obgleich kaum eine Stunde von ſeinem Geburtsorte entfernt, zum erſtenmal zu ſehen. Er heftete den Blick wieder auf ſeine Genoſſin, durch deren Augen er dieſes Liebesſpiel der Sonne mit einem Fleck der Erde, den er ſeine Heimath nannte, erſchaut hatte, und ſiehe, auch ſie hatte der Lichtſtrahl in ſeinen blendenden Bereich gezogen. Er hing bewundernd an ihrem Anblick, da kehrte ſie ihm das braune, in röthlichem Schimmer ſtrahlende Antlitz zu und rief: Du biſt ja ganz von Glanz umfloſſen!

Auch ich? fragte er verwundert.

Wir ſind bei der Frau Sonne zu Gaſte, ſagte ſie, wir Kinder des Waldes haben darin viel vor den andern Menſchen voraus. Aber komm, es muß nun einmal ſein.

Sie gingen dem gegenüberliegenden Walde zu und verfolgten einen durch denſelben gehenden Weg, bis ſie in der Nähe des Hofes angelangt waren, wo er die blonde Chriſtine untergebracht hatte.

Hier ſcheiden ſich unſere Wege, ſagte die ſchwarze Chriſtine. Und nun hör' noch Eins. Ich weiß, daß du mich lieb haſt und dein Herz ſchwer von mir losreißen wirſt; deßhalb will ich dich nicht an mich locken, wie ich wohl könnte. Aber dein Herz wird dir ſelbſt ſagen, wie es um uns ſteht. In ihr haſt du nur dich ſelbſt geliebt, deinen eigenen Willen, in ihr haſt du nur dir ſelbſt Wort gehalten. In mir liebſt du etwas Anderes.

Ja, den Teufel! murmelte er. Und doch biſt du mir ſo eben wie ein Engel des Lichts erſchienen.

Nenn's wie du willſt. Wenn du ſie zu uns mitbringſt, ſo wirſt du bald ſehen, daß du auf mich vor Allen bauen kannſt. Folgt ſie dir nicht in das neue Leben, deſſen Thüre du, wie dir ſelbſt bewußt ſein wird, unwiderruflich aufgeſtoßen haſt, folgt ſie dir nicht, wie das

Weib dem Manne folgen ſoll, und du gibſt deinem Herzen Gehör — wohlan, du weißt genug und ich habe mich ſchon zu viel angeboten. Unſere Tage hier ſind gezählt. Wenn du willſt, kannſt du uns finden.

Sie grüßte leicht mit der Hand und war im Walde verſchwunden.

## 35.

Chriſtine war nicht da. Sie ſei dieſen Nachmittag fortgegangen, hörte er von ihrer Wirthin, und habe geſagt, ſie müſſe nach ihrem Manne ſehen und ihre Kleidungsſtücke holen. Sie habe vorher eine Zeit lang in der Bibel geleſen, und ſei dann auf einmal aufgebrochen. Er ſetzte ſich verdroſſen vor das noch aufgeſchlagene Buch und las mühſelig in der Dämmerung: „Ich ſuchte des Nachts in meinem Bette, den meine Seele liebt; ich ſuchte, aber ich fand ihn nicht.“ Es war das hohe Lied, das in dunkler, aber zündender Sprache von zwei verbundenen Herzen, die ſich ſuchen und wiederfinden, erzählt. Obgleich die von der Kirche hinzugefügten Ueberſchriften dieſem berauſchenden Klag- und Jubelliede eine ganz andere Auslegung gaben, ſo ſchienen doch ſeine Flammenworte Chriſtinens Herz in der Einſamkeit ergriffen und mit jenem Weh angefüllt zu haben, von welchem das Lied ſelbſt ſagt: „Liebe iſt ſtark wie der Tod, und Eifer iſt veſt wie die Hölle; ihre Gluth iſt feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viel Waſſer nicht mögen die Liebe auslöſchen, noch die Ströme ſie erſäufen.“ Er ſchlug unruhig die wohlbekannten zwei Blätter hin und her, die auch für ihn ſo manches Wort enthielten, und das Herz klopfte ihm, als die Stelle vor ſeine Augen trat, wo es heißt: „Ich bin ſchwarz, aber gar lieblich, ihr Töchter Jeruſalem's, ſehet mich nicht an, daß ich ſo ſchwarz bin, denn die Sonne hat mich ſo verbrannt.“

Er legte das Buch wieder hin, und ging um ſein Weib aufzuſuchen. Er war in dem ſchon nächtlich dunklen Walde noch nicht weit gegangen, als er eine weibliche Geſtalt gegen ſich kommen ſah, die bei ſeinem Anblick zaudernd ſtehen blieb. Er erkannte ſie erſt als er ſich ihr bis auf wenige Schritte genähert hatte. Es war die blonde Chriſtine, die ihn vergebens im Walde geſucht hatte und nun auf der Rückkehr begriffen war. Sie befand ſich aber in einer Laune, die nicht nach den Würzgärten Salomo's ſchmeckte. Deine Zigeunerin hat mir ſchon geſagt, wo du ſeieſt, warf ſie mürriſch hin, ſie iſt mir begegnet.

Sie wird dir geſagt haben, daß ich dich hab' beſuchen wollen.

Läßſt mich den halben Tag um dich 'rumlaufen.

Nun, jetzt haſt mich ja.

Biſt mit deiner Zigeunerin 'rumzogen?

Ja.

Gib mir nur mein Halstüchle, mein Müffle und mein' Schurz wieder. Ich brauch's.

Gereizt durch ihren zänkiſchen Ton, öffnete er den Büchſenranzen und gab ihr die gepfändeten Gegenſtände zurück. Ich hab' dir auch einen getüpfelten Schurz mitgebracht, ſetzte er verdrießlich hinzu: wenn du aber ſo widerwärtig biſt, iſt nichts mit dir anzufangen. Da!

Ich brauch' ihn nicht, ſagte ſie trutzig.

Nein, du mußt ihn nehmen, rief er. Man kann ja nirgends mit dir hin in deinem ſchwarzen leinenen Schurz; wo du hinkommſt, ſehen dich die Leut' für ein Baurenmenſch an.

Ich bin dir in meinen Kleidern lang gut gnug geweſen, ſagte ſie und zog die Hand zurück.

Er warf ihr das Geſchenk über die Schulter.

Ich will nichts von deinen geſtohlenen Sachen haben! rief ſie und warf es zu Boden.

Wart', ich will dir ſo unartig ſein! rief er zornig und hob die Hand gegen ſie auf. Ich ſollt' dich nur —

Schlag' mich nur in dem Zuſtand, in dem ich bin! rief ſie, in Weinen ausbrechend. Die Liebe iſt dir ja doch vergangen. Laß du mich heim, ich kann ſchaffen und dienen, ich hab' nicht nöthig geſtohlen Brod zu eſſen. Geh' du, wo dich dein Herz hin zieht, zu deinem Zigeunermenſch.

Wenn du mir's ſo machſt, erwiderte er, ſo kann mir die Wahl nicht weh thun. Aber bis jetzt haſt du keinen Grund zur Eiferſucht, das kann ich dir ſchwören. Uebrigens iſt die Zigeunerin chriſtlicher geſinnt als du. Sie ſagt, wenn du mit mir zu ihnen übertreteſt, ſo wolle ſie dich wie eine Schweſter halten, und nur, wenn du durchaus nicht mit mir gehen wolleſt und nach Haus begehreſt, wolle ſie mir Geld für dich geben, damit du nicht Noth leiden müſſeſt.

Ich will kein Geld von ihr, um mich abfinden zu laſſen, ſagte ſie heftig, ich will mich und meine Kinder von meiner Hände Arbeit ernähren.

So ſchimpf' wenigſtens nicht über ſie, denn ſie thut nichts um dich zu verdrängen, und meint's ehrlich mit dir. Daß es aber zwiſchen uns endlich zu einer Entſcheidung kommen muß, das wirſt du ſelbſt einſehen.

Während dieſes unfreundlichen Wortwechſels ging Chriſtine ohne Aufenthalt immer vorwärts, und er folgte ihr.

Biſt du heut Nacht mit dabei geweſen in Börtlingen? fragte ſie nach einer Weile.

Woher weißt du was von Börtlingen?

Heut früh ſchon hat man's auf dem Hof gehört, es ſind Leut' dort vorbeikommen, und heut Nachmittag ſind mir Leut' im Wald begegnet, denn wenn ich allein bin, ſo brauch' ich mich nicht zu fürchten und kann die Straß' gehen. In der ganzen Gegend iſt Ein Geſchrei: eine Räuberbande ſei bei lichtem hellem Mondſchein zu Börtlingen eingefallen und der Sonnenwirthle ſei ihr Hauptmann geweſen und hab' die Leut' ſchwer mißhandelt und den Schultheißen am Feuer geröſtet.

Und gefreſſen wie einen Schöps! ſetzte er lachend hinzu. So arg iſt's nicht.

Alſo in der Hauptſach' iſt's wahr?

Dir leugn' ich's nicht, antwortete er.

Sie waren bei dieſen Worten wieder in der Nähe des Hofes angekommen. Wart' ein wenig, ſagte ſie, ich will nur geſchwind meine Sachen holen, denn ich muß eilen, wenn ich noch nach Ebersbach kommen will, vor's ganz Nacht wird. Begleiten wirſt mich wenigſtens zu guter Letzt noch ein bisle.

Iſt dir's Ernſt? fragte er düſter.

Ich weiß mir kein' andern Weg.

Ich laſſ' dich nicht! rief er, und ſeine Stimme verrieth, daß es in ihm zu kochen begann.

Wir können ja unterwegs ſtreiten, wenn du ſtreiten willſt, erwiderte ſie und ging hinein. Nach kurzer Friſt kam ſie mit ihrem kleinen Bündel zurück und ſagte: Da drinnen meinen ſie auch, es ſei das Beſt' für mich, ich geh' wieder heim. Sie ſind arg betrübt, daß der Chriſtle heut Abend in's Ottenbacher Thal 'nüber iſt, um deine Kameraden aufzuſuchen.

Das iſt das rechte Klima! verſetzte er. Wenn er ſie nicht antrifft, ſo kann er ſie dort jedenfalls erfragen. Was willſt du aber machen, wenn dich deine Mutter nicht behält, wie ſie ſchon einmal gethan hat?

Dann probir' ich's wieder mit der Schulmeiſterin zu Denzlingen, oder auch, wenn alle Sträng' brechen, mit meiner Zuchthausaufſeherin. Es iſt hohe Zeit für mich, daß ich wieder in ein anders Leben komm'.

Sie ſchritt unaufhaltſam dahin, ſo daß er wohl oder übel mitgehen mußte. Wie iſt's denn in Börtlingen gangen? fragte ſie.

Wir ſind ſieben Mann ſtark mit der Margarethe dem Schultheißen in's Haus gedrungen. Einer, der eine dunkle Kappe mit Augenöffnungen über das Geſicht gezogen hatte, iſt unſer Anführer geweſen; ſie ſagen, es ſei der abgedankte Amtmann von Adelberg. Es war noch ein zweiter Unbekannter dabei in einem ſchwarzen Camiſol und weißen Zwilchkittel, mit ganz ſchwarz gefärbtem Geſicht. Der mit der Kappe iſt dem Melcher auf die Achſel und durch einen Laden eingeſtiegen und hat uns die Hausthür' aufgemacht und davor Wache gehalten. Wir ſind hinein, haben bei fünfzehn Wachslichter theils unten und oben an die Wand geklebt, theils in der Hand gehalten.

Und mit den Lichtern habt ihr den Schultheißen brennt?

Ich hab' ihm weiter nichts gethan als ihn binden helfen, hab' ihn am Hals und um den Leib hart gehalten, einen alten Heuchler geheißen und angeſchrieen, er ſolle geſtehen, wo er ſein Geld habe, oder er müſſe ſterben. Zugleich iſt die Magd in ihrem Schrecken nackend die Stege herunterkommen; der Chriſtianus hat ihr die Zöpfe abgeſchnitten, die Hände und Füße damit zuſammen gebunden und ſie in der Frau Bett geworfen, weil ſie geklagt hat, es friere ſie ſo. Denn die Frau iſt auf dem Boden gelegen, der Melcher hat ein Deckbett über ſie geworfen. Die Magd hat gewimmert: hier ſtehe der Kupferhaſ', ſie ſei ein armer Waiſ', man ſolle ihr nichts thun. Zugleich hat der Schultheiß geſagt, es ſei Geld genug in der Kammer drin. Die Andern aber haben aus der Kammer gerufen: Wir haben das Möges ſchon, nämlich das Geld. Auf einmal hat die Margarethe, die vielleicht Leute auf der Gaſſe gehört, Gaiſ! Gaiſ! gerufen und hat mir zugeſchrieen, ich ſolle hinunter und Feuer auf ſie geben. Drauf hab' ich unter dem Haus mit dem in der Kappe Wache gehalten und mich an nichts mehr betheiligt.

Dann haben die Andern den Schultheißen mißhandelt?

Ja, erzählte er zögernd, ſie haben noch mehr Geld gewollt und deßhalb Torturen angewendet. Der Jägerkaſperle, der dabei war, hat die Frau an den Augenbrauen geritzt, und der Schwamenjackel, der wüſte Kerl, hat den Schultheißen geſchlagen und mit einer am Licht glühend gemachten Nadel unter dem Nagel in den Daumen geſtochen.

Jeſus! Jeſus! ſchrie Chriſtine. Das iſt ja ſchrecklich.

Sie haben aber nichts mehr von ihm bekommen, als den Nachtmahlskelch nebſt Zubehör. Er hat alles Andere richtig angegeben und nur dieſe Sachen hat er verheimlichen wollen, weil ſie ſeiner Gemeinde gehören.

Wie iſt's denn bekannt worden, daß du dabei geweſen biſt? fragte ſie. Hätteſt du dich nicht auch vermummen können?

Der Bettelmelcher, erwiderte er, hat immerfort geſchrieen: Kennt ihr mich? ich bin der Sonnenwirthle.

Die Spitzbuben! rief ſie empört: damit haben ſie dich abſichtlich 'neinreiten wollen! Und ich ſteh' dafür, den gefährlichſten Theil vom Raub, den Kelch, haben ſie ſicherlich dir geben.

Daß ſie alle Mittel anwenden, um mich völlig in ihre Geſellſchaft zu ziehen, iſt natürlich, erwiderte er. Ich kann ihnen das nicht einmal übel nehmen. Und was bleibt mir ſonſt übrig?

In dieſem Augenblicke kamen ſie aus dem Walde auf das freie Feld heraus, das noch vom letzten Tageslicht erhellt war. Sie ſah ihm ſchmerzlich und ſchüchtern in das Geſicht, deſſen ſtarre Züge eine finſtere Ergebung verkündigten. Mir gräuſelt's vor dir! ſagte ſie.

Du haſt's nöthig, ſo zu reden! rief er wild. Wer hat ſich denn Eſſen und Trinken und Kleider von mir bringen und das Koſtgeld für ſich bezahlen laſſen? Wer hat vom Melcher ein Pfännle verlangt? Haſt du geglaubt, der Bettelmelcher werde es kaufen? Und wer hat dieſem

Dieb und Räuber von Profeſſion die Gelegenheit in Heſelthal beſchrieben und ihm angegeben, wo der Wirth ſein Geld hingethan hat?

Ach Gott! rief ſie weinend, du haſt freilich Recht! Ich ſag' ja, es ſei hohe Zeit für mich, in ein anders Leben zu kommen. Da ſiehſt, wie man in der Geſellſchaft wird. Sie lachen Ein' ſo ſpöttiſch aus und ſtellen Ein' ſo miſerabel hin, daß man's nicht aushält und ihnen vor lauter Aerger zeigen muß, daß man auch Augen im Kopf hat, ſo gut wie ſie. Ich glaub', wenn ich bei ihnen wär', ich thät' bald mit ihnen wetteiſern, nur nicht in Börtlinger Geſchichten, denn ſo viel wird dir dein eignes Herz ſagen, daß das etwas ganz Anders iſt, als Alles, was du früher gethan haſt. Die Leut' ſagen ſchon lang von dir, du habeſt einen Bund mit dem Teufel. Ich hab's nie glaubt; auch müßt' er nicht beſonders ſpendabel ſein, wenn's wahr wär'. Aber bei ſo Unmenſchen mußt du dem Teufel verfallen.

Ich hab' nur mitgethan, weil mich ein gegebenes Wort gebunden hat, erwiderte er. Ich thu's nicht mehr. Es gibt andere Mittel und Wege.

Sie waren an der Ruhebank angekommen. So ſehr Chriſtine eilte, ſo erklärte ſie doch, ſie müſſe ein wenig ſitzen, denn die Kniee zittern ihr vor Müdigkeit und Bekümmerniß. Nun ſaß ſie an derſelben Stelle, wo kurz zuvor ihre Namensſchweſter geſeſſen. Welch ein ganz anderes Bild bot ſich ihm jetzt in den grauen Schatten des Abends dar! Die Wage mußte zu Ungunſten des armen, bleichen, vor der Zeit alternden Weibes hoch emporſteigen, wenn er ſie mit jenem von Schönheit und Jugend ſtrahlenden Geſchöpfe der Wüſte verglich.

Er fühlte dies und kämpfte dagegen an. Er wollte dem Weibe ſeiner Jugend Wort halten und wenn er die Unmöglichkeit ſelbſt überwinden müßte. Leidenſchaftlich rang er mit ihrem Entſchluſſe, bat, drohte, tobte, fluchte. Sie blieb feſt. Du kannſt mich erſchießen, ſagte ſie, aber ich thu's meinem rechtſchaffenen Vater unter dem Boden nicht zu Leid, daß ich zu dem Geſindel ging'.

Du weißt, ſagte er grollend, daß mir die Welt nach allen andern Seiten hin verbaut iſt, und jetzt auf dem einzigen Wege, den ich noch gehen kann, willſt du mich verlaſſen? Iſt das deine Liebe zu mir?

Sie fiel ihm laut weinend um den Hals und zog ihn auf die Steinbank zu ſich nieder. O Frieder! rief ſie, ich hab' dich lieb gehabt wie kein' Menſchen ſonſt in der Welt, und hab' dich heut noch lieb. Sieh, ich weiß wohl, ich bin dein Unglück geweſen von Anfang an. Wenn ich nicht geweſen wär', ſo wär'ſt nie auf die Weg' kommen. Aber deine Liebe und Treue zu mir hat dich in's Verderben geführt, immer tiefer und tiefer. Wenn ich dir's damit lohnen könnt', daß ich für dich ſtürb', o wie gern! Aber muth' mir nicht zu, daß ich mit dir in die Welt gehen ſoll, thu's um deinetwillen nicht. Du kannſt mich nicht brauchen, ich wär' auch da eine Sperrkette für dich, wie ich's immer geweſen bin, und da noch weit mehr. Da wär's bald ſo weit, daß du mich verſtoßen müßteſt und die Andere nehmen, die zu ſo Sachen mehr Schick hat als ich.

Nie! rief er. Wenn du bei mir bleibſt, ſo ſollſt du ſehen, daß mir keine Andere an die Seite kommt. Aber das erklär' ich dir offen: wenn du von mir abfällſt, ſo ſchlag' ich mich zu der andern Chriſtine, denn ſie heißt wie du und hat mich lieber als du.

Thu's nicht, Frieder, thu's nicht! rief ſie ihn umklammernd. Ich ſäh' dich eben ſo gut in der Hand deiner Stiefmutter. Ich will nicht ſagen, ſie mein's nicht in ihrer Art gut mit dir, aber wohin wirſt du an ihrer Hand gerathen? Sieh, wenn du ein Schritt hundert oder zweihundert von der Bank da vorgehſt, ſo ſiehſt ſo weit in's Thal, daß du den Ebersbacher Galgen in's Aug' faſſen kannſt. Wie lang meinſt du denn, daß du's auf die Art treiben könneſt? Eins, zwei, drei Jahr', wenn's hoch kommt, und dann nimmt's ein ſchrecklich's End'. O Frieder! Frieder! daß ich das vorausſehen muß! Gibt's denn gar ſonſt kein' Ausweg mehr für dich?

Sie faßte ſeinen Kopf mit beiden Händen und küßte ihn unter fortwährendem Schluchzen, das ihr die Bruſt zu zerſprengen drohte, ſo inbrünſtig, wie er nie einen Kuß von ihr empfangen zu haben glaubte, und ihre Thränen brannten auf ſeinen Wangen. Er war erſchüttert. Könnt' ich einen finden, ſagte er, ich thät's dir zu Lieb. Er ſtarrte gegen das Gebirge hin, das jetzt nur noch als eine graue Linie zu erkennen war. Verſuch's einmal, ſagte er endlich, den Büchſenranzen neben ſie auf die Bank legend, ob du nicht die Sachen da drin verkaufen und mir einen Lehrbrief dafür anſchaffen kannſt, mit dem ich mich ausweiſen könnte. Wenn ich unter eine Armee ginge, ſo wäre vielleicht in etlichen Jahren Manches vergeſſen —

Drauf! drauf! ſchrie es hinter ihnen. Sie fuhren auf und ſahen ſich von Streifmannſchaft umringt, welche aus dem Walde hervorgebrochen war, und rechts und links auf ſie eindrang. Halt' dich feſt zu mir! rief er, hatte im Nu die ſchwächſte Seite der Angreifer, die ihm nach dem Walde zu entkommen erlaubte, ausgeſpäht, und warf ſich mit angeſchlagenem Gewehr ihnen entgegen. Sie wichen erſchrocken aus einander und er ſtürzte mitten hindurch. Ein paar Schüſſe knallten hinter ihm, die er verlachte. Als er aber den Schutz des Waldes erreicht hatte und ſich umſah, war keine Chriſtine hinter ihm. Er brach tollkühn wieder hervor und ſah ſie als leichte Beute in den Händen der Streifer. Laßt ſie los, ſchrie er, oder —! Ein Theil eilte mit ihr geradeaus den Berg hinab, ſo daß ſie bald mit ihr verſchwunden waren, ein andrer Theil ſtellte ſich gegen ihn auf. Und wenn der Teufel ſelber bei ihm wär', rief die Stimme des Fiſchers, den er jetzt erkannte, ſo wird man doch mit ihm fertig werden können. Abermals blitzte ein Schuß gegen ihn durch die einbrechende Nacht. Er ſchlug auf den Haufen an und drückte ab. Das Gewehr verſagte. Nun hatte er keine andre Wahl, als wiederum ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, die ihm ſchon ſo manchesmal gelungen war. Sie gelang auch diesmal wieder und nach wenigen Augenblicken befand er ſich, von keinem der nachgeſendeten Schüſſe berührt, in dichter Waldesnacht geborgen. Aber Chriſtine war in den Händen der Verfolger geblieben und wurde nun mit Zwang dahin geführt, wohin ſie freiwillig gewollt hatte. Mit ihr war auch ſein Büchſenranzen in Gefangenſchaft gerathen und hiemit nicht nur der Ertrag der Unthat, die ſein Gewiſſen drückte, verloren, nicht nur die Möglichkeit einer Rückkehr in die Schranken einer rechtmäßigen oder doch wenigſtens den Vorurtheilen der Zeit entſprechenden Ordnung vernichtet, ſondern auch die ſchwerſte Inzicht gegen Chriſtinen in die Hände ihres Richters geliefert.

## 36.

Als er ſich in Sicherheit wußte, ließ er es ſeine erſte Sorge ſein, die treuloſe Begleiterin, die ihm den Dienſt verweigert hatte, wieder in Stand zu ſetzen. Zu dieſem Behufe ging er nach dem Hofe zurück, von wo er mit Chriſtinen gekommen war, weckte die Leute, die ſchon zu Bette lagen, forderte Licht und erzählte mit verbiſſenem Grimme was ſich zugetragen. Man war ihm ſchweigſam zu Willen, wie man eben in abgelegenen Wohnungen ſolche Beſuche zu ertragen pflegte. Nachdem ſein Gewehr ausgebeſſert war, ſchlug er in ſeinem trotzigen Muthe den Weg ein, den die Streifer mit ihrer Gefangenen genommen hatten, nicht eben denſelben Weg, aber den Weg nach ſeiner für ihn verſchloſſenen Heimath, wohin ſie geführt worden war. In ſinkender Nacht kam er im Thale unten an, durchſchnitt es und wählte ſich geradezu den gangbarſten Weg, die Göppinger Straße, weil er dachte, daß man ihn von dieſer Seite am wenigſten erwarten würde. Er wollte mitten in den Flecken eindringen — er wußte ſelbſt nicht recht was er wollte. Der Mond ging auf und machte ſein Wageſtück um ſo gefährlicher. Eben kam er an der Ziegelhütte vorüber, als plötzlich hinter einem dort liegenden Scheiterhaufen hervor drei Schüſſe auf ihn fielen. Keiner hatte getroffen, doch war ihm auf der rechten Seite ein Fetzen vom Rocke weggeſchoſſen. Auf ihn! auf ihn! ſchrieen mehrere Stimmen und drei Männer ſprangen hervor. Ich hab' ihn bezahlt, ich hab' ihm einen Flügel abgeſchoſſen! rief der Eine. Es war abermals der hartnäckige Fiſcher, der durchaus den ausgeſetzten Preis verdienen zu wollen ſchien. Faßt ihn, den Fleckendieb, den Börtlinger Räuber! ſchrieen die beiden Andern, in welchen er den ihm feindlichen Müller und deſſen Knecht erkannte. Oho! ſchrie er und ſchlug an: ſo weit iſt's noch nicht. Bei dem Anblicke ſeiner aufgehobenen Büchſe flüchteten ſie ſich zurück, er ſchoß, hörte aber die Kugel in das Holz einſchlagen. Wenn ihr mir ſo ernſtlich nach dem Leben trachtet, ihr Wegelagerer! rief er, ſo könnt ihr euch auf mich verlaſſen, daß ich den erſten, der mir von euch begegnet, über den Haufen ſchieße, und du, Fiſcherhanne, weißt ohnehin, was dir geſchworen iſt! — Da er ſie jedoch hinter ihrer Bruſtwehr wieder laden hörte, ſo zog er ſich zurück, um der Ueberzahl auszuweichen und gleichfalls ungeſtört laden zu können.

Nach kurzer Zeit verſuchte er von anderer Seite her eine Annäherung an den Flecken. Nicht weit vom Hochgerichte, vor welchem Chriſtine ihn gewarnt hatte, ging er zu der Hütte eines Feldhüters und gebot dieſem herauszukommen. Es war ein Schulkamerad von ihm, der als ein armer Mann das Amt übernommen hatte, bei Nacht die Frucht zu hüten. Erſchrickſt du vor mir? fuhr er ihn an.

Nein, antwortete der Hüter, ich hab' nur ſo ſpät Niemand erwartet, es iſt ſchon zehn Uhr vorbei.

Wie ſteht's?

Nicht zum beſten. Der Hagel hat heut ſtark auf der Markung geſchlagen. Wenn's ſo fortgeht, wird bald nichts mehr zum Hüten da ſein.

Weißt du nichts von meiner Chriſtine?

Ja, eh' ich heraus bin, hab' ich gehört, daß ſie gefänglich eingebracht worden ſei. Sie ſitzt auf'm Rathhaus und wird morgen mit dem Frühſten nach Göppingen geliefert. Alles ſagt, ſie werd' in's Zuchthaus kommen.

Er knirſchte mit den Zähnen.

Die alt' Müllerin hat doch recht Unglück mit ihren Kindern. Weißſt du's mit dem Jerg?

Was?

Weißſt du nicht, daß bei Geißlingen ein Aufruhr geweſen iſt und daß man achtzehn Soldaten erſchoſſen hat?

Freilich weiß ich's.

Nun, und da iſt deiner Chriſtine Bruder auch darunter geweſen.

Er ſtieß einen Schrei des ſchmerzlichſten Zornes aus und wüthete gegen die ganze Welt, den Herzog an der Spitze.

Nimm dich doch in Acht! ſagte der Hüter, du kannſt dich mit ſolchen Reden um den Kopf bringen.

Was liegt daran! erwiderte er.

Man hörte Schritte und im Mondlicht kamen Soldaten zum Vorſchein.

Wer da? rief er mit wilder Stimme, hervortretend und das Gewehr anlegend.

Die thun dir nichts, ſagte der Hüter, die ſind in Urlaub und laſſen ſich's wohl ſein, weil man wegen der unruhigen Zeit dem Soldaten ein wenig durch die Finger ſieht, haben den ganzen Tag viel getrunken und wollen den Geiſt verluſten; wenn ſie vielleicht auch geſagt haben, daß ſie auf dich ſtreifen wollen, ſo iſt's ihnen nicht Ernſt damit.

Iſt des Jergs Bruder, der Hannes, unter ihnen?

Nein, ſagte der Hüter und nannte ihm ihre Namen.

Er trat den drei bewaffneten und mit Gewehren verſehenen Reichskriegern entgegen; mit der einen Hand hielt er ſein Gewehr, mit der andern klopfte er auf die Lederhoſen und rief: Nur her da, ich hab' ſchon lang auf euch gewartet, ich bin der Sonnenwirthle!

Dieſe Worte und Töne ſchlugen wie ein Kartätſchenhagel in die Schaar der Helden ein, die vielleicht in nächſter Zeit gegen den rebelliſchen König von Preußen in das Feld rücken ſollten. Sie machten Kehrt und liefen ſo ſchnell davon, als ihre ſteifen Stiefeletten, die doch recht eigentlich ein Mittel gegen das Fluchtfieber abzugeben geeignet waren, es geſtatten wollten.

Er lachte unbändig hinter ihnen her. Ueber dem ſpaßhaften Anblick und über der Befriedigung ſeines Stolzes hatte er, für einen Augenblick wenigſtens, Alles vergeſſen, was ihn drückte.

Hab' ich's nicht geſagt, die thun dir nichts? ſagte der Feldhüter. Die könnt' man mit keinem Pferd mehr einholen.

Hol' mir Wein.

Gern, aber weißt, damit ich vor Amt ſchwören kann, du habeſt mich gezwungen, ſo mußt mir's anders befehlen.

Gut. Er klopfte an ſein Gewehr. Du mußt mit mir da hinein und zu trinken holen, und wenn du nicht willſt, ſo mußt du.

Sehr wohl.

Sie gingen zuſammen bis nahe an den Flecken. Dort gab er ihm Geld und wartete mit angezogenem Gewehre auf ſeine Zurückkunft.

Der Hüter kam allein, denn er wußte wohl, daß eine Verrätherei ihn außer Stand ſetzen würde, je wieder ſeinen Dienſt bei Nacht zu thun. Hierauf gingen ſie in das Feld zurück. Der Hüter mußte den Wein tragen und durfte dafür nachher mit ihm trinken.

Was reden ſie in Ebersbach von mir? fragte er, ſich bequem auf den Boden ſtreckend.

Sie haben gottſträflich Angſt vor dir.

Er lachte und ließ nicht ab mit Fragen, bis ihm der Hüter die gleiche Antwort wohl ſechsmal in verſchiedenen Wendungen wiederholt gegeben hatte.

Aber die Börtlinger G'ſchicht' macht bös Blut, es wird allenthalben nach dir geſtreift und es iſt da herum nicht mehr gut wohnen für dich.

Er lachte noch lauter und fing nun mit dieſem Einbruch, den er vor wenigen Stunden mit manchem Gewiſſensbiß erzählt, heillos zu prahlen an. Dabei machte er ſich mit dem Amtmann von Adelberg und andern vornehmen Perſonen groß, indem er ſo das Märchen, das vielleicht ſeine Genoſſen zu ſeiner eigenen Aufmunterung erſonnen hatten, weiter verbreitete. Indeſſen erreichte er ſeine Abſicht, denn der Hüter bemerkte, wenn ſolche Leute mit in der Verſchwörung ſeien, ſo werde der Schrecken in der ganzen Gegend um ſo größer werden. Hierauf befahl er ihm, den Amtmann von ihm zu grüßen, er habe eine ſchöne Flinte, die dem Herrn Amtmann gewiß anſtändig wäre, ſie ſei recht leicht; warum er denn gar nicht mehr auf die Jagd komme? Zu dieſen Hohnreden fügte er Drohungen gegen ſeine Verfolger, ſeinen Vormund und den ganzen Flecken. Nach der Ernte, wenn die Scheuern voll ſeien, ſagte er, ſei es beſſer die Häuſer anzuzünden, es brenne leichter und gebe ein größere Freude. Der Hüter wagte beſcheidentlich einzuwenden, er gehe ja ſelbſt nach Brod und werde doch der Gottesgabe nicht ſo mitſpielen wollen. Ei was! erwiderte er kindiſch, ob ich's verbrenne oder ob's der Hagel erſchlägt, das iſt Alles eins.

Zuletzt kam er wieder auf den Schultheißen von Börtlingen zu ſprechen und ſich zu rühmen, wie er dieſen für ſeine Heuchelei und Ungerechtigkeit beſtraft habe. So muß man's machen, ſagte er: iſt's nicht recht ſo?

Unſer Pfarrer, ſagte der Hüter ausweichend, ſchimpft auch auf ihn und ſagt, jetzt habe er's, daß er nicht mehr Vorſicht anwende und Alles dem Himmel überlaſſen wolle; er verderbe dem geiſtlichen und weltlichen Amt das Spiel, verſchmähe allen erlaubten Profit, hänge ſein Geld an die Armen, die dadurch nur immer begehrlicher werden, und opfere ſich auf eine einfältige Art für ſeine Gemeinde auf, ſo daß ihm's kein Pfarrer und Niemand nachmachen könnte, der ſich nicht zu Grund richten wollte.

So? ſagte der Räuber und verſank in ſtummes Nachdenken. So verwandelt und entſtellt ſein urſprünglich gutes Gemüth war, ſo konnte er ſich doch dem Eindringen der Wahrheit nicht entziehen, die aus dieſen Worten hervorleuchtete: die erſtere größere Rachethat, womit er die von der bürgerlichen Geſellſchaft erlittenen Unbilden zu vergelten meinte, hatte einen Gerechten getroffen.

Er ſprach wenig mehr und überließ den Hüter bald der ohne Zweifel willkommenen Einſamkeit, indem er ſich wieder in den Wald aufwärts zog.

## 37.

Ruhig lag die Welt, wie ein eingewiegtes Kind. Das Gewitter hatte den ſchwülen Druck des Sommers hinweggenommen, und in der freundlichen Kühle athmete alles Weſen auf. Die Felder ruhten von des Tages Hitze, und durch die Blätter des Waldes ging ein friſcher ſanfter Hauch, daß ſie nur leiſe wie im Traume zitterten. Die Menſchen ſchlürften in bewußtloſer Wonne den Segen dieſer milden Nacht, die ſelbſt dem Fieberkranken wieder einmal Ruhe und Frieden ſchenken konnte.

Einer aber ſchlief nicht. Er bettete ſich unter dem dichteſten Geſträuch, wo nicht einmal ein Wild hinkam, legte den Arm über eine Baumwurzel und bereitete ſich ſo ſein Kopfkiſſen; aber der Schlaf, den er hundertmal auf rauherem Lager gefunden hatte, wollte ihn nicht beſuchen. Er drückte die brennenden Augen in das feuchte Moos, aber ſein von langer Schlafloſigkeit gequälter Kopf hörte nicht zu ſummen und zu dröhnen auf. Das Flüſtern der Blätter ſtörte ihn; es war ihm, als ob ſie ſich etwas von ihm erzählten. Er brach wie ein geſcheuchtes Wild durch die Zweige, floh aus dem Walde heraus und irrte durch die Aecker und Wieſen, die am Abhang der Anhöhe lagen. An einer Stelle ſetzte er ſich auf einen Markſtein, an einer andern legte er ſich in das kühle Gras, wo es noch nicht von der Senſe berührt war, denn ſeine Glieder waren von Ermattung wie zerſchlagen; aber ſein Körper fand die Ruhe nicht, die ſeiner Seele fehlte. Er hörte vom Thale herauf den Schlag der Glocke und den Ruf des Wächters in regelmäßigen Abſätzen, die den unerbittlichen Gang der Zeit verkündigten. Er ſah den Mond über den Himmel wandeln und ſeinem Ziele näher und näher ſinken; an ſeinem weiten Wege konnte er ſehen, wie lange ſchon die Welt der Ruhe pflegte, die ihn floh. Die Sterne glänzten in der herrlichen Sommernacht wie eine goldne Schrift auf dunkelblauem Grunde; aber mit ſeinem ſtumpfen Blick konnte er ſie nicht leſen, und kopfſchüttelnd ging er nach dem Walde zurück.

Sein ganzes Schickſal zog in dieſer Nacht an ſeiner Seele vorüber; die Vergangenheit ſchmerzte, ſtachelte ihn, und die Zukunft hing wie eine wetterſchwangere Wolke vor ſeinem Auge. Es ſah wüſt und wild in ſeinem Innern aus. Vermöge ſeiner Anlagen und ſeiner Erziehung wußte er recht wohl zu unterſcheiden, was gut und böſe ſei, und dieſe Erkenntniß redete zu ihm in der Sprache der überlieferten Religion, die er mit der Muttermilch eingeſogen hatte. Obwohl er mit der Kirche oder vielmehr mit dem Pfarrer haderte, und das Maulchriſtenthum der Meiſten um ihn her verachtete, ſo war er doch kein Freigeiſt; woher hätte er auch, der ungeſchulte Denker, das Zeug dazu nehmen ſollen? Er glaubte feſt an ſeinen Heiland, wie Alles um ihn her, und ſeine von Noth und Schuld gepeinigte Seele ſchrie oft gen Himmel auf; aber er war das Kind eines aus hartem Stoffe geſchaffenen Volkes, das oft das zarteſte Gebet und den roheſten Fluch beinahe in Einem Athem auf die Lippen bringt. Ein beißender Witz, ein Anreiz zur Lebensluſt oder eine Wallung des Zornes konnte die erſchütterndſte Wirkung des Heiligen im Nu verwiſchen, und ſeine Anklage gegen die Welt, daß ſie nicht nach den Geboten des Glaubens lebe, lieh auch ihm die Entſchuldigung, daß ein ächtes Chriſtenthum die Kräfte des Menſchen überſteige. Dennoch brannten ihn jene frommen Lehren, welche ihm am eindringlichſten von ſeiner Mutter eingeprägt waren, wie mit Flammenſchrift in ſeine Seele, die verzagend ihr Verdammungsurtheil in ihnen las. Er konnte es ſich nicht bergen, daß er von einer verworfenen That herkam und einem verworfenen Leben entgegenging, in welchem nicht mehr bloß augenblickliche Noth oder Leidenſchaft vorübergehend das Schiffchen mit einem mißfarbigen

Einſchlag durch das Gewebe trieb, nein, in welchem das Verbrechen als alltägliches Handwerk in ſeiner kalten Gemeinheit waltete.

In dieſer ſchweren Nacht gedachte er an jene bibliſche Erzählung von dem Erzvater, der im Traume eine Leiter auf der Erde ſtehen ſah, die mit der Spitze bis an den Himmel reichte; die Engel ſtiegen daran auf und nieder und Gott ſelbſt ſtand oben darauf. Ihm nahm das Traumgeſicht die entgegengeſetzte Richtung: er ſah endloſe Stufen in die Tiefe führen; der Weg hinab war leicht, aber die Rückkehr abgeſchnitten; ſchon war er weit hinuntergeſtiegen, und jetzt reichten ihm ſeine Genoſſen die Hände und tanzten luſtig lachend immer tiefer mit ihm hinab. Die verführeriſche Geſtalt der Gefährtin ſeines Verderbens winkte ihm, die Tochter einer geſetzloſen Welt erſchien ihm wie eine ſchöne Tigerin, die mit heißer Zunge an ſeinem Herzen leckte. Mitten im Grauſen der Verworfenheit empfand er den Reiz, der ihn zu ihr hinzog, und ſeine Sinne riefen ihm zu, die Luſt des Lebens noch recht zu koſten, wenn er denn doch rettungslos verloren ſein ſolle.

Er ſchweifte in weiten Kreiſen vom Felde in den Wald und vom Walde in das Feld zurück; aber weder in Feld noch Wald wuchs das Kraut, das den fieberiſchen Aufruhr ſeines Blutes heilen konnte.

Der Morgen kam und endlich ging auch die Sonne über den Bergen auf. Höher ſteigend ſchien ſie in das breite Thal hinein und trocknete den Thau von dem gemähten Heu, das in großen Haufen auf dem Felde lag, ſo daß bald ein ſüßer Duft ſich mit den Morgenlüften miſchte, jener Duft, der vor allen andern den Menſchen mit heimathlichen Empfindungen erfüllt. Der Geächtete ſog ihn gierig ein und Thränen traten in ſeine müden Augen. Wie oft hatte er da unten als Knabe mit andern Knaben, die jetzt ſich verabſcheuend von ihm wandten oder mit der Mordwaffe ſeine Spur verfolgten, in dem aufgeſchichteten Heu ſich gewälzt und vor Freude gejauchzt! Von dem Vorſprung, auf dem er ſtand, konnte er in ſeinen Flecken hineinſehen und die Giebel der Häuſer erkennen, an welchen ſeine Erinnerungen hafteten. Dort, von den Erlen des Flüßchens überragt, ſtand das Haus, das ihn geboren, das nach dem rechten Laufe der Dinge ihn als Erben hätte behalten ſollen. Hier, am Ende des Fleckens, ſtand das Haus der Armuth, wo ſeine Kinder waren, wo er den ſchwarzen Faden angeknüpft hatte, der ſich auf ſeinem Lebenswege immer feſter um ſeine Füße wand. Und dort weiterhin ſah er den Giebel des Rathhauſes, wo ihm aus dieſem Faden die Stricke gedreht wurden, die ihn immer weiter von der bürgerlichen Geſellſchaft losriſſen. Dort war ſeine erſte Chriſtine dieſe Nacht im Gefängniß gelegen und befand ſich jetzt wohl ſchon auf dem Wege, zu ſtark verwahrt, als daß er ſie hätte befreien können. Und wenn ihm auch ein kühner Streich gelänge, er konnte ja doch den Kindern nicht die Mutter wieder geben, und der Vater war auf lange, vielleicht auf immer, von ihrer Schwelle verbannt.

Doch war es nicht dies allein, was ſeinen Blick an die grauen Giebel feſſelte: es war der wunderbare Zug nach der Heimath, den ſeine heimathloſen Geſellen nicht verſtanden. Seltſamer Drang des Herzens! Keine heimiſche Geſchichte, vom Mund des Großvaters auf den Enkel fortgepflanzt, keine alte Volksſitte lebte in dieſem nüchternen Orte, woraus das Gemüth des Knaben Nahrung und dankbare Anhänglichkeit hätte ſchöpfen können, und doch zog es den reiſenden Mann aus der Oede der Verbannung immer wieder nach der kargen Heimath zurück. Sie hatte ihn ausgeſtoßen und von ſich geſpieen, ſie fürchtete ſich vor ihm wie vor dem wilden Thiere, das aus den Wäldern hervorbricht; er fluchte ihr und drohte ihr mit Mord und Brand: und doch kam er immer wieder nach ihr zu ſchauen, und in ſeiner kindiſch unverbauten Weiſe war er mehr als auf jede Kriegs- oder Friedensneuigkeit darauf erpicht, zu wiſſen, was man in Ebersbach von ihm ſage, obgleich er ſich die Antwort ſelbſt geben konnte, die ihn immer wieder mit Wuth und Haß gegen die Menſchheit erfüllte.

Wuth und Haß traten auch jetzt wieder an die Stelle der Wehmuth; ohnmächtige Rachebliche ſendete er hinab, und ſein abgehetztes Hirn begann zu wirbeln, ſo daß er ſich dem Wahnſinn nahe fühlte und es gerathen fand, ſich mit der Jagd nach Wild eine Beſchäftigung aufzuerlegen, um der Hetzjagd ſeiner Gedanken zu entgehen. Auch war es Zeit für ihn, das Feld zu räumen, denn die Mäher kamen da und dort aus dem Flecken gezogen, und ihre Senſen blitzten in der Sonne. Bald gehörte die Welt mit Ausnahme der Waldwinkel und Diebsherbergen wieder den Menſchen, die in den Schranken des Lebens blieben und ſich unter das Geſetz beugten. Sein Platz war nicht mehr hier, und wenn er dem Lichte des Tages zu trotzen wagte, ſo durfte er ſich bald wieder auf das wilde Geſchrei der Menſchenjagd gefaßt halten.

Er ging in den Wald und zog aufmerkſam ſpürend einen großen Bogen, der ihn zuletzt wieder, eine gute Strecke unterhalb ſeines Vaterortes, gegen das Thal herausführte. Er befand ſich hier an einer ſteilen Bergſeite über einem ganz engen Seitenthälchen, das in der Urzeit nur eine Schlucht geweſen war. Ein dünnes Bächlein rieſelte durch den Grund nach dem größern Thale hinaus und neben dem Bächlein lief ein ſchmaler Weg hin, kaum für kleine Fuhrwerke befahrbar. Das Bächlein und der Weg füllten den Grund des kleinen Einſchnittes völlig aus; über dem Bächlein hing der ſteile Bergwald, wie eine beinahe gerade Wand, und von dem Rande des ſchmalen Weges an ſtieg die entgegengeſetzte Wand, ſich ſanfter zurücklehnend, nach der Anhöhe empor, die das größere Thal begrenzte. Auf dieſer nicht ſo ſteil geneigten Seite zogen ſich Wieſenſtücke vom Thal herein und von der Höhe herab bis an den Rand des Weges, aber von Wald unterbrochen, der ſich an einzelnen Stellen von der ſteilen Bergwand her über das Bächlein auch auf die andre Seite verbreitet hatte, ſo daß der ſchmale Weg ſich oft im Walde zu verlieren ſchien. Das Thälchen war ſo ſtill, daß das Wild hier oft bis an den Weg herunterkam, um aus dem Bächlein zu trinken.

Er zog ſich an der ſteilen Bergſeite hin und gerieth in eine Vertiefung, die von oben nach dem Thälchen herablief, wie ſie, vom Volke Klingen genannt, in den vielfach eingeſchnittenen Bergwäldern ſich häufig finden. Ein Erdaufwurf, mit Moos und Waldgras bewachſen, hinderte ſeinen Schritt. Er blieb ſtehen und beſann ſich. Richtig! ſagte er: hier am Kirnberg, weit ab von ihrer Gemeinſchaft, haben ſie dich eingeſcharrt, armer Küblerfritz! Wenn Einer des Wegs daher kommt, ſo geht er gewiß ſcheu vorüber und denkt in ſeinem Herzen: Herr, ich danke dir, daß ich kein Solcher bin. Bei Nacht wird ſich vollends gar Keiner herwagen, und doch bleibſt du ſicherlich auf deinem trotzigen Ellenbogen ruhig liegen, denn der Kirnbach da drunten iſt viel zu klein für deinen Durſt. Schlaf' du ruhig fort im kühlen grünen Wald. Hier iſt dir's wohler, als auf dem Kirchhof neben den Andern mit ihrem „Wahren Chriſtenthum“. Hätt' ich dran gedacht, ſo wär' ich heut Nacht bei dir eingekehrt, alter Kamerad. Dafür will ich dir jetzt ein wenig Geſellſchaft leiſten.

Er ſetzte ſich auf den verrufenen Hügel und pflog mit ſeinen Gedanken Verkehr. Da ſie ihm aber zu wild wurden, ſtand er wieder auf und ging weiter vorwärts, bis er zu einer alten Buche kam, die ihm bequem zum Anſtand ſchien. Das Gewehr in den herabhängenden Händen haltend, lehnte er ſich an den Baum und ſtarrte in den blauen Himmel empor. Es war ſo ſtill, daß der Ton des Mähens von draußen, wie er glaubte, in dieſe Einſamkeit zu ihm drang. Da weckte ihn ein Geräuſch in der Nähe. Er blickte hin und erhob leiſe das Gewehr. Auf einer kleinen Lichtung, unter der Stelle, wo er ſeinen Stand genommen, war ein Hirſch herausgetreten, der lauſchend ſtehen blieb. Er legte an, zielte und wollte abdrücken, zog aber in dieſem Augenblicke das Gewehr zurück, da er die Urſache entdeckte, die den Hirſch zurückgehalten und ihm ſo ſchußgerecht gebracht hatte. In der Richtung des Schuſſes, auf einer Wieſe an der Bergſeite gegenüber, ſah er zwei Männer mähen; das Rauſchen der Senſen hatte das ſcheue Thier ſtutzig gemacht, ohne daß es vor dem zu dieſer Zeit gewohnten Tone floh. Die Wieſe war ſo nahe, daß ein Fehlſchuß den Männern Gefahr bringen konnte. Er hielt das Gewehr unſchlüſſig in den Händen und blickte hinüber — da ſpannten ſich auf einmal alle ſeine Muskeln und ſeine Augen traten hervor: der eine der beiden Mäher war der Fiſcher! Er dachte nicht daran, welche jämmerliche Armuth dieſen Menſchen getrieben haben mußte, um eines elenden Taglohnes willen ſich in dieſes abgelegene Thälchen zu wagen, während er in jedem Winkel der Gegend ſeinen ſchwergereizten Feind, nach dem er ſo eben noch geſchoſſen, zu vermuthen hatte — er dachte nur an ſeinen wiederholten Schwur, den erſten der drei gedungenen Verfolger, der ihm vor die Mündung kommen würde, zu bezahlen. Hab' ich dich, Mordhund! ſagte er die Lippen lautlos bewegend. Er legte das Gewehr wieder an und richtete es ſeitwärts von dem Hirſche, der noch immer gegen die Wieſe hinab lauſchte, gegen das in ſeinen Schuß gekommene Menſchenwild. Es bedurfte eines leichten Drucks und ſeine Rache war gekühlt, der Eid, zu deſſen Sklaven er ſich machen wollte, war eingelöst. Was hielt ihn zurück?

Er zog das Gewehr wieder an ſich und blickte lange auf den

Menſchen, der ſo oft das feindliche Werkzeug gegen ihn abgegeben, der vor wenigen Stunden noch aus Haß und Geldgier ſeine Kugel auf ihn abgeſchoſſen hatte. In dieſem unbedeutenden Menſchen ſah er Alle verſammelt, die ihn gedrückt, die ihn aus dem Geleiſe gedrängt und endlich von der Bahn ſeiner rechtmäßigen Anſprüche hinabgeſtoßen hatten. Er ſah die feige Unredlichkeit an der Tafel des Lebens ſchmauſen und ſich ſelbſt in die Wildniß hinausgeſtoßen. Und waren die Unſchuldigen, welche ſeiner rettungsloſen Verzweiflung noch zum Opfer fallen ſollten, von welchen Einer bereits den Reigen begonnen hatte, waren ſie nicht eines Schuldopfers werth? Hier ſtand Einer ſeiner Kugel preisgegeben, der ſich über und über mit Schuld an ihm bedeckt hatte. Wenn der Weg des Verbrechens, wie auch der rohe und verworren denkende Menſch ſich wünſcht, durch den Gedanken der Rache an der ungerechten Geſellſchaft eine gewiſſe Weihe erhalten ſollte, ſo winkte ihm hier an der Pforte der Hölle eine Rachethat, bei welcher er ſich, um Recht und Gerechtigkeit betrogen, ſo hoch berechtigt fühlte, Richter in eigener Sache zu ſein, daß er ſein neues Leben nicht beſſer einweihen zu können meinte. Warum zögerte ſein Finger am Drücker?

Viermal zielte er und viermal ſetzte er wieder ab.

Der Menſch, wer er auch ſei, trifft Stunden in ſeinem Leben, wo er tief in ſich blicken kann und gewahr wird, daß eine Stimme des Wahnſinns in ihm ſchlummert, die zu Zeiten erwacht. Es ſteht Einer im Gebirge an einer jähen, ſchwindelnden Felſenwand, da taucht plötzlich die Stimme in ihm auf und ſagt ihm: Spring' da hinab. Oder er hat einen Freund bei ſich, der ihm nie etwas zu Leid gethan, der ſich ihm als feuerfeſt erwieſen hat; die Stimme ſagt: Gib ihm einen Stoß, daß er hinunter fliegt. Die menſchliche Geſellſchaft, die für ihren Beſtand zu ſorgen hat, macht mit Recht den Menſchen verantwortlich, damit er dieſer Stimme nicht gehorcht. Wer in ſeiner geſunden Kraft wandelt, der kämpft ſie leicht nieder und lächelt über ſie, wie der Menſch über die Sprünge ſeines thieriſchen Zerrbildes lächelt. Wo aber Leidenſchaft, wo Haß und Rache die Stimme beflügeln, da wird der Kampf ſchwerer. Und doch wird Jeder, der in den dunkelſten Stunden ſeines Lebens ſein menſchlich Theil gerettet oder verloren hat, Zeugniß geben, daß eine innere Bewegung mit der Gewalt einer unſichtbaren Macht eingegriffen und ſeiner Hand ein Halt geboten hat. Selbſt im Kriege, beſonders wenn der Einzelne dem Einzelnen gegenüber ſteht, wird es oft der mordgewohnten Hand ſchwer, einen neuen Mord zu begehen. Nur die Henker ſind von jener inneren Macht ſo fürchterlich verlaſſen, daß ſie mit kaltem Blute die Rache der Geſellſchaft an einem rohen Verletzer einer rohen Ordnung vollziehen können. Und oft ſelbſt dieſe nicht!

Kampf und Wuth und Schrecken umnebelten den Geiſt des ausgeſtoßenen Sohnes der Geſellſchaft, der ſich vergebens beredete, daß er mit kaltem Blute in dem Kriege, welcher gegen ihn geführt wurde, ſeinen Feind niederſchießen könne. Seine Rachegedanken waren ihm wüſt und unklar durch die Seele gegangen; ſie ſchwanden hin und gänzliche Verwirrung ſeiner Sinne blieb zurück, in welcher nichts von Haß und Rache, nichts von Bewußtſein mehr war, in welcher nur jene dunkle Stimme fort und fort flüſterte: Thu's! thu's! du mußt es thun!

Der Schuß krachte über das Thal hinüber, der Hirſch war mit einem Satze verſchwunden, und der Rauch, der von dem Gewehr aufſtieg, verhüllte den friedlich blauen Himmel einen Augenblick. Obgleich von oben nach unten verſendet, hatte der Schuß nicht gefehlt. Der Mörder hörte und ſah, während der Rauch ſich verzog, wie ſein Opfer aus der gebückten Stellung ſich aufrichtete, die Hand auf den Unterleib drückte und ausrief: O du verfluchter Hund — er hat mich getroffen! Der Gefährte des Fiſchers eilte hinzu und riß ihn, noch erſchrockener als der Getroffene, mit ſich an den Weg hinab, auf welchem er, beſtändig den Kopf geduckt haltend, mit ihm fortraunte. Der Mörder ſchritt an ſeiner Bergſeite weiter vor gegen das Thal hinaus und ſah mit ſtumpfer Theilnahme, mit einer ſeltſamen Art von Neugier aus der Höhe zu, wie die Beiden gegen das offene Thal hinausliefen, wie der Fiſcher, den ſeine Eingeweide zu brennen ſchienen, von ſeinem Genoſſen unterſtützt aus dem Bache trank, und wie den Zuſammenſinkenden ein draußen vorbeikommender Wagen aufnahm. Die Leute liefen im Thale von den Feldern zuſammen und er hörte in ſeiner waldigen Höhe das Geſchrei: Meuchelmord!

Es wurde ſtill in dem engen Thal des Todes, ſo ſtill, daß alle Hirſche des Waldes ſich darin hätten verſammeln können. Nach einiger Zeit kam eine Kuh langſam aus dem Walde den Weg daher. Sie mochte ſich von einer nahen, im Walde gelegenen Weide hierher verloren haben. Sie lief auf die Wieſe, wo der Fiſcher den Todesſchuß erhalten hatte, und begann ſich an dem von der Senſe verlaſſenen Graſe zu ergötzen.

Wieder verging einige Zeit, da kam ein Mann aus der Tiefe des Thälchens den ſchmalen Weg dahergegangen, eine von Alter gebeugte und gebrochene Geſtalt. Es war der Sonnenwirth, der in dieſer frühen Stunde auf einem benachbarten Hofe einen Viehhandel abgeſchloſſen hatte und jetzt dem Thale zuging, um auf den Wieſen im Vorübergehen nach ſeinen Mähern zu ſehen. Sein bleiches, mit tiefen Furchen gezeichnetes Geſicht verrieth, daß ſeine guten Tage gezählt waren.

Er ſchritt kummervoll zu Boden blickend ſeinen Weg dahin. Da rief eine Stimme über ihm, wie mit Donnerton: Sonnenwirth von Ebersbach!

Er fuhr zuſammen und blickte in die Höhe. War das ſein Sohn an dem ſteilen Waldabhange über ihm? Er ſtand auf einer Lichtung, ſo daß die Bäume unter ihm nur bis an ſeine Bruſt reichten und ihn als eine Geſtalt von übermenſchlicher Größe erſcheinen ließen.

Sonnenwirth von Ebersbach! rief er, auf ſein Gewehr geſtützt: wo haſt du deinen Sohn?

Dem Alten ging ein Schauer durch Mark und Bein.

Sieh her! fuhr die Erſcheinung fort, auf ein junges Bäumchen deutend, das ohne Stütze überhing, und dann auf einen knorrig verkrüppelten Baum daneben: ſieh, wenn ich den jungen Schößling in die Höhe ziehe und ihm eine Stütze gebe, ſo wächſt er aufrecht und luſtig fort, aber an dem alten Knorren, der in ſeiner Jugend verſäumt worden iſt, iſt alle Kunſt verloren. Du haſt deinem Sohn geſagt, du wolleſt ihm die Aeſt' abhauen, wenn er zu krattelig werde. An dem alten verwachſenen Knorren kannſt du ſehen, wie weit du es gebracht haſt. Du haſt deinen Schößling üppig aufwachſen laſſen, da ihm ſtrenge Zucht nöthig war, und zur Zeit des freien Wachsthums haſt du ihn zu Schanden geſchnitten. Dein Bub' iſt jetzt ein Mann geworden, ein Räuber und ein Mörder. — Laß dein Weib nicht für mich beten, wie ſie einmal geſagt hat: ihr Gebet hat keine Kraft. Wenn du aber glaubſt, alter Mann, daß du dir mit deinem Handel und Wandel eine Anſprache im Himmel eröffnet habeſt, dann bete du für mich. — Meine Zeit iſt um, Vater, Ihr braucht keine Angſt mehr vor mir zu haben, denn es riecht hier nach Blut. Der Abgrund hat ſich aufgethan, und ich fühl's, wie ich zuſehends tiefer und tiefer hineinſinke. Ich hörr rufen: Komm! und ich komme. Lebt wohl, Vater, mög' Euch Gott verzeihen — ich verzeihe Euch!

Die Kniee zitterten dem alten Manne und er mußte ſich an dem Rande des Weges zu Boden ſetzen. Erſt nach langer Zeit wagte er in die Höhe zu blicken. Die furchtbare Erſcheinung war verſchwunden. Iſt das mein Sohn geweſen oder —? Was er predigen kann! — Hätt' ich ihn denn vielleicht einen Pfarrer werden laſſen ſollen? Dummes Geſchwätz! Wenn er ein Räuber und Mörder iſt, wie er ſagt, ſo iſt er ein ſchlechter Prediger. Aber ich hab's ja immer geſagt: er iſt im Kopf nicht recht.

Mit dieſen Worten hatte er ſich wieder zurecht gefunden. Er erhob ſich, ſchüttelte den Schrecken aus den Gliedern und ſchickte ſich an, das Thälchen, in welchem er von demſelben überfallen worden war, eilig zu verlaſſen, als er die Kuh bemerkte, die ſich auf dem Eigenthum eines Mitbürgers gütlich that. Er jagte ſie aus dem Graſe heraus und trieb das unvernünftige Thier ſorgfältig auf dem Wege vor ſich her, während ſein verlorner Sohn ſich den Berg hinaufzog, um unwiderruflich einem Leben zu verfallen, das ihm ſelbſt als die Hölle erſchien.

## 38.

Obwohl frei ohne jedes andre Maß und Ziel, als das ſie ſelbſt ſich ſetzt, folgt doch die Dichtung gern dem Gefangenen in die Kerkerzelle und zum Schaffott, aber ſie verſtummt unter dem Geräuſche der chriſtlich-deutſchen Juſtiz. Wie ſie es verſchmäht, ihm in die ſchmutzigen Höhlen des gewerbsmäßigen Verbrechens zu folgen, ſo bleibt ſie auch vor jenen verſchloſſenen Thüren ſtehen, hinter welchen das Leben des Menſchen ſtückweiſe an die Paragraphen eines fremden, todten Rechts gehalten wird. Sie läßt an ihrer Statt ihre Schweſter mit dem ſtillen unbewegten Auge, die Geſchichtſchreibung, eintreten und in dem Actenſtaube wühlen.

Drei Jahre waren ſeit dem Tode des Fiſchers verfloſſen, der den Amtmann von Ebersbach und den Vogt von Göppingen gegen den Meuchelmörder in Bewegung geſetzt hatte. Es gab keine Vögte mehr im Lande, der Herzog hatte ihnen den Oberamtmannstitel ertheilt, weil man, wie er ſich in ſeinem Reſcripte ausdrückte, den vorgeſetzten Stabsbeamten zu ihrer Amtsführung, Erhaltung der fürſtlichen Rechte und Vollziehung der Regierungsbefehle niemals zu viel amtliche Autorität und zu ſolcher niemals zu viel Mittel an die Hand geben könne, die bisherige Benennung Vogt aber die wahre Dignität und den großen Umfang ihres Amtes zu wenig ausdrücke, dieſes vielmehr in ſeinem Werth, beſonders gegen Fremde, um ein Großes herabſetze.

So war auch der Vogt von Vaihingen an der Enz ſeit einem Jahre Oberamtmann geworden, als er eine Reihe von Protokollen mit dem folgenden begann:

„Vayhingen. Actum den 7. Martii 1760, vor daſigem Oberamt, in Gegenwart der beeden Gerichtsverwandten Matheus Brechten und Joſeph Luipoldten, als Urkunds-Perſohnen. Geſtern Abends, um ungefähr 5 Uhr, geſchahe es, daß von dem Brucken-Thorwart, Chriſtian Freppe, ein unbekannter Kerl, nachdeme ihm jener vorher die Pässe abgefordert, auf dem Pferdt ſitzend, vor die Oberamtey geführt, und als er anfänglich von dem Oberamtsſcribenten Heermann, und bald darauf auch von mir, dem Oberamtmann ſelbſten. unter dem Hauß gefragt wurde, wer er ſeye? wo er herkomme? und wohin er wolle? darauff zur Antwortt gab: daß er ein Krämer: von Pforzheim komme: bey daſigem Schwerdtwirth ein krankes Weib liegen habe, und nun, um einen Doctor zu conſuliren, nacher Schozach oder Hofen reutten wolle! da aber Oberamtmann, ſeiner ganz unverdächtig geſchienenen Päſſe ohngeachtet, (deren 2 unter dem großen Stadtſigill von Straßburg, under dem 10. April und 14. Sept. 1759, der dritte aber von Komburg und unterm 16. Januarii 1760 datirt und ausgefertiget waren) eine gewieße Alteration an ihm wahrgenommen zu haben glaubte, und ihm deßwegen in faciem befahl, daß er abſteigen und mit ihm in die Amtsſtube heraufgehen ſolle, alſogleich das Pferdt umwandte und in vollem Galopp gegen dem Enzwelhinger Thor zuritt, unter dieſem Thor aber, auf das Rufen gedachten Scribentens, der ihn durch einen nähern Weeg coupirt und mit ihm vor das Thor kam, von dem Pferdt abſtieg, gegen den Schloſſer Mathäus Brechten auf ſein Zurufen: daß er ihm den Schmidhammer in Kopf werfe, wann er nicht halten würde! eines ſeiner 2 unter dem Rock-Futher verſteckt - gehabt - ſcharffgeladenen Piſtohlen hervorzog, ſolches, nachdem ihm Brecht hierauf auf den Leib ſprang, und von hinten her umfaſſet, demſelbigen an den untern Leib drückete, auch, nach ſeiner ungezweiffelten Abſicht, auf ihn abgefeuert haben würde, wo er nicht den Hahnen zu ſpannen vergeſſen, und durch Hülffe des bald darauff dazu geſprungenen Mezgersjungen, Schemels, und deſſen Meiſters, Leonhardt Arlets, überwältiget worden wäre. Nach dieſem Vorgang wurde er in die Oberamtey geführet, ſtellte ſich daſelbſt ganz betrunken, beklagte ſich über das harte Tractament der Leuthe, die ihn beygefangen, und ließ weiter keine verſtändliche Antwortt von ſich kommen, als daß er ſagte, er ſey ein kaiſerlicher Deserteur, heiße Johannes Klein, die Päſſe und das Pferdt gehören einem Mann, der ihm letzteres geliehen, etliche Stund vorausgegangen und heute frühe bey Heilbronn Seiner erwartten werde; Weil man nun über alles dieſes nichts als: Kugeln, Pulver, Schwefelhölzlen, Feuerſtahl, Stein, Zundel, ein Fingerlanges Wax-Kerzlen und ein hebräiſches Wörterbuch bey ihm gefunden; So wurde ſelbiger die Nacht über in dem Blockhaus auf das ſchärffeſte geſchloſſen und angefeſſelt, anheute aber vorgeführet, und ihm oberamtlich zu erkennen gegeben, Daß er, allen Umſtänden nach, ein Räuber, Mörder, und einer der größeſten Spitzbuben ſeye, der den Händen der Obrigkeit nimmer entgehen, und weiter nichts übrig haben werde, dann daß er, durch eine wahre Er- und Bekänntnuß ſeiner begangenen groſen Miſſethaten, ſeine Seele noch zu erretten ſuche, hisce præmissis aber befraget: Q. 1. Wie er heiße, woher und wie alt er ſeye? — R. Er ſehe nun ſchon, daß er in die Hände der Obrigkeit gefallen, wolle, durch Verläugnung ſeiner Perſohn und begangenen Miſſethaten, ſeine Verſchuldung vor Gott und der weltlichen Obrigkeit nicht noch gröſer machen, ſeine Sünden unſrem Herrgott demüthiglich abbitten, den Landesfürſten um eine gnädige Strafe anflehen, und hiemit frei bekennen, daß er der ſogenannte Sonnenwirthle ſeye, eigentlich aber Friderich Schwahn heiße, von Eberſpach, Göppinger Amts, gebürtig, 31 Jahr alt und von Profeſſion ein Mezger ſeye, auch nicht nur an dem ſogenannten Fiſcherhanne zu Eberſpach einen Mord begangen, ſondern auch ſich ſonſten hie und da auff vielerley Arth ſchwehrlich verſündiget habe; welches er alles gewiſſenhaft bekennen und darunter weder Seiner ſelbſten, noch derjenigen im Geringſten verſchonen wolle, welche an ſeinen Verbrechen Theil gehabt, und zum Theil in Carlsruhe und Stein, Durlachiſcher Herrſchaft, wirklich in Verhaft genommen ſeyen, und das um ſo mehr, als ihm ſein ſo ſündliches als elendes Leben (bei dem er unterdeſſen wenig gute Tage gehabt, auch von Hunger, Kälte, und ſeinen ſich dabei gemachten Strapazen entſetzlich viel erlitten) ſchon lange entlaidet, wie er dann aus dieſem Grund nicht nur an den Durlachiſchen Beamten zu Stain, erſt vor 8 Wochen, mit aigner Hand, unter dem Namen Gillch, ein weitläufiges Schreiben, ſo ihm auch vermuthlich richtig werde belüfert worden ſeyn, des Inhalts habe ergehen laſſen, daß wann man ihm Gnade verſprechen und ertheilen wolle, er ihme, dem Herrn Beamten, auf etlichen Jahrmärkten eine damals in der Nähe geweßte Partie von ſechzig Mann, ſo lauter Juden geweßt, und dann wiederum eine andere Partie Spitzbuben von eben ſo groſ- oder noch gröſerer Anzahl, welche ſich dieß- und jenſeits dem Rhein, bei Gannßheim, Moßhardt und Oberacherach, in den

Wäldern aufſhalten, und ihre beſondere Hüttinen darinn haben, ohne allen Anſtand in die Hände lüffern, und dadurch die ganze Gegend von dieſem Geſindel reinigen wolle, ſondern auch, da er gehöret, daß ſeine Herzogliche Durchlaucht in der Retour aus der letzten Campagne durch Mergenthal paſſiren werden, er ſich zu dem Ende in den Orth begeben habe, um ſich Höchſtdemeſelben zu Füßen zu werffen, ſich zu erkennen zu geben und um Gnade zu bitten; Weil aber Seine Durchlaucht die Stadt nicht paſſiret, ſo ſeye ihm die Gelegenheit dazu abgeſchnitten worden. — Q. 2. Ob ſeine beede Eltern noch im Leben? — R. Sein Vatter ſey noch im Leben, und ohngefähr 75 Jahr alt, ſeine rechte Mutter aber ſchon vor 15 Jahren geſtorben; Nach ihrem Tod habe ſich ſein Vatter wiederum an eine Frau verheurathet, die wenig Liebe vor ihne und ſeine Geſchwiſtrigte bezeugt, ſehr böß und vortheilhaftig, und eben deßwegen viel daran ſchuld geweſen ſeye, daß, da er ſich in ihren Kopf nicht ſchicken können, ein Excess aus dem andern bei ihm darüber entſtanden, und er zuletzt auf die unglückſeligſte Abwege gerathen. — Daß vorſtehende Ausſage auf beſchehenes Vorleßen von dem Inquisiten nochmalen beſtätiget worden, Ein ſolches bezeugen die Urkunds-Perſohnen: Matheus Brecht, Joſeph Luppoldt."

Der wichtige Fang wurde von dem Oberamtmann ſogleich unterthänigſt einberichtet und, da nach wenigen Tagen die Reſolution einlief, daß die Unterſuchung in Vaihingen, als in foro deprehensionis, geführt werden ſolle, mit derſelben fortgefahren.

So war denn der Verbrecher aus verlorener geſellſchaftlicher Stellung nach kaum dreijähriger Laufbahn ein lebensmüder Gefangener und Verräther ſeiner Mitſchuldigen geworden. Dieſer letztere Zug darf am wenigſten übergangen werden, denn es handelt ſich hier nicht darum, durch den Aufputz eines Helden der Vorſtellung des Leſers zu ſchmeicheln, ſondern die innere Welt eines Menſchen aus dem Volke darzulegen, damit, wer da will, ſich daran ſpiegeln möge.

Zum Glück iſt das Protokoll des Oberamtmanns von Vaihingen nicht die einzige Quelle hiefür. Er war, im Geiſte ſeiner Zeit, ein gewiſſenhafter Beamter, perſönlich ein Menſchenfreund und Ehrenmann, deſſen Nachkommen noch heute ſtolz darauf ſind, daß er nicht, wie faſt alle Regierungsdiener um ihn her, ſeine Stelle vom Herzog erkauft habe, ſondern eher den Dienſt aufgegeben als ſich zum „Schatulliren" erniedrigt haben würde; aber eine innerliche Auffaſſung des Lebensbildes, das die Unterſuchung vor ihm entrollte, in den Acten niederzulegen, war nicht ſeines Amtes, und gleich das erſte Protokoll zeigt, daß er Inquirent genug war, ſich das überraſchend freiwillige Entgegenkommen ſeines Gefangenen — dem er nicht ſo leicht beigekommen wäre, wenn dieſer nicht ſelbſt, gebrochenen Gemüths, ihm ſeine Seele in die Hände gelegt hätte — nach den Quadrangeln des Inquiſitionsproceſſes zurecht zu machen; ein Verfahren freilich, das ihm weniger als ſeiner Zeit und ſeinem Amte angehört.

Der Oberamtmann hatte einen Sohn, der den Verbrecher täglich, wenn er in's Verhör geführt wurde, ſah, die allgemeine Theilnahme der Stadt an den vielen freundlichen Seiten im Weſen des Unglücklichen mitempfand und ſich häufig mit ihm unterhielt. Die Familienſage erzählt von ihm, daß er ſchon als Knabe, wie ſpäter noch im Mannesalter, für Cato und Brutus, als die größten Männer, geſchwärmt habe. Aus dem Munde dieſes Knaben erfuhr der gefallene Sohn des Volkes ohne Zweifel zum erſtenmal in ſeinem Leben, daß es in der Geſchichte Bürger gegeben habe, welche die Retter oder Verderber ihres Vaterlandes wurden. Als der Knabe ein Mann geworden war und an der hohen Schule ſeines Herzogs junge Männer bilden half, erinnerte er ſich des armen Friedrich Schwan und zeichnete nach der Erinnerung ſeine Geſchichte auf, wie er ſie aus ſeinem Munde und aus der Nacherzählung erwachſener Männer vernommen hatte. Seine römiſchen Helden ſchwebten ihm auch bei dieſer Aufzeichnung vor, und er beginnt die erſten Zeilen derſelben mit den Worten, der junge Friedrich ſei mit außerordentlichen Anlagen des Geiſtes ausgeſtattet geweſen, habe den Keim jeder großen Tugend und jedes großen Laſters in ſich getragen, und nur von der äußerlichen Lage habe es abgehangen, ob er Brutus oder Catilina werden ſollte. Ach, die äußerliche Lage war, wie auch die Umſtände beſchaffen ſein mochten, jedenfalls von der Art, daß er das Eine wie das Andere nur in ſehr beſchränktem Sinne werden konnte. Auch in andern Dingen iſt dieſe Geſchichte nach dem mangelhaften Geiſt und Geſchmack der Zeit geſchrieben; doch verhält ſie ſich zu den Acten wie ein farbiges Gemälde zu einem grauen Umriß; und nur aus beiden zuſammen iſt es möglich, ein Bild von den letzten Lebensjahren des verlorenen Sohnes von Ebersbach zu geben.

Der ſcharfſinnige Plan, der an der Waldecke bei Wäſchenbeuren gefaßt wurde, war nur ſehr unvollkommen ausgeführt worden. Das Sprichwort, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt, hatte ſich auch bei dem Eintritt Schwan's in die Genoſſenſchaft der Jauner bewährt. Es iſt nicht wahr, daß die Spitzbuben ehrlich gegen einander ſind und daß ſich auf dieſe Eigenſchaft eine feſte geſellige Ordnung unter ihnen gründen ließe. Neid, gegenſeitiger Betrug und nie ruhender Verdacht, ſelbſt unter Verwandten, verbitterten ihm das von Hauſe aus argloſe Gemüth gegen dieſe neue Welt bald noch ſtärker als gegen die alte, die ihn ausgeſtoßen hatte. Er zog meiſt mit der ſchwarzen Chriſtine, die er ſich beigeſellte, allein in den Landen umher. Dieſes ungewöhnliche Weib, von welcher der Geſchichtſchreiber „eines Räubers“ und „einer Räuberin“ ſagt, ſie habe alle Gaben der Natur in reichem Maße beſeſſen und mit einer ſehr ſchönen Körperbildung eine große Thätigkeit und Anlage des Geiſtes verbunden, hing an ihm mit einer Leidenſchaft, wie ſie die alten Sagen jenen Hünenweibern beilegen; aber ſie quälte ihn durch eine unbändige Eiferſucht, und als die blonde Chriſtine, trotzdem daß es ihr geglückt war in einem Dienſte unterzukommen, dem Zuge ihres Herzens folgend ihn einſt beſuchte, ſo duldete die Zigeunerin ſie nicht, ſondern trieb ſie gegen ſeinen Willen nach kurzem Zuſammenſein wieder fort. Dem Scharfſinn und der Gewandtheit dieſes Weibes verdankte er ſeine glücklichſten Tage, wenn man es ein Glück heißen kann, von geſtohlenem Gute zu leben. Aber man trifft nicht jeden Tag einen Markt, um die Taſchen zu füllen, auch gelang nicht jeder Marktbeſuch. Chriſtine wurde mehrmals gefangen; auch die Ehehändel trennten das Paar oft Wochen lang. Wenn es gut ging, ſo zog er als Krämer mit Paß und Kramkiſte durch das Land, verkaufte ſeine Waaren um billige Preiſe von Haus zu Haus, mied jede verrufene Geſellſchaft, herbergte in den beſten Gaſthäuſern und war, wie er in der Unterſuchung ſagte, auf der ganzen Straße von Mergentheim bis Straßburg als der ehrlichſte Kerl bekannt, ſo daß die Wirthe, wie er hinzufügte, ſich entſetzlich verwundern würden, wenn ſie erführen, daß ſie unter dem Namen des ehrſamen Krämers Johann Sigmund oder auch Hermann den Sonnenwirthle aufgenommen haben. Daß ſeine äußere

Erſcheinung ihn hiebei auf's Beſte unterſtützte, geſtand ihm nicht bloß der Spiegel, ſondern ſogar ein gedruckter Steckbrief, den zwei Schultheißen einſt in der Schenke miteinander laſen, während er ſelbſt ihnen, an ihrem Geſpräche über den Sonnenwirthle theilnehmend, gemüthlich über die Schulter in das Papier blickte: „Und iſt vorgemeldter Erz-Gauner," hieß es darin, „fünf Fuß, ſieben Zoll groß, gedrungener Geſtalt, hat gelbliches Haar, dicken Kopf, feines weißes Geſicht, dicke, runde Backen, volle Waden." Im Bewußtſein dieſes ehrbaren Ausſehens wagte er einſt einem pfälziſchen Schultheißen und zwei Jägern, die ihn im Spiel betrogen und ihm ſeine Piſtolen nehmen wollten, mit gerichtlicher Klage zu drohen und dem Schultheißen, als er ſich hiedurch nicht ſchrecken ließ, den Hund, den dieſer an ihn hetzte, niederzuſchießen. Aber nicht immer liefen die Abenteuer ſo luſtig ab. Oft verſiegten alle Erwerbsquellen, oder er wurde von Diebshehlern, welchen er auf ſeinen Irrfahrten um die gefangene Chriſtine ſeine Kramkiſte anvertrauen mußte, um den Inhalt derſelben beſtohlen. In ſolchen Zeiten mußte er Hunger und Kummer leiden und, wie Jeder, der ſich dem Teufel ergibt, die Erfahrung machen, daß dieſer ein Filz iſt, und daß man mit der Ehrlichkeit auch im ſchlimmſten Fall ſo weit kommt als mit dem Gegentheil. Dann griff er zu gefährlicheren Unternehmungen: er ließ ſich von den Judenbanden im Gebiete des deutſchen Ordens anwerben oder ſammelte vorüberziehende Genoſſen zu Einbrüchen unter ſeiner eigenen Hauptmannſchaft, welche aber nie länger dauerte als das einzelne Unternehmen ſelbſt. Auf der Straße hat er nie geraubt. Sein Geſchichtſchreiber ſagt, er habe ſich gegen das Ende ſeiner Laufbahn Grauſamkeiten aus Raubſucht erlaubt; doch habe er auch in ſeinen ſchwerſten Verbrechen Spuren übriggebliebener Menſchlichkeit, Mitleiden gegen Arme und Unterdrückte gezeigt, den Grundſatz, nie einen Dürftigen zu berauben, durchgeführt, ſehr große Almoſen gegeben, und den Armen geſchenkt, was er den Reichen geſtohlen habe. Von wirklichen Grauſamkeiten findet ſich aber nichts in den Acten, die ſehr genau in ſeine Verbrechen eingehen. Wohl ſind Grauſamkeiten von den Genoſſen ſeiner Thaten angeführt, nicht aber von ihm. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß Einbrüche, die ſeine Genoſſen ohne ihn unternahmen, mehrmals von ſcheußlichen Mordthaten begleitet waren, wogegen bei Ueberfällen, die er leitete oder unterſtützte, nie ein Mord begangen worden iſt, mit einer einzigen Ausnahme, an welcher er unſchuldig war, welche aber ſeine Heimath noch einmal in Furcht und Schrecken ſetzen ſollte.

Ein Jahr nach dem Tode des Fiſchers, um Oſtern, wagte er ſich wieder in die Gegend von Ebersbach, ſchickte die ſchwarze Chriſtine in die Sonne und trug ihr auf, ſeinem Vater zu ſagen, ſie habe einen Unbekannten auf der Straße getroffen, der ihn grüßen laſſe. Als er in den folgenden Tagen wieder mit ihr zuſammentraf, erfuhr er von ihr, daß ſein Vater ſeine Kinder zu ſich genommen habe. Inzwiſchen aber hatte er ſich ſelbſt in Ebersbach zu Gaſte geladen und hiedurch den Tod eines Menſchen veranlaßt, dem er nichts weniger als übel wollte. In der Gegend umherſchweifend, war er am Rechberg hinter einer Hecke hervor unvermuthet von einem Kameraden, dem ſogenannten Jägerkaſperle, angeſchrieen worden, der ihm klagte, er habe keinen Kreuzer hinter ſich und vor ſich, und ihn fragte, ob er keine Gelegenheit wiſſe. Da fiel ihm ſein Vormund ein, mit dem er noch ein Hühnchen zu pflücken hatte. Schon die nächſte Nacht fand die beiden Spießgeſellen in deſſen Laden. Während aber Schwan die erſte Beute in einem benachbarten Gäßchen abſetzte, kam der Fleckenſchütz zu ſeinem Unſtern des Weges daher. Er hatte mit einem Bekannten bis über Mitternacht im Branntweinhauſe gezecht, ſah den Laden offen und taumelte hinein, um zu ſehen, was es gebe. Der Räuber ſchrie ihn an, er ſolle ſich packen. Da aber der Schütz ihn anſtarrte und noch näher auf ihn zuging, ſo gab der Räuber, der ſeinen Stock für eine Flinte hielt, ohne Weiteres Feuer und ſprang ſeinem Genoſſen zu. Ein Nachbar, der von dem Schuß erwachte, ſah zum Fenſter heraus und rief, da er Jemand im Gäßchen erblickte: Was iſt das für ein Schuß? hat man nach des Sonnenwirths Frieder geſchoſſen? Ja, ja! antwortete dieſer und machte ſich mit dem Andern davon. Daß der Getroffene der Schütz war, und daß die Kugel ihm das Leben gekoſtet, erfuhr er erſt ſpäter, und prügelte ſeinen ungeſchickten Kameraden dafür und für einen Einbruch bei einem Kaufmann in Winnenden, den er als einen ehrlichen Mann nicht beſtohlen wiſſen wollte, tüchtig durch. Dieſer, der die Schläge als verdient anerkannte, ließ den Verdruß darüber an einem Dritten aus, der ihn zu dem Einbruch in Winnenden verleitet hatte, und hieraus entſtand eine Feindſchaft, welche ſo tödtlich wurde, daß man einander mit Schüſſen zu Leibe ging, und daß der Verführer des kleinen Kaſpars, als geſchworener Gegner des „Sonnenwirths", von den rheiniſchen Jaunern den Namen „Contrewirth" erhielt. Der Tod des Schützen aber wurde in Ebersbach als eine neue Meuchelthat der ſchädlichen böſen Wurzel angeſehen, und der Vogt ließ Sturm ſchlagen und alle Bürger unter das Gewehr rufen, als ob eine ganze Armee von Jaunern im Anmarſch wäre. Der Kirchenconvent von Ebersbach, unter dem Vorſitze des Pfarrers und Amtmanns, beſchloß dem jüngſten Kinde des verunglückten Schützen eine kleine Unterſtützung auszuſetzen und zu Gunſten der übrigen Hinterbliebenen deſſelben ein unterthäniges Memorial bei der Herrſchaft einzureichen, ſtrafte aber zugleich den Zechbruder des Erſchoſſenen um ein Pfund Heller, weil er demſelben beim Schnaps Geſellſchaft geleiſtet und dadurch mittelbar Gelegenheit zu dem Unfall gegeben habe.

Dennoch ſollte der Räuber, ſo ſehr er ſeine Hand rein von Blut zu erhalten ſtrebte, noch einen dritten Mord, den zweiten und letzten, den er ſelbſt beging, auf ſeine Seele laden.

Im Löwen zu Jöhlingen, einem Dorfe in der unteren badiſchen Markgrafſchaft, hatte er einſt mit der ſchwarzen Chriſtine nebſt einem Knecht und einer Magd, die das Paar bei ſich im Dienſte hatte, Herberge genommen. So oft er ſeinen Stern mit Chriſtinens Stern verband, konnte er im Wohlſtande leben. Der Knecht war ein gelernter Jauner und in die Unternehmungen ſeiner Herrſchaft eingeweiht; die Magd aber, die anfänglich als Wärterin für ein inzwiſchen wieder geſtorbenes Kind Chriſtinens angenommen war, hatte bloß häusliche Dienſte zu verrichten und alles eigenmächtige Stehlen war ihr von ihrem Herrn ſtrengſtens unterſagt worden, weil ſie, wie er ſich ausdrückte, als ein Menſch von ſchlechter Kleidung und Perſon leicht darüber ins Unglück kommen könnte. Herrſchaft und Geſinde ſpeisten ruhig mit einander und achteten nicht darauf, daß zwei Männer in die Stube traten, ſie eine kleine Zeit aufmerkſam beobachteten und ſich dann einer nach dem andern wieder entfernten. Die Geſellſchaft war aufgefallen, ſei es daß ihre jeniſche Sprache Verdacht erregt, oder daß man ſie auf einem benachbarten Markte geſehen hatte. Plötzlich fiel auf der Straße ein Schuß. Sie fuhren auf, aber zu gleicher Zeit drangen die beiden Männer wieder in die Stube und auf ſie ein. Schwan machte ſich von ihnen los und ſtürzte hinaus, ſah aber die Treppe mit Bewaffneten beſetzt, unter welchen er den Rathsſchreiber des Orts mit angelegtem Gewehr erblickte. Die Noth gab ihm Kraft, eine Thüre auf dem Gange einzudrücken und ſich in eine andere Stube zu werfen, die aber keinen Ausweg hatte. Einer ſeiner Verfolger kam herein und faßte ihn an den Haaren. Er drohte ihn niederzuſchießen, wenn er nicht gehe, und da Jener nicht abließ, ſo zog er die im Rockfutter verſteckte Piſtole, die er ſtets vermittelſt einer Schnur am Arme hängen hatte, und jagte dem Angreifer die tödtliche Kugel in die Seite. Hierauf griff er nach der andern Piſtole und erſchien an der Treppe mit dem Ruf, wer ihn anrühre, den ſchieße er über den Haufen. Der Schuß und die drohende Haltung des kühnen Räubers ſchüchterten die Bürgerwachen völlig ein. Sie drückten ſich an die Wand und an das Treppengeländer, ſo daß er mitten durch ſie hinunter kam. Erſt als er aus dem Hauſe hinausſtürzte, ſendeten ſie ihm einige verlorene Schüſſe nach. Er war frei, aber Chriſtine blieb mit der reichgefüllten Kramkiſte und mit Knecht und Magd in den Händen der Gerichte zurück, und diesmal war ſie unter Umſtänden gefangen worden, die ihn nicht zweifeln ließen, daß ſie einer ſchwereren Haft als gewöhnlich entgegengehe. Auch ſah er ſie nicht eher wieder als in der Vaihinger Gefangenſchaft, die er ſchon ein halbes Jahr nach dieſer Verhaftung ſeiner Gefährtin betrat.

Arm an Hoffnung und bald auch an Baarſchaft ſchleppte er ſich den Winter über hin und wagte während dieſer Zeit nur einige wenige Unternehmungen, die ihm mehr Gefahr als Beute brachten. Er war überall und nirgends, aber von ſeinen haſtigen Streifzügen kehrte er immer wieder nach einem vertrauten Hofe in der Nähe des Amtsfleckens zurück, wohin Chriſtine abgeliefert worden war. Auf und bei dieſem Hofe, der zugleich ein Vergnügungsort für die Honoratioren der Umgegend war, hielt er ſich Wochen lang auf und erlauſchte eines Tages von der Küche aus die Kunde, die der Amtsſchreiber den andern Gäſten im Wirthszimmer mittheilte, der Knecht und die Magd werden bald loskommen, das Weib aber ſcheine ein tüchtiger Fang zu ſein; neulich ſei ihr das Spiel von den Fleiſchmännern garſtig verſalzen worden, ſie habe ausbrechen wollen und dann dem Amtmann auf ſeinen Vorhalt hierüber zur Antwort gegeben, ein grüner Wald ſei ihr lieber als ein gemalter Thurm.

In dieſer Zeit wurde einſt zu Steinbach bei Baden in einer Scheune eine nächtliche Jaunerverſammlung gehalten, zu welcher ſich die Zigeuner, die in den niederelſäßiſchen Wäldern in Hütten hausten, von dem Sohne eines Fergen über den Rhein herüber führen ließen, und zu welcher auch Schwan geladen war. Der Lieutenant der überrheiniſchen Zigeuner, Mockel, trat hier mit einem Vorſchlag auf, wobei es ſich um nichts Geringeres handelte, als an dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach ein Exempel zu ſtatuiren. Dieſer pflichteifrige Fürſt, deſſen Land den Angriffen der Jauner am meiſten ausgeſetzt und der durch einen empörenden Einbruch des Contrewirths in Mühlburg (an dem nämlichen Orte, wo ein früherer badiſcher Fürſt, der regierende Markgraf Eduard Fortunat von Baden-Baden, als gemeiner Straßenräuber an einen weſtphäliſchen Roßkamm Hand gelegt hatte) zu nachdrücklichen Maßregeln gegen das Geſindel herausgefordert war, hatte, ſehr im Gegenſatze gegen den Deutſchmeiſter und andre Nachbarn, den Grundſatz gefaßt, nicht nur gegen Alle, die auf ſeinem Boden betreten würden, auf's Schärfſte zu verfahren, ſondern auch die Gefangenen von andern Herrſchaften, welche läſſiger verfuhren, um Geld an ſich zu kaufen. In Folge dieſer Maßregel waren die Gefängniſſe von Karlsruhe mit ſelbſtgefangenen und eingehandelten Jaunern überfüllt. Die Verſammlung, Männer und Weiber, brach in die entſetzlichſten Drohungen gegen den Markgrafen aus, und wollte auf Mockel's Antrag den Beſchluß faſſen, das ganze Land anzuzünden und einen Schrecken zu erregen, der dem Fürſten die Luſt zur Ausrottung der Kochemer vertreiben ſollte. Sein Geſtüt bei Reichenbach ſollte nebſt den Orten Grötzingen und Wilfertingen den Anfang machen, dann ein Einfall in das Frauenalbiſche folgen, und über den geeignetſten Zündſtoff war man ebenfalls einig, als Schwan in dieſem furchtbaren Parlament als Hauptſprecher gegen den Antrag auftrat und es durch ſeine Beredſamkeit und durch ſein Anſehen unter den Räubern wenigſtens dahin brachte, daß die Ausführung deſſelben verſchoben wurde. Er bediente ſich eines Verwerfungsgrundes, der ſeine Wirkung bei der Verſammlung nicht verfehlte, denn er machte geltend, daß die Gefangenen zu Karlsruhe und ſeine in Stein liegende Frau ſelbſt darunter leiden müßten und nur eine deſto härtere Todesſtrafe zu gewarten haben würden. Aber er glaubte nicht, daß der Plan aufgegeben ſei, und in ſeinem Verhör zu Vaihingen ſagte er, es werde gewiß noch geſchehen, und man werde vielleicht deßhalb an ihn gedenken, wenn er ſchon todt ſei. Es geſchah jedoch nicht, denn ſein Verrath verbreitete unter den Räubern denſelben Schrecken, den ſie dem badiſchen Lande zugedacht hatten, und die vielen Randzeichen des Vaihinger Unterſuchungsprotokolls zeugen von den eben ſo vielen Mittheilungen, welcher der thätige Oberamtmann an die benachbarten Aemter und Gerichte ausgehen ließ, um ihre Arme gegen die noch auf freiem Fuß befindlichen Genoſſen ſeines Gefangenen in Bewegung zu ſetzen.

Der Verbrecher, der ſeinen Vaterort täglich durch Drohungen mit Mord und Brand geängſtigt hatte, verließ mit Abſcheu die Verſammlung, die der Ausführung ſolcher Thaten fähig war, und enthüllte in dem Briefe, den wir bereits kennen, dem Amtmann von Stein den verruchten Mordbrennerplan. Freilich war die gute Regung, die man nach ſeiner ganzen Beſchaffenheit nicht an ihm bezweifeln kann, mit ſehr menſchlichen Abſichten vermiſcht: er wollte Gnade für ſich, und hatte unter den badiſchen Beamten den von Stein ausgewählt, weil er durch ſeine Unterhandlung mit dieſem günſtig auf Chriſtinens Schickſal einzuwirken hoffte. Dennoch würde ſelbſt im Falle ausſchließlicher Eigenſucht ſeiner Enthüllung ein Verdienſt nicht ermangeln; denn wenn jene politiſchen Blutigel, wie ein zeitgenöſſiſcher Beamter und Schriftſteller die zu Tauſenden umherſtreifenden Jauner nannte, Raum gefunden hätten, als geſchloſſene Macht aufzutreten, ſo wäre bei dem Zuſtande des Reiches und der von den Preußen geſchlagenen Reichsarmee mehr als viel auf dem Spiele geſtanden.

Er erhielt jedoch von dem Amtmann keine Antwort, merkte aber bald, daß derſelbe ihm auf der Spur ſei, denn als er nach dem Hofe bei Stein zurückkehrte, vernahm er, daß das Gerücht von ſeiner Anweſenheit verbreitet ſei, und hatte Noth ſich durch die aufgebotenen Streifwachen durchzuſchleichen. Unſtät und flüchtig irrte er nach andern Gegenden.

Nach dem vergeblichen Schritte bei dem Amtmann von Stein faßte er den noch abenteuerlicheren Gedanken, in der Reſidenz des Deutſchmeiſters, auf neutralen Boden alſo, wie er meinte, vor ſeinem aus dem Felde heimkehrenden Herzog zu erſcheinen und zu verſuchen, ob er nicht ſein Herz rühren könne. Dieſer Einfall verräth eine Treuherzigkeit, die man einem Jauner und Räuber fürwahr nicht zutrauen ſollte. Sereniſſimus kam aus der bekannten Schlacht von Fulda, die ein Laufen, kein Schlachten zu nennen war, und in der er ſeinem auf preußiſcher Seite fechtenden Bruder nicht bloß das Feld, ſondern auch eine reich beſetzte Tafel nebſt einem Theile ſeiner Armee, während er mit dem Reſt entrann, hinterlaſſen hatte. In der Laune, die er mit dieſen Lorbeeren heimbrachte, wollte ihn der gefürchtetſte Böſewicht ſeines Landes um den außerordentlichſten Sonnenſchein oberherrlicher Gnade anſprechen! Der Zufall erſparte ihm eine Enttäuſchung, führte aber dafür einen Sendling der jüdiſchen Lieutenants in ſeinen Weg, der ihn zu einer neuen Unternehmung anwarb und eine halbe Zuſage von ihm erhielt.

Zuerſt aber drängte es ihn wieder nach dem Hofe bei Stein. Die Gegend ſchien ſicherer geworden zu ſein, und er blieb wieder einige Zeit dort ſtille liegen, bis die Noth ihn aufſcheuchte, um das Anerbieten der Juden bei herannahender Friſt anzunehmen. Von Chriſtinen, nach welcher er ſich in Geſtalt eines Hanfhändlers erkundigte, war nichts Tröſtliches zu vernehmen; vielmehr ſchien das Gericht Verdacht gefaßt zu haben, daß ſie ſein Weib ſei, und in dieſem Falle mußte er eine ewige Trennung von ihr gewärtigen. Seine geiſtige Kraft war noch früher als die körperliche gebrochen, obgleich auch dieſe durch Entbehrungen jeder Art auf eine harte Probe geſetzt war. Daß er ſich der nahen wirtembergiſchen Grenze zuwandte, einer Gegend ſeines Vaterlandes, die ihm unbekannt war und wo er ſicher zu ſein hoffte, beweiſt, daß der trotzige Muth, mit dem er allen Gefahren ſeines Bekanntſeins in der Markgrafſchaft die Stirne geboten hatte, von ihm gewichen war.

Im großen Hagenſchießwalde, der ſich von Pforzheim in das Wirtembergiſche erſtreckt, traf er unverſehens auf einem abgelegenen Holzwege, wo ein einzelner Soldat nicht leicht zu marſchiren pflegt, einen herzoglichen Grenadier, der noch überdies, um das Sonderbare der Erſcheinung zu vermehren, zu Pferde ſaß und ſeine weiße Grenadiermütze tief über das Geſicht gezogen hatte. Beide erkannten ſich ſogleich. Der Grenadier war ſein Landsmann durch Abſtammung und ſein Verwandter durch Wahl, der ſogenannte Schneidermichel, der eine Baſe Chriſtinens ſich beigelegt hatte, von ihr aber wegen ſeines zu friedliebenden Gemüthes verlaſſen worden war. Daſſelbe hatte ihn unter dem zweiten Grenadierbataillon, in das man ihn aus dem Zuchthauſe „geſtoßen" hatte — der Ausdruck iſt amtlich —, in die ſogenannte Fuldaer Schlacht begleitet, in welcher er keinen Vorwurf auf ſich lud, da er das Schlachtfeld gleichzeitig mit der ganzen Armee, ſo weit ſie nicht gefangen war, und mit dem Kriegsherrn verließ. Nur hatte der Soldat der Reichsarmee, während ſeine Kameraden in den Wintergarniſonen unterkamen, bis zu dieſem Tage die Flucht nicht eingeſtellt. Er bekannte ſeinem Freunde, daß er herzoglich wirtembergiſcher Deſerteur ſei, zu ſeinem beſſern Fortkommen das Pferd, das er reite, dem Adlerwirth in Flehingen aus dem Stall genommen habe, und ſich nach Hechingen zu wenden Willens ſei. Dies redete ihm der Sonnenwirthle aus und ſagte, er ſei zu Hechingen nicht ſicher, er ſolle lieber mit ihm in das Deutſchherriſche gehen. Der Andere willigte ein; da er aber als wirtembergiſcher Deſerteur ſich auf wirtembergiſchem Boden ſo wenig ſicher fühlte, als ſein Freund auf badiſchem, ſo beredete er dieſen, das Pferd zu nehmen, mit welchem er ſich gleichfalls nicht mehr durch das Badiſche getraute, weil er es dort geſtohlen hatte, in einem kleinen Orte oder auf einem einzelnen Hofe bei Enzweihingen über Nacht zu bleiben und den andern Tag in Heilbronn mit ihm zuſammenzutreffen. Mit dieſer Verabredung trennten ſie ſich. Eine Aufmunterung, in Kriegsdienſte zu gehen, woran er manchmal in ſeinem Leben gedacht, konnten die Erzählungen dieſes der Fuchtel entlaufenen Soldaten für ihn nicht enthalten. Wenn dagegen der Grenadier den Räuber, wie ohne Zweifel geſchehen iſt, nach dem Befinden der Bekannten fragte, ſo konnte dieſer ihm eine lange Unglücksliſte eröffnen. In der kurzen Zeit dieſer drei Jahre hatte der Tod eine reiche Ernte gehalten. Von der Geſellſchaft, die er im Walde von Wäſchenbeuren getroffen und mit der er ſich noch am beſten vertragen hatte, lebten nur noch die weiblichen Mitglieder: der ſcheele Chriſtianus war gehängt, Schwamenjackel geköpft, Bettelmelcher von den Streifwächtern erſchoſſen; und von den Weibern war nur noch eine einzige frei, ſeine freche Schwägerin, denn Chriſtine ſaß in Stein und die alte Anna Maria in Steinbach gefangen. Er ſelbſt hatte die Alte in Geſtalt des wandernden Krämers, der oft von ſolchen Marktdiebinnen betrogen worden, in ihrem Gefängniß aufgeſucht und die Gelegenheit benützt, ihr verſtohlen einen Theil ſeiner Baarſchaft in die Hand gleiten zu laſſen.

Der Verfolg beweiſt, daß er das Pferd, das er offenbar aus Gutmüthigkeit angenommen, um dem Andern aus der Verlegenheit zu helfen, gar nicht angeſehen hatte, denn ſonſt würde er es wohl ſchwerlich beſtiegen haben. Seine ſonſt ſo ſchnellen Augen wachten nicht für ihn, und er muß an dieſem verhängnißvollen Tage ganz in ſchwere, tiefe Gedanken verſunken geweſen ſein.

In einem Dorfe auf der Höhe hielt er an und trank ein Glas Wein. Als er weiter ritt, neigte ſich die Hochebene und der Weg theilte ſich in drei Pfade, die von keinem Wegweiſer bezeichnet waren. Er wählte den mittleren geraden, der ihn ſteil in's Thal hinunterführte. Eine Stadt mit Mauern und Thoren, von einem Schloſſe überragt, lag vor ſeinen Augen als das Ziel des Weges, den er ritt. Er kann ſie unmöglich geſehen haben, denn der erſte Blick hätte ihm gezeigt, daß es vernünftiger ſei, ſie zu umgehen. Eine Brücke trug ihn über die Enz — er befand ſich vor dem Thore. Nun ſtutzte er freilich einen Augenblick, aber der Thorwächter, dem die Langeweile an dieſem ſelten betretenen Thore den Blick geſchärft haben mochte, hatte vom kleinen Fenſter aus ſein Stutzen bemerkt. Wäre er zu Fuße geweſen, ſo würde er jetzt noch unwillkürlich den Fuß angehalten und den Schritt gewendet haben. Des Reitens ſeit langer Zeit ungewohnt, ließ er das Pferd gehen, und ſo wurde dieſes zum Werkzeug ſeines Schickſals, deſſen Hand lähmend auf ſeinem Geiſte lag. Seine Uhr war abgelaufen, das Pferd trug ihn blindlings durch das Thor, hinter welchem ſich ein Gewirre von engen Gäßchen aufthat, das Gitter fiel hinter ihm und der Mann mit dem ſpürenden Blicke trat aus dem Thorhäuschen heraus.

Die Geſchichte der Verhaftung ſelbſt hat der Oberamtmann bereits erzählt; aber ſein Sohn berichtet noch einige weitere Züge, die in Verbindung mit dem, was aus ſonſtigen Stellen der Acten hervorgeht, aufbewahrt zu werden verdienen. Derſelbe erzählt, ſein Vater habe die Päſſe des Fremden, an welchen der Thorwächter gezweifelt, ganz richtig befunden, und Schwan ſei nun ſchon ſo gut wie frei geweſen, aber ein kleiner Umſtand habe ihm Freiheit und Leben gekoſtet: er ſei nämlich auf einem ſehr elenden Pferde geſeſſen, das mit ſeinem eigenen trotzigen und kühnen Anſtande — und, wie aus den andern Quellen hervorgeht, mit ſeiner durchaus ehrbaren Kleidung — einen höchſt lächerlichen Widerſpruch gebildet habe, und dieſer Umſtand ſo wie das auffallende Geſicht des Mannes habe gemacht, daß der Oberamtmann mit Aufmerkſamkeit bald auf dem Pferde, bald auf ihm verweilt ſei. Dieſe Aufmerkſamkeit ſei dem Reiter nicht entgangen, der nun habe annehmen müſſen, das geſtohlene Pferd ſei bereits ſteckbrieflich geſchildert, und deßhalb, da der Oberamtmann eine Veränderung in ſeinem Geſichte zu erblicken glaubte und ihm abzuſteigen befahl, die Flucht zu ergreifen geſucht habe.

Gleichwohl würden nach ſeiner Vergewaltigung durch einige muthige Vaihinger Bürger, die, wie der Vorgang von Jöhlingen beweist, ihr Leben dabei wagten, die Inzichten, die in ſeinem Benehmen und den bei ihm gefundenen allerdings verdächtigen Gegenſtänden lagen, noch nicht zu einem zuverſichtlichen Verfahren gegen ihn ausgereicht haben. Er hatte ſich ſchon mehr in ſolchen Verlegenheiten befunden und wußte, wie viel man der Obrigkeit, ſelbſt auf halbem Augenſchein von ihr ertappt, durch hartnäckiges Leugnen abtrotzen konnte. Aber die erſte Gefängnißnacht in Vaihingen vollendete die Umwandlung, die ſchon lange in ſeinem Innern begonnen hatte und durch die Stürme des Lebens, die Foltern des Gewiſſens ſo vorbereitet war, daß ſie nur noch eines äußeren Anſtoßes bedurfte.

Wer ſeinen Mutterwitz und ſeine offenherzige Leutſeligkeit für die einzigen von ſeiner Mutter ererbten Eigenſchaften hielt, hatte ſich garſtig in ihm verrechnet, und theuer mußten die Genoſſen ſeiner Uebelthaten dieſen Rechnungsfehler büßen. Das hauptſächlichſte Erbe, das er von ſeiner Mutter überkommen, das heißt, vermittelſt ihres Einfluſſes ſich in ſein Herz eingeprägt hatte, war die Religion, wie ſie in den Liedern ſeiner Landeskirche, in den Sprüchen der Luther'ſchen Bibel und in den Fragen und Antworten des proteſtantiſchen Katechismus niedergelegt war. Die Art, wie er dieſe Religion in der Welt ausüben ſah, hatte ihn oft über ſie ſpotten machen, und der Beifall, den ſeine Witze fanden, hatte ihn in ſeinen Spöttereien beſtärkt. Aber was ſein Geſchichtſchreiber aus ſeinem Mund erzählt, beweist, daß ſie dennoch die Heimath ſeines innerſten Gemüths geblieben war, und der nämliche Erzähler, dem es gar nicht einmal einfiel, an der Wahrheit ſeiner Mittheilung zu zweifeln, ſagt bei einer andern Gelegenheit von ihm, Aufrichtigkeit ſei, ſelbſt in ſeinen ruchleſeſten Jahren, ein Hauptzug in ihm geweſen. Oft, erzählt derſelbe bei der Darſtellung ſeines innern Zuſtandes während ſeines Aufenthaltes unter den Jaunern, oft ſei er Nachts im Traume aufgewacht, nachdem er vergebens durch Berauſchung ſein Gewiſſen einzuſchläfern geſucht, habe geſchrieen, geweint, gebetet, bis ſein Weib an ſeiner Seite ihn durch Spöttereien über ſeine Feigheit wieder zum Schweigen gebracht habe. Oft ſei er auf die Kniee gefallen und habe den Himmel um Gnade zu ſeiner Beſſerung angefleht. Oft ſogar ſei er unter dem Galgen niedergeknieet und habe Gott gebeten, ihn aus dieſem Leben heraus zu führen. Dann habe er wieder ſein Weib genöthigt, auf die Kniee zu fallen und mit ihm zu beten, in der Hoffnung, daß ihre, wie er gedacht, noch weniger befleckte Seele eher Erhörung finden würde. Oft ſei er mit Schrecken aus dem Schlummer aufgefahren, habe geſeufzt und gebetet, und wenn ſein Weib gefragt, was ihm fehle, ihr allemal geantwortet, er denke an den Waiſenpfarrer zu Ludwigsburg. „O Weib“, habe er weinend und ſeufzend geſagt, „wenn du wüßteſt, was das für ein Mann war, was er mich gelehrt, wie er mich ermahnt hat — o Gott, wenn er Recht hat, ſo ſind wir Beide verloren, und ach, gewiß, er hat Recht!“ Als er einſt zu Offenburg gefangen gelegen, habe er mit einem von der Wand abgebrochenen Stückchen Speiß ein Crucifix gemalt, daſſelbe, um ſich ſtets an den Gekreuzigten zu erinnern, beſtändig angeſchaut, geküßt und mit Thränen benetzt. „Damals“ — dies ſind, ſagt ſein Geſchichtſchreiber, ſeine eigenen Worte — „verſprach ich vor dem Bilde meines Heilandes Beſſerung, und nahm mir feſt vor, eher mein Brod zu betteln, als ihn weiter zu beleidigen. Ich netzte dieſes Bild mit Thränen, ich küßte ihm die Hände und bat um meine Befreiung. Sie erfolgte, ich war ſo glücklich, daß ich entrann, oder vielmehr ſo unglücklich, daß ich Gelegenheit bekam, meine vorigen Sünden mit neuen zu vermehren. Einige Tage that ich gut. Aber ich konnte keine böſen Tage leiden. Nur allzubald war der vorige gute Vorſatz verſchwunden, und ich war zu meinem Schaden klug genug, Entſchuldigung für meine Sünden zu finden, und mich manchmal gar zu bereden, daß Alles Thorheit ſei, was man vielleicht bloß um der Einkünfte willen in den Kirchen predige. Das ging nun freilich nicht ohne innerliches Widerſprechen meines Gewiſſens ab, und überhaupt hatte ich beſtändig quälende Gewiſſensbiſſe.“ Nichts aber, ſetzt ſein Geſchichtſchreiber hinzu, habe ſeine Beſſerung ſo ſehr gehindert, als ſein Weib, die ſeine Begierde nach derſelben als Zuckungen eines Feigen belacht, und wenn Spotten nichts mehr half, ſeine Frömmigkeit bloß als einen Vorwand, ſie zu verlaſſen und zu ſeiner lutheriſchen Chriſtine zurückzukehren, angeſehen habe.

Die ſchwarze Chriſtine bekannte ſich zu der katholiſchen Kirche. Sie hatte mit ihrem Geliebten gleich nach ihrer Verbindung eine Wallfahrt zu der ſchwarzen Maria von Einſiedeln gemacht, um ſich trauen zu laſſen, daſelbſt auch Bereitwilligkeit gefunden, die jedoch nicht zur That werden konnte, da keines von beiden Brautleuten daran gedacht hatte, ſeinen Taufſchein mitzubringen. Ihr erſtes Kind war in einem badiſchen Orte, deſſen jaunerfreundlicher Schultheiß dabei zu Gevatter ſtand, von einem Jeſuiten getauft worden. Ueber den Tod dieſes Kindes, das ſie frühe wieder verlor, betrübte ſie ſich ſo übermäßig, daß ſie in Verzweiflung verfiel und dem Wahnſinn nahe kam; ſie wollte ſich durchaus nicht von dem Kinde trennen und trug die verweſende Leiche in einem Käſtchen mit der größten Beſchwerde acht Tage lang herum. Ueber ihr Verhältniß zu ihrer Religion ſagt der akademiſche Geſchichtſchreiber dieſes Räubers und dieſer Räuberin: „Niemand betete pflichtlicher das Vater Neſter. Niemand beſuchte die Wallfahrten ſo fleißig oder wohnte den Prozeſſionen ſo häufig bei. Schwan hat verſichert, daß ſie oft auf eine einzige ſolche heilige Feierlichkeit mehr als dreißig Gulden aufgewandt, daß ſie aber auch öfters das Geld dazu vorher geſtohlen habe.“ Uebereinſtimmend hiemit ſagt ein Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, der über die Jauner ſchrieb und ſich durch ſeine Sprache als Proteſtanten zu erkennen gibt, die Religion, zu der ſich dieſe Menſchenklaſſe bekenne, ſei in der Regel die katholiſche, man dürfe immer hundert Katholiken auf einen oder zween Lutheraner, Reformirte oder Juden rechnen; dieſe Minderheiten bilden die Ausnahme und ſeien allemal Ueberläufer aus dem Bürgerſtande; die Religionswiſſenſchaft der Mehrheit beſtehe in einigen auswendig gelernten Formeln, in Legenden, in ungeſtalten Ideen von Wallfahrten, Meſſeleſen, Roſenkranzbeten u. dgl., und mehr, fügt er mit proteſtantiſcher Härte hinzu, brauchen ſie als Jauner auch nicht zu wiſſen, denn die Religion würde ihnen, wenn ſie ſie dem Weſen nach kenneten, nur beſchwerlich ſein.

Die katholiſche Kirche, die ſich die allgemeine nennt und es zu werden ſtrebt, macht dem Menſchen den Eintritt in ihre allezeit offenen Tempel leichter und legt ihm kein ſo ſchweres Opfer auf wie ihre Schweſterkirche. Da ſie Alles unter ihre Flügel verſammeln will, ſo muß ſie wie eine gütige, nachſichtige Mutter verfahren, die dem Kinde je nach dem Maße ſeiner Gaben nicht das Schwerſte zumuthet, ſondern ſich mit der Andeutung des guten Willens begnügt. Daher erklärt es ſich, daß ihre opferfreudigen Sendboten unter den kindlichen Völkern einer jüngeren Welt, wie bei den aus Indien nach Europa eingewanderten Zigeunern, welche großentheils den Grundſtock der Heimathloſen des vorigen Jahrhunderts abgegeben haben, im Pflanzen und Ernten glücklicher geweſen ſind, als ihre Nebenbuhler von der anderen Kirche. Dieſe ſtrengere Mutter weist die bloß äußerliche Andeutung zurück, ſie duldet es nicht, daß der Menſch an ſeiner Statt Gott einen guten Mann ſein laſſe, ſondern legt ihm ſelbſt, unter Verheißung des göttlichen Beiſtandes zwar, die Rieſenarbeit auf, ſich die Geheimniſſe des Glaubens anzueignen und das eigne Ich zu überwinden. Da ſie ſelbſt die Größe dieſer Forderung ſich nicht verbergen kann, ſo ſagt ſie, es ſei nur Auserwählten möglich, dieſelbe zu erfüllen, während ſie zugleich, da ſie ſo wenig wie die andere Kirche ihren Kreis zu beſchränken gemeint iſt, hiedurch in den Widerſpruch geräth, auch Nichtauserwählten ihr Joch auferlegen zu wollen. Hiezu kommt noch, daß ihr ſeit mehr als hundert Jahren gerade unter ihren begabteſten Söhnen Gegner aufgeſtanden ſind, die, ſtatt ſich als Auserwählte zu zeigen, den Grund des Glaubens mit der Schneide der Prüfung und Verneinung aufgewühlt und ihre unbegabteren Brüder beunruhigt haben, ſo daß die Kirche ſelbſt, im Kampf mit ihnen, ſo wie andererſeits mit ihrer älteren Schweſter, genöthigt worden iſt, um den Glauben zu ſtreiten, das heißt, die Breite, Höhe und Tiefe der Gottheit auszumeſſen, was zwar den Weltkindern freiſtehen mag, der Kirche aber durch ihre heiligen Urkunden nicht empfohlen iſt. So weiſen denn beide Kirchen an ihren Bekennern Schattenſeiten auf, welche die Gefahren der einen wie der andern anzeigen: dort Leichtſinn, hier Verwirrung. Beide aber, die nachſichtige wie die ſtrenge Mutter, geben dem Menſchen für das Leben die gleiche Vorſchrift: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt; und wenn dieſe Lehre befolgt würde, wenn mit dieſem Beiſpiel die Lehrenden ſelbſt und unter ihnen die heißeſten Eiferer für ihre Kirche und ihren Glauben zuerſt vorangingen, ſo wäre unter den Flügeln der einen wie der andern dem Menſchen eine gute Wohnſtätte bereitet. Daß auf der einen wie auf der andern Seite von dieſer Liebe nicht gar viel zu ſpüren iſt, das iſt wohl zunächſt die Schuld des einzelnen Menſchen, noch weit mehr aber die Schuld und Noth des ganzen Kreiſes, aus dem er ſtammt und in dem er lebt. Die Liebe, ob ſie ſchmeicheln oder züchtigen mag, iſt ein Weib und kann nicht dem Haushalte vorſtehen, der neben der Mutter des Mannes, des Vaters bedarf; und wenn das Volk, das in ſo vielen ſtolzen Söhnen ſich rühmt, das zweite auserwählte der Weltgeſchichte zu ſein, wenn dieſes Volk am Ziele ſeiner harten Arbeit und Mühſal die Geſetzestafeln findet, welche den zerrütteten Haushalt der Völkerwelt von neuem ordnen, jedem einzelnen Kinde des Hauſes ſein Lebensrecht und ſeine Lebenspflicht in ungezwungen menſchlichem Maße zuwägen, dann iſt der Vater zu der Mutter gefunden, dann werden Recht und Liebe neben einander, eins das andere beſchränkend, beſchirmend, verklärend, in dem neu erbauten Hauſe walten.

Die ſchwarze Chriſtine that ſich auf ihre pflichtmäßigen Religionsübungen nicht weniger zu gut als die ehrbare Proteſtantin, welche ſonntäglich zur Kirche geht, um die Predigt zu hören, vielleicht auch in der andächtigen Gemeinde geſehen zu werden, und das mit einem gewiſſen Recht: denn unter den Leuten, welche nicht durch die Schulen der Philoſophen, ſondern bloß durch ihre Confeſſionsſchule, unmittelbar oder mittelbar, gegangen ſind, gilt es für eine Brandmarkung, keine Religion zu haben, weil dieſe ihnen das unverſtandene, aber eben darum deſto mehr mit der Ahnung feſtgehaltene Wahrzeichen iſt, daß man einem Menſchen im Verkehr mit Seinesgleichen trauen könne. So oft ſie auch ſich ſelbſt und Andere ſchon mit dieſem Wahrzeichen getäuſcht haben, ſie halten immer wieder daran feſt, nicht mit dem Verſtande, der die geheimnißvolle Kammer der Glaubensſchätze als Prunkgemach für hohe Feſte das ganze Jahr verſchloſſen läßt und vorſichtig ſeinen Geſchäften nachgeht, ſondern mit dem Herzen, welches dunkel fühlt, daß die Religion mit der dem Leben zugekehrten Vorſchrift der Liebe die Menſchen an einander bindet oder binden ſollte. Daß ſie nach vollbrachter Religionsübung ſich mit ihrer Religion abfinden und dieſelbe in den menſchlichen Verkehr nicht mitbringen, können ſie einander von beiden Seiten mit gleichem Recht vorwerfen; nur wird, die gleiche Innigkeit des Bekenntniſſes bei den Einzelnen vorausgeſetzt, die Abfindung bei dem ſtrengeren Bekenntniſſe ſchwerer ſein. Und doch finden ſich hüben wie drüben bis zu einer gewiſſen Grenze Alle ab: denn wer befolgt die Vorſchrift des Evangeliums, Alles zu verkaufen, was er hat, und es den Armen zu geben, oder nie für den kommenden Tag zu ſorgen? Wer Rechtsverbindlichkeiten eingegangen hat, wer Weib und Kind ernähren muß, wird, wenn er auch noch ſo kirchlich religiös geſinnt iſt, ſich mehr oder minder deutlich geſtehen, daß er ſolche Vorſchriften als unerfüllbar betrachte. Dann bleibt zwar allerdings noch immer ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen ihm und einer Jaunerin, die das Geld zu einer Wallfahrt ſtiehlt, oder, wie eine Andere ihres Ordens, ein berühmtes Marienbild von geſtohlenem Zeuge kleiden, oder gar, wie gleichfalls vorgekommen iſt, für das Gelingen eines Einbruchs eine Meſſe leſen läßt; aber die Nichtanwendung wie die nichtswürdige Anwendung von Religionsvorſchriften auf das Leben iſt immer eine Abfindung, mit welcher man bekennt, daß die Religion das Leben nicht ganz zu leiten vermöge. Woher ſoll ihm aber eine ganze Leitung kommen, ſo lang es an einem Rechte fehlt, das Jedem ſeinen Platz am Tiſche des Lebens ſichert? Die Religion hat noch ſelten einen chriſtlichen Staat oder Fürſten abgehalten, um eines wirklichen oder vermeintlichen Rechtes willen einem anderen Menſchen- oder Chriſtenreiche den Krieg zu erklären und ſelbſt mit Grauſamkeit zu führen, ja nach erfochtenem Sieg über blutigen Leichen und rauchenden Wohnſtätten dem Herrn der Heerſchaaren, den dieſelbe Religion auch den Vater der Liebe nennt, einen ſchrecklichen Lobgeſang anzuſtimmen. Auf ein Recht aber glaubte auch die Tochter eines heimathloſen Stammes ſich berufen zu können, die über den Gräbern ihrer geſchlachteten Verwandten im Kriege mit der Geſellſchaft aufgewachſen war, und dieſen Krieg mit dem gleichen Haſſe führte, mit welchem ein Naturvolk ſeine Wälder und Gebirge unter Raub und Mord gegen die Waffen und Geſetze des eingeborenen oder eingedrungenen Beherrſchers zu behaupten ſucht. Gerade hierin aber lag zwiſchen ihr und dem nicht von Kindesbeinen an, ſondern erſt in ſpäteren Jahren ausgeſtoßenen Sohne des herrſchenden Volkes ein Gegenſatz, der immer eine Kluft zwiſchen ihnen offen erhalten mußte. Zehnmal mochte er ihr in den Stunden der Leidenſchaft beiſtimmen, daß die Geſellſchaft, die er verlaſſen, aus lauter Spitzbuben, Heuchlern oder Tröpfen beſtehe: immer wieder ſagte ihm ſeine unbeſtechliche Erinnerung, daß er auch ehrliche, geradſinnige und verſtändige Leute darin gefunden habe, und daß das nächſte Opfer ihrer Raubzüge zu dieſen gehören könne. Und dieſe lichten Erinnerungen und Eindrücke verbanden ſich bei ihm mit einer Religion, die ihn in dem friedlich-frommen Kreiſe ſeiner Mutter mit dem unvertilgbaren Bewußtſein erfüllt hatte, daß, wenn auch in der Bibel und von ihren beſten Helden geſtohlen, geraubt und gemordet werde, daß, wenn auch eine chriſtliche Obrigkeit ſich für die Führung ihres Racheſchwertes auf die Bibel berufe, doch der wahrhaft gute Menſch einen Abſcheu davor haben müſſe, das Eigenthum ſeines Nächſten anzutaſten oder, unter welchem Vorwande es auch ſei, ſein Blut zu vergießen.

Aber die innere Erkenntniß des Menſchen hat ohne eine Unterſtützung von außen nicht ſo leicht die Gewalt, ſein äußeres Leben augenblicklich umzugeſtalten, ſchon deßhalb nicht, weil ſeinen ſchönſten und edelſten Empfindungen immer wieder die menſchliche Schwachheit ſich anhängt, und weil er die beſten Vorſätze ſehr oft in Stunden äußerer Noth und Bedrängniß faßt, ſo daß, wenn dieſe vorüber ſind, das frohe Gefühl des Glückswechſels ihm auch den guten Vorſatz nur als ein Erzeugniß der ſchwachen Stunde erſcheinen läßt. Hiefür liefert gerade die Geſchichte der Offenburger Verhaftung, wie ſie Schwan ohne den religiöſen Zwiſchenvorgang zu den Acten gegeben hat, einen ſo deutlichen Beleg, daß dieſelbe, die auch ſonſt merkwürdige Züge darbietet, hier nicht übergangen werden darf. Nach verſchiedenen Abenteuern mit eigennützigen Polizeimännern und nachläſſigen Obrigkeiten, welche ſich den Schutz der ihnen anvertrauten bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſchlecht angelegen ſein ließen, daß diejenigen, die dem Markgrafen von Baden ihre etwaigen Gefangenen um Geld verkauften, noch weitaus zu den beſſeren gehörten, hatte das Paar den Unſtern, auf dem Jahrmarkte zu Offenburg in ſeinen Geſchäften durch die Wachſamkeit dortiger Bürger geſtört zu werden, wie denn überhaupt in allen ähnlichen Geſchichten jener Zeit die Jaunerherrlichkeit immer erſt da ein Ende hat, wo muthige und aufopfernde Bürger, oft ſchmählich im Stich gelaſſen, der Obrigkeit zu Hilfe kommen. Dem Räuber gelang es in eine Kapelle zu entſpringen, ſeine beiden Terzrohre, wie der Sprachgebrauch der Zeit ſie nannte, unter dem Hochaltar zu verbergen, und ſeine Baarſchaft von drei Carolins dem Chorrector, der mit mehreren Geiſtlichen ſogleich herbeieilte, in die Hand zu drücken. Der Chorrector verſprach ihn nicht eher auszuliefern, als bis er vom Magiſtrat einen Salvusconduct in ſo bündiger Form ausgewirkt habe, daß man ihm weder an das Leben gehen noch ein Glied verletzen, ſondern, wenn er je eine Todesſtrafe verwirkt, ihn wieder hierher in die Kirche ſtellen müſſe; für Schläge könne er ihm freilich nicht ſtehen. Der Stadtmeiſter der katholiſchen Reichsſtadt lag nebſt einigen anderen Perſonen ſo eben in der gleichen Kirche ſeiner Andacht ob und ſah die Unterhandlung zwiſchen dem Geiſtlichen und dem verdächtigen Flüchtling mit an. Als nun die Kirche denſelben mit dem weiteren Verſprechen, daß er das anvertraute Geld nach ſeiner Freigebung bei dem Pfarrer eines benachbarten Ortes wieder abholen könne, der weltlichen Obrigkeit übergeben hatte, ſo wollte dieſe mit aller Gewalt wiſſen, was er dem Geiſtlichen zugeſtellt habe. Drei Tage hinter einander erhielt er jedesmal vierzig Streiche, bekannte aber nichts, ungeachtet er nach ſeiner Erzählung unleidliche Schmerzen auszuſtehen hatte, und in der Nacht des vierten Tages gelang es ihm, die Riegelwand von Backſtein durchzubrechen und ſich am Leintuche herabzulaſſen, worauf er bei dem bezeichneten Pfarrer ſeine drei Carolins wieder abholte. Die Kirche hatte im Kampfe mit dem Staat ihr Recht um jeden Preis behauptet und eher einem Räuber, deſſen Eigenſchaft ſie kaum bezweifeln konnte, durchgeholfen, als ſich ihr Aſylrecht verletzen laſſen. Nach dieſem Hergang darf man ſich jedoch nicht wundern, wenn Chriſtine über die Geſchichte der dreitägigen Buße vor einem mit Speiß gemalten Crucifix, welche ihm jeden Tag durch die Ausſicht, morgen wieder vierzig Schläge zu erhalten, geſchärſt worden war, den vierten Tag aber mit einem Ausbruch geendigt hatte, in ein höhniſches Gelächter ausbrach und die lutheriſchen Anwandlungen um ſo unpaſſender fand, als ihre eigene Kirche ihn ſo eben zu nicht geringem Danke verpflichtet hatte.

Dennoch ließen dieſe Anwandlungen nicht von ihm ab, und jetzt wird es begreiflich, wie ſie in Vaihingen ſo plötzlich zum Durchbruch kommen konnten. Zugleich aber lernt man auch deutlicher zwiſchen den Zeilen des Vaihinger Protokolls leſen, wenn man ſich den Auftritt von dem Sohne des Oberamtmanns erzählen läßt.

„Den zweiten Tag“, ſagt er, „erſchien Schwan wieder. Der Beamte ſchlug nun den entgegengeſetzten Weg ein. Er wiederholte ihm zwar noch einmal, daß er ihn für einen ausgemachten Böſewicht halte; aber nun forderte er ihn nicht mehr durch Drohungen, ſondern durch Darſtellung der ſchrecklichen Folgen des Laſters, durch Schilderung des Glücks eines ruhigen Gewiſſens, durch Bezeugung ſeiner herzlichen Theilnehmung an ſeinem Schickſal, und durch Verſpruch, ihm daſſelbe durch alles, was nur in ſeiner Gewalt ſtehe, zu mildern, auf; kurz, er verſuchte nun durch Religion und theilnehmende Güte ſein Herz zu rühren. Der Verſuch gelang. Der trotzige Blick milderte ſich ſichtbarlich, Traurigkeit trat an die Stelle der Wuth, eine Thräne floß in dem wilden Auge. Ich habe meinen Mann gefunden, rief er gerührt, ich bitte Sie, laſſen Sie dieſe Leute hinausgehen, und ich will Ihnen Alles geſtehen. Der Oberamtmann, um dieſe Rührung nicht zu ſtören, ließ alle nicht ganz nothwendigen Perſonen hinausgehen, und in dieſem Augenblick ſtammelte Schwan mit bebendem Munde: Hören Sie in Einem Wort alle meine Verbrechen: ich bin der Sonnenwirthle.“

Hisce praemissis iſt das Bekenntniß des Räubers nicht mehr ſo ſehr überraſchend, wie es in dem Protokoll des Oberamtmanns überraſcht und wie dieſer ſelbſt, der freilich im Protokoll dies wenig merken läßt, nebſt Stadt und Land davon überraſcht geweſen iſt. Hätte er ſein Inquiſitionsſchema, wie er es in das Protokoll ſchrieb, angewendet, ſo würde er wohl lange auf dieſe überfließende Offenheit haben warten dürfen; denn dieſes Schema, das auch den redlichſten Beamten ohne ſeine Schuld zu einer gewiſſen Unwahrheit zwingt, iſt dem Volke ſo fremd wie die römiſche Advocatur es ſeinen zungenausreißenden Vorfahren war. Dem Manne, der den Menſchen und den Oberamtmann mit ſo gutem Erfolge für ſein Protokoll zu vereinigen wußte, ſoll hieraus kein Vorwurf gemacht werden: er hat ſeiner Zeit einen wichtigen Dienſt geleiſtet, und ſein Gefangener ſelbſt hat ihm die Abkürzung einer Laufbahn voll Schmach und innerer Verachtung, deren

Maß immer voller geworden wäre, in der ganzen Aufrichtigkeit ſeines Herzens gedankt.

Mit dieſem Bekenntniß nun, das gleich in den erſten Worten den Stab über ſein verwüſtetes Leben brach, hatte er ſich nicht bloß in die Hand der Obrigkeit, ſondern auch in die Hand ſeiner Kirche ergeben, welche ihre Diener ſandte, um dieſes Leben zu einem bußfertigen und ſeligen Ende zuzubereiten. Ohne Zweifel haben dieſelben nach der Sitte der Zeit ausführliche Beſchreibungen dieſes geiſtlichen Prozeſſes veröffentlicht; aber unter den vielen Schwarten von hochfürſtlichen Geburts-, Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten in dem öffentlichen Bücherſchatze, den der Herzog ſpäter anlegte, als er für ein gleichfalls verfehltes Leben Erſatz in der Erziehung der Jugend ſuchte, haben jene Schriften keinen Platz gefunden, und das Lebensbild, aus welchem nicht ein Zug hätte verloren gehen ſollen, muß auch auf dieſer Seite halbvollendet bleiben. Doch hat einer der beiden Geiſtlichen dem Sohne des Oberamtmanns einzelne Züge aus jenem Bekehrungsgange mitgetheilt, welche uns in der Erzählung deſſelben aufbehalten ſind. Bei ſeinem erſten Beſuche begann dieſer Geiſtliche von dem Zorne Gottes zu reden, der diejenigen verfolge, welche die Mittel der Gnade zu lange verſchmäht, von einer traurigen Ewigkeit und von den Schwierigkeiten einer aufrichtigen Beſſerung nach einem ſo ruchloſen Leben. Hiemit hatte er zwar untadelhaft nach ſeinem Schema gearbeitet, wie der Oberamtmann nach dem ſeinigen ein regelrechtes Protokoll zu ſchreiben wußte; aber ſeine Bemühung fand den entgegengeſetzten Erfolg. Der Räuber rief ihm aufgebracht entgegen, ob er nur gekommen ſei, ihn zu quälen? Der Geiſtliche bequemte ſich, in die Schule des Oberamtmanns, der dieſen harten Stoff beſſer zu kneten verſtand, zu gehen, und ſtellte ſich nun dem ſtolzen Verbrecher als ein Bote des Friedens dar, der dem reuigen Sünder im Namen Gottes — welcher ihm geboten habe, ihn in ſeinem Namen ſogar darum zu bitten — Gnade antrug; dann ging er zum Gebet über, flehte Gott um Vergebung ihrer Beider Sünden an und dankte ihm für die Langmuth, die er dieſem ſeinem verirrten Schafe bewieſen habe. Jetzt war die rechte Saite angeſchlagen: der Verbrecher war bewegt von dem Gedanken an die Langmuth Gottes, ſah den Geiſtlichen während ſeines Vortrags mit unverwandten Augen an und zerfloß in

Thränen; auch geſtand er, daß ihn dieſe Langmuth Gottes während ſeines ruchloſen Lebens oft zu Thränen gerührt habe. Von dieſer Zeit an ſchlug der Geiſtliche bloß dieſen Weg ein und führte ſeine Aufgabe ſiegreich durch. Der ſtolze Wildling wollte auch von ſeinem Gott und deſſen Dienern um die ſchwere Arbeit, die er auf ſich nehmen ſollte, manierlich angeſprochen ſein. Es läßt ſich jedoch denken, und wird auch ausdrücklich erzählt, daß dieſelbe nicht ohne Unterbrechung von Statten ging, wobei beſonders ſein Stolz immer wieder den ſchwer zu brechenden Kopf erhob. Einſt beſuchten ihn, nach der Art der Zeit, welche äußerſt neugierig auf Verbrecher war, zwei Fremde in ſeinem Gefängniß. Der eine betrachtete die berüchtigte Geſtalt und fragte, ob er der Unglückliche ſei, der ſo Viele unglücklich gemacht habe? Meine Herren, antwortete er, den mächtigen Kopf in den breiten Nacken werfend, wer iſt unglücklicher, Sie oder ich? Sie, die vielleicht mitten in Ihren Sünden durch einen einzigen Schlag dahingeriſſen werden, oder ich, der ich durch das Blut Jeſu mit Gott verſöhnet bin? Indeſſen that er gleich wieder Buße und ſagte zu ſeinem Beichtvater: Mein Gott, was bin ich für ein elender Menſch, daß ich nicht einmal dieſe einzige Rede habe erdulden können! Aber auch die luſtigen Farben des Lebens ſtörten ihm das ernſte Gewebe, an dem er wirkte. Die unanſtändigen Witze und die Religionsſpöttereien, die ſo oft den Beifall ſeiner Geſellen erregt hatten, kehrten manchmal wieder zu ihm zurück und verdarben ihm durch irgend eine unwillkürliche Gedankenverbindung das Gebet oder das Bibelwort, durch welches er den glimmenden Docht ſeiner Leuchte anzufachen, das zerſtoßene Rohr ſeines Lebens aufzurichten ſuchte. „Eben ſo wenig“, ſagt ſein Geſchichtſchreiber, „verließ ihn ſeine rohe Luſtigkeit. Ein Glas Wein und ein gutes Eſſen machte ihn auch in den letzten Tagen ſeines Lebens ſo luſtig, daß er die ganze Geſellſchaft, die bei ihm war, mit Scherzen unterhielt, und Henker, Tod, Bekehrung, Alles vergaß.“ Deſto größer aber war nachher immer wieder ſeine Zerknirſchung, „ſo daß er einſt, als er bei ziemlichem Durſte mehr Verlangen nach einem Glaſe Wein, als nach geiſtlichen Geſängen empfunden, aus Reue hierüber und aus Zorn über ſich ſelbſt das Geſangbuch auf den Boden warf, was ihm dann einen neuen eben ſo großen Kummer verurſachte“. Da im Menſchenleben zwiſchen dem Kleinſten und Größten

Gleichungspunkte ſind, ſo drängt ſich bei dieſem Zuge von ſelbſt die Erinnerung an die Kämpfe des großen Reformators auf, in deſſen Geiſtesbande dieſer ſchwierige Zögling ſich gegeben hatte, und deſſen rieſige Geſtalt die Nachwelt oft mit lächelndem Munde bewundert. Gleichwie ſeine Kirchenänderung die leichtfertige Welt ſeiner Tage mit Umſturz und Zerſtörung bedrohte, ſo geht auch der Lehrbegriff, den er von einem verwandten Geiſte erbte, dem natürlichen Menſchen revolutionär und terroriſtiſch zu Leib. Dieſe Lehre eines alten Kirchenvaters, der nach einem weltlich durchſtürmten Leben durchgreifende Buße und Selbſtentäußerung predigte, muß den Menſchen erſt an allen Gliedern brechen, um ihn neu aufbauen zu können. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt, daß ſie bei der Jugend und bei allen jenen weichen, freundlichen Gemüthern, die in Uebereinſtimmung mit ſich durch das Leben gehen, ſeine Widerſprüche nicht empfinden oder bei Seite zu ſchieben wiſſen, nur oberflächlich wirken kann. Wer aber durch Schuld und Noth hindurchgegangen iſt, wer ſich in den Netzen des Lebens verſtrickt und ſich ſelbſt darin verloren hat, bei wem jener Entäußerung die grenzenloſe Selbſtverachtung vorgearbeitet hat, die ſich nicht mehr mit dem Splitter im Auge des Nebenmenſchen zu entſchuldigen vermag, und wer auf allen ſeinen Irrwegen zugleich, wenn auch nicht ein geiſtesſtolzes Denken, doch ein geiſtiges Leben ſich bewahrt hat, der iſt reif, um jene Lehre mit ihrer ganzen übermenſchlichen Gewalt in ſich aufzunehmen. Auf dieſem Wege ſind vornehme und gemeine Sünder, deren Lebensgeſchichten unentbehrliche Blätter in den Jahrbüchern des menſchlichen Geiſtes bilden, zu einer Umwälzung gekommen, welche die Welt, die nach menſchlichem Maße leben will, ja oft ſelbſt die Kirchenwelt mit Staunen wie ein verzehrendes Feuer aufflammen ſah. Sie haben Heil geſtiftet, wo ſie auf verwandten Boden ſäeten; Viele haben ihnen mit zerſtörtem Lebensglück geflucht: denn ihr Werk war, ſich ſelbſt und Alles was ſie vorher liebten zu zerſchmettern.

An den Genoſſen eines verbundenen Lebens, wie es auch zugebracht worden ſein mag, zum Verräther zu werden, iſt ein Malzeichen, vor welchem ſelbſt der Leichtfertigſte ein wenig ſtutzt. Die Rechtfertigung dieſer That wäre in dem Falle, der uns vorliegt, ſelbſt für die natürliche Betrachtung gar nicht ſchwer; denn einer Bande, die argloſen Menſchen Nachts in die Häuſer bricht, die Bewohner aus den Betten reißt, mit glühenden Nadeln peinigt oder den Schlaf mordet, iſt Niemand die Treue ſchuldig, die ſie der Menſchheit und ſich ſelbſt nicht hält. Aber es handelt ſich ja hier nicht darum, eine Art Vorbild in ſo günſtiger Beleuchtung aufzuſtellen, daß der geſchmeichelte Leſer darin ſeine eigene Menſchenvortrefflichkeit erkennt. Vielmehr ſoll dieſes Menſchenleben mit ſeinen Lichtern und Schatten, mit ſeinen Ehrenzeichen und Schandmalen ein Gleichniß ſein, in welchem Jeder ſich als gut und bös erkennen mag. Denn fremd kann dem Menſchen nichts bleiben was menſchlich iſt. Die wilden Thiere, welche ſeine Mitwelt in dieſem Menſchen ſah, ſie hauſen alle in unſerer Bruſt, und alle haben wir am Bache des Ebers getrunken. Wir verabſcheuen das Stehlen, Rauben und Morden, aber auch er hat es verabſcheut, und nicht erſt nach der That; und, ſei es in den Bußliedern frommer Zerknirſchung oder in der Alltagsſprache, müſſen wir uns ſchuldig bekennen, daß wir oft unſerm Nächſten das volle Loth, das ihm gebührte, nicht zugewogen, daß wir ſein Menſchenrecht gekränkt, ſein Menſchenherz verletzt haben. Wer die Buße dieſes Verbrechers als einen Ausfluß der Geiſtesgröße bewundert, wird ſich doch auch daraus die Wahrheit entnehmen, daß es beſſer iſt einen Lebensweg zu meiden, der mit Abfall oder gar Verrath an den Genoſſen enden muß; und wer ſie als die Schwäche eines in der Bildung verwahrlosten Geiſtes, den ſeine Zeit keinen Leſſing werden ließ, anſieht, der mag ſich ſagen, daß auch der unabhängigſte Denker im Vollgefühle ſeiner Freiheit über Begriffe ſtraucheln kann, die er mit der Muttermilch eingeſogen hat. Keiner ſteht ſo hoch, daß er nicht fallen kann, und das einſeitige Wort der Menſchenliebe und Menſchenwürde in jenem Buche, worin ſich die Sehnſucht des Morgenlandes mit dem Geiſte unſrer alten Sprache und Dichtung vermählt hat, iſt höher als Alle.

Der Kampf des Sünders, von welchem ſeine Kirche eine werkthätige Reue forderte, die ſich nicht einmal um den Preis des eigenen Lebens abfinden durfte, war groß und ſchwer. Dieſes zertrümmerte Lebensſchiff hatte er mit raſchem Entſchluſſe preisgegeben, und doch kam ihn auch bei dieſer Auslieferung das Aufzählen des Inhalts im Einzelnen ſauer an. Die großen Verbrechen, welche den Kopf koſteten, gingen ihm ohne Widerſtreben über die Zunge; aber die kleineren Vergehen ſuchte er ſo lange als möglich zurückzuhalten, aus Furcht vor einer ſchwereren Todesſtrafe, wie er nachher behaupten wollte, in

Wahrheit aber aus Stolz und Scham, weil die Gemeinheit dieſer kleinen Diebſtähle und Einbrüche ihm unauslöſchlich auf der Seele brannte. Doch warf er endlich auch dieſen Stolz als ein verwerfliches Ueberbleibſel ſeines alten Herzens weg. Der Oberamtmann, der die weiche Seite dieſes Herzens kennen gelernt hatte, unterſtützte ihn mit gutem Bedacht; „er ehrte ihn durch den offen kundgegebenen Glauben an ſeine Aufrichtigkeit und Beſſerung, drückte ihm ſeine Freude aus, ihn nicht durch Drohungen, Schimpf und gewaltſame Mittel zwingen zu müſſen, ſprach auch mitunter von andern Gegenſtänden mit ihm, hörte ſeine Meinung und ließ die Inquiſition den Ton einer vertraulichen Unterredung annehmen“, wovon freilich das Protokoll nichts enthält. Zugleich ſchickte er ihm Eſſen und Trinken in's Gefängniß, und daß er für dieſe freundliche Gabe in mehr als einem Sinn empfänglich war, wiſſen wir bereits. Die Stadt ahmte das Beiſpiel ihres Oberbeamten nach. Die Wächter ließen ſichs gleichfalls geſagt ſein, ihn menſchlich zu behandeln; „ſie gingen ganz vertraulich mit ihm um und lachten und beteten abwechſelnd mit ihm“. Wie viel dieſe guten Tage dazu beigetragen, ihn auf dem eingeſchlagenen Wege zu erhalten, läßt ſich nicht unterſcheiden; wohl aber iſt nicht zu leugnen, daß den reinſten Geſinnungen immer menſchliche Schwäche anklebt. Indeſſen hatte die Güte ihr ſtrenges Maß. Er war gleich anfangs ſo hart geſchloſſen worden, daß er gar keine Bewegung machen konnte, und vier Männer mußten beſtändig in ſeinem Zimmer, vier außerhalb deſſelben wachen. Allein die Handlungsweiſe des Oberamtmanns, der das Menſchliche mit dem Amtlichen zu verbinden wußte, gewann den Räuber völlig. „Mit Thränen erklärte er“ — und der Gewährsmann fügt ausdrücklich hinzu, daß dies ſeine eignen Worte ſeien — „der Oberamtmann habe durch ſeine Güte mehr aus ihm herausgebracht, als tauſend Foltern nicht hätten erpreſſen können. Er erklärte, er danke der Vorſehung, daß ſie ihm gerade in dieſer Stadt ſeinen Tod beſtimmt, und er möchte um keinen Preis, auch wenn er könnte, mehr entwiſchen. Weil er ſich aber ſelbſt nicht traute, ſo wünſchte er, bat ſogar, man möchte ihn wie den ärgſten Böſewicht bewachen. Er nannte die Arten des Schließens, die allein mit Sicherheit bei ihm angewendet werden könnten, und zeigte andere, deren Nutzloſigkeit er bewies. Beſonders erinnerte er, daß man an Markttagen wachſam ſein ſolle, weil da gewiß einige ſeiner Kameraden ſich einſchleichen würden, um ihn zu retten". In Folge dieſer Angaben mußte die ſtandhafte Erwartung des Volkes, daß der Schützling des Teufels, wie in Hohentwiel und andern feſten Orten, eines Tages durch Rauchfang oder Schlüſſelloch verſchwinden werde, unerfüllt bleiben. Dagegen rief der Tod des Amtsdieners, der plötzlich während der Unterſuchung ſtarb, die noch jetzt im Munde des Volkes lebende Sage hervor, die verzweifelten Spießgeſellen des Gefangenen haben, um ſeine gefährlichen Geſtändniſſe, die ſich wie ein Lauffeuer in alle Lande verbreiteten, abzuſchneiden, ihm heimlich vergiftetes Backwerk zuzuſtecken verſucht, und die Confiscation deſſelben ſei dem Diener des Geſetzes übel bekommen. Während aber im Volke ſich geſchäftig eine Art Heldenſage über ihn bildete, ſtand er demüthig vor ſeinem Richter und bekannte ſich für den „Verworfenſten aller Sterblichen".

Die ſtrenge Folgerichtigkeit der Buße verlangte aber mehr von ihm. Die ſchon in der Freiheit verſuchten Enthüllungen über die mordbrenneriſchen Plane der überrheiniſchen Zigeuner konnten ihm nicht beſonders ſchwer werden, denn dieſes Geſindel ging ihn nicht näher an. Aber wenn ſeine Beichte vollſtändig ſein ſollte, ſo mußte er nähere Genoſſen, mußte er ſeine Nächſten in das Verderben, wenigſtens in das zeitliche, mit hineinreißen. Nach ſeiner ganzen Beſchaffenheit mußte ihn dies einen Kampf koſten, über deſſen Schwere man ſich durch die bei dem Naturmenſchen in jeder Lage des Lebens möglichen Augenblicke der Luſtigkeit nicht täuſchen laſſen darf. Die beiden Haupttriebräder ſeiner ganzen Lebensentwicklung, Liebe und Stolz, mußten in dieſem Kampfe überwunden werden. Er war ſein Leben lang ſeinen Freunden ein treuer Freund nicht bloß geweſen, ſondern, zur vollſten Befriedigung ſeines Selbſtgefühls, als ſolcher auch ſtets von ihnen anerkannt worden: und nun ſollte er dieſen einzigen, letzten Ruhm, an dem er ſich im Eisgange der Selbſtverachtung noch aufrecht gehalten, von ſich werfen, ſollte auch noch den Seinen verächtlich werden, wie er der übrigen Welt verächtlich war. Aber er war dem Buß- und Beſſerungsplan, welchen das weltliche und geiſtliche Amt zuſammen entwarfen, ſchon in ſeinem erſten Verhör vorausgeeilt, in welchem er erklärt hatte, er wolle ſeiner Mitſchuldigen ſo wenig wie ſeiner ſelbſt verſchonen, und hatte damals ſchon auf die Gefangenen in Stein, unter welchen ſeine zweite

Chriſtine war, hingewieſen. Nur fand er bald, daß die Ausführung eines Entſchluſſes nicht ſo leicht iſt, wie der Entſchluß ſelbſt, und in den nächſten Verhören begann er zu Gunſten ſeiner beiden Weiber zu lügen, ſo ſehr, daß er in der Erzählung von der Zuſammenkunft im Walde bei Wäſchenbeuren eine Katharina ſtatt der ſchwarzen Chriſtine nannte. Er hatte Beide mit der ganzen Kraft ſeines Herzens geliebt. Wenn er ſie aber liebte, ſo mußte er ihnen ja die gleiche bitterſüße Arznei reichen, der er ſeine Geneſung zu verdanken bekannte. Er entſchloß ſich dozu, und daß dieſer Entſchluß der äußerſten Selbſtüberwindung aus redlicher Ueberzeugung floß, das haben ihm nicht bloß ſeine weltlichen Richter und geiſtlichen Tröſter bezeugt, das bezeugt ihm nicht bloß ſein Geſchichtſchreiber, welcher verſichert, daß er mit der unabänderlich gleichen Geſinnung auf der Lippe geſtorben ſei, ſondern die menſchliche Natur ſelbſt bezeugt es ihm, welche weiß, daß ein Menſch wie dieſer nicht mit einer Lüge aus dem Leben gehen kann.

Die Folge ſeiner Geſtändniſſe war, daß beide Chriſtinen an den Sitz des Gerichts geholt wurden, die eine aus ihrer Gefangenſchaft, die andere aus der Dunkelheit ihres Dienſtes, in welchem ſie ſich, wie ihr Geſchichtſchreiber ſagt, ordentlich aufgeführt hatte.

Die ſchwarze Chriſtine, die ihn durch und durch kannte und ſich ohne Zweifel ſagte, daß ſie verloren ſei, wenn es der Oberamtmann verſtanden habe, ihn an ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen, leugnete hartnäckig, ſchalt über Ungerechtigkeit und drohte — aber der Oberamtmann hatte ſein gezähmtes Wild bei der Hand und wußte es zum Fang des ungezähmten zu gebrauchen. Er hatte ſeinen Gefangenen hinter einer ſpaniſchen Wand verborgen und ließ ihn, da ſie einen Sonnenwirthle jemals geſehen zu haben leugnete, plötzlich auf ein gegebenes Zeichen hervortreten. „Seine ganze Seele,“ erzählt der Geſchichtſchreiber, „ward bei ihrem Anblick bewegt, er zerfloß in Thränen der Liebe und des Schmerzes. Auch ſie war bei ſeinem unerwarteten Anblick erſchüttert, doch faßte ſie ſich plötzlich wieder und nahm die gleichgiltigſte Miene, wie gegen einen unbekannten oder kaum einmal geſehenen Menſchen an. Schwan ließ ſich nicht abſchrecken. Er näherte ſich ihr mit den zärtlichſten Liebkoſungen, die um ſo rührender waren, da ſie ſich zum erſtenmal in einer ſo traurigen Lage und unter noch traurigeren Ausſichten wiederſahen. Aber ſie verſchmähte mit

Unwillen ſeine Zärtlichkeit und beſchwerte ſich über die Vertraulichkeiten eines Unbekannten, da er noch überdies allem Anſchein nach ein großer Böſewicht ſei und ſie ſelbſt in dieſen Verdacht bringen wolle. Noch ließ er nicht nach. Er erklärte ihr, daß das Leugnen ihrer Verbrechen nun zu ſpät ſei, daß er längſt Alles geſtanden, und daß ſie ſelbſt auch durch viele Umſtände ſich ſchon verrathen habe. Er verſicherte ſie, daß nun das Ende ihrer Frevelthaten gewiß gekommen, daß er aber ſeinen gegenwärtigen Zuſtand, wo er in Ketten und Banden ſchmachte und keine weitere Ausſicht als den Tod habe, dennoch für viel glücklicher halte, als jenen, da er in der höchſten Freiheit Gottes und der Menſchen geſpottet. Nichts rührte das boshafte und verhärtete Weib; ſie antwortete ihm nur mit Unwillen und Verachtung. Nun konnte ſich Schwan nimmer halten. Seine beiden großen Leidenſchaften, Zorn und Rachſucht, brachen plötzlich hervor, er tobte, raste, fluchte, und wünſchte nichts mehr als die Verruchte mit eigener Hand ermorden zu können. Doch auf dieſen Ausbruch erfolgte ſogleich wieder Ergießung ſanfter Liebe und Zärtlichkeit; er bat, flehte, weinte; aber auch ſeiner Bitten und ſeiner Thränen ſpottete ſie, bis er auf's neue in Wuth ausbrach und ſo wechſelsweiſe jetzt der Wuth, jetzt der Zärtlichkeit ſich überließ."

So erzählt der Sohn des Oberamtmanns, der jenen Vorgängen nahe ſtand. Der ſpätere Sammler der Vaihinger Ueberlieferungen fügt aus unbekannter Quelle hinzu, die wirtembergiſche Behörde habe es für zweckdienlich gefunden, ihr den neunwöchigen Säugling wegzunehmen, den ſie im badiſchen Gefängniſſe geboren und geſtillt, worüber ſie in eine ſolche Raſerei gerathen ſei, daß ſie ſich das Geſicht zerfleiſcht, das Holz des Fußbodens mit den Nägeln aufgeriſſen und Tage und Nächte lang mit gräßlichem Geheul nach ihrem Kinde verlangt habe, bis ihre Stimme in einem heiſern Stöhnen untergegangen ſei; hierauf ſei ſie in eine bedenkliche Krankheit verfallen, von der ſie ſich erſt nach fünf Wochen wieder erholt habe.

Freilich hatte ihr Mitſchuldiger ſeinem Richter vorausgeſagt, daß er einen ſchweren Stand mit ihrem verſtockten Herzen haben werde, da ſie oft erklärt habe, daß ſie ſich lieber auf den Tod foltern, als zum Spektakel der Welt durch den Henker hinrichten laſſen wolle. Auch ließ er ſie durch die Wächter bitten, zu geſtehen und nicht ſich und ihm nutzlos die Leiden der Gefangenſchaft zu verlängern. Sie ließ ſich endlich zum Geſtändniß der leichteren Fälle herbei, die ſie ihrer Jugend und der Verführung ihres Mannes zuſchrieb; aber als ſie zu geſtehen begann, war ſie bereits längſt überwieſen, und die Wagſchale ihrer Verbrechen ſank unter dem Druck der gebrochenen Urphede, welche das chriſtliche Geſetz ſeinem heimathloſen Feinde bei deſſen erſter Betretung und Ausweiſung aufzuerlegen pflegte, um ihn bei der Wiederbetretung, die ihn ja dann des Meineides ſchuldig zeigte, deſto feſter faſſen und nöthigenfalls am Leben ſtrafen zu können.

Auch die blonde Chriſtine ergab ſich nicht gutwillig in das Schickſal, das ihr umgewandelter Geliebter ihr bereitete. Der Sohn des Oberamtmanns beſchreibt das verhängnißvolle gerichtliche Wiederſehen dieſer Beiden in ſeiner Weiſe ſo: „Müllerin war ſeine erſte Liebe, lange war er bis zur Raſerei in ſie verliebt, und auch ſie hing mit einem ſolchen Feuer an ihm, daß ſie Ehre, Freiheit und Alles ihm aufopferte, und was für ihn vielleicht das Wichtigſte war, ſie war die Mutter ſeiner Kinder. Seit zwei Jahren waren ſie gänzlich getrennt. Sie war die erſte Urſache ſeines Schickſals, und er des ihrigen. Alle dieſe Empfindungen wachten in dem Augenblick des erſten Wiederſehens auf. Er zerfloß in Thränen, ſobald er ſie ſah, und, erſt lange ſtumm, fragte er ſie endlich auf's zärtlichſte nach ihrem Schickſal, nach ihren Kindern und Verwandten, bat ſie um Verzeihung, daß er ſie unglücklich gemacht, und verſicherte ſie ſeiner heftigſten Reue. Müllerin ward durch ſeinen Anblick und ſeine Rede in die ſonderbarſten Empfindungen geſetzt: innigſte Rührung und Begierde ungerührt zu ſcheinen kämpften in ihr, ſie ließ jetzt, wie man aus ihrer Miene ſchloß, ihren Empfindungen freien Lauf, jetzt zwang ſie ſich, eingedenk der Folgen, ſie zurückzuhalten."

Lange hatte er ſich gegen das Bekenntniß der Vergehen geſträubt, an welchen die Genoſſin ſeines fruchtloſen Kampfes mit der Geſellſchaft in der Halbheit ihres Umherſchwankens zwiſchen Rath und That Antheil genommen; aber ſeiner wachſenden Aufrichtigkeit kam der natürliche Verlauf der Dinge zu Hilfe: denn nachdem das Gericht einmal ſeinen Namen wußte, kannte es auch einen guten Theil ſeiner Geſchichte und wurde durch Mittheilungen aus ſeiner Heimath in den Stand geſetzt, die einſchlagenden Fragen an ihn zu ſtellen, welchen er in der Gemüthsverfaſſung, die wir kennen, nicht länger auszuweichen vermochte. Nun begann er unumwunden und rückſichtslos zu geſtehen, und die Arbeit der Ueberwindung, die er auf ſeine Weiber ausdehnte, wiederholte ſich in jedem gemeinſchaftlichen Verhör. „Er redete ihnen zuerſt ſehr ſanft und freundlich zu, gerieth dann in Wuth, tobte und drohte, klagte, daß er nie ein Wort um ſeinet- ſondern nur um ihretwillen gelogen und daß die Verruchten es ihm ſo vergelten, bat ſie dann wieder um Verzeihung und flehte ſie liebreich an, ihre und ſeine Schuld vor Gott und den Menſchen nicht noch ſchwerer zu machen.“ Die blonde Chriſtine ließ ſich endlich erweichen, erklärte aber gleich nachher wieder, daß ſie, durch ſein ſchmeichelhaftes Zureden, wie ſie ſich ausdrückte, bewogen, viel zu viel eingeſtanden habe. Auch ſagte ſie, nicht aus Bußfertigkeit, ſondern aus kleinlicher Rache auf ihn aus, er habe einmal, wie ſie wiſſe, ein paar Sägen geſtohlen. Bei dieſer Gelegenheit konnte der Inquirent das Weſen ſeines Inquiſiten an einem neuen Zuge kennen lernen. Derſelbe Mann, der ſeine todbringenden Geſtändniſſe ſo willig und todesfreudig gemacht hatte, leugnete den kleinen Diebſtahl auf's hartnäckigſte, ſo daß der Richter an ihm irre wurde. Als er endlich überwieſen war und keinen Ausweg mehr finden konnte, ſo geſtand er das Vergehen und zugleich die Urſache ſeines Leugnens: er habe, ſagte er, die Sägen an einen ehrlichen, gewiſſenhaften Mann verkauft, der ſich lange nicht dazu bequemen wollen, bis er ihn verſichert, ſie ſeien nicht geſtohlen, und ſich auf Seel' und Seligkeit vermeſſen habe, daß ihm ſein Lebtag nichts über den Handel aus ſeinem Munde kommen ſolle, weswegen er auch ſo gewiß als etwas von der Welt wiſſe, daß er ſeiner Chriſtine nichts davon geſagt habe. Nun fand ſich der Richter wieder in ihm zurecht, und ſchenkte ihm nach und nach ſo vollen Glauben, daß, wie ſich aus dem Protokoll ergibt, der Unſchuldsbeweis hinſichtlich des an dem Schützen zu Ebersbach begangenen Mordes lediglich auf ſeine eigene Ausſage gegründet iſt. Das Urtheil wurde hiedurch freilich in nichts abgeändert, doch blieb dieſer angebliche Meuchelmord, den ihm die Ebersbacher aufbürdeten, aus der im Urtheil aufgeſtellten Reihe ſeiner Verbrechen weg. Der kleinliche Groll, dem die blonde Chriſtine in ihrem der Schwachheit ausgeſetzten Gemüthe Zugang verſtattet hatte, ſchwand wieder, denn ſie kannte ſein Herz und glaubte an die Aufrichtigkeit ſeiner Zerknirſchung, die ihm nicht anders zu handeln erlaubte, obgleich ſie ſich die Rechnung machen konnte, daß ſie dieſelbe, nachdem es ihr geglückt war, aus dem Zuchthaus in einem Dienſt unterzukommen, mit einer abermaligen Zuchthausſtrafe zu bezahlen haben werde.

Allerdings ein harter Lohn für ſo viel Liebe und Aufopferung, die in dem Protokoll mit dem amtlichen Kunſtausdruck praematurus concubitus abgefertigt wird! In zwei brandmarkenden Worten die Geſchichte eines ſiebenjährigen Kampfes voll Weh und Treue erſchöpft! Und dabei war der Oberamtmann noch billiger als das Geſetz, das ein ohne elterliche Einwilligung geſchloſſenes Liebesband mit einem noch härteren Ausdrucke brandmarkte. Sein Angeklagter muß ihm in jenen Stunden, wo die Inquiſition „einen vertraulichen Ton annahm“, ergreifende Eröffnungen gemacht haben, die freilich nicht im Protokoll zu leſen ſind, auf die man aber daraus ſchließen darf, daß das Protokoll, das ja nicht die Geſchichte ſeines Schickſalsganges, ſondern nur die Geſchichte ſeiner Verbrechen enthalten ſollte, die Anklage gegen Stiefmutter, Vater, Pfarrer und Amtmann, zwar kurz und dürr, aber doch in wenigen Worten vollſtändig aufgenommen hat, die Anklage: „nachdem er ſich ehlich mit ſeiner Geliebten verſprochen und ſeine Minderjährigkeit bei der Regierung wegſupplicirt, habe ſein Vater, weil ſie ihm nicht reich genug geweſen, durchaus nicht darein willigen wollen, und es bei dem Pfarrer und Amtmann dahin zu bringen gewußt, daß ihm aller Umgang mit derſelben verboten werden, ob man ſie ſchon zum drittenmal mit einander ausgerufen gehabt, und daß hieraus die Exceſſe entſtanden ſeien, die ihn nach und nach auf den Weg des Verderbens geführt“. Auch die Weigerung des geiſtlichen Hirten, ſeinen Schafen einen unentgeltlichen Dienſt zu leiſten, hat der Oberamtmann, ohne Zweifel von dem ſtummen Gefühl des Ehrenmannes geleitet, gewiſſenhaft in ſein Protokoll eingetragen.

Aber die Rachſucht, mit welcher der Unglückliche ſo oft über dieſen Erinnerungen gebrütet hatte, war mit ſeinem Stolze gebrochen. „Er ſelbſt“, erzählt der Sohn des Oberamtmanns, „hielt die abgeſchlagene Heirath mit Müllerin für die Urſache ſeines Unglücks, und brannte daher während ſeines ganzen Lebens von Wuth und Rache gegen ſeinen Vater. Dennoch redete er zuletzt mit großer Mäßigung von ihm. Er hätte können anders mit mir verfahren, ſagte er einſt: doch es iſt auch wahr, daß mein Eigenwille allzu groß war; ich ſelbſt habe das Gute verworfen und das Böſe erwählet. Ich will dahero gern alle Schuld auf mich allein nehmen. Aber wenn er ja auch Schuld ſein ſollte, ſo gedenke doch Gott ſeiner Sünden nicht. Er hat auf dieſer Welt Trübſal genug an mir erlebt. Der arme alte Mann, fuhr er ein andermal fort, mein Vater, dauert mich. Ich will ihm keine Vorwürfe machen. Ich wünſchte mir noch ſeinen Segen. Der Eltern Segen baut der Kinder Häuſer. Das ſchickt ſich nun freilich nimmer auf mich. Aber ſein Segen würde mir doch erquickend ſein. O, daß Gott ſeine Sünden vergeben wollte, wie er mir die meinigen vergeben hat!“

Dieſem Hauche des Friedens entſprechend malt der Geſchichtſchreiber ſeine ganze übrige Gemüthsſtimmung. „Nichts aber“, ſagt er, an das Vorige anknüpfend, „war jetzt ſo lebhaft, als die niemals ganz verbannten Empfindungen der Liebe. Sein ganzes Herz hing an ſeinen beiden Frauen, und vorzüglich an ſeinem Kind. Man ſchickte ihm nichts zu eſſen, von dem er nicht dieſen mittheilte. Beſonders aber war er für ihren Seelenzuſtand ſo bekümmert, daß er ihnen, wo er nur konnte, auf das Nachdrücklichſte zuſprach, daß er ſtets ſich nach ihren Geſinnungen erkundigte, und ſowohl dem Oberamtmann als den Geiſtlichen die Methode anzugeben ſuchte, wie man ihren Herzen am beſten beikommen könnte. Eine ſolche Gemüthsverfaſſung gab ihm Muth in Augenblicken und unter Umſtänden, in denen ſich ſonſt Verzweiflung auch der Stärkſten bemächtigt; ja er erhob ſich durch dieſelbe bis zu einem ſolchen Grad der Freudigkeit, die ihm ſelbſt bewundernswürdig vorkam, und die bisweilen ſo weit ging, daß er ſelbſt befürchtete, ob ſie nicht bloßer Leichtſinn ſein möchte.“

Unter allen dieſen Stimmungen aber ging die Arbeit ununterbrochen fort, nicht bloß jene Arbeit der Buße, ſondern die geiſtige Arbeit einer treuen Zeichnung der Welt, in der er gelebt hatte. Dieſe Zeichnung iſt in den Unterſuchungsacten niedergelegt. Wohl ſelten iſt ein ſo dickes Protokoll in der Zeit von ſo wenigen Monaten vollendet worden. So hohe Anerkennung man dem Fleiße und der Berufstreue des Beamten ſchuldet, der der Verwaltung und Rechtspflege ſeines Bezirks zugleich vorzuſtehen hatte, mit der Perſon ſeines Gefangenen eine in halb Süddeutſchland verzweigte Unterſuchung in die Hände bekam, und neben den fortdauernden Verhören einen durch dieſe veranlaßten ſehr ausgebreiteten Verkehr mit einheimiſchen und auswärtigen Behörden führen mußte — ſo enthüllt ſich doch zugleich aus dieſen Acten das Bild eines Angeklagten, der ungezwungen und in raſch fließendem Vortrage, gleichſam als die leitende Seele der Unterſuchung, ſeine Angaben dictirt, ſo daß der Richter ſich zuſammennehmen muß, um mit dem Geiſte und mit der Feder zu folgen. Für den prüfenden Leſer zerfällt das Protokoll ſomit in zwei Beſtandtheile von nicht ganz gleichem Gehalte: der eine gehört — ſagen wir nicht, dem Oberamtmann, ſondern dem Lebenskreiſe, dem er angehörte, und der Urheber des andern iſt der begabte Verbrecher ſelbſt. Beſonders verdient die lebendige Kraft hervorgehoben zu werden, mit welcher er die Maſſe von Perſonen, um die ſich ſeine Ausſagen drehen, zu ſchildern wußte: mit wenigen Worten, die wie breite Pinſelſtriche wirken, entwirft er ein Bild nach Geſtalt und Tracht, daß die geſchilderte Perſon in anſchaulicher Leibhaftigkeit aus dem Protokoll vor das Auge ſpringt und eben ſo gut dem Richter zu einem Steckbrief, als dem Dichter, ſo weit dieſer Luſt hat unter die Räuber zu gehen, zu einem Gemälde in Lebensgröße dient. Und damit man nicht glaube, daß einem ungebildeten Menſchen aus dem Volke hiemit des Guten gar zu viel geſchehe, ſo möge an dieſer Stelle in andern Worten und anderer Auffaſſung die Bürgſchaft des jüngſten Bearbeiters der Geſchichte des „Sonnenwirths“ eintreten, der ihn nur aus dem Vaihinger Inquiſitionsprotokoll, alſo von ſeiner ſchwärzeſten Seite kennt, und gleichwohl den Eindruck, den ihm die Perſönlichkeit des Inquiſiten in den Acten machte, ſo wiedergibt: „Die Bekenntniſſe des Verbrechers drängten ſich völlig frei und ungezwungen und in ſolcher Maſſe dem Verhörrichter entgegen, daß der Bedarf inquiſitoriſchen Scharfſinns zu ihrer Erhebung ſich ungleich geringer herausſtellte, als der Aufwand an Zeit und Mühe für die juriſtiſche Digeſtion des reichen Materials. Die Sprache, die er vor Gericht führte, war gewogen, anſtändig, zuweilen edel, und zeugte im Allgemeinen von einem nicht geringen Maße natürlichen Verſtandes, namentlich aber wenn es galt, dem unterſuchenden Beamten das Unlogiſche mancher Unterſtellungen verweiſend unter die Augen zu halten; ja in Fällen, wo ſich der Richter dahin vergaß, ungerechte Beſchuldigungen mit Hartnäckigkeit aufrecht erhalten zu wollen, hatte die beſonnen kalte Rechtfertigung des Angeklagten etwas von der Ruhe eines Gerechten an ſich, und glich in keiner Weiſe jenem hündiſchen Trotze verhärteter Böſewichte, die, niedergedrückt vom Gewicht gegründeter Beſchuldigungen, den kleinſten Bezicht, der ſie unverſchuldet trifft, willkommen heißen, um darüber in die Klagen beleidigter Unſchuld auszubrauſen."

Er hat aber außer dieſen mündlichen Angaben noch ein ſchriftliches Denkmal hinterlaſſen, wozu er ſelbſt die Feder oder vielmehr den Bleiſtift in die Hand nahm und, unabhängig von dem Styl des Oberamtmanns, ſich in ſeiner eigenen Weiſe gehen ließ. Er hatte ſchonungslos die Genoſſen ſeiner Uebelthaten an's Meſſer geliefert, als es ihm in der Einſamkeit ſeines Gefängniſſes einfiel, daß das Werk nur halb gethan ſei, wenn er nicht auch die Hehler angebe, die das Beſtehen einer ſo weithin gegliederten Kette von Feinden der Geſellſchaft möglich machten und immer wieder ergänzten.

„Es treiben mich die Bewegungen meines Herzens" — mit dieſen Worten begann er in carcere, wie der Oberamtmann in ſeinem Protokoll bemerkt, mit den ihm vergönnten Schreibmaterialien einen mehrere Bogen langen Aufſatz, mit kräftiger klarer Handſchrift, nach der Schreibweiſe ſeiner Zeit, in welcher ſich die Ungebildeten von den Gebildeten darin unterſchieden, daß jene den ererbten Sprachſchatz der Luther'ſchen Bibelüberſetzung mit mehrerem oder minderem Geſchick handhabten, während dieſe ihrer nicht bei Luther erlernten Satzbildung mit lateiniſchen Einſchwärzungen je nach dem dritten deutſchen Worte auf die Beine zu helfen ſuchten. Dieſe Enthüllungen eines Jauners und Jaunergenoſſen aus der Zeit, die man als die gute, alte, ſittliche, fromme rühmen hört, ſtellen alle angenommenen Vorſtellungen von jener Zeit auf den Kopf, laſſen es höchſtens begreiflich erſcheinen, daß einzelne Enkel einzelner Familien, die inmitten der allgemeinen Verderbniß ſich unter günſtigen Lebensumſtänden rein erhielten, auf ihre Vorfahren ſtolz ſein können, zeigen aber die große Mehrheit des Volkes, trotzdem, daß es ſehr fleißig in die Kirche ging, in einer Fäulniß, die einen Lieutenant Mockel, wenn er ſich mit Seinesgleichen zu dem Streiche, der ihm aufgedämmert war, erhoben hätte, auf einige Wochen oder Monate — ſchwerlich viel länger — zum Herrn von Süddeutſchland hätte machen können. Dieſe Enthüllungen ſagen nicht bloß von Wirthen, Bauern, Hofbeſitzern, ja von ganzen Dörfern weit und breit umher: „hier iſt ein ſehr Aufenthalt für alle Räuber" — nein, ſie nennen eine Maſſe von Ortsbehörden ſelbſt, die mit den Jaunern im engſten Verſtändniß waren. Nicht von Huſaren, Hatſchieren, und wie ſonſt die niedern Beamten der öffentlichen Sicherheit hießen, zu reden, die Schultheißen ſelbſt, und in unglaublicher Anzahl, waren mit den Feinden der öffentlichen Sicherheit förmlich verſchworen. Da heißt es auf jeder Seite dieſer Denkwürdigkeiten, wo von dieſem oder jenem Ort die Rede iſt: „Vom Herrn Schultheißen iſt mir ſehr und wohl bekannt, daß er ein guter Mann gegen die Diebe und Räuber iſt", „und ſo viel weiß ich, wenn Einer verwahrt iſt, er ſei ein Räuber ſo groß als er will, ſo wird Herr Schultheiß ihm durchhelfen", „und die Frau des Sohnes iſt wohl zu brauchen auf den Märkten, wie ich ſelber aus ihrem Munde gehöret, ſie wolle mit meiner Frau gehen, denn ſie halte man nicht für verdächtig; ſie könne beſſer bei den Krämerſtänden brav zugreiſen; wenn man ein Bekanntes dabei habe, ſo ſei man nicht ſo im Verdacht." Wieder gibt er in einem andern Orte den Schwager des Schultheißen an, als einen Mann, „der beſtändig derlei Leute im Haus liegen und auch mit ihnen zu ſchaffen hat". „Dieſer Mann", ſagt er, „iſt aber anzuſehen für einen frommen Mann, weil er fleißig in die Kirche gehet; aber doch hat er und ſeine Frau ſchon lange und Vieles mit den Räubern zu thun; der Schultheiß thut ihm Alles zu wiſſen, wann eine Streiſe ergehen ſoll, denn er erhält zuerſt das Schreiben des Oberamts, und wann eine ergehen ſoll, ſo thut man es den Räubern gleich zu wiſſen, daß ſie fliehen ſollen." „Dieſer Schulze", ſetzt er ſofort in ſeiner ganzen Gewiſſenhaftigkeit hinzu, als ob er ſich nicht das Recht zugeſtände, demſelben gerade zu Leibe zu gehen, „kommt mir auch ſehr verdächtig vor: ich habe öfters mit demſelben getrunken in ſeines Schwagers Wohnbehauſung, und er hat Alles von mir geſehen, Pulver, Blei und Piſtolen, hat mir auch ſelber ein Terzerol" — im Inquiſitionsprotokoll ſagt er immer Terzrohr — „an Krämerwaaren verhandeln wollen, was aber meine Frau nicht geſchehen ließ. Der Schultheiß läßt es nur nicht ſo öffentlich an den Tag kommen, weil er ein ſehr vermöglicher Mann iſt, aber nach ſeinen eigenen Reden, die er gethan, iſt ihm" — von den Spitzbuben nämlich — „wohl zu trauen. Was aber ſeinen Schwager und Schweſter anbelangt, ſo hat es ſeine Richtigkeit. Das Ort iſt edelmänniſch.“ Wiederum heißt es von einem dergleichen Orte: „Ich habe geſehen und aus ihrem Munde vernommen, daß ihnen ſehr wohl gedient mit ſolchem Räubergeſind iſt; ſie haben auch Viele mit Namen genannt, die mir ſelbiges Mal noch nicht bekannt waren. Ferner haben ſie geſagt, man ſolle doch nur zu ihnen kommen, man dürfe ja hier nichts fürchten, die Räuber gehen viel mit den Leuten in die Kirche aus und ein, man lege Keinem etwas in den Weg, wenn man nur das Geſtohlene wohlfeil von denſelben bekomme, ſo ſei Alles recht.“ Wieder in einem andern Ort „hat mich der Wirth auch zu dem Burgermeiſter hingeführet und da geredet ſo offenbarlich vom Stehlen und Rauben, als wenn lauter Räuber und Zigeuner bei einander wären, ſo daß ich mich ſelber ſehr verwundern mußt', weil mir ſolche Orte und Gelegenheiten noch nicht bekannt waren; habe auch gleich einen beſſern Muth zum Stehlen bekommen, und da ſie auch ſelbſt die jeniſche Sprache reden, ſo gut wie die Räuber ſelbſt, ſo gedachte ich gleich: den Leuten iſt zu trauen, und müſſen ſchon dergleichen Leute gehabt haben, ſonſt kennten ſie die Sprache nicht. Es iſt aber auch wahr, denn die Sprache iſt nicht leicht zu lernen, und in den Schulen hat man ſie nicht dazu angehalten — ſo kann ich ja leicht vernehmen, daß dergleichen Leute öfters dageweſen ſeien und es wohl zu trauen war. Wo mich meine Frau hingeführet, in den Häuſern reden die Leute die Sprache beſſer als ich, und ſie haben mich öfters ſehr ausgelacht und geſagt, wann ich die Chriſtine ſo lang hab' als ſie ſie kennen, ſo werde ich ſchon beſſer mit der Sprache fortkommen können.“ Ferner in einem Ort: „Beim Kreuzwirth und ſeiner Tochter, der Straußwirthin, ſind die Räuber bekannt, und man weiß auch Alles von denſelben, und ſie machen ſich nichts daraus, da der Herr Stabsſchultheiß ein ſehr naher Freund zu ihnen iſt, und ſie verlaſſen ſich darauf.“ In einem andern Ort: „Der Schulz hat auch Vieles mit den Räubern zu ſchaffen und ich bin dem Schultheißen wohlbekannt, er hat auch Alles von mir geſehen und gewußt, woher und wer ich bin, und iſt mein ganzer Lebenslauf demſelben bekannt; aber er war ein Liebhaber ſolcher Leute und ſehr verſchwiegen, ſonderbarlich ſeine Frau, die mit der alten Anna Maria Vieles zu ſchaffen gehabt, ſich auch hat brauchen laſſen und ſich unterſtanden, da damals der Anna Maria ihr Sohn in Verhaft gekommen, und ſich die Schultheißin viel Mühe gegeben, wie möchte zu helfen ſein, aber dabei gemeldet, um wenig Geld helfe ſie nicht dazu, aber wenn man ihr gebe was recht ſei, ſo wolle ſie es in Stand bringen, daß ſie gewiß hindurchkommen.“ Daß die Weiber, wenn ſie einmal die Scheu überwunden haben, viel entſchiedener als die Männer auf das Ziel losgehen, zeigen auch ſonſt noch manche Stellen dieſer Denkwürdigkeiten, wie er denn von einer andern dieſer Gelegenheitsmacherinnen ſagt, ſie ſei eine ſolche ſchlimme Frau, daß er es ſelbſt nicht genug beſchreiben könne, und habe ihm manchen Seufzer ausgepreßt, weil ſie Einem keine Ruhe gelaſſen habe, bis man zum Stehlen fortgegangen ſei. Bemerkenswerth und ein Zeugniß für die ſchlechten Nahrungsverhältniſſe iſt, daß die Leute den Räubern beſtändig in den Ohren liegen, ſie ſollen ihnen doch Fleiſch verſchaffen; ſelbſt in das Wirthshaus müſſen ſie, wenn ſie dort nicht Mangel daran leiden wollen, geſtohlene Hämmel mitbringen. Die Enthüllungen umfaſſen einen beträchtlichen Theil von Süddeutſchland, und beinahe in jedem der genannten Orte iſt die Ortsbehörde in das Getriebe des Jaunerweſens mitverwickelt. „Was den Herrn Schultheißen anbelangt“, heißt es bei ſolchen Gelegenheiten, „ſo werden ſeine Umſtände bald am Tag ſein, wann man ihm ſein Zollbuch abfordert, denn er hat mir ein Zollzeichen gegeben, damit ich ſoll richtig mit der geſtohlenen Waare durchkommen, und in dem Zollbuch wird ſtehen der Name Joſeph Klein oder Sigmund Hermann.“ Andere Gemeindebehörden verhelfen den Räubern zu Päſſen, mit welchen ſie die Lande unangefochten durchziehen können. Da iſt gar ein Bürgermeiſter „ein ſolch ſchlimmer Mann: wenn eine Streife ergangen, hat er die Räuber ſelbſt in ſein eigenes Bett hineingelegt, wie ich und meine Frau ſelbſt einmal darinnen in der Verwahrung geweſen.“ Es ergibt ſich aus dieſem Allem, daß die Zeit für das Schwurgericht noch nicht reif war, weil auf der Anklagebank die Stehler und auf der Geſchwornenbank die Hehler geſeſſen wären. Aber nicht bloß das Bürgerthum bis zu ſeinen Vorſtehern hinauf, ſondern auch der Adel, der einen ſo großen Theil von Land und Leuten in unbedingter Abhängigkeit hielt, hat in einzelnen Mitgliedern, aus Furcht oder Vortheil, an der Begünſtigung dieſes Raubweſens Theil genommen. Will man aber vollends mit ganzem Maße meſſen, ſo muß man ferner nicht bloß das Gehenlaſſen der Regierungen, ſondern auch den Zeitgeiſt ſelbſt mit zur Anklage ziehen, deſſen ſonderbare Vorliebe für Erzählungen von Räuberabenteuern, deſſen krankhaft zärtliche Theilnahme an den Helden derſelben beweist, wie verkehrt und widerſpruchsvoll der Geiſt des Menſchen werden kann, wenn er dunkel ſpürt, daß ſeine Zeit in Haushalt und Menſchenrecht nicht wohl beſtellt iſt. Dieſe Bildung ſchwelgte aasvogelartig in Lebensbeſchreibungen berüchtigter Räuber und bald auch, da der Bedarf nicht zureichte, in erdichteten Räubergeſchichten, deren wirkliches Erleben ſie jeden Augenblick in Haus und Hof ernſtlich zu befürchten hatte, und all dieſer Angſt zum Trotze ſtellte ſie ſich dennoch, ſo oft ſie in ihren Romanen von einem Kampfe der Räuber mit den Dienern des Geſetzes las, auf die Seite der erſteren, und bekannte hiedurch den Zwieſpalt zwiſchen ihr und dem Geſetz; ja als endlich ein zum Höchſten berufener Dichtergeiſt ſeine Jugendkraft und ſeinen Jugendzorn über die Zeit, die er ſo erbärmlich fand, in die Geſtalten jener Räuberwelt einkleidete, da jauchzte faſt die ganze gebildete Welt auf und ging mit ihm unter die Räuber und Mörder, obwohl ein kurzes Nachdenken ſie belehren konnte, daß nicht jeden Tag ein verbrecheriſcher Reichsgraf durch die böhmiſchen Wälder reist, um einen edlen Räuber als den Vollſtrecker einer höheren Juſtiz zu ernähren, ſondern daß dieſer gar bald bei ehrlichen und unſchuldigen Menſchen mit Liſt oder Gewalt ſein tägliches Brod holen muß.

In dieſe Zeit, deren Sitte, Geiſt und Bildung ſich ſo gänzlich vom Beſtehenden nicht nur, ſondern auch vom Rechten abgewendet hatte, daß nur eine große Völkerumwälzung die Welt wieder in das verlorne Geleiſe zurückbringen konnte, fielen die Enthüllungen des Ebersbacher Bürgersſohnes wie ein Wetterſchlag — nicht in die Leſewelt, denn ſie blieben bei den Acten des Gerichts begraben und würden den modiſchen Leſehunger ſchlecht befriedigt haben, ſondern in die „alerte“ Welt des Verbrechens und in die ſchlaffe Welt des Geſetzes. Sie haben nicht von Grund aus die Jaunerei ausrotten, nicht von Grund aus die Redlichkeit im bürgerlichen Leben zu Kräften bringen können, aber ſie haben ein Großes zur Herſtellung der öffentlichen Sicherheit gethan, und beinahe ein Menſchenalter iſt vergangen, bis wieder eine ſtärkere Bande zwiſchen dem Rhein und der Donau ſich zu ſammeln wagte. Die Geſtändniſſe des Räubers gaben den Behörden nicht bloß die Mittel an die Hand, den erſten jener planmäßigen Schläge zu führen, welchen die von der Hehlerei unterſtützte Jaunerei, wenigſtens in der hochgefährlichen Geſtalt, die ſie um die Mitte des Jahrhunderts angenommen hatte, nach und nach erlag, ſondern ſie entdeckten ihnen auch gewiſſe Fachgeheimniſſe des Räuberhandwerks, die ſie in Stand ſetzten, ihre Angehörigen künftig zweckmäßiger zu ſchützen. Denn auch dieſes Gewerbe hatte ſeinen Fortſchritt und ſeine Erfindungen, und die Acten bewahren hievon Züge menſchlichen Scharfſinns auf, an dem man ſich ergötzen könnte, wenn er beſſer angewendet worden wäre. Es iſt ein hartes Urtheil, das man der Zeit nicht erſparen kann: dieſer Menſch hat ihr dadurch, daß er ſchuldig geworden iſt, unendlich mehr genützt, als wenn er in den Schranken des Geſetzes geblieben wäre. Die eigenthümliche Art ſeines Verdienſtes mahnt zur Vergleichung mit einem ähnlichen Verdienſte, das ſich ein Höhergeſtellter um die Zeit erwarb, der Graf Schenk von Caſtell, der, vom Eifer des Markgrafen von Durlach beſeelt, auf eigene Hand in Süddeutſchland umher und bis nach Graubünden und Italien hinabzog, um das Raubgeſindel einzufangen, und den die Jauner um ſeiner Kühnheit und Strenge willen fürchteten, als ob er vom Teufel gefeit und gefeſtet wäre, ſo daß einſt, als er allein im Walde ritt, ein Räuber einem andern, der auf ihn angeſchlagen hatte, zurief: Laß, es iſt der Graf von Caſtell! und es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um die Beiden als Spürhunde in ſeinen Dienſt zu ziehen. Es iſt die Frage, wer mehr gethan hat, die Wälder zu ſäubern und die Diebsherbergen auszufegen, der hohe Reichsgraf zu Diſchingen oder der in den Staub getretene Metzgerknecht von Ebersbach. Ihm ſelbſt wenigſtens ſcheint ſein unbeſiegbares Selbſtgefühl zugeflüſtert zu haben, daß er in ſeinem Gefängniß eine nicht unwichtige Perſon geworden ſei, und er braucht in ſeiner Aufzeichnung mitunter Ausdrücke gegen die Obrigkeit, wie ſie ein Vorgeſetzter ſich gegen ſeine Untergebenen erlaubt. „Wiewohl ich weiß“, ſagt er an einer Stelle, „daß viele Räuber gefangen zu Karlsruhe liegen, will ich nur deſto eher zeigen, daß die Herren von Durlach oder Karlsruhe eine ſehr liederliche Kenntniß von denſelben haben, und es ihnen gewiß nicht geoffenbart worden, wie ich es melden werde.“ Dann nimmt er oft einen ganz befehlshaberiſchen Ton an. „Nur dieſe in Verhaft genommen!“ ruft er, wo von einer Frau die Rede iſt, die er erſchrocken und weichherzig im Gegenſatze gegen ihre hartgeſottene Familie nennt: „von ihr kann man Alles herausbringen, wenn man derſelben nur mit guten Worten begegnet.“ „Nur gefragt, wo er den blauen Mantel hergenommen, den er habe!“ commandirt er gegen einen Hehler, der ſich wahrſcheinlich mit der Furcht vor den Räubern entſchuldigen werde, was man ja nicht gelten laſſen ſolle. Ein andermal ſchreibt er genau das Verfahren vor, durch welches man einen jaunerfreundlichen Wirth zum Geſtändniß zu bringen habe: „Man frage ihn auf Pflicht und Eid — wofern er etwas ableugne, ſo ſolle er gewißlich auf die Galeeren condemnirt werden — er ſolle redlich ſagen wie es mit dem Raub zugegangen, er ſolle ſagen woher er den Cattun, den er über ſein Bett gezogen, genommen habe, er ſolle ſagen, was für Sachen der Jude, der im Ort wohnt, in ſeinem Hauſe gekauft habe“ u. dgl. mehr. Auch darf nicht verſchwiegen werden, daß ihn an einigen Stellen die Liebe zum Leben mit vielleicht nicht ganz unbeſtimmten Hoffnungen beſchlichen zu haben ſcheint. „Wann ich in das Amt komme, will ich die Dörfer ſchon melden“, ſagt er an einer Stelle. Die Auslegung ſteht Jedem frei. Gewiß aber ſchickt ſich Verrath um höherer Zwecke willen am beſten für den Sterbenden, der keinen Lohn mehr nehmen kann, und zum begnadigten Diebsfänger war wohl ein Konſtanzer Hans, eine leichter angelegte luſtige Haut, gut genug. — Die Volksſage behauptet, der „Karl Herzog“, wie ſie ihn nennt, habe auf der Durchreiſe durch Vaihingen den vielbeſprochenen Räuber ſich und ſeinem Gefolge vorſtellen laſſen, wie ſie auch verſichert, daß dieſer ſeinem Fürſten einſt das Leben gerettet habe. Aber der alte Fürſtenbrauch, wonach ein verfehmter Mann, den ſein Oberlehnsherr über Leben und Tod vor ſich gelaſſen, das fürſtliche Antlitz nicht unbegnadigt ſchauen durfte, war längſt abgekommen, und der Herzog konnte damals auch nicht gnädiger geſtimmt ſein als zur Zeit der Schlacht von Fulda, denn er war mit ſeiner Landſchaft in jenen verdrießlichen Streit gerathen, der ihn als Beklagten vor den Richterſtuhl des Kaiſers ſtellte, und ſchon ſeit einem Jahre ſaß ihr ehrwürdiger Conſulent, in dem er den Verfaſſer ihrer mißliebigen Schriftſätze vermuthete, ohne Urtel und Recht in summo squalore carceris, wie die landſchaftliche Klagſchrift ſich ausdrückt, auf derſelben Feſtung, wohin einſt eine in verfaſſungsmäßiger Form ergangene hochfürſtliche Reſolution den nächtlichen

Beſucher des Obersbacher Pfarrhauſes „puncto furti tertia vice reiterati ad dies vitae gerechteſt condemniret“ hatte.

Daß bei der Aufzählung jener ſchmutzigen Biedermänner, die den Räuber ſeinen Hals wagen ließen und ſich an ihm bereicherten, hie und da weltliche Anwandlungen den geiſtlichen Frieden ſeiner Seele trübten, geht aus manchen Stellen unleugbar hervor. „Wann eine chriſtlich geſinnte Obrigkeit“, klagt er an einer dieſer Stellen, „das Böſe begehret abzuſtrafen und darinnen Ruhe zu ſchaffen, wann das Böſe ſoll gedämpft werden, ſo muß man ſolche Leute zuerſt angreifen. Denn ihr Zweck iſt: ſtehlen, ſo daß ein Mancher in ſolchen Orten noch zum Stehlen angetrieben wird. Denn der Räuber hat manchmal den wenigſten Nutzen vom Stehlen, weil er es ſolchen Leuten um einen wohlfeilen Preis geben muß und nichts daraus löſet, und dieſer, der es kauft, hat den beſten Nutzen. Der Räuber kommt darauf in Verhaft, man nimmt ihm das Leben, er hat kaum die Hälfte genoſſen; der Käufer bleibt ein ehrlicher Mann und hat den beſten Nutzen, und gedenket: ob der Eine todt iſt — ich habe noch Viele an mir, die mir geſtohlene Waaren bringen. Solche Leute machen ſich gar nichts daraus, ob ſie ſchon die größte Anleitung dazu geben, wenn ſie nur allezeit ſicher ſtehen bleiben. Aber Gott der Allmächtige ſoll mein Zeuge ſein, daß ich, ſo viel ich weiß, ſolche Leute nicht zu verſchonen gedenke; denn von meinen jungen Jahren an bin ich in ſolche Häuſer verleitet worden und zum Stehlen angetrieben, daß mein Verſtand noch nicht ſo weit gereicht hätte, wenn man mich nicht dazu verleitet und angetrieben, und man mich nicht gleich in meiner blühenden Jugend in die verruchten Häuſer eingezogen hätte. Mein ganzer Lebenslauf rührt davon her, bis in meinen Tod; ich kann nicht mit Ruhe abſterben, bis ich mein Herz vor der Obrigkeit von ſolchen Leuten genugſam ausgeleert habe, damit doch das Böſe recht geſtraft wird. Man wird ſich verwundern, wie lang daß ſolche Leute mit den Räubern zu thun gehabt, und wie viel Erhenkte ihnen bekannt, und wie viele dermalen noch am Leben, mit denen ſie noch zu thun haben. Mit der Hilfe Gottes werde ich dieſelben ſo überzeugen, daß ſie ſich nicht mehr verantworten können.“

Man wird dieſer Klage, welche auch auf der Nachtſeite der alten Geſellſchaft — nach heutiger Weiſe geſprochen — die Arbeit vom

Capital unterdrückt zeigt, und aus welcher man die Verwünſchungen der Verfaſſer jener Räuberromane über ihre Verleger wiederklingen zu hören meint, ihre menſchliche Berechtigung um ſo weniger abſprechen, wenn man bedenkt, daß der Unglückliche aus ſeinem eigenen Beiſpiel ſich die Aufforderung entnehmen mußte, ſo manchen Andern, der auf Irrwegen wandelte, durch die Zerſtörung dieſer Diebsneſter vor ähnlichem Verderben zu bewahren. Man wird zwar, ſeinen eigenen Worten zufolge, nicht ganz unbedingt gelten laſſen, was er bei ſeinem Geſchichtſchreiber, dem Sohne des Oberamtmanns, über dieſe Angaben ſagt: „Gott weiß, daß nicht der geringſte Groll darunter verborgen liegt, wenn ich jemand entdecke; ich habe im Gegentheil viele von meinen Freunden, manche, die aus ihren Betten aufgeſtanden ſind, um mich darin liegen zu laſſen, — nur um das Böſe zu verhindern, verrathen; ich geſtehe es, daß mir dieſes ſelbſt ſehr wehe thut.“ Es kann kein Zweifel ſein, daß dieſe Stimmung vor und nach dem Schreiben aufrichtig war; unter dem Schreiben ſelbſt aber, haben wir geſehen, überkam ihn das Gefühl des leiblichen und geiſtigen Schadens, den ihm dieſe Leute gethan, und war ſtärker als er. Ohne Rückhalt wird man jedoch glauben, was er hinzuſetzt: „Wenn ich gedenke, daß dadurch ihre Kinder abgehalten werden, den böſen Exempeln ihrer Eltern zu folgen, daß ſo viele Unſchuldige gerettet, daß manches Kind in Mutterleibe werde erhalten werden, ſo bin ich überzeugt, daß ich hieran Recht gethan habe.“ — Um die Zeitbeſtimmung nicht mißzuverſtehen, wenn er klagt, daß er von ſeinen jungen Jahren an in ſolche Häuſer verleitet, in ſeiner blühenden Jugend in die verruchten Häuſer eingezogen worden ſei, muß man ſich ſagen, daß dieſe Jugend zu der Stunde, da er ſchrieb, noch blühte oder wenigſtens nach menſchlicher Berechnung hätte blühen ſollen: denn er feierte ſeinen einunddreißigſten Geburtstag in dem Gefängniß zu Vaihingen. Die eigentlichen Diebsherbergen aber hat er nach ſeiner eigenen Angabe, wie ſogleich die folgende Stelle zeigen wird, erſt durch ſeine Verbindung mit der ſchwarzen Chriſtine kennen gelernt; und daß dieſe nicht früher als drei Jahre vor ſeiner Vaihinger Verhaftung angefangen hat, geht unwiderleglich aus den Acten hervor. Dieſe nicht einmal vollen drei Jahre müſſen ihm ſomit, als er die Klage niederſchrieb, in welcher er ſeine Jugend fern und längſt vergangen ſah, wie eine Ewigkeit erſchienen ſein. Wohl mag ihm auch eine Erinnerung an jenen Krämer in Rechbergshauſen vorgeſchwebt haben, deſſen Bekanntſchaft für ihn jedoch nur eine Vorſtufe zu der Leiter in den Abgrund war. Auch hat er dieſen ſowohl, als den Hof, auf welchen er der ſchwarzen Chriſtine folgte, in ſeinen Enthüllungen genannt, ohne jedoch einen großen Verrath an der Freundſchaft zu begehen, denn der gute Freund arbeitete bereits ſeit zwei Jahren, wie aus dem Amtsbatt vom 28. Februar 1758 hervorgeht, puncto furti, receptationis et celationis facinorosorum mit angehängter Kugel im Zuchthauſe. Bei dieſem Anlaſſe muß noch hervorgehoben werden, daß durch die Enthüllungen des Verbrechers kein eigentlicher Landsmann deſſelben betroffen worden iſt: denn die zuletzt Genannten gehörten ritterſchaftlichem Gebiete an. Aus ſeiner Heimath hat er Niemand verrathen, als die Genoſſin ſeines Unglücks von Anfang an, die blonde Chriſtine. Wenn hienach das damalige Herzogthum Wirtemberg, obgleich ſein Zuchthaus ſtets gefüllt war, doch im Vergleiche mit den umliegenden Herrſchaften und adeligen Beſitzungen als der einzige geſunde Kern von Süddeutſchland erſcheint, ſo kann man dies, da die Nachbarn mit ihm das Chriſtenthum gemein hatten, nur dem Vorzuge zuſchreiben, daß dieſer Bruchtheil des ſchwäbiſchen Volkes, wenn auch in ſehr verkümmerter Geſtalt, allein noch einen kleinen Reſt von Freiheit und Selbſtherrlichkeit beſaß.

„Dermalen“ — ſo ſchließt die merkwürdige Aufzeichnung — „ſoll nun die Obrigkeit betrachten, was ich in den kurzen etlichen Jahren ſchon an Aufenthalten gemeldet habe, und das wird unter den tauſend Aufenthalten kaum ein Theil ſein, was nämlich die, welche Zeit- und Taglebens ſchon mitlaufen, ſagen könnten, wenn ſie eine beſtändige Erkenntniß ablegen wollten. Ich ſage an: wie es denn möglich ſei, Schelmen oder Diebe zu fangen, wenn man nicht ſolche Aufenthalte zuerſt ausrottet? Es gehet etwa ein Schreiben aus von den gnädigſten Herrſchaften — ſo ſind ſolche Leute da und machen es den Räubern zu wiſſen, oder verbergen ſie ſelbſt gar. Wie will man dieſelben dann bekommen? Es iſt keine Möglichkeit, wenn man ſolche Orte nicht verderbt; es entſpringt der ganze Urſprung von Stehlen und Rauben aus ſolchen Häuſern.

„Nur um eine kleine Andeutung zu machen, wie mir's in denen Häuſern ſelbſt gepaſſiret iſt: als meine erſte Frau, die Chriſtina Müllerin, in Verhaft gekommen, und mich dieſe Chriſtina Schettingerin durch ihre liebliche Redensarten zu ſich gezogen und mir die Gelegenheiten und ſolche Aufenthalte gewieſen, die mir nicht bekannt waren, und wie ich nun von einem Haus in das andere gegangen, und zum Erſten kam, ſprach er:

„Hat Chriſtina wieder geheirathet? — Sie ſprach: ja!

„Iſt er aber auch ein ſo guter Räuber wie Euer erſter? — Sie antwortete: ja!

„Hätte ſie geſagt: nein, ſo wär ich ſchon nicht wohl daran geweſen. Sie ſprach im Haus herum: er hat bald eine Sau geholet, bald ein Schaf, bald dies bald das.

„Er hat uns ſehr viel Guts gethan, wenn Ihr nur auch ſo gut werdet. — Das Eine ſprach: ich bin heut über Feld geweſen, ich habe da und dort was von Thierfleiſch geſehen; ich habe auch die Schäferpferche auf der Brache geſehen — holet das Fleiſch oder holt ein Schaf, daß wir auch wieder Fleiſch eſſen dürfen! — ferner: habt ihr nichts Geſtohlenes bei euch? Ich brauche was von Kleidern, mein Mann hat nichts und meine Kinder haben auch nichts; wir müſſen gekleidet ſein — machet, daß ihr was zu ſtehlen bekommet, und ſchaffet uns was an! Ich bin nicht weit über Feld hinausgekommen, ſonſt wollte ich euch etwas auserſehen haben, wo ihr was erwiſchen könntet, aber bis ihr wieder kommet, will ich was auserſehen!

„Und ſo ſind alle dieſe Aufenthalte. Eine manche Weibsperſon, die auf dem Lande gehet, hat ſchon bis Drei oder Vier am Galgen; ſie führet noch Einen aus einem Dorf heraus, der nur ein Liebhaber des ſchönen Frauenzimmers iſt; ſie bringt ihn an ſolche Oerter hin; er höret ſolche Reden; was dieſes Menſch nicht Böſes genug an ihm vollbringen könnte, das wird ihm da vollends eingepflanzt und er mit Gewalt zum Stehlen gereizet und gelocket.

„Bei mir aber, da war ſchon ein kleines Fünklein zum Stehlen aufgegangen geweſen; aber bei einem ſolchen Menſchen, die Zeit- und Taglebens nichts anders gethan, und in ſolchen Häuſern, wo nichts als von Rauben und Stehlen geredet und täglich an Einem gepflanzt und geſchüret wird, da muß ein großes Feuer daraus werden, und nicht mehr nachlaſſen, bis er dem Henker unter die Hände fällt. Und ſo geht es mit einem Manchen. Das ſind die ärgſten Schelmen, die Aufenthalt geben, und ſie bleiben doch ehrliche Leute, haben auch den größten Nutzen und Genuß, und der Kleine wird gehenkt und die

Großen läßt man laufen — man fürchtet, ſie möchten ausgerottet werden. Wann man aber einem Vogel das Neſt nimmt, ſo kann er keine Junge mehr hegen oder ziehen.

29. Juli 1760. Arreſtant in Vaihingen:
Joh. Friedr. Schwan."

Das gerichtliche Verfahren nahm unter dieſer Zeit beſtändig ſeinen Gang, ja es wurde ſehr beſchleunigt, da man in Stuttgart fürchtete, der Seelenzuſtand des Gefangenen möchte nicht für die Dauer haltbar ſein. Nach geſchloſſener Unterſuchung trat jetzt eine andere Rechtsform ein, welche, in der Verfaſſung und im Tübinger Vertrage begründet, bei peinlichen oder ſehr ſchweren Fällen, deren ſich ein Landesangehöriger ſchuldig gemacht, angewendet wurde, und einen Schatten der alten ſelbſtherrlichen Volksgerichtsbarkeit enthielt. Der in Stadt und Amt allmächtige Beamte, nachdem er an die Regierung berichtet und von ihr die nöthigen Weiſungen erhalten, verwandelte ſich jetzt in einen beſcheidenen Ankläger, der bei der Stadtgemeinde, die er ſonſt regierte, als Fiscal im Namen des Staates oder vielmehr des Herzogs gegen ſeinen Inquiſiten Recht ſuchte. Als ſolcher mußte er den gewohnten Vorſitz in der oberſten Gemeindebehörde, dem Gerichtscollegium, abtreten, und mit der Gemeinde, an die jetzt der Gerichtsſtab vorübergehend zurückgekommen war, erhielt auch ihr urſprünglicher Vorſteher, der Bürgermeiſter, eben ſo vorübergehend ſeine alte Bedeutung wieder, indem er als Stabhalter den Vorſitz im Stadtgerichte übernahm. Dieſes lud nun die beiden ungleichen Parteien vor und beraumte ihnen die Tagfahrt an. Da jedoch die „Dignität" des Beamten durch dieſe Stellung etwas gefährdet erſcheinen mochte und er als Regent, Richter und oft auch Kellereibeamter des Bezirks, dazu als Hauptvorſteher der Bezirksſtadt ſich mit Recht auf ſeine vielen Amtsgeſchäfte berufen konnte, ſo war es ihm geſtattet, ſein Klägeramt einem Rechtsanwalt aus der Zahl der beeidigten Hofgerichtsadvocaten zu übertragen. Dem gleichen verpflichteten und vorrechtlich befähigten Stande mußte auch der Vertheidiger oder vielmehr Defenſor angehören, den ſich der Angeklagte wählen durfte, oder der ihm, wenn er von dieſer Freiheit keinen Gebrauch machte, ex officio ernannt wurde. Am Rechtstage verſammelte ſich das peinliche Gericht im Gerichtsſaale des Rathhauſes. Ein in der Gerichtstafel befeſtigtes bloßes Schwert, das aufrecht mit der Spitze nach oben ſtand, verkündigte, daß hier der Stab und ſeine Gewalt ſich befinde. Oben an der Tafel ſaß der Stabhalter und neben ihm, in der Perſon des Stadtſchreibers, der Gerichtsactuarius, der das Protokoll führte, beide ſchwarz gekleidet. Die Gerichtsbeiſitzer (aus deren Zahl der Oberamtmann bei der Unterſuchung ſeine zwei Scabinen genommen) ſaßen innerhalb der Schranken auf ihren Sitzen, alle in ſchwarzen Mänteln. Vor den Schranken rechts hatte der Accuſator, links der Defenſor ſeinen Platz. In der Mitte, vor dem Eingang der Schranken, war eine ſchwarz angeſtrichene Schranne aufgeſtellt. Der übrige Raum des Saales außerhalb der Schranken war den Zuſchauern und Zuhörern überlaſſen. Der Stabhalter befahl dem Gerichtsdiener, den Angeklagten aus dem Gefängniß vorzuführen, was ſofort unter guter polizeilicher Bedeckung geſchah. Während dieſes Ganges wurde auf dem Rathhauſe das Malefiz- oder Armeſünderglöcklein geläutet. Bei ſeiner Ankunft im Gerichtsſaale wurde der Angeklagte in Feſſeln auf die ſchwarze Schranne geſetzt. Der Stabhalter eröffnete die Verhandlung des accuſatoriſchen Proceſſes mit einer kurzen Rede und forderte dann den Fiscal auf, die Anklage ſammt dem Petitum vorzutragen. Dieſer verlas die Accuſationsſchrift mit der hinſichtlich der Straferkennung an das Gericht geſtellten Bitte. Dann wurde dem Defenſor das Wort ertheilt. Dieſer bat zuvörderſt das Gericht, den peinlich Beklagten ſeiner Feſſeln zu entlaſſen, damit er auf freiem Fuße vertheidigt werden könne. Der Stabhalter entſprach der Bitte und befahl dem Gerichtsdiener, dem Angeklagten die Feſſeln abzunehmen, was außerhalb des Saales geſchah. Dann wurde er wieder eingeführt und feſſelfrei auf ſeine ſchwarze Schranne geſetzt. Er befand ſich nun als Freier vor ſeinem eigentlichen Richter, aber alles dies nur ſcheinbar, denn der Angeklagte war mundtodt und ſein Urtheil wurde ihm nicht von dem Richter geſchöpft. Der Defenſor las ſeine Defenſionsſchrift ab, welche ebenfalls vorher, auf Grund der Anklageſchrift und etwaiger mit dem Gefangenen in Gegenwart zweier Scabinen gehaltenen gütlichen Verhöre, ſchriftlich gefertigt worden war. Nach Verleſung derſelben gab der Accuſator ſeine mündliche Replik und der Defenſor duplicirte gleichfalls mündlich. Waren es, wie im vorliegenden Falle, mehrere Angeklagte, ſo traten auch mehrere Defenſoren auf, um die Verhandlung noch ſchleppender zu machen. Nach beendigter Accuſation und Defenſion eröffnete der Stabhalter Namens des peinlichen Gerichts das ebenfalls im Voraus fertige Interlocutorium, daß der Richter ſich der Urtel Bedacht nehme und daß die ſämmtlichen Acten ad consulendum an die Juriſtenfacultät in Tübingen verſendet werden ſollen. Mit dieſem Zwiſchenbeſcheide war die ganze leere Förmlichkeit der öffentlichen Rechtsverhandlung geſchloſſen, und der oder die Angeklagten wurden aus dem Saal entlaſſen, außen wieder gefeſſelt und in das Gefängniß zurückgeführt. Nunmehr wurden die Unterſuchungsacten nebſt den vom Ankläger und Vertheidiger gewechſelten Schriften und dem ſtadtgerichtlichen Protokoll über den kurzen mündlichen Reſt der Verhandlung an die Juriſtenfacultät in Tübingen zur Ertheilung eines rechtlichen Gutachtens eingeſandt. Dieſe war ſomit, da es in der Regel bei ihren Gutachten ſein Verbleiben hatte, der eigentliche Richter, der die peinlichen Proceſſe entſchied. Sie ſandte ihr Gutachten unter Wiederanſchluß der Acten an das Stadtgericht zurück; aber auch jetzt waren dieſem immer noch die Hände gebunden, und es mußte das gutachtliche Erkenntniß nebſt den Acten der Regierung einſchicken, welche es, mit ihrer Anſicht, dem Herzog zur Beſtätigung oder begnadigenden Abänderung vorlegte. Wenn letztere eintrat oder der Spruch überhaupt nicht an das Leben ging, ſo hatte das peinliche Gericht mit dem Proceſſe nichts mehr zu thun, ſondern das Erkenntniß ging unmittelbar dem Oberamtmann zur Vollziehung zu. Erfolgte aber ein Todesurtheil, ſo wurde daſſelbe dem peinlichen Gerichte zugeſendet und zugleich vorläufig dem Verurtheilten im Gefängniß durch den Regierungsbeamten einige Tage vor der Execution bei feierlicher Verſammlung angekündigt. Zur Einführung in die chriſtliche Heilsordnung war ihm gleich im Beginne ſeiner Gefangenſchaft das zu dieſem Behufe von einem Stuttgarter Stiftsoberhelfer verfertigte und laut allerhöchſter Vorſchrift vom 14. November 1753 durch den Buchbinder ſtark geleimte und dauerhaft gebundene Maleficantengebetbuch in die Hand gegeben worden. Am Tage der Hinrichtung wurde der zweite Rechtstag gehalten, bei welchem wieder die Gemeinde als Richter in ihr Amt eintrat. Die Mitglieder des peinlichen Gerichts erſchienen ſchwarz gekleidet mit Degen an der Seite im Gerichtsſaale, das Schwert war aufgepflanzt, der Verurtheilte wurde unter dem Läuten des Malefizglöckleins vorgeführt, der Stabhalter, mit dem ganzen Gerichte ſich erhebend, trat vor und eröffnete ihm das Todesurtheil mit dem Beifügen, daß der Herzog die Beſtätigung ertheilt habe, brach den Stab mit den Worten: „Gott ſei deiner armen Seele gnädig!“ und übergab ſodann den armen Sünder dem Regierungsbeamten, der die Vollſtreckung zu leiten hatte.

Das Urtheil, das die Juriſtenfacultät gefunden und der Herzog beſtätigt hatte, verhängte über Friedrich Schwan die Todesſtrafe in der ſchwerſten Form, welche die Zeit kannte, und ohne alle Milderung. Chriſtine Schettinger wurde zum Strang verurtheilt. Die Magd, ein bitterarmes Geſchöpf auf der unterſten Stufe der geſellſchaftlichen Rangordnung, deſſen eigenmächtige Diebſtähle ſich auf zwei Hemden, einige Tiſchmeſſer und Zinnlöffel und eine Semmel beſchränkten, und das dem Richter auf die Frage nach Stand und Beſchäftigung geantwortet hatte: „Schwefelhölzlen und Tragbäuſche machen, und bei Gott und guten Leuten mein Brod ehrlich ſuchen“ — theilte das Schickſal der Frau. Den Knecht erreichte der Arm des Richters nicht: er war aus dem Vaihinger Gefängniß entflohen. Chriſtine Müller wurde für ihre Theilnahme an einigen Diebſtählen, noch mehr aber wegen ihrer Verbindung mit dem Erzböſewicht überhaupt, zur Ausſtellung am Hochgerichte und hierauf zu erſtehender vierjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt. Das Verhältniß beider Weiber zu dem Hauptangeklagten wurde im Urtheil ausdrücklich als Unzucht bezeichnet. Ueber das Kind endlich, das Chriſtine Schettinger im Gefängniß geboren, wurde verfügt, daß daſſelbe bis zum zuchthausfähigen Alter von neun Jahren, das heißt, wie man es nicht anders deuten kann, bis zur Aufnahme unter die ſogenannten freiwilligen Armen, auf öffentliche Koſten untergebracht werden ſolle.

„Schwan“, ſagt ſein Geſchichtſchreiber über die Verkündigung im Gefängniß, „hörte mit unveränderter Miene die ſchrecklichen Worte, keine Thräne entfloß ſeinen Augen, kein unwilliger Seufzer ſeinem Munde. Wenn ſie meine Beine in tauſend Stücke zerſtoßen, ſagte er, ſo können ſie mich doch nicht von meinem Heiland reißen.“ Allein dieſe Ermannung, fügte er hinzu, habe ihn die ganze Anſtrengung ſeiner Kräfte, den ganzen Schwung ſeiner Seele gekoſtet, und ſobald dieſe nachließen, ſei Furcht an die Stelle des Muthes getreten und er habe ſich einige Stunden hernach beklagt, daß ſein Tod doch immer ſehr hart ſei. Man wird ihm nicht zu nahe treten, wenn man vermuthet, er habe von ſeiner ſo wirkſam ausgedrückten Reue wo nicht Begnadigung, doch wenigſtens Milderung der Todesart gehofft. Ob und was er über die Verurtheilung ſeiner Mitangeklagten bemerkte, iſt nicht aufgezeichnet; wenn er aber das Urtheil über die Magd in's Auge faßte, ſo konnte er ſich ſagen, daß er aus einer Zeit von hinnen gehe, die des Chriſtenthums und Rechtsbewußtſeins, deſſen Mangel ſie an ihren armen Sündern beſtrafte, ſich ſelbſt nicht hoch berühmen durfte.

Indeſſen fuhr er mit unveränderter Geſinnung in ſeinen Denkwürdigkeiten fort, die er an jenem Tage noch nicht beendigt hatte. Bald auch, ſagt ſein Geſchichtſchreiber, habe er ſich ſelbſt wegen ſeiner Zaghaftigkeit beſtraft und ſeine vorige Stärke wieder erlangt, und den folgenden Tag habe er dem ihn gleich Morgens beſuchenden Geiſtlichen zugerufen: „Nur noch einen einzigen Tag bis zur Ewigkeit, und Gottlob zur frohen Ewigkeit! Lange habe ich nicht ſo ſanft geſchlafen als in dieſer Nacht.“

An dieſem Tage erfolgte zwiſchen ihm und der ſchwarzen Chriſtine ein Verſöhnungsauftritt, den ihr gemeinſchaftlicher Geſchichtſchreiber ſehr rührend nennt. „Lange ſchon,“ erzählt er in ſeiner Geſchichte des Räubers, „waren Schwan und ſein zweites Weib ſehr gegen einander erbittert, lange ſchon hatte die letztere ihn der Liebloſigkeit, der Lügen und der Verrätherei beſchuldigt, jetzt brannten ſie Beide vor Begierde, ſich zu verſöhnen und dann auf ewig von einander Abſchied zu nehmen. Es ward geſtattet und ſie wurden zuſammengeführt. Voll innigſter Bewegung fielen ſie ſich nun in die Arme, gaben ſich dann die Hände mit gegenſeitigem Verſprechen, alle Mißhelligkeiten, die bisher unter ihnen entſtanden, wechſelsweiſe zu vergeſſen, und tröſteten ſich, daß ſie morgen in dem Ort der Seligkeit wieder zuſammenkommen würden. So freudig ſich Schwan bezeugte, ſo verſicherte doch ſein Weib, daß ſie ihn an Freudigkeit im Sterben noch übertreffen wolle, und ſo ſchieden ſie, ſich Glück wünſchend zum Kampf und Sieg, vergnügt von einander.“

Aber die Wahrheit des Sprichworts, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt, bewährte ſich auch hier wieder an der Frage, ob Chriſtine ihm in ſeinen Himmel folgen würde, wie er mit ihr in die Hölle gegangen war. Denn in ſeiner „Geſchichte einer Räuberin“ beſchreibt der Sohn des Oberamtmanns das Verhalten der Zigeunerin vollſtändig ſo: „Schrecken und Wuth durchdrang ſie, da ſie ihr Todesurtheil anhörte; ſie ſtand eine Zeit lang ſtarr vor Entſetzen, dann brach ſie in die fürchterlichſten Flüche aus und wüthete ſo lange bis ſich ihre Kräfte gänzlich erſchöpft hatten. Man wird ohne Zweifel begierig ſein, wie das boshafte Weib nun, da ſie ihrer Laſter überwieſen war und nichts als gewiſſen Tod zu erwarten hatte, ſich betrug. Die katholiſchen ſowohl, als die lutheriſchen Geiſtlichen ſuchten, jeder auf ſeine Art, Reue über ihre Verbrechen ihr beizubringen und ſie auf beſſere Wege zu führen. Schwan ſelbſt gab ſich die äußerſte Mühe, und verſuchte bald durch die zärtlichſte Liebe, bald durch die heftigſten Drohungen ſie zu bekehren; ſie blieb gänzlich ungerührt. Auf alle Ermahnungen antwortete ſie mit Vorwürfen, und verwünſchte ſich ſelbſt und alle Menſchen. Oft, wenn ihr der Geiſtliche vorhielt, daß ſie mit dieſen Geſinnungen gewiß zur Hölle verdammt würde, antwortete ſie, daß es ihr gleichgiltig ſei, in den Himmel oder in die Hölle zu kommen, ſie werde in beiden Kameraden finden. Oft freute ſie ſich ſogar darauf, einſt in der Hölle gequält zu werden, weil ſie ſich ſelbſt Hoffnung mache, daß auch ihre Richter mit ihr gequält würden. Als man ihr das Beiſpiel ihrer Magd vorhielt, die ſich ſehr aufrichtig bekehrt hätte, ſo ſpottete ſie darüber, und ſchrieb ihre Bekehrung ihrer Dummheit zu, und als man ihr auch Schwan's Beiſpiel vorſtellte, ſo antwortete ſie, daß Schwan das Leben beſſer genoſſen, als ſie, und alſo ſie ſich nicht mit ihm vergleichen laſſen könne. Nur ſie allein, fuhr ſie fort, ſei die unglücklichſte aller Menſchen, da ſie, noch ſo fähig die Freuden der Welt zu genießen, ihnen ſchon entriſſen werde. So verhielt ſie ſich mehrere Tage, aber auf einmal ſchien ihre ganze Seele verändert. Sie geſtand, daß ſie jene verzweiflungsvolle Sprache bloß angenommen, weil ſie geglaubt, daß man ſie nicht in ihren Sünden dahin ſterben laſſen werde. Sie bekannte alle ihre Fehler, bezeugte die herzlichſte Reue, und verſprach Schwan in der Freudigkeit beim Tode zu übertreffen. Auffallend war es dabei, daß ſie ſich gegen die lutheriſchen Geiſtlichen viel aufmerkſamer als gegen die katholiſchen bezeugte, mit jenen viel williger und herzlicher betete, und dieſen ſogar drohte, bei den lutheriſchen das Nachtmahl zu nehmen. Kurz, auch dieſe ſchnelle Bekehrung ſollte bloß zum Mittel dienen, Mitleiden zu erwecken und ihr vielleicht das Leben zu retten. Aber auch dieſer Kunſtgriff half nichts, der Tag ihres Todes erſchien, und nun zeigte ſich bald, daß ihr letztes Betragen nur Verſtellung geweſen. Sie fiel in plötzliche Ohnmacht, und erholte ſich aus derſelben nur, um in Wuth gegen alle Menſchen, und ſelbſt gegen Schwan, der ihr Muth einzuſprechen ſuchte, auszubrechen." Dieſes ihr wahres Geſicht behielt die Unglückliche, ſtarr und wild, wie eine dem Volk der Ebene fremde Gebirgswelt, von nun an unverändert bis zum letzten Augenblicke bei.

Ihr glücklicherer Genoſſe, der ſein altes Kindesherz wieder gefunden hatte, um ſich in dieſen ſchweren Tagen daran aufzurichten, fühlte ſich durch das Verlieren der kaum wiedergefundenen Geliebten in ſeinem Glücke ſchmerzlich geſtört; allein ihm winkte nun der Pfad, den jeder Menſch für ſich allein antreten muß, und er klammerte ſich mit ganzer Kraft an den Stab, den er erwählt hatte, den ihm ſeine Kirche reichte. Er nahm das Abendmahl, von dem er einſt, wie ſeine Heimathsbehörde von ihm aufgezeichnet, geſagt hatte, es ſolle ihm das Herz abſtoßen, wenn er nicht Wort halte. Er war dabei auf's innigſte gerührt und erklärte überhaupt dieſen Vormittag, wie ſein Geſchichtſchreiber erzählt, für einen der glücklichſten ſeines Lebens. „Ich kann nicht ausſprechen, ſo drückte er ſich ſelbſt hierüber aus, welch einen glücklichen Vormittag ich heute gehabt habe. Mein Herz wallete vor Liebe zu meinem Heilande. Zu dem komme ich morgen, ſchon morgen. Morgen um zwölf Uhr auf's längſte bin ich bei ihm. O, wenn es doch nur ſchon morgen wäre! Der Geiſtliche Krippendorff, der zugegen und durch dieſe Aeußerungen innigſt bewegt worden war, rief voll Freude aus: O Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg? Gott ſei Dank, fiel Schwan ein, der mir den Sieg geben wird, und ſchon gegeben hat."

An dieſem chriſtlichen Heldenthum, das die Geſchichte in unſchuldigen Märtyrern wie in reuigen Verbrechern tauſendfach als unverfälſchte Geſinnung aufgewieſen hat, ſoll Niemand mäkeln. Wohl aber hat jedes Heldenthum, nicht bloß für die gemeine Anſchauung, die es niedriggeſinnt in den Staub zu ziehen ſucht, ſondern auch für eine würdigere Betrachtung, die aber nicht anders als mit menſchlichem Maße meſſen mag, ſeine menſchliche Seite, und es kann der Menſchenwürde des Bekehrten, den wir hier durch ſeine letzten Stunden begleiten, keinen Eintrag thun, wenn wir aus den Worten, die ſeinen Beichtvater beſeligten, doch auch den menſchlichen Seufzer heraushören, daß die ſcheußliche, auch ein frommes Herz mit den Krallen der Verzweiflung und der Hölle zerfleiſchende Marter, die in den erſten Frühſtunden beginnen ſollte, um die Zeit, wo glücklichere Menſchen ihrem Schöpfer danken und ſeine Gaben genießen, doch hoffentlich überſtanden ſein werde.

Man fühlt ſich unwillkürlich von ſeinem verwahrloſten, aber darum nicht minder lebendig grübelnden Verſtande die Frage vorgelegt, warum denn die Menſchen einem Mitmenſchen, der eine ſolche Höhe geiſtlicher Vollkommenheit erreicht hat, daß ſein Beichtvater darüber ein frommes Entzücken fühlt, in ſein Leben einbrechen? eben jetzt da er reif wäre, der ſo bedürftigen Menſchenwelt die ſchönſten Früchte zu bringen? Und wenn man aus dem Munde dieſes Beichtvaters antwortet, es ſtehe im Evangelium, daß wer das Schwert ziehe, durch das Schwert umkommen müſſe, ſo hört man ihn im Triumphe ſeiner Bibelfeſtigkeit entgegenhalten, das Evangelium ſpreche dies nicht als Vorſchrift aus, ſondern habe nur die jähzornigen Gemüther jener Zeit warnend darauf aufmerkſam machen wollen, daß dies die beſtehende jüdiſche Rechts- und Kirchenordnung ſei. Oder wenn der Geiſtliche erwiderte, es geſchehe, damit der bereuende Sünder in dieſem Leben nicht mehr rückfällig werde, ſondern drüben gleich zu noch höherer Vollkommenheit fortſchreiten könne, ſo muß es dem grübelnden Verſtande, den wir kennen und den das Evangelium nicht einſchläfern konnte, weil es vielmehr die Geiſter weckt, ſchwer geworden ſein, die Folgerung zu unterdrücken, daß man aus dem gleichen Grunde jeden Gerechten zeitig vom Leben zum Tode bringen müſſe, damit er nicht, als ein Menſch, aus dem Stande der Gerechtigkeit falle. Da jedoch über Aeußerungen oder Geſpräche dieſer Art ſich nichts angemerkt findet, ſo kann man auch ſchließen, er habe das Abſcheiden aus einem ſolchen Leben und einer ſolchen Zeit, nicht bloß im geiſtlichen, ſondern ſelbſt im weltlichen Sinne des Wortes, für einen ſo großen Gewinn gehalten, daß er über den weltlichen Preis deſſelben kein Wort verloren habe.

„Den Nachmittag,“ erzählt ſein Geſchichtſchreiber nach dem Auftritte zwiſchen ihm und dem Geiſtlichen weiter, „verlor ſich zwar dieſe

Freudigkeit ziemlich, weil ihn, wie er ſelbſt ſagte, die zu große Menge von geiſtlichen Zuſprüchen betrübt und zerſtreut hatte; doch kehrte ſie Abends wieder zurück. Endlich erſchien der letzte Tag. Morgens früh um fünf Uhr kam Krippendorf zu ihm, und traf ihn im Gebet an. Er ſah friſch und munter aus; dennoch hielt er, weil ſeine Seele nicht ſo hochgeſchwungen und furchtlos wie geſtern war, ſich ſelbſt für verſtockt, ein Gefühl, welches jedoch durch Hilfe des Gebets ſich bald wieder verlor."

So erfuhr auch dieſer Geiſt, was jeder Geiſt in ſeinem Ringen nach Klarheit erfährt, daß die Seele den gewaltſam ergriffenen Beſitz nicht ungeſtört feſtzuhalten vermag, daß ihr die Stunden räuberiſch in das Gut einbrechen, das ſie ſchon ſicher geborgen zu haben glaubte. Denn die Seele des Menſchen rollt beweglich mit ſeiner großen Mutter dahin, die, wie uns die Himmelskundigen in ihrer Sprache gelehrt haben, in beſtändiger Revolution begriffen iſt. Sie faßt, im Gebiet des Geiſtes umherſpürend, einen Gedanken, eine Wahrheit, eine Erkenntniß, die ihr plötzlich in blendendem Lichte auftaucht, und will in alle Welt hinein jubeln, jetzt ſei die Wurzel gefunden, die alles Verſchloſſene aufſprengen, alles Kranke heilen müſſe. Aber die Stunden bringen und nehmen. Andere Erkenntniſſe, andere Wahrheiten oder Irrthümer drängen ſich in die Seele ein und verdunkeln das erſte Licht, und was die Seele feſtzuhalten glaubte, das wird ihr ſo blaß und farblos, daß ſie ſich ermattet, bangend, zweifelnd davon abwendet. Wieder erſcheint jene geiſtige Geſtalt vom Lichte der Erleuchtung begleitet, ſie zeigt ſich der Seele von einer neuen Seite, und die Hoffnung, der Glaube an die Sicherheit des Beſitzes wächst. Aber Licht und Schatten wechſeln, die Sehnſucht wird zur wilden Glut, die das reine Licht der wahrheitſuchenden Seele mit Qualm verdüſtert, und ſo zwiſchen Licht und Schatten, zwiſchen Glauben und Zweifel, zwiſchen Höhe und Tiefe dahinſchwebend, gelangt die Seele unter immer neuen Erleuchtungen zu der Ueberzeugung, daß das erſte Licht das richtige geweſen ſei, zur Gewißheit, daß die reine Wahrheit darin wohne. Aber die Ueberzeugung des Menſchen, beſonders wenn er ſie mit Heftigkeit ergriffen hat, wäre für ihn ſelbſt nicht echt, wenn er ſie ſeinen Brüdern vorenthielte; denn weit leichter als ſeine Herzens- oder Vorrathskammer thut er ihnen die Schatzkammer ſeines Wiſſens oder Glaubens auf. Aber ſeine Brüder haben daſſelbe erlebt, wie er, auch ihnen ſind Lichter aufgegangen, auch ſie ſind zu Gewißheiten und Ueberzeugungen gekommen. Dann gerathen die Geiſter an einander: der Mann des Wiſſens ſtößt den Glauben des Frommen zurück, und der Mann des Glaubens erſchrickt vor der Ueberzeugung des Denkers; ja, unter den Gläubigen ſelbſt, und bis in ihre engſten Kreiſe hinein, iſt Unterſchied und Zwieſpalt, weil Keiner die gemeinſame Wahrheit, zu der ſie ſich bekennen, ganz im Lichte des Andern ſchauen kann. Dieſer Kampf der Geiſter verwundet das Herz, das die ganze Welt in Frieden wiſſen möchte, aber das Herz kann den Menſchen nicht allein leiten, denn es würde ihn jeder herben Schule, die ihm nöthig iſt, entziehen. Der Kampf der Geiſter iſt gut, auch wenn er ſchmerzt: denn der Geiſt der Menſchheit, nicht ihrer bevorzugten Kinder nur, iſt zur Erkenntniß berufen, und die Arbeit der Geiſter wird der Welt eine Erkenntniß bringen, ſo hoch und tief, daß der ſtolzeſte Geiſt ſie nicht durchfliegen, ſo reich, daß der manigfaltigſte Geiſt nicht an ihr erlahmen, ſo klar, daß der nüchternſte Verſtand ſie nicht antaſten, ſo einfach, daß die kindlichſte Seele ſie erfaſſen, und ſo rein, daß das fromme Herz in ihr ſeine Wohnſtätte finden kann. In der Schule dieſer Erkenntniß wird Friede und Kampf, Ruhe und Bewewegung vereinigt ſein. Darum meiden wir den Kampf der Geiſter nicht, wenn er auch die Lebenden durch Nacht und Wunden zu dieſem Ziele führt! Aber den Sterbenden wird kein guter oder weiſer Menſch durch die Menge ſeines Zuſpruches betrüben und zerſtreuen, weder der Denker den Gläubigen, noch der Fromme den, der nicht in der Form des Glaubens denkt: denn der Sterbende muß mit ſeinem Herzen Zwieſprache halten, deſſen Schläge ihn im Laufe der Stunden beſeligt und verwundet haben, bis der letzte die fliehende Zeit für ihn ſtille ſtehen heißt. Tragt ihn ſanft aus der Schlacht, fernab vom Staube und Gewühl der Kämpfenden, daß er am Rande des Hügels durch die Abendröthe der Gegenwart hinausſchaue in das Morgenroth der Zukunft, für die wir kämpfen. Für ihn verſtummt der Zank der Meinungen und der Vorwurf der Einſeitigkeit: er fällt ab von dem unvollkommenen Leben ſeiner Zeit und geht über zu dem großen Heere der Vollendeten, die im Frieden ruhen.

Am Tage vor dem letzten hatte der Sterbende ſein weltliches Vermächtniß für die Obrigkeit zu Ende geſchrieben. Kein Lohn, nicht einmal mehr der arme Troſt einer Linderung winkte ihm, als er es hinterließ, und hierin liegt die Bürgſchaft, daß ihn, wenn auch unter menſchlichen Schwächen, die reine Abſicht leitete, die Jugend künftiger Tage vor ſeinem Looſe zu bewahren. Seine Blätter enthalten nichts von ſeiner inneren Lebensführung, nichts von dem Gange ſeiner Seele durch die Stürme des Lebens, aus Tag in Nacht; denn dies war kein Gegenſtand für ſeine Obrigkeit. Wohl aber darf die Nachwelt, die ſich an der Geſchichte eines rohen Mannes aus dem Volke oft beſſer belehren könnte als an verwickelten Staats- und Fürſtengeſchichten, wohl darf ſie den Pfarrer ſeiner Heimath anklagen, daß er, dem die Pflege der Geiſter vertraut war, keine Chronik ſeiner Gemeinde, keine Aufzeichnung über den Lebensgang des Jünglings hinterlaſſen hat, der, nach dem Zeugniß befähigter Zeitgenoſſen, außerordentliche Gaben des Geiſtes und Herzens beſaß, keine Rechtfertigung der mit mehr als väterlicher Gewalt ausgerüſteten geiſtlichen und weltlichen Behörde, wie es kommen konnte, daß ein ſolcher Menſch aus dem Schoße der Geſellſchaft heraus ſo tief in Elend, Verbrechen, Schmach und jede Erniedrigung der Seele ſtürzte. Und doch hat jener Pfarrer ſein ganzes Lebensſchickſal mit angeſehen und hat ihn lange überlebt. Er fand nichts aufzuzeichnen nöthig als die karge, ſchauerliche Randbemerkung, die er auf einem Blatte des Taufbuches, wo der Name des am 4. Juni 1729 gebornen Kindes Friedrich Schwan nebſt den Namen ſeiner Eltern und Taufpathen eingetragen iſt, mit rother Dinte hinzugeſchrieben hat: „Wurde den 30. Juli 1760 zu Vaihingen lebendig auf das Rad gelegt. Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig!“

Das war die Todesſtrafe, die ein chriſtlicher Staat unter dem Beiſtande einer chriſtlichen Kirche an einem Menſchenbilde, das ſie Gottes Ebenbild nannten, vollzog, indem er ſich für ſo arm an leiblichen und geiſtigen Mitteln bekannte, daß er mit einem wenn auch noch ſo tief gefallenen Menſchen nichts Menſchlicheres, nichts Chriſtlicheres zu thun wußte als ihm das Leben zu rauben, und für ſo beſchränkt in Menſchenkenntniß, daß er meinte, durch eine recht ausgeſucht grauſame Strafe werde er Andere vom Wege des Verbrechens abſchrecken. Und doch hätte gerade dieſer ihn vor tauſend Andern belehren können, wie irrig eine ſolche Vorausſetzung iſt. Er war vor Andern mit Verſtand begabt, um ſich zu ſagen, wohin ſein Leben zuletzt führen müſſe, und wenn er es je vergeſſen hätte, ſo ſagten es ihm ſeine ſchrecklichen Genoſſen, die ſich täglich auf den Gedanken, an ein ſolches Ende einübten, verkleidet den Hinrichtungen beiwohnten, einander den Hergang bei denſelben beſchrieben und bei ihren Gelagen ſich gegenſeitig einen leichten Tod zutranken. Nicht einmal ſein Muth machte ihn zu einer Ausnahme, an der die Abſchreckung verloren war, denn ſein Geſchichtſchreiber ſagt ausdrücklich von ihm, bei aller natürlichen Herzhaftigkeit habe er ſich durch dieſe abſchreckenden Gewohnheiten ſo erſchüttert gefühlt, daß er gänzlich unfähig geweſen ſei, dieſelben mitzumachen; und man kann überhaupt ſagen, daß auch die Feigheit nicht hinlänglich abſchreckend wirkt, denn die Gerichtsverhandlungen zeigen feige Verbrecher genug. So hat alſo weder ſein Verſtand noch die Abſchreckung ſelbſt, die bei ihm nicht verloren war, ihn von dem finſtern Pfade abgeſchreckt, hat weder ſeine zwar rohe, aber zur Erkenntniß von Gut und Böſe, von Wohl und Uebel völlig genügende Bildung, noch die vorſorgende Liebe der Geſellſchaft ihn vor dieſem fürchterlichen Ende bewahrt. Es gibt keine andere Milderung für ſeine Todesart, keine andere Beſchwichtigung für das empörte Gemüth, als ſich zu ſagen, daß das Jahrhundert ſeitdem ſeine Speichen beinahe völlig umgewälzt hat, daß jene Mittagsſtunde, um die er vollendet zu haben hoffte, längſt vorüber iſt, daß jene arme, kranke Zeit ein beſſeres Jahrhundert, reicher an Geiſt und Herz und Erkenntniſſen, geboren hat. Ja, ſo Vieles wir an unſerer Zeit mit Recht verwerfen, wir können ihr das Zeugniß nicht verſagen, daß ein Menſch wie dieſer beſſer von ihr durch das Leben getragen worden wäre, daß er keinen Pfarrer, Amtmann und Vogt getroffen hätte, die ſeine blühende Jugend faſt gewaltſam unter die Räuber ſtießen, daß, wenn ihm auch der Lieblingswunſch ſeines jungen Herzens verſagt geblieben wäre, das Leben ihm Befriedigung für ſein Gemüth, für ſeinen Geiſt, für ſeine Fähigkeiten nicht ſo ganz verſagt haben würde, wie die dürre Wüſte, mit der ihn ſeine Zeit umgab. Wohl iſt noch eine ſchwere Arbeit zu vollbringen, bis unſre Zeit aus dem dunklen Mutterſchoße jenes Jahrhunderts, worin ſie mit ihren Tugenden und Fehlern, mit ihren Wahrheiten und Irrthümern wurzelt, losgerungen iſt, und darum kämpfen wir. Aber die Sonne, wie ſie von Oſten nach Weſten wandelt, ſieht das Volk in der Mitte zwiſchen Oſt und Weſt täglich mehr im ſtillen Ringen nach Licht und Recht begriffen, und ſie wird die Mühe ſeiner Geiſter nicht verloren finden, wenn ſie oft auch tief wie Grubenmänner in die Schachte unſrer Geſchichte, unſrer Sprache, unſrer Dichtung ſich zu verlieren ſcheinen, von wo dieſes Licht und Recht am reinſten zu holen und nach dem Maße des heutigen Tages zu vertheilen iſt. Denn jetzt gilt es ſich ſelbſt zu verſtehen in der allgemeinen Bewegung, die ſchon mit wachſendem Getöſe an die Pforten noch immer ſo vieler Schläfer pocht. Die Bewegung, die aus einem Theil des Weſtens kam, hat uns verwirren müſſen, denn ſie bot uns Eigenes mit Fremdem gemiſcht. Die Bewegung, die ſich aus einem Theil des Oſtens ankündigt, wird uns aufklären helfen, denn man lernt ſich beſſer ſelbſt erkennen in einem Spiegel, der uns gar keine Aehnlichkeit zeigt, ſondern ein wildfremdes Geſicht. Dann wird der Kampf auch nicht mehr verwandte Geiſter trennen, nicht mehr durch das einzelne Menſchenherz ſelbſt hindurchgehen: die Scheidung zwiſchen dem Wahren und dem Falſchen, zwiſchen dem Guten und dem Böſen wird leichter ſein.

Wer aus der allgemeinen Betrachtung, zu welcher jeder Tag ſo vielen Anlaß gibt, zu der hier erzählten Volksgeſchichte zurückkehrt und vielleicht einmal, zufällig das freundliche Filsthal hinaufwandernd, nach ihren Spuren fragt, der kann ſich die Mühe und den Staub der Acten erſparen, denn er findet in der Erzählung jeden Zug, der aufbewahrt geblieben iſt. Und dennoch möge er nicht eine buchſtäblich wahre Geſchichte in ihr ſuchen. Denn der geſchichtliche Buchſtabe iſt unwahr, ſo lange nicht der Geiſt ihn lebendig macht und in das gebrochene rückſtrahlende Licht des Gleichniſſes ſtellt. Selbſt das alte Wirthshaus zur Sonne wird der Wanderer vergebens ſuchen, und da ein ſolches Haus mit ſtattlichem Giebel nicht ſo leicht aus der Reihe der Gegenſtände verſchwindet, ſo mag er vermuthen, daß er das Ebersbach dieſer Volksgeſchichte anderswo zu ſuchen habe. Darin hat er auch gewiſſermaßen Recht: der Flecken, der eine begabte Jugendkraft nicht zu ihrer Entfaltung kommen ließ, erſtreckte ſich noch vor weit kürzerer Zeit als vor hundert Jahren über ganz Deutſchland und beſonders über den Süden deſſelben, und der Berg unſres alten Reiches mit ſeinem öden Gipfel wurde viel weiter im Umkreiſe geſehen als er zwiſchen der Rems und Fils in die Landſchaft ragt. Der Erzähler, der aus Erfahrung weiß, daß alte Häuſer nicht ſo ſchnell verſchwinden und daß alte Wahrzeichen von einer neuen Zeit nicht ſo leicht aufzuretten ſind, hat in einem freundlichen Gaſthauſe eines anſehnlichen Fleckens in jener Gegend, wo man die alte Sonne mit vielen Laternen nicht finden würde, ein übriggebliebenes Wahrzeichen von ihr entdeckt. Aber er wird ſeinen Fund hier nicht verrathen; denn der Beobachter iſt nicht überall angenehm, und der Knabe, der nicht weit davon im Zimmer an einem Tiſche, worauf eine Ruthe lag, ſeine Aufgabe lernte, behauptete, das Rüthlein ſei nicht für ihn. Angelegenheiten eines einzelnen Hauſes, die das öffentliche Recht und Wohl nichts angehen, muß man beruhen laſſen. Der Beſitzer des Hauſes, der nicht Schwan heißt, ſondern einen andern guten Namen führt, ohne ſich jedoch des armen Friedrich Schwan zu ſchämen, mag dem Wanderer von der alten Sonne ſelbſt erzählen ſo viel ihm beliebt. Daß der Schild des Hauſes geändert wurde, iſt ſchon lange her, wohl fünfzig Jahre, und fällt dem damaligen Beſitzer nicht einmal zur Laſt. Denke man ſich, er habe vielleicht einen Sohn gehabt, den der Volkswitz — man weiß wie die Leute ſind und wie ſie gar in früherer Zeit waren — nach jenem berüchtigt gewordenen Namen den „Sonnenwirthle“ hieß: bei dem beſten Bewußtſein des Sohnes und der Eltern konnte die Bezeichnung, wie ſie nun einmal für den Flecken klang, der keine Ehrenkrone darin zu ſehen gewohnt war, auf die Länge ſo unleidlich werden, daß man lieber den Namen des Hauſes änderte. Eine beſchränkte Umgebung hindert ja auch den Unbefangenſten, das Leben frei anzuſchauen und friſch hineinzugreifen. In kleinen Verhältniſſen iſt dies nicht ſo leicht zu ändern. Ein Volk aber ſoll ſeine Wahrzeichen nicht wegwerfen, und ein Wahrzeichen iſt ihm nicht bloß ſein Liebling, auf den es ſtolz iſt, ein Wahrzeichen iſt ihm auch der Verbrecher, deſſen es ſich ſchämt. Wir mögen ihn verwünſchen und verfluchen, wir mögen ihn aus der Geſellſchaft und aus dem Lande ſtoßen, wir mögen ihn in der Gruft des lebenslangen Kerkers begraben oder mit der Maſchine tödten, die uns ein wenig von der Bildung und noch mehr von der ſelbſtthätigeren Kraft unſrer Vorfahren unterſcheidet — Eines können wir ihm nicht nehmen, Ein Gepräge können wir nicht an ihm vernichten. Wir müſſen bekennen: Er war unſer.

Noch einmal den Vorhang auf und nun das letzte Bild.

## 39.

Rein und tiefblau, wie er nur in den Mittſommertagen iſt, wölbte ſich der Morgenhimmel über der alten winkeligen Stadt. Die Sonne brannte ſchon in den erſten Morgenſtunden und verkündigte einen heißen Tag. Auf dem Marktplatz vor dem Rathhauſe ſtand die Menge dicht gedrängt, in gedankenloſer Neugier ein trauriges Schauſpiel erwartend, das ihr Erſatz für die geiſtigen Bedürfniſſe bieten ſollte, die ſie durch die ſonntägliche Predigt und durch die ſpärlichen bürgerlichen Vorkommniſſe nicht zureichend befriedigt fühlte. Sie konnte nicht nach ihrer Weiſe hin und herwogen, denn es waren ihrer zu Viele, die in feſtgekeilter Maſſe geduldig ausharren mußten und nach den Rathhausfenſtern emporſahen. Endlich glaubte man an den Fenſtern eine Bewegung wahrzunehmen und die Bewegung theilte ſich alsbald der Menge mit, die nach der Thüre des Rathhauſes drängte. Ein Bürger, der den Zuſchauern im Saale droben vorausgeeilt war, ſtürzte heraus. Es wird gleich angehen, antwortete er auf die Fragen der Vorderſten, die ihn beſtürmten: aber das iſt ein Menſch! Ihr hättet ihn ſehen ſollen, wie man ihm das Urtheil vorgeleſen hat. Alles hat gezittert, das ganze Gericht iſt erblaßt, nur er iſt allein ruhig und unerſchrocken dageſtanden, und wie's im Urtheil geheißen hat: der Erzböswicht! hat er mit lauter Stimme und lächelnd geſagt: Der bin ich geweſen.

Eine noch ſtärkere Bewegung kam unter die Menge, welche das Geräuſch der Kommenden aus dem Innern des Rathhauſes vernahm. Sie wich zurück, denn die Erſten, die herauskamen, waren Gerichtsdiener, die ſie barſch und grob auf die Seite trieben. Auf dieſe folgte, von Wachen umgeben, gefeſſelt und gebunden, der arme Sünder, der aber nicht wie ein ſolcher ausſah. Sein Gang war ruhig, wie der eines Bürgers, der ſeinen Geſchäften nachgeht, ſeine Haltung aufrecht, aber nicht gezwungen, und nur die Bläſſe ſeines Angeſichts, und der eigenthümliche Glanz ſeiner Augen verrieth, daß etwas in ihm vorging, wovon die Menſchenmenge, die ihn neugierig betrachtete, nach ihrer Art kaum eine Ahnung haben mochte. Feſt und kühn blickte er in die Augen der Kopf an Kopf geſchichteten Menſchen, durch deren Reihen er den letzten düſtern Weg zur Freiheit gehen ſollte. Er blieb ſtehen, um ſeine Schickſalsgenoſſen zu erwarten.

Wiederum machte ſich ein Geräuſch von der innern Rathhaustreppe vernehmlich und die Blicke der Menſchen ließen von ihm ab, um über die neue Beute, die für die Schauluſt kommen ſollte, herzufallen. Es dauerte lange und die Ungeduld wuchs immer ſtärker an. Endlich drängte es ſich heraus, und zugleich gab ſich die Urſache zu erkennen, die das Schauſpiel ſo lange verzögert hatte. Es war die Zigeunerin, die um ihr Leben kämpfte. Obgleich ihre Hände gebunden waren, ſo ſtieß ſie doch die Schergen einmal über das andere zurück, ſuchte in das Rathhaus zurückzukommen, als ob dieſes ihr Schutz gewähren könnte, und noch unter der Thüre ſtemmte ſie ſich mit den Ellenbogen an den Pfoſten an. Sie wurde aber immer wieder ergriffen und endlich herausgebracht.

Chriſtine! rief Friedrich, dem bei dem jammerwürdigen Anblick das Herz blutete, obgleich er Anlaß genug hatte, jetzt nur noch an ſich ſelbſt zu denken: Chriſtine, klammere dich nicht ſo feſt an dieſe ſchnöde Welt! wende dein Herz dem Himmel zu, der dir allein noch helfen kann!

Sie fuhr zurück und ſah ihn mit einem Blicke an, für den es nur dann eine Vergleichung gäbe, wenn irgendwo in der Welt, wie im menſchlichen Herzen, wo die unmittelbarſten Gegenſätze neben einander wohnen, glühendes Eis zu finden wäre. Verräther! ſagte ſie, finde du dich mit deinem Himmel ab, wie du dich mit der Welt abgefunden haſt. Ich hab' dich geliebt, und Alles für dich gethan, und das iſt nun mein Lohn! Wenn ich's nur gewiß wüßte, ob du in den Himmel oder in die Hölle kommſt! Sieh mich nicht ſo an mit deinen Augen — ich wär' ſchwach genug, dir zu folgen, aber ich kann es nicht! Meine Mutter hat ſich im Gefängniß erhenkt aus Verzweiſlung über das Schickſal, das du mir bereitet haſt, mir, der Mutter deines Kindes! Mein armes, armes Kind! Aber es wird mich nicht lang überleben, ich weiß, es hat den Tod in ſich, es wird dieſer dürren lutheriſchen

Welt nicht in die Hände fallen. Schweig' ſtill! ich kann nicht mit dir gehen. Die Unſrigen ſpeien deinen Namen an, jede ehrliche Seele zwiſchen dem Rhein und der Donau verflucht dich, dein Name wird der ſprichwörtliche Name eines Verräthers werden —

Auf einen Wink des Oberamtmanns, der indeſſen aus dem Rathhauſe getreten war, rißen ſie die Henker herum.

Sie wehrte ſich. Iſt denn kein Pardon da? rief ſie.

Der Oberamtmann gab keine Antwort. Nein! rief ein Henker.

Wer hat denn nun Recht? rief ſie. Der Eine ſagt ſo, der Andere anders. Ihr Auge bohrte in die Menge hinein, ob dort nicht befreundete Hände bereit ſeien, ſie zu retten. Iſt denn kein katholiſcher Chriſt da? rief ſie unter das Volk. Wenn Einer da iſt, ſo gebe er mir doch ein Zeichen.

Niemand gab ein Zeichen. Sie ſank halb zuſammen und die braune Farbe ihres Geſichts wurde immer gelber. Noch einmal raffte ſie ſich empor, um mit der Wuth einer Tigerin, die ihre Freiheit und ihr Leben nicht freiwillig hergibt, eine Kraftanſtrengung zu machen.

Fort! befahl der Oberamtmann, während man ihm ſein Pferd vorführte, hinter welchem die ſtädtiſchen Richter in ihren ſchwarzen Mänteln, vom Zwange ihrer Amtswürde befreit, geſchwind vorüberſchlüpften, um auf dem Hauptſchauplatze vor der Stadt noch zu rechter Zeit den ihnen vorbehaltenen Standort einzunehmen.

Die Henker griffen kräftig zu und eröffneten den Zug mit ihr. Sie warf noch einen Blick auf ihren Todesgefährten und wurde mehr geſchleppt und getragen als davongeführt.

Bitterer Kelch, geh' vorüber! ſagte er, in den Boden ſtarrend.

Frieder! rief eine ſanfte Stimme neben ihm.

Er blickte auf und ſah die blonde Chriſtine, die den Zug beſchließen ſollte.

Die ganze Liebe ſeiner Jugend wallte in ſeinem Herzen auf. Meine Chriſtine! rief er: haſt du mir auch gewiß verziehen?

Von ganzem Herzen und von ganzer Seel', antwortete ſie, und ich hoff' gewiß, daß wir einmal in einer ſchöneren Welt wieder zuſammenkommen, wo uns nichts mehr trennen wird. Sag' mir auch noch einmal, daß du mir verzeihſt.

Soll ich dir verzeihen, daß du mich lieb gehabt haſt? Was hab' ich dir denn außer Kleinigkeiten zu verzeihen? Die ſind alle längſt vergeben.

Kannſt noch etwas von der Welt hören?

Von unſern Kindern?

Ja. Die beiden Jüngſten nimmt die Magdalene, die deinem Vater Haus gehalten hat, in ihren neuen Ehſtand mit. Sie heirathet den Müller, weißſt, den Georg. Sie haben ja Beide früher ein Aug' auf einander gehabt, aber es hat nicht ſein mögen, und Keinem von Beiden iſt's gut gangen in der Eh'. Jetzt ſind ſie Beide frei. Den Friederle haben ſie auch nehmen wollen, aber dein Vater gibt ihn nicht her. Er ſagt, er ſei ſo einſam in ſeinem Alter, und es ſei ſo ein aufgeweckter Bub'.

Und du?

Wenn ich's überleb', ſo ſoll ich deinem Vater Haus halten, und wenn's der alt' Mann nimmer ſo lang macht, ſo will mich die Magdalene auch zu ſich nehmen.

Nun ſterb' ich gern! rief er, nun weiß ich doch dich und die Kinder verſorgt. Sag' meinem Vater oder thu' ihm's zu wiſſen, ich laſſ' ihn viel tauſendmal grüßen und um Gotteswillen bitten, er ſolle dem Buben doch ſtreng ſein. Auch den Georg und die Magdalene laſſ' ich grüßen, aber ſie ſollen darüber wachen, daß der Großvater nicht zu viel in den Buben hineinſieht. Siehſt du die vielen Ebersbacher, Chriſtine? unterbrach er ſich. Sie ſind heut herbeigeſtrömt, wie damals zu unſerer Proclamation.

Und auch ich, auch ich ſoll zuſehen! rief ſie. Sie ſchlug die freigelaſſenen Hände vor das Geſicht und begann krampfhaft zu ſchluchzen.

Brich mir das Herz nicht vor der Zeit! gebot er ihr. Sei ſtark, Chriſtine, und denke daran, daß die Trübſal zeitlich und die Freude ewig iſt.

Sie nahm die Hände von dem Geſicht und machte eine Bewegung, ihm um den Hals zu fallen. Die Stadtknechte traten dazwiſchen.

Friedrich ſuchte das Auge des Oberamtmanns, der ſich an dem Zeuge ſeines Pferdes zu ſchaffen machte, um die flüchtige Zeitſpanne dieſer letzten Unterredung zu verlängern. Der Oberamtmann verſtand den Blick: Gebt einander die Hände, ſagte er, und wendete die Augen, in welchen verrätheriſche Thränen blinkten, nach einer andern Seite.

Und nun vorwärts in Gottes Namen! rief Friedrich, als es geſchehen war.

Auch er ſollte den Weg nicht gehend zurücklegen, denn für ihn als einen Hauptverbrecher ſtand die Schleife bereit. Er legte ſich und der Henker band ihn an. Nun, der iſt barmherzig, ſagte er. Er hätte mich härter binden können — er erſpart mir doch einige Schmerzen. Selig ſind die Barmherzigen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung über den Marktplatz. Das Opfer des Verbrechens und des Geſetzes blickte mit ſeinen hellen Augen in die Menge, welche der Zug durchſchnitt, und lächelte da und dort einem bekannten Geſichte zu. Dann erhob er die Augen und blickte ſtill in den blauen Himmel hinein, bis die zuſammentretenden Häuſer und die mit Menſchen beſetzten Fenſter der ſchmalen Straße, in welche der Zug einlenkte, ihn daran verhinderten. Ein menſchliches Geſchrei oder vielmehr ein Geheul ſchlug an ſein Ohr. Er wußte, was es bedeutete, und ſein Auge ward düſter. Als er die Stelle erreichte, von wo der Ton zu vernehmen geweſen war, blickte er an einem Hauſe empor, wo die Leute mit einem in das Tragkiſſen gehüllten Kinde am Fenſter ſtanden. Es war ſein Kind, das hier untergebracht war, und der Schrei von vorhin war der letzte Schrei des Mutterherzens geweſen, das der verkümmernden kleinen Menſchenpflanze jetzt entriſſen werden ſollte. Er blickte mit inniger Rührung zu dem Kinde empor, rief ihm tauſend Liebkoſungen zu und ſegnete es.

Die Fahrt ging langſam weiter durch die endlos lange Straße, die er in vergeblichem Jagen durchritten hatte, und immer durch Maſſen von Menſchen hindurch, die ſich zu beiden Seiten drängten oder aus den Fenſtern ſahen. Endlich, wie nach Verfluß einer Ewigkeit, war das Thor erreicht, wo er gefangen genommen worden war. Er lächelte, da er es ſah, und pries es gegen ſeine Begleiter als den glücklichſten Ort, den er in ſeinem Leben betreten, da hier ſeine Rettung aus Nacht und Grauſen begonnen habe.

Der Zug ging durch das Thor und jetzt ſah man die außerhalb im Freien wogenden Menſchen, eine zahlloſe Menge, wie wenn das ganze Herzogthum verſammelt wäre, um eine Landesangelegenheit von höchſtem Gewichte zu berathen und berathen zu ſehen.

Vor dem Thore ſtand ein alter Mann, auf ſeinen Krücken lehnend. Die Thränen floßen ihm in den Stoppelbart, und er ſah dem Verurtheilten, der eben gegen ihn herankam, in das Geſicht. Auch dieſer erblickte ihn jetzt und winkte freundlich mit den Augen. Er hatte ſeinen Invaliden erkannt, von dem er ſich wohl ſagen konnte, daß er nicht aus bloßer Neugierde den weiten und für ſeinen gebrechlichen Körper auch im Fahren beſchwerlichen Weg hieher gekommen ſei.

O wo 'naus, Frieder, wo 'naus? rief der Alte traurig.

Dem Himmel zu! antwortete er mit der hellen Commandoſtimme, die bei ſo manchem Einbruch erſchollen war.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Erläuterungen

zu

# Weisser's Bilder-Atlas zur Weltgeschichte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

# GESCHICHTLICHE
UND
# KÜNSTLERISCHE ERLÄUTERUNGEN
ZU
# L. WEISSER'S BILDER-ATLAS
ZUR WELTGESCHICHTE

VON

**HERMANN KURZ.**

I. Band. II. Abtheilung.

STUTTGART.
Verlag von Wilh. Nitzschke.
1864.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

## 1. Tempel und Cultus.

### (Tafel I und IV.)

Die Heiligthümer der ältesten Griechen waren grösstentheils, wie bei den ger-
nischen und andern Völkern auf der Anfangsstufe ihrer Bildung, Wälder und
ine. »Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je
her zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten,
rch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte. Da
hnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige, da ist
r Raum, wo ihr der Jäger das gefällte Wild, der Hirte die Rosse, Rinder und
idder seiner Heerde darzubringen hat.« So war es bei dem Germanen, während
Süden und Osten schon die stolzesten Zeugen griechisch-römischer Kunst sich
der Sonne spiegelten. So war es aber auch bei dem Hellenen selbst in seiner
orgenfrühe, während südlich und östlich von ihm, in Aegypten und Asien, reli-
ise Bauwerke von unberechenbarem Alter den längst aufgegangenen Tag einer
ltur bezeugten, die ihren Weg um die Welt machen sollte, von Helios' Sonnen-
rg bis zu der fernen Insel des schlafenden Kronos, von den unsträflichen
thiopen bis zu den fromm beschaulichen Hyperboräern, so dass auch die begab-
ten Völker einerseits die fremde Schule nicht verleugnen können, andrerseits
er den Ruhm behalten, das Empfangene in autochthonisch-nationaler Eigen-
ümlichkeit ausgebildet zu haben.

Einzelne heilige Bauten scheinen indessen schon unvordenklich früh über
iechenland hin und her zerstreut gewesen zu sein. So wird bereits von der
lasgischen Urzeit berichtet, dass sie neben jenen kyklopischen Riesenwerken,
t welchen sie dem Nachkommen so fremd und unverstanden entgegentrat, wie
m Deutschen die Römerzeit mit jenen »Teufelsmauern«, Tempel ihrer telchi-
schen Gottheiten hinterlassen habe. Vielleicht ist heute noch ein Ueberrest
von erhalten, ein merkwürdiger, den man auf der Insel Euböa gefunden hat:
rt befindet sich hoch am Berge Ocha ein Steinblockhaus, das kyklopische Formen
t, zugleich jedoch die Grundform des Kernes zeigt, um den — wie hernach zu
schreiben — der spätere griechische Kunsttempel in all seiner Ausdehnung und
ollendung erwachsen ist. Bekanntlich wird gestritten, ob das Pelasgerthum eine
remdherrschaft oder nur eine Periode starker Beeinflussung durch phönikische
olonieen war, deren Schiffe mit religiösen und künstlerischen Erzeugnissen des
rients befrachtet waren. Die griechische Sage selbst, wie sie in dem angeblich
omerischen Hymnus auf den pythischen Apoll überliefert ist, bringt eines ihrer
auptheiligthümer, den delphischen Tempel, dessen Entstehung sie in die kyklo-
sche Bauzeit zurücksetzt, mit Ankömmlingen aus Kreta in Verbindung, das in
ner Urzeit unter phönikischer Herrschaft stand, und deutet also auf eine Ver-
ischung von Fremdem und Einheimischem hin.

Auch Homer führt Tempel vor, ohne uns jedoch eine rechte Verdeutlichung derselben zu geben, und in Griechenland nur den der Athene in Athen und Apollo's »steinerne Schwelle« zu Pytho, wie ihn Delphi noch heisst. Beide berührt er bloss, und mit einem dritten, einem »begüterten Tempel«, welchen die Gefährten des Odysseus dem Helios zum Ersatze für seine Rinder auf Ithaka zu bauen geloben, verbleibt es bei dem guten Vorsatze, da der unversöhnliche Gott sie das Hungermahl in den Wellen büssen lässt. Ein »herrlicher Tempel« Poseidon's, der gleichfalls nicht sichtbar wird, ist obendrein in der Stadt der exotisch nebelhaften Phäaken gelegen. Etwas näher tritt uns der Tempel vor das Auge, in welchen Hektor seine Mutter sendet, um der Athene jenes kostbare Gewand, eines der Werke sidonischer Weiber, darzubringen. Hekabe steigt zu dem Tempel auf der Akropolis von Ilion hinauf, von vielen Greisinnen begleitet, die Priesterin öffnet ihnen die Thüren, nimmt das Gewand, legt es auf die Kniee der schönhaarigen Athene, zu welcher die Frauen wehklagend die Hände erheben, und verspricht der Göttin noch überdies zwölf jährige Rinder im Tempel zu opfern. Hier ist also ein Bau, wie man aus den Thürflügeln schliessen muss, geräumig, wie die Anzahl der Flehenden und der Opfer zeigt, und mit einem Bilde der Gottheit ausgestattet; allein so weit aus den Sagen von jenem frühsten westöstlichen Conflict etwas Geschichtliches durchblickt, steht eben das trojanische Reich, gerade wie später das persische, dem Westen als die ältere, reichere Culturmacht gegenüber. Wie anders, wenn uns der Sänger nach Ithaka versetzt! Da ziehen die Herolde mit der heiligen Festhekatombe durch die »Stadt«, und die hauptumlockten Achaier folgen, aber die feierliche Prozession behilft sich und geht zum schattigen Haine des Fernhintreffers Apollon. Eben so Penelopeia in ihrer Bedrängniss steigt ins Obergemach, um die Tochter des Aegisschwingers anzuflehen und ihr die heilige Gerste zu streuen. Die Kirchen und Burgkapellen unserer christlich-germanischen Heroenzeit mögen freilich auch bescheiden genug gewesen sein; die griechische aber und selbst noch die jüngere Zeit Homer's — sofern man dafürhalten darf, dass die Anschauung der ihn umgebenden Gegenwart aus seinen Gedichten spricht — kennt statt der Tempel vornehmlich heilige Haine und geweihte Altäre, diese im Palast, oder im Hain oder im Freien sonst. Ein Heiligthum ist auch die berühmte Nymphengrotte, in welcher der schlafende Odysseus gelandet wird, mit ihren steinernen Webstühlen, an welchen die Nymphen meerpurpurne Gewande weben. Aehnliche Höhlen, Erdspalten, Geklüfte, Quellen, Berge, Felsen, diese manchmal durch rohe Kunst zu einer Art von Gestalt herangebildet, haben bis in späte Tage andächtige Verehrung genossen. Ein solches Heiligthum nun, wenn es als eigentliche Cultusstätte diente, war eingegrenzt und sammt dem umliegenden Stück Landes, das als Eigenthum der Gottheit galt, vom Profangebrauche abgeschlossen. In dieser Eigenschaft hiess es Temenos, ein Ausdruck, der auch von dem Krongute des Königs als einem gleichfalls abgesonderten Besitzthum gebraucht wurde, in seiner religiösen Bedeutung jedoch vorschlug und dem Namen Templum den Ursprung gab. Der wirkliche Tempel aber, das gebaute Haus der Gottheit, wurde Naos, römisch Aedes, genannt.

Erst in der nachhomerischen Zeit, in der zweiten Hälfte des griechischen Mittelalters — wenn man die Zeitabstände und den Entwicklungsgang durch Bezeichnungen veranschaulichen darf, die ja schon oft in geistreicher Vergleichung angewendet worden sind — beginnt für Griechenland jener üppige Trieb des materiellen wie des geistigen Lebens, der bei uns in Folge der Kreuzzüge und des erwachenden Bürgerthums eingetreten ist, und wenn man von den Thürmen unserer Dome und Münster gesagt hat, sie seien eben so viele Meilenzeiger an der grossen Handelsstrasse, so kann man von den griechischen Tempelbauten jener Zeit ein Gleiches sagen. Weitherziger freilich, als unsere Kreuzfahrer sich dünkten, verschmähte der Grieche es nicht, bei Haus Aegypten und bei Haus Babylon zu gleicher Zeit als Söldner zu dienen; die Zusammenstösse dieser beiden Mächte, zwischen welchen Judäa erdrückt wurde, hatten für ihn, vorerst wenigstens, glücklichere und ganz dieselben Folgen, wie für uns jene levantinischen Unternehmungen: sie öffneten ihm den Orient und machten ihn reich, so dass er bald in Schifffahrt und Handel sich mit dem Phöniker messen konnte. Von Kleinasien, wo die Jonier — im engsten Verkehr mit dem von Assyrien aus gegründeten Lydien, in Aegypten privilegirt, vom Pontus bis nach Libyen, von Asien bis nach Südfrankreich und Spanien Handel treibend — an der Spitze dieser Bewegung standen, pflanzte sich dieselbe nach dem griechischen Festlande fort, und als die Jonier sammt Lydien und Aegypten der persischen Obermacht anheimfielen, erhoben sich die griechischen Pflanzstädte Unteritaliens und Siciliens zu der im Namen Grossgriechenland ausgedrückten Bedeutung, bis durch die Perserkriege, die den Uebergang vom Mittelalter in die Neuzeit des alten Griechenlands vermitteln, die Führung des Banners hellenischer Bildung auf Athen übergeht. Eine sehr dürftige Rundschau, die aber immerhin genügt, den Völkerverkehr jener Jahrhunderte und demgemäss auch den Culturzusammenhang jener Völker ahnen zu lassen. An die Stelle der alten Tempel, wo solche, und zum Theil von Holz, vorhanden waren, trat in jener Zeit des Aufblühens eine Reihe herrlicher Gebäude, von denen uns nur noch die zu Selinunt und Agrigent in Sicilien und die zu Pästum (Poseidonia) in Unteritalien erhaltenen grösseren Trümmerreste eine Vorstellung geben. Verschwunden sind, um nur die bedeutendsten aus jener Zeit zu nennen, der Heratempel zu Samos, der grösste, den Herodot gesehen, der ephesische Artemistempel und das delphische Heiligthum, von welchem noch einige Säulentrümmer zeugen. Dieses, der Mittelpunkt eines kleinen Kirchenstaates, der seinen Einfluss über ganz Griechenland und bis nach Kleinasien und Etrurien erstreckte, wurde, nachdem der ältere Tempel in der Mitte des Jahrhunderts vor den Perserkriegen abgebrannt war, aus Beiträgen aller Griechen in allen Ländern prachtvoll wieder aufgebaut, wozu auch Amasis von Aegypten — wie Krösos von Lydien zum Tempelbau in Ephesos — freigebig steuerte. Nicht minder wurde von den Griechen das ägyptische Ammonion geehrt, sowie andrerseits Krösos dem pythischen Orakel sein Zutrauen schenkte: Beweise religiöser Verwandtschaftsbeziehungen, die über die Grenzen Griechenlands hinausreichten. Der delphische Tempel wurde im dorischen Styl erbaut, Säulen und Giebel aus parischem Marmor, der von Ephesos im jonischen, aus weissem Marmor, die sechzig Fuss hohen Säulen zum Theil aus Einem Stück (monolith). Bekanntlich sind diese beiden Ordnungen schon in früherer Zeit von Sachkennern, die dorische mit ihrer Schwellung (Echinos) des Capitells und den Dreischlitzen (Triglyphen) im Fries aus Aegypten, die jonische mit dem Volutencapitell aus Asien abgeleitet worden, und diese Ansicht macht sich vornehmlich bei der letzteren mehr und mehr geltend, seit durch die Aufgrabungen von Niniveh die assyrischen Vorbilder, die auf die vorderasiatische und sodann mittelbar auf die griechische Baukunst eingewirkt zu haben scheinen, zu Tage gekommen sind. Wie endlich unsere Münster die Geschichte ihrer Erbauung nach Jahrhunderten zählen, theils, wie besonders der Kölner Dom, derselben kein Ende kennen, so haben auch jene griechischen Tempel zu ihrer Vollendung mehr oder weniger grosse Zeiträume erfordert, wie denn der ephesische erst in zweihundert Jahren ausgebaut wurde und ein in Athen unter Pisistratos begonnener kolossaler Tempel (vgl. S. 10, Z. 7) des olympischen Zeus (bis auf die römische Zeit, die ihn umbaute) unvollendet blieb. Auf diese Weise begegneten Altes und Neues einander im Werden, und eben war an den altdorischen Delphitempel die letzte Hand gelegt, als in Athen zu Ehren des göttlichen Stammheros, dem man den Sieg von Marathon zuschrieb, das Theseion erstand, das in seiner Milderung der alten strengen Formen den Reigen einer moderneren Kunst eröffnete, die, unmittelbar nachfolgend, durch die Namen Perikles und Phidias als allbekannte Epoche gekennzeichnet, die Grossheit mit der Schönheit im reinsten Masse verband und heute noch, obwohl meist in Schutt und Trümmern, den Beschauer überwältigt.

Bei allem Wachsthum an Umfang und künstlerischem Formenreichthum bewahrte jedoch der Tempel in seinem Kerne getreu die Grundform, aus der er ursprünglich hervorgegangen war. Dieselbe war und blieb die gestreckte Cella, wie sie sich in dem nackten Steinhause am Ocha zu erkennen gibt, ein viereckiger Bau, halb so breit als lang, mit glatten Wänden, flachem oder giebelförmigem, zum Theil auch durchbrochenem Dach, an welchen Kern sodann die Erweiterungen sich anschlossen, ähnlich wie bei uns an eine alte Kapelle, die nun zum Chor wurde, sich ein grosses Kirchenschiff anlegen konnte, und doch wieder in grundverschiedener Art. Da nämlich der antike Tempel — mit Ausnahme der Mysterientempel, die deshalb auch ganz anders und geräumig, wie z. B. das grosse Megaron zu Eleusis, gebaut wurden — nicht Versammlungshaus für eine Gemeine, sondern Gotteshaus im strengsten Sinn des Wortes war, so handelte es sich nicht sowohl um eine Vergrösserung dieses Innern, obgleich es in verschiedenen Grössen vorkommt, sondern das Bedürfniss verlangte zunächst einen Bergungsort für Gegenstände, die zum Tempel, doch nicht ins Innerste gehörten, dann Schutz und Schatten für das aussen befindliche Volk, das zwar den heiligen Raum — wofern dieser nicht ganz unzugänglich war — einzeln zu- und abströmend besuchte, in Masse aber seine grossen Cultushandlungen, die Festopfer und Festschmäuse, ausserhalb beging, und aus der Befriedigung dieses Bedürfnisses, dem, wie immer, der Kunsttrieb entgegenkam, der auch von aussen her die Wohnung der Gottheit zu verschönern strebte, ist die herrliche künstlerische Entwicklung des antiken Tempels hervorgegangen.

Dies zu veranschaulichen, wenden wir uns zu den Grundrissen der Tafel I. Fig. 1 zeigt das ursprüngliche heilige Haus, Naos oder Cella genannt, oblong, im Hintergrunde das Götterbild und vor ihm der Altar zur Darbringung unblutiger Opfer. Theils die unnahbare Heiligkeit einzelner dieser Stätten, die nicht einmal des Priesters Fuss betreten durfte, theils die Anhäufung des Tempelschatzes verlangte nun eine Räumlichkeit, die den Anbetenden zugänglich war und zugleich zur Aufnahme der Tempelgeräthe, Weihgeschenke, der auf die Tempelgottheit oder cultverwandte Götter bezüglichen Bildwerke und andern Schmuckes diente. Man verlängerte daher die Langseiten nach vorn zu einem Vorhause (Pronaos), das sich wie die Cella öffnete (Fig. 2). Gefälliger wurde diese Form durch Weglassung der vorderen schweren Mauerschlüsse, statt deren nur die Stirnpfeiler (Parastasen, römisch antae) an den Enden der Langmauern stehen blieben, im Tragen des Gebälks und Daches unterstützt durch zwei Säulen, die zwischen ihnen dem Eingang eine mehr öffnende als schliessende Füllung gaben (Fig. 3). Von dieser

Form, aedes oder templum in antis genannt, hat sich in einem kleinen Tempel zu Rhamnos in Attika ein Beispiel erhalten. So naturgemäss nun diese Formenentwicklung ist und so einfach sie ohne auswärtigen Anstoss von sich selbst erfolgen konnte, so bleibt es doch immerhin überraschend, die gleiche Form auch in Aegypten zu finden, und zwar aus altägyptischer Zeit: eine oblonge geschlossene Cella mit Vorhaus und zwei Säulen zwischen den Eckpfeilern des Eingangs, nur dass es die bekannten ägyptischen Lotossäulen sind, und obendrein rings mit einer Pfeilerstellung umgeben, die in ihrer viereckigen Rohheit doch schon ganz die spätere Säuleneinschliessung vertritt. Eine Abbildung derselben, nach der Description de l'Egypte, kann in Weiss' Costümkunde S. 83 nachgesehen werden.

Symmetrie und Raumbedürfniss mochten sodann gleichmässig die Erweiterung, die der Vorderseite geworden war, auch für die entgegengesetzte erfordern, und so entstand durch entsprechende Fortsetzung der Langseiten nach hinten das dem Vorhause ähnliche Hinterhaus, griechisch Opisthodomos, römisch Posticum genannt (Fig. 4); seine Schönheit war erhöht, wenn es gleichfalls Säulen zwischen den Anten hatte, und bei grösseren Tempeln finden sich deren auch vier, statt zwei. Aber die Erscheinung der Säule selbst musste zu einem weiteren Fortschritt antreiben: man säumte die Vorhalle mit einer vorstehenden Säulenreihe (Prostylos, Fig. 5), und als dies geschehen war, musste das Gefühl für Harmonie auf der Seite der Rückhalle das Gleiche herbeiführen, so dass nun die Form der beidseitigen Säulenvorreihe (Amphiprostylos, Fig. 6) vorhanden war. Ihre Vollendung erhielt diese Form durch Fortsetzung der Säulen auf beiden Langseiten, wodurch der vollständige Säulenumgang entstand, Peristylos, gewöhnlich aber Peripteros geheissen, weil er durch die oben geschlossene Verbindung des auf den Säulen ruhenden Gebälks mit den Mauern der Cella zu einem umlaufenden Vorbau wurde. Dieses Ganze ruht auf einer hochstufigen Substruction, die aber nicht als Treppe, sondern, dem alten Begriff des Temenos gemäss, zur Abhebung von der profanen Umgegend diente. Anschauungen des Peripteros, der, bei mannigfaltiger Verschiedenheit, die Form der meisten grösseren Tempel bildete, sind im Grundriss des Parthenon (Fig. 21) und im Aufriss des Theseion (Fig. 17) gegeben.

Nun lässt sich aber nicht erweisen, dass die Stufenfolge, wie sie gewöhnlich von der einfachen Erweiterung der Cella durch den Pronaos bis zu der gesättigten Form des Peripteros aus dem Gedanken entwickelt wird, auch geschichtlich dieselbe gewesen sei; vielmehr zeigt das so eben angeführte ägyptische Beispiel, dass ein vollständiger Peripteros, wenn auch mit Pfeilern statt Säulen, schon in uralter Zeit vorhanden war, und man kann somit eben sowohl annehmen, dass die Entwicklung vom Einzelnen zum Ganzen fortgeschritten, als dass sie von einem bereits erreichten Grösseren zu einzelnen Theilen, was besonders bei kleineren Tempelbauten der Fall gewesen sein kann, wieder herabgestiegen sei, oder, was das Wahrscheinlichste ist und den genetischen Verläufen der Kunst wie der Natur entspricht, dass beiderlei Entwicklungsarten neben einander stattgefunden haben. Sicher ist, dass die Cella der Kern war, woraus die Erweiterung im Ganzen und in ihren Theilen erwuchs.

Eine der schönsten Formen des Peripteros, merkwürdig zugleich als das erhaltenste Denkmal griechischer Tempelbaukunst, bietet der bereits genannte Theseustempel zu Athen. Von Kimon noch während des Perserkrieges begonnen und aus pentelischem Marmor aufgeführt, hat er auf der Vor- und Rückseite die beiden Antensäulen (die man im Aufrisse nur am Pronaos wahrnehmen kann) und rings einen Säulengang von 6 und 13, die Ecksäulen jedesmal mitgerechnet, also von 34 Säulen. Eine der grossartigsten dieser Tempelbauten aber, und als das Meisterstück hellenischer Architektur anerkannt, ist der Parthenon (Fig. 26), von Perikles zu Ehren der jungfräulichen Schutzgöttin, nach welcher Athen sich nannte, auf der Akropolis durch Iktinos und Kallikrates gleichfalls aus pentelischem Marmor erbaut. Er vereinigt die Formen des Amphiprostylos und Peripteros, deren ersterer je 6, der letztere 8 und 17, mithin 46 Säulen zählt. Auch die Cella, wegen ihrer Länge von 100 Fuss Hekatompedon genannt, hatte im Innern zwei Säulenreihen, und zwar doppelt, in zwei Stockwerken übereinander stehend, dergleichen man jetzt noch an dem Tempel zu Pästum sehen kann; die oberen dienten, die durchbrochene Decke zu stützen, worunter sich das Tempelbild gleichsam im Freien (unterm Aether, daher hypäthral) befand. Dasselbe war die berühmte Athene Parthenos des Phidias, die gerüstete Jungfrau mit Helm, Aegis, Lanze und Schild, aus Elfenbein und Gold gearbeitet, 26 Ellen hoch, an Höhe nur von seinem olympischen Zeus übertroffen, und von seiner ehernen Athene Promachos, die zwischen dem Parthenon und den Propyläen überragend auf Stadt und Meer hinuntersah und die Schiffe schon in weiter Ferne begrüsste. Der Hinterraum war in eine dem Pronaos entsprechende Halle und ein geschlossenes Gemach abgetheilt, das, an die Cella stossend und von vier Säulen getragen, einen Theil des Tempelschatzes nebst Urkunden und der bekanntlich zuerst auf Delos befindlichen, nachher hiehergebrachten griechischen Bundeskasse enthielt. Die übrigen Tempelschätze, reiche Weihgeschenke, waren im Pronaos aufbewahrt und durch metallene Gitter zwischen den Säulen von profanen Händen abgeschlossen. Hinsichtlich der Giebelstatuen und der Reliefs vom Fries der Cella muss auf anderwärtige Beschreibungen, die hier doch nicht ausführlich gegeben werden könnten, verwiesen werden. — Beide Tempel haben die Verheerungen des Alterthums und selbst des Mittelalters, letztere weil sie zu christlichen Kirchen eingerichtet wurden, lang überdauert, und der Parthenon würde heute noch so gut erhalten sein wie das Theseion, wenn er nicht bei der venetianischen Belagerung von 1687 durch eine Explosion gesprengt und noch in unsrem Jahrhundert durch Lord Elgin's tempelstürmerischen Kunstenthusiasmus »gerettet« worden wäre.

Hypäthral, wie der Parthenon, waren wohl alle grösseren Tempel schon darum, weil ohne dieses Mittel die mächtige Säulenwaldung das Licht im Innern zu sehr beeinträchtigt haben würde. Allein auch der Cultus forderte für manche Götter die Verehrung unter freiem Himmel. So hat schon der mehrfach besprochene Tempel auf Euböa eine obzwar sehr primitive Oeffnung im Dache, was zu der Annahme stimmt, dass derselbe den Aethergottheiten Zeus und Hera geweiht gewesen sei. Fig. 30 gibt den Grundriss eines hypäthralen Tempels, in welchem, wenn man durch die Säulen des Prostaos eintritt, der Altar unter der Oeffnung (Opaion) und ihm gegenüber, jedoch von der Hinterwand abgerückt, das Götterbild befindlich ist. Unter die Oeffnung selbst wird man dieses, besonders wenn es werthvoll war, nicht versetzt haben. So sass der Zeus des Phidias zu Olympia, obgleich der Tempel ein hypäthraler war, nach der Beschreibung der Alten selbst unter dem Dache, das er aufstehend zu zertrümmern drohte, vor ihm der offene Hof, mit Säulengängen in zwei Stockwerken umgeben. — Die drei genannten Tempel gehören sämmtlich der dorischen Ordnung an.

Vom Peripteros, obgleich er eigentlich als der Schluss der Entwicklung gelten darf, zweigen sich noch drei weitere Formen ab, eine zurück- und zwei vorwärtsgehende, wovon die eine wiederum halb rückschreitend ist. Die erste ist der Pseudoperipteros, der den Schein eines Säulenumgangs durch an die Cellawand geschobene Halbsäulen hervorbringt, übrigens mehr in der römischen als in der griechischen Baukunst zur Anwendung gekommen ist, so an dem noch erhaltenen Tempel der Fortuna virilis zu Rom (Fig. 22), der anstatt der freien Säulenreihe blosse Wandsäulen hat, welche die Vorhalle fortzusetzen scheinen (daher Prostylos Pseudoperipteros), indessen durch die weite Vorschiebung dieser Säulenhalle und durch die Vordertreppe nach römischer Weise von der griechischen Bauart abweicht. Die am weitesten gehende Form ist der doppelte Peripteros, d. h. eine Umgebung des Tempels mit zwei Säulenumgängen, daher Dipteros genannt. Diese reiche Form wurde gewählt, dem grossen Tempel von Ephesos seine Vollendung zu geben. Dem Pseudoperipteros entsprach sodann der Pseudodipteros, über dessen Auffassung (bei Vitruv) jedoch die Modernen nicht übereinstimmen, indem die Einen die innere Säulenreihe zu Wandsäulen machen, die Andern sie ganz weglassen; in beiden Fällen war die (angeblich) äussere Reihe doppelt so weit als der Peripteros von der Cellawand entfernt, so dass sie den Schein einer Doppelreihe hervorrief.

Der römische Tempel stammt zweifach von dem griechischen, einmal durch Herkunft von den Culturvätern der Römer, den Etruskern, deren Zusammenhang mit Griechenland und Asien bekannt genug ist, und dann in späterer Zeit durch Entlehnung der griechischen Baukunst selbst; dennoch weicht er, wie so eben bemerkt, etwas von dieser ab, was unter andrem schon in der von Auguralzwecken abhängigen Anlage begründet ist. Seine Grundfläche wurde nämlich durch die Art, wie der Augur den angezeigten Raum nach den Himmelsgegenden orientirte und abtheilte, mehr dem Quadrat genähert, wobei Cella und Vorhaus zwei gleiche Hälften (nördlich und südlich) bildeten. Die vordere war eine mit weitgestellten Säulen erfüllte offene Halle, die hintere das geschlossene Heiligthum; der Rückseite fehlte häufig die Säulenstellung. Er erhob sich übrigens, wie der griechische, auf einem oft gewaltigen Unterbau, der aber nicht in der oben erwähnten scheinbaren Stufenform, sondern als hohes Fundament errichtet war und deshalb der Vordertreppe bedurfte. Riesige Trümmer eines solchen Fundaments liegen noch jetzt auf dem Theile des capitolinischen Hügels, der den Tempel des capitolinischen Jupiter trug. Fig. 19 gibt den Grundriss desselben, wie man ihn nach der Beschreibung des Dionysius von Halikarnass herzustellen versucht hat. Dieser Schriftsteller sah ihn zwar in der Gestalt, wie ihn Sulla wieder aufgebaut; aber die Heiligkeit eines Tempels, wenn er einmal vom Augur bestimmt und vom Priester geweiht war (letzteres auch in Griechenland eine sehr wichtige Handlung), war so gross, dass nach einer Zerstörung der Neubau nur auf dem alten Platze und ohne Veränderung des Planes vorgenommen werden durfte. Er war also auch in seiner Erneuerung doch wieder der alte Tempel, wie er, angeblich schon unter den Tarquiniern, von etrurischen Baumeistern errichtet worden war; nur hatte man die etrurischen Säulen durch korinthische ersetzt, die mit ihrer Verwandlung der jonischen Volute in die Kelch- und Blätterform dem römischen Geschmack besonders zusagten und die man dem erwähnten so vielen Schicksalswechseln unterworfenen Tempel des olympischen Zeus zu Athen entnahm. Da der Tempel, wie auch in Griechenland nicht ungebräuchlich, mehreren Gottheiten geweiht war, so zerfiel die Cella in drei Abtheilungen, oder vielmehr, es waren drei Cellen neben einander, deren Abbildung, nachdem auch die wiederholten Neubauten unter Vespasian und Domitian nichts geändert, auf einem Basrelief am Triumphbogen Marc Aurel's — der Kaiser vor dem capitolinischen Tempel opfernd — zu ersehen ist (Fig. **45**). Das mittlere dieser drei Heiligthümer war dem Jupiter, das zur Rechten von ihm (dem Beschauer links) der Minerva und das zur Linken der Juno geweiht. Der vordere Raum hiess ante cellas. Hier war gar eine dreifache Säulenreihe aufgestellt; eine doppelte säumte die beiden Langseiten; die Rückseite, weil von der Stadt abgekehrt, war ohne Colonnade.

Fig. **37** zeigt uns den versuchten Aufriss eines Fortunatempels, dessen Trümmer 1823 in Pompeji ausgegraben worden sind. Die auf dem Bilde nicht vollständig sichtbare Plattform, auf welcher der Tempel ruht, bewahrt noch den davor stehenden Opferaltar. Von ihm aus erhebt sich die Freitreppe gegen den Tempel. Acht korinthische Säulen umgeben und tragen die Vorhalle, hinter welcher man die in die Cella führende Thüre erblickt. Die Cella (was hier nicht zu sehen) ist, wie bei andern römischen Tempeln, so lang als die Vorhalle und Treppe zusammen. Als Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, dass eine Inschrift einen Marcus Tullius nennt, der diesen Tempel der Fortuna Augusta von Grund aus und von seinem Gelde erbaut habe, und dass man an einer Statue, die diesen Stifter vorzustellen scheint, starke Aehnlichkeit mit Cicero finden will, ohne übrigens ausser dem Vater und Grossvater des berühmten Staatsmanns, Redners und Schriftstellers einen Marcus Tullius nachweisen zu können.

Von den drei Säulenordnungen, die man in der Entwicklung der Baukunst als die Stufen der Würde, der Anmuth und der Pracht bezeichnen kann, kommen auf gegenwärtiger Tafel nur die erste und die letzte, die dorische am Theseion, die korinthische an dem Fortunatempel von Pompeji zur Anschauung. Ein Beispiel der jonischen Säule dagegen gewährt Weissers Bilderatlas*) Tafel 18, Fig. 1, wo zugleich die in Griechenland ungebräuchliche Form des Rundtempels zu sehen ist.

Das Götterbild war ursprünglich so einfach wie das Heiligthum: ein Stein, ein Balken, Pfeiler u. dgl., oder die Gegenwart der Gottheit war, wie zu Dodona, schon durch den lebendigen Baum allein bedeutet, oder, wo ein Bild sich einfand, musste der Baum sich zur Aufnahme desselben bequemen, wie in Ephesos, wo ein Bild der Artemis, ehe samische Kunst den Prachttempel schuf, in einer hohlen Ulme aufgestellt war. Manche dieser Bilder — wie von dem eben genannten die Epheser noch zu der Apostel Zeiten rühmten (Ap. Gesch. 19, 35) — galten als vom Himmel gefallen, und mögen somit Meteorsteine gewesen sein. Das Bild der Dioskuren zu Sparta bestand in zwei Balken, die durch ein Querholz verbunden waren, und in Samos hatte sich die hohe Hera frühstens gar mit einem Brett begnügen müssen. Agamemnon's heiliges Scepter ist bekannt, und so hatte der Ortscultus, je nach Anlass einer Sage, die verschiedensten Symbole. Auch der Speer diente als Götterbild, an die Lanze der Latiner und an die Waffenverehrung anderer Völker erinnernd, z. B. der Skythen mit ihrem berühmten Aresschwerte, das nachmals in Attila's Hände gerieth und zuletzt — nicht unvergleichbar dem Schwerte der Jungfrau von Orleans — von Herzog Alba wieder ausgegraben worden sein soll.

Derartige Symbole erhielten sich bis in späte Zeiten, wie denn noch Pausanias eine Menge derselben aufzählt, und durften sich an Heiligkeit mit den gefeiertsten Bildwerken messen, gleichwie diesen auch in der Zeit der höchsten Kunstblüthe die älteren, steiferen Kunstproducte — ganz in der Weise des Kampfes zwischen byzantinischen Heiligenbildern und vollendeten Kunstwerken des 16. Jahrhunderts — den Preis der religiösen Weihe streitig machen durften. Indessen war zeitig das Bedürfniss eingetreten, den rohen Stein nach der Vorstellung, die man sich vom Gotte machte, und besonders auch nach weiteren Symbolen, die man mit dieser Vorstellung verband, umzugestalten. Dem Klotze wurde ein Kopf aufgesetzt, Arme, an den Leib geschlossen, oder auch bloss Hände, wurden angedeutet, ein Phallos wurde angebracht, andere Attribute kamen hinzu, besonders thierartige, wie man sie auch aus ägyptischen und phönikischen Darstellungen kennt, Fischleib, Stier-, Widderhörner, Pferdekopf, oder auch völlige Thiergestalt. Aus dem Pfeiler mit Kopf oder Händen wurden sodann die Hermen, die man, verschiedenen Gottheiten, meist aber dem Hermes geweiht, am liebsten auf öffentlichen Plätzen aufstellte. Die ersten vollständigeren, wenn auch noch sehr mangelhaften Bilder waren unzweifelhaft von Holz und jenen koboldmässigen Patäken (Schnitzbildern) ähnlich, welche die Phöniker auf ihren Schiffen führten. Auch sie waren zum Theil »vom Himmel gefallen«, zum Theil wurden sie auf Dädalos zurückgeführt, den mythischen Ahnherrn jener Künstlerinnungen, deren eine auch den Sokrates zu den Ihrigen zählte. Die ältesten dieser Bilder wurden als Palladien verehrt, und zwar so gläubig, dass man sie einander zu entführen suchte. Die Holzschnitzkunst wagte allmählich von der alten Alräunchenform abzugehen, die geschlossenen Glieder zu trennen und die Bilder etwas zu beleben, doch wurde ihnen der Schein des Lebens am meisten dadurch beigebracht, dass man sie, noch immer echt orientalisch, wusch, glättete, salbte, bemalte, bekleidete und frisirte. Es war ein weiter Weg von diesen heiligen Puppen bis zu jenen Idealen, in welchen die Kunst des Phidias das Göttliche und Menschliche zu verschmelzen wusste, von welchen Aristoteles sagte, dass, wenn ein Mensch von solcher Gestalt uns begegnete, freilich Alles bereit sein würde ihn als ein Wesen höherer Art zu verehren, — und doch, auch dann noch dauerte die alte Sitte des Schmückens und Behängens fort. Das goldene Gewand der Parthenos konnte abgenommen werden, einzelne Locken des Zeus zu Olympia wogen 300 Louisd'or, die Bilder hatten zum Theil eine stattliche Garderobe und vielhändige Toilettenbedienung, wie sich denn selbst das Thonbild des strengen capitolinischen Jupiter zu Rom an Festen das Gesicht mit Mennig schminken lassen musste, und noch in später Kaiserzeit prunkten die Bildsäulen mit Purpurmänteln. Eine Erscheinung, die unbegreiflich wäre, wenn man sich nicht erinnerte, dass in jedem Cultus ein Gegensatz von Innerem und Aeusserem besteht, der die seltsamsten Widersprüche gebären kann.

---

*) In der II. Auflage I. Bd. I. Abth. Tafel 36, Fig. 1.

Im Tempel befand sich das Cultusbild, ob an der Hinterwand oder mehr vorgerückt, immer dem Eingang gegenüber, unter schützendem Ueberbau auf einem Piedestal, manchmal auch in einer Nische, und vor ihm stand der Altar, der aber nur für unblutige Opfer, Früchte u. dgl., je dem betreffenden Cultus gemäss, diente. Die Decke des Bildes konnte eine Art Tabernakel (römisch Aedicula) sein, wovon eine zu Ehren einer Vestalin geprägte Münze, den capitolinischen Jupiter in seiner Cella vorstellend, eine Anschauung gibt (Fig. 24). Aber auch im Freien wurden Götterbilder aufgestellt, bedeckt oder unbedeckt, oft wahrhaft bildstockartig, und die Erinnerung der alten heiligen Haine mochte nachwirken, dass man sie gerne zwichen Bäume setzte. Die Kunst hat diese waldfrische Umgebung wie eine Art Symbol in zahlreichen Bildern festgehalten, und so sieht man noch aus später Zeit, auf dem Trajansbogen, eine Statue der Diana, mit dem Altar vor ihr, zwischen Bäumen ragen (Fig. **15**); ja noch auf dem Konstantinsbogen erscheint ein Apollobild mit angedeutetem Lorbeerhain.

Der Brandopferaltar war stets ausserhalb des Tempels so aufgestellt, dass das Götterbild aus dem Innern nach ihm hinschauen konnte. Aus einfacher herdförmiger Erhöhung hervorgegangen, die aus Erde, aus Hörnern, Knochen und Asche der geopferten Thiere bestand, stieg er in der Kunstzeit zu prachtvollen und kolossalen Formen empor, wie der Zeusaltar von Olympia, der einen Unterbau von 125 und eine Höhe von 22 Fuss hatte, innerhalb des steinernen Aufbaus aber, in Beibehaltung der altheiligen Sitte und die ununterbrochene Fortsetzung der Opfer anzeigend, lauter Asche von Schenkeln der verbrannten Thiere war. Aehnlich scheint es mit einem aus Ziegenhörnern errichteten Apolloaltar auf Delos, der zu den sieben Wunderwerken gerechnet wurde, beschaffen gewesen zu sein. Jene Wunderwerke sind nun freilich von der Erde verschwunden, und man darf daher auf unserer Tafel keine Darstellung von ihnen erwarten. Doch sind uns Beispiele des antiken Altars erhalten, theils in Natur, theils in Abbildungen. Fig. **13** zeigt einen auf einem bemalten Thongefäss, das zu Athen gefunden wurde, befindlichen Altar, dessen schneckenförmige Eckenverzierungen an die aus dem alten Testament so wohlbekannten »Hörner des Altars« gemahnen; dergleichen Hervorragungen, die sich auch auf andern griechischen Bildwerken finden, mögen einiges Licht auf die Entstehung der orientalisch-jonischen Voluten werfen. Fig. **30** zeigt einen blumengeschmückten, mit Früchten belegten Altar, wohl nur zu Libationen, für deren Abfluss unten eine Oeffnung angebracht ist, Fig. **31** dagegen einen Altar, aus dessen Mündung das Blut in vollem Strome schiesst. Fig. **62**, unter dem vorigen, ist kein gewöhnlicher Altar, sondern ein römisches Puteal oder Blitzgrab, einer jener brunnenartigen Altäre, die man an Stellen, wo der Blitz in den Boden geschlagen, errichtete. Eine der kleinsten Altarformen, Fig. **44**, ist ein zu Antium gefundener marmorner Foculus, an dem man oben die Höhlung zum Feueranzünden sieht. Diese kleineren Altäre wurden auch tragbar und von Bronze verfertigt. Sie dienten hauptsächlich zu unblutigen Opfern, für die man aber auch Opfertischchen (Fig. **12**, **41** u. **64**), metallene Räucherständer (Thymiaterien, Fig. **29**), oder im Fall grösseren Bedarfes grosse mit Handhaben versehene Erzgefässe auf ehernen Dreifüssen (Fig. **16**, **27**) hatte. Diese Dreifüsse waren bekanntlich eine der beliebtesten Arten von Weihegeschenken. Zu unterscheiden von den gewöhnlichen ist beiläufig der Fig. **18** dargestellte, der nichts Geringeres ist als der delphische Dreifuss selbst, nach einem Basrelief eines Altars in der Villa Borghese; oben darauf ruht das Becken mit der kreisförmigen, durchbrochenen Scheibe (Holmos, Cortina), worauf die Pythia sass. Auf Dreifüssen standen auch die Weihwasserbecken am Eingang der Tempel, die ganz in der heute noch üblichen Weise gebraucht wurden; doch hatten sie auch die Fig. **43** dargestellte, in Pompeji gefundene Form.

Die Opfer theilen sich in unblutige und blutige. Die dauerhafteste und kostbarste Art der ersteren waren die Weihgeschenke (griechisch Anathemata, römisch Donaria), die den Tempeln gemacht wurden und sich besonders in Olympia und Delphi dergestalt häuften, dass die darbringenden Staaten im Tempelbezirk eigene Schatzhäuser (Thesauren) für ihre Gaben bauen mussten. Auch Einzelne brachten, nach ihrem Vermögen, kostbare Geschenke dar, Dreifüsse, Tempelgeräthe, Schmuck für die Götterbilder, Gemälde, Statuen, doch konnte Reich oder Arm jeden Gegenstand, der für den Geber eine Beziehung hatte, von den Waffen des Siegers bis zu den abgeschnittenen Haaren der mannbaren Jugend herab, der Gottheit weihen. Auch jene Art Votivbilder, die jetzt noch so häufig sind, waren damals schon im Schwange, nämlich Abbildungen geheilter Glieder, von Gold, Silber, Erz oder geringerem Stoff. Fig. **14** stellt ein Beispiel dar: Augen, Fuss und Hand, die letztere durch eine Narbe ihre Bedeutung zu erkennen gebend. Die eigentlichen Opfer sodann bestanden, die unblutigen in Früchten aller Art, Honig, verschiedenem Backwerke, das in einzelnen Formen heute noch fortdauern mag, Rauchwerk und Trankspenden von ungemischtem Wein, auch Oel und Milch, die blutigen grossentheils in Hausthieren, welche geschlachtet und in besonders feierlichen Fällen ganz verbrannt, gewöhnlich aber, mit Ueberlassung eines mehr oder minder stattlichen Antheils (Schenkelknochen mit Fleisch daran, etwas von den Eingeweiden, auch Schwanz) an die Götter, verspeiset wurden. Bei Homer macht sich dies höchst lässlich und bequem: man opfert am Meergestade, oder wo man gerade zur Stelle ist, vor dem Königspalast wie im Saale selbst, wo der Schmaus beginnen soll. Jedes Festmahl ist zugleich ein Opfer, indem die Götter, gleichsam als geladene Gäste, ihren Theil Speis' und Trank erhalten. So zählt Xenophanes, der heimathlose Philosoph, in einer Beschreibung der glänzenden Gastmahle seiner Zeit, unter den Herrlichkeiten des Festsaales den blumenbekränzten Altar mit auf, von dem der Duft des Weihrauchs emporsteigt. Strenger wurde es bei den cultlichen Opfern genommen, bei welchen Art, Geschlecht und Beschaffenheit der Opferthiere, auch die Weise des Schlachtens, je nach der Rücksicht auf die betreffende Gottheit und nach dem bestehenden Ritual verschieden war. Noch peinlicher als die Griechen waren die vom Ceremoniel fast erdrückten Römer, die religiosissimi, wie sie selbst mit Recht sich nannten, die ein Opfer dreissigmal wiederholen konnten, weil es durch das geringste Versehen, durch den kleinsten Zufall ungültig wurde. Im Allgemeinen war es Brauch, das Opferthier — nachdem es mit Bändern (Tänien) und Kränzen, das Hornvieh auch mit Vergoldung der Hörner geschmückt vorgeführt war, nachdem die Anwesenden Weihwasser genommen, Opfergerste (bei den Römern das gesalzene Schrotmehl, Mola salsa) auf den Kopf des Thiers gestreut, abgeschnittene und ausgetheilte Stirnhaare desselben ins Opferfeuer geworfen, — unter Anrufung der Götter mit einer Keule, einem Hammer, einem Beil u. drgl., je nach dem Ritus, der besonders bei den Römern sehr verschieden war, niederzuschlagen und ihm dann — bei einem Opfer für die oberen Götter mit erhobenem, für die unterirdischen mit niedergebeugtem Kopfe — die Kehle mit dem Schlachtmesser zu durchschneiden. So hielt es im Ganzen schon der reisige Nestor in Pylos beim Besuche des Telemachos, aber der Ceremonialgottesdienst der geschichtlichen Zeit, vornehmlich der römischen, verlangte im Einzelnen eine Menge Observanzen, deren Aufzählung unendlichen Raum erfordern würde. Ein übles Zeichen war es z. B., wenn das Thier sich sträubte zum Altar zu gehen, oder wenn es gar ausriss, ein gutes, wenn es gerne folgte oder gar durch Nicken mit dem Kopfe seine Zustimmung zu erkennen gab. Um dieses zu bewerkstelligen, goss man ihm wohl auch Wasser in die Ohren, gerade wie das heitere Aufflammen des Opferfeuers, das gleichfalls eine hohe Bedeutung hatte, gar sehr von der geschickten Legung der Hölzer abhing. Derlei kleine Kunstgriffe haben stets, und nicht bloss bei Pfaffen, dem Zuge der Menschheit nach dem Ewigen nachhelfen müssen. Weiss man ja doch von dem grossen und edlen Epaminondas, dass er — obgleich oder vielleicht auch weil er von einem esoterisch religiösen

Pythagoräer erzogen war — in der Nacht vor dem Tage von Leuktra einem Athenebilde den zu Füssen liegenden Schild an den Arm hängen liess, damit am Morgen seine Mannen sehen sollten, dass die Göttin selbst den Schild für sie aufgenommen habe. Bekanntlich wurde jedoch nicht bloss auf diejenigen Zeichen geachtet, die sich etwa zufällig beim Opfern ereignen mochten, sondern man opferte auch eigens zu dem Zwecke, aus den Eingeweiden des geschlachteten Thieres, besonders im Kriege, die Gunst oder Ungunst des Himmels zu erforschen, eine Weissagungsart (Hieroskopie, Haruspicium), die im Orient gebräuchlich war, daher es sich erklärt, wie sie auch zu den Griechen sowohl als zu den Etruskern und Römern kam. Opfer wurden ferner, theils unblutige, theils blutige, bei Eiden und Verträgen, sowohl zwischen Einzelnen als Staaten, gebracht. Sehr feierliche Opfer wurden zum Behuf der Reinigung und Entsündigung (Katharsis, Lustratio) angestellt, theils in besondern Fällen privater oder öffentlicher Verschuldung, theils regelmässig wiederkehrende in Anerkennung der menschlichen Sündhaftigkeit überhaupt. Diese mit den betreffenden Sünden beladenen Opfer wurden nicht gegessen, sondern vergraben, oder in eine Schlucht oder ins Meer gestürzt. Um die Reinigung recht wirksam zu vollziehen, griff man auch zu Menschenopfern, und das nicht bloss im Dunkel des Alterthums, sondern, wenn auch vereinzelt, durch die ganze geschichtliche Zeit hindurch. Themistokles musste, so leid es ihm war, vor der Salaminer Schlacht dem Dionysos drei gefangene Perser opfern, was diesen Bekennern der zoroastrischen Dogmen tiefbarbarisch vorgekommen sein muss, und Pelopidas wäre bei Leuktra nahezu einer ähnlichen Versuchung erlegen. In Athen wurden am Thargelienfeste zwei Menschen unter Flötenbegleitung mit Feigenruthen und Meerzwiebeln durch die Stadt gepeitscht und draussen geopfert. Der Unterschied von den älteren Menschenopfern bestand nur darin, dass man Verbrecher nahm, so auch zum Sturz vom leukadischen Felsen, wo man dem Opfer noch behülflich war, dass es möglicherweise davon kommen konnte. Dunkler ist ein arkadischer Brauch, der noch in nachchristlicher Zeit dem lykäischen Zeus Menschen opferte. Auch in Rom fiel noch unter den Kaisern jährlich ein Mensch, jedoch gleichfalls ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, am Altar des Jupiter Latiaris, und die Gladiatorenspiele zumal sind ausdrücklich auf Grund der alten von Numa abgeschafften Menschenopfer eingeführt. Aber auch bei uns noch — was freilich dem Christenthum nicht zur Last fällt — sind bis ins späte Mittelalter bei Brücken- und andern, selbst bei Kirchenbauten, lebendige Menschen, besonders Kinder, eingegraben worden.

Nun liegt uns noch ob, eine Anzahl der hierher gehörigen Abbildungen römischer Opfergeräthe von Taf. I aufzuführen. Fig. **7**, **25**, **49**, **50** sind die beim Opfer gebrauchten Schalen (Paterae) für feste oder flüssige Gegenstände, theils mehr theils weniger flach, theils mit theils ohne Handhabe. Der infulirte Ochsenschädel bei Fig. **1** zeigt, wie die Thiere geschmückt waren, wenn sie zum Altar geführt wurden. Nebenan befindet sich, über einer Weihrauchplatte, eine andere Form der Infula, wie sie sowohl vom Priester als vom Opfer getragen wurde, mit doppelten Tänien an den Enden zum Knüpfen. Fig. **8**, **9** und **10** sind Feuerwerkzeuge, wie man sieht, und zwar ein Feuerhaken, der ganz den unsern gleicht, eine auf Rädern laufende Zange und eine Schaufel. Fig. **11**, **28** und **39** a sind verschiedene Formen des Opfermessers (Secespita), Fig. **26** ist der Weihwedel von Pferdehaaren mit kuhfüssiger Handhabe, von den Archäologen Aspergillum genannt, zum Aussprengen des Weihwassers dienlich, Fig. **54**, **55** und **50** sind Schlägel, womit das Opfer niedergeschlagen wurde, zwei in Form des Hammers (Malleus), einer in Form des Beils (Securis), Fig. **39** ist ein Salbenbehälter, auch Gefäss, um den Libationswein auf die Patera zu giessen, Guttus genannt, weil die Flüssigkeit nur tropfenweise dem engen Hals entfliessen konnte (daher auch Sparkrüglein zum Hausgebrauch), Fig. **38** ein Schöpfer (Simpulum oder Simpuvium) nach Art des griechischen Kyathos, womit man den Wein aus dem Mischgefäss in die Becher schöpfte, nur dass das Simpulum ausschliesslich bei Opfern diente, Fig. **40** das beim Vestaopfer gebrauchte Wassergefäss, Futile genannt, das, wie man sieht, nicht auf den Boden gestellt werden konnte, weil dies in diesem Cult ein grober Verstoss gewesen wäre. Der niedliche Käfig, Fig. **23** (Cavea, Arcula), beherbergte die heiligen Hühner, deren eifriges Fressen ein günstiges Auspicium war; die Handhabe weist auf die häufige Berufung des Hühnerwärters (Pullarius) hin, der mit ihnen erscheinen musste, den Willen der Götter zu erforschen, besonders im Felde, wo jede Legion ihre eigenen heiligen Hühner hatte. Die Opfertischchen, wie Fig. **41** eines bietet, wurden auch zu dem berühmten Lectisternium gebraucht, dem Götterschmause, wobei man die Götterbilder in der nämlichen Weise, wie man sie kleidete und frisirte, auf Polstern oder Sitzen bei Tisch (Mensa sacra) bediente. Fig. **42**, ein bei Palästrina (Präneste) gefundenes metallenes Gefäss, hat längere Zeit für ein geheimnissvolles Festgeräth der Bacchanalien (cista mystica) gegolten, wird aber jetzt einfach für ein Schmuckkästchen erklärt. In Fig. **47** erscheint der unzweifelhafte Ahnherr unsers Krummstabs, der Lituus des Augurs; er spielte vornehmlich bei der oben erwähnten Eintheilung des Himmels in gewisse für die Auguraldisciplin bestimmende Felder eine wichtige Rolle, indem mit ihm die Linien gezogen wurden. Fig. **48** und **51** endlich sind Weihrauchgefässe, dieses die Acerra, das Kästchen, worin man den Weihrauch zum Gebrauche an den Altar verbrachte, jenes das Thuribulum, das eigentliche Rauchfass zum Anzünden und Verdampfen, das ganz wie bei uns gehandhabt wurde und mit seiner eleganten Kette sich recht modern ausnimmt. Es versteht sich, dass diese Weihrauchopfer bei den verschiedensten Gelegenheiten, auch für sich allein, vorkamen, doch waren sie unzertrennlich von den Schlachtopfern, und die Ursache ist leicht einzusehen, auch wenn uns nicht Moses Maimonides (denn die Juden bedurften des Weihrauchs gleichfalls) Aufschluss darüber gegeben hätte. Der süsse Geruch für die himmlischen Mächte war nämlich ein ganz anderer in der Nase der irdischen Darbringer. Fürwahr, wenn man dies bedenkt und die massenhaften, hekatombenartigen Opfer, die fort und fort von Staatswegen auf öffentlichen Plätzen vor den Tempeln gebracht wurden, auch nur oberflächlich sich vergegenwärtigt, so geht durch das antike Religionsleben — nicht zu gedenken der Grausamkeit einzelner Ritusgebräuche, wonach z. B. dem Opferthier zuerst die Glieder abgehauen wurden — ein Blutduft, ein Fleisch- und Knochenbrandgeruch und ein Eingeweidegestank, den alle Wohlgerüche Arabiens nicht übertäuben können und der uns unsere modernen Schlachthäuser, so unästhetisch und irreligiös (im Sinn der Alten) sie sind, als einen unermesslichen Fortschritt willkommen macht.

»Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.« So wohl es auch den Alten bei manchen ihrer Cultushandlungen, zumal bei den grossen Volksfesten und Opferschmäusen, in Frömmigkeit und Lebenslust geworden sein mag, so bleibt doch das

Wirkliche weit hinter den Gebilden, zu welchen es die Kunst, gleichsam den perlenden Schaum davon abschöpfend, gestaltet hat. Dies ist besonders der Fall bei den griechischen Kunstwerken, die das Allgemeine und Einfache geistreich frei zu behandeln lieben, während die römische Darstellung (dem Geschmacke der heutigen Welt entsprechend) sich in der genauen Detailschilderung des einzelnen, zusammengesetzten Vorgangs gefällt. Die griechischen Gemmenbilder namentlich sind theils von so abgelöstem Inhalt, dass man sie wie eine schöne poetische Erfindung auf sich selbst beruhen lassen muss und eine Beziehung des Opfers auf eine bestimmte Gottheit, wo nicht deutliche Attribute reden, so wenig mit Sicherheit behaupten kann, als sich von gewissen betenden Figuren neuerer Kunst aussprechen lässt, zu welchem oder welcher Heiligen sie beten.

Tafel IV, die aus der Menge der griechischen und römischen Opferbilder eine Auswahl gibt, enthält unter andern einige dieser lieblichen, mitunter genreartigen Darstellungen auf geschnittenen Steinen.

Fig. 1, Venusopfer, ist als solches durch die Tauben bezeichnet, die der Aphrodite-Venus heilig sind. Ob aber dieselben geopfert werden sollen, ist zu bezweifeln, da Taubenopfer nicht unter den gebräuchlichen aufgeführt sind und dieser Göttin überhaupt in Italien wie in Griechenland — mit Ausnahme einzelner Orte, wo man ihr, jedoch im Widerspruch mit andern Orten, Schweine opferte — vorherrschend unblutige Opfer, ja weinlose Trankspenden (Nephalia), aus Wasser, Honig und Milch, gebracht wurden. Ob das bedeckte Gefäss eine solche Spende oder das Futter für die Tauben enthält, muss dahingestellt bleiben, aber die Opferhandlung scheint in der That darin zu bestehen, dass die Tauben von der um sie beschäftigten Frau zu Ehren der Göttin gefüttert werden, welche harmlose Darbringung von der Flötenbläserin auf der Doppelflöte begleitet wird. Das Heiligthum, zu dessen Füssen die Handlung vorgeht, ist ein wahres Bildstöckchen, dergleichen man heute noch gar manches am Wege sieht, und die oben besprochene Neigung, das Götterbild mit frischem Grün umgeben darzustellen, hat auch hier gewaltet. — Gemmenbild der Galerie von Florenz. (Gori Mus. Flor. I, pl. 74, 5. Tableaux etc. de la Gal. de Flor. etc. dessinés par Wicar T. II.)

Fig. 2. Ceresopfer. Schweine wurden vorzugsweise der Demeter, auch dem Dionysos, geopfert, angeblich weil sie den Saaten und Reben Schaden thaten, daher der Name des Bildes. Drei Jünglinge (Epheben) schreiten in einer Art graziöser Prozession der Opferstätte zu. Der vorderste trägt mit anmuthiger Kraft, gleichsam tanzend, auf der Schulter das schwere Schwein, das mörderisch zu schreien scheint. Der zweite, das Priesteramt zu verrichten bereit, folgt mit Schlachtbeil und Schlachtmessern. Der dritte trägt räthselhafte Gegenstände, die beim Opfer zu dienen bestimmt sein müssen, in der Linken etwas, das für eine Laterne gehalten wird, so dass es sich um eine nächtliche Feier handeln würde, und in der Rechten einen in Form eines Füllhorns geflochtenen Korb, der vermuthlich das Opfermehl enthält. — Vasenbild. (Gerhard Antike Bildwerke Tafel LXX.)

Fig. 3. Häusliches Opfer. Dass die beiden hintersten Gestalten, der Mann im Pallium und die verschleierte Frau, mit den nach antikem Ritus betend erhobenen Händen, ein Ehepaar sind, scheint nicht zu bezweifeln, und die kleinere Gestalt, die in einen weiten Mantel gehüllt vor ihnen hergeht, scheint sonach ihr Kind zu sein. Ihnen vor tritt eine grosse weibliche Gestalt opfernd an den Altar, in der Linken eine Schale, wie man sie voll auf der flachen Hand trägt, in der

Rechten die Schöpfkanne, woraus sie eingegossen. Da dieselbe auch die Erwachsenen an Wuchs weit überragt, so mag man geneigt sein, sie für eine Gottheit zu halten, die zur Feier einer bedeutsamen Familienscene herbeibemüht wird, um selbst das Opfer für das Haus zu bringen. Dass Götter selbst als opfernd dargestellt werden, ist der griechischen Kunst keineswegs fremd, und wo sie mit Menschen zusammen erscheinen, wird der Unterschied gern durch riesige Grösse der Götter ausgedrückt. Zoëga erklärt die grosse Gestalt für eine Priesterin, die einer Gottheit opfert, deren Bild den verlorenen Theil des Marmors einnahm, und muthmasst aus dem halbkugeligen Gegenstande zu Füssen der Opfernden, »der eine Cortina bedeuten könnte,« das Opfer könnte auf Asklepios abgesehen sein, und zwar für die Wohlfahrt des Kindes, das durch seinen Anzug als genesend angegeben zu sein scheine; doch gesteht er durch diese Erklärung selbst wenig befriedigt zu sein. Eine Beziehung auf Heilgottheiten würde wohl eine andere Deutung des Kindes erfordern, das dem in seinen dichten Mantel gehüllten kleinen Dämon Telesphoros, dem gewöhnlichen Begleiter des Asklepios oder der Hygieia, gleicht, welche Letztere dann etwa in der Opfernden zu erkennen wäre, wobei freilich zu der Schale die Schlange fehlt; der Gedanke an Krankheit oder Genesung würde dann auf das betende Paar übergehen. Indessen kann auch das Kind ein natürliches sein, das zugleich durch seine Erscheinung an Telesphoros erinnert, welcher ja wiederum ganz das Ebenbild eines zimperlich eingemummten Genesenden ist, und eben so kann die Opfernde eine Priesterin sein, die zugleich — wie die Begriffe des Priesters und der Gottheit leicht in einander übergehen — durch die Telesphorosgestalt des Knaben zum Ebenbild der Hygieia gestempelt wird. Denn das Eigenthümliche der rechten Kunst ist es, dass sie stets Wirklichkeit und Symbol in einander fliessen lässt. — Griechisches Relief in der Villa Albani. (Zoëga Bassirilievi antichi. Vol. I.)

Fig. 4. Man hat dieses schöne Vasengemälde als »Apollonsopfer« erklären wollen, aber die Lorbeerkränze der Opfernden und der Lorbeerzweig, auf welche diese Erklärung gestützt ist, weisen nicht ausschliesslich auf Apollo hin, nicht einmal im Cultus, geschweige in der Kunst, die sich an die rituell und zum Theil örtlich abweichenden Unterschiede in der Wahl der Pflanzen zur Bekränzung der Opfernden wenig gebunden fühlte. Der Lorbeerzweig diente als Weihwedel, um aus dem Weihbecken (Chernips) Opfernde, Opfer und Altar zu besprengen. Die Gestalt, die ihn trägt, hält in der andern Hand eine muschelartige Kelchschale gegen den Opfergenossen hin, der in der Rechten das Gefäss zum Eingiessen hat. Auf der Linken trägt dieser den Opferkuchen. Von der andern Seite des Altars schreitet eine priesterliche Gestalt her, welche eine Patera in der Rechten hält und deren Bewegung es nicht unwahrscheinlich macht, dass das Bild den die Opferhandlung beginnenden Umgang um den Altar darstellt, wobei es nicht an der gewohnten Flötenbegleitung fehlt. Mag sich nun das Gemälde auf Apollon oder auf irgend welche Gottheit oder gar auf einen »unbekannten Gott« beziehen, gleich jenem Altar, welchen der Apostel in Athen vorfand, — immerhin werden wir es als eines der edelsten seiner Art bezeichnen dürfen, das in der anmuthgepaarten, stillen Hoheit und Klarheit seiner Gestalten die volle Eigenthümlichkeit echt griechischer Kunst erkennen lässt. (Tischbein Vases, I. 27.)

Fig. 5. Bacchusopfer. Der Thyrsos mit dem Fichtenzapfen und den Bändern verräth den Gott, dessen Bild auf der Säule steht, und dem ein echt ländlicher Altar aufgeschichtet ist, welchen der Kopf einer geopferten Ziege schmückt.

Ziegenopfer für den Dionysos sind sehr häufig auf Gemmen. Eine Frau giesst eben den Wein in die Flamme aus, während sie in der Linken einen Opferfladen oder etwas der Art bereit hält; der mit dem Zottelfell bekleidete Knabe trägt die Schwinge (Virgil's vannus mystica) mit den Früchten und dem Phallus — auf der Abbildung irrthümlich ein Ziegenfuss — in der Linken hält er einen Zweig mit Frucht und Blättern, die wie aus einer Schote hervorhängen oder etwa so am Zweige befestigt sind, wie man die Eiresione, den mit Wolle umwickelten Oelzweig, zum ländlichen Erntefeste mit Früchten und anderen Weihgeschenken behing. (Geschnittener Stein bei Montfaucon L'Antiq. expl. II.)

Fig. 6. Jupitersopfer. Gemme. Der Gott, dem die Trankspende gilt, ist durch den Ammonskopf mit Widderhörnern und den Adler darunter deutlich bezeichnet. Auch hier hat sich der Opfernde mit Lorbeer bekränzt, obgleich dem Zeus die Eiche heilig war. (Montfaucon Vol. II, suppl.)

Fig. 7. Ländliches Opfer. Man wird einer Kunst, die das Bäurischplumpe in den Gestalten bei aller Wahrheit so manierlich darzustellen weiss, die Bewunderung nicht versagen können. Sehr humoristisch nimmt sich der geschürzte silenenhafte Knirps mit seinen Flöten aus, der den Stein als Piedestal benützt, um sich ein monumentales Ansehen zu geben. Da weder Altar noch Götterbild vorhanden ist, um das arme Schaf zu belehren, wofür es eigentlich zu bluten habe, so hat der antiquarische Eifer, eine Erklärung um jeden Preis zu geben, das Unmögliche geleistet und — den Wind an den Haaren herbeigezogen. »Le vent du septentrion, dit Xénophon dans l'expédition du jeune Cyrus, incommodant beaucoup l'armée, le devin dit qu'il fallait lui sacrifier; on lui sacrifia et le vent cessa.« Darum also auch dieses ein xenophontisches Sturmesopfer! (Montfaucon II.)

Fig. 8. Bocksopfer vor einer Herme, wobei der eine der Opfernden die Eingeweide auf einem Opfertischchen zerschneidet, der andere sie auf dem herdförmigen Altare brät. Unter dem Tischchen liegt der Bockskopf, daneben ein Körbchen für Opfergeräth, Opfermehl oder dgl. An der Wand sind die ausgehauenen Schenkel fleischermässig aufgehängt. Der Unterschied der Kunstperiode gegen die vorhergehenden Bilder ist sehr bemerklich. — Sehr alterthümliches Vasengemälde, unter den bei Volci gefundenen. (Micali Storia degli popoli italiani Tav. 96, 2.)

Fig. 9. Rauchopfer. Eine Frau (Aphrodite) schüttet Weihrauch aus dem Kistchen auf das Thymiaterion (Taf. I, 22). Ihr entgegen schwebt Eros mit einer perlengeschmückten Tänia. — Attisches Vasenbild. (Stackelberg Gräber der Hellenen Taf. 35.)

Fig. 10. Priester mit zwei jungen Ministranten und einem Flötenspieler. Jener nimmt aus dem flachen Korbe des einen Opferdieners das Opfermehl, um es in die Flamme zu streuen; der andere hält einen langen Stab, oben fackelartig bewunden. — Vasenbild. (Millin Peintures de vases antiq. I, 8.)

Fig. 11. Ländliches Opfer. Auf einer neueren Abbildung dieses Gegenstandes, welche dem Herausgeber nicht zugänglich war (Museum Worsleyanum T. II. pl. 22), sieht man statt des Gefässes auf der Säule ein bärtiges Cultusbild mit Fackel oder Thyrsus in der Rechten; auch hält die halbbekleidete Frau, wie bei nr. 5 unserer Tafel, eine Schale, deren Inhalt in die Flamme ausgegossen wird, wornach also unsere Zeichnung zu berichtigen ist. Die Darstellung, welche, wie man sieht, im Wesentlichen mit Fig. 5 übereinstimmt, zeichnet sich durch die heitere Naivetät der Auffassung aus. — Statt des Knaben sehen wir hier Silen mit dem heiligen Korbe auf dem Kopf; das Tuch, mit welchem der Inhalt bis zum

Beginn der heiligen Handlung verhüllt war, ist zurückgeschlagen und schon wird der zu opfernde Bock an den Altar herangezogen, der sich in höchst ergötzlicher Weise gegen sein Schicksal sträuben zu wollen scheint. An der untersetzten, kurzbeinigen Silensgestalt kann abermals die ungemeine Zierlichkeit der Darstellung gemeinerer Gestalten nicht genug bewundert werden. (Geschnittener Stein nach Montfaucon II, 93. Vergl. auch die in den Beiwerken genauere Abbildung in O. Müllers Denkmälern der alten Kunst, fortgesetzt von Wieseler II, t. 49, nr. 6.)

Fig. **12**. Pansopfer. Satyrn, Panisken, Faune, den Waldgeistern unserer Sagen verwandt, aus uralten verklungenen Religionsbegriffen muthwillig herabgezogene Gestalten, von der Kunst tausendfällig verarbeitet. Hier sind zwei dieser geschwänzten Bursche, die über dem cippusartigen, brennenden, bekränzten Altar mit einander das Zicklein schlachten und ein gewiss sehr artiges Gemmenbildchen abgeben. (Montfaucon II.)

Fig. **13**. Frauen, die einen Opferstier führen, ohne Zweifel an den Altar des Dionysos, worauf schon der erregte, fast bacchantische Ausdruck der weiblichen Gestalten schliessen lässt. Die erste hält eben so anmuthig als energisch das rebellische Thier im Zaume (den Strick, an welchem es gehalten wird, liess der griechische Künstler als Nebensache weg); die Frau rechts weicht mit rascher Bewegung den Gefahr drohenden Hörnern aus, indem sie zugleich den mit Binden geschmückten Candelaber, der zu fallen droht, zurückhalten zu wollen scheint. Die Gruppe, wohl nur Fragment einer grösseren Darstellung, hat weniger sachliches als künstlerisches Interesse, indem sie in der zugleich so lebhaften und wieder so massvollen Bewegung, in dem edeln Schwunge der Gestalten, in dem feinen und reichen Rhythmus der Linien den Geist jener Kunstblüthe erkennen lässt, welche durch einen Skopas und Praxiteles ins Leben gerufen ward. — Basrelief im Vatican-Museum. (Mus. Pio-Clem. V, 9.)

Fig. **14**. Weincultus der Mänaden. Der Cultus des Dionysos — mit dem selbst in Delphi Apollo sich in das Heiligthum theilte — ist, in sehr alter Zeit vom Orient her in Griechenland und Italien eingewandert, wohl der verbreitetste und reichhaltigste. Er spielt in allen Farben, vom tiefsten Schwarz bis zum brennendsten Roth und lustigsten Grün. Ursprünglich eine ernste sacramentale Feier, wie in den Mysterien, ein wilder, aber strenger und düsterer Sühncult, wie in den drittjährigen (trieterischen) Dionysien, galt er keinem Weinspender, sondern einem von den Titanen zerrissenen Gotte, dessen Tod, Bestattung und Wiedererweckung von den Weibern in nächtlicher Feier (Nyx teleia, Weihnacht) unter Vermummungen und Gebärden, die sein Schicksal nachahmend darstellten und bis zur frommen Raserei sich steigerten, begangen wurde. Einem ganz andern Boden als dieser alterthümliche Gottesdienst, dessen Priesterinnen zur rauhen Zeit der Winterwende auf dem parnassischen Waldgebirge in Schnee und Sturm zu erfrieren gefährdet waren, entstammten jene andern Dionysien, wie sie besonders in Attika gefeiert wurden, die jubelnden Volksfeste des Weingottes, in deren Ausgelassenheit und Begeisterung die beiden Musen des Drama's ihr Dasein empfangen haben. Aber die üppige Lust dieser neueren, populären Feste mag auf die älteren, mystischen Weihedienste zurückgewirkt haben, die, auch in ihrem heiligen Ernste sinnenaufregend genug, bei dem Verfall des Glaubens zu jenen tollen Orgien ausarteten, welche schon Euripides eine Schmach für Griechenland nannte und deren Umsichgreifen einige Jahrhunderte später in Rom den grossen

Staatsprozess herbeiführte. Die Kunst hat aus all der Gährung den reinen Wein herausgeschlürft und die bacchische Leidenschaft — »das Aug' in schönem Wahnsinn rollend« — in einem überquellenden Reichthum von Bildern dargestellt, von welchen auch die weitläufigste Uebersicht nur eine höchst mangelhafte Vorstellung geben könnte. Diesem Kreise gehört das vorliegende an, das man wohl die Krone unserer Tafel nennen mag. Vier epheubekränzte Bacchantinnen (Mänaden, Thyiaden), zu denen man noch vier weitere von der Rückseite der Vase hinzudenken muss, umgeben opfernd und feiernd das Bild des Dionysos, vor welchem ein Tisch mit zwei Krügen, einem Trinkgefässe, Früchten und Binden steht. Auf dem Original sind die beiden Vordersten, die zur Linken mit dem Namen Dione, die zur Rechten mit der Aufschrift Mainas bezeichnet, und da Thyone-Dione der Name der in den Olymp mit erhobenen Mutter des Dionysos, Semele, ist, so mag auch hier wieder der Zug der Kunst, Wirkliches und Mythisch-Ideales zu vermischen, obgewaltet haben. Der Uebergang ergab sich um so leichter, da es, wie schon gesagt, Sitte war, dass die Feiernden in Verkleidungen die Begebenheiten der Götter nachspielten. Eine solche ist das Reh- oder Hirschkalbfell (Nebris), worin vermummt die Bacchantinnen mit Thyrsusstäben und brennenden Fackeln, unter dem Getöse von Saiteninstrumenten, dem Brummen tiefer Pfeifen und den dumpfen Schlägen der Erzpauken, Stiergebrüll nachahmend — »Komm, Dionysos, einher mit dem Stierfuss stürmend!« — durch Gebirg und Wald dahintobten. Von all dem ist hier das Grause abgestreift, die Nebris ist zierlich über das Gewand (Chiton) gegürtet, und die leidenschaftlichen Verzerrungen, die in der Wirklichkeit abstossend sein mussten, sind zur Schönheit verklärt. Dieses harmonische Mass zeigt sich besonders an den beiden hintern Gestalten, die mit auf- und zurückgeworfenen Häuptern die Fackeln rückwärts schwingen, während Mainas sich begeistert umschauend mit der Rechten das Tympanon schlägt und Dione mit der Kelle (Kyathos) aus dem Weinkruge in den Trinkbecher schöpft. Merkwürdig ist das Götterbild, mit welchem in die reingriechische Erscheinung etwas von orientalischer Welt hereinragt, bärtiger Dionysoskopf mit einem an Serapis erinnernden Kopfschmuck — Fruchtmass (Modius) mit einer Art von Strahlen — Scheiben oder Becken zu beiden Seiten, von Epheu und Lorbeer an Schultern und Leib umgeben, in sterngesticktem Chiton über langer Stola, in einen Pfahl endigend. — Vasenbild im Museum von Neapel. (Mus. Borbon., XII, 23.)

Fig. **15**. Römisches Opfer, Fragment, wovon nachher weitere Beispiele folgen. Zwei Opferknechte (Victimarii) halten den Opferstier mit niedergebeugtem Kopfe, wie man den unterirdischen Gottheiten, Heroen und Todten opfert. Der Popa — unterschieden vom Cultrarius, der mit dem Messer die Kehle durchstach — schlägt ihn mit der Securis in den Nacken. Aehnlichen Darstellungen, wie auf diesem Relief, werden wir weiterhin begegnen. (Bartoli Adm. Rom. ant.)

Fig. **16**. Ländliches Opfer. Ein fast nackter, wohlgebildeter Landmann giesst Wein aus dem Schlauche in ein grosses Gefäss. Welchen Gott das Bild auf der Säule mit Helm und Schild zwischen Trauben und Weinlaub vorstelle, ist nicht zu sagen, aber sicherlich ist er dankbar wie Catull's gemüthlicher Feldgott, der den diebischen Knaben rund heraus erklärt, hier sei nichts zu holen, denn wenn man ihn so in Ehren halte, wie die Besitzer dieses Feldes trotz ihrer Armuth thun, so müsse er auch für Alles einstehen, fort also — »nächst hier an ist ein Reicher und steht ein Priap, der nicht aufpasst.« — Gemmenbild. (Montfaucon II.)

Fig. **17**. Sühnung des Orest. Apollo, der dem Orest den Mord der Klytämnestra geboten, reinigt nun im delphischen Tempel, auf dem tänienageschmückten Erdennabel (Omphalos) sitzend, den Muttermörder mit dem Lorbeerzweige von der Blutschuld. Orest, den linken Fuss auf irgend einen Gegenstand gestützt, der in der Art griechischer Gefässzeichnungen nicht angedeutet ist, überreicht ihm das in die Scheide gesteckte Schwert; er hat den am Sturmbande getragenen Reisehut (Petasos) über die Schulter zurückgeworfen. Die weibliche Gestalt hinter ihm kann wohl nur seine Schwester Elektra sein, und die männliche mit dem Petasos hinter Apoll wird man, obwohl Aeschylos in der Scene zu Delphi den Orest zwischen Apollo und Hermes stellt, für Pylades erklären müssen. Die merkwürdigste Gestalt dieses Bildes ist die hinter Pylades auf dem Dreifuss sitzende, gleich dem Gott bekränzte und eine Tänia in den Händen haltende Pythia, eine grosse Seltenheit auf antiken Kunstwerken. — Vasenbild. (Raoul Rochette Monum. inédits pl. 37.)

Fig. **18**. Marsopfer. Medaillon von einem durch Hadrian errichteten Trajansdenkmal, später zum Schmuck an den Bogen Konstantin's versetzt, von welcher Benützung schon im Text zum Bilderatlas die Rede gewesen. Trajan opfert mit verhülltem Haupte, hinter ihm Hadrian und Antinous, Alle gerüstet, als ginge es in das Feld. Hoch über dem Altar ein kleines Bild des Mars. »Die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.« (Bartoli Arcus triumphales 39.)

Fig. **19**. Aeskulapopfer, so genannt wegen der Schlange, mit der sich der sitzende nackte Mann beschäftigt (die andere nämlich, welche die etwas reife aber doch wohlgestaltete Schöne in der Hand hält, ist nach der Erklärung in der Reale Galleria di Firenze keine Schlange, sondern eine Patera zur Libation). Nun waren neben andern Göttern allerdings insbesondere dem Asklepios die Schlangen heilig, und die Wundergeschichte von der Schlange, die aus seinem Tempel zu Epidauros den römischen Gesandten folgte, um Rom von der Pest zu befreien, ist bekannt. Das Vornehmen des Mannes würde dann etwa dem der Frau in Fig. **1** gleichen, nämlich eine Fütterung der Schlange zu Ehren des Gottes bezwecken. Allein der Widderkopf auf der Säule, der denn doch nur ein Götterbild vorstellen kann, scheint die Beziehung auf den Heilgott nicht wohl zu gestatten, es wäre denn, dass er den Jupiter repräsentirte, der zwar nicht als Ammon, aber in anderer Eigenschaft, mit Aeskulap in Verbindung vorkommt. Dass dieser im Mythus nur ein Heros, im Cultus aber ein Gott war, beweist wie weit die beiden Gebiete auseinander gehen konnten. — Gemme. (Gall. d. Fir., Ser. V. Cammei ed Intagli, tav. 15, 1.)

Fig. **20**. Aufrichtung einer Herme. Auch hier findet die artige Vermischung der wirklichen und der Phantasiewelt statt, denn die schlichten Landleute, für die man die mit dem Werke Beschäftigten halten könnte, und von denen besonders der mit dem Rücken Nachschiebende einen äusserst heitern Eindruck macht, sind, wie die berufseifrige Figur zur Rechten durch ihr Schwänzchen zu erkennen gibt, zu Satyrn erhoben. Die weibliche Figur, die ihr Möglichstes thut, der Dionysosherme am Kopfe auf die Beine oder vielmehr auf das Bein zu helfen, gehört also auch in die Sippschaft, und darf von unseren Landnymphen, so wie von der Kunst, die sich um dieselben bemüht, um diesen Vorzug beneidet werden. Embleme dieses ländlich bacchischen, mit Pans- und Satyrwesen verschmolzenen Kreises füllen den untern Raum: Schäferstab, Syrinx, Doppelflöte und Cymbeln. Von dem Kruge oben muss man annehmen, dass die Herme ihn in der Linken hält, sonst würde er in der Luft schweben. Etwas Sommerfrische ist auch hier durch den Baum angedeutet. — Lampenrelief. (Bartoli Lucernae II, 28.)

Fig. **21**. Abwaschung einer Herme, dergleichen früher schon besprochen
worden. Uebrigens bemerkt Wieseler in der zweiten Auflage von O. Müllers Denk-
mälern, eine deutlichere und etwas vollständigere, durchaus ähnliche Reliefdar-
stellung in Campana's Antiche Opere in plastica zeige, dass es Trauben seien,
was die männliche Figur aus dem Becken nehme, so dass es sich also zunächst
mehr um eine Bekränzung des Hermenkopfes handeln würde. Auf eine Waschung
jedoch, fügt er hinzu, deuten die Geräthe in den Händen der augenblicklich unbe-
schäftigten Dienerin. Die beiden Dienerinnen sind durch Tracht und Haltung von
der edleren Gestalt mit dem Lorbeerzweige unterschieden, der etwa auch zur Be-
kränzung oder zur Besprengung dienen mag. Die Handlung, obgleich hier die
Gestalten alle menschlich sind, hat doch viele Aehnlichkeit mit dem vorhergehen-
den Bilde, und so wird man sich auch nicht wundern, dass die Figur mit den
Trauben auf jenem bei O. Müller angeführten Bilde mit »entschiedenen« Satyr-
ohren versehen ist. Die Herme ist (in der Abbildung undeutlich) phallisch, welches
Symbol neben dem Hermes hauptsächlich dem Dionysos zukommt und die Identi-
ficirung desselben mit Priap erklärt. Das Symbol wurde an den Dionysien, als
Personification oder auch als Compan des Gottes, in welcher Eigenschaft es Phales
hiess, festlich umhergetragen, wie man bei Aristophanes in seinen Acharnern sehen
kann, wo Dikaiopolis ihm, »des Bacchos lustigem Spielgesellen,« ein erbauliches
Loblied singt. Ja, so sehr griffen bei diesem Symbol der Geist des Muthwillens
und der politisch-religiöse Ernst in einander, dass die attischen Colonieen, natürlich
die nächstzugewandten der athenischen Bundesgenossen, an den grossen Dionysien,
zur Zeit da diese den Tribut zu zahlen hatten, einen Phallos in die herrschende
Stadt einsenden mussten. Man denke sich, dass es mit einer modernen Hegemonie
so weit kommen könnte! (Mus. Worsley. I, 15.)

Die römischen Opferbilder sind Cultusdarstellungen im buchstäblichsten Sinn,
so wie die übrigen auf unserer Tafel IV abgebildeten Gegenstände bestimmte
Cultbeziehungen haben. Die Letzteren, grossentheils auf Münzen enthalten, machen
den Beginn. Fig. **22**, ein silberner Denar des Augustus (Millin Gall. myth. t. 38,
149), stellt zwei der heiligen Schilde, Ancilia, dar; bekanntlich fiel einer vom
Himmel dem betenden Numa in die Hände, der sodann elf andere nicht zu unter-
scheidende durch Mamurius Veturius nachbilden liess und das ganze Dutzend der
Brüderschaft der Salier anvertraute, die damit am grossen Marsfeste im März ihre
Umzüge durch die Stadt machten; zwischen den Schilden erscheint der Apex, die
helmartige Kopfbedeckung (eigentlich Galerus) mit der heiligen Ruthe auf der
Spitze (Apex), die von allen Priestern und so auch von den Saliern getragen wurde.
Fig. **23**, eine Florentiner Gemme (Gall. d. Fir., Cam. pl. 21, 1.), setzt den Alter-
thumsforscher in Verlegenheit, indem sie gleichfalls Ancilien zeigt, die aber mit
denen des augustischen Denars wenig Aehnlichkeit haben; diejenigen, die sie tragen,
sind keine Salier, sondern untergeordnete Diener, die denselben die Schilde zu tragen
haben. Zwei Mitglieder dieser salischen Ordensbrüderschaft in voller Tracht sollte
man in Fig. **3**, laut der Unterschrift, zu suchen haben, allein die Tracht — Tunica
(bunt) mit breitem ehernem Gurt darüber, und Ritterkleid (Trabea) mit purpurnem
Vorstoss, nebst dem Apex — stimmt nicht völlig, und wir werden gleich nachher
Gelegenheit haben, sie einem andern Mitgliede der Geistlichkeit zuzuschreiben.
Die Salier waren ein Zwölfercollegium auf dem Palatin, zu welchem noch ein
gleichzähliges auf dem Quirinal kam, beide dem Jupiter, Mars und Quirinus ge-
weiht. Bei den genannten Umzügen führten sie (woher unzweifelhaft ihr Name)

eine Art Waffentanz mit dreimaligem Auftreten (Tripudium) auf, wobei sie mit dem Stab auf das am linken Arm getragene Ancile schlugen und Lieder (Axamenta) in alter Sprache dazu sangen, die im Laufe der Zeit dem Volke und zuletzt den Priestern selbst unverständlich wurden. Am Schluss des Liedes war auch jenes Mamurius gedacht, dessen mythische Bedeutung jedoch daraus erhellt, dass am Tage vor den März-Iden ein in Felle vermummter Mensch unter dem Namen des Schmiedes Mamurius Veturius — ganz in der Weise unseres Winter- oder Todaustreibens — durch die Stadt geführt und mit weissen Stäben hinausgepeitscht wurde.

Fig. 24. Flamen (angeblich von dem wollenen Faden [Filamen] um den Apex, oder vielleicht eher vom Anblasen der Opferflamme so genannt) hiess jeder Priester einer bestimmten Gottheit. Die drei vornehmsten waren die Flamines des Jupiter, Mars und Quirinus, Dialis, Martialis und Quirinalis genannt. Von dem Flamen Martialis gibt die hier abgebildete cornelische Familienmünze (Morelli Fam. Rom. num., Corn. tab. II, 7.) eine Anschauung. Sie stellt die Einweihung der Statue des Julius Cäsar, die August im Marstempel aufstellen liess, durch den dem cornelischen Geschlechte angehörigen Marspriester dar. (Von den Familienmünzen ist schon im Text zum Bilderatlas gehandelt worden.) Eine Abbildung des Flamen Dialis findet sich wohl in der vordersten der beiden Fig. 21 mit der Unterschrift Salier gegebenen Gestalten. Erster unter den Flamines, und im geistlichen Range nur dem Opferkönige (Rex sacrificulus) nachstehend, trug er eine Toga praetexta, die — einzig von der Hand seiner Frau aus schwerer Wolle gewoben — ohne Knoten in der Gürtung war, sowie auch der Wollenfaden am Apex keinen Knoten haben und die ganze Kleidung nur durch Spangen gehalten werden durfte. Zu den zahllosen Beschränkungen, die dieser geplagte Würdenträger zu beobachten hatte, gehörte auch die, dass er — in früherer Zeit wenigstens — seinen Apex nicht einmal zu Hause abnehmen durfte. Jeder Tag war für ihn ein Feiertag, der durch Tragen des Amtsornats geheiligt werden musste. Bohnen, die, als den Todten geweiht, auch von den Pythagoräern nicht gegessen wurden, durfte er nicht einmal nennen, musste Epheu- und Weinlauben wegen des geilen umstrickenden Wachsthums meiden, durfte nicht drei Nächte ausserhalb seines Bettes zubringen, Haar und Bart nur von einem Freien mit ehernem Messer scheeren lassen, worauf sie, wie die Abschnitte seiner Nägel, unter einem fruchttragenden Baum vergraben werden mussten, u. dgl. m. Seine Frau, die Flaminica Dialis, Priesterin der Juno, war ähnlichen Beschränkungen unterworfen, wie sie denn während gewisser heiliger Zeiten, z. B. eben während jenes Märzfestes u. s. w., ihre Haare nicht machen, noch die Nägel schneiden, noch ihren Mann berühren durfte und bei einem gewissen (Heroen-) Opfer sogar mit ungekämmtem entblösstem Haar erscheinen musste. — Neben diesen geistlichen Aemtern bildeten, um dies kurz beizufügen, die Pontifices — höchst wahrscheinlich von der Besorgung der Tiberbrücke so genannt, weil der Brückenbau bei allen alten Völkern etwas sehr Heiliges war — ein eigenes Collegium, dessen Vorstand, der Pontifex maximus, früher dem Opferkönig und den drei obersten Flamines untergeordnet, nach und nach als Haupt der geistlichen Oberaufsichtsbehörde und als Gewählter des Volkes zu jener päbstlichen Stellung emporstieg, welche die Kaiser zuletzt mit ihrer weltlichen Oberherrschaft vereinigten.

Fig. 25. Gelübde waren eine vorherrschende Form römischer Götterverehrung. Die hier dargestellten gehören der Kaiserzeit an. Am 3. Januar, dem Tage der Vota (pro salute principis), brachten die höchsten Staatswürden und die gesammte Priesterschaft für das Wohl des Kaisers und kaiserlichen Hauses Opfer

und Gebete dar, die sie den Göttern im vorigen Jahr gelobt hatten, und gelobten neue, welche Gelübde am nächsten 3. Januar gelöst wurden. Das Fest stammt, wie der ganze lästige Kaisercultus, aus der Zeit des August, und ist hier auf einer Münze des Commodus dargestellt. (Vaillant Sel. numism. pag. 43.)

Fig. **26**. Augur, mit dem schon gedachten Lituus in der Hand, zwischen zwei Vestalinnen, einen Vogel zu den Füssen. (Gall. d. Fir. Statue, bassiril. pl. 142, 77.) Das uralte Collegium der Augurn hatte nach einer herkömmlichen Masse von Vorschriften (Disciplina) die den göttlichen Willen andeutenden Zeichen zu beobachten und die im römischen Cultus zahllosen Weihungen, zum Theil in Gemeinschaft mit andern Priesterschaften, vorzunehmen. Hiezu gehörte auch die Inauguration der Priester selbst. Die Zeichenbeobachtungen, zunächst von der Vogelschau Auspicien genannt, beschränkten sich nicht auf diese, sie umfassten auch die bei uns so bekannten »Angänge« vierfüssiger Thiere, wie Wölfe u. a., ganz entsprechend auspicia pedestria geheissen, und vornehmlich die Blitze. Von den heiligen Hühnern ist bereits gehandelt. Die Vögel theilte man, je nachdem man die Zeichen aus der Stimme oder aus dem Fluge deutete, in Oscines und Alites. Diese Vögelbeobachtung war auch im Orient und in Griechenland (Oionoskopie) altgebräuchlich. Mit dem Sinken des Glaubens an Zeichen und Vorbedeutungen sank auch das Institut, obgleich es seine äusserliche Bedeutung behielt.

Fig. **27**, **28**, **41**. Das heilige Feuer des Staatsfamilienherdes, welchem, wie jedem häuslichen Herde, Vesta vorstand, war den Vestalinnen, ursprünglich vier, dann sechs an der Zahl, Jungfrauen aus den besten Familien, zum Hüten anbefohlen. Im Alter von sechs bis zehn Jahren gewählt, waren sie zu einem dreissigjährigen Dienste verpflichtet, zehn Jahre Lernzeit, zehn Jahre Dienstzeit und zehn Jahre Unterricht der Novizen, worauf sie austreten und sich verheirathen durften, was aber selten geschah, zumal man glaubte, dass sie kein Glück ins Haus bringen. Bekanntlich war ihr Dienst eben so streng als ihre heilige Stellung durch die höchsten Ehren ausgezeichnet. Wenn sie das Feuer, das sie Tag und Nacht wechselsweise zu unterhalten hatten, verlöschen liessen, so wurden sie vom Pontifex maximus, ihrem geistlichen Vater, gegeisselt, und Verletzung der Keuschheit hatte Lebendigbegrabenwerden auf dem Lasterfeld (Campus sceleratus) zur Folge. Ihr Zeugniss galt ohne Eid, ihr Begegnen rettete den Verbrecher, und die höchsten Behörden senkten die Fasces vor ihnen. Weisse Wolle, in Italien wie in Griechenland heilig, war ihr Gewand, die Kopftracht die schon geschilderte Infula mit den hängenden Bändern, wozu bei allen Opferhandlungen noch der weisse Schleier (suffibulum) kam. Fig. **27**, ein Medaillon der Lucilla, Gemahlin des Lucius Verus (Vaillant Numism. sel. 41, 1), stellt den runden Tempel der Vesta mit ihrer Statue dar, nebst den sechs Vestalinnen, die den Altar opfernd umgeben. Das Institut erhielt sich nämlich bis auf Theodosius. Fig. **28**, eine bronzene Platte mit dem Bildniss einer Vestalin (Millin Gal. myth. 79, 332), gibt eine deutliche Anschauung der Infula und des Schleiers, die so umgelegt sind, dass sie die Haare nonnenartig verbergen. Das wollene Pallium deckt auch den Hals und ist auf der Brust von einer Heftel zusammengehalten. Auf diese Tracht wurde besonders in alter Zeit so streng gehalten, dass eine blosse Abweichung davon den schlimmsten Verdacht nach sich zog. Vgl. die Vestalenmünze im Bilderatlas, Taf. 19, Fig. 48. Fig. **41** gibt die Statue einer Vestalin, am heiligen Feuer beschäftigt (Clarac Musée de Sculpture, pl. 772, 1929).

Fig. **29**. Die Fetialen, ein altitalisches Institut, bildeten das Cultpersonal für die auswärtigen Angelegenheiten. Priester des Diespiter (des Jupiter als Schwurgottes), hatten sie die Verrichtungen des Bundesschlusses, der Reclamation und der Kriegserklärung. Mit dem heiligen Grase vom capitolinischen Hügel, das Grund und Boden der Burg bedeutete, mit dem heiligen Kiesel (Jupiter lapis) und der Lanze zogen sie zu den religiösen Gesandtschaftshandlungen aus, welche der aus ihrem Collegium (zwanzig an der Zahl) bevollmächtigte Pater patratus verrichtete. Bei Bündniss- und Friedensschlüssen opferte er ein männliches Schweinchen, indem er es mit dem heiligen Kiesel — vermuthlich einem Donnerstein, der zugleich den Donnerkeil des Gottes repräsentirte — an den Kopf traf, unter Anrufung Diespiters, dass er den Wortbrüchigen eben so und um so viel stärker, als er selbst stärker und mächtiger sei, treffen möge. Dieses Opfer ist auf vielen Münzen, so auch auf der gegenwärtigen (Münze der Veturia gens, Morelli Vetur. fig. 2) und früher schon auf Taf. 20, a, fig. 8 in Weissers Bilderatlas*) dargestellt. Bei der Reclamation, die Clarigatio hiess, ging der Fetial in das feindliche Land, um unter Anrufung des heiligen Rechtes zurückzufordern, was dem römischen Staat genommen war oder gebührte (res repetere). Wurde die Genugthuung verweigert, so kehrte er nach Rom zurück, um nach gefasstem Kriegsbeschlusse wieder an die feindliche Grenze zu ziehen und den Kriegsspeer über die Grenze zu schleudern, wodurch der Krieg zum heiligen und gerechten wurde. Als die Grenze immer ferner rückte, wurde sie durch ein Symbol ersetzt, was zuerst im Kriege mit Pyrrhus geschah. Ein gefangener Soldat desselben musste vor dem Thore bei dem Tempel der Bellona ein Stückchen Landes kaufen, das als auswärtiges Gebiet galt und einen Grenz- und Kriegspfeiler (columna bellica) erhielt, über welchen der Fetial von da an seine Lanze warf.

Fig. **22** führt uns zur Trajanssäule zurück, von welcher schon der Bilderatlas (Taf. 23, a) einige Stücke gegeben hat. Trajan ist so eben siegreich aus dem dacischen Kriege nach Rom zurückgekehrt und als Triumphator, von den lorbeerbekränzten Senatoren empfangen, in die festlich bewegte Stadt eingezogen. Ein grosser Opferzug, Stiere, Popae, Victimarii, geht ihm voran und schaart sich um die Altäre, von den Feldzeichen der glücklich zurückgeführten Legionen begleitet. Gleich wird der Kaiser (wie auf der Fortsetzung der Säule zu erblicken) seinen Lorbeerkranz dem Jupiter darbringen, aus der Schale libiren und das Zeichen zum Beginne des Stieropfers geben.

Fig. **23**. Schon die Fig. 7 der Taf. 23, a im Bilderatlas hat uns die Suovetaurilia vor Augen geführt, jenes Dreithieropfer, durch dessen Namen man sich unwillkürlich an unser Sprachkunststückchen »Starrabelster« erinnert fühlt. Diese Opfer von Schwein, Widder und Stier (sus, ovis, taurus), die häufig auf Kaiserbildern begegnen, waren indessen sehr alt und wurden namentlich bei den Sühn- und Segensumzügen um die Felder (Ambarvalia) dargebracht. Das gegenwärtige, im Louvre befindliche Bild (Clarac Mus. d. Sculpt. II, pl. 219, 312) zeigt uns eine Opferhandlung mit vielen Theilnehmern, wobei die drei Thiere vorgeführt werden. Der am Altar Opfernde hat nach römischer Sitte das Haupt verhüllt, während die Griechen, wenigstens nach den Bildern zu urtheilen, mit unverhülltem bekränztem Haupte opferten. Neben ihm steht, die Acerra mit dem Weihrauch in der Hand, ein höherer Opferdiener (Camillus), wie sie, aus guten Familien erlesen, beim Tempel- und Opferdienste als Ministranten gehalten wurden.

---

*) In der II. Auflage I. Bd. I. Abth. Taf. 30, Fig. 6.

Fig. **38**. Haruspicium gilt gewöhnlich für Eingeweideschau (Extispicium), und dieser schon früher berührte Theil der Haruspicin ist auf unserem Bilde (Clarac, pl. 195, 311) dargestellt. Dieselbe erstreckte sich aber namentlich auch auf die Beobachtung des Blitzes und Donners, worin die Etrusker besondere Erfahrung hatten. Neben dem bestehenden Augurcollegium konnten die etruskischen Haruspices keine officielle Geltung erlangen, kamen aber doch neben demselben auf und überflügelten es zuletzt unter den Kaisern, so dass sie es, trotz der Concurrenz der Chaldäer und deren Astrologie, zu einem Collegium brachten, das bis auf sechzig Priester anstieg. Noch in der Völkerwanderung versuchten solche etruskische Priester den Gothen Alarich durch ein Donnerwetter abzutreiben.

Ausser der Priesterin Fig. **30**, die ein pompejanisches Gemälde darstellt (Mus. Borb. III, 6), enthält unsere Tafel IV noch eine Anzahl Statuen, die, mit Ausnahme des Opferpriesters Fig. **40**, im Museum Pio-Clementinum auf dem Vatican (Reveil Mus. d. peint. et d. sculpt., II, 138), sämmtlich aus dem Werke von Clarac entnommen sind. Fig. **34**, betende Statue im Louvre, Fig. **36**, Camillus, ebd., Fig. **35**, gleichfalls ein Camillus (wahrscheinlich im Privatbesitz, daher der Standort nicht angegeben), Fig. **39**, römischer Priester, in der Coll. Gabbari, Fig. **41**, Vestalin, im Museum von Florenz, Fig. **42**, Kanephore (Ministrantin mit dem Korbe, worin Opfergegenstände) in der Villa Albani zu Rom.

Fig. **37**. Das unterste Bild unserer Tafel schliesst das antike Religionsleben geschichtlich passend ab. Dem Dionysos-Demeterkreise in seiner ältesten Gestalt engverwandt und von Griechen selbst, wie Plutarch, geradezu für eins mit ihm erklärt, verbreitete sich der Osiris-Isiscult, nachdem er in seiner Heimath eine Umwandlung (Erneuerung des Osiris als Serapis) erlitten, in dieser seiner ägyptischen Form über Griechenland und Italien und von Rom aus in der Kaiserzeit — nach heftigen Reactionen, z. B. unter Tiber, wo die ägyptischen Priester gekreuzigt, Tempel und Bild der Göttin zerstört wurden — über das ganze römische Reich. Da bei allen Völkern von Alters her grosse mütterliche Gottheiten verehrt waren, so konnte Isis um so leichter als gemeinsame Ein- und All-Göttin (te tibi una quae es omnia Dea Isis) an ihre Stelle treten. Die Ausgrabungen im Neapolitanischen haben bekanntlich bedeutende Reste dieses Cultus zu Tage gefördert, so das Gemälde von Herculaneum, wovon unsere Fig. eine Abbildung gibt. (Antichità d'Ercolano, II, 321.) Vor einem auf Stufen erhöhten, mit Sphinxen zu beiden Seiten des Eingangs geschmückten Tempel geht die heilige Handlung vor. Ein Priester facht mit einem Fächer die Flamme an, die auf der bekränzten Ara brennt. Ein zweiter neben ihm hält in der Rechten einen Stab, in der Linken ein anderes Instrument, gleich dem, welches der vor den Stufen stehende dritte Priester emporhebt. Apulejus, der die Ceremonien des Isisdienstes beschrieben hat, spricht von einem Stab des Friedens und einer Siegespalme, ferner von einem goldenen, einer Weiberbrust gleichenden Gefässe, woraus (die allnährende Mutter vergegenwärtigend) Milch träufelte. Hinter dem zweiten Priester sitzt ein Flötenbläser, wie er auch den bisher geschilderten Opfern nicht fehlt. Aber hier kommt noch andere Musik dazu. Mehrere der Anwesenden halten das Sistrum in der Hand, eine Art Klapper mit beweglichen Metallstäben, die an die Glöckchen der türkischen Musik erinnert (vgl. Taf. I, Fig. **36**). Es wurde von den Eingeweihten gehandhabt, die innerhalb des Volkes einen eigenen Orden bildeten und von denen wir hier eine Versammlung vor uns haben, der Beschreibung entsprechend, die Apulejus von einer Prozession derselben gibt: »Männer und Frauen jedes Standes und Alters, in blendend weissen Linnengewanden, die Einen das von duftenden Oelen feuchte Haar mit weissen Stoffen umwunden, die Andern mit glattgeschornen blossen Häuptern.« Gleich hier links im Vordergrund erblicken wir einen solchen Glatzkopf. »Und da lassen diese irdischen Sterne der grossen Religion,« setzt der Verfasser des goldenen Esels spottend hinzu, »die gellenden Klänge ihrer Erz-, Silber-, ja Goldklappern vernehmen.« Also auch hier gleich wieder Ständeunterschiede in der Klapper vor der Gottheit, vor der doch Alles gleich sein sollte! Von den drei weiblichen Gestalten oberhalb der elf Stufen scheint die mittlere jedenfalls eine Priesterin mit dem heiligen Kruge zu sein, welcher die beiden andern (denn es sind doch wohl keine Bilder) assistiren; die Franzen des Obergewandes gehören zur priesterlichen Tracht. Die Sphinxe haben die heilige Lotosblume auf dem Kopfe, und dem einen sitzt ein Ibis auf dem Hinterleibe. Zwei andere Exemplare dieses Vogels befinden sich am Altar. Die Palmen, die den Hintergrund abschliessen, sind eine weitere ägyptische Beigabe zu dem Bilde. — In Pompeji hat man, wie bekannt, einen Tempel der Isis ausgegraben, der einen sehr denkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Isis-Cultus darbot. »Es verdient bemerkt zu werden,« sagt Overbeck, »dass Isis die einzige Gottheit gewesen zu sein scheint, an welche man sich in den letzten Augenblicken mit religiösem Vertrauen wendete; auf den Altären des Isistempels wie auf keinem anderen fand man halbverbrannte Opfer. Das kann freilich auch Zufall sein und berechtigt wenigstens nicht zu dem vielfach mit grosser Sicherheit gemachten Schlusse, dass der neueste, fremdeste und abstruseste Aberglaube des sinkenden Heidenthums der zäheste gewesen sei.« Der Schluss scheint indessen doch nicht so ganz bodenlos, denn wie sehr diese Glaubensform eingewurzelt war, ist ja nirgends bezweifelt; immerhin wäre es nachdenkenswerth, wenn jene Welt in der letzten Noth ihres Zusammenbrechens sich einzig an das »Ewig-Weibliche« angeklammert haben sollte.

Die Nachricht, dass seit der Regierungsänderung in Neapel die früher so sehr vernachlässigten Arbeiten von Pompeji mit regem Eifer wieder aufgenommen worden sind, ist überall mit Freude begrüsst worden. Vielleicht darf jedoch bei der Gelegenheit die Ansicht ausgesprochen werden, dass Unternehmungen dieser Art billig als eine gemeinschaftliche Servitut der gesammten gebildeten Welt behandelt und von den vereinigten Culturstaaten amphiktyonisch betrieben werden sollten, — eine Ansicht, die in Betracht der nun doch einmal eingeleiteten »civilisatorischen Kreuzzüge« nicht mehr für utopisch gelten kann. Eine solche Gesammtexpedition aber hätte sich nur gleich direct nach dem griechischen Boden zu wenden, von dem man sich doch ganz andere Ausbeute als von einem wenn auch noch so schätzenswerthen unteritalischen Landstädtchen zu versprechen hat.

---

## 2. Theater.

### (Tafel I, V, VI$^{a}$.)

Die Religion steht an der Spitze aller Cultur, und alles Weltliche ist in frühester Zeit aus Geistlichem hervorgegangen, Wissenschaft, Dichtung, Tanz, Musik, Spiele jeder Art, vom Schauspiel bis herab zum Würfelspiel. War ja doch in alter frommer Zeit Essen und Trinken selbst ein Gottesdienst und die Stätte des Genusses ein Altar. Zum Verständniss der Entstehung des Theaters aus Religionshandlungen hat man schon oft auf die geistlichen Schauspiele unseres Mittelalters, auf die sogenannten Mysterien, hingewiesen, und wenn es auch nicht eben feststeht, dass bei uns, wie im Alterthum, das weltliche Drama ausschliesslich aus dem geistlichen entsprungen, so geben uns diese unsere christlichen Tragödien, Komödien und Tragikomödien doch einen höchst lebendigen Begriff von dem, was auch bei der Vergegenwärtigung und Beurtheilung der antiken Theateranfänge die Hauptsache ist, von dem kirchlich-religiösen Bedürfniss nach scenischer Darstellung und von der dabei obwaltenden wunderbaren Toleranz zwischen Heiligem und Scurrilem, zwischen Passionsfeier und Eselsprozession. Gerade für diesen Widerspruch, der uns bei den Alten auffällt, bietet uns unsere eigene Entwicklung schlagende Beispiele: wir begreifen kaum, wie die alte Komödie mit ihren Göttern die heillosesten Possen treiben durfte, ohne dafür beim Kopf genommen zu werden, noch befremdlicher ist es uns, wie von einer solchen Seite her der Rationalismus eines Sokrates Verfolgung erleiden konnte, und doch haben wir es fast noch als selbsterlebt vor Augen, wie eine Religion, die keine Art von Ketzerei duldet, dennoch unendlichen Spass verträgt. Man denke an Sebastian Sailers verhältnissmässig noch nicht altes Satyrspiel von Welterschaffung und Sündenfall, das freilich, wenn es heute erst zur Welt käme, wohl schwerlich mehr die religiöse Unbefangenheit antreffen würde, in deren Schosse es entstand. Auch unsere Fastenpredigten, obgleich eine Erscheinung von ganz anderer Form und bei aller Unbändigkeit entfernt nicht an den bacchischen Taumel der altattischen Komödie reichend, machen es einigermassen denkbar, wie dieses wilde Haberfeldtreiben, das weder Himmel noch Erde verschonte, und bei welchem meist noch vom Chor der Kordax getanzt wurde, der antike Cancan, den kein athenischer Bürger bei andrem Anlass und ohne Maske hätte zu tanzen wagen dürfen, — einen so hervorragenden Theil einer religiösen Festfeier ausmachen konnte.

Gottesdienst und Opfer waren bei den Griechen von jeher mit der künstlerischen Begleitung des Chorreigens verbunden, der den dichterischen Ausdruck des religiösen Gefühls zugleich sang und tanzte. Indem das einfachere Lied zum Wechselchor mit Strophe und Gegenstrophe wurde, war schon etwas von dramatischer Bewegung eingetreten, und hiermit ergab sich der Fortschritt zu einer Art von Oratorium und von diesem zum förmlichen Drama von selbst. Die Entwicklung des letzteren knüpfte sich an den Dionysoscult, weil dieser, wie schon bemerkt, vorzugsweise Veranlassung gab, die Schicksale des Gottes nachzuahmen, die nun, seine Leiden sowohl als seine Freuden, in immer weiter ausgebildeter Handlung, wobei jedoch der Chor der lyrische Mittelpunkt dramatischer, ursprünglich mehr epischer Episoden blieb, dargestellt wurden. Die Benennungen der dramatischen Dichtarten liegen, wie dies so häufig bei derartigen Namen der Fall ist, in ihren Ursprüngen nicht so weit von einander ab, wie sie durch den Sprachgebrauch auseinander gerückt worden sind. Man leitet die Tragödie von dem Bocke (Tragos) ab, der manchmal der Preis der Aufführung war und von den Siegern dem Dionysos geopfert wurde; es ist aber fast wahrscheinlicher, dass die Chöre der bocksfüssigen Satyrn, die als Hauptgestalten im Schwarme (Thiasos) des Gottes bei seinem Feste nicht fehlen durften, dem »Bockspiel« seinen Namen gaben. Die Natur der Sache führt zu der Vermuthung, dass in den frühsten Darstellungen das Traurig-Feierliche und das Lustig-Ausgelassene vermischt waren, und dass die »Böcke« dabei ungefähr eine ähnliche Rolle spielten, wie die komischen Personen in unsern geistlichen Spielen und noch in den ernsten Dramen unserer älteren Bühnenblüthezeit. Denn als die hohe Tragödie, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vor den Perserkriegen von Thespis, Chörilos, Phrynichos geschaffen, mit der Wahl ihrer Stoffe den Dionysoskreis verliess und die Neuerung mit dem Ausruf: »Nichts vom Dionysos?!« begrüsst wurde, scheint das was man vermisste, doch hauptsächlich das alte Clownselement gewesen zu sein, wie daraus hervorgeht, dass die Unzufriedenheit des Volks durch Hinzufügung des Satyrspiels als erheiternden Nachspiels zu den üblichen drei tragischen Aufführungen beschwichtigt wurde, — der Ansicht Jon's von Chios gemäss, welcher sagte, mit der Tragödie und der Tugend sei es gleich beschaffen, bei beiden komme das Satyrwesen als nothwendiges Bestandtheil hintendrein. Dieses (jedoch nicht im gemeinen Sinn) parodistische und ironische Element konnte die Komödie, die nicht an den Satyrnchor gebunden war — sie scheint dem Wortlaut nach aus dem gleichfalls an den Dionysosfesten umziehenden Mummenschanze lustiger Gesellen hervorgegangen zu sein — in grösserem Masse verarbeiten, und was sie hierin geleistet hat, das ist dem Namen Aristophanes (vielleicht nur, weil Kratinos und Eupolis vergessen sind) in unverlöschlichen Zügen aufgeprägt. Die sicilische Komödie, nach Epicharmos benannt, scheint zum Theil, in satyrlauniger Behandlung der Götter und Heroen, mit der attischen gleichen Gang gehalten, zum Theil, durch Anlehnung an das Volksleben, dem häuslich-bürgerlichen Element der späteren, moderneren Komödie Bahn gebrochen zu haben. Den Gipfel der Tragödie, und zwar für alle Zeiten, wird man mit dem Namen Aeschylos bezeichnen dürfen, denn wenn auch mit Sophokles die Kunst fortschritt, wenn auch neuere Zeiten ebenbürtige oder überlegene Dichterkräfte brachten, so hat sich die tragische Muse doch nie wieder zu der Grösse und Freiheit eines Verfahrens erheben können, das die streitenden Ansprüche der Götter vor das Schwurgericht des Areopag stellte und einen gefesselten Gott in mehr als Faustischem Aufbäumen mit dem obersten göttlichen Weltherrscher um Recht und Gerechtigkeit kämpfen liess; indessen behielt sie auch bei den Nachfolgern für den Bedarf ihres Stoffes — der als wesentliche Grundlage der Form nur gar zu entscheidende Bedeutung hat — den unschätzbaren Vorzug, fort und fort in den so leicht zugänglichen und nicht zu erschöpfenden Schatz der Mythen greifen zu dürfen. Unter dem Sinken der Tragödie, die sich bei Euripides parlamentarisch-dialektisch zerfasert, erreicht die attische Komödie ihre höchste Höhe, um nach der tollsten Parentation, die sie jener gehalten, sammt dem ganzen Boden des hochtragischen und hochkomischen Pathos im Schiffbruch des altattischen Freiheitsstaates unterzugehen. Mit dem durch diese Katastrophe angebahnten endlichen Siege des Makedonen verfällt das Drama vollends ganz; die Tragödie wird später von den Alexandrinern geschmacksmässig gepflegt; die moderne Komödie, von welcher die untergegangenen griechischen Originale in Plautus und Terenz fortleben, bringt, dem eigentlichen Cultus so wie der mythischen Welt entfremdet und ohne Chor, jene Mischung von Romantik und Alltagsleben auf, die nachher in die ganze neuere Literatur, Novelle, Roman, Lustspiel, theilweise selbst in die Tragödie übergegangen, ja fast der Hauptgegenstand der jetzigen Kunstdichtung geworden ist, so weit nicht das heroische Gebiet der Geschichte und die geistige Welt des Bildungsringens einigermassen den unersetzlichen Vorrath der mythischen Stoffe ersetzen.

Minder bekannt als die Geschichte des Drama dürfte die antike Theatereinrichtung sein, daher wir uns jetzt mit dieser zu beschäftigen haben. Der bauliche Theil derselben ist durch die Verhältnisse bestimmt, in welchen Chor, Handlung und Zuschauer zu einander stehen. Der Chor bedarf zu seinem Tanzreigen eines ebenen Platzes, die Handlung eines erhöhten, vor welchem sich der Chor umher bewegt, und beide umgibt der Zuschauerkreis bis an die Bühne hin, die ihn zum Halbkreise abschneidet, auf einem Platze, der, um ihn über den Chor weg nach der Handlung sehen zu lassen und um die Zuschauermenge nach Bedürfniss zu vertheilen, eine natürlich oder künstlich abgestufte halbkreisförmige Anhöhe bilden muss. Nach diesem Plane, zu dem schon die frühste bewegliche Bühne genöthigt war, wurde in Athen, nachdem bei dem ersten Preiskampfe des Aeschylos mit Chörilos und Pratinas ominöserweise die Holzgerüste gebrochen waren, das grosse steinerne Dionysostheater am Abhange der Akropolis angelegt, das — während der Glanzzeit der Tragödie und Komödie nicht einmal ganz vollendet, später auch zu den Volksversammlungen dienend — das Muster aller andern, nach demselben Plan und in dem gleichen kolossalen Masstab gebauten griechischen Theater geworden ist. Fast ohne Ausnahme war für den Zuschauerraum, der im Dionysostheater 30,000, in andern 60—80,000 Menschen fasste, ein natürlicher Abhang benützt, der durch Bearbeitung ein halbtrichterförmig ausgehöhltes Aussehen erhielt, daher dieser Schauraum (Theatron im engeren Sinn) auch Koilon, römisch Cavea hiess. Es versteht sich nach diesem von selbst, dass das ungeheure Ganze ohne Dach unter freiem Himmel lag. Die Sitze, oft in den Fels gehauen, liefen im Halbkreis oder grösseren Kreisabschnitt concentrisch nach oben zurücktretend um den Raum, den wir Parterre nennen, der aber im griechischen Theater für den Chor bestimmt war (Orchestra). Sie wurden, besonders in grossen Theatern, durch breite Gänge (Diazomata, Praecinctiones) in rang- oder stockwerkartige Abtheilungen geschieden, die wiederum durch strahlenförmig auf den Mittelpunkt der Orchestra zulaufende Treppen in keilartige Abschnitte (Kerkides, Cunei) getheilt waren. Gegen die Bühne waren sie auf beiden Seiten durch eine Mauer abgegrenzt, die nach der aufsteigenden Linie der Sitze rückwärts abgestuft die Aussicht nach der Bühne frei liess. Eben so waren sie von der Orchestra durch eine Einfassungsmauer getrennt, die die unterste Sitzreihe, den ersten Rang, zu gleicher Höhe mit der Bühne erhob. Die oberste Reihe, der Juchhe, war durch einen schönen Säulengang für die Entfernung von der Bühne entschädigt. Den Abschluss nach aussen bildete eine Mauer, gleichfalls mit einem Säulengang. Hier befanden sich, je nach Massgabe der Oertlichkeit, Eingänge von der Höhe des Berges her, andere führten an den Seitenmauern, andere von der Orchestra selbst herauf. Die Orchestra bildete, ihrem Namen gemäss, den Tanzboden des Chors, der theils die Handlung mit seinen Reigenbewegungen begleitete, theils mehr oder minder lebhaft in dieselbe eingriff. In letzterem Falle betrat er die in der Mitte der Orchestra gelegene Thymele, oder er stürmte über eine Treppe auf die Bühne, von der er aber bald wieder in die Orchestra hinunterstieg. Dieses Halbrund wurde eben so wie der Zuschauerraum durch die Bühne abgeschnitten, die bekanntlich an grosser Breite bei geringer Tiefe noch die Shakespeare'sche übertraf. Der Vorderraum, zu dem die Treppe aus der Orchestra emporführte, war der Sprechplatz (Logeion, Pulpitum), den die Hauptpersonen einnahmen, während bei Wechsel- und Gegenreden mit dem Chor der Chorführer auf der Höhe der Thymele gegenüber stand. Nach G. Hermann's abweichender Ansicht jedoch lag die Thymele als Dionysosaltar ganz ausser dem Bereich des Schauspiels und wurde bloss ein Theil der Orchestra für dieses benützt. Der Hinterraum war, da die meisten und bedeutendsten Stücke vor einer Königsburg (etwa auch Tempel) spielten, durch eine ständige Decoration abgeschlossen, die, in wirklicher Architektur ausgeführt, ein Mittelgebäude mit zwei Flügeln, also mit einem Portal und zwei Seitenpforten, darstellte. Da jedoch Komödie und Satyrspiel einen andern Hintergrund erforderten und auch in der Tragödie mitunter Scenenwechsel vorkamen, so hatte man bewegliche gemalte Decorationen, die vor die steinerne Façade vorgeschoben wurden; der Wechsel der Seitenansicht wurde in diesem Falle durch gemalte Dreiecke (Periakten), die sich auf einem Zapfen drehten, bewerkstelligt. Die Hinterwand stieg, mit Obergeschossen ausgefüllt, bis zu gleicher Höhe mit den obersten Zuschauersitzen empor, ebenso die Seitenwände, so dass sämmtliche Theile ein rings nach aussen gleichmässig abgeschlossenes Ganzes bildeten. Indessen wird das Letztere mit mehr Sicherheit vom römischen Theater zu sagen sein als vom griechischen, von dessen Bühnengebäuden nichts mehr übrig ist. Das römische nämlich, im Allgemeinen dem griechischen Plane folgend, suchte keinen Hügel auf, um sich daran zu lehnen, sondern stieg auf starken Bogen und Wölbungen unmittelbar aus der Ebene empor. Eine weitere Hauptabweichung bestand darin, dass die Orchestra bei der Reigenlosigkeit der römischen Tragödie nicht für den Chor, sondern zum selben Gebrauch bestimmt war wie unser Parterre, nur in höherer Bedeutung, denn sie diente in Rom als Hofloge, in der Provinz als erster Rang. Aus diesem Grunde war sie kleiner als in den griechischen Theatern (in den späteren wenigstens), und unterschied sich von den Verhältnissen der griechischen Orchestra noch besonders durch ihre Erhebung gegen die Bühne, die im griechischen Theater mehr als mannshoch über der Orchestra lag, im römischen aber des Sehens wegen nicht höher sein durfte als bei uns ungefähr die Bühne über dem Parterre. Bekanntlich hat Rom erst durch Pompejus ein stehendes Theater erhalten, das neben dem berühmten von August erbauten Theatrum Marcelli mehrmals erneuert und noch von unserem Gothenhelden Theoderich wieder aus seinen Trümmern aufgerichtet wurde.

Einer der merkwürdigsten Ueberreste antiker Theaterbauten ist auf den Abbildungen Taf. I, Fig. **59**, **56** und **61** dargestellt. Es ist dies das grössere der beiden zu Pompeji ausgegrabenen Theater, das zugleich griechisch und römisch gebaut ist und deshalb lebhafte Erörterungen über seinen Ursprung hervorgerufen hat. Es lehnt sich nach griechischem Brauche mit der Cavea an den Stadthügel an, aber die vier obersten Sitzreihen, die in dem Grundriss Fig. **59** weiss gelassen und in dem Ausschnitt Fig. **56** nach der Natur gegeben sind, ruhen auf einem gewölbten Corridor und sind nach hinten durch eine Doppelmauer, in welcher gleichfalls ein gewölbter Gang läuft, abgeschlossen. Die Orchestra, die im rein römischen Theater — Fig. **53** stellt ein solches von Herculaneum dar — sich auf den Halbkreis beschränkt, schreitet hier in der hufeisenförmigen, fast geradlinigen Verlängerung der beiden Seiten der Cavea weit über jenes Mass hinaus. In ihrem Höhenverhältniss zur Bühne jedoch ist diese griechische Orchestra ein römisches Parterre, während sie andrerseits wieder mit der Bühne durch kleine fünfstufige Treppen verbunden ist, die keinen Sinn haben würden, wenn sie nicht dem Chor zur Bewegung aus der Orchestra auf die Bühne gedient haben sollten. In Betracht dieser Doppelform wird man entweder anzunehmen haben, dass das Theater zuerst griechisch angelegt und später römisch umgestaltet worden sei, oder dass die Pompejaner, die als römische Municipalen auf altgriechischem Boden sassen und selbst auf ihren Theatermarken — ein Beispiel siehe Taf. V, Fig. **19** — griechisch redeten, abwechselnd griechische und römische Theatervorstellungen gegeben haben. Im Uebrigen kann man sich von dem, was dem griechischen und römischen Theater, bei allen Abweichungen im Einzelnen, gemeinsam war, eine deutliche Ansicht aus dem pompejanischen gewinnen, das doch immerhin 5000 Menschen fasste. So zeigt das Bruchstück Fig. **50**, verglichen mit dem Grundriss des Ganzen, die strahlenförmig nach der Orchestra laufenden Treppen und die Keile, in welche die Sitzreihen dadurch zerschnitten werden, ebenso einen Quergang, der die vorderen Sitzreihen von den mittleren trennt. Ein zweites Diazoma ist nach römischer Weise durch den gewölbten Gang ersetzt, auf welchem die obersten Sitze ruhen. Sämmtliche sechs Treppen münden in diesen Gang mit Thüren (Vomitoria), die bei einem Regenguss oder sonstiger Gefahr die in der mittleren Cavea sitzende Menge in den Corridor und durch denselben nach aussen ausspeien konnten, während der oberste Rang sich auf gleiche Weise durch den in der Hintermauer befindlichen Gang entleerte und der unterste theils durch die Orchestra, theils durch zwei Thüren am Ende seiner Präcinction den Ausweg fand. Diese praktische Einrichtung, die sich sehr für unsere Theaterbrände empfiehlt, war besonders auch den Amphitheatern eigen, und man hat berechnet, dass das Colosseum seine 90,000 Zuschauer in fünf Minuten ausschütten konnte. Die drei Abtheilungen entsprachen zugleich den Rangstufen, in welche die Gesellschaft zerfiel. Auf der infima Cavea (falls nicht die Vornehmsten in der Orchestra selbst ihre Plätze hatten) sassen die landstädtischen Senatoren (Decuriones) mit ihren Präsidenten (Duumviri) und die kaiserliche Geistlichkeit (Augustales), nebst den andern breitsitzigen Persönlichkeiten, denen die Ehre zuerkannt war. Da die Stufen hier nicht zum Sitzen, sondern als Unterlage für die Ehrensessel (Bisellia) dienten, so sind sie breiter und niedriger als die übrigen Sitzstufen. Noch jetzt sieht man an einem der dortigen Grabmäler (dem der Naevoleia Tyche) ein solches Bisellium zu Ehren des von den Decurionen damit bedachten Mannes — einer Commerciengrösse, wie es scheint — in Relief dargestellt, wobei zur sonnenklaren Veraugenscheinlichung, dass der Doppelsitz nur für Einen ist, mitten davor ein Schemel steht — ein unsterblicher Beweis, dass es auch in Pompeji echte Philister und Philisterinnen gegeben hat. Die media Cavea, mit zwanzig Sitzreihen, gehörte der Bürgerschaft, die summa dem gemeinen Volk. Die einzelnen Abtheilungen der Sitze waren — einigermassen wie bei uns die Strassen — mit berühmten Namen (von Göttern, Helden oder Menschen) bezeichnet, die im Genitiv angeschrieben und ebenso auf der betreffenden Einlassmarke (Tessera) angegeben waren. Hiernach ist die Inschrift der bereits erwähnten Marke, Taf. V, Fig. **19**, mit dem Namen des Aeschylos und dem römisch und griechisch ausgedrückten Zahlzeichen als Platzbezeichnung zu verstehen und in unser heutiges Kauderwelsch etwa mit »Section Aeschylos Nr. 12« zu übertragen. Die Rückseite mag etwa eine leicht angedeutete Bühnendecoration oder Theaterlocalität vorstellen sollen. Den Namen Aeschylos hat man eine Zeit lang auf eine Aufführung des Dichters gedeutet, um so mehr, als bei Orelli die Abbildung einer andern Tessera existirt, die neben genauer Angabe von Caveastockwerk 2, Keil 3, Sitzstufe 8, eine Aufführung der Casina des Plautus ankündigt (Taf. I, Fig. **60**); aber diese Marke ist seitdem (Wieseler, Theatergebäude etc. S. 38) für ein »reines Phantasiestück« erkannt worden, und die Uebereinstimmung mit andern ähnlichen Marken, sowie die Unwahrscheinlichkeit, dass immer wieder frische, als Theaterzettel gleichsam, ausgegeben worden wären, spricht für die obige Deutung. Vermuthlich waren diese theils elfenbeinernen, theils beinernen Marken nur für den ersten und zweiten Rang bestimmt, wo denn auch die Abtheilungen noch mit den Statuen oder Büsten der betreffenden mythischen oder historischen Personen geschmückt gewesen sein mögen; dass auf die obere Gallerie weniger Rücksicht genommen wurde, ist daraus zu ersehen, dass sie, wie der Ehrenrang, nur vier Sitzreihen hat. An der Hintermauer dieser summa Cavea sind sodann noch Reste einer Einrichtung erhalten, die das luxuriöse Römerthum sehr von den Griechen unterscheidet, Steinringe nämlich, durch welche Masten zum Ausspannen der gegen Sonnengluth und gelindere Regenschauer schützenden Zeltbedeckung (Velum) gesteckt waren. Desto ungestörter versetzen uns die Ueberbleibsel der der Cavea gegenüberliegenden Bühne (Fig. **67**) in die griechische Theaterwelt, nur dass die römische Bühne länger und tiefer ist. Diese Trümmer aus Stein und Marmor aber, die sich hinter dem Proscenium erheben, sind die Reste der griechischen Königsburg, die, wie oben geschildert, der stehende körperliche Hintergrund des Theaters war. Noch sieht man die drei Eingänge, die Königspforte mit den beiden Seitenthüren, welche die handelnden Personen, je nachdem sie aus dem Palast oder aus dem Frauenzimmer mit den Wirthschaftsgebäuden rechts oder aus der Gastwohnung zur Linken kamen, schon durch das blosse Auftreten bezeichneten. Die Theatersprache hatte für diese ersten, zweiten und dritten Rollen die Ausdrücke Protagonist, Deuteragonist und Tritagonist. »Alle drei Eingänge liegen im Hintergrund von Nischen, die regia Porta in einer grossen halbrunden Nische, in der links und rechts von der Thür eine Statuenbasis erhalten ist, die Nebeneingänge sind in kleineren viereckigen Nischen angebracht; die Mauerflächen zwischen den Eingängen waren mit Statuen geziert.« Um von der Schönheit einer solchen Façade einen vollen Eindruck zu erhalten, muss man freilich entweder die Reste an Ort und Stelle oder vielleicht noch besser eine restaurirte Ansicht des Ganzen sehen, wie sie Overbeck von der Scena stabilis des herculaneischen Theaters gibt und dann mag man sich von diesen Provinztheatern römischer Epigonenkunst eine Ahnung entnehmen, welch einen Anblick die architektonisch-plastische Decoration des griechischen Theaters in der grossen Kunstzeit dargeboten haben muss. Scena stabilis heisst sie bei den Römern im Gegensatz zu der beweglichen Decoration (Scena ductilis) und zu der Drehcoulisse (Scena versilis). Von letzterer sind noch in den Substructionen der Bühne die Steinblöcke übrig, worin sich die Zapfen der Trigone (versurae) drehten, so dass je mit einer andern der drei bemalten Flächen eine in den Scenenwechsel eingreifende Ansicht zum Vorschein kam. — Fig. **46** stellt das kleinere pompejanische Theater dar. Es war ein sogenanntes Theatrum tectum, und mag bei schlechtem Wetter zu Schauspielen, nebenher vielleicht auch als Odeum gedient haben. Die Bedachung verlangte einen viereckigen Mauerschluss, daher nur die infima und ein Theil der media Cavea den ganzen Halbkreis erreicht und der Rest der Sitze an den Enden abgeschnitten ist. Die Orchestra bildet ein Halbrund. Das Proscenium lässt auf unserer Abbildung deutlich den Spalt sehen, in den sich der »Vorhang« (man kann ihn nur uneigentlich so nennen) bei Beginn des Stückes senkte und aus dem er am Schluss desselben wieder emporstieg, eine Vorrichtung, die in den grossen Theatern wegen der Offenheit nach oben unerlässlich war, und bei der nun einmal dafür vorhandenen Construction auch im bedeckten beibehalten wurde. Das Logeion der alten Bühne war, wie man hier sehen kann, ausserhalb des »Vorhangs« gelegen. Da ebenso der durch die

Mauer zwischen der Cavea und der Bühne in die Orchestra führende Eingang (Parodos), dem ein gleicher auf der entgegengesetzten Seite entspricht, auf gegenwärtiger Abbildung besonders in die Augen fällt, so ist seiner bei dieser Gelegenheit zu gedenken, obgleich er júst bei dem in Rede stehenden kleinen Theater, wo die vorspringenden Flügel der untersten Sitzstufen den Raum verengen, von geringer Bedeutung ist. Im griechischen Theater waren neben den drei Eingängen des Bühnenhintergrundes diese beiden Pforten die bedeutendsten; hier bewegte sich der Chor in die Orchestra, hier traten die handelnden Personen, die aus der Fremde kamen, ein, um über die Treppe auf die Bühne zu steigen, und hier gingen die pompösen Züge auf der Strasse zwischen Orchestra und Bühne hindurch, wobei die rechte Seite (vom Zuschauer aus) die Fremde, die linke die Heimath bedeutete. Aber auch ein Theil der Zuschauer gelangte durch diesen Eingang auf seine Plätze. Fig. 46 lässt eine kleine Treppe sehen, die aus dem Proscenium auf den Raum über der Parados führt, in eine Prosceniumsloge also, wie sie in Rom für die Vestalinnen reservirt waren, und daher wahrscheinlich auch in Pompeji für die Priesterinnen dienten. Das griechische Theater dagegen hatte keine Sitze über dem Eingang und sein Zuschauerraum war nicht bis an die Bühne fortgeführt. — Schliesslich sei erwähnt, dass die beiden Theater bereits durch das Erdbeben vom Jahr 63 n. Chr. stark beschädigt worden und noch in der Wiederherstellung begriffen waren, als die Katastrophe vom 24. August 79 sie für immer schloss, so dass man, nach dem Aussehen, das sie bei der Aufgrabung hatten, sogar bezweifelt, ob sie, wiewohl nahezu vollendet, schon wieder zu Vorstellungen tauglich gewesen seien. Die Marken, von denen die Rede war, sind in keinem der Theater gefunden worden, beweisen also in der Frage, ob diese bei der Verschüttung im Gebrauch waren, nichts.

Die innere Einrichtung des Theaters war schon unter Aeschylos sehr weit gediehen. Man schreibt ihm die Maschinerie, die Decoration und die Charaktermaske (diese statt der früheren Beschmierung des Gesichtes) zu. Die gemalte Decoration soll durch Sophokles eingeführt worden sein; jedenfalls machte auch sein älterer Nebenbuhler Gebrauch von ihr, und bedeutende Maler förderten diesen Zweig der Kunst. Die Maschinen, im Boden und in den obern Stockwerken der stehenden Rück- und Seitendecoration (Episkenien und Paraskenien im Gegensatz zum Proskenion) angebracht, dienten zu Flugwerken für die Göttererscheinungen, zum Verschieben der auf Holz oder Leinwand gemalten Scenerie, zum Blitzen, Donnern u. s. w.; im Podium waren Versenkungen für das Verschwinden von Personen oder für das Aufsteigen von Geistern, so weit diese nicht aus der stygischen Pforte, die sich (jedoch bestritten) unter den Zuschauern befand, durch die Orchestra auf die Bühne schwebten. Des »Vorhangs« haben wir bereits gedacht; für die altattische Bühne wird er übrigens bezweifelt.

Das antike Drama vereinigte in sich die Formen, die bei uns getrennt auftreten: es war zugleich Schauspiel, Oper und Ballet. Auch näherte es sich durch die Pracht seiner Decorationen und Festzüge, wo diese vorkamen, einigermassen dem, was man bei uns Spectakelstück nennt, nur mit dem grossen Unterschiede, dass die griechische Kunst, die überall weise symbolisch verfuhr und von der Illusion des Zuschauers verstanden wurde, nicht nach römischer und moderner Art durch Massenentfaltung zu imponiren suchte, sondern die Masse durch verhältnissmässig wenige Personen andeutete und so die nöthige Wirkung gleich sicher erzielte. Man hat sich also z. B. die Triumphscene, wie Agamemnon auf seinem

Wagen mit der gefangenen Seherin einzieht, wenn auch im Einzelnen noch so prächtig, doch in der Zahl und Grösse der Gruppe sparsam ausgestattet zu denken, und das überdies um so mehr, als die Orchestra des athenischen Dionysostheaters, nach einem noch vorhandenen Münzenbilde zu schliessen, im Vergleich mit andern Planen griechischer Theater gar nicht gross gewesen zu sein scheint. Was aber unserer Vorstellung ewig fremd und ungeheuerlich vorkommen muss, das ist der Aufputz des Schauspielers mit Maske, Kothurn und Polsterwulst, eine Vermummung, die indessen auch schon im Alterthum nicht Jeglichem gefallen hat. »Welch ein abscheulicher Anblick! Menschen zur äussersten Unförmlichkeit aufgestutzt, auf hohen Absätzen wie auf Stelzen einherwankend, mit ungeheuren Masken, die weit über den Kopf hinausragen, und aufgerissenen Mäulern, als ob sie die Zuschauer verschlingen wollten! Nicht zu gedenken der dicken Wattirungen, womit Brust und Bauch umgeben sind, um einen verhältnissmässigen Umfang zu bewerkstelligen, damit die übermässige Länge nicht durch die schmächtige Breite zu Schanden werde. Aus jener Larve nun singt oder vielmehr brüllt der Mensch aus Leibeskräften, steigt bald über Vermögen, bald sinkt er mit der Stimme, dehnt und schleppt bisweilen seine Jamben aufs Unausstehlichste, und erzählt uns, was das Ungereimteste ist, seine tragischen Erlittenheiten singend unter Trillern« u. s. w. In der guten Zeit war das nun freilich nicht so arg wie in den Tagen der Entartung, in welchen Lucian diese Worte schrieb; aber grosse, etwas grelle Züge und einen ziemlich geöffneten Mund musste die Maske immer haben, um bei der ungeheuren Ausdehnung des Raumes dem entfernten Zuschauer mit dem Typus, für welchen der Gebrauch allmählich eine Menge feststehender Abstufungen einführte, hinreichend sichtbar zu sein. Sie deckte den ganzen Kopf, daher ihr unerschöpflicher Gegner seinen Anacharsis von Helmen reden und gegen Solon die Meinung äussern lässt, nebenher werden sich die Athener derselben wohl auch in der Schlacht bedienen, um den Feinden durch die furchtbaren Mäuler Schrecken einzuflössen, wie denn auch die so hochbeinig machenden Schuhe zum Davonlaufen zweckmässig seien, oder den Feind mit Siebenmeilenschritten zu verfolgen. Ferner hatte die tragische Maske zu grösserer Erhöhung einen diademartigen Aufsatz (Onkos), der zuweilen über den Haaren, meist aber so getragen wurde, dass die Haare über ihn aufgethürmt waren. An den Augen war das Weisse des Augapfels angebracht und nur für den Augenstern des Schauspielers eine Oeffnung gelassen. Der Kothurn, der je nach dem Range der Handelnden grösser oder kleiner war, faltige, bis auf die Sohlen reichende Gewänder und ausgestopfte Handschuhe, die den Arm verlängerten, dienten das Uebermenschliche der Gestalt zu vollenden. Einem ungewohnten Publicum muss die Erscheinung wahrhaft entsetzlich vorgekommen sein. Als zu Nero's Zeit — so erzählt der ältere Philostrat — ein Tragöde, um dem allerhöchsten Concurrenten aus dem Wege zu gehen, in Sevilla (Hispalis) auftrat, grauste es den schlichten Zuschauern schon bei dem blossen Anblick; die mächtigen Schritte, mit denen er einherstelzte, die weite Oeffnung des Mundes, die hohen Kothurne und die ganze wunderliche Bekleidung, das Alles machte einen unheimlichen Eindruck; als er aber vollends die Stimme erhob und (vielleicht mit Hülfe der Schallmaske, worin sich ein Sprachrohr befand) weithin donnernd sprach, da befiel die guten Leute ein panischer Schrecken und die Meisten ergriffen die Flucht. — Allem diesem entsprach das Stabile, das ein dramatischer Charakter das ganze Stück hindurch beibehielt, und der gemessene, meist feierlich langsame Reigenschritt der antiken Tragödie, deren Bewegung auf plastische

Gruppen hinstrebte, während das Gebärdenspiel mit ganzem Leibe, das dem Südländer stets eigen war, das man sich aber hier einförmig und nach Art unserer altdeutschen Gebärde und Haltung conventionell gebunden denken muss, die Bewegung der Miene entbehrlicher machen mochte. »Die Komöden sind nicht so hoch als Jene, sondern gehen auf dem ebenen Boden; sie sehen menschlicher aus und schreien auch nicht so sehr, aber ihre Masken sind noch viel lächerlicher, und die Zuschauer insgesammt mussten über sie lachen, während sie jenen Hochbeinigen immer mit betrübten Gesichtern zuhörten, aus Mitleid vielleicht« — meint der Skythe — »weil sie so schwere Fussblöcke nachschleppen mussten.« Auch wurde in der Komödie mehr gesprochen, natürlich auch geschrieen. Die komische Maske war, wenn sie lebende Personen darstellte (so lang diese auf die Bühne gebracht werden durften), Carricaturconterfei; bekannt ist, dass Aristophanes, als er den Kleon spielte, keinen Maskenverfertiger fand, der ihm das Gesicht des allmächtigen Schlachtopfers seines Witzes nachzubilden gewagt hätte, und sich diesfalls mit der längst abgängig gewordenen Dionysosschminke, der Weinhefe, begnügen musste. Die Censur, die dem peloponnesischen Kriege folgte, gab dieser Theaterfreiheit den Todesstoss. Unter den makedonischen Herrschern aber brachte die Furcht, durch zufällige Aehnlichkeiten nach oben zu verstossen, jene Verzerrungen auf, die dem Ironiker von Samosata die tragische und komische Maske, die gähnenden, wie er sie nennt, so widerwärtig gemacht haben. Doch ist es nicht nur dies: man meint aus seinem Angriff herauszufühlen, dass die freilich unbefriedigende Form des Redens und Handelns mit bewegungslosem Gesichte sich überlebt hatte, und dass die Welt nach einer natürlicheren Darstellungsweise der Leidenschaften verlangte, wiewohl das Lob, womit er den pantomimischen Tanz, eine Art Ballet, — wegen der wohlgeformten Maske mit dem geschlossenen Munde — der Tragödie und Komödie gegenüberstellt, nur beweist, auf welch arme Surrogate die Menschen gerathen können, ehe das Rechte gefunden ist. Zwar war dies in Rom der Fall, wo nur die Atellane von jeher in der einheimischen Maske, das Drama aber bei seinem Aufkommen unmaskirt gespielt wurde; aber auch dort drang mit der Zeit die griechische Maske durch, und die Ursache hievon wird wohl gleichfalls die Grösse des Theaters gewesen sein. — Von der tragischen Maske gibt Tafel V, Fig. **11**, von der komischen Fig. **10** eine besonders klare Anschauung, von der Theatermaske (Prosopon, Persona) überhaupt, und auch von der Art, wie sie ausser der Vorstellung gehandhabt, in der Hand getragen oder über den Kopf zurückgeschoben wurde, Fig. **19**, **24**, **25**. Aus der Menge von Masken, die das Alterthum auf Wandgemälden, Mosaiken, Ornamenten u. dgl. hinterlassen hat, findet sich in den Fig. **1—21** eine Auswahl zusammengestellt; da aber diese Masken einem andern Kunstzwecke dienten, so lässt sich von den wenigsten sagen, ob sie treue Nachbildungen theatralischer Masken waren, wiewohl nicht zu zweifeln ist, dass sie wenigstens den Maskenausdruck im Allgemeinen wiedergeben. Wenn man sich übrigens diese allerdings zum Theil scheusslich aufgerissenen Mäuler durch die entsprechenden Gesichtstheile des Schauspielers ausgefüllt denkt, wie auch auf mehreren der nachfolgenden Bilder zu sehen ist, so muss man sich doch die Verzerrung bei der tragischen Maske durch den natürlichen Menschenmund einigermassen gemildert vorstellen, während bei der komischen die Beweglichkeit derselben innerhalb des wunderlichen Ringes die Komik der Fratze noch ungemein erhöhen konnte. Die tragische Maske Fig. **5** weist übrigens auf eine Zeit und Art der Darstellung zurück, der kein Spötter etwas abgewinnen könnte. Auch die

Silensmaske Fig. 7 und die weibliche Maske Fig. 17 sind durchaus edel. Abkömmlinge von echten römischen Theatermasken, die bekanntlich erst durch Terenz nach dem Muster der griechischen eingeführt wurden, sind ohne Zweifel Fig. 9 und 10, aber sie gehören einer (in der vaticanischen Bibliothek befindlichen) Handschrift des Terenz an, die erst aus dem 8. oder 9. Jahrhundert stammt. Die Masken mit dem weniger geöffneten Munde sind in der Regel weibliche. Die auf Fig. 13 wiedergegebene (von einer herculaneischen Terracottalampe) wird für eine Pantomimenmaske gehalten, in welchem Fall sie Lucian's Lob nicht sonderlich verdienen dürfte. Besonders bemerkenswerth ist die Maske Fig. 14 (von einem geschnittenen Stein), die ganz dem Pulcinella gleicht.

Um nun ein Bild eines athenischen Theatertages oder gar Theaterabends entwerfen zu können, dazu sind uns viel zu dürftige Nachrichten verblieben. Man nimmt an, dass die drei nach Art unseres Wallenstein zusammenhängenden Tragödien eines Dichters, was bei dem langsamen Gang der Recitative und Chorgesänge wohl sich denken lässt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend gespielt haben, so dass das gleichfalls zu dem tragischen Gegenstand in Beziehung stehende und die Tetralogie vollendende Satyrspiel bei Fackelschein erfolgen konnte.*) Da in diesem Fall der ganze Tag Einem Dichter gehörte, so hatte der Preiskampf einen ganz regelmässigen Verlauf, indem drei Dichter — so nimmt man an — in drei Tagen ihre Tetralogieen zur Aufführung brachten. Dagegen erfährt man aus Aristophanes, dass zu seiner Zeit Vormittags Tragödie und Nachmittags Komödie gespielt wurde. Vermuthlich wurde es zu verschiedenen Zeiten verschieden gehalten. So soll Sophokles wegen seines angeblichen Widerwillens gegen das Satyrspiel (das dann durch Euripides, den Dichter des einzig übrig gebliebenen, wieder eingesetzt worden wäre) die Vergünstigung erhalten haben, mit seinen Trilogieen ohne dasselbe aufzutreten, so dass es vielleicht durch die Komödie ersetzt wurde. Die Angabe, es habe Drama gegen Drama gekämpft, lässt die Erklärung zu, oder scheint sie sogar zu fordern, dass die Trilogie nicht mehr in unmittelbarer Folge, sondern durch die gegnerischen Stücke unterbrochen gegeben wurde, und das war für die seinige, wenn sie bei völliger Geschlossenheit des einzelnen Stücks so lose zusammenhing wie die beiden Oedipus und die Antigone, weit weniger störend als für die Oresteia, die einzige übrig gebliebene Aeschylische Trilogie. Gottfried Hermann hat jedoch den Satz aufgestellt, die Tri- und Tetralogieen haben gar keinen zusammenhängenden Inhalt, sondern bloss eine Steigerung der äussern Formen gefordert, wozu Göthe aus seinen südlichen Erinnerungen beibringt, wie er Goldonische Stücke mit eingeschobenen komischen Opern, ja eine ernste Oper mit einem heroischen und einem komischen Ballet in den Zwischenacten, ohne alle Beziehung der Stücke auf einander, gesehen habe. Von der Preisbewerbung weiss man so viel. Der Dichter hatte sich bei demjenigen der Archonten, der dem Feste vorstand, zu melden, und erhielt, wenn seine Arbeit angenommen war, vom Staat einen Chor zum Einüben nebst den Schauspielern (Hypokritai) angewiesen. Diese waren, nachdem früher der Dichter selbst die Hauptrolle gespielt hatte, durch die Vermehrung der handelnden Personen seit Sophokles nöthig geworden, daher die Namen der von ihm und auch der von Aeschylos in späteren Stücken beschäftigten Schauspieler aufbehalten sind. Die Preisrichter wurden fast wie bei uns die Geschwornen durchgesiebt. Zunächst schlugen die Stammgemeinden oder Zünfte (Phylen) im Rathe der Fünfhundert ihre zu diesem Amte geeigneten Männer vor, aus welchen eine Anzahl ausgewählt wurde. Aus diesen wurden dann am Tage der Aufführung im Theater selbst die Richter durch das Loos gezogen, wobei der Unparteilichkeit wegen diejenigen, deren Phylen Chöre gestellt hatten, im Voraus als abgelehnt galten. Die Ausgeloosten mussten schwören, ihren Wahrspruch nach bestem Wissen und Gewissen abzugeben. Die Nachrichten über ihre Zahl schwanken, es werden Fünf, auch Sieben genannt, und in einem sehr berühmten Falle waren es zehn. Als der junge Sophokles gegen Aeschylos auftrat, herrschte im Theater leidenschaftliche Parteiung, und der festordnende Archon war in Verlegenheit, wie er unparteiische Richter erlangen sollte. Zufällig war zu dieser Zeit Kimon mit der Flotte und den Gebeinen des Theseus von Skyros zurückgekommen, und die zehn Feldherren traten eben in das Theater, um nach alter Sitte dem Dionysos die Spende zu giessen. Der Archon nutzte die Gelegenheit und verfuhr wie ein Stuart'scher Lord Oberrichter, nur in besserer Absicht: er hielt die Feldherren fest, die ohnehin jeder einer der Phylen angehörten, schwur sie ein, und das erlauchte Preisgericht ertheilte dem Jünglinge den Sieg. Er wurde, während der Alte nach Sicilien ging, so sehr der Liebling von Athen, dass die Ueberlieferung sagt, die Aufführung seiner Stücke habe mehr gekostet als der ganze peloponnesische Krieg. Dies mag übertrieben sein, doch kann man sich von der Pracht der theatralischen Ausstattungen einen Begriff machen, wenn man noch Demosthenes, den Genossen einer schon sparsamer gewordenen Zeit, den Athenern vorwerfen hört, dass sie auf die Panathenäen- und Dionysienfeste so ungeheure Summen wie auf keine Flottenausrüstung verwenden. Dabei war der Staat noch von der Stellung des Chors (Choregie) befreit, die, mit schweren, ja ruinösen Kosten für Unterricht, Verköstigung, Kleidung, Schmuck und Besoldung der Choreuten während ihrer Einübung, zu den freiwilligen Diensten (Liturgieen) der Reicheren gehörte. Der Staat dagegen hatte die Honorare für Dichter, Schauspieler, Chöre und — Zuschauer zu tragen. Die ersteren waren theils Belohnungen, theils Preise; das letztere — eine Aufmunterung, deren manches moderne Publicum bedürftig wäre — bestand bekanntlich in dem Ersatz des Eintrittgeldes (Theorikon), das dem Theaterpächter bezahlt werden musste. Es betrug zwar nur zwei Obolen (etwas über zwei Batzen) auf den Mann, aber bei der Menge der Zuschauer und der häufigen Wiederholung der Schauspiele und anderer Feste, auf die es ausgedehnt wurde, darf man sich nicht wundern, wenn eine noch vorhandene Rechnung über einen nicht einmal vollständigen Betrag der Theoriken für etwa fünf Monate die Summe von 25,000 Thlr. nachweist. Der jährliche Gesammtbetrag derselben wird von Böckh auf 25—30 Talente (1 Talent = 1500 Thlr.) veranschlagt. Die Entnehmung dieser Gelder aus der Bundeskriegskasse wurde damit gerechtfertigt, dass die Athener (zur Zeit der Hegemonie) sich auch im Frieden als das stehende Heer zum Schutze der Bundesgenossen betrachteten, wodurch die Einrichtung eine entfernte Aehnlichkeit mit unserer Ermässigung des Theatergeldes für den Wehrstand erhält. Auch Wohlhabendere machten von dieser Art Freikarte Gebrauch, während die Reichen und Liebhaber die besseren Plätze höher, bis zu einer Drachme (etwa 1 Franc) scheint es, bezahlten.

---

*) Droysen hat von einem solchen heitern Nachtstück — das er übrigens, nach der aus der Odyssee bekannten Sage von Menelaos und Proteus, selbst componirt — eine romantische Beschreibung gegeben. „Das Abendroth ist schon erloschen, mehr und mehr dunkelt es in dem weiten Raume des Theaters, in den die Sterne hinabblicken vom unumwölkten Himmel; nur auf dem Wachtposten der Satyrn, der Thymele in der Reigenflur, brennt ein Feuer, und schwankender Schein fällt streifenhaft zu der Bühne hinüber, zu den weiten Räumen der Schauenden hinauf; im dämmerhaften Lichte erkennt man den hehren Achaierhelden und die bocksfüssigen Strandhüter und des Meeres schöngewandige Tochter. Und schon regt sich in dem Schatten ein klumpenhaft schwärzliches Gewimmel; es ist die Robbenheerde, die plumpe Brut des Meeres, zwischen ihr der Meeresalte, wie ein riesiger Schatten hoch hinschreitend wandelt er auf und ab. Dann wird er gefasst, es beginnen die wilden Verwandlungen, doppelt spukhaft in diesem wehenden, ungewissen Scheine, noch verwirrender durch das wüste Durcheinander flüchtender Robben und kreischender Satyrn; plötzlich schiesst jäh flammend der blendende Feuerschein empor, und sinkt dann schnell zusammen; rings ist's dunkel und geheimnissvoll; der Zauberer wird weissagen. Ist das Alles vorüber, und Proteus zurück ins Meer, und die Satyrn wieder zur Stelle, so sieht man von allen Seiten her Lichtschein nah und näher kommen; es sind die Gefährten, die ihren Fürsten suchen und endlich finden. Der hellste Fackelglanz leuchtet durch die weiten Räume und in die Luft empor, und durch die Luft herab schreitet der Götterherold, an seiner Hand die Ledatochter, wie ein Stern leuchtend in ihrer Schönheit; singend und jubelnd, die hellen Fackeln voraus, ziehen sie in die stille Nacht hinaus." So wäre denn das Fehlende etlichermassen durch die Phantasie ersetzt.

Diese Volksmasse, aufs beste geschmückt und bekränzt, füllte seit dem frühsten Morgen den unermesslichen Raum. Dass, in der Tragödie wenigstens und von den Sitzen der Männer getrennt, Frauen anwesend waren, ist durch die Untersuchungen von Becker u. A. mehr als wahrscheinlich gemacht, und die Sage, dass der aus dem pythischen Tempel hervorstürzende Chor der Eumeniden, deren Dichter auch wegen Erfindung sehr eindrucksvoller Reigenbewegungen gerühmt wird, Schwangere vor der Zeit zum Kreissen gebracht habe — diese Sage leidet wenigstens nicht an archäologischer Nichtigkeit. Knaben hatten auch in die Komödie Zutritt. Der Hauptkörper der Zuschauermenge blieb den ganzen Tag; man ass und trank im Theater. Dabei aber fand ein beständiges Ab- und Zuströmen statt, und Mancher, der seine zwei Obolen sich anderweit zu Nutze machte, kam erst, nachdem, wie bei uns, die Kasse geschlossen war. Die Vermöglicheren brachten Sklaven mit, die ihnen das Polster unterbreiteten, da die steinerne Sitzstufe ihre Unbequemlichkeiten hatte. Bekannt ist der Angriff, welchen Demosthenes von seinen Gegnern erlitt, weil er Philipp's Gesandte auf dem Ehrenplatze mit Kissen und Teppichen bedient haben sollte. Es versteht sich, dass dieser Vor- oder Ehrensitz (Proëdria) der Orchestra zunächst lag, und dass die oberste Reihe die schlechteste war, in welchem Sinn auch Aristophanes von erstem und letztem Range spricht. Die Sklaven sodann, welche Polster, Essen u. dgl. gebracht, die Kinder ins Theater geführt (Obliegenheit des »Pädagogen«), hatten sich wieder zu entfernen; wiewohl zu Plato's Zeit auch Sklaven unter den Zuschauern waren. Dieses Kommen, Gehen und Wimmeln mag, zumal wenn man sich die südliche Beweglichkeit vergegenwärtigt, dem Theater mehr Lebhaftigkeit als uns lieb wäre, mitgetheilt haben. Dazu kam, in späterer Zeit wenigstens, die seltsame Sitte einer gewissen Art von Proclamationen, nämlich dass, »zur Belästigung der Zuschauer und der Choregen und der wettkämpfenden Tragöden,« wie Aeschines sagt, und mehr durch Privatveranstaltung als auf öffentliches Gebot, Ehrenkränze, die Jemand irgend woher erhalten, ja gar Sklavenfreilassungen im Theater ausgerufen wurden, wo, wegen der Anwesenheit der vielen Fremden aus ganz Griechenland, die Oeffentlichkeit und die Ehre am grössten war. Aber auch die theilnehmenden Zuschauer selbst verhielten sich nicht besonders stille. Die Dienstfertigkeit des grossen Redners gegen die makedonische Gesandtschaft wurde, wenn man seinem Gegner glauben darf, sofort ausgezischt. Aehnliche Demonstrationen wurden missliebigen Persönlichkeiten, die im Theater erschienen, zu Theil. Auch Schlägereien fielen vor, wie aus dem Leben des Alkibiades und des Demosthenes bekannt. Das Drama begleitete man mit lärmenden Aeusserungen des Beifalls und Missfallens, die, wie bei uns, in Klatschen und Pfeifen bestanden, wenn die Kritik nicht noch auf handgreiflichere Weise sich Luft zu machen beliebte. Demosthenes erinnert seinen Gegner wiederholt, wie er als schlechter Schauspieler — auf einem Landtheater, wo es noch unbändiger hergehen mochte als in der »violenbekränzten« Stadt — Feigen, Weintrauben und Oliven (natürlich alles unreife) aufgelesen habe, wobei es im Kampfe zwischen Schauspielern und Zuschauern gleich als in einer Schlacht auf Leben und Tod gegangen sei, und beruft sich auf die Zuschauer selbst, wie sie denselben als Thyest u. dgl. ausgepfiffen, von der Bühne gejagt, ja schier gesteinigt haben, bis ihm die Jammerrolle des Tritagonisten vergangen sei. Das Durchfallen (wörtlich Ausfallen), das er ihm vorhält, könnte in Betracht der halsbrechenden Costümirung des Tragikers für einzelne Fälle buchstäblich zu nehmen sein. Lucian wenigstens schildert es als ein ganz gewöhnliches Ereigniss, wie so ein stolzer Kekrops oder Sisyphos im goldenen Mantel aus Unvorsichtigkeit über das Logeion hinaus tritt und hinunterfällt, wie dann ein Gelächter sich unter den Zuschauern erhebt, wenn die Maske sammt dem Diadem zu Schanden gegangen ist und nun das blutige Gesicht des Schauspielers, seine armseligen Lumpen, seine blossen Beine, die schmächtigen Füsse im Missverhältniss zu dem unförmlichen Kothurn, zum Vorschein kommen. Dem Dichter ging es, wenn er beim Publicum anstiess, nicht besser als einem solchen armen Thyest; er wurde mit Steinen geworfen, aus dem Theater gejagt u. dgl. Kam doch Aeschylos selbst (dieser aber vielleicht noch als Schauspieler) auf der Bühne einmal in Gefahr der Steinigung, weil er sich an den Mysterien versündigt haben sollte, und konnte nur durch Flucht an den Altar des Dionysos dem ersten Wuthausbruch entgehen. Dass die Stabträger (Rhabdophoren), welche die Theaterpolizei handhabten, gegen das souveräne Volk nichts unternahmen, sondern nur im Einzelnen, z. B. wenn Einer sich einen ungehörigen Platz angemasst hatte, die Ordnung aufrecht hielten, versteht sich von selbst, eben so dass die Unruhe und der Lärm das Behagen des Sehens und Hörens so wenig störte als heute noch bei den Südländern, am wenigsten in der Komödie. Die Tragödie aber mag doch zuweilen unter dem Treiben etwas gelitten haben, und trotz der Feinsinnigkeit, Rührfähigkeit, ja Thränenseligkeit, die dem geistreichsten Volke der Erde nachgerühmt wird, mag manche schöne Stelle todtgeboren zur Welt gekommen sein, daher man zu der Annahme gezwungen ist, dass der ruhige Freund der Poesie, die ja doch zuletzt die Seele der Aufführung blieb, und doch auch ihre Freunde haben musste, sich zeitig um eine Vervielfältigung der Theaterhandschrift bemüht haben werde. Ueber die Frage, ob damals schon ein Buchhandel bestanden habe, sind die Stimmen getheilt; gewiss aber ist, dass schon Pisistratos eine öffentliche Büchersammlung angelegt hatte, und dass bei Schriftstellern des nächsten Jahrhunderts von kleineren und grösseren Privatbibliotheken dichterischen und wissenschaftlichen Inhalts die Rede ist. Ja gerade die Theaterlectüre, die wir im Auge haben, ist aus dieser Zeit ziemlich sicher bezeugt, denn wenn Aristophanes seinen Fröschechor den beiden sich zum Kampf anschickenden Dichtern zurufen lasst, sie sollen nicht fürchten, ein ungebildetes Publicum vor sich zu haben, das ihre Finessen nicht verstehe, im Gegentheil, es seien exercirte Leute, die Jeder sein Büchlein lesen und Judicium daraus ziehen, — so verlangt die dramaturgische Katabalgerei, die er hiemit einleitet, fast nothwendig eine engere Beziehung auf Theaterliteratur. Authentische, so zu sagen offizielle Abschriften der grossen Classiker, wo nicht die Originale selbst, wurden später, zur Controle der Schauspieler, damit sie bei der Wiederaufführung nicht fälschen konnten, im athenischen

Staatsarchiv aufbewahrt. Ptolemäos Energetes erbat sich dieses Exemplar gegen ein Pfand von fünfzehn Talenten zum Abschreiben für die alexandrinische Bibliothek, behielt es aber, liess das Pfand dahinten und schickte eine schöne Abschrift zurück.

Ein kleiner Rest von diesem herrlichen Niederschlag eines so üppig strotzenden Festlebens, drei Tragiker und nur Ein Komiker, und auch von diesen kaum ein Zehntel ihres Gesammtschaffens, — das ist Alles was uns aus der grossen Zeit der athenischen Dionysosbühne übrig blieb. Zwar haben auch die bildenden Künste von dem Antheil, den sie dem Theater zugewendet, Zeugnisse in Fülle hinterlassen, aber nicht die höheren, die bei dem vorherrschenden Sinn für Einfachheit dem bacchischen asiatischbunten, gebauschten Prachtcostüm — Gewand (Chiton) und Mantel (Himation, Pallium) von hellen Farben und mit reicher Stickerei — aus dem Wege gingen, daher diese Darstellungen, die sich auf Vasen- und Wandgemälden, Mosaiken und Miniaturen befinden, wenig Tragisches enthalten. Dagegen ist ein Reichthum von Bildern, die sich auf das Satyrspiel und die ältere wie die spätere Komödie beziehen, auf uns gekommen; so hoch aber diese grossentheils höchst künstlerischen Hervorbringungen über unsern vielen dem Theater gewidmeten Almanachsbildern aus dem vorigen Jahrhundert stehen, so haben sie doch in Einem Punkte eine gewisse Aehnlichkeit mit denselben, sofern nämlich die zu ihrem Verständniss gehörige Literatur fast ganz untergegangen ist. Aus diesem Grunde ist die Deutung meist unsicher; ja selbst in solchen Fällen, wo ein Bild der Hauptsache nach ungezwungen an ein noch vorhandenes Stück erinnert, will es doch nicht ganz zu der betreffenden Scene passen, sei es dass der Künstler sich Willkürlichkeiten erlaubt hat, sei es dass ihm ein anderes Stück vorschwebte, das den gleichen Gegenstand in abweichender Weise behandelte. Unsere Besprechung muss sich, um nicht ins Unendliche zu gehen, auf das Nöthigste beschränken, indem wir Diejenigen, die aus diesem vor andern noch unabgeschlossenen, von Streitfragen vollen und selbst dem Eingeweihtesten vielfach räthselhaften Theile der Wissenschaft ein eigenes Studium, wie es Noth thut, machen wollen, auf Wieseler's Werke verweisen.

Wir beginnen mit Fig. **11** und **10** der Tafel V, in welchen wahrscheinlich eine und dieselbe mythische Person als Gegenstand hier der komischen, dort der tragischen Muse abgebildet ist. Auge, Tochter des Königs Aleos von Tegea, Athenepriesterin, wird von dem trunkenen Herakles überwältigt Mutter des Telephos, den sie im Tempel verbirgt und später ähnlich wie Jokaste den Oedipus heirathen soll, was aber durch eine glückliche Erkennung abgewendet wird. Die Sage ist von Aeschylos, Sophokles und Euripides behandelt worden, und von Letzterem, dem in den Fröschen unter andern dramatischen Unthaten »gebärende Weiber im Tempelraum« vorgerupft werden, ist ein Fragment der betreffenden Scene noch erhalten. Sie spielt auf dem Platze vor dem Tempel, in welchem die Geburt stattgefunden, und es handelt sich um die Frage, was mit dem Kinde anzufangen sei. Zu dieser Scene nun, oder zu einer ganz ähnlichen, passt das Bild, ein pompejanisches Wandgemälde, worauf eine Herrin im Schleppkleide, den Säugling im Arm, und eine Person im kürzeren Gewande, aber mit Chlamys, also wohl Amme, in der Hand ein Schöpfgefäss, das zum Baden des Neugebornen gedient haben mag, in bedrängnissvoller Berathung begriffen sind. Man meint die langgesponnenen einzeiligen Wechselreden, die das griechische Drama liebt, zu hören. — Der frühere Vorgang scheint den Inhalt der Komödienscene abzugeben, die auf einem sicilischen Vasenbilde dargestellt ist und deshalb für die von Epicharmos gegründete sicilische Komödie in Anspruch genommen wird. Jedenfalls gehört sie der älteren Komödie an, für welche Herakles in seiner Löwenhaut, mit seinem Heldenthum im Essen und Trinken und mit seinen Liebesheldenthaten (letztere auch im Passivum) ein Liebling war. Hier tritt er im Activum auf, die Keule angelehnt, um besser zugreifen zu können, und die weibliche Gestalt, die sich gegen ihn sträubt, kann füglich für die Auge gelten, womit zunächst dem Anschein nach das weibliche Cultusbild hinter dem Altare als Athene und das durch Säulen angedeutete Gebäude als Tempel der Göttin bezeichnet wäre. Allein es wird bezweifelt, ob die alte Komödie, die sich allerdings mit der Auge beschäftigte, dieselbe als Priesterin dargestellt habe; hiebei könnte die Beziehung auf die Person unverändert bleiben, nur dass das Gebäude dann etwa zum Palast des Aleos mit einem in der Vorhalle stehenden Götterbilde würde. Die Gestalt hinter Herakles hat man für Aleos selbst, und zwar in der Komödienfigur des Hetärenwirths (Pornoboskos), die Gestalt auf der andern Seite für Jolaos, den Genossen des Herakles, gehalten; die erstere scheint jedoch der Tracht nach ein altes Weib (Amme mit kurzem Sklavenhaar) und die letztere ein Sklave zu sein. Unzweifelhaft ist nur die Deutung auf Herakles, der hier in einer seiner Liebschaften den flegelhaften Heros spielt; aber auch die beiden Figuren rechts und links, obgleich man sie nicht benennen und noch weniger auf eine bestimmte Komödie beziehen kann, geben doch die Art ihrer Theilnahme an der Handlung ziemlich deutlich zu erkennen, indem sie, jede in ihrer Art, die Hände in Unschuld waschen, wobei der angebliche Aleos den angeblichen Jolaos ins Feuer zu schicken und dieser sich mit der Bemerkung, dass mit einem solchen »Teufelsrachen« (Aristophanes) nicht gut Kirschen essen sei, zurückzuziehen scheint. Eben so gewährt uns das Bild eine entschiedene Anschauung von der geistreich abscheulichen Parodie, welche die Komödie ihren Göttern und Helden in Gesicht, Gestalt und Haltung angedeihen liess, und deren Wirkung, wie sie Anacharsis schildert, Niemand bezweifeln wird. Bemerkenswerth ist die bewegliche, ganz einer Leiter gleichende Treppe, die aus der Orchestra auf das Proskenion führt, dessen Unterraum (Hyposkenion) mit Candelabern und Wollenschnüren geschmückt ist.

Bei Fig. **13** war man seit Winckelmann im Streite, ob die sitzende Gestalt mit der Maske in der Hand für einen Dichter oder Schauspieler zu halten sei. Wieseler erinnert aber, gewiss sehr treffend, an den tragischen Schauspieler Aesopus, von welchem Fronto erzählt, er habe nie eine Maske aufgesetzt, ohne sie vorher lang angeschaut zu haben, um sich aus ihrem Gesichtsausdruck die erforderliche Gebärde und Stimme zu entnehmen. Wir sind also im Studirzimmer eines antiken Schauspielers, ob eines Tragikers oder Komikers, darüber wird, in Bezug auf die vor ihm liegenden Masken, gestritten. Hinter und über dem Tisch befindet sich ein Brett an einer Stange und darauf eine halb aufgeschlagene Rolle, dramatischen Inhalts vermuthlich, weiter rechts, auf dem vollständigen Relief sichtbar, ein Fenster und vor demselben eine weibliche Gestalt, die dem Sitzenden gleichfalls eine Rolle entgegenhält, Personification des Studiums oder der Muse, mit deren Hülfe der durch den Kranz angedeutete Sieg errungen wurde.

Fig. **15** wird am wahrscheinlichsten auf Athamas und Ino mit ihren Kindern gedeutet, von welchen der rasende Athamas den Learchos schlachtet, während Ino mit dem Melikertes entflieht. Dieser Mythenstoff ist von den griechischen Tragikern, aber auch von den Begründern der römischen Tragödie, Livius Andronicus, Ennius und Attius behandelt, daher das einer römischen Lampe angehörige Bild einem römischen Drama entsprechen kann.

Fig. **19** ist der Mehrzahl der Erklärer eine Scene aus dem Hippolytos des Euripides, die trauernde Phädra mit der Amme und einer Chorfigur, welche beide an dem Schmerz der durch die kolossale Gestalt bezeichneten Hauptperson theilnehmen, darstellend. Wieseler bemerkt dagegen, dass die euripideische Phädra, die in jener Scene die Amme verwünscht, eine andere Haltung haben müsste, und schliesst vornehmlich aus dem Fehlen der Kothurne und des Onkos, dass das Bild, ein herculaneisches Wandgemälde, eher oder doch wenigstens eben so gut aus der Komödie genommen sein könne, in der es ja auch betrübte Personen gegeben habe. Ein Beispiel, wie schwankend die Bedeutung vieler dieser Bilder ist und wie weit die Erklärungen aus einander gehen können.

Fig. **22** gehört einer Reihe sehr roh gearbeiteter aber für das Studium des tragischen Costüms lehrreicher Figurenpaare eines auf etruskischem Gebiet gefundenen Mosaikfussbodens an, sämmtlich tragischen Inhalts, aber von meist unerklärlicher Bedeutung, Männer und Frauen in gleicher Tracht und auf höchst wunderliche Kothurnstelzen gestellt. Es könnte somit auffallend erscheinen, dieses einzige Paar von beinahe zwei Dutzenden für das Satyrspiel in Anspruch genommen zu sehen, aber der kleine tanzende Satyr mit dem Hirtenstabe lässt keine andere Deutung zu, und die grosse Gestalt wird ungeachtet der weiberartigen Kleidung durch den kahlen Scheitel als Silen bezeichnet.

Fig. **23**, ein Bild von einer in Aulis gefundenen Vase, ist als das Innere des athenischen Theaters begrüsst und zugleich als ein Hauptbeweis für die Anwesenheit von Frauen bei dramatischen Aufführungen geltend gemacht worden. Auch würden nach griechischer Symbolik die männliche und weibliche Gestalt im Hintergrunde vollkommen hinreichen, ein aus beiden Geschlechtern gemischtes Publicum vorzustellen, aber die beiden Frauen in der Orchestra würden die Zahl der Zuschauerinnen über alles Mass hinaus steigern. Unter diesen beiden Letzteren, die auch durch Tracht und Ehrensitz ausgezeichnet und sichtlich in einer Berathung begriffen sind, hat man sich daher Festordnerinnen zu denken, und da Frauen in dieser Eigenschaft nie einer Theateraufführung, wohl aber Wettkämpfen von Festchören vorstehen konnten, so bleibt zwar das Innere des Theaters, aber die dramatische Beziehung fällt weg. Die Gebäude im obern Theile des Bildes, die man früher, in Uebereinstimmung mit der sonstigen Erklärung, für die über dem Dionysostheater gelegenen Tempel der Akropolis gehalten, werden jetzt — aus Gründen, die nichts mit dem Theater zu schaffen haben — nach Lebadea versetzt, auf dessen Zeuscultus das durch den Eingang der Orchestra blickende Blitzsymbol bezogen wird.

Fig. **24**. Dionysos, in hervorragender Grösse zwischen seinem Thiasos stehend, unter welchem Silen bemerklich ist, setzt die personificirte Komödie ein, die, schon costümirt, und den Krummstab in der Hand, mit Hülfe des Gottes die Maske überzuwerfen im Begriffe ist, während ein Satyr ihr den Soccus anlegt. (Krummstab und Soccus als Attribute der Komödie, nebst der Ehrenpalme, s. Taf. V, Fig. **23**.) O. Müller, der dieses schöne pompejanische Wandgemälde früher in der so eben angegebenen Weise deutete, hat später in der Gestalt der Komödie mit mehr Wahrscheinlichkeit einen jungen Burschen zu erkennen geglaubt.

Fig. **25**, Mosaikbild. Chorlehrer (Didaskalos) in der Einübung eines Satyrspiels begriffen, vor ihm zwei Choreuten vom Satyrchor, im Hintergrund ein

Schauspieler, der eben angekleidet wird, eine Maske neben ihm, vor dem Didaskalos ein Flötenspieler (oder Flötenspielerin?) eifrig blasend, und hinter diesem ein schon angekleideter Schauspieler, der zuzuhören scheint. Es sieht aus, als ob der Alte den Choreuten, nachdem er sie überhört, eine Vorlesung über die vor ihm liegenden Masken hielte, wozu sich freilich die Flötenbegleitung etwas anarchisch ausnehmen würde.

Fig. **26**, ein Wandgemälde, hat schon Müller für die erste Scene der Iphigenia in Aulis erklärt. Allein die Haltung Agamemnon's, der den greisen Diener vertrauensvoll zu Gemahlin und Tochter sendet und bei Euripides das letzte Wort hat, müsste eine andere als die hier dargestellte sein. Wieseler räth deshalb, »wenn denn einmal an eine noch erhaltene Tragödie gedacht werden soll,« auf die allerdings passendere Scene in der Antigone, wo Kreon, zornig über die dem Polynikes erwiesene Todtenehre, die der Wächter so eben zur Anzeige gebracht hat, sämmtliche Wächter des Leichnams lebendig aufhängen zu lassen droht, wenn sie den Thäter nicht entdecken, und nun im Unwillen weggeht. Aehnliche Scenen, worin die Hauptperson missmuthig abgeht und der Geringere noch etwas zur Begütigung oder Verständigung Dienliches hinter ihr drein zu sprechen sucht, mag es in verlorenen Stücken der alten Tragödie freilich noch genug gegeben haben. Besonders belehrend ist das gegenwärtige Bild für die Kenntniss des Kothurns, der hier, wie man sieht, nach Massgabe des Ranges der Personen verschiedene Grösse hat.

Fig. **27** wäre, die Richtigkeit der Deutung des Vasenbildes vorausgesetzt, die ins Komische parodirte unmittelbare Fortsetzung der vorhergehenden Scene. Der Wächter — der schon bei Sophokles eine leichte Tinctur von Humor hat — führt die Antigone mit der ehernen Giesskanne vor, mit der sie dem Todten dreimaligen Staubguss spendend betreten worden ist, aber die abgenommene Maske und ein auf unserer Abbildung nicht sichtbarer Phallos zeigen dem verdutzten, allerdings sehr gut zu einem Komödienkreon passenden Tyrannen, dass die Heldin, nicht mehr die Sophokleische, sondern ganz der Hasenfuss der Komödie, statt ihrer einen spasshaften alten Diener zur Erfüllung der frommen Pflicht abgesendet hat, der sich jetzt, um gleichfalls sein Leben zu salviren, zu erkennen gibt. Die betreffende Figur hat übrigens, wie die andern, eine Maske über dem Gesicht, müsste also, wenn sie die in der Hand getragene jetzt erst abgenommen hätte, doppelt maskirt gewesen sein. Der Augenblick der komischen Katastrophe wäre der der verhängnissvollen Wiederabführung, gegen die der Delinquent sich sträubt. Immerhin kann die von Panofka aufgestellte und von Welcker verbesserte Deutung nur das Recht eines höchst glücklichen Einfalls ansprechen, zumal man von komischen Darstellungen der Antigone gar nichts weiss, während jedoch andrerseits keine irgend mögliche andere Erklärung der Possenscene sich geben lässt. Demosthenes würde wohl nicht übel zufrieden gewesen sein, aus der Spottfigur des Tyrannen eine Erinnerung an seinen verhassten Gegner Aeschines herausfinden zu können, den er einst in dem Sophokleischen Stücke den Kreon tragiren sah. Wieseler, der zwar die Stichhaltigkeit der Deutung bezweifelt, bereichert sie noch durch die von der Stumpfnase, dem umgeworfenen Fell und dem muthmasslichen Köchertragriemen entnommene Erklärung des Wächters für einen athenischen Polizeisoldaten. Das Auftreten dieser grösstentheils aus Skythen bestehenden Gensdarmerie in einer parodirten Tragödie musste für die Athener von unwiderstehlicher Wirkung sein.

Fig. **28** ist auf alle Fälle ein antiker Falstaff, zwar minder dick, doch aufgedunsen, und ganz dasselbe weissköpfige, ehrwürdige Laster. Die monologische Stellung zeigt ihn über etwas Grossem brütend und tief durchdrungen vom Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit. Die oskische, von rechts nach links zu lesende Aufschrift Santia, die dem griechischen Xanthias entspricht, hat Veranlassung gegeben, die Figur für den Sklaven Xanthias der alten Komödie zu erklären, welcher Annahme aber schon die bessere Tracht mit dem Franzenmantel im Wege steht. Wieseler denkt daher an einen Parasiten von der vornehmeren Klasse, was durch die (auf dem vollständigen Vasenbilde befindliche) Statue des Herakles, des Patrons der Parasiten, besonders wahrscheinlich gemacht wird, und hält den Namen für den des Vasenfabrikanten, der sich wohl hier oben habe einschreiben können, da das Costüm verboten habe, an den Komödienxanthias zu denken. Könnte der Name, da ihn schwerlich ein Parasit in einer Komödie geführt hat, nicht der des Schauspielers sein, dessen meisterhafter Monolog durch das Bild gefeiert werden sollte?

Fig. **29** ist der schon bei Fig. **10** erwähnten römischen Handschrift des Terenz entnommen, die erst um das 9. Jahrhundert von einem Hrodgarius, dem Namen nach vermuthlich einem Deutschen, gefertigt wurde. Die Miniaturen, womit sie geschmückt ist, gelten der Forschung für Copieen älterer und besserer Originale, die aber selbst schon nicht mehr dem eigentlichen Alterthum angehörten, daher ihnen das Verdienst, ein durchaus zuverlässiges Bild von der Art, wie die Comoedia palliata und die Terenzische insbesondere gespielt wurde, zu geben, abgesprochen wird. Die hier dargestellte Scene ist die zweite im dritten Act des Phormio, wo dieser Parasit gegen den alten von seinen drei Rechtsfreunden Hegio, Cratinus und Crito begleiteten Demipho im Einverständniss mit dessen Sohn Antipho und Sklaven Geta die Prozessintrike verhandelt, durch welche Antipho's eigenmächtige Heirath gedeckt werden soll. Der Sklave steht so, dass er dem heftig schreienden, aber schlecht einstudirten Parasiten einblasen und zugleich seinem replicirenden Herrn gegen denselben beistimmen kann. Wie es aber kommt, dass die drei Stockfische, die in dieser Scene den Mund nicht aufthun und in der folgenden keinen Rath wissen, oder wenigstens zwei davon, nicht bloss mit offenem Maskenmunde, sondern auch gesticulirend in die Handlung hinein schreien, ist nicht abzusehen. — Aus der gleichen Handschrift stammt Fig. **30**, der mit einem Zweig auftretende Prologus zu Phormio, dessen Rede, wie die meisten Terenzischen Prologe, gegen den »scheelsüchtigen alten Dichter« gerichtet ist. Der Herausgeber D'Agincourt legt der Figur die Schlussstelle in den Mund, worin die Zuschauer ermahnt werden, aufzumerken und unparteiisch in Ruhe anzuwohnen (date operam, adeste aequo animo per silentium). Eben so gut hätte wohl die frühere Stelle gepasst, wo der Dichter sagt, wenn der Gegner Gutes von ihm gesprochen hätte, so würde er es erwidert haben, denn wie man ausgebe, so nehme man ein. Man wird durch dieses sanft überredende Prologusbild, das, wenn echt, den wackern Theaterdirector Ambivius Turpio darstellen würde, auffallend an gewisse mittelalterliche Stellungen und Fingergebärden erinnert, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, dass auch der sogenannte Xanthias des alten Vasenbildes, wiewohl bei weit freierer Körperstellung, die Finger ähnlich hält. — Eine andere Handschrift des Terenz, die ambrosianische zu Mailand, hat ebenfalls Miniaturen, aus welchen Fig. **30** der zu Anfang der vierten Scene im dritten Act des Heautontimorumenos mit seinem schelmischen Sklaven Syrus im Gespräch begriffene Chremes genommen ist. Sein Sohn Clitipho, der sich zu verrathen im Begriffe war, ist eben auf Betreiben des Syrus, um so besser für ihn wirken zu können, spazieren geschickt worden, und der getäuschte Chremes lauscht jetzt beifällig auf die Ermahnung des Sklaven, den jungen Herrn schärfer in Zucht zu halten. Offenbar steht das Bild den vaticanischen Miniaturgemälden nach, und das ist bei der hier nicht wiedergegebenen Figur des Sklaven noch mehr der Fall.

Fig. **31** führt uns in die muthwillige Welt der alten Komödie zurück. Eine der beliebtesten Schnurren des Alterthums war das Märchen von den gaunerischen Kerkopen, die, zwar von ihrer Mutter vor dem Schwarza.... (Melampygos) gewarnt, dennoch selbst den Herakles zu bestehlen wagen und dafür von diesem am Tragbalken über die Schulter geworfen mitgenommen werden. Von hier an spaltet sich das Märchen; nach dem einen Bericht lässt der Heros die drolligen Bursche lachend unterwegs wieder laufen, nach dem andern bringt er sie der Omphale, in deren Dienst er das Abenteuer bestand, und wiederum nach einem andern hing dasselbe mit der Fahrt gegen Geryon zusammen, an dessen Rinder sich die Diebe gleichfalls gemacht. Die Komödie hatte hier Stoff zu Dutzenden von Benützungen, woraus dann wieder die Kunst ihre Bilder schöpfen konnte. Das gegenwärtige, ein sicilisches, stellt offenbar den Dienstherrn Eurystheus als den glücklichen Empfänger der Marktwaare dar, denn das ist sie, da sie von dem bäurisch carrikirten Gotthelden in förmlichen Marktkörben herbeigetragen wird. Komisch genug ist die zoologische Aehnlichkeit des Empfängers mit den Gefangenen, die auch sonst häufig als Affen vorkommen, während Mantel, Scepter und Krone, ähnlich wie bei Kreon, den König zeigt. Den Herakles bezeichnet die ständige Keule. Der lederne Phallos wurde, nebenbei bemerkt, auf dem Theater in brillanter rother Färbung getragen.

Fig. **32**. Althäa, die Gemahlin des weinbeglückten Königs Oeneus, wurde, wie als Mutter des Meleager tragisch, so als Geliebte des Dionysos komisch behandelt. Das gegenwärtige Vasenbild, ein Seitenstück zu einem ganz ähnlichen, auf welchem Zeus mit Hülfe des Hermes bei Alkmene einsteigt, kennzeichnet durch die Weinblätterkränze, die bacchische Fackel und das Trinkgefäss den Dionysos als den Helden der gleichen Unternehmung bei Althäa. Der Gott und sein Diener sind bekränzt, wie es sich ziemte, wenn er, nach Silen's Worten im Kyklops, mit dem Komosschwarme vor Althäa's Haus gezogen kam. In der Linken hält er Liebesbinden und mit der Rechten bietet er (hier nicht sichtbar) Liebesäpfel, nach ihm selbst benannte, dar.

Fig. **33**. Herakles, der »Galgenstrick aus Melite,« der Fresser und Säufer, der den Wirthinnen sechszehn Laib Brod, zwanzig Würste und den frischen Käs mit sammt den Körben wegfrisst, beim Zechemachen aber grob wird und wie ein Stier brüllt (Aristophanes), hat hier seinen Mann gefunden — an einem Weibe, die eine komische Hebe sein könnte. Sie hat ihm den Wein (den er vielleicht gar von der Göttertafel weggeraubt) entrissen, und nun läuft er verzweiflungsvoll mit dem Kuchen, um den nicht auch zu verlieren, hinter ihr her, wobei sie ihm neckend den Krug vorhält oder, nach Wieseler's Auslegung, den drohenden Keulenschlag auf eine ausgesucht boshafte Weise zu pariren droht. Der Krug hat, wie Wieseler beifügt, zugleich die Form der Vase, worauf das Bild gemalt ist.

Fig. **34**. Statue des bärtigen, haarigen Papposilen, wie er im Satyrspiel als Erzieher des Dionysos oder als sorgsamer Papa und Hüter der ausgelassenen Satyrn auftrat.

Fig. **35** erinnert einigermassen an Act V, Sc. 2 der Andria, wo der alte Simo den spitzbübischen Sklaven Davus im Zorn über die Nachricht, dass die Andrierin, mit der sich sein Sohn verbunden, athenische Bürgerin sei, durch Dromo festnehmen lässt, während sein Freund Chremes ihn zu besänftigen sucht. Auf unserem Relief aber ist der angebliche Simo besser gekleidet als sein Standesgenosse Chremes, und der vermeintliche Davus, der der Angefasste sein müsste, trägt nicht die Tracht des anfassenden Mitsklaven, wird auch nicht gefangen genommen, sondern scheint vielmehr der Knutenmeister (Lorarius) zu sein, der Befehl erhalten hat, den Sklaven zu peitschen, wogegen dieser sich durch Anfassen und gute Worte schützen zu wollen scheint. Sein Herr, der noch obendrein mit dem Stock auf ihn losgehen will, wird von der andern Person zurückgehalten. Uebrigens muss diese doch nicht unbedingt von geringerem Stande sein, denn so gut in der vorliegenden Komödiengattung die erste Rolle (Hegemon presbytes, Senex) durch den Krummstab ausgezeichnet ist, so gut kann sie auch vor den andern den Franzenmantel voraus haben. Die Situation ist jedenfalls im Allgemeinen eine ähnliche wie in dem Terenzischen Stücke, weist aber auf ein anderes unbekanntes Drama der gleichen griechischen oder griechisch-römischen Komödiengattung hin. Ob die Flötenspielerin in die Handlung gehört oder, was unwahrscheinlich, in solcher Nähe den Dialog (Diverbium) begleitet, ob ihre Anwesenheit gar aus der etrurischen Sitte, Sklaven bei Flötenspiel zu peitschen, zu erklären ist, bleibe dahingestellt.

Fig. **37**. Das einzige Bild, das mit Sicherheit auf ein noch vorhandenes Drama bezogen werden kann, und zwar auf kein geringeres als die Frösche des Aristophanes. Der Künstler hat sich zwar nicht allzu genau an den Text gebunden, aber die Beziehung ist gleichwohl so unverkennbar, dass sie keinem Zweifel unterliegen kann. Wir haben eine der beiden Anklopfscenen vor uns, gleichviel welche, da keine von beiden buchstäblich getreu gegeben ist. Dionysos, der mit seinem Leporello-Xanthias angezogen kommt, um einen guten Dichter zu suchen, ist nicht als der weibische Fettwanst abgebildet, der über dem Safrankleid und Kothurn die Löwenhaut und Keule trägt, was auf der Bühne gewiss sehr komisch aussah, für die bildliche Darstellung aber zu complicirt war, sondern einfach als der »Bruder« Herakles, den er spielt, daher ihm auch noch der Bogen beigelegt ist, und für den Xanthias, der schon in der ersten Scene abgestiegen sein sollte, ist auf alle Fälle der Esel beibehalten, der nach richtigem Kanon einen unveräusserlichen Theil seines Charakters bildet. Höchst possenhaft, gewissermassen puppenspielartig, kommt der Gott mit Keule und Füssen zugleich »wie ein Kentaur ans Thor geprallt« (die übersetzten Stellen sind von L. Seeger), so dass ihm die Löwenhaut von den Schultern fliegt. Die Nacktheit des Xanthias, die auf dem Bilde wohl als wirklich zu nehmen ist, wurde auf der Bühne ähnlich wie die scheinbare Nacktheit in unserem Ballet bewerkstelligt; im Uebrigen trägt er, ganz nach Vorschrift des Textes, den Pack am Stecken auf der Schulter. Von besonderem Interesse ist noch, dass die Rückseite der Vase, auf der sich das Bild befindet, nach Wieseler's Bemerkung die Schlusscene der Frösche — Aeschylos von Pluton Abschied nehmend, um zur Oberwelt zurückzukehren — enthält. Welcker hebt als merkwürdig hervor, dass in Italien Komödien des Aristophanes so viel gelesen wurden und in Abschrift verbreitet waren, dass die Maler aus ihnen schöpfen durften, wogegen Wieseler das Bild in keinem Fall als Original gelten lässt und an Kramer's Bemerkung erinnert, dass für die Vasen mit komischen Scenen nirgends mit grösserer

Sicherheit die Musterbilder gesucht werden können, als in Athen. Dieses dürfte durch den athenischen Polizeisoldaten Fig. **37** eine starke Bestätigung erhalten.

Fig. **38**. Die beiden männlichen Figuren auf diesem Wandgemälde drücken offenbar ähnliche Verhältnisse aus, wie die beiden auf der sogenannten Scene aus der Andria zur Linken befindlichen. Die Frau mit der Haube wird für eine Hetärenmutter erklärt. Ein Stück, worauf das Bild bezogen werden könnte, ist nicht bekannt.

Fig. **39** und **40** sind Räthselbilder zu verlorenen Komödien des älteren Styls. Bei dem Charinos, der auf dem Lager ausgestreckt von einem Gymnasos am Fuss und von einem Diasiros am Arm gefasst wird, während ein Kanchas Fratzen dazu schneidet, hat man an das Streckbett des Prokrustes und eine Parodie dieser Sage gedacht. Bemerkenswerth ist ausser den das Hyposkenion zierenden Säulen die einwärts geöffnete Thüre, die eine Hausthüre vorstellt, und das schülerhafte Feecit des Künstlers: »Asstetas egraaphe.«

Fig. **40**. Als Chiron durch den schlangengiftigen Pfeil des Herakles auf den Tod verwundet war, wusch er sich in dem Flusse Anigros, bei welchem die Höhle der nach demselben genannten Nymphen gelegen ist. Diese Sage, auf welche man den Gestank und die angebliche Heilkraft des Wassers zurückführte, mag Gegenstand der Komödie geworden sein. An dem Bilde ist so viel klar, dass ein leidender Chiron, dessen Name, wie die auf dem vorigen Bilde, übergeschrieben ist, ein alter Herr von mangelhaftem Wandel, der sehr des Stabes bedarf, von einer Art Doctor Eisenbart am Kopf auf die Bühne oder ein sonstiges Gerüste hinaufgezogen wird, während ein Anderer (der übrigens auch für den burlesk dargestellten Hinterleib des Kentauren gehalten wird) nachschiebt. Gerhard und Panofka, welche das ..thias über dem Kopfe des Heilkünstlers für Pythias lesen, finden in demselben einen komischen Apoll, der durch skythischen Bogen, Hut (oder phrygische Mütze) und Reisesack, die er hinter sich in seiner Charlatanbude liegen hat, als Hyperboräer, dem in Athen verehrten skythischen Arzte Toxaris vergleichbar, bezeichnet ist. Wieseler liest statt Pythias Xanthias, und verwandelt den Apoll in den bekannten Sklaven, der Chiron's Gepäck besorgt und den Herrn selbst auf tölpelhafte Weise in der Nähe der Nymphengrotte einstweilen unter Dach und Fach bringt. Die beiden weiblichen Gestalten im Hintergrunde haben nämlich die Ueberschrift Ny(mph)ai, woraus sich die Beziehung auf die Anigriden ergibt. Die jugendliche Gestalt im Vordergrunde rechts hat auffallenderweise gar nichts Komisches. Einige halten sie, weil sie unmaskirt scheint, für einen Repräsentanten des Publicums, wogegen Wieseler bemerkt, man könnte, wenn die Gegenwart des Apollo sich sonst nachweisen liesse, die Gestalt wegen des Kranzes wohl auf diesen beziehen. Geppert erblickt in den Hauptfiguren »zwei Sceniker, die ihren Mittelsmann, der ihnen entsprungen zu sein scheint, durch Ziehen und Stossen auf das Logeion zurückzubringen im Begriffe sind«, in der Jünglingsfigur einen Zuschauer oder Kampfrichter, und in den beiden Damen die fehlenden Rollen, die ausserdem in dem Stück vorkamen und daher gewissermassen hinter oder vielmehr ausser der Scene dargestellt sind. Der Leser hat zwischen diesen verschiedenen Deutungen die Wahl, und kann sich zugleich überzeugen, wie viele Meinungen die Ungewissheit gebiert.

Fig. **41**. Die der späteren Komödie angehörige Handlung erklärt sich schon durch den blossen Anblick, noch mehr aber durch Vergegenwärtigung der Scenen aus dem Bramarbas des Plautus oder aus dem Eunuchen des Terenz, in welchen der Parasit oder der Sklave vor dem renommistischen Offizier ihre unterthänigst verschlagenen Reden führen. Am nächsten kommen die beiden Hauptfiguren dem Pyrgopolinices, »dem klugen, kühnen, königsgleichen Mann« (Uebersetzung von M. Rapp), und dem abgefeimten Sklaven Palästrio, der ihm — »kein Kieselstein so dumm wie der!« — weiss macht, wie die Weiber »nach seinen Reizesreizen dürsten«, ihn ermahnt, sie winseln, schmachten, betteln zu lassen — »kein Sterblicher, dich und den Lesbier Phaon ausgenommen, hat das Glück gehabt, so jämmerlich von einem Weib geliebt zu werden« — und, nachdem er ihm die schlimmste Suppe eingebrockt, beim Abschied trotz der Gefahr, die im Verzuge liegt, nicht satt werden kann, zu versichern, wie bald es sich zeigen werde, wer's gut, wer's schlimm mit ihm gemeint. Der treffliche Einfall des Malers, den Offizier in der Weise, wie sonst Götter dargestellt werden, die andern Personen überragen zu lassen, stimmt ganz zu der Scene, wo der Capitano erklärt: »Den Morgen drauf, nachdem die Göttin Ops den Jupiter geboren, kam Ich auf die Welt!« und Palästrio, der ihm nicht stark genug secundirt, sich entschuldigt, er habe allerdings Einiges unterschlagen, um nicht in den Verdacht zu kommen, er schneide auf. Aber die Nebenfiguren des pompejanischen Wandgemäldes passen weder zu dieser Scene noch zu einer sonstigen, die man bei Plautus oder Terenz suchen mag, und das Bild gehört somit einer andern der vielen untergegangenen Komödien an, die den Alazon, den Miles gloriosus, ganz in der gleichen Art behandelten, wie wir ihn aus den beiden römischen Dichtern als stehenden Charakter der griechischen Komödie späteren Styls kennen, da das alte, durch das Zerfallen des Weltreichs Alexanders des Grossen neubelebte griechische Miethstruppen- und Condottierewesen einen willkommenen Stoff für das bürgerliche Lustspiel des Menander bot. Die griechische Theatermarke, die wir Fig. 19 kennen gelernt haben, macht es nicht unwahrscheinlich, dass in Pompeji die griechischen Originale der römischen Stücke aufgeführt wurden. Die beiden sitzenden Stabträger zu beiden Seiten des Bildes sind der Handlung fremd, wie sie ja auch nicht nach ihr hinsehen, sie stellen vielmehr nach Wieseler's Erklärung eine wohllöbliche pompejanische Theaterpolizei vor, die in zwei Nischen zu beiden Seiten des Prosceniums ihre Sitze hatte. Natürlich sind es Vorgesetzte, deren Untergebene in der Cavea vertheilt waren. Man wird in ihren Gesichtern eine gewisse provinciell-aufgeklärte Biedermännlichkeit nicht verkennen, womit sie nicht bloss das Betragen des Publicums, sondern auch den intellectuell-moralischen Eindruck des Stückes auf dasselbe überwachen.

Wir schliessen mit einigen kurzen Bemerkungen zu Tafel VI, deren zu gegenwärtiger Abtheilung gehörige Bilder meist durch die Unterschriften erklärend bezeichnet sind.

Zu Fig. 1 und 17 ist zu bemerken, dass die Schauspieler in Rom ehrlos waren, zur Kaiserzeit aber, nachdem schon früher die Gebildeten, wie Cicero, einen Roscius und Aesop geehrt hatten, hinlängliches Ansehen erlangten, um es erklärlich zu machen, dass ihnen Statuen gesetzt wurden. Von Schauspielerinnen aber erfährt man das erste Wort aus der Zeit, wo Donat den heiligen Hieronymus in der Grammatik unterrichtete; denn dieser Gelehrte ist es, der als Scholiast des Terenz die Darstellung der weiblichen Rollen durch verkleidete Männer, »wie bei den Alten«, und durch Frauenzimmer, »wie jetzt«, unterscheidet, womit freilich nicht gesagt ist, ob diese Sitte erst im 4. Jahrhundert oder noch vorher aufgekommen war. In Byzanz erhielten auch Tänzerinnen Statuen.

Unter den in verschiedenen Lagen dargestellten Sklaven fällt zunächst Fig. **18**, der lustige Sklave, in die Augen, der in Abwesenheit des Herrn High life below stairs spielt, den Kranz der Freude aufs Haupt gesetzt hat und sich mit einer Flötenspielerin gütlich thut. Mittlerweile ist der Herr zurückgekommen und ungesehener Zuschauer des blauen Montags geworden, ganz wie in so vielen Scenen der griechisch-römischen Komödie, die das »bei Seite« und »für sich« noch viel weiter als die unsere trieb. Die Daumenbewegung verkündigt bereits seinen still gefassten Entschluss und weist nach einem unliebsamen Orte, nach der Mühle etwa, wohin man unartige Sklaven nach empfangener Tracht Schläge zu weiterer Abkühlung — wie man sich den Alten für sich redend denken muss — zu schicken pflegte. Der noch ahnungslose Schwelger wird daher im nächsten Augenblicke seinem Kameraden Fig. **22** gleichen, wofern nämlich die Deutung richtig ist, dass derselbe sich auf den Altar geflüchtet hat, um der Strafe zuvorzukommen. Dass dieses Asyl jedoch nicht unbedingt sicher gewesen wäre, zeigt Fig. **6**, wo ein Sklave einen ganz ähnlichen Sitzplatz gefunden hat, aber mit hinten zusammengebundenen Händen und einer Schmerzensmiene, welche deutlich besagt, dass bereits weit mehr als bloss dieses hinter seinem Rücken vorgegangen ist. Der Altar durfte also zu verlassen sein. Dass jedoch Regen mit Sonnenschein abwechselt, gibt der auf einem Bein tanzende Sklave Fig. **7** zu erkennen, der sehr einem der erwähnten Miniaturbilder gleicht, dem Davus aus der Andria nämlich, wie er sich über das Gelingen der ausgeübten Streiche freut. Mit Streichen, die empfangen werden, scheint Fig. **8** in mehr oder minder naher Beziehung zu stehen, sofern die übereinandergeschlagenen Arme die Gebärde des sorgenvollen Nachdenkens sind, wie die an den Kopf gelegte Hand des Parasiten Fig. **10**, dem es auch in mehr als einer Weise hinderlich ergangen zu sein scheint, Schmerz und Niedergeschlagenheit bedeutet. Höchst bemerkenswerth ist die Fig. **20** dargestellte, in Neapel heute noch übliche (von der gleichbedeutenden Fica des übrigen Südens in der Gebärde verschiedene) Indocchiatura, die dem Sinne nach unserem »Unberufen!« entspricht. Man streckt den Zeig- und kleinen Finger, indem man die andern einschlägt, gegen das, was man gelobt hat, aus, um auf diese Weise den durch das Lob hervorgerufenen Neid der unheimlichen Mächte, besonders den bösen Blick, abzuwenden. Der wohlgenährte, voll Buffonerie auftretende Sklave, offenbar ein gutgehaltener Obersklave, hat, wie aus dieser seiner conventionellen Gebärde hervorgeht, der Hetäre so eben irgend eine scurrile Schmeichelei über ihr Aussehen gesagt, wobei übrigens sowohl dieses als sein schalkhaft zur Seite gewendetes Gesicht beweisen, dass es ihm keineswegs Ernst ist mit dem Compliment. Die Hetäre ziert sich oder hält die Hand vor den Mund, um das Lachen zu verbergen, während die Hetärenmutter sie aufmunternd vorwärts schiebt. Weitere Hetären finden sich Fig. **2** und **13** dargestellt, wobei zu bemerken, dass Erstere auch für eine Sklavin einer Hetäre angesehen wird, und dass das Instrument am Knie der Letzteren eine Lampe ist, zu welcher die Doppelfigur (auf dem Original befindet sich nämlich noch ein Sklave dabei) als Oelbehälter dient.

Von den Parasiten und Possenreissern, deren Gattungen mehrfach in einander übergehen, mögen einzelne Figuren unserer Tafel der Atellane angehören, der altnationalen römischen Charakterposse, die neben dem aus Griechenland entlehnten Drama fortbestand, aber nicht kunstmässig entwickelt wurde, die unmaskirten aber, besonders die Kahlköpfe unter ihnen, dem Mimus, einer ähnlichen Farce, die sich von der Atellane hauptsächlich dadurch unterschied, dass sie ohne Maske gespielt wurde, und dass Frauen darin auftraten, woraus etwa die Statue Fig. **17** erklärt werden könnte. Diese Art von Lustspiel, die mitunter in die Redefreiheit der alten Komödie zurückgreifen durfte, gewann neben dem Drama immer mehr den Vordergrund, und überlebte zuletzt nicht bloss dieses, sondern auch das römische Reich. Ja, ein Blick auf Fig. **11**, **21**, **22** wird zeigen, dass sie heute noch umgeht. Etwas anderes als der Mimus war der schon erwähnte Pantomimentanz, ein meist heroisches Ballet, das sich von dem unsrigen dadurch unterschied, dass ein einziger Mime, durch Chorgesang unterstützt und abgelöst, sämmtliche Personen des Stücks nach einander gab. Welchen Furor diese Gattung in den feineren Kreisen machte, kann man aus der mit wahrhaftem Fanatismus geschriebenen Abhandlung ersehen, die Lucian der Pantomime gewidmet hat. Es muss aber auch völlige Garrick's unter jenen stummen Alldarstellungskünstlern gegeben haben, wenn man jene Anekdote von dem halbwilden Prinzen glauben darf, der sich einen solchen von Nero für gewisse diplomatische Verlegenheitsfälle, wo die Contrahenten gegenseitig nicht mit der Sprache fortkamen, als Dolmetscher erbat. Mimische Tänze zählten sodann überhaupt zu den beliebtesten Gegenständen der kaiserlich römischen Schaulust, und zwar ernste wie komische, in Gruppen oder einzeln, bis herab zu dem Zwerge, der Fig. **13** seinen grotesken Tanz mit Klapperbegleitung aufführt.

Tänzer solcher Art und herumziehende Gaukler sind das letzte Glied im langen Gefolge des Thespiswagens, daher sie auch, nur lose noch mit ihm zusammenhängend, bei unsern Abbildungen den Kehraus machen. Fig. **19**, von einer pompejanischen Mosaik mit beigeschriebenem Namen ihres Verfertigers Dioskorides von Samos, führt in pagodenartiger Gestaltung eine eigene Abart von Gauklern vor, eine heilige, jene Priester der phrygischen Göttermutter und später der syrischen Göttin, von denen Lucian eine nicht sehr auferbauliche Schilderung entworfen hat. Ursprünglich rasende Schwärmer, die sich zu Ehren ihrer Gottheit in heiliger Wuth entmannten, waren sie zu seiner Zeit Bettelpfaffen der gemeinsten Art geworden, zogen mit ihrer Göttin von Dorf zu Dorf, machten Verdrehungen, verwundeten sich, sammelten dann für die Göttin ein, und nannten dies, gerade wie unsere heutigen fahrenden Komödianten, »Arweiten.« Dass aber diese Galli — der Name wird am wahrscheinlichsten orientalisch abgeleitet und auf ihre Verdrehungen bezogen — dem beschriebenen Zustande sich schon im ersten Jahrhundert der neuen Zeitrechnung genähert hatten, ist durch das pompejanische Bild dargethan, auf welchem sie als vagirende Kymbalen- und Tympanenschläger erscheinen. — Fig. **20** endlich zeigt einen Gaukler, der, ganz in heute noch gebräuchlicher Art, Bälle auf Stirne, Händen, Armen, Beinen und Füssen rollen lässt, und sechs Sänger, zwei Erwachsene mit vier Knaben, die von einer Syrinx und einer Wasserorgel begleitet werden.

**Bilderquellen:** Taf. V. Fig. 1. Pitt. d'Ercol. T. IV, p. 23. Fig. 2. Mus. Borb. Vol. XI, t. 42, 2. Fig. 3. Pitt. d'Ercol. T. IV, p. 19. Fig. 4. Mus. Borb. Vol. I, t. 22. Fig. 8. Mus. Borb. Vol. VII, t. 44, 2. Fig. 9. Seroux d'Agincourt, Histoire de l'Art etc. T. V, pl. 35, 2. Fig. 10. Ebendaselbst. Fig. 11. Nach Mus. Borb. Vol. I, t. 21. Fig. 12. Winckelmann Monumenti ined. nr. 192. Fig. 13. Lucerne d'Ercolano T. 35, 2. Fig. 14. Wieseler, Theatergebäude etc. V, 48. Fig. 15. Ficoroni de Larv. etc. t. 74. Fig. 16. Monumenti dell' Inst. di Corrisp. arch. 1844. Vol. IV, t. 12. Fig. 17. Mus. Borb. Vol. XIII, t. 21, 2. Fig. 18. Pitt. d'Ercol. T. I, t. 4. Fig. 19. Pitt. d'Ercol. T. IV, p. 3 u. 10. Fig. 20. Mus. Borb. Vol. VII, t. 44, 3. Fig. 21. Mus. Borb. IX, t. 60, 2. Fig. 22. Millin

Descript. d'une Mosaique ant. Wieseler VIII, 11. pag. 57 (erste Spalte unten). Fig. 23. Millin peintures de Vases ant. T. II, 55. Fig. 24. Mus. Borb. V. III, t. 4. Fig. 25. Mus. Borb. V. II, t. 56. Fig. 26. Wieseler IX, 1. Fig. 27. Gerhard, Ant. Bildwerke Taf. 73. Fig. 28. Panofka, Cab. Pourtalès pl. IX. Fig. 29. Seroux d'Agincourt, Hist. de l'Art etc. T. V, pl. 36, 2. Fig. 30. Ebendaselbst. Fig. 31. Serradifalco Antich. della Sicilia. Fig. 32. Panofka, Cab. Pourtalès. Fig. 33. Panofka, Mus. Blacas. Fig. 34. Clarac, Mus. de Sculpture pl. 874 A. nr. 2221 D. Fig. 35. Mus. Borb. IV, t. 24. Fig. 36. A. Mai a. a. O. Fig. 37. Gerhard, Denkmäler etc. Fig. 38. Mus. Borb. I, 20. Fig. 39. Millingen, Peint. de Vases Gr. pl. 46. Fig. 40. Lenormant et de Witte Él. céramogr. Fig. 41. Mus. Borb. IV, t. 18.

Taf. VIa, erste Hälfte. Fig. 1. Clarac, Mus. de Sculpt. pl. 874 D. 2221 F. Statue im Mus. Borb. Fig. 2. Wieseler, Supp. A, Fig. 31. — Pistolesi, Il Vat. etc. Fig. 3. Wieseler XII, 3. — Micali Antich. Monum. Fig. 4. Wieseler XII, 27. Fig. 5. Wieseler XII, 39. Fig. 6. Ficoroni, De Larv. scen. etc. Fig. 7. Ficoroni, De Larv. scen. Fig. 8. Ebendaselbst. Fig. 9. Clarac, Mus. de Sculpture pl. 874. Fig. 10. Caylus Rec. IV, pl. 93. Fig. 11. Caylus Rec. III, 76. Fig. 12. Clarac, Mus. de Sc. 874 D. 2221 G. Statue im Mus. Borb. Fig. 13. Ficoroni, De Larv. scen. Fig. 14. Caylus Rec. III, 75, 1. Fig. 15. Bronzi d'Ercol. II, 91. Fig. 16. Ficoroni, De Larv. Scen. t. 9, 2. Fig. 17 W. Supp. A 33. Fig. 18. Mus. Borb. VII, 21. Fig. 19. Mus. Borb. IV, 34. Fig. 20. Mus. Veronense p. 111. Fig. 21. Caylus Rec. III, t. 75. Fig. 22. Mus. Pio-Clem. III, 28. Fig. 23. W. XII, 43. Fig. 24. Bartoli Lucernae I, 34. Fig. 25. Ficoroni, De Larv. scen. t. 27, fig. 2. Fig. 26. Mus. Borb. IV, 33. Fig. 27. Clarac, Mus. de Sculpt. pl. 874 B.

## 3. Musik und Tanz.

### (Tafel I, VI$^{a}$, VI$^{b}$.)

Musik war dem Wortverstande nach für den Griechen ein weit grösseres Gebiet des geistigen Lebens als für uns, denn die musische Bildung umfasste bei ihm Alles, was wir wissenschaftliche und künstlerische Bildung nennen, vom Lesen und Schreiben an bis zur Poesie und Philosophie hinauf. Eine der gepflegtesten und unentbehrlichsten aber im Kreise seiner Künste war ihm die Tonkunst, die Musik im engeren Sinn, und das so sehr, dass noch Aristophanes, zu dessen Zeit sie bereits von ihrer Höhe herabgestiegen, ganz nach Seume's Denkart — »wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder« — einen Dieb, der die Kithar nicht zu spielen verstehe, für unzurechnungsfähig und daher seinen Frevel für verzeihlich erklärte. Die Musik wurde, sobald die ersten Anfangsgründe überwunden waren, in Sparta sogar unbekümmert um Lesen und Schreiben, als einer der wichtigsten Gegenstände des Unterrichts betrieben. Die religiös-moralischen Wirkungen, die man ihr zuschrieb, werden auch vollkommen begreiflich, wenn man sich erinnert, dass sie ursprünglich aufs engste mit dem Cultus zusammen hing, daher man wohl berechtigt ist, ihr in dieser Beziehung aus der Geschichte unserer eigenen Entwicklung bis zu einem gewissen Grade die geistliche Musik und das Kirchenlied an die Seite zu stellen. Röth in seinem (vielleicht bei einzelnen Ausschreitungen seines grossartigen Scharfsinns) wundervollen Leben des Pythagoras hat diesen Gesichtspunkt ungemein einleuchtend auseinandergesetzt. Bekanntlich wird von dem Vater der Philosophie als etwas Befremdliches erzählt, dass er in seinem berühmten Institute die Musik an die Spitze der Erziehung gestellt, dass er sie in ausgedehntem Masse zur Läuterung und Reinigung der Gemüther angewendet und dies seine Heilmethode durch die Musik genannt habe. Da waren Gesänge, wird berichtet, die sich gegen die Leiden des Gemüthes, gegen Niedergeschlagenheit und Gewissensbisse äusserst hülfreich erwiesen, wiederum andere, die gegen die Affecte, gegen Erbitterung und Zorn und ähnliche Gemüthsanfregungen gerichtet waren, noch andere dienten wider die Lüste und Begierden. Abends vor Schlafengehen liess er die Schüler durch Gesänge sich von den Leidenschaften des Tages reinigen und die zurückgebliebenen Aufregungen beschwichtigen, um sich zu einem ruhigen und die Reinigkeit des Geistes wiederherstellenden Schlafe vorzubereiten. Nach dem Aufstehen aber liess er wiederum durch Gesänge die nächtliche Verschlafenheit und Verdrossenheit verscheuchen und zu frischer Thätigkeit aufmuntern. Diese Wirkungen, zu denen man bei Augustin und Luther die entsprechenden Seitenstücke angegeben findet, sind von den neuplatonischen Compilatoren der älteren Lebensbeschreibungen des Pythagoras alles Ernstes dahin missverstanden worden, als ob der Weise von Samos vermittelst der Musik sympathetische Curen verrichtet hätte, dergleichen bei uns allerdings bis zum vorigen Jahrhundert im Schwange waren. Aber es braucht nicht vieler Worte, sagt Röth, um hier die bei unsern Altvordern in ehrbaren und gottesfürchtigen Familienkreisen in so hohem Ansehen stehende Sitte der geistlichen Lieder und der geistlichen Musik, der Morgen- und Abendgesänge, der Trost- und Trutzlieder in allen geistlichen Anfechtungen mit ihrem Schatze von Kernsprüchen und Melodieen gegen alle Gebresten des Leibes und der Seele, jener so kräftigen und belebenden Mittel des inneren gottvertrauenden Gemüthslebens und der daraus hervorgehenden wahren Sittlichkeit, in einem nach Ort und Zeit verschieden gestalteten, in allem Wesentlichen aber ganz übereinstimmenden Gegenbilde wiederzuerkennen. Und wie wir einen solchen Schatz geistlicher Lieder und Melodieen besitzen, in denen unter zum Theil veralteter Schale und unter einer oft sehr ungeläuterten Dogmen- und Bilderhülle ein kostbarer Kern religiösen Gefühls enthalten ist, so hatten nicht minder auch die Griechen zu des Pythagoras Zeit einen solchen Schatz religiöser Dichtung und Musik. Zu schweigen von den nach Orpheus benannten religiös-lyrischen Hinterlassenschaften eines grauen Alterthums, deren Echtheit bestritten ist, hatte schon ein volles Jahrhundert vor Pythagoras und noch vor Alkäos und Sappho der lesbische Sänger Terpandros neben der im ersten Aufblühen begriffenen weltlichen Lyrik, aus dem alten in der Tempeltradition fortvererbten »orphischen« Liederschatze schöpfend, eine mit seiner Verbesserung und reicheren Besaitung der Kithar Schritt haltende kunstmässigere geistliche Poesie und Musik begründet. Er ist der Erfinder der griechischen Notenschrift, die — in ein paar notirten Hymnen und einem notirten Fragment von Pindar noch erhalten — ihre Zeichen aus dem Alphabet entnahm, so dass sie, ganz wie unsere musikalische Zahlenschrift, nur die Intervalle der Melodie bezeichnete, und daher aus jedem Schlüssel gesungen werden konnte. Sie wurde über den Text gesetzt, dessen Versmass zugleich den Takt angab und eine besondere Taktbezeichnung überflüssig machte. Da sie jedoch, wie unsere ältere Choralnotenschrift, die den Organisten und Sängern zur vollen Ausführung die Kenntniss des Generalbasses auferlegte, nur den Cantus firmus bezeichnen konnte, und da bei den weiteren Fortschritten der Musik zu der Singzeile noch eine zweite gleichfalls nur andeutende Notenzeile für die Instrumentalbegleitung kam, überdies auch die aus vereinzelten nationalen Ursprüngen zu allgemeiner Verbreitung gediehenen Tonarten, die dorische, lydische, phrygische u. s. w., genaues Verständniss forderten, so bedurften nicht bloss die Tonmeister, sondern auch die ausübenden Musiker und Sänger für den richtigen und (wie es sich nun auch mit der vielbestrittenen Harmonie verhalten haben mag) vollständigen Vortrag des Musikstücks einer ausgedehnten theoretischen Musikbildung, daher denn auch die eigentlichen Musiker bei den Alten, wie bei uns, zu den Gelehrten, d. h. nach antiker Redeweise zu den Philosophen gerechnet wurden und die Philosophen selbst, Pythagoras, Plato, Aristoteles, sich mit der von Ersterem ausgebildeten mathematischen Musiklehre (Kanonik) angelegentlich beschäftigten. Von Terpander sind noch die Worte vom Eingang eines Hymnus übrig, wie er zu den beim Opfer gebrachten Trankspenden (Spondai) in dem danach benannten spondeischen Versmasse gesungen wurde. Sie lauten:

Zeus, des Alls Urquell, des Alls Regierer,
Zeus, dir weih' ich dieses Lied der Lieder.

Nur muss man sich im Griechischen, das an Spondeen reicher war als unsere Sprache, die bekanntlich kaum den Bedarf für den Hexameter zu decken vermag, sämmtliche Silben gleich lang denken, da das, was bei uns ohne Rücksicht auf Senkung oder Hebung der Silbe durch die blosse Länge oder Kürze des musikalischen Tons bewerkstelligt wird, der Takt, in der antiken Musik dem Texte und der Melodie gemeinsam war. Schon das Versmass also, obgleich wir die Melodie nicht mehr haben, zeigt uns den Rest eines förmlichen Chorals, der sich nach Art unseres alten strengen Choralstyls in gleich langgezogenen schweren Noten dahin wälzte. Aber choralartige Anklänge, die durchaus an solche gottesdienstliche Lieder erinnern, kommen auch noch im Chor der Tragödie vor, besonders bei Aeschylos, und es mag feierlich zu hören und zu sehen gewesen sein, wenn die Handlung, nicht bloss objectiv, wie bei uns etwa in den Hugenotten, sondern wirklich cultusmässig, sich in eine andächtige Feier verwandelte und das Theater zur Kirche wurde.

Das Instrument für die ernste geistliche Musik war das, wie wir bei Homer sehen, von Alters einheimische Saitenspiel, Phorminx oder Kitharis von ihm genannt. Terpander und eine gefeierte Reihe von Künstlern, die nach ihm die Kunst noch mehr vervollkommneten, hatten diesem Instrument den Vorzug und durch seine sozusagen kirchliche Anwendung den Charakter gegeben, vermöge dessen es ungeachtet seines ärmeren Klanges für den Griechen das war, was für uns die Orgel ist. Und wie man bei uns in der älteren Zeit Hausorgeln hatte, die nicht immer gerade nur Choräle spielten, so diente im griechischen Hause die Lyra, die Kithar auch der nichtgeistlichen Musik. Sie galt, namentlich zu Athen, für das ausschliesslich anständige Instrument im Gegensatz zur Flöte, die sich nur nach langen Kämpfen in Griechenland Eingang verschaffen konnte. Von diesen Kämpfen sind geschichtliche Zeugnisse überliefert, und auch die Mythologie trägt Spuren davon. Denn wenn Athene die Flöte erfindet, aber wegen der Gesichtsentstellung wieder wegwirft, wenn Marsyas, der das verachtete Rohr aufgenommen, von Apoll, dem auf so vielen Kunstwerken herrlich abgebildeten Kitharspieler, im Wettkampfe besiegt wird und der Preisrichter Midas seine Eselsohren einem strafbaren Kunstgeschmacke verdankt, so beweist dies eben, dass die Mythendichtung, in ihrer Auslegung altüberkommener Religionssinnbilder, dem nationalen Saitenspiele den Vorrang vor dem phrygischen Blasinstrument ertheilen durfte. Schon nach dem ersten heiligen Kriege, zu Solon's Zeit, als das pythische Fest neu geordnet wurde, fügte man zu dem alten Wettkampfe (Agon) der Kitharsänger (Kitharöden) einen neuen für Flötenspieler (Auleten) und Sänger zur Flöte (Aulöden) hinzu; derselbe konnte sich aber nicht halten und wurde wieder abgeschafft. Auch Pythagoras öffnete die Hallen seiner Schule nur dem Saitenspiele, dessen Alles ergreifender und beruhigender Klang, wie Pindar in der ersten pythischen Ode singt, selbst den spaltenden Strahl des ewigen Feuers löscht, und verbannte die Flöte, weil sie etwas Wildberauschendes, nach Festversammlungen Schmeckendes (also nach unserer Redeweise Kirchweihartiges) habe. Bekannt ist die Anekdote, wie er einmal Nachts, mit Beobachtung der Sterne beschäftigt, einen unter Flötenklang vom Schmause heimkehrenden Jüngling von Thaten trunkenen rachsüchtigen Wahnsinns abgehalten, indem er den Flötenspieler plötzlich eine jener spondeischen Melodieen anstimmen hiess. In der That, meint Röth, würde in einer ähnlichen Lage ein plötzlich angestimmter Choral: »O Ewigkeit, du Donnerwort«, bei einem nicht völlig verwilderten Gemüthe wohl auch heute (?) noch ganz dieselben Eindrücke hervorbringen. Jedenfalls hat der Auftritt eine gewisse Aehnlichkeit mit der Faustischen Scene, in welcher Glockenklang und Chorgesang, die Himmelstöne, mächtig und gelind, an die auch der glaubenslose Denker von Jugend auf gewöhnt ist, gleichfalls eine jener musikalischen Heilungen bewirken und der Leidenschaft selbstmörderischer Verzweiflung das verhängnissvolle Glas vom Munde wegziehen; und wer die Scene schon in einem genügsamen Haustheater mit dem Behelf einer Guitarre dargestellt sah, die mit möglichst vollen Accorden die Kirchenklänge ersetzen musste, der hat bei dieser Gelegenheit eine echte Probe altgriechischer Kircheninstrumentalmusik genossen. Die Flöte wusste jedoch nicht bloss in der weltlichen Musik, sondern auch bei einem Theil des Gottesdienstes ihren Platz neben der Kithar zu behaupten, nämlich eben bei jenen wilden, kirchweihmässigen, faschinghaften Festlichkeiten, die aus Asien eingedrungen waren, und dass sie später sogar das vorherrschende Instrument wurde, das haben uns die Kunstbilder gelehrt, auf welchen wir Opferhandlungen von der Flöte begleitet finden. Auch im Theater gewann sie die Oberhand; indessen ist uns ein gerade für diese Entwicklung kostbares Fragment von Pratinas, dem älteren Zeitgenossen des Aeschylos, erhalten, das den grimmigsten Hass gegen die Neuerung athmet und das Geschöpf des künstlichen Rohrstahls beschuldigt, dass es nur zu Faustkampf, zu thyrsosschleuderndem Streit in wildem Weinrausch anzuführen tauge. Schlag' die Phrygerin, ruft dieses Chorlied, die Lärmerin, die bunten Getös in die Luft giesst, wirf in das Feuer das speicheltriefende Rohr, den Schwerlallendgesangestammelrhythmentrunkenbold (Droysen)! Pratinas gilt für den Erfinder des (kunstmässigen) Satyrspiels, und will auch sonst in diesem Liedesbruchstücke keineswegs als Kopfhänger angesehen sein, er will und muss schwärmen und lärmen mit den Nymphen im Wald u. dgl., aber die Flöte ist ihm dabei zuwider, und so lässt er uns lebendig sehen, dass, wie schon früher bemerkt, mit der bacchischen Lust ein religiöses Pathos verbunden war, das durch nichts Fremdartiges in seinen Empfindungen gestört sein wollte. Es kann wunderlich scheinen, dass der armen Flöte so viel Unheil aufgebürdet wird, dass selbst Alexander der Grosse aus ihren Klängen wilde Waffenbegeisterung geschöpft haben soll; aber die Menschheit hat denn doch, bei aller Aehnlichkeit im Ganzen, nicht zu allen Zeiten gleich gefühlt, wie man sich z. B. überzeugen kann, wenn man aus Uhlands Rath der Nachtigall erfährt, dass der Gesang dieses Vogels, der seit der Minneliederzeit nur zärtliche Bedeutung hat, in einer früheren Welt als Aufruf zu Krieg und Rache wirkte. Hiezu kommt, dass unsere sanfte Querflöte den Griechen wenig galt, dass ihre Flöte vielmehr die Clarinette war, die immerhin kräftigere Töne von sich gibt. Gleichwohl wurde sie, als Perikles das Odeon baute und die Flöte gleichberechtigt mit der Kithar in die Conzerthalle einzog, das Werkzeug des musikalischen Verfalls; denn die Musik, als eine zur Selbständigkeit geborene Kunst, darf sich zwar von den Fesseln der Poesie befreien, jedoch nur da, wo sie, wie bei uns, selbst sprechen kann. Die griechische Musik, die auf den Saiten nur stammeln und höchstens mit Hülfe der Flöte etwas singen konnte, der Redemittel aber, die allein in den Streichinstrumenten ausreichend dargeboten sind, völlig entbehrte, war nicht stark genug, um auf eigenen Füssen stehen zu können, sie musste sich daher auf dem Wege zur Unabhängigkeit in Ueberkünsteleien*) verirren, wozu von der voraneilenden Flöte auch die Kithar verführt wurde und anfangs selbst die einem verdorbenen Geschmacke huldigenden Dichter beitrugen, bis vollends jenes ohrenkitzelnde oder auch nur durch Leistung des Unmöglichen betäubende Virtuosenthum aufkam, das, wie immer, für den Mord an der Kunst mit schweren Talenten bezahlt wurde. Es ist also natürlich, dass die Klagen der Späteren über die Entartung der Musik, die zur Zeit des Plato und Aristoteles bereits in vollem Zuge war, gewöhnlich mit Vorwürfen gegen die Blasmusik verbunden sind.

Pindar, der, obgleich die letztere in Böotien besonders heimisch war, vorzugsweise für die Lyra, die goldene Phorminx componirte und die Flöte nur mit Maass zur Mitwirkung zog, bezeichnet den Höhepunkt der griechischen Musik und der Bildung, die in ihr noch Jahrhunderte lang der zum Besseren erzogene Jüngling auch in sinkenden Zeiten finden konnte. Es war die beste oder vielmehr die einzig gute Zeit dieser Musik, als sie im Dienste der Poesie stand und den bescheidenen, aber noch von der heutigen Kunst geliebten Beruf hatte, dem Dichterworte ihre Schwingen zu leihen. Die beiden Künste gingen aber noch geschwisterlicher zusammen als jetzt, denn jene Lyriker und Dramatiker waren selbst Tonsetzer, die ihre eigenen Dichtungen componirten, und Sing- und Musiklehrer, die den Chören, den Schauspielern, den Musikern ihre Weisen einübten. In jenen Oden, jenen Chören also, deren Metrum schon so viel Kopfbrechen verursacht hat, sind herrliche Texte zwar auf uns gekommen, die wir aber rhythmisch uns niemals ganz zu eigen machen können, weil dem Text die Töne fehlen.

Was nun der Knabe nach gutem altem Brauch in der Musikschule lernte, das entsprach, wie wir sehen, nach einer Seite ganz der Jugendbildung unserer frommen Vorzeit, die den Menschen mit einem Schatz von Versen und Melodieen ihrer geistlichen Lieder reichlich ausgestattet in das Leben sandte, aber so bedeutend auch der Rang ist, den diese Lyrik in der Geschichte der Poesie und Musik einnimmt, so war der Bildungsschatz des Griechen doch geistig unendlich reicher, als der, den unser Gesangbuch geben konnte, weil ihm Geistliches und Weltliches nicht so aus einander gebrochen war, wie uns. Das seinige umfasste eine Literatur, wie sie unserer Jugend noch vor kurzer Zeit (und fast jetzt noch) mehr halb verstohlen als durch den Unterricht in die Hände kam, und obendrein welch kleinem Bruchtheil dieser Jugend! Dem jungen Griechen gewährte seine Musikschule, was Kirche und Liederkranz dem jungen Deutschen unter den günstigsten Umständen nicht so ungetrennt, so unbefangen vereinigt gewähren könnte, Einführung in das Beste seiner Poesie, in eine Fülle frommer, mächtiger, freier, edler Gedanken, die, wie er sie im Gesang vortragen und mit seinem Saitenspiel begleiten lernte, sich ihm einprägten und ihn auf seinen Wegen begleiteten. Dies ist es, was Plato verlangte, wenn er sagte, das Leben des Menschen bedürfe des schönen Rhythmus und der innern Harmonie, und darum müssen die Jungen mit den Liedern der guten Dichter bekannt gemacht werden und sie zur Kithar singen lernen, damit sie an rechtes Mass und schöne Ordnung gewöhnt und zum entsprechenden Verhalten in Worten und Werken herangebildet werden. Ob die Stücke aus Homer, die Terpander componirt haben soll, die übrigens für den Griechen biblische Geschichte waren, ob sodann die eigentlich weltlichen Lieder, die innigen der Sappho, die leichten des Anakreon, sich mit ihrer Musik in rascheren Rhythmen nach unserer Art bewegten, darüber wird sich wohl nicht leicht etwas feststellen lassen. Wenn die Behauptung erwiesen wäre, dass unser Paulus Diaconus sein Ut queant laxis etc. einer alten, gleicherweise zuvor von Horaz benützten Melodie von Sappho unterlegt habe, so dürfte man sich auch die nichtgeistliche Musik der Griechen als sehr geistlich klingend vorstellen; denn es ist eine Melodie, bei der man die Orgel mittönen zu hören meint. Aber selbst die Echtheit der Pindar'schen Noten ist nicht über jeden Zweifel erhaben, da Pater Athanasius Kircher, der sie in der Bibliothek des Klosters St. Salvator zu Messina fand, das Vertrauen, das sein Charakter verdiente, durch Leichtgläubigkeit erschüttert hat. Das Fragment — es ist die beinahe vollständige Anfangsstrophe des erwähnten pythischen Siegesliedes — hat übrigens ganz den Gang und Ton unserer ältesten Kirchenmelodieen. Diese Feierlichkeit der Musik würde vollkommen zu Pindar's Lyrik stimmen, die sich, auch wo sie nicht unmittelbar dem Tempel zuschreitet, beständig durch die ganze Götterwelt bewegt, während zugleich der Fund, seine Echtheit vorausgesetzt, die von älteren und neueren Forschern aufgestellte Behauptung bestätigen würde, dass die altgriechische Musik, die ernste wenigstens, uns nicht verloren sei, sondern sich in der byzantinischen Kirche erhalten habe, von welcher sie sodann durch Ambrosius nach Italien und durch die Singschule Gregor's des Grossen in die übrigen Abendländer gekommen wäre.

---

*) Die Anzahl der nach und nach erforderlich gewordenen Notenzeichen soll nach Alypius nicht weniger als 1620 betragen haben; und wenn auch Forkel dieselben, mit Ausscheidung der bloss theoretischen, auf „nur" 990 praktische reducirt — die für das Ohr noch um sehr viel weiter zusammenschmelzen, wenn man bedenkt, dass die unbequeme Notenschrift, um genau zu sein, den gleichen Ton in seinen verschiedenen Verbindungen verschieden bezeichnen musste — so war die Kunst doch, wie man sieht, weitschweifig und verwickelt genug geworden.

Seine Musik erweiterte jedoch der reiche ästhetische Darstellungsdrang des Griechen noch nach einer andern Seite hin, indem er, wie schon gesagt, zu den Worten und Tönen die ausdrucksvolle Bewegung, den Tanz, gesellte. Jene Dichter und Componisten waren auch Tanzmeister, wie wir schon an Aeschylos gesehen haben und wie uns von Thespis und seinen Nachfolgern gleichfalls überliefert ist. Freilich hatte die griechische Orchestik mit unsern modernen Fussbemühungen wenig gemein, besonders die religiöse, die einen feierlichen Reigenschritt mit wechselnden, symbolisch darstellenden Bewegungen führte. Da wohl fast alle dem Namen nach bekannte religiöse Musikstücke — der einfache Hymnos, der zusammengesetztere Päan, der heftige, dem Dionysos ausschliesslich eigene Dithyrambos (vom Dreischritt abgeleitet, der auch der Tanz der römischen Salier gewesen zu sein scheint), das marschartige Prosodion u. s. w. — von rhythmischen Bewegungen begleitet waren, so muss das Hyporchema, das der Benennung nach ausdrücklich für den Tanz gedichtet und gesetzt war, dem letzteren einen vorherrschenden Rang eingeräumt haben, daher Böckh vermuthet, dass es in sehr leichten, raschen Rhythmen gegangen und von mimisch-scenischen Tanzbewegungen begleitet gewesen sei. Von einem mimischen Elemente war jedenfalls, anders als bei uns, die ganze antike Tanzkunst durchdrungen, und die alten Schriftsteller drücken dies aus, wenn sie von einem Tanzen mit den Händen, ja mit den Augen reden. Es ist daher begreiflich, dass bei eintretender Verweltlichung der Kunst sich jener Pantomimentanz ausbildete, der in späteren Zeiten das Entzücken aller Modekreise war. Das ursprüngliche Verhältniss des Tanzes zur Religion, das auch Plato noch forderte, war dasselbe, wie bei den Aegyptern und andern Völkern des Alterthums. Namentlich weiss man auch von den Mysterien, dass die Weihen unter Gesang und Tanz ertheilt wurden, daher man von denen, welche diese Geheimnisse profanirten, den Ausdruck gebrauchte, sie verrathen die heiligen Tänze. Andrerseits aber hing bei dem Griechen, der in Allem nach künstlerisch schöner Körperhaltung strebte, der Tanz mit der Gymnastik und dem Kriege, die ja selbst wieder unter sich verwandt waren, eng zusammen. Zu den vornehmsten Tänzen gehörten daher die Waffentänze, unter welchen der älteste und gefeiertste die religiös-kriegerische Pyrrhiche war, und da bei diesem Spiele taktische Uebung und kriegerische Tüchtigkeit mit der Meisterschaft im Tanze unzertrennlich verbunden sein mussten, so klingt es nicht verwunderlich, dass die Athener den besten Tänzer zum Feldherrn machten und die Thessaler den Vorkämpfer in der Schlacht Vortänzer nannten. Es ist unmöglich, alle die Tanzarten, die in den verschiedenen Landschaften und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden waren, namentlich aufzuführen, denn ihrer wurden nicht weniger als 200 gezählt. Unter den sogenannten friedlichen steht die Emmeleia voran, die sich allmählich als tragischer Tanz festsetzte, während der schongenannte Kordax und die Sikinnis die Tänze der Komödie waren. Als merkwürdig, weil er ausnahmsweise von beiden Geschlechtern getanzt wurde und hiedurch eine gewisse Aehnlichkeit mit unsern neueren Tänzen hat, ist der spartanische Hormos zu nennen, den wir nachher in den Abbildungen finden werden. Gleichfalls einer neueren Belustigung ähnlich war ein gewisser spartanischer Tanz, wobei man sich einander über die Schultern schwang, und sonderbar ist nur das dabei, dass derselbe von Frauen ausgeführt wurde. Sparta hielt übrigens allein die alte Würde der Pyrrhiche aufrecht, während anderwärts der ernste Tanz zu einem weichlichen bacchischen Tanzvergnügen ausartete, das statt der Waffen Thyrsusstäbe und Fackeln trug; ja er wurde im römischen Aegypten zur förmlichen Affenkomödie, indem der Hofgeschmack Affen in Purpurgewändern mit Masken den Tanz aufführen liess, bis ein Schock unter sie geworfener Nüsse die Affennatur zum Durchbruch brachte. Neben solcher Entartung war es freilich noch etwas Edles um das Virtuosenthum, das auf der römischen Bühne zum Canticum des Sängers und zur Flöte des Musikers die Handlung pantomimisch tanzte. Wie aber auch die Pantomimik auf dem Wege modefrommer Restauration zur alten religiösen

Orchestik ihre Versuche zurücklenkte, darüber ist uns im Leben des Apollonius von Tyana ein wunderliches Beispiel berichtet. Dieser neupythagoräische Heilige des 1. Jahrhunderts n. Chr. stiess in Athen auf ein theologisches Ballet, das ihn so sehr ärgerte, dass er den Athenern zurief, sie sollen doch nicht die Salaminier und ihre andern edlen Vorvordern durch ihre Tänze höhnen. Es war nämlich eine theatralische Darstellung in der Weise unserer früheren biblischen Tragödien und Komödien, nur dass der Stoff aus einer frommen heidnischen Epopöe, der sogenannten Theologie des sogenannten Orpheus, genommen war und von Schauspielern in Masken von Horen und Bacchantinnen unter Flötenbegleitung abgetanzt wurde. Indessen haben auch die ersten Christen, wie König David, ihre Festtänze gehabt.

Die Musikinstrumente der Alten sind auf unserer Tafel I. zusammengestellt, und zwar zunächst Fig. **31**, **35**, **57—66** die Saiteninstrumente. Hier aber begegnet der auch sonst vorkommende Uebelstand, dass die Bildwerke mit den Beschreibungen und Unterscheidungen der Schriftsteller wenig übereinstimmen, so dass Fortlage sich zu der Bemerkung gedrungen sieht, man könne die Abbildungen der griechischen Instrumente nur für traditionelle Typen mythischer und vorgeschichtlicher Tonwerkzeuge halten. Unter diesen ist das berühmteste die Lyra, die aber technisch früh verschwand und nur als Symbol des Saitenspiels sprachgebräuchlich und in Bildern fortdauerte. Bekanntlich schreibt der Mythus ihre Erfindung dem Hermes zu, der eine Schildkröte als Schallkasten mit Saiten überspannte und das Instrument dem Apollo schenkte. Betrachtet man dagegen das älteste ägyptische Saitenspiel in seiner Harfen- oder Bogenform, so wird man kaum zweifeln können, dass der ursprüngliche menschliche Erfinder durch den Sehnenklang des abgeschossenen Bogens auf diese Verwendung der Saiten geführt worden ist. Bei Homer treten, wie schon erwähnt, Phorminx und Kithar auf, die ihm gleichbedeutend zu sein scheinen, da er seine Musiker bald »auf der Kithar phorminzen«, bald »auf der Phorminx kithern« lässt. Somit wird auch Pindar's Phorminx nur der alterthümlichere, poetische Ausdruck für die Kithar sein, die durch Vermehrung der Saiten, Vervollkommnung der Resonanz und durch das kunstmässigere Spielen mit den Fingern — anstatt des Plektron (Fig. **68**), womit man sie früher schlug — zum herrschenden Saitenspiele ausgebildet wurde. In technischer Genauigkeit findet sie sich nur auf ägyptischen Bildwerken dargestellt, wo sie, wie unsere Guitarre, ein Griffbrett mit Gebinden hat. Unvollkommener, sagt Fortlage, dürfe man sich die griechische Kithara nicht vorstellen. Die bildende Kunst hat sich also, wie man sieht, um das Technische nicht bekümmert. Von künstlichen asiatischen, zeitweise in Griechenland eingebürgerten Instrumenten werden Barbiton, Pektis, Magadis u. a. genannt. Ersteres glaubt man auf einem pompejanischen Gemälde, wovon Fig. **31** entnommen ist, zu erkennen, was an sich nicht widersprechend wäre, da das Barbiton, nachdem es bei den Griechen längst abgekommen, von den Römern zu Opfergebräuchen beibehalten wurde. Von älteren Schriftstellern aber werden Barbiton und Pektis der Magadis gleich oder wenigstens ähnlich geachtet, die ein zwanzigsaitiges, zweioctaviges Instrument, worauf in Octavengängen zum entsprechenden antiphonischen Gesang eines Doppelchors gespielt wurde, also eine Art Harfe war.' Indessen wird auch ein aus Pfeifen bestehendes Tastenschlaginstrument, eine Art Orgel also, Magadis genannt. Wiederum eine Harfenart war das Trigonon (Fig. **34** und **66**) mit kurzen und langen Saiten. Dass übrigens schon zur Zeit des Aristoteles diese Pektiden, Barbiten, Trigone, Sambyken u. dgl. unter die veralteten und, als sinnlich und allzu virtuosisch, abgeschafften Instrumente gehörten, ersieht man aus dem vorletzten Capitel seiner Politik, woraus zur Ergänzung des oben Gesagten nachzutragen ist, dass damals zu Athen auch die Flöte, die um die Zeit der Perserkriege fast bei allen Freigebornen Eingang gefunden, als nicht strengsittlich aus der Hausmusik wieder verwiesen war. Der Vater des Isokrates, der reichgewordene Flötenfabricant, bezeichnet also gerade die Zeit zwischen dem persischen und peloponnesischen Kriege als die günstige Geschäftsconjunctur, in der man jene Musikmode ausbeuten konnte.

Von dem letzteren Instrumente nun, das doch immer wieder hauptsächlich den Virtuosen zufallen musste, geben die Fig. 72 etc. ein ziemlich starkes Assortiment. Die einfache Flöte (Monaulos) der Alten ist ein gerades, manchmal auch gebogenes Rohr von Holz oder Knochen, das, wie die Clarinette, durch ein Mundstück mit Zunge geblasen wurde, wobei anfangs einfache Löcher, später vervielfältigte Klappen den Tonwechsel hervorbrachten. Seltener ist die Querflöte (Plagiaulos). Die Doppelflöte, die auch die Römer hatten, bestand in zwei entweder gleichen oder ungleichen Flöten, die zusammen geblasen wurden; und zwar gaben nach Donat die Tibiae dextrae tiefe und ernste, die Tibiae sinistrae oder Sarranae hohe und heitere Töne, beide aber gemischt (Tibiae impares) eine gemischte Musik. Jedenfalls hat dieses Doppelspiel etwas Wunderliches, und noch wunderlicher ist der Kappzaum (Phorbeia, Capistrum, Fig. 99), den der Flötenspieler um die Wangen und Lippen trug, um den Athem beim Blasen zu sparen, eine Vorrichtung, die wohl Keinem so nöthig gewesen wäre, als dem allzu eifrigen Harmonides, der gleich beim ersten Auftreten den ganzen Lebensathem mit sammt dem Dasein in seine ehrbegierige Flöte blies. Die hieher bezügliche Literatur ist übrigens so unklar und widerspruchsvoll, dass Fortlage das ganze Doppelflötenwesen und auch den Kappzaum in die mythische Vorzeit zurück zu rücken wagt, was indessen weder die schriftlichen noch die bildlichen Zeugnisse zugeben. — Eine Abart der Flöte ist die unter dem Namen Syrinx bekannte und durch einen artigen Mythus gefeierte Pansflöte (Fig. 114, 117, 119), eine andere die Sackpfeife, das jetzt noch übliche Instrument der Pifferari, im Alterthum vom Askaules (Utricularius) geblasen, und eine Syrinx im Grossen, zugleich die Vorläuferin unserer Orgel, ist die Wasserorgel (Hydraulos), die, von Archimedes oder nach andern von Ktesibios erfunden und von dessen Schüler Hero in einer noch vorhandenen Schrift beschrieben, mittelst einer Claviatur, wobei Wasser die Luft in Bewegung setzte, gespielt wurde (Fig. 84).

Die kriegerische, aber auch gottesdienstliche Blasmusik, mit trichterförmigem Mundstück und erweiterter Mündung, war die Salpinx, und zwar die hellenisch-argivische lang, der römischen Tuba verwandt (Fig. 94), dann eine ägyptische runde, dem römischen Cornu ähnlich (Fig. 95), ferner eine gallische, medische, tyrrhenische, und die paphlagonische Stiertrompete mit einer stierrachenförmigen Mündung (»Stier von Uri«). Bei den Römern kam ausser der Tuba und dem im Blasen über die Schulter getragenen Cornu die muschelförmig gewundene Buccina (Fig. 90, 91) und der dem Krummstabe der Augurn ähnliche Lituus (Fig. 87) zur Anwendung.

Der lärmenden asiatisch religiösen oder auch theilweise volksthümlich wilden Musik dienten das Kymbalon (Becken, Fig. 123, 125), das Krotalon (Castagnette, Fig. 86), das Tympanon (Pauke, Tamburin, Fig. 118, 122) und die Glöckchen und Schellen (Tintinnabula, Fig. 115–117), lauter Instrumente, die grossentheils in unserer türkischen Musik fortleben, in welche Gesellschaft auch das bereits geschilderte Sistrum gehört.

Wir wenden uns zu den Bildern, welche Musik und Tanz zu Gegenständen künstlerischer Darstellung haben.

Tafel VI b, Fig. **1** führt uns in einen jener Kreise ein, in welchen die Kithar als die ehrbare Dienerin schöner dichterischer Bildung zu Hause war. Zwei epheubekränzte Jünglinge, von welchen vielleicht der Stehende der Schüler, der Sitzende der Lehrer ist. Letzterer hält in beiden Händen eine aufgeschlagene Schriftrolle, vermuthlich poetischen Inhalts.

Fig. **2**. Auf dem Sessel ein Lyraspieler, an der andern Seite ein Sänger mit geöffneter Rolle, deren zwei Buchstabenreihen etwa einen notirten Text enthalten könnten, zwischen ihnen eine Gestalt mit Rolle oder Stab, die den Capellmeister zu machen scheint.

Fig. **3**. Mit dem Plektron spielender Kitharöde auf der Tribüne vor dem mit dem Stab in der Hand sitzenden Lehrer oder Preisrichter. Eine Victoria (Nike) schwebt herbei, seinen Sieg andeutend; eine gleichfalls schwebende weibliche Gestalt mit Tänia naht sich ihm von der andern Seite, um ihn zu bekränzen.

Fig. **4**. Aehnliches Bild. Der Sieger, im bunten Gewand, die Kithar in der Linken, wird von zwei Victorien begrüsst, die ihm auf gleiche Weise lohnen zu wollen scheinen, wie der alte Sänger in der Ballade belohnt wird. Bei bedeutenden musischen Agonen übrigens, besonders auf Staatskosten, gab es sehr stattliche Preise, denn man findet in athenischen Rechnungen, dass der Preis, oder der Werth des Preises (Goldkranzes), den ein Kitharöde für einen Sieg erhielt, bis zu zehn Minen (1 M. = 25 Thr.) betragen konnte.

Fig. **5**. Reisender Virtuos, der sich auf beide streitende Instrumente versteht. Er bläst die Doppelflöte in die Welt hinein, das Saitenspiel, das ziemlich leicht sein muss, hat er an den Krückstock gehängt, den er unterm Arme trägt. Das burschikose Einhertreten zeigt, dass es ihm in jeder Hinsicht wohl geht. Das beweist auch das zu seinen Füssen schwer wandelnde, wohlgenährte Thierchen, das im Alterthum theuer bezahlt wurde. Es gleicht ganz einem Exemplar der bei uns ausgestorbenen Thiergattung, die, einst Mops genannt, kaum noch in der Erinnerung des lebenden Geschlechtes weilt, und dient daher als dankenswerther Beitrag zur Feststellung der Naturgeschichte jener Schosshündchen von Melite, mit deren Wartung die antiken Damen selbst ihre Leibphilosophen behelligten.

Fig. **6** und **14** Kymbalen- und Fig. **7** Krotalenspielerin. Die Krotalen (etwas grösser Taf. I, Fig. **26**) haben hier völlig die Form der noch jetzt gebräuchlichen Castagnetten. Die bildende Kunst hatte von solchen Instrumenten mehr Gewinn als die Musik, weil sie, wie bei diesen Reliefiguren, Anlass zu freien tanzartigen Stellungen gaben.

Fig. **8**. Kitharöde im Mantel mit geschmücktem Instrument vor dem sitzenden mantelbekleideten Preisrichter, dabei zwei weitere gespannt aufmerksame Zuhörer, mit Stäben in der Hand.

Fig. **9** und **13**, zwei zusammengehörige Streifen, die ein Ganzes bilden, sind der Wand einer ausgemalten Grabgrotte in der Nekropolis von Kyrene entnommen. Diese vormals griechische Colonie an der afrikanischen Nordküste, später unter ptolemäisch-ägyptischer, endlich unter römischer Herrschaft, hatte, wie das spätrömischer Zeit zugeschriebene Bild erzählt, von Rom die Sitte angenommen, die Leichenbegängnisse durch Schauspieler im Costüm begleiten zu lassen, welche tragische Stellen recitirten oder auch Possen rissen. Dass hier Tragiker und Musiker mit ihren Chören in Thätigkeit sind, welchen sich (links von der Thüre) vielleicht zwei Komiker angeschlossen haben, und dass am Anfang und Schluss des Bildes Tische mit Preisgaben stehen, so wie dass der ganze Festzug zu dem Ort, an dem er sich befindet, einem Grabe also, eine bestimmte Beziehung hat, ist wohl ausser Zweifel, aber die Einzelerklärung hängt von so viel verwickelten Fragen über archäologische Specialitäten ab, dass wir diejenigen, denen an einer ausführlichen Erörterung des in dieser Hinsicht merkwürdigen Bildes liegt, auf Wieseler XIII, 2, S. 99 ff. verweisen zu dürfen glauben. Höchst sonderbar ist es, dass die drei Tragiker auf Postamente gestellt sind. Müller hat sie deshalb für Statuen gehalten. Wieseler glaubt, dass die Postamente den Sohlenunterbau des Kothurns ersetzen sollen, scheint aber mit dieser Erklärung doch nicht ganz zufrieden zu sein, da er sich nebenher von dem Verdacht beschleichen lässt, die Zeichnung (Pacho Relation d'un Voyage dans la Marmarique, la Cyrénaique etc.) möchte nicht ganz genau sein. Beiläufig sei auf die Tracht des Musikers mit dem schweren Instrument, auf dem untern Streifen, aufmerksam gemacht: sie ist auf antiken Bildwerken unerhört und hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Costüm, das auf unserem Theater zu Ende des vorigen Jahrhunderts in romantischen Stücken gebräuchlich war.

Fig. **10**. Flötenspieler und Sänger auf der Thymele, beide bekränzt. Zu Jedem schwebt eine Nike heran, die eine deutet auf den Kranz, die andere bringt eine Tänia.

Fig. **11** und **12**. Lyraspielerinnen, die eine nach einem herculaneischen Gemälde, die andere nach einer Gemme, die den Künstlernamen Onesas trägt.

Fig. **15**. Lehrer, auf den Stab gestützt, überreicht dem in bescheidener Haltung des Schülers vor ihm stehenden lorbeerbekränzten Jüngling Ball und Saitenspiel. Die Schreibtafel darüber deutet vielleicht auf die zurückgelegten unteren Stufen des Unterrichts.

Fig. **16**. Virtuosin, die auf einem liegenden und einem aufrechten Instrument zugleich spielt. Die beiden stehenden Gestalten treiben die Aufmerksamkeit beinahe zu weit.

Fig. **17**. »Schönes Vasenbild einer Versammlung von Flöten-, Cither- und Trigonenspielerinnen nebst Sängerinnen vom Blatt.« Müller. Aber der Sängerinnen sind's nur Eine, die für ein so grosses Concert doch etwas zu wenig ist. Die in der dreifachen Gruppirung schön dargestellte Neunzahl legt die Vermuthung nahe, dass wir eine Versammlung der Musen vor uns haben. Zwar sind sie hier nicht durch die Attribute unterschieden, die man bei ihnen zu sehen gewohnt ist, allein diese Attribute sind erst nach und nach von der Kunst aufgebracht und niemals endgültig gegen einander abgegrenzt worden. Es gibt alte Vasenbilder, auf welchen die Musen in gleicher Tracht, langen faltigen Gewanden, und ohne strenge Scheidung von Attributen mit Flöten und Saitenspielen, andere mit Schriftrollen, auch kleinen Kästchen zur Aufbewahrung von solchen erscheinen, also ganz wie hier. Die Sängerin würde sich sonach in diejenige Muse, die im abgeschlossenen Musenchor als Klio gilt, und das Notenblatt in die Rolle, die ihr gewöhnlich beigegeben wird, verwandeln. Der kranichartige Vogel zu ihren Füssen liesse sich allenfalls auf die Sage beziehen, dass der Kranichflug der Formirung der Buchstaben bei Erfindung der Schrift zum Vorbilde gedient habe, womit der Künstler die Musen, die Bringerinnen aller Bildung, gar wohl in Verbindung setzen durfte.

In der vorzugsweise musischen Mittelgruppe hätte man dann die eigentlichen Gesangesmusen, nach der gebräuchlich gewordenen Annahme Polyhymnia, Melpomene (oder auch Kalliope) und Erato, zu erkennen, welchen die Kithar und das harfenartige Trigon in die Hände gegeben ist.

Fig. 15 gilt bei Müller für eine Musikprobe, worin die Kitharspielerin einen Fehler gemacht habe und nun durch die Blicke der Andern in Verlegenheit gebracht sei, wogegen Wieseler, gewiss mit Recht, bemerkt, dass der Fehler bezweifelt werden könne. Doch nimmt auch er die Verlegenheit an, die er dem Umstande zuschreibt, dass das Mädchen in dem Augenblick unmittelbar vor Anfang des Spiels dargestellt sei. Sicher scheint, dass der Flötenspieler in einem Solo begriffen ist, und dass die beiden Mädchen jetzt, die Kitharistin gleich, die Sängerin, die anmuthig vorgebeugt ihre Pausen zu zählen scheint, etwas später einzufallen haben. Indessen sind so allgemeine Handlungen, wenn nicht sehr markirte Züge mit unterlaufen, immer verschiedener Auslegung zugänglich. Der dirigirende Flötenspieler, der allein keinen Kranz trägt, sei es, dass er als Untergeordneter zur Gesellschaft zugezogen ist, sei es, dass die Mädchen und die Zuhörer zum öffentlichen Auftreten bestimmte Musikerinnen und Schauspieler sind, trägt den mehrbesprochenen Blasezaum, an dessen Wirklichkeit auf einem so realistischen (herculaneischen) Wandgemälde gewiss nicht zu zweifeln ist. Er gibt mit dem Fusse den Takt oder auch das Zeichen zum Einfallen, und trägt dort wohl das Tafel I, Fig. 88 abgebildete Scabillum (Hypopodion), eine Art Fusskukuk, der einen Ton von sich gab und zum Takttreten diente. Müller erblickt in dem Virtuosen »ein interessantes Exemplar dieser Classe, deren musikalische Leistungen eine eigene Körperbeschaffenheit verlangten und selbst wieder darauf zurückwirkten: starke vierschrötige Gestalten von fleischigem Körperbau — die feisten Opferbläser aus Etrurien sind bekannt — die bei dem anstrengenden Spiel der Doppelflöte die hochrothen Backen gewaltig aufbliesen.« Er mag allerdings beim Pfeiferfeste eine stattliche Figur gemacht haben, wenn die Zunft (seit Numa ein förmliches Collegium) das Andenken des Tages von Tibur feierte. Man hatte ihnen einmal den Schmaus im Tempel des Jupiter entzogen, was sie zu einer Secessio nach Tibur bewog. Da jedoch die Römer bei den vielen Opfern, Spielen und Leichenbegängnissen ihre Tibicines nicht entbehren konnten, so machten sie es wie der hohe Rath von Venedig, als er »nostre meretrici bene merite« aus der unbedacht verhängten Verbannung zurückberief, und schickten von Senats wegen nach Tibur, um die Ausgetretenen wieder zu holen. Die entrüsteten Musiker wollten sich nicht dazu verstehen, aber man schenkte ihnen fleissig ein und führte sie im Schlaf auf Wagen nach Rom zurück, wo sie Morgens auf dem Forum erwachten und unter allgemeiner Heiterkeit für das Bleiben gewonnen wurden. Der Tag wurde dann zum jährlichen Feiertage mit Schmaus und Trunk und Mummenschanz. Uebrigens waren sie auch im flötenliebenden Rom, obgleich sehr gut bezahlt und (die Staatspfeifer wenigstens) wohlgenährt, den Kitharöden nachgesetzt.

Tafel VI b, Fig. 1 zeigt den oben genannten spartanischen Kettentanz. Lucian, der eine Beschreibung davon gibt, rühmt zuerst an den Spartanern, wie sie selbst in der Schlacht, nachdem die Flöte das Zeichen zum Angriff gegeben, die Bewegungen des Kriegers durch Takt und Musik bestimmen lassen, und sagt dann, zu dem friedlichen Tanze, den sie Hormos oder die Halskette nennen, übergehend: »Dieser wird von Jünglingen und Mädchen gemeinschaftlich in einem bunten

Reigen getanzt, und hat in der That viele Aehnlichkeit mit einer Kette. Den Reigen führt der Jüngling mit männlichem Tanzschritt und unter Bewegungen, wie er sie einst im Kriege zu machen hat; das Mädchen folgt mit dem sittsam zierlichen Schritte ihres Geschlechts, so dass das Ganze die männliche Kraft und die jungfräuliche Bescheidenheit, in eine gefällige Kette gewunden, darstellt.« Die Beschreibung ist, wie man sieht, mehr geistreich spielend als anschaulich. Anfangs also schritt Jedes für sich; im Verlaufe aber, wenn der Tanz seinen Namen nicht bloss allegorisch verdienen sollte, muss es, wie auf dem Bilde, zu einer Reigenschlingung gekommen sein. Da ein Paar allein tanzt, dem von beiden Seiten Myrthenkränze gereicht werden (man hat sich nämlich die Figuren zu einem Kreise zusammengeschlossen zu denken), so folgert Panofka, es werde ein Brautpaar sein.

Fig. 2. Seiltanzende Satyrn aus einem herculaneischen Arabeskenbilde. Sie sind in verschiedenen schwierigen Stellungen des Flöten-, Kitharspielens, Weinschenkens dargestellt. Auf dieses Wiegen auf einer Fussspitze und Ausstrecken des andern Fusses verstehen sich unsere Künstler auch, aber die römischen (meist »hungrige Griechlein« oder wenigstens gräcisirt, auch Sklaven, Schoinobatae, Funambuli), die sogar Elephanten aufs Seil brachten und selbst auf saitendünnen Schnüren gingen (Neurobatae), so dass sie in der Luft zu schweben schienen, waren doch stärker. Auch die mythische Einkleidung und die ihr entsprechenden ungemein ästhetischen Verrichtungen, so z. B. der Bogenguss aus dem Trinkhorn, geben dem halsbrechenden Unternehmen, das ohne Zweifel dem Leben nachgebildet ist, etwas Edel-Gefälliges. Antonin liess in Folge eines Unglücksfalls Matratzen unterbreiten, und später spannte man Netze zum gleichen Zwecke aus.

Fig. 3 ist der berühmte tanzende Satyr oder Faun, jene vielbewunderte kleine Bronzestatue, die zu Pompeji in der Casa di Goethe gefunden wurde und im Museum von Neapel aufbewahrt wird. Man kann dem trefflichen Schelm nicht gram sein, obgleich durch ihn das Haus, das 1830 in Gegenwart des Sohnes des Dichters ausgegraben und zu Ehren des Vaters nach seinem Namen benannt wurde, diesen Namen wieder verloren hat und in Casa del Fauno umgetauft worden ist. Es ist dasselbe Haus, in welchem 1831 die in der Kunstgeschichte so entscheidend gewordene Alexanderschlacht (Weissers Bilderatlas Taf. 14*), Fig. 3) gefunden wurde, von der es auch den dritten wetteifernden Namen Casa del gran Musaico trägt. Die erste Benennung, in der sich gleichsam eine Ahnung aussprach, dass in dem Hause etwas Grosses verborgen sei, wäre doch schon aus diesem Grunde aufrecht erhalten zu werden werth gewesen.

Fig. 4. Korybantentanz, das mythische Urbild aller Waffentänze. »Rhea war, wie die Sage lehrt, in den ältesten Zeiten die Erste, welche an dieser Kunst Wohlgefallen fand und ihre Korybanten in Phrygien und die Kureten in Kreta Tänze aufführen liess. — Es war eine Art Waffentanz, wobei die Tänzer mit ihren Schwertern auf die Schilde schlugen und ihre kriegerische Begeisterung in wilden Sprüngen ausdrückten. Auch in der Folge war es in Kreta die ernste Beschäftigung aller Tapfern nicht bloss aus dem Volke, sondern auch aus den edelsten Familien, im Tanze es zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen.« Lucian.

Fig. 5. Tanzende Nymphen oder Grazien aus den Thermen des Titus.

---

*) In der II. Auflage I. Bd. I. Abth. Tafel 20, fig. 3.

Unter den zahllosen Pantomimen, in welchen die gesammte Mythologie auf die Bühne gebracht wurde, kam auch ein Tanz der Charitinnen vor.

**Fig. 6.** Ernste religiöse Pantomime aus einem jener mysterienhaften Culte, worin eine entschwundene Gottheit vermisst, gesucht und wiedergefunden wurde. Das Weinlaub in den Haaren der hintersten Gestalt und ein auf dem Original über ihr befindliches Weinblatt bezeichnet den dionysischen Kreis. Panofka erkennt in diesen Thyiaden diejenigen, »welche alle neun Jahr an dem Fest Herois in Delphi die Heranfholung der Semele aus dem Hades durch mimische Tänze den Gläubigen ins Gedächtniss zurückriefen.« »Die Vorantanzende mit zwei brennenden Fackeln entspricht der Bedeutung nach der Artemis Hegemone als Phosphoros, während die hinterste, zu welcher das oberhalb sichtbare Weinblatt gehört, des Dionysos Gemahlin Ariadne zu vertreten scheint.« Dass Semele die zu Delphi verehrte Heroine war, gründet sich auf eine Vermuthung Plutarch's. Dass Dionysos seinen Antheil am delphischen Heiligthume, ja sein Grab daselbst hatte, wurde früher schon erwähnt. Das Bild darf wohl eines der schönsten, geistig angehauchtesten, welche die alte Kunst hervorgebracht, genannt werden.

**Fig. 7.** Die Karyatiden, Mädchen des zwischen Nussbäumen gelegenen lakonischen Dorfes Karyä, feierten von Alters her die Artemis in einem zierlichen Tanze, der so zu Ansehen kam, dass die ersten Jungfrauen von Sparta daran theilnahmen. Sie wurden dabei einmal von Aristomenes, dem romantischen Messenierhelden, überfallen und weggeraubt. Der Name der Dorfmädchen ging auf Alle über, die den karyatischen Festchor tanzten, die Kunst liess es sich nicht entgehen, die, wie man aus dem Bilde sieht, eben so eigenthümlichen als reizenden Stellungen festzuhalten, und zuletzt bemächtigte sich die Architektur der stehenden, beliebten Form, um sie statt der Säule zum Tragen des Gebälkes zu verwenden. Daher der allbekannte technische Ausdruck Karyatiden, die in weiblicher Gestalt dem gleichen Zwecke dienen wie die männlichen Atlanten (römisch Telamonen). Der Kopfaufsatz, ein korbartiges Geflecht, das Müller für Eurotasschilf erklärt (Karyä lag im Eurotasthale), hat, in Verbindung mit dem Umstande, dass die frühsten weiblichen Tragfiguren in der athenischen Baukunst vorkommen, wo sie für Kanephoren erklärt werden, eine archäologische Streitfrage hervorgerufen, zu deren Auseinandersetzung hier kein Raum ist. Noch füglicher kann die historische Fabel übergangen werden, wonach ein Ort Karyä im Perserkriege wegen Verraths bestraft und seine Weiberschaft zu einer architektonisch verewigten Sklavenschmach verurtheilt worden sein soll.

**Fig. 8.** Wurden früher für die Horen gehalten, von Müller aber für »tanzende Dorierinnen mit aufgehäkeltem Chiton« erklärt. Die Säulen sind korinthisch.

**Fig. 9—12** enthalten eine Auswahl aus den weltberühmten pompejanischen Tänzerinnen, von deren wunderbarer Schönheit theils in den Körperformen theils in den faltigen und doch so leichtfliessenden Verhüllungen, von deren Anmuth oder Grossartigkeit in den Haltungen das Auge sich nur ungern wendet. Sie gehören bekanntlich zu den frühsten pompejanischen Entdeckungen, und haben dem 1749 bei La Cività gefundenen Hause, dem sie angehören, den Namen Casa della danzatrici verschafft. Die in den Wandgemälden jener verschütteten Städte so beliebte Kunstsitte, schwebende Gestalten, die keines Bodens bedürfen, auf den Mittelflächen der Wände darzustellen, hat, wie sie in anderen Häusern für die vorherrschend mythologischen Bilder das Motiv des Fluges oder Tanzes ergriff, so in diesem das letztere mit besonderer Liebhaberei für die Balletttänzerinnen

der damaligen Gegenwart, natürlich dem Geschmack und der Bestellung des Hausherrn gemäss, gewählt. Aber, wie Göthe bei Besprechung des Gegenstandes sagt: »Lasse man den Tänzern und andern, durch bewegte Gegenwart uns erfreuenden Personen ihre technisch herkömmlichen, mitunter dem Auge und sittlichen Gefühle widerwärtigen Stellungen: fasse und fixire man das, was lobenswürdig und musterhaft an ihnen ist, so kommt auch wohl hier eine Kunst der andern zu Gute, und sie fügen sich wechselseitig in einander, um uns das durchaus Wünschenswerthe vor Augen zu bringen«, so hat die Kunst auch damals den Unterhaltungskünsten des Tages die schönsten, die würdigsten Seiten abzugewinnen gewusst, wozu freilich, wie die Begeisterung des sonst ziemlich kühlen Lucian annehmen lässt, jene pantomimischen Künstler und Künstlerinnen selbst schon das Ihrige vorarbeitend beigetragen haben mögen. Hat nun, wie eine Vergleichung der Bilder gegenwärtiger Tafel mit den minder belebten der vorigen deutlich bestätigen wird, der antike Tanz mit seinen von Hause aus dramatischen Stellungen und Bewegungen einerseits der bildenden Kunst reiche Geschenke gemacht, so hat er andrerseits, in Griechenland wenigstens, auch das Leben mit einer Fülle von Kraft und Schönheit bereichert, da ja Jung und Alt in den Reigen gezogen wurde und selbst ein Sokrates, wenn er auch die Uebung mehr wegen ihrer heilgymnastischen oder überhaupt körperstärkenden Wirkungen schätzte, sich gern beim Tanzen überraschen liess. Nach dieser Seite jedoch stand die Tanzkunst in Verbindung mit der Palästra, zu welcher uns die zweite Hälfte der Tafel führt.

Bilderquellen: Taf. VIa, zweite Hälfte. Fig. 1. Panofka, Bilder antiken Lebens IV, 2. Fig. 2. Panofka IV, 5. Fig. 3. Mus. Etruscum Gregorianum II, t. 22. fig. 2a. Fig. 4. Ebendaselbst II, t. LX. fig. 3a. Fig. 5. Panofka IV, 3. Fig. 6, 7. Montfaucon, l'Ant. expl. III, pl. 191. Fig. 8. Panofka IV, 6. Fig. 9. Wieseler XIII, 2. Fig. 10. d'Hancarville I, 37. Fig. 11. Le Pitture antiche d'Ercolano, V, t. 54. Fig. 12. Wicar II, 43. Fig. 13. Wieseler XIII, 2. Fig. 14. Montfaucon l'Ant. expl. III, pl. 191. Fig. 15. Tischbein Vas. IV, 59. Fig. 16. Mus. Borb. I, 30. Fig. 17. Dubois Maisonneuve 43. Fig. 18. Mus. Borb. I, 31.

Taf. VIb, erste Hälfte. Fig. 1. Mus. Borb. VIII, 58. Fig. 2. Mus. Borb. VII, 50—53. Fig. 3. Mus. Borb. IX, 42. Fig. 4. Visc. Mus. P. Cl. IV. 9. Fig. 5. Bartoli pl. V. Fig. 6. Tischbein Vas. I, 48. Fig. 7. Die erste Figur links nach einem Relief in der Villa Albani bei Zoëga Bass. I, t. 20; die beiden andern Figuren Relief im Louvre bei Clarac Mus. de Sculpt. pl. 168, nr. 78. Fig. 8. Clarac pl. 163, nr. 259. (Marmorrelief im Louvre.) Fig. 9. Pitture d'Ercolano I, tav. 17. Fig. 10. Ebendaselbst I, tav. 19. Fig. 11. Ebendaselbst IV, tav. 24. Fig. 12. Ebendaselbst I, tav. 18.

## 4. Gymnastik und Kampfspiele der Griechen.

### (Tafel VII b, VIII.)

Schon am Grabe des Patroklos, nachdem der aufgeschichteten Waldung ungeheures Gerüst herabgebrannt, der glostende Schutt mit rothfunkelndem Weine gelöscht, des freundlichen trauten Genossen weisses Gebein von den Helden in die goldene Urne geborgen und über dem kreisrunden steinernen Grundbau die Erde zum Hügel gethürmt ist, finden wir das homerische Griechenland zu den heiligen Leichenspielen versammelt. Den Anfang macht das Wagenwettrennen, Staub wirbelt über dem Gefilde auf, die Mähnen fliegen, bald streifen die Wagen das nährende Erdreich, bald durchsausen sie die Luft, selbst die Götter, die Freunde der Spiele, mischen sich ein, und ihre Theilnahme bewirkt, dass der Vorderste neben dem zerbrochenen Wagen übel zerschlagen am Boden liegt und der Nächste an ihm vorüber die stampfenden Rosse zum Ziele treibt. Dann folgt der Faustkampf, bei welchem bereits der Schlagriemen, vom Felle des ländlichen Stieres geschnitten, seine missliche Brauchbarkeit bewährt, dann der Ringkampf, worin Odysseus, von Ajas in die Höhe geschwungen, den Gegner durch List zu Falle bringt, dann der Wettlauf, wobei der lokrische Ajas zu allgemeinem Gelächter über den Unrath der geschlachteten brüllenden Rinder strauchelt, so dass sich ihm Nüstern und Mund damit füllen, hierauf der Speerkampf, der Wurf mit der Eisenkugel, statt deren sonst der steinerne Diskos dient, endlich der Bogenschuss; der Speerwurf, der den Beschluss machen soll, unterbleibt, weil Agamemnon darin als unbestrittener Meister gilt. So erscheinen die Turnspiele, neben welchen bei den Phäaken noch ein kunstreiches Ballspiel auf dem nahrungspendenden Erdreich getanzt wird, in dem homerischen Anschauungskreise als etwas Altherkömmliches, und wenn Nestor, der Urgreis, der kampflos von Achilleus mit der Preisschale erfreut wird, von seiner Jugend erzählt, wo ers in Faust- und Ringkampf, in Schnelllauf und Speerwurf Allen zuvorgethan habe und nur im Wagenrennen nicht der Erste gewesen sei, so wird das Bestehen der Sitte in einen das Bild abschliessenden unvordenklichen Hintergrund hinaufgerückt. Aber auch der Alte von Pylos hat die Preise, deren er sich rühmt, bei einer Leichenfeier gewonnen, und so zeigen sich diese Spiele, obgleich sie auch bei andern Veranlassungen vorkommen, doch ursprünglich vorzugsweise an eine Religionshandlung geknüpft. Ein religiöses Element haben sie auch stets bei den Griechen und Römern behalten, und ihre festliche Bedeutung bestand bis in die späteste Zeit eben darin, dass sie den Göttern zu Ehren angeordnet waren und dass die Götter dabei als gegenwärtig gedacht wurden. Merkwürdig ist es, aus ägyptischen Grabbildern zu ersehen, dass auch die alten Aegypter neben religiösen Tänzen eine förmliche nationale Gymnastik besassen, die mit der altgriechischen wenigstens Ring- und Faustkampf gemein hatte, jedoch zur Zeit der späteren geschichtlichen Berührungen zwischen Griechenland und Aegypten völlig verschwunden war.

Im 9. Jahrhundert vor Christus sodann begegnen wir den olympischen Spielen, die um diese Zeit durch Iphitos von Elis in Verbindung mit dem spartanischen

Gesetzgeber Lykurg angeblich nicht sowohl gestiftet als mit Berufung auf uraltes Herkommen, ja göttliche Einsetzung erneuert werden und schon zu Anfang des folgenden Jahrhunderts, zwei Jahrzehnte vor Erbauung Roms, der verbreitetsten antiken Zeitrechnung, den Olympiaden, ihren Ursprung geben. Das Fest, das immer nach vier Jahren (pentaeterisch) gefeiert wurde, wuchs neben den vielen andern in den einzelnen Staaten gangbaren Festen, von welchen aber bloss die pythischen, nemeischen und isthmischen grössere Bedeutung erlangten, zum allgemeinen Nationalfeste für ganz Griechenland heran, und wurde namentlich auch von den italischen Grossgriechen eifrig beschickt. Während des Festes herrschte Gottesfriede (die olympische Ekecheirie), und zwar so anerkannt, dass in Uebertretungsfällen selbst die Grossstaaten Sparta und Athen, letzteres freilich erst vom delphischen Gotte gezwungen, sich die von den Eleiern, den Territorialherren und Vorstehern des Festes, auferlegte Geldbusse gefallen liessen. Festgesandtschaften (Theorieen) wurden von sämmtlichen Staaten, wie es auch sonst gegenseitig bei ihren Festen geschah, so ganz besonders zu diesem Hauptfeste abgeordnet; ihre Ausstattung lag neben dem Staate dem ersten Gesandten (Architheoros) ob, dessen kostspieliges Amt zu den bekannten Liturgieen gehörte. Die Feier fiel in den ersten Vollmond nach der Sommersonnenwende und wurde mit der Zeit auf fünf Tage oder mehr ausgedehnt. Der erste und, wie es scheint, bei den vier genannten Nationalfesten ursprünglich einzige Turnwettkampf war der Lauf in der Laufbahn (Stadion), die 600 Fuss lang dem entsprechenden Längenmasse den Namen gegeben hat. Später wurde der Doppellauf (Diaulos) und dann noch der siebenfache (Dolichos) hinzugefügt. Anfangs liefen die Kämpfer mit einem Schurz um die Lenden, aber in der 15. Olympiade kam schon die völlige Nacktheit auf, die der antiken Kunst so unermesslichen Vorschub geleistet hat. Verheirathete Frauen waren übrigens, mit Ausnahme der eleischen Demeterpriesterin, von dem Schauspiel ausgeschlossen; keine durfte während der Festtage, bei Strafe, vom typäischen Felsen gestürzt zu werden, den Alpheios kreuzen, an welchem der Festhain Altis gelegen war. Den Jungfrauen dagegen war der Zutritt unverwehrt. Ob die jungen Athenerinnen von dieser Freiheit Gebrauch machten, ist freilich sehr die Frage; desto weniger aber trifft der Zweifel die spartanischen Turnjungfrauen, die ja daheim nach den Zeugnissen unverwerflicher Schriftsteller selbst nackt, und unter den Augen der Jünglinge, Gymnastik zu treiben pflegten. In der 18. Olympiade wurde der Fünfkampf (Pentathlon), Lauf, Sprung, Diskoswurf, Speerwurf und Ringkampf, dieser auch für sich, in der 23. der Faustkampf mit Schlagriemen, in der 33. das von Xenophanes grauenhaft genannte Pankration, Ring- und Faustkampf zusammen, in der 65. der schwere Waffenlauf, der später erleichtert werden musste, eingeführt. Eine Entschädigung für den Ausschluss vom Feste fanden die Frauen in dem seit der 25. Olympiade eingeführten Wagenkampfe, an welchem sie in der Entfernung Antheil nehmen durften, sofern sie Rosse und Wagenlenker dazu sandten, die ihnen den Kranz gewinnen konnten. Es gab verschiedene Arten des Rennens, darunter auch einen Wettritt, wobei die Reiter zuletzt abspringen und die Zügel in der Hand neben den Pferden herlaufen mussten. Die Fest- und Kampfgesetze waren streng. Vor der Zulassung wurde die Unbescholtenheit sowohl des Kämpfers als des griechischen Staates, dem er angehörte, genau geprüft, und als einmal, während Sparta in der erwähnten Acht war, ein angesehener Spartaner mit einem Wagengespann sich einzuschleichen wagte, verhängte die Festbehörde Geisselung über ihn, was jedoch Krieg zur Folge hatte. Auch musste man schwören, dass man sich mindestens zehn Monate vorbereitet habe, und dass man im Kampfe keinerlei unerlaubtes Mittel anwenden werde. Doch wurden die Kampfgesetze häufig verletzt, obgleich selbst geringere derselben durch Geldstrafen bis zu einem Talent befestigt waren. Die Behörde der Festordner und Preisrichter — Hellanodiken genannt, welcher Name ohne Zweifel während der steigenden Theilnahme an den Olympien zur Uebertragung des Hellenennamens von den ersten Theilnehmern auf sämmtliche Stämme das Meiste gethan hat — wurde von der Landesgemeine von Elis aus ihrem Schosse theils gewählt, theils ausgeloost, hatte sehr ausgedehnte Amtsgewalt, und ertheilte nach Beendigung der Kämpfe, die unter Flötenbegleitung stattfanden, den Siegern einen vorläufigen Palmenzweig, am Tage der Preisvertheilung aber, bei welcher dem Ursieger Herakles ein »Heil dir im Siegeskranze« nach Archilochos gesungen wurde, den Kranz vom wilden Oelbaum, der im Festhaine wuchs. Diesen bescheidene Siegeszeichen, das seit der siebenten Olympiade an die Stelle des früheren Werthpreises (Dreifuss, Geld u. dgl.) getreten war, gewährte gleichwohl neben einem an Unsterblichkeit gränzenden Ruhme Vortheile sehr materieller Art. Einmal wurde die olympische Siegesfeier, die mit Opfern und Festmahlen, Ausrufung des Siegers, seines Vaters und seiner Vaterstadt durch den öffentlichen Herold, Eintragung in das Siegerverzeichniss, und dem Rechte, seine Statue in der Altis aufzustellen, verbunden war, in der Heimath aufs festlichste wiederholt. Der Olympionike, als eine Zierde seiner Vaterstadt, seiner Familie, seiner Freunde, wurde in glänzendem Aufzuge eingeholt, wozu ein Theil der Stadtmauer und des Thores eingerissen wurde, und seine Statue prangte in den Gymnasien, Palästren, Säulengängen, auf den Märkten, an Tempeleingängen. Dichter, wie Pindar, beeiferten sich, ihn in Festliedern zu preisen und alle Götter und Heroen herbeizuziehen, die bei der Gründung seiner Vaterstadt oder an den Ursprüngen seines Stammes betheiligt gewesen. Ferner hatte er den Ehrensitz bei allen Spielen und Festen, zu Sparta den Platz beim König in der Schlacht. Dann aber erhielt er in manchen Staaten auch einen Jahrgehalt, in Athen freilich bloss eine Prämie von 500 Drachmen, doch nebst lebenslänglicher Speisung im Prytaneum, und überall war er von öffentlichen Leistungen befreit.

Zur Erreichung dieser höchsten irdischen Glückseligkeit wurde die griechische Jugend — der bessere Theil freilich nicht zu diesem Zwecke allein — von früh an in der Palästra und dem Gymnasion herangezogen. Man wird diese beiden Anstalten, die zu den archäologischen Streitfragen gehören, ungefähr wie unsern Turnplatz und unsere Turnhalle unterscheiden können, nur dass man sich beide, besonders das Gymnasion, in weit ausgedehnterem und unendlich grossartigerem Masse denken muss. Die Palästra war die uralt herkömmliche Ringschule, worin der Knabenturnmeister (Pädotribe) schlecht und recht Ringen, Springen, Werfen u. dgl. lehrte. Mit den Fortschritten des Turnwesens stieg die Anzahl und die Einrichtung der Palästren, bis bei noch weiterer Ausbildung neben sie und theilweise an ihre Stelle die Gymnasien mit höheren Turnkunstlehrern (Gymnasten) traten, ganz in derselben Weise, wie bei uns in Folge des Aufschwungs und der nationalen Bedeutung des Turnwesens die Turnhallen neben und zum Theil an die Stelle der alten Turnplätze zu treten beginnen. Und gleichwie wir bei der Erbauung der Turnhalle schon da und dort Bedacht darauf nehmen, sie ausserdem gewissermassen als Weltkirche, als panegyrische Räumlichkeit (griechisch zu reden) für Gesang und Vortrag, für Festzwecke jeder Art einzurichten, so bot auch das Gymnasion neben seinen Höfen, Turnsälen und andern den Uebungen gewidmeten Räumen grosse Hallen (Exedren) für geselligen und geistigen Verkehr, ja selbst für philosophische Lehrcurse, von welcher wissenschaftlichen Seite ja die so ganz veränderte neuere Bedeutung seines Namens stammt. Eine Stadt, die nicht aus dem Range der Städte gestrichen sein wollte, musste ausser einem Theater mindestens Ein Gymnasion haben. So finden wir in Athen die drei berühmten Gymnasien Lykeion, Akademie und Kynosarges, von welchen die beiden ersten ihre Namen gleichfalls in anderer Bedeutung auf uns vererbt haben, und zwar das zweite mit einer durch Plato's Lehrvorträge empfangenen Weihe, von der sich der alte Heros Akademos in seinem heiligen Platanenhaine schwerlich etwas träumen liess. Eine Gesinnung, die nicht bloss den Geist, sondern auch den Leib für bildungswürdig hielt, steigerte die Zahl dieser Gymnasien später auf sechs, neben welchen noch eine Menge von Palästren im Gebrauche waren.

Ueber die Einrichtung der Gymnasien herrscht, da Vitruv's Angaben den gelegentlichen Andeutungen griechischer Schriftsteller nicht völlig entsprechen, ein schwerlich je zu entscheidender Streit, von welchem mehrere Controversgrundrisse zeugen. Einer derselben ist Taf. I, Fig. [illegible] abgebildet; er stellt das Gymnasion von Ephesos dar, wovon noch ansehnliche Ruinen übrig sind, deren Erklärung jedoch theilweise auf Conjectur beruht und daher auch in diesem einzelnen Falle etwas abweichende Risse hervorgerufen hat. Indessen ist dies nur für das Specialstudium von Gewicht; auch lässt sich leicht erachten, dass nicht alle griechischen Gymnasien streng nach dem gleichen Plane angelegt waren. Im Allgemeinen enthielten sie einen Turnsaal (Ephebeion), einen Auskleidesaal (Apodyterion), einen Einölungssaal (Elaiothesion), einen Bestäubungssaal (Konisterion), einen Ballspielplatz (Sphäristerion), Bäder aller Art, daher auch die Thermen eine ihnen ähnliche Einrichtung erhielten, offene und bedeckte Gänge zum Lauf wie für Spaziergänger, Hallen, Säulengänge, Baum- und Gartenanlagen, Altäre, Bildsäulen, Gemälde und jede Art von künstlerischem Schmuck. Oft auch war mit ihnen das Stadion verbunden, wogegen der zum Ross- und Wagenrennen dienende Hippodrom abgesondert lag. Der Normalturnpalast Vitruv's, der sein Vorbild im griechisch-römischen Neapel gehabt haben soll, verlangt einen zwei Stadien (1200 Fuss) im Umfange haltenden säulenumgebenen Hof (Peristyl) mit drei einfachen Säulengängen und einer Doppelporticus gegen Süden, an welche die vorhin genannten Säle stossen sollen, während die drei andern Peristylhallen den Philosophen, Rhetoren und allen geistigen Unterhaltungen bestimmt sind; die weitere Ausführung, die hinter dem Hauptgebäude einen zweiten ähnlichen Hof mit doppelter Porticus nach Norden und einem an das Ganze sich anschliessenden Stadium anzunehmen scheint, ist Erörterungen unterworfen, die noch nicht abgeschlossen sind.

Die Uebungen selbst nun, auf welche näher einzugehen die Bilder den besten Anlass geben werden, hatten in der guten Zeit des hellenischen Lebens, und in den gesunden Theilen desselben zu allen Zeiten, ihre durchaus schöne und bewundernswerthe Seite. Sie erzeugten Mannhaftigkeit, Kriegstüchtigkeit, Frische des Leibes und der Seele und jene Vollkommenheit der körperlichen Erscheinung, welche nur die durch Kunst veredelte Natur gewähren kann. In der Gymnastik reichten Krieg und Friede einander die Hand, wie in dem ihr verwandten Tanze, und die Heldenschaar, die am Vorabend des Thermopylenkampfes mit ihren festlichen Turnspielen den fremden König staunen machte, hatte vorher zu Hause die schönen Gymnopädien gefeiert, an welchen Sänger, Turner und Tänzer Eines waren, jenes hinreissende Fest, das mit solcher Innigkeit begangen wurde, dass selbst die Nachricht von einer verlornen Entscheidungsschlacht den Reigen nicht auflösen konnte. Was solche Blüthen trieb, war würdig, von den Dichtern, Philosophen, Staatsmännern und Aerzten des Alterthums gefeiert zu werden, und das Beste wohl, was darüber gesagt worden ist, findet sich in den bekannten Worten des classischen Epigonen: »Nicht allein um der Kampfspiele willen üben sie sich, um dort die Siegerpreise davontragen zu können, denn zu diesen können nur ganz Wenige von Allen gelangen, sondern ein grösseres Gut erwerben sie dadurch dem ganzen Staate und sich selbst; denn es ist noch um einen andern gemeinsamen Wettkampf aller guten Bürger zu thun, und um einen Kranz, nicht von Fichten- oder Oelzweigen und Eppich, sondern der das ganze Heil der Sterblichen in sich begreift: ich meine die Freiheit des Einzelnen und die gemeinsame des ganzen Vaterlandes, und Wohlstand, und Ruhm, und der heimischen Feste Frohgenuss, und der Angehörigen Sicherheit, mit Einem Worte, das Schönste von Allem was wir von den Göttern uns erbitten können. All dieses ist in jenem Kranze zusammengeflochten und wird errungen in jenem Wettkampfe. Und zu solchem Ziele führen diese Uebungen und Mühen.«

Dieser schönen Seite aber steht von Anfang an eine schiefe gegenüber. Xenophanes klagt mit all der Bitterkeit, zu der ihn seine Lebensschicksale so sehr berechtigten, über die nichtige Vorliebe, die seine Zeit den Künsten des Leibes vor der Geistesbildung zugewendet. Mag auch ein solcher Sieger in den Kampfspielen, sagt er, Vorsitz und Ehrengeschenk empfangen und auf Kosten der Stadt genährt und gespeist werden, doch nicht ist er so würdig wie Ich, denn mehr als die Stärke, Mannes wie Rosses, ist doch unsere Weisheit von Werth. Aber auch als nach den Befreiungskriegen in der Blüthe des Nationallebens die geistige Bildung zu höheren Ehren kam, mochte es dem Denker, dem Dichter doch mitunter etwas wunderlich zu Muthe sein, wenn er einen vierschrötigen Gesellen, dessen ganzer Witz in der Faust sass, auf einem Wagen mit vier weissen Rossen durch die Mauerbresche eintriumphiren und in den Ehren eines Halbgottes prangen sah. Selbst die höchste Stufe der Gymnastik, der Kampf für das Vaterland, wird in ein einseitiges Licht gerückt, wenn im »kornprangenden« Gela der trotzige Aeschylos nichts weiter auf sein Grab schreiben mochte, als dass er bei Marathon dem »dichtlockigen Meder« seine Kraft gezeigt habe; aber welchen Werth hatte vollends der Beifall, den Herodot durch seine Vorlesung in Olympia davongetragen haben soll, im Vergleich mit dem Triumphe eines siegreichen Boxers? Mit der Einführung dieser Kampfart war in die griechischen Turnfestspiele schon sehr früh ein Element der Gemeinheit eingedrungen, dem die Edleren zwar sich ferne hielten, das aber als Mehlthau an der schönen Pflanze hängen blieb. Der Faustkampf allein war schon roh genug, doch konnte er als derber Brauch aus schlichter alter Vorzeit wenigstens die Uebung der Körperkraft für sich reden lassen, und so wird er auch auf Götter und Heroen zurückgeführt, obwohl ihn Homer nicht besonders anlockend schildert. Seine Ausbildung zum Allmeisterstück aber, worin alle berechneten Künste, Kraftanstrengungen, Finten und Listen und Wuthausbrüche der Faust und des Ringens vereinigt waren, gebar jene handwerksmässige Athletik, die ein Schandfleck des griechischen Lebens genannt werden muss. Sie wurde als Gelderwerb betrieben, indem man auf die Kunst von Kampf zu Kampf reiste und Agone aufsuchte, bei welchen Werth- und Geldpreise ertheilt wurden, oder bei den Zuschauern Geld einsammelte; aber auch diejenigen, welche auf einer höheren

Leitersprosse der Gesellschaft standen, als dass sie des Geldgewinns bedurft hätten, mussten in solcher Schule geistig herunterkommen. Welche Gesinnung bei diesen Athleten — Faustkämpfer oder Pankratiasten oder auch beides zusammen — herrschte, ist an einem überlieferten Beispiel abzunehmen. Zwei Agonisten werden nach langem unentschiedenem Kampfe von der Nacht überrascht und verabreden, jeder solle sich einem beliebigen Schlage stellen. Der Eine muss einen Schlag auf den Kopf hinnehmen, den er aushält, und gebietet nun dem Andern, die Hand aufzuheben. Der thut es, da führt ihm Jener, von langen scharfen Fingernägeln unterstützt, einen raubvogelartigen Schlag in die Weiche, dringt hinein und reisst ihm die Eingeweide heraus. Er wurde zwar vom Platze gejagt und der Kranz dem Getödteten zuerkannt, aber die blosse Möglichkeit eines solchen Vorgangs, der nicht vereinzelt dasteht, spricht laut genug. Das Verhalten der öffentlichen Meinung spiegelt sich in einem andern Fall. Ein Faustkämpfer, der seinen Gegner auf ähnliche Weise absichtlich getödtet und ebenso den Kranz verloren, wird hierüber verrückt und reisst einmal in einem Anfall des Wahnsinns die Säule eines Gebäudes um, worin Knabenturnschule gehalten wird, so dass das Haus einstürzt und die Knaben oder Jünglinge begräbt. Für diese That will ihn das Volk steinigen, er flüchtet sich in einen Tempel und verbirgt sich in einer Kiste, die man, wie sie nach langen vergeblichen Bemühungen erbrochen wird, leer findet. Die nachdenkliche Begebenheit veranlasst eine Beschickung des delphischen Orakels, und dieses — erklärt den Entschwundenen für einen Heros, für den letzten der Heroen, der hinfort mit Opfern zu verehren sei. Das sind Lebensbilder, von welchen man sich gerne zur Gegenwart wendet. Mag unser Turnwesen dem antiken in manchen Beziehungen weit nachstehen, es ist durch die ganze Grundlage, auf der es erwachsen ist, und durch alle seine Einrichtungen vor den Auswüchsen der griechischen Gymnastik für immer bewahrt.

Und nicht einmal kriegerische Tüchtigkeit wurde in jenem Athletenthum erzielt, denn die ungeheuren Fleischmassen, die durch eine fabelhafte Zwangsfrassdiät herangezogen wurden, taugten zu nichts als zu dem Handwerke, für das sie bestimmt waren, und Galen verglich die Riesenleiber mit riesigen aber baufälligen Mauern. Der rechte Soldat wandte dieser Gattung von Gymnastik den Rücken. Epaminondas betrieb die Leibesübung bloss als Exercitium, und Philopömen, als er hörte welche Lebensweise ein Athlet zu befolgen habe, wurde ein Todfeind der Kunst, die ihm die beste Mannschaft nur verderben konnte. Ueber das Athletengesindel aber, und nicht bloss über dieses, sondern über die einseitige und ausschliessliche Turnwuth überhaupt, hatte sich schon Euripides mit bitterer Verachtung ausgesprochen. Auch ist nicht zu verkennen, dass jene Agonistik, so sehr sie der Gymnastik als fördernder Hebel diente, indem sie Jung und Alt auf der Bahn vorwärts trieb, auf welcher der festliche Sieg mit allen seinen Herrlichkeiten winkte, ihre sterbliche Ferse hatte, wie sie ja meist der Ehrgeiz hat. Es geht ohnehin durch das Hellenenleben ein Rennen und Haschen nach Kränzen, das in der Nähe nicht immer so lieblich aussieht, wie von ferne, sondern mitunter unserer modernen Ordensjagd in jeder Art und Weise gleicht. Zwar waren die Siegesehren, die sich der Turner erringen konnte, gewiss in den meisten Fällen rechtmässiger erworben, als so manche andere Kränze, die einflussreiche Persönlichkeiten in ihrer Umgebung oder durch Geschäftigkeit für befreundete Staaten u. dgl. sich zuwege zu bringen wussten, aber ungerechnet die Uebertreibung der Ehre für blosse Körpergewandtheit gab es auch bei jenen Festen eine Gelegenheit zum

Siegen, die der unbefangenen Betrachtung durchaus verwerflich erscheinen muss, nämlich das Wagenwettrennen, das begreiflicherweise nur von den Reichen und Vornehmen beschickt werden konnte, und worin der Besitzer oder die Besitzerin des Gespanns, ohne auch nur anwesend sein zu müssen, den Sieg und den Kranz und den Jubellärm und alle die unverdienten Auszeichnungen lediglich der Geschicklichkeit des Wagenlenkers verdankte. Zu den Agonen von bedenklichem Charakter kann auch der Wetteifer gerechnet werden, womit die Staaten einander in Ausstattungen, Weihgeschenken und Festgaben zu übertürmen suchten, und den man, bei so viel Grossem, Glänzendem, was er geschaffen, nicht zu genau untersuchen darf, um nichts von Ostentation der lieben Eitelkeit an ihm zu entdecken.

Trotz der Schattenseiten jedoch war das griechische Volksfest und besonders das den Mittelpunkt aller Feste bildende olympische — obwohl es den beständigen innern Hader nicht hat versöhnen, dem endlichen Untergang der Freiheit nach aussen nicht hat vorbeugen können — ein Nationalfest, wie bei keinem andern Volke der Geschichte eines blühte. Der religiösen Weihe, die auf ihm ruhte und ihrem Ausdruck in den Festopfern am grossen Zeusaltar, sechs Doppelaltären und vielen andern heiligen Herden fand, entsprach die Hingebung, ja Aufopferung, die schon für die blosse Theilnahme des Zuschauers erfordert wurde. Denn das Fest fiel, wie gesagt, in den Hochsommer, und seine Heiligkeit — die den Siegern den Namen Hieroniken gab — verbot jede Kopfbedeckung. So hielt man denn vom frühesten Morgen bis zum heissen Mittag baarhaupt unter erstickendem Gedränge und Gewühle in einer Gluthhitze aus, die manchem Kämpfer das Leben kostete und selbst manchen Zuschauer gefährdete, von Staub und Durst geplagt und in fieberhafter Aufregung dem Verlauf der Wettkämpfe folgend, an deren Ausgang so Vieles hing. Nach dem Zeugniss der Alten selbst brachen unter der im engen, von der Sonne ausgedörrten Raume zusammengedrängten Menschenmasse oft hitzige Krankheiten aus, und ein weniger begeisterungsfähiges Gemüth konnte wie jener Chier seinem Sklaven drohen, dass er ihn, statt in die Mühle, auf den Festplatz nach Olympia schicken werde. Aber die Seufzer des Ungemachs verhallten in der ungeheuren Festbewegung, die Jedem gab, was ihm zusagte, Heiliges und Profanes, Kampfspiel, Prunk und Pracht, Musik, Kunstanschauungen, Ausstellungen, Vorträge von Dichtern und Rednern aller Art, Wiedersehen alter Freunde, eine grosse Messe mit dichtumdrängten Buden, Marktschreier, Wunderkünstler, Zeichendeuter u. s. f. Dazwischen traten wunderliche Heilige auf, wie Diogenes (dieser übrigens bei den Isthmien) in seiner eigenmächtigen Selbstbekränzung, weil er nämlich den gefährlichsten Gegner, sich selbst, überwunden, oder jener räthselhafte Peregrinus Proteus, der, um das Schauspiel eines Heroentodes zu geben, vor allem Volk zu Olympia in den brennenden Scheiterhaufen sprang. Von der überwältigenden Anziehungskraft und Wirkung der griechischen Volksfeste zeugt endlich der Umstand, dass sie nicht bloss durch die ganze griechische Geschichte in ungeschwächter Lebendigkeit fortgedauert haben, sondern auch, das olympische voran, nach dem Untergang der Freiheit Griechenlands in gewissem Sinn Nationalfeste für das römische Reich geworden sind. Kaiser, wie Tiberius und Nero, rechneten es sich zur Ehre, ihr Haupt mit dem olympischen oder pythischen Kranze zu schmücken, und der Name Hieronike oder gar Periodonike — der in der ganzen Festrunde (Periodos) zu Olympia, Delphi, Nemea und Korinth gesiegt — war in Rom so gefeiert wie in Griechenland. Dreimal hatte Lucian, den kein Verdacht der Schwärmerei trifft, die olympischen Spiele gesehen, und doch zog es ihn zum viertenmale hin, bei welchem Anlass er das »Verduften« des Peregrinus sah, das Fest aber schöner denn jemals fand. Damals hatte es auch eine Auffrischung gewonnen, deren es schon in seinen classischen Zeiten mehr bedurft hätte als so mancher von Staaten und Einzelnen gestifteten Prachtstücke, jene Wasserleitung nämlich, wodurch Marc Aurel's Lehrer, der berühmte Herodes Atticus, die Besucher des Volksfestes »von der Gefahr befreite, vor Durst zu verschmachten.« Nie hat sich dieses Nationalfest überlebt, nicht einmal mit dem besiegten Heidenthum ist es abgestorben, vielmehr hielt es sich noch das ganze Jahrhundert des siegreichen Christenthums hindurch und wurde erst ein paar Jahre vor Ablauf desselben, nachdem es beinahe die dreihundertste Olympiade (nur sieben weniger) erreicht hatte, von Theodosius dem »Grossen« abgeschafft.

»Aber sage mir doch, Solon, was wollen die Jünglinge da? Die Einen umschlingen einander und unterschlagen Einer dem Andern das Bein; Andere würgen einander und winden sich und wälzen sich mit einander im Kothe herum, wie die Schweine. Und doch sah ich, wie sie sich anfangs, gleich nachdem sie sich entkleidet hatten, mit Oel salbten, und wie da der Reihe nach Einer den Andern ganz friedlich einrieb. Drauf aber weiss ich nicht, was sie anwandelte, denn auf einmal rennen sie mit gebückten Köpfen gegen einander und stossen die Stirnen zusammen, wie die Böcke. Und siehe, Einer hebt den Andern bei den Beinen empor und lässt ihn zu Boden fallen; dann wirft er sich auf ihn und lässt ihn nicht emporkommen, sondern drückt ihn noch tiefer in den Koth hinein; endlich schlingt er die Beine um seinen Leib, den Arm drückt er ihm an die Kehle und würgt ihn erbärmlich. Dieser aber klopft ihm auf die Schulter und bittet, glaube ich, ihn doch nicht vollends ganz zu ersticken. Des Oels ungeachtet besudeln sie sich so, dass man gar nicht mehr sieht, dass sie sich gesalbt haben. Und lächerlich ist es zu sehen, wie sie, mit Koth und Schweiss überzogen, gleich Aalen sich aus den Händen schlüpfen. Wieder Andere thun dasselbe im Freien des Hofes, jedoch hier ohne Koth. Sie haben nämlich eine Menge Sand in jene Grube geworfen, womit sie sich wechselseitig bestreuen und sich selbst freiwillig bewerfen, wie scharrende Hähne, ohne Zweifel, um im Ringkampfe einander desto weniger entschlüpfen zu können, indem der Sand das Schlüpfrige benimmt und ein festeres Anfassen des trocknen Körpers gestattet. Und die Aufrechtstehenden dort sind gleichfalls eingestäubt, und schlagen auf einander los, und stossen mit den Füssen. Da, siehst du, ist Einer mit der Faust an die Kinnlade geschlagen worden, so dass er den Mund voll Sand und Blut hat und fast noch die Zähne mit ausspuckt, der arme Tropf. Dennoch bringt sie auch sogar der Archon dort nicht auseinander, um dem Streit ein Ende zu machen; ich schliesse wenigstens aus dem Purpurkleide, dass er einer der Archonten ist. Vielmehr hetzt er sie noch auf, und lobt den, der so zugeschlagen hat« u. s. w. Diese Worte des Anacharsis, die dem Vertreter Athen's Gelegenheit geben, den Barbaren über die Vernünftigkeit des vermeintlich wahnsinnigen Treibens aufzuklären, enthalten zugleich ein lebhaftes Bild der griechischen Turnschule, wenn man sich die andern Zweige der Kunst hinzudenkt, die in der Unterredung später noch berührt werden. Das Kopfschütteln, womit der Fremdling aus Norden den Staub und Koth, das Würgen und Werfen u. dgl. betrachtet, scheint ästhetisch nicht ganz unbegründet zu sein, und dennoch ist gerade aus diesem rauhen Boden die höchste Blüthe der Kunst entsprungen, wie aus dem harten spröden Steine, den sie bearbeitet, die Schönheit entspringt. In der Palästra sah der Künstler die lebendigsten, bewegtesten Modelle, die zarten Jugendformen, die nervigen Männergestalten, die wechselnden Stellungen voll Kraft und Biegsamkeit, kurz, eine Fülle von Anschauungen und Motiven, die sich seinem Auge einprägten und bei seinem Schaffen gegenwärtig waren. Den unmittelbarsten Anstoss aber hatte die Kunst schon frühe durch die Sitte erhalten, die Bildsäulen der olympischen Sieger, anfangs von Holz, in der Altis aufzustellen; zwar waren diese Bilder steif und unpersönlich, denn nur dem dreimaligen Sieger wurde die Portraitstatue (die ikonische) bewilligt, aber durch die Aufgabe war die Plastik ihrem Hauptgegenstande, der Darstellung des menschlichen Körpers, zugeführt, auch das Götterbild trat jetzt aus der symbolischen Unform in die Menschengestalt herüber, seine hölzernen Glieder bekleideten sich mit Gold und Elfenbein (chryselephantine Bilder), Erzguss und Bildhauerei wetteiferten mit der Toreutik, und kaum war ein Jahrhundert verflossen, seit Arrhachion, steif wie unsere alten Ritterbilder, zu Olympia aufgestellt war, da verliessen die Werkstatt des Ageladas die drei Schüler unvergänglichen Namens Phidias, Polyklet und Myron, von welchen besonders die beiden Letzteren dem Bilden olympischer Siegerstatuen das Beste ihres künstlerischen Vermögens zugewendet haben. Zahllose Künstler drängten sich um die so volksthümliche Aufgabe, und die Bilder der Altis mehrten sich wie die Stämme eines Waldes. Von dieser unübersehbaren Masse meist eherner Bilder Olympia's und Delphi's ist, wie von den vielen anderen Ehrenstatuen in griechischen Städten, fast nichts übrig geblieben, doch erkennt man in Marmorcopieen einige der berühmtesten jener Kunstwerke, die auch in der classischen Nachbildung entzücken, und die gleichfalls auf Copiren angewiesene Vasenmalerei hat uns, ähnlich wie der Kupferstich einen Ersatz für plastische und malerische Schätze bieten kann, eine fast vollständige Sammlung des Untergegangenen, zum Theil bis in eine sehr alte Kunstperiode zurück, hinterlassen.

Eines der schönsten von den übrig gebliebenen Bildwerken ist die dem Berliner Museum angehörige, unter dem Namen Adorante bekannte Bronzestatue, die auf Taf. VII b, Fig. 2 abgebildet ist und einen um Sieg flehenden Kämpfer, halb Knaben, halb Jüngling, darstellt. Diese Art Vorbereitung zum Kampfe ist nicht selten von der Kunst zum Gegenstande gewählt worden. Die zarte Gestalt gilt für ein Werk der Schule Polyklet's, sie hat auch in den Formen eine gewisse Charakterähnlichkeit mit dem die Binde um das Haupt windenden Sieger desselben Meisters, den uns die folgende Tafel vorführen wird. Sie gibt zugleich eine vollkommene Anschauung von der antiken Haltung im Gebet, welche die Hand oder beide Hände mit der innern Fläche nach oben wandte, damit sich die erbetene Gabe gleichsam unmittelbar darauf herabsenken konnte. Knabenwettkämpfe waren in Olympia schon seit der 37. (Lauf und Ringen) und 38. Olympiade (Pentathlon) eingeführt. In der 41. kam auch noch der Faustkampf hinzu, in welchem ein sybaritischer Knabe der erste Sieger war. Aristoteles indessen, der mit dem gesunden Theil der Nation eben so sehr der Gymnastik zugethan war als er die Athletik missbilligte, spricht in seiner Politik, wo er von der Jugenderziehung handelt, die warnende Bemerkung aus, man finde unter den olympischen Siegern höchstens zwei oder drei, die schon als Knaben und später auch noch als Männer gesiegt haben, weil sie in der Jugend gewöhnlich durch übertriebene Anstrengung geschwächt worden seien. Das Virtuosenthum, das durch einseitige Steigerung die Natur zu überbieten vermag, hat diese Aeusserung später häufig widerlegt, aber nur zur Hälfte, denn mancher jener von Jugend auf siegreichen Athleten starb in der Blüthe des Mannesalters — einer im Augenblicke da er nach dem Kranze griff — an Epilepsie.

Eine weitere Vorbereitung zu Kampf oder Uebung ist die Oelung, worauf sich Fig. **2**, **3**, **4** und **12** beziehen, zu welchen auch noch Fig. **1**—**5** der Tafel IX zu nehmen sind. Diese Massregel, die freilich nur beim nackten (gymnischen) Turnen anwendbar war, aber von allen Gymnasten, nicht bloss Ringern, sondern auch Läufern u. s. w. angewendet wurde, hatte ihren guten Zweck, und Lucian bezeichnet denselben sehr treffend, wenn er seinen Solon sagen lässt, es sei sonderbar, zu meinen, dass todtes Leder, durch Oel erweicht, dauerhafter werde, und nicht auch die lebendige Haut. Der Staub, den man auf die eingeölten Glieder streute, für den Luxus am liebsten der feine gelbe Nilsand, diente nicht bloss zum Greifbarmachen des Körpers, sondern schützte gegen Erkältung, Aufspringen der Haut, erschöpfenden Schweiss, einigermassen auch gegen Verwundung, und das ganze Verfahren gab den Gliedern eine unglaubliche Geschmeidigkeit. Nach beendigter Uebung ging der Körper im Bade und unter dem Schabeisen (Stlengis, röm. Strigil) glänzend aus dem Hautüberzug hervor. Das Einreiben wurde daher zu einer förmlichen Kunst mit genauen Verfahrungsarten ausgebildet und von eigenen Sachverständigen, den Aleipten, ausgeübt, wie denn beim Fortschreiten der Gymnastik die Beamten und Diener der Anstalten zu einem zahlreichen Personal erwuchsen. Welche Bedeutung dem Oele beigelegt und in welcher Menge es verbraucht wurde, geht aus der Notiz hervor, dass die Rhodier nach dem furchtbaren Erdbeben von ihren sikeliotischen Stammverwandten Hiero und Gelo ein Geschenk von 75 Talenten bloss zur Anschaffung des Oels für das Gymnasion erhielten. Gymnasten oder Athleten, sich salbend, mit grösseren oder kleineren Oelgefässen in der Hand, wie Fig. **2** und **3**, oder mit dem kleinen Salbfläschchen (Lekythos) und der Stlengis, wie Fig. **4**, in ruhiger Haltung, oder sich mit der Stlengis abschabend (apoxyomenoi), Taf. IX, Fig. **1**—**4**, sind gleichfalls häufig wiederkehrende Gegenstände der alten Kunst. Berühmt war Polyklet's Apoxyomenos, eben so der des Lysippos, der später das eifersüchtig gehütete und dem kaiserlichen Schlafzimmer wieder abgeforderte Schosskind des römischen Volkes wurde, und den man in der schönen Statue des Museo Chiaramonti, Taf. IX, Fig. **1**, wiederfinden will. Das meisterhafte Gemmenbild auf Taf. IX, Fig. **2**, ist unter dem Namen Tydeus apoxyomenos bekannt und bezieht sich auf den Mythus, der die im Zuge gegen Theben begriffenen Sieben die nemeischen Spiele als Leichenspiele für das Kind Archemoros, den Erstling ihrer Todesloose, stiften lässt. Das Original trägt nämlich die Inschrift Tute, in Uebereinstimmung mit der andern berühmten etruskischen Gemme, auf welcher Tute (Tydeus), Pulnice (Polynikes), Amphtiare (Amphiaraos), Atresthe (Adrastos) und Parthanapae (Parthenopäos), die bei jenem ersten Spiele siegreichen fünf Helden, in tief ernster Betrachtung oder Berathung beisammen sind. — Auf vielen Vasenbildern sodann, wie z. B. auf einem nolanischen, Tafel VII b, Fig. **12**, findet man das Fläschchen, den Strigel und den Schwamm (Spongia) an der Wand der Palästra hängend abgebildet, zum Zeichen, dass kein Festplatz, sondern die werktägliche Uebungsschule dargestellt ist. Das Fläschchen, an einer Schnur hängend, erblickt man auf diesem Bilde auch in der Hand des dienenden Knaben, der dem mit der Stlengis über der Schulter dastehenden Gymnasten Stock und Gewand trägt. Der Stange und den Sprunggewichten, welche die beiden andern Turner halten, werden wir weiterhin begegnen. Aber nicht bloss die Turnschule, sondern auch das Bad wird durch die vorgenannten Geräthschaften bezeichnet, zu welchen auf Taf. IX, Fig. [illegible], noch ein Handspiegel kommt. Was wir jedoch hier sehen, ist nicht die Abbildung eines Bildes, sondern der Wirklichkeit selbst, denn die Strigeln mit dem Fläschchen und Spiegel hängen am Ringe, wie sie gefunden wurden, im Museum zu Neapel. Die daneben abgebildete Stlengis zeigt, dass, wie bei einem solchen Instrument zu erwarten, verschiedene gleich zweckdienliche Formen existirten. Auch waren diese Schabeisen, wie sich von selbst versteht, nicht alle aus dem gleichen Material: es gab eiserne, bronzene, beinerne, auch silberne u. s. w.

Von den Uebungen nun, zu welchen uns die weiteren Bilder der Taf. VII b führen, war die älteste und angesehenste der Lauf (Dromos), und zwar letzteres so sehr, dass diese Kampfart an der Spitze der Festspiele stand, dass die Olympiade, wenn man zu näherer Bezeichnung einen Siegernamen hinzufügte, fast nur nach dem gekrönten Läufer benannt wurde, und dass, zum Theil eben aus diesem Grunde, von sämmtlichen Olympiasiegern nur die Namen der Wettläufer in beinahe vollständiger Folge auf uns gekommen sind. Diese Auszeichnung, die ziemlich stark von unsern heutigen Sitten absticht, verliert etwas von ihrer Fremdartigkeit, wenn wir den alten Berichten glauben dürfen, dass es in Griechenland Schnellläufer gab, welche Hasen einholten oder ein Schlachtross im Wettlaufe dahinten liessen. Wenn wir einem Wettkämpfer, der in drei Olympiaden achtmal durch Schnellfüssigkeit gesiegt, den Namen Ross (Hippos) beigelegt sehen, so möchten wir einen andern, der in vier Olympiaden zwölfmal siegte, dem Strauss, und einen dritten, der an Einem Tag im Stadion, Diaulos und Dolichos den dreifachen Kranz davonzutragen den Athem hatte, einem ganzen Vogel vergleichen. Nach einer bereits angeführten Angabe wird dieser Langlauf so bemessen, dass das Stadion siebenmal hin und her zu durchlaufen gewesen wäre; nach andern Angaben jedoch betrug er das Zwölffache des Diaulos, also 24 Stadien, was einer starken Stunde gleichkommt (die nicht im Dauerlauf unsres Turners, sondern im Schnelllauf der sich überbietenden Wettläufer zurückzulegen war), und diese Berechnung wird zur wahrscheinlicheren durch das Schicksal des windschnellen, von Myron gefeierten Spartaners Ladas gemacht, der den Kranz im Dolichos mit dem Leben bezahlte. (Myron's berühmtes Bild: »Ladas in der letzten und höchsten Anstrengung, voll Siegeshoffnung, mit krampfhaft eingezogenen Weichen den entschwebenden Athem noch auf den Lippen festhaltend,« hat man in der Fig. [illegible] wiedergegebenen Statue des Museums von Neapel erkennen wollen, die nachher bei den Diskoswerfern zur Sprache kommen wird.) Rühmlicher nach unsern Begriffen, wenn man der Sage trauen dürfte, die so gern ihre Ranken um grosse geschichtliche Ereignisse schlingt, war der Tod des Philippides (oder Phidippides), der die Siegeskunde von Marathon athemlos und sterbend nach Hause gebracht haben soll, nachdem er kurz zuvor den besser verbürgten Lauf von Athen nach Sparta (1140 Stadien, nicht ganz 30 Meilen), um Hülfe zu holen, in zwei Tagen zurückgelegt hatte. Jedenfalls aber wurde dieser von Euchidas dem Platäer noch übertroffen, der nach der Schlacht von Platää, weil die Perser das Feuer »verunreinigt,« um frisches Feuer nach Delphi geschickt wurde: der Weg hin und her betrug 1000 Stadien, die er in Einem Tage durchmass, so dass er mit dem Feuer anlangend todt zu Boden sank, was ihm ein Heutiger wohl schon vor der fünfzigsten Stunde zuvorthun würde. Auch Aeschines, der nachmalige Staatsmann, trug in diesem Fache, glücklicher als im tragischen, einen Lorbeer davon: er brachte die Siegesbotschaft von Tamynä so schnell nach Athen, dass ihm vom Rath und Volk der goldene Kranz zuerkannt wurde. Der Beruf dieser Staatseilboten (Tagläufer), welche — ingens die uno cursu emetientes spatium — den Telegraphendienst des Alterthums versahen, gab der Uebung eine hohe Bedeutung, die es genügend erklärt, wie sie an die Spitze sämmtlicher gymnischen Kampfspiele gestellt werden konnte.

Fig. 6 und 7 vergegenwärtigen die höchst eigenthümliche Art des antiken Laufes, woran unsere neueren Schnellläufer vielleicht lernen könnten. Auf dem einen Bilde sind es die flachen Hände, die gleichsam als Segel, auf dem andern die geschlossenen Fäuste, die gleichsam als Ruder dienen, Bewegungen, die den Laufvögeln abgelauscht scheinen und die Geschwindigkeit der weitausgreifenden Füsse durch Vorwärtsschnellen des Körpers gar sehr beflügelt haben mögen. Diese Bilder entstammen dem Panathenäenfeste, von welchem wir nicht bloss das Werk des Phidias — die grosse Prozession mit dem heiligen Gewande vom Cellafries des Parthenon — sondern noch andere, auf sonderbarem Wege der Nachwelt erhaltene Darstellungen besitzen. Die Preise nämlich für die Sieger in den mit diesem Feste verbundenen gymnischen Spielen bestanden in gemalten Gefässen, worauf eben diese Wettkämpfe verschiedentlich abgebildet waren, und diese »panathenäischen Preisvasen« wurden, wenn auch wohl schwerlich in Athen selbst, so doch in einem Theil der übrigen Welt, besonders im südlichen Etrurien, zu einem Modeartikel, der mit seiner ursprünglichen Bedeutung so wenig mehr zusammenhing als heutige Modeartikel mit Windsor oder Bath oder sonstigen ursprünglichen Benennungen. Dass es in Athen erlaubt gewesen sei, solche Preisgefässe zu führen, ohne sie in den Spielen verdient zu haben, ist kaum denkbar, und dass daselbst eine einzige Amphora dieser Art, sicherlich ein echtes Preisgeschenk, ausgegraben wurde, gibt, wenn auch kein voller Beweis, der Vermuthung grosse Wahrscheinlichkeit. Ausgeführt aber, oder auswärts bis auf die panathenäische Inschrift und die alterthümlichen Formen nachgemacht, oder auch beides, wurde der Artikel in grosser Menge, so dass er bei dem volcentischen Funde noch in beträchtlicher Anzahl zum Vorschein gekommen ist. Etruskische Gräber waren es also (denn die echt attische Vase stellt einen siegreichen Wagen dar), die uns von der Art, wie die Griechen den Lauf ausführten, bildliche Verdeutlichungen hinterlassen sollten. Denn dass nicht bloss zu Athen, sondern bei allen griechischen Spielen auf die gleiche Weise gelaufen wurde, versteht sich doch wohl von selbst, und auch die in den Bildern angedeuteten Abweichungen, die etwa den Jähllauf im Stadion von dem ausdauernden Schnelllauf im Diaulos und Dolichos unterschieden haben mögen, sind ohne Zweifel überall gleichmässig angewendet worden. Zu der Unterstützung durch Segeln und Rudern, welche die Bilder zeigen, findet sich bei den alten Schriftstellern noch die weitere angegeben, dass die Läufer unter dem Laufen mächtig zu schreien pflegten, ein Mittel, das zwar anfeuernd aber auch erschöpfend gewirkt haben mag.

Vom Stadion, um dies hier zu berühren, gibt Taf. I, Fig. 70 den Grundriss an. Es wurde, wo die Natur das erlaubte, auf einer Thalsohle angelegt, deren umschliessende Anhöhen ähnlich wie im Theater zu Sitzstufen ausgearbeitet wurden; wo nur Eine Höhe war, wurde die andre Seite aufgeworfen und aufgemauert oder auch ganz weggelassen. Das Ziel befand sich innerhalb des ganz theaterförmigen Halbkreises (Sphendone), wo die Kampfrichter und die vornehmsten Zuschauer sassen und in der Arena der Platz für die andern dem Laufe folgenden Kämpfe war. Drei Säulen theilten das Stadion der Länge nach in zwei Hälften, die die Hin- und Rücklaufenden (in den beiden grösseren Laufspielen) von einander schieden und Verwirrung verhinderten. Auf der ersten Säule stand »Halt dich brav,« auf der zweiten »Spute dich,« und an der dritten, wo um das Ziel der Rücklauf begann, stand »Wende.« Da nicht alle Kämpfer zugleich laufen konnten, so wurden Abtheilungen gebildet, deren Sieger nachher noch einmal zusammentreten mussten, so dass erst der Sieger im zweiten Kampfe den Preis erhielt. Natürlich hatte die Laufbahn festen Boden; in der Turnschule lief man, um sich recht zu der Uebung auszubilden, durch tiefen Sand.

Fig. **8** stellt einen Waffenläufer dar, der mit der einen Hand segelt und am andern Arme den Schild trägt, auf welchem wiederum ein Waffenläufer mit dem Schilde, nur ohne Helm, abgebildet ist. Die Schale (Kylix), der er entnommen, ist ganz dem auf alten Bildwerken seltenen Waffenlaufe gewidmet, und mit Ausnahme von zwei Läufern, deren einer einen Löwen, der andere einen geflügelten Phallos auf dem Schilde führt, haben die Schilde der andern, gleich dem gegenwärtigen, wieder ihr kleines Ebenbild zum Emblem.

Fig. **9**. Fackelläufe, zu Fuss und auch zu Ross, waren mancherorten und bei manchen Festen gebräuchlich. Der berühmteste Fackellauf fand an den Panathenäen statt, welche, da sie kurz vor dem Neumond einfielen, die dunkle mondlose Nacht für sich hatten. Da liefen Jünglinge mit brennenden Fackeln von der Akademie nach der Stadt, andere ohne Fackeln hinter ihnen, der Fackelträger, der von seinem Hintermann eingeholt wurde, musste die Fackel an diesen abgeben, und wer zuerst mit brennender Fackel am Ziel anlangte, erhielt den Kranz. Fig. **10**, eine der sinnbildlichen Darstellungen des Sieges, zeigt drei mit Palmblätterkränzen geschmückte Fackelläufer, deren einem eine Nike die Tänie bringt. Die beiden Andern sind noch in leidenschaftlicher Bewegung begriffen, der Dritte scheint den Zweiten zurückhalten und dieser nach dem Fittig der Siegesgöttin greifen zu wollen, als ob er den Sieg noch streitig machen wollte. Freilich kam es nicht selten vor, dass durch treulose Mittel, trotz der Verpönung, der Nike sogar eine Feder ausgerupft wurde, und auch dies findet sich auf Sinnbildern geistreich dargestellt. — Ein berittener Fackelläufer ist auf Taf. VIII b, Fig. [illegible], einer tarentinischen Münze entnommen.

Fig. **11**. Die dorischen Jungfrauen werden als starke Wettläuferinnen gerühmt. Diesmal ist jedoch Ottfried Müller der Ansicht, dass die hier abgebildete Statue des Pio-Clementinischen Museums eher einer Wettrennerin aus der Zeit Domitian's (der ein Stadium baute, worin Jungfrauen unter seinem Vorsitz Wettläufe hielten) als einer Spartanerin gesetzt worden sei.

Zu den Laufübungen kann man endlich auch noch das Reiftreiben Fig. **12** rechnen, das, wie bei uns, ein beliebtes Kinderspiel war, und wobei, wie man sich denken kann, der Reif bald aus Holz, bald aus Metall gefertigt, mit Ringen, Blechen u. dgl. behangen sein konnte.

Eine weitere Uebung war der Sprung (Halma), der ursprünglich mit freien Händen, turngerecht aber mit Gewichten, ähnlich unsern Hanteln, nur andern Gebrauchs, ausgeführt wurde. Diese Sprunggewichte (Halteres) sollte man, wenn man Solon bei Lucian reden hört, für eine Erschwerung des Sprunges halten; sie dienten aber im Gegentheil, gleich der Ruderbewegung im Laufen, zum Fortschnellen des Körpers durch den gewaltigen Schwung. Da auf vielen alten Bildern, wie Fig. **13** u. a., Stangen vorkommen, die unsern Springstangen zu gleichen scheinen, so hat man angenommen, dass auch in der griechischen Turnschule voltigirt worden sei, andere Stimmen aber erklären dieselben für Wurfspiesse oder Gere, zum Theil auch für Messstangen, womit die Weite des Sprunges, des Wurfes abgemessen wurde. Wo nämlich der Niedersprung geschah, der Diskos niederfiel, wurde eine kleine Furche gezogen, um die Leistungen gegen einander abzumessen, und hieraus erklärt sich einerseits der Messstab, andrerseits der Mann mit der Spitzhacke, der häufig, z. B. Taf. VIII a, Fig. **19**, auf gymnastisch-agonistischen Bildern erscheint. Indessen ist die Annahme eines Sprunges mittelst Stange nicht ganz zu verwerfen, da im Kriege wenigstens bei vorkommenden Fällen der Speer dazu benützt wurde, was immerhin Vorübungen räthlich machen mochte. Das weitaus vorherrschende Werkzeug aber und das bei den Wettkämpfen allein gebrauchte waren die Springkolben — denn dies ist unter den verschiedenen Formen der Halteren diejenige, die am häufigsten auf den Bildern begegnet — und welchen Vorzug sie vor unserer Voltigirstange gehabt haben müssen, das ergibt sich aus überlieferten Sprungmassen, welche die heutigen durchschnittlichen Leistungen um das Doppelte, ja Dreifache übertreffen. Das höchste dieser Masse ist dem Phayllos angeschrieben worden, der neben seinem Landsmann Milon glänzte, so lang Kroton, die erste der griechischen Städte vor der unseligen Bürgerfehde, in welcher die pythagoräische Schule unterging, noch die Siegerverzeichnisse der heiligen Spiele füllte. Er, der einzige Grossgrieche, der, dazu auf eigene Kosten, bei Salamis mit einem Schiff erschien, Sieger im Pentathlon und Wettlauf, mächtig im Diskoswurf, zeichnete sich, der Vogelleichte, wie ihn Aristophanes nennt, am meisten im Springen aus. Freilich klingt die in Prosa und Versen gefeierte Ziffer wie eine Fabel: ein Weitsprung von fünf und fünfzig Fuss.

Fig. **13** gibt einen Niedersprung, der nicht viel Gutes verspricht, denn die Halteren, die sonst noch den Körper im Gleichgewicht zu halten gedient haben müssen, werden hier schwerlich den Springer vor dem bösen Rückwärtsstürzen bewahren können. Das scheint auch eine auf der Abbildung nicht sichtbare Figur auszusprechen, die auf dem Original hinter dem unglücklichen Turner steht und mit aufgehobenem Arme ihre Theilnahme zu erkennen gibt.

Fig. **14**. Sprung über drei spitze Pfähle. Fig. **15**. Ein durch eine Vorrichtung zum Prellen in die Höhe geschnellter Jüngling überschlägt sich in der Luft. Wie er herabgelangen wird, ist noch die Frage, wenigstens scheinen die beiden andern Theilhaber des Spieles auf ihrem sichern Standpunkte ernstliche Besorgniss an den Tag zu legen. Fig. **16**. Ueber den Kopf voltigiren, wie bei uns, und zwar unaufgesetzt, daher der so horizontale Flug, der wohl die zu beiden Seiten grünenden Palmen verdient.

Fig. **17**. Ein Jugendspiel begleitet auch diese Classe von Uebungen, das Sprungseil, das in der antiken Kinderwelt so heimisch war wie bei uns, und sich trefflich zu einem zierlichen Gemmenbildchen oder im vorliegenden Fall zu einem Bronzefigürchen eignete.

Während der Sprung nur im Pentathlon vorkam, bildete der Ringkampf sowohl einen Theil dieser gemischten Kampfart als einen für sich allein bestehenden Kampf. Diese uralte Uebung, die der Palästra den Namen gab, haben wir schon bei Homer und auch bei diesem schon als eine verwickelte Kunst kennen gelernt, und da sie allmählich zu einem kaum übersehbaren, auch nicht vollständig überlieferten und in den überlieferten Stücken nicht einmal durchgängig erklärlichen Complex von Ringerstreichen aller Art, als da sind Stossen, Drängen, Schieben, Würgen, Quetschen, Ausrenken, Fingerbrechen, Zehenknicken, neben den gewöhnlichen Umschlingungen, Beinstellungen u. dgl., ausgebildet wurde, so verzichten wir auf eine erschöpfende Darstellung, wie ja auch Fachschriften selbst darauf verzichten, und begnügen uns mit Erläuterung desjenigen, was die Bilder an die Hand geben.

Fig. **19** zeigt die einfachste Kampfweise, die aber nur von den Stärksten unternommen werden kann, den passiven Widerstand, wobei es gilt, sich nicht vom Platze bringen zu lassen. Milon, der Staatsmann und Feldherr von Kroton, Athlet im alten ehrenhaften Sinn des Worts, d. h. Ringkämpfer, soll in dieser Behauptung des Standpunktes ausgezeichnet gewesen sein.

Fig. **20**. Beginn des Ringkampfes, wobei man sich gegenseitig an den Armen zu erfassen strebt. Die Köpfe der beiden Kämpfer sind einander so nahe gekommen, dass es scheint, sie werden auch noch von dem antiken »Stutzbock« Gebrauch machen, nämlich sich gegenseitig mit den Stirnen drängen, ja gar gleich Widdern (nach Lucian) mit den Köpfen zusammenrennen.

Fig. **21** und **22**. Eine Ringweise war, den Gegner aufzuheben und zu Boden zu werfen, wie es schon Ajas gegen Odysseus prakticirte, der ihn dann freilich in die Kniekehle stiess und zu Falle brachte. Ein ähnliches Aufheben, aber mit anderem Ausgange, war der Kampf des Herakles mit Antäos, der gewöhnlich dargestellt wird, wie der Held den Riesen mit beiden Händen um den Leib gefasst hält und so in den Lüften erstickt. Es ist daher zweifelhaft, ob die bronzene Ringergruppe Fig. **22** mit Recht auf diesen Kampf bezogen werden kann, vielmehr scheint dieselbe einfach das Kampfstück darzustellen, wie man den Gegner über die linke Schulter kopflings zu Boden schwingt. Der Ueberwundene hält sich am Arme des Siegers und streckt die andere Hand vor, um den Sturz zu brechen und wenigstens den Kopf zu schützen. Uebler wird es dem Besiegten Fig. **21** gehen, dem dieser Schutz unmöglich gemacht wird. Vielleicht ist bei letzterem Kampfe ein unerlaubtes Mittel (Kakotechnia) angewendet worden, da die Figur im Hintergrunde mit dem Stabe einschreiten zu wollen scheint. Es ist ein Kampfrichter oder Aufseher, vielleicht der Archon, wie ihn Anacharsis heisst, d. h. der Gymnasiarch, dem die oberste Aufsicht, Leitung, zum Theil auch die Unkosten des Gymnasions zufielen, und dessen Amt zu den schon mehr erwähnten Liturgieen gehörte.

Fig. **23** entspricht dem Kunstausdruck Abführen. Der Unterliegende ist vom Stärkeren über die Schulter und um die Seite gefasst und muss sich nach dem Belieben des Siegers fortschleppen lassen. Zwei Kampfrichter oder Aufseher scheinen beifällig anzuwohnen.

Hierher ist noch die berühmte, dem Kephisodotos, Praxiteles' Sohne, zugeschriebene Gruppe (Symplegma) von Florenz zu ziehen, die auf Tafel VIII a, Fig. **14** und **15**, von beiden Seiten abgebildet ist und somit im Hinblick auf die Worte des Plinius, dass der Fingereindruck eher einen Körper als Marmor verrathe, betrachtet werden kann. Freilich ist es streitig, ob Plinius die gegenwärtige Ringergruppe gemeint hat, denn Welcker beweist dagegen, dass Kephisodot's Symplegma vielmehr ein erotisches gewesen sei. Auch ist Streit darüber, ob die beiden Kämpfer als Ringer oder als Pankratiasten anzusehen seien. Winckelmann, Müller und Welcker haben das Letztere angenommen, wogegen aber Krause mit Recht bemerkt, dass der Kampf im Liegen (Kylisis) bei dem Ringen eben so wohl als bei dem Pankration vorgekommen sei. Wenn er jedoch hinzusetzt, die geballte Faust könne man bloss als Zeichen angestrengter Muskelkraft betrachten, so ist dies doch wohl zu entschieden behauptet. Es liegt freilich in der Natur der Sache, dass der Faustkampf mehr im Stehen stattfand; hatte aber das Schlagen und aufrechte Ringen den einen oder beide Kämpfer zu Boden gebracht und war es, wie auch beim Ringkampf in diesem Falle, zur Kylisis gekommen, so konnte auch jetzt noch, wenn sich der Vortheil bot, ein wirksamer Fauststreich das Seinige thun. Im vorliegenden Falle hat der eine Kämpfer den andern durch Umschlingung des Schenkels zu Fall gebracht oder er hält ihn erst jetzt durch diesen Kunstgriff (Schema) am Boden fest, während er ihm zugleich mit einem Ruck, der dem Besiegten eine Schmerzgebärde entpresst, den rechten Arm zurückreisst; da dieser, wenn er nicht vollends platt zu Boden kommen will, von der Linken keinen Gebrauch mehr machen kann, so kann die erhobene Faust des Siegers wohl nur die Absicht haben, durch Schläge an den Kopf — worauf das Abwenden desselben deuten mag — oder durch Stösse in die Seite der Sache ein Ende zu machen. Letztere standen aber auch dem Ringer zu, und so wird es, bei aller Entschiedenheit des Bildes, unentschieden bleiben können, ob dasselbe Ringer oder Pankratiasten darstellt. Je gewaltsamer die Athletik sich ausbildete, desto leichter konnten einzelne Verläufe der beiden Kampfarten in einander verschmelzen, gleichgültig für die Kunst, die sich daraus entnahm, was sie brauchen konnte, wie sie ja auch den Schrecken des Krieges Motive der Schönheit entnimmt. Eine weitere Streitfrage ist endlich noch die, ob unsere beiden Ringergestalten zu der Niobegruppe gehören, mit welcher sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts zusammen aufgefunden worden sind. Nun waren zwar Niobe's Söhne, als Apoll sie erschoss, eben in gymnischen Spielen begriffen, und dies scheint die Annahme (Winckelmanns) zu unterstützen, aber unsere Gruppe ist so für sich abgeschlossen, dass es schwer halten wird, sie in irgend einer andern Handlung künstlerisch aufgehen zu lassen.

Der Diskos war zu Homer's Zeit von Eisen (Solos) oder Stein, später von Erz. »Sodann,« sagt Solon zu Anacharsis, »hast du im Gymnasion ein rundes, einem kleinen Schilde ähnliches Stück Erz gesehen, das aber weder Handhabe noch Riemen hat. Es lag gerade vor dir, deswegen versuchtest du dich daran, es schien dir aber zu schwer und wegen seiner Glätte nicht leicht zu fassen. Diese Scheibe werfen sie nun in die Höhe und in die Ferne, und setzen eine Ehre darein, sie am weitesten zu bringen und die Andern zu übertreffen. Diese Arbeit stärkt ihre Schultern und vermehrt die Spannkraft in den Vorfüssen.« Eigentlich aber ging der Wurf nicht in die Höhe, sondern der möglichst flache Bogen, den man ihm zu geben suchte, diente nur dazu, ihn recht weit in die Ferne zu treiben. Stellung und Haltung (Schema) wird von Philostrat so beschrieben: »Eine kleine Erhöhung ist aufgeworfen, hinreichend für Einen Stehenden, welche, dem Hinterleib und dem rechten Schenkel zum Stützpunkt dienend, dem Vorderleibe sich nach vorn über zu neigen gestattet, wobei der andere Schenkel nachhilft, der mit der rechten Hand zugleich sich aufschwingen und mitbewegen muss. Was nun die Haltung desjenigen betrifft, der die Scheibe aufgehoben hält, so muss er den Kopf nach rechts so viel gekrümmt neigen, als hinreicht, diese Seite an seinem Leibe zu überschauen, und dann werfen, wie an einem Riemen springend, und die ganze Kraft der rechten Seite dransetzend.« Man sieht, dass es hiebei ziemlich ähnlich wie beim Kugelschieben hergeht, oder vielmehr ganz wie in dem Spiele, worin die Kugel durch die Luft geworfen statt am Boden geschoben wird, nur dass der Diskos linsenförmig, Schildchen oder Scheibe war, und dass er in der Regel nicht nach einem Ziel geschleudert, sondern so weit als möglich getrieben wurde, da die grösste Entfernung den Sieg verschaffte.

**Tafel VIII a, Fig. 1** stellt den in alter und neuer Zeit hochgefeierten Diskoswerfer des Myron dar. Lucian in seinem Lügenfreund, wo von der gespenstig umgehenden Statue des Pelichos die Rede ist, nimmt die Gelegenheit wahr, auch von andern in dem gleichen Hause stehenden Bildsäulen, dem Diskobolos, Diadumenos, Harmodios und Aristogiton, zu reden, wobei er den ersteren so beschreibt: »mit dem Oberleibe vorgebeugt, wie im Augenblick des Wurfs, den Kopf nach der diskoshaltenden Hand gewendet, mit halbgebogenem Knie, als wollte er nach dem Wurfe zugleich sich mit erheben.« Diese Beschreibung des alten Kunstkenners ist massgebend, um die in Statuen und Gemmen erhaltenen Copieen des Myron'schen Werkes, deren beträchtliche Anzahl von dem Ansehen desselben zeugt, zu beurtheilen und sich zu überzeugen, dass manche jener Copisten theils handwerksmässig oberflächlich gearbeitet haben, theils absichtlich von ihrem Urbilde abgewichen sein mögen. So ist die auf unserer Abbildung wiedergegebene berühmte vaticanische Statue keineswegs eine getreue Nachbildung des von Lucian geschilderten Werkes, nicht deshalb weil sie hier den Diskos in der linken Hand hält (denn dies ist nur ein Versehen des von der Gegenseite genommenen Stiches), sondern weil die von dem Beschreiber hervorgehobene und auch der Anforderung Philostrat's entsprechende Wendung des Kopfes fehlt, die, wie man schon bei den Worten ahnt, dem Bilde einen besondern Reiz geben muss. Das ist auch in hohem Grade der Fall bei der in den achtziger Jahren am Esquilin ausgegrabenen Statue der Villa Massimi, die in Müller's und Wieseler's Denkmälern der alten Kunst nach Guattani vorzüglich abgebildet ist. Die unverhältmässige Länge des linken Fusses, die man auf unserer Abbildung (hier also am rechten) bemerken wird, findet sich indessen auch bei dieser andern Copie, und aus dieser Uebereinstimmung erwächst die interessante Frage, ob schon Myron sich ein solches Naturspiel erlaubt oder etwa ikonisch dargestellt haben möge. Bewundernswürdig ist das Werk auch in den Copieen; es hält nicht bloss die gegenwärtige Handlung fest, sondern kündigt durch die höchste Kraftanspannung auch den nächsten Augenblick voraus, wo das schwere schwirrende Erz weithin fliegen wird, wie die Scheibe des Phayllos, dem ein Wurf von 95 Fuss nicht zu viel gewesen sein soll.

**Fig. 2.** Der antretende Diskoswerfer des Naukydes, der in diesem Werke den berühmten Lanzenträger (Doryphoros) seines Lehrers Polyklet nachgeahmt haben soll. Das Werk des Naukydes ist gleichfalls in einigen Copieen, sowie auf Vasen und Gemmen erhalten. Man wird anzunehmen haben, dass der Jüngling seine Scheibe zunächst in der linken Hand trägt, um die rechte nicht vor der Zeit zu ermüden. Ob er sich anschickt, genau in die Normalstellung Philostrat's zu treten? Die Sache erlaubt Abweichungen, und die Bilder haben sie ebenfalls.

**Fig. 3.** Vgl. Taf. VII b, **Fig. 5.** Erinnert man sich der mitunter so heitern Stellungen auf Kugelbahnen, wenn die abgegangene Kugel von der leidenschaftlichen Theilnahme des nachsehenden Versenders begleitet wird, der ihr oft unwillkürlich mit Auge, Hand und Fuss noch nachzuhelfen bestrebt ist, so wird man sich sogleich bei diesen beiden Gestalten heimisch fühlen und über ihre Bedeutung keinen Augenblick im Zweifel sein. Es sind Diskobolen, dargestellt in dem erwartungsvollen Augenblicke, wo das Schicksal des geschehenen Wurfes noch unentschieden ist. Für einen Wettläufer, gar für einen Ladas, wäre auch die bewegtere der beiden Gestalten, verglichen mit dem Gewaltsamen (distortum bei Quintilian), was Myron's Scheibenwerfer hat, fast leblos zu nennen. Eher könnte man, und dies ist mehrfach geschehen, an Ringer denken, die sich in dieser

Stellung auslegen, um wo möglich den Gegner zu fassen, ohne von ihm gefasst werden zu können. Es fehlt auch nicht an Bildern solcher Art aus dem Gebiete des Ringkampfes, aber immer sind es Paare, die sich in derartiger Haltung gegenüber stehen, denn einzeln würden sie keinen Sinn haben. Da jedoch unsere Figuren Statuen sind, so mag man immerhin, wenn man will, annehmen, sie seien ursprünglich an ihrem Standorte gepaart gewesen. Aber dann müssten sie wohl einer zusammengesetzteren Gruppe angehört haben, um künstlerisch gerechtfertigt zu sein; daher die Annahme der Diskobolen die einfachere bleibt.

Fig. **4**. Antretender Diskoswerfer, der die Scheibe vorerst noch mit beiden Händen fasst, gerade wie man es oft mit einer schweren Kegelkugel thut, um sie in die richtige Lage zu bringen. Als Embleme hat er Strigel und Schwamm vor sich, hinter sich eine Fackel.

Fig. **5**. Siegreicher Diskobolos, in der Rechten die Palme, in der Linken den Diskos, zwischen einem Dreifuss mit Kranz und Palme und einer Preisvase stehend.

Neben dem Sprung und Diskos ist der Wurfspeer die dritte der nur dem Pentathlon zukommenden Kampfweisen, daher dasselbe auf den Vasenbildern gewöhnlich durch die beiden Wurfarten nebst dem Sprung, oft auch durch diesen und die Halteren allein bezeichnet wird. Fig. **17**, nach einer jener Vasen von Volci, lässt in der Mitte den Akontisten erblicken, wie er eben im Werfen begriffen ist; sein Speer, der nicht ganz sichtbar ist, mag die Vermuthung, dass man sich hiebei der blossen Wurfstange bedient habe, bestätigen. Dagegen kann das ganz ähnliche Werkzeug in der Hand der vierten Gestalt, die sich mit dem Springen beschäftigt, die Annahme des Messstabes, mit welchem die Weite des Sprunges gemessen werden soll, zu unterstützen scheinen. Die Stellungen der Kämpfer gehen bis zum Possenhaften, und besonders der Diskoswerfer ist eine wahre Carricatur von Myron's Statue. Das auf dem Bauche eines Henkelgefässes gemalte Bild Fig. **18** kann nur uneigentlich auf das Pentathlon bezogen werden, da bei den Kämpfen, die hier unter dem Vorsitz eines Lehrers oder Gymnasiarchen stattfinden, auch der Faustkampf vorkommt, und die andere Seite ein Wagenrennen (wovon hernach) darstellt. Der Stab in der Hand des Vorstehers, dessen Länge auf vielen Bildern, wie Fig. **22** der vorhergehenden und Fig. **10** der gegenwärtigen Tafel, Seitenstücke findet, kann die Bedeutung der Messstange Fig. **17** in Frage stellen, doch ist zu bemerken, dass ein solcher Stab in den Händen nackter Gestalten, welche Turner oder Diener vorstellen, etwas anderes sein muss, als der den die bekleideten Würdenträger der Palästra führen. Der sehr groteske Ringkampf enthält den gleichen Schulgriff (Schema), den wir schon auf der vorigen Tafel gesehen haben. Was die nach dem Aufseher folgende Figur in den Händen hat, können nur die Halteren des Springers sein. Ob der scheinbare Hackenstock des Andern vielleicht ein Wurfspiess sein soll, und ob derselbe damit an dem Springer vorbei in die Ferne zielt, wie auf Fig. **17**, oder ob er ihm eine Stelle im Gesichte bezeichnet, wohin er ihn nach vollbrachtem Weitsprung zu treffen sich anheischig macht, muss bei der sorglosen Zeichnung solcher alten Vasenbilder unentschieden bleiben. Ueber die Reihefolge der Kämpfe im Pentathlon herrscht Streit; es mag damit zu verschiedenen Zeiten verschieden gehalten worden sein. Auch schmolzen zuletzt die fünf Kämpfe auf drei (Triagmos) zusammen, denn da der Wettlauf, der im Pentathlon doch nur der abgekürzte sein konnte, im Dolichos, der Ringkampf aber gewissermassen im Pankration aufging, sofern er mit diesem zusammen zur athletischen Hauptkunst ausgebildet wurde, so blieben nur noch die drei andern Kampfweisen und bildeten in ihrer aufrecht erhaltenen Verbindung den Ueberrest aus der schönen Zeit der Gymnastik, in welcher die Pentathlonkämpfer als die schönsten Menschen gepriesen worden waren. Merkwürdigerweise aber sind wir mit diesem Dreikampfe auf den Boden unserer deutschen Heldensage gelangt, wo wir gleichfalls den Sprung und beide Würfe heimisch wissen. Mit dem Speerwurf, hier nach dem Schild des Gegners, beginnen Brunhildens Kampfspiele (geteiltiu spil), dann wirft sie, statt des Diskos, den Stein, den kaum zwölf Helden trugen, zwölf Klafter weit fällt er hindann, sie aber bricht den Wurf mit Sprunge, d. h. sie springt nach und überspringt ihn, worauf jedoch Siegfried noch weiter wirft und weiter springt.

Den Faustkampf (Pygme) der homerischen Heroenzeit mit den Ochsenhautriemen (Himantes) haben wir bereits kennen gelernt. Die Cultur, die nicht bloss zur Humanität, sondern auch aus dem Rohen ins Rohere fortschreitet, entwickelte aus dieser sandalenartigen Hand- und Armbekleidung, die vornehmlich die Pulsadern schützte, durch verschiedene verschärfende Zusätze von schneidenden Riemen, von Nägeln, bleiernen Platten, Buckeln u. dgl. nach und nach jene furchtbaren Werkzeuge, die man unter dem Namen des Myrmex oder Cestus kennt. Seine Vollendung hatte dieser Fausthandschuh erreicht, als der gliederzermalmende Ring hinzukam, der die Faustschläge zu Keulenschlägen machte. (Fig. **12**. Taf. I, Fig. **37**.) Die Anlegung des einfachen Riemens zeigt Fig. **6**, von einer schönen Kylix des Berliner Museums, als deren Verfertiger Epiktetos beigeschrieben steht und die erstmals von Panofka herausgegeben worden ist. Fig. **7**, **8** und **9** sodann stellen Faustkämpfer in ihrer schrecklichen Herrlichkeit dar; der mittlere gilt für den Dioskuren Polydeukes, der beim Einlauf der Argonauten in den Bosporos den ungeschlachten Riesen Amykos im Faustkampf besiegte. Fig. **10** gibt ein alterthümliches Gemälde von einer Amphora (Verfertiger Nikosthenes) wieder, worauf die Figuren schwarz und nur die Fausthandschuhe (hier das mildere Gewinde der früheren Zeit), die Mantelumwindungen der Aufseher und einige sonstige Verzierungen weiss sind. Beide Kämpfer bluten aus den Nasen, was nicht sehr künstlerisch, aber um so naturwahrer dargestellt ist. Die obern Theile waren bei diesem Kampfe, wie beim Boxen, am meisten blossgestellt, ausgeschlagene Augen, eingeschlagene Nasen und Zähne waren an der Tagesordnung, und platt geschlagene Ohren waren auf Bildwerken charakteristische Kennzeichen der Pykten und Pankratiasten. Wie sehr man jedoch die Zeiten zu unterscheiden hat, zeigt ein Blick der Vergleichung auf Fig. **11** der ersten und Fig. **3** der zweiten Hälfte unsrer Tafel. Letzteres ist doch immer noch ein Bild aus dem griechischen Athletenleben — der gefallene Kämpfer hebt die Hand auf, zum Zeichen dass er sich besiegt gibt, und gegen seinen Gegner, der fortschlagen will, schreitet der Kampfrichter mit dem gabelförmigen Stabe ein, während ein dritter Athlet diesem das Zeichen des Besiegten gleichfalls zur Kunde bringt — das andere aber ist eine römische Gladiatorenscene, ein Kampf auf Leben und Tod, der mit dem Habet — Der hats! — geendigt hat. Diese ausgekünstelten Faustarmaturen sind die Geburt der Spätzeit, die das Athletenthum in das Gladiatorenthum übergehen sah (bei dessen Besprechung wir zu den Monumenten VIII a, Fig. **13**, und VIII b, Fig. **1** und **2** zurückkehren werden). Pindar, dessen Muse vor der Besingung des Faustkampfs und Pankrations so wenig als der Adel vor der Ausübung desselben zurückbebte, kennt nur die Himantes, und sein Diagoras, dessen glänzendes Geschlecht in einer besonderen Statuengruppe zu Olympia verewigt war, muss bei aller ritterlichen Barbarei — denn etwas Derartiges klebt doch jenen älteren Heroen der Athletik an — eine ganz andere Erscheinung gewesen sein als der Cestuarius der römischen Arena. Und doch hatte auch diese noch ihren Melankomas, der es für den reinsten und wahrsten Sieg hielt, den Gegner ohne Wunde vom Platze zu schicken, und dies dadurch erreichte, dass er zwei Tage lang, ohne zu ermüden, in unnahbarer Auslage verharren konnte.

Das Pankration, bei welchem des Ringens wegen keine Faustriemen in Anwendung kamen, wie denn auch dabei nicht eigentlich mit der Faust, sondern mit gekrümmten Fingern geschlagen und zugleich gegriffen worden sein soll, könnte hienach für humaner als der Faustkampf angesehen werden, und dem Cestuskampfe mag es allerdings an Scheusslichkeit nachstehen. Bedenken wir aber das Schicksal des schongenannten Arrhachion — er wurde, nachdem es zum Wälzkampfe (Kylisis) gekommen war, von seinem Gegner gewürgt, und als er diesen mit letzter Kraft durch Zerquetschung der Zehe zum Loslassen zwang, war es zu spät und Arrhachion bereits erdrosselt — so werden wir das Urtheil des Xenophanes über diese Kampfart schon in altathletischer Zeit gerechtfertigt finden müssen. Der ältere Philostrat in einer seiner problematischen Gemäldeschilderungen lässt die Zuschauer dieses hässlichen Trauerspiels vor Begeisterung ausser sich gerathen. »Sie erheben ein lautes Geschrei, von ihren Sitzen aufgesprungen, die einen heben beide Hände auf, die andern das Kleid, die dritten hüpfen vom Boden auf, die vierten fangen mit ihren Nachbarn zum Spiele zu ringen an. Denn so etwas Erstaunliches erlaubt den Zuschauern nicht, sich ruhig zu verhalten. Oder wer wäre wohl so gefühllos, über den Kämpfer nicht laut aufzuschreien? Denn wiewohl er das Grosse für sich hat, schon zweimal in den Olympien gesiegt zu haben, so ist es doch diesmal noch etwas Grösseres, nachdem er den Sieg mit dem Leben erkauft hat, mit Staub bedeckt ins Land der Seligen hinüber zu gehen.« Um nationale Gefühlsäusserungen ist es freilich eine eigene Sache, das kann man heutzutage noch an den spanischen Stiergefechten sehen. Die Spartaner haben indessen von diesem Nationalgeschmacke, besonders auch im Gegensatze zu den Athenern, die im Faustkampf und Pankration stark waren, eine bemerkenswerthe Ausnahme gemacht: bei ihnen war nur das edle Pentathlon nebst den daraus abgesonderten Kampfarten des Laufens und Ringens im Schwange. — Zwei Scenen des Pankrations sind Fig. 1[illegible] der ersten und Fig. 4 der zweiten Hälfte unserer Tafel dargestellt. Dort sehen wir zwei Pankratiasten mit unbewaffneten Fäusten, von denen der eine dem andern mit Stossen und Schlagen zusetzt, während dieser ihn am Fusse fasst, um ihn zu Boden zu werfen. Der dritte ist der Ephedros, der den Erfolg abwartet, um sofort in den Kampf mit dem Sieger einzutreten. Auf dem zweiten Bilde liegt der eine Kämpfer bereits am Boden, der andere aber fährt zu würgen und zu stossen fort; denn hier galt jedes »Schema,« nur Beissen und Kratzen nicht, wiewohl auch hievon unerlaubter Weise Gebrauch gemacht wurde. Dagegen scheint der Sieger darin zu fehlen, dass er den Kampf fortsetzt, ungeachtet der Besiegte die Hand in die Höhe streckt, welche Unterwerfungsgebärde ihm alsbald Frieden verschaffen sollte. Der Vorsteher oder Kampfrichter hätte daher alle Ursache, die Gabel, die einen Widerspänstigen in Ordnung zu halten geeignet scheint, auf gleiche Weise in Anwendung zu bringen, wie dies von seinem Collegen Fig. [illegible] geschieht.

Nachdem wir nun die gymnischen Uebungen und Kampfarten durchgegangen, stossen wir, ehe das Wettrennen an die Reihe kommt, noch auf einige Bilder, die, wie die betenden und sich salbenden Kämpfer den Eingang, so den Ausgang der Palästren und Festplätze zu schmücken berechtigt sind. Und zwar betrachten wir zuerst Fig. **19** den zartgeformten Jüngling-Knaben, der sich die Siegesbinde um das Haupt windet, und welchen Polyklet im Gegensatze zu seinem männlicher gebildeten Doryphoros (Diadumenum fecit molliter puerum — Doryphorum viriliter puerum, Plin.) in der weichen ersten Jugendblüthe schuf. Da Phidias seinen Liebling Pantarkes gleichfalls als Diadumenos am Throne seines olympischen Zeus angebracht, so liegt die Vermuthung nahe, dass der Diadumenos Polyklet's ein Werk des Wetteifers gewesen sei. Von den vielen Copieen, in denen ein solches Kunstwerk verbreitet gewesen sein muss, hat sich ausser einigen Reliefs nur die gegenwärtige Statue der Villa Farnese erhalten, die zwar nicht ohne Widerspruch, doch fast allgemein anerkannt diesen Namen trägt. Ein Sieger von stärkeren Formen und athletenhafter Bildung, mit der Preisvase in der Hand, ist Fig. **20** dargestellt. Eine Bekränzung durch eine Siegesgöttin, wie wir sie auf der vorhergehenden Tafel gesehen, findet Fig. **18** statt, und hier findet sich auch das bereits besprochene artige Motiv, wie der Nebenbuhler des Siegers der Nike eine Feder aus dem Flügel zieht. Die Waffe, auf die derselbe sich stützt, scheint anzudeuten, dass der Sieg im Speerwurf errungen wurde. Eine Zusammenfassung der gymnischen Spiele und Siege endlich, worin selbst einzelne bekannte Kunstmotive wiederkehren, ist in den Bildern enthalten, welche die personificirten Agone, die Genien der Palästra, darstellen, und von welchen Fig. **5** ein Beispiel gibt. Es entspricht ganz dem bekannten Bilde des Philostratos, von welchem Goethe begeistert ausruft: »Ueberschwenglich grosses Bild! wer den Begriff desselben fassen kann, ist in der Kunst sein ganzes Leben geborgen.« Nur fehlt die personificirte Palästra, um welche bei Philostrat »die Ringerkünste, als Knaben vorgestellt, keck umherspringen.« Statt ihrer ist ihr Vater Hermes, der Schutzgott des Turnplatzes, in Gestalt einer Herme zugegen. Das Haar haben diese ungeflügelten Genien im Schopf gebunden, zum gleichen Zwecke, wie die Kämpfer der andern Bilder kurze anliegende Haare tragen, um nämlich nicht so leicht gefasst werden zu können. Diese Haartracht bezeichnet die Gymnasten.

Das Wettrennen, so wenig es mit der Gymnastik zu schaffen hat, ist doch, wie wir schon bei Homer gesehen haben, ein unzertrennlicher Bestandtheil der griechischen Festkämpfe. Aus der natürlich gegebenen Ebene, die sich zum Dahinjagen, Umwenden und Rückkehren der Gespanne darbot, und an deren Seite sich die Zuschauer einen Hügel wählten, ging der künstliche Hippodrom hervor, auf ähnliche Weise, wie das Stadion, nur in grösseren Verhältnissen angelegt, eine Rennbahn längs einer natürlichen Anhöhe, welcher auf der andern Seite ein aufgeworfener Damm parallel lief. Der Hippodrom von Olympia, das Muster aller andern, ist in einer freilich späten und verschiedenen Auslegungen unterworfenen Beschreibung, der des Pausanias, auf uns gekommen, nach welcher verschiedene Plane gefertigt worden sind, von denen Taf. I, Fig. **111** einen von Visconti gibt. Am Eingang lag an einer Halle der mit Altären angefüllte Ablaufstand (Aphesis), der sich wie ein Schiffsschnabel in die Rennbahn hinein zuspitzte. Er enthielt zwei 400 Fuss lange Reihen von Wagenschuppen, deren schief nach der Bahn gelegene Mündungen durch Seile geschlossen waren, so dass durch successives Fallenlassen derselben, zuerst des hintersten Seils, dann des nächsten u. s. f., sämmtliche durch das Loos in diese Stände gewiesene

Wagen von der Basis bis zur Spitze der Aphesis, also die letzten mit den ersten, gleichzeitig in die Bahn gelassen werden konnten. Visconti hat, wie man sieht, die Aphesis ganz in die rechte Seite des Hippodroms hereingerückt, bei Pausanias aber, welchem der Plan von Hirt folgt, füllt ihre Basis beide Seiten aus; die Unzuträglichkeit, welcher man durch den von Pausanias abweichenden Plan begegnen wollte, dass nämlich die von der linken Seite der Aphesis abfahrenden Wagen von der linken des Hippodroms, der Rückrennseite, auf die Abrennseite hinüberlenken mussten, konnte doch wohl durch die Breite der Einfahrt und durch ausgleichende Vorsprünge der Linken gegen die Rechte beseitigt sein. Jedenfalls galt die Einrichtung für glänzend sinnreich, und ihr Urheber durfte seinen Künstlerstolz in einer Inschrift aussprechen. Auch für das Signal zum Beginn des Rennens hatte er ein Kunstwerk ausgedacht: an der Spitze des Schnabels nämlich erhob sich ein eherner Adler allem Volke sichtbar in die Lüfte, während ein eherner Delphin zu Boden sank; auf dieses Zeichen fielen die Seile nach und nach, wie die hinteren Wagen vorbrechend die vorderen Stände erreichten, und so stürzten von der vordersten Linie aus alle zusammen in die Bahn. Diese hatte auf der Gegenseite eine ähnliche Rundung wie das Stadion, indem der die rechte Langseite bildende Erdwall durch eine halbmondförmige Fortsetzung, worin ein Durchgang, mit dem Hügel verbunden war. Indem wir aber den Wagen in ihrem Laufe folgen, müssen wir uns, um Schaden zu verhüten, die in den Plan Fig. 118 gezeichnete römische Meta vorerst hinwegdenken; es liegt noch Gefahr genug vor ihnen. Der kleine Kreis, der links davon im Plane angegeben ist, bedeutet den Pferdewauwau, den schrecklichen Taraxippos, der so manches Unheil angerichtet hat. Es ist zwar nur ein runder harmloser Altar, aber, erzählt Pausanias, wenn die Pferde daran vorbei müssen, so scheuen sie, und es gibt Unruhe und Verwirrung, so dass nicht selten die Wagen zu Schanden gehen und die Lenker verletzt oder gar getödtet werden. Der Altar war also, wo nicht das Ziel selbst, das umfahren werden musste, doch der Nachbar desselben, und die Thiere wussten, dass hier der gefährliche Wendepunkt begann. Welche Schwierigkeit es gehabt haben muss, den Bogen haarscharf zu nehmen, um den Vorsprung zu behalten, erräth sich aus dem Glückwunsche Pindar's, der einen Sieger preist, dass er (zu Delphi) unter vierzig Wagen den seinigen allein unversehrt durchgebracht habe. Die nach glücklich zurückgelegtem Wendeziele auf der linken Seite zurückjagenden Wagen — es ist nicht ermittelt, ob die beiden Längenhälften der Bahn durch eine Erhöhung nach römischer Art, wie auf unserem Plane, geschieden waren — empfing, jedoch erst nach zwölfmaligem Laufe, als Endziel am Anfang des Hippodroms eine eherne Statue der Hippodameia, dem Sieger eine Binde entgegen haltend, wie sie sie einst ihrem Pelops entgegen hielt. Hier, in dieser Rennbahn, hatte ja der geliebte Held über ihren Vater durch Poseidon's Wundergespann und die Bestechlichkeit des königlichen Wagenlenkers den Sieg davongetragen, hier waren die Helden, die Oenomaos früher besiegt und getödtet, durch ein gemeinsames Denkmal und Heroenlieder gefeiert, und er selbst, der tückische Stifter dieser Rennspiele, von seinen Rossen hier zu Tode geschleift, galt als das im Taraxippos waltende Gespenst, wenn nicht der Rossegott Poseidon selbst es war, dessen geisterhafte Gegenwart in dem Altar den Thieren Grauen einflösste. So waren auf diesem geheiligten Turnierboden, auf welchem die Nachkommenschaft zu spielen und zu siegen fortfuhr, Mythisches und Menschliches, Fabel und Wirklichkeit mit einander verwebt.

Mit dem Gebrauche des Rosses im Felde, der übrigens erst im peloponnesischen Kriege allgemein geworden war, kam das Reiterrennen zum Wagenrennen hinzu, das sich nur noch in den Spielen erhielt, nachdem es aus der Kriegführung als alterthümlich heroischer, halb barbarischer Brauch längst verschwunden war. Das Ausrennen aus der Aphesis und Umkreisen des Wendeziels war dabei dasselbe wie im Wagenwettlaufe. Fig. **6** stellt zwei Keletizontes, Reiter auf ausgewachsenen Rossen, im Gegensatze zum Wettritt auf Fohlen, dar. Fig. **7**, ebenfalls ein treffliches Vasenbild, zeigt, dass es auch bei diesem leichteren Unternehmen des Hippodroms Unglücksfälle geben konnte. Der hinterste der fünf Reiter ist gestürzt, und wird, indem er sich noch nicht in sein Schicksal ergeben zu wollen scheint, am Zügel geschleift. Fig. **8**, eine Silbermünze von Tarent, enthält eine Figur aus einem berittenen Fackelrennen, Fig. **15**, desgleichen, einen siegreichen Wettreiter, der bekränzt wird; auf der Rückseite ist das Symbol dieser und anderer Seestädte, der Delphinritter, unter welchem hier Taras, der mythische Stadtgründer Tarent's, zu verstehen ist. Fig. **16** und **17** stellen abermals die unvermeidliche Nike, dort mit einer ungeheuren Vase, hier mit einem Oelkranze dar. Diese Niken sind, dem Verfahren der griechischen Kunst gemäss, häufig als Personificationen der kranzverleihenden Mächte, der Festorte u. dgl., anzusehen. So liess Alkibiades sich malen, wie die Olympia und die Pythias ihn bekränzten, wie er der Nemea im Schosse sass. Die Kampfart, in welcher der abspringende Reiter mit Schild und Speer den Kranz erhält, ist die früher erwähnte, Kalpe genannt, worin der Reiter zuletzt das Pferd verliess und mit ihm, den Zügel in der Hand, zu Fuss das Ziel errannte. Aehnlich, aber mit dem Wagenrennen verbunden und besonders zu Athen bei den Panathenäen üblich, war das Auf- und Abspringen der hievon so genannten Anabaten oder Apobaten, die sich vom Wagen schwangen und ihn wieder zu gewinnen wussten. Die Reliefgebilde vom Parthenon geben eine, diese Bezeichnung erweiternde Darstellung. Nicht bloss der Apobat, sondern auch der Wagenlenker selbst, dieser in homerischer Tracht, sprang ab und auf, indem er die Zügel, nur von Zeit zu Zeit in die Lenkung eingreifend, einer Stellvertreterin übertrug. So sieht man bei einem der Wagen des wundervollen Festzuges den Wagenlenker abgesprungen das nachrennende Gespann mit dem Schilde zurückdrängen, während der gleichfalls abgesprungene Apobat den Wagen umkreist, der unter Beider Fürsorge der weiblichen Führung überlassen ist. Das gleiche Verhältniss, nur mit veränderter Handlung, findet bei dem vorhergehenden Wagen statt; hier springt der Wagenlenker mit Helm und Schild so eben wieder zu der Lenkerin auf den Wagen, während höchst symmetrisch hier der Apobat es ist, der die Rosse des nachfolgenden Wagens mit dem über den Arm geworfenen Mantel abwehrt. Diese Scenen, auf einen längeren Wagenzug ausgedehnt — zu jedem Wagen neben einem Mädchen ein Jüngling in Heroentracht und einer im friedlichen Festgewande gehörig, diese beide wechselsweise oder auch zusammen abspringend, in kunstreichen Bewegungen den Wagen schützend, kränzend, umschwärmend, und immer wieder, der Wagenlenker wenigstens, zu der verlassenen, im Getümmel bedrohten Lenkerin zurückkehrend, indessen der Apobat mehr den Läufer macht und erst etwa am Schlusse aufspringt, — entrollen ein Bild, das mit seinem reizenden Wechsel von Erscheinungen wohl einen modernen Circus zur Nachahmung locken dürfte. *)

---

*) Obige Erklärung des Heniochos [illegible] und des Apobaten (wie sie auf den bekannten Inschriften heissen) muss die richtige sein, wenn die dritte Person als (nach gewöhnlicher An-

Fig. **9** enthält drei Viergespanne (Quadrigen) mit dem zweirädrigen Karren, wie er sich als heroische Ueberlieferung bei den Spielen erhielt. Von dem vordern Gespann hat sich ein Pferd losgerissen, dessen weit ausgreifende Vorderfüsse den sechs verlassenen sich wieder beizugesellen streben. Es werden Wunderdinge von diesen auf das Kampfspiel eingeübten Rossen erzählt, wie sie, nachdem sie den Wagenlenker abgeworfen, für sich allein kunstgerecht den Lauf vollenden und am Ziele stehen bleiben. Eben so gewann ein Reitpferd, die berühmte Aura, ihrem Reiter den Kranz, den sie vor den Hellanodiken siegesbewusst Halt machend zu fordern schien. Sie erhielt eine Bildsäule in der Altis. Die gleiche Ehre widerfuhr andern berühmten Siegesrossen. Auch Siegeswagen wurden in Erz verewigt, doch wohl nur mit dem Sieger und den Rossen zusammen. »Wie die Thierformen einer andern Weltperiode,« sagt Julius Braun, »müssen die unzähligen alten Statuen, ganz oder gebrochen, in den Schichten von Geröll und Schlamm, worunter der Alpheios den alten Boden zwölf, sechzehn Fuss tief begraben hat, eingebacken ruhen und noch zu finden sein.«

Fig. **10**. Sturz beim Wagenrennen, Basrelief in der Villa Mattei. Man will in dieser Darstellung, ungeachtet der römischen Spina, den Sturz des Orestes in der olympischen Rennbahn erkennen, wie er in der Elektra des Sophokles geschildert wird. Nun haben zwar unsere mittelalterlichen Bilder antiken Lebens in mittelalterlichem Costüm ihre Vorbilder auch schon im Alterthum gehabt, wie etwas weiter unten, S. 93, Z. 13, zu ersehen, aber darum muss doch nicht gerade jedes römische Circusbild ein Stück griechischer Heldensage vorstellen.

Fig. **11**—**14**. »Halte dich nah zum Ziel, auch treibe das Ross an der Rechten rufend voran mit der Geissel und gib ihm loser die Zügel; lass dein Ross zur Linken so dicht anstreifen am Ziele, dass dir die ragende Nabe des kunstreich prangenden Rades scheine den Rand zu berühren, den Stein nur meide zu treffen, denn du verwundest die Rosse dir sonst und zertrümmerst den Wagen« (Uebers. v. Donner), diese Instruction des weisen Nestor ist für jegliches Renngespann, Biga oder Quadriga, stets massgebend gewesen. Den linken Flügel des Gespanns möglichst kurz und etwas angehalten um das Wendeziel herum zu führen, dem rechten aber Raum und Schwung zu lassen, das war die Aufgabe. Wurde aber das Ziel gestreift, so ergriff das Verderben, wie in der so anschaulichen Sophokleischen Beschreibung, auch die nächsten Mitbewerber, »Einer zerschmetterte durch den Einen Fehl den Andern, und zerbrochener Rennwagen Trümmer deckten rings das Feld.« Fig. **11** ist im vollen Rennen, Fig. **12** am Ruheziele angelangt, die Pferde im letzten Laufe hemmend, von einer Nike empfangen, Fig. **13** um das Wendeziel biegend, Fig. **14**, nach dem Jagen der Pferde und der geschwungenen Geissel zu urtheilen, im gleichen Augenblicke dargestellt. Freilich hält

---

nehme eine weibliche Gottheit vorstellendes) Mädchen ist. Vgl. die Abbildungen in Müller's Denkm. d. a. K. T. XXIV, n. 117, und Overbeck's Gesch. d. griech. Plast. Fig. 40, a—d. Von andern Seiten wird dieselbe unter Aberkennung des weiblichen Geschlechts für einen einfachen Wagenlenker erklärt. Die Abbildungen bestreiten dies; wie aber die weibliche Gestalt, die auf drei Wagenbildern (bei Overbeck) in der nämlichen gleichmüthigen Haltung wiederkehrt, zu der Bezeichnung „[illegible]" kommen sollte, wäre wohl so wenig befriedigend zu erklären, als wenn man den so lebhaft in das Spiel eingreifenden bemantelten Jüngling (den Apobaten) zum blossen Conducteur oder Staatsherold, also zum Werkzeug einer dem Bilde, das gewaltige Festbewegung ausdrücken will, fremden polizeilichen Beschränkung macht. — Die Artemis des phigalischen Frieses, als Wagenlenkerin Apollo's, hat, beiläufig bemerkt, eine auffallende Aehnlichkeit mit den parthenonischen Wagenlenkerinnen.

sich auf dem letzten Bilde der rechte Flügel schlecht oder ist vom Verfertiger schlecht aufgefasst, trotz der Palme in der Hand der Wagenlenkerin, aber man darf es mit Vasenbildern nicht so genau nehmen. Diese Wagenlenkerin ist als eine geschichtliche Person aufgefasst worden. Agesilaos, erzählt Xenophon, veranlasste, als er sah, dass seine Spartaner allzusehr von der Infanterie zur Cavalerie übergehen wollten, seine Schwester Kyniska, ein Gespann nach Olympia zu schicken, damit man sehe, dass solche Siege ohne alle persönliche Tüchtigkeit bloss durch Reichthum errungen werden können. Kyniska wurde auch mit Wagen und Rossen und Wagenlenker zu Olympia statuarisch verewigt, aber eben dies widerlegt die Annahme, die unsere Wagenlenkerin zur Kyniska stempeln will. Die vornehme Welt, nicht bloss Damen, sondern auch Herren, besonders die »Tyrannen,« Fürsten u. dgl., schickten bloss ihre Wagenlenker, und Pindar hebt es als einen ausserordentlichen Fall hervor, wenn einer dieser Vornehmen selbst die Zügel ergriff. Doch beweist das Bild, dass, wenn auch nicht in Olympia, doch bei andern Wagenrennen sich Frauen persönlich betheiligen konnten.

In Olympia bezeichnete der obwohl von der Menge angestaunte Ross- und Wagenkampf die Kluft zwischen der Aristokratie und Demokratie von Griechenland, und in dieser Lücke hebt sich die Heldengestalt des Alkibiades empor, der, weil er nicht mit »Gevatter Schneider und Handschuhmacher« im gymnischen Kampfe concurriren wollte, seine Gespanne in die Altis schickte, aber in der Unzahl derselben, folglich auch in den gewonnenen Preisen, nicht bloss jeden Privatmann, sondern auch jeden griechischen Staat und jeden auswärtigen König aus dem Felde schlug. Hiemit kommt in der griechischen Welt bereits ein römisches Element zum Vorschein, das wir im nächsten Abschnitt weiter zu verfolgen haben.

Schliesslich noch die Notiz, dass die Olympien im heutigen Griechenland, und zwar zu Athen, wo auch in alter Zeit schon gleichnamige Volksfeste bestanden, mit Hellanodiken, mit Diaulos, Dolichos, Diskoswurf, Ausstellung u. s. f., vor Kurzem wieder eingeführt worden sind.

**Bilderquellen: Taf. VII b.** Fig. 1. Bronzestatue in Berlin. Réveil, Musée de Peinture et de Sculpture VII, nr. 480. Fig. 2. Clarac pl. 856, nr. 2169. Fig. 3. Clarac pl. 870, nr. 2166. Fig. 4. Statue in der Glypt. zu München. Clarac 858, nr. 2175. Fig. 5. Statue im Mus. Borb. V, 54, Clarac pl. 863, nr. 2196 A. Fig. 6 und 7. Mon. ined. publ. dell' Inst. di Corrisp. arch. I, tav. 22. Fig. 8. Krause Gymn. u. Agonist. d. Hell. Taf. VII b, fig. 14 d. Fig. 9. Gerhard ant. Bildw. IV, Taf. 68. Fig 10. Tischbein vas. d'Ham. III, 48. Fig. 11. Statue im Mus. Pio-Clement. Clarac pl. 864, nr. 2199. Fig. 12. Panofka Taf I, 8. Fig. 13. Mus. Chiar. T. II, tav. 135. Fig. 14. Caylus Rec. d. Antiq. T. III, pl. 21, 4. Fig. 15. Mus. Chiar. T. II, tav. 132. Fig. 16. Caylus III, 86, 3. Fig 17. Grivaud Rec. d. Mon. ant. pl. 23. Fig. 18. Krause IX b, 25 a. Fig. 19. Dubois Maisonneuve Introd. à l'ét. d. vas. ant. 6, a. Fig. 20. Auf einer Vase im Mus. Etrusc. Gregorianum II, t. 16, f. 2 a. Fig. 21. Mus. Chiar. T. II, tav. 148. Fig. 22. Kr. XIII, 41. Mon. publ. d. Instit. d. corr. arch. I, 22, nr. 5 b. Fig. 23. Clarac pl. 802, nr. 2014.

**Taf. VIII a.** Fig 1. Réveil, Musée de Peinture et de Sculpt. Bd. VII, nr. 474. Fig. 2. Statue im Louvre. Réveil, Mus. de Peint. et de Sculpt. Bd. IX, nr. 612. Fig. 3. Broncestat. aus Herculaneum. Clarac pl. 860, nr. 2196 D. Fig. 4. Gerhard ant. Bildw. I, 66. Fig. 5. Gal. de Flor. IV, 403. Fig. 6. Panofka II, 2 (*Ἐπίκτητος*).

Fig. 7. Gerhard ant. Bildw. IV, 86. Fig. 8. Clarac pl. 327, nr. 2042. Fig. 9. Marmorstatue, im Besitz von Graf Fries. Clarac pl. 856, nr. 2182. Fig. 10. Panofka, Musée Blacas. Pl. II. Fig. 11. Relief im Louvre, Clarac pl. 200, nr. 221. Fig. 12. De' Bronzi di Ercolano T. II, p. 1. Fig. 13. Montfaucon l'Antiquité expl. III, 168. Fig. 14 und 15. Wicar I, 61. Fig. 16. Laborde Coll. d. vas. gr. I, 73. Fig. 17. Mon. d. Inst. d. corr. arch. I, 22. Fig. 18. Vasenbild im Mus. Etrus. Gregor. XVII, 1 a. Fig. 19. Krause XVIII e, 66 h.

Taf. VIII b, Fig. 1 und 2. Mus. Chiaramonti t. 21 und 22. Fig. 3. Krause XVIII e, 58 b. Fig. 4. Mus. Chiar. II, 67. Fig. 5. Relief im Louvre. Clarac pl. 187, nr. 223. Fig. 6. Tischbein Peint. d. vas. d'Hamilton I, 47. Fig. 7. Panofka III, 4. Dubois Maisonneuve Introd. 43. Fig. 8. Panofka III, 6. Fig. 9. Panofka III, 10. Fig. 10. Mosaikbild. A. Laborde, Description d'un pavé en Mosaique decouvert dans l'ancienne ville d'Italica. pl. XVIII. Fig. 11. Tischbein vas. d'Hamilton II, 27. Fig. 12. Millin Peint. d. v. ant. II, 72. Fig. 13. Mon. d. Inst. d. c. arch. I, 22. Fig. 14. Tischbein vas. II, 28. Fig. 15. Franc. Carell. Numm. Ital. Vet. pl. CXIV, nr. 214. Fig. 16. Tischbein vas. II, 26. Fig. 17. Tischbein vas. I, 48. Fig. 18. Panofka II, 9. Tischbein v. I, 52. Fig. 19. Statue in der Villa Farnese. Clarac pl. 858 C, nr. 2189 A. Fig. 20. Statue im Mus. zu Florenz. Clarac pl. 862, nr. 2190.

## 5. Circus. Amphitheater.

### (Tafel IX a, IX b.)

Auch in Rom lässt die Sage die heiligen Spiele von Anfang an bestehen. Geschichtlich aber sind sie eine etruskische Pflanzung und hängen hiedurch mit Griechenland zusammen, auch wenn die Ueberlieferung, dass die von Tarquinii nach Rom übergesiedelte Familie der Tarquinier ursprünglich aus Korinth eingewandert sei, auf sich beruhen bleibt. Diese etruskischen Emporkömmlinge gaben dem mitten in einer alten Culturwelt wild aufgeschossenen jungen Staate Stücke hellenischer Cultur, Buchstabenschrift, Mass und Gewicht, Götterbilder, sibyllinische Orakel und Anknüpfung an das delphische Heiligthum. So stiftete nun auch Tarquin der Alte nach dem Siege über das latinische Apiolä aus der Beute die circensischen Spiele, oder, sagenhaft zu reden, er vervollkommnete die Spiele der früheren Könige, gerade wie man zu Olympia am Gründungstage angeblich die alten Spiele wieder hergestellt, nachher aber in Aegypten angefragt hatte, ob man die richtige Norm getroffen habe. Er steckte zwischen dem Palatin und Aventin die Rennbahn ab, die neben den andern mit der Zeit aufkommenden Bahnen als Circus maximus fortbestand, und liess Pferde und Faustkämpfer darin auftreten, »meist aus Etrurien verschrieben,« wie Livius sagt. Eben so holte man von dort später die Bühnenspiele, als man durch Einführung derselben die Götter beschwichtigen und der Pest Einhalt thun zu können glaubte. Wie sehr aber dort die Kampfspiele und besonders die Wagenrennen zu Hause waren, zeigen die Stuckgemälde in den Grabkammern der Nekropolis von Tarquinii.

Diese Spiele hatten in Rom von ihrer ersten Zeit an einen andern Charakter als in Griechenland. Hier betraten der Demokrat und der Aristokrat, der freie Städter oder Landmann und der Reiche, der Adelige, der Tyrann, Fürst oder König, Alle als gleichberechtigte Hellenen den Plan, um im grossen Nationalleben sich mit zu tummeln und geltend zu machen; es war, wenn auch im Einzelnen nicht durchaus wett und eben, doch im Ganzen ein Fest, bei welchem die Nation im Darstellen und Beschicken fast mehr noch als im Zuschauen wetteifernd sich selbst vertrat. In Rom dagegen war gleich das erste Circusrennen ein von der Herrschaft und auf Herrschaftskosten dem Volke gegebenes Schauspiel. Man hat das Königthum der Tarquinier treffend mit der gleichzeitigen Tyrannis griechischer Städte und Staaten verglichen, die mit dem Fuss auf dem Nacken der Aristokratie das Volk durch volksfreundlich glänzende Anstalten aller Art gewann, und wenn sich eine solche, wie sie ja in verschiedenen Ansätzen und Versuchen da und dort immer wieder auftauchen wollte, von einem einzelnen Punkte über das Ganze hätte ausbreiten können, so würde sie vielleicht in Olympia die gleiche Erscheinung herbeigeführt haben, die der römische Circus gewährt. Doch ist dabei in Rechnung zu nehmen, dass der griechische Selbstdarstellungsdrang überhaupt den Römern nicht eigen war. Jedenfalls blieb, nachdem der letzte Tarquinier zugleich mit dem letzten Pisistratiden gestürzt war, der Charakter der Circusspiele ein für allemal der gegebene: sie wurden von Staats wegen zu Ehren der Götter und zur Schau des Volkes veranstaltet, wobei die Patricier, die allein das Volk heissen wollten, sich das hergebrachte Spiel aneigneten und die Plebejer ein besonderes erhielten. Hiezu kamen im Lauf der Zeit noch viele andere, theils stehende, theils angelobte, theils »instaurirte,« sofern nämlich, wie bei den Opfern, irgend ein Versehen im Ritus die Wiederholung des ganzen oder halben Festes nothwendig machte. Nachdem aus den Kämpfen zwischen den Geschlechtern und Zünften eine neue Aristokratie, das Optimatenthum, hervorgegangen, überboten sich die veranstaltenden Magistratspersonen in der Ausstattung der Spiele und in den Privatzuschüssen zum Staatsbeitrage noch grossartiger und verderblicher als einst die athenischen Choregen, während der draussen erbeutete Reichthum in immer wenigeren Händen zusammenfloss, das Volk immer mehr zum Pöbel herabsank, bis die als Pyramide dieses Zustandes aufwachsende Tyrannis im kolossalen Masse, das Kaiserthum, zuletzt die gesammte Erbschaft aller ehrgeizigen Selbstverherrlichungen in sich vereinigte. Unter diese gehörte auch die Anordnung der Circenses, theils aus der Casse des Kaisers selbst, theils auf Kosten des unter die Pyramide geschmiegten Honoratiorenthums, indem theils Prätoren, Consuln und Quästoren die Pflicht, theils Privatleute die Erlaubniss hatten, sich in Honorem Domus Divinae zu ruiniren.

Hatte dieses Schauspiel, das der Römer ohne eigenen Antheil durch Sklaven aufführen liess, ihn schon zu Zeiten der Republik höchlich vergnügt, so wurde es ihm als Entschädigung für die verlorne Freiheit immer mehr zur Leidenschaft. Diesen Volksgeist, der sich die ganze Kaiserzeit hindurch gleich blieb, zeichnen Juvenal's bekannte Worte von dem einstigen Inhaber aller Gewalt, der jetzt nur noch nach Brod und Circusspielen hange und bange. Die Leidenschaft durchdrang auch die Provinzen, jede Stadt musste ihren Circus haben, und die Trierer riefen nach einer Zerstörung der ihrigen die wiederherstellende kaiserliche Gnade zuerst um Circenses an. In Rom selbst hatte man jetzt die Genugthuung, vornehme, ja fürstliche Dilettanten — Nero konnte mehr als 1800 Kränze im Circus zur Schau tragen — mit den Kutschern vom Fache (Agitatores) wetteifern zu sehen. Aber auch diese waren angesehene Leute geworden, die mit Freilassung, ungeheuren Geldgeschenken, Statuen und Ehren aller Art belohnt wurden. Diese Raserei dehnte sich auch auf die Pferde aus; wer nicht im Nachtrab der Mode sein wollte, musste Namen, Herkunft und Alter der Renner, die eben en vogue waren, kennen, musste ihre Stammregister am Schnürchen hersagen können, und darüber war, sagt Lucian, »ein ewiges Schwatzen auf allen Gassen. Denn mit der Pferdewuth ist es dort in der That weit gekommen, da sie bereits auch viele Männer, die für sehr vernünftig galten, angefallen hat.« Die ängstliche Schaulust stürzte schon um Mitternacht dem Circus zu; Caligula liess einmal das Gedränge, das ihn im Schlafe störte, mit Prügeln auseinander treiben, wobei von Rittern und Matronen je ein paar Dutzend nebst vielem Plebs auf dem Platze blieben. Die leidenschaftlichste, bekanntlich oft blutige Theilnahme drehte sich um die vier Parteien (Factiones), die sich nach den Farben der vier gewöhnlich mit einander wettrennenden Wagen benannten. Im letzten Jahrhundert der Republik gab es bloss eine weisse (albata) und eine rothe (russata); später kamen die blaue (veneta) und grüne (prasina) hinzu, die dann so hervortraten, dass sie allein noch genannt werden. Die Wagen und das Personal wurden von Compagnieen gestellt; dies die ursprüngliche Bedeutung der Factionen, die, da das Publicum sich je nach Geschmak oder aus sonstigen Beweggründen für sie entschied, den Parteien ihre Entstehung gaben. Die Frauen trugen ihre Parteifarbe am Sonnenschirm zur Schau, und mancher berühmte Agitator machte bei ihnen sein Glück. Aber auch die Männer begeisterten sich für die Lieblingskutscher ihrer Partei, so dass, als ein gestorbener Wagenlenker von den Rothen verbrannt wurde, einer seiner Anhänger sich gleich der indischen Wittwe in den Holzstoss warf. Auch die Kaiser nahmen Partei, und nicht bloss, wie Titus, der Popularität wegen. Dem Caligula wurde nachgesagt, er habe Pferde und Wagenlenker der Gegenpartei vergiften lassen. Caracalla liess den Euprepes, einen mit 782 Kränzen geschmückten Wagenlenker, der der Gegenfarbe des Kaisers zugethan war, ermorden. Elagabal suchte sich bei den Kutschern seine Lieblinge, und erhob die Mutter des ersten unter denselben aus dem Sklavenstande zu consularischem Rang. Die blutigen Scenen des Factionstreibens wiederholten sich in den Provinzen; Nachrichten aus Alexandrien und Antiochien bezeugen dies. Daher die angebliche Predigt des Apollonius an die Alexandriner: »Troja wurde durch ein Pferd zerstört, das die Achaier ersannen, Euer Verderben sind Wagen und Pferde, die euch nicht gezügelt leben lassen. Nicht durch Atriden und Aeakiden, sondern Einer durch den Andern kommt ihr um, was nicht einmal die Troer in der Trunkenheit thaten. Feuer über eine solche Stadt!« Und als der Plan, über dem schon Cäsar und August gebrütet hatten, den Mittelpunkt des Reiches an den Hellespont zu verlegen, von Konstantin am Bosporos verwirklicht war, übertäubten die Unruhen des Hippodroms oft noch das byzantinische Kirchengezänke. Was die Monophysiten selbst unter Theodora's Schutze nicht wagen durften, dem allmächtigen Justinian zu trotzen, das wagten die Grünen gegen den Kaiser und die Kaiserin zusammen, und als gar Veneter und Prasiner gemeinschaftliche Sache machten, war Konstantinopel Tage lang der Schauplatz einer der wildesten Revolutionen. »Du lügst, meineidiger Esel!« schreit das Volk, als Justinian beschworne Amnestie anbietet, die Entlassung des verhassten Oberredacteurs der Pandekten und Institutionen bleibt wirkungslos, ein Gegenkaiser wird gewählt, und ohne den Muth der gekrönten Bärenwärterstochter und Belisar's Energie wäre der Vater des Corpus juris verloren gewesen. Mehr als dreissigtausend Menschen fielen in jenem Blutbade, und in den Flammen, die der Stadt den Untergang drohten, ging auch die ältere Sophienkirche mit zu Grunde. Justinian aber blieb trotz des vereinigten Aufstandes der entschiedene Freund der Blauen, die sich unter seinen Augen den frechsten Uebermuth erlauben durften, und die Grünen, die er bei versuchter Gegenwehr niederhauen liess, büssten auf diese Weise, was sie unter Anastasius an ihren Gegnern gefrevelt hatten. Noch im neunten Jahrhundert, unter dem circustollen Michael III., kommen die Farben vor, und zwar jetzt wieder alle vier; im zwölften Jahrhundert wird dieser Parteikämpfe als vergangener Geschichten gedacht. In Rom hatten nicht einmal die Völkerwanderungsstürme den Circusspielen ein Ende machen können, denn Theoderich fand sie daselbst vor und brachte sie durch volle Spenden für einige Zeit zum alten Glanze zurück. Die Naivetät der eingewurzelten Anschauung des Circus zeigt sich gar artig in den Miniaturen der ambrosianischen Iliashandschrift, deren eine die am Grabe des Patroklos wagenrennenden Fürsten im Costüm circensischer Wagenlenker darstellt.

Der römische Circus — Taf. IX a, Fig. **6—11**, Grundriss Taf. I, Fig. **18**, Oppidum Fig. **20**, Carceres Fig. **124**, und die auf den grösseren Bildern wiederkehrenden Bestandtheile Fig. **109**, **112**, **106**, **107** — glich im Ganzen, trotz der Massenhaftigkeit seines Bauwesens, dem griechischen Hippodrom, nur war er schmaler als der für zehn Gespanne berechnete olympische, auch wenn er ihn, wie der Circus maximus, an Länge übertraf. Den Ablaufstand bildete das sogenannte Oppidum (auf unserer Abbildung dem Circus des Caracalla entnommen) mit den durch Schranken geschlossenen Abtheilungen (Carceres, hier nach einem Basrelief im brittischen Museum), welche, um beiden Seiten gleiche Vortheile zu gewähren, in schiefer Linie gegen die rechte Seite der Bahn gebaut waren. Durch das Thor in der Mitte kam der grosse Festzug (Pompa) herein, der an Hauptfesten vom Capitol über das Forum in den Circus ging. Die capitolinischen Götterbilder selbst blieben an Ort und Stelle, wie es scheint, denn ihr Tempel war so gerichtet, dass sie von dort aus den Spielen im Circus maximus zusehen konnten, aber ihre Attribute wurden nebst vielen andern Heiligthümern, Bildern oder Attributen der Gottheiten, auch der Kaiser, die ja gleichfalls zu den himmlischen Mächten gehörten, durch den Circus geführt. An der Spitze der Prozession zog der den Spielen vorsitzende Magistrat in der Tracht des Triumphes, Musik voraus, eine Clientenschaar in weissen Togen hintendrein, ein Staatssklave hielt den etruskischen Eichenkranz aus Gold und Edelsteinen über seinem Haupte. Spielleute, Tänzer und Springer, Priester und Opferthiere umgaben die heiligen Wagen und schlossen den Zug. War dies vorüber, so begann das Rennen. Der Vorsitzende gab das Zeichen von dem über den Carceres gelegenen Balcon, indem er ein weisses Tuch (Mappa) in die Bahn warf. Jetzt sprangen mittelst eines Mechanismus sämmtliche Gatterflügel der Wagenschuppen durch einen Druck auf einmal auf und die Wagen versuchten ihr Glück. Das Rennen ging, wie im griechischen Hippodrom, von rechts nach links, wonach das oberste unserer Bilder (Fig. **6**) zu berichtigen ist. Das Wendeziel bestand in drei auf einem Unterbau aufgestellten Kegelsäulen (Metae), eben so das Endziel am Anfang der Bahn, wo sich aber noch zu genauerer Bezeichnung eine weisse Linie befand, die man, um Sieger zu sein, beim siebenten Rücklauf zuerst überfahren musste. Zwischen beiden Zielen war die niedrige Mauer gezogen, die den Circus gleich einem Rückgrath durchzog und daher, jedoch erst spät, den Namen Spina führte. Sie war, wie auf mehreren unserer Bilder zu ersehen, mit reichem Schmuckwerk angefüllt. Der grosse Obelisk stammt aus Aegypten, woher August ihn kommen liess, ein Vorgang, der dann in allen andern Rennbahnen nachgeahmt wurde; den zweiten noch grösseren im Circus maximus fügte Constantius hinzu. Da war ferner die grosse Göttermutter (Fig. 9 sichtbar), auf einem Löwen reitend, und Altäre und Säulen mit Statuen der Victoria, Fortuna und anderer Gottheiten, endlich die Delphinensäulen und die Eier, welche beiderlei Zeichen, je sieben an der Zahl, die sieben Umläufe bezeichneten, indem nach jedem Umlauf ein Delphin und ein Ei herabgenommen wurden. Wenn die beiden Säulengerüste geleert waren, so war ein Rennen (Missus) vollbracht. Die Zahl derselben stieg mit der geistlosen Pracht, so dass das ursprüngliche Spiel einer Stunde zuletzt auf den ganzen Tag ausgedehnt wurde.

Die Wagen waren, wie die Bilder zeigen, sehr klein und leicht, gewöhnlich Viergespanne, daher die Quadriga dem capitolinischen Jupiter besonders heilig war. Die vier Pferde liefen neben einander, die beiden mittleren im Joch. Der Wagenlenker (Fig. 12 und 13) trug eine kurze ermellose Tunica von der Farbe seiner Partei, mit breiten Binden um den Oberleib festgeschnürt, und eine Art Helm auf dem Kopfe; ein in den Gürtelbinden steckendes Messer war bestimmt, die am Leibe befestigten Zügel im Fall der Noth zu durchschneiden. Die Reiter, die auf den gegenwärtigen wie auf vielen andern Bildern neben den Wagen vorkommen, lassen sich nicht genügend erklären. Fig. 7 reitet einer in der dem Wagenlaufe entgegengesetzten Richtung, und wenn dieses Bild, welches Genien des Rennens oder Amoren als Circuskämpfer darstellt, keine buchstäbliche Auffassung verlangt, so führt doch das offenbar präcis gemeinte Bild Fig. 9 einen einzelnen Reiter ganz in gleicher Richtung auf. Dasselbe Bild zeigt eine Art von Apobaten, römisch Desultores genannt, die aber in moderner Weise auf zwei oder mehreren Pferden ritten und von einem auf das andere sprangen. Noch grösseres Kopfbrechen als die einzelnen Reiter haben die Figuren mit Gefässen, die zu Fuss herzukommen oder gar unter dem Wagen liegen (Fig. 7 und 9), die Vögel (Fig. 9) u. s. w. verursacht; man hat an Begiessung der rauchenden Wagenräder, an Darbringung von Wein für die Wagenlenker, an Gaukler und Springer zwischen und unter den Wagen, an Vögel, die die Pferde scheu machen sollten, oder auch an Taubenpost und dergl. gedacht. Auf Fig. 10, einer Abbildung der 1806 in Lyon gefundenen Mosaik, sollte man die Reiter für einfache Vorreiter halten, dergleichen auf einem andern Bilde einer ganz die Tracht des ihm mit dem Viergespann folgenden Wagenlenkers trägt; aber es sind ihrer nur zwei, während im Original die vier Parteien durch ihre bekannten Farben bezeichnet sind. Die Reiter sind gekleidet wie die zu Fusse thätigen Personen, beide Paare aber tragen allerdings, so viel man jetzt noch sehen kann, die Farbe der beiden Hauptparteien: der Fussgänger, der dem um die Meta biegenden Gespann mit der Peitsche nachhilft, ist, wie der Wagenlenker desselben, blau, der erhaltene Reiter und der Fussgänger zur Linken der Spina sind grün. Der Letztere scheint eine Schale (mit Münzen?) vor dem vorbeirennenden Wagen präsentiren zu wollen. Der Viergespanne sind es hier acht, zwei für jede Partei, und eben so viele Carceres zählt man an dem durch die Farbe als Holzconstruction angedeuteten Oppidum. Auf dem Tribunal über dem Eingang ist der Geber (Editor) des Spiels (Munus) zu sehen, der, etwas kindlich dargestellt, noch immer mit dem weissen Tuche das Zeichen gibt (mappam mittit), obgleich das Rennen längst begonnen hat und schon ein paar Wagen, ein grüner und ein rother, am Boden liegen. Das Merkwürdigste auf diesem Bilde ist die Spina, die nicht aus einer Mauer, sondern aus zwei ungleichen oblongen Wasserbassins besteht, daher auch die Delphine sich hier ganz in ihrem Element befinden und Wasser speien. Der Ueberfluss von Wasser, dessen zur Begiessung der Räder viel zu viel wäre, erklärt auf einmal seinen Zweck: Dämpfung des Staubes. Diese Einrichtung muss in vielen Rennbahnen vorhanden gewesen sein, und die Lyoner Mosaik, die auf diese Annahme hinleitet, erklärt zugleich den für die Spina vorkommenden Namen Euripus, der eben einen solchen Canal bedeutet. Einen andern Euripus liess Cäsar im Circus maximus graben, nämlich einen längs der Bahn umlaufenden zehn Fuss breiten und eben so tiefen Canal, der, da die Thierkämpfe damals noch in einem Theil des Circus stattfanden, die Zuschauer von der Bahn scheiden und vor den Bestien schützen sollte. Da er später überflüssig wurde, so warf ihn Nero wieder zu.

Die beiden Münzen Fig. **11** und **12** gehören zu den räthselhaften vielbesprochenen Contorniaten, jenen Kupfermarken, die auf dem Avers einen willkürlich gewählten Kaiser- oder andern Kopf und auf dem Revers zwar nicht immer, aber doch meist eine Beziehung auf öffentliche Spiele haben, daher gestritten wird, ob sie als Eintrittsmarken oder als Preismedaillen in einem oder dem andern Sinne zu betrachten seien. Der Annahme, sie seien Prämien gewesen, würde Fig. **12** nicht im Wege stehen: sie stellt einen siegreichen Wagenlenker vor, der gleich denen auf dem Relief Fig. **9** durch Namensinschrift — »Lisiphonus« steht auf der Marke — ausgezeichnet ist. Auf dem Avers ein Augustuskopf mit der Aufschrift Divus Augustus Pater, eben so bei der andern Münze. Diese hat auf dem Revers den Circus maximus in seiner ganzen Moles, wovon freilich das kleine Bild nur eine schwache Vorstellung gibt. Seine letzte Gestalt zwar nicht, aber die Vergrösserung, die ihn neben den andern Rennbahnen seinen Namen mit Recht fortführen liess, hatte er durch Cäsar erhalten. Die Sitzreihen, die unteren von Stein, die oberen von Holz, ruhten auf einem dreifachen Stockwerk von Bogenwölbungen; aussen lief eine ein Stockwerk hohe Halle mit Buden u. dgl. Die unterste Sitzreihe (Podium) war für den Kaiser, wenn er nicht als Editor auf dem Balcone über dem Hauptthor sass, und für die Senatoren bestimmt. Die übrigen Sitzreihen waren, wie die Cavea des Theaters, durch Präcinctionen abgetheilt. Die Geschlechter sassen hier nicht, wie in den andern Schauspielen, getrennt, und Ovid findet es daher sehr empfehlend, dass man im Circus hübsch zusammenrücken musste, worüber Juvenal freilich anderer Meinung ist. Jeder der folgenden Kaiser verschönerte den grossen Circus, am meisten Trajan, der ihn laut Inschrift »zur Aufnahme des römischen Volkes genügend« machte. Die Angaben über die Menge, die er fasste, steigen von 150,000 auf 250,000, auf 385,000, endlich gar auf 485,000. Da konnte wohl der eine Dichter »Totam hodie Romam Circus capit« seufzen und der andere »Cogit nos linea jungi« lächeln.

---

Tief abwärts auf der Nachtseite der Menschennatur führt uns der vorgezeichnete Weg in das grauenhafte Gebiet der amphitheatralischen Arena.

Die Gladiatorenspiele sind ursprünglich, wie schon bemerkt, auf Grund alter Menschenopfer aufgekommen. Wenn Achill am Scheiterhaufen seines Freundes zwölf Gefangene, »tapfere Söhne hochherziger Väter«, mit dem Erze hinwürgt, so war es gewissermassen ein Fortschritt, die Opfer ritterlich mit einander kämpfen zu lassen. Die Sitte soll aus Lydien nach Etrurien eingewandert sein, wo auf Urnen derartige Leichenspiele sich finden, und von Etrurien kam sie nach Rom, jedoch zu einer verhältnissmässig so späten Zeit, dass sie nicht mehr als Milderung eines uralt rohen Väterbrauches erfordert worden wäre. Erst im zweiten Drittel des dritten Jahrhunderts vor Chr., im ersten Jahr des ersten punischen Krieges, scheint sie bei dem Begräbniss eines Brutus zum erstenmal in Anwendung gekommen zu sein. Damals kämpften drei Paare auf dem Viehmarkt (Forum boarium). Vierzig Jahre nachher waren es schon zweiundzwanzig, und ehe ein Jahrhundert verflossen war, sah man in Einem Spiele schon siebzig, auch hundert und zwanzig Mann. Im letzten Jahrhundert der Republik war der Geschmack an der blutigen Lustbarkeit so gestiegen, dass Cäsar als Aedil 320 Paare fechten liess. Von der Leichenfeier war sie auf jeden andern Anlass, bei welchem ein Privatmann Spiele geben konnte, übergegangen, und die Magistratspersonen, die sie jetzt auch amtlich anzuordnen hatten, wetteiferten in der Beschickung dieser Spiele nicht minder als in der Ausstattung der circensischen. Magnificentia gladiatorii muneris war die beste Wahlbewerbung, der man vergebens durch Gesetze, wie Cicero's Lex Tullia de ambitu, zu steuern suchte. Zu gleicher Zeit waren die Familiae Gladiatorum, die wie Circusrosse vom Lieferanten zu Kauf oder Miethe gehalten wurden, in den politischen Parteikämpfen ein auch für den »Gutgesinnten« so nothwendiges Uebel geworden, dass derselbe Cicero, dem die Bande des Clodius staatsgefährlich war, den Ankauf von Gladiatoren, wenn Milo sich und den Consul mit ihnen umgab, für eine rettende That erklärte. Ein Mann, der, wie Brutus Albinus, viele Gladiatoren besass, war eine wichtige Erwerbung für Cäsar's Mörder, und mehrmals wurde diese Waffengattung auch im Kriege benützt, nachdem Spartacus ihre Brauchbarkeit hiefür so nachdrücklich bewiesen hatte.

Zu den Fechterspielen waren sodann schon unter der Republik die sogenannten Thierjagden (Venationes) gekommen. Es war zu Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Christus, Karthago und Griechenland waren so eben als die zwei kostbarsten Glieder in den Ring der beginnenden Weltherrschaft geschmiedet worden, da sahen die angehenden Herren der Erde in den Spielen, die Fulvius im ätolischen Kriege gelobt hatte, zum erstenmal einen Athletenkampf und zum erstenmal eine Löwen- und Pantherjagd. Zeichen und Wunder begleiteten die neue Erscheinung: der Blitz schlug in den Tempel der Ops auf dem Capitol, im Picenischen fiel ein dreitägiger Steinregen, elektrische Flammen versengten den Leuten Haut und Kleider, und aus Umbrien kam gar die Schreckenskunde, dass man einen beinahe zwölfjährigen Zwitter gefunden habe. Bettage, Opfer und Lustration dienten die Himmlischen zu versöhnen, und das »Scheusal« wurde nicht bloss aus dem römischen Gebiete, sondern aus der Welt geschafft; aber der Himmel der Republik blieb gewitterhaft überzogen und die Zwittergeburt der Weltmonarchie vollendete sich durch den Verlust der Freiheit für die Herren selbst. Seitdem kamen die seltensten Thiere der eroberten Länder in immer zahlloseren Massen nach der herrschenden Stadt; wenn sie in den Triumphzügen mit ihren Schicksalsgenossen, den gefangenen Königen, Königinnen und Kriegern durch die beiden Bahnen, den Flaminischen und den Hauptcircus, geführt wurden, konnten sie sich die Stelle beschauen, wo sie später von tapferer oder feiger Hand in der Nähe oder aus der Ferne erlegt fallen oder den wehrlosen Verurtheilten zerreissen sollten. Es war die Stelle zwischen dem Ablaufstand und der ersten Meta. Da jedoch hier nur die begünstigtsten Zuschauer einen Genuss vom Schauspiel hatten, so musste man auf eine andere Einrichtung denken. C. Scribonius Curio, der im Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar seine Rolle spielte, war der Erste, der, diesmal wieder bei Leichenspielen, die massgebende Form aufstellte. Er baute zwei hölzerne auf Drehaxen ruhende Theater, die am Vormittag mit dem Rücken gegen einander gekehrt zu Schauspielen dienten und am Nachmittag für die andern Aufführungen mit beiden Zuschauermassen herumgedreht aus zwei halbrunden Schauräumen in einen kreisrunden (Amphitheatrum) verwandelt wurden. Die Erfindung wurde seither nachgeahmt, und der Name Cavea, der vorher dem Theater angehörte, wurde nach und nach fast ausschliesslich auf das Amphitheater angewendet, so dass, wenn Cicero noch die Belustigungen nach Circus und Cavea abgeschieden hatte, Augustin später einen rasenden Circus, eine unsinnige Cavea und eine lascive Scena unterscheiden konnte. Mit den Venationen wurden jetzt auch die Gladiatoren, die bis dahin auf dem Forum Romanum gefochten hatten, in das Amphitheater gebracht, dem man, um Platz zu gewinnen, für Arena und Schauraum eine ovale Form gab, und nur die grossen Thierhetzen, die förmlichen Schlachten zu Pferd und zu Fuss, die Schauspiele, worin eben beendigte Kriege mit Eroberungen und Plünderungen von Städten in buchstäblicher Aufführung dargestellt wurden, blieben (neben andern Schauplätzen wie Marsfeld u. dgl.) dem Circus maximus vorbehalten, der mit seiner langen Streckung sowohl für das unglückliche Personal der Bahn, als für die leidenschaftliche Zuschauermenge die grössten Raumverhältnisse bot.

Das erste Amphitheater, das diesen Namen führte, wurde von Cäsar gebaut. Es war aus Holz, und wurde, wie die hölzernen Theater des Mummius, des Scaurus, die auch nur für die jedesmaligen Spiele bestimmt waren, nach Beendigung der Lustbarkeit wieder abgebrochen. Auch das Amphitheater von Statilius Taurus, unter August, das als das erste steinerne genannt wird, muss, im Innern wenigstens, gutentheils aus Holz gewesen sein, da es im Neronischen Brande zu Grunde ging. Nero baute gleichfalls ein hölzernes. Erst unter Vespasian erstand das Flavische Amphitheater, das Wunder der Welt, das auf der Münze seines Sohnes, Taf. IX b, Fig. **1**, nur wie ein Sandkorn, doch in den äusseren Verhältnissen deutlich angegeben ist. Ueber achtzig mächtigen Bogen stieg es in vier Stockwerken zu einer Höhe von 150 Fuss empor, und die Zahl der Zuschauer, die es fassen konnte, wird auf 87,000 angegeben. Titus weihte es ein, aber ganz vollendet wurde es erst unter dem folgenden und letzten Flavier. Den Namen Colosseum hatte es entweder von seiner ungeheuren Grösse oder von dem 70 Fuss hohen Apollokoloss, den Vespasian von Nero's goldenem Hause nahm und vor seinem Amphitheater aufstellte. Er lebt im Namen Coliseo fort, denn so nennt ja der jetzige Römer den etwa zur Hälfte noch stehenden, den Märtyrern, die darin starben, geweihten Riesenbau, welchen Byron so geisterhaft geschildert, Göthe, gegen Geistergrauen so abgehärtet, mit einem Schauer verlassen hat, und in welchem der verwogene Benvenuto Cellini wirkliche Geister, tausendlegionenweise, gesehen haben will. Eine ausführlichere Anschauung als die Münzen des Titus geben von dieser Art Theater, die alle nach dem gleichen Hauptplan gebaut waren, die auf Taf. I abgebildete Aussenansicht (Fig. **110**) und der Durchschnitt (Fig. **97**) des wohlerhaltenen Amphitheaters von Pola in Istrien, so wie das Innere des am besten erhaltenen Amphitheaters von Pompeji (Fig. **120**). Die Cavea ist, ausser dass sie rings herumgeht, ganz wie die des Theaters eingerichtet, sie hat die Keile, die Treppen, die Stockwerke, die Präcinctionen, die wir bei jener kennen gelernt haben, und endlich, nur in viel grösserer Anzahl, die Vomitorien, die es erklärlich machen, dass man im pompejanischen Amphitheater, das für etwa 20,000 Menschen Raum hatte, nicht mehr als sechs Gerippe gefunden hat, vielleicht obendrein getödtete Gladiatoren. (Bekanntlich sagt Dio Cassius, die Bewohner von Pompeji seien bei jenem Vesuvausbruch eben im Theater versammelt gewesen, und Gründe, die schon früher berührt wurden, leiten zu der Annahme, dass dasjenige Theater gemeint ist, das dem geistigeren Schauspiele ohnehin den Rang abgelaufen hatte.) Die Arena, in gewöhnlichen Amphitheatern fester, mit Sand bestreuter Grund, war im Colosseum ein auf tiefen Mauern ruhender Bretterboden, der mit seinen unterirdischen Maschinerieen und Käfigen für wilde Thiere zu jeder Art Theaterverwandlung benützt werden konnte. Zunächst um die Arena lief das Podium, an welchem zum Schutze gegen die wilden Thiere ausser dem Geländer noch Walzen, die sich bei der Berührung drehten, und Netze mit zahnförmigen Spitzen angebracht waren. »Hier« — sagt Friedländer in seiner Beschreibung der Amphitheaterspiele der Kaiserzeit (im Rh. Museum) — »sassen die Stammhalter der alten fürstlichen Geschlechter, in ihrer Amtstracht die Würdenträger der Monarchie, die Priestercollegien im Ornat, die Vestalinnen; in der Mitte, in einer prachtvollen Loge, der Kaiser mit seinem Hause und Gefolge. In diesen glänzenden Reihen zog wohl ein orientalischer Fürst, mit hoher Mütze und weiten, bunten, juwelenbedeckten Gewändern, die Blicke auf sich, oder ein deutscher Häuptling, mit knapp anschliessender Tracht, erregte durch seine Riesengestalt die Bewunderung der Römer und durch sein blondes Haar den Neid der Römerinnen. Denn hier war der Platz der fremden Könige und Gesandten, und auch vornehme Gefangene verhinderte man nicht, bei solchen Gelegenheiten sich dem Volke zu zeigen. Die Tausende und aber Tausende der übrigen Stände bedeckten die marmornen Sitze, die sich über dieser ersten Reihe in immer weiteren Kreisen erhoben, unter sie mischten sich die Formen und Farben aller Racen und Nationen, denn aus den fernsten Ländern strömten Menschen nach Rom. Alle römischen Bürger waren mit Rücksicht auf die kaiserliche Gegenwart und zu Ehren des Festes in die weisse Toga gekleidet und grün gekränzt. Eine hohe ringsumlaufende Brüstungsmauer schloss diese Sitze der Männer ab, und trug eine prachtvolle, von siebzig Säulen gebildete Galerie, unter deren Dach die Frauen sassen. Auf den höchsten Bänken, über den Sitzen der Frauen, drängte sich unter dem Dache die Masse derer, die ihr schmutziger oder zerlumpter Anzug und ihr Stand von den untern Sitzen ausschloss (Pullati). Dem Auge, das über den weiten Raum hinschweifte, erschienen diese Massen in einer eben so einfachen als imposanten Anordnung, und das gewaltige Bild war in den würdigsten Rahmen gefasst, alle architektonischen Linien durch reiche und kunstvolle Verzierung gehoben. Ueber den ganzen Zuschauerraum konnte zum Schutz vor der Sonne ein Zeltdach gespannt werden, und seine bunten Felder gossen dann einen farbigen Schimmer über die von ihnen bedeckten Plätze aus. Aus der Arena sprudelten Springbrunnen Strahlen wohlriechender Wasser bis zu ungeheurer Höhe (Sparsiones), kühlten die Luft und füllten sie zugleich mit Düften.« Das Velarium, das wie im Theater von Matrosen oder Flottensoldaten aufgezogen und über dem ungeheuren Raume ausgespannt wurde, hing in Tauen an rings auf der obersten Mauer stehenden Masten, und zwar ohne Zweifel so, dass die Mitte des Zeltdachs mit strahlenförmigen Tauen aufwärts gezogen an den höchsten Spitzen befestigt war, während die Taue, die zum Ausspannen dienten, oder die einzelnen Streifen des Dachs (Vela), eben so strahlenförmig abwärts nach niedrigeren Punkten an den Masten oder auf der Höhe der Mauer liefen. Dieses Riesendach liess Nero von purpurnem Zeuge machen, in welches der Sonnengott auf seinem Gespann eingestickt war; sonst war es auch von Seide, die damals mit Gold aufgewogen wurde. Von der Grösse des ganzen Gebäudes gibt es einen Begriff, zu erfahren, dass drei der grössten Paläste Rom's, die Cancelleria vecchia, Palazzo Farnese und Palazzo Barberini, aus den Steinen des Coliseo erbaut worden sind, ohne mehr als die Hälfte der äusseren Umfangsmauer aufgezehrt zu haben. So musste die Masse sein, um dem Zweck zu dienen, den Göthe im Amphitheater von Verona erkannte und der in Rom noch grössere Ausdehnung erforderte, dem Zweck, »dem Volk mit sich selbst zu imponiren, das vielköpfige, vielsinnige, schwankende, hin und her irrende Thier sich selbst sehen zu lassen, zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit bestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt, als Eine Gestalt, von Einem Geiste belebt, die Simplicität des Oval jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar, und jeder Kopf zum Masse dienend, wie ungeheuer das Ganze sei.«

Nun aber der Geist, der diesen einheitlichen Körper vom Kaiser auf dem Podium bis zum letzten Pullatus auf dem Juchhe durchdringt? Was die gespannt auf die Arena gerichtete vereinigte Erwartung sich versprechen darf, haben Mauerprogramme angekündigt, dergleichen heute noch in Pompeji zu lesen sind, als: »Venatio, Athletae, Sparsiones, Vela erunt«, oder: ». . . i Familia gladiatoria pugnabit iterum, pugnabit 16. Kal. Junias, Venatio, Vela«, u. dgl. Das Alles natürlich zu Rom im grössten Massstab, und noch Einiges mehr dazu. Das Munus begann mit der Pompa der Gladiatoren, die in ihren prachtvollen Rüstungen unter Musik feierlich die Arena durchzogen und dabei, trotz der persönlichen Ehrlosigkeit Lieblinge des Volks, im Leben und im Tode von der Kunst gefeiert, das Herz mancher Dame eroberten. Dann traten sie vor den Editor, häufig den Kaiser selbst, um ihre Waffen prüfen zu lassen. Bekannt ist der Gruss: »Ave, Imperator, morituri te salutant.« Nach einem Scheingefecht mit stumpfen Waffen gibt die Tuba das Zeichen zum scharfen Kampfe, und der Römer geniesst den Kitzel, unter dem Auswurfe der Menschheit Personen vom höchsten Adel — sei es aus Zwang, wie schon unter Cäsar geschehen, sei es zur Fristung eines herabgekommenen Lebens — mitkämpfen zu sehen, wenn nicht gar ein Domitian oder ein Commodus selbst in die Arena tritt, ein Caracalla, ein Geta Arm in Arm mit Gladiatoren und Wagenlenkern sein Jahrhundert in die Schranken fordert. Die Zahl der Fechterpaare steigt in die Hunderte; zur Abwechslung werden ganze Schlachten gegeben, worin Elephanten mit Thürmen und Mannschaft auf dem Rücken auftreten, oder ein andermal wird ein Geschwader der kaiserlichen Garde von seinen Offizieren gegen ein Heer Panther geführt. Dazwischen führten gezähmte Thiere ihre Künste auf, Kraniche kämpften mit einander, Löwen fingen Hasen, die sie wieder springen liessen, Elephanten lagen zu Tische, tanzten auf dem Seil, schrieben lateinisch, und bekannt ist die Anekdote des Plinius von dem Elephanten mit dem harten Kopfe, der in nächtlichen Privatübungen sich zu vervollkommnen suchte. Ein andermal schwindet der Boden der Arena und ein Wald steigt empor, worin Gethier aus fernen Ländern in scheinbarer Freiheit sich tummelt, oder die Arena ist zum Schiff umgewandelt, das plötzlich aus einander fällt und Hunderte von Bären, Löwen, Panthern, Straussen, Auerochsen ausspeit, die durch Stacheln, Feuerbrände u. dgl. — auch Füchse mit brennenden Schwänzen kommen vor —

zur Wuth gereizt einander anfallen oder in verschiedenartigen Kämpfen erlegt werden. Die Zahl dieser Thiere, wie sie schon in den letzten Zeiten der Republik und noch massenhafter unter den Kaisern in der Arena erschienen, wird in unglaublichen Ziffern angegeben; bei der Einweihung des Flavischen Amphitheaters werden 5000 an Einem Tage genannt. Die hiezu nöthigen Jagden hielten Tausende vom Ganges bis zum Rhein in Athem, und die Transporte nach dem ungeheuren Thier- und Völkerzwinger trafen die unterwegs gelegenen Städte mit der Servitut des Unterhalts, während die entvölkerten Wüsteneien sich dem Ackerbau öffneten und das Nilpferd von der nächtlichen Weide in den ägyptischen Waizenfeldern nach Nubien hinauf entwich. Denn auch dieses Ungethüm schreckte so wenig wie das Krokodil und Nashorn durch die Schwierigkeit des Fanges ab, und auch so seltene Thiere, wie Giraffen, waren in Rom nichts Ungesehenes. »Seit der Wiedererweckung der Wissenschaften«, sagt Friedländer, »ist bis ins neunzehnte Jahrhundert keine Giraffe mehr in Europa gesehen worden, und Buffon musste sich begnügen sie zu beschreiben, ohne dass er wagen konnte eine Abbildung zu geben. Der einzige und vermuthlich in der neuern Zeit erste in Europa befindliche lebende Hippopotamus ist in London. Der ganze Einfluss eines englischen Consuls bei einem Pascha von Aegypten reichte kaum hin, ihn zu erlangen. Sein Fang beschäftigte eine kleine Armee, sein Transport vom weissen Nil bis Kairo dauerte allein fünf bis sechs Monate. Aber Commodus tödtete eigenhändig fünf Nilpferde und eine Giraffe.« So wird dieses Rom zum centralsten, aber auch unfruchtbarsten zoologischen Garten, den die Welt gesehen hat.

Wieder ein andermal füllt sich die Arena mit Wasser, Triremen fahren gegen einander und beginnen eine Seeschlacht, die Wasser laufen wieder ab, worauf der kaum getrocknete Boden sofort zum Wahlplatz eines Landtreffens wird. Dieser rasche und sogar mehrmals wiederholte Scenenwechsel fand unter Nero statt. Auch andere Kaiser benützten das Amphitheater zu dem beliebten Seegefecht. Für die Naumachie im grossen Massstab aber wurden eigene Bassins gegraben und historisch berühmte Seeschlachten zur Darstellung gewählt. Die erste brachte Cäsar auf dem Marsfelde auf, wobei zwei Flotten, aus Zwei-, Drei- und Vierruderern bestehend, mit 4000 Ruderknechten und auf beiden Seiten mit 1000 Seesoldaten bemannt, einen Kampf der Tyrier und Aegypter nachahmten, die zweite, eine Seeschlacht zwischen Athenern und Persern, gab August. Die grösste war die des Claudius, zu welcher der Fuciner See gewählt und mit Gerüsten für die Zuschauer — Plinius der Oheim sass unter ihnen — umgeben wurde; 19,000 Mann als Rhodier und Sicilier kämpften dort, »obwohl Missethäter, mit dem Muthe tapferer Männer,« wie Tacitus erzählt. Domitian übertraf das Alles durch die Errichtung eines steinernen Gebäudes, worin Geschwader von fast der wirklichen Grösse zweier Flotten kämpften und vor- und nachher der Boden zu Thierhetze und Wagenrennen trocken gelegt werden konnte. Eine Münze von ihm, die auf unserer Taf. I, Fig. [illegible], abgebildet ist, hat diesen Bau, dessen Steine später zu einem grossen Circus dienten, der Nachwelt aufbewahrt. Noch toller, wenn wahr, denn sie beruhen auf einem »Fertur«, sind Elagabal's Naumachieen, die in weingefüllten Bassins gehalten worden sein sollen.

Alle diese Kämpfe, die den Boden der Arena, oder das Wasser oder, wenn es so sein soll, den Wein des Seeschlachtbeckens roth färbten, der eiserne Kampf Mann gegen Mann, oder in Massen, oder des bewaffneten Mannes gegen das Thier der Wüste, einzeln oder in Massen, hatten bei aller Schrecklichkeit des zwecklosen

Blutvergiessens etwas Ritterliches. Aber es gab auch andere Schauspiele. Die Arena füllte sich mit Zwergen, die einander zerfleischen mussten, und der Poet, der dies beschreibt, meint, es sei ein Hauptspass für Götter, wie Mars und Bellona. Ueberboten freilich wurden diese Unglücklichen von Frauen, die freiwillig, selbst hochgeborene, mit den Gladiatoren wetteifernd und um ihren Beifall buhlend sich in die Arena drängten, bis Septimius Severus ihr Auftreten verbot. Im Gladiatorenthum selbst stand neben den Heroen der Arena, deren wilde Todesverachtung immerhin ein gewisses Recht auf bewundernde Theilnahme hatte, eine andere Classe, die ein scheussliches Schauspiel darbietet. Seneca kam einst um Mittag ins Amphitheater und sah ungeübte Gladiatoren mit einander kämpfen. Es waren Verbrecher, denen man, als Strafverschärfung und gewiss auch oft wegen blosser Untüchtigkeit, keine Zeit zum Lernen liess, wie andern zur Gladiatur Verurtheilten, die nach furchtbar strenger Schule und Zucht in der Fechtercaserne und blutiger Laufbahn in der Arena durch Tapferkeit, Glück und Gunst das Stockrappier (Rudis), womit sie in Ehren entlassen (Rude donati) wurden, erlangen konnten. Um nun diesen bejammernswerthen Neulingen wenigstens eine unterhaltende Seite abzugewinnen, liess man sie ohne Schutzwaffen kämpfen, so dass sie gegenseitig mit dem ganzen Leibe den zerfleischenden Hieben und Stössen ihrer Angriffswaffen preisgegeben waren, und wer davor zurückbebte, der wurde mit Peitschen und glühenden Eisen in den Kampf getrieben. »Hiemit verglichen«, ruft der Philosoph, »sind alle bisherigen Kämpfe Erbarmen — es ist reiner Mord, Metzelei.« Es gab (Claudius z. B.) besondere Liebhaber dieses Schauspiels, das den Freunden geregelter Fechtkunst unter ihrer Würde sein musste, und deswegen in die Mittagszeit verlegt wurde, wo die meisten Zuschauer das Amphitheater verlassen hatten. Noch scheusslicher war ein Theil der Thierkämpfe, sofern man ihm nur überhaupt diesen Namen geben kann. Die eigentliche Venatio war ein der Gladiatur ebenbürtiges Handwerk, zu welchem die gleichfalls in Familien eingereihten Venatores ganz wie die Gladiatoren in Schulen herangebildet wurden, und welches sie mit den dem Zwecke angemessenen oder auf die Hervorhebung der Kunstfertigkeit berechneten Waffen ausübten; diejenige Classe der Bestiarii aber, die dem sichern Verderben geweiht war und mit ihren Martern zur Volksbelustigung dienen sollte, wurde den wilden Thieren mit schlechten Waffen, auch völlig waffenlos, ja nackt und gebunden vorgeworfen. Diese Verurtheilung, vor welcher das Bürgerrecht (später übrigens den gemeinen Mann nicht mehr) schützte, traf Verbrecher, oder was man so hiess, falls nicht gelegentlich ein Genie wie Caligula in Ermanglung von Verurtheilten die nächsten besten Zuschauer dazu presste und ihnen, damit sie nicht protestiren konnten, die Zungen ausschneiden liess. Sie traf besonders auch Kriegsgefangene, mit welchen man auf diesem Wege wie durch die Gladiatur schnell oder langsam aufzuräumen wusste. Noch Konstantin, ehe er als Christ das Amphitheater schloss und mit dem Circus vertauschte, gab zu Trier gefangene Alemannen und Franken, die Fürsten sammt dem Volke, den wilden Thieren preis, so dass an der Masse der Opfer »der Zahn der rasenden Bestien ermüdete.« Dass Christen in dieser Weise zahlreich geblutet haben, ist bekannt. Eine Märtyrergeschichte berichtet einen Fall aus einem afrikanischen Theater, wo die Verurtheilten im Costüm, die Brüder als Saturnspriester, die Schwestern als Cerespriesterinnen, sich zerreissen lassen mussten. Dies führt zu einer besondern Art von Schauspielen, worin der Geist des Amphitheaters in seiner Vollendung erscheint. Eine Anekdote aus dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erzählt von einem Delinquenten, der, da man ihm das Recht der letzten Bitte eingeräumt, bei einer Aufführung des Fiesco als Mohr sterben zu dürfen gebeten habe; er habe die Rolle mit hinreissendem Humor gespielt, und sei dann auch richtig auf der Bühne aufgeknüpft worden. Diese übrigens nicht sehr verbürgte Einkleidung einer Execution in eine Theaterscene war ein allbeliebter Modeartikel der römischen Welt. Der Räuber Selurus, der »Sohn des Aetna«, wurde auf einem künstlichen Aetna zur Schau gestellt, plötzlich brach das Gerüst zusammen und er stürzte unter wilde Thiere, die ihn zerrissen. Der Räuber Laureolus, der am Kreuz den Thieren zum Besten gegeben worden war, wurde in diesem Aufzuge der Held einer gern gesehenen unblutigen Mimenposse; Juvenal, der sie sah, hätte es dem Schauspieler gegönnt, dass mit dem Kreuzigen Ernst gemacht worden wäre, und Domitian führte diesen Gedanken wirklich aus. Wenn dabei die Glieder tropfenweise herabfielen, bis »der Körper kein Körper mehr war«, so hatte der Geschmack des Zuschauers die höchste Befriedigung erlangt. An den Pantomimenkünstler fordert Lucian, dass er die ganze Mythologie und Geschichte von der Weltschöpfung bis auf Kleopatra herunter gut inne habe, und die gleiche umfassende Bildung war den Intendanten, ja wohl gar den erbarmenswürdigen Darstellern dieses schauderhaften Ernstspiels vonnöthen. Da wurde die Verbrennung des Herakles auf dem Oeta gegeben, Mucius Scävola hielt die Hand in sein Kohlenbecken, bis sie — »streng geschichtlich«, wie eine gewisse Gattung unserer historischen Romane und Novellen unter dem Texte zu bemerken pflegt — von der Gluth verzehrt war. Mythologische Gewande kamen zur Darstellung, wie sie der Medea zugeschrieben werden, kostbare, golddurchwirkte Tuniken und Purpurmäntel nebst dem verhängnissvollen Kranze; in diesem Schmucke tanzten die Opfer, denn die Peitsche und das glühende Eisen im Hintergrund konnten wohl Lust zum Tanze machen, was auch auf diesen folgen mochte; zuletzt fuhr Feuer aus den Gewanden, das die Rolle vollends zu Ende spielte. Wenn Tertullian nicht übertreibt, so gab es Verzweifelte, die sich zu diesem Aeussersten verkauften, und dann sind wohl auch die romanhaften Erzählungen von »edlen« Gladiatoren, die sich so für Angehörige opferten, etwas mehr als Roman. Zur Abwechslung kam der bekannte Gegenpol der Grausamkeit in Wirkung, Pasiphae mit dem Stier wurde gegeben, Leander schwamm durch die unter Wasser gesetzte Arena, von Nereiden und Meergottheiten geleitet, zu seiner Hero. Dann wieder sieht man Orpheus in seinem wohlarrangirten Waldgebirge, Bäume und Felsen in Bewegung setzend, von Vögeln und Vierfüssern umgeben; nun sollten, mythologisch orthodox, seine bacchischen Verderberinnen heranstürmen, aber Hof und Publicum nehmen es in solchen Dingen nicht allzu genau, und er wird dafür um so buchstäblicher von einem Bären zerrissen. Diese (von Friedländer zusammengestellten) Scenen sind nur ein kurzer Auszug aus dem grossen Katalog. Sie haben nicht alle zu Rom und im Amphitheater des gütigen Titus stattgefunden, aber doch die meisten spielten dort, und dort muss man überhaupt den Superlativ von Allem suchen, was im Reiche geschah.

Tafel IX b, Fig. **3—10**, sind die hauptsächlichsten Classen und Kampfweisen der Gladiatoren dargestellt. Zuvörderst aber haben wir die drei Statuen Fig. **3—5** auszuscheiden, die jedenfalls nicht zum eigentlichen Handwerk gehören. Kriegergestalten, wie der borghesische Kämpfer, der sterbende Kelte (vor welchem auch Byron noch »die Arena schwimmen« sah), sind jetzt aus der Gladiatorencaserne losgesprochen und ihrem wirklichen Berufe zurückgegeben. Unsere drei Statuen werden wohl den gleichen Anspruch machen dürfen. Zwar, wenn man sich einen Spartacus, statt in der Schlacht gefallen, in Gefangenschaft gerathen und unter jene unglücklichen Mittagsfechter (Meridiani) gesteckt vorstellt, so möchte der ins Knie gesunkene Brave (Fig. 3) ein seiner nicht unwürdiges Bild abgeben, und mancher Kriegsgefangene mag in der That solchergestalt, einer Statue werth, geendigt haben; aber auch dann hätte man immer noch das Recht, das Bild dem Gladiatorenthume streitig zu machen und jenen Kampfbildern beizurechnen, deren Reigen die pergamenische Kunst mit ihren lebensvollen Gallierkämpfen eröffnet hat. Ja, die letzte unserer drei Statuen scheint geradezu für eine Nachfolge dieser Schule in Anspruch genommen werden zu müssen. Betrachtet man nämlich den sterbenden »Fechter,« in welchem jetzt der gallische Krieger erkannt ist, wie er zusammengebrochen sein schwindendes Leben in beginnender Bewusstlosigkeit und Todesbitterkeit noch aufrecht zu halten sucht, während das Schlachtfeld »vor ihm schwimmt« (s. die Abbildung in Weisser's Bilderatlas der Weltgesch., Taf. 15 b, Fig. 12 *), so sieht man, dass ihn der nächste Augenblick, wenn der stützende Arm zusammenknickt und der linke Fuss sich vollends ganz streckt, in der völlig gleichen Lage zu Boden bringen muss, worin unser todter Kämpfer (Fig. 5) dargestellt ist, dass also diese Statue sich gewissermassen (in künstlerischem Sinn) als die Fortsetzung der freilich weit überlegenen pergamenischen geben zu wollen scheint, mit welcher sie auch die realistische Behandlung gemein hat, wiewohl der Gefallene nicht eben ein Gallier, sondern durch die phrygische Mütze als »Barbar« von der Ostseite bezeichnet ist.

Den echten und gerechten Gladiator dagegen erblickt man in der Statue Fig. 4. Er hat die wesentlichen Kennzeichen des Samniten, einer Gladiatorenart, deren Name seit dem zweiten Samnitenkriege, in Folge der sehr unpolitischen Feindschaft der Campanier gegen diese ihre natürlichen Bundesgenossen, aufgekommen ist. Damals verloren die Samniten eine Schlacht und mit ihr eine Unzahl ihrer goldenen und silbernen Waffen, die den Römern und Campaniern in die Hände fielen. Jene schmückten ihr Forum damit, diese, die noch vor den Römern Gladiatoren hatten und sie bei ihren Banketten auftreten liessen, dass das Blut Tische und Gäste bespritzte, zogen aus Stolz und Hass gegen die Besiegten ihren Fechtern die Prachtrüstungen an und nannten sie fortan Samniten. Von dieser Waffenart ist der grosse Schild (Scutum) geblieben, aber nicht mehr unten zugespitzt, wie er der Handlichkeit wegen im Kriege getragen worden war; der Schwamm, der die Brust gedeckt hatte, ist weggefallen, aber die Schiene, die das linke Bein schützte, wurde beibehalten; anstatt des Helmes mit dem hohen Federbusche dient der Visierhelm, den alle schwerbewaffneten Gladiatoren tragen, und an Abenteuerlichkeit nimmt er es bei unserer Figur mit dem groteskesten Ritterhelme des Mittelalters auf.

Andere nach Völkerschaften, also wohl ursprünglich von deren Kriegsgefangenen oder von den auch bei ihnen heimischen Fechtspielen benannte Gladiatorenarten sind die Galli und die Threces. Letztere, besonders kenntlich durch den kleineren runden Schild (Parma), finden sich auf der von Winckelmann herausgegebenen Mosaik Fig. 6. Sie tragen beide Beine beschient und sollten ihrer Kategorie gemäss mit der kurzen Harpe (Sica), die sich in verschiedenen Formen findet, versehen sein, ihre geraden kurzen Schwerter zeigen dagegen, dass die Kategorieen in den Bildern und natürlich auch in der Arena selbst nicht eben pedantisch

---

*) II. Aufl. I. Band 1. Abth. Taf. 23, Fig. 12.

eingehalten wurden. Ihre Visiere sind maskenartig, was sich bei vielen der andern Figuren wiederholt. Auf beiden Abtheilungen des Bildes sind im Originale ihre Namen, Habilis und Maternus, beigeschrieben; schon auf der untern, die den Beginn des Kampfes gibt, steht bei Maternus die verhängnissvolle durchstrichene Null, die das Todeszeichen, das griechische Th (Thanatos), vorstellt. Die weitere Beischrift: »Quibus pugnantibus Simmachius ferrum misit,« hat wahrscheinlich die Bedeutung, dass ein anderer Gladiator Namens S., der in diesem Falle bei Volk und Editor sehr wohl angeschrieben gewesen sein müsste, solchen Kämpen gegenüber auf den Kampf, etwa den Nachkampf mit dem Sieger, verzichtet habe. Die beiden andern Figuren mit Stäben sind Lanistae, eigentlich nur Kampfwärter unter dem Befehl des Lanista, der der erste Fechtmeister und Aufseher, oft auch Eigenthümer der betreffenden Fechterfamilie ist. Auf der obern Abtheilung liegt Maternus am Boden, und Habilis befindet sich neben ihm in einer Stellung, als ob er ihm gar mit dem dort liegenden Steine den Rest geben wollte. Seine Identität ist durch den beigeschriebenen Namen besser gewahrt als durch die Figur, die von der auf der unteren Abtheilung abweicht; aber auch bei seinem Gegner zeigt das Fehlen der Beinschienen, dass der Künstler es nicht genau genommen hat. Der eine der Lanisten ist abwesend. Ueber dem andern steht das Wort »Neco,« das wohl eher dem Habilis zukommt, und weiterhin: »Haec videmus.« Hierin scheint ein interessanter Aufschluss über das Verhalten des Publicums bei diesem letzten Acte zu liegen. »Hoc habet!« rief man, wenn einer seinen »Treff« hatte. Hoffte und wünschte er noch das Leben zu behalten, so hob er die Hand oder den Finger auf. Diese Appellation an das Volk — dem sie von allen Editoren, ausser vom Kaiser, eingeräumt war — wurde, wenn er Gnade fand, mit dem gleichen Zeichen beantwortet; auch schwenkte man Tücher, wobei Diebe ihre Rechnung gefunden zu haben scheinen, und dass man zu Gunsten eines Lieblingsfechters auch von der Stimme Gebrauch machte, liegt in der Natur der Sache. Im entgegengesetzten Falle schlug man den Daumen ein, und dann musste das Opfer »sine missione« bis zum Tode fortkämpfen, oder, wenn es schon kampfunfähig war, wurde es auf dieses Zeichen vom Sieger oder einem andern Henker der Arena hingerichtet, worauf man es, oft unter Mummenschanz, durch die Todespforte (Porta li[illegible]itinensis) in das Spoliarium schleppte. Oft musste der Sieger in den Wunden [illegible]fallenen herumwühlen, um zu beweisen, dass es mit dem Umbringen Ernst [illegible] wem man nachher noch Leben fand, dem wurde in der Todtenkamm[illegible]ends der Garaus gemacht. Das Zeichen zur Hinrichtung nun wird wohl [illegible]ch nicht immer stillschweigend gegeben worden sein, und die Ausdrücke, di[illegible] bei üblich sein mochten, scheinen die in der Inschrift enthaltenen zu sein, [illegible]r Henker seinen Vorsatz, zu tödten, dem Publicum ankündigte, und dieses, w[illegible] es einverstanden war, ein gleichmüthiges »Nur zu« erwiderte. Eine we[illegible]re Beischrift: »Simmachi Homo felix,« scheint den Simmachius zu beglückwünschen, dass er von dem bösen Spiele weggeblieben ist.

Fig. 7, von der gleichen Mosaik, stellt den Netzwerfer (Retiarius) vor, der, an Kopf und Leib sehr ungeschützt, nur mit einer viereckigen Achselklappe statt des Schildes versehen, mit einer der vorhergehenden Waffengattungen, gewöhnlich mit dem Myrmillonen, einer Abart des Gallus, kämpft. Er führt das Netz, die dreizackige Harpune (Fuscina) und den Dolch. Da seine Kampfweise einigermassen dem Fischfange gleicht, so scheint der Gegner, eine Zeit lang wenigstens, bis es aus der Mode kam, einen Fisch auf dem Helme geführt zu haben. Daher der Spottvers des Retiarius, wenn er angriff: »Non te peto, piscem peto, quid me fugi', Galle?« Gelang es ihm nun, dem Myrmillonen das Netz über den Kopf zu werfen, so zog er ihn an sich und spiesste ihn mit der Harpune; wusste aber dieser auszuweichen, so dass der Netzwurf fehlging, so musste der blossgegebene Retiarius die Flucht ergreifen, auf welcher er sein Netz wieder zusammenfaltete, um es im günstigen Augenblicke von Neuem zu werfen. Um ihm hiezu keine Zeit zu lassen, trieb ihn der Gegner in hitziger Verfolgung durch die Arena, woher er auch Secutor heisst. Er ist in seiner stattlichen Rüstung der vornehmere der beiden Kämpfer, und so hat er auch die meiste Gunst für sich. Caligula war ein leidenschaftlicher Freund der Secutoren. Fünf derselben standen einst fünf Retiariern gegenüber, und der Kampf sollte in Masse geschehen. Aus Respect vor dem Kaiser liessen sich die Letzteren ohne Kampf besiegen, da aber Befehl gegeben wurde, sie zu tödten, so ergriff einer von ihnen seinen Dreizack und erlegte sämmtliche fünf Secutoren. Caligula war ausser sich über den »grausamen Mord,« und erliess ein Edict, wodurch er Alle, die die That mit angesehen, verfluchte. Auf gegenwärtigem Bilde nun sehen wir einen Retiarier Kalendio mit seinem Gegner Astianax im Kampfe begriffen. Prachtnamen, wie dieser, waren in der Gladiatorenschule (Ludus) sehr heimisch; die Leute wurden dadurch aufgemuntert. Aber neben dieser Auszeichnung und einer sorgsamen Pflege nebst saftiger Kost hielt man sie, aus begreiflichen Gründen, unter grausam strenger Fuchtel — gemäss dem Eide, den auch die Freiwilligen beim Handgeld (Auctoramentum) leisten mussten, sich brennen, binden, hauen, mit dem Eisen tödten zu lassen, in Allem dem Herrn als getreu eigene Gladiatoren mit Leib und Seel' hold und gewärtig zu sein — und in der Caserne von Pompeji sind drei Gerippe von Arrestanten gefunden worden, die kurz angefesselt, so dass sie nicht stehen konnten, langsam vom Aschenregen begraben wurden. Mehr als einmal hat das Reich vor diesen Fechtercasernen gezittert, aber auch der Gladiatorenschwur ist in mehr als einem Falle ritterlich gehalten worden. Nach der Schlacht bei Actium wollten die Gladiatoren des Antonius von Syrien nach Aegypten marschieren, sendeten ihm »Botschaft von seinen treuen Regimentern« und würden gern den Weltkampf erneuert haben, wenn nicht ihr Herr es vorgezogen hätte, sterbend bei Kleopatra einzusteigen und in ihren Armen zu verscheiden. Kehren wir zu unserem Bilde zurück. Der Retiarius hat mit geschickter Hand dem Astianax das Netz über den Kopf und den ganzen Leib geworfen, aber diesem ist es geglückt, die Schnur, die zum Zusammenziehen diente, zu zerreissen oder zu durchschneiden, und nun gleitet die Harpune des Angreifers an dem grossen gewölbten Schilde ab. Seiner Hauptwaffe beraubt, die der Myrmillone jetzt gleichsam als Schmuck über der Rüstung trägt, ist Kalendio trotz des langen Dreizacks dem kurzen Schwerte seines Gegners ausgeliefert, und der Schlussact des Kampfes, in der obern Abtheilung, lässt ihn am Boden erblicken, wie er vom Dolch als letztem Mittel noch Gebrauch zu machen sucht. Den Ausgang erzählt das als Θ zu lesende Φ, das seinem Namen beigezeichnet ist.

Die mit verschiedenen, für uns gleichgültigen Namen bezeichneten Modificationen der genannten Waffengattungen, in Betreff der Form und Zier des Helmes, Figur, Grösse, Wölbung des Schildes, Art der Arm- und Fussbedeckung, mag man zum Theil aus dem grösseren Gladiatorenbilde Fig. **10**, das dem oberen Reliefstreifen an dem sogenannten Grabmal des Scaurus zu Pompeji entnommen ist, ersehen, wobei noch Fig. **8**, **9** (Grabdenkmal eines Fechters unter Caracalla, mit höchst unförmlichem Cylinder am linken Beine) und das Monument des Exochus zu vergleichen sind. Bei dem pompejanischen Bilde werden sich die Leser der »Letzten Tage von Pompeji« auf bekanntem Boden finden, wiewohl nur die beiden berittenen Fechter (Equites) Bebrix und Nobilior dem Bilde gemäss, die andern Kämpfe dagegen frei, mitunter auch etwas unrichtig, im Ganzen aber nebst dem gesammten Gladiatorenwesen sehr lebendig geschildert sind. In der Mitte des Streifens sieht man die Hinrichtung eines Gladiators, der dem Retiarius erlegen. Viermal ist die Gebärde des Gnadeflehens dargestellt, einmal der günstige Erfolg derselben, indem der voreilige Sieger durch den Lanista vom beabsichtigten weiteren Vorgehen abgehalten wird. Der letzte Fechter rechts zeigt die vollendete Eleganz gladiatorischer Erziehung: sterbend hält er den Schild hinter sich, um »mit Anstand zu fallen.« Und für ein so ausgezeichnetes Subject kann Festus Ampliatus, der laut Inschrift der Eigenthümer der hier dargestellten Familie ist, nicht mehr als ungefähr 1000 Francs anrechnen. So viel Denare nämlich scheint nach dem gewöhnlichen Preiscourant, wie er bei Gajus angedeutet ist, die völlige Abnützung eines Fechters gekostet zu haben, während bei schadenloser Benützung deren zwanzig für die Arbeit (pro Sudore) an den Herrn bezahlt wurden.

Hier haben wir noch das Gladiatorenmonument von Taf. VIII a, Fig. 13, herbeizuziehen. Blicken wir zuerst auf die beiden Reliefhalbfiguren, Taf. VIII b, Fig. 2 und 3 — Uhland's Greiner und sein Sohn ins Griechische übersetzt, sonst übrigens als die Faustkämpfer Entellus und Dares aus der Aeneassage angesprochen und eine Zierde der vaticanischen Bibliothek — und dann auf das Zunftgesicht des ehrlichen Exochus. Er muss jedoch der Stolz Derer gewesen sein, die ihm dieses Denkmal setzen liessen, und muss die kostbaren Beinschienen mit den Pausbackengenien, die Kränze und Bänder, die Palme, die er so würdig schultert, reichlich verdient haben. »M. Antonius Exochus, Threx,« beginnt die Inschrift (auf dem oberen Theil des Marmors), und wiederholt dann den Namen noch einmal, als ob man sich nicht daran sättigen könnte. Unser Exochus ist zu Alexandria geboren, wo sein Vorname vom Triumvir Marc Anton her populär gewesen sein mag, und trat als Noviz (Tiro) erstmals zu Rom bei einem von Trajan's Triumphen auf. Wenn es jener war, bei welchem in 123 Tagen 10,000 Gladiatoren fochten und 11,000 Thiere fielen, so muss das Stück, das unten vom Marmor abgebrochen ist, einen ganzen Block ausmachen, denn die Inschrift bricht schon im Eingang zur Aufzählung des dritten Kampfes ab. Bei dem ersten, am zweiten Tage der Spiele, kämpfte er als Tiro mit einem gewissen Araxes, und zwar stans missus, wie Friedländer erklärt, d. h., er durfte aufhören, ohne überwunden zu sein, vielmehr dem Gegner noch gegenüber stehend. »Was Cae. ist, weis ich nicht,« sagt Friedländer. Wäre es zu gewagt, ein vulgärsprachliches »caestopugnavit« zu vermuthen? Der Tiro war jetzt graduirt, war ein Spectatus geworden, und konnte schon am neunten Tage der nämlichen Spiele wieder die Arena betreten, wo er, wenn wir diesen brachliegenden Theil der Inschrift nicht unrichtig lesen, einen Freigelassenen Fimbria neunmal »ausgeschmiert« zu haben scheint (novies missum fecit). Auch dieser muss bei dem Publicum besondere Rücksicht gefunden haben, wenn man ihn neun unglückliche Gänge machen liess. Die weitere Laufbahn des hoffnungsvollen Anfängers, die Thaten, welche Faustkämpfer und Threces von ihrem Genossen zu rühmen bekamen, endlich das Ende dieses glänzenden Elends, ob es im dunkeln Spoliarium erfolgte, oder ob er als emeritirter Veteran ein friedliches Privatleben erreichte, oder einer der Schulen als Fechtmeister vorstand, oder gar, wie manche Gladiatoren, Priester der Bellona wurde, — das Alles ist mit dem untern Theil des Denkmals in die Brüche gegangen. Im Uebrigen beweist seine Ausrüstung, dass eine archäologisch strenge Scheidung der Departements nicht durchzuführen ist, da er ungeachtet seiner in der Inschrift genannten Waffengattung statt des für diese als obligat angegebenen kleinen Rundschilds ein ziemlich grosses Scutum führt. Besonders merkwürdig ist seine Sica, die nicht gekrümmt ist, sondern in einem mathematischen Winkel absetzt, eine Form, die auch auf andern Gladiatorendenkmälern vorkommt und praktischer gewesen sein mag als sie auf den ersten Blick erscheint. Den Ermel am rechten Arme hat er mit den Gladiatoren des pompejanischen Bildes und mit dem Samniten (Fig. **9**) gemein, mit Letzterem auch die Kopfbedeckung, denn was der Greif zwischen den Vorderfüssen hält, ist fast ganz der Visierhelm des Samniten, nur ohne das wunderliche Giebeldach, etwas gar zu klein zwar für das ansehnliche Haupt unseres Gefeierten, was wir aber dem Bildhauer, der ohnehin auch die Figur des Greifen auf dem Gewissen hat, zu verantworten überlassen. Das Thier nimmt übrigens, obgleich es sich noch nicht correct zu benehmen weiss und statt des Schildhalters den Helmhalter macht, einen recht merkwürdigen Anlauf zur Heraldik, und scheint nebst diesen Visieren, Schienen und all dem prunkvoll überladenen ritterlichen Apparat einigermassen vorbedeutend für unser Mittelalter zu sein.

Die Thierkampfbilder, Fig. **11**—**19**, erklären sich zum grossen Theile selbst. Die fünf letzten gehören dem vorgedachten pompejanischen Grabmal an. Besonders merkwürdig ist Fig. **19**, weil hier die Kampfweise erscheint, die noch jetzt bei Stiergefechten üblich ist; nur ist es hier ein Bär, den der Venator mit dem vorgehaltenen Tuche bekämpft, während ein anderer Fig. **15** dem Jagdspiess erliegt. Aber auch der Stier kam in die Arena, häufig von thessalischen Reitern gehetzt. Fig. **17** wird einer nach heutiger Weise vom Matador durchbohrt, der sich zu wundern scheint, wie das Thier nach einem solchen Kraftstosse noch mit der Lanze im Leibe fortrennen kann. Fig. **18** dient ein Stier zu einem raffinirten Vergnügen. Ein Panther ist an ihn angebunden, was den Kampf einerseits für den Bestiarius erleichtert, andrerseits aber desto unberechenbarer macht, da der Stier von zwei Bewegungskräften, dem vorgespannten Panther und dem Spiesse des nachfolgenden Treibers, gehetzt wird. Die Kämpfer scheinen meist geschulte und ziemlich siegesgewisse Leute zu sein, so auch Fig. **11**—**14**, und besonders die Löwenkämpfer auf dem Lampenbilde Fig. **13**, wo der Zuschauerkreis mit dem Festgeber und seiner Mappa in der Mitte so drollig angedeutet ist, und die Todespforte, denn das wird vermuthlich das Loch auf der Seite sein, braucht ihnen kein Grauen einzuflössen. Eine Ausnahme aber scheint der Bestiarius Fig. **16** links zu machen, der offenbar »ad bestias damnatus« ist. Nackt und bloss hat er nichts als ein leichtes Wurfgeschoss gehabt, und nachdem er es an den fliehenden Wolf verschossen, sieht er, dem Zahne des Ebers preisgegeben, einem Schicksal entgegen, zu welchem die Gazelle auf der andern Seite des Reliefs das vorbedeutende Gegenstück bildet. Ein weiteres (hier nicht wiedergegebenes) Relief von jenem Grabmal hat einen völlig wehrlosen nackten Mann zwischen einem Löwen und einem Tiger, welche seltsamerweise vor ihm in vollem Laufe nach beiden Seiten davonrennen. Ohne Zweifel hat dieses Bild in dem Bulwer'schen Roman den Tiger des Olynth und den Löwen des Glaukus hervorgerufen, des romantischen Atheners, den die unerbittliche archäologische Forschung, nachdem er in seiner vorglaukischen Existenz »Poëta tragico« gewesen, seitdem in einen gebildeten pompejanischen Goldschmid umgewandelt hat. — Und das Menschenherz bei einem Anblick wie Fig. 18? »Man gewöhnt's,« sagt ein rheinisches Sprüchwort für gewisse Fälle, und Deutsche von nichts weniger als gefühlloser Art, die in Spanien waren, bestätigen leider bis zu einem gewissen Grade die Wahrheit dieses kalten Spruchs. Als Antiochus der Erlauchte die römischen Fechterspiele bei seinem Volke einführte, verursachten sie anfangs, wie Livius erzählt, mehr Schrecken als Belustigung; durch öftere Wiederholung aber, durch den Anblick der Wunden, ja des Kampfes sine missione, machte er die Augen mit dem Schauspiel vertraut und befreundet, und weckte in der Jugend die Waffenlust. Die Römer selbst waren gegen die Menschenschlächtereien längst abgestumpft, als sie noch Mitleid mit Thieren fühlten, mit Elephanten wenigstens; denn seit sie durch Pyrrhus mit den vermeinten »lucanischen Ochsen« bekannt geworden, wurden dieselben auch in die Arena gebracht, gewannen aber bei der ersten grösseren Hetze, die Pompejus gab, durch ihr menschenartiges Wesen das Volk so für sich, dass der Editor mit der neuen Unterhaltung durchfiel. Gleichwohl wiederholte man das Schauspiel, und bald sah der Römer mit Behagen zu, wie die edlen Thiere zu Hunderten nutzlos hingemetzelt wurden. Diese Beispiele zeigen, wie man Stufe für Stufe zu den geschilderten Scheusslichkeiten gelangen kann. Sie machen es begreiflich, wie die Spiele des Amphitheaters den sämmtlichen Nationalitäten des weiten Reiches mundgerecht wurden, wie sie, die gladiatorischen wenigstens, auch den Juden kein Aergerniss und selbst den Griechen keine Thorheit waren. Jene, gleichwie sie von den Griechen Turnerei und Athletik gelernt hatten — der Hohepriester Jason baute in Jerusalem ein Gymnasion (»Spielhaus« übersetzt es Luther 2. Makk. 4, 12) — so nahmen sie von den Römern das Munus der Arena an, nicht eben zwar das ganze Volk, aber als Herodes Agrippa I. sein Amphitheater in Berytus baute, würde es vielen seiner Unterthanen aus Judäa schon die Begeisterung für ihn nicht gestattet haben, von der Einweihung, bei welcher 700 Gladiatoren an Einem Tage fochten, wegzubleiben. In Griechenland dagegen waren die Fechterspiele allverbreitet, und zwar von Korinth aus, wie es scheint. Die Athener, die es den Korinthern zuvorzuthun suchten, entweihten sogar ihr durch so grosse Geister heilig gewordenes Dionysostheater, und liessen Verbrecher darin bis zum Tode kämpfen. Apollonius von Tyana — so weit nämlich seinem Evangelisten zu glauben ist — hat ihnen hierüber eine scharfe Strafpredigt gehalten. Es wird indessen fraglich sein, was menschenwürdiger ist, den Verurtheilten — wenn einmal Todesstrafe sein soll — bis zum letzten Hauche die Kraft seiner Glieder und die Freiheit seiner Seele gebrauchen zu lassen, oder ihn auf ein Brett zu binden und ihm mit einem Kunstmesser den Kopf abzuschneiden. Freilich handelte es sich im attischen Theater der römischen Kaiserzeit auch nicht gerade um Aufrechterhaltung der Menschenwürde, denn die armen Sünder, die sich dort abschlachten mussten, wurden, rein des Spectakels wegen, nah und fern mit grossen Kosten aufgekauft.

Wir verlassen die Arena mit einem Blick auf die Familienmünze Fig. 19, die der Livineia Gens mit dem Beinamen Regulus angehört. Ein Livineius Regulus war unter Cäsar Mitglied des Münzcollegiums (IIIviri monetales Auro Argento Aeri flando feriundo); er hatte eine »Calamität,« über die man aus Cicero's Briefen nichts weiter erfährt, als nur dies. Die vorhandenen Münzen ergeben, dass ein Vater und ein Sohn dieses Namens unter den Münzmeistern waren. Die gegenwärtige beweist, dass in der Familie Geschmack für das Amphitheater herrschte und dass ein L. Regulus einmal eine Thierhetze gab. Diese Vorliebe hat auch einem Enkel eine Calamität zugezogen, der unter Tiberius seinen Namen nicht mehr auf Münzen prägen konnte, dafür aber männlich im Senate sprach, später jedoch aus dem Senat gestossen wurde und sich auf das Land zurückzog, wo eine in Rom gefallene Grösse immer noch die erste Rolle spielen konnte. Er wählte Pompeji, wo er Anno 59 Fechterspiele im Amphitheater gab. Dasselbe war, wie leicht von allen Amphitheatern zu erachten, nicht bloss für die betreffende Stadt allein bestimmt, sondern Mittelpunkt eines ganzen Bezirks, und so strömten zu dem Feste die Einwohner der benachbarten campanischen Städte, darunter auch die von Nuceria. Dieses aber hatte mit Pompeji schon längst in freundnachbarlichen Reibereien gelebt, die auch bei dieser Gelegenheit wieder ausbrachen. Man schritt zu Steinwürfen, endlich zu den Waffen. Die überlegenen Pompejaner siegten, aber die Nuceriner wandten sich nach Rom, wiesen Wunden, erschlagene Kinder und Eltern auf, und erhoben einen verdriesslichen Process, der vom Kaiser (Nero) dem Senat, von diesem den Consuln und von den Consuln wieder dem Senat zugeschoben wurde, bis nach all den Incompetenzerklärungen endlich der Bescheid erging, dass Livineius nebst den Mitschuldigen des Crawalls zu verbannen und das pompejanische Amphitheater auf zehn Jahre zu schliessen sei. Man hat an einem Hause des wiederaufgegrabenen Stadttheils eine trostlose Mauerkritzelei gefunden, einen Gladiator mit der Palme und zwei sich zerrende Figuren darstellend, mit einer Inschrift, welche zu besagen scheint, dass den Pompejanern jener Sieg theuer zu stehen gekommen sei (»Campani victoria unâ cum Nucerinis peristis«). Noch hungerten sie nach den verbotenen Spielen, als sie durch das Erdbeben von 63 so schwer betroffen wurden, dass der Senat zu Rom berieth, ob man der Stadt den Wiederaufbau gestatten solle. Man that es, und auch die Zeit des Interdicts lief ab — (die laut Inschrift zur Feier der Wiederherstellung von Spielen geprägte Münze Fig. 13 würde recht artig zu diesem Freudentage passen, aber in unserem Bilderquellenverzeichniss ist, was übrigens wenig verschlägt, die Angabe ihrer Heimath und Entstehungszeit ausgefallen) — da kam das Jahr 79, in welchem die Natur zum zweitenmal, und auf mehr als anderthalb Jahrtausende, dieses Amphitheater schloss. Seine Ausgrabung ist 1748 begonnen, 1816 vollendet worden. Die schaurigen Räume wieder bevölkert zu sehen, war erst dem jetzt lebenden Geschlechte vorbehalten, und wieder war es ein Flüchtling aus Rom, Pio nono, der dort das Volk um sich versammelte, um ihm seinen apostolischen Segen zu ertheilen.

**Bilderquellen:** Taf. IX a. Fig. 1. Clarac pl. 845 B. nr. 2188 A. Fig. 2. Winckelmann W. VII, pl. 2. B. Fig. 3. Zwei Athleten mit Stlengis. Mus. Etrusc. Gregorianum II. tav. 87 fig. 2 a. Fig. 4. Athlet mit Stlengis. Mus. Etr. Gregor. II. tav. IV, 1 a. Fig. 5. Stlengis u. Salbfläschchen. Krause XXI, 88. Fig. 6. Circus-Rennen. Mus. Florentinum II, pl. 70, 1. Fig. 7. Genien des Circus-Spiels, Sarkophag-Relief im Louvre. Clarac pl. 190 nr. 217. Fig. 8. Circus-Rennen. Sarkophag-Relief Gal. di Firenze Serie IV, Vol. II. tav. 99. Fig. 9. Circus-Rennen. Relief. Montfaucon l'Ant. expl. Vol. III, 264. Fig. 10. Circus-Rennen. Artaud, Mosaiques de Lyon pl. 1. Fig. 11. Röm. Hippodrom. Morelli, XII Priorum Imperatorum Romanorum Numismata I, pag. 335, nr. 12. Fig. 12. Statue im Mus. Pio-Clement. Clarac pl. 864, nr. 2197. Fig. 13. Münze bei Morelli XII Priorum imper. Num. I, pag. 335, nr. 14.

Taf. IX b. Fig. 1. Münze des Titus. Eckhel, z. alt. Numismatik. Taf. IV, 8. Fig. 2. Statue im Mus. Borgia zu Velletri. Clarac pl. 866 nr. 2201.

Fig. 3. Stat. im. Mus. S. Marco zu Venedig. Clarac pl. 868. nr. 2211. Fig. 4. Statue im Mus. Capitolin. Clarac pl. 868 A. nr. 2212. Fig. 5. Stat. im Mus. Borb. Clarac pl. 871, nr. 2217. Fig. 6. Winckelmann, Monum. ined. pl. 198. Fig. 7. Ebds. pl. 197. Fig. 9. Montfaucon, l'Ant. expl. III, 94. Fig. 10. Mazois Pompei I, pl. 32. Fig. 12. Münze bei Morelli. Fig. 13. Auf einer Lampe bei Passeri, Lucernae fict. III, tab. 2. Fig. 14. Statue der Coll. Giustiniani in Rom. Clarac pl. 871. nr. 2220. Fig. 15—19. Mazois Pompei I. pl. 31.

---

# 6. Griechische Kriegsbilder.

## (Tafel X.)

Die Ilias ist eine Gemäldehalle der schönsten Kampfbilder, bei welchen es aber freilich dem Dichter nicht eben darum zu thun war, einem Geschichtschreiber der Taktik und Strategie mit Beiträgen zur Geschichte der altgriechischen Kriegsverfassung in die Hände zu arbeiten. Die Fürsten führen ihre Mannschaften, zum Theil durch das Loos ausgehoben, dem Oberkönig Agamemnon zu, der jedoch auf Nestor's Rath beschliesst, die einzelnen Haufen nach Geschlechtern und Stämmen gesondert unter dem Heerstab ihrer angestammten Führer kämpfen zu lassen, damit man die Feigen und die Tapfern desto besser unterscheiden könne, — eine Weisheit, die eine durchsichtige Zulassung und Zurechtlegung einer bereits vollbrachten Thatsache ist und das Verhältniss einer Scheincentralgewalt zu einer eigen- und übermächtigen Aristokratie enthüllt. Der alte Taktiker von Pylos hält sodann etwas auf Schlachtordnung, bei den Seinen wenigstens; er stellt Reisige mit Rossen und Wagen voran, hinten die mauerfesten Fusskämpfer, das Gesindel in die Mitte, dass es gezwungen kämpfen muss, und ermahnt die Reisigen, ja nicht im Uebermuth einzeln vorauszustürmen, sondern fein Linie zu halten. Es wäre aber dem Dichter schlecht gedient, wenn sämmtliche Achaier die Disciplin des erfahrenen alten Kriegsmannes befolgten. Wohl taucht mitunter das Massenbild einer vollen Heerschlacht mit geschlossenen Schaaren auf, »Lanzen gedrängt an Lanzen, und Schild' an Schilde sich reihend, Tartschen an Tartschen geschlossen, an Helm Helm, Streiter an Streiter, oben an buschigen Helmen berührten sich schimmernde Bügel, wenn sie nach vorne sich neigten, so dicht stand Alles vereint hier« (Donner); die Heere, Fussvolk gegen Fussvolk, Reisige gegen Reisige, stossen auf einander, was zu unerschöpflichen Vergleichungen Anlass gibt, und die Reihen des einen werden durchbrochen; aber das rollt nur als flüchtiges Bild vorüber, um gleich wieder den mit nieversiegender Mannigfaltigkeit gemalten Einzelkämpfen Platz zu machen, die dann von Zeit zu Zeit, wenn um den Leichnam und die Rüstung eines Gefallenen gestritten wird, sich zu grösseren Gruppen von gleicher Abwechslung verdichten. Selbst wo der Streit am wildesten wogt, bleibt doch immer für die vorkämpfenden Fürsten und Helden Raum genug zwischen den Heeren, den zweirädrigen Streitwagen durch das Feld zu tummeln und sich den Gegner auszusuchen, oder vom Wagen zu springen, um sich den Pfeil aus der

Wunde ziehen zu lassen, oder gar mit dem Gegner eine gütliche Zwiesprache im Umfang von stark hundert Versen zu halten und dann noch vom Wagen sich schwingend Hände zu schütteln und Waffen zu tauschen. Bei einer solchen Art von Kriegführung ist es kein Wunder, wenn man zehn Jahre lang vor einer Stadt liegen bleiben muss, und der Schalk, der aus dem Unfug so grosse dichterische Vortheile zieht, unterlässt daher gleichwohl nicht, durch seinen Nestor jenen geordneten Kriegsbrauch der Alten, als wodurch sie Mauern und Festen gestürzt, dringlich empfehlen zu lassen.

Der homerische Kriegswagen mit seinem Kämpfer und Wagenlenker, der Schlachtenluxus der Könige und Edeln, kommt ganz in gleicher Form auch auf den ägyptischen und assyrischen Bildern vor, die uns, jene wenigstens zweifellos, in eine so viel ältere Culturwelt blicken lassen. Daneben aber erscheint auf diesen Bildern das Fussvolk in compacten, taktisch geordneten Massen, wie sie für grosse kriegführende Staaten zu jeder Zeit unentbehrlich sein mussten, und ihre Formirung zeigt weit vorgreifend schon die Gestalt nachzeitlich bekannter Kriegskörper, wie Phalanx und Testudo; auf assyrischen Belagerungsbildern treten auch schon die Annäherungsthürme der späteren Kriegsgeschichte auf. (Vgl. u. a. die betreffenden Tafeln in Weisser's Bilderatlas der Weltgeschichte.) So zeigt sich in Kriegs- und Friedenseinrichtungen — wie z. B. im babylonisch-ägyptisch-altgriechischen Geldgewicht — das weltgeschichtliche Gesetz, dass jüngere Staaten von den älteren lernen und dann das Gelernte selbständig weiterbilden. Die Kriegsschule aber stand beständig offen, zunächst seit uralter Zeit für die vorderasiatischen Staaten, die so oft das Kriegstheater für die Grossmacht im Süden und die ihre Herren wechselnde Weltmacht im Osten hergeben mussten, und eben so später für die in Kleinasien angesiedelten Griechen, die sich mit den Lydern gegen Kimmerier, Skythen und Meder zu wehren hatten, im Solde Nebukadnezar's und Necho's, wie früher schon erwähnt, auf beiden Seiten fochten, und endlich, von Lydien in enge Zucht genommen, sammt diesem dem Alles verschlingenden Perserreiche zur Beute wurden, durch ihren Aufstand aber (500 v. Chr.) ihre den Weltereignissen bis daher fremder gebliebenen festländischen Brüder gleichfalls tief in die Schule der grossen Kriegs- und Staatshändel hineinführten.

Als nun (im zehnten Jahr dieses fünften Jahrhunderts) die zahllose Kriegsmacht des östlichen Grossherrn in Attika ans Land stieg und bei Marathon Fuss fasste, flog ihr eine Linie schwerbewaffneter Fussgänger (Hopliten) entgegen, freie athenische Wehrmänner, die den Dienst als Ehrenpflicht aus eigenen Mitteln leisteten und eines jener Wunder der Kriegsgeschichte verrichteten, die nur da möglich sind, wo jeder einzelne Mann sich als den Kern des Ganzen fühlt und die staatsbürgerlichen und ökonomischen Verhältnisse noch unverschoben im Gleichgewichte stehen. Eine Phalanx, wie sie schon bei Homer heisst, nämlich eine einfach geschlossene Heerschaar, die möglichst rasch zum Nahkampfe schreitet und unwiderstehlich durchbricht, ist hier das ganze Geheimniss der Strategie. Der Kampf gegen den Feind ist zugleich ein Wettkampf zwischen den Corporationen, welche die einzelnen Heerestheile, oder, wie in den späteren Perserkämpfen, zwischen den Staaten, welche die Contingente gestellt, und die Wahlstatt wird zum olympischen Festplatze, auf welchem nach der Schlacht die Siegreichsten von den Siegern bekränzt werden und die Ehre des rechten Flügels für das nächste Treffen erhalten; das Gedächtniss des Tages aber lebt in Kampfspielen fort, die auf dem Platz gestiftet werden. Auch noch im peloponnesischen Kriege, der das so hoffnungsvoll begonnene Jahrhundert so traurig schloss, zeigt der fortwährende Wechsel und die mitunter so wunderliche Wahl der Feldherren, dass ihre Bedeutsamkeit nicht vorherrschend eine technische war. Kriegswissenschaftliche Erscheinungen im volleren Sinn des Worts bringt erst der nächste Abschnitt der innern Kämpfe Griechenlands, der spartanisch-thebanische Dualismus, der beinahe die Hälfte des vierten Jahrhunderts lähmt und im 38. Jahr desselben mit der Schlacht von Mantinea, nach dem richtigen Urtheil seines obwohl nicht unbefangenen Geschichtschreibers, die Verwirrung in Griechenland noch grösser hinterlässt, als sie je zuvor gewesen. In dieser Epoche erfindet Epaminondas, vor allen Zeitgenossen einer minder verworrenen Zeit würdig, jene Schlachtordnung, die in zurückgestufter Stellung der starken Hauptheermasse gleich einem Kriegsschiff mit der Spitze, den keilartigen Stoss auf den entscheidenden Punkt des Feindes gestattet; Iphikrates schafft zwischen der Hauptwaffe, den Hopliten, und den Leichtbewaffneten eine Mittelclasse (die Peltasten), die Beider Vorzüge vereinigt und die Beweglichkeit des Treffens erhöht; Chabrias bildet eine Art Quarree, indem er seine Phalanx mit dem Schild vor dem Knie und mit vorgestreckter Lanze den Feind empfangen lässt (was Lessing bekanntlich in der Erklärung des Borghesischen »Fechters« eine Weile etwas zu hitzig ergriff); Xenophon folgt diesen Thaten am Schreibtisch mit sachkundigem Auge hinter spartanischer Brille, der berühmte Veteran, der zu Anfang des Jahrhunderts seine griechischen Soldgenossen im Dienste der verunglückten grossherrlichen Palastrevolution durch den ewig denkwürdigen Rückzug über einen halben Erdtheil weg gerettet. Die Folge dieser von Griechen im Kampfe gegen Griechen gemachten Fortschritte ist dann freilich die, dass schon vierundzwanzig Jahre nach Epaminondas' Tode sein »Kriegsschüler« Philipp bei Chäronea, wo in der heiligen Schaar von Theben die letzten Trümmer des längst mehr und mehr durch Miethstruppen ersetzten griechischen Bürgerheeres verbluten, sich vom Schiedsrichter vollends zum Kriegsherrn von Griechenland aufschwingen kann. Seine Phalanx, deren Name jetzt erst technische Bedeutung erhält, dringt unter Alexander bis nach Indien, wo sie der antiken Kriegskunst die Riesencavalerie der Elephanten erwirbt, und behauptet ihren taktisch-strategischen Ruhm unter den Diadochen, unter Pyrrhus, das ganze nächste Jahrhundert hindurch, während Rom seine Herrschaft gründet und seine Legionen bildet, bis zum dritten, ja bis zum zweiunddreissigsten Jahr des zweiten Jahrhunderts, wo der endgültige Beweis erfolgt, dass sie diesen Legionen gegenüber — Zopf geworden ist. Freilich immer noch ein achtunggebietender Zopf. In der ersten jener beiden Schlachten, bei Kynoskephalä, mochte die Phalanx, nachdem sie eben noch ein Jahr zuvor sich an geeigneter Stelle glänzend bewährt, nur der Ungunst der Natur zu erliegen scheinen, da sie auf dem zerschnittenen Terrain sich nicht bewegen konnte, ein Uebelstand, der ihr von jeher angeklebt hatte, daher auch schon Philipp und Alexander sich zum Angriff gern der Reiterei bedienten, die den Feind festhielt und der Phalanx Gelegenheit gab, offensiv oder defensiv den Ausgang der Schlacht zu decken. Am Tage von Pydna sodann, der ihr letzter war, flösste der lanzenstarrende lebendige Wall dem Sieger Aemilius Paulus, wie er selbst oft nachmals unverhohlen erzählte, Staunen und Grauen ein. Eine mauerfest gedrängte Masse mit nur drei Fuss Raum für den Mann, sechzehn Mann und oft doppelt so tief, bewaffnet mit der mehr als zwanzig Fuss langen Lanze, der furchtbaren Sarissa, die wir aus der Alexanderschlacht kennen und die noch vom fünften Gliede über die Front vorragt, während die übrigen Hinterglieder, die Lanze auf die Schulter des Vormanns gelegt, einen unwiderstehlichen Druck auf die vordern ausüben, die Formirung des wie Ein Mann auftretenden Körpers gewöhnlich ein Viereck, das sich aber mit rascher Evolution in mancherlei Figuren verwandeln und bis zum stachligen Igel zusammenballen kann, die Bewegung bei aller Schwerfälligkeit unaufhaltsam vorstürmend, so lang nämlich ebener Boden oder berittener Flankenschutz die Glieder ungebrochen zusammenhält, also unserem Dampfwagen ähnlich, der auf seinen Schienen rollend jedes Hinderniss vernichtet, aber ausserhalb des Geleises jede Wirkung versagt, — so hatte die Phalanx Alexanders des Grossen im Orient, dessen Fussvolk weder Festigkeit noch gegliederte Beweglichkeit besass, der Reiterei, dem Sichelwagen und selbst dem Elephanten die Ueberlegenheit menschlicher Maschinerie gezeigt. Das Terrain, das sie bei Pydna fand, war offenes Blachfeld, zur stelletretenden Entfaltung der alten unnahbaren Macht geeignet, aber ansteigende Hügel standen dem Vorrücken im Wege. Der Beginn des Kampfes zeigt die gefürchtete Schlachtordnung, wie sie in ihrer besten Zeit gewesen: trotz der Entmuthigung durch die vorhergegangene Mondsfinsterniss, die nicht im makedonischen Kalender stand, bleibt die angreifende Cohorte in den mit Einem Ruck gefällten Stacheln stecken, vergebens suchen die Römer die langen Lanzen abzuhauen, mit dem Schild zurückzudrängen oder mit der Hand auf die Seite zu reissen, sie werden gespiesst und zum Theil über die Phalanx weggeschleudert, die Andern weichen in halber Flucht, dass der Consul vor Zorn und Jammer den Feldherrnmantel zerreisst. Jetzt aber sieht er, wie der geschlossene Körper des Feindes im Vorrücken da und dort klafft und die bewegliche Legion ihre Manipel in die Risse werfen kann. Es geschieht, die Römer dringen statt mit der Linie in Rotten ein, die wogende Phalanx wird in lauter Einzelgefechte verwickelt, verwirrt sich mit der unbehülflichen Sarissa, wie weiland bei Magnesia die syrische Phalanx des Antiochus, und fällt gleich einem Trümmerhaufen aus einander, um in einem jammervollen Schlachten das Ende einer so langen und glorreichen Geschichte zu finden. Ihr König wird gefesselt mit seiner Familie vor dem Wagen des Triumphators hergeführt, und die alte Marsenstadt Alba geniesst das Schauspiel, wie sein verwaister Erbe, Namenserbe des Besiegers von Asien, als Toreut und öffentlicher Schreiber das Brod des Arbeiters erwerben lernt.

Taf. X gibt eine Zusammenstellung alter griechischer Bilder, die sich näher oder entfernter auf den Krieg beziehen. Schlachtenmalerei, wie sie der späteren griechisch-römischen und der modernen Kunst eigen ist, darf man von diesen Bildern nicht erwarten, die, mit wenigen, doch merkwürdigen Ausnahmen, allgemeine oder sagenhafte Gegenstände behandeln. So stellt Fig. 1 eine Rüstungsscene dar, die an den Anfang jedes beliebigen Kriegszuges gesetzt werden kann. In der Art, wie links der Schild vom Futteral befreit wird, weiterhin ein Krieger die Lanze putzt und ein anderer die Beinschiene zum Anlegen fertig hält, ist die schon auf den früheren Tafeln mehrfach bemerklich gewordene Neigung der Vasenbilder zum Drolligen zu erkennen. Die an der Wand hängende Armatur kann der Liebhaber aus Taf. III reichlich ergänzen, wo eine Garderobe und Waffenkammer griechischen sowohl als römischen Ursprungs enthalten ist, Helme, Schwerter, Schilde, Panzer, Pfeile, Schienen, Feldzeichen etc. etc., die nebst Anderem, was wir zur Ersparung des Raumes unausgeführt lassen, in einem sächlich verzeichnenden kurzen Nachtrage benannt werden sollen.

Fig. 2, eine Standplatte (Stele) mit zwei Unterschriften, welche besagen, dass dies ein Denkmal des Aristion, gefertigt von Aristokles, sei, wurde 1832 in der Nähe des alten Marathon gefunden. Nun sind unter den attischen Künstlernamen zwei Aristokles bekannt, Vater und Sohn des Künstlers Kleötas, der die Aphesis in Olympia machte, und der erste derselben lässt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in die marathonische Zeit hinaufrücken. Auf dem mächtigen Hügel in jener Ebene, der neben dem Grab der Platäer und Böotier und dem Grab der Sklaven für die gefallenen Athener errichtet wurde, sah Pausanias noch die Denksäulen mit ihren Namen und den Namen ihrer Stämme; dass bildliche Denkmale sich dabei befunden, sagt er freilich nicht. Indessen ist der schlichte, freundliche, ehrbare, feste Bürgersoldat in seiner gemüthlichen Beschränktheit sichtlich das Kind einer »guten alten Zeit«, als welche wir jene Befreiungsepoche, besonders in ihrem Beginne, uns zu denken haben, und es hat einen eigenen Reiz, *sagen zu können: so stand* das athenische Bürgerheer im Marathoner Felde Gewehr bei Fuss, ehe es die Lanze in die Rechte herüberschwang und jenen rasenden Sturmlauf erhob, der die verblüfften Perser auf die Meinung brachte, der Feind sei plötzlich verrückt geworden. Die Angriffsweise fand in Griechenland grossen Ruhm und häufige Wiederholung, aber Alles nützt sich ab. Das Bild gewährt sodann noch einen unschätzbaren Ersatz für die zahllosen untergegangenen Ehrenstatuen, und beweist, dass die altgriechische Kunst für diese Art von Aufgaben doch auch ein recht realistisches Verfahren kannte. Ein altpreussischer Grenadier mit seinem Zopfe kann kaum eine präcisere Darstellung fordern, als diesen Rollenlöckchen, die indessen sammt dem Keilbarte gar sehr an die alte Mode auf den asiatischen Bildern erinnern, diesem von Achselklappen gehaltenen Harnisch mit seinen Ornamenten und den doppelten erzbeschlagenen Lederlappen, in die er endigt, diesem staffelförmig gefältelten Unterkleide, diesen Beinschienen und der ganzen Paradehaltung des schmucken Hopliten (wenn man ihn ohne Schild so nennen darf), zu Theil geworden ist. Bei aller Präcision jedoch ist es augenscheinlich von dieser Kunst bis zu der des Phidias' ungefähr so weit, wie von den ersten Zwanzigen eines Jahrhunderts bis zu den Fünfzigen und Sechzigen, und die Zopflöckchen hat man, als Alkibiades seinen hohen Vormund belehrte, wie ein Rechenschaftsbericht zu ordnen sei, ungefähr seit einem halben Jahrhundert nicht mehr getragen. Endlich gibt das Bild merkwürdige Aufschlüsse zur Frage von der Polychromie der Alten, sofern es sehr lebhafte Farbenspuren enthält, welche beweisen, dass das Fleisch ungefärbt gelassen und die Färbung hauptsächlich auf Gewand, Waffen, aber auch Augen und Haare angewendet wurde. So war hier der Grund des Reliefs roth, Helm und Harnisch blau, die Querbänder des letzteren roth und weiss, das Unterkleid röthlich u. s. f. Unser Marathonkämpfer ist im Tempel des Theseus (oder des Ares, wie man neuerdings will) untergebracht, der jetzt als Museum für archäologische und künstlerische Trümmerreste aus dem alten Athen eingerichtet ist.

Fig. 3. Da die Kylix, deren Innenbild gegenwärtige Handlung darstellt, auf der Aussenseite das Urtheil des Paris und die Schmückung der Helena hat, so schliesst Gerhard aus dem Zusammenhange, dass mit dem dargestellten Abschiede der des Hektor von Priamos gemeint sei.

Fig. 4. Kann als Abschied oder als Ankunft aufgefasst werden. Millin glaubt darin die siegreiche Heimkehr eines Athleten zu erkennen, der die im Kampfspiel gewonnene Chlamys fahnenartig an der Lanze aufgehängt habe, während die vom Kopf zu Fuss in den Mantel eingehüllte Frau, seine Gattin oder noch wahrscheinlicher seine Mutter, ihm und seinem Pferde zu trinken bringe.

Fig. 5. Abschied einiger Krieger. Der vornehmste tritt zu dem Wagenlenker

auf den Wagen; seine Frau, ein nacktes Kind auf der Schulter, reicht ihm die Lanze. Die zweite Frau mit dem Kinde wird als Gattin des zweiten Kriegers zu verstehen sein. Gerhard gibt dem Bilde einen athletischen Bezug, wegen des bemantelten Figürchens, das nach Art der palästrischen Figuren unter den Pferden erscheint.

Fig. 6. Auch dieses Bild, einen Helden mit einer Nike auf einem Viergespanne darstellend, lässt die Wahl zwischen Krieg und Kampfspiel frei, da die Palmen im einen wie im andern errungen sein können.

Fig. 7. Die Ueberschrift Lykaon über dem mit gesenkter Lanze heimkehrenden Krieger lässt in Verbindung mit der Aufschrift Antandros über dem Greise weder auf den arkadischen noch auf den trojanischen Lykaon, noch auf den Vater des Pandaros eine erweisbare Beziehung zu. Unzweifelhaft, schon durch die Aufschrift Nike, ist die Beziehung der Gestalt, die ihm den Siegestrank einschenkt, in der Linken den Hermesstab haltend, den sie, wie Iris und Irene, als Symbol der Friedensbotschaft führen darf. Die weitere Inschrift gilt einem »braven« Euaion (EVAION KALOS), dem die Vase gewidmet ist, und belehrt uns, dass das Gefäss ausdrücklich zu diesem Geschenk bestellt wurde, da die gewöhnlichen Gaben dieser Art mit der allgemeinen Inschrift »braver Knabe« (KALOS HO PAIS), gleich unserem »Souvenir,« zu Dutzenden in den Läden vorräthig zu haben waren.

Fig. 8 ist für den Krieg in so fern lehrreich, als daraus zu ersehen, wie man Bogen und Pfeile – nicht handhaben soll. Drei junge Leute schiessen nach dem Hahn auf der Säule, und die Pfeile zeigen, nebst der komischen Verzweiflung des Vordersten, welche schlechte Geschäfte gemacht worden sind.

Fig. 9. Symmetrische Anordnung eines Kampfes, der links von einem Reiter, rechts von einem Fussgänger eröffnet wird, während links ein Fussgänger, rechts ein Reiter die Seite schliesst. Auf beiden Seiten wird zum Angriff geblasen, links mit einer Trompete, rechts mit einem Horn.

Fig. 10. Wenn Visconti Recht hätte, so würde der Kriegsmann mit dem feinen bedeutenden Antlitz einen jüngeren und, sowohl was die Persönlichkeit als die künstlerische Darstellung betrifft, sehr fortgeschrittenen Zeitgenossen des Aristion, den Themistokles nämlich, vorstellen, welcher der Athene durch eine Nike zum Dank für einen Seesieg ein Schiffsornament vom Schnabel oder Hintertheil (Akrostolion oder Aplustre) darbringen lässt, gleichwie die Spartaner nach dem Tage von Aegospotamoi ein Tropäon aus den Aplustren der vernichteten athenischen Flotte zusammenstellten; allein seine weitere Vermuthung, dass der Held etwa auch Kimon sein könnte, zieht uns gleich wieder den Boden unter den Füssen weg, und diejenigen, die das Relief selbst gesehen haben, erklären den Gegenstand in der linken Hand der Siegesgöttin für eine Palme, das Geschäft der rechten aber für eine Fütterung der um die Säule des Cultusbildes gewundenen Schlange, so dass also auch von keiner Schiffsverzierung mehr die Rede sein kann. Der durch das Nagen von Gewässern oder Wurzelwuchs — so heisst es bei Clarac — sehr hart mitgenommene, aber in seinen einfach schönen, so ernsten als anmuthigen Formen von der glücklichsten Kunstzeit zwischen Altem und Neuem zeugende Marmor hat den Archäologen von Winckelmann bis auf unsere Tage viel zu schaffen gemacht. Der Begründer der Kunstgeschichte fand in dem Bilde zuerst einen Krieger, der der Athene Polias, der Stadtgöttin und Hauptbesitzerin des Erechtheion auf der athenischen Burg, ein Opfer darbringe; später kam er auf Philoktet, den er sich mit einem Dankopfer für die Heilung seiner Wunde

beschäftigt dachte. Raoul-Rochette sieht in der Nike eine Stadt und in dem Krieger das Heer derselben repräsentirt, beide für die Gefallenen opfernd, welcher Annahme ein ähnliches Basrelief im brittischen Museum mit einer langen Reihe von Namen, die die Bedeutung einer Gedächtnissfeier zu haben scheinen, zu Hülfe kommt. Die Bedeutung des Bildes wäre sonach eine gedoppelte, in welche sich die beiden Gestalten theilen: Siegesfeier und Trauer um die Gefallenen, mit hohem Takt jene der Göttin und diese dem Kriegsmann zugewiesen. Die Schlange wird hiebei auf den Leichencult bezogen. Andrerseits würde dieselbe als Symbol des Erechtheus-Erichthonios, in dessen Hause zu Athen schon Homer die Göttin heimisch wusste, sehr gut zu der früheren Auffassung Winckelmann's passen, nur dass hier erst eine Streitfrage über das Aussehen des alten vom Himmel gefallenen Schnitzbildes der Athene Polias zu lösen ist, nämlich ob dasselbe ein friedlich sitzendes oder ein in voller Rüstung stehendes war, wie das gegenwärtige. In letzterem Falle würde es sich übrigens von den Palladien, deren eines ja auch zu Athen, abgesondert von der Polias, Parthenos, Nike und Promachos, in der Stadt unten stand, durch nichts unterschieden haben, als durch die »haushütende« Schlange, in welcher allerdings die Beziehung zum Erechtheion nahe liegt. Ein ganz ähnliches Bild mit der Schlange, vor welchem eine Nike ein Rind opfert, ist in Müller's und Wieseler's Denkmälern der alten Kunst, Th. 2. Taf. XX, 209, nach einer Gemme abgebildet, und wird daselbst auch als Athene Polias bezeichnet. Pausanias, der die Frage entscheiden könnte, da er das Bild der Polias noch sah, vergisst es näher zu bezeichnen, da ihn die Legende vom himmlischen Ursprung vorüber scheucht. Die Erichthoniosschlange übrigens, die ja auch, zwar nicht lebendig wie im Erechtheion, aber als plastisches Symbol, im Parthenon zu Füssen der Parthenos sich befand, kann eben so gut jedem andern Bilde der Göttin zu Athen, z. B. also eben dem Palladion, beigegeben gewesen sein. Allein eine Schlange in Gesellschaft der Göttin weist uns nicht einmal ausschliesslich nach Athen, denn sie kommt auch anderwärts vor, z. B. auf Münzen von Phaselis, wo Athene mit einer Schlange auf einem Schiffe steht. Da somit jeder örtliche Halt zu schwinden scheint, so wird nichts übrig bleiben, als der einfachen Erklärung von Petit-Radel beizutreten, der in dem Bilde ganz allgemein einen der Athene durch Vermittlung der Nike seinen Dank abstattenden Sieger erblickt (wobei der runde Gegenstand an der Säule für seinen als Weihgeschenk dargebrachten Schild zu nehmen ist). Eine Beziehung bleibt aber auch in dieser Allgemeinheit immer noch an dem Bilde haften, wenn sie auch nicht näher bezeichnet werden kann: der Krieger oder Feldherr nämlich hat, im Gegensatze zu den sonstigen vielen griechischen Idealbildern, in seinem ganzen Wesen (man vergleiche die grössere Abbildung bei Müller und Wieseler, Th. I, Taf. XIV, 48) etwas so Bestimmtes, Historisches möchte man sagen, dass man sich unwillkürlich umsieht, wo diese Persönlichkeit etwa in der Geschichte zu Hause sein könnte. Dabei fehlt es jedoch der so individuellen Gestalt keineswegs an dem Symbolischen, wodurch sie zum Träger eines höheren Gesammtbegriffes wird, sie hat im Gegentheil diese Eigenschaft in einem für uns befriedigenderen Sinne, als jene Niken und so manche ähnliche allegorische Figuren. Eine Wucht von Gedanken, die das ernst sinnende staatskluge Haupt niederbeugt, lässt in ihm, wie auch ein Theil der Erklärer gefunden hat, den Vertreter eines ganzen Heeres, ja eines ganzen Staates erkennen, und über der frommen Feier ruht ein gewitterschwerer Ausdruck, in welchem man zu lesen glaubt, dass die Palme theuer errungen ist, oder dass mit dem Einen Siege noch nicht alle Kämpfe und Gefahren überstanden sind. Uns Neueren wird es schwer, von dem Bilde zu scheiden, und der Grund ist, dass dasselbe etwas mit uns Verwandtes hat, nicht in der Siegesgöttin, aber um so mehr in dem Feldherrn, bei welchem der Geist des Künstlers frei walten durfte, und in dem wir ein von der antiken Welt nicht festgehaltenes Prototyp für das Verfahren unserer modernen Kunst erkennen müssen, die das Einzelne, Persönliche, Historische in seiner ganzen realistischen Erscheinung zugleich als symbolischen Träger eines Höheren, eines Idealen zu behandeln angewiesen ist.

Fig. **11** a, b, und **27** a, b. Zwei Statuen etruskischer Krieger, erstere 1835 bei Todi gefunden, beide eine Weile für Mars gehalten.

Fig. **12**. Die beiden Kämpfer sind auf der zu Rom im Privatbesitz befindlichen Prachtvase als Achill und Memnon bezeichnet, jener der jugendliche, dieser der ältere bärtige Held, der jedoch für sein Alter fast zu wild anstürmt. Auf dem Original sind noch die Mütter beider Helden, Thetis und Eos, als bewegte Zuschauerinnen zugegen. Letztere sieht man auch auf einem alterthümlichen agrigentinischen Vasenbilde, wie sie den gefallenen Sohn vom Schlachtfelde trägt.

Fig. **13**. Wenn man diese Reihe Krieger für sich betrachtet, so kann man sie allerdings, wie die Unterschrift thut, für Hopliten im Angriff halten, wobei indessen doch die Tiefe einer derart auftretenden Colonne ihr Bedenken haben würde. Auf der Schale aber, der sie entnommen sind, bilden sie einen Theil eines vollständigen, mit Flötenbläser, Klageweibern etc. einherschreitenden Leichenzuges, und ihre Haltung nebst der gesenkten Lanze soll Betrübniss ausdrücken.

Fig. **14**—**22** und **25** bilden in dem für uns übersehbaren Gebiete der griechischen Kunst eine Ausnahmserscheinung, die nach rückwärts den ägyptischen und assyrischen Kriegsbildern, nach vorwärts den römischen Ehrenbogen und Ruhmessäulen sich anreiht. Da sieht man der Phalanx festgeschlossene Glieder in gleichem Schritt und Tritt marschiren, in der Mitte den commandirenden Offizier, Schwenkungen und Evolutionen kommen zum Vorschein, die mit grosser Leichtigkeit ausgeführt sind, Zinnen, über welche die Belagerten, diese noch in etwas kindlicher assyrischer Art, herausschauen, Ausfälle, Angriffe, wobei die Sturmleiter von knieenden Soldaten mit Stricken festgehalten wird, u. dgl. m. Das Hauptbild stellt den Oberbefehlshaber dieser Truppen vor, einen Satrapen, der nach persischer Weise in der Mütze des Despotismus, die später so sonderbar zur Freiheitsmütze geworden, und unter dem Sonnenschirme der königlichen Gewalt auf dem Throne sitzt, die Rechte vermuthlich auf einen hohen Stab gestützt, vor ihm die Rebellen, was für ihn und seinen Sultan alle freie Völker sind, in einer Gesandtschaft vertreten, die er, bei alledem eine würdige Gestalt, mit mild-ernstem Verweis empfängt, so dass man sieht, die Sache werde gnädig enden, hinter ihm seine jonischen Offiziere im langen Rock und mit einer Haltung von vielsagender Gelassenheit Angesichts der Thatsache, dass es Griechen sind, die mit Persern gegen Griechen zu Felde liegen. Denn dass die edlen Gestalten mit dem auf echt griechische Weise hinten nach rechts und vorn nach links geschlungenen Mantel, dass die aus der Festung ausfallenden Krieger, die ihren Angreifern von Kopf zu Fuss in Allem gleichen, Griechen genannt werden müssen, das kann bei der realistischen Präcision, mit welcher die Costüme gearbeitet sind, keinen Zweifel leiden. Es ist ein Stück illustrirte Zeitung, also nichts, was man nicht heute zur Noth noch übertreffen könnte, aber es ist auch nur ein untergeordnetes Bruchstück aus einem Ganzen, das nichts desto weniger der Kunst einen Zuwachs erster Grösse geschenkt hat, und dabei nicht bloss die Kunstgeschichte, sondern auch die politische mit einer spannenden Frage berührt. Auf dieses unter dem Namen »Harpagosdenkmal« bekannte Ganze, dessen Besprechung eine lohnende Aufgabe ist, hier aber zu vielen Raum erfordern würde, werden wir an einem andern Orte zurückkommen.

**Fig. 23.** Schlachtscene, meist aus Einzelkämpfen bestehend, wobei die Wappen auf den Schilden und die Aehnlichkeit einiger Trachten mit der Tracht Aristion's zu bemerken.

**Fig. 24.** In einer langen Erklärung dieses Vasenbildes bemüht sich Millin, einen Kampf um den Leichnam des Patroklos nebst den angemessenen Namen der freundlichen und feindlichen Kämpfer zu demonstriren. Merkwürdig ist es dabei, welche Sorge ihm der Abmangel der classischen Wahrzeichen, nämlich der Brust- und gar der Rückenwunde an dem liegenden Helden macht, und wie leicht er es dagegen mit der Todsünde nimmt, die sein vermeintlicher Ajas, nach dem Peliden einer der Hauptvertreter des Hellenenthums dem Osten gegenüber, wider alle und jede Kleiderordnung begeht. Dieser phrygisch bemützte Vorkämpfer stellt jeden andern Helden eher als einen der beiden Ajas vor. Mit den Helmen und andern Waffen brauchte es der Künstler nicht peinlich genau zu nehmen, wie denn auch die zwei Speere zu Wurf und Stoss, die homerische Normalbewaffnung, keineswegs immer berücksichtigt sind; aber die Ostmütze, zumal mit dem Streithammer verbunden, ist das entschiedene Kennzeichen des Ostkämpfers, und steckt auch etwaige Westhelme auf ihrer Seite mit einer mehr oder minder östlichen Bedeutung an. Ostkämpen vom angeblich reinsten griechischen Blute, wie die Lykier Glaukos und Sarpedon, kennt man ja sattsam aus Homer, und auch in den andern zahllosen Mythenkreisen (Kyklen), aus deren Gängen er die beiden kleinsten und kostbarsten Edelsteine herausgebrochen hat, fehlt es nicht an derlei Helden bedenklicher Vor- und Urgeschichten, worin Ost und West ganz in derselben Weise durch einander gesprengt erscheinen, wie in der historischen Zeit zu verschiedenen Malen in West und Ost Perser und Griechen gegen Griechen, Griechen und Perser gegen Perser und Griechen gefochten haben. Die gegenseitigen Erinnerungen an diese gemischten Kämpfe, besonders an den platäischen, überlebten, wie die alten Gastfreundschaften, das dritte und vierte Glied, wechselten aber nicht so holde Worte wie Diomed und Bellerophon's Enkel, sondern richteten noch anderthalb Jahrhunderte hernach unsäglichen Verdruss und unabsehbares Unheil an. Daher mögen denn ihre mythisch-heroischen Vorbilder in der Kunstdarstellung — neben hunderterlei andern denkbaren Beziehungen und Andeutungen, wie sie der Grieche in seinen Bildern liebte — wohl auch nach der bezeichneten Seite hin mitunter einen besondern mehr oder minder guten Sinn, eine beschönigende, anklagende, gegenbeschuldigende etc. Bedeutung gehabt haben, zu deren untrüglicher Ergründung indessen freilich vorerst dem Tiresias noch mancher schwarze Schafbock wird anzugeloben sein. Der Kampf über einem gefallenen Helden, gleich dem der Ilias über dem Leichnam des Patroklos, gehörte natürlich zur stereotypen Maschinerie der sämmtlichen Epopöen, deren überschwemmende Masse auf Homer gefolgt ist, wie die Sündfluth der historischen Romane auf den zwar tiefer stehenden, aber in manchem Betracht — wenn man die echten Schöpfungen aus dem traurigen Vielschreibeplunder sondert — doch auch unerreichbaren Walter Scott. Aus den theilweise überlieferten Inhaltsangaben zu schliessen, kann es kaum zweifelhaft sein, dass jene Mythenkreisler (Kykliker) — einige bedeutendere Namen,

wie einen »gewissen« Pisandros, einen Arktinos etwa, ausgenommen, neben welchen auch unser Göthe mit seiner Achilleïs nicht vergessen werden darf — mit all ihrer Kunstmeisterei blossen Stoff zusammengeschleppt haben; diese Stoffmasse jedoch wurde nach abgelaufenem Gewässer eine Goldgrube für alle die redenden und bildenden Künste des Alterthums bis auf die Vasenmalerei herab, und eben hiemit auch noch für unsere heutige Wissenschaft, sofern gerade die letztgenannte untergeordnete Kunstgattung uns in ihren immer zahlreicher zu Tage gehenden Scherben ein wahrhaftes Lexikon mythologicum vererbt hat, das an Reichthum des Inhalts alle neueren Werke dieser Art übertrifft und in seinen leider oft nur allzu stummen Enthüllungen der mythendeutenden Geschichtforschung — neben manchem ohne Zweifel werthlosen Gerümpel — einen unergründlichen Schatz alter Geschichte aufzuschliessen begonnen hat. Heil unserer modernen Mythik und Kyklik, der Romanhistoriographie, wenn nach fast dreitausend Jahren ihre Rudera auch nur in dieser Gestalt und Weise noch so nutzbar erfunden werden sollten!

Fig. 26. Das hübsche Souvenirbild eines in die Schlacht tanzenden und sich dazu auf der Trompete begleitenden Hopliten bedarf im Ganzen der Erklärung nicht, und für einen erklärungsbedürftigen Einzelpunkt, wie der innerhalb seines Fusspaares obwaltende wunderliche Unterschied ist, wissen wir keine beizubringen.

Fig. 29 gibt das Innere der berühmten, im Berliner Museum befindlichen Sosiasvase wieder, so genannt, weil die Inschrift einen Sosias als Verfertiger bezeichnet. Wenn diese guten Töpfer eine Ahnung von ihrer heutigen Celebrität gehabt hätten, wie würden sie vor den antiken Docenten und Professoren die Köpfe hoch getragen haben! Die Schale ist aussen mit einer Götterversammlung, innen mit einer antiken Ambulance bemalt, mit einer Darstellung nämlich, wie Achill den verwundeten Patroklos verbindet. Der arme Freund ist nämlich bei einer verunglückten Anabasis während jener neun mageren Jahre, die erst verfliessen mussten, ehe man unter Homer's Führung am skäischen Thore pochen durfte, von Telephos, dem »griechischen« Mysierkönig, verwundet worden. Die Begebenheit war in dem Epos, »die Kyprien« genannt, besungen, und den Telephos haben wir auf einer der Theaterbildertafeln als hoffnungsvolle Puppe auf dem Arme einer tragischen Mutter kennen gelernt. Der Königssohn von Phthia scheint in dem chirurgischen Cursus seines vierfüssigen Erziehers keine besonders schmerzstillenden Handgriffe erlernt zu haben, denn der Patient macht ein jämmerliches Gesicht zu der Anlegung des Verbandes, und thut überhaupt so wehleidig, wie es nur einem mythischen Heros gestattet ist. Uebrigens hocken die beiden Fürsten und Helden recht zeltkameradschaftlich bei einander, und es ist kein Zweifel, dass das Bild aus dem Leben, nämlich aus dem antiken Wachtstubenleben, gegriffen ist. Meister Sosias hat Humor besessen, obwohl nicht eben homerischen; trotz der Feinheit der Zeichnung dorisirt der Geschmack eher etwas, als dass er jonisch wäre. Dagegen hat er dem Homer einen andern feinen Zug abgelauscht, der von alten Mythikern und modernen Commentatoren übersehen worden ist, bis Panofka (nach Plato) darauf aufmerksam machte, nämlich die Bejahrtheit des Menötiaden, den er dabei obendrein langbeinig wie eine Heuschrecke gezeichnet hat. Das will augenscheinlich zu verstehen geben, dass Alles, was man sonst dieser Zeltkameradschaft nachgesagt habe, reine Verleumdung sei. Als besondere Merkwürdigkeit ist noch das Lederkäppchen des alten Patroklos hervorzuheben, das von dem unvordenklichen Ursprung eines zu Anfang unseres Jahrhunderts noch ländlich-sittlich weit verbreiteten, dem heutigen Geschlechte aber mehr und mehr entschwindenden altehrwürdigen Abkömmlings — »Schmeerkappe« in der Sprache der Sterblichen — zeugt. — Ueber das auf dem Aussengemälde der volcentischen Vase dargestellte Götterparlament ist unter Andrem in Müller's von Wieseler wieder herausgegebenen Denkmälern der alten Kunst viel Belehrendes zu lesen.

Fig. 20, zu welcher wir übergehen, um die längere Besprechung von Fig. 19 an den Schluss des Abschnittes zu stellen, ist eine Münze von Selge mit dem Bilde eines Schleuderers. Mit dieser Waffe sind, wenn man den alten Schriftstellern glauben darf, grössere Wunder geleistet worden, als mit unsern Feuergewehren, die die Kugeln doch wenigstens nicht zum Schmelzen bringen. Jedenfalls gab es Schleuderer, die den besten Schützen von heute nicht nachstanden. Bei der ersten Unterwerfung Griechenlands bedienten sich die Römer zu einer Belagerung achäischer Schleuderer, die aus weitem Abstand durch kleine Ringe schossen und die Stelle im Gesicht, wohin sie den »Feind« treffen wollten, vorher bezeichneten. Sie waren von Kind auf eingeübt, erst mit den runden Kieseln vom Meeresufer, dann mit der bleiernen Spitzkugel (Glans), und thaten es den balearischen Schleuderern, die man sonst anzuwerben liebte, weit zuvor. Unter den Griechen verstanden sich ausserdem auch die Akarnanen auf diese übrigens bei östlichen und westlichen Völkern weitverbreitete Waffe. Aber auch bei Marathon hat man solche »Eicheln« ausgegraben, verziert mit einem Donnerkeil und einem humoristischen Recipe (Dexai), welche Inschrift sich dem Perser auch ohne Wörterbuch verständlich machen konnte. — Merkwürdig ist die Münzenschrift »Estfediiys«, die sich auch auf Münzen von Aspendos findet. Hier wird die barbarische Aufschrift dem Umstand zugeschrieben, dass diese (pamphylische) Stadt unter barbarischer Botmässigkeit gestanden sei, aber Selge (in Pisidien), das die gleiche Aufschrift führt, war eine durchaus freie Stadt von angeblich rein griechischem Ursprung. Noch merkwürdiger sind die drei schwingenden Menschenfüsse, die sich neben dem Schleuderer als Wappen befinden. Diese sogenannten Triquetren, die den erklärenden Scharfsinn bis jetzt vergeblich, wie es scheint, beschäftigt haben, kommen auf lykischen, kilikischen, pamphilischen und kyprischen Münzen, auch auf phönikischen und griechischen Vasen (auf einer etruskischen als Wappen am Schild des Enkelados) vor. Auf Münzen von Panormos finden sich die drei Beine durch ein Medusenhaupt verbunden und mit Aehren durchsetzt. In dieser Gestalt erscheint das räthselhafte Symbol auch auf einer Münze eines Consuls Lentulus, was damit erklärt wird, dass einer der beiden Pompejaner dieses Namens nach der Pharsaler Schlacht in Sicilien gewesen sei. Seltsamerweise jedoch führte der Fluchtgenosse des Lentulus Spinther den Beinamen Bein (Crus), worin fast nichts andres als eine Beziehung auf das fragliche Symbol zu liegen scheint. Dasselbe scheint in etwas veränderter Form später an den heiligen Nikolaus gekommen zu sein, der, ein Lykier von Geburt, Bischof in der lykischen Hauptstadt Myra war. Seine kirchlichen Attribute sind anderer Art, aber die Legende lässt ihn drei von einem Bösewicht zerstückte Kinder (nach einer andern Lesart Pilger) wieder lebendig machen, und auf einem die Legende darstellenden Bilde sitzen die drei Kindlein betend in einem Kübel, während auf dem Tische zwischen dem Mörder und dem Heiligen ein abgehauener Menschenfuss von der Grösse eines Erwachsenen liegt. Die Anknüpfung kann nicht zufällig sein; dies geht daraus hervor, dass die »Nikolauszöpfe«, die an manchen Orten dem Heiligen zu Ehren gebacken werden, an andern Orten »Bubenschenkel« heissen. Ein Bohrgeist, der auch den Topf am Feuer nicht in Ruhe lässt, könnte selbst die Dreizahl noch auswittern, und an einer Stelle, wo nicht leicht Jemand das Triquetrum suchen wird. »Drei Bubenschenkel, wovon einer einen Kreuzer kostet« etc., so beginnt das Recept zum »Auflauf von Bubenschenkeln« in dem einst weithin gebietenden Küchenorakel, »der Löfflerin Kochbuch« genannt. »Warum gerade drei?« So richtig es nun aber auch ist, dass in manchem gedankenlosen Brauch sich ein vergessenes altes Symbol forterhalten hat, so verzichten wir doch, einem etwaigen Culturzusammenhang der altwirtenbergischen Prälatenküche mit lykischen etc. Denkmälern weiter nachzuspüren.

**Fig. 31.** Zur Vervollständigung des Kriegsapparates ist die numidische Münze mit dem Elephantenführer in unsere Tafel aufgenommen worden. Die Geschichte dieser Waffengattung, die dem Feinde so gefährlich, aber oft noch verderblicher dem eigenen Heere war, ist im Allgemeinen bekannt.

---

## Die Aegineten.

(Zu Fig. 29.)

Die mit Salamis in den Meerbusen zwischen Attika und dem peloponnesischen Festlande eingeschlossene, jedoch um ein gutes Theil freier als Salamis gelegene Insel, auf welcher Zeus dem gerechten Aeakos aus Ameisen ein Volk erweckte — sie war durch industriellen Fleiss, Kunstthätigkeit, Handel, Schifffahrt und durch ihre zwar verhältnissmässig kleine, aber den meisten andern Griechen überlegene und wahrscheinlich bei Salamis ausschlaggebende Seemacht eine Schule für Athen, das jederzeit in der zwischen Staaten üblichen Weise den Lehrlohn zu bezahlen suchte, — hat — nach einer Annahme, die von einem Theil unserer Gelehrtenwelt festgehalten, von einem andern bestritten wird, und eben darum für weitere Fragen noch offen liegt — die Perserkriege ähnlich wie der grosse Befreiungsstaat, nur etwas früher, durch ein frommes Denkmal verewigt, sei es dass ein Athenetempel (von welchem indessen Pausanias entschieden schweigt) errichtet, sei es dass das alte angeblich schon von Aeakos gestiftete Heiligthum des panhellenischen Zeus — für eine dessen hauptentsprungene Tochter umgebende Heroengruppe auch kein unangemessener Ort — in einer der Zeitbildung entsprechenden Kunstform neu gebaut wurde. Den erhaltenen Resten zufolge wird der Tempel von der Kunstgeschichtschreibung für ein noch etwas alterthümlicheres Seitenstück des »sogenannten« Theseion erklärt. Der Theseustempel aber, wenn er auch seines Namens verlustig gehen sollte, behält darum doch seine übrigen Eigenschaften ungefährdet bei, und unter diesen somit auch die Wahrzeichen, welche die Zeit seiner Entstehung festzusetzen dienen. Er ist der ältere gedrungenere Bruder des etwas jüngeren leichteren Parthenon, des schlanken Riesenkindes der Perikleischen Zeit. Diesem auf Anschauung beruhenden Urtheil der Kenner entspricht die Wahrnehmung, die man gemacht hat, dass der pentelische Marmor am Theseion noch als blosser Baustein verwendet ist, während zu den Sculpturen der parische genommen wurde, und dass erst die kühne Kunst des Phidias das einheimische, wohlfeilere, aber schiefrige Material bewältigen lernte, das den Gegnern dieser Kunst, vom Finanzpunkte aus, den Mund stopfen sollte. »Wir lieben das Schöne, doch mit mässigem Aufwande,« sagte Perikles bei einer denkwürdig gewählten Gelegenheit. Ein weiteres Zeugniss besteht in den am Theseion gefundenen Steinmetzenzeichen, die von den Inschriftenkennern wegen der Form der Buchstaben in die Kimonische Verwaltungsperiode gesetzt werden. Diese umfasst die dreissiger Jahre des betreffenden (5.) Jahrhunderts bis zum vierzigsten, in welchem sie mit einem jener eigenthümlichen Ministerwechsel, die der athenische Souverän in Form scherbengerichtlicher Ausweisungen zu vollziehen pflegte, ihr Ende fand. Die Vollendung des Parthenon fällt ins dreiundsechzigste, und wenn sich unser äginetischer Tempel so zum Theseion verhält, wie dieses zum Parthenon, so bekommt man zur Bestimmung seiner Entstehungszeit etwa ein paar Friedensjahre zwischen Anno 10 (Marathon) und 20 (Salamis), und dann wieder die Friedenszeit zwischen 21 (Platäa) und 43, in welchem Jahre es um Aegina's Unabhängigkeit, Industrie und Kunst geschehen war.*) Nach abwärts ist hiemit eine scharfe Grenze gezogen, wie sich nach aufwärts keine finden lässt. Man kann unter anderem etwa sagen, dass neben dem Baustyl eines Landes im culturverwandten Nachbarlande ein etwas ältlicherer, wenn nur in den Entwicklungsformen nicht allzu weit abweichender, gleichzeitig habe wirken können; allein wenn unser Tempel in der Zeit nach dem zweiten Befreiungskriege gebaut wurde, so ist es doch wahrscheinlicher, dass dies in der ersten Siegesfreude und im Vorgefühl einer Nachblüthe, die so kurz dauern sollte, geschah, zu einer Zeit also, wo das aus Doppeltrümmern neu erstehende Athen dringender an Mauern als an Tempel zu denken hatte. Erwägt man aber die Frage einer älteren, vielleicht einer noch vormarathonischen Bauzeit, so wird man sich zunächst an die Kunst, und zwar vornehmlich an die bildende, die bei der Ausschmückung des Tempels thätig war, um Aufschluss wenden müssen.

Der Tempel trug in jedem seiner beiden Giebelfelder eine Gruppe von Statuen, beide in fast mathematischer Gleichförmigkeit den bekannten, unvermeidlichen, von Homer normirten und von zahllosen Poeten nachgesungenen Kampf um den Leichnam eines gefallenen Heros darstellend, den »Patroklоskampf« im Allgemeinen, der, in der einen Bildergruppe wie in der andern, zu Füssen der in Mitte überragenden, durch ihre Attribute kenntlichen Göttin Athena geführt wird. Die Gruppe des östlichen Giebels ist fast ganz zerstört, die westliche, besser erhaltene, ist diejenige, die, in so vielen Abbildungen wiederholt, unter dem Namen der »Aegineten« fast allgemein bekannt geworden ist.

Nun zeigt ein oberflächlicher Blick auf die Statuen, dass die Kunst, die den Stein in dieser Weise zu bearbeiten verstand, neben einer sehr alterthümlichen Gebundenheit, die man Zopf zu nennen pflegt, doch in der Behandlung des Menschenkörpers eine überraschende Technik und eine weit vorgeschrittene Entwicklung errungen hatte.

Die nächste Frage ist also, auf welchem Punkte sich diese Entwicklung befunden habe, als sie Gestalten schaffen konnte oder musste, die in einem so merkwürdigen Abstand von dem Bilde der Göttin und einem so viel merkwürdigeren noch von ihren eigenen Köpfen und Gesichtern stehen.

Allein die Geschichte der griechischen Kunstanfänge, und nicht bloss die Kindheit, nicht bloss der mythische Dädalos, dieser »athenisch«-kretische Wieland der Schmied, nicht bloss der ohne Zweifel geschichtlichere Meister Schnitzer

---

*) Nach gemeiner Rechnung lauten die obigen chronologischen Data so: V,10 = 490, 20 = 480, 21 = 479, 30 = 470, 40 = 460, 43 = 457, 63 = 437. Sie fallen in die Olympiaden 72—85.

(Smilis) von Aegina, sondern fast die ganze Jugendgeschichte, eine bedeutende und lange Entwicklungsperiode bis nahe an die tageshelle historische Zeit heran, ist, wie wir wissen, tief in Dunkel gehüllt. Als das älteste Kunstwerk von sicherem Datum — urzeitlicher Petrefacte, wie das mykenische Löwenthor, zu geschweigen — gilt der vielbesprochene Schrein, welchen etwa um die Mitte des 7. Jahrhunderts Kypselos, Tyrann von Korinth und Vater des »gelehrten« Tyrannen Periander, als heiliges (Weih-) Geschenk nach Olympia stiftete; er enthielt Schnitzereien mit mythischen Bildern in Cedernholz nebst eingelegtem Gold und Elfenbein, vielleicht so werthvoll wie manche Schnitzarbeiten aus ziemlich frühen Zeiten unseres Mittelalters, Kunstwerke, vor welchen ein heutiger Künstler auf die Kniee fallen kann, ohne sie jedoch darum nachzuahmen. Dem Anfang des nächsten (6.) Jahrhunderts sodann, der Zeit, wo die sieben »gelehrten Meister« angeblich ihre Weisheit nach Delphi trugen, mag der (recht asiatisch) aus Gold getriebene Zeus angehören, den jenes korinthische Haus gleichfalls nach Olympia gestiftet (geweiht) haben soll. Um die Mitte des gedachten Jahrhunderts verbrennt — um von ihm als dem vornehmsten hier allein zu reden — der delphische Tempel, ein steinerner Bau von unbekanntem Styl, und an seiner Stelle ersteht sofort ein prächtiges Gotteshaus in schweren, dabei aber schon höchst vollendeten, würdigen Bauformen, nach einem Plane, dessen auch das folgende Jahrhundert in all seiner Herrlichkeit sich nicht geschämt zu haben scheint, da es in seinen siebziger Jahren, schon unter dem Tosen des peloponnesischen Krieges, durch Aufstellung des Giebelschmucks die letzte Hand an diesen Tempel legte. Der Meister, der den Plan entworfen, hiess Spintharos von Korinth, und aus Korinth stammt auch die Form des Giebels mit dem ursprünglichen »Adlerfelde.« In dieser letzteren Andeutung, die Pindar gelegentlich hinwirft, ist die Geschichte der europäisch-hellenischen Baukunst bis tief herab ins 6. Jahrhundert nahezu erschöpft, und die in ihren Trümmern so beredten Tempel Grossgriechenlands schweigen über ihre Entstehungszeit. Etwas glücklicher, wiewohl auch nicht gerade beneidenswerth, sind wir in der Kunde, die wir von den bildenden Künsten jener klein- und grossgriechischen Nebeltage haben. Dass z. B. das heilige Wappenzeichen im Giebel zu irgend einer Zeit reicheren Kunstgebilden Platz machte, die ihrerseits nach und nach vom Relief zur Rundbildergruppe fortschritten, das erzählt neben andern Ueberresten eben die Entwicklungsstufe, die uns in den äginetischen Statuen vor Augen steht. Aber wann und wo und wie der Fortschritt in diesen Formen und in den Tempelbildwerken überhaupt geschah, darüber sind in Bild und Schrift theils gar keine, theils nur dürftige, indessen gleichwohl sehr bedeutungsvolle Winke überliefert.

Von Kunstresten selbst, zunächst von kirchlichen, wenn man den Ausdruck unbefangen brauchen darf, besitzen wir aus jener alten Zeit an Götterbildern eine nicht ganz unbeträchtliche Auswahl, die zu unsern Aegineten theils wie Ahnen oder Eltern, theils wie ältere oder jüngere Geschwister und Verwandte stehen. An Heroendarstellungen u. dgl. haben wir die beiden Generationen selinuntischer Metopen, bei welchen ein ähnliches Verhältniss obzuwalten scheint, besonders wenn man die hohe Bejahrtheit griechischer Grosseltern jener Tage für die ältere Generation (Kerkopen- und Medusenscene) beansprucht, die uns nur stammelnd und grinsend noch erzählen kann, dass sie eben in gar alter Zeit einmal vom heiligen Kasten an den Tempelfries emporgestiegen sei. Aber auch die jüngeren Gestalten dieses ganzen Geisterkreises, Götter, Göttinnen, Heroen, Giganten und Pferde, haben alle ihren Geburtstag vergessen.

Im gleichen Falle befinden sich die Menschen und die menschlich-natürlich dargestellten Ueberwesen, die etwa in jener unbestimmten Kunstvorzeit heimisch sein mögen, das merkwürdig altbürgerliche Sängerpaar Sappho und Alkäos, die so reichsstädtisch mitteldeutsch aussehen und doch kunstgeographische Mitbürger der Aphrodite von Melos sind, das ihnen ziemlich ähnliche Orestesrelief von Aricia etc., endlich, die Perle von allen nicht zu vergessen, der Tübinger Wagenlenker des Amphiaraos, dessen Vergleichung übrigens mit dem Philoktet des Pythagoras — in Bezug auf den Kunstcharakter und mit einem Blick nach dem verlornen Original — keine ganz hinkende sein möchte. Dieser Pythagoras aber, der von Plinius in die achtziger Jahre des 5. Jahrhunderts gesetzt wird, hat Siegerstatuen verfertigt für einen Athleten, der im zweiten, und für einen andern, der im dritten Jahrzehent dieses Jahrhunderts gesiegt hatte, und ist somit als ein schon ziemlich später Zeitgenosse äginetischer Kunst datirt. Die schönen athenischen Grabreliefgestalten, die man der Phidias'schen Zeit und Nachzeit zuschreibt, und die im Ausdruck frei- und hoch-bürgerlicher Gesinnung und Bildung das Dichterpaar des melischen Reliefs so weit hinter sich lassen, scheinen dasselbe auch dem Kunstalter nach um ein gutes Jahrhundert zurückzurücken. Allein nicht bloss die Wahrheit, sondern auch die Täuschung hat ihre Wahrzeichen, und der Künstler, der sich bewogen fand, die beiden lesbischen Sterne so altehrbarlich wie Grossvater und Grossmutter darzustellen, gesteht uns gleichwohl dabei, dass ihm die Anschauung des — *Zopfes* abhanden gekommen ist, des männlichen nämlich. Sein Alkäos trägt Bart und Haare etwas zottig-schlicht, was eben altväterisch aussehen soll, aber der Schnitt ist ganz der gleiche, wie bei dem gebildeten Bürger des athenischen Grabpfeilers, der einen von der verewigten Gattin Abschied nehmenden Gatten vorstellt, beide in Tracht, Gesicht und Haltung so portraitartig, dass man nicht zweifeln darf, ein athenisches Ehepaar aus der besten Zeit vor sich zu haben, wie es festlich gekleidet zum Tempel, ins Theater, und zuletzt — im Bild — zu Grabe ging. Das mit Namen verdeutlichte Graburnenbild, auf welchem der reisige Schiffs- und Wehrmann Onesimos nebst den beiden unmündigen Kindern von seiner mit einem vorangegangenen Chäreas vereinigten Eukoline so einfach rührend scheidet, ist etwas schlichter, also entweder weniger vornehm oder um ein Kleines älter, aber jedenfalls ganz aus der gleichen guten Zeit.

Wenn man den Eindruck dieser Bilder und die kunstgeschichtliche Nachforschung überhaupt mit einem vorübergehenden Versuch in Costümphilosophie zu unterbrechen wagt, worin von Haar- und Barttrachten, ja gar von Zöpfen die Rede ist, so läuft man zum mindesten Gefahr, den Vorwurf unnützen Plauderns und Abschweifens auf sich zu laden, da zunächst von dem melischen Alkäos und dann wieder von den Aegineten gehandelt werden soll. Allein mit dem Lied von dem mehrberührten Hängzal, das unsern Grossvätern im Nacken baumelte und noch unsern Vätern so lang zu Herzen ging, bis sie es endlich abzuschneiden beschlossen, stehen wir dicht neben den Aegineten und hart neben besagtem Alkäos, denn jene müssen wir fragen, wie sie bei ihrer sonst so anständigen Körperbildung zu so faustdicken Zöpfen kommen, die nicht bloss im Nacken hängen, sondern den ganzen Kopf umwulsten, und diesem haben wir es zu verweisen, dass er zwei einem Adeligen seiner Zeit und einem Bürger des folgenden Jahrhunderts verschieden angehörige Culturformen für beide Theile gleich unanständig vernachlässigt. Sind wir hiemit in einem Fall, wo bei einer zugleich kunst- und culturgeschichtlichen Zeitbestimmung das Costüm für die Kunstgeschichte das Wort nimmt, so wird es gerechtfertigt sein, bei ihm, und zwar zunächst vor den athenischen Grabdenkmälern, noch eine Weile stehen zu bleiben.

Diese Vollbärte, wie sie hier in ihrer Fülle und Mässigung einen grossen und nicht den schlechtesten Theil unserer heutigen männlichen Bevölkerung anheimeln müssen, waren, nebst einem ähnlich geschnittenen frei fliessenden oder wallenden Haupthaar, die allgemeine Männertracht jener unvergesslichen Zeit, die, zeitlich und ungefähr bezeichnet, zwischen Marathon und Chäroneia liegt. Sie sind mehrfach seitdem in der Geschichte der Culturnationen und ihrer Trachten wiedergekehrt, und scheinen jedesmal mit einer Zeit zusammentreffen zu wollen, die still ringend oder laut scheltend sich eher unter- als überschätzt, dagegen von der Nachwelt, nicht immer gerade von der nächsten, aber um so mehr von späteren Jahrhunderten, einer vorzüglichen Beachtung werth gehalten wird. Vor allen andern nun besitzt diese, die im Schatten der Platanen so tausendfältige Keime geistiger Bildung für uns pflanzte, unsere dankbar innige Theilnahme und Bewunderung, obgleich sie selbst, bei mancher Ueberhebung im Einzelnen, im Ganzen mit sich höchst unzufrieden war. Sie hatte auch, bei der grössten Vorliebe muss man es sagen, vollen Grund dazu, denn neben dem Grossen und Herrlichen, das sie in Künsten aller Art geleistet, zerarbeitete sie sich vergebens an einem politischen Räthsel, das die Sphinx der Geschichte ihr zu lösen auferlegt, und als ihre Stunde schlug, liess sie die Aufgabe ungelöst für die kommenden Geschlechter zurück. Freilich war es kein Kinderspiel um diese Vorlage, dunkel, wie sie ist von Namen, und von Wesen eine scheinbare Unmöglichkeit. Mythisch-historisch wurde sie »Mark- und Eidgenossenschaft« (Amphiktionie), officiell »Tagsatzung« genannt; »Schattenspiel zu Delphi« heisst sie parlamentarisch bei Demosthenes; eine pragmatische Bezeichnung aus der Zeit selbst gibt es nicht, denn die strengere Geschichte hat sie keines Worts gewürdigt. Aus spärlichen, zum Theil mythischen, zum Theil statistischen Notizen ist jedoch zu ersehen, dass einmal in dunkler Vorzeit eine Art Kaiserthum (»Agamemnons Scepter«) gestürzt ist, dass dann auch die Reichsfürsten allmählich grösstentheils nachgerollt sind, dass hierauf an ihrer Stelle ein Bund entstand oder sich erhielt, der aus dem Geschiebe der Völker und aus der Dämmerung der Zeiten hervortritt als ein Bund zweier Grossstaaten und einer Gruppe Mittel- und Kleinstaaten, letztere noch manigfach zu einer Art von Curien zusammengelegt, Staaten und Curien eingetheilt, wie es scheint, nach den urconstituirenden Völkerschaften einer Vorfluthzeit, und jedenfalls gleichberechtigt alle, gross und klein. Diesen todtgebornen oder wenigstens stündlich sterbenden und Gross wie Klein gleichfalls tödtlich bedrohenden Bund durch einen Bundeseinheit und Bundesfreiheit gewährleistenden Umbau lebensfähig zu machen, das war die Aufgabe, die, so weit geschichtliche Zeugnisse reichen, zum erstenmal an eine Culturnation herantrat, eine offenbar zu schwere Aufgabe für ein junges feuriges Volk, das auf dem kürzesten Wege das Richtige zu finden glaubt. Er hat tief in die Wüste geführt, jener kurze Weg, und nicht bloss in eine Welt von Ungeheuern, dergleichen die Wüste gebiert, sondern zu seltsamen, unglaublichen Erscheinungen, z. B. wie die beiden Grossstaaten in einem Separatfriedensversuche die durch den Bundeskrieg entzweigerissene Bundesgrundverfassung — dies Eine Mal von Thukydides durchsichtig, aber schneidend namenlos erwähnt — etwas revidirt für die andern Staaten herstellen und auch für sich selbst getreulich halten wollen, »wofern nicht von Seiten der Götter oder Heroen ein Hinderniss dazwischen kommt.« Die lächerlich traurigste, für unser Mitgefühl unerträglichste aller dieser Erscheinungen ist aber die, dass der vermeintlich kürzeste Weg auf den allerlängsten geführt hat, dass das witzigste Volk der Weltgeschichte nach jeder missglückten Lösung durch Hegemonie oder Sonderbund jedesmal wieder zu seinem verhassten, verachteten, verspotteten — Bundestag zurückkehren muss, dass das Ausland mit wollüstigem Hohne diese Form in der bestehenden schlechten Verfassung aufrecht hält, und dass Griechenland seine Schulruthe, zur Strafe für die zur rechten Zeit versäumte Verbesserung einer an sich guten Staatsform, behalten muss von den ersten historischen Tagen bis zum letzten Schattendasein im spätrömischen Reiche, wo ihr dürrer Rest vom vollendeten Despotismus nebst andern veralteten Formen ins Kehricht geworfen wird. Die Barttracht eines herrlich in die Laufbahn getretenen, aber im Laufe gestrauchelten Volkes der Naturwahrheit und Freiheit verfällt gleich mit der ersten und grössten Niederlage dem »cultivirenden« Rasirmesser Alexanders d. Gr., und diese schärfste, aber eben daher mitunter etwas schartige Haarculturwaffe ist seitdem, in innerer Verbindung, scheint es, mit gewissen andern gleichfalls wohlgeschliffenen Nivellirungsklingen, wiederholt über antike wie moderne Voll-, Halb-, Schnurr-, Knebel-, Stoppel- und Strubelbärte gegangen. Es hat ja zu verschiedenen Malen Zeiten und Menschen gegeben, die, gleich jenem gewaltigen Arbeiter im Weinberge der Weltmonarchie, nur glatte Gesichter leiden konnten. Nicht dass sie darum ohne Ausnahme ästhetisch bis zum Schmachten gewesen wären, wie jener zartgebildete Würger, sie waren vielmehr von sehr verschiedenem, ja entgegengesetztem Gepräge, die eine Zeit mit ihrer grossen Mehrheit hoch, die andre tief, die eine gebildet, die andre ungebildet, die eine gläubig, die andre ungläubig, die eine republicanisch-imperialistisch, eine andre cäsaro-papistisch, eine dritte päbstlich-kaiserlich, eine vierte monarchisch-republicanisch, und wie die Gegen- und Selbstgegensätze alle heissen mögen, aber jede in ihrer Weise ein bischen tief- oder hochtyrannisch, vom Cäsarblick bis zur Tyrannei der Mode, vom Senatsconsulte bis zum Conventsdecrete, dem Nach- und Vorbilde der königlichen Lettre de cachet und der kaiserlichen Ordonnanz. Doch die Natur in ihren so lehrreichen Gleichgewichtsschwankungen hat jedesmal, wenn der eine Haarboden misshandelt wurde, am entgegengesetzten einen Ueberschuss in Plus oder Minus oder auch absonderliche Mischformen eines Minus-Plus hervorspringen lassen, so unter andern vom Löwen-, Tiger- oder Affenkopfe des im Irrgarten antiker Romantik umhertaumelnden Soldatenhalbgotts bis zur titusartig modificirten Cäsarglatze, von der heiliggeschornen Platte des byzantinisch-romanisch-germanischen Mönchskaisers, Kirchenfürsten oder Pfaffenkönigs bis zum Ringellockengewirre des antik-modern-mystisch-romantisch-freigeisterischen Cavaliers, von der Allongeperrücke des französisch-römischen Classicitätsherrschaftsbegründers und gallicanischen Kirchenreformators bis zu Ludwigswurst und Friedrichsschwänzchen, vom Haarbeutel des aufgeklärten Menschheitsbeglückungsdespotismus bis herab zu dem mehr oder minder verklärten Schatten, der, wie viele sonst nicht sehr gläubige Geisterseher unserer Tage versichern, noch immer unsichtbar in unserer Mitte wandelt, oder, falls dieses Gespenst ein Märchen wäre, bis hinauf und rückwärts zu jenem grauenvollen Ungethüme, das auch die Köpfe unserer Aegineten, in zwar gemilderter Form, noch ziemlich stark verunstaltet, zu dem die freigebornen Haupt- und Barthaare ins Doppeljoch der Knechtschaft spannenden Kopf- und Kinngeflecht.

Das Alter und den Lebenslauf dieses ehrfurchtbaren Ungeheuers zu erkunden, genügt ein flüchtiger Ueberblick. In goldner Paradieseszeit war es nicht zu

Hause, weil die junge Menschheit ihr Haar als Mantel trug. Aber es spukt bereits in den durch die neueren Entdeckungen und Ausgrabungen zu Tage geförderten Bilderdocumenten jener beiden urgeschichtlichen Grossmächte, die sich in ihren Tagen so oft auf Tod und Leben gerauft haben und auch in den unsern noch jeweils den Frieden der Wissenschaft zu erschüttern drohen. Um es mit keiner von beiden zu verderben, halten wir uns an das Alphabet, in welchem, obwohl sie beide das A behaupten, Aegypten — mit Erlaubniss Assur's — den Vortritt hat. Dort herrscht nun ein Hauptzopf (Kopfzopf), der den geistigen Charakter jenes Volkes — nüchterne und zugleich phantastische Verständigkeit — gleich einem Titelbilde vertritt. Auch der Kinnzopf begegnet, riemen- und zapfenartig, oder krystallinisch vielseitig, bei Göttern sowohl als Menschen; jedoch so weit die uns Laien zugängliche Auswahl der Bilder schliessen lässt, befindet er sich in der Minderheit, und die grosse Mehrzahl der menschenköpfigen Figuren, in welchen sich irdische oder überirdische Wesen offenbaren, trägt das Kinn sorgfältig rasirt, wobei jedoch die schon erwähnte Ausgleichung eintritt, dass die am untern Kopftheile verkürzte Natur in ihrer obern Hälfte — durch ein künstliches Riesengeflechte oder einen sonstigen riesengebirgigen Aufsatzschmuck — überschüssig entschädigt ist. Dies jedenfalls in den höchsten Regionen; in den andern erscheinen auch geringere Aufsätze, selbst Glatzköpfe; das Kinn jedoch hat die ganze Nation — mit Ausnahmen, wie gesagt, die vielleicht besonders grosse Tyrannen und Kaiser verrathen — dem Messer des einen, allgemeinen, gleichmachenden Culturzwangs dargeboten. Den assyrischen Bildern dagegen, so weit wir sie übersehen können, eignet, neben geschornen Rangstufen verschiedener Art, in den entscheidenden, hoch- und höchstgebietenden Kreisen ausschliesslich die andere Form des urgeschichtlichen Culturzwangs, der Doppelzopf, und zwar ist es bei den Königen ein Kopf- und Kinn-Allongezopf, der uns im Bilde noch zu Boden schmettern möchte, wie er seine Mitwelt weiland unter Walzen und Sägen legen konnte. Eine gewissenhaftere Betrachtung, als unser oberflächlicher Ueberblick, wird dieses Doppelgeflecht nicht eigentlich zu den Erscheinungen zählen, in welchen die Natur ein gestörtes Gleichgewicht durch abenteuerliche Gegenformen des Haupt- oder Kinnhaarwuchses herzustellen suchte, vielmehr wird sie es für ein diesen vorausgegangenes Erzeugniss einer Cultur erkennen, die — an Phantasie die ägyptische überbietend, also theils schlaffer theils noch straffer in ihren Zwangsformen — die überwuchernde Natur durch Fesseln der erstickendsten Art ins Gleichgewicht bannte, so dass erst nach der Erlösung von dieser Tyrannei — nach einer vergänglichen Freiheitszeit — das gedachte Wechselspiel der Formen sich entfaltete. Dieser assyrische Doppelzopf nun hat auf phrygischen, lydischen und andern vorderasiatischen Culturpfaden, nach und nach gemildert oder »aufgeweicht,« wie man in diesem Fall zu sagen pflegt, seine Wanderung nach Westen genommen und ohne Zweifel die ganze dortige Culturwelt unterworfen. Ob zu jener frühen Zeit schon ein Versuch gemacht wurde, der Freiheit und Schönheit im mässig entfesselten Wachsthum des Haupt- und Barthaars einen Ausdruck zu geben? Schriftliche Zeugnisse scheinen dafür zu sprechen, die wie beleuchtete Mondberge aus der Dämmerung der Geschichte ragen, unvergängliche Schöpfungen des Geistes im ernsten Palästina und im schönen Griechenland. Dort erzählt uns die Sage von einem jungen Helden, der mit dem üppigen Haarwald in einer Eiche behängen blieb, und hier führt uns der Dichter im vollen Reichthum des natürlichen Schmuckes seine »hauptumlockten Achaier« vor. Aber Sage und Dichtung lieben zu verschönern; auch andere Völker haben in ihrer Heldenjugend Haupt und Nacken mächtig umwallt getragen, aber die Mähne war im Wirbel fest gebunden, was bei Licht betrachtet der Zopf des Indianers ist. Fragt man nach historischem Grund und Boden, so trägt jene etwas unvortheilhafte Figur auf einem der ägyptischen Bilder, die nach der Hieroglypheninschrift als Neffe Absalom's und Ursächer des jüdisch-israelitischen Dualis, nämlich als »Rehabeam König von Juda« gelesen wird, einen richtigen Doppelzopf (den Keilbart mit Fug und Recht als Kinnzopf gerechnet), und dieses jüdische Costüm des 10. Jahrhunderts herrschte auch durch das sechste noch z. B. im griechischen Kolophon, der Vaterstadt des Philosophen Xenophanes, der in seinen jungen Jahren tausend Bürger im Purpurgewand und mit künstlich geflochtenem, salbenduftendem Haar — »nach lydischer Mode,« sagt er seiner nächsten Anschauung gemäss — auf den Markt zu Rathe wandeln sah. Ein echter Alkäos also, zumal als Aristokrat vom reinsten Wasser, konnte für sein Haupthaar nichts Besseres thun, als sich den Kopf der politischen und literarischen Freundin, die ihm gegenüber sitzt, zum Muster zu nehmen. Aber nicht bloss bei den kleinasiatischen und den Inselgriechen, auch auf dem griechischen Festlande herrschte der asiatische Zopf, und zwar zu Athen in einer Form, die dem, was wir Neueren unter der Benennung verstehen, ziemlich nahe kam, nur dass die Flechte, statt im Nacken, nach altjonischer Sitte vorn über der Stirn auf dem geflochtenen Haare sass. Drei Arten dieses Zopfes sind mit Namen überliefert: der majestätische Korymbos, der polternde Krobylos, und der krebsschwänzelnde Skorpios. Seitenformen der Mode, worin die alte Wildtracht nachwirkte, wie der aufgebundene Schopf der Dorier, die Hörnerform u. dgl., können kaum im Vorbeigehn berührt werden. Bezopft nach guter Väterweise zogen auch die biderben Mannen von Marathon in die Schlacht, doppelt bezopft, wie aus dem Haupthaargeflecht und Keilbart des Marathonkämpfers Aristion zu ersehen; und es ist die beste Bekräftigung für die Echtheit dieses Denkmals, dass sein Costüm so einzig mit der Marathoner Zeit zusammentrifft. Bei Thermopylä die Dreihundert, lauter gereifte, ihrer Lieben zu Hause denkende Männer, die sich Leonidas als die Tauglichsten erlesen, für das Vaterland zu sterben — ein Leichtes, wo der Staat als voller Ersatz für den gefallenen Familienvater eintrat — sie zopften sich vor der Schlacht, wie weltbekannt, um festlich geschmückt in den Opfertod zu gehen. Dass aber nach den Befreiungskriegen die Ausländerei weggeworfen wurde, stände als selbstverständlich zu errathen, wäre es nicht ausdrücklich bezeugt. In dem conservativen Sparta zwar behielt man noch geraume Zeit die langen Haare bei, und mit dem Ruhme der lykurgischen Verfassung war es ziemlich vorüber, als das kurzgeschorne Haupt zum Kennzeichen des echt lakonischen Mannes wurde; aber während hier der ehrbare und in Delphi der hochehrwürdige Zopf noch umherging, hatte Athen die Emancipation von der orientalischen Mode längst vollzogen. Im Phidias'schen Panathenäenzuge vom Parthenon erblickt man bei den Männern den gleichen Haar- und Bartschnitt, wie auf den Grabdenkmälern, die so sehr zum Verweilen einladen; die wenigen Ausnahmen, die an der Stelle des Zopfes noch das alte Zopfband und eine Art Surrogat des vormaligen Geflechtes tragen, mögen wohl der Geistlichkeit angehören, die, selbst bei einem innerlichen Drang nach Vorwärts, äusserlich stets den Nachtrab der Mode bilden muss. Wenn dann Thukydides, der während des peloponnesischen Krieges schrieb, bemerkt, es sei nicht gar lang, dass in Athen die Bejahrten unter den Wohlhabenden aufgehört, den Stirnzopf mit der goldenen Cicade und das weichliche linnene (altjonisch-lange)

Unterkleid zu tragen, so klingt das gerade, als wenn ein Heutiger erzählte, man habe noch bei Menschengedenken ein paar alte Herren mit dem Schwänzelzöpfchen und im Rococofracke gesehen. Doch wird es dem aufmerksamen Blicke nicht entgehen, dass auch die schöne, freie, kühne Haar- und Bartlockenfülle, welche die vollendete Kunst ihren Göttern und Menschen gibt, immer noch ein wenig Neigung zeigt, und wäre es auch in der aufgelöstesten Form, den Umrissen der alten gebundenen Haarlegung zu folgen, ja selbst die Stirnflechte ist, in anmuthig leichtem Wurfe, für Jugendgottheiten beibehalten, wie sie denn in dieser Gestalt noch am vaticanischen Apoll erscheint. Im Leben dagegen kamen nach und nach Abweichungen von dem feinen Mittelschnitt der besseren Zeit auf die Bahn, romantische Köpfe erschienen in der Lockenperrücke des achilleischen Cavaliers, und wilde Landsknechte liessen den Bart ins Unkraut schiessen. Das letztere Freiheitsübermass bestätigt einigermassen die Anekdote, nach welcher die Perser, die mittlerweile den Kinnzopf mit Stumpf und Stiel ausrotten gelernt, bei Arbela die »Barbarenbekämpfer« an ihren Schweizerbärten zu Boden rissen, und Alexander, dem die neue östliche Mode gefiel, seine Freiheitszöpfe aus taktischen Gründen noch unter der Schlacht rasiren liess. Hiemit sind wir wieder an dem Punkte angekommen, von welchem die weitere Entwicklung und Abwechslung der Formen durch die alte und die neue Welt hindurch beginnt.

Wenn nun unsre Aegineten zum Theil den Haupthaarzopf und den Keilbart tragen, zum Theil aber neben jenem den unverhältnissmässigen Zeitsprung eines rasirten Kinns zu zeigen scheinen, so kann dieses nur die Bartlosigkeit des frühen Jünglingsalters vorstellen, falls nicht der grosse Restaurator, der die Gruppe ergänzt hat, in Toilettensachen etwas weniger gross war, als in seiner Kunst. Die Aehnlichkeit ihres Zopfes jedoch mit dem Zopfe des Marathonkämpfers Aristion wird für die gesuchte Zeitbestimmung ziemlich massgebend sein. Sollte aber die Haartracht nicht endgültig entscheiden, so wird die Kunstgeschichte wieder an ihrer Statt das Wort zu ergreifen haben, um nachzuweisen, wie viele Zeit etwa vergehen musste, bis die Aufgabe der Kunst, Athletenstatuen zu schaffen, dahin führte, nackte Leiber in einem verhältnissmässig so hohen Grade von Vollkommenheit zu bilden, wie sie in diesen äginetischen Gestalten vor Augen steht. Ergibt sich nun aus beiden Nachweisungen gleichmässig eine grosse Wahrscheinlichkeit, dass sie zur Zeit der Befreiungskämpfe gegen die Perser, somit als Denkmal dieser Kämpfe, aufgestellt worden sind, und wird diese Wahrscheinlichkeit noch gesteigert durch einen andern Theil des Costüms, durch die Tracht der Göttin nämlich, welche geradezu auf jene so kurze Freundschaft zwischen Athen und Aegina feiernd hinzudeuten scheint, so liegt bei Erwägung des gesammten Inhalts, der diesem Denkmal beizuschreiben sein möchte, zunächst ein Theilnahme erweckendes Capitel der politischen Geschichte vor, sofern Aegina in jener dritten Gruppe von Mittel- und Kleinstaaten das erste Opfer war, das dem Dualismus der beiden Grossstaaten erlag, weiterhin aber treten auch religions- und kunstgeschichtliche Beziehungen hervor, die eine ausführlichere Erörterung verdienen. Diese wollen wir, da es sich hier nur um möglichst kurze Erläuterungen belehrender Bilder handelt, nebst der angekündigten Besprechung des »Harpagos-Denkmals« einer andern Gelegenheit vorbehalten, und hier nur noch so viel bemerken, dass mit dem Nachweis des Tempels und seiner hochnationalen Aeakidengruppen als Befreiungsdenkmal zugleich die Frage über den Tempel selbst gelöst ist, sofern der in den Befreiungskriegen allgemein durchgedrungene Hellenenname ein Heiligthum des

Zeus Hellanios, wo ein solches bestand, vom blossen Stammesheiligthum plötzlich zu nationaler Bedeutung erhob, ja dass nicht einmal eine Wahl zwischen Zeus- und Athenetempel gelassen ist, weil sich nämlich überzeugend darthun lässt, dass es auf Aegina einen Tempel der Athene überhaupt nicht gegeben hat, und dass die Stelle bei Herodot, die von einem solchen zu reden scheint, anders (»Heiligthum der Aphäa« statt »der Athenäa«) gelesen werden muss.

Die Deutung der Gruppen endlich — in der einen Telamon mit Herakles im älteren Trojakampfe, in der andern (vollständigeren) Achill als Gefallener, und Ajas Telamon's mit Teuker etwa und dem kleineren Ajas gegen Aeneas und Paris um den Leichnam kämpfend — sowie die bestimmte Beziehung dieser westöstlichen Kämpfe der Nationalheroen auf die so eben erfochtenen Siege von Salamis und Platää erfolgt aus dem Obigen, sobald die Zeitbestimmung sich rechtfertigt, von selbst.

Bilderquellen: Taf. X. Fig. 1. Vasengemälde (Schale) im Gregorianischen Museum zu Rom. Mus. Etrusc. Gregorianum t. LXXXI, 2a. Fig. 2. Aristion. Gezeichnet nach der Abbildung im Museum of class. Antiquities I, 233. Fig. 3. Nolanische Patera in der Koller'schen Sammlung. Gerhard, antike Bildwerke pl. 35. Fig. 4. Vasengemälde bei Millin, Peintures de vases ant. I, 13. Fig. 5. Archaisches Vasengemälde bei Gerhard, auserlesene griech. Vasenbilder III, 208. Fig. 6. Vasengemälde bei Millin I, 24. Fig. 7. Gerhard, auserlesene gr. Vasenb. II, 150. Fig. 8. Museo Borbonico VII, 41. Fig. 9. Panofka, Bilder antiken Lebens taf. 6, fig. 9. Fig. 10. Griech. Relief im Louvre. Clarac. II, pl. 223, nr. 255. Fig. 11, a, b. Der sogenannte Mars von Todi. Etrusk. Bronze im M. Gregor. I, t. 44, 45. Fig. 12. Achilles und Memnon. Höchst lebendiges Vasengemälde bei Gerhard, auserles. Vasenb. III, 204. Fig. 13. Ausgezeichnet seltene Vase von Volci, im Besitz des Prinzen von Canino. Nach Micali, Storia degli antichi popoli italiani tav. 96, 1. Fig. 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 25. Mus. of class. Ant. Nr. 3. Fig. 23. Gemälde einer Patera im Mus. Gregor. II, t. 74, 2a. Fig. 24. Peintures de vases I, 49. Fig. 26. M. Gregor. II, t. 69, 2 a. Fig. 27 a, b. Micali, Ant. mon. tav. 39. Fig. 28. Gerhard, Trinkschalen taf. 6, 7. Fig. 29. Müller, Denkmäler taf. 6, 7. Fig. 30. Münzen von Selge. Mionnet Planches, pl. 47, f. 6. Fig. 31. Numidische Münze bei Mionnet, IX, pl. 9, f. 6.

## 7. Römische Kriegsbilder.

### (Tafel XI a, XI b.)

Das Römerheer war zur Königszeit und in den guten Tagen der Republik, wie das griechische in seinen gesunden Zeiten, reine Bürgerwehr, und der Name Quiriten (von Quiris = Wehr = Ger), der später nur noch in civil-bürgerrechtlicher Bedeutung erscheint, besagte ursprünglich diejenigen Bürger, die es allein im vollen Sinn des Wortes waren, die Wehrmänner. Legio, von der Aushebung so benannt, gleichwie unsere deutsche Miliz in der Zeit vor den stehenden Heeren mancherorten Landauswahl oder Landausschuss hiess, war der Name des ganzen Heeres, das anfangs, gleichmässig aus den drei urpatricischen Tribus ausgehoben, 3000 Fussgänger und 300 Ritter zählte. Mit dem Wachsthum des Staates wuchs die Zahl der Legionen, und das durch die Verfassung des Servius Tullius anerkannte Emporkommen der Plebejer gab dem Fussvolke das Uebergewicht über die vormals ausschliessliche patricische Reiterei, die einerseits mit zwölf plebejischen Rittercenturien vermehrt, andrerseits durch Vertheilung auf die Flanken der jetzt zur Phalanx gewordenen Legion ihrer früheren Bedeutung als Hauptheerkörper entkleidet wurde. Recht und Pflicht des Wehrmanns aber blieb auch unter dieser neuen Verfassung auf dem Census beruhen; wer nichts hatte, war vom Kriegsdienst frei und der Waffenehre baar. Der vermögliche Vollbürger, der auf eigene Kosten diente, war vom 17. bis zum 45. Jahre für das Feld und von da bis zum 60. für die Stadtwehr pflichtig; Entlassung aus der ersten Diensthälfte konnte er nicht suchen, ehe er 16–20 oder als Ritter 10 Feldzüge gethan, und zehnmal wenigstens musste er die Heerfolge geleistet haben, bis er sich um ein Amt bewerben durfte. Schon im vejentischen Kriege *) jedoch — zu einer Zeit übrigens, wo der von Perikles erstmals besoldete athenische Wehrmann bereits des Dienstes müde aus dem peloponnesischen Kriege hervorging — wurde für den römischen Bürgersoldaten die Löhnung eingeführt und hiedurch die erste Stufe der künftigen Weltherrschaft, regulärer Krieg mit Winterfeldzug und Belagerung, ermöglicht, auch durch die Auflösung der Phalanx in leichtere Körper, die damals schon stattgefunden haben soll und dem Camillus zugeschrieben wird, der Grund zu der späteren Unwiderstehlichkeit der Legionen gelegt, die ihren Siegesflug durch Italien nach jenen etrurischen Eroberungen wohl rascher fortgesetzt haben würden, wenn nicht der aufstrebende Staat durch die Gallier, die er sich auf den Hals gezogen, beinahe in's Nichts zurückgestürzt worden wäre.

Dennoch hat das zum Herrn der Welt bestimmte Volk, das zu Anfang des 4. Jahrhunderts den Degen des Brennus und noch im letzten Drittel desselben die caudinische Schmach über sich ergehen lassen musste, schon im zehnten Jahre des folgenden 3. Jahrhunderts seine Samnitenkriege zu Ende geführt, bindet sofort mit den Griechen in Unteritalien an, lernt bei Pyrrhus Elephanten und höhere Kriegswissenschaft kennen, beginnt gleich darauf die Weltkämpfe mit Karthago, die die Mitte und dann den Schluss dieses Jahrhunderts röthen, und mit dessen

---

*) Im Jahr 94 des V. Jahrhunderts v. Chr., herkömmlich 406 v. Chr.

98. Jahr, das bei Zama den Lorbeer Hannibal's auf Scipio übergehen sieht, ist das neue Weltreich der Hauptsache nach fertig, so dass, nachdem es in den Jahren 3, 9 und 10 des 2. Jahrhunderts durch die Niederwerfung Makedoniens bei Kynoskephalä, Griechenlands und Syriens bei Thermopylä und Magnesia besiegelt worden, die Schlacht von Pydna im Jahr 32 und die Verzweiflungskämpfe, die im Jahr 54 mit dem Fall Karthago's und Korinth's endigen, nur als unglückliche, wenn gleich gefährliche Auflehnungen gegen eine längst vollbrachte Thatsache erscheinen *).

Zu dieser Zeit, auf dem Gipfelpunkte der Republik, machte sich Polybius, der römisch gewordene Grieche aus der Schule Philopömen's, des letzten hellenischen Militärreformators, mit Rom's Kriegsverfassung bekannt. Jedes Jahr wurden aus den römischen Bürgern vier Legionen ausgehoben, deren je zwei ein consularisches Heer bildeten und in der Regel von einem der beiden Consuln geführt wurden. Jede dieser Legionen bestand aus 4200 Fussgängern nebst 300 Reitern, und einer eben so grossen Anzahl der italischen Bundesgenossen, wozu seit den punischen Kriegen noch eine je nach Umständen mehr oder minder starke Abtheilung leichter Auxiliartruppen aus dem fremden Lande, in welchem sich jeweils der Kriegsschauplatz befand, gekommen war. Die Zahl der ständigen Legionen war im zweiten punischen Kriege bereits auf 22 angewachsen, und betrug später in den Bürgerkriegen mehr als das Doppelte. Statt der regelmässigen Aushebung (Delectus) wurde im Fall der Noth («in tumultu») auch eine willkürliche vorgenommen, wobei die Ablegung des Fahneneides, weil sie nicht einzeln, wie beim förmlichen Sacramentum, sondern in tumultuarischem Zusammenschwören geschah, Conjuratio genannt wurde. Neben dieser Art von Conscription fand eine Vocatio statt, vermittelst welcher ausgediente Soldaten gegen höheren Sold und Offiziersrang zu einem Elitencorps angeworben wurden. Die Form der Phalanx hatte längst einer gegliederten, zu verschiedenen Zeiten wechselnden Eintheilung in Cohorten, Manipel — deren Feldzeichen ursprünglich ein Heubündel (Manipulus) — und Centurien Platz gemacht. Eine weitere Haupteintheilung bildeten die bekannten drei Treffen, in welchen die Hastati, Principes und Triarii hinter einander standen, im Widerspruch mit den Namen jedoch nur die letzteren mit der Hasta bewaffnet, die beiden ersteren dagegen mit dem Pilum, dem eigenthümlichen Wurfspiesse, der, mit biegsamer Spitze im Schilde des Feindes hängend, denselben schwer zu Boden zog. Die Legion ist befehligt von sechs Militärtribunen, die von zwei zu zwei Monaten abwechseln, und 60 Centurionen, deren Jeder den zur Züchtigung des Soldaten bestimmten Rebenstock (Vitis) führt (Taf. XI a, Fig. 1). Die Unständigkeit der oberen Kriegswürden, die mit Beendigung des Feldzuges erlöschen, so dass, wer ferndt den Oberbefehl führte, heuer in untergeordneter Stellung dient, die Volkswahl, aus welcher nicht blos die Consuln, sondern bald auch die ursprünglich von den Consuln ernannten Tribuni militum hervorgingen, und neben dieser republicanischen Gleichheit die strenge Unterordnung und eiserne Mannszucht, die im Dienste gehandhabt wurde, dazu die hohe Ausbildung, die fast jeden Soldaten befähigte, erforderlichen Falls ein Commando zu übernehmen — das Alles wirkte zu jener seltenen Verbindung von Freiheit und Einheit zu-

---

*) IV, 10 (Gallier in Rom) = 390 v. Chr.; IV, 79 (Caudium) = 321. III, 10 = 290; 20 (Tarent, Pyrrhus) = 280; 36—59 (1. pun. Kr.) = 264—241; 82—99 (2. pun. Kr.) = 218—201. II, 3, 9, 10, 32, 54 = 197, 191, 190, 168, 146.

sammen, durch welche Rom ewig geworden wäre, wenn nicht das Schicksal der antiken Welt ihm die verhängnissvolle Aufgabe der Weltmonarchie beschieden hätte.

Diese brachte denn auch die Neuerung, die das griechische Kriegswesen schon durch den peloponnesischen und die folgenden Kriege erlitten, den Landsknechtsdienst nämlich, der die Republik in's Grab legte und das stehende Heer des Kaiserthums hinterliess, auch dieses jedoch nur wieder bestimmt, nach langer Zeit des Ruhmes zwar, den freien Germanen zu erliegen, wie die stehenden Heere der Nachfolger Alexanders den römischen Bürgerwehren erlegen waren. In der langen Abwesenheit von Haus und Feld, worin die auswärtigen Kriege ihn erhalten, war der römische Bürgersoldat verarmt, und neben den Wohlhabenden, die nur auf die Gelegenheit warteten, sich ungestraft dem Dienste zu entziehen, war ein Proletariat erwachsen, aus welchem man unter dem richtigen Namen eines Bürgerheeres reine Miethtruppen auf die Beine stellen konnte. Durch den Ausgang des Bundesgenossenkrieges, der sämmtlichen Italienern das römische Bürgerrecht verschaffte, wurde die Masse und Recrutirungsfähigkeit dieses Proletariats über ganz Italien ausgedehnt, und der regelmässige Delectus verwandelte sich immer mehr in eine tumultuarische Werbung, die nach Bedürfniss der Parteihäupter durch die Landschaften ging. Zu dem gefährlichen Auskunftsmittel, Sklaven unter die Waffen zu rufen, hatte man, freilich in der höchsten Noth, schon nach der Schlacht von Cannä gegriffen. Im Jugurthinischen Kriege sodann warf Marius absichtsvoll den ganzen bisherigen Bestand des Kriegswesens über den Haufen, indem er sein Heer aus Besitzlosen warb. Die Ueberreste von Census- und Altersklassen, auf welchen die drei Treffen beruhten, waren hiedurch aufgehoben, und da im Vernichtungskriege mit den Cimbern und Teutonen der furchtbare Anprall dieser Gegner ohnehin eine neue Taktik verlangte, so wurde die Legion in ein geschlossenes Treffen zusammengezogen, von welcher Anordnung auch bei späteren Veränderungen die Unterschiedlosigkeit des Soldaten und die dichtere Cohortenstellung anstatt der Manipularstellung blieb. Im Bürgerkriege zog er auch die Sklaven an sich, und eben so machten in den späteren Bürgerkriegen Gladiatoren und Sklaven verhängnissvolle Bestandtheile der Parteiheere aus. Unter andern Reformen des wilden Volkskriegers wird angeführt, dass er den Adler zum Hauptfeldzeichen der Legion machte, und dass er seine Soldaten — so als wenn die heutigen den Tornister auf der Spitze des Bajonetts tragen müssten — ihr schweres Gepäck an einer Stange über der Schulter tragen liess, daher sie vom Volkswitz marianische Maulthiere genannt wurden. Die in früheren Kriegen ohnehin unzulängliche, weil aus einem hohen Census hervorgegangene römische Reiterei hatte als solche jetzt völlig aufgehört, indem diese Waffe, in sehr vermehrter Zahl, aus Gallien, Spanien, Germanien, Africa etc. angeworben wurde. Unter diesen Auxiliarvölkern befanden sich auch die Scharfschützen, die Bogner nämlich und die Schleuderer, deren wir früher schon erwähnt; sie wurden vornehmlich von den Balearen und von Kreta bezogen. Das Maschinenwesen, dessen Fortschritte von den griechisch-makedonischen Armeen stammten — unter denen die des Demetrios Poliorketes mit der (vergeblichen) Belagerung von Rhodos durch die berühmte Maschine »Städtefängerin« (Helepolis) sich in der alten Kriegsgeschichte besonders hervorgethan hatte, obgleich schon Perikles auf Samos bewundernswürdige Maschinen angewendet haben soll — bestand in Belagerungswerkzeugen und Geschützen, welche letztere nicht so zahlreich wie unsere Kanonen, aber an

Ort und Stelle um so wirksamer waren, sofern sie von Dreihundert- bis zu Zwölfhundertpfündern stiegen. Die grössten und bekanntesten sind die beiden Riesenarmbrüste, Balliste und Katapulte genannt, jene Steinmassen im Bogenwurf, diese Balkenbolzen geradeaus versendend, und die Riesenschleuder Onager. Indessen auch der Zahl nach war die antike Artillerie, die lang in den »Blyden« und ähnlichen Wurfmaschinen des Mittelalters fortgelebt hat, nicht ganz verächtlich: bei der Eroberung von Carthagena, im zweiten punischen Kriege, fanden die Römer 120 grosse und 281 kleine Katapulten, 23 grosse und 52 kleine Ballisten nebst zahllosen kleineren Schiesswaffen, und Josephus, der römisch gewordene Jude, zählt bei der Belagerung Jerusalem's 300 Katapulten nebst 40 Ballisten als Vertheidigungsmaterial seiner Landsleute auf.

Mit Ausrüstungen von dieser oder ähnlicher Wucht versehen, errichtet auf einem Söldnerverhältniss, das den Soldaten durch den Fahneneid für zwanzig Jahre an die Person des Jmperators kettete, wohlgepflegt, für jetzt noch streng disciplinirt und doch zugleich dem friedlichen Bürgerthum gegenüber bis zur äussersten Verwöhnung gehätschelt, war das römische Heer an dem Punkte angekommen, wo »auf des Degens Spitze die Welt jetzt steht«. Und nicht nur factisch durch die Gewalt, auch formell rechtlich konnte der Soldat die Republik beherrschen, durch sein Stimmrecht nämlich, das er als Bürger in den Comitien ausübte. So trug die Anhänglichkeit des Heeres den republicanischen Parteiführer ganz in der gleichen Weise empor, wie später auf den Schilden der Prätorianer der kaiserliche Prätendent zum Throne gelangte. Was brauchte Cäsar sich um die paar Millionen Schulden zu kümmern, wegen deren seine Gläubiger ihn nicht aus Rom lassen wollten, wenn er dort eine Partei zurückliess, Geld und Ruhm in seiner Provinz machen konnte, und der Soldat ihm zur Entscheidung, wer in Rom Herr sein solle, über den Rubicon folgte? Nach vollendeter Dienstzeit wurde der Veteran mit Grundbesitz auf den herrenlosen Ländereien belohnt, die während der Bürgerkriege in Folge jener grossartigen, nicht bloss über Einzelne, sondern über ganze Gemeinden, Städte und Territorien verhängten Proscriptionen und Confiscationen dem Staate oder vielmehr seinem Machthaber anheim fielen. Im Sullanischen Kriege war die Verödung so gross geworden, dass die »Staatsländereien«, nachdem alle Soldaten darauf versorgt waren, zum Theil unvergeben blieben. Der unbehauste, unwirthschaftliche Veteran erhielt sich nur kurze Zeit in seinem Besitze, der eine starb aus, der andere verkaufte und lief — was die Meisten thaten — bei dem nächsten Tumulte wieder der Fahne, dem Feldherrn und der Beute zu, der ausgetriebene Besitzer vermehrte das »Futter für Pulver« (wenn man so sagen darf) oder die Bettler- und Räuberbanden oder das immer verzweifelter anwachsende Proletariat in Rom, und die römischen Reichen konnten, trotz der von Zeit zu Zeit dazwischen geworfenen Ackergesetze, immer wieder jene unverhältnissmässigen Grundherrschaften erwerben, jene »Latifundien«, an welchen Italien noch heute krankt. Solchem Unwesen vermochte auch Cäsar nicht abzuhelfen; er vertheilte die damals zusammengeschmolzenen Staatsländereien unter 20,000 Soldaten und Nichtsoldaten, und wollte 80,000 weitere römische Arme in Griechenland, Asien und Afrika, auf Kosten der genannten Provinzen somit, unterbringen, als dieses reichsväterliche Vorhaben nebst dem Plane, in einem Partherfeldzuge sich die Königskrone aufzusetzen und den fertigen Reif nach Rom zurückzubringen, durch die Dolche seiner Mörder vereitelt wurde. Das Feuer, womit über seinem Scheiterhaufen der letzte Lebensfunke der Republik noch einmal aufflackerte, hatte nur zur Folge, dass die siegreichen Triumvirn nach der Schlacht von Philippi 170,000 Soldaten zu versorgen bekamen. Proscribiren und Confisciren reichte hier nicht mehr zu: es blieb nichts übrig, als die Maske der Achtung des Eigenthums völlig abzuwerfen. Unter furchtbarer Verwirrung, die durch die wechselnden Massregeln der um die Gunst bald der verwilderten Soldaten, bald des Volkes buhlenden Gewalthaber noch gesteigert wurde, musste, wie Antonius selbst sich ausdrückte, »Italien auswandern«, zum Theil wenigstens. Die Beraubten waren nicht alle so glücklich, wie Virgil, Horaz, Tibull, Properz, die, damals durch wild zugreifende Veteranen von Haus und Hof vertrieben, an der auch in den Gewitterstürmen fortscheinenden Sonne der Bildung mehr oder weniger sich wärmen konnten. Schaarenweise strömten die Heimathlosen, Jünglinge und Greise, Weiber und Kinder, nach Rom, lagen auf dem Forum und in den Tempeln umher, und jammerten, dass man sie, die doch nichts verbrochen haben und Italiener seien, wie Einwohner eines eroberten Feindeslandes behandle. Das Volk stimmte ihnen bei, und es gab blutige Auftritte in der Hauptstadt, wie in den durch den Krieg ohnehin verödeten und jetzt noch mehr dem Verderben preisgegebenen Landschaften. Elemente solcher Art, die auch dem catilinarischen Unternehmen eine gewisse Weihe verliehen hatten, waren ohne Zweifel zur immerwährenden Verschwörung gegen einen Staat in Räuberhänden berechtigt, mit dem gleichen Rechte freilich, mit welchem auch von Zeit zu Zeit das Schwert des Kriegsgottes aus der Scheide fährt, um die tausend und abertausend Ungerechtigkeiten des Friedens zu bestrafen.

Julius Cäsar hatte über 40 Legionen hinterlassen, und mehr als 70 standen im Gegenkaiserkampfe der um sein Erbe streitenden Zweimännerherrschaft gegeneinander. Diese wurden, als Cäsar Octavian, von dem unserem Steigen der Papiere entsprechenden Sinken der Getreidepreise begrüsst, aus einem räuberischen Parteihaupte ein ehrbarer Augustus geworden war, auf die Zahl von 28 eingeschmolzen, wovon die Armeeliste bei seinem Tode noch 25 aufführte, nachdem ihr fünf Jahre zuvor die bekannten drei auf dem »Winfeld« und im »Mordkessel« des Teutoburger Waldes .verloren gegangen waren. Später stieg die Zahl wieder auf 30 und noch etwas höher, und zwar bei einem Bestande von 6000 Mann, auf welchem sich die Legion seit Marius ziemlich unverändert erhalten zu haben scheint. Die früher bloss mit Nummern bezeichneten Legionen wurden seit den letzten Zeiten der Republik, wo gleichnumerirte Legionen auf feindlich entgegengesetzten Seiten gestanden, durch die bekannten Beinamen, wie Germanica, Alauda, Victrix, Rapax etc., unterschieden. Den Oberbefehl der Legion führte ein Legat, unter welchem die Militärtribunen standen, eine Anordnung, welche Cäsar getroffen hatte, weil der junge Adel, der seine Carriere mit dem Tribunat zu beginnen pflegte, zum Commandiren nicht geeignet war. Dies das stehende Heer des Kaiserthums bis auf Diocletian, mit welchem die grossen Veränderungen der Heeres- wie der Staatsverfassung begannen, die bei der ersteren der Art waren, dass das Staatshandbuch der Theodosischen Zeit, das man unter dem Titel Notitia Dignitatum Imperii kennt, für den Orient 70 und für den Occident 62 Legionen verzeichnet, wobei indessen angenommen wird, dass der Bestand der Legion nicht höher als 1000 Mann gewesen sei.

Als August, der in den Parteikriegen bei seinen eigenen Soldaten oft nicht des Lebens sicher gewesen, nach Ausstossung der zügellosen Elemente eine reguläre wohldisciplinirte Kriegsmacht hergestellt, wurde auch die allgemeine Dienstpflicht der früheren Zeiten zu Recht erhalten, obwohl mehr nach dem gesetzlichen Buchstaben als in Wirklichkeit. Zwar im Schrecken über die Hiobspost aus Deutschland wurde eine strenge Conscription angeordnet und der Ungehorsam bei den Jüngeren je am fünften, bei den Aelteren am zehnten Mann mit Confiscation und Ehrlosigkeit, bei Einigen auch mit dem Tode bestraft. Für gewöhnlich aber zog man es vor, den jährlichen Ergänzungsbedarf der Legionen durch löhnungsbedürftige, vertragsmässig angeworbene Leute zu decken, und sah es gerne, wenn der wohlhabendere Italiener Geist und Uebung des Krieges verlor. Dies führte zu der modernen Erscheinung, dass der Pflichtige — der in Conscriptionsfällen der angedeuteten Art sich durch Flucht, oder, wie in unsern Zeiten nicht selten geschehen ist, durch Verstümmlung der rechten Hand dem Dienste zu entziehen gesucht hatte — endlich ganz vom Militärjammer erlöst wurde, indem er sich durch Stellung eines Einstehers (Vicarius) dienstfrei machen durfte. Auf diese Weise wurde das Heerwesen ein Gewerbe, das der Mann für den besten Theil seiner Lebenszeit ergriff, um in ihm sein Brod und nach vollendeten 16 oder 20 Dienstjahren seine Versorgung zu finden, und da die Recrutirung nach und nach ausschliesslich auf die Provinzen überging, so schwand dem Mittelpunkte des Reiches die Kraft, die einst das Ganze zusammengebracht hatte. Die Ausbreitung des römischen Bürgerrechts bei den Provinzialen machte es möglich, das Heer bei dem Namen, dem blossen Namen freilich, eines römischen Bürgerheeres zu erhalten; denn in die Legionen wurden nur römische Bürger aufgenommen, und wenn Freigelassene (Sklaven waren streng ausgeschlossen) oder Peregrinen, die sonst unter den Auxiliartruppen oder auf den Flotten dienten, zum Legionsdienste zugezogen wurden, so ertheilte man ihnen beim Eintritte die Civität. Nachdem jedoch Caracalla, um seine Einkünfte zu vermehren, das ganze Reich mit dem Bürgerrechte beschenkt hatte, konnte nicht mehr von Peregrinen die Rede sein, auch die Auxiliartruppen bestanden jetzt aus römischen Bürgern, und so zog sich die römische Wehrkraft immer mehr nach der Peripherie, bis sie zuletzt in den Besitz der »Barbaren« gelangte.

Den ersten Rang in der Armee behauptete die berühmte Kaisergarde, die man unter dem Namen Prätorianer kennt. Der Name und zum Theil auch die Sache kommt schon von Scipio Africanus her, der für sich aus erlesenen Leuten seines Heeres eine Art Leibwache errichtete, Cohors praetoria genannt, weil sie den Dienst bei dem in der Mitte des Lagers aufgeschlagenen Feldherrnzelte (Praetorium) hatte. Durch die Verschmelzung des Imperatorstitels mit der kaiserlichen Würde erhob sich das Praetorium, das schon vorher eine der Republik verderbliche Stufe erreicht, vollends zur Bedeutung der »Pfalz«, und das frühere Imperatorenleibcorps stieg aus seiner schon damals begünstigten Stellung zur Pfalzgarde empor, die, bei doppeltem Sold und kürzerer Dienstzeit, das ehrenvolle Amt erhielt, die kaiserliche Hofburg zu bewachen. Unter Augustus zwar, dessen Palast (obwohl Palatium und Praetorium zugleich) die Häuser anderer vornehmen Römer in nichts übertraf, und der sein Lebenlang die republicanischen Formen mit äusserster Beflissenheit festhielt, waren die von ihm ständig errichteten neun prätorischen Cohorten keineswegs so nahe um die Person des Herrschers versammelt. Sie dienten, damals noch aus Italienern bestehend, grossentheils zur Besatzung Italiens, und nur drei davon waren in Rom stationirt, auch diese grossentheils in Bürgerquartieren untergebracht und bei dem »Oberhaupte der Republik«, das sich so sicher im Schosse des Volkes zu betten wusste, nur in kleinen Abtheilungen die Wache beziehend. Allein bereits unter Tiber wurden sie in eine feste Caserne gelegt, und hier betraten sie die erste Staffel jener furchtbaren Janitscharenmacht, vermöge deren sie, wie einst die Soldtruppen die Republik, so jetzt — besonders seit durch Septimius Severus die Prätorianer aus den Eliten sämmtlicher Legionen zusammengesetzt waren — das Kaiserreich beherrschten, bis, nach manchen erfolgreichen Auflehnungen der Provinzlegionen gegen das gebietende Hauptcorps, Diocletian den Prätorianern ihre Bedeutung nahm und Konstantin ihre Auflösung decretirte. — Die auf Taf. XI a, Fig. [illegible] dargestellte Soldatenabtheilung wird wegen des prachtvollen Aufzugs, der eine sehr bevorzugte Truppe zu erkennen gibt, wohl als diesem glänzenden Corps, in welchem der Gemeine Centurionenrang hatte, angehörig zu betrachten sein. Der Tempel des capitolinischen Jupiter, auf den die »Nobelgarde« zuzuschreiten scheint, würde die Annahme noch wahrscheinlicher machen, aber dieser Hintergrund ist, ob zwar antik, nicht echt, sondern vom Restaurator des Basreliefs einem andern Denkmal entnommen. Clarac, der das Relief herausgegeben, hält die fraglichen Prätorianer wegen der Blitze auf den Schilden zugleich für Angehörige der berühmten Legion, welche Gegenstand einer Legende geworden ist. In diesem Fall müsste der zur Prätorianergarde beförderte Soldat das Abzeichen der Legion, aus der er erkoren war, in seiner neuen Würde getragen haben. Das Wunder übrigens, das Xiphilin in Umlauf brachte, hat das Schicksal vieler andern Wunder getheilt, sofern geschichtlich erwiesen ist, dass die Legion, die in Pannonien den Regen auf den Freund und auf den Feind das Donnerwetter herabgebetet haben soll, unter dem Namen Fulminata (nicht Fulminatrix) längst bestanden, und obendrein seit August Asien, wo sie unter anderm an den jüdischen Feldzügen theilnahm, nicht verlassen hat. Ueber die Quadenschlacht selbst s. unten S. 157. Wie kläglich ein anderes Wunder in jenem Kriege, das des Magiers Alexander, ablief, mag man bei Lucian nachlesen, der den Wundermann, obwohl nicht ganz zu eigenem Vortheile gezeichnet hat.

Von der Gründlichkeit des Kriegshandwerkes im Kaiserheere zeugt wohl nichts so sehr als die Zahl der Unteroffiziere, die nicht weniger als neun Dienstgrade zwischen dem Gemeinen und dem Centurio, jenen als ersten und diesen als elften gerechnet, ja zum Theil noch mehr Zwischenglieder betragen zu haben scheint. Da die oberen Chargen der Aristokratie, dem Senatoren- und Ritterstande, vorbehalten waren, so brachte es der gemeine Mann im Avancement gewöhnlich nicht höher, als bis zum Centurio, höchstens zu einer Art Majorsrang in der Legion (Tribunus Legionis), einzelne zum Rittmeister über ein Reitergeschwader (Praefectus Alae). Glückskinder freilich schwangen sich mit der Zeit noch höher, ja bis auf den Kaiserthron. Der Gemeine, der nicht weiter gekommen, erhielt nach vollendeter Dienstzeit seine ehrenvolle Entlassung (honesta Missio) nebst einer Versorgung, die von August in Geld gereicht wurde — etwas über 2000 Gulden für den Prätorianer und etwa 1300 Gulden für den gewöhnlichen Soldaten — später aber meist wieder in Landanweisung bestand, und das mit gutem Grunde, da die fortschreitende Verödung Italiens Zuwachs von Ackerbaukräften und die ausgesetzte Lage der Provinzen die Wehrkraft der Militärcolonieen erforderte. Rechnet man hierzu den reichlichen Sold — der schon für den blossen Legionär, ohne die tägliche starke Brodration, seit Cäsar 225, seit Domitian 300 Denare (Franken) jährlich, für den Prätorianer 720 betrug — und die ausserordentlichen Belohnungen, als da sind Beuteantheil, Solderhöhung, besonders aber die bei

Triumphen und Thronbesteigungen an das Heer vertheilten Donativa, die den Gemeinen mit Summen bis zu 20,000 Sesterzen (1 Sesterz = stark 7 Kreuzer, also mehr als 2000 Gulden) treffen konnten, — so wird die Lage des römischen Soldaten der Kaiserzeit, besonders im Verhältniss zu dem ärmeren Bürger, nicht eben beklagenswerth erscheinen.

Diesen Vortheilen entsprachen auf der andern Seite strenge Anforderungen, denn der Dienst wurde, seit ihn August wieder geregelt hatte, mit der alten eisernen Pünktlichkeit geübt, und der Soldat musste ihm seine ganze Zeit widmen. Im Lager wurde sie, wenn die Waffen ruhten, durch Schanzarbeit, Tag- und Nachtwachdienst (Excubiae, Vigiliae) und Exercitien ausgefüllt. Diese fanden für die Recruten (Tirones) zweimal und für die Uebrigen einmal im Tage statt. Ausser der Recrutendressur bestanden sie in Marschübung (Ambulatio), Manövre (Decursio, wenn dies nicht Waffenlauf ist) und Scheintreffen mit Holzrappiren und Knopfspeeren, in Springen, Schwimmen, Fechten und Schiessen, Voltigiren und Reiten lauter Dingen, welche die Deutschen nachher kunstmässig bei den Römern lernten und in das Mittelalter herübertrugen; denn unter Karl dem Grossen wie unter seinen deutschen Nachfolgern ist gewaltig exercirt worden, und das Kampfspiel, das Turnier, verdankt in natürlicher Folge seinen Ursprung dem römischen Tirocinium. Ausserdem musste das Römerheer jene grossartigen öffentlichen Bauten ausführen, von welchen jetzt noch zum Theil bewundernswürdige Reste und Spuren übrig sind: Strassen, Grenzwälle, Festungen, Canäle, Brücken, Häfen, Tempel, Säulenhallen, Basiliken, selbst Bergwerke, Sumpfarbeiten und Weinbergpflanzungen waren Schöpfungen des Soldaten, den kein tüchtiger Führer einen Augenblick müssig gehen liess. »Laboremus!« rief der sterbende Septimius Severus dem Tribunen zu, der die Parole verlangte.

Die Zucht, mittelst welcher so grosse Kriegs- und Friedenswerke zu Stande gebracht wurden, war nicht erst eine Ausgeburt des kaiserlichen Absolutismus, sie war vielmehr die alt-, ja vorrepublicanische Kriegsdisciplin des Alterthums. Aristoteles erinnert daran, dass Agamemnon zwar in der Versammlung sich viel habe gefallen lassen müssen, mit dem Ausrücken ins Feld aber standrechtliche Gewalt besessen habe, so dass er drohend sagen konnte: »bei mir ist der Tod.« Eben so legt er Gewicht darauf, dass die spartanischen Könige, die zu Hause so beschränkt waren, im Felde das Recht über Leben und Tod ihrer Krieger hatten. In Athen nun freilich, wo ohnehin Alles auf den Prozessweg gebracht wurde, würde der Strateg, hätte er dieses Recht auch besessen, schon im Hinblick auf seine politische Zukunft sich wohl gehütet haben, Gebrauch davon zu machen. Bei den Römern dagegen war die unbedingte, keiner weiteren Instanz unterworfene Herrsch- und Staatsgewalt des Feldherrn vom Königthum ungeschmälert auf die Consuln und Imperatoren übergegangen, und auch die vollendete bürgerliche Gleichheit hinderte den Feldherrn nicht, vorkommenden Falls den Soldaten zu erklären, ihnen liege nichts ob, als sich an Leib und Seele so zu halten, dass er sie zum Siege führen könne, alles andere sei seine Sache; und wie einzelne Führer in Jnsubordinationsfällen ihr Recht über Leben und Tod ohne Rücksicht auf Tapferkeit, Kriegsglück, ja mit Unterdrückung der stärksten Menschen- und Familiengefühle ausübten, ist bekannt genug. Daher, als es die in den Bürgerkriegen zerfallene Mannszucht wieder herzustellen galt, brauchte man nur zu den alten Satzungen zurückzukehren, die weder aufgehoben noch vergessen waren, und diese unmittelbare Anknüpfung an die Vergangenheit war es ohne Zweifel, was im stehenden Heere des Kaiserthums etwas von jenem altrömischen Geiste fortleben liess, der die «Republik» — «Disciplina majorum rempublicam tenet», sagte ihr Gebieter Alexander Severus — noch drei Jahrhunderte aufrecht hielt, bis die letzten Verwandlungen des Flickwerks von Freiheit und Herrschaft in die despotische Staatsform den morschen Bau erkünstelten, von dessen beiden Hälften die eine, die vollendet orientalische, gleichwohl den Stössen der Völkerwanderung noch ein Jahrtausend Dauer abtrotzte, die andere jedoch, durch den unzulänglichen Rest von Freiheitselementen nur noch mehr zermürbt, unter der Gewalt einer fremden Soldateska die kümmerliche Neige ihrer Tage hinschleppte und in der Stunde, wo die Geschichte das Ende des weströmischen Kaiserthums aufzuzeichnen hatte, dem Wesen nach längst zusammengebrochen war.

«Geh, Lictor, bind' ihn an den Pfahl!» lautete der Vollstreckungsbefehl, den man bei allzu strengen Urtheilen, mit Bezug auf jene Sage von Titus Manlius Torquatus, einen «Manlischen» nannte. Das Beil, mit welchem in älteren Zeiten die Enthauptung geschah, wurde später durch das Schwert verdrängt, und statt des Lictors (der übrigens noch unter den späten Kaisern fungirte) hatten Ordonnanzen (Speculatores) oder Soldaten, auch Sklaven, die Execution — ausserhalb des Lagers, wenn man sich im Lager befand — zu vollziehen. Eine andere Art Hauptstrafe war die von Kameradenhänden, die sich in unserem mittelalterlichen Spiessrecht und der nachmaligen — wenn man so sagen kann — gelinderen Form des Spiessruthenlaufens erhalten hat: der Tribun berührte den Verurtheilten leicht mit dem Stabe, und dann durfte er fliehen, wurde aber von den übrigen Soldaten mit Stockschlägen (daher die Strafe Supplicium fustuarium heisst) und Steinwürfen meist niedergemacht, oder wenn er je entrinnen konnte, so war er ehr- und heimathlos. Entehrend war auch die der Enthauptung vorangehende Auspeitschung mit Ruthen. Bei Empörungen einzelner Truppenkörper wurde Decimation verhängt, in Milderungsfällen auch nur der zwanzigste oder hundertste Mann hingerichtet; doch begab es sich auch, dass eine ganze Legion die Todesstrafe erleiden musste. Eine körperliche Züchtigung leichterer Art, die nicht für entehrend galt, war eine Tracht Schläge mit der Vitis des Centurio. Die nächste nach der Todesstrafe war Ausstossung (ignominiosa Missio). An sie schlossen sich verschiedene Degradationen an, Rangverlust (Gradus Dejectio) bei Offizieren, Schanz- und Wachdienst (Munerum Indictio) bei Gefreiten, Versetzung zu schlechteren Truppentheilen (Militiae Mutatio) bei Gemeinen. Geldstrafe (pecuniaria Mulcta) war Abzug an Sold und Beute, oder, im härteren Fall, Abrechnung des Feldzuges an der vorgeschriebenen Dienstzeit. Letztere konnte eine ganze Legion treffen, die sich schlecht gehalten hatte. Solchen straffälligen Truppentheilen wurde auch Campiren ausserhalb des Lagers, Marschiren unter dem Gepäck oder Gersten- und Haferbrod dictirt. Die gewöhnliche Ration bestand nämlich in Weizenbrod, woraus — zumal seit Augustus Fleisch und seit Carus Wein dazukam — abermals zu ersehen ist, dass der römische Soldat nicht schlecht gehalten war.

Wie die Strafen, die schweren wenigstens, so gehen auch die Belohnungen vom Feldherrn aus, doch werden sie nicht willkürlich, sondern im Einklang mit der öffentlichen Meinung im Lager, nach Anhörung von Zeugen oder auch durch ein besonders vom Feldherrn eingesetztes Preisgericht zuerkannt. In der Heerversammlung (Concio), in welcher er von den Offizieren und Feldzeichen umgeben seine Anrede (Allocutio) hält, die mit nicht minderer Spannung als jetzige Thronreden und Präsidentenbotschaften aufgenommen wird und dem Verhältniss zwischen

Imperator und Soldaten einen so parlamentarischen Anstrich gibt, werden, wenn diese Versammlung nach einem grossen Siege, nach einem beendigten Feldzuge stattfindet, die Belobungen und Belohnungen im Ganzen wie im Einzelnen ertheilt. Ausser den allgemeinen Donativen und Beutetheilen erwartet den Einzelnen, der sich ausgezeichnet hat, ein besonderes Geldgeschenk, auch Solderhöhung, Avancement, Decoration. Und zwar gab es dieser Decorationen nicht wenige. Die älteste war der Ehrenschaft ohne eiserne Spitze (Hasta pura), der ursprünglich, wie bei uns der Ehrendegen, die Waffenehre bezeichnet haben mag; diese Decoration kommt noch unter den Kaisern des dritten Jahrhunderts vor. Andere Ehrenzeichen dieser Art waren Fähnchen (Vexilla) verschiedener Farben, in der Kaiserzeit purpurne an silbernem Schaft, goldene oder silberne Armbänder (Armillae, nach Paulus Diaconus so genannt, weil bei den Alten die Arme Armi geheissen haben sollen), Kettchen (Catellae), mit Hefteln (Fibulae) befestigt, silberne oder goldene Halsketten (die ursprünglich «barbarischen» Torques), und Medaillen (Phalerae). Die letzteren haben eine stufenweise Entwicklung durchgemacht und sind zum militärischen Hauptschmucke geworden, fallen auch auf den Abbildungen am meisten in die Augen. Anfangs wurden diese kleinen Rundschilde als Zierrathen am Stirnband der Pferde getragen; auch gingen sie, mit Götter- und Kaiserbildern geschmückt, auf die Feldzeichen über. Sie wurden aber zur eigentlichen, ziemlich an moderne Ehrenzeichen erinnernden Decoration auf der Brust des Mannes, der sie, wie unser Centurio Fig. 8, auf Kreuzgurten aufgeheftet, zu welchem Behufe sie einige Löcher haben, über dem Panzer trägt. Seit Caracalla wurden aus ihnen grosse kostbare Medaillons, die, in Gold oder Steine gefasst und gehenkelt, am Bande getragen wurden.

Höher als alle diese Auszeichnungen waren die altherkömmlichen, die in Kränzen oder Kronen bestanden. Die Bürgerkrone (Corona civica) von Eichenlaub erhielt, wer einem Bürger in der Schlacht das Leben gerettet hatte; sie verlieh Ehrenvorrechte, bei Spielen den Ehrensitz nächst am Senat, der mit allem Volke vor ihrem Träger aufstand, wenn dieser bei den Spielen erschien. Die Mauerkrone (muralis) von Gold mit Zinnen wurde dem Ersten, der eine Mauer erstiegen, die Wallkrone (castrensis, vallaris) in Form eines Ringes von Schanzpfählen dem, der zuerst in's feindliche Lager eingedrungen, die Schiffskrone (navalis, rostrata, classica) mit goldenen Schiffsschnäbeln angeblich dem, der zuerst das feindliche Schiff enterte, ertheilt. Angeblich, denn als die Republik Seeschlachten zu schlagen begann, war Rom nicht mehr das alte Rom, und höchste Auszeichnungen, wie sie früher der einfache Bürger erringen konnte, wurden jetzt auf den Ehrenscheitel des Feldherrn, später des Kaisers, gehäuft. Die erste und seltenste unter allen diesen Kronen war in alter Zeit die Graskrone (graminea oder obsidionalis) gewesen, die einzig dem Führer vom Heere, wenn er es aus einer Belagerung oder sonst einer verzweifelten Umzingelung befreit hatte, aus dem an Ort und Stelle gewachsenen Gras und Kraut geflochten wurde. Wäre die Geschichte zur Zeit des Appius Claudius und der Virginia in allen Theilen streng verbürgt, so würde unter allen römischen Kriegern von den Königen bis in die späteste Kaiserzeit keiner dem tragischen Volkshelden Lucius Siccius Dentatus die Riemen an den Schuhen auflösen dürfen, welchem — ausser in 120 Schlachten verdienten 45 Narben, alle vorn, 36 Spolien, 18 Hastae purae, 25 Phalerae, 83 Torques, 160 Armillae, 26 Coronae (auch in späterer Zeit als Auszeichnung im Allgemeinen ertheilt), 14 Coronae civicae, 8 aureae, 3 murales — auch die Graskrone nachgerühmt wird. Die aufgeführten

Spolien bestanden ohne Zweifel nur aus solchen Waffenstücken, die er im Einzelkampfe den Feinden abgenommen hatte, so wie Romulus und ein paar Helden nach ihm dem feindlichen Feldherrn seine Rüstung (Spolia opima); sonst und später wurden sie aus der Gesammtbeute vom Feldherrn einzelnen Soldaten als Belohnung für ausgezeichnete Dienste gegeben.

Die erste nach der Graskrone und mit der Zeit die oberste im Rang war der Lorbeerkranz (C. triumphalis), unter welchem der siegreiche Feldherr und mit ihm sein Heer den Triumphzug hielt. Imperator im höheren Sinn des Titels wurde er durch den feierlichen Zuruf, den der Soldat nach einem grossen Siege zu erheben berechtigt war, — eine Sitte, die auch in unserem Mittelalter noch nachklingt, wie denn Otto I. als Sieger in der grossen Lechschlacht, bekanntlich sieben Jahre vor seiner Kaiserkrönung, vom siegjauchzenden Heere zum Imperator ausgerufen wurde. Ein weiteres Vorrücken des Titels ergab sich sodann, als Cäsar vom Senate die Ernennung als lebenslänglicher Grossfeldherr der Republik erhielt, welche Würde auf seine Nachkommen und Nachfolger überging und mit den andern republicanischen Grossämtern, besonders dem tribunicischen und pontificalen, vereinigt, den Inhaber zum unumschränkten fürstlichen Lenker der Republik machte. Dem siegreichen Feldherrn nun konnte der Senat ein blosses Dankfest (Supplicatio) votiren, wobei den Göttern für seine und des Heeres Verdienste Opfer dargebracht wurden; an diesem konnte er aber nicht in der Eigenschaft als Imperator theilnehmen, da sein Imperium nur ausserhalb des Stadtbannes galt und er beim Eintritt in die Stadt die Toga wieder anlegen musste. Die einzige Ausnahme von dieser Regel machte der Triumph. Derselbe wurde nur auf förmliches Ansuchen und unter besondern Vorbedingungen, z. B. dass der Krieg völlig beendigt war, dass er ein bedeutender, dass er kein Bürgerkrieg gewesen, dass mindestens 5000 Feinde gefallen etc., bewilligt. Der ansuchende Feldherr blieb also vor der Stadt, und der Senat versammelte sich in dem gleichfalls ausserhalb gelegenen Bellonatempel, damit der Feldherr daselbst, ohne sein Imperium zu verlieren, eingeführt werden konnte. Nun gab er Rechenschaft von seinen Thaten und knüpfte hieran die Bitte: «ut ob eas Diis immortalibus honos haberetur sibique triumphanti urbem invehi liceret.» Nach oft stürmischen Debatten, die meist durch Einspruch von Seiten der Volkstribunen veranlasst wurden, wurde die Bitte entweder abgeschlagen, in welchem Fall sie an das Volk gebracht werden konnte — Unregelmässigkeiten, wie Triumphe gegen den Willen des Senats und des Volkes, übergehen wir — oder genehmigt, oder statt des Triumphes die geringere Ovation — Triumph im Myrtenkranze und zu Fuss oder zu Pferd — eingeräumt. Durch Senatsbeschluss wurden jedesmal die Volkstribunen aufgefordert, ein Gesetz bei dem Volke einzubringen, wodurch dem Triumphator gestattet wurde, über den oder die Tage seines Triumphes das Imperium ausnahmsweise auch in der Stadt zu führen, und bei dieser Gelegenheit war es noch einmal den Missgünstigen, ja seinen eigenen über Strenge oder Sparsamkeit murrenden Soldaten möglich, den Triumph zu hintertreiben oder wenigstens durch widrige Angriffe etwas zu verkümmern.

Am Tage des Triumphes versammelte sich das Heer auf dem Marsfelde um den Imperator, um durch die Porta triumphalis einzuziehen. Dort kamen ihm die Magistrate, der Senat und viele Bürger entgegen, alle bekränzt und im weissen Gewande, während das übrige Volk, gleichfalls festlich gekleidet, in den Stadttheilen, durch welche der Zug kommen musste, oft auf Gerüsten, die in Theatern

Weise errichtet waren, harrte. Behörden und Senatoren stellten sich an die Spitze des Zuges, den sodann Musiker (Tubicines) eröffneten. Hinter ihnen kam auf Wagen, Gerüsten, Tragbahren die Kriegsbeute aller Arten, Waffen, Fahnen, die weggeführten Kunstschätze, Kronen und Insignien besiegter Könige, Prachtgeräthe und Gefässe, Gold und Silber in Barren und gemünzt, dazu in symbolischer Darstellung die eroberten Städte, Berge, Flüsse, Statuen und Bilder berühmter Persönlichkeiten auf Seiten der Unterworfenen, Modelle von Schiffen, Kriegsmaschinen, Alles im Ausstellungsgeschmacke geordnet. Mit den Erfolgen der römischen Waffen, und da jeder Triumph den vorhergehenden zu überbieten suchte, wuchs diese Abtheilung des Zuges in's Unermessliche. Bei dem berühmtesten der Triumphe, die noch der echtrepublicanischen Zeit angehören, dem des Siegers von Pydna, musste man den Zug auf drei Tage vertheilen. Der erste reichte kaum hin, diejenige Beute, die schon des Triumphes wegen ihren Reiz hatte, die Statuen und Gemälde nämlich, die nicht weniger als 250 Wagen erforderten, aufzuführen. Der zweite verging unter dem Schaugepränge der eroberten Waffenstücke, die in kunstreicher Regellosigkeit wie zufällig über einander geworfen schienen und im Fahren hie und da zusammenstossend ein kriegerisches Getöse verursachten, manchem Zuschauer ein Grauen einflössend, wie sie es an den Leibern der Phalanx ihren Bekämpfern eingeflösst hatten. Sie waren gefolgt von 750 mit silbernen Münzen angefüllten Gefässen, jedes drei Talente enthaltend und von vier Männern getragen. Mischkessel, Trinkschalen, Pokale u. dgl., durch Grösse, Gewicht, Arbeit und Zusammenstellung glänzend, beschlossen die Abtheilung dieses Tages. Am dritten wurde der Zug, der Gewohnheit entgegen, mit kriegerischen Fanfaren eröffnet. Hinter den Musikern kamen 120 fette Ochsen, mit vergoldeten Hörnern, Kränzen und Binden, geführt von prächtig geschmückten Jünglingen und Knaben, welche goldene und silberne Opferschalen trugen; dann folgte das gemünzte Gold in 77 Gefässen von gleichfalls drei Talenten, und ein Schatz von goldenen Trinkgefässen aus königlichem Tafelgeräthe, endlich die traurige Abtheilung, mit welcher man den Beutezug zu beschliessen pflegte, die vornehmsten Gefangenen nämlich, mit welchen man sich brüsten konnte, und welche, wenn dies geschehen, vom Triumphe weg in das Gefängniss, ja nicht selten sofort zum Tode geführt wurden. In diesem Theil des Zuges sind Jugurtha, Vercingetorix, Tigranes, Thusnelda, Arsinoe, Zenobia u. A. durch Rom gegangen. Bei dem genannten Triumphe war es König Perseus, der mit seiner Familie und einem fremden mitgefangenen Prinzen den Ehrenzug des Aemilius Paulus schmücken musste. «Dann kamen» — so lautet die ergreifende Schilderung des Geschichtschreibers — «die Kinder des Perseus, begleitet von einer Schaar Erzieher und Lehrmeister, welche mit Thränen ihre Hände den Zuschauern kläglich entgegen streckten und die Kinder anwiesen, demüthig das Erbarmen des siegenden Volkes anzuflehen. Es waren zwei Söhne und ein Töchterchen, welche den Zuschauern um so grösseres Mitleid einflössten, weil sie selbst in ihrem zarten Alter ihr Unglück kaum erkennen konnten. Darum konnten sehr Viele sich der Thränen nicht enthalten, und Alle befiel eine Art stiller Wehmuth, welche, so lang die Kinder vor ihren Augen waren, sie die Freude nicht rein geniessen liess. Hinter seinen Kindern ging, mit seiner Gemahlin, Perseus in dunklem Gewande, einem Betäubten und Niedergedonnerten ähnlich, dem die Grösse seines Elends die Besinnung völlig genommen zu haben schien. Ihm folgte die Schaar seiner Freunde und Vertrauten, in deren Mienen tiefer Schmerz sich offenbarte, und die, immerfort auf ihn die Augen heftend und das

Gesicht mit Thränen netzend, deutlich genug ausdrückten, dass sie sein Unglück betrauern, des eigenen uneingedenk.» Aber nicht bloss der besiegte König, sondern auch der triumphirende Feldherr war an diesem Ehrentage eine tragische Gestalt: denn als nun der ehrfurchtgebietende Greis, in Gold und Purpur strahlend, hinter den Gefangenen angefahren kam, da fehlten auf dem Wagen seine beiden jüngsten Söhne, von denen der eine fünf Tage zuvor gestorben war, der andere den Triumph nur noch drei Tage überleben sollte.

Auf diese Abtheilung des Zuges also folgte, Lictoren mit lorbeerumwundenen Fasces, Sänger, Musiker, auch Possenreisser voraus, der Triumphator, auf hohem, rundem, thurmähnlichem, vergoldetem Triumphwagen, von vier Rossen gezogen. Seit Camillus waren es weisse, daher Ramler's «Schäme dich, Camill!» Auch das römische Volk hatte damals sich durch den Uebermuth vor den Kopf gestossen gefühlt, aber nachdem einmal der Vorgang geschehen war, erhielt sich die Sitte bei den folgenden Triumphen. Er trug die mit Palmzweigen gestickte Tunica (Tunica palmata) und die purpurne goldgestickte Toga (Toga picta), beide aus dem Tempel des capitolinischen Jupiter genommen, dessen Statue mit diesen Stücken bekleidet war, daher auch der Triumphator, der an diesem Tage eine Aehnlichkeit mit dem höchsten Gotte haben durfte, sich gleich demselben schminkte. In der Rechten hatte er einen elfenbeinernen Stab mit dem Adler, über seinem Haupte hielt ein öffentlicher Sklave die Triumphkrone; nach Tertullian hätte ihm dieser von Zeit zu Zeit in's Ohr sagen müssen: «Thu Rückschau und gedenke, dass du ein Mensch bist (rescipe post te, hominem memento te)». Bei ihm, theils auf den Pferden des Triumphwagens, theils im Wagen selbst, sassen seine jüngeren Kinder, wenn er sie nicht, wie der arme Paulus, im Grabe oder auf dem Sterbebette wusste. Aeltere Söhne ritten bei den Oberoffizieren neben und hinter dem Wagen. Denn diesem folgte jetzt das Heer mit Lorbeeren, die Decorirten mit ihren besondern Decorationen geschmückt, Alle «Jo Triumphe» rufend, aber mit unbeschränkter Carnevalsfreiheit Lob- und Spottlieder auf den Feldherrn oder die Offiziere singend. «Jo Triumphe!» rief auch das Volk längs des ganzen Zuges, der vom Marsfeld durch den Circus Flaminius in die Stadt, über das Forum Boarium nach dem Circus maximus, von da in die Via sacra und über das Forum romanum ging. Alle Strassen und Tempel waren bekränzt, diese geöffnet und Weihrauch duftend. Vom Forum bog der Zug nach dem Capitol hinauf, und dieser Wendepunkt war es, wo die Gefangenen abgeführt und die dem Tode Geweihten in das schauerliche Tullianum gebracht wurden, das auch Jugurtha's und der Catilinarier Ende sah. Auf dem Capitol, wo ein besonders frommer Imperator die Stufen des Jupitertempels, wie Luther jene späteren, auf den Knieen hinanrutschte, legte er dem Gotte den Lorbeer von den Fasces in den Schooss (Palmam dedit). Dann grosses Opfer. Diesem folgt ein öffentliches Festmahl der Magistrate und des Senats, nach Umständen auch eine Bewirthung der Soldaten und des Volkes durch den Triumphator selbst, und die nächtliche Heimgeleitung des Gefeierten mit Fackeln und Pfeifen und Volkszuruf beschliesst die Feierlichkeit.

Als erster in der Reihe der römischen Triumphatoren wird Romulus aufgeführt, womit die Ableitung des Triumphes (wie so vieler andern heiligen Gebräuche der Römer) von den Etruskern sich vertragen würde. (Der auf Taf. XI b, Fig. 7 nach dem Relief einer etruskischen Vase abgebildete Triumphzug hat übrigens, wie man sieht, nichts spezifisch Etruskisches, sondern gehört, gleich dem pompejanischen Gemälde Fig. 9, jener nach und nach durch alle Provinzen verbreiteten römischen Kunst an, welche Triumphzüge, Tropäen, siegreiche Feldherren mit Victorien u. dgl., in unzähligen Wiederholungen darstellte.) Andere, wie Diodor, führen die Sitte, die allen kriegerischen Völkern, wie ja ganz natürlich, von jeher eigen war, auf den indischen Kriegs- oder Triumphzug des Dionysos zurück, und auch das Wort selbst (Triumphus = Thriambos = Dithyrambos) wird von dem Dreischritt der bacchischen Tänze abgeleitet. (Die Kunst freilich hat es sich nicht entgehen lassen, Triumph- und Bacchuszug mit einander zu verschmelzen. So gleicht das den letztern darstellende Relief Fig. 5 mit den von Satyrn auf der Trage dahergebrachten Bildern besiegter Völker oder Städte ganz dem römischen Triumphzuge, bei welchem man solche trauernde Figuren in der Beuteabtheilung auf dem Ferculum trug; und Antonin's (?) Aufzug Fig. 10 erinnert hinwieder an den prächtigen Bacchuszug des bekannten Cammeo, auf welchem die Kentauren vor dem Triumphwagen in der gleichen auseinandergehenden Richtung, wie hier die Elephanten, sich bewegen.) Wie dem sei, in seiner historischen Ausbildung ist der Triumph eines der eigenthümlichsten römischen Feste geworden. Nach Dionys von Halikarnass hat Romulus erstmals das siegreiche Heer in festlichem Gepränge, er selbst lorbeerbekränzt auf einem Viergespanne fahrend, unter vaterländischen Gesängen durch die Stadt geführt, und ist dieses mit Tropäen und Opfern begleitete Fest der erste römische Triumph gewesen, einfach und, wie der Geschichtschreiber hinzusetzt, weit abweichend von dem theatralischen Prunke der späteren Zeiten, die mehr den Reichthum zeigen als Manneswerth würdigen wollten. Nach Livius hat der sagenhafte Held einfach die Rüstung des von ihm erschlagenen feindlichen Königs, eine höchst seltene Ehrengabe übrigens, auf das Capitol getragen, bei der heiligen Eiche niedergelegt und mit diesem Weihgeschenke den Platz für den von ihm angelobten Jupiterstempel bezeichnet, der erste Triumph aber ist von Tarquin gehalten worden, welche Angabe dem etruskischen Ursprung noch stärker das Wort reden würde. Ueber das erste Vorkommen der Quadriga bei dem Triumphe waren die altrömischen Antiquare und Geschichtschreiber selbst im Streit, aber ob nun einer der Könige oder Publicola oder Camill sich zuerst des Wagens bedient hat, dessen thönernes Abbild als Heilszeichen der Stadt über dem Giebel des capitolinischen Tempels stand, so war jedenfalls seine Anwendung vom Ursprung an sehr nahe gelegt, und wenn auch das Volk dem Sieger von Veji, wie Livius erzählt, die Anmassung, sich mit seinem Gespanne dem höchsten Jupiter gleichzustellen, schwer verdacht hat, so konnten doch die folgenden Triumphatoren mit gutem Fug in die gleiche Bahn einlenken, weil der Triumph der römischen Religionsanschauung gemäss eine heilige Feier zu Ehren des obersten Gottes war, als dessen Stellvertreter die das Imperium in der Stadt führenden Behörden sich zu betrachten hatten. Diese höchste Staatsgewalt lag am Tage des Triumphes in den Händen des Imperators, daher auch die Consuln, um nicht der Würde desselben durch ihre Anwesenheit Eintrag zu thun, von dem Festmahle wegzubleiben pflegten. Doch war dem kurzen Nimbus, der den Sterblichen im Aufzuge des höchsten Gottes zeigte, eine Furcht vor Ueberhebung beigesellt, daher der Triumphator den Fascinus, das phallische Amulet wider den bösen Neid, unter der heiligen Quadriga hängen hatte und auch der Spottlieder seiner Soldaten als ähnlich wirkenden Gegengiftes sich getröstete.

Mit den punischen Kriegen, welche auswärtige Beute brachten, die alles bisher Gesehene in Schatten stellte, änderte sich der alte einfache Charakter des römischen Triumphes, und es begannen die theatralischen Schaustellungen, über welche der vorgenannte Geschichtschreiber klagt. Cäcilius Metellus brachte aus Sicilien, wo er Hasdrubal geschlagen, ausser dreizehn karthagischen Offizieren 120 Elephanten mit, die er dem Volke durch die Strassen führte. Kurz zuvor hatte der Consul Duilius den ersten Seetriumph (Triumphus navalis), verherrlicht durch die Säule mit Schiffsschnäbeln (Columna rostrata), gefeiert, wobei ihm die lebenslängliche Ehre zu Theil wurde, vom Nachtmahl mit Fackel und Pfeifer heimkehren zu dürfen. Damals kam auch für triumphlüsterne Feldherren, denen man den rechten Triumph nicht bewilligte, die Vergünstigung auf, aus eigener Macht ohne Erlaubniss des Senats einen kleinen Triumph auf dem Albanerberge halten zu dürfen. Das Beispiel des Consuls Claudius Pulcher, der den Auspicien trotzte und die heiligen Hühner, weil sie nicht fressen wollten, ersäufen liess, beweist zugleich, wie in jener Zeit auch ein Riss in die altrömische Glaubenseinfalt gekommen war, an deren Stelle nun Eigenmacht und selbstverherrlichende Ruhmsucht trat. Wie blendende Effectstücke, eins mit dem andern um den Beifall der verwöhnten Menge ringend, folgten sich die Triumphe, deren einen wir gesehen haben. Alle diese verdunkelte der Siegeszug, welchen Pompejus der Grosse am Ende des pontischen Krieges hielt. Da sah man einen fabelhaften Schatz von Kostbarkeiten, die zum Theil bis in die Tage des ersten Darius hinaufreichten, zum Theil von dem kunstsinnigen Mithridates gesammelt worden waren, und nicht weniger als 124 der vornehmsten Gefangenen, darunter ein Judenkönig, Königssöhne und Königstöchter, Häuptlinge und Anführer der besiegten Nationen; auch die Abwesenden waren in Bildern zugegen, Mithridat's Flucht und Ende war in Gemälden dargestellt, und Bildnisse von Barbarengöttern im heimischen Schmucke wurden vorbeigetragen. Pompejus selbst trug das Gewand des grossen Alexander, das von Kleopatra an die Koer und von diesen an den pontischen König gekommen sein soll, und die mit Edelsteinen gezierte Quadriga des Triumphators wurde, nach dem Vorbilde des indischen Bacchus, zum erstenmal von Elephanten gezogen. Neben solchem Prunk und Reichthum — 16,000 Talente wurden unter das Heer ausgetheilt, 20,000 erhielt der Staatsschatz — kam auch eine entsprechende Humanität zur Schau, sofern die Gefangenen diesmal geschont und auf öffentliche Kosten in die Heimath zurückgesendet wurden. Doch wurde auch dieses Gepränge überboten durch Cäsars vierfachen und viertägigen Triumph, bei welchem Rom die erste Giraffe sah. Die Humanität aber hatte Rückschritte gemacht: eine Königin in Fesseln, Arsinoe, war ein nie gesehenes Schauspiel, und Vercingetorix wurde nebst andern Gefangenen zum Tode abgeführt. Dafür war die Religion wieder mehr in Flor gekommen: der grosse Julius verschmähte es nicht, gleich seinem glaubensstarken Nachfolger Karol dem Franken die Tempelstufen knieend zu errutschen. Aber die Menge der Lictoren, die man in solcher Zahl noch nie beisammen gesehen, verletzte die Römer aufs Empfindlichste. Und doch war der neue Herr der Republik gegen Alle höchst leutselig, freilich gegen niemand mehr als gegen seine Soldaten, die sich in ihren Spottliedern schrankenlosen Hohn, politischen und andern, gegen ihn erlauben durften. Nur was sie über seine Freundin Kleopatra und besonders über seinen Freund den Bithynierkönig sangen — »Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem« — ärgerte ihn gewaltig; er wollte sich rechtfertigen und schwur dass es nicht wahr sei, wurde aber von den frechen Kriegsknechten nur ausgelacht. Als »Medicina« gegen den Neid der Schicksalsmächte haben sich diese Triumphschnaderhüpflern nicht bewährt, aber das Omen vom ersten Tage des Triumphes, wo ihm die Axe am Triumphwagen brach, dass er auf einem andern weiter fahren musste, ist blutig in Erfüllung gegangen.

Das Ende der alten Republik bringt wiederum einen neuen Charakter des Triumphes mit sich. Die Zeiten des Triumvirats hatten noch einige Triumphe erlebt, bei denen Antonius sich in den Rollen des Bacchus und Hercules gefiel, Octavian sich mit blossen Ovationen begnügte, bis er als Alleinherrscher den grossen dreitägigen Triumph feiern konnte, der zugleich der letzte der alten und der erste der neuen Triumphe war. Noch liess er dem Agrippa einen Triumph anbieten, den dieser aber ablehnte. Von jetzt an ist der Triumph ausschliesslich kaiserliche Prärogative. Wie nämlich im alten Rom nur der Oberfeldherr selbst, nicht aber einer seiner Unterbefehlshaber der Ehre theilhaftig werden konnte, so waren, seit die Oberfeldherrnwürde auf den Kaiser übergegangen war, seine Feldherren als blosse Legaten des Imperators angesehen, und hiemit vom Triumphrecht ausgeschlossen. Zwar sind sowohl vom republicanischen Grundsatze in der letzten Zeit der Republik zu Gunsten von Legaten als vom kaiserlichen nachher zu Gunsten kaiserlicher Prinzen Ausnahmen gemacht worden, allein die ersteren fallen als unregelmässig nicht ins Gewicht, und die letzteren scheinen, den Triumph des Germanicus unter Tiber ausgenommen, mehr Ovationen als Triumphe gewesen zu sein. Seit der Ablehnung des Agrippa bleibt der Triumph grundsätzlich dem Kaiser vorbehalten und wird der siegreiche Feldherr durch die Ertheilung der Ornamenta triumphalia geehrt. Dies waren die bekannten Insignien des Triumphators, die Toga picta, die Tunica palmata, der Elfenbeinstab und die Lorbeerkrone, welche der so Decorirte bei feierlichen Gelegenheiten tragen durfte, in Verbindung mit einer Statue, die ihm errichtet, und einem Dankfest, das ihm nach glücklich beendigtem Feldzug decretirt wurde. Diese dem kriegerischen Verdienste zugedachte Auszeichnung wurde jedoch schon unter Tiber den Delatoren zu Theil, die für ihre Bemühungen, Andere ins Unglück zu bringen, nicht bloss Antheil am confiscirten Vermögen der Angegebenen und Verurtheilten, nicht bloss Belohnungen aus dem kaiserlichen Schatze, sondern sogar Statuen und Triumphinsignien erhielten, so dass ehrliche Leute, die deren gleichfalls gewürdigt wurden, die Ehre ausschlugen, um nicht den Spionen dadurch gleichgestellt zu werden. Als Hoforden für Günstlinge, die kaum oder nie im Kriege gewesen waren, dauerte sie unter den folgenden Kaisern fort, bis Vespasian mit der Ehre der römischen Waffen auch die der Triumphinsignien in ihr ursprüngliches Recht wieder einsetzte. Nachdem sie unter Domitian abermals an Menschen verschleudert worden waren, die niemals Pulver oder wenigstens Schlachtenstaub gerochen, wurden sie durch Trajan von Neuem ehrlich gemacht, jetzt aber als Staatsorden, sofern sie nicht bloss ausgezeichneten Kriegern, sondern allen Consuln bei feierlichen Aufzügen ertheilt wurden. Viri triumphales sind von da an Solche, denen eine Statua inter Triumphales, d. h. bei den Bildsäulen der alten Triumphatoren, zuerkannt worden ist.

Das persönliche Triumphrecht des Kaisers wurde nach den hierin zurückhaltenden Regierungen August's und Tiber's von den folgenden Juliern zur Lächerlichkeit gemacht. Bekannt ist, wie Caligula nach seinen Schandthaten in Gallien das Heer an den Ocean führte, in Schlachtordnung stellte, die Trompeten zum Angriff blasen liess, und dann Befehl gab, Muscheln zu sammeln, die als Siegesbeute beim Triumphe dienen sollten. Den Triumph scheint er jedoch aus Aerger über den Senat unterlassen zu haben. Einen regelrechten Triumph über Britannien feierte Claudius, der, von seinen beiden Schwiegersöhnen auf beiden Seiten unterstützt, seinem grossen Vorfahr nachahmend die capitolinischen Stufen« auf den Knieen erkletterte. Der »Triumph«, den er seinen britannischen Legaten Plautius halten liess, war eine blosse Ovation. Einen in der römischen Geschichte unerhörten Triumph hielt Nero nach der Kunstreise, die er mit seinen 5000 Claqueurs durch Griechenland gemacht, nicht als Feldherr, sondern als Sieger in den griechischen Festspielen. Er liess, wie es die griechische Sitte für den Hieroniken verlangt, einen Theil der Stadtmauer und der Thore zu seinem Einzuge abbrechen, fuhr aber, wie die alten Triumphatoren, durch Circus und Forum auf das Capitol, und bediente sich dabei der berühmten Quadriga, auf welcher August seine Siege gefeiert hatte, nur dass er einen begünstigten Kitharöden neben sich sitzen hatte. Volk und Senatoren begrüssten ihn zujauchzend als olympischen und pythischen Sieger, als Hercules, als Apoll, und liessen die »himmlische Stimme« hoch leben. Dafür beglückte er sie auch mit dieser kostbaren Stimme, denn er trat bei den nun folgenden Spielen nicht bloss als Circusrenner, sondern auch als Theatersänger auf, nachdem Einer aus dem Publicum sich unterwunden, ihm 250,000 Denare anzubieten, wenn er die Kithar zu spielen geruhe. Der hohe Künstler hatte die Gnade, die Leistung gratis zu gewähren, liess aber nachher durch seinen Tigellinus das gebotene Honorar in der Stille unter Androhung des Todes eincassiren. In Ehren triumphirte Vespasian nach der Eroberung Jerusalems; vgl. die Münze Taf. XI b, 2, deren Andeutung, dass der Triumph durch Senatsconsult verwilligt wurde, das Verhältniss des Kaisers zu dieser Körperschaft bezeichnet. Titus theilte übrigens den Triumph; er sass, zum Imperator ernannt, bei dem Vater auf dem Triumphwagen, während der jüngere Sohn Domitian denselben zu Pferde begleitete, mehr die Prätension als das Wesen des Triumphes in sich aufnehmend, den er dereinst sich nur in gefälschter Form erschleichen sollte. Von Romulus bis auf Vespasian werden 320 Triumphe gezählt, nachher noch etwa 30. Die Bedeutendsten unter diesen sind die Trajan's, der den Triumph wieder zu Ehren brachte, der Marc Aurel's und später der glänzende Triumph Aurelian's, welchen die grosse Zenobia und der Gegenkaiser Tetricus schmückten. Der letzte zu Rom, bei welchem es aber etwas filzig herging, wurde von Diocletian, der letzte überhaupt, wenn dies ein förmlicher Triumphzug war, von Belisar zu Konstantinopel gefeiert.

Eine Verewigung, die in der That einen Theil der römischen Triumphe bis auf unsere Zeit lebendig erhalten hat, bestand in eigenthümlichen Denkmälern verschiedener Form, die diesen Siegesfesten errichtet wurden. Die eine dieser Formen ist die Säule (Columna), die andere die Ehrenpforte oder der Bogen (Arcus). Der älteste Bogen war, wie sich von selbst versteht, die Triumphpforte, durch welche der Zug vom Marsfelde in die Stadt eintrat. Der Luxus, dem diese nicht genügte, führte noch ausserdem besondere Ehrenbogen auf, und zwar anfangs der Sieger sich selbst auf eigene Kosten. Als der Erste wird L. Stertinius genannt, der aus seiner spanischen Beute, die 50,000 Pfund Silber für den Staatsschatz abwarf, noch zwei Siegesbogen mit vergoldeten Statuen, einen auf dem Forum boarium und einen am Circus maximus, bauen konnte. Wenige Jahre darauf baute Scipio Africanus am capitolinischen Hügel einen, der mit sieben vergoldeten Statuen und zwei Pferdegebilden geschmückt war. Diese Bogen, deren Lage schon darauf hindeutet, dass sie bestimmt waren, dem durch die Stadt sich bewegenden Triumphzuge zu Durchgängen zu dienen, wurden unter der Kaiserzeit nicht bloss zu Rom, sondern auch in den Provinzen von der Unterthanenbeflissenheit den Kaisern und ihren Angehörigen für wirkliche oder erdichtete Siege, oder auch nach ihrem Tode zum Andenken und ohne Beziehung auf den Weg des Triumphes errichtet. So erhielt schon August Triumphbogen in Rom, Rimini, Susa und Aosta, von welchen die auswärtigen noch jetzt vorhanden sind, und unter den späteren Kaisern wurden sie ins Endlose vermehrt. Die Form dieser Ehrenbogen ist dieselbe die im Wesentlichen noch bis in neuere Zeiten gangbar war, nur prächtiger: ein freistehendes Portal, meist mit zwei Nebeneingängen, an den Façaden Säulen, Statuen, Reliefs, über dem Aufsatz Quadrigen, Reiterstatuen, Tropäen. Zu Rom allein waren in dem Jahrhundert nach der Völkerwanderung von diesen Bogen nicht weniger als 31 vorhanden, von denen jetzt noch fünf übrig sind, der des Drusus, der des Titus, des Septimius Sever, des Gallienus, des Konstantin. Auch in den ehemaligen Provinzen sind noch einige erhalten, wie in Benevent, Ancona, Nismes. Die Säule, in grösserem Masse errichtet, kommt zuerst als Denkmal des vorerwähnten duilischen Sieges über die Karthager vor. Als Gestell für die Statue diente sie, den Gefeierten hoch und immer höher über die Regionen der Sterblichkeit zu erheben; aber auch nachdem August, wie er sich rühmte, die Ziegelstadt, die er antraf, als Marmorstadt hinterlassen hatte, dauerte es noch geraume Zeit, bis die Säule zu der Höhe emporstieg, welche die Statue fast verschwinden macht, und mit ihrem Sculpturschmucke jenen Abschnitt der römischen Kunst bezeichnete, der in den Säulen Trajan's und Marc Aurel's noch jetzt vor Augen steht. Vorbilder dieser Bogen und Säulen mögen übrigens aus dem Orient im Durchgang durch die makedonisch-ägyptische Prachtperiode ihren Weg nach Rom gefunden haben, wie später die römische Kunst in ihrem Zerfall auf die orientalische zurückgewirkt hat.

Wir wenden uns nun zu denjenigen der so eben angeführten Denkmäler, die aus Anlass unserer beiden vorliegenden Tafeln ein näheres Eingehen verlangen.

## 1. Der Bogen des Titus.

(Tafel XI b, Fig. 1 a — c.)

Die wechselseitige Intoleranz, die das zähste aller Völker ausübte und gegen sich herausforderte, hatte die grösste aller antiken Tragödien, die Vernichtung der jüdischen Nation, auf die Weltbühne geführt. Die heilige Stadt, mit dem durch die Belagerung überraschten österlichen Volksgedränge überfüllt, unter monatelang fortgesetzten Kämpfen dem Hunger und dem Schwert erliegend, in den letzten Stunden noch felsenfest an die Ankunft des Messias glaubend, jedes Anerbieten der Schonung verschmähend, war Schritt für Schritt von den Römern erstürmt, die Brandfackel flog in den Tempel Jehova's, die Rache des Siegers raste durch das Allerheiligste und über die Stufen des grossen Opferaltars strömte das Blut der Erschlagenen, im Vorhof vor dem Thore opferten die Legionen ihren Heiligthümern, den Adlern, und riefen den Feldherrn jauchzend zum Imperator aus, der reichste Tempelschatz der Welt wurde davongeschleppt, während der Berg Moria aus den Wurzeln heraus zu brennen schien und die Priester sich von den Zinnen in die Flammen stürzten.

Ein Andenken dieses Tages ist der Bogen, der uns, in seinem Hauptthell erhalten, noch jetzt die alttestamentlichen Heiligthümer, den siebenarmigen goldenen Leuchter, den Tisch mit den Schaubroden, die Jubelposaunen vor Augen stellt, wie sie im Triumphzug der beiden Vespasiane zur Schau getragen und nebst andern Schätzen zu Rom aufbewahrt wurden, bis die Vandalen den Leuchter nach Afrika entführten, von wo ihn später Belisar nach Konstantinopel brachte. Der Bogen wurde nicht gleich nach dem Triumphe, sondern erst unter der Regierung des Titus, und zwar, wie eine jetzt nicht mehr vorhandene Inschrift erzählte, in seinem letzten Jahre decretirt. Vollendet aber wurde das Werk erst, nachdem der Adler die Seele des consecrirten Kaisers symbolisch aus den Flammen gen Himmel getragen hatte; dies erhellt aus der im Bogengewölbe dargestellten Apotheose und aus der erhaltenen zweiten Inschrift: »Senatus Populusque Romanus Divo Tito Divi Vespasiani F. Vespasiano Augusto«. Der Bogen hatte in den fast ganz zerstörten Seitengebäuden keine Eingänge, sondern länglich viereckige Fenster. Die Reliefs vom Fries des Säulengebälkes, die auf unserer Tafel abgebildet sind, enthalten den zur Pompa triumphalis gehörigen Opferzug: Stiere mit Infuln um die Hörner und breiten Binden über den Rücken, von Opferschlächtern geführt, von Priestern und Opferdienern mit Gefässen begleitet, dazwischen Soldaten mit Feldzeichen und Schilden, sonst in Friedenstracht. Nach dem früher schon geschilderten Brauch wird auf einer Bahre der Flussgott des eroberten Landes getragen: es ist der Jordan. Die Reliefbilder an beiden Seitenwänden unter dem Bogen stellen einerseits den Kaiser auf dem Triumphwagen, von einer Roma geführt, von einer Victoria bekränzt, von Lictoren und Gefolge umgeben, andrerseits einen Theil des durch die Triumphpforte schreitenden Zuges dar, welcher die salomonischen Tempelgeräthschaften auf Bahren trägt. Beide Bilder nebst der Apotheose sind schon früher in Weisser's Bilderatlas der Weltgeschichte Tafel 22 b, Fig. 26, 27 und 28 (II. Auflage, Tafel 43, Fig. 26, 27, 28) gegeben worden.

Es ist ein Wunder, dass dieser Bilderschmuck, obwohl vielfach sehr beschädigt, die Stürme der Zeit überdauert hat. Der Titusbogen musste sich im Mittelalter bequemen, als Burgthor an einem Castell zu dienen, das die Frangipani neben ihm errichteten und so fest mit ihm verbanden, dass, als man diese Fortificationen wegnehmen wollte, der Bogen selbst zu sinken begann und neu gefestigt werden musste.

## 2. Die Trajanssäule.

(Tafel XI a, Figur 3 ff.)

Die Monarchie war eine Nothwendigkeit und mit dem Aussterben der Familie des Usurpators eine schuldlose Institution geworden, die, dem Tüchtigsten übertragen, vom ganzen Reiche nur noch als Wohlthat begrüsst werden konnte. In diesem Sinne hatten die beiden ersten Flavier das Erbe der Cäsaren angetreten, und in diesem Sinne handelte der greise Nerva, als er auf dem Capitol die feierliche Erklärung gab: »Zum Glück, wie ich hoffe, für den Senat, für das römische Volk und für mich nehme ich den Marcus Ulpius Nerva Trajanus zum Sohne an«. Ein Staatsoberhaupt mit den bürgerlichen Formen eines republicanischen Präsidenten, die Freiheit des geringsten Mannes achtend und schirmend, Soldat und Staatsmann im besten Sinn dieser vielbedeutenden Ausdrücke, die Ehre des Reiches nach aussen kräftig verfechtend, eben so kräftig die Verwaltung im Innern handhabend, die auf den Staat angewiesene, weil in den Händen eines blossen Publicums stets verrathene Kunst und Wissenschaft congenial oder wenigstens gewissenhaft pflegend, durch die Verfassung an eine trotz namenloser Entwürdigungen immer noch altansehnliche und aufschwungsfähige Reichsrathskörperschaft, den Senat, gebunden, mit den Augen und Händen der erprobtesten Einsichten und Kräfte der Zeit die Geschäfte leitend, die unverfälschte öffentliche Meinung als Richtschnur des Handelns erforschend, erster Diener des Staats in der wahrsten Bedeutung des Worts — gewiss, diese Staatsform wäre allen andern vorzuziehen, wenn sie nicht auf zwei Augen stünde, wenn bei der Adoption des Nachfolgers das Familienherz vor dem Staatswohl schwiege, und wenn auch dann die menschliche Weisheit sicher wäre, in der Beurtheilung des Erkornen keinen Missgriff zu thun. Jedenfalls ist die von Trajan heraufgeführte, unter den nächsten Regierungen mehr oder minder treu fortvererbte, unter Hadrian in Bildung hoch gesteigerte Epoche eine der seltensten in der Geschichte der Menschheit, die, wenn sie die Kraft der Dauer in sich getragen hätte, den Fortschritt bis zu der Stufe, zu der wir fast zwei Jahrtausende gebraucht haben, in wenigen Jahrhunderten fördern zu können schien.

Auch die Kunst hatte an jenem Aufleben einer neugeordneten Welt ihren Theil, erst eine eigenthümlich römische Kunst, und dann noch eine wiedergeborne griechische, die freilich mit kurzer Blüthe den schönen Abend krönen sollte. Die erstere, die allein bei dem vorliegenden Gegenstande zur Sprache kommen kann, darf allerdings auf den Namen Kunst keinen Anspruch machen, da sie eine Illustration ist, dergleichen wir in den Kriegs- und Schlachtbildern des Harpagosdenkmals kennen gelernt haben; aber sie ist eine vollendete Technik, die in ihrer Naturwahrheit, vornehmlich in der bewundernswürdigen Lebendigkeit und charakteristischen Mannigfaltigkeit der Köpfe, in ihrem Compositionsreichthum und der wohl überlegten Vermeidung fast unvermeidlicher Wiederholungen des immer gleichen Stoffes künstlerische Verdienste hat, und nebenbei einen unschätzbaren historischen Werth geltend macht, indem sie in ihren zahllosen Darstellungen, besser als irgend ein Buch, eine vollständige Anschauung des Kriegswesens und der Kriegführung, besonders auch der aus blossen Wortbeschreibungen so schwer erkennbaren Tracht, in allen einzelnen Theilen gibt, so dass wir nicht bloss die römischen Legionen, Waffen und Feldzeichen wie eines der kriegerischen Schauspiele unserer Gegenwart über die Scene gehen sehen, sondern auch von der gar nicht verächtlichen Culturstufe der sogenannten Barbaren zum Theil eine deutlichere Vorstellung gewinnen.

Unter Trajan stand diese Art der Kunst am höchsten. Nachdem die Kaiserpolitik das Forum Romanum, den Platz der alten Freiheit, durch Prachtgebäude immer mehr einzuengen und neben ihm noch andere, nach dem Namen der kaiserlichen Urheber benannte, gleichfalls mit grossen Rahmen umzogene Fora zu errichten, schon von Cäsar und August den Nachfolgern überliefert worden war, baute Trajan, unter wetteifernder Theilnahme des Senats, das prachtvollste von allen diesen, das Forum Trajanum. Baumeister war der berühmte Apollodor, der nachher der Künstlereifersucht Hadrian's zum Opfer fiel. Hier lag die mächtige Basilika mit dem Namen des Kaisers und die ebenfalls nach ihm genannte grosse ulpische Bibliothek, wozu nachher der ihm von Hadrian geweihte Tempel und eine Menge anderer Verschönerungen, so wie eine Sammlung von Statuen ausgezeichneter Männer kam. Ein Triumphbogen bildete den Eingang des Forums, und hinter der Basilika erhob sich die berühmte Marmorsäule, die, noch jetzt vorhanden, obgleich nicht mehr zugänglich, einst die Statue des Kaisers trug, und im Fussgestelle seine Asche barg. Ihre weitere Bestimmung war, die Höhe oder

Tiefe anzuzeigen, bis zu welcher, um den Raum zu diesem kolossalen Bauwesen zu schaffen, der Bergrücken zwischen dem Capitol und Quirinal abgetragen werden musste; daher auch die Inschrift: »Senatus Populusque Romanus Imp. Caesari Trajano etc. Ad declarandum quantae altitudinis mons et locus tantis operibus sit egestus«. Diese Höhe beträgt hundert Fuss und 17 für das Piedestal. Letzteres ist mit Flachreliefs geschmückt, die zu den schönsten Decorationsarbeiten alter und neuer Zeit gerechnet werden; es sind, ausser zwei Victorien, Tropäen aus den erbeuteten Waffen der Dacier. Der Schaft besteht aus 23 Marmortrommeln, die, sehr genau auf einander gefügt, ein spiralförmiges, nach oben der optischen Wirkung wegen breiter werdendes Band bilden, dessen Reliefs in 114 Bildern mit mehr als 2500 menschlichen Figuren den ganzen Verlauf des dacischen Krieges erzählen. Die einzelnen Compositionen sind durch dazwischenstehende Bäume von einander getrennt. Eine andere, jedoch nur zufällige Unterbrechung, die sich in den Abbildungen etwas wunderlich ausnimmt, besteht in den zahlreichen Fensterchen, die den Schaft der Säule begleiten, um dem Wendelstieg im Innern Licht zu geben; denn die Säule war bis vor nicht sehr langer Zeit (Göthe) von innen zu ersteigen und gewährte einen wundervollen Blick auf die Stadt, das Coliseo, das nahe gerückte Capitol und den Palatin dahinter. Jetzt ist der Zugang vermauert, weil man dem schadhaften Bauwerke Festigkeit geben musste.

Aus der kaum übersehbaren Masse der Bilder, die im Bemühen, die Fülle des Stoffes zu bewältigen, mitunter an Unklarheit der Darstellung leiden, Ausmärsche, Flussübergänge, Schifffahrten, Baumfällungen, Lager- und Castellbauten, Allocutionen, Opfer, Schlachten, Belagerungen, Erstürmungen, Anzündungen, Vorführungen von Gefangenen in verschiedenem Sinn, Unterwerfungsscenen, die wieder mit wilden Angriffen und Kämpfen abwechseln, bis zum Selbstmord des Decebalus, dessen Haupt ins römische Lager gebracht wird, und der Plünderung und Einäscherung der dacischen Städte, heben wir dasjenige hervor, was auf den beiden Tafeln wiedergegeben ist.

Tafel XI a, Figur [illegible]. Die tapfern, ohne Zweifel grossentheils germanischen Völkerschaften, die unter dem Namen des dacischen Bundes bekannt sind, — Jacob Grimm vermuthet Namensverwandtschaft zwischen Daken und Dänen — hatten die Schwächung des römischen Reiches nach dem Ausgang des julischen Hauses benützt, um sich in den Landen an der untern Donau festzusetzen, die in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts durch den russisch-türkischen Kampf die Augen Europa's auf sich gezogen haben und auch jetzt wieder in den Vortrab der orientalischen Frage einrücken zu wollen scheinen. Durch Vespasian's Legaten beschränkt, hatten sie nachmals die Römer so zu Paaren getrieben, dass Domitian — »Dominus et Deus noster« — von ihrem grossen Führer Decebalus den Frieden mit einem schimpflichen Tribut erkaufen musste, der ihn nicht hinderte, in Rom zu triumphiren. Trajan brach den Frieden durch Einstellung des Tributs, und da hierauf sofort von der Gegenseite Feindseligkeiten begannen, so begab er sich auf den Kriegsschauplatz und ging über die Donau, um die angeblichen Brigandenzüge durch Thaten, die in der civilisatorisch herrschenden Sprache jederzeit durch vornehmere Ausdrücke bezeichnet worden sind, zu überbieten. Diesen Flussübergang vergegenwärtigt das vorliegende Bild. Zur Linken, auf der Abbildung nicht sichtbar, streckt der Flussgott sein schilfbekränztes Haupt aus seiner Grotte und schaut, eine gewaltige Wassermasse versendend, gleichwie staunend dem Unternehmen zu. Der Ausmarsch geschieht auf Schiffbrücken, voraus ein höherer Offizier, dem der Adler, das Vexillum und die andern Signa folgen. Die Soldaten gehen baarhaupt, den Helm über die Schulter gehängt, das Gepäck mit Mundvorrath (Zwieback, Käse, Salzfleisch), Trink- und Kochgeschirr in der schon erwähnten marianischen Weise auf der Lanze tragend, das ernste Gesicht voll gelassenen Selbstbewusstseins, als ob Jeder den künftigen Imperator in sich fühlte, nebst einem gewissen Normalausdruck, dessen Gemeinsamkeit das treffliche Zusammenhalten des Gesammtkörpers, der auf diesen Männern beruht, verkündigt. Der Kaiser mit dem Generalstab (Fig. 7) ist schon voraus und befindet sich auf der Bühne (Suggestus, Tribunal), vor welcher die stattlich geschmückten Rosse ihrer Reiter harren. Diese sind zum Kriegsrath versammelt, wobei der Kaiser den ihm in Rang und Tracht nächsten Offizieren (Legaten oder Präfecten) den Sitz bei sich eingeräumt hat. Sein Alter Ego geniesst sogar die Ehre des curulischen Stuhles neben dem Kaiser, nur dass er zur Linken sitzt. Costümgeschichtlich ist Trajan als der letzte rasirte Kaiser dieser Periode zu bemerken, dessen Sitte, wie die Bilder zeigen, noch von der hohen Generalität getheilt wird, während im Heere bis zu den Offizieren hinauf bereits der Vollbart durchgedrungen ist, mit guter Aussicht, bald auch den Widerstand der höchsten und gebildetsten Kreise zu überwinden.

Figur 3 und 4 stellen spätere Scenen aus dem Feldzuge dar, einen Uebergang über einen kleineren Fluss, wobei der Soldat, wo das Wasser tiefer ist, den Schild als Waffen- und Kleiderbehälter auf dem Kopfe trägt, und eine Lagerscene. Der Kaiser sendet Kundschafter aus, die mit sehr resoluter Bewegung abmarschiren. Prätorianer oder wenigstens durch Wehrgehänge ausgezeichnete Soldaten stehen Schildwache und bemühen sich, durch die Gebärde der Attention, die ziemlich mittelalterlich aussieht, des in sie gesetzten Vertrauens würdig zu erscheinen. Das Lager ist an einem Flusse aufgeschlagen, wo man bequem Wasser holen kann. Das Gitterwerk am Flusse soll eine Brücke bedeuten, wobei es artig zu sehen ist, wie diese Kunst in all ihrem Realismus wegen der Beschränktheit des Raumes und der Menge der anzudeutenden Gegenstände zu symbolischen Darstellungsmitteln zu greifen genöthigt war. Eines derselben haben wir auch beim Donauübergange kennen gelernt, wo die Schiffbrücke mitten im Strome endigt. Angesichts solcher Symbolik, deren Verwendung auch zu rein technischen Abbreviaturen nahe genug lag, sollte man bei Betrachtung jenes vielbestrittenen Flusses der Peutingerschen Tafel kaum im Zweifel sein können, dass ein Fluss, an welchem oben Rottenburg (Samulocenae-Solicinium) und unten Regensburg (Reginum) liegt, eben nichts anderes als eine symbolische Combination des Oberneckar- und Donaugebiets vorstellen kann.

Figur 8—10. Lagerarbeiten, welche der Kaiser in Person, von seiner Generalität gefolgt, befeuert. Abermals eine Brücke, die indessen auch eine Fortsetzung der vorhergehenden sein könnte, da der Fluss der gleiche ist. Das Lager steigt rasch aus dem Boden, wobei der Künstler sich den sinnreichen Spass gemacht hat, die Bäume, welche die Bilder trennen sollen, zugleich zum Fällen zu benützen. Innerhalb sieht man die Fourrage, in Spitzschuppenform compact aufgeschichtet. Wieder eine Brücke. Ein Spion mit auf den Rücken gebundenen Händen wird vor den (in der Abbildung nicht sichtbaren) Kaiser gebracht, dessen Miene, wie die des neben ihm stehenden Legaten, Unheil verkündigt. Ueber einen lebhaften Fluss wird eine Brücke von höherer Construction geschlagen. Zum Zimmerwerk gesellt sich die Maurerarbeit; man sieht, wie Kalk oder Sand, oder beides, in Körben aus der Grube geschafft wird, um die herbeigetragenen behauenen Steine zu festigen. Alles das gehört zum Soldatenhandwerk, und bei jedem

Fache ist der Kaiser als Obermeister zugegen. Auf dem letzten (dem späteren Feldzuge angehörigen) Bilde führt der Soldat ausserhalb des fertigen Lagers die Pferde auf die Weide, schneidet was er nicht gesäet hat, und bringt den Ertrag des Feindeslandes in Garben nach dem Lager.

Figur **11**. Ueberfall aus einer dacischen Befestigung, welchen die trajanischen Truppen, in der Mitte die Römer, auf den Flügeln die Bogenschützen und Schleuderer von den Hülfstruppen, zurückschlagen, worauf sich der Feind wieder in sein Pfahlwerk wirft, das hernach erobert wird.

Figur **18** ist dem zweiten Feldzuge entnommen, der an ergreifenden und tragischen Scenen reicher ist, als der erste. Man sieht in dem Bilde dacische Landleute, die den Kaiser um Gnade anflehen; da aber die Scene die erste bei der Ankunft am Kriegsschauplatze ist, eine solche Unterwerfung also als verfrüht und gefährlich angesehen werden müsste, so dürften die älteren Erklärer Recht haben, welche in dem mit Weib und Kind herbeieilenden Volke, das weiterhin mit dem Kaiser durch ein Thor einzieht und bei seinem Opfer gegenwärtig ist, die Jazygen erblicken, die damals von den Daciern beeinträchtigt waren und daher die Römer als Freunde und Retter begrüssten. Ihr Vertrauen wurde übrigens zu Schanden, denn Trajan gab ihnen die von Decebalus geraubten Besitzungen nicht zurück, was Marc Aurel hernach entgelten musste.

Figur **20**. Sarmatische Reiter, Verbündete der Dacier, ausgezeichnet durch ihre Nationalwaffentracht — Mann und Ross von Kopf zu Fuss im Schuppenpanzer — werden von römischer Reiterei in die Flucht geschlagen. Nach der Sitte dieser Schützenvölker schiesst Einer noch einmal rückwärts gewendet den Bogen ab.

Tafel XI a, Figur **8** und **17**. Hier Angriff der Dacier auf römische, dort der Römer auf dacische Verschanzungen. Die Dacier kämpfen mit krummen Säbeln, von ihren Mauern herab wehren sie sich mit Pfeilen und schweren Steinen. Eine Reihe solcher Sturmscenen schliesst sich im zweiten Feldzuge an einander, bis zu dem Schauerbilde, auf welchem die Dacier verzweiflungsvoll den Giftbecher trinken und sterbend über einander stürzen.

Figur **15**, zum ersten Feldzuge gehörig, ist eines der besten und berühmtesten Bilder der Trajanssäule, daher es häufig in Abbildungen angetroffen wird. Die älteren Erklärer haben es in eine Anzahl einzelner, einander fremder Handlungen, wie sie allerdings in diesen Reliefs ziemlich vorherrschen, zersplittert; die neueren aber nehmen, mit mehr Recht, das ganze Hauptbild zwischen den beiden Baumstämmen als Eine Composition. Ein römisches Castell an einem der bedeutenderen Ströme, also Donau oder Theiss, wird von Daciern zu Fuss und von sarmatischer Reiterei in ihren Schuppenpanzern angegriffen. Der Sturmbock zeigt, dass die Barbaren im Kriegswesen nicht ganz zurückgeblieben sind. Aber ihre Reiterei, die über den Fluss zu dem Fussvolk zu stossen sucht, hat verzweifelt, und zum Theil, wie es scheint, rettungslos, mit der Wuth der Wellen zu kämpfen. Ihre Freunde, bei welchen man die drachenartigen Feldzeichen der Dacier erblickt, brechen theils in Klagen aus, theils suchen sie die Versinkenden ans Ufer zu ziehen. Also ein grösseres Stück Handlung mit dramatischem Ineinandergreifen, was man freilich von wenigen dieser Bilder und, genau genommen, auch von diesem nicht völlig rühmen kann. — Ein von diesem abgegrenztes Bild ist das zur Linken des ersten Baumstamms. Der Römer ist siegreich eingedrungen, Menschen und Vieh liegen erschlagen umher, die Brandfackeln wehen durch das Land, da wenden sich die Frauen mit ihren Kindern flehend an den Kaiser, der den schon nach ihnen greifenden Händen der Soldaten Einhalt thut.

Drei andere Bilder aus diesen Reliefs, ein Opfer, eine der vielen Allocutionen, in deren unermüdlicher Wiederholung der Künstler oder vielleicht der Besteller sich gefallen hat, und die Unterwerfung des Decebalus am Ende des ersten Feldzuges, sind in Weisser's Bilderatlas der Weltgeschichte Tafel 23 a (II. Aufl. Tafel 44), Figur 7, 8 und 9 gegeben worden.

Zu der Erhaltung der Trajanssäule hat ein merkwürdiger Umstand beigetragen. »Im Mittelalter« — sagt Platner in der »Beschreibung der Stadt Rom« — »war diese Säule einige Zeit im Besitze einer Kirche San Nicolò, die in ihrer Nähe stand und von ihr den Beinamen della Colonna Trajana führte. Im Jahr 1162 ertheilte sie der Senat mit der gedachten Kirche dem Kloster S. Ciriaco, und erliess zu gleicher Zeit ein Decret, in welchem bei Lebensstrafe verboten wurde, sie im mindesten zu beschädigen. Diese ausgezeichnete Sorgfalt für die Erhaltung dieses Monumentes, in einem Zeitalter, in dem man wenig Achtung für die Denkmäler des alten Rom zeigte, ist wahrscheinlich aus der im Mittelalter herrschenden Verehrung Trajan's zu erklären, den, wie man glaubte, Gregor der Grosse durch die Kraft seines Gebetes so lang wieder zum Leben rief, als ihm zu seiner Bekehrung nöthig war, durch welche er sich der Herrlichkeit des Paradieses erfreute; und vielleicht haben wir daher dieser Sage die gute Erhaltung dieses vorzüglichen Denkmals zu verdanken«.

An der Stelle der abgegangenen Statue des Kaisers hat bekanntlich Sixtus V. der Säule die bronzene Bildsäule des Apostelfürsten aufgesetzt.

## 3. Trajansbilder am Konstantinsbogen.

(Tafel XI a, Figur 15—18.)

Als nach Maxentius' Untergang der Senat dem Sieger Konstantin einen Triumphbogen decretirte, wurde derselbe mit so tumultuarischer Eile gebaut, dass man sich auf ähnliche Weise, nur in weit grösserem Masse des Entlehnens, behalf, wie schon in älteren Zeiten häufig geschehen war, wenn man einer Statue einen andern Kopf aufsetzte und einen andern Namen gab. Das Meiste und einzig Gute an diesem Bogen wurde von trajanischen Monumenten, das Beste wahrscheinlich vom Triumphbogen Trajan's genommen und dem neuen »Gründer der Ruhe«, dem jüngsten »Befreier der Stadt« inschriftlich zugeeignet, wozu die Uebereinstimmung des rasirten Kinns aufs glücklichste passte; denn Konstantin machte das Beispiel, mit welchem einzelne Kaiser vor ihm, wie Alexander Severus, Maximin, Decius, vorangegangen, wieder zur herrschenden Mode, die sich sodann, nachdem Julian der Apostat noch einmal den griechischen Philosophenbart hatte wachsen lassen, bis auf Romulus Augustulus erhielt.

Das günstige Schicksal, das dieser Bogen vor allen andern gehabt hat, ist auch seinen trajanischen Bestandtheilen zu Statten gekommen. Es sind erstens acht grosse Reliefs an den Fronten des Uebersatzes (Attika): Trajan's Triumpheinzug zu Fuss, nach dem ersten dacischen Kriege, Trajan mit zwei griechisch bebarteten Männern, deren einer vermuthlich der Baumeister Apollodor, vor der symbolisch dargestellten Via Appia, die er durch die pontinischen Sümpfe geführt, Trajan als Waisenvater, Audienz des Parthamasires von Armenien, Verleihung des parthischen

Königthums an Parthamaspates, Trajan, vor welchen zwei gefangene Dacier geführt werden, Allocution, Suovetaurilia; dann vor der Attika über den Säulen jene trefflichen kopflosen, im vorigen Jahrhundert wieder restaurirten Statuen gefangener Barbaren, deren Verstümmlung am jüngeren Lorenzo von Medici hängen geblieben ist; über den Seitenbogen zwischen den Säulen acht Medaillons mit anmuthig dargestellten Jagd- und Opferscenen aus dem Privatleben des Kaisers; endlich die vier grossen Reliefs, zwei an der schmalen Seite der Attika und zwei unter dem Haupteingang zu beiden Seiten, vier Marmorstücke, die als Bruchstücke eines Frieses und Theile Einer Composition angesprochen sind.

Dieses letztere Hauptbild, die grosse Dacierschlacht nach der Zusammensetzung von Rossini, ist es, was der Streifen Fig. 15—18 unserer Tafel bringt, nachdem das Mittelstück schon früher in grösserem Masstabe auf der vorhin bezeichneten Tafel mitgetheilt worden. Auf diesem sprengt der Kaiser als Hauptfigur mit dem Speer auf die Feinde ein, die ihm theils erliegen, theils um Gnade flehen. Hinter ihm tobt ein etwas verworrenes Reitergefecht, in welchem die Römer nach entgegengesetzten Seiten stürmen, was gleich den Hergängen auf der äussersten Rechten wohl nur so zu erklären ist, dass die Feinde von allen Seiten umringt in die Pfanne gehauen werden; denn die Reiter im Hintergrunde rechts tragen die gleichen Helmaufsätze, wie einer von denen, die dem Kaiser die abgehauenen Dacierköpfe entgegenstrecken, und wie die beiden, die auf der Linken unter den Römern auf die Dacier einreiten (vgl. die ähnlichen bei Figur 2.). Zur äussersten Linken, jedoch unzertrennlich mit dem Beginn des Schlachtbildes verbunden, ist die Triumphpompa des Kaisers dargestellt, der, von einer Victoria bekränzt, der vor ihm einhergehenden Roma die Weltkugel (aus welcher später der Reichsapfel wurde) reicht. Das Gewirre und die Uebermasse der Figuren gibt dem Bilde etwas Erdrückendes, aber die Schönheit der Formen, die Lebhaftigkeit der Bewegungen und das Ausdrucksvolle der Handlung, Vorzüge, durch welche die Reliefs der Säule grossentheils überboten sind, werden bei Beschauung dieser Gruppen immer zuletzt den Sieg davon tragen.

## 4. Marc Aurel's Säule.

(Tafel XI a, 5 etc.)

Sie trug den Namen »Antoninssäule«, wie sie früher gewöhnlich geheissen wurde, in so fern mit Recht, als sie das Andenken des zweiten der Antonine feiert, der aber unter dem Namen Marc Aurel bekannter ist. Mit Antoninus Pius, der eine Granitsäule ohne Reliefband erhielt, war eine glänzende Friedenszeit, wie nur je unsere moderne Welt eine erlebt hat, zu Grabe gegangen, und sein Nachfolger musste ein der Thatkraft des Friedens geweihtes Leben und einen von Studien halb aufgeriebenen Leib fast ganz der Thatkraft des Krieges opfern. Nachdem ihm der parthische Krieg einen nur durch tüchtige Anordnungen im Kriegsministerium verdienten Triumph gebracht, riefen ihn die furchtbaren Stürme, womit der germanisch-slavische Völkerbund die Grundfesten des Reichs erschütterte, persönlich auf den Kriegsschauplatz an der Donau, wo er sich in drei sauern Jahren reichlich den Triumph erkämpfte, den er nach der Rückkehr mit seinem Sohne Commodus hielt. Nach kurzer Ruhe musste er an die Donau zurück, und lieferte den Jazygen ein berühmtes Treffen auf dem gefrornen Flusse. In diese Zeit fällt auch die Quadenschlacht, deren sagenhaften Verlauf wir bereits berührt haben, und welcher wir in einem der Bilder sofort begegnen werden. Die Empörung des Avidius Cassius zwang ihn nach Syrien zu eilen, wo er zugleich die asiatischen Provinzen beruhigte und den Frieden mit den Parthern für einige Zeit befestigte. Zu abermaligem Triumphe nach Rom zurückgekehrt, entschuldigte er sich wehmüthig bei dem Volke, so dass er so viele Jahre ausserhalb Roms habe zubringen müssen. »Achte!« schreit Alles und zeigt es mit Fingern, wie es denn auch richtig war. Antoninus Philosophus aber verstand die Fingersprache besser, lächelte und sagte: »Die sollt ihr haben!« worauf er an Männiglich acht Goldstücke, andere grosse Wohlthaten ungerechnet, vertheilen liess. Nach zwei Jahren musste er, der das Blutvergiessen hasste, so dass die Gladiatoren vor ihm nur mit stumpfen Waffen kämpfen durften, abermals das Schwert gegen die Markomannen ziehen. Ein beträchtlicher Sieg belohnte seine Anstrengungen, aber ehe er dessen Früchte ernten konnte, nahm ihn der Tod aus dem Heerlager hinweg, in das ihn sein unfreundliches Geschick fast lebenslang gebannt gehalten, und bestätigte vollends den Trauerspielvers, den der Dulder in Krankheiten und andern Calamitäten gern im Munde geführt und der dann wieder dem Volkswitz bei vermeinten Missgriffen zur parodirenden Anwendung gedient hatte: »Das ist die Frucht des unglückseligen Krieges«.

Nach seinem Tode wurde ihm die Säule errichtet, von welcher der Platz Colonna den Namen führt. Sie ist im Wesentlichen der Trajanssäule nachgebildet, hat wie diese einen schneckenförmigen (aus 28 Marmortrommeln zusammengesetzten) Fries, im Innern eine Wendeltreppe (Cochlis), und auch die gleiche Höhe des Schaftes, nur dass das Postament viel höher ist, wodurch sie eine Gesammthöhe von 175 Fuss erhält. Die Höhe der Säule selbst ist, in Verbindung mit einer auf sie bezüglichen, im vorigen Jahrhundert gefundenen Inschrift, für die Bestimmung des römischen Längenmasses classisch geworden, indem die Angabe, dass sie 100 altrömische Fuss gemessen (»Columna centenaria Divi Marci«), neuerdings zur Meilenzählung der Via Appia benützt worden ist. Auch das Eigenthumsrecht des Kaisers Marcus auf die Säule ist durch diese Inschrift urkundlich sicher gestellt, wenn dies überhaupt nöthig wäre, da seine auf dem Spiralbande dargestellten Thaten von der Bedeutung der Säule hinreichendes Zeugniss geben.

Es sind Scenen aus dem Kriege, der die Hauptaufgabe seines Lebens war, und der nach dem Vorvolke des bekämpften Völkerbundes der markomannische heisst. Den Bildern der Trajanssäule nachgeahmt, zeigen diese Arbeiten die Kunst einer schon vom Sturm und Drang der beginnenden Zersetzungskämpfe ergriffenen Zeit in raschem Sinken, und ihr Werth liegt bloss noch im Stoffe, der viel historisch und ethnographisch Interessantes enthält. Einige dieser Bilder sind schon in der ersten Abtheilung unseres Werkes, Tafel 23 b (II. Aufl. Tafel 45), Figur 10—13, abgebildet worden, denen sich die folgenden hier anschliessen.

Tafel XI a, Figur 5. Der Kaiser steht mit seinem Heer an einem Flusse, und findet den Uebergang von den Feinden verwehrt, die jenseits schlagfertig hinter ihren Schilden liegen. Ein Offizier ist, während der Kaiser sich beräth, auf eine Anhöhe gesprungen, und parlamentirt von da nach dem Gegenufer, wo sich ein Führer der Barbaren zu gleichem Zwecke, lebhaft gesticulirend, hinter den Schilden emporgerichtet hat. Der fast komische Eindruck, den das Bild macht, kommt grösserentheils auf Rechnung des Zustandes, in dem es sich mit dem umgebenden Theil der Säule befindet. Dieselbe ist nämlich bei einer der vielen

Heimsuchungen, die über die ewige Stadt ergangen sind, hart vom Feuer mitgenommen und geschwärzt worden. Auch hat sie durch Blitzstreiche gelitten, daher Sixtus V. die weichenden Steinblöcke durch Klammern befestigen liess.

Figur **13**. Testudo. Diese Schlachtordnung soll einer kreisförmig zusammengeschlossenen, mit den Schilden nach oben und aussen gedeckten Truppe solche Mauerfestigkeit verliehen haben, dass Rosse und Wagen auf ihr umherfahren konnten. Besonders tauglich war sie für Sturmcolonnen, die als lebendige Mauer das hölzerne Schutzdach entbehren und einfach in der abgebildeten Weise oder eine Abtheilung auf dem Rücken der andern die feindliche Befestigung ersteigen konnten. Den Geist des Bildes bezeichnet die kindliche Präcision, mit welcher die auf den Schildkrötenpanzer vergebens herabgeschleuderten Wurfgeschosse, Schwerter, Steine, Wagenräder, Fackeln, brennende Töpfe, angegeben sind.

Figur **14**. Allocution. Der Kaiser steht mit seinen Generalstabsoffizieren, unter welchen man Pertinax, den nachmaligen Kaiser, suchen mag, auf dem Tribunal, das hier etwas improvisirt zu sein scheint, sonst aber wo möglich behufs dieser für den Soldaten so wichtigen Handlung sorgfältig aufgemauert wurde. Die Haltung Marc Aurel's ist sehr anspruchslos; in der Hand hält er einen kurzen Spiess. Cassius Dio erzählt, er sei so schwächlich gewesen, dass er vor einer solchen Allocution, selbst bei Nacht, immer habe bei Seite gehen müssen, um sich durch etwas Speise zu stärken; sonst übrigens sei seine Hauptnahrung in Theriak bestanden.

Tafel XI b, Figur **14**. Die wunderbare Quadenschlacht. Dieses Bild führt uns zu der bereits (aus Anlass der Fulminata, bei Tafel XI a, Figur 2) besprochenen Legende zurück, zu welcher es, da beiden der gleiche Fall zu Grunde liegt, ein theils historisches, theils mythologisches Gegenstück von grosser Merkwürdigkeit bildet. Hören wir über den Vorgang zunächst den so eben genannten Geschichtschreiber. »Die Markomannen und Jazygen«, sagt er, »unterwarf Marcus nach vielen blutigen Kämpfen und Gefahren. Hierauf brach ein gefährlicher Krieg gegen die Quaden aus, in welchem ihm durch sein gutes Glück oder vielmehr durch die Fügung der Gottheit ein wunderbarer Sieg zu Theil wurde. Da sie in der Schlacht in grosser Gefahr waren, errettete sie die Gottheit auf eine wundervolle Weise. Die Quaden hatten sich in einer Gegend in die Schlacht eingelassen, wo sie die Römer einschliessen konnten. Diese schlossen sich fest mit ihren Schilden an einander und kämpften aufs tapferste. Die Feinde liessen jetzt vom Kampfe ab, indem sie hofften, dass Hitze und Durst sie leicht ohne Anstrengung von ihrer Seite in ihre Hände liefern müsste. Sie hatten rings umher Alles verschanzt, damit sie nirgend woher Wasser bekommen könnten, denn sie waren ihnen auch an Zahl weit überlegen. Die Römer geriethen durch Anstrengung, Wunden, Sonne und Durst in die grösste Noth. Schon waren sie ausser Stand, den Kampf fortzusetzen oder sich zurückzuziehen, und mussten in der glühenden Sonnenhitze schmachtend in Reih und Glied stehen bleiben, da zogen sich plötzlich dichte Wolken zusammen und ergossen sich nicht ohne göttliche Schickung in einen reichlichen Regenstrom. Man erzählt auch, dass der ägyptische Magier Arnuphis, der sich in dem Gefolge des Marcus befand, unter andern Göttern auch den Luftgott Hermes beschworen und so diesen Regenguss herbeigeführt habe«. Bis hieher Dio. Nun unterbricht ihn der byzantinische Auszügler, der sich am Ende des 11. Jahrhunderts ein unleugbares Verdienst um ihn wie um die Nachwelt erworben hat. Diese griechischen Geschichtschreiber, sagt er, haben absichtlich die Wahrheit verhehlt, nicht der Magier Arnuphis sei es gewesen, vielmehr habe in der höchsten Noth jener Schlacht der Leibwachenoberst dem rathlosen Kaiser vorgestellt, dass die Christen durch Gebete Alles vermögen und dass er, der Oberst, eine ganze Brigade solcher Leute unter sich habe; darauf die Erlaubniss, ja Aufforderung des Kaisers, zu ihrem Gott zu beten (vgl. Jona 1, 5—6), dann das Wunder, und endlich die kaiserliche Ernennung der Legion zur »Wetterndene«. Aber auch bei Dio wird die Sache noch wunderhafter, als sie schon in seiner bisherigen Erzählung erscheint, denn Xiphilin gibt ihm, nachdem er seine Legende eingeschoben, wieder das Wort, wie folgt: »Dion erzählt weiter, die Römer haben beim ersten Ergiessen des Regens gen Himmel geblickt und ihn mit dem Munde aufgefangen; die Einen haben sodann ihre Schilde, die Andern ihre Helme untergehalten, und das Wasser nicht nur gierig geschlürft, sondern auch ihren Pferden zu trinken gegeben. Als die Feinde auf sie eindrangen, tranken und kämpften sie zugleich, und einige Verwundete schlürften das mit dem Wasser in die Helme rinnende Blut. Auch würde ihnen in diesem Augenblicke der Angriff der Feinde verderblich geworden sein, wenn nicht ein heftiger Hagel mit Blitzen Schlag auf Schlag die Feinde betroffen hätte. Nun sah man, wie zur selben Stelle Wasser und Feuer vom Himmel schoss. Während die Einen vom Regen erfrischt wurden und tranken, wurden die Andern vom Blitze erschlagen und starben. Zwar schlug das Feuer auch unter die Römer, erlosch aber im Augenblicke. Den Feinden half der Regen nichts, nährte vielmehr gleich dem Oele das Feuer. Es regnete bei ihnen und doch schmachteten sie nach Wasser. Die Einen verwundeten sich selbst, um mit dem Blute das Feuer zu löschen, Andere stürzten auf die Römer zu, um bei ihnen das rettende Wasser zu finden. Selbst Marcus hatte Mitleid mit ihnen; er aber wurde von den Soldaten zum siebenten Male als Imperator begrüsst«. Man sieht, wenn nicht der Byzantiner den ihm in diesem Punkte verhassten griechischen Geschichtschreiber zu seinem eigenen Zwecke mit einigen starken Zügen bereichert hat, so liegt schon bei Dio eine ganz ausgebildete Legende vor, nur keine christliche. Jedenfalls gehört der Magier Arnuphis ausschliesslich dem Dio zu, denn Xiphilin protestirt gegen diese Figur, und versichert, Marcus habe kein Gefallen an der Gesellschaft und den Gaukeleien der Magier gefunden; somit verbleibt der Erzählung des Dio, selbst wenn der Auszügler ein wenig gefärbt haben sollte, ein sagenhaftes Element, gleichwohl nicht ohne geschichtlichen Kern. Dio zählte beim Tode Marc Aurel's 25 Jahre, also muss die Schlacht, die noch völlig in den miterlebten Gesichtskreis des Geschichtschreibers fällt, wirklich von einem Naturereigniss begleitet gewesen sein, das schon der Mitwelt wunderbar erschien; und eben dies bezeugt auch das vorliegende Bild von der Säule Marc Aurel's, das gleichfalls aus einer Zeit stammt, in der die frische Erinnerung keine ganz aus der Luft gegriffene Sage zugelassen haben würde. Dasselbe führt ein mythisches Wesen auf, eine persönlich gestaltete wolkenbruchartige Naturgewalt, mit Windesschwingen und Wassergefieder, von welcher ein Regensturz mit entgegengesetzten Wirkungen ausgeht, und gleich auf den ersten Blick springt uns ein Zug in die Augen, der auch in Dio-Xiphilin's Erzählung lebhaft vorgetragen ist, nämlich dass die Römer ihren Theil vom Regen in ihren Schilden begierig auffangen. Zwar kommen auch auf der Trajanssäule mythische Erscheinungen über den geschichtlichen Hergängen schwebend vor, aber sie stehen nicht in so lebendigem Zusammenhange mit der Handlung, wie hier, wo das Bild überraschend mit dem geschichtschreiberischen Berichte

— fast wie spätere Heiligenbilder mit ihrer Heiligengeschichte — zusammenstimmt. Von den vernichtenden Blitzen zwar, die den Künstler etwa zur Darstellung hätten anreizen können, ist nichts zu erblicken, doch sieht man, wie der Wetterriese sich nach der einen Seite gütig, nach der andern zürnend erzeigt: wo die Ströme über die verhüllte linke Hand gerade herabstürzen, liegen Barbaren gewaltsam dahingeschmettert; wo sie, die Bewegung der rechten gleichsam schützenden und segnenden Hand fortsetzend, sich horizontal verbreiten und in sanftem Bogen niederfallen, da drängen sich auf römischer Seite Menschen und Thiere wohlgemuth der Erquickung entgegen. Obgleich es in der Art dieser Antoninsbilder liegt, dass die Figuren gerne zweck- und gedankenlos durch einander stehen oder laufen, dass Vorder- und Hintergrund ohne Halt auseinander fallen, wie man es kaum je an der Trajanssäule sieht, so ist doch auf dem gegenwärtigen Bilde das Ganze ziemlich zusammenschliessend um das Hauptereigniss gruppirt. Die linke Seite des Vordergrundes, auf welcher der Kaiser mit der Lanze in seiner Umgebung steht, scheint einen Kriegsrath vorzustellen, dem die Neuigkeit vorerst noch fremd ist, und auch die Schlacht im Hintergrunde, wo germanische Römerhülfstruppen gegen ihre Stammesgenossen kämpfen, ist unberührt davon; aber schon gegen die Mitte hin wendet sich im Hintergrunde Alles dem Wunder zu, und weiterhin werden auch die Statisten vorne aufmerksam, von welchen Einige nach hinten starren und Einer auf die Niedergestreckten zeigt. Rechts ist ein Theil der Feinde mit Weibern und Kindern in wehrloser Haltung dargestellt; und hinten erscheint der Kaiser noch einmal, wie ihn die bedrängten Niedergeschlagenen um Gnade anflehen. Die schrägen Gewitterstreifen, die hier zum Vorschein kommen, mögen etwa den Hagel bedeuten, der von der schroffen Seite des Dämons in die Feinde fährt, und der freilich nicht ausgiebiger dargestellt werden konnte, weil ihm der kaiserliche Doppelgänger hier ziemlich ungeschickt im Wege steht. Die sich in Regen auflösende Götter- oder Dämonengestalt, die mit dem Wunder in die Handlung tritt, hat in der Regel für den Jupiter pluvius gegolten; allein die kunstarchäologische Vorstellung von diesem Regengotte ist eben zumeist aus unserem Antoninsbilde entsprungen, während eine ephesisch-römische Münze aus der Zeit des Antoninus Pius existirt, die den Zeus hyetios ganz anders darstellt, nämlich in voller Gestalt thronend, so dass der Regen nur an ihm herniederfliesst. Da nun die Schwingen Attribut einer Windgottheit sind, so hat man bei dem Bilde an den Gewitter und Regen bringenden Südwind, den Notos-Auster, gedacht. Am Thurm der Winde zu Athen ist dieser zwar als geflügelter Jüngling mit einem umgestürzten Wasserkruge dahinschwebend dargestellt; seine Beschreibung bei Ovid jedoch, wie er von Jupiter ausgesendet wird, die Schrecken der Sündfluth zu eröffnen, klingt fast als ob sie dem Künstler bei gegenwärtiger Figur vorgeschwebt hätte:

> „Auf triefenden Schwingen enteilt er,
> Sein furchtbares Gesicht in pechschwarz Dunkel gehüllet,
> Schwer von Güssen der Bart, Fluth strömt von den grauenden Haaren,
> Nebel umlagern die Stirn, ihm fliessen Gefieder und Busen.
> Und wie in breiter Hand er die hängenden Wolken zerdrückte,
> Kracht der Donner, und dicht vom Aether stürzen die Güsse."

Nach der Zornseite hin entspricht der Dämon durchaus dieser Beschreibung, und wenn er auch auf der Gnadenseite den freundlichen Regengott vertritt, so passt er doch in seiner Gesammterscheinung besser zu dem Vorgange als der Jupiter Pluvius, »zumal« — sagt Welcker — »da M. Aurelius selbst in seinem Brief an den Senat äussert, dass er von den väterlichen Göttern vernachlässigt und nicht gehört sei«. Scharfsinnig setzt er hinzu: »Stellte der Künstler den Notus dar, so wich er dadurch der misslichen Antwort auf die Frage, welches Volkes oder Glaubens Gott das Gewitter gesandt habe, auf eine sehr zweckmässige Weise aus«. Die eben angeführte Aeusserung des Kaisers — die Originalstelle ist uns nicht zur Hand — klingt auffallend. Als ausgemachten geschichtlichen Kern des in Wort und Bild (nur dort mehr vulcanistisch, hier mehr neptunistisch) überlieferten Wunders wird man anzunehmen haben, dass während der Schlacht ein Gewitter ausbrach, das nicht, wie die Natur gewöhnlich thut, über Gerechte und Ungerechte gleichmässig erging, sondern vorherrschend seinen Segen auf die Römer und sein Unheil auf die Feinde entlud. Aehnliches ist auch in andern Schlachten vorgekommen, ohne dass man es für besonders übernatürlich hielt; andrerseits ist es kein Wunder, dass die Römer, je grösser ihre Noth vorher gewesen, desto fester an ein Wunder glaubten. Wenn nun den Worten des Kaisers die Betonung beizulegen ist, dass die väterlichen Götter ihn im Stich gelassen haben, so war freilich der Frage, wer geholfen habe, nicht erst für die fortwuchernde Sage, sondern für die handelnden Personen selbst schon auf dem Wahlplatze, Thür und Thor geöffnet. Wie dem sei, in der Zeit, von der wir reden, war der grosse Wettlauf der Religionsculte aus allen Theilen des Reiches im vollsten Gange. Die ägyptischen, die nachmals am längsten und hartnäckigsten mit dem Christenthume rangen, waren damals oben auf, und es ist daher natürlich, dass zunächst ein Arnuphis das Verdienst des Hermes oder Pluvius oder Notus an sich reissen konnte, wie es gleichfalls natürlich ist, dass später dieses Verdienst dem Aegypter wieder genommen und dem christlichen Wunderschatze angeeignet wurde.

Die Antoninssäule muss schon im Mittelalter stark von Pilgern besucht gewesen sein, die ein Eintrittsgeld bezahlten, denn sie war mehrere Jahrhunderte an ein Kloster verpachtet. An die Stelle Marc Aurel's, dessen Statue auf ihr stand, hat Sixtus V. den Apostel Paulus gestellt, so dass die beiden besten Kaiser Roms die beiden vornehmsten Apostel als Erben hinterlassen haben. Die Aussicht vom Altan dieser Säule entschädigt für den verschlossenen Zugang zur Trajanssäule. »Nirgends«, sagt Emil Braun, »tritt uns der Pincio, der Gartenhügel der Alten, der Quirinal, das Capitol so deutlich entgegen als hier. Das Treppengebäude des aurelianischen Sonnentempels und die Lage des Jupitertempels auf Araceli stellen sich uns namentlich wahrhaft majestätisch gegenüber. Vor allem aber imponirt die neuere Stadt durch die zahlreichen Kuppeln — die alle geschlagen werden durch Michel Angelo's Riesengebilde, durch dies grösste und schönste aller Domgewölbe, welches vielleicht an keiner andern Stelle seine unerreichbare Grösse so zur Schau trägt wie gerade hier«.

## 5. Der Bogen des Septimius Severus.

(Tafel XI b, Figur 4.)

Die Jahrhunderte der römischen Kaisergeschichte bieten die wiederkehrende und sich leicht dem Gedächtniss einprägende Erscheinung, dass jedesmal gegen den Schluss des Jahrhunderts das wankende Reich durch hervorragendere Persönlichkeiten, durch Theodosius freilich nur noch unzulänglich, neu befestigt wird, und die beiden ersten Jahrhunderte nehmen einen fast buchstäblich ähnlichen Endverlauf, indem nach den guten Regierungen der Vespasiane und der schlechten des Domitian die Wiederhersteller Nerva und Trajan, nach den Regierungen der Antonine und des Commodus die strengen Aerzte Pertinax und Septimius Severus in die Lücke treten. Die Aehnlichkeit beschränkt sich indessen auf das Aeusserliche, denn die Zeiten waren vom zweiten gegen das dritte Jahrhundert hin so anders geworden, dass der zeitgenössische Geschichtschreiber beim Tode Marc Aurel's seinen Abschnitt mit den Worten schliesst: »Und von der goldenen Zeit des römischen Kaiserthums sinkt die Geschichte des Römervolkes und meine Erzählung nun in die eiserne und rostige herab«. Wenn die Worte wahr sind, die Septimius zu seinen Söhnen gesprochen haben soll: »Vertraget euch mit einander, bereichert die Soldaten und fraget weiter nach Niemand«, so lässt sich der Charakter seiner Regierung nicht kürzer bezeichnen. Zwar wird von ihm gerühmt, dass er in der Verwaltung und Rechtspflege eine wenn auch rauhe und irregeleitete Rechtschaffenheit gezeigt habe; aber die Regierungsthätigkeit jener Zeiten musste vornehmlich nach aussen gerichtet sein, um den stets gegen das Reich anwogenden Völkerocean zurückzudämmen. Für die Geschichte des Kriegswesens ist es vielsagend, dass man zu dieser Zeit, um dem Anstürmen der Barbarenheere einen festeren Körper entgegenzusetzen, wieder zu der verlassenen Form der Phalanx zurückkehren musste. Ein noch sichereres Mittel für den Augenblick war die Aufnahme jener bildungsfähigen und schon längst nicht mehr so gar ungebildeten Völker ins römische Heer, die sie freilich für die Zukunft mit den Waffen versah, womit sie dem Reich ein Ende machten, — nicht sowohl weil sie es zerstören wollten, als weil es ihnen, wie Kindern, die sich um ein kostbares Spielzeug raufen, in den Händen zerbrach.

Eine Zeit in solcher Verfassung sieht keine Kunst gedeihen. Vorerst erhalten sich die alten Gilden noch und haben Beschäftigung vollauf, aber mit der schwindenden Bildung des Jahrhunderts ist auch aus der Kunst die Seele entschwunden, und dem Soldatengeschmacke des Bestellers gemäss wird in der hergebrachten Manier immer handwerksmässiger fortgearbeitet, wie die Bilder am Bogen des Severus zeigen, die eben so arm in der Darstellung als überreich in Ueberladung sind. Der auf unserer Tafel abgebildete Triumphzug ist nur einer von vieren, die sich an diesem Bogen befinden und einander wie ein Ei dem andern gleichen.

Dass die Darstellungen der so beliebten gefangenen Barbaren bei diesem Kunstzweige immer handgreiflicher werden, und dass sie sowohl am gegenwärtigen als an einem kleineren Bogen Sever's keineswegs gespart sind, versteht sich von selbst. Da nun die Gefangenen von Fig. 6, falls man sich auf die Abbildung verlassen darf, ganz im gleichen Geschmacke gearbeitet sind, so wird das Sarkophagrelief, dem sie angehören, derselben Zeit zuzuschreiben sein.

Auch dieser Bogen war im Mittelalter eine Festung. Später stieg die Verschüttung bis zur Wölbung des mittleren Bogens, und ein Töpfer hatte seine Werkstätte in ihm aufgeschlagen, als man im Jahre 1803 an seine Ausgrabung und Wiederherstellung ging.

## 6. Konstantinsbogen.

(Tafel XI a, 19. Tafel XI b, 3.)

Wie es mit Kunstsinn und Kunstbetrieb in dem so eben geschilderten Zeitabschnitte immerhin noch bewandt gewesen, geht wohl am anschaulichsten aus dem Nachfolgenden hervor.

Damals trieb ein Räuber in Italien sein Wesen, Bulla Felix, ein echtes Vorbild jener Räuberhelden, die im vorigen Jahrhundert unsere gebildeten Leser und Leserinnen zu ihren Mitverschwornen hatten. Er sammelte eine Bande von 600 Räubern um sich und plünderte im Angesichte der kaiserlichen Regierung und des Heeres zwei Jahre lang ganz Italien. Zahlreiche Truppenabtheilungen wurden gegen ihn aufgeboten, aber sein Geld und seine Schlauheit öffneten ihm immer wieder freie Bahn. Lagen Leute von seiner Bande irgendwo gefangen, so kleidete er sich als Statthalter der Landschaft und reclamirte sie angeblich zu der Venatio zu der sie schon verurtheilt waren. Einen Centurio, der ihn aufheben sollte, lockte er unter dem Versprechen, ihm den grossen Räuberhauptmann auszuliefern, in ein Waldthal, erschien dort plötzlich in Feldherrntracht vor ihm, liess ihn greifen, ihm die Haare abscheeren, und schickte ihn mit einem beissenden Auftrage an die Regierung zurück. Es ist nicht der Ort, den Roman dieses Rinaldo Rinaldini bis zu dem Augenblicke, wo er den Bestien vorgeworfen wurde, zu Ende zu führen; nur zur Bezeichnung der innern Zustände sei beiläufig bemerkt, dass der Roman unter dem kräftigen Septimius spielte, der sich vor Wuth kaum zu fassen wusste und den Banditen zuletzt nicht einmal durch offene Gewalt in seine Hände bekam.

Dieser Räuber nun, der immer über den Zug der Reisenden und ihre Verhältnisse genau unterrichtet war, pflegte ihnen einen Theil ihrer Baarschaft abzunehmen, worauf er sie sogleich wieder freiliess, mit Ausnahme der Künstler, die er eine Zeit lang bei sich behielt und mit reichen Geschenken, nachdem er sich ihrer Dienste bedient hatte, wieder entliess. Zu jener Zeit also waren die Künstler, obgleich die Kunst von ihrer Höhe gesunken war, immer noch gesucht, sie fanden nicht bloss in Rom Beschäftigung, sondern konnten mit Aussicht, wie einst, als Pompeji neu gebaut wurde, auch in die Provinzen reisen. Ja, selbst ein gebildeter Räuber beehrte sie mit seinen Aufträgen, und wer steht dafür, ob nicht ein und der andere verkannte Künstler absichtlich den Weg eingeschlagen hat, um sich von einem solchen Kenner fangen zu lassen?

Wenn nun während jenes dritten Jahrhunderts nicht bloss die Kunst, sondern auch die handwerksmässig tüchtige Kunstfertigkeit so reissend schnell verfiel, dass zu Anfang des vierten fast keine Spur mehr von ihr übrig ist, so kann die Ursache dieser Erscheinung doch wohl nur darin gesucht werden, dass in der steigenden Noth der Zeit, im Waffenlärm aussen und innen die Bestellungen und Belohnungen — nicht bloss von Seiten der bildungslosen Soldaten- und Bauernkaiser, sondern auch von Seiten der gebildeten aber verarmenden Privatleute — zusammenschrumpften und mit dem Vertrocknen dieser Quellen auch die Arbeitskräfte versiegten. Denn als Konstantin die von Diocletian wiederhergestellten Zügel des Reiches in seine starke Faust bekam, da fehlte es weder an Geld noch an Prachtliebe, um in der alten Weise sich verherrlichen zu lassen, aber die Künstler waren ausgestorben, und nicht bloss die Eile, mit welcher der Triumphbogen gebaut wurde, sondern auch die Kunstarmuth zwang zu dem Auskunftsmittel, die Vergangenheit zu bestehlen. Diese Vergangenheit stand niederbeugend über ihren Erben. Wohl werden sich die Aelteren unserer Generation noch der Zeit erinnern, da unsere mittelalterlichen Münster und Kunstwerke von dem lebenden Geschlechte für geschmacklos gehalten wurden, das sich auf solche Art des Eindrucks der Grösse entschlagen konnte, weil in der That der Geschmack nach andern Formen strebte. Damals aber war es nicht so, der Geschmack war der alten Formen nicht entwöhnt, die verfallene Kunst arbeitete, wenn auch noch so barbarisch, im gleichen Style fort, und vernichtend drückte dieses Unvermögen auf ein Geschlecht, das in einem Walde von riesigen Kunstherrlichkeiten lebte, in einem Walde, der so unermesslich war, dass nicht bloss die Völkerwanderung, die ihm am wenigsten geschadet hat, sondern die viel zerstörenderen Stürme der folgenden Zeiten ihn nicht völlig ausrotten konnten.

Was der Bogen Konstantins ausser den Trajansbildern von Kunstwerken aus der Konstantinischen Zeit enthält, ist nicht der Rede werth, und es bedarf daher nur noch der Bemerkung, dass die beiden Abbildungen — Tafel XI a, Figur 19, Niederlage der Prätorianer unter Maxentius, und Tafel XI b, Figur 3, Triumphzug Konstantins — die Originale weit übertreffen.

Bilderquellen: Tab. XI a. Fig. 1. Maffei, Mus. Veron. pag. 124, 4. Fig. 2. Basrelief im Louvre bei Clarac. pl. 216, Nr. 333. Fig. 3. u. 4. Bartoli u. Bellori, Col. Trajani etc. Fig. 5. Bellori, la colonna Antoniana. Fig. 6—11. Bartoli, Col. Trajani. Fig. 12—14. Bellori, Col. Anton. Fig. 15—18. Bartoli, Admiranda Romanorum antiq. Fig. 19. Montfaucon, L'Antiquité expliquée. Suppl. IV. pl. 20. Fig. 20. Bartoli, Col. Trajani.

Taf. XI a, Fig. 1. a. b. c. Bartoli Admiranda Romanorum antiquitatis etc. Fig. 2. Morelli, XII Priorum Imp. Rom. Numismata. Fig. 3. Montfaucon, Supp. IV, 20. Fig. 4. Ebendas. Fig. 5. Relief in der Villa Albani. Zoega, Bassir. ant. II, 70. Fig. 6 a. b. Sarkophag-Relief. Mus. Pio-Clem. V, 1. Fig. 7. Relief auf einer etrusk. Urne. Micali Antichi monumenti. tab. 3. 4. Fig. 8. Bartoli, Col. Trajani. Fig. 9. Pompejanisches Gemälde. Mus. Borb. IV. 19. Fig. 10. Mon. Ined. dell' Inst. d. C. a. Fig. 11. Montfaucon IV, pl. 82. Fig. 12. Bartoli, Col. Trajani. Fig. 13. Montfaucon IV. Fig. 14. Bartoli und Bellori Col. Antonini. Fig. 15. Bartoli, Col. Trajani.

---

# 8. Jagd. Fischfang.

(Tafel XII.)

Die Jagd, das »Scheinbild des Krieges«, hat in den Heldensagen wie in den geschichtlichen Lebensbildern aller Zeiten immer für die liebste Lustbarkeit des Kriegers im Frieden gegolten. Auf der Wildbahn hat sich meist die kriegerische Jugend die ersten Sporen geholt, wie schon vom jungen Odysseus der Sänger meldet. Schon als Säugling vom Ahn Autolykos, dem berühmten Diebe, eingeladen, dereinst im Jünglingsalter die Heimath seiner Mutter zu besuchen und erlesene Gaben zu empfangen, kam er und wurde von ihren Eltern und Brüdern froh willkommen geheissen. Sie schmausten den völligen Tag, bis Helios untergegangen. Den andern zogen sie zur Jagd hinaus, Autolykos' wackere Söhne mit vielen Spürhunden, und ihr junger Gast, in der Hand den langhinschattenden Jagdspiess schwingend, aufwärts zum waldumrauschten Parnass. Dort im verwachsenen Gebüsch, wo weder Wind noch Sonne noch Regen eindrang, lag ein entsetzlicher Eber, und wie nun lauttönend der Hunde und Männer Getümmel erscholl, stürzte das Unthier aus dem Dickicht, hoch die Borsten aufsträubend und Gluth aus den Augen sprühend, gegen die Jäger hervor. Als Erster stürmte Odysseus hinan und schleuderte den Speer. Doch hatte ihn schon der Eber über dem Knie gehauen, viel Fleisch mit zerschlitzendem Zahn zerreissend. Aber auch ihm hatte der Speerwurf die rechte Schulter getroffen, dass die hellschimmernde Spitze jenseits herausfuhr; mit Gebrülle stürzte er in den Staub, und das Leben entflog ihm. Der Zeusgeschirmte Jüngling wurde von seinen Jagdgenossen verbunden und im Hause der Ahnen geheilt. Mit köstlichen Gaben beschenkt kehrte er ins geliebte Ithaka zurück, und den erfreuten Eltern, die ihn fragten, wie er zu der Narbe gekommen, sagte er Jegliches genau an, wie beim Jagen mit Autolykos' Söhnen auf den Höhen des Parnass ein Eber mit glänzendem Zahn ihn verwundet. An der Narbe erkannte ihn später die alte Eurykleia, da er als Bettler sein von den Freiern in Besitz genommenes Haus wieder betrat. Indessen sind die namhafteren Jagden der Heroenzeit, die sich ja genug im Kriege tummeln konnte, mehr den Drachenkämpfen der verwandten Sage zu vergleichen, und bei den Abenteuern mit dem erymanthischen, dem kalydonischen Eber, der krommyonischen Sau, handelt es sich nicht sowohl um Waidmannslust, als, einzeln oder in Gemeinschaft, die Lande von überthierischen, allverderblichen Ungeheuern zu reinigen.

Neben Eber- und Bärenjagden haben aber jene Göttersöhne, welchen nicht bloss die Kraft des Armes, sondern auch die Behendigkeit der Beine Kränze erwarb, den Fang des Hasen nicht verschmäht. So sehen wir Fig. 1 vier mythische Jäger beisammen, durch die beigeschriebenen Namen als Tydeus, Aktäon, Theseus, Kastor bezeichnet, von denen der Erstere wenigstens einen erjagten Hasen am Krummstocke hängen hat. Ob übrigens die Fährte, die der Hund verfolgt, während die Helden einen Augenblick auszuruhen scheinen, just eine Hasenfährte ist, das Bild also den ausschliesslichen Namen einer Hasenjagd verdient, mögen die Kenner entscheiden.

Fig. 2. Diesem Bilde gibt die Zierlichkeit der dargestellten Gestalten, auch

die reizende Abwechslung in der Art die Chlamys zu tragen, während der Petasos wie unser Strohhut am Bande nach hinten hängt, grössere Anziehungskraft, als die Jagd selbst, bei der man besonders nicht einsieht, was der Jäger für einen Grund hat, dem armen harmlosen Thiere das Kleid in Schildes Weise entgegen zu halten, als ob er es mit einem Löwen zu thun hätte.

Fig. 3 stellt das vorhin angeführte Jagdabenteuer des Odysseus vor. Der junge Held ist an dem Schifferhut kenntlich, mit welchem er gewöhnlich abgebildet wird. Von den Söhnen des Autolykos hat das Bild als genügenden Vertreter Einen, der dem Eber einen Keulenschlag versetzt, während der Hund ihm auf den borstigen Rücken gesprungen ist. Beide Jäger tragen die beim Waidwerk übliche Fussbekleidung, die zum Theil auch auf dem vorhergehenden Bild erscheint.

Fig. 4. Heimtragen eines erjagten Ebers. Nach der Haltung des Kopfes zu schliessen, sollte man beinahe glauben, dass das Thier lebe, und dass es sich also um eine Nachahmung des erymanthischen Jagdstücks handle.

Fig. 5, 9, 10, gehören zu den im vorigen Abschnitt erwähnten Trajanischen Medaillons am Konstantinsbogen. Das erste stellt den Auszug auf die Jagd, wobei die Figuren rechts und links von Trajan, wie auf einem früheren Opferbilde, für Hadrian und Antinous gehalten werden, das andere die Beschauung eines erlegten Löwen, das dritte eine Bärenhetze dar.

Fig. 6. Die hier abgebildete Contorniatmünze stellt einen Kaiser (?) Nero (?) dar, der auf galloppirendem Rosse dahinsprengend und vorwärts den Speer nach einem Bären wirft, während ein Jäger zu seinen Füssen einen Eber abfängt.

Fig. 7. Länger als die Bildhauerei und Malerei der römischen Kaiserzeit erhielt sich die bei Hof beliebte Steinschneidekunst, wovon der in Florenz aufbewahrte Saphir ein Beispiel ist. Er stellt, wie die beigesetzten Namen ausweisen, den Kaiser Constantius (II.) dar, der auf einer Jagd bei Cäsarea in Kappadocien einen von seinen Hauern Xiphias benannten Wildeber erlegt. Nach herkömmlicher Symbolik, welche selbst Strassen und Plätze, wie z. B. das Marsfeld, zu personificiren wusste, ist die Stadt durch eine liegende Figur mit Füllhorn bezeichnet.

Fig. 8. Gegenwärtiges Relief von vorzüglicher Schönheit in Composition und Ausführung verdiente wohl mit Recht die Darstellung eines so berühmten Gegenstandes, wie die kalydonische Jagd, zu heissen, nur dass in diesem Fall der Künstler sich einige Freiheiten genommen haben würde, besonders indem er zwei Atalanten in die Jagdgesellschaft bringt. »Dieses übrigens schöne Werk ist ohne Zweifel nicht antik, sondern von der Hand eines vorzüglichen Meisters des sechszehnten Jahrhunderts«, sagt Platner in der Beschreibung der capitolinischen Sammlungen.

Fig. 11. Das Bild gehört zu den spärlichen Ueberresten der Malereien, von welchen die Thermen des Titus glänzten. Es wird auf Hippolyt gedeutet, der in der Mitte seines Jagdzuges den Brief der Phädra erhält, die auf der rechten Seite liebekrank von ihren Dienerinnen umgeben sitzt. Diese Scene ist auf einem Wandgemälde in Pompeji dargestellt, das dem unsern einigermassen ähnelt. Wahrscheinlicher ist aber doch bei diesem wohl die Deutung auf einen Helden, der sich von seiner Familie gegen ihren Willen losreisst, um mit Ross und Hunden auf die Jagd zu ziehen, und die Trauer der Gattin, der Jammer der Dienerinnen wird die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks ausdrücken, sei es Tod auf der Jagd, wie er mehreren der kalydonischen Jäger beschieden war, sei es ein

anderes Verhängniss, wie z. B. jenes, das in Folge dieser Jagd zwischen Meleager und Kleopatra trat.

Fig. **12, 13**. Ueber die verschiedenen Arten, so wie über die Bereitung und Aufstellung der antiken Jagdnetze kann man sich aus Xenophon's Schriftchen von der Jagd, das kein Waidmann ohne das grösste Vergnügen lesen wird, eine zureichende Belehrung verschaffen.

Fig. **14**. Eine der Löwenjagden, die besonders beliebt waren und häufig dargestellt wurden. Der Mittelpunkt der Scene hat eine ziemlich auffallende Aehnlichkeit mit dem Mittelpunkte des grossen Trajansschlachtbildes. Auch ist, wie dort und auf andern Triumphalbildern, dem Kaiser eine Roma zur Seite. Sonderbar und kleinlich nimmt sich der Hasenfang zu seinen Füssen aus, der wohl irgend einen allegorischen Sinn ausdrücken soll.

Fig. **15**. Heimkehr von der Schweinsjagd. Vortreffliches Relief von edler und zugleich energischer Composition.

Fig. **16**. Hirschjagd, Gemälde in dem 1675 entdeckten, der Zeit der Antonine angehörigen Grabmal der Nasonen. Der Hirschpark sieht modern genug aus; er heisst Vivarium, was im Allgemeinen Aufbewahrungsort für lebende Thiere, Vögel, Wild, Fische bedeutet, auch Leporarium, zunächst Einzäunung für Hasen, aber auch für grösseres Wild. Solche Parke wurden in der Nähe der Landhäuser gehalten, zur Versorgung des Tisches, zur augenblicklichen Befriedigung der Jagdlust, auch als Vorrathskammern für den Verkauf.

Fig. **17, 18**. Ebendaselbst. Von der Gewohnheit, den Tigermüttern ihre Jungen zu rauben, und den Tiger durch einen am Käfig angebrachten Spiegel jagdgerecht zu machen, erzählen alte Schriftsteller. Uebrigens erklären die beiden Bilder sich selbst.

Fig. **19**. Statue eines Jägers in Rock und Ueberwurf von Fellen, mit Jagdbeute, in Geflügel und Hasen bestehend.

Fig. **21**. Nach einem geschnittenen Steine.

Fig. **23**. Unter den pompejanischen Wandgemälden gibt es ein hübsches, aber nicht besonders geistreiches Bildchen, Amor auf der Hasenjagd, zu welchem das hier abgebildete herculaneische, denselben kleinen Gott darstellend, wie er mit übermächtiger Gewalt einen Hirsch am Geweih niederbeugt, einen höchst glücklichen Gegensatz bietet.

Fig. **20**. Zwei Bilder von hoher Schönheit und verdientem Ruhm, aus welchen die Herrlichkeit des menschlichen Körpers aufleuchtet, schliessen unsere Jagdscenen ab. Das eine ist das im Louvre befindliche berühmte griechische Marmorrelief, einen schlanken jugendlichen, durch das Ohr gekennzeichneten Satyr darstellend, der einen jungen Panther durch Vorhaltung eines Häschens neckt.

Das andere, Fig. **22**, ein Relief des capitolinischen Museums, stellt jenen Jäger dar, der von den Kunstkennern gewöhnlich als Endymion angesprochen ist. Er ist, in kräftiger Jugend jagdmüde vom Schlummer überrascht, auf einen Felsen hingesunken, »der vermuthlich den Berg Latmos bedeutet«. Sein über ihm am Felsen emporgesprungener Hund, dessen Leine die Hand des schönen Jägers schlafberauscht durchgleitet, erhebt den Kopf in die Lüfte, und bellt, sagen die Erklärer, weil er das Herannahen der Artemis ahnt. So geistreich aber ein modernes Bild dieses Inhalts für einen geistreichen Interpreten wäre, so wenig braucht man bei dem vorliegenden antiken gerade zu diesem mythologischen Nothbehelfe zu greifen. Zahlreiche Bilder unserer Tafeln haben gezeigt, dass das Alterthum, bei aller Hinneigung zur Mythenwelt, doch auch rein menschliche und natürliche Gegenstände zu behandeln liebte; die gegenwärtige namentlich liefert solcher Beispiele genug, und andere werden folgen. Wo aber die antike Kunst Mythen oder mythische Bezüge zur Anschauung bringen wollte, da pflegte sie dieselben entweder durch die volle unzweifelhafte Handlung oder durch beigegebene Attribute und sinnbildliche Andeutungen als das zu bezeichnen, was sie sein sollten, aber nicht durch Geisteswitterungen, menschliche oder thierische, die das Bild in die leere Luft fortsetzen. Als Werk eines modernen Künstlers, wie gesagt, könnte das Bild für einen recht sinnig gedachten Endymion mit einem psychologisch tiefbegabten Hunde gelten, als Antike aber ist es nichts weiter als was es vorstellen will: ein schlummernder Jäger, dessen Hund für ihn wacht; und hierdurch wird es nichts von seiner Schönheit verloren haben. Je mehr man den Darstellungen ihr Eigenrecht zugesteht und fremde Beziehungen in sie hinein zu legen unterlässt, desto grösser wird die Anzahl jener natürlichen, der einfachen Wirklichkeit entnommenen Bilder werden, die man in der alten Kunst vermisst, obgleich sie in gar nicht unbeträchtlicher Menge vorhanden sind.

Der Fischfang spielt bei Homer eine untergeordnete Rolle, und gar Fische zu essen fällt seinen Helden nicht ein, bis sie etwa einmal auf der Heliosinsel ihr Heil mit der krummhakigen Angel versuchen, »dieweil sehr drängte der Hunger«. Aber sie halten es nicht aus bei der schmalen Kost, und vergreifen sich lieber an der heiligen Heerde des Gottes. Jene aristokratische Welt hatte zu viele Rinder und Schafe, und einen zu einfachen Gaumen, um die Speise der Armuth und des Feinschmeckers geniessbar zu finden.

Im späteren Griechenleben dagegen sind Fische die beliebteste Zukost (Opson), die auf keiner wohlbesetzten Tafel fehlen darf, und der Fischmarkt ist für das tägliche Leben wie für die Literatur, besonders für die Komödie, ein fruchtbares Feld. Er war so besucht, dass man den Andrang und Verkauf durch strenge Marktgesetze regeln musste, wie z. B. der Verkehr nicht eher beginnen durfte, als bis das Zeichen mit der Glocke gegeben war. Daher die Anekdote von dem Kitharsänger, dessen Publicum ganz Ohr ist, als auf einmal die Marktglocke ertönt und Alles davonläuft, einen einzigen Zuhörer ausgenommen, auf welchen jetzt der Kitharöde zutritt, um dem edlen Kunstfreund zu danken, dass er es nicht auch gemacht wie Jene, da sie die Glocke vom Fischmarkte hörten. »Was!« rief der Taube: »Die Glocke hat geläutet? Sehr verbunden!« und lief den Andern nach. Aegina, als es sich von seinem Verfall etwas erholt, war ein vorzüglicher Vergnügungsort für athenische Lebemänner, die etwas auf feines Opson hielten, und Aristipp hielt sich gerne mit seiner Freundin dort auf, um Sardellen oder Anchovys zu essen. »Sie sollen noch auf Aegina sein«, wird im Phädon beissend auf die Frage nach ihm und Kleombrotos geantwortet. Auch redend scheint er den Lieblingsartikel gern im Munde geführt zu haben, falls die Aeusserung über Lais authentisch ist: »Ob ich dem Fisch schmecke oder nicht, gleichviel, wenn nur der Fisch mir schmeckt.« — Die römischen Piscinen endlich, mit ihren grossartigen Anlagen, ihren Fischwärtern, ihrer facultätsmässig ausgebildeten Fischzucht und ihren ungeheuren Kosten, sind hinlänglich bekannt.

Diese Leckerbissen durch den nach beiden Seiten wucherischen Fischhändler auf die Tafeln der Reichen zu liefern, ist das Gewerbe der Armuth, die ja, wie der Dichter sagt, die Betriebsamkeit weckt, Mühen und Fleiss uns lehret. Er verstand es meisterhaft, im Ueberfluss der Höfe von Syrakus und Alexandria das Leben der armen Leute zu schildern und den übersättigten Geschmack mit schwarzer Brodrinde zu reizen, die sich bei näherer Prüfung abermals als köstliches Schaumbackwerk erwies. Stets wird Theokrit unter den Idyllikern den ersten Rang behaupten. Man vergisst über diesen Gedichten den Hofmann, der sie schrieb, man glaubt an die Täuschung, als ob sie Wirklichkeit wäre, wie bei Hesiod, dem armen Bauer zu Askra, der im Winter weniger zu essen braucht, weil die langen Nächte eine Art Ersatz bringen, und dem ein Gemüse von Malven und Asphodelos köstliches Labsal dünkt. So scheint auch unser sicilischer Dichter ganz bei der Fischerei aufgewachsen zu sein, wenn er uns die beiden alten Fischer malt, die, ehe der Wagen des Mondes die Hälfte der Bahn durchzogen, sich den Schlaf aus den Wimpern reiben und an ihr Geschäft denken.

„Unter der Hütte geflochtenem Dach, auf trockenem Moose,
Lagen einmal zween Fischer, schon eisgrau beide beisammen,
Angelehnt an die laubige Wand; und nahe bei ihnen
Lag am Boden ihr Handwerkszeug, die Körbe, die Ruthen,
Angelhaken sodann, und Köder, umwickelt mit Seegras,
Haarseil, auch, und Bungen, und binsengeflochtene Reusen,
Schnüre daneben, ein Fell, und ein alternder Nachen auf Stützen,
Unter dem Kopf ein Mattenstück, und Kittel und Filze.
Dies das ganze Geräth und alle die Habe der Fischer.
Weder Topf noch Tiegel besassen sie, Alles in Allem
War den Leuten der Fang, und ihre Genossin war Armuth;
Auch kein Nachbar umher, denn ringsum drängte das Meer sich
Spülend gegen die Hütte mit sanft anplätschernden Wellen“.

Der Eine hat geträumt, er habe einen goldenen Fisch gefangen, und das Gelübde gethan, den Fuss nimmer wieder ins Wasser zu setzen, sondern am Lande zu bleiben und sein Gold zu verwalten. Nun erzählt er dem Andern den Traum, und ist besonders über das Gelübde bekümmert, durch welches er sich gebunden glaubt. Der Andere aber meint, dieses habe nicht mehr auf sich als das Traumgold, und räth ihm, wachend zur Erfüllung des Traumes nach fleischernen Fischen zu trachten, »dass du nicht Hungers stirbst bei all den goldenen Träumen« (Uebers. von E. Mörike).

Wie die Poesie, so hat die bildende Kunst, obgleich eine so wenig wie die andere der Gott der armen Leute ist, die Verachteten emporgehoben und zum Gegenstand der Bewunderung für die Reichen gemacht. Auch Philostrat weiss was sich den Fischern abgewinnen lässt, wie angenehm ihre von der Hitze gebräunte Farbe ist, welche Bewegung es gibt, wenn der Eine das Ruder querüber legt, der Andere mit angeschwelltem Arme rudert, der Dritte dem Nachbar ermunternd zuruft, der Vierte nach einem Lässigen schlägt, und über die ins Netz gegangenen Fische ein Freudengetümmel entsteht etc.

Aehnlicher Art sind die meisten Fischerbilder unserer Tafel. Fig. 22. Statue eines Fischers, der seine Waare zum Verkauf anbietet. Das pompejanische Wandgemälde Fig. 23 könnte fast für eine Verbildlichung unserer theokritischen Fischer gelten, wie sie, den Traum sich aus dem Sinne schlagend, eifrig ihrem Tagewerke nachgehen, nur dass es ein Alter und ein Junger ist, von denen der Eine das Netz auswirft, der Andere einen Fisch an der Angel hat. Die Wahrheit und Lebhaftigkeit, die verschiedene Richtung im Geschäfte, und die Anordnung, wie der Eine den Andern übergipfelt, gibt dem Bilde einen ungemeinen Reiz. Die Bronzestatuette Fig. **27** diente in Pompeji als eine der beliebten Brunnenfiguren, als welche sie auch durch die Maske am Baumstamm bezeichnet ist; man hat die Wahl, ob dieser sitzende Fischerknabe mit der gestrickten Mütze auf dem Kopfe die Fische im Körbchen ausbietend mit der Rechten gesticulirt oder ob er die Angel ins Wasser hält. Seitenstücke sind der Fischer Fig. **28**, und der Fischerknabe Fig. **34**, der in eben so energischer als behaglicher Haltung seinen Fisch zu betrachten oder dem Käufer anzupreisen scheint.

Hervorzuheben aus dieser Classe von Fischerbildern sind die beiden folgenden Figuren.

Fig. **26** ist lang unter dem Namen Seneca gelaufen, woher auch die sonderbare moderne Ergänzung des Bildes durch eine Badewanne rührt. Auch Rubens hat diese Figur im Gemälde »Tod des Seneca« benützt. Schon Winckelmann hat jedoch die Benennung der in ziemlicher Anzahl vorhandenen Köpfe dieses Aussehens umgestossen, einmal weil eine angebliche Senecasmünze von gleichem Gepräge, auf die man sich früher berief, verschwunden ist, so dass an ihrer Existenz gezweifelt werden darf, und dann, weil er nicht einsehen konnte, warum dieser Philosoph so oft abgebildet worden sein sollte. Durch die Entdeckung einer Doppelherme mit den Namen Sokrates und Seneca ist die Frage noch verwickelter geworden, da der volle wohlgenährte Kopf des Letzteren der von ihm selbst gegebenen Beschreibung seines magern, kränklichen Aussehens widerspricht; daher Visconti die Echtheit der Inschrift in Zweifel zieht. Das Bild ist in Weisser's Bilderatlas, Taf. 25 (II. Aufl. Taf. 49) Fig. **9**, mitgetheilt. Andererseits hat aber auch diejenige Büste des Seneca, die den genannten Köpfen gleicht und von Visconti als echt gegeben wird, sich neuerdings als Portrait eines unbekannten Mannes herausgestellt. Die Statue, um die es sich handelt, gilt jetzt ziemlich übereinstimmend für einen Fischer, und zwar soll es nach Visconti (wohl wegen des schwarzen Marmors?) ein afrikanischer Fischer sein. Vermuthlich war das Original beliebt, und hieraus werden sich die vielen Wiederholungen des trefflichen Bildes erklären. Man kann im Zweifel sein, ob man das so charakteristisch märtyrerhafte Aussehen des Alten für wirkliches echtes Leiden oder für durchtriebene Nichtsnutzigkeit halten soll, eine solche etwa, die, über faulen Fischen ertappt, einen drohenden Sturm mit kläglichen Geberden zu beschwören sucht. Im letzteren Falle mag der arme Sünder angefahren werden, wie es bei Plautus (Uebers. v. M. Rapp) heisst:

„Ihr Fischer, die ihr fürs Volk verstunkne Fische führt,
Wie sie ein mitleidswerther Karrengaul kaum Schritt
Vor Schritt vom Platze bringt, dass der Gestank davon
Die Pflastertreter hurtig auf das Forum treibt:
Gleich werf' ich die Fischreusen breit euch ins Gesicht,
Dass ihr auch wisst wie ihr der Leute Nasen quält."

Fig. **33**. Schlafender Fischerknabe, mit dem wie bei Fig. **34** behuteten Kopf auf den Händen ruhend, deren eine das Knie des heraufgezogenen linken Beines umfasst. Statuette von grosser Schönheit. Auch dieses Bild kehrt häufig wieder, indem das Motiv bald bei einem Amor, bald bei einem Traumgott, Brunnengenius u. dgl. angewendet ist, scheint also ebenfalls, wie Fig. **26**, auf ein berühmtes Original hinzudeuten.

Aus der eigentlichen Fischerwelt heraustretend sind Bilder wie Fig. **24** das Kind mit der Angel, und die mythologischen Genrebilder, die sich allen Berufsarten und Verrichtungen anbequemen, so die fischenden Eroten Fig. **29**. In grösserem Styl und von unbeschreiblicher Lieblichkeit ist das pompejanische Wandgemälde Fig. **30**, das Venus und Amor der Fischerei obliegend darstellt.

Fig. **31** endlich, ein Bild, das sich noch weiter von diesem Kreise ablöst, ist einen von den merkwürdigen Beispielen, welche die Formen der antiken Kunst vor dem gänzlichen Verfall, aus dessen Trümmern allmählig die neue Welt hervorging, dem Christenthum dienstbar zeigen. Die altchristliche Inschrift »Jesus« (IHCVC) lässt keinen Zweifel an der symbolischen Bedeutung des Schiffleins, aus welchem »Menschenfischer« des Evangeliums das Netz auswerfen.

Bilderquellen: Taf. XII. Fig. 1. Vasengem. v. Nola. Millingen, ancient unedited monuments. Ser. I, pl. 18. Fig. 2. Vasengem. Millingen, unedited monum. I, 23. Fig. 3. Vasengem. bei Tischbein, Homer, Odyss. IV. Fig. 4. Vasengem. bei Millin, Peintures de vases ant. I. 18. Fig. 5. Bartoli, Arcus triumphales. Fig. 6. Contorniat-Münze bei Morelli, Imperatorum romanorum numismata etc. II, pag. 91. Fig. 7. Nach Banduri, Numismata, Supplement-Band von Lanini, t. 12. Fig. 8. Relief im capitol. Mus. Mus-Capit. IV. 50. Fig. 9. Medaillon am Konstantinsbogen. Nach Bartoli. Fig. 10. Konstantinsbogen. Bartoli. Fig. 11. Gemälde in den Thermen des Titus. Ponce, Bains de Titus f. 42. Fig. 12, 13. Terracotten des brit. Museums. Fig. 14. Clarac Musée etc. II. pl. 151, 186, Fig. 15. b. Bartoli Admiranda Romanorum antiquitatis etc. Fig. 16. Bartoli Le pitture ant. delle grotte di Roma e del sepolcro dei Nasoni pl. 30. Fig. 17. Ebendaselbst. 15. Fig. 18. Ebend. 26. Fig. 19. Mus. Borb. VII, 10. Bei Clarac. Nro. 1780. Fig. 20. Geschnittener Stein bei Grivaud de la Vincelle Art et Metiers des Anciens. pl. 6. 10. Fig. 21. Montfaucon L'Antiquité expliquée III. 322. Fig. 22. Statue im brit. Mus. Clarac V. pl. 882, 2247 A. Fig. 23. Theil eines Gemäldes in den Pitture d'Ercolano etc. II, 273. Fig. 24. Statue in Dresden. Clarac V, pl. 881. 2243. Fig. 25. Pitture d'Ercolano II. 39. Fig. 26. Stat. aus schwarzem Marmor im Louvre, Clarac Pl. 325. Fig. 27. M. Borb. IV, 55. Fig. 28. Statue im brit. Mus. Clarac 882, 2247. B. Fig. 29. Revell Musée etc. 426. Fig. 30. Pompej. Gemälde Mus. Borb. IV. 4. Fig. 31. Grivaud Art et Metiers des Anciens, pl. 16. 15. Fig. 32. Relief in dem Capit. Mus. M. Cap. IV, 53, Fig. 33. Clarac pl. 879, 2242. Fig. 34. Stat. im Mus. Borb. Clarac 879, 2241.

# 9. Landbau. Landleben.

## (Tafel XIII.)

Vom hohen Alter einer schon ausgebildeten Landwirthschaft legen die altägyptischen Bildwerke mit ihren Illustrationen von Feldbau, Ernte, Weinlese etc. ein volles Zeugniss ab, und in der andern Wiege der Cultur, im alten Stromzwischenlande (Mesopotamien), sieht man heute noch thatsächliche Zeugen jenes Betriebes in den hohen Rändern alter Canäle, die da, wo Euphrat und Tigris sich nähern, als Bewässerungsnetz die ganze Ebene in Gartenland verwandelten, ein Paradies, das durch das Vertrocknen der Wasserleitungen zur Wüste und abwärts gegen die Strommündungen durch den Verfall der Dämme zum Sumpf geworden ist. Damals war die Cultur schon so weit vorgeschritten, dass die Vertheilung des Wassers gesetzlich geregelt war und von den Behörden verwaltet wurde. Auch sollen noch Ueberreste babylonischer Ackerbauliteratur in arabischer Uebersetzung vorhanden sein, die — während in Aegypten der Nilschlamm, wenigstens zur Zeit der noch vollständigen Ueberschwemmungen, hinlänglichen Ersatz gewährte — bereits der allbekannten „Seele der Landwirthschaft" die sorgfältigste Würdigung angedeihen lassen, zum Beweise, dass das von der heutigen Chemie erkannte Gebot, der Erde, wenn man zu neuen Erträgnissen von ihr berechtigt sein wolle, erst das Empfangene in verwandelter Gestalt zurückzugeben, schon von jenem fernen Alterthume zwar nicht wissenschaftlich, aber praktisch begriffen war. Selbst den dem Handel und der Industrie vorzugsweise zugewandten Phönikern werden Schriften über Agricultur zugeschrieben, und in der Folgezeit sind die karthagischen Ackerbauschriftsteller Mago und Hamilkar für die Römer, von denen sie studirt und übersetzt wurden, die Grundlagen des wissenschaftlichen Gebäudes geworden, das die römischen Scriptores Rei rusticæ aufgeführt haben.

Nach dem Obigen kann es uns nicht wundern, im alten Griechenland eine vielseitige Landwirthschaft, ja bei Homer schon als Zeichen weit zurückreichender Entwicklung einen ganz cultivirten Gartenbau zu finden. Denn wenn auch die Phäakeninsel Scheria einen Beigeschmack vom Schlaraffenlande hat und der das ganze Jahr hindurch nicht aufhörende Nachwuchs der Früchte eine Wundermär ist, so kann doch im Uebrigen das Gemälde vom Garten des Alkinoos mit den Birnen, Granaten, Aepfeln, Feigen und Oliven, mit dem Rebengelände und den Blumenbeeten nur der Wirklichkeit, nämlich den Anlagen der Adelsgeschlechter und Edelbürger jener Zeit, die dem Dichter noch Basileis heissen, entnommen sein. Und der Garten des Laertes, dessen sorgfältige Pflege vom heimkehrenden Sohne gerühmt wird — kein einzig Gewächs, nicht Oelbaum, nicht Rebengewind, nicht Feigen- und Birnbaum, auch kein Beet vernachlässigt — dieses Stückchen Culturland scheint jedenfalls auf festem Boden gelegen. Hieraus erhellt, dass der noch viel ältere Feldbau schon manches Jahrhundert im Betrieb gewesen sein mochte, als Hesiod ihn in seinem arbeitseligen Wirthschaftskalender »Werke und Tage« besang. Aus der ansehnlichen Zahl der späteren Prosaschriftsteller über Landwirthschaft (Geoponiker) sind vornehmlich Demokrit, Xenophon, Aristoteles, Theophrast, aus den andern Theilen der Literatur bekannt, zu nennen.

Das alte Rom suchte sich seinen Feldherrn, wie man weiss, beim Pfluge auf.

Die Erde selbst, sagt Plinius, freut sich, von einer lorbeerbekränzten Pflugschaar und einem der Ehre des Triumphes gewürdigten Manne bearbeitet zu werden. Damals, bemerkt er noch, um die Hand in Hand gehende Kriegs- und Friedenstüchtigkeit der Vorvordern ins Gedächtniss zu rufen, damals pflügten die Bürger ihre Felder mit dem gleichen strengen Fleisse, mit welchem sie ihr Lager aufzuschlagen gewohnt waren, und säeten ihr Getreide mit derselben Sorgfalt, womit sie ihre Heere für den Kampf ausbildeten. Zu seiner Zeit freilich hatte diese altrepublicanische, persönlich betriebene Landwirthschaft, die im alten Cato, dem perfecten Landwirth, Sklavenschinder und Sympathetiker (»huat hanat huat ista pista sista, damiabon damnaustra« *), ihren letzten bedeutenderen Vertreter fand, ganz andern Zuständen Platz gemacht, und die elegante Arbeit Columella's über den Gegenstand war weit mehr den Provinzen als dem altitalischen Ackerlande zu Gute gekommen. Es war nicht mehr wie in der alten Zeit, wo die rechten Römer nur alle neun Tage von ihren Oekonomiegeschäften zu städtischen Verrichtungen in die Stadt kamen und die Stadtleute als Müssiggänger verachteten, sondern die Oekonomie auf den Latifundien der römischen Grossen wurde von Sklaven besorgt, und obgleich die Herren die alte Vorliebe für das Landleben behalten hatten, so war doch ihre Hauptsorge der Anlegung prachtvoller Villen mit dem kostbaren Zubehör jener Wildparks und Fischteiche gewidmet, neben welchen sich eine steife Gartenkunst hervorthat, die, ein unerreichtes Vorbild des italienisch-französichen Rococogeschmacks, mit der Scheere des Topiarius die Bäume und Gesträuche, besonders den Bux, zu Heckenwänden, Thiergestalten, Pyramiden, Schiffen, zu Anfangsbuchstaben, die den Namen des Besitzers, des Gärtners u. dgl. bedeuteten, kurz zu tausenderlei Kunstformen beschnitt. Der jüngere Plinius hat in dem Briefe, worin er seine tuscische Villa beschreibt, Beispiele von dieser ihm äusserst schön dünkenden Kunst gegeben, die übrigens, wenn sie, wie dort, mit freier Natur abwechselt, und wenn sie, anders als dort, unter Vermeidung der kindischen Spielereien sich auf edle Bogenschwingungen der Taxuswände beschränkt, auch den neueren Geschmack mit dem Eindrucke der Schönheit überraschen kann. Die ehrwürdige Nährkunst aber verfiel im Mittelpunkte des Reiches immer mehr, während sie in den eroberten Ländern als der beste Segen der eingedrungenen römischen Waffen emporblühte, bis auch hier die unaufhörlichen Völkerzüge mit ihren Verwüstungen und Besitzesumwälzungen einen halben Urzustand zurückführten, aus welchem sich langsam eine neue Cultur erhob. Ein unvergängliches Denkmal vom innigen Verwachsensein des römischen Gemüths mit der Landwirthschaft, noch auf dem Wendepunkt zwischen altrömischer und späterer Zeit, ist Virgil's sonniges Nationalgedicht Georgica, das aber aus so specifisch nationeller Auffassung hervorgeht, dass es schwerlich je in einer andern als in der Ursprache die schwache Seite des Lehrgedichts verbergen und seinen wirklichen poetischen Werth geltend machen wird.

**Fig. 18.** „Ergo, age, terrae pingue solum primis extemplo a mensibus anni fortes invortant tauri“ etc. Der Pflug dieser etruskischen Bronze ist freilich nicht der verbesserte mantuanische Pflug unseres Dichters, mit dem doppelrückigen Schaarbaum und auf Rädern gehend, sondern es ist der uralte einfache Hakenpflug aus einem einzigen gekrümmten Holz. Doch gab es schon zu Hesiod's Zeit den zu-

---

*) Altsabinischer Heilsegen gegen Verrenkung bei Cato de re rustica. Die sympathetische Formel, die ganz in der Art unseres Romanusbüchleins gehalten ist, bietet noch manche Nüsse zum Aufknacken dar, wie z. B. „motas vaeta daries dardaries astataries Dissunapiter etc.

zusammengesetzteren mit Krümmel, Schaar und Sterze, wie er auf **Fig. 6** zu sehen ist. Diese im Berliner Museum befindliche Volcenter Kylix, mit dem Namen Nikosthenes, stellt die das Pflügen begleitende Verrichtung des Säens deutlicher dar als das andere Bild, das hinwieder das Joch der Ochsen deutlicher zur Anschauung bringt. Das Säen geschieht nach alter Sitte so, dass mit jedem Auftreten des rechten Fusses ein Auswurf gethan wird. Die sich wärmende Eidexe deutet auf die Wiederkehr der Sommersonne hin, zu welcher auch die Naturtracht der beiden Feldarbeiter stimmt, denn nackt zu pflügen, nackt zu säen, gebieten Hesiod und nach ihm Virgil. Jenem war freilich der Sommer am Helikon glühend genug, dagegen der Winter von solcher Kälte, dass der Mensch zu einem Dreifuss wurde, dem sich der Rücken verbog. Dann war es Zeit, sich zu kleiden wie auf dem andern Bilde, und der Sänger nähte sich Felle von Böcklein mit Stierdraht, um sie über die Schultern zu werfen, und setzte einen Filz auf, um die Ohren nicht triefen zu lassen.

Fig. **7.** Der Schnitter, der mit der Sichel hochaufgeschossenes ägyptisches Korn abschneidet, ist vom Revers einer Münze, die auf dem Avers den Kopf eines der Ptolemäer zeigt.

Fig. **5**, **8**, **9**, **10**. Herbstscenen, die das Einheimsen verschiedener Arten von Früchten vorstellen, wobei auch die in alle Sättel gerechten Eroten, die wir später noch in ganz andern Hanthierungen treffen werden, nicht fehlen dürfen. Durch grosse Anmuth zeichnet sich das aus den sogenannten Thermen des Titus stammende Gemälde (Fig. **10**) aus.

Fig. **2**. **3**, **4**, **17**, Olivenerntebilder. Das Abschlagen mit Stecken, wie bei Fig. **2** zu ersehen, wurde aus Rücksicht auf die nächste Ernte gewöhnlich unterlassen, und auf das Abfallen der Oliven gewartet, obgleich die nicht völlig reifen Früchte ein besseres Oel geben. Die beiden folgenden Bilder zeigen die griechische Erwerbsucht in vollem Lichte. Unter einem Oelbaum sitzen zwei Männer mit Olivenkränzen. Der Eine schöpft aus der vor ihm stehenden Amphora mit einem Trichter Oel in ein Messkännchen, um es in das andere Gefäss zu giessen und so seinen Ertrag zu berechnen. Der Herzenswunsch, der ihn beseelt, ist in den beigeschriebenen Worten ausgedrückt: »O *ΖΕΥ ΠΑΤΕΡ ΑΙΘΕ* (εἴθε) *ΠΛΟΥΣΙΟΣ ΓΕΝ* (γενοίμην), o Vater Zeus, dass ich doch reich würde!« Auf der Rückseite der Vase ist er dargestellt, wie er das Ergebniss an den Fingern abzählt, während sein Genosse dasselbe mit den triumphirenden Worten ausspricht: »*ΕΔΕ ΜΕΝ* (ἤδη μὲν), *ΕΔΕ ΠΛΕΟΝ ΠΑΡΑΒΕΒΑΚΕΝ*, schon wahrhaftig, schon ist ein Mehr übergelaufen!« — Wie Alles in der Welt seine Genien hat, so auch die Olivenernte und Oelbereitung. Das letzte Bild zeigt eine ansehnliche Versammlung solcher Dämonen, diesmal ohne Flügel. Die Einen steigen auf artigen Leitern, die aus blossen Stangen mit Querhölzern bestehen, an den Bäumen empor, Andere sammeln die geschüttelten und gebrochenen Früchte in Körbe, und Zwei sind beschäftigt, die Presse in Bewegung zu setzen.

Fig. **11**—**12**, **14**—**16** Weinlese. Fig. **11** stellt eine durch das umgeworfene Fell als zum dionysischen Kreise gehörig bezeichnete Gestalt, Fig. **12** zwei ergötzliche Silene im Geschäfte des Traubenlesens begriffen dar. Das schöne Basrelief Fig. **14** macht uns mit dem Verfahren bei der Weinbereitung, wovon sonst wenig überliefert ist, etwas näher bekannt. Die Trauben werden in die Kelter geschüttet und von den darin befindlichen Jünglingen in reigenartiger Verschlingung getreten, was oft unter Begleitung von Musik oder unter vergnüglicher Absingung eines jener melancholischen Volkslieder geschah, die sich trotz ihrer Trauerweise mit der Fröhlichkeit vertrugen. Aus der Kelter fliesst der Most in einen Trog, aus welchem er in weidengeflochtene verpichte Gefässe und in grosse bauchige irdene Krüge geschöpft wird. Diese sind die eigentlichen Fässer, die, »den göttlichen Trank lauter bewahrend«, im Keller reihenweise an der Mauer stehen, während man sich zum Handelstransport der bekannten bocksledernen Schläuche bedient. Die Presse im Hintergrunde wird zum Ausdrücken der Trester gebraucht. Eine noch primitivere Construction derselben, die zugleich das Geschäft des Keltertretens versieht, zeigt das nächste Bild Fig. **15**. Es ist ein einfacher Steinblock, der mittelst eines Hebels aufgehoben wird, um die Trauben hinunterschieben und zerquetschen zu können, ein Verfahren, das weniger technisch als ästhetisch empfehlenswerth ist, sofern es dem Künstler Veranlassung gegeben hat, seine am Hebel hängenden Silene, unter welchen sich der alte Papposilen geschäftig erweist, in höchst humoristischen Stellungen anzubringen.

Das folgende Bild Fig. **16**, ein heiteres Lebensbild an einem Sarkophage, führt Eroten, diese Nymphenkinder, wie sie bei Philostrat aus Anlass eines ähnlich gedachten Apfelherbstbildes heissen, als Winzer und Keltertreter auf, und fügt eine Prozession nach Art der ländlichen Dionysien hinzu, wobei Früchte und Weinkrüge nebst dem Opferbocke zum Altar gebracht werden, in dessen Nähe eine bekleidete Dionysosherme mit turbanartig umwundenen Kopfe, einen Fruchtkorb in den Händen, steht.

Eingeleitet sind die ländlichen Bilder unserer Tafel durch die Wiederkehr der Schwalbe, Fig. **1**, welche die Menschen aus dem Gefängniss des Winters ins Freie, an die Luft und Sonne und zur gesunden Feldarbeit ruft. Ein Jüngling, ein Mann mit Bart und Knotenstock, beide auf Klappstühlen sitzend, und ein hinter diesem stehender Knabe begrüssen die erste Schwalbe. Der Jüngling, der sie zuerst erblickt, ruft: *ΙΔΟ* (ἰδοὺ) *ΧΕΛΙΔΩΝ*, sieh da, eine Schwalbe!« Der Mann wendet sich nach ihr um und sagt: »*ΝΕ* (νὴ) *ΤΟΝ ΗΕΡΑΚΛΕΑ*, ja, beim Herakles!« »*ΗΑΥΤΕΙ* (αὑτηί), da ist sie!« stimmt der Knabe ein, worauf der Alte schliesst: »*ΕΑΡ ΕΔΕ* (ἤδη), Frühling allbereits!« Man wird von dem Vasenbilde sagen können, es sei mit wenig Witz und viel Vergnügen ausgeführt.

## Zweite Abtheilung.

Fig. **18**. Zwei Kinder sind über einen Vogel, den sie vermuthlich in Gemeinschaft beschlichen haben und den das eine für sich allein in Beschlag genommen hat, in Streit gerathen. Das Andere macht von der Waffe, in deren Besitz es kaum erst mit Schmerzen gekommen ist, den beliebten Gebrauch.

Fig. **19**. Alter Hirt, ein Zicklein tragend, eine Figur voll gemüthlichen Humors, der durch die offenbare Parodie auf den Hermes Widderträger (Kriophoros) noch gesteigert ist. Denn diese vom Cultus wie von der Kunst bedeutungsvoll aufgefasste Göttergestalt ist in der letztern (seit Kalamis) ganz in der gleichen Haltung, das Thier über den Schultern tragend und vorn auf der Brust an den Beinen fassend, dargestellt worden. Ja, dieser Typus hat noch auf die altchristliche Kunst, so lang sie mit der antiken zusammenhing, eingewirkt, so dass der »gute Hirte«, wie man ihn in den römischen Katakomben abgebildet findet, ein Nachbild des Hermes Kriophoros ist.

Fig. **20**. Ein schöner junger Ziegenhirt auf felsigem Lager neben Syrinx und Hirtenstab schlafend hingebettet. Seine Ziegen ruhen theils zu seinen Füssen und hinter seinem Haupte, theils treiben sie sich munter umher. Die Eidexe deutet auch hier wieder darauf hin, dass Frühling, Sonne und warmes Leben überall ausgebreitet sind. In der Erscheinung des Jünglings liegt etwas, das fast den Gedanken an Endymion aufkommen lässt, aber dies ist nur ein unwillkürlicher Gedanke des Beschauers, und der Künstler selbst hat, wie man sieht, sich jeder Veranlassung dazu enthalten. Nur die vollendete Schönheit und Anmuth trägt die Schuld, dass man unwillkürlich an etwas Höheres denkt.

Fig. **21**. Tüchtige ländliche Gestalt, Hirt oder dgl., anscheinend das Mundstück einer Flöte in Ordnung zu bringen beschäftigt.

Fig. **22**. Faunischer Knabe, die Ziege mit vorgehaltenen Trauben neckend.

Fig. **23**. Amor, oder was man sonst aus dem Pantherattribute zu folgern geneigt ist, in ländlicher Erscheinung, als Hirt oder dgl., schlafend dargestellt, und zwar in derselben Haltung wie der Fischerknabe Fig. **33** der vorhergehenden Tafel.

Fig. **24**. Liebliche sitzende Kindergestalt, mit einem Vogel spielend.

Fig. **25**. Da es ein herculaneisches Wandgemälde ist, welches diese blumenpflückende Gestalt mit dem Füllhorn darstellt, so wird die Deutung auf eine römische Flora kaum zu bezweifeln sein. Die liebliche Gestalt mit Blumenkranz und Fruchtkorb Fig. **20** kann als irdisches Gegenstück zu der Göttin gehalten werden.

Fig. **26**. Das Ausweiden eines geschlachteten Thieres, in der Wirklichkeit nichts weniger als schön, ist hier wahrhaft anziehend dargestellt, indem in der Figur des Arbeiters — der, ohne um ein Haarbreit, auch nur etwa durch ein Attribut, der Wirklichkeit entrückt zu sein, ein völliger Silen ist — Kraft und Behagen einander die Palme streitig machen.

Fig. **27**. Drei Bursche sind mit dem Brühen eines Schweins beschäftigt. Einer hält, der Andere giesst, während der dritte das Feuer unter dem Kessel schürt.

Fig. **28**. Das Vasenbild ist hier nicht vollständig gegeben. Auf dem Original tanzt eine Figur zu der Musik, daher Panofka den die Doppelflöte blasenden jungen Hirten im ermellosen Gewande (Exomis) für den Olympos und den liebesbrünstig Tanzenden für den Marsyas erklärt, dem Charakter der Vasenmalerei gemäss, in welcher die mythologischen Beziehungen vorherrschen, obgleich sie nicht ausschliesslich die Stoffe dargeboten haben.

Fig. **29**. Eroten mit Ziegen, der eine im Melken begriffen.

Fig. **30**. Hirt, oder was man dergleichen will, tüchtige Gestalt, im Arme ein Lamm, im Gewande einen Vogel tragend.

Fig. **31**. Eine der beliebten Brunnenfiguren, die, als Flussgötter mit der Urne, oder als Silene mit dem Schlauch, und in unzähligen ähnlichen Motiven — zum Ausgiessen des Wasserstrahles dienten. Hier ist ein Knabe, der in trefflicher Haltung mit seiner Amphora das Geschäft verrichtet.

Fig. **32**. Knabe, anmuthig eifersüchtig seine Traube unter dem Arme haltend und mit der andern Hand verwahrend.

Fig. **33**. Antike Bauern, die ihre Thiere auf den Schweinemarkt bringen. Was für ein weiterer Handelsartikel in den beiden geflochtenen Körben enthalten ist, lässt sich nicht errathen, und die griechische Inschrift gibt keinen Aufschluss darüber, da sie, wenigstens in den Abbildungen der Vasenbilder, unvollständig ist. Der Sack, den der vordere Bauer von der Schulter hängen hat, wird wohl Futter enthalten. Ein guter Einfall des Künstlers ist es, dass er das Schwein und Ferkel in ähnlicher Weise mit einander conversiren lässt, wie ihre Herren es thun.

Fig. **34**. Bild eines Amors, der mit der Rechten über Schulter und Rücken einen Pfau und unter dem linken Arme einen Hasen davonschleppt.

Die beiden Reliefbilder Fig. **36** und **37** vervollständigen den Kreis der landwirthschaftlichen Darstellungen durch Scenen aus dem Hauptzweige der Viehzucht. Das eine scheint auf den ersten Blick weiter nichts als das Tränken einer säugenden Kuh zu bedeuten. Visconti aber erklärt das Büschel in der Rechten des Landmanns für einen Weihezweig, und der Tempel im Hintergrunde scheint allerdings besser zu einer Lustration als zu einem Vorgang aus dem Alltagsleben zu passen. Desto weniger kann man ihm beistimmen, wenn er auch auf dem andern Bilde eine heilige Handlung erblicken will. Der oder — nach der Kopfbedeckung zu schliessen — die Alte ist gewiss kein Priester, und die Milch, die durch das Melken gewonnen werden soll, ist sicherlich nicht zum Opfer, sondern zu profanem Gebrauche bestimmt. Auch die Widerspenstigkeit des am Horne angeseilten Thieres hat etwas charakteristisch Gemeines, das sich mit einer ernsteren Bedeutung des Bildes nicht vertrüge. Die Kuh ist übrigens das ergötzlichste Hornvieh, das man sehen kann, sie würde bei Virgil, der für sein Ideal einer Kuh ein »turpe caput« verlangt, den Preis davon tragen; aber nicht bloss der Vieh- sondern auch der Kunstkenner wird ihr einen ertheilen, denn sie ist ein höchst schätzbarer Beitrag zu der Lösung des Räthsels, wie das Hässliche und Gemeine kunstschön wirken kann.

Mit Fig. **35** und **38** schliesst diejenige Classe von ländlichen Bildern ab, auf welche bei der Zusammenstellung unserer Tafel vorzüglich Bedacht genommen ist.

Fig. **35**. Der berühmte Knabe Dornauszieher, Bronzestatue im capitolinischen Museum. Alle die das Original gesehen haben, preisen übereinstimmend, und zum Theil in überschwenglichen Ausdrücken, die Naturwahrheit und Individualität, den Adel und die Zartheit des Bildes, das nicht bloss als eines der besten Erzwerke des Alterthums, sondern als ein Original aus der blühendsten griechischen Kunstzeit angesehen werden zu dürfen scheint.

Fig. **38**. Der eben so berühmte Knabe mit der Gans, nach einem verlorenen Original des Künstlers Boëthos in vielen Copieen vorhanden, so im capitolinischen, im vaticanischen Museum, in Florenz, im Louvre etc. Der tapfere Knabe hat eine Gans (nach andern Erklärungen einen Schwan) mit beiden Armen um den Hals gefasst und schleppt sie unter hartem Kampfe würgend mit sich; allein der schwere, seinem Bedränger in Stärke und fast in Grösse gewachsene Vogel leistet so kräftigen Widerstand, dass man nicht weiss, welcher der beiden Gegner auf die Länge Meister bleiben wird, und diese Ungewissheit über den Ausgang des im Gleichgewicht schwebenden Kampfes ist es, was dem Bilde die eigenthümliche Komik gibt. Indessen weichen die Copieen hierin von einander ab, auf der einen schwankt der Kampf unentschiedener, auf der andern scheint der Knabe mehr im Vortheil zu sein. Die lieblich drollige Erfindung macht die Vorliebe begreiflich, mit welcher das Alterthum an dem Bilde hing, und welche sich nicht bloss in Copieen, sondern auch in entfernteren Nachahmungen, wie Fig. **34**, ausspricht. Denn der Knabe, der den Hasen um den Hals gefasst hält und mit der andern Faust den Hals des Pfaus umklammert, ist offenbar eine im Allgemeinen wiederholte Anwendung des gleichen Motivs, nur dass die Nachahmung, wie es ihre Art ist, den glücklichen Einfall des Originals durch vermeinten Reichthum und durch

Neuheit zu überbieten oder doch zu ersetzen suchte. Ueber die Zeit des Boëthos findet sich eine Angabe im Prozesse des Verres, des Plünderers von Sicilien. Einer der Kläger nämlich gibt an, derselbe habe ihm eine Hydria genommen, eine Arbeit des Boëthos, von Vätern und Vorvätern ererbt. Dies gibt nun zwar ein etwas weitläufiges Datum, doch scheint die Bezeichnung eben hinreichend, den Meister in die noch classischen Tage der griechischen Kunst hinaufzurücken. Pausanias sah von ihm einen nackten Knaben, den er nicht näher beschreibt. Vom Knaben mit der Gans spricht Plinius. Ausserdem weiss man von einem Asklepios, den er gleichfalls als Kind darstellte. Dann ist noch ein Abguss eines geschnittenen Steines vorhanden, dessen Aufschrift den Boëthos als Verfertiger nennt, mit dem Bilde eines den Schmerz der Wunde mit einem Geierflügel fächelnden Philoktet. Da nun dieser Meister in Darstellungen von Knaben vornehmlich heimisch gewesen zu sein scheint, so liegt der Gedanke nahe, ihm auch den seiner so würdigen Dornauszieher, diesen Philoktet der Kinderwelt, zuzueignen.

Wenn man nun schon von Myron liest, dass er — seiner viel besungenen und noch mehr besprochenen Kuh zu geschweigen — eine betrunkene alte Frau gebildet habe, und wenn ein jedenfalls noch der echt griechischen Zeit angehöriger Meister, wie Boëthos, Bilder wie das Gansmännchen hinterlassen hat, so sind dies Fingerzeige, dass schon in den besten Tagen der griechischen Kunst das Genre, im modernen Sinn des Worts verstanden, geblüht hat. Auch in manchen Bildern aus der Mythen- und Sagenwelt, in einem hinkenden Philoktet, in naiven oder komischtollen Darstellungen von Göttern und Helden, zeigt sich ein reichlicher Trieb zu dieser Kunstgattung. Die angeführten Beispiele jedoch beweisen, dass die Kunst auch damals schon unabhängig von mythologischen Pensen ihre Stoffe dem Leben, der unmittelbaren Wirklichkeit entnahm. Das Gleiche ist ferner durch die Vasengemälde jener Periode dargethan, in deren grosser Masse eine nicht unbeträchtliche Menge für sich bestehender, rein natürlicher Lebensbilder der genannten Art enthalten ist, so dass man sich darnach eine Vorstellung von den verloren gegangenen Originalen aus den Werkstätten der höheren Kunstarbeit machen kann. Es konnte nicht fehlen, dass dieser Kunstzweig unter den ins Modernere fortschreitenden Zuständen der späteren Jahrhunderte noch weiter ausgebreitet wurde, und so findet sich unter den Kunstalterthümern jener Zeit eine sehr zahlreiche Classe von Werken der bildenden Kunst wie des Pinsels, die neben den Götter- und Heroendarstellungen eine eigene Welt bilden und den Namen des idyllischen Genre mit vollem Recht verdienen. Von diesen theils lieblich harmlosen, theils reizend naiven, theils humoristischen und komischen Darstellungen menschlicher, besonders ländlicher Scenen haben schon frühere Tafeln, wie namentlich Taf. IV in manchen ihrer Opferbilder, Beispiele gegeben, welchen sich nun die beiden in Rede stehenden Tafeln mit einem grossen Reichthum von Seitenstücken anschliessen; und wenn dort wie hier neben den ganz menschlichen Figuren auch mythologische zum Vorschein kommen, so sind diese doch meist nichts anderes als durch Schwänzchen, grösseres Ohr, Flügel u. dgl. zu Satyrn, Nymphen, Eroten aufgestutzte, im Uebrigen aber echte Landleute, Mädchen, Kinder, die nur durch die Zuthat ein wenig über die gemeine Wirklichkeit emporgehoben werden sollen, wie ja auch die poetische Idylle verfährt, indem sie ihre Schäfer und Fischer in Versen reden lässt. Die zweite Abtheilung der Tafel sodann, mit der wir hier zu Ende gehen, hat es sich ausdrücklich zur Aufgabe gemacht, die schon bisher zahlreich angedeuteten Beispiele, welche die genannte Erweiterung der antiken Kunst belegen, in grösserer Fülle zur Anschauung zu bringen. Das Verdienst dieser Bilder erweist sich in manchem einzelnen Falle am einfachsten und schlagendsten dadurch, dass die Erklärung kaum einiger Worte bedarf, weil das Bild sich selbst erklärt, und dass auf die Schönheit nicht hingewiesen zu werden braucht, weil der Reiz beim Beschauen von selber wirkt. Man wird daher nicht anstehen, die getroffene Auswahl dieser Genrebilder, von welchen zwar einige, wie Dornzieher, Ganskämpfer etc. bekannt und berühmt sind, die aber nicht leicht anderswo in so reicher Zusammenstellung abgebildet zu sehen sein dürften, als preiswürdig anzuerkennen.

Bilderquellen: Taf. XIII. Fig. 1. Gemälde einer Vase v. Volci (Amphora). Monumenti inediti dell' Instituto di corrisp. arch. II. pl. 24. Fig. 2. Vasengemälde bei Micali Storia degli antichi popoli italiani tav. 97, 2. Fig. 3. Amphora im Museo Gregoriano zu Rom, Monumenti inediti dell' Inst. I, tav. 44. Fig. 4. Rückseite derselben Vase. Fig. 5. Basrelief im Louvre, Clarac II, pl. 136, 122. Fig. 6. Vasengemälde in Berlin. Panofka Bilder antiken Lebens. Taf. XIV, 5. Fig. 7. Pellerin med. de Rois. Fig. 8. Darstellung auf einer Lampe bei Bartoli Lucernae II, tav. 27. Fig. 9. Geschnittener Stein bei Montfaucon l'Antiquité expliquée, I, t. 117, 7. Fig. 10. Gemälde in den Thermen des Titus. Ponce Thermes de Titus, pl. 30. Fig. 11. Basrelief im Louvre, Clarac II, pl. 135, 119. Fig. 12. Relief im britischen Museum, Terracotten d. brit. Mus. Taf. 33, 67. Fig. 13. Micali Storia degli antichi popoli italiani tav. 114. Fig. 14. Basrelief in der Villa Albani. Zoëga Bassirilievi antichi pl. 26. Fig. 15. Relief im Museo Borbonico II, t. 11. Fig. 16. Sarkophagrelief. Montfaucon suppl. I, t. 62, 3. Fig. 17. Basrelief an einem Sarkophage zu Arles. Millin Gall. mytholog. t. LXXXV, 141. Fig. 18. Clarac V, pl. 880, 2253. Fig. 19. Clarac IV, pl. 726 B, 1791, D. Fig. 20. Im Vatican. Clarac IV, pl. 741, 1784. Fig. 21. Sammlung Giustiniani zu Rom. Clarac IV, 741, 1796. Fig. 22. Samml. Blundell. Clarac IV, pl. 709, 1670 A. Fig. 23. Samml. Pamphili in Rom. Clarac IV, pl. 644 A, 1459 E. Fig. 24. Im Vatican. Clarac V, pl. 875, 2234. Fig. 25. Herculanisches Wandgemälde. Roux Herculanum und Pompeji III, 170, 1. Fig. 26. Im Louvre, Clarac III, pl. 287, 1785. Fig. 27. Geschnittener Stein. Panofka, Bilder ant. Lebens. Taf. 12, 5. Fig. 28. Vasengemälde. Panofka pl. 14, 3. Fig. 29. Pompejan. Wandgemälde. Museo Borbonico V, 18. Fig. 30. Petersburg. Mus. Imp. Clarac IV, 742, 1793. Fig. 31. Bronze von Herculaneum in Neapel. Clarac V, 755, 1843. Fig. 32. Rom, Samml. Bigliocchi. Clarac IV. pl. 677, 1577. Fig. 33. Dubois Maisonneuve Introduction à l'étude des vases antiques, pl. 54, 3. Fig. 34. Zahn, die schönsten Ornamente u. Gem. von Hercul. u. Pompeji. Fig. 35. Réveil Musée 756. Fig. 36. Mus. Pio-Clem. V, 33. Fig. 37. Clarac IV, pl. 770 D, 1906 A. Fig. 38. In Florenz. Réveil Musée 486. Fig. 39. Basrelief. Hope The costumes of the Ancients II, 204.

## 10. Schiffahrt. Handel.

### (Tafel XIV.)

Die Ursprünge der Schiffahrt, und zwar schon in einem ausgedehnteren Sinne des Wortes, liegen weit hinter der geschriebenen Geschichte. Die altägyptischen Bilder machen uns nicht bloss mit den Nilbarken, die seit unvordenklicher Zeit den wimmelnden Verkehr auf dieser grossen Landesader förderten, sondern auch mit Seeschlachten bekannt, deren Schauplätze, der Lage des Reiches gemäss, im mittelländischen und noch mehr im rothen Meere gesucht werden müssen. Durch das letztere ergab sich der Weg in die arabischen und indischen Gewässer, wo auch babylonisch-assyrische Schiffe heimisch waren. Doch blieben die beiden grossen Reiche, die die älteste Geschichte kennt, zumal das holzarme Aegypten, vorherrschend Landmächte, und ihr Schiffswesen diente vorzugsweise dem Handelsverkehr. Babylon, der Centralstapelplatz des innerasiatischen Landhandels, dankte den in den persischen Golf mündenden und oben durch den Königskanal verbundenen beiden grossen Strömen die Bedeutung einer Seestadt, und diese Wasserstrassen wetteiferten mit der das Innere von Ost nach West durchschneidenden Karawanenstrasse. Bekannt ist die anziehende Beschreibung Herodot's, wie die Armenier auf ihren langen leichten Barken aus Weidenholz, die Gerippe mit Häuten bekleidet, ihren Palmwein den Euphrat herab in die Hauptstadt der Welt zu Markte führen, mit den Waaren auch das Schiffsholz verkaufen und die Häute auf den mitgebrachten Eseln zu Lande wieder mit heim nehmen. Aber die von der See kommenden Handelsartikel gingen zu Schiffe stromaufwärts in die obern Lande, während ein anderer Handelsweg aus Indien durch den Oxus ins kaspische Meer, durch den Kur nach Armenien hinauf, zu Lande nach dem Phasis und durch diesen und das schwarze Meer in den Westen lief.

In den babylonisch-ägyptischen Seeverkehr an der Südküste Asiens griffen sodann die Phöniker ein, die einst selbst hier, am persischen Meerbusen, sesshaft gewesen waren, in ihren neuen Sitzen aber am Mittelmeer durch die Verbindung mit Palästina bisher reichten und zugleich durch den Stapel des ganzen asiatischen Landhandels eine Lage gewonnen hatten, die ihre nautische Thätigkeit weit nach Westen wies. Während die Griechen noch ängstlich an der Küste hin und von Insel zu Insel sich tasteten, hatten die Phöniker längst eine Bahn eingeschlagen, in welcher so spät erst der nordische Wiking und noch später Columbus ihren Spuren folgen sollten, und von welcher vielleicht ohne allzugrosses Wagniss angenommen werden darf, dass sie die kühnen Segler an das gleiche Ziel getragen habe. Wenigstens drangen sie aus dem Mittelmeere tief in den westlichen Ocean und fanden da »eine Insel bedeutenden Umfangs«, »von schiffbaren Strömen durchschnitten,« angeblich zwar nur eine Fahrt »mehrerer Tage« von der Westküste Afrikas entfernt, aber »von der ganzen bewohnten Welt abgelegen und darum in früheren Zeiten unbekannt.« Da es zwischen Afrika und Amerika keine Insel von der angedeuteten Grösse gibt, so hat die Nachricht, unbestimmt und sagenhaft, wie sie klingt, immerhin etwas bedeutsames. Noch bedeutsamer ist die Sage von der angeblich untergegangenen Insel Atlantis, die man sich in der gleichen Gegend dachte, grösser als Asien und Libyen zusammen, und von einem Meer umgeben, gegen welches man das mittelländische einem blossen Hafen verglich, gerade wie unserer heutigen Anschauung des grossen Weltoceans der atlantische zu einer Art von Mittelmeer zusammengeschrumpft ist. Jedenfalls war durch die Fahrten der Phöniker dem Alterthum ein weiter, obwohl nur traumhafter Blick in diesen westlichen Ocean mit seinen »seligen Inseln« eröffnet. Kaum zweifelhaft jedoch scheint jene andere nautische Grossthat zu sein, deren Ueberlieferung den Bartholomäus Diaz und Vasco de Gama spornte, nämlich die vielbesprochene Fahrt phönikischer Männer, die im Dienste des Pharao Necho, gegen Ende des 7. Jahrhunderts, aus dem rothen Meere aussegelten und nach zweijähriger Abwesenheit im dritten Jahr am Westende des Mittelmeers wieder hereinkamen. Die treuherzige Vorsicht, mit welcher Herodot sich gegen die Angabe verwahrt, dass sie bei der Umschiffung des Caps die Sonne zur Rechten gehabt, hat uns diesen Zug gerettet, der gerade für die Wahrheit der Erzählung bürgt. Um diese Zeit war die Nord- und Nordwestküste Afrika's seit mehreren Jahrhunderten mit phönikischen Colonieen besät. Die Niederlassungen in Südspanien (Gadir-Gades, Tarschisch-Tartessos) werden ins 11. Jahrhundert gesetzt, und sind jedenfalls so alt, dass sie noch in die mythische Zeit hineinragen; aber die Schilderung, wie der phönikische Kaufmann, wenn die Schiffe über und über mit Silber vollgeladen sind, noch silberne Anker schmieden lässt, um ja nichts vom Gewinn dahinten zu lassen, diese ist gewiss nicht sagenhaft. Dass jene »Tarschischfahrer« sich auf den brittischen Zinninseln festsetzten, ja dass sie die norddeutsche Bernsteinküste besuchten, hat demnach nichts Befremdendes. Andererseits gingen sie, als die jüdische Macht auf ihrer Höhe stand, in Verbindung mit dieser durch das arabische Meer nach dem unbekannten Ost- oder Südlande Ophir, so ferne, dass die Fahrt, welche Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen brachte, jedesmal drei Jahre dauerte. Unwillkürlich fragt man sich, wie solche weite Fahrten ohne Compass möglich waren; sorgfältige Beobachtung der Gestirne musste ihn ersetzen, und was halsbrechende Kühnheit mit duldender Ausdauer bei geringen Mitteln vermag, das haben ja auch die Entdecker der letzten Jahrhunderte bewiesen, die auf Seewegen, wo der Dampfer jetzt spielend die Woge pflügt, das Aeusserste wagten und litten. Nur hatten bei gleichem Heldenthum jene semitischen Vorgänger keineswegs die Absicht, der Welt ihre Errungenschaften irgendwie zu Gute kommen zu lassen, vielmehr suchten sie durch Verbreitung schauerlicher Schiffersagen die Ferne in Nebel zu hüllen, und wenn ein Wagehals ihren geheimnissvollen Pfaden zu folgen sich erdreistete, so wussten sie dafür zu sorgen, dass die Fabel von Meerungeheuern, die Keinen wiederkehren liessen, zur Wahrheit wurde, — ein Beweis, dass nicht alle Sagen und Mythen harmlos entstanden sind. Noch in römischer Zeit geschah es einmal, dass ein römisches Schiff hinter einem Punier herfuhr, um die Fahrt nach Britannien zu lernen; dieser, als er es merkte, liess sein Schiff auf einer Untiefe stranden und zog den Römer in das gleiche Schicksal nach, er selbst aber rettete sich aus dem Schiffbruch und erhielt zu Hause von Staatswegen seinen Verlust ersetzt. Auch waren jene Phöniker als gewaltige Seeräuber gefürchtet, wie es sich denn bei der ältesten Schiffahrt von selbst ergab, dass Seeräuberei, wo sie ausführbar war, zugleich mit dem Handel betrieben wurde.

Homer's See- und Inselkarte ist in die buntesten Farben des Märchens getaucht; doch scheint der Sänger verrathen zu wollen, er sei nur auf Einem Auge mit der Wunderblindheit geschlagen, denn das andere sieht zuweilen recht kundig in taghelle Wirklichkeit hinein. Die unbestimmten Fernen sind in realistische Nähe gerückt, wenn Odysseus dem Eumäos, den kretischen Abenteurer spielend, erzählen kann, wie er von Kreta mit gutem starkem Nordwind in fünf Tagen nach Aegypten gefahren sei, wie ihn von dort nach langer Gefangenschaft ein anfahrender Phöniker, alljegliches Truges erfahren, nach Phönikien mitgenommen, dann zu einer Handelsfahrt gen Libyen verlockt habe u. dgl. Der göttliche Sauhirt selbst, dem dies vorgelogen wird, weiss gleichfalls ein Lied von den Phönikern zu singen. Er ist von Haus aus hochgeboren; in seines Vaters Palast, auf einer der Kykladen, hatte er eine Wärterin aus Sidon, die von taphischen Seeräubern entführt und hieher verkauft worden war; diese, als einst Phöniker kamen, der Schiffahrt kundige Männer, trügliche, viel Putztand auf dem Schiffe führend, vergalt Gleiches mit Gleichem, und während die würdige Mutter nebst den Mägden um ein Halsband von Gold und Elektron feilschte, entfloh sie mit den Landsleuten und dem anvertrauten Knaben auf das beflügelte Schiff, das ihn als Sklaven nach Ithaka brachte. Lauter Züge, die, wenn auch märchenhaft oder innerhalb der Märe selbst zum Zweck der Täuschung verwendet, sichtbar der Wirklichkeit entnommen sind. Das Kostbarste, was der homerische Hausrath an Gewanden oder Gefässen enthält, ist immer von sidonischen Händen gefertigt, von phönikischen Schiffen über das Meer gebracht. Mit festem Steuer und nüchternem Blick fliegen diese Holländer oder Britten der antiken Welt durch den vermeintlichen Sagennebel hindurch, aber hinter dem Kiele schliesst sich die Furche wieder, und der Grieche in seinem schüchternen Fahrzeug schaut ihnen fast wie ein Binnenwohner staunend und wundergläubig nach. Aber auch von eigentlichen Landratten, »so nicht mehr kennen die Meerfluth,« war eine Kunde zu ihm gedrungen; dies beweist die wunderliche Prophezeiung des Tiresias, der den Odysseus am Ende seiner Fahrten mit dem wohlgeglätteten Ruder landeinwärts wandern heisst, bis ihm Einer begegne, der das Ruder für eine Schaufel halte, worauf er fern vom Meer unter glücklichen Völkern dereinst sanft entschlafen werde, — eine Prophezeiung, die durch die Sage von der Wanderung des Ulixes nach Deutschland, bei Tacitus, noch auffallender wird. Im Uebrigen — wenn auch Sicilien und Italien (wo zu seiner Zeit schon das griechische Cumä gegründet war) dem Märchenerzähler etwas bekannter gewesen sein mögen, als er seinen lauschenden Phäaken gesteht — ist Homer's Weltkunde auf das Mittelmeer beschränkt, und was darüber hinaus liegt, das ist der Strom Okeanos, der die Erde rings wie einen Teller umfliesst. Die gleiche Weltanschauung herrscht, um Weniges verändert, auch bei Hesiod.

Zum ersten Mal eröffnete sich den Griechen die verheimlichte Westwelt jenseits des Mittelmeers, als der Samier Koläos, der Oceanfahrer wider Willen, auf der Reise nach Aegypten von einem heftigen Ost ergriffen und »göttlicher Schickung gemäss« durch die Säulen des Herakles hinausgetrieben wurde. Das war um die Mitte des 7. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo Gadir-Cadix, die phönikische Niederlassung, schon seit Jahrhunderten bestand. Das Tartessos übrigens, wo die Samier landeten und sehr gute Geschäfte machten, kann (wenn es nicht überhaupt einen weitläufigeren geographischen Begriff bezeichnet) damals keine phönikische Herren gehabt haben, sonst würde die Fahrt wohl schwerlich so glücklich abgelaufen sein. Von der Ebbe und Fluth, die er im atlantischen Ocean kennen lernen musste, scheint Koläos ins Mittelmeer, wo sich diese Erscheinung wenig bemerklich macht, keine ausreichende Nachricht zurückgebracht zu haben, denn die seltsame Bewegung des Euripos blieb für die griechischen Naturforscher ein Kreuz, das jetzt ein Schulknabe dem Aristoteles abnehmen könnte, ohne jedoch darum ein Aristoteles zu sein. Gegen das Ende desselben Jahrhunderts etwa dehnten die Phokäer, die unternehmendsten Seeleute des kleinasischen Griechenlands, ihre Fahrten und Colonisationen in diese westlichen Gewässer aus, während die Milesier das gefürchtete schwarze Meer schiffbar zu machen wussten. Gewiss ist, dass, als in der Mitte des 6. Jahrhunderts die Perser diese griechischen Städte unterwarfen, die phokäische Niederlassung Massilia am westlichen Mittelmeere bereits gegründet und die Verbindung mit dem oceanischen Tartessos und seinem langlebenden König Arganthonios, dem Zeitgenossen des noch sagenhafteren Epimenides, angeknüpft war, so dass die vor Harpagos entweichende Abtheilung Phokäer, die sich zuletzt nach Massilia warf, dort schon eine heimische Pflanzung vorfand, aus welcher sich durch den Zuwachs jener antiken Pilgrim-Väter eine mächtige Seestadt, deren Freundschaft Rom suchte, und nachmals unter römischer Herrschaft ein gallisches Athen entwickeln sollte. Diese Schicksale und Thaten eines Culturvolkes, dessen Errungenschaften ein offener Schatz für die Welt geworden sind und noch mit der heutigen Bildung im engsten Zusammenhange stehen, erweiterten den Gesichtskreis einer durch Griechenlands Verdienst als Gemeingut aufdämmernden Wissenschaft, wie sie unter jenen westlichen Völkern durch Verbreitung der Schrift und der Künste des Lebens fruchtbare Culturkeime ausstreuten, und darum werden die noch jetzt in Frankreich und Spanien fortlebenden Namen jener Griechenstädte, Marseille, Antibes (Antipolis), Agde (Agathe), Ampurias (Emporiä) u. s. w., für alle Zeit einen ehrwürdigen Klang behalten.

Die Fortschritte, welche die Wissenschaft an dem aus Aegypten geholten Leitfaden machte, folgten sich rasch: dasselbe 6. Jahrhundert sah die Sonnenfinsterniss des Thales, die Erdkarte Anaximanders und das Lehrgebäude des Pythagoras, der die Kugelgestalt der Erde, ihre Bewegung um die Sonne, ja ihre tägliche Axendrehung überliefert haben soll. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts unternahm der Karthager Hanno seine berühmte Fahrt, die durch eine griechische Uebersetzung der Wissenschaft angeeignet worden ist. Er segelte von den Herkulessäulen an der Westküste Afrika's hinab, sah unbekannte Länder und Naturmerkwürdigkeiten, wie den Orang-Utang, das Meeresleuchten, blieb aber weit hinter seinen phönikischen Vorgängern zurück, daher der Seeweg um Afrika wieder aus dem Reich des Wissens schwand und lange Jahrhunderte für ein Märchen gehalten wurde. Um die gleiche Zeit liess Darius durch Skylax von Karyanda die Mündung des Indus und jene indisch-arabischen Gewässer wieder erforschen, die den alten Ophirfahrern so bekannt gewesen waren. Der Denker von Stagira hat die kühne Behauptung aufgestellt, dass die Cultur schon mehrmals in der Welt dagewesen und wieder untergegangen sei. In gewissem Sinne ist es jedenfalls ein wahres Wort. Die Ophir-, Afrika- und vielleicht Amerika-Fahrten der Phöniker lassen uns im grauesten Alterthum die weite Welt offen und hell erscheinen, aber dann ist es wieder Nacht und Alles zugeschlossen. Auch nach der Fahrt des Skylax fällt das indische Meer, das unzweifelhaft in so viel älterer Zeit babylonischen, ägyptischen und phönikischen Schiffen erschlossen gewesen, wieder in unbekanntes Dunkel zurück, bis der Indiafahrer Admiral Nearch aufs neue von der Indus- bis zur Euphratmündung schifft; jedoch auch dieses Unternehmen strebt der Vorwelt nur unvollkommen nach, da die Wiedererforschung der Durchfahrt ins rothe Meer mit Alexanders Tod abgeschnitten ist. Grösseren Entdeckungsruhm behauptet sein Zeitgenosse, der Polarfahrer Pytheas von Massilia, dessen Angabe, dass auf Thule im Sommer die Sonne nicht untergehe, der Mitwelt eben so unglaublich erschien, wie die astronomische Sage von der Südspitze Afrika's, und ungefähr dem Arimaspenmärchen des Landfahrers Aristeas gleichgestellt werden mochte, der zwei Jahrhunderte vorher die Geographie in seiner Weise, und in gutem Glauben vielleicht, durch Nacherzählung dessen bereichert hatte, was ihm auf seinen Wanderungen durch einen Theil der nördlichen Länder aufgebunden worden war. Wie sehr aber auch ein Capitain eines heutigen Dampfers darüber lächeln mag, dass er weniger Tage braucht als Nearch's Flotte Monate brauchte, für die Zeitgenossen und ihre Nachkommen war sein Unternehmen fast eine Columbusthat, und die Kriegszüge seines Königs, der der Betrachtung unerschöpfliche Seiten bietet, brachten der antiken Welt einen neuen Tag. Denn mit Alexander dem Grossen, der als Abenteurer den Mond vom Himmel zu reissen auszog, als Protector der Griechen dem längst kochenden Drang des hellenischen Abendlandes gegen den persischen Osten Luft machte, und als Diener des Weltculturgebotes die Welt in Eine Culturgemeinde vereinigen wollte, hat die durch Hekatäos und Herodot zu grösserem Mass gediehene Weltkunde ihre eigentlich wissenschaftliche Ausbildung begonnen, die sodann von seinen Nachfolgern auf den Thronen Syriens und Aegyptens weiter gefördert und durch die alexandrinische Gelehrsamkeit systematisch festgestellt wurde. Aber auch die Wissenschaft hat ihre Vor- und Rückschritte, in welchen die Cultur tagt und nachtet. Hinter der pythagoräischen Schule her konnte Herodot in aller Gemüthlichkeit die Erde wieder als eine Scheibe hinstellen; und wenn auch seit Aristoteles die richtige Ansicht allmählich durchdrang, so hat doch der grosse Aristarch, der Astronom, für seine Zeit vergebens gelebt, und seine Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne ist fast ein Jahrtausend lang unfruchtbar, wie das Samenkorn der Mumie, liegen geblieben.

Den Seekrieg haben wir bereits auf den ägyptischen Bildwerken kennen gelernt. Thukydides zwar nennt als «älteste bekannte Seeschlacht» ein Treffen, das in den dreissiger Jahren des 7. Jahrhunderts zwischen den Korinthern und Korkyräern geliefert wurde; aber die Flottenexpeditionen des freilich etwas mythischen Sesostris mögen gegen ein Jahrtausend älter sein. Ebenso, wenn er sagt, zu Korinth seien die ersten Dreiruderer in Hellas gebaut worden, wird dies keineswegs so zu verstehen sein, als ob sie daselbst erfunden worden wären; denn es liegt in der Natur der Sache, dass die Schiffsbaukunst von den Phönikern zunächst auf die kleinasischen und Inselgriechen und von diesen auf die diesseitigen Stammgenossen überging, unter welchen Korinth wegen seiner herrschenden Handelslage den Vorrang in der Entwicklung hatte. Doch blieb es blosse Handelsmacht. Die erste kriegführende Seemacht im eigentlichen Griechenland war das kleine Aegina, das auch allein von allen europäischen Griechen bei der Niederlassung der östlichen Stammgenossen in Aegypten betheiligt war. Athen strebte ihm eifersüchtig nach, aber so unzulänglich, dass es in jener kaum durch den ersten Perserkrieg unterbrochenen Fehde mit den Aegineten seine Macht mit zwanzig geborgten Schiffen verstärken musste, welche die Korinther um fünf Drachmen das Schiff vermietheten, «weil ihr Gesetz sie nicht umsonst herzugeben gestattete,» und obendrein zogen die Athener in jenem Seekampfe den Kürzern, was Herodot trotz einiger athenischen Schönfärberei nicht verhehlen kann. Den Grund zu der griechischen oder vielmehr vorzugsweise zu der athenischen Seemacht, da die aginetische von dieser nachher vernichtet wurde, legte die Schlacht von Salamis, wo eigentlich die Phöniker es waren, die von den Griechen den vormaligen Unterricht bezahlt erhielten. Denn die Nachkommen der alten Seehelden von Sidon und Tyrus bildeten den Kern der persischen Flotte, und phönikische Dreiruderer waren es, die nach dem Siege den Gottheiten als Erstlinge dargebracht wurden. Dass aber Athen in jener Entscheidungsschlacht als der seetüchtigste griechische Staat neben Aegina auftreten und mit diesem vereint die Freiheit retten konnte, das war freilich zum Theil eben jener Fehde zu verdanken, wie Herodot pragmatisch bemerkt, noch mehr aber wohl der Perfidie des delphischen Orakels und der genialen Auslegungskunst des Themistokles, der das Orakel zu überlisten wusste. Die Perser selbst haben sich wenig mit Nautik befasst; sie sperrten sogar die Flussschifffahrt auf dem Tigris und Euphrat durch künstliche Wasserfälle, die Alexander nachher mit grosser Mühe wegräumen musste. Für den Krieg aber wurden die Flotten der unterworfenen Völker Kleinasiens aufgeboten, die von ihren einheimischen Befehlshabern unter persischen Grossadmiralen geführt wurden, und an deren Spitze, sowohl der Zahl als der Schiffskunst nach, die Phöniker standen. — Dass man sodann am persischen Hofe auch an Entdeckungsfahrten dachte, beweist das vorhin angeführte Beispiel des Darius, auf welches unter Xerxes ein zweiter Versuch von noch grösserem Absehen, aber schlechten Ausgangs, folgte. Das Gerücht von der auf Necho's Befehl unternommenen Entdeckungsreise war nicht eingeschlafen; daher, als ein Perser von Geblüt, Sataspes, sich ein Vergehen zu Schulden kommen liess, auf welchem Pfählung stand, erwirkte seine Mutter, angeblich zu noch grösserer Strafe, dass man ihn Libyen umschiffen lasse. Sataspes fuhr nun westlich durch das Mittelmeer hinaus, kam aber nicht, wie ihm aufgetragen war, durch den arabischen Meerbusen zurück, sondern kehrte nach monatelanger Fahrt aus Angst über die Länge des Weges und der Oede unverrichteter Dinge heim, und sagte, das Schiff sei nicht weiter zu bringen gewesen. Xerxes aber liess das nicht gelten, und das Urtheil wurde an ihm vollstreckt. Seine Schätze, mit welchen ein Verschnittener entlief, wurden die Beute eines Samiers, dessen Namen Herodot «wohl weiss, aber mit Fleiss nicht nennen will».

Natürlicher Erbe der phönikischen Seemacht war Karthago, dessen Schiffe einst mit den tyrischen in die Wette gingen und nach der Schwächung und dem Fall der Mutterstadt die See beherrschten. Der westliche Ocean wenigstens gehörte ihnen ungestört, so weit je ein phönikisches Segel gekommen. Sie holten jetzt das Zinn aus Britannien, und die Küsten von Irland, Schottland und Finnmarken zeigen heute noch Spuren karthagischer Niederlassungen. Südlich fuhren sie bis Guinea, mit dessen Bewohnern sie stummen Handel trieben. Herodot schildert den Verkehr mit dieser «libyschen Landschaft ausserhalb der Säulen». Die Karchedonier legen ihre Waaren an der Küste in einer Reihe aus, gehen wieder in die Schiffe und hinterlassen einen grossen Rauch. Dann kommen die Eingebornen herbei, legen Gold zu den Waaren und ziehen sich wieder zurück. Die Seefahrer steigen nun wieder aus und sehen nach; finden sie das Gold dem Werth der Waaren entsprechend, so fahren sie damit ab und lassen die Waaren zurück, wo nicht, so gehen sie wieder zu Schiffe und warten, worauf Jene noch mehr Gold zulegen, bis der Handel richtig ist. Bevor nicht auf diese Weise abgeschlossen ist, rührt kein Theil das Eigenthum des Andern an — das haben beide Theile in der Schule des Handels gelernt. Von dem Seeweg um Afrika ging, wie Herodot weiss, die Rede auch in Karthago, und Hanno's Versuch beweist, dass man dort daran glaubte. Aber nicht bloss jenseits der Säulen, auch im westlichen Mittelmeer hatten die Karthager eine Zeitlang fast die Oberhand, als die seemächtigen Etrusker (Tyrrhener), mit welchen sie anfangs den Besitz theilen mussten, zu sinken begannen. Sie besassen Sardinien und hatten auf Sicilien in altphönikischen Niederlassungen festen Fuss gefasst. Hier eröffnet sich nun der Schauplatz des langen Kampfes um die Herrschaft im Mittelmeere, ja um die Weltherrschaft. Hätten die asiatischen Jonier den Rath befolgt, den ihnen Bias von Priene beim Anrücken der Perser gab, alle zusammen sich nach Sardinien zu werfen und dort einen gesammtjonischen Staat zu gründen, leicht dürfte die ganze alte Geschichte einen andern Verlauf genommen haben. Statt dessen kommen die Phokäer allein und lassen sich auf Corsica (Kyrnos) nieder, wo sie von den Etruskern und Karthagern mit vereinter Macht angegriffen werden; in dieser Seeschlacht, der zweiten geschichtlichen, die Thukydides kennt, erfechten die Griechen über die doppelte Zahl der feindlichen Schiffe den Sieg, aber freilich einen «kadmeïschen», wie Herodot sich ausdrückt, und gehen daher weiter nach Massilia. Auf Sicilien aber sind die längst dort eingewanderten Griechen jetzt das herrschende Volk und haben die Phöniker auf einige Punkte der Westküste zurückgedrängt, von wo nun die Karthager, die phönikische Erbschaft antretend, wieder nach Osten vorzudringen suchen. Um die Zeit der Perserkriege steht der Grieche Gelon, Herr von Gela und Syrakus, so mächtig da, dass er dem mit dem Untergang bedrohten Stammlande als einziger Rettungsanker gegen die Uebermacht des Xerxes erscheint; da er aber die Hülfe nur um den Preis der Hegemonie bewilligen will, so zerschlägt sich die Unterhandlung, und die Hellenen befreien sich durch eigene Kraft. Diese Conjunctur benutzen die Karthager, um die Sikelioten anzugreifen, und es erfolgt, angeblich gleichzeitig mit Salamis oder Thermopylä-Artemision, die berühmte Himeraschlacht, worin Gelon von Syrakus und Theron von Agrigent die karthagische Land- und Seemacht unter Hamilkar vernichten. Siebenzig Jahre lang machte Karthago keinen weiteren Versuch. Mittlerweile wächst in einem jungen athenischen Strudelkopfe der Gedanke, mit Benützung eines der endlosen Zwiste jener sicilischen Griechenstädte erst Sicilien, dann Italien und Nordafrika, und sofort die Welt zu erobern, so ungefähr, wie man auch in Syrakus zu Zeiten träumte, aber Athen beraubt sich selbst seines Helden und das Unternehmen endigt mit der schmählichen Katastrophe vor Syrakus. Jetzt, in den letzten Jahren des peloponnesischen Krieges, greift Karthago wieder zu und kämpft an Athen's Stelle für Egesta wider Selinus. Das verrätherische Verdienst, das dieses sich im früheren Kriege erworben, war vergessen, und sechzehntausend Einwohner wurden nach der Erstürmung niedergemacht. Dann erging die Rache über Himera, die Stadt wurde dem Boden gleich gemacht, und auf dem Platze, wo Hamilkar gefallen war, liess Hannibal, sein Enkel, dreitausend gefangene Kämpfer unter Martern sterben. Nach achtmonatlichem Kampfe fiel auch Agrigent, wo der reiche Gellias sich mit Tempel und Weihgeschenken verbrannte. Bald aber tritt der ältere Dionys in die Lücke, und unter wechselnden Glücksfällen zieht sich der Kampf mit den Karthagern durch sein ganzes Leben hin. Timoleon bereitet ihnen einen schlimmern Tag, als der von Himera gewesen, und Agathokles griff sie gar im eigenen Lande an, lernte aber das Glück auf beiden Seiten kennen und zog am Ende flüchtig ab. Nach seinem Tode winkt ihnen das Glück von Neuem, da rufen die Syrakuser den Pyrrhus, vor dem die Karthager die Insel bis auf einen einzigen Punkt räumen müssen. Da er sich aber mit den Siciliern nicht vertragen kann, so geht er wieder nach Italien, verfolgt, von den Römern geschlagen, seine romantische Laufbahn nach Griechenland zurück, und verlässt den Schauplatz mit dem politischen Wahrspruche, dass, da nun die Römer Italien bis zum Südende inne haben, der Kampf zwischen Rom und Karthago unausbleiblich sei, und dass Sicilien der Zankapfel sein werde. Den Vorwand bietet ein Raubgesindel, dem der römische Senat erröthend die Hand reicht, hinterlassene Söldner des Agathokles, und die Geschichte hebt den Griffel zum Beginn der punischen Kriege. Zweihundert sechzehn Jahre sind es seit der Schlacht von Himera, ausgefüllt mit Drangsalen, die sich fast ununterbrochen über die auch uns wieder so denkwürdig gewordene Insel hin und her gewälzt haben.

Nun erscheint auf der See die neue Macht, welcher fortan Land und Meer sich beugen soll. Wenn man in der Geschichte des ersten punischen Krieges liest, wie die Römer an einer gestrandeten karthagischen Galeere den Schiffsbau lernen, so macht das im Zusammenhang mit der Behauptung des Polybius, dass sie vor diesem Kriege gar nicht an das Seewesen gedacht, den Eindruck, als ob ihnen damals das erste Schiff zu Gesicht gekommen wäre. Aber Rom hat schon zu Ende des 6. Jahrhunderts, gleich im Anfang der Republik, einen Seevertrag mit Karthago geschlossen, durch welchen man, charakteristisch genug, gegenseitig auf Seeräuberei verzichtete und die römische Flagge von den für Karthago wichtigen Märkten ausschloss. Dieser Löwenvertrag lässt freilich das römische Seewesen sehr untergeordnet erscheinen, doch beweist er, dass eines vorhanden war. Er wurde in den folgenden Jahrhunderten, jedesmal mit grosser Höflichkeit von Seiten Rom's, erneuert, und Livius, wo er seine Betrachtung anstellt, wie es gegangen wäre, wenn Alexander sich nach Westen gewendet hätte, sagt, Rom und Karthago würden sogleich gegen ihn zusammengestanden sein. Das war auch der Fall, als Pyrrhus nach Italien kam: der Schifffahrtsvertrag wurde in eine förmliche Allianz verwandelt, und die Römer, obgleich sie anfangs die Hülfe misstrauisch zurückgewiesen, nahmen dann doch ein karthagisches Geschwader von sechsundzwanzig Schiffen an. Ihre Seemacht mag sich also verhältnissmässig in einem ähnlichen Stande befunden haben, wie die athenische im Aeginetenkrieg. Dass es ihnen nicht ganz an einer solchen fehlte, geht weiter, wie aus andern Zeugnissen, so besonders daraus hervor, dass dreissig Jahre früher — eben in dem Jahr, in welchem der lustige Pfeiferauszug stattfand — Duumviri navales «für die Zurüstung und Ausbesserung der Flotte», wie Livius ausdrücklich sagt, ernannt wurden. Aber im Begriffe, mit einer Seemacht ersten Ranges auf Tod und Leben anzubinden, musste man freilich erst das eigene Seewesen auf eine andere Stufe zu bringen suchen, und da mag das erbeutete Schiff — es war ein Fünfruderer — als Modell der neusten und mustergültigsten Construction werthvoll genug gewesen sein. Es dauerte übrigens eine geraume Zeit, bis der römische Senat zu dieser Einsicht kam, denn erst im vierten Jahr des Krieges, als die Stimme der Erfahrung nicht mehr überhört werden konnte, wurden nach dem feindlichen Muster in sechzig Tagen hundertfünfundzwanzig Dreiruderer gebaut und die zur Bemannung bestimmten Leute inzwischen auf Gerüsten eingeübt.

Mit dem neuen Kämpfer tritt auch eine neue Taktik auf. In der bisherigen Seeschule hatte man hauptsächlich auf das Um- oder Durchschiffen, d. h. Ueberflügeln oder Durchbrechen der feindlichen Flotte, gehalten. Letzterem vorzubeugen, stellte man sich in zwei Linien auf, so dass die zweite durch Zwischenräume der ersten vordringen konnte. Im Einzelkampfe übte man sich auf das Manöuvre, durch plötzliches Wenden das feindliche Schiff mit dem Schnabel in die Seite zu treffen und zu zertrümmern, oder es durch schiefes Ansegeln zu streifen und ihm auf der getroffenen Seite die Ruder abzubrechen. Der Römer dagegen trug sein Element, den Landkrieg, auf das Wasser, — er griff zum Enterhaken (Manus ferrea), den übrigens schon Perikles erfunden haben soll, — und warf die Enterbrücke, die ihm den Vortheil gewährte, Mann gegen Mann zu kämpfen, worin er Allen überlegen war. Auf diese Weise errang Duilius erstmals den berühmten Seesieg, der durch die Columna rostrata verherrlicht wurde.

Nun sah die Welt ein Ringen, desgleichen bis jetzt auf der grossen Kampfbahn keines dagewesen war. Rom vermehrt seine Flotte auf dreihundert dreissig Schiffe, welchen Karthago dreihundert fünfzig entgegenstellt, und Attilius Regulus siegt in der grossen Seeschlacht von Eknomos, worauf er wie Agathokles nach Afrika geht, um dort die Karthager zu schlagen und dann einem Griechen zu unterliegen. Im folgenden Jahre geht die ganze römische Flotte durch einen furchtbaren Sturm zu Grunde; in drei Monaten sind zweihundert zwanzig neue Schiffe gebaut. Abermals sucht die römische Flotte die afrikanische Küste heim, aber bei der Rückkehr scheitern hundert fünfzig Schiffe. Durch einen Landsieg ermuthigt pressen die Römer noch einmal den Seestädten Italiens und Siciliens eine Flotte ab, die von den Karthagern bei Drepana und Lilybäum vernichtet wird. Ein anderes Geschwader geht abermals im Schiffbruch unter, so dass von hundert fünfzig Galeeren zwei Schiffe übrig bleiben und Rom aus der Reihe der Seestaaten gestrichen ist. Hamilkar Barkas verwüstet mit der Flotte das wehrlose Unteritalien, aber auch Karthago's Kräfte sind erschöpft, und während es auf Sicilien in langem Landkampfe sich abmüht, bringen die Römer aus Privatbeisteuern noch zweihundert Fünfruderer auf, mit welchen Lutatius Catulus den Entscheidungssieg bei den ägatischen Inseln gewinnt. Hamilkar muss Frieden schliessen und die Perle des Mittelmeeres ist römische Provinz. Mit siebenhundert Kriegsschiffen in diesen dreiundzwanzig Jahren hat Rom den Preis bezahlt und fünfhundert karthagische sind daran verschwendet. Nach weiteren dreiundzwanzig Jahren bringt der letzte Hannibal, einer halben Welt gebietend, den Landkrieg über die Alpen nach Italien, und auf dem Felde von Cannä scheint Rom aus der Zahl der Landmächte ausgetilgt, aber die Sterne wenden sich, und nach wenigen Jahren hat Karthago nicht mehr um die Weltherrschaft, sondern nur noch um das eigene Dasein zu kämpfen.

Wenn für Culturverband und völkerrechtliche Ordnung der antiken Welt die Form der Weltmonarchie als die entwicklungsgesetzliche zugegeben werden muss, so ist es gleichwohl schwer, mit unbewegtem Gemüthe die lange Prüfungszeit zu übersehen, durch welche die Völker harren sollten, ob Rom je lernen würde, dem Berufe, den es angetreten, auch nur einigermassen gerecht zu sein. Schon die erste Probe versprach wenig Gutes. Bekanntlich musste im Friedensschlusse nach der Schlacht von Zama Karthago seine Flotte ausliefern, und der Sieger war, wie die Thatsachen standen, zum Herrn der Meere bestimmt. Statt aber die Flotte selbst in Besitz zu nehmen und der Welt auch nur so viel Nutzen zu bringen, als sie selbst vom Egoismus der Handelspolitik erwarten kann, brennt man die Schiffe vor dem Hafen von Karthago ab. Dabei lässt man dem zu Boden geworfenen Gegner den Welthandel in den Händen, so dass er in den nächsten fünfzig Jahren sich durch Reichthum wieder zu der alten drohenden Grösse erheben kann und dadurch den Weltgebieter in die politische Nothwendigkeit versetzt, einen der schamlosesten Kriege zu beginnen, die je geführt worden sind. Auch jetzt wurde die punische Flotte wieder verbrannt, und gleichzeitig ging die korinthische Seemacht durch den Fall Korinths zu Grunde. Bald darauf nahm man auch den Rhodiern, deren Seerecht selbst in Rom angenommen war, ihre Flotte weg, ohne jedoch eine eigene Seemacht zu schaffen. Die Folge war, dass jetzt alles Seewesen verfiel und, während die Welt zu Lande von ihren Beherrschern ausgeraubt wurde, die Meere in die Gewalt förmlicher Räuber, der Corsaren, kamen. Da diese zugleich den Luxushandel, den einzigen, der in Rom Werth hatte, betrieben, so sah man ihnen dort durch die Finger, und römische Statthalter theilten die Beute mit ihnen. Die bisher seefahrenden Völker schlossen sich verzweifelnd der neuen Gestaltung der Dinge an, und die Corsaren erwuchsen zu einer politischen Macht, die über 1200 grosse Schiffe und 400 feste Seeplätze gebot. Sie dehnten ihre geordneten Unternehmungen von Kleinasien bis nach Italien aus, und erschienen selbst in der römischen Hafenstadt Ostia, wo sie die römische Flotte wegnahmen. Nachdem Pompejus diesen gefährlichen Feind vernichtet, schlief das Seewesen wieder ein. Erst Cäsar trägt die römische Flagge aus dem mittelländischen in das atlantische Meer, und August weiss die eroberten Schiffe besser zu benützen, als zu müssigem Feuerwerk. Aber die Zeit, während welcher Rom sein Reich fast nur durch Zerstörung ohne Aufbau befestigte, umfasst die beiden letzten Jahrhunderte der alten Zeitrechnung vom Ende des punischen Hauptkrieges an, so dass nur am Schluss noch dreissig bessere Jahre übrig bleiben.

Seit August besteht die römische Herrschaft, wie zu Lande, so auch zur See. Die unumgänglich gewordene Marine zerfällt in mehrere Flotten und Geschwader. Eine Hauptflotte, in Misenum stationirt, beherrscht das Meer zwischen Italien und Aegypten; Plinius commandirte sie bekanntlich zur Zeit von Pompeji's Untergang. Eine andere lag bei Ravenna, für das adriatische und die griechischen Meere, eine dritte bei Byzanz, für den Pontus bestimmt, eine vierte kreuzte an der Südküste Galliens. Drei andere fuhren auf Rhein, Donau und Euphrat, Germanien, Pannonien um die Parther zu beobachten. Dann lag noch in Alexandria ein Geschwader, das den Handel mit Indien vermittelte und nebst der indischen Ueberlandpost ägyptisches Getreide nach Rom beförderte, so regelmässig, dass der Reisende, der aus Indien nach Aegypten kam, darauf rechnen konnte, neun Tage nachher in Puteoli zu sein. Ein anderer Handelsweg ging von China über Byzanz, andere von Britannien und Afrika nach Italien, wo sie alle in Rom sich concentrirten. Doch blieb die Welthauptstadt nur ein künstliches Centrum, sofern sie über die grossen activen Mittelpunkte des Welthandels gebot, und der römische Antheil an diesem bestand activ nur darin, dass man die unterworfenen Handelsvölker gewähren liess oder beschränkte. In Rom selbst war der Grosshandel trotz seiner ungeheuren Ausdehnung rein passiv, blosser Import von Lebensmitteln und Luxuswaaren, und bezahlt mit dem erpressten Gelde derselben Welt, welche die Handelsartikel lieferte. Auch die römische Weltkunde, so sehr sie zu Lande erweitert wurde, beschränkte sich zur See auf ein bescheidenes Mass. Die bedeutendste Entdeckungsreise zu Schiff wurde unter August vom ägyptischen Statthalter Aelius Gallus in den arabischen Meerbusen unternommen; Strabo hat die Unfälle dieses Zuges beschrieben. Gegen Westen war Britannien fast der Welt Ende, und der Römer sagte sich mit Stolz, dass die römische Flotte zuerst diese Küste des äussersten Meeres umsegelt, ihre Inselgestalt entdeckt und die Orkaden bezwungen habe. Es macht einen eigenen Eindruck, wenn Tacitus etwas geschraubt hinzusetzt, auch Thule sei einigermassen in Sicht gekommen, aber das zähe Meer leiste den Schiffenden Widerstand; es war ja eine alte Sage, dass im Nordmeere

Luft und Wasser zu einer Gallert — so wie man sich nachher im Mittelalter das Lebermeer dachte — zusammengeronnen seien. Der übrige atlantische Ocean war den Römern »das Meer ausserhalb der Säulen, das man nicht befährt.« So nennt es Pausanias, der sich von einem karischen Schiffer über dort gelegene wüste Satyrinseln und ihre feuerrothen, mit Pferdeschwänzen versehenen Bewohner ein wenig erbauliches Märchen erzählen liess.

Unter den Abbildungen von Schiffen, die auf unserer Tafel zusammengestellt sind, ist Fig. **10** diejenige, die am wenigsten Kopfbrechen macht. Sie vergegenwärtigt einen Fünfzigruderer, d. h. im buchstäblichen Sinn des Worts ein Schiff mit 25 Rudern auf jeder Seite, wie man sie im älteren Griechenland, während die eigentlichen Seemächte längst weiter fortgeschritten waren, noch bis zu den Perserkriegen hatte. Denn die Athener und Aegineten, sagt Thukydides, besassen kleine Flotten, meist von Fünfzigruderern, und als die Athener auf den Rath des Themistokles gegen die Aegineten und wegen des bevorstehenden Angriffs der Perser die neue Construction annahmen, hatten die Schiffe, mit welchen sie ihre nachmaligen Seeschlachten schlugen, noch keine vollständigen Verdecke. Diese Schiffsart, die in den Befreiungskämpfen und dann im peloponnesischen Kriege glänzte, ist das Schiff mit drei Ruderbänken oder vielmehr Ruderreihen, das man Kürze halber Dreiruderer, griechisch Triere, römisch Triremis nennt. Im Laufe der Zeit steigt die Zahl der Bänke auf vier, fünf und noch weiter, daher die Namen Tetrere, Quadriremis, Pentere, Quinqueremis u. s. w. — (mit Penteren wurden die punischen Kriege ausgefochten) — bis zum Leviathan des Alterthums, dem berühmten Vierzigruderer (Tessarakontere) des Ptolemäos Philopator, einem Schiffe von 4000 Ruderern und 2850 Soldaten, das vielleicht, als Geschöpf einer Königslaune, zwar gebaut, aber kaum in Gang gebracht wurde. Bekanntlich herrscht schon über die Bauart und Bewegungsfähigkeit der kleineren Schiffe, der Trieren etc., bis auf diesen Tag ein nicht beigelegter Streit. Man sollte denken, die aus dem Alterthum auf uns gekommenen Bilder müssten diesen Streit längst entschieden haben, dieselben werden aber von sachverständigen Autoritäten, wie A. Jal (Archéologie navale), für rein unverständlich erklärt. Auch wird man diesem Kenner gewiss ohne Bedenken beistimmen, wenn er Fig. **17** unklar und ungetreu nennt, und in Fig. **18** eine bloss conventionelle Darstellung erblickt, die eben im Allgemeinen die Idee eines Fahrzeugs ausdrücken soll. Indessen müssen diese bildlichen Abbreviaturen denn doch wenigstens einigermassen ihrem Begriff entsprochen haben, wenn auch nur so, wie ungefähr eine heutige illustrirte Annonce der oberflächlichsten Art, ein Schiff mit Rädern, Schlot und Rauchsäule darstellend, bei aller Ungenauigkeit doch Jedem verständlich ist. So wird uns die Trireme Fig. **17** immerhin über die Hauptfrage aufklären, besonders wenn man sie mit der Bireme Fig. **11** vergleicht, die, von Winckelmann nach einem pränestinischen Relief mitgetheilt, mit ihrem römischen Realismus die griechischen Darstellungen an Genauigkeit übertrifft. Hier ersieht man, dass die Ruderer die Maschinen sind, die unsichtbar im untern Raume arbeiten, und zwar die Bewegungskräfte gleichmässig der Länge nach durch das ganze Schiff vertheilt, wie sie jetzt auf wenige Punkte concentrirt sind. Für eine fachmässige Reconstruction der antiken Trireme ist mit dieser Anschauung freilich nicht viel gewonnen, aber für unsern nichttechnischen Bedarf mag sie hinreichend sein. Dass der Schiffsraum für zwei und drei Reihen Ruderknechte Platz hatte, ist einleuchtend, besonders wenn man sie sich nicht vertical über, sondern in schiefer Abstufung hinter einander und die untersten auf die Ruder gebückt denkt; denn nicht eben human darf man sich den Dienst dieser Menschen vorstellen, die, ein Mann auf ein Ruder, unter eintönigem Gesang zur Schiffsflöte im Gleichtakt mit Pferdekräften arbeiteten. Bei dieser Anordnung geht auch die Länge der obern Ruderreihe, so schwer auch die Handhabung gewesen sein mag, doch nicht über das Menschenmögliche; der Unterschied des Dienstes erhellt indessen daraus, dass die obersten Ruderer (Thraniten) am besten, die untersten am schlechtesten bezahlt waren. Bei der steigenden Zahl der Ruderreihen aber lässt es sich nicht wohl anders annehmen, als dass die immer länger und grösser werdenden Ruder von einer — concentrirten oder stockwerkartig vertheilten — Anzahl Leute aufs Ruder bedient werden mussten, wodurch auch die Vorstellung von der Ruderzahl und der Reihenanordnung vereinfacht wird; denn wie lässt es sich denken, dass die wegen ihrer Grösse berühmte Oktere des Lysimachos, die 1600 Ruderknechte brauchte, auf jeder Seite 800 Ruder gehabt haben soll? Etwas Unbegreifliches bleibt immerhin an den Acht-, Zehn-, Zwölf-, Fünfzehn-, ja Dreissig- und Mehr-Ruderern haften. Eine Triere wird zu 170 Ruderern und eben so vielen Rudern angegeben. Auf eine Pentere rechnet Polybius 300 Ruderer neben einer Bemannung von 120 Seesoldaten (Epibaten). Später scheint die römische Quinqueremis 400 Ruderer gehabt zu haben, wobei bereits die Zahl der Hände die der Ruder übersteigen mag. Indessen wie dem sein möge, man wird sich ein solches Schiff, sofern gleichförmig arbeitende, tosende, ja dampfende Menschen in seinem Raume die Maschinenkraft mit allen ihren Wirkungen ersetzen, ungezwungen als antiken Dampfer denken können. Auch gaben jene Trieren, jene Penteren, wenn sie mit vollen Rudern und Segeln vor einem steifen Winde liefen, unsern Dampfern wenig nach. Diodor, um zu beweisen, dass die Extreme der Kälte und Hitze auf Erden nicht so gar weit aus einander seien, rechnet die Entfernung zwischen dem Gefrier- und Siedpunkte folgendermassen aus: vom Asow'schen Meere, sagt er, sei man schon oft mit Lastschiffen bei günstigem Winde in zehn Tagen nach Rhodos gefahren, von da komme man in vier Tagen nach Alexandrien, und wenn man von dort den Nil hinauffahre, so könne man am zehnten Tage in Aethiopien sein. Rechnet man hiezu die ungemeine Raschheit, mit welcher schon die persische und nachmals die römische Reichslandpost ging, so ist zu ersehen, dass man im Alterthum — freilich nur der Staatsreisende — nicht viel langsamer gereist ist, als bei uns. Eine Ueberlandpost, die — auf Hauptstrassen — dreihundert Stunden in nicht ganz sechs Tagen zurücklegte, steht mindestens unsern Pferdebahnen gleich, und lässt sie sich sonach, unter starken Beschränkungen allerdings, einigermassen mit unserem Eisenbahnwesen zusammenstellen, so ist eine solche Vergleichung noch weit statthafter zur See, denn hier sind wir ganz und gar, freilich ebenfalls mit grossen Verbesserungen, von der unvollkommenen Segelschiffahrt des Mittelalters zu der gewaltigen Bewegungsform des Alterthums zurückgekehrt.

Die Trajansschiffe, Fig. [illegible]1, die hier als Nachtrag zu den früher gegebenen dacischen Kriegsbildern folgen, fertigt der französische Archäolog abermals mit der Bezeichnung »Unverständlich« ab, und sie erinnern uns auch sofort an jene im Wasser endende Schiffbrücke und an andere Hieroglyphen einer abbrevirenden Symbolik, wie wir sie im römischen Kunstverfahren gefunden haben. So hat vollends Fig. 1[illegible], ein auf eine Gemme hingeschnörkeltes Bildchen, ausser den Legionszeichen und dem Adler gar nichts Deutliches. An den Schiffen der Trajanssäule aber sieht man wenigstens so viel, dass sie Transportschiffe vorstellen sollen, welche, meist mit einer Art Pavillon für den Steuermann versehen, von zwei Reihen offen dasitzender Ruderer fortgetrieben werden. Man sieht zwar nur die äussere Reihe in Handlung, es kann aber kein Zweifel sein, dass die unteren Ruder, die freilich zwecklos am Schiffe mitzuschleppen scheinen, der innern Reihe angehören, dass ihre Schäfte somit weiter in das Schiff hineinreichend gedacht werden müssen, wobei der Künstler sich's eben bequem gemacht hat. Die beiden Reihen sitzen je paarweise auf Querbänken, Transtra genannt. Eine derartige Anordnung ist auch auf mehrreihigen Schiffen denkbar, so dass die Ruder aussen ziemlich perpendiculär unter einander waren, die Ruderer aber innen, nach einwärts im Range steigend, quer neben einander sassen; denn über die innere Einrichtung ist nichts Klares überliefert; von der athenischen Marine indessen hat Böckh nachgewiesen, dass jeder Ruderer sein eigenes Bänkchen hatte. Die Donauschiffe, die wir an der Trajanssäule erblicken, sind ohne Zweifel aus den langen schlanken Liburnerschiffen entsprungen, die, nach diesem illyrischen Volke so genannt, unter Cäsar und August in Aufnahme gekommen waren. Anfangs mit Einer Ruderreihe versehen, wie der alte Fünfzigruderer oder das der mittelalterlichen Galeere gleichende Schiff Fig. **10**, wurden sie um beliebige Reihen erweitert, behielten aber die leichtere Bauart bei und waren hiedurch den immer schwerfälliger gewordenen Schiffskolossen der älteren Zeit überlegen. So siegte August bei Actium mit seinen drei- bis sechsreihigen Liburnen über die Sechs- und Neunruderer des Antonius, die, durch Verdecke und Thürme erhöht, gleich Castellen und Städten umherschwankten, so dass, sagt Florus, das Meer unter ihnen seufzte. Zu allen Wendungen geschickt, griffen die leichten Fahrzeuge immer zu mehreren die unbehülflichen Schiffe der ägyptischen Armada an, die völlig vernichtet wurde. In ihrer vorliegenden Gestalt erscheinen sie als Biremen, aber offenbar nicht zum eigentlichen Seekrieg eingerichtet, denn bei diesem gehören die Ruderer in den Schiffsraum, und das Deck muss für die Soldaten geklärt sein, wie man sie auf dem schon erwähnten Schiffe Fig. **11** dasselbe ausschliesslich behaupten sieht. Dieses Bild vergegenwärtigt auch die römische Art, Thürme auf den Schiffen anzubringen, während ein anderes, Fig. **9**, anzudeuten scheint, dass man, vielleicht um den Soldaten eine freiere Angriffsstellung zu geben, das Deck in der Mitte etwas erhöhte. Das letztere Bild und Fig. **14** veranschaulichen zugleich lebhaft das Einziehen der Segel.

Von technischen Einzelheiten sieht man Fig. **1** und **12** ein Schiffsvordertheil (Prora in beiden Sprachen) mit den berühmten erzbeschlagenen Schnäbeln und dem Eberskopfe darüber. Auch die Schiffsangen, die man vorn zu beiden Seiten anzubringen liebte, sind angedeutet. Die geschnörkelte Verzierung heisst Akrostolion, die entsprechende des Hintertheils (Prymne, Puppis) Aphlaston, Aplustre. Letztere ist Fig. **2** und auf dem Revers der Münze von Phaselis, Fig. **6**—**7**, abgebildet, die auf dem Avers eine Prora eines phaselischen Schnellseglers mit strahlendem Sonnenhaupte führt. Die Prora Fig. **1** hat ein Meerungeheuer zum Emblem (Parasemon). Da dasselbe bei alten Schriftstellern bald auf der Prora bald auf der Prymne erscheint, so ist es zum Gegenstand eines Streits geworden, den die Annahme erledigen mag, dass sich auf letzterer die Staatsflagge (wie z. B. Athen ein Bild der Pallas führte) und vorn das Namensbild des Schiffes selbst befand. Denn das Schiff wurde, ganz wie noch die moderne Weise dies beibehalten hat, nach einer Gottheit, einer Thierfigur oder mit einem sonstigen, zugleich durch das Emblem bezeichneten Namen benannt; so fuhr der Apostel Paulus bekanntlich unter dem Zeichen der Dioskuren von Alexandria nach Puteoli; aber selbst abstracte Benennungen, die dem modernen Endeavour u. dgl. entsprechen, kommen häufig vor. Eine weitere Verzierung ist der Schwanenhals (Cheniskos) Fig. 3, über dessen Ort gleichfalls gestritten wird; Abbildungen bringen ihn vorn, so Fig. 20, andere hinten, andere gar auf beiden Seiten. Der Anker, Fig. 4, ist sich ziemlich gleich geblieben.

Eine Nachlese von Bildern nichttechnischer Art beginnen wir mit Fig. 5, einem Vasenbilde, das einen höchst wunderlichen Mythus darstellt. Unter den Sagen vom Tode des Odysseus ist eine, die ihn durch einen Stachel vom Meerrochen umkommen lässt, und zwar in doppelter Version. Nach der einen lässt ein Reiher denselben aus der Luft auf ihn fallen, so dass er auf ähnliche Weise um das Leben kommt, wie Tobias um das Gesicht. Nach der andern fällt er durch Telegonos, seinen Sohn von der Kirke, der bald nach seiner Heimkehr ebenfalls in Ithaka eintraf, um den Vater zu suchen, wegen Plünderns aber von diesem angegriffen wird und ihm unbekannter Weise durch einen Wurfspeer, den die Mutter mit einem Rochenstachel statt der Eisenspitze versehen, einen qualvollen Tod bereitet. Letztere Gestaltung der Sage haben Aeschylos und Sophokles bearbeitet; der biedere Vasenkünstler aber hat die erstere vorgezogen. Odysseus und ein Gefährte landen so eben, der eine noch rudernd, der andere den alterthümlichen Anker anzubinden beschäftigt. Penelope sitzt auf einem Fels am Ufer harrend, aber schon schwebt in den Lüften der Reiher, der gleich mit seinem Kothe die verhängnissvolle Beute fallen lassen wird.

Fig. 6, Sarkophagrelief, von Müller als »des Frachtschiffers Heimkehr« bezeichnet. Der Pilot in der Mitte des Schiffes scheint diesen Gedanken auszudrücken, aber die anderen Gestalten schmecken nach Symbolik, und bei der Neigung der Sarkophagbilder zum Bedeutungsvollen gewinnt Wieseler's Auffassung, die in der Scene einen Heimgang im höheren Sinn des Worts erblickt, den Vorzug. Er erklärt die Gestalt hinter dem Steuerruder, die verstümmelt ist und ein Füllhorn zu halten scheint, für die Glücksgöttin (Tyche), unter deren Obhut das Schiff landet, die am Lande ruhende Gestalt mit Füllhorn und Früchtekorb für die Erdgöttin, und den in der Biga nach einem Meilenzeiger fahrenden Mann wieder für denselben, der im Schiffe landet. Also in beiden Elementen ein Anlangen am Ruheziel.

Fig. 15 gibt uns eine im Bilde zwar etwas langweilige, bei Vergegenwärtigung der Wirklichkeit aber imposante Ansicht einer antiken Hafenstadt. Der Eingang in den Hafen ist links von einem Castell, rechts von einem Felsenthurm flankirt. Auf dem Felsen Fischer in der schon bekannten malerischen Haltung. Im äusseren Hafen befinden sich einige Barken, eine andere rudert eben auf den inneren zu. Dieser ist von zwei Dämmen geschützt, auf welchen Tritone dem Schiffer ihren Willkomm entgegen zu schmettern scheinen. Die hölzerne Brücke, die von dem einen ins Wasser ausläuft, dürfte belebter sein. Die runden Handelsschiffe, aus deren einem ein gebückter Alter an's Land schleicht, machen einen friedlichen Eindruck. Die Götterbilder auf hohen Pfeilern, obwohl nicht künstlerisch empfehlenswerth aufgestellt, geben dem Bilde etwas Feierliches. Dahinter die den Hafen umgebende Stadt mit Tempeln, Thürmen, Thoren, Portiken, die in ihren Tagen einen bescheidenen Rang eingenommen haben mag, gibt mit ihrem prächtigen Aussehen einen Massstab für den Anblick, den die grossen Weltstädte gewährt haben müssen. Herculaneum, wo das Gemälde gefunden wurde, mag ungefähr diesem Bilde geglichen haben, nur dass es kein Seehafen war.'

Hafenbildchen auf Münzen und Medaillons, wie Fig. 19, 22, 23, sind nicht bestimmt, eine Abbildung der Oertlichkeit zu geben, sie sollen bloss daran erinnern. Eine Hafeneinfassung mit Tempelchen oder Andeutungen von Säulengängen, Ehrenbogen, wie der Trajan's zu Ancona, und darin oder davor ein »bewimpeltes Schiffchen, o schwebe«, das war Alles, was der Künstler brauchte, um Demjenigen, der in Ostia, in Korinth u. dgl. bekannt war, mit ein paar Strichen eine unermessliche Wirklichkeit vor die Augen zurückzurufen. Das Bildchen Fig. **18** jedoch, nach einer zwar verdorbenen Münze von Apamea in Bithynien, gibt eine recht deutliche Anschauung eines antiken Leuchtthurmes, von der gleichen Gestalt, die sie auch im Mittelalter und noch später trugen.

Streng genommen sollten noch die paar vom Schiffsbau handelnden Bilder der nächsten Tafel hieher gezogen werden, aber da Gegenstände, wie die vorliegenden, nicht scharf gesondert werden können und auch im Folgenden die Darstellungen von Handel und Gewerbe sich unvermeidlich durchkreuzen, so bleiben wir bei der Anordnung der Tafeln stehen und gehen zu den Handelsbildern über. Kunstwerke sind in der Welt, in der wir uns hier bewegen, und die meist technische oder rein sächliche Darstellungen bedingt, wenig zu erwarten; doch ist die Kunst auch hier nicht ganz leer ausgegangen, und späterhin, in Bildern aus andern Lebenskreisen, wird sie uns ihre Gaben wieder mit volleren Händen spenden.

Fig. **24—26**, Wandgemälde, führen Markt- und Hallenbilder vor. Man sieht Frauen mit dem Kaufmann um ein Tuch feilschen, das er vortheilhaft ausgespreitet hält. Ein Mann mit einem Knaben, der ein Körbchen am Arm trägt, scheint sich zum Kauf eines Metallgeschirrs zu entschliessen, an welches der Verkäufer höchst empfehlend mit dem Stäbchen klopft. Andere Geschirre und Gefässe stehen umher. Hinter dem Verkäufer prüft einer seiner Arbeiter oder etwa ein anderer Käufer ein mörserartiges Geschirr. Ein Junge darneben klopft ein Stück Metall. Der Bäcker am Tischchen bedient den Kunden mit Backwerk verschiedener Art, worunter das im Korbe auf dem Boden Brod, das auf dem Tischchen Luxusgebäck vorstellen mag. Der antike Kuchen hatte seine Liebhaber so gut wie der moderne, und zwei Exemplare davon, eines in Form einer Krone, hat die Lava von Pompeji treu, zwar ungeniessbar, der Nachwelt aufbewahrt.

Auf dem zweiten Bilde, das hinten durch eine Colonnade mit Kranzgewinden und Vorhängen, zwei Reiterstatuen vor einem Eingang mit metallenem Gitter, abgeschlossen ist, legt uns ein geheimnissvolles Verkaufstischchen, schwerverständlicher als alle Schiffsmodelle, seine Räthsel zur Lösung vor. Nicht ohne eine gewisse heilige Scheu wagen wir in dem ernsten Verkäufer mit der gefurchten Stirne einen jener unsterblichen Thonkünstler zu erkennen, deren theilweise auf uns gekommene Namen, obwohl nicht immer ganz orthographisch geschrieben, in nie vergehendem Ruhme glänzen; denn was zu seinen Füssen umher steht, das können doch wohl nur Andeutungen von Vasen sein. Sie stehen recht bescheiden da, als ob sie nicht ahnten, dass ihre Scherben nach Jahrtausenden Gegenstände andächtiger Hingebung und gewissenhaften Kopfzerbrechens sein würden. Ist dies recht gerathen, so liegen auf dem Tischchen kleinere Producte der Töpferei, dergleichen in gebrannter Erde, auch in Wachs, zahllose verfertigt wurden, als da sind Figürchen aller Art, besonders auch Votivglieder zum Aufhängen in Tempeln, Spielwaaren u. dgl. m. Weiterhin sehen wir einen Schuhverkäufer, der zwei sitzenden Damenpaaren seine Waare anpreist.

Im Vorgrund des dritten Bildes sehen wir antiken Chaudeau bereiten. Es ist dies die sogenannte Calda, eine Mischung von heissem Wasser und Wein, wobei es nicht an Gewürz und Zucker, oder vielmehr Honig, gefehlt haben kann. Auch die Griechen hatten dieses Getränke und nannten es, wie die Franzosen, heisses Wasser. Die übrigen Getränke ausser dem Weine, das Bier, der Quittenmost, der Meth, waren in den Provinzen landüblich, das erstere in Aegypten uralt. — Was das Mädchen an dem Tischchen verkauft, ist nicht zu errathen.

Fig. **27.** Die römische Plastik und Malerei ist im Genre an nichts so fruchtbar als an essbaren Gegenständen aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Unter diese Bilder gehört auch das vorliegende, über welches nichts weiter zu bemerken ist, als dass an der Wand ein schlechter Witz angeschrieben steht, nämlich die bekannte Stelle aus Virgil, deren Pathos gar übel zu der Umgebung stimmt: »Dum montibus umbrae Lustrabunt, convexa polus dum sidera pascet, Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt.« Man weiss nicht, ob damit eine Apotheose der dort hängenden Gans ausgedrückt oder die Liebenswürdigkeit der Verkäuferin gepriesen sein soll, oder ob diese gar nebenher ein Schöngeist ist und die Verse, zum Ergötzen der Käuferin, in Bewunderung des Dichters ernsthaft an die Wand geschrieben hat. Die Anwendung derselben wird noch komischer durch ein kleines Unglück, das dem Dichter selbst schon mit den Versen begegnet ist. Sie sind nämlich eine Wiederholung einer nur gar zu ähnlich lautenden Stelle in der fünften Ekloge: »Dum juga montis aper, fluvios dum piscit amabit, Dumque thymo pascentur apes, dum rore cicadae, Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt.« Hier stehen die Verse in dem Klagelied auf den Tod des Daphnis, unter welchem der ermordete Cäsar gemeint sein soll. In der Aeneide bilden sie, mit »In freta dum fluvii current« beginnend, einen Theil der schmeichelhaften Anrede des Aeneas an Dido bei der ersten Begegnung, und wenn dem Dichter diese Reminiscenz, die gewiss gar nicht wie absichtlich aussieht, nachher zum Bewusstsein gekommen ist, so mag sie wohl eine der Sorgen gewesen sein, die ihm das unvollendete Epos in seinen letzten Stunden machte. An der Wand hier kommt nun vollends noch ein dritter Gegenstand hinzu, mit dem die beiden andern sich in die Verherrlichung zu theilen haben.

Fig. **28.** Wenn der Gewalthaber, dem auf diesem alterthümlichen Vasenbilde der Name Arkesilas beigeschrieben ist, einer jener Könige im griechisch-afrikanischen Kyrene sein sollte, die den Namen Arkesilaos abwechselnd mit Battos führten, so haben wir hier ein höchst ergötzliches Seitenbild zu dem mahnenden Zurufe, mit welchem Pindar den letzten derselben, den er als pythischen Sieger feiert, vor allzu grosser Bedrückung seiner Bürger warnt. Gegenwärtiger Arkesilas, der mit einem Scepter, einem bis an den chinesischen Hut streifenden Petasos und einem ungeheuren Zopfe thronend zusieht, wie sein Wollenreichthum gewogen wird, ist ein offenbarer Leuteschinder. Die um die grosse Wage beschäftigte Mannschaft befindet sich in einem zappelnden Zustande, der mit ihrer sonstigen fast ägyptischen Steifheit charakteristisch contrastirt, und die Aufschrift *OXIPO*, »fest!« über dem Kopfe dessen, der die gewogene Wolle in den Sack zu stopfen hat, sowie die Aufschrift: *MAEN*, »rasch!« im Speicher unten, wo die Träger mit den Säcken laufen, als ob ihnen die Köpfe brennten, beweist, dass hier ein scharfes Commando herrscht. Die Tauben, der Affe und der Storch über der Wage, die Eidexe hinter dem Sessel des Königs und der Tiger unter demselben sind lauter Thiere, die auf die Landschaft von Kyrene hinweisen und zugleich den Schmuck eines fürstlichen Hauses bilden. Hiedurch erhält die historische Beziehung ziemliche Wahrscheinlichkeit, und es scheint kaum zweifelhaft, dass wir hier einen interessanten Einblick in einen alten Tyrannen-Haushalt, wo es eben so vornehm als ökonomisch hergeht, vor uns haben. Auf solche Weise also überzählte und verwaltete Polykrates, unser alter Bekannter, der sechzig Jahre früher und somit eher noch altmodischer lebte, in höchst eigener Person auf seines Daches Zinnen sein blühend Glück, aber Scepter und Herrscherhut durfte bei der häuslichen Beschäftigung nicht fehlen. Auch Pittakos, der weise und glückliche Regent von Mitylene, hatte sein Brod selbst gemahlen und gebacken. Dem Arkesilaos übrigens war das Glück am Ende so treulos wie dem Tyrannen von Samos: da er den Dichter seinen guten Rath in den Wind predigen liess, so schlugen ihn die Bürger von Kyrene todt, machten eine Republik und wogen künftig ihre eigene Wolle, oder, wenn man will, ihr eigenes Silphion. Denn diese Art Gummi, getrockneter Saft der genannten Pflanze, der griechischen Welt als Gewürz und Panacee unentbehrlich, wie es unseren Alten Safran und Theriak waren, bildete den Haupthandelsartikel und die Goldquelle von Kyrene, das die Pflanze deshalb auch auf seinen Münzen führte. Es steht nun dahin, ob die weisse ballige Masse, die man in der einen Wagschale und am Boden aufgehäuft sieht, den fraglichen Artikel vorstellen kann. Die Inschrift am Kopfe des Mannes, der nach dem innestehenden Wagbalken deutet, — ΣΛΙΦΟΜΑΧΟΣ etwa den Buchstaben nach — wird in diesem Falle für *σιλφιομάχος*, Silphionraffer, gelesen.

Fig. **29** belehrt uns unter Anderem, dass der antike Schinken ganz dem unseren glich. In der Firma »Marcio Semper« bedeutet vielleicht »semper« jenes »Nur« mit fetter Schrift und vielen Ausrufungszeichen, das sich in unsern Messanzeigen dem Auge aufzudringen liebt.

Auch Fig. **30**, nach einem in Augsburg 1601 gefundenen Basrelief, zeigt uns eine gewohnte Erscheinung, einen Weinkeller und hölzerne Fässer mit Dauben und Reifen. Diese haben indessen erst zur Zeit des Plinius angefangen, sich von den Alpen her über Italien zu verbreiten, wo früher, nach griechischem Brauche, thönerne Fässer zu Hause waren. — Die Art, wie der Wein verführt wurde, zeigt das in einer Schenke zu Pompeji gefundene Wandgemälde Fig. **34**. Auf einem musterhaft leicht gebauten Leiterwägelchen, von einem Gitter zu beiden Seiten und von Reifen umschlossen, die an einer Eisenstange oben befestigt sind, ruht der am Halse zugebundene Schlauch, der hinten ein kleineres und längeres Ende zum Herauslassen des Weines hat.

Fig. **31**. Laden in Pompeji, von dem gelehrten französischen Architekten Mazois restaurirt und als antikes Lebensbild ausgeführt. Der Laden, Taberna im Allgemeinen, ist gegen die Strasse offen, um mit seiner Ausstellung, noch in ausgedehnterem Masse als unsere Schaufenster, die Käufer anzulocken. Der Ladentisch, der gewöhnlich, wie hier, ein Hufeisen bildet, ist vorn angebracht, so dass er gerade noch einen Eingang offen lässt. In den Läden, wo Speisen und warme Getränke zu haben sind, in den meist berüchtigten Popinen, Thermopolien, ist der Tisch aufgemauert und mit einer Stein- oder Marmorplatte bedeckt, worin Töpfe, Pfannen u. dgl. eingelassen sind; der eigentliche Herd, tragbar und von Bronze, befindet sich am Ende des Tisches. In vielen dieser pompejanischen Läden haben die Trinkgefässe auf der Tischplatte vertrocknete Ringe zurückgelassen. Das Büffet mit seiner ganzen Einrichtung macht einen höchst modernen Eindruck, und nur die Aushängeschilder und Ladenzeichen, die an den Pfeilern zu beiden Seiten des Ladens in Thonreliefs angebracht oder gemalt sind, zeigen antike Embleme, die zum Theil der Mythologie angehören. Andere aber beziehen sich auf das Gewerbe des Ladenbesitzers und dienen heute noch dazu, dasselbe errathen zu lassen. So weist ein kleines Relief, eine von einem Maulthier getriebene Mühle darstellend, auf einen Bäckerladen, eine von zwei Männern an einem Stock auf den Schultern getragene Amphora auf eine Schenke oder den Laden eines Weinhändlers, eine Ziege vielleicht auf einen Milchladen, Schiff und Anker auf ein mit der Schifffahrt verwandtes Gewerbe hin etc.

Fig. **36**. Eine alterthümliche, einem Klitarchos gewidmete und von einem Taleides gefertigte Vase, auf deren Rückseite sich der Kampf des Theseus mit dem Minotauros befindet, stellt auf der Vorderseite die vorliegende Scene des Abwägens dar, und da nach einer Version der Sage dem Minos für seinen getödteten Sohn Androgeos ein Tribut von Silberklumpen von Athen nach Kreta geschickt werden musste, so mögen die auf den Schalen der Wage liegenden Ballen, deren einer, als zu schwer, durch einen leichteren ersetzt wird, Erzeugnisse der laurotischen Bergwerke vorstellen, freilich aus einer Zeit fabelhafter Ergiebigkeit. Eine andere Ansicht erblickt in ihnen Getreidesäcke, und die Beziehung derselben auf Theseus ist nach Welcker diese, dass die Demokratie, deren Held der Minotaurosbezwinger war, die Völker auch davon befreit habe, dass sie den Königen den Ertrag der Felder abliefern mussten.

Fig. **33**, Gemälde einer volcenter Kylix, stellt einen jungen Fischer dar, der in den beiden geflochtenen Körben an der Stange vermuthlich Krebse zu Kaufe trägt, zu deren Herausnahme der am Korbe hängende Haken bestimmt zu sein scheint. Stlengis und Salbfläschchen bezeichnen den Ephebenstand des Besitzers der Vase.

Fig. **35**. Die Benennung des Bäckers mit Pistor, eigentlich Stampfer, hat nicht nur die Vereinigung des Mahlens und Backens zu Einem Gewerbe, sondern auch die ursprüngliche Verrichtungsweise des ersteren festgehalten. Doch kennt schon Homer an der Stelle des Mörsers die von Weibern bediente Handmühle (Myle), die allmählig der grösseren von Zugvieh oder starken Sclaven in Bewegung gesetzten Mühle wich; die Wassermühle kam erst etwa zu Cäsar's Zeiten auf, die Windmühle aber blieb der antiken Welt unbekannt, daher wasserlose Orte die Pferdemühle beibehalten mussten. Wir erblicken sie hier in einer Abbildung, die durch die in Pompeji aufgefundenen Ueberreste in Mühlen vollkommen erklärt wird. Der steinerne, bewegliche Doppelkegel ist innen hohl, und in der unteren Hälfte befindet sich ein gleichfalls steinerner massiver feststehender Kegel, um welchen der Doppeltrichter gedreht wird, so dass das in die obere Hälfte geschüttete Getreide in die untere hinabfallend zwischen dieser und dem Kegel zerrieben wird. Der letztere ruht auf einer Steinscheibe, die rings umher zu einer Rinne ausgearbeitet ist, um das herabfallende Mehl aufzunehmen. Um die Reibung der Steine nicht zu sehr zu erschweren, befindet sich auf der Spitze des innern Kegels ein eiserner Zapfen, auf welchem das drehbare Gehäuse läuft, dessen beide Hälften durch einen Boden mit Löchern, das mittelste für den Zapfen, die andern für das Getreide, von einander geschieden sind. Dennoch gingen diese Mühlen sehr schwer und wurden daher von Pferden oder gewöhnlicher von Eseln oder Maulthieren getrieben; zur Strafe schickte man auch Sklaven in die Mühle. Unsere Abbildung zeigt beides, Mensch und Thier an der Arbeit, so wie die Art, wie die äussere Steinglocke durch Balken in Bewegung gesetzt wird. Die Menschenquälerei wurde in der römischen Mühle durch das Christenthum aufgehoben, unser christliches Mittelalter führte sie aber wieder ein, woher der mittelalterliche Ausdruck »molendina sanguinis«. Die deutsche Erfindung der Windmühle kam erst ungefähr seit dem 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Gebrauch. In Pompeji bilden sämmtliche aufgefundene Mühlen einen Theil der zu ihnen gehörigen Bäckerei, und so war es auch an anderen Orten. Die vorliegende wird man wohl in Rom zu suchen haben, denn was im Hintergrunde des geöffneten Fensters erscheint, ist kaum etwas anderes als eine charakteristische Andeutung des obern Theils der Trajanssäule, wie sie sich zu ihrer Zeit mit dem Bilde des Kaisers ausgenommen haben muss.

Bilderquellen: Taf. XIV. Fig. 1, 2, 3, 4. Montfaucon IV, 138. Fig. 5. Panofka Bilder ant. Lebens, XV, 4. Fig. 6, 7. Mionnet Descr. de Medailles ant. Supplem. VII, pl. 3, 1. Fig. 8. a, b. Sarkophagrelief. E. Braun, antike Marmorwerke. Fig. 9. Mazois, Pompei I. pl 22, 2. Fig. 10. Panofka, Bilder ant. Leb. XV, 7. Fig. 11. Winckelmann, Mon. ined. 207. Fig. 12. Jal, Archéologie nav. I. pag. 94. Fig. 13. Montfaucon IV, Suppl., 50. Fig. 14. Bartoli Lucernae III, 12. Fig. 15. Pitture d'Ercolano II, 295. Fig. 16. Jal, Arch. nav. I, 25. Fig. 17. Mus. Borb. III, 44. Fig. 18. Jal, Arch. nav. I, 21. Fig. 19. Montfaucon IV, Suppl., 133. Fig. 20. Mus. Florent. II, 149. Fig. 21. Trajanssäule. Fig. 22. Montfaucon IV, Suppl., 143. Fig. 24, 25. Pitture d'Ercol. 221. Fig. 26. Ebds. 227. Fig. 27. Zoëga, Bassirilievi tav. 27. Fig. 28. Monum. de l'Inst. Arch. I, 47. Fig. 29. Zoëga, Bassir. tav. 28. Fig. 30. Magazin pittoresque. Fig. 31. Mazois, Pomp. Fig. 32. Millin, Peint. de Vas. II, 61. Fig. 33. Panofka XV, 5. Fig. 34. Mus. Borb. V, 48. Fig. 35. Grivaud de la Vincelle, Arts et Métiers etc., pl. 27, 1.

## 11. Gewerbe, Kunst etc.

## (Tafel XV.)

In unmittelbarer Fortsetzung schliesst sich Fig. 1 dieser Tafel an die vorhergehenden an. Der ehrsame römische Bäckermeister und Brodlieferant (Redemptor) M. Vergilius Eurysaces baute sich vor der jetzigen Porta maggiore ein Grabmal, welches beweist, dass er auf seinem Gewerbe vorwärts gekommen und demzufolge auch demselben dankbar war. Die ausgehöhlten Säulentrommeln stellen Fruchtmasse vor, die sich an einem andern Theile des Gebäudes wiederholen, und eine erhaltene Inschrift besagt gar, dass er seine Frau Bäckermeisterin Atistia hier in einem Brodkorbe beigesetzt habe. Ein Fries, der das Ganze krönt, stellt die Einzelheiten des Gewerbes von Anfang bis zu Ende dar, und man sieht, dass der Meister ein ausgedehntes Geschäft betrieb. Die Brode werden in grossen Körben herbeigeschleppt, auf der grossen Wage unter obrigkeitlicher Aufsicht gewogen, geprüft, und eiligst wieder weggetragen. Weiterhin (Fig. 2) ist der Backofen abgebildet, alterthümlicher als ein zu Pompeji aufgefundener, den man mit Recht einen Sparofen nennen könnte. Dann sieht man die Tische, auf denen das Brod geknetet oder geformt wird, und hierauf eine Mühle, wenn es nicht eine Knetmaschine ist. Der Rest, Fig. 3, scheint zu beiden Seiten der Mühlen links das Mehlfassen zum Behuf der Ablieferung in die Bäckerei, daneben aber auch den Mehlverkauf (falls Eurysaces nicht getrennte Cassenrechnung führte), und rechts eine Abrechnung, vermuthlich über den Fruchteinkauf, darzustellen. Die beiden Mühlen gleichen den pompejanischen, während übrigens das ganze Monument mit seiner einfachen Steinart und Schreibart, seinen Inschriften und seiner Naivetät auf eine ältere Zeit zurückzuweisen scheint. Eine andere Beschaffenheit zeigt die Maschine bei Fig. 3. Was hier aus dem hohlen Stein hervorragt, ist offenbar eine Kurbel, die, von dem Pferde nebenan gedreht, einen im Innern befindlichen runden Reiber oder Kneter in Bewegung setzen muss. Falls dies ein Mühlstein wäre, so müsste diese Art zu mahlen noch weit mühseliger, also jedenfalls älter gewesen sein, als die bereits beschriebene, und das Bild würde einen noch grasseren Begriff von dem geben, was den alten Lustspieldichtern vorgeschwebt, wenn sie Sklaven mit der Mühle bedrohen liessen. Indessen darf man doch sicherlich das Pferd zu einer leichtern Arbeit bestimmt erachten, als die beiden Mühlesel; auch ist von einer Form der Mühle, wie sie dem Bilde zufolge beschaffen gewesen wäre, nichts bekannt, daher, zumal im Zusammenhang mit den andern Verrichtungen, nur auf ein Triebwerk zum Behuf des Knetens gerathen werden kann. Die Stampfmühle, bei welcher Plautus eine Zeit lang als Müllerknecht sein Brod verdient haben soll, war jedenfalls eine ältere Einrichtung, nach Art des ursprünglichen Mörsers, und mag vielleicht für einen kleineren Gewerbsbetrieb länger beibehalten worden sein; die Maschine Fig. 5 zeigt übrigens keine Vorrichtung zum Stampfen. Müllerknecht war Plautus, wenn die Anekdote wahr ist, nicht Bäckerknecht; denn nach Plinius zu rechnen, war der Dichter schon elf Jahre todt, als zu Rom das Bäckergewerbe an die Stelle des altherkömmlichen Hausbackens trat. Müller hatte es natürlich schon vorher gegeben. Die Bäckerei mit der Müllerei vereinigt gesellte sich nun als Zunft den bestehenden Zünften bei, und die Collegia Pistorum bildeten in späterer Kaiserzeit, bei der Austheilung des in Brodspenden verwandelten Getreides, einen bedeutenden Theil der öffentlichen Verwaltung. Grössere Unternehmer jedoch, wie unsern Eurysaces, wird man nur unter den Zunftvorstehern suchen dürfen. Als Kaiser Claudius den grossen Doppelbogen für seine Wasserleitungen errichtete, der jetzt Porta maggiore ist, wich er diesem Grabmal, obwohl es sein Bauwesen beeinträchtigte, mit der grössten Schonung aus. Unter Arcadius und Honorius aber wurde es zu einer jenem Bogencastell vorgebauten Schanze verwendet und hiedurch der Nachwelt erhalten, die es bei Abtragung der Schanze im Jahre 1838 entdeckte.

Fig. 6, 7, 8 führen uns in eine pompejanische Tuchwalkerei (Fullonica) ein, die für die Handwerksanschauungen der Zeit, in der sie entdeckt wurde (1827), imponirend vornehm eingerichtet ist. Der Walker des Landstädtchens Pompeji besass in seinem Hause, worin wir jetzt ungestört umhergehen können, ausser andern mehr oder minder weitläufigen Einrichtungen zwölf massive Pfeiler, auf denen wahrscheinlich noch eine Säulenstellung für eine obere Galerie ruhte, dazu ein Marmorbassin und einen Springbrunnen. Auch hatte er nichts gespart, seine Kunst in Wandbildern verewigen zu lassen, die, wenn sie auch keinen Künstler oder Kenner begeistern können, doch ähnliche ehrbare Häuser der heutigen Gegenwart gar wohl zu einer so löblichen Darstellung ihrer Hanthierungsweise aufmuntern dürften. Viel zu erklären ist nicht dabei. Auf dem ersten Bilde sieht man die Arbeiter beschäftigt, das Zeug mit den Füssen im Kessel zu treten, wobei der Hauptarbeiter als Heros der Tuchwalke, ganz in der gleichen Art, wie auf feierlicheren Bildern die Götter oder Heroen grösser als gewöhnliche Sterbliche dargestellt worden, ja noch um sehr viel mehr, weit über eines Kopfes Länge seine Mitarbeiter überragt. Auf dem andern Bilde wird das gewalkte und gewaschene Zeug an den Kunden ausgegeben. Das dritte zeigt uns eine weitere Abtheilung des Handwerksbetriebs: ein Arbeiter behandelt ein Stück Zeug mit der wohlbekannten Karde, und sein Genosse bringt das Drahtgestell, worüber die Stoffe zum Schwefeln gebreitet werden, zu welchem Zwecke er das Rauchgefäss in der Linken trägt. Die Eule auf dem Gestell gehört der Göttin an, die schon in Athen zeitig unter dem Namen Athene-Ergane als Vorsteherin der materiellen Arbeit verehrt wurde. Noch ist ein anderes Bild mit einer Zeugpresse vorhanden, die auf unserer Tafel nicht abgebildet wurde, da ähnliche Pressen noch heute zu sehen sind.

Fig. **4** und **9** geben nachträgliche Darstellungen vom Schiffsbau, eine gewerbliche und eine mythologische. In der letztern ist der Bau der Argo zu erblicken, des berühmten Schiffes, das die Argonauten auf jener sagenhaften Urfahrt trug. Argos, der Erbauer, und Tiphys, der Steuermann, sind bei dem Werke beschäftigt, welches Athene-Ergane lehrt. Sie unterrichtet den Erbauer eben in der Kunst, die Segel am Maste zu befestigen. Hinter ihr auf einer Säule sitzt ihr heiliger Vogel. Das Gebände im Hintergrunde wird wohl den Tempel auf dem Vorgebirge Pagasä am Pelion bedeuten, wo die Argo gebaut wurde.

Fig. **6**, **13**, **15**, **17**, die sich alle selbst erklären, führen uns wieder einmal die oftgesehenen Genien vor, die wir in alle Sättel gerecht befunden haben, diesmal als Schreiner, Schuster, Müller, Blumenflechter. An den beiden bekränzten Eseln auf dem Mühlenbilde ist, wie man gestehen muss, alles gethan, um diese gering geachtete Thierart zu veredeln, und das Bild erhält dadurch eine Stimmung, die man mehr bei der modernen als bei der antiken Kunst zu finden gewohnt ist, und als Gemüthlichkeit zu bezeichnen pflegt.

Fig. **10**, **14**, **16** eröffnen uns die Schmiedewerkstatt des Hephästos. Das erste Bild allein zeigt den Gott am Ambos beschäftigt. Auf dem zweiten sieht man die gefeierte Rüstung des Achilleus fertig werden. Hephästos als Meister arbeitet am Schilde, den ihm ein Satyr als Schmiedegesell vorhalten muss. Hinter ihm steht der Haupttheil der Rüstung bereits auf einem Pfeiler aufgestellt. Neben dem flammenden Ofen ist ein zwergartiger Obergesell, vielleicht der alte Silen, oder der aus der Orionssage bekannte wunderbare Knecht Kedalion, Hephäst's Bursch Feuerbrand, eifrig in der Vollendung des Helmes begriffen. Er hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Schmiedezwergen unserer deutschen Sagen, bis auf die Mütze hinaus, die ihm ein neckischer Satyrisk hinter dem Ofen hervorlangend so eben vom Kopfe zu stehlen versucht. — Das dritte Bild gehört zu einem berühmten Sarkophagrelief, das den Mythus von Prometheus darstellt. Der hier abgebildete Theil desselben zeigt Hephäst mit zwei Kyklopen in einer zur Schmiedewerkstatt eingerichteten Felsenhöhle gewaltig an den Ketten für Prometheus arbeitend. Ein Dritter hinter dem Felsen handhabt die Bälge.

Fig. **11**, ein Vasenbild, stellt eine Erzgiesserei mit verschiedenen Arbeitern und Gebilden dar. Auf der obern Seite des Bildes sieht man einen sitzenden Arbeiter mit langem Feuerhaken den hohen Ofen schüren, auf welchem ein Schmelztiegel steht. Ein anderer sieht ihm stehend auf den Hammer gestützt zu, ein dritter hinter dem Ofen treibt den Blasebalg. Rechts von oben herab giebt ein Arbeiter einer auf einer Unterlage ruhenden Statue die letzte Vollendung; der Kopf liegt daneben am Boden und wartet auf das Aufsetzen. Die Statue gleicht einigermassen der Gestalt, die wir bei den gymnastischen Bildern unter dem Namen Adorante kennen gelernt haben. Auf dem untern Theil des Bildes geben zwei Arbeiter einer in einem Brettergerüste stehenden Heroenstatue die letzte Hand. Zwei bemantelte bekränzte Gestalten in vornehmer Haltung, auf den Stab gestützt, sehen der Arbeit zu; sie sind durch Stlengis und Lekythos als Besucher der Palästra, d. h. nach unserer Redeweise als Gentlemen bezeichnet, und stellen ohne Zweifel den Besteller und Empfänger der Kylix vor, eine bildliche Widmung: »der Freund dem Freunde«.

Fig. **12**, eine der Miniaturen der bekannten vaticanischen Handschrift des Virgil, stellt eine Weberin am aufrecht stehenden Webstuhl dar. Diese Form des frühesten Alterthums, die schon in alter Zeit mit der liegenden abwechselte, hat sich in Island bis auf unsere Tage erhalten, wenigstens bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit der aufrechte isländische Webstuhl in einem Reisewerke abgebildet erschien.

Fig. **13—22** sind eine Reihe geschnittener Steine abgebildet, kunstgewerbliche und künstlerische Darstellungen enthaltend. Ein Töpfer arbeitet an einem Trinkgefässe mit vom oberen Rande weit herabgehenden Henkeln, Karchesion genannt; eine Schöpfkanne und eine Trinkschale (Kylix) stehen auf dem Ofen. Auf dem nächsten Bilde nimmt ein Töpfer ein Gefäss mit Hülfe zweier Stäbchen vom Ofen herab. Ein höherer Künstler arbeitet mit Ciselirwerkzeugen an einer Vase von Stein oder Metall, und man sieht, wie die Verzierungen sich bilden. Weiterhin sieht man einen Modelleur, dann einen Bildhauer an der Arbeit.

Fig. **23**, von einem Grabe, stellt, den Instrumenten nach zu urtheilen, irgend eine Art von Messkünstler dar, daher man, wenn man will, auf einen Fachgenossen Vitruv's rathen mag.

Fig. **24**, geschnittener Stein, zeigt offenbar einen der Philosophie Beflissenen, der mit der Gebärde des angestrengten Nachsinnens in einer Bücherrolle liest.

Fig. **25**. In ähnlicher Weise, wie der Architekt von seiner Nachbarschaft absticht, giebt sich gegenwärtiges Bild durch den Habitus der Figuren als ein römisches zu erkennen. Entweder ist es ein Familienstück, das einen Gelehrten im häuslichen Kreise darstellt, oder wir haben einen Lehrer von besonderem Rufe vor uns, dessen Vorträge die Jugend beiderlei Geschlechts anziehen, wobei immerhin der weiblichen Gestalt ein ungewöhnlicher Wissenstrieb wird zugeschrieben werden müssen. Denn dass es hier um höheren Unterricht sich handelt, zeigt die kleine, aber doch ziemlich ansehnliche, wohl ein Dutzend Bände oder vielmehr Schriftrollen umfassende Bibliothek, die in der runden hölzernen Kapsel oder Schachtel versammelt ist. Ein kleinerer Behälter dieser Art, für eine Rolle etwa, heisst Capsa, ein grösserer Scrinium. Unser Gelehrter nun sitzt mit einer Rolle in der Linken docirend und mit dem Stab am Boden demonstrirend auf einem Sessel, der ihm ein seiner persönlichen Haltung entsprechendes vornehmes Ansehen giebt, und seine Zuhörer beweisen ihm gespannte Aufmerksamkeit. Der trockene Ernst sämmtlicher Figuren lässt errathen, dass das Scrinium nur Schriften aus dem Gebiete des abstracten Wissens enthält. Die schöne Literatur zu berühren nehmen wir Anlass vom nächsten Bilde Fig. 26.

Fig. **26** folgt am Schlusse.

Fig. **27** ist aufgenommen worden, weil das Bild eine Vorlesung darstellt. Streng genommen gehört es nicht hierher. Es ist ein mehr oder weniger mythologisches Bild, das bis jetzt aller Erklärungsversuche gespottet hat. Der Jüngling mit dem Blatte und die beiden ihm gegenüber sitzenden Gestalten laden zur Deutung auf die Scene des Euripides ein, worin Orest und Iphigenia in Taurien an dem Inhalt des von letzterer geschriebenen Briefes, welchen nach durchgekämpftem Wettstreit der Freundschaft Pylades nach Argos bringen soll, einander als Geschwister erkennen. Desto unverständlicher sind die übrigen Figuren. Sonderbarerweise giebt es zu gegenwärtigem pompejanischen Wandgemälde ein herculaneisches Seitenstück, das sich leichter erklären lässt. Hier sind die drei Hauptpersonen im Vordergrunde von drei andern umgeben, in denen man, theilnehmend und verwundert, wie sie sich gebärden, den König Thoas und etwa zwei Dienerinnen der Priesterin erkennen mag; im nächsten Hintergrunde sodann erscheint Artemis mit dem Köcher, welche die Beziehung des Bildes auf jene taurische Scene vollends ausser Zweifel setzt. Auf unserem pompejanischen Gemälde aber vertritt Apollon, wie es scheint, die Stelle seiner Schwester Artemis, wodurch die Handlung von dem taurischen Schauplatze abgelöst erscheint, und die Nebenpersonen sind, als ob sie gar nicht zur Handlung gehörten, nebst der Gottheit in einen durch Schranken abgeschlossenen Hintergrund verwiesen. Auch die Tracht und Haltung des angeblichen Geschwisterpaares weicht ab, wobei es besonders auffällt, dass Iphigenia eine Krone trägt. Und doch sind auf diesen beiden Bildern, von welchen eines fast unverkennbar auf das taurische Drama geht, die drei Hauptfiguren in ihren Beziehungen einander so ähnlich, ja Pylades mit dem Briefe ist auf beiden auch äusserlich so ganz der gleiche, dass man die Verwandtschaft der beiden Gemälde kaum bezweifeln kann. Die seltsamen Abweichungen des unsrigen könnten etwa die Meinung erzeugen, dass hier eine Beziehung zur Gegenwart auf das mythologische Bild gepfropft worden sei, und man hat in der That das Gefühl, als ob eine römische Hofscene hereinspielte. Vergegenwärtigt man sich nun, dass die Herstellung und Ausmalung Pompeji's nach dem Erdbeben vom Jahr 63 noch mit den letzten fünf Jahren Nero's zusammentrifft, und hält man hiemit die weibliche Erscheinung (im Kopfputz und Anderem) des pompejanischen Orestes zusammen, die gar sehr charakteristisch von der entsprechenden Figur des herculaneischen Bildes abweicht, so mag man sich leicht an jenen Wahnsinnigen erinnern lassen, der ja so viel Mythologisches tragirte und den Orest, wie er sich persönlich mit ihm vergleichen durfte und wie er ihn wirklich auch zum Gegenstand einer Tragödie machte, ebenso gut in einer seiner tolleren Stunden als Mittelpunkt einer mythologisch-historischen Maskerade spielen konnte. Welche Bezüge in einer solchen Scene, als deren Nachbildung man sich das Gemälde zu denken hätte, durch einander gebraut gewesen sein mögen, das zu errathen müsste einer Neronischen Phantasie überlassen bleiben. Hier galt es überhaupt nur, ein Bild, das sich einmal auf der Tafel befindet und ohnehin schon vielen Kopfbrechen verursacht hat, nicht ganz unbesprochen zu übergehen.

Fig **26**. Man wird wohl ohne Widerspruch behaupten können, dass der alte Denker Fig. **24** im Aristoteles liest und der selbstbewusste Gelehrte Fig. **25** aus dem Quintilian docirt. Schwieriger wird der Inhalt der Rolle, die der gegenwärtige Leser in Händen hält, zu bestimmen sein. Das Gesicht des Lesenden scheint behagliche Aufmerksamkeit, vielleicht mit etwas Ironie, zu verrathen. Haben Lucian's wahre Geschichten eine gleichgestimmte Seele gefunden, oder lächelt ein Rationalist über die Schwärmereien eines Neupythagoräers? Indessen hüten wir uns selbst vor Phantasterei, der man leicht verfällt, wenn man in den Ausdruck eines Gesichtes gar zu viel hineinlegen will. Ist uns doch ohnehin die Macht und Gewalt gegeben, diesem Leser sein Fach anzuweisen; beschliessen wir daher einfach, dass er in der Zeitung liest. Dies sind nämlich die Acta diurna, die seit Cäsar täglich offiziell ausgegeben und auf dem öffentlichen Platze, wo sie ausgestellt sind, von Schreibern für ihre Abonnenten in der Stadt und den Provinzen abgeschrieben oder ausgezogen werden. Sie enthalten was von einer Zeitung zu erwarten ist: allerhöchste und höchste Vorkommnisse in der Domus divina, Staats- und Verwaltungsangelegenheiten, deren Veröffentlichung sich für das Publicum eignet, kaiserliche Verordnungen, Senatsreden und Beschlüsse des Senats, Gerichtsverhandlungen, Geburts-, Heiraths-, Ehescheidungs- und Todesanzeigen u. dgl. m. Der parlamentarische Theil des Inhalts rechtfertigt sowohl die Aufbewahrung in der Bibliothek, worauf das Volumen der gegenwärtigen Rolle deutet, als die Aufmerksamkeit und auch die Ironie des Lesenden. Denn die Beschlüsse und Reden des Senats kennzeichnen am grellsten den verzweifelt heuchlerischen Zwitterzustand eines in der Doppelform von Republik und Absolutismus dahin taumelnden Reiches, in welchem die öffentliche Beredsamkeit, je nach der Persönlichkeit und dem Willen des jeweiligen Kaisers, mit Kriecherei, Freimuth und Hofdemagogie abwechseln muss.

Fig. **29**. Die vollwangige Halbjungfrau des pompejanischen Wandgemäldes, die das zweiflüglige elfenbeinerne, innen mit Wachs für den Griffel überzogene Schreibtäfelchen (Diptychon) sinnend hält, ist in der Unterschrift als Dichterin bezeichnet, scheint aber wohl eher über einem persönlichen Roman als über einer Poesie zum allgemeinen Besten zu brüten. Die gleichaltrige Sklavin wartet auf das Fertigwerden des Briefchens, über dessen Fassung sie vielleicht mitberäth, um es warm an die Adresse zu besorgen. Ein Schreibereigeschäft ist allerdings hier dargestellt, aber dass es unter die Gewerbe aufgenommen worden ist, möchten wir nicht zu verantworten haben.

Fig. **30**. Desto weniger wird gegen die Aufnahme des Poeten unter die Gewerbtreibenden einzuwenden sein. Beide Classen fallen unter dem Begriff der Arbeit zusammen, die Alles adelt, nur nicht jene Heuchelei des blos mechanischen Geldverdienens durch Sklavenhände und Ausbeutung fremder Erfindungen, die dem kaiserlichen Rom vorzugsweise eigen ist und neben der materiellen Arbeit die geistige verachtet. Die Art übrigens, den Tragiker in Gesellschaft tragischer Masken darzustellen, haben wir auf den Theaterbildern sattsam kennen gelernt; sie ist von der römischen Kunst, die wie die römische Industrie bei fremden Vorbildern zu Tische geht, von den Griechen geborgt. Der Poet, der die Maske studirt, mag etwa jener Seneca sein, den auch die Nichtlateiner aus unserem Lessing kennen.

Fig. **31**. Malerin, den Pinsel eintauchend und sich zum Malen der vor ihr stehenden bärtigen Bacchusherme anschickend. Gestalt und Umgebung deuten eher auf eine Dilettantin hin, und dies mögen wohl auch die beiden Freundinnen bestätigen, die im Hintergrunde die sich ungestört dünkende Schöne belauschen. Durch die Oeffnung zwischen den Pfeilern sieht man in wunderlicher Perspective zwei Postamente, worauf ein Terminus und ein Gefäss.

Fig. **32**. Ohne Zweifel ein Seitenstück zu Fig. **29**, denn das Brustbild am Fussgestell der Säule, vor welcher der Schreibende sitzt, stellt doch wohl die Geliebte dar, an welche seine Zeilen oder vielmehr wahrscheinlicher seine Verse in Folio gerichtet sind.

Fig. **33**. Auch diese Abzeichnung einer Reiterstatue dürfte wohl eher den Liebhaber als den Künstler verrathen.

Fig. **34.** Antikes Carricaturbild, als solches von unschätzbarem Werth, da es uns beweist, dass auch dieser Theil des Genre in der alten Kunst vertreten war. Auch für die Geschichte der Kunstausübung ist es werthvoll, sofern es den Maler nach heutiger Art vor der Staffelei sitzend zeigt. Was den Werth der Darstellung selbst betrifft, so giebt sich in den Nebenfiguren wenig Witz mit viel Vergnügen kund, aber die beiden Hauptpersonen sind mit sehr guter Laune aufgefasst, die sich dem Beschauer unwillkürlich mittheilt, falls er sich nämlich von einem gewissen Erstaunen erholen kann. Denn — brauchen wir es zu sagen? — — der Kunde, der dem Maler sitzt, ist das überraschende, leibhaftige Ebenbild unseres allgeschätzten Zeitgenossen Mr. Punch in London, der seinerseits im Stillen wohl auch nicht wenig verwundert gewesen sein wird, sich im Zustande der Präexistenz auf einem pompejanischen Wandgemälde zu erblicken.

Fig. **35.** Ein Grabstein wird hier, statt mit Sculpturornamenten, mit entsprechenden Verzierungen vom Pinsel des Malers ausgefüllt.

Fig. **36** gilt für eine Schule mathematischer Philosophie, und der Globus im Vordergrunde so wie die Sonnenuhr auf der Säule im Hintergrunde scheinen für diese Auffassung zu sprechen. Winckelmann jedoch, bei welchem die Mosaik sich findet, erklärt sie für eine Versammlung von Aerzten. Als Arzt ist jedenfalls die Figur links durch die Schlange bezeichnet, und auch die Gefässe über dem Portal scheinen eine ärztliche Bedeutung zu haben. Der Globus ist nach Winckelmann eine astrologische Himmelskugel, ein allerdings für die alte Medicin unentbehrliches Requisit. Man könnte nun freilich auch den Arzt in seinen Würden lassen, den Demonstranten aber für einen Astronomen, den mit der Rolle neben ihm für einen Philosophen erklären und so weitergehend eine Vertretung der sieben freien Künste herausbringen, aber dann gehen die Attribute aus, und so wird denn doch das Wahrscheinlichste eine ärztliche Berathung sein, die über den Angelpunkt der Cur, über Tag und Stunde, in schweren Meditationen schwebt.

---

Da eine ausführlichere Besprechung nicht bei allen Bildern geboten ist und auch in manchen Fällen, wo sie veranlasst wäre, des Raumes wegen unterlassen werden muss, andrerseits aber doch von Zeit zu Zeit ein etwas grösseres Lebensbild, besonders von culturgeschichtlicher Bedeutung, zur Rechtfertigung des Titels unserer Abtheilung dienen dürfte, so haben wir ein solches hier an den Schluss gestellt, um in der Mitte des Textes unverhältnissmässige Verschiedenheiten des Umfangs zu vermeiden.

Fig. **36.** (Ein römisches Dichterleben.) Denkt man sich eine unserer heutigen Zeitungen, wie es häufig in Leseanstalten, Kaffeehäusern u. dgl. mit ihnen gehalten wird, an einem Cylinderstabe befestigt und von einem müssigen Leser spielend um den Stab gerollt, so hat man, nur in etwas kleinerem Volumen, das Ebenbild der antiken Schriftrolle, wie sie aus Capsa oder Scrinium zum Aufrollen in die Hände des Lesers kommt. Abgesehen von der Rollenform des Buches und der Hutschachtelform des Bibliothekfaches hat das antike Bücherwesen mit dem unsern viele Aehnlichkeit. Buchhändler, Schriftsteller und Publicum stehen in beiden durch zwei Jahrtausende getrennten Welten ziemlich in den gleichen Verhältnissen zu einander, doch nicht ohne einen merklichen Unterschied. Wenn man nämlich Deutschland vorerst noch ein wenig aus dem Spiele lässt, das seinen Platz in der Reihe der Culturvölker

(Masse gegen Masse gerechnet) erst einzunehmen ringt und sein Lesebedürfniss noch zum Theil durch allerlei mehr oder weniger armselige, ja selbst unehrenhafte Behelfsmittel befriedigt, so kann man im Allgemeinen sagen, dass die neue Welt gegen die alte — neben dem geistigen Fortschritt, an dem wir, auf den Schultern der Alten stehend, und zwar Deutschland durch Verdienst und Opfer einzelner Geister voraus, Alle unsern Antheil haben — auch einen bedeutenden materiellen Fortschritt »in literis« gemacht hat. Die Bücher sind wieder wohlfeil, ja noch viel wohlfeiler geworden, aber nicht in Folge der Sklavenarbeit, sondern in Folge des durch Kunst und freie Arbeit noch geringeren Herstellungspreises bei unendlicher Ausdehnung des Absatzes, und die Honorare, bei welchen der römische Schriftsteller verhungern konnte, gewähren, an den heutigen Hauptpunkten der europäischen Civilisation wenigstens, ein mehr als menschenwürdiges Dasein: die Verleger endlich, wenn sie auch grossentheils, wie nicht eben unbillig, auf ihren Vortheil bedacht sind, werden doch durch den merkwürdigen, in jedem Lande zugleich nationalen und kosmopolitischen Aufschwung zu idealeren Zielen hingetrieben, als der römische Buchhändler, der ein reiches, aber bei aller Verschwendung meist schmutziges Publicum, er selbst nur schmutziger Gewinnsucht folgend, auf Kosten todtgehetzter Schriftsteller und Abschreiber mit wohlfeilem Lesestoffe versah. Zwar mag es auch hier ehrenwerthe Ausnahmen gegeben haben, wie z. B. den Buchhändler Tryphon, welchen Quintilian mit einer Dedication beehrt hat; aber wenn man nur den Dedicationen Alles glauben dürfte!

Verfügen wir uns, ein Buch zu kaufen, in den Vicus Sandalarius, die Buchhändlerstrasse von Rom, oder vielmehr zum Argiletum gegenüber vom Juliusmarkte, denn dort sind die Gedichte eines der charakterlosesten und theilnahmswürdigsten Talente feil, auf das wir's abgesehen haben. Die vormalige Lehmgrube, wo sein Verleger den Laden hat, ist durch Cäsar ein bedeutender Stadttheil geworden, und so hat auch der Buchhandel seit Cicero's Tagen, der über dessen Beschränktheit noch genug zu klagen hatte, mächtig zugenommen. Rom hat eine schöne Zeit gebraucht, um es dem alten Athen, das schon unter Pisistratos seine Bibliothek und unter Perikles seinen Büchermarkt hatte, auch nur ein wenig nachzuthun. Wie blühend der griechische Buchhandel gewesen, zeigt eine Stelle Xenophon's, der in der Anabasis bei Besprechung einer gefährlichen thrakischen Küste am schwarzen Meere unter den Strandgütern auch Büchermassen nennt. Sie wurden also damals schon zu Schiffe in die griechischen Colonieen am Pontos und wohl theilweise auch zu den »Barbaren« verführt, bei deren Töchtern ja, ähnlich unsern französischen Modenamen, griechische Namen, wie Hegesipyle u. dgl., vorkommen. Mit der Verpflanzung der griechischen Literatur nach Rom kommt dort allmählich der Buchhandel auf: zum grösseren Gewerbe aber kann er nicht eher werden, als bis die römische Literatur selbst in Saat und Frucht geschossen ist. Dies ist das Verdienst August's, der, wie man auch über seine Throngelangung urtheilen möge, jedenfalls seine Zeit und seine Regentenpflicht, freilich eigensüchtig genug, verstanden hat.

Wie der Mensch nicht ohne Herz leben kann, so muss ein Volk seine poetische Nationalliteratur haben und ohne Stillstand fortlebend zu erhalten suchen. Das beste oder vielmehr einzig gute Verhältniss, in welchem dies geschehen kann, ist das streng republicanische, worin die Person des Schriftstellers hinter seinen Werken ganz verschwindet, das Volk aber den Werken so gerecht wird, dass der Urheber in steter Thätigkeit ungehetzt und ungehemmt für neue Geistesnahrung sorgen kann. Wo ein Volk leiblich oder geistig zu arm ist, diese Gerechtigkeit zu üben, d. h. die Werke zu kaufen, da tritt das Gebot ein: »Videant consules ne quid detrimenti respublica capiat«, und eine Regierung mag, wie Vespasian, für Strassen und Brücken, für Tempel und Städte, ja selbst für Künste und Wissenschaften in «praktischer» Richtung, noch so viel gethan haben — wenn sie die höheren künstlerischen Kräfte verwaist der Rohheit des Lebens überliess, so hat sie eine der ersten und gewissensschwersten Regentenpflichten versäumt, und je mehr die Geschichte dem allein unvergänglichen Endzweck der Culturbemühungen sein Herrscherrecht ertheilen wird, desto mehr wird neben einem hohlen Kunstgötzendienst auch ein gekröntes Banausenthum in seiner Blösse erscheinen. Ein Domitian zwar kann sich über jedes Urtheil hinwegsetzen: er mag sich sagen, es mache seine Sündenwage nicht viel schwerer, dass er einen Martial verkümmern liess.

Dieser Dichter ist es, nach welchem wir auf dem Argiletum fragen. An den Säulen vor der Thüre des Buchhändlers, dessen Laden wir in dem Bazar hier aufsuchen, sind die Titel der Bücher zu lesen, mit denen er handelt. Ein Buch Epigramme, 119 Stück, zum Theil von beträchtlichem Umfang, auf feinem ägyptischem Papier mit bimssteingeglätteten Rändern und in purpurnem Futteral, kostet bloss 5 Denare (nicht ganz so viele Francs). Bei diesem Preise muss der Absatz sehr gross sein, wenn der Verfasser soll bestehen können; denn der Verleger mag, wie man zu sagen pflegt, eins ins andere rechnen. Schlagen wir auf und hören den Poeten selbst. Ja, sagt er, in der Augustischen Zeit wäre etwas ganz Anderes aus ihm geworden, aber ihm fehle die Musse des sorgenfreien Schaffens, um es einem Marsus und Turnus (untergegangenen Dichtern) gleich zu thun; doch hofft er wieder, diesen nicht nachzustehen, und selbst mit Catull wagt er sich zu messen, wiewohl er sich an einem andern Orte wieder unter ihn stellt. Und was ist aus dem Talent geworden, das mit Recht sich selbst etwas Grosses zutrauen durfte? Leider ein verächtlicher Wicht, durch die Noth des Lebens zu jeder Entwürdigung getrieben. Die Schmeicheleien, womit er sich Domitian's Gnade zu erkaufen sucht, möchte man ihm fast noch verzeihen, denn sie sind so hohnlachend plump, dass der Dominus et Deus dadurch nur fratzenhaft lächerlich gemacht wird, und fast möchte man es dem armen Schlucker gönnen, dass er nicht bloss, wie in der modernen Welt zu geschehen pflegt, mit einem Orden abgespeist, sondern mit einem reellen, obwohl magern Privilegium (»jus trium liberorum«) abgefunden wurde. Aber dass er es vom oberen Stockwerk in einer jener Wohnkasernen, die man Inseln heisst, neben einem schlechten Landgütchen zu einem eigenen kleinen Hause ohne Einkommen brachte, das scheint auch Alles zu sein. Die Morgenaufwartungen bei den Grossen und Gönnern, die Betteleien bei den Freunden reichen gleichfalls nicht hin, das Dasein zu fristen, und der Poet, zur Emporhebung der Nation berufen, muss sein Talent dem niedrigsten Herrn, dem herrschenden Geschmack des Publicums, verschreiben.

Dieser Geschmack, dem unser Dichter huldigen muss, ist vornehmlich auf die von Menipp und Horaz bis zur Färbung des sogenannten Petronius hinunter »fortgeschrittene« Satyre gerichtet, deren Geist kurz und treffend zu zeichnen nicht bloss lateinische, sondern auch deutsche Citate sich bieten, wie z. B. das Heine'sche: »Doch wenn wir im Koth uns fanden, da verstanden wir uns gleich.« In diesem Kothe, in welchen Juvenal nicht ohne ein gewisses grimmiges Behagen mit dem Prügel schlägt, tanzt unser Epigrammatist mit bewundernswerther Kunst und Grazie umher, und er hat auch das verdorbene Herz seines Publicums so ganz und gar erobert, dass er von einem Ruhme reden darf, der sich von der Hauptstadt des Weltreichs bis in die gebildeteren Provinzen erstreckt. Nicht bloss Rom, Gallien und Britannien lesen ihn — aber seine Börse weiss nichts davon (»nescit sacculus ista meus«.)

Er wird nämlich, so klagt der schutzlose Schriftsteller, fortwährend bestohlen, mittelbar und unmittelbar. Plagiarier suchen seinen Namen, der doch so wenig Baares einträgt, auszumünzen, aber noch schlimmer spielt ihm das Publicum mit, das seine Gedichte liest, ohne sie zu kaufen. Bis an ihn selbst wagt sich die unverschämte Bettelei, die seine Bücher geschenkt haben will, weil es ja eine Narrheit wäre, für solche Possen, so beliebt sie sind, Geld auszugeben (»aes dabo pro nugis et emam tua carmina sanus« ? lässt er einen solchen Steifbettler sagen). Und zu dem elenden Honorar hin hat er mit seinen Werken auch sonst noch seine liebe Noth. Dieser Tryphon, der seine Xenien um zwei Sesterze (etwas weniges über zwölf Kreuzer) verkauft, ohne Zweifel kein anderer als der gelehrte Freund Quintilian's, dieser Secundus und Pollius, und wie seine Verleger heissen, sind mehr für den Einband als für den Inhalt besorgt. Hudeln und Schlendern ist ein Hauptvortheil bei der Kunst, durch Sklavenarbeit schnell reich zu werden, daher die aussen so eleganten Modebüchlein innen von sinnentstellenden Fehlern wimmeln. Besorgt der Autor Schaden für seinen Ruhm, so darf er bei seinen Freunden herumgehen, um an jedem einzelnen Exemplar den Corrector zu machen; gegen den fremden Leser entschuldigt er sich: »Non meus est error, nocuit librarius illis, dum properat versus annumerare tibi.« So lebt er auch im eigenen Häuschen kümmerlich und oft um das Nöthigste verlegen, während seine lustigen Verse das Mahl des Reichen würzen. Er ist ein Anderer als seine Muse; nur sie thut üppig, bei ihm selbst sieht es ganz klein aus (»lasciva est nobis pagina, vita proba est«). Und was von wahrhaft hündischer Gesinnung zeugt, diese wohlhabenden Diebe und Diebinnen sehen noch dazu auf den armen Teufel herunter, der doch nur in Folge ihres schamlosen Stehlens ein solcher ist.

Nun fährt der Tyrann in seinen Sünden hin und mit Nerva und Trajan versprechen auch für das Talent bessere Zeiten zu kommen. Für einen Martial zu spät! Wer sich in den niederträchtigsten Schweifwedeleien am Throne Domitian's überboten hat, der ist unter einer ehrenhaften Regierung unmöglich geworden, und der zum Herrn der Welt erhobene Spanier ist eine viel zu männliche Natur, um in solchem Falle menschlich weich zu fühlen. Sein armer Landsmann, der hungrigen Morgenvisiten überdrüssig, weiss nun keinen Rath mehr, als die grosse Stadt, die er als Zweiundzwanziger reich gelockt mit jugendlichen Glücksträumen betreten, im grauen Haare zu verlassen und die spanische Heimath wieder aufzusuchen. Wer aber aus der Residenz berühmt und arm in die Provinz zurückkehrt, der wird zugleich beneidet und verachtet. Die Geringschätzung von Seiten der Provinzialen, die so unerschwingliche Abgaben aller Art an Rom zahlen müssen, mag ihren eigenen Beigeschmack haben: denn der Dichter, den sein »Herrgott« zum Tribun und Ritter gemacht, scheint in diesen »Aemtchen«, die doch ihr »Schlämpchen« hatten, bei aller Gesunkenheit ein »dummer ehrlicher Kerl« geblieben zu sein. Kein Wunder also, dass er trotz seiner unverzeihlichen Schwächen viele Freunde zählte, darunter auch den strengen Juvenal.

Was mag er nun für ein Ende nehmen? »Er hat gehabt kein Glück, kein' Stern, er ist gestorben, verdorben«, heisst es im Volksliede. Nicht doch, was Staat und Publicum verbrechen, wird manchmal von Privaten gut gemacht, und bei diesen ist auch die Reinheit der Beweggründe meist zweifelloser als bei den Grossen. War doch selbst August nicht so ganz in der hohen Eigenschaft des Staatsoberhauptes Literaturfreund, und Niemand fühlte dies besser als der spröde Horaz, den er nur durch unauflösliche Bande der Dankbarkeit endlich zur Verherrlichung des klugen Gönners bei der Nachwelt zu zwingen wusste. Eine reine Sonne ist solche Cäsarengönnerschaft nicht für eine nationale Kunst, und dieser Stempel scheidet die römische Literatur scharf von der griechischen, die in vollerer, zum Theil in voller Freiheit blühte. Ein minder mächtiger Gönner, ein einfacher Privatmann hat der Sache des Geistes und ihren hülfsberaubten Kämpfern schon weit reinere, weit folgenreichere Dienste geleistet, als diese Staatsweisheit mit dem eigensüchtigen Ehrgeiz in kalt rechnender Brust. Glücklich immerhin, wer auch das nicht nöthig hat, denn der wahre Ruhm, der alle Wunden heilt, beginnt doch erst nach dem Tode, und bei Lebzeiten fühlt der Dichter oft sehr empfindlich, dass er auch ein Bürger ist. Darum wäre es für unsern Martial besser gewesen, seinen vielversprechenden Lebenslauf nach Art der persischen Prinzen, mit einem ehrlichen Handwerk nämlich, zu beginnen. Versucht hat ers freilich, aber im römischen Advocatenstande, und was dies besagen will, das wissen die Cherusker. Lieber ein Lump (»casu vivere«), heisst sein Wahlspruch. Armer Abenteurer von Bilbilis, es gäbe doch noch ehrbarere Hanthierungen, selbst literarische, die obendrein (vgl. Fig. [illegible]) reichlich mit Ehrensold und Ehrensessel lohnen, ohne doch vielleicht die poetische Ader unwiederbringlich zu verstopfen. Aber man kommt nicht als Gelehrter auf die Welt, und während eines gehetzten Literatenthums, ja gar im Alter noch, zur literarischen Kunst ein literarisches Handwerk zu lernen, das ist nicht Jedermanns Sache. Auch hat das Talent ein Recht zum Trotz, es darf sich als nationales Eigenthum betrachten, und solches zu schützen ist allgemeine Bürgerpflicht. Selbst Lump, wer am unverschuldeten Verkümmern eines hoffnungsvollen oder verdienten Schriftstellers mitschuldig ist! Ein Admiral Plinius freilich, dem von einem Privatmann für ein Werk 400,000 Sesterze (gegen 40,000 fl.) geboten wurden, konnte lächelnd an seinen Sacculus klopfen, aber was wäre eine solche Summe für einen Martial gewesen! Das echte Talent strebt von Natur zur Charakterreinheit, und in frischer unverdorbener Erstlingszeit gerettet, was hätte diese junge Kraft aus der Provinz dem sinkenden Geiste der Hauptstadt und der vom römischen Geiste lebenden Welt nicht werden können!

Jetzt ist das vorüber, und genug, wenn das aus dem Meer gerettete Boot nicht im Hafen noch untergeht. Da findet sich nun in der spanischen Vaterstadt eine günstig gesinnte Landsmännin, Marcella, die dem armen alten Poeten ein Landgut schenkt. Mit grauen Haaren also kann er noch ein Weiberherz gewinnen, in Ehren, versteht sich, denn er hat ja im ausschweifenden Rom, wie er versichert, stets moralisch gelebt. Aber »das alte Glückskind!« mag bei der Nachricht so mancher noch ärmere Bruder in Apoll gerufen haben, denn es giebt ja kaum eine Lebenslage, die nicht noch eine Schichte unter sich und einen Neider hat. Doch ass er wenig mehr von den Früchten der neuen Villa; das Ziel, das er mit 75 Jährchen zu erreichen hoffte, übereilte ihn noch vor dem sechzigsten, und der Musterbriefsteller Plinius, der Neffe, eilt eine nekrologische Epistel in Umlauf zu bringen, aus der man erfährt, dass der gute Valerius Martialis gestorben ist. Dem hochgebildeten, aber impotenten und eiteln Herrchen, das freilich für Trajan gewisse politische Vorzüge hat, ist es »recht leid« um den Mann, der »ein Talent war, pointirt und pikant, und so salzig und gallig als gemüthlich zu schreiben verstand.» Dabei kann er nicht verhalten, dass er den armen Poeten bei seiner Heimkehr nach Spanien mit Reisegeld unterstützt hat — er ist nämlich von ihm in einem Gedicht besungen worden, das man bei der Gelegenheit literaturverdienstlich mit in den Kauf bekommt.

So sehen wir einen Dichter, der zu Besserem bestimmt war, an Leib und Seele beschädigt enden, und er ist noch weit nicht der Unglücklichste. Seine Werke haben gefallen — Dank der Herabwürdigung und übrigens auch der reichen Sittenschilderei —, sie haben geglänzt und sind nicht als Maculatur in die Krämerskneipe gewandert, um zum Einwickeln der Salzfische zu dienen. Wer aber mag sie zählen, die vielleicht noch grössern Talente und stärkeren Charaktere, bekannt und unbekannt, die in den Poetenstübchen der Weltstadt verkommen sind? Versunken und vergessen — der Sumpf schliesst sich gleichgültig über dem Opfer und die Mücken geigen nach wie vor. Was verdient aber eine Cultur, die, für Geist und Kunstschönheit empfänglich und doch zugleich so hart und gemein, ihre Geister verwahrlost, ausbettelt und bestiehlt? Vom Fusstritt des schon mit zorniger Verachtung über die Grenzen blickenden Barbaren in ihrem Kothe zusammengeknetet zu werden.

Fassen wir nun aber schliesslich die Schöne mit der Schriftrolle, die unser Gemälde so artig aus dem Rahmen des Architekturstücks hervortreten lässt, näher ins Auge, so fragt es sich, ob wir uns nicht an ihr vergreifen, wenn wir in der Rolle den Epigrammatisten suchen, der allen reinen Knaben und keuschen Mädchen selbst zuruft, sie sollen ihm ferne bleiben, denn nicht eine Seite können sie ungefährdet lesen. Ein Ausleger erklärt sie für die »Küsterin des Tempels, welche im Ritualbuche liest.« Da hätten wir nun einen wackern Bock geschossen. Der würdige Interpret gibt jedoch zu, dass das Gebäude eben so gut ein Palast sein könne, und in Palästen liest man schon ganz andere Bücher als in Tempeln. Wir Aelteren erinnern uns gar wohl noch der holden zwanziger Jahre des laufenden Jahrhunderts, wo in Palästen und auch in tugendsamen Bürgershäusern manch sittig Kind verstohlen oder offen und vielerröthend seinen theuren Clauren las. Doch möchten wir der schönen Leserin nicht Unrecht thun. Zwar sind bei ihr weder Miene und Kopfputz, noch Stola und Palla so trocken, so abstract zusammengenommen, wie bei der matronenhaften Jungfrau des Gelehrtenbildes Fig. 25, die offenbar die verkörperte Grammatik oder Logik ist, aber der Gesammteindruck der Person wie der Gewandung und Umgebung hält sich fern von der Subura, wo unser moralischer Martial gleichwohl nicht bloss wohlfeile, sondern auch kostspielige Freundinnen kennt. Indessen ist er nicht nur dort, er ist in den vornehmsten Stadtvierteln gelesen worden. Wer mag nun entscheiden, welchen Poeten die Rolle enthält? »Der Nachtigallen sind viel«, Virgil, den die Herausgeber mit Vorliebe durch ein Titelbild feiern, Horaz, als dessen Verleger die Gebrüder Sosier bekannt sind, dann der liebeathmende Properz und der noch viel schöner und leidenschaftlicher flötende Tibull. Etwas Schmachtendes in der feinen vornehmen Miene der Dame dürfte für einen der letzteren sprechen. Wem sie jedoch so heilig erscheint, dass er sie lieber zur Küsterin machte, für den haben wir eine Auskunft. Einem Tempel gehört sie nicht an, dafür sieht sie zu weltlich aus, aber eine künftige Matrone, ja vielleicht schon eine Braut mag man immerhin ohne Zwang in ihr erblicken. In diesem Falle wissen wir sicher was sie liest. Die Rolle, die wenig Umfang hat, ist eine jener Separatausgaben, dergleichen besonders von einzelnen Abtheilungen eines Dichters viele veranstaltet wurden, und in den Händen einer sittsamen Braut können wir nur auf Tibull rathen, aber nicht auf seine glühenden Lieder, sondern auf sein Werkchen »Cerinthus und Sulpicia«, das ein eben so ehrbarer als anmuthig zarter Brautschaftsroman in Briefen für höhere Töchter ist.

Bilderquellen: Tafel XV. Figur 1. 2. 5. Monum. ined. dell' Inst., 1838. Figur 3. 4. Smith, Dictionary. Figur 6. Pitture d'Ercol. I, pag. 181. Fig. 7. Mus. Borb. IV. Fig. 8. O. Müller, Denkmäler, mythol. Abth. nr. 238. Fig. 9. Mus. Borb. IV, 49. Fig. 10. Smith, pag. 579. Fig. 11. Gerhard, Trinkschalen, Taf. 12. u. 13. Fig. 12. Smith, pag. 941. Fig. 13. Pitture d'Ercol. I, pag. 187. Fig. 14. Clarac, Mus. de Sculp. pl. 181, nr. 84. Fig. 15. Mus. Borb. IV, 51. Fig. 16. P. S. Bartoli, Admiranda etc. Fig. 17. Mus. Borb. IV, 47. Fig. 18. Geschnittener Stein. Vignette bei Millin Peint. I. Fig. 19. Desgl. II. Fig. 20. Mus. Borb. I, 53. Fig. 21. 22. 23. 24. Grivaud de la Vincelle, Arts et Métiers des Anciens, pl. XXI. u. XXII. Fig. 25. Pitture d'Ercol. V, 237. Fig. 26. Ebendas. pag. 305. Fig. 27. Mus. Borb. XI, 47. Fig. 28. Pitture d'Ercol. V, pag. 245. Fig. 29. Pitt. d'Erc. III. pag. 245. Fig. 30. Pitt. d'Erc. IV, pag. 189. Fig. 31. Pitt. d'Erc. V, pag. 5. Fig. 32. Grivaud de la Vincelle pl. VIII, 9. Fig. 33. Pitt. d'Erc. III, pag. 213. Fig. 34. Mazois II, 68. Fig. 35. Gerhard, Festgedanken an Winckelmann Taf. II. Fig. 36. Winckelmann, Mon. ined. 188.

## 12. Geburt, Erziehung, Spiel etc.

### (Taf. XVI.)

Uralt und bedenkenswerth ist der Glaube, dass Geburt und Leben des Menschen eine Busse vorzeitlicher Verschuldung, dass diese Erde ein Strafplatz für abgefallene Geister sei. Die orientalischen Religionslehren nehmen einen Sündenfall der ersten Menschen an, dessen Folgen auf das ganze Geschlecht einwirken. Die ägyptische Theologie betrachtet sämmtliche lebende Menschen als Wiedergeburten oder Abkömmlinge der empörerischen, in die Unterwelt gestürzten Titanen, und das menschliche Leben mit allen seinen Einrichtungen als eine Verbannung, eine Bussanstalt, worin wir als Feinde der Götter für den vormenschlichen Frevel gestraft werden. Ja diese Strafe erstreckt sich noch weiter als auf das einmalige Leben im Kerker dieses Leibes, der, wenn die Seele die Gefangenschaft nicht zu ihrer Besserung und Rettung benützt hat, mit einem noch schlimmeren vertauscht werden muss. »Die Aegypter,« sagt Herodot, »haben zuerst gelehrt, dass die Seele des Menschen unsterblich sei und, während der Leib verwese, in ein anderes, gerade zur Welt kommendes Wesen eingehe, bis sie alle Land- und Seethiere und Vögel durchwandert habe und wieder in einen menschlichen Leib zurückkehre; welche Wanderung sie in dreitausend Jahren vollende. Diese Lehre haben auch einige der Hellenen angenommen, die einen früher, die andern später, deren Namen ich weiss, aber nicht schreiben will.«

Er spielt damit zurückhaltend auf Pythagoras nebst seinen Vorgängern und Nachfolgern an. Aber auch in der griechischen Religion selbst ist der Glaube an Schuld und Erlösung wesentlich heimisch, freilich nicht sowohl in den Mythen, die, bildsame und wandelbare Stoffe für das Schaffen einer nach Freiheit ringenden Weltanschauung, die begonnene Zersetzung und Auflösung der alten Religion bekunden, sondern im Volksgottesdienste, in den sogenannten Mysterien, worin die Irrgänge dieses Daseins, die Schrecknisse des Todes und die den Geweihten, den Erlösten bevorstehenden Wonnen eines ewigen Lebens gefeiert wurden. Was von unserer eigenen altheidnischen Religion Mythisches übrig ist, lässt gleichfalls nur den völligen Glaubenszerfall erkennen, wie er in der Zeit vor Einführung des Christenthums geherrscht haben muss, aber die letzten Trümmer des alten Glaubens, unsere Märchen, geben in ihren wundersamen Bildern von Verzauberung und Erlösung noch deutlich die unter der bunten Hülle unverständlich gewordene Gedankenrichtung zu erkennen, die man die Grundstimmung des menschlichen Sinnens durch eine Reihe von Jahrtausenden hindurch zu nennen genöthigt ist.

Bei solcher religiösen Anschauung, die selbst in ihren theilweise orgiastischen Festen etwas Düsteres behielt, wird man sich die Jugenderziehung alter Völker und Zeiten ernst und trüb genug denken dürfen. Freilich hat die Menschheit neben dem finstersten Lebensernst allezeit viel bunte Lebenslust gehabt, das zeigen die ägyptischen Bilder mit ihren Belustigungen für alte und junge Kinder. Die praktischen Forderungen des Lebens sodann, die das Gesetz predigen, dass der Mensch mit wenigen Ausnahmen im Schweisse seines Angesichts sein Brod essen solle, gesellten zur Erziehung die Arbeit, mit welcher sich kopfhängerisches Brüten schlecht verträgt. In den begünstigteren Gesellschaftsclassen, in denen sich eine heitere Adelsreligion zeitig von der strengen Volksreligion absonderte, trat ohnehin auch eine entsprechende Erziehung ein, welche die Jugend für die Welt und ihre Ehren und Freuden weltlich ausbildete.

In dieser Hinsicht gleicht die griechische Heroenzeit ganz unserem Mittelalter, wie es dem jungen Adel seine ritterliche Erziehung gab. Mythischer Typus des altgriechischen Pädagogen ist Chiron, der weise Kentaur, aus dessen Höhle am Pelion die Sagen eine zahlreiche Heldenschule hervorgehen lassen. Sein Unterricht, den die ausgreifende Dichtung allmählich fast akademisch reichhaltig ausgestattet hat, umfasst Jagd- und Waffenübungen, Kräuter- und Heilkunde, Gesang und Saitenspiel, Seherkunst, Rechtslehre, leichte Religionsvorschriften und kurze Lebensregeln, dergleichen in der Zeit der gnomischen Poesie beliebt waren. Die Chironischen wurden dem Hesiod zugeschrieben, der allerdings an der Spitze der Lehrdichtung steht. Aber auch Homer ist nicht arm an Sittensprüchen, die ja dem das gesammte Leben in seinen Kreis ziehenden Epos nicht fremd sein dürfen und aus dem Epos nachher, wie die Geschichte der griechischen sowohl als der deutschen Literatur bezeugt, in die abgelöste, einem nüchterneren Geschmacke dienende Spruchdichtung überzugehen pflegen. Dass zu den ritterlichen Künsten der Heroenzeit oder wenigstens der Zeit Homer's eine schon altherkömmliche und ausgebildete Gymnastik gehört, haben wir bei den Leichenspielen am Grabe des Patroklos gesehen, und auch der Tanz wird von Jünglingen und Jungfrauen fleissig geübt. Freilich bewegen sich diese Gemälde in dem Rahmen der glänzenden, durch die dorische Wanderung untergangenen achäischen Zeit, in welcher die griechische Sage so gerne weilt, wie die abendländische aus den armen, rohen Jahrhunderten nach dem Sturze der Karolinger sich in die glänzenden Tage

Karls des Grossen zurückversetzt; doch spricht der frische Gegenwartsduft der homerischen Gedichte dafür, dass ihr Sänger seine Anschauungen aus dem Leben seiner aristokratischen Zeitgenossen schöpfte. Das Volksleben dieser Zeit dagegen ist uns durch Hesiod dargestellt, der, unter dem Drucke der Mächtigen schmachtend, in der Kälte an der Esse des Schmiedes und am warmen Wirthshause vorübergeht, um noch etwas zu erarbeiten, damit er nicht hülflos im Winter ist und mit magern Händen die geschwollenen Füsse drücken muss. Hienach mag man sich die Erziehungsregeln vorstellen, welche dieser Dichter, der Helotenpoet, wie ihn König Kleomenes von Sparta nannte, seinem Hauskalender (»Werke und Tage«) einverleibt hat. Seinen Hauptspruch aber, worin die Summe seiner Lebensweisheit gipfelt, dürfen sich Reiche wie Arme, Alte wie Junge, Alle unerbittlich gleich gesagt sein lassen: »Vor die Tüchtigkeit haben die Götter den Schweiss gesetzt.«

Die älteste Erziehungsweise, die wir aus geschichtlicher Zeit kennen, ist die kretisch-spartanische. In Kreta bekanntlich hat Lykurg seine Verfassung geholt, die mit ihren beiden Königen und ihren drei Stämmen von je zehn Geschlechtern aus dem phönikischen Reiche des sagenhaften Minos stammte. In Tyrus ein König und ein Priester (denn dies ist die Urform des Zwei-Königthums), in Karthago zwei Suffeten, in Sparta zwei Könige, in Rom zwei Consuln, und auch hier drei Tribus mit dreissig Curien — man muss sich fragen ob hier nach der Tyrannis der Könige eine ältere Verfassung wieder durchgebrochen oder ob jetzt erst das weitverbreitete semitische Vorbild nachgeahmt worden ist. Die mit dieser Verfassung verbundene militärische Bürgerdisciplin, die sich besonders streng im »männerbändigenden« Sparta erhielt, begann mit dem ersten Hauch des Lebens über dem jungen Bürger zu walten; während jedoch in Rom die selbständige Familie das Kind für das Gemeinwesen erzog, nahm es der spartanische Staat gleich nach der Geburt in seine eisernen Arme. Es wurde vor ein aus den Aeltesten seines Stammes bestehendes Prüfungsgericht gebracht, das die schauderhafte Entscheidung über Leben und Tod, die im übrigen Griechenland (mit Ausnahme Thebens) und in Rom dem Vater zustand, von Staatswegen ausübte. Wurde es untauglich befunden, so setzte man es am Taygetos aus, in dessen Schluchten der grimme Bär hauste, andernfalls wurde er für die ersten sieben Jahre der Mutter zurückgegeben. Mit dem siebenten Jahre fiel der vollbürtige Bürgersohn der Staatserziehung anheim und wurde in eine Rotte (Ile) eingereiht, deren mehrere eine Schaar (die kretische Agele oder spartanische Bua) bildeten und unter ihren selbstgewählten, etwas älteren Ilarchen und Buagoren, alle zusammen aber unter dem Pädonomen standen. Die hervorstechenden Einzelheiten dieser Erziehung, das Turnen, kein athletisches, sondern ein militärisches, die Geisselung, die schmale Diät, die Anleitung zum Stehlen etc., sind allgemein bekannt. Indessen hat es in Sparta an geistiger Bildung nicht so ganz und gar gefehlt, wie man in Athen meinen wollte. Seit im übrigen Griechenland das Abc gelernt wurde, war auch dort die Grammatik nichts Fremdes, und die von den Spartanern in ihrer guten alten Zeit sehr eifrig betriebene Musik führte Texte mit sich, in welchen die Geistesquellen eines Homer, Terpander, Thaletas, Tyrtäos, Alkman strömten. Die Theilnahme an den gemeinschaftlichen Männermahlen sodann gab der Jugend, die hier oft aus ihrem bescheidenen stummen Zuhören aufgeschreckt und ins Gespräch gezogen wurde, jene Bildung für das Leben, die den künftigen Staatsmann und Krieger schafft. Höhere wissenschaftliche Bildung konnte freilich der Athener mit Recht vermissen, dafür aber auch jene schartige Schärfe und Rabulisterei, die in der Stadt der eulenäugigen Göttin selbst der feinsten Geistesblüthe bedrohlich wurde. Die Musen besassen in Sparta ein Heiligthum; auch hat die Stadt nicht bloss fremde Lyriker geehrt, sondern auch einheimische hervorgebracht. Wozu sie aber ein Theater hatte, das von weissem Marmor gebaut war und dem Pausanias sehenswerth erschien, bleibt nach unsern wie theilweise nach attischen Begriffen unerklärlich; und auch die bildende Kunst fand keine Heimath in ihr.

Athen, wo ursprünglich dem Areopag eine strenge Aufsicht über die Erziehung wie über die gesammte öffentliche Zucht zugestanden zu haben scheint, tritt in die historische Zeit mit jener individuellen Selbständigkeit der Einzelnen ein, die so viel Grosses erzeugt und für die künftige Entwickelung der Menschheit so vorbedeutend gewirkt hat. So war auch die Erziehung der Kinder ganz den Eltern überlassen; doch hatte Solon dafür gesorgt, dass der Vater dieselben weder verpfänden noch verkaufen, noch von dem gymnastischen und dem früher schon bezeichneten musischen Unterricht fern halten durfte. Auch mussten Vermögenslose ihre Kinder ein Brodgewerbe lernen lassen, falls sie nicht des Rechts auf Unterstützung von ihnen im Alter verlustig gehen wollten. Die Schulen waren übrigens Privatanstalten, und die Elementarschulen müssen zum Theil so schlecht beschaffen wie schlecht bezahlt gewesen sein. Die Grammata, der Anfang der musischen Bildung, bestanden im Lesen, Schreiben und Rechnen. Ersteres wurde nach der Buchstabirmethode betrieben, also unter grossem Lärm der oft vollen Schule, Letzteres an den Fingern oder mit Rechensteinen geübt, wofür Plato Aepfel als erspriesslicher vorschlägt. Zum Schulbesuch begleitete die Jungen der Pädagog, ein Sklave, der ihnen die Bücher trug und nicht immer die passendste Aufsichtsbehörde gewesen sein mag, da man zu diesem Berufe nur in den bessern Häusern einen gebildeten Sklaven, in andern aber einen zu sonstigen Geschäften unbrauchbaren erkor. Im höheren Unterrichte wurden Dichter gelesen und auswendig gelernt; doch hievon und von der musikalischen und gymnastischen Bildung haben wir schon früher gehandelt. Dass es über die passende Auswahl der Schullesebücher, wie bei uns, verschiedene Ansichten gab, versteht sich von selbst. Im noch höheren, universitätsmässig betriebenen Unterrichte wurde bei den Philosophen und Sophisten Wissenschaft und Parlamentsberedsamkeit erlernt. Hier waren die Honorare sehr hoch. Aristipp liess sich 1000 Drachmen bezahlen, und meinte gegen Demosthenes, der ihm 200 bringen wollte, er gebe seine Lehre nicht schnitzelweise, auch die guten Fische kommen nur ganz in den Kauf. Aermere strebsame Jünglinge, die entweder zum Höchsten durchdringen oder ihren Weg in der Welt machen wollten, arbeiteten deshalb die Nächte durch als Taglöhner in Gärten, in Mühlen u. dgl., um bei Tage in die Philosophenschulen (wohl nicht in die theuersten) gehen zu können. Aus diesen Schulen ist später das eigentliche Universitätsleben von Alexandria, Athen, Rom etc. hervorgegangen.

Von den übrigen griechischen Staaten wird man im Allgemeinen annehmen dürfen, dass in den gebildeteren das Schulwesen gleichen Schritt mit dem athenischen hielt. Schulen werden gelegentlich erwähnt, wie z. B. in Mykalessos, das die Thrakier mit Tagesanbruch überfielen, wobei die bereits in der Schule versammelten Knaben sämmtlich niedergemetzelt wurden. Auch in Athen begann die Schule früh Morgens und wurde Nachmittags fortgesetzt. Nach Theophrast wäre die Erziehung (mit Ausnahme Sparta's) bei allen Hellenen die gleiche gewesen. Von Theben jedoch wird erzählt, Herodot habe dort eine Schule errichten wollen, sei aber von den Archonten aus Bildungshass abgewiesen worden, und Diogenes soll gesagt haben, die böotische Sphinx sei nichts anderes als die Unwissenschaftlichkeit. So rühmt auch Aeschines, dass die Böotier, die Aetolier ihre Kinder, um sie etwas lernen zu lassen, nach Athen in die Schule schicken. Indessen muss man solche Anekdoten und Aeusserungen, auch wenn sie richtig sind, nicht für ausschliesslich nehmen.

Darf man die Erzählung glauben, wie Appius Claudius Virginien sah, dann sind in Rom schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. die Mädchen auf dem Forum zur Schule gegangen, wonach es an den Knaben um so weniger gefehlt haben kann. Noch bekannter ist die Geschichte von Camillus, wie ihm der Schulmeister von Falerii die Knaben unter dem Vorwande des Spazierengehens als Geisel ins Lager führt. Als Camill in Tusculum einzog, hörte man die Schulen von den Stimmen der lernenden Knaben ertönen. Seit der Gesetzgebung der Decemvirn waren die zwölf Tafeln einer der vornehmsten Lesestoffe für die römische Jugend. Noch Cicero musste dieses für einen Knaben zum Theil sehr wunderliche Spruchbuch auswendig lernen; die höhere Bildung aber erhielt er ganz auf griechischem Fuss. Nach der Besitzergreifung Unteritaliens nämlich begann die geistige Eroberung Rom's durch Griechenland, und die Erziehung »im Schosse der Mutter« machte jetzt nach und nach dem Walten des griechischen Pädagogen Platz. Der alte Cato behauptet auch in diesem Punkte seine eigenthümliche Stellung zwischen alter und neuer Zeit: er unterrichtete seine Söhne im Lesen, Schreiben und Turnen selbst, während sein Grammatist Chilon fremde Kinder schulen und Geld damit für ihn verdienen musste. Die Abhängigkeit der römischen Bildung von der griechischen zeigt sich darin, dass die lateinische Odyssee des Livius Andronicus, eingeführt in der Schule des Spurius Carvilius, das herrschende Schulbuch wurde. Noch Horaz bekam diesen Telemach von seinem Lehrer Orbil mit Schlägen eingetrichtert. Diese Lehrer hatten bei ärmlichem Auskommen ein saures Leben und wenig Lust, den Kindern das ihrige zu versüssen. Martial, der so unglücklich war, neben einer Schule zu wohnen, die ihn schon am frühesten Morgen störte, ruft dem Schulmeister zu: »Vermaledeiter Ludimagister, den Knaben und Mädchen verhasstes Wesen, noch eh die Hähne kräh'n, fängst du schon mit Schelten und Schlagen dein Donnerwetter an!« Um so besser standen sich die höheren Lehrer, welche Grammatik als Sprachwissenschaft, Rhetorik, Philosophie u. dgl. vortrugen. Doch begaben sich noch lange Zeit die vornehmen jungen Römer, nachdem sie die Toga virilis genommen, zur Vollendung ihrer Studien nach Athen, und so erzählt auch Horaz, wie er, nachdem er zu Rom gelernt, was der Zorn Achill's den Achivern geschadet, im Hain des Akademos erst habe ergründen wollen, was das Wahre sei, — ein Streben, das bekanntlich unterbrochen wurde, als Brutus nach Griechenland kam und den Studenten zum Freischaarenobersten machte, der aber bei Philippi das Patent sammt dem Schilde wegwarf. Durch August und später noch mehr durch Hadrian wurde das Unterrichtswesen in Rom und den Provinzen immer mehr erweitert, und die Hochschulen mit den Professorennamen der Lehrer bestanden bis zum Fall des Reiches, in Konstantinopel unter anderer Form auch noch nachher fort.

Fig. 1 und 6 unserer Tafel, beide römisch, beginnen recht mit dem Anfang des Kreises, den sie zum Gegenstande hat. Fig. 1 zerfällt in zwei Bilder, deren erstes Bräutigam und Braut darstellt, wie sie von Juno Pronuba zusammengegeben werden; weiterhin sieht man die Niederkunft und die Waschung des Kindes, wobei die Figur im Hintergrunde, die auf die Kugel deutet, wohl die astrologische Absicht hat, die Geburtsstunde zum Behuf der Nativitätstellung zu bezeichnen. Fig. **5** stellt gleichfalls die Hergänge des Wochenzimmers dar; doch ist das Neugeborne hier naturgemässer aufgefasst als auf Fig. **1**, wo der Künstler sich erlaubt hat, demselben eine Haltung und Bewegung zu geben, die mehr symbolisch als natürlich ist.

Fig. **2** schildert den Leseunterricht; die drei zusammengebundenen Rollen bilden den nöthigen Vorrath an Büchern, den der Knabe mit in die Schule bringen muss.

Fig. **3**. Knabe, der reiten lernt.

Fig. **4**, **8**. Statuetten von Kindern.

Fig. **6**. Mutter mit dem Kinde auf dem Arme; die Wärterin oder etwa ältere Tochter, die ein zweites trägt, blickt zu ihr auf.

Fig. **7**. Darstellungen des Spiels mit Würfeln oder Knöcheln (Astragalen) muss es seit Polyklet, der zwei Knaben in diesem dem unsern ziemlich ähnlichen Spiele begriffen dargestellt, zahlreiche gegeben haben. Eine derselben ist das halb erwachsene Mädchen im leichten Hemde, eine Gestalt von ungemeiner Natürlichkeit, in mehreren Exemplaren vorhanden, so in der bekannten und berühmten Statue zu Berlin, von welcher gegenwärtige Figur eine Abbildung ist. Die Darstellung reiht sich den zierlichen Genrebildern an, die früher schon mitgetheilt wurden und ferner noch begegnen werden.

Fig. **9**. Knabe, der einen Affen tanzen lehrt und die Peitsche dazu schwingt.

Fig. **10**. Mädchen mit einem Vogel auf der Hand.

Fig. **11** ist durch die Unterschrift als »Mutter mit Kind« bezeichnet. Das Kind scheint indessen etwas gross und etwas jünglingshaft zärtlich zu sein. Bei Millin, nach dessen Peintures de Vases das Bild gegeben ist, trägt der Jüngling die Aufschrift »Dionysos« und ist ausser der Nymphe, der er im Schosse liegt, noch von andern umgeben, die ihm Epheu bieten, mit seinem Panther spielen u. dgl. Das Bild gehört also den mythologischen Darstellungen an, die von der Erziehung des Dionysos handeln.

Fig. **12**. Ballspielerin, die so eben den Ball in die Höhe geworfen hat, zu ihren Füssen ein Perlhuhn, hinter ihr ein Salbfläschchen.

Fig. **13**. Knabe, der mit Hülfe des Schreibgriffels Geschriebenes zu buchstabiren scheint.

Fig. **14**. Knabe mit Wägelchen, der einem Hündchen Brod oder Kuchen reicht.

Fig. **15**, Fragment eines grösseren zu Portici gefundenen Wandgemäldes, gehört, wie Fig. 11, dem bacchischen Erziehungskreise an. Silen, in einer seiner edleren Bildungen, hält sein göttliches Pflegekind mit beiden Armen empor, während eine an Kopf und Nacken bekränzte Nymphe demselben spielend eine Traube vorhält.

Fig. **16**. Als strenger Pädagog erweist sich Silen auf dem gegenwärtigen Bilde, indem er einem Satyrkinde, das den Korb mit Früchten entweder ungeschickt oder unartig umgeworfen oder gar bestohlen hat, die Ruthe ertheilt.

Fig. **17**. Eine der so häufigen Darstellungen wohlgeborner Jünglinge. Einer sitzt, zwei andere stehen auf ihre Knotenstäbe gelehnt vor und hinter ihm. An der Rückwand die Geräthschaften der Palästra.

Fig. **18** gehört zu dem gleichen Cyklus, welchem auf der vorhergehenden Tafel die unter und vor den Hallen eines Forums sattfindenden Scenen des Verkaufs u. dgl. entnommen wurden. Es ist ein schmerzliches Lebensbild aus der antiken Schule, das vor einem modernen an Effect das voraus hat, dass das bekannte Kleidungsstück, das hier »gespannt« zu werden pflegt, nicht vorhanden ist und die Schläge daher um so empfindlicher ausfallen. Der Delinquent hat übrigens das schulpflichtige und ruthengerechte Alter fast überschritten, daher das Bild lebhaft an Horazens venusinische Schule erinnert, in welche grosse Söhne grosser Capitäne mit Tasche und Tafel über der linken Schulter wanderten.

Fig. **19.** Mehrfach wiederholte Gruppe: ein schöner Knabe der einen Schwan um den Hals gefasst hält und mit der andern Hand an der Leine führt.

Fig. **20.** Jüngling und Mädchen. Letztere spielt mit einem kindlichen Eros, der ihr auf dem Fusse tanzt und wohl die erwachende Neigung symbolisch auszudrücken bestimmt sein mag. Auch die ausserhalb zwischen beiden schwebende Tänie scheint auf ein künftig sich knüpfendes Band hinzudeuten.

Fig. **21.** Zwei Knaben in der durch die Herme angedeuteten Palästra ringend, der Vorsteher mit dem Oelzweige über dem Kampfe wachend.

Fig. **22.** Reifspiel, ganz wie bei uns. In mythologischen Darstellungen ist es gewöhnlich Ganymed, der mit dem Reife dargestellt wird, und das vorliegende Bild meint wirklich den Liebling des Zeus, denn auf dem vollständigen Original ist dieser gleichfalls zugegen, und der Hahn, dessen Kopf aus dem über den linken Arm geworfenen Gewande schaut, ist ein Geschenk von ihm.

Fig. **23.** Knaben mit Astragalen, Seitenstück zu Fig. 7.

Fig. **24.** Schlafende Kinder, über einander hingelagert.

Fig. **25.** Zwei Eroten, wohl Eros und Anteros, sitzen einander auf Felsenstücken gegenüber, und während sie gemeinschaftlich eine Stange festhalten, drücken sie, wie die künstlerischen Darstellungen dieser Gegengewalten auch sonst es lieben, den zwischen ihnen waltenden Kampf in einem Spiele aus. Es ist das bekannte, heute noch in Italien beliebte Morraspiel, jenes blitzschnelle gegenseitige Errathen der Anzahl der ausgestreckten Finger, das schon auf uralt ägyptischen Bildern ganz in der gleichen Weise dargestellt zu sehen ist.

Fig. **26.** Ein Jüngling lernt auf dem ausgewachsenen Rosse (Keles) reiten. Die Wettreiter (Keletizontes) haben wir bei den Kampfspielen kennen gelernt.

Fig. **27.** Eine Art von gymnastischem Strafspiel, wobei der Besiegte, die hohlen Hände auf den Rücken gelegt, dem Sieger, der dieselben mit den Knieen bestieg, als Pferd dienen musste. Das Spiel hat den Namen von der hohlen Hand (Kotyle).

Fig. **28.** Beginn eines Hahnenkampfes. Der eine Spieler sieht begierig dem Kampfe entgegen und scheint seinen Hahn, der sehr streitbar aussieht, in gebückter Stellung durch Zureden aufzumuntern. Beide sind mit offenbarem Humor dargestellt. Der andere Spieler hält seinen Hahn noch auf dem Arme. Hinter ihm steht der Preisrichter. Alle Drei sind bekränzt und scheinen die Angelegenheit mit feierlichem Ernste zu betreiben. Hahnenkämpfe waren in Griechenland und Rom sehr beliebt, und ihr Ausgang wurde häufig als Vorbedeutung angesehen, bis man in der Kaiserzeit auf die eigentliche Alektryomantie gerieth, die darin bestand, dass man prophetischen (d. h. vom Zauberer abgerichteten) Hähnen auf die Buchstaben des Alphabets Körner streute, durch deren Wegfressen sie Wörter und Namen bildeten, z. B. den Namen des künftigen Kaisers, welche Neugier übrigens den Kopf kosten konnte. In Athen war das Theater nicht zu gut, um nicht jährlich einmal zum Schauplatz von Hahnenkämpfen zu dienen, und die

Einführung der Sitte wurde, wie Aelian erbaulich berichtet, dem Themistokles zugeschrieben. Als dieser gegen die Perser zog, traf er auf ein paar kämpfende Hähne und benützte — sagt Aelian — diese Erscheinung zu einer höchst wirksamen Rede an das Heer, worin er auseinandersetzte, dass diese nur um den Sieg kämpfen und dass es noch etwas ganz anderes sei, für das Vaterland, für die Götter etc. zu streiten. Da das Beispiel und die Rede bei den entmuthigten Athenern Wunder thaten, so brachte er nachher ein Gesetz ein, wonach die Hahnenkämpfe zum ewigen Andenken jedes Jahr stattfinden sollten. »Wegen ihrer Grösse und Stärke waren die Hähne von Tanagra, Rhodos, Chalkis und Medien berühmt. Die Delier zeichneten sich vor allen Griechen in der Erziehung dieser Streithähne aus. Die Wetten bei diesen Kämpfen waren oft so bedeutend, dass sie das ganze Erbtheil aufs Spiel setzten.« Panofka nach Pausanias, Varro und Columella. — Fig. **28** stellt zwei Hähne dar, wie sie eben über der zwischen ihnen liegenden Siegespalme einander angreifen. Plinius schildert das Schauspiel, wie nach vollbrachtem Kampfe der Sieger sein Triumphlied singt und der Besiegte, über die Niederlage traurig, sich still bei Seite bringen lässt. Eine der beiden tanagräischen Arten beschreibt Pausanias in seiner eigenthümlichen Weise so: »Sie gleichen an Grösse den lydischen Vögeln, an Farbe den Raben, haben Bart und Kuppe gleich einer Windrose, desgleichen vorn auf dem Schnabel und hinten am Schwanz kleine weisse Flecke. So sehen diese aus.«

Fig. **29**. Zwei Eroten, die den auf dem Kriegswägelchen stehenden Dritten, der den Heros spielt, als Pferde ziehen. — Fig. **30**. Knabe mit Gans (oder Schwan?), Statuette im Museum zu Neapel, ein Lieblingsgegenstand der spätern griechischen Kunst und zu derselben Classe von Denkmälern gehörig, wie Fig. 19. — Fig. **31**. Ein Eros weint oder stellt sich weinend, damit die andern herzugelaufen kommen, nach ihm zu sehen. — Fig. **32**. Ein Eros hält einem andern oder einem Kinde eine ungeheure Maske vor, dass der Arme vor Schrecken rücklings fällt. Ein Dritter nimmt gemässigteren Antheil an der Ueberraschung. — Zu diesen Erotenscherzen mögen auch die einem Sarkophage entnommenen spielenden Kinder Fig. **35** gezogen werden.

(Fig. **33**—**34** folgt am Schluss.)

Fig. **36**. Knaben, die sich zum Ringen anschicken, desgleichen wir auf den gymnastischen Bildern gesehen haben.

Fig. **37**. Jünglinge (Epheben), der eine mit dem Krückstock in der Hand sitzend, der andere mit der Schriftrolle zu ihm tretend, in literarischer Unterhaltung begriffen. Was der Dritte trägt, scheint eine andere Art von Bücherhülle als die Kapsel zu sein, nämlich die sogenannte Diphthera oder Membrana, ein pergamentenes Futteral.

Fig. **38**. Der Ball (Sphära), den wir schon bei Fig. 12 kennen gelernt, dient hier einigen erwachsenen Jünglingen und einem Manne zum künstlich verwickelten Spiel.

Fig. **40** führt uns abermals zu dem beliebten Knöchelspiel zurück, diesmal jedoch in mythologischem Zusammenhange. Niobe war mit der Mutter des Apoll und der Artemis sehr befreundet, ehe sie die Göttin durch ihren Uebermuth zur Rache reizte. Das Bild nun, ein herculaneisches Gemälde, stellt eine Scene aus dieser Zeit der Freundschaft dar. Niobe befindet sich mit Aglaia, einer der Chariten, und mit Phöbe und Hilaira, den Töchtern des messenischen Fürsten Leukippos, bei Leto, die ihre dargebotene Rechte mit einer gewissen Herablassung empfängt. Aus dieser wie aus dem Eifer, mit welcher Phöbe ihre Freundin vorwärts schiebt, könnte man auch auf eine Störung des Einvernehmens schliessen, welche jetzt wieder gut gemacht werden soll. Im Vordergrund der Gruppe spielen Aglaia und Hilaira mit Astragalen. Die Namen Leto, Niobe, Phöbe, Aglaia und Hileaira sind im Original übergeschrieben. Auch der Maler hat seinen Namen beigesetzt: »Alexandros Athenaios egraphen.«

Fig. **41** enthält das gleiche Spiel und gleichfalls den Bestandtheil einer mythischen Handlung bildend. Die Gestalt mit dem Schwerte ist Medea, die sich zum Morde ihrer Kinder anschickt. Man erkennt in dem Bilde eine Nachahmung der berühmten Medea des Timomachos von Byzanz, eines der letzten grossen Maler, dessen beide grosse Bilder Medea und Aias Cäsar um 80 Talente kaufte und im Tempel der Venus Genitrix aufstellen liess. Streitig ist es jedoch, ob Medea, wie hier, von den Kindern umgeben, oder, wie auf einem herculanischen Bilde, als Einzelbild dargestellt war, in welchem Falle die Wirkung viel geistiger und tiefer gewesen wäre. Das pompejanische Wandgemälde, von welchem wir hier eine Abbildung haben, stellt die Kinder Jason's knöchelspielend dar und hinter ihnen den Pädogogen, der theilnehmend auf sie niederblickt.

Fig. **42**. Zwei Mädchen oder Frauen, Archedia und Napaline, belustigen sich mit Schaukeln, indem sie auf den beiden Enden eines Brettes stehend wechselseitig auf und nieder schweben, wie es bei unserer Jugend noch der Brauch ist. Ob der kleine Flügelgott, der die Stelle des Züngleins im Wagbalken zu vertreten scheint, wirklich der Aufschrift gemäss Eos oder ein verschriebener Eros sein soll, wird unentschieden bleiben müssen.

Fig. **43**. Seitenstück zum vorigen Bilde, eine Strickschaukel darstellend, in welcher eine junge Schöne von einer alten geschwungen wird. Athen hatte sein besonderes Schaukelfest, Aiōra oder Aletides genannt, zu Ehren der Erigone, die als Jungfrau im Thierkreise glänzt. Sie war die Tochter des Ikarios im attischen Demos Ikaria, wo Thespis nachmals die Dionysosmaskeraden zur dramatischen Form ausbildete. Ikarios, der den Dionysos gastlich aufgenommen, wurde von ihm mit Weinschläuchen und der Weinbaukunde beschenkt. In der Freude seines Herzens fuhr er mit den Schläuchen im Lande umher und theilte die Gottesgabe an Hirten und Bauern aus, die aber betrunken wurden und, sich für vergiftet haltend, ihren Wohlthäter mordeten, den sie sodann in einen Brunnen ohne Wasser stürzten oder unter einem Baum begruben. Erigone, die Schwankende (Aletis), irrte lang umher, bis sie sein Grab fand, worauf sie sich an dem Unglücksbaum erhenkte. Dionysos aber verhängte über die Ikarier eine Pest oder nach andern eine Raserei der Jungfrauen, dass sie sich wie Erigone erhenkten. Das Orakel, das die Leichname aufsuchen hiess, gab sich, als diese nicht gefunden wurden, mit dem Schaukelfeste zufrieden, das nunmehr gestiftet wurde. Man hing zur Erinnerung an die Schwankende Stricke an Bäume und schaukelte darin sich selbst oder allerlei Puppen und Figuren unter ländlichen Liedern. Dies der Ursprung des attischen Schaukelfestes, und aus diesem Grunde hält Panofka die Geschaukelte auf unserm Bilde — es ist einer etrurischen Vase entnommen — für eine junge Athenerin.

Zu den Bildern, welche die Jugend in ihren verschiedenen Zuständen vorführen, gehören auch noch die folgenden, die auf dieser Tafel keinen Raum mehr gefunden haben und deshalb auf der nächsten untergebracht worden sind.

Tafel XVII, Fig. **2** und **3** sind Gruppen aus den grossen Panathenäen am

Festzuge vom Cellafries des Parthenon, hier zu fragmentarisch ausgehoben, um Gegenstand einer ausführlicheren Erläuterung sein zu können. Die älteren Männer, die, während der Zug still hält, bei jüngeren in, wie es scheint, belehrendem Gespräche stehen, mögen wohl Priester und sonstige höhere Beamte, die jüngeren edle Festdiener, Staatsherolde u. dgl. sein. Die mit Frauen untermischten Mädchen tragen (nur zum Theil hier sichtbar) Gegenstände, über welche mehrfach gestritten wird, einen Candelaber oder vielleicht ein Rauchgefäss, weiterhin Kannen und Becken, endlich ein paar trompetenförmige Gegenstände, die für Sonnenschirme, für Candelaber oder auch für Ueberzugshüllen heiliger Geräthe gehalten werden. Auch diese wenigen Figuren, besonders die reizenden weiblichen Gestalten in den faltigen Festgewanden, geben von dem athenischen Hauptfeste und von der Kunst, womit Phidias diese Glanztage der Stadt und besonders der attischen Jugend aufgefasst hat, einen hohen Begriff. Eine Erscheinung, die hier nur an der Figur rechts vom Candalaber sichtbar ist, auf andern umfassenderen Nachbildungen aber sehr zahlreich zum Vorschein kommt, möchte beiläufig geeignet sein, über eine bei Tafel VIb, Fig. 9 und 13 unentschieden gebliebene Frage einiges Licht zu verbreiten. Es handelte sich dort um drei Figuren, die auf Postamenten zu stehen scheinen, so dass es fraglich blieb, ob die Figuren Statuen vorstellen oder ob die Postamente den Sohlenunterbau des Kothurns ersetzen sollen. Eine ziemlich ähnliche Art von Postamenten nun findet man bei vielen dieser weiblichen Gestalten vom panathenäischen Festzuge, bei welchen über deren Bedeutung kein Zweifel sein kann, so dass auch Wieseler hier keinen Anstand nimmt, die auffallenden Fussuntersätze für gewöhnliche Sandalen zu erklären.

Taf. XVII, Fig. 4. Seitenstück zu den vielen Ephebenbildern und zu den gleichfalls sehr zahlreichen Mantelfiguren, die sich auf griechischen Vasenbildern finden.

Tafel XVII, Fig. 12. In diesem Wandgemälde aus den Thermen Konstantin's glaubt Müller einen siegreichen Athleten zu erkennen, dem die Göttin der Stadt, welche die Kampfspiele gefeiert, einen Kranz überreiche. Der Schild aber scheint eher auf einen jungen Krieger hinzuweisen, und die Figur mit dem Kinde möchte etwa die Freuden der Häuslichkeit bedeuten, die nach vollendetem Kampfe winken.

---

Tafel XVI[illegible]g. 33 und 34. Die Colosse vom Monte Cavallo. Streng genommen geh[illegible] sie nicht hierher; da sie aber wegen ihres Kunstwerths doch auf irgend einer unserer Tafeln nicht fehlen durften, so besprechen wir sie an dem Orte, den sie nun einmal gefunden haben, zumal die ihnen angewiesene Umgebung, sofern sie die Jugend in Ausübung einer der obersten Rosseküuste darstellen, doch gewissermassen gerechtfertigt ist.

„Es sind zwei heroenartige Jünglinge, die ihre wildbäumenden Pferde mit gewaltiger Gebärde bändigen. Da die alte Kunst die Dioskuren gerne mit ihren Rossen, entweder reitend oder neben ihnen stehend, abgebildet hat, und da dieselben, wenn sie ohne ihre charakteristischen Hüte dargestellt sind, vorzugsweise die an den gegenwärtigen Gestalten sichtbare Haarbildung haben, so kann über die Bedeutung der Bilder nicht wohl ein Zweifel sein.

Um so grösseren Streit hat ihre Herkunft erregt. Sie standen das Mittelalter hindurch, von den damaligen Beschreibern als Cavalli marmorei aufgeführt, bei den konstantinischen Thermen, und trugen an ihren Fussgestellen Unterschriften, welche den einen Koloss als Werk des Phidias, den anderen als Werk des Praxiteles bezeichneten. Sixtus V. liess sie auf dem Platze des Quirinal aufstellen, wo sie jetzt noch dem päpstlichen Palaste gegenüberstehen, dem sie nebst der betreffenden Höhe des Berges den Namen gegeben haben. Bei dieser Verbringung erhielten sie neue Postamente mit Inschriften, die sie für Alexander als Bändiger seines sagenberühmten Rosses und zugleich für Werke der genannten beiden Künstler erklärten. Dieser lächerliche Zeitfehler wurde später wieder ausgetilgt und an jeder der beiden Statuen die alte Inschrift: Opus Phidiæ, Opus Praxitelis, wie sie jetzt noch heissen, hergestellt.

Seit jedoch die Werke vom Parthenon bekannt geworden sind, kann an eine Arbeit des Phidias nicht mehr gedacht werden, und unglaublich von jeher schien die Einmischung des zartbildenden Praxiteles. Zudem dient jeder der beiden Figuren zur Stütze des Standfusses ein römischer Panzer, der allein schon hinreichen würde, sie als Werke römischer Kunst zu kennzeichnen, deren Eigenthümlichkeiten sie ohnehin verrathen. Die gewichtigsten Stimmen haben sich daher vereinigt, sie für Werke der Kaiserzeit zu erkennen, für Nachbildungen jedoch, aus welchen vortreffliche griechische Originale durchschimmern. Da nun Plinius unter den Arbeiten des Phidias »den einen der beiden nackten Kolosse« nennt und die eine der aus unbestimmt alter Zeit stammenden Inschriften überraschend mit dieser Angabe zusammentrifft, so lässt sich immerhin mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass die eine der beiden Figuren zwar nicht von Phidias, aber von einem bedeutenden römischen Künstler nach jenem Phidias'schen Original gearbeitet sei, die andere aber durch die Sage den Namen des andern grossen Künstlers erhalten habe.

Die Originale selbst glaubt man in einer Angabe des Pausanias gefunden zu haben. Pausanias sah beim Aufsteigen auf die Akropolis zu Athen »Bilder von Reitern«, von welchen er sagt, er wisse nicht, ob sie die Söhne Xenophon's vorstellen oder ob sie eben sonst zur Verzierung hier aufgestellt seien. Sofern nun unsere beiden Colosse der Bestimmung, einen Eingang zu schmücken, vollkommen entsprechen und die »Reiter« des Pausanias nicht nothwendig auf den Pferden zu sitzen brauchen, so lag es nahe, bei diesen Statuen an die Originale der beiden Colosse zu denken. »Waren die Originale in Athen an einem so hervorragenden Orte aufgestellt« — sagt Bursian, der diese Ansicht ausgesprochen hat — »so erklärt sich leicht, wie spätere römische Kunstfreunde sie für Werke der bedeutendsten attischen Künstler halten und daher den Copieen die bekannten Inschriften beifügen konnten.« Allein angenommen, wie es auch wahrscheinlich ist, dass die Statuen, deren Zahl Pausanias nicht angibt, ihrer Bestimmung gemäss auf die Zweizahl beschränkt waren, so ist es nicht wohl denkbar, dass die Bilder, in denen man (vermuthlich nach einer athenischen Sage) Söhne Xenophons, also berühmte Namen zwar, aber weder vergöttlichte Helden noch durch Schmeichelei erhöhte Fürsten sehen konnte, Kolossalgrösse gehabt haben sollten, und Kolosse müssen schon die Originale gewesen sein, denn es wäre wunderlich anzunehmen, dass gepriesene Bilder erst in der Nachahmung zu Kolossen emporgetrieben worden seien. Es bleibt somit nur die obige Annahme, wobei jedoch nicht verschwiegen werden darf, dass Pausanias (I, 2) zu Athen auf einem Grabmal »einen Stratioten neben seinem Pferde stehend« von der Hand des Praxiteles sah.

Aber auch in der Nachbildung haben diese kolossalsten aller noch ganz erhaltenen Denkmäler der alten Sculptur wegen ihrer geistvollen und meisterhaften

Behandlung, wegen der Schönheit und Grossartigkeit des Gliederbaues und wegen des gewaltigen Ausdrucks von Heroenkraft die Bewunderung der Kenner, nach einer Periode unbegreiflicher Vernachlässigung, sich neu und wieder neu erworben. Wie viel davon auf Rechnung des letzten Künstlers kommen mag, ist nicht zu entscheiden. »Dass solche ideale Götterhäupter«, sagt Bunsen, »nicht von einem römischen Meister erfunden sind, sondern dem schaffenden Genius hellenischer Kunst in seiner erhabensten Zeit angehören, erscheint mir, je länger ich mich ihres herrlichen Anblicks erfreue, eben so klar als unbeweisbar.« Der Umstand, dass die Pferde im Verhältniss zu den Heroen kleiner gebildet sind, deutet mehr auf griechisches als römisches Kunstverfahren und spricht somit dafür, dass die Nachbildung in der Hauptsache, das Beiwerk abgerechnet, sich treu an die Urbilder gehalten hat. Das einzige Störende an den Gruppen ist die völlig gleichförmige Richtung jedes der beiden Heroen mit seinem Pferde. Diese Unschönheit ist offenbar ein Fehler der Aufstellung (die aber schon vor Sixtus die gleiche war), und hebt sich durch die unzweifelhaft richtige Ansicht Wagner's, dass die ursprünglich ihren Führern zugewandten Pferde schon bei der Aufstellung vor den Thermen Konstantin's verwechselt worden seien.

Bilderquellen: Tafel XVI. Fig. 1. Bartoli: Admiranda Romanorum etc. pl. 65. Fig. 2. Montfaucon, L'Antiquité expl. III, 149. Fig. 3. Panofka: Bilder d. griech. Leb. I, Fig. 5. Fig. 4. Clarac: Mus. de Sculp. Nr. 2235 B. Statuette im Mus. zu Neapel. Fig. 5. Ebds. pl. 208 nr. 279, Basrelief im Louvre. Fig. 6. Ponce: Bains de Titus, 16. Wandgemälde. Fig. 7. Réveil, Mus. de Peint. et de Sculpt. pl. 552. Fig. 8. Clarac: Mus. de Sculpt. Statuette im Mus. zu Neapel, nr. 2235 C. Fig. 9. Mus. Borb. I, 21. Fig. 10. Clarac: Mus. de Sculpt. Statuette in der Coll. Westmacotte in London. Fig. 11. Millin: Peintures de Vases, II, 49. Fig. 12. Panofka 19, 8. Fig. 13. Montfaucon: L'Ant. expl. III, 149. Fig. 14. Vasengem. bei Stackelberg: Gräber der Hellenen t. XVII, 3. Fig. 15. Réveil: Mus. de Peint. et de Sculpture etc. pl. 534. Fig. 16. Mus. Borb. IX, 56. Fig. 17. Vasengem. bei Micali: Stor. degli antichi popoli ital. 103, 1. Fig. 18. Pitture d'Ercolano, III, 41. Fig. 19. Clarac: Mus. de Sculpt. pl. 875. nr. 2232 A. Statue in der Coll. Blundell. Fig. 20. Tischbein: Vases etc. III, 27. Fig. 21. Panofka. Taf. I, 4. Geschn. Stein. Fig. 22. Vasengem. bei Passeri: Pict. vasc. 156. Fig. 23. Clarac: pl. 875, nr. 2249 A. Statuette im Museum zu Stockholm. Fig. 24. Ebds. nr. 2236. C. London, Coll. Westmacotte. Fig. 25. Vasengem. bei Panofka X, 9. Fig. 26. Tischbein: Vases etc. I, 19. Fig. 27. Mon. ined. dell' Inst. etc. I, 47 B. Fig. 28. Vasengemälde bei Dubois Maisonneuve: Introduction pl. 77, 8. (Panofka X, 6). Fig. 29. Pitture d'Ercol. I, 33. Fig. 30. Panofka X, 5. (Geschnittener Stein.) Fig. 31. Pitt. d'Ercol. I, 33. Fig. 32. Clarac, Mus. de Sculpt. Statuette in Neapel. Fig. 33. 34. Clarac, pl. 812 A, nr. 2043. Fig. 35. Gerhard: Antike Bildwerke t. 65. Fig. 36. Panofka I, 7. Fig. 37. Tischbein, Vases etc. IV, 58. Pitt. d'Ercol. I, 34. Fig. 39. Ponce Bains. de Titus, pl. 17. Fig. 40. Pitt. d'Ercol. I, 1. Fig. 41. Mus. Borb. V, t. 33. Fig. 42. Gerhard: Ant. Bildw. III, 53. Vasengemälde. Fig. 43. Ebds. III, 55.

# 13. Brautwerbung, Ehe etc.

## (Taf. XVII.)

Die Keiferin Hera, die ihren Gemahl, den Götterkönig, mit ihrer zänkischen Laune sich entfremdet hat und, wenn sie ihm einmal ein freundlich Gesicht abgewinnen will, Aphrodite's Gürtel dazu borgen muss, erweckt kein günstiges Vorurtheil für die griechische Hausfrau, deren Vorbild sie ist. Die Frauen selbst erscheinen bei den nachhomerischen Dichtern und Philosophen grossentheils in höchst ungünstigem Lichte. Bei Hesiod ist es Pandora, die griechische Eva, durch welche alles Unheil in die Welt kommt. Simonides von Amorgos findet die Frauen von verschiedenen Thierseelen besessen, die eine vom Schwein, die andere vom Fuchs, vom Wiesel, vom Ross u. dgl., und nur Eine lässt er gelten, die von der Biene stammt. Eine weibliche Gestalt, wie die Antigone des Sophokles, ist eine Ausnahmserscheinung, die auch als solche zu Grunde geht, und Euripides, der bekannte Weiberfeind, wünscht das ganze Geschlecht von der Erde hinweg. Auch der gemässigtere Menander betrachtet sie als ein nothwendiges Uebel. Noch schlimmer kommen sie aber bei den Philosophen weg, sofern diese leidenschaftslos reden. Plato findet es wahrscheinlich, dass Männerseelen, die sich in ihrem Leben verfehlt, in ihrem zweiten Leben zur Strafe Thier- oder Weiberseelen werden müssen, und Aristoteles setzt den Unterschied zwischen Mann und Weib gleich dem zwischen Seele und Leib. Den allertraurigsten Eindruck macht das Ideal der Hausfrau, das Xenophon aufstellt, ein Wesen, das zu nichts da ist, als zur Führung des Haushaltes und zum Kindergebären, und neben welchem der Mann für seine geistigen Bedürfnisse freilich in dem Umgang mit gebildeten und geistreichen Hetären besser seine Rechnung fand.

Dass dies nicht vereinzelte Meinungen, sondern Ausflüsse der herrschenden Sitte sind, erhellt am deutlichsten aus dem solonischen, auch durch die spätern Zeiten fortgeltenden Gesetze, wonach die Frauen kein Geschäft, ja keinen Kauf von Bedeutung abschliessen konnten, wonach selbst das, was ein Mann auf den Rath oder die Bitte seiner Frau gethan, keine Geltung hatte. Diese niedrige Stellung der Frauen stammt nicht aus der heroischen Achäerzeit, sondern muss in den zwischen dieser und der historischen eingetretenen Wanderungen und Umwälzungen begründet sein. Bei Homer wenigstens waltet die Frau noch frei und dem Manne ebenbürtig im Hause, und aus noch entfernteren Zeiten ist in dämmernden Umrissen die Ueberlieferung von einem Gesellschaftszustande erhalten, der den Weibern Vorrang vor den Männern gab. Ein historisches Ueberbleibsel desselben fand Herodot bei den Lykiern, bei welchen Stammbaum und Erbrecht von der Mutter, nicht vom Vater hergeleitet wurde. Dass dieser Zustand früher allgemeiner verbreitet gewesen, lehren manche Sagen, unter denen der Amazonenmythus den grellsten Ausdruck trägt. Auch in Athen selbst zeugen alte Sagen von jenem Urzustande, und noch in Aeschylos' Eumeniden (wie Dr. Bachofen in der Philologenversammlung von 1856 lehrreich vortrug) finden sich deutliche Spuren davon, indem dort ein förmlicher Kampf zwischen Vater- und Mutterrecht und zugleich zwischen den alten und neuen Gottheiten, den Vertretern älterer und jüngerer Sitte, zur Entscheidung kommt. Die völlige Unterdrückung der Frauen wird von

Herodot den nach Kleinasien ausgewanderten Joniern zugeschrieben, die die Weiber und Töchter der erschlagenen Karier mehr als Gefangene, denn als Frauen sich aneigneten, sodass dieselben nicht mit ihren Männern speisen durften und »Herr« zu ihnen sagen mussten. Mit andern jonischen Sitten soll auch diese, obwohl nicht in ihrer ganzen Schroffheit, aus Asien nach Athen gekommen sein. Gewiss ist, dass die athenische Hausfrau ihr Leben meist auf den Umgang mit den Sklavinnen beschränkt im Frauengemache zubrachte, dass ihr die Ausgänge spärlich zugemessen waren und dass ein misstrauischer Mann sie seinem Belieben nach hinter Schloss und Riegel eingesperrt halten konnte. Doch lassen uns die Literaturzeugnisse nur spärlich in das Innere des Hauses blicken.

Eine eigenthümlich abweichende Erscheinung bildet Sparta. Von der Freiheit der lakonischen Jungfrauen, im Gegensatz zu der Strenge, womit die andern griechischen Mädchen erzogen wurden, haben wir schon aus Anlass der Gymnastik eine Probe gesehen. Nach der Verheirathung lebten auch hier die Frauen eingezogener, doch fuhren sie, sehr im Gegensatze zu den Sitten der andern Griechen, am öffentlichen Leben theilzunehmen fort, standen in höherer Achtung als ihr Geschlecht im übrigen Griechenland, und übten durch Lob und Tadel, durch Rath und That solchen Einfluss aus, dass die andern Griechen über das »Weiberregiment« zu Sparta spotteten. Indessen machte sich hier das Motiv der Fortpflanzung, das überhaupt bei der griechischen Ehe die Hauptsache war, in so ausschliesslicher Weise geltend, dass es die Ehe, nach griechischen wie modernen, freilich nicht nach spartanischen Begriffen, sprengte. In diesem Staate, der unter unbarmherziger Verfolgung des Hagestolzenthums den Ehezwang handhabte und andererseits unfruchtbare Ehen wieder schied, auch Missheirathen, nämlich besonders sofern sie Unfruchtbarkeit voraussehen liessen, bestrafte — so wurde König Archidamos von den Ephoren gestraft, weil er eine zu kleine Frau genommen — in diesem Staate hatten jüngere Brüder, die mit dem älteren in Einem Hause zusammenlebten, auch seine Frau mit ihm gemein, der ältere Ehemann liess einen Jüngeren seine Stelle vertreten, der Unverheirathete, der sich Kinder wünschte, liess sich in gütlicher Uebereinkunft eine verheirathete Frau von ihrem Manne auf bestimmte Zeit abtreten, selbst Nichtbürgern sollen auf diese Weise Frauen überlassen, ja Knechte zum Ersatze der männlichen Bevölkerung herbeigezogen worden sein. Gleichwie nun ein heirathsfähiges Mädchen den Freier an ihre Eltern verweisen mag, so konnte zu Sparta die verheirathete Frau auf den Liebesantrag eines Freundes in aller Ehrbarkeit erwidern, er solle nur mit ihrem Manne sprechen. Kein Wunder, dass Plutarch versichern kann, der Ehebruch sei dort selten und unerhört gewesen. Und doch ist eine Ausnahme bekannt, das Verhältniss zwischen Alkibiades und Timäa. — Uebrigens kennt auch das altdeutsche Recht die Stellvertretung in der Ehe.

Auf dem Achilleusschilde, den Hephästos bei Homer fertigt ist von den beiden Städten, die im Gegensatze des Friedens und des Krieges dargestellt werden, die eine voll hochzeitlicher Feste und Gelage, junge Bräute werden bei Fackelschein aus den Kammern und durch die Stadt geführt, des Chors Hymenäos erschallt, Jünglinge, zum Klange der Flöten und Harfen tanzend, begleiten den Hochzeitszug, und die Weiber sehen bewundernd zu. Das gleiche Bild kehrt nachgeahmt und erweitert auf dem angeblich hesiodischen Heraklesschilde wieder: auf schönrädrigem Wagen wird dem Manne sein Weib zugeführt, vielstimmig ertönt das Brautlied, die Diener tragen Fackeln, die Jungfrauen eröffnen, frohe Chöre schliessen den Zug, Jünglinge zu Syringen singend, Jungfrauen, im Chortanze den Harfen folgend, dann wieder Jünglinge, nach der Flöte schwärmend, und so löst das Bild sich in einzelne lustige von Flötenspielern begleitete Nachzügler auf.

Die Hochzeitgebräuche der historischen Zeit nach den einzelnen Angaben der Alten gesammelt und am ausführlichsten in Beckers «Charikles» zusammengestellt, sind im Wesentlichen folgende.

Als die geeignete Zeit für das Heirathen wurde der Winter angesehen, und daher stammt der dem Januar beigelegte Name Gamelion. Die Wahl des Tages hing vom günstigen Stande des Mondes ab. Nach vorausgegangener Verlobung und einem den Ehegöttern, vornehmlich Zeus, Hera, Artemis, dargebrachten Opfer, sowie nachdem Braut und Bräutigam aus einem örtlich vielbedeutenden Wasser (in Athen Kalirrhoe = Enneakrunos) das Brautbad genommen, wurde die Braut gegen Abend vom Bräutigam abgeholt und zwar meist auf einem mit Ochsen oder Maulthieren bespannten Wagen, auf welchem sie tief verschleiert und salbenduftend zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer (Paranymphos oder Parochos) sass. Dem Zuge wurden Fackeln vorgetragen. Alles war festlich gekleidet und bekränzt, auch die beiden Hochzeithäuser waren mit Laubgewinden geschmückt. Die Begegnenden in den Strassen, und wer durch das Festgeräusch des Zuges vor die Thüre gelockt wurde, riefen Glückwünsche, und Quitten, Myrthenblätter und Blumenkränze wurden in den Wagen geworfen. Der Zug ging unter den Gesängen des Hymenäos mit Flötenbegleitung nach dem Hause des Bräutigams, wo bei der Ankunft allerlei Naschwerk ausgestreut wurde. In Böotien herrschte der symbolische Brauch, nach der Ankunft die Achse des Hochzeitwagens zu verbrennen. Nun folgt das Hochzeitmahl, gewöhnlich im Hause des Bräutigams, und die Hochzeitgäste hatten zugleich die Bedeutung von Trauungszeugen. Hier waren ausnahmsweise auch Frauen zugegen, ob in bunter Reihe oder an besonderer Tafel, bleibt unbestimmt, doch ist letzteres wahrscheinlicher. Kuchen (Pemmata), besonders die symbolischen Sesamkuchen, scheinen bei dem Mahle eine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Nach dem Mahle wurde die Braut verschleiert, wie sie unter den Frauen gesessen, in das Brautgemach geführt, das der Bräutigam verschloss. In Athen musste sie vorher eine Quitte essen. Jetzt erst entschleierte sie sich auf Zureden der Brautführerin (Nympheutria), der Brautführer oder ein anderer Freund des Bräutigams hielt aussen die Thüre besetzt, damit die Frauen der Braut nicht zu Hülfe kommen sollten. Während dieser Zeit wurde vor dem Brautgemache (Thalamos) von einem Mädchenchore das Epithalamion gesungen, das bis Mitternacht dauerte. Auch am Morgen nach der «mystischen Nacht» wurden die Neuvermählten durch Gesang erweckt. Auch wurden vom Brautvater und von den Verwandten und Freunden Geschenke — processionsweise bei Reichen — dargetragen. Der Gatte beschenkte seine Neuvermählte ebenfalls mit einer Art Morgengabe, die sie in einem der nächsten Tage, wo er getrennt von ihr im Hause seines Schwiegervaters schlief, durch Zusendung eines Gewandes erwiderte. Zum erstenmal liess sich nunmehr die junge Frau unverschleiert sehen, woher denn auch die Hochzeitgeschenke ihren Namen (Anakalypteria) hatten. — Bei Hochzeiten zweiter Ehe wurden weniger Umstände gemacht, und ein Wittwer durfte die Braut nicht selbst abholen, sondern sie wurde ihm durch einen Brautführer im eigentlichen Sinn des Wortes (Nymphagagos) ins Haus zugeführt.

In Sparta war bekanntlich die Sitte anders. Zu Zeiten scheint es sogar gebräuchlich gewesen zu sein, die Jünglinge mit den Mädchen in ein dunkles Gemach zusammen einzuschliessen, so dass jeder auf gut Glück seine Künftige sich herausgreifen konnte. Gewöhnlich aber wurden die Bräute entführt. Wer im Besitz eines Landlooses war und demgemäss heirathen musste, verständigte sich mit dem Vater oder Gewalthaber der Erwählten, trug sie gewaltsam aus dem Kreise ihrer Gefährtinnen hinweg und brachte sie in das Haus einer Verwandten, die das Amt der Nympheutria an ihr versah, sie ins Brautgemach führte, ihr das Haar kurz abschor, ein Männerkleid und Männerschuhe anzog, sie auf ein Binsenlager legte und das Licht wegnahm, worauf die Gefangene warten musste, bis der Bräutigam aus seinem Club kam und ihr den Gürtel löste. Auch fernerhin fanden diese Zusammenkünfte nur verstohlen statt, und oft hatten schon mehrere Pfänder das Licht erblickt, ehe die jungen Gatten einander bei Tage zu sehen bekamen. Später wurde eine öffentliche Feier gehalten, wobei man der Hera opferte, Kuchen buck, tanzte und das Lob der jungen Frau sang.

Bei den Römern gab es verschiedene Formen der Ehe. Die älteste und heiligste war die Confarreatio, vom gemeinschaftlichen Essen des Opferkuchens durch die Brautleute so genannt. Sie begründete die strenge Ehe (Matrimonium justum), die aber auch durch die alte Sitte des Kaufes (Coemptio) oder durch Verjährung (Usus) zu Stande kommen konnte. Bei dieser Art von Ehe kam die Frau in die Gewalt des Mannes. Gegen Ende der Republik aber nahm die freie Ehe überhand, wobei die Frau in der Gewalt ihres Vaters oder Vormunds oder selbständig blieb, und in der Kaiserzeit gab es nur noch freie Ehen. Bei dieser Form genügte die beiderseitige Einwilligung ohne solenne Hochzeit. Die andere dagegen war, gemäss dem römischen Religionswesen, vom peinlichsten Ritual erfüllt. Zuvörderst nahm man sich vor Unglückstagen in Acht, die das ganze Jahr hindurch so dicht gesäet waren, dass man ihnen kaum ausweichen konnte. Dergleichen waren die Kalenden, Nonen und Idus, der Mai, die Hälfte des Juni etc. Am Abend des zur Hochzeit günstig befundenen Tages wurde die Braut häufig in Form einer Entführung aus den Armen der Mutter genommen und in das Haus des sie erwartenden Bräutigams geführt, wobei sie unter der Obhut der (Juno) Iterduca oder Domiduca wandelte. Sie trug dabei das Flammeum, ein grosses Schleiertuch von dunkelgelber oder feuerrother Farbe, das die Gemahlin des Flamen Dialis als Priesterin der Juno zu tragen pflegte. Ihr Haar war mit der Jungfernlanze (Hasta celibaris, häufig von einem dadurch getödteten Gladiator genommen,) gescheitelt und in sechs Zöpfe geflochten, wie die Vestalinnen es trugen. Ueber dem Schleier sass ein thurmartiger Aufsatz. Ein Hauptstück der Kleidung war der Gürtel aus Schafwolle mit dem Herculesknoten, welchen der Mann im Brautgemache zu lösen hatte. Fackeln eröffneten den Zug, der unter Musik, Gesang und Scherz, nach Art der Spottlieder des Triumphzuges, von Verwandten, Freunden und sonstigem Gefolge begleitet wurde. Dabei wurden Nüsse, besonders Haselnüsse ausgestreut, die bekanntlich auch bei anderen Völkern als Symbol der Befruchtung vorkommen. Die Braut führte drei Asse mit sich, den einen in der Hand, den andern am Fuss, den dritten in der Tasche; der erste war dem Bräutigam, der zweite den Hauslaren, der dritte den Laren des betreffenden Quartiers bestimmt. Am festlich geschmückten Hause des Gatten angelangt, musste sie die Thürpfosten mit Oel oder Fett bestreichen, wobei abermals eine der vielen verselbständigten Seiten der Juno, die Unxia, gegenwärtig war; ja das Wort Uxor selbst (statt Unxor) wird von dieser Sitte abgeleitet. Noch einige der tausenderlei römischen Gelegenheitsgötter wurden hiebei angerufen, die der Schwelle und des Aus- und Eingangs, Forculus, Limentinus, Cardea. Hierauf wurde die Braut über die Schwelle gehoben, sei es, um den Schein der Freiwilligkeit, sei es, um ein böses Omen, das in dem geringsten Misstritt sich verkündigt hatte, zu vermeiden. Hier trat ihr der Gatte mit Feuer und Wasser vom Herde des Hauses entgegen und wurde von ihr mit der bekannten altherkömmlichen Erklärung »Ubi tu Gaius, ego Gaia« empfangen, Ausdrücke, welche (unserem Frei und Freia ähnlich) als frei, froh oder auch als Herr und Herrin gedeutet werden. Als Zeichen der Herrschaft über das Hauswesen wurden ihr die Schlüssel übergeben, und sie nahm Platz auf einem Schafpelz, unter Obhut der Göttin des Verbleibens, der Manturna. Dann folgte der Hochzeitschmaus, für welchen die Luxusgesetze einen ziemlichen Aufwand gestatteten. Nach dem Mahle führte die Pronuba, als Stellvertreterin der Göttin dieses Namens, die Braut ins Brautgemach, wo das Brautbett (Lectus genialis) mit der Toga bedeckt stand. Hier musste sie sich auf ein nach unsern Begriffen höchst anstössiges Symbol setzen, das dem Mutunus Tutunus, dem römischen Priap, angehörte. Nun erschien der Bräutigam und mit ihm eine ganze Reihe Gottheiten, deren Aemter und Verrichtungen sich aus ihren Namen ergeben: die (Juno) Cinxia und Virginensis, der Gott Subigus und die Göttinnen Prema, Pertunda, Perfica. Aussen wurden inzwischen Hymenäen, Epithalamien und theilweise sehr obscöne Lieder unter Flötenbegleitung gesungen. Die ganze Hochzeit aber stand unter den Auspicien der Dea Juga, die wiederum die Juno als Ehegöttin ist.

Unsere Tafel stellt nun eine Anzahl theils griechischer theils römischer Bilder zusammen, die sich auf die so eben geschilderten Gebräuche beziehen.

Fig. **1** ist einer Vase aus Athen entnommen. Die verschleierte Braut wird vom Nymphagogos und der Nympheutria unter dem Vortritt des Apollon und der Artemis als »Hochzeitgötter« (so Panofka) oder als der »Gottheiten, welche die Jugend bis zur Ehe aufziehen« (O. Müller), dem Bräutigam zugeführt. Die beiden Gottheiten sind durch Lorbeer und Bogen bezeichnet. Der Bräutigam scheint nach seinem bejahrten Aussehen zu schliessen ein Wittwer zu sein, und so tritt denn hier der für diesen Fall oben erwähnte Brauch in seine Rechte. Ob die weibliche Gestalt vor ihm die Hände glückwünschend erhebt oder um Nachsicht für die junge Neuvermählte bittet, bleibt unermittelt.

(Fig. **2**, **3**, **4**, **12** sind im vorhergehenden Abschnitt abgehandelt.)

(Fig. **5**, **5a** und **8** gehören zur nachfolgenden Tafel.)

Fig. **6**. Die Sage von Theseus und der Amazone Antiope wird in verschiedenen Abweichungen erzählt. Die am meisten dramatische Form derselben ist folgende. Antiope verliebt sich in Theseus, der den Herakles bei dem Amazonenzuge begleitet, und überliefert ihm Themiskyra, die uneinnehmbare jungfräuliche Feste. Freiwillig oder als Geschenk des Herakles folgt sie ihm dann nach Hause, wo er Hochzeit mit ihr hält. Aus Rache kommen die Amazonen nach Europa herüber, verschanzen sich auf dem Areopag und belagern Athen. Antiope zieht mit ihrem Helden gegen die Schwestern zu Felde, wird aber von einer derselben mit einem Pfeile erschossen und von Theseus durch Erlegung ihrer Mörderin gerächt. Hippolytos, der Held einer weiteren Tragödie, gilt für ihren Sohn. Ihr angebliches Grabmal sah noch Pausanias am phalerischen Wege. Es ist kaum zu zweifeln, dass zwei Gemälde einer Amphora, deren eines wir hier vor uns haben, dem erwähnten Mythus angehören. Nur sind sie für den Zweck unserer Tafel durch einen Zufall verwechselt worden. Das gegenwärtige stellt Antiope als Amazonenkönigin mit dem Scepter auf dem Throne sitzend dar, umgeben von zwei sitzenden Amazonen und einem der dienstbaren thrakischen Fürsten, vor ihr eine Dienerin mit dem Fächer, zu ihren Fussen Musik und Tanz. Aber in einiger Entfernung ist ein Eros geschäftig, seinen geheimen Zauber walten zu lassen, der dieser Hoheit und Freiheit ein Ende machen wird, und hiedurch ist die Aufnahme des Bildes in den vorliegenden Kreis ganz gerechtfertigt. Auf dem andern Bilde sodann findet die Verlobung oder Vermählung in Gegenwart des alten Aegeus statt.

**Fig. 7.** Das Bild, ein Gemälde aus den Bädern des Titus, scheint eine Morgenbegrüssung nach der Hochzeit darzustellen, wobei die Neuvermählte sich dem Gatten und den Verwandten unverschleiert zeigte. Es erschien im vorigen Jahrhundert unter dem wunderlichen Titel: »Nozze, ovvero Penelope ed i Proci sorpresi da Ulisse«, wovon natürlich weder Penelope noch ihr Gemahl, noch die Freierschaar, noch die Ueberraschung stichhaltig ist, als einzelner Kupferstich, und scheint wenig bekannt geworden zu sein. Das Gemälde selbst ist wahrscheinlich verschwunden, da die antike Malerei die Luft nicht verträgt.

**Fig. 9—11** und **Fig. 14.** Von diesen Bildern kann höchstens das letzte eine jener Liebeswerbungen im ehrbaren Sinn des Wortes, auf welche Verlobung und Hochzeit folgt, vorstellen, und auch dieses kaum. Wurde ja doch der junge Mann in der Regel von seinem Vater, oft ohne die Erwählte je gesehen zu haben, ja häufig, wie es die Komödie darstellt, zur Strafe für sein ungebundenes Junggesellenleben, mit einer Frau bedacht. Scenen aus eben diesem ledigen Leben sind offenbar die drei ersten Bilder: sie stellen Jünglinge dar, die von zweideutigen Personen, der erste mit zweifelhaftem, der zweite mit wahrscheinlichem und der dritte mit entschiedenem Erfolg, angesprochen werden.

**Fig. 13.** Dieses berühmte und vielbestrittene Gemälde wurde unter Clemens VIII. nicht weit vom Bogen des Gallienus in den Ruinen eines antiken Zimmers an einer noch stehenden Wand entdeckt, von der Mauer abgesägt und durch den Cardinal Cintio Aldobrandini erworben, woher es seinen Namen »Aldobrandinische Hochzeit« hat. Im 17. Jahrhundert war es die Bewunderung der Künstler, Nicolas Poussin hat es copirt. Pius VII. kaufte es 1818 für das vaticanische Museum und liess die erloschenen Farben von einem römischen Maler auffrischen. Die Bedeutung des Bildes ist in der Hauptsache klar. Die Mittelscene des durch die gebrochene Wand in drei Abtheilungen geschiedenen Ganzen stellt eine auf dem Brautbette sitzende Braut dar, wie die bei ihr sitzende Pronuba oder Nympheutria sie entschleiert und ihr zuspricht, während der Bräutigam auf der Schwelle in schöner Haltung der sich selbst bezwingenden Sehnsucht harrt. Eine andere weibliche Figur scheint ein Fläschchen zum Salben der Braut auszugiessen. Im Nebengemache links wird von drei weiblichen Figuren das Fussbad für sie zugerichtet und in dem andern rechts von eben so vielen ein Opfer mit Epithalamium dargebracht. Die grossartige Erfindung und handwerksmässige Ausführung sprechen dafür, dass das Bild eine Copie eines griechischen Werkes ist, und die Grösse der Haltung in den Hauptfiguren, besonders das Gewaltige des Bräutigams, macht es wahrscheinlich, dass das Original eine ideale Darstellung, eine mythologische Hochzeit enthielt. Der Epheukranz, den der Bräutigam trägt, legt es nahe, an Dionysos zu denken, aber das Sitzen auf der Schwelle scheint für einen Gott doch etwas zu demüthig zu sein. Man hat daher auf Peleus oder Paris gerathen, sofern Thetis der Vermählung widerstrebte und auch Helena von Aphrodite beredet werden musste. Diese Göttin mag denn hier bei einer oder der andern Heroine die Rolle der Nympheutria spielen, und in der Gestalt mit dem Salbfläschchen mag man etwa die Peitho erkennen. Die drei Figuren rechts

sodann sind ungezwungen als drei Musen zu deuten. Schwieriger ist die Deutung der Figuren zur Linken als Chariten; denn eine derselben, die den Schleier gleich den beiden weiblichen Hauptgestalten trägt und in der Hand ein Strigil oder etwa einen Fächer hält, zeichnet sich so vor den beiden andern aus, dass man sie gleichfalls für eine Göttin halten müsste. Nimmt man an, dass das griechische Original durch römisches Beiwerk erweitert worden sei, so mag man diese Figur für die oben genannte Flaminica erklären, die bei römischen Hochzeiten der stricten Observanz zugegen war. Veranlassung des Bildes wird wohl jedenfalls eine römische Hochzeit gewesen sein, zu deren Verherrlichung das vermuthlich berühmte Original copirt wurde. Aber auch dieses kann schon mythologische Figuren als Repräsentanten einer wirklichen historischen Hochzeit dargestellt haben (Müller Handb. d. Arch. 429, 3). Von diesem Original findet sich in der Kunstgeschichte eine leise Spur. Plinius führt von Echion, der unter den alten griechischen Malern als berühmter Meister genannt wird, eine schamhafte Neuvermählte (»nova nupta verecundia notabilis«) auf; da dieser Zug den Hauptinhalt unseres Gemäldes bildet, so lässt sich vermuthen, dass es eine Nachbildung des Echion'schen ist, doch geht dann zugleich aus den Worten des Plinius hervor, dass auch schon auf dem Original die mythologische Bedeutung wenigstens nicht die hervorstechende war.

Fig. **15**. Die Hochzeit des Peleus und die Geschenke, welche sämmtliche Götter dem hochgeehrten Paare darbrachten, sind Gegenstände vieler Darstellungen geworden. Von andern Bildern abweichend sind hier die Horen (bald in der Drei- bald in der Vierzahl erscheinend) abgebildet, wie sie in Gesellschaft des an der Löwenhaut kenntlichen schwer tragenden Herakles die Erzeugnisse des Jahres und verschiedene Thiere bringen.

Fig. **15 a**, Zuführung der Braut, Fig. **16**, Fussbad der Braut, Fig. **20**, »Ubi tu Gaius, ego Gaia«, und **21**, Zusammengebung eines Paares durch Juno Pronuba, sind einzelne Gruppen aus dem Gebiete des hochzeitlichen Lebens. Fig. **16** ist von Zoëga in Zweifel gezogen worden, der wegen des »schroffen Felsen«, auf welchem die weinende Gestalt zu sitzen scheint, die Beziehung auf ein häusliches Bad verwirft und in der Meinung, die Reliefplatte sei zu einer Brunnenverzierung bestimmt gewesen, die übrigens nach eigenem Dafürhalten »leichte und schwache Conjectur« aufstellt, Aphrodite sei hier dargestellt, wie sie sich in der Quelle von Byblos den Fuss heilen lasse, der bei Gelegenheit von Adonis' Tod verwundet worden. Allein was sollte da der Vorhang, der doch nur in das Innere eines Hauses gehören kann? Ein anderer Beschauer des Marmors sagt, der Sitz sei nicht ein rauher Fels, sondern von Stein, durch die Zeit zernagt, und so wird die schon von Winckelmann angenommene Deutung des Bildes auf eine Braut, die, während sie sich die Füsse waschen lässt, die Veränderung ihres Standes beweint, die richtige bleiben.

Fig. **17** und **18**. Grosse römische Opferscenen, dergleichen wir früher schon wiederholt gesehen, diesmal mit Vermählungen zusammenhängend. Merkwürdig ist die Haltung des Schlachtthieres bei Fig. 17, worin man das Vorbild zu der allerdings etwas ähnlichen Gruppe auf Rafael's bekanntem Bilde der Aufnahme des Paulus und Barnabas in Lystra hat finden wollen.

Fig. **19**. Auch dieses schöne Bild lässt unverkennbar ein griechisches Kunstwerk durch die römische Nachbildung durchblicken, und enthält dabei eine Verschmelzung der beiderseitigen Sitten, sofern die Römer im Brautzuge den gemischten Chor des Hymenäus kannten, vor dem Brautgemache aber keine Jungfrauenchöre das Epithalamium singen und tanzen liessen, wie Theokrit im Epithalamios der Helena es schildert. Vergegenwärtigen wir uns diese Blüthe der griechischen Poesie und stellen ihr dann eine Probe der römischen gegenüber, indem wir so von jeder der beiden Nationen einen Dichter die Worte zu dem Bilde sprechen lassen, das den Geist der beiden athmet. Zwölf Jungfrauen sind es bei Theokrit (Mörike), die ersten der Stadt, der Stolz der lakonischen Jugend, die im Königspalast des blonden Menelaos, mit Hyakinthosblüthen umkränzt die lockigen Haare, im Tanz vor der frischgeschmückten Kammer sich schwingend, wo der Atreussohn mit Helena ruht, das Brautlied singen:

Trautester Bräutigam, wie, so früh schon bist du entschlummert?
Ist der Schlaf dir so lieb, und sind dir die Kniee so müde?
Oder auch trankst du zu viel, dass du nun aufs Lager dich hinwarfst?
Aber um zeitig zu ruhen, da konntest du wahrlich allein gehn
Und bei der zärtlichen Mutter das Kind noch wohl mit den Kindern
Spielen lassen, bis dämmert der Tag, denn morgen und über-
Morgen und Jahr für Jahr ist dein, Menelaos, die Braut nun.
Glücklicher Mann, ja gewiss dir nieste zu gutem Vollbringen,
Als du gen Sparta kamst, dem Lande der Helden, ein Edler
Du von allen Heroen allein wirst Eidam Kronions,
Dir nur gesellt Zeus' Tochter sich unter dem selbigen Teppich.
Schön wie diese betritt kein Weib den achäischen Boden.
Herrliches wahrlich gebiert sie dir einst, wenn der Mutter es gleichet.
Viermal sechzig Mädchen sind unser, die weibliche Jugend,
All' an Jahren uns gleich, und geübt auf einerlei Rennbahn
Alle, nach Jünglingsweise gesalbt am kühlen Eurotas:
Aber untadelig wäre, verglichen mit Helena, keine.
Wie der göttlichen Nacht die erstrahlende Eos ihr schönes
Antlitz enthüllt, der lachende Lenz dem scheidenden Winter,
So erglänzen vor uns der goldenen Helena Reize.
Wie die schlanke Cypresse dem üppigen Felde zur Zierde
Oder dem Garten prangt und ein Thessaler Ross an dem Wagen,
So prangt Helena auch, die rosige Zier Lakedämons.
Keine verwahret so fein gesponnene Knäuel im Korbe,
Keine auch wob am künstlichen Stuhl mit dem Schiffchen ein dichter
Zeug und schnitt das Gewebe vom langen Baume herunter.
Keine versteht so lieblich die klingende Cither zu rühren,
Singend der Artemis Lob und der männlich gerüsteten Pallas,
Als, o Helena, du, die nur Anmuth blicket und Liebreiz.
O holdseliges Kind, du wärest zur Frau nun geworden?
Aber wir, wir werden nach Blumen der Wiesen im Frühthau
Traurig schleichen, uns dort süss duftende Kränze zu winden.
Deiner gedenken wir dann, o Helena, wie nach den Brüsten
Ihrer Mutter mit Schmerzen die saugenden Lämmer verlangen.
Draussen flechten wir dir aus niederem Lotos den ersten
Kranz, und hängen ihn auf an der schattenreichen Platane.
Nehmen aus silberner Flasche für dich der lieblichen Narde
Erstlingstropfen und träufeln sie aus am Fuss der Platane,
Und in die Rinde geschnitten zur Inschrift, möge der Wandrer
Lesen das dorische Wort: „Gib Ehre mir, Helena's Baume!“
    Heil dir, o Braut! Heil dir, Eidam des erhabenen Vaters!
Leto, sie geb' euch, Leto, die Pflegerin, Segen der Kinder,
Kypris, die göttliche Kypris, euch gleich zu lieben einander,
Zeus dann, Zeus der Kronide, verleih' unvergänglichen Reichthum,
Den ein edel Geschlecht auf edle Geschlechter vererbe!
Schlaft, euch Lieb' einathmend ins Herz und süsses Verlangen!
Schlaft! doch auch zu erwachen am Morgenschimmer vergesst nicht!

Wir auch kommen zurück, wann der tagankündende Sänger,
Wach aus der Ruh, aufkräht, schöngefiedert wölbend den Nacken.
Hymen, o Hymenäos, du freue dich dieser Vermählung!«

Wählen wir als Gegenstück eines der Brautlieder Catull's. Es ist ein Wettgesang von Jünglingen und Jungfrauen. Jene verlassen das leckere Mahl, da Hesperus die längst erwartete Leuchte hebt, denn die Zeit ist angebrochen, wo der Hochzeitszug beginnt, und nächstens wird die Braut erscheinen. Die Jungfrauen sehen, wie die Jünglinge sich aufstellen, und rufen einander zu, ihnen entgegen zu ziehen, denn, was sie nun singen, verlohnt sich zu hören. Hiemit beginnt der Wettgesang, zwischen welchem nach jeder Strophe der Chor anstimmt: »Komm, Gott Hymen, o Bringer des Heils, komm, mächtiger Hymen!«

### Ein Jüngling.

Brüder, wir werden, ich fürchte, den Sieg so leicht nicht erhalten.
Schaut, wie die Jungfrauen flüstern! Sie haben sich etwas ersonnen,
Nicht vergebens ersonnen, es kommen besondere Dinge.
Doch kein Wunder: sie denken und thun auch Alles mit ganzer
Seele — wir haben das Ohr stets auswärts und die Gedanken,
Und so zieht man den Kürzern, ein Sieg ja gewinnt sich im Schlaf nicht.
Nun, so nehmet zum wenigsten jetzt die Sinne zusammen,
Denn sie singen sogleich, und gleich auch muss man's erwidern.

### Die Jungfrauen.

Hesperus! ist wohl eines der himmlischen Lichter so grausam?
Ihr lieb Kind aus der Mutter Umarmung zu reissen, vermagst du's?
Ja aus den Armen der Mutter das fest sich klammernde Mädchen!
In des verlangenden Mannes Gewalt die Keusche verräthst du?
Geht doch der Feind so grausam mit keiner eroberten Stadt um!

### Die Jünglinge.

Hesperus! ist wohl eines der himmlischen Lichter so freundlich?
Siehe, dein Blinken bekräftiget uns die holden Verträge.
Was die Freier zuerst, was Väter und Mütter gelobten,
Dies vollzieht man nicht eher, als bis dein Stern sich erhoben.
Selige Stunde! Was können die Götter uns Lieberes geben?

### Die Jungfrauen.

Hesper! du hast uns eine von unsern Gespielen genommen.
Böser, sobald du erscheinst, bezieht auch der Wächter die Wache.
Nachts da schleichen die Diebe herum, du grüssest sie scheidend,
Kehrst mit verändertem Namen auch oft, sie am Morgen zu treffen.

### Die Jünglinge.

Göttlicher, hörst du? dich schmähn mit erdichteten Klagen die Jungfrauen.
Ei nun, schmähn sie doch nur, wonach sie im Stillen sich sehnen.

### Die Jungfrauen.

Wie die Blume, die still im verzäunten Garten emporblüht,
Vor der weidenden Heerde geschützt und dem Stosse des Pfluges,
Wo die Lüfte sie fächeln, die Sonne sie stärkt und der Regen
Manchen der Jünglinge reizt und alle die Mädchen heranlockt,
Aber wenn sie mit leichtem Finger gebrochen dahinwelkt,
Keinen der Mädchen hinfort und keinen der Jünglinge reizet:
Also, die rein sich bewahrte, die Jungfrau blüht zu der Freund-
Lust, doch nachdem sie, befleckt, der Keuschheit Blume verloren,
Bleibet sie weder die Wonne der Knaben, noch theuer den Mädchen.

### Die Jünglinge.

Wie die Rebe, gewachsen auf nacktem Gebreite des Feldes,
Einsam nie sich erhebt, nie lieblicher Trauben sich freuet,
Sondern, erliegend der Last, den zarten Körper herabsenkt,
Traurig die Gipfelranken zur eigenen Wurzel gebogen;
Was fragt so der Pflüger nach ihr mit seinem Gespanne?
Hat man dagegen sie erst mit der kräftigen Ulme verbunden,
Gern dann heget und schaut sie mit seinem Gespanne der Landmann:
So auch altert verlassen die nie berührte, die Jungfrau,
Aber vermählt, wenn zur Zeit sich ein Freund, ein würdiger, findet,
Hält er sie lieb und werth, und der Mutter auch fällt sie nicht lästig.

### Ein Jüngling.

Doch, du Liebchen, du musst mit solchem Gemahle nicht rechten.
Denk' nur, rechten mit ihm, dem selbst dein Vater dich schenkte,
Er und nicht minder die Mutter: ein Kind muss den Eltern gehorchen
Wisse, dein Mädchenthum, nicht so ganz alleine gehört's dir,
Nur ein Drittel ist dein, dem Vater gehöret ein Drittel
Und ein Drittel der Mutter. Du wirst mit zweien nicht streiten,
Welche dem Eidam schenkten ihr Anrecht neben der Mitgift.

### Chor.

Komm, Gott Hymen, o Bringer des Heils, komm, mächtiger Hymen.

Bilderquellen: Taf. XVII. Fig. 1. Stackelberg, Gräber der Hellenen. T. 32. Fig. 2. 3. Stuart, Antiquities of Athens. Fig. 4. Tischbein, Vases. Fig. 5. Gerhard, Archäolog. Zeitung. 1850, t. 21. Fig. 5a. Caylus, Recueil d'Antiquités Egypt. Grecques et Romaines. Fig. 6. Vasengem. Mon. ined. dell' Inst. IV, tav. 43. Fig. 7. Vermählungsscene. Gem. aus den Thermen des Titus. Nach einem Stich von Ang. Testa. Fig. 8. Tischbein, Vases I. 60. Fig. 9. 10. 11. Gerhard, Griech. Trinkschalen. Fig. 12. Seroux d'Agincourt, Hist. de l'Art V, pl. 4, 15. Fig. 13. P. S. Bartoli, Admiranda etc. t. 60. 61. Fig. 14. Tischbein, Vases etc. III. 57. Fig. 15. Gerhard. Archäol. Ztg. 1851. Taf. 26. Fig. 15a. Basrelief bei P. S. Bartoli, Admir. Fig. 16. Zoëga, Bassir. pl. 12. Fig. 17. Réveil, Mus. de Peint. etc. pl. 570. Fig. 18. Mon. inediti IV, tav. 9. Fig. 19. P. S. Bartoli, Admiranda etc. t. 62. Fig. 20. Clarac, Mus. de Sculpt. pl. 894 nr. 2287. Fig. 21. P. S. Bartoli, Admiranda etc. t. 56.

## 14. Gelage. Häusliches Leben. Frauenleben.

## (Taf. XVIII.)

Wir haben im vorigen Abschnitt schon gesehen, wie beschränkt der Frauenberuf und das Frauenleben war, und es lässt sich daraus entnehmen, dass auch das häusliche Zusammenleben des Mannes und der Frau, so weit die Theilnahme an der Oeffentlichkeit es jenem gestattete, im Ganzen sehr einförmig gewesen sein muss. Selbst im eigenen Hause durfte die Frau, wenn sie nicht ihren ganzen Ruf aufs Spiel setzen wollte, an keinem Gelage der Männer theilnehmen oder auch nur, wenn der Mann zufällig einen Freund mit zum Mahle brachte, gegenwärtig sein. Wenn man daher auf künstlerischen Darstellungen von Symposien weibliche Gestalten in männlicher Gesellschaft erblickt, so sind es Hetären, wie gleich auf dem ersten der folgenden Bilder.

Fig. 1, eines der schönsten und berühmtesten Symposienbilder, Vasengemälde im Neapler Museum, zeigt uns auf einer langen mit Polstern und Decken reich versehenen Kline, vor welcher drei Tische mit Erfrischungen und das Mischgefäss stehen, fünf Jünglinge mit drei Mädchen, darunter eine Psaltria, bedeutungsvoll gruppirt. An beiden Enden sitzt oder liegt je ein Jüngling durch das Polster abgeschieden und, wie es scheint, vorerst aufs Trinken als Ersatz anderer Freuden angewiesen; in den beiden andern Abtheilungen befinden sich zwei Jünglinge und ein Mädchen und dann wieder zwei Mädchen und ein Jüngling, die sich sehr verschieden unter einander verhalten. Ein unzweideutiges Einverständniss ist nur bei dem einem Paare rechts eingetreten; die Andern, die als Paare auf einander angewiesen scheinen, sind noch weit davon entfernt. Ueber der Gesellschaft schweben drei Eroten in verschiedenartiger Richtung, alle das Neigen von Herzen zu Herzen ausdrückend. Welche Absichten sie haben? ob sie die Gruppirung bestätigen oder verändern wollen? wer leer ausgehen soll? das wird wohl ein Räthsel bleiben müssen und der geistreiche Künstler selbst scheint es darauf abgesehen zu haben, dass über die Lösung gestritten werden kann. Ein vierter Eros am Boden hascht einen Vogel, der sich nicht mit Sicherheit benennen lässt. Eben so ist es zweifelhaft, ob der Gegenstand auf dem Dreifusstischchen neben ihm ein ausgelöschter Leuchter ist. Am Krater beschäftigt sich ein Diener, die Mischung des Weines und Wassers vorzunehmen oder das Gemischte in die Trinkgefässe zu schöpfen. Die Fussschemel, auf welche zwei der Schönen sich stützen, scheinen Thiergestalt zu haben und mit entsprechenden Thierfellen bekleidet zu sein.

Ein Gegenstück zu dieser Darstellung bildet Fig. [illegible]. Auf einer Kline, mit zwei Tischen davor, ruhen drei Jünglinge mit zwei älteren Männern, jeder auf ein besonderes Polster mit Streifen gestützt, alle fleissig dem Trinken obliegend, in der Mitte Komos, der das Tympanon schlägt. Gegenwärtiges Bild dient die hauptsächlichsten Trinkgeschirre zu unterscheiden. Was die beiden ersten Trinker links und der letzte rechts mit durch den einen Henkel gestrecktem Zeigefinger in die Höhe halten, ist die Kylix, die im römischen Worte Calix und unserem Kelch fortlebt. Der zweite rechts hält in der rechten das Trinkhorn (Rhyton oder

Keras, das bei ihm einfach geformt ist, sonst aber auch, wie bei dem Trinker links auf dem vorigen Bilde, eine beliebige Thierform hat und nach dieser benannt ist. In der Linken hält er die flache Schale (Phiale), die auch bei seinem Nebenmann zu sehen ist. Der Krater fehlt zwar auf diesem Bilde, doch darf man darum nicht glauben, dass die Gesellschaft Ungemischten trinke, was mit Recht für barbarisch und abscheulich galt. Die griechischen Weine waren so stark, dass es nichts weniger als unwahrscheinlich klingt, wenn man dem wahnsinnigen Kleomenes nachsagt, er habe dem bei den Skythen gelernten Brauche, ungemischt zu trinken, seinen Zustand verdankt, und wenn Brennus, der Führer der bei Delphi vernichteten Gallier, aus Verzweiflung im ungemischten Weine den Tod gesucht und gefunden haben soll. Wir dürfen uns den gemischten Wein, den der gebildete Grieche trank, der Wirkung nach immerhin als eine Art Grog vorstellen, und es ging bei jenen Symposien nicht allzu nüchtern her, zumal die anfangs noch etwas «froschmässige» Mischung im Lauf des Abends «steifer» beliebt wurde und, zum Behufe des gewaltig geübten Zutrinkens, an die Stelle der kleinen Becher grosse Humpen kamen. Sokrates, der nicht bloss wegen seiner Mässigkeit, sondern noch mehr weil er den Wein unvergleichlich «führen» konnte, berühmt war, trank dem Alkibiades dritthalb Mass ex pleno nach, und Alexander der Grosse explenirte deren sieben, was Proteas, dem er sie vorgetrunken, zum zweitenmale wiederholte. Das reicht freilich noch nicht ganz an unsern Ritter Hans von Schweinichen, der einen mit Wein gefüllten Schwenkkessel an der Tafel austrank, nachdem er das Kunststück, um seiner Sache sicher zu sein, vorher in der Küche probirt hatte. Dagegen wären unsere Weine dem Griechen das gewesen, was er Autokras nannte; hiemit bezeichnete man einen geringen Wein, den man nicht zu mischen brauchte, weil er schon von sich selbst den gehörigen Zusatz Wasser hatte. Ausser dem, was die Einzelnen einander zutranken, konnte das von der Gesellschaft gewählte Präsidium (der Symposiarch) Jedem einen beliebigen Satz, auch pro poena, dictiren. Unter den in solcher Gesellschaft gebräuchlichen Spielen wird als das beliebteste der «Kottabos» genannt, von dem man sich aber keine recht deutliche Vorstellung machen, sondern nur so viel sagen kann, dass mit einem Bogenguss aus dem Becher oder gar aus dem Munde eine aufgehängte Wage so getroffen werden musste, dass die eine Wagschale ein darunter befindliches Figürchen, Manes genannt, im Heruntersinken an den Kopf traf. Aber auch das Würfelspiel um Geld wurde getrieben, was bei den Römern, welche die griechische Sitte der Symposien annahmen, zum Uebermass ausartete.

Dass Musik bei dem Gelage beliebt war, hat uns schon Fig. 1 gezeigt. Die Flötenspielerin Fig. 13 war bei dem Beginn desselben nöthig, um die dem guten Dämon in ungemischtem Weine dargebrachte Spende mit ihren Tönen zu begleiten. Die Musik wurde aber gerne auch nachher beibehalten, um die Pausen der Unterhaltung auszufüllen. Natürlich unterhielt man sich mit jenen Auletriden, Psaltrien, Kitharistrien, Sambukistrien, und wie die musikalischen Schönen alle hiessen, auch noch auf andere Art, und es wird als Gebrauch angeführt, dass das Glück, eine Flötenspielerin über das Symposion neben sich sitzen zu haben, förmlich versteigert wurde.

Eine weitere Unterhaltung beim Gelage war der Tanz, die Pantomime, bei den Römern nach ihrer handgreiflichen Weise selbst Seiltänzerei und Gladiatorengefecht. Hierher gehören die Bilder der vorhergehenden Tafel XVII, Fig. 5, 5a, 8, deren letzteres von der schon früher gerühmten Kunstfertigkeit griechisch-römischer Gaukler eine starke Probe gibt. Zwei Tänzer spielen die Pyrrhyche, ein dritter steht mit erhobenem Schwert dahinter, und über dem Kopfe des einen Kämpfers schwebt, auf eine Hand sich stützend, eine Tänzerin, die noch das weitere Kunststück macht, mit den emporgeschwungenen Füssen einen Ball oder dgl. in die Urne zu legen, und nun im Purzelbaum zwischen Lanzen und Schwertern wieder zu Boden kommen wird. (Nach der Säule und der sitzenden Figur könnte man übrigens auch annehmen, dass dies eine gesonderte Abtheilung des Bildes und die Berührung zwischen Hand und Haar eine zufällige, von der Enge des Raumes hervorgebrachte sei. Oder schwebt auch die Sitzende in der Luft und streckt die Hände aus, um die Gegenstände aus den Füssen der andern in Empfang zu nehmen?) Künstlerischer ist der Waffentanz auf dem ersten der genannten Bilder, das übrigens Manches zu rathen gibt. Die in der Mitte über dem Piedestal schwebende Figur ist offenbar eine Amazone, die sonach mit dem hinter ihr stehenden Helden das Kunstpersonal bildet, von welchem unter Lyra- und Flötenbegleitung vor einer ansehnlichen Gesellschaft die Pyrrhiche aufgeführt wird. Die Deutung der beiden Tänzerfiguren wird dadurch unterstützt, dass, wie Panofka beibringt, auch sonst Amazonen auf volcenter Vasen im kurzen Chiton ohne Gürtel erscheinen und dass Theseus auf Bildwerken meist nur mit Helm, Schild und Lanze, ohne Panzer und Beinschienen, den Amazonen gegenüber kämpft. Das Paar mag also einen Achilleus mit Penthesilea oder einen Theseus mit Antiope oder Hippolyte vorstellen, und der Tanz gehört somit ganz in die Classe jener Pantomimen, dergleichen wir aus Lucian und auch aus Xenophon's Symposion kennen. Die Namen der beiden Tänzer können unter diesen Umständen nicht den dargestellten Figuren angehören, sondern müssen, wie die der beiden Musikerinnen und die der Zuhörerschaft, persönlich sein. Die Darstellerin der Amazone trägt den bedenklichen Namen Porna, der übrigens freilich auch ein Beiname der Aphrodite ist (wenn nicht vielmehr Forna gelesen werden muss). Die sitzende vornehme, Nikopolis überschriebene, weibliche Gestalt, über welcher der Kranz schwebt, mag die erkorne Preisrichterin, vielleicht aber auch eine Braut sein, wozu sich der schwebende Genius als Hymenäos schicken würde. Der hinter Nikopolis stehende, sich auf ihren Sitz lehnende Kallias wäre alsdann der Bräutigam, vielleicht einer jener reichen Kallias, deren Familie sich auf zweideutige Weise an der Perserbeute bereichert haben soll? Die unbenannten Frauen rechts und links kehren, wie Panofka bemerkt, auf vielen andern Vasen bei ähnlichem Mobiliar des Hauses wieder und sind als Brautmütter und Brautjungfern zu deuten. Hienach wäre die Aufnahme des Bildes unter die Vermählungsbilder gerechtfertigt.

Fig. 2 gehört zu den in der Nekropolis des alten Tarquinii gefundenen Wandgemälden. Das Gemälde, wovon hier ein Theil gegeben ist, stellt ein Festmahl dar, zu welchem der hier abgebildete bacchantische Tanz von Jünglingen und Mädchen, deren Kleidung an lydische Tracht und Pracht erinnert, in einem von Thieren und Vögeln erfüllten Haine aufgeführt wird. In den Händen der Tänzerinnen sieht man zum Theil die uralten Castagnetten (Krotalen).

Fig. 3 und 4 lassen in ihrer Zusammenstellung die Fortschritte der Wagnerarbeit erkennen. Das letztere Bild zeigt einen mit Maulthieren bespannten altgriechischen Korbwagen, worauf die Insassen schlecht und recht zusammengepfropft sitzen. Der Dritte der Fahrenden, der die Füsse hinten hinabhängt und den Leib gefährlich verdreht, um mit dem Kopf nach vorn gewandt zu sitzen, ist vermuthlich der Parochos einer Braut, die auf diese Weise nach dem Hause ihres Gatten gebracht wird, und das Bild dürfte somit noch zu den Hochzeitbildern zu rechnen sein.

Fig **6**. Der Thyrsos und das Traubengehänge kennzeichnen den fröhlichen Gott, der auf diesem schönen Wandgemälde abgebildet ist. Statt des Bechercheus ist ihm sonst gewöhnlich zum Trinken der weite Kantharos oder das Karchesion mit den grossen übergreifenden Henkeln beigegeben.

Fig. **7**. Familienmahl, an einem römischen Sarkophag in Relief dargestellt, dem vorerwähnten etruskischen in der Bedeutung gleich. «Diese Festgelage», sagt Müller, «sollen wohl zum grossen Theil das selige Loos der Gestorbenen ausdrücken, welches griechische Hymnendichter durch ein unausgesetztes Schmausen an vollbesetzten Tafeln und eine ewige Trunkenheit bezeichneten.»

Fig. **8**. Eine Frau lässt sich von der Dienerin Wein aus einer Gusskanne (Oinochoe) in die Schale schenken.

Fig. **9**. Weibliche Gestalt mit Schale und Fruchtkorb.

Fig. **10**. Das auf früheren Bildern ersichtliche Trinkhorn ist hier zum eigentlichen Rhyton geworden, welches durchbohrt ist, so dass der Weinstrahl mit dem Munde aufgefangen werden muss.

Fig. **11** stellt die schon berührte Einkehr des Dionysos bei Ikarios dar. Der bekränzte bärtige Gott, eine eben so würdige als heitere, eben so sanfte als mächtige Gestalt, tritt, von einem Satyrisken gestützt und von seinem Thiasos gefolgt, unter welchem sich besonders Silen tanzend und auf der Doppelflöte spielend auszeichnet, in den durch zwei Pfeiler und einen Vorhang von dem eigentlichen Gebäude geschiedenen Vorderraum, wo Ikarios und «sein Weib Phanothea» oder seine Tochter Erigone ihn auf der Kline liegend empfangen. Die Haltung der letztern wird von den Erklärern nicht mit Unrecht bacchantinnen- oder hetärenartig gefunden. Ein anderer Satyrisk zieht dem Gebieter die Sandalen ab, worauf er den leeren Platz auf dem Lager einnehmen und der Ernst aus seinen Zügen schwinden wird. Die Masken auf dem Schemel deuten offenbar auf die Kunst, die in Ikaria ihren Ursprung hatte.

Fig. **13**. Wieder ein pompejanisches Bild, das uns das modernste Leben entrollt. Die Kaputzen, die wir hier sehen, werden noch heute von Fischern und Matrosen in Italien getragen. Nichts von Lager, nichts von Triclinium — die ehrenwerthe Gesellschaft sitzt recht kneipenmässig um den dreifüssigen Tisch, und die Schinken, die oben hängen, scheinen so eben frisch abgesotten zu sein. Es ist eines der Gemälde, wie sie auf Ort und Stelle bezüglich gefunden werden, und gehörte einer Weinschenke an.

Fig. **14**, aus einer Reliefgruppe herausgeschnittene Nike (denn sie ist auf dem Original beflügelt), die dem Apollon Kitharödos Wein einschenkt.

Fig. **14**a. Galt früher für einen Mundschenken, wird jetzt für einen Laren erklärt.

Fig. **15**. Frau, die einem Manne eine Schale reicht; Spinnerin, zu der eine Dienerin mit Korb und Lade tritt; Eros mit einem unkenntlichen Gegenstande. Wieder eine Frau in anscheinend ziemlich freier Unterhaltung mit einem Manne; weiterhin zwei weibliche Gestalten, eine mit einem Kästchen.

Fig. **16**. Eine Frau ist mit Weben beschäftigt, hinter ihr steht eine Dienerin mit Arbeitskorb, vor ihr eine Verhüllte, die man für eine Braut halten möchte. Was die weiterhin sitzende Frau in der Hand hat, ist nach Panofka eine Spatel zum Probiren des Oels, aber auch statt des Pinsels zum Salben bestimmt, was bestätigt wird durch das Salbfläschchen (Lekythos), das ihr die Dienerin entgegenhält.

Fig. **17**. Spinnerin mit Rocken und Spindel.

Fig. **18**. Ankleidescene mit Spiegel, Schmuck und Kranz.

Fig. **19** scheint nach dem Fusswaschen und den beiden Gestalten zu urtheilen, die sich zu Brautführer und Brautführerin eignen, eine Vermählungsscene zu sein. Warum der bekränzte Bräutigam, der der Braut ein Salbfläschchen zum Riechen vorhält, gerade Bellerophon mit Kassandra sein soll, wie Tischbein will, ist nicht abzusehen.

Fig. **20**. Eine Schöne begiebt sich nach beendigter Toilette an ihre weibliche Arbeit.

Fig. **21**. Musäos lauscht dem Spiele der Terpsichore, hinter welcher eine Flötenspielerin mit dem Namen «Meleiosa» steht. Da der Vasenkünstler auch den «Mosaios» ein wenig verketzert hat, so dürfte der andere Name gleichfalls verschrieben sein und etwa «Meletosa» gelesen werden, was wenigstens dem Musennamen Melete näher kömmt. – Dass Schildkröten auch in späterer Zeit noch zum Bau der Lyra verwendet wurden, beweist nicht sowohl das Instrument in der Hand des Musäos, desto mehr aber das Zeugniss des Pausanias, welcher von dem Partheniongebirge bei Argos sagt, es liefere die zum Fertigen von Lyren brauchbarsten Schildkröten, aber die Gebirgsbewohner fangen sie nicht und lassen sie nicht fangen, weil sie sie als dem Pan geheiligt ansehen.

Fig. **22**. Da gegenwärtiges Bild zwei Frauenzimmer ohne männliche Gesellschaft aufweist, so glaubte Tischbein sie für die beiden Strohwittwen des Plautus, die durch die dreijährige Abwesenheit ihrer Männer in Verlegenheit gesetzt sind, erkennen zu dürfen. Er wendet sich zwar ein, die Vase könnte verfertigt worden sein, ehe Plautus geboren wurde, tröstet sich aber mit dem Gedanken, dass ja dieser Komiker aus älteren griechischen Quellen geschöpft habe.

Fig. **23**. Hierodulen oder vielleicht opfernde Frauen, die im Tanze die brennenden Candelaber vor dem Tempel schmücken.

Fig. **24**. Schöne mit Spiegel, welcher die Dienerin eine Binde bringt.

Fig. **25**. Wieder die Schaukel, diesmal von einem Eros in Bewegung gesetzt.

Fig. **26** u. **27**. Weibliche Verrichtungen, wie Spinnerei u. dgl., nicht vollständig erklärbar.

Fig. **28**. Zwei weibliche Gestalten, die sich um das Saiteninstrument zu streiten scheinen, während sie sehnsüchtig in eine Ferne blicken, die sich nicht errathen lässt, da der Rest des Basreliefs abgebrochen ist.

Bilderquellen: Tafel XVIII. Fig. 1. Mus. Borb. V, 51. Fig. 2. Monum. ined. dell' Inst. I, 32. Fig. 3. Clarac, Mus. de Sculpt. pl. 151 bis nr. 316 bis. Fig. 4. Panofka, Cab. Pourtalès pl. VIII, 3. Fig. 5. Millin, Peintures de Vases ant. II, 58. Fig. 6. Hope, Costume of the ancients II, 90. Fig. 7. Boissard, Topographia urbis Romae pl. 146, 145. Fig. 8. Hope, Costume etc. I, 139. Fig. 9. Hope, Costume etc. I, 106. Fig. 10. Pitture d'Ercol. I, pag. 79. Fig. 11. Hope, Costume etc. II, 224. Fig. 12. Tischbein, Vases etc. IV, 40. Fig. 13. Smith, 209. Fig. 14. Hope, Costume etc. I, 49. Fig. 24 a. Clarac, Mus. de Sculp. pl. 770 nr. 1916. (Stat. zu Florenz.)

Fig. 15. Tischbein, Vases etc. IV, 1. Fig. 16, Stackelberg, Gräber der Hellenen t. 33. Fig. 17. Millingen, Vases etc. pl. 21. Fig. 18. Tischbein, Vases etc. I. Fig. 19. Ebds. I, 2. Fig. 20. Tischbein, Vases, I, 10. Fig. 21. Mon. ined. dell' Instit. V, 37. Fig. 22. Tischbein, Vases etc. III, 58. Fig. 23. Clarac, Mus. de Sculpt. pl. 163, nr. 21. Fig. 24. Tischbein, Vases etc. III, 51. Fig. 25. Gerhard, Antike Bildwerke, Taf. 54. Fig. 26 u. 27. Bartoli, Admiranda Romanorum. Fig. 28. Clarac, Mus. de Sculpt. etc. 202 pl. nr. 261.

## 15. Bad. Arzneikunde. Tod.

## (Tafel XIX.)

Diese Tafel schliesst sich mit den ersten Bildern an die vorhergehende, und auch die Badscenen sind zum Theil Fortsetzungen des Frauenlebens, zum Theil reihen sie sich an die schon früher gegebenen gymnastischen Bilder an.

Fig. **1**. Gastfreundliche Aufnahme eines Helden, der für sich, seinen Begleiter und seine Rosse um Aufnahme bittet. Die Fürstin, oder wer die Frau sein mag, an deren Haus er sich wendet, thront unter dem Sonnenschirme (Skiadeion), den die Dienerin über ihr hält, und blickt dem Ankömmling in edler Haltung entgegen. Eine weibliche Gestalt von gleichfalls adeligem Aussehen reicht ihm die Willkommsschale dar.

Fig. **2**. Ein junger Heros wird von einem älteren Fürsten mit Händedruck gastlich aufgenommen, wie Telemachos von Nestor, Odysseus von Alkinoos, Bellerophon von Jobates, nur dass für die beiden Ersteren die Personen nicht passen und für den Letztern der Brief — «viel Mordwinke geritzt auf gefaltetem Täflein» — fehlt. Die weibliche Gestalt hinter dem Sessel des Königs, die den Gast mit einer recht von Herzen kommenden Theilnahme ansieht, erinnert an Nausikaa, die freilich nicht zu der Umgebung stimmt, oder an Stheneböa, falls die Ankunft Bellerophon's bei Prötos gemeint sein sollte, wozu aber der zweite Greis nicht passt, denn dieser, der gleichfalls Freude über den Besuch ausdrückt, scheint der Mitherrscher des Sitzenden zu sein. Die in Fig. 1 und 2 enthaltenen Scenen der Gastfreundschaft, die der antiken Welt so eigen war, ergänzen die auf der vorhergehenden Tafel begonnenen Bilder aus dem häuslichen Leben.

Fig. **3**. Frauen mit Schmuckkästchen, Spiegel und Salbfläschchen um das Lutron kauernd, über welchem ein Eros, die eine liebkosend, schwebt.

Fig. **4**. Der Vasenmaler hat die Namen der Figuren beigeschrieben, die halb Göttinnen, halb Allegorieen sind. Aphrodite liebkost den Eros, der ihr auf den Schultern sitzt. Peitho (die Ueberredung) macht sich mit Zweigen an einem Dreifusse zu schaffen. Eunomia (die regelrechte Sitte, übrigens Name eine der Charitinnen) hat sich zur Paidia (Scherz und Spiel) gesellt. Kleopatra (Ahnenruhm) und Eudämonia (Glückseligkeit) bringen zu beiden Seiten Früchte auf Schüsseln herbei.

Fig. **5**. Eine nackte Schöne lässt sich von einer andern aus dem Wasserkruge (Hydria) den Rücken begiessen. Der Gegenstand, auf dem sie kniet, scheint eine natürliche Höhlung zu sein, durch welche das Wasser abfliessen kann.

Fig. **6**. Eine Frau lässt sich von der Dienerin das Schmuckkästchen überreichen.

Fig. **7**. Eine nackte Schöne, vor dem Badebecken (Luter) sitzend, beschaut sich im Spiegel, von welchem ein Eros wegfliegt. Eine andere, das schon abgestreifte Obergewand mit den Zähnen festhaltend, giesst Wasser in das Becken.

Fig. **8**. Zwei Badende in Halbgewändern, die offenbar Badehemden sind. Die eine hält einen Spiegel, die andere balancirt, im müssigen Spiele scheint es, einen Stab auf dem Finger. Ein auf dem Bassin stehender gekrönter Eros hält das Tuch zum Abtrocknen. Zu bemerken ist, dass er im Original nicht so alt aussieht, wie auf der Abbildung.

Fig. **9**. Jünglinge, die, offenbar von der Palästra kommend, sich am Badebecken Oel und Staub abwaschen. Die Inschrift Demosia bedeutet eine öffentliche Badanstalt.

Fig. **10**. Wasserholen. Der Wasserträger sucht die zunächst am Brunnen befindliche Wasserträgerin wegzudrücken oder sich sonst zudringlich gegen sie zu erweisen, und wird von der ihm folgenden zurückgehalten, die ihn durch eine Blume zu beschwichtigen oder zu gewinnen sucht.

Fig. **11**. Wasserholen, wobei es merkwürdig ist, dass der Brunnen wie ein Marmortisch gebildet ist, aus welchem an beiden Seiten und in der Mitte Wasser strömt.

Fig. **12** wird von Winckelmann als Toilette der Venus nach dem Bade bezeichnet; doch kann man in der Hauptfigur und in den diese bedienenden Grazien eben so gut auch sterbliche Schönen erblicken.

Fig. **15**. Während die andern Badebilder ein Waschen im Becken, kein eigentliches Baden darstellen, lässt das gegenwärtige die ganz moderne Erscheinung eines Sturzbades sehen, worin Rücken, Arme, Kniee dem Strahl dargeboten werden. Die Einrichtung ist schöner als gewöhnlich in unsern Douchen: die Wasserröhren sind durch die Säulen maskirt und Löwen-, Panther-, Eberköpfe bilden die Mündungen.

Fig. **16**. Hier dient eine Pansmaske als Brunnenmündung, aus welcher die am Bassin stehende Schöne das Wasser auffängt. Am Boden liegen Schwamm und Salbfläschchen.

Reicher ausgebreitet als das griechische ist das römische Badeleben, von welchem Fig. **13**, **14**, **17**, **18**, **19** einige Anschauungen geben. Der Luxus der warmen Bäder (Thermen) kam erst gegen das Ende der Republik auf, und Agrippa war der Erste, der eine jener grossen Badeanstalten errichtete und dem römischen Volke vermachte. Sie wurde weit überboten von den Thermen des Titus, Caracalla, Diocletian, deren Ueberbleibsel noch jetzt das Staunen der Nachwelt erregen. Die Anzahl von Bädern grösserer und kleinerer Art stieg zu Rom in den Jahrhunderten der Kaiserzeit nach und nach beinahe bis auf tausend. Die grösseren waren, wie zwei unserer Bilder zeigen, von einer Porticus umgeben, wo die Wartenden lustwandeln konnten. Die erste Räumlichkeit, die man betrat, war das Apodyterion, wo man die Kleider, die von Knaben in Verwahrung genommen wurden, auf steinernen Bänken längs der Wand ablegte. Dann kam das Frigidarium mit dem Bassin (Baptisterium, Natatorium, Piscina) zum Kaltbaden und Schwimmen. Ein anderes Gemach war das Tepidarium, ein erwärmtes Zimmer, das als Vorbereitung zum Schwitzbade diente. Dieses, Caldarium, auch concamerata Sudatio genannt, war ähnlich wie die russischen Dampfbäder eingerichtet. Fussboden und Wände waren hohl, so dass Dampf und Hitze aus der Unterfeuerung (Hypokaustum) sich durch das ganze Zimmer verbreiten konnte. Doch gab es noch eine Art Hölle im Fegefeuer, nämlich das kuppelförmige Laconicum, wo man mittelst einer Klappe (Clipeus) die Hitze noch steigern konnte. Ein Wasserbehälter (Labrum) führte dem bis zum Braten erhitzten Körper kaltes Wasser zu. Das Gemälde aus den Bädern des Titus, Fig. **17**, das die angeführten Abtheilungen mit Namen nennt, hat ausser ihnen noch ein Balneum, das nichts anderes als das warme Bad sein kann. In den zu Pompeji entdeckten Bädern ist die ganze Einrichtung erhalten, die, wenn auch kleiner und einfacher als in den römischen Riesenbauten, eine deutliche Anschauung gewährt, welche auf Tafel II in den nachgenannten Abbildungen zu ersehen ist. Fig. **47** stellt das Apodyterium vor, Fig. **17** das Frigidarium, Fig. **44** das Tepidarium, Fig. **16** das Caldarium mit dem Labrum; Fig. **19** ist eine Abtheilung des ähnlich eingerichteten Frauenbades. Das römische Bad ist in gewisser Weise an die Stelle des griechischen Gymnasion getreten. Oel und Strigel spielen keine geringe Rolle darin; Leibesübungen, besonders das Ballspiel, wurden als Vorbereitung getrieben. Freilich waren auch Schwelgerei und Unfug jeder Art dort zu Hause. Indessen konnte man in den, wie am Gymnasion angebrachten Säulengängen, Exedren, Xysten, Stadien etc., die Zeit nicht blos müssiggängerisch verbringen, sondern auch zu geistigem Gewinne anwenden. Schon zur Zeit des Horaz wurden Gedichte in den Bädern vorgelesen. Wissenschaftliche Vorlesungen und Unterredungen jeder Art konnten dort aufgesucht werden, wie im griechischen Gymnasion, und in den Thermen Diocletian's war endlich gar die ulpische Bibliothek aufgestellt, denn dort studirte Vopiscus, wie er erzählt, seine meisten Geschichtsquellen.

Die Medicin war ursprünglich ein priesterliches Geschäft und bestand in Anrufungen und Beschwörungen der Gottheiten, die man als die Urheber der Krankheiten betrachtete. Nach und nach gesellte sich an der Hand der Erfahrung das eigentliche Heilverfahren hinzu, und es wird von den Babyloniern berichtet, dass sie die Kranken vor das Thor gebracht haben, um etwa von Vorübergehenden, die den betreffenden Fall selbst erlebt, das Heilmittel erfragen zu können. In Aegypten kam im Laufe der Zeit eine Sammlung ärztlicher Vorschriften zu Stande, die, einen Theil der gesammten auf Thot zurückgeführten Priesterliteratur bildend, dem Arzte bei jedem einzelnen Falle die Hände band, so dass er nur mit Gefahr seines eigenen Lebens von der Regel abweichen konnte; denn durch den unglücklichen Ausgang der Krankheit war dasselbe alsdann verwirkt. Auch in Griechenland war die Ausübung der Medicin das Eigenthum einer Priesterkaste, der Asklepiaden, die ihren Ursprung von Asklepios ableiteten. In den berühmten Heiltempeln dieses Gottes, zu Epidauros, auf Kos, Knidos u. s. f., wurden die Curen priesterlich und ärztlich zugleich betrieben und neben den Abbildungen der kranken Glieder, welche die Genesenen nach ägyptischer und philistäischer Sitte als Weihegeschenke aufhingen, wurden die Heilungen selbst auf Tafeln oder Säulen beigeschrieben, so dass sich jener Schatz von Erfahrungen bildete, an welchem Hippokrates von Kos, selbst Asklepiade, der Begründer der wissenschaftlichen Medicin, seine Studien machte. Neben dieser als freier Wissenschaft und Kunst blieb die Tempelmedicin beständig in Geltung, und das Wunder wurde in den spätern gläubigen Zeiten fast wieder so herrschend, wie es im grauen Alterthum gewesen war. Die Incubation, d. h. der Tempelschlaf, verbreitete sich von den Heiligthümern des Amphiaraos, wo diese Curart zuerst heimisch war, über sämmtliche Tempel des

Asklepios. Man liess nämlich die Kranken nach den gehörigen Vorbereitungen im Tempel schlafen — oder die Priester schliefen für sie — und da gab ihnen die Gottheit im Traume das rechte Recept. Eine Menge Wundergeschichten werden hievon erzählt. In anderen Heiligthümern erfuhr man bloss den Ausgang der Krankheit; so gab es eines, wo man einen Spiegel in's Wasser liess, der dann den Kranken im Zustande der Genesung oder des Todes zeigte. Eine der artigsten Geschichten von wunderbaren Heilungen ist die womit Pausanias seine Beschreibung von Griechenland beschliesst. In Naupaktos lebt ein halberblindeter Mann, welchem der Gott von Epidauros eines Tages ein Schreiben durch eine Frau übersendet. Sie hat ihren Auftrag durch ein Traumgesicht erhalten und beim Erwachen das versiegelte Schreiben in ihren Händen gefunden, worauf sie eiligst nach Naupaktos schifft und das Schreiben überreicht. Der Kranke zweifelt, dass er es werde lesen können, doch im Vertrauen auf Asklepios erbricht er das Schreiben, und siehe da, er liest ohne Mühe, dass er der Ueberbringerin tausend Goldstater geben solle, worauf er mit Freuden die Anweisung zahlt und obendrein dem Wiederhersteller seiner Augen ein Heiligthum errichtet. Hier mag es auch am Orte sein, einen andern wunderbaren Nebenzweig der Medicin, der unser ganzes Mittelalter bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts herein in Athem gehalten hat, flüchtig zu berühren. Der Name der Alchymie kommt zwar erst im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vor, aber der Schriftsteller (Julius Maternus Firmicus), der zuerst die Benennung hat, braucht sie ohne erläuternden Beisatz, so dass man sieht, dass er von etwas Bekanntem spricht. Die Sache selbst ist jedenfalls weit älter und scheint zur Zeit Alexanders d. Gr. aus Indien in die Westwelt gedrungen zu sein. Gewiss ist, dass Ptolemäos Philadelphos an der Bereitung des Lebenselixiers arbeitete.

Fig. **20**. Asklepios mit der schlangenumwundenen Keule am Lager eines Kranken, zu dessen Füssen die Pantoffeln nebst den sonst zum fröhlichen Trinken, hier aber zu bitterer Arznei dienenden Gefässen stehn. Der Kranke lauscht demüthig dem Zuspruch des im Weggehen begriffenen Gottes, und dieser selbst scheint ganz zu beherzigen, was Hippokrates und Galen vom Arzte fordern, nämlich dass er auf Sauberkeit und Reinlichkeit in Haar und Barttracht, auf schmucke Kleidung und Anstand bedacht, dass er gleich weit von Herabwürdigung und grosssprecherischer Wichtigthuerei entfernt, voll Ruhe und Behutsamkeit in seinen Aeusserungen über den Zustand des Kranken sein solle. Dass nicht alle dieses Mass einhielten, erhellt aus den Bemerkungen der römischen Schriftsteller über die griechischen Charlatane zu Rom, und ein classisches Beispiel von ärztlicher Grobheit ist jenes Kraftwort, das nach Galen ein Arzt einem Kranken auf dessen Befürchtung, dass es mit ihm zu Ende gehen werde, erwiderte: «Auch Patroklos musste sterben, und war mehr als du.»

Fig. **21** gilt gewöhnlich für eine Darstellung, wie Nestor dem verwundeten Asklepiossohne Machaon, dem hülflos gewordenen Helfer, einen stärkenden Trank reicht. Eine andere Auslegung schliesst aus der Grösse des Gefässes und aus der Haltung des Kranken, dass es sich nicht um das Trinken, sondern um das Gegentheil, nämlich um die Wirkung eines eingenommenen Brechmittels handle. Betrachtet man jedoch das Bild genauer, so kann man kaum zweifeln, dass der Aeltere den Sitzenden am Arme ergreift, um ihn vom Trinken abzuhalten, und dass er somit zugleich mit der andern Hand die Schale von dessen Munde zurückzuziehen strebt. Es lag desshalb nahe, an Alexander zu denken, den seine Getreuen vergebens zurückzuhalten suchten, den Trank seines ungerecht verdächtigten Arztes Philipp einzunehmen; nur fehlt hier der Arzt, der doch als eine Hauptperson dabei stehen sollte. Daher wird Müller's Deutung Recht behalten: es ist Theseus, der, unbekannt in Athen angekommen, von Medea einen Gifttrank erhält, welchen ihm sein Vater Aegeus, ihn in diesem Augenblicke am Schwert erkennend, entreisst.

So verschieden die Ansichten des Alterthums über den Zustand des Menschen nach dem Tode in den verschiedenen Zeiten waren, so hat doch der Todtencultus selbst stets sein gleiches Recht auf hohe Heiligkeit behauptet. Wir haben bei der Bestattung des Patroklos die Leichengebräuche der homerischen Welt zum Theil kennen gelernt. Ein wesentlicher Theil derselben ist aber noch die Todtenklage, welche die Griechen mit allen alten Völkern gemein haben, und zwar ist es merkwürdig, dass bei ihnen gleichfalls das wilde Schreien, Haarausraufen, Brustzerschlagen, Wangenzerfleischen, Bodenwälzen u. dgl. zu Hause ist, während bei Hektors Leiche Sänger den Threnos anstimmen und Andromache, Hekabe, Helena einzeln, vom Jammer der Frauen gewissermassen antiphonisch begleitet, sich in Klagen folgen, so dass die Feier den veredelnden Character der Schönheit erhält.

Hierauf wird der Leichnam, der während der Klage auf einem Ruhebette aufgestellt gewesen, köstlich gekleidet und gesalbt auf einer Bahre von Freunden zum Holzstoss getragen und mit seinen Waffen und Lieblingsthieren etc. verbrannt. Unter Anrufen des Todten sprengt der nächste Freund beständig Wein in die Gluthen, und wenn der Scheiterhaufen zusammensinkt, löschen Alle mit Wein den glostenden Schutt. Die Gebeine werden aus der Asche gesammelt, mit Wein und Balsam besprengt und in der Urne geborgen, über welcher sodann der Hügel errichtet wird, worauf der Leichenschmaus und sodann bei Helden, wie Patroklos und Achilleus, die Leichenspiele folgen.

So finden wir in der griechischen Heroenwelt, wenigstens bei den Vornehmen, die Verbrennung üblich. Sie ist es auch in der älteren jüdischen Zeit. Saul und seine Söhne werden, nachdem die Leichname den Feinden abgenommen sind, verbrannt. König Assa, der rechtgläubige, der gleichwohl in seiner Krankheit nicht den Herrn, sondern die Aerzte gesucht, musste ungeachtet dieses Beistandes sterben, «und sie legten ihn auf sein Lager, welches man gefüllet hatte mit gutem Räucherwerk und allerlei Specerei nach Apothekerkunst gemacht, und machten ein sehr grosses Brennen.» Jeremia prophezeit dem Könige Zedekia: «Du sollst im Frieden sterben, und wie man über deine Väter, die vorigen Könige, so vor dir gewesen sind, gebrannt hat, so wird man auch über dich brennen und dich klagen.» Auch von den Deutschen meldet Tacitus die Verbrennnng, die auch nachher noch fortbestand, bis Karl der Grosse sie bei Todesstrafe verbot. Sie war gleichfalls üblich bei den Skandinaviern, die jedoch ein Brennalter und eine Hügelzeit unterscheiden. Bei den Griechen und Römern aber waren durch die ganze historisch bekannte Zeit hindurch Verbrennen und Begraben neben einander im Brauch, und wenn man, wie die Spartaner unter dem Vater des Leonidas in der Schmiede zu Tegea, oder wie Kimon auf Skyros, Gebeine von hünenhafter Grösse, also unverbrannte, vollständige Knochen ausgrub, die als Gebeine des Orestes, des Theseus ihrer Heimath glückbringend wurden, so muss man damals unbefangen angenommen haben, dass auch im Heroenalter die Sitte des Begrabens nicht ganz ausgeschlossen gewesen sei. Die Spartaner haben diese Sitte beibehalten; sie begruben ihre Todten innerhalb der Stadt, um die Jugend an den Anblick des Todes zu gewöhnen, und duldeten keine laute Wehklage. Auch die Sikyonier bargen den Leib in der Erde wie Pausanias sagt. Bei dem Besitzesstreit zwischen Athen und Megara um Salamis kommt zur Sprache, dass die Megarer die Leichen gegen Morgen, die Athener sie gegen Abend gelegt; so Plutarch, und wenn andere Schriftsteller die Sitte gleich oder umgekehrt angeben, so laufen doch alle diese Angaben auf das Beerdigen des vollständigen Körpers hinaus. Für das Nebeneinander der beiden Bestattungsarten spricht am deutlichsten die Aeusserung des Sokrates, der sich bei Plato (Phädon) gleichgültig dagegen erzeigt, ob er verbrannt oder begraben werde, und hiefür haben auch die Ausgrabungen in Griechenland die Bestätigung geliefert, denn man hat in den dortigen Gräbern (s. Stackelberg's «Gräber der Hellenen») eben sowohl unverbrannte Gerippe als verbrannte Knochen gefunden. Und in den Todtenkammern von Nola und Capua waren die ersteren so vorherrschend, dass man zweifeln wollte, ob diese Todten dem alten Grossgriechenland angehört haben können. In Rom war das Begraben die ältere Sitte. Das Verbrennen, sagt Plinius, sei erst durch die Kriege aufgekommen, in welchen man (wie in unserm Mittelalter) oft die Todten aus der Erde gerissen habe. Familien jedoch, die am Altbestehenden festhielten, wie die Cornelier, behielten das Begraben bei, bis auf Sulla, der nach seiner Verordnung auf dem Marsfelde verbrannt wurde, und zwar aus Furcht vor Wiedervergeltung, weil er den Leichnam des Marius hatte ausgraben und in den Anio werfen lassen. Man sollte annehmen, die Aermeren haben das wohlfeilere Begraben dem theuren Verbrennen vorgezogen, und das wird wohl auch in Rom und Griechenland grossentheils der Fall gewesen sein. Zur Kaiserzeit jedoch herrschte das Verbrennen vor und die nöthige Ersparniss wurde durch gemeinschaftliche Scheiterhaufen für Viele bewerkstelligt, bis das Christenthum dem orientalischen Begraben den Sieg verschaffte.

Die griechischen Leichenbegängnisse beschreibt Lucian in seiner Abhandlung über die Trauer. Das Erste ist, dem Todten einen Obolos als Fährgeld für Charon in den Mund zu stecken; bei Oeffnung eines Grabes hat man die Münze noch zwischen den Zähnen des Gerippes gefunden. Dann wird die Leiche gewaschen, mit duftigen Oelen zur Abhaltung des Verwesungsgeruches gesalbt, mit Blumen bekränzt, mit weissen Gewändern angethan und so, mit den Füssen gegen die Thüre gekehrt, wie schon beim homerischen Leichencultus, auf einem Lager ausgestellt. Diese Verrichtungen wurden von den nächsten Anverwandten, später und bei den Römern von bezahlten Personen besorgt; auch gab es eigene Trauerhandlungen, in welchen die nöthigen Erfordernisse zu haben waren. Das Leichenbette war mit Salbfläschchen (Lekythen) umstellt, und vor der Hausthüre stand ein thönernes Gefäss mit Wasser zum Besprengen für die Herausgehenden, weil das Trauerhaus für verunreinigt galt. Bei dieser Ausstellung, die am zweiten Tage stattfand, versammelten sich die Verwandten und Freunde, und obgleich Solon die alten wilden Ausbrüche der Todtenklage verboten hatte, so scheint doch nach Lucian das Heulen und Schreien der Frauen, das Brustzerschlagen, Wangenzerkratzen, Haarraufen, Kleiderzerreissen und Zerschlagen des Kopfes am Boden mehr oder weniger bräuchlich geblieben zu sein. Am dritten Tage wurde das Ausstellungsbette mit der Leiche hinausgetragen. Der Leichenzug wurde von gedungenen Klagesängern (Threnöden), auch Flötenbläserinnen eröffnet und von dem Trauergefolge beschlossen, wobei die Männer voraus, die Weiber hintendrein gingen. Die letzteren waren auch hier, wie überall im Leben, beschränkt, denn ausser den nächsten Verwandtinnen war durch Solon nur Weibern über sechzig Jahren das Mitgehen gestattet.

Die Asche der verbrannten Leiche wurde in einer Urne, der unverbrannte Leichnam in einem Sarge von Holz, gewöhnlicher von Thon — später bediente man sich hiezu des fleischverzehrenden Steines von Assos (Sarkophag) — im Grabmal beigesetzt. Die Grabmäler befanden sich meist an den Landstrassen, bei den Vornehmen auf ihren Grundstücken, auch gab es wohl gemeinschaftliche Begräbnissplätze. Als Formen der Grabmäler werden aufgeführt Hügel, Pfeiler (wie der des Marathonkämpfers Aristion in den griechischen Kriegsbildern), Säulen, tempelartige Gebäude, Heroa genannt, und liegende Grabsteine (Tische). Sie wurden von den Nachkommen aufs sorgfältigste gepflegt und immer wieder neu mit Kränzen, Bändern und Blumenpflanzungen geschmückt. Die grösseren wurden als Familiengräber benützt und eifersüchtig gegen das Einbringen fremder Leichen verwahrt. Die Gegenstände, die den Todten mitgegeben wurden, waren Lampe, Thongeschirre, Salbfläschchen u. s. w., wie denn aus den Gräbern jene Unzahl von Vasen stammt, die den verschiedensten Zeiten angehören. Nach der Bestattung wurde das Leichenmahl gehalten, und dann folgten die Todtenopfer, Mahlzeiten nämlich, die dem Todten dargebracht wurden, am dritten Tage ein Frühstück, am neunten die Hauptmahlzeit u. s. f. Am dreissigsten wurde, scheint es, die Trauer abgelegt, die gewöhnlich in einem schwarzen Obergewande (zu Argos in einem weissen) bestand. Doch wurden dem Verstorbenen fortan an wiederkehrenden Tagen Grabesspenden von Milch, Honig, Wein, Oel, Kränzen u. s. w. dargebracht, und diese Verehrung der Familienahnen wurde zu einer Art Heroencultus, der einigermassen unserer Bezeichnung unserer Verstorbenen als «Selige» entsprach, aber den antiken Vergöttlichungsbegriffen gemäss viel weiter ging und der eigentlichen Apotheose grosser Gewalthaber begreiflichen Vorschub leistete.

Eine besondere Art von Leichenfeier, die in Athen den vor dem Feinde Gefallenen gehalten wurde, ist vornehmlich durch Thukydides näher bekannt. Es war strenges Gebot, diese Leichname (wenn sie nicht im Meere untergegangen waren) aus dem Kriege mit heim zu bringen, und die kriegführenden Parteien pflegten einander nach der Schlacht gegenseitig ihre Todten auszuliefern. Drei Tage nun vor der Bestattung werden die Gebeine ausgestellt, und die Angehörigen bringen die Gaben, womit Jeder seinen Todten ehren will. Jede Stammgemeinde legt dann die Gebeine der Ihrigen in einen gemeinschaftlichen Sarg von Cypressenholz, und bei dem Begängniss werden diese Särge nebst einem leeren für die Vermissten, die nicht aufgefunden wurden, unter Begleitung von Bürgern und wehklagenden Frauen und wer von Fremden sich dem Zuge anschliessen will, nach der gemeinsamen Begräbnissstätte gefahren, wo im öffentlichen Auftrage ein auserkorner Redner zu Ehren der Gefallenen, der Vorfahren und des Staates die Leichenrede hält. Zwei dieser grossen Leichenreden sind auf uns gekommen, die des Perikles, die Thukydides bei jenem Anlasse mittheilt, und die des Demosthenes die man nicht für hundert Jahre jünger halten sollte und deren Echtheit daher schon das Alterthum bezweifelt hat. Sicher ist indessen, dass Demosthenes nach der Schlacht von Chäronea, obgleich er seine Mitbürger zum Kriege gegen Philipp angefeuert hatte, von ihrem ungebrochenen Vertrauen als Leichenredner gewählt wurde, wie er sich denn auch rühmt, dass ihm die Theilnehmer zum Leichenmahle in sein Haus gefolgt seien. Der öffentliche Begräbnissplatz, wo diese Feier stattfand, war im äussern Keramikos, an der Strasse nach der Akademie. Hier, wo auch ausgezeichnete Männer, wie Perikles, Thrasybul, Konon, Chabrias, begraben lagen, sah Pausanias die Gräber und Denksäulen der Gefallenen aus allen athenischen Land- und Seekriegen, welche die Geschichte kennt und nicht kennt, denn unter diesen Schlachten ist auch ein Seetreffen im punischen Kriege, wozu die Athener den Römern fünf Galeeren geschickt haben wollten. Nur die Marathoner Helden lagen nicht dort, sie waren wegen ihrer Tapferkeit auf dem Kampfplatze selbst bestattet, und dort, in der Ebene von Marathon, sah der Beschreiber Griechenlands ihre Gräber und die Stellen mit den Namen der Gefallenen und ihrer Stämme, ein Grab für die Athener, eines für die Platäer und Böotier, und eines für die Sklaven, die man damals bewaffnet hatte. Dort besass auch Miltiades sein eigenes Grabmal, worin er nachher seinen Kampfgenossen beigesellt wurde. «Hier,» sagt der alte Perieget, «kann man jede Nacht wiehernde Pferde und kämpfende Männer vernehmen; wer sich absichtlich hinstellte, der ist nicht ungestraft davongekommen, wem es aber zufällig und unwissentlich begegnet, dem zürnen die Dämonen nicht.» Aber auch die Spartaner waren nicht undankbar gegen ihre grossen Todten. Leonidas, dessen Gebeine von Termopylä geholt wurden, und Pausanias, der Feldherr in der Platäer Schlacht, obgleich er nachmals als Verräther starb, hatten ihre Grabmäler gegenüber vom Theater zu Sparta, und eine Denksäule stand dort mit den Namen aller Thermopylen-Kämpfer und den Namen ihrer Väter. Bei diesen Gräbern hielten sie jährlich Gedächtnissreden und einen Wettkampf, in welchem ausser Spartanern keinem Andern mitzukämpfen verstattet war.

Die römischen Leichengebräuche, in Becker's Gallus zusammengestellt, im Allgemeinen den griechischen ähnlich, aber nach römischer Art und Weise officieller und ceremoniöser, begannen mit der Conclamatio, wobei der Todte mit Namen gerufen wurde, und mit der Wehklage, die auf sein Nichtwiedererwachen folgte. Dann wurde der Leichnam der Fürsorge des Tempels der Todesgöttin Venus Libitina übergeben, an welchen, wie an den Tempel der Juno Lucina für die Geburten, so für die Sterbefälle eine Abgabe bezahlt werden musste, womit zugleich die Führung der regelmässigen Geburts- und Todtenlisten zusammenhing. Der Libitinarius, der Beamte des Tempels, der den ganzen Trauerapparat nebst dem nöthigen Personal unter sich hatte, schickte den Pollinctor, um die Leiche zu waschen und zu salben. Das Todtengewand war bei jedem Freien die Toga, auch in der Provinz, wo man sie im Leben nicht trug, daher Juvenal: es gebe einen guten Theil Italiens, wo nur der Todte die Toga trage. Einer Magistratsperson wurde die Taga prätexta angelegt. Dann brachte man den Leichnam auf den Lectus funebris, das Paradebette, neben welchem eine Rauchpfanne dampfte. Vor der Hausthüre wurde eine Kiefer oder bei Vornehmen eine Cypresse aufgepflanzt zum Zeichen, dass ein Todter im Hause liege, und auf dem Herde blieb das Feuer ausgelöscht. Die Ausstellung dauerte sieben Tage, wobei es sich von selbst versteht, dass dieses und das folgende nicht von der stillen Leiche des gemeinen Mannes, vom Funus tacitum, sondern vom solennen Leichenbegängniss angesehener Personen, vom Funus indictivum oder publicum gilt, zu welchem das Volk durch den Herold eingeladen wurde.

Der von Designatoren und schwarz gekleideten Lictoren geordnete Zug wurde durch zehn Tibicines eröffnet, deren durch die zwölf Tafeln beschränkte Anzahl nichtsdestoweniger von Tuba- und Hornbläsern unterstützt werden konnte.

Ihnen folgten die gedungenen oder vielmehr vom Libitinarius gestellten Klageweiber, Præficæ, die das Klagelied, Naenia, sangen. Dann kam eine Schaar von Mimen, deren einer, der Archimimus, den Verstorbenen selbst nach Gestalt, Tracht, Haltung, kurz nach seinem ganzen Wesen spielte, wobei es mitunter sehr scurril herging, wie denn bei Vespasian's Leiche der Darsteller der Hauptperson, «ganz Vespasian», nach den Kosten des Spectakels fragte und entsetzt über die hohe Summe ausrief, sie sollten ihm hundert Sestertien geben und ihn in die Tiber werfen. Ohnehin war diese Maske nicht bloss von tragischen Schauspielern, die ernste Dichterstellen recitirten, sondern auch von Tänzern und Histrionen umgeben, die das Volk mit Possenreiserei belustigten. Aehnlich wie der Todte wurden auch seine verstorbenen Vorfahren (Imagines Majorum) durch Masken dargestellt und machten so den Zug zu Wagen oder zu Fusse mit. Unter Umständen wurde diese Pompa zur förmlichen Pompa triumphalis mit Abbildungen eroberter Städte, Spolien u. s. f., die von Lictoren mit gesenkten Fascen begleitet waren. Nun erschien das Funus im engeren Sinn des Worts, die Leiche selbst, etwas aufgerichtet auf dem Paradebette liegend, das auf dem Traggestelle (Feretrum) ruhte und in ausgezeichneten Fällen von Senatoren, Rittern, angesehenen Bürgern, in der Regel wahrscheinlich meist von Freunden, auch von Freigelassenen des Verstorbenen, getragen wurde. Hinter der Leiche gingen Verwandte, Erben, Freunde, Freigelassene und zuletzt das ganze freiwillige Geleite, das einem solchen Zuge zu folgen pflegt, in schwarzen oder aschgrauen Kleidern.

Auf dem Forum, wohin der Zug ging, wurde die Leiche vor den Rostren niedergesetzt, und die Ahnen nahmen auf curulischen Sesseln Platz. Ein Verwandter oder Freund, nach Umständen auch ein Staatsredner, bestieg die Rednerbühne und hielt die Leichenrede, Laudatio funebris, in welcher nicht bloss der Verstorbene, sondern auch alle seine anwesenden Vorfahren ihre Verdienste zu hören bekamen. Cicero und Livius erklärten diese Leichenreden für Quellen der der römischen Geschichte anhaftenden Verfälschungen. Auch den Frauen war nach dem gallischen Kriege, worin sie ihren Schmuck hergegeben, die Ehre der Leichenrede zuerkannt worden. Zu Cicero's Zeiten wusste man nichts mehr davon, aber seit Cäsar kam die Sitte wieder auf.

Nun ging es zur Bestattung. Der Holzstoss, falls nämlich verbrannt wurde, wird wohl in den meisten Fällen bei dem Grabmal errichtet worden sein, das sich entweder auf einem Landgute des Verstorbenen, oder an einer der grossen Landstrassen auf eigenem Grundstücke befand. Die Leiche wurde sammt dem Bette auf den oft ungeheuren, von Cypressen umgebenen Scheiterhaufen gehoben, und zwar mit wieder geöffneten Augen, die man nach dem Tode zugedrückt hatte. Von allen Seiten warf man Munera, nämlich Kränze, abgeschnittene Haarlocken, Schmuck zu der Leiche hinauf, Odores und Liquores wurden über dem aus brennbarem rohem Holze gezimmerten Scheiterhaufen ausgeschüttet. Abermals erhob sich die Todtenklage, während welcher die nächsten Verwandten mit Fackeln, das Gesicht abwendend, das Gerüste in Flammen setzten. Wenn es niedergebrannt war, wurde die glühende Asche mit Wein gelöscht. Dann sammelten die Nächsten die übriggebliebenen Gebeine in ihre Gewänder, besprengten sie mit Milch und Wein, trockneten sie wieder und legten sie in die Urne, die hierauf mit Salbfläschchen u. s. f. in der Grabkammer beigesetzt wurde. Nachdem der Todte den letzten Abschiedsgruss empfangen («Have anima candida, æternum vale, terra tibi levis sit, molliter cubent ossa» etc.) wurde die Versammlung durch Besprengen mit Weihwasser gereinigt, und mit der Formel «Ilicet» entlassen.

Fig. 22. Archemoros, dessen früher Tod den Sieben gegen Theben ihr eigenes Schicksal weissagte, liegt in ein langes Gewand eingehüllt auf dem geschmückten Todtenlager, unter welchem der Krug zur Reinigung des Leichnams steht. Eine verschleierte Frau, vermuthlich seine Wärterin Hypsipyle, setzt ihm einen Kranz auf. Eine Andere hält einen Sonnenschirm über sein Haupt, was so gedeutet wird, dass die Bestattung im Sonnenlichte stattfinden müsse, sofern nächtliches Begräbniss, wie aus einer Stelle des Euripides geschlossen wird, für schimpflich gegolten habe. Indessen wurden die Leichen in Athen früh vor Sonnenaufgang ausgeführt. Der Erzieher des verstorbenen Knaben, als Paidagogos bezeichnet, bringt eine Leier, die dem Zögling gehört haben mag, herbei, um sie ihm ins Grab mitzugeben. Weiterhin werden Opfergaben auf Opfertischen herbeigetragen.

Fig. 23, von einer athenischen Vase, gibt uns ein echtes Bild der oben beschriebenen griechischen Todtenausstellung (Prothesis), wobei die Weiber wehklagend das Leichenbette umstehen. Der Todte ist mit Eppich bekränzt, übrigens nicht, wie man gewöhnlich liest, in ein weisses, sondern in ein buntes Gewand gehüllt.

Fig. 24. Relief von einem Grabmal in Pompeji, zeigt eine Frau, die das Gerippe eines auf einer Steinmasse liegenden Kindergerippes mit einer Binde schmückt. Kinder waren diejenigen Todten, die man vorzugsweise begrub, und die noch keine Zähne hatten, wurden überhaupt nie verbrannt. Aus den Steintrümmern hat man übrigens geschlossen, dass das Bild auf das Erdbeben vom Jahr 63 zu beziehen sei. Die Tracht der Frau hat sich, wie Mazois bemerkt, bis heute in der Gegend erhalten.

Fig. 25. Etruskisch. Der Todte liegt auf dem Leichen- und Leiterwagen, wo ein männliches und ein weibliches Wesen, vermuthlich Sohn und Tochter, klagend bei ihm sitzen. Vor dem Wagen bewegen sich Klageweiber bei den Maulthieren, die auf eine mit Grün geschmückte Grabthüre zuschreiten. Dem Wagen folgen ein klagender Greis und ein Musikant mit der Doppelflöte.

Fig. 26. Die Aufschrift «Antinoi Adr. Cæs. consecratio», die sich über gegenwärtigem Marmorfragmente befindet, würde die Beziehung des Bildes auf Kaiser Hadrian und seinen vergöttlichten Liebling Antinous ausser Zweifel setzen, wenn man sie für echt halten könnte. Sie scheint aber ein Werk späterer Erklärung zu sein, und die bekannten Züge jener beiden historischen Personen sind weder an dem Todten noch an der leidtragenden Hauptfigur zu erblicken. Man wird daher an eine mythologische Handlung denken müssen, bei welcher der römische Harnisch eine ähnliche Rolle spielt, wie bei den Dioskuren von Monte Cavallo, und am nächsten bietet sich zur Erklärung die Leichenfeier des Meleager. Der Wehklagende im Harnisch wäre sonach als sein Vater Oeneus und die verzweifelnde Frau, deren Ausbrüche eine andere zurückzuhalten sucht, als seine Gemahlin Kleopatra zu betrachten.

Fig. 27. Auf dem vollständigen Vasenbilde sieht man Herakles, von Nike geführt und von Zeus erwartet, dem Olymp zufahren. Was auf dem untern Theile des Bildes hier zu sehen, ist sein Rumpf in Mitte des brennenden Scheiterhaufens, in welchen eine Nymphe ihr Gefäss ausgiesst.

Fig. 28. Zoëga fasst diese Darstellung als «Ehegatten zu Tisch», obgleich er die sepulcrale Bedeutung des Basreliefs nicht verkennt. Der auf dem Canapee

liegende Mann sei der Ehemann, das sitzende Weib dagegen seine Gemahlin. Die vier stehenden Figürchen erklärt er für Sklavinnen (vielleicht eher die Töchter des Verstorbenen?); mit dem Pferde und dem Eichenzweig weiss er wenig anzufangen. «Man möchte sagen, der Verstorbene sei Soldat gewesen und habe vielleicht mit Beistand desselben Pferdes, das man beiseit sieht, das Leben eines Bürgers gerettet, weswegen er, statt der verdienten und vielleicht nicht erhaltenen Krone, sein Vergnügen darein gesetzt, einen Eichenzweig bei seinem Bett aufzustecken.» Das so häufig vorkommende Pferd ist einfaches Bild eines Abschieds, einer Reise ohne weitere Bezeichnung des unbekannten Ortes, wohin sie gerichtet ist. (O. Müller's Handb. § [illegible]31.) Der Hund hat wohl dieselbe Bedeutung wie bei den mittelalterlichen Grabsteinen, d. h. der Treue, auch knüpfen sich wohl noch unterweltliche Beziehungen an das Symbol.

**Fig. 29.** Der noch träumende Verstorbene, dessen Seelenzusand der neben ihm sitzende Genius repräsentirt, wird durch andere Genien mit Fackeln und Musik vollends erweckt, um die elysischen Früchte, die sie in Körbe sammeln, zu geniessen. Unverständlich ist der Flügelknabe, der unter dem Baume vor einem brennenden Altare sitzt und eine Spindel darüber zu halten scheint. Gerhard erkennt hierin das Verbrennen des Lebensgespinnstes, welchem das völlige Erwachen und die Aufnahme unter die Seligen folgen soll.

**Fig. 30.** Eine Verstorbene auf dem Todtenlager. Zu beiden Seiten sitzen die vornehmsten Verwandten (Vater und Mutter?) in ihrem Leide, die andern stehen in den verschiedenen Acten der Todtenklage umher. Unter dem Lager ein Hund, der eine Schlange zwischen den Füssen hält.

**Fig. 31.** Neben einem mit einem Aufsatz von Akanthblättern geschmückten Grabpfeiler sitzt eine Trauernde, welcher auf beiden Seiten von Freundinnen auf grossen Körben Binden und Salbfläschchen gebracht werden.

**Fig. 32.** Zwei Frauen an einem in Form eines Altars errichteten Grabmal.

**Fig. 33.** Auch auf diesem grossen Bilde, das einen von Kriegs- und Jagdgenossen zum Scheiterhaufen begleiteten, von Weibern und Männern leidenschaftlich beklagten Helden darstellt, scheint die Bestattung Meleagers wiederzukehren. In der wehklagenden männlichen Gestalt in der Mitte des Bildes hätte man abermals Oeneus zu erkennen, und die Frau rechts, die sich das Schwert in die Brust stösst, wäre als Althäa zu erklären, die unnatürliche Mutter, die den Tod des Helden verschuldete und nach der einen Sage von Oeneus ermordet wurde, nach andern sich erhenkte oder erstach.

**Fig. 34.** Weibliche Gestalt mit Graburne.

**Fig. 35.** Aehnliche Ausstellung, wie Fig. 30.

**Fig. 36.** Relief von der Antoninssäule, stellt eine jener abgeschmackten Apotheosen oder Consecrationen dar, die Herodian beim Tode des Septimius Severus beschreibt. Nach der prachtvollen Bestattung des Kaisers beginnt eine neue Ceremonie. Man verfertigt ein möglichst ähnliches Wachsbild von ihm und legt es in Goldgewanden auf ein elfenbeinernes Lager, als ob es krank wäre, und demgemäss ist auch sein Aussehen bleich gebildet. Zur Linken sitzt der Senat in schwarzen Kleidern, zur Rechten trauern Matronen weiss gekleidet ohne Gold und Schmuck. So geht es sieben Tage lang, und täglich treten die Aerzte an das Lager, beschauen den Patienten und verkündigen, es werde schlimmer mit ihm. Endlich gilt er für gestorben und wird von den erlesensten Jünglingen senatorischen und ritterlichen Geschlechts durch die Via sacra aufs alte Forum getragen, wo auf einem Stufengerüstete edelgeborne Knaben und patricische Frauen Trauerhymnen auf den Verstorbenen singen. Dann trägt man das Lager auf das Marsfeld, wo ein ungeheures leuchtthurmartiges Gebäude von vielen Stockwerken sich erhebt, innen mit brennbaren Stoffen gefüllt, aussen von Gold, Elfenbein und kostbaren Malereien strotzend. Das Bette wird in das zweite Geschoss gebracht, wo Provinzen, Städte, Würdenträger etc. wetteifern, kostbares Räucherwerk, Salben, Oele und alle möglichen Arten von Liebesgaben darzubringen. Dann Reitertanz und Wagenlauf umher, worauf der Reichsnachfolger die Fackel ergreift und Alles ihm nach Feuer in das Gebäude wirft, von dessen oberster Spitze in diesem Augenblick ein Adler aufsteigt, die Seele des verstorbenen Fürsten gen Himmel zu führen. Dieser ist somit ein Gott geworden und erhält seine Tempel und Priester, wie die andern Götter. Die letzte Ausartung des alten Heroencultus, die Vespasian so beissend persiflirte, als er im Gefühl des nahenden Todes sagte: «Ich glaube, das Gottwerden fängt an.» — Das gegenwärtige Bild stellt Antonin und seine Gemahlin Faustina dar, wie sie durch einen Genius mit Himmelskugel und Schlange in der Hand vom Marsfelde, das häufig in der Figur mit dem Obelisken personificirt ist, und über der gegenüber sitzenden Roma empor getragen werden.

Fig. **27**. Die jüngere Faustina wird von einer Lichtgottheit aus den Flammen des Scheiterhaufens emporgetragen. Marc Aurel assistirt dieser von ihm angeordneten Apotheose. Die am Boden sitzende Figur ist vermuthlich eine Personification, wie die des vorhergehenden Bildes.

Fig. **28** ist eines jener athenischen Grabbilder, die wir früher schon berührt haben. Der trauernde Gatte nimmt Abschied von der Gattin, die sitzend im Grabe zurückbleibt.

Fig. **29**. Im Tempelchen mit jonischen Säulen sitzt ein Jüngling, ein Gefäss mit Früchten oder Samen haltend, die er auszustreuen scheint. Um den Tempel her zwei männliche und zwei weibliche Gestalten, die dem Todten den Zoll ihrer Verehrung darbringen. Die Gegenstände, die sie in Händen halten, scheinen Fruchtkorb, Kästchen, Spiegel, Kranz und Fächer zu sein. Dem Brauche des Todtencultus gemäss sind die männlichen Gestalten nackt, wie auch Alexander dem Hügel des Achilleus nahte. Aus dem Testament Epikur's kennt man die Sitte, die Opferspenden für den Verstorbenen und seine Vorfahren an seinem Geburtstage darzubringen und so diesen fortzufeiern, wie die Freunde ihn bei Lebzeiten des Abgeschiedenen begangen hatten.

Bilderquellen: Tafel XIX. Fig. 1. Panofka Mus. Blacas pl. 21. Fig. 2. Panofka, Bilder etc. 17. 3. Tischbein, Vasen etc. III, 35. Fig. 4. Stackelberg, Gräber etc. 29. Fig. 5. Tischbein, Vasen etc. III, 50. Fig. 6. 7. Ebendas. II, 26. Fig. 8. Ebds. I, 59. Fig. 9. Ebds. I, 58. Fig. 10. Mus. Gregor. II, 11. 2a. Fig. 11. Panofka, Bilder etc. t. 18, 6. Fig. 12. Winckelmann, Monum. ined. 31. Fig. 13. Montfaucon, l'Antiquité expl. Fig. 14. Ebends. Fig. 15. Gerhard, Etrus. u. Camp. Vasen etc. T. 30. Fig. 16. Dubois Maisonneuve, Introduction etc. pl. 54, 1. Fig. 17. Montfaucon, l'Ant. expl. Fig. 18. Ebds. Fig. 19. Ebds. Fig. 20. Millin, Gal. Myth. 32. nr. 106. Fig. 21. Combe, Terracott. in the brit. Mus. pl. 12, 20. Fig. 22. Gerhard, Archemoros u. die Hesperiden. Fig. 23. Monum. ined. dell' Inst. III, 60. Fig. 24. Smith 442. Fig. 25. Micali, Atlas t. 96, 1. Fig. 26. Gerhard, Archäolog. Zeitung 1850, Taf. 20. Fig. 27. Gerhard, Antike Bildwerke, Taf. 80. Fig. 28. Zoëga, Bassiril.

Fig. 29. Gerhard, Arch. Ztg. 1850, 20. Fig. 30. Bartoli, Admiranda Roman. etc. 72. Fig. 31. Raoul Rochette, Peint. ant. ined. Fig. 32. Hope, Costume etc. II, 206. Fig. 33. Bartoli, Admiranda Roman. etc. t. 70, 71. Fig. 34. Hope, Costume etc. I, 119. Fig. 35. Clarac, Mus. de Sculpt. etc. pl. 154. n. 332. Fig. 36. Mus. Pio-Clement. V, 29. Fig. 37. Bartoli, Admiranda Roman. etc. t. 36. Fig. 38. Clarac, Mus. de Sculpt. etc. pl. 154 nr. 275. Fig. 39. Millin, Peint. de Vases etc. II, 32.

## 17. Schlussbemerkungen. Nachtrag zu Taf. I—III.

Auf dem Gebiete, von welchem wir vorläufig hier scheiden, ist die Masse des Wissenswerthen so gross, dass der Versuch, auch nur über den sichern Besitz in seiner Gesammtheit Buch führen zu wollen, den uns gesteckten Raum weit überschreiten würde, und jenseits der Grenzen des Gewussten liegt überdies der noch nicht abgeschlossenen Wissenschaft ein unübersehbares Feld zum Erforschen vor, so dass auch die grösste Ausführlichkeit auf den Anspruch verzichten müsste, das ganze Gebiet vollständig zu beherrschen. Wir haben uns daher die anspruchslose Aufgabe gestellt, durch Vorüberführen einzelner Lebensbilder, durch Auffrischen von Begebenheiten, Verhältnissen und Bezügen aus den verschiedenen Jahrhunderten der alten Geschichte, je nachdem eben unsere Bildertafeln Veranlassung dazu boten, sowie durch Hinweisung auf die Kunstdenkmäler, womit sie so reichlich ausgestattet sind, den Leser anzuregen, und wo möglich zu selbstständiger Beschäftigung mit diesen geistbelebenden Gegenständen des Wissenstriebes zu reizen.

Gerade zu diesem Zwecke ist vielleicht der »Laie« geeigneter, dem Laien, dessen Bedürfnisse er kennt, eine Anleitung zu geben, die diesen in den Stand setzt, im raschen, lebhaften Ueberblicke die Punkte sich auszuwählen, an welchen er sich zum eigenen Eindringen in ein volleres Wissen eingeladen fühlen mag. Gelehrsamkeit ist es nicht, worauf diese Erläuterungen Anspruch machen, aber einige Belesenheit in alten und neuen Schriften wird man ihnen zugestehen und die Ergebnisse derselben zu einer in so weit umrissenen Andeutung eines geistigen Ganzen zusammengestellt finden, dass die Arbeit nicht als blosse Compilation erscheinen wird.

Im ersten Abschnitt, wo die Entwicklung der Tempelbauformen im Anschluss an die hergebrachte Lehre dargestellt ist, hätte S. 6 der Streit über den Hypäthros nicht unerwähnt bleiben sollen. Die Lehre vom Hypäthraltempel ist in die Wissenschaft durch Vitruv gekommen, der von dergleichen Tempeln in Griechenland spricht, mit dem Beisatze, in Rom gebe es keine. Hiegegen hat der gelehrte Archäolog Ross mit grossem Nachdruck und mit beträchtlichem Erfolge ausgeführt, dass Vitruv, obendrein in sehr unklarer Weise, bloss von unvollendeten Tempeln spreche, und dass keine der vielen Abbildungen antiker Tempel auf Münzen oder in Marmor einen Dachausschnitt zeige, so wie auch die ganze alte Literatur nirgends einen Halt für diese den Tempelbildern so verderbliche Oeffnung ergebe. Hienach würde die innere obere Säulenstellung bloss zum Tragen des Daches gedient und das Götterbild in der Cella sein Licht einzig von der Tempelthüre, die nach Osten gerichtet war, empfangen haben. Bei Pausanias kommen freilich Hypäthraltempel in Menge vor, aber nur solche, denen das Dach vor Alter eingefallen ist. Dagegen hat er eine Stelle, wo sich eine Wundersage zur Vertheidigung des Hypäthros dienlich erweist. Es ist die schöne Erzählung vom Urtheil des Zeus über die Olympische Statue von Phidias. Der Künstler bittet nach Vollendung des Bildes den Gott, ihm anzuzeigen, ob das Werk nach seinem Sinne sei, worauf alsbald zum Zeichen der Bejahung ein Blitz vor ihm in den Boden schlägt. Die Stelle wurde noch zur Zeit des Periegeten gezeigt, und aus seinem Wortlaut ergibt sich deutlich, dass er sie innerhalb des Tempels im Fussboden sah. Nun muss zwar die Kunstlegende auf sich beruhen bleiben, aber der Gläubigkeit des Pausanias und der Fremdenführer, denen er nacherzählt, ist viel aufgebürdet, wenn das Wunder bei völlig geschlossenem Dache stattgefunden haben soll, in welchem Falle es nicht wohl ohne erhebliche Beschädigung des Tempels abgelaufen wäre.

Ebendaselbst hätte auch noch angeführt werden sollen, dass der Theseustempel, gleichfalls nach dem Vorgang von Ross, in einen Tempel des Ares umgewandelt worden ist. Auch hier genügt es, die Streitfrage als eine der Bewegungen innerhalb der noch immer im Fluss befindlichen Wissenschaft zu verzeichnen. Bei Pausanias übrigens ist der zu Kimon's Zeit erbaute Theseustempel offenbar einem älteren Heiligthume des Heros zugesellt, und dieses liegt neben dem ptolemäischen Gymnasion, dessen Lage ja als gesichert angesehen wird.

Hinsichtlich der für die Erläuterungen zum Bilderatlas der Weltgeschichte gewählten, an sich gar nicht unwillkommenen lateinischen Schrift bedauert der Verfasser, nicht gleich auf dem ersten Bogen der von ihm übernommenen zweiten Abtheilung einige Vorkehrungen getroffen zu haben, die ihm später anzuwenden die Consequenz verbot. Hätte er von Anfang an das Lateinische mit liegender Schrift gegeben und im Deutschen die Buchstaben ſs (ß) und ss (ſſ) unterschieden, so wäre fühlbaren Uebelständen vorgebeugt gewesen.

Endlich ist noch eines Theils der Baurisse, so wie der Trachten, Geräthschaften etc. zu gedenken, die sich auf den vordern Tafeln dieser Abtheilung zusammengestellt finden. Diese Gegenstände, die eine Besprechung nach Art der von uns gegebenen Abschnitte nicht zugelassen haben würden, sind in andern Werken, welche mehr die einzelnen technischen Formen des antiken Lebens zum Vorwurf haben, ausführlich besprochen, und da die verschiedenen Unternehmungen, die sich der Darstellung des classischen Alterthums gewidmet haben, einander nicht ausschliessen, sondern ergänzen sollen, so haben wir es für angemessen erachtet, uns zu diesen Tafeln mit dem hier nachfolgenden Verzeichnisse des Herausgebers zu begnügen, das dem Leser jede einfache Frage ausreichend beantwortet und ihm hiedurch zugleich die Mittel bietet, sich des Näheren in den betreffenden Fachwerken zu unterrichten.

# Nachtrag.

## (Taf. I—III.)

### Tafel I.

Der Inhalt dieser Tafel ist in den Abschnitten über Cultus, Theater, Musik, Gymnastik, Circus und Amphitheater, auf welche hiemit verwiesen wird, beinahe vollständig abgehandelt, so dass nur noch Fig. **105** übrig bleibt. Es ist der Versuch eines Grundrisses, der das Hauptforum von Pompeji darstellt, länglich viereckig, umgeben zunächst von einer Colonnade, dann von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, wie auch die grossen Foren Roms, nur in unendlich grösserem Masse, eingerichtet waren.

### Tafel II.

Fig. **1**. Aufriss und Durchschnitt der Basilika von Verona. Hauptumgebung der Foren waren jene Gerichts- und Geschäftshallen, die, nach der königlichen Stoa von Athen, wo der Archon Basileus Gericht hielt, benannt, nachher zur Zeit Konstantin's den christlichen Kirchen Form und Namen gaben.

Fig. **2** und **3**. Strigeln. S. Gymnastik.

Fig. **4**. Marke für die Getreidespenden. Vgl. Fig. **8**.

Fig. **5**. Grundriss der Basilika von Pompeji.

Fig. **6**. Der curulische Ehrensessel der höheren Magistratspersonen, früher von Elfenbein, später von Metall oder Marmor, mit beibehaltener alteinfacher sägebockartiger Form.

**7**. Ovile, Einrichtung zum Abstimmen, vom Humor des öffentlichen Lebens nach der Einzäunung der Schafe so genannt. Es war ursprünglich ein mit einem Geländer umgebener Platz auf dem Marsfelde, später ein grosses steinernes Gebäude, welches das ganze Volk fasste, mit Abtheilungen für die Tribus, Centurien und Classen. Aus den Abtheilungen führten Brücken, über welche, wie man es hier auf einer Münze von Nerva sieht, die Votanten herausgingen, um ihr Stimmtäfelchen in die Cista zu legen.

**8**. Largitio, Austheilung der Marken, durch welche die ärmeren Bürger auf ein bestimmtes Quantum Getreide (später Brod), auch Wein, Geld u. dgl. angewiesen werden. Relief vom Konstantinsbogen

**9**. Urne, als Wassergefäss, aber auch als Stimmurne gebraucht.

**10**. Die Rednerbühne auf dem römischen Forum, mit den berühmten Schiffsschnäbeln geschmückt, nach einer Münze der Gens Lollia, die ein Mitglied mit dem Beinamen Palicanus zählte.

Fig. **11**. Wieder Darstellung einer Largition auf einer Münze des Nerva, der auf der Tribüne thront, während die Empfänger Mann für Mann, zu Vermeidung von Unordnungen, die Stufen hinaufsteigen und ihre Marken vorzeigen, um das Angewiesene in Empfang zu nehmen. Stiegenbrod wurde solches Brod genannt.

Fig. **12**. Stadtthor von Verona.

Fig. **13**. Cista, Korb, worein bei den Comitien die Stimmtäfelchen geworfen werden.

Fig. **14**. Ampulla zur Aufbewahrung von Oel, Salbe, Schminke u. dgl.

Fig. **15**. Cancelli, Schranken, bei den verschiedensten öffentlichen Handlungen nothwendig, woher auch unser Ausdruck «Kanzlei» stammt. Im engeren Sinne hiessen die einzelnen Stimmabtheilungen der Comitien so.

Fig. **16**. Grundriss des Herculaner Thors von Pompeji.

Fig. **17—19**. Pompejanische Bäder. S. den vorletzten Abschnitt.

Fig. **20**. Versuch eines Grundrisses der Thermen Caracalla's.

Fig. **21**. Die Fasces des Lictors nebst dem Beile.

Fig. **22**. Grundriss der Thermen von Pompeji.

Fig. **23**. Abschnitt eines über den Bogen wegstreichenden Canals einer Wasserleitung.

Fig. **24**. Badesitz, wie sie in den kaiserlichen Thermen, und von Marmor, zu Tausenden angebracht waren.

Fig. **25**. Bisellium, d. i. doppelter Ehrensessel für Eine Person. Vergl. S. 30.

Fig. **26**. Castellum, castellartiges Gebäude von grösserem oder kleinerem Massstab, das an der Wasserleitung als Reservoir dient, von wo aus das Wasser nach den verschiedenen Seiten in der Stadt weiter geleitet wird. Agrippa baute bei einer Wiederherstellung der römischen Wasserleitungen 130 solcher Behälter, mit Säulen und marmornen und broncenen Statuen geschmückt.

Fig. **27**. Herold, der die Trompete bläst.

Fig. **28**. Hahn einer Wasserleitung, zu Capri im Palaste des Tiberius gefunden.

Fig. **29**. Schöpfbrunnen, desgleichen es noch heute gibt, nach einem pompejanischen Gemälde, das eine ägyptische Landschaft darstellt.

Fig. **30**, **31**. Metallene Instrumente, die in den Bädern statt der Glocken gebraucht wurden.

Fig. **32**, **33**. Peitschen, die erstere wahrscheinlich Sklavenzüchtigungsinstrument, nach einem in Herculanum gefundenen Exemplar abgebildet, die zweite nach einem Relief, das die Göttin Kybele nebst mehreren zu ihrem Cult gehörigen Gegenständen darstellt, worunter die Geissel, mit welcher ihre Priester dem Mittelalter ein heftig nachgeahmtes Vorbild gaben.

Fig. **34**. Bronzener Hahn einer Wasserleitung von Pompeji, dessen elegantes Aussehen die Angabe des Seneca, dass selbst in geringeren Bädern zu Rom die Hähne von Silber seien, desto glaublicher macht.

Fig. **35**. Theil einer Wasserleitung, deren unbedeckten Canal man oben sieht.

Fig. **36**. Ziehbrunnen mit Schöpfrad, von einem Sarkophag.

Fig. **37**. Piscina, Theil einer Wasserleitung, worin das Wasser ausruht, um sich zu reinigen.

Fig. **38**. Strasse von Pompeji mit Trottoir.

Fig. **39**. Römisches Gefängniss. Vergl. Fig. **45**.

Fig. **40**. Abzugscanäle (Emissarien), die das Gossenwasser unterirdisch aus der Stadt entfernten. Von Pompeji.

Fig. **41**, **42**. Pompejanische Bäder. S. den vorletzten Abschnitt.

Fig. **43**. Brücke bei Rimini (Ariminum), die durch ihre Inschrift jetzt noch erzählt, dass sie von August begonnen und von Tiberius vollendet wurde.

Fig. **44**. Stadtmauer von Rom, mit Gang, Bogen und Thürmen.

Fig. **45**. Tullianum, das dem König Servius Tullius zugeschriebene unterirdische Verliess im mamertinischen Gefängniss, worin u. A. die Genossen Catilina's hingerichtet wurden.

Fig. **46**. Brunnen in Pompeji. Der gewölbte Bau dahinter ist das Brunnenhaus (Castellum).

Fig. **47**. Mündung der Cloaca maxima in den Tiber.

Fig. **48**. Restaurirter Aufriss pompejanischer Läden (Tabernen), wie sie auf die Strasse gingen.

Fig. **49**. Brode von runder Form, wie sie in Pompeji gefunden worden.

Fig. **50**. Hängerahmen für Gemüse, Würste u. dergl., nach einem pompejanischen Kneipenbilde.

Fig. **51**. Kuchen, desgleichen verhärtet in einer Bäckerei zu Pompeji gefunden worden.

Fig. **52**. Grund- und Aufriss einer Olivenmühle, aus welcher die Oliven in die Presse kommen.

Fig. **53**. Peitsche, einem pompejanischen Gemälde entnommen.

Fig. **54**. Gebäckmodel, in Pompeji gefunden.

Fig. **55**. Zweirädriger Wagen mit gewölbtem Dach, nach einem etruskischen Wandgemälde.

Fig. **56**. Leichenwagen in Form eines Grabmals, nach einer Münze.

Fig. **57**. Joch für Zugvieh, von einem alten Relief.

Fig. **58**, **65**. Streitwagen, in welchen der Kämpfer und sein Wagenlenker von hinten traten, nach einem im Vatican aufbewahrten Exemplar von beiden Seiten abgebildet

Fig. **59**. Tragbalken, einer Vasendarstellung entnommen.

Fig. **60**. Marcellum (angeblich nach einem Räuber Marcellus, dessen Haus niedergerissen und zu einem Markt gemacht worden sei), eine Art Victualienmarkt, mit der Zeit zu einer Halle verschönert, die vermuthlich auf der hier abgebildeten Münze von Nero dargestellt sein soll.

Fig. **61**. Zeugpresse aus der Tuchwalke von Pompeji.

Fig. **62**. Schlägel, beim Weben gebraucht.

Fig. **63**. Griechischer Rennwagen.

Fig. **64**. Wagen nach einem Relief im Museum von Verona. Ueber seine Benennung «Epirhedium» wird gestritten.

Fig. **65**. S. Fig. **58**.

Fig. **66**. Ein Sieb.

Fig. **67**. Prachtwagen, nach einer Münze der Kaiserin Faustina.

Fig. **68**. Ein Reitsattel.

Fig. **69**. Leichtes Fuhrwerk, Cisium genannt, unsrem Cabriolet ähnlich, nach einem Relief auf dem Monument von Igel.

Fig. **70**. Mühle und Backofen von Pompeji.

Fig. **71**. Leiterwagen nach einem Gemälde von Pompeji.

Fig. **72**. Ohrlöffel, ebendaselbst gefunden.

Fig. **73**, Sonde, Fig. **74**, Zange, Fig. **75**, Pincette, Fig. **76**, Katheder, Fig. **77**, Kauter, im Hause eines pompejanischen Chirurgen gefunden.

Fig. **78**. Weberschiffchen.

Fig. 79. Plan eines römischen Weinkellers, der nebst seinen Fässern 1789 entdeckt wurde.

Fig. 80. Abbildung eines Stalls, der sich auf Sicilien befindet und in welchem man das einzige noch vorhandene Exemplar eines antiken Stalls erkennen will.

Fig. 81. Prachtwagen, wahrscheinlich von der Art, welche Carruca hiess und mit Erz, Elfenbein, Silber und Gold ausgelegt war. Der Name lebt in unserer Carosse fort.

Fig. 82. Eine Reihe Zellen in den Ruinen eines römischen Hauses, wie sie in Privathäusern als Schlafkammern für die Sklaven, in Wirthshäusern für Schlafgänger, in Bordellen für die Bewohnerinnen (Name und Preis über jeder Thüre) dienten.

Fig. 83. Isländischer Webstuhl von 1780, zur Vergegenwärtigung des antiken dienend, dessen Form er beibehalten hat.

Fig. 84. Bienenkorb, nach einem alten Relief bei Montfaucon.

Fig. 85. Mühle. Vgl. die früher besprochenen Mühlenbilder.

Fig. 86. Bidens, zweizahnige Hacke. Auf dem geschnittenen Steine, dem sie entnommen ist, befindet sie sich in den Händen Saturns, der als Bauer mit ihr arbeitet.

Fig. 87. Eine Axt.

Fig. 88. Hacke zum Aufhacken des Bodens, Capreolus genannt, auf dem Original in den Händen einer Person, die im Weinberg arbeitet.

Fig. 89. Ascia, für Zimmerleute.

Fig. 90. Gezahnte Sichel, in Aegypten herkömmlich, wurde beim Gebrauche aufwärts gehalten.

Fig. 91. Axt.

Fig. 92. Dolabra, im Garten- und Ackerbau, aber auch von Soldaten zum Palissadenbau und zum Angriff auf Mauern gleicherweise gebraucht.

Fig. 93. Plaustrum, zweirädriger Ochsenwagen.

Fig. 94. Falx, gewöhnliche Sense.

Fig. 95. Raster, Harke, als Haue, Rechen und Gabel dienend.

Fig. 96, 97. Scalprum, Meisel.

Fig. 98. Ascia, als Kelle verwendet.

Fig. 99. Scalprum als Instrument zum Lederschneiden.

Fig. 100. Scalprum als chirurgisches Instrument.

Fig. 101. Marra, gezahnte Haue zum Jäten.

Fig. 102. Traha, eine Art Schlitten zum Dreschen.

Fig. 103, 104. Zwei verschiedene Exemplare des Pfluges.

Fig. 105. Stimulus, Ochsenstachel.

Fig. 106. Malleus, Schmiedehammer.

Fig. 107. Forceps, Schmiedezange.

Fig. 108. Falx vinitoria, das Werkzeug des Winzers.

Fig. 109. Falx arboraria, Hape.

Fig. 110. Machaera, die kurze einschneidige Hiebwaffe, ohne Zweifel orientalischen Ursprungs.

Fig. 111. Sichelförmiges Schwert, wie Perseus auf Bildwerken eines führt.

Fig. 112. Erntesichel, zu Pompeji gefunden.

Fig. 113. Opfermesser, nach einem Relief am Grabmal eines Cultrarius.

Fig. 114. Schusterahle, dem Grabstein eines Schusters entnommen.

Fig. **115**, **116**. Zwei Sägen.

Fig. **117**. Hemicyclium, halbkreisförmige Sonnenuhr, in deren sphärischer Aushöhlung die Stundenlinien eingegraben sind, wurde in einer tusculanischen Ruine, die man für Cicero's Tusculanum hält, entdeckt.

Fig. **118**. Ambos, nach einem geschnittenen Stein.

Fig. **119**. Marcus, schwerer Schmiedehammer.

Fig. **120**. Flaschenzug.

Fig. **121**. Weinschlauch, nach einem pompejanischen Gemälde.

Fig. **122**. Fusus, Spindel.

Fig. **123**. Cavea, Drahtgestell, worüber der Tuchwalker die Stoffe zum Schwefeln hängt.

Fig. **124**. Colus, Rocken.

Fig. **125**, **126**. Aexte.

Fig. **127**. Ascia zum Gebrauch des Maurers.

Fig. **128**. Feldhacke.

Fig. **129**. Eine Form der Securis, Spitzhaue.

Fig. **130**. Forma, Münzstempel mit der Münze daneben.

Fig. **131**. Spindel nach einem pompejanischen Gemälde.

Fig. **132**. Perpendiculum, Loth, in vielen Exemplaren zu Pompeji gefunden, aber von Bronze und geschmackvoller als die heutigen gearbeitet.

Fig. **133**. Runcina, Tischlerhobel, einem Grabsteine zu Rastatt entnommen.

Fig. **134**. Bipalium, Schaufel mit Kreuz zum Drauftreten.

Fig. **135**. Amphora von einem Relief, das einem pompejanischen Weinhändler zum Schilde diente.

Fig. **136**. Amphora, wie man sie zum Aufbewahren des Weins aufrecht in die Erde einzugraben pflegte.

Fig. **137**. Sarculum, Hacke, in Feld und Garten, auch zum Ebnen des Sandes im Circus gebraucht.

Fig. **138**. Terebra, Bohrer.

Fig. **139**. Malleus, malleolus, hölzerner Hammer.

Fig. **140**. Pecten, der griechische Kteis, Webekamm, aus einem Grabe vom ägyptischen Theben.

Fig. **141**, **142**. S. **139**.

Fig. **143**. Forma, Schusterleisten.

Fig. **144**. Lapidarii, Steinhauer, ein Marmorstück und eine Säule bearbeitend, nach der vaticanischen Virgilshandschrift.

Fig. **145**. Calendarium, Kalender, nach einem zu Pompeji gefundenen Marmor, die Thierkreiszeichen, Monate und Tage nebst Angabe der Opferpflichten und Feldarbeiten enthaltend.

Fig. **146**. Trulla, Kelle, nebst andern Maurerwerkzeugen zu Pompeji gefunden.

Fig. **147**. Acisculus, Spitzhammer.

Fig. **148**. Martiolus, kleiner Hammer.

Fig. **149**. Mühle, von einem Pferd getrieben, das Scheuleder trägt.

Fig. **150**. Schleifmühle nach einem geschnittenen Stein.

Fig. **151**. Pedum, Hirtenstab.

Fig. **152**. Rallum, Werkzeug, die Erde vom Pfluge abzustossen.

Fig. **153**. Libella, Richtwage. Fig. **154**. Massstab von einem römischen Fuss, in Uncien und Digiti abgetheilt. Fig. **155**, **156**. Norma, Winkelmass.

Fig. **157—59.** Zirkel. Theils nach Grabmonumenten, theils in Natur zu Pompeji gefunden.

Fig. **160.** Scalprum, Federmesser. Fig. **161.** Tabella, Schreibtafel. Fig. **162.** Stilus, Schreibgriffel. Fig. **163.** Capsa, Schachtel zur Aufbewahrung der Bücherrollen. Fig. **164.** Graphium, angebliches Schreibinstrument. Fig. **165.** Dintenfass. Fig. **166.** Schriftrolle mit angehängtem Titel. Fig. **167.** Stilus, Griffel von Bronze. Fig. **168.** Feder, an der Trajans- und Antoninssäule vorkommend.

Fig. **169.** Arcula, hier Farbenschachtel eines Malers.

Fig. **170.** Aufgeschlagene Schriftrolle. Fig. **171.** Zusammengebundene Rollen, wie man sie in Herculanum gefunden hat. Fig. **172.** Schreibtäfelchen mit dem Oehr (Capitulum) durch welches Schleife und Tragschnur gezogen wurde.

Fig. **173.** Gemälde auf der Staffelei (griechisch Okribas).

Fig. **175, 177.** Kleine Schreibtäfelchen, Pugillares, weil man sie in die geballte Hand fassen konnte, oder von der Zahl der Blätter Diptycha und Triptycha genannt. Fig. **176.** Forulus, Bücherschrank.

Fig. **178.** Pictura in tabula, Gemälde auf Holz, durch Flügelthüren verschliessbar.

Fig. **179.** Schreibtafel. Fig. **180.** Doppeltes Dintenfass, vermuthlich für schwarze und rothe Dinte. Fig. **181.** Rollen im Scrinium, der grösseren Bücherkapsel. Fig. **182.** Rohrfeder. Fig. **183.** Gefalteter und gesiegelter Brief mit der Adresse: M. Lucretio Flam(ini) Martis Decurioni Pompei(ano), nach einem Gemälde im Hause des genannten Rathsherrn. Fig. **184.** Papiermesser. Fig. **185.** Schreibtafel. Fig. **186.** Capsa oder Scrinium. Fig. **187.** Fünfblättrige Schreibtafel (cerae quintuplices).

## Taf. III (erste Hälfte).

Helm, Kynea, Galea, Kranos, Cassis. Fig. **1** etc. Der Helm war ursprünglich eine Lederhaube, wie diejenige, mit welcher Diomedes Fig. **3** abgebildet ist. Die historische Zeit der Griechen kennt vornehmlich zwei Arten des ausgebildeten Helmes, den attischen mit kurzem Stirnschild und Seitenklappen, ungefähr wie Fig. **1** und **2**, und den peloponnesischen mit einem mit Augenlöchern versehenen Visier, das über das Gesicht herab oder zurückgeschoben werden konnte, wie Fig. **10, 11, 12** etc. Ziemlich dem attischen ähnlich ist der Helm des gemeinen römischen Soldaten, Fig. **16**, während ihn die höheren Offiziere mit Helmbüschen und anderen Verzierungen trugen, Fig. **18, 20** etc. Die Gladiatorenhelme, wie man sie in Pompeji gefunden hat, Fig. **17**, sind schon früher zur Sprache gekommen.

Der Panzer, Thorax, Lorica, vgl. Fig. **25** und den Fig. **51** und **64** von vorn und hinten dargestellten griechischen Krieger, im Gegensatz zu dem Römer Fig. **44**, bestand aus zwei Metallplatten, wovon die vordere oft mit getriebener Arbeit sehr schön geschmückt war, nach unten meist bei den Griechen gerade, bei den Römern rund zugeschnitten, oben durch Schulterblätter gehalten, unten durch den Schurz (Zoma) mit metallbesetzten Lederstreifen verlängert und häufig durch einen Gürtel, Cingulum, Fig. **69**, den man um die Lenden trug, verstärkt. Eine besondere Art ist die dem Körper angepasste aus Brust- und Rückenstück bestehende, Fig. **30**, die man in einem Grab zu Pästum gefunden hat. Eine andere Abart ist der Schuppenpanzer, von Orientalen, Sarmaten etc. getragen, mit Schuppen von Horn, die später in Metall und in Gestalt von Fisch- oder Schlangenschuppen nachgeahmt wurden, vgl. Fig. **41**, dann der linnene der Vorzeit, der auch in den griechischen und römischen Heeren dann und wann wieder aufkam.

Beinschienen, Knemiden, Ocreæ, sind in verschiedenen Formen Fig. **18**, **28**, **37**, **64** dargestellt. Armschienen, Fig. **32**, wurden von den Gladiatoren getragen.

Der grosse griechische Schild, Aspis, Clipeus, ist der runde argolische Fig. **33**, **61** etc., oder der eingeschnittene böotische. Wie er auf der Innenseite gehalten wurde, zeigt Fig. **54**. Auch im römischen Bürgerheere trug die erste Censusclasse anfangs den Clipeus, nachher aber kam bei dem Fussvolk allgemein das viereckige Scutum auf, während die Reiterei und die leichtbewaffneten Velites die kleine runde Parma, Parmula, trugen. Gladiatorenschilde, wie Fig. **67**, gibt es in verschiedenen mehr oder weniger prächtigen Formen.

Das griechische zweischneidige Schwert (Xiphos) zu Hieb und Stoss in seiner ältern Form gibt Fig. **35** zu erkennen. Es wurde zur Zeit der militärischen Reformen bedeutend verlängert. Auch das ältere römische Schwert war verhältnissmässig kurz, bis im zweiten punischen Kriege das ziemlich lange und wuchtige celtiberische, Fig. **22**, das die Griechen Spatha nannten, eingeführt wurde. Fig. **36** ist ein Dolch, Pugio.

Speer und Lanze in verschiedenen Formen s. Fig. **6**, **14**, **46**, **47**, **49**, **52**, **53**, **55**.

Bogen und Köcher, zu allen Zeiten mehr orientalisch als griechisch-römisch, s. Fig. **24**, **40**, **43**, **45**.

Streitäxte, eine vorherrschend barbarische Waffe, hier abgebildet Fig. **65**.

Die eiserne Keule Fig. **27**, die in einem Grabe zu Pästum gefunden wurde, mag wohl einem Barbaren der umwohnenden italienischen Völkerschaften abgenommen worden sein, da sie auf dem dabei befindlichen Grabgemälde von einem griechischen Krieger tropäenartig an der Lanze getragen wird.

Signa militaria, Feldzeichen, Fig. **30**, **31**, **34**, **58**, **59**, **60**, sind aus den älteren Römerzeiten nur von den Manipeln bekannt und bestanden aus Thierbildern, wobei der Adler vorherrschte. Durch Marius wurde dieser zum ausschliesslichen Feldzeichen der Legion erhoben; er sass auf einem höheren Spiess mit ausgebreiteten Flügeln, silbern, später golden, lorbeergeschmückt, auch Blitze in den Klauen haltend. Die Manipelfeldzeichen verblieben auch nach Aufhebung der Manipel bei den Cohorten, aber statt der Thiere kam eine Hand auf den Spiess, oder auch ein Kranz, oder eine Spitze mit runden Metallschilden darunter, worauf die Bilder des Mars, der Minerva, Bellona, des Kaisers etc. Auch kamen besondere Signa mit dem Bilde des Kaisers auf, wie eine unserer Abbildungen zeigt. Seit Hadrian wurden noch besondere Cohorten- und Centurienzeichen eingeführt, und zwar Drachen, Fig. **63**. Die Reiterei trug das Vexillum, auch Flammula genannt, s. das Reiterfähnchen Fig. **66**. Die Hauptfahne der christlichen Zeit war das Labarum, Fig. **19**, dessen Name, unbekannten Ursprungs, schon zur Zeit der Republik für Feldzeichen vorkommt, aber erst durch Konstantin zu der spätern grossen Bedeutung erhoben wurde. Es war ein auf langer Lanze befestigtes, allen andern Feldzeichen vorangehendes viereckiges Stück Seide, und darauf das bekannte Monogramm, das zugleich ein Kreuz und die Anfangsbuchstaben vom Namen Christus bildet, entweder dieses allein oder vom Bilde Christi oder auch von den Bildern des Kaisers und seines Hauses begleitet.

Fig. **15**. Elephant mit Thurm.

Fig. **21**. Agger, römische Verschanzung.

Fig. 22. Katapulte.

Fig. 37. Aries. Sturmbock.

Fig. 46. Tropæon, Siegesdenkmal, nach alter griechischer Sitte, die dann auch von den Römern angenommen wurde, auf dem Schlachtfelde errichtet, indem man die erbeuteten Waffen etc. an einem Baume aufhing, so dass das Ganze eine Art von menschlicher Gestalt erhielt. Die römischen Tropäen wurden übrigens in Rom selbst errichtet und sind an den Triumphbogen, auf Münzen etc. zahllos abgebildet zu sehen.

Fig. 57. Castra, römisches Lager für zwei Legionen Römer und Bundesgenossen berechnet und der Zeit des Polybius angehörig, nach dessen Angaben der Plan gezeichnet ist. 1 ist das Feldherrnzelt, umgeben zu beiden Seiten vom (2) Quästorium (Zelte und Magazine für den Quästor und sein Gefolge) und (3) dem Markte (Forum), von den Zelten der Elitecorps von (4) Reiterei und (5) Fussvolk, dann von ausserordentlicher (6) Cavallerie und (7) Infanterie nebst zwei Flügeln Auxiliarvölker, welche zusammen die hintere, und endlich (9) von den Tribunen, welche mit den auf beiden Flügeln befindlichen Präfecten der Bundesgenossen die vordere Reihe bilden. So bildet das Prätorium mit seinen Umgebungen die abgesonderte kleinere Hälfte des Lagers. Die grössere, ein gleichseitiges Viereck, durch die 100 Fuss breite Hauptstrasse, Via Principalis, von der kleineren geschieden, zerfällt in zwei Hälften, die die 50 Fuss breite Via Quintana quer durchschneidet. Ein anderer, der Länge nach sie durchschneidender Weg führt zur Porta decumana (A), die der Porta prætoria (B) gegenüber liegt. Entsprechend mündet die Principalstrasse in die beiden Principalthore (C, D), die dextra und sinistra heissen. Zu beiden Seiten des nach der Porta decumana führenden Weges campirt die römische Reiterei, auf diese folgen rechts und links die Triarier, dann die Principes, die Hastati, und auf beiden Flügeln, also ihren Präfecten gegenüber, Reiterei und Fussvolk der Bundesgenossen, gerade wie die Römer ihren Tribunen gegenüber lagern.

## Tafel III (zweite Hälfte).

Fig. 1. Griechische Särge von alter Form, aus Thon oder Ziegeln, Fig. 1 a. Eine griechische Grabsäule.

Fig. 2. Steinsarg mit Skelett, in den Katakomben zu Rom gefunden.

Fig. 3. Ossarium, zur Aufnahme der eigentlichen Graburne bestimmt und mit dieser in die Grabkammer (Ossuarium) gestellt. Der gegenwärtige Behälter, auf dem Capitol aufbewahrt, ist von besonderem historischem Interesse, da er laut seiner Aufschrift einst die Asche der Agrippina barg.

Fig. 5. Griechisch Trapeza, römisch Mensa, viereckiger liegender Grabstein.

Fig. 7. Einem Grabrelief entnommen, das eine weinende Frau darstellt, ist gegenwärtige Figur wahrscheinlich das Bild des Gegenstandes ihrer Trauer.

Fig. 11. Triclinium funebre, an der Gräberstrasse von Pompeji gelegen, ummauerter, oben offener Raum für die Todtenmahle. Die Wände sind mit Blumen und Thieren bemalt, die Bänke und der Tisch in der Mitte gemauert und mit Stucco überkleidet. Eine halbzerstörte runde Basis trug vermuthlich einen Opferaltar.

Fig. 14. Das früher beschriebene Consecrationsgerüste, nach einer Münze des Caracalla.

Fig. **17**. Sarg des Lucius Cornelius Scipio Barbatus, in dem 1780 entdeckten Familienbegräbniss der Scipionen gefunden. Ein merkwürdiges Denkmal auch der Kunst, die zu Rom im Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. blühte, der Fries mit Triglyphen und in den Metopen mit Rosetten geschmückt, darüber ein jonisches Gesims mit Zahnschnitten und am Deckel ein Rundstab mit Voluten zu beiden Seiten. Das Ganze ist aus Peperinstein. Ein Epitaph an der Seite hat alte Sprachformen vom höchsten Werth.

Fig. **19**. Cinerarium oder Ossuarium mit Nischen für die Urnen und einer grösseren in der Mitte für einen Sarkophag.

Fig. **21**. Graburne mit Asche, wie sie zu Pompeji gefunden worden.

Fig. **22**. Arca, Sarg, worin geringe Personen bestattet oder angesehene bis zur Bestattung aufbewahrt wurden.

Fig. **23**. Gräberstrasse von Pompeji, vor dem herculanischen Thore.

Fig. **24**. Grabmal Hadrian's, jetzt Engelsburg. Die Restauration ist zweifelhaft, worüber man das Nähere bei Bunsen in der Beschreibung Roms nachlesen mag.

Fig. **25**. Ustrinum, Verbrennungsstätte, auf einem Vorplatz vor den Gräbern gelegen.

Fig. **26**, **26**a. Cippus, kleine runde oder eckige Säule, häufig an Gräbern angebracht.

Fig. **26**. Eines der Gräber an dieser Strasse, ein Familiengrab mit Nischen und Urnen darin. Die freistehenden Urnen auf den Steinbänken, die einen geringeren Rang anzusprechen scheinen, mögen wohl Freigelassenen angehören, welche gleichfalls bei der Familie ihre letzte Ruhestätte fanden.

Fig. **27**. Grössere Grabkammer mit einer grossen Anzahl von kleinen Nischen, wegen der Aehnlichkeit mit einem Taubenschlage Columbarium genannt. Diese dienten als gemeinsame Begräbnisstätten der Armen, ähnlich den grossen Scheiterhaufen, worauf dieselben gemeinschaftlich verbrannt wurden, und man kaufte sich daselbst ein oder machte sich gegenseitig die Nische nebst der bescheidenen Urne, Olla, Fig. **28**, zum Geschenk.

Fig. **9**. Grundriss des wohlhabenderen griechischen Hauses der späteren Zeit, durchschnittlich genommen, und nach ziemlich allgemein vereinbarter Berichtigung der durch Vitruv angerichteten Verwirrung. Durch die von der Strasse hereinführende (1) Hausthüre tritt man in den (2) Thürenflur, Thyroreion, an welchem rechts die (3) Stallung und das (4) Pförtnerszimmer, links (5, 6) Gelasse zu beliebigen Zwecken stossen. Er öffnet sich nach einem (7) säulenumgebenen Hofe, Peristyl, Aule, in dessen Mitte 8 der Altar des hausväterlichen Zeus (Herkeios) steht und welcher zu beiden Seiten von der (9) Männerwohnung, Andronitis, bestehend in Empfangzimmer, Speisesaal, Bibliothekzimmer, Gastzimmer u. s. w., umgeben ist. Ein zweiter (11) Flur, Mesaulos genannt, weil zwischen zwei Höfen gelegen, führt (12) in den zweiten hinteren Peristyl, der den Mittelpunkt der Frauenwohnung, Gynäkonitis, bildet. Hier setzt man zunächst zu beiden Seiten (17) Küche, (18) Speisekammer und andere wirthschaftliche Räumlichkeiten, und auf der Rückseite, wo Pfeiler statt der Säulen zu einem weiteren (13) Vorplatze führen, drei diesen umgebende grosse Gemächer an, nämlich (15) das eheliche Schlafgemach, Thalamos, (16) einen Amphithalamos von unbekannter Bestimmung, und, ganz nach hinten abschliessend, (14) die weiblichen Arbeitssäle, worin die Hausfrau mit den Sklavinnen waltet. Wenn nun auf dieser Seite nicht etwa eine Thüre in den Garten führt oder ein solcher gar nicht vorhanden ist, so liegt die Andronitis wie ein Wachposten vor der Gynäkonitis, die hienach gleich einem Harem abgeschlossen ist. Die in jedem der beiden Höfe angebrachte Treppe, 10 und 18, wird als nach dem Obergeschosse (Hyperoon) führend gedacht, wofern nämlich eines vorhanden ist.

Fig. **19**. Grundriss des römischen Hauses. Durch die (1) Hausthüre, die an der Strasse oder bei Vornehmen hinter einem Vorplatz mit Porticus liegt, tritt man in den (2) Flur, Vestibulum. Auf dem Plane ist sodann 3 eine zweite innere Thüre, (4) eine innere Flur, Ostium, mit (5) der Wohnung des Pförtners, Ostiarius, angenommen, von wo man in das dem griechischen Peristyl entsprechende (6) Atrium gelange. Allein in dem langen und verwickelten Streite über das Atrium haben die überwiegenden Stimmen, wie es scheint, dargethan, dass dasselbe ein hinter dem Vestibulum gelegenes bedecktes Gemach, in grossen Häusern ein grosser Saal oft mit Seitenhallen (Alæ), war, und demgemäss hätte man die Stelle 4 mit Atrium zu bezeichnen. Dem Peristyl 6 dagegen würde der Name Cavum Aedium gebüren. Es ist ein von allen vier Seiten mit bedeckten Gängen eingeschlossener, in der Mitte offener Hof mit dem Impluvium. Um ihn herum hat man sich die Familienzimmer, Wirthschaftsgelasse etc. zu denken, die von Alters her das eigentliche Wohnhaus bilden und auf dem Plane mit 7, 9, 10 bezeichnet sind. Mit dem (11) Tablinum, ursprünglich ohne Zweifel Archiv, dann überhaupt Geschäftszimmer des Hausherrn, schliesst dieser Theil des Hauses ab. Nun folgt, in der Luxuszeit beim griechischen Geschmack geborgt, (13) ein zweites eigentliches Peristyl, von Speisesälen (Triclinien), Conversationssälen (Oeci, korinthisch, ägyptisch, kyzikenisch etc. von der Mode benannt) und ähnlichen Zwecken dienenden Exedren umgeben, denen man je nach dem Stande des Besitzers, Bibliothek- und Gemäldesäle, Badezimmer etc. beifügen mag. Dass es mehrstockige Häuser gab, ja dass sie in Rom bis zu 60 und 70 Fuss Höhe stiegen, ist bekannt. In Pompeji hat man bei der Ausgrabung nur in wenigen Zimmern des Obergeschosses den Fussboden noch nicht eingestürzt gefunden; da hier viele Gegenstände der Toilette und des weiblichen Putzes auf dem Boden lagen, so werden wahrscheinlich Schlafzimmer, besonders für den weiblichen Theil der Familie, da gewesen sein. Das einzige bis unter das Dach vollständige Haus, das aus dem Alterthum auf unsere Zeiten gekommen ist, wurde zu Herculanum ausgegraben; das Obergeschoss war aber so verkohlt und vom Erdbeben beschädigt, dass man es abtragen musste, jedoch nicht ohne vorher einen Grundriss und einen Aufriss im Durchschnitt genommen zu haben, der Fig. **20** wiedergegeben ist. Man unterscheidet hier das Cavädium (sonst Atrium genannt) mit vier und das Peristyl mit acht Säulen. Ersteres gehört zu der Ordnung, die man testudinatum nannte, weil es wie das Dach der Schildkröte geschlossen und vielleicht gewölbt war; bei dieser Ordnung senkte sich das Dach nach aussen und hatte keine Oeffnung für den Regen. Eine verwandte Ordnung war das Cavædium displuviatum, das den Regen gleichfalls nach aussen abführte, jedoch in der Mitte unbedeckt war. Die andern Arten sind das Cavædium tuscanicum, das älteste und einfachste, das tetrastylum und das corinthium. Alle drei haben das Dach nach innen geneigt, so dass der Regen durch die in der Mitte gelassene Oeffnung, Compluvium, in das entsprechende Bassin am Boden, Impluvium, fliesst. Das tuscische Cavædium nun hat ein bloss von Balken getragenes Dach, Fig. **17**; das viersäulige unterstützt die vier Punkte, auf welchem über den vier Ecken des Impluviums die beiden Nebenbalken auf den beiden Hauptbalken aufliegen, durch eben so viele Säulen, Fig. **18**; und wenn schon diese Art eine grössere Räumlichkeit zulässt, so wird bei der verwandten korinthischen, Fig. **30**, durch die erweiterte und vermehrte Säulenstellung die beliebig grösste Ausdehnung und Pracht erreicht. Sie nähert sich, wie schon der Name andeutet, dem griechischen Peristylion. Doch ist das römische Peristyl in der Regel grösser und schöner als das vordere Cavædium; sein Impluvium ist zu einem Bassin mit Springbrunnen, Piscina, erweitert und mit einer Anlage, Viridarium, geschmückt. Auch befindet sich die Hauskapelle daselbst. Vom Tablinum gibt Fig. **32** eine Anschauung; es ist das hintere Gemach, das man hinter dem Cavædium mit seinem Impluvium erblickt und dessen Säulen im Hintergrunde eine Aussicht ins Peristyl eröffnen, wohin ein Durchgang an der Seite des Tablinum oder auch Durchgänge an beiden Seiten desselben, Fauces, führen. Einen Theil eines pompejanischen Peristyls stellt Fig. **31** dar.

Ein pompejanischer Hausschlüssel gibt sich in Fig. **12** zu erkennen, eine andere Form in Fig. **25**. Fig. **13** trägt den Namen Clavis ebenfalls, aber uneigentlich, denn das Instrument dient den Kindern, um den Reif zu treiben. Fig. **16** ist ein Handgriff zum Oeffnen der Thüre, von Pompeji stammend, wo er in Bronze an einer Hausthüre gefunden wurde, Fig. **34** ein Nagelkopf, in Bronze oder Gold an der Füllung eines Portals verwendet. Fig. **8** endlich ist die an Ecken und Mauern häufig wiederkehrende Figur des Genius loci, welche, aus zwei an einem Altar sich emporringelnden Schlangen bestehend, mit oder ohne Beischrift — «Pueri, sacer est locus, extra meite!» «Duodecim etc. deos habeat iratos quisquis hic minxerit aut cacaverit!» — die Aufforderung ausspricht, den Ort nicht zu verunreinigen.

Fig. **4**. Jugum compluviatum, nach einem Gemälde aus dem Grabe der Nasonen. Man verband beim Weinbau zwei Pfähle durch ein Querholz zu einem Joch und dann wieder vier solcher Joche mit einem offenen Platze in der Mitte zu einer Art Peristyl.

Fig. **6**. Eremitage von Holz oder Steinen erbaut, mit Reben oder andern Schlingpflanzen bewachsen, ein kühler, schattiger Ort in der Umgebung einer Villa, zugleich zum Speisen oder Trinken eingerichtet.

Fig. **15**. Laube, nach einer Mosaik von Präneste.

Fig. **28**. Bescheidenes Landhaus, Casa, im Gegensatze zu der prunkenden Villa des Vornehmen, von Formen, wie sie noch im heutigen Italien gefunden werden. Menschen und Vieh sind auf diesem pompejanischen Landschaftsgemälde in bestem Behagen, obwohl nicht sehr künstlerisch gruppirt dargestellt.

Fig. **29**. Villa rustica, im Gegensatze zur Luxusvilla (urbana), einem heutigen Pächterhofe zu vergleichen. Hier hat der Villicus, der Verwalter des Gutsherrn, seine Wohnung, hier sind die Vorrathshäuser, die Ställe für das vierfüssige und das Federvieh. Der Hof hat auch den Namen Cohors, chors oder cors, woher das nachmalige romanische Corte kommen mag. Die gegenwärtige Abbildung ist der vaticanischen Miniaturenhandschrift des Virgil entnommen, welche humoristisch genug die Oekonomiegebäude des Palastes der Kirke, d. h. die Schweineställe, worin die verzauberten Gefährten des Odysseus eingesperrt sind, in Gestalt eines solchen römischen Villenhofes abgebildet hat.

## Tafel III a erste Hälfte.

Erstes Viertel, oben links:

Hauptbestandtheile der griechischen Männertracht sind das hemdartige Untergewand, Chiton, Fig. **15**, **19**, **22**, und der mantelartige Ueberwurf, Himation, Fig. **20**, **28** etc., dann die von Reitern und Jünglingen getragene, mit einer Spange über der rechten Schulter befestigte, mantelkragenartige Chlamys, Fig. **2**, **16**, **18** etc.

Kopfbedeckungen sind der aus der Darstellung des Hermes bekannte Petasos, Fig. **17**, die Kausia mit breiter Krämpe und niedrigem Kopf, Fig. **13**, die halbeiförmige, von Odysseus und den Dioskuren getragene Schiffermütze, Pilos, Fig. **10**, auch die phrygische Mütze, Fig. **3**.

Zweites Viertel, oben rechts:

Hauptbestandtheile der römischen Männertracht sind, dem Chiton und Himation entsprechend, die Tunica, Fig. **1**, **2**, **6**, **11**, **16**, **18**, **26**, **27**, **28** u. s. f., und die Toga, Fig. **13**, **14**, **15**, **24**, **29**, **37**. Die letztere ist nur durch Grossartigkeit und mächtigen Faltenwurf, aber auch Schwerfälligkeit von dem anliegenderen Himation unterschieden, das die Römer, zum Unterschied von der Toga, mit Pallium übersetzen, daher für die dem griechischen Theater entlehnten, auf griechischem Boden und in griechischem Costüm spielenden Stücke die Bezeichnung Comoedia oder Fabula palliata im Gegensatz zur togata, welche römische Stoffe behandelte. Im Kriege und bei priesterlichen Handlungen wurde die Toga von der älteren Zeit nach gabinischer Weise gegürtet (Cinctus gabinus), Fig. **13**; die spätere Zeit hatte dafür als Kriegstracht das leichtere, mehr der Chlamys ähnliche Sagum und Paludamentum, das wir auf den Kriegsbildern gesehen haben. Eine besondere Art der Toga ist die mit dem Purpurstreifen verbrämte Toga praetexta freigeborner Kinder und höherer Magistrate. Die mit Gold und Purpur gestickte Toga picta trug der Triumphator; in der Kaiserzeit wurde sie verbreiteter, wie denn Fig. **37** einem späten Consularbilde entnommen ist. Die Bezeichnung Amiculum gilt eben so wohl der Toga als einem leichteren Umwurfe, da der Römer mit «amicire» für männliche wie weibliche Tracht ungefähr dasselbe sagte, was wir unter «Toilette machen» verstehen. Den Gegensatz dazu bildet Indusium, Gewand, das man anzieht, Fig. **17**.

Eine bequemere Tracht ist die Paenula, Fig. **7**, **26**, **28**, **31**, **36**, mit einer Kapuze, die auch, unter dem Namen Cucullus, besonders getragen wurde, Fig. **35**, und die von den Galliern geborgte Lacerna, die aber unter den Kaisern sich zu einem Luxuskleide erhob. Der gleichen Spätzeit gehört die von den Dalmatiern entlehnte Dalmatica Fig. **19** an, die ganz so, wie sie hier nach den virgilischen Miniaturen gegeben ist, auf die christliche Kirche überging. Die Dalmatica Fig. **20** ist späten Ursprungs und gehört einer christlichen Märtyrerin an. Beide haben noch die Streifen, die schon bei der älteren Tracht durch Breite (laticlavia) oder Schmalheit (angusticlavia) den höheren Rang vom geringeren unterschieden.

Hirten-, Bauern- und Sklavenbekleidungen, Fig. **1**, **32**, **18**, **27** etc., Strohkappen, Filz- und Ledermützen, Fig. **22**, **3**, **5**. Die Handwerkertracht Exomis, Fig. **38**, werden wir im mythologischen Theile am Gotte Hephästos wieder finden.

Drittes Viertel, unten links:

Untergewand und Ueberwurf, ursprünglich Hemd und Mantel, sind auch die Grundbestandtheile der weiblichen Tracht, nur dass sie sich hier weiter ausgebildet haben. Das Untergewand der griechischen Frauen ist entweder der lange jonische, mit Ermeln versehene (Fig. **16**) oder der kurze dorische ermellose Chiton, Fig. **9**, **17**, **20** etc. Beide sind in der Regel gegürtet und zwar so, dass der heraufgenommene und über den Gürtel (Zone) fallende Chiton um die Hüfte einen Bausch (Kolpos) bildet, Fig. **9**, **17**, **30** etc. Ueber dem Chiton wird zuweilen das Diploïdion getragen, das bald wie ein Ueberschlag des Gewandes, Fig. **11**, bald ungegürtet mantillenartig, Fig. **23**, bald gegürtet wie eine kürzere oder längere Jacke, Fig. **4**, erscheint. Meist aber wird das Obergewand durch das Himation oder Epiblema gebildet, das gleich dem Himation der Männer umgeworfen wird, Fig. **23**, **30**, und hiebei verschiedene Formen, Fig. **6**, **7**, **22**, **27** etc., annehmen kann. In seiner grössten Ausdehnung, Fig. **10**, dient es auch, den Kopf und die ganze Gestalt wie eine Nonne einzuhüllen. Doch werden daneben besondere Schleiertücher getragen, wie Fig. **18** des folgenden Viertels zeigt. Ebenfalls Schleierhüllen, aber in der Wirkung das Gegentheil von diesen, sind die berüchtigten gazeartigen koischen Gewänder, Fig. **29**, von der Insel Kos so genannt, wo sie verfertigt wurden.

Die Kopftracht, Fig. **1**, **2**, **3**, **10**, **12**, **13**, **14**, **15**, **24**, **28**, erklärt sich grossentheils von selbst; freiwallend oder geflochten, gescheitelt oder zurückgestrichen, im Netz, im Haarsack, mit Bändern (Tänien) durchflochten, mit Tüchern (Mitren) umwunden oder bedeckt, sind die antiken Haartrachten an abwechselnder Manigfaltigkeit noch reicher als die modernen. Eine der häufigsten und schönsten Arten des Kopfschmuckes ist die in der Mitte sich erhebende Metallplatte über der Stirne, Fig. **3** etc., Stephane genannt, und unterschieden vom Stephanos, der als Krone rings breit umherläuft.

Viertes Viertel, unten rechts:

Das der römischen Frauentracht gewidmete Viertel enthält, z. B. in Fig. **1** bis **6**, **7** etc., noch Fortsetzungen der griechischen, mit welcher auch jene in mancher Entlehnung und Nachahmung zusammenfällt. In ältester Zeit sollen die römischen Frauen einerlei Tracht mit den Männern gehabt haben, nämlich die kurze, dem dorischen Chiton ähnliche Tunica und darüber eine eben so einfache mässige Toga; denn erst in den späteren Prunkzeiten schwoll diese zu dem bekannten Faltenungeheuer an. Mit dem Veralten dieser Tracht, die sich nur in den untern Classen erhielt, kam bei den Vornehmeren eine längere und reichere auf, die unter dem Namen Stola und Palla dem jonischen Chiton und Himation nachgebildet war. Jene ist eine lange Tunica mit Besatz, die, wenn sie, wie bei Fig. **1**, ungegürtet gerade niederfällt, recta heisst, mit dem griechischen Chiton orthostadios gleichbedeutend. Unter ihr wird eine Untertunica, ein eigentliches Hemde, Fig. **22**, über ihr oder auch nur über dem Hemde von jungen Mädchen ein leichtes Uebergewand nach Art einer Jacke oder Mantille, Fig. **19**, von Frauen aber die Palla getragen, Fig. **29**, **31** etc., die auf manchen Bildern sich sehr der Prachttoga der Männer nähert, auf andern den leichteren griechischen Ueberwürfen gleicht, und wahrscheinlich (wiewohl hierüber gestritten wird) nebst den kleineren Mäntelchen, wie Ricinium u. dgl., unter der allgemeinen Bezeichnung Amiculum verstanden wird. Zur vollständigen Tracht gehört noch der Schleier, Rica, Fig. **16**, **26**. Von den unzähligen Wechseln und Wandlungen der Mode können die wenigen auf beschränktem Raum zusammengestellten Bilder begreiflicher Weise keine Vorstellung geben.

Noch reicher an Manigfaltigkeit sind die Formen des Kopfputzes, von welchen hier eine ziemliche Anzahl gegeben ist, die sich bei der Anschauung selbst erklären. Trotz ihrer Menge verschwinden sie vor dem bekannten Worte Ovid's, dass man eben so gut die Eicheln einer grossen Eiche, die Bienen des Hybla oder das Wild in den Alpen, als die römischen Frisuren zählen könnte. Von historischem Interesse ist das Lockengebäude Fig. **10**, der Tutulus, der einst Amtstracht der Gemahlin des Flamen Dialis, der Flaminica, war, nachher aber allgemeiner in die Mode kam. Manche dieser Frisuren wird man, wie Fig. **28**, zu jenen Perrücken zu rechnen haben, die in der Kaiserzeit aus deutschen Haaren verfertigt wurden.

Am Schlusse der römischen Damengarderobe sind die Fussbekleidungen für alle vier Viertel untergebracht, die auch der griechischen und römischen und in beiden der männlichen und weiblichen Welt grossentheils gemeinsam waren. Auch hier herrscht die Mode in so buntem Wechsel, dass keine vollständige Verzeichnung möglich wäre; denn es werden gegen sechzig verschiedene Arten angegeben. Die Sandale, Fig. **17**, **35**, **39**, **40**, **41**, **46**, **48**, **50**, schreitet von dem einfachen Sohlenriemen durch allerlei mehr oder minder reich bebänderte Formen bis zu einer den Fuss umschliessenden schuhartigen Bekleidung fort, an welche sich sodann der wirkliche Schuh anreiht. Diese stattlichere Formen gesellen sich in Griechenland, im Gegensatz zu der häuslichen Sohlentracht, als unerlässliche Ergänzung eines schmucken Anzuges zur Ausgehtracht, und eben so verlangt in Rom die Schicklichkeit zur Toga den Calceus, Fig. **32**, **33**, **34**, **43**, **45**, der nach verschiedenen Moden und auch nach verschiedenen Rangstufen ausgeprägt vom einfachen Bundschuh zu eleganten und modernen Formen steigt. Den Schnabelschuh Fig. **51** werden wir unter den Götterbildern an der Juno Sospita wiederfinden. Hieran schliessen sich die Halb- und Schnürstiefel, Fig. **42**, **44**, **47**, zu welchen schon die Calceusformen Fig. **32** und **33** den Uebergang bilden. Innerhalb dieser Formen spielt der Soldatenstiefel Caliga, der einem der ersten römischen Kaiser den Namen gab.

## Tafel III b.

Fig. **1** und **2**. Monile, Halsband, nach pompejanischen Gemälden.

Fig. **3**. Halskette mit Schmuckgehänge.

Fig. **4**. Schmuckkästchen.

Fig. **5**. Schnalle.

Fig. **6**. Armspange.

Fig. **7**. Stephane, Kopfschmuck, s. oben.

Fig. **8**. Phalerae, Hals- oder Brustschmuck, hauptsächlich Militärdecoration

Fig. **9**. Eisen zum Lockenkräuseln.

Fig. **10**. Goldener Gürtel, gefunden in einem Grabe auf Ithaka (Stackelberg Gräber der Hellenen)

Fig. **11**. Elastischer goldener Fingerring in Gestalt einer gewundenen Schlange, gleichfalls von Ithaka. (Ebd.)

Fig. **12**. Ohrgehänge.

Fig. **13**. Dergleichen in Form eines Tropfens, woher die Benennung Stalagmium.

Fig. **14**. Fächer.

Fig. **15**. Haarnadel, crinalis, einfacher Art.

Fig. **16**. Elfenbeinerne Haarnadeln mit geschmackvollen Knöpfen, in Pompeji gefunden.

Fig. **17**. Aufsteckkamm.

Fig. **18**, **20**. Fingerringe.

Fig. **19**. Goldnes Ohrgehänge mit Haken, in Gestalt einer schwebenden, Doppelflöten haltenden Sirene. Ithaka.

Fig. **21**. Büchschen mit Stöpsel, bei andern Toilettegegenständen in Pompeji gefunden.

Fig. **22**. Ungewisser Schmuck, in einem Grabe gefunden.

Fig. **23**. Armschmuck, in einem Grab am Arm eines Skelets gefunden.

Fig. **24**. Perle in Birnform, von einem Ohrgehänge.

Fig. **25**. Spiegel, von einer nackten auf einer Schildkröte stehenden Figur getragen.

Fig. **26**, **27**. Abermals Haarnadeln.

Fig. **28**. Restaurirte Ansicht eines antiken Zimmers mit Tisch, Sitzen, Candelaber, Bücherkapsel, Bibliothek etc. (Hope, Costum of the Ancients.)

Fig. **29**. Aurea Bulla, Goldkapsel, dergleichen von edelgebornen römischen Kindern um den Hals hängend auf der Brust getragen wurde, wahrscheinlich ein Amulet enthaltend, da auch der triumphirende Imperator sie in ähnlichem Sinne trug. Sie wurde zugleich mit der Toga praetexta abgelegt und den Laren geweiht.

Fig. **30**. Armschmuck aus Goldfäden, ähnlich dem unter Fig. **23** abgebildeten.

Fig. **31**. Goldener Armring von elastischer Construction.

Fig. **32**. Silberne Schnalle von schmuckreicher Arbeit, in Herculaneum gefunden.

Fig. **33**. Elfenbeinernes Schminknäpfchen von Pompeji.

Fig. **34**. Handspiegel, dergleichen früher irrig für Pateren gehalten wurden.

Fig. **35**. Sessel mit Rück- und Armlehnen.

Fig. **36**, **37**. Kämme aus Bronze, von Pompeji. Ein nicht abgebildeter beinerner Kamm von dort gleicht völlig unsern engen Staubkämmen.

Fig. **38**. Zwei in Pompeji gefundene silberne Spiegel, der eine von der gewöhnlichen Form der alten Handspiegel, der andere durchaus der neueren Form gleichend.

Fig. **39**. Gläsernes Schminktöpfchen von Pompeji, worin noch Reste der Schminke zu erkennen.

Fig. **40**. Büchschen von Pompeji mit Stecknadeln, die übrigens erst neuerdings zur Bezeichnung des Gebrauchs eingelegt worden.

Fig. **41**. Abbildung eines Thrones, einem mythologischen Vasenbilde entnommen.

Fig. **42**. Klappschemel.

Fig. **43**. Sella curulis im zusammengeklappten Zustande.

Fig. **44**. Marmorthron.

Fig. **45**. Einfussiger Marmortisch von Pompeji, von einer uns Neueren sehr vertrauten Form.

Fig. **46**. Koffer, dergleichen bei den Griechen statt der Schränke gebräuchlich.

Fig. **47**. Frauensessel, nach einem mythologischen Gemälde von Pompeji

Fig. **48**. Sägbockartiger Klappstuhl, in Griechenland seit der frühesten Zeit üblich, auch die Form der römischen Sella curulis.

Fig. **49**. Bronzene Bank aus den Bädern von Pompeji.

Fig. **50**. Bronzener Dreifuss von Pompeji.

Fig. **51**. Bisellium, Ehrensitz, dessen Inhaber sich's für Zwei bequem machen kann.

Fig. **52**. Altar in Gestalt eines Dreifusses.

Fig. **53**. Schenktischchen mit Trinkgefässen.

Fig. **54**. Klappstuhl wie Fig. **48**, nur ohne die Thierhaut, die jenen als Polster deckt.

Fig. **55**. Delphica, nach dem delphischen Dreifusse benannter römischer Prunktisch, zum Aufstellen von Trinkgefässen u. dgl. gebraucht.

Fig. **56**. Sella curulis.

Fig. **57**. Lectus, Bett oder vielmehr Schlafsopha mit einer offenen Seite, Sponda, wo man der Höhe wegen mittelst eines Tabourets, Scamnum, einsteigt, und einer Rücklehne, Pluteus.

Fig. **58**. Dasselbe, mit Bettwerk ausgestattet.

Fig. **59**. Arca, Kasten, Koffer, Casse, gegenwärtiges Exemplar in Pompeji gefunden und für die Casse des Quästors erklärt.

Fig. **60**. Dreifuss mit Scharnieren zur Bewerkstelligung einer beliebigen Höhe.

Fig. **61**. Armstuhl, nach einem römischen Relief.

Fig. **62**, **66**, **67**. Candelaber mit Armstuhl und Dreifuss.

Fig. **63**. Lehnstuhl, seit den ältesen Zeiten gebräuchlich.

Fig. **64**. Thron aus Bronze.

Fig. **65**. Prachtvoller Marmortisch aus Pompeji.

Fig. **68**. Fragment eines eben daselbst gefundenen Tischfusses, in Gestalt einer kunstvoll gearbeiteten Sphinx.

Fig. **69**. Skyphos, Trinkgefäss der heroischen und aller späteren Zeiten, in Händen von Zechern, wie Nestor und Herakles, gedacht.

Fig. **70**. Karchesion, Trinkgefäss ältesten Ursprungs, wie der Kantharos, beide mit hoch aufsteigenden und tief herabgehenden Henkeln, aber jenes mehr gebaucht, dieser mehr pokalartig. Vgl. Fig. **90**.

Fig. **71**. Kylix, zweihenklige mit einem Fuss versehene Schale, das gewöhnliche Trinkgefäss der Symposien.

Fig. **72**. Oxybaphon, in gegenwärtiger Gestalt als Salatière zu bezeichnen und der Tryblion genannten Schüssel sich nähernd, gewöhnlicher aber kleineres Schüsselchen für Eingemachtes, daher auch als Trinkgefäss gebraucht.

Fig. **73**. Mehr dem Oxybaphon entsprechend.

Fig. **74**. Glasflasche.

Fig. **75**. Rhyton, Trinkhorn mit Oeffnung an dem gewöhnlich durch einen Thierkopf gebildeten unteren Ende.

Fig. **76**. Phiale (röm. Patera), flache Schale, unter anderem auch zum Auffangen des Weines gebraucht, den man aus dem Rhyton springen liess.

Fig. **77**. Aryballos, oben eng, nach unten sich erweiternd, nach der Beschreibung des Athenäos einem zusammengezogenen ledernen Beutel gleichend.

Fig. **78**. Eines der Giessgefässe verschiedenster Form und Grösse, die unter dem Namen Oinochoë bekannt sind.

Fig. **79**. Kotyle, grösseres Gefäss zum Schöpfen, aber auch zum Trinken. Eine kleinere Form, Kotyliskos, war bei den Mysterien gebräuchlich.

Fig. **80**. Der Form des Kantharos wohl am nächsten kommend.

Fig. **81**. Krater, worin der Wein gemischt wird, um, gewöhnlich mit dem Kyathos, für die Trinkgesellschaft ausgeschöpft zu werden. Die gegenwärtige Abbildung stellt ein Prachtexemplar aus Marmor vor.

Fig. **82**. Kyathos, auch Kyathis, Schöpfgefäss, von den Symposien hinlänglich bekannt.

Fig. **83**. Tryblion, Schüssel.

Fig. **84**. Oinochoë, vgl. Fig. **78**.

Fig. **85**. Kymbion, einfacher Trinkbecher ohne Henkel und Fuss.

Fig. **86**. Poculum, römisch.

Fig. **87**. Pelike, ein Giessgefäss, das als veraltet nur noch im Tempeldienst verwendet wurde.

Fig. **88**. Prochus, Giessgefäss, das nur desshalb nicht zu den Formen der Oinochoë gehört, weil es ausser zum Wein auch zu Wasser und Oel verwendet wurde.

Fig. **89**. Gefäss aus Terracotta, das der Lekythos, dem Salbfläschchen, am nächsten zu kommen scheint, obwohl dieses gewöhnlich einen Henkel hatte.

Fig. **90**. Kantharos. Vgl. das bei Fig. **70** Gesagte.

Fig. **91**. Aufbewahrungsgefäss, das im Allgemeinen zu den thönernen Fässern, Pithoi, gerechnet werden mag, die von verschiedener Form und Grösse waren. Gegenwärtige Art ist unten spitzig, zum Eingraben in den Boden.

Fig. **92**. Oinochoë. Vgl. Fig. 78.

Fig. **93**. Pyxis, Arzneibüchse.

Fig. **94**. Prochus. Vgl. Fig. 88.

Fig. **95**. Kotyle. Vgl. Fig. 79.

Fig. **96**. Prachteimer von Pompeji, mit dem auf dem Henkel angebrachten Namen der Eigenthümerin: Corneliaes Chelidonis.

Fig. **97**. Lekythos, das in der Palästra besonders heimische Salbgefäss.

Fig. **98**. Hohes schmales Glasfläschchen.

Fig. **99**. Amphora, bedeutendste Form [illegible] Aufbewahrungsgefässe.

Fig. **100**. Alabastron, Salbgefäss, ur[illegible] aus Alabaster, dessen Name dann auch auf ähnliche Fläschchen von and[illegible]ffe übertragen wurde.

Fig. **101**. Olpe, in Form und Gebrauch der Lekythos ähnlich, von der dorischen Palästra in die Mode gekommen.

Fig. **102**. Krater mit bronzenem Henkel und Fussgestell.

Fig. **103**. Lekane, Schwenkkessel, Kühlfass, Waschfass u. dgl. m.

Fig. **104**. Lepaste wird von den Alten als eine grössere Art von Kylix (Fig. **71**) bezeichnet, daher gegenwärtige in Vasensammlungen vorräthige Form von Krause für das Gefäss dieses Namens erklärt wird.

Fig. **105**. Nicht sicher zu bezeichnendes Gefäss.

Fig. **106**. Diskos, der scheibenförmigen Gestalt des allbeliebten Turngeräths entnommener Name für Schüssel oder Teller.

Fig. **107**. Gefäss von Terracotta, kraterartig.

Fig. **108**. Bronzene Kanne aus Pompeji, mit Thierverzierungen.

Fig. **109**. Geripptes Trinkglas aus Pompeji, mit höchst zierlich aufgeschmolzenen Tropfen.

Fig. **110**. Krater.

Fig. **111**. Ampulla, römisches Salbgefäss, in verschiedenen Exemplaren hier dargestellt.

Fig. **112**. Bronzekanne von Pompeji.

Fig. **113**. Konis, Gefäss, wohl von der kegelförmigen Bildung so benannt.

Fig. **114**. Eine der vielen Lampenformen, diese mit zwei Flammen, Bilychnis.

Fig. **115**. Candelaber von Pompej, als Baum gestaltet, an dessen Zweigen die Lampen hängen.

Fig. **116**. Trinkglas von Pompeji.

Fig. **117**. Stamnos, zu den Aufbewahrungsgefässen gehörig.

Fig. **118**. Amphora.

Fig. **119**. Kernos, eine Vereinigung von mehreren Gefässen, Kotylisken genannt, Honig, Oel, Gewürze u. dergl. enthaltend, wie bei uns Salz, Pfeffer, Senf, Essig etc.

Fig. **120**. Amphora mit dem Bilde der Athene Promachos, den Siegern in den Panathenäen mit Oel gefüllt überreicht, bekannt unter dem Namen der panathenäischen Preisvasen.

Fig. **121**. Bronzekanne von Pompeji.

Fig. **122**. Hydria, Gefäss zum Wasserholen, auch Aschenurne.

Fig. **123**. Hoher Candelaber von Pompeji.

Fig. **124**. Solium, Badgefäss.

Fig. **125**. Rhyton, Trinkhorn mit Hundskopf, also «Hund» benannt, wie andere «Pferd», «Hirsch», «Widder» u. dgl.

Fig. **126**. Labrum, Badgefäss.

Fig. **127**. Esslöffel.

Fig. **128**. Eierpfanne.

Fig. **129**. Kochtöpfe.

Fig. **130**. Esslöffel.

Fig. **131**. Kleinerer Candelaber von Pompeji.

Fig. **132**. Von einer Terracottalampe, aus zweifelhaften Gründen für das Fruchtmass Modius gehalten.

Fig. **133**. Geräthe zum Seihen des Weines.

Fig. **134**. Küchengeräth zum Abschäumen des Fleisches.

Fig. **135**. Simpulum, zu ähnlichem Gebrauche wie der griechische Kyathos (Fig. **[illegible]**) bestimmt, aber auch sonst als Schöpfkelle, z. B. bei Opfern, auch in der Küche gebraucht.

Fig. **136**. Trichter.

Fig. **137**. Sartago, Pfanne.

Fig. **138**. Congius, römisches Flüssigkeitsmass, etwa zehn Pfund an Gewicht. Die Abbildung ist einem erhaltenen, unter dem Namen Congius Farnesianus viel besprochenen Exemplar entnommen.

Fig. **139**. Casserole.

Fig. **140**. Kessel.

Fig. **141**. Tragbarer Herd.

Fig. **142**. Triclinium, die bekannte Anordnung bei Gastungen, wonach drei Sopha's in Hufeisenform zusammengestellt einen Tisch umgaben, so dass die vierte Seite zum Auftragen der Speisen frei blieb.

Fig. **143**. Badegefäss, das griechisch als Lutron zu bezeichnen ist, von geringem Umfang, wogegen die römischen Labra und Solia ungeheure Ausdehnung erreichten.

Fig. **144**. Tragbarer Herd von Pompeji.

Fig. **145**. Verzierung an einer Lampe.

Fig. **146**. Tasse aus Pompeji, ganz wie bei uns, nur hat sie statt der Untertasse einen offenen Untersatz.

Fig. **147**. Schöpfkelle.

Fig. **148**. Tragbarer Herd.

Fig. **149**. Fläschchen.

Fig. **150**. Blasebalg, nach einem Lampenbilde.

Fig. **151**. Bilychnis, zum Aufhängen bestimmt, um nach beiden Seiten Licht zu verbreiten. Der Docht, den man in der einen Schnauze sieht, ist echt antik; er ist, wie leinene Geldbeutel, Helmfutter u. dgl., durch die Berührung mit dem Metall erhalten worden. Pompeji.

Fig. **152**, **153**. Schnellwage von eben daselbst, das Gewicht ein wohlgeformter Kopf (ein anderes Beispiel von Götter- oder Menschenköpfen, die als Gewichte dienen, ist Fig. **152**), auf der Schale ist ein mit einem Bocke ringender Satyr dargestellt.

Fig. **154**—**156**. Weitere Küchengeräthe von Pompeji. Die beiden ersteren sind Eimer mit sehr sorgfältig gearbeiteten Henkeln, Fig. **156** ein grosser Kessel, der entweder an seinen Ringen über das Feuer gehängt oder wie Fig. **140** auf einen Dreifuss gestellt werden kann. Sein griechischer Name ist Lebes, der römische Pelvis, Ahenum. Der Topf, grösser oder kleiner, heisst griechisch Chytra, römisch Olla.

Fig. **157**. Laterne mit Lämpchen, aus Herculaneum.

Fig. **158**. Zweiflammige Lampe.

Fig. **159**. Candelaber.

Fig. **160**. Pompejanischer Sieder von der Construction der unsrigen, die in der Mitte eine Röhre für die Spiritusflamme haben, nur dass dort die Röhre mit brennenden Kohlen gefüllt wurde, die unten auf einem Rost auflagen. Auf einer Seite befindet sich ein Hahn zum Abzapfen, auf der andern eine Art Trichter zum Nachgiessen. Das Gefäss diente zur Bereitung des früher erwähnten antiken Punsches, Calda genannt.

Fig. **161**. Knauf und Platte eines Candelabers.

Fig. **162**. Schaft und Fuss eines Candelabers.

Fig. **163**. Einfache Lampe von gebranntem Thon mit einem Loch im Bauche zum Eingiessen des Oels und einem andern in der Schnauze zum Einstecken des Dochtes.

Fig. **164**. Marmorner Prachtcandelaber, dergleichen in Tempeln etc. gebraucht wurden.

Fig. **165**. Glasflaschen in thönernem Kübel. Pompeji.

Fig. **166**. Thönerne Schüssel mit Arabeskenverzierung.

Fig. **167**. Berühmter, im vorigen Jahrhundert aufgefundener Krystallbecher von der Art, die man durchbrochene (diatreta) nannte. Das Glas wurde in verschiedenfarbigen Lagen geblasen oder gegossen und die obere Lage so geschnitten und geschliffen, dass — bei gegenwärtigem Exemplar — den schillernden Körper des Trinkgefässes ein himmelblaues Netz umgibt, das nur noch durch stehen gebliebene Stiftchen mit ihm zusammenhängt. In gleicher Weise ist die Aufschrift aus grünem Glase gearbeitet, sie heisst: BIBE, VIVAS MULTOS ANNOS.

Fig. **168**. Vierflammige Lampe.

Fig. **169**. Torten- oder Pastetenform aus einer pompejanischen Küche.

Fig. **170** - **172**. Noch einige Lampen von Pompeji, die eine vielflammig (polymyxos nach den Schnauzen benannt), die andere einfach, wie Fig. **162**, nur mit einer Palmette geziert, die dritte auf dem Deckel des Oelbehälters höchst anmuthig mit einem Wettläufer geschmückt, der zugleich als Halter des zum Ausziehen des Dochtes bestimmten Häkchens dient.

---

Zum Schluss verzeichnen wir, was — neben den alten Schriftstellern — von neueren Schriften mehr oder weniger benützt worden ist:

**Becker**, Charikles.
— Gallus.
**Becker-Marquardt**, Handbuch der römischen Alterthümer.
**E. Braun**, Ruinen und Museen Rom's.
**J. Braun**, Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang etc.
**Forkel**, Allg. Geschichte der Musik.
**Gerhard**, archäologische Zeitung.
Historia belli dacici ex simulachris quae in Columna Trajani visuntur collecta aut. Alf. Ciacono.
**Jal**, Archéologie navale.
**Jäger**, Gymnastik der Hellenen.
**Krause**, Gymnastik und Agonistik der Hellenen.
**Kugler**, Geschichte der Kunst.
**Montfaucon**, l'Antiquité expliquée.
**Ottfr. Müller**, Handbuch der Archäologie der Kunst.
— — Denkmäler der alten Kunst. Zweite Bearbeitung durch Wieseler.
Museum of classical antiquities.
**Overbeck**, Pompeji.
**Panofka**, Bilder antiken Lebens.
**Pauly**, Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft. (Konnte nicht von Anfang an benützt werden.)
**Platner und Bunsen**, Beschreibung Rom's.
**Preller**, Griechische Mythologie.
— Römische Mythologie.

Röth, Geschichte unserer abendländischen Philosophie.

Wieseler, Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bei den Griechen und Römern.

---

## Druckfehler, Berichtigungen etc.

S. 1, Z. 15 l. Hyperboreern statt Hyperboräern.
S. 2, Z. 3 liess ihm statt ihn.
S. 4, Z. 4 ist die auf unerklärliche Weise in den Text gekommene Verweisung auf S. 10 zu streichen.
S. 20, Z. 7 v. u. l. Fig. 31 statt Fig. 3.
S. 41, Z. 6 v. u. l. Taf. VI, Fig. 23 st. Taf. V, Fig. 23.
S. 58, Z. 20 v. u. l. 113, 114, 119 st. 114, 117, 119.
S. 61, Z. 6 v. u. l. Taf. VIIa st. VIb.
S. 64 im Quellenverzeichniss l. Taf. VIb st. VIa.
" " " " " VIIa st. VIb.
S. 73, Z. 14 lies Phigalia statt Olympia.
S. 90, Z. 15 lies Reliefbild statt Mosaikbild.

# II. Götter- und Heroenbilder.

Die griechische Mythologie, nach Abkunft und Entwicklung ein bis jetzt ungelöstes Räthsel, auf der einen Seite mit den Götter- und Heldensagen anderer Völker von Indien bis zu unserem Norden und Westen verwandt, auf der andern in sich selbst in ein widerspruchsvolles Gewirre der verschiedensten Mythenverzweigungen zerfallend, hat bei einem zwar durch Cultus und Religionsforderungen geleiteten, aber durch keine Dogmatik gebundenen freien Spiele des Geistes den wunderbarsten Gebilden der Poesie und Kunst ihren Ursprung gegeben. Von den ersteren hat sich ein kleiner Rest erhalten, so dass zu den tausend unbeantworteten Fragen über die dunkle Führung der Menschheit auch die Frage kommt, warum denn der Geist so Vieles und Grosses nur für die Vernichtung habe schaffen müssen. Die letzteren sind fast ganz untergegangen, aber sie leben fort in erhaltenen Nachbildungen, die ein auf dem Gipfel des Schaffens angelangter, von einer grossen Vergangenheit zehrender Kunstbetrieb schon im Alterthum fort und fort wiederholte. Sie geben Zeugniss von einem stillen Kampfe, den die Kunst mit der altehrwürdigen Ueberlieferung zu bestehen hatte; aber wenn auch die Religion durch das Verlassen des innerlich bedeutsamen Symbols in ihrem Bestande beeinträchtigt wurde, so eröffnete die Kunst dafür der Nation ein Pantheon ihr selbst entnommener Ideale, und in diesem Sinne mag das Wort des Aristoteles verstanden werden, dass, wenn diese überragenden Gestalten in das Leben träten, alles Volk sich ihnen unterwerfen müsste. Diese Ideale, in welchen eine reichbegabte Nation ihr Leben und Wesen verkörperte, sind in Verbindung mit der alten Literatur der herrliche Grund, worin der grösste Theil unserer heutigen Bildung wurzelt. Es wird zu allen Zeiten als wahr empfunden werden, was Hirt in seinem Bilderbuche sagt: »Die alten Denkmale sind und bleiben die ewige Quelle des Schönen und des wahren Geschmacks; sie bilden den echten Sinn für edle und schöne Gestalten und für die Bedeutsamkeit in Bewegung, Handlung und Mienen; sie geben dem Geiste die wahre Tendenz, welche alle Kunst haben soll.«

Indem wir nun zur Besprechung der in gegenwärtiger Abtheilung gegebenen Auswahl übergehen, setzen wir die verbreitetsten Gestalten und Erzählungen der Mythologie als bekannt voraus und berühren das auf sie Bezügliche der Reihe der Bilder folgend mit entsprechender Kürze; weniger bekannte Mythen und abweichende Mythenzüge sind, wo es zum Verständniss der Darstellung erforderlich ist, ausführlicher behandelt. Zwar stand in diesem Betreff, besonders für die oft unverständlichen Vasenbilder, die massenhaft angewachsene Erklärungsliteratur dem Verfasser der Erläuterungen nicht so umfassend zu Gebote, wie er bei Uebernahme seiner Aufgabe hatte hoffen dürfen; indessen handelt es sich hier weniger um Einführung des Lesers in die specielle mythologisch-archäologische Forschung, die aus jenen Bildern ihre unerschöpfliche Ausbeute zieht, als vielmehr um sein Vertrautwerden mit den vorzüglichsten, auch durch die Copieen hindurch noch erkennbaren Hervorbringungen der alten Kunst, mit ihrer Entstehung und mit ihren Schicksalen, so viel eine nur allzu dürftige Geschichtschreibung uns davon hinterlassen hat, und hierauf ist überall sorgfältig Bedacht genommen worden.

## 1. Kronos, Kybele, Zeus, Hera, Poseidon.

(Götterbilder. Tafel I.)

**Fig. 1** beginnt mit einem der spätesten Abkömmlinge des Phidias'schen Zeusbildes, der gleichwohl, wie Fig. 8 und 16 zeigen, der Hauptsache nach auf das Urbild von Olympia zurückzuführen ist. Das in unserer Abbildung wiedergegebene pompejanische Wandgemälde stellt den Götterkönig auf dem Throne sitzend dar, von einer hinter ihm schwebenden Nike bekränzt; zu seinen Füssen sitzt der Adler, der nach ihm aufschaut. Er hält in der einen Hand den hohen Scepter, in der andern einen seltsam geformten Donnerkeil. Das nach Art de olympischen Bildes um die Hüften gelegte Gewand und der über den Thron gebreitete Mantel geben der Erscheinung etwas Vornehmes. Neben dem Thron zu Füssen des Gottes ist die Weltkugel angebracht.

**Fig. 2.** Büste des Kronos, und zwar von auffallender Aehnlichkeit mit der seines weltregierenden Sohnes, von dem er sich vornehmlich durch die Verhüllung des Hauptes und das tief in's Gesicht herabfallende Haar unterscheidet, sowie durch einen finsteren Gesichtsausdruck, der den eigenwillig starren Urfeind aller Bewegung und Freiheit kennzeichnet.

**Fig. 3.** Rhea-Kybele, sitzend, mit Mauerkrone und Schleier, die Hand am Tympanon. Die Löwen, die diesem Bilde auffallenderweise abgehen, finden sich auf Fig. 7.

**Fig. 4.** Zeusbüste aus Pompeji, der berühmten Büste von Otricoli — s. Fig. 8 — gleichend, aber im Gegensatze zu dieser den heitersten Ausdruck zeigend, der zu der gewaltigen Erscheinung des olympischen Hauptes fast im Widerspruche steht.

**Fig. 5.** Europa, hier ohne Sträuben auf dem Zeusstiere sitzend, dem sie mit der einen Hand einen Kranz zwischen die Hörner drückt, während sie mit der andern ihre Haarflechten hält.

**Fig. 6.** Zeuskopf von ähnlichen Formen wie der vorhergehende und der nachfolgende, aber von strengem fulminirendem Ausdruck, womit auch die gekürzten Haare übereinstimmen.

**Fig. 7.** Kybele mit den gewöhnlichen Attributen, wie auf Fig. 3, erscheint hier mit vier ihrer Löwen, die ihren Wagen ziehen.

**Fig. 8.** Kolossalbüste des Zeus, in den Ruinen von Otricoli gefunden, der beste Zeuskopf, den wir aus dem Alterthume haben, und der uns für den untergegangenen Zeus des Phidias einigen Ersatz gewährt. Gewöhnlich ist er auf den Abbildungen von vorn dargestellt; da es aber deren so viele giebt, dass die Büste das bekannteste Zeusbild genannt werden darf, so rechtfertigt es sich, diesen wundervollen Kopf, wie hier geschehen ist, von der Seite zu nehmen. Von vorn gleicht er der Büste Fig. 4, nur dass er statt der fast lebemännischen Heiterkeit den Ausdruck väterlicher Milde und Ehrfurcht gebietender Allgewalt hat, die vermöge der übermenschlichen Formen Grauen und Schrecken einflössen würde, wenn nicht die ruhige Klarheit der Augen und die Freundlichkeit des Mundes vertrauen hiesse. Die Hoheit ist durch Milde und Gnade gedämpft, aber [illegible] beschattende Lockenfülle des Hauptes und Bartes gleicht Wolken, aus welchen jeden Augenblick der vernichtende Blitz zucken kann. So ruft das Bild, unbeschadet des einheitlichen Gesammteindruckes, abwechselnd zwei entgegengesetzte Stimmungen hervor. Die Seitenansicht, welche die über der Stirn sich aufbäumenden Locken über die Schläfe niederfallen und mit dem Bart verschmelzen lässt, hat ein Verdienst, das der Vorderansicht versagt bleibt: sie zeigt den Gott mit geneigtem Haupte, wie er zu Olympia von seinem erhabenen Sitze gnädig auf seine herbeiströmenden Hellenen niedersah. Zu diesem olympischen Bilde kehren wir bei Fig. 14 zurück.

Fig. 9. Ganymed als Liebling des Zeus, in dessen Kreis gehörig, eignete sich auch zu symbolischen Darstellungen. Ein Kind, nach oben entrückt, wird als vom Adler des Zeus geraubt dargestellt. Die Eidexen, die unten zurückbleiben, wie sie auf Frühlingsbildern das Erwachen der Natur bezeichnen, so gelten sie hier als Symbole des winterlichen Todesschlafs.

Fig. 10. Kronos nach römischer Darstellung, welcher die meisten Saturnsbilder angehören. Der verschlossene, verborgene Gott trägt auch hier wieder das Haupt verhüllt, indem der Mantel zugleich als Schleier dient. Die Waffe in seiner Rechten ist bald, wie hier, ein gekrümmtes, bald ein gerades Schwert mit einem Haken, bald eine Harpe.

Fig. 11. Ganymed, durch die phrygische Mütze als Troer bezeichnet, den Adler tränkend, der ihn einst vom Ida emporführte, um Zeus' Mundschenk zu werden. Die liegende weibliche Figur lässt sich als Hebe, die auf andern Bildern selbst den Adler tränkt, oder als Nymphe des Idagebirges deuten. Da jedoch die Gruppe sich auf einem Sarkophagrelief befindet, so könnte diese Gestalt auch eine nicht mehr zu entziffernde persönliche Beziehung haben.

Fig. 12. Kopf des Zeus Aegiochos, berühmter Cameo der französischen Sammlung. Der siegreiche Gott ist mit Eichenlaub bekränzt, trägt aber noch die Aegis auf der linken Schulter, vermuthlich mit Beziehung auf den Titanenkampf.

Fig. 13. Die in eine Kuh verwandelte Jo unter Aufsicht des von Hera bestellten Argos. Der allsehende Wächter ist hier als einfacher Hirt dargestellt, der mit dem Hirtenstab in der Hand, den schlafenden Hund zur Seite, unter einem Baume sitzt.

Fig. 14. Zeus stehend mit Scepter und Donnerkeil, der Adler zu seinen Füssen. Statue im Louvre. Die nackte Gestalt hat den Mantel über die linke Schulter nach hinten herabfallend, wie der vaticanische Apoll, wodurch, wie bei diesem, die künstlerische Wirkung erreicht wird, den leeren Raum zwischen dem emporgehobenen linken Arme und dem Körper auszufüllen.

Fig. 15. Zeus als Titanenbekämpfer auf einem Viergespann mit wild bäumenden Rossen, in der Linken den Scepter haltend, mit der Rechten den Donnerkeil schleudernd. Von den beiden schlangenfüssigen Giganten, auf die er einfährt, ist der eine zu Boden geworfen, der andere sucht sich noch mit einer Keule (oder nach andern Abbildungen mit einem Baumaste) zu vertheidigen. Unten steht der Name des Steinschneiders Athenion, von welchem dieser berühmte Cameo stammt.

**Fig. 16.** Zeus Verospi, Nachbildung des Werkes von Phidias. Diese Kolossalstatue, die aus dem Palast Verospi dem vaticanischen Museum einverleibt worden ist, kann im Wesentlichen nur eine Copie des Phidias'schen Werkes sein, von welchem man weiss, dass es alle ihm folgenden Epochen der antiken Kunst beherrscht hat. Eine Wiederholung derselben, von geringer Grösse, ist bei Korinth gefunden worden, und eine eleische Münze mit einer authentischen, übrigens sehr rohen Nachbildung des Tempelbildes von Olympia stimmt in den Hauptzügen mit diesen beiden Bildwerken überein. Ein weiterer Beweis ist die Wirkung, mit welcher aus der verospischen Statue ein nicht ihr selbst angehöriger Geist so mächtig spricht, dass dieses Werk, das man jetzt kaum noch als leidliche Decoration gelten lässt, früher masslos bewundert, ja noch von Visconti in die besten Zeiten der griechischen Kunst gesetzt wurde. So ist nun diese handwerksmässige Arbeit der unschätzbare einzige Rest, aus welchem eine Gesammtanschauung des Meisterwerkes von Phidias gewonnen werden kann. Um diese Operation möglichst zu befördern, pflegt man der Statue in Gedanken den nach dem gleichen Typus gebildeten Kopf der Büste von Otricoli aufzusetzen, und wem es gelingt, sich nicht bloss der Vorstellung des Marmors, sondern auch der hergebrachten Begriffe von antiker Plastik zu entschlagen, was vielleicht am erfolgreichsten mit Hülfe alter bemalter Heiligenbildwerke geschehen dürfte, der mag sich ein ungefähres Bild von der Goldelfenbeinstatue des olympischen Zeus entwerfen. «Eine kühnere Mischung der Plastik und Malerei», sagt Feuerbach (vatican. Apoll), «lässt sich kaum ersinnen, als die war, wodurch das grösste Werk des grössten Meisters zugleich eines der seltsamsten Producte griechischer Kunst wurde. Malerisch war an dieser Statue schon der Gegensatz von Gold und Elfenbein, der natürliche Farbenton dieses doppelten Materials. Das goldene Gewand überdies mit den bunten Bildern von Blumen und Thieren geschmückt; das Scepter des Gottes blühend von verschiedenen Metallen, und der Kranz des Hauptes in verschiedenen Farben spielend. Zu diesem bunten Farbenspiele, zur wohlberechneten Vertheilung von Licht und Schatten nun noch der gelbliche dämmernde Lichtreflex, welcher vom Golde des Kleides auf das Elfenbein der nackten Theile überströmte und diese mit Lebenswärme durchdringen oder wie mit dem heitern Scheine eines überirdischen Körpers verklären musste. Vollkommen dem Geiste dieses Werkes entsprechend war es, wenn, wie es heisst, der Koloss dem Beschauer um ein bedeutendes grösser zu sein schien, als sich aus den künstlichen Berechnungen seines Masses ergeben wollte. Das reiche Schmuckwerk am Throne und Gewande hatte zugleich die Bestimmung, durch seinen Contrast mit den grossen einfachen Flächen und Linien des Nackten dies noch mächtiger erscheinen zu lassen.» Dem Künstler schwebten bekanntlich bei der Conception seines Bildes die Verse vor, in welchen Homer schildert, wie der Gott mit dunklen Brauen Gewährung winkt und seine ambrosischen Locken von dem unsterblichen Haupte vorwärts wallen und die Höhen des Olympos erbeben. Dieser Auffassung gemäss muss der geistige Ausdruck des Bildes Vereinigung von Allmacht und Gnade sein. Die individuellen Erscheinungsformen, durch welche dieser Ausdruck erreicht ist, sind eine mächtig vortretende helle klare Stirne, über welcher die Locken sich aufbäumen, um löwenmähnenartig an den Seiten herabzusinken und

die Schläfen zu beschatten, tiefe aber weite Augen, dann, diese Hoheit zu mildern, Güte um den Mund und Anmuth auf den Wangen, darunter ein Bart, dessen mächtige Lockenfülle wieder der des Haupthaares gleicht, eine breite edelgeformte Brust und in allen diesen sichtbaren Theilen des nackten Körpers eine mässig kräftige Muskelbildung. Der Gott sitzt auf dem Throne, den adlergekrönten hohen Scepterstab in der gehobenen Linken haltend und gegen den Boden stemmend, und (statt des Donnerkeils, mit dem die rechte Hand der verospischen Statue ziemlich müssig auf dem Schenkel ruht) auf der ruhend ausgestreckten Rechten die Siegesgöttin tragend, die gegen ihn selbst, den Sieger, mit dem Kranze gewendet ist. Wenn er sich erhöbe — dies war der Eindruck, den die Beschauenden von dem etwa vierzig Fuss hohen Kolosse hatten — so würde er das Dach des Tempels zerschmettern. Die Sage, wie der Gott selbst beifällig über diese seine Verkörperung geurtheilt, haben wir am Schlusse der vorhergehenden Abtheilung erwähnt. Der Thron, ein architektonisches Kunstwerk, war von Cedernholz, mit Plastik und Malerei in buntem Wechsel von Gold und Marmor, Ebenholz und Elfenbein geschmückt; die halbe Mythologie war in diesen Gemälden, Reliefbildern und Statuen versinnlicht, über welchen der Riesenleib des Hauptbildes emporstieg, zu Füssen von tanzenden Siegesgöttinnen, zu Häupten über dem obersten Thronrande von Charitinnen und Horen umgeben. Das Elfenbein, das man zu Zwecken solcher Art mit vollen Händen aus Arabien und Indien bezog, war ein empfindliches Material, auf dessen Erhaltung grosse Sorgfalt verwendet werden musste, oder vielmehr der vorauszusetzende Holzkern war es, dessen Zusammenziehung oder Ausdehnung die darüber befestigten Elfenbeinplatten zu verschieben drohte. So musste man das Goldelfenbeinbild der Parthenos mit Wasser tränken, weil es durch die hohe Lage der Burg von Athen dem Vertrocknen ausgesetzt war, und im Asklepiostempel von Epidauros standen Bild und Thron über einem Brunnen, dessen Dunst die gleiche Wirkung hatte. Mit dem Zeus von Olympia verhielt es sich umgekehrt: dieser hätte wegen der Lage der Altis in der sumpfigen Niederung des Alpheios durch Feuchtigkeit Noth leiden müssen, und wurde daher mit Oel gespeist, dessen Abfluss von einem Marmorrand zu Füssen des Bildes zusammengehalten wurde, woraus zu schliessen, dass das Oel, durch das Innere des Körpers geleitet, an einer untern Stelle des Bildes oder Thrones ausfloss. Trotzdem gieng das Elfenbein nicht viel über ein halbes Jahrhundert nach der Aufstellung aus den Fugen. Obgleich nun die alten Kunst- und Dichterschulen gerne in der Familie fortgepflanzt wurden, so scheinen doch die mit dem Ehrenamte der Obhut bei dem Bilde betrauten Nachkommen des Phidias — denn er war in Elis hoch in Ehren gestanden und hatte seinen Namen zu Füssen des Zeus anschreiben dürfen, was ihm in Athen bei der Parthenos nicht gestattet wurde — diese Bildputzer (Phädrynten) scheinen kein Kunstgeschick besessen zu haben, da die Wiederherstellung des Bildes dem messenischen Künstler Damophon übertragen wurde, der seine Aufgabe zur Befriedigung der Eleer vollbrachte und besondere Ehrenbezeugungen von ihnen erhielt. Von den weiteren Schicksalen dieses als Krone des Alterthums gepriesenen Kunstwerks sind nur Einzelheiten bekannt. Unter Cäsars Dictatur wurde es vom Blitze getroffen. Caligula wollte den Zeus nach Rom in seinen Palast verpflanzen und ihm seinen eigenen Kopf aufsetzen, aber das Bild — so erzählt die classische Sage — brach in ein solches Hohngelächter aus, dass die Arbeiter entsetzt auseinander stoben. Im 2. Jahrhundert sah Pausanias den Koloss in unversehrter Herrlichkeit; nur eines der Athletenbilder, die den Thron zierten, war auf unbekannte Art verschwunden. Zu gleicher Zeit ungefähr lässt Lucian seinen tragischen Zeus mit Anspielung auf eine jüngst vorgefallene Begebenheit sagen: «Wenn ich nicht dem Schicksal unterworfen wäre, meinst du, ich hätte nicht mit dem Blitz dreingeschlagen, als die Tempelräuber mir zwei Locken abschnitten, deren jede sechs Minen wog?» Noch unter Julian wallfahrteten die Künstler nach Olympia, um den Zeus des Phidias zu zeichnen. Unter Theodosius II. brannte der olympische Tempel ab, und es ist nicht gesagt, dass der Koloss dabei gerettet worden sei. Er müsste nur schon vorher durch Theodosius I., der die Kunstwerke Griechenlands nach Konstantinopel bringen zu lassen anfing, von Olympia entfernt worden sein, um an seinem neuen Standort dem gleichen Loose zu verfallen. Ein byzantinischer Schriftsteller sagt nämlich, bei dem grossen Brande unter Leo I. sei mit vielen andern Kunstwerken ersten Ranges, wie z. B. die knidische Aphrodite des Praxiteles, auch der Zeus von Olympia mitverbrannt. Die Glaubwürdigkeit der Angabe wird übrigens in Zweifel gezogen; indessen bleibt es gleichgültig, ob das Bild in Konstantinopel verbrannt ist oder in Olympia. Seitdem musste die Welt zu Grabe gehen, ohne es gesehen zu haben, was den Alten für ein Unglück galt, wie in die Mysterien uneingeweiht zu sterben. Denn in dem Bilde, das zu schauen ein Nepenthes war, sah man die Offenbarung des Gottes selbst:

> Dir sein Bild zu enthüllen ist Zeus vom Himmel gestiegen,
> Phidias, oder du stiegst selbst, ihn zu schauen, hinauf.

Fig. 17. Jugendlicher, unbärtiger Zeus, der, den Donnerkeil in der Rechten erhebend, die Aegis um den linken Arm gewickelt, dem auffordernd voranschreitenden Adler zum Kampfe folgt. Durch den beigeschriebenen Namen ist die Gemme als Werk des Steinschneiders Neisos bezeichnet.

Fig. 18 gilt als Hebe, die den Adler liebkost, kann aber eben so gut, wenn der Adler den Gott selbst vorstellt, eine seiner vielen Geliebten sein.

Fig. 19. Der schöne Jüngling, der mit gekreuzten Beinen an einen Baumstamm gelehnt steht, ist als Ganymed angesprochen und ergänzt worden. Der hohle Stamm hat zu einer Brunnenmündung gedient, womit die Gestalt des den Adler tränkenden Götterschenken gar wohl im Einklange stand.

Fig. 20. Münze von Kyrene mit dem Ammonskopfe.

Fig. 21. Münze von Epiros, mit dem eichenlaubgeschmückten Kopfe des Zeus von Dodona.

Fig. 22. Kronos und Rhea, Relief von einer Seite einer im capitolinischen Museum aufbewahrten Ara des Jupiter. Es ist dies die Darstellung des Mythus, nach welchem Rhea dem kinderfressenden Gemahl statt des neugebornen Zeus einen Stein zum Verschlingen bot. Er ist auch hier verhüllt; das Anlegen der linken Hand an den Hinterkopf, das auch auf andern Bildern wiederkehrt, scheint auf sein «verschlagenes Sinnen» hinzudeuten.

Fig. 23 gehört dem gleichen Mythus an und bildet eine andere Seite der erwähnten Ara. Der kleine Zeus, von seiner Mutter nach Kreta gerettet, saugt an der Ziege Amalthea, während über ihm zwei Kureten oder Korybanten im Waffentanze mit den Schwertern an die Schilde schlagen, damit der feindselige Vater nichts von dem Geschrei des Kindes höre. Die dabei sitzende Gestalt mit der Mauerkrone wird am einfachsten als Rhea-Kybele gedeutet. Nach andern Auslegungen ist es die personificirte Kreta, oder Adrastrea, die Wärterin des Kindes und Schwester der Kureten.

Fig. **24**. Poseidon, dessen Dreizack nicht bloss dem Meer gebietet und Quellen entspringen lässt, sondern auch Felsen spaltet, Klippen schafft und in den Erdbeben waltet, hat seinen Fuss auf Felsenstücke gestellt, neben welchen ein Wasserkrug steht.

Fig. **25**. Poseidon, mit Dreizack und Delphin auf dem von Seepferden (Hippokampen) gezogenen Wagen über das Meer fahrend. Der Name Quintia, der in griechischen Buchstaben darunter steht, bezeichnet wohl die Besitzerin der Gemme.

Fig. **26**. Hera Ludovisi, Kolossalbüste, gleich dem Zeus Verospi Nachbildung eines der ersten Kunstwerke des Alterthums. Das Hauptheiligthum von Argos war der bei Mykene gelegene Tempel der Götterkönigin Hera, deren Priesterin, wie in Athen der Archon eponymos und in Rom die Consuln, der Zeitrechnung den Namen gab. Nun hatte während des peloponnesischen Krieges die vieljährige Priesterin Chrysis, die beim Beginn des Krieges in der Geschichtschreibung als eine der chronologischen Mächte jener Zeit auftritt, das Unglück, im Tempel einzuschlafen, so dass das Licht die Kranzgewinde ergriff und der Tempel niederbrannte. Sie konnte noch fliehen und entkam in den Tempelschutz der Athene Alea zu Tegea, wo sie weder ausgeliefert noch, wie es scheint, zurückverlangt wurde. Auch stürzten die Argiver trotz des grossen Missgeschicks ihr Bild nicht um, das ihr gleich den andern Herapriesterinnen errichtet war; es blieb als ein geweihtes vor dem verbrannten Tempel stehen. Für den neuen Tempel und das neue Cultusbild brauchten sie den Künstler nicht auswärts zu suchen: hatte doch Phidias selbst in der argivischen Werkstatt die letzte Vollendung seiner Kunst sich erwerben müssen. Sein grosser Mitschüler Polyklet wurde mit dem Herabilde beauftragt. Er fertigte ein Goldelfenbeinbild, kolossal, wie der olympische Zeus und die athenische Parthenos, doch in kleineren Verhältnissen. Die Göttin sass auf dem Throne, eine Stirnkrone mit den Reliefiguren der Charitinnen und Horen schmückte sie, in der einen Hand hielt sie einen Granatapfel, dessen Bedeutung auf eine unbekannte Geheimsage bezogen wurde, in der andern ein Scepter mit dem Kukuk darauf, zur Erinnerung an den Mythus, dass Zeus sie in der Gestalt dieses Vogels beschlichen und sich als Spielzeug von ihr habe haschen lassen. Neben ihr stand ein kleineres Bild ihrer Tochter Hebe, ein Werk des Naukydes, gleichfalls chryselephantin, das aber schon im Alterthum abhanden kam. Hera war, wie zu erwarten, bekleidet; das bezeugt ein erhaltenes Epigramm, welches besagt, dass Polyklet von dem Körper der Göttin zeige, was Göttern und Menschen zu sehen erlaubt, aber verhülle, was Zeus' Auge allein vorbehalten sei. Ausser diesen spärlichen Andeutungen der alten Literatur sind Münzen auf uns gekommen, die, wie Fig. **43**, von dem Bilde nur eine ungenügende Vorstellung geben. Von der cultlichen Aufgabe jedoch in Verbindung mit Polyklet's massvollem Kunstcharakter ist vorauszusetzen, dass er die Göttin als die strenge Hüterin alles Bestehenden, der Sitte, Zucht, Ordnung, die in den Mythen selbst dem Gemahl unbeugsam, ja der Gefahr trotzend gegenübertritt, und doch zugleich so schön und anmuthig, als der Gegensatz es erlaubte, gebildet haben werde. Dieser doppelten Anforderung entspricht die in der Villa, welche vormals dem Cardinal Ludovisi gehörte, befindliche Büste nach allen Theilen. Abbildungen, die nicht durch Photographieen bewerkstelligt sind, geben von Werken dieser Art kaum einen oberflächlichen Begriff und lassen die überschwenglichen Bewunderungsrufe der Beschauer des Originals — wie z. B. Göthe's Ausruf: «Keiner unserer Zeitgenossen darf sich rühmen diesem Anblick gewachsen zu sein!» — klanglos verhallen. Begnügen wir uns daher mit dem ruhigen Urtheil Ottfr. Müllers: «Das Antlitz zeigt die Formen einer unvergänglichen Blüthe und Reife der Schönheit, sanft gerundet ohne Ueberfülle, Ehrfurcht gebietend ohne Schroffheit. Die Stirn, von schräg herabfliessenden Haaren umgeben, bildet ein sanftgewölbtes Dreieck; die gerundeten und offenen Augen (Ἥρη βοῶπις) schauen gerade vor sich hin. Die Gestalt ist blühend, völlig ausgebildet, durchaus mangellos, die einer Matrone, welche stets von neuem im Brunnen der Jungfräulichkeit badet, wie von Hera erzählt wurde.» Es lag in der Natur der Sache, dass eine solche Schöpfung gleich dem Zeus des Phidias massgebend wurde und ihr Gepräge allen folgenden Kunstbestrebungen aufdrückte, die an dem einmal bestehenden Typus festhalten mussten, wenn sie sich auch im Einzelnen selbständige Modificationen erlaubten. Denn von Praxiteles, der zwei Herabilder fertigte, ein thronendes für Mantinea und ein stehendes marmornes Kolossalbild für Platäa ist nicht anzunehmen, dass er sich auf eine sklavische Nachahmung beschränkt haben werde. Als eigentliche Copie kann auch der Kopf der Hera Ludovisi nicht betrachtet werden, denn er weisst vermöge seiner Richtung mehr auf ein Standbild als auf ein sitzendes, wie das argivische, hin.

Fig. **27**. Herabüste, vormals im Palast Farnese zu Rom, jetzt im Museum von Neapel, der vorigen im Ausdruck gleichend, aber strenger und herber. Der Eindruck, den sie auf den Beschauer macht, ist verschieden. Dem Einen erscheint sie als die maulende olympische Hausfrau des Homer, dem Anderen als die jungfräulich spröde Braut, deren Herbigkeit nur die der aufbrechenden Knospe ist. Auch fehlt es nicht an Solchen, die diesen mit vollendetem Ebenmass gearbeiteten Kopf für unmittelbare Nachbildung des Polyklet'schen Werks erkennen.

Fig. **28**. Poseidon, das derbere und weniger edle Ebenbild seines Bruders Zeus. E. Braun schildert die im Museo Chiaramonti befindliche Büste des Meergottes treffend. «Der scharfe finstere Seemannsblick macht ihn sofort kenntlich. Die Spannung, mit der er einen bestimmten Gegenstand fixirt, zieht auf dem Wege sympathetischen Reizes die Nase krampfhaft an. Die Haarlocken, welche ebenfalls wie beim Zeus die Neigung haben, auf dem Scheitel emporzusteigen, sinken bald unter dem specifischen Gewicht der Feuchtigkeit, von der sie zu triefen scheinen. Besonders charakterisch ist der struppige, aber dichte und kräftige Bartwuchs, so wie der Zug des Mundes, welcher auf einen Mann von harten, derben Worten hindeutet.»

Fig. **29**. Poseidon und Amphitrite, rechte Seite des Reliefs in Villa Albani, auf dessen linker Zeus mit dem Blitz in der Hand auf einem Throne sitzend, neben ihm ein Gott mit Füllhorn und eine weibliche Gottheit abgebildet sind.

Fig. **30**. Poseidonskopf, Avers einer Silbermünze des Antigonos, zum Andenken an den Seesieg über Ptolemäos Soter geschlagen. Er und sein Sohn Demetrios Poliorketes, sowie später Pompejus und Agrippa liebten sich Söhne Neptun's zu nennen und auf den Verherrlichungen ihrer Seethaten den Gott oder sich selbst in seiner Gestalt darzustellen.

Fig. **31**. Aehnlicher Poseidonskopf, hier durch den Dreizack bezeichnet, Avers auf einer Goldmünze der Bruttier. Der Revers stellt eine weibliche Gottheit mit dem Eros, also wohl Aphrodite, auf einem Hippokampen dar.

Fig. **32**. Amphitrite, neben seinen Geliebten die rechtmässige Gemahlin Poseidon's, die Hera der Meereswelt, mit fliessenden Haaren, wie man sie gewöhnlich dargestellt sieht.

**Fig. 33.** Poseidon in bedeutend milderen, edleren Formen als sonst und Zeus ähnlich aufgefasst, den Fuss auf einen Delphin setzend. Statuette in Dresden.

**Fig. 34.** Farnesische Herastatue, nach dem Aussterben dieses Hauses nebst den andern antiken Schätzen desselben an Neapel vererbt. Ein beinahe feindseliger Ernst spricht aus dieser Gestalt, der sich selbst dem mächtigen Wurfe der Gewänder mittheilt. Für die Grossheit und Schönheit dieser Massen giebt es nur Eine Ueberlieferung, die durch das Auge. Bemerkenswerth ist, dass man bei Ephesus eine nicht ganz erhaltene Kolossalstatue gefunden hat, die völlig mit der gegenwärtigen übereinstimmt. Sie befindet sich in Wien.

**Fig. 35.** Poseidon, Bronzestatuette aus Herculanum, etwas struppig, die eine Hand in die Seite stemmend, die andere auf eine lange Ruderstange gestützt, voll trotziger Tüchtigkeit, eine Gestalt, die noch heute dem Matrosen, der unter dem Aequator mit Neptun zu spielen liebt, herzerfreuend sein müsste.

**Fig. 36.** Münze von Kroton mit dem Kopf der lakinischen Hera, der Hauptgottheit der griechischen Städte von Unteritalien, mit welcher Hannibal ein eigenthümliches Abenteuer bestand. Er wollte aus ihrem Tempel eine goldene Säule wegnehmen und liess sie anbohren, um zu prüfen, ob sie massiv sei. Da erschien ihm die Göttin im Traume und drohte ihm das einzige Auge, das er noch hatte, zu nehmen. Der Held von Karthago erschrack, wenn Cicero's Erzählung zu glauben ist, und liess von dem angebohrten Golde eine kleine Kuh formen, die auf die Säule gestellt wurde.

**Fig. 37.** Münze von Elis mit dem Kopf der olympischen Hera, deren Tempelbild Pausanias in alterthümlich einfachem Style gearbeitet nennt.

**Fig. 38.** Hera, vornehmlich durch die Stirnkrone bezeichnet, einen kleinen Knaben säugend, der nach Winckelmann Herakles sein soll, seit Visconti aber mit mehr Wahrscheinlichkeit für ihren Sohn Ares gehalten wird. Die ruhige Haltung der Göttin verräth wenigstens nichts von dem gewaltigen Saugen des Heroenkindes, dem der Mythus den Ursprung der Milchstrasse zuschrieb.

**Fig. 39.** Juno Sospita, im Hain und Tempel von Lanuvium, aber auch in zwei Tempeln zu Rom verehrt, und aus alten Beschreibungen wie aus Familienmünzen hinlänglich der Gestalt und den Attributen nach bekannt, so dass die hier abgebildete Kolossalstatue, die lange Zeit verstümmelt und unbeachtet gelegen, authentischer als so viele andere Bildwerke des Alterthums restaurirt werden konnte. Sie trägt ein als Helm und Panzer zugleich dienendes mittelst der Vorderfüsse über der Brust zusammengeknüpftes Ziegenfell, das man bei der kriegerischen Haltung der Göttin kaum für etwas anderes als für die gleichnamige Aegis halten kann, zielt mit einem Wurfspiess und hält am andern Arme den ausgeschnittenen Schild, der den Ancilien gleicht. An den Füssen sieht man die alttuskischen Schnabelschuhe, die schon in dem so viel älteren Aegypten und dann wieder in unserem Mittelalter getragen wurden. Ihr Cultus in Lanuvium, woran Rom grossen Antheil nahm, war mit einer sehr kritischen Ceremonie verbunden. In ihrem Haine hauste ein Drache oder eine mit diesem Namen benannte Schlange, welcher jährlich eine Jungfrau mit verbundenen Augen einen Opferkuchen bringen musste. Nahm die Schlange das Opfer an, so galt dies nicht blos als Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres, sondern auch als Beweis für die Reinheit der Jungfrau. Verschmähte sie das Opfer, so wurde dies als eine Anklage gegen die Darbringerin genommen, die, wenn man dem Aelian glauben darf, sogar bestraft wurde. Man

glaubte, Ameisen schaffen dann den Kuchen in kleinen Stücken wieder aus der Schlangenhöhle hinaus.

**Fig. 40.** Bronzebild der Hera-Juno aus Herculaneum, in Diadem, Schleier und Matronentracht.

**Fig. 41.** Amphitrite mit dem Dreizack auf dem ungeheuren Fischleib des oberhalb menschlich gestalteten Tritonen sitzend.

**Fig. 42.** Poseidon, absichtlich alterthümlich gehalten, mit zusammengebundenem Haar und Spitzbart, in gegürtetem Gewande, die Triäne in der Rechten, auf der Linken einen Delphin, der ihm den Schwanz um den Arm schlingt, rasch und leicht über das beruhigte Meer hingleitend. Die ganze Haltung des Gottes mit dem tänzelnden Gang und den am Schaft des Dreizacks spielenden Fingern hat etwas Kokett-Naives, das zu der Bestimmung des Bildes als Verzierung — am Fussgestell eines Kandelabers — nicht übel passt.

**Fig. 43.** Münze von Argos mit dem Kopfe der dortigen Hera. Vom Werke Polyklet's ist nichts wahrzunehmen, als die Stirnkrone (Stephanos genannt), die gleich der des Ludovisischen Bildes Palmetten statt der Reliefsfiguren hat, die Haartracht und ein Halsschmuck, der flüchtig angedeutet ist.

**Fig. 44.** Zeus lässt von seinem Götterthrone, neben welchem der Adler neugierig zuschauend sitzt, den goldenen Regen zu der gefangenen Danae hinabströmen, die denselben knieend empfängt. Der den Blitz haltende Schwan kann nur Zeus sein, der in dieser Gestalt abermals zugegen ist. Was sich der Gemmenschneider darunter gedacht haben mag, dass er neben dem Liebesverhältnisse zur Tochter des Akrisios das zur Leda andeutete? Ein Witz liesse sich allenfalls errathen, eine ernsthafte Idee nicht so leicht.

**Fig. 45.** Leda mit dem Schwan, Relief am Pfeiler einer Halle. Leda, auf andern Bildern sich sträubend oder verschämt, ist hier in weicher, williger Hingebung dargestellt.

**Fig. 46.** Amymone, eine der Töchter des Danaos, vom Vater nach Wasser ausgesendet, wird, nachdem sie sich der Zudringlichkeit eines Satyrs entrissen, Geliebte des Poseidon, der sie mit der nach ihr benannten, noch jetzt in der Gegend des alten Lerna sprudelnden Quelle beschenkt. Dieselbe scheint drei Sprudel gehabt zu haben, denn man zeigte die drei Zinken der Triäne, die er in die Erde bohrte, um dadurch das Wasser hervorzurufen. Ihr Name heisst die Tadellose, weil sie nie versiegte, wie die andern Quellen im «durstigen Argos».

**Fig. 47.** Münze der Böotier, auf dem Avers ein bekränzter Poseidonskopf, auf dem Revers ein thronender Poseidon mit Dreizack und Delphin, vermuthlich Nachbildung einer Tempelstatue. Poseidon, nicht bloss im Meere, sondern auch in Quellen und Flüssen waltend, war in dem an diesen so reichen Böotien, zugleich auch als Rossgott, hoch verehrt. Doch deuten die Attribute des Delphins und Dreizacks — dieser gewöhnlich von der Thunfischharpune abgeleitet — auf den Meerbeherrscher hin.

**Bilderquellen:** Tafel I. Fig. 1. Zeus. Pomp. Wandgemälde. Mus. Borb. VI, 52. Fig. 2. Kronos. Marmorbüste im Vatican. Mus. Pio-Clement VI, 2. Fig. 3. Kybele. Statue im Vatican. Mus. Pio-Clement. I, 40. Fig. 4. Zeus. Büste zu Neapel. Mus. Borb. 5, 9. Fig. 5. Europa. Geschnittener Stein. Schlichtegroll, Pierr. grav. pl. 29. Fig. 6. Zeus. Kopf von einem Torso im Louvre. Bouillon Musée, I. 1. Fig. 7. Kybele. Auf einer Münze des Hadrian. Buonarotti, Medagl.

antich. I, 1. Fig. 8. Zeus-Büste. E. Braun, Kunstmythologie. Taf. 8. Fig. 9. Ganymedes. Clarac, Mus. de Sculpt. pl. 407. Fig. 10. Kronos. Pomp. Wandgemälde. Mus. Borb. IX, 26. Fig. 11. Ganymedes und Hebe. Sarkophag-Relief. Mus. Pio-Clement V, 16. Fig. 12. Zeus. Geschn. Stein. O. Müller, Denkmäler II, taf. 1, 5. Fig. 13. Jo und Argos. Geschnittener Stein. Schlichtegroll, Pierr. Grav. pl. 30. Fig. 14. Zeus. Statue im Louvre. Clarac, Mus. de Sculpt. pl. 311, nr. 688. Fig. 15. Zeus, die Giganten bekämpfend. Geschn. Stein. Mus. Borb. I, 53. Fig. 16. Statue im Vatican. Mus. Pio-Clement I, 1. Fig. 17. Zeus. Geschn. Stein. Schlichtegroll, Pierr. Grav. pl. 20. Fig. 18. Hebe. Geschn. Stein. Schlichtegroll pl. 33. Fig. 19. Ganymedes. Statue im Vatican. Clarac, Mus. de Sculpt. pl. 409 nr. 706. Fig. 20. Jupiter-Ammon. Münze von Kyrene. Clarac, VI, nr. 2713. Fig. 21. Zeus von Dodona. Münze von Epirus. Clarac VI, nr. 2703. Fig. 22. Kronos und Rhea. Relief. Mus. Capit. IV, 6. Fig. 23. Korybanten. Ebds. IV, 7. Fig. 24. Poseidon. Geschn. Stein. O. Müller, Denkm. II, Taf. VI. 74. Fig. 25. Poseidon auf dem Hippokampenwagen. Geschn. Stein. Bracci, Memorie degli incisori II, 100. Fig. 26. Hera. Büste in der Villa Ludovisi. Meyer, Geschichte der Kunst, Taf. 90. Fig. 27. Hera. Büste in Neapel. Mus. Borb. V, 9. Fig. 28. Poseidon. Büste. E. Braun, Kunstmythologie. Taf. 16. Fig. 29. Poseidon und Amphitrite. Theil von einem Relief in der Villa Albani. Zoëga, Bassirilievi etc. I, 1. Fig. 30. Poseidon. („Méd. d'Antigone Roi de l'Asie") Clarac VI, nr. 2723. Fig. 31. Poseidon. Münze. O. Müller, Denkm. II, Taf. VI, 66. Fig. 32. Amphitrite. Geschn. Stein. Gori, Mus. Flor. I, 55. Fig. 33. Poseidon. Statuette zu Dresden. Becker, Augusteum, Taf. 40. Fig. 34. Hera. Statue im Museum zu Neapel. Clarac, pl. 414 nr. 723 B. Fig. 35. Poseidon. Bronze aus Herculanum. Antichità d'Ercolano VI, 9. Fig. 36. Juno Lacinia. Münze von Crotona. Clarac VI, nr. 2730. Fig. 37. Hera. Münze von Elis. Stanhope, Olympia etc. Fig. 38. Hera. Statue im Vatican. Mus. Pio-Clement. I, 4. Fig. 39. Juno Sospita. Statue im Vatican. Mus. Pio-Clement. II, 21. Fig. 40. Hera. Bronze aus Herculanum. Clarac, Mus. de Sculpt. III, pl. 421. Fig. 41. Amphitrite. Geschnittener Stein. O. Müller, Denkm. II, Taf. 7 nr. 81. Fig. 42. Poseidon. Relief vom Fuss eines Kandelabers im Vat. Mus. Mus. Pio-Clem. IV, 32. Fig. 43. Hera. Münze von Argos. O. Müller, Denkmäler I, Taf. XXX, nr. 132. Fig. 44. Danaë. Geschn. Stein. O. Müller, Denkmäler etc. II, Taf. 3, nr. 48. Fig. 45. Leda. Relief. Stuart, Antiq. of Athens III, 9. Fig. 46. Poseidon und Amymone. Geschn. Stein. O. Müller, Denkmäler II, Taf. VII, nr. 82. Fig. 47. Poseidon. Münze. Mionnet, Desc. pl. 72, 7.

## 2. Hades, Demeter etc. Apollon.

### (Götterbilder, Taf. II.)

Fig. 1 und 2. Hades oder Serapis. Der Dienst des Serapis, der in den ptolemäischen Zeiten als eine aus ägyptischen und fremden Elementen gemischte Neuerung aufkam und später das römische Reich durchdrang, hat den alten Hades-Pluto zurückgedrängt, so dass die Bilder des Beherrschers der Unterwelt meist dem neueren Gotte angehören. Sein Tempelbild zu Alexandria war ein Koloss, mit den Attributen des Höllenhundes, der Schlange und des Fruchtkorbes oder Scheffels (Kalathos, Modius), der auch andern Gottheiten des aus der Erde dringenden Wachsthums beigelegt wurde. In seinem Wesen aber war Alt- und Neuägyptisches mit Griechischem verschmolzen, Osiris-Serapis mit Hades, Asklepios, Zeus. Daher kommt es, dass seine Bilder den milden Ausdruck des letzteren zeigen, während doch zugleich ein tiefer Ernst in den Zügen frommes Grauen zu erwecken geeignet ist. Ein Muster dieser Art ist der schöne Kopf im Louvre, Fig. 2. Die thronende Statue Fig. 1, im vaticanischen Museum befindlich, hat die gleichen etwas düster in die Stirn herabfallenden Haare, in welchen sich auch schon die äusserliche Unterscheidung vom Zeustypus kund gibt. Die drei Köpfe des schlangenumwundenen Kerberos sind übrigens neu. — Eines der besten Bilder des Hades, in echt griechischem Geiste aufgefasst, ist eine in Prof. Göttling's Besitze zu Jena befindliche Marmorstatuette, welche den schöngebildeten, finstern, tückisch nach oben blickenden Gott darstellt, wie er sich gegen einen vorauszusetzenden Angreifer (Herakles, der ihn beim Kampf im eleischen Pylos mit einem Pfeil verwundete) in die von den Kyklopen erhaltene Nebelkappe (hier Mantel, wie die nibelungische Tarnkappe) hüllt. Eine Abbildung der Statuette findet sich bei Müller-Wieseler Denkm. d. a. K. II, 864.

Fig. 3. Demeter und Triptolemos, nach einem nolanischen Vasengemälde. Demeter im Suchen der geraubten Tochter von Hekate theilnehmend berathen und begleitet, kommt auf rastloser Wanderung nach Eleusis, wo sie dem jungen Triptolemos mit Waizensamen und der Kunde des Ackerbaus, auch mit einem geflügelten Wagen ausstattet, auf welchem er in die Welt ausziehen muss, um den von der Göttin empfangenen Segen höherer Gesittung zu verbreiten. Da die Darstellungen, die sich an den Mythus vom Raube der Persephone anschliessen, in unendlicher Manigfaltigkeit zwischen schroffer Gewaltthat und friedlicher Versöhnung abwechseln, so darf man sich nicht wundern, bei der feierlichen Handlung Personen anwesend zu sehen, deren Gegenwart dem buchstäblich genommenen Gang der Sage vorerst noch fremd bleiben sollte. Triptolemos mit dem Scepter sitzt auf dem Flügelwagen, zur Abreise bereit, wozu ihm Demeter die Trankopferspende in die Schale giesst; hinter ihr steht Hekate mit zwei Fackeln. Diese drei Personen sind durch Ueberschriften bezeichnet. Die weibliche Gestalt mit Scepter hinter dem Wagen muss Rhea sein, die der Demeter ihre Tochter zurückgebracht hat und auch auf andern Bildern dieser Art bei der Aussendung des Triptolemos zugegen ist. Der Scepterträger links kann einer der eleusinischen Heroen sein, die mit Triptolemos in Verbindung stehen, ist aber wegen des Füllhorns eher für Pluto selbst zu nehmen, wodurch die vor ihm hergehende Gestalt mit zwei Fackeln zu Persephone-Kora wird, da ja auch die unterweltlichen Gottheiten, als versöhnte freundliche Mächte gefasst, bei dem Segen, den die Erde spendet, betheiligt sind. Die von der Rechten zu Hekate herantretende Gestalt mit dem Fruchtkorbe ist eine der dienenden Gottheiten, von denen besonders die Frühlingshore, Chloris-Flora, häufig in der Umgebung der zur Oberwelt heraufsteigenden Persephone erscheint.

Fig. 4. Kora, Aehren in der Hand tragend, mit Aehren und Weinlaub bekränzt, aus der Erde emporkommend. Münze von Lampsakos.

Fig. 5. Wahrscheinlich eine nach römischer Kaisermode zur Göttin idealisirte Portraitfigur, für welche man willkürlich auf historische Namen gerathen hat. Kopf und Gestalt würden sich eher zu einer Muse schicken, daher man an eine Klio, welcher eine Rolle in die linke Hand zu geben wäre, oder an eine Mnemosyne gedacht hat, die mit ähnlichem Mantelumwurfe gleichfalls im vaticanischen Museum vorhanden ist. Clarac versichert jedoch, der Mohn in der Linken sei nebst den Ansätzen der ergänzten Aehrenstengel echt antik, und so würde die Deutung des Restaurators auf eine Ceres, als welche schon Livia sich darstellen liess, Recht behalten. Vorzüglich bewundernswerth ist die Feinheit in der Ausführung des Gewandes.

Fig. 6. Hades und Persephone, Grabgemälde. Hermes der Seelenführer bringt einen zagenden weiblichen Schatten vor den Thron des Hades, der über das Urtheil nachsinnt, während die neben ihm sitzende Persephone die Theilnahme am Richteramt von sich auf ihn abzuweisen scheint. Die Verhüllte hinter Hermes und dem Schatten dürfte als Nemesis, der freilich die Attribute fehlen, zu deuten sein. Die geflügelten Hippokampen oben scheinen blosse Verzierung zu sein.

Fig. 7. Hades mit Persephone thronend, die in ehelicher Zuneigung seinen Nacken umschlungen hält. Die beiden Nebenfiguren haben verschiedene Deutungen erfahren, unter denen sich als sinnreichste die auf Eros und Lethe, die der Kora den Trank der Vergessenheit gereicht hat, oder auf eine das Brautbad bereitende Dienerin der Unterweltsfürstin empfiehlt.

Fig. 8, pompejanisches Wandgemälde, nebst Fig. 15 zu den schönsten Demeterbildern gehörig. Ceres sitzt auf einem Throne, dessen Vordergestell in ähnlicher Weise, wie bei unsern landwirthschaftlichen Festen Früchte zu architektonischer Decoration verwendet werden, mit Blumen verziert ist. Der Fruchtkorb mit Aehren, der zu ihren Füssen steht, bietet eine ähnliche Erscheinung. Die Göttin selbst ist mit Aehren bekränzt und hält ein Aehrenbündel in der Linken, während ihre Rechte die Fackel, die ihr zukommt, in der Art eines langen Scepterstabes hält. Bald wird sie sich erheben, um mit dieser Fackel zur Tochter in die Unterwelt hinabzugehen, denn die Zeit der Reife enthält ja schon die Jahresneige, in welcher die Natur selbst, wie dieses Bild der Göttin, neben milder Freundlichkeit einen unnennbar elegischen Ausdruck hat.

Fig. 9. Raub der Kora, Sarkophagrelief. Auf einem unfern von Gebirgsklüften gelegenen blumigen Anger, der von den verschiedenen Localsagen gleich unsern «Mädchensprüngen» und «Jungfernfelsen» an die verschiedensten Orte versetzt wird, hat das schöne Kind der Demeter in harmloser Jugend mit den Gespielinnen Frühlingsblumen zu Kränzen gepflückt, Krokos, Hyakinthos und Narkissos (die Todesblume), da öffnet sich plötzlich die Erde und der Fürst der Unterwelt stürmt mit seinen Rossen hervor, sie gewaltsam entführend, so dass sie nur,

wie sie Himmel, Meer und Erde zum letztenmal sieht, mit einem Schrei die Mutter auf ihre Spur führen kann, während die Rosse, von Eros geleitet, schon durch die Höhle zu den Schatten hinabsinken. Unheimlich und trotzig, vom Mantel überflogen, hält er die Beute quer gepackt, die in ohnmächtige Ringen an allen Gliedern sich sträubend in seinen Armen liegt. Praxiteles hat diese leidenschaftliche Scene in Marmor gebildet, und die Aehnlichkeit der Haupthandlung auf der Mittelgruppe von Fig. 18 weist deutlich auf ein gemeinsames Vorbild hin. Athene mit Helm und Aegis als Vorkämpferin der erschrockenen Nymphen sucht hier, wie auf andern Bildern, den Räuber zurückzuhalten, sei es, dass sie als jungfräuliche Göttin (wie auf andern Darstellungen auch Artemis) sich dem Jungfrauenraube widersetzt, sei es dass sie, selbst Erntegottheit, zu Persephone (mit der sie in einem attischen Demos einen gemeinschaftlichen Altar hatte) in Verwandtschaft steht. Abweichend von andern Bildern stellt das vorliegende Demeter auf ihren Fruchtkorb gelehnt der Entführung den Rücken bietend dar, so dass sie vorerst nichts davon inne wird. Die hinter ihr stehende Gestalt, durch den kreisförmig über ihrem Haupte wehenden Schleier als Mondgöttin Hekate bezeichnet, steht dagegen aufmerksam nach dem Vorgang hingewendet und wird der Schmerzensmutter Kunde davon geben. Im Mythus geschieht dies freilich erst am zehnten Tage, wo sie ihr begegnet und berichtet, was sie gehört aber nicht gesehen hat, weil nur Helios, der hoch vom Aether schauende, es sehen konnte. Die andere Gestalt mag wohl eine Hore sein. Als Sinnbild der vom Tod geknickten Jugend eignete sich dieser Act des weit gesponnenen Koramythus sehr gut zu Sarkophagbildern, auf welchen man häufig in den Zügen der Geraubten die Verstorbene dargestellt zu haben scheint.

Fig. 10. Gemmenbild, das man für einen eigensinnig aussehenden Portraitkopf halten könnte, zumal Haar und Bart sehr sorgfältig geordnet sind. E. Braun, in dessen «Vorschule zur Kunstmythologie» der Kopf mit noch eigenartigerem Ausdrucke abgebildet ist, erkennt darin einen Hades der besten griechischen Zeit. Die «düstere Verschlossenheit», das «dumpfe Vorsichhinbrüten», die «unerbittliche Charakterfestigkeit», die man mit ihm in diesen Zügen lesen muss, eignet sich jedenfalls zu einer Verkörperung des Königs der Nacht.

Fig. 11. Hermes, gesendet von Zeus, den Demeter durch Einstellung ihres segensreichen Waltens bezwungen hat, steht vor dem thronenden Herrscherpaare der Unterwelt, um die Geraubte für ihre Mutter zurückzufordern. Hades bescheidet den Götterboten, aus dessen Haltung das Bewusstsein einer dornigen Aufgabe spricht, mit finsterer Ergebung in den Rathschluss des mächtigeren Bruders. Aber Persephone verhüllt sich in Trauer — sie hat von der verhängniss- und bedeutungsvollen Granate gegessen, und weiss, dass sie dem finstern Reiche verfallen bleibt. Es kommt nun zu dem Vertrage, wonach sie die Hälfte des Jahres bei dem Gemahl in der Nacht und die andere bei der Mutter im Lichte zuzubringen hat, ein Verhältniss, das in den Trauer- und Freudenfesten des Herbstes und Frühlings gefeiert und in den Bildern vom Niedergang und Aufgang der Persephone ausgedrückt wird. Die halbentblösste weibliche Gestalt im Hintergrunde gilt als die Hore des Aufgangs mit einem Früchteschurz, wie Fig. 18 links und rechts; aber das Original scheint hierin zweifelhaft. Als Königin der Unterwelt, als unterirdische Hera, muss Persephone jedenfalls Dienerinnen haben, und eine solche dürfte hier anzunehmen sein.

Fig. 12. Münze von Metapont mit dem Kopfe der Kora.

Fig. 13. Sicilische Münze mit dem Kopfe der Demeter.

**Fig. 14.** Hades, ähnlich wie Fig. 1, aber nicht so serapisartig aufgefasst. Haar und Bart, Gewand und Mantelumwurf haben etwas Schlichtes, Dürftiges, wozu der fast niedrig zu nennende Gesichtsausdruck vollkommen stimmt. Die steife Haltung der Arme, die nebst dem Obertheil des Scepterstabes neu sind, ist ohne Zweifel richtig gegeben, da sie der eben so steifen, wahrhaft ungeschickten Haltung des Körpers entspricht. Der Marmor, eine Statue in der Villa Borghese, ist zwar roh und handwerksmässig (zur Zeit der Antonine nach Nibby) gearbeitet, doch scheint der Grundcharakter der Figur schon dem muthmasslichen Vorbilde eigen gewesen zu sein.

Fig. **15.** Ceres, pompejanisches Wandgemälde. Im reichen Gewande der würdig frohen Feier, mit sprossenden Blättern und Aehren bekränzt, auf dem Fruchtkörbchen die Erstlinge der verjüngten Au' tragend, kommt sie mit erloschener Fackel, die, oben aus Blüthenkelchen bestehend und mit der Inful umwunden, als Scepter dient, von der Wanderung durch die Unterwelt zurück, um den Frühling zu bringen. Der Lichtschein um ihr Haupt bildet zu der erloschenen Fackel einen sprechenden Gegensatz.

Fig. **16.** Münze des Agathokles mit dem Kopfe der Kora.

Fig. **17.** Münze von Delphi mit dem Kopfe der Demeter.

Fig. **18.** Raub der Kora, ähnlich dargestellt wie auf Fig. **9**, nur dass die von Hermes geleiteten Rosse über die als Göttin personificirte Erde hinstürmen und Demeter auf ihrem Drachenwagen mit flammender Fackel eben so stürmisch den Entführer verfolgt, vor ihr her eine geflügelte Gestalt, die einen langen Schleier — vorwärts, wie auch die Flamme der Fackel vorwärts geneigt ist — flattern lässt. Nach dem Mythus ist Hekate diese Begleiterin. Zur Rechten ist die Abforderung der Kora vom Hades durch Hermes mit der Frühlingshore dargestellt. Die Figuren zur Linken deutet Müller als blosse symmetrische Ergänzung des Reliefs, der ursprünglichen Composition entnommen, auf welcher der Flussgott (Kokytos) mit den beiden Nymphen (Dienerinnen wie auf Fig. **11** die Gestalt rechts?) und mit einer zweiten Frühlingshore sich dem Rücken des Hades zunächst befunden hätte.

Fig. **19.** Niedergang der Kora, in dem freundlichen, friedlichen Geiste des Vertrages zwischen Ober- und Unterwelt gedacht. Die Göttin neben dem ernsten Gatten auf dem schon in der Abfahrt begriffenen Wagen stehend, umarmt noch einmal die Mutter, die sie jetzt beruhigt entlassen kann. Am gestirnten Himmel erkennt man dass es Nacht ist, zugleich die Jahresnacht, in welcher die Sterne früher aufgehen. Hekate, die vordem die Mutter beim Suchen begleitete, leuchtet jetzt dem unterweltlichen Paare mit ihren Fackeln vor. Oben schwebt Eros nebst der Taube der Aphrodite, Schale und Myrthenkränze tragend. Hermes an den Baum gelehnt sieht den Kommenden entgegen, um sie zu den Schatten hinabzugeleiten.

Fig. **20.** Demeter auf dem Throne, Fackel und Aehren in den Händen, die jedoch als restaurirt angesehen werden. Statue des Palastes Rondanini.

Fig. **21.** Anmuthige Marmorstatue einer thronenden Demeter, vormals zu Rom, jetzt in das K. Museum zu Berlin versetzt.

Fig. **22.** Proserpina, pompejanisches Wandgemälde. Von der milden Mutter unterscheidet sich die Tochter durch jugendlicheres aber ernsteres Aussehen, denn sie kann finster und furchtbar sein, wie Pluto selbst.

**Fig. 25.** Petersburger Statue, als Kora bezeichnet, wozu der schleierartig verhüllende Mantel zu passen scheint.

**Fig. 26.** Hestia (Vesta), thronend, mit dem Palladium des römischen Vestatempels auf der Hand. Revers einer Bronzemünze der Kaiserin Sabina.

**Fig. 27.** Vesta, nach einer Münze, stehend mit Scepterstab und Lampe (die aber auch ein Simpulum sein könnte), das Hinterhaupt verhüllt. Die Lampe, deren Griff einen Eselskopf darstellt, befindet sich auf einem Thierkreise neben dem Zeichen des Schützen, dessen Monat die genannte Göttin vorsteht, und der Eselskopf bezieht sich ohne Zweifel auf den Mythus vom Esel Silen's, der die schlafende Göttin durch sein Geschrei zur rechten Zeit noch weckte, als Priap sie überraschen wollte.

**Fig. 34.** Vesta Giustiniani. Jungfräuliche Matrone von völlig nonnenhaftem Aussehen; ob griechisches oder römisches Kunstgebilde, ist streitig, aber jedenfalls sehr alterthümlich und cultusmässig gearbeitet. Hinterhaupt und Schultern sind in einen' Schleier gehüllt, das Haar fällt ungescheitelt und unbeschnitten in die Stirne herein. Streng und schmucklos fällt das Brusttuch bis über den Gürtel, und das Gewand deckt in einfachen gleichförmigen Massen den Unterkörper bis auf den Boden, so dass man nicht einmal die Füsse sieht. Der Gesichtsausdruck ist streng und dennoch mild. Die regungslose Gestalt stemmt die eine Hand in die Seite und deutet mit der andern nach oben, wo die ewige Weltordnung wohnt.

**Fig. 37.** Proserpina, nach einem Wandgemälde, der frühern ähnlich, aber weicher, ceresartiger. Sie hält auf einer Hand den Modius, den sie auch auf dem Haupte unter dem Schleier trägt, in der andern ruht der Scepterstab, den sie schräg auf den Boden stellt.

---

**Fig. 23, 24.** Phöbus Apollon. Das zweite der beiden Bilder ist das ältere, es bezeichnet den Apollotypus der Phidias-Polyklet'schen Zeit. Wenn man diesen Kopf mit den Köpfen der in der vorhergehenden Abtheilung enthaltenen Aegineten vor allem zunächst in der Haarlegung vergleicht, so kann man den Entwicklungsgang erkennen, welchen die Kunst in der Ausbildung ihrer Ideale gewonnen hat. Die erste verhältnissmässig vollkommene Gestalt nach Ueberwindung der alten Unform ist die bei natürlich richtigem Körperbau in Haar, Gewand und Gesichtsausdruck noch streng gebundene mit dem stehenden Lächeln unter der Galerie von Zopflöckchen. Nun erwacht im Antlitz eine Regung von Leben und Seele, während der Kopf den conventionellen steifen Zopfwulst unverändert behalten muss. So hat man sich einer erhaltenen Nachbildung zufolge den Apoll des Kanachos vorzustellen, jenen Erzkoloss, welchen Xerxes den Milesiern, weil sie sich bei Salamis schlecht gehalten hätten, wegnahm. Aber auch noch Kalamis, dessen Sosandra mit dem seelenvollen Gesichte und dessen unübertroffenen Pferde eine verwöhnte Nachwelt bewunderte, hat, wie eine Nachbildung von seinem Hermes dem Widderträger (Götterbilder, Taf. VII, Fig. 28) zeigt, das gebundene Haar und das steife Gewand beibehalten. Hiernach kann man sich eine Vorstellung von dem Apollon alexikakos machen, den er in Athen nach dem Aufhören der Pest zu Anfang des peloponnesischen Krieges verfertigte. Denn Kalamis hat, wie sich aus diesem Datum ergibt, das tragische Ende des Phidias überlebt: ein Beweis, dass verschiedene Kunststufen, die man sich unwillkürlich in chronologischer Folge denkt, gleichzeitig neben einander bestehen können. Es mag wohl noch eine weitere Verschiedenheit zwischen den beiden Schulen bestanden haben, denn ein Schüler des Kalamis, des alterthümlicheren Meisters, war es, welchem von Delphi die plastische Vollendung des dortigen Tempels übertragen wurde, und als er starb, wählte man den Schüler eines andern athenischen Meisters der freidenkerische Phidias hat von dem Sitze des pythischen Gottes keine Bestellung erhalten. Uebrigens hat auch er einen Apoll gebildet; eben so Polyklet; und die Büste Fig. **24** lässt auf den Charakter schliessen, in welchem der Gott von den Darstellern bis zur nächsten grossen Kunstperiode gehalten wurde. Die Züge sind bis zur vollen Freiheit kühner Idealbildung gediehen, und die ernst wallenden Locken bilden ein schönes Gegenstück zu der majestätischen Mähne des Zeus von Olympia. Merkwürdig aber ist es, an diesem Kopfe so wie an den Götterköpfen vom Parthenon zu beobachten, wie gewisse ältere Formen auch auf einer Stufe unbeschränktester Kunstentfaltung zäh zu beharren wissen. Die staffelförmige Zopfguirlande der Aegineten und der sonst bekannten älteren Bilder hat sich zum schönsten Lockengerolle aufgelöst, aber die Grundform ist, nur mit dem Unterschiede des gefrornen und des flüssigen Zustandes, die gleiche geblieben, so zwar, dass der vollständige Sieg des Flüssigen über das Starre nur um so mehr Bewunderung verdient. Im folgenden Jahrhundert gab Skopas dem Apollonsideal durch seinen weichen Kitharspieler (Fig. 31) eine veränderte Richtung, Praxiteles schuf den früher männlicher gehaltenen Gott zum zarten Jüngling (Fig. 32) um, und Lysipp, der gleichfalls einen Apoll bildete, half durch seine Uebertragung des gedrungenen Polyklet'schen Kanons in schlankere Verhältnisse den neuern Typus begründen, der seitdem der herrschende geblieben ist. Dieser Typus, dem der Kopf Fig. **23** nebst den beiden Büsten Fig. **28** und **29** angehört, wird uns bei den vornehmsten aller Apollobilder, Fig. **30**, wieder begegnen.

Fig. **28** und **29**. Zwei Apollobüsten im Louvre, die erstere vielfach restaurirt, die letztere von vorzüglicher Arbeit, im Typus mit Fig. **23** und der nachfolgenden Fig. **30** zu vergleichen.

Fig. **30**. Der vaticanische Apoll, vermuthlich aus einem der Kaiserpaläste des alten Antium stammend, in dessen Ruinen er gegen das Ende des 15. Jahrhunderts gefunden wurde, von Julius II. in dem von seiner schönen Aussicht benannten Flügel des vaticanischen Palastes aufgestellt, woher er den Namen Apoll von Belvedere hat, unter welchem er am bekanntesten ist. Von den Künstlern und Kennern der letzten Jahrhunderte bis zur Anbetung verehrt, und mit Lobpreisungen überhäuft, welchen Winckelmann's dichterische Schilderung die Krone aufsetzte, hat er seitdem der kunstarchäologischen Untersuchung viel zu rathen aufgegeben, und heute noch sind die widerstreitenden Meinungen — auch durch Anselm Feuerbach's erschöpfend gründliches Buch über die Statue — nicht vereinigt. Nicht einmal die centnerschwere Frage, ob wir ein Werk griechischer oder römischer Kunst vor uns haben, ist über jeden Zweifel hinaus gelöst, und selbst die Mineralogie, in deren Gebiet sich der kunstgeschichtliche Kampf gezogen hat, ist mit ihrem Verdict nur bis zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit gelangt. Der Marmor der Statue nämlich, der früher für griechisch gegolten, bricht nirgends in Griechenland und gleicht eher dem carrarischen, welchen Plinius unter dem Namen des lunensischen zu denjenigen Marmorarten rechnet, die, weisser als der parische, erst «neuerdings» (und zwar der in Frage stehende «neuesterdings») zur Sculptur verwendet würden. Aber auch diesem entspricht er nur so, dass ähnliche Adern in den Brüchen von Carrara sich finden, daher man, weil er nicht zu der gewöhnlichen Art gehört, auf die unsichere Vermuthung hingedrängt wurde, dieser Marmor möge aus gewissen verlassenen lunensischen Brüchen stammen, die von den Römern früh ausgenutzt worden seien. Andrerseits zeugt die mit der grossartigsten Auffassung verbundene bis ins Kleinste gehende Ausführung und technische Vollendung, die man fast übertrieben elegant nennen will, für eine späte Zeit, für eine mit Gold überschüttete Kunst, die unter kunstliebenden Kaisern «ihre feinsten und zartesten, eben darum vielleicht auch ihre letzten Blüthen trieb». Ferner scheint der Kunstler ein älteres Vorbild gehabt zu haben, denn bei Argos ist, nach Poucqueville, eine Bronze von ähnlicher Stellung und Bildung gefunden worden, und für einen ursprünglichen Erzguss spricht auch das in diesem Material weit leichter zu behandelnde Gehänge des Mantels, dessen Uebertragung in Marmor eine grosse Kühnheit und Sicherheit verräth, wie es denn auch als ein Wunder betrachtet wird, dass die Statue gerade in diesem Theile so unversehrt auf die Nachwelt gekommen ist. Dabei ist aber das Werk nichts weniger als Copie oder Nachbildung im gemeinen Sinn des Wortes, vielmehr «ist die ganze Behandlung mit dem Grundgedanken der Statue so sehr Eins, so ganz nur der ungetheilte freie Erguss einer und derselben Bildungskraft, dass es der eigensinnigsten Kritik nicht gelingen wird, zwischen beiden auch nur den feinsten Unterschied, geschweige einen Widerspruch zu entdecken.» Verhält es sich nun in Wahrheit so, dass dieses Originalwerk, das von allen bewährten Kennern zu den ersten Meisterwerken der alten Kunst gerechnet wird, nicht früher als zu der durch Plinius bezeichneten Zeit verfertigt worden ist, dann ist die Meinung, dass die Kunst in der römischen Periode keinen grossen Aufschwung mehr genommen habe, über den Haufen geworfen. Und es gibt ja auch noch andere Zeugnisse, dass die Kunst dieser Zeit, obwohl im Kreise der alten Kunsterrungenschaften beharrend, selbstständig schuf, «dass Griechenland, wenigstens in einzelnen Kunstgenien, seinen politischen Untergang überlebte, und noch unter der Obhut oder dem Drucke römischer Imperatoren sich in neuen herrlichen Schöpfungen verjüngte.» Die grösste Verschiedenheit herrscht in den Ansichten über die Handlung, in welcher der Gott dargestellt ist. Er schreitet in grossartiger Haltung vorwärts, den linken Arm ausgestreckt, über welchen die von der Schulter fallende Chlamys geworfen ist, und das über die Brust laufende Köcherband bezeichnet den ferntreffenden Schützen, dessen Pfeile niemals fehlen; um den Baumstamm neben ihm windet sich die Schlange, die auch an seinem delphischen Dreifusse heimisch ist. Seine Nüstern bewegen sich noch im Zorn und auf den Lippen glaubt man ein Lächeln unwilliger Verachtung zu erblicken, während auf der Stirn eine lichte Siegesfreude und selige Götterheiterkeit aufgeht, noch gehoben durch die herrliche Jugend der Gestalt und des Antlitzes, über welchem das reiche Lockenhaar majestätisch in eine wallende Stirnflechte (den flüssig gewordenen vormaligen Krobylos) aufgenommen ist. Augenfällig ist die Aehnlichkeit mit den vorhin in Betracht gekommenen Köpfen, von welchen namentlich Fig. [illegible] einen noch tieferen geistigen Ausdruck zeigt. Was nun die Bedeutung der Statue betrifft, so sehen die meisten Stimmen den Gott in der Erlegung des Drachen Python (oder der Niobiden oder des Riesen Tityos etc.) begriffen, und manche Erklärer glauben noch die Sehne seines Bogens klingen zu hören. Allein so weit man bei den Ergänzungen der beiden Vorderarme (seltsamerweise bestehen auch hierüber ganz abweichende Angaben) sich eine Vorstellung von der ursprünglichen Haltung machen kann, so ist zwar der linke Arm wie zum drohenden Halten des Bogens ausgestreckt, der rechte aber keineswegs zu der Lage erhoben, in welcher er noch verharren müsste, wenn der Pfeil so eben von der Sehne flöge. Der Act des Schiessens müsste also schon eine längere Weile vorüber und der Gott im Wegschreiten von dem erlegten Ziele des Schusses begriffen sein, somit in einer Situation, die eben so gut auch etwas anderes bedeuten könnte. Eine Nachbildung des Alexikakos von Kalamis kann die Statue nicht sein, weil dieses Bild, das wahrscheinlich in der einen Hand Pfeile und Bogen, auf der andern die Charitinnen (Symbole des Verderbens und des Heiles) trug, jedenfalls in seiner charakteristisch alterthümlichen, unbewegten Haltung wiedergegeben worden wäre. Die Deutung auf den Apollo Palatinus, welchem August nach dem Siege von Actium den prächtigen Tempel errichtete, fällt ebenfalls weg, da der actische Apoll, welcher zugleich der palatinische ist, auf Münzen leierspielend und langbekleidet vorkommt; noch weniger statthaft ist die Deutung auf einen als Apoll dargestellten August, der gleichfalls im palatinischen Tempel stand, denn der vaticanische hat mit diesem Kaiser nicht die geringste Aehnlichkeit. Bedeutend und geistvoll ist die Erklärung Feuerbach's, der in der Statue den pythischen Gott aus den Eumeniden des Aeschylos erkennt, wie er sich für den Beschützer des Orest erklärt und die verfolgenden Ungeheuer von seinem Tempel scheucht:

„Hinaus, ich will's, aus diesem Heiligthume schnell
Hebt euch hinweg, vom Sehersitze lasset ab,
Damit du nicht die blanke Flügelschlang' empfahest,
Die los von goldgetriebner Bogensehne stürmt,
Und dunklen Menschenblutes Schaum du dann vor Schmerz
Ausspuckst in Klumpen, so du mordend eingeschlürft.
— In Wüstenei'n entweichend irret hirtenlos,
Denn nie befreundet solcher Heerde sich ein Gott.

In diesem Moment glaubt er den vaticanischen Apollo gedacht, der freilich nicht im tragischen Prachtgewande auftritt, aber etwas Orchestisches, Theatralisches in seiner Erscheinung hat. »Mit dem entschiedenen Schritte eines raschen Entschlusses hat Apollo den Schauplatz betreten. Dem grausenvollen Chore Aug in Aug gegenüber, hält er inne, doch nur um so lange zu verweilen, bis er die Furien von seinem Tempel verjagt, vielleicht auch von ihrem Vorsatze, den Orest weiter zu verfolgen, zurückgeschreckt hat. Dann gedenkt er nach Athen zu eilen, wie er denn auch bald darauf mit den Worten: Ich bin sein Hort und meinen Schützling rette ich, die Bühne verlässt. Der linke Fuss ist gar nicht zum ruhigen bleibenden Stande nachgezogen; denn jeden Augenblick kann Apoll die Wuth der Furien beschwichtigt haben, oder genöthigt werden, seine Drohung zu bethätigen. Der linke Arm ist mit dem Bogen bewehrt und schon dem Feinde entgegengestreckt, wiewohl noch nicht zum Schusse straff gespannt. Der rechte spielt in freier mimischer Bewegung, aber im Augenblicke bereit, den tödtlichen Pfeil aus dem Köcher zu holen. Wahrscheinlich behielt der Apollo des Theaters, Statuen gleich, die ganze Scene hindurch diese drohende Stellung bei. Noch am Schlusse derselben wird er nur in langsamen Schritten, immer den drohenden Arm noch ausgestreckt, und den Chor entlang einen weiten Kreis beschreibend, die Bühne verlassen haben. In unserer Statue sehen wir den Gott erscheinen, dann, um ein ferner liegendes Ziel zu verfolgen, wieder verschwinden, und der Zwischenmoment des Verweilens ist durch die Spannung einer energischen Kraft, welche zwischen Entschluss und That getheilt ist, aus einander gehalten.« Dieser Deutung, von der man, während man sie liest, ganz gefangen wird, steht eine andere gegenüber, die sich auf eine andere Dichterstelle stützt, auf eine Stelle Homers, der doch noch kanonischer ist, als Aeschylos. Aus Homers Schilderung, wie Zeus der Thetis Gewährung zunickt, hat Phidias das Urbild seines Götterkönigs geschöpft, und ein zweiter Kunstgenius, der in gleichen Bahnen wandelnd dem Zeusideal ein Apolloideal an die Seite setzen wollte, wird das Urbild desselben zuerst und vor allen bei Homer gesucht haben, der ihm auch gleich in den ersten Versen des ersten Gesanges ein Gegenstück zum Zeus von Olympia bot, so charakteristisch, wie es sich nur wünschen liess. Chryses, der Priester Apoll's, von Agamemnon durch die Vorenthaltung seiner Tochter gekränkt, fleht zu seinem Gotte, er möge dieses Leid an den Danaern rächen, und der Pestsender Phöbos Apollon erhört ihn:

„Eilig entstieg er den Höh'n des Olympos, zürnenden Herzens,
Mit dem Geschoss um die Schulter und wohlgeschlossenem Köcher.
Hell erklangen die Pfeile dem zürnenden Gott um die Schultern,
Als er einher sich schwang; er wandelte düsterer Nacht gleich,
Setzte sich dann von den Schiffen entfernt und schnellte den Pfeil ab,
Und graun'voll ertönte das Klirren des silbernen Bogens.
Nur Maulthier' erlegt' er zuerst und flüchtige Hunde,
Doch auf die Männer nun selbst das bittre Geschoss hinwendend
Traf er, und rastlos brannten die Todtenfeuer in Menge.
Schon neun Tage durchflogen das Heer die Geschosse des Gottes“ —

So wenig aber der Zeus des Phidias eine blosse Illustration zu einer homerischen Stelle ist, so wenig ist es der vaticanische Apoll. Bei jenem müsste die Thetis zugegen sein, oder man müsste sie sich wenigstens im Geiste als gegenwärtig denken, was schwerlich einem Beschauer des Olympiabildes jemals eingefallen ist, und dieser müsste sitzend dargestellt sein, wie er die tödtlichen Pfeile nach dem Griechenheere schnellt. Dies war nicht die Aufgabe einer Kunst, die ihr Verhältniss zur Poesie verstand. Dem Homer entnahm Phidias nur die Anschauung eines majestätisch thronenden Gottes, der mit dunklen Brauen und vorwärts wallenden Locken gnädig winkt, während die Höhen des Olympe unter seiner Allmacht erbeben, deren Furchtbarkeit durch diese Wirkung hinlänglich kundgegeben ist; der Künstler des Apoll entnahm ihm die Anschauung des zürnend der Nacht gleich einherschreitenden Gottes, um dessen Schulter die Pfeile hell erklingen, während die jugendliche Heiterkeit, die einem den Begriff des Gottes ganz ausdrückenden Bilde nicht fehlen darf, auf der Stirne aufzublühen beginnt. Das Einherschreiten des Gottes, ein Gegenstand für die Poesie wie für die Kunst, ist von der ersteren wiederholt geschildert worden. In dem Argonautengedichte des Apollonios, einem der besseren Alexandrinerwerke, das sich nachher in Rom grossen Erfolgs erfreute, ist er beschrieben, wie er von goldhellen Locken umflogen dahergeht:

„Links bewegt er im Sprunge das Silbergeschoss, um den Rücken
Hing von den Schultern der Köcher herab, ihm unter den Füssen
Bebte das Eiland rings und es rauscht' am Gestade die Fluth auf.“

Dieses Bild, das die homerischen Schilderungen des Apollon und Zeus gewissermassen einander nähert, sollte es nicht einem Künstler, der unter dem Gebote der römischen Cultur arbeitete, Veranlassung gegeben haben, den homerischen Apoll, der seinem griechischen Geiste zunächst stand, mit dem nicht unwürdigen Apollo des Alexandriners, den die römische Poesie adoptirt hatte, zu verschmelzen? Auch Artemis, Apollon's geschossliebende Schwester, wird in Poesie und Kunst gerne rasch daherschreitend dargestellt, und eine ihrer Statuen (Götterbilder Taf. III, Fig. 8 b, vgl. S. 296, 297) hat, die ganze Gestalt bis zum Haarknauf, überraschende Aehnlichkeit mit dem belvederischen Apoll. Der ergänzende neuere Künstler, von dem die Arme sind, hat sie schiessend gebildet; wenn diese Handlung dem ursprünglichen Bilde entspricht, so schiesst sie ziemlich blindlings drein. Auf alle Fälle ist es unverkennbar, dass die beiden Statuen in einem entschiedenen Verhältniss zu einander stehen, nur ist Artemis hier die muntere Jägerin, die den Wald durchstreift und im Dahineilen die leichte Beute, wie sie ihr in den Schuss kommt, erlegt, Apoll dagegen der hehre Schütze, dem ein ernsteres Ziel vor dem Bogen liegt. Verlangt man dasselbe genau bestimmt, so mag man die Beziehung zu der homerischen Stelle festhalten. Der Gott kommt zu den Schiffen geschritten, bei welchen er sich sofort setzen und schiessen wird; mit ausgestrecktem Bogen blickt er nach den Opfern hin, die seinem Zorne fallen sollen, während die Genugthuung, die er sich verschaffen wird, ihn schon mit erhabener Heiterkeit erfüllt. Für unser modernes Gefühl hat diese Deutung etwas Widerstrebendes, aber der antike Mensch konnte ja kaum reinere Seligkeit, als in niedergeworfenen Heerhaufen zu schlachten und zu würgen, oder den besiegten Widerstand durch Kreuzigung der einen Hälfte und Verkaufen der andern in die Sclaverei zu bestrafen. Wie sehr der Gott nach dem Bilde dieses Menschen geschaffen ist, zeigt gleich nebenan (Fig. 31) der kitharspielende Apoll, dessen himmlische Begeisterung sich mit der an der Kithar hängenden Figur des geschundenen Marsyas trefflich verträgt. Nach gewöhnlicher Auffassung schreitet der vaticanische im Kampfzorn und Siegerstolz, der sich eben zu seliger Heiterkeit verklärt, von einem überwundenen Gegner weg, wobei das Ausstrecken des Bogens nach dem Erlegten für den, der den Gott nicht als schiessend erblicken kann, eine dem Gefühl gleichfalls widerstrebende Triumphgeberde wäre. Verlangt man aber nicht zu viel von dem Bilde, wenn man ihm eine so bestimmte Beziehung unterlegt, wie die Pestsendung, oder die Tödtung des Python u. dgl., oder endlich, was mit unserm Gefühl allerdings am meisten in Einklang steht, die Verscheuchung der Erinnyen? Ist die Statue verpflichtet, eine einzelne Handlung darzustellen, wie man es von der Gruppe erwarten darf? Sicher genügt es, in dieser Statue den Gott zu sehen, der dunkel und licht einherschreitet und wie im geistigen Ausdruck so in der äussern Erscheinung (Bogen in der Linken und Heilsschlange am Baumstamm zur Rechten) Verderben und Heil in weit stärker hervortretenden Gegensätzen, als der Zeus von Olympia, vereinigt. Aehnlich waren die Gegensätze von Vernichtung und Segen, Krieg und Frieden in den fernhin gebietenden Händen des Imperators vereinigt, und besonders nach einer Katastrophe, wie der Sieg über Antonius und Kleopatra, der die Welt wiederberuhigt zu den Füssen August's legte, war in einer Statue, die neben beziehungsvolleren Werken dieser Art nur den Gott, dem der Sieg zugeschrieben wurde, in jener Doppelbedeutung darstellte, eine mittelbare Beziehung auf den mächtigen Schützling und Verehrer des Gottes nahe genug gerückt. Bleibt aber so die Deutung des grossen Kunstwerkes — was sich auch schon im Dasein so vieler widersprechender Erklärungen ausdrückt — eine allgemeine, schwebende, so ist doch im Beiwerk eine sehr bestimmte, ganz absonderliche, aber schwer zu enträthselnde Beziehung niedergelegt. Der Strunk nämlich, um welchen sich die Schlange windet, ist nicht der Lorbeer, der dem Apollo eignet, sondern ein Oelbaum. Dass dieser mit Absicht gewählt ist, lässt sich nicht bezweifeln. Wer Feuerbach's Deutung zu der seinigen macht, wird sich gerne von ihm zur Bestätigung derselben erinnern lassen, dass Orest mit dem Oelzweige des Schutzflehenden von Delphi nach Athen flüchtete; allein diese Beziehung haftet ausschliesslich an dem schutzflehenden Flüchtling, nicht an dem Gotte, der mit dem Lorbeerzweige zu entsündigen pflegte, und die weitere Vermuthung, dass die Statue zu Antium vielleicht im Palaste des Muttermörders Nero, der Athen wegen der Eumeniden nicht zu betreten wagte, als Abwehrer und Entsühner gestanden sei, schwebt in der Luft, da die Entstehungszeit des Bildes ungewiss und auch durch Plinius' Bemerkung über den Marmor von Carrara — selbst jeden mineralogischen Zweifel bei Seite gesetzt — nicht in die engsten Grenzen eingeschlossen ist. In der Geschichte des Gottes selbst wird wohl nur eine einzige Beziehung auf den Oelbaum zu finden sein, sofern der Mythus oder vielmehr die Localsage von Olympia, dass er daselbst den Hermes im Lauf und den Ares im Faustkampf überwunden habe, ihm Anspruch auf den Olivenkranz verleiht; doch was dies mit dem vaticanischen Apoll, der weder Wettläufer noch Faustkämpfer ist, zu schaffen haben sollte, ist nicht abzusehen. Eher möchte der Oelbaum im vorhin angedeuteten Sinne auf den Frieden zu beziehen sein, dessen Göttin, erstmals von August und dann nach entsprechenden Katastrophen von mehreren seiner Nachfolger gefeiert, den Oelzweig und sogar die Schlange zu Attributen hatte. Dieser Gottheit mag die Statue nach der einen, nach der andern Seite dem drohenden Apollobilde sich nähern, das Silius Italicus auf dem palatinischen Berge sah: *Intenditque arcum et pugnas meditatur Apollo.*

Fig. **21**. Apoll, der Kitharsänger, nach Skopas. Im geistlichen Sängergewande von Delphi, wie er der Sage nach einst an der Spitze seiner Priester aus Kreta dort einzog, feierlichen Schrittes, aber lebhaft bewegt, den Kopf mit dem metallenen, edelsteingeschmückten Lorbeerkranze schwärmerisch emporgeworfen, mit beiden Händen in die schwere, am Tragband von der Schulter hängende Phorminx greifend, deren Schallkasten fast zu sorgfältig angegeben ist, so tritt der Gott den Chorreigen führend einher; das hochgegürtete Gewand fliesst in tausend Falten bis auf die Sohlen, und der gleich lange, auf den Schultern geheftete, über den Rücken hinabwallende Mantel vollendet die grossartig reiche Pracht der Gewandung. Die bekannte Neigung des Skopas zum Leidenschaftlich-Schwärmerischen macht es wahrscheinlich, dass die gegenwärtige Statue nach seinem berühmten Vorbilde gearbeitet ist. Dieses wurde, als August den Tempel des actisch-palatinischen Apollo baute, mit einer Masse anderer Kunstschätze von Griechenland nach Rom gebracht, wo es als Hauptstatue des gedachten Tempels zwischen einer Leto von Praxiteles und einer Artemis von Timotheos, genannt Diana Victrix, stand. So beschreibt auch Properz den Gott als zwischen Mutter und Schwester stehend und im langen Gewande Lieder singend, und so ist er auch auf Münzen als Apollo Actius oder Palatinus abgebildet, wobei indessen nicht verschwiegen werden darf, dass eine Münze des August und eine des Nero, beide in Müller's Denkmälern, I, 141, b, c, mitgetheilt, gerade in jenen Aeusserlichkeiten, die das Charakteristische der verkleinernden Nachbildung sind, bedeutend von einander abweichen, sofern die Augustische Münze den Gott nicht spielend, sondern das Plektron wie auf Taf. III, Fig. [illegible] haltend, darstellt, die Neronische dagegen ganz dem vorliegenden Bilde gleicht. Wieder ein anderes Bild erscheint unter Commodus, unter welchem wahrscheinlich die Statue von Skopas verbrannte. Die gegenwärtige ist im vorigen Jahrhundert nebst den Musenstatuen, bei welchen sie jetzt im vaticanischen Museum steht, in der sogenannten Villa des

Cassius zu Tivoli entdeckt worden, daher sie auch von einem Theil der Erklärer als Copie eines andern Vorbildes angesehen wird, eines Werkes nämlich von Timarchides aus Athen, der damals, als die griechische Kunst unter römischem Schutze neu zu erstarken begann, in der Porticus des Metellus Macedonicus, wo von Philiskos aus Rhodos die neun Musen nebst zwei anderen Apollobildern standen, einen Apollon Kitharödos bildete.

Fig. **33**. Apollon Sauroktonos, nach Praxiteles. Dieses Bild ist seinem Meister besser gesichert als das vorhergehende, denn man weiss durch Plinius, dass Praxiteles einen jugendlichen Apoll gemacht hat, der einer hinankriechenden Eidexe mit dem Pfeil auflauerte und Eidexentödter genannt wurde. Das gleiche Bild und Motiv bezeichnet ein Epigramm von Martial:

Schone doch, lauernder Knabe, das Thierchen, das zu dir herankriecht:
Giebts doch, zu sterben durch dich, selber sich dir in die Hand.

Dem Meister geistreicher Anmuth ist also aus dem göttlichen Drachentödter ein mädchenhaft zarter, mit einer Eidexe spielender Knabe geworden; da jedoch in der Darstellung eines Gottes eine völlige Entfernung von heiligen Bezügen nicht denkbar ist, so hat schon Heyne — und seitdem ausführlich Welcker — auf die prophetische Geltung der Eidexe aufmerksam gemacht, deren Todeszuckungen hier dem jungen Orakelgott zum Weissagen dienen sollen. Wiederholte Nachbildungen in Statuen und Gemmen, die im Vatican, Louvre und anderwärts aufbewahrt sind, erzählen noch heute von dem Ruhme des verlorenen Originals.

Fig. **34**. Münze von Kroton mit dem lorbeergekrönten Apollskopfe auf dem Avers.

Fig. **35**. Apoll nach einer Gemme.

Fig. **36**. Münze von Katana mit einem grossartigen Apollskopfe auf dem Avers.

Bilderquellen: Tafel II. Fig. 1. Hades, Statue. Mus. Pio-Clem. II, 1. Fig. 2. Jupiter Serapis, Büste im Louvre. Clarac 2722 A. Fig. 3. Triptolemos' Aussendung. Monumenti dell' Inst. I, tav. 4. Fig. 4. Kora. Millingen. Anc. coins, pl. 5, 7. Fig. 5. Demeter, Statue. Clarac Nr. 775. Fig. Hades und Persephone, Bartoli Pitt. del Sepolcr. dei Nasoni t. 8. Fig. 7. Hades und Persephone. Relief, Mus. Pio-Clem. II, 1. Fig. 8. Demeter, pomp. Gemälde. Mus. Borb. IV, 54. Fig. 9. Raub der Kora. Clarac, Nr. 83. Fig. 10. Hades. Gemme. Braun, Vorschule der Kunstmythologie. taf. 21. Fig. 11. Hades und Persephone, Mus. di Mant. I, 3. Fig. 12. Kora. Mionnet Description de Med. LXIV, 8. Fig. 13. Demeter. Ebds. LXVI, 1. Fig. 14. Thronender Hades. Braun, Vorschule taf. 22. Fig. 15. Demeter mit Fackel und Fruchtkorb. Wandgemälde Mus. Borb. IX, 35. Fig. 16. Kora. Mionnet Description de Méd. LXVIII, 3. Fig. 17. Demeter. Münze von Delphi. Ebds. pl. LXXII, 5. Fig. 18. Raub der Kora. Bartoli, Admiranda Romanorum antiquitatis, t. 53. Fig. 19. Abschied der Kora von Demeter. Millingen. Uned. Monum. Ser. I, pl. 16. Fig. 20. Demeter, thronend. Clarac Nr. 786. Fig. 21. Demeter. Ebds. Nr. 772. Fig. 22. Kora. Wandgem. Braun, Vorschule taf. 30. Fig. 23. Apollon. Antiques du cabinet de Pourtalès pl. 14. Fig. 24. Apollon. Büste. Mus. Chiaramonti tav. 10. Fig. 25. Kora. Statue in Petersburg. Clarac Nr. 779. Fig. 26. Müller, Denkmäler II, tav. 30, 329. Fig. 27. Hestia. Hirt, Bilderbuch taf. 6, Nr. 12, 13. Fig. 28. Apollon, Büste im Louvre. Clarac, 2785 B. Fig. 29. Apollon. Büste im Louvre. Clarac, 2785 C. Fig. 30. Belvederischer Apollon. Mus. Pio-Clement I, 14. Fig. 31. Apollon Kitharodos. Revell, Musée etc. Nr. 294. Fig. 32. Apollon Sauroktonos. Statue im Louvre. Clarac, Nr. 905. Fig. 33. Apollon, Münze von Kroton. Mionnet, Desc. pl. 69, 3. Fig. 34. Hestia. Statue. Galeria Giustiniana I, 14. Fig. 35. Apollon. Geschnittener Stein. Müller, Denkm. Bd. II, nr. 120. Fig. 36. Apollon. Münze von Katana. Specimens of anc. coins of M. Grecia pl. 10. Fig. 37. Kora, thronend. Wandgem. Mus. Borb. IX, 21.

---

## 3. Apollon. Artemis.

### (Götterbilder Taf. III.)

Fig. 1. Marsyas. Der aus den Kämpfen zwischen der Kithar- und Flötenmusik (vermuthlich in Athen) erwachsene Mythus vom Wettstreit Apoll's mit Marsyas, in Folge dessen dieser phrygische Silen als Besiegter aufgehängt und geschunden wird, ist in Statuen, Reliefs, Wand- und Vasengemälden und Gemmen vielfach dargestellt. Zeuxis hat die Bestrafung des Marsyas gemalt, und aufgefundene Reliefs, sowie eine in Florenz, Rom, Berlin, im Louvre befindliche Anzahl Statuen, die in wenig abweichender Wiederholung den an der Fichte hängenden Marsyas darstellen, haben, nebst der Fig. 10. abgebildeten Statue des sein Messer schleifenden Sklaven, auf die Vermuthung geführt, dass es einst eine vorzügliche Statuengruppe des gleichen Inhalts gegeben habe. Die gegenwärtige Statue befindet sich im Louvre. Das Bocksfell unter den Füssen des Gehängten deutet wohl auf den Schlauch, der ihm in seiner phrygischen Heimath als einem Fluss- und Quelldämon eignete und aus welchem das ganze Märchen von der Schindung abgeleitet wird. Merkwürdigerweise hat dieses Märchen auf Phrygien zurückgewirkt und einen dagegen reagirenden Wunderglauben hervorgebracht: denn in Kelänä, wo der mit dem Dämon gleichnamige Fluss entspringt, war an der Quelle der Schlauch des Marsyas aufgehängt, der sich bei Kitharspiel nicht rühren, bei Flötenspiel aber lebhaft bewegen sollte. Noch in späterer Zeit war er dort verehrt, wie denn noch im 2. Jahrh. n. Chr. von ihm gerühmt wurde, dass er einst die Gallier bei ihrem Einfall durch Ueberschwemmung und Flötenspiel verscheucht habe.

Fig. 2. Apollo in Florenz, den rechten Arm zum Zeichen der Ruhe über den Kopf gelegt, den linken auf einen Baumstamm gestützt, an welchem der zu keinem Kampfe mehr erforderliche Köcher hängt. Wegen der fast knaben- oder mädchenhaften Zartheit der Formen wird diese Statue, die zu den bewundertsten Werken der Florentiner Galerie gehört, Apollino genannt.

Fig. 3. Aehnliche Statue im Louvre, aber männlich kräftig dargestellt. Ob die um den Baumstamm geringelte Schlange der besiegte Python ist oder eine andere Bedeutung ausdrückt, wird nicht wohl zu entscheiden sein.

Fig. 4. Apoll mit der Kithar, in sein Spiel verloren, zu seinen Füssen statt des Schwans, der ihm sonst als mythischer Singvogel heilig ist, eine Gans. Marmorstatue, einst farnesisch, jetzt im Museum von Neapel.

Fig. 5. Apoll, in raschem, tanzartigem Schritte daherwandelnd und zur Phorminx singend, die am Tragband zur Seite hängt. Vaticanische Statue.

Fig. **6**. Kitharspielender Apoll in der Sammlung des Lord Egremont, Gegenstück zu dem weichen Kitharöden, der dem Skopas zugeschrieben wird, begeistert, aber voll männlicher Kraft, und dabei doch jugendlich, mit Locken, die über der Stirn gescheitelt lang auf den Rücken hinabfallen. Neben ihm der delphische Erdnabel, der, mit einem Wollennetz umwickelt, die prophetische Bedeutung des Sängergottes vergegenwärtigt.

Fig. **7**. Apoll, sehr jung, mit dem Bogen schiessend. Bronze im Museum von Neapel.

Fig. **8**. Apollo, durch den Krummstab als Hirt im Dienst Admet's bezeichnet, sitzt mit der Lyra auf einem Felsen. Statue der Villa Ludovisi.

Fig. **9**. Strafe des Marsyas. Er ist schon an den Baum gebunden, und Apollo wendet sich hochfahrend von dem jungen Flötenspieler Olympos ab, der fussfällig für seinen Meister bittet. Die Umschrift Laur. Med. nennt den Lorenzo de' Medici, der einst diese Gemme seiner Sammlung einverleibte.

Fig. **10**. Der Schleifer. Sowohl Sage als Kunst stellen zum Theil den Gott selbst als Schinder des Marsyas dar, in welcher Eigenschaft (Tortor) er eine Bildsäule in Rom hatte, zum Theil einen Sklaven, und zwar vorherrschend einen Skythen, den er (athenischer Auffassung entsprechend, weil dort die Polizeimannschaft aus diesem Volke genommen war) mit der Execution beauftragt haben soll. Gegenwärtige Statue, eines der ersten Denkmäler der florentinischen Sammlung, stellt den sein Messer schleifenden Sklaven dar, eine echte, nach dem Befehl des Herrn und nach dem willkommenen Opfer auflauschende Henkersgestalt, in Gemeinheit und individuellem Ausdruck — Blumenbach erklärte den Schädel für kosakenartig — treffend und zugleich mit künstlerischer Mässigung aufgefasst.

Fig. **11**. Ein oft gesehenes Vasenbild der Hamilton'schen Sammlung, Leto darstellend, wie sie, Apollon und Artemis als Kinder in Windeln auf den Armen tragend, vor dem aus seiner delphischen Höhle hervorbrechenden Drachen Python flieht. Die Kinder strecken die Händchen nach ihm aus, und der kleine Gott wird ihm gleich den Meister zeigen.

Fig. **12**. Apollon, schwangetragen und leierspielend, lässt sich auf Delos bei der Palme nieder, wo ihn Leto geboren, und wird von Jungfrauen nebst einem Satyr mit Gesang und Leierspiel empfangen. Vasengemälde.

Fig. **13**. Eine der zahlreichen Reliefdarstellungen, welche das Gericht über Marsyas enthalten. In der Mitte Apoll in stolzer, strenger Haltung, den einen Fuss auf seinen hyperboreischen Greif und die Lyra auf den Dreifuss stützend, das Urtheil über Marsyas sprechend, der ihm gegenüber von dem mit einem Rehfell bedeckten Sitze aufgesprungen ist. Neben diesem befindet sich Athene mit dem Kauz zu ihren Füssen, die Hand auf die Schulter des unglücklichen Flötenspielers legend, der sich ihre Verschmähung dieses Instruments nicht hat zur Warnung dienen lassen. An Athene schliesst sich Dionysos an, hinter welchem ein Theil seines Satyrgefolges zum Vorschein kommt, und weiterhin sitzt mit einem ihrer Löwen die phrygische Göttermutter Kybele, die dem Schicksal ihres treuen Dieners besondere Theilnahme schuldig ist. Mit Ausnahme der Athene bilden diese Gottheiten die Partei der Flötenmusik, zu welcher auch die hinter Apoll stehende Muse mit der tragischen Maske gerechnet werden mag. Links neben Apoll befinden sich seine Schwester Artemis mit Fackel und Bogen, Hermes, der die Leier erfunden hat, und einige weitere Musen, darunter Urania mit der Himmelskugel und die sitzende Polyhymnia mit der Hand am Kinn. Auf dieser Seite sieht man drei Phrygier mit Mützen und Mundbinden. Der vorderste, der vor dem richtenden Gotte auf dem Boden liegt, mag wohl Olympos, der Schüler des Gerichteten, sein. Der zweite schleift sein Messer in ähnlicher Haltung wie der Skythe, der sonst dieses Geschäft versieht. Der dritte befestigt das Seil an dem Fichtenstamm, an welchem die Schindung vor sich gehen soll. Die Nymphenfiguren in den Ecken werden für Flussgottheiten gehalten. Die behelmte Figur links ist als Athene angesprochen, hier zum zweitenmal dargestellt, wie sie im Spiegel des Sees die Entstellung ihres Angesichts durch das Flötenblasen erkennt. Clarac jedoch sagt, dass dieselbe ihren Helm bloss der Restauration verdanke.

Fig. **14**. Apollo, von einer Nike bekränzt, als siegreicher Kitharspieler im Wettkampfe mit Marsyas, der, nebst dem jungen Olympos, zuhörend zu seinen Füssen sitzt. Hinter ihm seine Schwester Artemis mit zwei Fackeln; auf der andern Seite Athene, die Erfinderin der Flöte, und Ares, der Freund des kriegerischen Flötenspiels.

Fig. **15**. Artemis, aufgeschürzt, in Jagdschuhen, vom Jagdhunde begleitet, die mit leidenschaftlichem Vergnügen durch Wald und Gebirg schweifende Jägerin, deren Haltung (s. S. 291) an den vaticanischen Apoll erinnert.

Fig. **16**. Sogenannte Zingarella, da sie in der Villa Borghese, von wo sie nach dem Louvre verpflanzt wurde, einst unter dem Namen der Zigeunerin stand. Räthselhaft ist sie auch seitdem geblieben. Wegen der Löcher an den Schultern, aus denen man auf das vormalige Vorhandensein eines Köchers schloss, hat man sie für eine Artemis erklärt. Müller hält sie für eine Nymphe der Artemis.

Fig. **17** und **18** sind nebst Fig. **28** und **29** Reliefs von einem der schönsten römischen Sarkophage, der, früher ein Bestandtheil der Borghesischen Sammlung, sich jetzt im Louvre befindet. Sie stellen den Mythus des Aktäon dar, der von Artemis zur Strafe, weil er sie im Bade belauscht (oder weil er um Semele gefreit oder dgl.), in einen Hirsch verwandelt und in dieser Gestalt von seinen Hunden zerrissen wird. Das erste Bild stellt den Aufbruch zur Jagd dar, wobei das freudige Ungestüm der Hunde, deren einer seinen Herrn beinahe über den Haufen wirft, einen eigenthümlichen Gegensatz zu der nachmaligen Zerreissungsscene bildet. Das letzte Relief, das hier mit dem ersten zusammengestellt ist, zeigt den sterbenden oder todten Aktäon unter den Händen zweier Frauen, die sich klagend um ihn beschäftigen und die man nur für seine Mutter Autonoe und eine Dienerin halten kann. Der thierische Zuschauer im Hintergrunde scheint einer von seinen Hunden zu sein, der wieder zur Vernunft gekommen ist und sich das Unheil, das er nebst seinen Mitschuldigen angerichtet, zu Gemüthe führt. Nach dem Mythus suchten sie ihren Herrn heulend, bis ihnen der weise Chiron, sein Lehrer, ein Bild von ihm verfertigte, bei welchem sie sich beruhigten. Der Mythus hat schon im Alterthum rationalistische Deutungen gefunden, wie dass die Umwandlung der Hunde eine einfache Hundswuth ohne göttliche Eingebung gewesen sei (Pausanias), oder dass Aktäon über beständigem Jagen und kostspieligem Hundehalten sein Hauswesen versäumt habe und so gewissermassen von seinen Hunden aufgezehrt worden sei (Paläphatos), und fast möchte man sich versucht fühlen, wenigstens bei dem Bewohner des Sarkophags, für welchen diese Bilder gewählt wurden, etwas Aehnliches zu denken; allein der Fall ist nicht vereinzelt, und Darstellungen der Aktäonssage kommen auch auf andern Sarkophagen vor.

Fig. **19**. Syrakusische Münze, auf einer Seite Apollon mit Kithar, auf der andern Artemis mit Kithar und geschlossenem Köcher, ihn als Heilgott, sie als Retterin (Soteira) darstellend.

Fig. **20**. Münze der Faustina, Artemis darstellend, wie sie mit der Fackel in der Hand auf ihrer Hirschkuh sitzt.

Fig. **21**. Artemis mit dem segelartig geblähten Schleier der Mondgöttin, daher sie bei der Ansetzung des Vorderarmes durch Beigabe der Fackel als Artemis phosphoros (Diana lucifera) ergänzt worden ist. Statue aus der farnesischen Sammlung in Neapel.

Fig. **22**. Oft gesehenes choragisches Relief, worauf Apoll als siegreicher Kitharöde, gefolgt von seiner Schwester Artemis und seiner Mutter Leto, einer Siegesgöttin zuschreitet, die ihm Wein in die Schale giesst. Absichtlich alterthümlicher Styl.

Fig. **23**. Artemis, nicht bloss Jägerin, sondern auch Pflegerin des Wildes, ein gleich einem Hündchen aufgerichtetes Reh zu sich heranziehend, etwas alterthümlich gehaltene Statue mit Krone aus Rehen und Köchern, zu Gabii gefunden, jetzt in der Münchner Glyptothek.

Fig. **24**. Artemis tauropolos, mit Rindern fahrend, im ältern Cultus selbst stierartig dargestellt. Nach einem geschnittenen Steine.

Fig. **25**. Diana von Versailles, jetzt im Louvre. Die Göttin, raschen Laufes ihrer Hirschkuh beispringend, blickt drohend nach dem muthmasslichen Verfolger derselben zurück, greift über die Schulter rückwärts in den Köcher, hält mit der andern Hand den Bogen bereit, «und mit ihren Götterhänden schützt sie das gequälte Thier.» Das Ideal der Artemis ist in dieser schönsten ihrer Statuen ausgedrückt, wie es einst aus der Schule des Skopas und Praxiteles hervorgegangen war. Man erkennt in der Göttin das Ebenbild ihres Zwillingsbruders, nur dass dieser in zartere, weibliche Formen übertragen ist. Auch mit dem vaticanischen Apoll insbesondere gibt diese Statue in der Haltung eine gewisse Aehnlichkeit zu erkennen, ja noch mehr: «die physionomische Bildung beider Statuen,» sagt Feuerbach, «ihre Verhältnisse, die zierliche Fussbekleidung, und selbst gewisse technische Eigenheiten lassen fast die Hand ein und desselben Künstlers vermuthen.»

Fig. **26**. Münze von Stymphalos mit dem Artemiskopfe, das Haar in einen Busch zurückgebunden.

Fig. **27**. Münze aus der punischen Provinz in Sicilien, Revers ein Pferdekopf mit punischer Unterschrift, Avers Kopf einer schilfbekränzten Gottheit, auf dem Original mit Fischen umgeben (Artemis potamia).

Fig. **28** und **29** sind die beiden weiteren Reliefs des unter Fig. **17** und **18** besprochenen Sarkophags. Artemis in einer Haltung, die einigermassen an Aphrodite erinnert, von Genien bedient in quelldurchrauschter Grotte badend, wird von dem durch Neugier oder Zufall herbeigeführten Aktäon belauscht und schleudert ihm, wie er sich über die Felsen herunterneigt, ihre Verwünschung entgegen, die auch sofort wirkt, indem ihm bereits die Hirschgeweihe auf der Stirne stehen. Der Schauplatz des Mythus ist sonst die Quelle Gargaphia am Fuss des Kithäron, die in der Platäer Schlacht von den Persern verstopft wurde; aber der Künstler hat vorgezogen, einen männlichen Flussgott anzubringen, der nach dem unglücklichen Jäger hinüberschaut. Auf dem andern Bilde erscheint Aktäon von seinen Hunden angegriffen und sich vergebens gegen sie wehrend. Die Verwandlung in den Hirsch ist nur durch das Geweih angedeutet; auf einer älteren Darstellung hat ihm Artemis ein Hirschfell übergeworfen und hetzt die Hunde gegen ihn an. Der Kampf findet hier in einer Grotte statt, wodurch eine gewisse Gleichförmigkeit mit der Badescene bezweckt worden zu sein scheint. Die Figuren im Hintergrunde sind ein theilnehmender Hirt und vermuthlich ein Genius des Orts, dieser als ruhigerer Zuschauer. Ein nicht unglücklicher Einfall des Künstlers ist die im Umstürzen begriffene Herme, die von dem ungestümen Anlauf der Hunde zeugt.

Fig. **30**. Sogenannte Diana von Gabii, wo sie bei den Nachgrabungen von 1792 gefunden wurde, jetzt im Louvre. Die schöne Statue von parischem Marmor ist das Obergewand umlegend dargestellt, welche Handlung eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Thun der auf Taf. V. unter Fig. **3** vorkommenden Aphrodite hat. Müller hat sie, wie die Zingarella Fig. **15**, für eine Nymphe der Artemis erklärt.

**Bilderquellen: Taf. III.** Fig. 1. Marsyas. Statue im Louvre. Clarac Nr. 1140. Fig. 2. Sogenannter Apollino in Florenz. Clarac Nr. 9126. Fig. 3. Apollon. Statue im Louvre. Clarac Nr. 921. Fig. 4. Apollon, die Kithar spielend. Statue in Neapel. Mus. Borb. I, 67. Fig. 5. Apollon, zur Phorminx einen Paean singend. Clarac Nr. 915. Fig. 6. Apollon. Specimens of anc. sculpture II, 45. Fig. 7. Apollon als Bogenschütze. Mus. Borb. VIII, 60. Fig. 8. Apollo Nomios, die Heerden des Admet hütend. Hirt, Bilderbuch, Taf. 4, 6. Fig. 9. Apollon, Marsyas und Olympos. Müller, Denkm. II, 151. Fig. 10. Der Schleifer. Florent. Statue. Clarac 1141. Fig. 11. Leto mit den beiden Kindern vor Python fliehend. Tischbein, Vases. III, 4. Fig. 12. Epiphanie in Delos. Ebds. II, 12. Fig. 13. Apollon's Kampf mit Marsyas. Relief im Louvre. Clarac Nr. 52. Fig. 14. Apollons Kampf mit Marsyas. Tischbein III, 5. Fig. 15. Artemis als Jägerin. Mus. Pio-Cl. I, 31. Fig. 16. Nymphe der Artemis. Clarac Nr. 1231. Fig. 17. Aktäon sich zur Jagd rüstend. Relief von einem Sarkophage im Louvre. Clarac Nr. 66, 67, 68, 69. Fig. 18. Aktäon von seiner Mutter und Amme betrauert. Desgl. Ebds. Fig. 19. Specimens of anc. coins of M. Grecia pl. 16. Fig. 20. Pedrusi Farnese Mus. V. t. 13, n. 8. Fig. 21. Diana Lucifera. Clarac Nr. 1206. Fig. 22. Choragisches Relief. Zoega Bassiril. ant. II, 99. Fig. 23. Artemis. Sickler, Almanach aus Rom. II, 12. Fig. 24. Artemis Tauropolos. Tassie, Catalogue de pierres gravées pl. 26, fig. 2059. Fig. 25. Artemis, als Schützerin des Wildes. Musée Français I, 2. Fig. 26. Mionnet, Desc. pl. 73, 8. Fig. 27. Müller, Denkm. I, 42 n. 201. Fig. 28. Aktäon, die Artemis im Bade überraschend. Relief von einem Sarkophage im Louvre. Clarac Nr. 66, 67, 68, 69. Fig. 29. Aktäon von den Hunden zerrissen. Desgl. Ebds. Fig. 30. Nymphe der Artemis. Clarac Nr. 1208.

## 4. Hephästos. Pallas Athene.

### (Götterbilder Tafel IV.)

Fig. **1**. Hephästos, Bronzestatuette in Berlin, untersetzte, gedrungene Gestalt mit sinnendem Künstlerblick, auf dem Kopf die eiförmige Mütze, die sonst auch von Odysseus und den Dioskuren getragen wird, mit dem die rechte Schulter und den Arm freilassenden Handwerkergewande (Exomis) bekleidet.

Fig. **2**. Athene-Kopf von wunderbarem Ausdruck, statt des Helmes eine Gorgonenmaske von gleichfalls edlem Ausdruck über den Kopf zurückgeschoben.

Fig. **3**. Kolossalkopf der Athene, wahrscheinlich von einer Statue, wilden Ausdrucks im Original, der Helm mit den Flügelrossen neu

Fig. **4**, **5**, **32** und **34**. **Athena Parthenos nach Phidias.** Von dem Goldelfenbeinbilde selbst, das Phidias im Parthenon aufgestellt, sind nur trockene Beschreibungen erhalten, wie z. B. die, welche Pausanias in seiner Aufzählung der athenischen Burgheiligthümer gibt. «Das Bild der Göttin,» sagt er, «ist aus Elfenbein und Gold gearbeitet. Mitten auf ihrem Helme liegt das Bild einer Sphinx, und an beiden Seiten des Helmes sind Greife in erhobener Arbeit. Das Bild ist stehend, hat ein Gewand, das bis auf die Füsse reicht, und trägt auf der Brust das Haupt der Medusa von Elfenbein. Die Nike, welche sie in der einen Hand hält, ist ungefähr vier Ellen hoch. In der andern Hand hat sie einen Speer. Zu ihren Füssen liegt ein Schild, und neben dem Speer ist ein Drache, der wohl Erichthonios sein wird. Am Fussgestell des Bildes ist die Geburt der Pandora in erhobener Arbeit angebracht.» Hienach müssten sich Speer und Schlange auf einer, Nike und Schild auf der andern Seite befunden haben, während auf einem attischen Relief, das man für eine treue Nachbildung hält, die Göttin die Linke auf den Schild stützt und auf der von der Schlange unterstützten Rechten die Nike trägt. Ausser den Reliefs an der Basis waren, wie Plinius berichtet, am Schilde innen Giganten-, aussen Amazonenkämpfe und selbst an den hohen tyrrhenischen Sandalen Kentaurenkämpfe gearbeitet. Dieses Kunstwerk, welchem der Tyrann Lachares einen Theil des 44 Talente betragenden Goldes raubte (wahrscheinlich auch den früher goldenen Medusenkopf), stand noch gegen das Ende des 4. christlichen Jahrhunderts, aus welcher Zeit gemeldet wird, dass ein Hierophant eine Achilleusstatue unter dem (etwa 40 Fuss hohen) Bilde aufgestellt habe. Wann und wie es verschwunden, ist unbekannt. Ein kleiner Elfenbeinwürfel, der 1836 im Schutte des Parthenon gefunden wurde, mag vielleicht der letzte Rest davon sein. Die dem Original am nächsten kommende Nachbildung des Kopfes (nur dass man im Beiwerk den korinthischen Visierhelm mit dem anliegenden attischen sphinx- und greifengeschmückten Helme von Fig. **4** vertauschen muss) ist ohne Zweifel die berühmte Büste Fig. **5**, die aus der Villa Albani in die Münchner Glyptothek gekommen ist. Streng von Zügen, bietet sie mit der ernsten reinen Stirne, den vor sich hin blickenden Augen, der langen feinen Nase und dem festen, etwas scharfen Kinn den Anblick der männlich empfindenden Denkergöttin dar, die über der Stadt des Perikles waltete. Ungefähr wie zur Zeusbüste von Otricoli der Zeus Verospi, so verhält sich zu dieser Athenebüste die bei

Velletri gefundene Kolossalstatue, die sich im Louvre befindet, Fig. **34**; die Haltung ihrer Hände, die andere Attribute getragen haben mögen, taugt beinahe zu Speer und Nike, das Gesicht ist das gleiche wie das der albanischen Büste, und die riesige Grösse des Bildes vergegenwärtigt den Phidias'schen Koloss. Die schönste aber und berühmteste aller Statuen der Göttin ist diejenige, die, unter dem Namen der Giustinianischen bekannt, aus der Sammlung im Palaste Giustiniani in den Vatican gekommen ist, Fig. **37**. Wegen der Schlange, die man auf den Asklepios bezog, hat sie früher die Benennung Minerva Medica geführt, allein diese Schlange zu ihren Füssen erinnert vielmehr an die Erichthoniosschlange der athenischen Parthenos, und die äusserliche Beziehung wird durch die geistige Verwandtschaft um so wahrscheinlicher gemacht. Die Statue, bei einem ehemaligen Minerventempel Roms gefunden, war vermuthlich ein Tempelbild, und so erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass ihr das Tempelbild des Parthenon zum Vorbilde gedient hat. Eine andere Nachbildung desselben ist die in der Hope'schen Sammlung zu London vorhandene Statue, Fig. **4**, bei welcher namentlich auch der Helm mit Sphinx und Greifen dem Urbilde entspricht; die buchstäbliche Aehnlichkeit aber, die diese Statue vor allen andern in die Augen springen macht, rührt von dem Restaurator her, der ihr die Nike auf die Hand gegeben hat. Indessen ist es nach alten Münzen wahrscheinlich, dass die Göttin des Phidias die Nike so wie hier auf der rechten Hand getragen hat, und man darf sich also, das Bild zu ergänzen, nur noch den Schild an ihrer linken Seite lehnend denken.

Fig. **5**. S. bei Fig. **4**.

Fig. **6**. Athene, Gemmenbild von der Hand des Aspasios, in reichem Schmucke dargestellt. Der Helm ist mit einer Sphinx unter dem grossen Helmbusche, mit zwei Flügelrossen zu den Seiten und rennenden Rossen über der Stirne, das Ohr mit traubenförmigem Gehänge und der Hals mit einem Halsband von Eicheln geziert. Auf der Brust sieht man die Aegis mit dem Medusen-Kopfe.

Fig. **7**. Gemmenbild der Athene ohne Helm und Aegis. Phidias machte für die Lemnier eine Athene aus Erz, die gleichfalls, von ihnen dorthin gestiftet, auf der athenischen Akropolis stand und von Pausanias sowie von Lucian für das vorzüglichste aller seiner Werke erklärt wurde. Sie hatte den Beinamen der Schönen, von derjenigen Eigenschaft, die ihre vorherrschende gewesen sein muss. Doch ist von dem Künstler, der das Wesen seiner Göttin so durchdrungen hatte, zu erwarten, dass er der Schönheit nicht Alles aufgeopfert haben werde, daher vielleicht jene lemnische Athene als Vorbild des gegenwärtigen Bildes zu vermuthen sein dürfte, das, waffenlos, mit vollem Busen und die eine Schulter reizend entblösst, von lieblichem Gesicht, eine wahre Aphrodite, doch den Helmbusch als Haar- und die züngelnden Schlangen der Aegis als Brustschmuck beibehalten hat, also eine von geheimem Grauen umgebene Schönheit zeigt.

Fig. **8**. Kopf der Athene mit korinthischem Helm. Münze von Side.

Fig. **9**. Kopf der Athene mit attischem Helm. Münze von Heraklea.

Fig. **10**. Hephästos, den Schild des Achilleus über dem Ambos festhaltend, während seine Kyklopen mit Macht zum Hämmern ausholen. Am Boden liegen die zur Rüstung des Helden gehörigen Beinschienen, nebst Hammer und Feuerzange des Gottes. Das Reliefbild stellt ihn nicht, wie man ihn sonst häufig sieht, in einer Grotte schmiedend dar, sondern deutet durch die Pforte ein Gebäude an, bei welchem man an den von Homer geschilderten Palast denken mag.

Fig. **11**. Hephästos vor seinem Ambos sitzend, von Apoll, Hermes, Athene, Ares, Aphrodite und einem den Blasebalg ziehenden Eros umgeben, ihm gegenüber eine sitzende Gestalt, die traurig der Vollendung des Werkes entgegensieht. Es ist Prometheus, dessen Ketten geschmiedet werden, während der Adler neben ihm sich auf die Leber freut.

Fig. **12**. Athene mit den Flöten, die sie erfunden, neben der auf ihre Urne gelehnten Nymphe der Quelle sitzend, worin sie ihr durch das Blasen verunstaltetes Gesicht spiegelt. Zwei andere Nymphen umstehen sie. Alle Drei geben ihr durch Gebärden zu verstehen, dass ihre Wahrnehmung richtig gewesen sei, und sie scheint im Begriff, die Flöte wegzuwerfen.

Fig. **13**. Als Vulcan und Mercur bezeichnet. Hephästos, der auf älteren Bildwerken unbärtig und in Gestalt eines Athleten erscheint, hat, als die Kunst seinen stehenden Typus ausbildete, die Gestalt eines bärtigen Mannes in reifen Jahren erhalten. Gleichwohl sieht man ihn auch auf dem Bilde Fig. **22** wieder in der früheren Jünglingsgestalt. An der Bedeutung der beiden Götter, die etwa als zwei Techniker verschiedener Art sich mit einander berathen, wäre nicht zu zweifeln, wenn der Caduceus des Einen kein Bedenken erregte. Aber auch das Instrument zu Füssen des Andern gleicht mehr einer Streitaxt, als dem Hammer des Schmiedegottes. Eine andere Deutung der Gruppe räth auf Orest und Pylades.

Fig. **14**. Geburt der Athene, nach der gewöhnlichen Vorstellung, wie Hephästos dem Zeus mit dem Hammer den Kopf spaltet u. s. f., welcher für uns so abstossenden Vorstellung wahrscheinlich selbst ein Phidias sich bequemen musste. Das schön gemalte Vasenbild im brittischen Museum, wovon hier eine Abbildung vorliegt, wird sogar geradezu als eine Copie der östlichen Giebelgruppe vom Parthenon betrachtet, die bekanntlich schon bei der Verwandlung des Tempels in eine christliche Kirche grossentheils zu Grunde gegangen ist. Die erhaltenen Figuren der beiden Ecken sind übrigens ganz andere als auf unserem Bilde, und man müsste annehmen, dass sie auf demselben aus Mangel an Raum weggelassen seien. Durch beigeschriebene Namen sind Zeus und die über seinem Haupte schwebende kleine Athene, sodann zu seiner Linken Ilithyia und Artemis, zu seiner Rechten Hephäst, Poseidon und Dionysos kenntlich gemacht. Die beiden Figuren zwischen dem letzteren und Poseidon werden für eine Nike oder Iris und Apoll oder Theseus, und die beiden Mantelfiguren in den Ecken, die in ähnlicher Weise wie manchmal auf unseren Votivbildern die Stifter zugegen zu sein scheinen, für einen Demos und Nereus oder Hades, auch Olympos und Thessalos oder Ikarios und Kekrops erklärt. Merkwürdig ist die Aufschrift Posetos statt Poseidon, und der Name Molpos, der sich sonst auch über Marsyas findet, statt Dionysos. Dieser führt übrigens auch den Beinamen Melpomenos und hat in seinem Gefolge eine Melpe, deren Name gleichfalls auf Gesang hinweist.

Fig. **15**. Athene in Kämpferstellung, Marmorstatue aus Herculaneum, absichtlich alterthümlich aufgefasst. In der rechten Hand hält sie zum Ausfall bereit den (nicht sichtbaren) Speer, über den linken Arm und die Schulter ist die Aegis geworfen, die ihr zum Schilde dient und der Homerischen Schilderung entspricht, wie die Göttin diese furchtbare Waffe schüttelt. Ein Seitenstück zu diesem Bilde ist eine ebenfalls von vollendeter Kunst archaistich behandelte Artemis, in der Gegend von Neapel aufgefunden.

Fig. 16. Athene zu Wagen, die Rosse durch Zuruf antreibend. Die Eule sitzt vorn auf der speerartig gebildeten Deichsel.

Fig. 17. Athene, den linken Arm in den Mantel gehüllt und in die Seite gestemmt, neben ihr die Eule und zu ihren Füssen eine Tritonin, die wohl auf den Mythus von dem Ursprung der Göttin aus dem tritonischen See hinweist.

Fig. 18. Athene wirft die Flöte weg, während Marsyas eine Gebärde der Bewunderung und des Bedauerns macht, welcher man ansieht, dass er das von der Erfinderin verachtete Instrument sich selbst zueignen wird.

Fig. 19. Poseidon mit Athene vor dem Oelbaum rechtend, der für diese den Besitz von Attika entschied.

Fig. 20. Athene, Bildsäule im Louvre, von dem Halsbande Minerve au collier genannt.

Fig 21. Athene in vordringender, angreifender Stellung, das rasche Einherschreiten einigermassen dem Gange der Jägerin Artemis ähnlich. Statue im Belvedere, an welcher übrigens Kopf und Arme neu sind.

Fig. 22. Friedliche Athene ohne Helm und mit kleiner Aegis, Statue im Vatican.

Fig. 23. Athene als Rednerin, wie ein in der Anrede an das Heer begriffener Feldherr, oder vielleicht als Fürsprecherin bei Zeus gedacht. Statue im Louvre.

Fig. 24. Athene gegen zwei Giganten kämpfend, einem ausführlicheren Vasenbilde entnommen, auf welchem Zeus, Athene, Artemis und Herakles im Gigantenkampfe erscheinen.

Fig. 25. Athene und Hephästos als verbundene Götter der Technik, wie sie in Athen am Fest der Chalkeia von den Handwerkern gefeiert wurden. Geschnittener Stein.

Fig. 26. Athene mit Eulen fahrend. Geschnittener Stein.

Fig. 27. Revers einer Münze des Königs Antigonos, mit einer alterthümlichen blitzschleudernden Pallas Athene, wie sie auch auf attischen und syrakusischen Münzen vorkommt.

Fig. 28. Römisches Votivbild eines Theaterunternehmers, als Relief an einer Bühne angebracht. Es stellt Minerva die Werkmeisterin (Athene Ergane) dar, wie sie, übrigens mit Helm, Aegis und Lanze ausgerüstet, einen am Capitell einer Säule arbeitenden Bildhauer unterweist. Zwei Arbeiter setzen ein Tretrad in Bewegung, das durch ein Zugwerk die Architekturstücke in die Höhe hebt. Weiterhin, in der Mitte des Bildes, Jupiter tonans mit Scepter und Donnerkeil, dann Diana mit Spiess, Bogen und Köcher, eine auf dem Altar opfernde Priesterin mit Füllhorn, und endlich eine Schlange mit gekröntem Bockskopfe, durch die Ueberschrift als Genius (Thea) tri bezeichnet. Die Unterschrift besagt, dass Luccejus Peculiaris, Unternehmer des Prosceniums, dieses Bild habe setzen lassen, und zwar vermuthlich nach einem Traume (ex viso statt biso).

Fig. 29. Hephästos, unbärtig, hinter dem mit Scepter und Blitz thronenden Zeus, bereit, ihm das Haupt zu spalten und dadurch Athene's Geburt zu fördern.

Fig. 30. Athene, eine grosse an ihr emporgerichtete Schlange aus der Schale tränkend. Die Figur befindet sich an einem der beiden in Hadrian's Villa bei Tivoli gefundenen und aus dem Palast Barberini in den Vatican gekommenen (barberinischen) Marmorcandelaber, deren dreiseitige Untergestelle je mit drei

Göttern in Relief geschmückt sind und wahrscheinlich mit zwei verlorenen Exemplaren zusammen die ganze Zwölfgötterzahl, dem Geschmacke des Kaisers gemäss in religiös alterthümlicher Auffassung, enthalten haben. Es ist streitig, ob diese Athene, die den von der Gemme des Aspasios (Fig. 7) her bekannten Helm trägt, als Nährerin der athenischen Burgschlange oder, weil Hygiea sonst ähnlich in Verbindung mit der Schlange erscheint, als Nachbildung der gleichfalls auf der Akropolis aufgestellten Statue der Athene Hygiea zu denken ist, die man übrigens anderwärts das Heilkraut Parthenion gegen Kranke ausstreckend erblickt.

Fig. **21**. Athene als Gigantenbekämpferin, mit umgekehrtem Speer nach einem Giganten zielend, der mit dem Hirtenstabe nach ihr schlägt, während sich seine Schlangen gegen sie aufbäumen.

Fig. **22**. Minerva Giustiniani. S. bei Fig. 4.

Fig. **23**. Vermählung Hephäst's und Ueberraschung der Aphrodite mit Ares, beide Scenen auf einem Relief aneinander gereiht. Links sieht man den Schmiedegott mit Aphrodite durch Hera zusammengegeben. Weiterhin ist er dargestellt, wie er den Vorhang aufhebt, hinter welchem Ares und Aphrodite zum Vorschein kommen, — jener Schwank, den Homer so ergötzlich erzählt. Ares hält bestürzt die Hand vor's Auge und Aphrodite hüllt sich in ihren Schleier. Ein Eros weint und Hymenäos mit der Fackel freut sich der Rache. Von den Göttern sind bloss Zeus, Apoll, Helios und Hermes vorhanden, von welchen der erstere statt des endlosen homerischen Gelächters, ernsthaft auf dem Throne sitzend, zu dessen Füssen der Adler steht, eine strafende Gebärde erkennen lässt. Apollo mit dem Greif zu Füssen hält einen Zweig in der Hand, der vielleicht zur Sühnung dienen soll. Helios, mit Strahlenkrone und Peitsche, hat die beiden Liebenden verrathen, wendet aber jetzt sein Gesicht von ihnen ab. Hermes, der bei Homer den Wunsch ausdrückt, um den gleichen Preis dreifach stärkere Bande erdulden zu müssen, sitzt hier zur Rechten nachdenklich auf einem Steine. Der geflügelte Genius mit der Fackel wird als die Nacht gedeutet, die vor dem Helios entflieht, womit aber das Instrument in seiner Linken nicht erklärt ist.

Fig. **24**. Athene aus Velletri. S. bei Fig. 4.

Bilderquellen: Tafel IV. Figur 1. Hirt, myth. Bilderbuch, IV, 2. Fig. 2. Braun, Kunstmyth. Taf. 59. Figur 3. Museo Chiaramonti I, t. 15. Figur 4. Specimens of ancient sculpture. I, 35. Figur 5. Braun, Vorschule der Kunstmyth. t. 57. Figur 6. Bracci, Intagliatori I, 29. Figur 7. Tassie, Catalogue pl. 25, nr. 1647. Figur 8. Mionnet pl. LXXVI, 10. Figur 9. Münze von Herakleia. Mionnet pl. LXIV, 3. Figur 10. Inghirami, Galleria Omerica II, t. 163. Figur 11. Müller und Wieseler, Denkmäler II, t. XVIII, 198. Fig. 12. Monum. ined. 18. Fig. 13. Gruppe im Louvre. Clarac, pl. 317, nr. 1646. Fig. 14. Gerhard, Auserles. gr. Vasenbilder I, 3. 4. Fig. 15. Millingen, Uned. monum. Ser. II. t. 8. Fig. 16. Mus. Borb. VIII, t. 14, 2. Fig. 17. Gerhard, Ant. Bildw. T. 8. Fig. 1. Fig. 18. Relief bei Stuart II, 3. vign. Fig. 19. Mus. Borb. VII, 48. Fig. 20. Clarac pl. 319. nr. 846. Fig. 21. Clarac pl. 468 nr. 866. Fig. 22. Mus. Chiaram. I, 14. Fig. 23. Clarac pl. 320 nr. 871. Fig. 24. Avellino, Bull. arch. Nap. A. II, t. 6. Fig. 25. Müller, Denkmäler II, t. XXII, 235. Fig. 26. Tassie, Catalogue pl. 26 nr. 1730. Fig. 27. Müller, Denkmäler II, 20 nr. 215. Fig. 28. Winckelmann, Storia delle Arti del disegno III, 18. Fig. 29. Winckelmann, Mon. ined. 2. Fig. 30. Mus. Pio-Clement. IV, 6. Fig. 31. Millin, pierres gravées inédites. Fig. 32. Clarac pl. 466 nr. 875. Fig. 33. Winckelmann, Mon. ined. nr. 27. Fig. 34. Réveil, Musée XVI nr. 884.

## 5. Aphrodite.

(Götterbilder Taf. V.)

Fig. **1**. Venuskopf, 1805 bei den Thermen Diocletian's gefunden, wahrscheinlich einst zu einer Statue gehörig, in den zarten ovalen Formen dem von Skopas und Praxiteles geschaffenen Ideal der Aphrodite entsprechend, durch die Eleganz der Ausführung aber auf eine spätere Kunstperiode hinweisend.

Fig. **2**, **3**, **4**. Venus genitrix. Der Entstehung nach jünger als das Ideal der so eben genannten neueren attischen Schule, aber nach Form und Charakter auf ein älteres Ideal, vielleicht die Aphrodite Urania des Phidias, zurückweisend, vergegenwärtigt eine grosse Anzahl bekleideter Venusstatuen einen Cultus der römischen Kaiserzeit, der, obwohl schon in früheren Ursprüngen wurzelnd, durch Julius Cäsar im Sinne dieser Zeit gestiftet worden ist. In der Pharsaler Schlacht hatte er der Stammmutter des von Aeneas abgeleiteten römischen Volkes und des julischen Geschlechtes insbesondere in Folge eines Traumes einen Tempel angelobt, den er nachher auf seinem Forum prachtvoll erbaute. Das Tempelbild war von Arkesilaos, dem ersten Künstler jenes Jahrhunderts, dessen Modelle theurer als fertige Werke anderer Meister bezahlt wurden. Der Typus dieses Bildes ist auf einer Münze der Kaiserin Sabina erhalten, welches die Göttin im anliegenden Gewande ohne Gürtel zeigt, mit der Rechten einen Schleier über die Schulter ziehend, in der Linken einen Apfel haltend. In dieser zugleich anständigen und reizenden, den Geist einer Restaurationszeit vollkommen kennzeichnenden Erscheinung soll sie neben den angeführten Bedeutungen zugleich die Göttin der matronalen Weiblichkeit, die ein lascives Geschlecht zu sittlich gesetzlichem Liebesbande auffordert, bezeichnen. Eine der berühmtesten Nachbildungen der Venus genitrix ist die schöne Statue im Louvre, Fig. **2**. Zu dem gleichen Typus, sofern wenigstens das Bild einer frauenhaften, mütterlichen Venus den Anstoss zur Wiederbildung bekleideter Aphroditen im Gegensatz zu den nackten gegeben haben mag, gehört die ähnliche Statue des Vaticans, Fig. **3**, die, an der rechten Schulter weniger entblösst, gleichfalls einen Schleier oder Mantel über die linke, mit der Rechten aber das Gewand um die Hüfte zieht, und die matronenhaftere des Louvre, Fig. **4**, mit dem über den Gürtel herabfallenden Gewande, die dem auf die Schildkröte, nach Plutarch Symbol der Häuslichkeit, gebannten Eros die Hand beschwichtigend auf das Haupt legt.

Fig. **5**, **6**, **12**. Die knidische Aphrodite des Praxiteles in Nachbildungen. Auch Praxiteles schuf zuerst eine bekleidete, dann aber eine nackte Aphrodite, die er beide zu gleicher Zeit und zu gleichen Preisen verkaufte. Die Koer wählten die erstere, die Knidier die letztere. Sie erhielt auf Knidos ein eigenes Tempelchen, das man vorn und hinten öffnen konnte, in einem Haine von Cypressen, Lorbeer und Myrthen, mit Ruheplätzen. Viele schifften eigens hin, sie zu sehen, und auch von Rom aus wurden später solche Reisen unternommen. Wie andere Kunstgebilde, z. B. der vaticanische Apoll und manche spätere Heiligenbilder, wurde sie zum Gegenstande wirklicher Liebesleidenschaft. Auch die Kennerleidenschaft stieg so hoch, dass König Nikomedes von Bithynien die ganze grosse Schuldenlast der Insel gegen Abtretung des Bildes zu übernehmen bereit war; aber die Knidier wollten lieber das Aeusserste erdulden, als ihre Göttin hergeben, die ihre Stadt berühmt machte und so viele Fremde herbeizog. Die Gestalt der Statue ist auf einer knidischen Münze abgebildet, Taf. VI, Fig. 4, und durch die Beschreibung Lucian's, der vornemlich den sanft lächelnden Mund und das feucht träumende Auge bewunderte, ausreichender überliefert, als man dies von den meisten andern Kunstwerken des Alterthums sagen kann. Die Göttin war aus parischem Marmor in völliger Nacktheit gebildet, aber im Begriff, ins Bad zu steigen, und während sie mit der Linken das letzte Gewandstück über eine Urne gleiten liess — so scheint man nach der Münze annehmen zu müssen — deckte sie mit der Rechten «unwillkürlich» — sagt Lucian — den Schoss. Unter den dem verlorenen Original am nächsten kommenden Nachbildungen gilt für eine der besten die im Vatican (Saal in Gestalt des griechischen Kreuzes) befindliche Statue, die aber durch eine plumpe Verhüllung der untern Hälfte entstellt worden ist. Eine andere dieser Art steht in der Villa Ludovisi; Fig. 5 ist eine Abbildung derselben. Nur scheint in diesen Darstellungen die Göttin das Gewand nicht abzulegen, sondern aufzunehmen und nach der Brust emporzuziehen, so dass man sie sich nicht ins Bad steigend, sondern aus dem Bade kommend zu denken hat, wobei es zweifelhaft bleibt, ob der Münztypus ungenau ist oder ob die Nachbildungen, die hienach keine blosse Copien wären, sich in einem etwas veränderten Motiv gefallen haben. Gross ist der Unterschied zwischen beiden Motiven jedenfalls nicht, denn schamhaft, wie die Göttin ins Bad steigt, wird sie auch wieder aus dem Bade kommen, und in den Bewegungen des Aufhebens und Hinlegens gibt es einen Moment, worin beide zusammentreffen, daher man selbst über den Sinn der Münzdarstellung streiten kann. Die Erwägung, dass eine dem Bad entsteigende Aphrodite den Eindruck grösserer Frische verbreitet und zugleich dem Begriff der meerentsteigenden Göttin näher steht, dürfte vielleicht den Ausschlag geben. Die Hauptsache ist, dass die Göttin, den aus Veranlassung des Bades, dessen Vorstellung durch Gewand und Urne erweckt wird, entblössten Leib in natürlicher Schamhaftigkeit deckend, in durchaus unschuldiger und unberechneter Haltung dasteht. Die berühmteste und bewundernswürdigste aller Nachbildungen, wenn man sie im strengen Sinn des Wortes so nennen darf, ist — Fig. 12 — die mediceische Venus in Florenz, einst im Besitz des Hauses Medici, verfertigt von Kleomenes, Sohn Apollodor's, aus Athen, «der als ein glücklicher Fortbilder des von Praxiteles geschaffenen Ideals hohe Bewunderung verdient.» Es ist nach einstimmigem Urtheil das Schönste, Zarteste, Vollendetste, was uns die alte Kunst hinterlassen hat, aber von der göttlichen Absichtslosigkeit, die man der Praxitelischen Aphrodite zuschreiben darf, ist keine Spur geblieben: ein schönes nacktes Mädchen mit selbstbewusster Miene deckt Busen und Schoss gerade so weit, um recht auf die nicht einmal durch das Bad mehr veranlasste Nacktheit aufmerksam zu machen, und sieht sich um, als ob sie sich in einer Ausstellung befände. Als die schönste Aphrodite nach der mediceischen gilt eine durch den Herzog von

Sussex nach England gebrachte, und als die Dritte im Range die im capitolinischen Museum aufbewahrte, die man unter dem Namen der capitolinischen Venus kennt (Fig. 9). Sie ist reifer entwickelt, wird besonders wegen der durch den schönen parischen Marmor unterstützten Nachahmung des Fleisches bewundert, und hat, weniger ideal als die Mediceerin, einen individuellen Gesichtsausdruck, der sie für eine verherrlichte Portraitfigur halten lässt. Nach den vorliegenden Abbildungen sind indessen die beiden Statuen nicht zu beurtheilen, am wenigsten die letztere.

Fig. 6. Aphrodite, den Schoss mit dem Gewande deckend, laut Inschrift von Menophantos nach der Statue in (Alexandria-) Troas gefertigt. Dort also befand sich einst ein berühmtes Originalwerk, das, wenn auch selbständig und abweichend gearbeitet, doch in der Hauptsache, wie alle schamhaften Aphroditen, auf die knidische zurückgeführt werden kann. Von der Copie des Menophantos, im Palast Chigi zu Rom, wird gerühmt, dass «die Augen und die Stirne mit dem Ansatz der Haare so schön sind, dass sie hierin die mediceische und jede andere Statue übertrifft.»

Fig. 7. Anadyomene, Bronzestatuette in Florenz, deren weiche freie Behandlung gerühmt wird, vielleicht nach dem gefeierten Gemälde des Apelles gearbeitet, das sich zu Kos im Asklepiostempel befand und das August später den Koern gegen Erlassung eines Steuerrestes von hundert Talenten wegnahm. Die Göttin war auf demselben, wie hier, nackt dargestellt, die feuchten Haare mit beiden Händen ausdrückend.

Fig. 8. Kopf der Dresdener Aphroditestatue, welchen Becker dem der mediceischen vorzieht. «Er ist so reizend,» sagt er vom Original, «als man ihn nur von der jungen Göttin der Liebe und Schönheit erwarten kann. Unschuldige Heiterkeit ist der Ausdruck desselben. Das Profil ist völlig griechisch, da hingegen das Profil der mediceischen sich mehr der römischen Schönheit nähert.»

Fig. 9. Capitolinische Venus. S. bei Fig. 5.

Fig. 10. Geburt der Aphrodite, in Umgebung von Tritonen, Nereiden, Liebesgöttern, Delphinen. Sarkophagrelief, woran aber gerade der wichtigste Theil, das Mittelstück, neu ist.

Fig. 11. Aphrodite, den Oberkörper mit einem jener durchsichtigen koischen Gewänder umhüllend; neben ihr Eros mit einem Fächer in Form eines Blattes.

Fig. 12. **Mediceische Venus.** S. bei Fig. 5.

Fig. 13. Eines der Gemälde, die den Verkauf von Eroten im Käfig darstellen, in der Weise des Göthe'schen: «Wer kauft Liebesgötter?» gedacht.

Fig. 14. Meergeboren, wie es scheint, schwebt Aphrodite auf dem Schwan, dem Vogel Apoll's, von einem Liebesgott umflattert über den Meereswellen, worin Delphine spielen. Minder deutlich ist das Gebaren der beiden Paare, die die neue Erscheinung theils freudig anzustaunen, theils zu fliehen scheinen; da die männliche Hälfte derselben Panshörner trägt, so scheinen sie zum Dionysischen Kreise zu gehören.

Fig. 15. Angeblicher Venuskopf, wird auch auf Niobe bezogen.

Fig. 16 dürfte vielleicht für ein Portrait gehalten werden, das durch die Beigabe des Amor zu einer Venus idealisirt ist.

Fig. 17. Wandgemälde, die meergeborene Aphrodite in einer Muschel auf dem Meere schwebend, einen Fächer in der Hand, den Schleier als Segel spannend.

**Fig. 18.** Geschnittener Stein, Aphrodite von den Charitinnen geschmückt.

**Fig. 19.** Besuch der Aphrodite bei Anchises, dem Königssohn und Hirten am Ida, der durch die phrygische Mütze und die Beinkleider (Anaxyriden) gekennzeichnet ist.

**Fig. 20.** Camee von einem Steinschneider Glykon, Aphrodite auf einem Seestier in Gesellschaft von Eroten darstellend.

**Fig. 21.** Venuskopf im capitolinischen Museum, von hingebendem Ausdruck.

**Fig. 22.** Aphrodite als Anadyomene auf einer Muschel sitzend, von Tritonen andächtig emporgehalten.

**Fig. 23.** Aphrodite zu Wagen, von zwei Psychen gezogen, die ein Eros lenkt. Ein anderer sitzt bei ihr auf dem Wagen, und ein Dritter ergötzt sich, den Hemmschuh zu machen. Geschnittener Stein.

**Fig. 24.** Aphrodite nikephoros (Venus victrix), den Schmuck in das von Eros gehaltene Schmuckkästchen legend und die Lanze ergreifend. Pompejanisches Gemälde.

**Fig. 25.** Dieselbe, dem Eros den Bogen reichend. Geschnittener Stein.

**Fig. 26.** Dieselbe, mit Lanze und Helm in Händen, auf einer Münze August's, nachdem (divus) Cäsar den Cultus der Venus victrix eingeführt.

**Fig. 27.** Eros, der Mutter im Nacken. Schöner Cameo.

**Fig. 28.** Die im Bade kauernde Aphrodite, in vielen Copieen vorhanden, die ohne Zweifel auf ein berühmtes Original zurückweisen, wie etwa das des Polycharmos, der nach Plinius eine badende Venus bildete.

**Fig. 29.** Venus von Arles, mit flacher Brust, als Victrix restaurirt.

**Fig. 30.** Venus von Capua, in den Ruinen des dortigen Amphitheaters aufgefunden, den Fuss auf einen Helm setzend. Die Hände hielten wahrscheinlich den Schild des Ares als Spiegel.

**Fig. 31.** Aphrodite von Melos, 1820 auf dieser Insel gefunden, eines der wenigen Originalkunstwerke, die aus classischer Zeit auf uns gekommen sind. Wie sie nach Melos kam, ist unbekannt. Trümmer von Ergänzungsversuchen, die bei ihr gefunden wurden, beweisen, dass sie schon im Alterthum zweimal, zum Theil barbarisch, restaurirt worden ist. Auch eine Inschrift befand sich dabei, worauf sich ein Künstler Alexandros von Antiochia am Mäander nennt; aber es ist ungewiss, ob diese Inschrift zu ihr gehörte. Die Grossartigkeit des Ausdrucks und der Schönheit lässt an die Zeit vor Praxiteles, ja an die Zeit des Phidias und Alkamenes denken. Bei der Aehnlichkeit, die sie in Gewandung und Stellung mit der capuanischen Venus (diese ohne die neu angesetzten Arme gedacht) und mit Münzen der schildhaltenden Venus hat, scheint die wahrscheinlichste Restauration die zu sein, ihr gleichfalls den Schild des Ares, so dass sie sich darin spiegelt, in die Hände zu geben. «Dieser Leib,» sagt Jul. Braun, «will sich nicht verbergen, sondern sehen lassen. Es gilt einen Leib, der wie die Rumpfe aus den Giebelfeldern des Parthenon über menschliche Schwächen erhaben und mit wunderbarer Lebenskraft zur Unsterblichkeit ausgestattet ist. Diese Göttin Aphrodite wird schon durch ihre später nicht mehr übliche Kolossalbildung der Menschheit entrückt, und bemerkt gar nicht, dass es Menschen gibt, am wenigsten solche, vor denen sie sich zu bergen hätte. Während später jenes Weltwunder des Praxiteles den sinnlichen Reiz durch einen gewissen Schleier der Unschuld wirken lässt, und die berühmtesten Werke seiner Nacheiferer noch gröbere Motive

wählen, haben wir hier noch ein Werk, das Beides verschmäht — eine wahrhaftige Göttin.»

Fig. **32**. Venus nackt, aber auch als Siegerin dargestellt, wie sie sich das Schwert des Kriegsgottes umhängt, während ein Amor gar den gewaltigen Helm desselben aufzusetzen sucht.

Fig. **33**. Venusstatue, zu Ostia gefunden.

Fig. **34**. Aphrodite, kleine farnesische Statue in Neapel, auf den Schweif des umgekehrten Delphins gestützt, als Meerbeherrscherin die Wasserfläche überblickend, ein Bild von grosser Lieblichkeit.

Fig. **35**. Aphrodite Kallipygos, bekanntes Hetärenbild.

Bilderquellen: Tafel V. Fig. 1. Aphrodite, Büste. Sickler, Almanach aus Rom. II. t. 11. Fig. 2. Bekleidete Aphr. (Venus Genitrix). Louvre. Clarac nr. 1449. Fig. 3. Bekleid. Aphr. Statue. Mus. Pio-Clem. Fig. 4. Bekleid. Aphr. mit Eros. Statue im Louvre. Clarac 1291. Fig. 5. Knidische Aphr. Villa Ludovisi. Braun, Kunstmythologie, t. 77. Fig. 6. Aphrodite von Alexandria-Troas. Louvre. nr. 1397. Fig. 7. Aphr. Anadyomene. Galleria di Firenze II, 89. Fig. 8. Aphr. Büste. Becker, Augusteum, I. 30. Fig. 9. Aphr. im Capitol. Mus. Réveil nr. 23. Fig. 10. Relief im Louvre. Clarac nr. 83. Fig. 11. M. Borb. VIII, 5. Fig. 12. Mediceische Aphr. Réveil, Musée. Fig. 13. Vasengem. bei Tischbein nr. 2. Pitt. d'Erc. III, 7. Fig. 14. Gerhard, ant. Bildw. pl. 44. Fig. 15. Aphr. Büste. Clarac nr. 2793 D. Fig. 16. Aphr. u. Eros. Mus. Borb. XI, 6. Fig. 17. Wandgem. Mus. Borb. V, 33. Fig. 18. Winckelmann, Mon. ined. nr. 31. Fig. 19. Relief. Millingen, Un. mon. II, 12. Fig. 20. Gal. myth. pl. 42, 177. Fig. 21. Aphr. Büste. Braun, Kunstmythologie. Fig. 22. Bartoli, Admiranda Romanorum Antiquitatis nr. 30. Fig. 23. Mus. Borb. IV 39. (Geschn. Stein). Fig. 24. Mus. Borb. VIII, 6. Fig. 25. Wicar Gal. de Florence I. Fig. 26. Morelli, Numi Imper. Aug. tab. 14, 26. Fig. 27. Aphr. u. Eros. Galleria di Firenze, Cammei t. 33, 1. Fig. 28. Aphr. kauernd. Réveil. Fig. 29. Venus von Arles. Clarac nr. 1307. Fig. 30. Venus v. Capua. Braun, Kunstmyth. 75. Fig. 31. Venus v. Melos. Réveil. Fig. 32. Statue im Louvre. Clarac nr. 1398. Fig. 33. Statue der Aphr. im brit. Mus. Clarac nr. 1302. Fig. 34. Müller, Denkmäler nr. 281. Clarac nr. 1327. Fig. 35. Aphrodite Kallipygos. Réveil, Musée.

## 6. Aphrodite. Ares.

### Götterbilder (Taf. VI.)

Fig. **1**. Aphrodite vor einer Muschel knieend, deren Schalen wie Flügel ausgebreitet sind.

Fig. **2**. Kauernde Aphrodite, die sich ein Gewand überwirft. Geschnittener Stein.

Fig. **3**. Dieselbe, von Eroten im Bad bedient, deren einer sie begiesst, die andern sie abtrocknen. Geschnittener Stein.

Fig. **4**. Münze der Knidier mit der Aphrodite des Praxiteles. S. Taf. V, Fig. **5**.

Fig. **5**. Badende Aphrodite mit Eros.

Fig. **6**, **7**. Spielereien auf herculaneischen Wandgemälden: Thron der Aphrodite und Thron des Ares.

Fig. **8**. Aphrodite, das Busenband (Kestos) umlegend.

Fig. **9**. Aphrodite, die Binde um das Haupt legend.

Fig. **10**. Aphrodite mit Salbfläschchen von Eroten bedient.

Fig. **11**. Anadyomene, das Gewand um die untere Körperhälfte geschlungen und in einen Knoten geknüpft.

Fig. **12**. Ares und Aphrodite, Gruppe im Louvre, auch sonst häufig wiederholt, am schönsten in Florenz, auf ein berühmtes Original zurückweisend; die Gewandung der Göttin der von Melos und den andern dieser Art ähnlich, die hiedurch als Ueberwinderinnen des wildesten der Götter bezeichnet sind.

Fig. **13**. Aphrodite, die Sandalen anlegend.

Fig. **14**. Aphrodite, die Haare flechtend.

Fig. **15**. Wandgemälde, Aphrodite auf einem Seepferd mit Eroten darstellend.

Fig. **16**. Wandgemälde, Ares mit abgelegten Waffen und Aphrodite, von Eroten bedient, deren einer ihm den Helm, der andere ihr das Schmuckkästchen hält.

Fig. **17**. Ares, bärtig dargestellt, mit Helm, Schwert und Schild, wenn überhaupt die Deutung der Statue richtig ist.

Fig. **18**. Ares Ludovisi. Skopas hat einen sitzenden Ares gebildet, der später in den Tempel des Brutus Gallaicus zu Rom versetzt wurde. Bei dem bekannten Charakter des Künstlers konnte ein ruhender Kriegsgott wohl nur auf Eine Weise motivirt sein, und so ist es wenig zweifelhaft, dass die schöne Statue in Villa Ludovisi von jenem Urbilde stammt. Der stürmische Gott ist in weichem Liebestraume dargestellt, den der zu seinen Füssen spielende Eros äusserlich versinnlicht. Die Arme übrigens nebst den Händen und dem modernen Schwertgriffe sind neu, doch wird man die Restauration für richtig halten dürfen.

Fig. **19**. Münze der Bruttier, Ares, der sich den Siegeskranz aufsetzt.

Fig. **20**. Ares, einen kleinen Eros liebkosend. Geschnittener Stein.

Fig. **21**. Mars, Relief am Fussgestell des einen der barberinischen Candelaber, nackt, mit Chlamys, Speer aufstützend, die Rechte in die Seite stemmend, auf dem Helm mit hohem Kamme ein Greif über zwei Löwen.

Fig. **22**. Münze der Mamertiner, laut Umschrift den Ares darstellend.

Fig. **23**. Münze von Metapont mit angeblichem Areskopfe.

Fig. **24**. Geschnittener Stein mit dem Brustbilde des Ares.

Fig. **25**, **26**, **27**. Genien auf den Waffen des Ares.

Fig. **28**. Urtheil des Paris, von einem geschnittenen Steine.

Fig. **29**. Aphrodite mit Eros scherzend, ähnlich wie Fig. **25** der vorhergehenden Tafel. Geschnittener Stein.

Fig. **30**. Aphrodite und Ares gefesselt, von klagenden Eroten umgeben, oben Helios, der sie verrathen, und Hephästos, der sie gefangen hat. Relief einer zu Rom ausgegrabenen Ara, auf welcher T. Claudius Faventinus als Stifter steht.

Fig. **31**, **32**. Venus und Adonis, zwei Gemälde. Auf dem einen ruht der mit zwei Spiessen zur Jagd ausgerüstete schöne Jäger bei der Geliebten, die ihm einen Kranz überreicht. Auf dem andern liegt er am Schenkel verwundet und sterbend auf ihrem Schosse. Zwei Eroten sind auf dem ersten Bilde heiter, auf dem zweiten trauernd zugegen.

Fig. **33**. Schöne Gruppe eines Liebespaares, das man für Aphrodite und Adonis halten kann. Geschnittener Stein.

Fig. **34**. Aphrodite und Ares, von einem Eros umspielt. Geschnittener Stein.

Fig. **35**. Venus und Adonis, Relief im Louvre, mit drei Darstellungen. Rechts empfängt Adonis, neben der thronenden Aphrodite stehend, die Meldung von den Verwüstungen des Ebers. In der Mitte wird er von dem aus seiner Höhle hervorbrechenden Eber gefällt, während seine Begleiter vergeblichen Beistand versuchen. Links stirbt er in den Armen der Göttin, von ihren Dienerinnen und einem jungen Jäger, der in allen drei Scenen mitspielt, umgeben.

Fig. **36**. Aphrodite mit Eros und Psyche wie eine Mutter mit ihren Kindern spielend. Gruppe in Dresden.

Fig. **37**. Mars gradivus, nach einem geschnittenen Stein, mit Lanze und Tropäe schreitend, wie man ihn häufig auf Münzen sieht.

Fig. **38**. Berühmte Borghesische Statue im Louvre, von den Einen für Ares, von den Andern für Achill gehalten, der gedrungenen und doch schlanken kräftigen Gestalt nach zu beiden passend. Nur müsste der Ring am Fusse bei einem Achill näher an der sterblichen Ferse sein, während er zu einem Ares besser passt, sofern man diesen mitunter gefesselt darstellte, um ihn nicht zu den Feinden übergehen zu lassen. Dagegen stimmt der melancholische Ausdruck wieder nicht zum Ares, man müsste denn annehmen, der Ring bedeute die ihm von Hephäst angelegte Fessel, über die er niedergeschlagen sei.

Bilderquellen: Taf. VI. Fig. 1. Clarac, nr. 1343. Fig. 2. Gesch. Stein. Müller, Denkmäler nr. 281. Fig. 3. Geschn. Stein. Ebds. nr. 280. Fig. 4. Vasengem. bei Tischbein. Fig. 5. Gruppe im Vatican. Clarac nr. 1330. Fig. 6, 7. Pitture d'Ercolano I, 155. Fig. 8. Statuette in Florenz. Cl. nr. 1407. Fig. 9. Cl. nr. 1390 B. Fig. 10. Cl. nr. 1406. Fig. 11. Aphr. Anadyomene. Clarac nr. 1366. Fig. 12. Gruppe im Louvre. Réveil, Mus. Fig. 13. Roux, Pompeji V, 18. Fig. 14. Cl. nr. 1390 A. Fig. 15. Wandgemälde Mus. Borb. XII, 32. Fig. 16. M. Borb. IX, 9. Fig. 17. Cl. nr. 1436 B. Fig. 18. Statue der Villa Ludovisi. Braun, Kunstm. 86. Fig. 19. Münze. Gal. myth. 153. Fig. 20. Geschn. Stein. Gall. di Fir. Camm. 26, 2. Fig. 21. Relief, Mus. Pio-Clem.

IV, 7. Fig. 22. Müller, Denkm. nr. 241. Fig. 23. Clarac nr. 2796. Fig. 24. Müller nr. 243. Fig. 25, 26, 27. Clarac nr. 81. Fig. 28. Geschn. Stein. Gall. di Firenze, Cammei tav. 22, 2. Fig. 29. Caylus Recueil de trois cent têtes etc. nr. 296. Fig. 30. Relief. Bartoli, Admiranda 1. Fig. 31. Mus. Borb. IX, 40. Fig. 32. Ebds. IV, 17. Fig. 33. Gesch. Stein. Gal. de Flor. 1. Fig. 34. Geschn. Stein. G. di Fir. Camm. 40, 3. Fig. 35. Relief im Louvre. Cl. nr. 85. Fig. 36. Gruppe in Dresden. Clarac nr. 1451. Fig. 37. Gall. di Fir. Camm. 10, 1. Fig. 38. Hirt, Bilderbuch t. 7, 2.

## 7. Hermes.

### (Götterbilder Tafel VII.)

Fig. **1**. Hermes, Kopf von einer Herme nach älterer Auffassung, die ihn als reifen Mann und bärtig bildete.

Fig. **2**. Gegenstück zum vorigen Kopfe, nach jüngerer Auffassung, die den Gott in Gestalt des jugendlichen Gymnasten mit kurz geschnittenen Haaren bildete. Zu diesem Kopf gehört der mässig kräftig ausgebildete Jünglingsleib, den die folgenden Statuen zeigen.

Fig. **3**. Hermes mit dem Beutel, der Gott des Handels und Wandels und des Gewinns (Hermes Kerdoos), Statue aus der Sammlung von Payne-Knight im britischen Museum. Bronzestatuetten dieser Art sind von Kaufleuten in alle Gegenden der Welt verschleppt worden. Fig. **8** ist die Rückseite dieser Statuette, welche 1732 von zwei französischen Bauern in der Gegend von Lhuis gefunden wurde und später, mehrmals verkauft, nach England kam. Ein silberner Caduceus, den der Gott in der Hand hielt, und ein goldenes Halsband sind wahrscheinlich gleich nach der Entdeckung losgeschlagen worden.

Fig. **4**. Hermes als Gott der Redegewandtheit (Hermes Logios), in vielen Wiederholungen existirend, die auf ein berühmtes Original schliessen lassen, von dem Bildhauer Kleomenes zum Portrait eines griechischen oder wahrscheinlicher römischen Redners (des sogenannten Germanicus) benützt. Vorliegende Statue befindet sich in Villa Ludovisi.

Fig. **5**. S. bei Fig. **10**.

Fig. **6**. Hermes mit Heroldsstab und Beutel. Statue im Louvre.

Fig. **7**. Bekleideter Hermes als Herold, in auffallend eleganter Chlamys, mit Heroldsstab und geflügeltem Petasos. Statue der vormaligen Giustinianischen Sammlung.

Fig. **8**. S. Fig. **3**.

Fig. **9**. Hermes, sich nach einem Eros zurückbeugend, der ihm einen Flügel vom Fuss genommen zu haben scheint. Eine offenbar genreartige Gruppe, vormals der Giustinianischen Sammlung angehörig.

Fig. **9** a. Schöner Hermeskopf. Im Vatican.

Fig. **10**. Münze von Aenos in Thrakien, mit dem Hermeskopfe, auf den vorherrschenden Cult des Handelsgottes deutend.

Fig. **11**. Hermes, vom Flug und Lauf des Götterboten einen Augenblick ausruhend, berühmte Bronzestatue in Lebensgrösse aus Herculaneum, jetzt im Museum von Neapel. Charakteristisch ist besonders das lange Ausstrecken des rechten Fusses und die Art, wie er diesen auf die Ferse, den linken aber auf die Zehen stellt, um den sandalenartigen Verband der Sohlenflügel zu schonen.

Fig. **12**. Ruhender Hermes. Pompejanisches Wandgemälde.

Fig. **13**. Hermeskopf, ähnlich wie Fig. **9**, aber im Knabenalter aufgefasst.

Fig. **14**. Hermes mit der Schildkröte, die ihm zur Erfindung der Lyra gedient. Kleine Bronzestatuette.

Fig. **15**. Hermes der Seelenführer (Psychopompos), eine Seele zu den Schatten tragend. Capitolinisches Relief.

Fig. **16**. Belvederischer Hermes, früher für Hadrian's Liebling Antinous, auch für Meleager gehalten, bis Visconti die Aehnlichkeit mit dem farnesischen Hermes, Fig. **5**, entdeckte, welcher, noch ehe ihm die Flügel an den Füssen restaurirt wurden, deutlich die Ansätze derselben im Marmor und auch einen Rest vom Caduceus zeigte. Ob an der vaticanischen Statue die Flügel schon ursprünglich weggelassen oder, wie man vermuthet hat, bei der Wiederherstellung weggemeiselt wurden, ist streitig geblieben. Die ganze Erscheinung dieses Normalkörpers spricht dafür, und die ungemein grosse Zahl von Wiederholungen, die auf uns gekommen sind, macht es noch wahrscheinlicher, dass das Urbild, bei welchem man an Polyklet denkt, den Hermes der Palästra, den Vorsteher der Turnkunst, darzustellen bestimmt gewesen sei.

Fig. **17**. Hermes, die Lyra einrichtend. Bronzener Diskus von Pompeji.

Fig. **18**. Hermes der Rinderdieb, Aussenseite einer volcenter Schale des etruskischen Museums in Rom. Auf der einen Seite durchgeht Apollo mit dem Ausdrucke des Staunens seine Heerde, die er gelichtet sieht; auf der andern ist der neugeborne Dieb, noch den Reisehut auf dem Kopfe, in seine Wiege zurückgeschlüpft, vor welcher seine Mutter Maja verwundert steht, von den gestohlenen Rindern umgeben, deren eines die Wiege beschnuppert.

Fig. **19**. Hermes führt eine der drei Göttinnen, vermuthlich Aphrodite, zum Urtheil vor Paris, der mit der Kithar auf einem Felsen des Ida sitzt. Vasengemälde im Museum von Neapel.

Fig. **20**. Hermes enthauptet mit einer Harpe Argos, den hundertaugigen Wächter der Kuh Jo, welche, von der Bremse geplagt (sie sollte am Hintertheil sichtbar sein), ins Weite rennt, während der Pfau, in dessen Schweif die Augen fortleben, auf dem Baume sitzt.

Fig. **21**. Hermes als verschmitzter Knabe gebildet, mit einem Ausdruck, wie ihn der homerische Hymnus schildert. In der einen Hand hält er den Beutel, die andere legt er auf eine List sinnend an die Lippen. Zwischen den Haaren wachsen ihm die Flügel hervor.

Fig. **22**. Die Glücksgöttin (Tyche, Fortuna) mit dem Füllhorn, Steuerruder und Rad, sendet den Hermes mit Caduceus und vollem Beutel aus, um irgendwo ein Glück zu bescheren. Pompejanisches Wandgemälde.

Fig. **23**. Demeter, auf einem Fruchtkorbe sitzend, empfängt von Hermes den Beutel in das ausgebreitete Gewand. Die gleiche Handlung, wie auf diesem pompejanischen Wandgemälde, ist auf einer griechischen Grabstele dargestellt, wo Hermes einer verhüllten, durch die Beischrift als Erdgöttin bezeichneten Gestalt den Beutel übergibt. Das Symbol des Handelsgottes hat also noch eine höhere Bedeutung — es ist Symbol des Lebens, das die unterirdischen Gottheiten bewahren und im Frühling wieder ans Licht senden.

Fig. **24.** Die Bedeutung dieses pompejanischen Wandgemäldes wird durch die Kuhhörner entschieden, welche die weibliche Gestalt als Jo und somit den bei ihr sitzenden Hirten als Argos Panoptes bezeichnen, welchem Hermes die Hirtenflöte (mit der er ihn sonst einschläfert) überreicht.

Fig. **25, 26.** Hermes als Führer der Seelen aus der Unterwelt (Psychagogos) auf zwei Gemmen dargestellt, auf der einen eine Seele in der Hand tragend und mit Schildkröte statt des Hutes, auf der andern einen Todten aus der Erde ziehend.

Fig. **27.** Hermes als Opferherold an der Basis des einen der barberinischen Candelaber zwischen Zeus und Hera die Schale darreichend und einen Widder zum Opfer führend. Der Hut hat hier, wie auf manchen andern Bildern, die ältere glockenartige Form, im Gegensatz zum breitkrämpigen Petasos.

Fig. **28.** Hermes, der Widderträger, kleine Marmorstatue der Pembroke'schen Sammlung zu Wilton-House bei Salisbury, übereinstimmend mit einer Münze von Tanagra, wohin Kalamis seinen Hermes Kriophoros für den einen der dortigen Hermestempel geliefert hat.

Fig. **29.** Hermes als Herdenbeschützer auf einem Widder sitzend. Statue im Besitze des Grafen Stanislaus Potoski.

Fig. **30.** Hermes in nachdenklicher Stellung. Geschnittener Stein.

Fig. **31.** Hermes als Seehandelsgott, Poseidonartig auf einer Prora stehend, ein Aplustre in der Hand. Siegelring der Quintia (Kvintia) «wahrscheinlich einer Besitzerin von Handelsschiffen» (Müller).

Fig. **32.** Hermes und Tyche, ähnlich wie Fig. **22.** Geschnittener Stein.

Fig. **33.** Münze der Gens Titia mit bärtigem Hermeskopfe.

Fig. **34.** Hermes, den Argos tödtend. Gruppe.

Fig. **35.** Hermes «in der derbsinnlichen Art, die ihm von jeher eigen war» (Müller). Berühmte Statuengruppe der farnesischen Sammlung. Die weibliche Gestalt wird gewöhnlich für die Tochter des Kekrops, Herse, erklärt, wenn man nicht lieber wegen der, wie es scheint, am Boden angedeuteten Schildkröte, die unter andrem im Gebirge heimisch ist, an eine arkadische Nymphe denken will. Die Auswahl unter den Geliebten des Gottes ist ziemlich gross.

Bilderquellen Taf. VII. Fig. 1. Combe Ancient marbles of the Brit. Museum. T. II, pl. 19. Fig. 2. Kopf im brit. Museum. Ebda. pl. 21. Fig. 3. Clarac pl. 666, 1515. Fig. 4. Villa Ludovisi, Maffei Raccolta tv. 68. Fig. 5. Braun pl. 91. Fig. 6. Statue im Louvre, Clarac IV, pl. 816, nr. 1549. Fig. 7. Clarac IV, pl. 646, nr. 1538. Fig. 8. Gall. Giustin. Rom. Fig. 9. Stat. in der Samml. Giustiniani. Clarac IV, pl. 659, 1519. Fig. 9 a. Braun, Kunstmyth. Taf. 87. Fig. 10. Clarac, Musée VI, pl. 1007, 2707. Fig. 11 a. Clarac, pl. 665, nr. 1527. b. Braun, Kunstmyth. pl. 89. Fig. 12. Pomp. Wandgem. Mus. Borb. XII, t. 6. Fig. 13. Specimens of ancient sculpture, T. I, pl. 51. Fig. 14. Paciaudi Statuetta del March. di Opitale. Fig. 15. Hirt Bilderbuch VIII, 6. Fig. 16. Réveil, Musée de peinture et de sculpture IX, nr. 648. Fig. 17. Mazois, Les ruines de Pompéi T. II, Vignette. Fig. 18. Aussenbild einer Schale im Mus. Gregor. Vol. II, t. 83, 1 a. Fig. 19. Berühmtes Vasengem. im Borb. Mus. II, 29. Fig. 20. Müller, Denkmäler II, t. XXX, nr. 336. Fig. 21. Cl. pl. 655, nr. 1507.

Fig. 22. Pompej. Wandgem. Mus. Borb. VI, 2. Fig. 23. Mus. Borb. IX, 36. Fig. 24. Pomp. Wandg. Mus. Borb. VIII, 25. Fig. 25. Winckelmann, mon. ined. nr. 39. Fig. 26. Müller, Denkmäler II, Tafel XXX, 332. Fig. 27. Braun, Taf. 93. Fig. 28. Ebds. pl. 658, 1545 B. Fig. 29. Clarac pl. 655, nr. 1529. Fig. 30. Wicar, Galerie de Florence et du Palais Pitti, Tome II. Fig. 31. O. Müller u. Oesterley, Denkmäler d. a. Kunst II, nr. 317. Fig. 32. Geschn. Stein im florent. Museum. Wicar, Galerie de Florence etc. Tome I. Fig. 33. Morelli Num. fam. gens Titia. Fig. 34. pl. 666 A, 1545 C. Fig. 35. Clarac pl. 666 C nr. 1545 bis.

## 8. Dionysos.

### (Götterbilder Tafel VIII.)

**Fig. 1.** Kolossaler Marmorkopf einer jetzt nicht mehr vorhandenen Dionysosstatue, aufbewahrt im Museum zu Leyden, zwischen dem älteren majestätischen und dem späteren weichen Typus merkwürdig die Mitte haltend, trotz des Lächelns um die offenen Lippen von grossartigem, stolzem Ausdruck, das Haar über dem die Stirne durchziehenden breiten Diadem Zeusartig aufgebäumt und zu den Seiten niederwallend, der ganze Charakter zu einem Apollo neigend, wenn nicht die Epheutrauben im Haare den Dionysos verkündigten.

**Fig. 2.** Ueberbringung des Dionysoskindes, von dem in der Kunstgeschichte vielgenannten Marmorkrater des sonst unbekannten Meisters Salpion aus Athen. Hermes überbringt den neugebornen Gott in seiner Chlamys der Ino oder einer der Nymphen von Nysa, die hier die Gesammtheit derselben zu vertreten scheint und dem Kleinen als Windel ein Rehfell (Nebris) entgegenhält. Hinter ihr steht in sehr würdiger Haltung der alte Silen, hier in seinem höheren Charakter als Erzieher des Gottes aufgefasst, mit zwei Frauen, deren eine sich gleichfalls auf den Thyrsos stützt, die andere einen Baumstumpf gefasst hält, beide dem Gefolge des Gottes angehörend, aber verschiedentlich zu deuten. Hinter Hermes ein im Tanz und mit Flötenspiel heranschreitender Satyr, gefolgt von einer Mänade, die mit zurückgeworfenem Kopfe das Tympanon schlägt, und einem andern tanzenden Satyr, alle drei in jenen bekannten Stellungen, die, auf andern Bildern ähnlich, zum Theil noch gewaltsamer wiederkehrend, auf Vorbilder des Skopas und Praxiteles deuten. Auch der das Kind tragende Hermes, der sich vielleicht auf das Werk des Praxiteles im Heratempel zu Olympia zurückführen lässt, begegnet ganz ähnlich in einem Marmorfragment. Aus der Anordnung des Kraterreliefs wird es klar, dass der Künstler die beiden Seiten der bacchischen Begeisterung, die ernste und die wildschwärmerische, auf beiden Seiten des Bildes gleichmässig vertheilt hat darstellen wollen.

**Fig. 3.** Zeus und Semele, Wandgemälde im Besitz des Fürsten Gagarin. Die unbesonnene Geliebte des Zeus liegt, von seinem Blitze getödtet, auf dem Lager, und über ihrem Leibe schwebt das Kind in Gestalt eines Neugebornen oder einer unreifen Geburt, mehr natürlich als künstlerisch dargestellt. In den

Lüften auf mächtigen Wolken thront Zeus mit einem Nimbus um das Haupt, den Blitz in der Rechten, die Linke gegen das Kind ausstreckend, neben ihm der Adler, der sich ebenfalls nach dem der Rettung bedürftigen Kleinen zu wenden scheint. Eine auffallende Beigabe ist das Prachtgefäss mit Lorbeer und Tuch zu Füssen Semele's.

Fig. 3 a. Das Dionysoskind unter Nymphen und Satyrn, römisches Sarkophagrelief in München. Zwei Nymphen sind in der Mitte beschäftigt, das Kind zu waschen. Rechts lässt ein Satyr das Kind auf den Händen tanzen, das sich an seinem Kopf und an einem von Silen festgehaltenen Baumstämmchen hält. Links reitet das Kind, unter die Cista mystica gebeugt, auf einem Widder, den ein Satyr an den Hörnern führt, während anderes bacchisches Gefolge in feierlicher Prozession mitschreitet. Die Andeutung von Mysterien, die man hier findet, ist um so wahrscheinlicher, weil die Darstellung — am Sarge eines vierjährigen Mädchen Flaminina — sepulcrale Bedeutung hat.

Fig. 4. Dionysosherme im vaticanischen Museum, jugendlich und unbärtig dem jüngeren Typus gemäss, aber mit Beibehaltung der Hörner von der Thiergestalt des ältesten Cultus, in den struppigen Haaren und im Gesichtsausdruck sich dem Satyr nähernd, aber ohne die spitzen Ohren, eine selten vorkommende Bildung. Hinter dem aus den Haaren hervorwachsenden Hörnchen ist der Kopf mit einer Mitra gegürtet, deren Enden über die Schultern herabfallen.

Fig. 5. Dionysosbüste von besonderer Schönheit, im capitolinischen Museum, wegen des weiblichen Ausdrucks früher für Leukothea oder Ariadne gehalten, bis Meyer die Stierhörner unter den Haaren des Vorderkopfes entdeckte.

Fig. 6. Silen als Pfleger des Dionysoskindes. Borghesische Gruppe im Louvre, die nebst den anderen Wiederholungen, unter welchen sie den ersten Rang einnimmt, auf ein Original eines den grössten ebenbürtigen, wiewohl unbekannten Meisters zurückzuführen ist. Der alte Satyr, trotz der ihm gelassenen thierischen Kennzeichen edel und grossartig aufgefasst, die alten Körperformen voll jugendlicher Frische und Kraft, lehnt an einer Ulme, das Kind, das ihm schmeicheln zu wollen scheint, zärtlich an das Gesicht heraufziehend. Eine der Wiederholungen, wovon sich in Göttingen ein Gypsabguss befindet, hat die dem Silen in den Mund gelegte, als Prophezeiung eines durch das Kind anbrechenden goldenen Zeitalters zu verstehende Inschrift: «Bella manu pacemque gero, mox, praescius aevi Te duce venturi, fatorum arcana recludam.»

Fig. 7. Münze von Naxos, mit dem bärtigen Dionysoskopfe.

Fig. 8. Dionysos, satyrartig auf dem Esel liegend, Statue in England, Sammlung Smith Barry.

Fig. 9. Thronender Dionysos, in welcher Stellung er selten dargestellt ist, pompejanisches Wandgemälde, Seitenstück zu der thronenden Demeter (Taf. II), Thyrsos und Kantharos in den Händen, zu den Füssen Panther und Tympanon.

Fig. 10. Dionysos, halb liegend, ein an ihm hinankletterndes Kind liebkosend, in der Linken einen wie zum Füllhorn auswachsenden Rebstock haltend. Statue im Louvre.

Fig. 11. Dionysos als Kind, auf einem Widder reitend. Statue der Sammlung Carlisle in England.

Fig. 12. Dionysos als Jüngling, auf dem Panther sitzend. Statue der Giustinianischen Sammlung.

Fig. 13. Bärtiger, mit Weinlaub bekränzter Kopf des Dionysos, im Louvre.

Fig. **14**. Prachtstatue des bärtigen Dionysos im Vatican, das Gesicht von edeln Formen, Bart, Gewand und Mantel asiatische Ueppigkeit mit majestätischer Erhabenheit vereinigend, die schönste von allen Darstellungen des orientalischen Typus, des sogenannten indischen Dionysos. Die Aufschrift «Sardanapallos» am Saume des Mantels, die für antik gehalten wird, rührt entweder von einem ungeschickten Erklärer her, den die luxuriöse Pracht der Erscheinung an den berüchtigten Weichling der assyrischen Sage erinnerte, oder von einem Mythologen, der diesen ziemlich mythischen König für identisch mit dem asiatischen Bacchus nahm. In diesem Gewande trat der Dionysos der Tragödie auf.

Fig. **15**. Dionysos als Jüngling, ganz nackt, in weicher, träumerischer Haltung auf einen Baumstamm gestützt, um den sich eine Rebe mit Trauben und Blättern schlingt, in der Linken eine Schale haltend. Statue im Louvre.

Fig. **16**. Der Jüngling Dionysos, nur mit der von der linken Schulter über die Brust nach der rechten Hüfte hängenden Nebris bedeckt, die Linke auf den Baumstamm gestützt und zugleich eine Traube daran fassend, die Rechte zum Zeichen der Ruhe über das Haupt gelegt. Im Louvre.

Fig. **17**. Dionysos am Baumstamm, den Vorigen ähnlich, nackt. Nach dem Urtheil der Beschauer dieser gleichfalls im Louvre befindlichen Marmorstatue ist die Erfindung weit besser als die Ausführung und bildet der bewunderungswürdige Kopf «mit dem Gesichte von süss schwärmerischem, wollüstig sanftem Ausdruck» den besten Theil der Figur.

Fig. **18**. Dionysos und Ampelos, Marmorgruppe im britischen Museum, das Verhältniss des Gottes zu seinem satyrartigen, aber schön und edel gedachten Liebling ausdrückend, der nach dem Mythus von einem Stier getödtet und von Zeus in einen Weinstock (was sein Name besagt) verwandelt wurde. Ampelos ist im Augenblick dieser Verwandlung dargestellt, wobei der Uebergang der menschlichen Gestalt in die knorrige Rebe mit besonderer Meisterschaft behandelt ist. Er blickt zärtlich zu dem ihn umschlingenden Gotte auf, dem er eine Traube reicht. Der Panther springt an den Trauben empor, so dass ihm das Halsband von Epheu nach hinten fällt, und eine Eidexe kriecht an dem Stamm hinauf. Was der rechte Arm des Gottes ursprünglich gehalten, lässt sich, da derselbe neu ist, nicht ermitteln.

Fig. **19**. Statue in weiblichem Gewand, von welcher es zweifelhaft bleibt, ob sie einen Dionysos vorstellt, denn der Kopf, obgleich ein antiker Bacchuskopf, ist der überhaupt mehrfach restaurirten Figur erst neuerdings aufgesetzt worden. Uebrigens fehlt es auch in der späteren Kunst nicht an weiblich bekleideten Dionysosbildern.

Fig. **20**. Dionysos in hochgeschürztem Gewande, das ihm das Ansehen weiblicher Gestalt gibt, das Pantherfell darüber gegürtet, und in hohen Kothurnen, die oben mit Pantherköpfen verziert sind, das weite Obergewand grossentheils über das Haupt der kleineren weiblichen Gestalt geworfen, die in der alterthümlichen Haltung des Gewandlüftens neben ihm steht und für Elpis oder Aphrodite gelten kann. Beide Statuen sind in der Gegend von Tusculum, von wo sie nach Rom und später nach London kamen, ohne Hände gefunden worden, was zu widersprechenden Restaurationen und Abbildungen Veranlassung gegeben hat.

Fig. **21**. In Dionysos mit Eros, einer Marmorgruppe des Museum Worsleyanum, tritt uns eine der schönsten Dionysosbildungen entgegen, die zwischen

Männlichkeit und Weiblichkeit in der Mitte steht und die Vorzüge beider vereinigt. Der Eros trägt einen Ephenkranz und die Nebris, ist also ein bacchischer.

Fig. **22**. Ariadne, Kolossalstatue im vaticanischen Museum, vormals für Kleopatra, dann für eine schlafende Nymphe gehalten, von Visconti zuerst für Ariadne erklärt, aber mit unzureichenden Gründen, bis Jacobs ihre Uebereinstimmung mit der entsprechenden Figur einer perinthischen Münze nachwies, welche, unter Alexander Severus geprägt, das Auftreten des Dionysos und seines Gefolges vor der verlassenen, schlafenden Ariadne, nach einer ohne Zweifel sehr berühmten Statuengruppe, darstellt. Sie ist also, jener Gruppe entnommen, als Copie einzeln ausgeführt, und war, da die Rückseite unbearbeitet blieb, wahrscheinlich zur Aufstellung in einer Nische oder an einer Wand bestimmt.

Fig. **23**. Ariadne, traurig am Boden sitzend, während das Schiff mit aufgespanntem Segel den Theseus entführt, sei es, dass er ihrer Liebe und des rettenden Fadens undankbar vergass oder sich widerstrebend dem Willen der Götter fügte. Neben ihr steht ein Eros, die Hand ausstreckend. Wenn die Abbildung des Wandgemäldes richtig ist, so sehen Beide nicht nach dem Schiffe, sondern in die Höhe, so dass man sich von dort die Ankunft des Dionysos zu denken hätte.

Fig. **24**. Dionysos und Ariadne in Liebesvereinigung, eine der vielen heiligen Hochzeiten der alten Mythen, welche auf gegenwärtigem Wandgemälde von einer nebenan gelagerten Kitharödin besungen wird.

Fig. **25**. Trunkener Dionysos. Nach einer Gemme.

Fig. **26**. Dionysos mit seinem Gefolge (Thiasos) der von Theseus verlassenen, schlafenden Ariadne nahend. Eine seiner bacchischen Begleiterinnen mit Thyrsos führt den mehr wonnig träumenden als begehrenden Gott zu der Schläferin, der ein Eros das Gewand wegzieht, so wie auf dem vorhergehenden Bilde Fig. **24** der Gott selbst es thut. Die bekränzte weibliche Flügelgestalt mit Zweig und Schale, an welcher Ariadne ruht, wird als Nachtgöttin gefasst; sonst erscheint auf Darstellungen dieser Art der Schlafgott an ihrer Stelle. Mit vielem Humor ist der dicke alte Silen gemalt, der, von einem Satyr gezogen, keuchend das Felsplateau erklettert, das der vom übrigen Gefolge aus Neugier und Theilnahme beschauten Scene gleichsam zur Bühne dient.

Fig. **27**. Zurückführung des Hephästos in den Olymp durch Dionysos. Hirt ist der erste, der die Bedeutung der Vasenbilder, die diesen Gegenstand behandeln, erkannt hat. Es ist der Mythus, wonach Hephäst, von seiner Mutter aus dem Olymp geworfen, ihr, wie der Schmied von Jüterbogk, einen Stuhl schickte, der sie mit unsichtbaren Fesseln gefangen hielt, und trotz der Bitten aller Götter nicht zurückkehren wollte, bis Dionysos ihn berauschte und auf dem Esel in den Göttersaal zurückführte, worauf Hera aus ihrem Zwangsthron erlöst wurde. In einem Dionysosheiligthume zu Athen war die Zurückführung des Hephäst in den Himmel nebst der Erscheinung des Dionysos vor der schlafenden Ariadne und ein paar andere von den auf ihn bezüglichen Mythen handelnde Bilder gemalt. Auch war die Zurückführung von Pindar mit heiligem Ernste besungen und von Epicharmos gleich andern Göttergeschichten zum Gegenstand der Komödie gemacht. Auf unserem Vasengemälde ist Hephästos unbärtig mit Thyrsos, Hammer, Zange und Feuer, auf einem andern ist er bärtig dargestellt. Auf dem unsrigen folgt ihm ein Satyr mit der Doppelflöte, in welchem man nur Marsyas erkennen kann, auf einem andern ein ganz gleich gebildeter Satyr mit einer Kithar, ein Beweis, wie sehr die Mythen in einander fliessen. Zahlreich sind die Darstellungen, in welchen der Weingott bald, wie hier, von Silen oder einem andern Mitgliede seines Schwarmes geschoben, bald unterstützt oder gar getragen wird.

**Fig. 28.** Ein Satyr fasst und küsst eine Mänade, die sich nicht, wie auf andern Bildern, sträubt, sondern die Liebkosung gutwillig hinzunehmen und zu erwidern scheint. Ihm ist Syrinx und Hirtenstab, ihr Thyrsos und Tympanon entfallen.

**Fig. 29.** Dionysos hat auf einen am Boden liegenden Pan den Fuss gesetzt und giesst zugleich grossmüthig aus seinem Rhyton dem «Thiere» Wein in die Schale, deren schiefe Haltung aber die wohlthätige Absicht zu vereiteln droht.

**Fig. 30.** Pentheus, der Bacchusfeind, wird von den Mänaden zerrissen, wobei sich der Panther des Dionysos auch sein Theil nimmt. Welche von den wüthenden Weibern die den Sohn für ein wildes Thier haltende Mutter Agaue sein soll, scheint nicht angedeutet. Hinter den Mänaden kommt der bacchische Zug heran, durch zwei Kentauren angedeutet, von denen der eine die Kithar spielt, während der andere die Hand erhebt, so dass man annehmen kann, dass dieser eine Gebärde des Erbarmens mache und jener die Mänaden durch sein Spiel zu besänftigen suche. Nach einer andern Auffassung des beschädigten Reliefs hingegen spielt der zweite Kentaur die Flöte, wonach die Musik auch eine entgegengesetzte Bedeutung haben könnte. Die dritte Figur, die dem Schauspiel mit dem Arm vorm Kopfe aufmerksam, vielleicht bestürzt zusieht, muss gleichfalls zum Zuge des Gottes gehören. Die weibliche Gestalt auf der andern Seite, mit Wasserkrug und Schlange, die zu schlafen oder zu trauern scheint, ist die Quellnymphe des Kithäron.

**Fig. 31.** Bacchischer Zug. Der Gott, von einem kentaurischen Zweigespann in Begleitung eines Löwen und eines Panthers gezogen, sitzt thronend mit Thyrsos und Kantharos auf dem Wagen, nackt, das Gewand segelartig um Haupt und Schultern gebläht, wie die Mänaden des vorhergehenden Bildes. Er ist gegen eine hinter ihm stehende weibliche Gestalt gewendet, die ihn am Arme hält und wegen ihrer untergeordneten Stellung weniger für Ariadne als für eine der anderen Begleiterinnen, Methe, Nysa oder dergl., gelten kann. Ein Eros schwebt als Wagenlenker über dem älteren der beiden Kentauren, der einen Baumast trägt. Der jüngere hat einen Krater auf der Schulter. Vor dem Gespann gehen ein flötenblasender Satyr und eine Bacchantin, die das Tympanon schlägt, und ein Pan, der das Mysterienkästchen, aus welchem sich die Schlange hervorringelt, aufgetanzt zu haben scheint, und nun auf den dem Dionysos vorausfahrenden Wagen tritt. Die beiden mit der Maske auf diesem niedrigen Wagen sitzenden Gestalten können, obgleich Musen im Gefolge des Dionysos selten vorkommen, wohl nur die beiden bacchischen Musen der Tragödie (Melpomene) und der Komödie (Thalia) sein. Ihr Eselgespann ist vermuthlich vor Trunkenheit zu Boden gefallen; ein Satyr und ein Pan bemühen sich, es wieder auf die Beine zu bringen. Ein alter Satyr bringt die mystische Wanne, mit Früchten gefüllt. Zwei jüngere tragen der eine ein Lamm, der andere ein Rind.

**Fig. 32.** Dionysos in zärtlicher Umarmung mit seiner Mutter Semele, die er aus der Unterwelt in den Olymp eingeführt hat, wo sie fortan unter dem Namen Thyone heimisch ist. Vor ihnen mit dem Lorbeerzweige steht Apollon, hinter welchem ein kleiner Satyr die Doppelflöte bläst. Auf dem merkwürdigen etruskischen Spiegel, dem dieses Bild entnommen ist, sind die Namen der Figuren

etruskisch beigeschrieben. Dionysos heisst Phuphluns (Populonius), Semele Semla und Apoll (der auch sonst mit Dionysos verbunden erscheint und in Delphi selbst das Heiligthum mit ihm theilte) Apulu.

Fig. **33**. **Bacchanal**, Relief eines Marmorkraters (der sogen. mediceischen Marmorvase), jetzt im Louvre. Die Hauptfiguren sind — Fig. **33** a in der Mitte — Dionysos und eine kitharspielende Bacchantin, auf deren Schulter er sich lehnt, in der andern Hand einen Thyrsos mit rohrartigem Schafte haltend; am Boden sein Panther, der einen Thyrsos in den Klauen hält. Daneben tanzt ein Satyr in Verzückung. Weiterhin — Fig. **33** b — erscheint der trunkene Silen, der sein Karchesion hat fallen lassen und es mit charakteristisch hülflosem Arme wieder aufheben will, wobei er, um nicht vollends hinzustürzen, von einem Satyr gehalten wird. Eine Bacchantin mit Klappern, ein Satyr mit der Doppelflöte, eine Bacchantin mit der Lyra, von einem Satyr zum Tanze oder in anderer Absicht angefasst, und eine in reizender Haltung mit dem Tympanon tanzende Mänade vollenden das Bild, dessen Kreis sich mit der letzteren — Figur **33** a links — schliesst.

Fig. **34**. **Satyr und Mänade** in orgiastischem Tanze begriffen, wundervolle Gestalten eines Reliefs in Villa Albani, deren eine jene berühmte Bacchantin des Skopas, die mit zurückgeworfenem Haupt und fliegenden Haaren ein Rehböcklein zerreisst, fast buchstäblich wiedergibt. Der Satyr hat durch das Instrument in seiner Rechten, das ein Schellenstock zu sein scheint, und durch die drei Hörner auf dem Kopfe (die andererseits gar für Zöpfe erklärt werden) der archäologischen Forschung viel zu rathen aufgegeben.

Fig. **35** und **36**. **Bacchantinnen**, Reliefs in Villa Albani, die eine mit Tympanon, die andere mit Cymbeln, beide mit einem haubenartigen Kopfputz ausgestattet.

**Bilderquellen: Tafel VIII.** Fig 1. Dionysos. Marmorkopf im Museum zu Leyden. Monum. ined. dell' Inst. II, 41. Fig. 2. Hermes, den kleinen Dionysos den Nymphen übergebend. Marmorrelief zu Neapel. Mus. Borb. I, 49. Fig. 3. Zeus und Semele. Wandgemälde im Besitz des Fürsten Gagarin. Mon. Rom. di Antichità III, 18. Das Kind Dionysos unter den Nymphen. Röm. Sarkophagrelief in München. Mus. Nadol. 1, 76. Fig. 4. Dionysos. Marmorherme im Vatican. Mus. Pio-Clement. VI, 6. Fig. 5. Dionysos. Marmorbüste im Capitol. Mus. O. Müller Denkmäler Taf. XXXIII, 375. Fig. 6. Silen. Marmorgruppe im Louvre. Mus. Royal II, 9. Fig. 7. Mionnet, Suppl. IV. p. 396. Fig. 8. Clarac Mus. de Sculpt. pl. 696. nr. 1610 A. Fig. 9. Pomp. Wandgemälde. Mus. Borb. VI, 53. Fig. 10. Marmorstatue im Louvre. Bouillon. Mus. III, 9. Fig. 11. Clarac Mus. pl. 694 A nr. 1610 B. Fig. 12. Clarac Mus. pl. 685 nr. 1610. Fig. 13. Büste im Louvre. Clarac Mus. pl. 1074 nr. 2700 A. Fig. 14. Statue im Vatican. Mus. Pio-Clem. II, 41. Fig. 15. Statue im Louvre. Clarac pl. 273 nr. 1575. Fig. 16. Marmorstatue im Louvre. Bouillon. Mus. I, 39. Fig. 17. Statue im Louvre. Clarac pl. 272 nr. 1570. Fig. 18. Marmorgruppe im Brit. Mus. III, 11. Fig. 19. Statue im Vatican. Clarac pl. 697 nr. 1642. Fig. 20. Marmorgruppe in London. Spec. of anc. sculpt. II, 50. Fig. 21. Marmorgruppe im Mus. Worsley. Clarac pl. 690 nr. 1626. Fig. 22. Ariadne. Mus. Pio-Clem. II, 44. Fig. 23. Ariadne. Wandgemälde im Mus. zu Neapel. Mus. Borb. Fig. 24. Dionysos und Ariadne. Wandgemälde. Pitture d'Ercolano IV, pag. 41.

Fig. 25. Dionysos. Geschnittener Stein. Mus. Worsley. II, 11. Fig. 26. Dionysos mit Gefolge bei Ariadne. Wandgemälde in Neapel. Mus. Borb. III, 6. Fig. 27. Dionysos, den Hephästos in den Olymp zurückführend. Vasenbild. Tischbein, Vas. gr. Fig. 28. Faun und Bacchantin. Wandgemälde. Pitt. d'Ercol. I, 95. Fig. 29. Dionysos und Pan. Wandgemälde. Pitt. d'Ercol. III, 107. Fig. 30. Pentheus von den Mänaden zerrissen. Basrelief. Gal. Giustiniana I, 104. Fig. 31. Bacchischer Zug. Relief im Vatican. Mus. Pio-Clem. V, 7. Fig. 32. Dionysos und Semele. Mon. ined. dell' Inst. I, 56. Fig. 33 a, b. Bacchanal. Relief im Louvre. Clarac. pl. 131 nr. 143. Fig. 34. Satyr und Mänade. Basrelief in der Villa Albani. Zoëga, Bassir. t. 82. Fig. 35, 36. Bacchantinnen. Relief in der Villa Albani. Zoëga, Bassir. t. 19.

## 9. Dionysos. Satyrn. Pane. Kentauren.

### (Götterbilder Taf. IX.)

Fig. **1—10** sind mit einer einzigen Ausnahme den berühmten herculanisch-pompejanischen Wandmalereien entnommen, welche, theils mythologische Darstellungen von grösserer Bedeutung, theils untergeordnetere, mehr decorative Gebilde enthaltend, ohne Zweifel die verschiedenen Epochen der griechischen Kunst als Copieen repräsentiren. Die letztere Art von Bildern, leicht hingeworfen, aber mit grösster Anmuth behandelt und eine reiche Abwechslung bietend, enthält die berühmten schwebenden Gestalten von Tänzerinnen, deren unsere vorhergehende Abtheilung eine Auswahl gebracht hat, von Kentauren mit Mänaden, Kentaurenweibern mit Bacchanten etc. Ihre Urbilder sind in dem Kreise der jüngeren attischen Kunst zu suchen, welche den Satyrn ihre gefällige Bildung und den früher missgestaltig zusammengesetzen Kentauren jene wunderbare Verschmelzung von Menschen- und Thierleib gegeben hat, an die man wegen ihrer Naturwahrheit beinahe zu glauben genöthigt ist.

Fig. **1** und **2**. Kentauriden, je eine einen Bacchanten im Fluge dahintragend, besonders anmuthig auf dem zweiten Bilde, wo der Bacchant das Kentaurenweib umhalst und so an ihr hängend von ihr fortgetragen wird, während beide die Cymbeln mit einander anklingen.

Fig. **3**. Kentaurin, eine Mänade mit Thyrsos auf dem Rücken dahintragend.

Fig. **4**. Bacchantische Tänzerin, mit einem Satyr im Tanze schwebend und wie durch die Lüfte dahingeführt.

Fig. **5**. Satyr mit Nebris und Hirtenstab, neben ihm ein Knabe, der die Syrinx bläst.

Fig. **6**. Pan (denn im Original hat er Hörner) oder Marsyas als gehörnter Satyr unterrichtet den Olympos im Flötenspiel.

Fig. **7**. Mänade und Satyr, wie Fig. **4**, nur anders im Tanze gruppirt.

Fig. **8**. Kentaur mit Mänade, wohl die schönste aller dieser antiken Hexenfahrten. Die Mänade sitzt oder kniet vielmehr in der kühnsten Stellung dem mit gebundenen Händen dahinstürmenden Kentauren auf dem Rücken, und treibt ihn, indem sie ihn an den Haaren gefasst hält, durch Stösse mit dem einen Fuss und dem Thyrsos zu noch wilderem Jagen an.

Fig. **9**. Satyr, ein mit einer Traube spielendes Satyr- (oder Dionysos-) Kind auf der Schulter tragend, zu dem er zärtlich aufblickt, während er die Cymbeln zusammenschlägt. Schöne Statuengruppe in häufigen Wiederholungen, die auf ein gefeiertes Original hinweisen.

Fig. **10**. Mänade und Satyr, wie Fig. **4** und **9**, wieder anders gruppirt. Diese drei Wandgemälde geben einen Begriff von der unendlichen Manigfaltigkeit dieser in Freudenrausch und Tanzbegeisterung dahinbrausenden Gruppen.

Fig. **11**. **Ino-Leukothea**, das Dionysoskind im Arme, zu dessen Pflegerin eine der verschiedenen Mythenverzweigungen sie macht. Eine der berühmtesten Statuen des Alterthums, echtgriechischer Herkunft, einst in der Villa Albani, jetzt in der Münchner Glyptothek. Die Zärtlichkeit des stillschönen Gesichts hat schon auf manche Beschauer und Beschauerinnen des Originals einen überwältigenden Eindruck gemacht.

Fig. **12**—**18** geben grossentheils eine Auswahl aus derjenigen Classe von Statuen, in welchen die Satyrbildung nach der Weise der neueren attischen Schule anmuthig, ja zum Theil bewundernswürdig schön aufgefasst ist, und die meisten derselben, in vielen Wiederholungen, zum Theil sogar, wie es scheint, aus Verkaufslokalen antiker Kunsthändler vorhanden, weisen auf classische Originale zurück, die sehr zahlreich in Copieen vervielfältigt wurden. So kommt der schöne Jüngling Fig. **12**, der Trauben und ein Pantherchen in der Chlamys trägt, mehrfach in ähnlichen Darstellungen vor. Noch häufiger ist der angelehnte Flötenspieler Fig. **13**, der auf den berühmten Satyr des Praxiteles zurückgeführt wird. Von der edlen Gestalt des Weinschenken Fig. **14** sind nicht weniger als vier Exemplare an Einer Stelle, zu Antium, gefunden worden. Derber und kräftiger ist der die Ziege tragende Fig. **15**, der den Panther am Schwanz in die Höhe hebende und die Keule um den Kopf schwingende Fig. **16**. Gleichfalls mehrere Wiederholungen gibt es von dem die Cymbeln zusammenschlagenden und den Kukuk (Scabillum) tretenden; die berühmteste derselben, die sich in Florenz befindet, gilt als von Michel Angelo restaurirt. Zu den zarteren Gestalten gehört der mit dem Thyrsos einherfliegende Tänzer, der zu Herculaneum gefunden wurde.

Fig. **19**. Pan. Auch dieser Gott, der in den Mythen verschiedene Wandlungen durchgemacht hat, bis er zum Begleiter bacchischer Züge wurde, hat, theils als solcher, theils allein oder in Gruppen mit Satyrn, Nymphen etc. dargestellt, von der attischen Kunst eine Ausstattung erhalten, die ihn, gleich den Kentauren, so glaubwürdig erscheinen lässt, als ob krummnasige, zottelbärtige, muskelstarke Menschen mit Hörnern und Ziegenfüssen eine naturgeschichtliche Wahrheit wären. Diesen Eindruck macht unter andern die schöne, mit dem Hirtenstab rüstig einherschreitende Statue im brittischen Museum, die hier abgebildet ist.

Fig. **20**. Pan in ungewöhnlicher Darstellung an einem Pfeiler lehnend, einen grossen Mantel umgeschlagen, unter welchem der rechte Arm verborgen ist, während die Linke die Syrinx hält. Ob das (in Griechenland gefundene) Original auch so mephistophelische Züge hat, wie in unserer Abbildung? In Müller's Denkmälern (II, 532) ist dies nicht der Fall.

Fig. **21**. Der sogenannte barberinische Faun, jetzt in München, ein den Rausch ausschlafender Satyr, grossartige Statue, bei welcher der derbe Gegenstand ganz in der Anmuth und Schönheit der Behandlung aufgeht. »Man glaubt sein Athmen zu hören.«

Fig. 72. Pan, mit einer Bacchantin neben seinem Schlauche behaglich zum Zechen hingestreckt.

Fig. 73. Gruppe (Symplegma) eines Satyrs und eines Hermaphroditen, der sich mit Händen und Füssen der Zärtlichkeit des erstern erwehrt.

Fig. 74. Pan, voll innerlicher Erregtheit den Olympos auf der Syrinx unterrichtend.

Fig. 75. Silen, auf seinem Schlauche sitzend, der als Brunnenmündung diente, ein Beispiel der Unerschöpflichkeit des Alterthums im Ersinnen solcher Verzierungen.

Fig. 76. Bacchischer Zug, Dionysos mit Karchesion, hinter ihm eine seiner Begleiterinnen, die das Schenkenamt versieht, dann zwei Satyrn, zwischen ihnen eine Bacchantin.

Fig. 77. Dionysos und (vermuthlich) Ariadne, auf Felsenstücken einander gegenüber thronend, zwischen ihnen mehr nach hinten ein Satyr mit angesetztem Trinkhorn. Hinter ihrem Gotte lehnt eine Mänade am Felsen. Von links kommt ein Satyr auf einer Biga mit Panthergespann daher gefahren, das ein Eros reitend und lyraspielend lenkt. Auf der andern Seite kommt zu Ariadne eine Mänade oder Muse flötenspielend heran. Weiterhin thun zwei Mänaden oder Nymphen an dem betrunkenen Pan ein Werk der Barmherzigkeit. Eine desgleichen hebt den Schleier der mystischen Wanne, und eine andere öffnet das mystische Kästchen, aus welchem die Schlange hervorkommt, zum Schrecken eines Satyrs, der mit dem Hirtenstabe die Flucht ergreift. Relief am Deckel vom sogenannten Sarkophag Casali zu Rom.

Fig. 78. Dionysos auf dem Panther reitend, mit einer Blätterkrone geschmückt, voraus eine Mänade mit Fackeln, hintendrein ein Satyr, der keuchend einen grossen Krater mit beiden Händen trägt. Vasengemälde.

Fig. 79. Mänade oder Nereide, wegen des Einschenkens und Tränkens vielleicht eher erstere, auf einem Seepanther hinschwebend. Indessen spielen beide Kreise in einander, denn aus den Nereiden wird »ein Thiasos des Meeres, der auch durch die Umbildung der dem Dionysos geweihten Thiere zu Seeungeheuern ein ganz bacchisches Ansehen gewinnt.«

Fig. 80. Ekstatische Mänade, die vor einer Pansherme, einen trinkenden Satyr hinter sich, ein flötendes Götterbild in die Höhe hält. Ueber die Bedeutung des letztern wird gestritten. Es kommt aber auf einem andern geschnittenen Steine, wo die Mänade ganz als dieselbe erscheint, in Form einer Göttin mit Schild und Lanze vor, die nur als Athene gedeutet werden kann, daher Gerhard (»Ueber die Minervenidole Athens«) diese in Reliefs und Gemmenbildern häufig wiederkehrenden Darstellungen auf den Dienst der Athena Skiras bezieht, die mit dem bacchischen Kreise in Verbindung stand.

Fig. 81. Satyr mit Kind auf der Schulter, Früchte im Pantherfell haltend, neben ihm Syrinx und Hirtenstab. Schöner geschnittener Stein.

Fig. 82. Bacchischer Zug, Relief, ausgezeichnet durch höchst lebendige Handlung, worin jedes Einzelne für sich besteht und doch zu einem wundervollen Gesammtbilde zusammengreift. Dionysos, trunken, von einem jungen Satyr unterstützt, eröffnet den Zug, indem ein bärtiger Satyr ihm mit der Fackel voranleuchtet. Hinter ihm eine Kentauride, in der Rechten die Krotalen, die ihr ein

auf ihren Rücken gesprungener Bacchant zu entreissen sucht. Dann folgt ein anderer Bacchant mit einer Fackel, deren Besitz ein grosser bärtiger Satyr ihm streitig machen will. Zwei Kinder, welchen ein ähnlicher Satyr mit der Fackel folgt, tragen auf einem Untersatze einen kleinen Altar mit brennenden Flammen. Den Beschluss macht eine Kentaurin, die einen auf sie gesprungenen Satyrisken mit Hülfe eines andern vom Rücken herunterwirft.

Fig. **33**. Mänaden mit Thyrsos, Messer und getödteten Thieren, Tympanon u. s. f., im Tanze begriffen. Die zweite in der Reihe, die in bacchischem Taumel das Messer über dem Kopfe und mit der abwärts gerichteten Hand das Böckchen hält, ist wahrscheinlich eine Nachbildung der berühmten Mänade des Skopas, die auch auf andern Reliefs und auf der bekannten Amphora des Sosibios wiederkehrt.

Fig. **34**. Zwei Mänaden, mit Thyrsos und Tympanon in symmetrischem Tanze dargestellt.

Fig. **35**. Hochzeitzug des (bärtigen) Dionysos und der Ariadne, die, auf dem Wagen einander gegenüber gelagert und ein grosses Rhyton haltend, von einem zärtlichen Kentaurenpaare gezogen werden. Ein Satyr mit Schlauch begleitet den Wagen, ein Eros mit Fackel steht hinten auf, ein Satyr mit nach dem Trinkhorn ausgestreckter Rechten folgt, und der Pan mit Fackel, so wie der Satyr mit Schlauch scheinen rückwärts nach weiteren Figuren zu blicken, die vermuthlich auf dem Original dieses in der Münchner Glyptothek befindlichen Sarkophagbildes vorhanden waren. Dem Hochzeitwagen geht ein anderer mit Panthergespann voraus, worauf eine weibliche Figur, die für Venus pronuba gehalten wird. Ein Satyrisk stützt ihr den Arm, der einen leeren Kantharos in die Höhe hält. Ein Eros mit Fackel, etwa Hymenäos, steht bei ihr auf dem Wagen. Ein anderer Eros als Lenker hält die Panther an. Im Hintergrund eine weibliche Figur mit Fackel, eine Trinkschale emporhaltend. Vor dem Zug her wird der trunkene Silen von zwei Satyrn getragen. Noch weiter nach vorn tanzt ein Pan voraus, das Tympanon dazu schlagend; über dem zu Boden gefallenen Kantharos springt ein Panther zornig oder freudig an ihm hinauf. Die an den Cippus gelehnte Bacchantin mit dem Tympanon scheint den Zug weniger zu eröffnen, als in Schaulust an sich vorübergehen lassen zu wollen.

Fig. **36**. Bacchantinnen in symmetrischem Tanze, ein Gegenstück zu den hinterwärts enthüllten Fig. 31.

Fig. **37**. Bacchanal. Dionysos mit der Trinkschale, auf einen Satyr gelehnt und von einer Mänade gehalten, bildet den Mittelpunkt des heitern Sarkophagreliefs. Der Satyr ist wohl sein Liebling Ampelos; beide tragen den grossen Lorbeerkranz gleichmässig quer über die Brust. Zu Füssen des Gottes zwei zu ihm aufschauende Panther, Widderköpfe zwischen den Tatzen. Silen mit der Lyra, würdig bewegt, doch auch etwas taumelnd; zu seinen Füssen eine Maske. Rechts Pan, mit Macht ausschreitend, nach einer Bacchantin hinter ihm zurückblickend, zu seinen Füssen ein Satyrisk mit einer Ziege. Links ein mit Glocken behangener Bacchant, eine Ziege unter dem Arme und in der andern Hand Schlangen haltend, nach der Flöte eines Satyrs tanzend, zu seinen Füssen ein Panther, der die Tatze auf einen Fruchtkorb legt. Weiterhin eine ekstatische Mänade, die den Schleier im Bogen über den Kopf haltend tanzt.

Fig. **38**. Bacchische Scene, vom Kasten des unter Fig. 27 genannten Sarkophags, eines der wohlerhaltensten von allen, die auf uns gekommen sind. Dionysos und Ariadne (nach andern Auslegungen Semele oder Kora) sind an einem Abhang einander gegenüber gelagert. Zu ihren Füssen scheint der auch sonst dargestellte Wettkampf zwischen Pan und Eros stattgefunden zu haben, dessen Ausgang ist, dass der besiegte Pan, die Arme auf den Rücken gebunden, von zwei Eroten, deren einer eine Palme trägt, als Sträfling abgeführt und von Silen bedräuet wird. Neben Dionysos sieht Hermes, sei es als Gott der Palästra, sei es in anderer Beziehung zum dionysischen Kreise, dem Vorgang behaglich zu. Bacchantin und Satyr auf der Seite des Gottes, Satyr und Bacchantin auf der Seite der Göttin drängen sich neugierig herzu; die Bacchantin auf letzterer Seite lehnt sich auf einen Cippus, der mit dem Bilde des Gottes geschmückt ist. Zwei Priester mit Thyrsos, Tympanon und Nebris, den Modius auf dem Haupte, gewissermassen den Gott selbst (den bärtigen) darstellend, schliessen auf jeder Seite das Bild. Der Gott reicht seinem Panther zu trinken, der es aber vorzuziehen scheint, auf die an dem Pan bewerkstelligte Execution herabzublicken. Ein Löwchen zu Füssen der Göttin scheint im Gegensatze emporsehend das Labsal minder zu verschmähen geneigt. Neben ihm liegt harmlos eine Ziege am Boden. Ein Satyrknäbchen auf einem Felsenvorsprung neben der Göttin bläst in sich selbst vergnügt die Querflöte und scheint sich um das ganze Schauspiel gar nichts zu bekümmern.

**Fig. 39.** Satyrweibchen, ihren Kleinen auf dem Fusse schaukelnd, eine der vielen Darstellungen aus dem häuslichen Leben dieser Dämonen.

**Fig. 40.** Agaue, die Mutter des Pentheus, den sie in bacchischer Wuth getödtet, in der einen Hand das Schwert, in der andern das abgehauene Haupt des Sohnes haltend, noch in der später von Enttäuschung gefolgten Raserei begriffen.

Bilderquellen: Tafel IX. Fig. 1. Wandgemälde. Pitt. d'Ercol. I, p. 145. Fig. 2. Wandgem. Ebds. I, p. 149. Fig. 3. Wandgem. Ebds. I, p. 141. Fig. 4. Faun u. Bacchantin. Ebds. I, p. 159. Fig. 5. Faun. Wandgem. Mus. Borb. X, 42. Fig. 6. Marsyas und Olympos. Wandgem. Pitt. d'Ercol. III, p. 101. Fig. 7. 10. Faun und Bacchantin. Wandgem. Nach Mus. Borb. Fig. 8. Wandgemälde. Pitture d'Ercol. I, p. 135. Fig. 9. Satyr mit Satyrkind. Statue zu Neapel. Clarac pl. 701 B, nr. 1628 A. Fig. 11. Leukothea. Stat. in der Glypt. zu München. Clarac pl. 673, 1355 A. Fig. 12. Faun. Statue im Louvre. Clarac, pl. 299, 1683. Fig. 13. Faun. Stat. im Louvre. Clarac, pl. 296, 1671. Fig. 14. Faun. Stat. im Mus. zu Dresden. Clarac, pl. 712 nr. 1695. Fig. 15. Faun. Stat. zu Madrid. Clarac pl. 726 E. nr. 1671 H. Fig. 16. Faun. Stat. in der Sammlung Pourtalès. Clarac pl. 711 nr. 1693 A. Fig. 17. Faun. Stat. im Louvre. Clarac pl. 297, 1710. Fig. 18. Faun. Bronzestatue aus Herculanum im Mus. zu Neapel. Clarac pl. 716 A. 1712 B. Fig. 19. Pan. Statue im Brit. Mus. Clarac pl. 726 A. nr. 1740 A. Fig. 20. Pan. Statue zu Athen. Clarac pl. 726 F, nr. 1736 K. Fig. 21. Schlafender Satyr, in der Glyptoth. zu München. Clarac pl. 710 A, nr. 1723. Fig. 22. Pan mit Bacchantin. Gruppe im Mus. zu Neapel. Clarac pl. 736 nr. 1736 B. Fig. 23. Satyr mit Hermaphrodit, Gruppe im Mus. zu Dresden. Clarac pl. 672 nr. 1735. Fig. 24. Pan mit Olympos. Gruppe im Mus. zu Florenz. Clarac pl. 726 B nr. 1736 D. Fig. 25. Silen. Stat. in Neapel. Clarac pl. 734 C nr. 1765 G. Fig. 26. Bacchanal. Vasenbild. Nach Mus. Borb. Fig. 27 (s. Fig. 38). Bacchanal. Deckel eines Sarkophags. Mus. Pio-Clem. V. Fig. 28. Dionysos. Vasengemälde bei Tischbein, Vas. etc. II, 43. Fig. 29. Pitt. d'Ercol. III, pag. 17. Fig. 30.

Mänade. Geschnittener Stein. Gerhard, Minervenidole Taf. IV, 10. Fig. 31. Satyr. Geschn. Stein. Mus. Borb. II, 28. Fig. 32. Bacchanal. Relief. Mus. Pio-Clem. IV, 21. Fig. 33. Bacchantinnen. Relief in der Villa Albani. Zoëga Bassirilievi tav. 84. Fig. 34. Bacchantinnen. Ebds. tav. 5. Fig. 35. Bacchischer Zug. Sarkophagrelief in der Glypt. zu München. Sickler u. Reinhard, Almanach aus Rom II, 18. Fig. 36. Bacchantinnen. Relief in der Villa Albani. Zoëga, Bassir. tav. V. Fig. 37. Bacchanal. Sarkophagrelief. Mus. Pio-Clem. IV, 20. Fig. 38. Bacchanal. Sarkophagrelief. Ebds. V. Fig. 39. Satyrn. Geschnitt. Stein. Wicar, Gal. de Flor. II, 20. Fig. 40. Mänade. Geschnitt. Stein. O. Müller, Denkmäler II, Taf. 37 nr. 438.

## 10. Eros, Hymenäos, Hermaphrodit, Chariten, Musen.

(Götterbilder Taf. X.)

Fig. 1. Ruhender Hermaphrodit, von drei Eroten umgeben, deren einer mit einem Blatte fächelt, während der andere auf einem Saiteninstrument spielt und der dritte eine Syrinx bläst. Geschnittener Stein.

Fig. 2. Eros, Marmorstatue im Museum von Neapel, nebst andern Wiederholungen auf das Original des Praxiteles zurückweisend, das einst zu Thespiä stand. Der Meister hatte selbst sein Werk loben müssen. Phryne, die sich die beste seiner Arbeiten auswählen durfte, ohne dass er ihr dieselbe nennen wollte, brachte ihn mit List dazu. Als er einmal bei ihr war, stürzte ein Sklave herein und meldete, es brenne in seiner Werkstatt und seine meisten Werke seien schon in Flammen aufgegangen. Da rief Praxiteles zur Thüre eilend, wenn sein Satyr und sein Eros darunter seien, so sei es um all sein Schaffen gethan. Phryne aber beruhigte ihn jetzt und wählte sich den Eros, den sie ihrer Vaterstadt Thespiä schenkte. Das Bild wurde von Caligula geraubt, von Claudius den Thespiern zurückgegeben, von Nero aber zum zweitenmale nach Rom gebracht, wo es verbrannte. (Da Pausanias an der Stelle, wo er diesen wiederholten Raub erzählt, im gleichen Athem von dem ebenfalls zu Thespiä aufgestellten Erosbilde des Lysippos spricht, so hat man gestritten, welches von beiden Bildern gemeint sei, aber der Zusammenhang macht es mehr als wahrscheinlich, dass von dem Praxitelischen die Rede ist.) Der thespische Eros des Praxiteles, aus pentelischem Marmor, auf der Zwischenstufe zwischen dem Knaben und Jüngling dargestellt, trug vergoldete Flügel und stand ruhig vor sich hinblickend da. Er entspricht also dem einen der beiden Praxitelischen Erosbilder, welche Kallistratos schildert (das andere war in Parion), ein weicher Knabe voll Zärtlichkeit und Sehnsucht in der Blüthe des Jugendalters, die Locken bis zu den Augbrauen vorwärts fallend, durch ein Band von der Stirne zurückgehalten, das Auge voll Liebreiz, sehnsüchtig und doch verschämt blickend. Drei Werke sind es, die vornehmlich diesen Charakter überliefern, die gegenwärtige, einzig vollständige Statue, die ein Stück des Bogens in der Hand hält und Gewand und Köcher neben sich am Baumstrunk hat, dann der berühmte vaticanische Torso ohne Flügel, beide in der gesenkten Haltung und dem schwärmerisch träumerischen Ausdrucke des Kopfes ganz der Beschreibung des alten Rhetors gleichend, endlich ein in Athen gefundener und im brittischen Museum befindlicher Eros, der durch die Schönheit seiner Körperbildung den unmittelbarsten Anspruch auf die Schule des Praxiteles macht, aber neben den Verstümmelungen der Arme und des rechten Beines ohne Kopf ist.

Fig. 3. Peinigung der Psyche. Die ohne Zweifel aus Mysteriendarstellungen von Sündenfall, Busse, Läuterung und Erlösung entstandene Legende von Eros und Psyche, aus welcher Appulejus sein Märchen Amor und Psyche gestaltete, hat der Kunst den Stoff zu zahlreichen, theils tiefsinnigen Bildern, theils bloss artigen Spielereien, wie sie auch am Eros selbst und seinen masslosen Vervielfältigungen hervortreten, dargeboten. Gegenwärtiges Wandgemälde stellt eine der vielen Peinigungen der Psyche dar. Ein Eros, der, wie sie selbst, Schmetterlingsflügel trägt, brennt die gefesselt Dasitzende, deren auf den Rücken gebundene Arme von einem andern Eros gehalten werden, mit einer Fackel an der Brust, während er eine andere Fackel auf den Boden stösst, um sie zur wechselnden Folter tauglicher zu machen. Ein dritter Eros giesst in der Luft schwebend Wasser auf sie herab, sei es, um ihr einige Linderung zu gewähren oder um ihre Qual zu verlängern. Die weibliche Gestalt hinter Psyche, die mit der Linken das Gewand von der Brust in die Höhe zieht und sich in den Busen schaut, ist Nemesis, welche häufig in dieser Haltung dargestellt wird und zu den Wechselverhältnissen der Liebe in besonderer Beziehung steht.

Fig. 4. Eros und Psyche in Umarmung und Kuss, berühmte Marmorgruppe im capitolinischen Museum, nebst andern geringeren Wiederholungen auf ein bedeutendes Original zurückweisend.

Fig. 5. Eros und Psyche im Hochzeitszuge, beide verschleiert, er eine Taube tragend, werden von einem fackeltragenden Eros als Hymenäos an einer Wollenbinde dem Brautbette zugeführt, das ein anderer Eros aufdeckt. Ein dritter folgt dem neuvermählten Paare, indem er eine Schwinge mit Aepfeln über ihren Häuptern hält. Berühmte Gemme des Tryphon, der durch eine — übrigens nicht für echt gehaltene — Aufschrift als Verfertiger angegeben ist.

Fig. 6. Eros auf einem Löwen reitend und die Lyra dazu spielend. Berühmte Gemme des Steinschneiders Protarchos.

Fig. 7. Münze des Caracalla, von Germe in Galatien, die drei Chariten bekleidet darstellend. Umschrift: *ΕΠΙ ΣΤΡΑΤ. ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΥ ΓΕΡΜΗΝΩΝ* (unter dem Prätor Alexander, M. der Germener).

Fig. 8. Die Chariten, in der Dreizahl, und nackt, wie man sie seit der Mitte des 4. Jahrhunderts im Gegensatze zu der früheren Bekleidung (z. B. an den dem Sokrates zugeschriebenen Grazien) zu bilden angefangen haben mag, in schwesterlicher Umarmung, wie man sie in Statuengruppen sieht, Blumen, Aehren und Früchte in Händen haltend. Herculaneisches Wandgemälde.

Fig. 9. Eros unterstützt und gängelt einen wankenden Knaben ohne Flügel, der einen Kranz mit einer Binde trägt. Liebliches Relief eines griechischen Sarkophags, das die frühe Vollendung und jenseits des Grabes beginnende Weiterentwicklung eines Kindes anzudeuten scheint.

Fig. 10. Unruhig schlafender Hermaphrodit, die schönste und berühmteste unter mehreren Wiederholungen dieser Darstellung, vormals in der Sammlung Borghese, jetzt im Louvre. Die geschmacklose Matratze ist neu.

Fig. 11. Eros auf einer Biga mit einem Zweigespann von Psychen fahrend, die er mit der Fackel statt einer Peitsche lenkt. Geschnittener Stein.

Fig. **12**. Eros mit zwei Psychen in Gestalt von Schmetterlingen pflügend, die er vor den Pflug gespannt hat und mit der Fackel lenkt. Geschnittener Stein.

Fig. **13**. Hymenäos, aus dem so benannten Hochzeitgesange als Personification hervorgegangen (daher auch zum Sohn einer der Musen gestempelt) und zu einer ernsthaften Nebenform des Eros geworden, kommt auf Bildwerken sonst, seiner Bestimmung als Hochzeitgott gemäss, meist in Gruppen vor, ist aber auf gegenwärtigem Wandgemälde allein dargestellt, in bedeutender Haltung an den Altar gelehnt, in der Rechten die Hochzeitfackel, in der Linken einen Kranz. Der auf Liebessegen bezügliche Apfel liegt mehr symbolisch als malerisch am Boden.

Fig. **14**. Eros auf einer bewimpelten Amphora über das durch einen Delphin angedeutete Meer schiffend, auf Ueberfahren der Asche eines Verstorbenen im Aschengefässe nach den elysischen Inseln bezogen, vielleicht auch nur Spielerei. Geschnittener Stein.

Fig. **15**. Psyche, nach dem Märchen des Appulejus von ihrer Quälerin Venus in die Unterwelt gesandt, um ihr von Proserpina die Schminkbüchse zu holen, hat auch diese letzte Prüfung beinahe bestanden, erliegt aber auf dem Rückweg der Neugierde und öffnet die Büchse, aus welcher stygische Dämpfe dringen und sie besinnungslos zu Boden werfen, worauf Amor ihr zu Hülfe kommt und sie mit seinem Pfeil berührend die Ohnmacht verscheucht. Auf gegenwärtigem geschnittenem Steine ist es die Doppelflöte, durch deren Spiel er die mit dem Gefäss Hingesunkene ins Leben zurückruft.

Fig. **16**. Wettstreit der Musen und Sirenen. Die Musen — verschiedentlich abgeleitet, nach dem gangbarsten Mythus Töchter des Zeus und der Mnemosyne genannt, früher unter verschiedenen Namen in der Dreizahl, auch in andern Zahlen, später unter den bekannten Namen in der Neunzahl gedacht und dargestellt — und die Sirenen, singende See- und Todesdämonen, als Vögel mit Frauenköpfen, von der fortgeschrittenen Kunst als Jungfrauen mit Federn und Vogelbeinen gebildet, werden in einem ähnlichen Wettkampfe, wie Apoll und Marsyas, aufgeführt. Auf Anstiften der Hera nämlich stellten sich die Sirenen den Musen zum Kampf im Singen, wurden aber besiegt und mussten sich ihre Federn ausreissen lassen, aus welchen die Musen Kränze machten; der Mythus dient so nebenher, den Federschmuck auf den Köpfen der Musen zu erklären, der aus irgend einer alten Cultusüberlieferung stammen muss. Das vorliegende Bild, ein Sarkophagrelief, in den Uffizien von Florenz befindlich, gibt eine Darstellung des Kampfes. Zeus, mit Scepter, Donnerkeil und Adler thronend, wohnt demselben als Kampfrichter bei. Hinter ihm steht Athene, neben ihm Here, die für die Unterliegenden zu bitten scheint. Der Kampf selbst findet zwischen drei Musen und drei Sirenen im Singen, Kithar- und Flötenspielen statt. Zwei Musen hören im Hintergrunde zu, die vier übrigen sind bei der Züchtigung der Nebenbuhlerinnen beschäftigt. Die Wahl des Gegenstandes zu einem Sarkophagbilde erklärt sich daraus, dass Sirenen nicht selten auf Gräber, z. B. des Sophokles, des Isokrates, gesetzt wurden. Am häufigsten standen sie auf Gräbern von Frauen.

Fig. **17**. Eros in einer Fussangel gefangen, in die er durch Psyche gerathen ist. Sie sitzt in Schmetterlingsgestalt auf der Falle. Ein anderer Eros mit einem Palmzweige leistet dem Gefangenen Gesellschaft, aber in einer Weise, die an Hiob's Freunde erinnert. Geschnittener Stein.

Fig. **18**. Eros hat Psyche bei den Haaren gefasst und tritt ihr auf das Bein, wahrscheinlich um sie mit der Fackel zu brennen. Geschnittener Stein.

Fig. **19**. Eros den Schmetterling an der Fackel verbrennend. Geschnittener Stein. Da diese Darstellung auch auf Sepulcralbildern vorkommt, so kann sie nicht immer bloss spielende Bedeutung gehabt haben.

Fig. **20**. Eros die Sehne an den Bogen spannend, von welchem bei dieser Marmorstatue des Louvre nur in den Händen und am rechten Beine Bruchstücke übrig sind. In andern Wiederholungen, worunter die capitolinische die beste, ist der Bogen vollständig. Das Original, auf welches die vielen Nachahmungen hinweisen, wird man zunächst im Praxitelesbilde von Parion oder im thespischen Erzbilde Lysipp's (vgl. bei Fig. 2) zu suchen geneigt sein. Da das erstere, nach der Beschreibung des Kallistratos, zwar den Bogen in der Linken, die Rechte aber ruhend über dem Haupte hielt, so bleibt die Vermuthung bei dem Lysipp'schen Werke stehen, freilich ohne Gewissheit zu sein.

Fig. **21**. Verhüllte Statue, durch die Inschrift an der Plinthe als Mnemosyne bezeichnet, gefunden bei Tivoli, wo auch die mehrerwähnten Statuen ihrer Töchter entdeckt wurden.

Fig. **22**. Eroten, selig bezecht, von einem Symposion kommend. Einer leuchtet mit der Laterne gebückt voraushüpfend den Andern vor. Geschnittener Stein.

Fig. **23**. Klio, nach einem Wandgemälde, in einem Sessel sitzend, eine geöffnete Rolle in der Linken haltend, zu ihren Füssen eine Bücherkapsel.

Fig. **24**. Eros mit brennender Fackel einen Schmetterling verfolgend. Aus einem grösseren Vasenbilde herausgenommen.

Fig. **25**. Eros als Schütze mit Bogen und Köcher. Geschnittener Stein.

Fig. **26**. Eros auf einer Muschel als Wagen von zwei Schmetterlingen gezogen. Abschnitzel des gleichen Vasenbildes, von welchem Fig 24 genommen ist.

Fig. **27**. Urania, aus der gleichen Gruppe von Wandgemälden, ähnlich thronend und mit dem Stäbchen an der Himmelskugel demonstrirend.

Fig. **28**. Erato, Statue aus der Musengruppe im Stockholmer Museum, mit zierlicher Anfassung des Gewandes im Tanzen begriffen.

Fig **29**. Eros gefesselt und traurig vor dem Bilde der Nemesis sitzend, die hier geflügelt und mit dem Rade dargestellt ist.

Fig. **30**. Melpomene, Statue der Musengruppe im Vatican, zu den Sieben gehörig, die nebst dem Apollon Kitharödos (Taf. II, Fig. 31) in der sogenannten Villa des Cassius bei Tivoli gefunden wurden und für Nachahmungen der in der Halle der Octavia aufgestellten Musen des Philiskos gelten. Die Muse der Tragödie trägt die Lockenfülle mit Weinlaub durchwunden und hält in der einen Hand eine tragische Maske, in der andern ein (modern ergänztes) Schwert. Die heroische Stellung, den linken Fuss hoch auf dem Felsstücke, wird auch anderwärts gefunden, «ist aber hier nicht zum besten ausgeführt, wie denn überhaupt die ganze Gestalt so weit hinter dem schönen Kopfe zurücksteht, dass zu bezweifeln ist, ob dieser ursprünglich zu ihr gehört habe.»

Fig. **31**. Melpomene noch einmal, mit Maske und Herakleskeule, die sie oft statt des Schwertes trägt, Wandgemälde aus dem Cyklus, welchem Fig. **23** und **27** angehören.

Fig. **32**. Euterpe, nach einer Mosaik der spanischen Colonie Italica. Die Göttin hält die Doppelflöte, mit der sie gewöhnlich abgebildet wird.

Fig. **33**. Terpsichore mit der Lyra, Wandgemälde in Gesellschaft von Fig. **28**, **27** und **31**.

Fig. **34**. Eros auf einem Wagen, von Schwänen gezogen, Zügel und Peitsche mit Heftigkeit handhabend. Wandgemälde.

Fig. **35**. Eros und Anteros, der Dämon der Gegenliebe, um einen Palmzweig ringend, wie sie in einem Gymnasion zu Elis in Relief dargestellt waren.

Fig. **36**. Thalia, Marmorstatue im vaticanischen Musenverein (vergl. Fig. **29**), durch die komische Maske bezeichnet, in den Händen Hirtenstab und Tympanon, letzteres nach einem antiken Ansatze nicht ganz sicher ergänzt. Der Kopf ist aufgesetzt, wie bei der Statue der Melpomene, und der wehmüthige Gesichtsausdruck lässt zweifeln, ob ihn die Statue der heitern Muse ursprünglich trug.

Fig. **37**. Kalliope, eben daselbst, durch Griffel und Wachstafeln als Muse der (epischen) Dichtkunst bezeichnet.

Fig. **38**. Zug von Eroten mit Götterinsignien, die wie im Triumphe auf vier Wagen gefahren werden. Der erste ist mit den Attributen Apoll's, dem Dreifuss, der Leier und vermuthlich einem pythischen Preisgefäss beladen; sein Gespann bilden Greife, die diesem Gotte heilig sind. Auf dem zweiten, von Panthern gezogenen Wagen befinden sich das mystische Kästchen mit der Schlange, ein grosser Krater und ein Thyrsos, der aber im Original ein Bocksfuss sein soll, Symbole, die dem Dionysos angehören. Der dritte, von den Hirschkühen der Artemis gezogen, enthält ihren Bogen und Köcher nebst ihrem Bilde zwischen zwei Fackeln. Auf dem vierten, mit Widdern bespannt, sieht man den Caduceus und den geflügelten Hut des Hermes nebst einem Gefäss, in welchem man sich Münzen oder Loose, die bei gymnastischen Spielen gezogen werden, denken mag. Die weiteren Wagen, die das Relief enthielt, fehlen, da es nur noch als Fragment (im capitolinischen Museum) vorhanden ist. Unter den verschiedenen Deutungen desselben ist ohne Zweifel diejenige die richtige, die darin einen Triumph der Eroten über die Götter erblickt, denen sie, wie auf so vielen andern Bildern, ihre Insignien fortschleppen, und zwar mit solchem Muthwillen, dass sie ihre heiligen Thiere zum Ziehen der Triumphwagen verwenden.

Fig. **39**. Erato noch einmal, mit dem Psalterion, durch welches sie als Muse der erotischen Lyrik bezeichnet ist, zu der sich auch der Tanz gesellt. Zu dem obigen Wandgemälde gehörig.

Fig. **40**. Helios steigt sein geflügeltes Viergespann lenkend zum neuen Tag empor. Die Sterne, als badende Knaben vorgestellt, stürzen sich beim Nahen des grossen Tagesgestirns ins Meer, wo sie rüstig einherschwimmen; nur Einer, der Morgenstern, wagt dem mächtigen Herrscher vor dem Sprunge noch einmal kühn ins Angesicht zu sehen. Auf der Höhe des Gebirges scheint ein Satyr dem Morgen entgegen zu eilen. Weiterhin verfolgt die verliebte Eos den Orion oder den schönen Jäger Kephalos, und am Rande des Bildes reitet Selene auf ihrem Passgänger den Berg hinab. Gemälde auf einem Krater des Musée Blacas.

Fig. **41**. Polyhymnia in nachsinnender Stellung auf einen Felsen gestützt, den Eingebungen der Mythen lauschend, die ihr den Stoff zu Hymnen auf Götter und Heroen gewähren. Berühmte Statue des Louvre, vormals in Villa Borghese.

**Bilderquellen: Taf. X.** Fig. 1. Reale Galeria di Firenze V, t. 20. Fig. 2. Mus. Borb. VI, t 25. Fig. 3. Zahn, Ornamente und Gemälde aus Pompeji II, t. 62, nr. 2. Fig. 4. Réveil Musée etc. I, 66. Fig. 5. Millin Gal. myth. XLI, 190. Fig. 6. R. Gal. di Fir. V. t. 2, nr. 1. Fig. 7. Millin Gal. myth. XXX, 202. Fig. 8. Mus. Borb. VIII, t. 3. Fig. 9. Stackelberg, Gräber der Hellenen, t. 1 nr. 1. Fig. 10. Clarac Mus. d. Sculpt. pl. 303, nr. 527. Fig. 11. Müllers Denkmäler d. a. K., fortges. v. Wieseler, II. 690. Fig. 12. Ebds. II, 674. Fig. 13. Mus. Borb. XII, t. 17. Fig. 14. Müller-Wieseler, II, 703. Fig. 15. Hirt Bilderbuch, T. 32, nr. 6. Fig. 16. Millingen unedited Monuments Ser. II, pl. 15. Fig. 17. Gori Mus. Florent. I, t. 84 nr. 2. Fig. 18. R. Gal. di Firenze Ser. V, Cammei t. 18 nr. 4. Fig. 19. Hirt Bilderbuch T. 35 nr. 5. Fig. 20. Réveil Mus. d. peint. e. d. sculpt. VIII nr. 516. Fig. 21. Clarac Mus. pl. 497, nr. 970. Fig. 22. Winckelmann, Mon. ined. 33. Fig. 23. Pitture d'Ercolano, II, 2. Fig. 24. Köhler, Descript. d'un vase de Sardonyx ant. etc. Fig. 25. R. Gal. di Fir. Camm. t. 49 nr. 3. Fig. 26. Wie Fig. 24. Fig. 27. Pitt. d'Erc. II, 8. Fig. 28. Clarac Mus. pl. 523, nr. 1077. Fig. 29. Gall. d. Firenze V, t. 49, nr. 1. Fig. 30. Réveil Mus. V. pl. 15. Fig. 31. Pitt. d'Ercol. II, 4. Fig. 32. Clarac Mus. pl. 507, nr. 1014. Fig. 33. Pitt. d'Erc. II, 5. Fig. 34. Mus. Borb. VII, t. 5. Fig. 35. Mus. Borb. XIV t. 34. Fig. 36. Clarac Mus. pl. 509, nr. 1025. Fig. 37. Hirt Bilderbuch, T. 29, Fig. 12. Fig. 38. Mus. Capitol. IV, 30. Fig. 39. Pitt. d'Ercol. II, 6. Fig. 40. Raoul Rochette, Mon. ined. pl. 73. Fig. 41. Clarac pl. 327, nr. 1083.

## 11. Licht-, Heil-, Jahresgötter. Winde. Prometheus.

## (Götterbilder Taf. XI.)

Fig. 1—5. Reliefdarstellungen von Windgottheiten an dem in Athen noch jetzt erhaltenen sogenannten Thurm der Winde, welchen Andronikos Kyrrhestes ungefähr um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. baute. Es war ein Stunden- und Windezeiger, eine dankenswerthe Einrichtung für eine Verkehrs- und Seestadt, wie Athen, ein achteckiger, mit einer Kuppel gedeckter Bau, worauf ein als Windfahne dienender Triton sich drehte und mit einer Ruthe auf das Bild des jedesmal wehenden Windes niederwies. Diese Bilder sind, die acht Hauptwinde darstellend, auf breitem Friese unter der Kuppel an den acht Seiten des Thurmes gross in Relief gebildet. Unter ihnen sieht man noch die Linien, vermittelst welcher die Sonne einst die Stunden zeigte. Im Innern des Thurmes war eine Wasseruhr angebracht, die für die Stunden der Nacht und an sonnenlosen Tagen diente. Sie wurde durch eine Quelle aus der Pansgrotte am nördlichen Burgfelsen mittelst einer Wasserleitung gespeist. Diese Art Wasseruhr, ein künstliches Triebwerk, war eben damals von dem alexandrinischen Mathematiker Ktesibios erfunden und an die Stelle der einfachen Klepsydra getreten, die man z. B. bei Gericht brauchte, um den Parteien die Zeit zum Reden zuzumessen, und die unserer Sanduhr glich, nur dass sie mit Wasser statt des Sandes gefüllt war. Die Bilder der Winde, durch Ueberschriften namhaft gemacht, schwebende Flügelgestalten, theils langbärtige Alte, theils leichtbekleidete Jünglinge, sind in ihrer charakteristischen Auffassung bezeichnend für den Stand der griechischen Kunst zwischen Alexander und der Römerzeit. Unsere Tafel hat deren nur fünf aufgenommen.

Fig. **1**. Boreas, der Nordwind, von majestätischer Bildung, winterlich stark bekleidet, mit einer gewundenen Muschel, die vermuthlich ein hohles Brausen und Dröhnen versinnlichen soll. Als Gemahl der Erechtheustochter Orithyia wurde er von den Athenern Schwager genannt, und zum Danke für die im Perserkrieg erwiesene Hülfe, als er, noch vor der Salaminer Schlacht, beim Vorgebirge Sepias so verderblich in die persischen Galeeren fuhr, war ihm ein Tempel am Ilissos errichtet. Hieraus folgert Hirt geistreich, dass er an diesem Denkmal in Stirne, Haarwuchs und Bart gleichsam als der Zeus der Winde gebildet worden sei.

Fig. **2**. Kaikias, der Nordost, in Haar und Bart zum Vorigen ungefähr wie Poseidon zu Zeus sich verhaltend, denn er ist neblig, nasskalt, von Regen und Schnee begleitet. Er hält eine schildförmige Scheibe oder Wanne, aus welcher er Hagel herabschüttelt.

Fig. **3**. Zephyros, der West, der «schöne Jüngling», die «Wonne der Natur», nackt und selbst ohne die Fussbekleidung der andern Windgötterbilder, den Mantel bloss als Blumenfüllhorn umgeschlagen.

Fig. **4**. Euros, der Südost, bärtig, mürrisch, den rechten Arm schwerfällig eingehüllt, der Bringer schwüler Regenluft.

Fig. **5**. Notos, der Süd, warm und regnerisch, daher als freundlicher Jüngling gebildet, der einen Krug ausgiesst. Merkwürdig zu vergleichen mit dem Notos der Marcaurelssäule, Fig. **10**.

Fig. **6**. Eos mit der Fackel, das Gewand bogenförmig über dem Haupt gebauscht, ein Ross am Zügel haltend. Alexandrinische Münze des Kaisers Lucius Verus

Fig. **7**. Figur eines auf einer langen gewundenen Seemuschel blasenden Windes, dem der fliegende Mantel statt der Flügel dienen zu sollen scheint. Von einer den Winden geweihten Ara im capitolinischen Museum.

Fig. **8**. Zwölfstrahlige Büste des Helios, auf einem Halbmond stehend, von zwei Sternen umgeben. Relief an einer Terracottalampe. Die Beziehung der zwölf Radien auf die zwölf Monate scheint klar; die zu Mond und Sternen mag verschiedentlichen Deutungen unterliegen.

Fig. **9**. Telesphoros, der Genesungsdämon im Gefolge des Asklepios, in seiner gewöhnlichen Erscheinung mit Zipfelmütze und weitem einmummendem Mantel dargestellt. Marmorstatuette aus Villa Borghese im Louvre.

Fig. **10**. Angeblicher Jupiter pluvius von der sogenannten Antoninssäule. Vgl. das über diese Gestalt bei Besprechung der ganzen Composition Gesagte, Abtheilung II, Lebensbilder, S. 157 ff.

Fig. **11**. Asklepios, nach dem vorherrschenden Typus dargestellt, der auf die pergamenische Statue des Pyromachos zurückgeführt wird, wenn er nicht, was wahrscheinlicher ist, schon der älteren attischen Schule angehört, ein menschlich gefasstes Abbild des Zeus, das ähnlich, aber bescheidener gelockte Haupt und die edle Gestalt voll freundlicher Würde, in einfacher Stellung auf den Knotenstock des immer gangrüstigen Arztes gestützt, um welchen gewöhnlich die dem Heilsgott eigene Heils- und Verjüngungsschlange gewunden ist. Bei der gegenwärtigen, aus Villa Albani in den Louvre gekommenen Marmorstatue liegt sie dem Gott in Gestalt eines Drachen zu Füssen. Abweichend ist auch die übrigens nicht einzig hier vorkommende turbanartige Kopfbinde statt des sonstigen Bandes. Das Himation, das der Gott nach Art eines Philosophenmantels, jedoch ohne Affectation, zu tragen pflegt, ist hier mit besonderer Eleganz behandelt.

Fig. **12**. Hygieia, nach gewöhnlicher Sage Tochter des Asklepios, wird meist, wie in gegenwärtiger Statue des Louvre, sittsam bekleidet und die Schlange aus der Schale tränkend dargestellt, ähnlich wie Athene, die sich in ihr wiederholt.

Fig. **13**. Asklepios und Hygieia, schöne Gruppe im Vatican, einst auf dem Forum von Präneste. Hygieia, hier leichter bekleidet als sonst, lehnt sich anmuthig auf die Schulter des von seinen hülfreichen Mühen ausruhenden Vaters und reicht die Schale der Schlange hin, die sich an seinem Stabe emporringelt.

Fig. **14**. Eine der schönsten Marmorstatuen der Hygieia, in Ostia gefunden, der Hope'schen Sammlung zu London angehörig, gleichfalls im Tränken der Schlange begriffen dargestellt.

Fig. **15**. Asklepiosstatue im Vatican, ein Beispiel des unbärtigen, z. B. von Skopas gewählten Typus, der sich neben dem bärtigen erhielt. An manchen Statuen dieser Art lässt die eigenthümliche Haar- und Gesichtsbildung schliessen, dass in dem Gotte ein berühmter Arzt dargestellt wurde. Doch scheint diess im gegenwärtigen Falle nicht angenommen werden zu können, da er das bedeutende Attribut des netzumwundenen Omphalos von Delphi neben sich hat. Dieses ist von seinem Vater Apoll auf ihn übertragen, vermuthlich zugleich mit Rücksicht darauf, dass Asklepios seit der Einführung des prophetischen Schlafes (Incubation) in seinen Tempeln ein Orakelgott geworden war. Apoll, der ihn nach einer Sage mit Koronis, nach einer andern mit Arsinoe erzeugte, soll der Mythenforschung zufolge sein Vater in dem Sinne sein, dass die milde Sonne eine gesunde Luft hervorbringt. Solche verflüchtigende Deutungen waren auch schon im Alterthum zu Hause, und Pausanias gibt aus Anlass des Asklepiostempels zu Aegion ein merkwürdiges Pröbchen davon. «In diesem Tempel,» sagt er, «kam ich in Streit mit einem Manne aus Sidon, welcher behauptete, die Phöniker verstehen sich auf Theologie besser als die Hellenen, und so geben sie denn auch dem Asklepios zwar den Apollon zum Vater, aber kein sterbliches Weib zur Mutter. Asklepios nämlich sei die Luft, die den Menschen und allen andern Geschöpfen zur Gesundheit diene, Apollon aber die Sonne, und ganz richtig werde daher derselbe der Vater des Asklepios genannt, weil die Sonne den Jahreszeiten gemäss ihren Lauf vollbringend der Luft Gesundheit mittheile. Ich liess das völlig gelten, und bemerkte dagegen nur, die Phöniker seien in diesem Punkte nicht weiter als die Hellenen, wie ja zu Titane im Sikyonischen das Asklepiosbild Gesundheit (Hygieia) genannt werde, und jedes Kind wisse, dass der Lauf der Sonne über die Erde den Menschen Gesundheit bringe.»

Fig. **16**. Luna untergehend, vom Konstantinsbogen. Die Göttin — «Luna nocturnos alta regebat equos» — fährt auf ihrer Biga, deren Gespann vom Knaben Phosphoros oder Lucifer gelenkt wird, vom Gebirge nach dem Meere nieder, wo der Meergott seine Urne strömen lässt.

Fig. **17**. Phaëton von seinem Sonnenwagen gestürzt, dessen Rosse wild am Himmel dahinstürmen. Geschnittener Stein.

Fig. **18**. Eos auf einem Viergespann. Die ihr voranschreitende Gestalt wird als Hekate oder Iris oder Artemis phosphoros gedeutet. Vasenbild.

Fig. **19**. Helios in den Wagen tretend und die Zügel des Viergespanns ergreifend, über welchem ein ähnlicher Phosphorosknabe wie auf Fig. **16**, diesmal mit Fackel und Flügeln, schwebt. Der voraneilende Reiter ist einer der Dioskuren, die auch sonst den Auf- und Untergang von Lichtgottheiten begleiten. Die sitzende Gestalt mit der strömenden Urne wird als Meeresgöttin und der Alte mit dem segelförmigen Schleier als Himmelsgott (Coelus) erklärt. Auf dem Original, einem Relief im vaticanischen Museum, sind noch die drei capitolinischen Gottheiten nebst Fortuna als Zuschauer zugegen.

Fig. **20**. Boreas, als bärtiger Greis mit Flügeln an Schultern und Füssen dargestellt, die Orithyia raubend, die den Krug hat fallen lassen und zu entfliehen sucht. Vasenbild.

Fig. **21**. Grossartige Marmormaske im Louvre, wegen der Bekränzung der strahlenförmigen Haare mit Weinlaub und Trauben und wegen des weichen Ausdrucks in Gesicht und Haltung für Dionysos als Sonnengott erklärt.

Fig. **22**. Selene und Endymion. Der schöne Jüngling, den die Liebe der Mondgöttin beglücken soll, liegt schlafend im Arme des Traumgottes auf dem Berge Latmos, dessen Oertlichkeit durch die Nymphe mit dem Quellgefässe angedeutet ist. Die Göttin steigt so eben von ihrem Zweigespann und wird, den segelartig um das Haupt fliegenden Mantel mit beiden Händen haltend, von einem Eros mit brennender Fackel dem Schläfer zugeführt. Zwei andere Flügelknaben, Eroten oder kleine Lichtgötter, hüten Wagen und Pferde, deren Zügel von einer weiblichen geflügelten Gestalt, angeblich einer Hore, gehalten werden. Rechts ist ein schlafender Hirt dargestellt, und zu beiden Seiten schliessen Schlafes- oder Todesgenien mit umgestürzter Fackel das Bild. Sarkophagrelief im vaticanischen Museum.

Fig. **23**. Iris, an Schultern und Füssen beflügelt, mit dem Heroldsstabe, der ihr als Götterbotin zukommt, und der Giesskanne, womit sie (nach einer auch bei uns gangbaren Meinung vom Regenbogen) Wasser als Nahrung für die Wolken schöpft. Vasenbild.

Fig. **24**. Die Erdgöttin, eine Rebe mit Trauben in der Hand haltend und auf einen vollen Korb gestützt, legt die andere Hand an die Himmelskugel, welche kalendarische Bedeutung zu haben scheint, sofern die Horen der vier Jahreszeiten über sie hinwandeln. Bronzemedaillon des Commodus zur Feier des allgemeinen Friedens, mit der Umschrift: Pontifex maximus, tribuniciae potestatis XII, Imperator VIII, Consul V, Pater Patriae; Tellus stabilita.

Fig. **25**. Prometheus, der Menschenschöpfer, als alter kahlköpfiger Handwerksmeister dargestellt, wie er auf einem Klappstuhl sitzend das Skelett des Menschen zurecht hämmert. Geschnittener Stein.

Fig. **26**, **28**. Hora des Winters und Hora des Herbstes, zwei zusammengehörige pompejanische Wandgemälde. Sie sind in der schwebenden Haltung dargestellt, die bei dieser Art von Gemälden so beliebt war. Die erstere, wohl eingemummt, hält in der einen Hand einen entlaubten Zweig und in der andern ein paar Enten. Die andere, den Mantel über den Arm gehängt, trägt ganz in der Art des Hermes kriophoros ein Lamm, nach Andern ein Rehkalb, dessen Füsse sie auf der Brust zusammenfasst, und hält auf der linken Hand einen Gegenstand, welchen Wieseler, nach der Abbildung zu urtheilen, mit Recht für eine Honigwabe erklärt.

Fig. **27**. Marmorgruppe im Vatican, von unsicherer Deutung. Die verhüllte weibliche Gestalt, die am oder im Wasser liegt und von Flügelknaben wie Wasservögeln umgeben ist, wird für den Winter, auch für die winterliche Erdgöttin erklärt.

Fig. **29**. Bronzemünze der makedonischen Stadt Thessalonike mit dem Kopf des makedonischen Kabeiros, cultverwandt mit den Kabiren von Samothrake, jenen altgriechischen Gottheiten, welche die Forscher — auch Göthe im 2. Theil des Faust — so lebhaft beschäftigt haben und ihre semitische Herkunft im Namen so deutlich zur Schau tragen.

Fig. **30**. Die Nacht, in Werken der ältesten griechischen Kunst, wie z. B. am Kasten des Kypselos, dargestellt, kommt später kaum mehr vor, so dass man froh sein muss, sie auf dem Miniaturgemälde einer altchristlichen Handschrift der Pariser Bibliothek zu finden, dessen Figuren jedenfalls älteren nachgebildet sind. Man sieht hier den Propheten Jesaias von einer Inspiration angestrahlt und mit zwei Figuren umgeben, die durch die Aufschriften als Nacht (Nyx) und Tagesanbruch (Orthros) bezeichnet sind. Die erstere ist eine Frau mit strahlendem Haupte, segelförmig geblähtem, sternenbesätem Schleier und umgekehrter Fackel.

Fig. **31**. Flora, die römische Blumengöttin, gewöhnlich mit der griechischen Frühlingshore Chloris identificirt. Statuette im Louvre, übrigens von unsicherer Deutung.

Fig. **32**. Priap, in asiatischen Städten, wie Lampsakos etc., dem dionysischen Kreise verbunden oder selbständig daraus hervorgetreten, ein phallischer Dionysos, Feld-, Garten- und Viehzuchtsgott mit dem Symbol der Fruchtbarkeit, in dieser Eigenschaft von den Römern adoptirt, bei welchen sein Bild als Feld- und Gartenhüter diente. Gewöhnlich ist er in Hermenform dargestellt, wie Fig. **41**. Gegenwärtige vaticanische Statue zeigt ihn in ganzer Gestalt, bekränzt und das Gewand als Fruchtschurz verwendend, mit welchem auch andere Vegetationsgottheiten erscheinen.

Fig. **33**. Prometheus, im Triumph mit dem geraubten Feuer davon eilend, das er hier, entsprechend der Bestimmung des Bildes, auf einer Lampe trägt. Lampenrelief.

Fig. **34**. Frühlingshore, von dem wenig umhüllenden Gewande umweht, Blumen im Haar und in den Händen, balletartig dahinschwebend, wie so viele ähnliche Gestalten auf andern Malereien. Wandgemälde.

Fig. **35**. Vertumnus, altitalischer Fruchtbarkeitsgott, mit Fichtenkranz, Gartenmesser und dem priapischen Krummstabe ausgestattet, in der statt eines Gewandes umgeworfenen Thierhaut Früchte tragend. Marmorstatue im Berliner Museum.

Fig. **36**. Genius des Sommers, nebst drei andern Genien der Jahreszeiten am Bogen des Septimius Severus dargestellt.

Fig. **37**. Weibliche Gestalt mit Früchten im Busen des Gewandes, für die Hora des Herbstes erklärt, welcher röm. Pomona entspricht.

Fig. **38**. Sitzende Figur mit einem Kästchen, Glaspaste des Berliner Museums, für Epimetheus mit der Büchse Pandora's erklärt. Auf einem geschnittenen Steine gleichen Inhalts ist die Figur weiblich.

Fig. **39**. Vielbesprochenes pompejanisches Wandgemälde, vom Herausgeber am obern Rande (oberhalb der punktirten Linie) ergänzt. Der untere Theil des Bildes erinnert auf den ersten Blick an die Ueberraschung der schlafenden Ariadne, von deren Darstellungen auf Taf. VIII Fig. 26 ein Beispiel abgebildet ist. Dort wie hier liegt eine schöne Schläferin im Schosse einer weiblichen Schlummergottheit, die man etwa für die Nacht halten mag, und ein Eros zieht ihr das Gewand hinweg, um ihre Reize dem nahenden Besucher zu enthüllen. Aehnlich liegt auch auf einem bekannten Wandgemälde aus den Thermen des Titus Ilia-Rhea Sylvia zu Füssen des Morpheus, der den einschläfernden Mohnstengel über ihr hält, während Ares-Mars aus den Lüften zu ihr niederschwebt, statt, wie Dionysos zur Ariadne, auf der Erde zu ihr heranzutreten. Mit diesem Niederschweben des Ares ist der obere Theil unseres Bildes verwandt, wo in Gegenwart der von zwei Eroten umgebenen Aphrodite ein geflügelter Jüngling, den unter jedem Arme ein Eros trägt, zu der Schlafenden herniederschwebt. Unter den vielen Auslegungen, die das Bild gefunden hat, würde sich wegen der Aehnlichkeit mit dem Mythus von der Ariadne diejenige empfehlen, welche den Herabschwebenden für den Traumgott, Oneiros, hält, der der Schlafenden die bevorstehende Ankunft des Dionysos verkündige, wenn nicht die Handlung selbst, die Bedeutung, die in seinem Kommen liegt, und auch die Aehnlichkeit des Motivs mit dem Herabschweben des Mars, ihn vielmehr als den wirklichen Bräutigam bezeichnete. Man hat daher eben an Mars, auch an Dionysos gedacht, allein die Gestalt passt für keinen dieser Götter. Die meisten Erklärer sind nun übereingekommen, in dem Paare Zephyros und Chloris zu erkennen, von welchen jedoch sonst nur, wie von Boreas und Orithyia, Darstellungen des Raubes oder der Verfolgung vorhanden sind.

Fig. **40**. Angebliche Flora, Statue im capitolinischen Museum, so wenig als Fig. **31** mit Sicherheit zu deuten.

Fig. **41**. Priapherme, geschnittener Stein im florentinischen Museum.

Fig. **42**. Drei weibliche Figuren, um eine runde Säule wie im Reigen schreitend, ohne Attribute, für die Horen erklärt, die auch in der Dreizahl dargestellt werden. Marmor im Vatican.

Fig. **43**. Atlas und Prometheus einander gegenüber, jener unter der Last des Himmels gebeugt, dieser an eine Säule gebunden und den Geier vor sich, der ihm nach der Leber hackt. Der kleinere Vogel hinter ihm ist nicht befriedigend zu erklären. Die Schlange hinter Atlas mag wohl auf den Hesperidendrachen zu beziehen sein.

Fig. **44**. Prometheus und sein Werk. Berühmtes und vielbesprochenes Sarkophagrelief aus sehr später Zeit, daher man sogar an eine Einmischung christlicher Ideen gedacht hat. Da die Darstellung auf der Hauptseite und beiden Nebenseiten zusammengehörig fortläuft, so wird es das Einfachste sein, die ganze in der Abbildung vereinigte Composition von links nach rechts zu verfolgen. Hier bildet den Anfang ein nacktes Menschenpaar, das sich seiner Blösse zu schämen und eine Frucht von einem Baume pflücken zu wollen scheint, so dass man unwillkürlich an Adam und Eva denkt. Auch sind viele Erklärer bei diesem alttestamentlichen Paare stehen geblieben, andere stimmen für das Urpaar des griechischen Mythus, Deukalion und Pyrrha, und andere erblicken in den Figuren zwei Wilde, denen Prometheus das himmlische Feuer noch nicht gebracht hat. Weiterhin folgt die Schmiede des Hephästos, die aus diesem Zusammenhang entnommen schon in einem früheren Bilde mitgetheilt worden ist, dann die Erdgöttin mit einem grossen Füllhorn, das zwei Genien halten, über der Schmiede der Meergott und über der Gäa eine auf langer gewundener Muschel blasende Figur, einen Luftdämon vorstellend, so dass an die Vergegenwärtigung der Esse, aus welcher Prometheus das Feuer entwendet, sich zugleich eine Vereinigung der vier Elemente reiht, denen der Stoff des Menschen entnommen ist. Die belebende Verbindung derselben mag etwa durch die Umarmung von Eros und Psyche, die zwischen die Gäa und den einen Kyklopen hineingeschoben sind, symbolisirt sein. Auch das Aufsteigen des Sonnengottes in seinem Wagen, das zu oberst über diesen Sinnbildern dargestellt ist, mag bedeuten, dass nunmehr dem Menschen der

Tag anbricht oder dass durch die Erschaffung des Menschen ein neuer Tag für die Schöpfung beginnt. Diese Haupthandlung geht in der Mitte des Bildes vor sich. Prometheus ist hier beschäftigt, den Menschen aus Thon zu formen, wobei die Erdgöttin, welcher der Inhalt des Thonkorbes angehört, rückwärts gewendet aufmerksam zuschaut, ein Motiv, das einen nothdürftigen Zusammenhang der Figuren auf dieser Seite vermittelt. Vor Prometheus steht Athene, die sein Kunstgebilde belebt, was durch Aufsetzen des Schmetterlings auf das Haupt desselben versinnbildet ist. Das andere Menschenbild auf dem Postamente mag noch auf seine Beseelung warten oder die ersten Regungen des empfangenen Lebens ausdrücken. Ueber dieser Menschenbildung erscheinen die Mören, die auch sonst auf Sarkophagbildern der gleichen Art mit derselben in Beziehung gesetzt werden. Doch ist nur die spinnende Klotho und die das Menschenschicksal in die Sternfiguren der Himmelskugel schreibende Lachesis zugegen; die fehlende Atropos wird durch die hinter Athene sichtbare Sonnenuhr angedeutet, die an das Zeitmaass des Lebens erinnert. Auf der andern Seite des Bildes, die durch eine kleine Unterbrechung von der vorigen geschieden ist, liegt das prometheische Geschöpf entseelt am Boden, die Seele als Schmetterling über ihm schwebend. Ein trauernder Eros (oder Todesgenius) stützt die umgekehrte Fackel auf die Brust des Hingeschiedenen. Zu Häupten desselben, nach ägyptischem Brauche die Rolle seiner guten und bösen Werke entfaltend, sitzt eine weibliche Gestalt, verschiedentlich gedeutet, als dritte Möre Atropos, die aber in ihrer Erscheinung ihren beiden Schwestern nicht entspricht, als römische Parze Morta, die sich aber in diesem Kreise griechisch-römischer Mythologie fremd ausnehmen würde, als Nemesis, auch als Aphrodite, die nach orphischer Lehre Herrscherin der Mören und Mutter der Nothwendigkeit heisst. Die verhüllte weibliche Gestalt hinter dem Eros hat eine auffallende Aehnlichkeit mit den beiden Verhüllten, die auf unsern Hadesbildern Taf. II., Fig. 6 und 7, als Dienerinnen des unterweltlichen Herrscherpaares vorkommen, besonders mit der ersteren. Da sie aber gleiche Grösse mit den Hauptfiguren des Bildes hat, so wird man sie nicht für untergeordnet halten dürfen. Wenn sie nicht die Unterweltsgöttin selbst vorstellen soll, die auf einem ähnlichen Bilde bei dem Tode des prometheischen Menschen nebst Hades, freilich anders gekleidet, gegenwärtig ist, so wird man unter den vorhandenen Deutungen — auf Repräsentation der Schattenwelt überhaupt, auf römische Mors, die den Todesact vollstreckt, oder auf die verhüllte Gestalt der Nacht — der letztern den Vorzug geben, womit auch die im Hintergrund am Himmel aufsteigende und dem Helios der andern Seite gegensätzlich entsprechende Selene im Einklang stünde. Die Psyche des Geschiedenen wird sofort von Hermes psychopompos, der über das von einem Genius gehaltene Füllhorn der Erdgöttin wegschreitet, nach der Unterwelt abgeführt. Darf man, den religiös-philosophischen Dogmen des Alterthums gemäss, das Sterben zugleich als Erlösung aus der Haft irdischer Schuld und Busse betrachten, so steht die Befreiung des Titanen, der den Menschen in solche Zustände versetzt hat, mit diesem Theile des Bildes im nächsten Zusammenhang. Er ist noch am Kaukasus angeschmiedet und der Vogel zehrt noch von seiner Leber, aber schon hat Herakles den Pfeil angelegt, der seinen Leiden ein Ende machen wird. Sein Fuss scheint auf der Erdgöttin zu ruhen, die, von Hermes überschritten, hier zum zweitenmal dargestellt ist. Ueber dem Felsen, an welchen die Keule des Herakles mit der Löwenhaut angelehnt ist, sitzt der Berggott, der die Oertlichkeit der Handlung verkörpert. Sollten nun diejenigen Erklärer, die in dem Menschenpaar an der entgegengesetzten Seite des Bildes Adam und Eva erkennen wollen, Recht behalten, so würde diese Mischung von Religionsüberlieferungen den Geist einer Zeit bezeichnen, worin ein Alexander Severus die Bilder eines Abraham, Orpheus, Jesus und eines Apollonius von Tyana in seiner Hauskapelle neben einander verehrte.

Bilderquellen: Taf. XI. Fig. 1—5. Stuart Antiq. of Athens. I, 21. Fig. 6. Eckhel, Descript. num. Ant. tab. VII, 2. Fig. 7. Hirt, Bilderbuch T. 18, Fig. 3. Fig. 8. Bartoli und Bellori, Lucernae sepulcr. P. II, 1. 11. Fig. 9. Clarac, Mus. pl. 334, nr. 1165. Fig. 10. Millin, Gal. Myth. IX, 41. Fig. 11. Clarac, Mus. pl. 293; nr. 1148. Fig. 12. Ebds. pl. 305, nr. 1170. Fig. 13. Visconti Mus. Pio-Clement. II, 2. 3. Fig. 14. Clarac, Mus. pl. 555, nr. 1178. Fig. 15. Ebds. pl. 549, nr. 1159. Fig. 16. Bellori, Arcus etc. 1. 41. Fig. 17. Wicar, Gal. d. Flor. Tom. I. Fig. 18. Millin, Vases I, 50. Fig. 19. Mus. Pio-Clement. IV, 16. Fig. 20. Tischbein, Vases III, 31. Fig. 21. Clarac pl. 255, nr. 311 bis. Fig. 22. Mus. Pio-Clement. IV, 16. Fig. 23. Hirt, Bilderbuch T. 12, Fig. 2. Fig. 24. Müller-Wieseler, Denkmäler II, nr. 796. Fig. 25. Ebd. T. 65 nr. 837. Fig. 26. Mus. Borb. XIV, t. 32. Fig. 27. Clarac pl. 448, nr. 822. Fig. 28. Mus. Borb. XIV, 32. Fig. 29. Cousinéry, voyage dans la Macédoine I, nr. 4. Fig. 30. Seroux d'Agincourt, Histoire de l'Art etc. Peinture Tome I. Fig. 31. Clarac pl. 299. nr. 795. Fig. 32. Mus. Pio-Clement. I, 51. Fig. 33. Bartoli Lucernae t. 2. Fig. 34. Antich. d'Ercol. Bd. V. Fig. 35. Landon, Ann. du Mus. Nap. I, pl. 38. Fig. 36. Bellori Arc. Aug. t. 14. Fig. 37. Clarac pl. 441 nr. 864. Fig. 38. Müller-Wieseler, Denkm. II, 842. Fig. 39. Raoul-Rochette, Monum. inéd. I, pl. 9. Fig. 40. Clarac pl. 439 nr. 795 A. Fig. 41. Wicar, Gal. d. Flor. Vol. II Fig. 42. Clarac pl. 446 nr. 815. Fig. 43. Etrusc. Mus. Gregor. t. II, t. 67, 8. Fig. 44. Bartoli Admir. Rom. Ant. t. 66, 67.

---

## 12. Vermischte Gottheiten.

### (Götterbilder Tafel XII.)

Fig. 1. Tritonsbüste mit Hörnern und einem Wellenbart, der zum Theil in Delphine übergeht, wie auch die Haut des Gesichts an einigen Stellen zu Schuppen wird. Das Weinlaub wird entweder darauf, dass diese Satyrn der See sich dem bacchischen Kreise anschliessen, oder auf die weinreiche Umgebung des Mittelmeers oder insbesondere auf die Gegend von Puteoli, wo die Büste gefunden wurde, gedeutet.

Fig. 2. Morpheus, der Traumgott, mit Flügeln am Haupte und einem Asphodeloskranze, der seine Beziehung zur Unterwelt ausdrückt. Geschn. Stein.

Fig. 3. Pudicitia, eine der Abstractionen, die auch in Griechenland nicht fehlten, in Rom aber von Anfang an sehr zahlreich im Cultus vorhanden waren und mit der Zeit immer nüchterner wurden. Die patricischen Frauen hatten von Alters her eine Kapelle der Pudicitia, welcher, als sie eine an einen Plebejer verheirathete Patricierin nicht mehr darin zulassen wollten, eine gleiche Kapelle für die Plebejerinnen gegenübertrat, so dass nun plebejische und patricische Schamhaftigkeit mit einander wetteiferten, bis mit den alten Sitten die beiden Kapellen in Vergessenheit geriethen. Unter den Kaiserinnen, »wenn es ihr Lebenswandel anders erlaubte«, wurde dieser Cultus von der Schmeichelei wieder aufgefrischt, wie aus Münzen und Statuen zu ersehen ist. Das Bild der Göttin trägt den Schleier als hauptsächliches Attribut.

Fig. **4**. Italia als Weltherrscherin dargestellt, mit Mauerkrone, Füllhorn und Scepter, den Erdball neben sich. Die schon bei den Griechen ausgebildete Personification von Städten und Völkern erlangte in der alexandrinischen Zeit (vgl. Fig. **41**) weitere Ausbreitung und wurde vom römischen Eroberungsprunke besonders zu zahllosen Bildern unterworfener Provinzen u. dgl. verwendet.

Fig. **5**. Populus Romanus, als reisiger Jüngling mit Lanze und Füllhorn personificirt.

Fig. **6**, **7**. Nereiden auf Seeungeheuern, jene nach einem berühmten pompejanischen Wandgemälde, diese nach einem Sarkophagrelief im Louvre. Der Greif, den wir hier im ungewohnten Element erblicken, ist bei Aeschylos dem Okeanos dienstbar, der von ihm getragen bei Prometheus erscheint.

Fig. **8**. Constantia mit Fackel und Füllhorn, von einer Münze zur Verherrlichung der Gemahlin des Drusus, Antonia, und der ihrem Gemahl bewiesenen Beständigkeit.

Fig. **9**. Schlafende Quellnymphe, auf ihrem Kruge ausruhend. Schöne Statue der Landsdowne'schen Sammlung in London.

Fig. **10**. Drei Nymphen, ein Wasserbecken haltend, von einer Fontaine.

Fig. **11**. Nereide, die von einem Triton, um Hülfe schreiend und sich an seinen Haaren haltend, entführt wird, während von zwei auf seinem Fischschwanze sitzenden Eroten der eine sie zu schweigen bedeutet und der andere humoristisch die Hand ans Ohr legt, um ihr Geschrei besser zu hören. Gruppe im Vatican.

Fig. **12**. Pluton, Pluteus, Plutos, eine Abzweigung von Pluton-Hades, Fruchtbarkeitsspender, dann Gott des Reichthums überhaupt, in Gestalt eines Knaben mit einem Füllhorn dargestellt.

Fig. **13**. Nymphe, ein Gefäss vor sich hinhaltend.

Fig. **14**, **17**, **18**, **19**, **21**, **45**. Gorgoneion. Das letzte dieser Bilder zeigt die Gorgomaske in ihrer alterthümlichen Gestalt, als breites Gesicht mit herausgestreckter Zunge, hier noch besonders stark in die Breite gezogen und mit Schweinshauern versehen. Es ist eine Bronzemaske im etruskischen Museum des Vatican. Die anderen gehören der spätern Auffassung an, in welcher theils die Verzerrung gemildert, theils zu erhabener Schönheit umgebildet ist, die »nur einen unter Anmuth und Lust tief verborgenen Ausdruck von vernichtender Todesangst behält«. Von der ersteren Art ist Fig. **14**, ein Cameo, der die Meduse in heftiger, zorn- und schmerzvoller Reaction darstellt, umflogen von einer ungeheuren Fülle der Haare, die wie Schlangen leben und zwischen welchen die Kopfflügel sich lebhaft heben. Den Uebergang zu der zweiten Art bilden Fig. **18** u. **19**. Jene, am Panzer einer Marmorstatue des Kaisers Hadrian im capitolinischen Museum, lässt die Kopfflügel in Todeserstarrung sinken und die unfreiwillig Abschied nehmende Seele spiegelt sich im Gesicht. Die andere, Fig. **19**, die unter dem Namen **Medusa Rondanini** so berühmte Marmormaske, aus dem römischen Palaste dieses Namens in die Münchner Glyptothek versetzt, hat gleichfalls den

Ausdruck des schmerzlichen Erstarrens bei einer Schönheit, die schon durch Cicero's «Gorgonis os pulcherrimum» geschildert ist. Der Kopf dieser sterbenden Meduse ist, wie die vorigen, von zwei Schlangen umknüpft; die Fittige im Haar, unter welchen die Schlangenköpfe hervorsehen, schlagen nicht so zornig wie bei Fig. **14** und legen sich nicht so ersterbend wie bei Fig. **18**, sondern scheinen eben noch die letzten Schwingungen zu versuchen. «Der Ausdruck dieses schönen Angesichts, um dessen halboffenen Mund Schmerz und Lust, Todesangst und Hohn spielen, ergreift wunderbar und prägt sich ein wie kein anderes, unheimlich abstossend und doch wieder Mitleid weckend». Die letzte Art ist in der Gemme Fig. **17** vertreten. Sie stellt eine Jungfrau von ruhiger, wunderbarer Schönheit vor, die nur «durch einen leisen Anflug düsteren, unheimlichen Unmuths im Blicke der Augen und der Bewegung des Mundes getrübt ist»; als Gorgone kennzeichnen sie überdies die Schlangenhaare, denn nicht bloss ringeln sich die Haare selbst wie Schlangen, sondern sie sind auch noch von Schlangen durchwoben, die mit ihnen aus dem Kopfe hervorzuwachsen scheinen, so dass vielleicht eine Darstellung der Verwandlung der Haare in Schlangen beabsichtigt ist. Der im Original eingegrabene Name des Künstlers, Solon, gilt für unecht. Dasselbe findet bei dem Namen Sosokles der Gemme Fig. **21** statt, ja die Echtheit der Arbeit selbst ist wegen der modernen Behandlung der Haare angefochten, obwohl der Ausdruck des mit schmerzhaft gebrochenen Augen unwillig die Seele aushauchenden Kopfes Bewunderung verdient.

Fig. **15**. Sogenannte Venus mit der Muschel, berühmte Statue im Louvre, durch Gewand und Haltung als Nymphe bezeichnet.

Fig. **16**. Kolossal-Statue des Nil im vaticanischen Museum. Im Tempel des Friedens befand sich eine Kolossalstatue des Nil aus dunklem Stein, Basanit, wovon die berühmte Statue aus weissem Marmor, die im neuen Flügel des Belvedere sich befindet, ohne Zweifel eine Nachbildung ist. Der schilfbekränzte Flussgott ruht in grossartigem Behagen, mit dem linken Arme, worin er ein Füllhorn hält, auf eine Sphinx gestützt, während die Hand der Urne die Wassermasse entströmen lässt; die Rechte lässt er mit einem Aehrenbüschel über das Knie herabsinken. Der Einfall, die sechzehn Ellen, bis zu welchen das Steigen des Stroms bei Ueberschwemmungen berechnet wurde, in Gestalt von Kindern darzustellen, die an dem Alten emporklettern, ist mit einem so lieblichen Gegensatze, den ihre anmuthige Heiterkeit zu seiner gütigen Majestät bildet, ausgeführt, dass man die Spielerei darüber vergisst. Einer der Steiger ist bis zur Schulter gekommen, ein anderer, der noch eine Spanne höher ragt, steht im Füllhorn und schaut mit übergeschlagenen Armen siegerstolz herab. Einige hetzen zu seinen Füssen ein Krokodil und ein Ichneumon an einander, und einer reitet auf den herabstürzenden Wassern empor. Der untere Theil der Abbildung gibt die Gegenstände, welche an den Seiten der Basis dargestellt sind. Ueber die Vorderseite verbreiten sich die aus der Urne geflossenen Wellen. Weiterhin sieht man Krokodil und Nilpferd im Kampfe begriffen, der Ibis kommt zum Vorschein, Barken mit zwergartigem Volke befahren die Strasse des Schreckens, Rinder weiden am Ufer u. s. f. Das Gegenstück zu dieser Statue ist der Tibergott Fig. **23**.

Fig. **20**. Meergott mit schöner menschlicher Gesichtsbildung, fliessendem Haar und Bart, nur durch die Schuppen auf der Brust als Seegeschöpf bezeichnet. Hirt hat ihn Phorkys benannt, der aber nach seiner mythologischen Bedeutung eher als ungeheuerlich zu denken sein wird. Geschnittener Stein.

Fig. **21.** Bruchstück einer Tritonsstatue im Vatican.

Fig. **22.** Münze der sicilischen Stadt Gela mit dem Bilde des Flusses Gelas, der nach älterer Darstellungsweise der Flussgötter als Stier, jedoch mit Menschenantlitz, gebildet ist.

Fig. **23.** Kolossale Statue des Tibergottes, ähnlich grossartig wie der Nil, zu dessen Rang der kleinere Fluss durch die Lorbeerbekränzung emporgehoben ist. Er ist in der gleichen ruhenden Stellung dargestellt, in der einen Hand ein Füllhorn, in der andern ein Ruder. Wie jener auf die Sphinx, so lehnt er sich auf die Wölfin. welche die Zwillinge Romulus und Remus säugte. Die Wasser fliessen über die Basis, wie beim Nil. Man erblickt Rom mit seinen Hügeln, Alba mit der albanischen Muttersau und Aeneas mit zwei unverständlichen Figuren, dann Fischer- und Schifferbilder, die den Verkehr auf dem vormals vom Meer bis Rom schiffbaren Flusse vergegenwärtigen, Vieh, das am Ufer weidet etc. Die beiden dem Gedanken nach zusammengehörigen Statuen, welche den grössten und den ruhmreichsten Fluss des römischen Reiches darstellen, befinden sich räumlich weit auseinander. Sie wurden 1796 nach dem Vertrag von Tolentino an die republicanische Seine versetzt, an welcher ein ähnliches Weltreich aufgehen zu wollen schien. Im Jahr 1816, als die geraubten Kunstschätze wieder herausgegeben wurden, kam der Nil nach Rom zurück; der Tiber aber musste ominöser Weise in Frankreich bleiben, das auch heute wieder den Fuss nicht von den sieben Hügeln zurückziehen will. Geringere Nachbildungen der beiden Statuen, gleichfalls Antiken, schmücken den Springbrunnen am Palaste des Senators auf dem Capitol, wo sie von Michel Angelo aufgestellt worden sind.

Fig. **24.** Fides, auf Münzen verschiedentlich dargestellt, hier mit dem Fruchtkörbchen in der einen und mit Aehren in der andern Hand.

Fig. **25.** Sarkophagrelief im Louvre, einen Nereiden- und Tritonenzug darstellend. Die Bilder dieser Art werden ohne Zweifel auf die berühmte Gruppe des Skopas zurückzuführen sein, welche die Fahrt Achill's, des Thetissohnes, mit Poseidon, Thetis und einem Zuge Meergottheiten der anmuthigsten wie der ungeheuerlichsten Art nach der Donauinsel Leuke darstellte, «ein ausgezeichnetes Werk, auch wenn es die Arbeit eines ganzen Lebens gewesen wäre», sagt der pedantische Plinius, der nicht eine Secunde Müssiggang statuirte. Nereiden auf Delphinen und Hippokampen, Tritonen, den Chor des Phorkys und alle möglichen anderen Seegeschöpfe gibt er als Begleiter des Zuges an. Alles, was wir an so zahlreichen Gruppen und Einzelbildern des mythischen Seelebens besitzen, oder doch das Meiste davon, scheint aus vielfach variirten Abschnitzeln dieses Kunstwerks zu bestehen. Das gegenwärtige Relief zeigt die Nereiden theils auf Tritonen, theils auf Meerungeheuern sitzend, von Eroten umschwärmt. Eine, welcher ein Eros einen Fisch bietet, sitzt auf einem Meerbock, den ein Triton an seinem langen Barte wie am Zügel führt. Die nächste hat sich einem kentaurenartigen Triton auf den Rücken gesetzt, der ein Scepter trägt und ein Ross des Poseidon am Zügel hält. Ein ähnlicher Triton mit einem Anker lässt einen Eros auf seiner Schulter reiten und hat eine Nereide mit der Kithar auf dem Rücken. Der nächste Kentaurtriton, der einer Nereide als Pferd dient, führt einen Stier und trägt auf dem Kopfe das mystische Kästchen, das diese so überaus heitere Gruppe doch wieder mit dem Ernst der Religionsgeheimnisse in Verbindung hält. Zu seinen Füssen reitet ein Eros auf einem Delphin, die Doppelflöte spielend. Zwei andere im Vordergrunde scheinen ihre Delphine wie im Turnier gegen einander zu spornen.

Die sepulcrale Bedeutung solcher Bilder liegt in der Vorstellung der seligen Inseln, nach welchen die Züge gleich dem oben angeführten Zuge des Achilleus gehen.

Fig. **26** Giganten, mit Baumästen und Felsenstücken kämpfend, Stierhäute als Schilde um den linken Arm gewunden, sich bäumend und am Boden wälzend. Sarkophagrelief im Vatican, auf welchem die von oben entgegenkämpfenden Götter hinzugedacht werden müssen.

Fig. **27**. Die drei Mören, Marmorrelief im Humboldt'schen Besitze. Klotho spinnt, Lachesis zieht das Schicksalsloos, Atropos deutet auf die unabwendbare Schicksalsrolle, die auf der astrologischen Himmelskugel liegt.

Fig. **28**. Da sowohl Nike als Tyche-Fortuna auf einer Kugel stehend vorkommen, so kann man bei dieser herculanischen Bronze an eine wie die andere denken. Die Art, das Gewand zu lüpfen, gehört den Darstellungen der Hoffnung an. An den Schultern der Figur sollen sich Vertiefungen zur Einsetzung von Flügeln finden, was zunächst auf Nike rathen liesse. Aber auch Fortuna begegnet geflügelt in jener Stelle des Plutarch, wo er von ihr sagt, sie habe dem assyrischen und persischen Reiche früh den Rücken gewendet, sei leicht über Makedonien hingeflogen und habe Alexandern bald untergehen sehen, im ägyptischen und syrischen Reiche der Ptolemäer und Seleukiden habe sie eine kurze Blüthe geweckt, auch hin und wieder den Karthagern gelächelt, bis sie, an den Ufern des Tiber und am palatinischen Berge angekommen, Flügel und Schuhe abgelegt habe und von der rollenden Kugel gestiegen sei, um für immer hier zu bleiben.

Fig. **29**. Charon im knappen Gewande, einen Schatten aufzunehmen bereit, der, von Hermes psychopompos hergeführt, gleich beim Einsteigen den Fährlohn entrichtet. Relief an einer Lampe.

Fig. **30**, **36**, **55**, **56**. Verschiedene Darstellungen des Schlafes, von welchen nicht zu entscheiden ist, ob sie nur diesen oder die ewige Ruhe des Todes bedeuten. In den meisten Fällen scheint der letztere nur unter der freundlichen Gestalt des Schlafes dargestellt worden zu sein. Als entscheidend für die Frage wird man Fig. **30** ansehen können, welches Bild sich an einem Grabcippus im Palast Albani befindet. Dieser ist von einem Cäcilius Ferox zur Zeit des Domitian dem Schicksal (Fatis) und von seiner Schwester Orestilla dem Schlafe (Somno) gewidmet worden, der von der einen Seite als geflügelter Knabe, auf eine umgekehrte Fackel gestützt, in Relief gebildet ist. Aus der Bedeutung des Altars nun erhellt auch die Bedeutung der Figur und Inschrift, die sich nur auf den Schlaf im Grabe beziehen kann. Häufig wird dieser Knabe wie ein schlafender Eros dargestellt, bald auf der Erde, bald auf Fellen oder Gewändern ruhend; seine Attribute sind abwechselnd Mohnköpfe, die Eidexe, von welcher man glaubt, dass sie den Schlafenden bewache, Fledermaus, Kaninchen, als Symbol der Verborgenheit, auch hält er auf manchen Darstellungen die umgekehrte Fackel vor sich hin. Eines der vorzüglichsten dieser Bilder, die alle auf ein gemeinsames Original zurückzuweisen scheinen, ist die florentinische Statue Fig. **56**, von welcher Heinrich Meyer sagt: »Das Werk ist in hohem Grade lieblich, besser sagte man vielleicht bezaubernd, anmuthig durch wunderbar gelungene Darstellung kindlicher Unschuld; die Ruhe eines tiefen gesunden Schlafes ist mit nicht zu übertreffender Wahrheit ausgedrückt«. Statt Eidexe u. dergl. ist diesem Kinde ein Schmetterling beigesellt, der gleichfalls zu schlafen scheint und durch seine Beziehung zu Psyche den Gedanken an einen ausschliesslichen Eros hervorrufen könnte, aber die Mohnköpfe in der Hand des Kindes und die Uebereinstimmung des Ganzen mit den eben genannten Bildern stellen den Charakter der Gattung fest, die freilich durch den Wechsel der Beigaben eine Manigfaltigkeit von Einzelbedeutungen zulässt. Eine andere Auffassung in gleichfalls häufigen Wiederholungen, wovon Fig. **53** ein Beispiel gibt, stellt den Schlaf als schönen Jüngling dar, bald geflügelt, bald ungeflügelt, mit gesenktem Haupte, geschlossenen Augen, die Linke auf einen Baumstamm gestützt, in der Rechten Mohn oder eine umgekehrte Fackel haltend. Die vaticanische Statue, die hier abgebildet ist, wurde mit den Musen zusammen in der schon genannten Villa des Cassius gefunden, sei es, dass diese Gesellung zufällig oder in Nachahmung des Cultus von Trözen stattgefunden, wo man an einem alten Altare den Musen und dem Schlafe gemeinschaftlich opferte, weil dieser ein den Musen innigst befreundeter Gott sei. Eine von den bisherigen sehr abweichende Darstellung zeigt das in Villa Albani befindliche Relief Fig. **30**. Hier erscheint der Gott (fälschlich mit dem Namen des Traumgottes bezeichnet) als schlafender Greis in weibischer Tracht, Vogelflügel an Kopf und Schultern, mit geschlossenen Augen auf einen Stab (oder vielleicht umgekehrte Fackel) gestützt, mit verworrenem Haar und Bart.

Fig. **32**. Isis und das Kind Horus oder Harpokrates, aus der Zeit des von Aegypten geborgten römischen Isisdienstes, barberinische Marmorgruppe in München. Die Göttin ist mit dem Sistrum in der Hand und der Lotosblume auf dem Kopfe in der Tracht ihrer Priesterinnen dargestellt, den gefranzten Mantel mit den Zipfeln über die Schultern gezogen und auf der Brust nicht sehr geschmackvoll geknüpft. Der Knabe hat den Zeigefinger auf dem Munde und das Füllhorn in der andern Hand.

Fig. **33**. Nike mit Kranz und Palme über einem Postamente schwebend. Wandgemälde.

Fig. **34**. Nemesis geflügelt, in den Busen blickend, mit der gewöhnlichen Haltung des rechten Armes, der im Heraufziehen des Gewandes mit dem Ellenbogen das Maass bildet, an dessen Nichtüberschreitensollen erinnert wird, in der andern Hand den (Eschen-) Zweig, zu Füssen das Rad, das sie mit der Glücksgöttin gemein hat. Geschnittener Stein.

Fig. **35**. Münze der Stadt Carrhä, die ihren Namen von Charon abgeleitet zu haben scheint und einen struppigen Charonskopf auf ihre Münzen prägte.

Fig. **37**. Tyche, nach Andern Aphrodite Urania, mit Mauerkrone, Oelzweig, Scepter und Ruder, in sterngeschmücktem Mantel, neben ihr ein Knabe, Genius einer Stadt oder Familie, oder ein Eros oder Plutos, mit einer Scheibe. Berühmtes und vielbesprochenes, noch nicht sicher gedeutetes pompejanisches Wandgemälde.

Fig. **38**. Elpis-Spes, als junges Mädchen im alterthümlich zierlichen Gewande mit Staffelfältchen, in der einen Hand eine Blume, mit der andern das Gewand lüpfend. Geschnittener Stein.

Fig. **39**. Hekate dreigestaltig, wie sie seit Alkamenes gebildet wurde, jede der drei Gestalten mit einem Kalathos auf dem Haupte, die vordere in jeder Hand eine Fackel, die zur Rechten Dolch und Geissel, die zur Linken Schlüssel und Schlange haltend. Münze von Antiochia in Karien.

Fig. **40**. Der gute Erfolg, griech. *ἀγαθος δαιμων*, röm. bonus eventus, auf einer Gemme dem Euphranor nachgebildet, der ihn mit einer Schale in der Rechten und mit Aehren und Mohn in der Linken gebildet hatte.

Fig. **41**. Die Stadtgöttin (Tyche) von Antiochien, nach der Statue des Eutychides von Sikyon, mit Mauerkrone und Aehren, bequem auf einem Felsen sitzend, wodurch die Lage der an den Berg gelehnten Stadt bezeichnet ist, zu ihren Füssen der Flussgott des Orontes, der nach einem unterirdischen Laufe von ein paar Stunden bei der Stadt wieder zum Vorschein kam, daher er als mit halbem Leibe aus der Erde in jugendlicher Freudigkeit sich erhebend dargestellt ist. Das Werk befand sich in einem offenen Tempelchen, worin die Könige Seleukos und Antiochos die Göttin bekränzend aufgestellt waren, und stand in hohem Ansehen, so dass viele andere Tychen asiatischer Städte nach dem gleichen Typus gebildet wurden. Copieen desselben sind in Münzen und Statuen erhalten, von welchen das hier abgebildete im vaticanischen Museum befindliche Marmorwerk das beste ist.

Fig. **42**. Nemesis noch einmal in der schon beschriebenen Haltung. Sinnvoll sind die beiden Gestalten der Vergeltung und Hoffnung auf einem Vasenbilde sich gegenüber stehend dargestellt, zwischen ihnen ein Eros, der weinend den Schmetterling über die Fackel hält.

Fig. **43**. Concordia mit Schale und Füllhorn, nach einer römischen Münze.

Fig. **44**. Pietas, nach ihren verschiedenen Bedeutungen verschiedentlich dargestellt, hier als mütterliche Fürsorge, die zwei Kinder unter die Fittige ihres Mantels nimmt.

Fig. **46**. Asia mit Mauerkrone, Kranz und Anker, nach einer römischen Münze.

Fig. **47**. Dioskurenartiges Larenpaar, von den Römern in der Stadt und auf dem Lande als Schutzgeister der Strassen in Kapellen an Kreuzwegen verehrt (Lares compitales oder viales). August, der die Stadtquartiere nebst den zu ihnen gehörigen Strassenecken polizeilich eintheilte und unter Quartiersvorstände (Magistros vicorum) stellte, gab dem populären Dienst der Larenzwillinge, mit welchem er diese Viertelsmeister beauftragte, einen neuen Aufschwung. Die Laren mussten regelmässig bekränzt und die alten Compitalspiele wieder gefeiert werden. Zugleich wurde an jeder dieser Compitalkapellen den beiden Laren der Genius Augusti beigesellt, der hiedurch zum Hauptlar des römischen Volkes erhoben wurde. Auf diese Einrichtung bezieht sich die von einer solchen Kapelle erhaltene, im Vatican aufbewahrte Ara, von vier Vicomagistris errichtet und inschriftlich den Laribus Augustis gewidmet, welche nebst dem Genius des Kaisers in Reliefs an der Vorderseite dargestellt sind. Es sind zwei Jünglinge in kurzer gegürteter Tunica, bekränzt und mit Stiefeln an den Füssen, Trinkhörner emporhaltend, in der andern Hand der eine eine Patera, der andere einen Eimer tragend. Die beiden Lorbeerbäume, die auch auf vielen Augustischen Münzen vorkommen, scheinen an jene erinnern zu sollen, die der Senat vor den Palast Augusts auf dem palatinischen Berge pflanzen liess.

Fig. **48**. Libertas, auf römischen Münzen als Frau mit länglicher Mütze oder Hut (Zeichen der Freiheit) in der einen und Lanze oder Füllhorn in der andern Hand dargestellt.

Fig. **49**. Justitia oder richtiger Aequitas mit Füllhorn und Wage, welche letztere sie mit der Moneta theilt.

Fig. **50**. Weibliche Statue mit Füllhorn, welches das gewöhnlichste Attribut der Fortuna ist, früher aber die Bezeichnung mit Abundantia veranlasst hat.

Fig. **51**. Drei Nymphen, den Pegasos pflegend, liebkosend und waschend. Wandgemälde im Grabmal der Nasonen.

Fig. 59. Die Mysterien der Mithrashöhle, nach dem im Louvre befindlichen Relief, dem besten der vielen durch Italien, Deutschland, Frankreich, England und andere vormalige Provinzen des römischen Reichs verbreiteten Mithrasbilder. In einer Grotte kniet ein Jüngling mit phrygischer Mütze und fliegendem Mantel auf einem niedergebrochenen Stier, dem er mit der Linken den Kopf zurückzieht und mit der Rechten den Dolch in den Nacken stösst. Ein Hund, eine Schlange und ein Skorpion nähren sich gierig von der Lebenskraft des verendenden Thieres, dessen Schwanz in einen Aehrenbüschel übergeht, und über dem Jüngling auf dem Felsen (bei andern Bildern auf seinem Mantel) sitzt ein Rabe. Zu beiden Seiten stehen kleinere Jünglinge in gleicher Tracht und Mütze, der hintere mit erhobener, der vordere mit gesenkter Fackel und einer Traube, beide in offenbarer Beziehung zu den oberhalb des Höhlenrandes in bekannter griechischer Darstellung erscheinenden Lichtgottheiten, von welchen der Sonnengott über dem ersteren auf- und die Mondgöttin über dem letzteren niedergeht. Die Bedeutung dieser symbolischen Bilder ist ein bis jetzt unerledigter und vielleicht nie zu erledigender Gegenstand der Forschung. E. Röth und nach ihm J. Braun sehen in dem Stierkämpfer das böse Princip der zoroastrischen Religionslehre, Ahriman, wie er der Schöpfungsage der Zendbücher gemäss den heiligen Urstier ermordet, Ormuzdische gute Geister in Thiergestalt, wie Hund (und Hahn), Ahrimanische böse, wie Schlange und Skorpion, machen den Kampf um den sterbenden Stier und seine Kräfte mit, die in eine neue Generation übergehen, denn aus seinem Schwanze wachsen Getreideähren, sein Blut wird zum Saft der Traube, aus seinen Hörnern sprossen Bäume, und aus seiner Seite geht der erste Mensch hervor. Zur Erklärung der Grotte dient sodann die Sage von der Gebirgshöhle, welche der Stifter dieser Religion bewohnt und mit Bildern seiner Lehre ausgeschmückt haben soll. So auffallend aber die Mithrasbilder mit der Tödtung des Stiers durch Ahriman übereinstimmen, so steht doch der Deutung die auf so vielen dieser Bilder wiederkehrende Inschrift «Deo Soli invicto Mithræ» entgegen, sofern weder Ahriman noch der Urstier dieser Bezeichnung entspricht. Mithra kommt, jedoch nicht in so ausschliesslicher Bedeutung, sondern als einer der obersten Diener des guten Princips Ormuzd, im Zendavesta (auch in den indischen Weda's) vor, muss aber im Verlaufe der religiösen Entwicklung, durch Vermischung von Culten und Götterbegriffen, allerlei Wandlungen durchgemacht haben. Die Zeit des Zarathustra (Zoroaster) selbst ist bestimmt gegeben, wenn man nämlich mit Röth im König Gustasp, den die Zendschriften als den Zeitgenossen desselben nennen, den Hystaspes, den Vater des ersten Darius, erblicken darf; aber falls auch der Name der gleiche ist, so können ihn verschiedene Könige in früherer und späterer Zeit geführt haben, und andere Forscher nehmen Zoroaster als weit älter an. Wenn es sich nun auch bestätigt, dass Darius sich in Inschriften als Diener Ormuzd's bekennt, so sind doch, wofern man den griechischen Berichten trauen darf, schon unter seinem Sohne Xerxes polytheistische Elemente und Opfergreuel eingedrungen, die mit der Zendreligion im grellsten Widerspruche stehen, und in der Folgezeit muss die persische Religion grosse Veränderungen erlitten haben, aus welchen Mithra als vorherrschende Gottheit und als Sonnengott hervorging. In dieser Eigenschaft kennen ihn die Reiche, die seit Alexander d. Gr. entstanden, wovon besonders der Name Mithradata (Mithridates) Zeugniss gibt. In das römische Reich gelangte der Mithrasdienst schon gegen das Ende der republicanischen Zeit durch die von Pompejus bekämpften Seeräuber, die ihren

Hauptsitz in Kilikien hatten, wo diese Religion sich in Tarsos längere Zeit erhielt. Unter Trajan, Hadrian und den Antoninen, besonders unter Commodus, kamen diese Mysterien immer mehr in Aufnahme, wurden unter Septimius Severus und seinem Hause zu den Culten des kaiserlichen Hofes gezogen und durch die Legionen über die meisten Provinzen des Reiches ausgebreitet, bis sie mehr und mehr mit den andern sich bekämpfenden und zugleich einander durchdringenden Religionen jener Zeit verschmolzen und zuletzt nebst den andern durch das Christenthum aufgehoben wurden. Ueber die zum Theil gefährlichen Weihen und ihre verschiedenen Grade, als da sind «Raben», «Geheime», «Perser», «Sonnenläufer», «Väter» u. dgl., sind nur spärliche Nachrichten vorhanden, und die Hauptquelle für die Geschichte des Cultus liegt eben in den unerklärten Bildern selbst.

Fig. **53**. Schöne Darstellung von drei Stadtgöttinnen (vgl. Fig. 41). Relief aus Villa Borghese im Louvre.

Fig. **54**. Nike, eine Siegesthat auf einen Schild schreibend. Geschnittener Stein.

Fig. **57**. Danaiden und Oknos. Bekanntlich hat der Maler Polygnot in der Halle (Lesche) zu Delphi die Eroberung von Troja und ein Bild der Unterwelt dargestellt, welche beide von Pausanias beschrieben und durch Göthe und die Brüder Riepenhausen versuchsweise hergestellt worden sind. Das Unterweltsgemälde nun enthielt unter andern, übrigens nicht in räumlicher Nachbarschaft, folgende Gruppen, die wir mit den Worten des alten Reisebeschreibers schildern. Auf das erste Dutzend Figuren «folgt ein Mann, von der Inschrift Oknos genannt, der sitzend einen Strick aus Binsen flicht, während eine Eselin, die neben ihm steht, das, was er geflochten hat, immer wieder heimlich frisst. Dieser Oknos soll ein fleissiger Mann gewesen sein, aber eine verschwenderische Frau gehabt haben, die Alles, was er durch seine Arbeit erwarb, gleich wieder verbrauchte. Auf diese Geschichte von des Oknos Weib also, glaubt man, habe Polygnot anspielen wollen. Ich weiss auch, dass die Jonier, wenn jemand eine völlig nutzlose Arbeit betreibt, von ihm sagen, er fertige den Strick des Oknos. Oknos nennen auch die Wahrsager aus der Vögelschau den grössten und schönsten Reiher, der zu den seltensten Vögeln gehört». Hierauf ergeht sich die Beschreibung in langen Reihen von berühmten Helden und Heldinnen der Vorzeit, die der älteren Anschauung von der Unterwelt gemäss ein ruhig beschauliches Schattenleben führen, aber auch die spätere Anschauung ist durch eine Darstellung von Höllenstrafen vertreten, die, schon bei Homer vereinzelt zum Vorschein kommend, dem pythagoräischen Kreise so geläufig waren und bei Plutarch in wahrhaft mittelalterlicher Färbung und Fülle sich drängen. Zu diesen Sündern und Büssern nun sind zwei Weiber zu rechnen, «die in zerbrochenen irdenen Gefässen Wasser tragen, die eine von noch blühendem Aeusseren, die andere in schon vorgerückterem Alter; es hat zwar nicht jede eine besondere Aufschrift, beide zusammen aber die gemeinschaftliche, dass sie Uneingeweihte seien». Das gleiche Bild wiederholt sich zwischen den Figuren der gequälten Verbrecher Sisyphos und Tantalos. «Hier», sagt die Beschreibung, «ist ein Wasserfass, ein Greis, ein Knabe, ein junges Weib, ein altes neben dem Greise; diese Personen tragen Wasser mit Ausnahme der Alten, welcher ihr Krug zerbrochen zu sein scheint, daher sie, was noch von Wasser in ihrem Scherben zurückgeblieben ist, wieder in das Fass schüttet. Ich kam auf die Vermuthung, dass auch diese Solche seien, welche die eleusinischen Mysterien verachteten, denn in der Verehrung der älteren Hellenen stand die eleusinische

Weihe in demselben Grade höher über allen andern gottesdienstlichen Handlungen, wie die Götter über den Heroen». Ungeweihte, oder nach unserer Art zu reden Leute, die keine Religion haben, sind hier in der Unterwelt zu einem zwecklosen hohlen Treiben verurtheilt, womit besagt wird, dass auch ihr Erdendasein ohne die Tröstungen der Mysterien ein solches gewesen sei. Die Danaiden kommen bei Polygnot nicht vor, werden aber von andern Unterweltsagen für ihre Mordthat — wohl auch für die hiedurch begangene Versündigung an den von ihnen selbst gestifteten Mysterien — mit der gleichen Strafe bedacht. Der Oknos, dieses profunde Symbol, mit Göthe zu reden, scheint in Athen eine populäre Figur gewesen zu sein, da er von Kratinos auf die Bühne gebracht wurde. Bei Polygnot hat er mit den Wasserschöpfenden nichts gemein und befindet sich an einer ganz andern Stelle des Gemäldes, aber seine Beschäftigung ist ein eben so zweck- und fruchtloses Mühen, dass man durch das eine Bild sofort an das andere erinnert wird. So sind denn auch beide auf dem hier abgebildeten Relief einer Brunnenmündung des vaticanischen Museums vereinigt. Der Strickflechter mit dem den Strick fressenden Esel kann nur dem delphischen Gemälde oder der Beschreibung desselben entnommen sein, während die in das am Boden durchlöcherte Gefäss Wasser giessende Jungfrauen ohne Zweifel die Danaiden vorstellen sollen, deren bekannten Mythus man wohl lieber zur Darstellung wählen mochte, als die unbekannten Personen bei Polygnot. Ueber die auf dem Felsen sitzende Figur lässt sich nichts bestimmtes sagen, da das Original sehr verstümmelt ist.

Fig. **58**. Ankunft in der Unterwelt, von einer Brunnenmündung im Vatican, die ein Gegenstück zu der vorhergehenden gebildet zu haben scheint. Charon landet mit zwei männlichen und einem zögernden weiblichen Schatten, welchen letzteren er auszusteigen bedeutet, während die beiden andern, ein Jüngling und ein Knabe in römischer Tracht, über die Landungsbrücke das Ufer der Unterwelt betreten. Die beiden Gestalten, die zu ihrem Empfang herbeikommen, werden für eine Parze mit der noch vollen Spindel (die sitzende weibliche Gestalt Fig. 57 hat einen ähnlichen Gegenstand in der Hand, wenn man der Restauration trauen darf) und für eine Lethe oder eine Venus Libitina erklärt. Die Gefässe mögen wohl auf den Trank der Vergessenheit hinweisen und die Bereitweitwilligkeit der beiden jugendlichen Schatten könnte absichtlich in Contrast mit dem Zögern des weiblichen gesetzt sein, einer Mutter vielleicht, die mit zwei Söhnen hier unten ankommt, aber noch andere Angehörige unter der Sonne zurückgelassen hat.

Fig. **59**. Hermes psychopompos führt einen weiblichen Schatten dem Charon zu, der in der Exomis das Ruder anstemmend auf dem mit einem Auge bezeichneten Vordertheil seines Schiffes steht. Griechisches Vasengemälde.

Fig. **60**. Sisyphos, Ixion, Tantalos, die drei bekannten Sünder, über deren Verschuldungen jedoch die Mythen zum Theil sehr weit auseinander gehen. Auch ihre Strafen werden zum Theil verschieden angegeben; doch ist die gewöhnliche Vorstellung, mit welcher auch das gegenwärtige Bild übereinstimmt, die, dass Sisyphos den immer wieder herabrollenden Stein den Abhang hinauf zu wälzen hat, Ixion auf ein drehendes feuriges Rad gebunden ist und Tantalos von ewigem Durste gequält wird. Den letzteren hat Polygnot in Vereinigung der verschiedenen Ueberlieferungen gemalt im Wasser stehend, das vor ihm zurückweicht, nach den unerreichbaren Früchten langend und von dem auf ihn herabhängenden Felsenstücke bedroht. Hier besteht die Durstqual im nutzlosen Ausgiessen des Wassers, das ihm zu trinken versagt ist. Sarkophagrelief im Vatican.

Bilderquellen: Tafel XII. Fig. 1. Mus. Pio-Clem. VI, 8. Fig. 2. Millin, Gal. myth. XIII nr. 852. Fig. 3. Hirt, Bilderbuch etc. t. 18, Fig. 12. Fig. 4. Ebend. t. 25, nr. 12. Fig. 5. Ebend. t. 16, nr. 8. Fig. 6. Pitture antiche d'Ercol. III, 17. Fig. 7. Clarac, Musée pl 207. nr. 188. Fig. 8. Hirt t. 18, 3. Fig. 9. Clarac IV, pl. 750 nr. 1829 A. Fig. 10. Clarac pl. 259 nr. 634. Fig. 11. Clarac IV, pl. 745 nr. 1808. Fig. 12. Clarac IV, pl. 770 C, nr. 1851 D. Fig. 13. Clarac IV, pl. 754 nr. 1839. Fig. 14. Levezow, Gorgonenideal etc. t. 5 f. 48. Fig. 15. Clarac pl. 323 nr. 1428. Fig. 16. Clarac pl. 748 nr. 1811. Fig. 17. Levezow t. 4 f. 45. Fig. 18. Levezow 5 fig. 51. Fig. 19. Müller-Wieseler, Denkmäler II. Fig. 912. Fig. 20. Hirt, Bilderbuch t. 18 nr. 10. Fig. 21. Clarac pl. 745 nr. 1806. Fig. 22. Hirt t. 30, nr. 4. Fig. 23. Mus. Pio-Clem. I, 39. Fig. 24. Hirt t. 18 nr. 4. Fig. 25. Réveil Musée de sculpture et de peinture. VIII nr. 446. Fig. 26. M. P. Clem. IV. t. 10. Fig. 27. Welcker, Zeitschrift für Gesch. u. Auslegung d. a. Kunst. t. 3 nr. 10. Fig. 28. Bronzi d'Ercolano II. t. 24. Fig. 29. Bartoli Lucernae Pars I, t. 12. Fig. 30. Zoëga Bassir. t. 15. Fig. 31. Levezow t. 5. f. 52. Fig. 32. Hirt t. 11, nr. 10. Fig. 33. Pitture d'Ercolano etc. Fig. 34. Wieseler II. 949. Fig. 35. Millingen Sylloge of anc. Coins pl. 4 nr. 68. Fig. 36. Zoëga Bassir. t. 93. Fig. 37. Mon. ined. dell' Inst. di corresp. arch. III, t. 6. Fig. 38. Millin, Gall. myth. t. 49 nr. 360. Fig. 39. Wieseler II. 884. Fig. 40. Hirt. t. 18 nr. 16. Fig. 41. M. P. Clem. VIII, t. 46. Fig. 42. M. P. Clem. II, t. A nr. 5. Fig. 13. Hirt t. 13, nr. 3. Fig. 44. Ebd. t. 13, 11. Fig. 45. Mus. Etrusc. Gregorianum II, t. 73 nr. 3. Fig. 46. Hirt t. 28, 1. Fig. 47. Ebd. t. 26 nr. 12. Fig. 48. Ebd. t. 13 nr. 14. Fig. 49. Ebd. t. 13 nr. 9. Fig. 50. Clarac pl. 452 nr. 829. Fig. 51. Bartoli, Pitture del sep. de Nasoni t. 20. Fig. 52. Clarac pl. 204 nr. 57. Fig. 53. Clarac pl. 222 nr. 301. Fig. 54. Nach einem Umrisse des Grafen Caylus. Fig. 55. Mus. d. sc. Fig. 56. Reale Galleria di Firenze Ser. IV. Band II. t. 68. Fig. 57. M. P. Clement. IV. t. 36. Fig. 58. Mus. P. Clem. IV. t. 35. Fig. 59. Stackelberg, die Gräber der Hellenen t. 47. Fig. 60. M. P. Clem. V, 19.

---

# 13. Herakles.

## (Heroenbilder Tafel I.)

Fig. 1. Herakles und die Hirschkuh mit goldenen Hörnern und ehernen Läufen, die er (die vierte seiner Arbeiten) im arkadischen Gebirge fing. Bronzegruppe aus Pompeji, wo sie als Brunnenverzierung diente, so dass der Wasserstrahl von der Hindin ausgespieen wurde.

Fig. 2. Jugendlicher Herakleskopf, belorbeert, wie er auch auf Münzen vorkommt. Geschnittener Stein in Florenz.

Fig. 3. Herakles mit einem in die Löwenhaut eingehüllten Kinde, schöne Statue im Vatican, gewissermassen ein Seitenstück zum Silen mit dem Dionysoskinde. In Uebereinstimmung mit zahlreichen andern antiken Darstellungen wird man in dem Kinde den mit der tegeatischen Athenapriesterin Auge erzeugten,

dann ausgesetzten und von Herakles wunderbar wiedergefundenen Telephos erkennen müssen, obwohl die Deutung Winckelmann's, die aber nicht durch Denkmäler gerechtfertigt ist, angeführt zu werden verdient. Er erinnert nämlich an die Schilderung Pindar's, wie Herakles bei Telamon einkehrt, umhüllt vom Löwenfell, wie der treffliche Wirth ihm die goldene schwere Schale darreicht und der Heros, die unbezwinglichen Hände zu Vater Zeus aufhebend, seinem Freunde einen Sohn verheisst, unbrechbar wie das Fell des Unthiers, das er zu Nemea erschlagen, und den er Aias nennen solle, nach dem Aar, der während dieses Gebetes Gewährung von Zeus verbürgend vorüberflog.

Fig. 4. Bärtiger Herakles. Geschnittener Stein in Florenz.

Fig. 5. Omphale, die Beherrscherin des Heros, die mit ihm die Rolle getauscht hat, in der heroischen Bekleidung mit dem Löwenfell. Geschnitt. Stein in Florenz.

Fig. 6. Kampf des Herakles mit dem nemeischen Löwen (erste Arbeit). Pompejanisches Wandgemälde, aus welchem zu ersehen ist, dass die Alten auch eine Landschaft darzustellen verstanden.

Fig. 7. Heraklestorso im Vatican. Der berühmte Torso vom Belvedere führt nebst der gleichbenannten Apollostatue den Beweis, dass die griechische Kunst in verhältnissmässig später, in römischer Zeit noch einmal eine hohe Stufe erstiegen und alte Vorbilder in selbständiger Nachschöpfung zu einer ihr eigenen Vollkommenheit ausgebildet hat. Die Inschrift am Felsensitze nennt mit Buchstaben, die dem letzten Jahrhundert der alten Zeitrechnung angehören, als Meister des Bildes einen sonst unbekannten Apollonios, Nestors Sohn von Athen, von welchem man nur vermuthen kann, dass er eins gewesen sei mit dem athenischen Künstler Apollonios, der als Verfertiger einer im capitolinischen Tempel, wahrscheinlich nach dessen Brande unter Sulla, aufgestellten Goldelfenbeinstatue des Jupiter capitolinus genannt wird. Der Torso, der die Spuren gewaltsamer Verstümmlung und einer schon im Alterthum versuchten Restauration an sich trägt, stellt den ruhenden Herakles dar, wie ihn die Kunst wiederholt, entweder mitten in seinen Mühen einen Augenblick sorgenvoll rastend, oder von allen Lasten befreit in olympischer Verklärung und seliger Heiterkeit ausruhend, gebildet hat. Die bewährtesten Schilderungen des Originals, welche auf die mit der Heroenkraft verbundene Weichheit, Zartheit und verklärte Schönheit der Formen hinweisen, sprechen für die letztere Auffassung. «In diesem Körper scheint eine Vollkommenheit menschlicher Bildung zur höchsten Wirklichkeit gebracht, die in der Natur nur als möglich gedacht werden kann, wenn sie frei von widerstrebenden Einflüssen zu wirken vermöchte. Auf bewundernswürdige Weise wusste der Meister der Darstellung seiner Idee sinnliches Leben zu geben durch die in dem Wesen der Natur gegründete Manigfaltigkeit der Formen und durch die Kunst, mit der er den Marmor zu bezwingen und ihm den Charakter des Fleisches zu ertheilen verstand. Die Muskeln sind stark und mächtig, wie es der Charakter des Halbgottes erfordert, und mit einer Fülle und Grossheit, die weit die Erfahrung übertrifft, angedeutet, aber ohne die mindeste Härte, und durch die sanftesten Uebergänge in einander verschmolzen.» Nicht ohne Grund wird man durch das Werk an die Bronzestatuette Lysipp's erinnert, welche, als Tafelaufsatz für Alexander den Grossen gearbeitet, nachher in Hannibal's und Sulla's Hände kam und durch die Schilderungen des Statius und Martial bekannt ist. Dieser Herakles epitrapezios war kaum einen Fuss hoch, aber so klein er sich zu schauen gab, so

gross (ingens) war er in der Wirkung, denn täuschend wuchs das Bildchen im Anschauen zur Kolossalgrösse empor und man erblickte den Gott, der, aus der Asche des Scheiterhaufens zu den Sternen emporgestiegen, mit mildheitrem Antlitz den Nektar trinkt. Er sass auf einem Felsen, über den er das Löwenfell gebreitet, mit zurückgeworfenem Haupte, also in Siegesstolz mit Freundlichkeit vermischt, in der Linken noch kraftvoll die Keule, in der Rechten den Humpen (Skyphos) haltend. Dem grossartigen Eindruck dieses kleinen Bildes durch eine Ausführung in grösseren Formen Folge zu geben, war eine geistreiche Aufgabe, die einen grossen Meister der späteren Zeit ganz eigens reizen konnte, und die Lage des Rumpfes stimmt zu einer Gestalt, die mit dem Körper nach rechts gebeugt den das Trinkgefäss haltenden rechten Arm auf den rechten Schenkel und die Linke auf die am linken Schenkel ruhende Keule stützte. Sinnreich, aber freilich nicht zur Genüge erweisbar ist die Vermuthung von A. Haakh, Sulla (als muthmasslicher Besteller des capitolinischen Tempelbildes) habe dieses Werk durch Apollonios verfertigen lassen, um sich selbst am Ende seines politischen Tagewerkes als ruhender Herakles zu verherrlichen, dasselbe sei dann in den Zeiten der demokratischen Reaction, als der junge Cäsar die Bildsäule des Marius wieder aufrichtete, von der Volkswuth zertrümmert, von dem gleichen Cäsar aber, der nach dem Siege über Pompejus die vom Volke umgestürzte Bildsäule seines Gegners wieder aufgestellt, bei veränderten Ansichten über die Beherrschung Rom's wiederhergestellt worden. Wie dem nun sei, das Werk muss das Theater des Pompejus geschmückt haben, denn es ist im Campo di Fiore, wo jenes stand, zur Zeit Julius II. gefunden worden.

Fig. **8**. Herakles Schlangenwürger, in seiner Heldenthat wie in der Körperbildung und besonders in den kurzen krausen Haaren als Kind schon den künftigen Herakles vorbedeutend, Bronze in Neapel. Die besten Darstellungen dieses Gegenstandes sind Statuen in Florenz und Turin. Die Neapler Bronze, an deren Basis die Arbeiten des Herakles in kleinen Reliefs angebracht sind, gilt für eine Copie des 16. Jahrhunderts.

Fig. **9**. Raub des Hylas, pompejanisches Wandgemälde. Der Liebling des Herakles, der ihn auf der Argofahrt an der Küste von Mysien in einen Wald begleitet hat, wird, während der Heros sein zerbrochenes Ruder zu ersetzen geht, an der Quelle, wo er Wasser schöpfen will, von den Nymphen, deren eine ihn am Kopfe untertaucht, ins Wasser gezogen. Einer der Argonauten, Polyphemos, der später den Herakles benachrichtigen und nebst ihm von dem forteilenden Schiffe zurückgelassen werden wird, zeigt sich auf der Seite des Bildes, jedoch unvermögend, Hülfe zu leisten. Auch hier verdient der landschaftliche Hintergrund bemerkt zu werden.

Fig. **10**. Wiederauffindung des von seiner Mutter Auge im arkadischen Partheniongebirge ausgesetzten Telephos, Gemälde. Herakles, von einem Löwen und einem Adler symbolisch umgeben, blickt auf seinen von der säugenden Hirschkuh geliebkosten Sohn herab, den ihm eine halb in Wolken verhüllte Flügelgestalt mit Aehren am Arme zeigt. Eine majestätische Frau mit langem Knotenstab und Fruchtkorb, Personification der Arkadia, sitzt vor ihm als Beschützerin des zu ihren Füssen spielenden und zum Vater aufblickenden Kindes. Hinter ihr steht der arkadische Pan mit Syrinx und Hirtenstab.

Fig. **11**. Jugendlicher Herakles mit Keule und Löwenhaut, von schlanken aber athletischen Formen. Statue der Sammlung Giustiniani.

**Fig. 12.** Herakles unter der Macht des Eros niedergebeugt, den er kaum zu tragen vermag. Geschnittener Stein nach einem von Lysipp erfundenen Motiv, das in der Sage vom h. Christoph anders wiederkehrt.

**Fig. 13.** Der farnesische Herakles, bekannte marmorne Kolossalstatue von Glykon aus Athen nach Lysippos, in den Thermen Caracalla's gefunden, jetzt zu Neapel aufbewahrt. Dass Glykon nach einem Lysippischen Vorbilde gearbeitet hat, beweist eine geringere Wiederholung desselben Werkes in Florenz, die sich ein Werk des Lysippos, d. h. dem Sinne nach Copie eines Lysippischen Werkes, nennt. Die Darstellung ist die des müden Herakles, der zwischen vergangenen und künftigen Mühsalen, mit der linken Achselhöhle über der aufgestützten, durch die Löwenhaut gepolsterten Keule hängend, die Rechte auf den Rücken gelegt, einen Augenblick ausruht, wobei die Kraft der noch von der Anstrengung arbeitenden Muskeln und der ungeheure Gliederbau einen offenbar durchdachten Contrast zu der Müdigkeit bilden. Aber mit Recht wird die zu massige Gestalt getadelt. „Man sieht wohl, was für einen Schlag diese Muskelmaschine führen könnte, wenn sie sich aufraffte und ihre Keule schwänge. Aber bevor sie sich aufrafft, wird ihr jedermann entkommen."

**Fig. 14** a, b, c. Die Arbeiten des Herakles, Reliefs an einer kolossalen Marmorschale, die an der Stelle eines von Domitian errichteten Herculestempels gefunden wurde, somit vermuthlich als Geräthe oder Schmuck in demselben gedient hat. Die Arbeiten sind nicht in der Ordnung dargestellt, in welcher man sie gewöhnlich aufgezählt findet, wie denn auf die erste gleich die letzte folgt. Jene ist bekanntlich der Kampf mit dem nemeischen Löwen, welchem hier die personificirte Nemea mit der an die Kampfspiele erinnernden Palme anwohnt. Die darauf folgende Entführung des Kerberos aus der Unterwelt ist ungenau oder abweichend gefasst, indem der Höllenhund am Boden liegt und der Heros statt seiner nur den befreiten und sehnsüchtig (nach seinem zurückbleibenden Freunde Pirithoos) zurückblickenden Theseus mit sich fortreisst. Folgen die menschenfleischfressenden Rosse des Diomedes, welche hier, wie das Rad anzudeuten scheint, angeschirrt werden sollen. Die dabei sitzende bewaffnete Frau mag Personification des kriegerischen Thrakiens sein, wo Diomedes herrschte. Der Kampf mit der neunköpfigen Hydra findet unter den Augen der Nymphe des Quells von Lerna statt, und auch die Platane fehlt nicht dabei, die als Aufenthalt des Ungeheuers angegeben wird. Der Fang der Hirschkuh gleicht dem Bilde Fig [illegible], nur dass sonderbarer Weise noch ein weiterer Hirsch ein ganzes Rudel zu vergegenwärtigen scheint; die weibliche Gestalt dabei mag die Nymphe des Flusses Ladon sein, an welchem das Thier gefangen wurde, obgleich nach Mythen und Vasenbildern Artemis im Verein mit Apoll sich der That widersetzte. Theilnehmender als die bisherigen Ortsgottheiten scheint die Nymphe des Thalkessels von Stymphalos dem Erschiessen ihrer erzbeschwingten Vögel zuzusehen. Aehnlich gesinnt scheint die Nymphe des Berges oder Flusses Erymanthos ihr Gesicht abzuwenden, als ob sie es nicht ertragen könne, wie der Heros ihren Eber auf den Schultern davonträgt. Der kretische (nachmals marathonische) Stier liegt bereits am Boden und wird sich dem nächsten Keulenschlage fügen; die Ortsgottheit, die einen runden Schild zu tragen scheint, ist sehr verwischt. Die Reinigung des Augiasstalles ist sinnreich angedeutet, indem der Heros mit einem Schöpfgefässe zu dem in der Haltung der Flussgötter dasitzenden Alpheios kommt, um das Wasser zu holen, das durch den Stall geleitet werden soll. Der dreileibige Riese Geryon, der den Heros mit drei Schilden, einem Schwerte und einem zweihändig geschwungenen Speere bekämpft, hat seine Heimath Spanien mit Schild und hutartigem Helme zur Mitkämpferin. Der Kampf mit der Hesperidenschlange, wobei eine der Hesperiden die Hand an den Baum legend zugegen ist, nimmt die ihm gebürende elfte Stelle ein. Als zwölftes Abenteuer aber folgt ein sonst nicht in den Kreis der eigentlichen Kampfarbeiten gerechnetes Gefecht mit einem Kentauren, wobei man der grossen Kentaurenschlacht des Heros im Waldgebirge Pholoe oder der von Pausanias berichteten Darstellung seines Kampfes mit dem Kentauren Oreios, die am Throne des amykläischen Apollon zu sehen war, gedenken mag. Die Ziege (im Original zwei), die übrigens mehr den Kyklopen eignet, mag das Hirtenleben dieser Waldmenschen bezeichnen.

Fig. 15. Herakles, die stymphalischen Vögel erschiessend. Geschnitt. Stein.

Fig. 16. Herakles mit der Lyra, wie er denn auch den Namen Musaget führt und in Rom einen Tempel als Hercules Musarum hatte. Geschn. Stein.

Fig. 17. Eroten mit den Waffen des Herakles, dessen Keule sie aufzuheben versuchen. Geschn. Stein.

Fig. 18. Herakles sitzend und eine weibliche Gestalt umfassend, welche den meisten Erklärern für Jole gilt, deren Liebe Veranlassung seines Todes wurde. Nach der berühmten Gemme des Steinschneiders Teukros.

Fig. 19. Herakles und Antäos, Statuengruppe in Florenz. Der Kampf mit dem Riesen, der aus jeder Berührung des Bodens neue Kräfte schöpft und darum in der Luft erwürgt werden muss, ist besonders gerne in seiner palästrischen Bedeutung erfasst worden.

Fig. 20. Herakles und Omphale, farnesische Gruppe in Neapel, nach dem bekannten Mythus, der ihn zur Busse für Blutschuld in den Dienst der lydischen Königin treten und zu Zeiten mit ihr die Tracht wechseln lässt, so dass er im weiblichen Gewande mit Spindel und Rocken, sie mit Löwenhaut und Keule erscheint.

Fig. 21. Der Herakles des bacchischen Kreises, trunken, wie man auf ähnlichen Darstellungen den Silen oder Dionysos selbst taumelnd und von einem Satyr unterstützt erblickt. Gruppe der Pembroke'schen Sammlung zu Wilton bei Salisbury.

Fig. 22. Herakles den Kerberos bezwingend und bindend. Geschn. Stein.

Fig. 23. Kampf des Herakles mit dem Flussgott Acheloos, der gleich den Giganten schlangenfüssig gebildet ist und seinen Gegner um die Mitte des Leibes erdrückend gefasst hält, während die Schlangen denselben in die Schenkel zu beissen drohen, so dass der Heros auf den ersten Anblick ähnlich wie Laokoon verloren scheint, bis man näher zusehend gewahrt, wie er seinen Feind mit der Linken würgt und dessen Widerstand ein Ende macht. Auch diese Gruppe, der Pembroke'schen Sammlung angehörig, erinnert, wie die mit Antäos, an gymnastische Motive.

Fig. 24. Herakles, den gefangenen kretischen Stier davontragend. Geschnittener Stein der Florentinischen Galerie, welcher Sammlung sämmtliche Gemmen dieser Tafel entnommen sind.

Bilderquellen: Taf. I. Fig. 1. Monum. Ined. d. Inst. IV, t. 6. Fig. 2. Galleria Reale di Firenze, Serie V. Cammei t. 11 nr. 5. Fig. 3. Réveil Musée nr. 42. Fig. 4. Galleria Reale di Firenze. t. I, nr. 2, Fig 5. Ebds. Ser. V, t. 27, 5. Fig. 6. Mus. Borb. XI, t. 4. Fig. 3. Fig. 7. Mus. Pio-Clement. II, 10. Fig. 8. Clarac, pl. 783 nr.

1958 A. Fig. 9. Mus. Borb. I, t. 6. Fig. 10. Ebds. IX, 5. Fig. 11. Clarac, Musée de Sculpt. pl. 788. nr. 1975. Fig. 12. Gal. Reale di Firenze, Ser. V, t. 27, 5. Fig. 13. Réveil Musée de peinture et de sculpt. nr. 846. Fig. 14 a, b, c. Zoëga, Bassiril. ant. t. 61—63. Fig. 15. Gal. Reale di Firenze, Ser. V, t. 1 nr. 4. Fig. 16. Ebds. t. 58, 1. Fig. 17. Ebds. t. 26. Fig. 18. Ebds. t. 26. Fig. 19. Clarac, pl. 802 nr. 2016. Fig. 20. Mus. Borb. IX, 27. Fig. 21. Clarac, pl. 790 B. nr. 1967. Fig. 22. Gal. Reale di Firenze, Ser. V. t. 6, nr. 1. Fig. 23. Clarac, 790 A. nr. 1944 A. Fig. 24. Galleria Reale di Firenze, Ser. V. t. 4, 6.

## 14. Theseus, Perseus etc.

### Heroenbilder Tafel II.

Fig. 1. Theseus und die Amazonenköniginnen, Gruppe vom phigalischen Friese. Der athenische Heros, in Körperbau, Löwenhaut (aber ohne Rachen) und Keule dem Herakles ähnlich gebildet, nur von jünglingshafteren Formen, kämpft gegen die mit dem Schlachtbeil auf ihn einreitende Amazonenkönigin Hippolyte, während ihn eine Amazone zu Fuss mit der Streitaxt im Rücken bedroht. Unter dem Rosse der Königin liegt ein Jüngling hingeworfen, der noch sein Schwert gegen sie zu ziehen versucht. Die andere Königin der Amazonen, Antiope, ist nach einer Sage von Theseus selbst, obgleich mit ihm vermählt, getödtet worden, nach einer andern ist sie in der Amazonenschlacht an seiner Seite durch die Hand einer Amazone gefallen und von ihm gerächt worden. Die Darstellung hat diesen Hergang im Unklaren gelassen; man sieht nur die Getödtete, die von ihrem zusammengebrochenen Rosse durch einen Kampfgefährten des Theseus herabgenommen wird. Hinter Hippolyte, in der Abbildung nicht sichtbar, bezwingt ein Anderer die dritte Königin, Orithya, die gleichfalls als Reiterin vor den übrigen fusskämpfenden Amazonen ausgezeichnet ist. Dies ist die Hauptgruppe der Amazonenschlacht, worin Theseus die andern Figuren an Grösse überragend gebildet ist. Auch in der Kentaurenschlacht, welche den grösseren Theil des Frieses füllt, ist ihm als Kämpfer der Lapithen eine Hauptrolle übertragen, die nur dadurch zur zweiten wird, dass Apoll und Artemis selbst sich am Kampfe gegen die Kentauren betheiligen. Die athenische Kunst, als sie zum Bau und Schmuck des zu Bassä bei Phigalia dem pestabwehrenden Apollon geweihten Tempels aufgerufen wurde, hat diese Gelegenheit nicht versäumt, die Erinnerung an den attischen Heros und ein Stück attischer Religion auf dem fremden arkadischen Boden aufzupflanzen. Die beiden Darstellungen bildeten jenen im Innern der Cella um die Wände laufenden Fries, der, im gleichen Jahre mit den äginetischen Statuen und von der gleichen Gesellschaft entdeckt, Eigenthum des brittischen Museums geworden ist.

Fig. 2. Theseus und Eurytion, antike Zeichnung auf Marmor im Museum zu Neapel. Der Heros hat den übermüthigen Waldmenschen, der auf der Hochzeit des Pirithoos den Ausbruch zwischen Lapithen und Kentauren und den Untergang seines Volkes verschuldete, an den Haaren gefasst, um ihm den Kopf in das Genick zu reissen; zugleich kniet er auf ihm, um ihm das Schwert in den

Leib zu stossen. Hippodamia, die beleidigte Braut, ist noch in der Abwehrung des sie erfasst haltenden Kentauren begriffen. Aehnlich, doch mit einigen Abweichungen, sieht man diesen Kampf auf dem phigalischen Friese. Auf der Zeichnung trägt der Heros statt des Löwenfells die Chlamys.

Fig. 3. Theseus und Minotauros, Vasengemälde. Theseus, auch hier mit der Chlamys bekleidet, hat den Stier des Minos, der, wie gewöhnlich, menschlich mit Kopf und Schweif eines Stiers gebildet ist, an einem Horn ergriffen und tritt dem Niederstürzenden auf den Fuss, um ihn mit der Keule vollends zu erschlagen.

Fig. 4. Theseus und der Stier, der jetzt der marathonische heisst, nachdem Herakles ihn von Mykene nach Marathon hat laufen lassen, wo ihn Theseus abermals bändigt und lebendig fängt. Alterthümliches Vasenbild des etruskischen Museums in Rom, worauf der Heros nach der ältern Auffassung bärtig und mit dem Schwert bewaffnet dargestellt ist. Für den über dem Stier befindlichen Gegenstand steht uns keine Erklärung zu Gebote.

Fig. 5. Perseus und Andromeda, berühmtes Wandgemälde im Museum von Neapel, in der Auffassung einem gleichfalls berühmten Relief des capitolinischen Museums ähnlich. Perseus, die vom Halse zurückfallende Chlamys um den linken Arm gewickelt, an den Füssen die von den Nymphen auf der Fahrt nach der Meduse empfangenen Flügel, in der linken das Schwert und mehr hinterwärts, um es unschädlich zu machen, das Medusenhaupt haltend, führt die befreite Andromeda von dem Felsen herab, an den sie angefesselt war, um als Beute des von Poseidon gesandten Meerungeheuers die Eitelkeit ihrer Mutter Kassiepeia zu büssen. Am Strande sieht man den Kopf des vom Heros erlegten Ungeheuers.

Fig. 6. Theseus, Statue der Blundell'schen Sammlung zu Ince bei Liverpool, deren Deutung jedoch für nicht gesichert gilt.

Fig. 7. Theseus, über dem erlegten, wie bei Fig. 3 gebildeten Minotauros stehend, von den athenischen Knaben und Mädchen umringt, welche als Tribut für den Tod des Androgeos dargebracht werden sollten und nun ihrem Retter Hände und Füsse küssen. Die im Hintergrunde auf einer Erhöhung sitzende weibliche Gestalt erinnert durch Bogen und Pfeile an Artemis, obgleich Aphrodite, die den Heros auf dieser Fahrt beschützt, oder Ariadne, deren Faden ihn durch das Labyrinth geleitet, näher stünden. Oder Kreta als Jägerin? Berühmtes herculanisches Wandgemälde.

Fig. 8. Amazone, Statue im capitolinischen Museum, auch sonst in mehrfachen Wiederholungen vorhanden, ohne sichere Bürgschaft unter dem Namen der sprungfertigen Amazone auf Phidias zurückgeführt. Es ist streitig, ob man ihr einen Speer, eine Springstange, womit sie zum Sprung ansetzt, in die Hände zu geben, oder ob man sie sich den Bogen über den Kopf werfend oder kampffertig über die Schultern nehmend zu denken hat. Sicherer sind die Nachbildungen jener verwundeten Amazone, mit welcher Kresilas die Amazonen des Phidias, Polyklet und einiger anderer Künstler im Wettkampfe besiegte.

Fig. 9. Narkissos, pompejanisches Wandgemälde. Der schöne Jüngling beschaut träumerisch sehnsüchtig sein Bild in der spiegelnden Quelle; ein Eros, der mit umgekehrter Fackel trauernd hinter ihm steht, mag, wenn es sich um die gewöhnliche Fassung des Mythus handelt, die von der eiteln Selbstliebe verschmähte echte Liebe (der Echo) andeuten, vielleicht aber auch eine bedeutendere

Auffassung des Mythus verlangen. Derselbe wird verschiedentlich erzählt. Pausanias, der die Narkissosquelle bei Thespiä besuchte und es abgeschmackt fand, dass ein erwachsener Mensch sich in seinen eigenen Schatten verlieben sollte, erzählt eine andere und, wie er sagt, weniger bekannte Sage von ihm. »Narkissos habe nämlich eine Zwillingsschwester gehabt, beide haben einander in Allem, selbst in den Haaren, ähnlich gesehen, auch gleiche Kleidung getragen und seien mit einander auf die Jagd gegangen; nun habe sich Narkissos in seine Schwester verliebt, sei nach ihrem Tode an die Quelle gegangen und habe hier zwar bemerkt, dass er nur seinen eigenen Schatten sehe, aber auch so gereichte es ihm zur Erleichterung seiner Liebesschmerzen, weil er nicht seinen eigenen Schatten, sondern das Bild seiner Schwester zu sehen sich einbildete.» Diese Wendung scheint nach willkürlicher Verbesserung eines abstossenden Mythus zu schmecken. Da aber die Blume, welche nach dem Jüngling benannt ist oder von welcher der Jüngling den Namen hat, im Mythus vom Blumenlesen (Anthologie) der Persephone als Todesblume bezeichnet wird, und da ferner nach der antiken Traumlehre das Blicken in den Wasserspiegel als todverkündend gilt, so mag Narkissos, ähnlich wie Endymion, den zu Jugend und Schönheit oft so tragisch hinzutretenden Gedanken des Todes vergegenwärtigen.

Fig. 10. Tod des Meleager, Relief in Villa Albani. Der Heros, der in der Ilias dem Achill als warnendes Beispiel vorgehalten wird, ist nach älterem Mythus von Apoll in der Schlacht mit den Kureten getödtet, nach einem erst von Phrynichos in die Dichtung eingeführten wunderbaren Sagenzuge jedoch, der in der nordischen Saga von Nornagest wiederkehrt, von seiner erzürnten Mutter Althäa durch Anzünden des Feuerbrandes, an welchen die Mören sein Leben geknüpft, auf das Todeslager gesendet worden. Sein alter Vater Oeneus steht trauernd auf den Stab gestützt vor ihm, sein Weib Kleopatra und seine Schwestern umgeben klagend den Sterbenden, eine derselben steckt ihm den Obolos für den Fährmann Charon in den Mund. Zu Füssen des Bettes liegen seine Waffen, Schwert, Helm und der Schild mit dem Medusenhaupte. Auf der einen Seite, die einen abgesonderten Theil der Darstellung bildet, sitzt die Jägerin Atalante mit Köcher und Hund trauernd auf einem Felsenstück unter einem Baume. Auf einem Relief des capitolinischen Museums, das dem gegenwärtigen sonst fast völlig gleicht, sieht man an dieser Stelle den Kampf Meleager's mit seinen Oheimen, welche Atalanten das Fell des kalydonischen Ebers, das er ihr aus Liebe zugewendet, wieder entrissen hatten. Atalantens Trauer scheint also hier nichts mit der Haupthandlung zu schaffen zu haben, sondern auf jenen früheren Vorgang hinweisen zu sollen, der die Ursache des Mutterfluches war, wodurch der Held erst in grollende Einsamkeit und dann in den Tod gestürzt wurde. Auf der andern Seite, durch eine Wand vom Hauptbilde getrennt, übergibt Althäa, um den Mord ihrer Brüder zu rächen, mit verzweiflungsvoller Gebärde das verhängnissvolle Scheit den Flammen. Eine Erinys mit auf sie gerichteter Fackel ergreift sie an der Brust, um die noch Widerstrebende zu der furchtbaren That am Sohne hinzuziehen. Eine zweite nicht furienartige Gestalt, ihr am Hausaltare gegenüber stehend, hat das Schwert auf die eigene Brust gezückt, gleichsam eine prophetische Personification des der rasenden Mutter selbst bevorstehenden Endes. Hinter ihr steht Nemesis auf das Rad gestützt, den über dem ganzen Trauerspiele ruhenden Schicksalsspruch in ihr Buch verzeichnend. Durch ihre Dreizahl scheinen diese Gestalten, obgleich

zwei davon entschieden ihren eigenthümlichen Charakter behalten, doch zugleich an die Mören anzuklingen, die in diesem Schicksal walten.

Fig. **11**. Die Wahrzeichen des Theseus, Relief in Villa Albani. Auf der einen Seite ist Aegeus von Athen dargestellt, wie er seiner heimlichen Gemahlin Aethra das Schwert übergibt, an welchem er dereinst, falls sie einen Sohn gebären sollte, diesen erkennen will. Auf der andern wälzt Theseus den Felsen weg, unter welchem das Schwert und die Schuhe seines Vaters verborgen sind. Die ihn umgebenden weiblichen Gestalten werden verschieden gedeutet. Erinnert man sich der Sage, dass der junge Heros von Trözen im altjonischen langen Gewande nach Athen gekommen und von den an einem Tempel arbeitenden Werkleuten als mannbare Jungfrau verspottet worden sei, bis er einen Wagen ergriffen und über die Höhe des Tempeldachs geworfen habe, so lässt sich annehmen, es habe eine Sage gegeben, die ihn ähnlich, wie Achill auf Skyros, unter Gespielinnen aufwachsen liess, die hier seinem ersten Kraftstücke anwohnen.

Fig. **12**. Atalante und Hippomenes oder Milanion, je nach dem böotischen oder arkadischen Mythus der Kämpfer im Wettlaufe, der die spröde Jungfrau durch das Hinwerfen der goldenen Aepfel Aphroditens in die Rennbahn um den Sieg bringt und zur Gemahlin erhält.

Fig. **13**. Meleagers Auszug zur kalydonischen Jagd, Relief in Florenz. Der Heros, peinlich mit sich selbst kämpfend, wendet sich von seiner in Trauer versunken dasitzenden Gemahlin Kleopatra, von deren Mutter Marpessa, die ihm vergebens einen andern Entschluss einzureden sucht, und von seinen jammernden Schwestern seinem Pferde zu, um mit seinem Gefolge auf die verhängnissvolle Jagd zu ziehen. Ein Eros, der der Kleopatra die Fackel unter die Augen hält, scheint den wahren Grund der Jagdbegierde zu enthüllen. Auf der andern Seite des Bildes ist die Jagd selbst dargestellt, bei welcher sich Atalante unter den aus ganz Griechenland zusammenberufenen Heroen auszeichnet. Uebrigens zeigen manche Figuren dieses Bildes eine gewisse Geistesverwandtschaft mit dem 16ten Jahrhundert, das manches geistreiche Bild unter dem Namen einer Antike in die Welt schickte.

Fig. **14**. Der Sandalenbinder, streitige Statue im Louvre und anderwärts, einst Cincinnatus genannt, seitdem für Jason erklärt, der einschuhig nach Jolkos kommt, von Pelias an diesem Wahrzeichen als der ihm geweissagte Verderber erkannt und nach dem goldenen Vliesse ausgesendet wird.

Fig. **15**. Meleager, Statue im Belvedere und anderen Orten, die schönste zu Berlin. Der Eberkopf auf dem Postamente, der den Heros kennzeichnet, ist antik. Die linke Hand, die der vaticanischen Statue fehlt, hat einen Spiess gehalten, worauf die Figur sich stützte; nach einer Künstlersage hat Michel Angelo nicht gewagt, die Hand dieser bewunderten Statue zu restauriren. Die Art, die Chlamys um den linken Arm gewickelt zu tragen, bezeichnet den Jäger; ähnlich, doch abweichend, kommt sie bei Perseus Fig. **5** und Theseus Fig. **7** vor.

Fig. **16**. Dädalos und Ikaros, ersterer mit Klaggebärden über dem im Fluge verunglückten Sohne schwebend, letzterer herabgestürzt mit zerbrochenen Flügeln am Meeresstrande liegend, wo eine auf einem Felsen sitzende Figur ihm ihre Theilnahme weiht. Auf dem Meere ein gleichgültiges Fahrzeug mit zwei Ruderern, rechts eine Art Felsenlandschaft mit Gebäude, geschmacklos, wie man es von diesen pompejanischen Veduten gewöhnt ist, die sehr gegen die trefflichen

Landschaftshintergründe anderer ebendaselbst gefundener Malereien abstechen. Pompejanisches Wandgemälde.

Fig. 29. Leda, ein Nest in der Hand haltend, aus welchem drei Kinder (Helena und die Dioskuren) ausschlüpfen. Ihr Gemahl Tyndareos mit zwei Speeren in der Hand, von der Jagd oder aus dem Kriege heimkommend, sitzt neben ihr, die Bescherung betrachtend, und verschiedene Figuren im Hintergrunde schauen gleichfalls zu. Nach einer Sage, die schon von Sappho behandelt und auch von Phidias an der Statue der Nemesis zu Rhamnus angedeutet wurde, war Nemesis von Zeus die Mutter, Leda aber die Amme und Erzieherin der Helena. So wurde denn neben dem Mythus von Leda und dem Schwan auch der andere ausgebildet, wonach Nemesis das Ei vom Schwane legt, das sodann ein Hirt im Haine findet und der Leda bringt.

Fig. 30. Medea in Korinth, Relief im Louvre. Nachdem Jason mit Medea's Hülfe alle Abenteuer der Argonautenfahrt glücklich überstanden und nach dem Tode des von ihr überlisteten Pelias die Herrschaft in Jolkos übernommen hat, dann aber freiwillig oder vertrieben mit ihr nach Korinth ausgewandert ist, wird er ihr untreu und will die Tochter des dortigen Königs Kreon, Kreusa oder Glauke, heirathen. Medea ersinnt deshalb die Rache, die auf dem Relief nach der Tragödie des Euripides dargestellt ist. Es zerfällt in sechs Bilder ohne unmittelbaren Zusammenhang. Das erste zeigt Jason nachdenklich zwischen zwei Säulen, die ein Vorgemach oder einen Platz vor dem Palaste bedeuten mögen. Auf dem zweiten sitzt Medea über ihrem Racheplan brütend, an welchem die alte Amme Theil nimmt, und zu ihren Füssen stehen ihre beiden Kinder, bereit, der unglücklichen Braut im Namen der Mutter die vergifteten Hochzeitgeschenke, Brautgewand, Kranz und Halsband, zu überbringen. Der Jüngling hinter den unschuldigen Werkzeugen des Mordes hat Mohnköpfe in der Linken und auf zwei andern, diesem entsprechenden Reliefs in der Rechten eine gesenkte Fackel; er ist der Genius des Todes, den die beiden Kinder der jungen Braut bringen und dem sie selbst verfallen sind. Auf dem nächsten Bildabschnitt, von wenig besagendem Inhalt, sieht man den Jason, der auch bei Euripides eine sehr geringe Rolle spielt, wiederum nachdenklich dastehen; zu ihm gehört die bärtige Figur im Hintergrunde, die auf den beiden andern Reliefs ein bei ihm stehender Jüngling ist. Das vierte Bild zeigt die Wirkung der Giftgewande, die sich entzündet haben und Kreusen mit aufgelöstem Haar in wahnsinnigem Schmerz dahintreiben, gefolgt von dem jammernden Kreon, dem die Berührung das gleiche Verderben bereiten muss. Die nächste Gruppe zeigt Medeen mit dem Schwert in der Hand, wie man aus einem der beiden andern Reliefs, das nicht verstümmelt ist, ergänzen muss, als Mörderin ihrer Kinder, die ihr zu entfliehen suchen. Nachdem so ihre ganze Rache an dem Treulosen vollbracht ist, besteigt sie in der letzten Darstellung, eines der getödteten Kinder über die Schulter geworfen, mit einem letzten Blicke zurückgewandt, den mit geflügelten Schlangen bespannten Wagen, um sich nach Athen in den Schutz des Königs Aegeus zu begeben. Die Scenen erinnern zum Theil an die Medea des Euripides, und besonders die Darstellung von Glauke's Katastrophe entspricht ganz der dort dem Boten in den Mund gelegten Schilderung. Feuerbach hat eine Reihe von Beweisen gesammelt, wonach viele Reliefs und Vasenbilder Theaterscenen enthalten, jene mehr den Inhalt in freier Auffassung wiedergebend, diese aber mit ihren schleppenden Prachtgewanden die Aufführung selbst und das Costüm vergegenwärtigend. Die Mehrzahl der Bilder dieser

Art ist dem Euripides entnommen, der somit der beliebteste unter den Tragikern war. In der Erklärung der vor den Kindern sitzenden Frau weicht übrigens Feuerbach von der gewöhnlichen Annahme ab. Ihm ist dies Glauke, welcher die Knaben die verderblichen Geschenke überbringen, während Jason mit Wohlgefallen auf die beiden Söhne niederblickt, und den Ausdruck ihres Gesichts, der den Erklärer auf Medea zu rathen zwingt, weiss er fast überzeugend aus der Tragödie abzuleiten. Glauke war, wie der Bote erzählt, über das Eintreten der Kinder entrüstet, sie erheiterte sich erst bei Empfang der Gaben und auf die Anrede Jasons: »Befreundet sind sie, bleib' so finster nicht, nicht länger wende zürnend ab dein Angesicht.« Auch ist in der That auf einem andern ähnlichen Relief Glauke die Geschenke empfangend an dieser Stelle dargestellt im Beisein der Hera als Ehegöttin (Juno Pronuba). Den blumenbekränzten Jüngling mit der Fackel erklärt er demgemäss als Hymenäos, der aber mit umgekehrter Fackel »die Vermählungsfeier und ihre traurige Katastrophe in ein rührendes Sinnbild zusammenfasst, wie auch der Chor, nachdem die Kinder mit den Geschenken sich entfernt haben, von einem Schmucke des Hades singt, welchen Glauke um die blonden Locken legen wird, von der Einkleidung einer Todtenbraut.« In der Alten hätte man dann eine Dienerin der Glauke zu erkennen, die freilich besser weggeblieben wäre, da man, die Tragödie vor Augen, bei dieser Figur nothwendig an die Amme der Medea denken muss. Allein für die erste der beiden Erklärungen spricht noch ein weiterer Grund: wenn das Relief sich durchweg an die Tragödie anschliessen sollte, so war die Absendung der Kinder, die im Stücke als Handlung, und tragisch wirkend, vollzogen wird, ein bedeutenderer Gegenstand der Darstellung als ihr Auftreten vor Glauke, das nur episch im Hintergrunde vorübergeht. Freilich wäre die Darstellung jener Scene auch nicht ganz buchstäblich, weil sonst statt der Amme der Pädagog zugegen sein müsste. Indessen lässt sich das Mass von Freiheit, das sich die Kunst in solchen Fällen nehmen mochte, nicht leicht bestimmen, und die Gruppe selbst ist so beschaffen, dass sie sich mit beiden Erklärungen verträgt.

Fig. [illegible]. Dädalos und Ikaros, Relief in Villa Albani. Der mythische Werkmeister, der eine so auffallende Berührung mit unserem Schmied Wieland darbietet, sitzt mit sinnendem Künstlergesicht vor einem Flügel, den er mit einem Hammer oder einer Spitzhaue bearbeitet, wobei sein Sohn Ikaros, der Flucht aus dem Labyrinth gewärtig, ihm als Handlanger dient. Der andere Flügel steht fertig auf dem Boden. Beide sind sehr treu der Natur nachgeahmt und scheinen dem Instrument nach zu urtheilen keineswegs, wie der Mythus erzählt, aus Wachs zu sein. An der Figur des bereits flugfertigen Ikaros sind die Flügel weggebrochen, aber die Tragbänder, die über die Brust, unter den Schultern weg und um die Oberarme laufen, zeigen, wie man sich die Platte ergänzt zu denken hat.

Bilderquellen: Taf. II. Fig. 1. Stackelberg, der Tempel des Apollo zu Bassae. Fig. 2. Mus. Borb. V, 4. Fig. 3. Tischbein, Vases I, 25. Fig. 4. Vase im Museum Etr. Gregorianum II. Fig. 5. Mus. Borb. V, 39. Fig. 6. Clarac, Mus. de Sculpture pl. 812 C, 2071. Fig. 7. Pitt. d'Erc. I, 5. Fig. 8. Mus. Capit. III, [illegible] Fig. 9. Mus. Borb. X, 36. Fig. 10. Zoëga, Bassir. ant. 44. Fig. 11. Zoëga, Bassir. ant. 48. Fig. 12. Clarac, Mus. de Sculpt. pl. 804 B, 2027 A. Fig. 13. Reale Galleria di Firenze, Statue t. 91. Figur 14. Clarac pl. 300, 2040. Fig. 15. Clarac, Mus. de Sculpt.

pl. 805, 2081. Fig. 16. Pitt. d'Ercol. IV, 68. Fig. 17. Zahn, die schönsten Ornamente und Gemälde von Pompeji etc. t. 90. Fig. 18. Clarac pl. 804. Fig. 19 Zoëga, Bassir. ant. 44.

---

## 15. Argonauten etc.

### (Heroenbilder Tafel III.)

Fig. 1. Theseus, den Leichnam der Antiope im Arme haltend (vergl. die vorige Tafel Fig. 1). Geschnittener Stein.

Fig. 2. Chimära, das Ungeheuer der Bellerophonssage, als Löwe, Ziege und Drache nach vorherrschender Kunstdarstellung so zusammengesetzt, dass der Ziegenkopf aus dem Rücken des Löwen herauswächst und der Schwanz in eine Schlange endigt. Geschnittener Stein in Florenz.

Fig. 3. Die Köpfe der Dioskuren mit den Sternen über der Stirne und Lanzenspitzen hinter dem Nacken hervorragend. Glaspaste.

Fig. 4. Bellerophon, auf dem aus dem Blute der Meduse entsprungenen Flügelrosse schwebend, hat den Ziegenkopf der Chimäre bereits durchbohrt und sendet nun einen zweiten Speer nach ihrem Löwentheil, während der Kopf des Schlangenschweifes sich gegen ihn bäumt. Vasenbild.

Fig. 5. Perseus mit abgelegten Waffen, die Flügel noch am Kopf und an den Füssen, in traulicher Liebesgruppe mit der befreiten Andromeda zusammensitzend und ihr das Medusenhaupt, dessen unvermittelter Anblick tödtlich wäre, im Spiegel der Quelle zeigend. Wandgemälde.

Fig. 6. Statue im Vatican, als Perseus ergänzt. »Gefunden ohne Kopf, Arme und Füsse, und ohne die mindeste Anzeige von Attributen des gedachten Helden. Das umgeschlagene Gewandstück im abwärts gewandten linken Arme hat nicht einmal hinlängliche Breite, um eine Meduse verdecken zu können; es könnte einem Mercur oder einem Meleager passen, meinte selbst Visconti. Aufgesetzt ist der antike Kopf eines Satyrs, dem man die spitzen Ohren genommen und Flügel gegeben hat, um die Statue als Perseus zu bezeichnen.« Gerhard und Platner in der Beschreibung des vaticanischen Museums.

Fig. 7. Bellerophon, den entfliehenden Pegasos vergebens noch am Zügel haltend. Dieses Gemmenbild berührt einen Mythus, der sich bei Pindar findet und von Euripides in einer grossartigen Weise behandelt worden zu sein scheint. Schon bei Homer unterliegt Bellerophon auf dem Gipfel des Glückes einem düstern Geschick: von Verstörung ergriffen, allen Göttern verhasst, schweift er einsam auf dem Felde der Irren umher, in bittrem Unmuth sein Herz abzehrend und die Pfade der Menschen meidend. Ares und Artemis tödten ihm zwei Kinder, so dass nur ein Sohn übrig bleibt, dessen Sohn Glaukos später seine Lykier nach Troja führt und jenes unvergessliche Zusammentreffen mit Diomedes hat. Der weiter ausgesponnene Mythus nun lässt den Bellerophon im titanischen Trotze den Himmel stürmen. Auf dem Pegasos, den er von Athene zum Kampfe mit der Chimäre bändigen gelernt, dringt er empor, aber Zeus wirft ihn mit seinem Blitz vom

Rosse, das allein in den Olymp gelangt, um fortan den Donnerwagen des Götterkönigs zu ziehen, und Bellerophon stürzt geblendet auf die Erde herab.

Fig. 8. Perseus, sich zum Kampfe mit der Meduse beflügelnd, vor ihm die Harpe, die gewöhnlich als das Werkzeug dieser That figurirt. Geschnittener Stein in Käferform (Skarabäus).

Fig. 9. Perseus, in der Rechten das an den Haaren gefasste Gorgonenhaupt, in der Linken die von Hermes erhaltene Harpe, am rechten Arme den von Gräen eroberten Schnappsack (Kibisis) tragend. Geschnittener Stein.

Fig. 10. Meleager todt hinweg getragen, seine Biga ihm nachgefahren, Oeneus jammernd und trauerndes Volk dabei. Dass dies der Sinn des von Winckelmann veröffentlichten Reliefs ist, das nebst mehreren Wiederholungen der Haupthandlung (vgl. Lebensbilder Taf. XIX, Fig. 26 und 33) auf ein bedeutendes Original zurückweist, wird durch den im Hintergrunde über dem Todten sichtbaren Schild, worauf Meleager den Eber mit dem Spiesse erlegt, unzweifelhaft dargethan. Die andere Seite des Bildes wird auf den Kampf des Heros mit seinen Oheimen bezogen, aber die Menge der Kämpfer und die Andeutung von Stadtthor und Mauer scheinen vielmehr zu jener andern oben (bei Fig. 10 der vorigen Tafel) berührten Sage zu stimmen, die bei Homer der alte Phönix dem Achill theilweise erzählt. Um den Preis der kalydonischen Jagd, Kopf und Fell des Ebers, entbrennt zwischen den Aetolern und Kureten ein Streit, angeschürt von Artemis, die auch den Eber gesendet. So lang Meleager mitkämpft, geht es den Kureten schlecht; als aber deren Führer, Althäa's Bruder, von seiner Hand gefallen war und seine Mutter im Schmerz den grausen Fluch, von der Erinys in dunkler Tiefe vernommen, über ihn ausgerufen hatte, da zog sich Meleagros vom Kampfe zurück und blieb grollend daheim (just wie Achill in seinen Zelten). Nun brachen die Kureten aus ihren Mauern hervor und der Kriegssturm erscholl um die Thore von Kalydon, aber der Heros verharrte in seinem Zürnen und ruhte bei seinem Weibe, der schöngegürteten Kleopatra. Vergebens baten ihn die Aeltesten seines Volkes und schickten Priester zu ihm mit Verheissung reicher Geschenke, fünfzig Morgen Weinfeld und Saatland, vergebens drang sein grauer Vater Oeneus durch die verschlossene Thüre, zu seinen Füssen sinkend, Schwestern, Mutter und Freunde konnten nicht mit ihrem Flehen das Gemüth in der Brust ihm bewegen, bis der Kurete die Mauern erstieg und die Geschosse an seinem Gemache rasselten, die Gattin selbst mit Jammergeschrei zu ihm trat, alles Elend eroberter Städte schildernd, den Mord der Männer, den Brand der Stadt, die Wegführung der gefangenen Weiber und Kinder. Jetzt erst schmolz ihm das Herz, er erhob sich, hüllte den Leib in die leuchtende Rüstung und wendete den Aetolern den Unglückstag; doch die Geschenke zollten sie ihm nicht, die vielen und erfreulichen. Mit dieser dunklen Wendung, die es ungewiss lässt, ob er seinen Lohn bei ihnen dahin gehabt oder ob der von der Mutter heraufbeschworene Tod ihn um denselben gebracht habe, bricht die Homerische Erzählung ab. Sie verträgt sich jedoch mit der bereits angeführten Sage, dass Meleager im Verlauf des Krieges mit den Kureten (durch Apoll, der diesen half) den Tod gefunden habe. Dass die bildende Kunst neben dem Scheite der Althea auch den Kuretenkampf ergriff, ist um so wahrscheinlicher, weil dieser sich auf Homer zurückführen liess und zugleich mit der sonst dargestellten Bekämpfung der Oheime verschmolz. So scheint es denn, dass Meleager in dieser Darstellung als ein im Kampf Gefallener aus der Schlacht getragen wird, eine Auffassung, die bei der Wahl des

Sarkophagbildes persönliche Beziehung gehabt haben kann. Auf einem in der Austragung des Leichnams verwandten, sonst aber abweichenden Sarkophagrelief erscheinen im Zuge vor dieser Gruppe die Dioskuren zu Pferde, die an der kalydonischen Jagd Theil genommen, aber auch vermöge ihres Mythus, der sie abwechselnd im Dunkel der Unterwelt und im goldenen Lichte des Himmels wohnen lässt, an Sarkophagen den Wechsel dieser Gegensätze bedeuten. Auf unserem Bilde sind sie getrennt und in den Ecken angebracht, wie man so oft Gottheiten des Tages und der Nacht einander gegenüber gestellt findet. Die beiden Harnische bilden eine müssige Zierde, die aber unverkennbar auf den Stand der Person hinweist, welcher das Relief gewidmet war.

Fig. 61. Rossbändiger, für Kastor erklärt, Marmorrelief aus der tiburtinischen Villa Hadrian's, jetzt im brittischen Museum, die dem Phidias'schen Höhepunkte unmittelbar vorangegangene Epoche der griechischen Kunst bezeichnend.

Fig. 62. »Raub der Leukippiden«, von der berühmten Midiasvase im brittischen Museum. Von den Töchtern des Leukippos, die in Sparta ein Heiligthum mit dem an der Decke schwebenden Ei der Leda hatten, wurde gesungen und dargestellt, wie sie von den Dioskuren ihren Verlobten, dem Lynkeus und Idas, entführt werden, wobei in dem daraus entstandenen Kampfe diese beiden Brüder nebst dem einen der Räuber fallen. So liest man denn auch unter der obersten Aufschrift des Vasenbildes, die den Meidias als Verfertiger nennt, über dem auf dem Viergespann mit einträchtig gemeinsamer Lenkung dahinfahrenden Paare den Namen der einen Leukippide, Hilaira (ΕΛΑΕΡΑ), und des einen Dioskuren, Polydeukes (ΠΟΛΥΔΕΥΚΗΣ). Auch der andere, der mit seiner Beute zu Fuss abgeht, ist als Kastor (ΚΑΣΤΩΡ) bezeichnet, seine Errungene aber, welche Phöbe heissen sollte, ist in der Aufschrift Eriphyle benannt, ein Name, durch welchen man vielmehr an die Gemahlin und Verrätherin des Amphiaraos in der Sage von den Sieben gegen Theben erinnert wird. Eine dritte weibliche Gestalt, die in lebhafter Aufregung zu entfliehen scheint, würde in dieser Haltung der dritten Schwester, Arsinoe, entsprechen, die sich auf andern Bildern des Leukippidenraubes auch ganz so abgebildet findet; aber die Aufschrift gibt ihr den Namen der ehestiftenden Ueberredungsgöttin, Peitho. Dem Viergespann des Polydeukes und der Hilaira ist auf der andern Seite des zwischen beiden stehenden Idols ein zweites Viergespann parallel, auf welchem ein Jüngling in entgegengesetzter Richtung ruhig abfährt. Er trägt den Namen Chrysippos, bei welchem man zunächst an den von Laios im Wagenrennen unterrichteten und entführten Sohn des Pelops, entfernter an einen der Danaidenbräutigame denkt. Unterhalb des ersten Viergespanns thront Zeus mit dem Scepter, neben ihm ist in tanzender Stellung Agaue (Name einer der Kadmostöchter, der Mutter des Pentheus, ferner einer der Danaiden, einer Nereide und einer Amazone), dann knieend Chryseis (die erste Ursache des Streites zwischen Achill und Agamemnon, wenn nicht eine der Thespiaden), dann auf einem Altare sitzend Aphrodite dargestellt und benannt. Ueber die Räthsel dieses schöngemalten Bildes s. die Verhandlungen der Berliner Akademie von 1839, Gerhard Notice sur le vase de Midias und Raoul Rochette Lettre à Mr. Schorn.

Fig. 63. Perseus mit Medusenhaupt und Harpe (die hier, wie auch auf andern Bildern, eine gerade und eine krumme Spitze hat), den Medusenschild zu fassen, vor einem Idol der Athene, seiner Beschützerin im Gorgonenkampfe. Geschnittener Stein in Florenz.

**Fig. 24.** Medea, die Kindermörderin, Gruppe, zu Arles (Arelas) gefunden. Man hat in dieser zur That entschlossenen und zugleich vor der That zurückbebenden Frau eine das Schwert zum Schutze ihrer Kinder ziehende Mutter sehen zu dürfen geglaubt. Aber ihr tragischer Ausdruck und die Haltung der Kinder, deren eines schreckenvoll um Mitleid fleht und das andere sich vor der Mutter in ihrem eigenen Gewande zu bergen sucht, besagen das Gegentheil. Ohnehin, wenn an classischer Stätte eine das Schwert ziehende Mutter mit zwei Kindern oder auch allein (nach dem Gemälde des Timomachos) abgebildet gefunden wird, so kann es nur Medea sein, diese besonders hervorragende Gestalt der Tragödie und der von dieser bestimmten Kunst. Euripides hat ihr den Stempel aufgedrückt, der durch alle Zeiten an ihr haftet; denn ein Zweig des Mythus und ein korinthischer Cultus sprechen sie von der Hauptschuld frei. In Korinth erzählte man, dass vielmehr die Korinther selbst die beiden Kinder wegen der Ueberbringung der vergifteten Geschenke an Glauke gesteinigt haben, und die dort in alter Zeit dargebrachten Kinderopfer wurden als Busse für jene mythische Versündigung angesehen. An die Stelle dieser alten Molochsopfer trat in milderer Zeit der Brauch, dass die Knaben den beiden Kindern zu Ehren sich das Haar scheeren und ein schwarzes Trauergewand tragen mussten, und dieser Brauch erhielt sich bis zur Zerstörung Korinths durch die Römer. Die späteren Nachsiedler der damals vernichteten Korinther hielten sich nicht mehr daran gebunden, aber noch Pausanias sah ein geheiligtes Grabmal der beiden Kinder Medeens, und dabei ein Bildniss der Furcht, »ein ins Grauenvolle gearbeitetes Bild eines Weibes«. So hat sich, während Medea über alle Bühnen ging, auf dem angeblichen Schauplatze des Muttermordes der Mythus in Wort und Bild ganz anders gestaltet bis in späte Zeit erhalten. Im Alterthum ging die Sage, Euripides sei von den Korinthern durch fünf Talente bewogen worden, den Mord der Kinder auf die Mutter zu wälzen. Bestechend war der tragische Reiz auch ohne das, und schwerlich durfte ein Dichter einen Mythus erfinden, er durfte wohl nur aus den verschiedenen localen Darstellungen desselben eine herausgreifen und weiter ausbilden. Aber die subjectiv werthlose Anekdote hat einen objectiven Werth, sofern sie einen Blick in das Verhältniss der Bühne zum religiösen und politischen Leben gestattet.

**Fig. 25.** Orpheus, eine vom Mythus nicht ganz verflüchtigte Gestalt altgriechischer Religionsgeschichte, von der Kunst jedoch vorherrschend mythisch aufgefasst und demgemäss in gegenwärtiger zu Granson aufgefundener Mosaik (vgl. auch die Rottweiler in den Veröffentlichungen des württembergischen Alterthumsvereins) als zauberhafter Lyraspieler dargestellt, der durch die Klagen um seine verlorene Eurydike die ganze Natur bewegt und vierfüssiges wie geflügeltes Gethier um sich versammelt.

**Fig. 26.** Münze von Sparta, die Dioskuren mit den Sternen über den Häuptern darstellend, durch die Umschrift als Münze der Lakedämonier bezeichnet.

**Fig. 27.** Die verwundete Amazone des Kresilas, die über die Amazonenbildungen des Phidias und der andern Mitbewerber den Sieg davontrug, in verschiedenen Nachbildungen erhalten, wovon die gegenwärtige, eine Statue des capitolinischen Museums von der Hand des Künstlers Sosikles, für die beste gilt.

**Fig. 28.** Orpheus, Eurydike und Hermes, Relief in Villa Albani, ähnlich in Neapel und aus Villa Borghese in Paris. Das echtgriechische Werk in pentelischem Marmor stellt die beiden Gatten in dem Augenblicke dar, da sie nach

kurzem Wiedersehen wieder von einander scheiden müssen. Der mit der Macht seiner Lieder Alles bezwingende Sänger, dem die Geliebte durch den Biss der Schlange entrissen worden, hat sich bis in die Unterwelt gewagt, die strenge Persephone hat er erweicht und die Erinyen zu Thränen gerührt, aber den Drang seines Herzens konnte er nicht überwinden, und während er das Gebot der Nachtkönigin vergessend sich zu der Wiedererrungenen umwendet, ihre Linke ergreifend, die sie ihm auf die Schulter legt, beide einander voll Liebe und Weh anblickend, rührt Hermes leise und bedeutend an ihre Rechte, um sie zu den Schatten zurückzuführen. Gegen die Erklärung des Bildes hat zwar schon das Alterthum einen Einspruch erhoben, denn auf dem ganz gleichen Borghesischen Relief sind die Figuren mit den lateinischen Aufschriften Amphion (dem die Leier gleichfalls zukommen würde), Antiopa und Zethus bezeichnet, während das neapolitanische Relief in griechischer Schrift die Namen Orpheus, Eurydike und Hermes trägt; allein wenn auch die thebanische Mutter mit ihren Söhnen in einer ziemlich ähnlichen Gruppe gedacht werden kann, so müsste im Ausdruck mehr die Freude des Wiedersehens oder die darauf folgende Ruhe der Berathung vorherrschen, nicht die gehaltene und doch so tiefe Wehmuth der beiden einander zugewendeten Gestalten, noch der die unerbittliche Nothwendigkeit so mild verkündende Ernst des Hermes, dessen stilles Anfassen nicht zu dem derben Zethus stimmen würde. Von Widersprüchen und Irrthümern in der antiken Erklärung der Kunstdenkmäler gibt es Beispiele genug. Bedenklich könnte auf einer griechischen Darstellung die Kopfbedeckung des Orpheus erscheinen, deren Spitze auffallend dem Apex der römischen Priester gleicht; die Stachelhaube findet sich jedoch auch sonst als thrakische Tracht, zu welcher auch die schon unter dem Knie gegürteten Stiefeln gehören, wonach dieses Beiwerk die Deutung auf Orpheus nur zu bestätigen dient.

Fig. 19. Atalanta, in Tracht der Artemis ähnlich, durch den Schweinskopf bezeichnet, wie Meleager. Statue im Vatican.

Fig. 20. Helle, die vor der bösen Stiefmutter Ino mit ihrem Bruder Phrixos auf dem Widder über das Meer entfloh und herabstürzend dem Hellespont den Namen gab, ist hier allein auf dem Widder dargestellt, dem sie mit der Linken den Hals umfasst, während sie mit der Rechten das Obergewand über die Schulter in die Höhe zieht. Das Meer ist durch Wellenlinien und einen Delphin angedeutet. Vasengemälde.

Fig. 21. Bellerophon, den Pegasos an einer Quelle tränkend, die man für die berühmte Quelle Pirene zu Korinth halten mag, an welcher das Wunderpferd von dem Heros gefangen wurde, oder für die Hippokrene, die sein Huf am Helikon aus dem Boden schlug. Relief im Palaste Spada zu Rom.

Fig. 22. Amazone mit Schild und Streitaxt, Statue der Stackelberg'schen Sammlung.

Fig. 23. Tod der Alkestis, Relief in Villa Albani, nach der Tragödie des Euripides. Die Heldin liegt auf dem Sterbebette, zu ihren Füssen die Tochter in Verzweiflung ausbrechend und der Sohn in Trauer versunken, vor ihr der Pädagog, dem sie eine Rolle mit den letzten Verfügungen übergibt, neben ihr die alte Amme und hinter ihr eine andere weibliche Gestalt. Neben dieser Mittelgruppe befindet sich eine zweite, Admet von seinen zur Leichenfeier versammelten Mannen und Frauen von Pherä umgeben und seinem auf den Stab gestützten alten Vater Vorwürfe machend. Apoll hatte durch süssen Wein von den Mören die Vergünsteigung für seinen Freund erlangt, dass, wenn er zu sterben käme, sein Vater oder seine Mutter oder sein Weib seine Stelle vertreten könne, aber weder Vater noch Mutter haben für ihn den Tod erleiden wollen, und die treue Gattin, die sich gerne hingab, ist nun das Opfer dieser Weigerung. Aber Herakles jagt dem Tode seine Beute wieder ab, und dies muss man sich als den Inhalt der dritten Gruppe auf der andern Seite denken, wo das beschädigte Original nur noch den entgegeneilenden Admet nebst einem kleinen Reste von einer weiblichen Gestalt zu erkennen gibt. Ein den gleichen Mythus darstellender Sarkophag hat denn auch an dieser Stelle den Herakles, wie er die Gattin dem Gatten wieder zuführt, ein ähnlich freundliches Bild des Wiedersehens, wie man an andern Särgen den Aufgang der Kora sieht.

Fig. [illegible]. Phrixos und Helle, er auf dem Widder sitzend und vergebens nach der im Meere versinkenden Schwester greifend, die ihm den Arm entgegenstreckt. Wandgemälde.

Fig. [illegible]. Argonautenabenteuer, bewundernswerthe eingegrabene Zeichnung an einem runden metallenen Kästchen mit den Inschriften «Novios Plautios Med. Romai fecid» und «Dindia Macolnia fileia dedit», um die Mitte vorigen Jahrhunderts bei Praeneste gefunden, von Ficoroni dem Collegio Romano geschenkt und unter dem Namen der ficoronischen Cista bekannt. Inhalt des Bildes ist die Landung der Argo in Bithynien und der Faustkampf des Dioskuren Polydeukes mit Amykos, dem riesigen König der Bebryker, der bisher Jedem an der schönen Quelle Helene zu trinken wehrte, jetzt aber seinen Meister findet, so dass die Quelle frei wird und alle Silene, alle Nymphen, Menschen und Thiere sich ihrer erfreuen und den Sieger preisen. Das Schiff liegt am Strande, den die ganze Mannschaft mit Ausnahme dreier Argonauten betreten hat. Der eine derselben, vermuthlich der Steuermann, Tiphys, sitzt am Hintertheil beschaulich in der Nähe des Steuerruders, der zweite liegt der Länge nach ausgestreckt auf dem Verdeck, des Schlummers pflegend, und der dritte kniet neben ihm, mit irgend einem Geräth beschäftigt. Der letzte der Gelandeten steigt so eben von der Schiffsleiter; er trägt in der einen Hand ein Wassergefäss, in der andern eine Tasche oder dergleichen. Auf der andern Seite der Leiter ein Sitzender, der sich entschuht. Weiterhin, in derselben Richtung, macht sich ein Argonaute nach der langen Fahrt in den Bewegungen des Faustkampfes Luft, was ihm ein an der Quelle unter seinem an einem Baume aufgehängten Schlauche sitzender Silen possierlich nachthut, indem er sich mit den Fäusten auf dem Wanste trommelt. Neben der Quelle, deren Mündung ein Löwenkopf bildet, während ihre jetzt errungene Gastlichkeit durch eine dabei hängende Trinkschale gekennzeichnet ist, trinkt ein durstiger Argonaute aus einer mit Bildern verzierten Vase, deren so viele auf unsere Tage gekommen sind. Ein anderer, ganz nackt, steckt eine Amphora mit dem spitzen Ende in der früher geschilderten Weise in den Boden, vermuthlich um sie zum Bade zu benützen. Die oberhalb auf dem Berge liegende Jünglingsgestalt mit der etruskisch-römischen Bulla um den Hals und der fliegenden Binde in der Hand mag eine Ortsgottheit sein, die sich über die Befreiung der Quelle freut. Folgen zwei weitere Argonauten, als Freundespaar gesellt, deren einen die Mütze als Dioskuren, hier also Kastor, bezeichnet. Die leerliegende Amphora zu ihren Füssen scheint zu bezeichnen, dass das Bad vorüber ist. Auf einer andern leeren Amphora sitzt ein Heros, auf die Lanze gelehnt der Kampfscene gespannt zusehend, die nun — die beiden Ecken unserer Abbildung zum ringsumlaufenden

Bilde gebogen — folgt. Der Kampf ist zu Ende, der gewaltige struppige Barbarenkönig wird in völliger Ermattung von dem noch immer kampfeszornigen Polydeukes, der gleich ihm mit dem palästrisch berühmten Faustriemen bewaffnet ist, an den in den Mythen erwähnten Lorbeer angebunden, dessen Zweige überall, wo sie hinkommen, Streit zu erwecken bestimmt sind. Ob seine Strafe Tödtung sein soll, das ist die Frage, und hievon hängt die Erklärung der bärtigen geflügelten Gestalt ab, die zwischen dem auf der Amphora sitzenden Helden und der Kampfgruppe, gegen diese gewendet, das Haupt mit dem Arme stützend auf einer Erhöhung kauert. Wenn sie nicht, nach älterer Auslegung, ein Todesgenius ist, so dürfte unter den streitenden Erklärungen die von Wieseler die zusagendste sein, der an die Stelle des Valerius Flaccus erinnert, wonach der Tartarus die von dem Ungeheuer Gemordeten auf ihre Bitte zur Oberwelt entliess, um die Strafe desselben zu schauen. Die Figur zu Füssen des Polydeukes und Amykos gilt als auf den Abbildungen kümmerlich wiedergegeben und wird für einen Diener des Ersteren erklärt, der seinem Herrn die Gewande und gymnastischen Geräthe hütet. Oberhalb schwebt eine Nike herbei, die den Sieger in gewohnter Weise begrüsst. Athene als Beschützerin desselben ist durch die Aegis unverkennbar bezeichnet. Die neben ihr sitzende Gestalt mit dem etruskischen Armschmuck regt die Zweifel von neuem an, die über dieses so griechische Bild mit so fremden Zuthaten erhoben sind. Man streitet, ob es Apollo sei. Die bärtige auf die Lanze gestützte Gestalt möchte füglich für Herakles, einen Haupttheilnehmer des Argonautenzuges, gelten, aber man hat ihn, so wie Jason, den Unternehmer des Zuges, auch anderwärts im Bilde unterzubringen gesucht. Das Räthselhafteste bleibt aber die Inschrift, wonach das Kästchen zu Rom im dritten Jahrhundert v. Chr. — denn dahin weisen die Sprachformen — gefertigt zu sein sich ausgibt. Seine sonstigen Verzierungen werden einer untergeordneten Kunst zugeschrieben, aber auch das Hauptbild, obgleich anscheinend griechischer Kunst entsprungen, trägt, wie oben bemerkt, Spuren eines andern Bodens.

Fig. **20**. Theseus, glücklich aus dem Labyrinthe zurückgekehrt, bringt der Ariadne den Knäuel wieder, mit dessen Hülfe er sich durch die Irrgänge desselben hindurch gewunden hat, und was die Schöne in der Hand hält, kann — ungeachtet der in der Abbildung wenigstens etwas abweichenden Form — wohl nur die Siegesbinde sein, die sie ihm nach überstandenem Strausse reicht.

**Bilderquellen: Tafel III.** Figur 1. Winckelmann, Monum. ined. 97. Fig. 2. Reale Gall. di Firenze II, 54. Fig. 3. Schlichtegroll, Pierres gravées de Stosch, 28. Fig. 4. Tischbein I, 1. Fig. 5. Pitt. d'Ercol. III, 25. Fig. 6. Clarac pl. 812 C, 20[illegible]. Fig. 7. Gravelle, Pierres grav. II. 51. Fig. 8. Lanzi, Saggio di lingua etrusca II, IV. Fig. 9. Ebendas. Fig. 10. Winckelmann, Mon. ined. 88. Figur 11. Specimens of anc. sc. pl. 14. Fig. 12. Gerhard, Notice sur le Vase de Midias t. 1. Fig. 13. Reale Galleria di Firenze XV, 3. Fig. 14. Millin, Voyage du midi de la France, 68, 2. Fig. 15. Laborde, Voyage pittor. de la Suisse 197. Fig. 16. Mionnet II, p. 223 n. 69. Fig. 17. Mus. Capitol. III, t. 46. Fig. 18. Zoëga, Bassir. 42. Fig. 19. Clarac pl. 809, 2027. Fig. 20. Tischbein III, 2. Fig. 21. Winckelmann, Storia delle Arti III, 14. Fig. 22. Clarac pl. 810 A, 2031 B. Fig. 23. Zoëga, Bassir. 43. Fig. 24. Pitt. d'Ercol. III, 23. Fig. 25. Müller, Denkmäler Taf. 61, 309. Fig. 26. Winckelmann, Mon. ined. 99.

## 16. Thebanische Mythen.

### (Heroenbilder Taf. IV.)

Fig. 1. Kadmos, Heros mit dem Namen eines phönikischen Gottes, mythischer Gründer einer Stadt ägyptischen Namens, Theben, die eines ihrer sieben Thore zugleich ägyptisch und phönikisch — «Thor der Neith» (Athene) und «Thor der Pallas Onka» — benennt und sich somit recht als Mischungsboden der heute noch wie schon in den Religionsforschungen des Alterthums einander bekämpfenden Abstammungselemente griechischer Religion und Mythologie zu erkennen gibt. Eine thebanische Münze zeigt uns den Ahnherrn der auf gegenwärtiger Tafel dargestellten sagenhaften Heldengeschlechter, mit Lanze und Schale vor den Mauern und Thoren Thebens stehend. Die Schnecke deutet wohl auf die Herkunft aus Phönikien, dem Lande der Purpurschnecke, hin, und die Kuh gehört der Gründungssage an. Denn als er von seinem Vater Agenor (nach Buttmann's glücklicher Entdeckung Chnâs-Kanaan) nach der geraubten Europa ausgesendet zum delphischen Gotte kommt, befiehlt ihm dieser, sein Suchen aufzugeben und der mondgefleckten Kuh (eben dem Symbol des Europacultus und der phönikischen Colonieen) zu seiner künftigen Wohnstätte zu folgen; die Kuh von Pelagon's Heerde aber lässt sich an der Stelle nieder, wo nach der Besiegung des Drachen die kadmeische Burg ersteht.

Fig. 2. Niobe und ihre Kinder. Ein Theil der griechischen Sagenwelt wurzelt in Lydien. Dort ist Tantalos zu Hause, in dessen Strafgericht eine halbverklungene geschichtliche Thatsache, der Untergang einer grossen Stadt durch Erdbeben am Berge Sipylos, nachklingt. Von dort sind die Mythen von seinem Sohne Pelops und seiner Tochter Niobe in den Peloponnes und nach Theben gewandert. Noch jetzt ist das Steinbild dort zu sehen, das dem Sänger der Ilias bei seiner Schilderung der versteinerten auf den Felsen des Sipylos weinenden Tantalostochter vorgeschwebt und zu dessen Besichtigung Pausanias den Berg erstiegen hat: in der Nähe verwitterter Fels fast ohne Spuren des Meissels, der das Relief einst in dreifacher Lebensgrösse aus dem Gestein herausgehauen hat, von unten aber, aus anderthalb hundert Fuss Entfernung, als eine in einer Nische sitzende Frau mit kummervoll geneigtem Haupte und über einander geschlagenen Händen anzusehen, noch immer weinend, weil Quellwasser sie überrieselt, dessen Nymphen dort Homer vom Tanze ruhen sah. Eine urzeitlich rohe Kunst hat an dieser Stätte die Sage von der im Gebirge untröstlich um ihre Kinder klagenden Mutter verewigt, eine Sage, die, wie man weiss, auch im Hebräerlande Eingang fand.

In Griechenland ist sie dem Sagenkreise des thebanischen Königshauses einerseits und andrerseits dem Mythus von Leto und ihren Kindern eingefügt worden, vielleicht ein Nachhall eines der vielen Religionskämpfe, die sich unter Mythen bergen. Niobe wird Gemahlin des Sängers Amphion; die Sagen von wunderbarem Gesange deuten, sofern alle Poesie ursprünglich religiösen Inhalts war, auf Stiftungen von Culten, und bedeutsam ist die Ueberlieferung Pindars, dass bei dieser Hochzeit zuerst nach der lydischen Weise gesungen worden sei. Sie ist Mutter einer Anzahl Kinder, die von den griechischen Dichtern so verschieden angegeben wird, dass Aulus Gellius sagt, es gehe ins Lächerliche. Von ihrer Freundschaft mit Leto, die in Apollinischen Culten des Zeus vollberechtigte Gemahlin ist, haben wir auf einer der früheren Tafeln (Lebensbilder Taf. XVI Fig. 40) ein Bild gesehen. Diese Freundschaft wird gestört, indem die glückliche Mutter sich vermisst, der ehrwürdigen Göttin den Rang streitig zu machen, weil diese nur zwei, sie aber (nach Homer) zwölf Kinder habe, sechs Söhne und sechs Töchter. Zur Strafe erschiessen ihr die Kinder Leto's ihr ganzes Geschlecht, Apoll die Söhne und Artemis die Töchter, nach Homer im Hause, nach Andern werden die Söhne auf der Jagd oder bei gymnastischen Uebungen und die Töchter nachher, weil Niobe sich immer noch nicht demüthigt, bei der Bestattung der Brüder getödtet. Neun Tage lagen sie unbegraben, denn Zeus, sagt Homer, hatte die Menschen zu Stein gemacht, bis die Götter selbst sie am zehnten Tage begruben. Auch Amphion erliegt dem Geschicke und befindet sich gestraft als übermüthiger Sänger in der Unterwelt. Niobe sitzt sprach- und bewegungslos bei den Leichen ihrer Kinder und wird zuletzt in Stein verwandelt, worüber die Sagen sich spalten. Eine derselben lässt den Stein durch einen Sturmwind nach Phrygien blasen, wo er seitdem auf der Spitze eines Berges weint, denn da der Mythus durch das steinerne Frauenbild so fest an den Sipylos geheftet ist, so muss er mit seinem Endpunkte dahin zurückkehren, von wo er ausgegangen ist. Eine andere Sage erzählt, Niobe sei wieder in ihre Heimath gegangen, habe ihre Stadt zerstört, ihren Vater unter dem schwebenden Felsblock (nach der ältesten Gestalt der Ueberlieferung ist ein Berg auf ihn gewälzt) gesehen, und der Last des so gehäuften Jammers erliegend habe sie den Zeus um ihre Verwandlung gebeten. Der Rationalismus des Alterthums hat sich in den abgeschmacktesten Zurechtlegungen dieser Verwandlungssage überboten.

Neben der tragischen Kunst (Aeschylos, Sophokles) hat auch die bildende diesen, wenn er als Menschenschicksal aufgefasst wird, tief rührenden Gegenstand ergriffen. An den vordern Thronfüssen seines Zeusbildes stellte Phidias unter andern Bildern die Kinder der Niobe dar, wie sie von Apollon und Artemis mit Pfeilschüssen getödtet werden, und in Athen stand bei der Grotte auf der südlichen Burgseite über dem Theater ein Dreifuss, auf welchem das gleiche Trauerspiel gebildet war. Dann gab es eine Gruppe der Niobe mit ihren Kindern, von welcher schon die Zeit des Plinius nicht mehr wusste, ob sie dieses grosse Kunstwerk dem Skopas oder Praxiteles zuschreiben solle. Zur Zeit der römischen Sarkophagbildnerei endlich wurde die Niobidengruppe ein beliebter Gegenstand der Darstellung, besonders an Särgen, welche die Ueberreste mehrerer Todten aus einer und derselben Familie enthielten, und diese Bilder gehen in der Composition nach zwei verschiedenen Richtungen aus einander, die vielleicht auf zwei griechische Originale zurückschliessen lassen.

Die Gruppe, von welcher Plinius spricht, befand sich im Tempel des Apollo Sosianus zu Rom, also, nach dem Namen und dem Kunsturtheil zu schliessen, in einem Tempel, den ein Sosius erbaut und mit geraubtem griechischem Kunstschmuck ausgestattet hatte. Es ist somit wahrscheinlich, dass sie auch früher schon einem Apollotempel angehört hatte, und in diesem Falle muss sie, da die Figuren keine Cultusbilder waren, der Schmuck des Giebels gewesen sein. Auf diese muthmassliche Giebelgruppe nun wird, obwohl in sehr bedingter Weise, die berühmte Gruppe zurückzuführen sein, die 1583 bei einem der südlichen Thore Roms gefunden worden ist und jetzt in der Galerie zu Florenz die vier Wände eines Saales fällt. Sie besteht aus Originalen und Copieen, oder, wenn man will, aus mehr und minder guten Copieen, die sogar in verschiedenem Marmor gearbeitet sind. manche Figuren sind doppelt enthalten, von manchen finden sich anderer Orten bessere Wiederholungen, so dass man mit Welcker vermuthen muss, das Ganze sei von einem sammelnden Kunstfreunde aus verschiedenen nach dem gleichen Original gearbeiteten Gruppen nach jeweiliger Gelegenheit zusammengesetzt und etwa in einer Villa aufgestellt worden. Mit den in den andern europäischen Museen vorhandenen Wiederholungen ist die Anzahl dieser Niobiden so gross, dass Aulus Gellius sich noch einmal über dieselbe lustig machen könnte, und dennoch ist es nicht möglich, aus dem Zuviel und Zuwenig eine vollständige Gruppe herzustellen, die in ihren Verhältnissen den Anforderungen der Giebelaufstellung entspräche. Man hat daher diese völlig verwerfen wollen, allein die pyramidale Abstufung der Statuen, von der alle überragenden Mutter bis zu dem am Boden ausgestreckten Sohne herab. sodann der Umstand, dass mehrere hinten am Sockel abgerundet sind, ein Zeichen. dass sie bestimmt waren, an eine Wand gelehnt zu werden, und dass immer eine Seite mehr als die andere ausgearbeitet ist, die nicht der Beschauung ausgesetzt war, dies Alles vereinigt sich, die von Welcker und Cockerell gleichzeitig ausgesprochene Behauptung der Giebelgruppe zu rechtfertigen, und wenn gleichwohl die Statuen mit der Abstufung ihrer Höhe nicht die für das Giebeldreieck erforderliche Verjüngung darbieten, so erklärt sich dies eben durch die Annahme, dass sie aus verschiedenen Gruppen von verschiedenen Dimensionen entnommen sind. Man hat sich die Gruppe auch in einem freien Halbkreise aufgestellt gedacht, wie die von Lykios nach Olympia gearbeitete, welche in der Mitte Zeus mit Thetis und Eos, weiterhin die bedeutendsten Griechen- und Troerhelden einander gegenüber stehend und auf beiden Flügeln die Söhne jener Göttinnen, Achill und Memnon, sich zum Kampf entgegenschreitend, enthielt. Setzt man an die Stelle der beiden Letzteren die in die Niobidenfamilie hineinschiessenden Gottheiten, so wie sie an dem Sarkophagrelief Figur [illegible] angebracht sind, und Niobe in der Mitte der Gruppe, so würde diese Halbkreisstellung ein wohlgeschlossenes Ganzes bilden. Auch hat man in der That den vaticanischen Apoll für die Niobegruppe in Anspruch nehmen wollen, und die Artemis des genannten Reliefs erinnert an Statuen der Göttin, welche, jener Apollsstatue in der Haltung verwandt, sich zum gleichen Zwecke bieten würden. Allein abgesehen von Feuerbach's Entgegnung, dass das Triumphlächeln des vaticanischen Apollo jener unglücklichen Familie gegenüber ganz unter der Würde des Gottes wäre, so geben die alten Beschreibungen von Bildern der Erschiessung der Niobiden durch Apoll und Artemis die Gegenwart der beiden Gottheiten ausdrücklich an, während der Wortlaut des Plinius nur (je nach der Wahl der Lesart) von einer mit ihren Kindern sterbenden Niobe oder von Niobe's sterbenden Kindern spricht. Noch anderer Aufstellungsversuche zu geschweigen, wird man die Giebelstellung aus den angeführten Gründen immerhin für die wahrscheinlichste Form der ursprünglichen Gruppe halten dürfen. Die beiden Gottheiten, über deren Entbehrlichkeit oder Unerlässlichkeit für die Darstellung viel gestritten worden ist, denkt sich Feuerbach auf dem gemalten Hintergrunde des Giebelfeldes flach angedeutet, so dass sie durch eine leichte Wolkengruppe halb verdeckt den obersten Winkel füllten, wobei er an ein Relief erinnert, auf welchem Apoll und Diana in den Wolken schweben.

Eine befriedigende Herstellung der Gesammtgruppe ist, wie schon gesagt, nicht möglich. Das Vorhandene zerfällt in einzelne Gruppen und in Einzelfiguren, die ohne Zweifel so vertheilt waren, dass die Söhne und Töchter, die wir aber jetzt nur noch in ungleicher Anzahl besitzen, theils in Gruppen vereinigt, theils einzeln zu beiden Seiten der im Mittelpunkt aufragenden Mutter einander gegenüber sich befanden. Auch diese (a, der Kopf aa) bildet eine Gruppe, sie hat die jüngste Tochter, die sich an sie anschmiegt, in ihren Schooss genommen und drückt sie an sich an. Zwei weitere Gruppen, die wahrscheinlich auf beiden Seiten einander entsprechend gegenüber gestellt waren, sind die beiden Geschwisterpaare, in welchen abwechselnd das eine Geschlecht das andere beschützt. In der Gruppe d e, die nur in einer Gemmennachbildung vollständig erhalten ist, sucht eine Schwester den ins Knie gesunkenen Bruder mit dem ausgebreiteten Obergewande gegen die von oben her fliegenden Geschosse zu schützen. In der Gruppe k l dagegen ist es der Bruder, der die sterbend hinsinkende Schwester und wohl auch sich selbst mit dem über den Kopf geschwungenen Mantel zu decken sucht, während er sie mit dem vorgestellten Fusse stützt oder nach anderer Auslegung in rascher Flucht durch die über sein Knie Hinsinkende aufgehalten wird. Auch diese Gruppe ist in Florenz nicht vollständig, aber die Schwester ist in einer verstümmelten vaticanischen Gruppe erhalten. Der Pädagog mit dem jüngsten Sohne (b c), in Florenz zwei getrennte Statuen, ist erst 1830 bei Soissons als Gruppe gefunden worden, die zu der Gruppe der Niobe mit der jüngsten Tochter einen eigenthümlichen Gegensatz bildet und deshalb in der Gesammtgruppe sehr schwer unterzubringen ist, während doch andrerseits dieser Fund beweist, dass die beiden Florentiner Figuren ursprünglich zusammen gehörten. Auch der Pädagog wendet die Blicke und einen Arm nach oben, von wo das Verderben kommt; mit der andern Hand hält er den Knaben, der sich zu ihm geflüchtet hat. Der Niobe zunächst werden die beiden Töchter (k i) anzunehmen sein, von denen die eine noch angstvoll flieht und die andere schon im Laufe stockend nach dem Nacken greift, wo das göttliche Geschoss eingeschlagen hat. Zwei Söhne (f und m) fliehen mit gewaltsamen Bewegungen über das Gebirge; ein anderer (n), früher für einen Narciss erklärt, ist in beide Kniee gesunken, streckt den einen Arm in die Höhe und greift mit der andern Hand nach der Wunde im Rücken. Der am Boden der Länge nach todt ausgestreckte Sohn (g), dessen Richtung auf unserer Tafel dem Original gemäss gegeben ist (die andern Figuren sind zum Theil von der Gegenseite gezeichnet), schliesst die rechte Ecke des Giebels ab, und verlangt für die linke eine ähnlich daliegende Tochter, die aber freilich bis jetzt nirgends vorhanden ist.

Noch ist der sogenannte Ilioneus (o) übrig, die berühmte Münchner Statue, die man lang für jenen Sohn der Niobe gehalten hat, welchen, weil er betete, Apoll gern verschont haben würde, wenn der bereits vom Bogen abgeflogene Pfeil noch zurückzuhalten gewesen wäre. Der ausgezeichnete Rumpf aber zeugt nicht bloss von einer höheren Kunst, sondern ist auch durch die Abwesenheit jeder Andeutung eines Gewandes von den sämmtlichen Niobiden verschieden. Er stellt einen zarten Jüngling dar, der in beide Kniee geworfen Kopf und Arme wie abwehrend nach oben erhebt. Beifall gefunden hat die Deutung Overbeck's auf den jungen Troilos, der von Achill überfallen und niedergeworfen (oder vor dem Altare des thymbräischen Apollon knieend) den Todesstoss des Gegners abzuwehren sucht.

**Fig. 8.** Kadmos, von der Kuh zur Gründungsstätte geführt, will dieselbe der

Athene opfern und hiezu Wasser aus der Quelle des Ares holen lassen, da aber die ausgesendeten Gefährten von einem Drachen verschlungen werden (eine bis in unsere Gegenden unter den sonderbarsten Gestalten verbreitete Sage), so übernimmt er selbst die Bekämpfung und Tödtung des Drachen, aus dessen in die Erde gesäeten Zähnen jene Geharnischten hervorgehen, von welchen, nachdem die meisten einander gegenseitig erschlagen, fünf Ahnen des hohen thebanischen Adels übrig bleiben. Das hier abgebildete Vasengemälde stellt den Heros dar, wie er, den Wasserkrug in der Linken, mit der Rechten einen Stein nach der aufgebäumten Schlange schlendert, deren Höhle durch die gethürmten Steine bezeichnet ist. Vor ihm steht mit der Myrthe Harmonia, die Arestochter, die er (freilich nach dem Mythus nicht unmittelbar) in Folge dieses Sieges erlangt, neben ihm eine andere weibliche Gestalt, vielleicht die Landesgottheit Thebe, die in verschiedenen mythischen Figuren begegnet, in der Hand eine Schale, die zum Opfern aus der jetzt frei gewordenen Quelle dient. Oberhalb erscheinen göttliche Zuschauer des Kampfes, auf einer Seite Hermes mit zurückgeworfenem Hut und dem hier in eine Pfeilspitze (zur Besitznahme des Bodens durch Aufpflanzung?) sich endigenden Schlangenstabe, dann, statt Athenens, der Beschützerin des Heros, Aphrodite als Liebesgöttin sowohl wie als Mutter der Harmonia, endlich ein Pan und ein Satyr mit einem Kranze, Ortsgottheiten, die die Besitznahme bestätigen.

Fig. **4**. Hochzeit des Kadmos und der Harmonia. Nachdem der Zorn des Ares über die Tödtung seines Drachen durch eine dem Sieger als Busse auferlegte achtjährige Dienstzeit, obwohl nicht für immer, beschwichtigt ist, gibt Zeus seinem Schützling die Harmonia zur Ehe, und dem berühmten Hochzeitfeste wohnen alle Götter bei, die Braut mit Hochzeitgaben, Gewand und Halsband beschenkend, die allen künftigen Besitzern verderblich werden, daher die nach Zusammenhang strebenden Sagengestaltungen dieselben dem der Harmonia wegen der Untreue ihrer Mutter grollenden Hephästos zuschreiben. Die Hochzeit wird auf der Burg von Theben, nach andern Sagen auf der Mysterieninsel Samothrake gefeiert, wo nämlich ein dem Kadmos namensverwandter Cultus herrschte und Harmonia die Tochter des Zeus und der Elektra hiess. Dort ist auch Rhea-Kybele zu finden, die auf gegenwärtigem die Hochzeit darstellenden Relief mit einem ihrer Löwen im Vordergrunde thront. Indessen braucht man sie nicht so weit zu suchen, denn die «dindymenische Mutter» hatte in Theben selbst Heimathrecht, und ihr Heiligthum daselbst mit Bild und Thron aus pentelischem Marmor war von keinem Geringeren als von Pindar gestiftet. Ausser ihr ist nur dem Hochzeitpaare die Ehre des Sitzes zugedacht; sie nehmen ein Ruhebette ein, der Bräutigam mit Helm und Schwert bewaffnet, die Braut das Halsband in der Hand. Von den Göttern sind zur Rechten des Kadmos Hephäst, Hermes, Artemis und Apollo hinter Kybele kenntlich, auf der andern Seite Herakles und Dionysos (welcher letztere freilich nach streng thebanischem Mythus hier allzu voreilig zugegen wäre). Die Gestalt, die sich im Hintergrunde hält, scheint Zeus zu sein, und am Boden liegt eine weibliche Gottheit mit Füllhorn.

Fig. **5**. Menökeus, König Kreon's Sohn, dem Ares, der den Mord seines Drachen auch den späten Enkeln nicht vergessen kann, sich freiwillig darbringend, da beim Anzug der Sieben die Weissagung verlautet, dass die Thebaner nur dann siegen werden, wenn ein Sprössling aus dem Geschlechte der von Kadmos Gesäten (Sparten) sich dem Ares opfere. Nach der Sage ersticht er sich auf der

Zinne der Burg und stürzt in die Kluft hinunter, wo einst der Drache gehaust. Noch in späterer Zeit wurde bei dem Neith'schen Thore sein Grab gezeigt mit dem uralten Granatbaum darauf, dessen Frucht, wenn man die Schale öffnete, innen einen Blutstropfen zeigen sollte. Er ist hier nach einer antiken gelben Paste der vormaligen, von Friedrich d. Gr. angekauften Stosch'schen Sammlung dargestellt, wie er sich über einem brennenden Altare knieend ersticht.

Fig. 6. Auffinden des Kindes Oedipus durch die Hirten des Königs Polybos, schwarze antike Paste der Berliner Sammlung. Overbeck findet die Kleidung des Hirten etwas seltsam, und meint, sie lasse sich eher sehen als beschreiben.

Fig. 7. Sphinx, das alte ägyptische Symbol, gewiss nicht zufällig nach Theben gekommen, wo es, einer jüngeren Welt räthselhaft geworden, in der bekannten ans Märchen anstreifenden Sage selbst Räthsel aufgibt. Der ältere Zug der Sage ist wohl der, dass die Sphinx gleich andern Ungeheuern ihre Gegner im Kampfe tödtet. So sehen wir auf gegenwärtigem Gemmenbilde einen Jüngling von ihr niedergeworfen, der sich noch unterliegend mit dem Schwerte zu vertheidigen sucht. Uebrigens hat sie hier wie auf ähnlichen Bildern etwas Melancholisches, sie legt dem Gefallenen die Tatze auf die Schulter und sieht ihm mit ernstem Blick ins Angesicht, als ob sie dem Räthsel vom Menschen nachsänne.

Fig. 8. Amphiaraos, einer der Sieben, im Cultus als Orakel- und Heilgott ähnlich wie Asklepios verehrt und wie dieser seine Orakel durch Incubation ertheilend, daher er auf Münzen von Oropos, wo in seinem Tempel die Kranken schliefen und träumten, dem Asklepios ähnlich gebildet ist.

Fig. 9. Niobiden-Sarkophag im Vatican, vom Cardinal Casali dem Pabst Pius VI. geschenkt und unter dem Namen des Casalischen Reliefs bekannt. Hier sehen wir die beiden Gottheiten von beiden Seiten, und zwar Artemis in der schon oben bezeichneten Stellung, Apoll aber in einer dem vaticanischen nicht im mindesten ähnlichen, ihre Pfeile unausgesetzt nach Niobe's Söhnen und Töchtern schnellen. Dicht neben Artemis erblickt man Niobe, welcher eine ältere Tochter über das Knie gesunken ist, während die jüngste nach den endlosen Jammerscenen rückwärts blickend sich zu ihr flüchtet. Weiterhin wird eine zu Boden gesunkene Tochter von einer älteren Person gehalten, welche ohne Zweifel die Amme ist und zu dem Pädagogen ein Seitenstück bildet, das einen Wink für die Ergänzung der Gruppe gibt. Eine andere Tochter daneben zeigt den Ausdruck der Todesangst, ohne recht in das Bild einzugreifen. Der Pädagog, durch Ermelgewand, Pelz, Anaxyriden und Schuhe als Ausländer bezeichnet, umfasst mit der einen Hand den zu ihm geflüchteten jüngsten Sohn und erhebt die andere, wie der Pädagog der Gruppe, gegen den hier sichtbaren unerbittlichen Gott. Der nächstjüngste Sohn ist daneben in die Kniee gesunken und sucht, das Gesicht abwendend, mit vorgestreckter Hand die unentrinnbaren Pfeile abzuwehren. Ein älterer Sohn mit zwei Speeren, von welchen er keinen Gebrauch zu machen denkt, sucht sich fliehend mit der Chlamys zu decken. Ein anderer liegt zwischen ihm und dem schiessenden Gotte ausgestreckt am Boden und deckt noch die Brustwunde, während der andern Hand schon der Speer entsunken ist. Weit von ihren Schwestern getrennt stürmt auf dieser Seite noch eine Tochter dahin, die auffallend an die Mänade des Skopas erinnert, nur dass ihre Haltung anders motivirt ist, denn auf der Flucht vom Pfeile getroffen sinkt sie mit krampfhafter Bewegung zurück. Die Darstellung geht, in der Abbildung nicht sichtbar, an den Querseiten des Sarges fort. Zwei Töchter fliehen rastlos nach entgegengesetzten Richtungen, und ihre

Mäntel fliegen bogenförmig über ihnen, wie man es über den Gruppen auf der Linken der Vorderseite sieht. An der andern Querseite sind zwei Söhne dargestellt, deren einer den getödteten Bruder in den Armen hält und nach den auch ihm drohenden Geschossen rückwärts blickt, während das Ross, von welchem jener herabgeschossen worden, scheu davoneilt. Der letztere Zug, der hier nur nebenher angedeutet ist, hat auf einem Niobidensarkophag im Lateran grössere Ausdehnung gewonnen. Auf diesem sind mehrere der männlichen Niobiden beritten, zwei derselben fliehen auf ihren Rossen nach entgegengesetzten Seiten, zwei andere sinken getroffen herab, und noch einem stürzt das Ross zusammen. Merkwürdig ist dieses andere Sarkophagbild auch dadurch, dass es den Amphion in die Handlung zieht, der den jüngsten seiner Söhne mit dem Schilde zu schirmen sucht, während Niobe ihre beiden jüngsten Töchter unter die Arme nimmt, ferner durch zwei Pädagogen statt des einen, welche die Leichen eines Sohnes und einer Tochter umfasst halten, neben einer Amme, die eine verwundete Tochter hält. Es ergibt sich hieraus, dass die Verfertiger der Sarkophagreliefs verschiedene Vorbilder hatten, welchen sie folgten. Das lateranische ist der Statuengruppe völlig fremd. Das vaticanische kommt ihr näher, doch mit grossen Abweichungen, die entweder freie Erfindung oder Benützung eines andern Originals verrathen. Dann hat dieser Sarkophag noch eine höchst eigenthümliche Zugabe, welche die Krone des Werkes ist. Der Deckel nämlich ist mit einem Fries geschmückt, auf welchem die Leichname der Söhne und Töchter in ergreifender Schönheit hingelagert sind. Ein Blick auf die Abbildung genügt, um die Wehmuth und den Frieden dieser wundervollen Gruppenreihe zu erfassen, und wenn je noch ein Wort darüber gesagt sein soll, so thuts am besten das Wort des Dichters: «Da mocht' es gar stille sein.»

Fig. 10. **Baton**, die berühmte Bronze des Tux'schen Cabinets in Tübingen. Grüneisen, der sie zuerst edirte, ist gleich der Bedeutung der Statuette sehr nahe gekommen, indem er auf Amphiaraos rieth. Sie stellt nicht diesen jugendlichen Helden selbst, aber seinen Wagenlenker Baton dar, wie er im Untergehen (vergl. Fig. 11) das Letzte zur Rettung versucht. Er steht mit vorgebeugtem Oberkörper, eingezogenem Leibe und gebogenen Knieen, woraus man den rasenden Lauf des über Stock und Stein dahinjagenden Wagens erräth; mit der Linken zieht er gewaltig die Zügel zurück, um die Rosse an dem sich öffnenden Abgrunde anzuhalten, mit der Rechten greift er aus, um die Zügel noch kürzer zu fassen, und erhebt den Kopf, um durch Zuruf die scheugewordenen Rosse zu beruhigen, während er mit Besonnenheit über sie hinweg in das nahe Verderben schaut. Haartracht, Keilbart und scharfe Ausprägung der Körperformen erinnern noch an die Kunststufe der Aegineten, doch gibt sich auch hierin schon ein starker Fortschritt zur Freiheit kund, und im geistigen Ausdruck der eigenthümlich charakteristischen Gestalt ist jene Kunststufe völlig überwunden. Unwillkürlich gleitet der Blick von diesem Baton auf Pythagoras' hinkenden Philoktet, der in zwei Gemmennachbildungen erhalten ist und besonders in der einen (dem Berliner Exemplar) eine eben so eigenthümlich charakteristisch bildende Hand zu verrathen, von dieser Seite also eine gewisse Familienähnlichkeit mit der Tübinger Bronze zu haben scheint. Auch wird von der antiken Kunstgeschichte an dem alten Meister aus Rhegion neben den Verdiensten der Körperbehandlung und der säuberlicheren Haarlegung ausdrücklich die lebendige Charakteristik, der Rhythmus und die Symmetrie hervorgehoben.

Fig. **11**. Angeblich Oedipus, der von Laios ausgesetzte Findling mit dem «Schwellfuss,» der auf dem Kreuzwege den unbekannten Vater trifft und, durch seinen hochfahrenden Trotz beleidigt, erschlägt. Wenn die Sphinx auf der Säule ausschliesslich mit Theben und der Oedipussage zu schaffen hätte, so müsste man den Jüngling, der einen Mann niedergeworfen hat und an den Haaren fortzuschleppen im Begriffe steht, allerdings für Oedipus halten und in der Darstellung gegenwärtiger Paste eine Abweichung von dem bekannten Verlauf der Sage erblicken. Allein die Sphinx war, wie aus Münzen zu ersehen, auch in Chios und anderen Orten heimisch, hat also, wenn sie als Säulenverzierung vorkommt, keinen nothwendigen Bezug zur Sage des Oedipus.

Fig. **12**. Der farnesische Stier. Marmorgruppe des Apollonios und Tauriskos von Tralles, aus Rhodos nach Rom gebracht, im Besitze des Asinius Pollio, bei den Thermen Caracalla's um die Mitte des 16. Jahrhunderts entdeckt, jetzt im Museum zu Neapel. Das berühmte Bild bezieht sich auf den Mythus von den thebanischen Dioskuren. Antiope, die Tochter des an die Stelle des kadmeischen Geschlechtes getretenen Sparten Nykteus, gebiert von Zeus den Amphion und Zethos, welche von Nykteus ausgesetzt, von einem Hirten auf dem Kithäron gefunden und erzogen werden, während ihre Mutter, die sich nach Sikyon gerettet, von Nykteus' Bruder und Nachfolger Lykos gefangen und seiner bösen Gemahlin Dirke als Sklavin übergeben wird. Sie entflieht und gelangt in rauher Winternacht auf den Kithäron, wo sie mit ihren unerkannten Söhnen, dem sanfteren Sänger Amphion und dem wilden Jäger Zethos, wie Euripides die Brüder in der verlornen Tragödie Antiope schildert, zusammentrifft. Aber auch Dirke kommt zur Stelle, durch die trieterische Dionysosfeier auf das Gebirge geführt, und befiehlt den vermeintlichen Hirtensöhnen, die entlaufene Sklavin an die Hörner eines bacchischen Stiers zu fesseln, damit sie so zu Tode geschleift werde. Schon sind die Brüder im Vollzuge des Befehls begriffen, da entdeckt ihnen der alte Hirt das Geheimniss ihrer Abkunft, und sie vollziehen nun an Dirke selbst die von ihr ersonnene Todesstrafe, worauf sie den Lykos stürzen und die durch den Mauerbau berühmte gemeinsame Herrschaft über Theben führen. Nach dem Ausgang der beiden Brüder, an deren einen sich das Trauerspiel der Niobe knüpft, kommt der Kadmeerstamm mit Labdakos wieder auf den Thron, an dessen Sohn Laios sich die Oedipustragödie anschliesst, auf welche, veranlasst durch die um das fluchbeladene Erbe des Vaters mit dem Eisen hadernden Oedipussöhne, der Zug der Sieben gegen Theben folgt. — Die Vorbereitungen zur Schleifung der Dirke sind es, was die Gruppe zum Gegenstande hat. Auf dem durch Klippen und allerlei Thierfiguren symbolisch bezeichneten Kithäron geht die Handlung pyramidalisch aufgegipfelt vor sich. Amphion, durch die Leier bezeichnet, steht in kühner Stellung auf zwei Felszacken und hält den wild sich aufbäumenden, die Spitze der ganzen Gruppe bildenden Stier an Maul und Horn, um ihm den Kopf niederzudrücken. Zethos hält mit der Rechten das um die Hörner des Stiers geschlungene Seil, und mit der Linken hielt er wahrscheinlich — denn unter den vielen im Ganzen gutgeheissenen Restaurationen ist hier eine zweifelhafte — die Dirke am Haar gefasst, um sie zu den Hörnern des Stiers emporzureissen. Dirke liegt halb entblösst unter den steigenden Vorderhufen des Stiers und hält gnadeflehend das Bein Amphion's umklammert, in welchem Zug Müller einen mit Rücksicht auf die Schilderung des Euripides angedeuteten feinen psychologischen Unterschied zwischen beiden Brüdern findet, der auch in ihrer verschiedenartigen Betheiligung an der Handlung, aber in dem grausen Ganzen verschwindend, sich ausdrücken mag. Antiope steht als ruhige Zuschauerin dabei. Die mystische Kiste und das Traubengewinde neben Dirke bezeichnen die bacchische Feier, um deren willen sie auf den Kithäron gekommen, und die kleine Hirtenfigur mit dem gleichfalls bacchischen Kranze und dem am Stier emporbellenden Hunde ist dem übrigen symbolischen Beiwerk zuzurechnen. — Die Bewunderung, welche dieses Kunstwerk von einer Seite her verdient, ist in einem gefeierten Aufsatze Welcker's treffend ausgesprochen. «Die Seele der Erfindung in diesem Werke der höchsten Virtuosität,» sagt er, «ist in der Wahl des prägnanten Moments, der den nächstfolgenden unmittelbar hervorruft und fast mit Nothwendigkeit denken lässt, aber schon in der unwillkürlich in dem Beschauer hervorgerufenen Vorstellung die Wirkung des äussersten Darstellbaren mächtig verstärkt. Hier ist mehr als Vorbereitung. Die Secunden, die zwischen dieser und der Ausführung liegen, verschwinden vor der Schnelligkeit, wozu der Zorn der Brüder und die Schwierigkeit, das wüthende Thier länger festzuhalten, zwingen, und dass die Raschheit und Stärke der Brüder und die Gewalt des Stiers so vollkommen und lebendig ausgedrückt ist, darin liegt die Magie, welche uns mit der Vorbereitung auch das Vollbringen der That empfinden lässt, und das höchste Verdienst des Werks. Dirke ist bei dieser feurigen blitzschnellen Thätigkeit schon so gut wie angebunden, und obgleich sie nicht die Besinnung verliert und Amphion's Bein instinctmässig umschlingt und körperlich im Augenblick noch nicht leidet, kann sie doch selbst nicht hoffen, das Schreckliche abzuwenden, der Zuschauer kann es unmöglich erwarten, dass es ihr gelingen werde. Amphion hält noch das Thier an Horn und Schnauze fest, wie es zum Anfesseln nöthig war, noch kann es, so sehr es sich auch bäumt, nicht davonspringen, aber länger wird es so nicht mehr halten und in einem Riss wird Zethos das Opfer hinanziehen. Jetzt lassen sie den Stier los, mit Vorsicht zur Seite springend, er wirft sich herab auf seine Füsse, macht einen Satz und schleppt schleudernd die Last an den Hörnern davon. Es ist wie eine Mine, die im Losgehen begriffen ist: mit grösster Kunst ist die Gruppe wie gewaltsam in dem Augenblick zusammengefasst, wo sie sich auf die regelloseste, wildeste Art entfalten soll. Der Contrast dieser Scenen, furchtbarste, rascheste, endlose Bewegung als unausbleibliche Folge eines durch Kraft und Gewandtheit herbeigeführten und glücklich benützten flüchtigen Augenblicks des Stillhaltens, geben dem Bilde Leben und Energie in wunderbarem Masse.» Dass dieses Lob der Gruppe, so weit sie von den drei Hauptfiguren und dem Stier gebildet wird, zukommt, wird niemand bestreiten, aber die Schattenseite des Kunstwerks hat der berühmte Erklärer selbst bezeichnend angedeutet, indem er es ein Werk der Virtuosität nennt und an einer andern Stelle den Tadel gelten lässt, dass diese Art von Kunst ihr Augenmerk nicht auf die Grösse und Tiefe der Ideen, sondern auf das Ausserordentliche der Erscheinung richte, dass man in ihren Werken nicht den geistigen Gehalt, sondern das Künstlerische aufzusuchen habe. Schon im Laokoon zeigt die rhodische Kunst eine Entwicklungsstufe, auf welcher die Kunst sich selbst überbietet und die Schwierigkeiten nicht bloss willkommen heisst, sondern geflissentlich aufsucht, um in der wundervollen Durchführung der Kunstabsicht einen Triumph zu feiern, der den Gehalt der Darstellung fast in Schatten stellt. In der Gruppe des farnesischen Stiers, bei welcher man das Wissen um die Verschuldung der Dirke von aussen mitbringen muss oder vielmehr im Tumult des Beschauens gar keine Zeit zum Nachdenken hat, ist diese Kunst völlig seelenlos geworden. Sie kümmert sich überhaupt nicht mehr um einen innern Gehalt, selbst das Abscheulichste ist ihr ein erwünschter Gegenstand, wenn sie der Situation den Triumph der Meisterschaft abgewinnen kann, den man den beiden Künstlern zugestehen muss. Es ist die letzte Stufe einer sich selbstgefällig auf dem Gipfel der Virtuosität und Technik wiegenden Kunst, die (wenn auch die Anekdote von jenem ephesisch-athenischen Maler ein Märchen ist) im Stande wäre, einen Menschen todtzufoltern, um dem Modell ein lohnendes Resultat raffinirter Studien abzugewinnen.

Fig. **13**, **14**. Zwei Gemmen, die, übrigens nicht mit Sicherheit, als Amphiaraos und Tydeus mit dem Haupte des Melanippos gedeutet werden. Die Thebais, bemerkt Preller, enthielt Züge von einer so wilden Kühnheit, dass sie einen Eindruck von höherem Alterthum als selbst die Bilder der Ilias machen. So hat die Sage vom Tode des Tydeus etwas wahrhaft Nordisches. Nachdem Polynikes und Eteokles im Bruderkampfe geendet, beginnt der Kampf zwischen Argivern und Thebanern von Neuem, wobei Tydeus von Melanippos tödtlich verwundet wird. Athene erhält auf ihre Bitte, ihm helfen zu dürfen, von Zeus ein Heilkraut, das ihn unsterblich machen soll. Unterdessen aber hat Tydeus von Amphiaraos, durch welchen Melanippos gefallen, sich das Haupt seines Feindes erbeten, das er wie ein wildes Thier zerreisst, um das Gehirn zu schlürfen. Vor solchem Greuel wendet die Göttin schaudernd ihr Antlitz und eilt mit dem Kraute davon, auf die vom sterbenden Tydeus ihr nachgerufene Bitte die Unsterblichkeit seinem Sohne Diomedes vorbehaltend. Wenn die beiden Gemmen hieher bezogen werden dürfen, so hätte man mit Overbeck in Fig. **13** den Amphiaraos zu erkennen, der nachdenklich zögernd, weil er als Seher den folgenden Greuel voraus weiss, den abgehauenen Kopf betrachtet, und in Fig. **14** den Tydeus, der sich noch einmal aufgerafft hat und den Kopf mit dem Schwerte zu spalten beschäftigt ist. Nach einer Sage jedoch hat Amphiaraos aus Hass gegen Tydeus, in welchem er den Anstifter des unglücklichen Krieges und die Ursache seines eigenen Schicksals sah, die Greuelthat herbeigeführt. Die Thebais, in welcher dieselbe auf eine oder die andere Weise erzählt gewesen sein muss, galt im Alterthum Vielen für ein Werk Homer's und wurde von Andern wenigstens nächst der Ilias und Odyssee am höchsten gestellt.

Fig. **15**. Entführung des Chrysippos, apulisches Vasengemälde, von Overbeck edirt. Der von Laios an seinem Schüler im Wagenrennen, dem schönen Pelopssohne Chrysippos, begangene Raub wird in den Sagen verschiedentlich erzählt, indem nach der einen Chrysippos sich das Leben nimmt und Pelops über den Entführer einen Fluch ausspricht, der nachher an dessen eigenem Sohne in Erfüllung geht, nach den andern aber der Jüngling, zum Vater zurückgekehrt, von Atreus und Thyestes ermordet wird. Das Vasenbild, dem auch ein anderes im Wesentlichen sich anschliesst, stellt das Mitgehen desselben als ein freiwilliges dar. Von Laios umschlungen steht er am Bügel sich haltend auf dem vom dahinbrausenden Viergespann rasch entführten Wagen und grüsst mit einem flatternden Stück Gewandes in der Linken nach dem in der Ferne nacheilenden Pädagogen (auf dem andern Bilde ist es der Vater Pelops selbst) zurück. Die beiden Eroten, von denen der eine dem Wagen mit der Schale voraus, der andere mit Kranz und Binde nachschwebt, lassen über die Auffassung des Bildes keinen Zweifel zu. Die an der die Palästra vergegenwärtigenden Herme sitzende weibliche Gestalt ist Aphrodite oder Peitho, die ihr Werk an Chrysippos vollendet hat und nun zurückgewandt dem Pädagogen zuspricht, dessen schmerzlich an den Kopf gelegte Hand verkündigt, dass er sie, wenn auch ohne seine Zustimmung, Recht behalten lassen muss. Der Satyr, der der Entführung zuschauend dasitzt, mag etwa bedeuten, dass die Fahrt von der Palästra in Wald oder Gebirge geht, aber der Hund unter den Pferden, der eine Schlange zu fressen scheint, muss wohl oder übel auf sich beruhen bleiben.

Fig. 16. Oedipus mit dem Petasos auf dem Kopfe, zwei Lanzen in der Hand, sitzt der über ihm auf ihrem Felsen stehenden Sphinx gegenüber. Hinter ihm auf eine Lanze ohne Spitze gestützt steht ein anderer Jüngling, übereinstimmend mit sonstigen Bildern, auf welchen Oedipus in seiner Zusammenkunft mit der Sphinx ebenfalls von Gefährten umgeben ist. Gemälde auf einer Amphora.

Fig. 17. Oedipus vor der Sphinx, die mit erhobener Vorderpfote auf ihrem Felsen sitzt, zu dessen Füssen die Opfer des nicht gelösten Räthsels liegen. Oedipus schreitet auf sie zu, den Zeigefinger der rechten Hand nachdenklich an die Stirne legend und in der Lösung des Räthsels vom Menschen begriffen. Es gibt jedoch auch eine Sage, wonach er durch diese Gebärde des vorerst noch um die Lösung kämpfenden Kopfzerbrechens die Sphinx täuschte und auf die Meinung brachte, dass er damit sich selbst, den Menschen als das fragliche Thier mit der verschiedenen Zahl der Füsse bezeichnen wolle, ein Schwank von ohne eigenes Verdienst gefundener Räthsellösung, der auch in den Räthselschwänken unseres Mittelalters wiederkehrt. Das Bild ist ein zu einem Grabe in Pompeji gehöriges Relief.

Fig. 18. Blendung des Oedipus, Relief einer etruskischen Aschenkiste, ohne Zweifel nach dem Oedipus des Euripides. Von dieser Tragödie weiss man durch einen Scholiasten, dass Oedipus darin von den Dienern des Laios geblendet wurde und zwar als vermeintlicher Sohn des Polybos. Hienach scheint die tragische Steigerung bei Euripides darin bestanden zu haben, dass Oedipus erst als Mörder seines Vorgängers erkannt und bestraft wird, seine Erkennung aber als Sohn des Laios, als Mörder des eigenen Vaters und als Gemahl der eigenen Mutter erst später folgt. So zeigt denn das etruskische Bild den Oedipus auf den Knieen von zwei Dienern an den Armen gehalten, während ein dritter ihn am Schopf gefasst hat und ihm den Dolch in die Augen stösst. Kreon, der die abgetretene Herrschaft wieder übernommen hat und als Anordner der grausamen Strafe zu denken ist, steht mit dem Stabe daneben; hinter ihm sinkt seine Gemahlin entsetzt in einen Stuhl, von einer Dienerin gehalten. Von der andern Seite eilt Jokaste mit ihren beiden noch kleinen Knaben im vollen Jammer herbei, gleichfalls mit einer Dienerin, die ihr unter die Arme greift.

Fig. 19. Aussetzung des Oedipus, volcenter Vasengemälde. Das Bild zeigt einen reisigen jungen Mann, ein Kind tragend, das sich an ihn anschmiegt. Beigeschrieben sind die Namen Euphorbos und Oidipodas. Der erstere stammt vielleicht aus dem verlorenen alten Epos Oidipodia, denn während er in der griechischen Tragödie nicht begegnet, kommt bei dem römischen Tragiker Seneca, der aus jenem Epos geschöpft haben mag, der Name Phorbas als Name eines Hirten des Laios vor, der das Kind Oedipus gerettet und den Hirten des Polybos übergeben hat. Die Namensform Oedipodas oder Oedipodes weist auf den epischen Hexameter hin und findet sich demgemäss auch bei Homer, wogegen die Form Oedipus dem tragischen Jamben besser zusagte.

Fig. 20. Tod des Opheltes-Archemoros, nach einem der Reliefs in Palazzo

Spada. Es ist jenes vorbedeutende Ereigniss, das den sieben Helden auf ihrem Zuge von Argos nach Theben im Thale von Nemea zustösst. In der wasserlosen Gegend von Durst gequält, finden sie die verkaufte Königstochter Hypsipyle, die Wärterin des Königskindes von Nemea, die, ihnen eine Quelle zu zeigen, das Kind auf Eppich niederlegt, bei ihrer Zurückkunft aber dasselbe von einer Schlange getödtet findet. Nachdem die Helden diese erlegt, verkündigt der Seher Amphiaraos seinen Genossen aus dem Tode des Kindes Opheltes ihr eigenes künftiges Schicksal und gibt ihm den düstern Namen Archemoros, Erstling der Geschicke, worauf ihm zu Ehren die nemeischen Spiele gestiftet und von den sieben Helden sofort zuerst gefeiert werden. Das Bild zeigt das Kind getödtet und von der Schlange umringelt, die den Kopf gegen das mit Speeren herbeieilende Heldenpaar erhebt, hinter deren einem Hypsipyle sich der Verzweiflung überlässt. Sie hat den Wasserkrug auf den Boden fallen lassen, dessen steinige, unfruchtbare Beschaffenheit deutlich hervorgehoben ist. Im Hintergrunde ist der nemeische Zeustempel dargestellt, in dessen Giebelfelde ein auf die Kampfspiele hindeutender Siegeskranz sichtbar wird.

Fig. **21**. Amphiaraos' Niedergang, berühmtes Relief, 1842 in der Nähe von Oropos gefunden, wo, wie oben gesagt, ein Tempel des Amphiaraos stand. Nachdem Eteokles und Polynikes im Zweikampfe gefallen, wird am Ismenos die Schlacht zwischen den Thebanern und Argivern erneuert, aber Zeus sendet diesen einen panischen Schrecken und der Rest ihrer Führer fällt bis auf Adrastos und Amphiaraos, von welchen der Erstere auf seinem Wunderrosse Arion nach Argos entkommt, der Letztere aber, da sein Wagen von Periklymenos verfolgt zur Flucht nach dem Ismenos wendet, plötzlich, noch ehe der Wurfspeer des Verfolgers ihn treffen kann, mit Wagen und Wagenlenker in die von Zeus mit dem Blitze gespaltene Erde versinkt. Den Wagenlenker Baton, der wie Amphiaraos von dem Seher Melampus abstammte und gleich ihm zu Argos ein Heiligthum hatte, haben wir unter Fig. **10** kennen gelernt. Er erscheint auf dem Relief in etwas veränderter Auffassung, aber im gleichen Altersverhältniss zu dem jungen Helden, dem er die Rosse lenkt. Dieses schöne und geistreiche Bild ist ausführlich in einer Beschreibung Welcker's geschildert, von welcher Overbeck (Gallerie heroischer Bildwerke) einen Auszug gibt. «Von dem gemässigt galoppirenden Viergespann, dessen vorderstes Pferd von dem aufsteigenden Dunst des Todtenreichs wie gelähmt erscheint, während die andern vor ihm, jedoch ohne Heftigkeit, scheuen, wird der Wagen dem nicht physisch dargestellten, nur in seiner Wirkung zu ahnenden Erdschlunde entgegengeführt. Auf dem Wagen steht Amphiaraos in vollster Blüthe der Jugend und männlichen Schönheit; als ob ihn Schwindel erfasse, wie ihn der Hauch der Unterwelt berührt, hat er den Wagenrand ergriffen, seine Kniee wanken, eine unsichtbare aber unwiderstehliche Macht zieht ihn hinunter ins Reich der Nacht, der Tod hat, wenn auch nur vorübergehend, Macht über ihn. Neben ihm steht wunderbar viel ruhiger, unempfindlicher sein Wagenlenker Baton, der bärtige Alte neben dem herrlichen Jüngling, der unendlich viel Materiellere neben dem ganz von Geist Durchdrungenen in höchst bedeutendem Contrast. Auch auf ihn wirkt die Nähe des sich öffnenden Reiches der Tiefe, aber ganz anders als auf seinen Helden: seine geistige Thätigkeit ist getheilt, er versieht sein Amt, indem er wie mechanisch die Zügel der Pferde noch festhält, und doch ist er weit entfernt, etwa mit rascher Wendung, mit angestrengter Kraft und Kunst zu versuchen, dem Verderben auszuweichen, nicht einmal der Blick ist nach vorn gerichtet, sondern er ist dem wankenden Amphiaraos zugewendet, ohne so auf ihn fixirt zu sein, dass wir ein helfendes Unterstützen als Folge erwarten. Feiner konnte der Künstler den Unterschied der beiden Charaktere nicht ausdrücken, und schwerlich lässt sich ein zweites Motiv der Composition ersinnen, in welchem sich die ganze Bedeutung des Ereignisses so klar und so tief ausspräche, wie in diesem schwindelnden Zusammensinken des Amphiaraos und in dieser halb unwillkürlichen Theilnahme des Wagenlenkers, welche auch unser Gefühl ganz auf den Helden zurücklenkt. Es weht uns ein Geisterhauch aus diesem wundervollen Bildwerk entgegen, und wie wir hier die lähmenden Schauer des Todes über dies volle Leben gleiten sehen, werden wir inne, dass nur die stumme Poesie der bildenden Kunst einen solchen Moment ganz auszudrücken fähig ist.»

Fig. **22**. Kampf um die Mauern Thebens, etruskische Aschenkiste. Die Hauptfigur ist Kapaneus, der am Elektrischen Thore stürmend und von Zeus' rächendem Blitze getroffen, köpflings mit der zerbrochenen Leiter zu Boden stürzt, ein Anzeichen für seine sechs Genossen, dass sie vergebens dem Willen der Götter zuwider handeln.

Fig. **23**. Manto oder Kassandra vor Apoll, pompejanisches Wandgemälde. Die Epigonen, d. h. die Söhne der fruchtlos gegen Theben gezogenen Sieben, beschliessen ihre Väter zu rächen, und dieser zweite Krieg ist in allen Punkten das Widerspiel des ersten. Die Thebaner werden bei Glisas geschlagen. Auf den Rath ihres Sehers Tiresias knüpfen sie Friedensunterhandlungen an und benutzen die Frist, in heimlicher Flucht aus der Stadt abzuziehen, die sie den Feinden überlassen. Diese dringen ein und sammeln die Beute, als deren Schönstes, das sie dem pythischen Gotte zu weihen gelobt, sie die Tochter des Tiresias, Manto, erkennen und nach Delphi senden. Man hat daher die in sich versunkene Gestalt, die vor Apollon sitzt, für die trauernde Manto erkannt. Aber der Gott, der mit gekreuzten Beinen, in der Hand den Bogen nachlässig haltend, den andern Arm in den Mantel gehüllt, sich anlehnt, steht, wenn auch nicht so tief in Gedanken verloren wie die Sitzende, dennoch ebenfalls sehr in sich gekehrt, und so wird der ohnehin viel bekanntere und darum mehr zur Darstellung auffordernde Mythus von der Kassandra, für welchen sich Feuerbach erklärt, der Deutung näher liegen. Auch diese Apollspriesterin hat Anspruch auf den Lorbeerkranz und Lorbeerzweig. Der Gott verlieh ihr die Sehergabe unter der Bedingung, dass sie seine Liebe erwidere; da sie aber ihr Versprechen nicht hielt, so belegte er ihre Weissagungen mit dem Fluche, dass niemand ihnen Glauben schenkte. Fasst man diesen Moment ins Auge, so hat das Bild nichts Räthselhaftes mehr. «Apollo und Kassandra,» sagt Feuerbach, «sind beide nur mit sich selbst beschäftigt; man ahnet, dass etwas Unheimliches vorgegangen ist oder vorgehen wird; man glaubt ein peinliches Schweigen zu fühlen. Sicherlich ist Kassandra in dem Augenblicke vorgestellt, wo sie zum erstenmal die unglückliche Sehergabe in sich verspürt, deren Erwachen sich durch schwermuthsvoll brütenden Trübsinn kundgibt.»

Fig. **24**. Amphiaraos' Weissagung (sogenannter Kriegsrath der Helden gegen Theben), etruskischer in Skarabäenform geschnittener Carneol der Stosch'schen Sammlung im Berliner Museum. Nachdem König Adrast von Argos die beiden Flüchtlinge, den thebanischen Polynikes und den ätolischen Tydeus, mit seinen Töchtern vermählt, wird die Wiedereinsetzung des ersteren der beiden Prätendenten in sein Reich beschlossen und der Zug gegen Theben unternommen, welchem sich noch der arkadische Parthenopäos, Meleager's und Atalanten's Sohn, und von Argos Kapaneus, Hippomedon und Amphiaraos anschliessen, und zwar dieser, Adrast's Schwager und Mitregent, der als Seher den üblen Ausgang des Unternehmens vorher weiss, durch Verrath seiner von Polynikes mit dem Schmuck der Harmonia bestochenen Gemahlin Eriphyle zur Theilnahme genöthigt. Die bewundernswerthe alte Gemme, die in der so kleinen Abbildung um etwas mehr als das Doppelte vergrössert wiedergegeben ist, zeigt von den sieben Helden fünf versammelt, deren Namen auf dem Original beigeschrieben sind. Amphiaraos (Amphtiare) sitzt, mit einem Widderfell umhüllt, wie diejenigen, die in historischer Zeit sein Orakel befragten, in der Mitte zwischen Polynikes (Phulnices) und Parthenopäos (Parthanapae), welche gleichfalls sitzen, jener das gesenkte Haupt in die Hand gestützt, dieser in den Mantel gewickelt und mit den Händen das übergeschlagene Knie umfassend, beide in der Haltung der Trauer. Hinter ihnen stehen Tydeus (Tute) die Lanze haltend und Adrastos (Atresthe) im Aufbruch begriffen. Die Erklärung, wonach das Bild eine Berathung der Helden vorstellen soll, ist zuerst von Winckelmann gegeben worden; man hilft sich dabei wegen der Fünfzahl mit der Annahme, dass Kapaneus und Hippomedon aus Mangel an Raum weggelassen worden oder dass zur Zeit, da die Gemme geschnitten wurde, nur fünf Heroen als die ersten Anführer gegen Theben bekannt gewesen seien. Aber die Haltung der drei sitzenden Figuren, welche nicht bloss «wegen der Wichtigkeit ihres Vorhabens in tiefes schwermuthsvolles Nachdenken versunken sind» (Winckelmann), verlangt eine nähere und inhaltsvollere Beziehung, daher man in der Hauptsache der Welcker'schen Deutung wird beipflichten müssen, die in dem Bilde eine Weissagung des Amphiaraos erkennt. Nur lässt Welcker dieselbe im Hause des Adrast vor dem Auszuge des Heeres und in Gegenwart der besonders bedeutsamen oder interessirten Personen geschehen, wobei die Auswahl der fünf abermals sich nicht ganz befriedigend zurechtlegen lässt und die Unschicklichkeit, dass Adrast, der regierende König und Führer des Zuges, in seinem Hause vor dem sitzenden Parthenopäos steht, durch die Annahme beseitigt werden muss, dem Steinschneider sei eine Namensverwechslung begegnet, ein Versehen, das möglich ist, aber nicht zu erweisen steht. Die Fünfzahl der Helden wird durch die Deutung von Antonioli und Stephani vollkommen erklärt. Es sind die Fünf, die bei dem für Archemoros gestifteten ersten nemeischen Kampfspiele Sieger blieben. Die Weissagung des Amphiaraos ist somit jene, die im Thale von Nemea unter erschütternden Umständen wiederholt wurde und hier in ihren Wirkungen dargestellt ist. Der Seher selbst sitzt mit gesenktem Haupte, in den Tiefen der Zukunft lesend. Am stärksten wirkt sein Spruch, wie billig, auf Polynikes, der sein heimisches Reich auf immer mit dem Leben verlieren und dazu noch seine Genossen ins Verderben mitreissen soll. Parthenopäos, der jugendliche, der recht die Gesammtheit der zum Opfer geweihten Jugend vertritt, ist ebenfalls ergriffen: «wenn aber so der Menschheit Kraft und Gluth dahinfährt ohne Wiederkehr, dann bebt ein menschlich Herz»; sein Jugendmuth wird sich jedoch bald in das zu finden wissen, was unwiderruflich beschlossen ist. Diesen Beschluss deutet das Aufbrechen des Adrastos an, dessen Rang eben hiedurch noch sprechender als durch Sitzen bezeichnet ist; er ist der Oberfeldherr, und wenn er fortstürmt, so bedeutet das, dass die Loosung Vorwärts heisst. Tydeus, der wie Adrast behelmt und kriegergerüstet erscheint, der wildeste und entschlossenste der Sieben, hat den Beschluss herbeigeführt und bereitet sich dem Heerkönige zu folgen: in seiner Haltung ist er sichtbar als Gegensatz des kummervollen Sehers aufgefasst. Gerade so wird er ihm demnächst am Ismenos wieder gegenüber stehen, um seine letzte Warnung durch Beschuldigungen zunichte zu machen.

Fig. **25**. Amphiaraos' Auszug, altes grossgriechisches Vasenbild in Neapel. Durch Entdeckung seines Verstecks oder durch Missbrauch des ihr vertragsmässig zukommenden Schiedsrichteramts treibt die bestochene Eriphyle ihren Gemahl Amphiaraos zur Theilnahme an dem verderblichen Unternehmen; scheidend befiehlt er seinem Sohne Alkmäon, ihn zu rächen, was auch später vor oder nach dem Epigonenkriege an dem als Mutter wie als Gattin verrätherischen Weibe vollzogen wird. Unter den Bildern des uralten Kypseloskastens war die Abfahrt des Sehers dargestellt, Baton die Zügel haltend, Amphiaraos mit dem einen Fuss auf den Wagen tretend und das blosse Schwert in der Hand sich gegen Eriphyle zurückwendend, als ob er sich kaum halten könnte, seinen Zorn an ihr auszulassen. Das Vasenbild ist etwas friedlicher. Hier stehen Amphiaraos und Baton ruhig auf dem Wagen, ersterer durch die Beischrift bezeichnet und ein Bein im Wappen führend. Die Frau, die mit gesenktem Blick das lange Gewand emporhebt, muss also Eriphyle sein. Die neben ihr befindliche Inschrift Kalops mag auf ihre Schönheit gehen, wie denn die Vasenbilder oft die Namen ihrer Helden und Heldinnen hinter Beinamen verstecken; nach anderer Lesung aber ist es das abgekürzte gewöhnliche καλος ὁ παις.

Fig. **26**. Amphiaraos' Abschied von Eriphyle, auf einer Hydria von Vulci. Ueber dem Abschied nehmenden Helden steht nach Overbeck rückläufig «Amphiaraos» geschrieben, so dass über seine Person, wie über die ihm gegenüberstehedde Frau, welcher er die Hand drückt, kein Zweifel sein kann. Es ist übrigens auf allen vorhandenen Darstellungen dieses Gegenstandes das einzige Beispiel, dass Amphiaraos von seiner Gattin freundlichen Abschied nimmt, und müsste sich etwa auf die Dichtung des Stesichoros beziehen, nach welcher Eriphyle nicht aus eigentlichem Verrath, sondern aus Vaterlandsliebe ihren Gemahl in den Krieg trieb, so dass er, obgleich seinen Untergang voraussehend, doch versöhnt von ihr scheiden könnte. Der Greis auf der einen Seite möchte als sein Vater Oikles und der Jüngling auf der andern als sein Sohn Alkmäon (da die Jugend der Figur an Baton zu denken verbietet), die kleinere weibliche Figur hinter Eriphyle aber für eine Tochter zu nehmen sein. Die Haltung der beiden Eckfiguren ist übrigens räthselhaft, daher Overbek vermuthet, dass sie, wie auf andern Vasenbildern geschehen, ungeschickt aus einer grösseren Composition herausgenommen seien.

Fig. **27**. Angeblicher Kapaneus, Relief in Villa Albani. Der nackte, bärtige, im heroischen Charakter dargestellte Krieger mit dem argolischen Schilde und der Stirnbinde um das Haupt ist in das rechte Knie gestürzt und greift nach der Todeswunde im Nacken, wo ihn ein Pfeil getroffen haben mag. Dieses Zurückgreifen, «als ob er einen Schlag an den Hinterkopf bekommen hätte,» brachte Winckelmann auf den Gedanken, dass der vom Blitz des Zeus getroffene Kapaneus gemeint sei, aber dann müsste der Blitzstrahl angedeutet sein, und in den Zügen des sterbenden Helden ist nichts von dem wilden Uebermuthe zu finden, der dem Zeus selbst zu trotzen wagte.

Fig. **28**. Bruderkampf des Eteokles und Polynikes, Aschenkiste im etruskischen Gregorsmuseum des Vatican. Der Zweikampf der beiden Brüder, durch welchen der Streit um Theben entschieden werden sollte und worin beide einander tödteten, war schon an dem berühmten von den Kypseliden in den olympischen Heratempel gestifteten Kasten dargestellt: Polynikes ins Knie gesunken und von

Eteokles bedrängt, hinter Polynikes eine weibliche Gestalt mit Zähnen eines wilden Thieres und langen Nägeln, als Todesgottheit durch die Beischrift Ker bezeichnet. In den späteren Darstellungen dieses Kampfes, deren jedoch keine griechischen mehr übrig sind, ist die Stellung des Polynikes beibehalten, statt der Einen Ker aber sind Furien dargestellt, die sie beiderseits zum Kampfe treiben.

Fig. **29**. Auswanderung der Thebaner mit Tiresias, Relief. Der Seher Tiresias, der dem kadmeischen Labdakidenhause gegenüber die Opposition der Spartergeschlechter und besonders das Orakelpriesterthum Apoll's vertritt, ragt mit seinem langen Leben bis in den Epigonenkrieg hinein, in welchem er, wie schon erwähnt, seinen Mitbürgern die Flucht anräth und mit ihnen auswandernd an der Tilphusaquelle stirbt. Nach einer andern Sage wird er von den Epigonen wie Manto gefangen und dem delphischen Gotte geschickt, trinkt unterwegs an der Quelle der Tilphusa, wo dann gleichfalls sein Tod und sein Begräbniss erfolgt. Winckelmann, der das Relief edirte, hielt es für eine Ausstossung des blinden Oedipus; es stellt aber offenbar eine Auswanderung dar, und so wird man mit Zoëga ungezwungen an die Flucht der Thebaner denken können, die nach der Schlacht von Glisas mit ihrem blinden Seher aus der Heimath ziehen.

Fig **30**. Hauptbegebenheiten der Thebais, Relief der Villa Panfili in Rom. Das Bild zerfällt in ein grosses Mittelstück und zwei Seitengruppen. Die eine derselben, die in der linken Ecke, bezieht sich auf das Ereigniss von Nemea: Hypsipyle, durch Hängebrüste als alte Frau bezeichnet, kniet gnadeflehend vor einem Mann und einer Frau, die als Lykurgos und Eurydike, die Eltern des Opheltes-Archemeros, anzusehen sind und von Zwei der Sieben angesprochen werden, eine Hindeutung auf die Versöhnung der verwaisten Eltern durch die Einsetzung der nemeischen Spiele. Das Mittelstück enthält die Hauptscenen aus dem Kampf um Theben. Den Mittelpunkt derselben bildet im Vordergrunde Amphiaraos' Niederfahrt, durch die er zum Gotte wird; die Erde ist dabei in der so oft wiederkehrenden Weise durch die am Boden liegende weibliche Gestalt bezeichnet. Links davon erscheint der riesige Kapaneus sich auf die Sturmleiter schwingend, hinter ihm Tydeus mit gezogenem Schwerte, der die kühnsten Thaten in jenem Kampfe verrichtete; rechts ist der Bruderkampf dargestellt, und im Hintergrunde der Mitte, hinter Amphiaraos, sieht man den Scheiterhaufen der Erschlagenen. Die Gruppe der rechten Ecke stellt Antigone dar, wie sie, hier abweichend in Begleitung ihrer Schwester oder ihrer Schwägerin Argeia, den Leichnam ihres Bruders Polynikes zu der vom Staatsgesetze verbotenen Bestattung trägt, jene Schlusstragödie, in welcher wir bei Sophokles das Haus des Oedipus erlöschen und seines Gegners Kreon Haus veröden sehen.

Fig. **31**. Sarkophag aus Tarquinii im gregorianischen Museum des Vatican. In der Mitte des Reliefs ist der Bruderkampf ähnlich wie Fig. **28** dargestellt. Auch die Furien mit den Fackeln kehren auf diesem etruskischen Bilde wieder. Hienach müssen die beiden Jünglinge zunächst an den hetzenden Furien noch einmal die beiden Brüder sein, der eine allein, der andere seinen Vater Oedipus führend, aus dessen Fluch das Verhängniss des Brudermordes erwachsen ist. Die Gruppe in der rechten Ecke scheint Eteokles und Polynikes vorzustellen, den ersteren im Besitze der Herrschaft thronend, aber niedergeschlagen, den letzteren heftig sein Recht auf den Wechselbesitz des Thrones verfechtend. Die auf dem Felsen sitzende weibliche Gestalt in der linken Ecke ist räthselhaft, muss aber der ganzen Zusammenstellung gemäss zur Familie gehören, dürfte somit am einfachsten als Antigone zu nehmen sein, die zur Strafe für die Bestattung des geächteten Bruders in die Felsenkluft verschlossen wurde, welche man hier angedeutet sehen mag.

Bilderquellen: Tafel IV. Fig. 1. Millin, Gall. myth. 396. Fig. 2 a. Galeria reale di Firenze, Serie IV. Stat. I, 1. aa. Ebds. b c. Clarac IV, pl. k l. Gal. 9. d e f. Gal. 3. und 4. g. Gal. 2. h. Gal. 10. i. Gal. 13. m. Clarac M. de Sc. IV. n. Gal. II, tav. 78. o. Müller, Denkmäler XXXIV E. Fig. 3. Millin, mon. ined. II, 26. Fig. 4. Zoëga, Bassirilievi ant. I, 2. Fig. 5. Tölken IV, 34. Fig. 6. Tölken, Verzeichniss Cl. IV, 9. Fig. 7. Quatremère de Quincy Jupiter Olympien pl. 17. nr. 23. Fig. 8. Cadalvène, Recueil de médailles grecques p. 166. 1. Fig. 9. MPCl. IV, 17. Fig. 10. Grüneisen, altgr. Bronze des Tux'schen Cab. in Tübingen. Fig. 11. Tölken IV, 12. Fig. 12. Reveil Musée de peinture et de sculpture, nr. 328. Fig. 13. Overbeck, Gallerie historischer Bildwerke t. V, 6. Fig. 14. Ebds. t. V, f. 10. (nr. 51). Fig. 15. Ebds. Taf. I, 2. Fig. 16. Ebds. t. 1, Fig. 13. Fig. 17. Mazois Ant. de Pompéi I, 26. Fig. 18. Micali, Antichi monumenti. Fig. 19. Mon. dell' Inst. II, tav. XIV. Fig. 20. Braun, 12 Rel. aus Pal. Spada. t. 6. Fig. 21. M. I. d. Inst. IV. tav. 5. Fig. 22. Micali, Antichi monumenti tav. XXIX. Figur 23. Mus. Borb. VII, 19. Fig. 24. Winckelmann Werke VII, Taf. 2 A. Fig. 25. Müller Denkm. XIX nr. 98. Fig. 26. Mon. ined. d. Inst. III, 54. Fig. 27. Zoëga, Bassir. I, 47. Fig. 28. Mus. Etr. Gregor. I, tv. 93, 3. Fig. 29. Winckelmann, m. i. 109. Fig. 30. Raoul Rochette, Mon. inéd. 67 A. Fig. 31. Sarkophagr. M. E. Greg. I, 96, 3.

Nachtrag zu S. 166, Z. 4 v. u. etc. Die daselbst ausgesprochene Auffassung dürfte doch nicht unbedingt festzuhalten sein, zumal das Relief als Copie einen Abschnitt aus einer grösseren Composition gebildet haben könnte, welche die herabschwebende Göttin mit enthielt.

# IV. Anhang.

## Leben Jesu.

In der Periode, mit welcher man die Geschichte des Alterthums abzuschliessen pflegt, steht das Christenthum, aus dunkeln Anfängen hervorgetreten, bereits in weltgeschichtlicher Macht und Wirkung da. Die theologische Streitfrage, deren Gegenstand diese Anfänge bilden, setzen wir hier als bekannt voraus. Auch die christliche Kunst, für welche der nächste Band die nach der Zeitfolge der Entwickelung geordneten Belege liefern wird, dürfte in diesem eine passendere Stelle der Besprechung finden. Wir glauben uns deshalb bei den vom Herausgeber hier angeschlossenen vier Tafeln, welche den letzten Jahrhunderten unserer neueren Kunstgeschichte angehören, auf das kürzeste Inhaltsverzeichniss beschränken zu sollen.

### Tafel I.

1. Mariä Verkündigung nach Tizian.
2. Geburt Christi nach Correggio.
3. Anbetung der Hirten nach Guido Reni.
4. Anbetung der Weisen nach Rafael.
5. Darstellung im Tempel nach Fra Bartolomeo.
6. Flucht nach Egypten nach Van der Werff.
7. Heilige Familie nach Rafael.
8. Heilige Familie nach Correggio.
9. Heilige Familie nach Rafael.
10. Heilige Familie nach Rafael.
11. Taufe Christi nach Rafael.

### Tafel II.

1. Christus im Tempel nach Salvator Rosa.
2. Christus segnet die Kinder, nach H. Hess.
3. Heilung einer Kranken nach P. Veronese.
4. Christus am Teich zu Bethesda nach Murillo.
5. Christus, Blinde heilend, nach N. Poussin.
6. Auferweckung von Jairi Töchterlein nach Overbeck.
7. Bergpredigt nach Begas.
8. Christus und die Samariterin nach P. Veronese.
9. Hochzeit zu Cana nach P. Veronese.
10. Christus bei Simon nach Subleyras.

11. Christus und die Ehebrecherin nach Varotari.
12. Der wunderbare Fischzug nach Rafael.
13. Verklärung Christi nach Rafael.
14. Auferweckung des Lazarus nach Jouvenet.

## Tafel III.

1. Einzug in Jerusalem nach F. Overbeck.
2. Vertreibung der Krämer aus dem Tempel nach Jouvenet.
3. Abendmahl nach Leonardo da Vinci.
4. Christus am Oelberg nach Carlo Dolci.
5. Christus vor Pilatus nach Camuccini.
6. Dornenkrönung nach Van Dyck.
7. Kreuztragung nach Rafael.
8. Christus am Kreuz nach Cornelius.
9. Kreuzabnahme nach Daniel von Volterra.
10. Klage über den Leichnam Christi nach Andreas del Sarto.
11. Grablegung Christi nach Rafael.
12. Auferstehung nach F. Overbeck.
13. Christus bei seinen Jüngern am See Tiberias nach Rafael.

Bilderquellen: Taf. I. 1. **Mariä Verkündigung.** Gemälde v. Tizian. (Nach der Radirung von Valentin Lefebre.) 2. **Geburt Christi,** von **Correggio.** (Das Gemälde befindet sich in der Galerie zu Florenz.) Galeria di Firenze, Serie I, Vol. 1. tab. 4. 3. **Anbetung der Hirten,** von G. Reni. Nach dem Stich von Fr. de Poilly. 4. **Anbetung der Weisen,** von **Rafael.** (Loggiengemälde nach dem Stich von P. Aquila.) 5. **Darstellung im Tempel,** von Fra Bartolomeo. Nach dem Stich von Massard. 6. **Flucht nach Egypten,** von Van der Werf. Nach dem Stich von Avril père. 7. **Heilige Familie,** von Rafael. Nach dem Stich von **M. Desnoyers.** 8. **Heilige Familie,** von Correggio. Nach dem Stich von G. Faccioli. 9. **Heilige Familie,** von Rafael. Nach dem Stich von G. Rousselet. 10. **Heilige Familie,** von **Rafael.** Nach dem Stich von N. de Larmessin. 11. **Taufe Christi,** von **Rafael.** (Loggiengemälde.) Landon: Vies et oeuvres etc.

Bilderquellen: Tafel II. 1. **Christus im Tempel,** n. Salv. **Rosa.** Gemälde im Museum zu Neapel. Mus. Borb. I, 15. 2. **Christus, die Kinder segnend,** n. Heinr. Hess. Raczinsky: Geschichte der neueren deutschen Kunst. 3. **Heilung eines Kranken,** Gemälde von P. Veronese. Nach dem Stich von F. Blaschke. 4. **Christus am Teich zu Bethesda,** von Murillo. Réveil, Musée nr. 262. 5. **Christus, Blinde heilend,** von N. Poussin. Nach dem Stich von Louis Audran. 6. **Auferweckung von Jairi Töchterlein,** Zeichnung von F. Overbeck. Bei Raczinsky III, pag. 534. 7. **Bergpredigt,** von **Begas.** („Selig sind die reines Herzens sind".) Kupferstich bei Raczinsky. 8. **Christus und die Samariterin,** von Veronese. Nach der Radirung von Lefebre. 9. **Hochzeit zu Cana,** von P. Veronese. Nach dem Stich von Louis Jacob. 10. **Christus bei Simon,** von Subleyras. Gemälde im Louvre. Nach der Originalradirung des Meisters. 11. **Christus und die Ehebrecherin,** von Varotari. Nach Réveil Musée nr. 848. 12. **Der wunderbare Fischzug,** von Rafael. Nach dem Stiche von N. Dorigny. 13. **Die Verklärung,** von Rafael. Nach dem Stiche von **R. Morghen.** 14. **Auferweckung des Lazarus,** von Jouvenet. Nach dem Stiche von Jean Audran.

**Bilderquellen:** Taf. III. 1. Einzug in Jerusalem, von F. Overbeck. Aus dem Werke: Darstellungen aus den Evangelien nach 40 Originalzeichnungen von F. Overbeck. Im Besitze des Freiherrn Alfred v. Lotzbeck. Düsseldorf, Verlag von W. Schulzen. 2. Vertreibung der Krämer aus dem Tempel, von Jouvenet. Nach dem Stiche von J. Audran. 3. Abendmahl, von L. da Vinci. Nach dem Stich von R. Morghen. 4. Christus am Oelberg, von Carlo Dolci. Nach: Etruria pittrice ovvero storia della pittura Toscana II, 110. 5. Christus vor Pilato, von Camuccini. „Vita di Nostro Signor Gesù Christo, espressa in litografia dal cavalière Vincenzo Camuccini. 6. Dornenkrönung, von Van Dyk. Nach dem Stiche von Sch. à Bolswert. 7. Kreuztragung, von Rafael. Nach dem Stiche von Toschi. 8. Aufrichtung des Kreuzes, von Rubens. Nach dem Stiche von Masquelier. 9. Kreuzabnahme, von Dan. Ricciarelli von Volterra. Nach dem Stiche von N. Dorigny. 10. Klage über den Leichnam Christi, von Andreas del Sarto. Nach dem Stiche von Forster. 11. Grablegung, von Rafael. Nach dem Stiche von Amsler. 12. Auferstehung, von F. Overbeck. 40 Darstellungen etc. 13. „Weide meine Schafe.“ Rafael'scher Carton. Nach dem Stiche von N. Dorigny.

## Erste Verbreitung des Christenthums.

Die nachfolgenden vier Darstellungen sind den Cartons entnommen, welche Rafael für die Wandtapeten der sixtinischen Kapelle gezeichnet hat. Zu ihrem Verständniss genügt es, auf die biblischen Texte zu verweisen.

1. **Tod des Ananias**, Apostelgeschichte Cap. 5.
2. **Erblindung des Elymas**, Apostelgeschichte Cap. 13, 6—12.
3. **Paulus und Barnabas zu Lystra**, Apostelgeschichte Cap. 14, 6—20.
4. **Predigt des Paulus zu Athen**, Apostelgeschichte Cap. 17, 15—34.

**Bilderquellen:** Tafel IV. Erste Verbreitung des Christenthums. Sämmtliche Darstellungen zu den sogenannten Rafael'schen Cartons gehörig, nach den Stichen von N. Dorigny.

# Register

## zu Band I., Abtheilung 2.

## Lebensbilder aus dem klassischen Alterthum. Götter- und Heroenbilder.

NB. Die Lebensbilder sind ohne besondere Bezeichnung aufgeführt; die Götterbilder durch ein vorgesetztes **G**, die Heroenbilder durch **H** unterschieden. Die **römische** Ziffer bedeutet die **Tafel**; die **arabische** Ziffer die **Figur**; **p.** die **Seite des Textes.**

Abführen VII b. 22. p. 79.
Abschied (oder Ankunft?) X. 4. p. 114; einiger Krieger X. 5. p. 114; Hektor's von Priamos X. 3. p. 114; von den Todten XIX. 38. p. 247; vor dem Tode XIX. 28. p. 245.
Abundantia G. XII. 50. p. 343.
Abzugskanäle II. 40. p. 251.
Acerra I. 51. p. 13.
Acheloos H. I. 23. p. 351.
Achilles und Memnon X. 12. p. 117; — verbindet den Patroklos X. 28. p. 119.
Acisculus II. 147. p. 254.
Acta diurna XV. 28. p. 202.
Adler, Feldzeichen p. 133.
Admet H. III. 23. p. 362.
Adonis G. VI. 31. 32. 33. p. 310.
Adorante VII b. 1. p. 73; XV. 11. p. 199.
Adrastos H. IV. 24. p. 378.
Aedicula I. 24. p. 9.
Aegeus H. II. 11. p. 355.
Aegineten X. 29. p. 121 ff.
Aequitas G. XII. 49. p. 343.
Aesculapopfer IV. 19. p. 19.
Aesopus, tragischer Schauspieler V. 12. p. 40.
Aethra H. II. 11. p. 355.
Agathos Daimon G. XII. 40. p. 342.
Agave G. IX. 40. p. 324; H. III. 12. p. 360.
Agger III. 21. p. 256.
Agonisten p. 70.
Ahle II. 114. p. 253.
Aiora oder Aletides XVI. 43. p. 217.
Akontist VIII. a. 17. p. 82.
Aktäon G. III. 17. 18. 28. 29. p. 296. 297.
Alabastron III b. 100. p. 266.
Alchymie p. 239.
Aldobrandinische Hochzeit XVII. 13. p. 226.
Alektryomantie p. 215.
Alites p. 22.
Alkestis' Tod H. III. 23. p. 362.
Alkmäon H. IV. 26. p. 379.
Allocutio XI a. 14. p. 157.
Altar I. 13. 30. 32. 44. 62. p. 10 ff.; III b. 52. p. 265.
Alter V. 35. p. 45.
Althäa V. 32. p. 44; H. II. 10. p. 351.
Amazone H. II. 8. p. 353; III. 17. 21. p. 361 f.
Ambarvalia p. 23.
Ambivius Turpio V. 30. p. 43.
Ambos II. 118. p. 254.
Amor s. Eros.
Ampelos (und Dionysos) G. VIII. 18. p. 316; IX. 37. p. 323.
Amphiaraos H. IV. 8. 13. p. 370. 374; Abschied von Eriphyle IV. 26. p. 379; Auszug IV. 25. p. 379; Niederfahrt IV 21. 30. p. 376. 380; Weissagung IV. 24. p. 377.

**Amphion** H. IV. 12. p. 372
**Amphiprostylos** I. 6. p. 5.
**Amphitheater,** flavisches IX b. 1; von Pola I. 97. 110; von Pompeji I. 120. p. 97.
**Amphitrite** G. I. 29. 32. 41. p. 278 f.
**Amphora** II. 135. 136. p. 254; III b. 99. 118. 120. p. 266 f.
**Ampulla** II. 14. p. 251; III b. 111. p. 267.
**Amykos** H. III. 25. p. 363.
**Amymone** G. I. 46 p. 280.
**Anabaten** p. 87.
**Anadyomene** G. V. 7. 10. 14. 17. 22. p. 306 f.; VI. 11. p. 309.
**Anathemata** p. 10
**Ancilia** IV. 22. p. 20.
**Ancona,** Hafen XIV. 22. p. 192.
**Andria,** Scene aus, V. 35. p. 45.
**Andromeda** H. II. 5. p. 353; III. 5. p. 358.
**Anker** XIV. 4. 5. p. 192.
**Antäos** H. I. 19. p. 351.
**Anten** p. 5.
**Anteros** G. X. 35. p. 329.
**Antigone** H. IV. 30 p. 380; Parodie (Lebensb.) V. 27. p. 42.
**Antiope** H. II. 1. p. 352; III. 1. p. 358; IV. 12. p. 372.
**Antoninssäule** s. Marc Aurel's Säule.
**Apex** IV. 22. 23. p. 20.
**Aphlaston** p. 191.
**Aphrodite** IV. 9. p. 16; G. V. 1 fff. VI. 1 ff. p. 304 ff.; H. III. 12. p. 360; IV. 15. p. 374; — und Ares G. IV. 33 p. 303.
**Aplustre** XIV. 2. 7. p. 191.
**Apobaten** p. 87.
**Apodyterium** II. 42. p. 238.
**Apollon** G. II. 23. 24. 28—36 p. 286 ff.; III. 2—9. 11—14. 22. p. 291 f. 297; H. IV. 4. 9. p. 369 f.; IV. 23. p. 377.
**Apollonsopfer** IV. 4. p. 15.
**Apotheose** XIX. 36. 37. p. 246.
**Apoxyomenos** IX. 1. 2. p. 74.
**Arca** III. (2) 22. p. 258; III b. 59. p. 265.
**Archemoros auf dem Todtenbette** XIX. 22. p. 245.
**Architekt** XV. 23. p. 200.
**Arcula** I. 23. p. 13; II. 169. p. 255.
**Arena** p. 98.
**Ares** G. VI. 12. 16 fff. p. 309.
**Argeia** H. IV. 30. p. 380.
**Argo,** Bau der, XV. 8. p. 199.
**Argonauten** H. III. 25. p 363.
**Argos** G. I. 13. p. 273; VII. 24. p. 312; — von Hermes getödtet VII. 20. 34. p. 312. 313.
**Ariadne** VI b. 6. p. 63; G. VIII. 22 ff. p. 317; IX. 27. 38. p. 322 f.; — Hochzeitzug IX. 35. p. 323; — H. III. 26. p. 363.
**Aries** III. 37. p. 257.
**Aristion** X. 2. p. 113.
**Arkesilas** XIV. 28. p. 194.
**Armschienen** III. 33. p. 256
**Armschmuck** III b. 6. 23. 30. 31. p. 263 f.
**Armstuhl** III b. 61. 66. p. 265.
**Arrhachion** p. 84.
**Arsinoë** H. III. 12. p. 360.
**Artemis** VI b. 6. p. 62; G. III. 11. 15. 16. 19 fff. p. 295 ff.; H. IV. 4. 9. p. 369 f.
**Aryballos** III b. 77. p. 266.
**Arzneibüchse** III b. 93. p. 266.
**Arzt?** XV. 36 p. 203.
**Ascia** II. 89. 98. 127. p. 253 f.
**Asia** G. XII. 46. p. 343.
**Asklepios** XIX. 20. p. 239; G. XI. 11. 13. 15. p. 331 f.
**Aspergillum** I. 26. p. 12.
**Astragalen,** Spiel mit, XVI. 7. 23. 40. 41. p. 214 ff.
**Atalanta** H. 10. 12. 13. p. 354; III. 19. p. 362.
**Atellane** p. 48.
**Athamas und Ino** V. 15. p. 40.
**Athene** p. 6; G. IV. 2 fff. p. 299 ff.; XI. 44. p. 336.
**Athleten** VII b. 1—4. p. 69 f. 74.
**Atlantis** p. 180.
**Atlas** XI. 43. p. 335.
**Atropos** XI. 44. p. 336; XII. 27 p. 340.
**Aufbewahrungsgefäss** III b. 91. p. 266.
**Auge** V. 11. 16. p. 39.
**Augur** IV. 26. p. 22.
**Auspicien** IV. 26. p. 22.
**Auszeichnungen im römischen Heere** p. 139 f.
**Autokras** p. 232.
**Axt** II. 87. 89. 91. 92. 125. 126. p. 253 f.

**Bacchantinnen** IV. 17. p. 18; siehe Mänaden.
**Bacchischer Zug und Bacchanal** G. VIII. 31. 33. p. 318 f.; IX. 26. 32. 37. 38. p. 322 f.
**Bacchus** s. Dionysos.
**Bacchusopfer** IV. 5. 11. 13. p. 15 ff.
**Backformen** II. 54. p. 252.
**Backofen** II. 70. p. 252.
**Bäckerei** XV. 1. 2. 5. p. 197.
**Bad** XIX. 3. 5. p. 236; II. 17—19. p. 251; pompejanisches II. 41. 42. p. 251; metallische Instrumente für dasselbe II. 30. 31. p. 251; Badesitz II. 24. p. 251; II. 49. p. 265; Badgefässe III b. 124. 126. 143 p. 267 f.
**Balliste** p. 134.

Ballspiel XVI. 39. p. 216.
Ballspielerin XVI. 12. p. 214.
Barbiton I. 31. p. 57.
Basilika von Pompeji II. 5; von Verona II. 1. p. 250.
Baton II. IV. 10. p. 370. 21. p. 376.
Becher von Krystall III b. 167. p. 269.
Begraben der Todten p. 241.
Beinschienen III. 18. 28. 32. 34. p. 256.
Bellerophon III. 4. 7. 22. p. 358. 362.
Belohnungen im römischen Heere p. 139.
Belustigung im Freien XIX. 4. p. 236.
Betende Statue IV. 34. p. 24.
Bett III b. 57. 58. p. 265.
Bidens II. 86. p. 253.
Bienenkorb II. 81. p. 253.
Bildhauer XV. 22. p. 200.
Bilychnis III b. 114. 151. p. 267 f.
Bipalium II. 134. p. 254.
Bireme XIV. 11. p. 187.
Bisellium p. 30.; II. 25. p. 251; III b. 51. p. 265.
Blasebalg III b. 150. p. 268.
Blitzgrab I. 62. p. 10.
Blumenflechter XV. 17. p. 199.
Bocksopfer IV. 8. p. 16.
Boëthos XIII. 38. p. 176 f.
Bogen III. 24. 40. 43. p. 256.
Bohrer II. 138. p. 254.
Bonus Eventus G. XII. 40. p. 342.
Boreas XI. 1. 20. p. 331. 333.
Brautführung XVII. 1. 5. p. 225. 227; Fussbad der Braut XVII. 16.
Brettschaukel XVI. 42. p. 217.
Brief II. 183. p. 255.
Brode II. 49. 51. p. 252.
Brücke bei Rimini II. 43. 251.
Brunnen in Pompeji II. 48. p. 252.
Buccina I. 90. 91. p. 58.
Buchhandel p. 203 ff.
Bücherschrank II. 176. p. 255.
Büchschen III b. 21. 40. p. 264.
Bühne I. 67. p. 31.
Bulla aurea III b. 29. p. 264.

Calda XIV. 26. p. 193.
Caldarium II. 18. p. 238.
Calendarium II. 145. p. 254.
Camillus IV. 35. 36. p. 24.
Cancelli II. 15. p. 251.
Candelaber III b. 62. 115. 123. 131. 159. 161. 162. 164. p. 265. 267. 268.
Capistrum I. 99. p. 58.
Capreolus II. 88. p. 253.
Capsa II. 163. 186. p. 255.
Carceres I. 124. p. 93.
Carruca II. 81. p. 253.
Casa III (2). 28. p. 260.
Cassa III b. 59. p. 265.
Casserole III b. 139. p. 268.
Castagnetten XVIII. 2. p. 233.
Castellum II. 26. p. 251.
Castra III. 57. p. 257.
Cavaedium III (2). 18. 27. 30. p. 259 f.
Cavea im Tempel I. 23. p. 13; im Theater V. 23. p. 28. 41; des Tuchwalkers II. 123. p. 254.
Cella I. 1. p. 4.
Ceres s. Demeter.
Ceresopfer IV. 2. p. 14.
Cestus VIII a. 12. p. 83.
Chariten VI b. 5. p. 63. G. X. 7. 8. p. 326.
Charon G. XII. 29. 35. p. 341. 342.
Cheniskos XIV. 3. p. 191.
Chimära H. III. 2. 4. p. 358.
Chiron p. 210.
Chirurgische Instrumente II. 73—77. p. 252.
Chiton der Frauen III a. drittes Viertel 9. 16. 17. 20. p. 262; der Männer III a. erstes Viertel 15. 19. 22. p. 261.
Chlamys III a. erstes Viertel 2. 16. 18. p. 261.
Chloris und Zephyros G. XI. 39. p. 334 f.
Chremes V. 36. p. 43.
Chryseis H. III. 12. p. 360.
Chrysippos H. III. 12. p. 360; Entführung IV. 15. p. 374.
Cinctus gabinus III a. zweites Viertel 13. p. 261.
Cinerarium III (2). 19. p. 258.
Cippus III (2). 26. p. 258.
Circus IX a. 11. p. 95; Grundriss I. 73. p. 93; einzelne Theile I. 106. 107. 109. 112. p. 93; Rennen IX a. 8—10. p. 93. 94; Circus maximus p. 95.
Cisium II. 69. p. 252.
Cista II. 13. p. 251.
Cloaca II. 40. 47. p. 251 f.
Cohors p. 132. 260.
Columbarium III (2). 37. p. 258.
Colus II. 124. p. 254.
Concert VI b. 18. p. 61.
Concordia G. XII. 43. p. 343.
Congius III b. 138. p. 267.
Conjuratio p. 132.
Consecratio XIX. 36. 37. p. 246; III (2). 14. p. 257.
Constantia G. XII. 8. p. 338.
Constantinsbogen XI a. 15—19. p. 153 f.; XI b. 3. p. 162 f.
Cornu I. 95. p. 58.
Coronae p. 140 f.
Corsaren p. 188.
Costümirung und Maskirung eines Schauspielers V. 24. p. 41.

Cucullus III a, zweites Viertel 35. p. 261.
Cultrarius IV. 15. p. 18.
Cunei p. 28.
Curulischer Sessel II. 6. p. 250.

Dädalos H. II. 16. 19. p. 355 f.
Danaë G. I. 44. p. 280.
Danaiden G. XII. 57. p. 345.
Dalmatica III a. zweites Viertel 19. 20. p. 261.
Dank für einen Sieg X. 10. p. 115 f.
Dankfest p. 141.
Dares VIII b. 2. p. 106.
Delphi, Tempel zu, p. 3; p. 123.
Delphica III b. 57. p. 265.
Demeter G. II. 3. 5. 8. 13. 15. 17. 20. 21. p. 282 ff.; VII. 23. p. 312; Opfer der Demeter Lebensb. IV. 2. p. 14.
Deuteragonist p. 31.
Diadumenos Polyklet's VIII b. 19. p. 85.
Diana, Statue zwischen Bäumen I. 15. p. 10; vgl. Artemis.
Diaulos p. 66.
Diazomata p. 28.
Dichter XV. 26. 30. p. 202 f.
Dichterin XV. 29. p. 202.
Didaskalos V. 25. p. 41.
Dienst im römischen Heere p. 138.
Dintenfass II. 165. 180. p. 255.
Diomedes, Rosse des, H. I. 14 a. p. 350.
Dione IV. 14. p. 18.
Dionysos XVIII. 6. p. 234; vor dem Fenster der Althäa V. 32. p. 44; Erziehung des XVI. 11. 15. p. 214; Herme des IV. 20. p. 19; bei Ikaros XVIII. 11. p. 234; Opfer s. Bacchusopfer; -Schminke p. 34; -Theater p. 28; Dionysien IV. 14. p. 17; G. VIII. 1 ff. p. 314 ff.; IX. 27. 28. 37. 38. p. 322 f.; Hochzeitzug IX. 35. p. 323; als Sonnengott XI. 19. p. 332; H. IV. 4. p. 369.
Dioskuren XVI. 33. 34. p. 218; G. XI. 19. p. 332; H. II. 17. p. 356; III. 3. 16. p. 358. 361.
Dipteros p. 7.
Dirke H. IV. 12. p. 372.
Diskos p. 80; III b. 106. p. 267; -Werfer VII b. 5. p. 81; VIII a. 1—5 p. 81 f.
Dolabra II. 92. p. 253.
Dolch III. 36. p. 256.
Dolichos p. 66.
Donaria p. 10.
Donativa p. 138.
Doppelflöte p. 58.
Dorierinnen, tanzende, VI c. 8. p. 63.
Douche XIX. 15. p. 247.
Dreifuss I. 16. 27. p. 10; III b. 50. 60. 67. p. 265; delphischer I. 18. p. 10
Dreiruderer XIV. 17. p. 189.
Dreschschlitten II. 103. p. 253.
Dromos p. 75.
Duilius p. 187.

Ehe p. 221 f.
Eimer III b. 154. 155. p. 268.
Eingeweide, Braten der, IV. 8. p. 16.
Elephant mit Thurm III. 15. p. 256; Elephantenführer X. 31. p. 121.
Elpis G. XII. 58. p. 342.
Emmeleia p. 56.
Endymion XII b. 32. p. 166; G. XI. 22. p. 333.
Engelsburg III (2). 24. p. 258.
Enkotyle XVI. 27. p. 215.
Entellus VIII b. 1. p. 106.
Enterhaken und Enterbrücke p. 187.
Eos G. X. 40. p. 329; XI. 6. 18. p. 331 f.
Epheben IV. 2. p. 14; XVI. 17. 37. p. 214. 216; XVII. 2. 4. p. 218; wettrennende zu Pferde VIII b. 6 f. p. 87.
Ephesos, Tempel, p. 3. 7.
Epibaten p. 190.
Epiblema III a. drittes Viertel 6. 7. 22. 23. 27. 30. p. 262.
Epimetheus G. XI. 38. p. 334.
Epithalamium XVII. 19. p. 227 ff.
Erato G. X. 28. 39. p. 328 f.
Eremitage III (2). 6. p. 260.
Erinys H. II. 10. p. 354.
Eriphyle H. III. 12. p. 360; IV. 25. 26. p. 379.
Eros IV. 9. p. 16; und Anteros XVI. 25. p. 215; G. X. 2. 6. 9. 11. 12. 14. 19. 20. 24. 25. 26. 34. 35. p. 325 ff.; mit Dionysos VIII. 21. p. 316; in einer Fussangel gefangen X. 17. p. 327; gefesselt X. 29. p. 328; Triumphzug X. 38. p. 329; und Psyche X. 4. 15. 18. p. 326 ff.; Vermählung mit Psyche X. 3. p. 326.
Eroten, spielende, XVI. 29. 31. 38. p. 216; G. Eroten-Verkauf V. 13. p. 306; Eroten, vom Symposion heimkehrend X. 22. p. 328; mit den Waffen des Herakles H. I. 17. p. 351.
Erwachen nach dem Tode XIX. 29. p. 246.
Erzgiesserei XV. 11. p. 199.
Erziehung p. 210 ff.; in Athen p. 212; in Rom p. 213; in Sparta p. 211.
Eteokles H. IV. 28. 31. p. 379.
Etruskische Krieger X. 11 a, b. 27 a, b. p. 117.
Europa G. I. 5. p. 272.
Euros G. XI. 4. p. 331.
Eurydike H. III. 18. p. 361; IV. 30. p. 380

Eurysaces' Grab XV. 1. 2. p. 197.
Eurytion H. II. 2. p. 352.
Euterpe G. X. 33. p. 328.
Exochus' Gladiatorenmonument VIII a. 13. p. 106.
Exomis III a. zweites Viertel 38. p. 261; G. IV. 1.

Fackelläufer VII b. 9. 10. p. 77; VIII b. 8. p. 77.
Fackelrennen, berittenes, VIII b. 8. 15. p. 77.
Fächer III b. 14. p. 264.
Falx II. 94. 108. 109. p. 253.
Familienmahl XVIII. 7. p. 234.
Familie zu Wagen XVIII. 3. 4. p. 233.
Fasces II. 21. p. 251.
Faun, tanzender VI c. 3. p. 62. — vgl. Satyr.
Faustkampf VIII c. 6—13. p. 83.
Feder II. 168. p. 255.
Federmesser II. 160. p. 255.
Feldherr, für einen Sieg dankend X. 10. p. 115 f.
Feldzeichen III. 19. 30. 31. 34. 58. 59. 60. 63. 66. p. 256.
Fetialen IV. 29. p. 22.
Feuerwerkzeuge zum Opfer I. 8—10. p. 12.
Fides G. XII. 24. p. 240.
Fingerring III b. 11. 18. 20. p. 263 f.
Fischfang XII. 22 ff. p. 167.
Flamen IV. 24; — Dialis IV. 31. p. 21.
Flaschen III b. 165; Fläschchen III b. 149. p. 268.
Flaschenzug II. 120. p. 254.
Fleischerbude XIV. 29. p. 195.
Flöte I. 71 ff. p. 53.
Flötenspieler VI b. 10. p. 60; Flötenspielerin bei Gelage XVIII. 12. p. 232.
Flora G. XI. 31. 40. p. 334 f.
Foculus I. 44. p. 10.
Forceps II. 107. p. 253.
Forma II. 130. 143. p. 254.
Fortuna G. VII. 22. p. 312; XII. 50. p. 343.
Fortuna Augusta, Tempel derselben zu Pompeji I. 37. p. 8.
Fortuna virilis, Tempel derselben zu Rom I. 22. p. 7.
Forum zu Pompeji I. 105. p. 250.
Frauen p. 221; -Bad II. 19. p. 238; Scenen im Frauengemach XVIII. 15 ff. p. 234 f.
Frigidarium II. 17. p. 238.
Frösche des Aristophanes, Scene V. 37. p. 45.
Fünfzigruderer XIV. 10. p. 189.
Fullonica XV. 3. 7. 9. p. 198.
Fulminata p. 137.
Fuscina IX b. 7. p. 104.
Fussbekleidungen III a. viertes Viertel 12 ff. p. 263.
Fusus II. 122. p. 254.
Futile I. 40. p. 13.

Gäa G. XI. 24. 27. 41. p. 333. 335.
Galerus IV. 22. p. 20.
Galli VI. 19. p. 49.
Ganymedes G. I. 9. 11. 19. p. 273 f.
Gastfreundlicher Empfang XIX. 12. p. 236.
Gaukler VI. 19. 20. p. 49.
Gefängniss, römisches II. 39. 45. p. 251 f.
Gelage XVIII. 1. 5. p. 231.
Gelas G. 22. p. 340.
Gelehrter XV. 25. 27? p. 209.
Gelon von Syrakus p. 185.
Gelübde IV. 25. p. 21.
Genius loci III (2). 8. p. 260; des Sommers G. XI. 36. p. 334.
Genre in der griechischen Kunst p. 177.
Gerippe eines Kindes XIX. 21. p. 245.
Geryon H. I. 14 b. p. 350.
Getränke p. 194.
Getreidespenden II. 4. 8. p. 250.
Giessgefäss III b. 78. 92. p. 266.
Giganten G. I. 15. p. 273; XII. 26. p. 341.
Gladiatoren IX b. 2—10. p. 102; -Monument VIII a. 13. p. 106.
Gladiatorenspiele p. 95. 96. 99.
Glasflasche III b. 74. 98. p. 265. 266.
Glauke H. II. 18. p. 356.
Gorgoneion G. XII. 14. 17. 18. 19. 31. 45. p. 338.
Grabkammer III (2). 36. 37. p. 258.
Grabmäler p. 242; XIX. 31. 32. p. 246.
Grabmal Hadrian's III (2). 24. p. 258.
Grabsäule III (2). 1a. 26. p. 257 f.
Grabstein III (2). 5. 7. p. 257.
Graphium II. 164. p. 255.
Graskrone p. 140.
Grazien, tanzende VI b. 5. p. 62.
Griff an der Thüre III (2). 16. p. 260.
Gürtel III b. 10. p. 263.
Guttus I. 39. p. 13.
Gymnasiarch VII b. 21. p. 79.
Gymnasion p. 67 f.; — von Ephesus im Grundriss I. 98. p. 68.
Gymnast, siegreicher? XVII. 12. p. 218.
Gymnopädien p. 68.

Haarnadeln III b. 15. 26. 27. p. 264.
Hacke II. 86. 88. 95. 128. 129. 137. p. 253 f.
Hades G. II. 1. 2. 6. 7. 10. 11. 14. p. 282 ff.

Jo G. I. 13. p. 273.
Joch II. 57. p. 252.
Jokaste H. IV. 18. p. 375.
Jole H. I. 18. p. 351.
Iphigenia XV. 27. p. 200; in Aulis, Scene V. 26. p. 42.
Iris G. XI. 23. p. 333.
Isis G. XII. 32. p. 342.
Isisopfer, römisches IV. 37. p. 24. 25.
Italia G. XII. 4. p. 338.
Jüngling und Mädchen XVI. 20. p. 215.
Jugum compluviatum III. (2). 4. p. 260.
Juno s. Hera.
Jupiter capitolinus I. 21. p. 9; Tempel des Jupiter I. 19. 45. p. 7. 8; Jupiter pluvius G. XI. 10. p. 331. — vgl. Zeus.
Jupiteropfer IV. 6. p. 16.
Justitia G. XII. 49. p. 343.
Ixion G. XII. 60. p. 346.

Kabeiros G. XI. 29. p. 333.
Kadmos H. IV. 1. p. 365; Hochzeit IV. 4. p. 369; tödtet den Drachen IV. 3. p. 368.
Käfig für die heiligen Hühner I. 23. p. 13.
Kaikias G. XI. 2. p. 331.
Kalender II. 145. p. 254.
Kalliope G. X. 37. p. 329.
Kalpe p. 87.
Kamm III b. 17. 36. 37. 108. 112. 121. p. 264. 267.
Kampf zu Pferd und zu Fuss X. 9. p. 115.
Kanephore IV. 42. p. 24.
Kantharos III b. 80. 90. p. 266.
Kapaneus H. IV. 22. 27. 30. p. 377. 379 f.
Kappzaum I. 99. p. 58.
Karchesion III b. 70. 90. p. 265.
Karyatiden VI c. 7. p. 63.
Kassandra H. IV. 23. p. 377.
Kastor H. III. 11. 12. 25. p. 360. 363.
Katapulte p. 134; III. 23. p. 257.
Katharsis p. 12.
Kausia III a. ersten Viertel. 13. p. 261.
Kelle II. 98. 146. p. 253. 254.
Kentaur und Mänade G. IX. 8. p. 320.
Kentaurin IX. 1. 2. 3. p. 320.
Keras XVIII. 5. p. 232.
Kerberos H. I. 14 a. 22. p. 350 f.
Kerkides p. 28.
Kernos III b. 119. p. 267.
Kessel III b. 140. 156. p. 268.
Kettentanz, spartanischer VI c. 1. p. 61.
Keule III. 27. p. 256.
Kinder, spielende XVI. 35. p. 216.
Kinderstatuetten XVI. 4. 8. p. 214.
Kitharis p. 52; I. 31. 35. 57—66. p. 57.
Kitharöden VI b. 1—4. 8. p. 59.
Klappschemel III b. 42. p. 264.
Klappstuhl III b. 48. 54. p. 265.
Kleopatra H. II. 10. 13. p. 354 f.
Klio G. X. 23. p. 328.
Klotho G. XI. 44. p. 336; XII. 27. p. 340.
Knabe mit Affe XVI. 9. p. 214; mit Gans XVI. 32. p. 216; mit Schwan XVI. 19. p. 215; mit Wägelchen XVI. 14. p. 214; gestraft XVI. 16. 18. p. 214; ringende XVI. 21. p. 215; schreibend oder lesend XVI. 13. p. 214.
Knöchelspiel XVI. 7. 23. 40. 41. p. 214 bis 217.
Kochtöpfe III b. 129. p. 267.
Köcher III. 40. 43. 45. p. 256.
Koffer III b. 47. 59. p. 265.
Kollon p. 28.
Koläos p. 181.
Komödie V. 16. 24. 40. 41. p. 39. 41. 46.
Konis III b. 113. p. 267.
Konstantinsbogen XI a. 15 — 19. XI b. 3. p. 131 ff.
Kopfschmuck III b. 7. p. 263.
Kopftracht der Frauen III a; griechisch drittes Viertel 1. 2. 3. 10. 12—15. 24. 28. p. 262; römisch viertes Viertel 2 ff. p. 263.
Kora G. II. 4. 9. 11. 12. 16. 18. 19. 25. 37. p. 283 ff.
Kordax p. 56; VI b. 2. p. 62.
Korinth, Hafen XIV. 23. p. 192.
Korybanten (Kureten) G. I. 23. p. 276; — Korybantentanz Lebensb. VI c. 4. p. 62.
Kothurn p. 33; V. 26. p. 42; XVII. 3. p. 218.
Kottabos p. 232.
Kotyle III b. 79. 95. p. 266.
Krater III b. 81. 102. 107. 110. p. 266 f.
Krebshändler XIV. 33. p. 196.
Kreon H. II. 18. p. 356; IV. 16. p. 375.
Kreusa H. II. 18. p. 356.
Krieger etruskischer X. 11 a. b. 27 a. b. p. 117; zurückgekehrter X. 7. p. 115.
Kronos G. I. 2. 10. 22. p. 272 ff.
Krotalen I. 86. p. 58; XVIII. 2. p. 233; — Spielerin VI b. 7. p. 58.
Küchengeräthe III b. 131. 154. 155. 156. p. 267 f.
Kyathos I. 38. p. 13; III b. 82. p. 266; IV. 14. p. 18.
Kybele G. I. 3. 7. p. 272 ff. — (Rhea —) H. IV. 4. p. 369.
Kylista VIII a. 14. 15. p. 79. 80.
Kylix III b. 71. p. 265; XVIII. 5. p. 231.
Kymbalon I. 123. 125. p. 58; Spielerin VI b. 6. 14. p. 58.

Kymbion III b. 85. p. 266.
Kyniska VIII b. 14. p. 89.

Labrum II. 18. p. 238; III b. 126. p. 267.
Lachesis G. XI. 44. p. 336; XII. 27. p. 340.
Lades VII b. 5. p. 75.
Läden in Pompeji II. 48. p. 252.
Ländliches Opfer IV. 7. 11. 16. p. 16. 18.
Läufer p. 75.
Lager, römisches III. 57. p. 257.
Laios entführt den Chrysippos H. IV. 15. p. 374; Laios' Tod G. IV. 11. p. 372.
Lampe III b. 144. 145. 158. 163. 168. 170 — 172. p. 268 f.
Landbau, Landleben XIII. p. 171 ff.
Landhaus III. (2). 28. p. 260.
Landung XIV. 8 a. p. 192.
Lanista IX b. 6. p. 104.
Lanze III. 6. 14. etc. p. 256.
Lapidarii II. 144. p. 254.
Laren XVIII. 14 a. p. 234; G. XII. 47. p. 343.
Largitio II. 4. 8. 11. p. 250.
Laterne III b. 157. p. 268.
Laube III. (2). 15. p. 260.
Lebenselixier p. 239.
Lectisternium p. 13.
Lectus III b. 57. 58. p. 265.
Leda G. I. 45. p. 280; H. II. 17. p. 356.
Legio p. 131. 135.
Lehnstuhl III b. 63. p. 265.
Leichenbegängniss p. 241; -Spiele VI b. 9. 13. p. 58; -Wagen II. 56. p. 252; -Zug X. 13. p. 117; XIX. 25. 26. 33. p. 245 f.
Leiterwagen II. 71. p. 252.
Lekane III b. 103. p. 266.
Lekythos XVIII. 16. p. 235; III b. 89. 97. p. 266.
Lepaste III b. 104. p. 266.
Leser XV. 24. 28. p. 200 f.
Leserin XV. 26. p. 203.
Leseunterricht XVI. 2. p. 214.
Leto G. III. 11. 22. p. 295. 297.
Leuchtthurm XIV. 8 b. 13. p. 193.
Leukippiden, Raub der H. III. 12. p. 360.
Leukothea (mit dem Dionysoskinde) G. IX. 11. p. 321.
Libella II. 153. p. 254.
Libertas G. XII. 48. p. 343.
Lituus des Augurs I. 47. p. 13; Blasinstrument I. 82. p. 58.
Lockeneisen III b. 9. p. 261.
Löffel III b. 127. 130. p. 267.
Logeion p. 28. 31.
Lorbeerkranz p. 141.
Loth II. 32. p. 254.
Lucius Siccius Dentatus p. 140.
Luna s. Selene.
Lustratio p. 12.
Lutron III b. 143. p. 268; XIX. 3. p. 236.
Lykurgos H. IV. 30. p. 380.
Lyra p. 52; I. 31. 35. 57 — 66. p. 57; -Spieler s. Kytharspieler; -Spielerinnen VI b. 11. 12. p. 60.

Machaera II. 110. p. 253.
Mädchen mit Vogel XVI. 10. p. 214.
Mänaden IV. 14. p. 17. — G. IX. 29. 30. 40. p. 322. 324; tanzend VIII. 34—36. p. 319; IX. 4. 7. 10. 33. 34. 36. p. 320. 321. 323; und Kentaur IX. 8. p. 320; von Kentauriden getragen IX. 1. 2. 3. p. 320; von einem Satyr geküsst VIII. 28. p. 318.
Mainas IV. 14. p. 18.
Maler XV. 35. p. 203; Malerin XV. 30. 31. p. 202; Maler-Atelier XV. 34. p. 203.
Malleolus II. 139. 141. 142. p. 254.
Malleus I. 54. 59. p. 13; II. 106. p. 258.
Mamurius Veturius p. 20. 21.
Manipel p. 132.
Manto H. IV. 23. p. 377.
Marathonischer Stier H. II. 4. p. 353.
Marathonkämpfer X. 2. p. 118.
Marc Aurel's Säule XI a. b. 12. 14; XI b. 14. p. 155 ff.; vgl. I, 1, Taf. 45. 10—13.
Marcellum II. 60. p. 252.
Marculus II. 148. p. 254.
Marcus II. 110. p. 254.
Marine p. 188.
Marius (Veränderungen im Kriegswesen) p. 133.
Markt- und Hallenbilder XIV. 24—26. p. 193.
Marpessa H. II. 13. p. 355.
Marra II. 101. p. 253.
Marsyas G. III. 1. 9. 10. p. 294 f.
Marsopfer IV. 18. p. 19.
Martialis p. 204 ff.
Maske p. 33; V. 1—21. p. 34.
Massstab II. 154. p. 254.
Mathematische Philosophen XV. 36. p. 203.
Mauerkrone p. 140.
Medea XVI. 41. p. 217. — H. II. 16. p. 356; III. 14. p. 361.
Medicin p. 238.
Medusa s. Gorgoneion.
Meeresgott G. XI. 16. p. 332; XII. 20. p. 339.
Meeresgöttin G. XI. 19. p. 332.
Meissel II. 96. 97. p. 253.

Meleager's Leichenfeier XIX. 26. 33. p. 245 f. — Meleagros II. II. 15 p. 355; Auszug zur kalydonischen Jagd II. II. 13. p. 355; Tod II. II. 10. p. 354.
Melpomene G. X. 30. 31. p. 328.
Memnon und Achilles X. 12. p. 117.
Mensa III. (2). 5. p. 257.
Menökeus II. IV. 5. p. 369.
Menschenopfer p. 12.
Meta I. 112. p. 86.
Milanion II. II. 12. p. 355.
Milon VII b. 19. p. 79.
Mimischer Tanz VI c. 6. p. 62.
Mimus p. 48.
Minerva s. Athene.
Minotauros II. II. 3. p. 353.
Mithrashöhle, Mysterien G. XII. 52. p. 344.
Mnemosyne G. X. 21. p. 328.
Modelleur XV. 21. p. 200.
Modius III b. 132. p. 267.
Mören G. XI. 44. p. 336; XII. 27. p. 341.
Monaulos p. 58.
Monile III b. 1. 2. p. 263.
Morpheus G. XII. 2. 36. p. 337. 342.
Morraspiel XVI. 25. p. 215.
Mühle II. 70. 85. 149. p. 252 ff.; XIV. 35. p. 196; XV. 15. p. 199.
Münzstempel II. 130. p. 254.
Mütze, phrygische III a. ersten Viertel 3. p. 261.
Mundschenk ? XVIII. 14. a. p. 234.
Musäus XVIII. 21. p. 235.
Musen VI b. 17. p. 60. — Wettstreit mit den Sirenen G. X. 16. p. 327.
Musiklehrer VI b. 15. p. 60.
Mutter mit Kind XVI. 5. 11. p. 214.
Myrmex VIII a. 12. p. 83.
Myron, Diskoswerfer des VIII a. 1. p. 81.

Nagelkopf III. (2). 34. p. 260.
Naos I. 1. p. 4.
Narkissos II. II. 9. p. 353.
Naukydes, Diskoswerfer des VIII a. 2. p. 81
Naumachie I. 121 c. p. 100.
Nemesis G. II. 6. p. 293; X. 3. 29. p. 326. 328; XII. 34. 42. p. 342 f. — II. II. 10. p. 354.
Nephalia p. 14.
Nereiden G. XII. 6. 7. 25; von einem Triton entführt XII. 11. p. 338.
Nestor, dem Machaon einen Trank reichend ? XIX. 21. p. 239.
Netzwerfer IX b. 7. p. 104.
Niederkunft XVI. 1. 6. p. 213.
Nike XVIII. 14. p. 234. — G. III. 22. p. 297; XII. 28. 33. 54. p. 341. 342.
Nil G. XII. 16. p. 338.
Niobe und ihre Kinder II. IV. 2. 9. p. 365 f. 370. — bei Leto Lebensb. XVI. 40. p. 216.
Norma II. 155. 156. p. 254.
Notenschrift, griechische p. 51. 54 Anmerkung.
Notos G. X. 5 p. 331. p. 159.
Nymphen G. XII. 9. 10. 13 p. 338; Dionysos bei den Nymphen VIII. 3. p. 315; den Pegasos pflegend XII. 51. p. 343. — tanzende Lebensb. VI b. 5. p. 62.
Nyx G. XI. 30. p. 334.

Ochsenstachel II. 105. p. 253.
Odysseus' Tod XIV. 5. p. 192.
Oedipus II. IV. 31. p. 370; Auffindung IV. 6 p. 370; Aussetzung IV. 19. p. 375; Blendung IV. 18. p. 375; tödtet seinen Vater Laios IV. 4. p. 372; vor der Sphinx IV. 16. 17. p. 375.
Oelung VII b. 2. 3. 4. 12; IX. 1—5. p. 74.
Oeneus II. II. 10. p. 354.
Oenomaos' Sturz beim Wagenrennen VIII b. 10. p. 88.
Ohrgehänge III b. 12. 13. 19. 24. p. 263 f.
Ohrlöffel II. 72. p. 252
Oikles II. IV. 26. p. 379.
Oinochoë III b. 84. 92. p. 266; XVIII. 8. p. 234.
Oionoskopie p. 22.
Oknos G. XII. 57. p. 345.
Okribas II. 173. p. 255.
Oktere p. 190.
Olivenmühle II. 52. p. 252.
Olla III. (2). 33. p. 258.
Olpe III b. 101. p. 266.
Olympische Spiele p. 65. 71.
Olympos von Pan im Flötenspiel unterrichtet IX. 6. p. 320; auf der Syrinx IX. 24. p. 322.
Omphale II. I. 5. 20. p. 348. 351.
Omphalos IV. 17. p. 19.
Onager p. 134.
Onkos p. 33.
Opfer p. 11; -Messer I. 11. 28. 50 a. p. 12; II. 115. p. 253; -Priester, römischer IV. 40. p. 24; -Schalen I. 25. 49. 50. p. 12; -Tischchen I. 12. 41. 64. p. 10. 13.
Opheltes' Tod II. IV. 20. p. 375.
Opisthodomos I. 4. p. 5.
Oppidum I. 89. p. 93.
Orchestra p. 28. 29.
Oreios II. I. 14 c. p. 351.
Orestes in der olympischen Rennbahn? VIII b. 10. p. 88.; Sühnung IV. 17. p. 19.

Orion G. X. 40. p. 329.
Orithyia G. XI. 20. p. 333.
Ornamenta triumphalia p. 146.
Orontes G. XII. 41. p. 343.
Orpheus H. III. 15. p. 361; mit Eurydike und Hermes III. 18. p. 361.
Oscines p. 22.
Ossarium III. (2). 3. p. 257.
Ossuarium III. (2). 19. p. 258.
Ostia, Hafen XIV. 19. p. 192.
Ovile II. 7. p. 250.
Oxybaphon III b. 72. 73. p. 265.

Paenula III a. zweites Viertel. 7. 26. 28. 31. 36. p. 261.
Palästra p. 67; Genien der VIII b. 5. p. 85.
Palla III a. viertes Viertel. 29. 31 etc. p. 262.
Pan G. IX. 19. 20. p. 321; und Dionysos VIII. 29. p. 318; und Mänade zechend IX. 22. p. 322; vgl. Olympos.
Panathenäen XVII. 2. 3. p. 217 f.
Panathenäische Preisvasen p. 76.
Pankratiasten VIII a. 14. 15. p. 79.
Pankration VIII a. 16; VIII b. 4. p. 84; p. 66.
Panflöte I. 113. 114. 119. p. 58.
Panopfer IV. 12. p. 17.
Pantomimen bei Gelage XVII. 5. 5 a. 8. p. 232.
Pantomimentanz p. 49.
Panzer II. 35 ff. p. 255.
Papiermesser II. 184. p. 255.
Papposilen V. 34. p. 44.
Parasit VI. 10. 16. 17. p. 48.
Paris' Urtheil G. VI. 28. p. 310; VII. 19. p. 312.
Parodos I. 46. p. 32.
Parthenon, Grundriss I. 21. p. 5. 6.
Parthenopäos H. IV. 24. p. 378 ff.
Patera I. 7. 25. 49. 50. p. 12; III b. 76. p. 266.
Patroklos X. 24. 29. p. 118. 121 ff.
Pecten II. 140. p. 254.
Pedum II. 131. p. 254.
Pegasos H. III. 4. 7. 22. p. 358. 362. — von den Nymphen gepflegt G. XII. 51. p. 343.
Peitho H. III. 12. 25. p. 360. 363; IV. 15. p. 374.
Peitschen II. 32. 33. 53. p. 251 f.
Peleus' Hochzeit XVII. 15. p. 227.
Pelike III b. 87. p. 266.
Peltasten p. 112.
Pentathlon VIII a. 17. 18. p. 66. 82.
Pentheus wird von den Mänaden zerrissen G. VIII. 30. p. 318.
Periakten p. 29.
Peripteros I. 17. 21. p. 5.
Peristylos III. (2). 31. p. 260.
Perpendiculum II. 132. p. 254.
Persephone G. II. 6. 7. p. 283.
Perseus H. III. 5. 6. 8. 9. 13. p. 358 ff.
Petasos III a. erstes Viertel. 12. p. 261; IV. 17. p. 19.
Pfanne III b. 137; für Eier III b. 128. p. 267.
Pfeilschiessen X. 8. p. 115.
Pferdebändiger XVI. 33. 34. p. 218 ff.; vgl. Rossbändiger.
Pferderennen VIII b. 6—17. p. 87.
Pflug II. 103. 104. p. 253.
Phädra V. 18. p. 41.
Phaëthon G. XI. 17. p. 332.
Phalanx p. 111 f.; 131 f.
Phalerae III b. 8. p. 263.
Phayllos p. 78. 81.
Phiale XVIII. 5. p. 232; III b. 76. p. 266.
Phidias p. 6.
Phöbe H. III. 12. 25. p. 360. 363.
Phöbus s. Apollon.
Phorbeia I. 99. p. 58.
Phorkys G. XII. 20. p. 339.
Phorminx p. 52.
Phormio V. 29. 30. p. 43.
Phosphoros G. XI. 16. 19. p. 332.
Phrixos H. III. 24. p. 363.
Phrygische Mütze III a. erstes Viertel 3. p. 261.
Pictura in tabula II. 178. p. 255.
Pietas G. XII. 44. p. 343.
Pilos III a. erstes Viertel 10. p. 261.
Pilum p. 132.
Piscina II. 37. p. 251.
Pithos III b. 91. p. 266.
Plagiaulos p. 58.
Plaustrum II. 93. p. 253.
Plectron I. 69. p. 57.
Pluteus, Plutos G. XII. 12. p. 338.
Poculum III b. 86. p. 266.
Polychromie X. 2. p. 114.
Polydeukes VIII a. p. 83. — H. III. 12. 25. p. 360. 363.
Polyhymnia G. X. 41. p. 329.
Polyneikes H. IV. 24. 28. 30. 31. p. 378 ff.
Polyphemos H. I. 9. p. 349.
Pomona G. XI. 37. p. 334.
Pompa p. 93.
Pompejanische Tänzerinnen VI a. 9—12. p. 63.
Pompeji, das grössere Theater I. 52. 56. 67. p. 29. 30; das kleinere Theater I. 46. p. 31.
Pontifex p. 21.

Popa IV. 15. p. 18.
Populus Romanus G. XII. 5. p. 338.
Poseidon G. I. 24. 25. 28—31. 33. 35. 42. 46. 47. p. 277 ff.
Possenreisser VI. 11. 21. 24. p. 48 f.
Posticum I. 4. p. 5.
Prachteimer III b. 96. p. 266.
Prachtwagen II. 67. p. 252.
Praecinctiones p. 28.
Praefectus alae p. 137.
Praetorianer XI a. 2. p. 136.
Presse für Zeug II. 61. p. 252.
Preisbewerbung bei Schauspielen p. 36.
Priapus G. XI. 32. 41. p. 334. 335.
Priester, das Opfermehl nehmend IV. 10. p. 16; römischer IV. 39. p. 24.
Priesterin IV. 30. p. 21.
Principes p. 132.
Prochûs III b. 88. 94. p. 266.
Proëdria p. 37.
Prokrustes? V. 39. p. 46.
Prometheus G. XI. 25. 33. 43. 44. p. 333 ff.
Pronaos I. 2. 3. p. 4.
Prora XIV. 1. 12. p. 191.
Proserpina G. II. 22. 37. p. 285; vgl. Kora.
Prostylos I. 5. 17. 21. p. 5.
Protagonist p. 31.
Prymna p. 191.
Pseudodipteros p. 7.
Pseudoperipteros I. 2. p. 7.
Psyche G. XI. 44. p. 336; und Eros X. 4. 15. p. 326 f.; von Eros misshandelt X. 18. p. 328; Peinigung X. 3. p. 326.
Pudicitia G. XII. 3. p. 337.
Pugillares II. 175. 177. p. 255.
Pulpitum p. 28.
Puppis p. 191.
Puteal I. 62. p. 10.
Pygme VIII a. 12. p. 83; s. Faustkampf.
Pyrrhyche p. 56; XVII. 8. p. 233.
Pyxis III b. 93. p. 266.

Quadenschlacht XI b. 14. p. 157.
Quadrigen VIII b. 9. p. 88.
Querflöte p. 58.
Quiriten p. 131.

Rallum II. 152. p. 254.
Räucherständer I. 20. p. 10.
Raster II. 95. p. 253.
Rauchopfer IV. 9. p. 16.
Rednerbühne II. 10. p. 250.
Reifspiel VII b. 18. p. 77; XVI. 22. p. 215.
Reitsattel II. 68. p. 252.
Reitunterricht XVI. 3. 26. p. 214 f.
Rennwagen II. 63. p. 252.
Retiarius IX b. 7. p. 101.
Rhabdophoren p. 38.
Rhamnus, Tempel I. 3. p. 5.
Rhea G. I. 3. 7. 22. p. 272. 276; II. 3. p. 282.
Rhyton III b. 75. 125. p. 265. 267; XVIII. 5. 10. p. 231. 234.
Richtwage II. 153. p. 254.
Ringkampf p. 78; VII b. 19—23. p. 79; VIII a. 14. 15. p. 79; XVI. 36. p. 216.
Rocken II. 124. p. 254.
Römisches Opfer IV. 15. 32. p. 18. 23.
Rohrfeder II. 182. p. 255.
Rossbändiger H. III. 11. p. 360.
Ruderer p. 189 f.
Rüstungs-Szene X. 1. p. 113.
Runcina II. 133. p. 254.

Sacramentum p. 132.
Säge II. 115. 116. p. 254.
Sänger auf der Thymele VI b. 10. p. 60.
Salbenbehälter I. 39. p. 13; Salbfläschchen III b. 89. 97. p. 266; Salbgefäss III b. 111. p. 267.
Salier IV. 31. p. 21.
Salpinx I. 94. 95. p. 58.
Sandalenbinder H. II. 14. p. 355.
Sarculum II. 137. p. 254.
Sarg III. (2). 17. 22. p. 258. 259; griechisch III. (2). 1. p. 257; Steinsarg III. (7). 2. p. 257.
Sartago III b. 137. p. 267.
Sataspes p. 184.
Sattel II. 68. p. 252.
Saturn I. 10. p. 273; vgl. Kronos.
Satyr IV. 2. p. 17; seiltanzend VI c. 2. p. 62; tanzend VI c. 3. p. 62. — G. IX. 5. 12—18. p. 320. 321; und Hermaphrodit IX. 23. p. 322; eine Mänade küssend VIII. 28. p. 318; mit Satyrkind IX. 9. 31. p. 321. 322; schlafend IX. 21. p. 321; tanzend VIII. 34. p. 319; IX. 4. 7. 10. p. 320. 321.
Satyrspiel, Szene V. 22. p. 41; Vorübungen zu einem V. 25. p. 41.
Satyrweibchen G. IX. 39. p. 324.
Scabillum I. 88; VI b. 18. p. 61.
Scalprum II. 97. 99. 100. 109. p. 253. 255.
Schale, flache III b. 76. p. 266.
Schaufel II. 114. p. 254.
Schaukel XVIII. 25. p. 235; Schaukelfest XVI. 43. p. 217.
Schauspieler VI. 1. p. 47; im Studirzimmer V. 12. p. 40; Schauspielerin VI. 12. p. 47.

Schema p. 80.
Schiffbau XV. 4. 7. p. 190.
Schifffahrt XIV. p. 179 ff.
Schiffskrone p. 140.
Schild III. 35. 61. etc. p. 256.
Schlacht-Scene X. 23. p. 118.
Schlägel zum Tödten der Opferthiere I. 54. 55. 59. p. 12. 13; beim Weben II. 62. p. 252.
Schlaf O. XII. 30. 36. 55. 56. p. 341.
Schlafende Kinder XVI. 24. p. 215.
Schlafkammern II. 82. p. 253.
Schleier III a. drittes Viertel, 29; viertes Viertel. 16. 36. p. 262.
Schleifer O. III. 10. p. 295.
Schleifmühle II. 150. p. 254.
Schleuderer X. 30. p. 120.
Schlüssel, Haus- III (2) 12. 35. p. 260.
Schmied XV. 10. 14. 16. p. 199; -Hammer II. 106. 119; -Zange II. 107. p. 253 f.
Schminknäpfchen III b. 32; -Töpfchen III b. 39. p. 264.
Schmuckkästchen I. 42. p. 13; III b. 4. p. 263.
Schnalle III b. 5. 32. p. 263 f.
Schnellwage III b. 152. 153. p. 268.
Schöpfbrunnen II. 29. p. 251.
Schöpfer I. 38. p. 13.
Schöpfkelle III b. 147. p. 268.
Schreibender Jüngling XV. 37. p. 202.
Schreibgriffel II. 162. p. 255.
Schreibtafel II. 161. 172. 175. 177. 179. 185. 187. p. 255.
Schriftrolle II. 166. 170. 171. p. 255.
Schüssel III b. 83. 106. 166. p. 266 bis 268.
Schulen p. 212 ff.
Schuster XV. 13. p. 199; -Ahle II. 14. p. 254; -Leisten II. 143. p. 254.
Schwanenhals (am Schiff) XIV. 3. 20. p. 192.
Schwert II. 111. p. 253; III. 22. 35. p. 256.
Scrinium II. 181. p. 255.
Secespita I. 11. 28. 59 a. p. 12.
Securis I. 55. p. 13.
Seekrieg p. 183.
Seelenwanderung p. 211.
Segel einziehen XIV. 9. 14. p. 191.
Seiltanzende Satyrn VI c. 2. p. 62.
Selene O. X. 40. p. 329; XI. 16. 22. 44. p. 332. 333. 336.
Sella curulis III b. 43. 56. p. 265.
Semele VI c. 6. p. 62. — O. VIII. 3. 32. p. 314. 318.
Sense II. 94. p. 253.
Septimius Severus, Bogen des XI b. 4. p. 160; vgl. XI b. 6.
Serapis p. 282.
Sessel III b. 35. 47. p. 264; curulischer II. 6. p. 250.
Sichel II. 90. 112. p. 253.
Sieb II. 66. p. 252.
Sieder III b. 160. p. 268.
Sieger VIII c. 18. 20. p. 85.
Siegesdenkmal III. 48. p. 257.
Sikinnis p. 56.
Silen IV. 11. p. 16; ein Satyrkind strafend XVI. 16. p. 214; als Schauspieler V. 34. p. 44. — als Pfleger des Dionysoskindes O. VIII. 6. p. 315; auf einem Schlauch sitzend O. IX. 25. p. 322.
Silphion XIV. 28. p. 195.
Simpulum I. 38. p. 13; III b. 135. p. 267.
Simpuvium I. 38. p. 13.
Sistrum IV. 37. p. 24.
Sisyphos O. XII. 60. p. 346.
Skiadeion XIX. 1. p. 236.
Sklave VI. 3. 6. 7. 18. 22. 26. p. 48.
Skyphos III b. 69. p. 265.
Sold des römischen Soldaten p. 137.
Solium III b. 124. p. 267.
Solos p. 80.
Sommer, Genius O. XI. 36. p. 334.
Somnus s. Schlaf.
Sonnenuhr II. 117. p. 254.
Sosias-Vase X. 28. p. 119.
Spartanerinnen, tanzende, am Feste der Artemis VI c. 7. p. 63.
Speer s. Lanze.
Speerwerfen VIII a. 17. 18. p. 82.
Spes O. XII. 38. p. 342.
Sphinx II. IV. 7. 16. 17. p. 370. 375.
Spiegel III b. 25. 34. 38. p. 263; XVIII. 18. 24. 25. p. 235.
Spiele, olympische p. 65. 71.
Spielerinnen auf Flöten, Kithara und Trigon VI b. 17. p. 60.
Spindel II. 122. 131. p. 254.
Spinnerin XVIII. 17. 26. 27. p. 235.
Spolien p. 141.
Springer VII b. 13. 14. p. 78.
Springkolben p. 78.
Springstangen p. 77.
Sprunggewichte p. 77. 78.
Sprungseil, Knabe mit VII b. 17. p. 78.
Stadion im Grundriss I. 70. p. 76; Wegmass p. 66.
Stadtgöttinnen O. XII. 53. p. 345.
Stadtmauer von Rom II. 44. p. 252.
Staffelei II. 173. p. 255.
Stall II. 80. p. 253.

Stamnos III b. 117. p. 267.
Steinarbeiter XV. 20. p. 200.
Steinhauer II. 144. p. 254.
Stephane III b. 7. p. 261.
Stier, farnesischer IV. 12. p. 372.
Stilus II. 162. 167. p. 255.
Stimulus II. 105. p. 253.
Stlengis VII b. 4. 12. p. 71; IX. 1–4.
Strafen im römischen Heere p. 139.
Strasse von Pompeji II. 39. p. 251.
Streitaxt III. 65. p. 256.
Streitwagen II. 58. 65. p. 252.
Strickerhaubel XVI. 43. p. 217.
Strigil VII b. 4. p. 74; IX. 1–4; II. 2. 3. p. 248.
Stuhl III b. 42. 43. 48. 54. 64. 63. p. 265.
Sturmbock III. 37. p. 257.
Sturzbad XIX. 15. p. 237.
Sturz beim Wagenrennen VIII b. 10. p. 88.
Styx, Fahrt über den G. XII. 59. p. 346.
Suffibulum der Vestalinnen IV. 28. 41. p. 22.
Suovetaurilia IV. 33. p. 23.
Supplicatio p. 141.
Symplegma VIII a. 14. 15. p. 79.
Symposion XVIII. 1. 5. p. 231.
Syrinx I. 113. 114. 119. p. 56.

Tabella II. 161. p. 255.
Tabernae II. 48. p. 252.
Tabernakel I. 24. p. 9.
Tablinum III. (2). 32. p. 260.
Taenia IV. 9. p. 16.
Tänzerinnen, pompejanische VI c. 9–12. p. 63.
Tantalos G. XII. 60. p. 346.
Tanz p. 55; bei Gelage XVII. 5. 8; XVIII. 2. p. 232 f.
Tanzender Satyr VI c. 3. p. 62.
Taraxippos I. 112. p. 86.
Tasse III b. 146. p. 267.
Telephos H. I. 3. p. 347; Wiederauffindung I. 10. p. 349.
Telesphoros G. XI. 9. p. 331.
Tepidarium II. 41. p. 238.
Terebra II. 138. p. 254.
Terpandros p. 51.
Terpsichore XVIII. 21. p. 235. — G. X. 33. p. 329.
Tessarakontere p. 189.
Tessera V. 19. p. 30.
Testudo XI a. 12. p. 157.
Thalia G. X. 36. p. 329.
Theater zu Herculaneum I. 53. p. 29. 30; zu Pompeji I. 46. 52. 56. 67. p. 29 ff.
Theatertag, athenischer p. 35. ff.
Thebais, Hauptbegebenheiten H. IV. 30. p. 380.
Theben, Kampf um die Mauern H. IV. 22. p. 377.
Thermen XIX. 17. p. 237; Caracalla's im Grundriss II. 20. p. 251; von Pompeji im Grundriss II. 22. p. 251.
Thesauren p. 10.
Theseion (?), Aufriss I. 17. p. 5. 6. 249.
Theseus H. I. 14 a. p. 350; II. 1 ff. p. 352; III. 1. 26. p. 358. 363; Wahrzeichen II. 11. p. 355. — Theseus und Antiope Lebensb. XVII. 6. p. 225; erhält von Medea einen Gifttrank Lebensb. XIX. 21. p. 240.
Thierjagden p. 96.
Thierkämpfe IX b. 11–19. p. 107.
Thor von Pompeji im Grundriss II. 16. p. 251; von Verona II. 12.
Thraniten p. 190.
Threces IX b. 6. p. 103.
Thron III b. 41. 44. 61. p. 264 f.
Thuribulum I. 49. p. 13.
Thymiaterion I. 29. p. 10; IV. 9. p. 16.
Thyiaden IV. 14. p. 17.
Thymele p. 18.
Thyone G. VIII. 32. p. 318.
Tiber G. XII. 23. p. 339.
Tibicines VI b. 18. p. 61.
Tintinnabula I. 115—117. p. 58.
Tiphys H. III. 25. p. 363.
Tiresias und die auswandernden Thebaner IV. 29. p. 380.
Tirocinium p. 138.
Tisch III b. 45. 53. 65. 68. p. 265.
Tischler XV. 6. p. 199.
Titanen G. I. 15. p. 293.
Titus, Bogen des XI b. 1 a–c. p. 148. vgl. 43. 26–28.
Todtenbett p. 241. 245; Todtencultus XIX. 30. p. 246; Todtenfeier p. 240; Todtenklage XIX. 23. 30. 35. p. 245. 246.
Töpfer XV. 18. 19. p. 200.
Toga III a, zweites Viertel 13. 14. 15. 24. 29. 37. p. 261.
Torten- und Pastetenform III b. 169. p. 269.
Tragbalken II. 59. p. 252.
Tragödie, Scene V. 11. p. 39.
Traha II. 102. p. 253.
Trajanssäule XI a. 1 ff. p. 149; vgl. I. 1. 44, 7–9.
Trajansschiffe XIV. 21. p. 190.
Transtra p. 191.
Trapeza III. (2). 5. p. 257.
Triarii p. 132.
Tribunus legionis p. 137.
Trichter III b. 130. p. 267.
Triclinium III b. 142. p. 268.
Triclinium funebre III. (2). 11. p. 257.
Trigonon I. 34. 66. p. 57.
Trinkgefässe III b. 69. 70. 71. 72. 75 etc. 116. p. 265. 267.

Triptolemos G. II. 3. p. 282.
Triremis XIV. 17. p. 189.
Tritagonist p. 31.
Triton G. XII. 1. 21. 25. p. 337 f.; eine Nereide entführend XII. 11. p. 338.
Triumph XI b. 5. 7. 10. p. 141 ff.
Troilos H. IV. 2. 6. p. 368.
Tropaeon III. 48. p. 257.
Tryblion III b. 81. p. 266.
Tuba I. 91. p. 58.
Tuchwalkerei XV. 3. 7. 9. p. 198.
Tullianum II. 45. p. 252.
Tunica III a. zweites Viertel. 1. 2. 6. 11. 16. 18. 26. 27. 28. p. 261; der Frauen III a. viertes Viertel 1 ff. p. 262.
Turpio, Ambivius V. 30. p. 43.
Tutulus III a. viertes Viertel. 10. p. 263.
Tyche G. VII. 22. 32. p. 312 f.; XII. 28. 37. 53. p. 341 f.; von Antiochien XII. 41. p. 343.
Tydeus H. IV. 14. 24. 30. p. 374. 378. 380; Tydeus apoxyomenos Lebensb. IX. 2. p. 74.
Tympanon I. 118. 122. p. 58; IV. 14. p. 18.
Tyndareos H. II. 17. p. 356.

Unterwelt, Ankunft G. XII. 58. 59. p. 346; Fahrt in die G. XII. 29. p. 341.
Urania G. X. 10. p. 328; XII. 37. p. 342.
Urne II. 9. p. 250; III. (2). 21. 33. p. 258; XIX. 34. p. 246.
Ustrinum III. (2). 25. p. 258.

Velarium p. 98.
Venationes p. 96.
Venus s. Aphrodite.
Venus mit der Muschel G. XII. 15. p. 339.
Venusopfer IV. 1. p. 14.
Verbrennen der Leichname p. 240; XIX. 27. p. 245.
Verkaufsladen XIV. 31. p. 195.
Vermählung XVII. 7. 20. 21. p. 226. 227; Opfer-Scene bei derselben XVII. 17. 18. p. 227.
Verona, Stadtthor II. 12. p. 250.
Verschanzung III. 21. p. 256.
Vertumnus G. XI. 55. p. 334.
Vesta G. II. 26. 27. 34. p. 286.
Vestalinnen IV. 26–28. 41. p. 22.
Victimarii IV. 15. p. 18.
Victualien aufzuhängen II. 161. p. 252.
Victualienmarkt II. 60. p. 252.
Viergespann VIII b. 9. p. 88.
Vierzigruderer p. 189.
Villa rustica III. (2). 23. p. 260.
Virtuosin VI b. 16. p. 60.
Vitis XI a. 1. p. 132.
Voltigiren VII b. 16. p. 78.
Vordertheil des Schiffes XIV. 1. 12. p. 191.
Vorleser XV. 27. p. 200.
Vota publica IV. 25. p. 21.
Votivbilder I. 14. p. 11.
Vulcan XV. 10. 14. 16. p. 199.

Waarenmagazin XIV. 30. p. 195.
Waffenläufer VII b. 8. p. 77.
Waffentanz XVII. 5. p. 232; griechischer VI c. 4. p. 62.
Wage mit Silberklumpen oder Getraide XIV. 32. p. 196; Schnellwage III b. 152. 153. p. 268.
Wagen, etruskischer II. 55. p. 252; Familien- XVIII. 3. 4. p. 233; Kriegs- II. 58. 65. p. 252; Leichen- II. 56. p. 252; Leiter- II. 71. p. 252; Ochsen- II. 93. p. 253; Pracht- II. 6. 7. 81. p. 252 f.; Renn- II. 63. p. 252.
Wagenlenker IX a. 12. 13.
Wagenrennen VIII b. 9–14. p. 88.
Walkerei XV. 3. 7. 9. p. 198.
Wallkrone p. 140.
Wasserleitung II. 23. 26. 35. 37. p. 251; Hahn II. 28. 34. p. 251.
Wasserorgel I. 84. p. 58.
Weberschiffchen II. 78. p. 252.
Webstuhl II. 83. p. 253; XV. 12. p. 200.
Weihgeschenke p. 10.
Weihrauchgefäss I. 48. 51. p. 13.
Weihwasserbecken I. 43. p. 10.
Weihwedel I. 26. p. 12.
Wein, Geräthe zum Seihen III b. 133. p. 267; -Keller II. 79. p. 253; XIV. 30. p. 195; -Schenke, römische XVIII. 13. p. 231; -Schlauch II. 121. p. 254; -Verkauf XIV. 34. p. 195.
Werbung? XVII. 9–11. 14. p. 226.
Wettläufer VII b. 6. 7. p. 76.
Wettläuferin VII b. 11. p. 77.
Wettrennen p. 86.
Wildverkäuferin XIV. 27. p. 194.
Windgottheiten G. XI. 1–5. 7. p. 330 f.
Winkelmass II. 155. 156. p. 254.
Wolle (?) XIV. 28. p. 194. s. Silphium.
Würfelspiel XVI. 7. 23. 40. 41. p. 214 ff.

Xanthias V. 28. p. 43.
Xanthos, Harpyendenkmal zu X. 14–22. 25. p. 117.

Zeichner XV. 33. p. 202.
Zephyros G. XI. 3. p. 331; und Chloris XI. 39. p. 334. 335.

## Druckfehler, Berichtigungen etc.

S. 2, Z. 3 lies ihm statt ihn.
S. 4, Z. 1 ist die auf unerklärliche Weise in den Text gekommene Verweisung auf S. 10 zu streichen.
S. 73, Z. 14 lies Phigalia statt Olympia.
S. 90, Z. 15 lies Reliefbild statt Mosaikbild.

(Berichtigungen, die sich weiterhin geltend machen sollten, werden am Schluss des gesammten Textes folgen.)

Zethos II. IV. 12. p. 372.
Zeugpresse II. 61. p. 252.
Zeus O. I. 1. 4. 6. 8. 12. 14. 15. 16. 17. 20. 21 p. 272 ff. — H. III. 12. p. 360. — des Phidias Lebensh. p. 274.
Ziehbrunnen II. 36. p. 251.
Zimmer III 5. 28. p. 264.
Zirkel II. 157—159. p. 255.
Zurückgekehrter Krieger X. 7. p. 115.
Zutrinken p. 232.
Zweikampf Achills und Memnons X. 12. p. 117.
Zwerg VI. 15. p. 49.

---

Ausser den früher angezeigten sind noch folgende **Druckfehler** nachzutragen:

p. 156. Z. 6. v. o. tilge nach „Volke“ — „so“.
„ 160. „ 8. „ „ st. neptuanistisch l. neptunistisch
„ 161. „ 2. „ „ st. nach l. nach.
„ 161. „ 1. v. u. st. dun l. und.
„ 255. „ 14. „ „ st. 16. l. 13.
„ 257. „ 2. „ „ l. Consecrations.
„ 262. „ 16. v. o. l. 16. st. 13.
„ 284. „ 4. „ „ l. ohnmächtigem st. ohnmächtige.
„ 291. „ 16. „ „ l. kannte st. konnte.
„ 321. „ 7. v. u. l. 20. st. 30.
„ 346. „ 21. „ „ l. 27. st. 57.
„ 355. „ 13. „ „ l. 15. st. 16.
„ 362. „ 10. „ „ l. 21. st. 22.
„ 362. „ 14. „ „ l. 22. st. 21.
„ 368. „ 26. v. o. l. h st. k.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

# Bibliothek
# ausländiſcher Klaſſiker

in

deutſcher Uebertragung.

## Spaniſches Theater.

Zweiter Band.

Hildburghauſen.
Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.
1868.

# Spaniſches Theater.

Herausgegeben

von

**Moriz Rapp.**

---

## Zweiter Band.

Cervantes' Zwiſchenſpiele, deutſch von H. Kurz.

Hildburghauſen.
Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.
1868.

## Cervantes'

# Neun Zwiſchenſpiele.

Ueberſetzt

von

## Hermann Kurz.

* * *

18-88

Hildburghauſen.
Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.
1868.

# Vorwort.

Die Zwiſchenſpiele des Cervantes erſcheinen hier zum erſtenmal vollſtändig ins Deutſche überſetzt. Mit Ausnahme des letzten, das erſt acht Jahre nach dem Tode des Dichters in Sevilla aufgeführt und gedruckt wurde*), gehören ſie ſeiner verunglückten Dramenſammlung von 1615 an, die aus dem Koffer nicht weiter als in die Preſſe gelangte, und auch in dieſe nur, um von der Ungunſt der Zeit den ſeltenſten Bücherſchätzen beigeſellt zu werden (worin ſelbſt durch den Wiederabdruck von 1749 ſo wie durch die gleich unfindbare dritte Edition von 1816 nichts geändert worden iſt). Während jedoch von jenen acht Komödien nur eine einzige bei den neueren Herausgebern Gnade gefunden hat, ſind die acht Zwiſchenſpiele nebſt dem kleinen Zuwachs von 1624 in die meiſten Geſammtausgaben der Werke unſeres Dichters aufgenommen worden.

Kein Freund der „heitern Wiſſenſchaft“ wird beſtreiten, daß ihnen dieſe Anerkennung gebürt. Zwar ſind ſie ungleich an Werth; und die bei Cervantes nicht ungewöhnliche pedantiſche Eigenheit, verletzertes Latein aus ungebildetem Munde — ein wirkſames, von ihm oft ſo glücklich gehandhabtes Luſtſpielmotiv — faſt jedesmal durch Organe einer höheren Schulbildung ſorgfältig zu berichtigen, miſcht ſich auch hier mitunter im beſten Augenblicke etwas ſtörend ein; aber die reiche Lebensanſchauung und ſprudelnde Erfindung, die man immer und immer wieder an ihm bewundern muß, laſſen in der geringſten dieſer poetiſchen Kleinigkeiten den Stempel ſeines herrlichen Geiſtes erkennen.

Als die beſten gelten „Das Wundertheater“ und „Die Höhle von Salamanca“, beide auf mittelalterlichen Schwänken aufgebaut, die auch, der eine im Eulenſpiegel, der andere bei Hans Sachs vorkommen und bis auf neuere Zeiten, der eine bei den Deutſchen und beide bei den Franzoſen, beliebte Bearbeitungen gefunden haben.

---

*) Biblioteca de autores españoles, I, p. XXIX.

Ein anderes jener Fabliaux begegnet uns im „Eiferſüchtigen Alten“. Die meiſten dieſer Scherzſpiele ſind jedoch erfunden oder mit ſicherem Griffe dem Leben abgelauſcht. Die einen glänzen durch treffende Abconterfeiung der unmittelbaren Wirklichkeit, andere erheben ſich zu einem den engen Rahmen überfliegenden Schwung der künſtleriſchen Darſtellung und Sprache. Und in letzterer Hinſicht wird man — unbeſchadet des Werthes der vorgenannten beiden Stücke, die es ebenfalls an Hochdruck des Humors nicht fehlen laſſen, und deren eines obendrein unter der friſcheſten Handlung eine tiefſinnige Allegorie verbirgt — wird man wohl den Trampagos den König unſerer aufgeweckten Neune nennen dürfen. Hier hat der pathetiſche Jambus (denn er iſt das Versmaß des Originals) theils in ſeiner Anwendung auf Dinge der gemeinſten Wirklichkeit — wie auch in der „Alcaldenwahl“, wo man Don Quijote und Sancho in Einer Perſon reden zu hören glaubt — eine purzelbaumſchlagende Komik; theils ſteigt er, wenn dieſe wilden Seelen ſich Zwang auferlegen und feierlich thun müſſen, zum komiſch Erhabenen, theils, wenn ſie den Zwang abwerfen und ſich ihrer unbändigen Natur überlaſſen, zum komiſch Heroiſchen auf, um zuletzt in bacchantiſchem Taumel unterzugehen.

Man wird nicht unbeachtet laſſen, daß das ſo eben beſprochene Zwiſchenſpiel den Stoff mit der Novelle „Rinconet und Cortadillo“ gemein hat, gleichwie im „Eiferſüchtigen Alten“, bis auf den Namen hinaus (Cañizares-Carrizales) der „Eiferſüchtige Eſtremadurer“ wiederkehrt. Daß die Novellen 1613 und die Dramen 1615 gedruckt ſind, entſcheidet nicht über die Priorität: denn die letzteren haben, wie man weiß, nach vergeblichem Harren auf einen Theaterdirektor ſich erſt noch um einen Verleger bemühen müſſen, werden alſo geraume Zeit im Koffer gelegen ſein; was auch das Datum des Eheverſprechens S. 86, 6. Mai 1611, ahnen läßt, ein ohne Zweifel humoriſtiſch angebrachtes Datum des Tages, an welchem dieſe Stelle geſchrieben wurde. Man iſt alſo auf innerliche Indicien beſchränkt. In der Schilderung des Gaunerlebens nun ſollte man das Zwiſchenſpiel, obgleich ärmer an Figuren und Begebenheiten, für jünger als die Novelle halten, weil es in eminenter Steigerung über dieſelbe hinausgeht. Im Sujet des „Eiferſüchtigen Alten“ dagegen ſcheint die Novelle jünger als das Zwiſchenſpiel, weil ſie die muthwilligen Situationen deſſelben mit ſcharfer Wendung einem überraſchend ernſthaften Ende zuführt; wodurch dieſe Novelle, ähnlich wie Goethe’s Procurator, zu einer exemplariſchen im beſondern Sinne wird. Daß der Dichter gleichwohl das Zwiſchenſpiel nach dem Erſcheinen der Novelle noch aus ſeinem Verſchluſſe entließ, das beweist wenigſtens ſo viel, daß er von ihm das Gleiche dachte, was er ja im Vorwort von jenen ſämmtlichen Komödien und Zwiſchenſpielen ſagt: „que no tienen necedades patentes y descubiertas.“

Wir erſehen aus den beiden genannten Beiſpielen, daß Cervantes bei ſeinen Stoffen zwiſchen epiſcher und dramatiſcher Behandlung ſchwanken oder gar beide verſuchen konnte. Dieß deutet auf das wohlbegründete Gefühl, daß ihm die dramatiſche Form einen nicht minder angemeſſenen Raum geboten hätte, ſeinen Styl, die Ausgeſtaltung ſeiner dichteriſchen Individualität, in energiſchen Schöpfungen zu bethätigen. Welches Feld aber hier dem im Ergreifen des Einzelbildes ſo glücklichen Novelliſten am unzweifelhafteſten offen ſtand, das iſt durch die vorliegenden Zwiſchenſpiele klar erwieſen: es war der Mimus, das dramatiſirte Genrebild. Wäre es ihm vergönnt geweſen, dieſes Feld noch ferner anzubauen und ſeiner Art gemäß deſſen Grenzen zu erweitern — manche da und dort eingeflochtene Novelle hätte brauchbaren Humus dafür gegeben —, ſo behauptete er ſich als Wiederherſteller jener anmuthigen Komödiengattung des Alterthums in unbeſtrittener Meiſterſchaft. Aber der vollendete Blödſinn, den ſeine Welt ihrem erſten Dichter in allen Punkten bewies, verſagte ihm die fruchtbringende Aufmunterung, die ihm dieſen ſeinen zweiten Beruf zum volleren Bewußtſein gebracht hätte, und würde ſich, wie vorauszuſehen war, auch gegen die ſelbſtbewußteſten Verſuche gleich unüberwindlich gezeigt haben.

Von Cervantes' Zwiſchenſpielen ſind bis jetzt ins Deutſche übertragen: „Das Wundertheater“, Die Höhle von Salamanca, „Das Ehegericht“ („Der Scheidungsrichter“), „Der Eiferſüchtige Alte“; dieſe von Adolph Friedrich von Schack (Spaniſches Theater, 1. Th.); und „Der wachſame Poſten“ („Die wachſame Schildwache“) von C. A. Dohrn (Spaniſche Dramen, 2. Th.).

Die Franzoſen beſitzen neuerdings eine Uebertragung des ganzen Theaters von Cervantes durch Mr. Alphonſe Royer (Théâtre de Michel Cervantès, Paris 1862), jedoch zum Theil nur in Analyſe, auch die vollſtändig mitgetheilten Stücke manigfach verkürzt, und durchweg Proſa. So viel aus dieſer Nachbildung zu ſchließen, verdient von den ſieben nicht in die Geſammtausgaben aufgenommenen Komödien Pedro de Urdemalas die meiſte Aufmerkſamkeit; beſonders auch darum, weil dieſe Komödie im Mimus, dieſem claſſiſchen Boden für das picareske Element, dutzendfach verwerthbar geweſen wäre.

In Betreff gegenwärtiger Uebertragung iſt nur noch hinzuzufügen, daß, wo Anſpielungen, Sprichwörter und dgl. eine Erklärung verlangten, dieſe ſo viel als möglich in den Text ſelbſt verlegt worden iſt. Einige weitere Bemerkungen mögen hier ſtatt der Noten hinter dem Texte folgen:

S. 79 wird man nicht überſehen, daß Lope de Vega, „el monstruo de la naturaleza“, trotz aller Verehrung ein wenig ironiſch geſtreift iſt.

S. 93. Spaniſche Infanterie iſt eine ſcherzhafte Bezeichnung des Parterrepublicums im Theater.

S. 134. Der edle Räuber Roque iſt aus dem Don Quijote bekannt.

S. 136. Antonio de Nebrixa, berühmter Grammatiker, deſſen Grammatik in allgemeinem Gebrauche war.

S. 145. „Von Esquivias“. Dies iſt nicht ironiſch gemeint. Der Dichter hat dem genannten Flecken, ſeinem Wohnort in den erſten Jahren ſeiner Ehe, eine dauernde Anhänglichkeit bewahrt, und er äußert dieſe noch im Vorwort zu „Perſiles und Sigismunda“, wo er denſelben durch edle Familien und edelſte Weine ausgezeichnet nennt. Die Weine haben übrigens, nach Madoz, ihren Ruf verloren.

S. 152. Zahorí, Seher, eine Perſon, die nach dem Volksaberglauben verborgene, ja vergrabene Dinge ſieht, wofern ſie nicht mit einem blauen Tuche bedeckt ſind.

Die wiederholt vorkommenden Ortsbehörden Gobernadór, Alcalde und Regidoren verhalten ſich zu einander wie Bürgermeiſter, Schultheiß und Gemeinderäthe.

Ueber die aufgeführten Nationaltänze kann man ſich bekanntlich in A. F. von Schack's „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Spanien“ (I, 377 ff.) unterrichten.

H. K.

# Das Ehegericht.

## Perſonen:

**Eheſcheidungsrichter.**
**Gerichtsſchreiber.**
**Procurator.**
Ein **Alter.**
**Mariana**, ſeine Frau.
**Soldat.**
**Guiomar**, ſeine Frau.
**Wundarzt.**
**Aldonza**, ſeine Frau.
**Laſtträger.**
Zwei **Muſikanten.**

## Erſter Auftritt.

Der **Eheſcheidungsrichter** tritt auf, begleitet vom **Gerichtsſchreiber** und **Procurator**. Er ſetzt ſich. Vor ihm erſcheinen ein **Ehekrüppel** (der „komiſche Alte“) und **Mariana**, deſſen Frau.

**Mariana.**

Ah, der Herr Scheidungsrichter hat ſich bereits in ſeinem Richterſtuhle niedergelaſſen: jetzt gilt es! Jetzund will ich einmal thun oder laſſen können was mir beliebt, zollfrei will ich ſein, frei wie der Falk in der Luft.

**Der Alte.**

Um des Himmels willen, Mariana, mach' nicht ſo viel Aufhebens mit deiner Angelegenheit. Thu' gemach, um des Ungemachs willen, das Gott am Stamm des Kreuzes durchmachen mußte. Bedenke doch, daß du die ganze Nachbarſchaft mit deinem Geſchrei betäubſt. Du ſtehſt ja nun vor dem Herrn Richter, und kannſt ihm deine Sache mit weniger Lärm vortragen.

**Richter.**

Was habt Ihr für einen Handel, gute Leute?

**Mariana.**

O Señor, Scheidung, Scheidung, und noch einmal Scheidung, und tauſendmal Scheidung!

**Richter.**

Von wem und warum, Señora?

**Mariana.**

Von wem? von dem Alten da.

**Richter.**

Und warum?

**Mariana.**

Weil mirs nicht möglich iſt, ſeine Abgeſchmacktheiten zu ertragen und unaufhörlich ſeine Gebrechlichkeiten abzuwarten, die nicht zu zählen ſind. Meine Eltern haben mich nicht zur Krankenwärterin oder barmherzigen Schweſter erzogen. Eine ſchöne Mitgift hab' ich dieſer Handvoll Knochen zugebracht, die mich um alle Tage meines Lebens bringt. Als ich zu ihm kam, glänzte mein Geſicht wie ein Spiegel, und jetzt ſieht dieſer Spiegel aus, wie wenn man ihn mit einer Elle Fries überhängt hätte. Euer Gnaden, Herr Richter, ſcheidet mich, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mich hänge. O ſeht, ſeht nur dieſe Thränenfurchen; ſie kommen vom täglichen Weinen, daß ich mich mit dieſem Skelett verheirathet ſehen muß.

**Richter.**

Weinet nicht, Señora, dämpfet Eure Stimme und trocknet Eure Thränen, ich werde Euch Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

**Mariana.**

Laſſe Euer Gnaden mich weinen, denn das ſchafft mir Erleichterung. In wohleingerichteten Reichen und Republiken ſollten die Ehen auf Zeit geſchloſſen und alle drei Jahre ſollten ſie aufgelöst oder neu beſtätigt werden, wie jeder andere Pachtvertrag, ſtatt das ganze Leben in Kraft zu bleiben, zur ewigen Marter für beide Theile.

**Richter.**

Wenn ſolche freiwillige Gerichtsbarkeit ſich ins Werk ſetzen ließe, ſo wäre ſie ſchon längſt eingeführt, und Mancher würde ſichs gerne was koſten laſſen. Allein, Señora, Ihr ſolltet mir die Umſtände näher ſpecificiren, die Euch zu dieſem Scheidungsantrage bewegen.

**Mariana.**

Die Umſtände ſind: einmal der Winter meines Mannes im Vergleich mit dem Frühling meiner Jahre; dann daß ich Nacht für Nacht die Ruhe entbehren und aus dem beſten Schlafe aufſtehen muß, um ihm Tücher und Kleienſäckchen zu wärmen und auf die Hüfte zu legen; daß ich ihm bald da bald dort Binden anlegen muß, während ich ihm doch viel lieber einen Strick gönnte und den Galgen ſammt Henker dazu; daß ich ihm Nachts die Kopfkiſſen höher legen und Huſtentränkchen geben muß, damit er nicht erſtickt; endlich, daß ich verdammt bin, ſeinen Athem zu ertragen, der ihm drei Büchſenſchüſſe weit aus dem Munde riecht.

**Gerichtsſchreiber.**

Das muß von einem hohlen Zahne kommen.

**Der Alte.**

Kann nicht ſein, denn der Teufel mag ihn haben, wenn er einen einzigen — Stock- oder Vorderzahn — im ganzen Munde findet.

**Procurator.**

Es gibt ein Geſetz, ſo habe ich mir ſagen laſſen, wonach der üble Athem genügt, um das Weib vom Manne oder den Mann vom Weibe zu ſcheiden.

**Der Alte.**

Die Wahrheit iſt, Señores, daß dieſer üble Geruch, über den ſie ſich beklagt, nicht von hohlen Zähnen herrührt, weil ich keine habe, und noch weniger von meinem Magen, denn es gibt keinen beſſeren, ſondern daß er lediglich aus ihrem böſen Herzen ſtammt. Euer Gnaden kennen dieſe Dame ſchlecht; ſicherlich, wenn Sie ſie kennten, würden Sie ihr den Teufel austreiben, mit Faſten und Bekreuzigen. Zweiundzwanzig Jahre führe ich jetzt ein Märtyrerleben mit ihr, ohne jemals ihre Unarten, ihr Geſchrei, ihre tollen Launen an die große Glocke gehängt zu haben, und zwei Jahre ſind es, daß ſie mir täglich Püffe und Stöße gibt, die mich unter den Boden bringen, und das mit einem Geſchrei, das mich taub macht, und mit einem Keifen, das mich um den Verſtand bringt. Wenn ſie mich pflegt, wie ſie behauptet, ſo thut ſie es mit Dornhandſchuhen, da doch der Arzt mit linder Hand und ſachter Manier verfahren ſollte. Kurz, meine Herren, ich bin es, der bei ihr ſtirbt, und ſie iſt es, die bei mir lebt; denn ſie führt das Regiment cum mero, mixto imperio, und hat mein ganzes Vermögen unter ſich gebracht.

**Mariana.**

Euer Vermögen? Was habt Ihr denn für Vermögen, das

Ihr nicht durch meine Mitgift erworben hättet? Mir gehört die Hälfte unſrer gemeinſamen Errungenſchaft, ſo leid es Euch ſein mag, und weder hiervon noch von meiner Mitgift ſoll Euch, wenn ich heute ſterbe, der Werth eines Maravedi verbleiben, damit Ihr meine Liebe zu Euch kennen lernet.

**Richter.**

Sagt einmal, Señor: als Ihr Euch mit Eurer Frau verbandet, wart Ihr da munter, geſund und wohlbeſchaffen?

**Der Alte.**

Wie geſagt, zweiundzwanzig Jahre ſind es, daß ich dieſes Band geſchloſſen und mich damit an eine Galeere geſchmiedet habe, zu einem Sklavenleben, wie man es nur unter einem calabreſiſchen Rudervogte haben kann. Und damals war ich bei ſo guter Geſundheit, daß ich ein Grandiſſimo auftrumpfen konnte.

**Mariana.**

Ein neues Sieb, ſagt das Sprichwort, hängt man drei Tage ſäuberlich an den Nagel, nachher fährt es auf dem Boden herum.

**Richter.**

Schweigt, ſchweigt, und behüte uns der Himmel vor Euch, gute Frau. Geht mit Gott, ich finde keine Urſache, Euch zu ſcheiden. Haben Euch die Beeren friſch geſchmeckt, ſo nehmt nun auch mit den Hutzeln vorlieb. Man kann keinen Ehemann verpflichten, den Lauf und die Flucht der Zeit aufzuhalten, ſo daß ſie vor ſeiner Thür und auf ſeiner Uhr ſtehen bleibt. Gegen die böſen Stunden, die Ihr jetzt mit ihm habt, müßt Ihr die guten rechnen, die er Euch genießen ließ, ſo lange er's vermochte. Und nun laßt mich kein Wort weiter hören.

**Der Alte.**

Wenn es möglich wäre, ſo würde Euer Gnaden mir eine große Wohlthat erzeigen, mich aus dieſem Kerker zu erlöſen; denn wenn Ihr jetzt die Hand von mir abzieht, nachdem es einmal zu dieſem Bruche gekommen iſt, ſo heißt das mich wieder dem Henker überliefern, der mich martyriſirt. Alſo ein Vorſchlag zur Güte: man thue mich in ein Kloſter und ſie in ein anderes, wir theilen das Vermögen, und auf dieſe Weiſe können wir im Frieden und im Dienſte Gottes den Reſt unſrer noch übrigen Tage verbringen.

**Mariana.**

Daß Euch die ſchwere Noth! Ich bin zu gut fürs Kloſter! Damit mögt Ihr einem jungen Mädchen kommen, das an Sprachgittern, Drehſcheiben, Gitterfenſtern und Spionerieen Geſchmack findet. Geht Ihr ins Kloſter: ſo Einer kann's aushalten, der keine Augen zum Sehen, keine Ohren zum Hören, keine Füße zum Gehen und keine Hände zum Greifen hat. Ich aber bin geſund und wohl auf, habe alle meine fünf Sinne friſch und lebendig bei einander, und will ſie auch brauchen; mit offenen Karten will ichs, nicht aufs Gerathewohl, wie beim verdeckten Spiel.

**Gerichtsſchreiber.**

Das Weib iſt frei.

**Procurator.**

Und der Mann vernünftig. Das iſt aber auch Alles was er kann.

**Richter.**

In Summa, ich kann dieſe Scheidung nicht vollziehen — quia nullam invenio causam.

---

## Zweiter Auftritt.

Ein aufgeſtutzter Soldat tritt auf, und mit ihm ſeine Frau, Doña Guiomar.
Die Vorigen.

**Guiomar.**

Gelobt ſei Gott, daß mir mein Wunſch erfüllt iſt, vor Euer Gnaden Angeſicht zu ſtehen, als welche ich bitte, ſo hoch und theuer ich kann, es möge ihr belieben, mich von Dem da zu ſcheiden.

**Richter.**

Was heißt das: von Dem da? Hat er keinen andern Namen? Ihr hättet doch wenigſtens ſagen ſollen: von dieſem Manne.

**Guiomar.**

Wenn er das wäre, ſo würde ich nicht um Scheidung einkommen.

**Richter.**

Was iſt er denn?

**Guiomar.**

Ein Scheit Holz.

**Soldat** (für ſich).

Bei Gott, das muß ich ſein, und zwar mit Schweigen und Dulden; denn wenn ich mich gar nicht vertheidige und dieſem Frauenzimmer mit keinem Wort widerſpreche, ſo bringe ich es vielleicht dahin, daß mich der Richter verurtheilt, in der Meinung mich zu beſtrafen, ſo daß ich frei werde, wie ein Sklave, der durch ein Wunder aus den Verließen von Tetuan entkommt.

**Procurator.**

Redet mit mehr Manier, Señora, und tragt Eure Sache ohne Injurien gegen Euren Gatten vor; denn der Herr Scheidungsrichter, vor dem ihr ja ſteht, wird Euer Recht gehörig in Erwägung ziehen.

**Guiomar.**

Was, Euer Gnaden? Dieſes Ding, mit dem man eine Riegelwand hinausſtoßen könnte, ſoll ich nicht ein Scheit Holz heißen dürfen?

**Mariana.**

Die und ich, wir ſind ohne Zweifel in Einem Spitale krank.

**Guiomar.**

Kurz geſagt, Señor, man hat mich mit dieſem Manne verheirathet, weil Euer Gnaden nun einmal haben will, daß ich ihn ſo nenne; aber das iſt nicht der Mann, mit dem ich mich verheirathet habe.

**Richter.**

Was ſoll das heißen? Ich verſtehe Euch nicht.

**Guiomar.**

Das will ſagen: ich glaubte einen Mann geheirathet zu haben, der Hände und Füße zu rühren wiſſe, und fand nach ein paar Tagen, daß ich, wie geſagt, einen Klotz genommen hatte. Er kennt ſeine rechte Hand nicht, denkt auch nie auf Mittel und Wege, einen Real zum Unterhalt ſeiner Familie zu verdienen. Den Vormittag verbringt er mit Meſſehören und Lungern am Guadalajara-Thore, wo er klatſcht, Neuigkeiten verhandelt und Lügen auskramt. Nachmittags, oder auch ſchon Morgens, geht er von einem Spielhaus ins andere und geſellt ſich zu den Maulaffen, die dem Spiele zuſehen und, wie ich mir habe ſagen laſſen, dort Jedermann verhaßt und im Wege ſind. Um zwei Uhr Nachmittags kommt er zum Eſſen, ohne einen Real Kartengeld, weil es heutzutage nicht mehr Brauch iſt, daß der glückliche Spieler eines gibt. Dann geht er wieder. Um Mitternacht kommt er heim, ſpeist, wenn er etwas findet, und wenn nicht, ſo ſchlägt er ſein Kreuz, gähnt und legt ſich ſchlafen. Aber die ganze Nacht hat er keine Ruhe, ſondern wirft ſich hin und her. Frag' ich ihn, was er habe, ſo ſagt er, er dichte ein Sonett im Kopfe für einen Freund, von dem er darum erſucht worden ſei; denn er legt ſich auch auf Poeſie, als ob das ein Beruf wäre, der über die Nothwendigkeiten des Lebens erhaben iſt.

**Soldat.**

Señora Doña Guiomar hat in Allem, was ſie da ſagt, die Grenzen der Wahrheit mit Nichten überſchritten. Es iſt alles wohlbegründet; und wenn ich nicht eben ſo guten Grund zu meinem Thun und Laſſen hätte, wie ſie zu ihren Reden, ſo würde ich mir ſchon längſt ein kleines Aemtchen, ein Commiſſiönchen da- oder dorthin verſchafft haben, und könnte eben ſo aufziehen wie andere gewandte und alerte Leutchen. Mit einer Reitgerte in der Hand, auf einer kleinen, magern, ſtätigen Miethſtute, natürlich ohne Maulthiertreiber, weil man dieſe Katzen bloß vermiethet, wenn ſie nicht zu brauchen ſind; ein paar Felleiſen auf der Croupe, im einen Halskrauſe und Hemd, im andern den halben Käſe, das Brod und die Lederflaſche; ohne weitere Reiſegarderobe als ein paar Kamaſchen und einen einzigen Sporn, dazu die Commiſſion und die Commißgedanken im Kopfe — in dieſem Aufzuge kleppert ſo Einer, ſo gut er's mit ſeiner Bockbeinigen vermag, über die Toledobrücke hinaus, und nach ein paar Tagen ſchickt er einen Schweineſchinken heim, ein paar Ellen ungebleichter Leinewand, kurz, was von ſolchen

Schlämpchen bei ſolchen Verrichtungen auf dem Lande zu ergattern iſt; und damit erhält er ſeine Familie, ſo gut es ein armer Teufel vermag. Aber ich habe keine Beſtallung, weiß auch nicht, wie ich zu einer kommen ſoll; denn mich will keiner von den großen Herren in Dienſt nehmen, weil ich verheirathet bin. Und ſomit, Herr Richter, weil arme Hidalgos ſo läſtig ſind, und weil meine Frau darauf anträgt, muß ich Euer Gnaden bitten, uns allerdings zu trennen und zu ſcheiden.

**Guiomar.**

Hierüber wäre noch Manches zu ſagen, Herr Richter. Ich möchte meinem Manne gern auf die Beine helfen, weil er ſo gar unpraktiſch und in ſo übeln Umſtänden iſt; aber wie ich mich auch abzappeln mag, ich kann nichts für ihn thun, denn, kurz und gut, ich bin eine rechtſchaffene Frau und mag keine Schlechtigkeit begehen.

**Soldat.**

Eine ſolche Geſinnung würde ja allein ſchon Liebe verdienen. Aber unter ihrer Ehrbarkeit verbirgt dieſe Frau die ſchlimmſten Eigenſchaften von der Welt. Sie iſt eiferſüchtig ohne Grund, ſie lärmt um nichts und wieder nichts, thut groß, ohne etwas zu haben, und wegen meiner Armuth achtet ſie mich nicht eines Nagels werth. Was jedoch das Aergſte iſt, Herr Richter: zum Dank dafür, daß ſie mir treu iſt, meint ſie, müſſe ich ihr tauſend und abertauſend Unarten und Widerwärtigkeiten nachſehen.

**Guiomar.**

Und warum nicht? Habt Ihr mir nicht Ehre und Achtung zu erweiſen, da ich's doch mit meinem guten Wandel verdiene?

**Soldat.**

Hört einmal, Señora Doña Guiomar, was ich Euch vor dieſen Herren ſagen will. Wie könnt Ihr mir Euren guten Wandel aufrechnen, der doch Eure Pflicht iſt, einmal als guter Leute Kind, dann als Chriſtin, und endlich, weil Ihr's Euch ſelbſt ſchuldig ſeid! Das wäre mir ſein, wenn die Weiber für ihre Zucht und Ehrbarkeit von ihren Männern beſondere Ehrerbietung verlangen könnten, als ob darin ihre ganze Vollkommenheit beſtände, und tauſend andre Tugenden, die ſie haben ſollten, darüber flöten gehen dürften! Was macht es mir, wenn Ihr für Euch ſelbſt einen guten Wandel führt? Aber das macht mir etwas, wenn Ihr Euch um Eurer Magd ihren Wandel nicht kümmert, wenn Ihr fortwährend ſauertöpfiſch, auffahrend, eiferſüchtig, kopfhängeriſch, aufhauſeriſch, ſchläfrig, faul, mürriſch, zänkiſch und voll anderer Untugenden dieſes Schlages ſeid, die hinreichend ſind, um zweihundert Männer unter den Boden zu bringen. Uebrigens bei alledem, Herr Richter, finde ich es für gut, zu erklären, daß Señora Doña Guiomar keine einzige von dieſen Untugenden hat — im Gegentheil, ich bekenne es, ich bin der Klotz, der Unpraktiſche, der Faule, der Taugenichts, und um der lieben Ordnung willen, wäre es auch aus keinem andern Grunde, iſt Euer Gnaden verpflichtet uns zu ſcheiden; denn hiemit erkläre ich ausdrücklich, daß ich gegen das Vorbringen meiner Frau nicht das Mindeſte einzuwenden habe, daß ich die Verhandlung für geſchloſſen anſehe und nichts wünſche, als verurtheilt zu werden.

**Guiomar.**

Was gibt es auch gegen mein Anbringen einzuwenden? Daß Ihr mir nichts zu eſſen gebt und Eurer Magd auch nichts. Und wenn's noch Mägde wären ſtatt einer Magd! Aber es iſt eine einzige, dazu ein Siebenmonatkind, das nicht ſo viel wie ein Heimchen ißt.

**Gerichtsſchreiber.**

Stille! Da kommen weitere Parteien.

## Dritter Auftritt.

Ein **Wundarzt** in Doctorstracht und ſeine Frau, **Aldonza de Minjaca**, treten auf.
**Die Vorigen.**

**Wundarzt.**

Aus vier ſehr gewichtigen Gründen komme ich, Euer Gnaden, Herr Richter, um Scheidung von meiner hier gegenwärtigen Gattin, Señora Doña Aldonza de Minjaca, zu bitten.

**Richter.**

Ihr tretet reſolut auf. Nennt Eure vier Gründe.

**Wundarzt.**

Der erſte iſt, daß ich ſie für meine Sünden nicht leiden kann; den zweiten weiß ſie ſelbſt; vom dritten will ich lieber ſchweigen; und viertens mag ich nicht dem Teufel in den Rachen fahren, was mir bevorſteht, wenn ich ſie bis ans Ende meiner Tage um mich haben und in dieſer Verfaſſung aus dem Leben gehen muß.

**Procurator.**

In der That eine höchſt gewichtige Art von Beweisführung.

**Aldonza.**

Herr Richter, Euer Gnaden höre auch mich. Ich erkläre: wenn mein Gatte aus vier Gründen auf Scheidung anträgt, ſo habe ich deren vierhundert. Der erſte iſt: ſo oft er mir vor Augen kommt, glaube ich den leibhaftigen Lucifer zu ſehen; der zweite: ich war angeführt, als ich ihn nahm, denn er gab ſich für einen Doctor aus, macht aber bloß in Aderlaſſen ſtatt Pulsfühlen, und in andern dergleichen pflaſterſtreicheriſchen Curen, iſt alſo ein Menſch, bei dem es kaum halbwegs zum Doctor reicht. Drittens iſt er eiferſüchtig, daß er mich vor jedem Sonnenſtrahl hüten möchte. Viertens kann ich ihn nicht vor Augen ſehen und wünſchte zwei Millionen Meilen weit von ihm zu ſein.

**Gerichtsſchreiber.**

Wer Teufels träfe es, dieſe beiden Uhren wieder in gleichen Gang zu bringen, da die Räder ſo in Unordnung ſind?

**Aldonza.**

Fünftens —

**Richter.**

Señora, Señora, wenn Ihr Eure vierhundert Gründe der Reihe nach herſagen wollt, ſo kann ich Euch unmöglich Stand halten. Dazu habe ich keine Zeit. Eure Sache ſoll auf den ordentlichen Termin geſetzt werden; darum geht jetzt mit Gott, denn ich habe noch mehr Angelegenheiten zu erledigen.

**Wundarzt.**

Iſt denn das nicht Termin genug, daß ich nicht bei ihr ſterben und ſie nicht bei mir leben will?

**Richter.**

Wenn dieſer Grund zur Scheidung hinreichend wäre, ſo würden die Leute ſchaarenweiſe kommen, das Joch der Ehe abzuſchütteln.

## Vierter Auftritt.

**Ein Laſtträger**, mit dem Bierſpitz auf dem Kopfe, tritt auf.
Die **Vorigen**.

**Laſtträger.**

Herr Richter, meines Zeichens bin ich ein Laſtträger, ich leugne es nicht, aber von gut altchriſtlichem Blute und ſchlecht und recht nach der Schnur; und wenn ich nicht jezuweilen über den Wein käme, oder er über mich, was eigentlich richtiger iſt, ſo wäre ich längſt Vorſtand der Laſtträgerbrüderſchaft. Indeſſen will ich das bei Seite laſſen, denn es gäbe viel darüber zu ſagen, und will dem Herrn Richter bloß dieſes zu wiſſen thun. Ich habe nämlich einmal im Katzenjammer angelobt, eine verirrte Frauensperſon zu heirathen. Wie ich wieder auf den Beinen war, ging ich in mich, hielt mein Gelübde und nahm ein Weibsbild zur Ehe, das ich aus dem Pfuhl der Sünde zog. Ich machte ſie zur Obſthändlerin. Nun iſt ſie ſo hochmüthig geworden und hat eine ſo üble Art, daß kein Kunde zu ihr treten kann, mit dem ſie nicht Händel bekommt, das eine Mal, weil ſich die Leute das ſchlechte Gewicht nicht gefallen laſſen wollen, das andre, weil ſie drob ſelbſt zugreifen. Unter dreien dürfen zwei darauf rechnen, eine Tracht an den Kopf zu erhalten, oder wohin es juſt gehen mag. Dabei ſchimpft ſie ſie, daß bis ins vierte Glied kein guter Faden an ihnen bleibt. Nicht eine Stunde kann ſie mit ihren Nachbarinnen und Colleginnen im Frieden leben. Ich muß den ganzen Tag für ſie mit dem Degen bei der Hand ſein, wie mit einer Poſaune, die ohne Unterlaß heraus- und hineinfährt, und von Erwerb iſt keine Rede, denn mit den Straſen für zu leichtes Gewicht und mit den verlorenen Prozeſſen ſetzen wir alles zu. Jetzt, wenn Euer Gnaden mir einen Gefallen thun wollte, möchte ich bitten, entweder mich von ihr zu ſcheiden, oder wenigſtens ihr ſtatt ihrer zu ſchnellen Art ein ordentlicheres und freundlicheres Betragen beizubringen; und dafür verſpreche ich Euer Gnaden, den ganzen heurigen Kohlenbedarf umſonſt vor's Haus zu ſpediren, weil ich bei der Brüderſchaft der Achſelträger ein Ziemliches ausrichten kann.

**Wundarzt.**

Leibhaftig ſteht ſie vor mir, die Frau dieſes Biedermannes. Die iſt gerade ſo ſchlimm wie meine Aldonza: einen höhern Rang kann ich ihr nicht anweiſen.

**Richter.**

Seht, ihr Herren, es haben zwar Einige von euch gewiſſe Dinge vorgebracht, vermöge deren ein Erkenntniß auf Scheidung angezeigt ſein dürfte, aber um die Sache ſpruchreif zu machen, bedarf es einer ſchriftlichen Verhandlung und eines Zeugenverhörs, daher ich denn euch Alle vorerſt zum Beweisverfahren zugelaſſen haben will. — Doch was ſoll das? Muſik und Guitarren in meinem Gerichtsſaal? Das iſt mir eine große Neuigkeit.

(Zwei Muſikanten treten auf.)

**Einer der Muſikanten.**

Herr Richter, die beiden uneinigen Eheleute, die Euer Gnaden neulich ausgeſöhnt und wieder zuſammengebracht hat, erwarten Euch zu einer großen Feſtlichkeit in ihrem Hauſe, und ſchicken uns her, um Euer Gnaden zu bitten, Ihr möchtet die Gefälligkeit haben und dieſelben mit Eurer Gegenwart beehren.

**Richter.**

Das werde ich ſehr gerne thun, und wollte Gott, daß alle heute Erſchienenen ihrem Beiſpiele folgten und ſich ebenfalls vertrügen.

**Procurator.**

Auf dieſe Weiſe müßten wir Schreiber und Procuratoren Hungers ſterben. Nein, nein, alle Welt ſoll auf Scheidung klagen, denn am Ende bleiben ja doch die Meiſten im alten Stande, und den Vortheil von ihren Katzbalgereien und Albernheiten haben wir.

**Muſikant.**

Jetzt aber vorwärts, um zur Freude des Feſtes beizutragen!

Die **Muſikanten** (ſingen).

Merkt's, die ihr im Ehezwiſt
Greifen wollt zum Auſtrennmeſſer,
Daß der ſchlimmſte Friede beſſer
Als die beſte Scheidung iſt.

Muß ja doch bei Eheleuten,
Die Vernunſt noch zügeln kann,
Zank um Sommer-Sanct-Johann
Ein ganz Friedensjahr bedeuten.

Wie das Herz gemach vergißt,
Wird der Unmuth blaß und bläſſer,
Wird der ſchlimmſte Friede beſſer,
Als die beſte Scheidung iſt.

Selbſt der Hölle Zorngetümmel,
Die, von Eiferſucht gereizt,
Dir ein holdes Weibchen heizt,
Iſt nicht Hölle, nein, iſt Himmel.

Und ſo denkt auch Amor, wißt,
Er, der rechte Spruch-Ermeſſer,
Daß der ſchlimmſte Friede beſſer
Als die beſte Scheidung iſt.

# Gauners Wittwerſtand.

## Perſonen:

| | |
|---|---|
| **Trampagos,** | Gauner. |
| **Chiquiznaque,** | |
| **Juan Claros,** | |
| **Escarraman,** | |
| **Repulida,** | Gaunerinnen. |
| **Pizpita,** | |
| **Moſtrenca,** | |

**Vademecum,** Diener des Trampagos.
**Ein Gauner.**
Zwei **Muſikanten.**

## Erſter Auftritt.

*Trampagos tritt auf im langen Trauermantel mit Schleppe. Vademecum trägt ihm zwei Fechtrappiere nach.*

**Trampagos.**

Vademecum!

**Vademecum.**

Herr!

**Trampagos.**

Bringſt du die Rappiere?

**Vademecum.**

Ich bringe ſie.

**Trampagos.**

's iſt gut. Laß ſehn und lauf
Und hole mir den großen Armſtuhl her
Benebſt den andern Seſſeln meines Hauſes.

**Vademecum.**

Was, Seſſel? gibt es deren etwa denn?

**Trampagos.**

Den alten Mörſer nimm, den Rundſchild auch,
Dazu die Ruhebank.

**Vademecum.**

Die kann nicht kommen:
Ihr fehlt ein Fuß.

**Trampagos.**

Iſt das ein Fehl?

**Vademecum.**

Kein kleiner. (Ab.)

**Trampagos.**

O Pericona, meine Pericona!
Juſt du vom ganzen Kreiſe. Dich umgibt
Ein andrer nun. Ich blieb und du gingſt hin,

Und — was das Schlimmſte — wüßt' ich nur nach wannen!
Zwar, wenn man deinen Lebenslauf ermißt,
Darf man wohl chriſtlich glauben, daß du doch
Ein Plätzchen fandſt — wiewohl, ich wag' es nicht,
Dir deinen Stuhl im Jenſeits anzuweiſen.
Nun, ohne dich iſt jedes Leben Tod.
Ach, daß ich nicht an deinem Kiſſen ſtand,
Als du den Lüften deine Seele gabſt,
Sie aufzufangen zwiſchen meinen Lippen
Und meinem lautern Herzen einzugießen!
Elendes Menſchenloos, wer baut auf dich!
Noch geſtern Pericon', heut kalter Staub,
Wie ſich ein hochberühmter Dichter ausdrückt.

(Chiquiznaque tritt auf.)

**Chiquiznaque.**

Wie? Herr Trampagos iſt ſich ſelbſt ſo feind,
Daß Gnaden ſich vergräbt, daß ſich die Sonne
Der Cumpanei in ſlorene Nacht verhüllt?
Genug des Leides, Herr Trampagos, gnug
Der ſchweren Seufzer! Wandle Gnaden lieber
Der Thränen Lauf in milde Gaben um,
In Meſſen und Gebete für die Seele
Der großen Pericona, die Gott habe!
Denn das wiegt alles Aechzen und Krächzen auf.

**Trampagos.**

Gnaden hat ganz wie ein Tholog geſprochen.
Doch, mein Herr Chiquiznaque, alldieweil
Ich mit dem Jenſeits mein Geſchäft bericht'ge,
Greif' Euer Gnaden zu, und machen wir
'n nagelneuen Gang.

**Chiquiznaque.**

Nein, Herr Trampagos,
Heut iſt es keine Zeit zu Fechterkünſten.
Heut regnets Condolenzen, oder muß
Es regnen wenigſtens, und durch die Bank.
Und wir, wir ſollten uns auf Finten legen?

(Vademecum kommt mit einem alten zerbrochenen Lehnſtuhle.)

**Vademecum.**
Bei meiner Seele, ſchön! Wer meinem Herrn
An ſeine Quarten, ſeine Terzen greift,
Der greift ihm an die Tage ſeines Lebens.

**Trampagos.**
Geh nach der Bank nun und dem Mörſer. Und
Den Schild nicht zu vergeſſen, Vademecum!

**Vademecum.**
Auch Bratſpieß, Pfanne, Schüſſeln bring' ich mit. (Ab.)

**Trampagos.**
Doch nachher machen wir ein Fechterſtück,
Einzig, ſo glaub' ich, und nie dageweſen!
Denn der Verdruß ob meines Engels Tod
Lähmt mir die Glieder und mein ganzes Denken.

**Chiquiznaque.**
Wie alt war unſre Arme, da ſie heimging?

**Trampagos.**
Bei Nachbarinnen und Gevatterinnen
Stets zweiunddreißig Jahr!

**Chiquiznaque.**
Ein grünes Alter.

**Trampagos.**
Soll ich die Wahrheit ſagen, zählte ſie
Fünfzig und ſechs, jedoch verſtand ſie ſo
Den Ueberſchuß zu bergen, daß ich ſtaune.
O welche Färbe-, welche Kräuſelkunſt,
Ein Silberhaar in Lockengold zu wandeln!
Am ſechsten künft'gen Monds iſts fünfzehn Jahr',
Daß ſie mein eigen ward, und all die Zeit
Hat ſie mich niemals in Verdruß gebracht,
Noch in Gefahr, die Schultern blau zu tragen.
Ja fünfzehn Faſten, zähl' ich richtig, hat
Die Gute durchgemacht ſeit jenem Tage,
Da ſie mein theures, holdes Liebchen ward;
Und ſicher dreißig Faſtenpredigten
Und mehr noch haben ihr das Ohr betäubt,

Doch gegen alle blieb ſie, mir zu lieb,
So feſt, wie gegen die bewegten Wellen
Des Meers der unbewegte Meerfels bleibt.
Wie oft, wenn ſie, in Todesſchweiß gebadet,
Vom harten Kampfe kam, vom Bußgeſchrei,
Vom Schwirren der Gebete, ſprach die Aermſte:
„Möge der Himmel, mein Trampagos, einſt
Von meinen Sünden abziehn, was ich hier
Für dich, mein Kleinod, leide.“

**Chiquiznaque.**

Wackrer Sieg!
Seltner Beſtändigkeit unſterblich Beiſpiel!
Dort wird ſie's nun genießen.

**Trampagos.**

Zweifelsohne.
Nicht einmal wurden ihr die Augen naß
Bei all dem Predigen, wie wenn ihr die Seele
Von Baſt, ja Feuerſtein geweſen wäre.

**Chiquiznaque.**

Ein Weib, das ſich an Werth den Griechinnen,
Den Römerinnen darf zur Seite ſtellen!
Woran ſtarb ſie?

**Trampagos.**

Woran? Beinah an nichts.
Die Aerzte ſagten, ſie ſei hypochondriſch
Und leberkrank, doch könnte ſie gar wohl
Mit Tamariskenwaſſer ihre Tage
Auf ſiebzig Jahre bringen.

**Chiquiznaque.**

Wie, und trank
Sie's nicht?

**Trampagos.**

Sie ſtarb ja.

**Chiquiznaque.**

Das war ungeſchickt.
Hätt' ſie's getrunken bis zum jüngſten Tage,

Sie lebte bis dahin. Der Fehler war:
Man hätte ſie brav ſchwitzen laſſen ſollen.

**Trampagos.**

Sie hat elfmal geſchwitzt.

**Chiquiznaque.**

Und that's ihr gut?

(Vademecum kommt mit Geſchirr.)

**Trampagos.**

Faſt jedesmal: ſie war darnach wohlauf
Wie 'n grüner Bruſtbeerbaum, friſch und geſund
Wie 'n wilder Birnbaum, lachend wie ein Apfel.

**Chiquiznaque.**

Sie hatte Fontanellen, ſagt man mir,
An Armen und Beinen.

**Trampagos.**

Ja, was das betrifft,
So war die Aermſte ein Aranjuez:
Fontäne an Fontäne! Doch trotz Allem
Verzehrt die Erde heut in dieſem Leib
Das allerweißeſte, das ſchönſte Fleiſch,
Das ihre Eingeweide je umſchloßen;
Und eh die Theure an des Athems Hauch
— Zwei Jahre mag das ſein — begann zu leiden,
Hieß, ſie umarmen, einen Blumentopf
Mit Nelken, mit Baſilienkraut umfaſſen.

**Chiquiznaque.**

Es war ein Fluß wohl, oder Caries,
Was ihres Mundes Perlen ſo verdarb,
Die Zähne mein' ich, Schneid'- und Malmezähne.

**Trampagos.**

Einſt beim Erwachen fand ſie keine mehr.

**Vademecum.**

So iſt es, freilich, aber nur weil ſie
Zahnlos zu Bett gegangen. Fünfe juſt
Konnt' ich noch von den echten zählen falſche
Hob ſie ein Dutzend in dem Winkel auf.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21104 / 026**

**Trampagos.**

Was mengſt du dich in dieſe Dinge, Tölpel?

**Vademecum.**

Ich ſage nur was wahr iſt.

**Trampagos.**

Chiquiznaque,
Der Gang von vorhin kommt mir in den Sinn
Zurück: greif' zu und geh'n wir endlich dran.

**Chiquiznaque.**

Laß ruhn jetzt! Nichts von Gängen und von Finten
Jetzt ſchwärmen die Mosquitos um das Licht,
Die Weibchen, mein' ich, um den Moscowittwer.
Die Repulida, die Pizpita kommt,
Und die Moſtrenca und der große Juan
Claros..

---

## Zweiter Auftritt.

Die **Repulida** (Stutzerin), die **Pizpita** (Bachſtelze), die **Moſtrenca** (die Herrenloſe) und **Juan Claros** treten auf. Die **Vorigen.**

**Trampagos.**

Willkommen! hunderttauſendmal
Willkommen!

**Juan.**

Gleicherweiſe ſei mein Herr
Trampagos mir gegrüßt!

**Repulida.**

Mög' ihm der Himmel
Sein Dunkel in das hellſte Licht verwandeln!

**Pizpita.**

Möchten ihn meine Augen dieſer düſtern
Gramvollen Hülle doch entkleidet ſehn!

**Moſtrenca.**

Jeſus, was für ein nächtliches Geſpenſt!
Schafft mir's hinweg!

**Vademecum.**
Sind das gezierte Flauſen!

**Trampagos.**
Ich wär' ein Polyphem, Anthropophag,
Ein Troglodyt, ein wilder Zoilus,
Ein Kaiman, Karaibe, Menſchenfreſſer,
Wenn ich mich anders ausſtaffiren wollte
In ſolchem großen Jammer.

**Juan.**
Er hat Recht.

**Trampagos.**
Denn eine Mine, ach, von Potoſi
Hab' ich verloren, eine Mauer für
Den Epheu meiner Schwachheit, einen Baum,
In deſſen Schatten meine Nöthe ruhten.

**Juan.**
Die Pericona war ein Brunnen Goldes.

**Trampagos.**
Mit Abendgrauen niederſitzen und
Beim Zapfenſtreiche ſechzig Silberlinge
In Cuartos haben, iſt das etwa nichts?
Doch alles dies ging mir dahin mit ihr,
Die Staub iſt.

**Repulida.**
Ich bekenne meine Sünde:
Stets trug ich ihrem Rieſenfleiße Neid.
Ich kann nicht mehr: ich thue was ich kann,
Jedoch nicht was ich möchte.

**Pizpita.**
Gräm' dich nicht.
Wer Gottes Beiſtand hat, iſt beſſer dran,
Als wer früh aufſteht. Du begreifſt mich ſchon.

**Vademecum.**
Das Sprüchlein trifft den Nagel auf den Kopf.
So geb' euch Gott viel Schlaf, ihr Thörinnen.

**Moſtrenca.**
Wir ſind Geſchöpfe Gottes, und er hat
Niemand erſchaffen, um ihn zu verlaſſen.
An mir liegt wenig: dennoch hab' ich was
Zu beißen und zu brechen, und den Meinen
Halt' ich gekleidet beſſer als ein Püppchen.
Garſtig iſt Keine, die das Herz hat auf
Dem rechten Fleck. Der Teufel nur iſt garſtig.

**Vademecum.**
Sehr gut hat die Moſtrenca ihre Sache
Verfochten, und noch beſſer hätte ſie's,
Wenn ſie hinzugefügt, ſie ſei noch Jungfer,
Und rein, was ſie ja iſt im höchſten Grad.

**Chiquiznaque.**
Trampagos ſo zu ſehen, macht mir Schmerz.

**Trampagos.**
Der Flor umhüllt mich, dieſe Augen ſind
Verwandelt in Retorten —

**Vademecum.**
Aquavit's?

**Trampagos.**
Was? deſtillir' ich derlei, Satanskind?

**Vademecum.**
Vier Wäſcherinnen an der Brücke triefen
Zuſammen nicht den zehnten Theil. Sagt ſelbſt:
Was kann er weinen ſonſt, als Aquavit?

**Chiquiznaque.**
Mir deucht, am beſten endlich wärs, der große
Trampagos ſtillte ſeinen Gram und kehrte
Zum sicut erat in principium,
Zur alten Fröhlichkeit, und nähme ſich
Ein Liebchen, das die Grillen ihm vertreibt.
Denn recht iſts, daß der Todte geht ins Grab,
Und daß der Lebende ſich ſetzt zum Schmauſe.

**Repulida.**
Geſprochen wie ein Cato Zinſironus.

**Pizpita.**

Zwar bin ich klein, Trampagos, aber groß
Iſt mein Verlangen, dir zu dienen. Ich
Bin ohne Schatz, und habe achtzig Vögel.

**Repulida.**

Ich hundert, und bin wohlgethan und gar
Nicht faul.

**Moſtrenca.**

Ich habe zwei und zwanzig,
Vier und zwanzig, genau gezählt, und bin
Nicht dumm.

**Repulida.**

Mein Jeſus, was iſt das?
Pizpita und Moſtrenca gegen mich?
Du wollteſt mit mir in die Schranken treten,
Drahtpuppe du? Und du, einfältig Ding?

**Pizpita.**

Bei den Gebeinen meiner Ahne, Doña
Mari Bobales, Mispelſchälerin,
Ich achte ſie keinen Moriskendeut.
Seht mir den dummen aufgedonnerten Engel,
Wie der uns Alle unterkriegen will!

**Moſtrenca.**

Mich ſoll er nicht, ich dulde nichts auf mir,
Was ich nicht gern und willig tragen mag.

**Juan.**

Man wiſſe, die Pizpita wird von mir
Beſchützt.

**Chiquiznaque.**

Man merke ſich, die Repulida
Steht unter meines Schirmes Fittigen.

**Vademecum.**

Hie Troja! Nun ſetzt's Späne, nun ſind die
Vom gelben Meſſergriff an ihrem Werk.
Und noch einmal: hie Troja!

**Repulida.**

Chiquiznaque,

Ich brauche keinen Ritter, der mich ſchützt.
Ich will mir ſelber ſchon die Rache nehmen
Und will mit meinen ſündigen Händen ihr
Das fiebergelbe Quittengeſicht zerſetzen.

**Juan.**

He, Fräulein, Achtung vor dem großen Juan!

**Pizpita.**

Laßt ſie nur machen, laßt ſie immer kommen,
Die Larve da von ſchlechtgeknetetem Teig!

(Ein **Gauner** kommt in Haſt und Beſtürzung.)

**Gauner.**

Juan Claros, die Juſtiz! Der Alguacil
Von der Juſtiz kommt gradeswegs die Straße
Herab! (Schnell ab.)

**Juan.**

Beim Leben meines Vaters, hier
Iſt nicht gut wohnen!

**Trampagos.**

Bleibt nur Alle, laßt
Euch nicht erſchrecken, denn der Alguacil
Iſt ganz gut Freund mit mir, 's gibt nichts zu fürchten.

(**Gauner** kommt zurück.)

**Gauner.**

Er kommt nicht her, er iſt vorbeigeſchwebt. (Ab.)

**Chiquiznaque.**

Das Herz im Leib hat mir gezittert, weil
Ich ausgewieſen bin.

**Trampagos.**

Und käm' er auch,
Er thät' uns nichts zu Leide, dafür ſteh' ich:
Er kann nicht knarren, denn er iſt geſchmiert.

**Vademecum.**

Nun laßt den Streit beruhen, und mein Herr
Erkieſe ſelbſt die Braut, die ihm die beſten
Zähn' oder Hörner bringt.

**Repulida.**

Ich bin's zufrieden.

**Pizpita.**

Ich ebenfalls.

**Moſtrenca.**

Und ich.

**Vademecum.**

Dem Himmel Dank,
Daß für ſolch Gift ſolch Gegengift ich fand.

**Trampagos.**

Mit Todesverachtung denn!

**Moſtrenca.**

Gott leite dich!

**Repulida.**

Iſts dir ein Tod, Trampagos, wirds für die Erkorne auch ein Tod ſein.

**Trampagos.**

Ich verſprach mich.
Drum ohne Todesſchweiß!

**Moſtrenca.**

Gott leite dich!

**Trampagos.**

So wähl' ich denn, und zwar die Repulida.

**Juan.**

Wohlan, er eſſe ſie auf ſeinem Brod!

**Chiquiznaque.**

Auch ohne Brod, denn ſchmackhaft iſt ſie allweg.

**Repulida.**

Dein bin ich, brenne mir dein Sklavenzeichen
Auf dieſe beiden Wangen!

**Pizpita.**

Hexe, die!

**Moſtrenca.**

Sie hat's gewonnen. Neide ſie nicht drum.
Trampagos iſt kein guter Katholik:
Kaum hat er Periconen unterm Boden,
So iſt ſie auch vergeſſen.

**Repulida.**
Gut geſagt!

**Trampagos.**
Vademecum, pack' dieſen Mantel ein,
Trag' ihn ins Leihhaus, laß dir drauf ein Dutzend
Realen geben.

**Vademecum.**
O ich denke wohl,
Ich werde vierzehn kriegen.

**Trampagos.**
Fort, nur fort,
Und bringe gleich ſechs Maß vom Beſten mit.
Mach' Flügel dir an Beinen und an Schultern!

(Vademecum mit dem Trauermantel ab.)

**Trampagos.**
Bei Gott, ging dieſer Spuk noch länger fort,
So hätt' man morgen mich begraben können.

**Repulida.**
Licht meiner Augen, die die deinen ſind,
Um wie viel beſſer ſteht dir dieſe Tracht
Als jene andre düſtre, traurige!

(Zwei Muſikanten treten auf, ohne Guitarren.)

**Erſter Muſikant.**
Der Duft des Weines hat uns hergeführt,
Mich und meinen Gevatter da.

**Trampagos.**
Willkommen!
Doch die Guitarren?

**Erſter Muſikant.**
Sind noch in der Bude.
Freund Vademecum kann ſie holen.

**Zweiter Muſikant.**
Ich
Will ſelber gehn.

**Erſter Muſikant.**
Bei der Gelegenheit
Sag' meiner Hälfte: ſollte Jemand zum
Raſirenden Roland wollen, ſoll ſie ihn

Ein wenig warten heißen, ich wolle nur
Ein halbes Dutzend Schlückchen nehmen, ein
Paar Lieder ſingen, und dann wieder heimgehn.
(Zweiter Muſikant ab.)
Denn Herr Trampagos, ſcheint's, hat einen Gang
Mit Waffen vor von preislichem Kaliber.
(Vademecum zurück.)

**Vademecum.**
Der Krug ſteht in dem Vorſaal.

**Trampagos.**
Bring' ihn her.

**Vademecum.**
Es iſt kein Glas da.

**Trampagos.**
Daß dich Gott verlaſſe!
Der Nachttopf iſt noch ungebraucht. Mach' her!
Die heiligen Elemente über dich!
Du könnteſt einen Herzog verſchimpfiren.

**Vademecum.**
Nur kühl! Es ſoll an Trinkgeſchirr nicht mangeln,
Und müßten ſelbſt die Hüte dran. Doch halt!
Da iſt, wenn mich nicht Alles trügt, ein Flüchtling.

## Dritter Auftritt.

Ein Mann in Sklaventracht mit einer Kette um den Hals tritt auf. Die Vorigen. Gegenſeitiges Anſtarren.

**Repulida.**
Jeſus, iſt das ein Geiſt? Wer mag es ſein?
Iſts nicht Escarraman? Er iſt es, ja!
Herzens-Escarraman! O Theurer, komm,
Säule der Cumpanei, in meine Arme!

**Trampagos.**
Escarraman, mein Freund Escarraman!
Was ſoll das? Biſt du eine Statue? Brich
Dein Schweigen doch und ſprich zu deinen Freunden!

**Pizpita.**

Was will der Aufzug, was die Kette heißen?
Biſt du denn ein Phantom? Ich faſſe dich,
Und du biſt Fleiſch und Bein.

**Roſtrenca.**

Er iſt es, Liebe,
Er kann's nicht leugnen, trotz des Schweigens nicht.

**Escarraman.**

Ich bin Escarraman. Hört zu, wie ich
Mein langes Abenteuer kurz berichte.
(Der **Muſikant** kommt mit zwei Guitarren zurück, deren eine er ſeinem Genoſſen gibt.)
Mit der Galeer', auf die des Richters Zorn
Als Vormann für die linke Bank mich ſetzte,
Erlitt ich Schiffbruch an der Berberei
Und wechſelte den Kerker ſammt dem Schickſal,
Indem ich jetzo Türkenſklave ward.
Zween Monde, und es war des Himmels Schluß,
Daß ich entkam auf einer Galeotte.
Frei bin ich und gehöre wieder mir.
Doch hab' ich unverbrüchlich angelobt,
Gewand und Kette nicht von mir zu thun,
Bis ich ſie hängen kann daheim an die
Geweihten Mauern einer frommen Klauſe,
Die San Millon de la Cogolla heißt.
Dies die Geſchichte meiner ſeltſamen
Gedenkenswürdigen Begebenheiten.
Der Mendez wird es nicht zum beſten gehn:
Lebt ſie noch?

**Juan.**

Ganz gemächlich in Granada.

**Chiquiznaque.**

Und grämt ſich doch noch um den Armen ſtets.

**Escarraman.**

Was ſprach man denn von mir in dieſer Welt,
Derweil dort drüben gut' und böſe Sterne
Mein Loos regierten?

**Moſtrenca.**
Tauſend Dinge ſprach man:
Die Komödianten hatten dich am Galgen.

**Pizpita.**
Die Straßenjungen machten ein Ragout
Aus allen deinen Knochen ſammt dem Mark.

**Repulida.**
Du biſt verewigt, und was willſt du mehr?

**Chiquiznaque.**
Man ſingt dich auf den Plätzen, in den Straßen,
Man tanzt dich im Theater und zu Haus.
Du haſt den Dichtern mehr zu thun gegeben,
Als Troja gab dem mantuan'ſchen Tityrus.

**Juan.**
Von deinem Ruf ſind alle Ställe voll.

**Repulida.**
Du hallſt in aller Mägde Waſchgeklatſch,
Im Striegel jedes Pferdejungen wieder.

**Chiquiznaque.**
Im Klippklapp aller Scheerenkünſtler lebſt du:
Du biſt berühmter als das bunte Pferd.

**Moſtrenca.**
Dein Lob iſt bis nach Indien gedrungen.
In Rom verlauten deine Mißgeſchicke,
Und bringen dir Trophäen zahllos ein.

**Vademecum.**
Bei Gott, man hat dich ganz zu Mehl zerrieben,
Zerpflückt, zerzaust wie Blumen hat man dich.
Du machſt mehr Lärm und Staub als eine Glocke,
Als ein pſalmirend Waiſenkinderheer.
Um dich gab's Kampf mit den Balletten allen
Dieſer Epoche blühenden Geſchmacks,
Hartnäckigen, verzweiflungsvollen Kampf,
Doch Sieger über Alle blieb das deine.

**Escarraman.**

Nur Ruhm! und mag man mich in Fetzen reißen!
Um dieſen Preis werd' ich zum Horoſtrat.

(Die Muſikanten fallen aus dem Stegreif ein und beginnen die folgende Romanze.)

**Muſikanten.**

Aus der Klemme durch die Hecken
Kommt Escarraman gehüpſt,
Schergen, euch zu Spott und Schrecken,
Sich zum Heile durchgeſchlüpft.

**Escarraman.**

Soll das ein Aufruf in die Schranken ſein?
Glaubt ihr, daß ich den Spaß vergeſſen habe?
Ich bin behender als ich jemals war.
Muſik denn, und herunter mit dem Plunder!

(Wirft mit einem Entrechat Obergewand und Kette ab.)

**Pizpita.**

O Blum' und Ausbund aller Tänzer, wie
Haſt du dich gut erhalten!

**Vademecum.**

Leicht und zierlich!

**Juan.**

Er macht der Hochzeit des Trampagos Ehre.

**Escarraman.**

Muſik! Und ſeht, ob ich Queckſilber bin.

**Erſter Muſikant.**

Merkt Alle, wie ich ſinge, haltet Euch
An Ton und Gang, dann gibt es keinen Fehler.

**Escarraman.**

Muſik! Ich ſiede, ich vergehe ſchon!

**Repulida.**

Ich ſterbe, bis ich auf dem Plan ihn ſehe.

**Muſikant.**

So gebt denn Alle Acht!

**Chiquiznaque.**

Wir geben ſchon.

**Muſikanten.**

Aus der Klemme durch die Hecken
Kommt Escarraman gehüpft,
Schergen, euch zu Spott und Schrecken,
Sich zum Heile durchgeſchlüpft.

Ja, er kommt, der Welt zu zeigen
Seine Kunſt und ſeine Kraft,
Seine Leichtigkeit im Reigen,
Jede hohe Eigenſchaft.

Zum Erſatz für Coscolinen,
Die uns nicht zur Seite ſteht,
Muß heut Repulida dienen,
Duftend wie ein Blumenbeet.

Bis ſich, nie genug zu preiſen,
Die Pizpita aufgepflanzt,
Soll Escarraman uns weiſen,
Wie man die Gallarde tanzt.

(Die Muſik ſpielt die Gallarde, die von Escarraman getanzt wird; hierauf Verwandlung des Tanzes, wobei die Romanze wieder einfällt.)

Seht, wie fegt mit ſtolzer Sitte
Repulida jetzt den Plan,
Die es in dem neuen Schritte
Allen hat zuvorgethan!

Ihr Escarraman zur Seite,
Die Pizpita nebenan,
Chiquiznaque und Moſtrenca,
Und Juan Claros, der Galan.

Kinder, drauf! Bei meinem Leben,
Wie vortrefflich, wie exact!
Welcher Anſtand, welches Schweben!
Welche Grazie, welcher Tact!

Reicher Himmel, Perl' an Perle!
Laßt ſie rümpfen ihr Geſicht:
Andre Dirnen, andre Kerle
Löſen euch die Riemen nicht.

Welches Schmachten aller Hände!
Welches Suchen, welches Fliehn!
Labyrinthe ohne Ende,
Die ſich hin und wieder ziehn!

Laßt den Tanz nach Laune wechſeln,
Denn ich ſpiele, was ihr wollt:
Den Canario, die Gambetas —
Seid ihr dem Villano hold?

Zarabanda, Zambapalo,
Alles was da ſchleift und rollt,
Don Alonzo's Tanz, des Guten,
Aus der Zeit voll Minneſold.

**Escarraman.**

Mögt ihr den Canario ſpielen?
Dieſen hätt' ich längſt gewollt.

**Muſikant.**

Gut, ich ſpiel' ihn auf wie Silber,
Und du tanzeſt ihn wie Gold.

(Die Muſik ſpielt den Canario, welchen Escarraman allein tanzt; hierauf)

**Escarraman.**

Jetzt den Bauer an die Reihe
Mit der Zwiebel und dem Brod!
Diesmal ſpringen mit mir Dreie.

**Muſikant.**

Friſch, nur friſch! 's hat keine Noth.

(Sie tanzen den Villano. Andere Tänze, die Escarraman noch verlangen mag, bleiben der Aufführung vorbehalten. Zuletzt)

**Trampagos.**

Meine Hochzeit iſt begangen,
Wie's kein Roland kann verlangen.
Stimmet ein und ſtoßet an:
Vivat hoch Escarraman!

**Alle.**

Vivat! Vivat!

# Die Alcaldenwahl von Daganzo.

## Perſonen:

**Baccalaureus Peſuña.**
**Pedro Eſtornudo,** Schreiber.
**Panduro,**
**Algarroba,** } Regidoren.
**Juan Berrocal,**
**Franciſco de Humillos,**
**Miguel Jarrete,**
**Pedro de la Rana,** } Candidaten.
Ein **Diener.**
Ein **Unterſacriſtan.**
**Zigeuner** und **Zigeunerinnen.**

## Erſter Auftritt.

Der **Baccalaureus Peſuña**, der **Schreiber Pedro Eſtornudo**, die **Regidoren** (Gemeinderäthe) **Panduro** und **Alonſo Algarroba** treten auf, um über die **Alcalden-** (Schulzen-) **Wahl** zu berathen.

**Panduro.**

Man nehme Platz. Die Sache wird ſich machen,
Wofern's dem höchſten Himmel ſo gefällt.

**Algarroba.**

Ja, Kraut und Rüben! ſo wird nichts daraus.
Nur Frieden, und wir werden ohne Müh'
Zu Stande kommen, wenn's der Himmel will.
Denn ob er will, ob nicht, das iſt die Frage.

**Panduro.**

Algarroba, die Zunge glitſcht Euch aus.
Sprecht angemeſſen und im rechten Trumm!
Denn ſagen: „Ob der Himmel will, ob nicht",
Das klingt mir gar nicht gut. Beim heiligen Stroh!
Wenn Ihr den Suppenklugen ſpielen wollt,
So bringt Ihr Alles kreuzweis durch einander.

**Algarroba.**

Ich bin doch jedenfalls ein alter Chriſt
Und glaube ſteif und feſt an Gott.

**Baccalaureus.**

Vortrefflich!
Was will man mehr!

**Algarroba.**

Und hab' ich etwas Unrecht's
Geſagt, ſo bin ich halt ein Gänſerich
Und nehm's für nicht geſagt.

**Schreiber.**

Genug denn! Gott
Will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß
Er leb' und ſich bekehre.

**Algarroba.**

Ich will leben
Und mich bekehren, und erkennen, daß
Der Himmel thun kann, was er will, und Niemand
Es ihm verwehren mag, inſonders wenn
Er Regen ſchickt.

**Panduro.**

Der Regen, Algarroba,
Kommt vom Gewölk und nicht vom Himmel her.

**Algarroba.**

Potz alle Welt, wenn wir hier ſitzen ſollen,
Bloß um einander aufzutrumpfen, laßt
Es gleich geſagt ſein! Meiner Treu, dann ſoll's
Auch Algarroba nicht an Trümpfen fehlen.

**Baccalaureus.**

Redeamus ad rem, Señor Panduro
Und Señor Algarroba, ſchlagen wir
Die Zeit nicht todt mit eiteln Kindereien!
Verſammelt man ſich hier zu nichtigem
Gezänk? Das läßt ja ſein! So oft Panduro
Und Algarroba bei einander ſind,
Gibt's zwiſchen ihnen Sturm und Lärm und Trubel,
Daß man ſein eigen Wort nicht hören kann.

**Schreiber.**

Herr Baccalaureus Peſuña hat
Ganz teufelmäßig Recht. Zur Sache denn!
Merkt auf, wir müſſen für nächſtkünft'ges Jahr
Alcalden wählen, und zwar ſo beſchlagen,
Daß ſie Toledo nicht verſchreien kann,
Vielmehr beſtätigen muß und gelten laſſen;
Und dieſes iſt der Grund, warum wir tagen.

**Panduro.**
Vier Prätendenten buhlen um den Stab,
Juan Berrocal, Francisco de Humillos,
Miguel Jarrete, Pedro de la Rana.
Es ſind Euch lauter Leute von Kaliber,
Die nicht allein Daganzo, die Rom ſelbſt
Regieren können.

**Algarroba.**
Das heißt aufgerömert!

**Schreiber.**
Wer ſchwatzt ins Protokoll! Potz heiliger Specht,
Er ſoll die Späße laſſen.

**Algarroba.**
Nicht umſonſt
Vom Rieſen führt der Schreiber ſeinen Namen,
Weil Alles ihn gleich in die Naſe ſticht,
Die er ſo mächtig hoch trägt. Ruhig nur,
Ich will ja nichts mehr ſagen.

**Panduro.**
Gibt es wohl
Auf dieſem ganzen Glebus —

**Algarroba.**
Kleebus, was?
Kühe zu weiden etwa? Globus ſagt,
O Licht Panduro, und Ihr ſeid bei Troſt.

**Panduro.**
Ich ſag': auf unſerm ganzen Erdball gibts
Vier Köpfe nicht, die ſich mit dieſen meſſen.

**Algarroba.**
Von Berrocal zum mindſten weiß ich: der
Hat herrlichen Inſtinct.

**Schreiber.**
Wie ſo?

**Algarroba.**
Er iſt
Beim Wein im Schmecken und Verkoſten Meiſter.
Verwichner Tage koſtet' er bei mir

Daheim 'n Krug, und ſagte, daß der Wein
Nach Holz, nach Leder und nach Eiſen ſchmecke.
Wie nun der Krug den Weg des Fleiſches war
Gegangen, fand ſich auf dem Boden, denkt,
Ein Steckelchen, woran ein Schlüſſelchen
An einem corduanenen Riemchen hing.

**Schreiber.**

O ſeltne Kunſt, erſtaunliches Genie!
Wer das vermag zu leiſten, der regiert
Euch drei Schlaraffenländer nur zum Frühſtück.

**Algarroba.**

Miguel Jarrete iſt ein Adler.

**Baccalaureus.**

Und
Worin?

**Algarroba.**

Im Schießen mit der Vogelarmbruſt.

**Baccalaureus.**

Iſt er ſo ſicher?

**Algarroba.**

Aus der Maßen ſehr.
Wenn er nicht meiſtens mit der Linken ſchöße,
So lebte längſt kein Sperling im Revier.

**Baccalaureus.**

Das iſt nun freilich für's Alcaldenamt
Eine ſo ſeltne wie nothwendige Kunſt.

**Algarroba.**

Was von Francisco de Humillos ſagen?
Er flickt Euch einen Schuh trotz einem Schneider.
Dann Pedro de la Rana, der hat ein
Gedächtniß, das ſein's Gleichen ſucht: er weiß
Das altberühmte Lied vom Hund des Alba,
Und Vers für Vers, daß auch kein Jota fehlt.

**Panduro.**

Das wirbt ihm meine Stimme.

**Schreiber.**

Meine auch.

**Algarroba.**
Ich halt's mit Berrocal.

**Baccalaureus.**
Und ich mit Keinem,
Bis ſie mehr Proben ihres Geiſtes geben,
Und zwar von Seiten der Jurisprudenz.

**Algarroba.**
Ich weiß ein gutes Mittel, und das iſt:
Man laſſe die vier Prätendenten kommen,
Dann mag ſie der Herr Baccalaureus
Examiniren, weil er's ja verſteht,
Genau nach ſeiner Wiſſenſchaft, ſo wird
Sich's zeigen, wen man brauchen kann zum Amte.

**Schreiber.**
Bei Gott, das iſt ein ausgeſuchter Rath.

**Panduro.**
Ein Rathſchlag, wie ihn Seine Meiſtetät
Im hellen Staatsrath brauchen könnte! Denn
So gut's bei Hof Brodmedicuſſe gibt,
So gut auch kann es Brodalcalden geben.

**Algarroba.**
Proto, Señor Panduro, heißt's, nicht Brod.

**Panduro.**
Auf Erden lebt doch kein Frißkal wie Ihr.

**Algarroba.**
Fiscal, ſoll's Der und Jener!

**Schreiber.**
Heiliger Gott,
Was Algarroba unerträglich iſt!

**Algarroba.**
Ich ſage, wie man die Barbiere, die
Hufſchmiede, Schneider, Pflaſterſtreicher und
Den ganzen Plunder examinirt, juſt ſo
Examinire man auch die Alcalden,
Und wenn man einen recht erfunden hat
Und brauchbar zu dem Amt, ſo gebe man

Ihm ſein Examinalpatent, womit
Der Candidat ſich weiter helfen kann.
Mit dem Diplom im weißen Futteral
Mag leicht ein armer Teufel Leute finden,
Die ihn mit Gold aufwägen. Heuer iſt
Ja Mißwachs an Alcalden von Verſtand,
Zumal in kleinen Neſtern.

**Baccalaureus.**

Wohl geſprochen
Und gut gedacht! Man rufe Berrocal,
Und laßt uns ſehn, weß Geiſtes Kind er iſt.

## Zweiter Auftritt.

Die **vier Candidaten** treten auf. Die **Vorigen.**

**Algarroba.**

Humillos, Rana, Berrocal, Jarrete,
Da ſind ſie ja, die vier Bewerber alle,
Sie ſtehn vor deinem Angeſicht.

**Baccalaureus.**

Willkommen,
Ihr' Gnaden!

**Berrocal.**

Schön gegrüßt, ihr' Gnaden!

**Panduro.**

Setzt Euch,
Es hat ja Platz genug.

**Humillos.**

Ich ſetze und —
Entſetze mich.

**Jarrete.**

Wir ſäßen alle gern
In unſern Seſſeln warm, mit Gottes Gnade.

**Rana.**

Warum entſetzt Ihr Euch, Humillos?

**Humillos.**

Weil

Die Wahl ſo lang ſich hinzieht. Sollen wir
Mit Puterhähnen aufgezogen kommen,
Mit Krügen, he, vom Süßen oder Sauſer,
Mit Lederfläſchelchen vom Alten, die
Zu Schläuchen angeſchwollen ſind? Nur grad
Heraus, und Rath und Eifer wird ſich finden.

**Baccalaureus.**

Beſtechung gibts hier nicht. Wir alle ſind
Der gleichen Meinung, nämlich: wer am beſten
Zum Amte des Alcalden taugt, der ſoll
Erkoren und ernannt ſein.

**Rana.**

Gut, ich bin's
Zufrieden.

**Berrocal.**

Ich desgleichen.

**Baccalaureus.**

Recht, ganz recht!

**Humillos.**

Ich gleichfalls.

**Jarrete.**

Ebenmäßig einverſtanden.

**Baccalaureus.**

Wohlan denn, zum Examen!

**Humillos.**

Zum Examen!

**Baccalaureus.**

Könnt Ihr leſen, Humillos?

**Humillos.**

Nein, fürwahr!
In meiner Sippſchaft wird ſich hoffentlich
Niemand ſo unſolid erfinden laſſen,
Daß er dieſe Schimären lernen möchte,
Die auf den Roſt die Männer liefern und
Den Weibern frei Quartier verſchaffen. Nein,
Ich kann nicht leſen, aber Andres kann ich,
Das beſſer hilft als Leſen.

**Baccalaureus.**
Was iſt das?

**Humillos.**
Auswendig kann ich alle vier Gebete,
Und bete ſie die Woche vier, fünf Mal.

**Baccalaureus.**
Und damit wollt Ihr's zum Alcalden bringen?

**Humillos.**
Damit, und daß ich bin ein alter Chriſt,
Wollt' ich wohl römiſcher Senator werden.

**Baccalaureus.**
Ei ja, ganz gut. Jarrete ſage jetzt,
Was er verſteht.

**Jarrete.**
Je nun, Señor Peſuña,
Ich kann ein bischen leſen, zwar nicht viel.
Ich buchſtabire, bin am Abc
Drei Monde jetzt: noch fünf dazu, dann, denk'
Ich, werd' ich's fertig bringen. Außerdem
Handhab' ich einen Pflug nach Herzensluſt,
Beſchlage vier Paar junge feurige Stiere
Faſt in drei Stunden, bin geſund und heil
An allen Gliedern, leide nicht an Taubheit,
Auch nicht am Staar, an Huſten, Rheuma nicht,
Bin alter Chriſt, wie alle Andern hier,
Und ſchieße mit der Armbruſt wie ein Tullius.

**Algarroba.**
Vielſeitige, ſeltne Gaben das, die ein
Alcalde ſehr kann brauchen!

**Baccalaureus.**
Weiter denn:
Wie ſteht's mit Berrocal?

**Berrocal.**
In meiner Zunge
Steckt meine ganze Kunſt und meiner Kehle.
Ich bin ein Schmecker, dieſe Welt hat nicht

Den zweiten, ſechs und ſechzig Grade des
Geſchmacks trag' ich im Gaumen eingeprägt,
Und alle drauf geſtellt, den Wein zu wägen.

**Algarroba.**

Und wollt Alcalde werden?

**Berrocal.**

Alleweg.
Denn wenn ich unter Bacchus' Fahnen kämpfe,
So kommt mein Kopf in ſolche Richtigkeit,
Daß ich, was das betrifft, wohl dem Lykurg
Geſetze leihn und mich mit Bartolus
Gewaſchen haben könnte.

**Panduro.**

Sachte, ſachte!
Wir ſitzen hier zu Rath.

**Berrocal.**

Ei, ich bin weder
Ein Zieraff' noch ein Schwein. Ich ſage nur:
Man halte mir mein Recht nicht auf, ſonſt werf' ich
Den ganzen Kram durchs Fenſter.

**Baccalaureus.**

Drohungen?
Bei meinem Leben, Señor Berrocal,
Die fruchten wenig. — Was kann Pedro Rana?

**Rana.**

Als Froſch, wie ich benamſt bin, werd' ich nicht
Zum Beſten ſingen, immerhin jedoch
Hört meine Denkart, nicht juſt mein Genie:
Wenn ich etwa, ihr Herrn, Alcalde würde,
So trüg' ich nicht ſolch dünnen Stab, wie's Brauch iſt,
Nein, einen eichenen, und zwei Finger dick,
Daß ihn die ſüße Laſt nicht böge der
Ducaten oder anderer Geſchenke,
Bitten, Verſprechungen, Gefälligkeiten,
Die in die Wage fallen ſchwer wie Blei
Und nicht ſo bald ſich merklich machen als

Bis Leib und Seel' verzehrt iſt. Ja, und dann
Würd' ich mich wohlgeſittet zeigen, höflich,
Auch wohl zu Zeiten ſtreng, doch nimmer hart.
Niemals beſchimpft' ich den Gefallenen,
Den ſein Vergehn vor meine Schranken brächte.
Mit ſchnöder Rede kann ein frecher Richter
Weit mehr verwunden als mit ſeinem Spruch,
Und ſpräch' er auch die ſchärfſte Strafe aus.
Nie ſollte Macht die gute Sitte tödten,
Nie des zu Richtenden gebeugtes Haupt
Den Richter ſtolz und aufgeblaſen machen.

**Algarroba.**

Bei Gott, ein feines Lied von unſrem Froſch!
Der Schwan ſingt ja nicht ſchöner, wann er ſtirbt.

**Panduro.**

Ganz cenſoriniſch hat er ſich geäußert.

**Algarroba.**

Ein Cato Cenſorinus! Gut geſagt,
Señor Panduro.

**Panduro.**

Nergelt mir's hinweg!

**Algarroba.**

Das wird ſich finden.

**Schreiber.**

Gar nichts ſoll ſich finden!
Es iſt doch ſchrecklich, Algarroba, dies
Eu'r ewigs Nergeln.

**Algarroba.**

Gnug, Herr Schriftgelehrter!

**Schreiber.**

Was Schriftgelehrter, Phariſäer Ihr?

**Baccalaureus.**

Nun, bei San Pedro, das ſind tolle Sprünge.

**Algarroba.**

Ich habe nur geſpaßt.

**Schreiber.**

Ich ſpaße nur.

**Baccalaureus.**

So laßt die Späße doch, bei meinem Leben!

**Algarroba.**

Wer lügt, der lügt.

**Schreiber.**

Und wer die Wahrheit ſpricht,
Der ſpricht die Wahrheit.

**Algarroba.**

Wahrheit!

**Schreiber.**

Stille denn!

**Humillos.**

Rana's Verſprochenſchaften ſtehn im Weiten,
Denn, meiner Treu, würd' ihm der Stab zu Theil,
So müßt' er einen neuen Menſchen anziehn
Und ſeinen alten Adam ganz verwandeln.

**Baccalaureus.**

Es iſt nicht ohne, was Humillos ſpricht.

**Humillos.**

Und weiter ſag' ich: wenn Ihr mir den Stab
Ertheilt, ſo ſollt Ihr ſehen, daß ich mich
Nicht ändre und nicht wandle und nicht wechsle.

**Baccalaureus.**

Wohlan, hier iſt der Stab, und rechnet drauf,
Daß Ihr Alcalde ſeid.

**Algarroba.**

Potz alle Welt,
Er hat den Stab ja links gekriegt!

**Humillos.**

Was links?

**Algarroba.**

Iſt das nicht links? Ein Stummer oder Tauber
Sieht's eine Meile weit.

**Humillos.**

Ei, ei, wenn man

Den Stab mir in die Linke gibt, wie wollt Ihr,
Daß ich als Richter ſoll zum Rechten ſehn?

**Schreiber.**

Der Teufel hat doch dieſen Algarroba.
Schaut, ſchaut, wo ſah man einen Linksſtab je?
(Ein Diener tritt ein.)

**Diener.**

Señores, draußen ſtehn ein paar Zigeuner
Und ein paar ſacriſche Zigeunerinnen.
Zwar hat man ſie belehrt von der Verrichtung,
Worin Eur' Gnaden hier begriffen ſind,
Jedennoch, ſie beſtehen auf dem Einlaß,
Um Eure Gnaden zu ergötzen.

**Baccalaureus.**

Nur
Herein. Wir wollen ſehn, ob wir ſie zum
Frohnleichnamsfeſte brauchen können, deſſen
Vorſtand ich bin.

**Panduro.**

Herein, ſie ſind willkommen.

**Baccalaureus.**

Geſchwind herein.

**Humillos.**

Mir ſteht der Mund voll Waſſer.

**Jarrete.**

Mir auch.

**Rana.**

Zigeuner ſind's? Gebt Acht, daß ſie
Die Naſ' uns nicht aus dem Geſichte ſtehlen.

**Diener.**

Die warten nicht des Rufs: da ſind ſie ſchon.

## Dritter Auftritt.

Zigeuner treten als Muſikanten ein, mit ihnen zwei ſchmuck aufgeputzte Zigeunerinnen, die zu der von jenen geſungenen Romanze tanzen. Die Vorigen.

**Muſikanten.**

Regidoren von Daganzo,
Ehrfurcht zollt euch unſre Zunft,
Biedermänner raſchen Geiſtes,
Biedermänner voll Vernunft,
Die hier weislich ſind gefaßt,
Amt und Würden zu vergeben,
Wonach ehrbegierig ſtets
Chriſten ſo wie Mauren ſtreben:
Traun, in euch ja hat der Himmel,
Der ſo heiter droben ſcheint,
Simſons Wiſſen mit der Stärke
Eines Bartolus vereint!

**Jarrete.**

Was ſie da ſingen, iſt Alles ſtreng hiſtoriſch.

**Humillos.**

Einzig, Muſik und Tanz! Die haben ſich gewaſchen!

**Algarroba.**

Nur nicht mit Waſſer.

**Baccalaureus.**

Ei doch, sufficit!

**Muſikanten.**

Wechſelnd, wie die Winde ſpielen,
Wechſelnd, wie die Zweige rauſchen,
Die mit kahler Wintertracht
Grüne Frühlingskleider tauſchen,
Wechſelnd ſchlingen wir den Tanz,
Tour bei Tour und Schritt bei Schritte.
Daß die Weiber gerne wechſeln,
Iſt ja eine alte Sitte.

Es leben die Herrn Regidoren mit Weib und mit Kind,
Die Herrn, die da Palmen, wenn auch hagebüchne, ſind!
(Tanz.)

**Jarrete.**

Ein ſchöner Vers, bei Gott.

**Humillos.**

Und ſehr empfindſam.

**Berrocal.**

Gedruckt will ich das ſehen, daß von uns
Ein Angedenken bleibt in secula
Seclorum. Amen.

**Baccalaureus.**

Schweigt doch, wenn Ihr könnt.

**Muſikanten.**

Sie leben, ſie leben!
Und ſei ihnen hold
Die Zeit, wie ſie täglich
Und nächtlich entrollt,
Nicht wandelnd ihr Alter
Vom dreißigſten Jahr,
Nicht ſtreifend der Eichen
Friſch grünendes Haar!
Die Winde, die wüthend
Das Meer durchwühlen,
Sie ſollen mit ihnen
Wie Weſte nur ſpielen!
Es leben die Herrn Regidoren mit Weib und mit Kind,
Die Herrn, die da Palmen, wenn auch hagebüchne, ſind!

**Baccalaureus.**

Der Kehrreim will mir nicht ſo ganz gefallen,
Doch klingt er ſtattlich.

**Berrocal.**

Eia, ſtille doch!

**Muſikanten.**

Ich dreh' mich im Kreischen
So ſachtchen, ſo leischen,

Ich dreh' mich im Kreis
So ſachte, ſo leis.

**Panduro.**

Die drechſeln ihre Weiſe, daß ſie zum
Getrippel wird.

**Humillos.**

Sind Teufel, die Zigeuner.

**Muſikanten.**

Ich dreh' mich und trete
Den Boden mit Macht,
Bis Amor, bis Amor
Mein Grab darin macht.
Er hat mich ja tückiſch
Um Alles gebracht
So leiſe, ſo ſacht.
Den härteſten Boden
Zerſtampf' ich verwogen,
Und ſtößt du den Fuß
An was Niemand nicht weiß,
Im Nu iſt mein Glücke,
Mein Glücke verflogen,
Und läßt mich zurücke,
Und läßt mich im Kreis
So ſachte, ſo leis.

## Vierter Auftritt.

Ein abgeriſſener **Unterſacriſtan** kommt. Die **Vorigen.**

**Sacriſtan.**

Ei, meine Herren Regidoren, welch
Ein Zeitvertreib mit dieſerlei Geſindel!
Zum Henker doch, regiert man ſo das Volk
Unter Guitarren, Tänzen, Luſtbarkeiten?

**Baccalaureus.**

Verhaftet ihn, Jarrete.

**Jarrete.**

Ich verhaſt' ihn.

**Baccalaureus.**

Bringt eine Decke, denn, bei Chriſti Tod,
Geprellt muß er mir ſein, der Böſewicht,
Der Ignorant, der Unverſchämte, der
So maßlos ſich erdreiſtet.

**Sacriſtan.**

Hört, Señores!

**Algarroba.**

Im Fluge bin ich mit der Decke da.

(Geht ab, mit drohender Gebärde gegen den Sacriſtan.)

**Sacriſtan.**

Hört! Ich erkläre, daß ich Prieſter bin.

**Baccalaureus.**

Du Prieſter, Schuft?

**Sacriſtan.**

Ja, Prieſter, oder, was
Auf Eins hinausläuft, erſtmals tonſurirt.

**Panduro.**

„Gleich ſollt ihr's ſehn", ſprach Rodomont.

**Sacriſtan.**

Hier iſt
Kein rother Mund.

**Baccalaureus.**

Bald ſiehſt du ſchwarze Schnäbel,
Die dir die Zunge und die Augen hacken.

**Rana.**

Sprich, Unglückſeliger, welcher Dämon fuhr
Dir in die Zunge? Wer hat dich geheißen,
Mit der Juſtiz zu hadern? Liegt auf dir
Die Sorge für's Gemeinwohl? Sorge du
Für deine Glocken und dein Amt, und laß
Die Obrigkeit. Sie weiß, was ſie zu thun hat,
Und beſſer als wir Andern. Iſt ſie ſchlecht,

So bete, daß ſie ſich bekehren möge,
Wenn gut, daß Gott ſie uns nicht nehme.

**Baccalaureus.**

Traun,
Heilig und ſelig iſt er, unſer Rana.

(Algarroba kommt zurück, die Decke mit einem Ende über die Schulter geworfen und hinter ſich herſchleppend.)

**Algarroba.**

Da kommt ſie ſchon.

**Baccalaureus.**

Faßt an denn Alle, faßt,
Auch die Zigeuner und Zigeunerinnen!
Auf, Freunde!

**Sacriſtan**

(indem er geprellt wird).

Heiliger Gott, nun wird es Ernſt. —
Das iſt zum [illegible]endwerden: bin ich doch
Zu gut für ſolche Späße. — Bei San Pedro,
Den Bann und Interdict auf All' und Jede,
Wer nur ein Haar der Decke hat berührt!

**Rana.**

Genug, nicht mehr! Die Züchtigung muß enden,
Sobald der Arme ſich bußfertig zeigt.

**Sacriſtan.**

Und mürbe, was die Hauptſach' iſt. Fortan
Will ich mit Pechdraht zwiefach mir den Mund
Vernäh'n.

**Rana.**

Das iſt das Beſte.

**Baccalaureus.**

Die Zigeuner
Gehen nach Haus mit mir, ich muß etwas
Mit ihnen reden.

**Zigeuner.**

Wir begleiten dich.

**Baccalaureus.**

Die Wahl bleibt bis auf morgen ausgeſetzt,
Indeß hat jetzt ſchon Rana meine Stimme.

**Zigeuner.**

Sollen wir ſingen, Herr?

**Baccalaureus.**

Was euch beliebt.

**Panduro.**

Singt Keiner doch ein Lied gleich unſrem Froſch.

**Jarrete.**

Ja ſeine Lieder, das ſind Zauberlieder.

(Sie fallen wieder mit der Tanzweiſe ein und gehen ſingend ab.)

# Der wachſame Poſten.

## Perſonen:

Ein **Soldat.**
**Paſillas**, Sacriſtan.
Ein anderer **Sacriſtan.**
Ein **Burſche.**
Ein anderer **Burſche.**
Ein **Schuſter.**
**Criſtina.**
Der **Hausherr.**
Die **Hausfrau.**
**Muſikanten.**

# Erſter Auftritt.

Ein **Soldat** in abenteuerlichem Aufzuge, mit zerlumpter Schärpe und einer Brille. Hinter ihm her ein ſchäbig ausſehender **Sacriſtan**.

**Soldat.**

Was willſt du da, hohler Schatten?

**Sacriſtan.**

Ich bin kein hohler Schatten, ich bin ein gediegener Körper.

**Soldat.**

Trotzdem banne ich dich und gebiete dir bei meiner Ungnade, mir zu ſagen, wer du biſt und was du in dieſer Straße ſuchſt.

**Sacriſtan.**

Auf dieſe Beſchwörung antworte ich dir, kraft der Gnade, in der ich ſtehe: Ich bin Lorenzo Paſillas, Unterſacriſtan dieſes Sprengels, und was ich in dieſer Straße ſuche, das werde ich finden, während du ſuchſt, was du nicht finden wirſt.

**Soldat.**

Suchſt du etwa Criſtinica, die Magd in dieſem Hauſe?

**Sacriſtan.**

Tu dixisti.

**Soldat.**

So komm her, du Unterſacriſtan des Satanas.

**Sacriſtan.**

Da bin ich, du Ober-Leibroß der Ginevra.

**Soldat.**

Gut gegeben: Unter und Ober — fehlt nichts mehr als der König, um einen braven Stich zu machen. Her da, ſag' ich noch einmal; und weißt du nicht, Paſillas, dem ich einen Paß ins Fegefeuer zu ſchreiben geneigt bin, weißt du nicht, daß Criſtinchen mein Schatz iſt?

**Sacriſtan.**

So? und weißt du nicht, zweibeiniger Stockfiſch, daß ich dieſen Schatz längſt gehoben habe, daß er mein iſt mit Haut und Haar?

**Soldat.**

Was? So wahr Gott lebt, ich will dir tauſend Schmiſſe geben, ich will dir den Kopf in lauter Fetzen hauen.

**Sacriſtan.**

Sei Er zufrieden mit denen, die Ihm von den Hoſen herunterhängen und am Rocke baumeln. Damit kann Er meinen Kopf in Ruhe laſſen.

**Soldat.**

Haſt du jemals mit Criſtina geſprochen?

**Sacriſtan.**

So oft ich will, thu' ich's.

**Soldat.**

Haſt du ihr Geſchenke gegeben?

**Sacriſtan.**

Viele.

**Soldat.**

Wie viele und was für welche?

**Sacriſtan.**

Ich hab' ihr gegeben eine große Büchſe für Quitten-Eingemachtes, angefüllt mit Abſchnitzeln von weißen Oblaten, blank wie der Schnee, und als Zugabe vier Enden von Wachskerzen, ebenfalls weiß wie Hermelin.

**Soldat.**

Und was noch mehr?

**Sacriſtan.**

Ein Briefchen mit hunderttauſend unterdienſthaften Wünſchen drein gewickelt.

**Soldat.**

Und ſie, was hat ſie dir geantwortet?

**Sacriſtan.**

Ausſicht hat ſie mir gemacht, nächſtkünftig meine Frau zu werden.

**Soldat.**

Wie, du biſt alſo nicht ordinirt?

**Sacriſtan.**

Damit hat es gute Wege. Ich bin Laienbruder und kann heirathen wann und wie mir's in den Sinn kommt, und das ſollt Ihr alsbald ſehen.

**Soldat.**

Tritt her, lauſiger Laienbruder, antworte mir, was ich dich fragen will: wenn dieſes Mädchen ſich ſo hoch, wie ich es zwar *nicht* glaube, auf die Armſeligkeit deiner Geſchenke eingelaſſen hat, was wird ſie erſt bei der Größe der *meinigen* thun? Hab' ich ihr doch jüngſt zum allerwenigſten einen Liebesbrief geſendet, aufgeſetzt auf der Rückſeite eines Memorials an Seine Majeſtät, worin ich meine geleiſteten Dienſte und meine dermalige Nothdurft vorgeſtellt — denn einem Soldaten bringt es keine Schande, zu geſtehen, daß er arm ſei — eines Memorials, das bereits decretirt und dem Großalmoſenier überwieſen war; und dennoch, ohne Bedacht darauf zu nehmen, daß es mir ſonder allen Zweifel vier bis ſechs Realen abwerfen konnte, ſchrieb ich mit unglaublicher Liberalität und beträchtlicher Hintanſetzung, wie ſchon geſagt, auf die Rückſeite meinen Brief; und feſt ſteht es, daß er aus meinen ſündigen Händen in ihre faſt heiligen gelangt iſt.

**Sacriſtan.**

Haſt du ihr ſonſt noch etwas geſchickt?

**Soldat.**

Seufzer, Thränen, Schluchzer, Paroxysmen, Ohnmachten, kurz all den nöthigen Vorrath von Demonſtrationen, den ein richtiger Liebhaber zur Offenbarung ſeiner Leidenſchaft anwendet und jederzeit und bei jeglicher Gelegenheit anwenden muß.

**Sacriſtan.**

Haſt du ihr auch ſchon Ständchen gebracht?

**Soldat.**

Ja, mit der Muſik meines Ach und Weh, meiner Klagelaute und Trübſalslieder.

**Sacriſtan.**

Da iſt mir's beſſer geworden. Mit meinen Glocken bring' ich ihr eine Muſik um die andere, ſo daß ich die ganze Nachbarſchaft mit dem ewigen Bimbaum in Verzweiſlung ſetze, einzig und allein ihr zum Vergnügen, und damit ſie vernehme, daß ich auf dem Thurme bin, um ihr eine Ehre zu erweiſen; denn ſoll ich auch nur die Todtenglocke ziehen, ſo läute ich dafür die große Vesper ein.

**Soldat.**

Hierin biſt du im Vortheil vor mir. Mit klingendem Spiele kann ich's in keiner Weiſe aufnehmen.

**Sacriſtan.**

Und wie hat ſich denn Criſtina auf die Ueberſchwänglichkeit all dieſer deiner Huldigungen eingelaſſen?

**Soldat.**

So, daß ſie mich nicht ſehen noch hören will, daß ſie mich verwünſcht, wenn ſie mir auf der Straße begegnet, daß ſie mich mit dem Seiſenwaſſer begießt, wenn ſie wäſcht, und mit dem Spülicht, wenn ſie ſcheuert. Und das geſchieht jeden Tag, weil ich täglich in dieſer Straße und vor ihrer Thüre ſtehe. Denn ich bin ihre Schildwache, bin, kurz geſagt, der Hund des Gärtners, von dem das Sprichwort ſagt, der den Salat nicht ſelbſt freſſen durfte und ihn darum auch keinem Andern gönnte. Hab' ich nichts von ihr, ſo ſoll auch ſonſt Keiner was von ihr haben, derweil ich lebe: und hiemit verfüge ſich der Herr Unterſacriſtan ohne Weiteres von dannen, denn ohne den Reſpect, den ich vor ſeinem geiſtlichen Stande hatte und habe, hätt' ich ihm längſt den Schädel übel zugerichtet.

**Sacriſtan.**

Ja, wenn der in ſolche Verfaſſung käme, wie der Aufzug da, dann könnt' er allerdings genug haben.

**Soldat.**

Die Kutte macht den Mönch nicht, und ein im Kriege abgeriſſener Soldat iſt immerhin ſo ehrwürdig wie ein Stipendiat, dem ſein Mantel in Stücken am Leibe hängt und damit das

Alterthum ſeiner Studien bezeugt. Weg da, oder es bleibt bei dem, was ich geſprochen habe.

**Sacriſtan.**

Meint Er, weil ich ohne Waffen bin? Ei, nur Geduld, Señor Schildwacht, und Er ſoll gleich ſehen, wer Roland iſt.

**Soldat.**

Ein Paſillas etwa?

**Sacriſtan.**

„Gebt nur Acht", ſprach Eiſenfreſſer. (Ab.)

**Soldat.**

O Weiber, Weiber, alle oder doch die meiſten launiſch und grillenhaft! Kannſt du, Criſtina, die Blume, ja den Blüthenwald der Soldatenſchaft im Stiche laſſen und mit dieſem Miſtbeet von einem Unterſacriſtan vorlieb nehmen, du, für die ein rechter Sacriſtan, ja ein Canonicus nicht zu gut wäre! Aber es ſoll dir ſchlecht bekommen, ſo viel an mir iſt, ich will dir die Freude zu Waſſer machen. Jeden will ich aus dieſer Straße und von deiner Thüre ſcheuchen, der mir danach ausſieht, daß er irgendwie dein Liebhaber ſein könnte; und ſo werd' ich's erlangen, zu heißen was ich bin: der wachſame Poſten.

## Zweiter Auftritt.

Ein **Burſche** tritt auf mit einer Büchſe, in der grünen Tracht derer, die für ein Heiligenbild Almoſen ſammeln. **Soldat.**

**Burſche.**

Gebt um Gottes willen etwas zur Oellampe der Señora Santa Lucia, die Euch dafür Euer Augenlicht behüten möge! He, in dem Haus da, gibt's kein Almoſen?

**Soldat.**

Holla, Freund Santa Lucia, angetreten! Was will man von dieſem Hauſe?

**Burſche.**

Sieht's der Herr denn nicht? Almoſen zu Lampenöl für die heilige Frau Lucia.

**Soldat.**

Heiſcht Ihr's für die Lampe oder für das Oel? Denn aus Euren Reden wird man nicht klug, ob das Oel des Aufhelfens bedarf oder die Lampe.

**Burſche.**

Das verſteht doch Jedermann, daß mir's um das Oel und nicht um die Lampe zu thun iſt.

**Soldat.**

Und pflegt man Euch in dieſem Hauſe etwas zu reichen?

**Burſche.**

Täglich zwei Maravedi's.

**Soldat.**

Und wer gibt ſie Euch?

**Burſche.**

Wer juſt zur Hand iſt. Wiewohl, meiſtens kommt eine niedliche Magd mit Namen Criſtina, die ein wahres Goldkind iſt.

**Soldat.**

So? eine niedliche Magd und ein Goldkind?

**Burſche.**

O, ein wahres Perlenkind.

**Soldat.**

Alſo gefällt ſie Euch nicht übel, die Kleine?

**Burſche.**

Und wenn ich von Holz wäre, ſo könnte ſie mir nicht mißfallen.

**Soldat.**

Wie nennt Ihr Euch? damit ich nicht immer Santa Lucia ſagen muß.

**Burſche.**

Ich, Señor, heiße Andrés.

**Soldat.**

Wohlan denn, Señor Andrés, merke Er auf, was ich Ihm ſagen will. Nehme Er dieſen Achter als Abfindung für vier Tage Almoſen, wie man's Ihm in dieſem Hauſe und zwar gewöhnlich durch die Hand Criſtinens gibt, und nun gehe Er mit

Gott, und laſſe Er ſich's gerathen ſein, die nächſten vier Tage nicht wieder vor dieſe Thüre zu kommen, bei Allem, was Ihm lieb iſt, ſonſt breche ich Ihm alle Rippen entzwei.

**Burſche.**

Den ganzen Monat nicht, wenn ich den Kopf bei einander behalte. Nur nichts für ungut, Euer Gnaden, ich gehe ja ſchon. (Ab.)

**Soldat.**

Laß dir ja den Schlaf nicht kommen, gute Schildwache.

## Dritter Auftritt.

Wieder ein **Burſche** tritt auf, der Waaren feilbietet und ausruft. **Soldat.**

**Hauſirer.**

Wer kauft Bänder, brabanter Spitzen, holländiſche Leinwand, Kammertuch, portugieſiſches Garn?

**Criſtina** (am Fenſter).

He, Manuel, führt Ihr Buſenſtreife für Hemden?

**Hauſirer.**

Ja, und ſehr ſchöne.

**Criſtina.**

So kommt herein, denn meine Herrin bedarf deren.

(Verſchwindet.)

**Soldat.**

O du Geſtirn meines Verderbens anſtatt Polarſtern meiner Hoffnung! — Kammertuch, oder wie Ihr Euch nennt, kennt Ihr jenes Fräulein, das Euch vom Fenſter zurief?

**Hauſirer.**

Freilich kenn' ich ſie, aber warum fragen Euer Gnaden?

**Soldat.**

Hat ſie nicht ein ſehr hübſches Geſicht und ein ſehr einnehmendes Weſen?

**Hauſirer.**

Es kommt mir auch ſo vor.

**Soldat.**

Dann kommt es mir vor, daß Er nicht in das Haus hinein ſoll, ſonſt, bei Gott ſei's geſchworen, werde ich Ihm die Knochen zermalmen und keinen einzigen ganz laſſen.

**Hauſirer.**

Was? ich darf nicht in ein Haus, wo man mir ruft und meine Waaren kaufen will?

**Soldat.**

Fort, keine Flauſen, oder ich halte Wort, und das auf der Stelle.

**Hauſirer.**

Da geht's ja ſchrecklich zu. Sachte, Herr Soldat, ich gehe ſchon. (Ab.)

**Criſtina** (am Fenſter).

Kommſt du nicht, Manuel?

**Soldat.**

Manuel iſt hinweg, Herrin der Buſenſtreiſe und alles deſſen, was darunter iſt, denn Herzen und Nieren hältſt du unter deiner Macht und Gewalt beſchloſſen.

**Criſtina.**

Jeſus, das unausſtehliche Thier! Was willſt du in dieſer Straße und an dieſer Thüre? (Verſchwindet wieder.)

**Soldat.**

Meine Sonne hat ſich verhüllt und iſt hinter die Wolken gegangen.

---

## Vierter Auftritt.

Ein **Schuſter** tritt auf, mit einem Paar neuen Pantöffelchen in der Hand. Wie er in das Haus eintreten will, das der Soldat bewacht, hält dieſer ihn zurück.

**Soldat.**

Guter Señor, ſucht Euer Gnaden etwas in dieſem Hauſe?

**Schuſter.**

Ja wohl.

**Soldat.**

Und wen, falls man es wiſſen darf?

**Schuſter.**

Warum nicht? Ich will zu einer Magd im Hauſe, und will ihr dieſe Pantoffeln bringen, die ſie bei mir beſtellt hat.

**Soldat.**

Somit iſt Euer Gnaden ihr Schuhmacher?

**Schuſter.**

Das will ich meinen, ich hab' ihr ſchon manches Paar angemeſſen.

**Soldat.**

Und jetzt ſoll ſie dieſe Pantoffeln probiren?

**Schuſter.**

Wird nicht nöthig ſein. Wenn's Männerhalbſtiefelchen wären, dergleichen ſie ſonſt trägt, würde ich ſie ihr anpaſſen.

**Soldat.**

Sind ſie bezahlt oder nicht?

**Schuſter.**

Sie ſind's noch nicht, ich ſoll eben jetzt die Bezahlung empfangen.

**Soldat.**

Würde mir Euer Gnaden wohl eine Gunſt erweiſen, die für mich von ſehr großem Belang wäre, nämlich mir dieſe Pantoffeln zu creditiren? Ich biete dafür ein entſprechendes Unterpfand auf zwei Tage, denn bis dahin hoffe ich Baarſchaft im Ueberfluß zu haben.

**Schuſter.**

Ei, ganz gewiß. Nur her mit dem Pfande, denn als ein armer Handwerksmann kann ich Niemanden ohne Weiteres borgen.

**Soldat.**

Ich biete Euer Gnaden einen Zahnſtocher, den ich ſehr hoch halte und nicht für einen Goldthaler weggeben würde. Wo hat Euer Gnaden ihre Werkſtätte, damit ich ihn wieder einlöſen kann?

**Schuſter.**

In der breiten Straße, an einem der Pfeiler daſelbſt, und mein Name iſt Juan Juncos.

**Soldat.**

Wohlan, Señor Juan Juncos, hier iſt der Zahnſtocher; Euer Gnaden darf viel darauf halten, denn er gehört mir.

**Schuſter.**

Wie? ein gemeines Zahndörnchen im Werth von kaum zwei Maravedi's? und das ſoll ich ſo hoch anſchlagen?

**Soldat.**

Du mein Gott, ich gebe es ja nur für mich ſelbſt zur Erinnerung her, damit, wenn ich die Hand in die Taſche ſtecke und den Zahnſtocher nicht finde, mir beifällt, daß Euer Gnaden ihn hat, ſo daß ich ihn alsbald einlöſen gehen muß. Auf Soldatenwort, das iſt die einzige Urſache, warum ich ihn gebe. Wenn er aber nicht genügt, ſo will ich noch dieſe Schärpe und dieſe Brille zulegen, denn einem guten Zahler thun die Pfänder nicht weh.

**Schuſter.**

Bin ich auch nur ein Schuhmacher, ſo werde ich doch nicht ſo unmanierlich ſein, Euer Gnaden ihrer Juwelen und Kleinodien zu berauben. Behalte ſie Euer Gnaden, wie ich meine Pantoffeln behalte, das taugt mir beſſer in meinen Kram.

**Soldat.**

Welche Größe haben ſie?

**Schuſter.**

Knapp Nummer fünf.

**Soldat.**

Ich bin noch knapper beſchaffen, o Pantoffeln meiner Seele, denn mir fehlen ſechs Realen, um euch an mich zu bringen. Höre mir Euer Gnaden zu, Señor Schuſter, ich will dieſen Vers, der mir da wie angemeſſen über die Lippen geſprungen iſt, aus dem Stegreif gloſſiren:

O Pantoffeln meiner Seele!

**Schuſter.**

Iſt Euer Gnaden ein Dichter?

**Soldat.**

Ein famoſer, Ihr werdet's gleich ſehen, merkt nur auf.

Ihr Pantoffeln meiner Seele!

Jetzt die Gloſſe:

Amor macht mir harten Stand:
Er, dem treulich jede Schleuſe
Meines Herzens offen ſtand,
Weist mit einem Fußgehäuſe
All mein Hoffen von der Hand.

Ihr Gehäuschen ohne Fehle,
Klein und ſpröd, ihr zwei Juwele
Thut mir's an, daß ich muß grüßen
Euch, Erkorne meiner Süßen,
Als Pantoffeln meiner Seele.

**Schuſter.**

Ich verſtehe mich zwar wenig auf Verſe, aber dieſe haben mir ſo gut geklungen, daß ſie mir von Lope zu ſein ſcheinen, wie ja Alles, was gut iſt oder ſo lautet.

**Soldat.**

Nun denn, Señor, wenn es unmöglich iſt, mir dieſe Pantoffeln auf Borg zu geben, was denn doch nicht übermenſchlich wäre, zumal in Betracht eines ſo holden Gegenſtandes, an dem ich das Nachſehen haben ſoll, ſo möge Euer Gnaden doch wenigſtens ſo viel thun, ſie mir ein paar Tage aufzuheben, bis ich ſie abholen kann. Für jetzt übrigens erkläre ich, daß der Herr Schuſter die Criſtina diesmal weder ſehen noch ſprechen ſoll.

**Schuſter.**

Ich werde dem Befehle des Herrn Soldaten nachzuleben wiſſen, denn es iſt mir ein Licht aufgegangen darüber, auf welchem Fuße er hinkt, oder vielmehr auf welchen Füßen, ſintemal es deren zwei ſind: Armuth und Eiferſucht.

**Soldat.**

Solche Erleuchtung ſollte man nicht bei einem Schuſter ſuchen, ſondern bei einer philoſophiſchen Facultät.

**Schuſter.**

O Eiferſucht, Eiferſucht, du Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft! (Ab.)

**Soldat.**

Da gilt es ſcharf auf Poſten ſtehen, gute Schildwache, oder du kannſt zuſehen, wie dir die Fliegen über deinen Honig kommen. Aber horch, welche Stimme? Ohne Zweifel iſt das meine Criſtina, die ſich mit Singen überm Beſen oder Scheuerlappen die Zeit vertreibt.

(Tellergeklirr im Hauſe, wozu geſungen wird.)

**Stimme.**

Sacriſtan meines Lebens, der Meine biſt du,
Und ich bin die Deine, ſing' Amen dazu.

**Soldat.**

Daß meine Ohren Solches hören müſſen! Sicherlich iſt der Sacriſtan ihr Herzblatt. O Tellerverwalterin, du blankſte von allen, die der Küchenkalender zählt, zählte und zählen wird, wie kannſt du dein Geſchirr ſo blank ſcheuern, daß es ſich unter deinen Händen in polirtes Silber verwandelt, und kannſt nicht eben ſo deine Seele von niedrigen unterſacriſteilichen Gedanken blank halten?

---

## Fünfter Auftritt.

Der **Hausherr** tritt auf. Der **Soldat**.

**Hausherr.**

Mein Freund, was iſt das Begehren, und was gibt es an dieſer Thüre zu ſuchen?

**Soldat.**

Ich begehre mehr, als vielleicht gut iſt, und ſuche, was ich nicht finde. Aber, wer iſt Euer Gnaden, daß Ihr mich danach fragt?

**Hausherr.**

Ich bin der Herr dieſes Hauſes.

**Soldat.**

Criſtinica's Herr?

**Hausherr.**

Ganz richtig.

**Soldat.**

So beliebe Euer Gnaden hieherzukommen und dieſes Bündel Papiere durchzuſehen. Es enthält die Nachweiſe über meine Feldzüge, mit zweiundzwanzig Beglaubigungen von zweiundzwanzig Generalen, unter deren Standarten ich gedient habe, nicht zu gedenken vierunddreißig weiterer von eben ſo vielen Oberſten, die mich damit zu beehren geruht.

**Hausherr.**

Aber ſo weit ich mich verſtehe, hat es ſo viele Generale und Oberſten bei dem ſpaniſchen Heere in hundert Jahren nicht gegeben.

**Soldat.**

Euer Gnaden iſt ein Mann des Friedens, und hat keine Verpflichtung ſich ſtark auf das Kriegsweſen zu verſtehen. Ueberlauft dieſe Papiere, und Ihr werdet, Einen um den Andern, alle die beſagten Generale und Oberſten darin erblicken.

**Hausherr.**

Ich will ſie für überlaufen und erblickt annehmen, aber wozu ſoll mir die ganze Sache gut ſein?

**Soldat.**

Dazu, daß Euer Gnaden daraus Beglaubigung ſchöpfen kann für das, was ich ſofort ſagen werde. Es diene nämlich zu wiſſen, daß ich für eine der Vacaturen der drei Caſtelle und Plätze in unſerm Königreich Napoli, als da ſind Gaëta, Barletta und Reggio, vorgeſchlagen bin.

**Hausherr.**

Euer Gnaden macht mir da Mittheilungen, womit ich dermalen nicht das Geringſte zu thun weiß.

**Soldat.**

Ich aber weiß, daß Euer Gnaden, geliebt es Gott, noch etwas damit zu thun bekommen wird.

**Hausherr.**

In was Art und Weiſe?

**Soldat.**

In der Art, daß ich nothwendig, wenn nicht der Himmel einfällt, in einen dieſer Plätze eingeſetzt werden muß und mich dann ſofort mit Criſtinica vermählen will, worauf, wenn ich einmal ihr Gatte bin, Euer Gnaden über meine Perſon und mein bedeutendes Einkommen wie über ein Eigenthum verfügen kann; denn ich werde mich nicht undankbar beweiſen gegen die Erziehung, die Euer Gnaden meiner theuren geliebten Gemahlin gegeben hat.

**Hausherr.**

Euer Gnaden hat den Sparren unterm Dache, eher als anderwärts.

**Soldat.**

Wißt Ihr auch, mein trefflichſter Herr, daß Ihr mir ſie augenblicklich auszuliefern habt oder nicht wieder die Schwelle Eures Hauſes überſchreiten ſollt?

**Hausherr.**

Giebt es etwas Aberwitzigeres? Wer kann mir's nehmen, in mein eigen Haus zu gehen?

## Sechſter Auftritt.

Der Unterſacriſtan **Paſillas** kommt zurück, mit einem Wannendeckel und einem ganz verroſteten Schwerte bewaffnet, gefolgt von einem andern **Sacriſtan** mit einer Pickelhaube und einem Stecken, woran ein Fuchsſchwanz befeſtigt iſt. Die **Vorigen.**

**Paſillas.**

Drauf, Freund Grajales, hier iſt der Störer meiner Ruhe!

**Grajales.**

Es thut mir nur leid, daß ich ſo ſchwache und einigermaßen zärtliche Waffen habe, ſonſt hätte ich ihn bereits in aller Geſchwindigkeit nach der andern Welt befördert.

**Hausherr.**

Gemach, edle Herren, was iſt das für ein Tumult und was ſoll dieſer Einpökelungsapparat?

**Soldat.**

Briganten! Verrätheriſch, und eine ganze Bande? Falſche Sacriſtane, ſoll mich Der und Jener, wenn ich Euch nicht durchlöchere, und wäret Ihr auch heiliger als ein Ritualbuch! Haſenfuß, mir mit einem Fuchsſchwanz? Willſt du mich damit als einen Trunkenbold, dem der Kopf brennt, ſignaliſiren, oder bildeſt du dir ein, den Staub von irgend einer Heiligenſtatue abkehren zu müſſen?

**Grajales.**

Ich bilde mir nichts ein, als daß ich die Fliegen von einem Weingefäße ſcheuchen muß.

(Criſtina und ihre Frau erſcheinen am Fenſter.)

**Criſtina.**

Señora, Señora, man bringt unſern Herrn um! Mehr als zweitauſend Schwerter ſind über ihn her, und funkeln, daß ich ganz geblendet bin.

**Hausfrau.**

Ja wahrhaftig, mein Kind! Gott ſteh' ihm bei! Sanct Urſula mit den elftauſend Jungfrauen behüte ihn! Komm, Criſtina, wir wollen hinunter und ihm helfen, ſo gut wir können.

**Hausherr.**

Bei Eurem Leben, Ihr Herren, haltet ein und bedenket, daß es nicht wohlgethan iſt, Einen hinterliſtig zu überfallen.

**Soldat.**

Zurück, Fuchsſchwanz, zurück, Deckelchen! bringt es nicht dahin, meinen ſchlafenden Zorn zu wecken, denn wenn er aufwacht, ſo richte ich Euch hin, verſpeiſe Euch, und ſchieße Euch, aber nicht durch die Ehrenpforte, zwei Meilen weit über die Hölle hinaus.

**Hausherr.**

Haltet Frieden, ſage ich, denn bei Gott! wenn ich in die Hitze komme, ſo wird es Jemand bereuen.

**Soldat.**

Ich für meinen Theil bin ganz ruhig, denn ich zolle dir Ehrerbietung wegen des Engelsbildes, das du in deinem Hauſe haſt.

**Sacriſtan.**

Und wenn dieſes Bild Wunder thäte, diesmal ſoll es dir nichts helfen.

**Soldat.**

Sah man je eine Unverſchämtheit gleich der dieſes Schuftes, mir mit einem Fuchsſchwanz bange machen zu wollen, mir, der ſich durch Schüſſe, grauſamer als aus der großen Kanone von Diu, die zu Liſſabon ſteht, nicht hat erſchrecken noch einſchüchtern laſſen!

## Siebenter Auftritt.

Criſtina und ihre Frau treten auf. Die Vorigen.

**Hausfrau.**

Ach, mein Gatte! Ich will nicht hoffen, daß Ihr verwundet ſeid, Kleinod meiner Seele!

**Criſtina.**

O ich Unglückliche! So wahr mein Vater mich gezeugt hat, die Händelmacher ſind Niemand andres als mein Sacriſtan und mein Soldat.

**Soldat.**

So darf ich wenigſtens Einen Weg mit dem Sacriſtan gehen, denn ſie ſagt doch: „Mein Soldat.“

**Hausherr.**

Ich bin nicht verwundet, Señora, aber Ihr müßt wiſſen, daß dieſer ganze Handel um Criſtinica los iſt.

**Hausfrau.**

Wie ſo um Chriſtinica?

**Hausherr.**

So viel ich merken kann, ſind dieſe beiden Herren ihretwegen eiferſüchtig auf einander.

**Hausfrau.**

Iſt das wahr, Mädchen?

**Criſtina.**

Ja, Señora.

**Hausfrau.**

Seht einmal, wie wenig ſie ſich ſchämt, das zu ſagen. Und hat dir Einer von ihnen die Ehre genommen?

**Criſtina.**

Ja, Señora.

**Hausfrau.**

Welcher?

**Criſtina.**

Der Sacriſtan hat mir neulich die Ehre genommen, als ich Fleiſch holen ging.

**Hausfrau.**

Wie oft hab' ich's Euch doch geſagt, Señor, das Mädchen dürfe mir nicht aus dem Hauſe, ſie ſei kein Kind mehr, und es thue nicht gut, ſie aus den Augen zu laſſen! Was wird nun ihr Vater ſagen, der ſie uns makellos, ohne Balken und Splitter übergeben hat? Und wo hat er dich hingenommen, Verrätherin, um dich zu entehren?

**Criſtina.**

Nirgend hin, mitten in der Straße hat er's gethan.

**Hausfrau.**

Was? mitten in der Straße?

**Criſtina.**

Ja, mitten in der Toledoſtraße, vor Gott und aller Welt hat er mich ein garſtiges, unehrbares Ding geheißen, das wenig Zucht und noch weniger Ueberlegung beſitze, ſammt vielen andern Ausfällen von gleichem Schlage; und all das aus Eiferſucht wegen des Soldaten da.

**Hausherr.**

Und weiter iſt alſo nichts zwiſchen Euch vorgefallen, als dieſe Ehrenkränkung, die er dir auf der Straße anthat?

**Criſtina.**

Nein, gewiß nicht, denn der Zorn verging ihm gleich wieder.

**Hausfrau.**

Jetzt wird mir wieder beſſer, ich glaubte ſchon, es ſei aus mit mir.

**Criſtina.**

Und obendrein hat er alle ſeine Verſicherungen in dieſen Zettel hineingeſchrieben, den er mir zum Eheverſpruche gab, den ich aber auch aufhebe wie Gold im Kaſten.

**Hausherr.**

Zeig' her, laß ſehen.

**Hausfrau.**

Leſt laut, Señor.

**Hausherr** (lieſt).

„Ich Lorenzo Paſillas, Unterſacriſtan dieſes Kirchſprengels, thue hiemit kund und zu wiſſen, daß ich die Señora Criſtina de Parrazes gar mächtiglich begehre, zu deſſen Wahrheitsbekräftigung ich ihr dieſe Urkunde ausgeſtellt habe. Gegeben zu Madrid auf St. Andrés' Kirchhof am ſechſten Mai in dieſem Jahr des Herrn eintauſend ſechshundert und elfe. Zeugen: mein Herz, mein Verſtand, mein Wille und mein Gedächtniß. Lorenzo Paſillas." — Eine hübſche Art von Eheverſprechen, das!

**Sacriſtan.**

In den Worten, daß ich ſie ſehr begehre, iſt Alles mit eingeſchloſſen, was ſie von mir begehren mag; denn wer ſeinen Willen gibt, der gibt ſein Alles.

**Hausherr.**

Alſo wenn ſie es begehrte, würdet Ihr ſie heirathen?

**Sacriſtan.**

Von ganzem Herzen, und wenn ich auch dadurch die Ausſicht auf eine Rente von dreitauſend Maravedis einbüßte, die meine Großmutter ſo eben auf mich übertragen will, wie man mir aus meiner Heimat ſchreibt.

**Soldat.**

Wenn Willensvergabungen angerechnet werden, ſo hab' ich Criſtinen ſchon vor neun und dreißig Tagen am Eingang der Segoviabrücke den meinigen vergabt, ſammt meinen drei Seelenkräften und Allem was drum und dran hängt, und wollte ſie meine Frau werden, ſo würde denn doch ein Caſtellan eines großmächtigen Schloſſes auch ein wenig in die Wagſchale fallen, gegenüber von einem Sacriſtan, der nicht einmal ein ganzer, ſondern nur ein halber iſt — ja und dem auch zur bloßen Hälfte noch etwas fehlen muß.

**Hausherr.**

Haſt du Luſt zu heirathen, Criſtinica?

**Criſtina.**

Ja wohl.

**Hausherr.**

So wähle denn von dieſen beiden Bewerbern den, der dir am beſten gefällt.

**Criſtina.**

Ich ſchäme mich.

**Hausfrau.**

Du brauchſt dich nicht zu ſchämen. Beim Eſſen und Heirathen kommt es auf den eigenen Geſchmack und nicht auf fremden Willen an.

**Criſtina.**

Euer Gnaden, die mich erzogen haben, werden mir ſchon den rechten Mann geben — wiewohl, wenn's ſein muß, will ich mich gern zum Wählen verſtehn.

**Soldat.**

Mein Kind, wirf einen Blick auf mich und betrachte meinen Anſtand. Ich bin Soldat, gedenke Caſtellan zu werden, habe das Herz auf dem rechten Flecke, bin der galanteſte Menſch von der Welt, und du kannſt an jedem Faden dieſes Wämmschens ziehen, du bekommſt einen ganzen Knäuel meiner guten Lebensart in die Hand.

**Sacriſtan.**

Criſtina, ich bin Muſikus, wenn auch nur als Glockenſpieler. Im Verzieren eines Sarges, im Behängen einer Kirche für hohe Feſte läuft mir kein Sacriſtan den Rang ab; und das ſind Verrichtungen, die ich als Ehemann beſorgen und mir ein fürſtliches Brod damit verdienen kann.

**Hausherr.**

Wohlan denn, Mädchen, wähle von beiden den, der dir einleuchtet; er ſoll meinen Beifall haben, und auf die Art wirſt du zugleich Frieden zwiſchen zwei ſo gewaltigen Nebenbuhlern ſtiften.

**Soldat.**

Ich ergebe mich darein.

**Sacriſtan.**

Ich unterwerfe mich.

**Criſtina.**

So wähle ich den Sacriſtan.

**Hausherr.**

Ruft mir die Geſellen meines Nachbars, des Barbiers! Sie ſollen ihre Guitarren und Stimmen mitbringen, daß wir die Verlobung feiern mit Sang und Tanz. Und der Herr Soldat ſoll mein Gaſt ſein.

**Soldat.**

Angenommen, denn
Hat einmal die That geſprochen,
Iſt dem Recht der Stab gebrochen.

(Die Muſikanten ſind indeſſen eingetreten.)

**Muſikanten.**

Da wir gerade recht kommen, ſo ſoll das der Refrain unſres Liedes ſein.

(Sie theilen ſich in zwei Partcien und ſingen.)

### Strophe.

Immer ziehen doch die Weiber
Den geringern Freier vor,
Denn für des Verdienſtes Rechte
Haben ſie nicht Aug' noch Ohr.
Tapferkeit wird nicht geachtet,
Denn das Geld iſt Matador,
Und dem kahlen Martisbruder
Thut's der Sacriſtan zuvor.
Doch natürlich, daß das Gänschen
Sich die Sacriſtei erkor,
Die ja allen dummen Streichen
Mild erſchließt ihr Zufluchtsthor.
  Hat einmal die That geſprochen,
  Iſt dem Recht der Stab gebrochen.

### Gegenſtrophe.

Ein Soldat, der hoch in Jahren,
Doch nicht hoch im Alter ſteht,
Dem, weil er das Feld verlaſſen,
Nun das Geld den Rücken dreht,
Mag ſich Hahn im Korbe dünken
Und in ſeiner Majeſtät
Mit Gewalt ertrotzen wollen,
Was in Demuth ich erfleht.
Drum verdrießt mich nicht ſein Schelten,
Da er leer vom Spiele geht.
Dem Verlierer läßt man's gelten,
Wenn er zornig ſchimpſt und ſchmäht.
  Hat einmal die That geſprochen,
  Iſt dem Recht der Stab gebrochen.

(Alle ſingend und tanzend ab.)

# Der falſche Biscayer.

## Perſonen:

Solórzano.
Quiñones.
Criſtina.
Brigida.
Goldarbeiter.
Alguacil.
Muſikanten.

---

## Erſter Auftritt.

Solórzano und Quiñones treten auf.

**Solórzano.**

Da ſind die beiden Täſchchen, ſie ſehen ſich ganz gleich, und die Ketten, die hinein gehören, ebenfalls. Nun braucht Ihr mir bloß noch bei meinem Plane beizuſtehen, und dieſe Sevillanerin ſoll trotz ihrer Abgeführtheit diesmal die Angeführte ſein.

**Quiñones.**

Gibt es denn in der Ueberliſtung einer Frau ſo viel Ehre aufzuheben, oder ſo viel Geſchick zu zeigen, daß Ihr die Sache mit ſolchem Eifer und ſolcher Sorgfalt betreibt?

**Solórzano.**

Bei Weibern dieſes Schlages iſt es eine wahre Luſt um einen Schelmenſtreich, zumal wenn er nicht über alle Häuſer hinaus geht, das heißt, die Gebote Gottes nicht übertritt und der Bexirten kein Unheil bringt; denn das ſind ſchlechte Poſſen, die den Nebenmenſchen zunichte machen.

**Quiñones.**

Wohlan, da Ihr wollt, ſo mag es ſein. Ich will Euch ſecundiren, ganz wie Ihr mir's vorgezeichnet habt, und werde meine Rolle ſpielen, juſt wie Ihr die Eurige, denn beſſer kann ich's nicht. Wo geht Ihr jetzt hin?

**Solórzano.**

Geradewegs dem Frauenzimmer ins Haus. Und Ihr, entfernt Euch nicht von da, ich werde Euch rufen, ſowie es Zeit iſt.

**Quiñones.**

Ich bleibe auf dem Fleck und warte.

(Beide ab.)

## Zweiter Auftritt.

Doña **Criſtina** und Doña **Brigida** treten auf, Erſtere im Hauskleide, Letztere mit Mantel, verſtört und in Haſt.

**Criſtina.**

Jeſus, was treibſt du, Freundin Doña Brigida? Du ſiehſt ja aus, als ob du deine Seele ihrem Schöpfer zurückgeben wollteſt.

**Brigida.**

Doña Criſtina, Freundin, mach mir Luft, ſprenge mir ein paar Tropfen Waſſer ins Geſicht! Ich ſterbe, es iſt aus mit mir, die Seele fährt mir von hinnen. Gott ſteh' mir bei, geſchwind einen Beichtiger!

**Criſtina.**

Was iſt das? Ich Unglückliche! So ſag mir doch endlich, Freundin, was dir begegnet iſt! Haſt du ein Geſpenſt geſehen? Haſt du eine böſe Nachricht erhalten? Iſt deine Mutter geſtorben? Kommt dein Mann heim? Hat man dir deinen Schmuck geſtohlen?

**Brigida.**

Ich habe kein Geſpenſt geſehen, meine Mutter lebt, mein Mann iſt weit weg und braucht noch drei Monate zu ſeiner Geſchäftsreiſe; auch hat mir niemand meinen Schmuck geſtohlen. Aber etwas Anderes, Schlimmeres iſt mir zugeſtoßen.

**Criſtina.**

Was denn? Sprich, meine Doña Brigida! Ich vergehe, bis ich es weiß.

**Brigida.**

Ach, Geliebte, du haſt auch deinen Theil an dem Unglück. Trockne mir das Geſicht: ich bin von Kopf zu Fuß in eiskaltem Schweiß gebadet. O die Aermſten, die ein freies Leben führen! Wenn ſie ein bischen Selbſtändigkeit an ſich gebracht haben, ſo oder ſo, und wollen ſie ausüben, ſo wird ſie ihnen juſt im beſten Augenblick wieder lahmgelegt und aus den Händen geriſſen.

**Criſtina.**

So komm doch ums Himmelswillen zur Sache, Freundin, und ſag' mir, was dir geſchehen iſt, und an welchem Unglück ich ebenfalls meinen Theil haben ſoll.

**Brigida.**

Freilich haſt du ihn, und ſehr, wirſt es auch empfinden, wenn du geſcheid biſt, woran es ja nicht fehlt. Wiſſe denn, Schweſterherz, wie ich auf dem Wege zu dir durch das Thor von Guadalaxara kam, ſtand mitten in einem zahlloſen Haufen Juſtiz und Volk ein Ausrufer, der ein Mandat bekannt machte, daß die Kutſchen abgeſchafft ſeien und die Frauen künftig nicht mehr verſchleiert auf der Straße gehen dürfen.

**Criſtina.**

Und das iſt die böſe Neuigkeit?

**Brigida.**

Kann es für Unſereins eine ärgere geben?

**Criſtina.**

Schweſterherz, ich glaube, daß das Kutſchenweſen allerdings einer Reformation bedarf — von völliger Abſchaffung kann natürlich nicht die Rede ſein, aber eine gewiſſe Einſchränkung wäre ſehr angemeſſen; denn wie ich mir habe ſagen laſſen, iſt die ſpaniſche Chevalerie ganz in Verfall gerathen, ſeitdem es Mode wird, daß zehn, zwölf junge Cavaliere ſich in eine Kutſche ſtopfen und Tag und Nacht durch die Straßen raſſeln, als ob es weder Pferde noch Reitkunſt in der Welt gäbe. Wird ihnen nun die Gemächlichkeit dieſer Landgaleeren, der Kutſchen nämlich, abgeſchnitten, ſo kehren ſie vielleicht zum Ritterdienſt zurück, worin ihre Ahnen ſich Ehre erworben haben.

**Brigida.**

Ach, Criſtina meiner Seele, ich habe wohl gehört, daß deren erlaubt bleiben, aber keine Miethkutſchen und keine für Frauenzimmer von — du verſtehſt mich.

**Criſtina.**

Das mögen ſie uns anthun. Du mußt nämlich wiſſen, Schweſterherz: unter den Kriegsleuten iſt es zur Sprache gekommen, welche Waffengattung beſſer ſei, die Reiterei oder das Fußvolk, und da hat es ſich herausgeſtellt, daß die ſpaniſche Infanterie allen Nationen den Rang abläuft. Parterre alſo können wir Löwinnen uns fortan am beſten in unſrem Glanze zeigen und obendrein mit offenem Viſier, wobei Keiner, der uns den Hof macht, über Betrug klagen kann, weil er uns ja geſehen hat.

**Brigida.**

Ach, Criſtina, rede mir nichts davon. Es war doch gar zu hübſch, in einer Kutſche fahren, den Hauptſitz von einer Seite zur andern ausfüllen und den Kopf bald nach Dieſem, bald nach Jenem drehn. Bei Gott und meiner Seele ſchwör' ich dir: wenn ich eine zu miethen bekam und mit jener Vornehmheit darin ſaß, da war ich ſo ganz weg, daß ich gewiß und wahrhaftig glaubte, ich ſei eine Frau des erſten Rangs und könnte wohl ein halbes Dutzend Damen von Stande meine Dienerinnen nennen.

**Criſtina.**

Siehſt du, Doña Brigida, daß ich Recht habe? Nimmt man uns die Kutſchen, ſo erlöſt man uns zugleich von der Sünde der Eitelkeit. Auch war es doch nicht in der Ordnung, daß Hoch und Niedrig durch die Kutſche gleichgeſtellt wurden; denn der Fremde, der eine geputzte, von Juwelen ſtrahlende Dame in der Caroſſe einherſtolziren ſah, war in Gefahr ſeine Höflichkeit wegzuwerfen, indem er der Nächſten Beſten huldigte, als ob ſie eine Herzogin wäre. Betrübe dich alſo nicht, liebe Freundin, nein, mit deinem Anſtand und deiner Zierlichkeit, in deinem Mantel von Sevillaner Tafft, und ganz beſonders in deinen neuen Stelzſchuhen mit den Silberplättchen kannſt du getroſt durch dieſe Straßen gehen, und ich verſichere dich, es wird einem ſo ſüßen Honig nicht an Mücken fehlen, wenn du nämlich umſchwärmt ſein willſt; denn Truggeſchäfte gibt es ja nicht bloß da wo man die Katze im Sacke kauft.

**Brigida.**

Lohne dir's Gott, Freundin! Du haſt mich tröſtlich belehrt und berathen. Auch will ich dir folgen, will mich putzen und aufdonnern, zu Fuß paradiren und im Menuettſchritt dahertrippeln. Hab' ich ja doch Niemand, der mir drum den Kopf nehmen kann; denn der, den man für meinen Gatten hält, iſt es nicht, obgleich er mir verſprochen hat, es zu werden.

## Dritter Auftritt.

Solórzano tritt auf. Die Vorigen.

**Criſtina.**

Jeſus, wie kommt Ihr ſo leiſe und unangeklopft in mein Haus, Señor? Was befiehlt Euer Gnaden?

**Solórzano.**

Euer Gnaden verzeihe, daß ich ſo dreiſt bin. Gelegenheit macht Diebe. Ich fand die Thüre offen, und ſo wagte ich einzutreten, im Bewußtſein der Dienſte, die ich Euer Gnaden leiſten will, nicht mit Worten bloß, ſondern mit Werken. Wenn ich vor dieſer Dame ſprechen darf, ſo will ich ſagen, warum ich komme und was meine Abſicht iſt.

**Criſtina.**

Euer Gnaden angenehme Gegenwart läßt nichts anderes hoffen als gute Worte und gute Werke. Sagt an, was Ihr wollt, edler Herr. Señora Doña Brigida iſt meine Freundin, ja mein anderes Ich.

**Solórzano.**

Auf dieſe Bürgſchaft und mit dieſer Erlaubniß will ich die Wahrheit reden, und die Wahrheit iſt, Señora, daß ich ein Hidalgo bin, den Euer Gnaden nicht kennt.

**Criſtina.**

In der That, ſo iſt es.

**Solórzano.**

Schon lange wünſche ich Euch zu dienen, wozu Euer Gnaden Schönheit, edle Gaben und noch trefflichere Sitten mich verpflichten; allein Hinderniſſe, woran es ja im Leben nicht fehlt, haben bis jetzt den Willen nicht zur That werden laſſen. Nun aber fügt es das Glück, daß mir ein vertrauter Freund aus Biscaya ſeinen Sohn ſendet, einen rechten Biscayer und ſehr galanten jungen Mann, um ihn nach Salamanca zu liefern und anſtändigen Händen zur Erziehung und Unterweiſung anzuvertrauen. Er iſt freilich, wenn ich Euer Gnaden die Wahrheit ſagen ſoll, ein wenig dumm und nicht ſo ganz bei Troſte. Dazu kommt noch ein Fehler, den man kaum in den

Mund nehmen, geſchweige denn am Leibe haben ſollte: er übernimmt ſich nämlich gern ein klein bischen im Weine, nicht ſo, daß er ganz von Sinnen käme, aber doch halbwegs. Wenn er nun betrunken und ſo zu ſagen aus dem Häuschen iſt, ſo kommt eine merkwürdige Luſtigkeit und Freigebigkeit über ihn; Alles was er hat, gibt er her, man braucht ihn nur darum zu bitten, oder auch das nicht einmal. Nun möchte ich, weil ihn doch der Teufel um Alles bringt, auch etwas davon haben. Da weiß ich denn kein beſſeres Mittel als ihn bei Euer Gnaden einzuführen. Er iſt nämlich ein großer Damenfreund, und hier können wir ihm bei gebundenen Händen das Fell über die Ohren ziehen, wie einer Katze. Für den Anfang übergebe ich Euer Gnaden in dieſem Täſchchen eine Kette, die ihre hundert und zwanzig Goldthaler werth iſt. Dafür wünſche ich deren zehn, die ich zu allerlei Kleinigkeiten brauche. Weitere zwanzig verwendet Euer Gnaden auf einen Abendſchmaus, zu dem ich unſern Gimpel mitbringe; denn ich führe ihn ganz an der Naſe, wie man zu ſagen pflegt; und ſo im Handumwenden gewinnt Euer Gnaden die Kette, für die ich bloß zehn Thaler verlange. Sie iſt echt, vom beſten Gold, und obendrein werthvoll gearbeitet. Hier, nehmt, Señora.

**Criſtina.**

Ich küſſe Euer Gnaden die Hände für die Güte, mich in einer ſo vortheilhaften Angelegenheit zu bedenken. Jedoch wenn ich reden ſoll, wie es mir ums Herz iſt, ſo macht mich dieſe Großmuth etwas beſtürzt und einigermaßen mißtrauiſch.

**Solórzano.**

Wie ſo mißtrauiſch, beſte Señora?

**Criſtina.**

Die Kette könnte unecht ſein, denn das Sprichwort ſagt: Nicht Alles was glänzt iſt Gold.

**Solórzano.**

Euer Gnaden ſpricht ganz klug, und ſteht nicht umſonſt im Rufe, die klügſte Dame dieſer Hauptſtadt zu ſein. Es freut mich ſehr, daß Ihr mir ſo ohne Ziererei und Umſchweif Euer

Herz eröffnet habt. Aber es gibt ja für Alles ein Mittel, außer für den Tod. Nehmt Euren Mantel um oder ſendet eine vertraute Perſon zu den Goldſchmieden, laßt die Kette wägen und probiren, und hält ſie was ich verſprochen habe, ſo gibt mir Euer Gnaden die zehn Thaler, richtet den Schmaus für den Gimpel aus, und behält die Kette.

**Criſtina.**

Gleich nebenan habe ich einen Nachbar und Bekannten, der ein Goldſchmied iſt und mir den Zweifel leicht benehmen kann.

**Solórzano.**

So wünſch' ich's, ſo lieb' ich's, ſo acht' ich's! Klar müſſen die Dinge ſtehen, wenn ſie Gottes Segen haben ſollen.

**Criſtina.**

Wenn Euer Gnaden mir die Kette anzuvertrauen wagt, bis ich Gewißheit erlangt habe, ſo mögt Ihr in Kurzem wiederkehren, und ich werde die zehn Goldthaler bereithalten.

**Solórzano.**

Gut ſo. Vertrau' ich doch Euer Gnaden meine Ehre an, warum nicht auch die Kette? Laſſe Euer Gnaden ſie probiren und wieder probiren: ich gehe, und in einer halben Stunde bin ich wieder da.

**Criſtina.**

Noch früher, wenn mein Nachbar zu Hauſe iſt.

(Solórzano ab.)

**Brigida.**

Höre, Freundin Criſtina, das iſt mehr als Glück. So gut wird es mir nicht, ich finde Keinen, der mir einen Schluck Waſſer umſonſt reichte. Nur einem Poeten bin ich einmal auf der Straße begegnet, der mir höchſt zuvorkommend und artig ein Sonett auf die Geſchichte von Pyramus und Thisbe ſchenkte und noch dreihundert andre zu meinem Lobe zu machen ſich erbot.

**Criſtina.**

Beſſer, du hätteſt einen Genueſer getroffen, der dir dreihundert Realen gab.

**Brigida.**

Ja wahrhaftig, darin laſſen ſich die Genueſer ſehen; die fliegen Einem auf die Hand, wie abgerichtete Falken. Sie ſind auch alle ganz niedergeſchlagen und ſchwermüthig über das Mandat.

**Criſtina.**

Sei du verſichert, Brigida, daß ein halber Genueſer mehr werth iſt als vier ganze Poeten. Aber ſieh, ſieh, der Wind bläſt aus der rechten Ecke, da kommt ja mein Goldſchmied. Und was will mein lieber Nachbar?

## Vierter Auftritt.

Der **Goldſchmied** tritt auf. Die **Vorigen.**

**Criſtina.**

Gewiß und wahrhaftig, Ihr nehmt mir den Mantel von den Schultern, denn eben wollt' ich ihn umlegen, um Euch aufzuſuchen.

**Goldſchmied.**

Señora Doña Criſtina, Euer Gnaden muß mir den Gefallen thun und alles aufbieten, um meine Frau morgen mit in die Komödie zu nehmen, denn ich möchte morgen Abend frei ſein und Niemand auf den Ferſen haben.

**Criſtina.**

Das will ich mit allem Vergnügen thun, und wenn der Herr Nachbar mein Haus ſammt Allem was drin iſt, begehrt, ſo ſoll er's leer und ausgeräumt zu ſeiner Verfügung haben. Ich weiß ſchon, wohin ſolche Angelegenheiten zielen.

**Goldſchmied.**

Nein, Señora, es braucht bloß meine Frau zu beſchäftigen. Aber was wollte Euer Gnaden von mir, daß Ihr mich aufzuſuchen gedachtet?

**Criſtina.**

O nichts als den Herrn Nachbar fragen, was dieſe Kette werth iſt, ob ſie von gutem Gold iſt und wie vielkarätig.

**Goldſchmied.**

Dieſe Kette kenne ich wohl, ich habe ſie oft in Händen gehabt. Sie iſt hundertfünfzig Goldthaler werth und hält zweiundzwanzig Karat. Wenn Euer Gnaden ſie kauft, ohne die Façon bezahlen zu müſſen, ſo werdet Ihr nichts dabei verlieren.

**Criſtina.**

Etwas koſtet mich die Façon, aber nicht viel.

**Goldſchmied.**

Die Frau Nachbarin wird das ſchon machen können, denn wenn Ihr die Kette nicht behalten wollt, ſo gebe ich zehn Ducaten für die Façon.

**Criſtina.**

Ich hoffe ſie wohlfeiler zu bekommen. Aber ſehe der Herr Nachbar wohl zu, daß er ſich über den Goldgehalt und das Gewicht nicht täuſcht.

**Goldſchmied.**

Das wäre ſauber, wenn ich mich in meinem Geſchäfte täuſchen ließe. Ich ſag' Euch, Señora, ich habe die Kette zweimal Glied für Glied probirt, habe ſie gewogen, und kenne ſie wie meine eigenen Hände.

**Brigida.**

Das kann uns genug ſein.

**Goldſchmied.**

Und als weiteren Beweis, daß ich ſie kenne, kann ich Euch ſagen, daß ſie mir ein Herr von Stande, ein gewiſſer de Solórzano, zum Probiren und Schätzen gebracht hat.

**Criſtina.**

Nun gut, Herr Nachbar. Geht mit Gott, ich will thun wie Ihr befohlen habt, will ſie Euch mitnehmen und unterhalten ſo lang es nöthig iſt, oder auch noch etwas länger, denn ich weiß, daß ein Stündchen mehr nicht ſchaden kann.

**Goldſchmied.**

Ich laſſe mich mit Euer Gnaden begraben, Ihr ſeid die geſcheidſte Frau von der Welt. Lebt wohl, beſte Señora. (Ab.)

**Brigida.**

Könnte man dieſen Herrn Solórzano, denn ſo heißt er alſo, könnte man ihn nicht dazu bringen, daß er von ſeinem Biscayer, dem betrunkenen Schlauch, auch für mich eine kleine Beiſteuer herausſchlüge?

**Criſtina.**

Das wird ſich nicht ſo geſchwind machen laſſen. Aber ſieh, da kommt er wieder. Er hat Eile und ſieht wacker aus, ſeine zehn Thaler ſpornen und ſtacheln ihn.

(Solórzano kommt zurück.)

**Solórzano.**

Nun, Señora Doña Criſtina, hat Euer Gnaden ihre Maßregeln genommen? Iſt die Kette gut befunden?

**Criſtina.**

Bitte ſehr, wie nennt ſich Euer Gnaden?

**Solórzano.**

Don Eſtevan de Solórzano heiße ich, wo man mich kennt. Aber warum fragt Euer Gnaden?

**Criſtina.**

Um auf Euer Gnaden Wahrhaftigkeit und Höflichkeit das Siegel zu drücken. Unterhaltet Euch ein wenig mit Señora Doña Brigida, ich will nur die zehn Thaler zu holen gehn. (Ab.)

**Brigida.**

Señor Don Solórzano, hat Euer Gnaden nicht auch eine Kleinigkeit im Werth eines Zahnſtochers für mich? Ich bin wahrhaftig nicht zu verachten, und man kann in meinem Hauſe ſo gut ein- und ausgehen wie bei Señora Doña Criſtina. Ja, wenn ich nicht fürchten müßte, man höre uns, ſo wollte ich meinem hochgeehrten Herrn mehr als ein halbes Dutzend Fehler an ihr verrathen. Brüſte hat ſie, die wie zwei leere Säcke herunterhängen. Auch riecht ſie nicht zum Beſten aus dem Munde. Dann ſchminkt ſie ſich ſehr. Und trotz alledem iſt ſie geſucht, umworben und geliebt. Ich möchte mir das Geſicht zerkratzen, mehr aus Wuth als aus Neid, daß mir Niemand die Hand bietet und Alles mich mit Füßen tritt. Aber das iſt eben das Loos der Häßlichen.

**Solórzano.**

Darüber muß ſich Euer Gnaden keine grauen Haare wachſen laſſen. Wenn ich das Leben behalte, ſo ſoll bald ein Hahn auf Eurer Hühnerſteige krähen.

(Criſtina kommt zurück.)

**Criſtina.**

Hier, Señor Don Eſtevan, ſind die zehn Thaler, und heut Abend ſoll eine fürſtliche Mahlzeit bereit ſtehen.

**Solórzano.**

Unſer Gimpel iſt ſchon vor der Hausthüre, ich will ihn jetzt holen. Euer Gnaden muß ihm ſchön thun, und ſollte es auch wie Pillen ſchmecken. (Ab.)

**Brigida.**

Denke, Freundin, ich habe ihn gebeten, mir Einen zu bringen, der generös ſei, und er verſprach mir, das ſolle ſich mit der Zeit finden.

**Criſtina.**

Mit der Zeit, Freundin, pflegen die Generöſen zu ſchwinden. In der Jugend gewonnen, im Alter zerronnen.

**Brigida.**

Auch habe ich ihm geſagt, wie hübſch und wohlgethan und zierlich du ſeiſt, lauter Ambra und Biſam und Zibeth.

**Criſtina.**

Ich weiß ja wohl, liebe Freundin, daß du Einem nichts als Gutes nachredeſt.

**Brigida** (für ſich).

Da ſieht man's wieder, wer den Männern in die Augen ſticht. Ihre Halskrauſe kann's nicht mit meiner Schuhſohle aufnehmen, und doch —! Ich ſag's noch einmal: das iſt das Loos der Häßlichen.

## Vierter Auftritt.

Quiñones und Solórzano treten auf. Die Vorigen.

**Quiñones.**

Biscayer küß ſick Hand. Biſehl Gnaden.

**Solórzano.**

Der Herr Baske ſagt, er küſſe Euer Gnaden die Hand und Ihr möchtet über ihn befehlen.

**Brigida.**

Ach was für eine hübſche Sprache! Ich verſtehe ſie zwar nicht, aber ſie gefällt mir ſehr.

**Criſtina.**

Ich küſſe meinem verehrten Biscayer Herrn gleichfalls die Hände, und zwei für einmal.

**Quiñones.**

Schau ſick gut, ſchau ſick ſchön. Auch ſpieſen Nacht heutiges. Kette nur bihalts; nix ſchlaf; baſta, geben hab.

**Solórzano.**

Mein Freund ſagt, Euer Gnaden ſehe gut und ſchön aus; er wolle heute Nacht bei Euch ſpeiſen, und die Kette möchtet Ihr nur behalten, obgleich er nicht hier ſchlafe; denn er habe ſie Euch einmal gegeben, und damit ſei es abgethan.

**Brigida.**

Hat man je einen ſolchen Alexander geſehn? Das heiß' ich aber Glück, das heiß' ich unverſchämtes Glück!

**Solórzano.**

Gibt es vielleicht etwas Eingemachtes und ein Schlückchen Seelentroſt für den Herrn Basken? (Leiſe zu Criſtina.) Das kommt uns hundertfältig herein.

**Criſtina.**

Ob es gibt? Ich will darnach gehen, und Ihr ſollt etwas Beſſeres haben als der Prieſter Johann in Indien. (Ab.)

**Quiñones.**

Dame, das giblibb, is ſick als gut ſo Gangenes.

**Brigida.**

Was hat er geſagt, Señor Solórzano.

**Solórzano.**

Die Dame, die zurückgeblieben ſei, Euer Gnaden nämlich, ſei eben ſo gut wie diejenige, die weggegangen.

**Brigida.**

Das will ich auch meinen. Der biscayiſche Señor hat ganz recht und iſt in dieſem Punkte gar nicht dumm.

**Quiñones.**

Dumm is Taif. Biscayer geſcheid willen wann er ſein.

**Brigida.**

Aha, ich verſtehe ihn wohl. Der Teufel ſei dumm, ſagt er, ein Biscayer könne geſcheid ſein, wenn er wolle.

**Solórzano.**

Richtig bis aufs Jota hinaus!

(Criſtina kommt mit Eingemachtem und einer Flaſche Wein zurück, von einer Dienerin unterſtützt.)

**Criſtina.**

Nun mag ſich's der Herr Baske ſchmecken laſſen, und das unbeſorgt, denn was man in dieſem Hauſe anrührt, das iſt Alles die Reinlichkeit ſelbſt.

**Quiñones.**

Süß Giſräß machen, Wein is ſick als Waſſer ſehre gut. Is ſick Martiswein heiliges. Trinken das, und trinken mehr.

**Brigida.**

Du mein Gott, wie anmuthig ſpricht der liebe Herr, obgleich ich nichts davon verſtehe!

**Solórzano.**

Er ſagt, auf das Eingemachte könne er den Wein wie Waſſer trinken. Es ſei Sanct-Martins-Wein, und er wolle ihm wiederholt zuſprechen.

**Criſtina.**

Hundertmal! Er darf nur den Mund aufthun.

**Solórzano.**

Nein, Ihr müßt ihm nichts mehr geben, es thut ihm nicht gut, und das wird ſich gleich zeigen. Ich hab's ihm geſagt, er ſollte lieber gar keinen Wein trinken, aber es hilft nichts.

**Quiñones.**

Fort! Steigen Wein über ſick, unter ſick, Blei in Zungen, Klotz in Bein. Kommen Abend, Señora, Gott biſohl.

**Solórzano.**

Hört nur was er ſagt, und ſeht ob ich nicht Recht habe.

**Criſtina.**

Was hat er geſagt, Señor Solórzano?

**Solórzano.**

Der Wein liege ihm wie Blei auf der Zunge und wie ein Klotz in den Beinen. Er wolle auf den Abend wiederkommen und Euer Gnaden inzwiſchen Gott befehlen.

**Brigida.**

O Himmel, was ihm die Augen trüb werden und die Zunge anſtößt! Jeſus, er taumelt! Er hat wahrhaftig zu viel getrunken. Ein größerer Jammer iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen. So jung und ein ſolcher Trunkenbold!

**Solórzano.**

Er brachte ſchon einen Stich von Hauſe mit. Nun denn, Señora Criſtina, laßt das Eſſen zurichten. Ich will ihn ſeinen Rauſch ein wenig ausſchlafen laſſen; auf den Abend ſind wir zeitig wieder hier.

**Criſtina.**

Es ſoll an nichts fehlen. Gehen Euer Gnaden mit Gott.

(Solórzano geht mit ſeinem Biscayer ab.)

**Brigida.**

Freundin Criſtina, zeige mir die Kette, laß mich mein Gelüſt ein wenig büßen. Ach wie hübſch, wie neu, wie glänzend, und wie billig! Ich ſage dir, Criſtina, auf dich regnet's Glücksgüter mir nichts dir nichts, das Glück kommt dir zur Thür hereingeflogen, ohne daß du dich darum umthuſt, du biſt wahrhaftig die Glücklichſte der Glücklichen. Aber du verdienſt es auch mit deinem freien, goldigen, hochherzigen Weſen. Du haſt einen Zauber, der dir die gleichgültigſten und ungebundenſten Gemüther unterwirfſt, während es mir nicht gegeben iſt, einen Hund aus dem Ofen zu locken. Da nimm deine Kette wieder, Schweſterherz, ich meine, ich müſſe in Thränen zerfließen, nicht aus Neid gegen dich, ſondern aus Jammer über mich ſelbſt.

(Solórzano kommt zurück.)

**Solórzano.**

Uns iſt das größte Mißgeſchick von der Welt zugeſtoßen.

**Brigida.**

Jeſus; ein Mißgeſchick! Und was für eines, Señor Solórzano?

**Solórzano.**

Wie wir auf dem Heimweg um die Straßenecke biegen, begegnet uns ein Diener von unſres Biscayers Vater mit Briefen und Neuigkeiten. Der Vater iſt am Sterben, und entbietet dem Sohne, er ſolle augenblicklich abreiſen, wenn er ihn noch lebend finden wolle. Der Diener bringt Geld mit für die Reiſe, die nicht wohl aufgeſchoben werden kann. Ich habe davon zehn Thaler für Euer Gnaden genommen; hier ſind ſie, und dazu die zehn andern, die mir Euer Gnaden vorhin gab. Nun muß ich aber die Kette wieder haben: wenn der Vater das Leben behält, ſo bringt der Sohn ſie Euch wieder, oder ich bin nicht Don Eſtevan de Solórzano.

**Criſtina.**

Wahrhaftig, das thut mir leid, nicht um meinetwillen, ſondern für dieſen armen Jüngling, den ich bereits lieb gewonnen habe.

**Brigida.**

Es iſt etwas Schönes um zehn Thaler, die man ſo ohne alle Mühe einſtreicht. Nimm ſie, Freundin, und gib dem Señor Solórzano die Kette zurück.

**Criſtina.**

Hier iſt ſie, gebt mir das Geld. Gewiß, ich hätte mehr als dreißig auf die Mahlzeit verwendet.

**Solórzano**
(die Kette unterſuchend).

Señora Criſtina, ein alter Hund iſt nicht ſo leicht aus dem Ofen zu locken. Das ſind Finten für Landpomeranzen. Den Knochen haltet einem andern Hunde vor.

**Criſtina.**

Was ſollen die Redensarten, Señor Solórzano?

**Solórzano.**

Sie ſollen Euer Gnaden lehren, daß die Habſucht der Taſche ein Loch macht. So kurz habt Ihr meinem Wort getraut, daß Euer Gnaden ihr Schäfchen ins Trockne bringen und dem Wolf entgegenlaufen will wie jene allzu geſcheide Gans? Señora Criſtina, Señora Criſtina, wie gewonnen ſo zerronnen, und das iſt noch der geringſte Schaden für Euch. Gebt mir die echte Kette wieder und behaltet Eure falſche. Solche ovidiſche Metamorphoſen laſſ' ich mir nicht nur ſo im Handumwenden machen.

Wetter auch, wie geſchickt haben ſie ſie ausgewechſelt, und wie ſchnell!

**Criſtina.**

Was ſagt Ihr, mein Herr? Ich verſtehe Euer Gnaden nicht.

**Solórzano.**

Ich ſage, daß das nicht die Kette iſt, die ich Euer Gnaden gab, obgleich es ſo ſcheint. Dieſe iſt von Tomback und die andere war von zweiundzwanzigkarätigem Gold.

**Brigida.**

Bei meiner Seele, das ſagte der Nachbar Goldſchmied auch.

**Criſtina.**

Mag's der Teufel geſagt haben!

**Solórzano.**

Der Teufel oder ſeine Großmutter! Gebt mir meine Kette und ſtille mit dem Geſchrei! Zum Henker mit dem Schwören und Fluchen!

**Criſtina.**

Der Teufel, daß Gott vor ſei, ſoll mich holen, wenn das nicht die Kette iſt, die Euer Gnaden mir gab, und wenn eine andre in meine Hände gekommen iſt. Gerechter Himmel, muß ich eine ſolche Beſchuldigung erleben?

**Solórzano.**

Der Lärm iſt unnöthig. Wir haben ja den Herrn Corregidor, der Jedem ſein Recht widerfahren läßt.

**Criſtina.**

Wenn dieſe Sache vor den Corregidor kommt, bin ich ſo gut wie verurtheilt; denn er hat einen ſo ſchlechten Begriff von mir, daß er meine Wahrheit für Lüge und meine Tugend für Laſter nimmt. Mein hochgeehrter Herr, die Hände ſollen mir verfaulen, wenn ich eine andere Kette als dieſe darin gehabt habe!

## Fünfter Auftritt.

Ein Alguacil tritt auf. Die Vorigen.

**Alguacil.**

Was iſt das für ein Streit und Geſchrei, für ein Gewinſel und Gefluche?

**Solórzano.**

Señor Alguacil, Euer Gnaden kommt eben recht. Dieſer Dame von Sevillaniſchem Curs verpfändete ich eine Kette vor etwa einer Stunde gegen zehn Ducaten zu einem gewiſſen Zweck; ich komme zurück, ſie auszulöſen, und anſtatt meiner Kette, die hundertfünfzig Ducaten zweiundzwanzigkarätigen Goldes wog, gibt mir die Señora dieſe falſche hier, die nicht zwei Ducaten werth iſt. Dabei ſucht ſie mir mit Schreien und Zetern das Recht aufzuhalten, während ſie doch wohl weiß, daß dieſe andere Dame, die bei dem ganzen Handel zugegen war, mir die Wahrheit wird bezeugen müſſen.

**Brigida.**

Von Anfang bis zu Ende! Und bei Gott und meiner Seele muß ich ſagen, daß der Herr Recht hat, obgleich ich mir nicht vorſtellen kann, wo die Vertauſchung ſtattgefunden haben ſoll, denn die Kette iſt nicht aus dieſem Zimmer gekommen.

**Solórzano.**

Der Herr Alguacil erweiſe mir die Gnade, Señora vor den Corregidor zu führen. Da wollen wir die Sache ausmachen.

**Criſtina.**

Ich ſag' es noch einmal, wenn ich vor den Corregidor komme, ſo kann ich mich als verloren anſehen.

**Brigida.**

Ja, ſie ſteht nicht gut mit ihm.

**Criſtina.**

Es iſt um mich geſchehen! Ich erſticke! Die Hexen zehren an mir!

**Solórzano.**

Wohlan, ſo will ich etwas für Euer Gnaden thun, Señora

Doña Criſtina, damit Ihr mir nicht erſtickt oder gar von den Hexen verzehrt werdet. Dieſe Kette ſieht der echten des Biscayers ſehr ähnlich. Er iſt immer noch etwas benebelt und ſeiner Sinne nicht ganz mächtig. Ich will ſie nehmen und ihm für die ſeinige ausgeben. Dafür wird Euer Gnaden den Herrn Alguacil hier befriedigen und den Abendſchmaus auf ſich nehmen. Und ſomit könnt Ihr Euch beruhigen, der Verluſt iſt ja nicht gar groß.

**Criſtina.**

Mög' es Euch der höchſte Himmel lohnen! Dem Herrn Alguacil gebe ich ein halb Dutzend Thaler, auf den Schmaus verwende ich einen, und verbleibe meines Herrn Solórzano ewige Dienerin.

**Brigida.**

Und ich will mich bei dem Feſte zu Tode tanzen.

**Alguacil.**

Euer Gnaden hat nobel und wie ein rechter Caballero gehandelt, deſſen Pflicht es iſt, den Damen zu dienen.

**Solórzano.**

Nun möcht' ich aber auch die zehn Thaler wieder haben, die ich zu viel gegeben habe.

**Criſtina.**

Hier ſind ſie, und hier die ſechs für den Herrn Alguacil.

---

## Sechſter Auftritt.

Zwei Muſikanten treten auf, mit ihnen Quiñones, der Biscayer. Die Vorigen.

**Muſikanten.**

Wir haben Alles gehört, und da ſind wir nun.

**Quiñones.**

Jetzt weiß ich, wie man die Señora Criſtina über den Löffel barbiren kann.

**Brigida.**

Seht doch einmal, wie geläufig der Biscayer ſpricht!

**Quiñones.**

Ei, ich ſpreche bloß ſchlecht, wenn ich will.

**Criſtina.**

Ich will des Todes ſein, wenn mich dieſe Spitzbuben nicht angeführt haben.

**Quiñones.**

Meine Herren Muſiker, die Romanze, die ich Euch gab, Ihr kennt ſie ja, wovon handelt ſie?

**Muſikanten.**

Die ſich hält für überklug,
Iſt noch lang nicht klug genug.

Eine, die da Modephraſen
Allezeit im Munde führt,
Sprachverderbend ihre Rede
Mit verzwickten Wörtern ziert,
Die Loſraſo's Liebesglücke
Und Dianens Schäfertücke,
Die des Sonnenritters Ruhm,
Olivante's Heldenthum
Aus dem Kopfe herzuſagen
Prunkend weiß in Einem Zug,
Die den großen Don Quixote
Sechsmal Monats liest im Flug,
Iſt mit allem ihrem Wiſſen,
Iſt wahrhaftig gar nicht klug.

Eine, die gewinnbegierig
Ihrem armen Witze traut,
Die auf ihre falſchen Künſte,
Ihre tollen Launen baut,
Die ſich nicht vor ſtillen Waſſern,
Wie man's nennt, zu hüten weiß,
Und ſich in die Strömung ſtürzet,
Die daherzieht raſch und leis,
Sichrer, als das Salz der Erde,
Glaubt zu ſein vor jedem Trug,

Die iſt für ſolch heitern Handel,
O, noch lang nicht klug genug.

**Criſtina.**

Schon gut, man hat mich zum Beſten gehabt, aber gleichwohl lade ich Euer Gnaden zum Abendeſſen.

**Quiñones.**

Wir nehmen die Einladung an, bei der Zeche wird ſich Alles finden.

# Das Wundertheater.

Das Wundertheater

## Perſonen:

**Chanfalla**, Puppentheaterinhaber.
**Chirinos**, ſeine Gefährtin.
Ein **Knirps**, ihr Muſikant.
Licentiat **Gomecillos**, Gobernadór.
**Benito Repollo**, Alcalde.
**Tereſa**, ſeine Tochter.
**Juan Caſtrado**, Regidor.
**Juana**, ſeine Tochter.
**Pedro Capacho**, Schreiber.
Ein **Fourier**.

## Erſter Auftritt.

Chanfalla und Chirinos treten auf.

**Chanfalla.**

Vergiß meine Vorſchriften nicht, Chirinos, beſonders in Betreff des Streiches, den wir jetzt vorhaben, und der uns gelingen ſoll wie der neuliche mit dem Regenmacher.

**Chirinos.**

Erlauchter Chanfalla, meine Geiſteskräfte ſtehen ganz zu deiner Verfügung, Gedächtniß wie Verſtand, und dazu ein Wille, dich zu befriedigen, der alle Grenzen des Möglichen überſteigt. Aber ſage mir, zu was dient der Knirps, den wir angenommen haben? Könnten wir beide nicht allein mit dieſem Unternehmen fertig werden?

**Chanfalla.**

Wir haben ihn ſo nöthig wie das tägliche Brod. Er muß in den Pauſen zwiſchen dem Auftreten der Figuren unſeres Puppenſpiels muſiciren.

**Chirinos.**

Ein Wunder wird es ſein, wenn man uns nicht ſteinigt, bloß dieſes Knirpſes wegen; denn ein ſolcher Wechſelbalg iſt mir in allen Tagen meines Lebens nicht vorgekommen.

(Der Knirps tritt auf.)

**Knirps.**

Gibt es in dieſer Ortſchaft etwas zu agiren, Herr Director? Ich ſterbe vor Ungeduld, Euer Gnaden zu zeigen, daß Ihr keine unnütze Laſt an mir aufgeladen habt.

**Chirinos.**

Ein halbes Dutzend ſolcher Bürſchchen gibt noch keine Handvoll, geſchweige eine Laſt. Wenn du als Muſiker nicht größer biſt denn als Menſch, ſo machen wir ſchöne Geſchäfte.

**Knirps.**

Ich habe ein ſprechendes Zeugniß für mich. So klein ich bin, ſo iſt mir doch ein ſchriftlicher Antrag zugekommen, in eine Theilhabergeſellſchaft einzutreten.

**Chanfalla.**

Wenn ſie dir deinen Antheil nach dir ſelbſt zumeſſen, ſo iſt er kaum mit der Brille zu finden. — Chirinos, wir ſind nachgerade in dem Dorfe angelangt, und Jene, die uns dort entgegenkommen, müſſen nothwendig der Bürgermeiſter und die Alcalden ſein. Gehen wir auf ſie zu. Wetze deine Zunge auf dem Schleifſtein der Schmeichelei, jedoch vergiß nicht, daß Allzuſcharf ſchartig macht.

(Es treten auf der **Gobernadór**, **Benito Repollo**, Alcalde, **Juan Caſtrado**, Regidor und **Pedro Capacho**, Schreiber.)

Ich küſſe Euer Gnaden die Hände. Wer von Euer Gnaden iſt der Gobernadór dieſes Orts?

**Gobernadór.**

Ich bin der Gobernadór. Was wollt Ihr, guter Mann?

**Chanfalla.**

Wenn ich zwei Unzen Verſtand beſäße, ſo hätte ich ja gleich ſehen müſſen, daß dieſe peripatetiſche und weitſpurige Erſcheinung niemand Andres ſein konnte, als der höchſt würdige Gobernadór dieſer geehrten Gemeinde, die Euer Gnaden gar wohl einmal mit einem ſtatthalterlicheren Wirkungskreiſe vertauſchen mag.

**Chirinos.**

Ja, beim Leben der Señora und der Señoritos, falls der Herr Gobernadór Kinder hat.

**Capacho.**

Der Herr Gobernadór iſt nicht verheirathet.

**Chirinos.**

Alſo für den Fall, daß er's einmal ſein wird! Der Wunſch kann ihm ja nichts ſchaden.

**Gobernadór.**

Nun denn, was wollt Ihr, Ehrenmann?

**Chirinos.**

Ehrenvoll möge Euer Gnaden ihre Tage verleben, da Ihr uns ſo ehret. Trägt doch die Eiche ihre Eicheln, der Birnbaum ſeine Birnen, die Rebe ihre Trauben, und ſo muß auch der Ehrenmann Ehre fruchten, er kann ja nicht anders.

**Benito.**

Ein ciceroniniſches Wort, ohne ein Jota wegzunehmen oder zuzuſetzen!

**Capacho.**

Ciceronianiſch wollte der Herr Alcalde Benito Repollo ſagen.

**Benito.**

Immer will ich das Rechte ſagen, aber ich treffe es meiſt nicht recht. Uebrigens was wollt Ihr, guter Mann?

**Chanfalla.**

Ich, meine Herren, bin Montiel, Inhaber des Wundertheaters. Die Herren von der Spitalbrüderſchaft haben mich nach der Hauptſtadt berufen; denn weil es dort dermalen keinen Komödienunternehmer gibt, ſo müſſen die Hoſpitäler, die vom Ertrag des Theaters leben ſollen, zu Grunde gehen, bis meine Ankunft Hülfe bringt.

**Gobernador.**

Und was ſoll der Name Wundertheater beſagen?

**Chanfalla.**

Wundertheater nennt man es wegen der wunderbaren Dinge, die ſich auf dieſem Puppentheater mit lebenden Bildern weiſen und erzeigen. Es iſt gemacht und verfertigt von dem weiſen Pinſelo, unter ſolchen Parallelen, Rhomben, Geſtirnen und Conſtellationen, mit ſolchen Punkten, Charakteren und Obſervationen, daß Niemand etwas davon ſehen kann, der einen Tropfen neuchriſtlichen Blutes in den Adern hat, oder der nicht von ſeinen Eltern in rechtmäßiger Ehe erzeugt und geboren iſt. Wer mit einem dieſer beiden ſo häufigen Schäden behaftet iſt, der verzichte darauf, die unerhörten und niegeſehenen Wunder meines Theaters zu ſehen.

**Benito.**

Man erlebt doch alle Tage etwas Neues in der Welt. Und Pinſelo nannte ſich der Weiſe, der das Theater verfertigt hat?

**Chirinos.**

Pinſelo nannte er ſich, weil er aus der Stadt Pinſelonia gebürtig war. Die Sage erzählt, er habe einen Bart bis an den Gürtel getragen.

**Benito.**

Die Leute mit langen Bärten ſind gemeiniglich weiſe.

**Gobernadór.**

Señor Regidor Juan Caſtrado, mit Eurem Wohlnehmen verfüge ich, daß die Señora Juana Caſtrada, Eure Tochter, deren Pathe ich bin, heute Abend ihre Verlobung feire, und zur Verherrlichung dieſes Feſtes ſoll der Señor Montiel in Eurem Hauſe ſein Wunderſpiel aufführen.

**Juan.**

Ich ſtehe dem Herrn Gobernadór zu Dienſten, in deſſen Wohlnehmen ich mich einvernehme, einverſtehe und einverleibe, was auch im Wege ſein möge.

**Chirinos.**

Allerdings iſt etwas im Wege, nämlich daß die Herrſchaften, wenn ſie uns nicht erſt für unſre Arbeit bezahlen, von unſern Figuren ſo viel als den Kukuk zu ſehen bekommen werden. Euer Gnaden, meine Herren Richter, habt Ihr ein Gewiſſen und ein Herz im Leibe? Das wäre ja fein, wenn heut Abend die ganze Gemeinde ins Haus des Señor Juan Caſtrado, oder wie er heißt, ſtrömte, um unſer Spiel zu ſehen, und morgen, wo wir es im Orte aufführen wollen, fände ſich keine Seele mehr ein. Nein, Señores, nein, Señores, ante omnia müßt Ihr uns bezahlen was recht iſt.

**Benito.**

Frau Directorin, hier führt keine Antonia und kein Antonius den Beutel. Der Herr Regidor Juan Caſtrado wird Euch mehr als honnett bezahlen, oder der Gemeinderath. Ihr kennt den Ort wahrhaftig ſchön. Nein, gute Frau, bei uns wartet man nicht bis irgend eine Antonia für die Andern bezahlt.

**Capacho.**

O Jemine, Señor Benito Repollo, wie ſchießt Ihr weit vom Ziel. Die Frau Directrice ſpricht von keiner Antonia, ſondern von einer Vorausbezahlung, die ſie vor allem Andern haben will, und darum ſagt ſie ante omnia.

**Benito.**

Ei, Schreiber Pedro Capacho, ſo heißt die Leute gradaus mit mir reden, damit ich ſie ebenen Fußes verſtehe. Ihr, der Ihr beleſen und beſchrieben ſeid, könnt dieſes arabiſche Kauderwelſch verſtehen, ich nicht.

**Juan.**

Wohlan, iſt der Herr Director zufrieden, wenn ich ihm ein halbes Dutzend Ducaten baar vorſchieße? Auch ſoll obendrein dafür geſorgt ſein, daß Niemand vom Orte heut Abend mein Haus betritt.

**Chanfalla.**

Ich bin's zufrieden, und verlaſſe mich auf Euer Gnaden Befliſſenheit und gute Vernunft.

**Juan.**

So kommt mit mir, das Geld in Empfang zu nehmen. Dann könnt Ihr zugleich mein Haus und ſeine Gelegenheit beſehen, damit Ihr wißt, wie Ihr Euer Spectakel aufſtellen ſollt.

**Chanfalla.**

Gehen wir. Vergeßt aber nicht, welche Eigenſchaften Diejenigen haben müſſen, die dieſes Wunderſpiel zu ſehen wagen wollen.

**Benito.**

Das laßt *meine* Sache ſein. Ich meinestheils, das kann ich Euch ſagen, gehe ruhig ins Gericht, denn ich bin eines Alcalden Sohn. Mein Stammbaum hat eine zolldicke Schwarte von ſtinkaltem Chriſtenſpeck: nun urtheilt, ob ich die Figuren nicht ſehen werde.

**Capacho.**

Wir hoffen ſie Alle zu ſehen, Señor Benito Repollo.

**Juan.**

Auch wir ſind nicht auf der Haide zur Welt gekommen, Señor Pedro Capacho.

**Gobernadór.**

Es wird ja wohl ſo ſein, meines Erachtens, Señores Alcalde, Regidor und Schreiber.

**Juan.**

Vorwärts, Director, und Hand ans Werk! Juan Caſtrado heiß' ich, Anton Caſtrado hieß mein Vater und Juana Macha meine Mutter, und weiter will ich nichts ſagen als: ich verpfände mein Wort, daß ich feſten Fußes dieſem beſagten Spiel gegenübertreten kann.

**Chirinos.**

Gott gebe es.

(Juan Caſtrado und Chanfalla ab.)

**Gobernadór.**

Señora, was für Poeten ſind jetzt in der Hauptſtadt an der Spitze der Mode, beſonders unter den ſogenannten Komikern? Ich habe nämlich auch einen kleinen Hieb davon, und bin auf die komiſche Maske verſeſſen. Zweiundzwanzig Komödien hab' ich daliegen, alle neu und einander wie ein Ei dem andern gleich. Ich warte nur noch auf eine Conjunctur, um in die Hauptſtadt zu ziehen und ein halbes Dutzend Unternehmer mit ihnen reich zu machen.

**Chirinos.**

Was Euer Gnaden, Herr Gobernadór, mich wegen der Poeten fragt, darauf wüßte ich nicht recht zu antworten; denn es ſind ihrer ſo viele, daß ſie die Sonne verdunkeln, und alle glauben, ſie ſeien in der Mode. Die Komiker ſind die gewöhnlichſten und immer an der Tagesordnung; daher thut es nicht noth, ſie zu nennen. Aber Euer Gnaden ſage mir doch um Alles, wie Euer werther-Name iſt.

**Gobernadór.**

Mich, Señora, nennt man den Licentiaten Gomecillos.

**Chirinos.**

Gott helfe mir! Iſt Euer Gnaden der Herr Licentiat Gomecillos, der die famoſen Verſe verfertigt hat:

Lucifer iſt krank geweſen,
War er wohl am Heimweh krank?

**Gobernadór.**

Das ſind böſe Zungen, die mir dieſe Verſe unterſchoben haben; ſie könnten eben ſo gut vom Großtürken ſein als von mir. Diejenigen, die ich gemacht habe und nicht zu verleugnen gedenke, behandeln die Ueberſchwemmung von Sevilla., Obgleich die Poeten an einander zu Dieben werden, ſo habe ich mir doch niemals herausgenommen, Jemanden zu beſtehlen. Helfe mir Gott bei meinen Verſen, und mag ſtehlen wer da will.

(Chanfalla kommt zurück.)

**Chanfalla.**

Señores, kommen Euer Gnaden! Alles iſt bereit, und es fehlt nichts mehr, als daß wir anfangen.

**Chirinos** (leiſe).

Haſt du das Geld in der Ficke?

**Chanfalla** (ebenſo).

Bis in die Herzfalten hab' ich's verſteckt.

**Chirinos.**

Und nimm doch, Chanfalla, der Gobernadór iſt ein Poet.

**Chanfalla.**

Ein Poet? Alle Welt! Dann nimm du ihn für betrogen, denn Alle dieſes Schlages ſind für den Schabernack gemacht, ſorgloſe, leichtgläubige, gutmüthige Leute.

**Benito.**

Gehen wir, Director; mir brennen die Sohlen, ich kann's nicht erwarten, dieſe Wunder zu ſehn.

(Alle ab.)

## Zweiter Auftritt.

Juana Caſtrada und Tereſa Repolla treten auf, Erſtere im Brautgewande.

**Juana.**

Hier kannſt du dich ſetzen, Freundin Tereſa Repolla, damit wir das Theater gegenüber haben. Du weißt aber, unter welchen Bedingungen es zu ſehen iſt; drum nimm dich zuſammen, ſonſt könnte ein großer Unſchick draus entſtehen.

**Tereſa.**

Du weißt doch, Juana Caſtrada, daß ich deine Baſe bin, mehr ſag' ich nicht. So gewiß ich bin, in den Himmel zu kommen, ſo gewiß bin ich, daß ich alle Figuren auf dieſem Theater ſehen werde. Beim Leben meiner Mutter, ich würde mir ja alle beide Augen aus dem Kopfe reißen, wenn mir ein Unſchick widerführe. So was begegnet mir nicht.

**Juana.**

Sei ruhig, Baſe, ſie kommen Alle.

(Der **Gobernadór**, **Benito Repollo**, **Juan Caſtrado**, **Pedro Capacho**, **Chanfalla** und **Chirinos**, der **Knirps** und **Gäſte** treten auf.)

**Chanfalla.**

Setzen ſich die Herrſchaften gefälligſt. Das Theater iſt hinter dieſem Vorhang, die Directorin begibt ſich ebenfalls dorthin, und hieher kommt der Muſiker zu ſtehen.

**Benito.**

Der ein Muſiker? Stellt ihn auch hinter den Vorhang. Wenn ich ihn nur nicht ſehen muß, ſo will ich gern auf das Hören verzichten.

**Chanfalla.**

Euer Gnaden, Señor Alcalde Repollo, thut Unrecht, ſich über den Muſiker zu ärgern. Iſt er doch ein wahrer Chriſt und ein Hidalgo, deſſen Geſchlechtsname einen guten Klang hat.

**Gobernadór.**

Eigenſchaften, die einem Muſiker unentbehrlich ſind.

**Benito.**

An den Klang ſeines Namens will ich glauben: was aber ſeinen eigenen Wohlklang betrifft, abrenuncio, ich widerſag' ihm ſammt allen ſeinen Werken und Weſen.

**Knirps.**

Geſchieht mir recht. Wer wird auch der Schuft von Muſiker ſein, vor ſolchen —

**Benito.**

Bei Gott, wir haben hier ſchon ganz andre Muſiker —

**Gobernadór.**

Laßt ſie beide das Ende ihrer Sätze verſchlucken, ſonſt bekommen wir einen endloſen Prozeß. Señor Montiel ſoll ſein Spiel beginnen.

**Benito.**

Dieſer Director hat wenig Geräthe für ſolch ein großes Stück.

**Juan.**

Es muß eben Alles mit Wundern zugehen.

**Chanfalla.**

Achtung, Señores, jetzt fang' ich an, und wohlgemerkt, die Puppen treten in Lebensgröße auf. — O du, wer du auch geweſen ſein magſt, der du dieſes Spiel mit ſo wundervoller Kunſt zugerichtet, daß es ſeinen Namen davon erlangt hat: in Kraft der Tugend die du darein verſchloſſen, beſchwöre ich dich, binde dich, und gebiete dir, dieſen Herrſchaften ohne Verzug und Säumniß etliche von deinen wundervollen Wundern erſcheinen zu laſſen, auf daß ſie ſich ergötzen und beluſtigen, ohne einen Anſtoß darin zu finden. — Wohlan, ich ſehe ſchon, daß du meinen Ruf erhört haſt, denn allhier erſcheint die Figur des allmächtigen Simſon, wie er die Säulen des Tempels umfaßt, um ſie zu Boden zu reißen und ſich an ſeinen Feinden zu rächen. Halt ein, ſtreitbarer Held, halt ein um Gottes des Vaters willen, begehe keine ſolche Freventhat, daß du das Haus einreißeſt und die große, edle Verſammlung hier zu Brei zermalmſt!

**Benito.**

Alle Wetter, haltet ein! Das wär' ein ſchöner Spaß, wenn wir, ſtatt Vergnügens halber, hieher gekommen wären, um zu Teig zu werden. Haltet ein, Señor Simſon! Mordſchwerenoth! Es ſind Biederleute, die Euch erſuchen.

**Capacho.**

Seht Ihr ihn, Caſtrado?

**Juan.**

Was ſollte ich ihn nicht ſehen? Hab' ich denn die Augen hinterwärts?

**Capacho.**

Das iſt ein wunderbarer Fall. Ich ſeh' ihn auch, ich ſeh' ihn jetzt, ſo gut wie den Großtürken. Ja, ja, ich halte mich auch für ein ehliches Kind und einen alten Chriſten.

**Chirinos.**

Seht Euch vor, Mann! Der Stier kommt, derſelbe Stier, der den Laſtträger in Salamanca getödtet hat! Werft Euch nieder, Mann, werft Euch nieder! Gott helf' Euch, Gott helf' Euch!

**Chanfalla.**

Werft Euch alle nieder, alle, alle! Hu! hu! hu!

(Alle werfen ſich zu Boden und fürchten ſich.)

**Benito.**

Der Stier hat den Teufel im Leibe. Er iſt an den Seiten ſchwärzlich und gefleckt, einer von den ganz ſchlimmen. Wenn ich mich nicht ducke, ſo nimmt er mich im Fluge mit fort.

**Juan.**

Herr Director, laßt doch wo möglich keine Figuren auftreten, die uns Angſt machen. Ich ſage es nicht für mich, ſondern um dieſer Mädchen willen, die keinen Tropfen Blut mehr im Leibe haben, weil ſie ſo ſehr über die Grauſamkeit des Stiers erſchrocken ſind.

**Juana Caſtrada.**

Und wie ſind wir erſchrocken, Vater! Ich glaube, ich werde in drei Tagen nicht mehr zu mir kommen. Ich ſah mich ſchon auf ſeinen Hörnern, die ſpitzig wie Ahlen waren.

**Juan.**

Wenn du nicht meine Tochter wäreſt, ſo hätteſt du's nicht geſehen.

**Gobernadór** (für ſich)

Es hilft nichts, ſie haben's Alle geſehen, während ich nichts geſehen habe. Aber am Ende muß ich mich doch auch ſehend ſtellen, von wegen des leidigen Ehrenpunktes.

**Chirinos.**

Dieſe Heerde Mäuſe, die hier auftritt, ſtammt in gerader Linie von den Mäuſen der Arche Noah's ab. Es ſind weiße, geſprenkelte, jaspisfarbige, blaue, und ſchließlich ſind's doch lauter Mäuſe.

**Juana Caſtrada.**

Jeſus! Wehe mir! Haltet mich, ich ſpringe zum Fenſter hinaus. Mäuſe? Ich Unglückskind! Freundin, nimm deine Röcke zuſammen und ſieh zu, daß ſie dich nicht beißen. Und das ſoll bloß eine Heerde ſein? Beim Leben meiner Großmutter, es ſind mehr als tauſend!

**Tereſa Repolla.**

Ich bin das Unglückskind, denn ſie greifen mich ohne alle

Gnade an. Eine Schwarzbraune hängt mir am Knie. Der Himmel ſende mir Hülfe, denn auf Erden gibt es keine für mich.

**Benito.**

Es iſt nur gut, daß ich Hoſen trage. Da kann mir keine Maus beikommen, die kleinſte nicht.

**Chanfalla.**

Dieſes Waſſer, das ſo geſchwinde aus den Wolken herabſtürzt, iſt die Quelle, die dem Jordan ſeinen Urſprung gibt. Wenn dieſes Waſſer einer Frau das Geſicht benetzt, ſo wird daſſelbe in polirtes Silber verwandelt, und die Männer bekommen goldene Bärte davon.

**Juana Caſtrada.**

Hörſt du, Freundin? Enthülle das Geſicht, dann wirſt du ſehen wie dir geſchieht. O welch angenehme Flüſſigkeit! Bedeckt Euch, Vater, daß Ihr nicht naß werdet!

**Juan.**

Wir bedecken uns Alle, Kind.

**Benito.**

Das Waſſer iſt mir den Rücken hinabgerieſelt bis auf die Hauptſchleuße.

**Capacho** (für ſich).

Ich bin trockener als Pfriemenkraut.

**Gobernadór** (ebenſo).

Was zum Teufel mag das ſein, daß ich keinen Tropfen verſpüre, während die Andern alle ſchier ertrinken? Wie, ſollte ich unter all dieſen Ehrlichgebornen der einzige Baſtard ſein?

**Benito.**

Thut mir den Muſikanten weg, oder, bei Gott! ich gehe, ohne eine Figur weiter zu ſehen. Hol' dich der Henker, Geſpenſt von einem Muſikanten, mit deinem hölzernen Geklimper!

**Knirps.**

Señor Alcalde, werft keinen Haß auf mich. Ich ſpiele, wie's der liebe Gott mich hat lernen laſſen.

**Benito.**

Gott hat's dich lernen laſſen, du Kröte? Mach dich hinter den Vorhang, oder ich werfe dir eine Bank an den Kopf.

**Knirps.**

Ich glaube, der Teufel hat mich in dieſes Dorf geführt.

**Capacho.**

Kühl iſt das Waſſer vom heiligen Jordan. Obgleich ich mich einhüllte ſo gut ich konnte, ſo iſt mir doch etwas in die Bartſpitzen gekommen, und ich wette, ſie leuchten wie Gold.

**Benito.**

O noch funfzigmal ärger!

**Chirinos.**

Jetzt kommen gar ein paar Dutzend reißende Löwen und graue Honigbären. Alles, was da lebt, ſehe ſich vor! Obgleich ſie Phantome ſind, werden ſie doch nicht unterlaſſen, Unheil anzuſtellen und Herculesthaten mit bloßen Schwertern zu verrichten.

**Juan.**

Ei zum Kukuk, Herr Director, nun wollt Ihr uns vollends das Haus mit Bären und Löwen anfüllen?

**Benito.**

Euer Pinſelonio ſoll uns Nachtigallen und Lerchen ſchicken, ſtatt Löwen und Drachen. Herr Director, entweder bringt uns friedſamere Figuren aufs Tapet, oder wir wollen uns an den bisherigen genügen laſſen. Damit ſeid in Gottes Obhut befohlen und haltet Euch keinen Augenblick länger in unſerem Dorfe auf.

**Juana.**

Señor Benito Repollo, dieſe Bären und dieſe Löwen ſolltet Ihr wenigſtens uns Mädchen gönnen, denn ſie machen uns viel Vergnügen.

**Juan.**

Was iſt das, meine Tochter? Vorhin entſetzteſt du dich über die Mäuſe und jetzt verlangſt du Löwen und Bären?

**Juana.**

Alles Neue hat ſeinen Reiz, Herr Vater.

**Chirinos.**

Dieſes Fräulein, das ſo zierlich und artig auftritt, iſt die ſogenannte Herodias, deren Tanz dem Vorläufer des Herrn den Kopf gekoſtet hat. Wenn ſie einen Tänzer hätte, ſo ſolltet Ihr Wunder ſehn.

**Benito.**

Ja die, potz alle Welt, was iſt das eine hübſche, angenehme, funkelnde Geſtalt! Daß dich, und wie ſich die Kleine zu drehen weiß! Neffe Repollo, du verſtehſt dich ja ein wenig auf die Caſtagnetten: tritt mit ihr an, das gibt eine Hauptluſtbarkeit.

**Neffe.**

Ich bin dabei, Oheim Benito Repollo.

(Tanzt die Sarabanda, zu welcher der Knirps aufſpielt.)

**Capacho.**

Beim Leben meines Großvaters, da ſieht man doch, daß die Zarabanda und die Chacona uralte Tänze ſind.

**Benito.**

Recht, Vetter, faſſe ſie wacker an, dieſe Spitzbübin von einer Jüdin. — Aber, wenn ſie eine Jüdin iſt, wie kann ſie denn etwas von den Herrlichkeiten ſehen?

**Chanfalla.**

Jede Regel hat ihre Ausnahme, Señor Alcalde.

(Trompetenſtoß draußen. Ein Fourier tritt auf.)

**Fourier.**

Welches iſt der Herr Gobernadór?

**Gobernadór.**

Ich bin's. Was befiehlt Euer Gnaden?

**Fourier.**

Ihr müßt auf der Stelle Quartier für dreißig Reiter machen, die in einer halben Stunde nachkommen werden, oder auch früher, denn man hört ſchon die Trompete. Gott befohlen. (Ab.)

**Benito.**

Ich wette, die ſind vom weiſen Pinſelonio abgeſchickt.

**Chanfalla.**

Diesmal nicht. Es iſt eine Compagnie Reiterei, die zwei Meilen von hier im Quartier lag.

**Benito.**

Jetzt kenn' ich den Pinſelonio, und Euch auch. Ihr ſeid die größten Spitzbuben von der Welt, den Muſikanten nicht ausgenommen. Merkt auf, was ich Euch ſage. Fügt Eurem Pinſelonio zu wiſſen, daß er ſich nicht unterſtehen ſolle, dieſe Reiter zu ſchicken, oder ich werde ihnen Mann für Mann ein paar hundert Hiebe auf den Rücken aufzählen laſſen.

**Chanfalla.**

Aber, Señor Alcalde, ich ſage ja, es iſt nicht Pinſelo, der ſie ſchickt.

**Benito.**

Und ich ſage, Pinſelonio ſchickt ſie, wie das andre Ungeziefer, das ich geſehen habe.

**Capacho.**

Ei, wir haben's Alle geſehen, Señor Benito Repollo.

**Benito.**

Ich habe ja nichts dagegen, Señor Pedro Capacho. Gib dein Geklimper auf, Schwindelhans von Muſikanten, oder ich ſchlage dir den Kopf entzwei.

(Der Fourier kommt zurück.)

**Fourier.**

Nun, ſind die Quartiere bereit? Die Reiter halten ſchon im Dorfe.

**Benito.**

Alſo hat's der Pinſelonio dennoch durchgeſetzt? Wartet nur, Ihr Gaukeldirector, Ihr ſollt mir's bezahlen.

**Chanfalla.**

Ich rufe Euch zu Zeugen auf, daß der Alcalde mir droht.

**Chirinos.**

Ich rufe Euch zu Zeugen auf, daß der Alcalde die Truppen Seiner Majeſtät für Creaturen des weiſen Pinſelo ausgibt.

**Benito.**

Ich will dich pinſeliſirt ſehen, wenn es Gottes Wille iſt, des Allmächtigen!

**Gobernadór.**

Wahrhaftig, ich meinestheils halte dafür, daß dieſe Reiter kein bloßer Spaß ſind.

**Fourier.**

Ein Spaß ſollen ſie ſein, Señor Gobernadór? Seid Ihr bei Sinnen?

**Juan.**

Sie könnten doch am Ende pinſeloniſch ſein, wie die andern Wunderdinge auch. Um Alles, Director, laßt noch einmal das Fräulein Herodias auftreten, damit dieſer Herr etwas ſieht, was er in ſeinem Leben nicht geſehen hat. Vielleicht beſtechen wir ihn damit, daß er uns deſto eher den Flecken räumt..

**Chanfalla.**

Ganz wohl. Seht, da iſt ſie ſchon wieder und winkt ihrem Tänzer, daß er ſie begleiten ſolle.

**Neffe Repollo.**

Ich werde ſie gewiß nicht warten laſſen.

(Abermals Tanz und Muſik.)

**Benito.**

So iſts recht, Vetter! Mach' ihr zu ſchaffen, mach' ihr zu ſchaffen! Einen Dreher! und noch mehr Dreher! Bei Gott, das Mädel iſt von Queckſilber. Munter, munter! Drauf, drauf!

**Fourier.**

Iſt das Volk verrückt? Was zum Teufel iſt es mit dieſem Fräulein und dieſem Tanz und dieſem Pinſelo?

**Capacho.**

Alſo ſieht der Herr Fourier das herodianiſche Fräulein nicht?

**Fourier.**

Was Teufels ſoll ich für ein Fräulein ſehen?

**Capacho.**

Baſta, de ex illis est!

**Gobernadór.**

De ex illis est, de ex illis est!

**Juan.**

Er iſt einer, der Herr Fourier, er iſt einer.

**Fourier.**

Den Teufel bin ich einer! Etwa ein Hundsfötter wie Ihr? So wahr Gott lebt, wenn ich die Hand an den Degen lege, ſo ſollt Ihr mir durchs Fenſter ſpringen.

**Capacho.**

Baſta, de ex illis est!

**Benito.**

Baſta, er iſt einer, denn er ſieht nichts von den Figuren.

**Fourier.**

Infame Canaille, wenn Ihr mir noch einmal ſagt, ich ſei einer, ſo laſſ' ich an Euch keinen Knochen heil.

**Benito.**

Getaufte Juden und Bankerte haben noch niemals Muth gehabt, drum laſſen wir uns das Maul nicht ſchließen. Er iſt einer, er iſt einer!

**Fourier.**

Verfluchtes Bauernpack, wartet!

(Er zieht vom Leder und tummelt ſich mit ihnen herum. Der Alcalde prügelt den Knirps. Das Getümmel wälzt ſich hinaus, ſo daß Chanfalla und Chirinos allein zurückbleiben.)

**Chirinos**

(den Vorhang herunter nehmend).

Der Teufel hat uns die Trompete und die Reiter auf den Hals geſchickt. Die hätten auch nicht gerufener kommen können.

**Chanfalla.**

Wir haben einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Das Theater hat ſeine Tugend bewährt, und wir können es morgen vor dem ganzen Flecken produciren. Der Sieg in dieſer Schlacht iſt auf unſrer Seite. Darum ſoll das Triumphlied lauten: Chirinos und Chanfalla hoch!

---

# Die Höhle von Salamanca.

## Perſonen:

**Pancracio.**
**Leonarda,** ſeine Frau.
**Criſtina,** ihre Dienerin.
**Sacriſtan Reponce.**
**Nicolas Roque,** ein Barbier.
**Ein fahrender Student.**
**Leoniſo,** Pancracio's Gevatter.

## Erſter Auftritt.

Pancracio, Leonarda und Criſtina treten auf.

**Pancracio.**

Trocknet, Señora, dieſe Thränen, und leget Euren Seufzern Schweigen auf: denn vier Tage Abweſenheit ſind keine Jahrhunderte, und ich werde aufs Längſte am fünften zurück ſein, wenn Gott mir das Leben läßt. Doch um Euch keine Unruhe zu machen, iſt es wohl beſſer, ich breche mein Wort und unterlaſſe dieſe Reiſe. Meine Schweſter kann ſich ohne mich vermählen.

**Leonarda.**

Ich will nicht, mein Geliebter und Gebieter, daß Ihr um meinetwillen unhöflich erſchienet. Geht in Gottes Namen und erfüllet Eure Verpflichtungen, da ſie nicht zu umgehen ſind. Ich werde meinen Schmerz unterdrücken und meine einſamen Stunden ſo wenig ſchlecht als möglich zu verbringen ſuchen. Nur das lege ich Euch ans Herz, daß Ihr der Wiederkehr gedenket und Eure feſtgeſetzte Friſt nicht überſchreitet. Halte mich, Criſtina, mein Herz krampft ſich zuſammen.

(Fällt in Ohnmacht.)

**Criſtina.**

O wie ſchön ſind da Hochzeiten und Feſte angebracht! In der That, Señor, wenn ich an Euer Gnaden Stelle wäre, reiste ich gewiß nicht ab.

**Pancracio.**

Geh, mein Kind, und hole ein Glas Waſſer, um es ihr ins Angeſicht zu ſprengen. Doch halt, ich weiß ein paar Worte, welche die Kraft haben ſollen, Ohnmächtige wieder ins Leben zu rufen. Ich will ſie anwenden.

(Murmelt ſeinen Spruch. Sie kommt wieder zu ſich.)

**Leonarda.**

Genug, es muß durchaus ſein. Wir müſſen uns eben in Geduld faſſen, mein Leben. Je länger Ihr zögert, deſto mehr ſchiebt Ihr mein Glück hinaus. Euer Gevatter Leoniſo wird bereits in der Kutſche auf Euch warten. Geht mit Gott, der Euch ſo ſchnell und ſo wohl zurückſenden möge, wie ich es wünſche.

**Pancracio.**

Mein Engel, wenn es dir lieber wäre, ich bliebe, ſo werde ich mich ſo wenig als eine Bildſäule von der Stelle rühren.

**Leonarda.**

Nein, nein, mein Troſt; ich habe keinen Willen als den Eurigen, und darum muß ich Euer Gehen Eurem Bleiben vorziehen, denn Eure Ehre iſt die meinige.

**Criſtina.**

O Spiegel einer Muſterehe! Ja, wenn alle Frauen ihre Männer ſo liebten, wie meine Señora Leonarda den ihrigen, welch ein anderer Hahn würde ihnen ſingen!

**Leonarda.**

Geh, Criſtinica, und hole mir meinen Mantel. Ich will deinen Herrn zur Kutſche begleiten.

**Pancracio.**

Nein, bei meiner Liebe! Umarmt mich jetzt und bleibt hier, bei meinem Leben! Criſtinica, trage Sorge, deine Gebieterin gut zu unterhalten. Ich verſpreche dir ein Paar Schuhe nach deinem Geſchmack, wenn ich wiederkomme.

**Criſtina.**

Geht, Señor, und macht Euch keinen Kummer um meine Señora; denn ich will ſie ſchon bereden, ſich mit mir zu vergnügen, ſo daß ſie Euer Gnaden nicht vermiſſen ſoll.

**Leonarda.**

Ich mich vergnügen? Du weißt deine Rechnung gut zu machen, Kind. Nein,

Weilt mein Liebſtes in der Ferne,
O ſo fliehn mich alle Freuden,
Ferne bleibt mir jede Luſt,
Gram nur wohnt in meiner Bruſt.

**Pancracio.**

Jetzt kann ich's nicht mehr aushalten. Bleibt im Frieden, Licht meiner Augen, denen nichts gefallen wird, bis ich Euch wiederſehe. (Ab.)

**Leonarda.**

So fahre doch ins Pfefferland! Geh hin und komm nicht wieder! Verduſte! Bei Gott, diesmal ſoll dir deine hochtrabende Weisheit nichts helfen.

**Criſtina.**

Tauſendmal hab' ich gefürchtet, du möchteſt mit deinen Extaſen ſeine Abreiſe und unſere Freude vereiteln.

**Leonarda.**

Kommen ſie heute Nacht, unſre Erwarteten?

**Criſtina.**

Was ſollten ſie nicht? Ich habe ihnen Botſchaft geſendet, und die haben ſie ſo gut begriffen, daß ſie dieſen Abend durch unſre Vertraute, die Wäſcherin, einen Waſchkorb voll Herrlichkeiten und Leckereien geſendet haben. Er gleicht wahrhaftig einem der großen Körbe, die der König am Gründonnerſtage ſeinen Armen gibt, oder vielmehr es iſt ein Oſterkorb, denn er enthält Paſteten, kalte Speiſen, Hühnerbruſt in Reis, zwei Kapaunen, die noch nicht gerupft ſind, und jede Art von Früchten, die die Jahreszeit bietet, zu allem aber noch einen Weinſchlauch, gut eine Arroba haltend, mit einem Feuertranke, der durchdringend duftet.

**Leonarda.**

Er iſt äußerſt artig, und war es immer, mein Reponce, der Sacriſtan aller meiner Eingeweide.

**Criſtina.**

Und was fehlt meinem Meiſter Nicolas? Barbier meiner Nieren, Raſirmeſſer meiner Betrübniſſe, ach, wenn ich ihn nur ſehe, ſo ſcheert er mir all mein Leid hinweg, als ob ich nie eines empfunden hätte.

**Leonarda.**

Haſt du den Korb in Sicherheit gebracht?

**Criſtina.**

In der Küche ſteht er, mit einem Laugentuch bedeckt, damit Niemand was merkt.

(Es klopft an der Thüre und herein tritt ein **Bettelſtudent**, ohne die Antwort auf ſein Klopfen abzuwarten.)

**Leonarda.**

Criſtina, ſieh wer klopft.

**Student.**

Señoras, ich bin ein armer Student.

**Criſtina.**

Man ſieht beides, den Studenten an Eurem Aufzuge und den Bettler an Eurer Dreiſtigkeit. Es iſt doch merkwürdig, daß kein Bettler warten kann, bis man ihm das Almoſen an die Thüre bringt, ſondern daß ſie in die Häuſer eindringen bis in den letzten Winkel, ohne Rückſicht, ob ſie Schlafende aufwecken oder nicht.

**Student.**

Ich hätte einen freundlicheren Beſcheid von einer ſo hübſchen Dame, wie Euer Gnaden, erwartet, zumal ich kein anderes Almoſen heiſche oder ſuche als etwa einen Stall oder Strohboden, wo ich mich dieſe Nacht gegen die Ungelindigkeit des Himmels ſchützen kann, die, wie ich ahne, der Erde ihre höchſte Strenge zu zeigen droht.

**Leonarda.**

Woher ſeid Ihr, guter Freund?

**Student.**

Ich bin ein Salamantiner, meine Señora, das heißt, ich bin von Salamanca. Ich ging mit einem Oheim nach Rom. Dieſer ſtarb aber unterwegs, im Herzen von Frankreich, und ſo kam ich allein zurück. Ich war auf der Heimreiſe begriffen, da beraubten mich in Catalonien Roque Guinarde's Diener oder Genoſſen, während er ſelbſt abweſend war. Wäre er dageweſen, ſo würde er dieſe Mißhandlung nicht zugelaſſen haben, weil er ſehr höflich, gebildet, ja wohlthätig iſt. Nun hat mich die Nacht an dieſer frommen Thüre, denn dafür halte ich ſie, überfallen, und ſomit ſuche ich Hülfe hier.

**Leonarda.**

Fürwahr, Criſtina, der Student flößt mir Mitleid ein.

**Criſtina.**

Mir zerreißt er die Eingeweide. Wir wollen ihn dieſe Nacht im Hauſe behalten. Mit den Brocken vom Schloſſe kann man das Volk ſättigen, das heißt, mit den Ueberbleibſeln des Korbes kann er ſeinen Hunger ſtillen. Und nebenbei mag er mir das Geflügel rupfen helfen.

**Leonarda.**

Aber bedenke doch, Criſtina, ſollen wir denn einen Zeugen unſerer Leichtfertigkeiten ins Haus aufnehmen?

**Criſtina.**

O, er ſieht ganz darnach aus, als ob er die Sprache der Fiſche reden könnte. Laßt einmal hören, Freund, könnt Ihr rupfen?

**Student.**

Ob ich rupfen kann? Ich weiß nicht was das bedeuten ſoll, es wäre denn, Euer Gnaden wollte ſich über meine Gerupftheit luſtig machen. Aber wofür das? Ich gebe es ja zu, ich bin der größte Kahlmäuſer von der Welt.

**Criſtina.**

Nein, ſo mein' ich's nicht, bei meiner Seele, ſondern ich frage, ob Ihr ein paar Kapaunen rupfen könnt.

**Student.**

Hierauf, meine Damen, kann ich nur antworten, daß ich graduirter Baccalaureus von Salamanca bin. Ich will damit nicht ſagen —

**Leonarda.**

Natürlich, wer zweifelt da noch, daß Ihr's nicht bloß mit Kapaunen aufnehmen könnt, ſondern mit Gänſen und Trappen? Aber was das Schweigenkönnen betrifft, wie ſieht es damit aus? Könntet Ihr etwa in Verſuchung kommen, zu ſagen, was Ihr ſeht, glaubt oder denkt?

**Student.**

Ihr könnt vor meinen Augen Menſchen ſchlachten, mehr als Hämmel auf der Fleiſchbank, eh' ich die Lippen aufthue, um ein einziges Wort zu ſagen.

**Criſtina.**

So verſtopft den Mund, verneſtelt die Zunge, wetzt die Zähne und kommt mit uns. Ihr werdet Geheimniſſe ſehen und Wunder ſchmauſen. Auf einem Strohboden könnt Ihr alsdann ausmeſſen, wie viel Fuß Ihr zu Eurem Lager braucht.

**Student.**

An ſieben habe ich übergenug. Ich bin weder lüſtern noch verwöhnt.

(Sacriſtan und Barbier treten auf.)

**Sacriſtan.**

Geſegnet ſeien die Automedonen und Wagenlenker unſres Vergnügens, die Lichter unſrer Finſterniß, die beiden gegenſeitigen Neigungsaxen, die dem liebeathmenden Empyräum unſrer Wünſche zu Vaſen und Säulen dienen!

**Leonarda.**

Das iſt das Einzige was mich an dir verdrießt, mein Reponce. Sprich doch moderner, daß ich dich begreife, und verſteige dich nicht zu Höhen, wohin ich dir nicht folgen kann.

**Barbier.**

Hierin halte ich mich untadelhaft, denn meine Rede geht ebener daher als eine Schuhſohle. Ich gebe jedem Ding ſeinen Namen und ſage Brod für Wein, Wein für Brod, oder wie die Redensart lautet.

**Sacriſtan.**

Ja, aber es muß auch ein Unterſchied ſtattfinden zwiſchen einem claſſiſchgebildeten Sacriſtan und einem romanzenſingenden Barbier.

**Criſtina.**

Für das, was ich von meinem Barbier will, weiß er Latein genug, und mehr als man beim Antonio de Nebrixa nachſchlagen kann. Uebrigens iſt es keine Zeit, über gelehrte Sachen und über Sprechmanieren zu ſtreiten. Rede Jeder wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und kommt jetzt, Hand ans Werk, denn es gibt viel zu thun.

**Student.**

Und viel zu rupfen.

**Sacriſtan.**

Wer iſt der Landsmann?

**Leonarda.**

Ein armer Student von Salamanca, der für dieſe Nacht um Herberge bittet.

**Sacriſtan.**

Ich will ihm ein paar Realen fürs Eſſen und Schlafen geben, dann kann er mit Gott hingehen.

**Student.**

Herr Sacriſtan Reponce, ich nehme Eure Gabe an und danke für Eure Güte. Im Uebrigen bin ich ſtumm und obendrein Kahlmäuſer oder Kahlmacher, wie mich juſt dieſe Dame gebrauchen will, deren Gaſt ich bin. Aber, das ſchwör' ich bei Dem oder Jenem, aus dieſem Hauſe werde ich heute Nacht nicht weichen, und wenn's die ganze Welt mich heißt. Vertraue Euer Gnaden doch zum Henker einem Menſchen meines Schlages, der ſich begnügt auf dem Strohboden zu ſchlafen. Iſt es Euch aber um Eure Kapaunen zu thun, ſo mag ſie der Großtürke rupfen, dann laßt ſie Euch ſchmecken und verdaut ſie geſund.

**Barbier.**

Der ſcheint mehr Schelm als Bettler zu ſein. Er hat eine Art, als ob er das ganze Haus an ſich reißen wollte.

**Criſtina.**

Ich will verwünſcht ſein, aber gerade dies entſchloſſene Weſen gefällt mir. Kommt jetzt Alle und laßt uns unſre Zurichtungen treffen. Der Student wird rupfen, und wird ſchweigen wie in der Meſſe.

**Student.**

Oder wie in der Veſper.

**Sacriſtan.**

Dieſer Student macht mir bange. Ich wette, er kann mehr Latein als ich.

**Leonarda.**

Das wird eben der Grund ſein, warum er ſo alert iſt. Doch laß dich, Lieber, deine Mildthätigkeit nicht gereuen, denn ſie iſt zu allen Dingen gut.

(Alle ab.)

---

## Zweiter Auftritt.

Straße.

Pancracio und ſein Gevatter Leoniſo treten auf.

**Leoniſo.**

Ich habe es gleich bemerkt, daß das Rad brechen werde. Die Kutſcher ſind eben alle eigenſinnig. Hätte er ein wenig abgebogen und das Loch im Wege vermieden, ſo wären wir jetzt zwei Meilen von hier.

**Pancracio.**

Mir verſchlägt es nichts, denn ich bin ja doch lieber wieder daheim bei meiner Gattin Leonarda, als daß ich dieſe Nacht in der Herberge verbringe. Ich habe die Aermſte heute Abend halbentſeelt vor Jammer über meine Abreiſe verlaſſen.

**Leoniſo.**

Eine ausgezeichnete Frau! Der Himmel hat Euch geſegnet, Herr Gevatter. Dankt ihm dafür.

**Pancracio.**

Das thu' ich ſo gut ich kann, nicht ſo gut ich's ſollte. Es gibt keine Lucretia, die ihr gleich kommt, keine Porcia, die ihr das Waſſer reicht. Ehrbarkeit und Eingezogenheit haben ſie zu ihrem Wohnſitz erkoren.

**Leoniſo.**

Wenn die Meine nicht eiferſüchtig wäre, ſo bliebe mir nichts zu wünſchen übrig. Durch dieſe Straße habe ich näher nach Hauſe; ſchlagt Ihr jene ein, Gevatter, und Ihr werdet bald an dem Euren ſein. Morgen ſehen wir uns wieder, denn es ſoll mir nicht an einer Kutſche zur Reiſe fehlen. Gute Nacht.

**Pancracio.**

Gute Nacht.

(Beide ab.)

## Dritter Auftritt.

Im Hauſe.

Sacriſtan, Barbier, jeder mit einer Guitarre, Leonarda, Criſtina und der Student. Der Sacriſtan hat die Soutane aufgenommen und um den Leib geſchlungen, tanzt, auf der Guitarre ſpielend, und begleitet ſeine Ausrufe mit Freudenſprüngen.

**Sacriſtan.**

O ſchöne Nacht, o ſchönes Feſt, o ſchöner Schmaus, o ſchöne Liebe!

**Criſtina.**

Herr Sacriſtan Reponce, es iſt jetzt nicht Zeit zum Tanzen. Haltet Euch ordentlich zum Eſſen und zur Geſellſchaft, und verſchiebt das Tanzen auf eine paſſendere Gelegenheit.

**Sacriſtan.**

O ſchöne Nacht, o ſchönes Feſt, o ſchöner Schmaus, o ſchöne Liebe!

**Leonarda.**

Laß ihn, Criſtina, es iſt ein Entzücken, ſeine Agilität zu ſehen.

(Es klopft an der Hausthüre.)

**Pancracio** (von außen).

Verſchlafenes Volk, hört Ihr nichts? Was riegelt Ihr denn ſo früh ſchon die Thüre zu? So weit alſo hat meine Leonarda ihre Sittſamkeitsmaßregeln getrieben?

**Leonarda.**

Ich Unglückſelige! Der Stimme und dem Anklopfen nach iſt das mein Mann Pancracio. Es muß ihm etwas zugeſtoßen ſein, weßhalb er zurückkommt. Señores, geſchwind in die Kohlenkammer! Eile, Criſtina, und bringe ſie dort unter! Ich will ihn hinhalten, daß du vollauf Zeit behältſt.

**Student.**

O ſchnöde Nacht, o garſtiges Feſt, o herber Schmaus und ſaure Liebe!

**Criſtina.**

Eine artige Abkühlung, das muß ich ſagen! Kommt nur, kommt Alle!

**Pancracio.**

Was zum Henker iſt das? Warum öffnet Ihr nicht, Ihr Murmelthiere?

**Student.**

Meiner Treu, ich will nicht gemeinſchaftliche Sache mit dieſen Herren machen. Mögen ſie ſich verſtecken wo ſie wollen: ich gehe auf meinen Strohboden, denn wenn man mich dort findet, ſo hält man mich eher für einen Bettler, als für Einen der auf unrechten Wegen geht.

**Criſtina.**

Fort, fort, er klopft ja das Haus zu Trümmern!

**Sacriſtan.**

Mir zappelt die Seele zwiſchen den Zähnen.

**Barbier.**

Und mir iſt ſie bis auf die Ferſen hinabgerutſcht.

(Alle ab, außer Leonarda, die ans Fenſter tritt.)

**Leonarda.**

Wer iſt da? Wer klopft?

**Pancracio.**

Dein Gatte, meine Leonarda! Thu mir auf, ſeit einer halben Stunde martre ich die Thüre mit Klopfen.

**Leonarda.**

Der Stimme nach ſcheint es freilich mein Pancracio zu ſein, aber ein Hahn kräht accurat wie der andere, und ich weiß nicht, ob ich trauen darf.

**Pancracio.**

Unerhörte Vorſicht eines klugen Weibes! Ich bin's, mein Leben, bin dein Pancracio, öffne mir, du kannſt es ganz ruhig thun.

**Leonarda.**

Kommt näher daher, ich will gleich ſehen. Was habe ich dieſen Abend bei Eurer Abreiſe gethan?

**Pancracio.**

Du haſt geſeufzt und geweint, und zuletzt biſt du in Ohnmacht gefallen.

**Leonarda.**

Das iſt wahr, aber ich will mich noch beſſer verſichern. Was für ein Zeichen habe ich auf einer meiner Schultern?

**Pancracio.**

Auf der linken haſt du ein Muttermal von der Größe eines halben Reals, mit drei Härchen wie Goldfäden.

**Leonarda.**

Das iſt auch wahr. Aber wie heißt das Mägdlein im Hauſe?

**Pancracio.**

Ach Närrin, ſei doch nicht langweilig. Criſtinica heißt ſie, was willſt du mehr?

**Leonarda.**

Criſtinica, Criſtinica, dein Herr iſt da, thu' ihm auf, Kind!

**Criſtina.**

Gleich, Señora, er ſoll hoch willkommen ſein. Was iſt das, Señor meiner Seele? Warum kommt Ihr ſo ſchnell wieder zurück?

(Pancracio tritt ein.)

**Leonarda.**

Ach mein Kleinod, ſo redet doch! Alle meine Pulſe ſtocken vor Angſt, es möchte Euch ein Unglück geſchehen ſein.

**Pancracio.**

Es iſt weiter nichts, als daß uns in einem Straßenloche ein Rad gebrochen iſt. Deshalb ſind wir umgekehrt, mein Gevatter und ich, um die Nacht nicht draußen zubringen zu müſſen. Morgen früh werden wir ſehen, daß wir wieder fortkommen, denn es hat noch Zeit. Aber wer ruft denn da?

**Student**

(hinter der Scene mit ſchwacher Stimme).

Laßt mich heraus, Señoras, ich erſticke!

**Pancracio.**

Iſt das im Haus oder auf der Straße?

**Criſtina.**

Ich will des Todes ſein, wenn das nicht der Bettelſtudent iſt, dem ich auf dem Strohboden ein Nachtlager angewieſen habe.

**Pancracio.**

Ein Student in meinem Hauſe, und das während ich abweſend bin? Wahrhaftig, Señora, wenn ich mich nicht Eurer großen Gutthätigkeit verſichert hielte, ſo würde mir dieſer Beſuch einigen Argwohn einflößen. Indeſſen geh, Criſtina, und thu' ih'm auf. Das Stroh muß alles über ihn her gefallen ſein.

**Criſtina.**

Ich gehe. (Ab.)

**Leonarda.**

Señor, es iſt ein armer Salamankeſer. Er bat uns um Gottes willen, ihn dieſe Nacht aufzunehmen, und wenn er auch auf dem Strohboden ſchlafen müßte. Ihr kennt ja meine Gemüthsart, und wißt, daß ich keinem Menſchen eine Bitte abſchlagen kann. So haben wir ihn denn aufgenommen und eingeſchloſſen. Seht, da kommt er, und in welchem Zuſtande!

(Student und Criſtina treten ein. Er hat Haare, Bart und Kleider voll Stroh.)

**Student.**

Wenn die Furcht nicht geweſen wäre und die Bedenklichkeit, ſo hätte ich mich nicht der Gefahr ausgeſetzt, im Stroh zu erſticken, hätte beſſer geſpeist und gemächlicher und ſicherer geſchlafen.

**Pancracio.**

Und wer hätte Euch beſſeres Eſſen und beſſeres Nachtlager gegeben, guter Freund?

**Student.**

Wer? Meine Kunſt, wenn mir nicht die Furcht vor der Juſtiz die Hände gebunden hielte.

**Pancracio.**

Das muß eine gefährliche Kunſt ſein, wenn Ihr die Juſtiz dabei zu fürchten habt.

**Student.**

Dieſe Wiſſenſchaft, die ich in der Höhle von Salamanca erlernt habe, von wo ich gebürtig bin, — wenn man ſie ausüben könnte, ohne vor der heiligen Inquiſition zittern zu müſſen, ſo wollte ich ſchmauſen nach Herzensluſt auf Koſten meiner Erben. Ich bin auch in der That nahe daran, Gebrauch von ihr zu machen, für dies Einemal wenigſtens, weil die Noth mich drängt und entſchuldigt; aber ich weiß nicht ob dieſe Damen ſo verſchwiegen ſind wie ich.

**Pancracio.**

Beſorgt nichts von ihnen, Freund, ſondern thut was Ihr wollt; ich werde ſie ſchon ſchweigen machen, denn ich brenne vor Verlangen, etwas von dieſen Wunderdingen zu ſehen, die man dem Vernehmen nach in der Zauberhöhle von Salamanca lernt.

**Student.**

Iſt es Euer Gnaden genehm, wenn ich zwei Teufel hercitire, die in Menſchengeſtalt erſcheinen und einen Korb mit kalter Küche und dergleichen bringen müſſen?

**Leonarda.**

Teufel in meinem Hauſe und vor meinen Augen? Jeſus, ſteh mir bei, denn ich weiß mir nicht zu helfen.

**Criſtina** (bei Seite).

Der Teufel ſelbſt ſteckt in dem Studenten. Gebe Gott, daß dieſer Handel gut von Statten gehe! Das Herz im Leibe ſteht mir ſtill vor Angſt.

**Pancracio.**

Meinetwegen, wenn es ohne Gefahr und Schrecken geſchehen kann, ſo werde ich mit Vergnügen dieſe Herren Teufel und den Korb mit kalter Küche erſcheinen ſehen. Aber laßt's Euch geſagt ſein, ſie dürfen nichts Schreckhaftes an ſich haben.

**Student.**

So ſollen ſie in Geſtalt von zwei Bekannten erſcheinen. Nehmen wir den Sacriſtan vom Kirchſpiel und ſeinen Freund, den Barbier.

**Criſtina.**

Was wollt Ihr mit dem Sacriſtan Reponce und Meiſter Roque, unſrem Barbier? Ach die Unglücklichen, die ſich in Teufel verwandeln laſſen ſollen! Sagt mir doch, Meiſter, und werden's auch getaufte Teufel ſein?

**Student.**

Das iſt mir etwas Neues. Wo Teufels ſoll es denn getaufte Teufel geben? Oder wozu wird man Teufel taufen? Möglich iſt's indeſſen immerhin, denn es gibt ja keine Regel ohne Ausnahme. Tretet aber jetzt ein wenig zurück, und Ihr ſollt Wunder ſchauen.

**Leonarda** (bei Seite).

O wir Unglückſeligen, jetzt kommt Alles heraus, unſre Unthaten ſind verrathen! Ich bin des Todes.

**Criſtina** (ebenſo).

Muth, Señora! Seelenſtärke beſiegt das ſchlimmſte Geſchick.

**Student.**

Ihr Tröpfe dort hinten im Winkel der Kohlen,
Merkt auf und erſcheint, denn die Noth lehrt beten.

Herbei mit dem Korbe der kalten Paſteten
Auf willigen Schultern, mit eilenden Sohlen!
Voran denn und thut doch ſo wie ich befohlen,
Sonſt muß ich Euch anders und härter beſchwören.
Was ſäumt Ihr? Erſcheint doch! Denn wollt Ihr nicht hören,
So wird mein Project uns der Teufel ja holen.

Schon gut, ich weiß wie ich mit dieſen Menſchenteufeln verfahren muß. Ich will hineingehen und ſie drinnen ganz in der Stille beſchwören, aber mit einem ſtärkeren Spruche, der ihnen Beine machen ſoll, wiewohl dieſe Art von Teufeln die Eigenheit hat, mehr auf vernünftiges Zureden als auf Beſchwörungsformeln zu gehn. (Ab.)

**Pancracio.**

Wenn der ſein Vorhaben zu Stande bringt, ſo hat die Welt keine merkwürdigere Neuigkeit geſehen. Das ſag' ich!

**Leonarda.**

Er bringt es zu Stande, ganz gewiß. Sollte er uns betrügen wollen?

**Criſtina.**

Da drin wird's laut. Ich wette, er bringt ſie. Seht, da kommt er mit den Teufeln und mit dem ganzen Plunder im Korbe.

(Der **Student** kommt zurück; hinter ihm der **Sacriſtan** und der **Barbier**, einen Korb mit Eßwaaren tragend.)

**Leonarda.**

Jeſus, was dieſe Laſtthiere dem Sacriſtan Reponce und dem Barbier im Höfchen gleichen!

**Criſtina.**

Nehmt Euch in Acht, Señora, in Gegenwart von Teufeln darf man den Namen Jeſus nicht ausſprechen.

**Sacriſtan.**

Vor uns darf man ſagen was man will. Wir ſind wie die Hunde in der Schmiede, die unter den Hammerſchlägen ruhig ſchlafen. Uns kann Nichts aus der Faſſung bringen.

**Leonarda.**

Laßt ſie herkommen, damit ich etwas vom Inhalte des Korbes verſuchen kann. Sie ſollen auch davon haben.

**Student.**

Ich will vorkoſten, und zwar will ich mit dem Weine beginnen. (Trinkt.) Der iſt gut. Er iſt von Esquivias, nicht wahr, Herr Sacriteufel?

**Sacriſtan.**

Von Esquivias! Ich ſchwöre —

**Student.**

Zurück bei Eurem Leben, keinen Schritt weiter! Als ob ich Schwörteufel brauchen könnte! Ihr Höllengelichter, wir ſind nicht hier, Todſünden zu begehen, ſondern uns ein Stündchen Zeitvertreib zu machen, zu ſchmauſen und in Gottes Namen wieder abzufahren.

**Leonarda.**

Wie? und dieſe ſollen mit uns zu Tiſche ſitzen?

**Pancracio.**

Pah, die Teufel eſſen nicht.

**Barbier.**

Doch, es gibt welche, die eſſen. Nicht alle ſind darauf eingerichtet, aber wir gehören zu den eßhaftigen.

**Criſtina.**

Ach Señores, laßt doch die armen Teufel dableiben. Sie haben uns die Mahlzeit aufgetragen: da wäre es ja doch gar nicht artig, ſie mit leerem Magen abziehen zu laſſen, zumal da ſie ſehr anſtändige Teufel und wackere Leute zu ſein ſcheinen.

**Leonarda.**

Wenn ſie uns nicht erſchrecken wollen, und wenn es meinem Mann recht iſt, ſo mögen ſie denn bleiben.

**Pancracio.**

Ja, ſie ſollen bleiben, ich will niegeſehene Dinge ſchauen.

**Barbier.**

Der Herr vergelte Euch Eure Gutthat, meine Herren.

**Criſtina.**

Ach, wie wohl erzogen, wie höflich ſind ſie! Bei meinem Leben, wenn alle Teufel wie dieſe ſind, ſo bin ich von Stund an gut Freund mit ihnen.

**Sacriſtan.**

Hört zu, dann mögt Ihr Euch im Ernſt verlieben.

(Er ſingt und ſpielt. Der Barbier begleitet ihn, indem er mit dem Refrain einfällt.)

**Sacriſtan.**

Höret, die Ihr wenig wißt,
Was ich frank und frei erzähle,
Von den großen Herrlichkeiten

**Barbier.**

Unſrer Salamanker Höhle.

**Sacriſtan.**

Höret, was ein grundgelehrter
Baccalaur geſchrieben klar —
Auf die Haut von einer Stute,
Die ein Stutenfüllen war,
Dicht am Hintertheil — worin
Ueber alle Prachtjuwele
Er erhebt und ausposaunet

**Barbier.**

Unſre Salamanker Höhle.

**Sacriſtan.**

Dort ſtudiren reiche Leute,
Und wer keinen Heller hat,
Dorten werden hohle Köpfe
Alles Wiſſens voll und ſatt.
Auf der Pechbank der Profeſſor,
Um ihn Füchſe und Kameele —
Dies die Sehenswürdigkeiten

**Barbier.**

Unſrer Salamanker Höhle.

**Sacriſtan.**

Dorten in der Zauberdinte
Werden Mohren weiß gewaſchen,
Und der ungeſchlachtſte Pinſel
Füllt mit Weisheit ſeine Taſchen.
Keiner, der allda ſtudirt,

Findet, daß ihm's irgend fehle.
Darum hoch für alle Zeiten

**Barbier.**

Unſre Salamanker Höhle!

**Sacriſtan.**

Unſrem Freund, der uns beſchworen,
Iſt er etwa von Loranca,
Wachſe Weiß- und Rother, feurig
Wie der Geiſt von Salamanca!
Und der Schuft, der ihn verriethe,
Sei verflucht als Hundeſeele!
Dem ſoll niemals offen ſtehen

**Barbier.**

Unſre Salamanker Höhle!

**Criſtina.**

Genug, man ſieht ſchon, daß die Teufel Poeten ſind.

**Barbier.**

Und die Poeten allzumal Teufel.

**Pancracio.**

Sagt mir, Señor, weil die Teufel Alles wiſſen: wo ſind denn alle dieſe Tänze erfunden worden, die Zarabanda, der Zambapalo und gar der verwünſchte famoſe neue Escarramán?

**Barbier.**

Wo? In der Hölle. Dort haben ſie ihren Urſprung und ihr Daſein gefunden.

**Pancracio.**

Ja, das glaub' ich auch.

**Leonardo.**

Ich geſtehe, ich habe auch meinen escarramanesken Tic, aber aus Rückſicht auf meine Ehrbarkeit und auf den Anſtand, den ich mir zu beobachten ſchuldig bin, wage ich mich dieſem Tanze nicht hinzugeben.

**Sacriſtan.**

Mit vier Touren, die ich Euer Gnaden jeden Tag beibringen würde, wollte ich aus Euch in einer Woche eine Tänzerin ohne Gleichen machen. Es fehlt ja jetzt ſchon wenig dazu.

**Student.**

Das wird ſich Alles geben. Nun aber zu Tiſche, denn darum handelt ſich's jetzt.

**Pancracio.**

Gehen wir, ich bin begierig, ob die Teufel eſſen oder nicht, und auf tauſend andere Dinge, die man von ihnen erzählt. Ja, bei Gott, ſie ſollen mir nicht aus dem Hauſe kommen, bis ſie mich in all den Zauberkünſten unterwieſen haben, die man in der Höhle von Salamanca lernt.

# Der eiferſüchtige Alte.

## Perſonen:

**Cañizares.**
**Lorenza,** ſeine Frau.
**Criſtina,** deren Nichte.
**Hortigoſa,** Nachbarin.
Ein **Gevatter** vom Cañizares.
**Lorenza's Liebhaber,** ſtumme Perſon.

## Erſter Auftritt.

Doña Lorenza, ihre dienſtbare Nichte Criſtina und ihre Nachbarin Hortigoſa treten auf.

**Lorenza.**

Das iſt ein Wunder, Señora Hortigoſa, daß er den Schlüſſel nicht umgedreht hat, mein Unterdrücker, mein Peiniger, mein Henker. Heute iſt der erſte Tag, ſeit ich mit ihm zuſammen lebe, daß ich mit jemand Fremdem reden kann. Ich wollte, er ginge nicht bloß aus dem Hauſe, ſondern aus dem Leben, mit ſammt denen, die mich an ihn verheirathet haben!

**Hortigoſa.**

Geht, meine Señora Doña Lorenza, klagt nicht ſo ſehr. Um einen alten Keſſel kann man einen neuen kaufen.

**Lorenza.**

Ja, mit dergleichen Liedlein und Sprüchlein bin ich auch betrogen worden. Verflucht ſei ſein Geld, mit Ausnahme der Kreuze die darauf geprägt ſind, verflucht ſeine Kleider, verflucht ſeine Juwelen, verflucht Alles was er mir gibt und verſpricht. Was ſoll mir all das helfen, wenn ich mitten im Reichthum arm und mitten im Ueberfluſſe hungrig bin?

**Criſtina.**

Wahrhaftig, Frau Tante, du haſt Recht. Ich möchte auch lieber mit einem jungen Gemahl an der Seite in Lumpen und Fetzen gehen, als mich an einen ſolchen welken Greis verpfänden und verſchänden, wie du einen genommen haſt.

**Lorenza.**

Ich hätte ihn *genommen*, Nichte? Nein, man hat mich ihm *gegeben*, denn ich konnte nicht frei über mich verfügen und war, wie junge Mädchen zu ſein pflegen, mehr zu Gehorſam als Widerſpruch bereit. Hätte ich aber die Erfahrung gehabt, die ich jetzt habe, ſo würde ich mir eher die Zunge abgebiſſen als jenes Ja geſprochen haben, das man mit zwei Buchſtaben ausſpricht und zwei Jahrtauſende zu beweinen hat: Nun, ich denke, es hat eben ſo ſein müſſen; und was einmal nothwendig geſchehen ſoll, das wird durch keine menſchliche Vorſicht noch Wachſamkeit abgewendet.

**Criſtina.**

Jeſus, was für ein abſcheulicher alter Menſch! Die ganze Nacht heißt's bei ihm: „Gib den Topf; nimm den Topf; ſteh auf, Criſtinica, und wärme mir Tücher, denn ich ſterbe vor Seitenſtechen; hole mir die Binſen dort, der Stein plagt mich.“ Salben und Arzneien gibt's in ſeinem Zimmer mehr als in der Apotheke; und ich, die ich kaum Zeit behalte, mich anzukleiden, ſoll beſtändig ſeine Krankenwärterin ſein. Puch, puch, puch! Der alte Huſtenbeller, mit ſeinem Bruch und ſeiner Eiferſucht! Und die iſt noch das Aergſte von Allem, die geht über das Mögliche.

**Lorenza.**

Leider ſagt meine Nichte die Wahrheit.

**Criſtina.**

Wollte Gott, man könnte mich Lügen ſtrafen!

**Hortigoſa.**

Nun denn, Señora Doña Lorenza, ſo thut was ich Euer Gnaden gerathen habe, und Ihr werdet ſehen, wie gut man mit meinem Rathe fährt. Es iſt ein Junge, friſch wie der Bruſtbeerbaum; er liebt ſehr ſchön, weiß zu ſchweigen und iſt erkenntlich für das, was man an ihm thut. Und hält uns Euer Alter mit ſeiner Eiferſucht und ſeinem Aufpaſſen noch ſo ſehr in Athem, ſo ſeid darum nur dreiſt und wohlgemuth; denn mit der Einrichtung, die wir getroffen haben, will ich Euch den Liebſten ins Zimmer bringen und wieder fortſchmuggeln, ob auch der Alte Augen wie ein Argus hätte, ja einen Zahori überträfe, der verborgene Dinge ſieben Klafter tief unter dem Boden ſieht.

**Lorenza.**

Als Neuling bin ich ſchüchtern, und möchte nicht um der Luſt willen meine Ehre auf das Spiel ſetzen.

**Criſtina.**

Frau Tante, das kommt mir vor, wie es in dem Volksliede von Gomez Arias heißt:

Señor Gomez Arias,
Ach, erbarmt Euch doch!
Bin Mägdlein jung von Jahren,
Erfuhr das niemals noch.

**Lorenza.**

Ein böſer Geiſt redet aus dir, Nichte, wenn man dich hört.

**Criſtina.**

Ich weiß nicht wer aus mir redet, aber das weiß ich, daß ich Alles thun würde, was Señora Hortigoſa räth, ohne es an einem Jota fehlen zu laſſen.

**Lorenza.**

Und die Ehre, Nichte?

**Criſtina.**

Und das Vergnügen, Tante?

**Lorenza.**

Und wenn's herauskommt?

**Criſtina.**

Und wenn's nicht herauskommt?

**Lorenza.**

Und wer bürgt mir dafür, daß es nicht herauskommen wird?

**Hortigoſa.**

Wer? Unſre Sorgfalt, Vorſicht und Geſchicklichkeit, vor allem aber Euer guter Muth und meine Anſchläge.

**Criſtina.**

Auf denn, Señora Hortigoſa, bringt uns den Holderſtock, und zwar ſo wie er ſein ſoll: galant, manierlich, aufgeweckt, ein wenig keck, und vor allen Dingen jung!

**Hortigoſa.**

Alle dieſe Eigenſchaften hat mein Empfohlener, und noch zwei weitere dazu, denn er iſt reich und freigebig.

**Lorenza.**

Reichthümer begehre ich nicht, Señora Hortigoſa. Ich habe Juwelen im Ueberfluſſe und bin geblendet von den tauſenderlei

Farben meiner vielen Kleider. In dieſem Punkte bleibt mir nichts zu wünſchen übrig, als daß Gott dem Cañizares viel Heil geben möge. Er kleidet mich wie eine Puppe, und behängt mich mit Schmuck wie das Schaufenſter eines reichen Juweliers. Wenn er mir nur nicht die Fenſter vernagelte und die Thüren verſchlöße, nicht alle Augenblicke das Haus durchſuchte, nicht Hund und Kater ferne hielte, bloß weil ſie Mannsnamen tragen, wenn er mich nicht mit dieſen und tauſend andern, bis jetzt im Buch der Eiferſucht unerhörten Vorſichtsmaßregeln quälte, ſo wollte ich ihm ja gerne ſeine Geſchenke und Gunſtbezeugungen erlaſſen.

**Hortigoſa.**

So ſchrecklich eiferſüchtig iſt er alſo?

**Lorenza.**

Ich brauche nur eins zu erzählen. Neulich bot man ihm eine Tapete zum billigſten Preiſe an, aber er nahm ſie nicht, weil menſchliche Figuren darauf abgebildet waren, ſondern kaufte eine andere mit einer Landſchaft, die nicht ſo ſchön war und höher zu ſtehen kam. Sieben Thüren ſind zwiſchen meinem Zimmer und der Hausthüre, alle ſieben mit Schlöſſern verſehen, und bis zur Stunde habe ich nicht dahinterkommen können, wo er die Schlüſſel bei Nacht verwahrt.

**Criſtina.**

Tante, den Hauptſchlüſſel trägt er, glaub' ich, im Hemde eingewickelt.

**Lorenza.**

Behüte, Nichte! Ich ſchlafe ja bei ihm, und habe nie etwas von einem Schlüſſel geſehen oder gefühlt.

**Criſtina.**

Das iſt noch nicht Alles. Die ganze Nacht geht er wie ein Poltergeiſt im Hauſe um. Läßt ſich Muſik auf der Straße hören, ſo wirft er mit Steinen, um die Leute fortzutreiben. Er iſt ein Scheuſal, ein Unhold, kurz, er iſt ein alter Mann, und damit iſt Alles geſagt.

**Lorenza.**

Señora Hortigoſa, entfernt Euch jetzt, ehe der Brummbär heimkommt, er könnte Euch ſonſt bei uns antreffen, und dann wäre Alles verloren. Und was Ihr thun wollt, das thut bald; denn ich bin ſo mißvergnügt, daß ich mir nächſtens einen Strick um den Hals lege, dieſem elenden Leben ein Ende zu machen.

**Hortigoſa.**

Hoffen wir, daß mit dem neuen, das jetzt für Euch beginnt, all Euer Leid dahinſchwinden und ſich in Lieb' und Luſt verwandeln werde.

**Criſtina.**

Alſo ſei es, und ſollte es mich einen Finger von meiner Hand koſten! Ich liebe ja meine Frau Tante ſo ſehr, und ſterbe vor Kummer, ſie immer ſo in Gedanken und ſo betrübt ſehen zu müſſen unter der Herrſchaft dieſes Alten und Aberalten und Uralten! Ich kann's nicht genug bekommen, ihn einen Alten zu ſchimpfen.

**Lorenza.**

Uebrigens hat er dich ſehr lieb, Criſtina.

**Criſtina.**

Hört er darum auf, ein Alter zu ſein? Ja, ja, und ich habe mir ſagen laſſen, daß die Alten immer den jungen Mädchen grün ſeien.

**Hortigoſa.**

Das iſt auch wahr, Criſtina. Nun adieu, nach Tiſche will ich wiederkommen. Bleibe Euer Gnaden nur feſt bei dem was wir verabredet haben, und Ihr werdet ſehen, es wird Alles gut gehen von A bis Z.

**Criſtina.**

Señora Hortigoſa, thut mir den Gefallen und bringt mir auch etwas mit, ein artiges Mönchlein, daß ich auch eine Ergötzlichkeit habe.

**Hortigoſa.**

Ich will dem Kinde eins bringen, ein zuckriges.

**Criſtina.**

Nichts von Zucker will ich, etwas Lebendiges, etwas Lebendiges! Und niedlich wie von lauter Perlen muß es ſein.

**Lorenza.**

Und wenn's Onkel ſieht?

**Criſtina.**

Dem ſag' ich, es ſei ein Kobold. Dann fürchtet er ſich vor ihm, und das macht mir Spaß.

**Hortigoſa.**

Bleib's dabei, ich bring' eins mit, und damit adieu. (Ab.)

**Criſtina.**

Tante, wenn Hortigoſa dir deinen Liebhaber und mir mein Mönchlein bringt, und der Herr ſollte dazukommen, ſo wird er ganz einfach dazwiſchengenommen, erdroſſelt und in den Brunnen geworfen oder im Stall vergraben.

**Lorenza.**

Mädchen, ich glaube, du biſt im Stande ſo was zu thun, noch leichter als es zu ſagen.

**Criſtina.**

Drum ſoll er nicht den eiferſüchtigen Alten machen und ſoll uns im Frieden laſſen. Wir haben ihm ja nichts zu Leide gethan, ſondern haben gelebt wie zwei Heilige.

(Beide ab.)

## Zweiter Auftritt.

**Cañizares**, der Alte, tritt mit einem **Gevatter** auf.

**Cañizares.**

Herr Gevatter, Herr Gevatter, der Siebziger der eine Fünfzehnjährige heirathet, iſt entweder nicht bei Verſtand, oder er trägt Verlangen, ſo bald als möglich einen Beſuch in der andern Welt zu machen. Kaum hatte ich mich mit Doña Lorencica verheirathet, in der Hoffnung, ſie werde mir Geſellſchaft und Erholung ſein, ſie werde an meinem Kiſſen ſtehen und mir die Augen zudrücken, wenn ich ſterbe, — kaum hatte ich mich mit ihr verheirathet, ſo kamen Sorgen und Widerwärtigkeiten in Schaaren über mich. Ich hatte doch ein Heimweſen, aber da mußte auch noch heimgeführt werden; ein trauriges Leben hatte ich freilich, und da wollte ich's traulicher haben und ließ mich trauen.

**Gevatter.**

Gevatter, das war freilich ein Fehler, aber kein ſo großer, denn Heirathen, ſagt der Apoſtel, iſt beſſer denn Brunſt leiden.

**Cañizares.**

Das fand bei mir nicht Statt, Herr Gevatter, denn der kleinſte Funken hätte mich in Aſche verwandelt. Geſellſchaft wollte ich, Geſellſchaft ſuchte ich, und Geſellſchaft fand ich auch, aber Gott beſſre es, in deſſen Hand es ſteht.

**Gevatter.**

Seid Ihr eiferſüchtig, Herr Gevatter?

**Cañizares.**

Auf die Sonne, die ſie beſcheint, auf die Luft, die ſie fächelt, auf die Schöße, die ſie umrauſchen!

**Gevatter.**

Gibt ſie Euch Anlaß dazu?

**Cañizares.**

Nicht im Geringſten. Ich wüßte auch nicht, wie oder wo oder wann ſie Gelegenheit haben ſollte. Die Fenſter ſind nicht bloß feſt verſperrt, ſondern auch mit Gittern und Jalouſieen umgeben; die Thüren öffnen ſich nie; keine Nachbarin betritt meine Schwelle, und keine wird ſie betreten ſo lang mir Gott das Leben ſchenkt. Seht, Gevatter, nicht bei Jubiläen, nicht bei Prozeſſionen und dergleichen Volksluſtbarkeiten holen ſich die Weiber ihre ſchlechten Sitten, nein, wenn ſie an Leib und Seele verdorben werden ſollen, ſo brauchen ſie nur zu ihren Nachbarinnen und Freundinnen zu gehn. Eine ſchlechte Freundin verdeckt mehr Schandthaten als der Mantel der Nacht. Bei ihr werden mehr Complotte angeſponnen als in einer ganzen Aſſemblee.

**Gevatter.**

Das glaub' ich auch. Aber wenn Señora Doña Lorenza nicht aus dem Hauſe kommt und daheim keinen Beſuch empfangen kann, ſo möcht' ich wiſſen, worüber ſich mein Gevatter zu grämen haben ſollte.

**Cañizares.**

Darüber daß Lorencica über kurz oder lang gewahr werden muß, wo es ihr fehlt. Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, o ſo ſchlimm, daß mich der bloße Gedanke daran zur Verzweiflung bringt, und dieſe beſtändige Verzweiflung macht mir das Leben zur Qual.

**Gevatter.**

Die Beſorgniß iſt freilich nicht ohne Grund, denn die Frauen möchten die Früchte des Eheſtandes vollſtändig genießen.

**Cañizares.**

Ei, die meinige genießt ſie, genießt ſie in einem Grade, daß es nicht erdenklich iſt.

**Gevatter.**

Da eben ſitzt der faule Fleck, Herr Gevatter.

**Cañizares.**

Nein, nein, kein Gedanke! Lorencica iſt ſo unſchuldig wie eine Taube und weiß bis jetzt nichts von dieſen Dummheiten. Adieu, Herr Gevatter, ich gehe nach Hauſe.

**Gevatter.**

Ich will Euch begleiten und nach Señora Doña Lorenza ſehn.

**Cañizares.**

Ihr müßt wiſſen, Gevatter, die alten Lateiner hatten ein Sprichwort: Amicus usque ad aras, das heißt, ein Freund bis an den Altar, und will beſagen, daß der Freund für den Freund Alles thun müſſe, was nicht gegen Gott ſei. Ich aber ſage: Amicus usque ad portam, bis an die Thüre, weil mir Niemand zwiſchen Thür' und Angel kommen ſoll. Adieu, Gevatter, und nehmt mir's nicht übel. (Ab.)

**Gevatter.**

In meinem Leben habe ich keinen mißtrauiſcheren, eiferſüchtigeren, wunderlicheren Mann geſehen. Das iſt einer von denen, die ihre Kette nachſchleppen und ſtündlich aus Furcht vor dem Unglück ſterben, das ſie nicht aus dem Kopfe bringen können. (Ab.)

## Dritter Auftritt.

Lorenza und Criſtina.

**Criſtina.**

Tante, Onkel verzieht lange, und Hortigoſa noch länger.

**Lorenza.**

Ich wollte, er bliebe ganz aus, und ſie ebenfalls, denn er iſt mir zum Ekel, und ſie ſetzt mich in Angſt.

**Criſtina.**

Nur verſuchen, Frau Tante. Will's nicht recht gehen, ſo wirft man's hinter ſich.

**Lorenza.**

Ach, Nichte, in dieſen Dingen, ſo ahnt mir's, wird juſt der Verſuch vom Uebel ſein.

**Criſtina.**

Meiner Treu, Frau Tante, Ihr habt wenig Muth. Wenn ich in Eurem Alter wäre, ſo ſollte mich ein Heer in Waffen nicht erſchrecken.

**Lorenza.**

Es iſt und bleibt dabei, der Satan ſpricht aus deinem Munde. — Aber halt, der Herr! Wie mag er ins Haus gekommen ſein?

**Criſtina.**

Er wird mit dem franzöſiſchen Schlüſſel aufgemacht haben.

**Lorenza.**

Ich wollte, der Schlüſſel thäte ihm einmal das Thor der Hölle auf!

(Cañizares tritt ein.)

**Cañizares.**

Mit wem habt Ihr geſprochen, Doña Lorenza?

**Lorenza.**

Mit Criſtinica.

**Cañizares.**

Gebt wohl Acht, Doña Lorenza.

**Lorenza.**

Ich ſage, mit Criſtinica hab' ich geſprochen. Mit wem hätt' ich denn ſprechen ſollen? Habe ich etwa ſonſt Jemand hier?

**Cañizares.**

Ich möchte nicht, daß Ihr mit Euch ſelbſt ein Geſpräch führtet, das mir einen Eintrag thun könnte.

**Lorenza.**

Von dieſen Umſchweifen und verdeckten Redensarten verſteh' ich nichts, und will auch nichts davon verſtehen. Laßt mich meinen Tag in Frieden verbringen!

**Cañizares.**

Von Herzen, und den Vorabend dazu, denn nicht einen Augenblick möcht' ich mit Euch im Kriege leben. Aber halt, wer klopft da ſo ungeſtüm an die Thüre? Sieh nach, Criſtinica, wer es iſt; wenn's ein Bettler iſt, ſo gib ihm ein Almoſen und ſchick' ihn weiter.

**Criſtina.**

Wer iſt da?

**Hortigoſa** (von außen).

Nachbarin Hortigoſa iſt's, Señora Criſtina.

**Cañizares.**

Hortigoſa, und Nachbarin? Gott ſteh' mir bei! Frage ſie, Criſtina, was ſie wolle, und gib es ihr, unter der Bedingung, daß ſie mir nicht über die Schwelle kommt.

**Criſtina.**

Was wollt Ihr, Frau Nachbarin?

**Cañizares.**

Das Wort Nachbarin iſt mir zuwider, es greift mich an. Rufe ſie bei ihrem Namen.

**Criſtina.**

Antwortet! Was wollt Ihr, Señora Hortigoſa?

**Hortigoſa.**

Ich habe an Señor Cañizares eine Bitte, wobei Ehre, Leben und Seele auf dem Spiele ſteht.

**Cañizares.**

Sag' ihr, Nichte, dieſer Señora, bei mir ſtehe eben ſo viel und noch mehr auf dem Spiel, wenn ich ſie einlaſſe. Sie ſoll nur draußen bleiben.

**Lorenza.**

Jeſus, was iſt das für ein tolles Betragen! Steh' ich nicht hier vor Euch? Wird man mich mit den Augen verſchlingen? Wird man mich durch die Lüfte entführen?

**Cañizares.**

So ſoll ſie denn mit allen tauſend Teufeln hereinkommen, weil Ihr es ſo haben wollt.

**Criſtina.**

Tretet ein, Frau Nachbarin.

**Cañizares.**

Verwünſchter Ausdruck! Ich mag nichts von Nachbarinnen hören.

(Hortigoſa mit einer Tapete, auf deren Feldern vier Kämpen aus dem Rolandskreiſe, Rodomont, Mandricard, Rüdiger und Gradaß, abgebildet ſind, Rodomont mit über das Geſicht gezogenem Mantel.)

**Hortigoſa.**

Mein Herzens Herr Nachbar, bewogen und angetrieben durch den ſchönen Ruf, worin Euer Gnaden ſteht, durch die Kunde von Eurer großen Mildthätigkeit und Euren vielen Almoſen, erkühne ich mich, Euer Gnaden mit der Bitte anzutreten, Ihr möchtet mich in Eurer chriſtlichen Liebe würdigen, ein gutes Werk an mir zu thun und mir dieſe Tapete abzukaufen. Ich habe nämlich einen Sohn im Gefängniß liegen, der einen Tuchſcheerer verwundet hat. Die Juſtiz hat eine Chirurgenvernehmung angeordnet, und ich habe kein Geld zum Bezahlen. Daraus können ſodann noch andre Verwickelungen entſpringen, und zwar nicht wenige, weil mein Sohn ein großer Hitzkopf iſt. Deshalb möchte ich ihn heute oder morgen frei ſehen, wenn es möglich wäre. Die Tapete iſt neu, die Arbeit vorzüglich, und überdies gebe ich ſie, wie Euer Gnaden ſie nehmen will, natürlich unter dem Werthe. Ach, wie viel hab' ich an ſolchen Sachen in meinem Leben ſchon verloren! Faßt ſie an dieſem Ende, Señora, wir wollen ſie entfalten, damit Señor Cañizares ſieht, daß in meinen Worten kein Betrug iſt. Höher, Euer Gnaden! Seht, wie glatt ſie fällt. Und die Figuren in den Feldern ſind ſo leibhaftig, als lebten ſie.

(Während ſie die Tapete vor Cañizares ausbreiten, ſchleicht ſich der Liebhaber durch das Zimmer und verſchwindet im anſtoßenden.)

**Cañizares.**

Das iſt mir ein feiner Rodomont! Was will der verkappte Herr in meinem Hauſe? Wenn er wüßte, welch ein Freund ich von ſolchen Herrlichkeiten und ſolchen Vermummungen bin, er würde zittern.

**Criſtina.**

Herr Onkel, ich weiß nichts von einem verkappten Herrn. Wenn ſich einer ins Haus geſchlichen hat, ſo trägt Señora Hortigoſa die Schuld. Ich will des Kukuks ſein, wenn ich etwas geſagt oder gethan habe, um ihn herzubringen, auf mein Gewiſſen! Das müßte ja mit dem Henker zugehen, wenn der Herr Onkel mir Schuld geben könnte, daß er hereingekommen iſt.

**Cañizares.**

Ei, ich weiß wohl, Nichte, daß Señora Hortigoſa die Schuld trägt. Das iſt übrigens kein Wunder, ſie kennt eben meine Gemüthsart nicht und weiß nicht wie feind ich ſolchen Malereien bin.

**Lorenza.**

Er ſpricht ja von den Gemälden, Criſtinica, von nichts Anderem.

**Criſtina.**

Ei, die habe ich auch gemeint. (Leiſe.) Gott ſei Lob und Dank! Mein Athem geht wieder ordentlich, aber ich meinte bereits zu erſticken.

**Lorenza.**

In die Hölle mit dieſem ſieben Fuß langen Bengel! Ja, ja, wenn dich die böſen Buben locken —

**Criſtina** (leiſe).

Hilf Himmel, das hätte ein gefährliches Spiel geben können.

**Cañizares.**

Señora Hortigoſa, ich liebe die verkappten Figuren nicht und mag nichts von Mummereien wiſſen. Nehmt dieſe Dublone, die Eurer Verlegenheit abhelfen wird, und verlaßt mein Haus ſo ſchnell als möglich. Geht, geht, und nehmt Eure Tapete wieder mit.

**Hortigoſa.**

Möge Euer Gnaden mehr Jahre zählen als Meduſa von Jeruſalem, beim Leben meiner Señora Doña — ich weiß den

Namen nicht, aber ich bitte ſie, über mich zu verfügen, ich werde ihr Tag und Nacht zu Dienſten ſein, mit Leib und Seele, denn man ſieht ihr's an, daß ſie die Seele eines unſchuldigen Turteltäubchens hat.

**Cañizares.**

Señora Hortigoſa, macht's kurz und geht, und befaßt Euch nicht damit, die Seelen anderer Leute zu taxiren.

**Hortigoſa.**

Wenn Euer Gnaden etwas fürs Mutterweh brauchen ſollte, ich habe wunderthätige Pfläſterchen, und fürs Zahnweh weiß ich einen Spruch, der den Schmerz wegnimmt, wie geblaſen.

**Cañizares.**

Macht's kurz, Señora Hortigoſa. Señora Lorenza hat weder Mutterweh noch Zahnſchmerzen. Ihre Zähne ſind heil und ganz, ſie hat in ihrem Leben noch keinen verloren.

**Hortigoſa.**

Es wird ſchon noch kommen, wenn's Gottes Wille iſt, denn er wird ihr viele Jahre ſchenken, und wenn dann einmal das Alter kommt, ſo muß das Zahnwerk nothwendig zu Schanden gehen.

**Cañizares.**

Gott ſei mir gnädig, es iſt keine Möglichkeit, dieſe Nachbarin los zu werden. Hortigoſa oder Teufel oder Nachbarin oder was du ſein magſt, geh mit Gott und laß mich im Hausfrieden!

**Hortigoſa.**

Das iſt ein billiges Verlangen. Euer Gnaden muß nicht böſe werden, ich gehe ja ſchon. (Ab.)

**Cañizares.**

O Nachbarinnen, Nachbarinnen! Ich bin noch ganz außer mir von dieſen ſchönen Redensarten, denn ſie kamen ja aus dem Munde einer Nachbarin.

**Lorenza.**

Ihr ſeid ein Barbar, ein Wilder. Was hat ſie denn geſagt, dieſe Nachbarin, daß Ihr ſolchen Widerwillen gegen ſie habt? Eure guten Werke werden in Eurer Ausübung alle zu Todſünden. Ihr habt ihr zwei Dutzend Realen geſchenkt, begleitet von zwei Dutzend Beleidigungen. Ihr Wolfsrachen, Ihr Scorpionszunge, Ihr Magazin von Bosheiten!

**Cañizares.**

Nein, das geht zu weit. Es gefällt mir gar nicht, daß Ihr Euch ſo auf die Seite Eurer Nachbarin ſchlagt.

**Criſtina.**

Frau Tante, geht auf Euer Zimmer und beſänftigt Euch. Laßt den Onkel, er iſt übler Laune.

**Lorenza.**

Das will ich thun. Er kann ein paar Stunden warten, bis er mich wieder ſieht. Meiner Treu, ich will's ihm eintränken, ſo ſauer ihm der Kelch ſchmecken mag. (Ab.)

**Criſtina.**

Hat der Herr Onkel bemerkt, wie ſie die Thüre zuſchnappen ließ? Ich glaube, ſie wird eine Querſtange ſuchen, um ganz feſt zu ſchließen.

**Lorenza** (von innen).

Criſtinica, Criſtinica!

**Criſtina.**

Was will die Frau Tante?

**Lorenza.**

Ach wenn du wüßteſt was für einen Liebhaber mir mein gutes Glück beſcheert hat! Jung, wohlgethan, ſchwarzgelockt, und aus dem Munde nach tauſend Orangeblüthen duftend!

**Criſtina.**

Jeſus, welche Thorheiten, welche Kindereien! Seid Ihr verrückt geworden, Tante?

**Lorenza.**

Nein, ich bin recht gut bei Sinnen. Wenn du ihn ſehen könnteſt, das Herz würde dir aufgehen.

**Criſtina.**

Jeſus, welche Thorheiten, welche Kindereien! Zankt ſie doch, Herr Onkel, denn ſie ſollte ſich auch im Scherze nicht erlauben, ſolche Unanſtändigkeiten im Munde zu führen.

**Cañizares.**

Faſelſt du, Lorenza? Ich bin wahrhaftig nicht aufgelegt, ſolche Phantaſterei zu dulden.

**Lorenza.**

Es iſt keine Phantaſterei, es iſt Wirklichkeit, ſo wirklich, daß ſie nicht wirklicher ſein könnte!

**Criſtina.**

Jeſus, welche Thorheiten, welche Kindereien! Aber ſagt mir, Tante, iſt auch mein Mönchlein da?

**Lorenza.**

Nein, Nichte, aber ein andermal wird es ſich einſtellen. Halte dich nur an die Nachbarin Hortigoſa.

**Cañizares.**

Lorenza, rede was du willſt, nur laß mich nichts mehr von dieſer Nachbarin hören. Die Glieder zittern mir bei dem bloßen Namen.

**Lorenza.**

Mir zittern ſie auch, aber vor lauter Liebe zu der Nachbarin.

**Criſtina.**

Jeſus, welche Thorheiten, welche Kindereien!

**Lorenza.**

Nun ſeh' ich erſt wer du biſt, vermaledeiter Alter, denn bis jetzt hab' ich belogen und betrogen mit dir gelebt.

**Criſtina.**

Scheltet ſie aus, Herr Onkel, ſcheltet ſie aus, ſie wird gar zu unverſchämt.

**Lorenza.**

Ich will meinem Buhlen ſein Bärtchen in einem Becken mit Engelwaſſer waſchen, denn er hat ein wahres Engelsangeſicht.

**Criſtina.**

Jeſus, welche Thorheiten, welche Kindereien! Schlagt ſie zu Schanden, Onkel!

**Cañizares.**

Nicht ſie, aber die Thüre, hinter der ſie ſteckt, will ich zu Stücken ſchlagen.

**Lorenza.**

Es iſt unnöthig. Sieh her, ſie iſt ja offen. Komm nur herein und ſieh ob ich nicht die Wahrheit geſagt habe.

**Cañizares.**

Obgleich ich weiß, daß es nur Poſſen ſind, ſo will ich doch hinein, um dich zur Vernunft zu bringen.

(Wie er unter die Thüre kommt, fliegt ihm ein Guß aus einem Waſchbecken in die Augen. Er ſucht ſich abzutrocknen. Lorenza und Criſtina ſpringen ihm bei und bemühen ſich um ihn. Dieſen Augenblick benützt der Liebhaber, ſich durch das Zimmer fortzuſchleichen.)

**Cañizares.**

Bei Gott, um ein Haar hätteſt du mich blind gemacht, Lorenza. Der Teufel hole derlei Poſſen, die mir die Augen koſten können.

**Lorenza**
(weinend und immer ſtärker ſchreiend).

Seht her, was mir mein Unſtern für einen Mann beſchieden hat! Den bösartigſten Menſchen von der Welt! Seht her, wie bereitwillig er in ſeiner gehäſſigen Eiferſucht meinen Lügen Glauben ſchenkte! Ach und Weh über mich! Büßet, ihr meine Haare, die Miſſethaten dieſes Alten! Weinet, ihr meine Augen, über die Greuel dieſes Böſewichts! Seht her, wie er mit meiner Ehre und Reputation umgeht, wie er aus einem Verdacht eine Gewißheit, aus einer Lüge eine Wahrheit, aus dem Scherz Ernſt, aus der Neckerei ein Todesverbrechen macht! Ach! das Herz will mir zerſpringen!

**Criſtina.**

Schreit doch nicht ſo arg, Frau Tante, Ihr bringt uns ja die ganze Nachbarſchaft auf den Hals.

**Alguacil** (von außen).

Die Thüre aufgemacht! Augenblicklich aufgemacht, oder ich ſchlage ſie ein!

**Lorenza.**

Oeffne, Criſtina, und mag die ganze Welt um meine Unſchuld und die Bosheit dieſes Alten wiſſen.

**Cañizares.**

So wahr Gott lebt, Lorenza, ich habe dir nichts Anderes zugetraut als daß du ſpaßeſt. Sei doch ſtill!

(Alguacil mit Hortigoſa, Muſikanten und einem Tänzer.)

**Alguacil.**

Was gibt es hier? Was iſt das für ein Streit? Wer hat ſo geſchrieen?

**Cañizares.**

Señor, es iſt nichts, es ſind bloß Ehehändel, die ſchnell vorübergehn.

**Muſikant.**

Potz Element, wir waren dicht nebenan auf einer Hochzeit, meine Kameraden und ich, denn wir ſind unſres Zeichens Muſikanten, da hörten wir das Geſchrei, und kamen in nicht geringem Schrecken hergelaufen, denn wir meinten Wunder was es ſei.

**Hortigoſa.**

So ging mir's auch, bei meiner ſündigen Seele.

**Cañizares.**

Und wenn Ihr nicht geweſen wäret, Señora Hortigoſa, ſo wäre von dem Allem nichts geſchehn.

**Hortigoſa.**

Das werden meine Sünden gethan haben. Es iſt nun eben einmal mein Unglück: ich weiß nicht wie es zugeht, aber wenn Andere etwas pecciren, ſo fällt die Schuld immer auf mich.

**Cañizares.**

Señores, Eure Gnaden können in Gottes Namen heimgehen. Ich danke Euch für Eure gute Abſicht, bin aber jetzt wieder im Frieden mit meiner Frau.

**Lorenza.**

Ich will mir's gefallen laſſen, aber Ihr müßt zuvor die Nachbarin um Verzeihung bitten, daß Ihr übel von ihr gedacht habt.

**Cañizares.**

Wenn ich alle Nachbarinnen, von welchen ich übel denke, um Verzeihung bitten müßte, ſo würde ich nimmer fertig werden; indeſſen mag's drum ſein, ich bitte Señora Hortigoſa um Verzeihung.

**Hortigoſa.**

Und ich ertheile dieſelbe hier und dort.

**Muſikant.**

Ja, ſo geht es nicht ab, wir wollen nicht umſonſt hergekommen ſein. Spielt auf, Kameraden! Auf die Beine, Tänzer! Ein Lied zür Feier des Friedensſchluſſes!

**Cañizares.**

Señores, ich mag keine Muſik, ich nehme ſie für empfangen an.

**Chor.**

Mag er wollen oder nicht:
Naſſe Zeit um Sanct Johann
Thut ſo Wein als Brod in Bann.
Aber Streit um Sanct Johann
Sagt ein Jahr voll Frieden an.

Ungelegen iſt der Regen,
Wenn der Waizen juſt im Schaft
Und die Rebe ſteht im Saft,
Bringt nicht Faß- noch Speicherſegen.
Aber Zwietracht allerwegen,
Die es ſetzt auf Sanct Johann,
Sagt ein Jahr des Friedens an.

Iſt der Hundsſtern angebrochen,
Wacht der Zorn im Menſchen auf,
Aber in des Jahres Lauf
Wird er nach und nach verkochen.
Darum bleibt es wahr geſprochen:
Streit an Sommer-Sanct-Johann
Sagt ein Jahr des Friedens an.

Alſo mögen's Don und Donne
Halten mit den Ehehändeln,
Daß das Zanken ſich in Tändeln,
Sich der Schmerz verkehrt in Wonne,
Wie nach Regen ſcheint die Sonne:
Streit um Sommer-Sanct-Johann
Sagt ein Jahr voll Frieden an.

**Cañizares**
(der mit in den Tanz gezogen worden iſt).

Da ſehen Eure Gnaden ſelbſt, in welche Schwenkungen und Wirbel mich eine Nachbarin verwickelt hat, und ob ich nicht Recht habe, wenn ich ſchlecht auf die Nachbarinnen zu ſprechen bin.

**Lorenza.**

Ich aber küſſe Ihren Gnaden die Hände, hochgeſchätzte Nachbarinnen.

**Criſtina.**

Ich auch. Wiewohl, wenn mir meine Nachbarin ein Mönchlein mitgebracht hätte, ſo wäre ſie mir eine noch viel liebere Nachbarin. Gute Nacht, hochgeſchätzte Nachbarinnen.

# Die beiden Plapperzungen.

## Perſonen:

**Sarmiento.**
**Beatriz,** ſeine Frau.
**Ines,** ihre Dienerin.
**Roldan,** Landſtreicher.
**Procurator.**
**Alguacil.**
**Schreiber.**

## Erſter Auftritt.

Procurator, Sarmiento und Roldan, letzterer zerlumpt, mit Lederkoller, Degen und kurzen Hoſen.

**Sarmiento.**

Hier, mein Herr Procurator, ſind die zweihundert Ducaten. Ich gebe Euer Gnaden mein Wort, daß ich mir's recht gerne vierhundert koſten ließe, wenn die Schmarre noch einmal ſo breit wäre.

**Procurator.**

Euer Gnaden hat ſie wie ein Caballero ausgetheilt und wie ein Chriſt bezahlt. Ich nehme das Geld, und bin froh, daß mein Geſchäft abgethan und meiner Partei geholfen iſt.

**Roldan.**

Mit Verlaub, Caballero. Iſt Euer Gnaden Procurator?

**Procurator.**

Ja. Was befiehlt Euer Gnaden?

**Roldan.**

Darf ich fragen was das für eine Zahlung iſt?

**Procurator.**

Ich habe ſie von dieſem Caballero erhalten, als Schmerzensgeld für einen Clienten, dem er eine Schmarre von zwölf Linien gehauen hat.

**Roldan.**

Und wie hoch iſt der Betrag?

**Procurator.**

Zweihundert Ducaten.

**Roldan.**

Ich wünſche Euer Gnaden Gott zum Geleite.

**Procurator.**

Gott behüte Euer Gnaden. (Ab.)

**Roldan.**

Mit Verlaub, Caballero!

**Sarmiento.**

Ich, Euer Edeln?

**Roldan.**

Ja, Euer Gnaden meine ich.

**Sarmiento.**

Was befehlt Ihr?

**Roldan.**

Euer Gnaden möge ſich bedecken, ſonſt kann ich mir nicht die Freiheit nehmen, eine Silbe zu reden.

**Sarmiento** (bedeckt ſich).

Gut denn?

**Roldan.**

Señor, ich bin ein armer Hidalgo, wiewohl ich beſſere Tage geſehen habe. Ich befinde mich in Noth, und da ich ſo eben höre, daß Euer Gnaden zweihundert Ducaten für eine Schmarre bezahlt hat, ſo ſtelle ich mich zu Eurer Verfügung. Wenn es Euer Gnaden Vergnügen macht, Schmarren auszutheilen, ſo bin ich bereit, eine in Empfang zu nehmen, wohin es Euch belieben mag. Ich thue es um fünfzig Ducaten billiger als der Andere.

**Sarmiento.**

Wenn ich nicht ſo verdrießlich wäre, ſo müßte ich wahrhaftig lachen. Spricht Euer Gnaden im Ernſte? Wie, meint Ihr, man zeichne Einen unverdient?

**Roldan.**

Wer verdient mehr gezeichnet zu werden als die Noth? Sagt nicht der höhere Spanier: La necesidad tiene cara de herege, die Noth hat das Geſicht eines Ketzers? Nun, wo wäre eine Schmarre beſſer angebracht als in einem Ketzergeſicht?

**Sarmiento.**

Euer Gnaden muß nicht ſehr beleſen ſein. Necessitas caret lege, ſagt der Höhergebildete mit dem Lateiner, und das heißt: Noth kennt kein Gebot, kein Geſetz.

**Roldan.**

Euer Gnaden hat vollkommen recht, denn das Geſetz iſt um der Ruhe und Ordnung willen erfunden, und die Vernunft iſt die Seele des Geſetzes. Wer aber eine Seele hat, der hat auch Vermögen, und zwar ſind es der Seelenvermögen drei, das Gedächtniß, der Wille und der Verſtand. Euer Gnaden nun hat einen ſehr guten Verſtand, denn den Verſtand erkennt man an der Phyſionomie. Euer Gnaden hat eine perverſe Phyſionomie, nach dem Stand des Horoſkops, denn in dieſem befindet ſich Saturn mit Jupiter in Conjunction, wiewohl Venus im Geviertſchein dagegen ſteht, und zwar in der Exaltation des Aufſteigenden.

**Sarmiento.**

Bei allen Teufeln, die mich hierhergebracht haben, das kann ich auch noch brauchen, nachdem ich die verwünſchte Schmarre mit zweihundert Ducaten habe bezahlen müſſen!

**Roldan.**

Schmarre, ſagt Euer Gnaden? Richtig! Die erſte Schmarre war jene die Kain ſeinem Bruder Abel verſetzte, obgleich es damals noch keine Klingen gab. Eine Schmarre war es, mit welcher Alexander Magnus die Königin Panteſelea bedachte, nachdem er ihr Zaméra die wohlbefeſtigte abgenommen hatte; und eben eine ſolche verabreichte Julius Cäſar dem Grafen Don Pedro Anzéres beim Damenſpiel. Uebrigens diene Euer Gnaden zu wiſſen, daß es zweierlei Arten von verrätheriſchem Angriff gibt. Die eine heißt Hochverrath und die andere Treuloſigkeit. Hochverrath begeht Ihr gegen den König, Treuloſigkeit gegen Euresgleichen. Mit den Waffen muß der Verrath geſchehen und mit unerlaubtem Vortheil im Fechten; denn, ſagt Carranza in ſeiner Philoſophie des Degens und Terentius in ſeiner Verſchwörung des Catilina —

**Sarmiento.**

Geht doch zum Teufel! Ihr werdet mich verrückt machen. Was ſchwatzt Ihr mir für Gallimathias vor?

**Roldan.**

Gallimathias ſagt Euer Gnaden? Sehr richtig! Diesmal hoff' ich's beſſer zu treffen. Der Ausdruck ſtammt von einem gewiſſen Advocaten, der bei einem Rechtsſtreit im Eifer der Rede den Hahn des Mathias und den Mathias des Hahns durch einander brachte und verwechſelte. Wieder ein anderer Hahn iſt der Hahn des Petrus, welcher zweimal gekräht hat. Was ein Apoſtel iſt, brauche ich Euer Gnaden nicht zu ſagen. Der Hahn aber, müßt Ihr wiſſen, iſt ein ſehr ſtreitbarer Vogel. Nichtsdeſtoweniger beträgt er ſich gegen ſeine Hennen äußerſt galant: er bricht ſich den beſten Biſſen am Munde oder vielmehr am Schnabel ab, um ihn dieſen ſeinen Gattinnen zu Theil werden zu laſſen; auch führt er ſie gravitätiſch zu einem klaren Quell oder ſtillen Weiher, damit ſie ihren Durſt allda löſchen können. Gleichwohl nennt man dieſes ihr Getränke nicht Hühner-, ſondern Gänſewein. Der Wein ſelbſt jedoch hat große Tugenden; nur darf ihn Niemand nüchtern trinken, ſelbſt nicht mit Waſſer vermengt, denn die dünnen Theile des Waſſers dringen durch die Poren und ſteigen in den Kopf, allwo —

**Sarmiento.**

Haltet ein, Ihr bringt mich um! Ein böſer Geiſt muß auf Eurer Zunge ſitzen.

**Roldan.**

Euer Gnaden hat vollkommen recht, was die Zunge betrifft, denn wer ſeine Zunge brauchen kann, der findet den Weg nach Rom. Ich bin in Rom, bin in der Mancha, bin in Transſilvania und bin in der Stadt Montalban geweſen. Montalban war früher die Burg des Reinaldos. Reinaldos war einer der zwölf Paladine von Frankreich, die mit Kaiſer Carolus Magnus an der runden Tafel zu ſpeiſen pflegten. Rund nennt man ſie nämlich, weil ſie nicht vier- oder achteckig war. In Valladolid gibt es einen kleinen Platz, den man das Achtel nennt. Ein Achtel iſt die Hälfte eines Cuarto. Ein Cuarto beſteht aus vier Maravedi's. Der alte Maravedi galt ſo viel wie jetzt ein Thaler. Es gibt zweierlei Thaler, Patienzthaler und —

**Sarmiento.**

Patienz, ja, Gott ſchenke ſie mir, damit ich's bei Euch aushalten kann. Haltet doch ein, oder ich bin verloren.

**Roldan.**

Verloren, ſagt Euer Gnaden. Ganz gut! Verlieren und

Gewinnen iſt zweierlei. Siebenerlei Arten des Verlierens gibt es: man kann im Spiel verlieren, kann ſein Vermögen, kann die Ehre, kann den Verſtand verlieren, kann aus Unachtſamkeit einen Ring oder ein Sacktuch verlieren, kann —

**Sarmiento.**

Hört auf ins Teufels Namen!

**Roldan.**

Euer Gnaden ſpricht vom Teufel, und das iſt ſehr zeitgemäß geſprochen, denn der Teufel führt uns in viele und mancherlei Verſuchungen. Der größte Theil derſelben iſt fleiſchlicher Natur. Fleiſch iſt kein Fiſch. Der Fiſch iſt phlegmatiſch. Die Phlegmatiker ſind keine Choleriker. Aus vier Elementen iſt der Menſch zuſammengeſetzt, aus dem choleriſchen, ſanguiniſchen, phlegmatiſchen und melancholiſchen. Die Melancholie iſt keine Fröhlichkeit, denn die Fröhlichkeit beſteht darin, daß man Geld hat. Das Geld macht den Mann. Der Mann iſt ein Menſch, und der Menſch iſt kein Thier. Die Thiere gehen auf die Weide, und ſchließlich —

**Sarmiento.**

Schließlich werdet Ihr mich um den Verſtand bringen, oder Ihr habt niemals etwas ausgerichtet. Ich bitte Euer Gnaden, thut mir den Gefallen und laßt mich ein einziges Wort ſagen, ohne mir auseinanderzuſetzen was ein Wort und ſo weiter iſt, ſonſt werdet Ihr mich todt zu Euren Füßen ſehen.

**Roldan.**

Was befiehlt Euer Gnaden?

**Sarmiento.**

Hört mich an, Señor. Ich bin, für meine Sünden, mit einer Frau geſtraft, die ein Plappermaul hat, wie in dieſer Welt kein größeres geſehen wurde, ſeit es Weiber darin gibt. Sie ſchwatzt in einer Weiſe, daß ich ſchon oft entſchloſſen geweſen bin, ſie ihre Worte, wie es Andern für die Werke geſchieht, mit dem Tode büßen zu laſſen. Ich habe ſie auf dieſe und jene Art zu heilen geſucht, aber es hat Alles nichts geholfen. Nun iſt mir der Gedanke gekommen, wenn ich Euer Gnaden mit nach Hauſe nähme und Ihr Eure Beredſamkeit ſechs Tage lang in

Einem fort gegen ſie ſpielen ließet, ſo würde ſie vor Euch daſtehen wie der Recrut vor dem Veteran. Kommt mit mir, ich bitt' Euch ſehr. Ich will Euch für meinen Vetter ausgeben, das iſt ein guter Vorwand, Euch in meinem Hauſe einzuführen.

**Roldan.**

Vetter, ſagt Euer Gnaden? Ei, das iſt ja ſehr gut geſagt! Wenn Euer Gnaden das Wort ein klein wenig anders betont hätte, ſo würdet Ihr gewaltig fehlgeſchoſſen haben, denn einen Vetter kann ich gar wohl vorſtellen, aber um ein Fetter zu ſein, dazu fehlt mir viel. Das V und das F liegen weit aus einander: jenes iſt der fünfte Buchſtabe von hinten, dieſes der ſechste von vorn. In ſechs Tagen iſt die Welt erſchaffen worden, aber fünf Sinne hat der Menſch und fünf Saiten die Guitarre. Mit Fünfen mußte vor Alters kämpfen, wer Alle herausgefordert hatte; ſo war es der Fall mit Don Diego Ordoñez und den Söhnen des Arias Gonzalo, als der König Don Sancho —

**Sarmiento.**

Stille doch, um Gotteswillen! Kommt, kommt, in meinem Hauſe könnt Ihr ſchwatzen ſo viel Ihr wollt.

**Roldan.**

Nur voran, Euer Gnaden! In zwei Stunden will ich Eure Frau ſo ſtumm gemacht haben wie einen Stein, denn der Stein —

**Sarmiento.**

Ich höre kein Wort mehr.

**Roldan.**

Immer zu, ich will ſie ſchon curiren.

(Beide ab.)

## Zweiter Auftritt.

Doña Beatriz und Ines, ihre Dienerin.

**Beatriz.**

Ines, heda, Ines! Muß ich vergebens rufen? Ines, Ines!

**Ines.**

Ich höre, Señora, Señora, Señora!

**Beatriz.**

Abſcheuliche! Unverſchämte! Wie kannſt du mir in dieſem Tone antworten? Weißt du nicht, daß die Scham das vornehmſte Kleinod der Weiber iſt?

**Ines.**

Wenn Euer Gnaden nicht weiß was Ihr ſonſt reden ſollt, ſo ruft Ihr mir wohl zweihundertmal, nur daß die Zunge etwas zu thun hat.

**Beatriz.**

Nichtsnutzige! Zweihundert iſt eine bewegliche Zahl, unter welcher man auch zweimalhunderttauſend verſtehen kann, wenn man Nullen hinzuſetzt. Die Nullen haben an ſich ſelbſt keinen Werth.

**Ines.**

Señora, ich will thun, als ob ich's verſtände. Allein jetzt laßt uns in Proſa reden und ſagt mir was Ihr von mir wollt.

**Beatriz.**

In Proſa geſagt, ſollſt du den Tiſch decken, damit dein Herr eſſen kann. Du weißt ja, daß er ſonſt ärgerlich wird, und wenn ein Ehemann im Aerger iſt, ſo greift er nach dem Stocke, fängt bei den Mägden an und kommt zuletzt auch an die Frau.

**Ines.**

Weiter nichts als den Tiſch decken? Ich fliege.

(Sarmiento und Roldan treten auf.)

**Sarmiento.**

Heda, iſt Niemand zu Hauſe? Doña Beatriz, he!

**Beatriz.**

Da bin ich ja, Señor. Warum ſchreit Ihr ſo?

**Sarmiento.**

Hier bringe ich Euch einen Caballero, der Soldat und obendrein mein Verwandter und mein Gaſt iſt. Empfangt und bewirthet ihn aufs Beſte. Er hat ein Geſuch bei Hofe.

**Beatriz.**

Wenn Euer Gnaden an den Hof kommt, ſo merkt Euch wohl, daß man bei Hofe nur ja nicht blöde ſein darf, denn Blödigkeit iſt Geſchwiſterkind mit der Dummheit; ein Dummkopf aber iſt ſo gut wie hülflos, und er verdient es auch; denn der Verſtand iſt die Leuchte der menſchlichen Handlungen. Jede Handlung aber beſteht —

**Roldan.**

Sachte, ſachte, bitte Euer Gnaden, ich weiß wohl worin ſie beſteht: in der Dispoſition über das Temperament; das Temperament aber operirt vermittelſt der Körperwerkzeuge und weiſet den Sinnen ihre Verrichtungen an. Fünf Sinne gibt es, Gehen, Fühlen, Laufen, Denken und ſich nicht Verblüffenlaſſen. Wer ſich verblüffen läßt, der iſt ein Ignorant. Die Ignoranz aber beſteht darin, daß Einem nichts einfällt. Wenn er dagegen fällt und wieder aufſteht, ſo gebe ihm Gott gute Oſtern. Vier dergleichen Hauptfeſte hat das Jahr: Weihnachten und Dreikönige gehen voraus, und auf Oſtern folgt Pfingſten. Pfingſten iſt eine exquiſite Benennung —

**Beatriz.**

Wie ſo, exquiſit? Euer Gnaden verſteht ſich ſchlecht darauf was exquiſit iſt. Alles Exquiſite iſt extraordinär; das Ordinäre wird nicht bewundert; die Bewunderung aber rührt von dem Eindruck der Hoheit her. Das Höchſte in der Welt iſt die Ruhe, denn nichts kommt ihr gleich; das Niedrigſte iſt die Bosheit, weil Alles auf ſie verfällt. Fallen iſt eine Sache der Nothwendigkeit, denn jedes Ding hat drei Stadien: Ingreß, Augment und Declination.

**Roldan.**

Declination ſagt Euer Gnaden? Vortrefflich! Denn die Hauptwörter werden declinirt und die Zeitwörter conjugirt. Auch die Heirath kann man gewiſſermaßen eine Conjugation heißen; und zwar ſind die Verheiratheten verpflichtet, einander zu lieben und zu achten, wie es die heilige Mutter Kirche vorſchreibt. Der Grund davon iſt —

**Beatriz.**

Gemach, gemach! Wer iſt das, mein Gatte? Seid Ihr von Sinnen? Was iſt das für ein Menſch, den Ihr mir ins Haus gebracht habt?

**Sarmiento.**

O Gott, welche Wolluſt, daß ich endlich das Mittel gefunden habe, mich zu rächen! Macht nur geſchwind, daß das Eſſen bereit iſt. Wir wollen zu Tiſche gehen, und Señor Roldan bleibt mein Gaſt für ſechs oder ſieben Jahre.

**Beatriz.**

Sieben Jahre? Ich danke dafür. Keine Stunde, mein Gatte, wenn ich nicht berſten ſoll.

**Sarmiento.**

Was den Gatten betrifft, ſo würde er weit beſſer für Euch taugen. Heda, macht daß wir zu Tiſche kommen!

**Ines.**

Haben wir Gäſte? Das Eſſen ſteht ſchon bereit.

**Roldan.**

Wer iſt dieſe Señora?

**Sarmiento.**

Es iſt die Dienerin vom Hauſe.

**Roldan.**

Eine Dienerin? In Valencia nennt man ſie Fadrina, in Italien Másara, in Frankreich Gazpirria, in Deutſchland Filimoquia, bei Hofe Sirvienta, in Biscaya Moscorra, und bei den Zigeunern Daifa. Nur friſch an die Mahlzeit! Ich wünſche Euer Gnaden zu zeigen, daß ich nach der Weiſe von Großbritannien zu ſpeiſen verſtehe.

**Beatriz.**

Mir bleibt nichts übrig, als den Verſtand zu verlieren, mein Gatte. Ich muß reden, oder ich platze.

**Roldan.**

Reden ſagt Euer Gnaden? Das iſt das rechte Wort. Durch das Reden geben ſich die Begriffe zu erkennen. Dieſe bilden ſich im Denkvermögen. Wer nicht denkt, der fühlt nicht; wer nicht fühlt, der lebt nicht; wer nicht lebt, der iſt todt; und die Todten —

**Beatriz.**

Mein Gatte, mein Gatte!

**Sarmiento.**

Was wollt Ihr, Frau?

**Beatriz.**

Schafft mir dieſen Menſchen mit ſeinen Teufeleien weg. Ich erſticke, wenn ich nicht zu Worte kommen kann.

**Sarmiento.**

Ihr müßt Geduld haben. Ehe die beſagten ſieben Jahre vergangen ſind, kommt er nicht von hier fort. Ich habe nun einmal mein Wort gegeben, und das muß ich halten, oder ich bin nicht wer ich bin.

**Beatriz.**

Sieben Jahre? Das wäre mein Tod. Ach, ach, ach!

(Fällt in Ohnmacht.)

**Ines.**

Sie iſt ohnmächtig. Kann Euer Gnaden das mit anſehen? Ach Gott, ſie iſt todt!

**Roldan.**

Jeſus, woher iſt ihr der Unfall zugeſtoßen?

**Sarmiento.**

Vom zurückgetretenen Reden.

**Alguacil** (von außen).

Oeffnet der Juſtiz! Oeffnet der Juſtiz!

**Roldan.**

Die Juſtiz! Wehe mir, ich muß fliehen. Wenn ſie mich erwiſchen, ſo ſtecken ſie mich ins Gefängniß.

**Sarmiento.**

Geſchwind, Señor, verbergt Euch unter der Binſenmatte da, die man zum Ausſtäuben hergerichtet hat. Das wird Euch hoffentlich retten. Ich weiß kein anderes Mittel.

(Roldan verſteckt ſich. Alguacil und Schreiber treten auf.)

**Alguacil.**

Wird's endlich?

**Sarmiento.**

Was hat Euer Gnaden zu befehlen, daß Ihr ſo in der Furie kommt.

**Alguacil.**

Der Herr Gobernador will es bei den zweihundert Ducaten Schmerzensgeld nicht bewenden laſſen. Er gebietet Euer Gnaden, dem Manne die Hand zu geben. Ihr müßt einander umarmen und Freunde ſein.

**Sarmiento.**

Ich möchte jetzt ſpeiſen.

**Schreiber.**

Der Mann iſt ganz in der Nähe. Es iſt gleich geſchehn, und dann kann Euer Gnaden in aller Gemüthlichkeit zu Tiſche ſitzen.

**Sarmiento.**

Nun denn, in Gottes Namen!

(Ab mit ihnen.)

**Jnes.**

Kommt zu Euch, Señora, Jhr ſeid ganz allein und könnt reden nach Herzensluſt.

**Beatriz.**

Gott ſei gelobt, jetzt kann ich mich von der Anſtrengung des Stillſchweigens erholen!

**Roldan**

(ſtreckt den Kopf unter der Matte hervor).

Stillſchweigen ſagt Euer Gnaden? Wohlgetroffen! Denn das Stillſchweigen iſt ſtets von den Weiſen geprieſen worden. Der Weiſe weiß zur Zeit zu ſchweigen und zur Zeit zu reden, denn Alles, und ſo auch das Reden und Schweigen, hat ſeine Zeit. Wer ſchweigt, der willigt ein; zu einer Einwilligung gehört eine Urkunde; zu einer Urkunde bedarf es dreier Zeugen, und bei einem geſiegelten Teſtamente müſſen's ihrer ſieben ſein; denn —

**Beatriz.**

Geh zum Teufel, Menſch, du und wer dich hieher gebracht hat! Welche Schändlichkeit! Jch werde wieder ohnmächtig.

(Die **Vorigen** kommen mit einem **Vierten** zurück.)

**Sarmiento.**

Nachdem nunmehr Freundſchaft geſchloſſen iſt, müſſen Euer Gnaden ein Schlückchen zu etwas Süßem nehmen. He, Wein und Eingemachtes!

**Beatriz.**

Wie mögt Jhr uns jetzt mit dergleichen kommen? Seht Jhr denn nicht, daß wir beſchäftigt ſind, dieſe Matten auszuklopfen? Den Stecken her! Nimm du den anderen, und nun wacker drauf los geſchlagen!

**Roldan** (kriecht hervor).

Sachte, ſachte, meine Damen! Jch war wohl auf ein tüchtig Stück Zungenarbeit, aber nicht auf Handarbeit gefaßt.

**Alguacil.**

Wie, wer iſt das? Iſt denn das nicht der Spitzbube von Roldanejo, der kleine Schwätzer mit ſeinen Gaunerſtreichen?

**Schreiber.**

Freilich iſt er's.

**Alguacil.**

Ihr ſeid verhaftet, ſeid verhaftet.

**Roldan.**

Verhaftet, ſagt Euer Gnaden? Das iſt ein ſehr angemeſſener Ausdruck, denn wer in Haft ſitzt, der iſt nicht frei, und die Freiheit —

**Alguacil.**

Nichts da, nichts da, hier ſoll Euch das Plappern zu nichts helfen. So wahr Gott lebt, Ihr müßt ins Gefängniß wandern.

**Sarmiento.**

Señor Alguacil, ich bitte Euer Gnaden, ihn diesmal nicht zu verhaften, da er ſich gerade in meinem Hauſe befindet. Ich gebe Euer Gnaden mein Wort, daß ich ihn in den Stand ſetzen werde, ſich einen andern Aufenthalt zu ſuchen, wenn er meine Frau vollends curirt hat.

**Alguacil.**

Von was curirt er ſie?

**Sarmiento.**

Vom Schwatzen.

**Alguacil.**

Womit?

**Sarmiento.**

Mit Schwatzen. Er ſchwatzt ſie nieder und macht ſie völlig ſtumm.

**Alguacil.**

Gut, wenn er ein ſolches Wunder thun kann, ſo bin ich Euch zu Willen, jedoch unter der Bedingung, daß Euer Gnaden mich's allſogleich wiſſen läßt, wenn er die Cur glücklich zu Ende gebracht hat, damit ich ihn zu mir ins Haus nehme; denn meine Frau iſt mit der gleichen Krankheit behaftet, und ich wäre ſehr froh, wenn er mir ſie endlich einmal curiren könnte.

**Sarmiento.**

Ich werde es nicht fehlen laſſen, ſobald er ſo weit iſt.

**Roldan.**

Ich auch nicht, ich weiß es gewiß, ich curire ſie.

**Alguacil.**

Geh, du Plapperzunge du!

**Sarmiento.**

Der Vers gefällt mir gar nicht übel.

**Alguacil.**

Wenn er Euch nicht mißfällt, ſo hört weiter, denn ich habe eine poetiſche Ader in mir.

**Roldan.**

Was, poetiſche Ader, ſagt Euer Gnaden? Wartet nur, ich werde Euch den Rang ablaufen.

**Alguacil.**

Dieſes Schwatzen, Plaudern, Plappern
Kommt vom böſen Feinde nur.
Wer möcht' auch wie ein Tambour
Immer auf dem Kalbfell klappern?
Siegle deine Lippen zu,
Strolch, und laß die Welt in Ruh.
Kann doch ſolche Höllenplagen
Kein vernünftig Ohr ertragen.
Geh, du Plapperzunge du!

**Schreiber.**

Ruht einſt deine müde Hülle,
Höre, was dein Grabſtein ſpricht:
„Dieſer Mund ſtand niemals ſtille,
Und er kann's im Tode nicht.“

**Ines.**

Den Vers will ich vollenden.

**Schreiber.**

Gut, laßt hören.

**Ines.**

Drum, weil dein Geſchwätz, hu, hu,
Störet ſelbſt der Todten Ruh,
Geh zur Wildniß, wo dein Plaudern
Niemand ſeufzen macht und ſchaudern,
Geh, du Plapperzunge du!

**Sarmiento.**

Jetzt iſt's an mir.
Die für Zwanzig konnte ſchwatzen,
Ja für Zwanzigtauſend gar —

**Beatriz.**

Laß doch mich! Ich muß fürwahr —

**Roldan.**

Ja fürwahr, ſie muß zerplatzen.

**Beatriz.**

Ei, ſo ſeht mir doch den Fratzen!
Nun, Herr Vetter, macht nur zu.
Weiß ja, wo Euch drückt der Schuh:
Euer Schwatzen geht aufs Atzen,
Wünſcht zu ſchmauſen, wünſcht zu ſchmatzen —
Geh, du Plapperzunge du!

**Roldan.**

Mit Verlaub, Euer Gnaden, mein Vers ſoll nicht der ſchlechteſte ſein.

Dieſer Herr hat mich in Gnaden,
Um ſein ehlich Plappermaul
Ihm zu ſtopfen, eingeladen,
Und ich war auch gar nicht faul,
Zu curiren ihren Schaden.
Iß, ſprach Er, iß immerzu!
Und ich thu's in guter Ruh,
Ob auch Sie ſich heiſer ſchreie,
Daß das Mahl mir nicht gedeihe:
Geh, du Plapperzunge du!

# Inhalt

Seite
Vorwort . . . . . . . . . . . . . . . 7
Das Ehegericht . . . . . . . . . . . . . . 11
Gaunerſ Witwerſtand . . . . . . . . . . . . 27
Die Alcaldenwahl von Daganzo . . . . . . . . . 47
Der wachſame Poſten . . . . . . . . . . . . . 67
Der falſche Biscayer . . . . . . . . . . . . . 89
Das Wundertheater . . . . . . . . . . . . . 111
Die Höhle von Salamanca . . . . . . . . . . . 129
Der eiferſüchtige Alte . . . . . . . . . . . . 149
Die beiden Plapperzungen . . . . . . . . . . 169

---

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut (M. Meyer) in Hildburghauſen.

# Novellenſchatz.

## I.

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

12, 1167

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

## Erſter Band.

Inhalt:

Einleitung.
Die neue Meluſine. Von Goethe.
Die Verlobung in St. Domingo. Von Heinrich von Kleiſt.
Geſchichte vom braven Kaſperl und dem ſchönen Annerl. Von Clemens Brentano.
Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau. Von Achim von Arnim.
Das Fräulein von Scudery. Von E. T. A. Hoffmann.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Lit. germ. B 1654 t

MBR 7.1.6 7.

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt

## des erſten Bandes.

Seite

Einleitung . . . . . . . . . . . . . . . . V

Die neue Meluſine. Von Goethe . . . . . . . 1

Die Verlobung in St. Domingo. Von Heinrich von Kleiſt . . . . . . . . . . . . . . . . 45

Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl. Von Clemens Brentano . . . . . 107

Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau. Von Achim von Arnim . . . . . . . . . . 163

Das Fräulein von Scudery. Von E. T. A. Hoffmann . . . . . . . . . . . . . 203

# Einleitung.

Schon von den Italienern des 13. Jahrhunderts mit Vorliebe gepflegt, durch Boccaccio zur Kunſtform erhoben, durch Cervantes endlich künſtleriſch erweitert und ſeeliſch vertieft, hat die Novelle doch in Deutſchland erſt ſehr ſpät eine Heimath geſunden. Im Mittelalter begnügten wir uns mit unſerm Beſitzantheil an jenen internationalen Sammlungen, die unter dem Namen der „Sieben Weiſen Meiſter", des „Buchs der Beiſpiele", der „Geſta Romanorum" u. ſ. w. bekannt ſind; beſonders waren wir reich an fremden und eigenen kleinen Erzählungen meiſt ſchwankhafter Art, in Verſen oder Proſa, und zum Theil nicht ganz kunſtlos vorgetragen. Aber dieſe Literatur verſank in den Stürmen der Zeit, und was ſeit dem Anbrechen der neueren Bildung an ihre Stelle trat, war, einige wenige und obendrein meiſt zweifelhafte Verſuche abgerechnet, weit entfernt, dem Begriff der Novelle zu entſprechen.

So ſind u. A. die kleinen Erzählungen, welche der bekannte Johann Heinrich Merck in den ſiebziger und achtziger Jahren im „Teutſchen Merkur“ veröffentlicht hat, „Herr Oheim“, „Lindor“ u. ſ. w., trefflich im Ton und können als Muſter ihrer Art gelten: aber es herrſcht in ihnen ein dem Zeitgeſchmack entſprechender Pragmatismus und zugleich ein dem Verfaſſer eigener Peſſimismus, die keinen poetiſchen Eindruck aufkommen laſſen. Auch waren jene kurzen, meiſt aus dem Leben gegriffenen Geſchichten beliebt, die man als „eine wahre Geſchichte“ mit einem gewiſſen Schwung zu erzählen und das eine Mal dem Dichter, das andre Mal dem Pſychologen oder Volkserzieher zu empfehlen pflegte; ſie ſind, ob wahr oder erfunden, rein ſtoffartig und ohne künſtleriſche Form. Dahin gehört die Erzählung „Zur Geſchichte des menſchlichen Herzens“ im „Schwäbiſchen Magazin“ für 1775, aus welcher Schiller den Stoff zu den Räubern nahm; und in gewiſſem Betracht auch Schiller's „Verbrecher aus verlorener Ehre“, der mit ſeinem ſchönen Pathos gleichwohl nicht recht aus dem Pragmatiſchen und Stoffartigen herauskommt und nebenbei ſonderbarerweiſe in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nichts weniger als „wahr“ iſt. — Eine der werthvollſten Erzählungen aus jener Vorperiode iſt Wieland's „Peregrinus Proteus“, ein Werk voll Geiſt, aber von ganz anderem als novelliſtiſchem Zuſchnitt und Intereſſe. Nicht mehr in jene Epoche fällt ſeine „Novelle ohne Titel“, die ein ſehr bedeutendes Thema ziemlich haſtig abthut und am Schluſſe, wo verſchiedene Ausgänge der Geſchichte zu beliebiger Auswahl angeboten werden, in großer Naivetät errathen läßt, wie wenig es dem Dichter mit der völlen künſtleriſchen Erledigung eines Novellenproblems Ernſt geweſen ſei. Noch weniger tief durchgeführt ſind die übrigen Erzählungen dieſes ſeines „Hexameron von Roſenhain“, das im Jahr 1805 entſtand, zu einer Zeit, wo die echte Novelle bereits bei uns Wurzel geſchlagen hatte.

Nicht früher nämlich als zu Ende des vorigen Jahrhunderts und durch Goethe wurde dieſelbe in unſere Dichtung eingeführt. Es iſt von Gewicht, daß der Begründer der deutſchen Novelle eben damals, als er in den Unterhaltungen der Ausgewanderten ein modernes Decameron anzulegen beabſichtigte, mit jenen ſpaniſchen Muſternovellen vertraut wurde, in welchen er einen Schatz gefunden zu haben bekannte. „Wie ſehr“, rief er, freudig den verwandten Geiſt begrüßend, „wie ſehr wird man auf ſeinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten ſieht, die nach eben den Grundſätzen gebildet ſind, nach denen wir nach unſerem Maße und in unſerem Kreiſe ſelbſt verfahren!“

Goethe's Bahn jedoch ging bald wieder über die Novelle hinaus, und wenn er auch ſpäter zu ihr zurückkehrte, ſo fügte er ſie faſt durchaus in einen größeren Rahmen ein, worin gerade einige ſeiner bedeutendſten novelliſtiſchen Erzeugniſſe ſich unabgeſchloſſen verlieren. So bleibt ihm denn vorwiegend das Verdienſt, für die Deutſchen auch in dieſer kleineren Dichtungsform zuerſt den rechten Ton angeſchlagen zu haben.

Aber — trotz der glänzenden Nachfolge Heinrich's von Kleiſt — erſt ſeit 1822, in welchem Jahre Tieck mit ſeiner erſten Novelle hervortrat, datirt der Aufſchwung dieſer Gattung bei uns. Die große Wirkung, welche Tieck's Novellen auf ihre Mitwelt ausgeübt haben, iſt der heutigen Nachwelt kaum noch begreiflich; ſo viel man aber auch mit allem Recht an ihnen ausſetzen mag: zu ihrer Zeit waren ſie eine That; ein offener Bruch mit der falſchen Kunſt, zwei für ſich gleichberechtigte Erzählungsgebiete, das Wunderbare und das Natürliche, das Märchen und die Wirklichkeit, zu beiderſeitigem Schaden mit einander zu vermengen. Goethe's recht ausdrücklich „Novelle“ überſchriebene phantaſtiſch-myſtiſche Erzählung von dem Knaben, der den Löwen mit Geſang bezähmt, ſchien dieſen Mißbrauch zu rechtfertigen, und Tieck ſelbſt hatte ihm, beſonders in einigen Erzählungen ſeines Phantaſus, nur allzu ſehr gehuldigt. Jetzt führte er die Novelle aus der Zaubernacht und Dämmerung der Romantik in das helle Tageslicht heraus.

Er ſelbſt hat Boccaz, Cervantes und Goethe als ſeine Muſter und Vorbilder in dieſer Gattung bezeichnet, und zumal mit Begeiſterung ſpricht er von den „leuchtenden“ Novellen des Cervantes. So ſind es denn hauptſächlich die beiden Deutſchen und der Spanier, deren Standbilder wir am Eingang unſeres Novellenhaines aufzuſtellen haben.

Allein die neue Richtung, welche Tieck angegeben, wurde den alten Sauerteig ſo bald nicht los. Der Meiſter ſelbſt erlitt gewiſſe Rückfälle; und was von der Natur geſagt iſt, daß ſie mit keiner Gewalt ganz auszutreiben ſei, das läßt ſich zu Zeiten auch von der Unnatur ſagen. Die falſche Romantik war in der alten Geſtalt überwunden; aber ſie wechſelte proteïſch ihre Formen und Farben, und noch eine geraume Zeit ſollte es dauern, bis ihr wunderlicher Rocken bis auf den letzten Faden abgeſponnen war.

Denn nicht viele Jahrzehnte ſind zu zählen, ſeit die Novelle das von Tieck gegebene Verſprechen, daß ſie auch im Wunderbaren ſtets natürlich ſein werde, in gutem Ernſte zu erfüllen begann. Damit dies geſchehen konnte, mußte erſt der ſociale und künſtleriſche Geiſt im Allgemeinen die große Wandlung erfahren, die mit den letzten Regungen der Romantik entſchieden brach, und die wir mit dem landläufigen Schulwort die Wendung zum Realismus nennen wollen. Eine Zeit, die in Politik und Philoſophie ſich zunächſt wieder auf den Boden des Thatſächlichen ſtellte, in der Geſchichtſchreibung die Quellenforſchung, in Phyſik und Chemie das Experiment ihrer Methode zu Grunde legte, mußte auch einer Dichtungsart günſtig ſein, in der die Begebenheit, das Ereigniß, der einzelne Fall ſo vielfach ohne alle höheren Anſprüche auf abſoluten ſittlichen und dichteriſchen Werth zu ihrem Rechte kommen. War es doch auch in Goethe's weltumfaſſendem Naturell der Reſpect vor dem Thatſächlichen, das epiſche Geltenlaſſen der Wirklichkeit, die Freude am überraſchenden Phänomen geweſen, was ihn zum Begründer des deutſchen Romans gemacht hatte. Nach dem verwirrenden Um- und Abweg durch den verkehrten und nur ſcheinbaren Idealismus der Romantik fand ſich der poetiſche Geiſt der Nation wieder zu ihrem großen Führer zurück, um die von dieſem eingeſchlagene Bahn, allerdings oft ins Breite und Flache ſich verlierend, mit klarem Selbſtbewußtſein bis an die äußerſten Grenzen zu verfolgen.

Bei dem unverkennbaren Einfluß, den dieſe allgemeinen Zuſtände insbeſondere auch auf die Entwicklung der Novelle ausübten, hat noch ein ganz äußerlicher Umſtand aufs Entſcheidenſte mitgewirkt: das Aufblühen des Journalismus; denn die von Jahr zu Jahr wachſende Menge der Tages- und Wochenblätter begünſtigte in früher ungeahntem Maße die Proſaformen der Dichtung und machte durch den breiten Spielraum, den ſie in ihren Spalten dem Roman und der Novelle öffnete, zugleich mit der Lockung raſch zu gewinnender Popularität ſelbſt

Talente ſich dienſtbar, die in der klaſſiſchen Periode unzweifelhaft höheren Formen ſich zugewandt hätten.

So wurde zunächſt mit einem Nachtheil für die ſogenannte „hohe Poeſie“, die der rhythmiſchen Form nicht entbehren kann, der Gewinn für die Ausbildung einer künſtleriſchen Proſa bezahlt; aber auch für die Novelle ſelbſt lagen in dem Hausrecht, das ihr der Journalismus einräumte, ſehr erhebliche Gefahren. Denn es konnte nicht ausbleiben, daß man in der Nachbarſchaft anderer Tagesneuigkeiten auch ihren Namen, der ja im Grunde nichts Anderes bedeutet, allzu wörtlich nehmen und die Novelle von geſtern ſchon heute veraltet finden mußte. Von dem künſtleriſchen Rang, den ſie in den Händen ihrer Meiſter erhalten, drohte ſie zu bloßer Unterhaltungswaare herabzuſinken und ſomit die ſchnelle und allgemeine Gunſt, die ſie erfuhr, durch die Flüchtigkeit dieſer Gunſt mehr als aufzuwiegen. Dazu machte ſich auch ein künſtleriſcher Nachtheil nur allzu raſch fühlbar.

Die abgeriſſene Form des Erſcheinens nämlich entwöhnte die Leſer bald genug, auch eine Novelle als ein kleines Kunſtwerk, ein abgerundetes Ganzes zu genießen und ſelbſt an dieſe beſcheidenſte dichteriſche Form die Anſprüche der möglichſten Vollendung zu machen. Dieſe Genügſamkeit hatte die natürliche Folge, daß auch die Schaffenden Fähigkeit und Bedrüfniß, es auf ein künſtleriſch organiſirtes Ganzes abzuſehen, mehr und mehr verloren und dafür die Fertigkeit ausbildeten, was im Großen und Ganzen eingebüßt war, im Kleinen und Einzelnen wieder einzubringen. Es galt, den flüchtigen Leſer, wie jene geiſtreiche Märchenerzählerin ihren grillenhaften Sultan, um jeden Preis von heut auf morgen feſtzuhalten, ihn, wenn er etwa nur ein mitten herausgeriſſenes Fragment in die Hände bekam, durch den reizenden Geſchmack dieſes Brockens nach der „Fortſetzung" lüſtern zu machen und ſo von der Hand in den Mund lebend die tauſend und einen Werkeltage des literariſchen Handwerks hinzubringen. Daher das Uebergewicht des Vortrags über den Stoff, der geiſtreichen Ausführung über die Gediegenheit der Compoſition, und das Umſichgreifen jener Zwittergattungen, die als Reiſenovellen, Feuilletonphantaſieen, Capriccio's u. ſ. w. ſo lange Jahre gewuchert und den geſunden Wuchs der echten Novelle verkümmert haben.

In noch höherem Grade hat der Romanſtil unter der heilloſen Zerſtückelung der Tagesblätter zu leiden gehabt, und die Klage darüber iſt ſelbſt in jenen Kreiſen laut geworden, von denen das Uebel ausging. George Sand, im Vorwort zu ihrer Jeanne vom Jahre 1852, bezeichnet ſogar ein beſtimmtes Datum, auf das ſich der Beginn dieſer haſtig dramatiſirenden, in muſiviſch aneinandergereihten Effectſcenen ſich fortbewegenden Manier zurückführen laſſe. „Es war“, ſagt ſie, „im Jahre 1844, als der alte „Conſtitutionnel“ ſich verjüngte, indem er zum großen Format überging. Seitdem beſaßen Alexander Dumas und Eugène Sue im höchſten Grade die Kunſt, jedes Kapitel mit einer ſpannenden Peripetie zu ſchließen, die den Leſer beſtändig in Athem erhalten und zur ungeduldigſten Neugier ſtacheln ſollte. Das war nicht das Talent Balzac's und noch weniger das meine. Balzac, deſſen Geiſt mehr von einem Mittelpunkt aus zu entwickeln liebte, ich, mehr von einem langſamen und träumeriſchen Charakter, wir konnten nicht daran denken, mit dieſer an Erfindung von Begebenheiten und Häufung von Intriguen unerſchöpflichen Phantaſie zu wetteiſern.“ — —

Sagen wir es mit Einem Wort: dem Roman wie der Novelle iſt heutzutage die epiſche Ruhe des Stils mehr oder weniger verloren gegangen, die in den Muſtern der Gattung bei den romaniſchen Völkern ſo großen Reiz übt und dem, was unſer deutſcher Großmeiſter der Erzählungskunſt geſchaffen, unvergänglichen Werth verleiht.

Aber wenn wir dieſe Thatſache mit unverhohlenem Bedauern erkennen, ſind wir doch von der Meinung fern, als ob die Novelle nothwendig „umkehren“ und um jeden Preis die edle Einfalt und claſſiſche Mäßigung zurückgewinnen müſſe, die ſie in ihrer Jugend beſaß. Jeder Zeitgeſchmack iſt eine Macht, die zwar nicht vor Recht geht, der aber ein doctrinärer Eigenſinn ſich nicht in den Weg ſtellen darf. So wenig wir von Robert Schumann's durchgeiſtigt ſubjectiver Form und dem problematiſch leidenſchaftlichen Charakter ſeiner Kunſt zu der durchſichtigen Objectivität Vater Haydn's zurückkönnen, weil die Stimmungen und Strömungen unſeres heutigen Lebens über den Rand dieſer kryſtallklaren Formen hinausſchwellen, eben ſo wenig wird es uns einfallen dürfen, mit archaiſtiſcher Willkür die Novelle zu freiwilliger Armuth, zur Beſchränkung an Stoffen und Darſtellungsmitteln zu verpflichten. Nil humani a me alienum puto — Alles, was eine Menſchenbruſt bewegt, gehört in meinen Kreis — dieſer Looſung wird die Novelle mit vollſter Unumſchränktheit treu bleiben müſſen. Haben doch auch gerade in der neueren Zeit bedeutende Talente im verſchiedenſten Sinne mit dieſem Wahlſpruch Ernſt gemacht. Von dem einfachen Bericht eines merkwürdigen Ereigniſſes oder einer ſinnreich erfundenen abenteuerlichen Geſchichte hat ſich die Novelle nach und nach zu der Form entwickelt, in welcher gerade die tiefſten und wichtigſten ſittlichen Fragen zur Sprache kommen, weil in dieſer beſcheidenen dichteriſchen Gattung auch der Ausnahmsfall, das höchſt individuelle und allerperſönlichſte Recht im Kampf der Pflichten, ſeine Geltung findet. Fälle, die ſich durch den Eigenſinn der Umſtände und Charaktere und eine durchaus nicht allgemein gültige Löſung der dramatiſchen Behandlung entziehen, ſittliche Zartheit oder Größe, die zu ihrem Verſtändniß der ſorgfältigſten Einzelzüge bedarf, alles Einzige und Eigenartige, ſelbſt Grillige und bis an die Grenze des Häßlichen ſich Verirrende iſt von der Novelle dichteriſch zu verwerthen. Denn es bleibt ihr von ihrem Urſprung her ein gewiſſes Schutzrecht für das bloß Thatſächliche, das ſchlechthin Erlebte, und für den oft nicht ganz reinlichen Erdenreſt der Wirklichkeit kann ſie vollauf entſchädigen, theils durch die harmloſe Lebendigkeit des Tons, indem ſie Stoffe von geringerem dichteriſchen Gehalt auch in anſpruchsloſerer Form, ohne den vollen Nachdruck ihrer Kunſtmittel überliefert, theils durch die unerſchöpfliche Bedeutſamkeit des Stoffes ſelbſt, da der Menſch auch in ſeinen Unzulänglichkeiten dem Menſchen doch immer das Intereſſanteſte bleibt.

Thöricht wäre daher die Forderung, auch Probleme der oben bezeichneten Art, die oft nur durch die zarteſten Schattirungen, reizendes Helldunkel oder eine photographiſche Deutlichkeit unſer Intereſſe gewinnen, in jener naiven Holzſchnittmanier der alten Italiener oder mit den ungebrochenen Farben des großen Spaniers zu behandeln. Hier ſind alle jene Mittel höchſt individueller Vortragsweiſe nicht nur erlaubt, ſondern ſogar gefordert, wie ſie einigen der franzöſiſchen Erzähler und in noch höherem Grade dem ruſſiſchen Meiſter der Seelenkunde, Iwan Turgenjew, in ſo bewundernswerthem Maße zu Gebote ſtehen. Der Dichter, der uns in die geheimnißvollſten Gemüthstiefen ſeltener oder doch ſehr entſchieden ausgeprägter Individuen blicken läßt, wird, um uns in volle Illuſion zu bringen, andere Töne anſchlagen müſſen, als wer uns von einem geraubten und unter Zigeunern wiedergefundenen Kinde erzählt, in deſſen Geſchick die abenteuerliche Verwicklung und Löſung äußerer Umſtände das Hauptintereſſe bildet. Bei jenen höchſt modernen Aufgaben iſt eine dramatiſche Unmittelbarkeit berechtigt, eine geſteigerte Schärfe der Naturlaute, ein gewiſſer nervöſer, herzklopfender Stil, die mit der oben gerühmten epiſchen Ruhe im äußerſten Gegenſatz ſtehen.

Und freilich iſt dieſe, wie jede Virtuoſität, auch ſehr der Gefahr ausgeſetzt, die Mittel zum Zweck zu machen und über dem Reiz, mit der Schwierigkeit der Form zu ſpielen, den Sinn für den Werth des Ganzen einzubüßen. Auch der Erzähler dürfte nie vergeſſen, daß, wie bloße Farbeneffecte noch kein Bild machen, ein noch ſo geiſtreiches Spiel mit zerflatternden Motiven keine Geſchichte ergiebt, die unſerer Phantaſie eingegraben bleibt, und daß auch in dieſem Gebiet „groß ſein heißt, nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen.“

Denn wie ſehr auch die kleinſte Form großer

Wirkungen fähig ſei, beweiſ't unſeres Erachtens gerade die Novelle, die im Gegenſatz zum Roman den Eindruck eben ſo verdichtet, auf Einen Punkt ſammelt und dadurch zur höchſten Gewalt zu ſteigern vermag, wie es der Ballade, dem Epos gegenüber, vergönnt iſt, mit einem raſchen Schlage uns das innerſte Herz zu treffen. Es kann hier nicht unſere Aufgabe ſein, das Kapitel der Aeſthetik über Roman und Novelle zu ſchreiben; ſo wenig wir mit den einleitenden Notizen eine Geſchichte der deutſchen Novelliſtik zu geben dachten. So viel aber muß doch zu vorläufiger Verſtändigung geſagt werden, daß wir allerdings den Unterſchied beider Gattungen nicht in das Längenmaß ſetzen, wonach ein Roman eine mehrbändige Novelle, eine Novelle ein kleiner Roman wäre. Da lang und kurz relative Begriffe ſind und man bekanntlich die ſimpelſte Liebesgeſchichte für den Liebhaber nicht lang genug ausſpinnen, dagegen den Inhalt der Odyſſee „zum Gebrauch des Dauphin“ auf eine Quartſeite bringen kann, ſo muß, wenn es ſich um mehr als Namen handeln ſoll, ſchon im Thema, im Problem, im unentwickelten Keim etwas liegen, das mit Nothwendigkeit zu der einen oder andern Form hindrängt.

Und dies ſcheint, wenn man auf das Weſentliche ſieht, in Folgendem zu beruhen.

Wenn der Roman ein Cultur- und Geſellſchaftsbild im Großen, ein Weltbild im Kleinen entfaltet, bei dem es auf ein gruppenweiſes Ineinandergreifen oder ein concentriſches Sichumſchlingen verſchiedener Lebenskreiſe recht eigentlich abgeſehen iſt, ſo hat die Novelle in einem einzigen Kreiſe einen einzelnen Conflict, eine ſittliche oder Schickſals-Idee oder ein entſchieden abgegrenztes Charakterbild darzuſtellen und die Beziehungen der darin handelnden Menſchen zu dem großen Ganzen des Weltlebens nur in andeutender Abbreviatur durchſchimmern zu laſſen. Die Geſchichte, nicht die Zuſtände, das Ereigniß, nicht die ſich in ihm ſpiegelnde Weltanſchauung, ſind hier die Hauptſache; denn ſelbſt der tiefſte ideelle Gehalt des einzelnen Falles wird wegen ſeiner Einſeitigkeit und Abgetrenntheit — der Iſolirung des Experiments, wie die Naturforſcher ſagen — nur einen relativen Werth behalten, während es in der Breite des Romans möglich wird, eine Lebens- oder Gewiſſensfrage der Menſchheit erſchöpfend von allen Seiten zu beleuchten. Freilich wird es auch hier an Uebergangsformen nicht fehlen. Hat doch unſer größter Erzähler in ſeinen „Wahlverwandtſchaften" ein echt novelliſtiſches Thema mit vollem Recht zum Roman ſich auswachſen laſſen, indem er das bedeutende Problem mitten in ein reich gegliedertes ſociales Leben hineinſetzte, obwohl vier Menſchen auf einer wüſten Inſel eben ſo gut in die Lage kommen konnten, die Gewalt dieſes Naturgeſetzes an ſich zu erfahren.

Im Allgemeinen aber halten wir auch bei der Auswahl für unſern Novellenſchatz an der Regel feſt, der Novelle den Vorzug zu geben, deren Grundmotiv ſich am deutlichſten abrundet und — mehr oder weniger gehaltvoll — etwas Eigenartiges, Specifiſches ſchon in der bloßen Anlage verräth. Eine ſtarke Silhouette — um nochmals einen Ausdruck der Malerſprache zu Hülfe zu nehmen — dürfte dem, was wir im eigentlichen Sinne Novelle nennen, nicht fehlen, ja wir glauben, die Probe auf die Trefflichkeit eines novelliſtiſchen Motivs werde in den meiſten Fällen darin beſtehen, ob der Verſuch gelingt, den Inhalt in wenige Zeilen zuſammenzufaſſen, in der Weiſe, wie die alten Italiener ihren Novellen kurze Ueberſchriften gaben, die dem Kundigen ſchon im Keim den ſpecifiſchen Werth des Thema's verrathen. Wer, der im Boccaz die Inhaltsangabe der 9ten Novelle des 5ten Tages lieſ't:

„Federigo degli Alberighi liebt, ohne Gegenliebe zu finden; in ritterlicher Werbung verſchwendet er all ſeine Habe und behält nur noch einen einzigen Falken; dieſen, da die von ihm geliebte Dame zufällig ſein Haus beſucht und er ſonſt nichts hat, ihr ein Mahl zu bereiten, ſetzt er ihr bei Tiſche vor. Sie erfährt, was er gethan, ändert plötzlich ihren Sinn und belohnt ſeine Liebe, indem ſie ihn zum Herrn ihrer Hand und ihres Vermögens macht“ —

— wer erkennt nicht in dieſen wenigen Zeilen alle Elemente einer rührenden und erfreulichen Novelle, in der das Schickſal zweier Menſchen durch eine äußere Zufallswendung, die aber die Charaktere tiefer entwickelt, aufs Liebenswürdigſte ſich vollendet? Wer, der dieſe einfachen Grundzüge einmal überblickt hat, wird die kleine Fabel je wieder vergeſſen, zumal wenn er ſie nun mit der ganzen Anmuth jenes im Ernſt wie in der Schalkheit unvergleichlichen Meiſters vorgetragen findet.

Wir wiederholen es: eine ſo einfache Form wird ſich nicht für jedes Thema unſeres vielbrüchigen modernen Culturlebens finden laſſen. Gleichwohl aber könnte es nicht ſchaden, wenn der Erzähler auch bei dem innerlichſten oder reichſten Stoff ſich zuerſt fragen wollte, wo „der Falke" ſei, das Specifiſche, das dieſe Geſchichte von tauſend anderen unterſcheidet.

Der Gedanke nun, das Beſte, was in dieſer Gattung geleiſtet iſt, nach Art der lyriſchen Anthologieen zu ſammeln und in überſichtlicher Folge herauszugeben, bedarf wohl kaum der Rechtfertigung. Wer dieſes ſo breit angebaute Gebiet unſerer Literatur von den fernſten Grenzen her durchwandert, wird ſeltſame Erfahrungen machen. Ehemals hochgefeierte und vielgeleſene Novelliſten erſcheinen ſo völlig veraltet und ungenießbar, daß man ihnen ihre heutige Verſchollenheit für immer gönnen würde, wenn nicht unter dem werthloſen Haufen hie und da eine Perle hervorglänzte, die ein beſſeres Loos verdiente. Andere, die nie zu Namen gekommen ſind, aus einer Laune ihres Talents oder jener Göttin, die über den Schickſalen der Bücher waltet, hätten gerechten Anſpruch darauf, daß die Unbill der Zeitgenoſſen ihnen vergütet werde. Dann die nicht ſeltenen Fälle, daß Lyriker oder Dramatiker, von einem bedeutenden Motiv angeregt, ſich auch einmal in der Novelle verſucht und Eigenthümliches geleiſtet haben, das im Schatten ihrer berühmteren Werke als gelegentlicher Nebenſchößling unbeachtet blieb. Wir erwähnen ſtatt anderer Beiſpiele hier nur jener feinempfundenen und ergreifend dargeſtellten Novelle Grillparzer's, „der arme Spielmann“, die ſeit ihrem Erſcheinen in dem Taſchenbuch „Iris“ von 1848 nie wieder gedruckt und außerhalb Oeſterreichs ſo gut wie unbekannt geblieben iſt. Und nun die Menge der Dilettanten beiderlei Geſchlechts, die gerade die Novelle zum Tummelplatz ihrer „Verſuche und Hinderniſſe“ zu machen pflegen! Ihrer haben Kritik und Literaturgeſchichte nicht Acht, und ihre Namen und Werke verſchwinden meiſt ſpurlos in den Spalten illuſtrirter Blätter und Familienjournale. Und doch taucht auch in dieſen Kreiſen hin und wieder ein Talent auf, dem zu guter Stunde ein glücklicher Griff gelingt, ein Stoff in die Hände kommt, der an ſich ſchon dankbar genug iſt, um auch von einem mäßig begabten Naturell in eine erfreuliche Form gebracht zu werden. Für all ſolche Fälle ſcheint es wünſchenswerth, einen Sammelpunkt zu gründen, wo aufbewahrt wird, was unter der Maſſe des Eintagslebendigen Dauer verſpricht und des Aufhebens werth iſt.

Wir haben unſere Sammlung in einer Art von chronologiſcher Ordnung begonnen, von der wir aber in den folgenden Bänden wieder abzuweichen genöthigt ſind. Bei der Unabſehbarkeit des Stoffes würde es noch Jahrzehnte brauchen, ehe wir mit gutem Gewiſſen beginnen dürften, wenn wir es auf eine ſtrenge Gruppirung nach geſchichtlichen und äſthetiſchen Geſichtspunkten anlegen wollten. Und den ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Maßſtab haben wir von vornherein nicht an unſer Unternehmen zu legen beabſichtigt. Vieles wäre zur Charakteriſtik der Zeit, in der es entſtand, des literariſchen Geiſtes und Geſchmacks, der es hervorrief und billigte, in einer literarhiſtoriſch geordneten Beiſpielſammlung am Platz, was der Aufnahme in unſern Novellenſchatz nicht gewürdigt werden könnte. Aber wenn wir auch nur wahrhaft Werthvolles, Lebensfähiges und heute noch Erfreuendes zu bieten wünſchen, ſo müſſen wir freilich darauf verzichten, ſowohl es Allen recht zu machen, als auch nur Vollkommenes zu bringen. Schon die erſten Bände enthalten Manches, was nur mit ſtarken Einſchränkungen empfohlen werden konnte, ſo hochberühmte Namen ihm auch an der Stirne ſtehen. Wir haben nach demſelben Grundſatz ausgewählt, nach dem bei Gründung einer öffentlichen Bildergallerie verfahren zu werden pflegt: nicht daß die Flagge überall die Ladung deckt, der Name das Werk vertritt, daß aber doch von den berühmteſten Namen, auch wenn wir gegen einen Theil dieſes Ruhms wohlbegründete Bedenken hätten, keiner ganz unvertreten bleibe und jeder womöglich mit ſeinem eigenthümlichſten Werk ſich in die Kette der Entwicklung einreihe.

Die Abſicht war anfänglich, einen jeden Schriftſteller mit einer kritiſchen Beſprechung ſeiner Schriften einzuführen. Aber gerade die ſtrenge Sorgfalt, mit der wir dies in den erſten drei Bänden durchzuführen geſucht, hat uns überzeugt, daß es rathſamer ſein werde, in der Folge uns auf bloße biographiſche Notizen zu beſchränken, denen vielleicht nur über die ausgewählte Novelle einige äſthetiſche Winke hinzugefügt würden, um auf das eigenthümliche Verdienſt derſelben aufmerkſam zu machen. Wir ſind auf das freundliche Entgegenkommen der Dichter und Verleger angewieſen, die uns bisher, mit wenigen Ausnahmen, in der dankenswertheſten Liberalität das Recht zum Abdruck der noch nicht freien Beiträge bewilligt haben. Vielfach nun würden wir in den Fall kommen, zum Dank für eine ſolche Gewährung eine Kritik üben zu müſſen, die den

Intereſſen der Betheiligten nicht erwünſcht ſein möchte, und dadurch der Breite und Vollſtändigkeit unſeres Unternehmens zu ſchaden. Indeſſen hoffen wir, durch die ſtrengſte Sichtung des Materials auch in den folgenden Bänden nicht nur dem Leſer zu genügen, dem es um edlere Unterhaltung und künſtleriſchen Genuß zu thun iſt, ſondern auch für eine künftige Geſchichte der Novelle in unſerer Muſterſammlung eine willkommene Vorarbeit zu liefern.

**Die Herausgeber.**

# Die neue Meluſine.

Von

**Goethe.**

Nicht bloß um mit dem größten Namen unſerer Dichterwelt zu beginnen, ſondern ungezwungen und mit gutem Rechte ſtellen wir die „Neue Meluſine" voran. Sie ſcheint nur ein Märchen zu ſein, in Wirklichkeit iſt ſie eine Novelle.

Die Goethe'ſchen Märchen ſind überhaupt nicht Märchen im reinen und erſt dem neueren Verſtändniß erſchloſſenen Sinn des Worts: an die Rococozeit anklingend, aus der ſie ſtammen, ſind ſie ein zerfließendes Spiel mit halb verſteckten, da und dort bedeutungsvoll hervortretenden und dann wieder neckiſch untertauchenden Begriffen, ein wunderbar reizendes Geſchlinge von Gedankenarabesken, die, wie der Dichter ſelbſt zu verſtehen giebt, an Alles und doch auch wieder an Nichts erinnern wollen.

Gerade hierin nun macht die Meluſine eine, faſt möchte man ſagen, vortheilhafte Ausnahme: ſie neckt uns nicht mit verſchwindenden Gebilden, ſondern läßt, weil denn einmal angeſpielt ſein ſoll, eine überall gleichmäßig durchſchimmernde Allegorie der beſten Art feſthalten, indem ſie — mit einer Anmuth und Meiſterſchaft des Vortrags, worin ſie ihren Geſchwiſtern nicht nachſteht, vielleicht dieſelben noch übertrifft, während ſie als Novelle ſicherlich unter den Goethe'ſchen den erſten Rang einnimmt — geiſtreich ſchalkhaft das bunte Treiben der

Weltkinder ſchildert, das ihren geſetzten Zuſchauern oft wie ein Märchen erſcheint; ſo daß dem Hörer oder Leſer aus der märchenhaften Verkleidung ſofort Verhältniſſe und Begebenheiten des wirklichen Lebens in die Augen ſpringen müſſen. Zu einer vollendeten Wirkung fehlt nur eine ausgeführtere Rahmenerzählung, worin etwa die Betroffenen ſelbſt gegenwärtig wären und durch neckendes Hin- und Wiederwerfen des bunten Fangballs der Scherz geſteigert würde.

Aehnlich war ja die Wirkung gleich bei dem erſten Erzählen, als der junge Dichter mit den beiden Mädchen und dem Freunde in der Seſenheimer Laube ſaß, in welche Erwin's von Steinbach Heimathberge nachbarlich über den Rhein herüber ſahen. Die ältere Schweſter lachte ausgelaſſen, die jüngere ſchüttelte den Kopf, und der Freund ſagte nachher dem über ſeine „Fratzen" ſelbſt bedenklich gewordenen Dichter: Die guten Kinder ſind mit ſolchen Dingen gar nicht ſo unbekannt, als du glaubſt; denn die große Geſellſchaft um ſie her giebt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß, und ſo iſt überrhein gerade ein ſolches Ehepaar, wie du es, nur übertrieben und märchenhaft, ſchilderſt. Er gerade ſo groß, derb und plump, ſie niedlich und zierlich genug, daß er ſie wohl auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Geſchichte paßt ebenfalls ſo genau zu deiner Erzählung, daß die Mädchen mich ernſtlich fragten, ob du die Perſonen kenneſt und ſie ſchalkhaft dargeſtellt hätteſt? — Daß der Dichter dagegen verſicherte, es ſei ihm gar keine Beziehung in den Sinn gekommen, das ändert an dem Charakter der Märchennovelle nichts.

Auch er hatte das Gefühl, daß dieſelbe einer verdeutlichenden Abrundung auf feſtem Wirklichkeitsboden bedürfe. Daher, als er ſie in das „Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1817“ gab, ſetzte er ihr eine Einleitung vor, die wir, da jener Almanach wohl ziemlich ſelten geworden ſein wird, als eine gewiß beliebte literariſche Curioſität hier mittheilen.

## „Vorwort.

„Man hat das Märchen verlangt, von welchem ich zu Ende des zweiten Bandes meiner Bekenntniſſe geſprochen. Leider werde ich es jetzo in ſeiner erſten unſchuldigen Freiheit nicht überliefern; es iſt lange nachher aufgeſchrieben worden und deutet in ſeiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit, als die iſt, mit der wir uns dort beſchäftigten. So viel reiche hin, um den einſeitigen Hörer vorzubereiten. Sollte ich alſo gegenwärtig jenes Märchen erzählen, ſo würde ich folgendergeſtalt anfangen:

---

„Wir hatten uns eines Abends, eine Geſellſchaft junger Leute, im Weinhauſe verſammelt, um ein kleines Feſt zu feiern. Damit es nun nicht, wie wohl öfters geſchah, durch zufällige Geſpräche und ohngefähren Widerſpruch geſtört würde, ſo hatten wir ausgemacht, daß Jeder die ſeltſamſte Liebesgeſchichte, die ihm begegnet, erzählen und die Geſellſchaft dadurch ergötzen und unterhalten ſollte. Der Erſte, den das Loos traf, hatte ſchon angefangen, ſeine Pflicht zu erfüllen, als ein Fremder hereintrat, den wir um ſo mehr betrachteten, als uns ſeine ſtörende Gegenwart unangenehm fiel. Er war von anſehnlicher Statur, breitſchultrig; ſein Betragen gewandt und ſicher und bei einiger Rohheit gefällig. Sein ſchwarzes Kraushaar gab ihm ein jugendliches, ſein glattraſirter blauer Bart ein männliches Anſehen. Er ſetzte ſich zu ſeiner Flaſche an einen beſonderen Tiſch; doch kaum bemerkte er, daß wir zu ſchweigen fortfuhren, ſo trat er zu uns heran und ſagte mit höflicher Geberde: Meine Herren, ich bin hier herein als in eine Wirthsſtube getreten, Sie ſind aber, wie ich merke, in geſchloſſener Geſellſchaft verſammelt, und ich trinke lieber meine Flaſche auf dem Vorſaal, als daß ich Sie ſtören wollte. — Dieſe Anrede beſtach uns ſogleich, und der Vorſitzende, der die Zuſtimmung ſchon in unſeren Augen geleſen hatte, lud ihn ein, ſich zu uns zu ſetzen, und wenn er unſere Geſchichten angehört, auch die ſeinige mitzutheilen.

„Der Fremde ging dieſen Vorſchlag mit Vergnügen ein, und als nach einigen angenehm vollbrachten Stunden gegen Mitternacht die Reihe nunmehr an ihn kam, ſo begann er ſeine Rede mit einer gewiſſen zutraulichen Beſcheidenheit, die zu ſeinem übrigen Weſen vollkommen paſſend war.

„Es iſt nicht zu leugnen, meine Herren, daß die Begebenheiten und Liebesabenteuer, deren Sie ſich rühmen, für merkwürdig und bedeutend zu halten ſind; aber Sie erlauben mir zu ſagen, daß ich eines zu erzählen habe, welches die bisherigen weit übertrifft, und das, wiewohl es mir ſchon vor einigen Jahren begegnet, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja ſogar eine endliche Entwicklung hoffen läßt. Es möchte ſchwerlich ſeines Gleichen finden.“

In den letzten Worten fällt der Text bereits mit der ſpäteren Rahmenerzählung zuſammen, und von hier an läuft der Vortrag gleichlautend fort. Nur würde man irren, wenn man glaubte, daß das Märchen ſich nun vollſtändig angeſchloſſen habe. Nein, vielmehr geleitet von der bekannten Neigung, zu zerſtückeln und nicht gleich mit dem Ganzen herauszurücken, gab der Dichter nur die Hälfte des ohnehin ſo kleinen Stückes, und das Bruchſtückchen ſchloß, unbefriedigend genug, mit den Worten: „Vernimm alſo: —“ Alſo, da das Damentaſchenbuch in jährlichen Zwiſchenräumen herauskam, mußte eine Pauſe von dieſer Länge erduldet werden? O nein, geneigter Leſer, der Jahrgang 1818 brachte den „Mann von fünfzig Jahren“, und erſt im Jahrgang 1819, ſomit nach mehr als ſiebzehntauſend Warteſtunden, erſchien die zweite Hälfte der Meluſine, beginnend mit den Worten: „Vernimm alſo, was ich dir lieber bis in die ſpäteſten Zeiten verborgen hätte.“ Ja, und am Schluſſe läßt der Dichter, welchem jetzt bereits die Rahmenerzählung der Wanderjahre vorſchweben mochte, den Erzähler, der bei den erſten Worten als Fremder in die Geſellſchaft eingetreten iſt, gelaſſen ſagen: „Und ſo kam ich denn endlich wieder an den Herd zur Köchin, wo ihr mich zuerſt habt kennen lernen.“ Es war denn doch ein bischen Willkürregiment, das dem beſchränkten Unterthanenverſtand des Publikums geboten wurde, und man darf ſich nicht wundern, wenn dieſes nachderhand etwas anarchiſch geworden iſt.

Selbſtverſtändlich geben wir die Einleitung in der ſpäteren Faſſung, wie ſie in den Wanderjahren ſteht, und laſſen zur Vergegenwärtigung des Zuſammenhanges eine kleine Erinnerung vorausgehen. Wilhelm Meiſter hat die Einladung der eigenthümlichen Geſellſchaft angenommen, welcher Lenardo vorſteht. Morgens nach dem Frühſtücke ſieht er eine Figur in ſein Zimmer eintreten, in welcher wir bald den Doppelgänger jenes früheren Erzählers zu erkennen haben, jedoch in der Zeichnung beſtimmter gefaßt und zugleich etwas gemildert (ſoferne wenigſtens ein „bei einiger Rohheit gefälliges Betragen“ vorübergehend ſtutzen machen konnte).

„Es war ein wohlgebauter, breitſchultriger, auch behender Mann, der ſich durch ausgekramtes Geräth als Barbier ankündigte und ſich bereitete, Wilhelmen dieſen ſo erwünſchten Dienſt zu leiſten. Uebrigens ſchwieg er ſtill, und das Geſchäft war mit ſehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von ſich gegeben hätte. Wilhelm begann daher und ſprach: „Eure Kunſt verſteht Ihr meiſterlich, und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Meſſer jemals an meinen Wangen gefühlt hätte, zugleich ſcheint Ihr aber die Geſetze der Geſellſchaft genau zu beobachten.“ — Schalkhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, ſchlich der Schweigſame zur Thüre hinaus. Wahrlich, rief ihm Wilhelm nach, Ihr ſeid jener Rothmantel, wo nicht ſelbſt, doch wenigſtens gewiß ein Abkömmling; es iſt Euer Glück, daß Ihr den Gegendienſt von mir nicht verlangen wollt, Ihr würdet Euch dabei ſchlecht befunden haben.“

Abends nun wird der Gaſt von ſeinen Freunden unterhalten, wie folgt.

K.

Als der Abend herbeikam und die Freunde in einer weitumherſchauenden Laube ſaßen, trat eine anſehnliche Figur auf die Schwelle, welche unſer Freund ſogleich für den Barbier von heute früh erkannte. Auf einen tiefen, ſtummen Bückling des Mannes erwiderte Lenardo: Ihr kommt, wie immer, ſehr gelegen und werdet nicht ſäumen, uns mit Eurem Talent zu erfreuen. — Ich kann Ihnen wohl, fuhr er zu Wilhelmen gewendet fort, Einiges von der Geſellſchaft erzählen, deren Band zu ſein ich mich rühmen darf. Niemand tritt in unſern Kreis, als wer gewiſſe Talente aufzuweiſen hat, die zum Nutzen oder Vergnügen einer jeden Geſellſchaft dienen würden. Dieſer Mann iſt ein derber Wundarzt, der in bedenklichen Fällen, wo Entſchluß und körperliche Kraft gefordert wird, ſeinem Meiſter trefflich an der Seite zu ſtehen bereit iſt. Was er als Bartkünſtler leiſtet, davon können Sie ihm ſelbſt ein Zeugniß geben. Hiedurch iſt er uns eben ſo nöthig als willkommen. Da nun aber dieſe Beſchäftigung gewöhnlich eine große und oft läſtige Geſchwätzigkeit mit ſich führt, ſo hat er ſich zu eigner Bildung eine Bedingung gefallen laſſen, wie denn Jeder, der unter uns leben will, ſich von einer gewiſſen Seite bedingen muß, wenn ihm nach anderen Seiten hin die größere Freiheit gewährt iſt. Dieſer alſo hat nun auf die Sprache Verzicht gethan, inſofern etwas Gewöhnliches oder Zufälliges durch ſie ausgedrückt wird; daraus aber hat ſich ihm ein anderes Redetalent entwickelt, welches abſichtlich, klug und erfreulich wirkt, die Gabe des Erzählens nämlich. Sein Leben iſt reich an wunderlichen Erfahrungen, die er ſonſt zu ungelegener Zeit ſchwätzend zerſplitterte; nun aber durch Schweigen genöthigt im ſtillen Sinne wiederholt und ordnet. Hiermit verbindet ſich denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geſchehenen Leben und Bewegung. Mit beſonderer Kunſt und Geſchicklichkeit weiß er wahrhafte Märchen und märchenhafte Geſchichten zu erzählen, wodurch er oft zur ſchicklichen Stunde uns gar ſehr ergötzt, wenn ihm die Zunge durch mich gelöſ't wird; wie ich denn gegenwärtig thue, und ihm zugleich das Lob ertheile, daß er ſich in geraumer Zeit, ſeitdem ich ihn kenne, noch niemals wiederholt hat. Nun hoff' ich, daß er auch diesmal, unſerm theuren Gaſt zu Lieb' und Ehren, ſich beſonders hervorthun werde.

Ueber das Geſicht des Rothmantels verbreitete ſich eine geiſtreiche Heiterkeit, und er fing ungeſäumt folgendermaßen zu ſprechen an:

Hochverehrte Herren! da mir bekannt iſt, daß Sie vorläufige Reden und Einleitungen nicht beſonders lieben, ſo will ich ohne weiteres verſichern, daß ich diesmal vorzüglich gut zu beſtehen hoffe. Von mir ſind zwar ſchon gar manche wahrhafte Geſchichten zu hoher und allſeitiger Zufriedenheit ausgegangen, heute aber darf ich ſagen, daß ich eine zu erzählen habe, welche die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewohl ſie mir ſchon vor einigen Jahren begegnet iſt, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja ſogar eine endliche Entwicklung hoffen läßt. Sie möchte ſchwerlich ihres Gleichen finden.

Vorerſt ſei geſtanden, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer ſo eingerichtet, um der nächſten Zeit, ja des nächſten Tages ganz ſicher zu ſein. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirth und fand mich oft in mancherlei Verlegenheiten. Einſt nahm ich mir eine Reiſe vor, die mir guten Gewinn verſchaffen ſollte; aber ich machte meinen Zuſchnitt ein wenig zu groß, und nachdem ich ſie mit Extrapoſt angefangen und ſodann auf der ordinären eine Zeitlang fortgeſetzt hatte, fand ich mich zuletzt genöthigt, dem Ende derſelben zu Fuße entgegen zu gehen.

Als ein lebhafter Burſche hatte ich von jeher die Gewohnheit, ſobald ich in ein Wirthshaus kam, mich nach der Wirthin oder auch nach der Köchin umzuſehen und mich ſchmeichleriſch gegen ſie zu bezeigen, wodurch denn meine Zeche meiſtens vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Poſthaus eines kleinen Städtchens trat und eben nach meiner hergebrachten Weiſe verfahren wollte, raſſelte gleich hinter mir ein ſchöner zweiſitziger Wagen, mit vier Pferden beſpannt, an der

Thüre vor. Ich wendete mich um, und ſah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte ſogleich ihr den Schlag zu eröffnen und zu fragen, ob ſie etwas zu befehlen habe. Beim Ausſteigen zeigte ſich eine ſchöne Geſtalt, und ihr liebenswürdiges Geſicht war, wenn man es näher betrachtete, mit einem kleinen Zug von Traurigkeit geſchmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in etwas dienen könne. — O ja! ſagte ſie, wenn Sie mir mit Sorgfalt das Käſtchen, das auf dem Sitze ſteht, herausheben und hinauftragen wollen; aber ich bitte gar ſehr, es recht ſtät zu tragen und im mindeſten nicht zu bewegen oder zu rütteln. — Ich nahm das Käſtchen mit Sorgfalt, ſie verſchloß den Kutſchenſchlag, wir ſtiegen zuſammen die Treppe hinauf, und ſie ſagte dem Geſinde, daß ſie dieſe Nacht hier bleiben würde.

Nun waren wir allein in dem Zimmer, ſie hieß mich das Käſtchen auf den Tiſch ſetzen, der an der Wand ſtand, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß ſie allein zu ſein wünſchte, empfahl ich mich, indem ich ihr ehrerbietig aber feurig die Hand küßte.

Beſtellen Sie das Abendeſſen für uns beide, ſagte ſie darauf; und es läßt ſich denken, mit welchem Vergnügen ich dieſen Auftrag ausrichtete, wobei ich denn zugleich in meinem Uebermuthe Wirthin und Geſinde kaum über die Achſel anſah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich wieder zu ihr führen ſollte. Es war aufgetragen, wir ſetzten uns gegen einander über, ich labte mich zum erſtenmale ſeit geraumer

Zeit an einem guten Eſſen und zugleich an einem ſo erwünſchten Anblick; ja mir kam es vor, als wenn ſie mit jeder Minute ſchöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm, doch ſuchte ſie alles abzulehnen, was ſich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgeräumt; ich zauderte, ich ſuchte allerlei Kunſtgriffe, mich ihr zu nähern, aber vergebens; ſie hielt mich durch eine gewiſſe Würde zurück, der ich nicht widerſtehen konnte, ja ich mußte wider meinen Willen zeitig genug von ihr ſcheiden.

Nach einer meiſt durchwachten und unruhig durchträumten Nacht war ich früh auf, erkundigte mich, ob ſie Pferde beſtellt habe; ich hörte, nein, und ging in den Garten, ſah ſie angekleidet am Fenſter ſtehen und eilte zu ihr hinauf. Als ſie mir ſo ſchön und ſchöner als geſtern entgegen kam, regte ſich auf einmal in mir Neigung, Schalkheit; ich ſtürzte auf ſie zu und faßte ſie in meine Arme. Engliſches, unwiderſtehliches Weſen! rief ich aus: verzeih, aber es iſt unmöglich! — Mit unglaublicher Gewandtheit entzog ſie ſich meinen Armen, und ich hatte ihr nicht einmal einen Kuß auf die Wange drücken können. — Halten Sie ſolche Ausbrüche einer plötzlichen leidenſchaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verſcherzen wollen, das Ihnen ſehr nahe liegt, das aber erſt nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann.

Fordere, was du willſt, engliſcher Geiſt! rief ich aus, aber bringe mich nicht zur Verzweiflung. — Sie verſetzte lächelnd: Wollen Sie ſich meinem Dienſte widmen, ſo hören Sie die Bedingungen! Ich komme hierher, eine Freundin zu beſuchen, bei der ich einige Tage zu verweilen gedenke; indeſſen wünſche ich, daß mein Wagen und dies Käſtchen weiter gebracht werden. Wollen Sie es übernehmen? Sie haben dabei nichts zu thun, als das Käſtchen mit Behutſamkeit in und aus dem Wagen zu heben, ſich daneben zu ſetzen und jede Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirthshaus, ſo wird es auf einen Tiſch geſtellt, in eine beſondere Stube, in der Sie weder wohnen noch ſchlafen dürfen. Sie verſchließen die Zimmer jedesmal mit dieſem Schlüſſel, der alle Schlöſſer auf- und zuſchließt und dem Schloſſe die beſondere Eigenſchaft giebt, daß es Niemand in der Zwiſchenzeit zu eröffnen im Stande iſt.

Ich ſah ſie an, mir ward ſonderbar zu Muthe; ich verſprach Alles zu thun, wenn ich hoffen könnte, ſie bald wieder zu ſehen, und wenn ſie mir dieſe Hoffnung mit einem Kuß beſiegelte. Sie that es, und von dem Augenblicke an war ich ihr ganz leibeigen geworden. Ich ſollte nun die Pferde beſtellen, ſagte ſie. Wir beſprachen den Weg, den ich nehmen, die Orte, wo ich mich aufhalten und ſie erwarten ſollte. Sie drückte mir zuletzt einen Beutel mit Gold in die Hand, und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie ſchien gerührt beim Abſchied, und ich wußte ſchon nicht mehr, was ich that oder thun ſollte.

Als ich von meiner Beſtellung zurückkam, fand ich die Stubenthür verſchloſſen. Ich verſuchte gleich meinen Hauptſchlüſſel, und er machte ſein Probeſtück vollkommen. Die Thüre ſprang auf, ich fand das Zimmer leer, nur das Käſtchen ſtand auf dem Tiſche, wo ich es hingeſtellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren, ich trug das Käſtchen ſorgfältig hinunter und ſetzte es neben mich. Die Wirthin fragte: Wo iſt denn die Dame? — Ein Kind antwortete: Sie iſt in die Stadt gegangen. — Ich begrüßte die Leute und fuhr wie im Triumph von hinnen, der ich geſtern Abend mit beſtaubten Gamaſchen hier angekommen war. Daß ich nun bei guter Muße dieſe Geſchichte hin und her überlegte, das Geld zählte, mancherlei Entwürfe machte und immer gelegentlich nach dem Käſtchen ſchielte, können Sie leicht denken. Ich fuhr nun ſtracks vor mich hin, ſtieg mehrere Stationen nicht aus und raſtete nicht, bis ich zu einer anſehnlichen Stadt gelangt war, wohin ſie mich beſchieden hatte. Ihre Befehle wurden ſorgfältig beobachtet, das Käſtchen in ein beſonderes Zimmer geſtellt und ein paar Wachslichter daneben angezündet, wie ſie auch verordnet hatte. Ich verſchloß das Zimmer, richtete mich in dem meinigen ein und that mir etwas zu Gute.

Eine Weile konnte ich mich mit dem Andenken an ſie beſchäftigen, aber gar bald wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht gewohnt, ohne Geſellſchaft zu leben; dieſe fand ich bald an Wirthstafeln und an öffentlichen Orten nach meinem Sinne. Mein Geld fing bei dieſer Gelegenheit an zu ſchmelzen und verlor ſich eines Abends völlig aus meinem Beutel, als ich mich unvorſichtig einem leidenſchaftlichen Spiel überlaſſen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Von Gelde entblößt, mit dem Anſehen eines reichen Mannes eine tüchtige Zeche erwartend, ungewiß, ob und wann meine Schöne ſich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt ſehnte ich mich nach ihr, und glaubte nun gar nicht mehr ohne ſie und ohne ihr Geld leben zu können.

Nach dem Abendeſſen, das mir gar nicht geſchmeckt hatte, weil ich es diesmal einſam zu genießen genöthigt worden, ging ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab, ſprach mit mir ſelbſt, verwünſchte, warf mich auf den Boden, zerraufte mir die Haare und erzeigte mich ganz ungeberdig. Auf einmal höre ich in dem verſchloſſenen Zimmer nebenan eine leiſe Bewegung, und kurz nachher an der wohlverwahrten Thüre pochen. Ich raffe mich zuſammen, greife nach dem Hauptſchlüſſel, aber die Flügelthüren ſpringen von ſelbſt auf, und im Schein jener brennenden Wachslichter kommt mir meine Schöne entgegen. Ich werfe mich ihr zu Füßen, küſſe ihr Kleid, ihre Hände, ſie hebt mich auf, ich wage nicht ſie zu umarmen, kaum ſie anzuſehen; doch geſtehe ich ihr aufrichtig und reuig meinen Fehler. — Er iſt zu verzeihen, ſagte ſie, nur verſpätet Ihr leider Euer Glück und meines. Ihr müßt nun abermals eine Strecke in die Welt hineinfahren, ehe wir uns wieder ſehen. Hier iſt noch mehr Gold, ſagte ſie, und hinreichend, wenn Ihr einigermaßen haushalten wollt. Hat Euch aber diesmal Wein und Spiel in Verlegenheit geſetzt, ſo hütet Euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhliches Wiederſehen hoffen.

Sie trat über ihre Schwelle zurück, die Flügel ſchlugen zuſammen, ich pochte, ich bat, aber nichts ließ ſich weiter hören. Als ich den andern Morgen die Zeche verlangte, lächelte der Kellner und ſagte: So wiſſen wir doch, warum Ihr Eure Thüren auf eine ſo künſtliche und unbegreifliche Weiſe verſchließt, daß kein Hauptſchlüſſel ſie öffnen kann. Wir vermutheten bei Euch viel Geld und Koſtbarkeiten; nun aber haben wir den Schatz zur Treppe hinunter gehen ſehen, und auf alle Weiſe ſchien er würdig, wohl verwahrt zu werden.

Ich erwiderte nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und ſtieg mit meinem Käſtchen in den Wagen. Ich fuhr nun wieder in die Welt hinein mit dem feſten Vorſatz, auf die Warnung meiner geheimnißvollen Freundin künftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen Stadt angelangt, ſo ward ich bald mit liebenswürdigen Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich durchaus nicht losreißen konnte. Sie ſchienen mir ihre Gunſt theuer anrechnen zu wollen; denn indem ſie mich immer in einiger Entfernung hielten, verleiteten ſie mich zu einer Ausgabe nach der andern, und da ich nur ſuchte, ihr Vergnügen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, ſondern zahlte und ſpendete immerfort, ſo wie es eben vorkam. Wie groß war daher meine Verwunderung und mein Vergnügen, als ich nach einigen Wochen bemerkte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, ſondern daß er noch ſo rund und ſtrotzend war, wie Anfangs. Ich wollte mich dieſer ſchönen Eigenſchaft näher verſichern, ſetzte mich hin zu zählen, merkte mir die Summe genau und fing nun an mit meiner Geſellſchaft luſtig zu leben, wie vorher. Da fehlte es nicht an Land- und Waſſerfahrten, an Tanz, Geſang und anderen Vergnügungen. Nun bedurfte es aber keiner großen Aufmerkſamkeit, um gewahr zu werden, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn ich ihm durch mein verwünſchtes Zählen die Tugend, unzählbar zu ſein, entwendet hätte. Indeſſen war das Freudenleben einmal im Gange und konnte nicht zurück, und doch war ich mit meiner Baarſchaft bald am Ende. Ich verwünſchte meine Lage, ſchalt auf meine Freundin, die mich ſo in Verſuchung geführt hatte, nahm es ihr übel auf, daß ſie ſich nicht wieder ſehen laſſen, ſagte mich im Aerger von allen Pflichten gegen ſie los und nahm mir vor, das Käſtchen zu öffnen, ob vielleicht in demſelben einige Hülfe zu finden ſei. Denn war es gleich nicht ſchwer genug, um Geld zu enthalten, ſo konnten doch Juwelen darin ſein, und auch dieſe wären mir ſehr willkommen geweſen. Ich war im Begriff den Vorſatz auszuführen, doch verſchob ich ihn auf die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen, und eilte zu einem Bankett, das eben angeſagt war. Da ging es denn wieder hoch her, und wir waren durch Wein und Trompetenſchall mächtig aufgeregt, als mir der unangenehme Streich paſſirte, daß beim Nachtiſche ein älterer Freund meiner liebſten Schönheit, von Reiſen kommend, unvermuthet hereintrat, ſich zu ihr ſetzte und ohne große Umſtände ſeine alten Rechte geltend zu machen ſuchte. Daraus entſtand nun bald Unwille, Hader und Streit; wir zogen vom Leder, und ich wurde mit mehreren Wunden halbtodt nach Hauſe getragen.

Der Chirurgus hatte mich verbunden und verlaſſen, es war ſchon tief in der Nacht, mein Wärter eingeſchlafen, die Thür des Seitenzimmers ging auf, meine geheimnißvolle Freundin trat herein und ſetzte ſich zu mir ans Bette. Sie fragte nach meinem Befinden; ich antwortete nicht, denn ich war matt und verdrießlich. Sie fuhr fort, mit vielem Antheil zu ſprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewiſſen Balſam, ſo daß ich mich geſchwind und entſchieden geſtärkt fühlte, ſo geſtärkt, daß ich mich erzürnen und ſie ausſchelten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf ſie, auf die Leidenſchaft, die ſie mir eingeflößt, auf ihr Erſcheinen, ihr Verſchwinden, auf die Langeweile, auf die Sehnſucht, die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiele, und ich ſchwur ihr zuletzt, daß, wenn ſie nicht die Meinige ſein, mir diesmal nicht angehören und ſich mit mir verbinden wolle, ſo verlange ich nicht länger zu leben;

worauf ich entſchiedene Antwort forderte. Als ſie zaudernd mit einer Erklärung zurückhielt, gerieth ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreifachen Verband von den Wunden, mit der entſchiedenen Abſicht, mich zu verbluten. Aber wie erſtaunte ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper ſchmuck und glänzend und ſie in meinen Armen fand.

Nun waren wir das glücklichſte Paar von der Welt. Wir baten einander wechſelſeitig um Verzeihung und wußten ſelbſt nicht recht warum. Sie verſprach nun, mit mir weiter zu reiſen, und bald ſaßen wir nebeneinander im Wagen, das Käſtchen gegen uns über, am Platze der dritten Perſon. Ich hatte desſelben niemals gegen ſie erwähnt; auch jetzt fiel mir's nicht ein, davon zu reden, ob es uns gleich vor den Augen ſtand und wir durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft beide dafür ſorgten, wie es etwa die Gelegenheit geben mochte; nur daß ich es immer in und aus dem Wagen hob und mich wie vormals mit dem Verſchluß der Thüren beſchäftigte.

So lange noch etwas im Beutel war, hatte ich immerfort bezahlt; als es mit meiner Baarſchaft zu Ende ging, ließ ich ſie es merken. — Dafür iſt leicht Rath geſchafft, ſagte ſie und deutete auf ein paar kleine Taſchen, oben an der Seite des Wagens angebracht, die ich früher wohl bemerkt, aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldſtücke heraus, ſo wie aus der andern einige Silbermünzen, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit, jeden Aufwand, wie es uns beliebte, fortzuſetzen. So reiſ'ten wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit Andern froh, und ich dachte nicht daran, daß ſie mich wieder verlaſſen könnte, um ſo weniger, als ſie ſich ſeit einiger Zeit entſchieden guter Hoffnung befand, wodurch unſere Heiterkeit und unſere Liebe nur noch vermehrt wurde. Aber eines Morgens fand ich ſie leider nicht mehr, und weil mir der Aufenthalt ohne ſie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Käſtchen wieder auf den Weg, verſuchte die Kraft beider Taſchen und fand ſie noch immer bewährt.

Die Reiſe ging glücklich von Statten, und wenn ich bisher über mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwickelung der wunderſamen Begebenheiten erwartete, ſo ereignete ſich doch gegenwärtig etwas, wodurch ich in Erſtaunen, in Sorgen, ja in Furcht geſetzt wurde. Weil ich, um von der Stelle zu kommen, Tag und Nacht zu reiſen gewohnt war, ſo geſchah es, daß ich oft im Finſtern fuhr, und es in meinem Wagen, wenn die Laternen zufällig ausgingen, ganz dunkel war. Einmal bei ſo finſterer Nacht war ich eingeſchlafen, und als ich erwachte, ſah ich den Schein eines Lichtes an der Decke meines Wagens. Ich beobachtete denſelben und fand, daß er aus dem Käſtchen hervorbrach, das einen Riß zu haben ſchien, eben als wäre es durch die heiße und trockene Witterung der eingetretenen Sommerzeit geſprungen. Meine Gedanken an die Juwelen wurden wieder rege, ich vermuthete, daß ein Karfunkel im Käſtchen liege, und wünſchte darüber Gewißheit zu haben. Ich rückte mich ſo gut ich konnte zurecht, ſo daß ich mit dem Auge unmittelbar den Riß berührte. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich in ein von Lichtern wohl erhelltes, mit viel Geſchmack, ja Koſtbarkeit meublirtes Zimmer hineinſah, gerade ſo, als hätte ich durch die Oeffnung eines Gewölbes in einen königlichen Saal hinab geſehen. Zwar konnte ich nur einen Theil des Raumes beobachten, der mich auf das Uebrige ſchließen ließ. Ein Kaminfeuer ſchien zu brennen, neben welchem ein Lehnſeſſel ſtand. Ich hielt den Athem an mich und fuhr fort zu beobachten. Indem kam von der anderen Seite des Saals ein Frauenzimmer mit einem Buch in den Händen, die ich ſogleich für meine Frau erkannte, obſchon ihr Bild nach dem allerkleinſten Maßſtabe zuſammengezogen war. Die Schöne ſetzte ſich in den Seſſel ans Kamin, um zu leſen, legte die Brände mit der niedlichſten Feuerzange zurecht, wobei ich deutlich bemerken konnte, das allerliebſte kleine Weſen ſei ebenfalls guter Hoffnung. Nun fand ich mich aber genöthigt, meine unbequeme Stellung einigermaßen zu verrücken, und bald darauf, als ich wieder hineinſehen und mich überzeugen wollte, daß es kein Traum geweſen, war das Licht verſchwunden, und ich blickte in eine leere Finſterniß.

Wie erſtaunt, ja erſchrocken ich war, läßt ſich begreifen. Ich machte mir tauſend Gedanken über dieſe Entdeckung und konnte doch eigentlich nichts denken. Darüber ſchlief ich ein, und als ich erwachte, glaubte ich eben nur geträumt zu haben; doch fühlte ich mich von meiner Schönen einigermaßen entfremdet, und indem ich das Käſtchen nur deſto ſorgfältiger trug, wußte ich nicht, ob ich ihre Wiedererſcheinung in völliger Menſchengröße wünſchen oder fürchten ſollte.

Nach einiger Zeit trat denn wirklich meine Schöne gegen Abend in weißem Kleide herein, und da es eben im Zimmer dämmerte, ſo kam ſie mir länger vor, als ich ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war, und ich erinnerte mich gehört zu haben, daß alle vom Geſchlecht der Nixen und Gnomen bei einbrechender Nacht an Länge gar merklich zunähmen. Sie flog wie gewöhnlich in meine Arme, aber ich konnte ſie nicht recht frohmüthig an meine beklemmte Bruſt drücken.

Mein Liebſter, ſagte ſie, ich fühle nun wohl an deinem Empfang, was ich leider ſchon weiß. Du haſt mich in der Zwiſchenzeit geſehn; du biſt von dem Zuſtand unterrichtet, in dem ich mich zu gewiſſen Zeiten befinde; dein Glück und das meinige iſt hiedurch unterbrochen, ja es ſteht auf dem Punkte, ganz vernichtet zu werden. Ich muß dich verlaſſen und weiß nicht, ob ich dich jemals wiederſehen werde. — Ihre Gegenwart, die Anmuth, mit der ſie ſprach, entfernte ſogleich faſt jede Erinnerung jenes Geſichtes, das mir ſchon bisher nur als ein Traum vorgeſchwebt hatte. Ich empfing ſie mit Lebhaftigkeit, überzeugte ſie von meiner Leidenſchaft, verſicherte ihr meine Unſchuld, erzählte ihr das Zufällige der Entdeckung, genug, ich that ſo viel, daß ſie ſelbſt beruhigt ſchien und mich zu beruhigen ſuchte.

Prüfe dich genau, ſagte ſie, ob dieſe Entdeckung deiner Liebe nicht geſchadet habe, ob du vergeſſen kannſt, daß ich in zweierlei Geſtalten mich neben dir befinde, ob die Verringerung meines Weſens nicht auch deine Neigung vermindern werde.

Ich ſah ſie an; ſchöner war ſie, als jemals, und ich dachte bei mir ſelbſt: Iſt es denn ein ſo großes Unglück, eine Frau zu beſitzen, die von Zeit zu Zeit eine Zwergin wird, ſo daß man ſie im Käſtchen herumtragen kann? Wäre es nicht viel ſchlimmer, wenn ſie zur Rieſin würde und ihren Mann in den Kaſten ſteckte? Meine Heiterkeit war zurückgekehrt. Ich hätte ſie um Alles in der Welt nicht fahren laſſen. — Beſtes Herz, verſetzte ich, laß uns bleiben und ſein, wie wir geweſen ſind. Könnten wir's beide denn herrlicher finden! Bediene dich deiner Bequemlichkeit, und ich verſpreche dir, das Käſtchen nur deſto ſorgfältiger zu tragen. Wie ſollte das Niedlichſte, was ich in meinem Leben geſehen, einen ſchlimmen Eindruck auf mich machen? Wie glücklich würden die Liebhaber ſein, wenn ſie ſolche Miniaturbilder beſitzen könnten! Und am Ende war es auch nur ein ſolches Bild, eine kleine Taſchenſpielerei. Du prüfſt und neckſt mich; du ſollſt aber ſehen, wie ich mich halten werde.

Die Sache iſt ernſthafter, als du denkſt, ſagte die Schöne; indeſſen bin ich recht wohl zufrieden, daß du ſie leicht nimmſt: denn für uns beide kann noch immer die heiterſte Folge werden. Ich will dir vertrauen und von meiner Seite das Mögliche thun, nur verſprich mir, dieſer Entdeckung niemals vorwurfsweiſe zu gedenken. Dazu füg' ich noch eine Bitte recht inſtändig, nimm dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in Acht.

Ich verſprach, was ſie begehrte, ich hätte zu und immer zu verſprochen; doch ſie wendete ſelbſt das Geſpräch, und Alles war im vorigen Gleiſe. Wir hatten nicht Urſache, den Ort unſeres Aufenthalts zu verändern; die Stadt war groß, die Geſellſchaft vielfach, die Jahreszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfeſt.

Bei allen ſolchen Freuden war meine Frau ſehr gerne geſehen, ja von Männern und Frauen lebhaft verlangt. Ein gutes, einſchmeichelndes Betragen, mit einer gewiſſen Hoheit verknüpft, machte ſie jedermann lieb und ehrenwerth. Ueberdies ſpielte ſie herrlich die Laute und ſang dazu, und alle geſelligen Nächte mußten durch ihr Talent gekrönt werden.

Ich will nur geſtehen, daß ich mir aus der Muſik niemals viel habe machen können, ja ſie hatte vielmehr auf mich eine unangenehme Wirkung. Meine Schöne, die mir das bald abgemerkt hatte, ſuchte mich daher niemals, wenn wir allein waren, auf dieſe Weiſe zu unterhalten; dagegen ſchien ſie ſich in Geſellſchaft zu entſchädigen, wo ſie denn gewöhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Und nun, warum ſollte ich es läugnen, unſere letzte

Unterredung, ungeachtet meines beſten Willens, war doch nicht vermögend geweſen, die Sache ganz bei mir abzuthun; vielmehr hatte ſich meine Empfindungsweiſe gar ſeltſam geſtimmt, ohne daß ich mir es vollkommen bewußt geweſen wäre. Da brach eines Abends in großer Geſellſchaft der verhaltene Unmuth los, und mir entſprang daraus der allergrößte Nachtheil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, ſo liebte ich nach jener unglücklichen Entdeckung meine Schönheit viel weniger, und nun ward ich eiferſüchtig auf ſie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bei Tafel, wo wir ſchräg gegen einander über in ziemlicher Entfernung ſaßen, befand ich mich ſehr wohl mit meinen beiden Nachbarinnen, ein paar Frauenzimmern, die mir ſeit einiger Zeit reizend geſchienen hatten. Unter Scherz und Liebesreden ſparte man des Weines nicht, indeſſen von der andern Seite ein paar Muſikfreunde ſich meiner Frau bemächtigt hatten und die Geſellſchaft zu Geſängen, einzelnen und chormäßigen, aufzumuntern und anzuführen wußten. Darüber fiel ich in böſe Laune; die beiden Kunſtliebhaber ſchienen zudringlich; der Geſang machte mich ärgerlich, und als man gar von mir auch eine Solo-Strophe begehrte, ſo wurde ich wirklich aufgebracht, leerte den Becher und ſetzte ihn ſehr unſanft nieder.

Durch die Anmuth meiner Nachbarinnen fühlte ich mich ſogleich zwar wieder gemildert, aber es iſt eine böſe Sache um den Aerger, wenn er einmal auf dem Wege iſt. Er kochte heimlich fort, obgleich Alles mich hätte ſollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit ſtimmen. Im Gegentheil wurde ich nur noch tückiſcher, als man eine Laute brachte und meine Schöne ihren Geſang zur Bewunderung aller Uebrigen begleitete. Unglücklicherweiſe erbat man ſich eine allgemeine Stille. Alſo auch ſchwatzen ſollte ich nicht mehr, und die Töne thaten mir in den Zähnen weh. War es nun ein Wunder, daß endlich der kleinſte Funke die Mine zündete?

Eben hatte die Sängerin ein Lied unter dem größten Beifall geendigt, als ſie nach mir, und wahrlich recht liebevoll, herüber ſah. Leider drangen die Blicke nicht bei mir ein. Sie bemerkte, daß ich einen Becher Wein hinunter ſchlang und einen neu anfüllte. Mit dem rechten Zeigefinger winkte ſie mir lieblich drohend. Bedenken Sie, daß es Wein iſt! ſagte ſie, nicht lauter, als daß ich es hören konnte. — Waſſer iſt für die Nixen! rief ich aus. — Meine Damen, ſagte ſie zu meinen Nachbarinnen, kränzen Sie den Becher mit aller Anmuth, daß er nicht zu oft leer werde. — Sie werden ſich doch nicht meiſtern laſſen! ziſchelte mir die Eine ins Ohr! — Was will der Zwerg? rief ich aus, mich heftiger geberdend, wodurch ich den Becher umſtieß. — Hier iſt viel verſchüttet! rief die Wunderſchöne, that einen Griff in die Saiten, als wolle ſie die Aufmerkſamkeit der Geſellſchft aus dieſer Störung wieder auf ſich heranziehen. Es gelang ihr wirklich, um ſo mehr, als ſie aufſtand, aber nur als wenn ſie ſich das Spiel bequemer machen wollte, und zu präludiren fortfuhr.

Als ich den rothen Wein über das Tiſchtuch fließen ſah, kam ich wieder zu mir ſelbſt. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte, und war recht innerlich zerknirſcht. Zum erſtenmal ſprach die Muſik mich an, die erſte Strophe, die ſie ſang, war ein freundlicher Abſchied an die Geſellſchaft, wie ſie ſich noch zuſammen fühlen konnte. Bei der folgenden Strophe floß die Societät gleichſam aus einander, Jeder fühlte ſich einzeln, abgeſondert, Niemand glaubte ſich mehr gegenwärtig. Aber was ſoll ich denn von der letzten Strophe ſagen? Sie war allein an mich gerichtet, die Stimme der gekränkten Liebe, die von Unmuth und Uebermuth Abſchied nimmt.

Stumm führte ich ſie nach Hauſe und erwartete mir nichts Gutes. Doch kaum waren wir in unſer Zimmer gelangt, als ſie ſich höchſt freundlich und anmuthig, ja ſogar ſchalkhaft erwies und mich zum glücklichſten aller Menſchen machte.

Des andern Morgens ſagte ich ganz getroſt und liebevoll: Du haſt ſo manchmal, durch gute Geſellſchaft aufgefordert, geſungen, ſo zum Beiſpiel geſtern Abend das rührende Abſchiedslied; ſinge nun auch einmal mir zu Liebe ein hübſches, fröhliches Willkommen in dieſer Morgenſtunde, damit es uns werde, als wenn wir uns zum erſtenmal kennen lernten.

Das vermag ich nicht, mein Freund, verſetzte ſie mit Ernſt. Das Lied von geſtern Abend bezog ſich auf unſere Scheidung, die nun ſogleich vor ſich gehen muß;

denn ich kann dir nur ſagen, die Beleidigung gegen Verſprechen und Schwur hat für uns beide die ſchlimmſten Folgen; du verſcherzeſt ein großes Glück, und auch ich muß meinen liebſten Wünſchen entſagen.

Als ich nun hierauf in ſie drang und bat, ſie möchte ſich näher erklären, verſetzte ſie: Das kann ich leider wohl, denn es iſt doch um mein Bleiben bei dir gethan. Vernimm alſo, was ich dir lieber bis in die ſpäteſten Zeiten verborgen hätte. Die Geſtalt, in der du mich im Käſtchen erblickteſt, iſt mir wirklich angeboren und natürlich; denn ich bin aus dem Stamm des Königs Eckwald, des mächtigen Fürſten der Zwerge, von dem die wahrhafte Geſchichte ſo vieles meldet. Unſer Volk iſt noch immer, wie vor Alters, thätig und geſchäftig und auch daher leicht zu regieren. Du mußt dir aber nicht vorſtellen, daß die Zwerge in ihrer Arbeit zurückgeblieben ſind. Sonſt waren Schwerte, die den Feind verfolgten, wenn man ſie ihm nachwarf, unſichtbar und geheimnißvoll bindende Ketten, undurchdringliche Schilder und dergleichen ihre berühmteſten Arbeiten. Jetzt aber beſchäftigen ſie ſich hauptſächlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Putzes und übertreffen darin alle andern Völker der Erde. Du würdeſt erſtaunen, wenn du unſere Werkſtätten und Waarenlager hindurch gehen ſollteſt. Dies wäre nun Alles gut, wenn nicht bei der ganzen Nation überhaupt, vorzüglich aber bei der königlichen Familie, ein beſonderer Umſtand einträte.

Da ſie einen Augenblick inne hielt, erſuchte ich ſie um fernere Eröffnung dieſer wunderſamen Geheimniſſe, worin ſie mir denn auch ſogleich willfahrte.

Es iſt bekannt, ſagte ſie, daß Gott, ſobald er die Welt erſchaffen hatte, ſo daß alles Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich daſtand, daß Gott, ſage ich, ſogleich vor allen Dingen die Zwerglein erſchuf, damit auch vernünftige Weſen wären, welche ſeine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Klüften anſtaunen und verehren könnten. Ferner iſt bekannt, daß dieſes kleine Geſchlecht ſich nachmals erhoben und ſich die Herrſchaft der Erde anzumaßen gedacht, weßhalb denn Gott die Drachen erſchaffen, um das Gezwerge ins Gebirge zurückzudrängen. Weil aber die Drachen ſich in den großen Höhlen und Spalten ſelbſt einzuniſten und dort zu wohnen pflegten, auch viele derſelben Feuer ſpieen und manch anderes Wüſte begingen, ſo wurde dadurch den Zwerglein gar große Noth und Kummer bereitet, dergeſtalt daß ſie nicht mehr wußten wo aus noch ein und ſich daher zu Gott dem Herrn gar demüthiglich und flehentlich wendeten, auch ihn im Gebet anriefen, er möchte doch dieſes unſaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun aber gleich nach ſeiner Weisheit ſein Geſchöpf zu zerſtören nicht beſchließen mochte, ſo ging ihm doch der armen Zwerglein große Noth dermaßen zu Herzen, daß er alſobald die Rieſen erſchuf, welche die Drachen bekämpfen und wo nicht ausrotten, doch wenigſtens vermindern ſollten.

Als nun aber die Rieſen ſo ziemlich mit den Drachen fertig geworden, ſtieg ihnen gleichfalls der Muth und Dünkel, weßwegen ſie gar manches Frevele, beſonders auch gegen die guten Zwerglein, verübten, welche denn abermals in ihrer Noth ſich zu dem Herrn wandten, der ſodann aus ſeiner Machtgewalt die Ritter ſchuf, welche die Rieſen und Drachen bekämpfen und mit den Zwerglein in guter Eintracht leben ſollten. Damit war denn das Schöpfungswerk von dieſer Seite beſchloſſen, und es findet ſich, daß nachher Rieſen und Drachen ſo wie die Ritter und Zwerge immer zuſammengehalten haben. Daraus kannſt du nun erſehen, mein Freund, daß wir von dem älteſten Geſchlecht der Welt ſind, welches uns zwar zu Ehren gereicht, doch aber auch großen Nachtheil mit ſich führt.

Da nämlich auf der Welt Nichts ewig beſtehen kann, ſondern Alles, was einmal groß geweſen, klein werden und abnehmen muß, ſo ſind auch wir in dem Falle, daß wir ſeit Erſchaffung der Welt immer abnehmen und kleiner werden, vor allen andern aber die königliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes dieſem Schickſal am erſten unterworfen iſt. Deßhalb haben unſere weiſen Meiſter ſchon vor vielen Jahren den Ausweg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzeſſin aus dem königlichen Hauſe heraus ins Land geſendet werde, um ſich mit einem ehrſamen Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeſchlecht wieder angefriſcht und vom gänzlichen Verfall gerettet ſei.

Indeſſen meine Schöne dieſe Worte ganz treuherzig vorbrachte, ſah ich ſie bedenklich an, weil es ſchien, als ob ſie Luſt habe, mir etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß ſie mich anſtatt eines Ritters ergriffen hatte, das machte mir einiges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben ſollen, meine Vorfahren ſeien von Gott unmittelbar erſchaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte ſie freundlich: Aber ſage mir, mein liebes Kind, wie kommſt du zu dieſer großen und anſehnlichen Geſtalt? Denn ich kenne wenig Frauen, die ſich dir an prächtiger Bildung vergleichen können. — Das ſollſt du erfahren, verſetzte meine Schöne. Es iſt von jeher im Rath der Zwergenkönige hergebracht, daß man ſich ſo lange als möglich vor jedem außerordentlichen Schritt in Acht nehme, welches ich denn auch ganz natürlich und billig finde. Man hätte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzeſſin wieder einmal in das Land zu ſenden, wenn nicht mein nachgeborner Bruder ſo klein ausgefallen wäre, daß ihn die Wärterinnen ſogar aus den Windeln verloren haben und man nicht weiß, wo er hingekommen iſt. Bei dieſem in den Jahrbüchern ganz unerhörten Falle verſammelte man die Weiſen, und kurz und gut, der Entſchluß ward gefaßt, mich auf die Freite zu ſchicken.

Der Entſchluß! rief ich aus; das iſt wohl alles ſchön und gut. Man kann ſich entſchließen, man kann etwas beſchließen; aber einem Zwerglein dieſe Göttergeſtalt zu geben, wie haben eure Weiſen dies zu Stande gebracht?

Es war auch ſchon von unſern Ahnherren vorgeſehen. In dem königlichen Schatze lag ein ungeheurer goldner Fingerring. Ich ſpreche jetzt von ihm wie er mir vorkam, da er mir, als einem Kinde, ehemals an ſeinem Orte gezeigt wurde: denn es iſt derſelbe, den ich hier am Finger habe; und nun ging man folgendergeſtalt zu Werke. Man unterrichtete mich von Allem, was bevorſtehe, und belehrte mich, was ich zu thun und zu laſſen habe.

Ein köſtlicher Palaſt nach dem Muſter des liebſten Sommeraufenthalts meiner Eltern wurde verfertigt: ein Hauptgebäude, Seitenflügel und was man nur wünſchen kann. Er ſtand am Eingang einer großen Felskluft und verzierte ſie auf's Beſte. An dem beſtimmten Tage zog der Hof dorthin und meine Eltern mit mir. Die Armee paradirte, und vier und zwanzig Prieſter trugen auf einer köſtlichen Bahre, nicht ohne Beſchwerlichkeit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebäudes gelegt, gleich innerhalb, wo man über ſie hinübertritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abſchiede ſchritt ich zum Werke. Ich trat hinzu, legte die Hand an den Ring und fing ſogleich merklich zu wachſen an. In wenig Augenblicken war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring ſogleich an den Finger ſteckte. Nun im Nu verſchloßen ſich Fenſter, Thür und Thore, die Seitenflügel zogen ſich ins Hauptgebäude zurück, ſtatt des Palaſtes ſtand ein Käſtchen neben mir, das ich ſogleich aufhob und mit mir forttrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, ſo groß und ſtark zu ſein, zwar immer noch ein Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme wie gegen Landſtrecken, aber doch immer ſchon ein Rieſe gegen Gras und Kräuter, beſonders aber gegen die Ameiſen, mit denen wir Zwerge nicht immer in gutem Verhältniß ſtehen und deßwegen oft von ihnen geplagt werden.

Wie es mir auf meiner Wallfahrt erging, ehe ich dich fand, davon hätte ich viel zu erzählen. Genug, ich prüfte Manchen, aber Niemand als du ſchien mir werth, den Stamm des herrlichen Eckwald zu erneuern und zu verewigen. —

Bei allen dieſen Erzählungen wackelte mir mitunter der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geſchüttelt hätte. Ich that verſchiedene Fragen, worauf ich aber keine ſonderlichen Antworten erhielt, vielmehr zu meiner größten Betrübniß erfuhr, daß ſie nach dem, was begegnet, nothwendig zu ihren Eltern zurückkehren müſſe. Sie hoffe zwar wieder zu mir zu kommen, doch jetzt habe ſie ſich unvermeidlich zu ſtellen, weil ſonſt für ſie ſo wie für mich Alles verloren wäre. Die Beutel würden bald aufhören zu zahlen und was ſonſt noch alles daraus entſtehen könnte.

Da ich hörte, daß uns das Geld ausgehen dürfte, fragte ich nicht weiter, was ſonſt noch geſchehen möchte. Ich zuckte die Achſeln, ich ſchwieg, und ſie ſchien mich zu verſtehen.

Wir packten zuſammen und ſetzten uns in den Wagen, das Käſtchen gegen uns über, dem ich aber noch nichts von einem Palaſt anſehen konnte. So ging es mehrere Stationen fort. Poſtgeld und Trinkgeld wurden aus den Täſchchen rechts und links bequem und reichlich bezahlt, bis wir endlich in eine gebirgige Gegend gelangten und kaum abgeſtiegen waren, als meine Schöne vorausging und ich auf ihr Geheiß mit dem Käſtchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich ſteilen Pfaden zu einem engen Wieſengrund, durch welchen ſich eine klare Quelle bald ſtürzte, bald laufend ſchlängelte. Da zeigte ſie mir eine erhöhte Fläche, hieß mich das Käſtchen niederſetzen und ſagte: Lebe wohl; du findeſt den Weg gar leicht zurück; gedenke mein, ich hoffe dich wieder zu ſehen.

In dieſem Augenblicke war mir's, als wenn ich ſie nicht verlaſſen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren ſchönen Tag, oder, wenn ihr wollt, ihre ſchöne Stunde. Mit einem ſo lieblichen Weſen allein, auf grüner Matte, zwiſchen Gras und Blumen, von Felſen beſchränkt, von Waſſer umrauſcht, welches Herz wäre da wohl fühllos geblieben! Ich wollte ſie bei der Hand faſſen, ſie umarmen, aber ſie ſtieß mich zurück und bedrohte mich, obwohl noch immer liebreich genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht ſogleich entfernte.

Iſt denn gar keine Möglichkeit, rief ich aus, daß ich bei dir bleibe, daß du mich bei dir behalten könnteſt? Ich begleitete dieſe Worte mit ſo jämmerlichen Geberden und Tönen, daß ſie gerührt ſchien und nach einigem Bedenken mir geſtand, eine Fortdauer unſerer Verbindung ſei nicht ganz unmöglich. Wer war glücklicher als ich. Meine Zudringlichkeit, die immer lebhafter ward, nöthigte ſie endlich, mit der Sprache herauszurücken und mir zu entdecken, daß, wenn ich mich entſchlöße, mit ihr ſo klein zu werden, als ich ſie ſchon geſehen, ſo könnte ich auch jetzt bei ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übertreten. Dieſer Vorſchlag gefiel mir nicht ganz, doch konnte ich mich einmal in dieſem Augenblick nicht von ihr losreißen, und ans Wunderbare ſeit geraumer Zeit ſchon gewöhnt, zu raſchen Entſchlüſſen aufgelegt, ſchlug ich ein und ſagte, ſie möchte mit mir machen, was ſie wolle.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten Hand ausſtrecken, ſie ſtützte den ihrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldenen Ring ganz leiſe ſich ab und ließ ihn herüber an meinen Finger laufen. Kaum war dies geſchehen, ſo fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger, der Ring zog ſich zuſammen und folterte mich entſetzlich. Ich that einen gewaltigen Schrei und griff unwillkürlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verſchwunden war. Wie mir indeſſen zu Muthe geweſen, dafür wüßte ich keinen Ausdruck zu finden, auch bleibt mir nichts übrig zu ſagen, als daß ich mich ſehr bald in kleiner Perſon neben meiner Schönen in einem Walde von Grashalmen befand. Die Freude des Wiederſehens nach einer kurzen und doch ſo ſeltſamen Trennung, oder wenn ihr wollt, einer Wiedervereinigung ohne Trennung, überſteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals, ſie erwiderte meine Liebkoſungen und das kleine Paar fühlte ſich ſo glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit ſtiegen wir nunmehr an einem Hügel hinauf; denn die Matte war für uns beinah' ein undurchdringlicher Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Blöße, und wie erſtaunt war ich, dort eine große geregelte Maſſe zu ſehen, die ich doch bald für das Käſtchen, in dem Zuſtand wie ich es hingeſetzt hatte, wieder erkennen mußte.

Gehe hin, mein Freund, und klopfe mit dem Ringe nur an, du wirſt Wunder ſehen, ſagte meine Geliebte. Ich trat hinzu und hatte kaum angepocht, ſo erlebte ich wirklich das größte Wunder. Zwei Seitenflügel bewegten ſich hervor und zugleich fielen wie Schuppen und Späne verſchiedene Theile herunter, da mir denn Thüren, Fenſter, Säulengänge und Alles, was zu einem vollſtändigen Palaſte gehört, auf einmal zu Geſichte kamen.

Wer einen künſtlichen Schreibtiſch von Röntgen geſehen hat, wo mit einem Zuge viele Federn und Reſſorts in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Brief- und Geldfächer ſich auf einmal oder kurz nach einander entwickeln, der wird ſich eine Vorſtellung machen können, wie ſich jener Palaſt entfaltete, in welchen mich meine ſüße Begleiterin nunmehr hineinzog. In dem Hauptſaal erkannte ich ſogleich das Kamin, das ich ehemals von oben geſehen, und den Seſſel, worauf ſie geſeſſen. Und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch etwas von dem Sprunge in der Kuppel zu bemerken, durch den ich hereingeſchaut hatte. Ich verſchone euch mit Beſchreibung des Uebrigen; genug, Alles war geräumig, köſtlich und geſchmackvoll. Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von fern eine militäriſche Muſik vernahm. Meine ſchöne Hälfte ſprang vor Freuden auf und verkündigte mir mit Entzücken die Ankunft ihres Herrn Vaters. Hier traten wir unter die Thüre und ſchauten, wie aus einer anſehnlichen Felskluft ein glänzender Zug ſich bewegte. Soldaten, Bediente, Hausofficianten und ein glänzender Hofſtaat folgten hinter einander. Endlich erblickte man ein goldnes Gedränge und in demſelben den König ſelbſt. Als der ganze Zug vor dem Palaſte aufgeſtellt war, trat der König mit ſeiner nächſten Umgebung heran. Seine zärtliche Tochter eilte ihm entgegen, ſie riß mich mit ſich fort, wir warfen uns ihm zu Füßen, er hob mich ſehr gnädig auf, und als ich vor ihn zu ſtehen kam, bemerkte ich erſt, daß ich freilich in dieſer kleinen Welt die anſehnlichſte Statur hatte. Wir gingen zuſammen nach dem Palaſte, da mich der König in Gegenwart ſeines ganzen Hofes mit einer wohl ſtudirten Rede, worin er ſeine Ueberraſchung, uns hier zu finden, ausdrückte, zu bewillkommnen geruhte, mich als ſeinen Schwiegerſohn erkannte und die Trauungsceremonie auf morgen anſetzte.

Wie ſchrecklich ward mir auf einmal zu Muthe, als ich von Heirath reden hörte: denn ich fürchtete mich bisher davor faſt mehr als vor der Muſik ſelbſt, die mir doch ſonſt das Verhaßteſte auf Erden ſchien. Diejenigen, die Muſik machen, pflegte ich zu ſagen, ſtehen doch wenigſtens in der Einbildung, unter einander einig zu ſein und in Uebereinſtimmung zu wirken: denn wenn ſie lange genug geſtimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerriſſen haben, ſo glauben ſie ſteif und feſt, die Sache ſei nunmehr aufs Reine und ein Inſtrument paſſe genau zum andern. Der Capellmeiſter ſelbſt iſt in dieſem glücklichen Wahne, und nun geht es freudig los, unterdeß uns andern immerfort die Ohren gellen. Bei dem Eheſtand hingegen iſt dies nicht einmal der Fall: denn ob er gleich nur ein Duett iſt und man doch denken ſollte, zwei Stimmen, ja zwei Inſtrumente müßten einigermaßen übereingeſtimmt werden können, ſo trifft es doch ſelten zu; denn wenn der Mann einen Ton angibt, ſo nimmt ihn die Frau gleich höher; da geht es denn aus dem Kammer- in den Chorton und immer ſo weiter hinauf, daß zuletzt die blaſenden Inſtrumente ſelbſt nicht folgen können. Und alſo, da mir die harmoniſche Muſik zuwider bleibt, ſo iſt mir noch weniger zu verdenken, daß ich die disharmoniſche gar nicht leiden kann.

Von allen Feſtlichkeiten, worunter der Tag hinging, mag und kann ich nicht erzählen; denn ich achtete gar wenig darauf. Das koſtbare Eſſen, der köſtliche Wein, nichts wollte mir ſchmecken. Ich ſann und überlegte, was ich zu thun hätte. Doch da war nicht viel auszuſinnen. Ich entſchloß mich, als es Nacht wurde, kurz und gut, auf und davon zu gehen und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinritze, in die ich mich hineinzwängte und ſo gut als möglich verbarg. Mein erſtes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu ſchaffen, welches jedoch mir keineswegs gelingen wollte; vielmehr mußte ich fühlen, daß er immer enger ward, ſobald ich ihn abzuziehen gedachte, worüber ich heftige Schmerzen litt, die aber ſogleich nachließen, ſobald ich von meinem Vorhaben abſtand.

Frühmorgens wach' ich auf — denn meine kleine Perſon hatte ſehr gut geſchlafen — und wollte mich eben weiter umſehen, als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen wie Sand und Grus in Menge herunter; allein wie entſetzte ich mich, als Alles um mich her lebendig ward und ein unendliches Ameiſenheer über mich niederſtürzte. Kaum wurden ſie mich gewahr, als ſie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich wacker und muthig genug vertheidigte, doch zuletzt auf ſolche Weiſe zudeckten, kneipten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte, ich ſolle mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine

Ameiſe von anſehnlicher Statur ſich mit Höflichkeit, ja mit Ehrfurcht näherte und ſich ſogar meiner Gunſt empfahl. Ich vernahm, daß die Ameiſen Alliirte meines Schwiegervaters geworden, und daß er ſie im gegenwärtigen Fall aufgerufen und verpflichtet mich herbeizuſchaffen. Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleinern. Ich ſah der Trauung entgegen und mußte noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schöne nicht verdrießlich geworden.

Laßt mich nun von allen Ceremonien ſchweigen; genug, wir waren verheirathet. So luſtig und munter es jedoch bei uns herging, ſo fanden ſich deſſen ungeachtet einſame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete, was mir noch niemals begegnet war; was aber und wie, das ſollt ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Geſtalt und meinen Bedürfniſſen völlig gemäß, die Flaſchen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportionirt, ja, wenn man will, verhältnißmäßig beſſeres Maß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen ſchmeckten die zarten Biſſen vortrefflich, ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend, und ich leugne nicht, die Neuheit machte mir dieſe Verhältniſſe höchſt angenehm. Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zuſtand nicht vergeſſen. Ich empfand in mir einen Maßſtab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum erſtenmal, was die Philoſophen unter ihren Idealen verſtehen möchten, wodurch die Menſchen ſo gequält ſein ſollen. Ich hatte ein Ideal von mir ſelbſt und erſchien mir manchmal im Traum wie ein Rieſe. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergenfigur, ſo viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernſt zu denken begann.

Weil ich überzeugt war, daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, ſo beſchloß ich ihn abzufeilen. Ich entwendete deshalb dem Hofjuwelier einige Feilen. Glücklicherweiſe war ich links, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht. Ich hielt mich tapfer an die Arbeit; ſie war nicht gering: denn das goldne Reifchen, ſo dünn es ausſah, war in dem Verhältniß dichter geworden, als es ſich aus ſeiner erſten Größe zuſammengezogen hatte. Alle freien Stunden wendete ich unbeachtet an dieſes Geſchäft und war klug genug, als das Metall bald durchgefeilt war, vor die Thüre zu treten. Das war mir gerathen: denn auf einmal ſprang der goldne Reif mit Gewalt vom Finger, und meine Figur ſchoß mit ſolcher Heftigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu ſtoßen glaubte und auf alle Fälle die Kuppel unſeres Sommerpalaſtes durchgeſtoßen, ja das ganze Sommergebäude durch meine friſche Unbehülflichkeit zerſtört haben würde.

Da ſtand ich nun wieder, freilich um ſo vieles größer, allein, wie mir vorkam, auch um vieles dümmer und unbehülflicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, ſah ich die Schatulle neben mir ſtehen, die ich ziemlich ſchwer fand, als ich ſie aufhob und den Fußpfad hinunter nach der Station trug, wo ich denn gleich einſpannen und fortfahren ließ. Unterwegs machte ich ſogleich den Verſuch mit den Täſchchen an beiden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches ausgegangen ſchien, fand ich ein Schlüſſelchen, es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlichen Erſatz fand. So lange das vorhielt, bediente ich mich des Wagens; nachher wurde dieſer verkauft, um mich auf dem Poſtwagen fortzubringen. Die Schatulle ſchlug ich zuletzt los, weil ich immer dachte, ſie ſollte ſich noch einmal füllen; und ſo kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlichen Umweg, wieder an den Herd zur Köchin, wo ihr mich zuerſt habt kennen lernen.

# Die Verlobung in St. Domingo.

Von

**Heinrich von Kleiſt.**

Geſammelte Schriften, herausgegeben von Tieck. Bd. 3.
Berlin, Reimer.

Heinrich v. Kleiſt, geb. 10. October 1776 zu Frankfurt an der Oder, geſt. 21. November 1811, Verfaſſer der Trauerſpiele „Robert Guiscard“ (verloren), „Familie Schroffenſtein“ und „Pentheſilea“, der Luſtſpiele „Amphitryon“ und „Der zerbrochene Krug“, der Schauſpiele „Das Käthchen von Heilbronn“, „Die Hermannsſchlacht“, „Der Prinz von Homburg“, und einer Anzahl Erzählungen und Gedichte, endete ein theils durch eigene, noch weit mehr aber durch die Schuld des Geſchicks und einer für ſeine hohe dichteriſche Begabung blinden Mitwelt verfehltes Leben, indem er ſich nebſt einer Freundin, die an einem unheilbaren Uebel zu leiden glaubte, am Wanſee bei Potsdam erſchoß. S. über ihn das vorzügliche Buch: „Heinrich v. Kleiſt“ von Adolf Wilbrandt.

Noch ehe Goethe ſich zum zweitenmal der Novelle zuwendete, hatte Kleiſt (1810—11) ſeine Erzählungen herausgegeben. Es iſt ſchwer, dieſem Dichter gerecht zu werden, von welchem man ſich ebenſo gewaltig angezogen als abgeſtoßen fühlen muß. Eine Geſtaltungskraft, die über das Höchſte, was wir beſitzen, noch hinauszureichen ſcheint, die das Süßeſte wie das Erſchütterndſte zu verkörpern weiß, und doch wie oft mitten in der herrlichſten Entfaltung ihre Schöpfungen mit einem widerwärtigen Querſtrich vernichtet! Die Löſung des Räthſels iſt, daß eine dunkle Fügung hier einen Genius von ſeltener Größe in ein krankes Gefäß eingeſchloſſen hat, das, obendrein durch unermüdlich grauſame Lebensſchickſale und tief empfundenes Unglück der Zeit aufgerieben, ſich in einem unruhigen Schaffen bewegt, bei welchem Poeſie und Irrſinn Hand in Hand gehen.

Leider trifft dieſes Urtheil in beſonders ſtarkem Grade die Erzählung „Michael Kohlhaas", die man vergebens in gegenwärtiger Sammlung ſuchen wird. In ihrer erſten Hälfte ein geradezu unerreichbares Muſter von Erzählung, zumal einer Volksgeſchichte, die, wenn in gleichem Geiſt und Guß vollendet, der weiteſten Verbreitung als Volksbuch würdig wäre — die Entwicklung (ein paar kleine in Ueberſtürzung mitlaufende Unmöglichkeiten ausgenommen) der Natur ſelbſt abgelauſcht; der Vortrag künſtleriſch einfach, knapp, ſo daß jedes Wort ausgeſpart iſt, anſpruchslos, als wäre bloß eine alte Chronik ab- oder umgeſchrieben, und eben hiedurch den Leſer zu eigenem Schauen und Nachſchaffen der ungeheuren Vorgänge nöthigend — in der zweiten (kleineren) Hälfte gleicht ſie der ſchönen Jungfrau, die in einen Fiſchſchwanz endet, indem das Gemälde einer großartigen Leidenſchaft für Volksrecht und Manneswürde auf einmal zu einer albernen Geſpenſtergeſchichte wird, kaum beſſer als die vielen Dutzende, die von handwerksmäßigen Schreibern im Troſſe der Romantik angefertigt wurden.

Es wäre wohl ein verdienſtliches Werk, wenn Jemand aus den älteren Erzgängen unſerer Literatur Goldſtufen, wie dieſen erſten Theil des „Kohlhaas" und ſo manches Aehnliche, herauszubrechen und in eine literarhiſtoriſch berichtliche, das Abgeriſſene für die Betrachtung ergänzende Darſtellung zu faſſen unternähme. Unſere Aufgabe iſt eine andere. Wir dürfen uns keine eigenmächtige Weglaſſung oder gar Aenderung, keine Unterbrechung durch eigene Zuthat erlauben, wir haben nur die Wahl, ein in Frage kommendes Stück entweder ganz zu nehmen, wie es iſt, oder ganz auf dasſelbe zu verzichten. Aus dieſem Grunde nun müſſen wir manchmal Bedeutenderes zurückſtellen, wenn es ungeſunde Beſtandtheile hat, die wir weder beibehalten, noch entfernen können, und müſſen dafür Anderes, das ſich Jenem in der Hauptſache nicht an die Seite ſtellen dürfte, vorziehen, ſobald es in ſeinem Geſammtbeſtande den ſo eben bezeichneten Anſpruch erhebt.

So legen wir denn, indem wir den „Kohlhaas" einem andern Verfahren anheimgeben, die „Verlobung in St. Domingo" vor, eine in ihrer Art vortreffliche Novelle. Man wird zwar auch hier den Dämon, der den Dichter beherrſchte, an mehr als flüchtigen Zuckungen erkennen: nur aus einem gewaltſamen Seelenzuſtande erklärt ſich die eigenſinnige Motivirung des Verlaufes, die uns nicht bereden wird, daß es nothwendig gerade nur ſo und nicht anders habe gehen können, und beſonders willkürlich muß der Schluß erſcheinen, ſofern ja die Vergangenheit der Heldin, die allein und freilich ſtark genug für denſelben ſprechen könnte, gerade nach der Auffaſſung des Dichters ſelbſt ein tragiſches Abbrechen nicht erfordert; ſo daß Theodor **Körner**, der wuchtige Sängerheld und federleichte Dramatiker, in ſeiner verwaſchenen Behandlung der „Toni" mit dem glücklichen Ausgang immer noch das Richtigere getroffen zu haben ſcheint. Aber durch Tiefe des Gehalts und Meiſterſchaft der Form wird die Erzählung, wenn ſie auch einen Stachel im Gemüthe zurückläßt, immer ihren Platz bei den Muſternovellen behaupten.

K.

Zu Port au Prince, auf dem franzöſiſchen Antheil der Inſel St. Domingo, lebte zu Anfang dieſes Jahrhunderts, als die Schwarzen die Weißen ermordeten, auf der Pflanzung des Hrn. Guillaume von Villeneuve ein fürchterlicher alter Neger, Namens Congo Hoango. Dieſer von der Goldküſte von Afrika herſtammende Menſch, der in ſeiner Jugend von treuer und rechtſchaffener Gemüthsart ſchien, war von ſeinem Herrn, weil er ihm einſt auf einer Ueberfahrt nach Cuba das Leben gerettet hatte, mit unendlichen Wohlthaten überhäuft worden. Nicht nur, daß Hr. Guillaume ihm auf der Stelle ſeine Freiheit ſchenkte und ihm bei ſeiner Rückkehr nach St. Domingo Haus und Hof anwies; er machte ihn ſogar einige Jahre darauf, gegen die Gewohnheit des Landes, zum Aufſeher ſeiner beträchtlichen Beſitzung und legte ihm, weil er nicht wieder heirathen wollte, an Weibes Statt eine alte Mulattin, Namens Babekan, aus ſeiner Pflanzung bei, mit welcher er durch ſeine erſte verſtorbene Frau weitläufig verwandt war. Ja, als der Neger ſein ſechzigſtes Jahr erreicht hatte, ſetzte er ihn mit einem anſehnlichen Gehalt in den Ruheſtand und krönte ſeine Wohlthaten noch damit, daß er ihm in ſeinem Vermächtniß ſogar ein Legat auswarf; und doch konnten alle dieſe Beweiſe von Dankbarkeit Hrn. Villeneuve vor der Wuth dieſes grimmigen Menſchen nicht ſchützen. Congo Hoango war bei dem allgemeinen Taumel der Rache, der auf die unbeſonnenen Schritte des National-Convents in dieſen Pflanzungen aufloderte, einer der Erſten, der die Büchſe ergriff und, eingedenk der Tyrannei, die ihn ſeinem Vaterlande entriſſen hatte, ſeinem Herrn die Kugel durch den Kopf jagte. Er ſteckte das Haus, worein die Gemahlin desſelben mit ihren drei Kindern und den übrigen Weißen der Niederlaſſung ſich geflüchtet hatte, in Brand, verwüſtete die ganze Pflanzung, worauf die Erben, die in Port au Prince wohnten, hätten Anſpruch machen können, und zog, als ſämmtliche zur Beſitzung gehörige Etabliſſements der Erde gleich gemacht waren, mit den Negern, die er verſammelt und bewaffnet hatte, in der Nachbarſchaft umher, um ſeinen Mitbrüdern in dem Kampfe gegen die Weißen beizuſtehen. Bald lauerte er den Reiſenden auf, die in bewaffneten Haufen das Land durchkreuzten; bald fiel er am hellen Tage die in ihren Niederlaſſungen verſchanzten Pflanzer ſelbſt an und ließ Alles, was er darin vorfand, über die Klinge ſpringen. Ja, er forderte in ſeiner unmenſchlichen Rachſucht ſogar die alte Babekan mit ihrer Tochter, einer jungen fünfzehnjährigen Meſtize, Namens Toni, auf, an dieſem grimmigen Kriege, bei dem er ſich ganz verjüngte, Antheil zu nehmen; und weil das Hauptgebäude der Pflanzung, das er jetzt bewohnte, einſam an der

Landſtraße lag und ſich häufig während ſeiner Abweſenheit weiße oder creoliſche Flüchtlinge einfanden, welche darin Nahrung oder ein Unterkommen ſuchten, ſo unterrichtete er die Weiber, dieſe weißen Hunde, wie er ſie nannte, mit Unterſtützungen und Gefälligkeiten bis zu ſeiner Wiederkehr hinzuhalten. Babekan, welche in Folge einer grauſamen Strafe, die ſie in ihrer Jugend erhalten hatte, an der Schwindſucht litt, pflegte in ſolchen Fällen die junge Toni, die wegen ihrer ins Gelbliche gehenden Geſichtsfarbe zu dieſer gräßlichen Liſt beſonders brauchbar war, mit ihren beſten Kleidern auszuputzen; ſie ermunterte dieſelbe, den Fremden keine Liebkoſung zu verſagen, bis auf die letzte, die ihr bei Todesſtrafe verboten war; und wenn Congo Hoango mit ſeinem Negertrupp von den Streifereien, die er in der Gegend gemacht hatte, wiederkehrte, war unmittelbarer Tod das Loos der Armen, die ſich durch dieſe Künſte hatten täuſchen laſſen.

Nun weiß Jedermann, daß im Jahre 1803, als der General Deſſalines mit 30,000 Negern gegen Port au Prince vorrückte, Alles, was die weiße Farbe trug, ſich in dieſen Platz warf, um ihn zu vertheidigen. Denn er war der letzte Stützpunkt der franzöſiſchen Macht auf dieſer Inſel, und wenn er fiel, waren alle Weißen, die ſich darauf befanden, ſämmtlich ohne Rettung verloren. Demnach traf es ſich, daß gerade in der Abweſenheit des alten Hoango, der mit den Schwarzen, die er um ſich hatte, aufgebrochen war, um dem General Deſſalines mitten durch die franzöſiſchen Poſten einen Transport von Pulver und Blei zuzuführen, in der Finſterniß einer ſtürmiſchen und regnigen Nacht Jemand an die hintere Thüre ſeines Hauſes klopfte. Die alte Babelan, welche ſchon im Bette lag, erhob ſich, öffnete, einen bloßen Rock um die Hüften geworfen, das Fenſter, und fragte, wer da ſei? — Bei Maria und allen Heiligen, ſagte der Fremde leiſe, indem er ſich unter das Fenſter ſtellte: beantwortet mir, ehe ich Euch dies entdecke, eine Frage! Und damit ſtreckte er durch die Dunkelheit der Nacht ſeine Hand aus, um die Hand der Alten zu ergreifen, und fragte: Seid Ihr eine Negerin? — Babekan ſagte: Nun, Ihr ſeid gewiß ein Weißer, daß Ihr dieſer ſtockfinſtern Nacht lieber in's Antlitz ſchaut, als einer Negerin! Kommt herein, ſetzte ſie hinzu, und fürchtet Nichts, hier wohnt eine Mulattin, und die Einzige, die ſich außer mir noch im Hauſe befindet, iſt meine Tochter, eine Meſtize! — Und damit machte ſie das Fenſter zu, als wollte ſie hinabſteigen und ihm die Thüre öffnen; ſchlich aber unter dem Vorwand, daß ſie den Schlüſſel nicht ſogleich finden könne, mit einigen Kleidern, die ſie ſchnell aus dem Schrank zuſammenraffte, in die Kammer hinauf und weckte ihre Tochter. Toni! ſprach ſie: Toni! — Was giebt's, Mutter? — Geſchwind! ſprach ſie. Aufgeſtanden und dich angezogen! Hier ſind Kleider, weiße Wäſche und Strümpfe! Ein Weißer, der verfolgt wird, iſt vor der Thür und begehrt eingelaſſen zu werden! — Toni fragte: ein Weißer? indem ſie ſich halb im Bett aufrichtete. Sie nahm die Kleider, welche die Alte in der Hand hielt, und ſprach: Iſt er auch allein, Mutter? Und haben wir, wenn wir ihn einlaſſen, Nichts zu befürchten? — Nichts, Nichts! verſetzte die Alte, indem ſie Licht anmachte: er iſt ohne Waffen und allein, und Furcht, daß wir über ihn herfallen möchten, zittert in allen ſeinen Gebeinen! — Und damit, während Toni aufſtand und ſich Rock und Strümpfe anzog, zündete ſie die große Laterne an, die in dem Winkel des Zimmers ſtand, band dem Mädchen geſchwind das Haar nach der Landesart über dem Kopf zuſammen, bedeckte ſie, nachdem ſie ihr den Latz zugeſchnürt hatte, mit einem Hut, gab ihr die Laterne in die Hand und befahl ihr auf den Hof hinabzugehen und den Fremden herein zu holen.

Inzwiſchen war auf das Gebell einiger Hofhunde ein Knabe, Namens Nanky, den Hoango auf unehelichem Wege mit einer Negerin erzeugt hatte, und der mit ſeinem Bruder Seppy in den Nebengebäuden ſchlief, erwacht; und da er beim Schein des Mondes einen einzelnen Mann auf der hinteren Treppe des Hauſes ſtehen ſah, ſo eilte er ſogleich, wie er in ſolchen Fällen angewieſen war, nach dem Hofthor, durch welches derſelbe hereingekommen war, um es zu verſchließen. Der Fremde, der nicht begriff, was dieſe Anſtalten zu bedeuten hatten, fragte den Knaben, den er mit Entſetzen, als er ihm nahe ſtand, für einen Negerknaben erkannte: wer in dieſer Niederlaſſung wohne? Und ſchon war er auf die

Antwort deſſelben: daß die Beſitzung ſeit dem Tode Hrn. Villeneuve's dem Neger Hoango anheim gefallen, im Begriff, den Jungen niederzuwerfen, ihm den Schlüſſel der Hofpforte, den er in der Hand hielt, zu entreißen und das weite Feld zu ſuchen, als Toni, die Laterne in der Hand, vor das Haus hinaus trat. Geſchwind! ſprach ſie, indem ſie ſeine Hand ergriff und ihn nach der Thüre zog: hier herein! — Sie trug Sorge, indem ſie dies ſagte, das Licht ſo zu ſtellen, daß der volle Strahl davon auf ihr Geſicht fiel. — Wer biſt du? rief der Fremde ſträubend, indem er, um mehr als einer Urſache willen betroffen, ihre junge liebliche Geſtalt betrachtete. Wer wohnt in dieſem Hauſe, in welchem ich, wie du vorgiebſt, meine Rettung finden ſoll? — Niemand, bei dem Licht der Sonne, ſprach das Mädchen, als meine Mutter und ich! und beſtrebte und beeiferte ſich, ihn mit ſich fortzureißen. — Was, Niemand! rief der Fremde, indem er mit einem Schritt rückwärts ſeine Hand losriß: Hat mir dieſer Knabe nicht eben geſagt, daß ein Neger, Namens Hoango, darin befindlich ſei? — Ich ſage, nein! ſprach das Mädchen, indem ſie mit einem Ausdruck von Unwillen mit dem Fuße ſtampfte; und wenn gleich einem Wütherich, der dieſen Namen führt, das Haus gehört; abweſend iſt er in dieſem Augenblick und auf zehn Meilen davon entfernt! — Und damit zog ſie den Fremden mit ihren beiden Händen in das Haus hinein, befahl dem Knaben, keinem Menſchen zu ſagen, wer angekommen ſei, ergriff, nachdem ſie die Thür erreicht, des Fremden Hand und führte ihn die Treppe hinauf nach dem Zimmer ihrer Mutter.

Nun, ſagte die Alte, welche das ganze Geſpräch von dem Fenſter herab mit angehört und bei dem Schein des Lichtes bemerkt hatte, daß er ein Offizier war: was bedeutet der Degen, den Ihr ſo ſchlagfertig unter Eurem Arme tragt? Wir haben Euch, ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich die Brille aufdrückte, mit Gefahr unſeres Lebens eine Zuflucht in unſerm Hauſe geſtattet; ſeid Ihr hereingekommen, um dieſe Wohlthat nach der Sitte Eurer Landsleute mit Verrätherei zu vergelten? — Behüte der Himmel! erwiderte der Fremde, der dicht vor ihren Seſſel getreten war. Er ergriff die Hand der Alten, drückte ſie an ſein Herz, und indem er nach einigen im Zimmer ſchüchtern umhergeworfenen Blicken den Degen, den er an der Hüfte trug, abſchnallte, ſprach er: Ihr ſeht den elendeſten der Menſchen, aber keinen undankbaren und ſchlechten vor Euch! — Wer ſeid Ihr? fragte die Alte, und damit ſchob ſie ihm mit dem Fuße einen Stuhl hin und befahl dem Mädchen in die Küche zu gehen und ihm, ſo gut es ſich in der Eile thun ließ, ein Abendbrod zu bereiten. Der Fremde erwiderte: ich bin ein Offizier von der franzöſiſchen Macht, obſchon, wie Ihr wohl ſelbſt urtheilt, kein Franzoſe; mein Vaterland iſt die Schweiz und mein Name Guſtav von der Ried. Ach, hätte ich es niemals verlaſſen und gegen dies unſelige Eiland vertauſcht! Ich komme von Fort Dauphin, wo, wie Ihr wißt, alle Weißen ermordet worden ſind, und meine Abſicht iſt, Port au Prince zu erreichen, bevor es dem General Deſſalines noch gelungen iſt, es mit den Truppen, die er anführt, einzuſchließen und zu belagern. — Von Fort Dauphin! rief die Alte. Und es iſt Euch mit Eurer Geſichtsfarbe geglückt, dieſen ungeheuren Weg mitten durch ein in Empörung begriffenes Mohrenland zurückzulegen? — Gott und alle Heiligen, erwiderte der Fremde, haben mich beſchützt! Und ich bin nicht allein, gutes Mütterchen; in meinem Gefolge, das ich zurückgelaſſen, befindet ſich ein ehrwürdiger alter Greis, mein Oheim, mit ſeiner Gemahlin und fünf Kindern; mehrere Bediente und Mägde, die zur Familie gehören, nicht zu erwähnen; ein Troß von zwölf Menſchen, den ich mit Hülfe zweier elenden Mauleſel in unſäglich mühevollen Nachtwanderungen, da wir uns bei Tage auf der Heerſtraße nicht zeigen dürfen, mit mir fortführen muß. — Ei, mein Himmel! rief die Alte, indem ſie unter mitleidigem Kopfſchütteln eine Priſe Tabak nahm. Wo befindet ſich denn in dieſem Augenblicke Eure Reiſegeſellſchaft? — Euch, verſetzte der Fremde, nachdem er ſich ein wenig beſonnen hatte, Euch kann ich mich anvertrauen; aus der Farbe Eures Geſichts ſchimmert mir ein Strahl von der meinigen entgegen. Die Familie befindet ſich, daß Ihr es wißt, eine Meile von hier, zunächſt dem Möwenweiher, in der Wildniß der angrenzenden Gebirgswaldung; Hunger und Durſt zwangen uns vorgeſtern dieſe Zuflucht aufzuſuchen. Vergebens ſchickten wir in der verfloſſenen Nacht unſere Bedienten aus, um ein wenig Brod und Wein bei den Einwohnern des Landes aufzutreiben; Furcht, ergriffen und getödtet zu werden, hielt ſie ab, die entſcheidenden Schritte deshalb zu thun, dergeſtalt, daß ich mich ſelbſt heute mit Gefahr meines Lebens habe aufmachen müſſen, um mein Glück zu verſuchen. Der Himmel, wenn mich nicht Alles trügt, fuhr er fort, indem er die Hand der Alten drückte, hat mich mitleidigen Menſchen zugeführt, die jene grauſame und unerhörte Erbitterung, welche alle Einwohner dieſer Inſel ergriffen hat, nicht theilen. Habt die Gefälligkeit, mir für reichlichen Lohn einige Körbe mit Lebensmitteln und Erfriſchungen anzufüllen; wir haben nur noch fünf Tagereiſen bis Port au Prince, und wenn Ihr uns die Mittel verſchafft, dieſe Stadt zu erreichen, ſo werden wir Euch ewig als die Retter unſeres Lebens anſehen. — Ja, dieſe raſende Erbitterung, heuchelte die Alte. Iſt es nicht, als ob die Hände Eines Körpers oder die Zähne Eines Mundes gegen einander wüthen wollten, weil das eine Glied nicht geſchaffen iſt, wie das andere? Was kann ich, deren Vater aus St. Jago von der Inſel Cuba war, für den Schimmer von Licht, der auf meinem Antlitz, wenn es Tag wird, erdämmert? Und was kann meine Tochter, die in Europa empfangen und geboren iſt, dafür, daß der volle Tag jenes Welttheils von dem ihrigen wiederſcheint? — Wie? rief der Fremde, Ihr, die Ihr nach Eurer ganzen Geſichtsbildung eine Mulattin und mithin afrikaniſchen Urſprungs ſeid, Ihr wäret ſammt der lieblichen jungen Meſtize, die mir das Haus aufmachte, mit uns Europäern in Einer Verdammniß? — Beim Himmel! erwiderte die Alte, indem ſie die Brille von der Naſe nahm, meint Ihr, daß das kleine Eigenthum, das wir uns in mühſeligen und jammervollen Jahren durch die Arbeit unſerer Hände erworben haben, dies grimmige, aus der Hölle ſtammende Räubergeſindel nicht reizt? Wenn wir uns nicht durch Liſt und den ganzen Inbegriff jener Künſte, die die Nothwehr dem Schwachen in die Hände giebt, vor ihrer Verfolgung zu ſichern wüßten, der Schatten von Verwandtſchaft, der über unſere Geſichter ausgebreitet iſt, der, könnt Ihr ſicher glauben, thut es nicht. — Es iſt nicht möglich! rief der Fremde, und wer auf dieſer Inſel verfolgt Euch? — Der Beſitzer dieſes Hauſes, antwortete die Alte, der Neger Congo Hoango! Seit dem Tode Hrn. Guillaume's, des vormaligen Eigenthümers dieſer Pflanzung, der durch ſeine grimmige Hand beim Ausbruch der Empörung fiel, ſind wir, die wir ihm als Verwandte die Wirthſchaft führen, ſeiner ganzen Willkür und Gewaltthätigkeit preisgegeben. Jedes Stück Brod, jeden Labetrunk, den wir aus Menſchlichkeit einem oder dem andern der weißen Flüchtlinge, die hier zuweilen die Straße vorüberziehen, gewähren, rechnet er uns mit Schimpfwörtern und Mißhandlungen an; und Nichts wünſcht er mehr, als die Rache der Schwarzen über uns weiße und creoliſche Halbhunde, wie er uns nennt, hereinhetzen zu können, theils um unſerer überhaupt, die wir ſeine Wildheit gegen die Weißen tadeln, los zu werden, theils um das kleine Eigenthum, das wir hinterlaſſen würden, in Beſitz zu nehmen. — Ihr Unglücklichen! ſagte der Fremde, ihr Bejammernswürdigen! Und wo befindet ſich in dieſem Augenblick dieſer Wütherich? — Bei dem Heere des Generals Deſſalines, antwortete die Alte, dem er mit den übrigen Schwarzen, die zu dieſer Pflanzung gehören, einen Transport von Pulver und Blei zuführt, deſſen der General bedürftig war. Wir erwarten ihn, falls er nicht auf neue Unternehmungen auszieht, in zehn oder zwölf Tagen zurück; und wenn er alsdann, was Gott verhüten wolle, erführe, daß wir einem Weißen, der nach Port au Prince wandert, Schutz und Obdach gegeben, während er aus allen Kräften an dem Geſchäfte Theil nimmt, das ganze Geſchlecht derſelben von der Inſel zu vertilgen, wir wären alle, das könnt Ihr glauben, Kinder des Todes. — Der Himmel, der Menſchlichkeit und Mitleiden liebt, antwortete der Fremde, wird Euch in dem, was Ihr einem Unglücklichen thut, beſchützen! Und weil Ihr Euch, ſetzte er, indem er der Alten näher rückte, hinzu, einmal in dieſem Falle des Negers Unwillen zugezogen haben würdet, und der Gehorſam, wenn Ihr auch dazu zurückkehren wolltet, Euch fürderhin zu Nichts helfen würde, könnt Ihr Euch wohl für jede Belohnung, die Ihr nur verlangen mögt, entſchließen, meinem Oheim und ſeiner Familie, die durch die Reiſe aufs Aeußerſte angegriffen ſind, auf einen oder zwei Tage in Eurem Hauſe Obdach zu geben, damit ſie ſich ein wenig erholten? — Junger Herr! ſprach die Alte betroffen, was verlangt Ihr da? Wie iſt es in einem Hauſe, das an der Landſtraße liegt, möglich, einen Troß von ſolcher Größe, als der Eurige iſt, zu beherbergen, ohne daß er den Einwohnern des Landes verrathen würde? — Warum nicht? verſetzte der Fremde dringend: wenn ich ſogleich ſelbſt an den Möwenweiher hinausginge und die Geſellſchaft noch vor Anbruch des Tages in die Niederlaſſung einführte; wenn man Alles, Herrſchaft und Dienerſchaft, in einem und demſelben Gemach des Hauſes unterbrächte und für den ſchlimmſten Fall etwa noch die Vorſicht gebrauchte, Thüren und Fenſter deſſelben ſorgfältig zu verſchließen? — Die Alte erwiderte, nachdem ſie den Vorſchlag während einiger Zeit erwogen hatte, daß, wenn er in der heutigen Nacht unternehmen wollte, den Troß aus ſeiner Bergſchlucht in die Niederlaſſung einzuführen, er bei der Rückkehr von dort unfehlbar auf einen Trupp bewaffneter Neger ſtoßen würde, der durch einige vorangeſchickte Schützen auf der Heerſtraße angeſagt worden wäre. — Wohlan! verſetzte der Fremde, ſo begnügen wir uns für dieſen Augenblick, den Unglücklichen einen Korb mit Lebensmitteln zuzuſenden, und ſparen das Geſchäft, ſie in die Niederlaſſung einzuführen, für die nächſtfolgende Nacht auf. Wollt Ihr, gutes Mütterchen, das thun? — Nun, ſprach die Alte unter vielfachen Küſſen, die von den Lippen des Fremden auf ihre knöcherne Hand niederregneten: um des Europäers, meiner Tochter Vater willen, will ich Euch, ſeinen bedrängten Landsleuten, dieſe Gefälligkeit erweiſen. Setzt Euch beim Anbruch des morgenden Tages hin und ladet die Eurigen in einem Schreiben ein, ſich zu mir in die Niederlaſſung zu verfügen; der Knabe, den Ihr im Hof geſehen, mag ihnen das Schreiben mit einigem Mundvorrath überbringen, die Nacht über zu ihrer Sicherheit in den Bergen verweilen und dem Troſſe beim Anbruch des nächſtfolgenden Tages, wenn die Einladung angenommen wird, auf ſeinem Wege hieher zum Führer dienen.

Inzwiſchen war Toni mit einem Mahl, das ſie in der Küche bereitet hatte, wiedergekehrt und fragte die Alte mit einem Blick auf den Fremden, ſchäkernd, indem ſie den Tiſch deckte: Nun, Mutter, ſagt an! Hat ſich der Herr von dem Schreck, der ihn vor der Thür ergriff, erholt? Hat er ſich überzeugt, daß weder Gift noch Dolch auf ihn warten, und daß der Neger Hoango nicht zu Hauſe iſt? — Die Mutter ſagte mit einem Seufzer: Mein Kind, der Gebrannte ſcheut nach dem Sprichwort das Feuer. Der Herr würde thöricht gehandelt haben, wenn er ſich früher in das Haus hineingewagt hätte, als bis er ſich von dem Volksſtamm, zu welchem ſeine Bewohner gehören, überzeugt hatte. — Das Mädchen ſtellte ſich vor die Mutter und erzählte ihr, wie ſie die Laterne ſo gehalten, daß ihr der volle Strahl davon ins Geſicht gefallen wäre. Aber ſeine Einbildung, ſprach ſie, war ganz von Mohren und Negern erfüllt; und wenn ihm eine Dame von Paris oder Marſeille die

Thüre geöffnet hätte, er würde ſie für eine Negerin gehalten haben. — Der Fremde, indem er den Arm ſanft um ihren Leib ſchlug, ſagte verlegen, daß der Hut, den ſie aufgehabt, ihn verhindert hätte, ihr ins Geſicht zu ſchauen. Hätte ich dir, fuhr er fort, indem er ſie lebhaft an ſeine Bruſt drückte, ins Auge ſehen können, ſo wie ich es jetzt kann: ſo hätte ich, auch wenn alles Uebrige an dir ſchwarz geweſen wäre, aus einem vergifteten Becher mit dir trinken wollen. — Die Mutter nöthigte ihn, der bei dieſen Worten roth geworden war, ſich zu ſetzen, worauf Toni ſich neben ihm an der Tafel niederließ und mit aufgeſtützten Armen, während der Fremde aß, in ſein Antlitz ſah. Der Fremde fragte ſie, wie alt ſie wäre? und wie ihre Vaterſtadt hieße? worauf die Mutter das Wort nahm und ihm ſagte, daß Toni vor fünfzehn Jahren auf einer Reiſe, welche ſie mit der Frau des Hrn. Villeneuve, ihres vormaligen Principals, nach Europa gemacht hätte, in Paris von ihr empfangen und geboren worden wäre. Sie ſetzte hinzu, daß der Neger Komar, den ſie nachher geheiratet, ſie zwar an Kindesſtatt angenommen hätte, daß ihr Vater aber eigentlich ein reicher Marſeiller Kaufmann, Namens Bertrand, wäre, von dem ſie auch Toni Bertrand hieße. — Toni fragte ihn, ob er einen ſolchen Herrn in Frankreich kenne. Der Fremde erwiderte: nein! das Land wäre groß, und während des kurzen Aufenthalts, den er bei ſeiner Einſchiffung nach Weſtindien darin genommen, ſei ihm keine Perſon dieſes Namens vorgekommen.

Die Alte verſetzte, daß Hr. Bertrand auch nach ziemlich ſicheren Nachrichten, die ſie eingezogen, nicht mehr in Frankreich befindlich ſei. Sein ehrgeiziges und aufſtrebendes Gemüth, ſprach ſie, gefiel ſich in dem Kreis bürgerlicher Thätigkeit nicht; er miſchte ſich beim Ausbruch der Revolution in die öffentlichen Geſchäfte und ging im Jahre 1795 mit einer franzöſiſchen Geſandtſchaft an den türkiſchen Hof, von wo er meines Wiſſens bis dieſen Augenblick noch nicht zurückgekehrt iſt. Der Fremde ſagte lächelnd zu Toni, indem er ihre Hand faßte, daß ſie ja in dieſem Falle ein vornehmes und reiches Mädchen wäre. Er munterte ſie auf, dieſe Vortheile geltend zu machen, und meinte, daß ſie Hoffnung hätte, noch einmal an der Hand ihres Vaters in glänzendere Verhältniſſe, als in denen ſie jetzt lebte, eingeführt zu werden! Schwerlich, verſetzte die Alte mit unterdrückter Empfindlichkeit. Herr Bertrand läugnete mir während meiner Schwangerſchaft zu Paris, aus Scham vor einer jungen reichen Braut, die er heirathen wollte, die Vaterſchaft zu dieſem Kinde vor Gericht ab. Ich [illegible]en Eidſchwur, den er die Frechheit hatte mir ins Geſicht zu leiſten, niemals vergeſſen, ein Gallenfieber war die Folge davon und bald darauf noch ſechzig Peitſchenhiebe, die mir Hr. Villeneuve geben ließ, und in deren Folgen ich noch bis auf dieſen Tag an der Schwindſucht leide. — — Toni, welche den Kopf gedankenvoll auf ihre Hand gelegt hatte, fragte den Fremden, wer er denn wäre, wo er herkäme und wo er hinginge, worauf dieſer nach einer kurzen Verlegenheit, worein ihn die erbitterte Rede der Alten verſetzt hatte, erwiderte, daß er mit Hrn. Strömli's, ſeines Oheims Familie, die er unter dem Schutze zweier jungen Vettern in der Bergwaldung am Möwenweiher zurückgelaſſen, vom Fort Dauphin käme. Er erzählte auf des Mädchens Bitte mehrere Züge der in dieſer Stadt ausgebrochenen Empörung; wie zur Zeit der Mitternacht, da Alles geſchlafen, auf ein verrätheriſch gegebenes Zeichen das Gemetzel der Schwarzen gegen die Weißen losgegangen wäre; wie der Chef der Neger, ein Sergeant bei dem franzöſiſchen Pioniercorps, die Bosheit gehabt, ſogleich alle Schiffe im Hafen in Brand zu ſtecken, um den Weißen die Flucht nach Europa abzuſchneiden; wie die Familie kaum Zeit gehabt, ſich mit einigen Habſeligkeiten vor die Thore der Stadt zu retten, und wie ihr bei dem gleichzeitigen Auflodern der Empörung in allen Küſtenplätzen Nichts übrig geblieben wäre, als mit Hülfe zweier Mauleſel, die ſie aufgetrieben, den Weg quer durch das ganze Land nach Port au Prince einzuſchlagen, das allein noch, von einem ſtarken franzöſiſchen Heere beſchützt, der überhand nehmenden Macht der Neger in dieſem Augenblicke Widerſtand leiſte. — Toni fragte, wodurch ſich denn die Weißen daſelbſt ſo verhaßt gemacht hätten. — Der Fremde erwiderte betroffen: durch das allgemeine Verhältniß, das ſie, als Herren der Inſel, zu den Schwarzen hatten, und das ich, die Wahrheit zu geſtehen, mich nicht unterfangen will in

Schutz zu nehmen, das aber ſchon ſeit vielen Jahrhunderten auf dieſe Weiſe beſtand! Der Wahnſinn der Freiheit, der alle dieſe Pflanzungen ergriffen hat, trieb die Neger und Creolen, die Ketten, die ſie drückten, zu brechen und an den Weißen wegen vielfacher und tadelnswürdiger Mißhandlungen, die ſie von einigen ſchlechten Mitgliedern derſelben erlitten, Rache zu nehmen. Beſonders, fuhr er nach einem kurzen Stillſchweigen fort, war mir die That eines jungen Mädchens ſchauderhaft und merkwürdig. Dieſes Mädchen, vom Stamm der Neger, lag gerade zur Zeit, da die Empörung aufloderte, an dem gelben Fieber krank, das zur Verdoppelung des Elends in der Stadt ausgebrochen war. Sie hatte drei Jahre zuvor einem Pflanzer vom Geſchlecht der Weißen als Sclavin gedient, der ſie aus Empfindlichkeit, weil ſie ſich ſeinen Wünſchen nicht willfährig gezeigt hatte, hart behandelt und nachher an einen creoliſchen Pflanzer verkauft hatte. Da nun das Mädchen an dem Tage des allgemeinen Aufruhrs erfuhr, daß ſich der Pflanzer, ihr ehemaliger Herr, vor der Wuth der Neger, die ihn verfolgten, in einen nahegelegenen Holzſtall geflüchtet hatte: ſo ſchickte ſie, jener Mißhandlungen eingedenk, beim Anbruch der Dämmerung ihren Bruder zu ihm mit der Einladung, bei ihr zu übernachten. Der Unglückliche, der weder wußte, daß das Mädchen unpäßlich war, noch an welcher Krankheit ſie litt, kam und ſchloß ſie voll Dankbarkeit, da er ſich gerettet glaubte, in ſeine Arme; doch kaum hatte er eine halbe Stunde unter Liebkoſungen und Zärtlichkeiten in ihrem Bette zugebracht, als ſie ſich plötzlich mit dem Ausdruck wilder und kalter Wuth darin erhob und ſprach: eine Peſtkranke, die den Tod in der Bruſt trägt, haſt du geküßt; geh und gieb das gelbe Fieber allen Denen, die dir gleichen! — Der Offizier, während die Alte mit lauten Worten ihren Abſcheu hierüber zu erkennen gab, fragte Toni: ob ſie wohl einer ſolchen That fähig wäre? Nein! ſagte Toni, indem ſie verwirrt vor ſich niederſah. Der Fremde, indem er das Tuch auf den Tiſch legte, verſetzte, daß nach dem Gefühle ſeiner Seele keine Tyrannei, die die Weißen je verübt, einen Verrath, ſo niederträchtig und abſcheulich, rechtfertigen könnte. Die Rache des Himmels, meinte er, indem er ſich mit einem leidenſchaftlichen Ausdruck erhob, würde dadurch entwaffnet; die Engel ſelbſt, dadurch empört, ſtellten ſich auf Seiten Derer, die Unrecht hätten, und nähmen zur Aufrechthaltung menſchlicher und göttlicher Ordnung ihre Sache! Er trat bei dieſen Worten auf einen Augenblick an das Fenſter und ſah in die Nacht hinaus, die mit ſtürmiſchen Wolken über den Mond und die Sterne vorüberzog; und da es ihm ſchien, als ob Mutter und Tochter einander anſähen, obſchon er auf keine Weiſe merkte, daß ſie ſich Winke zugeworfen hätten, ſo übernahm ihn ein widerwärtiges und verdrießliches Gefühl; er wandte ſich und bat, daß man ihm das Zimmer anweiſen möchte, wo er ſchlafen könne.

Die Mutter bemerkte, indem ſie nach der Wanduhr ſah, daß es überdies nahe an Mitternacht ſei, nahm ein Licht in die Hand und forderte den Fremden auf, ihr zu folgen. Sie führte ihn durch einen langen Gang in das für ihn beſtimmte Zimmer; Toni trug den Ueberrock des Fremden und mehrere andere Sachen, die er abgelegt hatte; die Mutter zeigte ihm ein von Polſtern bequem aufgeſtapeltes Bett, worin er ſchlafen ſollte, und nachdem ſie Toni noch befohlen hatte, dem Herrn ein Fußbad zu bereiten, wünſchte ſie ihm eine gute Nacht und empfahl ſich. Der Fremde ſtellte ſeinen Degen in den Winkel und legte ein Paar Piſtolen, die er im Gürtel trug, auf den Tiſch. Er ſah ſich, während Toni das Bett vorſchob und ein weißes Tuch darüber breitete, im Zimmer um; und da er gar bald aus der Pracht und dem Geſchmack, die darin herrſchten, ſchloß, daß es dem vormaligen Beſitzer der Pflanzung angehört haben müſſe, ſo legte ſich ein Gefühl der Unruhe wie ein Geier um ſein Herz, und er wünſchte ſich, hungrig und durſtig, wie er gekommen war, wieder in die Waldung zu den Seinigen zurück. Das Mädchen hatte mittlerweile aus der nahebelegenen Küche ein Gefäß mit warmem Waſſer, von wohlriechenden Kräutern duftend, hereingeholt und forderte den Offizier, der ſich in das Fenſter gelehnt hatte, auf, ſich darin zu erquicken. Der Offizier ließ ſich, während er ſich ſchweigend von der Halsbinde und der Weſte befreite, auf den Stuhl nieder; er ſchickte ſich an, ſich die Füße zu entblößen, und während das Mädchen, auf ihre Kniee vor ihm hingekauert, die kleinen Vorkehrungen zum Bade beſorgte, betrachtete er ihre einnehmende Geſtalt. Ihr Haar, in dunkeln Locken ſchwellend, war ihr, als ſie niederkniete, auf ihre jungen Brüſte herabgerollt; ein Zug von ausnehmender Anmuth ſpielte um ihre Lippen und um ihre langen, über die geſenkten Augen hervorragenden Augenwimpern; er hätte, bis auf die Farbe, die ihm anſtößig war, ſchwören mögen, daß er nie etwas Schöneres geſehen. Dabei fiel ihm eine entfernte Aehnlichkeit, er wußte noch ſelbſt nicht recht mit wem, auf, die er ſchon bei ſeinem Eintritt in das Haus bemerkt hatte, und die ſeine ganze Seele für ſie in Anſpruch nahm. Er ergriff ſie, als ſie in den Geſchäften, die ſie betrieb, aufſtand, bei der Hand, und da er gar richtig ſchloß, daß es nur Ein Mittel gab, zu erprüfen, ob das Mädchen ein Herz habe oder nicht, ſo zog er ſie auf ſeinen Schoß nieder und fragte ſie, ob ſie ſchon einem Bräutigam verlobt wäre. Nein! lispelte das Mädchen, indem ſie ihre großen ſchwarzen Augen in lieblicher Verſchämtheit zur Erde ſchlug. Sie ſetzte, ohne ſich auf ſeinem Schoß zu rühren, hinzu, Konelly, der junge Neger aus der Nachbarſchaft, hätte zwar vor drei Monaten um ſie angehalten; ſie hätte ihn aber, weil ſie noch zu jung wäre, ausgeſchlagen. Der Fremde, der mit ſeinen beiden Händen ihren ſchlanken Leib umfaßt hielt, ſagte, in ſeinem Vaterlande wäre nach einem daſelbſt herrſchenden Sprichwort ein Mädchen von vierzehn Jahren und ſieben Wochen bejahrt genug, um zu heirathen. Er fragte, während ſie ein kleines goldenes

Kreuz, das er auf der Bruſt trug, betrachtete, wie alt ſie wäre? — Fünfzehn Jahre, erwiderte Toni. — Nun alſo! ſprach der Fremde. Fehlt es ihm denn an Vermögen, um ſich häuslich, wie du es wünſcheſt, mit dir niederzulaſſen? — Toni, ohne die Augen zu ihm aufzuſchlagen, erwiderte: O nein! Vielmehr, ſprach ſie, indem ſie das Kreuz, das ſie in der Hand hielt, fahren ließ, Konelly iſt ſeit der letzten Wendung der Dinge ein reicher Mann geworden; ſeinem Vater iſt die ganze Niederlaſſung, die ſonſt dem Pflanzer, ſeinem Herrn, gehörte, zugefallen. — Warum lehnteſt du denn ſeinen Antrag ab? fragte der Fremde. Er ſtreichelte ihr freundlich das Haar von der Stirn und ſprach: Gefiel er dir etwa nicht? — Das Mädchen, indem ſie kurz mit dem Kopf ſchüttelte, lachte; und auf die Frage des Fremden, ihr ſcherzend ins Ohr geflüſtert, ob es vielleicht ein Weißer ſein müſſe, der ihre Gunſt davontragen ſolle, legte ſie ſich plötzlich nach einem flüchtigen, träumeriſchen Bedenken unter einem überaus reizenden Erröthen, das über ihr verbranntes Geſicht aufloderte, an ſeine Bruſt. Der Fremde, von ihrer Anmuth und Lieblichkeit gerührt, nannte ſie ſein liebes Mädchen und ſchloß ſie, wie durch göttliche Hand von jeder Sorge erlöſ't, in ſeine Arme. Es war ihm unmöglich zu glauben, daß alle dieſe Bewegungen, die er an ihr wahrnahm, der bloße elende Ausdruck einer kalten und gräßlichen Verrätherei ſein ſollten. Die Gedanken, die ihn beunruhigt hatten, wichen wie ein Heer ſchauerlicher Vögel von ihm; er ſchalt ſich, ihr Herz nur einen Augenblick verkannt zu haben, und während er ſie auf ſeinen Knieen ſchaukelte und den ſüßen Athem einſog, den ſie ihm heraufſandte, drückte er, gleichſam zum Zeichen der Ausſöhnung und Vergebung, einen Kuß auf ihre Stirn. Inzwiſchen hatte ſich das Mädchen unter einem ſonderbar plötzlichen Aufhorchen, als ob Jemand von dem Gang her der Thür nahte, emporgerichtet; ſie rückte ſich gedankenvoll und träumeriſch das Tuch, das ſich über ihrer Bruſt verſchoben hatte, zurecht; und erſt als ſie ſah, daß ſie von einem Irrthum getäuſcht worden war, wandte ſie ſich mit einigem Ausdruck von Heiterkeit wieder zu dem Fremden zurück und erinnerte ihn, daß ſich das Waſſer, wenn er nicht bald Gebrauch davon machte, abkälten würde. — Nun? ſagte ſie betreten, da der Fremde ſchwieg und ſie gedankenvoll betrachtete: Was ſeht Ihr mich ſo aufmerkſam an? Sie ſuchte, indem ſie ſich mit ihrem Latz beſchäftigte, die Verlegenheit, die ſie ergriffen, zu verbergen, und rief lachend: Wunderlicher Herr, was fällt Euch in meinem Anblick ſo auf? — Der Fremde, der ſich mit der Hand über die Stirn gefahren war, ſagte, einen Seufzer unterdrückend, indem er ſie von ſeinem Schoß herunterhob: Eine wunderbare Aehnlichkeit zwiſchen dir und einer Freundin! — Toni, welche ſichtbar bemerkte, daß ſich ſeine Heiterkeit zerſtreut hatte, nahm ihn freundlich und theilnehmend bei der Hand und fragte: Mit welcher? — worauf jener nach einer kurzen Beſinnung das Wort nahm und ſprach: Ihr Name war Mariane Congreve und ihre Vaterſtadt Straßburg. Ich hatte ſie in dieſer Stadt, wo ihr Vater Kaufmann war, kurz vor dem Ausbruch der Revolution kennen gelernt und war glücklich genug geweſen, ihr Jawort und vorläufig auch ihrer Mutter Zuſtimmung zu erhalten. Ach, es war die treueſte Seele unter der Sonne; und die ſchrecklichen und rührenden Umſtände, unter denen ich ſie verlor, werden mir, wenn ich dich anſehe, ſo gegenwärtig, daß ich mich vor Wehmuth der Thränen nicht enthalten kann. — Wie, ſagte Toni, indem ſie ſich herzlich und innig an ihn drückte, ſie lebt nicht mehr? — Sie ſtarb, antwortete der Fremde, und ich lernte den Inbegriff aller Güte und Vortrefflichkeit erſt mit ihrem Tode kennen. Gott weiß, fuhr er fort, indem er ſein Haupt ſchmerzlich an ihre Schulter lehnte, wie ich die Unbeſonnenheit ſo weit treiben konnte, mir eines Abends an einem öffentlichen Ort Aeußerungen über das eben errichtete furchtbare Revolutionstribunal zu erlauben. Man verklagte, man ſuchte mich; ja in Ermanglung meiner, der glücklich genug geweſen war, ſich in die Vorſtadt zu retten, lief die Rotte meiner raſenden Verfolger, die ein Opfer haben mußte, nach der Wohnung meiner Braut, und durch ihre wahrhaftige Verſicherung, daß ſie nicht wiſſe, wo ich ſei, erbittert, ſchleppte man dieſelbe unter dem Vorwande, daß ſie mit mir im Einverſtändniß ſei, mit unerhörter Leichtfertigkeit ſtatt meiner auf den Richtplatz. Kaum war mir dieſe entſetzliche Nachricht hinterbracht worden, als ich ſogleich aus dem Schlupfwinkel, in welchen ich mich geflüchtet hatte, hervortrat und, indem ich die Menge durchbrechend nach dem Richtplatz eilte, laut ausrief: Hier, ihr Unmenſchlichen, hier bin ich! Doch ſie, die ſchon auf dem Gerüſte der Guillotine ſtand, antwortete auf die Frage einiger Richter, denen ich unglücklicher Weiſe fremd ſein mußte, indem ſie ſich mit einem Blick, der mir unauslöſchlich in die Seele geprägt iſt, von mir abwandte: dieſen Menſchen kenne ich nicht! — worauf unter Trommeln und Lärmen, von den ungeduldigen Blutmenſchen angezettelt, das Eiſen wenige Augenblicke nachher herabfiel und ihr Haupt von ſeinem Rumpfe trennte. Wie ich gerettet worden bin, das weiß ich nicht; ich befand mich eine Viertelſtunde darauf in der Wohnung eines Freundes, wo ich aus einer Ohnmacht in die andere fiel und halbwahnwitzig gegen Abend auf einen Wagen geladen und über den Rhein geſchafft wurde. — Bei dieſen Worten trat der Fremde, indem er das Mädchen losließ, an das Fenſter; und da dieſe ſah, daß er ſein Geſicht ſehr gerührt in ein Tuch drückte, ſo übernahm ſie, von manchen Seiten geweckt, ein menſchliches Gefühl; ſie folgte ihm mit einer plötzlichen Bewegung, fiel ihm um den Hals und miſchte ihre Thränen mit den ſeinigen.

Was weiter erfolgte, brauchen wir nicht zu melden, weil es jeder, der an dieſe Stelle kommt, von ſelbſt lieſ't. Der Fremde, als er ſich wieder geſammelt hatte, wußte nicht, wohin ihn die That, die er begangen, führen würde;

inzwiſchen ſah er ſo viel ein, daß er gerettet und in dem Hauſe, in welchem er ſich befand, für ihn Nichts von dem Mädchen zu befürchten war. Er verſuchte, da er ſie mit verſchränkten Armen auf dem Bett weinen ſah, alles nur Mögliche, um ſie zu beruhigen. Er nahm ſich das kleine goldene Kreuz, ein Geſchenk der treuen Mariane, ſeiner abgeſchiedenen Braut, von der Bruſt; und indem er ſich unter unendlichen Liebkoſungen über ſie neigte, hing er es ihr als ſein Brautgeſchenk, wie er es nannte, um den Hals. Er ſetzte ſich, da ſie in Thränen zerfloß und auf ſeine Worte nicht hörte, auf den Rand des Bettes nieder und ſagte ihr, indem er ihre Hand bald ſtreichelte, bald küßte, daß er bei ihrer Mutter am Morgen des nächſten Tages um ſie anhalten wolle. Er beſchrieb ihr, welch ein kleines Eigenthum, frei und unabhängig, er an dem Ufer der Aar beſitze; eine Wohnung, bequem und geräumig genug, ſie und auch ihre Mutter, wenn ihr Alter die Reiſe zulaſſe, darin aufzunehmen; Felder, Gärten, Wieſen und Weinberge; und einen alten ehrwürdigen Vater, der ſie dankbar und liebreich daſelbſt, weil ſie ſeinen Sohn gerettet, empfangen würde. Er ſchloß ſie, da ihre Thränen in unendlichen Ergießungen auf das Bettkiſſen niederfloßen, in ſeine Arme und fragte ſie, von Rührung ſelber ergriffen, was er ihr zu Leide gethan und ob ſie ihm nicht vergeben könne. Er ſchwor ihr, daß Liebe für ſie nie aus ſeinem Herzen weichen würde, und daß nur im Taumel wunderbar verwirrter Sinne eine Miſchung von

Begierde und Angſt, die ſie ihm eingeflößt, ihn zu einer ſolchen That habe verführen können. Er erinnerte ſie zuletzt, daß die Morgenſterne funkelten, und daß, wenn ſie länger im Bette verweilte, die Mutter kommen und ſie darin überraſchen würde; er forderte ſie ihrer Geſundheit wegen auf, ſich zu erheben und noch einige Stunden auf ihrem eigenen Lager auszuruhen; er fragte ſie, durch ihren Zuſtand in die entſetzlichſten Beſorgniſſe geſtürzt, ob er ſie vielleicht in ſeinen Armen aufheben und in ihre Kammer tragen ſolle; doch da ſie auf Alles, was er vorbrachte, nicht antwortete, und ihr Haupt ſtilljammernd, ohne ſich zu rühren, in ihre Arme gedrückt, auf den verwirrten Kiſſen des Bettes dalag: ſo blieb ihm zuletzt, hell wie der Tag ſchon durch beide Fenſter ſchimmerte, Nichts übrig, als ſie ohne weitere Rückſprache aufzuheben; er trug ſie, die wie eine Lebloſe von ſeiner Schulter niederhing, die Treppe hinauf in ihre Kammer, und nachdem er ſie auf ihr Bette niedergelegt und ihr unter tauſend Liebkoſungen noch einmal Alles, was er ihr ſchon geſagt, wiederholt hatte, nannte er ſie noch einmal ſeine liebe Braut, drückte einen Kuß auf ihre Wangen und eilte in ſein Zimmer zurück.

Sobald der Tag völlig angebrochen war, begab ſich die alte Babekan zu ihrer Tochter hinauf und eröffnete ihr, indem ſie ſich an ihr Bett niederſetzte, welch einen Plan ſie mit dem Fremden ſowohl als ſeiner Reiſegeſellſchaft vorhabe. Sie meinte, daß, da der Neger Congo Hoango erſt in zwei Tagen wiederkehre, Alles darauf ankäme, den Fremden während dieſer Zeit in dem Hauſe hinzuhalten, ohne die Familie ſeiner Angehörigen, deren Gegenwart ihrer Menge wegen gefährlich werden könnte, darin zuzulaſſen. Zu dieſem Zweck, ſprach ſie, habe ſie erdacht, dem Fremden vorzuſpiegeln, daß einer ſo eben eingelaufenen Nachricht zufolge der General Deſſalines ſich mit ſeinem Heer in dieſe Gegend wenden werde und daß man mithin wegen allzugroßer Gefahr erſt am dritten Tage, wenn er vorüber wäre, würde möglich machen können, die Familie ſeinem Wunſche gemäß in dem Hauſe aufzunehmen. Die Geſellſchaft ſelbſt, ſchloß ſie, müſſe inzwiſchen, damit ſie nicht weiter reiſe, mit Lebensmitteln verſorgt und gleichfalls, um ſich ihrer ſpäterhin zu bemächtigen, in dem Wahn, daß ſie eine Zuflucht in dem Hauſe finden werde, hingehalten werden. Sie bemerkte, daß die Sache wichtig ſei, indem die Familie wahrſcheinlich beträchtliche Habſeligkeiten mit ſich führe, und forderte die Tochter auf, ſie aus allen Kräften in dem Vorhaben, das ſie ihr angegeben, zu unterſtützen. Toni, halb im Bette aufgerichtet, indem die Röthe des Unwillens ihr Geſicht überflog, verſetzte, daß es ſchändlich und niederträchtig wäre, das Gaſtrecht an Perſonen, die man in das Haus gelockt, alſo zu verletzen. Sie meinte, daß ein Verfolgter, der ſich ihrem Schutze anvertraut, doppelt ſicher bei ihnen ſein ſollte, und verſicherte, daß, wenn ſie den blutigen Anſchlag, den ſie ihr geäußert, nicht aufgäbe, ſie auf der Stelle hingehen und dem Fremden anzeigen würde, welch eine Mördergrube das Haus ſei, in welchem er geglaubt habe ſeine Rettung zu finden. Toni! ſagte die Mutter, indem ſie die Arme in die Seite ſtemmte und dieſelbe mit großen Augen anſah. — Gewiß! erwiderte Toni, indem ſie die Stimme ſenkte. Was hat uns dieſer Jüngling, der von Geburt gar nicht einmal ein Franzoſe, ſondern, wie wir geſehen haben, ein Schweizer iſt, zu Leide gethan, daß wir nach Art der Räuber über ihn herfallen, ihn tödten und ausplündern wollen? Gelten die Beſchwerden, die man hier gegen die Pflanzer führt, auch in der Gegend der Inſel, aus welcher er herkömmt? Zeigt nicht vielmehr Alles, daß er der edelſte und vortrefflichſte Menſch iſt und gewiß das Unrecht, das die Schwarzen ſeiner Gattung vorwerfen mögen, auf keine Weiſe theilt? — Die Alte, während ſie den ſonderbaren Ausdruck des Mädchens betrachtete, ſagte bloß mit bebenden Lippen, daß ſie erſtaune. Sie fragte, was der junge Portugieſe verſchuldet, den man unter dem Thorweg kürzlich mit Keulen zu Boden geworfen habe. Sie fragte, was die beiden Holländer verbrochen, die vor drei Wochen durch die Kugeln der Neger im Hofe gefallen wären? Sie wollte wiſſen, was man den drei Franzoſen und ſo vielen andern einzelnen Flüchtlingen vom Geſchlecht der Weißen zur Laſt gelegt habe, die mit Büchſen, Spießen und Dolchen ſeit dem Ausbruch der Empörung im Hauſe hingerichtet worden wären. — Beim Lichte der Sonne, ſagte die Tochter, indem ſie wild aufſtand, du haſt ſehr Unrecht, mich an dieſe Gräuelthaten zu erinnern! Die

Unmenſchlichkeiten, an denen ihr mich Theil zu nehmen zwingt, empörten längſt mein innerſtes Gefühl, und um mir Gottes Rache wegen Alles, was vorgefallen, zu verſöhnen, ſo ſchwöre ich dir, daß ich eher zehnfachen Todes ſterben als zugeben werde, daß dieſem Jünglinge, ſo lange er ſich in unſerem Hauſe befindet, auch nur ein Haar gekrümmt werde. — Wohlan, ſagte die Alte mit einem plötzlichen Ausdruck von Nachgiebigkeit, ſo mag der Fremde reiſen! Aber wenn Congo Hoango zurückkömmt, ſetzte ſie hinzu, indem ſie, um das Zimmer zu verlaſſen, aufſtand, — und erfährt, daß ein Weißer in unſerm Hauſe übernachtet hat, ſo magſt du das Mitleiden, das dich bewog, ihn gegen das ausdrückliche Gebot wieder abziehen zu laſſen, verantworten.

Auf dieſe Aeußerung, bei welcher, trotz aller ſcheinbaren Milde, der Ingrimm der Alten heimlich hervorbrach, blieb das Mädchen in nicht geringer Beſtürzung im Zimmer zurück. Sie kannte den Haß der Alten gegen die Weißen zu gut, als daß ſie hätte glauben können, ſie werde eine ſolche Gelegenheit, ihn zu ſättigen, ungenutzt vorübergehen laſſen. Furcht, daß ſie ſogleich in die benachbarten Pflanzungen ſchicken und die Neger zur Ueberwältigung des Fremden herbeirufen möchte, bewog ſie, ſich anzukleiden und ihr unverzüglich in das untere Wohnzimmer zu folgen. Sie ſtellte ſich, während dieſe verſtört den Speiſeſchrank, bei welchem ſie ein Geſchäft zu haben ſchien, verließ und ſich an einen Spinnrocken niederſetzte, vor das an die Thür geſchlagene Mandat, in welchem allen Schwarzen bei Lebensſtrafe verboten war, den Weißen Schutz und Obdach zu geben; und gleichſam als ob ſie, von Schrecken ergriffen, das Unrecht, das ſie begangen, einſähe, wandte ſie ſich plötzlich und fiel der Mutter, die ſie, wie ſie wohl wußte, von hinten beobachtet hatte, zu Füßen. Sie bat, die Kniee derſelben umklammernd, ihr die raſenden Aeußerungen, die ſie ſich zu Gunſten des Fremden erlaubt, zu vergeben; entſchuldigte ſich mit dem Zuſtande, halb träumend, halb wachend, in welchem ſie von ihr mit den Vorſchlägen zu ſeiner Ueberliſtung, da ſie noch im Bette gelegen, überraſcht worden ſei, und meinte, daß ſie ihn ganz und gar der Rache der beſtehenden Landesgeſetze, die ſeine Vernichtung einmal beſchloſſen, Preis gäbe. Die Alte, nach einer Pauſe, in der ſie das Mädchen unverwandt betrachtete, ſagte: Beim Himmel, dieſe deine Erklärung rettet ihm für heute das Leben! Denn die Speiſe, da du ihn in deinen Schutz zu nehmen drohteſt, war ſchon vergiftet, die ihn der Gewalt Congo Hoango's, ſeinem Befehle gemäß, wenigſtens todt überliefert haben würde. — Und damit ſtand ſie auf und ſchüttete einen Topf mit Milch, der auf dem Tiſche ſtand, aus dem Fenſter. Toni, welche ihren Sinnen nicht traute, ſtarrte, von Entſetzen ergriffen, die Mutter an. Die Alte, während ſie ſich wieder niederſetzte und das Mädchen, das noch immer auf den Knieen dalag, vom Boden aufhob, fragte, was denn im Laufe einer einzigen Nacht ihre Gedanken ſo plötzlich umgewandelt hätte. Ob ſie geſtern, nachdem ſie ihm das Bad bereitet, noch lange bei ihm geweſen wäre. Und ob ſie Viel mit dem Fremden geſprochen hätte. Doch Toni, deren Bruſt flog, antwortete hierauf nicht, oder nichts Beſtimmtes; das Auge zu Boden geſchlagen, ſtand ſie, indem ſie ſich den Kopf hielt, und berief ſich auf einen Traum; ein Blick jedoch auf die Bruſt ihrer unglücklichen Mutter, ſprach ſie, indem ſie ſich raſch bückte und ihre Hand küßte, rufe ihr die ganze Unmenſchlichkeit der Gattung, zu der dieſer Fremde gehöre, wieder ins Gedächtniß zurück, — und betheuerte, indem ſie ſich umkehrte und das Geſicht in ihre Schürze drückte, daß, ſobald der Neger Hoango eingetroffen wäre, ſie ſehen würde, was ſie an ihr für eine Tochter habe.

Babekan ſaß noch in Gedanken verſenkt und erwog, woher wohl die ſonderbare Leidenſchaftlichkeit des Mädchens entſpringe: als der Fremde mit einem in ſeinem Schlafgemach geſchriebenen Zettel, worin er die Familie einlud, einige Tage in der Pflanzung des Negers Hoango zuzubringen, in das Zimmer trat. Er grüßte ſehr heiter und freundlich die Mutter und die Tochter und bat, indem er der Alten den Zettel übergab, daß man ſogleich in die Waldung ſchicken und für die Geſellſchaft, dem ihm gegebenen Verſprechen gemäß, Sorge tragen möchte. Babekan ſtand auf und ſagte mit einem Ausdruck von Unruhe, indem ſie den Zettel in den Wandſchrank legte: Herr, wir müſſen Euch bitten, Euch ſogleich in Euer Schlafzimmer zurück zu verfügen. Die Straße iſt voll von einzelnen Negertrupps, die vorüberziehen und uns anmelden, daß ſich der General Deſſalines mit ſeinem Heere in dieſe Gegend wenden werde. Dies Haus, das Jedem offen ſteht, gewährt Euch keine Sicherheit, falls Ihr Euch nicht in Eurem auf den Hof hinausgehenden Schlafgemach verbergt und die Thüren ſowohl als auch die Fenſterladen auf das Sorgfältigſte verſchließt. — Wie? ſagte der Fremde betroffen, der General Deſſalines — Fragt nicht! unterbrach ihn die Alte, indem ſie mit einem Stocke dreimal auf den Fußboden klopfte: in Eurem Schlafgemach, wohin ich Euch folgen werde, will ich Euch Alles erklären. — Der Fremde, von der Alten mit ängſtlichen Geberden aus dem Zimmer gedrängt, wandte ſich noch einmal unter der Thür und rief: Aber wird man der Familie, die meiner harrt, nicht wenigſtens einen Boten zuſenden müſſen, der ſie — ? — Es wird Alles beſorgt werden, fiel ihm die Alte ein, während durch ihr Klopfen gerufen der Baſtardknabe, den wir ſchon kennen, hereinkam; und damit befahl ſie Toni, die dem Fremden den Rücken zukehrend vor den Spiegel getreten war, einen Korb mit Lebensmitteln, der in dem Winkel ſtand, aufzunehmen; und Mutter, Tochter, der Fremde und der Knabe begaben ſich in das Schlafzimmer hinauf.

Hier erzählte die Alte, indem ſie ſich auf gemächliche Weiſe auf den Seſſel niederließ, wie man die ganze Nacht über auf den den Horizont abſchneidenden Bergen die Feuer des Generals Deſſalines ſchimmern geſehen; ein Umſtand, der in der That gegründet war, obſchon ſich bis dieſen Augenblick noch kein einziger Neger von ſeinem Heer, das ſüdweſtlich gegen Port au Prince anrückte, in dieſer Gegend gezeigt hatte. Es gelang ihr, den Fremden dadurch in einen Wirbel von Unruhe zu ſtürzen, den ſie jedoch nachher wieder durch die Verſicherung, daß ſie alles Mögliche, ſelbſt in dem ſchlimmen Fall, daß ſie Einquartirung bekäme, zu ſeiner Rettung beitragen würde, zu ſtillen wußte. Sie nahm auf die wiederholte inſtändige Erinnerung desſelben, unter dieſen Umſtänden ſeiner Familie wenigſtens mit Lebensmitteln beizuſpringen, der Tochter den Korb aus der Hand, und indem ſie ihn dem Knaben gab, ſagte ſie ihm, er ſolle an den Möwenweiher, in die nahgelegenen Waldberge hinausgehen und ihn der daſelbſt befindlichen Familie des fremden Offiziers überbringen. Der Offizier ſelbſt, ſolle er hinzuſetzen, befinde ſich wohl; Freunde der Weißen, die ſelbſt viel der Partei wegen, die ſie ergriffen, von den Schwarzen leiden müßten, hätten ihn in ihrem Hauſe mitleidig aufgenommen. Sie ſchloß, daß, ſobald die Landſtraße nur von den bewaffneten Negerhaufen, die man erwartete, befreit wäre, man ſogleich Anſtalten treffen würde, auch ihr, der Familie, ein Unterkommen in dieſem Hauſe zu verſchaffen. — Haſt du verſtanden? fragte ſie, da ſie geendet hatte. Der Knabe, indem er den Korb auf ſeinen Kopf ſetzte, antwortete, daß er den ihm beſchriebenen Möwenweiher, an dem er zuweilen mit ſeinen Kameraden zu fiſchen pflege, gar wohl kenne, und daß er Alles, wie man es ihm aufgetragen, an die daſelbſt übernachtende Familie des fremden Herrn beſtellen würde. Der Fremde zog ſich auf die Frage der Alten, ob er noch etwas hinzuzuſetzen hätte, noch einen Ring vom Finger und händigte ihn dem Knaben ein, mit dem Auftrag, ihn zum Zeichen, daß es mit den überbrachten Meldungen ſeine Richtigkeit habe, dem Oberhaupte der Familie, Hrn. Strömli, zu übergeben. Hierauf traf die Mutter mehrere, die Sicherheit des Fremden, wie ſie ſagte, abzweckende Veranſtaltungen; befahl Toni, die Fenſterladen zu verſchließen, und zündete ſelbſt, um die Nacht, die dadurch in dem Zimmer herrſchend geworden war, zu zerſtreuen, an einem auf dem Kaminſims befindlichen Feuerzeug, nicht ohne Mühſeligkeit, indem der Zunder nicht fangen wollte, ein Licht an. Der Fremde benutzte dieſen Augenblick, um den Arm ſanft um Toni's Leib zu legen und ihr ins Ohr zu flüſtern, wie ſie geſchlafen; und ob er die Mutter nicht von dem, was vorgefallen, unterrichten ſolle; doch auf die erſte Frage antwortete Toni nicht, und auf die andere verſetzte ſie, indem ſie ſich aus ſeinem Arm loswand: Nein, wenn Ihr mich liebt, kein Wort! Sie unterdrückte die Angſt, die alle dieſe lügenhaften Anſtalten in ihr erweckten; und unter dem Vorwand, dem Fremden ein Frühſtück zu bereiten, ſtürzte ſie eilig in das untere Wohnzimmer herab.

Sie nahm aus dem Schrank der Mutter den Brief, worin der Fremde in ſeiner Unſchuld die Familie eingeladen hatte, dem Knaben in die Niederlaſſung zu folgen;

und auf gut Glück hin, ob die Mutter ihn vermiſſen würde, entſchloſſen, im ſchlimmſten Falle den Tod mit ihm zu leiden, flog ſie damit dem ſchon auf der Landſtraße wandernden Knaben nach. Denn ſie ſah den Jüngling vor Gott und ihrem Herzen nicht mehr als einen bloßen Gaſt, dem ſie Schutz und Obdach gegeben, ſondern als ihren Verlobten und Gemahl an und war Willens, ſobald nur ſeine Partei im Hauſe ſtark genug ſein würde, dies der Mutter, auf deren Beſtürzung ſie unter dieſen Umſtänden rechnete, ohne Rückhalt zu erklären. Nanky, ſprach ſie, da ſie den Knaben athemlos und eilfertig auf der Landſtraße erreicht hatte: die Mutter hat ihren Plan, die Familie Hrn. Strömli's anbetreffend, umgeändert. Nimm dieſen Brief! Er lautet an Hrn. Strömli, das alte Oberhaupt der Familie, und enthält die Einladung, einige Tage mit Allem, was zu ihm gehört, in unſerer Niederlaſſung zu verweilen. Sei klug und trage ſelbſt alles Mögliche dazu bei, dieſen Entſchluß zur Reiſe zu bringen; Congo Hoango, der Neger, wird, wenn er wieder kömmt, es dir lohnen! Gut, gut, Baſe Toni, antwortete der Knabe. Er fragte, indem er den Brief ſorgſam eingewickelt in ſeine Taſche ſteckte: und ich ſoll dem Zuge auf ſeinem Wege hierher zum Führer dienen? — Allerdings, verſetzte Toni, das verſteht ſich, weil ſie die Gegend nicht kennen, von ſelbſt. Doch wirſt du möglicher Truppenmärſche wegen, die auf der Landſtraße ſtattfinden könnten, die Wanderung eher nicht als um Mitternacht antreten; aber dann dieſelbe auch ſo beſchleunigen, daß du vor der Dämmerung des Tages hier eintriffſt. Kann man ſich auf dich verlaſſen? fragte ſie. — Verlaßt Euch auf Nanky! antwortete der Knabe: ich weiß, warum ihr dieſe weißen Flüchtlinge in die Pflanzung lockt, und der Neger Hoango ſoll mit mir zufrieden ſein!

Hierauf trug Toni dem Fremden das Frühſtück auf; und nachdem es wieder abgenommen war, begaben ſich Mutter und Tochter, ihrer häuslichen Geſchäfte wegen, in das vordere Wohnzimmer zurück. Es konnte nicht fehlen, daß die Mutter einige Zeit darauf an den Schrank trat und, wie es natürlich war, den Brief vermißte. Sie legte die Hand, ungläubig gegen ihr Gedächtniß, einen Augenblick an den Kopf und fragte Toni, wo ſie den Brief, den ihr der Fremde gegeben, wohl hingelegt haben könne. Toni antwortete nach einer kurzen Pauſe, in der ſie auf den Boden niederſah, daß ihn der Fremde ja ihres Wiſſens wieder eingeſteckt und oben im Zimmer in ihrer Beiden Gegenwart zerriſſen habe! Die Mutter ſchaute das Mädchen mit großen Augen an; ſie meinte ſich beſtimmt zu erinnern, daß ſie den Brief aus ſeiner Hand empfangen und in den Schrank gelegt habe; doch da ſie ihn nach vielem vergeblichen Suchen darin nicht fand und ihrem Gedächtniß mehrerer ähnlichen Vorfälle wegen mißtraute, ſo blieb ihr zuletzt Nichts übrig, als der Meinung, die ihr die Tochter geäußert, Glauben zu ſchenken. Inzwiſchen konnte ſie ihr lebhaftes Mißvergnügen über dieſen Umſtand nicht unterdrücken, und meinte, daß der Brief dem Neger Hoango, um die Familie in die Pflanzung hereinzubringen, von der größten Wichtigkeit geweſen ſein würde. Am Mittag und Abend, da Toni den Fremden mit Speiſen bediente, nahm ſie, zu ſeiner Unterhaltung an der Tiſchecke ſitzend, mehreremal Gelegenheit, ihn nach dem Briefe zu fragen; doch Toni war geſchickt genug, das Geſpräch, ſo oft es auf dieſen gefährlichen Punkt kam, abzulenken oder zu verwirren; dergeſtalt, daß die Mutter durch die Erklärungen des Fremden über das eigentliche Schickſal des Briefes auf keine Weiſe ins Reine kam. So verfloß der Tag; die Mutter verſchloß nach dem Abendeſſen aus Vorſicht, wie ſie ſagte, des Fremden Zimmer; und nachdem ſie noch mit Toni überlegt hatte, durch welche Liſt ſie ſich von Neuem am folgenden Tage in den Beſitz eines ſolchen Briefes ſetzen könne, begab ſie ſich zur Ruhe und befahl dem Mädchen, gleichfalls zu Bette zu gehen.

Sobald Toni, die dieſen Augenblick mit Sehnſucht erwartet hatte, ihre Schlafkammer erreicht und ſich überzeugt hatte, daß die Mutter entſchlummert war, ſtellte ſie das Bildniß der heiligen Jungfrau, das neben ihrem Bette hing, auf einen Seſſel und ließ ſich mit verſchränkten Händen auf Knieen davor nieder. Sie flehte den Erlöſer, ihren göttlichen Sohn, in einem Gebet voll unendlicher Inbrunſt um Muth und Standhaftigkeit an, dem Jüngling, dem ſie ſich zu eigen gegeben, das Geſtändniß der Verbrechen, die ihren jungen Buſen beſchwerten, abzulegen. Sie gelobte dieſem, was es ihrem

Herzen auch koſten würde, Nichts, auch nicht die Abſicht, erbarmungslos und entſetzlich, in der ſie ihn geſtern in das Haus gelockt, zu verbergen; doch um der Schritte willen, die ſie bereits zu ſeiner Rettung gethan, wünſchte ſie, daß er ihr vergeben und ſie als ſein treues Weib mit ſich nach Europa führen möchte. Durch dies Gebet wunderbar geſtärkt, ergriff ſie, indem ſie aufſtand, den Hauptſchlüſſel, der alle Gemächer des Hauſes ſchloß, und ſchritt damit langſam, ohne Licht über den ſchmalen Gang, der das Gebäude durchſchnitt, dem Schlafgemach des Fremden zu. Sie öffnete das Zimmer leiſe und trat vor ſein Bett, wo er in tiefen Schlaf verſenkt ruhte. Der Mond beſchien ſein blühendes Antlitz, und der Nachtwind, der durch die geöffneten Fenſter eindrang, ſpielte mit dem Haar auf ſeiner Stirn. Sie neigte ſich ſanft über ihn und rief ihn, ſeinen ſüßen Athem einſaugend, beim Namen; aber ein tiefer Traum, von dem ſie der Gegenſtand zu ſein ſchien, beſchäftigte ihn; wenigſtens hörte ſie zu wiederholten Malen von ſeinen glühenden, zitternden Lippen das geflüſterte Wort: Toni! Wehmuth, die nicht zu beſchreiben iſt, ergriff ſie; ſie konnte ſich nicht entſchließen, ihn aus den Himmeln lieblicher Einbildung in die Tiefe einer gemeinen und elenden Wirklichkeit herabzureißen; und in der Gewißheit, daß er ja früh oder ſpät von ſelbſt erwachen müſſe, kniete ſie an ſeinem Bette nieder und überdeckte ſeine theure Hand mit Küſſen.

Aber wer beſchreibt das Entſetzen, das wenige

Augenblicke darauf ihren Buſen ergriff, als ſie plötzlich im Innern des Hofraums ein Geräuſch von Menſchen, Pferden und Waffen hörte und darunter ganz deutlich die Stimme des Negers Congo Hoango erkannte, der unvermutheter Weiſe mit ſeinem ganzen Troß aus dem Lager des Generals Deſſalines zurückgekehrt war. Sie ſtürzte, den Mondſchein, der ſie zu verrathen drohte, ſorgſam vermeidend, hinter die Vorhänge des Fenſters und hörte auch ſchon die Mutter, welche dem Neger von Allem, was während deſſen vorgefallen war, auch von der Anweſenheit des europäiſchen Flüchtlings im Hauſe, Nachricht gab. Der Neger befahl den Seinigen mit gedämpfter Stimme, im Hofe ſtill zu ſein. Er fragte die Alte, wo der Fremde in dieſem Augenblick befindlich ſei; worauf dieſe ihm das Zimmer bezeichnete und ſogleich auch Gelegenheit nahm, ihm von dem ſonderbaren und auffallenden Geſpräch, das ſie, den Flüchtling betreffend, mit der Tochter gehabt hatte, zu unterrichten. Sie verſicherte den Neger, daß das Mädchen eine Verrätherin und der ganze Anſchlag, desſelben habhaft zu werden, in Gefahr ſei zu ſcheitern. Wenigſtens ſei die Spitzbübin, wie ſie bemerkt, heimlich beim Einbruch der Nacht in ſein Bette geſchlichen, wo ſie noch bis dieſen Augenblick in guter Ruhe befindlich ſei; und wahrſcheinlich, wenn der Fremde nicht ſchon entflohen ſei, werde derſelbe eben jetzt gewarnt, und die Mittel, wie ſeine Flucht zu bewerkſtelligen ſei, mit ihm verabredet. Der Neger, der die Treue des Mädchens ſchon in ähnlichen

Fällen erprobt hatte, antwortete, es wäre wohl nicht möglich. Und: Kelly! rief er wüthend, und Omra! nehmt eure Büchſen! Und damit, ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſtieg er im Gefolge aller ſeiner Neger die Treppe hinauf und begab ſich in das Zimmer des Fremden.

Toni, vor deren Augen ſich während weniger Minuten dieſer ganze Auftritt abgeſpielt hatte, ſtand, gelähmt an allen Gliedern, als ob ſie ein Wetterſtrahl getroffen hätte, da. Sie dachte einen Augenblick daran, den Fremden zu wecken; doch theils war wegen Beſetzung des Hofraums keine Flucht für ihn möglich, theils auch ſah ſie voraus, daß er zu den Waffen greifen und ſomit bei der Ueberlegenheit der Neger Zubodenſtreckung unmittelbar ſein Loos ſein würde. Ja, die entſetzlichſte Rückſicht, die ſie zu nehmen genöthigt war, war dieſe, daß der Unglückliche ſie ſelbſt, wenn er ſie in dieſer Stunde bei ſeinem Bette fände, für eine Verrätherin halten und, ſtatt auf ihren Rath zu hören, in der Raſerei eines ſo heilloſen Wahns dem Neger Hoango völlig beſinnungslos in die Arme laufen würde. In dieſer unausſprechlichen Angſt fiel ihr ein Strick in die Augen, welcher, der Himmel weiß durch welchen Zufall, an dem Riegel der Wand hing. Gott ſelbſt, meinte ſie, indem ſie ihn herabriß, hätte ihn zu ihrer und des Freundes Rettung dahin geführt. Sie umſchlang den Jüngling, vielfache Knoten ſchürzend, an Händen und Füßen damit; und nachdem ſie, ohne darauf zu achten, daß er ſich rührte und ſträubte, die Enden angezogen und an das Geſtell des Bettes feſtgebunden hatte: drückte ſie, froh des Augenblicks mächtig geworden zu ſein, einen Kuß auf ſeine Lippen und eilte dem Neger Hoango, der ſchon auf der Treppe klirrte, entgegen.

Der Neger, der dem Bericht der Alten, Toni anbetreffend, immer noch keinen Glauben ſchenkte, ſtand, als er ſie aus dem bezeichneten Zimmer hervortreten ſah, beſtürzt und verwirrt im Corridor mit ſeinem Troß von Fackeln und Bewaffneten ſtill. Er rief: Die Treuloſe! die Bundbrüchige! und indem er ſich zu Babekan wandte, welche einige Schritte vorwärts gegen die Thür des Fremden gethan hatte, fragte er: Iſt der Fremde entflohn? — Babekan, welche die Thür ohne hineinzuſehen offen gefunden hatte, rief, indem ſie als eine Wüthende zurückkehrte: Die Gaunerin! Sie hat ihn entwiſchen laſſen! Eilt und beſetzt die Ausgänge, ehe er das weite Feld erreicht! — Was giebt's? fragte Toni, indem ſie mit dem Ausdruck des Erſtaunens den Alten und die Neger, die ihn umringten, anſah. — Was es giebt? erwiderte Hoango, und damit ergriff er ſie bei der Bruſt und ſchleppte ſie nach dem Zimmer hin. — Seid Ihr raſend? rief Toni, indem ſie den Alten, der bei dem ſich ihm darbietenden Anblick erſtarrte, von ſich ſtieß: da liegt der Fremde, von mir in ſeinem Bette feſtgebunden; und beim Himmel, es iſt nicht die ſchlechteſte That, die ich in meinem Leben gethan! — Bei dieſen Worten kehrte ſie ihm den Rücken zu und ſetzte ſich, als ob ſie weinte, an einen Tiſch nieder. Der Alte wandte ſich gegen die in Verwirrung zur Seite ſtehende Mutter und ſprach: O Babekan, mit welchem Märchen haſt du mich getäuſcht? — Dem Himmel ſei Dank, antwortete die Mutter, indem ſie die Stricke, mit welchen der Fremde gebunden war, verlegen unterſuchte: der Fremde iſt da, obſchon ich von dem Zuſammenhang Nichts begreife. — Der Neger trat, das Schwert in die Scheide ſteckend, an das Bett und fragte den Fremden, wer er ſei, woher er komme und wohin er reiſe. Doch da dieſer unter krampfhaften Anſtrengungen ſich loszuwinden Nichts hervorbrachte, als auf jämmerlich ſchmerzhafte Weiſe: o Toni! o Toni! — ſo nahm die Mutter das Wort und bedeutete ihm, daß er ein Schweizer ſei, Namens Guſtav von der Ried, und daß er mit einer ganzen Familie europäiſcher Hunde, welche in dieſem Augenblick in den Berghöhlen am Möwenweiher verſteckt ſei, von dem Küſtenplatz Fort Dauphin komme. Hoango, der das Mädchen, den Kopf ſchwermüthig auf ihre Hände geſtützt, da ſitzen ſah, trat zu ihr und nannte ſie ſein liebes Mädchen; klopfte ihr die Wangen und forderte ſie auf, ihm den übereilten Verdacht, den er ihr geäußert, zu vergeben. Die Alte, die gleichfalls vor das Mädchen hingetreten war, ſtemmte die Arme kopfſchüttelnd in die Seite und fragte, weshalb ſie denn den Fremden, der doch von der Gefahr, in der er ſich befunden, gar Nichts gewußt, mit Stricken in dem Bette feſtgebunden habe. Toni, vor Schmerz und Wuth in der That weinend, antwortete, plötzlich zur

Mutter gekehrt: Weil du keine Augen und Ohren haſt! Weil er die Gefahr, in der er ſchwebte, gar wohl begriff! Weil er entfliehen wollte; weil er mich gebeten hatte, ihm zu ſeiner Flucht behülflich zu ſein; weil er einen Anſchlag auf dein eigenes Leben gemacht hatte und ſein Vorhaben bei Anbruch des Tages ohne Zweifel, wenn ich ihn nicht ſchlafend gebunden hätte, in Ausführung gebracht haben würde. — Der Alte liebkoſete und beruhigte das Mädchen und befahl Babekan, von dieſer Sache zu ſchweigen. Er rief ein Paar Schützen mit Büchſen vor, um das Geſetz, dem der Fremdling verfallen war, augenblicklich an demſelben zu vollſtrecken; aber Babekan flüſterte ihm heimlich zu: Nein, ums Himmels willen, [illegible]ango! — Sie nahm ihn auf die Seite und bedeutete ihm, der Fremde müſſe, bevor er hingerichtet werde, eine Einladung aufſetzen, um vermittelſt derſelben die Familie, deren Bekämpfung im Walde manchen Gefahren ausgeſetzt ſei, in die Pflanzung zu locken. — Hoango, in Erwägung, daß die Familie wahrſcheinlich nicht unbewaffnet ſein werde, gab dieſem Vorſchlage ſeinen Beifall; er ſtellte, weil es zu ſpät war, den Brief verabredeter Maßen ſchreiben zu laſſen, zwei Wachen bei dem weißen Flüchtling aus; und nachdem er noch der Sicherheit wegen die Stricke unterſucht, auch, weil er ſie zu locker befand, ein Paar Leute herbeigerufen hatte, um ſie noch enger zuſammenzuziehen, verließ er mit ſeinem ganzen Troß das Zimmer, und Alles nach und nach begab ſich zur Ruhe.

Aber Toni, welche nur ſcheinbar dem Alten, der ihr noch einmal die Hand gereicht, gute Nacht geſagt und ſich zu Bette gelegt hatte, ſtand, ſobald ſie Alles im Hauſe ſtill ſah, wieder auf, ſchlich ſich durch eine Hinterpforte des Hauſes auf das freie Feld hinaus und lief, die wildeſte Verzweiflung im Herzen, auf dem die Landſtraße durchkreuzenden Wege der Gegend zu, von welcher die Familie Hrn. Strömli's herankommen mußte. Denn die Blicke voll Verachtung, die der Fremde von ſeinem Bette aus auf ſie geworfen hatte, waren ihr empfindlich wie Meſſerſtiche durchs Herz gegangen; es miſchte ſich ein Gefühl heißer Bitterkeit in ihre Liebe zu ihm, und ſie frohlockte bei dem Gedanken, in dieſer zu ſeiner Rettung angeordneten Unternehmung zu ſterben. Sie ſtellte ſich, in der Beſorgniß die Familie zu verfehlen, an den Stamm einer Pinie, bei welcher, falls die Einladung angenommen worden war, die Geſellſchaft vorüberziehen mußte, und kaum war auch der Verabredung gemäß der erſte Strahl der Dämmerung am Horizont angebrochen, als Nanky's, des Knaben, Stimme, der dem Troſſe zum Führer diente, ſchon fernher unter den Bäumen des Waldes hörbar ward.

Der Zug beſtand aus Hrn. Strömli und ſeiner Gemahlin, welch letztere auf einem Mauleſel ritt; fünf Kindern deſſelben, deren zwei, Adelbert und Gottfried, Jünglinge von achtzehn und ſiebzehn Jahren, neben dem Mauleſel hergingen; drei Dienern und zwei Mägden, wovon die eine, einen Säugling an der Bruſt, auf dem andern

Mauleſel ritt; in Allem aus zwölf Perſonen. Er bewegte ſich langſam über die den Weg durchflechtenden Kienwurzeln, dem Stamm der Pinie zu, wo Toni, ſo geräuſchlos, als Niemand zu erſchrecken nöthig war, aus dem Schatten des Baumes hervortrat und dem Zuge zurief: Halt! Der Knabe kannte ſie ſogleich; und auf ihre Frage, wo Herr Strömli ſei, während Männer, Weiber und Kinder ſie umringten, ſtellte dieſer ſie freudig dem alten Oberhaupte der Familie, Herrn Strömli, vor. Edler Herr! ſagte Toni, indem ſie die Begrüßungen desſelben mit feſter Stimme unterbrach: der Neger Hoango iſt, auf überraſchende Weiſe, mit ſeinem ganzen Troß in die Niederlaſſung zurückgekommen. Ihr könnt jetzt ohne die größte Lebensgefahr nicht darin einkehren, ja Euer Vetter, der zu ſeinem Unglück eine Aufnahme darin fand, iſt verloren, wenn Ihr nicht zu den Waffen greift und mir zu ſeiner Befreiung aus der Haft, in welcher ihn der Neger Hoango gefangen hält, in die Pflanzung folgt! — Gott im Himmel! riefen, von Schrecken erfaßt, alle Mitglieder der Familie; und die Mutter, die krank und von der Reiſe erſchöpft war, fiel von dem Maulthier ohnmächtig auf den Boden nieder. Toni, während auf den Ruf Herrn Strömli's die Mägde herbeieilten, um ihrer Frau zu helfen, führte, von den Jünglingen mit Fragen beſtürmt, Herrn Strömli und die übrigen Männer aus Furcht vor dem Knaben Nanky auf die Seite. Sie erzählte den Männern, ihre Thränen vor Scham und Reue nicht zurückhaltend, Alles, was vorgefallen; wie die Verhältniſſe in dem Augenblick, da der Jüngling eingetroffen, im Hauſe beſtanden; wie das Geſpräch, das ſie unter vier Augen mit ihm gehabt, dieſelben auf ganz unbegreifliche Weiſe verändert; was ſie bei der Ankunft des Negers, faſt wahnſinnig vor Angſt, gethan, und wie ſie nun Tod und Leben daran ſetzen wolle, ihn aus der Gefangenſchaft, worein ſie ihn ſelbſt geſtürzt, wieder zu befreien. Meine Waffen! rief Herr Strömli, indem er zu dem Maulthier ſeiner Frau eilte und ſeine Büchſe herabnahm. Er ſagte, während auch Adelbert und Gottfried, ſeine rüſtigen Söhne, und die drei wackern Diener ſich bewaffneten: Vetter Guſtav hat mehr als Einem von uns das Leben gerettet; jetzt iſt es an uns, ihm den gleichen Dienſt zu thun; — und damit hob er ſeine Frau, welche ſich erholt hatte, wieder auf das Maulthier, ließ dem Knaben Nanky aus Vorſicht, als eine Art von Geiſel, die Hände binden, ſchickte den ganzen Troß, Weiber und Kinder, unter dem bloßen Schutze ſeines dreizehnjährigen, gleichfalls bewaffneten Sohnes Ferdinand, an den Möwenweiher zurück; und nachdem er noch Toni, welche ſelbſt einen Helm und einen Spieß genommen hatte, über die Stärke der Neger und ihre Vertheilung im Hofraume ausgefragt und ihr verſprochen hatte, Hoango's ſowohl als ihrer Mutter, ſo viel es ſich thun ließ, bei dieſer Unternehmung zu ſchonen: ſtellte er ſich muthig und auf Gott vertrauend an die Spitze ſeines kleinen Haufens und brach, von Toni geführt, in die Niederlaſſung auf.

Toni, ſobald der Haufen durch die hintere Pforte eingeſchlichen war, zeigte Herrn Strömli das Zimmer, in welchem Hoango und Babekan ruhten; und während Herr Strömli geräuſchlos mit ſeinen Leuten in das offene Haus eintrat und ſich ſämmtlicher zuſammengeſetzter Gewehre der Neger bemächtigte, ſchlich ſie zur Seite ab in den Stall, in welchem der fünfjährige Halbbruder des Nanky, Seppy, ſchlief. Denn Nanky und Seppy, Baſtardkinder des alten Hoango, waren dieſem, beſonders der letzte, deſſen Mutter kürzlich geſtorben war, ſehr theuer; und da ſelbſt in dem Fall, daß man den gefangenen Jüngling befreite, der Rückzug an den Möwenweiher und die Flucht von dort nach Port au Prince, der ſie ſich anzuſchließen gedachte, noch mancherlei Schwierigkeiten ausgeſetzt war, ſo ſchloß ſie nicht unrichtig, daß der Beſitz beider Knaben, als eine Art von Unterpfand, dem Zug bei etwaiger Verfolgung der Neger von großem Vortheil ſein würde. Es gelang ihr, den Knaben ungeſehen aus ſeinem Bette zu heben und in ihren Armen, halb ſchlafend, halb wachend, in das Hauptgebäude hinüberzutragen. Inzwiſchen war Herr Strömli, ſo heimlich als es ſich thun ließ, mit ſeinem Haufen in Hoango's Stubenthüre eingetreten; aber ſtatt ihn und Babekan, wie er glaubte, im Bette zu finden, ſtanden, durch das Geräuſch geweckt, beide, obſchon halbnackt und hülflos, in der Mitte des Zimmers da. Herr Strömli, indem er ſeine Büchſe in die Hand nahm, rief, ſie ſollten ſich ergeben oder ſie wären des Todes! Doch

Hoango, ſtatt aller Antwort, riß ein Piſtol von der Wand und plazte es, Herrn Strömli am Kopfe ſtreifend, unter die Menge los. Herrn Strömli's Haufen, auf dies Signal, fiel wüthend über ihn her; Hoango, nach einem zweiten Schuß, der einem Diener die Schulter durchbohrte, ward durch einen Säbelhieb an der Hand verwundet, und Beide, Babekan und er, wurden niedergeworfen und mit Stricken am Geſtell eines großen Tiſches feſt gebunden. Mittlerweile waren, durch die Schüſſe geweckt, die Neger des Hoango, zwanzig und mehr an der Zahl, aus den Ställen hervorgeſtürzt und drangen, da ſie die alte Babekan im Hauſe ſchreien hörten, wüthend gegen dasſelbe vor, um ihre Waffen wieder zu erobern. Vergebens poſtirte Herr Strömli, deſſen Wunde von keiner Bedeutung war, ſeine Leute an die Fenſter des Hauſes und ließ, um die Kerle im Zaum zu halten, mit Büchſen unter ſie feuern; ſie achteten zweier Todten nicht, die ſchon auf dem Hofe umher lagen, und waren im Begriff, Aexte und Brechſtangen zu holen, um die Hausthüre, welche Hr. Strömli verriegelt hatte, einzuſprengen, als Toni, zitternd und bebend, den Knaben Seppy auf dem Arm, in Hoango's Zimmer trat. Herr Strömli, dem dieſe Erſcheinung äußerſt erwünſcht war, riß ihr den Knaben vom Arm; er wandte ſich, indem er ſeinen Hirſchfänger zog, zu Hoango und ſchwor, daß er den Jungen augenblicklich tödten würde, wenn er den Negern nicht zuriefe, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Hoango, deſſen Kraft durch den Hieb über die drei Finger der Hand gebrochen war und der ſein eigenes Leben im Fall einer Weigerung ausgeſetzt haben würde, erwiderte nach einigem Bedenken, indem er ſich vom Boden aufheben ließ, daß er dies thun wolle; er ſtellte ſich, von Herrn Strömli geführt, an das Fenſter, und mit einem Schnupftuch, das er in die linke Hand nahm, über den Hof hinauswinkend, rief er den Negern zu, daß ſie die Thüre, indem es ſein Leben zu retten ſeiner Hülfe bedürfe, unberührt laſſen ſollten und in ihre Ställe zurückkehren möchten. Hierauf beruhigte ſich der Kampf ein wenig; Hoango ſchickte auf Verlangen Herrn Strömli's einen im Hauſe eingefangenen Neger mit der Wiederholung dieſes Befehls zu dem im Hof noch verweilenden und ſich berathſchlagenden Haufen hinab; und da die Schwarzen, ſo wenig ſie auch von der Sache begriffen, den Worten dieſes förmlichen Botſchafters Folge leiſten mußten, ſo gaben ſie ihren Anſchlag, zu deſſen Ausführung ſchon Alles in Bereitſchaft war, auf und verfügten ſich nach und nach, obſchon murrend und ſchimpfend, in ihre Ställe zurück. Herr Strömli, indem er dem Knaben Seppy vor den Augen Hoango's die Hände binden ließ, ſagte Dieſem, daß ſeine Abſicht keine andere ſei, als den Offizier, ſeinen Vetter, aus der in der Pflanzung über ihn verhängten Haft zu befreien, und daß, wenn ſeiner Flucht nach Port au Prince keine Hinderniſſe in den Weg gelegt würden, weder für ſein, Hoango's, noch für ſeiner Kinder Leben, die er ihm wiedergeben würde, Etwas zu befürchten ſein würde. Babekan, welcher Toni ſich näherte und zum Abſchied in einer Rührung, die ſie nicht unterdrücken konnte, die Hand geben wollte, ſtieß Dieſe heftig von ſich. Sie nannte ſie eine Niederträchtige und Verrätherin und meinte, indem ſie ſich am Geſtell des Tiſches, an dem ſie lag, umkehrte: die Rache Gottes würde ſie, noch ehe ſie ihrer Schandthat froh geworden, ereilen. Toni antwortete: Ich habe euch nicht verrathen; ich bin eine Weiße und dem Jüngling, den ihr gefangen haltet, verlobt; ich gehöre zu dem Geſchlecht Derer, *mit denen ihr im offenen Kriege* liegt, und werde vor Gott, daß ich mich auf ihre Seite ſtellte, zu verantworten wiſſen. — Hierauf gab Herr Strömli dem Neger Hoango, den er zur Sicherheit wieder hatte feſſeln und an die Pfoſten der Thüre feſtbinden laſſen, eine Wache; er ließ den Diener, der mit zerſplittertem Schulterknochen ohnmächtig am Boden lag, aufheben und wegtragen; und nachdem er dem Hoango noch geſagt hatte, daß er beide Kinder, den Nanky ſowohl als den Seppy, nach Verlauf einiger Tage in Sainte Lüze, wo die erſten franzöſiſchen Vorpoſten ſtünden, abholen laſſen könne, nahm er Toni, die, von mancherlei Gefühlen beſtürmt, ſich nicht enthalten konnte zu weinen, bei der Hand, und führte ſie unter den Flüchen Babekan's und des alten Hoango aus dem Schlafzimmer fort.

Inzwiſchen waren Adelbert und Gottfried, Herrn Strömli's Söhne, ſchon nach Beendigung des erſten, an den Fenſtern gefochtenen Hauptkampfes auf Befehl des Vaters in das Zimmer ihres Vetters Guſtav geeilt und waren glücklich genug geweſen, die beiden Schwarzen, die Dieſen bewachten, nach einem hartnäckigen Widerſtand zu überwältigen. Der Eine lag todt im Zimmer; der Andere hatte ſich mit einer ſchweren Schußwunde bis auf den Corridor hinausgeſchleppt. Die Brüder, deren einer, der Aeltere, dabei ſelbſt, obſchon nur leicht, am Schenkel verwundet worden war, banden den theuren lieben Vetter los; ſie umarmten und küßten ihn und forderten ihn jauchzend, indem ſie ihm Gewehr und Waffen gaben, auf, ihnen nach dem vorderen Zimmer, in welchem, da der Sieg entſchieden, Herr Strömli wahrſcheinlich Alles ſchon zum Rückzug anordne, zu folgen. Aber Vetter Guſtav, halb im Bette aufgerichtet, drückte ihnen freundlich die Hand; im Uebrigen war er ſtill und zerſtreut, und ſtatt die Piſtolen, die ſie ihm darreichten, zu ergreifen, hob er die Rechte und ſtrich ſich mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Gram damit über die Stirne. Die Jünglinge, die ſich bei ihm niedergeſetzt hatten, fragten, was ihm fehle? und ſchon, da er ſie mit ſeinem Arm umſchloß und ſich mit dem Kopf ſchweigend an die Schulter des Jüngern lehnte, wollte Adelbert ſich erheben, um ihm im Wahn, daß ihn eine Ohnmacht anwandle, einen Trunk Waſſer herbeizuholen: als Toni, den Knaben Seppy auf dem Arm, an der Hand Herrn Strömli's in das Zimmer trat. Guſtav wechſelte bei dieſem Anblick die Farbe; er hielt ſich, indem er aufſtand, als ob er umſinken wollte, an den Leibern der Freunde feſt; und ehe die Jünglinge noch wußten, was er mit dem Piſtol, das er ihnen jetzt aus der Hand nahm, anfangen wollte: drückte er dasſelbe ſchon, knirſchend vor Wuth, gegen Toni ab. Der Schuß war ihr mitten durch die Bruſt gegangen; und da ſie mit einem gebrochenen Laut des Schmerzes noch einige Schritte gegen ihn that und ſodann, indem ſie den Knaben an Herrn Strömli gab, vor ihm niederſank: ſchleuderte er das Piſtol über ſie, ſtieß ſie mit dem Fuß von ſich und warf ſich, indem er ſie eine Hure nannte, wieder auf das Bette nieder. Du ungeheurer Menſch! riefen Herr Strömli und ſeine beiden Söhne. Die Jünglinge warfen ſich über das Mädchen und riefen, indem ſie es aufhoben, einen der alten Diener herbei, der dem Zuge ſchon in manchen ähnlichen verzweiflungsvollen Fällen die Hülfe eines Arztes geleiſtet hatte; aber das Mädchen, das ſich mit der Hand krampfhaft die Wunde hielt, drückte die Freunde hinweg und: ſagt ihm —! ſtammelte ſie röchelnd, auf ihn, der ſie erſchoſſen, hindeutend, und wiederholte: ſagt ihm — —! Was ſollen wir ihm ſagen? fragte Herr Strömli, da der Tod ihr die Sprache raubte. Adelbert und Gottfried ſtanden auf und riefen dem unbegreiflich gräßlichen Mörder zu: ob er wiſſe, daß das Mädchen ſeine Retterin ſei; daß ſie ihn liebe und daß es ihre Abſicht geweſen ſei, mit ihm, dem ſie Alles, Eltern und Eigenthum aufgeopfert, nach Port au Prince zu entfliehen? — Sie donnerten ihm: Guſtav! in die Ohren und fragten ihn: ob er Nichts höre? und ſchüttelten ihn und griffen ihm in die Haare, da er unempfindlich und ohne auf ſie zu achten auf dem Bette lag. Guſtav richtete ſich auf. Er warf einen Blick auf das in ſeinem Blut ſich wälzende Mädchen; und die Wuth, die dieſe That veranlaßt hatte, machte auf natürliche Weiſe einem Gefühl gemeinen Mitleidens Platz. Hr. Strömli, heiße Thränen auf ſein Schnupftuch niederweinend, fragte: Warum, Elender, haſt du das gethan? Vetter Guſtav, der von dem Bette aufgeſtanden war und das Mädchen, indem er ſich den Schweiß von der Stirn abwiſchte, betrachtete, antwortete: daß ſie ihn ſchändlicher Weiſe zur Nachtzeit gebunden und dem Neger Hoango übergeben habe. Ach! rief Toni und ſtreckte mit einem unbeſchreiblichen Blick ihre Hand nach ihm aus: dich, liebſten Freund, band ich, weil — —! Aber ſie konnte nicht reden und ihn auch mit der Hand nicht erreichen; ſie fiel mit einer plötzlichen Erſchlaffung der Kraft wieder auf den Schoß Herrn Strömli's zurück. Weshalb? fragte Guſtav blaß, indem er zu ihr niederkniete. Herr Strömli, nach einer langen, nur durch das Röcheln Toni's unterbrochenen Pauſe, in welcher man vergebens auf eine Antwort von ihr gehofft hatte, nahm das Wort und ſprach: Weil nach der Ankunft Hoango's dich Unglücklichen zu retten kein anderes Mittel war; weil ſie den Kampf, den du unfehlbar eingegangen wäreſt, vermeiden, weil ſie Zeit gewinnen wollte, bis wir, die wir ſchon vermöge ihrer Veranſtaltung herbeieilten, deine Befreiung mit den Waffen in der Hand erzwingen konnten. Guſtav legte die Hände vor ſein Geſicht. O!

rief er, ohne aufzuſehen, und meinte die Erde verſänke unter ſeinen Füßen: Iſt das, was ihr mir ſagt, wahr? Er legte ſeine Arme um ihren Leib und ſah ihr mit jammervoll zerriſſenem Herzen ins Geſicht. Ach, rief Toni, und dies waren ihre letzten Worte: du hätteſt mir nicht mißtrauen ſollen! Und damit hauchte ſie ihre ſchöne Seele aus. Guſtav raufte ſich die Haare. Gewiß! ſagte er, da ihn die Vettern von der Leiche wegrißen: ich hätte dir nicht mißtrauen ſollen; denn du warſt mir durch einen Eidſchwur verlobt, obſchon wir keine Worte darüber gewechſelt hatten! Herr Strömli drückte jammernd den Latz, der des Mädchens Bruſt umſchloß, nieder. Er ermunterte den Diener, der mit einigen unvollkommenen Rettungswerkzeugen neben ihm ſtand, die Kugel, die, wie er meinte, in dem Bruſtknochen ſtecken müſſe, auszuziehen; aber alle Bemühung, wie geſagt, war vergebens, ſie war von dem Blei ganz durchbohrt und ihre Seele ſchon zu beſſeren Sternen entflohn. — Inzwiſchen war Guſtav ans Fenſter getreten; und während Herr Strömli und ſeine Söhne unter ſtillen Thränen berathſchlagten, was mit der Leiche anzufangen ſei, und ob man nicht die Mutter herbeirufen ſolle, jagte Guſtav ſich die Kugel, womit das andere Piſtol geladen war, durchs Hirn. Dieſe neue Schreckensthat raubte den Verwandten völlig alle Beſinnung. Die Hülfe wandte ſich jetzt auf ihn; aber des Aermſten Schädel war ganz zerſchmettert und hing, da er ſich das Piſtol in den Mund geſetzt hatte, zum Theil an den

Wänden umher. Herr Strömli war der Erſte, der ſich wieder ſammelte. Denn da der Tag ſchon ganz hell durch die Fenſter ſchien und auch Nachrichten einliefen, daß die Neger ſich ſchon wieder auf dem Hofe zeigten: ſo blieb Nichts übrig, als ungeſäumt an den Rückzug zu denken. Man legte die beiden Leichen, die man nicht der muthwilligen Gewalt der Neger überlaſſen wollte, auf ein Brett, und nachdem die Büchſen von Neuem geladen waren, brach der traurige Zug nach dem Möwenweiher auf. Herr Strömli, den Knaben Seppy auf dem Arm, ging voran; ihm folgten die beiden ſtärkſten Diener, welche auf ihren Schultern die Leichen trugen; der Verwundete ſchwankte an einem Stabe hinterher, und Adelbert und Gottfried gingen mit geſpannten Büchſen dem langſam fortſchreitenden Leichenzuge zur Seite. Die Neger, da ſie den Haufen ſo ſchwach erblickten, traten mit Spießen und Gabeln aus ihren Wohnungen hervor und ſchienen Miene zu machen, angreifen zu wollen; aber Hoango, den man die Vorſicht beobachtet hatte, loszubinden, trat auf die Treppe des Hauſes hinaus und winkte den Negern, zu ruhen. In Sainte Lüze! rief er Herrn Strömli zu, der ſchon mit den Leichen unter dem Thorweg war. In Sainte Lüze! antwortete Dieſer, worauf der Zug, ohne verfolgt zu werden, auf das Feld hinauskam und die Waldung erreichte. Am Möwenweiher, wo man die Familie fand, grub man unter vielen Thränen den Leichen ein Grab; und nachdem man noch die Ringe, die ſie an der Hand trugen, gewechſelt hatte, ſenkte man ſie unter ſtillen Gebeten in die Wohnungen des ewigen Friedens ein. Herr Strömli war glücklich genug, mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern fünf Tage darauf Sainte Lüze zu erreichen, wo er die beiden Negerknaben ſeinem Verſprechen gemäß zurückließ. Er traf kurz vor Anfang der Belagerung in Port au Prince ein, wo er noch auf den Wällen für die Sache der Weißen focht; und als die Stadt nach einer hartnäckigen Gegenwehr an den General Deſſalines überging, rettete er ſich mit dem franzöſiſchen Heer auf die engliſche Flotte, von wo die Familie nach Europa überſchiffte und ohne weitere Unfälle ihr Vaterland, die Schweiz, erreichte. Herr Strömli kaufte ſich daſelbſt mit dem Reſt ſeines kleinen Vermögens in der Gegend des Rigi an; und noch im Jahr 1807 war unter den Büſchen ſeines Gartens das Denkmal zu ſehen, das er Guſtav, ſeinem Vetter, und der Verlobten deſſelben, der treuen Toni, hatte ſetzen laſſen.

# Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.

Von

**Clemens Brentano.**

Gaben der Milde von Gubitz, Berlin 1817.
Brentano's geſammelte Schriften, Bd. 4. Frankfurt a. M.,
Sauerländer, 1852.

Clemens Brentano, geb. 8. September 1778 in Frankfurt am Main, geſt. 28. Juli 1842 in Aſchaffenburg, war nebſt Bettina der aus Goethe's Dichtung und Wahrheit bekannten Maximiliane La Roche entſproſſen. Er führte ein unſtetes und bewegtes Leben. Zuletzt flüchtete er ſich aus der Romantik in den Schoß der Kirche zurück und lebte zu Dülmen am Krankenbette der ſtigmatiſirten Nonne Anna Katharina Emmerich, deren Leben er beſchrieb und nach deren Viſionen er Bilder aus der heiligen Geſchichte zeichnete, wobei er freilich, wie Varnhagen erzählt, ſeinen barocken Tabaksbeutel dem Apoſtel Petrus als Reiſetaſche umhing. Nach ihrem Tode weilte er zu München ꝛc. und endlich zu Aſchaffenburg, wo er bei ſeinem Bruder ſtarb. Von ſeinen Schauſpielen ſind die hauptſächlichſten „Ponce de Leon“ und „Die Gründung Prags“; große Schönheiten hat ſein Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia“; die beſte ſeiner Erzählungen iſt die hier ausgewählte, die auf einem Volksliede beruht. Von ſeiner Liebe zum Volksliede zeugt die Herausgabe des „Wunderhorns“ in Gemeinſchaft mit Arnim. Auch iſt die ſtärkſte Seite ſeiner Poeſie die lyriſche.

„O mein Kind! wir hatten Nichts genährt als die Phantaſie, und ſie hatte uns theils wieder aufgefreſſen!" — Dieſes Bekenntniß, das Brentano ſelbſt einer Freundin ablegte, dürfte jedes weitere Wort über ſeine Geiſtesart erſparen, und man braucht nur etwa noch hinzuzunehmen, was ſein Zeitgenoſſe Steffens von ihm ſagt, er ſei unter den Romantikern der Einzige geweſen, der mit Beſtimmtheit zu wiſſen ſchien, daß er Nichts wollte, ein ironiſch ſpielender Kronos, der, in rein phantaſtiſcher Dialektik durch jede folgende Beſtimmung die vorhergehende vernichtend, ſeine eigenen Kinder verſchlang. Gleichwohl, während er in muthwilliger, grundſätzlicher Willkür den ernſteren Arnim übertraf, ſpielte ihm ſeine ſüddeutſche Natur mitunter den Streich, ſeine Geſtaltungen etwas voller hervortreten zu laſſen.

Von den drei Erzählungen, die er hinterlaſſen hat, können nur zwei in Betracht kommen.

„Die mehreren Wehmüller und ungariſchen Nationalgeſichter" werden theilweiſe ſehr gerühmt. Die Erzählung beginnt auch mit einem höchſt ſchnakiſchen Einfall, indem berichtet wird, wie der Maler Wehmüller jeden Sommer mit ſeinem Vorrath von einem halben Hundert Nationalgeſichter, die er im Winter voraus gemalt hat, Ungarn bezieht, wo ſodann ein hochedles Publicum ſich ſein Porträt, Stück für Stück zu einem Ducaten, ſelbſt auswählen kann; perſönliche Züge und Ehrennarben oder die Individualität des Schnurbarts werden unentgeltlich hineingemalt, für die leergelaſſene Uniform aber muß nach Maßgabe ihres Reichthums nachbezahlt werden. Auch verſpricht ſich der Scherz gedeihlich fortzuſpinnen, denn alsbald erfährt man, daß ein zweiter, ein falſcher Wehmüller aufgetreten ſei, von welchem ergötzliche Verwicklungen erwartet werden können. Allein hievon iſt nicht die Rede: ſobald ein Einfall vorgebracht iſt, bleibt er auch liegen und ein anderer tritt an ſeine Stelle, der ihn ganz in der von Steffens bezeichneten Weiſe verdrängt; die Handlung zerrinnt in eine Reihe Geſchichtchen, die eine Geſellſchaft ſich erzählt, eines toller als das andere und zum Theil durch einen plötzlichen Sprung wieder mit Einzelnen der Anweſenden verflochten; am Ende ein dritter Wehmüller, der die Frau des erſten iſt, und hiemit eine Entwicklung, die man einem Purzelbaum vergleichen kann.

Kurz, wer die Erzählung an ihrem Orte nachleſen will, wird ſich überzeugen, daß wir redlich beſtrebt ſind, unſere Leſer vor Schwindel zu wahren.

Auch „Kasperl und Annerl“ iſt nicht ganz frei von Manier. Der Volkston zeigt mitunter etwas Gemachtes und wird gelegentlich von einer nicht ſehr volksmäßigen Sprache unterbrochen. Das zuckende Richtſchwert ſodann und der abgehauene Kopf, der dem Kind in das Röckchen beißt, ſind aus der Dämmerung, wohin ſie gehören, zu ſehr in das Licht des Tages gerückt: denn der Aberglaube kann nur dann poetiſch wirken, wenn er durch dritte oder vierte Hand überliefert wird; hier aber iſt es eine als glaubwürdig vorgeführte Perſon, die uns Selbſterlebtes erzählt und hiemit Glauben an die Thatſachen ſo wie an deren Folgen beanſprucht. Allein trotz alledem ſchlägt die Erzählung auch wieder ſtarke tiefe Volkstöne an und iſt eine edle, wenngleich nicht ganz unverſehrte Frucht jener beſten Stunden, die Brentano und Arnim hatten, als ſie der deutſchen Volksdichtung nachgingen und die Nation mit des Knaben Wunderhorn beſchenkten. K.

Es war Sommers-Frühe. Die Nachtigallen ſangen erſt ſeit einigen Tagen durch die Straßen und verſtummten heut in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte. Der Nachtwächter rief die elfte Stunde an. Da ſah ich, nach Hauſe gehend, vor der Thür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Geſellen, die vom Biere kamen, um Jemand, der auf den Thürſtufen ſaß, verſammelt. Ihr Antheil ſchien mir ſo lebhaft, daß ich irgend ein Unglück beſorgte und mich näherte.

Eine alte Bäuerin ſaß auf der Treppe, und ſo lebhaft die Geſellen ſich um ſie bekümmerten, ſo wenig ließ ſie ſich von den neugierigen Fragen und gutmüthigen Vorſchlägen derſelben ſtören. Es hatte etwas ſehr Befremdendes, ja ſchier Großes, wie die gute alte Frau ſo ſehr wußte, was ſie wollte, daß ſie, als ſei ſie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter den Leuten es ſich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um, zog ihren großen ſchwarzen wachsleinenen Hut tiefer in die Augen, legte ſich ihr Bündel unter den Kopf zurecht und gab auf keine Frage Antwort.

Was fehlt dieſer alten Frau? fragte ich einen der Anweſenden. Da kamen Antworten von allen Seiten: Sie kommt ſechs Meilen Weges vom Lande, ſie kann nicht weiter, ſie weiß nicht Beſcheid in der Stadt, ſie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann nicht hinfinden. — Ich wollte ſie führen, ſagte Einer, aber es iſt ein weiter Weg, und ich habe meinen Hausſchlüſſel nicht bei mir. Auch würde ſie das Haus nicht kennen, wo ſie hin will. — Aber hier kann die Frau nicht liegen bleiben, ſagte ein Neuhinzugetretener. — Sie will aber platterdings, antwortete der Erſte, ich habe es ihr längſt geſagt: ich wolle ſie nach Haus bringen; doch ſie redet ganz verwirrt, ja ſie muß wohl betrunken ſein. — Ich glaube, ſie iſt blödſinnig. Aber hier kann ſie doch in keinem Falle bleiben, wiederholte Jener, die Nacht iſt kühl und lang.

Während allem dieſem Gerede war die Alte, gerade als ob ſie taub und blind ſei, ganz ungeſtört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der Letzte abermals ſagte: Hier kann ſie doch nicht bleiben, — erwiderte ſie mit einer wunderlich tiefen und ernſten Stimme:

Warum ſoll ich nicht hier bleiben? Iſt dies nicht ein herzogliches Haus? Ich bin acht und achtzig Jahre alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von ſeiner Schwelle treiben. Drei Söhne ſind in ſeinem Dienſte geſtorben, und mein einziger Enkel hat ſeinen Abſchied genommen; — Gott verzeiht es ihm gewiß, und ich will nicht ſterben, bis er in ſeinem ehrlichen Grabe liegt.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Acht und achtzig Jahre und ſechs Meilen gelaufen! ſagten die Umſtehenden; ſie iſt müd' und kindiſch, in ſolchem Alter wird der Menſch ſchwach.

Mutter, Sie kann aber den Schnupfen kriegen und ſehr krank werden hier, und Langeweile wird Sie auch haben, ſprach nun einer der Geſellen und beugte ſich näher zu ihr.

Da ſprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

O, laßt mir meine Ruhe, und ſeid nicht unvernünftig; ich brauch' keinen Schnupfen, ich brauche keine Langeweile; es iſt ja ſchon ſpät an der Zeit, acht und achtzig bin ich alt, der Morgen wird bald anbrechen, da geh' ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Menſch fromm iſt, und hat Schickſale, und kann beten, ſo kann er die paar armen Stunden auch noch wohl hinbringen.

Die Leute hatten ſich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch daſtanden, eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter durch die Straßen kam und ſie ſich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen laſſen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Weſen der Bäuerin, ihr beſtimmter ernſter Ton, ihre Sicherheit im Leben, das ſie acht und achtzigmal mit ſeinen Jahreszeiten hatte zurückkehren ſehen, und das ihr nur wie ein Vorſaal im Bethauſe erſchien, hatten mich mannigfach erſchüttert. Was ſind alle Leiden, alle

Begierden meiner Bruſt, die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg, wozu ſuche ich Erquickung und Labung, und von wem ſuche ich ſie und für wen? Alles, was ich hier ſuche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, ſo ruhig, wie dieſe gute fromme Seele, die Nacht auf der Schwelle des Hauſes zubringen zu können, bis der Morgen erſcheint, und werde ich dann den Freund finden, wie ſie? Ach, ich werde die Stadt nicht erreichen, ich werde, wegemüde, ſchon in dem Sande vor dem Thor umſinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen. So ſprach ich zu mir ſelbſt, und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich ſie halb laut mit geſenktem Kopfe vor ſich hin beten. Ich war wunderbar gerührt und trat zu ihr hin und ſprach: Mit Gott, fromme Mutter, bete Sie auch ein wenig für mich! — bei welchen Worten ich ihr einen Thaler in die Schürze warf.

Die Alte ſagte hierauf ganz ruhig: Hab tauſend Dank, mein lieber Herr, daß du mein Gebet erhört.

Ich glaubte, ſie ſpreche mit mir und ſagte: Mutter, habt Ihr mich denn um etwas gebeten? ich wüßte nicht.

Da fuhr die Alte überraſcht auf und ſprach: Lieber Herr, gehe Er doch nach Haus und bete Er fein, und lege Er ſich ſchlafen. Was zieht Er ſo ſpät noch auf der Gaſſe herum? Das iſt jungen Geſellen gar Nichts nütze, denn der Feind geht um und ſuchet, wo er ſich Einen erfange. Es iſt Mancher durch ſolch Nachtlaufen verdorben. Wen ſucht der? Den Herrn? Der iſt in des Menſchen Herz, ſo er züchtiglich lebt, und nicht auf der Gaſſe. Sucht Er aber den Feind, ſo hat Er ihn ſchon; gehe Er hübſch nach Haus und bete Er, daß Er ihn los werde. Gute Nacht!

Nach dieſen Worten wendete ſie ſich ganz ruhig nach der andern Seite und ſteckte den Thaler in ihren Reiſeſack. Alles, was die Alte that, machte einen eigenthümlichen ernſten Eindruck auf mich, und ich ſprach zu ihr: Liebe Mutter, Ihr habt wohl recht, aber Ihr ſelbſt ſeid es, was mich hier hält. Ich hörte Euch beten und wollte Euch anſprechen, meiner dabei zu gedenken.

Das iſt ſchon geſchehen, ſagte ſie. Als ich Ihn ſo durch den Lindengang wandeln ſah, bat ich Gott: er möge Euch gute Gedanken geben. Nun habe Er ſie und gehe Er fein ſchlafen.

Ich aber ſetzte mich zu ihr nieder auf die Treppe und ergriff ihre dürre harte Hand und ſagte: Laſſet mich hier bei Euch ſitzen die Nacht hindurch und erzählet mir, woher Ihr ſeid und was Ihr hier in der Stadt ſucht; Ihr habt hier keine Hülfe, in Eurem Alter iſt man Gott näher als den Menſchen; die Welt hat ſich verändert, ſeit Ihr jung waret. —

Daß ich nicht wüßte, erwiderte die Alte, ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden. Er iſt noch zu jung, da verwundert man ſich über Alles; mir iſt Alles ſchon ſo oft wieder vorgekommen, daß ich es nur noch mit Freuden anſehe, weil es Gott ſo treulich damit meint. Aber man ſoll keinen guten Willen von ſich weiſen, wenn er Einem auch gerade nicht Noth thut, ſonſt möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe Er drum immer ſitzen und ſehe Er, was Er mir helfen kann. Ich will Ihm erzählen, was mich in die Stadt den weiten Weg hertreibt. Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hieher zu kommen. Es ſind ſiebzig Jahre, daß ich hier im Hauſe als Magd gedient habe, auf deſſen Schwelle ich ſitze, ſeitdem war ich nicht mehr in der Stadt; was die Zeit herumgeht! Es iſt, als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend geſeſſen vor ſiebzig Jahren und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der Garde ſtand. Hier haben wir uns auch verſprochen. Wenn er hier — aber ſtill, da kömmt die Runde vorbei.

Da hob ſie an mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in ſchönen Mondnächten, vor der Thüre zu ſingen, und ich hörte mit innigem Vergnügen folgendes ſchöne alte Lied von ihr:

„Wann der jüngſte Tag wird werden,
Dann fallen die Sternelein auf die Erden.
Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn;
Ihr ſollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein ſitzen.
Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem ſchönen Regenbogen.

Da kamen die falſchen Juden gegangen,
Die führten einſt unſern Herrn Chriſtum gefangen.
Die hohen Bäum' erleuchten ſehr,
Die harten Stein' zerknirſchten ſehr.
Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott beſtehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn!" Amen.

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt. Ach, ſagte ſie, es iſt heute der ſechzehnte Mai, es iſt doch Alles einerlei, gerade wie damals, nur haben ſie andere Mützen auf und keine Zöpfe mehr. Thut Nichts, wenn's Herz nur gut iſt! — Der Offizier der Runde blieb bei uns ſtehen und wollte eben fragen, was wir hier ſo ſpät zu ſchaffen hätten, als ich den Fähnrich Graf Groſſinger, einen Bekannten, in ihm erkannte. Ich ſagte ihm kurz den ganzen Handel, und er ſagte, mit einer Art von Erſchütterung: Hier haben Sie einen Thaler für die Alte und eine Roſe, — die er in der Hand trug, — ſo alte Bauersleute haben Freude an Blumen. Bitten Sie die Alte, Ihnen morgen das Lied in die Feder zu ſagen, und bringen Sie mir es. Ich habe lange nach dem Liede getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können. — Hiemit ſchieden wir, denn der Poſten der nahe gelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief: Wer da! Er ſagte mir noch, daß er die Wache am Schloſſe habe, ich ſollte ihn dort beſuchen. Ich ging zu der Alten zurück und gab ihr die Roſe und den Thaler.

Die Roſe ergriff ſie mit einer rührenden Heftigkeit und befeſtigte ſie ſich auf ihrem Hut, indem ſie mit einer etwas feineren Stimme und faſt weinend die Worte ſprach:

„Roſen die Blumen auf meinem Hut,
Hätt' ich viel Geld, das wäre gut,
Roſen und mein Liebchen.“

Ich ſagte zu ihr: Ei, Mütterchen, Ihr ſeid ja ganz munter geworden. Und ſie erwiderte:

„Munter, munter,
Immer bunter,
Immer runder,
Oben ſtund er,
Nun bergunter,
'S iſt kein Wunder!“

Schau Er, lieber Menſch, iſt es nicht gut, daß ich hier ſitzen geblieben? Es iſt Alles einerlei, glaub' Er mir. Heute ſind es ſiebzig Jahre, da ſaß ich hier vor der Thür, ich war eine flinke Magd und ſang gern alle Lieder. Da ſang ich auch das Lied vom jüngſten Gericht, wie heute, da die Runde vorbeiging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehen eine Roſe in den Schoß, — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen — das war meine erſte Bekanntſchaft mit meinem ſeligen Mann. Am andern Morgen hatte ich die Roſe vorgeſteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar ſehr gefreut, daß mir heute wieder eine Roſe ward. Es iſt ein

Zeichen, daß ich zu ihm kommen ſoll, und darauf freu' ich mich herzlich. Vier Söhne und eine Tochter ſind mir geſtorben, vorgeſtern hat mein Enkel ſeinen Abſchied genommen, — Gott helfe ihm und erbarme ſich ſeiner! — und morgen verläßt mich eine andere gute Seele, aber was ſag' ich morgen, iſt es nicht ſchon Mitternacht vorbei?

Es iſt Zwölfe vorüber, erwiderte ich, verwundert über ihre Rede.

Gott gebe ihr Troſt und Ruhe die vier Stündlein, die ſie noch hat, ſagte die Alte und ward ſtill, indem ſie die Hände faltete. Ich konnte nicht ſprechen, ſo erſchütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Weſen. Da ſie aber ganz ſtille blieb und der Thaler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, ſagte ich zu ihr: Mutter, ſteckt den Thaler zu Euch, Ihr könntet ihn verlieren.

Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten ſchenken in ihrer letzten Noth! erwiderte ſie. Den erſten Thaler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört meinem Enkel, der ſoll ihn genießen. Ja ſeht, es iſt immer ein herrlicher Junge geweſen, und hielt etwas auf ſeinen Leib und auf ſeine Seele — ach Gott, auf ſeine Seele! — Ich habe gebetet den ganzen Weg, es iſt nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burſchen war er immer der reinlichſte und fleißigſte in der Schule, aber auf die Ehre war er vor Allem ganz erſtaunlich. Sein Lieutenant hat auch immer geſprochen:

Wenn meine Schwadron Ehre im Leib hat, ſo ſitzt ſie bei dem Finkel im Quartier. Er war unter den Uhlanen. Als er zum erſten Mal aus Frankreich zurückkam, erzählte er allerlei ſchöne Geſchichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein Vater und ſein Stiefbruder waren bei dem Landſturm, und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit, denn was er zuviel hatte, hatten ſie nicht genug. Gott verzeih' mir meine ſchwere Sünde, ich will nicht ſchlecht von ihnen reden, Jeder hat ſein Bündel zu tragen: aber meine ſelige Tochter, ſeine Mutter, hat ſich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, ſie konnte nicht erſchwingen, ſeine Schulden zu tilgen. Der Uhlane erzählte von den Franzoſen, und als der Vater und Stiefbruder ſie ganz ſchlecht machen wollten, ſagte der Uhlane: Vater, das verſteht Ihr nicht, ſie haben doch viel Ehre im Leibe. Da ward der Stiefbruder tückiſch und ſagte: Wie kannſt du deinem Vater ſo viel von der Ehre vorſchwatzen? war er doch Unteroffizier im N . . . ſchen Regiment, und muß es beſſer als du verſtehen, der nur Gemeiner iſt. — Ja, ſagte da der alte Finkel, der nun auch rebelliſch ward, das war ich, und habe manchem vorlauten Burſchen Fünfundzwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzoſen in der Compagnie gehabt, die ſollten ſie noch beſſer gefühlt haben, mit ihrer Ehre. — Die Rede that dem Uhlanen gar weh, und er ſagte: Ich will ein Stückchen von einem franzöſiſchen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir beſſer. Unterm vorigen Könige ſollten auf einmal die Prügel bei der franzöſiſchen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegminiſters wurde zu Straßburg bei einer großen Parade bekannt gemacht, und die Truppen hörten in Reih' und Glied die Bekanntmachung mit ſtillem Grimm an. Da aber noch am Schluß der Parade ein Gemeiner einen Exceß machte, wurde ſein Unteroffizier vorcommandirt, ihm zwölf Hiebe zu geben. Es wurde ihm mit Strenge befohlen, und er mußte es thun. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geſchlagen hatte, ſtellte es vor ſich an die Erde und drückte mit dem Fuße los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er todt niederſank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu geben, ward gleich zurückgenommen. Seht, Vater, das war ein Kerl, der Ehre im Leib hatte! — Ein Narr war es, ſprach der Bruder. — Freß deine Ehre, wenn du Hunger haſt! brummte der Vater. Da nahm mein Enkel ſeinen Säbel und ging aus dem Hauſe und kam zu mir in mein Häuschen und erzählte mir Alles und weinte die bitteren Thränen. Ich konnte ihm nicht helfen. Die Geſchichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich ſagte ihm doch immer zuletzt: Gieb Gott allein die Ehre! Ich gab ihm noch den Segen, denn ſein Urlaub war am andern Tag aus, und er wollte noch eine Meile umreiten nach dem Orte, wo ein Pathchen von mir auf dem Edelhof diente, auf die er gar viel hielt, er wollte einmal mit ihr hauſen. Sie werden auch wohl bald zuſammen kommen, wenn

Gott mein Gebet erhört. Er hat ſeinen Abſchied ſchon genommen, mein Pathchen wird ihn heut erhalten, und die Ausſteuer hab ich auch ſchon beiſammen, es ſoll auf der Hochzeit weiter Niemand ſein, als ich. — Da ward die Alte wieder ſtill und ſchien zu beten. Ich war in allerlei Gedanken über die Ehre, und ob ein Chriſt den Tod des Unteroffiziers ſchön finden dürfe? Ich wollte, es ſagte mir einmal Einer etwas Hinreichendes darüber.

Als der Wächter Ein Uhr anrief, ſagte die Alte: Nun habe ich noch zwei Stunden. Ei, Er iſt noch da, warum geht Er nicht ſchlafen? Er wird morgen nicht arbeiten können und mit ſeinem Meiſter Händel kriegen; von welchem Handwerk iſt Er denn, mein guter Menſch?

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen ſollte, daß ich ein Schriftſteller ſei. Ich bin ein Geſtudirter, durfte ich nicht ſagen, ohne zu lügen. Es iſt wunderbar, daß ein Deutſcher immer ſich ein wenig ſchämt, zu ſagen: er ſei ein Schriftſteller. Zu Leuten aus den untern Ständen ſagt man es am Ungernſten, weil dieſen gar leicht die Schriftgelehrten und Phariſäer aus der Bibel dabei einfallen. Der Name Schriftſteller iſt nicht ſo eingebürgert bei uns, wie das homme de lettres bei den Franzoſen, welche überhaupt als Schriftſteller zünftig ſind und in ihren Arbeiten mehr hergebrachtes Geſetz haben, ja bei denen man auch fragt: Où avez-vous fait votre Philosophie? wo haben Sie Ihre Philoſophie gemacht? wie denn ein Franzoſe ſelbſt viel mehr von einem gemachten Manne hat. Doch dieſe nicht deutſche Sitte iſt es nicht allein, welche das Wort Schriftſteller ſo ſchwer auf der Zunge macht, wenn man am Thore um ſeinen Charakter gefragt wird, ſondern eine gewiſſe innere Scham hält uns zurück, ein Gefühl, welches Jeden befällt, der mit freien und geiſtigen Gütern, mit unmittelbaren Geſchenken des Himmels Handel treibt. Gelehrte brauchen ſich weniger zu ſchämen als Dichter, denn ſie haben gewöhnlich Lehrgeld gegeben, ſind meiſt in Aemtern des Staates, ſpalten an groben Klötzen, oder arbeiten in Schachten, wo viel wilde Waſſer auszupumpen ſind. Aber ein ſogenannter Dichter iſt am Uebelſten daran, weil er meiſtens aus dem Schulgarten nach dem Parnaß entlaufen, und es iſt auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profeſſion, der es nicht nur nebenher iſt. Man kann ſehr leicht zu ihm ſagen: Mein Herr, ein jeder Menſch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poeſie im Leibe; wer aber eines dieſer Glieder überfüttert, verfüttert oder mäſtet, und es über alle andere hinüber treibt, ja es gar zum Erwerbzweige macht, der muß ſich ſchämen vor ſeinem ganzen übrigen Menſchen. Einer, der von der Poeſie lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänſeleber, ſie mag noch ſo gut ſchmecken, ſetzt doch immer eine kranke Gans voraus. Alle Menſchen, welche ihr Brod nicht im Schweiß ihres Angeſichts verdienen, müſſen ſich einigermaßen ſchämen; und das fühlt Einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er ſagen ſoll, er ſei ein Schriftſteller. So dachte ich Allerlei, und beſann mich, was ich der Alten ſagen ſollte, welche, über mein Zögern verwundert, mich anſchaute und ſprach:

Welch ein Handwerk Er treibt? frage ich. Warum will Er mir's nicht ſagen? Treibt Er kein ehrlich Handwerk, ſo greif Er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er iſt doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will? Meinethalben ſei Er, wer Er will, ſag' Er's, wer Er iſt! Wenn Er bei Tag ſo hier ſäße, würde ich glauben, Er ſei ein Lehnerich, ſo ein Tagedieb, der ſich an die Häuſer lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit.

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verſtändniß ſchlagen könnte: Liebe Mutter! ſagte ich, ich bin ein Schreiber. — Nun, ſagte ſie, das hätte er gleich ſagen ſollen. Er iſt alſo ein Mann von der Feder, dazu gehören feine Köpfe und ſchnelle Finger und ein gutes Herz, ſonſt wird Einem drauf geklopft. Ein Schreiber iſt Er: Kann Er mir dann wohl eine Bittſchrift aufſetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird und nicht bei den vielen anderen liegen bleibt?

Eine Bittſchrift, liebe Mutter, ſprach ich, kann ich Ihr wohl aufſetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß ſie recht eindringlich abgefaßt ſein ſoll.

Nun, das iſt brav von Ihm, erwiderte ſie. Gott lohn' es Ihm, und laſſe Ihn älter werden, als mich, und gebe Ihm auch in ſeinem Alter einen ſo geruhigen Muth und eine ſo ſchöne Nacht mit Roſen und Thalern, wie mir, und auch einen Freund, der Ihm eine Bittſchrift macht, wenn es Ihm Noth thut. Aber jetzt gehe Er nach Haus, lieber Freund, und kaufe Er ſich einen Bogen Papier und ſchreibe Er die Bittſchrift; ich will hier auf ihn warten. Noch eine Stunde, dann gehe ich zu meiner Pathe, Er kann mitgehen; ſie wird ſich auch freuen an der Bittſchrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte ſind wunderbar!

Nach dieſen Worten ward die Alte wieder ſtill, ſenkte den Kopf und ſchien zu beten. Der Thaler lag noch auf ihrem Schoße. Sie weinte. Liebe Mutter, was fehlt Euch, was thut Euch ſo weh? Ihr weinet? ſprach ich?

Nun, warum ſoll ich denn nicht weinen, ich weine auf den Thaler, ich weine auf die Bittſchrift, auf Alles weine ich. Aber es hilft Nichts, es iſt doch Alles viel, viel beſſer auf Erden, als wir Menſchen es verdienen, und gallenbittre Thränen ſind noch viel zu ſüße. Sehe Er nur einmal das goldne Kameel da drüben, an der Apotheke. Wie doch Gott Alles ſo herrlich und wunderbar geſchaffen hat; aber der Menſch erkennt es nicht. Und ein ſolch Kameel geht eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber, was ſitzt Er denn immer da, gehe Er, den Bogen Papier zu kaufen, und bringe Er mir die Bittſchrift.

Liebe Mutter, ſagte ich, wie kann ich Euch die Bittſchrift machen, wenn Ihr mir nicht ſagt, was ich hineinſchreiben ſoll?

Das muß ich Ihm ſagen? erwiderte ſie, dann iſt es freilich keine Kunſt, und wundre ich mich nicht mehr, daß Er ſich einen Schreiber zu nennen ſchämte, wenn man Ihm Alles ſagen ſoll. Nun, ich will mein Mögliches thun. Setz' Er in die Bittſchrift, daß zwei Liebende bei einander ruhen ſollen, und daß ſie Einen nicht auf die Anatomie bringen ſollen, damit man ſeine Glieder beiſammen hat, wenn es heißt: Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn, ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn. Da fing ſie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnte, ein ſchweres Leid müſſe auf ihr laſten, aber ſie fühle bei der Bürde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten ſich ſchmerzlich gerührt. Sie weinte, ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat ſie nochmals, mir die ganze Veranlaſſung zu ihrer Reiſe in die Stadt zu erzählen, und ſie ſprach:

Mein Enkel, der Uhlane, von dem ich Ihm erzählte, hatte doch mein Pathchen ſehr lieb, wie ich Ihm vorher ſagte, und ſprach der ſchönen Annerl, wie die Leute ſie ihres glatten Spiegels wegen nannten, immer von der Ehre vor, und ſagte ihr immer: ſie ſolle auf ihre Ehre halten und auch auf ſeine Ehre. Da kriegte dann das Mädchen etwas ganz Apartes in ihr Geſicht und ihre Kleidung von der Ehre. Sie war feiner und manierlicher, als alle andere Dirnen. Alles ſaß ihr knapper am Leib, und wenn ſie ein Burſche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte oder ſie etwa höher als den Steg der Baßgeige ſchwang, ſo konnte ſie bitterlich darüber bei mir weinen, und ſprach dabei immer: Es ſei wider ihre Ehre. Ach, das Annerl iſt ein eigenes Mädchen immer geweſen. Manchmal, wenn kein Menſch es ſich verſah, fuhr ſie mit beiden Händen nach ihrer Schürze und riß ſie ſich vom Leib, als ob Feuer drin ſei, und dann fing ſie gleich entſetzlich an zu weinen. Aber das hat ſeine Urſache, es hat ſie mit Zähnen hingeriſſen, der Feind ruht nicht. Wäre das Kind nur nicht ſtets ſo hinter der Ehre her geweſen, und hätte ſich lieber an unſern lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von ſich gelaſſen in aller Noth und hätte ſeinetwillen Schande und Verachtung ertragen ſtatt ihrer Menſchenehre: der Herr hätte ſich gewiß erbarmt, und wird es auch noch. Ach, ſie kommen gewiß zuſammen. Gottes Wille geſchehe!

Der Uhlane ſtand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geſchrieben, und wir glaubten ihn faſt todt und weinten oft um ihn. Er war aber im Hoſpital an einer ſchweren Bleſſur krank gelegen, und als er wieder zu ſeinen Kameraden kam und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren ſein Stiefbruder ſo übers Maul gefahren: Er ſei nur Gemeiner und der Vater Corporal, und dann die Geſchichte von dem franzöſiſchen Unteroffizier, und wie er ſeinem Annerl von der Ehre ſo viel geredet, als er Abſchied genommen. Da verlor er ſeine Ruhe und kriegte das Heimweh und ſagte zu ſeinem Rittmeiſter, der ihn um ſein Leid fragte: Ach, Herr Rittmeiſter, es iſt, als ob es mich mit den Zähnen nach Hauſe zöge. Da ließen ſie ihn heimreiten mit ſeinem Pferde, denn alle ſeine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub, und ſollte mit der Remonte wieder zurückkommen. Er eilte, ſo ſehr er konnte, ohne ſeinem Pferde wehe zu thun, welches er beſſer pflegte als jemals, weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entſetzlich, nach Hauſe zu eilen. Es war der Tag vor dem Sterbetage ſeiner Mutter, und es war ihm immer, als laufe ſie vor ſeinem Pferde her und riefe: Kasper, thue mir eine Ehre an! Ach, ich ſaß an dieſem Tag auf ihrem Grabe ganz allein, und dachte auch, wenn Kasper doch bei mir wäre! Ich hatte Blümelein Vergißnichtmein in einen Kranz gebunden und an das eingeſunkene Kreuz gehängt, und maß mir den Platz umher aus, und dachte: Hier will ich liegen, und da ſoll Kasper liegen, wenn ihm Gott ſein Grab in der Heimath ſchenkt, daß wir fein beiſammen ſind, wenn's heißt: Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn, ihr ſollt zum jüngſten Gerichte gehn! Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er ſo nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar ſehr zu eilen, denn er hatte wohl oft an dieſen Tag in Frankreich gedacht, und hatte einen kleinen Kranz von ſchönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab ſeiner

Mutter zu ſchmücken, und auch einen Kranz für Annerl, den ſollte ſie ſich bis zu ihrem Ehrentage bewahren. —

Hier ward die Alte ſtill und ſchüttelte mit dem Kopf; als ich aber die letzten Worte wiederholte: Den ſollte ſie ſich bis zu ihrem Ehrentage bewahren, — fuhr ſie fort: Wer weiß, ob ich es nicht erflehen kann, ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte! — Wozu? fragte ich, welch Anliegen habt Ihr denn, Mutter? — Da ſagte ſie ernſt: O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein End' nähme; was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre! und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

Kasper wäre noch recht gut zu Mittag in unſerm Dorf angekommen, aber morgens hatte ihm ſein Wirth im Stalle gezeigt, daß ſein Pferd gedrückt ſei, und dabei geſagt: Mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre. — Das Wort hatte Kasper tief empfunden, er legte deswegen den Sattel hohl und leicht auf, that Alles, ihm die Wunde zu heilen, und ſetzte ſeine Reiſe, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am ſpäten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unſerm Dorf, und weil er den Müller als einen alten Freund ſeines Vaters kannte, ſprach er bei ihm ein und wurde wie ein recht lieber Gaſt aus der Fremde empfangen. Kasper zog ſein Pferd in den Stall, legte den Sattel und ſein Felleiſen in einen Winkel, und ging nun zu dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen, und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß ſein Vater und ſein Stiefbruder geſund ſeien, und daß es recht gut mit ihnen gehe. Sie wären erſt geſtern mit Getreide auf der Mühle geweſen; ſein Vater habe ſich auf den Roß- und Ochſenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf ſeine Ehre und gehe nicht mehr ſo zerriſſen umher. Darüber war der gute Kasper nun herzlich froh, und da er nach der ſchönen Annerl fragte, ſagte ihm der Müller: Er kenne ſie nicht, aber wenn es die ſei, die auf dem Roſenhofe gedient habe, die hätte ſich, wie er gehört, in der Hauptſtadt vermiethet, weil ſie da eher Etwas lernen könne und mehr Ehre dabei ſei; ſo habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Roſenhofe gehört. Das freute den Kasper auch. Wenn es ihm gleich leid that, daß er ſie nicht gleich ſehen ſollte, ſo hoffte er ſie doch in der Hauptſtadt bald recht fein und ſchmuck zu finden, daß es ihm, als einem Unteroffizier, auch eine rechte Ehre ſei, mit ihr am Sonntage ſpazieren zu gehen. Nun erzählte er dem Müller noch Mancherlei aus Frankreich; ſie aßen und tranken mit einander, er half ihm Korn aufſchütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberſtube zu Bett und legte ſich ſelbſt unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper der Mühle und die Sehnſucht nach der Heimath ließen den guten Kasper, wenn er gleich ſehr müde war, nicht feſt einſchlafen. Er war ſehr unruhig und dachte an ſeine ſelige Mutter und an das ſchöne Annerl, und an die Ehre, die ihm bevorſtehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entſchlummerte er endlich leiſ' und wurde von ängſtlichen Träumen oft aufgeſchreckt. Es war ihm mehrmals, als trete ſeine ſelige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hülfe; dann war es ihm, als ſei er geſtorben und würde begraben, gehe aber ſelbſt zu Fuß als Todter mit zu Grabe, und ſchön Annerl gehe ihm zur Seite; er weinte heftig, daß ihn ſeine Kameraden nicht begleiteten; und da er auf den Kirchhof komme, ſei ſein Grab neben dem ſeiner Mutter; und Annerl's Grab ſei auch dabei, und er gebe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht, und hänge das der Mutter an ihr Grab, und dann habe er ſich umgeſchaut und Niemand mehr geſehen als mich und die Annerl, die habe Einer an der Schürze ins Grab geriſſen, und er ſei dann auch ins Grab geſtiegen und habe geſagt: Iſt denn Niemand hier, der mir die letzte Ehre anthut und mir ins Grab ſchießen will als einem braven Soldaten? und da habe er ſein Piſtol gezogen und ſich ſelbſt ins Grab geſchoſſen. Ueber den Schuß wachte er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm, als klirrten die Fenſter davon. Er ſah um ſich in der Stube; da hörte er noch einen Schuß fallen und hörte Getöſe in der Mühle und Geſchrei durch das Geklapper. Er ſprang aus dem Bett und griff nach ſeinem Säbel. In dem Augenblicke ging ſeine Thür auf und er ſah beim Vollmondſcheine zwei Männer mit berußten Geſichtern mit Knitteln auf ſich zuſtürzen. Aber er ſetzte ſich zur Wehre und hieb den

Einen über den Arm, und ſo entflohen Beide, indem ſie die Thüre, welche nach Außen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter ſich verriegelten. Kasper verſuchte umſonſt, ihnen nachzukommen, endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Thür einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter und hörte das Wehgeſchrei des Müllers, den er geknebelt zwiſchen den Kornſäcken liegend fand. Kasper band ihn los und eilte dann gleich in den Stall, nach ſeinem Pferd und Felleiſen, aber Beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller ſein Unglück, daß ihm all ſein Hab und Gut und das ihm anvertraute Pferd geſtohlen ſei, über welches Letztere er ſich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber ſtand mit einem vollen Geldſack vor ihm, er hatte ihn in der Oberſtube aus dem Schranke geholt und ſagte zu dem Uhlanen: Lieber Kasper, ſei Er zufrieden, ich verdanke Ihm die Rettung meines Vermögens. Auf dieſen Sack, der oben in Seiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt, und Seiner Vertheidigung danke ich Alles, mir iſt Nichts geſtohlen. Die Sein Pferd und Sein Felleiſen im Stalle fanden, müſſen ausgeſtellte Diebeswachen geweſen ſein, ſie zeigten durch die Schüſſe an, daß Gefahr da ſei, weil ſie wahrſcheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Cavaleriſt im Hauſe herberge. Nun ſoll Er meinethalben keine Noth haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld ſparen, Ihm ſeinen Gaul wieder zu finden, und finde ich ihn nicht, ſo will ich Ihm einen kaufen, ſo theuer er ſein mag. Kasper ſagte: Geſchenkt nehme ich Nichts, das iſt gegen meine Ehre; aber wenn Er mir im Nothfalle ſiebzig Thaler vorſchießen will, ſo kriegt Er meine Verſchreibung, ich ſchaffe ſie in zwei Jahren wieder. Hierüber wurden ſie einig, und der Uhlane trennte ſich von ihm, um nach ſeinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt, bei dem er die Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um ſeine Frau und ſeinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorf in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Uhlanen nachkommen und die Anzeige vor Gericht auch machen.

Er kann ſich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübniß der arme Kasper den Weg nach unſerm Dorf eilte, zu Fuß und arm, wo er hatte ſtolz einreiten wollen; ein und fünfzig Thaler, die er erbeutet hatte, ſein Patent als Unteroffizier, ſein Urlaub und die Kränze auf ſeiner Mutter Grab und für die ſchöne Annerl waren ihm geſtohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zu Muth. Und ſo kam er um ein Uhr in der Nacht in ſeiner Heimat an und pochte gleich an der Thüre des Gerichtshalters, deſſen Haus das erſte vor dem Dorfe iſt. Er ward eingelaſſen und machte ſeine Anzeige und gab Alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er ſolle gleich zu ſeinem Vater gehen, welches der einzige Bauer im Dorfe ſei, der Pferde habe, und ſolle mit dieſem und ſeinem Bruder in der Gegend herum patrouilliren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme; indeſſen wolle er andere Leute zu Fuß ausſenden und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umſtände vernehmen. Kasper ging nun von dem Gerichtshalter weg nach dem väterlichen Hauſe. Da er aber an meiner Hütte vorüber mußte und durch das Fenſter hörte, daß ich ein geiſtliches Lied ſang, wie ich denn vor Gedanken an ſeine ſelige Mutter nicht ſchlafen konnte, ſo pochte er an und ſagte: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! Liebe Großmutter, Kasper iſt hier. Ach! wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein, ich ſtürzte an das Fenſter, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Thränen. Er erzählte mir ſein Unglück mit großer Eile und ſagte, welchen Auftrag er an ſeinen Vater vom Gerichtshalter habe; er müſſe darum jetzt gleich hin, um den Dieben nachzuſetzen, denn ſeine Ehre hänge davon ab, daß er ſein Pferd wieder erhalte.

Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte ſchwere Gerichte, die ihm bevorſtanden. Thue deine Pflicht und gib Gott allein die Ehre, ſagte ich; und er eilte von mir nach Finkel's Hof, der am andern Ende des Dorfes liegt. Ich ſank, als er fort war, auf die Kniee und betete zu Gott, er möge ihn doch in ſeinen Schutz nehmen; ach! betete mit einer Angſt, wie niemals, und mußte dabei immer ſagen: Herr, dein Wille geſchehe, wie im Himmel, ſo auf Erden.

Der Kasper lief zu ſeinem Vater mit einer entſetzlichen Angſt. Er ſtieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Pumpe gehen, er hörte im Stalle wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er ſtand ſtill. Er ſah im Mondſcheine, daß zwei Männer ſich wuſchen, es wollte ihm das Herz brechen. Der Eine ſprach: Das verfluchte Zeug geht nicht herunter; da ſagte der Andere: Komm erſt in den Stall, dem Gaul den Schwanz abzuſchlagen und die Mähnen zu verſchneiden. Haſt du das Felleiſen auch tief genug unter'm Miſt begraben? — Ja, ſagte der Andere. Da gingen ſie nach dem Stall, und Kasper, vor Jammer wie ein Raſender, ſprang hervor und ſchloß die Stallthür hinter ihnen und ſchrie: Im Namen des Herzogs! Ergebt euch; wer ſich widerſetzt, den ſchieße ich nieder! — Ach, da hatte er ſeinen Vater und ſeinen Stiefbruder als die Räuber ſeines Pferdes gefangen. Meine Ehre, meine Ehre iſt verloren! ſchrie er, ich bin der Sohn eines ehrloſen Diebes. Als die Beiden im Stalle dieſe Worte hörten, iſt ihnen bös zu Muthe geworden; ſie ſchrieen: Kasper, lieber Kasper, um Gotteswillen, bringe uns nicht ins Elend. Kasper, du ſollſt ja Alles wieder haben, um deiner ſeligen Mutter willen, deren Sterbetag heute iſt, erbarme dich deines Vaters und Bruders. Kasper aber war wie verzweifelt, er ſchrie nur immer: Meine Ehre, meine Pflicht! Und da ſie nun mit Gewalt die Thüre erbrechen wollten und ein Fach in der Lehmwand einſtießen, um zu entkommen, ſchoß er ein Piſtol in die

Luft und ſchrie: Hülfe, Hülfe, Diebe, Hülfe! Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche ſchon herannahten, um ſich über die verſchiedenen Wege zu bereden, auf denen ſie die Einbrecher in der Mühle verfolgen wollten, ſtürzten auf den Schuß und das Geſchrei ins Haus. Der alte Finkel flehte immer noch, der Sohn ſolle ihm die Thür öffnen, der aber ſagte: Ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen. Da traten der Gerichtshalter und die Bauern heran. Kasper ſagte: Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter; mein Vater, mein Bruder ſind ſelbſt die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! hier im Stall hab' ich ſie gefangen, mein Felleiſen liegt im Miſte vergraben. — Da ſprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und ſeinen Sohn und ſchleppten ſie in ihre Stube. Kasper aber grub das Felleiſen hervor und nahm die zwei Kränze heraus und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhof an das Grab ſeiner Mutter. Der Tag war angebrochen. Ich war auf der Wieſe geweſen und hatte für mich und für Kasper zwei Kränze von Blümelein Vergißnichtmein geflochten; ich dachte: er ſoll mit mir das Grab ſeiner Mutter ſchmücken, wenn er von ſeinem Ritte zurückkommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorf, und weil ich das Getümmel nicht mag und am Liebſten allein bin, ſo ging ich ums Dorf herum nach dem Kirchhofe. Da fiel ein Schuß, ich ſah den Dampf in die Höhe ſteigen, ich eilte auf den Kirchhof, o du lieber Heiland! erbarme dich ſein. Kasper lag todt auf dem Grabe ſeiner Mutter. Er hatte ſich die Kugel durch das Herz geſchoſſen, auf welches er ſich das Kränzlein, das er für ſchön Annerl mitgebracht, am Knopfe befeſtigt hatte, durch dieſen Kranz hatte er ſich ins Herz geſchoſſen. Den Kranz für die Mutter hatte er ſchon an das Kreuz befeſtigt. Ich meinte, die Erde thäte ſich unter mir auf bei dem Anblicke. Ich ſtürzte über ihn hin und ſchrie immer: Kasper, o du unglückſeliger Menſch, was haſt du gethan? Ach wer hat dir denn dein Elend erzählt? O warum habe ich dich von mir gelaſſen, ehe ich dir Alles geſagt! Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder ſagen, wenn ſie dich ſo finden. — Ich wußte nicht, daß er ſich wegen dieſen das Leid angethan; ich glaubte, es habe eine ganz andere Urſache. Da kam es noch ärger. Der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und ſeinen Sohn mit Stricken gebunden. Der Jammer erſtickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort ſprechen. Der Gerichtshalter fragte mich: ob ich meinen Enkel nicht geſehen? Ich zeigte hin, wo er lag. Er trat zu ihm, er glaubte, er weine auf dem Grabe; er ſchüttelte ihn: da ſah er das Blut niederſtürzen. Jeſus Maria! rief er aus, der Kasper hat Hand an ſich gelegt. Da ſahen die beiden Gefangenen ſich ſchrecklich an; man nahm den Leib des Kasper's und trug ihn neben ihnen her nach dem Hauſe des Gerichtshalters. Es war ein Wehgeſchrei im ganzen Dorfe, die Bauernweiber führten mich nach.

Ach das war wohl der ſchrecklichſte Weg in meinem Leben!

Da ward die Alte wieder ſtill, und ich ſagte zu ihr: Liebe Mutter, Euer Leid iſt entſetzlich, aber Gott hat Euch auch recht lieb; die er am härteſten ſchlägt, ſind ſeine liebſten Kinder. Sagt mir nun, liebe Mutter, was Euch bewogen hat, den weiten Weg hierher zu gehen, und um was Ihr die Bittſchrift einreichen wollt?

Ei, das kann Er ſich doch wohl denken, fuhr ſie ganz ruhig fort, um ein ehrliches Grab für Kasper und die ſchöne Annerl, der ich das Kränzlein zu ihrem Ehrentage mitbringe. Es iſt ganz mit Kasper's Blut unterlaufen, ſeh' Er einmal!

Da zog ſie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel und zeigte ihn mir. Ich konnte bei dem anbrechenden Tage ſehen, daß er vom Pulver geſchwärzt und mit Blut beſprengt war. Ich war ganz zerriſſen von dem Unglücke der guten Alten, und die Größe und Feſtigkeit, womit ſie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. Ach, liebe Mutter, ſagte ich, wie werdet Ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß ſie nicht gleich vor Schrecken todt niederſinkt, und was iſt denn das für ein Ehrentag, zu welchem Ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringt?

Lieber Menſch, ſprach ſie, komme Er nur mit, Er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geſchwind fort, ſo werden wir ſie gerade noch zu rechter Zeit finden. Ich will Ihm unterwegs noch Alles erzählen.

Nun ſtand ſie auf und betete ihren Morgenſegen ganz ruhig und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte ſie dann an meinen Arm. Es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute, und wir wandelten durch die ſtillen Gaſſen.

Seh' Er, erzählte die Alte fort, als der Finkel und ſein Sohn eingeſperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf die Gerichtsſtube. Der todte Kasper wurde auf einen Tiſch gelegt und mit ſeinem Uhlanenmantel bedeckt hereingetragen, und nun mußte ich Alles dem Gerichtshalter ſagen, was ich von ihm wußte, und was er mir heute Morgen durch das Fenſter geſagt hatte. Das ſchrieb er Alles auf ſein Papier nieder, das vor ihm lag. Dann ſah er die Schreibtafel durch, die ſie bei Kasper gefunden; da ſtanden mancherlei Rechnungen drin, einige Geſchichten von der Ehre und auch die von dem franzöſiſchen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleiſtift Etwas geſchrieben. — Da gab mir die Alte die Brieftaſche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kasper's: „Auch ich kann meine Schande nicht überleben. Mein Vater und mein Bruder ſind Diebe, ſie haben mich ſelbſt beſtohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte ſie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürſten und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben, um der Ehre willen. Ach! bitte doch Jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne. Das Kränzlein, durch welches ich mich erſchoſſen, ſoll die Großmutter der ſchönen Annerl ſchicken und ſie von mir grüßen. Ach! ſie thut mir leid durch Mark und Bein, aber ſie ſoll doch den Sohn eines Diebes nicht heirathen, denn ſie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe, ſchöne Annerl! mögeſt du nicht ſo ſehr erſchrecken über mich, gieb dich zufrieden und wenn du mir jemals ein wenig gut warſt, ſo rede nicht ſchlecht von mir. Ich kann ja nichts für meine Schande; Ich hatte mir ſo viel Mühe gegeben, in Ehren zu bleiben mein Leben lang, ich war ſchon Unteroffizier und hatte den beſten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlaſſen und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes, der ſeinen Vater aus Ehre ſelbſt fangen und richten laſſen muß, kann ſeine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu geweſen, ſo Gott mir gnädig ſei! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre, und heirathe nie Einen, der ſchlechter wäre, als ich. Und wenn du kannſt, ſo bitte für mich, daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte. Und wenn du hier in unſerm Orte ſterben ſollteſt, ſo laſſe dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da ſind wir Alle beiſammen. Ich habe fünfzig Thaler in meinem Felleiſen, die ſollen auf Intereſſen gelegt werden für dein erſtes Kind. Meine ſilberne Uhr ſoll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzoge, dieſe meine Brieftaſche gehört dein. Adies, herztauſender Schatz, Adies, liebe Großmutter, betet für mich und lebt Alle wohl. — Gott erbarme ſich meiner. — Ach, meine Verzweiflung iſt groß!“

Ich konnte dieſe letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menſchen nicht ohne bittere Thränen leſen. — Der Kasper muß ein gar guter Menſch geweſen ſein, liebe Mutter, ſagte ich zu der Alten, welche nach dieſen Worten ſtehen blieb und meine Hand drückte und mit tief bewegter Stimme ſagte: Ja, es war der beſte Menſch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht ſchreiben ſollen, die bringen ihn um ſein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn Er hierin nur helfen könnte.

Wie ſo, liebe Mutter? fragte ich, was können dieſe letzten Worte dazu beitragen? Ja gewiß, erwiderte ſie, der Gerichtshalter hat es mir ſelbſt geſagt. Es iſt ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbſtmörder aus Melancholie ehrlich ſollen begraben werden; Alle aber, die aus Verzweiflung Hand an ſich gelegt, ſollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter hat mir geſagt, daß er den Kasper, weil er ſelbſt ſeine Verzweiflung eingeſtanden, auf die Anatomie ſchicken müſſe.

Das iſt ein wunderlich Geſetz, ſagte ich, denn man könnte wohl bei jedem Selbſtmord einen Prozeß anſtellen, ob er aus Melancholie oder Verzweiflung entſtanden, der ſo lange dauern müßte, daß der Richter und die Advocaten darüber in Melancholie und Verzweiflung fielen und auf die Anatomie kämen. Aber ſeid nur getröſtet, liebe Mutter, unſer Herzog iſt ein ſo guter Herr: wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kasper gewiß ſein Plätzchen neben der Mutter vergönnen.

Das gebe Gott! erwiderte die Alte: ſehe Er nun, lieber Menſch, als der Gerichtshalter Alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftaſche und den Kranz für die ſchöne Annerl, und ſo bin ich dann geſtern hieher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentage den Troſt noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper iſt zu rechter Zeit geſtorben, hätte er Alles gewußt, er wäre närriſch geworden vor Betrübniß.

Was iſt denn nun mit der ſchönen Annerl? fragte ich die Alte. Bald ſagt Ihr, ſie habe nur noch wenige Stunden, bald ſprecht Ihr von ihrem Ehrentag, und ſie werde Troſt gewinnen durch Eure traurige Nachricht. Sagt mir doch Alles heraus, will ſie Hochzeit halten mit einem Andern, iſt ſie todt, krank? Ich muß Alles wiſſen, damit ich es in die Bittſchrift ſetzen kann.

Da erwiderte die Alte: Ach, lieber Schreiber, es iſt nun ſo! Gottes Wille geſchehe! Sehe Er, als Kasper kam, war ich doch nicht recht froh, als Kasper ſich das Leben nahm, war ich doch nicht recht traurig; ich hätte es nicht überleben können, wenn Gott ſich meiner nicht erbarmt gehabt hätte mit größerem Leid. Ja, ich ſage

Ihm: es war mir ein Stein vor das Herz gelegt, wie ein Eisbrecher, und alle die Schmerzen, die wie Grundeis gegen mich ſtürzten und mir das Herz gewiß abgeſtoßen hätten, die zerbrachen an dieſem Stein und trieben kalt vorüber. Ich will Ihm Etwas erzählen, das iſt betrübt:

Als mein Pathchen, die ſchöne Annerl, ihre Mutter verl[illegible], die eine Baſe von mir war und ſieben Meilen von uns wohnte, war ich bei der kranken Frau. Sie war die Wittwe eines armen Bauern und hatte in ihrer Jugend einen Jäger lieb gehabt, ihn aber wegen ſeines wilden Lebens nicht genommen. Der Jäger war endlich in ſolch Elend gekommen, daß er auf Tod und Leben wegen eines Mordes gefangen ſaß. Das erfuhr meine Baſe auf ihrem Krankenlager, und es that ihr ſo weh, daß ſie täglich ſchlimmer wurde und endlich in ihrer Todesſtunde, als ſie mir die liebe ſchöne Annerl als mein Pathchen übergab und Abſchied von mir nahm, noch in den letzten Augenblicken zu mir ſagte: Liebe Anne Margareth, wenn du durch das Städtchen kömmſt, wo der arme Jürge gefangen liegt, ſo laſſe ihm ſagen durch den Gefangenwärter, daß ich ihn bitte auf meinem Todesbett, er ſolle ſich zu Gott bekehren, und daß ich herzlich für ihn gebetet habe in meiner letzten Stunde, und daß ich ihn ſchön grüßen laſſe. — Bald nach dieſen Worten ſtarb die gute Baſe, und als ſie begraben war, nahm ich die kleine Annerl, die drei Jahre alt war, auf den Arm und ging mit ihr nach Haus.

Vor dem Städtchen, durch das ich mußte, kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meiſter berühmt war als ein Viehdoctor, ſollte ich einige Arznei mitnehmen für unſern Schulzen. Ich trat in die Stube und ſagte dem Meiſter, was ich wollte, und er antwortete, daß ich ihm auf den Boden folgen ſolle, wo er die Kräuter liegen habe, und ihm helfen ausſuchen. Ich ließ Annerl in der Stube und folgte ihm. Als wir zurück in die Stube traten, ſtand Annerl vor einem kleinen Schranke, der an der Wand befeſtigt war, und ſprach: Großmutter, da iſt eine Maus drin, hört, wie es klappert, da iſt eine Maus drin!

Auf dieſe Rede des Kindes machte der Meiſter ein ſehr ernſthaftes Geſicht, riß den Schrank auf und ſprach: Gott ſei uns gnädig! denn er ſah ſein Richtſchwert, das allein in dem Schrank an einem Nagel hing, hin und her wanken. Er nahm das Schwert herunter und mir ſchauderte. Liebe Frau, ſagte er, wenn Ihr das kleine liebe Annerl lieb habt, ſo erſchreckt nicht, wenn ich ihr mit meinem Schwerte rings um das Hälschen die Haut ein wenig aufritze; denn das Schwert hat vor ihm gewankt, es hat nach ſeinem Blute verlangt, und wenn ich ihm den Hals damit nicht ritze, ſo ſteht dem Kinde groß Elend im Leben bevor. Da faßte er das Kind, welches entſetzlich zu ſchreien begann, ich ſchrie auch und riß das Annerl zurück. Indem trat der Bürgermeiſter des Städtchens herein, der von der Jagd kam und dem Richter einen kranken Hund zur Heilung bringen wollte. Er fragte nach der Urſache des Geſchrei's. Annerl ſchrie: Er will mich umbringen! Ich war außer mir vor Entſetzen. Der Richter erzählte dem Bürgermeiſter das Ereigniß. Dieſer verwies ihm ſeinen Aberglauben, wie er es nannte, heftig und unter ſcharfen Drohungen. Der Richter blieb ganz ruhig dabei und ſprach: So haben's meine Väter gehalten, ſo halt' ich's. Da ſprach der Bürgermeiſter: Meiſter Franz, wenn Ihr glaubtet, Euer Schwert habe ſich gerührt, weil ich Euch hiermit anzeige, daß morgen früh um 6 Uhr der Jäger Jürge von Euch ſoll geköpft werden, ſo wollt' ich es noch verzeihen; aber daß Ihr daraus Etwas auf dies liebe Kind ſchließen wollt, das iſt unvernünftig und toll. Es könnte ſo Etwas einen Menſchen in Verzweiflung bringen, wenn man es ihm ſpäter in ſeinem Alter ſagte, daß es ihm in ſeiner Jugend geſchehen ſei. Man ſoll keinen Menſchen in Verſuchung führen. — Aber auch keines Richters Schwert, ſagte Meiſter Franz vor ſich und hing ſein Schwert wieder in den Schrank. Nun küßte der Bürgermeiſter das Annerl und gab ihm eine Semmel aus ſeiner Jagdtaſche, und da er mich gefragt, wer ich ſei, wo ich herkomme und wo ich hin wolle? und ich ihm den Tod meiner Baſe erzählt hatte und auch den Auftrag an den Jäger Jürge, ſagte er mir: Ihr ſollt ihn ausrichten, ich will Euch ſelbſt zu ihm führen. Er hat ein hartes Herz, vielleicht wird ihn das Andenken einer guten Sterbenden in ſeinen letzten Stunden rühren. Da nahm der gute Herr mich und Annerl auf ſeinen Wagen, der vor der Thüre hielt, und fuhr mit uns in das Städtchen hinein.

Er hieß mich zu ſeiner Köchin gehn; da kriegten wir gutes Eſſen; und gegen Abend ging er mit mir zu dem armen Sünder. Und als ich Dem die letzten Worte meiner Baſe erzählte, fing er bitterlich an zu weinen und ſchrie: Ach, Gott! wenn ſie mein Weib geworden, wäre es nicht ſo weit mit mir gekommen. Dann begehrte er, man ſolle den Herrn Pfarrer doch noch einmal zu ihm bitten, er wolle mit ihm beten. Das verſprach ihm der Bürgermeiſter und lobte ihn wegen ſeiner Sinnesveränderung und fragte ihn: ob er vor ſeinem Tode noch einen Wunſch hätte, den er ihm erfüllen könne. Da ſagte der Jäger Jürge: Ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß ſie doch morgen mit dem Töchterlein ihrer ſeligen Baſe bei meinem Rechte zugegen ſein möge, das wird mir das Herz ſtärken in meiner letzten Stunde. — Da bat mich der Bürgermeiſter, und ſo graulich es mir war, ſo konnte ich es dem armen elenden Menſchen nicht abſchlagen. Ich mußte ihm die Hand geben und es ihm feierlich verſprechen, und er ſank weinend auf das Stroh. Der Bürgermeiſter ging dann mit mir zu ſeinem Freunde, dem Pfarrer, dem ich nochmals Alles erzählen mußte, ehe er ſich ins Gefängniß begab.

Die Nacht mußte ich mit dem Kinde in des Bürgermeiſters Haus ſchlafen, und am andern Morgen ging ich den ſchweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers

Jürge. Ich ſtand neben dem Bürgermeiſter im Kreis und ſah, wie er das Stäblein brach. Da hielt der Jäger Jürge noch eine ſchöne Rede, und alle Leute weinten; und er ſah mich und die kleine Annerl, die vor mir ſtand, gar beweglich an, und dann küßte er den Meiſter Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesſtreich. Jeſus, Maria, Joſeph! ſchrie ich aus; denn der Kopf des Jürgen flog gegen Annerl zu und biß mit ſeinen Zähnen dem Kinde in ſein Röckchen, das ganz entſetzlich ſchrie. Ich riß meine Schürze vom Leibe und warf ſie über den ſcheußlichen Kopf, und Meiſter Franz eilte herbei, riß ihn los und ſprach: Mutter, Mutter, was habe ich geſtern morgen geſagt; ich kenne mein Schwert, es iſt lebendig! — Ich war niedergeſunken vor Schreck, das Annerl ſchrie entſetzlich. Der Bürgermeiſter war ganz beſtürzt und ließ mich und das Kind nach ſeinem Hauſe fahren. Da ſchenkte mir ſeine Frau andere Kleider für mich und das Kind, denn die unſrigen waren von Jürge's Blut beſpritzt, und Nachmittags ſchenkte uns der Bürgermeiſter noch Geld, und viele Leute des Städtchens auch, die Annerl ſehen wollten, ſo daß ich an zwanzig Thaler und viele Kleider für ſie bekam. Am Abend kam der Pfarrer ins Haus und redete mir lange zu, daß ich das Annerl nur recht in der Gottesfurcht erziehen ſollte und auf alle die betrübten Zeichen gar Nichts geben, das ſeien nur Schlingen des Satans, die man verachten müſſe, und dann ſchenkte er mir noch eine ſchöne Bibel für das Annerl, die ſie noch hat; und dann ließ uns der gute Bürgermeiſter am andern Morgen noch an drei Meilen weit nach Haus fahren. Ach, du mein Gott, und Alles iſt doch eingetroffen! ſagte die Alte und ſchwieg.

Eine ſchauerliche Ahnung ergriff mich, die Erzählung der Alten hatte mich ganz zermalmt. Um Gottes Willen, Mutter! rief ich aus, was iſt es mit der armen Annerl geworden, iſt denn gar nicht zu helfen?

Es hat ſie mit den Zähnen dazu geriſſen, ſagte die Alte. Heut wird ſie gerichtet; aber ſie hat es in der Verzweiflung gethan, die Ehre, die Ehre lag ihr im Sinne. Sie war zu Schanden gekommen aus Ehrſucht, ſie wurde verführt von einem Vornehmen, er hat ſie ſitzen laſſen, ſie hat ihr Kind erſtickt in derſelben Schürze, die ich damals über den Kopf des Jägers Jürge warf und die ſie mir heimlich entwendet hat. Ach, es hat ſie mit Zähnen dazu geriſſen, ſie hat es in der Verwirrung gethan. Der Verführer hatte ihr die Ehe verſprochen und geſagt, der Kasper ſei in Frankreich geblieben. Dann iſt ſie verzweifelt und hat das Böſe gethan und hat ſich ſelbſt bei den Gerichten angegeben. Um vier Uhr wird ſie gerichtet. Sie hat mir geſchrieben, ich möchte noch zu ihr kommen; das will ich nun thun und ihr das Kränzlein und den Gruß von dem armen Kasper bringen, und die Roſe, die ich heut Nacht erhalten; das wird ſie tröſten. Ach, lieber Schreiber, wenn Er es nur in der Bittſchrift auswirken kann, daß ihr Leib und auch der Kasper dürfen auf unſern Kirchhof gebracht werden.

Alles, Alles will ich verſuchen! rief ich aus. Gleich will ich nach dem Schloſſe laufen; mein Freund, der Ihr die Roſe gab, hat die Wache dort, er ſoll mir den Herzog wecken. Ich will vor ſein Bett knieen und ihn um Pardon für Annerl bitten.

Pardon? ſagte die Alte kalt. Es hat ſie ja mit Zähnen dazu gezogen; hör' Er, lieber Freund, Gerechtigkeit iſt beſſer als Pardon; was hilft aller Pardon auf Erden, wir müſſen doch Alle vor das Gericht:

„Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn".

Seht, ſie will keinen Pardon, man hat ihn ihr angeboten, wenn ſie den Vater des Kindes nennen wolle. Aber das Annerl hat geſagt: Ich habe ſein Kind ermordet und will ſterben und ihn nicht unglücklich machen; ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne. Darüber wurde ihr das Schwert zuerkannt. Gehe Er zum Herzog, und bitte Er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab. Gehe Er gleich. Seh' Er: dort geht der Herr Pfarrer ins Gefängniß; ich will ihn anſprechen, daß er mich mit hinein zum ſchönen Annerl nimmt. Wenn Er ſich eilt, ſo kann Er uns draußen am Gerichte vielleicht den Troſt noch bringen: mit dem ehrlichen Grabe für Kasperl und Annerl.

Unter dieſen Worten waren wir mit dem Prediger zuſammengetroffen. Die Alte erzählte ihr Verhältniß zu der Gefangenen, und er nahm ſie freundlich mit zum Gefängniß. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schloß, und es machte mir einen tröſtenden Eindruck, es war mir wie ein Zeichen der Hoffnung, als ich an Graf Groſſinger's Hauſe vorüberſtürzte und aus einem offenen Fenſter des Gartenhauſes eine liebliche Stimme zur Laute ſingen hörte:

„Die Gnade ſprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht,
Und wünſcht voll Lieb' der Gnade
Zu Ehren gute Nacht.

Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Roſen gibt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil ſie die Gnade liebt."

Ach, ich hatte der guten Wahrzeichen noch mehr! Einhundert Schritte weiter fand ich einen weißen Schleier auf der Straße liegend: ich raffte ihn auf, er war voll von duftenden Roſen. Ich hielt ihn in der Hand und lief weiter, mit dem Gedanken: Ach, Gott, das iſt die Gnade. Als ich um die Ecke bog, ſah ich einen Mann, der ſich in ſeinen Mantel verhüllte, als ich vor ihm vorüber eilte, und mir heftig den Rücken wandte, um nicht geſehen zu werden. Er hätte es nicht nöthig gehabt, ich ſah und hörte Nichts in meinem Innern, als: Gnade, Gnade! und ſtürzte durch das Gitterthor in den

Schloßhof. Gott ſei Dank, der Fähndrich, Graf Groſſinger, der unter den blühenden Kaſtanienbäumen vor der Wache auf und ab ging, trat mir ſchon entgegen.

Lieber Graf, ſagte ich mit Ungeſtüm, Sie müſſen mich gleich zum Herzoge bringen, gleich auf der Stelle, oder Alles iſt zu ſpät, Alles iſt verloren!

Er ſchien verlegen über dieſen Antrag und ſagte: Was fällt Ihnen ein, zu dieſer ungewohnten Stunde? Es iſt nicht möglich. Kommen Sie zur Parade, da will ich Sie vorſtellen.

Mir brannte der Boden unter den Füßen. Jetzt, rief ich aus, oder nie! Es muß ſein! Es betrifft das Leben eines Menſchen.

Es kann jetzt nicht ſein, erwiderte Groſſinger ſcharf abſprechend. Es betrifft meine Ehre; es iſt mir unterſagt, heute Nacht irgend eine Meldung zu thun.

Das Wort Ehre machte mich verzweifeln. Ich dachte an Kasper's Ehre, an Annerl's Ehre, und ſagte: Die vermaledeite Ehre! Gerade um die letzte Hülfe zu leiſten, welche ſo eine Ehre übrig gelaſſen, muß ich zum Herzoge. Sie müſſen mich melden, oder ich ſchreie laut nach dem Herzoge.

So Sie ſich rühren, ſagte Groſſinger heftig, laſſe ich Sie in die Wache werfen. Sie ſind ein Phantaſt, Sie kennen keine Verhältniſſe.

O ich kenne Verhältniſſe, ſchreckliche Verhältniſſe! Ich muß zum Herzoge, jede Minute iſt unerkauflich!

verſetzte ich. Wollen Sie mich nicht gleich melden, ſo eile ich allein zu ihm.

Mit dieſen Worten wollte ich nach der Treppe, die zu den Gemächern des Herzogs hinaufführte, als ich den nämlichen, in einen Mantel Verhüllten, der mir begegnet, nach dieſer Treppe eilend bemerkte. Groſſinger drehte mich mit Gewalt um, daß ich Dieſen nicht ſehen ſollte. Was machen Sie, Thöriger! flüſterte er mir zu. Schweigen Sie, ruhen Sie. Sie machen mich unglücklich.

Warum halten Sie den Mann nicht zurück, der da hinauf ging? ſagte ich. Er kann nichts Dringenderes vorzubringen haben, als ich. Ach, es iſt ſo dringend, ich muß, ich muß! Es betrifft das Schickſal eines unglücklichen, verführten, armen Geſchöpfes.

Groſſinger erwiderte: Sie haben den Mann hinaufgehen ſehen; wenn Sie je ein Wort davon äußern, ſo kommen Sie vor meine Klinge. Gerade weil er hinauf ging, können Sie nicht hinauf, der Herzog hat Geſchäfte mit ihm.

Da erleuchteten ſich die Fenſter des Herzogs. Gott, er hat Licht, er iſt auf! ſagte ich. Ich muß ihn ſprechen, um des Himmels willen, laſſen Sie mich, oder ich ſchreie Hülfe.

Groſſinger faßte mich beim Arm und ſagte: Sie ſind betrunken, kommen Sie in die Wache; ich bin Ihr Freund, ſchlafen Sie aus und ſagen Sie mir das Lied, das die Alte heute Nacht an der Thüre ſang, als ich die Runde führte; das Lied intereſſirt mich ſehr.

Gerade wegen der Alten und den Ihrigen muß ich mit dem Herzoge ſprechen! rief ich aus.

Wegen der Alten? verſetzte Groſſinger. Wegen der ſprechen Sie mit mir, die großen Herren haben keinen Sinn für ſo etwas. Geſchwind kommen Sie nach der Wache.

Er wollte mich fortziehen, da ſchlug die Schloßuhr halb Vier. Der Klang ſchnitt mir wie ein Schrei der Noth durch die Seele, und ich ſchrie aus voller Bruſt zu den Fenſtern des Herzogs hinauf:

Hülfe! um Gottes willen, Hülfe für ein elendes, verführtes Geſchöpf! Da ward Groſſinger wie unſinnig. Er wollte mir den Mund zuhalten, aber ich rang mit ihm; er ſtieß mich in den Nacken, er ſchimpfte; ich fühlte, ich hörte Nichts. Er rief nach der Wache; der Corporal eilte mit etlichen Soldaten herbei, mich zu greifen. Aber in dem Augenblicke ging des Herzogs Fenſter auf, und es rief herunter:

Fähndrich Graf Groſſinger, was iſt das für ein Scandal? Bringen Sie den Menſchen herauf, gleich auf der Stelle!

Ich wartete nicht auf den Fähndrich; ich ſtürzte die Treppe hinauf, ich fiel nieder zu den Füßen des Herzogs, der mich betroffen und unwillig aufſtehen hieß. Er hatte Stiefel und Sporen an, und doch einen Schlafrock, den er ſorgfältig über der Bruſt zuſammen hielt.

Ich trug dem Herzog Alles, was mir die Alte von dem Selbſtmorde des Uhlanen, von der Geſchichte der ſchönen Annerl erzählt hatte, ſo gedrängt vor, als es die Noth erforderte, und flehte ihn wenigſtens um den Aufſchub der Hinrichtung auf wenige Stunden und um ein ehrliches Grab für die beiden Unglücklichen an, wenn Gnade unmöglich ſei. — Ach, Gnade, Gnade! rief ich aus, indem ich den gefundenen weißen Schleier voll Roſen aus dem Buſen zog; dieſer Schleier, den ich auf meinem Wege hierher gefunden, ſchien mir Gnade zu verheißen.

Der Herzog griff mit Ungeſtüm nach dem Schleier und war heftig bewegt; er drückte den Schleier in ſeinen Händen, und als ich die Worte ausſprach: Euere Durchlaucht! Dieſes arme Mädchen iſt ein Opfer falſcher Ehrſucht; ein Vornehmer hat ſie verführt und ihr die Ehe verſprochen. Ach, ſie iſt ſo gut, daß ſie lieber ſterben will, als ihn nennen — da unterbrach mich der Herzog mit Thränen in den Augen und ſagte: Schweigen Sie, ums Himmels willen, ſchweigen Sie! — Und nun wendete er ſich zu dem Fähndrich, der an der Thüre ſtand, und ſagte mit dringender Eile: Fort, eilend zu Pferde mit dieſem Menſchen hier; reiten Sie das Pferd todt; nur nach dem Gerichte hin. Heften Sie dieſen Schleier an Ihren Degen, winken und ſchreien Sie Gnade, Gnade! Ich komme nach.

Groſſinger nahm den Schleier. Er war ganz verwandelt, er ſah aus wie ein Geſpenſt vor Angſt und Eile. Wir ſtürzten in den Stall, ſaßen zu Pferd und ritten im Galopp; er ſtürmte wie ein Wahnſinniger zum

Thore hinaus. Als er den Schleier an ſeine Degenſpitze heftete, ſchrie er: Herr Jeſus, meine Schweſter! — Ich verſtand nicht, was er wollte. Er ſtand hoch im Bügel und wehte und ſchrie: Gnade, Gnade! Wir ſahen auf dem Hügel die Menge um das Gericht verſammelt. Mein Pferd ſcheute vor dem wehenden Tuch. Ich bin ein ſchlechter Reiter, ich konnte den Groſſinger nicht einholen; er flog im ſchnellſten Carriere: ich ſtrengte alle Kräfte an. Trauriges Schickſal! Die Artillerie exercirte in der Nähe; der Kanonendonner machte es unmöglich, unſer Geſchrei aus der Ferne zu hören. Groſſinger ſtürzte, das Volk ſtob auseinander, ich ſah in den Kreis, ich ſah einen Stahlblitz in der frühen Sonne — ach Gott, es war der Schwertblitz des Richters! — Ich ſprengte heran, ich hörte das Wehklagen der Menge. Pardon, Pardon! ſchrie Groſſinger und ſtürzte mit wehendem Schleier durch den Kreis wie ein Raſender. Aber der Richter hielt ihm das blutende Haupt der ſchönen Annerl entgegen, das ihn wehmüthig anlächelte. Da ſchrie er: Gott ſei mir gnädig! und fiel auf die Leiche hin zur Erde. Tödtet mich, tödtet mich, ihr Menſchen! Ich habe ſie verführt, ich bin ihr Mörder!

Eine rächende Wuth ergriff die Menge. Die Weiber und Jungfrauen drangen heran und rißen ihn von der Leiche und traten ihn mit Füßen, er wehrte ſich nicht; die Wachen konnten das wüthende Volk nicht bändigen. Da erhob ſich das Geſchrei: Der Herzog, der Herzog! — Er kam im offenen Wagen gefahren; ein blutjunger Menſch, den Hut tief ins Geſicht gedrückt, in einen Mantel gehüllt, ſaß neben ihm. Die Menſchen ſchleifen Groſſinger herbei: Jeſus, mein Bruder! ſchrie der junge Offizier mit der weiblichſten Stimme aus dem Wagen. Der Herzog ſprach beſtürzt zu ihm: Schweigen Sie! Er ſprang aus dem Wagen, der junge Menſch wollte folgen; der Herzog drängte ihn ſchier unſanft zurück; aber ſo beförderte ſich die Entdeckung, daß der junge Menſch die, als Offizier verkleidete, Schweſter Groſſinger's ſei. Der Herzog ließ den mißhandelten, blutenden, ohnmächtigen Groſſinger in den Wagen legen, die Schweſter nahm keine Rückſicht mehr, ſie warf ihren Mantel über ihn. Jedermann ſah ſie in weiblicher Kleidung. Der Herzog war verlegen; aber er ſammelte ſich und befahl, den Wagen ſogleich umzuwenden und die Gräfin mit ihrem Bruder nach ihrer Wohnung zu fahren. Dieſes Ereigniß hatte die Wuth der Menge einigermaßen geſtillt. Der Herzog ſagte laut zu dem wachthabenden Offiziere: Die Gräfin Groſſinger hat ihren Bruder an ihrem Hauſe vorbei reiten ſehen, den Pardon zu bringen, und wollte dieſem freudigen Ereigniß beiwohnen; als ich zu demſelben Zwecke vorüberfuhr, ſtand ſie am Fenſter und bat mich, ſie in meinem Wagen mitzunehmen, ich konnte es dem gutmüthigen Kinde nicht abſchlagen. Sie nahm einen Mantel und Hut ihres Bruders, um kein Aufſehen zu erregen, und hat, von dem unglücklichen Zufall überraſcht, die Sache gerade dadurch zu einem abenteuerlichen Scandale gemacht. Aber wie konnten Sie, Herr Lieutenant, den unglücklichen Grafen Groſſinger nicht vor dem Pöbel ſchützen? Es iſt ein gräßlicher Fall, daß er, mit dem Pferde ſtürzend, zu ſpät kam; er kann doch aber Nichts dafür. Ich will die Mißhandler des Grafen verhaftet und beſtraft wiſſen.

Auf dieſe Rede des Herzogs erhob ſich ein allgemeines Geſchrei: Er iſt ein Schurke, er iſt der Verführer, der Mörder der ſchönen Annerl geweſen; er hat es ſelbſt geſagt, der elende, der ſchlechte Kerl!

Als dies von allen Seiten her tönte und auch der Prediger und der Offizier und die Gerichtsperſonen es beſtätigten, war der Herzog ſo tief erſchüttert, daß er Nichts ſagte als: Entſetzlich, entſetzlich, o, der elende Menſch!

Nun trat der Herzog blaß und bleich in den Kreis; er wollte die Leiche der ſchönen Annerl ſehen. Sie lag auf dem grünen Raſen in einem ſchwarzen Kleide mit weißen Schleifen. Die alte Großmutter, welche ſich um Alles, was vorging, nicht bekümmerte, hatte ihr das Haupt an den Rumpf gelegt und die ſchreckliche Trennung mit ihrer Schürze bedeckt. Sie war beſchäftigt, ihr die Hände über die Bibel zu falten, welche der Pfarrer in dem kleinen Städtchen der kleinen Annerl geſchenkt hatte; das goldene Kränzlein band ſie ihr auf den Kopf und ſteckte die Roſe vor die Bruſt, welche ihr Groſſinger in der Nacht gegeben hatte, ohne zu wiſſen, wem er ſie gab.

Der Herzog ſprach bei dieſem Anblicke: Schönes unglückliches Annerl! Schändlicher Verführer, du kamſt zu ſpät! — Arme alte Mutter, du biſt ihr allein treu geblieben bis in den Tod! — Als er mich bei dieſen Worten in ſeiner Nähe ſah, ſprach er zu mir: Sie ſagten mir von einem letzten Willen des Corporals Kasper, haben Sie ihn bei ſich? Da wendete ich mich zu der Alten und ſagte: Arme Mutter, gebt mir die Brieftaſche Kasper's; Seine Durchlaucht wollen ſeinen letzten Willen leſen.

Die Alte, welche ſich um Nichts bekümmerte, ſagte mürriſch: Iſt Er auch wieder da? Er hätte lieber ganz zu Hauſe bleiben können. Hat Er die Bittſchrift? Jetzt iſt es zu ſpät. Ich habe dem armen Kinde den Troſt nicht geben können, daß ſie zu Kasper in ein ehrliches Grab ſoll; ach, ich hab' es ihr vorgelogen, aber ſie hat mir nicht geglaubt!

Der Herzog unterbrach ſie und ſprach: Ihr habt nicht gelogen, gute Mutter. Der Menſch hat ſein Möglichſtes gethan, der Sturz des Pferdes iſt an Allem ſchuld. Aber ſie ſoll ein ehrliches Grab haben bei ihrer Mutter und bei Kasper, der ein braver Kerl war. Es ſoll ihnen Beiden eine Leichenpredigt gehalten werden über die Worte: „Gebt Gott allein die Ehre!" Der Kasper ſoll als Fähndrich begraben werden, ſeine Schwadron ſoll ihm dreimal ins Grab ſchießen, und des Verderbers Groſſinger's Degen ſoll auf ſeinen Sarg gelegt werden.

Nach dieſen Worten ergriff er Groſſinger's Degen, der mit dem Schleier noch an der Erde lag, nahm den Schleier herunter, bedeckte Annerl damit und ſprach: Dieſer unglückliche Schleier, der ihr ſo gern Gnade gebracht hätte, ſoll ihr die Ehre wieder geben. Sie iſt ehrlich und begnadigt geſtorben, der Schleier ſoll mit ihr begraben werden.

Den Degen gab er dem Offizier der Wache mit den Worten: Sie werden heute noch meine Befehle wegen der Beſtattung des Uhlanen und dieſes armen Mädchens bei der Parade empfangen.

Nun las er auch die letzten Worte Kasper's laut mit vieler Rührung. Die alte Großmutter umarmte mit Freudenthränen ſeine Füße, als wäre ſie das glücklichſte Weib. Er ſagte zu ihr: Gebe Sie ſich zufrieden, Sie ſoll eine Penſion haben bis an Ihr ſeliges Ende, ich will Ihrem Enkel und der Annerl einen Denkſtein ſetzen laſſen. Nun befahl er dem Prediger, mit der Alten und einem Sarge, in welchen die Gerichtete gelegt wurde, nach ſeiner Wohnung zu fahren und ſie dann nach ihrer Heimath zu bringen und das Begräbniß zu beſorgen. Da während dem ſeine Adjutanten mit Pferden gekommen waren, ſagte er noch zu mir: Geben Sie meinen Adjutanten Ihren Namen an, ich werde Sie rufen laſſen. Sie haben einen ſchönen menſchlichen Eifer gezeigt. — Der Adjutant ſchrieb meinen Namen in ſeine Schreibtafel und machte mir ein verbindliches Compliment. Dann ſprengte der Herzog, von den Segenswünſchen der Menge begleitet, in die Stadt. Die Leiche der ſchönen Annerl ward nun mit der guten alten Großmutter in das Haus des Pfarrers gebracht, und in der folgenden Nacht fuhr dieſer mit ihr nach der Heimath zurück. Der Offizier traf, mit dem Degen Groſſinger's und einer Schwadron Uhlanen, auch daſelbſt am folgenden Abend ein. Da wurde nun der brave Kasper, mit Groſſinger's Degen auf der Bahre und dem Fähndrichs-Patent, neben der ſchönen Annerl zur Seite ſeiner Mutter begraben. Ich war auch hingeeilt und führte die alte Mutter, welche kindiſch vor Freude war, aber wenig redete; und als die Uhlanen dem Kasper zum dritten Mal ins Grab ſchoſſen, fiel ſie mir todt in die Arme. Sie hat ihr Grab auch neben den Ihrigen empfangen. Gott gebe ihnen Allen eine freudige Auferſtehung!

Sie ſollen treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein ſitzen,
Wo kömmt der liebe Gott gezogen,
Mit einem ſchönen Regenbogen;
Da ſollen ihre Seelen vor Gott beſtehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn! Amen.

Als ich in die Hauptſtadt zurück kam, hörte ich, Graf Groſſinger ſei geſtorben, er habe Gift genommen. In meiner Wohnung fand ich einen Brief von ihm. Er ſagte mir darin:

„Ich habe Ihnen viel zu danken. Sie haben meine Schande, die mir lange das Herz abnagte, zu Tage gebracht. Jenes Lied der Alten kannte ich wohl, die

Annerl hatte es mir oft vorgeſagt, ſie war ein unbeſchreiblich edles Geſchöpf. Ich war ein elender Verbrecher. Sie hatte ein ſchriftliches Eheverſprechen von mir gehabt, und hat es verbrannt. Sie diente bei einer alten Tante von mir, ſie litt oft an Melancholie. Ich habe mich durch gewiſſe medicíniſche Mittel, die etwas Magiſches haben, ihrer Seele bemächtigt. — Gott ſei mir gnädig! — Sie haben auch die Ehre meiner Schweſter gerettet. Der Herzog liebt ſie, ich war ſein Günſtling — die Geſchichte hat ihn erſchüttert — Gott helfe mir! Ich habe Gift genommen.

Joſeph Graf Groſſinger."

Die Schürze der ſchönen Annerl, in welche ihr der Kopf des Jägers Jürge bei ſeiner Enthauptung gebiſſen, iſt auf der herzoglichen Kunſtkammer bewahrt worden. Man ſagt, die Schweſter des Grafen Groſſinger werde der Herzog mit dem Namin: „Voile de Grace", auf deutſch: „Gnadenſchleier", in den Fürſtenſtand erheben und ſich mit ihr vermählen. Bei der nächſten Revue in der Gegend von D.... ſoll das Monument auf den Gräbern der beiden unglücklichen Ehrenopfer auf dem Kirchhofe des Dorfs errichtet und eingeweiht werden. Der Herzog wird mit der Fürſtin ſelbſt zugegen ſein. Er iſt ausnehmend zufrieden damit; die Idee ſoll von der Fürſtin und dem Herzog zuſammen erfunden ſein. Es ſtellt die falſche und wahre Ehre vor, die ſich vor einem Kreuze beiderſeits gleich tief zur Erde beugen; die Gerechtigkeit ſteht mit dem geſchwungenen Schwerte zur einen Seite, die Gnade zur andern Seite und wirft einen Schleier heran. Man will im Kopfe der Gerechtigkeit Aehnlichkeit mit dem Herzog, in dem Kopfe der Gnade Aehnlichkeit mit dem Geſichte der Fürſtin finden.

# Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau.

Von

**Achim v. Arnim.**

Gaben der Milde, herausgegeben von Gubitz, Berlin 1818.
Arnim's ſämmtliche Werke, Bd. 2. Berlin, Veit u. Comp.

**Ludwig Achim v. Arnim**, geb. 26. Januar 1781 in Berlin, geſt. 21. Januar 1831 auf ſeinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, ſtudirte Naturwiſſenſchaft, durchreiste ſodann Deutſchland, um Land und Leute zu ergründen, beſonders auch alte Volkslieder in fliegenden Blättern und aus mündlicher Ueberlieferung zu ſammeln, und machte eine Zeit lang Heidelberg mit den daſelbſt herausgegebenen Zeitſchriften „Einſiedlerzeitung“ und „Tröſteinſamkeit“ zum Hauptſitze der Romantik. Die eben daſelbſt mit ſeinem Freunde **Clemens Brentano**, deſſen Schweſter Bettina er 1811 heirathete, gemeinſchaftlich unternommene Herausgabe der von beiden geſammelten Volkslieder unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ iſt ein Hauptverdienſt, das ſich dieſe Dichter um die deutſche Poeſie erworben haben. **Arnim** ſchrieb merkwürdige Schauſpiele, worunter „Halle und Jeruſalem“, nebſt größeren und kleineren Erzählungen, deren vornehmſte die Romane „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ und „Die Kronenwächter“ ſind.

Ein noch weit größeres Räthſel als Kleiſt iſt der Dichter, zu welchem wir jetzt kommen. Arnim war keine kranke Natur: er war im Leben, nach der Verſicherung ſeiner Freunde, ein geſunder, heiterer, harmoniſcher Menſch, ein nüchterner Landwirth: und dennoch macht ſeine Muſe Sprünge, neben welchen die größte Kleiſt'ſche Tollheit wie gemeiner Verſtand erſcheinen kann. An plaſtiſcher Kraft zeigt er ſich dieſem noch überlegen, wenn man nämlich nach einzelnen Proben urtheilen will: in ſeiner „Dolores", in ſeinen „Kronenwächtern" finden ſich Anſätze zu Lebensgemälden, die mit der gleichen feſten Hand ausgeführt, wie ſie begonnen ſind, das Beſte, was die neuere Zeit ſchuf, hinter ſich laſſen würden. Aber kaum hat er eine Gruppe in unvergleichlicher Eigenthümlichkeit lebend, athmend vor uns hingeſtellt, ſo reizt ihn ein ſchadenfroher Kobold, ſie alsbald wieder zu verſchütten und den Schauplatz eines vermeinten Lebens mit Gerümpel von Surrogaten des unbegreiflichſten Schlages anzufüllen. So muß man nun mit dem Schmerz, ja mit dem Zorn der Liebe zuſehen, wie Einer, der zum Dichter erſten Ranges geboren ſcheint, dieſes ſein Erſtgeburtsrecht jeden Augenblick, nicht bloß gegen ein Linſengericht, ſondern gegen Bohnen- und Erbſenſtroh zu vertauſchen fähig iſt. Und das nicht aus Krankheit, ſondern aus bloßer Laune, aus purer Grille.

Vielleicht ſcheint es aber auch nur ſo, vielleicht war mit dieſer zwar außerordentlichen Begabung dennoch das productive Talent, das in einzelnen Augenblicken ſo hoch auflodert, nicht in dem reichen und nachhaltigen Maße verbunden, an welches man bei ſolch einzelnen Proben glauben muß. Dann war es doch nicht bloß Grille, ſondern Nothbehelf, wenn dieſe anſcheinend ſo geſtaltungskräftige Muſe ſich von jedem feſten Gebilde hinweg immer wieder geſtaltloſem Nebelſpuk in die Arme flüchtete. Freilich kam dann der Unzulänglichkeit des ſchaffenden Vermögens noch die Krankhaftigkeit der Zeit zu Hülfe, die im willkürlich Sprunghaften, im Form- und Charakterloſen die eigentliche Poeſie erblickte. Denn für eine Zeit, die ihre Geiſter beſſer in Zucht gehalten hätte, wäre dieſer reiche Geiſt, ſobald er ſich zuſammennehmen mußte und ſich nicht verzetteln durfte, immerhin ſchöpferiſch genug angelegt geweſen, um in der richtigen Bahn der Kunſt wandelnd dauerhafte, ja unvergängliche Werke zu hinterlaſſen. So aber läßt ſich nur wiederholen, was Goethe von ihm ſagte: „Er iſt leider wie ein Faß, wo der Böttcher vergeſſen hat die Reifen feſt zu ſchlagen, da läuft's denn auf allen Seiten heraus.“

In einer nur in literarhiſtoriſchem Intereſſe zuſammengeſtellten Novellenſammlung würde man von Arnim wohl vor Allem die „Iſabella von Aegypten“ erwarten, die in den meiſten Literaturgeſchichten als ſeine berühmteſte Novelle aufgeführt wird. Zur Bezeichnung der äußerſten Höhe des romantiſchen Unfugs möchte ſie auch ganz paſſend ſein, aber dieſer bloß hiſtoriſche Werth kann ihr in eine Sammlung, die grundſätzlich nur das dichteriſch Werthvollſte enthalten ſoll, keinen Eingang verſchaffen. Wenn Goethe, wie wir geſehen, ein Märchenhaftes im Tageslichte der Wirklichkeit vorgehen läßt, ſo legt er es als Erzählung einem ſchalkhaften Abenteurer in den Mund, deſſen Zuhörer dabei in aller Freiheit das Ihre denken können. Arnim dagegen nimmt mehr als halben Ernſtes unſern Glauben in Anſpruch, wenn er Menſchen von Fleiſch und Bein mit dem Geſpenſt eines verſtorbenen Bärenhäuters, einem Golem (zauberiſch belebten Lehmbild) und einer zum Feldmarſchall Cornelius Nepos beförderten Alraunwurzel die unſinnigſte Wirthſchaft führen läßt. Es iſt noch gnädig, daß er einmal bemerkt: „Wie vergebens quält uns das Verhältniß zu manchem Menſchen! könnten wir uns einbilden, er ſei ein Todter, eine Erdſcholle, eine Wurzel, unſer Kummer und unſer Zorn müßte verſchwinden, wie aller Gram über unſere Zeit, wenn wir nur endlich gewiß wüßten, daß wir bloß träumten!“ Allein dergleichen flüchtig hingeworfene und überdies noch ſehr problematiſche Einfälle reichen nicht hin, uns mit Fratzen zu verſöhnen, die weder Traum noch Wirklichkeit noch auch nur Allegorie, ſondern von dem Allen ein verworrenes Gemengſel ſind, worin eine Fülle ſchöner Erfindungen und tiefſinniger Gedanken beweinenswerth verkümmert.

Fürwahr, ein Glücksfund iſt es zu nennen, wenn aus dem gedankenvollen Hexenſabbath Arnim's, aus der eulenſpiegeliſchen Phantaſterei Clemens Brentano's, wenn — um gleich hier vorauszugreifen — aus E. Th. A. Hoffmann's geiſtig ſchwächeren, jedoch der Mache nach immer noch genießbareren Höllenbreugheleien etwas halbwegs Geſundes ſich herausfinden und feſthalten läßt. Denn auch diejenigen Weſen, die angeblich von Fleiſch und Bein ſein ſollten, werden im Zauberſpiegel dieſer Romantik meiſt über kurz oder lang zu ſpukhaften Larven oder wenigſtens zu geſtaltloſen Schemen, zu unwirklichen Schattenſpielfiguren verkehrt.

Wer nun von den Arnim'ſchen Novellen einige mehr oder weniger laut geprieſene, wie z. B. „Fürſt Ganzgott und Sänger Halbgott", „Die Kirchenordnung" u. a., hier vermißt, der möge ſie an Ort und Stelle aufſuchen, und es wird ihm bald klar werden, warum ſie hier nicht zu finden ſind. Uns erſchien aus dem ganzen Vorrathe leider nur eine einzige mittheilbar: „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau", eine Erzählung, die in menſchlichen nicht bloß, ſondern auch, der Hauptſache nach, in natürlichen Spuren einhergeht.

Freilich darf man es auch im verhältnißmäßig Natürlichſten mit Arnim nicht allzu genau nehmen: die halb verdeckte halb offene Rolle, die der Fluch der Mutter und in deſſen Hintergrunde der Teufel mitſpielt; der Seufzer, der (glücklicher als in manchen Fällen eine ganze Batterie) die Wolken bricht, daß die Sonne hervortreten kann; der Wirbelwind, der ſich als aufdringlicher Servibilis in die Handlung einmiſcht; die Tauben, die eine faſt genovevenhafte Erziehung bekunden; der mit der Löſung des Unheils gleichzeitige Tod der Mutter; das Alles, auf wenigen Blättern nur ſo nebenher gehäuft, ſind romantiſche Glühwürmchen, die ſich dem grünen Pfade des Lebens aus dem unfernen domanialen Zauberwalde, vermuthlich um eine höhere Bedeutung auszudrücken, angeſetzt haben. An ihnen kann man ahnend ermeſſen, wie es in dem Walde ſelbſt ausſehen mag.

Es bleibt Nichts übrig, als dieſe kleinen Auswüchſe, die ja nicht größer als Warzen ſind, wegzudenken: dann tritt in den wenigen Blättern eine höchſt markige Zeichnung zu Tage, die einen großartigen und rührenden Eindruck hinterlaſſen muß. K.

Graf Dürande, der gute alte Commandant von Marſeille, ſaß einſam frierend an einem kalt ſtürmenden Octoberabende bei dem ſchlecht eingerichteten Kamine ſeiner prachtvollen Commandantenwohnung und rückte immer näher und näher zum Feuer, während die Kutſchen zu einem großen Balle in der Straße vorüber rollten und ſein Kammerdiener Baſſet, der zugleich ſein liebſter Geſellſchafter war, im Vorzimmer heftig ſchnarchte. Auch im ſüdlichen Frankreich iſt es nicht immer warm, dachte der alte Herr und ſchüttelte mit dem Kopfe, die Menſchen bleiben auch da nicht immer jung, aber die lebhafte geſellige Bewegung nimmt ſo wenig Rückſicht auf das Alter, wie die Baukunſt auf den Winter. Was ſollte er, der Chef aller Invaliden, die damals (während des ſiebenjährigen Krieges) die Beſatzung von Marſeille und ſeinen Forts ausmachten, mit ſeinem hölzernen Beine auf dem Balle; nicht einmal die Lieutenants ſeines Regiments waren zum Tanze zu brauchen. Hier am Kamine ſchien ihm dagegen ſein hölzernes Bein höchſt brauchbar, weil er den Baſſet nicht wecken mochte, um den Vorrath grüner Olivenäſte, den er ſich zur Seite hatte hinlegen laſſen, allmählich in die Flamme zu ſchieben.

mehr oder weniger laut geprieſene, wie z. B. „Fürſt Ganzgott und Sänger Halbgott“, „Die Kirchenordnung“ u. a., hier vermißt, der möge ſie an Ort und Stelle aufſuchen, und es wird ihm bald klar werden, warum ſie hier nicht zu finden ſind. Uns erſchien aus dem ganzen Vorrathe leider nur eine einzige mittheilbar: „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau“, eine Erzählung, die in menſchlichen nicht bloß, ſondern auch, der Hauptſache nach, in natürlichen Spuren einhergeht.

Freilich darf man es auch im verhältnißmäßig Natürlichſten mit Arnim nicht allzu genau nehmen: die halb verdeckte halb offene Rolle, die der Fluch der Mutter und in deſſen Hintergrunde der Teufel mitſpielt; der Seufzer, der (glücklicher als in manchen Fällen eine ganze Batterie) die Wolken bricht, daß die Sonne hervortreten kann; der Wirbelwind, der ſich als aufdringlicher Servibilis in die Handlung einmiſcht; die Tauben, die eine faſt genovevenhafte Erziehung bekunden; der mit der Löſung des Unheils gleichzeitige Tod der Mutter; das Alles, auf wenigen Blättern nur ſo nebenher gehäuft, ſind romantiſche Glühwürmchen, die ſich dem grünen Pfade des Lebens aus dem unfernen domanialen Zauberwalde, vermuthlich um eine höhere Bedeutung auszudrücken, angeſetzt haben. An ihnen kann man ahnend ermeſſen, wie es in dem Walde ſelbſt ausſehen mag.

Es bleibt Nichts übrig, als dieſe kleinen Auswüchſe, die ja nicht größer als Warzen ſind, wegzudenken: dann tritt in den wenigen Blättern eine höchſt markige Zeichnung zu Tage, die einen großartigen und rührenden Eindruck hinterlaſſen muß. K.

Graf Dürande, der gute alte Commandant von Marſeille, ſaß einſam frierend an einem kalt ſtürmenden Octoberabende bei dem ſchlecht eingerichteten Kamine ſeiner prachtvollen Commandantenwohnung und rückte immer näher und näher zum Feuer, während die Kutſchen zu einem großen Balle in der Straße vorüber rollten und ſein Kammerdiener Baſſet, der zugleich ſein liebſter Geſellſchafter war, im Vorzimmer heftig ſchnarchte. Auch im ſüdlichen Frankreich iſt es nicht immer warm, dachte der alte Herr und ſchüttelte mit dem Kopfe, die Menſchen bleiben auch da nicht immer jung, aber die lebhafte geſellige Bewegung nimmt ſo wenig Rückſicht auf das Alter, wie die Baukunſt auf den Winter. Was ſollte er, der Chef aller Invaliden, die damals (während des ſiebenjährigen Krieges) die Beſatzung von Marſeille und ſeinen Forts ausmachten, mit ſeinem hölzernen Beine auf dem Balle; nicht einmal die Lieutenants ſeines Regiments waren zum Tanze zu brauchen. Hier am Kamine ſchien ihm dagegen ſein hölzernes Bein höchſt brauchbar, weil er den Baſſet nicht wecken mochte, um den Vorrath grüner Olivenäſte, den er ſich zur Seite hatte hinlegen laſſen, allmählich in die Flamme zu ſchieben.

Ein ſolches Feuer hat großen Reiz; die kniſternde Flamme iſt mit dem grünen Laube wie durchflochten, halb brennend, halb grünend erſcheinen die Blätter wie verliebte Herzen. Auch der alte Herr dachte dabei an Jugendglanz und vertiefte ſich in den Conſtructionen jener Feuerwerke, die er ſonſt ſchon für den Hof angeordnet hatte, und ſpeculirte auf neue, noch mannigfachere Farbenſtrahlen und Drehungen, durch welche er am Geburtstage des Königs die Marſeiller überraſchen wollte. Es ſah nun lichter in ſeinem Kopfe als auf dem Balle aus. Aber in der Freude des Gelingens, wie er ſchon Alles ſtrahlen, ſauſen, praſſeln, dann wieder Alles in ſtiller Größe leuchten ſah, hatte er immer mehr Olivenäſte ins Feuer geſchoben und nicht bemerkt, daß ſein hölzernes Bein Feuer gefangen hatte und ſchon um ein Drittheil abgebrannt war. Erſt jetzt, als er aufſpringen wollte, weil der große Schluß, das Aufſteigen von tauſend Raketen, ſeine Einbildungskraft beflügelte und entflammte, bemerkte er, indem er auf ſeinen Polſterſtuhl zurück ſank, daß ſein hölzernes Bein verkürzt ſei, und daß der Reſt auch noch in beſorglichen Flammen ſtehe. In der Noth, nicht gleich aufkommen zu können, rückte er ſeinen Stuhl wie einen Pikſchlitten mit dem flammenden Beine bis in die Mitte des Zimmers, rief ſeinen Diener und dann nach Waſſer. Mit eifrigem Bemühen ſprang ihm in dieſem Augenblicke eine Frau zu Hülfe, die, in das Zimmer eingelaſſen, lange durch ein beſcheidenes Huſten die Aufmerkſamkeit des Commandanten auf ſich zu ziehen geſucht hatte, doch ohne Erfolg. Sie ſuchte das Feuer mit ihrer Schürze zu löſchen, aber die glühende Kohle des Beins ſetzte die Schürze in Flammen, und der Commandant ſchrie nun in wirklicher Noth nach Hülfe, nach Leuten. Bald drangen dieſe von der Gaſſe herein, auch Baſſet war erwacht; der brennende Fuß, die brennende Schürze brachte Alle ins Lachen; doch mit dem erſten Waſſereimer, den Baſſet aus der Küche holte, war Alles gelöſcht und die Leute empfahlen ſich. Die arme Frau triefte von Waſſer, ſie konnte ſich nicht gleich vom Schrecken erholen, der Commandant ließ ihr ſeinen warmen Rockelor umhängen und ein Glas ſtarken Wein reichen. Die Frau wollte aber Nichts nehmen und ſchluchzte nur über ihr Unglück, und bat den Commandanten, mit ihm einige Worte ins Geheim zu ſprechen. So ſchickte er ſeinen nachläſſigen Diener fort und ſetzte ſich ſorgſam in ihre Nähe. Ach, mein Mann, ſagte ſie in einem fremden deutſchen Dialekte des Franzöſiſchen, mein Mann kommt von Sinnen, wenn er die Geſchichte hört; ach, mein armer Mann, da ſpielt ihm der Teufel ſicher wieder einen Streich! — Der Commandant fragte nach dem Manne, und die Frau ſagte ihm, daß ſie eben wegen dieſes ihres lieben Mannes zu ihm gekommen, ihm einen Brief des Oberſten vom Regimente Picardie zu überbringen. Der Oberſte ſetzte die Brille auf, erkannte das Wappen ſeines Freundes und durchlief das Schreiben, dann ſagte er: Alſo Sie ſind jene Roſalie, eine geborne Demoiſelle Lilie aus Leipzig, die den Sergeanten Francoeur geheirathet hat, als er am Kopf verwundet in Leipzig gefangen lag? Erzählen Sie, das iſt eine ſeltne Liebe! Was waren Ihre Eltern, legten die Ihnen keine Hinderniſſe in den Weg? Und was hat denn Ihr Mann für ſcherzhafte Grillen als Folge ſeiner Kopfwunde behalten, die ihn zum Felddienſte untauglich machten, obgleich er als der bravſte und geſchickteſte Sergeant, als die Seele des Regiments geachtet wurde? — Gnädiger Herr, antwortete die Frau mit neuer Betrübniß, meine Liebe trägt die Schuld von alle dem Unglück, — ich habe meinen Mann unglücklich gemacht und nicht jene Wunde, meine Liebe hat den Teufel in ihn gebracht und plagt ihn und verwirrt ſeine Sinne. Statt mit den Soldaten zu exerciren, fängt er zuweilen an, ihnen ungeheure, ihm vom Teufel eingegebene Sprünge vorzumachen, und verlangt, daß ſie ihm dieſe nachmachen; oder er ſchneidet ihnen Geſichter, daß ihnen der Schreck in alle Glieder fährt, und verlangt, daß ſie ſich dabei nicht rühren noch regen, und neulich, was endlich dem Faſſe den Boden ausſchlug, warf er den commandirenden General, der in einer Affaire den Rückzug des Regiments befahl, vom Pferde, ſetzte ſich darauf und nahm mit dem Regimente die Batterie fort. — Ein Teufelskerl, rief der Commandant, wenn doch ſo ein Teufel in alle unſre commandirenden Generale führe, ſo hätten wir kein zweites Roßbach zu fürchten; iſt Ihre Liebe ſolche Teufelsfabrik, ſo wünſchte ich, Sie liebten unſre ganze Armee. — Leider im Fluche meiner Mutter, ſeufzte die Frau.

Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Meine Mutter ſah viele Männer bei ſich, denen ich aufwarten mußte, das war meine einzige Arbeit. Ich war träumeriſch und achtete gar nicht der freundlichen Reden dieſer Männer, meine Mutter ſchützte mich gegen ihre Zudringlichkeit. Der Krieg hatte dieſe Herren, die meine Mutter beſuchten und bei ihr Hazardſpiele heimlich ſpielten, meiſt zerſtreut; wir lebten zu ihrem Aerger ſehr einſam; Freund und Feind waren ihr darum gleich verhaßt, ich durfte keinem eine Gabe bringen, der verwundet oder hungrig vor dem Hauſe vorüberging. Das that mir ſehr leid, und einſtmals war ich ganz allein und beſorgte unſer Mittagseſſen, als viele Wagen mit Verwundeten vorüberzogen, die ich an der Sprache für Franzoſen erkannte, die von den Preußen gefangen worden. Immer wollte ich mit dem fertigen Eſſen zu Jenen hinunter, doch ich fürchtete die Mutter; als ich aber Francoeur mit verbundenem Kopfe auf dem letzten Wagen liegen geſehen, da weiß ich nicht wie mir geſchah; die Mutter war vergeſſen, ich nahm Suppe und Löffel und, ohne unſre Wohnung abzuſchließen, eilte ich dem Wagen nach in die Pleißenburg. Ich fand ihn, er war ſchon abgeſtiegen; dreiſt redete ich die Aufſeher an und wußte dem Verwundeten gleich das beſte Strohlager zu erflehen. Und als er drauf lag, welche Seligkeit, dem Nothleidenden die warme Suppe zu reichen! Er wurde munter in den Augen und ſchwor mir, daß ich einen Heiligenſchein um meinen Kopf trage. Ich antwortete ihm, das ſei meine Haube, die ſich im eiligen Bemühen um ihn aufgeſchlagen. Er ſagte, der Heiligenſchein komme aus meinen Augen! Ach, das Wort konnte ich gar nicht vergeſſen, und hätte er mein Herz nicht ſchon gehabt, ich hätte es ihm dafür ſchenken müſſen. — Ein wahres, ein ſchönes Wort! ſagte der Commandant, und Roſalie fuhr fort: Das war die ſchönſte Stunde meines Lebens; ich ſah ihn immer eifriger an, weil er behauptete, daß es ihm wohlthue, und als er mir endlich einen kleinen Ring an den Finger ſteckte, fühlte ich mich ſo reich, wie ich noch niemals geweſen. In dieſe glückliche Stille trat meine Mutter ſcheltend und fluchend ein; ich kann nicht nachſagen, wie ſie mich nannte, ich ſchämte mich auch nicht, denn ich wußte, daß ich ſchuldlos war und daß er Böſes nicht glauben würde. Sie wollte mich fortreißen, aber er hielt mich feſt und ſagte ihr, daß wir verlobt wären, ich trüge ſchon ſeinen Ring. Wie verzog ſich das Geſicht meiner Mutter; mir war's als ob eine Flamme aus ihrem Halſe brenne, und ihre Augen kehrte ſie in ſich, ſie ſahen ganz weiß aus; ſie verfluchte mich und übergab mich mit feierlicher Rede dem Teufel. Und wie ſo ein heller Schein in meine Augen am Morgen geſtrahlt, als ich Francoeur geſehen, ſo war mir jetzt, als ob eine ſchwarze Fledermaus ihre durchſichtigen Flügeldecken über meine Augen legte; die Welt war mir halb verſchloſſen, und ich gehörte mir nicht mehr ganz. Mein Herz verzweifelte, und ich mußte lachen. Hörſt du, der Teufel lacht ſchon aus dir! ſagte die Mutter und ging triumphirend fort, während ich ohnmächtig niederſtürzte. Als ich wieder zu mir gekommen, wagte ich nicht zu ihr zu gehen und den Verwundeten zu verlaſſen, auf den der Vorfall ſchlimm gewirkt hatte; ja ich trotzte heimlich der Mutter wegen des Schadens, den ſie dem Unglücklichen gethan. Erſt am dritten Tage ſchlich ich, ohne es Francoeur zu ſagen, Abends nach dem Hauſe, wagte nicht anzuklopfen; endlich trat eine Frau, die uns bedient hatte, heraus und berichtete, die Mutter habe ihre Sachen ſchnell verkauft und ſei mit einem fremden Herrn, der ein Spieler ſein ſollte, fortgefahren, und Niemand wiſſe wohin. So war ich nun von aller Welt ausgeſtoßen und es that mir wohl, ſo entfeſſelt von jeder Rückſicht in die Arme meines Francoeur zu fallen. Auch meine jugendlichen Bekanntinnen in der Stadt wollten mich nicht mehr kennen, ſo konnte ich ganz ihm und ſeiner Pflege leben. Für ihn arbeitete ich; bisher hatte ich nur mit dem Spitzenklöppeln zu meinem Putze geſpielt, ich ſchämte mich nicht, dieſe meine Handarbeiten zu verkaufen, ihm brachte es Bequemlichkeit und Erquickung. Aber immer mußte ich der Mutter denken, wenn ſeine Lebendigkeit im Erzählen mich nicht zerſtreute; die Mutter erſchien mir ſchwarz mit flammenden Augen, immer fluchend vor meinen inneren Augen, und ich konnte ſie nicht los werden. Meinem Francoeur wollte ich Nichts ſagen, um ihm nicht das Herz ſchwer zu machen; ich klagte über Kopfweh, das ich nicht hatte, über Zahnweh, das ich nicht fühlte, um weinen zu können, wie ich mußte. Ach hätte ich damals mehr Vertrauen zu ihm gehabt, ich hätte ſein Unglück nicht gemacht, aber jedesmal, wenn ich ihm erzählen wollte, daß ich durch den Fluch der Mutter vom Teufel beſeſſen zu ſein glaubte, ſchloß mir der Teufel den Mund; auch fürchtete ich, daß er mich dann nicht mehr lieben könne, daß er mich verlaſſen würde, und den bloßen Gedanken konnte ich kaum überleben. Dieſe innere Qual, vielleicht auch die angeſtrengte Arbeit, zerrüttete endlich meinen Körper; heftige Krämpfe, die ich ihm verheimlichte, drohten mich zu erſticken, und Arzeneien ſchienen dieſe Uebel nur zu mehren. Kaum war er hergeſtellt, ſo ward die Hochzeit von ihm angeordnet. Ein alter Geiſtlicher hielt eine feierliche Rede, in der er meinem Francoeur Alles ans Herz legte, was ich für ihn gethan, wie ich ihm Vaterland, Wohlſtand und Freundſchaft zum Opfer gebracht, ſelbſt den mütterlichen Fluch auf mich geladen; alle dieſe Noth müſſe er mit mir theilen, alles Unglück gemeinſam tragen. Meinem Manne ſchauderte bei den Worten, aber er ſprach doch ein vernehmliches Ja, und wir wurden vermählt. Selig waren die erſten Wochen, ich fühlte mich zur Hälfte von meinen Leiden erleichtert und ahnte nicht gleich, daß eine Hälfte des Fluchs zu meinem Manne übergegangen ſei. Bald aber klagte er, daß jener Prediger in ſeinem ſchwarzen Kleide ihm immer vor Augen ſtehe und ihm drohe, daß er dadurch einen ſo heftigen Zorn und Widerwillen gegen Geiſtliche, Kirchen und heilige Bilder empfinde, daß er ihnen fluchen müſſe, und wiſſe nicht warum, und um ſich dieſen Gedanken zu entſchlagen, überlaſſe er ſich jedem Einfall, er tanze und trinke, und ſo in dem Umtriebe des Bluts werde ihm beſſer. Ich ſchob Alles auf die Gefangenſchaft, obgleich ich wohl ahnete, daß es der Teufel ſei, der ihn plage. Er wurde ausgewechſelt durch die Vorſorge ſeines Oberſten, der ihn beim Regimente wohl vermißt hatte, denn Francoeur iſt ein außerordentlicher Soldat. Mit leichtem Herzen zogen wir aus Leipzig und bildeten eine ſchöne Zukunft in unſeren Geſprächen aus. Kaum waren wir aber aus der Noth ums tägliche Bedürfniß zum Wohlleben der gut verſorgten Armee in die Winterquartiere gekommen, ſo ſtieg die Heftigkeit meines Mannes mit jedem Tage, er trommelte Tage lang, um ſich zu zerſtreuen, zankte, machte Händel, der Oberſt konnte ihn nicht begreifen, nur mit mir war er ſanft wie ein Kind. Ich wurde von einem Knaben entbunden, als der Feldzug ſich wieder eröffnete, und mit der Qual der Geburt ſchien der Teufel, der mich geplagt, ganz von mir gebannt. Francoeur wurde immer muthwilliger und heftiger. Der Oberſt ſchrieb mir, er ſei tollkühn wie ein Raſender, aber bisher immer glücklich geweſen; ſeine Kameraden meinten, er ſei zuweilen wahnſinnig, und er fürchte, ihn unter die Kranken oder Invaliden abgeben zu müſſen. Der Oberſt hatte einige Achtung gegen mich, er hörte auf meine Fürbitte, bis endlich ſeine Wildheit gegen den commandirenden General dieſer Abtheilung, die ich ſchon erzählte, ihn in Arreſt brachte, wo der Wundarzt erklärte, er leide wegen der Kopfwunde, die ihm in der Gefangenſchaft vernachläſſigt worden, an Wahnſinn, und müſſe wenigſtens ein paar Jahre im warmen Klima bei den Invaliden zubringen, ob ſich dieſes Uebel vielleicht ausſcheide. Ihm wurde geſagt, daß er zur Strafe wegen ſeines Vergehens unter die Invaliden komme, und er ſchied mit Verwünſchungen vom Regimente. Ich bat mir das Schreiben vom Oberſten aus, ich beſchloß Ihnen zutraulich Alles zu eröffnen, damit er nicht nach der Strenge des Geſetzes, ſondern nach ſeinem Unglück, deſſen einzige Urſache meine Liebe war, beurtheilt werde, und daß Sie ihn zu ſeinem Beſten in eine kleine abgelegene Ortſchaft legen, damit er hier in der großen Stadt nicht zum Gerede der Leute wird. Aber, gnädiger Herr, Ihr Ehrenwort darf eine Frau ſchon fordern, die Ihnen heute einen kleinen Dienſt erwieſen, daß Sie dies Geheimniß ſeiner Krankheit, welches er ſelbſt nicht ahnet und das ſeinen Stolz empören würde, unverbrüchlich bewahren. — Hier meine Hand, rief der Commandant, der die eifrige Frau mit Wohlgefallen angehört hatte: noch mehr, ich will Ihre Fürbitte dreimal erhören, wenn Francoeur dumme Streiche macht. Das Beſte aber iſt, dieſe zu vermeiden, und darum ſchicke ich ihn gleich zur Ablöſung nach einem Fort, das nur drei Mann Beſatzung braucht; Sie finden da für ſich und Ihr Kind eine bequeme Wohnung, er hat da wenig Veranlaſſung zu Thorheiten, und die er begeht, bleiben verſchwiegen. — Die Frau dankte für dieſe gütige Vorſorge, küßte dem alten

Herrn die Hand, und er leuchtete ihr dafür, als ſie mit vielen Knixen die Treppe hinunterging. Das wunderte den alten Kammerdiener Baſſet, und es fuhr ihm durch den Kopf, was ſeinem Alten ankomme, ob Der wohl gar mit der brennenden Frau eine Liebſchaft geſtiftet habe, die ſeinem Einfluſſe nachtheilig werden könne. Nun hatte der alte Herr die Gewohnheit, Abends im Bette, wenn er nicht ſchlafen konnte, Alles, was am Tage geſchehen, laut zu überdenken, als ob er dem Bette ſeine Beichte hätte abſtatten müſſen. Und während nun die Wagen vom Balle zurückrollten und ihn wach erhielten, lauerte Baſſet im andern Zimmer und hörte die ganze Unterredung, die ihm um ſo wichtiger ſchien, weil Francoeur ſein Landsmann und Regimentskamerad geweſen, obgleich er viel älter als Francoeur war. Und nun dachte er gleich an einen Mönch, den er kannte, der ſchon Manchem den Teufel ausgetrieben hatte, und zu Dem wollte er Francoeur bald hinführen; er hatte eine rechte Freude an Quackſalbern und freute ſich, einmal wieder einen Teufel austreiben zu ſehen. — Roſalie hatte, ſehr befriedigt über den Erfolg ihres Beſuchs, gut geſchlafen; ſie kaufte am Morgen eine neue Schürze und trat mit dieſer ihrem Manne entgegen, der mit entſetzlichem Geſange ſeine müden Invaliden in die Stadt führte. Er küßte ſie, hob ſie in die Luft und ſagte ihr: Du riechſt nach dem trojaniſchen Brande, ich habe dich wieder, ſchöne Helena! — Roſalie entfärbte ſich und hielt es für nöthig, als er fragte, ihm zu eröffnen, daß ſie wegen der Wohnung beim Oberſten geweſen, daß Dieſem gerade das Bein in Flammen geſtanden und daß ihre Schürze verbrannt. Ihm war es nicht recht, daß ſie nicht bis zu ſeiner Ankunft gewartet habe, doch vergaß er das in tauſend Späßen über die brennende Schürze. Er ſtellte darauf ſeine Leute dem Commandanten vor, rühmte alle ihre leiblichen Gebrechen und geiſtigen Tugenden ſo artig, daß er des alten Herrn Wohlwollen erwarb, der ſo in ſich meinte: die Frau liebt ihn, aber ſie iſt eine Deutſche und verſteht keinen Franzoſen; ein Franzoſe hat immer den Teufel im Leibe! — Er ließ ihn ins Zimmer kommen, um ihn näher kennen zu lernen, fand ihn im Befeſtigungsweſen wohl unterrichtet, und was ihn noch mehr entzückte, er fand in ihm einen leidenſchaftlichen Feuerkünſtler, der bei ſeinem Regimente ſchon alle Arten Feuerwerke ausgearbeitet hatte. Der Commandant trug ihm ſeine neue Erfindung zu einem Feuerwerke am Geburtstage des Königs vor, bei welcher ihn geſtern der Beinbrand geſtört hatte, und Francoeur ging mit funkelnder Begeiſterung darauf ein. Nun eröffnete ihm der Alte, daß er mit zwei andern Invaliden die kleine Beſatzung des Forts Ratonneau ablöſen ſollte, dort ſei ein großer Pulvervorrath, und dort ſolle er mit ſeinen beiden Soldaten fleißig Raketen füllen, Feuerräder drehen und Fröſche binden. Indem der Commandant ihm den Schlüſſel des Pulverthurms und das Inventarium reichte, fiel ihm die Rede der Frau ein, und er hielt ihn mit den Worten noch feſt: Aber Euch plagt doch nicht der

Teufel und Ihr ſtiftet mir Unheil? — Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, ſonſt hat man ihn im Spiegel, antwortete Francoeur mit einem gewiſſen Zutrauen. Das gab dem Kommandanten Vertrauen, er reichte ihm den Schlüſſel, das Inventarium und den Befehl an die jetzige kleine Garniſon, auszuziehen. So wurde er entlaſſen, und auf dem Hausflur fiel ihm Baſſet um den Hals; ſie hatten ſich gleich erkannt und erzählten einander in aller Kürze, wie es ihnen ergangen. Doch weil Francoeur an große Strenge in allem Militäriſchen gewöhnt war, ſo riß er ſich los und bat ihn auf den nächſten Sonntag, wenn er abkommen könnte, zu Gaſt nach dem Fort Ratonneau, zu deſſen Commandanten, der er ſelbſt zu ſein die Ehre habe.

Der Einzug auf dem Fort war für Alle gleich fröhlich; die abziehenden Invaliden hatten die ſchöne Ausſicht auf Marſeille bis zum Ueberdruſſe genoſſen, und die Einziehenden waren entzückt über die Ausſicht, über das zierliche Werk, über die bequemen Zimmer und Betten; auch kauften ſie von den Abziehenden ein paar Ziegen, ein Taubenpaar, ein Dutzend Hühner und die Kunſtſtücke, um in der Nähe einiges Wild in aller Stille belauern zu können; denn müßige Soldaten ſind ihrer Natur nach Jäger. Als Francoeur ſein Commando angetreten, befahl er ſogleich ſeinen beiden Soldaten, Brunet und Teſſier, mit ihm den Pulverthurm zu eröffnen, das Inventarium durchzugehen, um dann einen gewiſſen Vorrath zur Feuerwerkarbeit in das Laboratorium zu tragen.

Das Inventarium war richtig, und er beſchäftigte gleich einen ſeiner beiden Soldaten mit den Arbeiten zum Feuerwerk; mit dem andern ging er zu allen Kanonen und Mörſern, um die metallnen zu poliren und die eiſernen ſchwarz anzuſtreichen. Bald füllte er auch eine hinlängliche Zahl Bomben und Granaten, ordnete auch alles Geſchütz ſo, wie es ſtehen mußte, um den einzigen Aufgang nach dem Fort zu beſtreichen. Das Fort iſt nicht zu nehmen, rief er einmal über das andere begeiſtert. Ich will das Fort behaupten, auch wenn die Engländer mit hunderttauſend Mann landen und ſtürmen! Aber die Unordnung war hier groß! — So ſieht es überall auf den Forts und Batterieen aus, ſagte Teſſier; der alte Commandant kann mit ſeinem Stelzfuß nicht mehr ſo weit ſteigen, und Gottlob! bis jetzt iſt es den Engländern noch nicht eingefallen, zu landen. — Das muß anders werden, rief Francoeur, ich will mir lieber die Zunge verbrennen, ehe ich zugebe, daß unſre Feinde Marſeille einäſchern oder wir ſie doch fürchten müſſen.

Die Frau mußte ihm helfen, das Mauerwerk von Gras und Moos zu reinigen, es abzuweißen und die Lebensmittel in den Kaſematten zu lüften. In den erſten Tagen wurde faſt nicht geſchlafen, ſo trieb der unermüdliche Francoeur zur Arbeit, und ſeine geſchickte Hand fertigte in dieſer Zeit, wozu ein Anderer wohl einen Monat gebraucht hätte. Bei dieſer Thätigkeit ließen ihn ſeine Grillen ruhen; er war haſtig, aber Alles zu einem feſten Ziele, und Roſalie ſegnete den Tag, der ihn in dieſe höhere Luftregion gebracht, wo der Teufel keine Macht über ihn zu haben ſchien. Auch die Witterung hatte ſich durch Wendung des Windes erwärmt und erhellt, daß ihnen ein neuer Sommer zu begegnen ſchien; täglich liefen Schiffe im Hafen ein und aus, grüßten und wurden begrüßt von den Forts am Meere. Roſalie, die nie am Meere geweſen, glaubte ſich in eine andere Welt verſetzt, und ihr Knabe freute ſich, nach ſo mancher harten Einkerkerung auf Wagen und in Wirthsſtuben, der vollen Freiheit in dem eingeſchloſſenen kleinen Garten des Forts, den die früheren Bewohner nach Art der Soldaten, beſonders der Artilleriſten, mit den künſtlichſten mathematiſchen Linienverbindungen in Buchsbaum geziert hatten; ihn überflatterte die Fahne mit den Lilien, der Stolz Francoeur's, ein ſegensreiches Zeichen der Frau, die eine geborne Lilie, die liebſte Unterhaltung des Kindes. So kam der erſte Sonntag von Allen geſegnet, und Francoeur befahl ſeiner Frau, für den Mittag ihm etwas Gutes zu beſorgen, wo er ſeinen Freund Baſſet erwarte; insbeſondere machte er Anſpruch auf einen guten Eierkuchen, denn die Hühner des Forts legten fleißig, lieferte auch eine Zahl wilder Vögel, die Brunet geſchoſſen hatte, in die Küche. Unter dieſen Vorbereitungen kam Baſſet hinaufgekeucht und war entzückt über die Verwandlung des Forts; erkundigte ſich auch im Namen des Commandanten nach dem Feuerwerke und erſtaunte über die große Zahl fertiger Raketen und

Leuchtkugeln. Die Frau ging nun an ihre Küchenarbeit, die beiden Soldaten zogen aus, um Früchte zur Mahlzeit zu holen, Alle wollten an dem Tage recht ſelig ſchwelgen und ſich die Zeitung vorleſen laſſen, die Baſſet mitgebracht hatte. Im Garten ſaß nun Baſſet dem Francoeur gegenüber und ſah ihn ſtillſchweigend an, dieſer fragte nach der Urſache. Ich meine, Ihr ſeht ſo geſund aus wie ſonſt, und Alles, was Ihr thut, iſt ſo vernünftig. — Wer zweifelt daran? fragte Francoeur mit einer Aufwallung, das will ich wiſſen! — Baſſet ſuchte umzulenken, aber Francoeur hatte etwas Furchtbares in ſeinem Weſen, ſein dunkles Auge befeuerte ſich, ſein Kopf erhob ſich, ſeine Lippen drängten ſich vor. Das Herz war ſchon dem armen Schwätzer Baſſet gefallen, er ſprach dünnſtimmig wie eine Violine von Gerüchten beim Commandanten, er ſei vom Teufel geplagt, von ſeinem guten Willen, ihn durch einen Ordensgeiſtlichen, den Vater Philipp, exorciren zu laſſen, den er deswegen vor Tiſche hinaufbeſtellt habe, unter dem Vorwande, daß er eine Meſſe der vom Gottesdienſt entfernten Garniſon in der kleinen Kapelle leſen müſſe. Francoeur entſetzte ſich über die Nachricht, er ſchwur, daß er ſich blutig an Dem rächen wolle, der ſolche Lüge über ihn ausgebracht, er wiſſe Nichts vom Teufel, und wenn es gar keinen gebe, ſo habe er auch Nichts dagegen einzuwenden, denn er habe nirgends die Ehre ſeiner Bekanntſchaft gemacht. Baſſet ſagte: er ſei ganz unſchuldig, er habe die Sache vernommen, als der Commandant mit ſich laut geſprochen habe, auch ſei ja dieſer Teufel die Urſache, warum Francoeur vom Regimente fortgekommen. Und wer brachte dem Commandanten die Nachricht? fragte Francoeur zitternd. — Eure Frau, antwortete Jener, aber in der beſten Abſicht, um Euch zu entſchuldigen, wenn Ihr hier wilde Streiche machtet. — Wir ſind geſchieden, ſchrie Francoeur und ſchlug ſich vor den Kopf, ſie hat mich verrathen, mich vernichtet, hat Heimlichkeiten mit dem Commandanten, ſie hat unendlich viel für mich gethan und gelitten, ſie hat mir unendlich wehe gethan, ich bin ihr Nichts mehr ſchuldig, wir ſind geſchieden! — Allmählich ſchien er ſtiller zu werden, je lauter es in ihm wurde; er ſah wieder den ſchwarzen Geiſtlichen vor Augen, wie die vom tollen Hunde Gebiſſenen den Hund immer zu ſehen meinen, da trat Vater Philipp in den Garten, und er ging mit Heftigkeit auf ihn zu, um zu fragen, was er wolle. Dieſer meinte, ſeine Beſchwörung anbringen zu müſſen, redete den Teufel heftig an, indem er ſeine Hände in kreuzenden Linien über Francoeur bewegte. Das Alles empörte Francoeur, er gebot ihm als Commandant des Forts, den Platz ſogleich zu verlaſſen. Aber der erſchrockene Philipp eiferte um ſo heftiger gegen den Teufel in Francoeur, und als er ſogar ſeinen Stab erhob, ertrug Francoeur's militäriſcher Stolz dieſe Drohung nicht. Mit wüthender Stärke ergriff er den kleinen Philipp bei ſeinem Mantel und warf ihn über das Gitter, das den Eingang ſchützte, und wäre der gute

Mann nicht an den Spitzen des Thürgitters mit dem Mantel hängen geblieben, er hätte einen ſchweren Fall die ſteinerne Treppe hinunter gemacht. Nahe dieſem Gitter war der Tiſch gedeckt, das erinnerte Francoeur an das Eſſen. Er rief nach dem Eſſen und Roſalie brachte es, etwas erhitzt vom Feuer, aber ſehr fröhlich, denn ſie bemerkte nicht den Mönch außer dem Gitter, der ſich kaum vom erſten Schrecken erholt hatte und ſtill vor ſich betete, um neue Gefahr abzuwenden; kaum beachtete ſie, daß ihr Mann und Baſſet, jener finſter, dieſer verlegen nach dem Tiſche blickten. Sie fragte nach den beiden Soldaten, aber Francoeur ſagte: Sie können nachher eſſen, ich habe Hunger, daß ich die Welt zerreißen könnte. Darauf legte ſie die Suppe vor und gab Baſſet aus Artigkeit das Meiſte, dann ging ſie nach der Küche, um den Eierkuchen zu backen. Wie hat denn meine Frau dem Commandanten gefallen? fragte Francoeur. Sehr gut, antwortete Baſſet, er wünſchte, daß es ihm in der Gefangenſchaft ſo gut geworden wäre, wie Euch. Er ſoll ſie haben! antwortete er. Nach den beiden Soldaten, die fehlen, fragte ſie; was mir fehlt, das fragte ſie nicht; Euch ſuchte ſie als einen Diener des Commandanten zu gewinnen, darum füllte ſie Euren Teller, daß er überfloß, Euch bot ſie das größte Glas Wein an, gebt Achtung, ſie bringt Euch auch das größte Stück Eierkuchen. Wenn das der Fall iſt, dann ſtehe ich auf, dann führt ſie nur fort und laßt mich hier allein. — Baſſet wollte antworten, aber im Augenblicke trat die Frau mit dem Eierkuchen herein. Sie hatte ihn ſchon in drei Stücke geſchnitten, ging zu Baſſet und ſchob ihm ein Stück mit den Worten auf den Teller: Einen beſſeren Eierkuchen findet Ihr nicht beim Commandanten, Ihr müßt mich rühmen! — Finſter blickte Francoeur in die Schüſſel, die Lücke war faſt ſo groß wie die beiden Stücke, die noch blieben; er ſtand auf und ſagte: Es iſt nicht anders, wir ſind geſchieden! Mit dieſen Worten ging er nach dem Pulverthurme, ſchloß die eiſerne Thür auf, trat ein und ſchloß ſie wieder hinter ſich zu. Die Frau ſah ihm verwirrt nach und ließ die Schüſſel fallen. Gott, ihn plagt der Böſe; wenn er nur nicht Unheil ſtiftet im Pulverthurm. — Iſt das der Pulverthurm? rief Baſſet, er ſprengt ſich in die Luft, rettet Euch und Euer Kind! Mit dieſen Worten lief er fort, auch der Mönch wagte ſich nicht wieder herein und lief ihm nach. Roſalie eilte in die Wohnung zu ihrem Kinde, riß es aus dem Schlafe, aus der Wiege, ſie wußte Nichts mehr von ſich; bewußtlos, wie ſie Francoeur einſt gefolgt, ſo entfloh ſie ihm mit dem Kinde und ſagte vor ſich hin: Kind, das thue ich nur deinetwegen, mir wäre beſſer, mit ihm zu ſterben; Hagar, du haſt nicht gelitten, wie ich, denn ich verſtoße mich ſelbſt! — Unter ſolchen Gedanken kam ſie herab auf einem falſchen Wege und ſtand am ſumpfigen Ufer des Fluſſes. Sie konnte aus Ermattung nicht mehr gehen und ſetzte ſich deswegen in einen Nachen, der, nur leicht ans Ufer gefahren, leicht abzuſtoßen war, und ließ ſich den Fluß herabtreiben; ſie wagte nicht umzublicken; wenn am Hafen ein Schuß geſchah, meinte ſie, das Fort ſei geſprengt, und ihr halbes Leben verloren; ſo verfiel ſie allmählich in einen dumpfen fieberartigen Zuſtand.

Unterdeſſen waren die beiden Soldaten, mit Aepfeln und Trauben bepackt, in die Nähe des Forts gekommen, aber Francoeur's ſtarke Stimme rief ihnen, indem er eine Flintenkugel über ihre Köpfe abfeuerte: Zurück! dann ſagte er durch das Sprachrohr: An der hohen Mauer werde ich mit euch reden, ich habe hier allein zu befehlen und will auch allein hier leben, ſo lange es dem Teufel gefällt! — Sie wußten nicht, was das bedeuten ſolle, aber es war nichts Anderes zu thun, als dem Willen des Sergeanten Folge zu leiſten. Sie gingen herab zu dem ſteilen Abhange des Forts, welcher die hohe Mauer hieß, und kaum waren ſie dort angelangt, ſo ſahen ſie Roſaliens Bette und des Kindes Wiege an einem Seile niederſinken, dem folgten ihre Betten und Geräthe, und Francoeur rief durch das Sprachrohr: Das Eurige nehmt; Bette, Wiege und Kleider meiner entlaufenen Frau bringt zum Commandanten, da werdet ihr ſie finden; ſagt: das ſchicke ihr Satanas, und dieſe alte Fahne, um ihre Schande mit dem Commandanten zu decken! Bei dieſen Worten warf er die große franzöſiſche Flagge, die auf dem Fort geweht hatte, herab und fuhr fort: Dem Commandanten laſſe ich hierdurch Krieg erklären, er mag ſich waffnen bis zum

Abend, dann werde ich mein Feuer eröffnen, er ſoll nicht ſchonen, denn ich ſchone ihn beim Teufel nicht; er ſoll alle ſeine Hände ausſtrecken, er wird mich doch nicht fangen; er hat mir den Schlüſſel zum Pulverthurm gegeben, ich will ihn brauchen, und wenn er mich zu faſſen meint, fliege ich mit ihm gen Himmel, vom Himmel in die Hölle, das wird Staub geben. — Brunet wagte endlich zu reden und rief hinauf: Gedenkt an unſern gnädigſten König, daß der über Euch ſteht, ihm werdet Ihr doch nicht widerſtreben. Dem antwortete Francoeur: In mir iſt der König aller Könige dieſer Welt, in mir iſt der Teufel, und im Namen des Teufels ſage ich euch, redet kein Wort, ſonſt zerſchmettere ich euch. — Nach dieſer Drohung packten beide ſtillſchweigend das Ihre zuſammen und ließen das Uebrige ſtehen; ſie wußten, daß oben große Steinmaſſen angehäuft waren, die unter der ſteilen Felswand Alles zerſchmettern konnten. Als ſie nach Marſeille zum Commandanten kamen, fanden ſie ihn ſchon in Bewegung, denn Baſſet hatte ihn von Allem unterrichtet; er ſendete die beiden Ankommenden mit einem Wagen nach dem Fort, um die Sachen der Frau gegen den drohenden Regen zu ſichern, Andere ſandte er aus, um die Frau mit dem Kinde aufzufinden, während er die Offiziere bei ſich verſammelte, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun ſei. Die Beſorgniß dieſes Kriegsraths richtete ſich beſonders auf den Verluſt des ſchönen Forts, wenn es in die Luft geſprengt würde; bald kam aber ein Abgeſandter der Stadt, wo ſich das Gerücht verbreitet hatte, und ſtellte den Untergang des ſchönſten Theiles der Stadt als ganz unvermeidlich dar. Es wurde allgemein anerkannt, daß mit Gewalt nicht verfahren werden dürfe, denn Ehre ſei nicht gegen einen einzelnen Menſchen zu erringen, wohl aber ein ungeheurer Verluſt durch Nachgiebigkeit abzuwenden; der Schlaf werde die Wuth Francoeur's doch endlich überwinden, dann ſollten entſchloſſene Leute das Fort erklettern und ihn feſſeln. Dieſer Rathſchluß war kaum gefaßt, ſo wurden die beiden Soldaten eingeführt, welche Roſaliens Betten und Geräth zurückgebracht hatten. Sie hatten eine Beſtellung Francoeur's zu überbringen, daß ihm der Teufel verrathen: ſie wollten ihn im Schlafe fangen, aber er warne ſie aus Liebe zu einigen Teufelskameraden, die zu dem Unternehmen gebraucht werden ſollten, denn er werde ruhig in ſeinem verſchloſſenen Pulverthurme mit geladenen Gewehren ſchlafen, und ehe ſie die Thüre erbrechen könnten, wäre er längſt erwacht und der Thurm mit einem Schuſſe in die Pulverfäſſer zerſprengt. Er hat Recht, ſagte der Commandant, er kann nicht anders handeln, wir müſſen ihn aushungern. — Er hat den ganzen Wintervorrath für uns Alle hinaufgeſchafft, bemerkte Brunet, wir müſſen wenigſtens ein halbes Jahr warten; auch ſagte er, daß ihm die vorbeifahrenden Schiffe, welche die Stadt verſorgen, reichlichen Zoll geben ſollten, ſonſt bohre er ſie in den Grund, und zum Zeichen, daß Niemand in der Nacht fahren ſollte ohne ſeine Bewilligung, werde er am Abend einige Kugeln über den Fluß ſauſen laſſen. — Wahrhaftig, er ſchießt! rief einer der Offiziere, und Alle liefen nach einem Fenſter des obern Stockwerkes. Welch ein Anblick! an allen Ecken des Forts eröffneten die Kanonen ihren feurigen Rachen, die Kugeln ſauſten durch die Luft, in der Stadt verſteckte ſich die Menge mit großem Geſchrei, und nur Einzelne wollten ihren Muth im kühnen Anſchauen der Gefahr beweiſen. Aber ſie wurden auch reichlich dafür belohnt, denn mit hellem Lichte ſchoß Francoeur einen Bündel Raketen aus einer Haubitze in die Luft und einen Bündel Leuchtkugeln aus einem Mörſer, denen er aus Gewehren unzählige andere nachſandte. Der Commandant verſicherte, dieſe Wirkung ſei trefflich, er habe es nie gewagt, Feuerwerke mit Wurfgeſchütz in die Luft zu treiben, aber die Kunſt werde dadurch gewiſſermaßen zu einer meteoriſchen, der Francoeur verdiene ſchon deswegen begnadigt zu werden.

Dieſe nächtliche Erleuchtung hatte eine andere Wirkung, die wohl in keines Menſchen Abſicht lag; ſie rettete Roſalien und ihrem Kinde das Leben. Beide waren in dem ruhigen Treiben des Kahnes eingeſchlummert, und Roſalie ſah im Traume ihre Mutter von innerlichen Flammen durchleuchtet und verzehrt und fragte ſie: warum ſie ſo leide? Da war's als ob eine laute Stimme ihr in die Ohren rief: Mein Fluch brennt mich wie dich, und kannſt du ihn nicht löſen, ſo bleib' ich eigen allem Böſen. Sie wollte noch mehr ſprechen, aber Roſalie war ſchon aufgeſchreckt, ſah über ſich den Bündel

Leuchtkugeln im höchſten Glanze, hörte neben ſich einen Schiffer rufen: Steuert links, wir fahren ſonſt ein Boot in den Grund, worin ein Weib mit einem Kinde ſitzt. Und ſchon rauſcht die vordere Spitze eines großen Flußſchiffes wie ein geöffneter Wallfiſchrachen hinter ihr, da wandte er ſich links, aber ihr Nachen wurde doch ſeitwärts nachgeriſſen. Helft meinem armen Kinde! rief ſie, und der Haken eines Stangenruders verband ſie mit dem großen Schiffe, das bald darauf Anker warf. Wäre das Feuerwerk auf dem Fort Ratonneau nicht aufgegangen, rief der eine Schiffer, ich hätte Euch nicht geſehen, und wir hätten Euch ohne böſen Willen in den Grund geſegelt; wie kommt Ihr ſo ſpät und allein aufs Waſſer, warum habt Ihr uns nicht angeſchrieen? Roſalie beantwortete ſchnell die Fragen und bat nur dringend, ſie nach dem Hauſe des Commandanten zu bringen. Der Schiffer gab ihr aus Mitleid ſeinen Jungen zum Führer.

Sie fand Alles in Bewegung beim Commandanten; ſie bat ihn, ſeines Verſprechens eingedenk zu ſein, daß er ihrem Manne drei Verſehen verzeihen wolle. Er leugnete, daß von ſolchen Verſehen die Rede geweſen, es ſei über Scherz und Grillen geklagt worden, das ſei aber teufliſcher Ernſt. — So iſt das Unrecht auf Eurer Seite, ſagte die Frau gefaßt, denn ſie fühlte ſich nicht mehr ſchickſallos: Euch habe ich den Zuſtand des armen Mannes angezeigt, und doch habt Ihr ihm einen ſo gefährlichen Poſten vertraut. Ihr habt mir Geheimniß angelobt, und doch habt Ihr Alles an Baſſet, Euren Diener, erzählt, der uns mit ſeiner thörichten Klugheit und Vorwitzigkeit in das ganze Unglück geſtürzt hat; nicht mein armer Mann, Ihr ſeid an allem Unglück ſchuld, Ihr müßt dem Könige davon Rechenſchaft geben. — Der Commandant vertheidigte ſich gegen den Vorwurf, daß er Etwas dem Baſſet erzählt habe; dieſer geſtand, daß er ihn im Selbſtgeſpräche belauſcht, und ſo war die ganze Schuld auf ſeine Seele geſchoben. Der alte Mann ſagte, daß er den andern Tag ſich vor dem Fort wolle todtſchießen laſſen, um ſeinem Könige die Schuld mit ſeinem Leben abzuzahlen, aber Roſalie bat ihn, ſich nicht zu übereilen, er möge bedenken, daß ſie ihn ſchon einmal aus dem Feuer gerettet habe. Ihr wurde ein Zimmer im Hauſe des Commandanten angewieſen, und ſie brachte ihr Kind zur Ruhe, während ſie ſelbſt mit ſich zu Rathe ging und zu Gott flehte, ihr anzugeben, wie ſie ihre Mutter den Flammen und ihren Mann dem Fluche entreißen könne. Aber auf ihren Knieen verſank ſie in einen tiefen Schlaf und war ſich am Morgen keines Traumes, keiner Eingebung bewußt. Der Commandant, der ſchon früh einen Verſuch gegen das Fort gemacht hatte, kam verdrießlich zurück. Zwar hatte er keine Leute verloren, aber Francoeur hatte ſo viele Kugeln mit ſolcher Geſchicklichkeit links und rechts und über ſie hinſauſen laſſen, daß ſie ihr Leben nur ſeiner Schonung dankten. Den Fluß hatte er durch Signalſchüſſe geſperrt, auch auf der Chauſſee durfte Niemand fahren, kurz, aller Verkehr der Stadt war für dieſen Tag gehemmt, und die Stadt drohete, wenn der Commandant nicht vorſichtig verfahre, ſondern wie in Feindesland ihn zu belagern denke, daß ſie die Bürger aufbieten und mit den Invaliden ſchon fertig werden wolle.

Drei Tage ließ ſich der Commandant ſo hinhalten, jeden Abend verherrlichte ein Feuerwerk, jeden Abend erinnerte Roſalie an ſein Verſprechen der Nachſicht. Am dritten Abend ſagte er ihr, der Sturm ſei auf den andern Mittag feſtgeſetzt, die Stadt gebe nach, weil aller Verkehr geſtört ſei und endlich Hungersnoth ausbrechen könne. Er werde den Eingang ſtürmen, während ein andrer Theil von der andern Seite heimlich anzuklettern ſuche ſo, daß dieſe vielleicht früher ihrem Manne in den Rücken kämen, ehe er nach dem Pulverthurm ſpringen könne; es werde Menſchen koſten, der Ausgang ſei ungewiß, aber er wolle den Schimpf von ſich ablenken, daß durch ſeine Feigheit ein toller Menſch zu dem Dünkel gekommen, einer ganzen Stadt zu trotzen; das größte Unglück ſei ihm lieber als dieſer Verdacht, er habe ſeine Angelegenheiten mit der Welt und vor Gott zu ordnen geſucht, Roſalie und ihr Kind würden ſich in ſeinem Teſtamente nicht vergeſſen finden. Roſalie fiel ihm zu Füßen und fragte: was denn das Schickſal ihres Mannes ſei, wenn er im Sturme gefangen würde? Der Commandant wendete ſich ab und ſagte leiſe: Der Tod unausbleiblich; auf Wahnſinn würde von keinem Kriegsgerichte erkannt werden, es iſt zu viel Einſicht, Vorſicht und Klugheit in der ganzen Art, wie er ſich nimmt; der Teufel kann nicht vor Gericht gezogen werden, er muß für ihn leiden. — Nach einem Strome von Thränen erholte ſich Roſalie und ſagte: wenn ſie das Fort ohne Blutvergießen, ohne Gefahr in die Gewalt des Commandanten brächte, würde dann ſein Vergehen als ein Wahnſinn Begnadigung finden? — Ja, ich ſchwör's! rief der Commandant, aber es iſt vergeblich, Euch haßt er vor Allen und rief geſtern einem unſrer Vorpoſten zu, er wolle das Fort übergeben, wenn wir ihm den Kopf ſeiner Frau ſchicken könnten. — Ich kenne ihn, ſagte die Frau, ich will den Teufel beſchwören in ihm, ich will ihm Frieden geben, ſterben würde ich doch mit ihm, alſo iſt nur Gewinn für mich, wenn ich von ſeiner Hand ſterbe, der ich vermählt bin durch den heiligſten Schwur. — Der Commandant bat ſie, ſich wohl zu bedenken, erforſchte ihre Abſicht, widerſtand aber weder ihren Bitten, noch der Hoffnung, auf dieſem Wege dem gewiſſen Untergange zu entgehen.

Vater Philipp hatte ſich im Hauſe eingefunden und erzählte, der unſinnige Francoeur habe jetzt eine große weiße Flagge ausgeſteckt, auf welcher der Teufel gemalt ſei, aber der Commandant wollte Nichts von ſeinen Neuigkeiten wiſſen und befahl ihm, zu Roſalien zu gehen, die ihm beichten wolle. Nachdem Roſalie ihre Beichte in aller Ruhe eines gottergebenen Gemüthes abgelegt hatte, bat ſie den Vater Philipp, ſie nur bis zu einem ſichern Steinwalle zu begleiten, wo keine Kugel ihn treffen könne;

dort wolle ſie ihm ihr Kind und Geld zur Erziehung desſelben übergeben, ſie könne ſich noch nicht von dem lieben Kinde trennen. Er verſprach es ihr zögernd, nachdem er ſich im Hauſe erkundigt hatte, ob er auch dort noch ſicher gegen die Schüſſe ſei; denn ſein Glaube, Teufel austreiben zu können, hatte ſich in ihm ganz verloren; er geſtand, was er bisher ausgetrieben hätte, möchte wohl der rechte Teufel nicht geweſen ſein, ſondern ein geringerer Spuk.

Roſalie kleidete ihr Kind noch einmal unter mancher Thräne weiß mit rothen Bandſchleifen an, dann nahm ſie es auf den Arm und ging ſchweigend die Treppe hinunter. Unten ſtand der alte Commandant und konnte ihr nur die Hand drücken und mußte ſich umwenden, weil er ſich der Thränen vor den Zuſchauern ſchämte. So trat ſie auf die Straße, Keiner wußte ihre Abſicht, Vater Philipp blieb etwas zurück, weil er des Mitgehens gern überhoben geweſen, dann folgte die Menge müßiger Menſchen auf den Straßen, die ihn fragten, was es bedeute? Viele fluchten auf Roſalien, weil ſie Francoeur's Frau war, aber dieſer Fluch berührte ſie nicht.

Der Commandant führte unterdeſſen ſeine Leute auf verborgenen Wegen nach den Plätzen, von welchen der Sturm eröffnet werden ſollte, wenn die Frau den Wahnſinn des Mannes nicht beſchwören könnte.

Am Thore ſchon verließ die Menge Roſalien, denn Francoeur ſchoß von Zeit zu Zeit über dieſe Fläche; auch

Vater Philipp klagte, daß ihm ſchwach werde, er müſſe ſich niederlaſſen. Roſalie bedauerte es und zeigte ihm den Felſenwall, wo ſie ihr Kind noch einmal ſtillen und es dann in den Mantel niederlegen wollte; dort möge es geſucht werden, da liege es ſicher aufbewahrt, wenn ſie nicht zu ihm zurückkehren könne. Vater Philipp ſetzte ſich betend hinter den Felſen, und Roſalie ging mit feſtem Schritt dem Steinwalle zu, wo ſie ihr Kind tränkte und ſegnete, es in ihren Mantel wickelte und in Schlummer brachte. Da verließ ſie es mit einem Seufzer, der die Wolken über ihr brach, daß blaue Hellung und das ſtärkende Sonnenbild ſie beſtrahlten. Nun war ſie dem harten Manne ſichtbar, als ſie am Steinwalle heraustrat; ein Licht ſchlug am Thore auf, ein Druck, als ob ſie umſtürzen müßte, ein Rollen in der Luft, ein Sauſen, das ſich damit miſchte, zeigte ihr an, daß der Tod nahe an ihr vorübergegangen. Es wurde ihr aber nicht mehr bange, eine Stimme ſagte ihr innerlich, daß Nichts untergehen könne, was dieſen Tag beſtanden, und ihre Liebe zum Manne, zum Kinde regte ſich noch in ihrem Herzen, als ſie ihren Mann vor ſich auf dem Feſtungswerke ſtehen und laden, das Kind hinter ſich ſchreien hörte; ſie thaten ihr Beide mehr leid als ihr eigenes Unglück, und der ſchwere Weg war nicht der ſchwerſte Gedanke ihres Herzens. Und ein neuer Schuß betäubte ihre Ohren und ſchmetterte ihr Felsſtaub ins Geſicht, aber ſie betete und ſah zum Himmel. So betrat ſie den engen Felsgang, der, wie ein verlängerter Lauf, für zwei mit Kartätſchen geladene Kanonen mit boshaftem Geize die Maſſe des verderblichen Schuſſes gegen die Andringenden zuſammenzuhalten beſtimmt war. — Was ſiehſt du, Weib! brüllte Francoeur, ſieh nicht in die Luft, deine Engel kommen nicht, hier ſteht dein Teufel und dein Tod. — Nicht Tod, nicht Teufel trennen mich mehr von dir, ſagte ſie getroſt und ſchritt weiter hinauf die großen Stufen. Weib, ſchrie er, du haſt mehr Muth als der Teufel, aber es ſoll dir doch Nichts helfen. — Er blies die Lunte an, die eben verlöſchen wollte, der Schweiß ſtand ihm hellglänzend über Stirn und Wangen, es war, als ob zwei Naturen in ihm rangen. Und Roſalie wollte nicht dieſen Kampf hemmen und der Zeit vorgreifen, auf die ſie zu vertrauen begann; ſie ging nicht vor, ſie kniete auf die Stufe nieder, als ſie drei Stufen von den Kanonen entfernt war, wo ſich das Feuer kreuzte. Er riß Rock und Weſte an der Bruſt auf, um ſich Luft zu machen, er griff in ſein ſchwarzes Haar, das verwildert in Locken ſtarrte, und riß es ſich wüthend aus. Da öffnete ſich die Wunde am Kopfe in dem wilden Erſchüttern durch Schläge, die er an ſeine Stirne führte, Thränen und Blut löſchten den brennenden Zundſtrick, ein Wirbelwind warf das Pulver von den Zündlöchern der Kanonen und die Teufelsflagge vom Thurm. Der Schornſteinfeger macht ſich Platz, er ſchreit zum Schornſtein hinaus! rief er und deckte ſeine Augen. Dann beſann er ſich, öffnete die Gitterthüre, ſchwankte zu ſeiner Frau, hob ſie auf, küßte ſie, endlich ſagte er: Der ſchwarze Bergmann hat ſich durchgearbeitet, es ſtrahlt wieder Licht in meinen Kopf und Luſt zieht hindurch und die Liebe ſoll wieder ein Feuer zünden, daß uns nicht mehr friert. Ach Gott, was hab' ich verbrochen. Laß uns nicht feiern, ſie werden mir nur wenig Stunden noch ſchenken, wo iſt mein Kind, ich muß es küſſen, weil ich noch frei bin; was iſt Sterben? Starb ich nicht ſchon einmal, als du mich verlaſſen? und nun kommſt du wieder und dein Kommen giebt mir mehr, als dein Scheiden mir nehmen konnte, ein unendliches Gefühl meines Daſeins, deſſen Augenblicke mir genügen. Nun lebte ich gern mit dir, und wäre deine Schuld noch größer als meine Verzweiflung geweſen, aber ich kenne das Kriegsgeſetz und ich kann nun gottlob in Vernunft als ein reuiger Chriſt ſterben. — Roſalie konnte in ihrer Entzückung, von ihren Thränen faſt erſtickt, kaum ſagen, daß ihm verziehen, daß ſie ohne Schuld und ihr Kind nahe ſei. Sie verband ſeine Wunde in Eile, dann zog ſie ihn die Stufen hinunter bis hin zu dem Steinwalle, wo ſie das Kind verlaſſen. Da fanden ſie den guten Vater Philipp bei dem Kinde, der allmählich hinter Felsſtücken zu ihm hingeſchlichen war, und das Kind ließ Etwas aus den Händen fliegen, um nach dem Vater ſie auszuſtrecken. Und während ſich alle Drei umarmt hielten, erzählte Vater Philipp, wie ein Taubenpaar vom Schloß heruntergeflattert ſei und mit dem Kinde artig geſpielt, ſich von ihm habe anrühren laſſen und es gleichſam in ſeiner Verlaſſenheit getröſtet habe. Als er

Das geſehen, habe er ſich dem Kinde zu nahen gewagt. Sie waren, wie gute Engel, meines Kindes Spielkameraden auf dem Fort geweſen, ſie haben es treulich aufgeſucht, ſie kommen ſicher wieder und werden es nicht verlaſſen. Und wirklich umflogen ſie die Tauben freundlich und trugen in ihren Schnäbeln grüne Blätter. Die Sünde iſt von uns geſchieden, ſagte Francoeur, nie will ich wieder auf den Frieden ſchelten, der Friede thut mir ſo gut.

Inzwiſchen hatte ſich der Commandant mit ſeinen Offizieren genähert, weil er den glücklichen Ausgang durch ſein Fernrohr geſehen. Francoeur übergab ihm ſeinen Degen, er kündigte Francoeur Verzeihung an, weil ſeine Wunde ihn des Verſtandes beraubt gehabt, und befahl einem Chirurgen, dieſe Wunde zu unterſuchen und beſſer zu verbinden. Francoeur ſetzte ſich nieder und ließ ruhig Alles mit ſich geſchehen, er ſah nur Frau und Kind an. Der Chirurg wunderte ſich, daß er keinen Schmerz zeigte; er zog ihm einen Knochenſplitter aus der Wunde, der ringsumher eine Eiterung hervorgebracht hatte; es ſchien, als ob die gewaltige Natur Francoeur's ununterbrochen und allmählich an der Hinausſchaffung gearbeitet hatte, bis ihm endlich äußere Gewalt, die eigene Hand ſeiner Verzweiflung die äußere Rinde durchbrochen. Er verſicherte, daß ohne dieſe glückliche Fügung ein unheilbarer Wahnſinn den unglücklichen Francoeur hätte aufzehren müſſen. Damit ihm keine Anſtrengung ſchade, wurde er auf einen Wagen gelegt und ſein Einzug in Marſeille glich unter einem Volke, das Kühnheit immer mehr als Güte zu achten weiß, einem Triumphzuge; die Frauen warfen Lorbeerkränze auf den Wagen, Alles drängte ſich, den ſtolzen Böſewicht kennen zu lernen, der ſo viele tauſend Menſchen während drei Tage beherrſcht hatte. Die Männer aber reichten ihre Blumenkränze Roſalien und ihrem Kinde und rühmten ſie als Befreierin und ſchwuren ihr und dem Kinde reichlich zu vergelten, daß ſie ihre Stadt vom Untergange gerettet habe.

Nach ſolchem Tage läßt ſich in einem Menſchenleben ſelten noch Etwas erleben, was der Mühe des Erzählens werth wäre, wenn gleich die Wiederbeglückten, die Fluchbefreiten, erſt in dieſen ruhigeren Jahren den ganzen Umfang des gewonnenen Glücks erkannten. Der gute alte Commandant nahm Francoeur als Sohn an, und konnte er ihm auch nicht ſeinen Namen übertragen, ſo ließ er ihm doch einen Theil ſeines Vermögens und ſeinen Segen. – Was aber Roſalie noch inniger berührte, war ein Bericht, der erſt nach Jahren aus Prag einlief, in welchem ein Freund der Mutter anzeigte, daß dieſe wohl ein Jahr, unter verzehrenden Schmerzen, den Fluch bereut habe, den ſie über ihre Tochter ausgeſtoßen, und, bei dem ſehnlichen Wunſche nach Erlöſung des Leibes und der Seele, ſich und der Welt zum Ueberdruß bis zu dem Tage gelebt habe, der Roſaliens Treue und Ergebenheit in Gott gekrönt; an dem Tage ſei ſie, durch einen Strahl aus ihrem Innern beruhigt, im gläubigen Bekenntniß des Erlöſers ſelig entſchlafen.

Gnade löſ't den Fluch der Sünde,
Liebe treibt den Teufel aus.

# Das Fräulein von Scudery.

Von

**E. T. A. Hoffmann.**

Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft für 1820.
Hoffmann's Werke, Bd. 10. 11. Stuttgart, Brodhag.

Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann, geb. 24. Januar 1776 in Königsberg, geſt. 24. Juli 1822 in Berlin, ſtudirte die Jurisprudenz, wurde 1795 Auscultator, 1798 Referendarius, 1800 Regierungsaſſeſſor in Poſen, 1802 als ſolcher in Folge mißliebiger Caricaturen nach Plozk verſetzt, 1803 Regierungsrath in Warſchau, 1806 in Folge des Krieges brodlos, 1808 Muſikdirector am Theater in Bamberg, nach baldiger Auflöſung desſelben abermals brodlos, bei deſſen Wiederherſtellung rehabilitirt und nach wiederholter Auflöſung wiederholt brodlos, 1813 Muſikdirector bei der Seconda'ſchen Schauſpielergeſellſchaft in Dresden und Leipzig, den Kriegsſchickſalen dieſer Zeit preisgegeben, endlich nach beendigtem Kriege Kammergerichtsrath in Berlin, tüchtiger Arbeiter an dieſem richterlichen Collegium und zugleich höchſt fruchtbarer Schriftſteller im Fache romantiſcher Senſations-Erzählung. Seine Schriften: „Phantaſieſtücke in Callots Manier“, „Die Elixiere des Teufels“, „Nachtſtücke“, „Die Serapionsbrüder“, „Lebensanſichten des Katers Murr“ u. ſ. w., ſind allbekannt.

Wollten wir Hoffmann auch gänzlich aus der Reihe der Dichter ſtreichen, ſo bliebe doch immer noch ein bedeutender Muſiker und Componiſt übrig (als welcher er bekanntlich zu Ehren Mozart's ſeinen Namen Wilhelm in Amadeus umwandelte). Indeſſen hat er als Erzähler vor Arnim und Brentano, obgleich ſie dichteriſch weit höher ſtehen, doch etwas Weſentliches voraus: dieſe Beiden erzählen meiſt eigentlich nur für ſich ſelbſt, und beſonders der Erſtere trägt ſich beſtändig mit allerlei verborgenem Abſehen, das außer ihm ſelbſt Niemand kennt und verſteht; Hoffmann aber erzählt für Andere, und das iſt doch die erſte Bedingung des Wirkens. Auch beſaß er als Zeichner (der er daneben war) zu ſehr das Bedürfniß feſter Linien eingeprägt, um ſo völlig formloſe Gebilde oder vielmehr Nichtgebilde hervorbringen zu können, und was bei Arnim und Brentano zur bloßen Phantasmagorie wurde, bei Hoffmann blieb es doch immer noch wenigſtens greifbare Caricatur.

Dafür iſt freilich der größte Theil des Inhalts ſeiner Erzählungen unter verſchiedenen Geſtalten immer nur er ſelbſt. Hoffmann war weniger poetiſcher Conceptionen fähig, auf die ihm nicht gleich, um ſeinen eigenen Ausdruck zu brauchen, „der Teufel den Schwanz legte.“ Dieſer Teufel aber iſt nichts Anderes als die pathologiſche Stimmung, in welcher er ſich ſtets befand. Denn obgleich er viel auf äußere Veranlaſſung ſchrieb, ſo war er doch nicht der Mann, der das Fratzenhafte und Grauenvolle eben auch nur wie andere Waaren auf dem Lager hatte und ſeine Erzeugniſſe, ohne an ihrer

Art und ihrem Gehalte theilzunehmen, gleich ſo manchem ſeiner Nachahmer mit wohlgenährter lachender Behaglichkeit losſchlug: ſondern ſeine Poeſie war wirklich ein Theil ſeiner ſelbſt, eine trübe Perle aus einem kranken Herzen, und was er ſchilderte, jener bizarre Kreſpel, jener verrückte Kreisler, waren Figuren, die er in der Tragikomödie ſeines Lebens jeden Augenblick ſelbſt zu ſpielen fähig war.

Dieſes Leben fiel in eine Geniezeit, die uns heutzutage nicht mehr begreiflich, ja kaum noch glaublich iſt. Ein Beiſpiel diene zur Erläuterung. Wenn es gilt, einen „widerwärtigen Menſchen“, einen „gemeinen verfluchten Kerl“ aus der „hochgeſtimmten, ſo höchſt gemüthlichen, genialen Geſellſchaft“ zu vertreiben, ſo ſteht Hoffmann halb auf, thut wie wenn er mit der Gabel auf den Teller ſchriebe, und murmelt dazu vernehmlich vor ſich hin: „Liebwertheſter, da unten am rechten Eck, ich verehre Sie überaus, obwohl Sie ein Eſel ſind; aber möchten Sie mir doch den Gefallen thun, ſich zu entfernen.“ Abgeſehen von der eigenthümlichen Art und Weiſe hat dieſer Terrorismus des „Genie's“ über den „Philiſter“ für die Zeit nichts Auffallendes; die Geſellſchaft fühlt höchſtens einiges Mitleid mit dem Gemaßregelten; ja dieſer ſelbſt wird die Maßregel kaum anders als wie einen Schlag empfunden haben, den eine minder berechtigte Claſſe von der beſtehenden Geſetzgebung erleiden kann und muß.

Nur aus einer ſolchen Zeit iſt eine Erſcheinung wie Hoffmann zu erklären. Das Privilegium zu Excentricitäten, das ihm dieſelbe ertheilte, brachte den Keim der Krankheit, der ſonſt vielleicht ruhen geblieben wäre, erſt recht zur Blüthe; aus dem Leben ging dieſe Krankheit in die Schriften über, und aus den Schriften wirkte ſie wieder auf das Leben zurück. Wo man dieſe Schriften aufſchlägt, faſt überall ſieht man ein caricaturartiges kleines Männlein mit einer Katzenphyſiognomie umherhüpfen und närriſche Capriolen machen. Auch in den geſunderen Productionen, wie z. B. „Meiſter Martin und ſeine Geſellen", zeigt ſich eine, kaum kann man es anders nennen, unangenehme geiſtige Heiſerkeit. Die immer wiederkehrende Anrede „Liebwertheſter", womit dieſe Figuren einander bedienen, hat etwas ungeſund Süßliches, wobei man ſich indeß keinen Augenblick ſicher fühlt, ob die Trefflichen nicht in all ihrer Liebwertherei aus den Sammetpfötchen die Klauen hervorſtrecken und einander kratzen werden.

Seine eigentliche Welt aber iſt jene widerwärtige Miſchung von Wirklichkeit und Märchen, womit er das Verfahren der Romantik, oft nahezu handwerksmäßig, auf die Spitze treibt. In der Unbedeutendheit des Alltagslebens fühlt er den Drang, dieſem ein Ideales gegenüber zu ſtellen: allein er findet das Ideale nur im Abnormen, und ſo beſteht ſein Mechanismus darin, das Alltäglichſte mit einem Traumleben, das noch wirklicher als jenes ſein ſoll, ein carikirt geſchildertes Philiſterthum mit dem tollſten Hexenſpuke zu durchkreuzen. Dazu kommt noch, daß eine mangelhafte Bildung ihn beim Prunken mit vermeintlicher Gelehrtheit in Magie zuweilen geradezu ins Alberne herabſinken läßt.

Seine meiſten Producte ſind jetzt zu Leihbibliothekenfutter geworden, das aber gröberen Geſchmacksorganen immer noch recht unterhaltend entgegenkommen kann, während unſere robuſtere Zeit ganz ruhige Nerven für dieſe Erfindungen hat, die ſeine Mitwelt mit Senſation erfüllten, die ihm ſelbſt über dem nächtlichen Schreiben oft eine jähe Geſpenſterfurcht einjagten.

Die beſte ſeiner Erzählungen iſt die „Scudery“, die keinen Spuk enthält und auch mit den wenigen andern gleicher Art den ſüßlichen Ton nicht gemein hat. Das Unheimliche liegt hier bloß in der Eigenthümlichkeit eines Individuums, das von ſeiner Mutter in dunkler Stunde einen dämoniſchen Zug geerbt hat, durch welchen es zum pſychologiſchen Geſpenſte wird. Die Entwicklung greift tief in das ſogenannte Nachtgebiet der menſchlichen Natur und ſchweift weit in das Gebiet der äußerſten Ausnahmefälle hinaus, ohne jedoch als baare Unmöglichkeit zu erſcheinen. Dagegen hat die Erzählung einen ſehr bedenklichen Punkt. Ein junger Mann von reinem Herzen liebt ein Mädchen und hängt um dieſer Liebe willen auch an dem Vater des Mädchens, obgleich dieſer ein Verbrecher iſt: ein rührend menſchlicher Zug, wenn nämlich der Verbrecher gerichtet und von der übrigen Menſchheit ausgeſtoßen wäre; allein das iſt keineswegs der Fall, vielmehr ſchleicht das Ungeheuer, von welchem Niemand Arges ahnt, in ſtrafloſer Sicherheit jede Nacht auf Mord aus, und der Jüngling weiß dies, verharrt aber nichtsdeſtoweniger geraume Zeit in ſolcher Umgebung, ohne die vorausſichtlichen Opfer ihrem Schickſale zu entreißen. In dieſem Punkte wird man es mehr mit der Criminaljuſtiz als mit der Poeſie halten; und der Dichter hilft ſich nur unzulänglich durch den Kunſtgriff, daß die Criminaljuſtiz ſehr abſchreckend geſchildert iſt.

Ungeachtet dieſer Flüchtigkeit jedoch, die ſo leicht zu verbeſſern wäre, dürfte ſich die Erzählung vermöge ihrer verhältnißmäßigen Friſche und Freiheit von Manier in der Reihe der beſſeren und erhaltungswerthen deutſchen Novellen behaupten. K.

In der Straße St. Honoré war das kleine Haus gelegen, welches Magdalene von Scudery, bekannt durch ihre anmuthigen Verſe, durch die Gunſt Ludwig des XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät um Mitternacht — es mochte im Herbſte des Jahres 1680 ſein — wurde an dieſes Haus hart und heftig angeſchlagen, daß es im ganzen Flur laut wiederhallte. — Baptiſte, der in des Fräuleins kleinem Haushalt Koch, Bedienten und Thürſteher zugleich vorſtellte, war mit Erlaubniß ſeiner Herrſchaft über Land gegangen zur Hochzeit ſeiner Schweſter, und ſo kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hauſe noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiſte fortgegangen und ſie mit dem Fräulein ohne weiteren Schutz im Hauſe geblieben ſei; aller Frevel von Einbruch, Diebſtahl und Mord, wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuter, von der Einſamkeit des Hauſes unterrichtet, da draußen tobe und eingelaſſen ein böſes Vorhaben gegen die Herrſchaft ausführen wolle, und ſo blieb ſie in ihrem Zimmer zitternd und zagend und den Baptiſte verwünſchend ſammt ſeiner Schweſter Hochzeit. Unterdeſſen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwiſchen: So macht doch nur auf um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! Endlich in ſteigender Angſt ergriff die Martiniere ſchnell den Leuchter mit der brennenden Kerze und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm ſie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: Um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! In der That, dachte die Martiniere, ſo ſpricht doch wohl kein Räuber; wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht ſucht bei meiner Herrſchaft, die ja geneigt iſt zu jeder Wohlthat. Aber laßt uns vorſichtig ſein! — Sie öffnete ein Fenſter und rief hinab, wer denn da unten in ſpäter Nacht ſo an der Hausthür tobe und Alles aus dem Schlafe wecke, indem ſie ihrer tiefen Stimme ſo viel Männliches zu geben ſich bemühte, als nur möglich. In dem Schimmer der Mondesſtrahlen, die eben durch die finſtern Wolken brachen, gewahrte ſie eine lange, in einen hellgrauen Mantel gewickelte Geſtalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, ſo, daß es Der unten vernehmen konnte: Baptiſte, Claude, Pierre, ſteht auf und ſeht einmal zu, welcher Taugenichts uns das Haus einſchlagen will! Da ſprach es aber mit ſanfter, beinahe klagender Stimme von unten herauf: Ach! la Martiniere, ich weiß ja, daß Ihr es ſeid, liebe Frau, ſo ſehr Ihr Eure Stimme zu verſtellen trachtet, ich weiß ja, daß Baptiſte über Land gegangen iſt und Ihr mit Eurer

Herrſchaft allein im Hauſe ſeid. Macht mir nur getroſt auf, befürchtet Nichts. Ich muß durchaus mit Eurem Fräulein ſprechen, noch in dieſer Minute. Wo denkt Ihr hin, erwiderte die Martiniere, mein Fräulein wollt Ihr ſprechen mitten in der Nacht? Wißt Ihr denn nicht, daß ſie längſt ſchläft, und daß ich ſie um keinen Preis wecken werde aus dem erſten ſüßeſten Schlummer, deſſen ſie in ihren Jahren wohl bedarf? — Ich weiß, ſprach der Untenſtehende, ich weiß, daß Euer Fräulein ſoeben das Manuſcript ihres Romans, Clelia geheißen, an dem ſie raſtlos arbeitet, bei Seite gelegt hat und jetzt noch einige Verſe aufſchreibt, die ſie morgen bei der Marquiſe de Maintenon vorzuleſen gedenkt. Ich beſchwöre Euch, Frau Martiniere, habt die Barmherzigkeit und öffnet mir die Thüre. Wißt, daß es darauf ankommt, einen Unglücklichen vom Verderben zu retten, wißt, daß Ehre, Freiheit, ja das Leben eines Menſchen abhängt von dieſem Augenblick, in dem ich Euer Fräulein ſprechen muß. Bedenkt, daß Eurer Gebieterin Zorn ewig auf Euch laſten würde, wenn Sie erführe, daß Ihr es waret, die den Unglücklichen, welcher kam, ihre Hülfe zu erflehen, hartherzig von der Thüre wies. — Aber warum ſprecht Ihr denn meines Fräuleins Mitleid an in dieſer ungewöhnlichen Stunde? Kommt Morgen zu guter Zeit wieder, ſo ſprach die Martiniere herab; da erwiderte der unten: Kehrt ſich denn das Schickſal, wenn es verderbend wie der tödtende Blitz einſchlägt, an Zeit und Stunde? Darf, wenn nur ein Augenblick Rettung noch möglich iſt, die Hülfe aufgeſchoben werden? Oeffnet mir die Thüre, fürchtet doch nur Nichts von einem Elenden, der ſchutzlos, verlaſſen von aller Welt, verfolgt, bedrängt von einem ungeheuern Geſchick Euer Fräulein um Rettung anflehen will aus drohender Gefahr! — Die Martiniere vernahm, wie der Untenſtehende bei dieſen Worten vor tiefem Schmerz ſtöhnte und ſchluchzte; dabei war der Ton ſeiner Stimme der eines Jünglings, ſanft und eindringend tief in die Bruſt. Sie fühlte ſich im Innerſten bewegt; ohne ſich weiter lange zu beſinnen, holte ſie die Schlüſſel herbei.

So wie ſie die Thüre kaum geöffnet, drängte ſich ungeſtüm die im Mantel gehüllte Geſtalt hinein und rief, der Martiniere vorbeiſchreitend in den Flur, mit wilder Stimme: Führt mich zu Euerm Fräulein! Erſchrocken hob die Martiniere den Leuchter in die Höhe, und der Kerzenſchimmer fiel in ein todtbleiches, furchtbar entſtelltes Jünglingsantlitz. Vor Schrecken hätte Martiniere zu Boden ſinken mögen, als nun der Menſch den Mantel auseinanderſchlug und der blanke Griff eines Stilets aus dem Bruſtlatz hervorragte. Es blitzte der Menſch ſie an mit funkelnden Augen und rief noch wilder als zuvor: Führt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch! Nun ſah die Martiniere ihr Fräulein in der dringendſten Gefahr, alle Liebe zu der theuren Herrſchaft, in der ſie zugleich die fromme, treue Mutter ehrte, flammte ſtärker auf im Innern und erzeugte einen Muth, deſſen ſie wohl ſelbſt ſich nicht fähig geglaubt hätte. Sie warf die Thüre ihres Gemachs, die ſie offen gelaſſen, ſchnell zu, trat vor dieſelbe und ſprach ſtark und feſt: In der That, Euer tolles Betragen hier im Hauſe paßt ſchlecht zu Euern kläglichen Worten da draußen, die, wie ich nun wohl merke, mein Mitleiden ſehr zu unrechter Zeit erweckt haben. Mein Fräulein ſollt und werdet Ihr jetzt nicht ſprechen. Habt Ihr nichts Böſes im Sinn, dürft Ihr den Tag nicht ſcheuen, ſo kommt morgen wieder und bringt Eure Sache an! — jetzt ſchert Euch aus dem Hauſe! — Der Menſch ſtieß einen dumpfen Seufzer aus, blickte die Martiniere ſtarr an mit entſetzlichem Blick und griff nach dem Stilet. Die Martiniere befahl im Stillen ihre Seele dem Herrn, doch blieb ſie ſtandhaft und ſah dem Menſchen keck ins Auge, indem ſie ſich feſter an die Thüre des Gemachs drückte, durch welches der Menſch gehen mußte, um zu dem Fräulein zu gelangen. — Laßt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch, rief der Menſch nochmals. — Thut was Ihr wollt, erwiderte die Martiniere, ich weiche nicht von dieſem Platz, vollendet nur die böſe That, die Ihr begonnen, auch Ihr werdet den ſchmachvollen Tod finden auf dem Greveplatz, wie Eure verruchten Spießgeſellen. — Ha, ſchrie der Menſch auf, Ihr habt Recht, la Martiniere! ich ſehe aus, ich bin bewaffnet wie ein verruchter Räuber und Mörder, aber meine Spießgeſellen ſind nicht gerichtet, ſind nicht gerichtet! — Und damit zog er, giftige Blicke ſchießend auf die zum Tode geängſtete Frau, das Stilet heraus. Jeſus! rief ſie, den Todesſtoß erwartend, aber in dem Augenblick ließ ſich auf der Straße das Geklirr von Waffen, der Huftritt von Pferden hören. — Die Marechauſſee — die Marechauſſee. Hülfe, Hülfe! ſchrie die Martiniere. Entſetzliches Weib, du willſt mein Verderben — nun iſt Alles aus, Alles aus! — nimm! — nimm; gib das dem Fräulein heute noch — morgen, wenn du willſt, — dies leiſe murmelnd hatte der Menſch der Martiniere den Leuchter weggeriſſen, die Kerzen verlöſcht und ihr ein Käſtchen in die Hände gedrückt. Um deiner Seligkeit willen, gib das Käſtchen dem Fräulein, rief der Menſch und ſprang zum Hauſe hinaus. Die Martiniere war zu Boden geſunken, mit Mühe ſtand ſie auf und tappte ſich in der Finſterniß zurück in ihr Gemach, wo ſie ganz erſchöpft, keines Lautes mächtig, in den Lehnſtuhl ſank. Nun hörte ſie die Schlüſſel klirren, die ſie im Schloß der Hausthüre hatte ſtecken laſſen. Das Haus wurde zugeſchloſſen und leiſe unſichere Tritte nahten ſich dem Gemach. Feſt gebannt, ohne Kraft ſich zu regen, erwartete ſie das Gräßliche; doch wie geſchah ihr, als die Thüre aufging und ſie bei dem Scheine der Nachtlampe auf den erſten Blick den ehrlichen Baptiſte erkannte; der ſah leichenblaß aus und ganz verſtört. Um aller Heiligen willen, fing er an, um aller Heiligen willen, ſagt mir, Frau Martiniere, was iſt geſchehen? Ach die Angſt! die Angſt! Ich weiß nicht, was es war, aber fortgetrieben hat es mich von der Hochzeit geſtern Abend mit Gewalt! Und nun komme ich in die Straße. Frau Martiniere, denk' ich, hat einen leiſen Schlaf, die wird's wohl hören, wenn ich leiſe und ſäuberlich anpoche an die Hausthüre, und mich hineinlaſſen. Da kommt mir eine ſtarke Patrouille entgegen, Reiter, Fußvolk bis an die Zähne bewaffnet, und hält mich an und will mich nicht fortlaſſen. Aber zum Glück iſt Desgrais dabei, der Marechauſſee-Lieutenant, der mich recht gut kennt; der ſpricht, als ſie mir die Laterne unter die Naſe halten: Ei Baptiſte, wo kommſt du her des Wegs in der Nacht? Du mußt fein im Hauſe bleiben und es hüten. Hier iſt es nicht geheuer, wir denken noch in dieſer Nacht einen guten Fang zu machen. Ihr glaubt gar nicht, Frau Martiniere, wie mir dieſe Worte aufs Herz fielen. Und nun trete ich auf die Schwelle, da ſtürzt ein verhüllter Menſch aus dem Hauſe, das blanke Stilet in der Fauſt, und rennt mich um und um — das Haus iſt offen, die Schlüſſel ſtecken im Schloſſe — ſagt, was hat das Alles zu bedeuten? — Die Martiniere, von ihrer Todesangſt befreit, erzählte, wie ſich Alles begeben. Beide, ſie und Baptiſte, gingen in den Hausflur, ſie fanden den Leuchter auf dem Boden, wo der fremde Menſch ihn im Entfliehen hingeworfen. Es iſt nur zu gewiß, ſprach Baptiſte, daß unſer Fräulein beraubt und wohl gar ermordet werden ſollte. Der Menſch wußte, wie Ihr erzählt, daß Ihr allein war't mit dem Fräulein, ja ſogar, daß ſie noch wachte bei ihren Schriften; gewiß war es einer von den verfluchten Gaunern und Spitzbuben, die bis ins Innere der Häuſer dringen, Alles liſtig auskundſchaffend, was ihnen zur Ausführung ihrer teufliſchen Anſchläge dienlich. Und das kleine Käſtchen, Frau Martiniere, das, denk' ich, werfen wir in die Seine, wo ſie am tiefſten iſt. Wer ſteht uns dafür, daß nicht irgend ein verruchter Unhold unſerm guten Fräulein nach dem Leben trachtet, daß ſie, das Käſtchen öffnend, nicht todt niederſinkt, wie der alte Marquis von Tournay, als er den Brief aufmachte, den er von unbekannter Hand erhalten! — Lange rathſchlagend beſchloßen die Getreuen endlich, dem Fräulein am andern Morgen Alles zu erzählen und ihr auch das geheimnißvolle Käſtchen einzuhändigen, das ja mit gehöriger Vorſicht geöffnet werden könne. Beide erwägten ſie genau jeden Umſtand der Erſcheinung des verdächtigen Fremden, meinten, daß wohl ein beſonderes Geheimniß im Spiele ſein könne, über das ſie eigenmächtig nicht ſchalten dürften, ſondern die Enthüllung ihrer Herrſchaft überlaſſen müßten. —

Baptiſte's Beſorgniſſe hatten ihren guten Grund. Gerade zu der Zeit war Paris der Schauplatz der verruchteſten Greuelthaten, gerade zu der Zeit bot die teufliſchſte Erfindung der Hölle die leichteſten Mittel dazu dar.

Glaſer, ein deutſcher Apotheker, der beſte Chemiker ſeiner Zeit, beſchäftigte ſich, wie es bei Leuten von ſeiner Wiſſenſchaft wohl zu geſchehen pflegt, mit alchymiſtiſchen Verſuchen. Er hatte es darauf abgeſehen, den Stein der Weiſen zu finden. Ihm geſellte ſich ein Italiener zu, Namens Exili. Dieſem diente aber die Goldmacherkunſt nur zum Vorwande. Nur das Miſchen, Kochen, Sublimiren der Giftſtoffe, in denen Glaſer ſein Heil zu finden hoffte, wollt' er erlernen, und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geſchmack, entweder auf der Stelle oder langſam tödtend, durchaus keine Spur im menſchlichen Körper zurückläßt und alle Kunſt, alle Wiſſenſchaft der Aerzte täuſcht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Urſache zuſchreiben müſſen. So vorſichtig Exili auch zu Werke ging, ſo kam er doch in den Verdacht des Giftverkaufs und wurde nach der Baſtille gebracht. In dasſelbe Zimmer ſperrte man bald darauf den Hauptmann Godin de Sainte Croix ein. Dieſer hatte mit der Marquiſe de Brinvillier lange Zeit in einem Verhältniſſe gelebt, welches Schande über die ganze Familie brachte, und endlich, da der Marquis unempfindlich blieb für die Verbrechen ſeiner Gemahlin, ihren Vater, Dreux d'Aubray, Civil-Lieutenant zu Paris, nöthigte, das verbrecheriſche Paar durch einen Verhaftsbefehl zu trennen, den er wider den Hauptmann auswirkte. Leidenſchaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd und zu Laſtern aller Art geneigt von Jugend auf, eiferſüchtig, rachſüchtig bis zur Wuth, konnte dem Hauptmann Nichts willkommener ſein als Exili's teufliſches Geheimniß, das ihm die Macht gab, alle ſeine Feinde zu vernichten. Er wurde Exili's eifriger Schüler und that es bald ſeinem Meiſter gleich, ſo daß er, aus der Baſtille entlaſſen, allein fortzuarbeiten im Stande war.

Die Brinvillier war ein entartetes Weib, durch Sainte Croix wurde ſie zum Ungeheuer. Er vermochte ſie nach und nach, erſt ihren eigenen Vater, bei dem ſie ſich befand, ihn mit verruchter Heuchelei im Alter pflegend, dann ihre beiden Brüder und endlich ihre Schweſter zu vergiften; den Vater aus Rache, die andern der reichen Erbſchaft wegen. Die Geſchichte mehrerer Giftmörder giebt das entſetzliche Beiſpiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderſtehlichen Leidenſchaft werden. Ohne weiteren Zweck, aus reiner Luſt daran, wie der Chemiker Experimente macht zu ſeinem Vergnügen, haben oft Giftmörder Perſonen gemordet, deren Leben oder Tod ihnen völlig gleich ſein konnte. Das plötzliche Hinſterben mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte ſpäter den Verdacht, daß die Brode, welche die Brinvillier dort wöchentlich auszutheilen pflegte, um als Muſter der Frömmigkeit und des Wohlthuns zu gelten, vergiftet waren. Gewiß iſt es aber, daß ſie Taubenpaſteten vergiftete und ſie den Gäſten, die ſie geladen, vorſetzte. Der Chevalier du Guet und mehrere andere Perſonen fielen als Opfer dieſer hölliſchen Mahlzeiten. Sainte Croix, ſein Gehülfe la Chauſſee, die Brinvillier wußten lange Zeit ihre gräßlichen Unthaten in undurchdringliche Schleier zu hüllen; doch welche verruchte Liſt verworfener Menſchen vermag zu beſtehen, hat die ewige Macht des Himmels beſchloſſen, ſchon hier auf Erden die Frevler zu richten! Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren ſo fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession nannten es die Pariſer) bei der Bereitung offen, ein einziger Athemzug hinreichte, ſich augenblicklich den Tod zu geben. Sainte Croix trug deshalb bei ſeinen Operationen eine Maske von feinem Glaſe. Dieſe fiel eines Tags, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole ſchütten wollte, herab, und er ſank, den feinen Staub des Giftes einathmend, augenblicklich todt nieder. Da er ohne Erben verſtorben, eilten die Gerichte herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand ſich in einer Kiſte verſchloſſen das ganze hölliſche Arſenal des Giftmords, das dem verruchten Sainte Croix zu Gebote geſtanden, aber auch die Briefe der Brinvillier wurden aufgefunden, die über ihre Unthaten keinen Zweifel ließen. Sie floh nach Lüttich in ein Kloſter. Desgrais, ein Beamter der Marechauſſee, wurde ihr nachgeſendet. Als Geiſtlicher verkleidet erſchien er in dem Kloſter, wo ſie ſich verborgen. Es gelang ihm, mit dem entſetzlichen Weibe einen Liebeshandel anzuknüpfen und ſie zu einer heimlichen Zuſammenkunft in einem einſamen Garten vor der Stadt zu verlocken. Kaum dort angekommen wurde ſie aber von Desgrais' Häſchern umringt, der geiſtliche Liebhaber verwandelte ſich plötzlich in den Beamten der Marechauſſee und nöthigte ſie in den Wagen zu ſteigen, der vor dem Garten bereit ſtand und von den Häſchern umringt gerades Wegs nach Paris abfuhr. La Chauſſee war ſchon früher enthauptet worden, die Brinvillier litt denſelben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt und die Aſche in die Lüfte zerſtreut.

Die Pariſer athmeten auf, als das Ungeheuer von der Welt war, das die heimliche mörderiſche Waffe ungeſtraft richten konnte gegen den Feind und Freund. Doch bald that es ſich kund, daß des verruchten La Croix entſetzliche Kunſt ſich fort vererbt hatte. Wie ein unſichtbares tückiſches Geſpenſt ſchlich der Mord ſich ein in die engſten Kreiſe, wie ſie Verwandtſchaft — Liebe — Freundſchaft nur bilden können, und erfaßte ſicher und ſchnell die unglücklichen Opfer. Der, den man heute in blühender Geſundheit geſehen, wankte morgen krank und ſiech umher, und keine Kunſt der Aerzte konnte ihn vor dem Tode retten. Reichthum — ein einträgliches Amt — ein ſchönes, vielleicht zu jugendliches Weib — das genügte zur Verfolgung auf den Tod. Das grauſamſte Mißtrauen trennte die heiligſten Bande. Der Gatte zitterte vor der Gattin — der Vater vor dem Sohn — die Schweſter vor dem Bruder. — Unberührt blieben die Speiſen, blieb der Wein bei dem Mahl, das der Freund den Freunden gab, und wo ſonſt Luſt und Scherz gewaltet, ſpähten verwilderte Blicke nach dem verkappten Mörder. Man ſah Familienväter ängſtlich in entfernten Gegenden Lebensmittel einkaufen und in dieſer, jener ſchmutzigen Garküche ſelbſt bereiten, in ihrem eigenen Hauſe teufliſchen Verrath fürchtend. Und doch war manchmal die größte, bedachteſte Vorſicht vergebens.

Der König, dem Unweſen, das immer mehr überhand nahm, zu ſteuern, ernannte einen eigenen Gerichtshof, dem er ausſchließlich die Unterſuchung und Beſtrafung dieſer heimlichen Verbrechen übertrug. Das war die ſogenannte Chambre ardente, die ihre Sitzungen unfern der Baſtille hielt und welcher la Regnie als Präſident vorſtand. Mehrere Zeit hindurch blieben Regnie's Bemühungen, ſo eifrig ſie auch ſein mochten, fruchtlos, dem verſchlagenen Desgrais war es vorbehalten, den geheimſten Schlupfwinkel des Verbrechens zu entdecken. — In der Vorſtadt St. Germain wohnte ein altes Weib, la Voiſin geheißen, die ſich mit Wahrſagen und Geiſterbeſchwören abgab und mit Hülfe ihrer Spießgeſellen le Sage und le Vigoureux auch ſelbſt Perſonen, die eben nicht ſchwach und leichtgläubig zu nennen, in Furcht und Erſtaunen zu ſetzen wußte. Aber ſie that mehr als dieſes. Exili's Schülerin, wie la Croix, bereitete ſie wie dieſer das feine, ſpurloſe Gift und half auf dieſe Weiſe ruchloſen Söhnen zur frühen Erbſchaft, entarteten Weibern zum andern, jüngern Gemahl. Desgrais drang in ihr Geheimniß ein, ſie geſtand Alles, die Chambre ardente verurtheilte ſie zum Feuertode, den ſie auf dem Greveplatze erlitt. Man fand bei ihr eine Liſte aller Perſonen, die ſich ihrer Hülfe bedient hatten; und ſo kam es, daß nicht allein Hinrichtung auf Hinrichtung folgte, ſondern auch ſchwerer Verdacht ſelbſt auf Perſonen von hohem Anſehen laſtete. So glaubte man, daß der Cardinal Bonzy bei der la Voiſin das Mittel gefunden, alle Perſonen, denen er als Erzbiſchof von Narbonne Penſionen bezahlen mußte, in kurzer Zeit hinſterben zu laſſen. So wurden die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soiſſons, deren Namen man auf der Liſte gefunden, der Verbindung mit dem teufliſchen Weibe angeklagt, und ſelbſt François Henri de Montmorenci Boudebelle, Herzog von Luxemburg, Pair und Marſchall des Reichs, blieb nicht verſchont. Auch ihn verfolgte die furchtbare Chambre ardente. Er ſtellte ſich ſelbſt zum Gefängniß in der Baſtille, wo ihn Louvois' und la Regnie's Haß in ein ſechs Fuß langes Loch einſperren ließ. Monate vergingen, ehe es ſich vollkommen ausmittelte, daß des Herzogs Verbrechen keine Rüge verdienen konnte. Er hatte ſich einmal von le Sage das Horoſkop ſtellen laſſen.

Gewiß iſt es, daß blinder Eifer den Präſidenten la Regnie zu Gewaltſtreichen und Grauſamkeiten verleitete. Das Tribunal nahm ganz den Charakter der Inquiſition an, der geringfügigſte Verdacht reichte hin zu ſtrenger Einkerkerung, und oft war es dem Zufall überlaſſen, die Unſchuld des *auf den Tod Angeklagten* darzuthun. Dabei war Regnie von garſtigem Anſehen und heimtückiſchem Weſen, ſo daß er bald den Haß Derer auf ſich lud, deren Rächer oder Schützer zu ſein er berufen wurde. Die Herzogin von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob ſie den Teufel geſehen? erwiderte: mich dünkt, ich ſehe ihn in dieſem Augenblick!

Während nun auf dem Greveplatz das Blut Schuldiger und Verdächtiger in Strömen floß und endlich der heimliche Giftmord ſeltner und ſeltner wurde, zeigte ſich ein Unheil andrer Art, welches neue Beſtürzung verbreitete. Eine Gaunerbande ſchien es darauf angelegt zu haben, alle Juwelen in ihren Beſitz zu bringen. Der reiche Schmuck, kaum gekauft, verſchwand auf unbegreifliche Weiſe, mochte er verwahrt ſein, wie er wollte. Noch viel ärger war es aber, daß Jeder, der es wagte, zur Abendzeit Juwelen bei ſich zu tragen, auf offener Straße oder in finſtern Gängen der Häuſer beraubt, ja wohl gar ermordet wurde. Die mit dem Leben davon gekommen, ſagten aus, ein Fauſtſchlag auf den Kopf habe ſie wie ein Wetterſtrahl niedergeſtürzt, und aus der Betäubung erwacht hätten ſie ſich beraubt und an ganz anderm Orte als da, wo ſie der Schlag getroffen, wieder gefunden. Die Ermordeten, wie ſie beinahe jeden Morgen auf der Straße oder in den Häuſern lagen, hatten alle dieſelbe tödtliche Wunde. Einen Dolchſtich ins Herz, nach dem Urtheil der Aerzte ſo ſchnell und ſicher tödtend, daß der Verwundete keines Lautes mächtig zu Boden ſinken mußte. Wer war an dem üppigen Hofe Ludwig des XIV., der nicht in einen geheimen Liebeshandel verſtrickt ſpät zur Geliebten ſchlich und manchmal ein reiches Geſchenk bei ſich trug? — Als ſtünden die Gauner mit Geiſtern im Bunde, wußten ſie genau, wenn ſich ſo etwas zutragen ſollte. Oft erreichte der Unglückliche nicht das Haus, wo er Liebesglück zu genießen dachte, oft fiel er auf der Schwelle, ja vor dem Zimmer der Geliebten, die mit Entſetzen den blutigen Leichnam fand.

Vergebens ließ Argenſon, der Polizeiminiſter, Alles aufgreifen in Paris, was von dem Volk nur irgend verdächtig ſchien, vergebens wüthete la Regnie und ſuchte Geſtändniſſe zu erpreſſen, vergebens wurden Wachen, Patrouillen verſtärkt, die Spur der Thäter war nicht zu finden. Nur die Vorſicht, ſich bis an die Zähne zu bewaffnen und ſich eine Leuchte vortragen zu laſſen, half einigermaßen, und doch fanden ſich Beiſpiele, daß der Diener mit Steinwürfen geängſtet und der Herr in demſelben Augenblick ermordet und beraubt wurde.

Merkwürdig war es, daß aller Nachforſchungen auf allen Plätzen, wo Juwelenhandel nur möglich war, unerachtet nicht das Mindeſte von den geraubten Kleinodien zum Vorſchein kam, und alſo auch hier keine Spur ſich zeigte, die hätte verfolgt werden können.

Desgrais ſchäumte vor Wuth, daß ſelbſt ſeiner Liſt die Spitzbuben zu entgehen wußten. Das Viertel der Stadt, in dem er ſich gerade befand, blieb verſchont, während in den andern, wo Keiner Böſes geahnt, der Raubmord ſeine reichen Opfer erſpähte.

Desgrais beſann ſich auf das Kunſtſtück, mehrere Desgrais zu ſchaffen, ſich untereinander ſo ähnlich an Gang, Stellung, Sprache, Figur, Geſicht, daß ſelbſt die Häſcher nicht wußten, wo [illegible] echte Desgrais ſtecke. Unterdeſſen lauſchte er, ſein Leben wagend, allein in den geheimſten Schlupfwinkeln und folgte von weitem Dieſem oder Jenem, der auf ſeinen Anlaß einen reichen Schmuck bei ſich trug. Der blieb unangefochten; alſo auch von dieſer Maßregel waren die Gauner unterrichtet. Desgrais gerieth in Verzweiflung.

Eines Morgens kommt Desgrais zu dem Präſidenten la Regnie, blaß, entſtellt, außer ſich. — Was habt Ihr, was für Nachrichten? Fandet Ihr die Spur? ruft ihm der Präſident entgegen. — Ha, gnädiger Herr, fängt Desgrais an, vor Wuth ſtammelnd, ha, gnädiger Herr — geſtern in der Nacht — unfern des Louvres iſt der Marquis de la Fare angefallen worden in meiner Gegenwart. — Himmel und Erde, jauchzt la Regnie auf vor Freude — wir haben ſie! — O hört nur, fällt Desgrais mit bitterm Lächeln ein, o hört nur erſt, wie ſich Alles begeben. Am Louvre ſtehe ich alſo und paſſe, die ganze Hölle in der Bruſt, auf die Teufel, die meiner ſpotten. Da kommt mit unſicherm Schritt immer hinter ſich ſchauend eine Geſtalt dicht bei mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Im Mondesſchimmer erkenne ich den Marquis de la Fare. Ich konnt' ihn da erwarten, ich wußte, wo er hinſchlich. Kaum iſt er zehn bis zwölf Schritte bei mir vorüber, da ſpringt wie aus der Erde herauf eine Figur, ſchmettert ihn nieder und fällt über ihn her. Unbeſonnen, überraſcht von dem Augenblick, der den Mörder in meine Hand liefern konnte, ſchreie ich laut auf und will mit einem gewaltigen Sprunge aus meinem Schlupfwinkel heraus auf ihn zuſetzen; da verwickle ich mich in den Mantel und falle hin. Ich ſehe den Menſchen wie auf den Flügeln des Windes forteilen, ich rapple mich auf, ich renne ihm nach — laufend ſtoße ich in mein Horn, aus der Ferne antworten die Pfeifen der Häſcher — es wird lebendig — Waffengeklirr, Pferdegetrappel von allen Seiten. — Hierher — hierher — Desgrais — Desgrais! ſchreie ich, daß es durch die Straßen hallt. — Immer ſehe ich den Menſchen vor mir im hellen Mondſcheine, wie er, mich zu täuſchen, da — dort — einbiegt; wir kommen in die Straße Nicaiſe, da ſcheinen ſeine Kräfte zu ſinken, ich ſtrenge die meinigen doppelt an — noch fünfzehn Schritte höchſtens hat er Vorſprung — — Ihr holt ihn ein — Ihr packt ihn, die Häſcher kommen, ruft la Regnie mit blitzenden Augen, indem er Degrais beim Arme ergreift, als ſei Der der fliehende Mörder ſelbſt. — Fünfzehn Schritte, fährt Desgrais mit dumpfer Stimme und mühſam athmend fort, fünfzehn Schritte vor mir ſpringt der Menſch auf die Seite in den Schatten und verſchwindet durch die Mauer. — Verſchwindet? durch die Mauer! Seid Ihr raſend? ruft la Regnie, indem er zwei Schritte zurück tritt und die Hände zuſammenſchlägt. — Nennt mich, fährt Desgrais fort, ſich die Stirn reibend, wie einer, den böſe Gedanken plagen, nennt mich, gnädiger Herr, immerhin einen Raſenden, einen thörichten Geiſterſeher, aber es iſt nicht anders, als wie ich es Euch erzähle. Erſtarrt ſtehe ich vor der Mauer, als mehrere Häſcher athemlos herbeikommen; mit ihnen der Marquis de la Fare, der ſich aufgerafft, den bloßen Degen in der Hand. Wir zünden die Fackeln an, wir tappen an der Mauer hin und her, keine Spur einer Thüre, eines

Fenſters, einer Oeffnung. Es iſt eine ſtarke ſteinerne Hofmauer, die ſich an ein Haus lehnt, in dem Leute wohnen, gegen die auch nicht der leiſeſte Verdacht aufkommt. Noch heute habe ich Alles in genauen Augenſchein genommen. Der Teufel ſelbſt iſt es, der uns foppt. — Desgrais' Geſchichte wurde in Paris bekannt. Die Köpfe waren erfüllt von den Zaubereien, Geiſterbeſchwörungen, Teufelsbündniſſen der Voiſin, des Vigoureux, des berüchtigten Prieſters le Sage; und wie es denn nun in unſerer ewigen Natur liegt, daß der Hang zum Uebernatürlichen, zum Wunderbaren alle Vernunft überbietet, ſo glaubte man bald nichts Geringeres, als daß, wie Desgrais nur im Unmuth geſagt, wirklich der Teufel ſelbſt die Verruchten ſchütze, die ihm ihre Seelen verkauft. Man kann es ſich denken, daß Desgrais' Geſchichte mancherlei tollen Schmuck erhielt. Die Erzählung davon mit einem Holzſchnitte darüber, eine gräßliche Teufelsgeſtalt vorſtellend, die vor dem erſchrockenen Desgrais in die Erde verſinkt, wurde gedruckt und an allen Ecken verkauft. Genug, das Volk einzuſchüchtern und ſelbſt den Häſchern allen Muth zu nehmen, die nun zur Nachtzeit mit Zittern und Zagen die Straßen durchirrten, mit Amuletten behängt und eingeweicht in Weihwaſſer.

Argenſon ſah die Bemühungen der Chambre ardente ſcheitern und ging den König an, für das neue Verbrechen einen Gerichtshof zu ernennen, der mit noch ausgedehnterer Macht den Thätern nachſpüre und ſie ſtrafe. Der König, überzeugt, ſchon der Chambre ardents zu viel Gewalt gegeben zu haben, erſchüttert von dem Gräuel unzähliger Hinrichtungen, die der blutgierige la Regnie veranlaßt, wies den Vorſchlag gänzlich von der Hand.

Man wählte ein anderes Mittel, den König für die Sache zu beleben.

In den Zimmern der Maintenon, wo ſich der König Nachmittags aufzuhalten und wohl auch mit ſeinen Miniſtern bis in die ſpäte Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagten, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geſchenk zu bringen, ſie allemal ihr Leben daran ſetzen müßten. Ehre und Luſt ſei es, im ritterlichen Kampfe ſein Blut für die Geliebte zu verſpritzen; anders verhalte es ſich aber mit dem heimtückiſchen Anfall des Mörders, wider den man ſich nicht wappnen könne. Ludwig, der leuchtende Polarſtern aller Liebe und Galanterie, der möge hellaufſtrahlend die finſtere Nacht zerſtreuen und ſo das ſchwarze Geheimniß, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der ſeine Feinde niedergeſchmettert, werde nun auch ſein ſiegreich funkelndes Schwert zucken und, wie Hercules die Lernäiſche Schlange, wie Theſeus den Minotaur, das bedrohliche Ungeheuer bekämpfen, das alle Liebesluſt wegzehre und alle Freude verdüſtre in tiefes Leid, in troſtloſe Trauer.

So ernſt die Sache auch war, ſo fehlte es dieſem Gedichte doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, wie die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten ſich ängſtigen müßten, wie die Angſt ſchon alle Liebesluſt, jedes ſchöne Abenteuer der Galanterie im Aufkeimen tödte, an geiſtreich-witzigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß Alles in einen hochtrabenden Panegyricus auf Ludwig XIV. ausging, ſo konnte es nicht fehlen, daß der König das Gedicht mit ſichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zu Stande gekommen, drehte er ſich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, raſch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab und fragte dann anmuthig lächelnd, was ſie von den Wünſchen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ernſten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewiſſen Frömmigkeit, erwiderte, daß geheime verbotene Wege eben keines beſonderen Schutzes würdig, die entſetzlichen Verbrecher aber wohl beſonderer Maßregeln zu ihrer Vertilgung werth wären. Der König, mit dieſer ſchwankenden Antwort unzufrieden, ſchlug das Papier zuſammen und wollte zurück zu dem Staatsſecretär, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm bei einem Blick, den er ſeitwärts warf, die Scudery ins Auge fiel, die zugegen war und eben unfern der Maintenon auf einem kleinen Lehnſeſſel Platz genommen hatte. Auf dieſe ſchritt er nun los; das anmuthige Lächeln, das erſt um Mund und Wangen ſpielte, und das verſchwunden, gewann wieder die Oberhand, und dicht vor dem Fräulein ſtehend und das Gedicht wieder auseinander faltend ſprach er ſanft: Die Marquiſe mag nun einmal von den Galanterieen unſerer verliebten Herren Nichts wiſſen und weicht mir aus auf Wegen, die nichts weniger als verboten ſind. Aber Ihr, mein Fräulein, was haltet Ihr von dieſer dichteriſchen Supplik? — Die Scudery ſtand ehrerbietig auf von ihrem Lehnſeſſel, ein flüchtiges Roth überflog wie Abendpurpur die blaſſen Wangen der alten würdigen Dame, ſie ſprach, ſich leiſe verneigend mit niedergeſchlagenen Augen:

„Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.“

Der König, ganz erſtaunt über den ritterlichen Geiſt dieſer wenigen Worte, die das ganze Gedicht mit ſeinen ellenlangen Tiraden zu Boden ſchlugen, rief mit blitzenden Augen: Beim heiligen Dionys, Ihr habt Recht, Fräulein! Keine blinde Maßregel, die den Unſchuldigen trifft mit dem Schuldigen, ſoll die Feigheit ſchützen; mögen Argenſon und la Regnie das Ihrige thun! —

Alle die Gräuel der Zeit ſchilderte nun die Martiniere mit den lebhafteſten Farben, als ſie am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was ſich in voriger Nacht zugetragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnißvolle Käſtchen. Sowohl ſie als Baptiſte, der ganz verblaßt in der Ecke ſtand und vor Angſt und Beklommenheit die Nachtmütze in den Händen knetend kaum ſprechen konnte, baten das Fräulein auf das Wehmüthigſte um aller Heiligen willen, doch nur mit möglichſter Behutſamkeit das Käſtchen zu öffnen. Die Scudery, das verſchloſſene Geheimniß in der Hand wiegend und prüfend, ſprach lächelnd: Ihr ſeht beide Geſpenſter! Daß ich nicht reich bin, daß bei mir keine Schätze, eines Mordes werth, zu holen ſind, das wiſſen die verruchten Meuchelmörder da draußen, die, wie ihr ſelbſt ſagt, das Innerſte der Häuſer erſpähen, wohl eben ſo gut als ich und ihr. Auf mein Leben ſoll es abgeſehen ſein? Wem kann was an dem Tode liegen einer Perſon von drei und ſiebzig Jahren, die niemals Andere verfolgte als die Böſewichter und Friedensſtörer in den Romanen, die ſie ſelbſt ſchuf, die mittelmäßige Verſe macht, welche Niemandes Neid erregen können, die Nichts hinterlaſſen wird, als den Staat des alten Fräuleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein paar Dutzend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und du, Martiniere! du magſt nun die Erſcheinung des fremden Menſchen ſo ſchreckhaft beſchreiben, wie du willſt, doch kann ich nicht glauben, daß er Böſes im Sinne getragen.

Alſo! —

Die Martiniere prallte drei Schritte zurück, Baptiſte ſank mit einem dumpfen Ach! halb in die Kniee, als das Fräulein nun an einen hervorragenden ſtählernen Knopf drückte und der Deckel des Käſtchens mit Geräuſch aufſprang.

Wie erſtaunte das Fräulein, als ihr aus dem Käſtchen ein Paar goldne, reich mit Juwelen beſetzte Armbänder und eben ein ſolcher Halsſchmuck entgegen funkelten. Sie nahm das Geſchmeide heraus, und indem ſie die wundervolle Arbeit des Halsſchmucks lobte, beäugelte die Martiniere die reichen Armbänder und rief einmal über das andere, daß ja ſelbſt die eitle Montespan nicht ſolchen Schmuck beſitze. Aber was ſoll das, was hat das zu bedeuten? ſprach die Scudery. In dem Augenblick gewahrte ſie auf dem Boden des Käſtchens einen kleinen zuſammengefalteten Zettel. Mit Recht hoffte ſie den Aufſchluß des Geheimniſſes darin zu finden. Der Zettel, kaum hatte ſie, was er enthielt, geleſen, entfiel ihren zitternden Händen. Sie warf einen ſprechenden Blick zum Himmel und ſank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnſeſſel zurück. Erſchrocken ſprang die Martiniere, ſprang Baptiſte ihr bei. O, rief ſie nun mit von Thränen halb erſtickter Stimme, o der Kränkung, o der tiefen Beſchämung! Muß mir das noch geſchehen im hohen Alter! Hab' ich denn im thörichten Leichtſinn gefrevelt, wie ein junges, unbeſonnenes Ding? O Gott, ſind Worte, halb im Scherz hingeworfen, ſolcher gräßlichen Deutung fähig? Darf dann mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit, tadellos blieb von Kindheit an, darf dann mich das Verbrechen des teufliſchen Bündniſſes zeihen?

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und ſchluchzte heftig, ſo daß die Martiniere und Baptiſte ganz verwirrt und beklommen nicht wußten, wie ihrer guten Herrſchaft beiſtehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martiniere hatte den verhängnißvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demſelben ſtand:

„Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour."

Euer ſcharfſinniger Geiſt, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weiſe vergeudet werden ſollten, von großer Verfolgung errettet. Als einen Beweis unſerer Dankbarkeit nehmet gütig dieſen Schmuck an. Es iſt das Koſtbarſte, was wir ſeit langer Zeit haben auftreiben können, wiewohl Euch, würdige Dame! viel ſchöneres Geſchmeide zieren ſollte, als dieſes nun eben iſt. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundſchaft und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget.

Die Unſichtbaren.

Iſt es möglich, rief die Scudery, als ſie ſich einigermaßen erholt hatte, iſt es möglich, daß man die ſchamloſe Frechheit, den verruchten Hohn ſo weit treiben kann? — Die Sonne ſchien hell durch die Fenſtergardinen von hochrother Seide, und ſo kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tiſche neben dem offenen Käſtchen lagen, in röthlichem Schimmer aufblitzten. Hinblickend verhüllte die Scudery voll Entſetzen das Geſicht und befahl der Martiniere, das fürchterliche Geſchmeide, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuſchaffen. Die Martiniere, nachdem ſie Halsſchmuck und Armbänder ſogleich in das Käſtchen verſchloſſen, meinte, daß es wohl am gerathenſten ſein würde, die Juwelen dem Polizeiminiſter zu übergeben und ihm zu vertrauen, wie ſich alles mit der beängſtigenden Erſcheinung des jungen Menſchen und der Einhändigung des Käſtchens zugetragen.

Die Scudery ſtand auf und ſchritt ſchweigend langſam im Zimmer auf und nieder, als ſinne ſie erſt nach, was nun zu thun ſei. Dann befahl ſie dem Baptiſte, einen Tragſeſſel zu holen, der Martiniere aber, ſie anzukleiden, weil ſie auf der Stelle hin wolle zur Marquiſe de Maintenon.

Sie ließ ſich hintragen zur Marquiſe gerade zu der Stunde, wenn dieſe, wie die Scudery wußte, ſich allein in ihren Gemächern befand. Das Käſtchen mit den Juwelen nahm ſie mit ſich.

Wohl mußte die Marquiſe ſich hochverwundern, als ſie das Fräulein, ſonſt die Würde, ja trotz ihrer hohen Jahre die Liebenswürdigkeit, die Anmuth ſelbſt, eintreten ſah blaß, entſtellt, mit wankenden Schritten. Was um aller Heiligen willen iſt Euch widerfahren? rief ſie der armen, beängſteten Dame entgegen, die, ganz außer ſich ſelbſt, kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, nur ſchnell den Lehnſeſſel zu erreichen ſuchte, den ihr die Marquiſe hinſchob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welche tiefe, nicht zu verſchmerzende Kränkung ihr jener unbedachtſame Scherz, mit dem ſie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquiſe, nachdem ſie Alles von Moment zu Moment erfahren, urtheilte, daß die Scudery ſich das ſonderbare Ereigniß viel zu ſehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Geſindels nie ein frommes, edles Gemüth treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu ſehen.

Die Scudery gab ihr das geöffnete Käſtchen, und die Marquiſe konnte ſich, als ſie das köſtliche Geſchmeide erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halsſchmuck, die Armbänder heraus und trat damit an das Fenſter, wo ſie bald die Juwelen an der Sonne ſpielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erſchauen, mit welcher wundervollen Kunſt jedes kleine Häkchen der verſchlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte ſich die Marquiſe raſch um nach dem Fräulein und rief: Wißt Ihr wohl, Fräulein! daß dieſe Armbänder, dieſen Halsſchmuck Niemand anders gearbeitet haben kann, als René Cardillac? — René Cardillac war damals der geſchickteſte Goldarbeiter in Paris, einer der kunſtreichſten und zugleich ſonderbarſten Menſchen ſeiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitſchultrig und von ſtarkem, muskulöſem Körperbau, hatte Cardillac, hoch in die fünfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieſer Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeugte auch das dicke, krauſe, röthliche Haupthaar und das gedrungene, gleißende Antlitz. Wäre Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichſte Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, ſtets zu helfen bereit, bekannt geweſen, ſein ganz beſonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätte ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und Bosheit bringen können. Wie geſagt, Cardillac war in ſeiner Kunſt der Geſchickteſte nicht ſowohl in Paris, als vielleicht überhaupt ſeiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelſteine, wußte er ſie auf eine Art zu behandeln und zu faſſen, daß der Schmuck, der erſt für unſcheinbar gegolten, aus Cardillac's Werkſtatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, der, ſo geringe war er, mit der Arbeit in keinem Verhältniß zu ſtehen ſchien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in ſeiner Werkſtatt hämmern, und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Faſſung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von Neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meiſterwerk, das den Beſteller in Erſtaunen ſetzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tauſend Vorwänden hielt er den Beſteller hin von Woche zu Woche, von

Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Beſtellers weichen und den Schmuck herausgeben, ſo konnte er ſich aller Zeichen des tiefſten Verdruſſes, ja einer innern Wuth, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tauſende an Werth bei der Koſtbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit, abliefern müſſen, ſo war er im Stande, wie unſinnig umherzulaufen, ſich, ſeine Arbeit, Alles um ſich her verwünſchend. Aber ſo wie Einer hinter ihm herrannte und laut ſchrie: René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen ſchönen Halsſchmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen u. ſ. w., dann ſtand er plötzlich ſtill, blitzte Den an mit ſeinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: Was habt Ihr denn? Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und ſpricht: Hier ſind Juwelen, viel Sonderliches iſt es nicht, gemeines Zeug, doch unter Euern Händen — Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel werth ſind, hält ſie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: Ho ho — gemeines Zeug? — mit nichten! — Hübſche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, ſo will ich noch ein Paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln ſollen wie die liebe Sonne ſelbſt. — Der ſpricht: Ich überlaſſe Euch Alles, Meiſter René, und zahle, was Ihr wollt! Ohne Unterſchied, mag er nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe ſein, wirft ſich Cardillac ungeſtüm an ſeinen Hals und drückt und küßt ihn und ſpricht, nun ſei er wieder ganz glücklich, und in acht Tagen werde die Arbeit fertig ſein. Er rennt über Hals und Kopf nach Hauſe, hinein in die Werkſtatt, und hämmert darauf los, und in acht Tagen iſt ein Meiſterwerk zu Stande gebracht. Aber ſo wie der, der es beſtellte, kommt, mit Freuden die geforderte geringe Summe bezahlen und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrießlich, grob, trotzig. — Aber Meiſter Cardillac, bedenkt, morgen iſt meine Hochzeit. — Was ſchert mich Eure Hochzeit? fragt in vierzehn Tagen wieder nach. — Der Schmuck iſt fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben. — Und ich ſage Euch, daß ich noch Manches an dem Schmuck ändern muß und ihn heute nicht herausgeben werde. — Und ich ſage Euch, daß, wenn Ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgebt im Guten, Ihr mich gleich mit Argenſon's dienſtbaren Trabanten anrücken ſehen ſollt. — Nun ſo quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Kneipzangen und hänge drei Centner an den Halsſchmuck, damit er Eure Braut erdroßle! — Und damit ſteckt Cardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Buſentaſche, ergreift ihn beim Arm, wirft ihn zur Stubenthüre hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert, und lacht wie der Teufel zum Fenſter hinaus, wenn er ſieht, wie der arme junge Menſch, das Schnupftuch vor der blutigen Naſe, aus dem Hauſe hinaushinkt. — Gar nicht zu erklären war es auch, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthuſiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Beſteller mit allen Zeichen des im Innerſten aufgeregten Gemüths, mit den erſchütterndſten Betheuerungen, ja unter Schluchzen und Thränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beſchwor, ihm das unternommene Werk zu erlaſſen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeachtetſten Perſonen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinſte Werk von Cardillac zu erhalten. Er warf ſich dem Könige zu Füßen und flehte um die Huld, Nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Eben ſo verweigerte er der Maintenon jede Beſtellung, ja mit dem Ausdruck des Abſcheues und Entſetzens verwarf er den Antrag derſelben, einen kleinen, mit den Emblemen der Kunſt verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten ſollte.

Ich wette, ſprach daher die Maintenon, ich wette, daß Cardillac, ſchicke ich auch hin zu ihm, um wenigſtens zu erfahren, für wen er dieſen Schmuck fertigte, ſich weigert herzukommen, weil er vielleicht eine Beſtellung fürchtet und doch durchaus Nichts für mich arbeiten will. Wiewohl er ſeit einiger Zeit abzulaſſen ſcheint von ſeinem ſtarren Eigenſinn, denn, wie ich höre, arbeitet er jetzt fleißiger als je und liefert ſeine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruß und weggewandtem Geſicht. — Die Scudery, der auch viel daran gelegen, daß, ſei es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers komme, meinte, daß man dem Meiſter Sonderling ja gleich ſagen laſſen könne, wie man keine Arbeit, ſondern nur ſein Urtheil über Juwelen verlange. Das billigte die Marquiſe. Es wurde nach Cardillac geſchickt, und, als ſei er ſchon auf dem Wege geweſen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Er ſchien, als er die Scudery erblickte, betreten und wie Einer, der, von dem Unerwarteten plötzlich getroffen, die Anſprüche des Schicklichen, wie ſie der Augenblick darbietet, vergißt, neigte er ſich zuerſt tief und ehrfurchtsvoll vor dieſer ehrwürdigen Dame und wandte ſich dann erſt zur Marquiſe. Die frug ihn haſtig, indem ſie auf das Geſchmeide wies, das auf dem dunkelgrün behängten Tiſch funkelte, ob das ſeine Arbeit ſei? Cardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquiſe ins Geſicht ſtarrend, Armbänder und Halsſchmuck ſchnell ein in das Käſtchen, das daneben ſtand, und das er mit Heftigkeit von ſich weg ſchob. Nun ſprach er, indem ein häßliches Lächeln auf ſeinem rothen Antlitz gleißte: In der That, Frau Marquiſe, man muß René Cardillac's Arbeit ſchlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldſchmied in der Welt ſolchen Schmuck faſſen könne. Freilich iſt das meine Arbeit. So ſagt denn, fuhr die Marquiſe fort, für wen Ihr dieſen Schmuck gefertigt habt. Für mich ganz allein, erwiderte Cardillac: ja Ihr möget, fuhr er fort, als Beide, die Maintenon und die Scudery, ihn ganz verwundert anblickten, jene voll Mißtrauen, dieſe voll banger Erwartung, wie ſich nun die Sache wenden würde, ja Ihr möget das nun ſeltſam finden, Frau Marquiſe, aber es iſt dem ſo. Bloß der ſchönen Arbeit willen ſuchte ich meine beſten Steine zuſammen und arbeitete aus Freude daran fleißiger und ſorgfältiger als jemals. Vor weniger Zeit verſchwand der Schmuck aus meiner Werkſtatt auf unbegreifliche Weiſe. — Dem Himmel ſei es gedankt, rief die Scudery, indem ihr die Augen vor Freude funkelten und ſie raſch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnſeſſel aufſprang, auf den Cardillac losſchritt und beide Hände auf ſeine Schultern legte: empfangt, ſprach ſie dann, empfangt, Meiſter René, das Eigenthum, das Euch verruchte Spitzbuben raubten, wieder zurück. — Nun erzählte ſie ausführlich, wie ſie zu dem Schmuck gekommen. Cardillac hörte Alles ſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen an. Nur mitunter ſtieß er ein unvernehmliches Hm! — So! — Ei! — Hoho! — aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald ſtreichelte er leiſe Kinn und Wangen. Als nun die Scudery geendet, war es, als kämpfe Cardillac mit ganz beſonderen Gedanken, die während deſſen ihm gekommen, und als wolle irgend ein Entſchluß ſich nicht fügen und fördern. Er rieb ſich die Stirne, er ſeufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um hervorbrechenden Thränen zu ſteuern. Endlich ergriff er das Käſtchen, das ihm die Scudery darbot, ließ ſich auf ein Knie langſam nieder und ſprach: Euch, edles, würdiges Fräulein! hat das Verhängniß dieſen Schmuck beſtimmt. Ja, nun weiß ich es erſt, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verſchmäht es nicht, dieſen Schmuck als das Beſte, was ich wohl ſeit langer Zeit gemacht, von mir anzunehmen und zu tragen. Ei, ei, erwiderte die Scudery anmuthig ſcherzend, wo denkt Ihr hin, Meiſter René? ſteht es mir denn an, in meinen Jahren mich noch ſo herauszuputzen mit blanken Steinen? Und wie kommt Ihr denn dazu, mich ſo überreich zu beſchenken? Geht, geht, Meiſter René, wär' ich ſchön wie die Marquiſe de Fontange, und reich, in der That, ich ließe den Schmuck nicht aus den Händen, aber was ſoll dieſen welken Armen die eitle Pracht, was ſoll dieſem verhüllten Hals der glänzende Putz? Cardillac hatte ſich indeſſen erhoben und ſprach, wie außer ſich, mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Käſtchen der Scudery hinhielt: Thut mir die Barmherzigkeit, Fräulein, und nehmt den Schmuck. Ihr glaubt es nicht, welche tiefe Verehrung ich für Eure Tugend, für Eure hohen Verdienſte im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geſchenk nur für das Beſtreben an, Euch recht meine innerſte Geſinnung zu beweiſen. — Als nun die Scudery immer noch zögerte, nahm die Maintenon das Käſtchen aus Cardillac's Händen, ſprechend: Nun beim

Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euern hohen Jahren, was haben wir, ich und Ihr, mit den Jahren zu ſchaffen und ihrer Laſt! Und thut Ihr denn nicht eben wie ein junges, verſchämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotenen ſüßen Frucht, könnte das nur geſchehen ohne Hand und ohne Finger! Schlagt dem wackern Meiſter René nicht ab, das freiwillig als Geſchenk zu empfangen, was tauſend Andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Bittens und Flehens unerachtet.

Die Maintenon hatte der Scudery das Käſtchen während deſſen aufgedrungen, und nun ſtürzte Cardillac nieder auf die Kniee — küßte der Scudery den Rock — die Hände — ſtöhnte — ſeufzte — weinte — ſchluchzte — ſprang auf — rannte wie unſinnig, Seſſel, Tiſche umſtürzend, daß Porzellain, Gläſer zuſammenklirrten, in toller Haſt von dannen. —

Ganz erſchrocken rief die Scudery: Um aller Heiligen willen, was widerfährt dem Menſchen! Doch die Marquiſe, in beſonderer heiterer Laune bis zu ſonſt ihr ganz fremdem Muthwillen, ſchlug eine helle Lache auf und ſprach: Da haben wir's, Fräulein, Meiſter René iſt in Euch ſterblich verliebt und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte ächter Galanterie Euer Herz zu beſtürmen mit reichen Geſchenken. — Die Maintenon führte dieſen Scherz weiter aus, indem ſie die Scudery ermahnte, nicht zu grauſam zu ſein gegen den verzweifelten Liebhaber, und dieſe wurde, Raum gebend angeborner Laune, hingeriſſen in den ſprudelnden Strom tauſend luſtiger Einfälle. Sie meinte, daß ſie, ſtünden die Sachen nun einmal ſo, endlich beſiegt wohl nicht werde umhin können, der Welt das unerhörte Beiſpiel einer drei und ſiebzigjährigen Goldſchmieds-Braut von untadeligem Adel aufzuſtellen. Die Maintenon erbot ſich, die Brautkrone zu flechten und ſie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich ſo ein kleiner Kick in die Welt von Mädchen nicht viel wiſſen könne.

Da nun endlich die Scudery aufſtand, um die Marquiſe zu verlaſſen, wurde ſie alles lachenden Scherzes ungeachtet doch wieder ſehr ernſt, als ihr das Schmuckkäſtchen zur Hand kam. Sie ſprach: Doch, Frau Marquiſe! werde ich mich dieſes Schmuckes niemals bedienen können. Er iſt, mag es ſich nun zugetragen haben, wie es will, einmal in den Händen jener hölliſchen Geſellen geweſen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtem Bündniß mit ihm, rauben und morden. Mir grauſ't vor dem Blute, das an dem funkelnden Geſchmeide zu kleben ſcheint. Und nun hat ſelbſt Cardillac's Betragen, ich muß es geſtehen, für mich etwas ſonderbar Aengſtliches und Unheimliches. Nicht erwehren kann ich mich einer dunklen Ahnung, daß hinter dieſem Allem irgend ein grauenvolles, entſetzliches Geheimniß verborgen, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit jedem Umſtande, ſo kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimniß beſtehe, und wie überhaupt der ehrliche, wackere Meiſter René, das Vorbild eines guten, frommen Bürgers, mit irgend etwas Böſem, Verdammlichem zu thun haben ſoll. So viel iſt aber gewiß, daß ich niemals mich unterſtehen werde, den Schmuck anzulegen.

Die Marquiſe meinte, das hieße den Scrupel zu weit treiben; als nun aber die Scudery ſie auf ihr Gewiſſen fragte, was ſie in ihrer, der Scudery, Lage wohl thun würde, antwortete ſie ernſt und feſt: weit eher den Schmuck in die Seine werfen, als ihn jemals tragen.

Den Auftritt mit dem Meiſter René brachte die Scudery in gar anmuthige Verſe, die ſie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es ſein, daß ſie auf Koſten Meiſter René's, alle Schauer unheimlicher Ahnung beſiegend, das ergötzliche Bild der drei und ſiebzigjährigen Goldſchmieds-Braut von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzuſtellen gewußt. Genug, der König lachte bis ins Innerſte hinein und ſchwur, daß Boileau Despréaux ſeinen Meiſter gefunden, weshalb der Scudery Gedicht für das Witzigſte galt, das jemals geſchrieben.

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scudery in der Glaskutſche der Herzogin von Montauſier über den Pontneuf fuhr. Noch war die Erfindung der zierlichen Glaskutſchen ſo neu, daß das neugierige Volk ſich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erſchien. So kam es denn auch, daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Kutſche der Montauſier umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend. Da vernahm die Scudery plötzlich ein Geſchimpfe und Gefluche und gewahrte, wie ein Menſch mit Fauſtſchlägen und Rippenſtößen ſich Platz machte durch die dickſte Maſſe. Und wie er näher kam, trafen ſie die durchbohrenden Blicke eines todtbleichen gramverſtörten Jünglings-Antlitzes. Unverwandt ſchaute der junge Menſch ſie an, während er mit Ellbogen und Fäuſten rüſtig vor ſich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit ſtürmender Haſtigkeit aufriß, der Scudery einen Zettel in den Schooß warf und Stöße, Fauſtſchläge austheilend und empfangend verſchwand, wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entſetzens war, ſo wie der Menſch am Kutſchenſchlage erſchien, die Martiniere, die ſich bei der Scudery befand, entſeelt in die Wagenkiſſen zurück geſunken. Vergebens riß die Scudery an der Schnur, rief dem Kutſcher zu; der, wie vom böſen Geiſte getrieben, peitſchte auf die Pferde los, die den Schaum von den Mäulern wegſpritzend um ſich ſchlugen, ſich bäumten, endlich in ſcharfem Trab fortdonnerten über die Brücke. Die Scudery goß ihr Riechfläſchchen über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufſchlug und zitternd und bebend, ſich krampfhaft feſtklammernd an die Herrſchaft, Angſt und Entſetzen im bleichen Antlitz, mühſam ſtöhnte: Um der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Menſch? Ach, er war es ja, er war es, derſelbe, der Euch in jener ſchauervollen Nacht das Käſtchen brachte! — Die Scudery beruhigte die Arme, indem ſie ihr vorſtellte, daß ja durchaus nichts Böſes geſchehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wiſſen, was der Zettel enthalte. Sie ſchlug das Blättchen auseinander und fand die Worte:

„Ein böſes Verhängniß, das Ihr abwenden konntet, ſtößt mich in den Abgrund! — Ich beſchwöre Euch, wie der Sohn die Mutter, von der er nicht laſſen kann, in der vollſten Glut kindlicher Liebe, den Halsſchmuck und die Armbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand — um irgend etwas daran beſſern — ändern zu laſſen, zum Meiſter René Cardillac zu ſchaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Thut Ihr es nicht bis übermorgen, ſo dringe ich in Eure Wohnung und ermorde mich vor Euern Augen!“

Nun iſt es gewiß, ſprach die Scudery, als ſie dies geleſen, daß, mag der geheimnißvolle Menſch auch wirklich zu der Bande verruchter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böſes im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu ſprechen, wer weiß, welches ſonderbare Ereigniß, welch dunkles Verhältniß der Dinge mir klar worden, von dem ich jetzt auch nur die leiſeſte Ahnung vergebens in meiner Seele ſuche. Mag aber auch die Sache ſich nun verhalten, wie ſie will, das, was mir in dieſem Blatte geboten wird, werde ich thun, und geſchähe es auch nur, um den unſeligen Schmuck los zu werden, der mir ein hölliſcher Talisman des Böſen ſelbſt dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun, ſeiner alten Sitte getreu, nicht ſo leicht wieder aus den Händen geben wollen.

Schon andern Tages gedachte die Scudery ſich mit dem Schmuck zu dem Goldſchmied zu begeben. Doch war es, als hätten alle ſchönen Geiſter von ganz Paris ſich verabredet, gerade an dem Morgen das Fräulein mit Verſen, Schauſpielen, Anekdoten zu beſtürmen. Kaum hatte la Chapelle die Scene eines Trauerſpiels geendet und ſchlau verſichert, daß er nun wohl Racine zu ſchlagen gedenke, als dieſer ſelbſt eintrat und ihn mit irgend eines Königs pathetiſcher Rede zu Boden ſchlug, bis Boileau ſeine Leuchtkugeln in den ſchwarzen tragiſchen Himmel ſteigen ließ, um nur nicht ewig von der Colonnade des Louvre ſchwatzen zu hören, in die ihn der architektiſche Doctor Perrault hineingeengt.

Hoher Mittag war geworden, die Scudery mußte zur Herzogin Montauſier, und ſo blieb der Beſuch bei Meiſter René Cardillac bis zum andern Morgen verſchoben.

Die Scudery fühlte ſich von einer beſonderen Unruhe gepeinigt. Beſtändig vor Augen ſtand ihr der Jüngling, und aus dem tiefſten Innern wollte ſich eine dunkle Erinnerung aufregen, als habe ſie dies Antlitz, dieſe Züge ſchon geſehen. Den leiſeſten Schlummer ſtörten ängſtliche Träume, es war ihr, als habe ſie leichtſinnig, ja ſtrafwürdig verſäumt, die Hand hülfreich zu erfaſſen, die der Unglückliche, in den Abgrund verſinkend, nach ihr emporgeſtreckt, ja als ſei es an ihr geweſen, irgend einem verderblichen Ereigniß, einem heilloſen Verbrechen zu ſteuern! — So wie es nur hoher Morgen, ließ ſie ſich ankleiden und fuhr, mit dem Schmuckkäſtchen verſehen, zu dem Goldſchmied hin.

Nach der Straße Nicaiſe, dorthin, wo Cardillac wohnte, ſtrömte das Volk, ſammelte ſich vor der Hausthüre — ſchrie, lärmte, tobte — wollte ſtürmend hinein, mit Mühe abgehalten von der Marechauſſee, die das Haus umſtellt. Im wilden, verwirrten Getöſe riefen zornige Stimmen: Zerreißt, zermalmt den verfluchten Mörder! — Endlich erſcheint Desgrais mit zahlreicher Mannſchaft, die bildet durch den dickſten Haufen eine Gaſſe. Die Hausthüre ſpringt auf, ein Menſch mit Ketten belaſtet wird herausgebracht und unter den greulichſten Verwünſchungen des wüthenden Pöbels fortgeſchleppt. — In dem Augenblick, als die Scudery halb entſeelt vor Schreck und furchtbarer Ahnung dies gewahrt, dringt ein gellendes Jammergeſchrei ihr in die Ohren. Vor! — weiter vor! ruft ſie ganz außer ſich dem Kutſcher zu, der mit einer geſchickten raſchen Wendung den dicken Haufen auseinander ſtäubt und dicht vor Cardillac's Hausthüre hält. Da ſieht die Scudery Desgrais und zu ſeinen Füßen ein junges Mädchen, ſchön wie der Tag, mit aufgelöſ'ten Haaren, halb entkleidet, wilde Angſt, troſtloſe Verzweiflung im Antlitz, die hält ſeine Kniee umſchlungen und ruft mit dem Ton des entſetzlichſten, ſchneidendſten Todesſchmerzes: Er iſt ja unſchuldig! — er iſt unſchuldig! Vergebens ſind Desgrais', vergebens ſeiner Leute Bemühungen, ſie loszureißen, ſie vom Boden aufzurichten. Ein ſtarker ungeſchlachter Kerl ergreift endlich mit plumpen Fäuſten die Arme, zerrt ſie mit Gewalt weg von Desgrais, ſtrauchelt ungeſchickt, läßt das Mädchen fahren, die hinabſchlägt die ſteinernen Stufen und lautlos — todt auf der Straße liegen bleibt. Länger kann die Scudery ſich nicht halten. In Chriſtus Namen, was iſt geſchehen, was geht hier vor? ruft ſie, öffnet raſch den Schlag, ſteigt aus. — Ehrerbietig weicht das Volk der würdigen Dame, die, als ſie ſieht, wie ein paar mitleidige Weiber das Mädchen aufgehoben, auf die Stufen geſetzt haben, ihr die Stirne mit ſtarkem Waſſer reiben, ſich dem Desgrais nähert und mit Heftigkeit ihre Frage wiederholt. Es iſt das Entſetzliche geſchehen, ſpricht Desgrais, René Cardillac wurde heute Morgen durch einen Dolchſtich ermordet gefunden. Sein Geſelle Olivier Bruſſon iſt der Mörder. Eben wurde er fortgeführt ins Gefängniß. Und das Mädchen, ruft die Scudery? — iſt, fällt Desgrais ein, iſt Madelon, Cardillac's Tochter. Der verruchte Menſch war ihr Geliebter. Nun weint und heult ſie und ſchreit einmal übers andere, daß Olivier unſchuldig ſei, ganz unſchuldig. Am Ende weiß ſie von der That, und ich muß ſie auch nach der Conciergerie bringen laſſen. Desgrais warf, als er dies ſprach, einen tückiſchen, ſchadenfrohen Blick auf das Mädchen, vor dem die Scudery erbebte. Eben begann das Mädchen leiſe zu athmen, doch keines Lauts, keiner Bewegung mächtig, mit geſchloſſenen Augen lag ſie da, und man wußte nicht, was thun, ſie ins Haus bringen, oder ihr noch länger beiſtehen bis zum Erwachen. Tief bewegt, Thränen in den Augen, blickte die Scudery den unſchuldsvollen Engel an, ihr graute vor Desgrais und ſeinen Geſellen. Da polterte es dumpf die Treppe herab, man brachte Cardillac's Leichnam. Schnell entſchloſſen rief die Scudery laut: Ich nehme das Mädchen mit mir, Ihr möget für das Uebrige ſorgen, Desgrais! Ein dumpfes Murmeln des Beifalls lief durch das Volk. Die Weiber hoben das Mädchen in die Höhe, Alles drängte ſich hinzu, hundert Hände mühten ſich, ihnen beizuſtehen, und wie in den Lüften ſchwebend wurde das Mädchen in die Kutſche getragen, indem Segnungen der würdigen Dame, die die Unſchuld dem Blutgericht entriſſen, von allen Lippen ſtrömten.

Seron's, des berühmteſten Arztes in Paris, Bemühungen gelang es endlich, Madelon, die ſtundenlang in ſtarrer Bewußtloſigkeit gelegen, wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Die Scudery vollendete, was der Arzt begonnen, indem ſie manchen milden Hoffnungsſtrahl leuchten ließ in des Mädchens Seele, bis ein heftiger Thränenſtrom, der ihr aus den Augen ſtürzte, ihr Luft machte. Sie vermochte, indem nur dann und wann die Uebermacht des durchbohrendſten Schmerzes die Worte in tiefem Schluchzen erſtickte, zu erzählen, wie ſich Alles begeben.

Um Mitternacht war ſie durch leiſes Klopfen an ihrer Stubenthüre geweckt worden und hatte Olivier's Stimme vernommen, der ſie beſchworen, doch nur gleich aufzuſtehen, weil der Vater im Sterben liege. Entſetzt ſei ſie aufgeſprungen und habe die Thür geöffnet. Olivier, bleich und entſtellt, von Schweiß triefend, ſei, das Licht in der Hand, mit wankenden Schritten nach der Werkſtatt gegangen, ſie ihm gefolgt. Da habe der Vater gelegen mit ſtarren Augen und geröchelt im Todeskampfe. Jammernd habe ſie ſich auf ihn geſtürzt und nun erſt ſein blutiges Hemde bemerkt. Olivier habe ſie ſanft weggezogen und ſich dann bemüht, eine Wunde auf der linken Bruſt des Vaters mit Wundbalſam zu waſchen und zu verbinden. Während deſſen ſei des Vaters Beſinnung zurückgekehrt, er habe zu röcheln aufgehört und ſie, dann aber Olivier mit ſeelenvollem Blick angeſchaut, ihre Hand ergriffen, ſie in Olivier's Hand gelegt und beide heftig gedrückt. Beide, Olivier und ſie, wären bei dem Lager des Vaters auf die Kniee gefallen, er habe ſich mit einem ſchneidenden Laut in die Höhe gerichtet, ſei aber gleich wieder zurückgeſunken und mit einem tiefen Seufzer verſchieden. Nun hätten ſie Beide laut gejammert und geklagt. Olivier habe erzählt, wie der Meiſter auf einem Gange, den er mit ihm auf ſein Geheiß in der Nacht habe machen müſſen, in ſeiner Gegenwart ermordet worden, und wie er mit der größten Anſtrengung den ſchweren Mann, den er nicht auf den Tod verwundet gehalten, nach Hauſe getragen. So wie der Morgen angebrochen, wären die Hausleute, denen das Gepolter, das laute Weinen und Jammern in der Nacht aufgefallen, heraufgekommen und hätten ſie noch ganz troſtlos bei der Leiche des Vaters knieend gefunden. Nun ſei Lärm entſtanden, die Marechauſſee eingedrungen und Olivier als Mörder ſeines Meiſters ins Gefängniß geſchleppt worden. Madelon fügte nun die rührendſte Schilderung von der Tugend, der Frömmigkeit, der Treue ihres geliebten Olivier's hinzu. Wie er den Meiſter, als ſei er ſein eigener Vater, hoch in Ehren gehalten, wie dieſer ſeine Liebe in vollem Maß erwidert, wie er ihn trotz ſeiner Armuth zum Eidam erkoren, weil ſeine Geſchicklichkeit ſeiner Treue, ſeinem edlen Gemüth gleichgekommen. Das Alles erzählte Madelon aus dem innerſten Herzen heraus und ſchloß damit, daß, wenn Olivier in ihrem Beiſein dem Vater den Dolch in die Bruſt geſtoßen hätte, ſie dies eher für ein Blendwerk des Satans halten, als daran glauben würde, daß Olivier eines ſo entſetzlichen, grauenvollen Verbrechens fähig ſein könne.

Die Scudery, von Madelon's namenloſen Leiden auf das Tiefſte gerührt und ganz geneigt, den armen Olivier für unſchuldig zu halten, zog Erkundigungen ein und fand Alles beſtätigt, was Madelon über das häusliche Verhältniß des Meiſters mit ſeinem Geſellen erzählt hatte. Die Hausleute, die Nachbarn rühmten einſtimmig den Olivier als das Muſter eines ſittigen, frommen, treuen, fleißigen Betragens, Niemand wußte

Böſes von ihm, und doch, war von der gräßlichen That die Rede, zuckte Jeder die Achſeln und meinte, darin liege etwas Unbegreifliches.

Olivier, vor die Chambre ardente geſtellt, läugnete, wie die Scudery vernahm, mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellſten Freimuth die ihm angeſchuldigte That und behauptete, daß ſein Meiſter in ſeiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergeſtoßen worden, daß er ihn aber noch lebendig nach Hauſe geſchleppt, wo er ſehr bald verſchieden ſei. Auch dies ſtimmte alſo mit Madelon's Erzählung überein.

Immer und immer wieder ließ ſich die Scudery die kleinſten Umſtände des ſchrecklichen Ereigniſſes wiederholen. Sie forſchte genau, ob jemals ein Streit zwiſchen Meiſter und Geſellen vorgefallen, ob vielleicht Olivier nicht ganz frei von jenem Jähzorn ſei, der oft wie ein blinder Wahnſinn die gutmüthigſten Menſchen überfällt und zu Thaten verleitet, die alle Willkür des Handelns auszuſchließen ſcheinen. Doch je begeiſterter Madelon von dem ruhigen häuslichen Glück ſprach, in dem die drei Menſchen in innigſter Liebe verbunden lebten, deſto mehr verſchwand jeder Schatten des Verdachts wider den auf den Tod angeklagten Olivier. Genau Alles prüfend, davon ausgehend, daß Olivier unerachtet alles Deſſen, was laut für ſeine Unſchuld ſpräche, dennoch Cardillac's Mörder geweſen, fand die Scudery im Reich der Möglichkeit keinen Beweggrund zu der entſetzlichen That, die in jedem Falle Olivier's Glück zerſtören mußte. — Er iſt arm, aber geſchickt. — Es gelingt ihm, die Zuneigung des berühmteſten Meiſters zu gewinnen, er liebt die Tochter, der Meiſter begünſtigt ſeine Liebe, Glück, Wohlſtand für ſein ganzes Leben wird ihm erſchloſſen! — Sei es aber nun, daß, Gott weiß auf welche Weiſe gereizt, Olivier, vom Zorne übermannt, ſeinen Wohlthäter, ſeinen Vater mörderiſch anfiel, welche teufliſche Heuchelei gehört dazu, nach der That ſich ſo zu betragen, als es wirklich geſchah! — Mit der feſten Ueberzeugung von Olivier's Unſchuld faßte die Scudery den Entſchluß, den unſchuldigen Jüngling zu retten, koſte es, was es wolle.

Es ſchien ihr, ehe ſie die Huld des Königs ſelbſt vielleicht anrufe, am gerathenſten, ſich an den Präſidenten la Regnie zu wenden, ihn auf alle Umſtände, die für Olivier's Unſchuld ſprechen mußten, aufmerkſam zu machen und ſo vielleicht in des Präſidenten Seele eine innere, dem Angeklagten günſtige Ueberzeugung zu erwecken, die ſich wohlthätig den Richtern mittheilen ſollte.

La Regnie empfing die Scudery mit der hohen Achtung, auf die die würdige Dame, von dem Könige ſelbſt hoch geehrt, gerechten Anſpruch machen konnte. Er hörte ruhig Alles an, was ſie über die entſetzliche That, über Olivier's Verhältniſſe, über ſeinen Charakter vorbrachte. Ein feines, beinahe hämiſches Lächeln war indeſſen Alles, womit er bewies, daß die Betheuerungen, die von häufigen Thränen begleiteten Ermahnungen, wie jeder Richter nicht der Feind des Angeklagten ſein, ſondern auch auf Alles achten müſſe, was zu ſeinen Gunſten ſpräche, nicht an gänzlich tauben Ohren vorüber glitten. Als das Fräulein nun endlich ganz erſchöpft, die Thränen von den Augen wegtrocknend, ſchwieg, fing la Regnie an: Es iſt ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, daß Ihr, gerührt von den Thränen eines jungen verliebten Mädchens, Alles glaubt, was ſie vorbringt, ja daß Ihr nicht fähig ſeid, den Gedanken einer entſetzlichen Unthat zu faſſen; aber anders iſt es mit dem Richter, der gewohnt iſt, frecher Heuchelei die Larve abzureißen. Wohl mag es nicht meines Amts ſein, Jedem, der mich frägt, den Gang eines Criminalproceſſes zu entwickeln. Fräulein! ich thue meine Pflicht, wenig kümmert mich das Urtheil der Welt. Zittern ſollen die Böſewichter vor der Chambre ardente, die keine Strafe kennt als Blut und Feuer. Aber von Euch, mein würdiges Fräulein, möcht' ich nicht für ein Ungeheuer gehalten werden an Härte und Grauſamkeit, darum vergönnt mir, daß ich Euch mit wenigen Worten die Blutſchuld des jungen Böſewichts, der, dem Himmel ſei es gedankt, der Rache verfallen iſt, klar vor Augen lege. Euer ſcharfſinniger Geiſt wird dann ſelbſt die Gutmüthigkeit verſchmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anſtehen würde. — Alſo! — Am Morgen wird René Cardillac durch einen Dolchſtoß ermordet gefunden. Niemand iſt bei ihm als ſein Geſelle Olivier Bruſſon und die Tochter. In Olivier's Kammer, unter andern, findet man einen Dolch von friſchem

Blute gefärbt, der genau in die Wunde paßt. Cardillac iſt, ſpricht Olivier, in der Nacht vor meinen Augen niedergeſtoßen worden. — Man wollte ihn berauben? — Das weiß ich nicht! — Du gingſt mit ihm, und es war dir nicht möglich, dem Mörder zu wehren? ihn feſt zu halten? um Hülfe zu rufen? — Fünfzehn, wohl zwanzig Schritte vor mir ging der Meiſter, ich folgte ihm. — Warum in aller Welt ſo entfernt? — Der Meiſter wollt' es ſo. — Was hatte überhaupt Meiſter Cardillac ſo ſpät auf der Straße zu thun? — Das kann ich nicht ſagen. — Sonſt iſt er aber doch niemals nach neun Uhr Abends aus dem Hauſe gekommen? — Hier ſtockt Olivier, er iſt beſtürzt, er ſeufzt, er vergießt Thränen, er betheuert bei Allem, was heilig, daß Cardillac wirklich in jener Nacht ausgegangen und ſeinen Tod gefunden habe. Nun merkt aber wohl auf, mein Fräulein. Erwieſen iſt es bis zur vollkommenſten Gewißheit, daß Cardillac in jener Nacht das Haus nicht verließ, mithin iſt Olivier's Behauptung, er ſei mit ihm wirklich ausgegangen, eine freche Lüge. Die Hausthüre iſt mit einem ſchweren Schloß verſehen, welches bei dem Auf- und Zuſchließen ein durchdringendes Geräuſch macht, dann aber bewegt ſich der Thürflügel widrig knarrend und heulend in den Angeln, ſo daß, wie es angeſtellte Verſuche bewährt haben, ſelbſt im oberſten Stocke des Hauſes das Getöſe wiederhallt. Nun wohnt in dem unterſten Stock, alſo dicht neben der Hausthüre, der alte Meiſter Claude Patru mit ſeiner Aufwärterin, einer

Perſon von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig. Dieſe beiden Perſonen hörten, wie Cardillac nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe an jenem Abend Punkt neun Uhr die Treppe hinab kam, die Thüre mit vielem Geräuſch verſchloß und verrammelte, dann wieder hinauf ſtieg, den Abendſegen laut las und dann, wie man es an dem Zuſchlagen der Thüre vernehmen konnte, in ſein Schlafzimmer ging. Meiſter Claude leidet an Schlafloſigkeit, wie es alten Leuten wohl zu gehen pflegt. Auch in jener Nacht konnte er kein Auge zu thun. Die Aufwärterin ſchlug daher, es mochte halb zehn Uhr ſein, in der Küche, in die ſie über den Hausflur gehend gelangt, Licht an und ſetzte ſich zum Meiſter Claude an den Tiſch mit einer alten Chronik, in der ſie las, während der Alte, ſeinen Gedanken nachhängend, bald ſich in den Lehnſtuhl ſetzte, bald wieder aufſtand und, um Müdigkeit und Schlaf zu gewinnen, im Zimmer leiſe und langſam auf und ab ſchritt. Es blieb Alles ſtill und ruhig bis nach Mitternacht. Da hörten ſie über ſich ſcharfe Tritte, einen harten Fall, als ſtürze eine ſchwere Laſt zu Boden, und gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. In Beide kam eine ſeltſame Angſt und Beklommenheit. Die Schauer der entſetzlichen That, die eben begangen, gingen bei ihnen vorüber. Mit dem hellen Morgen trat dann ans Licht, was in der Finſterniß begonnen. — Aber, fiel die Scudery ein, aber um aller Heiligen willen, könnt Ihr bei allen Umſtänden, die ich erſt weitläuftig erzählte, Euch denn irgend einen Anlaß zu dieſer That der Hölle denken? — Hm, erwiderte la Regnie, Cardillac war nicht arm — im Beſitz vortrefflicher Steine. — Bekam, fuhr die Scudery fort, bekam denn nicht Alles die Tochter? Ihr vergeßt, daß Olivier Cardillac's Schwiegerſohn werden ſollte. — Er mußte vielleicht theilen oder gar nur für Andere morden, ſprach la Regnie. — Theilen, für Andere morden? fragte die Scudery in vollem Erſtaunen. — Wißt, fuhr der Präſident fort, wißt, mein Fräulein, daß Olivier ſchon längſt geblutet hätte auf dem Greveplatz, ſtünde ſeine That nicht in Beziehung mit dem dicht verſchleierten Geheimniß, das bisher ſo bedrohlich über ganz Paris waltete. Olivier gehört offenbar zu jener verruchten Bande, die alle Aufmerkſamkeit, alle Mühe, alles Forſchen der Gerichtshöfe verſpottend ihre Streiche ſicher und ungeſtraft zu führen wußte. Durch ihn wird — muß Alles klar werden. Die Wunde Cardillac's iſt denen ganz ähnlich, die alle auf den Straßen, in den Häuſern Ermordeten und Beraubten trugen. Dann aber das Entſcheidendſte: ſeit der Zeit, daß Olivier Bruſſon verhaftet iſt, haben alle Mordthaten, alle Beraubungen aufgehört. Sicher ſind die Straßen zur Nachtzeit wie am Tage. Beweis genug, daß Olivier vielleicht an der Spitze jener Mordbande ſtand. Noch will er nicht bekennen, aber es gibt Mittel, ihn ſprechen zu machen wider ſeinen Willen. — Und Madelon, rief die Scudery, und Madelon, die treue, unſchuldige Taube! — Ei, ſprach la Regnie mit einem giftigen Lächeln, ei, wer ſteht mir dafür, daß ſie nicht mit im Complott iſt? Was iſt ihr an dem Vater gelegen; nur dem Mordbuben gelten ihre Thränen. — Was ſagt Ihr? ſchrie die Scudery, es iſt nicht möglich; den Vater! dieſes Mädchen! — O! fuhr la Regnie fort, o! denkt doch nur an die Brinvillier! Ihr möget es mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht bald genöthigt ſehe, Euch Euern Schützling zu entreißen und in die Conciergerie werfen zu laſſen. — Der Scudery ging ein Grauſen an bei dieſem entſetzlichen Verdacht. Es war ihr, als könne vor dieſem ſchrecklichen Manne keine Treue, keine Tugend beſtehen, als ſpähe er in den tiefſten, geheimſten Gedanken Mord und Blutſchuld. Sie ſtand auf. Seid menſchlich, das war Alles, was ſie beklommen, mühſam athmend hervorbringen konnte. Schon im Begriffe, die Treppe hinabzuſteigen, bis zu der der Präſident ſie mit ceremoniöſer Artigkeit begleitet hatte, kam ihr, ſelbſt wußte ſie nicht wie, ein ſeltſamer Gedanke. Würd' es mir wohl erlaubt ſein, den unglücklichen Olivier Bruſſon zu ſehen? ſo fragte ſie den Präſidenten, ſich raſch umwendend. Dieſer ſchaute ſie mit bedenklicher Miene an, dann verzog ſich ſein Geſicht in jenes widrige Lächeln, das ihm eigen. Gewiß, ſprach er, gewiß wollt Ihr nun, mein würdiges Fräulein, Euerm Gefühl, der innern Stimme mehr vertrauend als dem, was vor unſern Augen geſchehen, ſelbſt Olivier's Schuld oder Unſchuld prüfen. Scheut Ihr nicht den düſtern Aufenthalt des Verbrechens, iſt es Euch nicht gehäſſig, die Bilder der Verworfenheit in allen

Abſtufungen zu ſehen, ſo ſollen für Euch in zwei Stunden die Thore der Conciergerie offen ſein. Man wird Euch dieſen Olivier, deſſen Schickſal Eure Theilnahme erregt, vorſtellen.

In der That konnte ſich die Scudery von der Schuld des jungen Menſchen nicht überzeugen. Alles ſprach wider ihn, ja kein Richter in der Welt hätte anders gehandelt, wie la Regnie, bei ſolch entſcheidenden Thatſachen. Aber das Bild häuslichen Glücks, wie es Madelon mit den lebendigſten Zügen der Scudery vor Augen geſtellt, überſtrahlte jeden böſen Verdacht, und ſo mochte ſie lieber ein unerklärliches Geheimniß annehmen, als daran glauben, wogegen ihr ganzes Inneres ſich empörte.

Sie gedachte, ſich von Olivier noch einmal Alles, wie es ſich in jener verhängnißvollen Nacht begeben, erzählen zu laſſen und ſo viel möglich in ein Geheimniß zu dringen, das vielleicht den Richtern verſchloſſen geblieben, weil es werthlos ſchien, ſich weiter darum zu bekümmern.

In der Conciergerie angekommen, führte man die Scudery in ein großes helles Gemach. Nicht lange darauf vernahm ſie Kettengeraſſel. Olivier Bruſſon wurde gebracht. Doch ſo wie er in die Thüre trat, ſank auch die Scudery ohnmächtig nieder. Als ſie ſich erholt hatte, war Olivier verſchwunden. Sie verlangte mit Heftigkeit, daß man ſie nach dem Wagen bringe, fort, augenblicklich fort wollte ſie aus den Gemächern der frevelnden Verruchtheit. Ach! — auf den erſten Blick hatte ſie in Olivier Bruſſon den jungen Menſchen erkannt, der auf dem Pontneuf jenes Blatt ihr in den Wagen geworfen, der ihr das Käſtchen mit den Juwelen gebracht hatte. — Nun war ja jeder Zweifel gehoben, la Regnie's ſchreckliche Vermuthung ganz beſtätigt. Olivier Bruſſon gehört zu der fürchterlichen Mordbande, gewiß ermordete er auch den Meiſter! — Und Madelon? — So bitter noch nie vom innern Gefühl getäuſcht, auf den Tod angepackt von der hölliſchen Macht auf Erden, an deren Daſein ſie nicht geglaubt, verzweifelte die Scudery an aller Wahrheit. Sie gab Raum dem entſetzlichen Verdacht, daß Madelon mit verſchworen ſein und Theil haben könne an der gräßlichen Blutſchuld. Wie es denn geſchieht, daß der menſchliche Geiſt, iſt ihm ein Bild aufgegangen, emſig Farben ſucht und findet, es greller und greller auszumalen, ſo fand auch die Scudery, jeden Umſtand der That, Madelon's Betragen in den kleinſten Zügen erwägend, gar Vieles, jenen Verdacht zu nähren. So wurde Manches, was ihr bisher als Beweis der Unſchuld und Reinheit gegolten, ſicheres Merkmal frevelicher Bosheit, ſtudirter Heuchelei. Jener herzzerreißende Jammer, die blutigen Thränen konnten wohl erpreßt ſein von der Todesangſt, nicht den Geliebten bluten zu ſehen, nein — ſelbſt zu fallen unter der Hand des Henkers. Gleich ſich die Schlange, die ſie im Buſen nähre, vom Halſe zu ſchaffen: mit dieſem Entſchluß ſtieg die Scudery aus dem Wagen. In ihr Gemach eingetreten, warf Madelon ſich ihr zu Füßen. Die Himmelsaugen, ein Engel Gottes hat ſie nicht treuer, zu ihr emporgerichtet, die Hände vor der wallenden Bruſt zuſammengefaltet, jammerte und flehte ſie laut um Hülfe und Troſt. Die Scudery, ſich mühſam zuſammenfaſſend, ſprach, indem ſie dem Ton ihrer Stimme ſo viel Ernſt und Ruhe zu geben ſuchte, als ihr möglich: Geh — geh — tröſte dich nur über den Mörder, den die gerechte Strafe ſeiner Schandthaten erwartet. Die heilige Jungfrau möge verhüten, daß nicht auf dir ſelbſt eine Blutſchuld ſchwer laſte. — Ach! nun iſt Alles verloren! mit dieſem gellenden Ausrufe ſtürzte Madelon ohnmächtig zu Boden. Die Scudery überließ die Sorge um das Mädchen der Martiniere und entfernte ſich in ein anderes Gemach.

Ganz zerriſſen im Innern, entzweit mit allem Irdiſchen, wünſchte die Scudery, nicht mehr in einer Welt voll hölliſchen Truges zu leben. Sie klagte das Verhängniß an, das in bitterm Hohn ihr ſo viele Jahre vergönnt, ihren Glauben an Tugend und Treue zu ſtärken, und nun in ihrem Alter das ſchöne Bild vernichte, welches ihr im Leben geleuchtet.

Sie vernahm, wie die Maktiniere Madelon fortbrachte, die leiſe ſeufzte und jammerte: Ach! — auch ſie — auch ſie — haben die Grauſamen bethört! — Ich Elende! — armer unglücklicher Olivier! — Die Töne drangen der Scudery ins Herz, und aufs Neue regte ſich aus dem tiefſten Innern heraus die Ahnung eines

Geheimniſſes, der Glaube an Olivier's Unſchuld. Bedrängt von den widerſprechendſten Gefühlen, ganz außer ſich, rief die Scudery: Welcher Geiſt der Hölle hat mich in die entſetzliche Geſchichte verwickelt, die mir das Leben koſten wird! — In dem Augenblick trat Baptiſte hinein, bleich und erſchrocken, mit der Nachricht, daß Desgrais draußen ſei. Seit dem abſcheulichen Prozeß der la Voiſin war Desgrais' Erſcheinung in einem Hauſe der gewiſſe Vorbote irgend einer peinlichen Anklage, daher kam Baptiſte's Schreck, deshalb fragte ihn das Fräulein mit mildem Lächeln: was iſt dir, Baptiſte? Nicht wahr? der Name Scudery befand ſich auf der Liſte der la Voiſin? — Ach, um Chriſtus willen, erwiderte Baptiſte, am ganzen Leibe zitternd, wie möget Ihr nur ſo etwas ausſprechen, aber Desgrais — der entſetzliche Desgrais thut ſo geheimnißvoll, ſo dringend, er ſcheint es gar nicht erwarten zu können, Euch zu ſehen! — Nun, ſprach die Scudery, nun Baptiſte, ſo führt ihn nur gleich herein, den Menſchen, der Euch ſo fürchterlich iſt, und der *mir* wenigſtens keine Beſorgniß erregen kann. — Der Präſident, ſprach Desgrais, als er ins Gemach getreten, der Präſident la Regnie ſchickt mich zu Euch, mein Fräulein, mit einer Bitte, auf deren Erfüllung er gar nicht hoffen würde, kennte er nicht Eure Tugend, Euren Muth, läge nicht das letzte Mittel, eine böſe Blutſchuld an den Tag zu bringen, in Euern Händen, hättet Ihr nicht ſelbſt ſchon Theil genommen an dem böſen Prozeß, der die Chambre ardente, uns

Alle in Athem hält. Olivier Bruſſon, ſeitdem er Euch geſehen hat, iſt halb raſend. So ſehr er ſchon zum Bekenntniß ſich zu neigen ſchien, ſo ſchwört er doch jetzt aufs Neue bei Chriſtus und allen Heiligen, daß er an dem Morde Cardillac's ganz unſchuldig ſei, wiewohl er den Tod gern leiden wolle, den er verdient habe. Bemerkt, mein Fräulein, daß der letzte Zuſatz offenbar auf andere Verbrechen deutet, die auf ihm laſten. Doch vergebens iſt alle Mühe, nur ein Wort weiter herauszubringen, ſelbſt die Drohung mit der Tortur hat Nichts gefruchtet. Er fleht, er beſchwört uns, ihm eine Unterredung mit Euch zu verſchaffen, Euch nur, Euch allein will er Alles geſtehen. Laßt Euch herab, mein Fräulein, Bruſſon's Bekenntniß zu hören. — Wie! rief die Scudery ganz entrüſtet, ſoll ich dem Blutgericht zum Organ dienen, ſoll ich das Vertrauen des unglücklichen Menſchen mißbrauchen, ihn aufs Blutgerüſt zu bringen? Nein, Desgrais! mag Bruſſon auch ein verruchter Mörder ſein, nie wär' es mir doch möglich, ihn ſo ſpitzbübiſch zu hintergehen. Nichts mag ich von ſeinen Geheimniſſen erfahren, die wie eine heilige Beichte in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben würden. — Vielleicht, verſetzte Desgrais mit einem feinen Lächeln, vielleicht, mein Fräulein, ändert ſich Eure Geſinnung, wenn Ihr Bruſſon gehört habt. Batet Ihr den Präſidenten nicht ſelbſt, er ſollte menſchlich ſein? Er thut es, indem er dem thörichten Verlangen Bruſſon's nachgibt und ſo das letzte Mittel verſucht, ehe er die Tortur verhängt, zu der Bruſſon längſt reif iſt. — Die Scudery ſchrak unwillkürlich zuſammen. Seht, fuhr Desgrais fort, ſeht, würdige Dame, man wird Euch keineswegs zumuthen, noch einmal in jene finſtern Gemächer zu treten, die Euch mit Grauſen und Abſcheu erfüllen. In der Stille der Nacht, ohne alles Aufſehen bringt man Olivier Bruſſon wie einen freien Menſchen zu Euch in Euer Haus. Nicht einmal belauſcht, doch wohl bewacht, mag er Euch dann zwanglos Alles bekennen. Daß Ihr für Euch ſelbſt Nichts von dem Elenden zu fürchten habt, dafür ſtehe ich Euch mit meinem Leben ein. Er ſpricht von Euch mit inbrünſtiger Verehrung. Er ſchwört, daß nur das düſtre Verhängniß, welches ihm verwehrt habe, Euch früher zu ſehen, ihn in den Tod geſtürzt. Und dann ſteht es ja bei Euch, von dem, was Euch Bruſſon entdeckt, ſo viel zu ſagen, als Euch beliebt. Kann man Euch zu Mehrerem zwingen?

Die Scudery ſah tief ſinnend vor ſich nieder. Es war ihr, als müſſe ſie der höheren Macht gehorchen, die den Aufſchluß irgend eines entſetzlichen Geheimniſſes von ihr verlange, als könne ſie ſich nicht mehr den wunderbaren Verſchlingungen entziehen, in die ſie willenlos gerathen. Plötzlich entſchloſſen ſprach ſie mit Würde: Gott wird mir Faſſung und Standhaftigkeit geben; führt den Bruſſon her, ich will ihn ſprechen.

So wie damals, als Bruſſon das Käſtchen brachte, wurde um Mitternacht an die Hausthüre der Scudery gepocht. Baptiſte, von dem nächtlichen Beſuch unterrichtet, öffnete. Eiskalter Schauer überlief die Scuderi, als ſie an den leiſen Tritten, an dem dumpfen Gemurmel wahrnahm, daß die Wächter, die den Bruſſon gebracht, ſich in den Gängen des Hauſes vertheilten.

Endlich ging leiſe die Thüre des Gemachs auf. Desgrais trat herein, hinter ihm Olivier Bruſſon, feſſelfrei, in anſtändigen Kleidern. Hier iſt, ſprach Desgrais, ſich ehrerbietig verneigend, hier iſt Bruſſon, mein würdiges Fräulein, und verließ das Zimmer.

Bruſſon ſank vor der Scuderi nieder auf beide Kniee, flehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Thränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi ſchaute erblaßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbſt bei den entſtellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz verzerrten Zügen ſtrahlte der reine Ausdruck des treuſten Gemüths aus dem Jünglingsantlitz. Je länger die Scuderi ihre Augen auf Bruſſon's Geſicht ruhen ließ, deſto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Perſon hervor, auf die ſie ſich nur nicht deutlich zu beſinnen vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, ſie vergaß, daß Cardillac's Mörder vor ihr kniee, ſie ſprach mit dem anmuthigen Ton des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: Nun, Bruſſon, was habt Ihr mir zu ſagen? Dieſer, noch immer knieend, ſeufzte auf vor tiefer inbrünſtiger Wehmuth und ſprach dann: O mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, iſt denn jede Spur der Erinnerung an mich verflogen?

Die Scudery, ihn noch aufmerkſamer betrachtend, erwiderte, daß ſie allerdings in ſeinen Zügen eine Aehnlichkeit mit einer von ihr geliebten Perſon gefunden, und daß er nur dieſer Aehnlichkeit es verdanke, wenn ſie den tiefen Abſcheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Bruſſon, ſchwer verletzt durch dieſe Worte, erhob ſich ſchnell und trat, den finſtern Blick zu Boden geſenkt, einen Schritt zurück. Dann ſprach er mit dumpfer Stimme: Habt Ihr denn Anne Guiot ganz vergeſſen? — Ihr Sohn Olivier, — der Knabe, den Ihr oft auf Euern Knieen ſchaukeltet, iſt es, der vor Euch ſteht. — O um aller Heiligen willen, rief die Scudery, indem ſie, mit beiden Händen das Geſicht bedeckend, in die Polſter zurückſank. — Das Fräulein hatte wohl Urſache genug, ſich auf dieſe Weiſe zu entſetzen. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scudery, die ſie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als ſie nun herangewachſen, fand ſich ein hübſcher ſittiger Jüngling, Claude Bruſſon geheißen, ein, der um das Mädchen warb. Da er ein grundgeſchickter Uhrmacher war, der ſein reichliches Brod in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich lieb gewonnen hatte, ſo trug die Scudery gar kein Bedenken, in die Heirath ihrer Pflegetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten ſich ein, lebten in ſtiller, glücklicher Häuslichkeit, und was den Liebesbund noch feſter knüpfte, war die Geburt eines wunderſchönen Knaben, der holden Mutter treues Ebenbild.

Einen Abgott machte die Scudery aus dem kleinen Olivier, den ſie Stunden, Tage lang der Mutter entriß, um ihn zu liebkoſen, zu hätſcheln. Daher kam es, daß der Junge ſich ganz an ſie gewöhnte und eben ſo gern bei ihr war, als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brodneid der Kunſtgenoſſen Bruſſon's es dahin brachte, daß ſeine Arbeit mit jedem Tage abnahm, ſo daß er zuletzt kaum ſich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnſucht nach ſeinem ſchönen heimathlichen Genf, und ſo geſchah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Widerſtrebens der Scudery, die alle nur mögliche Unterſtützung verſprach, unerachtet. Noch ein paarmal ſchrieb Anne an ihre Pflegemutter, dann ſchwieg ſie, und dieſe mußte glauben, daß das glückliche Leben in Bruſſon's Heimat das Andenken an die früher verlebten Tage nicht mehr aufkommen laſſe.

Es waren jetzt gerade drei und zwanzig Jahre her, als Bruſſon mit ſeinem Weibe und Kinde Paris verlaſſen und nach Genf gezogen.

O entſetzlich, rief die Scudery, als ſie ſich einigermaßen wieder erholt hatte, o entſetzlich! — Olivier biſt du? — der Sohn meiner Anne! — Und jetzt! — Wohl, verſetzte Olivier ruhig und gefaßt, wohl, mein würdiges Fräulein, hättet Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichſte Mutter hätſcheltet, dem Ihr, auf Euerm Schooß ihn ſchaukelnd, Näſcherei auf Näſcherei in den Mund ſtecktet, dem Ihr die ſüßeſten Namen gabt, zum Jünglinge gereift dereinſt vor Euch ſtehen würde, gräßlicher Blutſchuld angeklagt! — Ich bin nicht vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich mit Recht eines Verbrechens zeihen; aber, ſo wahr ich ſelig zu ſterben hoffe, ſei es auch durch des Henkers Hand, rein bin ich von jeder Blutſchuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verſchulden fiel der unglückliche Cardillac! — Olivier gerieth bei dieſen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillſchweigend wies die Scudery auf einen kleinen Seſſel, der Olivier zur Seite ſtand. Er ließ ſich langſam nieder.

Ich hatte Zeit genug, fing er an, mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Gunſt des verſöhnten Himmels betrachte, vorzubereiten und ſo viel Ruhe und Faſſung zu gewinnen, als nöthig, Euch die Geſchichte meines entſetzlichen, unerhörten Mißgeſchicks zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, ſo ſehr Euch auch die Entdeckung eines Geheimniſſes, das Ihr gewiß nicht geahnet, überraſchen, ja mit Grauſen erfüllen mag. Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlaſſen! So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den troſtloſen Eltern mit Thränen benetzt, von ihren Klagen, die ich nicht verſtand, ſelbſt zu Thränen gebracht. Später kam mir das deutliche Gefühl, das volle Bewußtſein des drückendſten Mangels, des tiefen Elends, in dem meine Eltern lebten. Mein Vater fand ſich in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Von tiefem Gram niedergebeugt, erdrückt, ſtarb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldſchmied als Lehrjungen unterzubringen. Meine Mutter ſprach viel von Euch, ſie wollte Euch Alles klagen, aber dann überfiel ſie die Muthloſigkeit, welche vom Elend erzeugt wird. Das und auch wohl falſche Scham, die oft an dem todtwunden Gemüthe nagt, hielt ſie von ihrem Entſchluß zurück. Wenige Monden nach dem Tode meines Vaters folgte ihm meine Mutter in's Grab. — Arme Anne! arme Anne! rief die Scudery vom Schmerz überwältigt. — Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß ſie hinüber iſt und nicht fallen ſieht den geliebten Sohn unter der Hand des Henkers, mit Schande gebrandmarkt! So ſchrie Olivier laut auf, indem er einen wilden, entſetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. Ho, ho, ſprach Olivier mit einem bitteren Lächeln, Desgrais weckt ſeine Spießgeſellen, als ob ich hier entfliehen könnte. Doch weiter! Ich wurde von meinem Meiſter hart gehalten, unerachtet ich bald am Beſten arbeitete, ja wohl endlich den Meiſter weit übertraf. Es begab ſich, daß einſt ein Fremder in unſere Werkſtatt kam, um einiges Geſchmeide zu kaufen. Als Der nun einen ſchönen Halsſchmuck ſah, den ich gearbeitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene auf die Schultern, indem er, den Schmuck beäugelnd, ſprach: Ei, ei, mein junger Freund, das iſt ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich wüßte in der That nicht, wer Euch noch anders übertreffen ſollte, als René

Cardillac, der freilich der erſte Goldſchmied iſt, den es auf der Welt giebt. Zu dem ſolltet Ihr hingehen; mit Freuden nimmt er Euch in ſeine Werkſtatt, denn nur Ihr könnt ihm beiſtehen in ſeiner kunſtvollen Arbeit, und nur von ihm allein könnt Ihr dagegen noch lernen. Die Worte des Fremden waren tief in meine Seele gefallen. Ich hatte keine Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von meinem Meiſter los zu machen. Ich kam nach Paris. René Cardillac empfing mich kalt und barſch. Ich ließ nicht nach, er mußte mir Arbeit geben, ſo geringfügig ſie auch ſein mochte. Ich ſollte einen kleinen Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, ſah er mich ſtarr an mit ſeinen funkelnden Augen, als wollt' er hineinſchauen in mein Innerſtes. Dann ſprach er: Du biſt ein tüchtiger, wackerer Geſelle, du kannſt zu mir ziehen und mir helfen in der Werkſtatt. Ich zahle dir gut, du wirſt mit mir zufrieden ſein. Cardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon geſehen zu haben, die, irr' ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Muhme Cardillac's damals ſich aufhielt. Endlich kam ſie. O du ewige Macht des Himmels, wie geſchah mir, als ich das Engelsbild ſah! Hat je ein Menſch ſo geliebt als ich! Und nun — ! O Madelon!

Olivier konnte vor Wehmuth nicht weiter ſprechen. Er hielt beide Hände vor's Geſicht und ſchluchzte heftig. Endlich mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßt, niederkämpfend, ſprach er weiter.

Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkſtatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre Liebe. So ſtreng der Vater uns bewachte, mancher verſtohlene Händedruck galt als Zeichen des geſchloſſenen Bundes, Cardillac ſchien Nichts zu merken. Ich gedachte, hätte ich erſt ſeine Gunſt gewonnen, und konnte ich die Meiſterſchaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine Arbeit beginnen wollte, trat Cardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finſtern Blick. Ich bedarf deiner Arbeit nicht mehr, fing er an, fort aus dem Hauſe noch in dieſer Stunde, und laß dich nie mehr vor meinen Augen ſehen. Warum ich dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich dir nicht zu ſagen. Für dich armen Schlucker hängt die ſüße Frucht zu hoch, nach der du trachteſt! Ich wollte reden, er packte mich aber mit ſtarker Fauſt und warf mich zur Thüre hinaus, daß ich niederſtürzte und mich hart verwundete an Kopf und Arm. — Empört, zerriſſen vom grimmen Schmerz verließ ich das Haus und fand endlich am äußerſten Ende der Vorſtadt St. Martin einen gutmüthigen Bekannten, der mich aufnahm in ſeine Bodenkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Raſt. Zur Nachtzeit umſchlich ich Cardillac's Haus, wähnend, daß Madelon meine Seufzer, meine Klagen vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenſter herab unbelauſcht zu ſprechen. Allerlei verworrene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich ſie zu bereden hoffte.

An Cardillac's Haus in der Straße Nicaiſe ſchließt ſich eine hohe Mauer mit Blenden und alten, halb zerſtückelten Steinbildern darin. Dicht bei einem ſolchen Steinbilde ſtehe ich in einer Nacht und ſehe hinauf nach den Fenſtern des Hauſes, die in den Hof gehen, den die Mauer einſchließt. Da gewahre ich plötzlich Licht in Cardillac's Werkſtatt. Es iſt Mitternacht, nie war ſonſt Cardillac zu dieſer Stunde wach, er pflegte ſich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pocht das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereigniß, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verſchwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch entſetzt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als ſei das Bild lebendig worden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahre ich nun, daß der Stein ſich langſam dreht und hinter demſelben eine finſtere Geſtalt hervorſchlüpft, die leiſen Trittes die Straße hinabgeht. Ich ſpringe an das Steinbild hinan, es ſteht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkürlich, wie von einer innern Macht getrieben, ſchleiche ich hinter der Geſtalt her. Gerade bei einem Marienbilde ſchaut die Geſtalt ſich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr ins Antlitz. Es iſt Cardillac! Eine unbegreifliche Angſt, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber feſtgebannt muß ich fort — nach — dem geſpenſtiſchen Nachtwanderer. Dafür halte ich den Meiſter, unerachtet nicht die Zeit des Vollmonds iſt, in der ſolcher Spuk die Schlafenden bethört. Endlich verſchwindet Cardillac ſeitwärts in den tiefen Schatten. An einem kleinen, wiewohl bekannten Räuspern gewahre ich indeſſen, daß er in die Einfahrt eines Hauſes getreten iſt. Was bedeutet das, was wird er beginnen? — So frage ich mich ſelbſt voll Erſtaunen und drücke mich dicht an die Häuſer. Nicht lange dauert's, ſo kommt ſingend und trillerirend ein Mann daher mit leuchtendem Federbuſch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf ſeinen Raub, ſtürzt ſich Cardillac aus ſeinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demſelben Augenblick röchelnd zu Boden ſinkt. Mit einem Schrei des Entſetzens ſpringe ich heran, Cardillac iſt über den Mann, der zu Boden liegt, her. Meiſter Cardillac, was thut Ihr! rufe ich laut. Vermaledeiter! brüllt Cardillac, rennt mit Blitzesſchnelle bei mir vorbei und verſchwindet. Ganz außer mir, kaum der Schritte mächtig, nähere ich mich dem Niedergeworfenen. Ich kniee bei ihm nieder, vielleicht, denk' ich, iſt er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens iſt mehr in ihm. In meiner Todesangſt gewahre ich kaum, daß mich die Marechauſſee umringt hat. Schon wieder einer von den Teufeln niedergeſtreckt — he he — junger Menſch, was machſt du da — biſt einer von der Bande? — fort mit dir! — So ſchreien ſie durcheinander und packen mich an. Kaum vermag ich zu ſtammeln, daß ich ſolche gräßliche Unthat ja gar nicht hätte begehen können, und daß ſie mich im Frieden ziehen laſſen möchten. Da leuchtet mir einer ins Geſicht und ruft lachend: Das iſt Olivier Bruſſon, der Goldſchmiedsgeſelle, der bei unſerm ehrlichen, braven Meiſter René Cardillac arbeitet! — ja, der wird die Leute auf der Straße morden! — ſieht mir recht darnach aus — iſt recht nach der Art der Mordbuben, daß ſie beim Leichnam lamentiren und ſich fangen laſſen werden. — Wie war's, Junge? Erzähle dreiſt. — Dicht vor mir, ſprach ich, ſprang ein Menſch auf Den dort los, ſtieß ihn nieder und rannte blitzſchnell davon, als ich laut aufſchrie. Ich wollt' doch ſehen, ob der Niedergeworfene noch zu retten wäre. Nein, mein Sohn, ruft einer von denen, die den Leichnam aufgehoben, der iſt hin, durchs Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchſtich. Teufel, ſpricht ein Anderer, kamen wir doch wieder zu ſpät, wie vorgeſtern; damit entfernten ſie ſich mit dem Leichnam.

Wie mir zu Muthe war, kann ich gar nicht ſagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böſer Traum mich necke, es war mir, als müßt' ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. — Cardillac — der Vater meiner Madelon, ein verruchter Mörder! — Ich war kraftlos auf die ſteinernen Stufen eines Hauſes geſunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Offiziershut, reich mit Federn geſchmückt, lag vor mir auf dem Pflaſter. Cardillac's blutige That, auf der Stelle begangen, wo ich ſaß, ging vor mir hell auf. Entſetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe beſinnungslos, ſitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Thür auf, und René Cardillac trat herein. Um Chriſtus willen! was wollt Ihr? ſchrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutſeligkeit, die meinen innern Abſcheu vermehrt. Er rückt einen alten gebrechlichen Schemel heran und ſetzt ſich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. Nun, Olivier, fängt er an, wie geht es dir, armer Junge? Ich habe mich in der That garſtig übereilt, als ich dich aus dem Hauſe ſtieß, du fehlſt mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hülfe gar nicht vollenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkſtatt arbeiteteſt? — Du ſchweigſt? — Ja, ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verhehlen wollt' ich's dir, daß ich auf dich zornig war, wegen der Liebelei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher und gefunden, daß bei deiner Geſchicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen beſſern Eidam wünſchen kann als eben dich. Komm alſo mit mir und ſiehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magſt.

Cardillac's Worte durchſchnitten mir das Herz, ich erbebte vor ſeiner Bosheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. Du zauderſt, fuhr er nun fort mit ſcharfem Ton, indem ſeine funkelnden Augen mich durchbohren, du zauderſt? — du kannſt vielleicht heute noch nicht mit mir kommen, du haſt andere Dinge vor! — du willſt vielleicht Desgrais beſuchen oder dich gar einführen laſſen bei d'Argenſon oder la Regnie. Nimm dich in Acht, Burſche, daß die Krallen, die du hervorlocken willſt zu anderer Leute Verderben, dich nicht ſelbſt faſſen und zerreißen. — Da macht ſich mein tief empörtes Gemüth plötzlich Luft. Mögen die, rufe ich, mögen die, die ſich gräßlicher Unthat bewußt ſind, jene Namen fürchten, die Ihr eben nanntet, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu ſchaffen. — Eigentlich, ſpricht Cardillac weiter, eigentlich, Olivier, macht es dir Ehre, wenn du bei mir arbeiteſt, bei mir, dem berühmteſten Meiſter ſeiner Zeit, überall hochgeachtet wegen ſeiner Treue und Rechtſchaffenheit, ſo daß jede böſe Verläumdung ſchwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verläumders. Was nun Madelon betrifft, ſo muß ich dir nur geſtehen, daß du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankſt. Sie liebt dich mit einer Heftigkeit, die ich dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich als du fort warſt, fiel ſie mir zu Füßen, umſchlang meine Kniee und geſtand unter tauſend Thränen, daß ſie ohne dich nicht leben könne. Ich dachte, ſie bilde ſich das nur ein, wie es denn bei jungen verliebten Dingern zu geſchehen pflegt, daß ſie gleich ſterben wollen, wenn das erſte Milchgeſicht ſie freundlich angeblickt. Aber in der That, meine Madelon wurde ſiech und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief ſie hundertmal deinen Namen. Was konnt' ich endlich thun, wollt' ich ſie nicht verzweifeln laſſen? Geſtern

Abend ſagt' ich ihr, ich willige in Alles und werde dich heute holen. Da iſt ſie über Nacht aufgeblüht, wie eine Roſe, und harrt nun auf dich ganz außer ſich vor Liebesſehnſucht. — Mag es mir die ewige Macht des Himmels verzeihen, aber ſelbſt weiß ich nicht, wie es geſchah, daß ich plötzlich in Cardillac's Hauſe ſtand, daß Madelon laut aufjauchzend: Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gatte! auf mich geſtürzt, mich mit beiden Armen umſchlang, mich feſt an ihre Bruſt drückte, daß ich im Uebermaß des höchſten Entzückens bei der Jungfrau und allen Heiligen ſchwor, ſie nimmer, nimmer zu verlaſſen.

Erſchüttert von dem Andenken an dieſen entſcheidenden Augenblick mußte Olivier inne halten. Die Scudery, von Grauſen erfüllt über die Unthat eines Mannes, den ſie für die Tugend, die Rechtſchaffenheit ſelbſt gehalten, rief: Entſetzlich! René Cardillac gehört zu der Mordbande, die unſere gute Stadt ſo lange zur Räuberhöhle machte? — Was ſagt Ihr, mein Fräulein, ſprach Olivier, zur Bande? Nie hat es eine ſolche Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verruchter Thätigkeit in der ganzen Stadt ſeine Schlachtopfer ſuchte und fand. Daß er es allein war, darin liegt die Sicherheit, womit er ſeine Streiche führte, die unüberwundene Schwierigkeit, dem Mörder auf die Spur zu kommen. Doch laßt mich fortfahren, der Verfolg wird Euch die Geheimniſſe des verruchteſten und zugleich unglücklichſten aller Menſchen aufklären. Die Lage, in der ich mich nun bei dem Meiſter befand, Jeder mag die ſich leicht denken. Der Schritt war geſchehen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als ſei ich ſelbſt Cardillac's Mordgehülfe geworden, nur in Madelon's Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jede äußere Spur namenloſen Grams weg zu tilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkſtatt, nicht ins Antlitz vermochte ich ihm zu ſchauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grauſen, das mich durchbebte in der Nähe des entſetzlichen Menſchen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht ſeine Unthaten verſchleierte. Madelon, das fromme, engelsreine Kind, hing an ihm mit abgöttiſcher Liebe. Das Herz durchbohrt' es mir, wenn ich daran dachte, daß, träfe einmal die Rache den entlarvten Böſewicht, ſie ja, mit aller hölliſchen Liſt des Satans getäuſcht, der gräßlichſten Verzweiflung unterliegen müſſe. Schon das verſchloß mir den Mund, und hätt' ich den Tod des Verbrechers darum dulden müſſen. Unerachtet ich aus den Reden der Marechauſſee genug entnehmen konnte, waren mir Cardillac's Unthaten, ihr Motiv, die Art, ſie auszuführen, ein Räthſel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Cardillac, der ſonſt, meinen Abſcheu erregend, bei der Arbeit in der heiterſten Laune ſcherzte und lachte, ſehr ernſt und in ſich gekehrt. Plötzlich warf er das Geſchmeide, woran er eben arbeitete, bei Seite, daß Steine und Perlen auseinander rollten, ſtand heftig auf und ſprach: Olivier! — es kann zwiſchen uns Beiden nicht ſo bleiben, dies Verhältniß iſt mir unerträglich. Was der feinſten Schlauigkeit Desgrais' und ſeiner Spießgeſellen nicht gelang, zu entdecken, das ſpielte dir der Zufall in die Hände. Du haſt mich geſchaut in der nächtlichen Arbeit, zu der mich mein böſer Stern treibt, kein Widerſtand iſt möglich. Auch dein böſer Stern war es, der dich mir folgen ließ, der dich in undurchdringliche Schleier hüllte, der deinem Fußtritt die Leichtigkeit gab, daß du unhörbar wandelteſt wie das kleinſte Thier, ſo daß ich, der ich in der tiefſten Nacht klar ſchaue wie der Tiger, der ich Straßen weit das kleinſte Geräuſch, das Sumſen der Mücke vernehme, dich nicht bemerkte. Dein böſer Stern hat dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrath iſt, ſo wie du jetzt ſtehſt, nicht mehr zu denken. Darum magſt du Alles wiſſen. — Nimmermehr werd' ich dein Gefährte ſein, heuchleriſcher Böſewicht! ſo wollt' ich aufſchreien, aber das innere Entſetzen, das mich bei Cardillac's Worten erfaßt, ſchnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverſtändlichen Laut auszuſtoßen. Cardillac ſetzte ſich wieder in ſeinen Arbeitsſtuhl. Er trocknete ſich den Schweiß von der Stirne. Er ſchien, von der Erinnerung des Vergangenen hart berührt, ſich mühſam zu faſſen. Endlich fing er an: Weiſe Männer ſprechen viel von den ſeltſamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig ſind, von dem wunderbaren Einfluß ſolch lebhaften, willenloſen Eindrucks von außen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzählte man mir eine wunderliche Geſchichte. Als die mit mir im erſten Monat ſchwanger ging, ſchaute ſie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffeſt zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Cavalier in ſpaniſcher Kleidung mit einer blitzenden Juwelenkette um den Hals, von der ſie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Weſen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdiſches Gut dünkten. Derſelbe Cavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheirathet, ihrer Tugend nachgeſtellt, war aber mit Abſcheu zurückgewieſen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als ſei er im Glanz der ſtrahlenden Diamanten ein Weſen höherer Art der Inbegriff aller Schönheit. Der Cavalier bemerkte die ſehnſuchtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu ſein, als vormals. Er wußte ſich ihr zu nähern, noch mehr, ſie von ihren Bekannten fort an einen einſamen Ort zu locken. Dort ſchloß er ſie brünſtig in ſeine Arme, meine Mutter faßte nach der ſchönen Kette, aber in demſelben Augenblick ſank er nieder und riß meine Mutter mit ſich zu Boden. Sei es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Urſache, genug, er war todt. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, ſich den im Todeskrampf erſtarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloſchen, auf ſie gerichtet, wälzte der Todte ſich mit ihr auf dem Boden. Ihr gellendes Hülfsgeſchrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und ſie retteten aus den Armen des grauſigen Liebhabers. Das Entſetzen warf meine Mutter auf ein ſchweres Krankenlager. Man gab ſie, mich verloren, doch ſie geſundete, und die Entbindung war glücklicher, als man je hatte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatten mich getroffen. Mein böſer Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeſchoſſen, der in mir eine der ſeltſamſten und verderblichſten Leidenſchaften entzündete. Schon in der früheſten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geſchmeide über Alles. Man hielt das für gewöhnliche kindiſche Neigung. Aber es zeigte ſich anders, denn als Knabe ſtahl ich Gold und Juwelen, wo ich ſie habhaft werden konnte. Wie der geübteſte Kenner unterſchied ich aus Inſtinct unechtes Geſchmeide von echtem. Nur dieſes lockte mich, unechtes, ſo wie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grauſamſten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborne Begierde weichen. Um nur mit Gold und edlen Steinen handthieren zu können, wandte ich mich zur Goldſchmieds-Profeſſion. Ich arbeitete mit Leidenſchaft und wurde bald der erſte Meiſter dieſer Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborne Trieb, ſo lange niedergedrückt, mit Gewalt empordrang und mit Macht wuchs, Alles um ſich her wegzehrend. So wie ich ein Geſchmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Troſtloſigkeit, die mir Schlaf, Geſundheit, Lebensmuth raubte. Wie ein Geſpenſt ſtand Tag und Nacht die Perſon, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geſchmückt mit meinem Geſchmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es iſt ja dein — es iſt ja dein — nimm es doch — was ſollen die Diamanten dem Todten! — Da legt' ich mich endlich auf Diebeskünſte. Ich hatte Zutritt in den Häuſern der Großen, ich nützte ſchnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerſtand meinem Geſchick, und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb ſelbſt das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ ſich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Ho ho, dein Geſchmeide trägt ein Todter! — Selbſt wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unausſprechlichen Haß auf Die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja, im tiefſten Innern regte ſich eine Mordluſt gegen ſie, vor der ich ſelbſt erbebte. — In dieſer Zeit kaufte ich dieſes Haus. Ich war mit dem Beſitzer Handels einig geworden, hier in dieſem Gemach ſaßen wir erfreut über das geſchloſſene Geſchäft beiſammen und tranken eine Flaſche Wein. Es war Nacht worden, ich wollte aufbrechen, da ſprach mein Verkäufer: Hört, Meiſter René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch mit einem Geheimniß dieſes Hauſes bekannt machen. Darauf ſchloß er jenen in die Mauer eingeführten Schrank auf, ſchob die Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, bückte ſich nieder, hob eine Fallthür auf. Eine ſteile, ſchmale

Treppe ſtiegen wir hinab, kamen an ein ſchmales Pförtchen, das er aufſchloß, traten hinaus in den freien Hof. Nun ſchritt der alte Herr, mein Verkäufer, hinan an die Mauer, ſchob an einem nur wenig hervorragenden Eiſen, und alsbald drehte ſich ein Stück Mauer los, ſo daß ein Menſch bequem durch die Oeffnung ſchlüpfen und auf die Straße gelangen konnte. Du magſt einmal das Kunſtſtück ſehen, Olivier, das wahrſcheinlich ſchlaue Mönche des Kloſters, welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und einſchlüpfen zu können. Es iſt ein Stück Holz, nur von außen gemörtelt und getüncht, in das von außenher eine Bildſäule, auch nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt iſt, welches ſich mit ſammt der Bildſäule auf verborgenen Angeln dreht. Dunkle Gedanken ſtiegen in mir auf, als ich dieſe Einrichtung ſah, es war mir, als ſei vorgearbeitet ſolchen Thaten, die mir ſelbſt noch Geheimniß blieben. Eben hatt' ich einem Herrn vom Hofe einen reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer Operntänzerin beſtimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Geſpenſt hielt ſich an meine Schritte — der liſpelnde Satan an mein Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angſtſchweiß gebadet, wälzte ich mich ſchlaflos auf dem Lager. Ich ſeh' im Geiſt den Menſchen zu der Tänzerin ſchleichen mit meinem Schmuck. Voller Wuth ſpringe ich auf — werfe den Mantel um — ſteige herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der Straße Nicaiſe. — Er kommt, ich falle über ihn her, er ſchreit auf, doch von hinten feſtgepackt, ſtoße ich ihm den Dolch ins Herz — der Schmuck iſt mein! — Dies gethan, fühlte ich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in meiner Seele, wie ſonſt niemals. Das Geſpenſt war verſchwunden, die Stimme des Satans ſchwieg. Nun wußte ich, was mein böſer Stern wollte, ich mußt' ihm nachgeben oder untergehen. Du begreifſt jetzt mein ganzes Thun und Treiben, Olivier! Glaube nicht, daß ich darum, weil ich thun muß, was ich nicht laſſen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des Erbarmens, was in der Natur des Menſchen bedingt ſein ſoll, rein entſagt habe. Du weißt, wie ſchwer es mir wird, einen Schmuck abzuliefern; wie ich für Manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja wie ich ſogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Geſpenſt verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Fauſtſchlage bewenden laſſe, der den Beſitzer meines Kleinods zu Boden ſtreckt und mir dieſes in die Hand liefert. — Dies alles geſprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick ſeines Juwelen-Cabinets. Der König beſitzt es nicht reicher. Bei jedem Schmuck war auf einem kleinen daran gehängten Zettel genau bemerkt, für wen es gearbeitet, wann es durch Diebſtahl, Raub oder Mord genommen worden. An deinem Hochzeitstage, ſprach Cardillac dumpf und feierlich, an deinem Hochzeitstage, Olivier, wirſt du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Chriſtus Bild, einen heiligen Eid ſchwören, ſo wie ich geſtorben, alle dieſe Reichthümer in Staub zu vernichten durch Mittel, die ich dir dann bekannt machen werde. Ich will nicht, daß irgend ein menſchlich Weſen, und am wenigſten Madelon und du, in den Beſitz des mit Blut erkauften Horts komme. — Gefangen in dieſem Labyrinth des Verbrechens, zerriſſen von Liebe und Abſcheu, von Wonne und Entſetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen feſtgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem ſich alle Seligkeit des hohen Himmels abſpiegelt, wird ihm zur grimmigſten ſeiner Qualen. Ich dachte an Flucht — ja an Selbſtmord — aber Madelon! — Tadelt mich, tadelt mich, mein würdiges Fräulein, daß ich zu ſchwach war, mit Gewalt eine Leidenſchaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen feſſelte; aber büße ich nicht dafür mit ſchmachvollem Tode? — Eines Tages kam Cardillac nach Hauſe ungewöhnlich heiter. Er liebkoſ'te Madelon, warf mir die freundlichſten Blicke zu, trank bei Tiſche eine Flaſche edlen Weins, wie er es nur an hohen Feſt- und Feiertagen zu thun pflegte, ſang und jubilirte. Madelon hatte uns verlaſſen, ich wollte in die Werkſtatt. Bleib ſitzen, Junge, rief Cardillac, heut keine Arbeit mehr, laß uns noch eins trinken auf das Wohl der allerwürdigſten, vortrefflichſten Dame in Paris. Nachdem ich mit ihm angeſtoßen und er ein volles Glas geleert hatte, ſprach er: Sag an, Olivier! wie gefallen dir die Verſe:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

Er erzählte nun, was ſich in den Gemächern der Maintenon mit Euch und dem Könige begeben und fügte hinzu, daß er Euch von jeher verehrt habe, wie ſonſt kein menſchliches Weſen, und daß Ihr, mit ſolch hoher Tugend begabt, vor der der böſe Stern kraftlos erbleiche, ſelbſt den ſchönſten von ihm gefertigten Schmuck tragend niemals ein böſes Geſpenſt, Mordgedanken in ihm erregen würdet. Höre, Olivier, ſprach er, wozu ich entſchloſſen. Vor langer Zeit ſollt' ich Halsſchmuck und Armbänder fertigen für Henriette von England und ſelbſt die Steine dazu liefern. Die Arbeit gelang mir wie keine andere, aber es zerriß mir die Bruſt, wenn ich daran dachte, mich von dem Schmuck, der mein Herzenskleinod geworden, trennen zu müſſen. Du weißt der Prinzeſſin unglücklichen Tod durch Meuchelmord. Ich behielt den Schmuck und will ihn als ein Zeichen meiner Ehrfurcht, meiner Dankbarkeit dem Fräulein von Scudery ſenden im Namen der verfolgten Bande. Außerdem, daß die Scudery das ſprechende Zeichen ihres Triumphs erhält, verhöhne ich auch Desgrais und ſeine Geſellen, wie ſie es verdienen. Du ſollſt ihr den Schmuck hintragen. — So wie Cardillac Euern Namen nannte, Fräulein, war es, als würden ſchwarze Schleier weggezogen und das ſchöne, lichte Bild meiner glücklichen frühen Kinderzeit ginge wieder auf in bunten glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Troſt in meine Seele, ein Hoffnungsſtrahl, vor dem die finſtern Geiſter ſchwanden. Cardillac mochte den Eindruck, den ſeine Worte auf mich gemacht, wahrnehmen und nach ſeiner Art deuten. Dir ſcheint, ſprach er, mein Vorhaben zu behagen. Geſtehen kann ich wohl, daß eine tiefinnere Stimme, ſehr verſchieden von der, welche Blutopfer verlangt wie ein gefräßiges Raubthier, mir befohlen hat, daß ich Solches thue. Manchmal wird mir wunderlich im Gemüthe — eine innere Angſt, die Furcht vor irgend etwas Entſetzlichem, deſſen Schauer aus einem fernen Jenſeits herüberwehen in die Zeit, ergreift mich gewaltſam. Es iſt mir dann ſogar, als ob das, was der böſe Stern begonnen durch mich. meiner unſterblichen Seele, die daran keinen Theil hat, zugerechnet werden könne. In ſolcher Stimmung beſchloß ich, für die heilige Jungfrau in der Kirche St. Euſtache eine ſchöne Diamanten-Krone zu fertigen. Aber jene unbegreifliche Angſt überfiel mich ſtärker, ſo oft ich die Arbeit beginnen wollte, da unterließ ich's ganz. Jetzt iſt es mir, als wenn ich der Tugend und Frömmigkeit ſelbſt demuthsvoll ein Opfer bringe und wirkſame Fürſprache erflehe, indem ich der Scudery den ſchönſten Schmuck ſende, den ich jemals gearbeitet. — Cardillac, mit Eurer ganzen Lebensweiſe, mein Fräulein, auf das Genaueſte bekannt, gab mir nun Art und Weiſe ſo wie die Stunde an, wie und wann ich den Schmuck, den er in ein ſauberes Käſtchen ſchloß, abliefern ſolle. Mein ganzes Weſen war Entzücken, denn der Himmel ſelbſt zeigte mir durch den freveligen Cardillac den Weg, mich zu retten aus der Hölle, in der ich, ein verſtoßner Sünder, ſchmachtete. So dacht' ich. Ganz gegen Cardillac's Willen wollt' ich bis zu Euch dringen. Als Anne Bruſſon's Sohn, als Euer Pflegling gedacht' ich mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles — Alles zu entdecken. Ihr hättet, gerührt von dem namenloſen Elend, das der armen, unſchuldigen Madelon drohte bei der Entdeckung, das Geheimniß bewahrt, aber Euer hoher, ſcharfſinniger Geiſt fand gewiß ſichre Mittel, ohne jene Entdeckung der verruchten Bosheit Cardillac's zu ſteuern. Fragt mich nicht, worin dieſe Mittel hätten beſtehen ſollen, ich weiß es nicht — aber daß Ihr Madelon und mich retten würdet, davon lag die Ueberzeugung feſt in meiner Seele, wie der Glaube an die troſtreiche Hülfe der heiligen Jungfrau. Ihr wißt, Fräulein, daß meine Abſicht in jener Nacht fehlſchlug. Ich verlor nicht die Hoffnung, ein andermal glücklicher zu ſein. Da geſchah es, daß Cardillac plötzlich alle Munterkeit verlor. Er ſchlich trübe umher, ſtarrte vor ſich hin, murmelte unverſtändliche Worte, focht mit den Händen, Feindliches von ſich abwehrend, ſein Geiſt ſchien gequält von böſen Gedanken. So hatte er es einen ganzen Morgen getrieben. Endlich ſetzte er ſich an den Werktiſch, ſprang unmuthig wieder auf, ſchaute durchs Fenſter, ſprach ernſt und düſter: Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmuck getragen! — Die Worte erfüllten mich mit Entſetzen. Nun wußt' ich, daß ſein irrer Geiſt wieder erfaßt war von dem abſcheulichen Mordgeſpenſt, daß des Satans Stimme wieder laut worden vor ſeinen Ohren. Ich ſah Euer Leben bedroht von dem verruchten Mordteufel. Hatte Cardillac nur ſeinen Schmuck wieder in Händen, ſo wart Ihr gerettet. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Da begegnete ich Euch auf dem Pontneuf, drängte mich an Eure Kutſche, warf Euch jenen Zettel zu, der Euch beſchwor, doch nur gleich den erhaltenen Schmuck in Cardillac's Hände zu bringen. Ihr kamt nicht. Meine Angſt ſtieg bis zur Verzweiflung, als andern Tags Cardillac von nichts Anderm ſprach, als von dem köſtlichen Schmuck, der ihm in der Nacht vor Augen gekommen. Ich konnte das nur auf Euern Schmuck deuten, und es wurde mir gewiß, daß er über irgend einem Mordanſchlag brüte, den er gewiß ſchon in der Nacht auszuführen ſich vorgenommen. Euch retten mußt' ich, und ſollt' es Cardillac's Leben koſten. So wie Cardillac nach dem Abendgebet ſich wie gewöhnlich eingeſchloſſen, ſtieg ich. durch ein Fenſter in den Hof, ſchlüpfte durch die Oeffnung in der Mauer und ſtellte mich unfern in den tiefen Schatten. Nicht lange dauerte es, ſo kam Cardillac heraus und ſchlich leiſe durch die Straße fort. Ich hinter ihm her. Es ging nach der Straße St. Honoré, mir bebte das Herz. Cardillac war mit einem Mal mir entſchwunden. Ich beſchloß, mich an Eure Hausthüre zu ſtellen. Da kommt ſingend und trillernd, wie damals, als der Zufall mich zum Zuſchauer von

Cardillac's Mordthat machte, ein Offizier bei mir vorüber, ohne mich zu gewahren. Aber in demſelben Augenblick ſpringt eine ſchwarze Geſtalt hervor und fällt über ihn her. Es iſt Cardillac. Dieſen Mord will ich hindern, mit einem lauten Schrei bin ich in zwei — drei Sätzen zur Stelle. — Nicht der Offizier — Cardillac ſinkt zum Tode getroffen, röchelnd zu Boden. Der Offizier läßt den Dolch fallen, reißt den Degen aus der Scheide, ſtellt ſich, wähnend, ich ſei des Mörders Geſelle, kampffertig mir entgegen, eilt aber ſchnell davon, als er gewahrt, daß ich, ohne mich um ihn zu kümmern, nur den Leichnam unterſuche. Cardillac lebte noch. Ich lud ihn, nachdem ich den Dolch, den der Offizier hatte fallen laſſen, zu mir geſteckt, auf die Schultern und ſchleppte ihn mühſam fort nach Hauſe und durch den geheimen Gang hinauf in die Werkſtatt. Das Uebrige iſt Euch bekannt. — Ihr ſeht, mein würdiges Fräulein, daß mein einziges Verbrechen nur darin beſteht, daß ich Madelon's Vater nicht den Gerichten verrieth und ſo ſeinen Unthaten ein Ende machte. Rein bin ich von jeder Blutſchuld. Keine Marter wird mir das Geheimniß von Cardillac's Unthaten abzwingen. Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter des Vaters gräßliche Blutſchuld verſchleierte, zum Trotz, das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seins noch jetzt tödtend auf ſie einbreche, daß noch jetzt die weltliche Rache den Leichnam aufwühle aus der Erde, die ihn deckt, daß noch jetzt der Henker die vermoderten

Gebeine mit Schande brandmarke. Nein! — mich wird die Geliebte meiner Seele beweinen als den unſchuldig Gefallenen, die Zeit wird ihren Schmerz lindern, aber unüberwindlich würde der Jammer ſein über des geliebten Vaters entſetzliche Thaten der Hölle.

Olivier ſchwieg, aber nun ſtürzte plötzlich ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, er warf ſich der Scudery zu Füßen und flehte: Ihr ſeid von meiner Unſchuld überzeugt — gewiß, Ihr ſeid es! Habt Erbarmen mit mir, ſagt, wie ſteht es mit Madelon? — Die Scudery rief der Martiniere, und nach wenigen Augenblicken flog Madelon an Olivier's Hals. Nun iſt Alles gut, da du hier biſt — ich wußt' es ja, daß die edelmüthigſte Dame dich retten würde! So rief Madelon einmal über das andere, und Olivier vergaß ſein Schickſal, Alles was ihm drohte, er war frei und ſelig. Auf das Rührendſte klagten Beide ſich, was ſie um einander gelitten, und umarmten ſich dann aufs Neue und weinten vor Entzücken, daß ſie ſich wieder gefunden.

Wäre die Scudery nicht von Olivier's Unſchuld ſchon überzeugt geweſen, der Glaube daran müßte ihr jetzt gekommen ſein, da ſie die Beiden betrachtete, die in der Seligkeit des innigſten Liebesbündniſſes die Welt vergaßen und ihr Elend und ihr namenloſes Leiden. Nein, rief ſie, ſolch ſeliger Vergeſſenheit iſt nur ein reines Herz fähig.

Die hellen Strahlen des Morgens brachen durch das Fenſter. Desgrais klopfte leiſe an die Thüre des

Gemachs und erinnerte, daß es Zeit ſei, Olivier Bruſſon fortzuſchaffen, da, ohne Aufſehen zu erregen, das ſpäter nicht geſchehen könne. Die Liebenden mußten ſich trennen.

Die dunklen Ahnungen, von denen der Scudery Gemüth befangen ſeit Bruſſon's erſtem Eintritt in ihr Haus, hatten ſich nun zum Leben geſtaltet auf furchtbare Weiſe. Den Sohn ihrer geliebten Anne ſah ſie ſchuldlos verſtrickt auf eine Art, daß ihn vom ſchmachvollen Tod zu retten kaum denkbar ſchien. Sie ehrte des Jünglings Heldenſinn, der lieber ſchuldbeladen ſterben als ein Geheimniß verrathen wollte, das ſeiner Madelon den Tod bringen mußte. Im ganzen Reiche der Möglichkeit fand ſie kein Mittel, den Aermſten dem grauſamen Gerichtshofe zu entreißen. Und doch ſtand es feſt in ihrer Seele, daß ſie kein Opfer ſcheuen müſſe, das himmelſchreiende Unrecht abzuwenden, das man zu begehen im Begriffe war. — Sie quälte ſich ab mit allerlei Entwürfen und Plänen, die bis an das Abenteuerliche ſtreiften, und die ſie eben ſo ſchnell verwarf als auffaßte. Immer mehr verſchwand jeder Hoffnungsſchimmer, ſo daß ſie verzweifeln wollte. Aber Madelon's unbedingtes kindliches Vertrauen, die Verklärung, mit der ſie von dem Geliebten ſprach, der nun bald, freigeſprochen von jeder Schuld, ſie als Gattin umarmen werde, richtete die Scudery in eben dem Grad wieder auf, als ſie davon bis tief ins Herz gerührt wurde.

Um nur endlich Etwas zu thun, ſchrieb die Scudery an la Regnie einen langen Brief, worin ſie ihm ſagte, daß Olivier Bruſſon ihr auf die glaubwürdigſte Weiſe ſeine völlige Unſchuld an Cardillac's Tode dargethan habe, und daß nur der heldenmüthige Entſchluß, ein Geheimniß in das Grab zu nehmen, deſſen Enthüllung die Unſchuld und Tugend ſelbſt verderben würde, ihn zurückhalte, dem Gericht ein Geſtändniß abzulegen, das ihn von dem entſetzlichen Verdacht nicht allein, daß er Cardillac ermordet, ſondern daß er auch zur Bande verruchter Mörder gehöre, befreien müſſe. Alles, was glühender Eifer, was geiſtvolle Beredſamkeit vermag, hatte die Scudery aufgeboten, la Regnie's hartes Herz zu erweichen. Nach wenigen Stunden antwortete la Regnie, wie es ihn herzlich freue, wenn Olivier Bruſſon ſich bei ſeiner hohen, würdigen Gönnerin gänzlich gerechtfertigt habe. Was Olivier's heldenmüthigen Entſchluß betreffe, ein Geheimniß, das ſich auf die That beziehe, mit ins Grab nehmen zu wollen, ſo thue es ihm leid, daß die Chambre ardente dergleichen Heldenmuth nicht ehren könne, denſelben vielmehr durch die kräftigſten Mittel zu brechen ſuchen müſſe. Nach drei Tagen hoffe er im Beſitz des ſeltſamen Geheimniſſes zu ſein, das wahrſcheinlich geſchehene Wunder an den Tag bringen werde.

Nur zu gut wußte die Scudery, was der fürchterliche la Regnie mit jenen Mitteln, die Bruſſon's Heldenmuth brechen ſollten, meinte. Nun war es gewiß, daß die Tortur über den Unglücklichen verhängt war. In der Todesangſt fiel der Scudery endlich ein, daß, um nur Aufſchub zu erlangen, der Rath eines Rechtsverſtändigen dienlich ſein könne. Pierre Arnaud d'Andilly war damals der berühmteſte Advocat in Paris. Seiner tiefen Wiſſenſchaft, ſeinem umfaſſenden Verſtande war ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Tugend gleich. Zu Dem begab ſich die Scudery und ſagte ihm Alles, ſo weit es möglich war, ohne Bruſſon's Geheimniß zu verletzen. Sie glaubte, daß d'Andilly mit Eifer ſich des Unſchuldigen annehmen werde, ihre Hoffnung wurde aber auf das Bitterſte getäuſcht. D'Andilly hatte ruhig Alles angehört und erwiderte dann lächelnd mit Boileau's Worten: Le vrai peut quelque fois n'être pas vraisemblable. — Er bewies der Scudery, daß die auffallendſten Verdachtsgründe wider Bruſſon ſprächen, daß la Regnie's Verfahren keineswegs grauſam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz geſetzlich ſei, ja daß er nicht anders handeln könne, ohne die Pflichten des Richters zu verletzen. Er, d'Andilly ſelbſt, getraue ſich nicht durch die geſchickteſte Vertheidigung Bruſſon von der Tortur zu retten. Nur Bruſſon ſelbſt könne das entweder durch aufrichtiges Geſtändniß oder wenigſtens durch die genaueſte Erzählung der Umſtände bei dem Morde Cardillac's, die dann vielleicht erſt zu neuen Ausmittelungen Anlaß geben würden. — So werfe ich mich dem Könige zu Füßen und flehe um Gnade, ſprach die Scudery ganz außer ſich mit von Thränen halb erſtickter Stimme. — Thut das, rief d'Andilly, thut das um des Himmels Willen nicht, mein Fräulein! Spart

Euch dieſes letzte Hülfsmittel auf, das, ſchlug es einmal fehl, Euch für immer verloren iſt. Der König wird nimmer einen Verbrecher der Art begnadigen, der bitterſte Vorwurf des gefährdeten Volks würde ihn treffen. Möglich iſt es, daß Bruſſon durch Entdeckung ſeines Geheimniſſes oder ſonſt Mittel findet, den wider ihn ſtreitenden Verdacht aufzuheben. Dann iſt es Zeit, des Königs Gnade zu erflehen, der nicht darnach fragen, was vor Gericht bewieſen iſt, oder nicht, ſondern ſeine innere Ueberzeugung zu Rathe ziehen wird. — Die Scudery mußte dem tief erfahrenen d'Andilly nothgedrungen beipflichten. — In tiefen Kummer verſenkt, ſinnend und ſinnend, was um der Jungfrau und aller Heiligen willen ſie nun anfangen ſolle, um den unglücklichen Bruſſon zu retten, ſaß ſie am ſpäten Abend in ihrem Gemach, als die Martiniere eintrat und den Grafen von Mioſſens, Obriſten von der Garde des Königs, meldete, der dringend wünſche, das Fräulein zu ſprechen.

Verzeiht, ſprach Mioſſens, indem er ſich mit ſoldatiſchem Anſtande verbeugte, verzeiht, mein Fräulein, wenn ich Euch ſo ſpät, ſo zu ungelegener Zeit überlaufe. Wir Soldaten machen es nicht anders, und zudem bin ich mit zwei Worten entſchuldigt: — Olivier Bruſſon führt mich zu Euch. — Die Scudery, hochgeſpannt, was ſie jetzt wieder erfahren werde, rief laut: Olivier Bruſſon? der unglücklichſte aller Menſchen? — was habt Ihr mit dem? — Dacht' ich's doch, ſprach Mioſſens lächelnd weiter, daß Eures Schützlings Namen hinreichen würde, mir bei Euch ein geneigtes Ohr zu verſchaffen. Die ganze Welt iſt von Bruſſon's Schuld überzeugt. Ich weiß, daß Ihr eine andere Meinung hegt, die ſich freilich nur auf die Betheuerungen des Angeklagten ſtützen ſoll, wie man geſagt hat. Mir iſt es anders. Niemand als ich kann beſſer überzeugt ſein von Bruſſon's Unſchuld an dem Tode Cardillac's. — Redet, o redet! rief die Scudery, indem ihr die Augen glänzten vor Entzücken. — Ich, ſprach Mioſſens mit Nachdruck, ich war es ſelbſt, der den alten Goldſchmied niederſtieß in der Straße St. Honoré unfern Eurem Hauſe. — Um aller Heiligen willen, Ihr — Ihr! rief die Scudery. — Und, fuhr Mioſſens fort, und ich ſchwöre es Euch, mein Fräulein, daß ich ſtolz bin auf meine That. Wiſſet, daß Cardillac der verruchteſte, heuchleriſchſte Böſewicht, daß er es war, der in der Nacht heimtückiſch mordete und raubte und ſo lange allen Schlingen entging. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ein innerer Verdacht ſich in mir gegen den alten Böſewicht regte, als er voll ſichtlicher Unruhe den Schmuck brachte, den ich beſtellt, als er ſich genau erkundigte, für wen ich den Schmuck beſtimmt, und als er auf recht liſtige Art meinen Kammerdiener ausgefragt hatte, wann ich eine gewiſſe Dame zu beſuchen pflege. — Längſt war es mir aufgefallen, daß die unglücklichen Schlachtopfer der abſcheulichſten Raubgier alle dieſelbe Todeswunde trugen. Es war mir gewiß, daß der Mörder auf den Stoß, der augenblicklich tödten mußte, eingeübt war und darauf rechnete.

Schlug der fehl, ſo galt es den gleichen Kampf. Dies ließ mich eine Vorſichtsmaßregel brauchen, die ſo einfach iſt, daß ich nicht begreife, wie Andere nicht längſt darauf fielen und ſich retteten von dem bedrohlichen Mordweſen. Ich trug einen leichten Bruſtharniſch unter der Weſte. Cardillac fiel mich von hinten an. Er umfaßte mich mit Rieſenkraft, aber der ſicher geführte Stoß glitt ab an dem Eiſen. In demſelben Augenblick entwand ich mich ihm und ſtieß ihm den Dolch, den ich in Bereitſchaft hatte, in die Bruſt. — Und Ihr ſchwiegt, fragte die Scudery, Ihr zeigtet den Gerichten nicht an, was geſchehen? — Erlaubt, ſprach Mioſſens weiter, erlaubt, mein Fräulein, zu bemerken, daß eine ſolche Anzeige mich, wo nicht geradezu ins Verderben, doch in den abſcheulichſten Prozeß verwickeln könnte. Hätte la Regnie, überall Verbrechen witternd, mir's denn geradehin geglaubt, wenn ich den rechtſchaffenen Cardillac, das Muſter aller Frömmigkeit und Tugend, des verſuchten Mordes angeklagt? Wie, wenn das Schwert der Gerechtigkeit ſeine Spitze wider mich ſelbſt gewandt? — Das war nicht möglich, rief die Scudery, Eure Geburt — Euer Stand — O, fuhr Mioſſens fort, denkt doch an den Marſchall von Luxemburg, den der Einfall, ſich von le Sage das Horoſkop ſtellen zu laſſen, in den Verdacht des Giftmordes und in die Baſtille brachte. Nein, beim St. Dionys, nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzipfel geb' ich preis dem raſenden la Regnie, der ſein Meſſer gern an unſerer Aller Kehlen ſetzte. — Aber ſo bringt Ihr ja den unſchuldigen Bruſſon aufs Schaffot? fiel ihm die Scudery ins Wort. — Unſchuldig, erwiderte Mioſſens, unſchuldig, mein Fräulein, nennt Ihr des verruchten Cardillac's Spießgeſellen? der ihm beiſtand in ſeinen Thaten, der den Tod hundertmal verdient hat? Nein, in der That, der blutet mit Recht, und daß ich Euch, mein hochverehrtes Fräulein, den wahren Zuſammenhang der Sache entdeckte, geſchah in der Vorausſetzung, daß Ihr, ohne mich in die Hände der Chambre ardente zu liefern, doch mein Geheimniß auf irgend eine Weiſe für Euren Schützling zu nützen verſtehen würdet.

Die Scudery, im Innerſten entzückt, ihre Ueberzeugung von Bruſſon's Unſchuld auf ſolch entſcheidende Weiſe beſtätigt zu ſehen, nahm gar keinen Anſtand, dem Grafen, der Cardillac's Verbrechen ja ſchon kannte, Alles zu entdecken und ihn aufzufordern, ſich mit ihr zu d'Andilly zu begeben. Dem ſollte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Alles entdeckt werden, der ſolle dann Rath ertheilen, was nun zu beginnen.

D'Andilly, nachdem die Scudery ihm Alles auf das Genaueſte erzählt hatte, erkundigte ſich nochmals nach den geringfügigſten Umſtänden. Insbeſondere fragte er den Grafen Mioſſens, ob er auch die feſte Ueberzeugung habe, daß er von Cardillac angefallen, und ob er Olivier Bruſſon als denjenigen würde wieder erkennen können, der den Leichnam fortgetragen. — Außerdem, erwiderte Mioſſens, daß ich in der mondhellen Nacht den Goldſchmied recht gut erkannte, habe ich auch bei la Regnie ſelbſt den Dolch geſehen, mit dem Cardillac niedergeſtoßen wurde. Es iſt der meinige, ausgezeichnet durch die zierliche Arbeit des Griffs. Nur einen Schritt von ihm ſtehend, gewahrte ich alle Züge des Jünglings, dem der Hut vom Kopf gefallen, und würde ihn allerdings wieder erkennen können.

D'Andilly ſah ſchweigend einige Augenblicke vor ſich nieder, dann ſprach er: Auf gewöhnlichem Wege iſt Bruſſon aus den Händen der Juſtiz nun ganz und gar nicht zu retten. Er will Madelon's halber Cardillac nicht als Mordräuber nennen. Das mag er thun, denn ſelbſt wenn es ihm gelingen müßte, durch Entdeckung des heimlichen Ausgangs, des zuſammengeraubten Schatzes dies nachzuweiſen, würde ihn doch als Mitverbundenen der Tod treffen. Dasſelbe Verhältniß bleibt ſtehen, wenn der Graf Mioſſens die Begebenheit mit dem Goldſchmied, wie ſie wirklich ſich zutrug, den Richtern entdecken ſollte. Aufſchub iſt das Einzige, wonach getrachtet werden muß. Graf Mioſſens begiebt ſich nach der Conciergerie, läßt ſich Olivier Bruſſon vorſtellen und erkennt ihn für den, der den Leichnam Cardillac's fortſchaffte. Er eilt zu la Regnie und ſagt: In der Straße St. Honoré ſah ich einen Menſchen niederſtoßen, ich ſtand dicht neben dem Leichnam, als ein Anderer hinzuſprang, ſich zum Leichnam niederbückte, ihn, da er noch Leben ſpürte, auf die Schultern lud und forttrug. In Olivier Bruſſon habe ich dieſen Menſchen erkannt.

Dieſe Ausſage veranlaßt Bruſſon's nochmalige Vernehmung, Zuſammenſtellung mit dem Grafen Mioſſens. Genug, die Tortur unterbleibt, und man forſcht weiter nach. Dann iſt es Zeit, ſich an den König ſelbſt zu wenden. Euerm Scharfſinn, mein Fräulein, bleibt es überlaſſen, dies auf die geſchickteſte Weiſe zu thun. Nach meinem Dafürhalten würd' es gut ſein, dem Könige das ganze Geheimniß zu entdecken. Durch die Ausſage des Grafen Mioſſens werden Bruſſon's Geſtändniſſe unterſtützt. Dasſelbe geſchieht vielleicht durch geheime Nachforſchungen in Cardillac's Hauſe. Kein Rechtsſpruch, aber des Königs Entſcheidung, auf inneres Gefühl, das da, wo der Richter ſtrafen muß, Gnade ausſpricht, geſtützt, kann das Alles begründen. — Graf Mioſſens befolgte genau, was d'Andilly gerathen, und es geſchah wirklich, was dieſer vorhergeſehen.

Nun kam es darauf an, den König anzugehen, und dies war der ſchwierigſte Punkt, da er gegen Bruſſon, den er allein für den entſetzlichen Raubmörder hielt, welcher ſo lange Zeit hindurch ganz Paris in Angſt und Schrecken geſetzt hatte, ſolchen Abſcheu hegte, daß er, nur leiſe erinnert an den berüchtigten Prozeß, in den heftigſten Zorn gerieth. Die Maintenon, ihrem Grundſatz, dem Könige nie von unangenehmen Dingen zu reden, getreu, verwarf jede Vermittlung, und ſo war Bruſſon's Schickſal ganz in die Hand der Scudery gelegt Nach langem Sinnen faßte ſie einen Entſchluß eben ſo ſchnell, als ſie ihn ausführte. Sie kleidete ſich in eine ſchwarze

Robe von ſchwerem Seidenzeug, ſchmückte ſich mit Cardillac's köſtlichem Geſchmeide, hing einen langen ſchwarzen Schleier über und erſchien ſo in den Gemächern der Maintenon zur Stunde, da eben der König zugegen. Die edle Geſtalt des ehrwürdigen Fräuleins in dieſem feierlichen Anzuge hatte eine Majeſtät, die tiefe Ehrfurcht erwecken mußte, ſelbſt bei dem loſen Volk, das gewohnt iſt, in den Vorzimmern ſein leichtſinnig nichtsbeachtendes Weſen zu treiben. Alles wich ſcheu zur Seite, und als ſie nun eintrat, ſtand ſelbſt der König ganz verwundert auf und kam ihr entgegen. Da blitzten ihm die köſtlichen Diamanten des Halsbands, der Armbänder ins Auge, und er rief: Beim Himmel, das iſt Cardillac's Geſchmeide! Und dann ſich zur Maintenon wendend, fügte er mit anmuthigem Lächeln hinzu: Seht, Frau Marquiſe, wie unſere ſchöne Braut um ihren Bräutigam trauert. — Ei, gnädiger Herr, fiel die Scudery wie den Scherz fortſetzend ein, wie würd' es ziemen einer ſchmerzerfüllten Braut, ſich ſo glanzvoll zu ſchmücken? Nein, ich habe mich ganz losgeſagt von dieſem Goldſchmied, und dächte nicht mehr an ihn, träte mir nicht manchmal das abſcheuliche Bild, wie er ermordet dicht bei mir vorübergetragen wurde, vor Augen. — Wie, fragte der König, wie, Ihr habt ihn geſehen, den armen Teufel? — Die Scudery erzählte nun mit kurzen Worten, wie ſie der Zufall (noch erwähnte ſie nicht der Einmiſchung Bruſſon's) vor Cardillac's Haus gebracht, als eben der Mord entdeckt worden. Sie ſchilderte Madelon's wilden Schmerz, den tiefen Eindruck, den das Himmelskind auf ſie gemacht, die Art, wie ſie die Arme unter Zujauchzen des Volks aus Desgrais' Händen gerettet. Mit immer ſteigendem und ſteigendem Intereſſe begannen nun die Scenen mit la Regnie — mit Desgrais — mit Olivier Bruſſon ſelbſt. Der König, hingeriſſen von der Gewalt des lebendigſten Lebens, das in der Scudery Rede glühte, gewahrte nicht, daß von dem gehäſſigen Prozeß des ihm abſcheulichen Bruſſon die Rede war, vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, konnte nur dann und wann mit einem Ausruf Luft machen der innern Bewegung. Ehe er ſich's verſah, ganz außer ſich über das Unerhörte, was er erfahren, und noch nicht vermögend, Alles zu ordnen, lag die Scudery ſchon zu ſeinen Füßen und flehte um Gnade für Olivier Bruſſon. — Was thut Ihr, brach der König los, indem er ſie bei beiden Händen faßte und in den Seſſel nöthigte, was thut Ihr, mein Fräulein! Ihr überraſcht mich auf ſeltſame Weiſe! Das iſt ja eine entſetzliche Geſchichte! Wer bürgt für die Wahrheit der abenteuerlichen Erzählung Bruſſon's? — Darauf die Scudery: Mioſſens' Ausſage — die Unterſuchung in Cardillac's Hauſe — innere Ueberzeugung — ach! Madelon's tugendhaftes Herz, das gleiche Tugend in dem unglücklichen Bruſſon erkannte! — Der König, im Begriff, etwas zu erwidern, wandte ſich auf ein Geräuſch um, das an der Thüre entſtand. Louvois, der eben im andern Gemach arbeitete, ſah hinein mit beſorglicher Miene. Der König ſtand auf und verließ, Louvois folgend, das Zimmer. Beide, die Scudery, die Maintenon hielten dieſe Unterbrechung für gefährlich, denn einmal überraſcht mochte der König ſich hüten, in die geſtellte Falle zum zweitenmal zu gehen. Doch nach einigen Minuten trat der König wieder hinein, ſchritt raſch ein paarmal im Zimmer auf und ab, ſtellte ſich dann, die Hände über den Rücken geſchlagen, dicht vor die Scudery hin und ſprach, ohne ſie anzublicken, halb leiſe: Wohl möcht' ich Eure Madelon ſehen! — Darauf die Scudery: O mein gnädiger Herr, welches hohen — hohen Glücks würdigt Ihr das arme, unglückliche Kind — ach, nur Eures Winks bedurft' es ja, die Kleine zu Euren Füßen zu ſehen. Und trippelte dann, ſo ſchnell ſie es in den ſchweren Kleidern vermochte, nach der Thür und rief hinaus, der König wolle Madelon Cardillac vor ſich laſſen, und kam zurück und weinte und ſchluchzte vor Entzücken und Rührung. Die Scudery hatte ſolche Gunſt geahnet und daher Madelon mitgenommen, die bei der Marquiſe Kammerfrau wartete mit einer kurzen Bittſchrift in den Händen, die ihr d'Andilly aufgeſetzt. In wenig Augenblicken lag ſie ſprachlos dem Könige zu Füßen. Angſt — Beſtürzung — ſcheue Ehrfurcht — Liebe und Schmerz — trieben der Armen raſcher und raſcher das ſiedende Blut durch alle Adern. Ihre Wangen glühten in hohem Purpur — die Augen glänzten von hellen Thränenperlen, die dann und wann hinabfielen durch die ſeidenen Wimpern auf den ſchönen Lilienbuſen. Der König ſchien betroffen über die wunderbare Schönheit des Engelskinds. Er hob das Mädchen ſanft auf, dann machte er eine Bewegung, als wolle er ihre Hand, die er gefaßt, küſſen. Er ließ ſie wieder und ſchaute das holde Kind an mit thränenfeuchtem Blick, der von der tiefſten innern Rührung zeugte. Leiſe lispelte die Maintenon der Scudery zu: Sieht ſie nicht der la Balliere ähnlich auf ein Haar, das kleine Ding? Der König ſchwelgt in den ſüßeſten Erinnerungen. Euer Spiel iſt gewonnen. — So leiſe dies auch die Maintenon ſprach, doch ſchien es der König vernommen zu haben. Eine Röthe überflog ſein Geſicht, ſein Blick ſtreifte bei der Maintenon vorüber, er las die Supplik, die Madelon ihm überreichte, und ſprach dann mild und gütig: Ich will's wohl glauben, daß du, mein liebes Kind, von deines Geliebten Unſchuld überzeugt biſt, aber hören wir, was die Chambre ardente dazu ſagt! — Eine ſanfte Bewegung mit der Hand verabſchiedete die Kleine, die in Thränen verſchwimmen wollte. — Die Scudery gewahrte zu ihrem Schreck, daß die Erinnerung an die Balliere, ſo erſprießlich ſie anfangs geſchienen, des Königs Sinn geändert hatte, ſo wie die Maintenon den Namen genannt. Mocht' es ſein, daß der König ſich auf unzarte Weiſe daran erinnert fühlte, daß er im Begriffe ſtehe, das ſtrenge Recht der Schönheit aufzuopfern, oder vielleicht ging es dem König wie dem Träumer, dem, hart angerufen, die ſchönen Zauberbilder, die er zu umfaſſen gedachte, ſchnell verſchwinden. Vielleicht ſah er nun nicht mehr ſeine

Valliere vor ſich, ſondern dachte nur an die Soeur Louise de la miséricorde (der Valliere Kloſtername bei den Carmeliternonnen), die ihn peinigte mit ihrer Frömmigkeit und Buße. — Was war jetzt anders zu thun, als des Königs Beſchlüſſe ruhig abzuwarten.

Des Grafen Mioſſens Ausſage vor der Chambre ardente war indeſſen bekannt geworden, und wie es zu geſchehen pflegt, daß das Volk leicht getrieben wird von einem Extrem zum andern, ſo wurde Derſelbe, den man erſt als den verruchteſten Mörder verfluchte, und den man zu zerreißen drohte, noch ehe er die Blutbühne beſtiegen, als unſchuldiges Opfer einer barbariſchen Juſtiz beklagt. Nun erſt erinnerten ſich die Nachbarsleute ſeines tugendhaften Wandels, der großen Liebe zu Madelon, der Treue, der Ergebenheit mit Leib und Seele, die er zu dem alten Goldſchmied gehegt. — Ganze Züge des Volks erſchienen oft auf bedrohliche Weiſe vor la Regnie's Palaſt und ſchrieen: Gieb uns Olivier Bruſſon heraus, er iſt unſchuldig! — und warfen wohl gar Steine nach den Fenſtern, ſo daß la Regnie genöthigt war, bei der Marechauſſee Schutz zu ſuchen vor dem erzürnten Pöbel.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß der Scudery von Olivier Bruſſon's Prozeß nur das Mindeſte bekannt wurde. Ganz troſtlos begab ſie ſich zur Maintenon, die aber verſicherte, daß der König über die Sache ſchweige und es gar nicht gerathen ſcheine, ihn daran zu erinnern. Fragte ſie nun noch mit ſonderbarem

Lächeln, was denn die kleine Valliere mache? ſo überzeugte ſich die Scudery, daß tief im Innern der ſtolzen Frau ſich ein Verdruß über eine Angelegenheit regte, die den reizbaren König in ein Gebiet locken konnte, auf deſſen Zauber ſie ſich nicht verſtand. Von der Maintenon konnte ſie daher gar Nichts hoffen.

Endlich mit d'Andilly's Hülfe gelang es der Scudery, auszukundſchaften, daß der König eine lange geheime Unterredung mit dem Grafen Mioſſens gehabt. Ferner, daß Bontems, des Königs vertrauteſter Kammerdiener und Geſchäftsträger, in der Conciergerie geweſen und mit Bruſſon geſprochen, daß endlich in einer Nacht eben derſelbe Bontems mit mehreren Leuten in Cardillac's Hauſe geweſen und ſich lange darin aufgehalten. Claude Patru, der Bewohner des untern Stocks, verſicherte, die ganze Nacht habe es über ſeinem Kopfe gepoltert, und gewiß ſei Olivier dabei geweſen, denn er habe ſeine Stimme genau erkannt. So viel war alſo gewiß, daß der König ſelbſt dem wahren Zuſammenhang der Sache nachforſchen ließ, unbegreiflich blieb aber die lange Verzögerung des Beſchluſſes. La Regnie mochte Alles aufbieten, das Opfer, das ihm entriſſen werden ſollte, zwiſchen den Zähnen feſtzuhalten. Das verdarb jede Hoffnung im Aufkeimen.

Beinahe ein Monat war vergangen, da ließ die Maintenon der Scudery ſagen, der König wünſche ſie heute Abend in ihren, der Maintenon, Gemächern zu ſehen.

Das Herz ſchlug der Scudery hochauf, ſie wußte, daß Bruſſon's Sache ſich nun entſcheiden würde. Sie ſagte es der armen Madelon, die zur Jungfrau, zu allen Heiligen inbrünſtig betete, daß ſie doch nur in dem König die Ueberzeugung von Bruſſon's Unſchuld erwecken möchten.

Und doch ſchien es, als habe der König die ganze Sache vergeſſen, denn wie ſonſt, weilend in anmuthigen Geſprächen mit der Maintenon und der Scudery, gedachte er nicht mit einer Silbe des armen Bruſſon's. — Endlich erſchien Bontems, näherte ſich dem Könige und ſprach einige Worte ſo leiſe, daß beide Damen Nichts davon verſtanden. — Die Scudery erbebte im Innern. Da ſtand der König auf, ſchritt auf die Scudery zu und ſprach mit leuchtenden Blicken: Ich wünſche Euch Glück, mein Fräulein! Euer Schützling, Olivier Bruſſon, iſt frei! — Die Scudery, der die Thränen aus den Augen ſtürzten, keines Wortes mächtig, wollte ſich dem Könige zu Füßen werfen. Der hinderte ſie daran, ſprechend: Geht, geht! Fräulein, Ihr ſolltet Parlamentsadvocat ſein und meine Rechtshändel ausfechten, denn, beim heiligen Dionys, Eurer Beredſamkeit widerſteht Niemand auf Erden. — Doch, fügte er ernſter hinzu, doch, wen die Tugend ſelbſt in Schutz nimmt, mag der nicht ſicher ſein vor jeder böſen Anklage, vor der Chambre ardente und allen Gerichtshöfen in der Welt? — Die Scudery fand nun Worte, die ſich in den glühendſten Dank ergoßen. Der König unterbrach ſie, ihr ankündigend, daß in ihrem Hauſe ſie ſelbſt viel feurigerer Dank erwarte, als er von ihr fordern könne, denn wahrſcheinlich umarme in dieſem Augenblick der glückliche Olivier ſchon ſeine Madelon. Bontems, ſo ſchloß der König, Bontems ſoll Euch tauſend Louis auszahlen, die gebt in meinem Namen der Kleinen als Brautſchatz. Mag ſie ihren Bruſſon, der ſolch ein Glück gar nicht verdient, heirathen, aber dann ſollen Beide fort aus Paris. Das iſt mein Wille.

Die Martiniere kam der Scudery entgegen mit raſchen Schritten, hinter ihr her Baptiſte, Beide mit vor Freude glänzenden Geſichtern, Beide jauchzend, ſchreiend: Er iſt hier — er iſt frei! — o die lieben jungen Leute! — Das ſelige Paar ſtürzte der Scudery zu Füßen. O ich habe es ja gewußt, daß Ihr, Ihr allein mir den Gatten retten würdet, rief Madelon. — Ach, der Glaube an Euch, meine Mutter, ſtand ja feſt in meiner Seele, rief Olivier, und Beide küßten der würdigen Dame die Hände und vergoſſen tauſend heiße Thränen. Und dann umarmten ſie ſich wieder und betheuerten, daß die überirdiſche Seligkeit dieſes Augenblicks alle namenloſen Leiden der vergangenen Tage aufwiege, und ſchworen, nicht von einander zu laſſen bis in den Tod.

Nach wenigen Tagen wurden ſie verbunden durch den Segen des Prieſters. Wäre es auch nicht des Königs Wille geweſen, Bruſſon hätte doch nicht in Paris bleiben können, wo ihn Alles an jene entſetzliche Zeit der Unthaten Cardillac's erinnerte, wo irgend ein Zufall das böſe Geheimniß, nun es noch mehreren Perſonen bekannt worden, feindſelig enthüllen und ſein friedliches Leben auf immer verſtören konnte. Gleich nach der Hochzeit zog er, von den Segnungen der Scudery begleitet, mit ſeinem jungen Weibe nach Genf. Reich ausgeſtattet durch Madelon's Brautſchatz, begabt mit ſeltner Geſchicklichkeit in ſeinem Handwerk, mit jeder bürgerlichen Tugend, ward ihm dort ein glückliches, ſorgenfreies Leben. Ihm wurden die Hoffnungen erfüllt, die den Vater getäuſcht hatten bis in das Grab hinein.

Ein Jahr war vergangen ſeit der Abreiſe Bruſſon's, als eine öffentliche Bekanntmachung erſchien, gezeichnet von Harloy de Chauvalon, Erzbiſchof von Paris, und von dem Parlaments-Advocaten Pierre Arnaud d'Andilly, des Inhalts, daß ein reuiger Sünder unter dem Siegel der Beichte der Kirche einen reichen geraubten Schatz an Juwelen und Geſchmeide übergeben. Jeder, dem etwa bis zum Ende des Jahres 1680 vorzüglich durch mörderiſchen Anfall auf öffentlicher Straße ein Schmuck geraubt worden, ſolle ſich bei d'Andilly melden und werde, treffe die Beſchreibung des ihm geraubten Schmucks mit irgend einem vorgefundenen Kleinod genau überein, und finde ſonſt kein Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Anſpruchs ſtatt, den Schmuck wieder erhalten. — Viele, die in Cardillac's Liſte als nicht ermordet, ſondern bloß durch einen Fauſtſchlag betäubt aufgeführt waren, fanden ſich nach und nach bei dem

Parlamentsadvocaten ein und erhielten zu ihrem nicht geringen Erſtaunen das ihnen geraubte Geſchmeide zurück. Das Uebrige fiel dem Schatz der Kirche zu St. Euſtache anheim.

# Novellenſchatz.

## II.

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

12. 11. 67.

## Zweiter Band.

Inhalt:

Die Gemälde. Von Ludwig Tieck.
Der letzte Savello. Von C. Fr. von Rumohr.
Brigitta. Von Adalbert Stifter
Der Stern der Schönheit. Von August Wolf.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt

## des zweiten Bandes.

| | Seite |
|---|---|
| Die Gemälde. Von Ludwig Tieck . . . . . . . | 1 |
| Der letzte Savello. Von C. Fr. von Rumohr . . . | 125 |
| Brigitta. Von Adalbert Stifter . . . . . . . . | 211 |
| Der Stern der Schönheit. Von Auguſt Wolf . . | 303 |

# Die Gemälde.

Von

**Ludwig Tieck.**

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen für 1822.
Tieck's geſammelte Schriften, (Berlin, Georg Reimer)
Bd. 17. Novellen, Bd. 1.

Johann Ludwig Tieck, geb. 31. Mai 1773 in Berlin, geſt. 28. April 1853 ebendaſelbſt, Sohn eines wackern Seilermeiſters, zeigte ſchon auf dem Gymnaſium ein frühreifes Talent, ſchrieb ſpäter für den alten Nicolai Erzählungen unbedeutender Art, wie „Peter Lebrecht“ u. dgl., aber auch Bedeutendes, wie den Roman „William Lovell“, lebte 1799—1800 zu Jena im Verkehr mit den Brüdern Schlegel, Novalis, Brentano, Fichte, Schelling, daneben auch mit Goethe und Schiller, und erwuchs zum dichteriſchen Haupte der romantiſchen Schule, in welcher Eigenſchaft er mit der „Genoveva“, dem „Kaiſer Octavianus“, dem ſpäteren „Fortunat“ und mit den im „Phantaſus“ geſammelten Märchen, Märchennovellen und Märchendramen geraume Zeit die deutſche Geiſteswelt beherrſchte. Er half die erſten kindlichen Anfänge des Studiums unſerer mittelalterlichen Poeſie herausführen, das er nachher mit Shakeſpeare'ſchen Stücken vertauſchte, die jedoch ziemlich unfruchtbar geblieben ſind. In der Mitte ſeines Lebens, 1819, ließ er ſich dauernd zu Dresden nieder, wo er als Dramaturg am Theater wirkte, beſonders aber durch ſeine berühmten abendlichen Vorleſungen einen von nah und fern um ihn verſammelten Kreis begeiſterte. Dort ſchrieb er die Novellen, welche die dritte Periode ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn bezeichnen. Nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's IV. wurde er von dieſem Freunde der romantiſchen Dichtungen und Strebungen 1841 nach Berlin gezogen, wo ihm in heiterer, doch nicht ganz ungetrübter Muße ſein Lebensabend verfloß. Ein Verdienſt, das ihm bei keiner Gelegenheit vergeſſen werden darf, iſt, daß er, neben den Schriften von Maler Müller, Lenz, Schröder, die Schriften Heinrich's v. Kleiſt herausgegeben hat, die ohne ihn vielleicht noch lange unbeachtet geblieben wären.

Tieck iſt nächſt Goethe der Begründer derjenigen Gattung, die man die moderne oder auch die Geſellſchaftsnovelle nennt. Er ſelbſt hat ſich über den Grund und Boden derſelben klar ausgeſprochen. „Alle Stände“, ſagt er, „alle Verhältniſſe der neuen Zeit, ihre Bedingungen und Eigenthümlichkeiten ſind dem klaren dichteriſchen Auge gewiß nicht minder zur Poeſie und edlen Darſtellung geeignet, als es dem Cervantes ſeine Zeit und Umgebung war, und es iſt wohl nur Verwöhnung einiger vorzüglicher Kritiker, in der Zeit ſelbſt einen unbedingten Gegenſatz vom Poetiſchen und Unpoetiſchen anzunehmen. Gewinnt jene Vorzeit für uns an romantiſchem Intereſſe, ſo können wir dagegen die Bedingungen unſeres Lebens und der Zuſtände desſelben um ſo klarer erfaſſen.“

Die Forderung, welche Tieck an die Novelle ſtellt, iſt die, daß ſie, zum Unterſchiede von Begebenheit, Erzählung, Geſchichte, „einen großen oder kleinern Vorfall ins hellſte Licht ſtelle, der, ſo leicht er ſich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig iſt.“ „Dieſe Wendung der Geſchichte, dieſer Punkt, von welchem aus ſie ſich unerwartet völlig umkehrt und doch natürlich, dem Charakter und den Umſtänden angemeſſen, die Folge entwickelt, wird ſich der Phantaſie des Leſers um ſo feſter einprägen, als die Sache, ſelbſt im Wunderbaren, unter andern Umſtänden wieder alltäglich ſein könnte.

So erfahren wir es im Leben ſelbſt, ſo ſind die Begebenheiten, die uns, von Bekannten aus ihrer Erfahrung mitgetheilt, den tiefſten und bleibendſten Eindruck machen."

Ein Beiſpiel dieſes natürlich Wunderbaren, das ihm an die Stelle des romantiſchen Wunders getreten iſt, findet er in der Novelle der Goethe'ſchen Ausgewanderten von dem leichtſinnigen Sohne, der durch den aufſpringenden Schreibtiſch ſeines Vaters (Tieck ſagt in der Zerſtreuung „Ladentiſch", wodurch die Sache bedeutend unerbaulicher würde) zu ſchlimmen Griffen verleitet wird. Eine ähnlich wunderbare Fügung ſtellt auch er gleich in ſeiner erſten Novelle „Die Gemälde" dar, indem dort die verloren geglaubten Kunſtſchätze durch einen ungemein ſinnig angelegten Zufall wieder zu Tage gebracht werden und das Glück des Helden, eines jungen Mannes von freilich etwas zweifelhaftem Charakter, wieder herſtellen.

Dieſen Umſchlag, der keineswegs immer von außen kommen muß, ſondern oft nur eine plötzliche eigenthümliche Wendung des Gemüthes ſein kann, in welcher eine urſprüngliche Anlage hervorbricht, hat Tieck in den meiſten ſeiner Novellen, jedoch mit ſehr ungleichem Glücke durchgeführt. Aber nicht nur iſt der Kern derſelben von ungleichem Werth, ſondern ſie leiden auch faſt ohne Ausnahme, auch die beſſeren, an dem gleichen Fehler. Faſt nirgends kommt es zu einer vollen runden Geſtaltung, die Figuren haben faſt alle etwas Schattenhaftes, ſie thun gelegentlich dieſes oder jenes, aber meiſt ziehen ſie es vor, ſich gegen einander auszuſprechen. Und in dieſem übermäßigen Geſpräche, das die eigentliche Handlung vertritt, ja oft die ganze Handlung iſt, führt der Dichter beſtändig durch den Mund ſeiner Perſonen mit wohlbekannter Stimme ſelbſt das Wort. Hoch und Niedrig bekunden die gleiche Culturſtufe; die mittelalterlichen Figuren ſingen ſo gut wie die modernen das Lied des neunzehnten Jahrhunderts, und immer in den gewohnten Tieck'ſchen Coloraturen. Dabei zeigt ſich in der Charakteriſtik etwas Schwankendes, ein Uebergehen von einer Richtung zu der andern, ja eine bedenkliche Hinneigung zu zweideutigen oder gar unzweideutig verwerflichen Charakteren, welchen mit einer gewiſſen ironiſchen Salbung Abſolution ertheilt wird; ſo daß man im Grunde wenig verändert in der neuen Form doch wieder das alte Weſen der Romantik zu erkennen glaubt, jener Welt des Unbeſtimmten, des ironiſchen Zerfließens aller Gedanken und Grundſätze.

So iſt denn die That, mit welcher die neue Epoche begann, eigentlich nicht weit über den guten Vorſatz hinaus gekommen. Aber auch dieſe unvollkommene Stufe brachte einen Fortſchritt von großer Wirkung, indem die Nachſtrebenden ein Vorbild vor ſich hatten, deſſen richtiger Intention ſie nur zu folgen brauchten, um über die mangelhafte Geſtaltung hinweg zu künſtleriſcher Plaſtik zu gelangen; ein Vorbild, durch welches um ſo mehr das Bewußtſein geweckt werden mußte, weil es von dem alten Zauberer ſelbſt herrührte, der ſeinen Stab wegwarf und aus der „mondbeglänzten Zaubernacht" hervor an das Licht des Tages trat.

Auch war das erſte Auftreten ein glänzendes, ja glänzender als die meiſten der ſpäteren Hervorbringungen, ſofern „Die Gemälde" in Gehalt und Kraft der Behandlung ſich mehr gleich bleiben, mehr aus Einem Guſſe gearbeitet ſind, als ihre jüngeren Geſchwiſter. Die Redner ſind noch friſch bei Athem, nicht ſo müde und ermüdend, wie ſie im Laufe der Tieck'ſchen Novellenproduction immer mehr werden; ſie ſprechen ſich ſo lebhaft aus, daß ſie etwas lebendiger ſcheinen, als ſie vielleicht in Wirklichkeit ſind. Ueberdies erhebt ſich das Geſpräch mitunter zu dramatiſchem Leben, wenn z. B. Kunſtkenner ein angeblich altes Gemälde preiſen, von welchem der Leſer im Voraus weiß, daß es untergeſchoben iſt, und wenn die komiſche Wirkung ſich äußert, indem Derjenige, der in einem Falle als der größere Kenner den Betrug durchſchaute und triumphirend aufdeckte, in einem andern Falle ſich um ſo ärger prellen läßt. Zwar kündigt ſich ſchon, mehr als zu wünſchen, das ungebührlich viele Reden und deſſen Manierirtheit an; auch ſteht dicht neben dem Geiſtreichen ſchon das Gegentheil desſelben, ſo daß man vorausſieht, was der Dichter nach beiden Seiten noch wird leiſten können: aber Witz und Geiſt ſind ſiegreich überwiegend; die wenige Handlung iſt einfach und natürlich; das Ganze voll heiterer Anmuth; und die Glückskataſtrophe bricht artig überraſchend herein. Perſönliche Anſpielungen, die hier auf ſich beruhen bleiben, mögen den Reiz der Novelle bei den Zeitgenoſſen geſchärft haben. Was jedoch dieſen Reiz und die Zeitgemäßheit erhöhte, das war, daß der alte Myſtiker und Anhänger des äſthetiſchen Katholicismus, dem man ſelbſt nachſagte, daß er katholiſch geworden ſei (Frau und Tochter waren übergetreten), hier auf einmal die Kunſtjünger ſeines Franz Sternbald, die chriſtlichen Maler „im ſogenannten altdeutſchen Rocke, die weißlichen Haare auf den Schultern hängend, und mit einem blonden Bärtchen“, auf's Entſchiedenſte verſpottete.

Noch höher ſtieg das frohe Erſtaunen, als im nächſten Jahre, 1823, die „Verlobung“ erſchien, worin er von der Höhe des modernen Denkens herab dem Modepietismus den Krieg erklärte. Es war juſt die Zeit der falſchen Wanderjahre, die er denn auch in dieſer Novelle mit Worten der Verachtung geißelt; auch Fouqué, der in der Vorrede zum „Zauberring“ das Publicum unterrichtet, daß er vor dem Romanſchreiben immer zu beten und hieraus ſeine Eingebungen zu ſchöpfen pflege, erhält ſeinen gutgezielten Hieb. Um dieſer Geſinnungsäußerung willen fand die Novelle den lebhafteſten Beifall der Gleichgeſinnten: man fühlte es wie Befreiung von einem Alp, daß der erſte Dichter nächſt Goethe, wofür Tieck ziemlich unbeſtritten galt, ſo offen und freiſinnig in die geiſtigen Kämpfe der Gegenwart eintrat, daß er, auch innerhalb des Proteſtantismus und einem Auswuchſe desſelben gegenüber, eine proteſtantiſche Geſinnung bekannte. Das iſt aber auch Alles, was ſich zu Gunſten dieſer Erzählung ſagen läßt: Handlung keine; die Figuren leblos; ja ſelbſt ihre Reden ſo verſchwommen und abgeblaßt, daß man die Partei der Frommen, wenn ſie nicht gelegentlich ein paar Schlagwörter zum Beſten gäbe, aus ihren eigenen Aeußerungen kaum als ſolche erkennen würde, ſondern von ihren Gegnern auf Treu und Glauben hinnehmen müßte, daß ſie es ſei.

An den gleichen Mängeln leiden in verſchiedenen Abſtufungen ſeine übrigen Novellen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren erſchienen und von welchen die „Ahnenprobe“, die „Geſellſchaft auf dem Lande“, der „15. November“ und etwa die „Wunderſüchtigen“ dem Kerne nach die bedeutendſten ſein dürften*), nur daß eben auch hier der Kern leider von keiner feſten geſunden Frucht umſchloſſen iſt. Beſonders Schade iſt es um die zweite der genannten, um die zu ihrer Zeit mit Jubel begrüßte ſogenannte Zopfnovelle, die einer ernſtlichen ſchönen Verherrlichung der alten-Fritziſchen

---

*) Die Romane „Aufruhr in den Cevennen“ u. a., welche Tieck ebenfalls Novellen benannt hat, gehören nicht in dieſes Gebiet.

Periode gleichwohl humoriſtiſcherweiſe zum Mittelpunkte einen Schwindler gibt, der alle Welt und zuletzt ſich ſelber anlügt, er ſei Ziethen'ſcher Huſar geweſen, und der ſich in die Illuſion ſeiner Theilnahme an jener großen Zeit ſo tief hineingelebt hat, daß er, als ein muthwilliger Menſch ihm den Zopf abſchneidet, ſich darüber zu Tode grämt. Aber auch hier ſchwimmt der treffliche Brocken in einer dünnen Brühe.

In den ſpäteren Novellen erſcheint zum Theil an der Stelle des natürlich Wunderbaren, das der Dichter ſo richtig aufgeſtellt hat, das unnatürlich Wunderliche, wo nicht noch Schlimmeres. Vieles läßt ſich wohl aus dem unbekümmerten Fluge der Feder erklären: denn man glaubt mitunter wahrzunehmen, wie die Blätter einzeln in die Druckerei gewandert ſein müſſen, ſo daß es z. B. vorkommen kann, daß eine Heldin auf einem folgenden Bogen unverſehens einen ganz andern Namen führt als auf dem vorhergehenden. Nachgerade ſind es nur noch in Geſpräche eingekleidete Leitartikel, worin der Verfaſſer gegen literariſche und ſociale Richtungen polemiſirt. Zuletzt griff er gar wieder in die alte romantiſche Rumpelkammer und putzte ſeine Gegner mit phantaſtiſchen Larven auf, die aber nur traurige Revenants ſind und nicht einmal das eigenthümliche Scheinleben der früheren Romantik haben.

Unerwartet jedoch trat er 1839 mit einer im Verhältniß zu dieſer Umgebung allerliebſten Novelle hervor, in welcher wir zumal eine ſeiner ſpäteſten Productionen zu begrüßen haben: „Des Lebens Ueberfluß."*) Ein ſchonungslos ſtrenges Kunſturtheil mag freilich auch von dieſer ſagen: „ſie ſei eben abermals mit der bekannten geſchwätzigen Altklugheit behaftet; das reizende Motiv in allerlei ſäuerlicher Zuthat verkocht; die Menſchen unreal, wie er denn ſo ſelten ein lebendiges Weſen auf zwei geſunde Beine zu ſtellen vermocht habe": allein wenn man mit ſolchem Maße meſſen wollte, ſo müßte man das Unerhörte begehen, aus einer Novellenſammlung, die zwar nicht unter literargeſchichtlichen Geſichtspunkten angelegt, aber doch auf unſere Literaturgrößen möglichſte Rückſicht zu nehmen verpflichtet iſt, einen Tieck, und dazu den Vater der modernen Novelle, völlig auszuſchließen. Laſſen wir uns daher durch keine Schattenſeite den unverwüſtlichen liebenswürdigen Humor dieſer Novelle verderben, zu deſſen Empfehlung nichts weiter beizufügen nöthig iſt.

---

*) Folgt im 3. Bande.

Das aber möchte noch hervorzuheben ſein, daß er, der einſt das Weſen der Novelle ſo ſcharf definirt hatte, gegen das Ende ſeines Lebens den merkwürdigen Ausſpruch that: „Es iſt nicht leicht zu ſagen, was eigentlich die Novelle ſei, und wie ſie ſich von den verwandten Gattungen, Roman und Erzählung, unterſcheide. — Es iſt ſehr ſchwer, hier einen allgemeinen Begriff zu finden, auf den ſich alle Erſcheinungen dieſer Art zurückbringen ließen."

K.

Treten Sie nur indeß hier in den Bilderſaal, ſagte der Diener, indem er den jungen Eduard herein ließ, der alte Herr wird gleich zu Ihnen kommen.

Mit ſchwerem Herzen ging der junge Mann durch die Thüre. Mit wie ſo andern Gefühlen, dachte er bei ſich ſelbſt, ſchritt ich ſonſt mit meinem würdigen Vater durch dieſe Zimmer! Das iſt das erſte Mal, daß ich mich zu dergleichen hergebe, und es ſoll auch das letzte ſein. Wahrlich das ſoll es! Und es iſt Zeit, daß ich von mir und der Welt anders denke.

Er trat weiter im Saale vor, indem er ein eingehülltes Gemälde an die Wand ſtellte. Wie man nur ſo unter lebloſen Bildern ausdauern kann und einzig in ihnen und für ſie da ſein! ſo ſetzte er ſeine ſtummen Betrachtungen fort. Iſt es nicht, als wenn dieſe Enthuſiaſten in einem verzauberten Reiche untergehen? Für ſie iſt nur die Kunſt das Fenſter, durch welches ſie die Natur und die Welt erblicken; ſie können beide nur erkennen, indem ſie ſie mit den Nachahmungen derſelben vergleichen. Und ſo verträumte doch auch mein Vater ſeine Jahre; was nicht Bezug auf ſeine Sammlung hatte, war für ihn nicht bedeutender, als wenn es unter dem Pole vorfiele. Seltſam, wie jede Begeiſterung ſo leicht dahin führt, unſer Daſein und alle unſere Gefühle zu beſchränken.

Indem erhob er ſein Auge, und war faſt geblendet oder erſchrocken vor einem Gemälde, welches in der obern Region des hohen Saales ohne den Schmuck eines Rahmens hing. Ein blonder Mädchenkopf mit zierlich verwirrten Locken und muthwilligem Lächeln guckte herab, im leichten Nachtkleide, die eine Schulter etwas entblößt, die voll und glänzend ſchien; in langen zierlichen Fingern hielt ſie eine eben aufgeblühte Roſe, die ſie den glühend rothen Lippen näherte. Nun wahrlich! rief Eduard laut, wenn dies Bild von Rubens iſt, wie es ſein muß, ſo hat der herrliche Mann in dergleichen Gegenſtänden alle andern Meiſter übertroffen! Das lebt, das athmet! Wie die friſche Roſe den noch friſcheren Lippen entgegen blüht! Wie ſanft und zart die Röthe beider in einander leuchtet und doch ſo ſicher getrennt iſt! Und dieſer Glanz der vollen Schulter, darüber die Flachshaare in Unordnung geſtreut! Wie kann der alte Walther ſein beſtes Stück ſo hoch hinauf hängen und ohne Rahmen laſſen, da all das andere Zeug in den koſtbarſten Zierden glänzt?

Er erhob wieder den Blick und fing an zu begreifen, welche gewaltige Kunſt die der Malerei ſei, denn das Bild wurde immer lebendiger. Nein, dieſe Augen! ſprach er wieder zu ſich ſelbſt, ganz im Anſchauen verloren;

wie konnten Pinſel und Farbe dergleichen hervorbringen? Sieht man nicht den Buſen athmen? die Finger und den runden Arm ſich bewegen?

Und ſo war es auch in der That: denn in dieſem Augenblick erhob ſich das reizende Bild und warf mit dem Ausdruck ſchelmiſchen Muthwillens die Roſe herab, die dem jungen Mann in's Geſicht flog, trat dann zurück und verſchloß klirrend das kleine Fenſter.

Erſchrocken und beſchämt nahm Eduard die Roſe vom Boden auf. Er erinnerte ſich nun deutlich des ſchmalen Ganges, welcher oben neben dem Saale weglief und zu den höhern Zimmern des Hauſes führte; die übrigen kleinen Fenſter waren mit Bildern verhangen, nur dieſes hatte man, um Licht zu gewinnen, in ſeinem Zuſtande gelaſſen, und der Hausherr ſelbſt pflegte von dort oft die Gäſte zu muſtern, die ſeine Gallerie beſuchen wollten. Iſt es möglich, ſagte Eduard, nachdem er ſich aller dieſer Umſtände erinnert hatte, daß die kleine Sophie in einem Zeitraume von vier Jahren zu einer ſolchen Schönheit hat erwachſen können? — Er drückte unbewußt und in ſonderbarer Zerſtreuung die Roſe an den Mund, ſtellte ſich dann, ſtarr auf den Boden ſehend, an die Mauer und bemerkte nicht, daß der alte Walther ſchon ſeit einigen Sekunden neben ihm ſtand, bis dieſer ihn mit einem freundlichen Schlage auf die Schulter aus ſeiner Träumerei erweckte. Wo waren Sie, junger Mann? ſagte er ſcherzend; Sie ſind wie einer, der eine Erſcheinung gehabt hat.

So iſt es mir ſelbſt, ſagte Eduard; vergeben Sie, daß ich Ihnen mit meinem Beſuche läſtig falle.

Wir ſollten uns nicht ſo fremd ſein, junger Freund, ſagte der Alte herzlich; es iſt nun ſchon länger als vier Jahre, daß Sie mein Haus nicht betreten haben. Iſt es recht, den Freund Ihres Vaters, Ihren ehemaligen Vormund, der es gewiß immer gut mit Ihnen meinte, wenn wir gleich damals einige Differenzen mit einander hatten, ſo ganz zu vergeſſen?

Eduard ward roth und wußte nicht gleich, was er antworten ſollte. Ich glaubte nicht, daß Sie mich vermiſſen würden, ſtotterte er endlich. Es könnte Vieles, Alles anders geweſen ſein; allein die Irrthümer der Jugend —

Laſſen wir das, rief der Alte im frohen Muth; was hindert uns, unſre ehemalige Bekanntſchaft und Freundſchaft zu erneuern? Was führt Sie jetzt zu mir?

Eduard ſah nieder, dann warf er einen eiligen, ſchnell abgleitenden Blick auf den alten Freund, zauderte noch, und ging nun mit zögerndem Schritt nach dem Pfeiler, wo das Gemälde ſtand, das er aus ſeiner Verhüllung nahm. Sehen Sie hier, ſagte er, was ich noch unvermuthet in der Verlaſſenſchaft meines ſeligen Vaters gefunden habe, ein Bild, das in einem Bücherſchranke aufbewahrt war, den ich ſeit Jahren nicht eröffnet hatte; Kenner wollen mir ſagen, daß es ein trefflicher Salvator Roſa ſei.

So iſt es, rief der alte Walther mit begeiſterten

Blicken. Ei, das iſt ein herrlicher Fund! Ein Glück, daß Sie es ſo unvermuthet entdeckt haben. Ja, mein verſtorbener lieber Freund hatte Schätze in ſeinem Hauſe, und er wußte ſelber nicht, was er alles beſaß.

Er ſtellte das Bild in das rechte Licht, prüfte es mit leuchtenden Augen, ging näher und wieder zurück, begleitete aus der Ferne die Linien der Figuren mit einem Kennerfinger und ſagte dann: wollen Sie mir es ablaſſen? Nennen Sie mir den Preis, und das Bild iſt mein, wenn es nicht zu theuer iſt.

Indem hatte ſich ein Fremder herbei gemacht, der in einer andern Wendung des Saales nach einem Julio Romano zeichnete. Ein Salvator? fragte er mit etwas ſchneidendem Tone, den Sie wirklich als einen alten Beſitz in einer Verlaſſenſchaft gefunden haben?

Allerdings, ſagte Eduard, den Fremden mit einem ſtolzen Blicke muſternd, deſſen ſchlichter Oberrock und einfaches Weſen etwa einen reiſenden Künſtler vermuthen ließen.

So ſind Sie ſelbſt hintergangen, antwortete der Fremde mit einem ſtolzen, rauhen Tone, im Fall Sie nicht hintergehen wollen; denn dieſes Bild iſt augenſcheinlich ein ziemlich modernes, vielleicht iſt es ganz neu, wenigſtens gewiß nicht über zehn Jahre alt, eine Nachahmung der Manier des Meiſters, gut genug, um auf einen Augenblick zu täuſchen, das ſich aber bei näherer Prüfung dem Kenner bald in ſeiner Blöße zeigt.

Ich muß mich ſehr über dieſe Anmaßung verwundern, rief Eduard aus, ganz aus aller Faſſung geſetzt. Im Nachlaſſe meines Vaters befanden ſich lauter gute Bilder und Originale, denn er und der Herr Walther galten immer für die beſten Kenner in der Stadt. Und was wollen Sie? Bei unſerm berühmten Kunſthändler Erich hängt der Pendant zu dieſem Salvator, für welchen vor einigen Tagen ein Reiſender eine ſehr große Summe geboten hat. Man halte beide zuſammen und man wird ſehen, daß ſie von Einem Meiſter ſind und zuſammen gehören.

So? ſagte der Fremde mit langgedehntem Tone. Sie kennen alſo oder wiſſen um jenen Salvator auch? Freilich iſt er von derſelben Hand, wie dieſer hier, das leidet keinen Zweifel. In dieſer Stadt ſind die Originale dieſes Meiſters ſelten, und Herr Erich und Walther beſitzen keines von ihm; aber ich bin mit dem Pinſel dieſes großen Meiſters vertraut und gebe Ihnen mein Wort, daß er dieſe Bilder nicht berührte, ſondern daß ſie von einem Neueren herrühren, der Liebhaber mit ihnen hintergehen will.

Ihr Wort? rief Eduard in glühender Röthe; Ihr Wort! Ich ſollte denken, daß das meinige hier eben ſo viel, und noch mehr gelte!

Gewiß nicht, ſagte der Unbekannte, und außerdem muß ich noch bedauern, daß Sie Sich ſo von Ihrer Hitze übereilen und verrathen laſſen. Sie wiſſen alſo um die Fabrikation dieſes Machwerks und kennen den nicht ungeſchickten Nachahmer?

Nein! rief Eduard noch heftiger; Sie ſollen mir dieſe Beſchimpfung beweiſen, mein Herr! Dieſe Anmaßungen, dieſe Unwahrheiten, die Sie ſo dreiſt herausſtoßen, kündigen einen mehr als gehäſſigen Charakter an.

Der Geheimrath Walther war in der größten Verlegenheit, daß dieſe Scene in ſeinem Hauſe vorfallen mußte. Er ſtand prüfend vor dem Bilde und hatte ſich ſchon überzeugt, daß es eine moderne, aber treffliche Nachahmung des berühmten Meiſters ſei, die wohl auch ein erfahrenes Auge hintergehen konnte. Ihn ſchmerzte es innig, daß der junge Eduard in dieſen böſen Handel verwickelt war; die beiden Streitenden aber waren ſo heftig erzürnt, daß jede Vermittlung unmöglich wurde.

Was Sie da ſprechen, mein Herr! rief der Fremde jetzt auch in erhöhtem Tone; Sie ſind unter meinem Zorn, und ich bin erfreut, daß ein Zufall mich in dieſe Gallerie geführt hat, um zu verhüten, daß ein würdiger Mann und Sammler hintergangen wurde.

Eduard ſchäumte vor Wuth. So iſt es nicht gemeint geweſen, ſagte begütigend der Alte.

Wohl war das die Meinung, fuhr der Fremde fort; es iſt ein altes wiederholtes Spiel, bei dem man es nicht einmal der Mühe werth gefunden hat, eine neue Erfindung anzubringen. Ich ſah in der Kunſthandlung jenen ſogenannten Salvator Roſa; der Eigenthümer hielt ihn für ächt und wurde noch mehr darin beſtärkt, als ein Reiſender, der, der Kleidung nach, ein ſehr vornehmer Mann ſein konnte, einen hohen Preis für das Bildchen bot; er wollte bei der Rückkehr wieder zuſprechen und bat ſich vom Kunſthändler aus, daß dieſer das Gemälde wenigſtens vier Wochen nicht aus den Händen geben ſollte. — Und wer war dieſer vornehme Herr? der weggejagte Kammerdiener des Grafen Alten aus Wien. So iſt es klar, daß das Spiel, von wem es auch herrühre, auf Sie, Herr Walther, und Ihren Freund Erich abgekartet war.

Eduard hatte indeſſen mit zitternden Händen ſein Bild ſchon wieder eingewickelt; er knirſchte mit den Zähnen, ſtampfte mit dem Fuße und ſchrie: der Teufel ſoll mir dieſen Streich bezahlen! So ſtürzte er zur Thüre hinaus und bemerkte nicht, daß das Mädchen wieder von oben in den Saal herabſchaute, die durch das Geſchrei der Streiter herbeigezogen worden war.

Mein werther Herr, ſo wandte ſich jetzt der Alte zu dem Unbekannten, Sie haben mir weh gethan; Sie ſind zu raſch mit dem jungen Manne verfahren; er iſt leichtſinnig und ausſchweifend, aber ich habe bis jetzt noch keinen ſchlechten Streich von ihm gehört.

Einer muß immer der erſte ſein, ſagte der Fremde mit kalter Bitterkeit; er hat wenigſtens heute Lehrgeld gegeben und kehrt entweder um, oder lernt ſo viel, daß man ſeine Sachen klüger anfangen und auf keinen Fall die Faſſung verlieren muß.

Er iſt gewiß ſelbſt hintergangen, ſagte der alte Walther, oder er hat wirklich das Bild, wie er ſagt, gefunden, und ſein Vater, der ein großer Kenner war, hat es ſchon deswegen, weil es nicht echt iſt, bei Seite geſchafft.

Sie wollen es zum Beſten kehren, alter Herr, ſagte der Fremde; aber in dieſem Falle wäre der junge Menſch nicht ſo unanſtändig heftig geworden. Wer iſt er denn eigentlich?

Sein Vater, erzählte der Alte, war ein reicher Mann, der ein großes Vermögen hinterließ; er hatte eine ſo ſtarke Leidenſchaft für die Kunſt, wie gewiß nur wenige Menſchen ihrer fähig ſind. Auf dieſe verwandte er einen großen Theil ſeines Vermögens, und ſeine Sammlung war unvergleichlich zu nennen. Darüber aber verſäumte er wohl etwas zu ſehr die Erziehung dieſes ſeines einzigen Sohnes; ſowie daher der Alte ſtarb, war der junge Menſch nur darauf bedacht, Geld auszugeben, mit Schmarotzern und ſchlechtem Volke Umgang zu haben, ſich Mädchen und Equipagen zu halten. Als er majorenn wurde, waren ungeheure Schulden bei Wucherern und Wechſel zu bezahlen, aber er ſetzte ſeinen Stolz darein, nun noch mehr zu verſchwenden; die Kunſtwerke wurden verkauft, da er keinen Sinn für dieſe hat; ich nahm ſie für billige Preiſe. Jetzt hat er wohl, außer dem ſchönen Hauſe, ſo ziemlich Alles durchgebracht, und auch auf dieſem mögen Schulden laſten; Kenntniſſe hat er ſich ſchwerlich erworben, Beſchäftigung iſt ihm unleidlich, und ſo muß man mit Bedauern ſehen, wie er ſeinem Untergange entgegen geht.

Die alltägliche Geſchichte von ſo Vielen, bemerkte der Unbekannte, und der gewöhnliche Weg unwürdiger Eitelkeit, der die Menſchen luſtig in die Arme der Verachtung führt.

Wie haben Sie ſich nur dieſes ſichere Auge erwerben können? fragte der Rath; auch erſtaune ich über die Art, mit der Sie dem Julio nachzeichnen, da Sie doch kein Künſtler ſind, wie Sie ſagen.

Aber ich ſtudire ſeit lange die Kunſt, antwortete der Fremde; ich habe die wichtigſten Gallerieen in Europa fleißig und nicht ohne Nutzen geſehen, mein Blick iſt von Natur ſcharf und richtig und noch durch Uebung gebildet und ſicher gemacht, ſo daß ich mir ſchmeicheln darf, wohl nicht ſo leicht, am wenigſten über meine Lieblinge zu irren.

Der Fremde empfahl ſich jetzt, nachdem er dem Sammler hatte verſprechen müſſen, am folgenden Mittage bei ihm zu eſſen, denn der Alte hatte vor den Kenntniſſen des Reiſenden große Achtung gewonnen.

---

Mit unbeſchreiblichem Zorne ging Eduard nach Hauſe. Er trat wüthend ein, warf alle Thüren heftig hinter ſich zu und eilte durch die großen Gemächer nach einem kleinen Hinterſtübchen, wo in der Dämmerung der alte Eulenböck bei einem Glaſe ſtarken Weines ſeiner wartete. Hier! ſchrie Eduard, du alter, ſchiefnaſiger, weinverbrannter Halunke, iſt deine Schmiererei wieder; verkauf ſie an den Seifenſieder drüben, der ſie in die Lichte gießen kann, wenn ihm die Malerei nicht anſteht.

Wäre Schade, ſagte der alte Maler, um das gute Bildchen, indem er ſich mit der größten Kaltblütigkeit ein neues Glas einſchenkte. Haſt dich erhitzt, Freundchen; und der Alte hat von dem Kauf Nichts wiſſen wollen?

Schelm! ſchrie Eduard, indem er das Bild heftig hinwarf; und um deinetwillen bin ich auch zum Schelm geworden! Beſchimpft, gekränkt! O und wie beſchämt vor mir ſelber, glühend Kopf und Hals hinunter, daß ich mir aus Liebe zu dir ſolche Lüge erlaubte.

Iſt keine Lüge, liebes Männchen, ſagte der Maler, indem er das Bild auswickelte, iſt ein ſo veritabler Salvator Roſa, wie ich nur noch je einen gemalt habe. Haſt mich ja nicht daran arbeiten ſehen, und kannſt alſo nicht wiſſen, von wem das Bild herrührt. Du haſt kein Geſchick, mein Hänschen; ich hätte dir die Sache nicht anvertrauen ſollen.

Ich will ehrlich ſein, rief Eduard und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch; ich will ein ordentlicher Menſch werden, daß Andre und ich ſelber wieder Achtung vor mir haben! Ganz anders will ich werden, einen neuen Lebenswandel will ich anfangen!

Warum dich erboſen? ſagte der Alte und trank. Ich will dich nicht hindern; mich wird's freuen, wenn ich das erlebe. Ich habe ja immer an dir ermahnt und dir vorgepredigt; ich habe dich auch an Beſchäftigung zu gewöhnen geſucht, ich habe dir das Reſtauriren lehren wollen, Firniſſe bereiten, Farben reiben, in Summa, ich habe es an Nichts bei dir fehlen laſſen.

Hund von Kerl! rief Eduard, dein Junge, dein Farbenreiber ſollt' ich werden? Aber freilich, ich bin ja heute noch tiefer geſunken, da ich mich zum Spitzbuben eines Spitzbuben habe gebrauchen laſſen.

Was das Kind für ehrenrührige Ausdrücke braucht, ſagte der Maler und ſchmunzelte in ſein Glas hinein; wenn ich mir ſo was zu Herzen nähme, ſo hätten wir die Schlägerei oder bittre Feindſchaft hier zur Stelle. Er meint es aber gut in ſeinem Eifer; der Junge hat was Nobles in ſeinem ganzen Weſen, allein zum Bilderhändler taugt er freilich nicht.

Eduard legte ſich mit dem Kopf auf den Tiſch, und der Maler wiſchte ſchnell einen Weinfleck ab, damit der Jüngling nicht mit dem Aermel hineinfahre. Der gute liebe Salvator, ſagte er dann bedächtig, ſoll auch nicht das beſte Leben geführt haben; ſie geben ihm gar Schuld, er ſei Bandit geweſen. Als Rembrandt ſich bei lebendigem Leibe für todt ausgab, um den Preis ſeiner Werke zu erhöhen, war er auch nicht ganz der Wahrheit treu geblieben, ob er gleich wirklich einige Jahre ſpäter ſtarb und ſich alſo nur in der Jahreszahl etwas verrechnet hatte. So, wenn ich nun ſolch Bildchen in aller Liebe und Demuth male, mich in den alten

Meiſter und alle ſeine lieben Eigenheiten recht ſanftſelig und ſaumthunlich hineindenke, daß mir immer iſt, als führte des Verſtorbnen Seelchen mir Hand und Pinſel; und das Ding iſt dann fertig und nickt mir mit rechter Herzlichkeit ſeinen Dank zu, daß ich auch was vom alten Virtuoſen geliefert habe, der doch nicht Alles hat machen und nicht ewig hat leben können, und ich mich nun, vollends nach einem Glaſe Wein, indem ich es mit tieferer Prüfung beſchaue, rechtgläubig überzeuge, daß es vom alten Herrn wirklich herrührt, und ich übergebe es ſo einem andern Liebhaber des Seligen und verlange nur ein Billiges für die Mühe, daß ich mir die Hand habe führen, mein eignes Ingenium derzeit unterdrücken laſſen, an der Verringerung meines eignen Künſtlernamens zu arbeiten, — iſt denn das ſo himmelſchreiende Sünde, Freundchen, wenn ich mich ſelbſt auf ſolche kindliche Weiſe aufopfere?

Er hob den Kopf des Liegenden auf, verwandelte aber ſeine grinſende Freundlichkeit in eben ſo verzerrten Ernſt, als er die Wangen des Jünglings voll Thränen ſah, die in einem heißen Strome unaufhaltſam aus den Augen ſtürzten. O meine verlorne Jugend! ſchluchzte Eduard: o ihr goldnen Tage, ihr Wochen und Jahre! wie ſeid ihr doch ſo ſündlich verſchleudert worden, als läge nicht in euern Stunden der Keim der Tugend, der Ehre und des Glücks; als ſei dieſer köſtliche Schatz der Zeit jemals wieder zu gewinnen. Wie ein Glas abgeſtandenes Waſſer hab' ich mein Leben und den Inhalt meines Herzens ausgegoſſen. Ach! welch Daſein hätte mir aufgehen können, welch Glück mir und Andern, wenn ein böſer Geiſt nicht meine Augen verblendete. Segensbäume wuchſen und ſchatteten um mich und über mir, in denen der Freund, die Gattin und die Bedrängten Hülfe, Troſt, Heimath und Frieden fanden; und ich habe die Axt im ſchwindelnden Uebermuth an dieſen Hain gelegt, und muß nun Froſt, Sturm und Hitze dulden!

Eulenböck wußte nicht, welch Geſicht er machen, noch weniger, was er ſagen ſollte, denn in dieſer Stimmung, mit ſolchen Geſinnungen hatte er ſeinen jungen Freund noch niemals geſehen; er war endlich nur froh und beruhigt, daß dieſer ihn nicht bemerkte, so daß er in behaglicher Heimlichkeit ſeinen Wein ausleerte.

Tugendhaft alſo willſt du werden, mein Sohn? fing er endlich an. Auch gut. Wahrlich! wenige Menſchen ſind für die Tugend ſo portirt, als ich ſelber, denn es gehört ſchon ein ſcharfer Blick dazu, um nur zu wiſſen, was Tugend iſt. Knauſern, den Leuten abzwacken, ſich und unſerm Herrgott etwas vorlügen, iſt gewiß keine. Wer aber das rechte Talent dazu hat, der findet's auch. Wenn ich einem verſtändigen Mann zu einem guten Salvator oder Julio Romano von meiner Hand verhelfe, und er freut ſich dann, ſo habe ich immer noch beſſer gehandelt, als wenn ich einem Pinſel einen echten Rafael verkaufe, den der Gimpel nicht zu ſchätzen weiß, ſo daß ihm im Grunde ſeines

Herzens ein geſchniegelter Van der Werſt mehr Freude machen würde. Meinen großen Julio Romano muß ich nun wohl in eigner Perſon verkaufen, da du zu dergleichen weder Gaben noch Glück haſt.

Dieſe armſeligen Sophiſtereien, ſagte Eduard, können auf mich nicht mehr wirken; dieſe Zeit iſt vorüber, und du magſt dich nur in Acht nehmen, daß ſie dich nicht ertappen; denn mit Laien mag es dir wohl gelingen, aber nicht mit Kennern, wie der alte Walther einer iſt.

Laß gut ſein, mein Kindchen, ſagte der alte Maler, die Kenner ſind gerade am beſten zu betrügen, und mit einem Unerfahrnen möcht' ich gar nicht einmal anfangen. O dieſer gute, alte, liebe Walther, dies feine Männchen! Haſt du nicht den ſchönen Höllenbreughel geſehen, der am dritten Pfeiler zwiſchen der Skizze von Rubens und dem Portrait von Van Dyk hängt? Der iſt von mir. Ich kam zu dem Männchen mit dem Gemälde: Wollen Sie nicht etwas Schönes kaufen? „Was! rief er; ſolche Fratzen, Tollheiten? Das iſt nicht meine Sache; zeigen Sie doch. Nun, ich nehme ſonſt dergleichen Unſinn bei mir nicht auf, indeſſen weil in dieſem Bilde doch etwas mehr Anmuth und Zeichnung iſt, als man ſonſt bei dieſen Phantaſieen trifft, ſo will ich mit ihm einmal eine Ausnahme machen.“ In Summa, er hat's behalten, und zeigt's den Leuten, um ſeinen vielſeitigen Geſchmack zu beurkunden.

Eduard ſagte: aber willſt du denn nicht auch noch ein rechtlicher Mann werden? Es iſt doch die höchſte Zeit.

Mein junger Bekehrer, rief der Alte, ich bin es längſt; du verſtehſt das Ding nicht, auch biſt du mit deinem heißen Anlauf noch nicht durch. Stehſt du am Ziel und biſt glücklich allen Klippen, Halseiſen, Leuchtpfählen vorüber, dann winke mir nur dreiſt, und ich ſteure dir vielleicht nach. Bis dahin laß mich ungeſchoren.

So trennt ſich alſo unſre Laufbahn, ſagte Eduard, indem er ihn wieder freundlich anblickte; ich habe viel verſäumt, aber doch noch nicht Alles, mir bleibt noch etwas von meinem Vermögen, mein Haus. Hier will ich mich einfach einrichten und beim Prinzen, der binnen Kurzem hier ankommen wird, eine Stelle als Secretär oder Bibliothekar ſuchen, vielleicht reiſe ich mit ihm; vielleicht, daß anderswo ein Glück — oder, wenn das nicht, ſo beſchränke ich mich hier und ſuche Arbeit und Beſchäftigung in meiner Vaterſtadt.

Und wann ſoll das Tugendleben losgehen? fragte der Alte mit grinſendem Lachen.

Gleich, ſagte der Jüngling, morgen, heut, dieſe Stunde!

Narrenspoſſen! ſagte der Maler und ſchüttelte den greiſen Kopf; zu allen guten Dingen muß man ſich Zeit laſſen, ſich vorbereiten, einen Anlauf nehmen, die alte Periode mit einer Feierlichkeit beſchließen und die neue eben ſo beginnen. Das war eine herrliche Sitte, daß in manchen Gegenden unſere Vorfahren das Carneval mit rechter ächter Ausgelaſſenheit zu Grabe trugen, daß ſie zuletzt noch einmal recht toll aufjubelten und ſich in der Luſt übernahmen, um nachher ungeſtört und ganz ohne Gewiſſensſcrupel fromm ſein zu können. Laß uns der verehrlichen Sitte nachfolgen; Brüderchen, ſieh, ich bin dir ſo gut, gieb uns und deinen Launen noch einmal ſo einen rechten ausgeſuchten Weinſchmaus, ſo einen hohen Valet- und Abſchied-Hymnus, daß wir, beſonders ich, deiner gedenken; laß uns beim beſten Wein bis in die tiefe Nacht hinein jubeln, dann gehſt du rechts ab zur Tugend und Mäßigkeit, und wir andern bleiben links, wo wir ſind.

Schlemmer! ſagte Eduard lächelnd: wenn du nur einen Vorwand findeſt, dich zu betrinken, ſo iſt dir Alles recht. Es ſei alſo am heiligen Dreikönigs-Abend.

Da iſt ja noch vier Tage hin, ſeufzte der Alte, indem er den letzten Reſt ausſchlürfte und ſich dann ſchweigend entfernte.

---

Wir werden heut eine kleine Tiſchgeſellſchaft haben, ſagte der Rath Walther zu ſeiner Tochter.

So? fragte Sophie. Und wird der junge Eduard auch herkommen?

Nein, antwortete der Vater. Wie fällſt du auf dieſen?

Ich dachte nur, ſagte Sophie, daß Sie ihm vielleicht durch eine Einladung die unangenehme Scene etwas vergüten wollten, die er ohne Ihren Willen in Ihrem Hauſe hat erleiden müſſen.

Heute würde es am wenigſten paſſen, erwiderte der Alte, da gerade der Mann mit uns ſpeiſen wird, von dem der junge Menſch beleidigt ward.

So? der? ſagte das Mädchen mit gedehntem Tone.

Es ſcheint, der fremde Mann iſt dir unangenehm.

Recht ſehr, rief Sophie; denn erſtlich kann ich es von Niemand leiden, wenn man nicht genau weiß, wer er iſt; ſolch Incognito iſt in der Fremde allerliebſt, um für etwas Beſonderes zu gelten, wenn hinter dem Menſchen gerade gar nichts ſteckt, und ſo iſt es gewiß mit dieſem Unbekannten, der ganz das Weſen eines vacirenden Hofmeiſters oder Secretärs hat, der ſich geſtern in Ihrer Gallerie ein Anſehen gab, als wenn er der oberſte Director aller Heiden-Bekehrungsanſtalten wäre.

Du ſagteſt: erſtens! fragte der Vater lächelnd; nun alſo zweitens?

Zweitens iſt er fatal, ſagte ſie lachend, und drittens iſt er unausſtehlich, und viertens haſſe ich ihn wahrhaft.

Das iſt freilich erſtens und letztens bei euch, ſagte der Alte. Uebrigens erſcheint noch mein Freund Erich und der junge Maler Dietrich, ſo wie der wunderliche Eulenböck.

Da haben wir ja alle Zeitalter beiſammen, rief Sophie aus, alle Arten von Geſchmack und Geſinnung!

Kommt nicht etwa auch noch der junge Herr von Eiſenſchlicht, um mir das Leben recht ſauer zu machen?

Der Vater hob den Finger drohend auf, ſie ließ ſich aber nicht irren, ſondern fuhr ſchnell und unwillig fort: es iſt ja wahr, daß ich in dieſer Geſellſchaft meines Lebens niemals froh werde; das ſchwatzt, und guckt, und iſt artig, und lügt, und wird unausſtehlich durch einander, daß ich ſtatt ſolcher Mahlzeiten lieber drei Tage hungern möchte. Solche verliebte Leute ſind mir ſo zuwider, wie unreife Johannisbeeren! jedes Wort von ihnen ſchmeckt mir noch ſauer nach acht Tagen und verdirbt mir auch die Zunge für alle beſſeren Früchte. Der alte krummnaſige, kupfrige Sünder iſt mir noch von allen der liebſte, denn er denkt doch nicht daran, mich wie ein Möbel in ſeine Stuben hinzuſtellen.

Dieſe Art und Weiſe, ſagte der Vater, iſt mir an dir ſelbſt leid, ja recht verdrießlich, weil ich bei deinem ſtarren Eigenſinn noch gar nicht abſehen kann, wie du dich je ändern möchteſt. Du weißt nun, wie ich über die Ehe und die ſogenannte Liebe denke, wie ſehr du mich glücklich machen würdeſt, wenn du deinen Willen brechen wollteſt —

Ich muß nach der Küche ſehen, rief ſie plötzlich; ich muß Ihnen heute Ehre machen; vergeſſen Sie nur nicht die guten Weine, damit der röthliche Eulenböck nicht Ihren Keller in ſchlechten Ruf bringt. So lief ſie hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten.

Der Alte ging an ſeine Geſchäfte, indeſſen die

Tochter Küche und Tiſch beſorgte. Sie hatte jenes Geſpräch ſo plötzlich abgebrochen, weil es der Wunſch des Vaters, den ſie nur gar zu gut kannte, war, ſie mit ſeinem Freunde Erich zu verheirathen, der zwar nicht mehr jung, indeſſen auch noch nicht ſo ſehr in Jahren vorgerückt war, daß ein ſolcher Plan lächerlich geweſen wäre. Erich hatte bei ſeinem Handel ein anſehnliches Vermögen erworben; in dieſem Augenblicke beſaß er eine Sammlung ganz vorzüglicher Bilder aus den italieniſchen Schulen, und Walther hatte den Gedanken, daß, falls ſeine Tochter ſich noch zu dieſer Heirath bereden ließe, Erich alsdann ſeinen Handel einſtellen und dieſe vorzüglichen Gemälde ſeiner Gallerie einverleiben ſolle, damit der Schwiegerſohn dieſe dann nach ſeinem Tode als eine recht ausgezeichnete beſäße und erhielte. Denn es war ihm fürchterlich, ſich dieſe treffliche Sammlung einſt wieder zerſtreut zu denken, vielleicht gar unter dem Preiſe verkauft und an Menſchen vergeudet, bei denen die Bilder durch Unverſtand zu Grunde gehen könnten. Seine Leidenſchaft für Malerei war ſo groß, daß er auf jeden Fall ſeines Freundes Bilder für eine ſehr große Summe gekauft haben würde, wenn ihn nicht der Erwerb eines anſehnlichen Gutes und großen Gartens, die er ſeiner Tochter zurücklaſſen wollte, gehindert und ihm jetzt jede Auslage, vorzüglich aber eine ſo bedeutende, unmöglich gemacht hätte. Indem er ſeine Briefe ſchrieb, zerſtreuten ihn dieſe Gedanken unaufhörlich. Er gedachte dann des jungen Malers Dietrich, eines hübſchen blonden Jünglings; und ob ihm gleich deſſen Art, die Kunſt auszuüben, ſo wenig wie die, ſich zu kleiden, recht war, ſo hätte er doch auch dieſen gern als Schwiegerſohn umarmt, weil er überzeugt ſein konnte, daß der junge Menſch für ſein Kunſtvermächtniß die höchſte Ehrerbietung hegen würde. Der alte Maler Eulenböck konnte ihm für ſeine Plane nie in die Gedanken kommen; aber ſeit geſtern hatte er den fremden Kunſtkenner mit väterlichem Auge gemuſtert, und die ſchnippiſche Antwort der Tochter, mit der ſie ſich über dieſen geäußert hatte, war ihm daher um ſo empfindlicher. Er mochte es ſich nicht geſtehen, aber er dachte, wenn er in die Zukunft ſchaute, weit mehr an das Heil ſeiner Sammlung, als an das Glück ſeines Kindes. Selbſt der junge Herr von Eiſenſchlicht, der Sohn eines Wucherers, wäre ihm zum Eidam erwünſcht geweſen, weil der junge Menſch auf Reiſen ſich ziemlich gebildet hatte; und da dieſer zugleich die Neigungen ſeines Vaters beſaß, ſo ließ ſich wohl erwarten, daß er aus jeder Rückſicht eine ſo koſtbare Sammlung in Ehren halten würde.

So war der Vormittag verſtrichen, und die Gäſte fanden ſich nach und nach ein. Zuerſt der jüngſte, Dietrich, im ſogenannten altdeutſchen Rocke, die weißlichen Haare auf den Schultern hängend, und mit einem blonden Bärtchen, das ſein roſenrothes durchſichtiges Antlitz nicht entſtellte. Er erkundigte ſich ſogleich angelegentlich nach der Tochter, und dieſe erſchien, geſchmückt, in einem grünſeidenen Kleide, das den Glanz ihres Geſichts und Nackens wunderbar erhob. Der Jüngling begann ſogleich eben ſo verlegen als zudringlich ein Geſpräch mit Sophien, das um ſo trockner wurde, um ſo mehr er es überſchwänglich zu machen ſuchte. Geſtört und getröſtet wurden beide durch das Erſcheinen des alten Eulenböck, der mit ſeinem braunrothen Geſicht wunderlich aus einer hellgrünen Weſte und weißlichem Frack heraus ſchien, da er es, wie viele ausgemacht häßliche Menſchen, liebte, ſich in auffallende Farben zu kleiden. Die jungen Leute konnten kaum das Lachen unterdrücken, als ſie ihn ſich linkiſch hereindrehen, grimaſſirend grüßen und mit falſcher Artigkeit ſtolpern ſahen, wobei ſich ſein ſchiefes Geſicht, die kleinen grellen Augen und die ſeitwärts gedrehte Naſe noch wunderlicher ausnahmen. Der Fremde ließ lange auf ſich warten, und Sophie ſpöttelte wieder über die Anmaßung, den vornehmen Mann zu ſpielen, bis er endlich, ſchlicht gekleidet, erſchien und es der Geſellſchaft möglich machte, ſich in das Speiſezimmer zu begeben, in welchem ſie Erich ſchon fanden, der dort ein Gemälde befeſtigt hatte, welches der Fremde und die Maler in Augenſchein nehmen ſollten.

Sophie ſaß zwiſchen Erich und dem Unbekannten, obgleich Dietrich einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, ſich an ihre Seite einzuſchieben. Eulenböck, der Alles bemerkte, und der am liebſten ſeine Bosheit in das Gewand der Gutmüthigkeit hüllte, drückte dem jungen Menſchen die Hand und dankte ihm wie gerührt, daß er ſo einzelne Menſchen zu gewiſſen Zeiten leidenſchaftlichen Stimmungen und Verirrungen ausgeſetzt geweſen? Nur zu häufig haben wir die böſen Folgen des Zornes, der Trunkenheit, der Eiferſucht und Wuth wahrnehmen müſſen. Eben ſo iſt auch nicht zu läugnen, daß vielfaches Unheil und ſeltſame Begebenheiten aus jenen geſteigerten Empfindungen, die man Liebe nennt, hervorgegangen ſind. Es iſt nur die Rede von jener Verkehrtheit, daß der Menſch zwar alle andere Verwirrungen vermeidet und ſich der Ueberraſchung der Leidenſchaften zu entwöhnen ſucht, Alle aber ſich ſeit einer gewiſſen Zeit damit brüſten, ja es für nothwendig zum Leben halten, die Liebe und ihre wilden Zuſtände und leidenſchaftlichen Verwirrungen erlebt zu haben.

Der Unbekannte ſah den Wirth ernſthaft an und nickte ihm zu, worauf der Alte mit erhöhter Stimme fortfuhr:

Möchte man am Ende auch einer gewiſſen Billigkeit nachgeben und dieſe Zuſtände der ſogenannten Liebenden, in denen, wie ſie uns erzählen, die ganze Welt ihnen im ſchönern Lichte erſcheint, und in welchen ſie ſich aller ihrer Seelenkräfte erhöht und vielfacher bewußt werden (obgleich ſie in jenem Schlummerwachen in der Regel träge und zu keiner Arbeit zu bringen ſind), natürlich finden: was thut, frag' ich nun, Alles dies, auch noch ſo glücklich ſich wendend, um eine vernünftige und gute Ehe zu ſchließen? Ich würde nie meine Einwilligung geben, wenn ich das Unglück hätte, an meiner Tochter einmal dieſe Verſtandesverwirrung zu bemerken.

Sophie lächelte; der junge Dietrich ſah ſie erröthend an, und Eulenböck trank mit großem Wohlbehagen, indeß der Fremde den Alten mit Ernſt anhörte, der, ſeiner Sache gewiß, um ſo eifriger fortfuhr: Nein, wohl dem Manne, der, mit dieſer verkehrenden Leidenſchaft völlig unbekannt, den vernünftigen Entſchluß faßt, ſich in den Stand der Ehe zu begeben, und Heil dem Mädchen, das züchtig den Gemahl findet, ohne jene Scenen des Wahnſinns je mit ihm geſpielt zu haben, denn alsdann findet ſich jene Zufriedenheit, jene Ruhe und jener Segen, der unſern Vorfahren nicht unbekannt war, und den die heutige Welt nicht mehr achten will. In dieſen Ehen, welche nach vernünftiger Ueberlegung, in Demuth und ſtiller Ergebenheit geſchloſſen wurden, fanden die Menſchen damals im wachſenden Vertrauen, in zunehmender Zärtlichkeit und im gegenſeitigen Ertragen der Schwächen ein Glück, welches dem jetzigen hochfahrenden Geſchlechte zu geringe erſcheint, und das auch darum nur Elend und Noth, Unzufriedenheit und Mißverſtändniß, Zwietracht und Verachtung im Garten ſeines Lebens baut. Früh ſchon an den Rauſch der Leidenſchaft gewöhnt, ſuchen ſie auch dieſen in der Ehe und verachten die Nothwendigkeit des alltäglichen Lebens, erneuern dann rechts und links in mannigfaltigen und immer geringeren Abwechſelungen die Kunſtſtücke ihres Liebeshandwerks und gehen ſo in Schlechtigkeit und Selbſtbetrug unter.

Sehr bitter, aber wahr, ſagte der Unbekannte mit nachdenklicher Miene.

Es iſt wie mit allen Bitterkeiten, flüſterte Sophie ihrem Nachbar zu, ſie fallen zu ſchwer auf die Zunge; man kann nicht recht unterſcheiden, ob es ſchmeckt, oder nur allen Geſchmack betäubt; dergleichen iſt natürlich für den wahr, der Liebhaber davon iſt.

Eulenböck, der dieſen Ausſpruch auch gehört hatte, lachte, und der Vater, der die Sache nur halb verſtanden, wandte ſich mit Heiterkeit zu ſeinem fremden Gaſte: wir ſind alſo darüber einig, daß nur die ſogenannten Conventionsheirathen glücklich ſein können; ich werde auch niemals Anſtand nehmen, meine einzige und nicht unbegabte oder arme Tochter einem Manne zu geben, ſei er von welchem Stande er wolle, deſſen Charakter mir werth iſt, und deſſen Kenntniſſe ich, vorzüglich in der Kunſt, achten muß, damit auch meine Enkel noch die Früchte meines Fleißes ärnten, und nicht in alle Winde und in die Häuſer der Unwiſſenden das verſtreut werde, was Liebe, Aufopferung, Studium und unermüdeter Fleiß in dieſer Wohnung verſammelt haben.

Er ſah den Fremden mit gefälligem Lächeln an; doch dieſer, der bis jetzt ihm freundlich erwidert hatte, machte eine faſt finſtere Miene und ſagte nach einer kleinen Pauſe: die Sammlungen von Privatperſonen können niemals lange beſtehen; wer die Kunſt liebt, ſollte, falls er geſammelt hat, ſeine Schätze um ein Billiges Fürſten verkaufen, oder ſie größern Gallerieen durch Teſtament einverleiben. Darum kann ich auch den Plan mit Ihrer Tochter nicht billigen, wenn ich auch mit Ihren Anſichten von der Ehe einverſtanden bin. Und überhaupt iſt es in Anſehung jeder Heirath eine mißliche Sache. Wenn ich nicht verſprochen wäre und tauſend dringende Urſachen mich zwängen, mein Wort nicht zu brechen, ſo würde ich meiner Neigung nach immer unverheirathet bleiben.

Der Alte wurde roth und ſah vor ſich nieder, dann fing er mit ſeinem Nachbar, nicht ohne Verlegenheit, ein anderes Geſpräch an. Die neuliche Auction der Kupferſtiche, ſagte der Gemäldehändler, iſt bei Weitem nicht ſo ergiebig ausgefallen, als es der Eigenthümer ſich verſprochen hatte. Das iſt häufig mit Auctionen der Fall, warf die Tochter mit ſchnippiſchem Tone dazwiſchen: darum ſollte ſich kein Menſch damit einlaſſen, den nicht die äußerſte Noth dazu treibt.

Dietrich war noch zu unerfahren, um den Zuſammenhang dieſer Geſpräche einzuſehen; er redete treuherzig und eifrig über die Barbarei der Auctionen, in denen oft die koſtbarſten Seltenheiten überſehen, viele Kunſtwerke durch die Gaffer und Handlanger beſchädigt, und der Ruhm großer Meiſter, ſo wie das Gefühl ächter Bewunderer, ſchmerzlich verletzt würden. Dadurch gewann er die gute Meinung des Vaters, der die getrübte Miene erheiterte und ihm mit Freundlichkeit Recht gab. Sophie, welche fürchten mochte, daß ein neuer Antrag im verdeckten Wege des Kunſtenthuſiasmus vorgeſchoben werden ſollte, fragte ſchnell den jungen Maler, ob er mit ſeinem Marienbilde bald fertig ſei, oder ob er vorher die Abnahme vom Kreuz vollenden wolle?

Sie malen alſo auch dergleichen rührende Gegenſtände? fragte der Unbekannte, indem er mit einem faſt ſchielenden Blicke zum jungen Manne herüber blinzelte. Mich wundert es immer von Neuem, daß Menſchen in ihren beſten und heiterſten Jahren mit dergleichen Gegenſtänden ihre Zeit und Imagination verderben können. Der heiligen Familien haben wir wohl, dächte ich, in der Kunſt genug; da iſt nichts Neues anzubringen und zu erfinden, und jene Leichname und Verzerrungen des Schmerzes widerſtreben ſo völlig allem Reiz und dem Genuß der Sinne, daß ich mein Auge immer davon abwenden muß. Die Kunſt ſoll unſer Leben erhöhen und erheitern, alle Dürftigkeiten deſſelben und aller Jammer der Welt ſoll uns in ihrer Nähe verſchwinden; nicht aber darf unſre Phantaſie durch ihre Hervorbringungen geängſtigt und gefoltert werden. Im heitern, friſchen Licht ſoll die Sinnenwelt ſpielen und in freundlichem Reiz uns ſchmeicheln und auf dieſe Weiſe erheben. Schönheit iſt Freude, Leben, Kraft. Der hat ſich noch wenig verſtanden, der Nacht und düſtre Gefühle ſucht. Oder gehören Sie auch etwa zu denen, die ſich vor dergleichen Bildern mit erzwungener Gläubigkeit entzücken und verlangen, daß in uns eine Art von Andacht ſich entzünden ſoll, um den Gegenſtand zu verſtehen und chriſtlich zu würdigen?

Und wäre denn das, rief Dietrich mit einer gewiſſen Eil und Heftigkeit, etwas ſo Unerhörtes oder nur Beſonderes? Im Schönen, wenn es erſcheint, wird der Reiz der Sinnenwelt zum Göttlichen erhöht, und ſo wird die ſtumme Ehrfurcht, die hülfloſe Rührung unbegeiſterter Gemüther durch die Kunſt zur himmliſchen Andacht erhoben. Es iſt, wenn auch verzeihlich, doch abgeſchmackt, wenn bloß des frommen Gegenſtandes wegen ein elendes Bild den gläubigen Beſchauer entzückt, aber es iſt mir völlig unbegreiflich, wenn ſich ein fühlendes Herz vor der Sixtiniſchen Maria zu Dresden des Glaubens und der Andacht erwehren kann. Ich weiß es wohl, daß die neuen Beſtrebungen jüngerer Künſtler, zu denen ich mich auch bekennen muß, bei vielen trefflichen Leuten großes Aergerniß erregt haben, aber man ſollte ſich doch endlich ohne Leidenſchaft überzeugen, daß das alte, ganz ausgefahrene Geleiſe kein Weg mehr iſt. Was haben Diejenigen, die dieſe neue Lehre zuerſt wieder aufbrachten, denn anders gewollt, als das Gemüth wieder erwecken, welches ſeit langer Zeit bei allen Kunſtproductionen als ganz überflüſſig angeſehen worden war? Und hat denn dieſe neue Schule nicht ſchon vieles Achtungswürdige hervorgebracht? Ein Geiſt offenbart ſich, das iſt nicht abzuläugnen, der ſich kräftigen wird und ausbilden, ein neuer Weg iſt gefunden, auf welchem freilich, wie bei jeder Begeiſterung, mancher Unberufene auch das Uebertriebene, Widerwärtige und ganz Tadelswürdige hervorbringen wird. Iſt denn aber das Schlechte dieſer Zeit wirklich ſchlechter als was weiland ein gefeierter Canova erſchuf, oder das Leere leerer als jenes kalte Abſchreiben der mißverſtandenen Antike, das jene ganze frühere Zeit als einen großen Lückenbüßer in der Kunſtgeſchichte darſtellt? Waren denn nicht bizarre Manieriſten auch damals die tröſtenden Erſcheinungen? Und hat denn der Hülfverein für die Kunſt, von verehrten Männern geſtiftet, etwas Tüchtiges hervorbringen können?

Junger Mann, ſagte der Unbekannte mit der ſchneidendſten Kälte: ich müßte zehn Jahre jünger, oder Sie einige älter ſein, wenn ich über ſo wichtigen Gegenſtand mit Ihnen ſtreiten ſollte. Dieſer neue phantaſtiſche Traum hat ſich der Zeit bemächtigt, das iſt freilich nicht zu läugnen, und muß nun bis zum Erwachen fortgeſchlummert werden. Waren Jene, die Sie tadeln wollen, vielleicht zu nüchtern, ſo ſind dafür die jetzt Geprieſenen in einem kränklichen Rauſch befangen, indem ihnen ein wenig ſchwaches Getränk zu Kopfe geſtiegen iſt.

Sie wollten nicht ſtreiten, rief der junge Maler, und thun mehr, Sie ſind bitter. In der Leidenſchaft iſt man wenigſtens keines freien Urtheils fähig. Ob die Partei, für die Sie mit ſolchen Waffen kämpfen, dadurch gewinnen kann, muß die Zukunft entſcheiden.

Sophie ſah den Jüngling ermuthigend mit einem ſchadenfrohen Blicke an, Walther war ſchon beſorgt; doch nahm der Bilderhändler Erich das Geſpräch beruhigend auf und ſagte: ſobald ſich ein heftiger Widerſtreit in der Zeit regt, ſo iſt es ein Zeichen, daß etwas Wirkliches in der Mitte liegt, das den Streit wohl verdient, und welches der Mitlebende nicht ganz ignoriren darf, wenn er nicht unbillig ſein will. Seit lange war die Kunſt aus dem Leben getreten und nur ein Artikel des Luxus geworden; darüber vergaß man, daß ſie jemals mit Kirche und Welt, mit Andacht und Begeiſterung zuſammengehangen hatte, und kalte Kennerſchaft, Vorliebe für das Kleine und gemeine Natürlichkeit, ſo wie ein erkünſtelter Enthuſiasmus mußten ſie erzeugen. Weiß ich doch die Zeit noch, wo man in den Gallerieen die ſchönſten Werke eines Leonardo nur als merkwürdige und ſonderbare Alterthümer vorwies, ſelbſt Rafael wurde nur mit einſchränkender Kritik bewundert, und über noch ältere große Meiſter zuckte man die Achſeln, und betrachtete die Malereien der früheren Deutſchen oder Niederländer niemals ohne Lachen. Dieſe Barbarei der Unwiſſenheit iſt doch jetzt vorüber.

Wenn nur keine neue und ſchlimmere darüber entſtände! rief Eulenböck, vom Weine hochroth erglühend, indem er dem Unbekannten einen feurigen Blick zuwarf. Mir thut es immer weh, daß in unſern Tagen das Wort des ächten Kenners faſt nie mehr gehört wird; der Enthuſiasmus übertönt die Einſicht, und doch iſt für den Künſtler nichts ſo lehrreich, als ein Geſpräch mit einem ächten Kunſtfreunde, das ihn belehre und erhebe, da es ihm oft in Jahren nicht ſo gut wird, dergleichen zu genießen.

Der Fremde, welcher ſchon verſtimmt und heftig zu werden ſchien, ward nach dieſen Worten wieder heiter und freundlich. Künſtler und Freunde der Kunſt, erwiderte er, ſollten ſich immer aufſuchen, um beſtändig von einander zu lernen. So war es in voriger Zeit, und auch dies war eine der Urſachen, daß die Malerei gedieh. Die Phantaſie eines jeden Schaffenden iſt beſchränkt, und ermattet, wenn ſie nicht von außen angefriſcht und bereichert wird, und dies kann nur durch verſtändige, freundliche Mittheilungen geſchehen; ohne zu erwähnen, was Correctheit, Anmuth der Behandlung und Auswahl der Gegenſtände gewinnen.

Sie haben ſich, antwortete der alte Maler, einen Künſtler vorzüglich auserſehen, den ich auch gewiſſermaßen mehr als alle liebe.

Ich geſtehe, ſagte der Fremde, daß ich ihm mein Herz vielleicht etwas zu ausſchließlich zugewendet habe. Es war mir früh vergönnt, einige ausgezeichnete Werke des Julio Romano kennen zu lernen und zu verſtehen; in Mantua fand ich auf meinen Reiſen Gelegenheit, ihn zu ſtudiren, und ſeitdem glaube ich, meine Vorliebe auch rechtfertigen zu können.

Gewiß, erwiderte der Alte, wird Ihr Aufenthalt dort zu den ſchönſten Epochen Ihres Lebens gehören. Habe ich doch zu meinem innerlichen Verdruß in neueren Zeiten auch manchen Tadel dieſes großen Geiſtes hören müſſen, vorzüglich, daß er die geiſtlichen Gegenſtände nicht mit der gehörigen Innigkeit behandle. Einem Jeden iſt nicht Alles gegeben. Aber die Verklärung des friſchen ſinnlichen Lebens, die Herrlichkeit des freien Muthwillens, das Spiel der lebendigſten Phantaſie waren ihm vorbehalten. Und iſt dem jungen Wallfahrer ſein Herz noch für den Reichthum dieſes glänzenden Geiſtes verſchloſſen, ſo wandre er nur nach Mantua, um dort in dem Palaſt Te kennen zu lernen, was Erd' und Himmel, möcht' ich faſt ſagen, Herrliches in ſich faſſen; wie in den Schrecken des Rieſenſturzes noch Luſt und Scherz gaukeln, und in dem Saale des Amor und Pſyche in der Trunkenheit des Entzückens die himmliſche Erſcheinung der vollendeten Schönheit ſich verkläret.

Der junge Dietrich ſah ſeinen abtrünnigen Anhänger ſchon ſeit lange mit großen Augen an; er konnte dieſen Abfall nicht begreifen und nahm ſich vor, mit dem Alten in einer vertrauten Stunde darüber zu ſprechen; denn wenn er auch die Bewunderung des Julius gelten ließ, ſo ſchien ihm doch die erſte Hälfte des Geſprächs geradezu im Widerſpruch mit der früheren Aeußerung Eulenböck's zu ſtehen, der ſich aber um dergleichen Nebendinge nicht kümmerte, ſondern ſich mit dem fremden Kunſtfreunde in ſo lebhaften Enthuſiasmus hineinſchwatzte, daß Beide auf lange Zeit weder die Uebrigen hörten, noch ſie zu Worte kommen ließen.

Erich wollte eine Aehnlichkeit des Fremden mit einem Verwandten Walther's bemerken; darüber kam man in das Kapitel der Aehnlichkeiten, und wie ſonderbar ſich in den Familien, oft in der fernſten Verzweigung am deutlichſten, gewiſſe Formen wiederholen. Sonderbar iſt es auch, ſagte der Wirth, daß die Natur oft ganz wie die Kunſt verfährt. Wenn ein Niederländer und ein Italiener aus der vorigen Zeit ein und daſſelbe Bildniß malen ſollten, ſo würden beide die Aehnlichkeit auffaſſen, aber jeder ein ganz verſchiedenes Porträt und eine ganz andere Aehnlichkeit hervorbringen. So kannte ich in meiner Jugend eine Familie, die aus vielen Kindern beſtand, an denen allen die Phyſiognomie der Aeltern und nur eine Hauptform, aber unter verſchiedenen Bedingungen ausgeprägt war, ſo klar und ſicher, als wenn die Kinder Bildniſſe von demſelben Gegenſtande, von verſchiedenen großen Malern gezeichnet, wären. Die älteſte Tochter war wie von Correggio gemalt mit feinem Teint und zierlicher Form; die zweite war daſſelbe Geſicht, aber größer, voller, wie aus der florentiniſchen Schule; die dritte hatte das Anſehen, als habe Rubens das nämliche Porträt auf ſeine Art gemalt; die vierte wie ein Bild von Dürer; die nächſte wie aus der franzöſiſchen Schule, glänzend, voll, aber unbeſtimmt, und die jüngſte wie ein flüſſig gemaltes Werk von Leonard. Es war eine Freude, dieſe Geſichter unter ſich zu vergleichen, die, mit denſelben Formen, in Ausdruck, Farbe und Lineamenten wieder ſo verſchieden waren.

Erinnern Sie ſich des wunderbaren Porträts, fragte Erich, welches Ihr alter Freund in ſeiner Sammlung beſaß, und welches ſich mit ſo vielen andern Sachen auf eine unerklärliche Weiſe verloren hat?

Ja wohl! rief der alte Walther aus, wenn es nicht von Rafaels Händen war, wie Einige behaupten wollen, ſo war es wenigſtens von einem vorzüglichen Meiſter, der nach dieſem Muſter die Kunſt mit Glück ſtudirt hatte. Wenn einige Neuere von der Kunſt des Porträtirens als von einer geringen Sache ſprechen wollten, oder die gar den Maler erniedrige, ſo durfte man ſie nur vor dieſes wunderwürdige Bildniß führen, um ſie zu beſchämen.

Wie, ſagen Sie, ſo wandte ſich der Fremde lebhaft zum alten Rath, es ſind außer dieſem trefflichen Stück noch andere merkwürdige Gemälde verloren gegangen? Auf welche Weiſe?

Ob verloren, ſagte Walther, kann man ſo eigentlich nicht ſagen; aber ſie ſind unſichtbar geworden, und vielleicht ins ferne Ausland verkauft. Mein Freund, der Herr von Eſſen, der Vater des jungen Menſchen, den Sie neulich in meinem Saale trafen, wurde mit zunehmendem Alter launenhaft und wunderlich. Die Liebe zur Kunſt hatte uns befreundet, und ich kann ſagen, daß ich ſein ganzes Vertrauen beſaß. Wir ergötzten uns an unſern Sammlungen, und die ſeinige übertraf damals bei Weitem die meinige, die ich erſt durch die Nachläſſigkeit ſeines Sohnes ſo anſehnlich habe vermehren können. Wenn wir uns einmal ein rechtes Feſt geben wollten, ſo ſetzten wir uns in ſein Cabinet, in welchem die ausgeſuchteſten ſeiner Werke verſammelt waren. Dieſe hatte er mit vorzüglich prächtigen Rahmen einfaſſen laſſen und ſie ſinnreich bei einer ſehr vortheilhaften

Erleuchtung geordnet. Außer jenem Porträt ſah man dort eine ſo unvergleichliche Landſchaft von Nicolas Pouſſin, wie mir noch nie eine vorgekommen iſt. Im ſanften Abendlicht fuhr Chriſtus mit ſeinen Jüngern auf dem Waſſer. Die Lieblichkeit des Wiederſcheins der Häuſer und Bäume, die klare Luft, die Durchſichtigkeit der Wellen, der edle Charakter des Erlöſers und die himmliſche Ruhe, die über dem Ganzen ſchwebte und unſer Gemüth wie in Wehmuth und friedlicher Sehnſucht auflöſ'te, iſt nicht zu beſchreiben. Daneben hing ein Chriſtus mit der Dornenkrone, von Guido Reni, von einem Ausdrucke, wie ich ihn ſeitdem auch nicht wieder geſehen habe. Der alte Freund wollte ſonſt in ſeinem Eigenſinne den trefflichen Guido vielleicht zu wenig gelten laſſen; aber vor dieſem Bilde war er immer entzückt, und es iſt wahr, man ſah es, ſo oft man es ſah, jedesmal von Neuem; die vertraute Bekanntſchaft mit ihm erhöhte nur den Genuß und ließ immer neue, noch geiſtigere Schönheiten entdecken. Dieſer Ausdruck der Milde, des ergebenen Duldens, der himmliſchen Güte und des Verzeihens mußten auch das ſtarrſte Herz durchdringen. Es war nicht jene geſteigerte Leidenſchaftlichkeit, wie man wohl in andern ähnlichen Bildern des Guido wahrnimmt, und die uns bei trefflicher Behandlung des Gegenſtandes doch eher zurückſtößt als anzieht, ſondern es war das ſüßeſte wie das ſchmerzlichſte Gemälde. Durch die zarten Fleiſchpartien unter Wange, Kinn und Auge ſah und fühlte man den ganzen

Schädel, und dieſer Ausdruck des Leidens erhöhte nur die Schönheit. Gegenüber war eine Lucretia von demſelben Meiſter, die ſich mit ſtarkem vollen Arm den Dolch in den ſchönen Buſen ſtieß. In dieſem Bilde war der Ausdruck groß und kräftig, die Farbe unvergleichlich. Eine Mutter, die dem ſchlafenden Kinde das Tuch vom nackten Körper nimmt, und Joſeph und Johannes den Schläfer betrachtend, die Figuren lebensgroß, waren von einem alten römiſchen Meiſter ſo herrlich und graziös dargeſtellt, daß jede Beſchreibung nur unzulänglich iſt. Aber wohl möchte ich Worte ſuchen, um auch nur eine ſchwache Vorſtellung von dem einzigen Van Eyck zu geben, einer Verkündigung, welche doch vielleicht die Krone der Sammlung war. Hat ſich die Farbe je als eine Tochter des Himmels verherrlicht, iſt mit Licht und Schatten jemals geſpielt und im Spiel die edelſte Rührung der Seele erweckt worden, haben Luſt, Begeiſterung, Poeſie und Wahrheit und Adel ſich je in Figuren und Färbung auf eine Tafel gelegt, ſo war es in dieſem Bilde geſchehen, welches mehr als Malerei und Zauber war. Ich muß abbrechen, um mich nicht ſelbſt zu vergeſſen. Dieſe Bilder waren die vorzüglichſten; aber ein Hemling, ein herrlicher Annibal Carracci, ein kleines Bild, Chriſtus zwiſchen den Kriegsknechten, eine Venus, vielleicht von Titian, wären wohl noch der Erwähnung werth, und kein Bild war in dieſem Cabinet, das nicht jeden Freund der Kunſt beglückt hätte. Und, denken Sie, faſſen Sie die Sonderbarkeit des Alten, kurz vor ſeinem Tode ſind alle dieſe Stücke verſchwunden, ohne Spur verſchwunden. Hat er ſie verkauft? Er hat nie dieſe Frage beantwortet, und ſeine Bücher hätten es nach ſeinem Tode ausweiſen müſſen, die aber nichts davon ſagten. Hat er ſie verſchenkt? Aber wem? Man muß fürchten, und der Gedanke iſt herzzerreißend, er hat ſie in einer Art von wahnſinniger Schwermuth, weil er ſie wohl keinem andern Menſchen auf Erden gönnen mochte, kurz vor ſeinem Tode vernichtet. Vernichtet! Faſſen Sie es, begreift ein Menſch dieſe furchtbare Abweſenheit, wenn mein Verdacht gegründet iſt?

Der Alte war ſo erſchüttert, daß er ſeine Thränen nicht zurück halten konnte, und Eulenböck zog ein ungeheures gelbſeidenes Tuch aus der Taſche, um in auffallender Rührung ſein dunkelrothes Geſicht abzutrocknen. Erinnern Sie ſich wohl noch, hub er ſchluchzend an, des ſonderbaren Bildes von Quintin Meſſys, auf dem ein junger Schäfer und ein Mädchen in ſeltſamer Tracht abgebildet waren, beide herrlich ausgearbeitet, und wovon er behauptete, die Figuren ſähen ſeinem Sohne und Ihrer Tochter ähnlich.

Die Aehnlichkeit war damals auffallend, erwiderte Erich. Sie haben aber noch den Johannes zu nennen vergeſſen, der wenigſtens mit dem Guido wetteifern konnte. Dies Bild war vielleicht von Domenichino, wenigſtens war es jenem berühmten äußerſt ähnlich. Dieſer Blick des Jünglings nach dem Himmel, die Begeiſterung, die Sehnſucht, zugleich die Wehmuth, daß er ſchon das Göttliche auf Erden geſehen, als Freund umarmt und als Lehrer verſtanden hatte, dieſer Wiederſchein einer entſchwundenen Vergangenheit im Spiegel des edeln Antlitzes war rührend und erhebend. — O, wenige von dieſen Bildern könnten den jungen Mann retten und wieder wohlhabend machen.

Wäre doch Alles an ihm verloren, rief Eulenböck aus. Er würde es doch nur wieder vergeuden. Was habe ich nicht an ihm ermahnt! Aber er hört auf den ältern Freund und die Stimme der Erfahrung nicht. Nun endlich, da ihm das Waſſer doch wohl mag an die Seele gehen, iſt er in ſich geſchlagen; er ſah, daß ich über ſein Unglück bis zu Thränen gerührt war, da hat er mir in meine Hand verſprochen, ſich von Stund' an zu beſſern, zu arbeiten und ein ordentlicher Menſch zu werden. Wie ich ihn hierauf gerührt umarme, reißt er ſich lachend los und ruft: „aber erſt vom heiligen Dreikönigs-Abend an ſoll dieſer Vorſatz gelten, bis dahin will ich noch luſtig ſein und in der alten Bahn fortlaufen!“ Was ich auch ſagen mochte, Alles war umſonſt; er drohte, wenn ich ihm nicht ſeinen Willen ließe, die ganze Beſſerung wieder aufzugeben. — Ei nun, das Feſt iſt in einigen Tagen, die Friſt iſt nur kurz; Sie können aber wenigſtens daraus ſehen, wie wenig auf ſeine guten Vorſätze zu bauen iſt.

Von jeher, ſagte Sophie, iſt er zu ſehr mit frommen Leuten umgeben geweſen; aus Widerſpruch hat er ſich auf die andere Seite gewandt, und ſo hat freilich ſein Eigenſinn verhindert, daß der Umgang mit den Tugendhaften ihm hat nützlich werden können.

Sie haben gewiſſermaßen Recht, rief der alte Maler. Hat er ſich nicht von dem Pietiſten, dem langweiligen alten Muſikdirector Henne, ſeit einiger Zeit wie belagern laſſen? Aber ich verſichere Sie, deſſen trockne Predigten können unmöglich an ihm haften; auch wird der Alte beim dritten Glaſe betrunken, und ſo kommt er aus dem Text.

Er hat es zu arg getrieben, bemerkte der Wirth; dergleichen Menſchen, wenn Unordnung und Verſchwendung erſt ihre Lebensweiſe geworden ſind, können ſich niemals wieder zurecht finden. Das rechtliche, wahre Leben erſcheint ihnen gering und bedeutungslos; ſie ſind verloren.

Sehr wahr, ſagte Eulenböck: und um Ihnen nur ein auffallendes Beiſpiel ſeiner Raſerei zu geben, ſo hören Sie, wie er es mit ſeiner Bibliothek anfing. Er erbte eine unvergleichliche Bücherſammlung von ſeinem würdigen Vater; die herrlichſten Ausgaben der Claſſiker, die größten Seltenheiten der italieniſchen Literatur, die erſten Ausgaben des Dante und Petrarca, nach denen man auch wohl in berühmten Städten umſonſt fragt. Nun fällt es ihm ein, er müſſe einen Secretär haben, der zugleich dieſe Bibliothek in Ordnung halten ſolle, die neu angekauften Werke in das Verzeichniß eintragen, die Werke ſyſtematiſch aufſtellen und dergleichen mehr. Ein junger wüſter Menſch meldet ſich zu dieſem wichtigen Amte und wird auch gleich angenommen, weil er zu ſchwatzen weiß. Zu ſchreiben iſt nicht viel, aber trinken muß er lernen, und der Unterricht ſchlägt bei dem lockern Vogel an. Das wilde Leben nimmt gleich ſeinen Anfang; alle Tage toll und voll, Bälle, Maskeraden, Schlittenfahrten, die halbe Stadt frei gehalten. So fehlt es denn nun ſchon nach einem halben Jahre, als der junge Gelehrte ſich ſeinen Gehalt ausbittet, an baarem Gelde. Man fällt auf den Ausweg, daß er für den Gehalt des erſten Jahres an Büchern nach einer billigen Taxe nehmen dürfe. Herr und Diener kennen aber den Werth der Sachen nicht, die auch nur für den Kenner koſtbar ſind, und deren finden ſich nicht auf allen Gaſſen. Die theuerſten Werke werden ihm alſo lächerlich wohlfeil überlaſſen, und da man die Auskunft einmal gefunden hat, ſo wiederholt ſich das Spiel immer wieder, und um ſo öfter, da der neue Günſtling zuweilen Gelegenheit hat, für ſeinen Patron baare Auslagen zu machen, die ihm in Büchern wieder erſtattet werden. So, fürchte ich, ſind von der Bücherſammlung vielleicht nur noch die Schränke übrig geblieben.

Ich weiß am beſten, ſagte der Rath, wie unverantwortlich man mit den Büchern umgegangen iſt.

Das ſind ja alles erſchreckliche Geſchichten, ſagte Sophie: wer möchte ſie nur von ſeinem Feinde ſo wieder erzählen?

Das Schlimmſte aber, fuhr Eulenböck fort, war denn doch ſeine Leidenſchaft für die berüchtigte ſchöne Betty; denn dieſe that das im Großen, was alle ſeine übrigen Thorheiten an ſeinem Wohlſtand nur im Kleinen vernichten konnten. Sie hat auch ſeinen Charakter zu Grunde gerichtet, der ſich urſprünglich zum Guten neigte. Er iſt gutherzig, aber ſchwach, ſo daß Jeder, welcher ſich ſeiner bemächtigt, aus ihm machen kann, was er will. Meine gutgemeinten Worte verſchollen nur in den Wind. Bis in die tiefe Mitternacht hinein habe ich zuweilen auf die eindringlichſte Art geſprochen, aber es war nur Schade um alle meine Ermahnungen. Sie hatte ihn ſo in Stricken, daß er ſelbſt ſeine redlichſten und älteſten Freunde um ihretwillen mißhandeln konnte.

Indem erhob man ſich von der Tafel, und während der gegenſeitigen Begrüßungen nahm Sophie die Gelegenheit wahr, indem ſie dem alten Maler die Hand reichte, der ſie ihr zierlich küßte, ihm deutlich zuzuflüſtern: o Sie abſcheulichſter von allen abſcheulichen Sündern, Sie undankbarer Heuchler! Wie kann es Ihr verkehrtes Herz über ſich gewinnen, Den öffentlich zu läſtern, von deſſen Wohlthaten Sie ſich bereichert haben, deſſen Leichtſinn Sie benutzen, um ihn mit andern Gehülfen elend zu machen? Bisher habe ich Sie nur für abgeſchmackt, aber gutmüthig gehalten; ich ſehe aber, daß Sie nicht ohne Urſache eine wahre Teufels-Phyſiognomie tragen! Ich verabſcheue Sie! — Sie ſtieß ihn mit Bewegung zurück und eilte dann aus dem Zimmer.

Die Geſellſchaft ging in den Bilderſaal, wo der

Kaffee herum gereicht wurde. Was war denn meiner Tochter? fragte der Rath den Maler: ſie ſchien ſo eilig und hatte Thränen im Auge.

Ein gutes, liebes Kind, ſchmunzelte Eulenböck. Sie ſind recht glücklich, Herr Geheimer Rath, bei dieſem empfindſamen Herzen Ihrer Tochter. Sie war ſo liebevoll um meine Geſundheit beſorgt; ſie findet meine Augen entzündet und meinte gar, ich könnte erblinden; darüber iſt ſie denn ſo gerührt worden.

Ein treffliches Kind! rief der Vater aus: wenn ich ſie nur erſt gut verſorgt ſähe, daß ich in Frieden ſterben könnte. — Der Fremde war noch zurück geblieben, um das neue Gemälde in Augenſchein zu nehmen, welches Erich ihm im Speiſezimmer zeigte; jetzt kam er mit dieſem zur Geſellſchaft und Dietrich folgte. Sie waren Alle im lebhaften Geſpräch begriffen; der Fremde tadelte den Gegenſtand, welchen Dietrich vertheidigen wollte. Wenn Teniers und ähnliche Niederländer, ſagte der letztere, die Verſuchung des heiligen Antonius komiſch und fratzenhaft dargeſtellt haben, ſo iſt dieſe Laune ihrer Stimmung zu vergeben, ſo wie ihrem Talent nachzuſehen, da ſie das Würdige nicht zu erſchaffen wußten. Der Gegenſtand aber fordert eine ernſte Behandlung, und dem alten deutſchen Meiſter dort iſt ſie ohne Zweifel gelungen; wenn der Beſchauer nur unparteiiſch ſein kann, ſo wird er ſich von ſeinem Bilde angezogen und befriedigt fühlen.

Dieſer Gegenſtand, nahm der Fremde das Wort, iſt keiner für die bildende Kunſt. Die ängſtigenden Träume eines wahnſinnigen Alten, die Geſpenſter, die er in ſeiner Einſamkeit ſieht und die ihn durch falſchen Reiz oder Entſetzen von ſeiner melancholiſchen Beſchaulichkeit abziehen wollen, können nur in das Gebiet fratzenhafter Phantome fallen und auch nur phantaſtiſch dargeſtellt werden, wenn es überhaupt erlaubt ſein ſoll. Dagegen dort die weibliche Geſtalt, welche ſich edel zeigen will und zugleich reizend, eine enthüllte Schönheit in der Fülle der Jugend, und die doch nur ein verkleidetes Geſpenſt iſt; die wilden Geſtalten umher, die durch den grellen Contraſt ſie noch mehr hervor heben, das Entſetzen des Alten, der ſich im Vertrauen wieder zu finden ſucht, dieſe Vermiſchung der widerſprechendſten Gefühle iſt durchaus widerſinnig, und Schade um Talent und Kunſt, die ſich an dergleichen abarbeitend verſchwenden und vernichten.

Ihr Zorn, ſagte Dietrich, enthält das ſchönſte Lob des Bildes. Iſt denn nicht Alles, was den Menſchen verſucht, nur Geſpenſt, in die lockende Geſtalt der Schönheit verhüllt, oder ſich ſcheinbar mit nichtigem Entſetzen verpanzernd? Sollte eine Darſtellung, wie jene, nicht gerade in unſern neueſten Tagen eine doppelte Bedeutung erhalten? Allen kommt dieſe Verſuchung, die ſich noch ihres Herzens nicht ganz bewußt ſind; aber in jenem Heiligen ſehen wir den feſten und reinen Blick, der über die Furcht erhaben iſt und längſt die wahre unſichtbare Schönheit kennt, um Grauen und geringe

Lüſternheit von ſich zu weiſen. Das wahre Schöne führt uns in keine Verſuchung; das, was wir wirklich fürchten dürfen, erſcheint nicht in Larve und Unform. Das Beſtreben jenes alten Meiſters läßt ſich daher vor dem gebildeten Sinne rechtfertigen; nicht ſo Teniers und ſeines Gleichen.

Das Tolle, das Alberne und Abgeſchmackte iſt ein Unendliches, rief der Unbekannte: es iſt es eben dadurch, daß es ſich in keine Grenze faſſen läßt, denn durch die Schranke wird alles Vernünftige: das Schöne, Edle, Freie, Kunſt und Enthuſiasmus. Weil ſich aber etwas Ueberirdiſches, Unausſprechliches beimiſcht, ſo meinen die Thoren, es ſei das Unbedingte, und ſündigen im angemaßten Myſticismus in Natur und Phantaſie hinein. Sehen Sie dieſen tollen Höllenbreughel hier am Pfeiler? Weil ſein Auge gar keinen Blick mehr hatte für Wahrheit und Sinn, weil er ſich ganz von der Natur losſagte, und Aberwitz und Unſinn ihm als Begeiſterung und Verſtändniß galten, ſo iſt er mir vom ganzen Heere der Fratzenmaler geradezu der liebſte, da er ohne Weiteres die Thüre zuſchlug und den Verſtand draußen ließ. Sehn Sie den Rieſenſaal von Julio Romano in Mantua, ſeine wunderlichen Aufzüge mit Thieren und Centauren und allen Wundern der Fabel, ſeine Bacchanalien, ſeine kühne Vermiſchung des Menſchlichen, Schönen, Thieriſchen und Frechen; vertiefen Sie ſich in dieſe Studien; dann werden Sie erſt wiſſen, was ein wirklicher Poet aus dieſen ſonderbaren und unverſtandenen Stimmungen unſers Gemüthes machen kann und darf, und wie er im Stande iſt, auch in dieſem aus Träumen geflochtenen Netz die Schönheit zu fangen.

Auf ſolchem Wege, ſagte Dietrich, ſind wir mit allen Dingen ſehr bald fertig, wenn wir nur eine Norm und Regel annehmen, in leidenſchaftlicher Verblendung alles Göttliche auf Einen Namen übertragen und von dem einſeitigen Erkennen ſeiner dann abweiſen, was er nicht geleiſtet hat oder nicht leiſten konnte, der doch auch nur ein Einzelner und Sterblicher war, deſſen Blick nicht in alle Tiefen drang, und dem wenigſtens der Tod die Palette aus der Hand nahm, wäre er ſelbſt fähig geweſen, alle Erſcheinungen aus ſeinen Fingern quellen zu laſſen. Schranke muß ſein; wer bezweifelt das? Aber ſo manche Altklugheit, die ſich im Halten der Regel ſo groß dünkt, erinnert mich immer wieder an die ſonderbare Eigenſchaft des Hahns, der, wie unbändig und kriegeriſch er auch thut, wenn er auf die Seite gelegt wird und man von ſeinem Schnabel aus einen Kreideſtrich auf den Boden hinzieht, unbeweglich und andächtig liegen bleibt, weil er ſich, wer weiß von welcher Naturnothwendigkeit, philoſophiſchen Regel oder unerläßlichen Kunſtſchranke gefeſſelt glaubt.

Sie werden unbeſcheiden, mein junger altdeutſcher Herr, ſagte der Fremde in etwas hohem Tone. Die gute Erziehung wird freilich bald zu den verlorenen Künſten gerechnet werden müſſen.

Dafür iſt aber wohl geſorgt, verſetzte Dietrich, daß Uebermuth nicht ausſtirbt und Dünkel bei friſchen Kräften bleibt. Er verbeugte ſich ſchnell gegen den Hausherrn und verließ die Geſellſchaft.

Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, ſo behandelt zu werden, ſagte der Fremde. Scheint doch über dieſem Saal ein Unheil zu walten, daß ich hier immer auf Rieſen treffe, die mich in den Staub legen wollen.

Der alte Walther war ſehr mißmuthig, daß in ſeinem Hauſe ſolche Scenen vorfielen. So wie er den Fremden ſchon bei Tiſche hatte aufgeben müſſen, ſo gab er nun auch den Gedanken auf, jemals den jungen Maler zum Schwiegerſohn in Vorſchlag zu bringen. Begütigend wendete er ſich zu dem Fremden, der in ſeinem Zorn dem Höllenbreughel eine größere Aufmerkſamkeit ſchenkte, als außerdem geſchehen ſein würde. Nicht wahr, fing er an, ein in ſeiner Art treffliches Gemälde?

Das ſchönſte von dieſem Meiſter, das ich bisher geſehen, erwiderte der verſtimmte junge Mann. Er nahm ſein Glas zu Hülfe, um es genauer zu prüfen. Was iſt das? rief er plötzlich: ſehen Sie, wo die Beine der beiden Teufel zuſammenkommen, und der feurige Schweif des Dritten, wird ein Geſicht, ein recht wunderlich ausdrucksvolles Profil gebildet, und, ich irre mich nicht, es gleicht auffallend hier Ihrem ältern Freunde, dem braven Künſtler.

Alle drängten ſich hinzu, keiner hatte dieſen ſonderbaren Einfall noch bemerkt. Eulenböck, der Schalk, ſpielte am meiſten den Erſtaunten. Daß mein Andenken, ſagte er, ſich in dieſem ſeltſamen Stammbuche finden ſollte, hätte ich mir nicht träumen laſſen; ſollte der boshafte Maler aber mein Profil ſchon in der Vorzeit geahndet haben, ſo iſt es doch zu ruchlos, daß dieſer Feuerſchweif gerade meine etwas rothe Naſe formiren muß.

Das Ding, ſagte Erich, iſt ſo ſonderbar angebracht, daß man wirklich nicht ergründen kann, ob es Vorſatz oder bloßer Zufall iſt. Walther betrachtete das Profil im Bilde, dann muſterte er die Phyſiognomie ſeines Freundes, ſchüttelte den Kopf, ward nachdenkend und nahm zerſtreut Abſchied, als der Fremde ſich mit Eulenböck beurlaubte, der ſich deſſen Begleitung erbeten hatte, um ihm ſeine Kunſtwerke zu zeigen.

Was iſt dir? fragte Erich, der mit dem Alten allein im Saale zurück geblieben war. Du ſcheinſt über den ſonderbaren Scherz des Zufalls verdrießlich, der uns Alle zum Lachen gezwungen hat; iſt doch der Säufer hinlänglich dadurch beſtraft, daß dieſe Teufelscompagnie ſo artig ſein Portrait zuſammen ſetzen muß.

Hältſt du es denn wirklich auch für Zufall? rief Walther erzürnt aus: ſiehſt du denn nicht ein, daß der alte Schelm mir dies Bild betrügeriſch aufgeheftet hat? Daß es von ihm herrührt? Schau nur hieher, ich habe ihn vor den Andern nicht beſchämen wollen; aber nicht genug an dieſer Abſchattung von ſich ſelbſt, hat er auch noch dem großen Teufel da oben, der die Seelen in einer Handmühle mahlt, in ſeinen ungeheuren Schnauzbart fein den Namen Eulenböck eingeſchrieben. Ich entdeckte die Kritzelei ſchon unlängſt einmal; ich glaubte aber, da es nicht ganz deutlich war, es habe der Maler, oder ein Anderer, Höllenbreughel hineinſchreiben wollen; ſo erklärte es mir der alte Schuft auch ſelbſt, der mir, wie ich es ihm zeigte, Ellenbröeg herauslas und hinzufügte, die Künſtler hätten ſich nie um die Orthographie viel gekümmert. Nun geht mir erſt ein Licht auf, daß der verruchte Säufer auch nur den jungen Mann verführt hat, mir den Salvator zu verkaufen, daß du einen ſolchen von ihm ebenfalls erhalten haſt; und dabei müſſen wir noch fürchten, unſre Geſichter einmal, wer weiß unter welchen abſcheulichen Gegenſtänden, irgendwo unanſtändig auf pasquillantiſche Weiſe angebracht zu ſehen.

Er war ſo zornig, daß er die Fauſt aufhob, um das Bild zu zerſtören. Aber Erich hielt ihn zurück und ſagte: Vernichte nicht im Unmuth ein merkwürdiges Product eines Virtuoſen, das dich in Zukunft wieder ergötzen wird. Rührt es von unſerm Eulenböck her, wie ich jetzt ſelber glauben muß, und ſind gar noch die beiden Salvators von ihm, ſo muß ich die Geſchicklichkeit des Mannes bewundern. Toll iſt die Art, wie er ſich ſelbſt gezeichnet hat; indeſſen kann dieſer Uebermuth nur ihm ſelber ſchädlich werden, da ich und du uns nun wohl hüten werden, von ihm zu kaufen, von denen er außerdem wohl noch manchen Thaler gelöſ't hätte. Aber dich wurmt noch etwas Anderes, ich ſehe es dir wohl an. Kann ich dir rathen? Iſt es vielleicht die alte Beſorgniß um deine Tochter?

Ja, mein Freund, ſagte der Vater: und wie iſt es mit dir? Haſt du ſelbſt meinen Worten nachgedacht?

Viel und oft, erwiderte Erich: aber, lieber Grillenfänger, wenn es auch glückliche Ehen ohne Leidenſchaft geben kann, ſo muß doch eine Art von Neigung da ſein; die finde ich aber nicht, und ich kann es deiner Tochter nicht verdenken, — wir ſind uns zu ungleich. Schade wär' es auch, wenn das liebe Weſen mit ſeinen lebhaften Empfindungen nicht glücklich werden ſollte.

Durch wen? rief der Vater, es findet ſich ja Niemand, den, ſie mag, und der ſich für ſie paßt; du trittſt völlig zurück, der fremde hochmüthige Gaſt hat mich heut' mit ſeiner vornehmen Art recht empfindlich geärgert; aus dem jungen Herrn Dietrich würde nie ein geſcheidter Ehemann werden, da er ſich gar nicht in die Welt zu ſchicken weiß, wie ich geſehen habe, und vom jungen Eiſenſchlicht darf ich ihr gar nicht einmal ſprechen. Dazu iſt mir auf's Neue der Verluſt der herrlichen Bilder auf das Herz gefallen. Wo der Satan ſie nur hingeführt hat! Sieh, meinem ärgſten Feinde möchte ich ſie gönnen, wenn ſie nur da wären! — Und dann — hab' ich nicht auch noch eine Verſchuldung gegen Eduard? Du weißt, zu welchen billigen Preiſen ich nach und nach von ihm kaufte, was er noch im Nachlaſſe ſeines Vaters fand. Er kannte, er achtete die Sachen nicht; ich habe ihm nie abgedrungen, ich habe ihn nie angelockt, — aber doch — wenn der junge Menſch ordentlich werden wollte, wenn er den beſſern Weg einſchlüge, — wüßte ich nur, daß es ihn nicht wieder ſchlecht machte, daß er es nicht vergeudete, ich wollte ihm noch einen beträchtlichen Nachſchuß gerne zahlen.

Brav! rief Erich und gab ihm die Hand. Ich habe den jungen Menſchen nicht aus den Augen gelaſſen; er iſt nicht ganz ſo ſchlimm, als die Stadt von ihm ſpricht, er kann noch einmal ein rechter Mann werden. Wenn wir Beſſerung ſehen und du dich ihm gewogen fühlſt, vielleicht daß deine Tochter einmal auch gut von ihm dächte, kann ſein, daß ſie ihm gefiele; — wie wär's alsdann, wenn du durch dein Vermögen Beiden ein glückliches Schickſal bereiteteſt, Enkel auf deinen Knieen ſchaukelteſt, ihnen die erſten Begriffe der Kunſtgeſchichte beibrächteſt, daß ſie hier in deinem Saale die berühmten Namen ſtammelten?

Nimmermehr! rief der Alte und ſtampfte mit dem Fuße. Wie? einem ſolchen verderbten Taugenichts mein einziges Kind? Ihm dieſe Sammlung hier, daß er ſie verpraſſen und für ein Spottgeld verkaufen könnte? Das räth mir kein Freund.

Doch, ſagte Erich: ſei nur gelaſſen, überdenke den Vorſchlag ohne Leidenſchaft, und ſuche deine Tochter zu prüfen.

Nein, nein! wiederholte Walther laut, es kann, es darf nicht ſein! Ja, könnte er noch ein einziges von jenen koſtbaren, unvergleichlichen Bildern aufweiſen, die aber nun auf ewig verloren ſind, ſo ließe ſich noch eher darüber ſprechen. Aber ſo verſchone mich in alle Zukunſt mit dergleichen Vorſchlägen. — Und der verdammte Breughel hier! Da oben, hoch, wo ich ihn nie wieder ſehe, will ich ihn mit der Galgen-Phyſiognomie des alten Sünders und allen ſeinen Teufeln hinauf hängen!

Er ſah empor, und wieder ſchaute aus dem offnen Fenſter Sophie, lauſchend auf ihr Geſpräch, herab. Sie erröthete, entfloh, ohne das Fenſter zu ſchließen, und der Alte rief: das fehlte noch! Nun hat die eigenſinnige Dirne Alles mit angehört und ſetzt ſich wohl gar dergleichen in den kleinen trotzigen Kopf!

Die alten Freunde trennten ſich, Walther mit ſich und aller Welt unzufrieden.

---

Tief in der Nacht ſaß Eduard in ſeinem einſamen Zimmer, mit vielfachen Gedanken beſchäftigt. Um ihn lagen unbezahlte Rechnungen, und er häufte die Summen daneben auf, um ſie am folgenden Morgen zu tilgen. Es war ihm gelungen, unter billigen Bedingungen ein Capital auf ſein Haus aufzunehmen, und ſo arm er ſich erſchien, ſo war er doch ſchon in dem Gefühl zufrieden, welches ihm ſein feſter Vorſatz gab, künftig auf andre Weiſe zu leben. Er ſah ſich in Gedanken ſchon thätig, er machte Plane, wie er von einem kleinen Amte zu einem wichtigern emporſteigen und ſich in dieſem zu einem noch anſehnlichern vorbereiten wolle. Die Gewohnheit, ſagte er, wird ja zu unſerer Natur, ſo im Guten wie im Schlimmen, und wie mir Müßiggang bisher nothwendig geweſen iſt, um mich wohl zu befinden, ſo wird es in Zukunft die Arbeit nicht weniger ſein. — Aber wann, wann wird denn dies erwünſchte goldne Zeitalter meines edlern Bewußtſeins wirklich und wahrhaft in mir ſein, daß ich mit Befriedigung und Wohlbehagen die Gegenſtände vor mir und mich ſelbſt werde betrachten können? Jetzt ſind es doch nur noch Vorſätze und liebliche Hoffnungen, die blühen und locken; und, ach! werde ich nicht auf halbem Wege, vielleicht ſchon auf dem Anfange meiner Bahn ermatten?

Er ſah die Roſe zärtlich an, die im Waſſerglaſe ihm glühend entgegen lachte. Er nahm ſie und drückte mit zarter Berührung einen leiſen Kuß in ihre Blätter und hauchte einen Seufzer in den Kelch. Dann ſtellte er ſie behutſam in das nährende Element zurück. Er hatte ſie neulich, ſchon verwelkt, in ſeinem Buſen wieder gefunden; ſeit der Stunde, daß ſie im Fluge ſein Geſicht berührt hatte, war er ein andrer Menſch geworden, ohne daß er es ſich ſelber geſtehen wollte. Man iſt nie ſo abergläubiſch und merkt ſo gern auf Vorbedeutungen, als wenn das Herz recht erſchüttert iſt und aus dem Sturm der Gefühle ein neues Leben ſich erzeugen will. Eduard merkte ſelbſt nicht, wie ſehr ihm die kleine Blume Sophien ſelbſt gegenwärtig machte, und da er Alles und ſich ſelbſt beinah verloren hatte, ſo ſollte die welke Pflanze ſein Orakel ſein, ob ſie ſich wieder erfriſche und auch ihm ein neues Glück verkündigen wolle. Da ſie aber nach einigen Stunden ſich im Waſſer nicht entfaltete, ſo half er ihr und der weiſſagenden Kraft durch die gewöhnliche Kunſt, den Stengel zu beſchneiden, dieſen dann einige Augenblicke in die Flamme des Lichtes zu halten und die Blume nachher in das kalte Element zurück zu ſetzen. Faſt ſichtlich erfriſchte ſie ſich nach dieſer gewaltſamen Nachhülfe und blühte ſo ſchnell und mächtig auf, daß Eduard fürchten mußte, ſie würde binnen Kurzem alle ihre Blätter verſtreuen. Doch war er ſeitdem getröſtet und traute ſeinen Sternen wieder.

Er blätterte in alten Papieren ſeines Vaters, ſchlug Briefe auseinander und fand ſo manche Erinnerungen aus ſeiner Kindheit, ſowie aus der Jugend des Erzeugers. Er hatte den Inhalt eines Schrankes vor ſich ausgepackt, der Rechnungen, Nachweiſungen, Proceßacten und Vieles ähnlicher Art enthielt. Indem rollte ſich ein Blatt auf, welches das Verzeichniß der ehemaligen Gallerie enthielt, die Geſchichte der Bilder, ihre Preiſe, und was dem Beſitzer bei jedem Stücke merkwürdig geweſen war. Eduard, der von einer Reiſe zurück kam, als ſein Vater auf dem Sterbebette lag, hatte nach dem Begräbniſſe vielfach nach jenen verlorenen Bildern geſucht und manche vergebliche Nachforſchung angeſtellt. Er konnte mit Recht erwarten, daß auch von jenen vermißten ſich hier ein Wort finden möchte, und wirklich erſchien ihm in einem andern Paket, zwiſchen Papieren verſteckt, ein Blatt, welches genau jene Stücke nannte, die Namen der Meiſter, ſo wie die vorigen Eigenthümer. Die Schrift war augenſcheinlich aus den letzten Tagen ſeines Vaters, und unten fanden ſich die Worte: dieſe Stücke ſind jetzt — —, weiter hatte die Hand nicht geſchrieben, und ſelbſt dieſe Zeile war wieder ausgeſtrichen worden.

Nun ſuchte Eduard noch eifriger, aber keine Spur. Das Licht war niedergebrannt, ſein Blut war erhitzt; er warf die Bogen eilig im Zimmer umher, aber es zeigte ſich Nichts. Als er ein altes vergelbtes Papier auseinander ſchlug, ſah er zu ſeinem Erſtaunen einen Schein, der vor vielen Jahren ausgeſtellt war, in welchem ſich ſein Vater als den Schuldner Walther's mit einer namhaften Summe bekannte. Er war nicht quittirt, aber doch nicht in den Händen des Gläubigers. Wie war dieſer Umſtand zu erklären? —

Er ſteckte ihn zu ſich und rechnete aus, daß, wenn das Blatt gültig wäre, er von ſeinem Hauſe kaum noch etwas übrig behalten würde. Er betrachtete einen Beutel, den er in eine Ecke geſtellt, und der dazu beſtimmt war, ein für allemal noch den Familien, die er bisher im Stillen unterſtützt hatte, eine anſehnliche Hülfe zu geben. — Denn wie er im Verſchwenden leichtſinnig war, ſo war er es auch in ſeinen Wohlthaten; man hätte ſie auch, wenn man ſtrenge ſein wollte, Verſchwendung nennen können. — Wenn ich nur dieſe Summe nicht anrühren darf, damit die Elenden ſich noch einmal freuen, ſo iſt es nachher auch eben ſo gut, ganz von vorn anzufangen und nur meinen Kräften zu vertrauen. Dies war vor dem Einſchlafen ſein letzter Gedanke.

Eduard war vom Geheimenrath Walther eingeladen worden; es war lange nicht geſchehen, und ob der Jüngling gleich nicht begriff, wie der alte Freund zu dieſem erneuten Wohlwollen komme, ſo ging er doch mit friſchem Muthe hin, hauptſächlich in der frohen Erwartung, mit Sophien die ehemalige Bekanntſchaft wieder anzuknüpfen. Er nahm das aufgefundene Papier mit.

Es war ihm ſehr verdrießlich, dort den alten und den jungen Herrn von Eiſenſchlicht zu finden; indeſſen, da er bei Tiſche Sophien gegenüber ſaß, ſo richtete er das Geſpräch hauptſächlich an dieſe und beſtrebte ſich heiter zu erſcheinen, obgleich ſein Gemüth auf vielfache Weiſe gereizt war; denn es entging ihm nicht, wie der alte Walther dem jungen Eiſenſchlicht mit aller Artigkeit entgegen kam und ihn beinahe vernachläſſigte; auch war es in der Stadt bekannt, daß ſich der Rath den jungen reichen Mann zum Schwiegerſohne wünſche. Dieſer ließ ſich die Freundlichkeit des Wirthes gefallen mit einer Art, als wenn es nicht anders ſein könne, und Erich, der es gut mit dem jungen Eduard meinte, ſuchte nur zu verhindern, daß der gereizte Jüngling nicht in Heftigkeit ausbräche. Sophie war die Munterkeit ſelbſt; ſie hatte ſich mehr geſchmückt als gewöhnlich, und der Vater mußte ſie oft prüfend betrachten, denn ihr Anzug wich in einigen Stücken von dem gebräuchlichen ab und erinnerte ihn heute lebhafter als je an jenes verlorene Bild von Meſſys, welches die beiden jungen Leute in einer gewiſſen Aehnlichkeit als Schäfer darſtellte.

Man verſammelte ſich nach Tiſche im Bilderſaal, und Erich mußte lächeln, als er bemerkte, daß ſein Freund wirklich den falſchen Höllenbreughel hoch in einen Winkel hinauf gehangen hatte, wo man ihn kaum noch bemerken konnte. Der junge Eiſenſchlicht ſetzte ſich neben Sophien und ſchien ſehr angelegentlich mit ihr zu ſprechen. Eduard ging unruhig hin und her und betrachtete die Bilder; Erich unterhielt ſich mit dem Vater des jungen Freiwerbers, und Walther hatte ein prüfendes Auge auf Alle gerichtet.

Warum aber, ſagte Erich zu ſeinem Nachbar, iſt Ihnen hier das Meiſte aus der niederländiſchen Schule zuwider?

Weil ſie ſo viel Lumpenvolk und Bettler darſtellt, antwortete der reiche Mann. Mein Widerwille trifft auch nicht dieſe Niederländer allein, ſondern vorzüglich iſt mir deshalb der Spanier Murillo verhaßt, und auch ſo manche Italiener. Es iſt ſchon traurig genug, daß man ſich auf Markt und Straße, ja in den Häuſern ſelbſt, nicht vor dieſem Geſchmeiße zu retten weiß; wenn aber ein Künſtler verlangt, ich ſoll mich gar noch auf bunter Leinwand an dem läſtigen Volke ergötzen, ſo heißt das meiner Geduld etwas zu viel anmuthen.

Da würde Ihnen vielleicht, ſagte Eduard, der Quintin Meſſys recht ſein, der ſo häufig Wechsler an ihrem Tiſche, mit Münzen und Rechnungsbüchern, ſo treu und kräftig vor uns hinſtellt.

Auch nicht, junger Herr, ſagte der alte Mann:

das können wir leicht und ohne Anſtrengung in der Wirklichkeit ſehn. Soll ich mich einmal an Malerei erfreuen, ſo verlange ich große königliche Aufzüge, viele ſchwere Seidenzeuge, Kronen und Purpurmäntel, Pagen und Mohren; das, vereinigt mit 'einem Anblick auf Paläſte, große Plätze und in weite gerade Straßen hinein, erhebt die Seele, das macht mich oft auf lange munter, und ich werde nicht müde, es immer wieder von Neuem zu beſchauen.

Gewiß, ſagte Erich, hat Paul Veroneſe und manche andere Italiener auch darin viel Vorzügliches geleiſtet.

Was ſagen Sie denn zu einer Hochzeit von Cana in dieſer Manier? fragte Eduard.

Alles Eſſen, erwiderte der alte Herr, wird auf Bildern langweilig, weil es doch nie von der Stelle rückt, und die gebratenen Pfauen und hoch aufgehobenen Paſteten, ſo wie die halb umgebückten Mundſchenken, ſind auf allen ſolchen Darſtellungen läſtige Creaturen. Aber ein Anderes iſt es, wenn ſie den kleinen Moſes aus dem Waſſer ziehn, und dabei ſteht die Prinzeß in ihrem reichſten Schmuck, und umher die geputzten Damen, die auch für Fürſtinnen gelten könnten, Männer mit Hellebarden und Rüſtungen, ſelbſt Zwerge und Hunde; ich kann nicht ſagen, wie es mich erfreut, wenn ich eine ſolche Geſchichte, die ich in meiner frühen Jugend oft unter Beklemmungen in einer dunkeln Schulſtube leſen mußte, ſo herrlich ausgeſchmückt wieder antreffe. Von dergleichen Sachen aber, lieber Herr Walther, haben Sie zu wenig. Ihre meiſten Bilder ſind für die Empfindung, und ich will niemals, am wenigſten von Kunſtwerken, gerührt ſein. Ich werde es auch nicht, ſondern ich ärgere mich nur.

Noch ſchlimmer, fing der junge Eiſenſchlicht an, iſt es aber in unſern Komödien. Wenn wir aus einer angenehmen Geſellſchaft und von einem glänzenden Diner in den erleuchteten Saal treten: wie kann man nur verlangen, daß wir uns für das mannigfaltige Elend und den kümmerlichen Mangel intereſſiren ſollen, der uns hier aufgetiſcht wird? Könnte man nicht dieſelbe polizeiliche Einrichtung treffen, die ſchon in den meiſten Städten löblicherweiſe angeordnet iſt, daß ich ein für allemal für die Armuth etwas einlege und mich dann nicht weiter von den einzelnen Zerlumpten und Hungernden incommodiren laſſe?

Bequem wäre es ohne Zweifel, ſagte Eduard: ob aber durchaus zu loben, ſei es als Polizei- oder Kunſteinrichtung, weiß ich noch nicht zu ſagen. Ich kann mich wenigſtens des Mitleids gegen den Einzelnen nicht erwehren, und mag es auch nicht, wenn man freilich oft zur Unzeit geſtört, unverſchämt bedrängt und zuweilen auch wohl arg betrogen wird.

Ich bin Ihrer Meinung, rief Sophie aus: ich kann die ſtummen, blinden Bücher nicht leiden, in die man ſich einſchreiben ſoll, um ſich ruhig auf eine unſichtbare Verwaltung verlaſſen zu können, die dem Elende ſo viel als möglich abhelfen werde. In manchen Gegenden verlangt man ſogar, man ſolle ſich verpflichten, dem Einzelnen Nichts zu geben. Aber wie kann man nur dem Jammer widerſtehen? Wenn ich Dem gebe, der mir ſeine Noth klagt, ſo ſehe ich doch wenigſtens ſeine augenblickliche Freude und kann hoffen, ihn getröſtet zu haben.

Das iſt es eben, ſagte der alte Kaufmann, was in allen Ländern den Bettelſtand erhält, daß wir uns nicht von dem kleinlichen Gefühl einer weichlichen Eitelkeit und eines ſüßlichen Wohlthuns frei machen können und wollen. Dies iſt es zugleich, was die beſſeren Maßregeln der Staaten vereitelt und unmöglich macht.

Sie denken anders als jene Schweizer, ſagte Eduard. Es war in einer katholiſchen Gegend, wo ein alter Bettler ſeit lange ſein Almoſen an gewiſſen Tagen einkaſſirte und in jedem Hauſe faſt, da die ländliche Einſamkeit nicht viel Gewerbe und Umtrieb geſtattete, mit zur Familie gerechnet wurde. Indeſſen traf es ſich doch, daß man ihn in einer Hütte, als er zuſprach, da man gerade mit einer Wöchnerin ſehr beſchäftigt war, in der Verwirrung und Beſorgniß für die Kranke abwies. Als er wirklich nach wiederholter Forderung Nichts erhielt, wandte er ſich zornig und rief im Scheiden: Nun, wahrlich, ihr ſollt ſehn, daß ich gar nicht wiederkomme, und ſo möget ihr dann ſehen, wo ihr wieder einen Bettler herkriegt!

Alle lachten, nur Sophie nicht, welche dieſen Ausſpruch ganz vernünftig finden wollte und mit dieſen Worten ſchloß: gewiß, wenn es uns unmöglich gemacht werden könnte, Wohlthaten zu erzeigen, ſo möchte unſer Leben ſelber arm genug werden. Könnte der Trieb des Mitleids in uns erſterben, ſo möchte es auch wohl um Luſt und Freude traurig ausſehen. Derjenige, der glücklich genug iſt, mittheilen zu können, empfängt mehr als der arme Nehmende. Ach! das iſt ja noch das Einzige, fügte ſie mit großer Bewegung hinzu, was das ſtarre Eigenthum, die Grauſamkeit des Beſitzes etwas entſchuldigen und mildern kann, daß auf die Schmachtenden unten etwas von dem unbillig Aufgehäuften herabgeſchüttet wird, damit es nicht ganz in Vergeſſenheit komme, daß wir Alle Brüder ſind.

Der Vater ſah ſie mißbilligend an und wollte eben etwas ſagen, als Eduard heftig einfiel, indem er ſeine feurigen Augen auf die feuchten des Mädchens heftete: dächte die Mehrzahl der Menſchen ſo, ſo lebten wir in einer andern und beſſern Welt. Wir entſetzen uns, wenn wir von dem Drangſal leſen, das in Wüſten und Einöden fremder Himmelsſtriche dem harmloſen Wanderer auflauert, oder von jenen Schreckniſſen, die auf der unwirthbaren See das Schiffsvolk fürchterlich verzehren, wenn im höchſten Mangel kein Fahrzeug oder keine Küſte ſich auf der unermeßlichen Fläche zeigen will; wir entſetzen uns, wenn Ungeheuer der Tiefe den Verunglückten zerfleiſchen, — und doch — leben wir nicht in den großen Städten wie auf einem Vorgebirge, wo unmittelbar zu unſern Füßen aller dieſer Jammer, daſſelbe gräuliche Schauſpiel ſich entwickelt, nur langſamer und deſto grauſamer? Aber wir ſehen aus unſern Concerten und Feſten und aus dem ſichern Gewahrſam des Wohlſtandes nicht in dieſen Abgrund hinein, wo die Geſtalten des Elends ſich in tauſend fürchterlichen Gruppen, wie in Dante's Gebilden, zermartern und verzehren und gar nicht einmal mehr zu uns empor zu ſchauen wagen, weil ſie ſchon wiſſen, welchem kalten Blick ſie begegnen, wenn ihr Geſchrei uns zu Zeiten aus den Betäubungen unſrer kalten Ruhe weckt.

Dieſe Uebertreibungen, ſagte der alte Eiſenſchlicht, ſind jugendlich. Ich behaupte immer noch, der wirklich gute Bürger, der echte Patriot ſoll ſich von augenblicklicher Rührung nicht hinreißen laſſen, die Bettelei zu unterſtützen. Er theile jenen wohlthätigen Anſtalten mit, ſo viel er mit Bequemlichkeit entbehren kann; aber vergeude nicht ſeine geringen Mittel, die auch hierin der Aufſicht des Staates zu Gute kommen ſollen. Denn was thut er im entgegengeſetzten Fall? Er befördert durch ſeine Weichlichkeit, ja ich möchte es faſt wollüſtigen Kitzel des Herzens nennen, Betrug, Faulheit, Unverſchämtheit, und entzieht das Wenige der wahren Armuth, die er doch nicht immer antreffen oder erkennen kann. Wenn wir aber auch jene übertriebene Schilderung des Elendes als richtig anerkennen wollten, was kann der Einzelne auch ſelbſt in dieſem Falle Gutes ſtiften? Iſt er denn im Stande, die Lage des Verzweifelnden zu verbeſſern? Was hilft es, doch immer nur wieder einen Tag oder eine Stunde zu erleichtern? Der Unglückliche wird ſeine Schmach nur um ſo tiefer empfinden, wenn er nicht ſeinen Zuſtand in einen glücklichen verwandeln kann; er wird noch unzufriedener, noch elender werden, und ich ſchade ihm, anſtatt ihm zu nützen.

O, ſagen Sie das nicht, rief Eduard aus, wenn ich Sie nicht verkennen ſoll; denn es erſcheint mir wie Läſterung! Was der Arme in einem ſolchen Augenblick des Sonnenſcheins gewinnt? O mein Herr! er, der ſchon daran gewöhnt iſt, von der Geſellſchaft der Menſchen ausgeſtoßen zu ſein; er, für den es kein Feſt, keinen Markt, keine Geſellſchaft und kaum eine Kirche gibt; für den Ceremonie, Höflichkeit und alle die Rückſichten ausgeſtorben ſind, die ſonſt jeder Menſch dem andern leiſtet; dieſer Elende, dem auf Spaziergängen und in der Frühlingsnatur nur Verachtung grünt und blüht, er wendet oft das dürre Auge nach Himmel und Sternen über ſich, und ſieht auch dort nur Leere und Zweifel; aber in ſolcher Stunde, die ihm unverhofft eine reichlichere Gabe ſpendet, daß er mit mehr als augenblicklichem Troſt zu den verſchmachteten Seinigen in die dunkle Hütte kehren kann, geht ihm plötzlich im Herzen wieder der Glaube an Gott, an ſeinen Vater auf; er wird wieder Menſch, er fühlt wieder die Nähe eines Bruders, und darf dieſen und ſich wieder lieben. — Wohl dem Reichen, der dieſen Glauben fördern, der mit der ſichtbaren Gabe das Unſichtbare ſchenken kann; und wehe dem Verſchwender, der ſich durch frevelnden Leichtſinn dieſer Mittel beraubt, ein Menſch unter den Menſchen zu ſein; denn das Gefühl wird ihn am härteſten ſtrafen, daß er als herzloſer Barbar in Strömen das Labſal in die Wüſte geſchüttet hat, wovon ein jeder Tropfen ſeine Brüder, unter der Laſt des mühſeligen Lebens erliegend, erquicken könnte.

Er konnte das Letzte nur mit Thränen ſagen, er verhüllte ſein Angeſicht und bemerkte nicht, daß die Fremden, auch Erich, vom Wirthe Abſchied nahmen. Auch Sophie weinte; doch ermunterte ſie ſich zur Heiterkeit, als der Vater zurück kam.

Als ſich in andern Geſprächen die Gefühle wieder beruhigt hatten, zog Eduard das Papier aus der Taſche und trug dem Rathe die zweifelhafte Sache vor, und wie ſehr er beſorge, noch mit einer anſehnlichen Summe ſein Schuldner zu ſein, die er ihm durch ein Capital abzutragen denke, welches er auf ſein Haus zu bekommen ſuchen wolle.

Der Alte ſah abwechſelnd ihn und das vergelbte Papier mit großen Augen an, endlich faßte er die Hand des Jünglings und ſagte mit gerührter Stimme: mein junger Freund, Sie ſind viel beſſer, als ich und auch die Welt von Ihnen gedacht haben; Ihr Gefühl entzückt mich, und wenn Sie auch mit dem Herrn von Eiſenſchlicht nicht ſo heftig hätten ſprechen ſollen, ſo war ich doch bewegt; denn, wahrlich! ich denke wie Sie über

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21105 / 027**

dieſen Punkt. Was dies Papier betrifft, ſo kann ich Ihnen darüber ſchwerlich eine entſcheidende Antwort geben, ob es gültig ſei oder nicht. Es rührt aus einer früheren Zeit her, in der ich mit Ihrem wackern Vater mancherlei, und zuweilen verwickelte Geldgeſchäfte hatte; wir halfen einander bei unſeren Speculationen und Reiſen aus, und der alte Herr war dazumal in früher Jugend freilich zuweilen etwas locker und wild. Er bekennt hier, mir eine anſehnliche Summe ſchuldig zu ſein; das Blatt muß ſich unter ſeinen Papieren verloren haben; ich weiß Nichts mehr davon, weil wir ſehr viel mit einander zu berechnen hatten, und ich war denn damals auch nicht ſo ordentlich, wie jetzt. Indeß — (und mit dieſen Worten zerriß er das Blatt) ſei dieſe anſcheinende Forderung zernichtet; denn auf keinen Fall, auch wenn die Schuld klar wäre, könnte ich von dir, mein Sohn, dieſe Summe annehmen; wenigſtens ſollte ich dir ſo viel nachzahlen für jene Gemälde, die du mir viel zu wohlfeil verkauft haſt. Kann ich dir überhaupt helfen, mein gutes Kind, ſo rechne auf mich, und Alles kann vielleicht noch gut werden.

Eduard beugte ſich über ſeine Hand und rief: ja ſei'n Sie mir Vater, erſetzen Sie mir den, den ich zu früh verloren habe! Ich verſpreche es Ihnen, es iſt mein feſter Vorſatz, ich will ein andrer Menſch werden, ich will meine verſäumte Zeit wieder einbringen; ich hoffe, der menſchlichen Geſellſchaft noch einmal nützlich zu werden. Aber väterlicher Rath, wohlwollende Aufmunterung muß mich leiten, damit ich wieder Vertrauen zu mir faſſe.

So gut, ſagte der Alte, hätte es uns ſchon ſeit manchem Jahre werden können, aber du haſt es dazumal verſchmäht. Worin ich dir nur irgend helfen kann, darfſt du ſicher auf mich rechnen. Jetzt aber will ich doch, Neugierde halber, noch einmal meine Papiere anſehen, ob ich denn doch von dieſer Schuld gar keine Nachricht finden ſollte.

Er ließ die beiden jungen Leute allein, die ſich erſt eine Weile ſtillſchweigend anſahen und ſich dann in die Arme flogen. Sie hielten ſich lange umſchloſſen, dann machte ſich Sophie gelinde los, entfernte den Jüngling und ſagte, indem ſie ihm mit Munterkeit in's Auge ſah: wie widerfährt mir denn das? Eduard, was ſoll uns denn das bedeuten?

Liebe, rief Eduard, Glück und ewige Treue! Sieh, liebſtes Kind, ich fühle mich wie von einem ſchweren Traum erwacht. Das Glück, das mir ſo nahe vor den Füßen lag, das mir mein redlicher Vater ſchon an deiner Wiege zugedacht hatte, ſtieß ich wie ein ungezogener Knabe von mir, um mich der Welt und mir ſelbſt verächtlich zu machen. Haſt du mir denn vergeben, holdſeliges Weſen? Kannſt du mich denn lieben?

Ich bin dir recht von Herzen gut, du mein alter Spielkamerad, ſagte Sophie: aber glücklich ſind wir darum noch nicht.

Was kann uns noch im Wege ſein! rief Eduard aus. O wie tief beſchämt es mich, daß ich deinen edeln Vater ſo ſehr habe verkennen mögen! Wie gütig er mir entgegen kommt! Wie herzlich er mich als Sohn an ſeine Bruſt drückt!

Ja, du wunderlicher Kauz, lachte Sophie auf, das iſt ja aber nicht ſo gemeint. Aber Der bleibt zeitlebens unbeſonnen und hat gleich die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Davon wird der Papa, ſo gut er auch ſein mag, nicht eine Silbe hören wollen. Auch müſſen wir beide uns ja erſt näher kennen lernen. Freund, das ſind Sachen, die ſich noch in die Jahre hinaus verziehen können. Und während der Zeit ſattelſt du auch vielleicht wieder um und lachſt dann in deiner luſtigen Geſellſchaft über meinen Gram und meine Thränen.

Nein! rief Eduard und warf ſich vor ihr nieder: verkenne mich nicht, ſei ſo gut und lieb, wie dein Auge verſpricht! Und ich fühle es, dein Vater wird ſich unſeres Glückes freuen, er wird unſern Bund ſegnen! — Er umfaßte ſie heftig, ohne zu bemerken, daß der Vater ſchon wieder hinter ihm ſtand. Was iſt das, junger Herr? rief der Alte erzürnt aus: den Bund ſegnen? Nein, vertreiben, aus ſeinem Hauſe verbannen wird er den lockern Zeiſig, der ſo ſein Vertrauen und ſeine Neigung zu ihm mißbrauchen will.

Eduard war aufgeſtanden und ſah ihm ernſt in's Auge. Sie ſind nicht geſonnen, mir Ihre Tochter zur Frau zu geben? fragte er mit ruhigem Tone.

Was! rief der Alte mit der größten Ungeduld, ſeid Ihr raſend, Patron? Einem Menſchen, der den Nachlaß ſeines Vaters, die koſtbarſten Bilder, verkauft und verſchleudert hat? Und wenn Ihr ein Millionär wäret, ein ſo gefühlloſer Menſch erhielte ſie niemals! Ei, da würde es nach meinem Tode, vielleicht ſchon während meinen letzten Tagen, an ein herrliches Ausbieten meiner Schätze gehen, da würden die Bilder in alle vier Ecken der Welt fliegen, daß ich keine Ruhe in meinem Grabe hätte. Klug iſt er aber, der ſaubre Herr. Macht mich erſt recht treuherzig, bringt mir mit herrlicher Großmuth ein altes Schuldblatt ſeines Vaters, das er mir noch bezahlen will, kirrt mich in die Rührung hinein, damit ich nur noch großmüthiger, noch edler und heroiſcher werden und ihm meine Tochter an den Hals werfen ſoll. Nein nein, mein junger Herr, ſo leicht hat Er das Spiel bei mir nicht gewonnen. Die Schuld iſt kaſſirt, ich finde keine Spur davon in meinen Büchern, und ſelbſt, wie ich ſchon ſagte, wenn es wäre. Auch will ich Ihm helfen, wie ich verſprach, mit Rath und That, mit Freundſchaft und Geld, ſo viel Er nur billigerweiſe verlangen kann. Aber mein Kind laſſ' Er mir aus dem Spiele, und darum verbitt' ich mir in Zukunft Seine Gegenwart in meinem Hauſe. Auch mag ſie Ihn gar nicht, ſo wie ich ſie kenne. Sprich, Sophie, wärſt du wohl im Stande, dich mit einem ſolchen Thunichtgut einzulaſſen?

Ich mag gar noch nicht heirathen, ſagte Sophie, und Dieſen wohl am wenigſten, der zu allen Dingen in der Welt beſſer als zu einem Ehemanne paßt. Halb ſchmerzhaft und doch lächelnd warf ſie dem Jüngling einen ſcheidenden Blick zu und verließ den Saal. Sophie! rief Eduard aus und wollte ihr nacheilen: wie kannſt du dieſe Worte ſprechen? Der Alte hielt ihn am Kleide feſt und machte Miene, ihm noch eine lange Ermahnung zu halten; doch Eduard, der nun die Geduld völlig verloren hatte, nahm ſeinen Hut, ſtellte ſich vor den Vater und ſagte mit einer Stimme, die von Zorn und Schluchzen unterdrückt war: ich gehe, alter Herr, und komme nicht, merken Sie ſich das! in Ihr Haus zurück, bis Sie mich rufen laſſen! bis Sie mich ſelber wieder hieher zurück rufen! Ja, bis Sie mich inſtändig bitten, Ihre Wohnung nicht zu verſchmähen! Es kann mir nicht fehlen; Talente, gute Aufführung, Kenntniſſe, ſie bahnen mir den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen. Dem Prinzen bin ich ſchon empfohlen. Das iſt aber nur die erſte und kleinſte Staffel meines Glücks! Ganz andre Wege müſſen ſich mir eröffnen. Und wenn dann die Stadt es ſich zur Ehre rechnet, mich geboren zu haben, wenn ich dieſe jetzige Stunde ganz vergeſſen habe, dann ſende ich irgend einen Vertrauten von Anſehen zu Ihnen und laſſe unter der Hand anfragen, wie es um Ihre Tochter ſteht: dann fallen Sie aus den Wolken, daß ich noch an Sie denke, Sie falten andächtig die Hände, daß ſich Ihnen die Möglichkeit zeigt, einen ſolchen Schwiegerſohn zu erhalten, — und ſo, gerade ſo wird es kommen.

und auf dieſe Weiſe werde ich Sie zwingen, mir Ihre Tochter zu geben.

Er ſtürzte fort, und der Vater ſah ihm mit zweifelndem Blicke nach und murmelte: nun iſt er gar verrückt geworden.

Im Freien, als dem jungen Manne ein heftiges Schneegeſtöber entgegenſchlug, verkühlte ſich ſeine ſonderbare Hitze; er mußte über ſeine Heftigkeit und jene unſinnigen Reden erſt lächeln, dann laut lachen, und als er ſich in ſeiner Wohnung befand, kam er beim Umkleiden völlig zur Beſinnung. Dieſer Tag war für ihn von der höchſten Wichtigkeit, denn die Stunde war jetzt da, in welcher er ſich dem Prinzen, der unterdeſſen, wie man ihm geſagt hatte, angelangt war, vorſtellen ſollte. Die Kleider, welche er jetzt anlegte, hatte er lange nicht getragen, mit ſolcher Aufmerkſamkeit hatte er ſich noch nie im Spiegel betrachtet. Er muſterte ſeine Geſtalt und konnte ſich nicht verhehlen, daß er gut gewachſen, daß ſein Auge feurig, ſein Geſicht anmuthig und die Stirne edel ſei. Mein erſter Anblick, ſagte er zu ſich ſelbſt, wird ihm wenigſtens nicht mißfallen. Alle Menſchen, ſelbſt diejenigen, die mich nicht leiden können, loben mein gewandtes und feines Betragen; ich habe manche Talente und Kenntniſſe, und was mir mangelt, kann ich bei meiner Jugend, bei meinem trefflichen Gedächtniſſe leicht nachholen. Er wird mich lieb gewinnen, und bald werde ich ihm unentbehrlich ſein. Der Umgang mit der großen Welt wird nach und nach Alles das wegſchleifen, was mir noch von ſchlechten Geſellſchaften anhängen mag. Reiſe ich nun auch mit ihm und muß mich etwa ein Jahr, oder ſelbſt noch länger, von hieſiger Gegend entfernen, ſo dient dies auch in fremden Ländern nur um ſo mehr dazu, mich in ſeiner Gunſt recht feſt zu ſetzen. Wir kommen dann zurück; meiner Bildung, meinen Anſprüchen kommen durch ſeine Protection die anſehnlichſten Stellen hier, oder auch im Auslande, entgegen, und ich werde gewiß alsdann nicht vergeſſen haben, daß es doch Sophie eigentlich war, die mein beſſeres Selbſt zuerſt aus ſeinem Schlaf erweckte.

Er war nun angekleidet und ſo trunken von ſeinen Hoffnungen, daß er es nicht merkte, wie er wieder die nämlichen Worte vor ſich ſelber ausſprach, über welche er ſich vorhin verlacht hatte. Er nahm die ganz erblühte Monatsroſe aus dem Glaſe und drückte ſie, um ſich zu ſeinem Gange zu ſtärken, an den Mund, aber zugleich fielen ihm alle ihre Blätter vor die Füße. Eine üble Vorbedeutung! ſeufzte er und ging aus dem Hauſe, um in den Wagen zu ſteigen.

Als er im Palaſt angelangt war, gab er dem Bedienten den Brief, welcher ihn dem Prinzen empfehlen ſollte. Indem er den Spiegelwänden vorüber ſpazierte, kam zu ſeiner Verwunderung der junge Dietrich aus einem Seitenzimmer in verſtörter Eile und bemerkte anfangs ſeinen Befreundeten nicht. Wie kommen Sie hieher? fragte Eduard haſtig. Kennen Sie den Prinzen? — Ja, — nein, — ſtotterte Dietrich, — es iſt eine ſonderbare Sache, die wohl, — ich will es Ihnen erzählen, aber freilich wird hier keine Zeit dazu ſein.

Dies war in der That der Fall, denn eine geſchmückte, in Juwelen prangende Dame ſchritt mit vornehmem Anſtande herein und vertrieb den jungen Maler, der ſich mit ungeſchickten Verbeugungen entfernte. Eduard ſtand ſtill, als die glänzende Erſcheinung ihm näher kam; er wollte ſich verneigen, aber ſein Erſtaunen lähmte ſeine Bewegung, als er in ihr jene Schöne plötzlich erkannte, die zum Nachtheil ſeines Rufes ſo lange in ſeinem Hauſe gewohnt und mehr als alle ſeine Verirrungen ſein Vermögen verringert hatte. Wie! rief er aus, — du ſelbſt — Sie, hier in dieſen Zimmern?

Und warum nicht? ſagte ſie lachend. Es wohnt ſich gut hier. Du merkſt doch wohl, mein Freund, daß ich, wie einſt deine Freundin, ſo jetzt die Freundin des Fürſten bin, und wenn du Etwas bei ihm ſuchſt, ſo kann ich dir Ungetreuem vielleicht beförderlich ſein, denn er hat mehr Gemüth, als du, und auf ſeine fortdauernde Gunſt kan̄ ich ſicherer zählen, als es mir mit deinem Flatterſinn gelingen wollte.

Eduard mochte die freundliche Schöne in dieſer Stunde nicht daran erinnern, daß ſie ſich zuerſt von ihm entfernt hatte, als ſie geſehen, daß ſein Vermögen verſchwendet war; er entdeckte ihr ſeine Lage und ſeine Hoffnungen, und ſie verſprach, ſich mit dem beſten Eifer für ihn zu verwenden. Sei nur ruhig, mein Freund, ſo beſchloß ſie ihre Verſicherungen, es kann und ſoll dir nicht fehlen, und dann wird es ſich ja zeigen, ob du noch ein Fünkchen Liebe in deinem kalten Herzen für mich aufbewahrt haſt. Nur mußt du vorſichtig ſein und in ſeiner Gegenwart fremd gegen mich thun, damit er nie erfährt oder merkt, daß wir uns ſchon ſonſt gekannt haben.

Mit einem flüchtigen Kuß, wobei die geſchminkte Wange ihm einen lebhaften Widerwillen erregte, verließ ſie ihn, und Eduard ging mit dem größten Mißbehagen im Saale auf und ab, da ſich Alles ſo ganz anders geſtaltete, als er es ſich vorgebildet hatte. Dieſes Weſen, welches er haſſen mußte, in ſeiner neuen Umgebung zu finden, ſchlug alle ſeine Hoffnungen nieder, und er nahm ſich feſt vor, ihren Netzen und Lockungen zu entgehen, und wenn dieſe ſeine Tugend ihm auch die größten Nachtheile bringen ſollte.

Indem öffnete ſich die Thüre, und jener ihm ſo widerwärtige Unbekannte trat mit ſeinem hoffärtigen Gange und ſtolzer Geberde herein.

Eduard ging ihm entgegen und ſagte: vielleicht gehören Sie zum Gefolge Seiner Durchlaucht und können mir melden, ob ich jetzt die Ehre haben kann, ihm meine Aufwartung zu machen.

Der Fremde ſtand ſtill, ſah ihn an, und nach einer Pauſe antwortete er in kaltem Tone: das kann ich Ihnen freilich ſagen; keiner beſſer als ich. — Eduard erſchrak, da er den Empfehlungsbrief in ſeinen Händen bemerkte. Will mich der Prinz nicht ſprechen? fragte er beſtürzt. Er ſpricht mit Ihnen, antworte Jener, und mit ſo höhnendem und wegwerfendem Tone, daß der junge Mann alle Faſſung verlor. Ich halte mich ſchon ſeit einiger Zeit in dieſer Stadt auf, fuhr der vornehme Fremde fort, und habe Gelegenheit gefunden, Menſchen und Verhältniſſe durch mein Incognito kennen zu lernen. Wir ſind uns auf eine etwas ſonderbare Art nahe gekommen, und wenn ich auch jenen Schritt, von dem Sie wohl ſelbſt wiſſen, daß er kein ganz unſchuldiger war, entſchuldigen könnte, ſo hat er mir doch ein gerechtes Mißtrauen gegen Ihren Charakter eingeflößt, ſo daß ich unmöglich Ihnen eine Stelle einräumen kann, die uns in eine vertrauliche Nähe rücken würde. Ich gebe Ihnen alſo dieſen Brief zurück, den ich, trotz ſeiner warmen Empfehlung, und obwohl er aus höchſt achtungswürdigen Händen kommt, nicht berückſichtigen kann. Inſofern Sie mich perſönlich beleidigt haben, iſt Ihnen, da Sie mich nicht kannten, völlig vergeben, und Ihre jetzige Beſchämung und Verwirrung iſt mehr als hinlängliche Strafe. Ein junger Mann verließ mich eben, von dem ich ein ziemlich wohlgerathenes Bild gekauft habe, und welchem ich auch einige Warnungen und gute Lehren für ſeine Zukunft mitgegeben habe. —

Ich ſehe, daß unſer Zuſammentreffen Sie etwas zu ſehr erſchüttert, und da Sie vielleicht auf jene Stelle ſchon mit zu großer Sicherheit gerechnet hatten und wohl in augenblicklicher dringender Verlegenheit ſind, ſo empfangen Sie dieſen Ring zu meinem Andenken und zum Zeichen, daß ich ohne allen Groll von Ihnen ſcheide.

Eduard, welcher indeß Zeit gehabt hatte, ſich wieder zu ſammeln, trat mit Beſcheidenheit einen Schritt zurück, indem er ſagte: rechnen Sie es mir, durchlauchtiger Prinz, nicht als Stolz und Uebermuth an, wenn ich dieſes Geſchenk, welches mir unter andern Umſtänden höchſt ehrenvoll ſein würde, in dieſer Stunde ausſchlage. Ich kann Ihre Art nicht mißbilligen, und Sie erlauben mir gewiß, ebenfalls meinem Gefühle zu folgen.

Junger Mann, ſagte der Prinz, ich will Sie nicht verletzen, und da Sie mir Achtung abzwingen, ſo muß ich Ihnen auch noch ſagen, daß wir uns, ungeachtet der ſonderbaren Art, unſre Bekanntſchaft zu machen, vereinigt hätten, wenn nicht eine Perſon, die ich achten und der ich glauben muß, und welche Sie vorhin in dieſem Saale traf, mir ſo viel Nachtheiliges von Ihnen geſagt und mich dringend erſucht hätte, auf den Brief keine Rückſicht zu nehmen.

Ich werde, ſagte Eduard wieder ganz heiter, dem Beiſpiele dieſer Dame nicht folgen und ſie wieder anklagen, noch mich über ſie beklagen, da ſie gewiß nur ihrer Ueberzeugung gemäß geſprochen hat. Wenn mir aber Ihre Durchlaucht die Gnade erzeigen wollen, das

Bild des jungen Dietrich, ſo wie einige Ihrer andern Gemälde zu zeigen, ſo werde ich mit der größten Dankbarkeit von Ihnen ſcheiden.

Es freut mich, antwortete der Prinz, wenn Sie Intereſſe an der Kunſt nehmen; ich habe zwar nur Weniges hier, aber ein Bild, das ich vor einigen Tagen ſo glücklich war zu dem meinigen zu machen, wiegt allein eine gewöhnliche Sammlung auf.

Sie traten in ein reich verziertes Cabinet, wo an den Wänden und auf einigen Staffeleien ältere und neuere Bilder ſich zeigten. Hier iſt der Verſuch des jungen Mannes, ſagte der Prinz, welcher allerdings Etwas verſpricht, und ob ich gleich dem Gegenſtande keinen Geſchmack abgewinnen kann, ſo iſt doch die Behandlung desſelben zu loben. Die Färbung iſt gut, wenn auch etwas grell, die Zeichnung iſt ſicher und der Ausdruck rührend. Nur ſollte man die Marien mit dem Kinde endlich zu malen aufhören.

Der Prinz zog einen Vorhang auf, ſtellte Eduard in das rechte Licht und rief: ſehn Sie aber hier dies gelungene, herrliche Werk meines Lieblings, des Julio Romano, und erſtaunen Sie, und entzücken Sie ſich!

Mit einem lauten Ausrufe, und mit einem höchſt freudigen, ja lachenden Geſicht mußte Eduard in der That dies große Bild begrüßen; denn es war das wohlbekannte Machwerk ſeines alten Freundes, an welchem dieſer ſchon ſeit einem Jahre gearbeitet hatte. Es war Pſyche und der ſchlafende Amor. Der Prinz ſtellte ſich zu ihm und rief: daß ich dieſen Fund gethan habe, bezahlt mir allein ſchon die Reiſe hierher! Und bei jenem alten, unſcheinbaren Manne habe ich dieſes Kleinod angetroffen! Ein Mann, welcher ſelbſt als Künſtler keine unbedeutende Rolle ſpielt, aber doch bei Weitem nicht ſo erkannt wird, wie er ſollte. Er beſaß das Gemälde ſchon lange und wußte, daß es vom Julio ſei: indeſſen da er nicht Alles geſehen hat, ſo waren ihm immer noch einige Zweifel geblieben, und er war erfreut, von mir ſo viele nähere Umſtände von dieſem Meiſter und ſeinen Werken zu erfahren. Denn freilich hat er Sinn, der Alte, und weiß wohl ein ſolches Juwel zu würdigen; aber er iſt nicht in alle Trefflichkeiten des Malers eingedrungen. Ich würde mich geſchämt haben, ſeine Unkenntniß zu benutzen, denn er forderte für dieſe herrliche Arbeit, zu der er auf ſonderbare Weiſe gekommen iſt, einen zu mäßigen Preis; ich habe dieſen erhöht, um die Zierde meiner Gallerie auch auf eine würdige Art bezahlt zu haben.

Er iſt glücklich, ſagte Eduard, der verkannte alte Mann, einen ſolchen Kenner und edlen Beſchützer zum Freunde gewonnen zu haben; vielleicht iſt er im Stande, die Gallerie Eurer Durchlaucht noch mit einigen Seltenheiten zu vermehren, denn er beſitzt in ſeiner dunklen Wohnung Manches, was er ſelbſt nicht kennt oder würdigt, und iſt eigenſinnig genug, ſeine eigenen Arbeiten oft allen ältern vorzuziehen.

Eduard empfahl ſich, ging aber nicht ſogleich nach

Hauſe, ſondern eilte, ſo leicht bekleidet er auch war, nach dem Park, rannte luſtig durch die abgelegenen, mit Schnee bedeckten Gänge, lachte laut und rief: o Welt! Welt! Lauter Fratzen und Albernheiten! O Thorheit, du buntes, wunderliches Kind, wie führſt du deine Lieblinge ſo zierlich an deinem glänzenden Gängelbande! Lange lebe der große Eulenböck, er, der trefflicher als Julio Romano oder Rafael iſt! Habe ich doch nun auch einmal einen Kenner kennen gelernt.

---

Eduard hatte nun Anſtalten zu dem luſtigen Abend gemacht, welchen er mit Eulenböck verabredet hatte. Vor Kurzem war ihm dieſer Tag als ein läſtiger erſchienen, den er nur bald hinter ſich zu haben wünſchte; jetzt aber war ſeine Stimmung ſo, daß er ſich auf dieſe Stunden der Betäubung freute, weil er meinte, daß ſie für lange Zeit ſeine letzten vergnügten ſein würden. Gegen Abend erſchien der Alte und ſchleppte mit einem Diener zwei Körbe mit Wein herbei. Was ſoll das? fragte Eduard: iſt es denn nicht ausgemacht, daß ich euch bewirthen ſoll? Das ſollſt du auch, ſagte der Alte, nur bringe ich einigen Vorrath zum Succurs, weil du die Sache doch eigentlich nicht verſtehſt, und weil ich auch an dieſem Abend recht ausgelaſſen ſein will.

Ein trauriger Vorſatz, erwiderte Eduard, luſtig ſein zu wollen, und dennoch habe ich ihn auch gefaßt, mir und meinem Schickſal zum Trotz.

Sieh da, ſagte Eulenböck lachend, haſt du auch ein Schickſal? Das hab' ich gar nicht einmal gewußt, junger Burſche; mir ſchien das Weſen ſich immer höchſtens zum Verhängniß hin zu neigen. Aber vornehmer iſt das andere ohne Zweifel, und vielleicht wird es noch zum Geſchick, wenn du erſt etwas klüger geworden biſt. Ja, ja, Freund, Geſchick, das iſt es, was den meiſten Menſchen fehlt, Verſtand, Umſtände zu nutzen, oder ſie hervor zu bringen, und darüber gerathen ſie ins Schickſal, oder gar in das noch fatalere Verhängniß, wo ſich dann nicht immer eine chriſtliche Hand findet, ſie wieder los zu ſchneiden.

Du biſt unverſchämt, rief Eduard aus, und glaubſt witzig zu ſein; oder du haſt dir gar ſchon einen Rauſch getrunken.

Kann ſein, mein Kind, ſchmunzelte Jener, und wir wollen bald die Anſtalten treffen, mich wieder nüchtern zu machen. Unſer gutes Prinzchen hat mich in eine Art von Wohlſtand verſetzt, der, wenn ich Vernunft habe, ein dauernder ſein kann; denn er protegirt mich trefflich, wird mir noch mehr abkaufen und auch Sachen von meinem eigenen Pinſel malen laſſen. Er meint, ich wäre hier in dieſer Stadt nicht an meiner Stelle, man erkenne mich nicht genug an, und es mangle mir an Aufmunterung. Vielleicht nimmt er mich mit und bildet mich noch zum ächten Künſtler aus, denn er hat den beſten Willen dazu, und ich gerade Sinn und Talent genug, um ihn zu verſtehn und mir von ihm rathen zu laſſen.

Schelm der du biſt! ſagte ſein junger Freund;

ich habe lachen müſſen, daß du deinen Julio Romano ſo vortheilhaft verkauft haſt; aber ich möchte denn doch nicht an deiner Stelle ſein.

Der Alte ging auf ihn zu, ſah ihn ſtarr an und ſagte: Und warum nicht, Kleiner? Wenn du nur die Gabe dazu hätteſt! Jeder Menſch malt und pinſelt an ſich herum, um ſich für beſſer auszugeben, als er in der That iſt, und für ein wunderbares, köſtliches Original zu gelten, da die Meiſten doch nur geſchmierte Copieen von Copieen ſind. Hätteſt du meinen Gönner das Bild nur analyſiren hören, da hätteſt du Etwas lernen können! Nun verſtehe ich erſt alle die Kunſtabſichten des Julio Romano; du glaubſt nicht, wie viel Treffliches ich an dem Bilde überſehen hatte, wie viele Stellen ſeines markigen Pinſels. Ja, es iſt eine Freude, einen ſolchen Künſtler ſo recht zu durchdringen, und wenn man ihn ganz und in allen ſeinen Theilen zugleich faßt, ſo überſchleicht uns im vollſtändigen Gefühl ſeines hohen Werthes eine wohlthätige Empfindung, als hätten wir auch an ſeiner Herrlichkeit einigen Antheil; denn ein Kunſtwerk ganz verſtehen, heißt, es gewiſſermaßen erſchaffen. Wie großen Dank bin ich meinem erlauchten Gönner und Kenner ſchuldig, daß er mir auch außer dem Gelde noch eine ſolche Fülle von Künſtlerweihe zufließen läßt.

Wenn ich ihn nicht an der Tafel hätte malen ſehen, rief Eduard lächelnd aus, ſo könnte er mich glauben machen, das Bild ſei ein ächtes!

Was haſt du geſehen? antwortete im Eifer der Alte: was verſtehſt du von der Magie der Kunſt und jenen unſichtbaren Geiſtern, die ſich durch die Farbe und Zeichnung herbei ziehn und verkörpern laſſen? Das ſind eben Geheimniſſe für den Laien. Glaubſt du denn, man malt nur, um zu malen, und daß es mit Palette, Pinſel und dem guten Vorſatze genug ſei? O theurer Gelbſchnabel, da müſſen noch gar wunderbare Conjuncturen, aſtraliſche Einflüſſe und Wohlwollen mannigfaltiger Geiſter zuſammen treffen, um etwas Rechtſchaffenes zu Stande zu bringen! Haſt du es noch niemals erlebt, daß ein feinſinniger, tiefdenkender Künſtler ſein Tuch und Netz ausſpannt und ſeine Pinſel in die beſten Farben taucht, um das ſchönſte Ideal in ſein Netz zu locken und hinein zu kitzeln? Er hat ſich redlich vorgenommen, einen Apollo zu malen, er ſtreicht und tuſcht, und wiſcht und bürſtet, und lächelt verliebt und mit ſüßeſter Freundlichkeit die Creatur an, die aus dem Nichts und Nebel hervorgehen ſoll; und wenn es nun fertig iſt, ſiehe da, ſo hat ſich in alle die künſtlichen Netze ein wahrer Lümmel eingefangen, der aus der arkadiſchen Landſchaft uns zähnefletſchend entgegen grinzt! Nun kommen die Unverſtändigen und ſchreien und toben: der Malerkerl hat kein Talent, er hat die Antike nicht gehörig verſtanden, er hat ſtatt eines Ideals ein Schmierial hervorgebracht! und was dergleichen unverdaute Urtheile mehr ausgeſtoßen werden. So wird alsdann das gerührte Herz des Künſtlers verkannt, dem ſich ein wahrer

Teufel, eine Höllenbrut ſtatt eines Himmelsengels in ſeiner künſtlichen Krebsreuſe gefangen hat. Denn auch dieſe Geiſter ſtreifen herum und lauern nur darauf, wo ſie ſich verkörpern können. Bildwerke, die etwa untergehen, treiben ſich oft lange geängſtigt im leeren Raume um, bis ein freundlicher und der Sache gewachſener Mann ihnen wieder Gelegenheit verſchafft, ſichtlich herab zu ſteigen. Es hat mich Mühe genug gekoſtet, dieſes Gedichts des trefflichen römiſchen Malers wieder habhaft zu werden; es erfordert mehr Studium, als du daran wandteſt, wenn du in der Jugend dem Nachbar ſeine Tauben wegfingſt. Wenn du der Meinung biſt, daß der Menſch, um eine heilige Geſchichte zu malen, nicht ſeine ganze Andacht dem Gegenſtande entgegen bringen muß, ſo biſt du ſehr im Irrthum, aus dem dich unſer junger Freund, der talentvolle Dietrich, am erſten reißen könnte.

Dietrich, welcher eingetreten war und nur die letzte Aeußerung gehört hatte, nahm ſogleich Gelegenheit, dieſen letzten Satz weitläufiger auszuführen. Indeſſen ließ Eulenböck decken und ſtellte die Weine in die Ordnung, nach welcher ſie genoſſen werden ſollten; nachher wandte er ſich mit der Frage an Eduard: und was denkſt du nun in Zukunft anzufangen?

Für's Erſte nicht viel, antwortete dieſer: indeſſen will ich meine vernachläſſigten Studien wieder anknüpfen und fortſetzen und mich vorzüglich mit Geſchichte und den neuern Sprachen beſchäftigen. Ich ſchränke mich ein, vermiethe die übrigen Theile meines Hauſes, welches mir doch ohne Nutzen leer ſteht, und behalte nur dieſen kleinen Saal und die angränzenden Zimmer. So hoffe ich, ohne Sorgen, bei einer vernünftigen Lebensart, über die erſten Jahre hinüber zu kommen und mich indeß zu irgend einem Amte tauglich gemacht zu haben.

Hier alſo wird dein Muſeum ſein? ſagte Eulenböck, indem er mit dem Kopfe ſchüttelte: Dieſe Einrichtung will mir gar nicht gefallen, denn ich glaube nicht, daß dieſe Wände dazu geeignet ſind, um hier gehörig ſtudiren zu laſſen, denn ſie haben nicht die gehörige Reſonanz, das Zimmer ſelbſt hat nicht die wahre Quadratur, die Gedanken ſchlagen zu heftig zurück und verſchwirren, und wenn du einmal eine rechte Fuge denken willſt, ſo klappert gewiß Alles durch einander. Dein ſeliger Papa war auch darin wunderlich, noch in ſeinen letzten Jahren dieſen ſchönen Saal durch ſeinen Eigenſinn ſo zu verderben. Sonſt ſah man die Straße auf der einen Seite und hier auf der andern über den Garten und den Park hinweg in die Hügel und fernen Berge hinein. Dieſe ſchöne Ausſicht hat er nicht nur zumauern laſſen, ſondern auch noch die Fenſteröffnungen mit Bohlen und Täfelung weit herein verbaut, und ſo das Ebenmaß des Zimmers geſtört. An deiner Stelle riß' ich das Weſen, Tapeten und Vertäfelung wieder auf und ließe, wenn doch einmal Fenſter fehlen ſollen, jene nach der Straße vermauern.

Es war kein Eigenſinn, ſagte Eduard, es geſchah, da er hier am liebſten wohnte, ſeiner Geſundheit wegen; der Morgenwind von hier ſchadete ihm und erregte ihm Gichtſchmerzen. Konnte er doch in den andern Zimmern die grüne Ausſicht genießen.

Wäre nur der alte Walther kein Narr, fuhr Eulenböck fort, ſo wäre dir leicht geholfen. Er könnte dir das Mädchen geben, die ja doch verſorgt werden muß, und Alles wäre wieder in Ordnung!

Schweig! rief Eduard mit der größten Heftigkeit aus; nur heute laß mich vergeſſen, was ich hoffte und träumte. Ich mag nicht mehr an ſie denken, ſeit ich zu meinem Entſetzen fühlte, daß ich ſie liebe. Ich will es mir nicht wiederholen, wie albern und thöricht ich mich gegen den Vater betrug; Nichts ſoll mir heut einfallen, auch ihre unbegreifliche Aufführung nicht. Nein, es gab ein herrliches Glück für mich, ich habe es zu ſpät erkannt; das iſt die Strafe meines Leichtſinns, daß ich auf ewig darauf verzichten muß! Wie ich aber ohne ſie leben ſoll, muß ich erſt von der Zukunft lernen.

Indem trat der junge Menſch herein, der bis jetzt Eduard's Bibliothekar vorgeſtellt hatte. Hier iſt der Katalog, welchen Sie befohlen hatten, ſagte er, indem er dem beſchämten Jünglinge einige Blätter überreichte. Wie? rief dieſer aus, nicht mehr als nur etwa ſechshundert Bände ſind noch von der ſchönen Sammlung übrig? Und unter dieſen nur die gewöhnlichſten Werke? Der Bibliothekar zuckte mit den Achſeln. Da Sie mir gleich vom Anbeginn, erwiderte er, meinen Gehalt in

Büchern ausgezahlt haben, ſo mußte ich diejenigen nehmen, die am erſten Käufer fanden; auch bin ich nicht genug Kenner von Seltenheiten und habe dieſe wohl nicht genug gewürdiget; außerdem haben Bücher, vorzüglich Raritäten, zu verſchiedenen Zeiten einen ungleichen Werth, und iſt der Verkäufer gedrängt, um eine Summe zu erhalten, ſo muß er faſt nehmen, was ihm geboten wird.

So hätt' ich alſo, ſagte Eduard halb in Wehmuth, halb mit Lachen, gewiß beſſer gethan, gar keinen Bibliothekar anzunehmen, oder die Sammlung gleich anfangs zu verkaufen, dann hätte ich Geld dafür gehabt, oder die Bücher behalten. Und welche Sammlung! Mit welcher Liebe hat ſie mein Vater gehegt! Welche Freude war es ihm, als er den ſeltnen Petrark, die erſte Ausgabe des Dante und Boccaz erhielt! Wie konnt' ich es vergeſſen, daß ſich in den meiſten Büchern Nachweiſungen von ſeiner Hand finden! Wie wollt' ich dieſe Werke ehren, wenn ich ſie noch beſäße! Uebrigens, da ich keine Bibliothek mehr habe, werden Sie ermeſſen, wie ich Ihnen auch ſchon neulich meldete, daß ich keines Bibliothekars mehr bedarf. Indeſſen wollen wir heut noch mit einander fröhlich ſein.

Jetzt trat auch der Mann herein, der oft an den wilden Gelagen Theil genommen hatte und den ſie wegen ſeiner Geſinnungen immer nur den Pietiſten nannten. Sie hatten ihm dieſen Namen beigelegt, weil er nie in die heitern Scherze oder ausgelaſſene Fröhlichkeit der andern ſtimmte, ſondern unter Murren und moraliſchen Betrachtungen ſeinen Antheil am Mahle verzehrte. Nun fehlt nur noch das Krokodill, rief Eulenböck aus, ſo ſind wir beiſammen. Dies war ein kleiner hypochondriſcher Buchhalter, blaß und eingeſchrumpft, aber einer der größten Trinker. Den ſonderbaren Namen hatten ſie ihm beigelegt, weil er alsbald, ſo wie ihn der kleinſte Rauſch anwandelte, in Thränen ausbrach und dieſe um ſo reichlicher vergoß, je länger das Gelag dauerte und je ausgelaſſener die Uebrigen waren. Die Thüre öffnete ſich, und die Jammergeſtalt machte den wunderlichen Kreis der Gäſte vollſtändig.

Die Tafel war mit Trüffelpaſteten, Auſtern und andern Leckerbiſſen bedeckt; man ſetzte ſich, und Eulenböck, deſſen purpurrothes Geſicht zwiſchen den Kerzen einen ehrwürdigen Schein von ſich gab, begann auf feierliche Weiſe alſo: Meine verſammelten Freunde! Ein Unwiſſender, der plötzlich in dieſen Saal träte, könnte von dieſen Anſtalten, die den Schein eines Feſtes haben, verleitet werden, im Fall er die Mitglieder dieſer Geſellſchaft nicht näher kennen ſollte, die Meinung zu faſſen, es ſei hier auf Schwelgerei, Trinken, Tumult und ausgelaſſene Luſtigkeit, die nur der rohen Menge ziemt, angelegt worden. Selbſt ein junger Künſtler, Dietrich mit Namen, der zum erſten Mal unter uns an dieſem Tiſche ſitzt, läßt verwundernde Blicke auf die Menge dieſer Flaſchen und Gerichte, auf dieſe Gansleberpaſtete, auf dieſe Auſtern und Muſcheln und auf den ganzen Apparat einer Feierlichkeit ſchießen, der ihm hier einen übertriebenen ſinnlichen Genuß zu verſprechen ſcheint, und auch er wird ſich wundern, wenn er erfährt, wie alles dies ſo ganz anders und im entgegengeſetzten Sinne gemeint ſei. Meine Herren, ich bitte, Acht zu geben und meine Worte nicht zu leicht in das Ohr fallen zu laſſen. Wenn Länder die Geburt eines Prinzen feierlich begehen, wenn in Arabien ein ganzer Stamm ſich feſtlich freut, indem ſich ein Dichter in ihm gezeigt und hervorgethan hat, wenn die Inſtallation des Lord Mayor mit einem Schmauſe verherrlicht wird, ja wenn man die Geburtsſtunde der Pferde von echter Race nicht unbillig auf nachdenkliche Weiſe auszeichnet: ſo liegt es uns ja wohl noch näher (um nicht mit einem Antiklimax zu ſchließen) aufzuſchauen, gerührt zu ſein und etwa mit Gläſern anzuſtoßen, wenn das Unſterbliche ſich uns zeigt, wenn die Tugend uns würdigt, körperlich vor uns zu erſcheinen. Ja, meine Freunde, gerührten Herzens ſpreche ich es aus, ein junger angehender Tugendhafter iſt unter uns, der noch heut Abend ſich als eingepuppter Schmetterling durchbeißen und ſeine Schwingen im neuen Leben entfalten wird. Es iſt Niemand anders als unſer edler Wirth, der uns ſo manchen Schmaus gegönnt, ſo manches Glas eingeſchenkt hat. Aber ein feuriger Vorſatz, abgerechnet, daß er ſelbſt auf dem Trocknen ſitzt, jener Impetus der Begeiſterung, von dem ſchon die Alten ſangen, reißt ihn nun von uns in lichte Höhen hinauf, und wir, von dieſem Tiſch und Flaſchen und Schüſſeln, ſeiner irdiſchen Grabesſtätte, ſchauen ihm ſchwindelnd nach, ſtaunend, welchen fremden Regionen er nun zuſteuern wird. Ich ſage euch, Theuerſte, er wälzt unendlich viele und treffliche Entſchlüſſe in ſeinem Buſen: und was kann der Menſch, ſelbſt der ſchwächſte und unanſehnlichſte, nicht entſchließen! Habt ihr es wohl je ſchon erwogen (aber in euerm Leichtſinn denkt ihr nicht an dergleichen), daß in einer unſcheinbaren Mappe, wenn ſie nur etwa hundert gezeichnete Landſchaften enthält, ſich eine Strecke von tauſend Meilen verbergen kann, und daß ſie ſelbſt doch nicht mehr Raum einnimmt, als ein mäßiger Foliant? Denn Perſpective liegt dort neben Perſpective, und Berg und Thal und Fluß, und weite, unendliche Ausſichten. So mit den Vorſätzen! ſo ſchwächlich unſer Pietiſt, oder Herr Dietrich ausſieht, ſo können ſie doch gewiß an guten Entſchlüſſen mehr als zehn Elephanten, oder zwanzig Kameele tragen. Wie ſchwach ich ſelbſt in dieſer Tugend bin, weiß ich am Beſten, und daher meine Verehrung vor Denen, an welchen ich dieſe Kräfte wahrnehme.

Da wir nun nicht alle der Begeiſterung fähig ſind, ſo ſitzen wir hier an dieſem Tiſche, wie an einem Kreuzwege, an welchem ſich viele Straßen in mannigfaltigen und entgegengeſetzten Richtungen ſcheiden. Auf dergleichen Hauptſtationen pflegen auf pyramidaliſcher Säule die Entfernungen der Städte nach allen vier Weltgegenden verzeichnet zu ſtehn. So mag es auch hier, in einem nicht unerfreulichen Bilde, gelten. Dieſe Auſtern führen, übermäßig genoſſen, zur Krankheit, dieſer Burgunder nach einigen Stationen zu rothen Naſen, dieſe Trüffeln und was ihnen anhängt zu Waſſerſucht, Magenkrampf und ähnlichen Uebeln. Unſer Eduard aber, alles dies verſchmähend, wandelt zur Tugend. So fahre denn wohl auf deinem einſamen Pfade, und wir, die wir entzündete Geſichter, dicke Bäuche und kurzen Athem nicht ſo ſehr ſcheuen, gehn unſre Straße fort. Aber auch ich werde euch bald verlaſſen, Theuerſte; ein edler Unbekannter, den ich euch noch nicht nennen darf, wird mein Kunſtgenie zu den höchſten Leiſtungen begeiſtern, er wird mich in fernen Regionen einer idealiſchen Weihe empfänglich machen und, ſo zu ſagen, vergeiſtigen. Unſer frommer, gemüthlicher Dietrich, den wir kaum kennen lernten, wandelt den Kunſtdom entlang und ſchmückt die vaterländiſchen Altäre. Was ſoll ich von dir ſagen, Bibliothekar, der du vor den leeren Bücherſchränken ſtehſt und die Werke nicht bloß geleſen, ſondern buchſtäblich verſchlungen haſt? O du verleſener Menſch, du von der Secte des muſelmänniſchen Omar, Kienraupe der Bibliotheken, Verwüſter der Schriften, der du eine neue alexandriniſche Sammlung bloß durch die treffliche neue Erfindung, dein Salar nicht geiſtig, ſondern wirklich aus den Schriften zu ziehn, vernichten könnteſt. Alle Buchhändler des römiſchen Reiches ſollten dich umher ſenden, um mit deiner zerſtörenden Kraft die Sammlungen zu zerſtieben und neue Werke nothwendig zu machen. Du, mehr als Recenſent und ſchlimmer als Saturnus, der doch nur verzehrte, was er ſelbſt erzeugt:

wo ſind ſie, deine Untergebenen, deine Mündel, die mit goldnem Rücken und Schnitt dich ſo freundlich anlachten? Verſilbert haſt du ſie alle und ſchon nach wenigen Jahren deine ſilberne Hochzeit mit ihnen gefeiert. Lebe denn wohl auch du, Pietiſt, redlichſter unter den Sterblichen, du Haſſer aller Poeſie und Lüge! Reich' mir die Hand zum Abſchied, armes Krokodill, das ſchon in Thränen ſchwimmt; im Sumpf einer Taverne mußt du künftig heulen. In einem beſſern Leben ſehn wir uns alle wieder.

Da Eduard nachdenkend war und Dietrich in der Geſellſchaft noch fremd, der Bibliothekar und Pietiſt keine Miene verzogen, ſo herrſchte während und nach der Rede ein tiefes Stillſchweigen, welches dadurch noch feierlicher wurde, daß der Buchhalter, der ſchon manches Glas geleert hatte, ſchluchzte und jammerte.

Heut iſt der Abend der heiligen Drei-Könige, ſagte Eduard, und wie es noch in manchen Gegenden Sitte iſt, ſich an dieſem Tage zu beſchenken, ſo wünſche ich, daß meine bisherigen Genoſſen und Freunde auch dieſe Nacht in froher Geſelligkeit mit mir verbringen.

An dieſem Abend, fuhr Eulenböck fort, iſt es nicht unſchicklich, einmal anders als gewöhnlich zu leben; daher waren ſonſt Glücksſpiele gebräuchlich, wenn ſie auch übrigens verboten waren. Und wie gut wäre es für dich, Freund Eduard, wenn heute auch dein Glücksſtern von Neuem erwachte, daß dem verarmten Verſchwender ein neues Vermögen beſcheert würde. Man hat wunderliche Erzählungen, wie verzweifelte Jünglinge ſich in der Armuth haben in ihrem väterlichen Hauſe erhängen wollen, und ſiehe da, der Nagel fällt mit dem Balken der Decke herab, und mit beidem zugleich viele tauſend Goldſtücke, die der vorſorgende Vater dorthin verſteckt hatte. Beim Lichte beſehen, eine dumme Geſchichte. Konnte der Vater denn wiſſen, daß der Sohn für das Hängen eine beſondere Vorliebe haben würde? Konnte er wohl berechnen, daß der Körper des Deſperaten noch ſchwer genug bleibe, den verborgenen Schatz durch ſein Gewicht aufzudecken und herab zu ziehn? Konnte der verlorene Sohn nicht ſchon früher einen Kronleuchter dort anbringen wollen und das Geld finden? Kurz, tauſend gegründete Einwürfe kann die vernünftige Kritik dieſem ſchlecht erfundenen Märchen machen.

Ohne daß du immer wieder auf dieſen Vorwurf zurück kömmſt, ſagte Eduard empfindlich, ſchilt mein eignes Gewiſſen meinen Leichtſinn und thörichte Verſchwendung. Wären die Leidenſchaften nicht unbändig, die ihren Stolz darein ſetzen, die Vernunft zu verhöhnen, ſo hätten die Moralprediger nur leichte Arbeit. Es iſt ganz begreiflich, wenn die armen Menſchen glauben, von böſen Geiſtern beſeſſen zu ſein. Denn wie ſoll man es erklären, daß man dem Schlimmen folgt, indem man das Beſſere einſieht, ja daß wir oft zum Letztern ſelbſt in unſern wildeſten Stunden mehr Trieb, als zum Unrecht empfinden und dennoch, uns ſelbſt zum Trotz, jeder Einſicht den Rücken kehren und ſchon vor der begangenen That von unſerm Gewiſſen gequält werden? Es muß eine tiefgewurzelte Verderbniß in der menſchlichen Natur ſein, die ſich auch nie ganz zum Edeln erziehn, oder durch Pfropfreiſer der Tugend umwandeln läßt.

So iſt es, ſagte der Pietiſt: der Menſch an ſich taugt Nichts, er iſt gleich in der Schöpfung mißrathen. Er kann nur geflickt werden, und die Lappen bleiben immer auf dem alten ſchäbigen Tuche ſichtbar.

Ja wohl, ſeufzte das Krokodill, es iſt zu bejammern und immer wieder zu bejammern. Die Thränen floßen ihm dicht aus den weinglühenden Augen.

Als du mich zum erſten Mal in jene Weinſchenke führteſt, fuhr Eduard zum alten Maler gewendet fort, machte es mir denn Freude, mich in dem Kreiſe dieſer rohen und langweiligen Menſchen zu ſehn? Ich war beſchämt, als der Herr der Schenke mir mit einer Ehrfurcht entgegen kam, als ſei ich einer der Götter, vom Olymp herabgeſtiegen. Dergleichen Ehre war ſeinem Hauſe noch niemals widerfahren. Bald gewöhnte man ſich an die Gegenwart meiner Herrlichkeit, und immer zog es mich wider meinen Willen in den Weinduft des Zimmers, in das ſchreiende Geſpräch und an meine Wand hin, wie ein Zauber, der auch nicht riß, als die Geſichter des Wirthes und ſeiner Leute kälter, ja verdroſſen wurden, als man mein Wort nicht mehr beachtete und geringere Gäſte anſtändiger behandelte; denn durch meine Nachläſſigkeit war ich ſchon in eine bedeutende Schuld gerathen, um welche man mich mit grober Zudringlichkeit mahnte. Noch ſchlimmer ging es einem armen Lumpen, einem täglichen Gaſt, auf den man faſt nie hörte, der oft verdorbenen Eſſig erhielt und ſich doch nicht beſchweren durfte; er war die Zielſcheibe des witzigen Geſindes, der Gegenſtand des Hohns und Mitleids der übrigen Fremden, ſo wie ſeiner eignen furchtſamen Verachtung. Und ſo ſchlecht man ihn behandelte, mußte er doch theurer als Alle bezahlen und ward betrogen, ohne klagen zu dürfen, indeß ſein Gewerbe verſäumt ward und Frau und Kinder zu Hauſe ſchmachteten. In dieſem Spiegel ſah ich nun mein eignes Elend, und als einmal ein redlicher Handwerker von unbeſcholtenem Wandel dort zufällig einkehrte und von Allen als eine ſeltene Erſcheinung mit Hochachtung begrüßt wurde, erwachte ich endlich aus dem Schlummer meiner Ohnmacht, bezahlte, was nur meine Trägheit verſäumt hatte, und ſuchte auch jenen Elenden zu retten, daß er nicht ganz verſank. Aber ſo iſt es, daß ſelbſt Diejenigen, die ſich vom Leichtſinnigen und Taugenichts bereichern, Dieſen verachten und dem Würdigen, der ihnen aus dem Wege geht, ihre Ehrfurcht nicht verſagen können. So habe ich meine Zeit und mein Vermögen unwürdig verſchleudert, um Verachtung einzukaufen.

Sei ſtill, Sohn, rief Eulenböck, du haſt auch mancher armen Familie Gutes gethan.

Laß uns davon ſchweigen, antwortete Eduard in Unmuth: auch das geſchah ohne Sinn, ſo wie ich ohne

Sinn Aufwand machte, ohne Sinn reiſete, ſpielte und Wein trank und weder mir noch Andern eine gute Stunde zuzubereiten verſtand.

Das iſt freilich ſchlimm, ſagte der Alte, und was den lieblichen Wein betrifft, eine Sünde. Aber ſeid munter und trinkt, ihr wackern Gehülfen, damit auch der Wirth in die Stimmung komme, die ihm geziemt.

Es bedurfte aber dieſer Aufmunterung nicht, denn die Tiſchgeſellſchaft war unermüdet. Selbſt der junge Dietrich trank fleißig, und Eulenböck ordnete an, wie die Weine auf einander folgen ſollten. Heute gilt es, rief er aus, die Schlacht muß gewonnen werden und der Sieger erzeigt dem Beſiegten keine Gnade. Seht in mein kriegeriſches Antlitz, ihr jüngern Helden, hier hab' ich die rothe Blutfahne dräuend ausgehängt, zum Zeichen, daß kein Erbarmen ſtattfinden ſoll! Nichts in der Welt wird ſo mißverſtanden, Freunde, als der ſcheinbar einfache Actus, den die Menſchen ſo obenhin trinken nennen, und ſeine Gabe wird ſo verkannt, ſo wenig gewürdiget, als der Wein. Könnt' ich wünſchen, der Welt einmal nützlich zu werden, ſo möcht' ich eine aufgeklärte Regierung dahin bewegen, einen eignen Lehrſtuhl zu errichten, von wo herab ich die unwiſſende Menſchheit über die trefflichen Eigenſchaften des Weines unterrichtete. Wer trinkt nicht gern? Es gibt nur wenige Unglückſelige, die das mit Wahrheit von ſich verſichern können. Aber es iſt ein Erbarmen, anzuſehn, wie ſie trinken, ohne alle Application, ohne Stil, Schatten und Licht, ſo daß ſich kaum die Spur einer Schule findet; höchſtens Colorit, was die Uebermüthigen dann auch gleich ſich und der Welt auf die Naſe binden und zur Schau aushängen.

Und wie muß man es eigentlich anfangen? fragte Dietrich.

Anfangs, erwiderte der Alte, muß man durch ſtille Demuth und einfachen Glauben, wie in allen Künſten, den Grund legen. Nur ja keine vorzeitige Kritik, kein ſpürendes, naſeweiſes Schnüffeln, ſondern ein edles, vertrauensvolles Dahingeben. Kommt der Schüler weiter, nun ſo mag er auch unterſcheiden; und trifft der Wein nur Lehrbegier und Sitteneinfalt, ſo unterrichtet auch ſein Geiſt von innen heraus und weckt mit dem Enthuſiasmus zugleich das Verſtändniß. Nur nicht die Uebung, als das Hauptſächlichſte, hintangeſetzt, keine leere Schwärmerei; denn nur die That macht den Meiſter.

O wie wahr! ſeufzte der Buchhalter, indem er ſeinen Thränen keinen Einhalt that. — Worte, ſagte der Pietiſt, die der gemeine Hauſe goldne nennen würde.

Wäre das Trinken, fuhr Eulenböck fort, keine Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo dürfte es auch nur einerlei Getränk auf Erden geben, ſo wie das unſchuldige Waſſer ſchon dieſe Rolle ſpielt. Aber der Geiſt der Natur verſenkt ſich auf lieblich anmuthige Weiſe wechſelnd und ſpielend hier und dort in die Rebe und läßt ſich im wunderſamen Ringen keltern und verklären, um über den magiſchen Weg der Zunge in unſer Inneres zu ſteigen und dort aus altem Chaos alle glänzenden Kräfte aus Betäubung und Schlummer aufzuwecken. Seht, da geht der Säufer! O meine Freunde, ſo ſchalten und ſpotteten auch Diejenigen, die die Eleuſiniſche Weihe nicht empfangen hatten. Mit dieſer goldnen und purpurnen Fluth ergießt ſich und breitet ſich in uns ein Meer von Wohllaut aus, und dem aufgehenden Morgenroth erklingt das alte Memnons-Bild, das bis dahin ſtumm in dunkler Nacht geſtanden hatte. Durch Blut und Gehirn rinnt und eilt frohlockend der holde Ruf: der Frühling iſt da! Da fühlen alle die Geiſterchen die ſüßen Wogen und kriechen mit lachenden Augen aus ihren finſtern Winkeln hervor; ſie dehnen die feinen kryſtallnen Gliederchen und ſtürzen ſich zum Bade in die Weinfluth, und plätſchern und ringen, und ſteigen ſchwebend wieder heraus, und ſchütteln die bunten Geiſterſchwingen, daß mit Geſäuſel die klaren Tropfen von den Federchen fallen. Sie rennen umher und begegnen einander, und küſſen frohes Leben Einer von des Andern Lippe. Immer dichter, immer leuchtender wird die Schaar, immer wohllautender ihr Geſtammel: da führen ſie gekränzt und hoch triumphirend den Genius herbei, der kaum mit den dunkeln Augen aus vollen Blumengewinden hervor ſchauen kann. Nun fühlt der Menſch die Unendlichkeit, die Unſterblichkeit; er ſieht und fühlt die Millionen von Geiſtern in ſich und ergötzt ſich an ihren Spielen. Was ſoll man dann von den gemeinen Seelen ſagen, die Einem nachrufen: ſeht! der Kerl iſt beſoffen. Was meinſt du, redliches Krokodill?

Der blaſſe Weinende reichte ihm die Hand und ſagte: ach! Lieber, die Leute haben Recht, und Ihr habt Recht, und die ganze Welt hat Recht. Was Ihr ſo prophetiſch daher gekugelt habt, geht über mein Verſtändniß, aber ich bin ſelig in meiner tiefen Rührung. Wenn Leute in die Komödie gehn, um für ihr Geld zu weinen, ſo kommt mir das ganz abgeſchmackt vor; mag es Andern vergönnt ſein, ſich an hohen Geſinnungen und Thaten zu erheben und darüber Thränen zu vergießen, aber ich verſtehe es nicht; doch, wenn ſolch guter Wein in mich hinein geht, ſo wirkt er wunderſam, daß mir dann Alles, Alles, mag man ſprechen was man will, mag man ſchweigen oder lachen, in der ſchönſten Rührung aufgeht. Seht, mein Herz möchte vor Wonne brechen, ich könnte Alles, und wär' es Euer lahmer Pudel, in die Arme ſchließen. Aber meine Augen leiden darunter, und der Doctor hat mir deshalb das Trinken ganz verbieten wollen. Aber dieſer Gedanke iſt mir eben die rührendſte von allen Vorſtellungen, darüber könnte ich Tage lang weinen, und deshalb hat er auch dieſe Verordnung wieder zurück nehmen müſſen.

Je mehr ich trinke, ſagte der Pietiſt, je mehr haſſe ich das, was Ihr, Eulenböck, da ſchwadronirt habt, je unvernünftiger kommt es mir vor. Lug und Trug! Es iſt beinah eben ſo dumm, als beim Trinken die Lieder zu ſingen, die dazu gemacht ſind. Jedes Wort darin iſt gelogen. Wenn der Menſch nur einen Gegenſtand mit dem andern vergleicht, ſo lügt er ſchon. „Das

Morgenroth ſtreut Roſen.“ Gibt es etwas Dümmeres? „Die Sonne taucht ſich in das Meer.“ Fratzen! „Der Wein glüht purpurn.“ Narrenspoſſen! „Der Morgen erwacht.“ Es giebt keinen Morgen; wie kann er ſchlafen? Es iſt ja Nichts, als die Stunde, wenn die Sonne aufgeht. Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf; auch das iſt ja ſchon Unſinn und Poeſie. O dürft' ich nur einmal über die Sprache her und ſie ſo recht ſäubern und ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieſer lügenden Welt es nicht laſſen, Unſinn zu ſprechen!

Laßt's Euch nicht irren, ehrlicher Mann, ſagte Eulenböck, Eure Tugend meint es gut, und wenn Ihr die Sache anders anſeht, als ich, ſo trinkt Ihr wenigſtens denſelben Wein, und faſt eben ſo viel, als ich ſelber. Die That vereinigt uns, wenn uns das Syſtem aus einander führt. Wer verſteht ſich heut zu Tage? Davon iſt auch gar nicht die Rede mehr. Ich wollte nur noch bemerken, wenn es auch mit dem Vorigen gar nicht zuſammen hängt, daß mir die Art, wie Menſchen und Aerzte den Nahrungsproceß und die ſogenannte Aſſimilation anſehen, höchſt einfältig vorkommt. Der Eichenbaum wird aus ſeinem Samenkorne eine Eiche, und die Feige bringt den Feigenbaum hervor, und wenn ſie auch Luft, Waſſer und Erde bedürfen, ſo ſind es doch dieſe Elemente nicht eigentlich, aus denen ſie erwachſen. So erweckt die Nahrung in uns nur die Kräfte und den Wachsthum, bringt ſie aber nicht hervor; ſie giebt die Möglichkeit, aber nicht die Sache, und aus ſich ſelbſt quillt der Menſch wie eine Pflanze hervor. Es iſt eine platte Anſicht, zu glauben, daß der Wein unmittelbar, an ſich ſelbſt, alle die Wirkungen hervorbringt, die wir ihm zuſchreiben; nein, wie ich ſagte, ſein Duft und Hauch erweckt nur die Qualitäten, die in uns ruhn. Nun ſtürzen ſich die Kräfte, Gefühle und Entzückungen hervor, wenn ſie von dieſen Wellen getränkt werden. Meint man denn, daß es in aller Kunſt und Wiſſenſchaft anders ſei? Ich brauche doch wohl die alte Platoniſche Idee nicht von Neuem vorzutragen. Rafael und Correggio und Titian regen nur mein eigenes Selbſt an, das in Vergeſſenheit ſchlummert, und das größte Genie, der tiefſte Kunſtſinn können ſich die Gebilde mit aller Imagination nicht erfinden die ihnen von den großen Meiſtern vorgehalten werden; und doch wecken dieſe Werke ſelbſt nur die alten Erinnerungen auf. Daher auch die Sucht nach neuen geiſtigen Genüſſen, die ſonſt nicht löblich ſein würden; daher der Wunſch, Unbekanntes aufzufinden, Originelles hervorzubringen, der außerdem nur Unſinn wäre. Denn wir ahnen die Unendlichkeit der Erkenntniß in uns, dieſen weiſſagenden Spiegel der Ewigkeit, und was dieſe uns werden kann, ein unaufhörlich neues Erkennen, das ſich im Mittelpunkt einer himmliſchen Ruhe ſammelt, und von hier aus weiter nach neuen Regionen ausbreitet. Und darum eben, meine lieben Saufbrüder, muß es auch viele und mancherlei Weine geben.

Und welchen ziehen Sie vor? fragte Dietrich.

Giebt es hier nicht auch das Claſſiſche und Vollendete, das Moderne und Triviale, das Manierirte und Geſuchte, das Lieblich-Alte und Fromm-Schlichte, das Gemüthliche und leer Renommirende?

Jüngling, ſagte der Alte, dieſe Frage iſt zu verwickelt, ſetzt unendliche Erfahrung, hiſtoriſchen Ueberblick, abgelegtes Vorurtheil und einen nach allen Richtungen ausgebildeten Geſchmack voraus, den nur viele Jahre, fortgeſetzte Arbeit und unermüdliches Studium, ſo wie die Mittel dazu, die nicht in Jedermanns Händen ſind, faſſen und löſen können. Einiges Encyklopädiſche wird dir hinreichen. Faſt jeder Wein hat ſein Gutes, faſt alle verdienen gekannt zu werden. Iſt in unſerm Vaterlande der Neckar faſt nur, den Durſt zu löſchen, da, ſo erhebt ſich der Würzburger ſchon zum Edeln, und die vielfachen hohen Sorten des Rheinweins laſſen ſich nicht in der Eile charakteriſiren. Ihr habt ſie hier vor euch ſtehn gehabt und genoſſen. Dieſe trefflichen Wogen, vom leichten Laubenheimer bis zum ſtarken Nierenſteiner, gewaltigen Rüdesheimer und tiefſinnigen Hochheimer, mit allen ihren verwandten Fluthen gehörig zu preiſen, dazu gehört mehr als die Zunge eines Redi, der in ſeinem toscaniſchen Dithyrambus doch nur mittelmäßig gefaſelt hat. Dieſe Geiſter gehn rein und klar, kühlend und den Sinn erläuternd den Gaumen hinunter. Soll ich es vergleichen, ſo iſt es die ruhige Gediegenheit trefflicher Schriftſteller, Gemüth und Fülle ohne Phantaſterei oder ſchwärmeriſche Allegorie. Was iſt nun der heißere Burgunder demjenigen, der ihn vertragen kann! Wie die unmittelbare Begeiſterung fällt er in uns hinab, ſchwer, blutig, heftig erweckt er unſre Geiſter. Die Rebe von Bordeaux dagegen iſt heiter, geſchwätzig, ermuntert, aber begeiſtert nicht. Doch ſchon voller und wunderlicher dichtet die Provence und das poetiſche Languedoc. Dann das heiße Spanien im Xerez und ächten Malaga und den glühenden Weinen von Valencia. Hier verwandelt ſich der Weinſtrom, indem wir ihn genießen, ſchon an unſerm Gaumen in Kugelgeſtalt, die ſich weit und weiter ausbreitet und uns im Tokayer und St. Georgen-Ausbruch noch weit inniger und ſinniger ſo erſcheint. Wie erfüllt Mund und Gaumen und den ganzen Sinn des Gefälls nur ein Tropfen des edelſten Cap-Weins. Dieſe Weine muß der Kenner nippen und züngeln und nicht mehr trinken, wie unſern braven Rhein. Was ſag' ich von euch, ihr lieblichſten Gewächſe Italiens und namentlich Toscana's, du geiſtreichſter Monte Fiascone, du wahrhaft rührender Monte Pulciano? Nun ſo koſtet denn, Freunde, und verſteht mich! Aber nicht konnt' ich dich ausſetzen, dich König aller Weine, dich roſenröthlicher Aleatico, Blume und Ausbund alles Weingeiſtes, Milch und Wein, Blume und Süße, Feuer und Milde zugleich! Dieſen Wundergeſellen trinkt, koſtet, nippt und züngelt man nicht; ſondern dem Beſeligten erſchließt ſich ein neues Organ, das ſich dem Unkundigen und Nüchternen nicht beſchreiben läßt. — Hier brach er gerührt ab und trocknete die Augen.

So hatte meine Ahnung ja doch recht, rief Dietrich begeiſtert aus: dieſer iſt denn im Weinreich, was der alte Eyck oder Hemling, vielleicht auch der Bruder Johann von Fieſole unter den Malern ſind. So ſchmeckt ja auch dieſe lieblich rührende und tiefe Farbe, die ohne Schatten doch ſo wahr, ohne Weiße ſo blendend und überzeugend iſt. So ſättigt und berauſcht der Purpur des Gewandes, und ſo mildert und ſänftigt das Feuer das milde Blau, das ſchwärmende Violett. Alles iſt Eins, und klingt in unſerm Geiſt zuſammen!

Ausgenommen Eulenböck's Naſe, rief der ganz trunkene Bibliothekar aus: die hat keinen Scharlach mehr, keine Uebergänge in den Tönen, um ſie mit dem Geſicht in Verbindung zu ſetzen, ſondern jenes violette Dunkelroth bratet in ihrer Zauberküche, wie unterirdiſch in den Reichen der feuchten Nacht die rothe Rübe gerinnt, aller Sonne abgewandt. Soll dies Gewächs wohl dem Leben angehören? Soll der Weingott es ſo aufgefüttert haben? Nimmermehr! Es iſt ein ungeſchlachtes Gehäuſe, ein widerwärtiges Etui für Bosheit und Lüge.

Leerer Schwulſt, rief der Buchhalter, morſcher Glanz, hinfällige Sterblichkeit! Und krumm, baufällig ſteht ſie auch noch in dem unterminirten Geſicht, ſo daß ſie mit ihrer Wucht bald den ganzen Mann in Trümmer drücken kann. Kerl! wo haſt du die unverſchämt ſchiefe Naſe her?

Ruhig, Krokodill! ſchrie Eulenböck, indem er heftig auf den Tiſch ſchlug: will das Geziefer die Welt reformiren? Jede Naſe hat ihre Geſchichte, ihr Naſeweiſe.

Meint das dumme Volk denn, daß nicht auch das Kleinſte ſich als Ring an die Nothwendigkeit ewiger Geſetze fügt? Meine Naſe, wie ſie da iſt, habe ich meinem Barbier zu verdanken.

Erzähle, Alter! riefen die jungen Leute.

Geduld! ſprach der Maler. Die Phyſiognomik wird immer eine trügliche Wiſſenſchaft bleiben, eben weil ſie auf Barbiere, Weinſchenken und ſonſtige hiſtoriſche Umſtände zu wenig Rückſicht nimmt. Freilich iſt das Geſicht der Ausdruck des Geiſtes; aber es leidet unter der Art, wie man damit hantiert, auffallend. Die Stirn hat es ihrer Feſtigkeit nach am Beſten, wenn ſich der Menſch nicht gewöhnt, alle kleinen Leidenſchaften, Verdruß und Mißbehagen durch Faltenziehen darauf zu malen. Seht, wie edel iſt die unſers Eduard, und wie viel ſchöner würde ſie noch ſein, wenn der junge Burſche mehr gedacht und ſich beſchäftigt hätte! Die Augen, ihrer Beweglichkeit nach hin und her rennend, conſerviren ſich in ihrem Spiel auch noch leidlich, man müßte ſie denn ausweinen, wie unſer krokodilliſcher Freund dort. Schlimmer iſt es ſchon mit dem Munde; der ſchleift ſich bald durch Schwatzen und fades Lächeln ab, wie bei unſerm werthen Bibliothekar; wiſcht Einer nun gar nach Eſſen und Trinken übermäßig daran, ſo wird er bald unkenntlich, beſonders, wenn man aus falſcher Scham etwa die Lippen immer nach innen kneipt, wie unſer trefflicher Pietiſt, der die Röthe derſelben wohl für Lüge und unnützen Schwulſt erklärt. Aber die Naſe, die

Bibl. Univers.

arme, die von allen Theilen am Meiſten ſich hervorarbeitet, uns Unglückliche von allen Thieren unterſcheidet, bei denen Maul und Schnauze ſo freundlich eins werden, und die beim Menſchen als Höcker und Blocksberg der Tummelplatz aller Hexen und böſen Geiſter wird: wird ſie nicht ſchon der kalten Luft und des Schnupfens wegen bei den meiſten Menſchen zum Sauſewind und zur klingenden Trompete und Schlachtpoſaune ausgereckt, gezogen, gedehnt und gehudelt? Wird ihre Nachgiebigkeit, ihre Entwicklungsfähigkeit nicht gemißbraucht, um faſt Elephantenrüſſel und Truthahnsſchnäbel heraus zu arbeiten? Frommere Seelen drücken ſie wieder nieder und plätſchen den Hochmuth in jammervolle Unformen zuſammen. Alles dieſes ſah ich früh, ſchonte meine Naſe, und konnte meinem Schickſal doch nicht entgehn. Ich bin mit meinem Barbier, einem meiner innigſten Freunde, aufgewachſen und alt geworden. Dieſer Künſtler, indem er ſich von einer Seite meines Antlitzes zur andern wandte, pflegte bei dieſem Wechſel, um einen Stützpunkt zu haben, mir die Schneide des Meſſers unten an die Kehle zu ſetzen und darauf drückend und ſich lehnend ſchnell die andre Seite zu gewinnen. Dies ſchien mir bedenklich. Er durfte ausgleiten, ſich ſtoßen, ſo ſchnitt er höchſt wahrſcheinlich mit dem Geſtützten in das Stützende, und mein Angeſicht lag unraſirt zu ſeinen Füßen. Dem mußte abgeholfen werden. Er dachte nach, und als wahres Genie war es ihm nicht ſo gar ſchwer, ſein Syſtem und ſeine Manier zu ändern. Er packte nämlich mit ſeinen Fingern meine Naſe, was ihm den Vortheil gewährte, ſich ſtützen und viel länger auf ſie lehnen zu können, und zog ſie gewaltſam in die Höhe, vorzüglich, indem er die Oberlippe barbirte, und ſo beſchauten wir uns Auge in Auge, ein Herz dem andern nahe, und das Scheermeſſer arbeitete in beſonnener und ſicherer Thätigkeit. Es traf ſich aber, daß mein Freund von jeher eins der auffallendſten Geſichter an ſich trug, die der gemeine Haufe abſcheulich, verzerrt und garſtig zu nennen pflegt; dabei hatte er die Gewohnheit, zu grimaſſiren, und liebäugelte mir ſo herzlich entgegen, daß ich es in jeder Sitzung ihm erwidern und in dieſer Nähe auch ſeine übrigen Fratzen unwillkürlich nachahmen mußte. Riß er die Naſe unbillig hinauf, ſo zerrte er dafür, um mit ſeiner Kunſt in die Mundwinkel zu gelangen, die Lippen und den Mund zu gewaltſam in die Breite. Hatte er auf dieſe mechaniſche Weiſe in meinem Antlitz ein ſcheinbares Lächeln erzwungen, ſo kam mir ſein Lachen ſo liebreich, freundlich, herzinnig und rührend entgegen, daß mir oft aus ſchmerzlicher Theilnahme und um nur ein boshaftes Lachen zu verbeißen die Thränen in die Augen traten. Menſch! barbirender Freund! rief ich aus: ſtelle dein menſchenfreundliches Anlachen ein, ich lächle ja gar nicht, du ziehſt mir ja nur die Mundwinkel wie einen Schwamm aus einander. Thut nichts, antwortete die redliche Seele, dein Liebreiz in dieſem Lächeln zwingt mich zur Erwiderung. Seht, ſo grinſ'ten wir uns denn wie die Affen minutenlang an.

Ich bemerkte nach zwölf Wochen etwa eine auffallende Veränderung in meiner Phyſiognomie. Die Naſe ſtieg und bäumte ſich ſo auffallend nach oben, als wenn ſie den Augen und der Stirn den Krieg ankündigen wollte, die wirklich häßlichen Verzerrungen der Wangen und Lippen ungerechnet, die ich aber ſchon nicht mehr laſſen konnte, weil ich ſie wie ein Andenken von meinem Freunde empfangen hatte. Ich drückte die aufſtrebende Naſe wieder nieder und trug dem Edeln meine Wünſche noch einmal vor. Nun ſchien aber guter Rath theuer und eine Auskunft kaum möglich. Doch entſchloß er ſich, ein zweiter Rafael, eine dritte, untadelige Manier anzunehmen, und nach einigen Kämpfen gelang es ihm, indem er vorher bedächtig auskundſchaftete, nach welcher Seite es am vortheilhafteſten ſei, mir die Naſe beim Auflehnen hin zu drehen: und dabei ſind wir denn auch ſtehen geblieben, und dieſe Nothwendigkeit hat ſie mir gebogen; das wahre Geſicht, nach dem ich mich inſtinktartig bilden mußte, hat mir dieſe Falten eingegraben, und tiefes Forſchen und Denken, flammende Begeiſterung und glühende Liebe zum Guten und Beſten haben endlich dieſen rothen Teppich über das Ganze gewoben.

Lautes Lachen hatte dieſe Erzählung begleitet; jetzt forderte der Bibliothekar ungeſtüm Champagner, und der Buchhalter ſchrie nach Punſch. Eulenböck aber rief: O ihr gemeinen Seelen! Nach dieſer Himmelsleiter, die ich euch habe hinauf klettern laſſen, um in das Paradies zu ſchauen, kann auch ein ſo unedler, manierirter, moderner und witzloſer Geiſt, wie dieſer ſogenannte Punſch, auch nur in den fernſten Winkel eures Gedächtniſſes kommen? Dies elende Gebräu aus heißem Waſſer, ſchlechtem Branntwein und Citronenſäure? Und was ſoll dieſes diplomatiſche, nüchterne Getränk, der Champagner, in unſerm Kreiſe? Der nicht Herz und Geiſt ausſchließt und nach dem halben Rauſch höchſtens dazu dienen kann, wieder nüchtern zu machen? O ihr Profanen!

Er ſchlug auf den Tiſch; aber die Uebrigen, Eduard ausgenommen, erwiderten dieſe Geberde ſo heftig, daß von der Erſchütterung die Flaſchen tanzten und mehrere Gläſer zerſchmetternd auf den Boden ſtürzten. Hierüber ward Gelächter und Tumult noch lauter, man ſprang auf, andre Gläſer zu holen, und Dietrich rief: Es iſt ſo kalt, eiskalt hier geworden, und dagegen würde der Punſch helfen.

Es war tief in der Nacht, die Diener hatten ſich entfernt, man wußte nicht, wie man den Ofen wieder heizen ſollte; auch geſtand Eduard, daß ſein Holzvorrath völlig zu Ende ſei und er morgen mit der Frühe erſt neuen wieder herbeifahren laſſe. Was meint ihr? rief der ganz berauſchte Dietrich, unſer Wirth hat doch beſchloſſen, dies Zimmer auf neue Art einzurichten: wenn wir dieſe unnütze Vertäfelung, dieſe Bretter, welche die Fenſter bedecken, herausbrächen, und in dem großen altfränkiſchen Kamin hier ein herrliches deutſches Feuer anzündeten? Dieſer tolle Vorſchlag fand bei den verwilderten Gäſten ſogleich Gehör und lauten Beifall, und

Eduard, der den ganzen Abend in einer Art von Betäubung geweſen war, widerſetzte ſich nicht. Man hob den Schirm vom Kamin hinweg und lief dann mit Kerzen nach der Küche, um Beile, Stangen und andere Inſtrumente herbei zu holen. Im Vorſaal fand Eulenböck ein altes verdorbenes Waldhorn, und darauf blaſend marſchirten ſie wie Soldaten unter Schreien und abſcheulicher Muſik in den Saal zurück. Der Tiſch, welcher im Wege ſtand, ward umgeworfen, und ſogleich begann ein Hauen, Brechen und Hämmern gegen die hohle Wand. Jeder ſuchte den andern in Emſigkeit zu übertreffen; um die Arbeitenden zu ermuntern, ſtimmte der Maler den Schlachtruf auf dem Horne wieder an, und beim Gepolter riefen Alle wie beſeſſen: Holz! Holz! Feuer! Feuer! ſo daß dies Geſchrei, die Muſik, das Schlagen der Aexte, das Krachen der brechenden und ausſpringenden Bretter den Wirth des Hauſes in eine ſo dumpfe Betäubung warf, daß er ſich ſtumm in eine Ecke des Zimmers zurückzog.

Plötzlich wurde die Geſellſchaft noch auf eine eben ſo unerwartete als unangenehme Art vermehrt. Die Nachbarſchaft war unruhig geworden, und die Wache, welche ebenfalls das ungeheure Getümmel vernommen hatte, trat jetzt, einen Offizier an ihrer Spitze, herein, da ſie das Haus unverſchloſſen gefunden hatten. Sie forſchten nach der Urſache des Getöſes, und weshalb man Feuer geſchrieen habe. Eduard, der ziemlich nüchtern geblieben war, ſuchte ihnen Alles zu erklären, um ſeine Freunde zu entſchuldigen. Dieſe aber, aufgeregt und keines vernünftigen Gedankens mehr fähig, behandelten dieſen Beſuch als einen gewaltſamen Einbruch in ihre unveräußerlichen Rechte; jeder ſchrie auf den Offizier ein, Eulenböck drohte, der Buchhalter fluchte und weinte, der Bibliothekar holte mit der Brechſtange aus, und Dietrich, welcher am meiſten begeiſtert war, wollte ſich mit dem Beile über den Lieutenant hermachen. Dieſer, ebenfalls ein junger, hitziger Mann, nahm es von der ernſthaften Seite und fand ſeine Ehre verletzt, und ſo war das Ende der Scene, daß Jene unter Geſchrei und Lärmen, Drohungen und Freiheits-Declamationen nach der Hauptwache abgeführt wurden. So endigte das Feſt, und Eduard, der allein im Saal zurückgeblieben war, ging völlig verſtimmt auf und nieder und betrachtete die Verwüſtung, welche ſeine begeiſterten Freunde angerichtet hatten. Unter dem umgeworfenen Tiſche lagen zertrümmerte Flaſchen, Gläſer, Teller und Schüſſeln, nebſt Allem, was von den Leckerbiſſen übrig geblieben war; der koſtbarſte Wein floß über den Boden, die Leuchter waren zerſchlagen; von denen, welche ſtehen geblieben waren, waren alle Lichter, bis auf eine Wachskerze, niedergebrannt und ausgelöſcht. Er nahm das Licht und betrachtete die Wand, von der die Tapete abgeriſſen und einige ſtarke Bretter herausgebrochen waren; ein Balken ſtand davor, der den Zutritt in die Niſche hemmte. Ein ſonderbares Gelüſt befiel den Jüngling, noch in der Nacht das angefangene Werk ſeiner wilden

Geſellen fortzuſetzen; um aber kein übermäßiges Geräuſch zu erregen und doch noch vielleicht ihr Schickſal zu theilen, nahm er eine feine Säge und durchſchnitt oben vorſichtig den Balken; er wiederholte dies unten, und nahm dann den Kloben heraus. Hierauf war es nicht ſo gar ſchwer, noch eine innere leichte Vertäfelung wegzubrechen; das dünne Brett fiel nieder, und Eduard leuchtete in die Niſche hinein. Er konnte aber kaum den breiten Raum überſehen und etwas, das ihm wie Gold entgegen glänzte, wahrnehmen, als Alles plötzlich verſchwand; denn er hatte mit dem Lichte oben angeſtoßen und es ausgelöſcht. Erſchreckt und in der größten Bewegung tappte er durch den finſtern Saal, aus der Thüre, über einen langen Gang, dann über den Hof nach einem kleinen Hintergebäude. Wie zürnte er über ſich ſelbſt, daß er keine Anſtalt in der Nähe habe, Feuer zu machen. Aus feſtem Schlafe ermunterte er den eisgrauen Thürhüter, der ſich lange nicht beſinnen konnte, ließ ſich von ihm, nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſein Licht wieder anzünden und kehrte dann mit behutſam vorgehaltener Hand, an allen Gliedern zitternd und mit klopfendem Herzen über die Gänge nach dem Zimmer zurück. Er wußte nicht, was er geſehen hatte, er wollte noch nicht glauben, was er ahndete. Im Saale ſetzte er ſich erſt in den Lehnſtuhl, um ſich zu ſammeln, dann zündete er noch einige Kerzen an und begab ſich nun gebückt in die Niſche. Der weite Raum der Fenſter erglänzte von oben bis unten wie in goldnem

Brand; denn Rahmen drängte ſich an Rahmen, einer koſtbarer als der andere, und in ihnen alle jene verloren gewähnten Gemälde ſeines Vaters, um die der alte Walther und Erich ſo oft gejammert hatten. Der Erlöſer Guido's, der Johannes von Domenichino, ſie alle ſchauten ihn an, und er fühlte ſich ſelbſt gerührt, andächtig, erſtaunt, wie in einer bezauberten Welt. Als er ſich beſann, floßen ſeine Thränen, und er blieb dort, die Kälte nicht achtend, unter ſeinen neugefundenen Schätzen ſitzen, bis der Morgen herauf dämmerte.

---

Walther war eben vom Tiſch aufgeſtanden, als Erich eilig zu ihm in den Gemäldeſaal trat. Was iſt dir, mein Freund? rief der Rath aus: haſt du Geiſter geſehen? — Wie du es nimmſt, erwiderte Erich: mache dich auf eine außerordentliche Nachricht gefaßt. — Nun? — Was gäbeſt du wohl, was thäteſt du wohl dafür, wenn alle die verlorenen Malereien deines ſeligen Freundes, jene unſchätzbaren Koſtbarkeiten wieder da wären und dein werden könnten?

Himmel! rief der Rath aus und verfärbte ſich: ich habe keinen Athem. Was ſagſt du? — Sie ſind da, rief Jener, und können dein Eigenthum werden, — Ich habe kein Vermögen, ſie zu kaufen, ſagte der Rath: aber Alles, Alles würde ich geben, ſie zu erhalten, meine Gallerie und Vermögen, aber ich bin zu arm dazu. — Wenn man ſie dir nun überlaſſen wollte, ſagte Erich, und der Eigenthümer forderte bloß die Gunſt dafür, dein Schwiegerſohn zu werden?

Ohne Antwort rannte der Alte hinaus und zur Tochter hinüber. Im Streit mit dieſer kam er zurück. Du mußt mein Glück machen, geliebtes Kind, rief er aus, indem er mit ihr herein trat: von dir hängt nun die Seligkeit meines Lebens ab. Die erſchrockene Tochter wollte immer noch widerſprechen, aber auf einen heimlichen Wink Erich's, den ſie zu verſtehen glaubte, ſchien ſie endlich nachzugeben. Sie ging fort, ſich umzukleiden; denn bei Erich warteten, wie dieſer erklärte, die Bilder und der Freiwerber auf ſie. Unter welchen ſonderbaren Gedanken und Erwartungen ſuchte ſie ihren beſten Schmuck hervor; konnte ſie ſich in Erich nicht irren? Hatte er denn auch ſie verſtanden? Hatte ſie ihn richtig gedeutet? Walther war ungeduldig und zählte die Augenblicke; endlich kam Sophie zurück.

In Erich's Hauſe waren alle jene Gemälde im beſten Lichte aufgehangen, und es wäre vergeblich, des Vaters Erſtaunen, Freude und Entzücken beſchreiben zu wollen. Die Bilder waren, ſo behauptete er, bei Weitem ſchöner, als er ſie in ſeiner Erinnerung geſehen hatte. Du ſagſt, der Liebhaber meiner Tochter ſei jung, wohlerzogen, von gutem Stande, du giebſt mir dein Wort darauf, daß er ein ordentlicher Mann ſein wird und niemals nach meinem Tode dieſe Bilder wieder veräußern? Wenn dies Alles ſo iſt, ſo braucht er kein anderes Vermögen zu beſitzen, als dieſe Bilder, denn er iſt überreich. Aber wo iſt er?

Eine Seitenthür öffnete ſich, und Eduard trat ungefähr ſo gekleidet herein, wie der ihm ähnliche Schäfer auf dem alten Gemälde von Quintin Meſſys ſtand. — Dieſer? ſchrie Walther: woher haben Sie die Gemälde? Als ihm Eduard den ſonderbaren Vorfall erzählt hatte, nahm der Alte die Hand der Tochter und legte ſie in die des Jünglings, indem er ſagte: Sophie wagt viel, aber ſie thut es aus Liebe zu ihrem Vater; ich denke, mein Sohn, du wirſt nun klug und gut geworden ſein. Doch, eine Bedingung: ihr wohnt bei mir und Eulenböck kommt nie über meine Schwelle, auch ſiehſt du ihn mit keinem Auge wieder. Gewiß nicht, antwortete Eduard: überdies reiſet er mit dem fremden Prinzen von hier fort.

Man ging nach dem Hauſe des Vaters. Dieſer führte den Jüngling in ſeine Bibliothek: hier, junger Menſch, ſagte er, findeſt du auch deine Seltenheiten wieder, die dein luſtiger Bibliothekar mir für ein Spottgeld verkauft hat. Du wirſt dieſe Schätze deines Vaters künftig heiliger halten.

Die Liebenden waren glücklich. Als ſie allein waren, ſchloß Sophie den Jüngling herzlich in die Arme. Ich liebe dich innigſt, mein Freund, flüſterte ſie ihm zu, aber ich mußte neulich dem Eigenſinne meines Vaters nachgeben und mich damals und heute ſtellen, als gehorchte ich ihm unbedingt, um erſt nicht alle Hoffnung aufzugeben und heute ohne Widerſpruch dein zu ſein;

denn hätte er meine Liebe gemerkt, ſo hätte er nimmermehr ſo ſchnell eingewilligt.

Nach wenigen Wochen waren ſie vermählt. Es ward dem Jünglinge nun nicht ſchwer, ein ordentlicher und glücklicher Mann zu werden; an ſeine wilde Jugend dachte er im Arme ſeiner Frau und im Kreiſe ſeiner Kinder nur wie an einen ſchweren Traum zurück. Eulenböck hatte mit dem Prinzen die Stadt verlaſſen, und mit ihm zugleich der ſogenannte Bibliothekar, der jene Stelle als Secretär beim Prinzen erhielt, um welche Eduard ſich bemüht hatte, und nach einigen Jahren die lockre Schöne heirathete, die unſerm jungen Freunde einen ſo übeln Ruf in ſeiner Vaterſtadt verurſachte und faſt die Veranlaſſung ſeines Unglücks geworden war.

[illegible]

# Der letzte Savello.

Von

**C. Fr. von Rumohr.**

Urania, Taſchenbuch auf das Jahr 1834.
Leipzig, F. A. Brockhaus.

Carl Dietrich Ludwig Felix von Rumohr — auf den Titeln ſeiner Schriften C. Fr. (eiherr?) v. R. — geboren 1785 zu Reinhardsgrimma bei Dresden, durch bequeme Vermögensverhältniſſe befähigt, ohne eigentliche Fachwiſſenſchaft ſeinen Neigungen für Kunſt und Geſchichte zu leben, beſuchte, nachdem er in Dresden zum Katholicismus übergetreten war, ſchon als Jüngling Rom und Neapel und legte dort den Grund zu ſeinen bahnbrechenden „Italieniſchen Forſchungen“, dem wiſſenſchaftlichen Hauptwerke ſeines Lebens (Berlin 1826—31, in drei Bänden), das er erſt nach zwei weiteren italieniſchen Reiſen (1816 und 1828) herausgab. Andere höchſt werthvolle kunſthiſtoriſche Schriften können hier übergangen werden, dagegen iſt ſein Memoiren-Roman „Deutſche Denkwürdigkeiten“ (1832) und ſein ſatyriſch-humoriſtiſches Gedicht „Kynalopekomachia“ (1835) zu erwähnen, da ſie, wie auch die unten angeführten Novellen, der Epoche ſeines Lebens angehören, in der bei ihm der Gelehrte und Kunſtkenner hinter dichteriſchen Verſuchen zurücktraten. Er ſtarb in Dresden am 25. Juli 1843.

Der vielbegabte Mann, der ſich als Forſcher und Kenner um die Begründung der modernen Kunſtwiſſenſchaft unvergeßliche Verdienſte erwarb, hat es in ſeinen verſchiedenen dichteriſchen Verſuchen, trotz des redlichſten Bemühens, nicht über den Dilettanten gebracht, da ihm reichere Erfindung und die unbewußt geſtaltende ſinnliche Kraft gebrach, ohne die alle Feinheit des Geſchmacks und der künſtleriſchen Abſicht zu kurz kommt. Gleichwohl verdient er unter den Pflegern der Novelle eine ehrenvolle Erwähnung, wäre es auch nur um der eigenſinnigen und faſt verzweifelten Liebe willen, mit der er der Novelle ſein Lebenlang nachgegangen iſt und ſich beſtrebt hat, ihr Weſen zu ergründen, ihren Begriff auf eine handliche Formel zu bringen, ihr Gebiet gegen unberechtigte Erweiterungen oder das Eindringen falſcher Tendenzen ſicher zu ſtellen. Seine Studien italieniſcher Geſchichte und Cultur hatten ihn an die Quelle der Novelliſtik geführt, und ehe noch ein literarhiſtoriſches Intereſſe ſich dieſer Schätze bemächtigte, theilte er in ſeiner 1816 erſchienenen „Sammlung für Kunſt und Hiſtorie“ eine Reihe alter Novellen in feinkörniger Uebertragung mit, zunächſt um zu zeigen, wie viel werthvolle Zeugniſſe für die Sittengeſchichte des Mittelalters in dieſen Schnurren und Schwänken enthalten ſeien. Erſt in den Jahren 1833 und 1835 veröffentlichte er zwei Bändchen Novellen eigener Erfindung, bei denen uns der Verdacht beſchleicht, als ob ſie ihre Entſtehung vorzüglich der Abſicht verdankten, dem ehemals hochverehrten Tieck, gegen deſſen neuere Richtung Rumohr ſich auflehnte, einmal recht deutlich herauszuſagen, und mit allerlei Exempeln klar zu machen, warum ſeine Novellen nicht mehr Gnade vor den Augen des Freundes finden könnten. Vielleicht iſt ſchon die geiſtreiche Putzmacherin, die im Salon der Gräfin das Geſpräch über den Begriff der Novelle angeregt, ein ſatyriſcher Hieb auf Tieck's üble Sitte, dem Erſten Beſten, der zufällig in ſeinen Erzählungen auftritt, und wäre es eine alte Botenfrau oder Holzſammlerin, ſeine eignen äſthetiſchen oder literariſchen Maximen in den Mund zu legen. Rumohr nun läßt ſeine Putzmacherin in ſo weit wenigſtens ihrer Sphäre treu bleiben, daß ſie nach einigen mißglückten Verſuchen, eine Definition der Gattung aufzuſtellen, ſich überhaupt gegen alle weitere Unterſuchung erklärt und dabei bleibt, Novellen ſeien eben Novellen. Leider aber bringt es auch die übrige hochgebildete, kunſt- und poeſiebefliſſene Geſellſchaft nicht viel weiter, wenn nicht etwa die Eintheilung in „Novelle an ſich, didaktiſche und hiſtoriſch-poetiſche“ als ein erhebliches Reſultat gelten, oder die ſpäter ausgeführte Bemerkung den Nagel auf den Kopf treffen ſoll, daß die Novelle, wenn ſie überhaupt etwas Anderes ſei als Erzählung ſchlechtweg, in der modernen Literatur die Stelle der Idylle einnehmen, bei Schilderungen ſich aufhalten, die Begebenheit als ſolche unterordnen müſſe — beiläufig, ein Begriff, der gerade der ächten volksthümlichen Novelle am fernſten ſteht, obwohl Rumohr wunderſamer Weiſe behauptet, oder doch den „Poeten“ behaupten läßt, die claſſiſchen Novellen der Italiener und Spanier träfen mit dieſer Beſtimmung „recht wohl“ zuſammen. Leider werden wir nun aber durch die Muſterſtücke der einzelnen Gattungen mehr verwirrt als aufgeklärt über das, was in den Zwiſchenreden theoretiſch verhandelt worden iſt, und erkennen erſt mit einer gewiſſen Befriedigung zum Schluſſe die Tendenz der ganzen Unterſuchung in der Erklärung des „Kenners“ (doch wohl Rumohr's eigenſte in Ironie gehüllte Herzensmeinung contra Tieck): „Uebrigens vermiſſe ich in Ihrer Novelle das Element des Wunderbaren, die Faſelei des Tiefſinns, die tiefſinnige Unvernunft, den lebhaft ſprudelnden Witz, die Wortſpiele und ſo viel Anderes, ſo dieſer Gattung eigenthümlich iſt und ihr den beſonderen Reiz verleiht, wie namentlich die Berufung auf Solches, ſo noch gar nicht ausgeſprochen, ſondern für künftigen Gebrauch im Sinne behalten worden. Eine Novelle iſt für mich, was in ihrer Art die berühmten Strudel und Waſſerwirbel in der ſiciliſchen Meerenge: ein bewegter Abgrund voll unaufgeklärter. undurchdringlicher Räthſel, bei deſſen Anblick ich mich fühle wie Nachts im Bette, wenn's draußen ſtürmt.“ Kräftiger konnte der Bruch mit der Romantik nicht wohl ausgeſprochen werden, und es wäre ein Wunder geweſen, wenn die perſönliche Freundſchaft zwei ſo reizbarer Männer dieſen ſcharfausbrechenden Gegenſatz ihrer künſtleriſchen Naturen überdauert hätte.

Nur Schade, daß Erkennen und Können auch diesmal wieder zweierlei waren, daß es Rumohr verſagt blieb, den Ausartungen der romantiſchen Novelle wahre Muſter der Gattung in geſunden eigenen Schöpfungen entgegenzuſetzen. Eine gewiſſe Trockenheit und gezwungene Schlichtheit iſt bei ihm an die Stelle der italieniſchen Naivetät getreten, die ſo erfreulich von ſinnlicher Friſche und Anmuth belebt iſt. Seine Erfindungen ſind kümmerlich, ein barocker Humor erinnert nur noch allzu ſehr an die frühere Tieck'ſche Schule, und der Leſer iſt kaum dankbar dafür, daß ſtatt der mondbeglänzten Zaubernacht das poeſieloſeſte Alltagslicht die Figuren beſcheint.

Und ſo würde der Name Rumohr's doch wohl höchſtens in der Einleitung zu unſerm „Novellenſchatze" erwähnt worden ſein, hätte ihn nicht das Glück in einer Chronik von Aricia die Grundzüge einer ergreifenden Geſchichte finden laſſen, die er in einer guten Stunde meiſterhaft nacherzählte, ſo daß ſie unter ſeiner vorſichtigen antiquariſchen Behandlung gerade den Hauch antiker Größe und Ruhe erhalten hat, der wie künſtlicher Edelroſt am Erz nicht den geringſten Theil ihres Reizes ausmacht. Um ein ganz tadelloſes Cabinetsſtück zu Stande zu bringen, hätte der Erzähler den Eingang mehr im Verhältniß zu der eigentlichen Hauptbegebenheit halten und die hiſtoriſche Perſpective nicht auf Verhältniſſe ausdehnen ſollen, die mit dem Geſchick des Savello durchaus in keinem Zuſammenhange ſtehen. Auch drängt ſich die feine Kenntniß der Cultur- und Kunſtgeſchichte hie und da in ungebührlicher Breite vor, und eine, klaſſiſchen Vorbildern entlehnte, Neigung zu ſorgfältig ausgeführten allgemeinen Sentenzen giebt der Darſtellung gelegentlich eine gewiſſe altväteriſche Steifheit. Trotz dieſer kleinen Mängel aber glauben wir die Novelle, zumal in ihrer zweiten Hälfte, als ein Muſter hinſtellen zu können, wie mit den einfachſten Mitteln, durch Echtheit der Localfarben und lapidare Kürze eine leidenſchaftliche Tragödie zur erſchütterndſten Wirkung gebracht werden könne.

H.

Margaretha, die begünſtigte Tochter des fünften Karl, war durch den jüngeren Farneſe, ihren zweiten Gemahl, nun auch die Nichte Paul des Dritten, pflegte daher einen Theil des Jahres in Rom Hof zu halten. Papſt und Kaiſer regierten jenerzeit den größern Theil der chriſtlichen Welt nach ihrem Willen und Gutachten. Ehrenzeichen, glänzende Titel, Gewalt, Anſehen und Reichthümer wurden in Fülle von ihnen ausgetheilt; bisweilen nach Verdienſt, häufiger nach Gunſt. Beiden ſchien die Prinzeſſin gleich nahe zu ſtehen, denn von Beiden hatte ſie bereits Milderung harter Urtheilsſprüche, gelegentlich auch reiche Gaben und hohe Ehren durch ihre Fürbitte und Verwendung erlangt. Wer demnach ſein Glück zu ſichern oder es neu zu gründen bedurfte, drängte ſich an ihren Hoftagen ungeſtüm durch die Menge, ihr nahe zu kommen, von ihr ein Wort, einen Blick aufzuhaſchen. Ihr äußeres Bezeigen war ernſt und feierlich; ſie wünſchte zu verbergen und geheim zu halten, daß ſie Einfluß beſitze. Doch iſt es ſchwer, von Allen beobachtet, ſein Geheimniß auf lange zu bewahren.

Vornehmlich bemühete ſich der römiſche Adel um die Gunſt der hohen und edeln Frau. Die Unabhängigkeit ihres Sinnes, die Erhabenheit ihrer Stellung ſchien ihm Schutz zu verſprechen gegen die Willkür und Gewaltſamkeit vieler Glieder des farneſiſchen Hauſes. Und vielleicht war Margaretha im Stillen thätig, Unbilden abzuwenden, ihre Wirkungen aufzuheben, wenigſtens ſie zu vergüten; gewiß ehrte ſie der Papſt, ſcheuete ſie deſſen wildeſter Neffe, derſelbe, den bald nachher zu Parma die Vergeltung ereilte. Glänzende Feſte wurden angeſtellt, die junge Prinzeſſin zu vergnügen, ſie an Rom zu feſſeln, wo deren Gegenwart unentbehrlich zu ſein ſchien. Sie war eben damals vom Hofe des Kaiſers zurückgekehrt, welcher ſie mit großer Auszeichnung aufgenommen und, wohl abſichtlich, der Welt klar gezeigt hatte, wie viel ihre Meinung und Anſicht ihm gelte. Von dieſer Ausdehnung oder Beſtätigung ihres Einfluſſes war eine vergrößernde Kunde Margarethen nach Rom vorangeeilt, wo man nur um ſo eifriger zu ihrem feierlichen Empfange ſich anſchickte. Die Vorbereitungen waren noch unbeendigt, als die Prinzeſſin der Stadt ſich näherte, weshalb ſie, unter dem Vorwande, von der langen Reiſe in ihrem Schloſſe ſich auszuruhen, zu Caprarola Halt gemacht. Ihr Herz war nicht heiter noch feſtlich geſtimmt. Nicht ungern weilte ſie daher in dem großartigen, doch einſamen Schloſſe, jenem Wunderbau des Vignola, in welchem ländliche Gemächlichkeit und fürſtlicher Glanz aus und über unverwüſtlichen Feſtungsmauern ſich erheben und damit ſo ganz aus einem Guſſe ſind, daß, wer darauf hinblickt, die Baſteien des mächtigen Fünfecks für unentbehrliche Widerlagen des aufſtrebenden Palaſtes zu nehmen geneigt iſt. Dort, in der Bogenhalle, welche gegen die Ebene ſich öffnet, liebte die Prinzeſſin langſam hin und wieder zu gehen; gern überſah ſie von dieſer luftigen Höhe das verödete weite Land, wendete den Blick bisweilen abwärts gegen die ernſte Bergreihe, welche zur Linken die Fläche begrenzt. Ein wehmüthig ſchöner Anblick; er ſtand im Einklang mit ihrer Gemüthsſtimmung.

Schwach und krank hatte ſie ihren kaiſerlichen Vater verlaſſen, anſchaulich von der Wahrheit des Gerüchtes ſich überzeugt, daß ſeine Lebenskraft allmählich verſiege, ſein Wille gebrochen ſei. Mit Innigkeit liebte ſie in dem Vater ihren Wohlthäter, den Schöpfer ihrer Größe, deren Werth ſie empfand. Doch ſchwerer, als jene allgemeineren Gefühle kindlichen Antheils, bedrängte ſie die Vorausſicht der Uebel und Verwicklungen, welche die gegenwärtige Schwäche und der unvermeidlich nahe Tod des Kaiſers herbeizuführen drohten. Ihr männlicher Geiſt war zeitig gereift. Sie genoß das Vertrauen des Vaters, welcher ſie tief in das Geheimniß ſeiner kühnen und edeln Entwürfe hatte eindringen laſſen. Ihre Beſtimmung ahnend, ſuchte er ſie auf die Lenkung der großen Weltgeſchäfte vorzubereiten, indem er ihr in freien Augenblicken anvertraute, was er beſtrebt, erreicht oder verfehlt hatte. Aus einem höheren Standpunkte erblickte ſie daher die Staatenverhältniſſe ihrer Zeit, faßte ſie weit allgemeiner auf als Diejenigen, welche in Kriegs- und Friedensgeſchäften ergraut waren. Denn, wer in irgend einer Sache lange Zeit bloß mit Untergeordnetem ſich beſchäftigt, durch Anſtrengung und Ausdauer darin Meiſterſchaft zu erlangen ſtrebt und erlangt, verliert nothwendig den Ueberblick des Ganzen, wenn er überhaupt ihn jemals ſich erworben. So gewöhnlich ſind die Erfahrungen dieſer Art, und ſo häufig übertragen hinaufgerückte Staatsmänner die Kleinlichkeit der untergeordneten Geſchäftszweige auf die Verwaltung der großen und allgemeinen Sachen, daß man darauf ein Sprichwort gebaut hat, welches Allen bekannt und geläufig iſt. Gewiß berechnete Margaretha ſchon damals die unvermeidlichen Folgen der täglich zunehmenden Unabhängigkeit unter den höheren Staatsbeamten ihres Vaters. Bei Wahrnehmung dieſer Uebel beunruhigte ſie die Schwäche ihres rechtmäßigen Bruders Philipp; denn richtig ſchloß ſie aus ſeinen Handlungen und Aeußerungen, daß er künftig mehr dem Scheine als dem Weſen der Herrſchaft nachgehen, alſo knechtiſch Denen Folge leiſten werde, welche vor ihm Gehorſam und gänzliche Unterordnung des Willens recht täuſchend zu heucheln wiſſen. Allein auch ihre eigene Stellung war beſorglich. Sie hatte ihren ſtolzen, unzugänglichen Bruder, die Mächtigen des gegenwärtigen und künftigen Hofes ruhig und ohne Leidenſchaft geprüft, konnte daher nicht länger ſich verhehlen, daß ihr Anſehen mit dem Tode des Kaiſers erlöſchen, ihr Einfluß aufhören werde. Die neue, noch unbeliebte Größe des farneſiſchen Hauſes, der alternde

Papſt gewährten und verſprachen für dieſe Einbuße nur geringen Erſatz. An den Höfen indeß und wo ſonſt Menſchen Ueberlegenheit ausüben, will der Mächtige ſtets Zufriedenheit, Güte und Milde zeigen, ſoll er daher ſeine Trauer, ſeine Bekümmerniſſe und Verſtimmungen in der verborgenſten Tiefe ſeines Buſens einſchließen. Nie verläßt ihn die Beſorgniß, durch ein ſchnelles Wort, durch eine unbewachte Miene ihm Untergeordnete zu verletzen und abzuſtoßen. Klugheit und Edelmuth gebieten ihm gleich ſehr, Allen Gunſt und Berückſichtigung darzulegen; wohl iſt es ein öffentliches, längſt aufgedecktes Geheimniß; doch verleitet die Larve gnädiger Geſinnung täglich wiederum jeden Einzelnen zu Hoffnungen, welche, wenn jemals, doch ſtets nur höchſt zufällig in Erfüllung gehen. Denn in den eigenen Angelegenheiten ſehen wir Menſchen durch gefärbte Brillen, lieben trügeriſchen Hoffnungen uns hinzugeben; woher das Beſeligende in jenen leeren Merkmalen einer, ſelbſt wo ſie wahr iſt, doch nur unſicheren und wandelbaren Gunſt.

Margaretha hatte die Künſte des Hoflebens frühe ins Geſicht gefaßt, über ſie nachgedacht, ihren Grund und Nutzen erforſcht; ſie hielt es für eine Pflicht ihrer Stellung, ſie auszuüben, wenigſtens darin dem Gebrauche nachzukommen. Am Morgen ihres Einzuges in die Stadt erhob ſie ſich früh, um, nachdem ſie die Meſſe mit herzlicher Andacht gehört, ihren Anzug dem Tage anzupaſſen. Sie wählte ein Kleid von dunkelgrünem Sammet mit reicher Stickerei, welches die Arme bis auf die Hand, den Hals bis unter das Kinn bedeckte. Ueber die Schultern warf ſie einen kurzen Mantel von ähnlicher Farbe, deſſen breiter Saum in Gold und Perlen geſtickt war. Den Kopf deckte ein kleiner Hut von ſchwarzer Farbe, deſſen zierlicher Reiherbuſch von einem koſtbaren Juwel feſtgehalten ward. So geſchmückt ſtieg ſie mit ihren Damen in den Wagen. Sie fuhr darin bis an die Stelle fort, wo ſie dem feſtlichen Zuge des römiſchen Adels begegnen ſollte. Hier ward Halt gemacht, verließ die Prinzeſſin den Wagen, um mit ihrem weiblichen Gefolge zu Pferd zu ſteigen. Mit edlem Anſtande und ganz ohne Hülfe ſchwang ſie ſich auf den mähnenreichen Zelter; Sattel und Leibdecke waren von hellrothem Sammet, Bügel und Zäumung vergoldet. Eine nicht zahlreiche Bedeckung ganz gewaffneter Lanzenträger, welche bisher dem Wagen gefolgt war, ſprengte nunmehr dem Zuge in abgemeſſener Entfernung voran. Die Spitze gab den glänzenden Speeren eine leichte Vorneigung; die nachfolgenden Reiter hielten ihre Lanzen ſenkrecht empor. Gleich weit von dieſer Vorhut und von der langſam folgenden Begleitung ihres Wagens ritt die Prinzeſſin, umgeben von ihren Damen und von dem übrigen Hofe.

Auch bei den Entgegenkommenden eröffnete den Zug eine geſchloſſene Schaar ſchwerbewaffneter Ritter. Im Heranrücken nahm ſie die volle Breite des Weges ein und verdeckte der Vorhut der Prinzeſſin das nachfolgende friedliche Gepränge. Doch im Augenblicke des Zuſammentreffens theilte ſie ſich der Länge nach, ſchwenkte ſich mit Blitzesſchnelle links und rechts ab, um, nach einer ſchönen Bogenbewegung, auf dem anſtoßenden offenen Felde eine glanzvolle Doppelhecke zu bilden. Beide Reihen hielten ſich entfernt genug von der Straße, um Margarethens Reitern zu ähnlicher Bewegung Raum zu geben, welche ſie ungeſäumt, obwohl mit weniger Ordnung und Zierde, in Ausführung brachten.

Die Prinzeſſin hatte dem kriegeriſchen Gaukelſpiele mit Theilnahme zugeſehen und wendete, auf Ueberraſchungen gefaßt, jetzt den Blick gegen die Straße, auf welcher in langem Zuge der junge Adel der Stadt und Umgegend heranritt, alle Künſte damaliger Schule auslegend, die Capriole, die Corbetta und ähnliche Dinge, wenn es deren noch gab. Es war ein feiner, nicht unedler Anblick, da nun Alle gleichzeitig abſaßen, die Pferde den Stallmeiſtern übergaben, um in geſchloſſenem Zuge der Prinzeſſin ſich zu nahen, welche mit ihren Damen zu Pferde blieb, nur den Zügel leicht anzog, die Entgegenkommenden zu erwarten, oder in ruhiger Haltung ſie zu empfangen.

Dieſe glänzende Blüte des römiſchen Adels war den welken Erſcheinungen der neueſten Zeit auf keine Weiſe vergleichbar. Nach und nach verdrängten, verdunkelten wenigſtens, die Angehörigen der geiſtlichen Gewalt die Sprößlinge jener Geſchlechter, welche ſeit den Ottonen in der römiſchen Landſchaft kaiſerliche Lehen genommen hatten. Gegenwärtig zeigt der römiſche Adel, ſelbſt wenn hochberühmte Namen ihn zieren, daß er der Inful und nicht dem Schwerte ſeine Größe verdankt. Damals gab es aber noch eine große Zahl alter und mächtiger Geſchlechter, welche die Tugenden, freilich denn auch die meiſten Fehler des Lehenadels ſorgſam auf ihre Nachkommen fortpflanzten. Sie waren voll unvernutzter Lebenskraft, alſo ſinnlich; voll Muth, alſo auch übermüthig, herriſch, gewaltſam. Der geiſtigen Erziehung und Bildung dieſer ungeſtümen Jugend pflegte man eine großartige Anlage zu geben; doch war man weder beharrlich noch ſorgfältig in der Befolgung des erſten Planes. Der Lebenslauf jedes Einzelnen war ein Roman voll genialer Züge, anziehender Verwickelungen und Wageſtücke; doch ohne Zuſammenhang und allgemeinen Guß. Unter ſolchen Gefährten herrſchte der junge Savello durch Muth und Geiſt; das Alter und Anſehen ſeines Geſchlechtes, der Reichthum und die Macht ſeiner hochbejahrten Aeltern half ihm, ſeinen Vorrang feſt zu behaupten.

Der Herzog und die Herzogin Savello hatten viele Kinder aufgezogen; doch blieb ihnen von Allen nur dieſer jüngſte Sohn; denn es waren die älteren nach und nach dahingeſtorben, häufig unerwartet und ſchrecklich. Der Jüngling war daher der Troſt und die Hoffnung ihres Alters, Herr in ihrem Hauſe, mehr als ſie ſelbſt. Schmeichler brachten täglich die Kunde von Dem, was er Glänzendes gethan und geſprochen, ſie beſchönigten oder verhehlten ihnen die Ausgelaſſenheit ſeines Lebens.

Allein auch, wenn man Alles ihnen geſagt und verrathen hätte, möchten ſie nur dazu gelächelt haben. Machte ich es doch nicht anders, als ich jung war, pflegte der Herzog zu ſprechen, wenn die Ausſchweifungen ſeines Sohnes ihm zufällig zu Ohren kamen. Er war zu entſchuldigen. Die freie Sitte der ganzen Zeitgenoſſenſchaft, die weite Kluft, der Abſtand unter den verſchiedenen Stellungen des Lebens, ließ damals Vieles als verzeihlich erſcheinen, was bei ſtrengerer Ordnung ſchon für ein Verbrechen gilt. Durften die Aeltern doch nachſichtig auffaſſen, was ganz Rom dem Jüngling verzieh; denn es liebten ihn die Damen, es ehrte, fürchtete, ſuchte ihn die ritterliche Jugend der Stadt. Man glaubte, daß ſelbſt Margaretha vor Anderen ihn auszeichne, und nicht ohne Rückſicht auf dieſen Umſtand ward er von ſeinen Genoſſen zum Anführer und Vorredner des Zuges beſtimmt.

Eine ſchönere Jugend, einen reicheren Aufzug vermochte jene Zeit nicht hervorzubringen; doch blickten die Damen wie durch Verabredung nur auf den Savello, welcher, das Barett in der Hand, den Uebrigen voranging. Panzerähnlich, vielfach durchnäht und überall in Gold und Perlen geſtickt war ſein Bruſtſtück; auf der rechten Schulter trug er einen kurzen Mantel, an der linken Seite glänzte das reichbeſetzte Heft und Gehänge ſeines Degens. Sein Barett ſchmückte ein glänzender Rubin von milchweißen zartglänzenden Perlen eingeſchloſſen. Die Feder, ohne welche dazumal ein vornehmer Mann nicht leicht ſich öffentlich zu zeigen pflegte, hatte er vergeſſen, oder aus Laune zurückgelaſſen.

Mit Ehrfurcht verbeugte er ſich drei Male vor der edeln Frau, welche mit würdevoller Milde auf ihn herabſah. Dann ergriff er mit der Rechten den Bügel, auf welchem ihr Fuß ruhete, neigte ein Knie zur Erde und ſprach in dieſer Stellung folgende Worte:

Vom Throne des Cäſar unſerer Tage, des großen Karl, kehrſt du, erhabene Fürſtin, zurück in ſeine Hauptſtadt; denn Rom iſt des Cäſar, und dem Cäſar lehrt die Kirche zu geben, was des Cäſar iſt. Und ſo ergeben wir uns dir, ſeiner Tochter, ſeiner Stellvertreterin. Denn für ihn regierſt du über uns, indem du unſeren Herzen und Geiſtern, dem edleren Selbſt, unumſchränkt gebieteſt. Deine Abweſenheit erfüllte uns mit Trauer, deine Rückkehr bringt uns die Freude zurück, welche du hinweggenommen. Geſtatte uns, große Fürſtin, dich bis an die Thore jener Stadt zu begleiten, welche vormals auch den irdiſchen und vergänglichen Schickſalen der Menſchen gebot, wie jetzt noch den himmliſchen und ewigen. Du ſteigſt zu uns von den Stufen jenes Thrones herab, welcher beiden Indien befiehlt, die Meere beherrſcht, ſeiner Macht keine Grenze ſetzt, als jene geiſtige, durch welche Rom noch immer groß iſt. Allein gleich nahe ſteheſt du dieſer myſtiſchen Gewalt, als Nichte und Tochter unſers geiſtlichen Vaters und Beherrſchers. Wohin du dich wendeſt, begegnet dir die

Macht; auch wenn du wollteſt, entfliebeſt du ihr nicht, weil ſie ſtets dir zur Seite bleibt.

Nicht Macht zu üben, erwiderte Margaretha, ſondern um zu gehorchen, kehre ich in die geheiligten Mauern Roms zurück. Bereitwillig folge ich jeglichem Gebote, und ſo ergebe ich mich denn auch in das Geſetz euerer Liebe, mich einzuführen und zu begleiten in jene ehrwürdigen Mauern, denen ich nur mit heiliger Furcht mich zu nähern vermag. Begleitet mich denn, um mir Muth zu machen, mich zu beſchützen und zu ſtärken. Beſteigt eure Pferde, ihr Herren, und Ihr, Savello, bleibt mir zur Seite.

Sie ritten langſam fort bis zur Brücke, wo unzählige Staatswagen anhielten. Die Prinzeſſin erwiderte hier den Willkommen der ältern Cavaliere und die Grüße der Damen, welche an den Fenſtern der Kutſchen ſich drängten, um ſie zu ſehen und von ihr geſehen zu werden. — Wo Grundſatz und Regel der Gewalt keine Schranken entgegenſtellen, iſt der Werth eines mildvermittelnden Einfluſſes unſchätzbar, ſucht Jeder denſelben auch ſich ſelbſt für künftigen Gebrauch zu ſichern.

Der Zug dieſes bunten, doch wohlgeordneten Schaugepränges begegnete am Thore del Popolo unzähligem Volke, durch welches er nur mühſam ſich einen Durchweg eröffnete. Langſam bewegte er ſich fort bis in die Mitte des Corſo, wo jener antike Triumphbogen, den man ſpäter hinweggeräumt, noch die Straße verengte. Die Zögerung gab der Prinzeſſin Gelegenheit und Muße, die Malereien zu durchſehen, von welchen der alte Bau durchaus überkleidet war. Allegoriſche Darſtellungen, Anſpielungen auf die Größe Karls, den Einfluß Margarethens, das Anſehen des farneſiſchen Hauſes; Arbeiten talentvoller, doch flüchtiger Maler, wie ſolche in jener Zeit die Höfe in Menge ſich herangezogen. Sobald es den Soldaten gelungen war, dem Zuge einen Durchgang zu öffnen, bewegte er ſich im Corſo fort, bis wo der Weg abwärts führt gegen den farneſiſchen Palaſt hin. Von dieſer Stelle an begab ſich die Prinzeſſin in kleinerer Begleitung nach ihrer Wohnung, wo mit dem eigenen Hauſe auch ein Theil des päpſtlichen Hofhaltes ſie empfing; mit Liebe, wenigſtens mit Hochachtung. Die Höflinge ſuchten ihre Begrüßungen möglichſt abzukürzen und entfernten ſich bald, weil die Prinzeſſin ihr lebhaftes Verlangen nach Ruhe und Abgeſchiedenheit nicht länger verhehlen konnte. Sie bedurfte einiger Sammlung, da für den Abend ihr noch bevorſtand, die Glückwünſche alles Deſſen anzunehmen, was jenerzeit in Rom mächtig und angeſehen war. — Wie ſo häufig wird die Größe von Denen, welche deren nicht theilhaftig ſind, verdrießlich und neidiſch aufgefaßt. Wüßten dieſe Mißgünſtigen, wie ſchwer und koſtbar ſie erkauft wird! Wer denn iſt mehr Sclav, der, welcher gemeinſchaftlich mit Allen Einem dient, oder wer Allen allein?

Nach einigen in der Stille, doch nicht geſchäftlos hingebrachten Stunden verſammelten ſich, nach der Gewohnheit des Hauſes, die Damen um ihre Gebieterin. Anfangs flüſterten ſie mit einander; in der Folge, als die Prinzeſſin darauf zu horchen ſchien, ward das Geſpräch allmählich lauter. Der Aufzug des römiſchen Adels hatte im Ganzen ihren Beifall; im Einzelnen fanden ſie daran zu tadeln. Wie denn überhaupt die weibliche Schätzung männlicher Verdienſte ſehr launiſch iſt, nach Zeit und Stunde oft unerwartet wechſelt, von einem Aeußerſten ſchnell auf das andere übergeht, ſo ſchien in dem Augenblicke die Gunſt der römiſchen Frauen mit Ausſchließung aller Andern dem Savello allein zugewendet zu ſein. Keine Farbe war ſchön oder gefällig, kein Schnitt der Bekleidung, keine Manier den Degen zu tragen lobenswerth, als nur die ſeinige. Er ward von Allen nachgeahmt, doch ohne Glück und Erfolg. Denn ſchon ehe, was er zur Tagesſitte erhob, ſich allgemein verbreitete, wendete er Geſchmack und Neigung auf neue Grillen, welche den Werth der ſchnell veralteten ſogleich in den Augen der Frauen tief herabſetzten. In Gegenwart der Prinzeſſin vermieden freilich ihre Hoffräulein ſich lange bei ſo gleichgültigen Dingen aufzuhalten. Ward doch ſogar Wuchs und Haltung, Blick und Wendung nur flüchtig berührt. Denn für heute gab die feine und höfiſche Anrede, der edle Vortrag, der blühende Witz des Tageshelden ihnen Stoff genug zu unerſchöpflichem Lobe.

Der junge Savello, ſprach Margaretha, nachdem ſie eine Weile ſchweigend ihnen zugehört, würde jeden, ſogar den ſpaniſchen Hof durch ſeine Gegenwart beleben und zieren. Es iſt unmöglich, in der Welt ſich vortheilhafter darzuſtellen, ganz ohne Zwang mehr Anmuth in ſeine Bewegungen zu legen, als ihm gelingt oder von der Natur verliehen iſt. Auch ſpricht er trefflich und zeigt einen behenden Witz, weshalb ich mit ihm mehr und länger zu reden pflege, als mit Andern. Vielleicht ſchließt man daraus, daß ich ihn höher ſchätze, als ſo Viele, welche bei gleichem oder größerem Werthe im Reden und Antwortgeben minder gewandt ſind. Doch täuſcht man ſich, wenn man ſo denkt; denn im Gegentheil macht ſein Anblick mir Furcht und Grauen, weil ich täglich von ihm ſo viel Entſetzliches hören muß, daß ich mich oft geneigt fühle, ihn zu warnen und ihm die Gefahren und ſchlimmen Folgen vor Augen zu ſtellen, denen ſeine Verwegenheiten ihn ausſetzen. Ich hoffe, ſetzte ſie hinzu, daß er nicht etwa meinen Damen beſſer gefalle, weil er in der Welt Nichts achtet, ungeſtüm und ſchonungslos ſeinen Begierden nachgeht? — Ich befürchte mit Grund, daß ſein wüſtes Leben ihm ein frühes und ſchreckliches Ende bereiten wird.

Den letzten Worten gab Margaretha eine höchſt eigenthümliche Betonung, deren Strenge durch den rührenden Ausdruck ihres theilnehmenden Gefühles gemildert ward. Unter den Damen ſenkten diejenigen, welche ihr Vorwurf zu treffen ſchien, den Blick ſanft erröthend zur Erde. Allein auch die übrigen verſtimmte der ahnungsvolle Ausgang des Geſpräches. Die Ankündigung, daß im Saale Alles verſammelt ſei und die Prinzeſſin mit Ungeduld erwarte, gab ihrer Aufmerkſamkeit eine andere Richtung.

Die Einrichtung des farneſiſchen Palaſtes war noch nicht zur Hälfte beendigt, allein in den Prunkgemächern die Täfelung der Decken bereits vergoldet, und die rohen Seitenwände verdeckten gewirkte Teppiche, welche von Gold und Seide glänzten. Als die Prinzeſſin in den Thronſaal eintrat, hielt ſie, an den einfachen Hof ihres Vaters gewöhnt, von dem Schimmer der reichen Verſammlung wie geblendet, für einen Augenblick den Schritt zurück, ging darauf langſam der ſich herandrängenden Menge entgegen. Wie denn oft eine bloße Zufälligkeit der perſönlichen Darſtellung ſehr glücklich nachhilft, ſo gab auch jetzt die unfreiwillige Zögerung Margarethen eine ganz eigenthümliche Würde und Hoheit, welche beachtet wurde und bei den Anweſenden ein leiſes Gemurmel des Beifalls hervorrief.

Den römiſchen Frauen verglichen, erſchien die Prinzeſſin nicht ſchön, kaum gefällig. Indeß erweckte das Andenken ihrer Handlungen, der Eindruck ihres gegenwärtigen Bezeigens, bei Allen eine glückliche Miſchung von Ehrfurcht und Zutrauen. Wen ſie auf ihrem Wege durch den weiten Saal begrüßte, nun gar anredete, der fühlte ſich über ſich ſelbſt hinausgehoben und hoch beglückt. Nicht ohne Neid ſah man ſie nach einiger Zeit vor dem Prinzen Savello den Schritt anhalten. Sie ſchien mit ihm reden zu wollen, weshalb alle Näherſtehenden beſcheiden zurücktraten.

Die Prinzeſſin nahm von dem Befinden des Herzogs und der Herzogin, welche Alter und Schwachheit ſchon ſeit lange am Ausgehen verhinderten, einen Anlaß, zu fragen, weshalb Savello noch immer zögere, ſich eine Gefährtin in Freud und Leid, eine Gattin zu wählen. Würde es nicht, ſprach ſie, Euern Aeltern unſägliche Freude machen, noch vor ihrem Tode Euch verehelicht, vielleicht auch beerbt zu ſehen? Ihr ſeid der letzte Sprößling Eures alten Hauſes; auf Euch beruhet die Erhaltung eines edlen und ſchönen Namens; künftig werden fürſtliche Reichthümer Euch zufallen. Wenn Ihr, gleich mir, die Frauenklöſter dieſer Stadt beſuchen dürftet, würdet Ihr ſtaunen über die Anmuth und Schönheit der holden Jugend, welche ſie einſchließen; Töchter der mächtigſten Häuſer der Stadt, welche neue Verbindungen, Erbſchaften, Reichthümer Euch zubringen würden und in das häusliche Leben mehr Schmuck und Reiz, als Ihr nur zu ahnen vermöget. Wie ſo häufig wird das eheliche Bündniß über die Zeit hinaus vertagt, innerhalb welcher die Männer für deſſen Glück noch empfänglich, ſich zu binden und neue Gewöhnungen anzunehmen fähig ſind!

Savello hätte verſucht, dem Geſpräche eine andere Beziehung zu geben; doch gebot ihm die Ehrfurcht, Margarethens Erinnerungen nicht unmittelbar, noch ganz unbeantwortet fallen zu laſſen. Gnädigſte Frau, ſprach er, Eure Hoheit klingen da den Ton an, aus welchem daheim von meinen Alten mir täglich ein langes Lied geſungen wird. Hätte der Herzog, hätte die Mutter meiner Meinung freien Lauf gelaſſen, nicht durch Ueberredung mich feſſeln wollen, ſo möchte ich längſt ſchon verehelicht ſein. In Solchem, was uns ſelbſt näher angeht als alle Uebrigen, laſſen wir uns nur unwillig von Anderen beſtimmen, wie gut ihre Gründe, wie ſanft auch ihr Zureden ſein möge.

Iſt nicht, ſprach Margaretha, in Dem, was Ihr ſagt, ein wenig Trotz und Uebermuth im Werke? Fühlt Ihr nicht überhaupt einige Neigung zu thun, was Andere mißbilligen und verwerfen, hingegen abzulehnen was von Euern Freunden Euch angerathen wird, ſo vernünftig und lobenswerth es ſein möge? Ich befürchte, daß Ihr die wahren Freunde nicht von den falſchen zu unterſcheiden verſteht und in Eurer Täuſchung nur auf dieſe letzten achtet. Denn hättet Ihr je auf wahre Freunde gehört, würdet Ihr vor Euch ſelbſt erſchrecken und von der Bahn ablaſſen, welche Ihr eingeſchlagen habt. Glaubt mir, daß ich um Euretwillen in ſteter Beſorgniß ſchwebe. — Wie ungezügelt ſtürmt Ihr durch das Leben! Eine Gewaltthat verdrängt die andere, und täglich bietet Ihr der göttlichen Langmuth Trotz, welche bis dahin unter ſo vielen Gefahren Euch erhalten hat. Doch fürchtet den Augenblick, da ſie Euch aufgeben, Eurem Schickſal und der menſchlichen Rache wehrlos überlaſſen wird. — Die letzten Worte ſprach ſie ernſt und drohend aus, ſah zugleich auf den Jüngling herab, welcher gebeugt vor ihr ſtand. In ihrem Blicke ſchien ein lebhafter Antheil ſich auszuſprechen, welchen der Prinz wahrnahm, allein mißdeutete. Ein kecker, boshafter Zug in den Mundwinkeln verrieth ſeine thörichte Freude. Margaretha verſtand ihn und wendete mit Schauder ſich von ihm ab, der nächſten Gruppe zu, und ſchien in dem Verlaufe des Abends ihn ganz aus dem Geſichte zu verlieren.

Am folgenden Tage, Morgens, begab ſich die Prinzeſſin nach dem vaticaniſchen Palaſte, dem Papſte die Hand zu küſſen. Er hatte die Reiſe ſeiner Nichte an den kaiſerlichen Hof benutzt, durch ſie Unterhandlungen eingeleitet, deren Erfolg den Beſitz der Fürſtenthümer Piacenza und Parma ſeinem Hauſe auf immer ſichern ſollte. Bis auf den gegenwärtigen Augenblick hatte Karl in dieſer Angelegenheit wenig Wärme gezeigt, weil Pier Luigi, Paul's älterer und geliebterer Neffe, noch lebte und einen Erben erhalten konnte, deſſen Erhebung zum unabhängigen Fürſten Margarethen alſo nicht unmittelbar zu fördern ſchien. Allein der uneigennützige Eifer, mit welchem die Tochter vor ihrem kaiſerlichen Vater des farneſiſchen Hauſes Vortheile betrieb und verwahrte, hatte in der letzten Zeit die Unterhandlungen ihrem Ziele näher gerückt. Um von deren Umſtänden genauere Kunde einzuziehen, auch Margarethen zu danken und zu fernerer Thätigkeit ſie aufzumuntern, ſah der Papſt ihrer Gegenwart ſehnlichſt entgegen.

Die Zuſammenkunft ſollte vertraulich ſein, ſogar den ſpähenden Blicken der Höflinge entzogen bleiben. Die Prinzeſſin nahm daher den Weg nach der Brücke St. Angelo durch die neue Straße Julius des Dritten; ſie war nach der Schnur ausgeſteckt und mit neuen oder noch entſtehenden Gebäuden beſetzt. Wiederholt blickte ſie aus nach den Paläſten, welche ſeit ihrer Abreiſe im Bauen weiter fortgerückt oder friſch gegründet waren. Sie verglich dieſe lange und regelmäßige Straße, eine der ſchönen, wenn auch nicht die ſchönſte Roms, mit den unebenen und krummen Gaſſen der großen Marktflecken und mittelmäßigen Städte, durch welche ſie in den letzten Monden den umherziehenden Hof ihres Vaters begleitet hatte. Der Gebieter in drei Welttheilen, der große Karl, entbehrte eines Mittelpunktes und feſten Sitzes ſeiner Reiche; ſeine Schlöſſer und Burgen beſtanden aus zufälligen Anhäufungen verſchiedenartiger Theile, denen es an Bequemlichkeit, an Pracht, bisweilen ſelbſt am Nothwendigen fehlte. In Rom hingegen war in der Anlage, in der Ausführung Alles großartig und prächtig; und aus Entwöhnung erſchien ihr ſelbſt das Bekannte neu. Auf der Brücke angelangt, befahl ſie den Vorhang aufzuziehen. Sie wollte das Grabmal Hadrians wiederſehen, jetzt die Citadelle, die Burg des neuen Roms. In dieſen unzerſtörbaren Mauern hatte Clemens der Siebente gegen ungezügelte Banden, welche der Kaiſer beſoldete, ein franzöſiſcher Prinz befehligte, vor wenigen Jahrzehnten Schutz geſucht. Sie erinnerte ſich der Plünderung und Mißhandlung Roms, wo die Begebenheit noch immer in friſchem Andenken war, nicht ſelten ſelbſt in Gegenwart der Prinzeſſin mit Bitterkeit beſprochen wurde. Durch welche ſchwache Fäden, dachte ſie, verknüpfen ſich die Bündniſſe der Großen; doch nur, weil es ihnen ſelten mit deren Zwecken ein rechter Ernſt iſt. Und wie leicht verſöhnen ſie ſich wiederum nach den heftigſten Kämpfen, weil die härteſte Wirkung ihrer Feindſeligkeiten nicht ſie ſelbſt, nur die Menge trifft.

Sie fuhr weiter durch den Borgo, den jenerzeit noch viele der alten zierlichen Bauwerke ſchmückten, die niedlichen Bürgerhäuſer, welche Nikolaus der Fünfte hier aufgerichtet, auch das Wohnhaus Rafael's und Anderes, wovon nur der Palaſt des Bramante noch übrig iſt, obwohl verlaſſen, da kein edler Herr, kein mächtiger Prälat gegenwärtig darin ſeinen Hof hält. — In der Nähe der Peterskirche, deren mächtiger Dom bereits über die geſammte Stadt hinausragte, verletzte kein modernes Bauwerk, kein ſcherenartig vorausgreifender Porticus den Sinn verſtändiger und gebildeter Menſchen. Die guten Gebäude aus alter Zeit ſtanden der neuen Kirche ſehr nahe; der Bauplatz zeigte in maleriſcher Unordnung mächtige Werkſtücke und großartige Holzgerüſte. Nicht unerfreulich war der Anblick dieſer Miſchung von halben Zertrümmerungen und noch unvollendeten neuen Werken. Mühſam wand ſich der Wagen durch den ſchmalen Weg, den man offen gelaſſen, um den Zugang zum erſten Hofe des vaticaniſchen Palaſtes nicht durchaus zu verſperren.

Die Prinzeſſin ſtieg an der Treppe, welche zu den Logen Rafael's führt, aus ihrem Wagen und begab ſich hinauf zu jener Bogenreihe, welche ſein Genius durch zarte Anklänge des Gefühles und üppig mannichfache Formenſpiele belebt und erheitert hat. Noch behielten dieſe Wunder der Kunſt ihre erſte Friſche, noch lebten Perſonen, welche ſie entſtehen geſehen, den Sinn und Geiſt ihres Schöpfers lebend und wirkſam angeſchaut hatten. Oft ſprach man daher in den höhern Kreiſen Roms von Rafael's Anmuth, vom Zauber ſeines Umganges, beklagte das frühe Dahinſcheiden ſeiner männlichen Jünglingsſeele. Margarethen ward Alles, was ſie gelegentlich und im Fortgange der Zeit über ihn gehört und vernommen hatte, hier wiederum gegenwärtig. Sie blickte auf den reichen Schmuck der Wände und Decken, nicht gleich uns, als auf ein Kunſtwerk vorübergegangener Zeiten, vielmehr wie man auf Solches hinſieht, was uns ſo nahe ſteht, daß wir wähnen könnten, daran mitgewirkt zu haben. In der Mitte des Ganges hielt ſie an und lehnte ſich zu einem der offenen Bogen hinaus, die große Stadt, die ernſte, verlaſſene Ebene, die Bergreihen der Ferne auf ihre Weiſe nachdenklich zu überſchauen. Sie war auf dieſem Boden nie heimiſch geworden; ihr Verhältniß zu Rom erſchien ihr, ungeachtet ſeiner gegenwärtigen Bedeutung, doch nur als ein vorübergehendes. Daher behielt ihre Seele für das Wunderbare, allein auch für das Wehmüthige und Zermalmende dieſes Anblicks jene Friſche der Empfänglichkeit, welche

Gewohnheit nach und nach abzuſtumpfen oder zu ſchwächen pflegt. Die Richtung, die man ihrem Geiſte mit ſeltenem Erfolge von früheſter Jugend an zu geben geſucht, geſtattete ihr nicht, bei Gefühlen lange zu verweilen; es war ihr Bedürfniß, deren Grund und Gegenſtand aufzuſuchen, hier das Ringen und Streben nach menſchlicher Größe und Macht, und im Gegenſatze die Ironie des Geſchickes, welches mit beſonderer Vorliebe eben Das zertrümmert, was für die Ewigkeit gegründet zu ſein ſchien, hingegen anſpruchsloſe Stiftungen, beſcheidene Denkzeichen oft Jahrtauſende lang unberührt, unverändert der Nachwelt aufbehält. Wer erinnerte ſich nicht, wie mancher höchſt einfache Gedanke, deſſen plane Richtigkeit beinahe gewöhnlich ſcheint, wie mancher Handgriff, welcher das Anſehen hat, dem niedrigſten Mechanismus anzugehören, doch, als hätte nur er in der Weltgeſchichte Bedeutung, oftmals die Zerſtörung mächtiger Reiche überdauert. — Verzweifeln müßte jeder weit hinausblickende Politiker, verliehe nicht das Bewußtſein der Pflicht ihm die Stärke, das Ruder feſtzuhalten, ſein Schiff ſo weit und recht zu führen, als ihm ſelbſt, als überhaupt möglich iſt.

Die Prinzeſſin mußte aus ihrem Nachſinnen geweckt, an den Oheim erinnert werden, welcher bereits in die Zimmer der Kanzlei ſich begeben hatte. Man nennt ſie, weil ſie Rafael's größtes Lebenswerk enthalten, ſeine Stanzen. Nicht ungern weilte der Papſt in dieſer Umgebung; denn noch immer ſuchte die Kirche mit dem Genius ſich zu befreunden, glaubte durch ein ſolches

Bündniß neue Kraft, mehr Stärke zu gewinnen. Margaretha ward einen Augenblick in der erſten Stanze aufgehalten, wo Attila gemalt iſt, den Leo, Heliodor, den Abgeſandte des hohen Gottes der Juden von Raub und Verwüſtung abhalten; Gegenſtände, welche das Prieſterthum im Vollgefühle ſeiner Macht dem Künſtler aufgegeben. Seither indeß hatte in der Stellung der römiſchen Hierarchie ſehr Vieles ſich geändert; die Kirche ſchreckte und lockte nicht mehr durch ſich ſelbſt; hingegen hatte ſie bereits unterhandeln gelernt, wußte die Mächte auf gemeinſame Gefahren und Vortheile aufmerkſam zu machen. Aus dem Standpunkte eigener Sicherung und Wohlfahrt erſchien daher auch den freiſinnigen, ſelbſt den ungläubigen Herrſchern die Erhaltung des kirchlichen Anſehens nothwendig, mindeſtens wünſchenswerth. Die Prinzeſſin war in das Geheimniß dieſer Politik tief eingeweiht. Sie überdachte noch einmal ſchnell, wie Vieles ſie werde verrathen und ſagen dürfen, ohne die Bahn der Vermittlung und Ausgleichung zu verlaſſen, welche die Umſtände ihr vorzeichneten.

Sie fand den Papſt, dem ſein hohes Alter ein ehrwürdiges Anſehen gab, niedergelaſſen auf einen Lehnſeſſel, den Gold und Purpur ſchmückte. Man hatte einen zweiten, weniger erhöhten Seſſel nahe an ſeine Linke gerückt, für Margarethen, damit er unbehorcht und leiſe mit ihr reden könne. Nach der üblichen Kniebeugung, während welcher Paul ihr die Hand zum Kuſſe reichte, winkte er der Prinzeſſin, ſich zu erheben und neben ihn zu ſetzen. Das Gefolge entfernte ſich, man verſchloß die Thüren des Zimmers und verwahrte die äußeren Zugänge; worauf nach einigen laut ausgeſprochenen Allgemeinheiten das Staatsgeſpräch leiſe angehoben und liſpelnd bis zu ſeinem Ende fortgeſetzt wurde.

Das Ziel der glühendſten Wünſche des Greiſes kam alſobald zur Sprache: des Kaiſers Einwilligung zur Erhebung ſeines Hauſes. Margaretha berichtete, ſie habe dieſe Angelegenheit ſehr weit gediehen bei Hofe hinterlaſſen. Indeß mache der Kaiſer zur Bedingung ſeiner ſchließlichen Entſcheidung, daß man ihrem Gemahle, dem Prinzen Ranuzio, die Erbfolge bündiger verſichern möge, als bei Eröffnung der Unterhandlungen und bei deren Fortgange bisher ſich dargeboten habe. In dieſer Beziehung fand ſie den Papſt geſchmeidiger als je zuvor. Sein Liebling, Pier Luigi Farneſe, war ſchon eine längere Zeit kinderlos verehelicht, die Hoffnung, ihn beerbt zu ſehen, daher allmählich zurückgewichen; hingegen bei dem Greiſe der Wunſch lebendiger als je, ſeinen Namen in den Reihen der europäiſchen Herrſcher prangen zu ſehen und die Sicherheit zu erlangen, daß er ihn überleben und bis auf ferne Zeiten ſich fortpflanzen werde. Auch in dieſer letzten Beziehung begann er einzuſehen, daß Pier Luigi, den er von allen Nipoten allein mit väterlicher Schwäche und Zärtlichkeit liebte, wenig geeignet ſei, einem ganz neuen Hauſe Anſehen und Gunſt zu erwerben; daß vielmehr ſein Uebermuth, ſein gänzlicher Mangel an Ernſt und Tugend und Haltung, weit entfernt ein neues Anſehen begründen zu können, leicht hinreichen dürfe, auch das älteſte Haus in Verachtung zu bringen und vielleicht ſelbſt es zu ſtürzen. Alſo hörte er jetzt den Bericht der Prinzeſſin mit Freundlichkeit an, erklärte ſich bereit, jede nicht ſtreng eheliche Nachkommenſchaft des ältern Bruders zu Gunſten des jüngeren von der Erbfolge in den Herzogthümern auszuſchließen. Von dieſem Gegenſtande ging der Papſt zu allgemeineren Sachen über, ſuchte über die Lebenskraft des Kaiſers, die Stimmung, die Anlagen des Thronerben, die Neigungen und ſchwachen Seiten der Günſtlinge von der Prinzeſſin neue Kunde einzuziehen, oder auch im ſchon Bekannten mehr Sicherheit zu gewinnen. Bis dahin war es ſelbſt den Naheſtehenden dunkel oder doch ungewiß geblieben, ob Philipp eine Perſon vor der anderen begünſtige. Man ſagte von ihm, daß er an den Menſchen Nichts unterſcheide und hochſchätze, als deren unmittelbare Brauchbarkeit. Seine Werkzeuge ſchone er, ſchmeichle ihnen mit Feinheit, doch mit Furcht und Mißtrauen, und bei ſtets reger Beſorgniß, ſie möchten über ihn Leitung und Herrſchaft erringen. Sogar den geiſtlichen Behörden, denen er gehorſam und ganz ergeben zu ſein ſcheine, geſtatte er keinen unmittelbaren Einblick in ſeinen politiſchen Charakter. Seine Beichte (ſo lauteten die Berichte an den heiligen Stuhl) ſei allgemein ausgedrückt, räthſelhaft die Bezeichnung ſeiner Gewiſſenszweifel. Man ſah daher einem Könige von ganz neuem, ungewohntem Charakter entgegen. Ohne Leidenſchaft, ohne Unbeſonnenheit; überzeugt von der unmittelbaren Sendung ſeines Berufes; in ſeinen Fehlern und Mißgriffen ſtandhaft, wie in dem Rechten, was er wählen werde; eine andere Perſon als Menſch und als Regent, ein fortgehendes Räthſel, ſchwer und leicht zu löſen, je nachdem man den Schlüſſel gefunden oder nicht. Viele unter den Fragen des Papſtes waren auf dieſen wichtigen Gegenſtand gerichtet. Margaretha beantwortete ſie zum Theil durch leichte Andeutungen voll Anſtand und Rückſicht, ſuchte indeß durch gewandte Einführung lockender und einwiegender Kunden, von der Verehrung des Kaiſers für die Perſon Seiner Heiligkeit, von der ſtandhaften Ergebenheit des Thronfolgers in den Willen und die Lenkung der Kirche, den Papſt von jenem mißlichen Gegenſtande abzuleiten. Denn es lag nicht in ihrer Aufgabe, die tieferen Geheimniſſe des kaiſerlichen Hofes vor ſeinen Augen bloßzulegen, oder die bleibende Stütze der vorübergehend gebrechlichen eines Greiſes aufzuopfern, welcher bereits mehr als ein Mal dem Grabe ſo nahe gekommen war, daß man um ihn ſchon alle Hoffnung aufgegeben.

Das Geheimniß und die ungewöhnliche Dauer dieſer Audienz ward bemerkt und zu Rom in den nachfolgenden Tagen vielfältig beſprochen. Nur um ſo mehr ſuchte man der Prinzeſſin ſich bemerklich zu machen, beeiferte ſich nur um ſo mehr, durch glänzende Feſte ihr die Freude zu zeigen, welche man über die Rückkunft der edlen und großartigen Frau nicht bloß erlog, nein auch in Wahrheit empfand. Sie hatte es über ihr gütiges Herz gewonnen, dem Savello ihre Ungnade fühlbar zu machen. Es war dem ſtolzen Jüngling unerträglich, öffentlich und im Angeſichte des geſammten Adels mit einer Nichtbeachtung und Geringſchätzung behandelt zu werden, welche zu entgegnen die Macht der kaiſerlichen Tochter, die ritterliche Sitte ihm unterſagte. Er beſchloß daher, noch vor Ablauf der Luſtbarkeiten aus Rom ſich zu entfernen, um in der ſchönen Herrſchaft ſeines Vaters, dem anmuthvollen Aricia, ſich einzuſchließen mit wenigen Gefährten, römiſchen Wüſtlingen, Schmeichlern, Kupplern.

Am frühen Morgen war er mit dieſen Geſellen zu Pferd geſtiegen und ritt vom obern Hofe der alten Burg (dem Theater des Marcellus) die Trümmer entlang, wo in den Gärten neben den immergrünen Epheuranken an den Wänden des Gemäuers die Mandelbäume ſchon blüheten, neben verſtreuten wilden Orangen der Pfirſich knoſpete; während die Niederung des Bodens überall ein zartes Grün bedeckte. Die Sonne warf ein mildes Licht auf die hohen Wände der Bäder Antonin's, welche gegen die Bläue des entfernten Gebirges zugleich ſcharf und ſanft ſich abſetzten. Weiter hinaus am Thore St.-Sebaſtiano eilten die Wächter hervor, das ſtattliche Geleite nicht aufzuhalten, nur es zu begrüßen und zu ehren. Nachläſſig erwiderte der junge Prinz den Gruß, ritt fort, wandte jedoch ſchon im Thore ſich um, die Wache herbeirufend. Er zog aus dem Gürtel einige

Goldſtücke hervor, warf ſie den herbeikommenden Soldaten und Häſchern mit nachläſſiger Sicherheit zu. Nehmt das, ſagte er, zum Lohne eures Grußes und, ſprach er ſeltſam bewegt, auch zum Andenken an mich. Die Begleiter und das Gefolge lachten bei dieſen Worten laut auf; denn ſie hielten das Gefühl, welches den wilden Jüngling beſchlichen, für einen Spott und Scherz ſeiner Art.

Vorwärts zogen ſie nun durch die halb verödeten Vorſtädte. Denn noch immer ſtand hier manches Haus, ward hier mancher Anbau betrieben, den erſt ſpäterhin ein mehr verweichlichtes Geſchlecht ganz aufgegeben hat. Links blieb ihnen der Circus des Caracalla, dann folgten ſie dem Lauf der appiſchen Straße, welche, ſeitdem man ſie nicht mehr benutzt, unter dem Schutte naher Gebäude mehr und mehr ſich verbirgt. Der Anblick der alten Gräber zu beiden Seiten der Straße war dem Savello unerfreulich und ſteigerte ſeinen Mißmuth. Erſt ſpät, da, wo der Weg am Fuße des Albanerberges allmählich emporſteigt, eine leichtere Luft wehet, der Blick über die Ebene freier und bald auch das Meer in der Ferne ſichtbar wird, begann ſein Herz dem klaren Sonnenſcheine ſich zu öffnen und der wonnevollen Ausſicht, kehrte mit den ſchönen Eindrücken die Freude allmählich wiederum in ſein Herz zurück. Dieſe Aenderung ward ſchnell von ſeinen höfiſchen Gefährten wahrgenommen und Alles aufgeboten, ihr nachzuhelfen. Es ward geſcherzt, doch mit Maß, weil er noch immer verletzlich und reizbar zu ſein ſchien. Unter dieſem Geplauder hatte eines der Pferde unbemerkt auf der harten Römerſtraße den Hufbeſchlag abgeſtoßen, das Eiſen verloren. Ein Diener ward zurückgeſandt, es aufzuſuchen; von der übrigen Begleitung hielten Einige, Jenen zu erwarten, Andere folgten langſam dem Prinzen, welcher den Vorfall nicht beachtend im Trabe fortritt. Es verfloßen einige Minuten, ehe Savello bemerkte, daß er Jenen weit vorangekommen war. Von ſeinem Gefolge war nur ein Einziger ihm zur Seite geblieben.

Er hielt an, um von ſeiner Begleitung nicht zu weit ſich zu entfernen; eine Vorſicht, zu welcher die Beſtimmungsgründe in der Umgebung Roms nie gefehlt haben. Savello ſchien ungeduldig die Urſache der Zögerung zu erſpähen; ſein Begleiter indeß, welcher unter ſo Vielen allein mit wahrer Liebe ihm anhing, ſuchte, weil die Gelegenheit ſich darbot, dem Grunde ſeiner Verſtimmung auf die Spur zu kommen; nicht aus Neugier, mehr in der Hoffnung, ihn zu tröſten und aufzurichten.

Weil du mich drängſt, erwiderte Savello, und wir allein ſind, will ich meine Schwäche und Thorheit dir eingeſtehen. Schon am frühen Morgen ſandte man aus dem Stalle die Botſchaft herauf, daß mein Leibpferd, der Schwarze, ſich widerſpenſtig bezeige, um ſich ſchlage, beiße und auf keine Weiſe Zaum und Sattel dulden wolle. Ich befahl ein anderes aufzuzäumen; doch auch von dieſem kam die Meldung, daß es ſich geſträubt habe, den Stall zu verlaſſen. Vor den Anweſenden verbarg ich, welchen Eindruck das Ammenmärchen auf mich gemacht; ich nahm mich zuſammen. Doch ſpäterhin, wie es gekommen, weiß ich nicht, ſteigerte der Anblick des fabelhaften alten Gemäuers zu beiden Seiten des Weges meine frühere Verſtimmung. Ich hatte es vormals nie angeſehen, kaum es bemerkt; allein heute zog und drehte das alte träumeriſche Unweſen mich unwiderſtehlich hin und wieder, ſodaß ich auch keines aus dem Geſichte verlor. Doch verrathe mir Nichts; da kommen ſchon die Nachzügler herangeritten; laß uns hören, was ſie aufgehalten hat.

Die Stimmung, in welcher Savello ſie anhörte, ließ ihn ſelbſt in dieſem alltäglichſten Ereigniſſe ein neues Unglückszeichen erblicken. Doch erzwang er eine höhniſche Miene und gab im Umlenken ſeinem Pferde die Sporen, den Uebrigen wiederum vorauszukommen. Seine Begleiter, ſeine Diener folgten ihm ſchweigend, bis der Zug endlich den Thalweg erreichte, welcher zum Schloſſe von Aricia hinanführt.

Die kleine Beſatzung empfing die Einziehenden am Thore mit kriegeriſchem Gepränge und lautem Freudenrufe. Ihr brachte die Ankunft der Herrſchaft Ueberfluß, befreite ſie vorübergehend aus jenem ſonderbaren Belagerungsſtande, in welchem ihre ſchwache Zahl und der bittere Haß der Landbewohner in den gewöhnlichen Zeiten ſie zu halten pflegte. Wo dieſe Miethlinge einzeln ſich betreffen ließen, wurden ſie von den Einwohnern unbedenklich erſchlagen. Denn ſie zu tödten, erſchien den Meiſten als ein Werk der Gerechtigkeit, wohl ſelbſt als eine Handlung der Sühne und Reinigung. Jene bewaffneten Banden, deren Zahl und Macht den großen Häuſern damaliger Zeit nicht bloß zum Schutze, nein auch diente, vor der Welt ihren Glanz, ihre Auszeichnung zu behaupten, führten mit Grund den Namen: Banditi, das heißt: Verbannte, Geächtete. Denn aus Miſſethätern auf eigene Gefahr und für eigenen Vortheil wurden ſie geſammelt und zuſammengeſetzt. Sie pflegten ihren Brodherren mit unerſchütterlicher Treue anzuhängen und den Mächtigen, welche ſie gegen das Geſetz beſchützten, in Allem blindlings Folge zu leiſten. Bündniſſe ſolcher Art, wie ſchlimm ihre Grundlage nun auch ſein möge, gebaren mindeſtens ein Trugbild jener ſchönſten Tugend des Menſchenlebens: der Treue und Ergebenheit bis in den Tod. — So häufig entſpringen aus den Laſtern Tugenden, aus den Tugenden wiederum Verbrechen und ſchwere Verſchuldungen, daß man wähnen könnte, dieſe Dinge ſeien viel inniger verknüpft und unter ſich verwachſen, als gemeinhin angenommen wird.

Die Ankömmlinge zogen nun in den Hof ein, deſſen Pflaſter verwittert und von Schutt und Gras überdeckt war. Auch im Innern des Schloſſes zeigten ſich Spuren überhandnehmenden Verfalles; die Treppe war geſunken, viele Stufen ſtark beſchädigt, der Hauptgang wüſt, deſſen Fenſter gegen die eindringende Näſſe nothdürftig geſchützt durch hölzerne, halbvermoderte Läden.

Doch jenſeit des Ganges lag ein wohlunterhaltener, vor nicht gar langer Zeit neu ausgerüſteter Flügel. Er war gegen Südweſt gerichtet; man überſah aus ſeinen Fenſtern die Stadt, ihre lachende Feldmark, in großer Ferne über den öden Strand hinaus das Meer.

Im Saale war die alternde Decke nach einer ſchönen Zeichnung getäfelt, die Wände oberhalb von guter Hand auf die Mauer bemalt, nach unten aber durch Lederteppiche bekleidet, der Art, wie ſie früherhin zu Venedig bereitet und nach gutgewählten Muſtern in Gold bedruckt wurden. Seitwärts glühte in dem breiten Kamin ein mächtiges Feuer; es kam den verwöhnten Südländern gelegen, weil nach Mittag das Wetter ſich geändert, auf der Höhe ein kalter Wind die Reiſenden, leicht bekleidet, überraſcht hatte. In der Mitte des Saales war die Tafel bereits gedeckt; der Caſtellan hatte von der bevorſtehenden Ankunft des jungen Herrn zeitig Kunde erlangt, das Haus im Stillen auf ſeinen Empfang vorgerüſtet, doch im Orte Nichts davon verlauten laſſen. Er kannte das Gelüſte des Jünglings, in den väterlichen Herrſchaften unerkannt, unerwartet umherzuſchweifen, um Abenteuer aufzuſuchen, deren Ausgang oft fürchterlich war.

Die Tafel belaſteten unzählige Speiſen und Getränke, Erzeugniſſe des umliegenden Landes, doch edle und ſorgſam bereitete; denn noch immer war man in Italien dieſer Art von Genüſſen wohl geneigt. Das fette, milchweiße Kalbfleiſch der Ufergegend, das gemäſtete zahme Geflügel wechſelte mit der Beute der Jagd und

Fiſcherei. Als nach geſättigtem Hunger mit den Früchten der Jahreszeit auch die eingemachten aufgetragen wurden, rief man lauter und häufiger nach Wein. Es gab hier nur heimiſche Gewächſe; doch wurden ſie ſorgfältiger gebaut und gepflegt, als in ſpäterer Zeit; man hielt noch auf gute Jahrgänge und überjährige Weine, von welchen gegenwärtig in der Umgebung Roms Nichts mehr verlautet. Die Mahlzeit ward abgetragen; der Abhub diente dem Gefolge, nach ihm der Beſatzung, zu überreichlicher Sättigung.

Das laute Toſen der jubelnden Zecher ſchallte hinab ins nahe Aricia, wo die Einwohner ängſtlich aufhorchten, zweifelnd einander aus den Fenſtern befragten, was es droben wohl gebe; ob in der Beſatzung ſich Lärmen erhoben; ob man ſicher werde zur Ruhe gehen können oder wach bleiben müſſen, um zur Hand zu ſein. Doch beruhigten ſie ſich, als das Getöſe ſich gelegt. Denn auf Savello's Geheiß war die trunkene Beſatzung in ein Gewölbe des Erdgeſchoſſes eingeſperrt worden, hatte die Dienerſchaft ebenfalls in entlegenere Theile des Schloſſes ſich zurückgezogen. Die Gäſte aber bat er in ſehr entſchiedenem Tone, für heute ſich ruhig zu verhalten, die Luſt der nahen nächtlichen Ausflucht nicht muthwillig zu vereiteln.

Es wurden noch einige Gläſer geleert; doch hatte Savello's Warnung in die Fröhlichkeit des Tages mit der Hemmung auch Störung gebracht. Das Geſpräch, welches er laut zu führen unterſagt, ſchien, unter der

Stimme geführt, ohne Reiz und Gehalt, weshalb die Geſellſchaft nach und nach vom Tiſche aufſtand. Einzelne traten an den Kamin, Andere in die nächſte Fenſterblende, der untergehenden Sonne nachzuſehen.

Es iſt nicht ungewöhnlich, die Sonne, beſonders an kühlen Abenden, ſich ſelbſt und das Gewölke umher düſter und gleichſam blutig röthen zu ſehen. Uns iſt eine ſolche Erſcheinung eben nur eine optiſche, für welche wir Gründe angeben, überzeugende, wenigſtens zufriedenſtellende. Allein den Stier der Weide erfüllt der Anblick des blutig geröthten Abendhimmels mit Grimm und Entſetzen; und ſelbſt die Menſchen, ehe ſie ſich daran gewöhnt, ihr Phantaſieleben der Vernunft unterzuordnen, glaubten darin Vorzeichen zu ſehen von blutigen Thaten, Mord und Verbrechen. Jenerzeit war der Glaube an die Vorbedeutung dieſer und anderer Himmelszeichen ganz allgemein, wohnte er ſelbſt bei Solchen, die, alle ſittliche Schranken durchbrechend, die Religion in ihrem ſtrengeren Sinne verachteten und haßten, daher in der Welt für ungläubige Spötter galten. Es entſtand am Fenſter ein unheimliches Geflüſter, hörbar genug, um den Savello aus ſeinen verworrenen Gedanken zu erwecken. Er verließ ſchnell den Seſſel, auf welchen er nach aufgehobener Tafel ſich hingeworfen hatte, näherte ſich dem Fenſter, um für einen Augenblick gleich den Uebrigen hinauszuſtarren. Dann kehrte er ſchweigend zurück an die Stelle, welche er eben verlaſſen hatte. Kein Zug des unbewegten Angeſichts verrieth ſeinen Unheilsgenoſſen, was in ihm vorging. Allein fürchterlich tobte es, drängte es ſich in den verborgenen Tiefen ſeiner Seele. Die Vorzeichen des Morgens waren, nach ihrem ſympathetiſch rührenden Weſen, als milde und freundliche Warnungen ihm entgegengetreten, hatten daher ſein Herz ungewöhnlich ſanft und weich geſtimmt. Doch jetzt, nachdem ein ſchwelgeriſches Mahl, ein ruchloſes Tiſchgeſpräch bereits die Kraft jener beſſeren Stimmung geſchwächt hatte, jetzt, da, wie er feſt glaubte, der Himmel ſelbſt ihm drohte, erwachte in ihm ein unermeßlicher Stolz, erbitterte ſeinen nie gebeugten Sinn die Vorſtellung, daß höhere Mächte über ihn gebieten, ihn ſchrecken und meiſtern wollen. — Gleich Anderen hatte er oftmals, was er vorübergehend geliebt, reu- und rückſichtslos zerknickt, verderbt, vernichtet. Jetzt lechzte er in wildem Unmuthe, Verderben und Entſetzen um ſich her zu verbreiten, ja über die Welt, wenn die Kräfte hätten dem Willen zu folgen vermocht. Der Zufall, oder auch eine von jenen furchtbaren Vorausbeſtimmungen, deren Sinn und Zweck verborgen, ja ganz unerforſchlich iſt, hielt ein Opfer für ihn bereit.

Es war ſchon finſtre Nacht, als er ſeine Gefährten erinnerte, ſich umzukleiden und zu bewaffnen. Sie verließen das Schloß durch eine verborgene Thüre, welche vormals zum Ausfalle gedient hatte und in den trockenen Graben hinabführte. Die entgegengeſetzte Futtermauer war in einer früheren Belagerung minirt und an einigen Stellen zerſprengt worden. Ueber dieſe Trümmer pflegte

Savello zu klimmen, wenn er auf Unternehmungen ausging, gleich dieſer letzten; keine der früheren hatte er mit ſo entſchieden feindſeligem Willen, mit ſo kaltem, bitterem Herzen begonnen.

Eine Ahnung der nahenden Gefahr hatte die meiſten Einwohner zeitig in ihre Wohnungen zurückgeſcheucht; die Straßen waren verlaſſen, der Ort ſchien verödet, ebenſo die Wege, welche zu den nahen Feldern und Gärten führen und nur von vereinzelten Häuſern beſetzt ſind. Die tiefe Stille ward nicht einmal durch Hundegebell unterbrochen; denn es wittern dieſe Hausthiere die Uebermacht, pflegten daher bei Savello's Annäherung nicht anzuſchlagen, vielmehr furchtſam ſich zu verkriechen. Seiner Wuth ein Ziel, ein Opfer zu ſchaffen, ſchien dem Prinzen ſo nothwendig, ſo ganz unerläßlich, als unter gleichen Umſtänden Allen, bei denen ſchwache Vorgeſetzte oder ein blindes Glück die Vorſtellung haben aufkommen und feſt werden laſſen, daß ihr Verlangen und Hoffen nie unerfüllt bleiben dürfe. Allein noch ehe er die neue Laune hatte laut werden laſſen, hörte er in der Entfernung ein leiſes Geflüſter, bald, als er Stille geboten, auch unſichere Schritte und ein Geräuſch wie von Klimmenden.

Ein Wink, und ſchnell hatten ſeine Begleiter in drei Haufen ſich abgetheilt, um von allen Seiten ihre Beute zu umſpannen. Sie war nicht fern, noch ſchwer aufzufinden. Denn ſchon nach wenigen raſchen Schritten entdeckte Savello unter den entlaubten Bäumen ein Mädchen, deſſen Begleiter vergeblich ſich anſtrengte, ſie über die nächſte Gartenmauer zu flüchten. Ein gellender Pfiff zeigte ſeinen Gefährten an, daß eine Beute aufgefunden ſei. Die Nächſten waren ihm nahe, die Anderen bemühten ſich ihn einzuholen; bald waren Alle zur Stelle.

Ein einziger finſterer Augenblick entſchied das Schickſal zweier ſchuldloſen Menſchen. Savello umfaßte das wehrloſe, vom Schreck gelähmte Mädchen und warf ſie den Nächſten in die Arme, welche ſie ohnmächtig davontrugen. Indeß war ihr Begleiter, mit einem Weinpfahle bewaffnet, die Mauer hinabgeſprungen; wüthend und nicht ohne Erfolg ſchwang er ſeine zerbrechliche Waffe, ſank jedoch bald, vielfach durchbohrt, zur Erde. Er rang nicht lange; die Römer verſtanden ihr Handwerk und wußten ins Leben zu treffen.

---

Als früh Morgens darauf die Landleute zur Arbeit hinauszogen, fanden ſie am Weg den entſeelten Körper. Nachdem ſie vom erſten Entſetzen ſich erholt, trugen Einige den Leichnam ſchweigend und kummervoll in die Stadt, während Andere der Spur ſeiner Mörder nachgingen. Der Weg war ſandig, hatte daher den Eindruck ihrer Tritte bewahrt. Doch bald, in der Nähe des Schloſſes, verſchwand auf der Straße die Spur und nur undeutlich ſchien ſie im Graſe des nahen Brachfeldes ſich fortzuſetzen. Es ward gezaudert, berathen, zuletzt entſchieden, daß Einige den ſchwachen Zeichen nachgehen ſollen, zerknickten Halmen, gequetſchten Gräſern, welche die Sonne noch nicht wieder aufgerichtet hatte; die Anderen aber zurückbleiben, bis Jene über den Weg, den die Verbrecher eingeſchlagen, Gewißheit erlangt haben werden. So macht's dort der Jäger, ſo der Räuber, ſo, wer ſonſt in der Wildniß verlockenden, undeutlichen Spuren nachgeht.

Nicht lange, ſo zog ein lauter Klageruf auch die Uebrigen herbei. Die Kundigen hatten die Spur bis an den Feſtungsgraben verfolgt, dort längs der eingefallenen Futtermauer an den Brombeerranken ein Tuch, unter den Trümmern die Nadel gefunden, welche noch immer den Frauen jener Gegend dient, die aufgerollten Haarflechten feſtzuſtecken. Auch in dem Graben ſah man den Pfad zum Ausfallthore hin.

Scheu blickten ſie auf die Burg und eilten in die Stadt zurück, um nicht geſehen, nicht für den unzeitigen Vorwitz beſtraft zu werden; denn nun war es ihnen gewiß, daß Savello gekommen ſei und auf gewohnte Weiſe ſeine Landluſt durch eine Gewaltthat begonnen habe. Vor der Kirche fanden ſie vieles Volk verſammelt, den Getödteten zu beſehen, das Wie und Weshalb zu erkunden. Er war aus der Fremde, doch nicht ganz unbekannt. Man wußte, daß er einem Mädchen nachging, der einzigen Tochter der blinden Alten, welche gegen das Feld hin ein vereinzeltes Haus bewohnte. Es ward dahin geſandt, um nach dem Mädchen zu fragen. Es fehlte. So war es denn ausgemacht, daß ſie geraubt und ins Schloß getragen ſei; erklärt, auf welche Weiſe und durch welche Hände der Jüngling ſeinen Tod gefunden.

Der Körper ward ſtill beigeſetzt; das Volk verlief ſich; Jeder trug ſeine Furcht und ſeinen Kummer zu Hauſe oder ins Feld hinaus. Allein unter nahen Freunden, im Innern der Familien ward laut geklagt, das Verhängniß verwünſcht, welches Abkömmlinge freier Römer in ſo tiefe Schmach geſtürzt, welches Chriſten der Zügelloſigkeit gottloſer, mehr als heidniſcher Tyrannen ſchutzlos überlaſſen.

Während alle zärtliche Gatten, alle ſorgliche Väter zitterten, Einige an Flucht dachten, Andere ihre Lieben zu verbergen bemüht waren, ſaßen in der geräumigen Küche ihres Hauſes zwei Neuverehelichte, unbeſorgt beim Frühmahle plaudernd und koſend, Künftiges beredend und des Vergangenen froh ſich erinnernd. Die Mittagsſonne ſchien mild gebrochen durch die Papierfenſter des einfachen Hauſes, deſſen Rückſeite gegen den räumigen Garten hin wohl belegen war. An wärmeren Wintertagen hielt man die Fenſter geöffnet und erfreute ſich unbewußt der Ausſicht in die reiche und ausgedehnte Ferne. Das wohlunterhaltene Feuer des nahen Herdes mehrte die Behaglichkeit dieſer traulichen Stunde, in welcher verträgliche Eheleute auch nach Befriedigung der Eßluſt zuweilen behaglich zu ruhen und zu plaudern lieben. Die Magd war noch geſchäftig, den Nachtiſch abzuheben, als es draußen an der verſchloſſenen Hausthüre pochte. Giuſtiniano, ſo lautete der Name des Hausherrn, gebot ihr, nachzuſehen und ganz ungelegenen Beſuch entfernt zu halten.

Sie hörten die Thüre öffnen, ſie wiederum verſchließen, dann neben den leiſeren Schritten der Magd auf der Treppe männliche Fußtritte. Wer mag da kommen? fragte der Hausherr halblaut. Als junger Ehemann verſchloß er, nach römiſcher Sitte, ſein Haus ſelbſt nahen Verwandten. Wenige Wochen waren ſeit der Hochzeit verfloſſen, an welcher die Bewirthung reichlich und gut geweſen; als ein Abſchiedsmahl ward es gegeben und aufgenommen, und ſeit dieſer Stunde das Haus vermieden. Den Eheleuten, die einander herzlich liebten und ihrer Liebe noch kein Ende ſahen, lag Nichts ſo fern, als durch Beſuch und Gruß den Nachbarn anzukündigen, daß es für ſie in der Welt ſchon wiederum etwas Anderes gebe als ſie ſelbſt. Daher befremdete es ſie, den Oheim der jungen Frau bei ihnen eintreten zu ſehen. Kein gewöhnlicher Grund hatte ihn hergeführt; es war in ſeinem Antlitz ein gemiſchter Ausdruck von Grimm, Zorn, Furcht und Mitleid. Kaum grüßte er, ſeufzte ein Mal auf und ſprach dann: Caſſandra — dies war der Name der jungen Frau, Caſſandra, ich bitte dich, für einen Augenblick uns allein zu laſſen. Die junge Frau blickte den Oheim beſtürzt und fragend an und erhob ſich, um mit der Magd hinabzugehen in das Erdgeſchoß, wo deren Kammer lag.

Giuſtiniano, ſagte der Alte, als er mit Jenem ſich allein ſah, Giuſtiniano, ich bringe dir ſchlimme Botſchaft. Du haſt das arme Ding, die Vittoria, mehreremal in meinem Weinberge geſehen, wo ſie für Lohn arbeitete. Denke dir, daß ſie die Nacht verſchwunden iſt und wohin, fragſt du? — In den alten bekannten Feſtungsgraben. Man wird ſie nicht wiederſehen, wie von den Früheren die Meiſten. Ein armer Teufel, der ihr nachging, man ſagt, er ſei aus Norba, er hat ihr helfen, ſich wehren wollen, ſcheint es; denn ſie haben ihn heut Morgen gefunden, durchlöchert wie eine Zielſcheibe, und nicht von Meſſern, ſondern von dreiſchneidigen Degen, wie die Soldaten und Edelleute ſie tragen. Jetzt weiß man bereits, daß der junge Herr die Nacht, oder geſtern, im Schloſſe angekommen iſt. Es heißt, er ſei aus Rom verwieſen und werde lange dableiben. Ich bringe dir dieſe Neuigkeit, nicht des Plauderns willen, nur um dich zu warnen, dein Weib nicht herauszulaſſen, oder ſie wegzubringen von hier, wohin es auch ſei. Dir hat Caſſandra gefallen, du haſt ſie zur ehelichen Frau genommen. Allein, ob du auch weißt, ob du nachgedacht haſt, daß auf dreißig Meilen kein ſchöneres Weib aufzufinden iſt? Was man liebt, liebt man und denkt nicht daran, es mit Anderem zu vergleichen, bildet ſich wohl gar ein, es könne keinem Anderen ſo gut gefallen als uns ſelbſt. Ich ſage es nicht, um gegen dich groß zu thun, daß wir Andern dir das ſchöne Weib zur Ehe gegeben, denn beim Blute

Gottes, das war gern geſchehen, weil du ſo ſchön und brav biſt als ſie ſelbſt und Geld und Gut haſt, ſo viel als ſie hat, oder haben wird, wenn ihre Alten ſterben, was in Gottes Hand liegt. Allein dieſes wollte ich dir ſagen, und höre mir genau zu: daß dein Weib, daß du ſelbſt in Gefahr ſtehſt, wenn's der Savello merkt und zur Wiſſenſchaft bringt, daß Caſſandra dein Weib und du eines ſolchen Schatzes Meiſter biſt. Mit Liſt und Ueberredung, mit Geld und Gut iſt da Nichts auszurichten. Denn ſie iſt unſer Kind und deine Frau. Allein Gewalt, Giuſtiniano, was kann nicht die Gewalt.

Ernſt und ruhig hatte der Hausherr der unglückdrohenden Rede des Oheims zugehört. Sein dunkles Auge rollte langſam und ebenmäßig hin und her; ſeine Stirne faltete ſich, ſeine Lippen bebten. Doch bei den letzten Worten des Alten wich ſeine Faſſung. Gewalt! rief er aus, gegen Gewalt Gewalt! Wegbringen, flüchten ſollte ich mein rechtmäßiges Weib? Nein, nein, wer ſie mir raubt, dem zahle ich bitteren Lohn. Lebendig laſſe ich ſie nicht; behüten werde ich ſie mir. Und ſollt' ich mein Leben laſſen, ſo ſtürbe ſie doch mit mir. Ihr kennt ſie noch nicht, ſie iſt nicht mehr ein ſchwäch, einfältig Mädchen, nicht mehr das Kind, das ihr mir gabt. Sie iſt jetzt mein, ganz mein, ich bin ſie, und ſie iſt nichts Anderes, als was ich bin. Sterbe ich, ſtirbt auch ſie; macht Euch keine Sorge, wir wollen uns ſchon behüten, der Eine den Andern.

Aber — ſagte der Alte; doch unterbrach ihn der

Hausherr. Schweig, ſagte er, denn herausfordern wollen wir das Schickſal nicht, nein, uns daheimhalten, wie's ohnehin geſchehen ſein würde, denn wir ſind uns ſelbſt Luſt und Freude genug. Ihr wißt nicht, welchen Schatz ich beſitze, ſprach er mit Erhebung des Gefühls. Unter uns reißt das Geſpräch nicht ab, den ganzen Tag haben wir mit einander zu reden. Als ihr mir zuerſt das Wort botet, ſie zu nehmen, glaubte ich nicht, daß mir's ſo viel Glück bringen würde. Aber Sonntags, ſprach er, wiederum den Blick verdüſternd, Sonntags müſſen wir zur Kirche, zum Hochamt, weil wir Gott als junge und glückliche Eheleute für ſeine Gnade zu danken, ſeinen Segen zu erflehen haben. Gottes Gebot über Menſchen Witz und Kunſt; das war meines Vaters Wahlſpruch und ſoll der meine bleiben.

Könntet ihr nicht, ſagte der Oheim mit Zögern, auch in die Frühmeſſe gehen, ſtill und verhüllt? Es iſt dann noch finſtre Nacht, es würde euch Niemand ſehen, als Gott, deswillen ihr gehet.

Nein, ſagte der trotzige Mann, wer Gott ſucht, ſoll an Gottes Hand nicht verzweifeln. Er wird uns ſchützen, und wenn er nicht, ſo mein Arm. — Er zündete am Herde die Lampe an, nahm darauf den zitternden Alten bei der Hand, um ihn in den unbeleuchteten Raum des Hauſes zu führen, wo ſeine Waffen aufgeſtellt waren; Flinten und ſchwere Büchſen, zur Jagd in der herrenloſen Maremme, auch ſeinen Feinden aufzupaſſen, eine ehrliche Kugel ihnen zuzuſenden; ſtarke

Meſſer, von verſchiedener Länge, mit Griff und Scheide; ein Paar alte Partiſanen, welche Staub und Roſt bedeckte. Sieh, alter Ohm, ſprach der Hausherr, hier iſt Waffe und hier, indem er auf den Arm zeigte, Kraft, und hier, indem er das untere Augenlid mit dem Finger herabdrückte, Verſtand und Scharfblick. Laſſe nur Gott walten und mich, wenn's Noth thut, handeln. Wäret ihr Anderen gleich mir, ſo würde heut zu Tage die Gottloſigkeit nicht, wie's geſchieht, das Haupt frech emportragen.

Unwillig verließ der Oheim das Haus, in welchem ſeine Stimme Nichts galt, ſein Rath nicht gehört wurde. Als er ſich entfernt hatte, die Hausthüre wiederum feſt zugeſchloſſen war, kehrte die junge Frau in die Küche zurück, wo ſie ihren Gatten auf der Bank am Feuer ſitzend fand, zerſtreut und nachdenklich in der Aſche wühlend, um halbverglühte Kohlen und ſchnell verglimmende Funken daraus hervorzuſtöbern. Sie ſetzte ſich ihm gegenüber auf die andere Bank und nahm den Spinnrocken zur Hand, um unter der Arbeit beſſer verhehlen zu können, daß es ſie ſchwer bekümmerte, ihren Gatten ſo düſter und nachdenklich zu ſehen. Vielleicht empfand ſie, obwohl Römerin, doch Weib, einen Antheil jenes Verlangens, welches man Neu- und Wißbegierde nennt und mit Unrecht den Frauen zum Vorwurf macht. Wes Leben und Wirken auf perſönliche Verhältniſſe ſich beſchränkt, für den behält nothwendig das Naheliegende jeglicher Art mehr Reiz und Bedeutung.

Schon lange hatte die Spindel im Drehen leiſe fortgeſchwirrt, als Giuſtiniano das Auge aufſchlug, ſeine Gattin anzuſehen, welche mit geſenktem Blicke fortſpann und noch zu verbergen ſuchte, daß ſie blinzelnd den Mann doch im Geſichte behalte. Er wähnte ſich unbemerkt und ſah um ſo liebevoller auf ſie hin, daß ihr das Herz davon überging und unter den ſeidenen Wimpern Thränen hervorquollen. Als ſie die Hand erhob, ihre Thränen abzuwiſchen, fragte Giuſtiniano: ob ſie denn ſchon erfahren, was es im Orte gegeben. — Nichts, entgegnete ſie, ich weine nur, weil ich dich traurig ſehe.

Wünſcheſt du zu erfahren, was mich betrübt? fragte der Gatte. — Ich wünſche es nicht, entgegnete ſie, und fürchte es auch nicht. Wenn ich dich tröſten, dir helfen kann, ſo ſprich. Sonſt behalte dein Geheimniß. Der Oheim hieß mich hinausgehen, vielleicht ſoll und darf ich's nicht einmal wiſſen. Beſinne dich alſo, ehe du ſprichſt; ich kann auch unwiſſend dein Leid mitfühlen, dich beklagen, vielleicht ſelbſt dich tröſten.

Giuſtiniano legte die Hand vor die Augen und ſprach, nachdem er aus der Tiefe ſeiner breiten und hohen Bruſt ſchwer aufgeathmet, mit Ernſt und Feier: Caſſandra, liebes Weib, magſt du das Geheimniß deines Oheims hören wollen oder nicht, ſo muß ich doch es dir ſagen. Ein Ungewitter iſt über unſere Stadt gezogen; der Savello iſt angekommen, hat mit einer That begonnen, welche Felſen von ihrer Stelle rücken, das Meer empören könnte. Erlaſſe mir die Umſtände; früh oder ſpät wirſt du ſchon erfahren, was heute das einzige Geſpräch des ganzen Ortes iſt. Gewalt zu üben, Unglück über ſchuldloſe Menſchen zu bringen, das ſcheint dieſen römiſchen Rittern der einzige ihres Standes würdige Genuß. Recht, Sitte, Tugend und Frömmigkeit ſind dieſen Lehenträgern der heiligen Kirche ein Greuel. Sie denken, fühlen, handeln nicht wie Menſchen, nein, wie Teufel. Deinem jungfräulichen Sinne wird man die Dinge verborgen haben, welche ſchon geſchehen ſind und täglich ſich zutragen. Welche Zeit, welche Sitten! Auf das Schlimmſte muß der Chriſt und Menſch gefaßt, gegen Alles ſtark und gewaffnet ſein. — Sieh nun, weshalb der Ohm gekommen. Er wollte mich bereden, nächſten Sonntag mit dir die Frühmeſſe zu hören, das Amt zu meiden, damit Savello dich nicht erblicke. Es zuckt mir in allen Nerven, ſchloß er mit grimmiger Geberde, wenn ich's nur als möglich denke, daß irgend ein Menſch, wer es auch ſei, auf dich, mein eigenes Weib, ein freches Auge werfen könne.

Er hörte auf zu reden; Caſſandra blickte fragend auf ihn hin. Was denn, ſprach ſie, als er eine Weile geſchwiegen, was denn beſchließt mein Gemahl?

Ins Hochamt zu gehen, antwortete er mit Stolz. Sollten wir uns denn vor ihm verſtecken? Das Recht und die Sitte vor der Gewalt und Zügelloſigkeit? Nein, nicht einmal dein Geſicht verſchleiern ſollſt du vor Gott, ſeines Schutzes und deiner Ehre dich ſo gewiß bezeigen, als einſt am Tage des Gerichtes. Wagt er es dann an geheiligter Stätte, im Angeſichte des Höchſten, vor Gott und Menſchen auf dein reines Antlitz einen einzigen Blick des Hohnes zu werfen: dann, bei allen Heiligen, ſoll er's entgelten, fühlen, daß noch römiſches Blut in meinen Adern fließt! Ein Vater tödtete ſeine Tochter, unmächtig, ſie der Schande anders zu entreißen. Du gehſt mich näher an, als den Vater ſein Kind; denn uns verbindet ein Sacrament, jene nur die Natur.

Ein leiſer Schauer überraſchte das ſchöne Weib. Tod und Leben ſtehen einander ſo fern. Doch als der Nachſinnenden allmählich deutlicher ward, was ihr Gatte keuſch und mit Zurückhaltung angedeutet, ſchwoll ihr das Herz, bemächtigte ſich ein edler Unwille ihrer Seele. Wenn ich dich recht verſtanden, ſagte ſie, ſo tödte mich jetzt oder ſobald du's für nöthig halten wirſt. — Dich tödten? ſprach Giuſtiniano. Weißt du, daß man das Leben nicht zweimal gewinnt, die Todten nicht mehr zurückrufen kann in das Leben, welches ſie verlaſſen haben? Dich tödten, mich ſelbſt tödten, das iſt Alles eins und dasſelbe. Wie könnte ich, nachdem ich ſchon zwei Wochen lang mit und neben dir gelebt, von dir getrennt das Leben ertragen, wenn es noch Leben ſein und heißen kann, ein Leben ohne dich! Nein, nicht ungerächt, nicht ohne ein würdiges Todtenopfer ſollſt du, müßteſt du dann ſterben. Er zuerſt, dann ich. — Allein, weshalb uns vorzeitig kümmern! Genießen wir des Augenblickes; vertrauen wir auf Gott und nächſt ihm auf uns ſelbſt. — Caſſandra war aufgeſtanden und hatte den Spinnrocken zur Seite geſtellt. Sie trat zu ihm, er zog ſie mit Zärtlichkeit in ſeine Arme. Das holdſelige Weib wußte für dieſen, auch für den nächſten Tag die Grillen ihm auszureden; und bis zum Sonntage verging die Woche den jungen Gatten ſo heiter und harmlos, als nur immer jene erſten, welche man die Flitter- und Feierwochen der Ehe zu nennen gewohnt iſt.

Im Schloſſe hatte es ſehr ſpät getagt. Was bis zum Abend an Zeit übrig blieb, verbrachte die Geſellſchaft unter frechen und ausgelaſſenen Reden beim Spiele. Selten indeß und nur vorübergehend ward das Ereigniß der letzten Nacht berührt, weil bei jedem entfernt darauf abzielenden Worte Savello die Stirne in Falten zog und die Augen verdüſterte. Er fühlte vielleicht zum erſten Male den Druck jener ungewiſſen Verſtimmung, welche noch nicht Reue, kein Vorzeichen nahender Beſſerung iſt, daher auch bei ganz verhärteten Menſchen häufig das Andenken ihrer Thaten begleitet.

Am folgenden Tage ſollte in der entvölkerten, unangebauten Ebene des Strandes ein Eber aufgejagt werden, welcher in den Fluren der Maremme den jungen Saaten großen Schaden gethan. Vor Aufgang der Sonne verließ Savello mit ſtarkem Gefolge das Schloß, um zeitig in der öden Niederung anzulangen, wo vom Lande gegen den gemeinſchaftlichen Feind vieles Volk willig dem ſonſt verhaßten Edeln ſich anſchloß. Alle waren durchaus bewaffnet, nicht bloß auf die Jagd, nein auch um gegen Ueberfälle vom Strande her geſichert zu ſein.

Der Jagdzug hatte bereits die äußerſte Grenze des Anbaues überſchritten, weilte zufällig noch einen Augenblick, wo die letzte Anhöhe ſich leiſe in die Ebene hinabſenkt, als die Sonne hinter den fernen Bergen hell und glänzend emporſtieg, darauf in wenig Augenblicken die Nebel der Sümpfe zertheilte. Ohne Befehl noch Vereinbarung ward angehalten, dem ſeltenen Schauſpiele zuzuſehen. An einem friſchen und klaren Wintermorgen hat der Ueberblick dieſer weiten Ebene großen Reiz. Nie kehrt da der Winter ein; üppige Pflanzen geben dort unzähligen Herden Nahrung, bis gegen den Sommer der verderbliche Hauch der Sümpfe die wandernde Bevölkerung zwingt, in den hohen Bergen bei ſpärlicher Weide beſſere Luft zu ſuchen. Weitläuſtige halbzerfallene Gebäude, welche man in der römiſchen Ufergegend Caſali benennt, gewähren dem Hirten, dem Jäger, ſogar dem Räuber gegen Gewitter und Regen eine Zuflucht. Nach außen ſind dieſe ausgedehnten, doch roh angelegten Ziegelmaſſen feſt abgeſchloſſen, zum Schutze gegen unerwartete Ueberfälle. Im Innern enthalten ſie weite Hallen, welche geflüchteten Herden Obdach und Sicherheit gewähren. Von dieſen rohen und verwitterten Mauermaſſen erreichen viele eine bemerkliche Höhe und Ausdehnung; wenn die Sonne ſie ſcharf beleuchtet, wie eben jetzt, ihre Ziegel aus dem Röthlichen ins Gelbe verfärbt, bilden ſie zu der weiten grünenden Ebene einen wundervollen Gegenſatz. Dazu das ſchön geformte Gebirg in nicht großer Ferne, das nähere Meer, die mächtigen Himmelsgebilde; ſo wird es erklärlich, daß in dieſer Wildniß der Hirt und Jäger oft ſeine froheſten Stunden zubringt. Man gewöhnt ſich leicht, die Menſchen zu meiden, wo die Natur Genuß und der Beruf nothdürftige Beſchäftigung gewährt.

Zum Sammelplatz der Jäger und Jagdfreunde hatte Savello ein Caſale ſeines Vaters beſtimmt, welches ſehr ausgedehnt und durch vorſpringende Thürme gegen den erſten Anlauf wohl befeſtigt war. Als er heranſprengte, fand er an der Morgenſeite die jagdluſtige Menge gelagert; ein wilder Hauſe, der ihn laut und freudig begrüßte. Gern unterwarf ſich das Landvolk bei gemeinſamen Jagdunternehmungen der Leitung des kühnen und kundigen Jünglings. Vorübergehend ward dann Haß und Rache zum Schweigen gebracht; ſoviel öfter vereinigt die Menſchen die Gemeinſchaft des Zweckes, als Gunſt und Liebe.

Ein verwunderlicher Hauſe, dieſes Hirten- und Jägervolk, welches jedem Anderen dürfte Mißtrauen und Furcht gemacht haben, als Dem, der ihnen heute vorübergehend gebot. Savello durchlief mit den Augen die lange Reihe, ſuchte und fand überall ihm längſt bekannte Geſichter, welche nach ihrer Lebensweiſe bald dunkel gebräunt von Sonne und Luft, bald von vieljährigen

Wechſelfiebern ins Aſchgraue gebleicht, alle doch mit ihren tiefliegenden Augen und verwilderten ſchwarzen Bärten ein abſchreckendes, ſchauerliches Anſehen hatten.

Die Kundigen wurden nun befragt nach dem Wechſel und nach der Lagerung des Wildes, darauf der Plan der Umſtellung beredet, die Menge in verſchiedene Haufen abgetheilt, Jedem ſein Weg, ſein Standort genau bezeichnet. Savello mit dem größten Theile ſeiner ſtädtiſchen Gefährten ritt gradaus dem beſchilften Sumpfe zu, in welchem der Eber Tages zu lagern pflegte. Die mächtigen Hunde erhoben, als ſie im Zuge die Bewegung ſahen, ein lautes grimmiges Geheul und zogen ihre Führer, denen die Kraft gebrach, ſie aufzuhalten, in ſchnellem Laufe mit ſich fort. In nicht langer Zeit waren ſie am Rande des Sumpfes angelangt, wo das zertretene Rohr und die zerquetſchte Binſe des unbeholfenen Wildes Eingang zur Lagerſtätte ſchon längſt dem erſchreckten Hirten, dem zweifelnden Jäger verrathen hatte.

Mit Blitzesſchnelle ſchoßen die muthigen Thiere, als die Führer ſie losgelaſſen, der Spur nach, hinein in das Dickicht von hohem waldigem Geröhre. Man ſah bald hin und wieder die Wipfel ſchwanken, dann reihenweis das Schilf einbrechen, um nie wieder aufzuſtehen. Die Jagdgenoſſen folgten mit den Augen der Bewegung in den Wipfeln der Beſchilfung und horchten geſpannt auf den erſten Anſchlag der Meute. Endlich erſcholl er tief aus dem Innern des Sumpfes. Es iſt mein Bayard, rief Savello frohlockend und hocherfreut, auch hier wiederum der Erſte zu ſein. Bald indeß erhob ſich ein allgemeines Gebelle, welches das Brauſen des aufgeſchreckten Wildes, das Angſtgeheul ſchon verwundeter Hunde verſchlang und weit übertönte.

Das Getöſe und die Bewegung im Rohre näherte ſich der Freiung; Savello ſaß ab und ergriff den Jagdſpieß, indem er die Stelle ins Auge faßte, wo nach ſeinem Urtheil der Eber hervorbrechen mußte. Die Gefährten folgten ſeinem Beiſpiele, hielten doch von den Ausgängen ſich weiter entfernt. Savello ſtand daher von den Uebrigen abgeſondert und von naher Hülfe, wenn er deren hätte bedürfen ſollen, durchaus entblößt.

Ein Augenblick noch, und es ſchoß das vielfach verwundete, gereizte Wild ſchäumend und brauſend hervor aus dem Dickicht, zugleich mit ihm zwei machtvolle Hunde. Sie hatten ſeine Ohren mit den Zähnen gefaßt und ſuchten es zu lenken, zu ſchleppen oder aufzuhalten. Doch, unmittelbar nachdem es die Freiung erreicht hatte, riß es dem einen die Bruſt, dem andern den Leib auf und warf ſie beide laut heulend von ſich ab auf den Boden hin. Vorwärts rannte es nun ohne Aufenthalt dem Savello entgegen, welcher den Jagdſpieß anſtemmte und ſeinen Feind feſt in den Augen behielt. Der laute Ruf ſeiner Jagdgefährten, als ſie ihn in Gefahr ſahen, verwirrte, entmuthigte ihn nicht. Er hatte nur für ſeine Beute Sinn, wendete ſich, als der Eber ihm nahe gekommen, behend in die Richtung ſeiner Bahn. Das Thier rannte auf, doch mit ſo ungeheurer Gewalt, daß Savello ſchwankte und nur durch gewandte Schwingung ſeiner behenden Glieder ſich im Gleichgewicht erhielt. Von allen Seiten eilten nun die übrigen Jäger herbei, ihrem Führer beizuſtehen oder auch an ſeinem Siege gefahrlos Theil zu nehmen.

Seit lange hatte man in dieſen Wildniſſen keinen Keuler zu ſolcher Kraft und Größe heranwachſen laſſen; er ward daher von dem Gefolge, welches der Jagdruf herbeigezogen, mit Verwunderung ausgemeſſen und von allen Seiten genau beſehen. Die Größe und Gewalt des Thieres ſtellte die Kühnheit und Kaltblütigkeit ſeines Beſiegers in ein glänzendes Licht. Mit innerer Befriedigung horchte Savello noch einige Augenblicke auf die rohen, doch ausdrucksvollen Lobſprüche ſeiner Jagdgehülfen, ſchwang dann ſich auf ſein Roß und ritt ſchnell davon, um noch vor Einbruch der Nacht das Schloß wiederum zu erreichen.

Er hatte im Verlaufe dieſes Tages Muth, Kraft und Einſicht erprobt, des Gehorſams ſich erfreut, mit welchem das verwilderte Landvolk der Ebene ſeinen Befehlen gefolgt war, und dem Beifall, dem Zujauchzen der Menge zu Ende der Jagd mit innerer Befriedigung zugehört. Durch die ſtürmiſch thätige Beluſtigung des Tages zerſtreut, vom Vergangenen abgelenkt und im Vollgefühle ſeines neuerprobten männlichen Werthes, warf er ſich vom Pferde, eilte die Treppe hinauf in das Tafelzimmer, um mit gewohnter Ausgelaſſenheit das Gelag zu eröffnen. Nicht mehr gleichgültig wie geſtern, noch drohend und finſter, ſondern heiter und lachend hörte er heute den Scherzen ſeiner Tiſchgenoſſen zu, mehrte und ſteigerte ihre Fröhlichkeit durch boshafte Bemerkungen, unerwartete Einfälle, kecke Erzählungen. Die Fortdauer ſeiner glücklichen Stimmung zu ſichern, ihn bei Laune zu erhalten, war unter ſeinen Gäſten Niemand ganz unbedacht; doch als man ſchied, um zur Ruhe zu gehen, wagte nur, wer ihm befreundeter zu ſein, ihm näher zu ſtehen glaubte, zu fragen, was denn am nächſten Morgen werde anzuſtellen ſein. Was anders, entgegnete Savello mit plötzlicher Aenderung ſeiner Miene und Haltung, als in die Kirche zu gehen. Habt Ihr vergeſſen, ſetzte er hinzu, daß morgen Sonntag iſt?

Aus Prachtliebe oder auch weil die Umſtände geboten, auf Angriff und Ueberfall ſtets gefaßt zu ſein, pflegten jenerzeit die Lehenherren des römiſchen Gebietes nur in feierlichem Aufzuge die Hauptkirche ihnen unterthäniger Ortſchaften zu beſuchen. Gemeiniglich ließen ſie in den Kapellen ihrer Paläſte die Meſſe leſen; doch war es Gebrauch und Herkommen, wenigſtens ein Mal bei jeglicher Anweſenheit dem öffentlichen Gottesdienſte beizuwohnen. Der Sitte und Vorſchrift ſeines Hauſes Gehorſam zu leiſten, denn unter neuen und anderen Namen verehrte man noch immer die Manen, Penaten und Laren des alten Roms, gab Savello am nächſten Morgen zeitig den Auftrag, ihm einen Anzug hervorzuſuchen, welcher dem Ernſte der Handlung angemeſſen ſei. Man brachte ihm Unterkleider von ſchwarzer Serge mit Sammetbeſatz, einen Mantel von braunem Tuche mit breitem Saume von ſchwarzer Farbe, einen ſchlichten Degen von großer Länge; denn es hatten die Cavaliere in Gebrauch, der Meſſe ſtehend beizuwohnen, bedienten ſich daher ihres Degens, um mit Anſtand auf ihn ſich zu ſtützen, wenn ſie Ermüdung zu fühlen oder in dieſer Stellung anmuthvoller zu erſcheinen glaubten.

Als er ſich angelegt und den Hut mit weißer Feder aufgeſetzt hatte, ſammelte und ordnete er ſein Gefolge. Man zog zum einzigen Thore hinaus und ſchlug den Weg um den Feſtungsgraben ein, den nächſten zur Stadt. Auf den Straßen zeigten ſich nur einzelne Menſchen, welche von fern und mißtrauiſch dem Zuge mit den Augen folgten und, wo die Gelegenheit ſich darbot, durch Seitenſtraßen dem Auge des Herrn und der Verwegenheit ſeiner Begleitung ſich zu entziehen ſuchten. Doch begegneten ſie am Thore der Kirche einigem Gedränge von Austretenden und Eingehenden. Glücklich ſchätzte ſich, wem es gelungen war, eine frühere Meſſe zu hören und vor Ankunft des Herrn mit Weib und Kind daheim feſt ſich einzuſchließen.

Savello ging ernſt und ohne umzublicken durch die Gaſſe, welche ſein bewaffnetes Geleite in der Menge ihm öffnete, gradaus dem Altare zu, wo die Prieſter bereits das Amt begonnen hatten. Er nahm durch eine leichte Kniebeugung Beſitz von dem Schemel in der Mitte der Kirche, bekreuzte ſich nachläſſig und erhob ſich darauf, um, nach Art vornehmer Andächtigen, ſo lange die Meſſe währte, mit ſeinen Nachbarn zu wiſpern. Ringsum war tiefe Stille. Die Frauen, beſonders die ältlichen, verhüllten ſich in ihre Schleier und Kopftücher. Hier iſt Nichts für uns, ſprach der Savello zu den Nächſten ſich umwendend; iſt es nicht eine Schande, zu ſehen, wie die Weiber ſich vor uns vermummen? Für ſo gefährlich gelte ich an dieſem Orte, daß Keine es wagt, nur mich anzuſehen. Was aber eine Jede von ſich ſelbſt für wahr hält, zeigt dieſe allgemeine Mummerei. Obwohl in dieſer Herrſchaft die Art ſehr gut iſt, fügte er nicht ohne Bosheit hinzu, ſo glaube ich doch nicht, daß alle dieſe Mäntel Schönheit verhüllen; und würde es ſelbſt dem Notar des Ortes nicht glauben, der ſo klug iſt, daß er ſchon ſeit langer Zeit auf Wege und Mittel ſinnt, bei Sr. Heiligkeit mir zu ſchaden. Auch habe ich größere Feinde, die mich gern in Ketten und Bande ſchlügen, mir die Dornen des Eheſtandes aufdrückten, oder auf andere Weiſe mir den Hals brächen.

Bei den letzten Worten verwirrte er ſich und hörte plötzlich auf zu reden. Sein bisher feſſellos umherſchweifender Blick ward ſtarr, ſchien auf einem beſtimmten Gegenſtande zu haften. Seine Begleiter ſuchten vergeblich, ſeinem Auge nachfolgend, aufzufinden, was ihn anzog. Es war Caſſandra. An den äußeren Stufen des Altares niederknieend, hatte ſie gegen das Geheiß ihres Gatten den ſcharlachrothen Tuchſchleier dichter angezogen, als Savello dem Altare gegenübertrat. Allein um doch den Gottesdienſt ſehen und frei athmen zu können, hatte ſie Stirn und Auge unbedeckt gelaſſen, ſo daß von ihrem halb ihm zugewendeten Geſichte dem Prinzen einige Umriſſe ſichtbar wurden; genug um ſeine Aufmerkſamkeit aufs Höchſte zu ſpannen, doch nicht ſo viel, ihm ein deutliches Bild zu gewähren. Vergeblich hoffte er, daß eine zufällige Bewegung ihr Antlitz mehr enthüllen werde. Sie blieb bis zu Ende des Gottesdienſtes auf den Knieen, ihr Auge von ihm ab und dem Altare zugewendet. Doch, als der Prieſter den Segen ertheilt hatte und die Gemeinde nun aufbrach, erhob Caſſandra ſich langſam und zog nicht ohne geheimes Zagen den Schleier zurück, ihrem Gatten ſich zu zeigen und in der Menge ihn zu erſpähen. Da fiel unwillkürlich ihr Blick auf den Ritter, traf ihr ſchwarzes, ſchön umriſſenes Auge das ſeinige, um erſchreckt und überraſcht unter den dunkeln Augenwimpern ſchnell wiederum ſich zu verbergen.

Wie ſeltſam, wie verdächtig muß es Denen erſcheinen, welche nie ein ſüdlich Auge geſehen haben, wenn ſie in Büchern leſen, daß ein einziger Blick verſtändige Menſchen der Beſinnung beraubt, ſie zu verderblichen Handlungen hinreißt, für die Dauer ihres Lebens ihren Willen feſſelt. — Allein dem iſt ſo. Sei's die dunkle Flammenglut, ſei's das behende Rollen des Auges, genug ihm widerſteht nicht leicht, wem das Blut noch flüſſig und heiß zum Herzen kreiſet. — Caſſandra entdeckte ihren Gatten, drängte ſich ängſtlich zu ihm zu kommen und verließ die Kirche an ſeiner Seite, ehe Savello ſich wiederum auf ſich ſelbſt beſann. Nach einem tiefen Seufzer machte er dem Altare eine kaum bemerkliche Verbeugung und ging langſam, von ſeinem Gefolge begleitet, hinaus auf den Platz. Hier winkte er unter ſeinen Dienern dem geſchmeidigſten, gewandteſten. Haſt du ſie geſehen? fragte er ihn haſtig. — Geſehen und weiß was ich zu thun habe, antwortete Jener, indem er unbemerkt davonglitt und in der Menge ſich verlor, um den Namen und Stand der jungen Frau zu erſpähen und was ſonſt ihm Hoffnung gab, die Wünſche ſeines Herrn ihrer Befriedigung ſchneller entgegenzuführen.

Schweigend war Savello bis in das Schloß ſeinen Gefährten vorausgegangen. An ihrem Mahle hatte er nur aus Gewohnheit Theil genommen. Doch in früher Stunde zog er ſich zurück in ſein entlegenes Schlafgemach, um ſeinen Gäſten zu muthwilliger Luſt freien Raum zu laſſen. Hier erwartete er in peinlicher Unruhe die Rückkunft ſeines Spähers, welcher bei der gefährlichen Sendung großer Umſicht bedurft hatte, daher ſehr ſpät im Schloſſe eintraf. Er ward ſogleich zum Gebieter eingeführt. Sie heißt Caſſandra, rief er, ſobald ſie allein waren, und iſt ſeit wenig Wochen mit einem reichen Landbeſitzer verehelicht, deß Name Giuſtiniano. Sie ſoll ihrem Gatten mit Zärtlichkeit anhängen und fromm und tugendhaft ſein, wie eine Heilige. Durch Geld und freundliche Worte, ſetzte er nachdenklich hinzu, iſt hier Nichts auszurichten, und nicht ohne die größte Gefahr werden wir in dieſem Falle, bei der ſicheren Lage des Hauſes, dem Anſehen und den Verbindungen der Familie, Gewalt anwenden können. Als er die letzten Worte ausſprach, warf Savello auf den Elenden einen fürchterlich drohenden Blick, der ihn erſchreckte und verſtummen machte.

Die Anſchauung wahrer Schönheit beruhigt die Seele guter Menſchen, gibt ihnen eine edle und reine Stimmung. Allein auch über Verderbte übt ſie mehr Gewalt, als dieſe ſich ſelbſt eingeſtehen. Ein neues Leben würde aus ihr auf ſie übergehen, wenn nicht die Gewohnheit des Böſen ſie täuſchte und, während ihr Herz ſchweigt, doch trügeriſche Wünſche ihnen vorſpiegelte. — Vor jenem erinnerungsvollen Worte bebte der unglückliche, in ſeinem innerſten Weſen zerriſſene Jüngling ſchaudernd zurück. Ein ihm neues Gefühl hatte ihn ergriffen: ſehnſüchtiges zärtliches Verlangen nach Gegenliebe. So viele Herzen hatte er gebrochen, die Eintracht ſo viel inniger Bündniſſe geſtört, der Liebe Blüten oft frevelnd zertreten. Jetzt aber war die Stunde gekommen, in welcher die Liebe der Liebe Frevel rächen ſollte.

Nach langem Schweigen, in welchem der Helfer leiſe, den Rückzug zu ſichern, der Thüre ſich genähert hatte, erweckte den Savello ein nahes Geräuſch aus ſeiner Betäubung. Was iſt das? rief er erzürnt, wer hat uns behorcht? — Es iſt nur Etwas umgefallen, antwortete der Diener, zur Thüre hinausſchauend. Befehlt Ihr noch Anderes? ſetzte er ängſtlich hinzu. Bleib, ſagte Savello, ich habe mit dir noch zu reden. Du meinſt, ſprach er ſinnend, daß über ſie der Mammon keine Gewalt habe? Du kennſt die Menſchen, die Weiber nicht. In der Welt iſt Alles käuflich; der Bettler für eine Kupfermünze, der Fürſt für große Schätze; der Unterſchied liegt nur im Maße. — Du ſagſt, daß ſie reich ſei; nun wohl, nimm dieſen Schmuck: er iſt fürſtlich und wird ſie verblenden, wie reich ſie ſei. Wird es, um ihr zu nahen, dir nöthig ſein, ihre Diener zu beſtechen? Da, nimm den Sack voll ſpaniſchen Goldes, gib, ſpende, wirf aus. Nur eile! — Doch bleib! — Nein, gehe ſogleich; noch iſt es nächtig und dunkel, noch glückt es dir vielleicht, Etwas auszuſpähen, was uns behülflich ſein wird. Geh, geh und kehre bald zurück.

Nach einer ganz durchwachten Nacht hatte Savello den Morgen verſchlummert und war erſt gegen den Mittag von ſeinem Lager aufgeſtanden. Man erinnerte ihn an ſeine Gäſte, welche frühe im Tafelzimmer ſich verſammelt und oft nach ihm gefragt hatten. Da befahl er ihnen zu ſagen, daß ſie Unterhaltung ſuchen mögen nach ihrem eigenen Gefallen; er ſelbſt werde ſein Zimmer nicht verlaſſen. Verletzt und betroffen, auch ermüdet von der wechſelnden Laune ihres Wirthes, entfernten ſie ſich nach kurzer Berathung aus dem Schloſſe ohne Urlaub noch Abſchied. Sie wollen wiederkommen, ſagten ſie den beſtürzten Dienern, wenn ihrem Gebieter wiederum feſter zu Muthe ſei.

Savello's Helfer hatte indeß die Dunkelheit benutzt, alle Zugänge zum Gartenſtücke des Giuſtiniano auszuſpähen. Die Felſen, welche gegen die Schlucht hin den Garten begrenzten, fand er an mehr als einer Stelle zugänglich, die Mauer niedrig und vernachläſſigt. In den Garten eingetreten, überzeugte er ſich, daß man unter Bäumen und Büſchen unbemerkt bis an das Haus gelangen könne. Die Hinterthüre war nur angelehnt. Er öffnete ſie und horchte ins Haus hinein. Alles ſtill wie der Tod. Er wollte bereits ſich zurückziehen, als in der nahen Kammer des Erdgeſchoſſes das laute Aufathmen eines Menſchen, der aus dem Schlafe zu erwachen ſchien, ihn noch ein Mal veranlaßte, das Ohr an den Thürpfoſten anzulegen. Er hörte von weiblicher Stimme ein Gebet murmeln und errieth aus den Umſtänden, daß hier die Hausmagd ſchlafen müſſe. Seine Kundſchafter hatten ihm berichtet, daß Giuſtiniano im Hauſe eine Magd halte, welche arm, jung, lüſtern und nicht abgeneigt ſei, in verwegene Händel ſich einzulaſſen. Nicht ohne die Hoffnung, unbehorcht mit dieſem Mädchen einige Worte auszutauſchen, mit ihr mindeſtens ſich bekannt zu machen, zog er ſich jetzt hinter die Mauer zurück, welche den Brunnen vom Wohngebäude abſonderte.

Schon begann der Morgen zu grauen, als die Magd, das kupferne Behältniß auf dem Kopfe tragend, noch ſchläfrig und verdroſſen, dem Brunnen ſich näherte.

Sie hatte das Waſſergefäß ſchon auf den Boden geſetzt und die Kette des Ziehbrunnens ergriffen, als ſie des Fremden anſichtig wurde, welcher, den Finger auf den Mund haltend, leicht durch das geltend verſtändliche Zeichen ihr Schweigen auflegte. Er war ein rüſtiger Mann, ſeinem Blicke auf ſie wußte er einen bittend zärtlichen Ausdruck zu geben, der ſie zugleich beruhigte und lockte. Mariuccia, lispelte er kaum hörbar, ich bin gekommen, um deine Liebe zu flehen, dir Alles anzubieten, was ich beſitze, mein Herz, meine Habe. Ich habe einiges Geld, ſagte er und zog eine Börſe hervor, welche ſie gierig ins Auge faßte. Nimm es hin; es muß, wenn nicht heute, doch morgen dein werden. Das Mädchen nahm und wog das Geld in der Hand und ſprach verwirrt und albern: Was willſt du mir? — Dich lieben, ſagte er, und von dir geliebt ſein. Seine freie Andringlichkeit überzeugte ſie, daß es ihm ein Ernſt ſei; es gelang ihm, die Dirne ſich ganz zu eigen zu machen. Als er das Nächſte erreicht, fragte er nachläſſig nach beiden Gatten, wie ſie mit einander leben, ob ſie ſtets beiſammen ſeien? Immerfort, ſagte ſie, doch für heute ſcheint der Herr ausgehen zu wollen. Ich habe ihm geſtern den Mantel nachbeſſern müſſen und gehört, daß er auswärts ein Geſchäft habe. — Nun, da könnteſt du, ſagte er, mir einen Dienſt erweiſen, holdſeliges Kind, von welchem wir Beide Gewinn ziehen werden. Du ſollſt deiner Frau ein Juwel zeigen, welches ein großer Herr aus bloßer Achtung ihr verehren will; ſie fragen, ob ſie daran eine Aenderung beliebt. — Ei ja, ſprach ſie, haltet Ihr mich für eine Mittlerin? Nein, nein, wer um mich ſelbſt wirbt, den höre ich an, wenn er ſonſt mir gefällt. Allein kuppeln will und verſtehe ich nicht. — Ei, du kleine Närrin, fiel ihr der Helfer ins Wort, du kennſt die vornehmen Leute noch nicht. Die ſchmachten daheim für ſich und geben für einen einzigen lieben Blick alle Schätze der Erde hin. — Alſo bloß das Ding ihr zeigen? fragte ſie. Nun, ſo zeigt es nur mir, dann will ich Euch ſagen, ob — ei, welche Pracht, rief ſie aus, als er die Bruſtſpange hervorzog: gebt es nur her, das wird, das muß ſie annehmen. — Ein Rubin von ungewöhnlicher Größe und tief dunklem Feuer, den große milchweiße Perlen umgaben; zu beiden Seiten ein ſaftgrüner Smaragd und wiederum eine länglich gerundete Perle von bläulichem Schimmer. Die zierliche Faſſung war überall kunſtreich durch farbigen Schmelz belebt. Savello hätte dafür das Herz großer Damen einkaufen mögen.

Der helleinbrechende Tag mahnte die Magd an ihr Geſchäft zu gehen, erinnerte den Helfer an die Gefahren, in welche ein längeres Weilen ſeine Pläne und ſogar ſeine Perſon hätte verwickeln dürfen. Auf den Abend ward an einer mehr geſicherten Stelle der Gartenmauer eine neue Zuſammenkunft beredet. Dann ſchlich der kecke Späher unter den Bäumen fort, ſchlüpfte tief gebückt durch das Geſtrüppe die Felſen hinunter. Ehe er in die Schlucht ſich verſenkte, blickte er noch ein Mal zurück. Eben wurden im Hauſe die Fenſter geöffnet, das holde Morgenlicht und den Frühlingsduft des Gartens einzulaſſen. Er horchte auf; es war ſtille im Hauſe; ſein Beſuch im Garten war unbemerkt geblieben.

Auf Umwegen eilte er nach dem Schloſſe, um ſeinem Herrn den Erfolg ſeines letzten Wagſtückes zu berichten, von ihm Lob und Belohnungen einzuernten. — Es war ihm gelungen, die leichtfertige Magd ſich ganz zu unterwerfen. Während ſie ihren Arbeiten nachging, ſchwebte ihr der ſchlanke Freier unabläſſig vor Augen, fühlte ſie ein brennendes Verlangen, ſeinen Auftrag wohl auszurichten.

Als nun endlich der Herr gegangen war und ſie die Hausthüre wiederum verſchloſſen hatte, holte ſie aus ihrer Kammer das Geſchmeide hervor, hielt es einen Augenblick in der Hand dem Sonnenſtrahle entgegen, welcher durch das hochbelegene Gitterfenſter in den ſchwach erhellten Raum einfiel. Sie hätte es lieber für ſich ſelbſt behalten, entſchloß ſich jedoch gegen die Regung der Habſucht und gegen das Zagen ihres ungewiſſen Herzens damit die Treppe hinaufzugehen, wo ſie die edle Hausfrau mit der Spindel zur Hand am Herde ſitzend fand. Ihr Anblick benahm ihr den Muth; Caſſandra, wie ſie da ſaß, arbeitſam, ernſt, nachdenklich, gab und erweckte ein ſo vollendetes Bild weiblicher Tugend und Schönheit, daß Niemand ſo leicht den ehrloſen Antrag ohne geheimen Widerwillen ihr hätte entgegenbringen können.

Mehreremale war das Mädchen, bald dieſes, bald jenes andere Geſchäft vorwendend, in der räumigen Küche auf- und abgegangen, hatte der Herrin ſich genähert, ungeſehen das Juwel hervorgeholt, welches ſie jetzt emporhielt, funkeln und blicken ließ, in der Hoffnung, daß Caſſandra darauf hinſehen und ihr die Einleitung ihres Vortrags erleichtern oder ganz abnehmen werde.

Nach einiger Zeit blickte die ſchöne Frau zufällig auf von ihrer Arbeit und ſah in den Händen der Magd das blinkende Kleinod. Was haſt du da gefunden? fragte ſie, eine Koſtbarkeit der Art kann nicht dein eigen ſein, denn Stein und Perlen ſind von hohem Preiſe; ich verſtehe davon ein wenig, weil mein Ohm in der Stadt mit Edelſteinen Handel treibt und nach Größe, Glanz und Farbe ihren Werth mir gezeigt hat. Wie kommſt du dazu? — Ach, Frau Caſſandra, antwortete die Magd, ich ſchäme mich zu ſagen, wie; aber zeigen ſollte ich Euch das Ding und Euch fragen, ob es Euch ſo recht ſei oder noch daran geändert werden ſolle. — Wer hat dir den Auftrag gegeben? fragte die Hausfrau zürnend; was gehen mich anderer Leute Händel an? — So habe ich, ſprach die Magd, die Botſchaft mißverſtanden; denn ich meinte, das Juwel ſei für Euch beſtimmt. — Für mich? fragte Caſſandra entrüſtet: Niemand hat das Recht, mir Geſchmeide zu verehren, als nur mein Gemahl; und wenn Giuſtiniano mir Etwas zu ſchenken hat, ſo wird er dich nicht ins Mittel ziehen, ſondern mich ſelbſt fragen, ob mir's anſtehe, was er mir geben will. Sprich alſo grad' heraus, wer dir's gegeben; oder bekenne, ob du's gefunden haſt oder gar —. Sie blickte dem Mädchen ſtreng ins Geſicht; doch als ſie ſah, daß ſie die Farbe nicht wechſelte, noch ihr Auge abwendete, ſo ward ſie nachdenklich, befahl ihr, das Geſchmeide auf die Tafel hinzulegen, hinunterzugehen und zu erwarten, was ſie beſchließen werde. Auch, ſetzte ſie hinzu, habe ich ſchon früh Morgens dir geſagt, daß du zum Winzer hinausgehen, ein Huhn und friſche Eier holen ſollſt. Sobald als der Herr wieder heimkommt, mache dich auf den Weg, damit es nicht zu ſpät werde, und halte dich nicht auf.

Giuſtiniano erblickte, ſobald er eingetreten war, des Savello verſuchendes Geſchenk. Caſſandra ſtand ihm unbefangen gegenüber; in ihrer Miene lag keine Frage, nur ruhige Ergebung in ſeinen Willen. In ihres Mannes Antlitz ſpiegelte ein tiefes Nachſinnen ſich ab, doch nicht die leiſeſte Spur von Zweifel, Mißtrauen oder Verdacht. Wer den Gatten jetzt zugeſehen, hätte wähnen können, daß nur die gleichgültigſte Sorge des Hauſes ſie beſchäftigte.

Ich verſtehe, ſagte Giuſtiniano nach einigem Sinnen, dieſes reiche Juwel iſt ein Fallſtrick, den uns die Argliſt gelegt. Beſtechen will man dich und vielleicht auch mich ſelbſt. Haſt du nähere Kunde, wie das Ding hier ins Haus gekommen? — Die Magd, ſprach Caſſandra, trug es in den Händen und geſtand auf meine Fragen, daß man's ihr gegeben, es mir zu zeigen. Zuletzt bekannte ſie auch, daß es für mich beſtimmt ſei. — Nannte ſie den Savello? fragte Giuſtiniano. Nein, antwortete Caſſandra. Nannte ſie Niemand? fragte er wieder. Keinen, entgegnete ſie: auch habe ich ſie nicht befragt und ſie gehen heißen, weil ich die Sache vorher mit dir berathen wollte. Giuſtiniano, begann ſie von Neuem und mit einiger Bewegung, ich mache dir keine Vorwürfe, erinnere dich nur, weil's nicht zu umgehen iſt, daß du Viel gewagt, als du mir befahlſt, in der Kirche mich unverſchleiert den Blicken der Menſchen auszuſtellen. Nun iſt es geſchehen, der Unhold, wer könnte noch daran zweifeln, hat auf mich ein Auge geworfen. Denn, als ich vom Gebet aufſtehend nach dir ſuchte und umherſah, bemerkte ich, daß er wild und lüſtern auf mich hinſtarrte. Ich wendete ſchnell den Blick von ihm ab; allein ich hatte genug geſehen, um beſorgt und kummervoll heimzukommen. Ich verbarg dir bis auf dieſen Augenblick meine Verſtimmung, weil ich's nicht über mich bringen konnte, dich zu beunruhigen. Jetzt aber, da uns die Gefahr genaht, muß ich dir Alles ſagen, dich bitten mich ruhig anzuhören. Haſt du Geduld? denn ich darf nicht unterbrochen werden, da ich dir Viel zu ſagen habe und ein Wort das andere erklärt. — So ſprich, ſagte er mit Ernſt und Faſſung, ich gelobe es, daß ich dir nicht ins Wort fallen werde.

Daß ich den Feind unſeres ruhigen Glückes, ſprach ſie, flüchtig angeſehen, habe ich eben dir bekannt; doch verſchwiegen bis jetzt, daß ſein Bild, ſeitdem ich ihn geſehen, mir unabläſſig vorgeſchwebt. Nicht länger darf ich dir, nicht länger mir ſelbſt verhehlen, daß er mir Antheil und Mitleid eingeflößt. Sein Antlitz iſt ſchön, in deſſen edeln Zügen glaubte ich Reue, inneren Unfrieden, eine noch ungewiſſe und zagende Neigung zum Beſſeren und Guten ſich abſpiegeln zu ſehen. In dieſer Stimmung oder Täuſchung — wer könnte ſagen, ob ich hierin geirrt oder nicht! — überraſchte mich ſein Geſchenk, welches ſehr koſtbar, welches fürſtlich reich iſt. Wohl weiß ich, daß, Liebe erkaufen zu wollen, für edle Gemüther die erdenklich tiefſte Kränkung, Schmähung, Beleidigung ſei. Allein daß ein verwegener, Nichts verſchonender Wüſtling auf meine Gunſt ſo hohen Preis geſetzt, erſchien mir, ich bekenne es dir, als ein Zeugniß ſeiner Leidenſchaft, minder verletzend, beinahe ſchmeichelnd und anlockend. — Wenn du des Weibes Herz kennteſt, Giuſtiniano, ſo würdeſt du wiſſen, daß Vieles über ſie zu gewinnen vermag, wer in ihnen das Mitleid und die Eitelkeit anzuregen, ſie für ſich beredſam zu machen verſteht. Ich ſelbſt bin kein gewöhnliches Weib; doch ein Weib, mein Gemahl.

Und was, ſagte er, denkſt du mit dieſen Bekenntniſſen einzuleiten?

Daß es dir zukomme, antwortete ſie haſtig, mich zu ſchützen vor fremder Argliſt und eigener Schwäche. Treiben wir durch Weigerung und Widerſetzlichkeit dieſen Feuerbrand aufs Aeußerſte, wer dann ſtehet dir dafür ein, daß er nicht gewaltſam einbrechen, deinen Namen, deinen Herd entehren werde? Oder läſſeſt du ihm Zeit, mich zu gewinnen, wer ſteht dir für meine Schwäche? — Es bleibt uns Nichts übrig, als ihn zu tödten.

Nun wohl, ſprach er grimmig, ſo hole ich mein Gewehr, ihm aufzulauern. —

Halt, fiel ſie ein, ihn ſo zu morden, wenn es dir nun auch gelänge, ihn, den ſo viel Miethlinge umgeben, der ohne bewaffnet Gefolge nicht einmal zur Kirche kommt; ihn ſo zu morden, wiederholte ſie, würde ſchlimmer ſein, als mich ſelbſt zu tödten. Haſt du bedacht, was man ſagen würde, wenn du ihn mordeteſt? Aus Eiferſucht, würde man ſprechen, aus Eiferſucht hat er ihn hingeſtreckt; und das wird ſeinen Grund haben. Nein, Giuſtiniano, um ſeinen Tod muß ich gewußt, dabei geholfen haben. Niemand wird dann nach mir den Stein werfen, Jeder ſagen: das Weib hat ſeinem Manne geholfen in blutiger, gefährlicher That, muß alſo bis in den Tod ihm treu und makellos ſein, wie Gold. Sprich, willſt du ihn tödten? —

In Stücke hauen könnte ich ihn, rief der aufgebrachte Gatte. Ach, Caſſandra, edles Weib, ſprach er in weicherem Tone, du haſt mir ſchon zu viel bekannt. Das ſtille unbefangene Glück unſeres Beiſammenlebens iſt dahin; die Tage vorüber, da nicht einmal träumend mir in den Sinn kam, du könnteſt einen Andern mit Wohlgefallen anſehen, als mich. Dein Bekenntniß gibt mir ein ſicheres Pfand deiner Ehre und

Treue; es erfüllt mich mit heiligem Entzücken; doch zugleich fühle ich in mir ein neues, mir unbekanntes Feuer auflodern: ich denke, es iſt, was die Menſchen Eiferſucht nennen.

Recht ſo, antwortete Caſſandra, Eiferſucht ſollteſt du empfinden; ſo liebe ich dich, und willſt du meine Liebe dir erhalten, ſo morde, ſo tödte Den, welcher nicht allein deine Ehre, nein, ſelbſt mein Herz dir zu entreißen droht. Doch höre nun, wie. Du, Giuſtiniano, ſollſt zum Scheine den Ort verlaſſen und heimlich in der erſten Stunde der Nacht durch die Hinterthüre wiederum dich ins Haus ſchleichen. Der Magd bedarf ich noch einige Stunden. Wenn ich durch ſie erfahren und bewirkt, was ich bedarf, ſo werde ich ein Mittel erſinnen, ſie aus dem Hauſe zu ſchaffen, bevor du zurückkommſt. Gelingt es mir, den Elenden ſchon in nächſter Nacht ins Haus zu locken, ſo tödten wir ihn ſogleich; denn gefährliche Anſchläge, habe ich von meinem Vater oft ſagen hören, ſoll man nicht verſchieben, damit ſie nicht auskommen und der Muth nicht erlöſche.

So ſei und bleibe es, ſprach der Gatte: und gebe Gott dem guten Werke ſeinen Segen, damit viel künftiges Unheil abgewendet und Rache werde allen den Unſeligen, deren Glück er ruchlos zu Grund gerichtet. Stecke das Juwel in den Buſen, oder verberge es ſonſt, damit die Magd nicht merke, daß ich's geſehen. Ich kann mich nicht verſtellen, will daher in den Stall gehen, das Maulthier aufzuzäumen. Ich höre ſie, ſagte er, in die Flur hinaushorchend, nimm den Spinnrocken wiederum zur Hand und thu', als ſei unter uns Nichts vorgefallen.

Die Hausfrau drehte bereits ihre Spindel, als die Magd nicht ohne die Beſorgniß hereintrat, wegen überlangen Ausbleibens geſchmäht zu werden. Denn auf ihrem Wege zum Winzer war ſie, an entlegener Stelle, dem Späher des Savello begegnet, und er hatte ſie angehalten, um von ihr neue Kunde einzuziehen. Sie berichtete ihm, daß ihre Frau das Kleinod zwar nicht angenommen, doch ebenſowenig es ganz zurückgewieſen habe; und verſprach Nachmittags, an der Gartenmauer, den weiteren Erfolg ihm nach den Umſtänden zu melden. Sie eilte darauf nach Hauſe, um zu erkunden, was dort in der Zeit ihrer Abweſenheit ſich zugetragen habe. Als ſie das Kleinod nicht mehr an der Stelle ſah, wohin ſie's gelegt hatte, wuchs ihr der Muth, wagte ſie die Hausfrau mit Keckheit zu befragen: ob ſie nun entſchloſſen ſei, es zu behalten.

Weiß ich doch nicht, antwortete Caſſandra, ohne von der Arbeit aufzublicken, von wem es kommt. — Ich weiß es wohl, ſagte das Mädchen, wenn ich es nur verrathen dürfte. — Vor wem denn ſcheu'ſt du dich? fragte Jene. — Vor Euch fürchte ich mich, weil Ihr noch immer ſo ernſthaft ausſeht. Doch muß es heraus; erfahrt denn, daß es vom Herrn kommt, vom Savello. — Nun, ſprach Caſſandra, ich dachte es wohl; allein was ſoll ich dabei thun? Mein Gatte geht nie aus;

ſo lange er mit mir verehelicht iſt, hat er mich nicht eine Stunde allein gelaſſen. — Ei, ſagte das Mädchen, das hat Alles früh oder ſpät ſein Ende. Eben hörte ich ihn im Stalle mit dem Maulthiere ſchelten; ſollte er nicht über Land reiten wollen? Ich dachte es gleich, als er mir geſtern ſeinen Mantel zu flicken gab. Er legte ihn ja ſonſt im Hauſe nie ab. Soll ich nicht einmal nachſehen, was er im Stalle macht? Er ſagt es mir vielleicht, wohin er zu reiten denkt. — Das wird er dir nicht ſagen, ſprach die Hausfrau ruhig und ohne von der Arbeit aufzuſehen. Hat er doch mir ſelbſt davon kein Wort geſagt. Du wirſt ſehen, daß er im Stalle ſich nur mit dem Thiere die Zeit vertreibt.

Die Magd ging leiſe der Thüre zu, blickte ſich mehrmals um nach der Herrin und ſchlüpfte, als dieſe nicht auf ſie zu achten ſchien, die Treppe hinab, um in den Stall zu lugen, wo Giuſtiniano eben die Anſchirrung ſeines Thieres beendigt hatte. Als ſie nun ihn, das Maulthier am Zaume führend, dem Stallthore zugehen ſah, fragte ſie: Ei, wie denn, Herr Giuſtiniano, denkt Ihr uns ſchon zu verlaſſen, ein ſo junger Ehemann, als Ihr es ſeid? — Was geht es dich an, Hexe, entgegnete er, gehe du deinen Weg und laß mich den meinen ziehen. — Ei je, Herr, es iſt doch Nichts vorgefallen? rief ſie mit verſtellter Beſorgniß, Ihr kehrt doch den Abend noch zurück? — Laß mich, albernes Stück; vielleicht morgen oder übermorgen, wie es kommt; denn wir Männer richten uns nicht nach unſeren Launen, ſondern nach den Geſchäften. Längſt hätte ich nach Nettuno reiten ſollen und fürchte, daß aus der Zögerung mir noch Verluſt entſtehen wird. Du, Mariuccia, ſagte er im Vorbeigehen ihr leiſe ins Ohr, paſſe auf meine Frau, gib auf Alles Acht, was ſie thut, und erzähle es mir, wenn ich heimkomme. Du ſollſt, wenn du aufmerkſt und mir treu bleibſt, davon guten Vortheil haben. — Mein Herr, ſagte ſie, nicht des Vortheils willen, ſondern weil's meine Pflicht iſt, Euch in Allem dienſtbar zu ſein, verlaßt Euch ganz auf mich. Wollt Ihr denn nicht von der Frau Abſchied nehmen? Ich halte Euch indeß das Thier. — Kann das Gewinſel nicht leiden, ſagte er barſch, indem er ſich auf das Maulthier ſchwang; öffne mir den Thorweg und grüße droben und ſag' ihr, daß ich bald wieder heimkommen werde. Sie möge indeß auf's Haus achten und Niemand hereinlaſſen.

Der Magd ſchlug das Herz vor innerem Jubel, als ſie den Hausherrn davonreiten ſah. Da bietet er mir nun ſelbſt, ſagte ſie, Zeit und Gelegenheit, große Schätze und Gunſt und Liebe mir zu verdienen. Gleich ihr ging auch der Späher in die Falle; denn ränkevolle Menſchen verfolgen ihre Zwecke mit ſo viel Leidenſchaft, daß ſie den einfachen und offenen Seelen häufig Blößen zeigen und ſo ganz mühelos von ihnen überliſtet werden. So kam es, daß Savello ſchon in der Nacht, welche dieſem Tage folgte, von ſeinem argloſen Mittler durch jene Schlucht die Felſen hinan über die Mauer in den Garten und bis zur Hinterthüre geleitet wurde. Er ſollte das Abenteuer allein beſtehen; ſein Begleiter ward daher von ihm entlaſſen, damit er verſteckt in dem Geſtrüppe der Schlucht den Zugang zur Gartenmauer bewache, den Rückzug ihm ſichere.

Er horchte noch einen Augenblick auf die behutſam leiſen Schritte des Dieners, welche bald in der Ferne verhallten. Als er ſich nun ganz allein wußte, überlief ihn ein kalter, geſpenſtiſcher Schauder. Es flüſterte die innere Stimme ihm zu, daß ſeine Leidenſchaft nicht Liebe, nicht Zärtlichkeit, nicht einmal Begierde ſei, daß er nur einem dunkeln, ihm unverſtändlichen Zuge nachfolge. Vielleicht war, was ihn lenkte, bloß Herrſchſucht und herriſche Neigung, Gewalt und Macht zu üben; vielleicht jene unfreiwillige Verehrung und Huldigung, welche die Schönheit auf ihren erhabenſten Stufen auch von verderbten und rohen Menſchen erzwingt. Noch zweifelte er, ob er in die halbgeöffnete Thüre eintreten oder zurückweichen und davoneilen wolle, als auf der Flur über der Treppe Caſſandra ihm ſich zeigte, reizender, als da er zuerſt ſie geſehen. Sie hatte mit Sorgfalt ſich geſchmückt, hielt die Lampe in maleriſch ſchöner Stellung empor, ihr eigenes Antlitz günſtiger zu beleuchten. Da widerſtand er nicht länger ihrem wehmüthig ſehnſuchtsvollen Blicke, ihrem bezaubernd anmuthsvollen Lächeln. Er eilte die Treppe hinauf, folgte ihr, da ſie vor ihm, den Finger auf den Mund legend, langſam zurückwich, bis an die Schwelle der Waffenkammer. Caſſandra öffnete die Thüre, indem ſie ihm ein Zeichen gab, ihr nachzufolgen. Im Hereintreten ließ er den Mantel fallen; wohl ſeinen edeln Wuchs, ſeine kunſtvoll reiche Kleidung offen zu legen; oder auch unbeſinnlich und abſichtslos. Um ſo leichter und ſicherer traf ihn Giuſtiniano, welcher, hinter der Thüre verſteckt, dem Eintretenden aufgelauert hatte und nun in einem einzigen Stoße ſein Herz traf und durchſchnitt.

Während der That, oder doch unmittelbar nachdem ſie geſchehen, ergriff beide Gatten ein ungewiſſes, zweifelhaftes Gefühl. Der Freude, ſo ſchnell und leicht mit ihm geendet zu haben, gab das Mitleid eine ſchmerzliche Stimmung. Im Todeskrampfe war der edle Jüngling anmuthsvoll, nicht ſtarr und leichenähnlich, zu Boden geſunken; denn es begleitet die Anmuth den Menſchen bis jenſeit der Grenze des Lebens. Sein halbabgewendetes, von ungeordneten Haarlocken maleriſch umſpieltes Antlitz erſchien noch immer ſchön, edel, gebietend, herriſch. Mit Rührung, ja mit Zärtlichkeit blickte Caſſandra auf ihn hernieder; wer denn vermöchte ſo ganz ohne Schmerz für eine Ewigkeit zu ſcheiden von Dem, was jemals ihm einigen Antheil eingeflößt? — Sie glaubte nicht, daß ein todter Körper den Neid der Lebendigen erwecken könne, gab daher ſorglos und ohne Verſtellung dem Eindrucke des ſchönen Bildes, den Gefühlen des ſeltenen Augenblickes ſich hin. Doch nährt des Menſchen Herz einen Argwohn tieferer und höherer Art, welchen der Tod nicht ſühnt; doch iſt Denen, welche wahrhaft und bis in den Grund der Seele lieben, Nichts unerträglicher, als mit weſenloſen Erinnerungen und leichten Schatten des geliebteſten Weſens Neigung und Liebe zu theilen.

Giuſtiniano erhob zuckend den blutigen Dolch. Die Mordluſt, welche ein römiſches Herz in ihrer ganzen Stärke zu fühlen fähig iſt, ſchien noch immer ihn heiß und brennend zu durchglühen. Nicht fern lag es ihm, auch die Gattin zu durchbohren und dann auf immer die Heimat zu verlaſſen, den Schauplatz ſeines höchſten Glückes, nun alles Unheils und Verderbens. Caſſandra, welche indeß prüfend nach ihm aufgeblickt, verſtand, errieth wenigſtens, welche Gefühle ihn bewegten, welche Wünſche in ihm aufſtiegen. Nicht erſchrak ſie, nicht ſchauderte ſie auf; kalt und beſonnen ſprach ſie zu ihm: Erwäge ehe du handelſt. Wenn du mich tödteſt, ſo ſtirbt mit mir auch unſers Hauſes Ehre. Wie könnte, wer am nächſten Tage mich hier entſeelt liegen ſähe, wohl anders denken, als daß du mich geſtraft für Treubruch und Schande? — Unſer Loos iſt geworfen, wir müſſen ſcheiden, vielleicht auf immer. Nimm du, was ich dir zurechtgelegt, mein Geſchmeide, mein weniges Geld; nimm, was du mit dir forttragen kannſt, und entfliehe weit hin, bis du Sicherheit erlangt haſt, daß unſer Schickſal eine gute, eine beſſere Wendung genommen als die, welche ich befürchte. Damit mein Ruf nicht leide, mein Name nicht befleckt werde, muß ich ſelbſt an dieſer Stelle bleiben. Wenn die That ruchtbar, der Todte hier entdeckt wird, habe ich der Welt von meinem

Anſchlag Kunde zu geben, mich ſelbſt anzuklagen, damit ich mich reinige von härterem Vorwurf. Ob es mir gelingen wird, vor dem Geſetze, vor den Mächtigen dieſer Erde andern Lohn zu ernten als den Tod, welchen du unzeitig und vorgreiflich mir geben wollteſt, darüber möge Gott entſcheiden; ich ergebe mich in ſeinen Willen. Gehe jetzt, eile. Die Erinnerung an unſer kurzes Glück gebe dir in Schmerz und Leiden die Kraft, ſie männlich und ſtandhaft zu erdulden. Sieh auf mich, ſieh mich gefaßt und ruhig der Freude, dem Leben entſagen. — Wir ſind der Schande entflohen; iſt das nicht ein Großes? — Danken wir unſerm Gott, daß er zu ſchwerem Schickſal uns ſtarke Seelen gegeben.

Er verließ das Haus ohne Kuß und Händedruck. Sie war ihm noch behülflich, die blutigen Kleider mit anderen zu wechſeln, begleitete ihn bis an die Thüre, welche auf die Gaſſe des Ortes hinausführt, verriegelte dieſe, dann auch das Gartenthor, und begab ſich hinauf in ihre Kammer, um einſam die ſchreckliche That, die ungewiſſe Zukunft zu überdenken. Keine Thräne löſ'te den harten, drückenden Schmerz, welcher auf ihrer Seele laſtete. Ihr Gatte ſuchte indeß im Finſtern ſeinen Weg, zum Orte hinaus, der Küſte zu. — Man hat nie mehr von ihm gehört.

Als das erſte Morgenlicht hereinbrach und Savello noch immer nicht zurückkehrte, ergriff den Diener, welcher bis dahin an der Gartenmauer vergeblich auf ihn gewartet hatte, plötzlich eine Ahnung ſeiner eigenen größten Gefahr. Er ſah, daß alles Unheil, welches ſich ereignet haben konnte, unfehlbar auf ſein Haupt zurückfallen werde, und rettete ſich nach kurzem Beſinnen durch eilige Flucht. Seine Abweſenheit ſchärfte den Verdacht, erſchwerte hingegen die Entdeckung der blutigen That, bis nach einigen Tagen Vermuthungen und halbdeutliche Spuren die Häſcher zum Hauſe des Giuſtiniano geleiteten. Man habe, ſagten die Nachbarn, in denſelben Tagen Niemand darin aus- und eingehen ſehen. Als auf wiederholtes Klopfen von innen her keine Antwort erfolgte, wurden die Thüren erbrochen, das Haus gewaltſam geöffnet. Als man hinaufkam, ſaß die ſchöne Frau, durch Gram und Entſetzen verändert, doch nicht entſtellt, am Herde bei der Arbeit. Man fragte nach ihrem Gatten; ſie antwortete ruhig, daß er verreiſ't ſei. Nach dem Savello; da ſtand ſie auf, drängte ſich durch die Häſcher und öffnete die Thüre zur Waffenkammer. Da liegt er, ſprach ſie; ich warte ſchon zwei Tage lang auf euch; ſchafft ihn fort, ich habe ihn lang genug gehütet.

Seit Menſchengedenken hatte zu Rom kein Fall dieſer Art ein größeres Aufſehen gemacht, eine lebhaftere Theilnahme erweckt. Die Unterſuchung des Thatbeſtandes nahm wenig Zeit hinweg, weil Caſſandra ſchon beim erſten Verhöre frei bekannte, daß ſie ſelbſt den Tod des Jünglings beſchloſſen, ihn ins Haus gelockt und ihrem Gatten überliefert habe. Mit Ruhe zeigte ſie, daß nur der Tod des mächtigen Jünglings vor deſſen Wildheit ſie habe beſchützen, die Ehre ihres Hauſes ſichern können. Ihre Schönheit, der Adel ihrer Haltung verlieh den Gründen, welche ſie entwickelte, eine unwiderſtehliche Gewalt.

Lange ward der Urtheilsſpruch verzögert, weil unter den Richtern keiner ſich fand, welcher über den ſeltenen Fall nach dem Buchſtaben des Geſetzes zu entſcheiden in ſich den Muth fühlte. Man verglich dieſe Handlung den großen römiſchen Beiſpielen; und als ein Anklang aus ferner alter Zeit ward ſie von dem ahnenſtolzen Volke mit lautem Jubel begrüßt. Man drängte ſich zu den Sitzungen, um die kühne Frau zu ſehen, ehrte ſie in ihrem Gefängniſſe. Häufiger als Andere beſuchte ſie dort die Prinzeſſin Margaretha, welche bei ihrem Ohm, dem Papſte, Nichts unverſucht ließ, um die Begnadigung der edlen Verbrecherin zu bewirken. Allein ihr widerſtrebten der Herzog und die Herzogin Savello, indem ſie lang aufgehäufte, für ſie nun werthloſe Schätze verſchwendeten, um die Bedenklichkeit der Richter zu überwältigen und Margarthens Einfluß auf den Herrſcher zu ſchwächen. Während ganz Rom ihre That bewunderte, ihr Schickſal beklagte oder es abzuwenden bemüht war, erwartete Caſſandra mit Gleichmuth den Urtheilsſpruch, den ſie nicht abzuwenden, nicht gemildert zu ſehen wünſchte, weil ihr das Leben kalt und werthlos, der Tod längſt befreundet war.

# Brigitta.

Von

**Adalbert Stifter.**

Studien von A. Stifter, Bd. 2, Peſt, Heckenaſt.

Adalbert Stifter, geb. 23. October 1806 in Oberplan bei Budweis, Sohn eines Leinewebers, in das Gymnaſium der Abtei Kremsmünſter aufgenommen und von da an die Univerſität in Wien befördert, ſtudirte Philologie und Naturwiſſenſchaft, dann einige Zeit die Rechte, widmete ſich hierauf der Landſchaftsmalerei, beſchäftigte ſich daneben als Privatlehrer und wurde Lehrer des Fürſten Richard Metternich in Pſychologie und Phyſik, 1849 Schulrath in Linz, wo er auch nach ſeiner Penſionirung bis zu ſeinem Tode ſeinen Wohnſitz behielt. Ausgebreiteter Ruhm und eine trotz der Kinderloſigkeit ſehr glückliche Ehe ſchmückten ſein Leben; aber in den letzten Jahren traf ihn ein ſchwerer Schlag durch den jähen Tod einer Nichte, die er bei ſich erzog, eines „Kindes der Wildniß“, das ſich in das Leben der Städte nicht finden konnte. Seine Schriften, bei G. Heckenaſt in Peſt erſchienen, ſind: Studien 3 Bde, Erzählungen 2 Bde., Vermiſchte Schriften 2 Bde., der Nachſommer 3 Bde, Witiko 3 Bde., Briefe 3 Bde, Bunte Steine.

Selten iſt ein Schriftſteller mit ſo warmer Hingebung empfangen worden, wie Stifter. Der Leſer war bezaubert von dem Reichthum ſeiner Bilder, von den blendenden und doch ſanften Farben ſeiner Darſtellung. Im „Condor“ (Beſchreibung einer damals noch ungewöhnlichen Art zu reiſen, nämlich im Luftballon), in den „Feldblumen“, im „Haidedorf“, „Hochwald“, legte er, wie ſchon die Titel dieſer Erzählungen andeuten, einen Weg durch das Reich der Natur zurück, umfaſſender als von der Ceder bis zum Yſop, empor in die Lüfte und Wolkengebilde und hernieder bis zum kleinſten Kleinleben, das am Boden ſprießt oder kriecht. Bald erkannte man den Landſchaftsmaler, der ſeine Studien (ſo war auch die erſte Sammlung betitelt) mit wunderbarem Blick für das Detail und liebevollem Fleiß zuſammenträgt und nun auf einmal die ganze überraſchende Fülle ſeiner Mappe ausbreitet.

Aber dieſer Bilderreichthum, unendliches, unüberſehbares Detail, Alles Licht in Licht gemalt, wurde ermüdend und erdrückend, und dem Leſer blieb dabei nicht einmal die armſelige Genugthuung, ſich über den Dichter zu erheben und ihm ſeinen Irrthum nachzuweiſen. Denn es war klar, daß dieſer keineswegs aus unwillkürlichem Irrthum ſich verzeichnend, ſondern mit Bewußtſein und Abſicht ſo verfuhr; und er hat ſich auch wiederholt hierüber ausgeſprochen. Ihm galt der auf anderem

Gebiete vollkommen richtige Grundſatz, daß bei Gott nichts groß oder klein ſei, ſondern alles gleichen Werth habe, Grashalm oder Gewitter, weil er alles mit gleicher Sorgfalt behandle. Er verſetzte ſich alſo dichtend ſo zu ſagen in das Auge Gottes, das auf die winzigſte Creatur wie in das All der Welten mit gleicher Liebe ſchaut, und verzichtete, er, der Künſtler, freiwillig, wiſſentlich auf das, was doch die Kunſt nicht entbehren kann, auf die Perſpective.

Dazu kam in den erſten Erzählungen, daß das Naturleben ganz im Vordergrunde ſtand. Es fehlte zwar nicht an Menſchen darin, aber ſie waren nur um des Naturgemäldes willen da, und man erklärte ſie deshalb mit Recht für bloße Staffage in der Landſchaft. In den folgenden Erzählungen ging der Dichter mehr auf das Menſchenleben ein, aber auch hier wieder trat das, was man ſonſt als Beiwerk mit ein paar Strichen abzufertigen pflegt, die äußerliche Erſcheinung und Umgebung, eben ſo peinlich wie meiſterhaft im Detail ausgemalt in den Vordergrund. In dieſer Detailmalerei überläßt er ſich mitunter einer faſt betäubenden Redſeligkeit, die er nach der Verſicherung ſeines Biographen auch im Leben beſeſſen haben ſoll, und einer ganz ſonderbaren Lehrhaftigkeit, die uns auch mit dem Bekannteſten nicht verſchont, ſo daß, wer nicht von ſeiner akademiſchen Bildung weiß, ihn für einen Autodidakten zu halten geneigt ſein ſollte. Indeſſen beſchränkt er ſich keineswegs auf das Aeußere: er geht, und zwar ſehr tief, in das Innere des Menſchen ein. Aber dies geſchieht nicht, um die Erzählung entwicklungsmäßig vorwärts zu bringen: vielmehr kommen ohne Verwicklung, ohne Entwicklung die Menſchen zuſammen und wieder auseinander; wir ſehen nicht wie es zugeht, wir erfahren nur, daß es geſchehen iſt, und erhalten ſtatt eines dramatiſchen Hergangs bloß die bei derartigen Anläſſen oder auch ſonſt im Leben eintretenden Stimmungen und Gemüthszuſtände, aber mit einer Beobachtungsgabe, die eben ſo wunderbar und unvergleichlich iſt wie Stifter's Naturbeobachtung, dargeſtellt. Man könnte dieſe Gebilde Seelenlandſchaften nennen; ſie ſind in ähnlicher Weiſe wie ſeine Naturmalereien ausgeführt; und nicht ganz mit Unrecht hat ein Spötter geſagt, ſeine Menſchen ſeien wandelnde Bäume.

Sollte man es glauben, daß ein Dichter, der in dieſer ſeltſamen Art zu Werke ging, dennoch eine Novelle geſchaffen habe, die ihrem Begriff entſpricht? Und doch iſt dies ſogar in hohem Grade der Fall: „Brigitta" darf eine wahre Perle unſerer Sammlung genannt werden. In echt dramatiſcher Entwicklung werden hier zwei Menſchen, deren Charaktere ſich allmählich vor uns entfalten, getrennt und wieder zuſammengeführt, und der Grund und Boden, auf welchem die Handlung vor ſich geht, iſt bei allem Reichthum der Schilderung doch künſtleriſch maßvoll als ſympathiſcher Rahmen der Begebenheiten behandelt.

Aber ſollte man es für möglich halten, daß dieſes Kunſtwerk, das vom vollſten Bewußtſein ſeines Schöpfers zeugt, nicht für alle ſeine ſpäteren Hervorbringungen maßgebend geblieben ſei? Und dennoch iſt er nachher, eben ſo bewußt, wieder in ſeine alte Art und Weiſe zurückgefallen. Dies ſcheint ein Räthſel, das ſich wohl nur dadurch erklärt, daß bei Stifter das künſtleriſche Schaffen dem denkenden Anſchauen und ethiſchen Streben, das dieſem edlen Geiſte eigen war, ſich unterordnete, ſtatt aus beiden hervorzugehen. K.

## 1.

## Steppenwanderung.

Es gibt oft Dinge und Beziehungen in dem menſchlichen Leben, die uns nicht ſogleich klar ſind und deren Grund wir nicht in Schnelligkeit hervor zu ziehen vermögen. Sie wirken dann meiſtens mit einem gewiſſen ſchönen und ſanften Reize des Geheimnißvollen auf unſere Seele. In dem Angeſichte eines Häßlichen iſt für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von ſeinem Werthe herzuleiten vermögen, während uns oft die Züge eines Andern kalt und leer ſind, von denen Alle ſagen, daß ſie die größte Schönheit beſitzen. Eben ſo fühlen wir uns manchmal zu Einem hingezogen, den wir eigentlich gar nicht kennen, es gefallen uns ſeine Bewegungen, es gefällt uns ſeine Art, wir trauern, wenn er uns verlaſſen hat, und haben eine gewiſſe Sehnſucht, ja eine Liebe zu ihm, wenn wir oft noch in ſpäteren Jahren ſeiner gedenken: während wir mit einem Andern, deſſen Werth in vielen Thaten vor uns liegt, nicht ins Reine kommen können, wenn wir auch Jahre lang mit ihm umgegangen ſind. Daß zuletzt ſittliche Gründe vorhanden ſind, die das Herz heraus fühlt, iſt kein Zweifel, allein wir können ſie nicht immer mit der Wage des Bewußtſeins und der Rechnung hervorheben und anſchauen. Die Seelenkunde hat Manches beleuchtet und erklärt, aber Vieles iſt ihr dunkel und in großer Entfernung geblieben. Wir glauben daher, daß es nicht zu viel iſt, wenn wir ſagen, es ſei für uns noch ein heiterer unermeßlicher Abgrund, in dem Gott und die Geiſter wandeln. Die Seele in Augenblicken der Entzückung überfliegt ihn oft, die Dichtkunſt in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen; aber die Wiſſenſchaft mit ihrem Hammer und Richtſcheite ſteht häufig erſt an dem Rande, und mag in vielen Fällen noch gar nicht einmal Hand angelegt haben.

Zu dieſen Bemerkungen bin ich durch eine Begebenheit veranlaßt worden, die ich einmal in ſehr jungen Jahren auf dem Gute eines alten Majors erlebte, da ich noch eine ſehr große Wanderluſt hatte, die mich bald hier bald dort ein Stück in die Welt hinein trieb, weil ich noch weiß Gott was zu erleben und zu erforſchen verhoffte.

Ich hatte den Major auf einer Reiſe kennen gelernt, und ſchon damals lud er mich wiederholt ein, ihn einmal in ſeiner Heimat zu beſuchen. Allein ich hielt dies für eine bloße Redeformel und Artigkeit, wie Reiſende wohl oft zu wechſeln pflegen, und hätte der Sache wahrſcheinlich keine weitere Folge gegeben, wenn nicht im zweiten Jahre unſerer Trennung ein Brief von ihm gekommen wäre, in welchem er ſich angelegentlich um mein Befinden erkundigte und zuletzt wieder die alte Bitte hinzu fügte, doch einmal zu ihm zu kommen und einen Sommer, ein Jahr oder fünf oder zehn Jahre bei ihm zuzubringen, wie es mir gefällig wäre; denn er ſei jetzt endlich geſonnen, auf einem einzigen winzigen Punkte dieſer Erdkugel kleben zu bleiben und kein anderes Stäubchen mehr auf ſeinen Fuß gelangen zu laſſen, als das der Heimat, in welcher er nunmehr ein Ziel gefunden habe, das er ſonſt vergeblich auf der ganzen Welt geſucht hätte.

Da es nun eben Frühling war, da ich neugierig war, ſein Ziel kennen zu lernen, da ich eben nicht wußte, wo ich hin reiſen ſollte; beſchloß ich, ſeiner Bitte nachzugeben und ſeiner Einladung zu folgen.

Er hatte ſein Gut im öſtlichen Ungarn — zwei Tage ſchlug ich mich mit Plänen herum, wie ich die Reiſe an geſchickteſten machen ſollte, am dritten Tage ſaß ich im Poſtwagen und rollte nach Oſten, während ich mich, da ich das Land nie geſehen hatte, bereits mit Bildern von Haiden und Wäldern trug — und am achten wandelte ich bereits auf einer Pußta, ſo prachtvoll und öde, als ſie nur immer Ungarn aufzuweiſen haben mag.

Anfangs war meine ganze Seele von der Größe des Bildes gefaßt: wie die endloſe Luft um mich ſchmeichelte, wie die Steppe duftete, und ein Glanz der Einſamkeit überall und allüberall hinaus webte: —

aber wie das morgen wieder ſo wurde, übermorgen wieder — immer gar nichts, als der feine Ring, in dem ſich Himmel und Erde küßten, gewöhnte ſich der Geiſt daran, das Auge begann zu erliegen und von dem Nichts ſo überſättigt zu werden, als hätte es Maſſen von Stoff auf ſich geladen — es kehrte in ſich zurück, und wie die Sonnenſtrahlen ſpielten, die Gräſer glänzten, zogen verſchiedene einſame Gedanken durch die Seele, alte Erinnerungen kamen wimmelnd über die Haide, und darunter war auch das Bild des Mannes, zu dem ich eben auf der Wanderung war — ich griff es gerne auf, und in der Oede hatte ich Zeit genug, alle Züge, die ich von ihm erfahren hatte, in meinem Gedächtniſſe zuſammen zu ſuchen und ihnen neue Friſche zu geben.

In Unteritalien, beinahe in einer eben ſo feierlichen Oede, wie die war, durch die ich heute wandelte, hatte ich ihn zum erſten Male geſehen. Er war damals in allen Geſellſchaften gefeiert und, obwohl ſchon faſt fünfzig Jahre alt, doch noch das Ziel von manchen ſchönen Augen; denn nie hat man einen Mann geſehen, deſſen Bau und Antlitz ſchöner genannt werden konnte, noch einen, der dieſes Aeußere edler zu tragen verſtand. Ich möchte ſagen, es war eine ſanfte Hoheit, die um all ſeine Bewegungen floß, ſo einfach und ſiegend, daß er mehr als einmal auch Männer bethörte. Auf Frauenherzen aber, ging die Sage, ſoll er einſt wahrhaft ſinnverwirrend gewirkt haben. Man trug ſich mit Geſchichten von Siegen und Eroberungen, die er gemacht haben ſollte, und die wunderbar genug waren. Aber ein Fehler, ſagte man, hänge ihm an, der ihn erſt recht gefährlich mache; nämlich, es ſei noch Niemanden, ſelbſt der größten Schönheit, die dieſe Erde trage, gelungen, ihn länger zu feſſeln, als es ihm eben beliebte. Mit aller Lieblichkeit, die ihm jedes Herz gewann und das der Erkornen mit ſiegreicher Wonne füllte, benahm er ſich bis zu Ende, dann nahm er Abſchied, machte eine Reiſe, und kam nicht wieder. — Aber dieſer Fehler, ſtatt ſie abzuſchrecken, gewann ihm die Weiber nur noch mehr, und manche raſche Südländerin mochte glühen, ihr Herz und ihr Glück, ſobald als nur immer möglich, an ſeine Bruſt zu werfen. Auch reizte es ſehr, daß man nicht wußte, woher er ſei und welche Stellung er unter den Menſchen einnehme. Obwohl ſie ſagten, daß die Grazien um ſeinen Mund ſpielen, ſetzten ſie doch hinzu, daß auf ſeiner Stirne eine Art Trauer wohne, die der Zeiger einer bedeutenden Vergangenheit ſei — aber das war am Ende das Lockendſte, daß Niemand dieſe Vergangenheit wußte. Er ſoll in Staatsbegebenheiten verwickelt geweſen ſein, er ſoll ſich unglücklich vermählt, er ſoll ſeinen Bruder erſchoſſen haben — und was dieſer Dinge mehr waren. Das aber wußten Alle, daß er ſich jetzt ſehr ſtark mit Wiſſenſchaften beſchäftigte.

Ich hatte ſchon ſehr viel von ihm gehört und erkannte ihn augenblicklich, als ich ihn einmal auf dem Veſuve Steine herab ſchlagen und dann zu dem neuen Krater hinzu gehen und freundlich auf das blaue Ringeln des Rauches ſchauen ſah, der noch ſparſam aus der Oeffnung und aus den Ritzen quoll. Ich ging über die gelb glänzenden Knollen zu ihm hin und redete ihn an. Er antwortete gerne und ein Wort gab das andere. Wirklich war damals eine furchtbar zerworfene dunkle Oede um uns, die um ſo ſchroffer wurde, als der unſäglich anmuthige tiefblaue Südhimmel gerade über ihr ſtand, zu dem die Rauchwölkchen traulich ſeitwärts zogen. Wir ſprachen damals lange mit einander, gingen dann aber jeder allein von dem Berge.

Später fand ſich wieder Gelegenheit, daß wir zuſammen kamen, wir beſuchten uns dann öfter, und waren endlich bis zu meiner Heimreiſe faſt unzertrennt bei einander. Ich fand, daß er an den Wirkungen, die ſein Aeußeres machen ſollte, ziemlich unſchuldig war. Aus ſeinem Innern brach oft ſo etwas Urſprüngliches und Anfangsmäßiges, gleichſam als hätte er ſich, obwohl er ſchon gegen die fünfzig Jahre ging, ſeine Seele bis jetzt aufgehoben, weil ſie das Rechte nicht hatte finden können. Dabei erkannte ich, als ich länger mit ihm umging, daß dieſe Seele das Glühendſte und Dichteriſchſte ſei, was mir bis dahin vorgekommen, daher es auch kommen mochte, daß ſie das Kindliche, Unbewußte, Einfache, Einſame, ja oft Einfältige an ſich hatte. Er war ſich dieſer Gaben nicht bewußt und ſagte in Natürlichkeit die ſchönſten Worte, die ich je aus einem Munde gehört habe, und nie in meinem Leben, ſelbſt ſpäter nicht, als ich Gelegenheit hatte, mit Dichtern und Künſtlern umzugehen, habe ich einen ſo empfindlichen Schönheitsſinn angetroffen, der durch Ungeſtalt und Rohheit bis zur Ungeduld gereizt werden konnte, als an ihm. Dieſe unbewußten Gaben mochten es auch ſein, die ihm alle Herzen des andern Geſchlechtes zufliegen machten, weil dieſes Spielen und Glänzen an Männern in vorgerückten Jahren gar ſo ſelten iſt. Eben daher mochte es auch kommen, daß er mit mir als einem ganz jungen Menſchen ſo gerne umging, ſo wie ich meinerſeits in jenen Zeiten eigentlich auch noch nicht recht dieſe Dinge zu würdigen vermochte und mir dieſelben erſt recht einleuchtend wurden, da ich älter war und daran ging, die Erzählung ſeines Lebens zuſammen zu ſtellen. Wie weit es mit ſeinem ſagenhaften Glücke bei Weibern ging, habe ich nie erfahren können, da er niemals über dieſe Dinge ſprach und ſich auch nie Gelegenheit zu Beobachtungen vorfand. Von jener Trauer, die auf ſeiner Stirne ſitzen ſollte, konnte ich ebenfalls Nichts wahrnehmen, ſo wie ich auch von ſeinen früheren Schickſalen damals Nichts erfuhr, als daß er einſt beſtändige Reiſen gemacht habe, jetzt aber ſchon Jahre lang in Neapel ſei und Lava und Alterthümer ſammle. Daß er in Ungarn Beſitzungen habe, erzählte er mir ſelber und lud mich, wie ich oben ſagte, wiederholt dahin ein.

Wir lebten ziemlich lange neben einander und trennten uns zuletzt, da ich fort ging, nicht ohne Theilnahme. Aber mancherlei Geſtalten von Ländern und Menſchen drangen nachher noch durch mein Gedächtniß, ſo daß es mir endlich nicht im Traume beigekommen wäre, daß ich einmal auf einer ungariſchen Haide zu dieſem Manne unterwegs ſein würde, wie ich es nun wirklich war. Ich malte mir ſein Bild in Gedanken immer mehr aus und ſenkte mich ſo hinein, daß ich oft Mühe hatte, nicht zu glauben, ich ſei in Italien; denn ſo heiß, ſo ſchweigſam war es auf der Ebene, auf der ich wandelte, wie dort, und die blaue Dunſtſchichte der Ferne ſpiegelte ſich mir zum Trugbilde der pontiniſchen Sümpfe.

Ich ging aber doch nicht in gerader Richtung auf das mir in dem Briefe bezeichnete Gut des Majors los, ſondern ich machte mehrere Kreuz- und Querzüge, um mir das Land zu beſehen. So wie mir das Bild desſelben früher immer meines Freundes wegen mit Italien zuſammen gefloſſen war, ſo webte es ſich nun immer mehr und immer eigenthümlicher als Selbſtſtändiges und Ganzes heraus. Ich war über hundert Bächlein, Bäche und Flüſſe gegangen, ich hatte oft bei Hirten und ihren zottigen Hunden geſchlafen, ich hatte aus jenen einſamen Haidebrunnen getrunken, die mit dem furchtbar hohen Stangenwinkel zum Himmel ſehen, und ich hatte unter manchem tief herabgehenden Rohrdache gegeſſen, — dort lehnte der Sackpfeifer, dort flog der ſchnelle Fuhrmann über die Haide, dort glänzte der weiße Mantel des Roßhirten — — oft dachte ich mir, wie denn mein Freund in dieſem Lande ausſehen werde; denn ich hatte ihn nur in Geſellſchaft geſehen und in dem Getriebe, wo ſich alle Menſchen wie die Bachkieſel gleichen. Dort war er im Aeußern der glatte feine Mann geweſen — hier aber war Alles anders, und oft, wenn ich ganze Tage Nichts ſah, als das ferne röthlich blaue Dämmern der Steppe und die tauſend kleinen weißen Punkte darinnen, die Rinder des Landes, wenn zu meinen Füßen die tiefſchwarze Erde war, und ſo viel Wildheit, ſo viel Ueppigkeit, trotz der uralten Geſchichte ſo viel Anfang und Urſprünglichkeit, dachte ich, wie wird er ſich denn hier benehmen. Ich ging in dem Lande herum, ich lebte mich immer mehr in ſeine Art und Weiſe und in ſeine Eigenthümlichkeiten hinein und es war mir, als hörte ich den Hammer ſchallen, womit die Zukunft dieſes Volkes geſchmiedet wird. Jedes in dem Lande zeigt auf kommende Zeiten, alles Vergehende iſt müde, alles Werdende feurig, darum ſah ich recht gerne ſeine endloſen Dörfer, ſah ſeine Weinhügel aufſtreben, ſah ſeine Sümpfe und Röhrichte und weit draußen ſeine ſanft blauen Berge ziehen.

Nach monatlangem Herumwandern glaubte ich endlich eines Tages, ich müſſe mich nun in ſehr großer Nähe bei dem Gute meines Freundes befinden, und des vielen Schauens doch etwas müde, beſchloß ich dem Pilgern ein Ziel zu ſetzen und gerade auf die Beſitzung meines künftigen Beherbergers zuzulenken. Ich war den ganzen Nachmittag durch ein heißes Steinfeld gegangen; links ſtiegen fernblaue Berghäupter am Himmel auf — ich hielt ſie für die Karpathen — rechts ſtand zerriſſenes

Land mit jener eigenthümlich röthlichen Färbung, wie ſie ſo oft der Hauch der Steppe gibt: beide aber vereinigten ſich nicht, und zwiſchen beiden ging das endloſe Bild der Ebenen fort. Endlich, wie ich eben aus einer Mulde, in der das Bette eines ausgetrockneten Baches lief, empor ſtieg, ſprang rechts ein Kaſtanienwald und ein weißes Haus herüber — eine Sandwehe hatte mir Beides bisher gedeckt. — Drei Meilen, drei Meilen — ſo hatte ich faſt den ganzen Nachmittag gehört, wenn ich nach Uwar fragte — ſo hieß das Schloß des Majors — drei Meilen: aber da ich die ungariſchen Meilen aus Erfahrung kannte, ſo war ich gewiß ihrer fünfe gegangen und wünſchte daher ſehnlich, das Haus möchte Uwar heißen. In nicht großer Ferne ſtiegen Felder gegen einen Erddamm empor, auf denen ich Menſchen ſah. Dieſe wollte ich fragen und durchſchritt zu dem Zwecke einen Flügel des Kaſtanienwaldes. Hier ſah ich nun, was ich, durch die vielen Geſichtstäuſchungen dieſes Landes belehrt, ſogleich geahnet hatte, nämlich daß das Haus nicht an dem Walde liege, ſondern erſt hinter einer Ebene, die von den Kaſtanien weg lief, und daß es ein ſehr großes Gebäude ſein müſſe. Ueber die Ebene aber ſah ich eine Geſtalt herüber ſprengen, gerade auf jene Felder zu, auf denen die Leute arbeiteten. Auch ſammelten ſich alle Arbeiter um die Geſtalt, da ſie bei ihnen angekommen war, wie um einen Herrn — aber meinem Major ſah das Weſen ganz und gar nicht ähnlich. Ich ging langſam gegen die Erdlehne empor, die auch weiter entfernt war, als ich dachte, und kam eben an, als bereits die ganze Glut der Abendröthe um die dunkeln wogenden Maisfelder und die Gruppen bärtiger Knechte und um den Reiter loderte. Dieſer aber war nichts anderes als ein Weib, etwa vierzig Jahre alt, welches ſonderbar genug die weiten landesmäßigen Beinkleider an hatte und auch wie ein Mann zu Pferde ſaß. Da die Knechte ſchon auseinander gingen und ſie faſt allein auf dem Flecke war, richtete ich mein Anliegen an ſie. Meinen Wanderſtab unter das Ränzlein ſtützend, zu ihr empor ſchauend und mir gleichſam die Strahlen der Abendröthe, die ſchief herein kamen, aus dem Geſichte ſtreichend, ſagte ich deutſch zu ihr: Guten Abend, Mutter.

Guten Abend, antwortete ſie in derſelben Sprache.

Gewährt mir eine Bitte und ſagt: heißt jenes Gebäude Uwar?

Jenes Gebäude heißt nicht Uwar. Seid Ihr nach Uwar beſtellt?

Allerdings. Ich habe dort meinen Reiſefreund, den Major, zu beſuchen, der mich dahin eingeladen hat.

So geht nur ein wenig neben meinem Roſſe her.

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ihr Pferd in Schritt und ritt langſam, damit ich ihr folgen konnte, zwiſchen den hohen grünen Maisbüſcheln den Abhang hinan. Ich ging hinter ihr her und hatte Gelegenheit, meine Blicke auf die Umgebung richten zu können — und in der That, ich bekam immer mehr Urſache, mich zu verwundern. Wie wir höher kamen, öffnete ſich zuſehends das Thal hinter uns, ein ganzer ungeheurer Gartenwald lief von dem Schloſſe in die Berge hinein, die hinter ihm begannen, Alleen ſtreckten ſich gegen die Felder, ein Wirthſchaftsſtück nach dem andern legte ſich bloß und ſchien in trefflichem Stande. Ich habe nie dieſes lange, fette, friſche Blatt des Maiſes geſehen, und nicht ein Gräschen war zwiſchen ſeinen Stängeln. Der Weinberg, an deſſen Rande wir eben ankamen, erinnerte mich an die des Rheins, nur habe ich am Rheine nicht dieſes derbe Trotzen und Strotzen von Blatt und Reben geſehen, wie hier. Die Ebene zwiſchen den Kaſtanien und dem Schloſſe war eine Wieſe, ſo rein und ſanft, als wäre Sammt gebreitet; ſie war mit eingehegten Wegen durchſchnitten, in denen die weißen Rinder des Landes wandelten, aber glatt und ſchlank, wie Hirſche. Das Ganze hob ſich wunderbar von dem Steinfelde ab, das ich heute durchwandelt hatte und das jetzt in der Abendluft draußen lag und in den röthlich ſpinnenden Strahlen heiß und trocken herein ſah zu dieſer kühlen grünen Friſche.

Indeſſen waren wir zu einem jener weißen Häuschen gelangt, wie ich mehrere im Grün der Rebengelände zerſtreut wahrgenommen hatte, und das Weib ſagte zu einem jungen Manne, der trotz des heißen Juniabends in ſeinem zottigen Pelze ſtack und vor der Thür des Häuschens allerlei hantirte: Miloſch, der Herr will heute noch nach Uwar, wenn du etwa die zwei Weidebraunen nähmeſt, ihm einen gäbeſt und ihn bis zum Galgen geleiteteſt.

Ja, erwiderte der Burſche und ſtand auf.

Jetzt geht nur mit ihm, er wird Euch ſchon richtig führen, ſagte das Weib und wendete ihr Pferd, um des Weges zurück zu reiten, den ſie mit mir gekommen war.

Ich hielt ſie für eine Art Schaffnerin und wollte ihr ein namhaftes Geldſtück für den Dienſt geben, den ſie mir ſo eben geleiſtet hatte. Sie aber lachte nur und zeigte hiebei eine Reihe ſehr ſchöner Zähne. Durch den Weinberg ritt ſie langſam hinab, dann hörten wir aber bald darauf die ſchnellen Hufſchläge ihres Pferdes, wie ſie über die Ebene flog.

Ich ſteckte mein Geld wieder ein und wendete mich zu Miloſch. Dieſer hatte einſtweilen zu ſeinem Pelze einen breiten Hut aufgeſetzt und führte mich um eine Strecke in den Weinpflanzungen fort, bis wir in eine Thalkrümme ſtiegen und auf Wirthſchaftsgebäude ſtießen, aus denen er zwei jener kleinen Roſſe zog, wie man ſie auf den Haiden dieſes Landes antrifft. Meines ſattelte er, ſeines beſtieg er, wie es war, und ſofort ritten wir in die Abenddämmerung hinein dem dunkeln Oſthimmel entgegen. Es mochte ein ſonderbarer Anblick geweſen ſein: der deutſche Wandersmann ſammt Ränzlein, Knotenſtock und Kappe zu Pferde ſitzend, neben ihm der ſchlanke Ungar mit rundem Hute, Schnurrbart, Zottelpelz und flatternden weißen Beinkleidern — beide in Nacht und Wüſte reitend. In der That war es eine Wüſte, in die wir jenſeits der Weinberge geriethen, und die Anſiedlung war wie eine Fabel darinnen. Eigentlich war die Wüſte wieder mein altes Steinfeld, und zwar ſich ſelber ſo gleich geblieben, daß ich wähnte, wir ritten denſelben Weg zurück, den ich gekommen war, wenn mich nicht das ſchmutzige Roth, das noch hinter meinem Rücken am Himmel glühte, belehrt hätte, daß wir wirklich gegen Morgen ritten.

Wie weit iſt noch nach Uwar? fragte ich.

Es ſind noch anderthalb Meilen, antwortete Miloſch.

Ich fügte mich in die Antwort und ritt hinter ihm her, ſo gut ich konnte. Wir ritten an denſelben unzähligen grauen Steinen vorbei, wie ich ſie heute den ganzen Tag zu Tauſenden gezählt hatte. Sie glitten mit falſchem Lichte auf dem dunklen Boden hinter mich, und weil wir eigentlich auf trocknem, ſehr feſtem Moore ritten, hörte ich keinen Hufſchlag unſerer Pferde, außer wenn zufällig das Eiſen auf einen der Steine ſchlug, die ſonſt dieſe Thiere, an derlei Wege gewöhnt, ſehr gut zu vermeiden wiſſen. Der Boden war immer eben, nur daß wir wieder zwei oder drei Mulden hinab und hinan geſtiegen waren, in deren jeder ein ſtarrer Strom von Kieſelgerölle lag.

Wem gehört denn das Anweſen, das wir verlaſſen haben? fragte ich meinen Begleiter.

Maroshely, antwortete er.

Ich wußte nicht, weil er die Worte ſchnell vor mir reitend geſprochen hatte, ob dies der Name des

Beſitzers ſei, oder ob ich überhaupt recht verſtanden habe; denn die Bewegung erſchwerte das Sprechen und Hören.

Endlich ging ein blutrothes Stück Mond auf, und in ſeinem ſchwachen Lichte ſtand auch ſchon das ſchlanke Gerüſte auf der Haide, das ich für das Ziel meiner Begleitung hielt.

Hier iſt der Galgen, ſagte Miloſch, dort unten, wo es glänzt, rinnt ein Bach, daneben iſt ein ſchwarzer Haufen, auf den geht zu, es iſt eine Eiche, auf der ſonſt die Uebelthäter aufgehängt worden ſind. Jetzt darf das nicht mehr ſein, weil ein Galgen iſt. Von der Eiche beginnt ein gemachter Weg, an welchem junge Bäume zu beiden Seiten ſtehen. Auf dem Wege geht etwas weniger als eine Stunde fort, dann zieht an der Glockenſtange des Gitters. Hört, wenn auch nicht zugeſperrt iſt, geht doch nicht hinein; es iſt wegen der Hunde. Zieht nur an der Glockenſtange. So, jetzt ſteigt ab und macht den Rock beſſer zu, daß Ihr nicht das Fieber bekommt.

Ich ſtieg ab, und obwohl ich mit meiner Belohnung bei der Schaffnerin nicht gut angekommen war, bot ich Miloſch doch auch wieder eine. Er nahm ſie an und ſteckte ſie in den Pelz. Dann haſchte er nach dem Zügel meines Pferdes, wandte ſich und flog eilends davon, ehe ich nur ſagen konnte, er möge dem Herrn der Pferde meinen Dank melden, daß ich ſo unbedingt auf einem in der Nacht fort reiten durfte. Offenbar hatte er von dem Orte weg getrachtet. Ich blickte hin. Es ſtanden zwei Säulen und darauf war ein Querbalken. So ragte es in das gelbe Mondlicht empor. Oben lag etwas, wie ein Kopf. In der That aber mochte es irgend eine Erhöhung ſein. Ich ging weiter, gleichſam als ob das Gras der Haide hinter mir lispelte und ſich etwas am Fuße des Galgens rührte. Von Miloſch war nicht mehr das Geringſte zu vernehmen, als ſei er gar nie dageweſen. Ich kam ſogleich zu der Todeseiche. Der Bach ſchillerte und glänzte und ringelte ſich um Binſen, wie eine todte Schlange. Daneben war der ſchwarze Bau des Baumes. Ich ging um ihn herum, und jenſeits war ein gerader weißer Weg, von dem Monde beſchienen. Der Weg war geſtampft und hatte Gräben und eine Allee junger Pappeln. Es that mir wohl, daß ich wieder meine Schritte ſchallen hörte, wie es daheim in unſerem Lande auf den Wegen der Fall iſt.

Ich ging langſam dahin. Der Mond hob ſich mehr und mehr und ſtand endlich klar an dem warmen Sommerhimmel. Die Haide lief wie eine fahle Scheibe unter ihm weg. Endlich, da eine gute Stunde vergangen ſein mochte, hoben ſich vor mir ſchwarze Klumpen, wie ein Wald oder ein Garten, und in kurzer Friſt ſtieß der Weg an ein Gitter, das in einer Mauer ſtand, die außer dem Walde hinlief und hinter ſich rieſengroße Wipfel hatte, die todesſtille in dem Silber der Nachtluft empor ſtanden. An dem Gitter war ein Glockengriff, ich zog, und es ſchellte von Innen. Gleich darauf ertönte nicht etwa ein Bellen, ſondern zwei Stöße jenes tiefen, entſchloſſenen und neugierigen Schnaufens edler Hunde — ein dumpfer Sprung — und der größte ſchönſte Hund, den ich in meinem Leben geſehen habe, ſtand von Innen an dem Gitter. Er ſtellte ſich auf die Hinterfüße, faßte mit den vorderen die eiſernen Stangen und ſah auf mich heraus, ohne nur den geringſten Laut zu geben, wie es die ernſte Art dieſer Thiere gewohnt iſt. Bald kamen murrend und jagend noch zwei kleinere und jüngere derſelben Gattung, glatte Bulldoggen, und alle ſchauten unverwandt auf mich. Nach einer Weile hörte ich auch nahende Menſchentritte, und ein Mann im zottigen Pelze kam und fragte um mein Begehren. Ich entgegnete, ob ich in Uwar ſei, und nannte meinen Namen. Er mußte Weiſung haben; denn ſofort beſchwichtigte er mit ungariſchen Worten die Hunde und öffnete dann das Gitter.

Der Herr hat Briefe von Euch und erwartet Euch ſchon lange, ſagte der Mann, als wir weiter gingen.

Ich habe ihm ja geſchrieben, daß ich mir Euer Land anſehen wolle, antwortete ich.

Und das habt Ihr lange angeſehen, ſagte er.

Freilich, antwortete ich. Iſt der Herr Major noch wach?

Er iſt gar nicht zu Hauſe, ſondern in der Sitzung. Morgen früh wird er herüber reiten. Für Euch hat er drei Zimmer richten laſſen und geſagt, daß wir Euch hinein führen ſollen, wenn Ihr in ſeiner Abweſenheit kämet.

Nun ſo führt mich hinein.

Wohl.

Dieſe Worte waren die einzigen, die wir auf dem langen Wege wechſelten, den wir meiner Meinung nach eher durch einen Urwald als durch einen Garten machten. Rieſige Tannen ſtreckten ſich gegen den Himmel, und mannsdicke Eichenäſte griffen herum. Der größere Hund ging ruhig neben uns, die andern ſchnoberten in meinen Kleidern und jagten ſich dann gelegentlich. Als wir ſo den Hain durchſchritten hatten, kamen wir zu einer baumloſen Erhöhung, auf welcher das Schloß ſtand — ſo viel ich jetzt erkennen konnte — ein großes viereckiges Gebäude. Ueber die Erhöhung führte eine breite Steintreppe empor, auf der das ſchönſte Mondlicht ſtarrte. Hinter der Treppe war ein etwas ebener Platz und dann ein großes Gitter, das ſtatt des Thores des Hauſes diente. Als wir an dem Gitter angekommen waren, ſprach mein Begleiter einige Worte zu den Hunden, worauf ſie in den Garten zurück ſchoßen. Nun ſchloß er das Gitter auf und führte mich in das Gebäude.

Auf der Treppe brannte noch Licht und beglänzte hohe ſeltſame Steinbilder mit weiten Stiefeln und ſchleppenden Gewändern. Es mochten ungariſche Könige ſein. Dann empfing uns im erſten Geſchoſſe ein langer mit Rohrmatten belegter Gang. Wir gingen ihn entlang und ſtiegen dann noch eine Treppe hoch. Hier war wieder ein ſolcher Gang, und einen der Thürflügel, die in demſelben waren, öffnend, ſagte mein Begleiter, hier ſeien meine Zimmer. Wir gingen hinein. Nachdem er in jedem mehrere Kerzen angezündet hatte, wünſchte er mir gute Nacht und ging fort. In einer Weile wurde von einem Anderen Wein, Brod und kalter Braten gebracht, worauf mir von ihm, wie von ſeinem Vorgänger, gute Nacht geboten wurde. Ich erkannte hieraus und aus der völligen Einrichtung der Zimmer, daß ich nun allein bleiben würde, und ging daher an die Thüren und ſchloß mich ab.

Hierauf aß ich und muſterte dabei meine Wohnung. Das erſte Zimmer, in welchem die Speiſen auf einen großen Tiſch geſtellt wurden, war ſehr geräumig. Die Kerzen ſtrahlten hell und beleuchteten Alles. Die Geräthe waren anders, als ſie bei uns gebräuchlich ſind. In der Mitte ſtand eine lange Tafel, an deren einem Ende ich aß. Um die Tafel waren Bänke von Eichenholz geſtellt, nicht eigentlich wohnlich ausſehend, ſondern wie zu Sitzungen beſtimmt. Sonſt war nur noch hie und da ein Stuhl zu ſehen. An den Wänden hingen Waffen aus verſchiedenen Zeiten der Geſchichte. Sie mochten meiſt der ungariſchen angehören. Es waren noch viele Bogen und Pfeile darunter. Außer den Waffen hingen auch Kleider da, ungariſche, die man aus früheren Zeiten aufgehoben hatte, und dann jene ſchlotternden ſeidenen die entweder Türken oder gar Tartaren angehört haben mochten.

Als ich mit meinem Nachtmahle fertig war, ging ich in die zwei Nebenzimmer, die auf dieſen Saal folgten. Sie waren kleiner, und wie ich gleich bei dem erſten Blicke, da ich eingeführt wurde, bemerkt hatte, wohnlicher eingerichtet, als der Saal. Er waren Stühle, Tiſche, Schränke, Waſchgeräthe, Schreibzeug und Alles da, was ein einſamer Wanderer in ſeiner Wohnung nur immer wünſchen kann. Selbſt Bücher lagen auf dem Nachttiſche, und ſie waren ſämmtlich in deutſcher Sprache. In jedem der zwei Zimmer ſtand ein Bett, aber ſtatt der Decke war auf ein jedes das weite volksthümliche Kleidungsſtück gebreitet, welches ſie Bunda heißen. Es iſt dies gewöhnlich ein Mantel aus Fellen, wobei die rauhe Seite nach Innen, die glatte weiße nach Außen gekehrt iſt. Letztere hat häufig allerlei farbiges Riemzeug und iſt mit aufgenähten farbigen Zeichnungen von Leder verziert.

Ehe ich mich ſchlafen legte, ging ich noch, wie es immer an fremden Orten meine Gewohnheit iſt, an das Fenſter, um zu ſchauen, wie es draußen ausſähe. Es war nicht viel zu ſehen. Das aber erkannte ich im Mondlichte, daß die Landſchaft nicht deutſch ſei. Wie eine andere, nur rieſengroße Bunda lag der dunkle Fleck des Waldes oder Gartens unten auf die Steppe gebreitet — draußen ſchillerte das Grau der Haide — dann waren allerlei Streifen, ich wußte nicht, waren es Gegenſtände dieſer Erde, oder Schichten von Wolken.

Nachdem ich meine Augen eine Weile über dieſe

Dinge hatte gehen laſſen, wendete ich mich wieder ab, ſchloß die Fenſter, entkleidete mich, ging zu dem nächſt beſten Bette und legte mich nieder.

Als ich das weiche Pelzwerk der Bunda über meine ermüdeten Glieder zog und als ich ſchon faſt die Augen zuthat, dachte ich noch: So bin ich nun begierig, was ich in dieſer Wohnung Freundliches oder Häßliches erleben werde.

Dann entſchlummerte ich, und Alles war todt, was ſchon in meinem Leben geweſen iſt, und was ich ſehnlichſt wünſchte, daß noch in dasſelbe eintreten möchte.

## 2.

## Steppenhaus.

Wie lange ich geſchlafen habe, weiß ich nicht, aber daß es nicht feſt und gut war, das wußte ich. Es mußte die allzu große Müdigkeit daran Schuld ſein. Die ganze Nacht ging ich auf dem Beſuve herum und ſah den Major bald in einem Pilgeranzuge in Pompeji ſitzen, bald im Fracke zwiſchen den Schlacken ſtehen und Steine ſuchen. In meinen Morgentraum tönte Pferdegewieher und Hundegebell, dann ſchlief ich einige Zeit feſt, und als ich erwachte, war heller Tag in dem Zimmer, und ich ſah hinaus in den Saal, in dem die Waffen und Kleider von der Sonne beſchienen hingen.

Unten erbrauſ'te der dunkle Park von dem Lärmen der Vögel, und als ich aufgeſtanden und an eines der Fenſter getreten war, funkelte die Haide draußen in einem Netze von Sonnenſtrahlen. Da ich noch kaum angekleidet war, klopfte es an meine Thür, ich öffnete, und es trat mein Reiſefreund herein. Ich war immer die Tage her begierig geweſen, wie er ausſehen möge, und er ſah nicht anders aus als er eben ausſehen konnte, nämlich ſo zu der ganzen Umgebung ſtimmend, daß es ſchien, ich hätte ihn immer ſo geſehen. Auf der Oberlippe hatte er den gebräuchlichen Bart, der die Augen noch funkelnder machte, das Haupt deckte ein breiter runder Hut und von den Lenden fiel das weite weiße Beinkleid hinab. Es war ganz natürlich, daß er ſo ſein mußte, ich konnte plötzlich nicht mehr denken, wie ihm der Frack ſtehe, ſeine Tracht ſchien mir reizend, daß mir mein deutſcher Flaus, der beſtaubt und herabgeſchunden auf einer Bank unter dem verſchoſſenen Seidenkleide eines Tartaren lag, faſt erbärmlich vorkam. Sein Rock war kürzer, als ſie gewöhnlich in Deutſchland ſind, ſtand aber ſehr gut zu dem Ganzen. Mein Freund ſchien zwar gealtert; denn ſeine Haare miſchten ſich mit Grau und ſein Antlitz war voll von jenen feinen und kurzen Linien, die bei wohlgebildeten Menſchen, die ſich lange erhalten, doch endlich die wachſende Zahl der Jahre anzeigen; aber er erſchien mir ſo angenehm und einnehmend, wie immer.

Er grüßte mich ſehr freundlich, ſehr herzlich, ja faſt innig — und als wir eine halbe Stunde geplaudert hatten, waren wir ſchon wieder ſo bekannt, wie zuvor. Es ſchien, als hätten wir uns ſeit unſerer italieniſchen Reiſe gar nicht getrennt. Da ich mich ankleidete und dazu bemerkte, daß ein Koffer mit meinen anderen Sachen ankommen werde, ſchlug er vor, ich möchte bis dahin, oder, wenn ich wollte, in der Zeit meines ganzen Hierſeins ungariſche Kleider anziehen. Ich ging in die Sache ein, und die nöthigen Beſtandſtücke waren bald herbeigeſchafft, wobei er bemerkte, daß er in den nächſten Tagen ſchon für Abwechslung ſorgen werde. Wie wir nun ſo in den Hof hinunter kamen zu den mit uns gleich gekleideten Knechten, und wie dieſe aus den finſtern Schnurrbärten und den buſchigen Augenbrauen ſo beifällig auf uns blickten und uns die Pferde zu einem Morgenritte zuführten, war etwas ſo Edles und Beruhigendes in dem Schauſpiele, daß ich mich innerlichſt recht davon erquickt fühlte.

Wir ritten von der großen ſanften Dogge begleitet in den Beſitzungen des Majors herum. Er zeigte mir Alles, und gab gelegentlich Befehle und Lobſprüche. Der Park, durch den wir zuerſt ritten, war eine freundliche Wildniß, ſehr gut gehegt, rein gehalten und von Wegen durchſchnitten. Als wir hinaus auf die Felder kamen, wogten ſie im dunkelſten Grün. Nur in England habe ich ein Gleiches geſehen; aber dort, ſchien es mir, war es zarter und weichlicher, während dieſes hier kräftiger und ſonnedurchdrungener erſchien. Wir ritten hinter dem

Parke ſachte bergan und an dem Kamme dieſer ſanften Höhe, die gegen die Haide ging, zogen ſich die Weinpflanzungen dahin. Ueberall war ein dunkles breites Blatt, die Pflanzungen nahmen einen großen Strich ein, an allen Stellen waren Pfirſichbäume eingeſtreut, und von den gehörigen Orten blickten, wie in Maroshely, die weißen leuchtenden Punkte der Wächterhäuschen herüber. Auf die Haide gekommen ſahen wir ſeine Rinder, eine große, zerſtreute, faſt unüberſehbare Heerde. Eine Stunde Reitens führte uns dann zu den Geſtüten und Schäfereien. Da wir über die Haide kamen, zeigte er auf einen ſchmalen ſchwarzen Streifen, der ſehr weit im Weſten das hingehende Grau der Steppe ſchnitt, und ſagte: Das ſind die Weinberge von Maroshely, von wo Ihr geſtern die Pferde hattet.

Den Rückweg nahmen wir auf einer andern Seite, und hier zeigte er mir ſeine Gärten, ſeine Obſtanlagen und ſeine Glashäuſer. Ehe wir dazu kamen, ritten wir an einem ſehr unanſehnlichen Landſtriche vorbei, auf dem bedeutend viele Menſchen beſchäftigt waren. Auf meine Frage ſagte er, dies ſeien Bettler, Herumſtreicher, ſelbſt Geſindel, die er durch pünktliche Bezahlung gewonnen habe, daß ſie ihm arbeiten. Sie trocknen eben einen ſumpfigen Strich und legen eine Straße an.

Zu Mittage, da wir nach Hauſe gekommen waren, aßen wir mit allen Knechten und Mägden in einer Art Vorhalle oder vielmehr unter einem ungeheuren Vordache, an dem ein rieſiger Nußbaum ſtand. An dem hölzernen Brunnengerüſte muſicirten eben durchziehende Zigeuner. — Es war zu Tiſche auch ein Fremder gekommen, ein Jüngling in früheſten Jahren. Er fiel mir durch ſeine außerordentliche Schönheit auf. Er hatte Briefe aus der Nachbarſchaft gebracht und war nach dem Eſſen wieder fortgeritten. Von dem Major war er ſehr achtungsvoll, faſt zärtlich behandelt worden.

Den heißen Nachmittag verbrachten wir in den kühlen Zimmern. Abends zeigte mir mein Gaſtfreund das Abendroth der Haide. Wir ritten eigens zu dem Zwecke hinaus, nachdem er mir gerathen hatte, ſo wie er gegen die Fieberluſt der Ebene einen Pelz umzuthun, wenn ihn auch die noch warme Luſt entbehrlich zu machen ſcheine. Wir warteten, da wir hinaus gekommen waren, an dem von ihm angegebenen Punkte, bis die Sonne untergegangen war. Und in der That, es war ein prachtvoller Anblick, der nun folgte: auf der ganzen ſchwarzen Scheibe der Haide war die Rieſenglocke des brennend gelben, flammenden Himmels geſtellt, ſo ſehr in die Augen wogend und ſie beherrſchend, daß jedes Ding der Erde ſchwarz und fremd wird. Ein Grashalm der Haide ſteht wie ein Balken gegen die Glut, ein gelegentlich vorübergehendes Thier zeichnet ein ſchwarzes Ungeheuer auf den Goldgrund, und arme Wachholder- und Schlehenbüſche malen ferne Dome und Paläſte. Im Oſten fängt dann nach wenigen Augenblicken das feuchte kalte Blau der Nacht herauf zu ſteigen an und ſchneidet mit trübem und undurchſichtigem Dunſte den eigentlichen Glanz der Kuppel des Himmels.

Die Erſcheinung dauert, vorzüglich in den Junitagen, wo die Sonne hoch ſteht, ſehr lange. Als wir ſchon zu Hauſe waren, als wir ſchon das Abendmahl eingenommen und einige Zeit mit einander verplaudert hatten, als ich dann in meinem Schlafzimmer war, an dem Fenſter ſtand, und bereits faſt die Mitternacht heran kam, ſtand noch ein trüb gelbes Stückchen Licht im Weſten, während ſchon im blauen Oſten die rothe Scheibe des Halbmondes glühte.

Ich nahm mir an dieſem Abende vor, morgen oder übermorgen, oder wenn ſich immer in den nächſtfolgenden Tagen eine Gelegenheit ergäbe, den Major um das Ziel zu fragen, von dem er mir geſchrieben hatte, daß er es endlich gefunden habe und daß es ihn auf immerwährende Zeiten an die Heimat binde.

Des andern Morgens weckte er mich vor Sonnenaufgang und fragte, ob ich den Tag für mich zubringen oder ob ich ihn mit ihm theilen wolle. Beides ſtehe mir auch in der Zukunft frei. Wenn ich an den Geſchäften und Beſtrebungen des Hauſes Theil nehmen wollte, ſo dürfe ich nur an dem Tage, an dem ich Solches im Sinne habe, beim Klange der Hofglocke, die jeden Morgen geläutet werde, aufſtehen und mich zu dem gemeinſchaftlichen Frühmahle einfinden. Hätte ich aber an einem Tage abgeſonderte Pläne, ſo ſeien ſchon ſeine Leute, falls er ſelber nicht da wäre, angewieſen, mir mit Pferden, mit Begleitung oder mit anderm Nöthigen an der Hand zu ſein. Lieb wäre es ihm, wenn ich ihn von ſolchen Dingen, vorzüglich wenn ſie weitere Entfernungen von Hauſe beträfen, immer vorher in Kenntniß ſetzte, damit er mich vor Umwegen, Schwierigkeiten und vielleicht auch vor kleinen Gefahren, die eintreten könnten, bewahre. Ich war ihm für ſeine Bereitwilligkeit dankbar und erklärte, daß ich heute und morgen und überhaupt ſo lange, bis es mir anders einfiele, ſeine Zeit theilen wolle.

Ich ſtand daher auf, kleidete mich an und begab mich unter das Vordach zum Frühmahle. Die Leute waren ſchon faſt fertig und trennten ſich, um zu ihren verſchiedenen Arbeiten zu gehen. Der Major hatte meiner geharrt und wartete, bis ich mit der Einnahme meines Frühſtückes fertig war. Dann wurden die geſattelten Pferde vorgeführt. Ich fragte nicht, was er thun werde, ſondern folgte ihm, wohin er ritt.

Wir ritten heute nicht mehr ſo im Allgemeinen herum, daß er mir überhaupt ſeine Beſitzungen und Beſchäftigungen zeige, ſondern er ſagte, er wolle das, was der heutige Tag von ihm fordere, thun, und ich möge ihm zuſehen, falls es mir nicht lange Weile mache.

Wir kamen zu gedehntem Wieſenlande, auf dem Heu gemacht wurde. Der ſchöne ungariſche Braune, den der Major ritt, trug ihn tanzend auf dem ſchönen, weichen, geſchorenen Raſengrün hin. Er ſtieg ab, während ein Knecht das Pferd hielt, und beſah an verſchiedenen Schobern das Heu. Es wurde von dem Knechte bemerkt, daß es auf den Nachmittag zum Einführen beſtimmt ſei. Der Major ordnete, ſo lange die Wieſe geſchoren ſei, das Schlagen mehrerer Gräben an, damit überflüſſiges Waſſer abgehe, und an andern Stellen, damit es geſammelt werde. Von der Wieſe ſchlug er den Weg zu den Gewächshäuſern ein, die nicht, wie es ſonſt gewöhnlich iſt, in der Nähe des Wohnhauſes waren, ſondern auf einem geeigneten Platze, wo ein ſanfter Erdhang ſeine Dachung gegen Aufgang und Mittag zeigte. Es war an dieſen Häuſern ein kleiner reiner Stall angebracht, wohin der Major und ſeine Begleitung, wenn zufällig eine da war, ihre Pferde thun konnten; denn es war nicht ſelten der Fall, daß er ſich hier lange aufhalten mußte, und wenn Beſuch da war, der die Gewächsanlagen beſehen wollte, geſchah es wohl auch, daß mehrere Stunden darüber hin gingen. Wir thaten unſere Pferde geſattelt in den Stall, und er ging zuerſt daran, mehrere Gewächsſtücke und Pflanzen, die auf Begehren zu Verſendungen geordnet wurden, zu beſichtigen; dann ging er in die Gärtnerſtube, wo Schreibereien lagen, und brachte ziemlich lange Zeit an dem Tiſche bei denſelben zu. Ich ſah indeſſen die Dinge um mich an, von denen ich aber gerade ſo viel und ſo wenig verſtand, als ein unaufhörlich Reiſender, welcher unzählige Gewächshäuſer beſah, verſtehen kann. Als ich aber ſpäter in ſeinem Bücherzimmer die Werke und Abbildungen über dieſen Zweig ein wenig durchging, erkannte ich, wie wenig ich eigentlich von dem Kerne dieſer Sache wußte.

Wenn man von dieſen reizenden Dingen, ſagte der Major zu einer andern Zeit einmal, die ſo gerne vom Hundertſten ins Tauſendſte führen, wirklich Früchte haben ſoll, ſo muß man ſie vom Grunde aus betreiben und die Andern, die darin arbeiten, bedeutend zu übertreffen ſuchen.

Von der Gärtnerſtube heraus kommend ſah er eine Weile mehreren Weibern zu, die mit Abſtauben und Reinigen der grünen Camellienblätter beſchäftigt waren. Dieſe Pflanze war damals noch ſelten und theuer. Er unterſuchte auch die gereinigten und machte ſeine Bemerkungen. Von da kamen wir an den vielen reinen weißen Sandbeeten der Glashäuſer vorüber, in denen die ganz jungen Pflänzchen ſtanden, dann an all den Blumen und Gewächſen, deren Zucht er ſich zur Aufgabe gemacht hatte. An dem entgegengeſetzten Ausgange der Anlagen warteten unſere Pferde, die ein Gärtnerburſche indeſſen hinten herum geführt hatte. Hier waren die Stellen zur Bereitung und Miſchung der Erden, die von Eſeln in Körben aus verſchiedenen Gegenden und oft von weit entfernten Nadelwaldungen das ganze Jahr hindurch herbeigebracht werden. Selbſt zum Brennen der Erde waren beſtimmte Orte, und in der Nähe war das Eichenholz aufgeſchichtet, das im Winter zur Erwärmung dient.

Da, wie ich ſchon geſtern bemerkt hatte, von den

Gewächsanlagen nicht weit auf die Haide war, ſo ritten wir nun auf dieſelbe hinaus. Der gute Lauf unſerer ſchlanken Pferde trug uns bald ſo weit auf die einförmige morgenduftige Ebene hinaus, daß wir das Schloß und den Park nur mehr als einen dunklen Fleck in der Ferne liegen ſahen. Hier ſtießen wir zu ſeinen Hirten. Einige Stangen, ſo mager, daß von ihnen als Schutzwerken gar keine Rede ſein kann, bildeten eine Hütte oder vielleicht gar nur ein Zeichen, welches in der Steppe leicht geſehen und gefunden werden kann. Unter dieſen Stangen brannte oder glimmte vielmehr ein Feuer, das von den zähen Aeſten oder den Wurzeln der Wachholder- und Schlehen- und anderer Krüppelſträuche unterhalten wurde. Hier bereiteten die Hirten, die um eilf Uhr ſchon Mittag hielten, ihr Mahl. Braune Geſtalten, deren Pelze auf der Erde umher lagen, ſtanden in ſchmutzig weißen Beinkleidern und Hembärmeln um den Major herum und antworteten auf ſeine Fragen. Andere, da ſie ſeine Ankunft auf der weithin gedehnten Fläche wahrgenommen hatten, jagten auf kleinen unſcheinbaren Roſſen herbei, die weder Sattel noch Decke und ſtatt Zügel und Halfter oft nur einen Strick hatten. Sie ſtiegen ab, hielten ihre Thiere an der Hand und umringten den Major, der ebenfalls abgeſtiegen war und ſein Pferd zu halten gab. Sie ſprachen nicht bloß von ihrer Beſchäftigung mit ihm, ſondern auch von andern Dingen, und er kannte ſie faſt alle mit Namen. Er war ſo leutſelig mit ihnen, als wäre er einer aus ihrer Mitte, und dies, wie ich glaubte, erweckte eine Art Begeiſterung unter den Menſchen. Wie bei uns in den Bergen, ſo waren auch hier die Thiere den ganzen Sommer über im Freien. Es waren jene weißen langgehörnten Rinder, welche in dem Lande vorkommen und ſich von den Kräutern der Steppe nähren, die eine Würze und einen Blumengeruch haben, die wir Alpenländler ihnen kaum zutrauen ſollten. Bei dieſen Thieren bleiben die Menſchen, die ihnen zugegeben ſind, ebenfalls im Freien und haben oft gar Nichts über ſich als den Himmel und die Sterne der Haide, oft nur, wie wir eben geſehen hatten, einige Stangen oder eine gegrabene Hütte von Erde. Sie ſtanden vor dem Major, dem Grundherrn, wie ſie ihn hier hießen, und hörten ſeinen Anordnungen zu. Als er wieder aufſtieg, hielt ihm einer, der blitzende Augen aus dem Schwarz ſeines Geſichtes und ſeiner Brauen heraus zeigte, das Pferd, während ſich ein anderer mit langen Haaren und dichtem Schnurrbarte bückte und ihm die Steigbügel hielt.

Lebt wohl, Kinder, ſagte er beim Fortreiten, ich werde euch bald wieder beſuchen, und wenn die Nachbarn herüber kommen, werden wir einen Nachmittag auf der Haide liegen und bei euch eſſen.

Er hatte dieſe Worte auf ungariſch geſagt und ſie mir auf meine Bitte verdeutſcht.

Im Fortreiten ſagte er zu mir: Wenn es Euch ergötzt, dieſe Haidewirthſchaft einmal im Einzelnen genau anzuſchauen, und Ihr etwa einmal allein heraus kommen wolltet, um mit dieſen Leuten gleichſam zu leben, müßt Ihr auf die Hunde achten, die ſie haben. Sie ſind nicht immer ſo zahm und geduldig, wie Ihr ſie heute geſehen habt, ſondern ſie würden Euch ſtrenge mit fahren. Ihr müßt es mir vorher ſagen, daß ich Euch hin geleite, oder wenn ich nicht kann, daß ich Euch einen bekannten Hirten mit gebe, der Euch führe und den die Hunde lieben.

Ich hatte in der That, da wir bei dem Hirtenfeuer waren, die ungemein großen, ſchlanken, zottigen Hunde bewundert, derlei ich auf meiner ganzen Wanderung nicht angetroffen habe, und die ſo ſittſam neben und unter uns am Feuer herum ſaßen, als verſtünden ſie etwas von der Verhandlung und nähmen daran Theil.

Wir wendeten uns, da wir fort ritten, dem Schloſſe wieder zu, da bereits die Zeit zum Mittageſſen heran rückte. Als wir, ſo wie geſtern, in der Nähe der Strecke vorüber kamen, auf der die Leute arbeiteten, um den Sumpf zu trocknen und die Grundriſſe einer Straße zu ziehen, ſagte er, indem er auf ein Weizenfeld zeigte, an dem wir ziemlich nahe vorbei ritten und auf welchem die Frucht außerordentlich ſchön ſtand: Dieſe guten Schollen, wenn ſie ihre Schuldigkeit thun, müſſen uns das Geld herbeiſchaffen, daß wir auch an anderen Stellen Etwas verrichten können. Die Leute arbeiten da drüben in der Oede das ganze Jahr. Sie haben ihren Taglohn und kochen gleich neben ihren Geſchäften im Freien. Zum Schlafen gehen ſie in jene hölzernen

Hütten, die Ihr ſeht. Im Winter, wenn ſich Eis bildet, gehen wir den tiefern Stellen zu, denen wir jetzt wegen zu großer Weiche des Bodens nicht ankönnen, und füllen Gerölle der Haide und Steine, die wir von den Weinpflanzungen nehmen, hinein.

Wirklich erblickte ich, da ich auf die eigenthümliche Anlage hinüber ſchaute, die hölzernen Hütten, von denen er geſprochen hatte, und ſah an verſchiedenen Stellen des Haiderückens ſchwachen Rauch aufgehen, der die kunſtloſen Herde anzeigen mochte, auf denen die Leute ihr Mittageſſen kochten.

Als wir in den Park einritten, umſprungen von den großen und kleinen Doggen, läutete in dem Herrenhauſe eben die Glocke, die uns und die andern Leute zum Mahle rief.

Ich fragte an dem Abende dieſes Tages meinen Reiſefreund nicht um ſein Ziel, wie ich mir Tags vorher beim Schlafengehen ſo feſt vorgenommen hatte.

Der Nachmittag verging wie gewöhnlich zu Hauſe, nur daß der Major gegen fünf Uhr auf dem gebahnten Wege mit der Pappelallee, auf dem ich in der Nacht gekommen war, ich weiß nicht wohin fuhr, während ich die Bücher muſterte, die er mir in immer größerer Anzahl aus ſeinem Bücherzimmer auf meine Stube bringen ließ.

Des folgenden Tages hatte der Major viel zu ſchreiben, und ich brachte ſchier den ganzen Tag damit zu, ſeine Pferde, die er zu Hauſe hatte, zu beſehen und mit ſeinen Leuten Bekanntſchaft zu machen.

An dem Tage, der nachher folgte, war ich mit ihm in der Schäferei, die zwei Stunden Reitens entfernt iſt, und in welcher wir den ganzen Tag zubrachten. Er hat einige Leute dort, die bedeutende Bildung verrathen und mit ihm in das Weſen der Sache, die ſie lieben, einzugehen ſcheinen. Hier ſah ich auch, daß alle Zweige ſeiner Thätigkeit ihre eigene Geldverwaltung haben, indem er den Schäfereien eine Summe vorſtreckte, die aus einem andern Bereiche genommen war. Die Sache wurde ſehr genau und richtig in die Papiere aufgenommen und verbrieft. Die Anlagen ſind ſehr weitſchichtig und die Zuchten nach ihrem Bedürfniſſe geordnet.

Ein anderes Mal ſah ich die Geſtüte, und wir waren auf der Weide, auf welcher ſeine Füllen und die jüngeren Pferde gewöhnlichen Schlages unter Hirten ſtehen, wie anderswo die Rinder.

Auf dieſe Weiſe lernte ich nach und nach den ganzen Kreis ſeiner Thätigkeit kennen, welcher wahrhaftig nicht geringfügig war. Ich wunderte mich, daß er dieſen Sachen eine ſolche Aufmerkſamkeit und Umſicht zuwendete, da ich ihn doch früher mehr als träumend und in Wiſſenſchaften herum dichtend und forſchend gekannt hatte.

Ich glaube, ſagte er einmal, daß man es ſo mit dem Boden eines Landes beginnen müſſe. Unſere Verfaſſung, unſere Geſchichte iſt ſehr alt, aber noch Vieles iſt zu thun; wir ſind in ihr gleichſam wie eine Blume in einem Gedenkbuche aufgehoben worden. Dieſes weite Land iſt ein größeres Kleinod, als man denken mag, aber es muß noch immer mehr gefaßt werden. Die ganze Welt kommt in ein Ringen, ſich nutzbar zu machen, und wir müſſen mit. Welcher Blüthe und Schönheit iſt vorerſt noch der Körper dieſes Landes fähig, und Beide müſſen hervorgezogen werden. Ihr müßt es ja geſehen haben, da Ihr zu mir kamt. Dieſe Haiden ſind der feinſte ſchwarze Ackergrund, in dieſen Anhöhen voll glitzernden Geſteins bis zu jenen blauen Bergen hin, die Ihr im Norden ſehet, ſchläft der feurige Fluß des Weines und dämmert, von Erde umflort, der Glanzblick des Metalles. Zwei ſehr edle Ströme ziehen durch unſer Land, über ihnen iſt ſo zu ſagen die Luft noch todt und harret, daß unzählige bunte Wipfel in ihr flattern. Vielerlei Volk iſt in dem Lande, manches iſt ein Kind, dem man vormachen muß, was es beginnen ſoll. Seit ich in der Mitte meiner Leute lebe, über die ich eigentlich mehr Recht habe, als Ihr Euch denket, ſeit ich mit ihnen in ihrer Kleidung gehe, ihre Sitten theile und mir ihre Achtung erworben habe, iſt es mir eigentlich, als hätte ich dieſes und jenes Glück errungen, das ich ſonſt immer in der einen oder der andern Entfernung geſucht habe.

Ich fragte den Mann nun gar nicht mehr um ſein Ziel, deſſen er in ſeinem Briefe an mich erwähnt hatte.

Vorzugsweiſe waren es die Getreidearten, denen er ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. Und ſie ſtanden aber auch in einer Fülle und Schönheit, daß ich ſchon neugierig war, wann ſich dieſe Aehren der Reiſe zuwenden und wann wir ſie heimführen würden.

Die Einſamkeit und Kraft dieſer Beſchäftigungen erinnerte mich häufig an die alten ſtarken Römer, die den Landbau auch ſo ſehr geliebt hatten und die wenigſtens in ihrer früheren Zeit auch gerne einſam und kräftig waren.

Wie ſchön und urſprünglich, dachte ich, iſt die Beſtimmung des Landmannes, wenn er ſie verſteht und veredelt. In ihrer Einfalt und Mannigfaltigkeit, in dem erſten Zuſammenleben mit der Natur, die leidenſchaftslos iſt, gränzt ſie zunächſt an die Sage von dem Paradieſe.

Da ich einmal längere Zeit auf der Beſitzung des Majors war, da ich die Theile derſelben überſah und verſtehen lernte, da die Dinge vor mir wuchſen und ich an dem Gedeihen derſelben Antheil nahm: hatte mich das gleichförmig ſanfte Abfließen dieſer Tage und Geſchäfte ſo eingeſponnen, daß ich mich wohl und ebenmäßig angeregt fühlte und auf unſere Städte vergaß, gleichſam als wäre Das ein Kleines, was in ihnen bewegt wird.

Da wir wieder einmal unter den Pferden geweſen waren, die auf der Haide ſind, und da ſich zu den Hirten derſelben auch die geſellt hatten, die das Geſchäft der Rinder über ſich haben, ſo daß zufällig eine größere Menge dieſer Menſchen auf der Haide beiſammen und bei uns waren, ſagte der Major im Nachhauſefahren zu mir — denn dieſes Mal hatte er ein ſchönes Haidegeſpann mit Riemengeſchirr vor einen Wagen geſpannt, der mit großer Spurweite ſicher auf dem Graſe der Haide dahin rollte —: Dieſe würde ich ſogar zum Blutvergießen führen können, ſobald ich mich nur an ihre Spitze ſtellte. Sie ſind mir unbedingt zugethan. Auch die Andern, die Knechte und die Arbeiter, die ich zu Hauſe habe, würden ſich eher ihre Glieder zerſchlagen laſſen, ehe Einer zugäbe, daß mir ein Haar gekrümmt würde. Wenn ich nun Die dazu rechne, die mir wegen dem Verhältniſſe der Grundherrlichkeit unterthan ſind, und die mir, wie ich bei vielen Gelegenheiten erfahren konnte, vom Grunde des Herzens zugethan ſind, ſo würde ich, wie ich glaube, eine ziemlich große Zahl von Menſchen zuſammen bringen, die mich lieben. — — Seht nur und ich bin erſt zu ihnen gekommen, als mein Haupt ſchon grau geworden war und als ich viele Jahre auf ſie vergeſſen hatte. Wie müßte es ſein, ſo Hunderttauſende zu leiten und ſie zum Guten zu führen; denn meiſtens, wenn ſie vertrauen, ſind ſie wie Kinder und folgen zum Guten, wie zum Böſen.

Einmal, fuhr er nach einer Weile fort, habe ich geglaubt, ich werde ein Künſtler oder Gelehrter werden. Ich habe aber eingeſehen, daß Dieſe ein tiefes ernſtes Wort zu der Menſchheit ſagen müſſen, das ſie begeiſtert und edler und größer macht — oder daß wenigſtens der Gelehrte Dinge zu Tage ſchaffe und erfinde, welche die Menſchen in dem irdiſchen Gute, in den Mitteln, fördern und weiter bringen. In beiden Fällen aber iſt es nothwendig, daß ein ſolcher Mann zuerſt ſelber ein einfaches und großes Herz habe. Aber da ich dies nicht beſitze, ſo ließ ich Alles wieder fahren, und es iſt nun vorbei.

Mir war es, da er dieſe Worte ſagte, als ginge ein ſanfter Schatten über ſein Auge, und als blicke es in dieſem Augenblicke noch immer mit jener Schwärmerei in die Luft hinaus, wie einſtens, wenn wir manchmal müßig auf dem Epomeo ſaßen, ein ganzes Meer von Himmelsbläue um uns feierte, unten die See glänzte und er von allerlei Wünſchen und Träumen junger Herzen redete. Darum kam mir auch plötzlich der Gedanke, ob etwa das Glück, von dem er mir ſagte, daß er es gefunden habe, doch noch nicht ganz da ſei.

Das war das einzige Mal geweſen, daß er ſeit unſerer Bekanntſchaft auf ſeine Vergangenheit angeſpielt hatte, vorher in unſerem ganzen Umgange nie. Ich habe auch nie gefragt, ſo wie ich ſpäter nicht fragte. Wer viel reiſet, lernt ſchon die Menſchen ſchonen und läßt ſie in dem inneren Haushalte ihres Lebens gewähren, der ſich nicht aufſchließt, wenn es nicht freiwillig iſt. Ich war nun ſchon ziemlich lange auf Uwar und war gerne da, weil ich an den Beſchäftigungen des Ortes mit Aufmerkſamkeit und öfter auch mit wirklicher Thätigkeit Antheil nahm, und weil ich zu andern Zeiten an dem Tagebuche meiner Reiſen und Erfahrungen weiter ſchrieb:

aber das glaubte ich zu erkennen, daß in dem reinen beſchäftigten Leben des Majors irgend ein Bodenſatz liege, der es nicht zur völligen Abklärung kommen ließ, und mir war, als ſei doch irgend eine Art Trauer da, die ſich natürlich bei einem Manne nur durch Ruhe und Ernſt ausdrückt.

Sonſt war er in ſeinem Leben und in ſeinem Umgange mit mir ſehr einfach, und von einer Zurückhaltung oder Verſtellung war nicht im Geringſten die Rede. So ſtand auf dem Tiſche ſeines Schreibzimmers, in das ich ſehr oft kam und in dem wir an heißen Nachmittagen oder Abends bei der Kerze, wenn wir noch nicht ſchlafen gingen, von verſchiedenen Dingen plauderten, ein Bild — es war in ſchönem Goldrahmen das verkleinerte Bild eines Mädchens von vielleicht zwanzig — zwei und zwanzig Jahren — aber ſonderbar war es, wie auch der Maler die Sache verſchleiert haben mochte, es war nicht das Bild eines ſchönen, ſondern eines häßlichen Mädchens — die dunkle Farbe des Angeſichtes und der Bau der Stirne waren ſeltſam, aber es lag etwas wie Stärke und Kraft darinnen, und der Blick war wild, wie bei einem entſchloſſenen Weſen. Daß dieſes Mädchen etwa in ſeinem früheren Leben eine Rolle geſpielt habe, wurde mir klar, und mir fiel der Gedanke ein, warum ſich denn dieſer Menſch nicht vermählt habe, ſowie mir dieſer Gedanke auch ſchon bei unſerer italieniſchen Bekanntſchaft gekommen war; aber nach meinen Grundſätzen hatte ich damals nicht gefragt und fragte auch jetzt nicht. Er durfte freilich das Bild ruhig auf dem Tiſche ſtehen laſſen; denn es kam Niemand von ſeinen Leuten in das Schreibgemach, ſondern ſie mußten im Vorzimmer, wo ein Glöcklein beim Eintritte läutete, ſtehen bleiben, wenn ihm Einer Etwas zu ſagen hatte. Auch von ſeinen Bekannten und von Beſuchenden kam Niemand in das Zimmer, da er ſie immer in ſeiner andern Wohnung empfing. Es war alſo ſchon ein Grad Vertraulichkeit, daß ich da hinein durfte und Alles beſehen konnte, was da ſtand und lag. Dieſe Vertraulichkeit mochte ich wohl dem Umſtande zu verdanken haben, daß ich nie forſchte und grübelte.

Mittlerweile war die Ernte gekommen, und nie werde ich jener heitern vergnüglichen Zeit vergeſſen.

Der Major mußte unterdeſſen auch einige Male kleine Reiſen in die Nachbarſchaft machen und lud mich dazu ein. In keinem Lande ſind die Entfernungen zwiſchen den bewohnten Punkten oft ſo groß, wie hier, aber mit den ſchnellen Roſſen legt man ſie reitend oder mit den leichten Wägen über die Haide fahrend in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurück. Einmal hatte der Major das enganliegende ungariſche Volkskleid an, er war in großem Schmucke, mit dem Säbel an der Seite. Es ſtand ihm ſehr wohl. Er hielt in einer Verſammlung ſeiner Geſpanſchaft über gemeinſame Angelegenheiten eine ungariſche Rede. Da es von jeher meine Gewohnheit war, in jedem Lande, in das ich kam, ſchnell ſo viel von der Sprache zu lernen, als mir nur immer möglich war, ſo hatte ich auch bereits von den Leuten des Majors und Allen, die mich umgaben, etwas Ungariſch gelernt, daher verſtand ich Manches von der Rede, die bei einem Theile heftige Bewunderung, bei dem andern heftigen Tadel hervorrief; im Nachhauſefahren überſetzte er ſie mir vollſtändig ins Deutſche. Nachmittag bei Tiſche ſah ich ihn an jenem Tage im Fracke, wie einſtens in Italien, ſo wie die meiſten der Anweſenden ihre Volkskleidung abgelegt hatten und in dem gemeinſchaftlichen europäiſchen Fracke waren.

Auch zu anderen Beſuchen, die er in der Nachbarſchaft machte, hatte ich ihn begleitet. Hier erfuhr ich nun, daß vier ſolcher Sitze beſtehen, wie der Major einen hatte. Man hatte vor einigen Jahren einen Bund geſchloſſen, den Landbau und die Hervorrufung der urſprünglichen Erzeugniſſe dadurch zu heben, daß man dies zuerſt in dem beſten Maßſtabe auf den eigenen Beſitzungen thue und ſo den Andern mit einem Beiſpiele voran gehe, namentlich wenn ſie ſehen, daß Wohlhabenheit und beſſeres Leben ſich aus dem Dinge entwickle. Der Bund hatte auch ſeine Geſetze, und die Beigetretenen hielten landwirthſchaftliche Verſammlungen. Außer dieſen vier großen Muſterhöfen, die eigentlich bis jetzt erſt nur die einzigen Mitglieder des Bundes waren, hatten ſchon einige kleinere Beſitzer angefangen, das Verfahren ihrer größeren Nachbarn nachzuahmen, ohne daß ſie deswegen eigentlich Glieder des Bundes waren. Zur Sitzung, aber nur als Zuhörer oder gelegentlich als Rathfrager, durften alle Landwirthe und andere Menſchen kommen, wenn ſie ſich nur vorher angemeldet hatten. Und ſie nahmen nicht ſparſam Theil, wie ich aus einer Verſammlung abnahm, die vier Stunden Reitens von Uwar entfernt bei dem Mitgliede Gömör abgehalten wurde, wo von Mitgliedern nur der Major und Gömör, aber von Zuhörern eine ziemliche Menge war.

Ich bin nach der Hand noch zweimal ganz allein bei Gömör gewesen, und habe das letzte Mal ſogar mehrere Tage bei ihm zugebracht.

Da die Ernte ſich zu ihrem Ende neigte und die Arbeiten etwas weniger wurden, ſagte der Major eines Tages zu mir: Weil wir jetzt ein wenig Muße bekommen werden, werden wir in der nächſten Woche zu meiner Nachbarin Brigitta Maroshely hinüber reiten und ihr einen Beſuch machen. Sie werden in meiner Nachbarin Maroshely das herrlichſte Weib auf dieſer Erde kennen lernen.

Zwei Tage nach dieſem Ausſpruche ſtellte er mir Brigitta's Sohn vor, der zufällig herüber gekommen war. Es war dies derſelbe junge Mann, der am erſten Tage meines Aufenthaltes in Uwar mit uns zu Mittag geſpeiſ't hatte und der mir wegen ſeiner außerordentlichen Schönheit damals aufgefallen war. Er blieb ſchier den ganzen Tag bei uns und war mit uns auf verſchiedenen Punkten der Beſitzungen. Er war, wie ich ſchon das erſte Mal bemerkte, in den früheſten Jahren des Jünglings, kaum bei dem Uebergange vom Knaben zum

Jünglinge, und er gefiel mir ſehr wohl. Sein dunkles ſanftes Auge ſprach ſo ſchön zu mir, und wenn er zu Pferde ſaß, ſo kraftvoll und ſo demüthig, neigte ſich mein ganzes Weſen zu ihm. Ich hatte einen Freund, der ſo war und in den früheſten Jahren ſeiner Jugend in das kalte Grab mußte. Guſtav, ſo hieß der Sohn Brigitta's, erinnerte mich lebhaft an ihn.

Seit der Major den Ausſpruch über Brigitta gethan hatte und ſeit ich ihren Sohn kannte, war ich ſehr neugierig, ſie nun auch perſönlich zu ſehen.

Ueber die Vergangenheit meines Gaſtfreundes, des Majors, hatte ich ein Weniges von Gömör, als ich bei ihm war, erfahren. Gömör iſt, wie mancher ſeiner Freunde, die ich bei ihm kennen gelernt hatte, von offener freundlicher Zunge und ſagte mit unaufgefordert, was er wußte. Der Major ſei nicht in der Gegend geboren. Er ſtamme von einer ſehr reichen Familie. Er ſei ſeit ſeiner Jugend faſt immer auf Reiſen geweſen, man wiſſe eigentlich nicht recht, wo, ſo wie man auch nicht wiſſe, in welchen Dienſten er ſich den Majorsrang verdient habe. Auf ſeiner Beſitzung Uwar iſt er in ſeinem ganzen früheren Leben nicht geweſen. Vor einigen Jahren kam er, machte ſich in Uwar anſäſſig und ſchloß ſich dem Bunde der Landwirthſchaftsfreunde an. Damals waren nur erſt zwei Glieder des Bundes: er, Gömör, ſelber, und Brigitta Maroshely. Eigentlich war es kein Bund; denn die Zuſammenkünfte und die Geſetze kamen erſt ſpäter auf, ſondern die zwei Nachbarn, er und Brigitta, haben einſtimmig die beſſere Bewirthſchaftung ihrer Güter in dieſer öden Gegend begonnen. Im Grunde ſei es Brigitta geweſen, welche den Anfang gemacht habe. Weil ſie eher unſchön als angenehm zu nennen ſei, ſo habe ſie ihr Gatte, ein junger leichtſinniger Menſch, dem ſie in ihren jüngeren Jahren angetraut worden war, verlaſſen und ſei nicht wiedergekommen. Damals erſchien ſie mit ihrem Kinde auf ihrem Sitze Maroshely, habe wie ein Mann umzuändern und zu wirthſchaften begonnen und ſei bis jetzt noch gekleidet und reite, wie ein Mann. Sie halte ihre Dienerſchaft zuſammen, ſei thätig und wirthſchafte vom Morgen bis in die Nacht. Man könne hier ſehen, was unausgeſetzte Arbeit vermöge; denn ſie, habe auf dem Steinfelde faſt Wunder gewirkt. Er ſei, als er ſie kennen gelernt habe, ihr Nachahmer geworden und habe ihre Art und Weiſe auf ſeiner Beſitzung eingeführt. Bis jetzt habe er es nicht bereut. Der Major ſei Anfangs, da er ſich in Uwar niedergelaſſen hatte, mehrere Jahre nicht zu ihr hinüber gekommen. Dann ſei ſie einmal todtkrank geworden: da ſei er zu ihr über die Haide geritten und habe ſie geſund gemacht. Von der Zeit an kam er dann immer zu ihr. Die Leute ſagten damals, er habe die Heilkräfte des Magnetismus angewendet, deren er theilhaftig ſei, aber Niemand weiß eigentlich in der Sache etwas Rechtes zu ſagen. Es hat ſich ein ungewöhnlich inniges und freundſchaftliches Band entwickelt — der höchſten Freundſchaft ſei das Weib auch würdig — aber ob die Leidenſchaft, die der Major zu der häßlichen und bereits auch alternden Brigitta gefaßt habe, natürlich ſei, das ſei eine andere Frage — und Leidenſchaft ſei es ganz gewiß, das erkenne ein Jeder, der hinüber komme. Der Major würde gewiß Brigitta heirathen, wenn er könnte — er gräme ſich offenbar tief, daß er es nicht könne: aber weil man von ihrem angetrauten Manne Nichts wiſſe, ſo könne kein Todtenſchein und kein Trennungsſchein herbei gebracht werden. Es ſpreche dieſe Thatſache recht ſehr zu Gunſten Brigitta's und verurtheile ihren Gemahl, der einſt ſo leichtſinnig von ihr gegangen ſei, während nun ein ſo ernſter Mann ſich ſehne, ſie zu beſitzen.

Dieſe Dinge hat mir Gömör über den Major und Brigitta geſagt, und ich kam noch ein paar Male mit Guſtav, ihrem Sohne, bei Gelegenheit eines Beſuches, den wir bei Nachbarn machten, zuſammen, ehe der Tag erſchien, der beſtimmt war, daß wir zu ſeiner Mutter hinüber reiten ſollten.

Am Vorabende dieſes Tages, da ſchon das tauſendſtimmige Zirpen der abendlichen Haidegrillen in meine ſchlaftrunkenen Ohren fiel, dachte ich noch an ſie. Dann träumte mir Allerlei von ihr, vorzüglich kam ich von dem Traume nicht los, daß ich auf der Haide vor der ſeltſamen Reiterin ſtehe, die mir damals die Pferde mitgegeben hatte, daß ſie mich mit ſchönen Augen banne, daß ich immer ſtehen müſſe, daß ich keinen Fuß heben könne, und daß ich alle Tage meines Lebens nicht mehr von dem Flecke der Haide weg zu kommen vermöge. Dann ſchlief ich feſt ein, erwachte des andern Tages friſch und geſtärkt, die Pferde wurden vorgeführt, und ich freute mich, nun Die auch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, die heute ſo vielfach im Traume bei mir geweſen war.

## 3.

## Steppenvergangenheit.

Ehe ich entwickle, wie wir nach Maroshely geritten ſind, wie ich Brigitta kennen gelernt habe und wie ich noch recht oft auf ihrem Gute geweſen bin, iſt es nöthig, daß ich einen Theil ihres früheren Lebens erzähle, ohne den das Folgende nicht verſtändlich wäre. Wie ich zu ſo tief gehender Kenntniß der Zuſtände, die hier geſchildert werden, gelangen konnte, wird ſich aus meinen Verhältniſſen zu, dem Major und zu Brigitta ergeben und am Ende dieſer Geſchichte von ſelbſt klar werden, ohne daß ich nöthig hätte, vor der Zeit zu enthüllen, was ich auch nicht vor der Zeit, ſondern durch die natürliche Entwicklung der Dinge erfuhr.

Es liegt im menſchlichen Geſchlechte das wundervolle Ding der Schönheit. Wir Alle ſind gezogen von der Süßigkeit der Erſcheinung und können nicht immer ſagen, wo das Holde liegt. Es iſt im Weltall, es iſt in einem Auge, dann iſt es wieder nicht in Zügen, die nach jeder Regel der Verſtändigen gebildet ſind. Oft wird die Schönheit nicht geſehen, weil ſie in der Wüſte iſt, oder weil das rechte Auge nicht gekommen iſt — oft wird ſie angebetet und vergöttert und iſt nicht da: aber fehlen darf ſie nirgends, wo ein Herz in Inbrunſt und Entzücken ſchlägt, oder wo zwei Seelen an einander glühen; denn ſonſt ſteht das Herz ſtille und die Liebe der Seelen iſt todt. Aus welchem Boden aber dieſe Blume bricht, iſt in tauſend Fällen tauſendmal anders; wenn ſie aber da iſt, darf man ihr jede Stelle des Keimens nehmen, und ſie bricht doch an einer andern hervor, wo man es gar nicht geahnet hatte. Es iſt nur dem Menſchen eigen und adelt nur den Menſchen, daß er vor ihr kniet — und Alles, was ſich in dem Leben lohnt und preiſet, gießt ſie allein in das zitternde beſeligte Herz. Es iſt traurig für Einen, der ſie nicht hat oder nicht kennt, oder an dem ſie kein fremdes Auge finden kann. Selbſt das Herz der Mutter wendet ſich von dem Kinde ab, wenn ſie nicht mehr, ob auch nur einen einzigen Schimmer dieſes Strahles an ihm zu entdecken vermag.

So war es mit dem Kinde Brigitta geſchehen. Als es geboren ward, zeigte es ſich nicht als der ſchöne Engel, als der das Kind gewöhnlich der Mutter erſcheint. Später lag es in dem ſchönen goldenen Prunkbettchen in den ſchneeweißen Linnen mit einem nicht angenehm verdüſterten Geſichtchen, gleichſam als hätte es ein Dämon angehaucht. Die Mutter wandte, von ſich ſelber unbemerkt, das Auge ab und heftete es auf zwei kleine ſchöne Engel, die auf dem reichen Teppiche des Bodens ſpielten. Wenn fremde Leute kamen, tadelten ſie das Kind nicht, lobten es nicht und fragten nach den Schweſtern. So wurde es immer größer. Der Vater ging öfter durch das Zimmer nach ſeinen Geſchäften, und wenn die Mutter wohl manchmal, gleichſam aus verzweiflungsvoller Brünſtigkeit, die andern Kinder herzte, ſah ſie nicht das ſtarre ſchwarze Auge Brigitta's, das ſich hin heftete, als verſtünde das winzige Kind ſchon die Kränkung. Wenn ſie weinte, half man ihrem Bedürfniſſe ab; weinte ſie nicht, ließ man ſie ruhig liegen, Alle hatten für ſich zu thun, und ſie richtete die großen Augen auf die Vergoldung des Bettchens oder auf die Schnörkel der Wandtapeten. Da die Glieder ſtark geworden waren und ihre Wohnung nicht mehr in dem engen Bettchen beſtand, ſaß ſie in einem Winkel, ſpielte mit Steinchen und ſagte Laute, die ſie von Niemanden gehört hatte. Als ſie in ihren Spielen vorrückte und behender ward, verdrehte ſie oft die großen wilden Augen, wie Knaben thun, die innerlich bereits dunkle Thaten ſpielen. Auf die Schweſtern ſchlug ſie, wenn ſie ſich in ihre Spiele einmiſchen wollten — und wenn jetzt die Mutter in einer Anwandlung verſpäteter Liebe und Barmherzigkeit das kleine Weſen in die Arme ſchloß und mit Thränen benetzte, ſo zeigte daſſelbe keineswegs Freude, ſondern weinte und wand ſich aus den umfaſſenden Händen. Die Mutter aber wurde dadurch noch mehr zugleich liebend und erbittert, weil ſie nicht wußte, daß die kleinen Würzlein, als ſie einſt den warmen Boden der Mutterliebe ſuchten und nicht fanden, in den Fels des eigenen Herzens ſchlagen mußten und da trotzen.

So ward die Wüſte immer größer.

Als die Kinder empor wuchſen und ſchöne Kleider ins Haus kamen, waren jene Brigitta's immer recht, die der Schweſtern wurden mannigfach geändert, bis ſie paßten. Die Andern bekamen Verhaltungsregeln und Lob, ſie nicht einmal Tadel, wenn ſie auch ihr Kleidchen beſchmutzt oder zerdrückt hatte. Da das Lernen kam und die Stunden des Vormittags ausgefüllt waren, ſaß ſie unten an und ſtarrte mit dem einzigen Schönen, das ſie hatte, mit den in der That ſchönen düſtern Augen auf die Ecke des fernen Buches oder der Landkarte; und wenn der Lehrer eine ſeltene raſche Frage an ſie that, erſchrak ſie und wußte keine Antwort. Aber an langen Abenden oder ſonſt, wenn man im Geſellſchaftszimmer ſaß und ſie nicht vermißte, lag ſie auf der Erde über durcheinander geworfenen Büchern oder über Bildern und zerriſſenen Karten, die die Andern nicht mehr brauchten. Sie mochte eine phantaſtiſche verſtümmelte Welt in ihr Herz hinein brüten. Sie hatte von den Büchern ihres Vaters, da der Schlüſſel immer ſtak, beinahe die Hälfte geleſen, ohne daß man es ahnte. Darunter waren die meiſten, die ſie nicht verſtehen konnte. In der Wohnung fand man oft Papiere, auf denen ſeltſame wilde Dinge gezeichnet waren, die von ihr ſein mußten.

Als die Mädchen in das Jungfrauenalter getreten waren, ſtand ſie wie eine fremde Pflanze unter ihnen. Die Schweſtern waren weich und ſchön geworden, ſie bloß ſchlank und ſtark. In ihrem Körper war faſt Manneskraft, was ſich dadurch erwies, daß ſie eine Schweſter, wenn ſie ihr Tändeleien ſagen oder ſie liebkoſen wollte, mit dem ſchlanken Arme bloß ruhig weg bog, oder daß ſie, wie ſie gerne that, Hand an knechtliche Arbeit legte, bis ihr die Tropfen auf der Stirne ſtanden. Muſik machen lernte ſie nicht, aber ſie ritt gut und kühn, wie ein Mann, lag oft mit dem ſchönſten Kleide auf dem Raſen des Gartens und that halbe Reden und Ausrufungen in das Laub der Büſche. Nun kam es auch, daß der Vater begann, ihr Ermahnungen über ihr ſtörriges und ſtummes Weſen zu geben. Dann, wenn ſie auch eben redete, hörte ſie plötzlich auf, wurde noch ſtummer und noch ſtörriger. Es half Nichts, daß ihr die Mutter Zeichen gab und zur Kundgebung ihres Unmuthes in bittrer Rathloſigkeit die Hände rang. Das Mädchen redete nicht. Als ſich der Vater einmal ſo weit vergaß, daß er ſie, die Erwachſene, weil ſie durchaus nicht in das Geſellſchaftszimmer gehen wollte, körperlich ſtrafte, ſah ſie ihn bloß mit den heißen trockenen Augen an, und ging doch nicht hinüber, er hätte ihr thun können, was er wollte.

Wenn nur Einer geweſen wäre, für die verhüllte

Seele ein Auge zu haben und ihre Schönheit zu ſehen, daß ſie ſich nicht verachte. — Aber es war Keiner: die Andern konnten es nicht, und ſie konnte es auch nicht.

Ihr Vater lebte in der Hauptſtadt, wie es überhaupt ſeine Gewohnheit war, und gab ſich einem glänzenden Wohlleben hin. Als ſeine Mädchen herangewachſen waren, verbreitete ſich der Ruf ihrer Schönheit durch das Land, Viele kamen herbei, ſie zu ſehen, und die Verſammlungen und Geſellſchaften in dem Hauſe wurden noch zahlreicher und belebter, als ſie es bisher geweſen waren. Manches Herz ſchlug heftig und trachtete nach dem Beſitze der Kleinode, welche dieſes Haus beherbergte — aber die Kleinode achteten nicht darauf, oder ſie waren noch zu jung, ſolche Huldigungen zu verſtehen. Deſto mehr gaben ſie ſich den Vergnügungen hin, die ſolche Geſellſchaften mit ſich führten, und ein Putzkleid oder die Anordnung eines Feſtes konnte ſie Tage lang auf das Ergreifendſte und Innigſte beſchäftigen. Brigitta, als die Jüngſte, wurde nicht gefragt, als verſtünde ſie die Sache nicht. Sie war manchmal in den Verſammlungen gegenwärtig, und dann trug ſie immer ein weites, ſchwarzſeidenes Kleid, das ſie ſich ſelber zuſammen gemacht hatte — oder ſie mied dieſelben, ſaß indeſſen auf ihrem Zimmer, und man wußte nicht, was ſie dort that.

So gingen ein paar Jahre hin.

Gegen Ende derſelben erſchien ein Mann in der Hauptſtadt, der in den verſchiedenen Kreiſen derſelben

Aufſehen erregte. Er hieß Stephan Murai. Sein Vater hatte ihn auf dem Lande auferzogen, um ihn für das Leben vorzubereiten. Als ſeine Erziehung vollendet war, mußte er zuerſt Reiſen machen, und dann ſollte er die gewählte Geſellſchaft ſeines Vaterlandes kennen lernen. Dies war die Urſache, daß er in die Hauptſtadt kam. Hier wurde er bald der faſt einzige Gegenſtand der Geſpräche. Einige rühmten ſeinen Verſtand, Andere ſein Benehmen und ſeine Beſcheidenheit, wieder Andere ſagten, daß ſie nie etwas ſo Schönes geſehen hätten, als dieſen Mann. Mehrere behaupteten, er ſei ein Genie, und wie es an Verläumdungen und Nachreden auch nicht fehlte, ſagten Manche, daß er etwas Wildes und Scheues an ſich habe, und daß man es ihm anſehe, daß er in dem Walde auferzogen worden ſei. Einige meinten auch, er beſitze Stolz und, wenn es darauf ankomme, gewiß auch Falſchheit. Manches Mädchenherz war im Mindeſten doch neugierig, ihn einmal erblicken zu können. Brigitta's Vater kannte die Familie des neuen Ankömmlings ſehr gut, er war in früheren Jahren, da er noch Ausflüge machte, öfter auf ihre Beſitzungen gekommen, und war nur ſpäter, da er immer in der Hauptſtadt lebte und ſie nie, mit ihr außer Berührung gerathen. Da er ſich um den Stand der Güter, der einſt ein vortrefflicher geweſen war, erkundigte und erfuhr, daß derſelbe jetzt noch bedeutend beſſer ſei und bei der einfachen Lebensweiſe der Familie ſich noch immer verbeſſere: dachte er, wenn der Mann ſonſt auch noch in ſeinem Weſen nach ſeinem Sinne wäre, ſo könnte er einen erwünſchten Bräutigam für eine ſeiner Töchter abgeben. Da aber dasſelbe mehrere Väter und Mütter dachten, ſo beeilte ſich Brigitta's Vater, ihnen den Vorſprung abzugewinnen. Er lud den jungen Mann in ſein Haus, dieſer ſagte zu und war ſchon mehrere Male in einer Abendgeſellſchaft desſelben geweſen. Brigitta hatte ihn nicht geſehen, weil ſie gerade in jener Zeit ſchon ſeit länger her nicht in das Geſellſchaftszimmer gekommen war.

Einmal ging ſie zu ihrem Oheime, der eine Art Feſt veranſtaltet und ſie dazu geladen hatte. Sie war auch ſchon in früheren Zeiten manchmal nicht ungern zu der Familie des Oheims gegangen. An jenem Abende ſaß ſie in ihrem gewöhnlichen ſchwarzſeidenen Kleide da. Um das Haupt hatte ſie einen Kopfputz, den ſie ſelber gemacht hatte und den ihre Schweſtern häßlich nannten. Wenigſtens war es in der ganzen Stadt nicht Sitte, einen ſolchen zu tragen, aber er ſtand zu ihrer dunklen Farbe ſehr gut.

Es waren viele Menſchen zugegen, und da ſie einmal durch eine Gruppe derſelben hindurch blickte, ſah ſie zwei dunkle ſanfte Jünglingsaugen auf ſie geheftet. Sie blickte gleich wieder weg. Da ſie ſpäter noch einmal hinſchaute, ſah ſie, daß die Augen wieder gegen ſie gerichtet geweſen ſeien. Es war Stephan Murai, der ſie angeblickt hatte.

Ungefähr acht Tage darnach wurde bei ihrem

Vater getanzt. Murai war auch geladen und kam, da ſchon die Meiſten zugegen waren und der Tanz bereits begonnen hatte. Er ſchaute zu, und da man ſich zum zweiten Tanze zuſammengeſtellt hatte, ging er gegen Brigitta hin und bat ſie mit beſcheidener Stimme um einen Tanz. Sie ſagte, daß ſie nie tanzen gelernt habe. Er verbeugte ſich und miſchte ſich wieder unter die Zuſchauer. Später ſah man ihn tanzen. Brigitta ſetzte ſich hinter einem Tiſche auf ein Sopha und ſah dem Treiben zu. Murai ſprach mit verſchiedenen Mädchen, tanzte und ſcherzte mit ihnen. Er war an dieſem Abende beſonders lieb und verbindlich geweſen. Endlich war die Unterhaltung aus, man zerſtreute ſich nach allen Richtungen, um ſeine Behauſung zu ſuchen. Als Brigitta in ihr Schlafgemach gekommen war, das ſie mit vielem Bitten und Trotzen ihren Eltern abgerungen hatte, daß ſie es allein bewohnen durfte, und als ſie ſich dort entkleidete, ſchoß ſie im Vorbeiſtreifen einen Blick in den Spiegel und ſah die braune Stirne durch denſelben gleiten, und die rabenſchwarze Locke, die ſich um die Stirne ſchlang. Dann ging ſie, da ſie weder beim Anziehen noch beim Ausziehen ein Dienſtmädchen um ſich litt, gegen ihr Bett, deckte es ſelber ab, ſchlug die ſchneeweißen Linnen von ihrem Lager, das ſie ſich immer ſehr hart machen ließ, zurück, legte ſich darauf, that den ſchlanken Arm unter ihr Haupt und ſchaute mit den ſchlafloſen Augen gegen die Decke des Zimmers.

Als nun in der Folge öfters Geſellſchaften waren und Brigitta denſelben beiwohnte, wurde ſie wieder von Murai bemerkt, ſie würde von ihm ſehr ehrfurchtsvoll gegrüßt, und wenn ſie ging, brachte er ihr das Tuch, und wenn ſie fort war, hörte man auch gleich darauf ſeinen Wagen unten rollen, der ihn nach Hauſe führte.

Dies dauerte längere Zeit.

Einmal war ſie wieder bei dem Oheime, und da ſie wegen der großen Hitze, die in dem Saale herrſchte, auf den Balkon, deſſen Thüren immer offen ſtanden, hinaus getreten war und dichte Nacht um ſie lag: vernahm ſie ſeinen Tritt zu ihr und ſah dann auch in der Dunkelheit, daß er ſich neben ſie ſtellte. Er ſprach Nichts als gewöhnliche Dinge, aber wenn man auf ſeine Stimme horchte, ſo war es, als ſei etwas Furchtſames in derſelben. Er lobte die Nacht und ſagte, daß man ihr Unrecht thue, wenn man ſie ſchelte, da ſie doch ſo ſchön und milde ſei; ſie allein umhülle, ſänftige und beruhige das Herz. Dann ſchwieg er, und ſie ſchwieg auch. Als ſie wieder in das Zimmer getreten war, ging er auch hinein und ſtand lange an einem Fenſter.

Da Brigitta in dieſer Nacht zu Hauſe angelangt war, da ſie ſich in ihr Zimmer begeben hatte und den Putzflitter Stück um Stück von dem Leibe nahm, trat ſie im Nachtgewande vor den Spiegel und ſah lange, lange hinein. Es kamen ihr Thränen in die Augen, die nicht verſiegten, ſondern mehreren Platz machten, die hervor drangen und herab rannen. Es waren die erſten

Seelenthränen in ihrem ganzen Leben gewesen. Sie weinte immer mehr und immer heftiger, es war, als müßte sie das ganze versäumte Leben nachholen und als müßte ihr um Vieles leichter werden, wenn sie das Herz heraus geweint hätte. Sie war in die Kniee gesunken, wie sie es öfters zu thun gewohnt war, und saß auf ihren eigenen Füßen. Auf dem Boden neben ihr lag zufällig ein Bildchen, es war ein Kinderbildchen, auf dem dargestellt war, wie sich ein Bruder für den andern opfere. Dieses Bildchen drückte sie an ihre Lippen, daß es zerknittert und naß wurde.

Da endlich die Quellen nachgelassen hatten und die Kerzen herabgebrannt waren, saß sie noch auf der Erde vor dem Spiegeltische, gleichsam wie ein ausgeweintes Kind, und sann. Es lagen die Hände in dem Schooße, die Schleifen und Krausen des Nachtgewandes waren feucht und hingen ohne Schönheit um den keuschen Busen. Sie ward stiller und unbeweglicher. Endlich schöpfte sie ein paarmal frischen Athem, fuhr mit der flachen Hand über die Augenwimpern und ging zu Bette. Als sie lag und die Nachtlampe, die sie nach ausgelöschten Kerzen hinter einen kleinen Schirm gestellt hatte, düster brannte, sagte sie noch die Worte: Es ist ja nicht möglich, es ist ja nicht möglich!

Dann entschlummerte sie.

Als sie in der Zukunft wieder mit Murai zusammen kam, war es wie früher: er zeichnete sie nur noch mehr aus, aber sonst war sein Benehmen scheu, fast zaghaft. Er redete beinahe Nichts mit ihr. Sie ſelber that ihm keinen einzigen, auch nicht den kleinſten Schritt entgegen.

Als ſich nach einiger Zeit wieder einmal eine Gelegenheit ergab, mit ihr allein zu ſprechen, deren manche früher ſchon ungenützt vorüber gegangen waren, nahm er ſich den Muth, er redete ſie an und ſagte, daß ihm erſcheine, daß ſie ihm abgeneigt ſei — und wenn dies ſo wäre, ſo habe er die einzige Bitte, ſie möchte ihn doch kennen lernen, vielleicht ſei er doch ihrer Aufmerkſamkeit nicht ganz unwerth, vielleicht habe er Eigenſchaften oder könne ſich dieſelben erwerben, die ihm ihre Hochachtung gewännen, wenn auch Nichts, das er noch heiliger wünſchte.

Nicht abgeneigt, Murai, antwortete ſie, o nein, nicht abgeneigt; aber ich habe auch eine Bitte an Sie: thun Sie es nicht, thun Sie es nicht, werben Sie nicht um mich, Sie würden es bereuen.

Warum denn, Brigitta, warum denn?

Weil ich, antwortete ſie leiſe, keine andere Liebe fordern kann, als die allerhöchſte. Ich weiß, daß ich häßlich bin, darum würde ich eine höhere Liebe fordern, als das ſchönſte Mädchen dieſer Erde. Ich weiß es nicht, wie hoch, aber mir iſt, als ſollte ſie ohne Maß und Ende ſein. Seh'n Sie — da nun dies unmöglich iſt, ſo werben Sie nicht um mich. Sie ſind der Einzige, der darnach fragte, ob ich auch ein Herz habe, gegen Sie kann ich nicht falſch ſein.

Sie hätte vielleicht noch mehr geſagt, wenn nicht Leute herzu gekommen wären; aber ihre Lippe bebte vor Schmerz.

Daß Murai's Herz durch dieſe Worte nicht beſchwichtigt, ſondern nur noch mehr entflammt wurde, begreiſt ſich. Wie einen Engel des Lichtes verehrte er ſie, er blieb zurückgezogen, ſein Auge ging an den größten Schönheiten, die ihn umringten, vorüber, das ihre mit ſanfter Bitte zu ſuchen. So war es unabänderlich fort. Auch an ihr begann nun die dunkle Macht und die Größe des Gefühles in der verarmten Seele zu zittern. An beiden erſchien es offen. Die Umgebungen begannen das Unglaubliche zu ahnen, und man erſtaunte unverhohlen. Murai legte ſeine Seele entſchieden vor dem Angeſichte aller Welt dar. Eines Tages, in einem einſamen Zimmer, da die Muſik, zu deren Anhörung man zuſammen gekommen war, von ferne her erſcholl, da er vor ihr ſtand und Nichts redete, da er ihre Hand faßte, ſie ſanft gegen ſich ziehend, widerſtand ſie nicht, und da er ſein Angeſicht immer mehr gegen ſie neigte und ſie ſeine Lippen plötzlich auf den ihrigen empfand, drückte ſie ſüß entgegen. Sie hatte noch nie einen Kuß gefühlt, da ſie ſelbſt von ihrer Mutter und ihren Schweſtern nie geküßt worden war — und Murai hat nach vielen Jahren einmal geſagt, daß er nie mehr eine ſolche reine Freude erlebt habe, als damals, da er zum erſten Male dieſe vereinſamten unberührten Lippen auf ſeinem Munde empfand.

Der Vorhang zwiſchen den Beiden war nun zerriſſen und das Schickſal ging ſeine Wege. In wenigen Tagen war Brigitta die erklärte Braut des gefeierten Mannes, die Eltern beider Theile hatten eingewilligt. Es wurde nun ein freundlicher Umgang. Aus dem tiefen Herzen des bisher unbekannten Mädchens ging ein warmes Daſein hervor, Anfangs unſcheinbar und unbedeutend, dann in reicher heiterer Entwicklung. Der Inſtinkt, der den Mann an dieſes Weib gezogen, hatte ihn nicht getäuſcht. Sie war ſtark und keuſch, wie kein anderes Weib. Weil ſie ihr Herz nicht durch Liebesgedanken und Liebesbilder vor der Zeit entkräftet hatte, wehte der Odem eines ungeſchwächten Lebens in ſeine Seele. Auch ihr Umgang war reizend. Weil ſie ſtets allein geweſen war, hatte ſie auch allein ihre Welt gebaut, und er wurde in ein neues, merkwürdiges, nur ihr angehörendes Reich eingeführt. Wie ſich dann ihr Weſen vor ihm entfaltete, erkannte er zu allem Dem noch ihr inniges und heißes Lieben, das wie ein goldner Strom in vollen Ufern quoll, in vollen, aber auch in einſamen; denn wie das Herz der andern Menſchen zwiſchen eine halbe Welt getheilt iſt, war das ihre beiſammen geblieben, und da es nur ein Einziger erkannt hatte, war es nun auch Eigenthum dieſes Einzigen. Er lebte ſo in Freude und Gehobenheit die Tage des Brautſtandes durch.

Es ging die Zeit mit roſenfarbnen Flügeln und in ihr das Geſchick mit ſeinen dunkeln Schwingen.

Der Vermählungstag war endlich gekommen. Murai hatte ſeine ſchweigende Braut, da die heilige Handlung vorüber war, auf der Schwelle der Kirche in die Arme geſchloſſen, ſie dann in ſeinen Wagen gehoben und in ſeine Wohnung geführt, die er, da die jungen Leute beſchloſſen hatten, in der Stadt zu bleiben, aus dem Reichthume ſeines Vaters, der ihm alles Erſparte zur Verfügung ſtellte, auf das Schönſte und Glänzendſte hatte einrichten laſſen. Murai's Vater war zur Vermählung von ſeinem Landſitze, den er zum bleibenden Aufenthaltsorte gewählt hatte, herein gekommen. Seine Mutter konnte leider die Freude nicht theilen; denn ſie war ſchon längſt geſtorben. Von Seite der Braut waren Vater und Mutter, dann die Schweſtern, der Oheim und mehrere nahe Verwandte zugegen. Murai, ſo wie Brigitta's Vater, hatte gewollt, daß der Tag öffentlich und mit großem Glanze gefeiert werde, und ſo war er auch vorüber gegangen.

Als ſich endlich die letzten Gäſte entfernt hatten, führte Murai ſeine Gattin durch eine Reihe beleuchteter Zimmer, da ſie ſich bisher immer mit Einem hatte begnügen müſſen, bis in das Wohngemach zurück. Dort ſaßen ſie noch, und er ſagte die Worte: Wie gut und herrlich iſt Alles abgegangen, und wie ſchön hat es ſich erfüllt. Brigitta! Ich habe dich erkannt. Da ich dich das erſte Mal ſah, wußte ich ſchon, daß mir dieſes Weib nicht gleichgültig bleiben werde; aber ich erkannte noch nicht, werde ich dich unendlich lieben oder unendlich haſſen müſſen. Wie glücklich iſt es gekommen, daß es die Liebe ward!

Brigitta ſagte Nichts, ſie hielt ihn an der Hand und ließ die glänzenden Augen in ſanfter Ruhe durch das Zimmer blicken.

Dann befahlen ſie, daß die Reſte des Feſtes weggeräumt würden, daß die Menge der überflüſſigen Lichter ausgethan und die Feſtgemächer eine gewöhnliche Wohnung würden. Dies geſchah, die Diener begaben ſich in ihre Zimmer, und auf die neue Wohnung und auf die neue Familie, die aus Zweien beſtand und erſt einige Stunden alt war, ſenkte ſich die erſte Nacht hernieder.

Von nun an lebten ſie in ihrer Wohnung fort. So wie ſie, da ſie ſich kennen gelernt hatten, nur in Geſellſchaften zuſammen getroffen waren, und ſo wie ſie im Brautſtande nur immer öffentlich erſchienen waren: ſo blieben ſie nun immer zu Hauſe. Sie dachten nicht, daß etwas Aeußerliches zu ihrem Glücke erforderlich ſei. Obgleich die Wohnung im Allgemeinen mit Allem verſehen war, was ihr nur immer noth that, ſo blieb doch im Einzelnen noch ſo Vieles zu verbeſſern und zu verſchönern übrig. Sie klügelten dieſes heraus, ſie überlegten, was man dort und da noch anbringen könnte, gingen einander mit Rath und That an die Hand, daß ſich der Raum immer mehr und mehr und reiner ordnete und die Eintretenden mit klarer Wohnlichkeit und einfacher Schönheit empfing.

Ueber Jahresfriſt gebar ſie ihm einen Sohn und dieſes neue Wunder hielt ſie wieder und noch mehr zu Hauſe. Brigitta pflegte ihr Kind, Murai verſah ſeine Geſchäfte; denn der Vater hatte ihm einen Theil der Güter abgetreten, und dieſe verwaltete er von der Stadt aus. Dies machte manche Umwege nöthig und häufte manche Dinge, die ſonſt zu entrathen geweſen wären.

Als der Knabe ſo weit entwickelt war, daß unmittelbare Pflege nicht gar ſo ſehr mehr noth that, als Murai ſeine Geſchäfte ſchon geordnet und in einen gleichen Gang gebracht hatte, fing er an, ſeine Gattin häufiger auf öffentliche Plätze, in Geſellſchaften, auf Spaziergänge, in das Schauſpiel zu führen, als er es ſonſt zu thun gewohnt war. Hiebei bemerkte ſie, daß er ſie vor Leuten noch zarter und noch aufmerkſamer behandle, als ſelber zu Hauſe.

Sie dachte: Jetzt weiß er, was mir fehlt, und hielt das erſtickende Herz an ſich.

Im nächſten Frühlinge nahm er ſie und ſein Kind auf eine Reiſe mit, und da ſie gegen den Herbſt zurückkamen, ſchlug er vor, lieber für beſtändig auf dem Lande, auf einem ſeiner Güter zu wohnen; denn auf dem Lande ſei es doch viel ſchöner und viel annehmlicher, als in der Stadt.

Brigitta folgte ihm auf das Landgut.

Hier fing er an zu wirthſchaften und umzuändern und den Reſt der Zeit, der ihm übrig war, zum Jagen zu verwenden. Und hier führte ihm das Schickſal ein ganz anderes Weib entgegen, als er es immer zu ſehen gewohnt war. Auf einer der einſamen Jagden, die er jetzt häufig that, wo er nämlich mit ſeiner Büchſe allein durch die Gegend ging oder ritt, hatte er ſie erblickt. Als er einmal ſein Pferd langſam durch einen Weidebruch ein wenig abwärts leitete, hatte er plötzlich durch das dichte Gebüſch her zwei Augen gegenüber, erſchrocken und ſchön, wie die einer fremdländiſchen Gazelle, und neben den grünen Blättern hatte das ſüßeſte Morgenroth der Wangen geglüht. Es war nur ein Augenblick; denn ehe er recht hin ſehen konnte, hatte das Weſen, das ebenfalls zu Pferde war und in dem Gebüſche ſtand, das Pferd gewendet und flog über die Ebene zwiſchen den leichten Büſchen davon.

Es war Gabriele geweſen, die Tochter eines greiſen Grafen, der in der Nachbarſchaft wohnte, ein wildes Geſchöpf, das ihr Vater auf dem Lande erzog, wo er ihr alle und jede Freiheit ließ, weil er meinte, daß ſie ſich nur ſo am naturgemäßeſten entfalte und nicht zu einer Puppe gerathe, wie er ſie nicht leiden konnte. Die Schönheit dieſer Gabriele war ſchon weithin berühmt geworden, nur zu Murai's Ohren war der Ruf noch nicht gedrungen, weil er bisher nie auf dieſem ſeinem Landgute geweſen war und in letzter Zeit ſich auf ſeiner großen Reiſe befunden hatte.

Nach mehreren Tagen trafen die Beiden ſchier auf derſelben Stelle wieder zuſammen, und dann öfter und öfter. Sie fragten nicht, wer und woher ſie ſeien, ſondern das Mädchen, gleichſam ein Abgrund von Unbefangenheit, ſcherzte, lachte, neckte ihn und trieb ihn meiſtens zu kühnem, übermüthigem Wettreiten an, wo ſie wie ein himmliſches, tolles, glühendes Räthſel neben ihm her flog. Er ſcherzte mit und ließ ſie meiſtens ſiegen. Eines Tages aber, als ſie, vor Erſchöpfung athemlos, nur durch wiederholtes Haſchen nach ſeinem Zügel andeuten konnte, daß ſie wolle, daß er halten ſolle, und als ſie beim Herabheben vom Pferde ſchmachtend geflüſtert hatte, ſie ſei beſiegt — damals, nachdem er ihren Steigbügelriemen, an dem Etwas gebrochen war, wieder hergeſtellt hatte und ſie nun verglühend an einem Baumſtamme ſtehen ſah — riß er ſie plötzlich an ſich, preßte ſie an ſein Herz, und ehe er ſehen konnte, ob ſie zürne oder frohlocke, ſprang er auf ſein Pferd und jagte davon. — Es war Uebermuth geweſen, aber ein Taumel unbeſchreiblichen Entzückens war in jenem Augenblicke in ihm, und vor ſeiner Seele, wie er heim ritt, hing das Bild der ſanften Wange, des ſüßen Athems und der ſpiegelnden Augen.

Sie hatten ſich von da an nicht mehr geſucht, aber da ſie ſich einmal zufällig auf einen Augenblick in dem Saale eines Nachbars ſahen, wurden Beider Wangen von einem tiefen Scharlache übergoſſen.

Murai ging dann auf eine ſeiner ferneren Beſitzungen und änderte dort alle Verhältniſſe um, die er vorfand.

Brigitta's Herz aber war zu Ende. Es war ein Weltball von Scham in ihrem Buſen empor gewachſen, wie ſie ſo ſchwieg und wie eine ſchattende Wolke in den Räumen des Hauſes herum ging. Aber endlich nahm ſie das aufgequollene ſchreiende Herz gleichſam in ihre Hand und zerdrückte es.

Als er von ſeinen Umänderungen auf dem entfernten Landgute zurück kam, ging ſie in ſein Zimmer und trug ihm mit ſanften Worten die Scheidung an. Da er heftig erſchrak, da er ſie bat, da er ihr Vorſtellungen machte, ſie aber immer dieſelben Worte ſagte: Ich habe es dir geſagt, daß es dich reuen wird, ich habe es dir geſagt, daß es dich reuen wird, — ſprang er auf, nahm ſie bei der Hand und ſagte mit inniger Stimme: Weib, ich haſſe dich unausſprechlich, ich haſſe dich unausſprechlich!

Sie ſagte kein Wort, ſondern ſah ihn bloß mit den trockenen, entzündeten Augen an — aber als er nach drei Tagen ſeine Reiſekoffer gepackt und fortgeſchickt hatte — als er nun ſelber in Reiſekleidern gegen Abend fortgeritten war: ſo lag ſie, wie einſt, da ſie die Dichtungen ihres Herzens den Büſchen des Gartens zugerufen hatte, auch jetzt vor Schmerz auf dem Teppiche ihres Zimmerbodens, und ſo heiße Tropfen rannen aus ihren Augen, als müßten ſie ihr Gewand, den Teppich und das Getäfel des Bodens durchbrennen — es waren die letzten, die ſie dem noch immer Heißgeliebten nachſandte, dann keine mehr. Er ritt indeſſen auf der finſtern Ebene und hatte hundertmal im Sinne, ſich mit der Sattelpiſtole das ſiedende Gehirn zu zerſchmettern.

Er war bei ſeinem Ritte, da es noch Tag war, an Gabrielen vorüber gekommen, ſie ſtand auf dem Balkon ihres Schloſſes, aber er hatte nicht hinauf geſehen und war weiter geritten.

Nach einem halben Jahre ſandte er die Einwilligung zur Scheidung und trat ihr auch den Knaben ab, war es nun, daß er ihn in ihren Händen beſſer aufgehoben meinte, war es noch die alte Liebe, die ihr nicht Alles rauben wollte, ihr, die nun ganz allein ſei, während ihm die weite Welt vor Augen lag. In Bezug auf das Vermögen hatte er für ſie und den Knaben am Günſtigſten geſorgt, wie es nur immer möglich war. Er ſandte die Papiere, die dieſe Sache enthielten, mit. Dies war das erſte und letzte Zeichen, das Murai von ſeinem Daſein gegeben hatte, nachher kam keines mehr, und er erſchien auch nicht wieder. Die Summen, die er brauchte, waren an ein Antwerpner Haus angewieſen. Dies ſagte ſpäter ſein Verwalter, mehr wußte Der auch nicht.

Um dieſe Zeit waren kurz nacheinander Brigitta's Vater, ihre Mutter und die beiden Schweſtern geſtorben. Murai's Vater, der ohnedem ſchon ſehr alt war, ſtarb auch in kurzer Zeit darnach.

So war Brigitta im ſtrengen Sinne des Wortes ganz allein mit ihrem Kinde.

Sie hatte ſehr weit von der Hauptſtadt ein Haus auf einer öden Haide, wo ſie Niemand kannte. Das

Gut hieß Maroshely, woher auch der Name der Familie ſtammte. Nach der Scheidung nahm ſie ihren urſprünglichen Namen Maroshely wieder an und begab ſich in das Haidehaus, um ſich dort zu verbergen.

So wie ſie einſtens, wenn man ihr wohl aus Mitleiden eine ſchöne Puppe gegeben hatte, dieſelbe nach kurzer Freude wieder weg warf und ſchlechte Dinge in ihr Bettchen trug, als Steine, Hölzchen und dergleichen: ſo nahm ſie jetzt auch ihr größtes Gut, das ſie hatte, nach Maroshely mit, ihren Sohn, pflegte und hütete ihn, und ihr Auge hing einzig und allein über dem Bettchen desſelben.

Wie er größer wurde und ſein kleines Auge und ſein Herz ſich erweiterte, that es auch das ihre mit: ſie begann die Haide um ſich zu ſehen, und ihr Geiſt fing an, die Oede rings um ſich zu bearbeiten. Sie nahm Männerkleider, ſtieg wieder, wie einſt in ihrer Jugend, zu Pferde und erſchien unter ihrem Geſinde. Wie der Knabe ſich nur auf einem Pferde halten konnte, war er überall mit, und die thätige, ſchaffende, heiſchende Seele ſeiner Mutter floß allgemach in ihn. Dieſe Seele griff immer weiter um ſich, der Himmel des Erſchaffens ſenkte ſich in ſie: grüne Hügel ſchwellten ſich, Quellen rannen, Reben flüſterten, und in das öde Steinfeld war ein kraftvoll weiterſchreitend Heldenlied gedichtet. Und die Dichtung trug, wie ſie thut, auch ihren Segen. Manche ahmten nach, es erhob ſich der Verein, Entferntere wurden begeiſtert, und hie und da auf der öden blinden Haide ſchlug ſich ein menſchlich freies Walten wie ein ſchönes Auge auf.

Nach fünfzehn Jahren, während welcher Brigitta auf Maroshely hauſ'te, kam der Major, indem er ſeinen Landſitz Uwar, wo er ſonſt nie geweſen war, bezog. Von dieſem Weibe lernte er, wie er mir ſelber ſagte, Thätigkeit und Wirken — und zu dieſem Weibe faßte er jene tiefe und verſpätete Neigung, von der wir oben erzählt haben.

Nachdem nun, wie am Eingange des Abſchnittes erwähnt wurde, dieſer Theil aus Brigitta's früherem Leben erzählt iſt, gehen wir wieder in der Entwicklung der Zuſtände weiter, wo wir ſie gelaſſen.

## 4.

## Steppengegenwart.

Wir ritten nach Maroshely. Brigitta iſt wirklich jenes reitende Weib geweſen, das mir die Pferde mitgegeben hatte. Sie erinnerte ſich mit freundlichem Lächeln an unſere alte Bekanntſchaft. Meine Wangen wurden roth, weil ich auf das Trinkgeld dachte. Es war Niemand anderer zum Beſuche da, als der Major und ich. Er ſtellte mich als einen Reiſebekannten vor, mit dem er einmal viel zuſammen geweſen ſei und von dem er ſich ſchmeichle, daß er nun von einem Bekannten in einen Freund überzugehen im Begriffe ſei.

Ich erlebte die Freude — und es war mir wirklich keine unbedeutende — daß ſie faſt alle Dinge wußte, die ſich auf mein früheres Zuſammenſein mit ihm bezogen, daß er ihr alſo viel von mir erzählt haben mußte, daß er noch mit Vorliebe bei jenen Tagen verweilte, und daß ſie es der Mühe werth hielt, ſich dieſe Sachen zu merken.

Sie ſagte, ſie wolle mich nicht in ihrem Schloſſe und in ihren Feldern herum führen, ich werde Das gelegentlich ſehen, wenn wir ſpazieren gehen und wenn ich oft genug von Uwar werde herüber gekommen ſein, wozu ſie mich höflich einlade.

Dem Major machte ſie einen Vorwurf, warum er denn ſo lange nicht herüber gekommen ſei. Er entſchuldigte ſich mit den vielen Geſchäften und hauptſächlich damit, daß er ohne mich nicht herüber reiten wollte und daß er doch vorher erſt ſehen wollte, wie ſehr oder wie wenig ich zu ſeiner Freundin paſſe.

Wir gingen in einen großen Saal, in dem wir ein wenig ausruhten. Der Major zog eine Schreibtafel hervor und fragte ſie um mehrere Dinge, die ſie klar und einfach beantwortete, und von denen er ſich manche aufzeichnete. Auch ſie fragte dann um Verſchiedenes, was ſich auf manchen Nachbar, auf die Geſchäfte des Augenblickes, oder auf den künftigen Landtag bezog. Ich ſah bei dieſer Gelegenheit, mit welch tiefem Ernſte ſie die Dinge behandelten, und welche Aufmerkſamkeit der Major auf ihre Meinungen legte. Wo ſie in Etwas unſicher war, geſtand ſie ihre Unwiſſenheit und bat den Major um Berichtigung.

Als wir ausgeruht hatten und der Major die Schreibtafel einſteckte, ſtanden wir auf, um in den Beſitzungen einen Spaziergang zu machen. Hier redete man häufig von den Veränderungen, die erſt jüngſt in ihrem Hauſe entſtanden waren. Wenn ſie hiebei auf Dinge ſeines Hauſes kam, war es mir, als läge eine Art Zärtlichkeit darinnen, wie ſie ſich um dieſelben bekümmerte. Sie zeigte ihm den neuen hölzernen Säulengang am Gartengeſchoſſe des Hauſes und fragte, ob ſie Reben hinan ziehen ſolle; an ſeinen Hoffenſtern, meinte ſie, ließe ſich auch ſo ein Ding anbringen, wo es ſich in der Spätherbſtſonne recht angenehm ſitze. Sie führte uns in den Park, der vor zehn Jahren ein wüſter Eichenwald geweſen war: jetzt gingen Wege durch, floßen eingehegte Quellen und wandelten Rehe. Sie hatte durch unſägliche Ausdauer um den ungeheuren Umfang desſelben eine hohe Mauer gegen die Wölfe aufführen laſſen. Das Geld hiezu zog ſie langſam aus ihrem Viehſtande und aus den Maisfeldern, deren Pflege ſie ſehr empor gebracht hatte. Als die Einhegung fertig war, ging man in einem geſchloſſenen Jagen Schritt für Schritt durch jede Stelle des Parkes, um zu ſehen, ob man nicht etwa einen Wolf zu künftiger Brut mit eingemauert habe. Aber es war keiner zugegen. Dann erſt wurden Rehe in die Einhegung geſetzt und für Anderes Vorkehrungen gemacht. Die

Rehe, ſchien es, wußten das Alles und dankten ihr dafür; denn, wenn wir manches bei unſerem Gange ſahen, war es nicht ſcheu und blickte mit den dunkeln, glänzenden Augen gegen uns herüber. Brigitta führte ihre Gäſte und Freunde recht gerne durch den Park, weil ſie ihn liebte. Wir kamen oben auch zur Anlage der Faſanen. Wie wir ſo durch die Wege gingen und weiße Wolken durch die Eichenwipfel herein ſchauten, gewann ich Gelegenheit, Brigitta zu betrachten. Ihre Augen, ſchien es mir, waren noch ſchwärzer und glänzender, als die der Rehe, und mochten heute beſonders hell ſtrahlen, weil der Mann an ihrer Seite ging, der ihr Wirken und Schaffen zu würdigen verſtand. Ihre Zähne waren ſchneeweiß, und der für ihre Jahre noch geſchmeidige Wuchs zeugte von unverwüſtlicher Kraft. Da ſie den Major erwartet hatte, war ſie in Frauenkleidern und hatte ihre Geſchäfte bei Seite geſetzt, weil ſie den Tag für uns widmete.

Unter Geſprächen der verſchiedenſten Art, von der Zukunft des Landes, von Hebung und Verbeſſerung des gemeinen Mannes, von Bearbeitung und Benützung des Bodens, von Ordnung und Einſchränkung des Donauſtromes, von ausgezeichneten Perſönlichkeiten der Vaterlandsfreunde, kamen wir durch den größten Theil des Parkes, da ſie uns, wie ich ſchon oben ſagte, nicht durch ihre Beſitzungen herum führen, ſondern uns nur Geſellſchaft leiſten wollte. Da wir zu dem Hauſe zurück kehrten, war es Eſſenszeit. Zum Mahle kam auch

Guſtav, der Sohn Brigitta's, mit ziemlich verbrannten Wangen, ein lieblich ſchlanker Jüngling, eine Blume von Geſundheit. Er hatte heute an der Stelle der Mutter die Felder beſucht und die Arbeiten eingetheilt und berichtete ihr jetzt Manches mit kurzen Worten. Bei Tiſche ſaß er horchend und beſcheiden unten an; in ſeinen ſchönen Augen lag Begeiſterung für die Zukunft und unendliche Güte für die Gegenwart. Da auch, wie bei dem Major, das Geſinde mit an dem Tiſche ſaß, ſo bemerkte ich meinen Freund Miloſch, der mich zum Zeichen alter Bekanntſchaft grüßte.

Der größte Theil des Nachmittags verging mit Beſichtigung mehrerer Veränderungen, die dem Major neu waren, mit einer Runde im Garten und mit einem Gange durch den Weinberg.

Gegen Abend nahmen wir Abſchied. Da wir unſere Kleider zuſammenſuchten, machte Brigitta dem Major einen Vorwurf, daß er neulich in der Nachtluft von Gömör weg in leichten Kleidern nach Hauſe geritten ſei — ob er denn nicht wiſſe, wie tückiſch die Thauluft dieſer Ebenen ſei, daß er ſich ſo ausſetze?! Er vertheidigte ſich nicht und ſagte, er werde in Zukunft ſchon vorſichtiger ſein. Ich aber wußte recht gut, daß er damals ſeine Bunda Guſtav aufgenöthigt hatte, der ohne eine gekommen war, und dem er vorgelogen hatte, daß er noch eine andere im Stalle liegen habe. Dieſes Mal aber ſchieden wir mit Allem hinlänglich verſorgt und verwahrt. Brigitta ſelbſt bekümmerte ſich um Jedes und ging erſt in das Haus zurück, als wir ſchon in unſern dichten Oberkleidern zu Pferde ſaßen und der Mond aufging. Sie hatte dem Major noch ein paar Aufträge gegeben und beurlaubte ſich dann mit einfacher, edler Freundlichkeit.

Die Geſpräche der zwei Menſchen waren den ganzen Tag über ruhig und heiter geweſen, aber mir ſchien es, als zitterte eine heimliche Innigkeit durch, der ſich Beide ſchämten Raum zu geben, wahrſcheinlich, weil ſie ſich für zu alt hielten. Auf dem Rückwege aber ſagte der Major zu mir, als ich mich einiger wahrhafter, aufrichtiger Lobesworte auf dieſe Frau nicht enthalten konnte: Freund! ich bin oft in meinem Leben heiß begehrt worden, ob auch ſo geliebt, weiß ich nicht: aber die Geſellſchaft und die Achtung dieſer Frau iſt mir ein größeres Glück auf dieſer Welt geworden, als jedes andere in meinem Leben, das ich für eines gehalten habe.

Er hatte dieſe Worte ohne alle Leidenſchaft geſagt, aber mit einer ſolchen Ruhe der Gewißheit, daß ich in meinem Herzen von der Wahrheit derſelben vollſtändig überzeugt war. Mir geſchah es in dieſem Augenblicke beinahe, was ſonſt nicht meine Art iſt, daß ich den Major um dieſe Freundſchaft und um ſein häusliches Wirken beneidete; denn ich hatte damals recht auf der ganzen Welt nichts Feſtes, um mich daran zu halten, als etwa meinen Wanderſtab, den ich wohl in Bewegung ſetzte, dieſes und jenes Land zu ſehen, der aber doch nicht recht nachhalten wollte.

Als wir nach Hauſe kamen, trug mir der Major an, daß ich noch den Sommer und Winter bei ihm zubringen möchte. Er hatte begonnen, mich mit größerer Vertraulichkeit zu behandeln und mich tiefer in ſein Leben und ſein Herz blicken zu laſſen, daß ich eine große Liebe und Neigung zu dem Manne faßte. Ich ſagte alſo zu. Und da ich dieſes nun einmal gethan hätte, ſagte er, ſo wolle er mir auch ſogleich einen Geſchäftszweig ſeines Hauſes auftragen, den ich ſtändig beſorgen ſollte — es würde mich nicht reuen, ſagte er, und würde mir gewiß in der Zukunft von Nutzen ſein. Ich willigte ebenfalls ein, und in der That, es war mir von Nutzen. Daß ich nun einen Hausſtand habe, daß ich eine liebe Gattin habe, für die ich wirke, daß ich nun Gut um Gut, That um That in unſern Kreis herein ziehe, verdanke ich dem Major. Als ich einmal ein Theil jenes einträchtigen Wirkens war, das er entfaltete, wollte ich doch die Sache ſo gut machen, als ich konnte, und da ich mich übte, machte ich ſie immer beſſer, ich war nütze und achtete mich — und da ich die Süßigkeit des Schaffens kennen lernte, erkannte ich auch, um wie viel mehr werth ſei, was ein gegenwärtig Gutes ſetzt, als das bisherige Hinſchlendern, das ich Erfahrungen ſammeln nannte, und ich gewöhnte mich an Thätigkeit.

So ging die Zeit nach und nach hin, und ich war unendlich gerne in Uwar und ſeiner Umgebung.

Ich kam in dieſen Verhältniſſen öfter nach Maroshely. Man achtete mich, und ich war faſt wie ein Glied der Familien, und lernte die Sachlage immer beſſer kennen. Von einer unheimlichen Leidenſchaft, von einem fieberhaften Begehren, oder gar von Magnetismus, wie ich gehört hatte, war keine Spur. Dagegen war das Verhältniß zwiſchen dem Major und Brigitta von ganz merkwürdiger Art, daß ich nie ein ähnliches erlebt habe. Es war ohne Widerrede das, was wir zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes Liebe nennen würden, aber es erſchien nicht als ſolches. Mit einer Zartheit, mit einer Verehrung, die wie an die Hinneigung zu einem höheren Weſen erinnerte, behandelte der Major das alternde Weib; ſie war mit ſichtlicher innerlicher Freude darüber erfüllt, und dieſe Freude, wie eine ſpäte Blume, blühte auf ihrem Antlitze und legte einen Hauch von Schönheit darüber, wie man es kaum glauben ſollte, aber auch die feſte Roſe der Heiterheit und Geſundheit. Sie gab dem Freunde dieſelbe Achtung und Verehrung zurück, nur daß ſich zuweilen ein Zug von Beſorgniß um ſeine Geſundheit, um ſeine kleinen Lebensbedürfniſſe und dergleichen einmiſchte, der doch wieder dem Weibe und der Liebe angehörte. Ueber dieſes hinaus ging das Benehmen Beider nicht um ein Haar — und ſo lebten ſie neben einander fort.

Der Major ſagte einmal zu mir, daß ſie in einer Stunde, wo ſie, wie es ſelten zwiſchen Menſchen geſchieht, mit einander inniger über ſich ſelber ſprachen, feſtgeſetzt hätten, daß Freundſchaft der ſchönſten Art, daß

Aufrichtigkeit, daß gleiches Streben und Mittheilen zwiſchen ihnen herrſchen ſollte, aber weiter Nichts; an dieſem ſittlich feſten Altare wollten ſie ſtehen bleiben, vielleicht glücklich bis zum Lebensende — ſie wollten keine Frage weiter an das Schickſal thun, daß es keinen Stachel habe und nicht wieder tückiſch ſein möge. Dies ſei nun ſchon mehrere Jahre ſo, und werde ſo bleiben.

Das hatte der Major zu mir geſagt — allein in einiger Zeit darauf that das ungefragte Schickſal von ſelber eine Antwort, die Alles ſchnell und auf unerwartete Art löſete.

Es war ſchon ſehr ſpät im Herbſte, man könnte ſagen, zu Anfang Winters, ein dichter Nebel lag eines Tages auf der bereits feſt gefrornen Haide, und ich ritt eben mit dem Major auf jenem neugebauten Wege mit der jungen Pappelallee, wir hatten vor, vielleicht ein wenig zu jagen, — als wir plötzlich durch den Nebel herüber zwei dumpfe Schüſſe fallen hörten.

Das ſind meine Piſtolen und keine andern, rief der Major.

Ehe ich Etwas begreifen und fragen konnte, ſprengte er ſchon die Allee entlang, ſo furchtbar, wie ich nie ein Pferd habe laufen geſehen, ich folgte ihm nach, weil ich ein Unglück ahnete, und als ich wieder zu ihm kam, traf ich auf ein Schauſpiel, ſo gräßlich und ſo herrlich, daß noch jetzt meine Seele ſchaudert und jauchzt: an der Stelle, wo der Galgen ſteht und der Binſenbach ſchillert, hatte der Major den Knaben Guſtav gefunden, der ſich nur noch matt gegen ein Rudel Wölfe wehrte. Zwei hatte er erſchoſſen, einen, der vorne an ſein Pferd geſprungen war, wehrte er mit ſeinem Eiſen, die andern bannte er für den Augenblick mit der Wuth ſeiner vor Angſt und Wildheit leuchtenden Augen, die er auf ſie bohrte; aber harrend und lechzend umſtanden ſie ihn, daß eine Wendung, ein Augenzucken, ein Nichts Grund werden konnte, mit eins auf ihn zu fallen — da, im Augenblicke der höchſten Noth, erſchien der Major. Als ich ankam, war er ſchon wie ein verderblich Wunder, wie ein Meteor, mitten unter ihnen — der Mann war faſt entſetzlich anzuſchauen, ohne Rückſicht auf ſich, faſt ſelber wie ein Raubthier warf er ſich ihnen entgegen. Wie er von dem Pferde gekommen war, hatte ich nicht geſehen, da ich ſpäter ankam; den Knall ſeiner Doppelpiſtolen hatte ich gehört, und wie ich auf dem Schauplatze erſchien, glänzte ſein Hirſchfänger gegen die Wölfe, und er war zu Fuß. Drei — vier Sekunden mochte es gedauert haben, ich hatte bloß Zeit, mein Jagdgewehr unter ſie abzudrücken, und die unheimlichen Thiere waren in den Nebel zerſtoben, als wären ſie von ihm eingetrunken worden.

Ladet, ſchrie der Major, ſie werden gleich wieder hier ſein.

Er hatte die weggeſchleuderten Piſtolen aufgerafft, und ſtieß die Patronen hinein. Wir luden auch, und in dem Augenblicke, da wir ein wenig ſtill waren, vernahmen wir den unheimlichen Trab um die Galgeneiche herum. Es war klar, die hungrigen geängſtigten Thiere umkreiſ'ten uns, bis ihnen wieder etwa der Muth zum Angriffe gewachſen ſein würde. Eigentlich ſind dieſe Thiere, wenn ſie nicht von dem Hunger geſpornt werden, feig. Wir waren zu einer Wolfsjagd nicht gerüſtet, der unſelige Nebel lag dicht vor unſern Augen, daher ſchlugen wir den Weg zu dem Schloſſe ein. Die Pferde ſchoßen in Todesangſt dahin, und da wir ſo ritten, ſah ich es mehr als einmal wie einen jagenden Schatten neben mir, grau in grauem Nebel. In unſäglicher Geduld eilte die Heerde neben uns. Wir mußten in ſteter Bereitſchaft ſein. Von dem Major fiel einmal links ein Schuß, aber wir erkannten Nichts, zum Reden war keine Zeit, und ſo langten wir an dem Parkgitter an, und wie wir hinein drangen, brachen die edlen, ſchönen, dahinter harrenden Doggen neben uns heraus, und in demſelben Augenblicke ſcholl auch ſchon aus dem Nebel ihr wüthendes Heulen, hinter den Wölfen haidewärts ſchweifend.

Sitzt Alle auf, rief der Major den entgegen eilenden Knechten zu, laßt alle Wolfshunde los, daß meine armen Doggen Nichts leiden. Bietet die Nachbarn auf und jagt, ſo viel Tage ihr wollt. Ich gebe für jeden todten Wolf das doppelte Schußgeld, die ausgenommen, die an der Galgeneiche liegen; denn die haben wir ſelbſt getödtet. An der Eiche liegt vielleicht auch eine der Piſtolen, die ich voriges Jahr an Guſtav geſchenkt habe, denn ich ſehe nur eine in ſeiner Hand und das Sattelſack der andern iſt leer; ſeht zu, ob es ſo iſt.

Seit fünf Jahren, ſagte er zu mir gewendet, da wir im Parke weiter ritten, hat ſich kein Wolf ſo nahe zu uns gewagt, und es war ſonſt ganz ſicher hier. Es muß einen harten Winter geben, und er muß in den nördlichen Ländern ſchon begonnen haben, daß ſie ſich bereits ſo weit herab drücken.

Die Knechte hatten den Befehl des Herrn vernommen, und in weniger Zeit, als es mir glaublich ſchien, war ein Haufen Jäger ausgerüſtet, und das Geſchlecht jener ſchönen zottigen Hunde war neben ihnen, das den ungariſchen Haiden eigen und für ſie ſo unentbehrlich iſt. Man beredete ſich, wie man die Nachbarn abholen wolle, und dann gingen ſie fort, um eine Jagd einzuleiten, von der ſie erſt in acht, vierzehn oder noch mehreren Tagen zurückkehren würden.

Wir hatten alle Drei, ohne von den Pferden zu ſteigen, dem größten Theil dieſer Anſtalten zugeſchaut. Als wir uns aber von den Wirthſchaftsgebäuden dem Schloſſe zuwendeten, ſahen wir, daß Guſtav doch verwundet ſei. Als wir nämlich unter dem Thorbogen anlangten, von wo wir in unſere Zimmer wollten, wandelte ihn eine Uebelkeit an und er drohte von dem Pferde zu ſinken. Einer von den Leuten fing ihn auf und hob ihn herunter, da ſahen wir, daß die Lenden des Thieres von Blut gefärbt waren. Wir brachten ihn in eine Wohnung des Erdgeſchoſſes, die gegen den Garten hinaus ging, der Major befahl ſogleich Feuer in den Kamin zu machen und das Bett zu bereiten.

Als indeſſen die ſchmerzende Stelle entblößt worden war, unterſuchte er ſelber die Wunde. Es war ein leichter Biß im Schenkel, ohne Gefahr, nur der Blutverluſt und die vorhergegangene Aufregung ließ jetzt den Jüngling mit Ohnmachten kämpfen. Er ward in das Bett gebracht und ſofort ein Bote an den Arzt und einer an Brigitta abgefertigt. Der Major blieb bei dem Bette und ſorgte, daß keine der Ohnmachten überhand nehmen könne. Als der Arzt kam, gab er ein ſtärkendes Mittel, erklärte die Sache für durchaus ungefährlich und ſagte, daß der Blutverluſt ſelber ein Heilmittel geweſen ſei, da er die Heftigkeit der Entzündung mindere, die ſonſt ſolchen Bißwunden gerne folge. Das einzige Krankheitsübel ſei die Gewalt der Gemüthsbewegung, und ein paar Tage Ruhe würden das Fieber und die Abſpannung gänzlich heben. Man war beruhigt und erfreut, und der Arzt ſchied unter den Dankſagungen Aller; denn es war Keiner, der den Knaben nicht liebte. Gegen Abend erſchien Brigitta, und nach ihrer entſchloſſenen Art ruhte ſie nicht eher, als bis ſie den Körper ihres Sohnes Glied um Glied geprüft und ſich überzeugt hatte, daß außer der Bißwunde Nichts vorhanden ſei, das ein Uebel drohen könnte. Als die Unterſuchung vorüber war, blieb ſie doch noch an dem Bette ſitzen und reichte nach der Vorſchrift des Arztes die Arznei. Für die Nacht mußte ihr ein ſchnell zuſammengerafftes Bette im Krankenzimmer gemacht werden. Am andern Morgen ſaß ſie wieder neben dem Jünglinge und horchte auf ſeinen Athem, da er ſchlief und ſo ſüß und erquickend ſchlief, als wolle er nie mehr erwachen. — Da geſchah ein herzerſchütternder Auftritt. Ich ſehe den Tag noch vor Augen. Ich war hinab gegangen, um mich nach dem Befinden Guſtav's zu ererkundigen, und trat in das Zimmer, das neben dem Krankengemache befindlich war, ein. Ich habe ſchon geſagt, daß die Fenſter gegen den Garten hinaus gingen: die Nebel hatten ſich gehoben, und eine rothe Winterſonne ſchaute durch die entlaubten Zweige in das Zimmer herein. Der Major war ſchon zugegen, er ſtand an dem Fenſter, das Angeſicht gegen das Glas gekehrt, als ſähe er hinaus. Im Krankengemache, durch deſſen Thür ich hinein ſchaute, und deſſen Fenſter durch ganz leichte Vorhänge etwas verdunkelt waren, ſaß Brigitta und ſah auf ihren Sohn. Plötzlich entrang ſich ihren Lippen ein freudiger Seufzer, ich blickte genauer hin und ſah, daß ihr Auge mit Süßigkeit an dem Antlitze des Knaben hänge, der die ſeinigen offen hatte; denn er war nach langem Schlafe aufgewacht und ſchaute heiter um ſich. Aber auch auf der Stelle, wo der Major geſtanden war, hatte ich ein leichtes Geräuſch vernommen, und wie ich hinblickte, ſah ich, daß er ſich halb umgewendet hatte und daß an ſeinen Wimpern zwei harte Tropfen hingen. Ich ging gegen ihn und fragte ihn, was ihm ſei. Er antwortete leiſe: Ich habe kein Kind.

Brigitta mußte mit ihrem ſcharfen Gehöre die

Worte vernommen haben; denn ſie erſchien in dieſem Augenblicke unter der Thür des Zimmers, ſah ſehr ſcheu auf meinen Freund, und mit einem Blicke, den ich nicht beſchreiben kann und der ſich gleichſam in der zaghafteſten Angſt nicht getraute, eine Bitte auszuſprechen, ſagte ſie Nichts, als das einzige Wort: Stephan!

Der Major wendete ſich vollends herum — Beide ſtarrten ſich eine Sekunde an — nur eine Sekunde — dann aber vorwärts tretend lag er eines Sturzes in ihren Armen, die ſich mit maßloſer Heftigkeit um ihn ſchloßen. Ich hörte Nichts, als das tiefe leiſe Schluchzen des Mannes, wobei das Weib ihn immer feſter umſchlang und immer feſter an ſich drückte.

Nun keine Trennung mehr, Brigitta, für hier und die Ewigkeit.

Keine, mein theurer Freund!

Ich war in höchſter Verlegenheit und wollte ſtille hinaus gehen; aber ſie hob ihr Haupt und ſagte: Bleiben Sie, bleiben Sie.

Das Weib, das ich immer ernſt und ſtrenge gefunden hatte, hatte an ſeinem Halſe geweint. Nun hob ſie, noch in Thränen ſchimmernd, die Augen — und ſo herrlich iſt das Schönſte, was der arme, fehlende Menſch hienieden vermag, das Verzeihen — daß mir ihre Züge wie in unnachahmlicher Schönheit ſtrahlten und mein Gemüth in tiefer Rührung ſchwamm.

Arme, arme Gattin, ſagte er beklommen, fünfzehn

Jahre mußte ich dich entbehren und fünfzehn Jahre warſt du geopfert.

Sie aber faltete die Hände und ſagte bittend in ſein Antlitz blickend: Ich habe gefehlt, verzeihe mir, Stephan, die Sünde des Stolzes — ich habe nicht geahnt, wie gut du ſeiſt — es war ja bloß natürlich, es iſt ein ſanftes Geſetz der Schönheit, das uns ziehet — —

Er hielt ihr den Mund zu und ſagte: Wie kannſt du nur ſo reden, Brigitta — ja, es zieht uns das Geſetz der Schönheit, aber ich mußte die ganze Welt durchziehen, bis ich lernte, daß ſie im Herzen liegt und daß ich ſie daheim gelaſſen in einem Herzen, das es einzig gut mit mir gemeint hat, das feſt und treu iſt, das ich verloren glaubte und das doch durch alle Jahre und Länder mit mir gezogen. — O Brigitta, Mutter meines Kindes! du ſtandeſt Tag und Nacht vor meinen Augen.

Ich war dir nicht verloren, antwortete ſie, ich habe traurige, reuevolle Jahre verlebt! — Wie biſt du gut geworden, jetzt kenne ich dich, wie biſt du gut geworden, Stephan!

Und wieder ſtürzten ſie ſich in die Arme, als könnten ſie ſich nicht erſättigen, als könnten ſie an das gewonnene Glück nicht glauben. Sie waren wie zwei Menſchen, von denen eine große Laſt genommen iſt. Die Welt ſtand wieder offen. Eine Freude, wie man ſie nur an Kindern findet, war an ihnen — in dem

Augenblicke waren ſie auch unſchuldig, wie die Kinder; denn die reinigendſte, die allerſchönſte Blume der Liebe, aber nur der höchſten Liebe, iſt das Verzeihen, darum wird es auch immer an Gott gefunden und an Müttern. Schöne Herzen thun es öfter — ſchlechte nie.

Die zwei Gatten hatten mich wieder vergeſſen und wandten ſich in das Krankenzimmer, wo Guſtav, der das Ganze dunkel ahnte, wie eine glühende, blühende Roſe lag und ihnen athemlos entgegen harrte.

Guſtav, Guſtav, er iſt dein Vater, und du haſt es nicht gewußt, rief Brigitta, als ſie über die Schwelle in das verdunkelte Zimmer traten.

Ich aber ging in den Garten hinaus und dachte: O wie heilig, o wie heilig muß die Gattenliebe ſein, und wie arm biſt du, der du von ihr bisher Nichts erkannteſt und das Herz nur höchſtens von der trüben Lohe der Leidenſchaft ergreifen ließeſt. — —

Erſt ſpät ging ich in das Schloß zurück und fand Alles gelöſet und gelüftet. Geſchäftige Freude, wie heiterer Sonnenſchein, wehte durch alle Zimmer. Man empfing mich mit offenen Armen als Zeugen des ſchönſten Auftrittes. Man hatte mich ſchon allenthalben ſuchen laſſen, da ich ihnen, als ſie zu ſehr mit ſich beſchäftigt waren, aus den Augen gekommen war. Sie erzählten mir theils gleich in abgebrochenen Sätzen, theils die folgenden Tage im Zuſammenhange Alles, was ſich zugetragen hatte und was ich oben angemerkt habe.

Mein Reiſefreund war alſo Stephan Murai geweſen. Er war unter dem Namen Bathori, der einem ſeiner weiblichen Vorfahren gehörte, gereiſet. So hatte ich ihn auch gekannt, aber er ließ ſich immer Major nennen, welchen Rang er in Spanien erworben hatte, und alle Welt nannte ihn auch den Major. Da er in der ganzen Welt geweſen war, ging er, von ſeinem Innern gezogen, unter demſelben Namen nach dem wüſten Sitze Uwar, wo er nie geweſen war, wo ihn Niemand kannte, und wo er, wie er recht gut wußte, der Nachbar ſeines getrennten Weibes werden würde. Gleichwohl kam er nicht zu ihr hinüber, die ſchon ſo ſchön auf Maroshely waltete, bis der Ruf die Kunde ihrer Todeskrankheit zu ihm trug. Da machte er ſich auf, ritt hinüber, trat zu ihr, die ihn vor Fieber nicht kannte, blieb Tag und Nacht bei ihrem Bette, wachte über ſie und pflegte ſie, bis ſie genas. Damals durch den gegenſeitigen Anblick gerührt und von leiſer Liebe getrieben, aber dennoch ängſtlich vor der Zukunft, weil ſie ſich nicht kannten, und weil ſich wieder etwas Fürchterliches zutragen könnte, ſchloßen ſie jenen ſeltſamen Vertrag der bloßen Freundſchaft, den ſie Jahre lang hielten, und den bisher Keines zuerſt anzurühren wagte, bis ihn das Geſchick durch einen ſcharfen Schnitt, den es in Beider Herzen that, trennte und zu dem ſchöneren natürlicheren Bunde wieder zuſammenfügte.

Alles war nun gut.

Nach vierzehn Tagen wurde es in der Gegend kund gethan und die läſtigen Glückwünſcher kamen von nahe und von ferne.

Ich aber blieb noch den ganzen Winter bei den Leuten und zwar auf Maroshely, wo vorläufig Alles wohnte und von wo der Major im Sinne hatte Brigitta nie fort zu ziehen, weil ſie da in Mitte ihrer Schöpfung ſei. Am freudigſten war ſchier Guſtav, der immer ſo an dem Major gehangen war, der ihn immer leidenſchaftlich und einſeitig den herrlichſten Mann dieſer Erde nannte, und der ihn nun als Vater verehren durfte, ihn, an dem ſein Auge wie an einer Gottheit hing.

Ich habe jenes Winters zwei Herzen kennen gelernt, die ſich nun erſt recht zu einer vollen, wenn auch verſpäteten Blume des Glückes aufſchloßen.

Ich werde dieſe Herzen nie, nie vergeſſen! — —

Im Frühjahre nahm ich wieder mein deutſches Gewand, meinen deutſchen Stab und wanderte dem deutſchen Vaterlande zu. Ich ſah auf dem Rückwege Gabrielens Grabmal, die ſchon vor zwölf Jahren im Gipfel ihrer jugendlichen Schönheit geſtorben war. Auf dem Marmor ſtanden zwei große weiße Lilien.

Mit trüben, ſanften Gedanken zog ich weiter, bis die Leitha überſchritten war und die lieblichen blauen Berge des Vaterlandes vor meinen Augen dämmerten.

# Der Stern der Schönheit.

Von

**Auguſt Wolf.**

August Wolf's geſammelte und nachgelaſſene Schriften. Dresden. Verlagsbuchhandlung von Rudolph Kuntze. 1864. S. 188. Unter dem Titel: Zweite nicht wahre Geſchichte.

Auguſt Wolf, am 22. Januar 1816 in Königsberg geboren, Sohn eines Kaufmanns jüdiſcher Abſtammung, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt und ein Jahr lang auch in Halle Medicin, ohne ſchließlich ſich der praktiſchen Ausübung zuzuwenden. Nachdem er eine Zeitlang eine Bibliothekarsſtelle bekleidet und eine erſte Sammlung ſeiner Gedichte (Königsberg, Pfitzer und Heilmann 1847) herausgegeben hatte, nöthigte ihn ſeine damals ſchon angegriffene Geſundheit, ſeine Stellung aufzugeben, um in Lithauen, Meran (1848), Gratz, Italien (1851) Heilung für die leidende Bruſt zu ſuchen. Nach weiterem unſtäten Wandern von Kurort zu Kurort ließ er ſich 1857 in Stuttgart nieder, das er im Herbſt 1860, von Unruhe getrieben, wieder verließ, um im folgenden Jahre zu Mainz in treueſter Pflege einer ihm ſehr naheſtehenden Schweſter zu ſterben.

Freunde des Dichters, die ſeinen Nachlaß in einem mäßigen Bande herausgegeben, äußern ſich in einem kurzen Vorwort über den früh Verſtorbenen: „Ein glühender Lebensdurſt, ein hohes Gefühl für das Schöne und ein ſcharfer Verſtand, dem zerſetzende Kritik zur Nothwendigkeit geworden — die Miſchung dieſer Elemente brachte in ihm einen Conflict hervor, der hindernd auf alle Thätigkeiten ſeines Lebens wirkte. Der Gegenſatz zwiſchen Idee und Realität trat zu ſtark für ihn auf, um dauernd einen Compromiß zu geſtatten; was zu gerundeter Einheit ſich ergänzen ſollte, blieb ihm meiſtens getrennt, und dem Riß, der durch ſein Inneres ging, erlag endlich der Körper. In der Novellette aus Lope de Vega's Leben, welche durchaus Erfindung iſt, hinterließ er einen ſprechenden Zug ſeines Weſens, eine Art geiſtigen Portraits. „Der Stern der Schönheit" war das Fatum ſeines eigenen Dichterlebens."

Eine zweite, größere Novelle desſelben Autors, „Eine dunkle Begebenheit", zeigt die Vorzüge ſeiner Darſtellung, jenen kunſtvollen Ton höchſter Natürlichkeit, der an das Geſpräch der beſten Geſellſchaft erinnert, in noch höherem Maße, ſteht aber an dichteriſchem Gehalt hinter der hier mitgetheilten zurück, da die Geſtalten und ihr geheimnißvolles Schickſal nur wie durch einen Nebel erſcheinen und wir am Schluß mit dem Gefühl entlaſſen werden, als habe der Erzähler uns mit Räthſeln unterhalten, deren volle Löſung er uns ſchuldig bleibe, in der Meinung, das geiſtreiche Spiel des Rathens ſei eigentlich die Hauptſache geweſen.

Unter den Gedichten ſind viele von tiefſinniger Schönheit und Schwermuth, und das kleine lyriſche Drama „Leben, eine Tragödie“ verdient „um ſeine Kühnheit ſchon den Kranz“, wenn es ſich auch durch die Neigung zum Verhüllten und Räthſelhaften, die ein Grundzug dieſer Dichternatur war, dem Verſtändniß in weiteren Kreiſen entzieht.

In launiger Weiſe hat der Dichter ſich gegen die Freunde, die ihn zu reicherem Schaffen drängten, in einem Gedicht vertheidigt, das ihn ſchildert, wie er an der Himmelspforte anpocht und auf Petrus’ Frage, was er geweſen ſei, nur verlegen antwortet: ein Dichter. Petrus will ſich damit nicht zufrieden geben.

„Wo biſt du verlegt? bei Cotta,
Oder iſt’s in Leipzig Brockhaus?
Kannſt du nichts Gedrucktes zeigen,
Klopf’ ich dir den ſtaub’gen Rock aus.“

„„Guter Gott, verlegt! Ich habe
Ja nicht einmal was geſchrieben!
Alles, was ich wollte machen,
Iſt Gedanke nur geblieben.““

Petrus öffnet, vor ſich brummend:
„Komm du nur vor Gottes Thron,
Da wirſt du das Deine hören;
Warte nur, du kriegſt es ſchon.“

Als die arme Seele hintrat
Nun vor Gott, den höchſten Richter,
Blickte dieſer mild und gnädig,
Wie auf Alles, auf den Dichter.

„Dein Verdienſt?“ ſo fragt' er. „„Niemals
Schrieb ich nieder ſchlechte Sachen,
Und ich machte lieber gar nichts,
Konnt' ich nicht was Rechtes machen.

Konnte ich der Schönheit Strahlen
Nicht allmächtig, rein entfalten,
Hab' ich, nannt' ich gleich mich Dichter,
Lieber ganz das Maul gehalten.““

Und der Herr ſprach: „Das war gut!
Bleib du ruhig hier im Himmel.
Muß ich doch ſo oft verzeihen
Mittelmäß'ges Versgebimmel.“

Petrus doch, der Poliziſte,
Hörte mit unwill'gem Ohre
Und ging, mit den Schlüſſeln raſſelnd,
Wieder zu dem Himmelsthore.

H.

Heute war große Geſellſchaft bei Madame G. geweſen. Es waren ſehr viele Leute da zuſammengekommen, ſehr viel geſprochen, gelacht, getanzt und ſehr viel gegeſſen und getrunken worden. Nun aber war es ſchon ſpät, die Meiſten hatten ſich empfohlen, nur einige nähere Verwandte und nächſte Bekannte waren noch geblieben, hatten ſich um einen großen Tiſch gruppirt, auf dem einige Weinflaſchen ſtanden, und ſcherzten und lachten. Es war eine Munterkeit in dieſem Reſt der Geſellſchaft, die noch von der Aufregung des Abends zehrte; man wollte dieſe noch nicht enden laſſen, man wollte noch nicht ſchlafen gehen, es war zu hübſch, noch ein wenig zuſammen zu ſitzen, zu plaudern, zu trinken und ſich zu necken.

Plötzlich ſagte Madame G.: Robert, Sie ſind ja wieder ſo ſtill, ich glaube, Sie haben den ganzen Abend über kein Wort geſprochen.

Haben Sie das ſo genau gehört? fragte Robert.

Ei, ich weiß das ſchon. Ja, wenn Sie Einem falſche Geſchichten aufbinden können, dann reißt es nicht ab. Denken Sie, wandte ſie ſich zu einigen Damen, was er neulich thut. Ich und Emma bitten ihn, uns

Etwas von ſeiner Reiſe zu erzählen, er erzählt uns eine lange Geſchichte, und am Ende ſagt er, ſie ſei nicht wahr. Aber wer weiß, wer weiß, die Geſchichte war doch wohl wahr, und er will es nur nicht eingeſtehen.

Wer weiß! ſagte Robert.

War es denn eine ſo ſchlimme Geſchichte? fragte eine alte Verwandte des Hauſes, die nie zu Robert's Charakter rechtes Zutrauen gehabt. Laſſen Sie ſie ihn doch noch einmal erzählen.

Um Gotteswillen! rief Robert und ſprang auf, ich weiß gar nichts mehr von der ganzen Geſchichte; ich bin das wirklich nicht im Stande.

Aber zur Strafe ſollten wir Ihnen aufgeben, eine andere zu erzählen, meinte Madame G. Wenn Sie ſo ſchnell erfinden können, ſo erzählen Sie doch. Wir ſind gerade Alle in der Stimmung, noch eine Geſchichte zu hören. Sie braucht gar nicht wahr zu ſein, es kommt Ihnen ja darauf nicht an.

Ja wohl, ja wohl! ſcholl es von mehreren Seiten, eine unwahre Geſchichte! Ganz gerechte Strafe! Hat er einmal gelogen, ſo mag er auch das zweite Mal lügen!

Wenn Ihnen denn durchaus damit gedient iſt, ſo ſollen Sie es auch ordentlich haben. Ich will Ihnen eine ganz unwahre Geſchichte erzählen. Hören Sie nur zu!

Jeder ſetzte ſich zurecht, die leeren Gläſer wurden gefüllt, Madame G. bot noch einige Male Kuchen an, und Robert begann:

So viel ich mich erinnere, waren Sie faſt Alle neulich im Theater, als B. — Robert nannte den Namen eines augenblicklich in jener Stadt gaſtirenden Schauſpielers — in einem Luſtſpiel auftrat, von dem geſagt war, daß es nach einem ſpaniſchen bearbeitet ſei. Das ſpaniſche, nach dem es gearbeitet iſt, iſt von Lope de Vega. Dieſer Lope de Vega hat weit über tauſend Dramen geſchrieben, denken Sie ſich! Vielleicht wird es Sie intereſſiren, eine Anekdote aus ſeinem Leben zu hören.

Als er etwa vierzig Jahre alt war, ging er eines Nachmittags mit einem ſeiner beſten Freunde ſpazieren. Sie ſchritten durch ein Thor Madrids und die Landſtraße entlang. Der Freund Lope's war ein ernſter, ſchweigſamer, in ſich gekehrter Mann, etwa ſo alt wie Jener, aber ärmlicher gekleidet, und in den Zügen ſeines hagern Geſichts, in denen eine Art Reſignation lag, und an ſeinem träumeriſchen Auge, in dem ein Schmerz zu glühen ſchien, konnte man den Mann erkennen, der unerfüllte Hoffnungen lange in ſich trug, der aber auch mehr in ſeiner Gedankenwelt als nach außen lebte.

Fernando, ſagte Lope, als ſie die ziemlich ſtaubige Landſtraße entlang gingen, du biſt ein Faulpelz. Heute iſt dein Geburtstag, du wirſt, wenn ich nicht irre, zweiundvierzig Jahre alt, und du haſt Nichts gearbeitet.

Das iſt wahr, ſagte Fernando.

Ja, warum haſt du aber Nichts gearbeitet?

Wahrſcheinlich doch, weil ich nicht Talent genug habe.

Nicht Talent genug? Fernando, das iſt eine große Lüge. Du haſt mehr Talent als ich; ich bin nicht einmal ſo alt wie du, und habe ſchon viele hundert Stücke geſchrieben, während du Nichts gethan haſt.

Ja, das iſt es eben, ſagte ruhig Fernando, du ſchreibſt die Stücke, und ich ſchreibe ſie nicht. Wenn Jemand ſein ganzes Leben lang Stücke ſchreiben will und Nichts ſchreibt, dann hat er kein Talent, das ſcheint mir deutlich.

Aber du haſt Talent, ſagte Lope, ich weiß es. Deine Gedichte, die du in Alcala machteſt, waren viel, viel beſſer als meine, und nun ſagſt du auf einmal, du habeſt nicht Talent. Wenn du nur daran gehen wollteſt und Etwas fertig machen, aber das kannſt du nicht. Du haſt dich allmählich ſo an das Nichtsthun und Weintrinken gewöhnt, daß du nicht mehr arbeiten kannſt, und dein Gehirn ſo an das Faulenzen und Träumen, daß es ſchläfrig geworden iſt.

Möglich, ſagte Fernando, aber es hat noch einen andern Grund.

Welchen?

Ich kann Nichts erfinden.

Thorheit!

Ich will dir ſagen, Lope, Alles was ich erfinden kann, entſpricht nicht der hohen Idee, die ich von einem Drama habe. Ich verſichere dich, ich habe im Kopfe mehr gearbeitet, als du meinſt; ich habe es aber Alles wieder verwerfen müſſen.

Glaubſt du, daß ich das nicht weiß? Aber es war doch zur Hälfte Faulheit.

Sieh, ich kann dir das ſchwer ausdrücken, fuhr Fernando fort, mir iſt aber, als müßte ich alle meine Kraft in ein Gedicht preſſen und dies Gedicht zum Schönſten und Vollendetſten machen, das ich überhaupt machen kann, und immer und immer hab' ich an allen meinen Entwürfen Mängel entdeckt. Vielleicht, daß ich eine falſche Vorſtellung von Dramen habe, oder daß ein anderer Grund da iſt, den ich gar nicht kenne; genug, ich habe nie den Stoff gefunden, dem ich meine Seele ganz hätte hingeben können. Und das wollte ich, das brauchte ich, um zu dichten. Ich wollte nicht geiſtiges Handwerk treiben, es war mir unmöglich, Scheinpoeſie zu machen, auch nur zum Theil. Ich fühlte die Regung in mir, aber ich habe den Boden nicht entdeckt, auf dem meine Seele ſich frei hätte bewegen können. So bin ich ſtumm geblieben.

Hm! erwiderte Lope ſehr nachdenklich, weißt du, daß es mir eigentlich auch ſo geht?

Fernando blieb ſtehen und ſchlug ein helles Gelächter auf.

Dir geht es ſo? rief er dann, dir mit deinen tauſend Dramen, du Dintenſäuſer!

Höre nur, ſagte Lope, noch immer ſinnend. Ich will dir das erzählen. Aber wir ſind bei unſerem Francisco angelangt und wollen uns ſetzen.

Sie bogen zu einer Schenke ein, die am Wege lag. Lope rief nach Wein; Francisco, der dicke Wirth, brachte eine volle Flaſche nebſt Gläſern und ſtellte Beides auf den Tiſch unter der Laube. Die Freunde ſetzten ſich, und Lope ſchenkte ein.

Ah Malaga! rief Fernando, der ſogleich gekoſtet hatte, erfreut aus. Dann nahm er noch einen Schluck, prüfte ihn mit Wohlbehagen und fügte hinzu: und welch ein guter, alter!

Natürlich, ſagte Lope, kann ich dir heute nichts Anderes vorſetzen. Trink dich nur ſatt. Laß es dir nur ſchmecken und höre, was ich dir erzählen will.

Ach ja, erwiderte Fernando und lachte nochmals, daß es dir, der du fünfhundert Dramen geſchrieben haſt, ebenſo gegangen iſt wie mir, der ich nicht ein einziges vollendet habe.

Was ich dir zu erzählen habe, iſt wohl nichts Anderes, als die Geſchichte, wie ich überhaupt dazu gekommen bin zu ſchreiben. Weißt du, daß ich das Stück, welches ich eigentlich dichten will, noch nicht geſchrieben, daß ich es mehrere Male angefangen und immer wieder verbrannt habe?

Was iſt denn das für ein Stück? fragte Fernando.

Es heißt: Der Stern der Schönheit.

Wie Tauſend?

Der Stern der Schönheit oder die Prinzeſſin von Granada.

Als ich ein Bube von etwa zwölf Jahren war, befand ich mich eines Sonntags mit der Mutter bei meiner Tante. Ich langweilte mich entſetzlich und freute mich ſehr, als der Oheim nach Hauſe kam. Der ging gewöhnlich viel in Haus und Hof herum und ich lief mit ihm und fand dabei mehr Zeitvertreib als in dem Zimmer, in welchem meine Mutter und Tante ſaßen, Limonade tranken und ſchwatzten, und wo ich mich ſtets ſehr ſtill und ruhig verhalten mußte. Ich ſchloß mich auch diesmal dem Oheim bei erſter Gelegenheit an, und nachdem wir lange Zeit auf dem Hofe, im Stalle bei zwei Maulthieren und in einer Vorrathskammer, in der allerlei Geräthſchaften aufgehäuft waren, zugebracht, kehrten wir wieder in den Hausraum zurück und gingen in ein Zimmer, das gewöhnlich verſchloſſen war und in das ich nur ſelten kam, das alſo ſchon deshalb einen außerordentlichen Reiz für mich hatte, diesmal mir aber ganz beſonders wichtig werden ſollte. Der Onkel öffnete nämlich einen großen braunen Wandſchrank, der feſt in die Mauer eingefügt war, nahm aus den Fächern desſelben eine Menge Bücher, legte ſie auf das Bett, das unter dem Wandſchrank aufgeſchlagen war, und begann in den Büchern zu blättern und zu ſuchen. Ich hatte früh leſen und ſchreiben gelernt, und leſen, das war meine größte Luſt damals. Das viele Leſen war mir verboten: wo ich aber nur ein Buch erwiſchen konnte, da nahm ich es, verſteckte mich und las es begierig. So kramte ich denn auch hier eifrig unter der Menge von Büchern, die unordentlich durcheinander auf dem Bette vor mir aufgehäuft lagen. Ich ergriff eins nach dem andern und ſchlug die Titel auf, ſie waren aber meiſt unverſtändlich für mich. Da kam mir auch ein hellgraues, altes, ziemlich abgegriffenes Buch in die Hände, ich ſchlug auch ſeinen Titel auf, und da ſtand mit gewaltigen Buchſtaben: Der Stern der Schönheit, oder die Prinzeſſin von Granada, ein großes Schauſpiel. Ich wollte eben mit dem Buch an das Fenſter treten, um es näher zu beſichtigen, als der Oheim ſagte: Laß das liegen! Schleppe Nichts davon fort, die Bücher gehören nicht mir. Dabei nahm er mir das Buch aus der Hand und warf es zu den andern.

Ich möchte das ſo gerne leſen, ſagte ich mit flehender Stimme.

Störe mich jetzt nicht, ſonſt mußt du hinaus; war ſeine Antwort, und ich ging mißmuthig, traurig von den Büchern fort und ſetzte mich ans Fenſter, indem ich durchaus nicht den Gedanken aufgab, das Buch mir auf irgend eine Weiſe zu verſchaffen, ja auch eigentlich gar nicht zweifelte, daß mir das gelingen werde.

Indem ſteckte die Magd den Kopf zur Thüre herein und rief den Oheim hinaus. Es ſei ein Fremder da, der ihn zu ſprechen wünſche. Schon ging der Onkel der Thüre zu und ſchon glaubte ich mich im Beſitz des Buches, als er ſich umwandte und ſagte, ich ſolle mit hinausgehen, er müſſe das Zimmer wieder verſchließen.

Kann ich nicht das Buch mitnehmen? fragte ich.

Warte, bis nachher, antwortete er, und komm jetzt nur!

Dagegen war Nichts zu machen. Ich mußte hinaus. Aber er hatte ja von nachher geſprochen.

Der Fremde unterhielt ſich etwa eine halbe Stunde mit dem Oheim, dann nahm der Letztere Hut und Mantel und ging mit ihm aus. Ich mußte wieder zu Tante und Mutter, aber ich ging gerüſtet mit der Hoffnung auf das Buch. Eine halbe Stunde hielt dieſe Rüſtung auch ziemlich aus, dann aber überwand die Ungeduld und quälte mich entſetzlich. Ich ſtellte mich an das Fenſter, um nur gleich zu wiſſen, wenn der Oheim wiederkäme. Aber er wollte nicht kommen. Und wie Kinder ſind: was ſie heute nicht haben, haben ſie gar nicht; ich war in Verzweiflung, und mir kamen mehrmals die Thränen in die Augen. Ich kann dir nicht ſagen, welchen Schimmer der Stern der Schönheit in meiner Phantaſie verbreitet hatte und was ich mir Alles dabei dachte. Abſolut das Schönſte und Entzückendſte, was es nur gäbe, gleichſam ein Gedicht, das alle übrigen Stücke und Gedichte gleichgültig und übrig machte, das die Möglichkeit aller Poeſie in ſich verwirklichte und umſchloß, die ächte und eigentliche Wunderblüthe der himmliſchen Pflanze, zu der alle übrigen Erzeugniſſe nur die Blätter waren.

Das würde ich natürlich damals nicht in dieſer Weiſe klar und beſtimmt haben ausſprechen können, aber das Gefühl davon hatte ich voll und ganz und ſo ſtark, daß es mir heute noch ganz gegenwärtig und deutlich iſt. Der Stern der Schönheit, das war die einzige Vorſtellung, die mein Gehirn erfüllte; und unbeſtimmt zogen wunderſchöne Frauen, prächtige Paläſte, Ritter, Gärten, Gold und Blumen, Sternenglanz und Lautenklang, was weiß ich Alles, durch meine Phantaſie und bewegten ſich darin, wie die bunten Figuren in einem Kaleidoſkop.

Es wurde Abend, und der Oheim kam nicht, ich mußte mit der Mutter nach Hauſe.

Am andern Tage lief ich, ſobald es thunlich war, wieder dorthin. Da gab's eine betrübende Nachricht für mich, der Oheim war verreiſ't, und die Tante wußte nicht, wann er wiederkehren würde. Ich mußte mich in Geduld faſſen.

Wochenlang blieb der Oheim fort. Während der Zeit war mein Denken und Sinnen der Stern der Schönheit. Wie mag es doch ſein? dacht' ich, wenn ich Stunden lang in meinem Verlangen hingeträumt hatte. Die Prinzeſſin von Granada heißt es auch. Was mag doch Alles darin vorkommen? — Unwillkürlich formten ſich bei der ſteten Richtung meiner Phantaſie nach dem einen ganz unbeſtimmten Gegenſtand ſchon damals gewiſſe Figuren, gewiſſe Verhältniſſe in meinen Gedanken. So iſt es vielleicht, dacht' ich, oder ſo kann es ſein, und änderte die Geſtaltungen meiner Träume. Aber nein, meinte ich dann immer gleich darauf, es iſt viel, viel ſchöner, ſo ſchön, daß ich jetzt gar keine Vorſtellung davon haben kann.

Als der Oheim von ſeiner Reiſe zurückgekehrt war und ich ihn endlich zu ſprechen bekam, antwortete er auf meine ſchüchterne Frage nach dem Buch: Ach, das alte dumme Buch! Ich habe die Bücher ſchon abgegeben.

Mir traten die Thränen in die Augen, und als ich weiter fragte, ob er es mir nicht wieder beſorgen könne, ſagte er flüchtig, er werde ſehen. Oft hab' ich ihn noch um das Buch gebeten, auf alle Arten; ich glaubte, ich müſſe es am Ende erlangen; als er aber immer beſtimmt dabei blieb, es ſei jetzt unmöglich, ſo mußte ich zuletzt meine vergeblichen Verſuche einſtellen. Aber wie oft, wenn ich bei der Tante war, hielt ich mich vor der Thüre jenes Zimmers auf, um ja nicht die Gelegenheit zu verſäumen, wenn Jemand hineinginge, mit hineinzugehen. Und wenn es mir gelang, ſo ſtand ich in der Nähe jenes braunen Schranks. Ich fing die Tante an zu bitten, ſie möchte ihn mir einmal aufſchließen. Nach langen und vielen Anſtrengungen brachte ich ſie dazu, ſie reichte mir auch ſogar auf mein leidenſchaftliches Flehen die Bücher herunter, die da oben lagen. Es waren nicht mehr ſo viel, wie damals, als der Onkel darin ſuchte, das ſah ich wohl. Ich machte ſie alle auf, aber mein Stern der Schönheit fand ſich nicht darunter. Ich nahm zwar ein anderes; aber was war das? Was konnte das ſein? Lieber Gott, gar nicht zu erwähnen, das Mädchen von Sevilla hieß es. Was war das gegen den Stern der Schönheit!

Es war alſo gewiß, ich konnte ihn jetzt nicht erlangen. Aber die Sehnſucht war zu mächtig, ja ſelbſt die Sicherheit, ihn zu erhalten, in meinem Innern zu ſtark geweſen, meine Phantaſie, mein ganzes Weſen war zu tief aufgeregt; in einem gewiſſen Trotz gegen das

Schickſal, gleichſam die Unmöglichkeit fühlend, daß ich den Stern der Schönheit nicht haben und kennen lernen ſollte, kam ich auf den Gedanken, ihn mir ſelbſt zu ſchreiben und ſo wenigſtens durch die Phantaſie annähernd mir zu erſetzen, was die Wirklichkeit mir vorerſt verſagte. Ich weiß noch deutlich den Abend, als ich, Thränen der Erregung in den Augen und vor Wuth mit dem Fuß ſtampfend, zuerſt auf dies Rettungsmittel verfiel und mich auch ſogleich heranſetzte. Wie kann es ſein? dachte ich wieder, und wohl mehr als zehnmal hab' ich in der Folge die angefangene Arbeit vernichtet, die einmal ſchon bis zum Anfang des dritten Acts gediehen war. Aber mit Freude ging ich immer wieder an den Anfang, wenn der vorige Verſuch verworfen war. — Endlich ſagte ich mir: Aber Lope, du fängſt es auch ſehr dumm an, ſehr dumm! Wer wird denn auch gleich einen Stern der Schönheit ſchreiben wollen. Schreibe doch erſt andere Sachen, übe dich, entwickle dich, und wenn du deine Kraft erſtarkt fühlſt, dann geh wieder an einen Verſuch. Gedacht, gethan! Ich begann andere Dramen zu ſchreiben, gleichgültig, ſpielend, zum Spaß. Darüber wurde ich älter, ich legte mehr Ernſt in dieſe meine Uebungen, ſchrieb auch andere Gedichte, und je mehr ich ſchrieb, deſto nöthiger ſchien mir die Vorarbeit zu dem eigentlichen Werk.

Meine Sachen wurden bekannt, wurden gelobt, wurden beliebt und aufgeführt, und ich ſchrieb immer fort, ich konnte mir nicht genug thun, und weißt du, Fernando, daß ich noch dreimal daran ging, den Stern der Schönheit zu ſchreiben, und daß ich jeden Verſuch wieder verbrannte, daß das letzte Opfer dieſer Art erſt vor zwei Jahren gebracht wurde, und daß es mir bei allen meinen Stücken eigentlich im Hintergrunde lag: das ſind nur Vorarbeiten zum Stern der Schönheit, zu dem eigentlichen Werk. Ich habe jenes Buch nie wieder zu Geſicht bekommen, und es blieb gewiſſermaßen meine Lebensaufgabe, die ich noch nicht erfüllt, den Stern der Schönheit zu ſchreiben.

Ja wohl, ſagte Fernando ernſt, das hat allerdings Aehnlichkeit mit meiner Empfindung, die mich nicht zum Schreiben kommen läßt. — Aber mein Gott, wie iſt mir denn, rief er plötzlich, der Stern der Schönheit oder die Prinzeſſin von Granada? mir dämmert Etwas in der Erinnerung auf; ja wohl, ja wohl, ich kenne das Stück —

Du kennſt es, fiel Lope ein und ergriff ſeinen Arm ſo heftig, daß er durch dieſe Bewegung den Wein aus Fernando's Glaſe verſchüttete, du kennſt es? Rede!

Ja, ich erinnere mich jetzt ganz genau, ich kenne es, ich habe es vor Jahren einmal geleſen.

Aber wo, aber wo? fragte Lope.

Es iſt die jämmerlichſte alte Scharteke, die mir vorgekommen, eines der ſchwächſten, elendeſten Machwerke; deshalb hatt' ich es auch ſo ganz vergeſſen, und erſt am Ende fiel mir ein, daß ich es einmal geleſen.

O ſcherze nicht! ſagte Lope ganz ernſt.

Wahrhaftig, ich ſcherze nicht, erwiderte Fernando. Ich kann dir das Ding übrigens verſchaffen, glaub' ich.

O thu' es ja, rief Lope eifrig. Vergiß es nicht, ich muß es leſen.

Ich wette, ſagte lächelnd Fernando, du denkſt bei dir: es iſt doch ein ſchönes Stück, da muß ich ſelbſt hinſehen, ich trau' Fernando's Urtheil nicht. Nicht wahr, ſo etwas Aehnliches dachteſt du? — Nun, gedulde dich nur, du ſollſt mit eignen Augen ſehen. Du wirſt es gar nicht zu Ende leſen.

Ich denke, ich leſe es lieber gar nicht, meinte ſinnend Lope: ich fürchte, ich ſchreibe Nichts mehr, wenn ich es geleſen habe.

Unbeſorgt, lieber Lope! wir verfallen Beide dem Geſetz der Trägheit; ich werde Nichts mehr ſchreiben, und du wirſt ſchreiben, ſo lange der Herr in ſeiner Langmuth dich athmen läßt.

Dann ſtanden ſie auf, Fernando trank den Reſt, Lope bezahlte den Wein, und Beide gingen nach der Stadt zurück. — —

Die Damen hatten ſich faſt alle ſehr gelangweilt, Madame G. war in ihrer Sophaecke eingeſchlafen, und nur ein ſchönes ernſtes Mädchen, das aufmerkſam zugehört hatte, rief: Das iſt eine allerliebſte Anekdote! Vielleicht that ſie es auch nur aus Gutmüthigkeit, um den Erzähler nicht unbelohnt zu laſſen.

Die Herren ſchienen im Ganzen mehr befriedigt, als die Damen, und ein Doctor der Philoſophie fragte: Wo haben Sie die Anekdote her?

Wo ich ſie herhabe? fragte Robert verwundert dagegen: ſie iſt ja nicht wahr. Sie vergeſſen, daß ich eine nicht wahre Geſchichte erzählen ſollte, daß das meine Aufgabe war. Da hab' ich denn gleich tüchtig gelogen. Ich hoffe, Sie laſſen mich künftig in Ruhe.

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe**
und
**Hermann Kurz.**

[illegible]

## Dritter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt:

Des Lebens Ueberfluß. Von L. Tieck.
Die Glücksritter. Von J. v. Eichendorff.
Die katholiſche Mühle. Von A. Widmann.
Romeo und Julia auf dem Dorfe. Von G. Keller.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

# Inhalt

## des dritten Bandes.

Seite

Des Lebens Ueberfluß. Von Ludwig Tieck . . . 1
Die Glücksritter. Von Joseph von Eichendorff . . 87
Die katholiſche Mühle. Von Adolf Widmann . . 161
Romeo und Julia auf dem Dorfe. Von Gottfried Keller 233

# Des Lebens Ueberfluß.

Von L. Tieck.

Urania für 1839.
Tieck's geſammelte Novellen. Berlin, G. Reimer. Band 11.

Vgl. Novellenſchatz, Bd. II. S. 8.

In einem der härteſten Winter war gegen Ende des Februar ein ſonderbarer Tumult geweſen, über deſſen Entſtehung, Fortgang und Beruhigung die ſeltſamſten und widerſprechendſten Gerüchte in der Reſidenz umliefen. Es iſt natürlich, daß, wenn alle Menſchen ſprechen und erzählen wollen, ohne den Gegenſtand ihrer Darſtellung zu kennen, auch das Gewöhnliche die Farbe der Fabel annimmt.

In der Vorſtadt, die ziemlich bevölkert iſt, hatte ſich in einer der engſten Straßen das Abenteuer zugetragen. Bald hieß es, ein Verräther und Rebell ſei entdeckt und von der Polizei aufgehoben worden, bald, ein Gottesleugner, der mit andern Atheiſten verbrüdert das Chriſtenthum mit ſeiner Wurzel ausrotten wollen, habe ſich nach hartnäckigem Widerſtand den Behörden ergeben und ſitze nun ſo lange feſt, bis er in der Einſamkeit beſſere Grundſätze und Ueberzeugungen finde. Er habe ſich aber vorher noch in ſeiner Wohnung mit alten Doppelhaken, ja ſogar mit einer Kanone, vertheidigt, und es ſei, bevor er ſich ergeben, Blut gefloſſen, ſo daß das Conſiſtorium wie das Criminalgericht wohl auf ſeine Hinrichtung antragen werde. Ein politiſcher Schuhmacher wollte wiſſen, der Verhaftete ſei ein Emiſſair, der als das Haupt vieler geheimen Geſellſchaften mit allen Revolutionsmännern Europa's in innigſter Verbindung ſtehe; er habe alle Fäden in Paris, London und Spanien, wie in den öſtlichen Provinzen gelenkt, und es ſei nahe daran, daß im äußerſten Indien eine ungeheure Empörung ausbrechen und ſich dann gleich der Cholera nach Europa herüberwälzen werde, um allen Brennſtoff in lichte Flammen zu ſetzen.

So viel war ausgemacht, in einem kleinen Hauſe hatte es Tumult gegeben, die Polizei war herbeigerufen worden, das Volk hatte gelärmt, angeſehene Männer wurden bemerkt, die ſich darein miſchten, und nach einiger Zeit war Alles wieder ruhig, ohne daß man den Zuſammenhang begriff. Im Hauſe ſelbſt war eine gewiſſe Zerſtörung nicht zu verkennen. Jeder legte ſich die Sache aus, wie Laune oder Phantaſie ſie ihm erklären mochten. Die Zimmerleute und Tiſchler beſſerten nachher den Schaden aus.

Ein Mann hatte in dieſem Hauſe gewohnt, den Niemand in der Nachbarſchaft kannte. War er ein Gelehrter? ein Politiker? ein Einheimiſcher? ein Fremder? Darüber wußte Keiner, ſelbſt der Klügſte nicht, einen genügenden Beſcheid zu geben.

So viel iſt gewiß, dieſer unbekannte Mann lebte ſehr ſtill und eingezogen, man ſah ihn auf keinem Spaziergange, an keinem öffentlichen Orte. Er war noch nicht alt, wohlgebildet, und ſeine junge Frau, die ſich mit ihm dieſer Einſamkeit ergeben hatte, durfte man eine Schönheit nennen.

Um Weihnachten war es, als dieſer jugendliche Mann in ſeinem Stübchen, dicht am Ofen ſitzend, alſo zu ſeiner Frau redete: Du weißt, liebſte Clara, wie ſehr ich den Siebenkäs unſers Jean Paul liebe und verehre; wie dieſer ſein Humoriſt ſich aber helfen würde, wenn er in unſrer Lage wäre, bleibt mir doch ein Räthſel. Nicht wahr, Liebchen, jetzt ſind, ſo ſcheint es, alle Mittel erſchöpft?

Gewiß, Heinrich, antwortete ſie lächelnd und zugleich ſeufzend; wenn du aber froh und heiter bleibſt, liebſter aller Menſchen, ſo kann ich mich in deiner Nähe nicht unglücklich fühlen.

Unglück und Glück ſind nur leere Worte, antwortete Heinrich; als du mir aus dem Hauſe deiner Eltern folgteſt, als du ſo großmüthig um meinetwillen alle Rückſichten fahren ließeſt: da war unſer Schickſal auf unſre Lebenszeit beſtimmt. Lieben und leben hieß nun unſre Loſung; wie wir leben würden, durfte uns ganz gleichgültig ſein. Und ſo möchte ich noch jetzt aus ſtarkem Herzen fragen: Wer in ganz Europa iſt wohl ſo glücklich, als ich mich mit vollem Recht und aus der ganzen Kraft meines Gefühles nennen darf?

Wir entbehren faſt Alles, ſagte ſie, nur uns ſelbſt nicht, und ich wußte ja, als ich den Bund mit dir ſchloß, daß du nicht reich warſt; dir war es nicht unbekannt, daß ich aus meinem väterlichen Hauſe nichts mit mir nehmen konnte. So iſt die Armuth mit unſrer Liebe eins geworden, und dieſes Stübchen, unſer Geſpräch, unſer Anblicken und Schauen in des Geliebten Auge iſt unſer Leben.

Richtig! rief Heinrich aus und ſprang auf in ſeiner Freude, um die Schöne lebhaft zu umarmen; wie geſtört, ewig getrennt, einſam und zerſtreut wären wir nun in jenem Schwarm der vornehmen Cirkel, wenn Alles in ſeiner Ordnung vor ſich gegangen wäre. Welch Blicken, Sprechen, Handgeben, Denken dort! Man könnte Thiere oder ſelbſt Marionetten ſo abrichten und eindrechſeln, daß ſie eben die Complimente machten und ſolche Redensarten von ſich gäben. So ſind wir, mein Schatz, wie Adam und Eva hier in unſerm Paradieſe, und kein Engel kommt auf den ganz überflüſſigen Einfall, uns daraus zu vertreiben.

Nur, ſagte ſie etwas kleinlaut, fängt das Holz an, ganz einzugehen, und dieſer Winter iſt der härteſte, den ich bis jetzt noch erlebt habe.

Heinrich lachte. Sieh, rief er, ich muß aus purer Bosheit lachen, aber es iſt darum noch nicht das Lachen der Verzweiflung, ſondern einer gewiſſen Verlegenheit, da ich durchaus nicht weiß, wo ich Geld hernehmen könnte. Aber finden müſſen ſich die Mittel; denn es iſt undenkbar, daß wir erfrieren ſollten bei ſo heißer Liebe, bei ſo warmem Blut! Pur unmöglich!

Sie lachte ihn freundlich an und erwiderte: Wenn ich nur, ſo wie Lenette, Kleider zum Verkaufen mitgebracht, oder überflüſſige Meſſingkannen und Mörſer oder kupferne Keſſel in unſrer kleinen Wirthſchaft umherſtänden, ſo wäre leicht Rath zu finden.

Ja wohl, ſprach er mit übermüthigem Ton, wenn wir Millionärs wären, wie jener Siebenkäs, dann wäre es keine Kunſt Holz anzuſchaffen und ſelbſt beſſere Nahrung.

Sie ſah im Ofen nach, in welchem Brod in Waſſer kochte, um ſo das kärglichſte Mittagsmahl herzuſtellen, welches dann mit einem Nachtiſche von weniger Butter beſchloſſen werden ſollte. Während du, ſagte Heinrich, die Aufſicht über unſre Küche führſt und dem Koch die nöthigen Befehle ertheilſt, werde ich mich zu meinen Studien niederſetzen. Wie gern ſchriebe ich wieder, wenn mir nicht Tinte, Papier und Feder völlig ausgegangen wären; ich möchte auch wieder einmal etwas leſen, was es auch ſei, wenn ich nur noch ein Buch hätte.

Du mußt denken, Liebſter, ſagte Clara und ſah ſchalkhaft zu ihm hinüber; die Gedanken ſind dir hoffentlich noch nicht ausgegangen.

Liebſte Ehefrau, erwiderte er, unſre Wirthſchaft iſt ſo weitläuftig und groß, daß ſie wohl deine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt; zerſtreue dich ja nicht, damit nicht unſre ökonomiſchen Verhältniſſe in Verwirrung gerathen. Und da ich mich jetzt in meine Bibliothek begebe, ſo laß mich vor jetzt in Ruhe; denn ich muß meine Kenntniſſe erweitern und meinem Geiſte Nahrung gönnen.

Er iſt einzig! ſagte die Frau zu ſich ſelber und lachte fröhlich; und wie ſchön er iſt!

So leſe ich denn wieder in meinem Tagebuche, ſprach Heinrich, das ich ehemals anlegte, und es intereſſirt mich, rückwärts zu ſtudiren, mit dem Ende anzufangen und mich ſo nach und nach zu dem Anfange vorzubereiten, damit ich dieſen um ſo beſſer verſtehe. Immer muß alles echte Wiſſen, alles Kunſtwerk und gründliche Denken in einen Kreis zuſammenſchlagen und Anfang und Ende innigſt vereinigen, wie die Schlange, die ſich in den Schwanz beißt — ein Sinnbild der Ewigkeit, wie Andre ſagen: ein Symbol des Verſtandes und alles Richtigen, wie ich behaupte.

Er las auf der letzten Seite, aber nur halblaut: Man hat ein Märchen, daß ein wüthender Verbrecher, zum Hungertode verdammt, ſich ſelber nach und nach aufſpeiſet; im Grunde iſt das nur die Fabel des Lebens und eines jeden Menſchen. Dort blieb am Ende nur der Magen und das Gebiß übrig, bei uns bleibt die Seele, wie ſie das Unbegreifliche nennen. Ich aber habe auch, was das Aeußerliche betrifft, in ähnlicher Weiſe mich abgeſtreift und abgelebt. Es war beinah lächerlich, daß ich noch einen Frack nebſt Zubehör beſaß, da ich niemals ausgehe. Am Geburtstage meiner Frau werde ich in Weſte und Hemdärmeln vor ihr erſcheinen, da es doch unſchicklich wäre, bei hoffähigen

Leuten in einem ziemlich abgetragenen Ueberrock Cour zu machen.

Hier geht die Seite und das Buch zu Ende, ſagte Heinrich. Alle Welt ſieht ein, daß unſre Fracks eine dumme und geſchmackloſe Kleidung ſind, Alle ſchelten dieſe Uniform, aber Keiner macht, ſo wie ich, Ernſt damit, den Plunder ganz abzuſchaffen. Ich erfahre nun nicht einmal aus den Zeitungen, ob andre Denkende meinem kühnen Beiſpiele und Vorgange folgen werden.

Er ſchlug um und las die vorige Seite: Man kann auch ohne Servietten leben. Wenn ich bedenke, wie unſere Lebensweiſe immer mehr und mehr in Surrogat, Stellvertretung und Lückenbüßerei übergegangen iſt, ſo bekomme ich einen rechten Haß auf unſer geiziges und knickerndes Jahrhundert und faſſe, da ich es ja haben kann, den Entſchluß, in der Weiſe unſrer viel freigebigern Altvordern zu leben. Dieſe elenden Servietten ſind ja, was ſelbſt die heutigen Engländer noch wiſſen und verachten, offenbar nur erfunden, um das Tiſchtuch zu ſchonen. Iſt es alſo Großmuth, das Tiſchtuch nicht zu achten, ſo gehe ich darin noch weiter, das Tafeltuch ſammt den Servietten für überflüſſig zu erklären. Beides wird verkauft, um vom ſaubern Tiſche ſelbſt zu eſſen, nach Weiſe der Patriarchen, nach Art der — nun? welcher Völker? Gleichviel! Eſſen doch viele Menſchen ſelbſt ohne Tiſch. Und, wie geſagt, ich treibe dergleichen nicht aus cyniſcher Sparſamkeit, nach Art des Diogenes, aus dem Hauſe, ſondern im Gegentheil im Gefühl meines Wohlſtandes, um nur nicht, wie die jetzige Zeit, aus thörichtem Sparen zum Verſchwender zu werden.

Du haſt es getroffen, ſagte die Gattin lächelnd; aber damals lebten wir von dem Erlös dieſer überflüſſigen Sachen doch noch verſchwenderiſch. Oft ſogar hatten wir zwei Schüſſeln.

Jetzt ſetzten ſich die beiden Gatten zum dürftigſten Male nieder. Wer ſie geſehen, hätte ſie für beneidenswerth halten müſſen, ſo fröhlich, ja ausgelaſſen waren ſie an der einfachen Tafel. Als die Brodſuppe verzehrt war, holte Clara mit ſchalkhafter Miene einen verdeckten Teller aus dem Ofen und ſetzte dem überraſchten Gatten noch einige Kartoffeln vor. Sieh! rief dieſer, das heißt einem, wenn man ſich an den vielen Büchern ſatt ſtudirt hat, eine heimliche Freude machen! Dieſer gute Erdapfel hat mit zu der großen Umwälzung von Europa beigetragen. Der Held Walter Raleigh ſoll leben! Sie ſtießen mit den Waſſergläſern an, und Heinrich ſah nach, ob der Enthuſiasmus auch nicht einen Riß im Glaſe verurſacht habe. Um dieſe ungeheure Künſtlichkeit, ſagte er dann, um dieſe Einrichtung mit unſern alltäglichen Gläſern würden uns die reichſten Fürſten des Alterthums beneidet haben. Es muß langweilig ſein, aus einem goldenen Pokal zu trinken, vollends ſo ſchönes, klares, geſundes Waſſer. Aber in unſern Gläſern ſchwebt die erfriſchende Welle ſo heiter, durchſichtig, ſo eins mit dem Becher, daß man wirklich verſucht wird, zu glauben, man genieße den flüſſig gewordenen Aether ſelbſt. — Unſre Mahlzeit iſt geſchloſſen, umarmen wir uns.

Wir können auch zur Abwechſelung, ſagte ſie, unſre Stühle an das Fenſter rücken.

Platz genug haben wir ja, ſagte der Mann, eine wahre Rennbahn, wenn ich an die Käfiche denke, die der elfte Ludwig für ſeine Verdächtigen bauen ließ. Es iſt unglaublich, wie viel Glück ſchon darin liegt, daß man Arm und Fuß nach Gutdünken erheben kann. Zwar ſind wir immer noch, wenn ich an die Wünſche denke, die unſer Geiſt in manchen Stunden faßt, angekettet, die Pſyche iſt in die Leimruthe, die uns klebend hält und von der wir nicht losflattern können, weiß der Himmel wie, hineingeſprungen, und wir und Ruthe ſind nun ſo eins, daß wir zuweilen das Gefängniß für unſer beſſeres Selbſt halten.

Nicht ſo tiefſinnig, ſagte Clara und faßte ſeine ſchön geformte Hand mit ihren zarten und ſchlanken Fingern; ſieh lieber, mit wie ſonderbaren Eisblumen der Froſt unſre Fenſter ausgeſchmückt hat. Meine Tante wollte immer behaupten, durch dieſe mit dickem Eiſe überzogenen Gläſer werde das Zimmer wärmer, als wenn die Scheiben frei wären.

Es iſt nicht unmöglich, ſagte Heinrich; doch möchte ich auf dieſen Glauben hin das Heizen nicht unterlaſſen. Am Ende könnten die Fenſter von Eisſchollen ſo dick werden, daß ſie uns die Stube verengten, und ſo wüchſe uns um die Haut her jener berühmte Eispalaſt in Petersburg. Wir wollen aber lieber bürgerlich und nicht wie die Fürſten leben.

Wie wunderbar, rief Clara, ſind doch dieſe Blumen gezeichnet, wie mannigfaltig! Man glaubt ſie alle ſchon in der Wirklichkeit geſehen zu haben, ſo wenig man ſie auch namhaft zu machen weiß. Und ſieh nur, die eine verdeckt oft die andre, und die großartigen Blätter ſcheinen noch nachzuwachſen, indem wir darüber ſprechen.

Ob wohl, fragte Heinrich, die Botaniker ſchon dieſe Flora beobachtet, abgezeichnet und in ihre gelehrten Bücher übertragen haben? Ob dieſe Blumen und Blätter nach gewiſſen Regeln wiederkehren oder ſich phantaſtiſch immer neu verwandeln? Dein Hauch, dein ſüßer Athem hat dieſe Blumengeiſter oder Revenants einer erloſchenen Vorzeit hervorgerufen, und ſo wie du ſüß und lieblich denkſt und phantaſirſt, ſo zeichnet ein humoriſtiſcher Genius deine Einfälle und Fühlungen hier in Blumenphantomen und Geſpenſtern wie mit Leichenſchrift in einem vergänglichen Stammbuche auf, und ich leſe hier, wie du mir treu und ergeben biſt, wie du an mich denkſt, obgleich ich neben dir ſitze.

Sehr galant, mein verehrter Herr, verſetzte ſie ſehr freundlich; Sie könnten in der Weiſe dieſe Eisblumen lehr- und ſinnreich erklären, wie wir zu Umriſſen der

Shakeſpeariſchen Stücke gelehrte und elegante Erläuterungen beſitzen.

Still, mein Herz, erwiderte der Gatte, kommen wir nicht in jene Gegend, und nenne mich auch nicht einmal im Scherze Sie. — Ich werde mein Tagebuch jetzt nach unſerem Feſtmahl noch etwas rückwärts ſtudiren. Dieſe Monologe belehren mich ſchon jetzt über mich ſelbſt, wie viel mehr müſſen ſie es künftig in meinem Alter thun. Kann ein Tagebuch etwas Andres als Monologe enthalten? Doch, ein recht großer Künſtlergeiſt könnte ein ſolches dialogiſch denken und ſchreiben. Wir vernehmen aber nur gar zu ſelten dieſe zweite Stimme in uns ſelbſt. Natürlich! Giebt es unter Tauſenden doch kaum Einen, der in der Wirklichkeit den Verſtändigen und deſſen Antworten vernimmt, wenn ſie anders lauten, als der Sprechende ſich die ſeinigen und ſeine Fragen angewöhnt hat.

Sehr wahr, bemerkte Clara, und darum iſt in ihrer höchſten Weihe die Ehe erfunden. Das Weib hat in ihrer Liebe immer jene zweite antwortende Stimme oder den richtigen Gegenruf des Geiſtes. Und glaube mir, was ihr, ſo oft in euerm männlichen Uebermuth unſere Dummheit oder Kurzſichtigkeit benennt, oder Mangel an Philoſophie, Unfähigkeit, in die Wirklichkeit einzudringen, und dergleichen Phraſen mehr, das iſt, wie oft, der echte Geiſterdialog, die Ergänzung oder der harmoniſche Einklang in euer Seelengeheimniß. Aber freilich, die meiſten Männer erfreuen ſich nur eines nachhallenden Echo's, und nennen Das Naturlaut, Seelenklang, was nur nachbetender oder nachbuchſtabirter Schall unverſtandener Floskeln iſt. Oft iſt das ſogar ihr Ideal der Weiblichkeit, in welches ſie ſich ſterblich verlieben.

Engel! Himmel! rief in Begeiſterung der junge Gatte; ja, wir verſtehen uns; unſre Liebe iſt die wahre Ehe, und du erhellſt und ergänzeſt die Gegend in mir, wo ſich der Mangel oder die Dunkelheit kund thut. Wenn es Orakel giebt, ſo darf es auch an Sinn und Gehör nicht fehlen, ſie zu vernehmen und zu deuten.

Eine lange Umarmung endigte und erläuterte dieſes Geſpräch. Der Kuß, ſagte Heinrich, iſt auch ein ſolches Orakel. Sollte es wohl ſchon Menſchen gegeben haben, die ſich bei einem recht innigen Kuſſe etwas Verſtändiges haben denken können?

Clara lachte laut, ward dann plötzlich ernſthaft und ſagte etwas kleinlaut, ja ſelbſt im Tone des Mitleids: Ja, ja, ſo verfahren wir mit Domeſtiken und Haushältern, Reitknechten und Stallmeiſtern, denen wir doch oft ſo viel zu verdanken haben. Sind wir in geiſtiger oder gar in übermüthiger Aufregung, ſo verachten und verlachen wir ſie. Mein Vater ſprang einmal mit ſeinem ſchwarzen Hengſt über einen breiten Graben, und, als alle Welt ihn bewunderte und die Damen in die Hände klatſchten, ſtand ein alter Stallmeiſter in der Nähe, und nur er ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Der Mann war ſteif und linkiſch, mit ſeinem langen Zopfe und der rothen Naſe komiſch anzuſchauen. Nun, Ihr? fuhr ihn mein heftiger Vater an; giebt's wieder zu hofmeiſtern? Der ſteilrechte Mann ließ ſich aber nicht aus der Faſſung bringen und ſagte ruhig: Erſtlich haben Excellenz dem Pferde den Zügel nicht genug nachgelaſſen, weil Sie ängſtlich waren; Sie konnten ſtürzen, denn der Sprung war nicht frei und weit genug; zweitens hat das Roß wenigſtens ebenſo viel Verdienſt dabei als Sie, und wenn ich drittens nicht Stunden und Tage lang das Thier geübt und verſtändig gemacht hätte, was nur geſchehen kann, wenn man Langeweile nicht fürchtet und die Geduld übt, ſo hätten weder Ihr freier Muth noch der gute Wille des Hengſtes etwas gefruchtet. — Ihr habt Recht, alter Menſch, ſagte mein Vater und ließ ihm ein großes Geſchenk verabreichen. — So wir. Wir dürfen nur phantaſiren, uns dem Gefühle und der Ahndung überlaſſen, träumen und witzig ſein, wenn jener trockne Verſtand die Schule allen dieſen Roſſen beigebracht hat. Will Reiter oder Pferd, wenn ſie nur Dilettanten geblieben ſind, den kühnen Sprung verſuchen, ſo werden ſie zum Grauen oder Gelächter der Zuſchauer ſtürzen und im Graben liegen bleiben.

Wahr, bemerkte Heinrich, die Geſchichte unſrer Tage beſtätigt das in ſo manchem Schwärmer oder auch Poeten. Es giebt jetzt Dichter, die ſogar von der falſchen Seite aufſteigen und doch ganz arglos jenen künſtlichen Sprung verſuchen wollen. O dein Vater!

Clara ſah ihn mit mitleidvollen Augen an, deren Blick er nicht zu widerſtehen vermochte. Ja wohl Vater, ſagte er halb verdroſſen, mit dem einzigen Laut iſt ſehr viel geſagt. Und was will ich denn auch? Du warſt ja doch im Stande, ihn aufzugeben, ſo ſehr du ihn liebteſt.

Beide waren ernſthaft geworden. Ich will weiter ſtudiren, ſagte dann der junge Mann.

Er nahm das Tagebuch wieder vor und ſchlug ein Blatt zurück. Er las laut: Heut verkaufte ich dem geizigen Buchhändler mein ſeltenes Exemplar des Chaucer, jene alte koſtbare Ausgabe von Caxton. Mein Freund, der liebe, edle Andreas Vandelmeer, hatte ſie mir zu meinem Geburtstage, den wir in der Jugend auf der Univerſität feierten, geſchenkt. Er hatte ſie eigens aus London verſchrieben, ſehr theuer bezahlt und ſie dann nach ſeinem eigenſinnigen Geſchmack herrlich und reich mit vielen gothiſchen Verzierungen einbinden laſſen. Der alte Geizhals, ſo wenig er mir auch gegeben hat, hat ſie gewiß ſogleich nach London geſchickt, um mehr als das Zehnfache wieder zu erhalten. Hätte ich nur wenigſtens das Blatt herausgeſchnitten, auf welchem ich die Geſchichte dieſer Schenkung erzählt und zugleich dieſe unſre Wohnung verzeichnet hatte. Das geht nun mit nach London oder in die Bibliothek eines reichen Mannes. Ich bin darüber verdrießlich.

Und daß ich dies liebe Exemplar ſo weggegeben und unter dem Preiſe verkauft habe, ſollte mich faſt auf den Gedanken bringen, daß ich wirklich verarmt ſei oder Noth litte; denn ohne Zweifel war doch dieſes Buch das theuerſte Eigenthum, was ich jemals beſeſſen habe, und welches Angedenken von ihm, von meinem einzigen Freunde! O Andreas Vandelmeer! Lebſt du noch? Wo weileſt du? Gedenkſt du noch mein?

Ich ſah deinen Schmerz, ſagte Clara, als du das Buch verkaufteſt, aber dieſen deinen Jugendfreund haſt du mir noch niemals näher bezeichnet.

Ein Jüngling, ſagte Heinrich, mir ähnlich, aber etwas älter und viel geſetzter. Wir kannten uns ſchon auf der Schule, und ich mag wohl ſagen, daß er mich mit ſeiner Liebe verfolgte und ſie mir leidenſchaftlich aufdrang. Er war reich und bei ſeinem großen Reichthum und ſeiner verweichlichten Erziehung doch ſehr wohlwollend und allem Egoismus fern. Er klagte, daß ich ſeine Leidenſchaft nicht erwidere, daß meine Freundſchaft zu kühl und ihm ungenügend ſei. Wir ſtudirten mit einander und bewohnten dieſelben Zimmer. Er verlangte, ich ſolle Opfer von ihm begehren; denn er hatte an Allem Ueberfluß, und mein Vater konnte mich nur mäßig unterhalten. Als wir in die Reſidenz zurückkehrten, faßte er den Plan, nach Oſtindien zu gehen; denn er war ganz unabhängig. Nach jenen Ländern der Wunder zog ihn ſein Herz; dort wollte er lernen, ſchauen und ſeinen heißen Durſt nach Kenntniſſen und der Ferne ſättigen. Nun ein unabläſſiges Zureden, Bitten und Flehen, daß ich ihn begleiten ſolle; er verſicherte, daß ich dort mein Glück machen werde und müſſe, wobei er mich unterſtützen wolle; denn dort hatte er von ſeinen Vorfahren große Beſitzungen ererbt. Aber meine Mutter ſtarb, der ich noch in ihren letzten Tagen ihre Liebe etwas vergelten konnte, mein Vater war krank, und ich konnte die Leidenſchaft meines Freundes nicht theilen; auch hatte ich alle jene Kenntniſſe nicht geſammelt, die Sprachen nicht gelernt, was ihm Alles aus Liebe zum Orient geläufig war. Es lebten ſelbſt noch Verwandte von ihm, die er dort aufſuchen wollte. Durch Freunde und Beſchützer ward mir, wie es immer mein Wunſch war, eine Stelle beim diplomatiſchen Corps. Mit dem Vermögen meiner Mutter war ich im Stande, mich zu meinem Beruf geziemlich einzurichten, und ich verließ meinen Vater, für deſſen Geneſung nur wenig Hoffnung war. Mein Freund verlangte durchaus, daß ich einen Theil meines Capitals ihm mitgeben ſolle, er wolle dort damit ſpekuliren und mir dann den Gewinn in Zukunft berechnen. Ich mußte glauben, daß dies ein Vorwand ſei, mir mit Anſtand einmal ein anſehnliches Geſchenk machen zu können. So kam ich mit meinem Geſandten in deine Vaterſtadt, wo ſich nachher mein Schickſal auf die Art, wie du es weißt, entwickelte.

Und du haſt niemals von dieſem herrlichen Andreas wieder etwas erfahren? fragte Clara.

Zwei Briefe erhielt ich von ihm aus jenem fernen Welttheile, antwortete Heinrich; nachher erfuhr ich von einem unverbürgten Gerücht, er ſei daſelbſt an der Cholera geſtorben. So war er mir entrückt, mein Vater war nicht mehr, ich war gänzlich, auch in Anſehung meines Vermögens, auf mich ſelbſt angewieſen. Doch genoß ich die Gunſt meines Geſandten, bei meinem Hofe war ich nicht unbeliebt, ich durfte auf mächtige Beſchützer rechnen — und alles das iſt verſchwunden.

Ja wohl, ſagte Clara, du haſt mir Alles aufgeopfert, und ich bin ebenfalls von den Meinigen auf immer ausgeſtoßen.

Um ſo mehr muß uns die Liebe Alles erſetzen, ſagte der Gatte, und ſo iſt es auch; denn unſre Flitterwochen, wie die proſaiſchen Menſchen ſie nennen, haben ſich doch nun ſchon weit über ein Jahr hinaus erſtreckt.

Aber dein ſchönes Buch, ſagte Clara, deine herrliche Dichtung! Hätten wir nur wenigſtens eine Abſchrift davon behalten können. Wie möchten wir uns daran ergötzen in dieſen langen Winterabenden! — Ja freilich, ſetzte ſie ſeufzend hinzu, müßten uns dann auch Lichter zu Gebote ſtehen.

Laß gut ſein, Clärchen, tröſtete der Mann; wir ſchwatzen, und das iſt noch beſſer; ich höre den Ton deiner Stimme, du ſingſt mir ein Lied, oder du ſchlägſt gar ein himmliſches Gelächter auf. Dieſe Lachtöne habe ich noch niemals im Leben, als nur von dir vernommen

Es iſt ein ſo reiner Jubel, ein ſo überirdiſches Jauchzen, und dabei ein ſo feines und innig rührendes Gefühl in dieſem Klange des Ergötzens und Uebermuthes, daß ich entzückt zuhöre und zugleich darüber denke und grüble. Denn, mein zarter Engel, es giebt Fälle und Stimmungen, wo man über einen Menſchen, den man ſchon lange, lange kennt, erſchrickt, ſich zuweilen entſetzt, wenn er ein Lachen aufſchlägt, das ihm recht von Herzen geht, und das wir bis dahin noch nicht von ihm vernommen haben. Selbſt bei zarten Mädchen, und die mir bis dahin gefielen, iſt mir dergleichen wohl begegnet. Wie in manchem Herzen unerkannt ein ſüßer Engel ſchlummert, der nur auf den Genius wartet, der ihn erwecken ſoll, ſo ſchläft oft in graziöſen und liebenswerthen Menſchen doch im tiefen Hintergrund ein ganz gemeiner Sinn, der dann aus ſeinen Träumen auffährt, wenn ihm einmal das Komiſche mit voller Kraft in des Gemüthes verborgenſtes Gemach dringt. Unſer Inſtinct fühlt dann, daß in dieſem Weſen etwas liege, wovor wir uns hüten müſſen. O wie bedeutungsvoll, wie charakteriſtiſch iſt das Lachen der Menſchen! Das deinige, mein Herz, möchte ich einmal poetiſch beſchreiben können.

Hüten wir uns aber, erinnerte ſie, nicht unbillig zu werden. Das allzu genaue Beobachten der Menſchen kann leicht zur Menſchenfeindlichkeit führen.

Daß jener junge, leichtſinnige Buchhändler, fuhr Heinrich fort, Bankrott gemacht hat und mit meinem herrlichen Manuſcript in alle Welt gelaufen iſt, dient gewiß auch zu unſerm Glück. Wie leicht, daß der Umgang mit ihm, das gedruckte Buch, das Schwatzen darüber in der Stadt die Aufmerkſamkeit der Neugierigen auf uns hierher gelenkt hätte. Noch hat die Verfolgung deines Vaters und deiner Familie gewiß nicht nachgelaſſen; man hätte wohl meine Päſſe von Neuem und ſchärfer unterſucht, man wäre auf den Argwohn gerathen, daß mein Name nur ein falſcher und angenommener ſei, und ſo hätte man uns bei meiner Hülfloſigkeit, und da ich mir durch meine Flucht den Zorn meiner Regierung zugezogen habe, wohl gar getrennt, dich deinen Angehörigen zurückgeſendet und mich in einen ſchwierigen Proceß verwickelt. So, mein Engel, ſind wir ja in unſrer Verborgenheit glücklich und überglücklich.

Da es ſchon dunkel geworden und das Feuer im Ofen ausgebrannt war, ſo begaben ſich die beiden glücklichen Menſchen in die enge, kleine Kammer auf ihr gemeinſchaftliches Lager. Hier fühlten ſie nichts von dem zunehmenden, erſtarrenden Froſt, von dem Schneegeſtöber, das an ihre kleinen Fenſter ſchlug. Heitre Träume umgaukelten ſie, Glück, Wohlſtand und Freude umgaben ſie in einer ſchönen Natur, und als ſie aus der anmuthigen Täuſchung erwachten, erfreute ſie die Wirklichkeit doch inniger. Sie plauderten im Dunkeln noch fort und verzögerten es, aufzuſtehen und ſich anzukleiden, weil der Froſt ſie draußen und Mühſal erwartete.

Indeſſen ſchimmerte ſchon der Tag, und Clara eilte in das beſchränkte Zimmer, um aus der Aſche den Funken zu wecken und das kleine Feuer im Ofen anzuzünden. Heinrich half ihr, und ſie lachten wie die Kinder, als ihr Werk immer noch nicht gelingen wollte. Endlich, nach vieler Anſtrengung von Hauchen und Blaſen, ſo daß Beide rothe Geſichter bekommen hatten, entzündete ſich der Span, und das wenige feingeſchnittene Holz wurde künſtlich gelegt, um ohne Verſchwendung den Ofen und das kleine Zimmer zu erwärmen. Du ſiehſt, lieber Mann, ſagte die Frau, daß wir etwa nur auf morgen Vorrath haben; wie dann? —

Es muß ſich ja etwas finden, erwiderte Heinrich mit einem Blicke, als wenn ſie etwas ganz Ueberflüſſiges geſprochen hätte.

Es war ganz hell geworden, die Waſſerſuppe war ihnen das köſtlichſte Frühſtück, von Kuß und Geſpräch gewürzt, und Heinrich ſetzte der Gattin auseinander, wie falſch jenes lateiniſche Sprichwort ſei: Sine Baccho et Cerere friget Venus. So vergingen ihnen die Stunden.

Ich freue mich ſchon darauf, ſagte Heinrich, wenn ich in meinem Tagebuche an die Stelle kommen werde, wie ich dich, Geliebte, plötzlich entführen mußte.

O Himmel! rief ſie, wie uns damals jener wunderbare Augenblick ſo ſeltſam und unerwartet überraſchte! Schon ſeit einigen Tagen hatte ich an meinem Vater eine gewiſſe Verſtimmung bemerkt; er ſprach in einem andern Tone zu mir als gewöhnlich. Er hatte ſich früher über deine häufigen Beſuche gewundert; jetzt nannte er dich nicht, ſprach aber von Bürgerlichen, die ihre Stellung ſo oft verkennen und ſich den Beſten unbedingt gleichſtellen wollten. Da ich nicht antwortete, wurde er böſe, und da ich endlich ſprach, artete ſeine Laune in heftigen Zorn aus. Ich fühlte, wie er Zank mit mir ſuchte, und nachher, wie er mich bewachte und von Andern beobachten ließ. Nach acht Tagen, als ich eben einen Beſuch machen wollte, raunte meine getreue Kammerfrau mir auf der Treppe nach, der Bediente war ſchon voraus, und unter dem Vorwande, mir am Kleide etwas zu ordnen, ſagte ſie mir heimlich, wie Alles entdeckt ſei; man habe meinen Schrank gewaltſam geöffnet und alle deine Briefe gefunden, ich werde nach wenigen Stunden zu einer Tante fern in eine traurige Landſchaft hinein verſchickt werden. Wie ſchnell war mein Entſchluß gefaßt! Ich ſtieg, um zu kaufen, an einem Galanterieladen ab, ſchickte Kutſcher und Diener fort, um mich nach einer Stunde wieder abzuholen. —

Und wie erſtaunte, erſchrak ich, war ich entzückt, rief der Gatte aus, als du ſo plötzlich in mein Zimmer tratſt! Ich kam von meinem Geſandten, ich war angekleidet; er hatte ſeltſame Reden geführt, in einem ganz andern Tone als gewöhnlich, halb bedrohend, warnend, aber immer noch freundlich. Ich hatte zum Glück verſchiedene Päſſe bei mir, und ſo beſtiegen wir ſchnell ohne Vorkehrungen einen Miethwagen, dann auf dem Dorfe ein Fuhrwerk und kamen ſo über die Grenze, wurden getraut und glücklich.

Aber, fuhr ſie fort, die tauſend Verlegenheiten unterwegs, in ſchlechten Gaſthöfen, der Mangel an Kleidern und Bedienung, die vielfachen Bequemlichkeiten, die wir gewohnt waren, und die wir nun entbehren mußten — und der Schreck, als wir von ungefähr durch einen Reiſenden erfuhren, wie man uns nachſetze, wie öffentlich Alles geworden ſei, wie man ſo gar keine Rückſicht gegen uns beobachten wolle.

Ja, ja, Liebchen, erwiderte Heinrich, das war auf der ganzen Reiſe unſer ſchlimmſter Tag. Denkſt du denn auch noch daran, wie wir, um nicht Argwohn zu erregen, mit jenem ſchwatzenden Fremden lachen mußten, als er ſich in der Schilderung des Entführers erging, der nach ſeiner Meinung das Muſter eines elenden Diplomaten ſei, da er gar keine klugen Anſtalten und ſicheren Vorkehrungen getroffen habe; wie er nun deinen Geliebten wiederholend einen dummen Teufel, einen Einfaltspinſel nannte, wie du in Zorn ausbrechen wollteſt und auf meinen Wink dich doch wieder zum Lachen zwangſt, ja zum Ueberfluß nun ſelber zu ſchelten begannſt, mich und dich als Leichtſinnige, Unverſtändige ſchilderteſt und endlich, als ſich der Schwätzer, dem wir aber eigentlich ſeiner Warnung halber dankbar ſein mußten, entfernt hatte, du in ein lautes Weinen ausbrachſt. —

Ja, rief ſie aus, ja, Heinrich, das war ein eben ſo luſtiger als betrübter Tag. Unſre Ringe, ſo manches Werthvolle, das wir zufällig an uns trugen, half uns nun fort. Aber, daß wir deine Briefe nicht haben retten können, iſt ein unerſetzlicher Verluſt. Und heiß überläuft mich die Angſt, ſo oft es mir einfällt, daß andre Augen, als die meinigen, dieſe deine himmliſchen Worte, alle dieſe glühenden Töne der Liebe geleſen haben und an dieſen Lauten, die meine Seligkeit waren, nur ein Aergerniß genommen.

Und noch ſchlimmer, fuhr der Gatte fort, daß meine Dummheit und Uebereilung auch alle die Blätter zurückgelaſſen hat, die du mir in ſo mancherlei Stimmungen ſchickteſt oder heimlich in die Hand drückteſt. In allen Proceſſen, nicht bloß denen der Liebe, iſt es immer das Schwarz auf Weiß, welches das Geheimniß entdeckt oder den Caſus verſchlimmert. Und doch kann man es nicht laſſen, mit Feder und Tinte dieſe Züge zu malen, welche die Seele bedeuten ſollen. O, meine Geliebte, es waren oft Worte in dieſen Briefen, bei denen mein Herz, von deiner Geiſterhand, von dieſem Lufthauch berührt, ſo gewaltig aus ſeiner Knospe ging, daß es mir, wie im zu raſchen Auseinanderblühen aller Blätter, zu zerſpringen ſchien.

Sie umarmten ſich und es entſtand eine faſt feierliche Pauſe. Liebchen, ſagte Heinrich dann, welche Bibliothek neben meinem Tagebuch, wenn deine und meine Briefe aus dieſer Omar'ſchen Verfolgung noch wären gerettet worden! Er nahm das Tagebuch und las, indem er nach rückwärts das Blatt umſchlug:

Treue! — Dieſe wunderſame Erſcheinung, die der Menſch ſo oft am Hunde bewundern will, wird in der Regel am eignen Menſchengeſchlecht viel zu wenig beachtet. Es iſt unglaublich und kommt doch täglich vor, welchen ſonderbaren, oft ganz verwirrten Begriff ſich ſo Viele von den ſogenannten Pflichten machen. Wenn ein Dienſtbote das Unmögliche thut, ſo hat er nur ſeine Pflicht gethan, und an dieſer Pflicht künſteln die höhern Stände ſo herum und herab, daß ſie dieſe Pflichten, ſo viel ſie nur können, nach ihrer Bequemlichkeit beugen oder zu ihrem Egoismus erziehen. Wäre die unerbittliche Galeerenarbeit, der eiſerne Zwang der Papier- und Actenverhältniſſe nicht, ſo würden wir vermuthlich die ſeltſamſten Erſcheinungen beobachten können. Es iſt unleugbar, daß dieſe Sclavenarbeit der endloſen Schreiberei in unſerm Jahrhundert größtentheils unnütz, nicht ſelten ſogar ſchädlich iſt. — Aber man denke nur einmal dieſes große Rad der Hemmung in dieſer egoiſtiſchen Zeit, bei dieſer ſinnlichen Generation plötzlich ausgehoben, — was könnte da entſtehen, was ſich Alles zerſtörend verwirren?

Pflichtlos ſein iſt der eigentliche Zuſtand, zu welchem die ſogenannten Gebildeten in allen Richtungen ſtürzen wollen; ſie nennen es Unabhängigkeit, Selbſtändigkeit, Freiheit. Sie bedenken nicht, daß, ſowie ſie ſich dieſem Ziele nähern wollen, die Pflichten wachſen, die bis dahin der Staat oder die große, unſäglich-complicirte, ungeheure Maſchine der geſelligen Verfaſſung in ihrem Namen, wenn auch oft blindlings, übernahm. Alles ſchilt die Tyrannei, und Jeder ſtrebt, Tyrann zu werden. Der Reiche will keine Pflichten gegen den Armen, der Gutsbeſitzer gegen den Unterthan, der Fürſt gegen das Volk haben, und Jeder von ihnen zürnt, wenn jene Untergebenen die Pflichten gegen ſie verletzen. Darum nennen auch die Niederen dieſe Forderung eine alterthümliche, der Zeit nicht mehr anpaſſende, und möchten nun mit Redekunſt und Sophiſterei alle jene Bande abläugnen und vernichten, durch welche die Staaten und die Ausbildung der Menſchheit nur möglich ſind.

Aber Treue, echte Treue, — wie ſo ganz anders iſt ſie, wie ein viel Höheres als ein anerkannter Contract, ein eingegangenes Verhältniß von Verpflichtungen. Und wie ſchön erſcheint dieſe Treue in alten Dienern und ihrer Aufopferung, wenn ſie in ungefälſchter Liebe, wie in alten poetiſchen Zeiten, einzig und allein ihren Herren leben.

Ich kann es mir freilich als ein ſehr großes Glück denken, wenn der Dienſtmann nichts Höheres kennt, nichts Edleres denken mag, als ſeinen Gebieter. Ihm iſt aller Zweifel, alle Grübelei, alles Schwanken und Hin- und Herſinnen auf ewig erloſchen. Wie Tag und Nacht, Sommer und Winter, wie unabänderliches Naturwalten iſt ſein Verhältniß; in der Liebe zum Herrn liegt ihm jedes Verſtändniß.

Und gegen ſolche Diener hätte die Herrſchaft keine Pflichten? Sie hat ſie gegen alle ihre Diener, über den bedingten Lohn hinaus, aber gegen ſolche ſchuldet ſie weit mehr und ganz etwas Anderes und Höheres, nämlich eine wahre Liebe, eine echte, die dieſer unbedingten Hingebung entgegenkommt.

Und womit ſollen wir das je gut machen, erwidern (denn vom Vergelten iſt die Rede gar nicht), was unſre alte Chriſtine an uns thut? Sie iſt die Amme meiner Frau; wir trafen ſie auf der erſten Station, und ſie zwang uns beinah mit Gewalt, ſie auf unſrer Reiſe mitzunehmen. Ihr durften wir Alles ſagen; denn ſie iſt die Verſchwiegenheit ſelbſt; ſie fand ſich auch gleich in die Rolle, die ſie unterwegs und hier zu ſpielen hatte. Und wie iſt ſie uns, vorzüglich meiner Clara, ergeben! — Sie bewohnt unten ein ganz kleines, finſteres Kämmerchen und nährt ſich eigentlich davon, daß ſie in etlichen Nachbarhäuſern noch gelegentliche Dienſte thut. Wir begriffen es nicht, wie ſie uns für ſo Weniges unſere Wäſche unterhielt, immer wohlfeil einkaufte, bis wir endlich dahinter kamen, daß ſie alles nur irgend Entbehrliche uns aufgeopfert hat. Jetzt arbeitet ſie viel auswärts, um uns bedienen, um nur bei uns bleiben zu können.

So werde ich alſo nun doch meinen Chaucer, von Caxton gedruckt, verſtoßen und das ſchimpfliche Gebot des knauſernden Buchhändlers annehmen müſſen. Das Wort „verſtoßen“ hat mich immer beſonders gerührt, wenn geringere Frauen es brauchten, indem ſie in der Noth gute oder geliebte Kleider verſetzen oder verkaufen mußten. Es klingt faſt wie von Kindern. — Verſtoßen! — Wie Lear Cordelien, ſo ich meinen Chaucer. — Hat aber Clara nicht ihr einziges gutes Kleid, noch jenes von der Flucht her, längſt verkauft? Schon unterwegs! — Ja, Chriſtine iſt doch mehr werth, als der Chaucer, und ſie muß auch vom Ertrage etwas erhalten. Nur wird ſie es nicht nehmen wollen.

Caliban, der den trunkenen Stefano, noch mehr aber deſſen wohlſchmeckenden Wein bewundert, kniet vor den Trunkenbold hin, ſagt flehend und mit aufgehobenen Händen: „Bitte, ſei mein Gott!“

Darüber lachen wir; und viele Beamte, viele Beſternte und Vornehme lachen mit, die zum elenden Miniſter oder zum trunkenen Fürſten oder zur widerwärtigen Maitreſſe eben ſo flehend ſagen: „Bitte, ſei mein Gott! Ich weiß meine Verehrung, meinen Glauben, das Bedürfniß, Etwas anzubeten, nirgend anzubringen: mir fehlt ein Gott, an den ich glauben könnte, dem ich dienen, dem ich mein Herz widmen möchte, völlig; ſei du es, denn — du haſt guten Wein, und der wird hoffentlich vorhalten.“

Wir lachen über den Caliban und ſeinen Sclavenſinn, weil hier, wie beim Shakeſpeare immer, im Komiſchen verhüllt eine unendliche, eine ſchlagende Wahrheit ausgeſprochen wird; weil wir dieſe, durch welche Tauſende vor unſrer Phantaſie in Calibans verwandelt werden, ſogleich fühlen, darum lachen wir über dieſe bedeutſamen Worte.

Bitte, ſei mein Gott! hat auch die alte Chriſtine in ihrem ſtillen, ehrlichen Herzen, ohne es auszuſprechen, zu Clara geſagt; aber nicht wie Caliban oder jene Weltmenſchen, um Wein und Würden zu erhalten: — ſondern, damit Clara ihr die Erlaubniß gebe, zu entbehren, zu hungern und zu dürſten und bis in die Nacht hinein für ſie zu arbeiten.

Es braucht wohl für einen Leſer, wie ich einer bin, nicht geſagt zu werden, daß hier einiger Unterſchied ſtattfindet.

Eine Rührung hatte an dieſem Tage die Leſung unterbrochen, eine Rührung, die um ſo gewaltiger wurde, als jetzt die alte, runzelvolle, halbkranke, von elenden Kleidern bedeckte Amme hereintrat, um zu melden, daß ſie in dieſer Nacht nicht im Kämmerchen unten ſchlafen, daß ſie aber morgen früh dennoch den dürftigen Einkauf beſorgen werde. Clara begleitete ſie hinaus und ſprach noch draußen mit ihr, und Heinrich ſchlug mit der Hand auf den Tiſch und rief in Thränen: Warum arbeite ich denn nicht auch als Tagelöhner? Ich bin ja bis jetzt noch geſund und kräftig. Aber nein, ich darf es nicht; denn dadurch erſt würde ſie ſich elend fühlen;

auch ſie würde erwerben wollen, ſich abquälen, allenthalben Hülfe ſuchen, und wir hätten uns Beide für unglücklich erklärt. Auch würde man uns dann gewiß entdecken. Und leben wir doch, ſind wir doch glücklich!

Clara kam ganz heiter zurück, und das ſchlechte Mittagsmahl wurde von den Zufriedenen wieder als ein köſtliches verzehrt. Nun fühlten wir doch, ſagte Clara nach Tiſche, gar keine Noth, wenn unſer Holzvorrath nicht völlig zu Ende wäre, und Chriſtine weiß auch keinen Rath zu ſchaffen.

Liebe Frau, ſagte Heinrich ganz ernſthaft, wir leben in einem civiliſirten Jahrhundert, in einem wohlregierten Lande, nicht unter Heiden und Menſchenfreſſern; es muß ja doch Mittel und Wege geben. Befänden wir uns in einer Wildniß, ſo würde ich natürlich, wie Robinſon Cruſoe, einige Bäume fällen. Wer weiß, ob ſich nicht Wald da findet, wo man ihn am wenigſten vermuthet; kam doch auch zum Macbeth Birnams Wald hin, freilich um ihn zu verderben. Indeſſen ſind ja auch zuweilen Inſeln plötzlich aus dem Meere aufgetaucht; mitten unter Klüften und wilden Steinen wächſ't auch wohl ein Palmbaum, der Dornſtrauch rauſt Schafen und Lämmern die Wolle aus, wenn ſie ihm zu nahe kommen, der Hänfling aber trägt dieſe Flocken zu Neſt, um ſeinen zarten Jungen ein warmes Bett daraus zu machen.

Clara ſchlief diesmal länger als gewöhnlich, und als ſie erwachte, verwunderte ſie ſich darüber, daß es ſchon heller Tag war, und noch mehr, daß ſie den Gemahl nicht an ihrer Seite fand. Wie aber erſtaunte ſie erſt, als ſie ein lautes, kreiſchendes Geräuſch vernahm, das ſo klang, wie wenn eine Säge hartes, widerſpänſtiges Holz zerſchneidet. Schnell kleidete ſie ſich an, um dem ſonderbaren Ereigniß auf den Grund zu kommen. Mein Heinrich, rief ſie eintretend, was machſt du da? Ich zerſäge das Holz für unſern Ofen, verſetzte er keuchend, indem er von der Arbeit aufſah und der Frau ein ganz rothes Geſicht entgegenhielt.

Erſt ſage mir nur, wie in aller Welt du zu der Säge kommſt, und gar zu dem ungeheuern Block dieſes ſchönen Holzes?

Du weißt, ſagte Heinrich, wie vier, fünf Stufen zu einem kleinen Boden von hier führen, der leer ſteht. Nun, in einem Verſchlage ſah ich neulich, durch das Schlüſſelloch guckend, eine Holzſäge und ein Beil, die wohl dem alten Hauswirth oder wer weiß wem ſonſt gehören mögen. Man achtet auf den Gang der Weltgeſchichte, und ſo merkte ich mir dieſe Utenſilien. Heut Morgen nun, als du noch ſo angenehm ſchlieſſt, ging ich in ſtockdichter Finſterniß dort hinauf, ſprengte die dünne, elende Thür, die kaum mit einem kleinen, jämmerlichen Riegel verſperrt war, und holte mir dieſe beiden Mordinſtrumente herunter. Nun aber, da ich die Gelegenheit unſers Hauſes ganz genau kenne, hob ich dieſes lange, dicke, gewichtige Geländer unſerer Treppe, nicht ohne Mühe und Anſtrengung und mit Hülfe des Beiles, aus ſeinen Fugen und brachte den langen und ſchweren Balken, der unſere ganze Stube ausfüllt, hierher. Sieh nur, geliebte Clara, welche ſoliden, trefflichen Menſchen unſre Vorfahren waren. Betrachte dieſe eichene Maſſe vom allerſchönſten und kernigſten Holze, ſo glatt polirt und gefirnißt. Das wird uns ein ganz andres Feuer geben, als unſer bisheriges elendes Kiefern- und Weidengeflecht.

Aber, Heinrich, rief Clara und ſchlug die Hände zuſammen — das Haus verderben!

Kein Menſch kommt zu uns, ſagte Heinrich, wir kennen unſere Treppe und gehen ſelber nicht einmal auf und ab, alſo iſt ſie höchſtens für unſere alte Chriſtine da, die ſich doch unendlich verwundern würde, wenn man zu ihr ſagen wollte: Sieh, altes Kind, es ſoll einer der ſchönſten Eichenſtämme im ganzen Forſt, mannsdick, gefällt werden, vom Zimmermann und nachher vom Tiſchler kunſtreich bearbeitet, damit du, Alte, die Stufen hinaufgehend, dich auf dieſen herrlichen Eichenſtamm ſtützen kannſt. Sie müßte ja laut auflachen, die Chriſtine. Nein, ein ſolches Treppengeländer iſt wieder eine von des Lebens ganz unnützen Ueberflüſſigkeiten; der Wald iſt zu uns gekommen, da er gemerkt hat, daß wir ihn ſo höchſt nothwendig brauchten. Ich bin ein Zauberer; nur einige Hiebe mit dieſem magiſchen Beil, und es ergab ſich dieſer herrliche Stamm in meine Macht. Das kommt Alles von der Civiliſation; hätte man hier immer, wie in vielen alten Hütten an einem Strick, oder an einem Stück Eiſen, wie in Paläſten, ſich hinaufhelfen müſſen, ſo konnte dieſe meine Speculation nicht eintreten, und ich hätte andre Hülfsmittel ſuchen und erfinden müſſen.

Als Clara ihr Erſtaunen überwunden hatte, mußte ſie laut und heftig lachen; dann ſagte ſie: Da es aber einmal geſchehen iſt, ſo will ich dir wenigſtens bei deiner Holzhauerarbeit helfen, ſowie ich es ehemals oft auf den Straßen geſehen habe.

Man legte den Baum auf zwei Stühle, die an den Enden des Zimmers ſtanden, weil es ſeine Länge ſo erforderte. Nun ſägten Beide, um den Zwiſchenraum zu vermindern, den Block in der Mitte durch. Es war mühſam, da Beide des Handwerks nicht gewohnt waren, und das harte Holz den Zähnen der Säge widerſtand. Lachend und Schweiß vergießend konnten die Beiden nur langſam in dem Geſchäft vorſchreiten. Endlich brach der Balken unter den letzten Schnitten. Nun ruhte man und trocknete den Schweiß. Das hat noch den Vortheil, ſagte Clara dann, daß wir nun fürs Erſte noch nicht einzuheizen brauchen. Sie vergaßen, ſich das Frühſtück zu bereiten, und arbeiteten ſo den ganzen Vormittag, bis ſie den Baum in ſo viele Theile zerlegt hatten, als nöthig war, um dieſe ſpalten zu können.

Welch ein Künſtleratelier iſt plötzlich aus unſerm einſamen Zimmer geworden, ſagte Heinrich in einer Pauſe. Jener ungeſchlachte Baum, dort in der Finſterniß liegend, von keinem Auge bemerkt, iſt nur bereits in dieſe zierlichen Cubusklötze verwandelt, die jetzt nach einiger Ueberredung und Kunſtgeſchliffenheit, vermöge dieſes Beiles feuerfähig gemacht und in den Stand gebracht werden, die Flammen der Begeiſterung zu ertragen.

Er nahm das erſte Viereck zur Hand, und die Arbeit, dieſes in kleinere Klötze und ſchmale Stücke zu ſpalten, war natürlich noch mühſamer als das Zerſägen. Clara ruhte indeſſen aus und ſah dem Manne mit Verwunderung und Freude zu, der nach einiger Uebung und vergeblichen Verſuchen bald die Handgriffe fand und ſelbſt in dieſer niedrigen Beſchäftigung ſeiner Gattin als ein ſchöner Mann erſchien. —

Es traf ſich glücklich, daß bei dieſen Arbeiten, von denen die Wände erdröhnten, der Herr des kleinen Hauſes, der ſonſt das untere Zimmer bewohnte, abweſend war. So kam es, daß das verurſachte Geräuſch von Niemand im Hauſe bemerkt werden konnte. Die Nachbarn hörten nicht ſehr darauf, weil viele geräuſchvolle Gewerbe ſich in der Vorſtadt, und namentlich in dieſer Gaſſe, niedergelaſſen hatten.

Endlich war ein Vorrath des kleinen Holzes zu Stande gekommen, und man verſuchte nun, den Ofen damit zu heizen. An dieſem merkwürdigen Tage waren Mittagsmahl und Frühſtück zuſammengefloſſen. Der Mittagstiſch war heute viel anders als geſtern und vorgeſtern.

Du mußt nicht wunderlich ſein, lieber Mann, ſagte Clara, bevor ſie ein kleines Tuch auflegte; unſre Chriſtine hat von ihrem großen Waſchfeſt dieſe Nacht allerhand nach Hauſe gebracht, und ſie iſt glücklich darin, es mit uns theilen zu können. Ich habe nicht den Muth gehabt, die Gabe zu verſchmähen, und du wirſt ſie ebenſalls freundlich aufnehmen.

Heinrich lächelte und ſagte: Die Alte iſt ja ſchon ſeit lange unſere Wohlthäterin, ſie arbeitet in der Nacht, um uns zu helfen, ſie bricht ſich jetzt vom Munde ab, um uns zu ſpeiſen. Schwelgen wir alſo, um ihr Spaß zu machen, und ſtirbt ſie, bevor wir uns in That dankbar erzeigen können, oder bleibt es uns für immer unmöglich, nun, ſo wollen wir mindeſtens in Liebe erkenntlich ſein.

Das Mahl war in der That ſchwelgeriſch. Die Alte hatte einige Eier eingeliefert, etwas Gemüſe mit Fleiſch und ſelbſt in einem Kännchen Kaffee zugerichtet. Beim Eſſen erzählte Clara, wie eine ſolche Wäſche in der Nacht dieſen Leuten ein wahres hohes Feſt ſei, bei welchem ſie erzählten und witzig und luſtig wären, ſo daß ſich zu dieſer Arbeit immer Viele drängten und dieſe nächtlichen Stunden feierlich begingen. Welch ein Glück, fuhr ſie fort, daß dieſen Menſchen ſich ſo Vieles in Genuß verwandelt, was uns wie harte, ſklaviſche Arbeit und Qual erſcheint. So gleicht ſich im Leben Vieles glücklich aus, was ohne dieſe ſanfte Einigung höchſt widerwärtig, ſelbſt ſchrecklich werden könnte. Und haben wir es nicht ſelbſt erlebt, daß auch die Armuth ihre Reize hat?

Ja wohl, fiel Heinrich ein, indem er ſich am Genuß des Fleiſches erquickte, das er ſchon ſeit lange hatte entbehren müſſen; wüßten die Schlemmer und ſtets Ueberſatten, welch ein Wohlgeſchmack, welche ſanfte Würze auch dem Biſſen des trocknen Brodes inne wohnt, wie ihn nur der Arme, Hungernde zu würdigen weiß, ſie würden ihn vielleicht beneiden und auf künſtliche Mittel ſinnen, um ebenfalls dieſes Genuſſes theilhaft zu werden. Aber wie gut und glücklich trifft es ſich, daß uns nach unſrer harten Tagesarbeit ein ſolches Sardanapaliſches Mahl zu Theil geworden iſt; ſo ergänzen ſich unſre Kräfte wieder zu neuen Anſtrengungen. Aber laß uns einmal recht übermüthig ſein, und ſinge mir einige jener ſüßen Lieder, die mich immer ſo bezaubert haben.

Sie that gern, was er verlangte, und indem ſie ſo, Hand in Hand und Auge in Auge, in der Nähe des Fenſters ſaßen, bemerkten ſie, wie die Eisblumen an den Scheiben aufzuthauen begannen, ſei es nun, daß die ſtrenge Kälte etwas nachließ, oder daß die Wärme, welche das harte Eichenholz verbreitete, mehr Gewalt auf jene Froſtgewächſe ausübte. Sieh, meine Geliebte, rief Heinrich aus, wie das kalte, eiſige Fenſter in Rührung weint, vor deiner ſchönen Stimme zerſchmelzend. Immer kehrt die alte Wundergeſchichte vom Orpheus wieder. —

Es war ein heller Tag, und ſie erblickten einmal den blauen Himmel wieder; zwar nur einen ſehr kleinen Theil, aber ſie freuten ſich des durchſichtigen Kryſtalls, und wie ganz dünne, feine, ſchneeweiße Wölkchen zerfließend durch das azurblaue Meer ſegelten und gleichſam mit Geiſterarmen um ſich griffen, als wenn ſie ſich behaglich und erfreut dort fühlen könnten.

Die uralte Hütte oder das kleine Haus war in dieſer menſchengedrängten Straße ein ſehr ſonderbares. Die Stube mit zwei Fenſtern und die Kammer, die Ein Fenſter hatte, war der ganze Raum des Hauſes. Unten wohnte ſonſt der alte, grämelnde Wirth, der aber, weil er Vermögen beſaß, ſich für den Winter nach einer andern Stadt gewendet und dort einem befreundeten Arzte in die Kur gegeben hatte, weil er am Podagra litt. Der Erbauer dieſer Hütte mußte von ſeltſamer, faſt unbegreiflicher Laune geweſen ſein; denn unter den Fenſtern des zweiten Stocks, welchen die Freunde bewohnten, zog ſich ein ziemlich breites Ziegeldach hervor, ſo daß es ihnen völlig unmöglich war, auf die Straße hinabzuſehen. Waren ſie auf dieſe Weiſe, auch wenn ſie zur Sommerszeit die Fenſter öffneten, völlig von allem Verkehr mit den Menſchen abgeſchnitten, ſo waren ſie es auch durch das noch kleinere Haus, welches ihnen gegenüber ſtand. Dieſes hatte nämlich nur Wohnungen zu ebner Erde; darum ſahen ſie dort niemals Fenſter und Geſtalten an dieſen, ſondern immer nur das ganz nahe, ſich weit nach hinten ſtreckende, ſchwarz geräucherte Dach, und rechts und links die ſteilen, nackten Feuermauern von zwei höhern Häuſern, die jene niedrige Hütte von beiden Seiten einfaßten. In den erſten Tagen des Sommers, als ſie hier eben erſt eingezogen waren, riſſen ſie, wie es den Menſchen natürlich iſt, wenn ſich in der ganz engen Gaſſe Geſchrei oder Zank vernehmen ließ, ſchnell die Fenſter auf und ſahen dann nichts, als ihr Ziegeldach vor ſich und das der Hütte gegenüber. Sie lachten jedesmal, und Heinrich ſagte wohl: Wenn das Weſen des Epigramms (nach einer alten Theorie) in getäuſchter Erwartung beſtehe, ſo hätten ſie wieder ein Epigramm genoſſen.

Nicht leicht iſt es Menſchen möglich geweſen, in einer ſo völlig abgeſchloſſenen Einſamkeit zu leben, als es dieſen Beiden hier gelang, am getümmelvollen Saum einer ſtets bewegten Reſidenz. So abgeſchieden von aller Welt waren ſie, daß es eine Begebenheit ſchien, wenn ein Kater einmal behutſam über das fremde Dach ſpazierte und jenſeit, den ſpitzen Kamm der Ziegel ſich hinüber fühlend, eine Bodenluke und dort einen Gevatter oder eine Gevatterin aufſuchte. Wie im Sommer die Schwalben aus dem angeklebten Neſte in die Lücke der Feuermauer flogen und zwitſchernd wiederkehrten, wie ſie mit ihrer jungen Brut plauderten, war den Zuſchauenden an ihrem Fenſter eine wichtige Geſchichte. Sie erſchraken faſt über das höchſt bedeutſame Ereigniß, als ein Knabe, ein Schornſteinfeger, ſich einmal aus ſeinem engen, viereckigen Zwinger mit ſeinem Beſen gegenüber erhob und einige Töne von ſich gab, die ein Lied bedeuten ſollten.

Dieſe Einſamkeit war den Liebenden aber doch erwünſcht; denn ſo konnten ſie am Fenſter ſtehen, ſich umarmend und küſſend, ohne Furcht, daß irgend ein neugieriger Nachbar ſie beobachten möchte. So phantaſirten ſie denn oft, daß jene trübſeligen Feuermauern Felſen ſeien einer wunderbaren Klippengegend der Schweiz, und nun betrachteten ſie ſchwärmend die Wirkungen der Abendſonne, deren rother Schimmer an den Riſſen zitterte, welche ſich in dem Kalk oder rohen Stein gebildet hatten. Mit Sehnſucht konnten ſie an ſolche Abende zurückdenken und ſich dann aller der Geſpräche erinnern, die ſie geführt, der Gefühle, die ſie gehabt, aller Scherze, die ſie gewechſelt hatten.

So war nun jetzt vorerſt eine Waffe gegen den harten Froſt gefunden, wenn er noch dauern oder gar zunehmen ſollte. Da es dem Gatten nicht an Zeit fehlte, ſo erleichterte er ſich ſein Geſchäft des Holzſpaltens dadurch, daß er kleine Keile ſchnitt, die er in den Stamm trieb und auf dieſe Weiſe den Kolben zwang, ſchneller und leichter nachzugeben.

Nach einigen Tagen fragte die Frau, indem ſie ſeinem Keilſchnitzen aufmerkſam zuſah: Heinrich, wenn dieſe Holzmaſſe, die du hier aufgethürmt haſt, nun auch verbraucht iſt — wie dann?

Mein Herz, erwiderte er, der gute Horaz (wenn ich nicht irre) ſagt unter andern ſeiner weiſen Lehren einmal ſehr kurz und bündig: „Carpe diem!“, genieße den Tag, den du gerade vor dir haſt, gieb dich ihm ganz hin, bemächtige dich ſeiner, als eines, der niemals wiederkehrt; das kannſt du aber gar nicht vollſtändig, wenn du auch nur an ein mögliches Morgen denkſt; geſchieht dies gar mit Sorgen und Zweifeln, ſo iſt dir ja der gegenwärtige Tag, dieſe Stunde, der du dich erfreuſt, ſchon verloren, indem du ſie durch ängſtliche Fragen dir verkümmerſt. Wir kommen nur zum Bewußtſein der Gegenwart, wir können nur leben und glücklich ſein, wenn wir uns ganz in dieſe ſtürzen. Sieh! ſo viel liegt in den zwei Worten dieſer lateiniſchen Sprache, die darum wohl mit Recht eine bündige und energiſche genannt wird, weil ſie mit ſo kleinen Lauten ſo vielerlei ausdrücken kann. Und kennſt du nicht die Liederzeilen:

Alle Sorgen
Nur auf morgen;
Sorgen ſind für morgen gut.

Richtig! erwiderte ſie, haben wir uns doch ſeit einem Jahre dieſe Philoſophie zu eigen gemacht und befinden uns wohl dabei.

So gingen die Tage hin, und dieſe jungen Eheleute entbehrten nichts im Gefühle ihres Glücks, obgleich ſie wie die Bettler lebten. An einem Morgen ſagte der Gatte: Ich hatte in dieſer Nacht einen wunderlichen Traum.

Erzähle ihn mir, Liebchen, rief Clara; wir geben auf unſere Träume viel zu wenig, die doch einen ſo wichtigen Theil von unſerm Leben ausmachen. Ich bin überzeugt, wenn viele Menſchen dieſe Erlebniſſe der Nacht mehr in ihr Tagesleben hineinzögen, ſo würde ihnen auch ihr ſogenanntes wirkliches Leben weniger traumartig und ſchlafbefangen ſein. Außerdem gehören aber deine Träume mir; denn ſie ſind Ergüſſe deines Herzens und deiner Phantaſie, und ich könnte eiferſüchtig auf ſie werden, wenn ich denke, daß mancher Traum dich von mir trennt, daß du, in ihm verſtrickt, mich auf Stunden vergeſſen kannſt, oder daß du dich wohl gar, wenn auch nur in Phantaſie, in ein anderes Weſen verliebſt. Iſt dergleichen nicht ſchon eine wirkliche Untreue, wenn Gemüth und Einbildung auf dergleichen nur verfallen können?

Es kommt nur darauf an, erwiderte Heinrich, ob und in wiefern unſre Träume uns gehören. Wer kann ſagen, wie weit ſie die geheime Geſtaltung unſeres Innern enthüllen. Wir ſind oft grauſam, lügenhaft, feige im Traum, ja ausgemacht niederträchtig, wir morden ein unſchuldiges Kind mit Freuden und ſind doch überzeugt, daß alles dies unſrer wahren Natur fremd und widerwärtig ſei. Die Träume ſind auch ſehr verſchiedener Art. Wenn manche lichte an Offenbarung grenzen mögen, ſo erzeugen ſich wohl andere aus Verſtimmung des Magens oder anderer Organe. Denn dieſe wunderſam complicirte Miſchung unſers Weſens von Materie und Geiſt, von Thier und Engel, läßt in allen Functionen ſo unendlich verſchiedene Nuancen zu, daß über dergleichen ſich am wenigſten etwas Allgemeines ſagen läßt.

O, das Allgemeine! rief ſie aus, die Maximen, die Grundregeln und wie das Zeug alles heißt: ich kann nicht ausſprechen, wie Alles der Art mir immer zuwider und unverſtändlich geweſen iſt. In der Liebe wird uns jene Ahndung recht deutlich, die ſchon unſre Kindheit erleuchtet, daß das Individuelle, das Einzige, das Weſen, das Rechte, das Poetiſche und Wahre ſei. Der Alles allgemein machende Philoſoph kann für Alles eine Regel finden, er kann Alles ſeinem ſogenannten Syſtem einfügen, er zweifelt niemals, und ſeine Unfähigkeit, irgend etwas wahrhaft zu erleben, das iſt eben jene Sicherheit, auf welche er pocht, jene Zweifelsunfähigkeit, die ihn ſo ſtolz macht. Der rechte Gedanke muß auch ein erlebter ſein, die wahre Idee ſich lebendig aus vielen Gedanken entwickeln und, plötzlich ins Sein getreten, rückſtrahlend wieder tauſend halb geborne Gedanken erleuchten und beſeelen. — Aber ich erzähle dir da meine Träume, und doch ſollteſt du mir lieber den deinigen vortragen, der beſſer und poetiſcher ſein wird.

Du beſchämſt mich in der That, ſagte Heinrich erröthend, weil du diesmal mein Traumtalent viel zu hoch anſchlägſt. Ueberzeuge dich ſelbſt.

Ich war noch bei meinem ehemaligen Geſandten dort in der großen Stadt und in der vornehmen Umgebung. Man ſprach bei Tiſche von einer Auction, die nächſtens ſtattfinden werde. So oft das Wort Auction bei Tiſche nur genannt wurde, befiel mich eine unbeſchreibliche Angſt, und doch begriff ich nicht warum. In meiner frühen Jugend war es meine Leidenſchaft geweſen, bei Bücherauctionen zugegen zu ſein, und wenn es mir auch faſt immer unmöglich fiel, jene Werke, die ich liebte, zu erſtehen, ſo hatte ich doch meine Freude daran, ſie ausgeboten zu hören und mir die Möglichkeit zu denken, daß ſie in meinen Beſitz gelangen könnten. Die Kataloge der Auctionen konnte ich wie meine Lieblingsdichter leſen, und dieſe Thorheit und Schwärmerei war nur eine von den vielen, an welchen meine Jugend litt; denn ich war weit von dem entfernt, was man einen ſoliden, verſtändigen Jüngling nennt, und ich zweifelte in einſamen Stunden oft, ob aus mir je ein ſogenannter vernünftiger und brauchbarer Mann werden würde.

Clara lachte laut auf, umarmte ihn dann und küßte ihn heftig. Nein, rief ſie, bis jetzt iſt davon, dem Himmel ſei Dank, noch nichts eingetroffen. Ich denke dich auch ſo in der Zucht zu halten, daß du nie auf dergleichen Laſter gerathen ſollſt. Nun aber weiter in deinem Traum!

Ich hatte mich denn auch, fuhr Heinrich fort, nicht ohne Noth vor dieſer Auction geängſtigt, denn wie es im Traum zu gehen pflegt, war ich plötzlich in dem Saal der Verſteigerung, und wie ich zu meinem Erſchrecken ſah, gehörte ich zu den Sachen, die öffentlich ausgeboten werden ſollten.

Clara lachte wieder. O, das iſt hübſch, rief ſie aus. Das wäre ein ganz neues Mittel, unter die Leute zu kommen.

Ich fand es gar nicht erfreulich, antwortete der Mann. Es lagen und ſtanden da allerhand alte Sachen und Möbeln umher, dazwiſchen ſaßen alte Weiber, Tagediebe, elende Schriftſteller, Libelliſten, verdorbene Studenten und Komödianten: Alles dies ſollte nun heut dem Meiſtbietenden zugeſchlagen werden, und ich war mitten unter dieſen verſtäubten Alterthümlichkeiten. Im Saale ſaßen manche von meinen Bekannten, und einige von dieſen betrachteten die ausgeſtellten Sachen und Menſchen mit Kennerblicken. Ich war unendlich beſchämt. Endlich kam der Auctionator, und ich erſchrak, als wenn ich zur Hinrichtung geführt würde.

Der ernſthafte Mann ſetzte ſich, räuſperte und begann ſein Amt damit, daß er zuerſt nach mir griff, um mich auszubieten. Er ſtellte mich vor ſich hin und ſagte: Sehn meine Herrſchaften hier einen noch ziemlich gut conſervirten Diplomaten, etwas eingeſchrumpſt und abgeriſſen, von Würmern und Motten hier und da zernagt, aber doch noch brauchbar als Kaminſchirm, um gegen zu große Flamme und Hitze zu ſchützen und abzukühlen, oder um ihn als Karyatide zu nutzen und ihm etwa eine Uhr auf den Kopf zu ſtellen. Auch kann man ihn vor das Fenſter hängen, daß er die Witterung anzeigt. Es iſt ihm ſelbſt noch ein klein wenig Verſtand geblieben, ſo daß er auf alltägliche Dinge, wenn die Frage nicht zu tief geht, ganz leidlich antworten und darüber ſprechen kann. Wie hoch wollen Sie auf ihn bieten?

Keine Antwort im Saal. Der Auctionator rief: Nun, meine Herren und Damen? Er kann ja in einem Geſandtſchaftslocal noch Thürſteher werden; er könnte ja als Kronleuchter in der Entrée angehangen werden und die Kerzen mit Armen, Beinen und auf dem Kopfe tragen. Es iſt ja ein lieber anſtelliger Menſch. Wenn eine Herrſchaft eine Hausorgel beſitzen ſollte, kann er auch die Balgen treten; ſeine Beine, wie Sie ſehen, ſind ja noch von leidlicher Beſchaffenheit. — Aber immer keine Antwort. — Ich fühlte mich im Zuſtand der tiefſten Erniedrigung und meine Beſchämung war ohne Grenzen; denn Manche meiner Bekannten ſahen grinzend und ſchadenfroh nach mir, Manche lachten, Andre zuckten die Schultern, wie in tief verachtendem Mitleid. Mein Bedienter kam jetzt zur Thür herein, und ich trat einen Schritt vor, um ihm einen Auftrag zu geben, aber der Auctionator ſtieß mich heftig mit den Worten zurück: Still, altes Möbel! Kennt Er die Pflichten ſeines Standes ſo wenig? Hier iſt Seine Beſtimmung, ſich ruhig zu halten! Das wäre mir, wenn die Auctionsſtücke ſelbſtändig werden wollten. — Wieder auf eine neue Anfrage antwortete Niemand. — Der Lump iſt nichts werth, hörte man aus einem Winkel; wer wird auf den Taugenichts etwas bieten? ſagte ein Andrer. Mir trat der Angſtſchweiß auf die Stirn. Ich winkte meinem Bedienten mit den Augen, daß er eine Kleinigkeit bieten möchte; denn, ſo dachte ich ganz vernünftig, hat mich der Menſch nur erſt erſtanden und ich bin aus dem verfluchten Saal, ſo werde ich mich draußen ſchon mit meinem Diener abfinden, da wir uns kennen; ich will ihm ſeine Auslage wieder erſtatten und ein Trinkgeld noch obendrein verabreichen. Der mochte aber kein Geld bei ſich haben oder mein Winken nicht verſtehen, vielleicht, daß ihm dieſe ganze Anſtalt unbekannt und unbegreiflich war, genug, er rührte ſich nicht von ſeinem Platze. Der Auctionator war verdrießlich, er winkte ſeinem Gehülfen und ſagte zu dieſem: Hol mir Nummer 2, 3 und 4 aus der Kammer. Der ſtarke Menſch brachte drei zerlumpte Kerle, und der Ausrufer ſprach: Da man auf dieſen Diplomaten gar nichts bieten will, ſo vereinigen wir ihn mit dieſen drei Tagesſchriftſtellern, einem abgeſtandenen Redacteur eines

Wochenblattes, einem, der Correſpondenzartikel ſchrieb, und dieſem Theaterkritiker — was wird nun für dieſe Bande zuſammengenommen geboten?

Ein alter Trödler rief, nachdem er eine Weile die Hand an die Stirne gelegt hatte: Einen Groſchen! Der Auctionator fragte: Einen Groſchen alſo? Niemand mehr? Einen Groſchen zum Erſten — er erhob den Hammer. Da rief ein kleiner ſchmutziger Judenjunge: Einen Groſchen ſechs Pfennige. Der Auctionator wiederholte das Gebot zum erſten, zum zweiten Mal, ſchon wollte das dritte Wort mit dem Hammer mich zuſammt jenen Geſellen dem kleinen Israeliten zuſchlagen, als ſich die Thüre öffnete und du, Clara, in voller Herrlichkeit mit einem großen Gefolge von vornehmen Damen hereintrateſt, indem du gebieteriſch mit ſtolzer Miene und Stellung: Halt! riefeſt. Alle erſchraken und verwunderten ſich, und mein Herz war in Freude bewegt. Meinen eigenen Mann verauctioniren? ſagteſt du mit Unwillen; wie viel iſt bis jetzt geboten? Der alte Ausrufer verbeugte ſich ſehr tief, ſetzte einen Stuhl für dich hin und ſagte hochroth vor Verlegenheit: Bis jetzt haben wir einen und einen halben Groſchen im Angebot auf Dero Herrn Gemahl.

Du ſagteſt: Ich biete aber nur allein auf meinen Mann und begehre, daß jene Perſonen wieder entfernt werden. Achtzehn Pfennige für den unvergleichlichen Mann! Unerhört! Ich ſetze gleich zum Anfang tauſend

Thaler. — Ich war erfreut, aber auch erſchrocken; denn ich begriff nicht, woher du die Summe nehmen wollteſt. Indeſſen wurde ich von dieſer Angſt bald befreit, da eine andere hübſche Dame gleich zweitauſend bot. Nun entſtand unter den reichen und vornehmen Weibern ein Wettſtreit und Eifer, mich zu beſitzen. Die Gebote folgten immer ſchneller, bald war ich auf zehn und nicht lange nachher auf zwanzigtauſend geſtiegen. Mit jedem Tauſend erhob ich mich mehr, ſtand ſtolz und gerade und ging dann mit großen Schritten hinter dem Tiſche und meinem Auctionator auf und ab, der es nun nicht mehr wagte, mich zur Ruhe zu verweiſen. Verachtende Blicke ſchoß ich nun auf jene Bekannten, die vorher von Lump und Taugenichts gemurmelt hatten. Alle ſahen jetzt mit Verehrung nach mir hin, beſonders weil der enthuſiaſtiſche Wettſtreit der Damen zunahm, ſtatt ſich zu mäßigen. Eine alte häßliche Frau ſchien es darauf angelegt zu haben, mich nicht zu laſſen; ihre rothe Naſe wurde immer glühender, und ſie war es, die mich nun ſchon bis hunderttauſend Thaler hinaufgetrieben hatte. Es herrſchte eine Todtenſtille, eine feierliche Stimme ließ ſich vernehmen: So hoch iſt in unſerm Jahrhundert noch niemals ein Mann geſchätzt worden! Ich ſehe jetzt ein, daß er für mich zu koſtbar iſt. Als ich mich umſah, wurde ich gewahr, daß dieſes Urtheil von meinem Geſandten herrührte. Ich begrüßte ihn mit einer gnädigen Miene. Um es kurz zu machen, mein Wertherhob ſich bis zu zweimal hunderttauſend Thalern und etlichen darüber, und für dieſen Preis wurde ich endlich jener rothnaſigen, alten, häßlichen Dame zugeſchlagen.

Als die Sache endlich entſchieden war, erhob ſich ein großer Tumult, weil jeder das ausbündige Stück in der Nähe betrachten wollte. Wie es kam, iſt nicht zu ſagen, aber die große Summe, für die ich erſtanden war, wurde mir, gegen alle Geſetze der Auction, eingehändigt.

Als ich nun aber fortgeſchleppt werden ſollte, da trateſt du hervor und riefſt: Noch nicht! Da man meinen Gemahl ſo gegen alle chriſtliche Sitte öffentlich verauctionirt und verkauft hat, ſo will ich mich auch demſelben harten Schickſal unterwerfen. Ich ſtelle mich alſo hiermit freiwillig unter den Hammer des Herrn Auctionators. Der Alte beugte und krümmte ſich, du begabſt dich hinter den langen Tiſch, und alle Menſchen betrachteten deine Schönheit mit Bewunderung. Das Bieten fing an, und die jungen Herren trieben dich gleich hoch hinauf. Ich hielt mich anfangs zurück, theils vor Erſtaunen, theils aus Neugier. Als die Summen ſchon in die Tauſende hineingeſtiegen waren, ließ ſich auch meine Stimme vernehmen. Wir kamen im̃er höher hinauf, und mein Geſandter gerieth ſo in Eifer, daß ich beinahe die Faſſung verloren hätte; denn es erſchien mir ſchändlich, daß dieſer ältliche Mann mir auf dieſe Weiſe meine angetraute Gattin rauben wollte.

Er bemerkte auch meinen Mißmuth; denn er ſah mich immer ſcheel von der Seite und mit einem boshaften Lächeln an. Es drangen immer mehr reiche Cavaliere herein, und hätte ich nicht die ganz ungeheure Summe in meinen Taſchen gehabt, ſo mußte ich dich verloren geben. Es kitzelte mich nicht wenig, daß ich dir meine Liebe in größerem Maße zeigen konnte, als du mir bewieſen, denn bald nach deinem Angebot von tauſend Thalern hatteſt du mich ſchweigend dem Glück der Auction und jener rothnaſigen Dame überlaſſen, die jetzt verſchwunden ſchien, denn ich ſah ſie nirgend mehr. Nun waren wir ſchon weit über hunderttauſend Thaler, du nickteſt mir immer freundlich über den Tiſch zu, und da ich mich im Beſitz des mächtigen Kapitals befand, brachte ich durch Hinauftreiben alle meine Nebenbuhler zur Verzweiflung. So ſetzte ich es hohnlachend und mit Uebermuth durch. Alle verſtummten endlich in Verdruß, und du wurdeſt mir zugeſchlagen. Ich triumphirte. Ich zahlte die Summe hin — aber — o weh! ich hatte im Taumel nicht beachtet, wie viel ich für mich ſelbſt gewonnen hatte, und jetzt fehlten beim Auszahlen noch viele Tauſende. Meine Verzweiflung diente den Andern nur zum Spott. Du rangſt die Hände. So wurden wir in ein dunkles Gefängniß geſchleppt und mit ſchweren Ketten belaſtet. Wir erhielten zur Nahrung nur Waſſer und Brod, und ich mußte darüber lachen, daß das eine Strafe vorſtellen ſollte, da wir ſchon ziemlich lange hier oben nicht mehr genoſſen hatten und dieſe Speiſung für ein Feſtmahl hielten. So verwirrt ſich im Traume Alles durcheinander, frühere Zeit und gegenwärtige, Nähe und Ferne. Der Kerkermeiſter erzählte uns, daß die Richter uns zum Tode verdammt; denn wir hätten hinterliſtig das königliche Aerar und die öffentlichen Einkünfte defraudirt, das Vertrauen des Publicums betrogen und den Credit des Staates untergraben. Es ſei ein furchtbarer Betrug, ſich ſo theuer auszubieten und ſich mit ſolchen großen Summen bezahlen zu laſſen, die dadurch der Concurrenz und dem allgemeinen Nutzen entzogen würden. Dem Patriotismus, wo jedes Individuum ſich unbedingt dem Ganzen opfern müſſe, laufe es grabezu entgegen, und unſer Attentat ſei alſo als offenbarer Hochverrath zu betrachten. Der alte Auctionator werde mit uns zugleich hingerichtet werden, denn er ſei mit im Complott und habe auch dazu beigetragen, die Summen der Bietenden ſo hoch hinaufzutreiben, weil er uns Beide übermäßig und ganz der Wahrheit entgegen den Kaufluſtigen als Wunderwerke der Schöpfung herausgeſtrichen habe. Es ſei nun Alles entdeckt, daß wir mit den auswärtigen Mächten und den Feinden des Landes verbunden einen allgemeinen Staatsbankrott hätten herbeiführen wollen. Denn es ſei augenſcheinlich, wenn auf den Einzelnen, der obendrein keine Verdienſte beſitze, ſo ungeheure Summen verwendet werden ſollten, ſo bleibe nichts für das Miniſterium, die Schulen und Univerſitäten und ſelbſt für Zucht- und Armenhäuſer übrig. Gleich nachdem wir fortgegangen, hätten ſich zehn Edelleute und fünfzehn angeſehene Fräulein verauctioniren laſſen, und die Gelder ſeien ebenfalls dem Staatsſchatz und den Einkünften entzogen worden. Aller moraliſche Werth ginge bei ſo böſen, verderblichen Beiſpielen unter, und die Schätzung der Tugend verſchwinde, wenn Individuen ſo taxirt und übermäßig hoch geſchätzt würden. Das Alles kam mir ganz vernünftig vor, und ich bereute es jetzt, daß durch mein Verſchulden dieſe Verwirrung habe entſtehen können.

Als wir zur Hinrichtung hinausgeführt wurden — erwachte ich und fand mich in deinen Armen. —

Nachdenklich iſt die Geſchichte in der That, antwortete Clara; ſie iſt, nur in ein etwas grelles Licht geſtellt, die Geſchichte vieler Menſchen, die ſich alle ſo theuer wie möglich verkaufen. Dieſe wunderliche Auction geht freilich durch die Einrichtung aller Staaten.

Nachdenklich iſt dieſer dumme Traum auch mir, erwiderte Heinrich, denn die Welt hat mich und ich habe die Welt in dem Grade verlaſſen, daß kein Menſch meinen Werth mit irgend einer namhaften Summe würde taxiren wollen. Mein Credit in dieſer ganzen großen Stadt erſtreckt ſich nicht auf einen Groſchen; ich bin ganz ausdrücklich das, was die Welt einen Lumpen nennt. Und doch liebſt du mich, du koſtbares, herrliches Weſen! Und wenn ich wieder bedenke, wie die theuerſte und künſtlichſte Spinnmaſchine nur grob und roh eingerichtet iſt gegen das Wunder meines Blutumlaufes, der Nerven, des Gehirnes, und wie dieſer Schädel, der, wie die Meiſten glauben, ſeinen Unterhalt nicht werth iſt, große, edle Gedanken faſſen kann, vielleicht auf eine neue Erfindung ſtößt, ſo möchte ich darüber lachen, daß Millionen dieſe Organiſation nicht aufwägen, die auch der Klügſte und Stolzeſte nicht hervorzubringen im Stande iſt. Wenn unſre Köpfe aneinanderrücken, die Schädel ſich berühren und die Lippen ſich aufeinanderpreſſen, um einen Kuß entſtehen zu laſſen, ſo iſt es faſt unbegreiflich, welche künſtlich verflochtene Mechanik dazu gehört, welche Ueberwindung von Schwierigkeiten, und wie nun dieſe Verbindung von Gebein und Fleiſch, von Häuten und Lymphen, von Blut und Feuchtigkeit ſich gegenſeitig in Thätigkeit ſetzt, um dem Spiel der Nerven, dem feinen Sinn und noch unbegreiflicheren Geiſte dieſen Genuß des Kuſſes zuzuführen. Wenn man der Anatomie des Auges folgen will, auf wie Seltſames, Wunderliches, Widriges ſtößt die Beobachtung, um aus dieſem glänzenden Schleime und milchigen Gerinne die Göttlichkeit des Blicks herauszufinden.

O laß das, ſagte ſie, das Alles ſind gottloſe Reden.

Gottloſe? fragte Heinrich verwundert.

Ja, ich weiß ſie nicht anders zu nennen. Mag es die Pflicht des Arztes ſein, ſich, ſeiner Wiſſenſchaft zu lieb, aus dieſer Täuſchung herauszureißen, die uns die Erſcheinung und das verhüllte Innere bietet. Auch der Forſcher wird aus der Täuſchung der Schönheit nur in eine andere Täuſchung gerathen, die er vielleicht Wiſſen, Erkennen, Natur betitelt. Zerſtört aber bloßer Vorwitz, freche Neugier oder höhnender Spott alle dieſe Netze und körperlichen Träume, in welchen Schönheit und Anmuth gefangen liegen, ſo nenne ich das einen gottloſen Witz, wenn es überall einen ſolchen geben kann.

Heinrich war ſtill und in ſich gekehrt. Du magſt wohl Recht haben, ſagte er nach einer Pauſe. Alles, was unſer Leben ſchön machen ſoll, beruht auf einer Schonung, daß wir die liebliche Dämmerung, vermöge welcher alles Edle in ſanfter Befriedigung ſchwebt, nicht zu grell erleuchten. Tod und Verweſung, Vernichtung und Vergehen ſind nicht wahrer, als das geiſtdurchdrungene, räthſelhafte Leben. Zerquetſche die leuchtende, ſüßduftende Blume, und der Schleim in deiner Hand iſt weder Blume noch Natur. Aus der göttlichen Schlafbetäubung, in welche Natur und Daſein uns einwiegen, aus dieſem Poeſieſchlummer ſollen wir nicht erwachen wollen, im Wahn, jenſeit die Wahrheit zu finden.

Fällt dir das ſchöne Wort nicht ein? ſagte ſie:

Und wie der Menſch nur ſagen kann: „Hier bin ich“,
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreun! —

Sehr wahr! rief Heinrich. Selbſt der vertraute Freund, der Liebende, muß den geliebten Freund ſchonend lieben, ſchonend das Geheimniß des Lebens mit ihm träumen und in gegenſeitiger inniger Liebe die Täuſchung der Erſcheinung nicht zerſtören wollen. Es giebt aber ſo plumpe Geſellen, die unter dem Vorwande, der Wahrheit zu leben und einzig ihr zu huldigen, nur Freunde haben wollen, um etwas zu beſitzen, was ſie nicht zu ſchonen brauchen. Nicht bloß, daß dieſe Geſellen immerdar mit ſchlechtem Witz und Schraubereien in den ſogenannten Freund hineinbohren: auch deſſen Schwächen, Menſchlichkeiten, Widerſprüche ſind der Gegenſtand ihrer lauernden Beobachtung. Die Grundlage des menſchlichen Daſeins, die Bedingungen unſrer Exiſtenz ſind aber nun ſo feine und leiſe Schwingungen, daß grade dieſe von jenen hartfäuſtigen Kameraden in plumper Berührung nur Schwächen genannt werden. Es muß ſich nun bald ergeben, daß alle Tugenden und Talente, wegen welcher man Anfangs dieſen Freund verehrte und aufſuchte, ſich in Schwächen, Fehler und Thorheiten verwandeln, und widerſetzt ſich endlich der edlere Geiſt und will die Mißhandlung nicht länger erdulden, ſo iſt er nach dem Ausſpruch der Rohen eitel, eigenſinnig, rechthaberiſch; er iſt Einer, der zu kleinlich fühlt, um die Wahrheit ertragen zu können; und die Gemeinſamkeit wird endlich aufgelöſ't, die ſich niemals hätte zuſammenfinden ſollen. Wenn es ſich aber mit Natur, Menſchen, Liebe und Freundſchaft ſo verhält, wird es wohl auch mit jenen myſtiſchen Gegenſtänden, dem Staate, der Religion und der Offenbarung nicht anders ſein. Die Einſicht, daß einzelne Mißbräuche da ſind, die der Verbeſſerung bedürfen, giebt noch kein Recht, das Geheimniß des Staates ſelbſt anzurühren. Will man die religiöſe Ehrfurcht vor dieſer mächtigen, übermenſchlichen Zuſammenſetzung und Aufgabe, durch welche der Menſch in vielfach geordneter Geſellſchaft nur zum echten Menſchen werden kann, will man jene heilige Scheu vor Geſetz und Obrigkeit, vor König und Majeſtät, zu nahe an das Licht einer vorſchnellen, oft nur anmaßlichen Vernunft ziehen, ſo zerſtäubt die geheimnißvolle Offenbarung des Staates in ein Nichts, in Willkür. Iſt es mit der Kirche, der Religion, der Offenbarung und dieſen heiligen Geheimniſſen anders beſchaffen? Auch hier muß eine ſtille Dämmerung, ein zartes Gefühl der Schonung das Heiligthum umſchweben. Weil es heilig und göttlicher Natur iſt, iſt auch Nichts ſo wohlfeil, als mit frechem Witz der Verleugnung hineinzuleuchten, um dem Sinn des Unbegabten, der keine Glaubensfähigkeit beſitzt, das fromme Gewebe als nüchternen Trug hinzuſtellen, oder den Schwachen in ſeinen beſten Gefühlen irre zu machen. Es könnte unbegreiflich ſcheinen, wie allenthalben in unſern Tagen der Sinn für ein großes Ganze, für das Untheilbare, welches nur durch göttlichen Einfluß entſtehen konnte, ſich verloren hat. Immer wird, wie in Gedichten, Kunſtwerken, Geſchichte, Natur und Offenbarung, nur

Dies und Jenes, nur das Einzelne bewundert und gelobt; ſchärfer noch das Einzelne getadelt, was im großen Ganzen, wenn es ein Kunſtwerk iſt, doch nur ſo ſein kann, wie es iſt, wenn jenes Gelobte möglich ſein ſoll. Sucht und Kraft, zu vernichten, iſt aber gradezu der Gegenſatz alles Talentes und wird endlich zur Unfähigkeit, irgend die Erſcheinung in ihrer Fülle zu verſtehen. Immer „Nein“ ſprechen, iſt gar nicht ſprechen.

---

So vergingen den Vereinſamten, Verarmten und doch Glücklichen Tage und Wochen. Die dürftigſte Nahrung friſtete ihr Leben, aber im Bewußtſein ihrer Liebe war keine Entbehrung, auch der drückendſte Mangel nicht fähig, ihre Zufriedenheit zu ſtören. Um in dieſem Zuſtande fortzuleben, war aber der ſonderbare Leichtſinn dieſer beiden Menſchen nothwendig, die Alles über der Gegenwart und dem Augenblick vergeſſen konnten. Der Mann ſtand jetzt immer früher auf als Clara; dann hörte ſie ihn hämmern und ſägen, und fand die Stücke Holz vor dem Ofen zurecht gelegt, welche ſie zum Einheizen brauchte. Sie verwunderte ſich, daß dieſes geſpellte Holz ſeit einiger Zeit eine ganz andre Form, Farbe und andres Weſen hatte, als ſie es bis dahin gewohnt war. Da ſie indeſſen immer Vorrath fand, ſo unterließ ſie jede Betrachtung, indem die Geſpräche, Scherze und Erzählungen beim ſogenannten Frühſtück ihr viel wichtiger waren.

Die Tage werden ſchon länger, fing er an; bald wird nun die Frühlingsſonne auf das Dach da drüben ſcheinen.

Ja wohl, ſagte ſie, und die Zeit wird nicht mehr fern ſein, wo wir das Fenſter wieder aufmachen, uns daran ſetzen und die friſche Luft einathmen. Das war im vorigen Sommer gar ſo ſchön, als wir vom Park draußen ſogar hier den Duft der Lindenblüthe ſpürten.

Sie holte zwei kleine Töpfchen herbei, die mit Erde gefüllt waren, und in welchen ſie Blumen aufzog. Sieh! fuhr ſie fort, dieſe Hyacinthe und dieſe Tulpe kommen nun doch heraus, die wir ſchon verloren gaben. Wenn ſie gedeihen, ſo will ich es als ein Orakel anſehen, daß ſich auch unſer Schickſal bald wiederum zum Beſſern kehren wird.

Aber, Liebchen, ſagte er etwas empfindlich, was geht uns denn ab? Haben wir nicht bis jetzt noch Ueberfluß an Feuer, Brod und Waſſer? Das Wetter wird augenſcheinlich milder, wir werden des Holzes weniger bedürfen, nachher kommt die Sonnenwärme. Zu verkaufen haben wir freilich nichts mehr, aber es wird, es muß ſich irgend ein Weg aufthun, auf welchem ich etwas verdienen kann. Bedenke nur unſer Glück, daß Keines von uns krank geworden iſt, auch die alte Chriſtine nicht.

Wer ſteht uns aber für dieſe getreuſte Dienerin? antwortete Clara; ich habe ſie nun ſeit ſo lange nicht geſehen; du fertigſt ſie jetzt immer des Morgens ſchon früh ab, wenn ich noch ſchlafe; du nimmſt dann von ihr das eingekaufte Brod, ſowie den Waſſerkrug. Ich weiß, daß ſie oft für andere Familien arbeitet; alt iſt ſie, ihre Nahrung nur eine dürftige, wenn alſo ihre Schwäche zunimmt, ſo kann ſie leicht erkranken. Warum iſt ſie nicht ſchon längſt wieder einmal zu uns heraufgekommen?

Je nun, ſagte Heinrich nicht ohne einige Verlegenheit, welche Clara auch bemerkte, und die ihr auffallen mußte, es wird ſich wohl bald wieder eine Gelegenheit finden, warte nur noch einige Zeit.

Nein, Liebſter! rief ſie mit ihrer Lebhaftigkeit aus, du willſt mir etwas verbergen, es muß etwas vorgefallen ſein. Du ſollſt mich nicht abhalten, ich will gleich ſelbſt hinuntergehen, ob ſie etwa in ihrem Kämmerchen iſt, ob ſie leidet, ob ſie unzufrieden mit uns ſein mag.

Du haſt dieſe fatale Treppe ſchon ſeit ſo lange nicht betreten, ſagte Heinrich; es iſt finſter draußen, du könnteſt fallen.

Nein, rief ſie, du ſollſt mich nicht zurückhalten; die Treppe kenne ich; ich werde mich in der Finſterniß ſchon zurechtfinden.

Da wir aber das Geländer verbraucht haben, ſagte Heinrich, welches mir damals als ein Ueberfluß erſchien, ſo fürchte ich jetzt, da du dich nicht anhalten kannſt, daß du ſtolpern und ſtürzen könnteſt.

Die Stufen, erwiderte ſie, ſind mir bekannt genug, ſie ſind bequem, und ich werde ſie noch oft betreten.

Dieſe Stufen, ſagte er mit einiger Feierlichkeit, wirſt du niemals wieder betreten!

Mann! rief ſie aus und ſtellte ſich gerade vor ihn hin, um ihm in die Augen zu ſehen, — es iſt nicht richtig hier im Hauſe; du magſt reden, was du willſt, ich laufe ſchnell hinab, um ſelber nach Chriſtinen zu ſehen.

So wandte ſie ſich um, die Thür zu öffnen, er aber ſtand eilig auf und umſchlang ſie, indem er ausrief: Kind, willſt du muthwillig den Hals brechen?

Da es nicht mehr zu verſchweigen war, öffnete er ſelber die Thür; ſie traten auf den Vorplatz, und, indem ſie weiter gingen und der Gatte die Frau noch immer umfaßt hielt, ſah dieſe, daß keine Treppe mehr da war, die hinabführen ſollte. Sie ſchlug verwundert in die Hände, bog ſich hinüber und ſchaute hinab; dann kehrte ſie um, und als ſie wieder in der verſchloſſenen Stube waren, ſetzte ſie ſich nieder, um den Mann genau zu betrachten. Dieſer hielt ihrem forſchenden Auge ein ſo komiſches Geſicht entgegen, daß ſie in ein lautes Gelächter ausbrach. Hierauf ging ſie nach dem Ofen, nahm eins der Hölzer in die Hände, betrachtete es genau von allen Seiten und ſagte dann: Ja, nun begreiſe ich freilich, warum die Heizſtücke ſo ganz andere Statur hatten als die vorigen. Alſo die Treppe haben wir nun auch verbrannt!

Ja wohl, antwortete Heinrich jetzt ruhig und gefaßt; da du es nun einmal weißt, wirſt du es ganz vernünftig finden. Ich begreiſe auch nicht, warum ich es dir bisher verſchwiegen habe. Sei man auch noch ſo ſehr alle Vorurtheile los, ſo bleibt irgendwo doch noch ein Stückchen hangen und eine falſche Scham, die im Grunde kindiſch iſt! Denn erſtlich warſt du das Weſen in der Welt, das mir am vertrauteſten iſt; zweitens das einzige, denn mein Sechzehntel-Umgang mit der alten Chriſtine iſt nicht zu rechnen; drittens war der Winter immer noch hart und kein andres Holz aufzutreiben; viertens war die Schonung faſt lächerlich, da das allerbeſte, härteſte, ausgetrocknetſte, brauchbarſte dicht vor unſern Füßen lag; fünftens brauchten wir die Treppe gar nicht, und ſechſtens iſt ſie ſchon, bis auf wenige Reliquien, ganz verbrannt. Du glaubſt aber nicht, wie ſchlecht ſich. dieſe alten, ausgebogenen, widerſpenſtigen Stufen ſägen und zerſplittern ließen. Sie haben mich ſo warm gemacht, daß mir die Stube oft nachher zu heiß dünkte.

Aber Chriſtine? fragte ſie.

O die iſt ganz geſund, antwortete der Mann. Alle Morgen laſſe ich ihr einen Strick hinunter, woran ſie dann ihr Körbchen bindet; das zieh' ich herauf und nachher den Waſſerkrug, und ſo geht unſere Haushaltung ganz ordentlich und friedlich. — Als unſer ſchönes Treppengeländer ſich zum Ende neigte und immer noch keine warme Luft eintreten wollte, ſann ich nach, und es fiel mir ein, daß unſere Treppe recht gut die Hälfte ihrer Stufen hergeben könnte; denn es war doch nur ein Luxus, ein Ueberfluß, ſo gut wie die dicke Lehne, daß der Stufen bloß der Bequemlichkeit wegen ſo viele waren. Schritt man höher aus, wie man in manchen Häuſern muß, ſo konnte der Treppenmaſchiniſt mit der Hälfte ausreichen. Mit Chriſtinens Hülfe, die mit ihrem philoſophiſchen Geiſte ſogleich die Richtigkeit meiner Behauptung einſah, brach ich nun die unterſte Stufe los, dann, indem ſie mir nachſchritt, die dritte, fünfte und ſo fort. Unſer Grabſtichel nahm ſich, als wir dieſe Filigranarbeit geendigt hatten, recht gut aus. Ich ſägte, zerſchnitt, und du heizteſt in deiner Argloſigkeit mit den Stufen ebenſo geſchickt und wirkſam, als du es vordem mit dem Geländer gethan hatteſt. Aber unſerer durchbrochenen Arbeit drohte von der unermüdlichen Winterkälte ein neuer Angriff. Was war dieſe ehemalige Treppe überhaupt noch als eine Art von Kohlenbergwerk, eine Grube, die ihre Steinkohlen jetzt lieber ganz und auf einmal zu Tage fördern konnte? Ich ſtieg demnach in den Schacht hinab und rief die alte verſtändige Chriſtine. Ohne nur zu fragen, theilte ſie gleich meine Anſicht; ſie ſtand unten, ich brach mit großer Anſtrengung da ſie mir nicht helfen konnte, die zweite Stufe los. Als ich dieſe der vierten anvertraut hatte, reichte ich der guten Alten den Abgrund hinunter die Hand zum ewigen Abſchied; denn dieſe ehemalige Treppe ſollte uns nun niemals wieder verknüpfen oder zu einander führen. So zerſtörte ich ſie denn nicht ohne Mühſal am Ende völlig, immer die geretteten Tritte oder Stufen nach den übrigen noch vorhandenen obern Stufen hinaufführend. Jetzt haſt du das vollendete Werk angeſtaunt, mein herziges Kind, und ſiehſt nun wohl ein, daß wir uns zur Zeit noch mehr als ſonſt ſelbſt genügen müſſen. Denn wie möchte es doch eine Kaffeegeſellſchaft anfangen, mit ihren Nachrichten hier zu dir hinauf zu bringen? Nein, ich bin dir, du biſt mir genug; der Frühling kommt, du ſtellſt deine Tulpe und Hyazinthe an das Fenſter, und wir ſitzen hier,

Wo uns die Gärten der Semiramis
Auf zu den Wolken ſteigenden Terraſſen
In bunter Sommerpracht entgegenlachen
Mit dem Geplätſcher ihrer ſpielenden Brunnen!
Den langen Sommer durch ſoll dort auf uns
Ein paradieſiſch Liebesleben thau'n!
Dort auf der höchſten der Terraſſen will ich,
Von dunkel glüh'nden Roſen überlaubt,
An deiner Seite ſitzen, uns zu Füßen
Die heiß beſonnten Dächer Babylons. —

Ich glaube, unſer Freund Uechtritz hat das ganz eigen auf unſern Zuſtand hier gedichtet. Denn ſieh nur, dort ſind die heißbeſonnten Dächer, wenn nämlich erſt die Sonne im Julius wieder ſcheinen wird, wie wir doch hoffen dürfen. Iſt nun erſt deine Tulpe und Hyazinthe in Blüthe gerathen, ſo haben wir hier wirklich und anſchaulich die fabelhaften hängenden Gärten der Semiramis, und noch viel wunderbarer, als jene; denn wer nicht Flügel hat, kann gar nicht hierher zu ihnen gelangen, wenn wir ihm nicht hülfreiche Hand bieten und etwa eine Strickleiter präpariren.

Wir leben eigentlich, erwiderte ſie, ein Märchenleben ſo wunderlich, wie es nur in der Tauſend und eine Nacht geſchildert werden kann. Aber wie ſoll das in der Zukunſt werden? Denn dieſe ſogenannte Zukunſt rückt doch irgend einmal in unſere Gegenwart hinein.

Sieh, herzlichſtes Herz, ſagte der Mann, wie du nun wieder von uns Beiden die proſaiſche biſt. Um Michaelis reiſete unſer alter grämlicher Hauswirth nach jener entfernten Stadt, um bei ſeinem Doctorfreunde Hülfe oder Erleichterung für ſein Podagra zu ſuchen. Wir waren damals ſo unermeßlich reich, daß wir ihm nicht nur die vierteljährliche Miethe, ſondern ſogar die Vorausbezahlung bis Oſtern geben konnten, was er mit ſchmunzelndem Danke annahm. Von ihm haben wir alſo bis nach Oſtern wenigſtens nichts zu beſorgen. Der eigentliche ſtrenge Winter iſt bereits vorüber. Holz werden wir nicht mehr viel brauchen, und im äußerſten Fall ſind uns immer noch die vier Stufen zum Boden hinauf übrig, und unſere Zukunſt ſchläft dort noch ſicher in mancher alten Thür, den Brettern des Fußbodens, den Bodenluken und manchen Utenſilien. Darum getroſt, meine Liebe, und laß uns recht heiter des Glückes genießen, daß wir hier von aller Welt ſo völlig abgetrennt ſind, von keinem Menſchen abhängig und keines Menſchen bedürftig. So ganz eine Lage, wie der weiſe Mann ſie ſich immer gewünſcht hat, und wie nur Wenige und Seltene glücklich genug ſind ſich aneignen zu können.

Aber es kam dennoch anders, als er vorausgeſetzt hatte. Als ſie am nämlichen Tage kaum ihre bedürftige Mahlzeit beſchloſſen hatten, fuhr ein Wagen vor das kleine Haus. Man hörte das Raſſeln der Räder, das Anhalten des Fuhrwerks, das Ausſteigen von Perſonen. Das ſeltſam vorgebaute Dach hinderte freilich die beiden Eheleute, zu erfahren, wer oder was die Ankommenden ſein möchten. Es wurde abgepackt, ſo viel konnten ſie vernehmen, und den Gatten überſchlich jetzt die bängliche Vermuthung, daß es denn doch wohl der grämliche Hausherr ſein könne, der früher, als man berechnet, den Anfall des Podagra möchte überſtanden haben.

Es war deutlich zu hören, der Angekommene richtete ſich unten ein, und ſo konnte kein Zweifel bleiben, wer er ſei. Koffer würden abgepackt und in das Haus geſchafft, verſchiedene Stimmen redeten durcheinander, man begrüßte ſich mit den Nachbarn. Es war ausgemacht, Heinrich würde noch heut einen Kampf zu beſtehen haben. Er horchte mißtrauiſch hinunter und blieb an der nur angelehnten Thür ſtehen. Clara ſah ihn mit einem fragenden Blick an; er aber ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe und blieb ſtumm. Unten wurde Alles ganz ſtill; der Alte hatte ſich in ſein Zimmer zurückgezogen.

Heinrich ſetzte ſich zu Clara hin und ſagte mit etwas unterdrückter Stimme: Es iſt in der That verdrießlich, daß nur ſehr wenige Menſchen ſo viel Phantaſie wie der große Don Quixote beſitzen. Als man dieſem ſein Bücherzimmer vermauert hatte und ihm erklärte, ein Zauberer habe ihm nicht nur ſeine Bibliothek, ſondern auch die ganze Stube zugleich hinweggeführt, ſo begriff er ſogleich, ohne nur zu zweifeln, die ganze Sache. Er war nicht ſo proſaiſch, ſich zu erkundigen, wo denn ein ſo ganz abſtractes Ding, wie der Raum, hingekommen ſei. Was iſt Raum? ein Unbedingtes, ein Nichts, eine Form der Anſchauung. Was iſt eine Treppe? ein Bedingtes, aber nichts weniger als ein ſelbſtändiges Weſen, eine Vermittlung, eine Veranlaſſung, von unten nach oben zu gelangen, und wie relativ ſind ſelbſt dieſe Begriffe von Oben und Unten. Der Alte wird es ſich nimmermehr ausreden laſſen, daß dort, wo jetzt nur eine Lücke iſt, ehemals eine Treppe geſtanden habe; er iſt gewiß zu empiriſch und rationaliſtiſch, um einzuſehen, daß der wahre Menſch und die tiefere Intuition der gewöhnlichen Uebergänge jener armſeligen, proſaiſchen Approximation einer ſo gemeinen Stufenleiter der Begriffe nicht bedarf. Wie ſoll ich ihm das Alles von meinem höheren Standpunkte auf ſeinem niedern da unten deutlich machen? Er will ſich auf die alte Erfahrung des Geländers ſtützen und zugleich gemächlich eine Staffel nach der andern zur Höhe des Verſtändniſſes abſchreiten, und er wird unſrer unmittelbaren Anſchauung niemals folgen können, die wir unter uns alle dieſe trivialen Erfahrungs- oder Ergehungsſätze abgebrochen und dem reinſten Erkennen nach alter Parſenlehre durch die reinigende und erwärmende Flamme geopfert haben.

Ja, ja, ſagte Clara lächelnd, phantaſire und witzle nur; das iſt der wahre Humor der Aengſtlichkeit.

Niemals, fuhr er fort, will das Ideal unſrer Anſchauung mit der trüben Wirklichkeit ganz aufgehen. Die gemeine Anſicht, das Irdiſche will immerdar das Geiſtige unterjochen und beherrſchen. —

Still! ſagte Clara, unten rührt es ſich wieder.

Heinrich ſtellte ſich wieder an ſeine Thür und öffnete ſie ein wenig. Ich muß doch einmal meine lieben Miethsleute beſuchen, ſagte man unten ganz deutlich; ich hoffe, die Frau iſt noch eben ſo hübſch, und die beiden Leutchen ſind noch ſo geſund und heiter wie ſonſt. — Jetzt wird er, ſagte Heinrich leiſe, an das Problem gerathen.

Eine Pauſe. Der Alte tappte unten in der Dämmerung umher. Was iſt denn das? hörte man ihn ſagen; wie bin ich denn in meinem eignen Hauſe ſo fremd geworden? — Hier nicht — da nicht — was iſt denn das? — Ulrich! Ulrich, hilf mir doch einmal zurecht.

Der alte Diener, der in ſeiner kleinen Wirthſchaft Alles in Allem war, kam aus der Kammer herbei. Hilf mir doch einmal die Treppe hinauf, ſagte der Hauswirth, ich bin ja wie verhext und verblindet, ich kann die großen, breiten Stufen nicht finden. Was iſt denn das?

Nun, kommen Sie nur, Herr Emmerich, ſagte der mürriſche Hausknecht, Sie ſind noch vom Fahren etwas duſelig.

Der da, bemerkte Heinrich oben, geräth auf eine Hypotheſe, die ihm nicht Stand halten wird.

Schwerenoth! ſchrie Ulrich, ich habe mir hier den Kopf zerſtoßen; ich bin ja auch wie verdummt; es iſt faſt als wenn uns das Haus nicht leiden wollte.

Er will es ſich, ſagte Heinrich, durch das Wunderbare erklären; ſo tief liegt in uns der Hang zum Aberglauben.

Ich faſſe rechts, ich faſſe links, ſagte der Hausbeſitzer, ich greife nach oben — ich glaube beinah, der Teufel hat die ganze Treppe geholt.

Faſt, ſagte Heinrich, die Wiederholung aus dem Don Quixote; ſein Unterſuchungsgeiſt wird ſich aber damit nicht zufrieden geben; es iſt im Grunde auch falſche Hypotheſe, und der ſogenannte Teufel wird oft nur eingeſchoben, weil wir eine Sache nicht begreifen, oder, was wir begreifen, uns in Zorn verſetzt.

Man hörte unten nur murmeln, leiſe fluchen, und der verſtändige Ulrich war ſtill fortgegangen, um ein brennendes Licht zu holen. Dieſes hielt er jetzt mit ſtarker Fauſt empor und leuchtete in den leeren Raum hinein. Emmerich blickte verwundernd hinauf, ſtand eine Weile mit aufgeſperrtem Munde, ſtarr vor Schrecken und Erſtaunen, und ſchrie dann mit den lauteſten Tönen, deren ſeine Lunge fähig war: Donnerwetter noch einmal! Das iſt mir ja eine verfluchte Beſcherung! Herr Brand! Herr Brand da oben!

Jetzt half kein Verleugnen mehr, Heinrich ging hinaus, beugte ſich über den Abgrund und ſah beim ungewiſſen Schein des flackernden Lichts die beiden dämoniſchen Geſtalten in der Dämmerung des Hausflurs. Ach! werthgeſchätzter Herr Emmerich, rief er freundlich hinab, ſeien Sie uns willkommen; es iſt ein ſchönes Zeichen Ihres Wohlſeins, daß Sie früher ankommen, als Sie es ſich vorgeſetzt hatten. Es freut mich, Sie ſo geſund zu ſehen.

Gehorſamer Diener! antwortete Jener, — aber davon iſt hier die Rede nicht. Herr! wo iſt meine Treppe geblieben?

Ihre Treppe, verehrter Herr? erwiderte Heinrich; was gehn mich denn Ihre Sachen an? Haben Sie ſie mir bei Ihrer Abreiſe aufzuheben gegeben?

Stellen Sie ſich nicht ſo dumm, ſchrie Jener, — wo iſt die Treppe hier geblieben? Meine große, ſchöne, ſolide Treppe?

War hier eine Treppe? fragte Heinrich; ja, mein Freund, ich komme ſo wenig oder vielmehr gar nicht aus, daß ich von Allem, was nicht in meinem Zimmer vorgeht, gar keine Notiz nehme. Ich ſtudire und arbeite, und kümmre mich um alles Andre gar nicht.

Wir ſprechen uns, Herr Brand, rief Jener, die Bosheit erſtickt mir die Zunge und Rede; aber wir ſprechen uns noch ganz anders! Sie ſind der einzige Hausbewohner; vor Gericht werden Sie mir ſchon melden müſſen, was dieſer Handel zu bedeuten hat.

Seien Sie nicht ſo böſe, ſagte Heinrich jetzt; wenn Ihnen an der Geſchichtserzählung etwas liegt, ſo kann ich Ihnen auch ſchon jetzt damit dienen; denn allerdings erinnere ich mich jetzt, daß vormals hier eine Treppe war, auch bin ich nun eingeſtändig, daß ich ſie verbraucht habe.

Verbraucht? ſchrie der Alte und ſtampfte mit den Füßen; meine Treppe? Sie reißen mir mein Haus ein?

Bewahre, ſagte Heinrich, Sie übertreiben in der Leidenſchaft; Ihr Zimmer unten iſt unbeſchädigt, ſo ſteht das unſre hier oben blank und unberührt, nur dieſe arme Leiter für Emporkömmlinge, dieſe Unterſtützungsanſtalt für ſchwache Beine, dieſes Hülfsmittel und dieſe Eſelsbrücke für langweilige Beſuche und ſchlechte Menſchen, dieſe Verbindung für läſtige Eindringlinge, dieſe iſt durch meine Anſtalt und Bemühung, ja ſchwere Anſtrengung, allerdings verſchwunden.

Aber dieſe Treppe, ſchrie Emmerich hinauf, mit ihrer koſtbaren, unverwüſtlichen Lehne, mit dieſem eichenen Geländer, dieſe zwei und zwanzig breiten, ſtarken, eichenen Stufen waren ja ein integrirender Theil meines Hauſes. Habe ich noch, ſo alt ich bin, von einem Miethsmann gehört, der die Treppen im Hauſe verbraucht, als wenn es Hobelſpäne oder Fidibus wären!

Ich wollte, Sie ſetzten ſich, ſagte Heinrich, und hörten mich ruhig an. Dieſe Ihre zwei und zwanzig Stufen lief oft ein heilloſer Menſch herauf, der mir ein koſtbares Manuſcript abſchwatzte, es drucken wollte, ſich dann für bankerott erklärte und auf und davon ging. Ein anderer Buchhändler ſtieg unermüdet dieſe Ihre eichenen Stufen hinauf und ſtützte ſich dabei immer auf jenes ſtarke Geländer, um ſich den Gang bequemer zu machen; er ging und kam und kam und ging, bis er, meine Verlegenheit grauſam benutzend, mir die erſte koſtbare Edition meines Chaucer abdrang, die er für mehr als einen Spottpreis, für einen wahren Schandpreis, in ſeinen Armen davontrug. O mein Herr, wenn man ſolche bittere Erfahrungen macht, ſo kann man wahrlich eine Treppe nicht lieb gewinnen, die es ſolchen Geſellen ſo übermäßig erleichtert, in die obern Etagen zu dringen.

Das ſind ja verfluchte Geſinnungen, ſchrie Emmerich.

Bleiben Sie gelaſſen, ſprach Heinrich etwas lauter hinunter. Sie wollten ja den Zuſammenhang der Sache erfahren. Ich war betrogen und hintergangen; ſo groß unſer Europa iſt, Aſien und Amerika nicht einmal zu rechnen, ſo erhielt ich doch von nirgend her Rimeſſen;

es war, als wenn alle Credite ſich erſchöpft hätten und alle Banken leer geworden wären. Der überharte, unbarmherzige Winter forderte Holz zum Einheizen; ich hatte aber kein Geld, um es auf dem gewöhnlichen Wege einzukaufen. So verfiel ich denn auf dieſe Anleihe, die man nicht einmal eine gezwungene nennen kann. Dabei glaubte ich nicht, daß Sie, geehrter Herr, vor den warmen Sommertagen wiederkommen würden.

Unſinn! ſagte Jener, glauben Sie denn, Armſeliger, daß meine Treppe bei der Wärme, wie der Spargel, von ſelbſt wieder herauswachſen würde?

Ich kenne die Natur eines Treppengewächſes zu wenig, wie ich auch von Tropenpflanzen nur wenige Kenntniſſe habe, um das behaupten zu mögen, antwortete Heinrich. Ich brauchte indeß das Holz höchſt nöthig, und da ich gar nicht ausging, meine Frau ebenſo wenig, auch kein Menſch zu mir kam, weil bei mir nichts mehr zu gewinnen war, ſo gehörte dieſe Treppe durchaus zu den Ueberflüſſigkeiten des Lebens, zum leeren Luxus, zu den unnützen Erfindungen. Iſt es, wie ſo viele Weltweiſe behaupten, edel, ſeine Bedürfniſſe einzuſchränken, ſich ſelbſt zu genügen, ſo hat dieſer für mich völlig unnütze Anbau mich vor dem Erfrieren gerettet. Haben Sie niemals geleſen, wie Diogenes ſeinen hölzernen Becher wegwarf, als er geſehen, wie ein Bauer Waſſer mit der hohlen Hand ſchöpfte und ſo trank? —

Sie führen aberwitzige Reden, Mann, erwiderte Emmerich; ich ſah einen Kerl, der hielt die Schnauze gleich an das Rohr und trank ſo Waſſer; ſomit hätte ſich Ihr Mosje Diogenes auch noch die Hand abhauen können. — Aber Ulrich, lauf 'mal gleich zur Polizei; das Ding muß einen andern Haken kriegen. —

Uebereilen Sie ſich nicht, rief Heinrich, Sie müſſen einſehen, daß ich Ihr Haus durch dieſe Hinwegnahme weſentlich verbeſſert habe.

Emmerich, der ſchon nach der Hausthüre ging, kehrte wieder um. Verbeſſert? ſchrie er in höchſter Bosheit; nun, das wäre mir denn doch etwas ganz Neues!

Die Sache iſt jedoch ganz einfach, erwiderte ihm Heinrich, und Jeder kann ſie einſehen. Nicht wahr, Ihr Haus ſteht nicht in der Feuerkaſſe? Nun hatte ich zeither böſe Träume von Brandunglück, auch fielen Häuſerbrände hier in der Nachbarſchaft vor; ich hatte eine ganz beſtimmte Ahnung, ja ich möchte es ein Vorauswiſſen nennen, daß unſer Haus hier daſſelbe Unglück treffen würde. Giebt es nun wohl (das frage ich jeden Bauverſtändigen) etwas Ungeſchickteres als eine hölzerne Treppe? Die Polizei ſollte dergleichen gefährliches Bauwerk geradezu verbieten. So oft ein Feuer auskommt, ſo iſt in allen Städten, wo dieſer Mißbrauch noch ſtattfindet, immer die hölzerne Treppe das allergrößte Unheil. Sie leitet das Feuer nicht nur in alle Stockwerke, ſondern macht auch oft die Rettung der

Menſchen unmöglich. Da ich nun gewiß wußte, daß binnen Kurzem hier oder in der Nachbarſchaft Feuer auskommen würde, ſo habe ich mit vieler Mühe und ſaurem Schweiß dieſe elende, verderbliche Treppe mit eignen Händen weggebrochen, um das Unglück und den Schaden ſo viel als möglich zu mildern. Und darum hatte ich ſogar auf ihren Dank gerechnet.

So? rief Emmerich hinauf; wäre ich länger ausgeblieben, ſo hätte mir der ſaubre Herr wohl aus eben den ſpitzigen Gründen mein ganzes Haus verbraucht? Verbraucht! Als wenn man Häuſer ſo verbrauchen dürfte! Aber wart', Patron! — Iſt die Polizei da? fragte er den wiederkehrenden Ulrich.

Wir legen, rief Heinrich hinab, eine große, ſteinerne Treppe, und ihr Palais, geehrter Mann, gewinnt dadurch ebenſo ſehr, wie die Stadt und der Staat.

Mit der Windbeutelei ſoll es bald zu Ende ſein, antwortete Emmerich und wendete ſich ſogleich an den Führer, der mit verſchiedenen Gehülfen der Polizei herbeigekommen war.

Mein Herr Inſpector, ſagte er, ſich zu dieſem wendend, haben ſie von dergleichen Attentat gehört? Mir aus meinem Hauſe die große, ſchöne Treppe wegzubrechen und ſie als Klafterholz im Ofen während meiner Abweſenheit zu verbrennen!

Das wird in die Stadtchronik kommen, erwiderte der Anführer trotzig, und der ſaubere Patron, der

Treppenräuber, in das Zuchthaus oder auf die Feſtung. Das iſt ſchlimmer als Einbruch! Den Schaden muß er außerdem noch erſetzen. Kommen Sie nur herunter, Herr Miſſethäter!

Niemals, ſagte Heinrich; wohl hat der Engländer ein Recht, ſein Haus ein Caſtell zu nennen, und meines hier iſt ganz unzugänglich und unüberwindlich; denn ich habe die Zugbrücke aufgezogen.

Dem läßt ſich abhelfen! rief der Anführer. Leute ſchafft 'mal eine große Feuerleiter herbei; ſo ſteigt ihr dann hinauf und ſchleppt, wenn er ſich wehren ſollte, den Verbrecher mit Stricken gebunden herunter, um ihn ſeiner Strafe zu überliefern.

Jetzt hatte ſich das Haus unten ſchon mit Leuten, aus der Nachbarſchaft gefüllt; Männer, Weiber und Kinder hatte der Tumult herbeigelockt, und viele Neugierige ſtanden auf der Gaſſe, um zu erforſchen, was hier vorgehe, und zu ſehen, was aus dem Handel ſich ergeben werde. Clara hatte ſich an das Fenſter geſetzt und war verlegen, doch hatte ſie ihre Faſſung behalten, da ſie ſah, daß ihr Gatte ſo heiter blieb und ſich die Sache nur wenig anfechten ließ. Doch begriff ſie nicht, wie es endigen werde. Heinrich aber kam jetzt einen Augenblick zu ihr herein, um ſie zu tröſten und etwas aus der Stube zu holen. Er ſagte: Clara, ſchau, wir ſind jetzt eben ſo eingeſchloſſen, wie unſer Götz in ſeinem Jaxthauſen; der widerwärtige Trompeter hat mich auch ſchon aufgefordert, mich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und ich werde ihm jetzt Antwort ſagen, aber beſcheidentlich, nicht wie mein großes Vorbild von damals. Clara lächelte ihm freundlich zu und ſagte nur die wenigen Worte: Dein Schickſal iſt das meinige; ich glaube aber doch, daß wenn mein Vater mich jetzt ſähe, er mir verzeihen würde.

Heinrich ging wieder hinaus, und als er ſah, daß man wirklich eine Leiter herbeiſchleppen wollte, ſagte er mit feierlichem Ton: Meine Herren, bedenken Sie, was Sie thun, ich bin ſeit Wochen ſchon auf Alles, auf das Aeußerſte gefaßt, ich werde mich nicht gefangen geben, ſondern mich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Hier bringe ich zwei Doppelflinten, beide ſcharf geladen, und noch mehr, dieſe alte Kanone, ein gefährliches Feldſtück voller Kartätſchen und gehacktem Blei, zerſtoßenem Glas und derlei Ingredienzen. Pulver, Kugeln, Kartätſchen, Blei, alles Nöthige iſt im Zimmer aufgehäuft; während ich ſchieße, ladet meine tapfere Frau, die als Jägerin wohl damit umzugehen weiß, die Stücke aufs Neue, und ſo rücken Sie denn an, wenn Sie Blut vergießen wollen.

Das iſt ja ein Erzſakermenter, ſagte der Polizeianführer; ein ſolcher reſoluter Verbrecher iſt mir ſeit lange nicht vor die Augen gekommen. Wie mag er nur ausſehen? Denn man kann in dieſem dunkeln Neſte keinen Stich ſehen.

Heinrich hatte zwei Stäbe und einen alten Stiefel auf den Boden niedergelegt, die ihm für Kanone und

Doppelflinten gelten mußten. Der Polizeimann winkte, daß ſich die Leiter wieder entfernen ſolle; hier iſt wohl der beſte Rath, Herr Emmerich, ſetzte er dann hinzu, daß wir den ungerathenen Abällino aushungern; ſo muß er ſich uns ergeben.

Weit gefehlt! rief Heinrich mit heiterer Stimme hinab; auf Monate ſind wir mit getrocknetem Obſt, Pflaumen, Birnen, Aepfeln und Schiffszwieback verſehen; der Winter iſt ziemlich vorüber, und ſollte es uns an Holz gebrechen, ſo iſt oben noch die Bodenkammer; da finden ſich alte Thüren, überflüſſige Dielen, ſelbſt vom Dachſtuhle kann gewiß Manches als entbehrlich losgebrochen werden.

Hören Sie den Heidenkerl! rief Emmerich; erſt reißt er mir unten mein Haus ein, nun will er ſich auch noch oben an das Dach machen.

Es iſt über die Beiſpiele, ſagte der Polizeiwächter. Viele von den Neugierigen freuten ſich über Heinrich's Entſchloſſenheit, weil ſie dem geizigen Hausbeſitzer dieſes Aergerniß gönnten. Sollen wir das Militär kommen laſſen, auch mit geladenen Flinten?

Nein, Herr Inſpector, um des Himmels willen nicht; darüber würde mir am Ende mein Häuschen in Grund und Boden geſchoſſen, und ich hätte das leere Nachſehen, wenn wir den Rebellen auch endlich bezwungen hätten.

Richtig, ſagte Heinrich, und haben Sie nebenher vergeſſen, was ſeit vielen Jahren in allen Zeitungen ſteht? Der erſte Kanonenſchuß, er falle, wo er wolle, wird ganz Europa in Aufruhr ſetzen. Wollen Sie nun, Herr Polizeimann, die ungeheure Verantwortung auf ſich nehmen, daß aus dieſer Hütte, der engſten und finſterſten Gaſſe der kleinen Vorſtadt, die ungeheure europäiſche Revolution ſich herauswickeln ſoll? Was würde die Nachwelt von Ihnen denken? Wie könnten Sie dieſen Leichtſinn vor Gott und Ihrem Könige verantworten? Und doch ſehen Sie hier ſchon die geladene Kanone liegen, welche die Umwandlung des ganzen Jahrhunderts herbeiführen kann.

Er iſt ein Demagog und Carbonari, ſagte der Polizeianführer, das hört man nun wohl an ſeinen Reden. Er ſteckt in den verbotenen Geſellſchaften und rechnet in ſeiner Frechheit auf auswärtige Hülfe. Möglich, daß unter dieſem lärmenden und gaffenden Haufen ſchon viele ſeiner Geſellen verkleidet lauern, die nur auf unſern Angriff warten, um uns dann mit ihrem Mordgewehr in den Rücken zu fallen.

Als dieſe Müßiggänger erlauſchten, daß die Polizei ſich vor ihnen fürchte, erhoben ſie in ihrer Schadenfreude ein lautes Geſchrei, die Verwirrung vermehrte ſich und Heinrich rief ſeiner Gattin zu: Bleibe heiter, wir gewinnen Zeit und können gewiß capituliren, wenn nicht vielleicht gar ein Sickingen kommt, uns zu erlöſen.

Der König, der König! hörte man jetzt von der Straße her das laute Geſchrei. Alles ſprang zurück und durcheinander; denn eine glänzende Equipage ſuchte ſich in der engen Gaſſe Bahn zu machen. Livreebediente in betreßten Kleidern ſtanden hinten auf, ein glänzender, geſchickter Kutſcher lenkte die Roſſe, und aus dem Wagen ſtieg ein prächtig gekleideter Herr mit Orden und Stern.

Wohnt hier nicht ein Herr Brand? fragte der vornehme Mann; und was hat dieſer Auflauf zu bedeuten?

Sie wollen da drin, Ew. Durchlaucht, ſagte ein kleiner Krämer, eine neue Revolution anfangen, und die Polizei iſt dahintergekommen; es wird auch gleich ein Regiment von der Garde einrücken, weil ſich die Rebellen nicht ergeben wollen.

Es iſt halt eine Secte, Excellenz, rief ein Obſthöker; ſie wollen als gottlos und überflüſſig alle Treppen abſchaffen.

Nein, nein! ſchrie eine Frau dazwiſchen, er ſoll vom heiligen Sanct Simon abſtammen, der Empörer; alles Holz, ſagt er, und alles Eigenthum ſoll gemeinſchaftlich ſein, und die Feuerleiter haben ſie ſchon geholt, um ihn gefangen zu nehmen.

Es war dem Fremden ſchwer, in die Thür des Hauſes zu gelangen, obgleich ihm Alles Platz machen wollte. Der alte Emmerich trat ihm entgegen und berichtete auf Nachfrage mit vieler Höflichkeit die Lage der Dinge, und wie man noch nicht einig ſei, auf welche Weiſe man des großen Verbrechers habhaft werden könne. Der Fremde ſchritt jetzt tiefer in den dunkeln Hausflur hinein und rief mit lauter Stimme: Wohnt denn hier wirklich ein Herr Brand?

Ja wohl, ſagte Heinrich; wer iſt da unten Neues, der nach mir fragt?

Die Leiter her! ſagte der Fremde, daß ich hinaufſteigen kann.

Das werde ich Jedem unmöglich machen, rief Heinrich; es hat kein Fremder hier oben bei mir etwas zu ſuchen, und keiner ſoll mich moleſtiren.

Wenn ich aber den Chaucer wiederbringe? rief der Fremde, die Ausgabe von Caxton, mit dem beſchriebenen Blatt des Herrn Brand?

Himmel! rief dieſer, ich mache Platz, der gute Engel, der Fremde, mag heraufkommen. — Clara! rief er ſeiner Frau fröhlich, aber mit einer Thräne entgegen, unſer Sickingen iſt wirklich angelangt!

Der Fremde ſprach mit dem Wirth und beruhigte ihn völlig, die Polizei ward entlaſſen und belohnt, am ſchwerſten aber war es, das aufgeregte Volk zu entfernen; doch als endlich auch dies gelungen war, ſchleppte Ulrich die große Leiter herbei, und der vornehme Unbekannte ſtieg allein zur Wohnung des Freundes hinauf.

Lächelnd ſah ſich der Fremde im kleinen Zimmer um, begrüßte höflich die Frau und ſtürzte dann dem ſeltſam bewegten Heinrich in die Arme. Dieſer konnte nur das eine Wort: Mein Andreas! hervorbringen.

Clara ſah nun ein, daß dieſer rettende Engel jener Jugendfreund, der vielbeſprochene Vandelmeer ſei.

Sie erholten ſich von der Freude, von der Ueberraſchung. Das Geſchick Heinrich's rührte Andreas tief; dann mußte er über die ſeltſame Verlegenheit und die Aushülfe lachen, dann bewunderte er wieder die Schönheit Clara's, und beide Freunde konnten es nicht müde werden, die Erinnerung jugendlicher Scenen wiederzubeleben und in dieſen Gefühlen und Rührungen zu ſchwelgen.

Aber nun laß uns auch vernünftig ſprechen, ſagte Andreas. Dein Capital, welches du mir damals bei meiner Abreiſe anvertrauteſt, hat in Indien ſo gewuchert, daß du dich jetzt einen reichen Mann nennen kannſt; du kannſt alſo jetzt unabhängig leben, wie und wo du willſt. In der Freude, dich bald wiederzuſehen, ſtieg ich in London ans Land, weil ich dort einige Geldgeſchäfte zu berichtigen hatte. Ich verfüge mich wieder zu meinem Bücherantiquar, um für deine Liebhaberei an Alterthümern ein artiges Geſchenk auszuſuchen. Sieh da, ſage ich zu mir ſelber, da hat ja Jemand den Chaucer in demſelben eigenſinnigen Geſchmack binden laſſen, wie ich die Art damals für dich erſann. Ich nehme das Buch in die Hand und erſchrecke, denn es iſt das deinige. Nun wußte ich ſchon genug und zu viel von dir; denn nur Noth hatte dich bewegen können, es wegzugeben, wenn es dir nicht geſtohlen war. Zugleich fand ich, und zu unſer Beider

Glück, ein Blatt von deiner Hand vorn beſchrieben, in welchem du dich unglücklich und elend nannteſt, mit dem Namen Brand unterzeichneteſt und Stadt, Gaſſe und Wohnung anzeigteſt. Wie hätte ich, bei deinem veränderten Namen, bei deiner Verdunklung, dich jemals auffinden können, wenn dieſes liebe, theure Buch dich mir nicht verrathen hätte. So empfange es denn zurück zum zweiten Male und halte es in Ehren, denn dies Buch iſt wunderbarer Weiſe die Treppe, die uns wieder zu einander geführt hat. — Ich kürze in London meinen Aufenthalt ab, ich eile hierher — und erfahre vom Geſandten, der ſeit acht Wochen ſchon von ſeinem Monarchen hierher geſchickt iſt, daß du ſeine Tochter entführt haſt.

Mein Vater hier? rief Clara erblaſſend.

Ja, meine gnädige Frau, fuhr Vandelmeer fort, aber erſchrecken Sie nicht; noch weiß er es nicht, daß Sie ſich in dieſer Stadt befinden. — Der alte Mann bereut jetzt ſeine Härte, er klagt ſich ſelber an und iſt untröſtlich, daß er jede Spur von ſeiner Tochter verloren hat. Längſt hat er ihr verziehen, und mit Rührung erzählte er mir, daß du völlig verſchollen ſeiſt, daß er trotz aller eifrigen Nachforſchung nirgend eine Spur von dir habe entdecken können. — Es iſt nur begreiflich, Freund, wenn man ſieht, wie du, faſt wie ein thebaiſcher Einſiedler oder wie jener Simeon Stylites, zurückgezogen gelebt haſt, daß keine Nachricht, keine Zeitung zu dir gedrungen iſt, um dir zu ſagen, daß dein Schwiegervater dir ganz nahe lebt, und wie froh bin ich, daß ich hinzuſetzen kann, dir verſöhnt. Ich komme eben von ihm her, aber ohne ihm geſagt zu haben, daß ich die faſt gewiſſe Hoffnung hegte, dich heut noch zu ſehn. Er wünſcht, wenn du dich mit der Tochter wiederfindeſt, daß du auf ſeinen Gütern lebſt, da du gewiß ſelbſt nicht in deine frühere Carriere zurücktreten möchteſt.

Alles war Freude. Den beiden Eheleuten war die Ausſicht, wieder anſtändig und in behaglicher Wohlhabenheit zu leben, wie dem Kinde die Weihnachtbeſcherung. Gern ließen ſie die nothgedrungene Philoſophie der Armuth fahren, deren Troſt und Bitterkeit ſie bis auf den letzten Tropfen ausgekoſtet hatten.

Vandelmeer führte ſie in der Kutſche erſt nach ſeiner Wohnung, wo man ſogleich für anſtändige Kleider ſorgte, um ſich in dieſen dem verſöhnten Vater vorzuſtellen. Daß die alte getreue Chriſtine nicht vergeſſen wurde, bedarf wohl keiner Erinnerung. Sie war in ihrer Art ebenſo glücklich wie ihre Herrſchaft.

Nun ſah man in der kleinen Gaſſe Maurer, Zimmerleute und Tiſchler thätig. Lachend führte der alte Emmerich die Aufſicht über dieſe Wiederherſtellung und den Bau ſeiner neuen Treppe, die ungeachtet der

Anmahnungen Heinrich's doch wieder eine hölzerne war. Sein Verluſt war ihm ſo reichlich und großmüthig vergütet worden, daß der alte Geldſammler ſich oft fröhlich die Hände rieb und gern wieder einen abenteuerlichen Miethsmann ähnlicher Geſinnung in ſeine Wohnung genommen hätte. — —

Nach drei Jahren empfing der alte Zuſammengekrümmte mit vielen verlegnen Scharrfüßen und übertriebenen Verbeugungen eine vornehme Herrſchaft, die in einer reichen Equipage ankam, und die er ſelber die neue Treppe in das kleine Quartier hinaufführte, das jetzt ein armer Buchbinder bewohnte. Clara's Vater war geſtorben, ſie war mit ihrem Gatten von den fernen Gütern hereingekommen, um den Verſcheidenden noch einmal zu ſehen und ſeinen Segen zu empfangen. Arm in Arm ſtanden ſie jetzt am kleinen Fenſter, ſahen wieder nach dem rothen und braunen Dache hinüber und beobachteten wieder jene traurigen Feuermauern, in denen der Sonnenſchein wie damals ſpielte. Dieſe Scene ihres vormaligen Elends und zugleich unendlichen Glücks rührte ſie innigſt. — Der Buchbinder war eben beſchäftigt, die zweite Auflage jenes Werkes, das dem Verarmten gewiſſenlos war geraubt worden, für eine Leſebibliothek einzubinden. Das iſt ein ſehr beliebtes Buch, äußerte er bei ſeiner Arbeit, und wird noch mehr Editionen erleben.

Unſer Freund Vandelmeer erwartet uns, ſagte Heinrich und beſtieg, nachdem er den Handwerker beſchenkt hatte, mit der Gattin den Wagen. Beide ſannen nach über den Inhalt des menſchlichen Lebens, deſſen Bedürfniß, Ueberfluß und Geheimniß.

# Die Glücksritter.

Von Joſeph von Eichendorff.

Rheiniſches Jahrbuch für Kunſt und Poeſie. 1841.
Eichendorff's ſämmtliche Werke. 2. Aufl. 3. Bd. Leipzig,
Voigt und Günther, 1864.

Joſeph Karl Benedict Freiherr von Eichendorff, geb. 10. März 1788 auf dem Schloſſe Lubowitz bei Ratibor, geſt. 26. November 1857 zu Neiße, ſtudirte die Rechte in Halle, ſpäter, 1807, in Heidelberg, wo er mit den daſelbſt angeſiedelten Romantikern in innige Beziehung trat; machte 1813—1815 die Befreiungskriege erſt im Lützow'ſchen Freicorps, dann in der Landwehr mit; trat 1816 in den Staatsdienſt, wurde 1821 Regierungsrath, 1824 Oberpräſidialrath in Königsberg, 1831 Rath im Cultusminiſterium zu Berlin, in welcher Stellung er als Katholik zur Zeit der Kölner Wirren mit Altenſtein in einen beiderſeits ehrenhaft ausgetragenen Conflict gerieth, der aber unter deſſen Nachfolger Eichhorn ſich ſo geſtaltete, daß Eichendorff 1844 aus dem Staatsdienſt ausſchied; neben lyriſchen Gedichten Verfaſſer der Romane „Ahnung und Gegenwart“ und „Dichter und ihre Geſellen“, des dramatiſchen Märchens „Krieg den Philiſtern“ und anderer Dramen, ſowie einer Reihe von Erzählungen, worunter der „Taugenichts“ die berühmteſte iſt.

Schleſien, „die poetiſche Schatzkammer für Preußen“, wie es einſt genannt wurde, hat in Eichendorff der deutſchen Nation einen Liederdichter gegeben, der durch das Volkslied „In einem kühlen Grunde“, wie Uhland durch den treuen Kameraden und der Wirthin Töchterlein, bis in jene entfernteſten Kreiſe des Volkes gedrungen iſt, in welchen kaum noch ein Dichtername genannt wird. Er iſt ein Lyriker von unvergänglichem Werthe. Gleich Rouſſeau's dreitöniger Romanze wiederholen ſich die Klänge, über die er verfügt, immer wieder in andern Accorden, ſo daß ſie immer wieder neu das Herz gewinnen. Dabei tragen ſeine Lieder die Muſik in ſich ſelbſt, und trotz ihrer künſtleriſch reinen und vollendeten Form erſcheinen ſie als unwillkürlich entſtandene Naturproducte, ſo daß von dieſem Dichter in beſonderem Sinne das Wort des Sängers gilt:

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet.

Dieſelbe lyriſche Natur kehrt in ſeinen Romanen, Dramen und Novellen wieder. Die Gegenſätze des Lebens zerfließen in Bildern und Tönen; indeſſen fehlt es nicht an Andeutungen der ernſteren Geſinnung des Dichters, der gerne diejenigen ſeiner Figuren, die er als die bedeutendſten aufſtellt, am Ende geiſtlich werden läßt. Die Geſtalten ſind bei dieſem letzten Romantiker, wie man ihn mit Recht genannt hat, feſter gezeichnet, als bei ſeinen Vorgängern; doch gelangt man auch bei ihm vor lauter „Waldesrauſchen,“ „Brunnenplätſchern“ und „Poſthornſchmettern“ nicht zu eigentlicher Wirklichkeit. Darum fühlt man ſich am wohlſten in ſeinen humoriſtiſchen Gebilden, denn der Humor geſtattet das Schattenſpiel, und die übermüthige Heiterkeit dieſer Gebilde verbreitet ein Behagen, das keinen Widerſpruch aufkommen läßt.

Wer ſollte es glauben, daß in einem ſo ehren- und charakterfeſten Geſchäftsmanne ein ſo liebenswürdiger „Taugenichts“ ſteckte, der conſequenterweiſe ſich ſelbſt, als „Philiſter,“ den Krieg hätte erklären ſollen! Aber es iſt ein unſchuldiges Ausruhen von des Tages Laſt und Hitze, das im Gedanken, wie luſtig es wäre, ſo durch die Welt kommen zu können, die Wirklichkeit in ein buntes Märchen verwandelt, in welchem der Zufall von der erſten Station zur letzten die Zügel führt, Berg und Thal zuſammenkommen und nichts mehr unmöglich ſcheint. Dieſe Art Erfindung verfährt wie der Traum, der uns z. B. in einen Wald verſetzt und uns dabei zufällig an einen entfernten Freund erinnert: im gleichen Augenblicke, wo wir desſelben gedenken, tritt er auch ſchon hinter dem nächſten Baume hervor.

Da jedoch dieſe an das Märchenhafte grenzenden Zufälle, in die Gegenwart verſetzt, den Eindruck der Unglaublichkeit ſtärker hervorrufen, ſo iſt der Dichter vielleicht noch glücklicher geweſen, indem er die innerlich verwandte Erzählung „Die Glücksritter“ in eine ferne wirre Zeit zurück verlegte, in welcher es mit Schickſalswechſeln und Abenteuern im Großen und Kleinen ſo bunt über Eck ging, daß man bei einem daraus herausgegriffenen Bilde auch ein bischen viel Unwahrſcheinlichkeit mit in den Kauf nehmen mag: in die Zeit zwiſchen dem dreißigjährigen Krieg und dem weſtphäliſchen Frieden, wie die ſchulmäßig geläufigen Zeitangaben ſchnakiſch gewendet lauten, die in dieſer Form der abenteuerlich humoriſtiſchen Muſe einen Tanzboden gewähren, desgleichen der Volkswitz „zwiſchen Pfingſten und Bruchſal“ zu finden glaubt. Während Arnim aus jener Zeit ſchwerfällig ein Zeitbild Philander's von Sittewald, des alten Lebensbilderzeichners, aufwärmt, leiſtet Eichendorff mit ſeiner freien Erfindung viel mehr, und gerade das tolle Radſchlagen des Zufalls, das im „Taugenichts“ etwas bedenklich erſcheinen kann, dient in den „Glücksrittern“ nur zur Erhöhung der Zeitfarbe. Frau Abenteure ſauſ't auf Windesflügeln über Berg und Thal, um zuletzt „in den Wäldern ſelig verſchollen“ zu bleiben.

Und ſo ſei neben Novellen, die ihrem Begriffe ſtrenger entſprechen, auch dieſem erheiternden Capriccio ſein wohlverdienter Platz gegönnt. K.

## 1. Suppius und Clarinett.

Der Abend funkelte über die Felder, eine Reiſekutſche fuhr raſch die glänzende Straße entlang, der Staub wirbelte, der Poſtillon blies, hinten auf dem Wagentritte aber ſtand vergnügt ein junger Burſch, der im Wandern heimlich aufgeſtiegen, bald auf den Zehen lang geſtreckt, bald ſich duckend, damit die im Wagen ihn nicht bemerkten. Und hinter ihm ging die Sonne unter und vor ihm der Mond auf, und manchmal wenn der Wald ſich theilte, ſah er von ferne Fenſter glitzern im Abendgold, dann einen Thurm zwiſchen den Wipfeln und weiße Schornſteine und Dächer immer mehr und mehr, es mußte eine Stadt ganz in der Nähe ſein. Da zog er geſchwind die Aermel ſeines Rocks tiefer über die Handgelenke, denn er hatte ihn ausgewachſen, auch war derſelbe ſchon etwas dünn und ſpannte über dem Rücken. Im Walde neben ihm aber war ein großes Gefunkel und Zwitſchern und Hämmern von den Spechten, bald da, bald dort, als wollten ſie ihn necken, und die Eichkätzchen guckten um die Stämme nach ihm, und die Schwalben kreuzten jauchzend über den Weg: kiwitt, kiwitt, was hat dein Rock für einen ſchönen Schnitt!

So ging's wie im Fluge fort, es wurde allmählich dunkel, jetzt klangen ſchon deutlich die Abendglocken über den Wald herüber. Sind wir bald dort? fragte eine wunderliebliche Stimme aus dem Wagen. — Gleich, gleich, antwortete raſch der Burſch, der ſich in der Freude vergeſſen; da bemerkten ſie ihn erſt alle. Wart, ich will dir herunterhelfen, rief der Poſtillon und hieb mit der Peitſche zurück nach ihm; eine Hand haſpelte eifrig von innen am Wagenfenſter. Indem aber fuhren ſie eben an einer Gartenmauer hin, über die der Aſt eines Apfelbaumes weit herauslangte, der Burſch hatte ihn ſchon gefaßt und ſchwang ſich behend auf die Mauer und von der Mauer auf den Baum. Darüber öffnete ſich das Glasfenſter der Kutſche, ein junges Mädchengeſichtchen guckte neugierig hervor. Gott, wie iſt die ſchön! rief der Burſch und ſchüttelte aus Leibeskräften den Baum vor Luſt, daß der Wagen im Vorbeifliegen ganz von Blüthen verſchneit war. Ueber dem Schütteln aber flog ihm droben der Hut vom Kopf, er wollte ihn haſchen, darüber verlor er ſein Bündel, und eh' er ſich's verſah, fuhren Hut und Bündel und Burſch praſſelnd zwiſchen den Zweigen in den fremden Garten hinab.

Jetzt that's plötzlich unten einen lauten Schrei, er aber erſchrak am allermeiſten, denn als er aufblickte, bemerkte er in der Dunkelheit eine Dame und einen

Herrn dicht vor ſich, die dort zu luſtwandeln ſchienen. Da ruft ihm aber zu ſeinem großen Erſtaunen auch ſchon der Herr lachend entgegen: Nun, endlich, endlich, willkommen! und: Wir haben ſchon recht auf Sie gewartet, ſagt die Dame. Der Burſch, ohne ſich in der Confuſion lange zu beſinnen, macht ein Compliment und erwidert: ſein Courier wäre an Allem Schuld, der hätte zur Unzeit mit der Peitſche geſchnalzt, da habe ſein Roß einen erſtaunlichen Satz gemacht, daß er mit der Friſur am Aſte hängen geblieben; ſo habe er in der Geſchwindigkeit die Gartenthür verfehlt — Und den rechten Ton getroffen, meinte die Dame, Sie ſpielen zum Entzücken. — Bloß das Klarinett ein wenig, ſagte der Burſch verwundert. — Aber wo bleibt denn dein Schatz? fragte der Herr wieder. — Schatz? — entgegnete der Burſch — o die kommt mir mit Extrapoſt nachgefahren wie eine Ananas im Glaskaſten. — Und wahrhaftig, als er unter den dunkeln Bäumen umherſchaute, ſah er ſeitwärts am Gartenthor den Wagen, den er kaum verlaſſen, ſo eben im hellen Mondſchein ſtillhalten. Aber die Andern bemerkten es nicht mehr, ſie waren ſchon lachend vorausgeeilt. Er iſt da, Herr Klarinett iſt da! riefen ſie und ſprangen nach dem Hauſe im Garten, daß der taftene Reifrock der Dame im Winde rauſchte.

Indem aber hüpft auch das hübſche Frauenzimmer am Thor ſchon aus dem Wagen und gleich hinter ihr ein junger Menſch, ſchlank, geſellenhaft, ein Bündel auf dem Rücken; die ſtreichen im Dunkel an dem Burſchen, der nicht weiß, wie ihm geſchieht, ſchnell vorüber, gerade nach dem Hauſe hin, und wie ſie ankommen, geht eben die Hausthür auf, ein Glanz von Lichtern ſchlägt blendend heraus, drin ſummt und wimmelt es ordentlich vor Geſellſchaft. Da, Herr Klarinett und ſein Schatz — und „ſüperb“ und „tauſendwillkommen“, hört der Burſch von dem Hauſe, drauf noch ein großes Scharren und Complimentiren auf der Schwelle, dann klappt auf einmal die Saalthür hinter dem ganzen Jubel zu, und der Burſch ſtand wieder ganz allein draußen in der Nacht.

Das ärgerte ihn ſehr, denn wußt' er gleich in der Finſterniß nicht recht, wo eigentlich Fortuna's Haarzopf hier flatterte, ſo hatte er ihn doch faſt ſchon erwiſcht und ſah nun unſchlüſſig zwiſchen einem Hollunderſtrauch hervor. Da eilt plötzlich ein galonirter Bedienter dicht an ihm vorüber, und in demſelben Augenblick öffnet ſich leiſe ſeitwärts ein Fenſterchen und „pſt, pſt, biſt du's?“ reicht ein weißer Arm fix eine Flaſche Wein heraus. Der Burſch, nicht zu faul, langt ſchnell nach der Flaſche, der Bediente, der ſoeben der prächtigen Felſentorte, die er nach dem Hauſe trug, heimlich zugeſprochen, hatte beide Backen voll und konnte weder gleich reden noch zugreifen. Und eh' er ſich noch beſinnt, hat der Burſch auch ſchon der Torte das Dach eingeſchlagen und ſchiebt ſie zur Flaſche in den Schubſack, das ging Alles ſo ſtill und raſch hintereinander, daß man's nicht ſo geſchwind erzählen kann. Nun aber bekam der Bediente endlich Luft und ſchrie: Diebe, Spitzbuben! das Frauenzimmer am Fenſterchen kreiſchte, ein Hund ſchlug im Garten an, mehrere Thüren im Hauſe flogen heftig auf. Der Burſch indeß war quer durchs Geſträuch ſchon am andern Ende des Gartens. Kaum aber hatte er beide Beine über den Zaun geſchwungen, ſo ſchreit's ſchon wieder draußen: Wer da? neben ihm. Er, ohne Antwort zu geben, mit den dickgeſchwollenen Rocktaſchen über ein friſchgeackertes Feld immer fort, daß der Staub flog, zwei Kerls mit langen Stangen hinter ihm: halloh, und fangt den Schnappſackſpringer! und Gärten rechts, und Gärten links, ſo ſtürzten endlich Alle miteinander durch ein altes Thor unverhofft mitten in eine Stadt hinein.

Hier wäre er ihnen um ein Haar entwiſcht, denn er hatte einen guten Vorſprung und flog eben in ein abgelegenes Seitengäßchen, aber das war zum Unglück eine Sackgaſſe, dort trieben ſie ihn hinein und warfen ihm ihre Stangen nach den Füßen, worüber in der ganzen Gegend ein großes Verwundern und Thür- und Fenſter-Klappen entſtand. Da trat aber plötzlich ein langer Mann in einem zottigen Mantel um die Ecke, wie ein Tanzbär in Stiefeln, der faßte, ohne ein Wort zu ſagen, den einen Häſcher am Genick, den andern an der Halsbinde, warf den dahin, den dorthin, riß dem dritten ſeine Stange aus der Hand und verſetzte damit dem vierten, der etwas dick war und nicht ſo geſchwind entſpringen konnte, einen Schlag über den breiten Rücken, und in einem Augenblick war Alles auseinandergeſtoben und der Platz leer. Nun wetzte er die eroberte Stange, die unten mit Eiſen beſchlagen war, kreuzweis auf dem Pflaſter, daß es Funken gab, und rief zu wiederholten Malen: Hoho, ſind noch Mehrere da, die Prügel haben wollen? Da ſich aber Niemand weiter meldete, ſo nahm er die Stange, die er einen Bleiſtift nannte, unter den einen Arm und den Burſchen unter den andern und führte ihn über die Straße fort. Unterwegs, als dieſer ſich wieder etwas erholt und nach allen Seiten umgeſehen hatte, fragte er endlich, was denn das für eine Stadt ſei? — Das wird Halle geheißen, erwiderte Jener.

So kamen ſie an ein kleines Haus und über eine enge Treppe, wo der Graumantel mit ſeinen ungeheueren Reiterſtiefeln mehrmals ſtolperte, in eine große wüſte Stube, in der eine Oellampe verwirrte Scheine über die kahlen Wände und in die ſtaubigen Winkel umherwarf. Der alte Student (denn das war der im Mantel) warf, wie er eintrat, ſeinen Bleiſtift mitten in die Stube und zog mühſam das Docht der halbverloſchenen Lampe zurecht; da tauchte nach und nach allerlei Gerümpel ringsher aus der Dämmerung: ein ausgetrocknetes Dintenfaß, leere Bierflaſchen, die als Leuchter gedient, Rappiere und ein alter Stiefel daneben, da hatt' er ſeine Wäſche drin. Er ſelbſt aber nahm ſich, ſo bei Licht beſehen, ziemlich graulich aus:

große, weitherausſtehende Augen, eine lederne Kappe auf dem zerzauſ'ten Kopf, einen Strick um den Leib und lauter Bart, wie ein Eremit.

Als er mit der Lampe fertig war, reckte er ſich zufrieden, daß ihm alle Glieder knackten. Ach, ſagte er, ſolche Motion thut noth, wenn man ſo den ganzen Tag über den Büchern hockt. — Der Burſch ſah ſich überall um, aber es war kein Buch zu ſehen. — Drauf wandte der Student ſich zu ihm: Aber Fuchs, biſt du denn des Teufels, ſagte er, gleich zwiſchen Spießen und Stangen hier mit der Thür ins Haus zu brechen! — Zerbrochen? entgegnete der Burſch, erſchrocken nach ſeinem Schubſack greifend, nein, da iſt die ganze Beſcherung.

Mit dieſen Worten brachte er Flaſche und Torte aus den Taſchen hervor. Als der Student das ſah, fragte er nicht weiter nach dem Herkommen, ſondern verbiß ſich, obgleich es faſt über Mitternacht war, ſogleich mit ſo erſtaunlichem Appetit in die Felſentorte, daß ihm die Trümmer über den Bart herabkollerten. Wie heißt du denn? fragte er dazwiſchen. — Der Burſch, ohne ſich lange zu bedenken, erwiderte: Klarinett. — Hm, ein guter Klang, meinte der Student. Dann griff er nach dem Wein, und da kein Glas da war, trank er ihm aus der Flaſche zu: Daß dich der Donner erſchlag', Klarinett, wenn du nicht ein ordentlicher Kerl wirſt! Ueberhaupt, fuhr er ſich den Bart wiſchend fort, wenn du ſtudiren willſt, da mußt du die Bücher in die Naſe — wollt' ſagen die Naſe in die Bücher ſtecken und Cajo, Cujacio und allen den ſchweinsledernen Kerls auf den Leib gehen, und wenn ſie noch ſo dick wären!

Aber, fiel ihm hier der Burſch ins Wort, ich bin ja gar kein Student, ſondern eigentlich ein wandernder Muſikus.

Was, ein Muſikant? rief der Student, was ſpielſt du? — Das Klarinett. — Oho, ſagte er, du pfeifſt alſo deinen eignen Namen wie der Kukuk. Hier ging er, wie in reiflicher Ueberlegung, mit langen Schritten ein paarmal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor dem Burſchen ſtehen und vertraute ihm, wie er eine große, heimliche Lieb' gefaßt hätte ſeit langer Zeit zu einer vornehmen Dame hier im Ort; er wüßte aber nicht, wie ſie hieße, ſondern ginge nur zuweilen an ihrem Hauſe vorüber, wo ſie mit ihrem dicken Kopfzeug wie eine prächtige Hortenſia am Fenſter ſäße, aber ſo oft er unter die Fenſter käme, hörte er bloß ein angenehmes Flüſtern droben und ſähe nichts als weiße Arme flimmern und Augen funkeln durch die Blumen.

Der Burſch verſetzte darauf, er ſollte ſich nur etwas beſſer herausputzen bei ſolchen Gelegenheiten. — Der Student ſah an ſich herunter, ſchüttelte den Kopf und ſchien ganz zufrieden mit ſeinem Aufzuge. Dann ſagte er, er hätte ſchon lange die Intention gehabt, vor ihren Fenſtern eine Serenade aufzuführen, aber ſeine Commilitonen könnte er dazu nicht brauchen, die würden ihn auszuſtechen ſuchen bei ihr; nun aber wolle er ihr morgen Abend das Ständchen bringen, da ſollte der Burſch mit blaſen helfen.

Dieſer war damit zufrieden, und nun ſollte auch ſogleich die Serenade eingeübt werden. Der Student nahm voller Eifer ein Waldhorn von der Wand, ſtaubte es erſt ſorgfältig ab, ſetzte ein wackeliges Notenpult unter Zorn und Fluchen, weil es nicht feſtſtehen wollte, mitten in der Stube zurecht, legte die Notenbücher drauf, und beide ſtellten ſich nun einander gegenüber und fingen mit großer Anſtrengung ein ſehr künſtliches Stück zu blaſen an. Darüber aber war bei der nächtlichen Stille nach und nach die ganze Nachbarſchaft in Aufruhr gerathen. Ein Hund fing im Hofe zu heulen an, drauf that ſich erſt beſcheiden ein Fenſter gegenüber auf, dann wieder eins, und endlich unaufhaltſam immer mehrere vom Keller bis zum Dach, und dicke und dünne Stimmen durcheinander, Alles ſchimpfte und zankte auf die unverhoffte Nachtmuſik. Zuletzt wurde es doch dem Studenten zu toll, er warf voller Wuth das Horn weg, ergriff ein altes, verroſtetes Piſtol vom Tiſch und drohte zum offenen Fenſter hinaus, den Zipfel von jeder Schlafmütze herabzuſchießen, die ſich ferner am Fenſter blicken ließe. Da duckten auf einmal alle Mausköpfe unter, und es wurde wieder ſtille draußen, nur der Hund bellte noch ein Weilchen den Mond an, der prächtig über die alten Dächer ſchien.

Der Student aber, ſich den Schweiß von der Stirn wiſchend, ſtreckte ſich nun ganz ermüdet der Länge nach auf das zerriſſene Sopha hin. Klarinett ſollte ſich's auch commode machen, aber es war nur ein einziger Stuhl in der Stube, und als er ihn angriff, ging die Lehne auseinander. Da wies der Student auf einen leeren Koffer neben dem Kanapee, dann verlangte er gähnend, Klarinett ſollte ihm ſeinen Lebenslauf erzählen, damit er ihm darnach gute Rathſchläge für ſein weiteres Fortkommen ertheilen könnte.

Der Burſch ſchoß einen ſeltſamen ſcharfen Blick herüber, als wollt' er erſt prüfen, wieviel er hier vertrauen dürfte, dann rückte er ſich auf ſeinem Koffer zurecht und begann nach kurzem Beſinnen:

Ich weiß nicht, ob mein Vater ein Müller war, aber er wohnte in einer verfallenen Waldmühle, da rauſchten die Waſſer luſtig genug, aber das Rad war zerbrochen und das Dach voller Lücken, in den klaren Winternächten ſahen oft die Wölfe durch die Löcher ins Haus herein.

Was lachſt du denn? unterbrach ihn hier der Student. — Wahrhaftig, erwiderte der Burſch, Ihr gemahnt mich heut ganz an meinen ſeligen Vater, wie ihn mir die Mutter einmal beſchrieben hat. — Was geht mich dein ſeliger Vater an? meinte der Student. Aber der Burſch fuhr von Neuem lachend fort: Es war nämlich gerade den Abend nach einer Schlacht, man hatte den ganzen Tag in der Ferne ſchießen hören, da ging mein ſeliger Vater eilig ins Feld hinaus, denn die Mühle lag ſeitwärts im Grunde tief verſchneit; ſo war der Krieg darüber weggegangen. Draußen aber hatte er mancherlei Plunder im Schnee verſtreut, zerhauene Wämſer, Fahnen, Pickelhauben und Waffen; mein Vater konnte Alles brauchen; er fuhr ſogleich in ein Paar ungeheure Reiterſtiefel hinein, zog haſtig Pappenheim'ſche Küraſſe, ſchwediſche Koller und Kroatenmäntel an, eins über das andere, dabei war er in der Geſchwindigkeit mit beiden Armen in ein Paar ſpaniſche Pluderhoſen gerathen, der Wind blies den Kroatenmantel im Freien weit auf, je mehr er zuckte und reckte, je verwickelter wurde die Confuſion von Schlitzen, Falten, flatternden Zipfeln und Quaſten, und als nun meine Mutter, die eben guter Hoffnung war, ihn ſo haſpelnd und fluchend mit ausgeſpreizten Armen wie einen fliegenden Wegweiſer daherſtreichen ſah, mußte ſie ſo darüber lachen, daß ſie plötzlich meiner genas. Und in demſelben Augenblick, wo ich zur Welt kam, ging draußen klingendes Spiel durch die ſtille Luft, die Kaiſerlichen blieſen noch im Fortziehen Victoria weit auf den Bergen, daß es luſtig über den Schnee herüber klang, mein Vater meinte, das wäre ein gutes Zeichen, ich würde ein glücklicher Soldat werden. Ich ſelbſt aber weiß mich von allem dem nur noch dunkel ſo viel zu erinnern, daß ich ſo recht ſtill und warm in der wohlgeheizten Stube in meinem Kiſſen lag und verwundert die ſpielenden Ringe und Figuren betrachtete, welche die Nachtlampe an der Stubendecke abbildete.

Das zahme Rothkehlchen war von dem ungewohnten Licht und Nachtrumor aufgewacht, ſchüttelte die Federn, wie wenn es auch ſein Bettlein machen wollte, ſetzte ſich dann neugierig auf die Bettlade vor mir und ſang ganz leiſe, als wollt' es mir zum Geburtstag gratuliren. Meine Mutter aber neigte ſich mit ihrem ſchönen, bleichen Geſicht und den großen Augen freundlich über mich, daß ihre Locken mich ganz umgaben, zwiſchen denen ich draußen die Sterne und den ſtillen Schnee durchs kleine Fenſter hereinfunkeln ſah. Seitdem, ſo oft ich eine klare weitgeſtirnte Winternacht ſehe, bin ich immer wieder wie neugeboren. —

Hier hielt er plötzlich inne, denn er hörte ſo eben Herrn Suppius (ſo hieß der Student) auf dem Kanapee ſchon tüchtig ſchnarchen. Der Mondſchein lag wie Schnee auf den Dächern, da war's ihm in dieſer Stille, wie der Lampenſchein ſo flatternd an der Decke ſpielte, als hörte er draußen die Waſſer und den Wind wieder gehen durch die Wipfel im Wald und das Rothkehlchen wieder dazwiſchen ſingen.

## 2. Die Serenaden.

Am folgenden Tage durchſtrich Klarinett neugierig alle Gaſſen und Plätze, die der dreißigjährige Kriegsſturm übel zugerichtet. Aber es gefiel ihm doch ſehr, denn die ganze Stadt war jetzt wie ein luſtiges Feldlager, die Studenten in ſchönen, unerhörten Trachten ſchwärmten plaudernd durch die Straßen, überall Lachen, Waffengeklirr und der fröhliche Klang der Jugend, als hätte ſich mitten aus dem neuen Frieden, der nun allmählich draußen die müde Welt überzog, ein Haufen Holk'ſcher Jäger hierhergeworfen, um die Wiſſenſchaften zu erſtürmen.

Als er endlich, nach vielem Umherirren und Fragen, ziemlich ſpät die Sackgaſſe wiedergefunden, traf er Herrn Suppius ſchon unten an der Hausthür voller Unruhe wegen der verabredeten Serenade. Er hätte ihn beinah nicht wiedererkannt, denn er hatte einen geſtickten Modefrack mit ſteifen Schößen angezogen und eine große Wolkenperücke auf dem Kopf, wie ein Geſandter. Er quälte ſich ſo eben voll Zorn und Eifer, einen alten Degen, der nicht paſſen wollte, galant anzuſtecken, darüber waren mehrere Locken der Perücke aufgegangen, da und dort kam ſein eignes ſtruppiges Haar darunter hervor, aber er fragte nichts darnach und ſtülpte einen dreieckigen Treſſenhut drauf, daß es ſtaubte, der ſaß ihm ganz hinten über recht im Genick. Klarinett mußte nun auch geſchwind ſeine beſten Kleider anlegen, und als die balſamiſche Nacht über die verräucherten Dächer daherkam, wanderten ſchon beide vergnügt mit ihren Inſtrumenten durch die finſtere Stadt. Ihre Tritte hallten in der abgelegenen Einſamkeit, nur ein Student ſang noch am offenen Fenſter zur Zither, mehrere Uhren ſchlugen verworren durch den Wind, der Nachtwächter rief eben die elfte Stunde, einige Stimmen ahmten ihn verhöhnend nach, man hörte Lärm und Gezänke in der Ferne, dann plötzlich Alles wieder ſtill. Auf einmal winkte Suppius, ſie ſchlüpften durch eine Lücke der Stadtmauer ins Freie und ſtanden vor einem ſchönen, großen Hauſe. Klarinett betrachtete verwundert Dach, Erker und den mondbeſchienenen Garten zur Seite, er glaubte nach und nach dieſelbe Villa wieder zu erkennen, wo er geſtern Abends angekommen; da dacht' er ſich's gleich, daß es wieder nicht gut ablaufen würde.

Aber Alles erſchien heute von einer anderen Seite: ſie waren in einen kleinen, winkligen Hof gerathen voll Gerümpel und alter Tonnen, die Fenſter im Hauſe waren feſt verſchloſſen, nur die Wetterfahne drehte ſich manchmal knarrend auf dem Dach, eine Katze unten funkelte ſie mit ihren grünfeurigen Augen an und wand ſich mit gebogenem Buckel ſpinnend um ihre Stiefel. Hier heraus muß ſie ſchlafen, halt' dich nur dicht hinter mir, ſagte Suppius, ſein Waldhorn leiſe zurechtſteckend.

Kaum aber hatten ſie ſich zwiſchen den Tonnen zum Blaſen zurechtgeſtellt, ſo war's ihnen, als hörten ſie von der einen Seite draußen ein Pferd ſchnauben. Sie ſetzten die Inſtrumente ab und horchten ein Weilchen, da ließ ſich gleich darauf ein heimliches Kniſtern im Hauſe vernehmen, in demſelben Augenblick that ſich ein Hinterpförtchen leiſe auf, ein Mann, vorſichtig nach allen Seiten umſchauend, trat hervor und führte ein

Frauenzimmer, die zögernd folgte, ſchnell bei der Hand an den blühenden Sträuchern fort. Der Mond ſchien bald hell, bald dunkel zwiſchen wechſelnden Wolken, da ſahen ſie deutlich, wie der Mann jetzt unter den hohen Bäumen die Dame auf ein Pferd hob, ſich ſelber hinter ihr hinaufſchwang, einen weiten weißen Mantel um beide ſchlug und ſacht und lautlos davonritt. Da warf Suppius plötzlich die leeren Tonnen auseinander, und mit einem Satz ſich über den Zaun ſchwingend, rannte er unaufhaltſam mit entſetzlichem Geſchrei über's Feld an den letzten Häuſern vorüber, daß alle Hunde erwachten und die Leute erſchrocken an die Fenſter fuhren. Der Herr auf dem Pferde aber, da er ihn unverhofft mit ſeinen großen Stiefeln hinter ſich ſo hohe, weite Sprünge machen ſah, ſetzte die Sporen ein, und es dauerte nicht lange, ſo waren Roß und Reiter verſchwunden.

Der Student nun, als er ſie im Dunkel verloren, blieb athemlos mitten im Feld ſtehen und ſchimpfte auf die Nacht, die Alles bemäntelte, und auf den Mond, der wie eine Spitzbubenlaterne dazu leuchtete, und auf den Wind, der ihm die Wolkenperücke zerzauſ't, und auf Klarinett, der darüber lachte. — Aber um Gotteswillen, was giebt's denn eigentlich? fragte dieſer endlich ganz erſtaunt. — Was es giebt? erwiderte Suppius zornig, Mord, Todtſchlag, Entführung giebt's, haſt du nicht den Reiter geſehen? — Ja, und eine Dame. — Und das war juſt meine Liebſte, rief Suppius.

Klarinett aber, da er dieſe unerwartete Nachricht vernommen, lag ſchon der Länge nach im Graſe und legte das Ohr an den Boden. Die Luft kommt von dorther, ſagte er eifrig, ich höre noch den Klang der Huftritte von fern, jetzt ſchlagen die Hunde an drüben im Dorf, dort ſind ſie hin. — Gut, ſo ſteh nur raſch wieder auf, ſagte Suppius und beſchloß ſogleich, dem Entführer weiter nachzuſetzen, Klarinett ſollte auch mit, er ſelber habe Alles von Werth bei ſich und in der Stadt nichts zurück gelaſſen als ein paar lumpige Schulden, den Weg aber, den der Räuber eingeſchlagen, kenne er wie ſeine Taſche und wiſſe recht gut, wohin er führe, ſie brauchten nur ſchnell auf der Saale ſich in einen Kahn zu werfen, ſo kämen ſie ihnen noch vor Tagesanbruch ein gut Stück voraus.

Das war dem Klarinett eben recht, und ſo gingen ſie raſch miteinander nach dem Ufer zu. Dort fanden ſie bald unter dem Weidengebüſch einen angebundenen Nachen, ein Fiſcher lag drin voller Gedanken auf dem Rücken, der machte große Augen, als er Herrn Suppius, den hier in der Gegend Alle kannten, ſo martialiſch auf ſich zukommen ſah. Suppius ſagte ihm, wo ſie hinauswollten, der Fiſcher griff ſtumm und verſchlafen nach den Rudern, und nach einigen Minuten fuhren ſie alle ſchon luſtig die Saale hinunter. Der Wind hatte unterdeß die Wolken zerſtreut, da legte Suppius, der ſich in der Nachtkühle wieder ein wenig beruhigt, dem Fiſcher gelehrt den ganzen Himmelsplan aus mit lateiniſchen Scorpionen, Krebſen und Schlangen, und gerieth, da der ungläubige Fiſcher von dem allen nichts wiſſen wollte, immer tiefer und eifriger in den Diſput. Klarinett aber ſaß in der Einſamkeit ganz vorn im Kahn; das war eine prächtige Nacht. Sternſchnuppen am Himmel, und Berge, Wälder und Dörfer am Ufer flogen wie im Traum vorüber, manchmal rauſcht' es leiſe im Waſſer auf, als wollte eine Nixe auftauchen in der großen Stille, von beiden Seiten hörte man Nachtigallen fern in den Gärten. Da ſang Klarinett: *)

Möcht' wiſſen, was ſie ſchlagen
So ſchön bei der Nacht,
Iſt in der Welt ja doch Niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken die reiſen,
Und das Land iſt ſo blaß,
Und die Nacht wandert leiſe,
Man hört's kaum, durchs Gras.

Nacht, Wolken, wohin ſie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebſte jetzt ruht.

Zieht der Einſiedel ſein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Uebers ganze Geſicht.

---

*) Ausgabe von 1864.

Und daß ſie Niemand erſchrecket,
Der liebe Gott hat ſie ſchier
Ganz mit Mondſchein bedecket,
Da träumt ſie von mir.

Jetzt glitt der Nachen durch das ſäuſelnde Schilf ans Ufer, ein erleuchtetes Fenſter ſpiegelte ſich im Fluß, Klarinett erkannte nach und nach alte Mauern und Thürme und eine Stadt im Mondſchein. Suppius aber hatte ihn ſchon am Arme gefaßt und ſprang mitten aus ſeinem Discurſe ans Land. Dort am Galgen geht der Feldweg vorbei, den ſie kommen müſſen, ſagte er und bezahlte raſch den Schiffer, der gähnend wieder in die ſchöne Nacht hinausſtieß. Die Beiden aber ſchritten nun ſogleich durch das alte Thor, da hatte der Krieg das Stadtwappen ausgebiſſen, bei der angenehmen Friedenszeit lag der Nachtwächter ſchnarchend auf der ſteinernen Bank daneben, der Mond beſchien hell die ſtille Straße mit ihren ſpitzen, finſtern Giebeln, draußen vom Felde hörte man fern eine Wachtel ſchlagen. Als ſie auf den Markt kamen, machte Suppius plötzlich Halt. Die Stadt hat nur zwei Thore, ſagte er, von dem Brunnen hier kann man von einem Thor zum andern ſehn, die Nacht iſt klar, ſie mögen nun erſt ankommen oder ſchon drin ſein, hier können ſie uns nicht entwiſchen. Mit dieſen Worten poſtirte er den Klarinett an die eine Seite des Brunnens und ſetzte ſich ſelbſt von der andern auf die ſteinerne Rampe, die Arme über der Bruſt verſchlungen und unverwandt in die Straße hinausſchauend. Indem bemerkte Klarinett noch Licht in einem ſchönen großen Hauſe, ein tief heruntergebrannter Kronleuchter drehte ſich wie verſchlafen hinter den Scheiben, man ſchien ſo eben nach einem Tanze die Kerzen auszuputzen von einem Fenſter zum andern, und bald war das ganze Haus ebenfalls dunkel bis auf ein einziges Zimmer. Da that ſich plötzlich unten eine Thür auf, und laut plaudernd, ſcherzend und lachend brach ein dunkles Häuflein in die kühle Stille heraus, es waren Schüler oder Muſikanten mit überwachten Geſichtern, ihre Inſtrumente unter den Mänteln. Als ſie noch das Licht oben ſahn, traten ſie ſchnell wieder zuſammen, ſtellten ſich unter das erleuchtete Fenſter und fingen ſogleich ein Ständchen zu blaſen an, das zog wie ein goldener Traum über die ſchlafende Stadt. Auf einmal aber öffnete ſich oben das Fenſter, zwiſchen den rothſeidenen Gardinen erſchien eine ſchöne, ſchlanke Mädchengeſtalt und bog ſich weit heraus in den Mondſchein, als wollte ſie zu ihnen ſprechen.

Da iſt ſie! rief hier plötzlich Suppius, von dem Rande des ſteinernen Brunnens aufſpringend. In demſelben Augenblick aber faßte von hinten ein dunkler Arm das Mädchen ſchnell um den Leib, zog ſie in das Zimmer zurück und warf haſtig das Fenſter zu, dann ſah man noch drin an den Wänden lange Schatten wie Windmühlflügel verworren durcheinander arbeiten, und gleich darauf war auch das Licht oben ausgelöſcht und Alles wieder ſtill.

Die unverhoffte Erſcheinung des Suppius brachte die erſchrockenen Muſikanten unten ganz aus dem Concept, einer ſah den andern verwundert an, nur hier und da fuhr noch ein verlegener Ton aus, wie bei einer Orgel, der der Wind ausgegangen. Zu beiden Seiten ehrerbietig ausweichend, antworteten Alle eifrig durcheinander: Wir ſind's, wir ſind's, wir wollten ihnen, da ſie oben noch Licht hatten, einen Willkommen blaſen. — Wem denn? — Nun, Ihr wißt's ja, die vorhin ankamen, als wir drin zum Tanze aufſpielten, der fremde Herr mit der Dame. — Zu Pferd, im langen Mantel? — Ja, die Euch ſo höflich grüßten, Ihr ſaht eben auch zum Fenſter heraus. — Ich? — Freilich, und: ha das faule Hofgeſind! rief der fremde Kavalier im Hofe, wo bleibt meine Leibkaroſſe? Und als Ihr eben droben den Kehraus tanztet — Da möcht' man ja gleich des Teufels werden! — kam auch die Karoſſe wirklich nach, Ihr rieft noch dem Kutſcher aus dem Fenſter zu, er ſollt' nach dem Hof fahren. — Wer iſt hier betrunken, ich oder ihr? — Ich und Ihr und wir alle für unſern Herrn Burgemeiſter, vivat hoch! ſchrien da auf einmal die berauſchten Muſikanten, und wollten nun den Suppius, den ſie in ſeinen höfiſchen Staatskleidern im Dunkeln für den Burgemeiſter hielten, durchaus mit Muſik nach Hauſe bringen. Vergebens ſträubte ſich der entrüſtete Student, ſie ließen ſich's nicht nehmen, und eh er ſich's verſah, ſetzten ſie ſich paarweis in Ordnung und ſchritten, einen feierlichen Marſch ſpielend, quer über den Markt voran, als wollten ſie die Sterne am Himmel ausblaſen. In ihrem Eifer merkten ſie's gar nicht, daß Suppius an einer Straßenecke hinter ihnen entwiſcht war; immerfort blaſend bogen ſie in die finſtere Gaſſe hinein, da wurden von allen Seiten über dem Lärm die Hunde wach, dann hörte man ſie noch mit dem Nachtwächter um den verlorenen Burgemeiſter zanken, immer weiter und weiter, bis endlich Alles zwiſchen den dunklen Häuſern nach und nach vertoſ'te.

Unterdeß aber hatten Suppius und Klarinett, der eine ſchimpfend, der andere lachend, ſchon den offnen Hof des Wirthshauſes erreicht, als ihnen eine ausgeſpannte Reiſekutſche mit Glasfenſtern und vergoldeten Schnörkeln im Mondſchein prächtig entgegen glitzerte. Suppius, bei dem erfreulichen Anblick, ohne ein Wort zu ſprechen, öffnete ſogleich die Thür der verlaſſenen Kutſche, ſchob den verwunderten Klarinett in den Wagen und ſchwang ſich ſelber hurtig nach. So, ſagte er, nachdem er das Glasfenſter hinter ihnen behutſam wieder geſchloſſen hatte, jetzt ſitzen wir mitten in der Entführung drin, wie der fromme Aeneas im hölzernen Pferde, um die geraubte Helena zu retten; der Kavalier kann nicht fahren ohne Wagen, der Wagen nicht ohne mich, und ich nicht, ohne den Kavalier und den Wagen und ganz Troja umzuwerfen. — Amen, Gott weiß,

BIBL. UNIVERS.

wer dabei zu oberſt oder zu unterſt zu liegen kommt, erwiderte Klarinett, dem die Bündigkeit des trojaniſchen Anſchlages noch nicht recht einleuchten wollte. Eigentlich aber freute er ſich ſelber ſehr auf die Confuſion, die nun jeden Augenblick ausbrechen konnte.

Suppius hatte ſich indeß in der Finſterniß des Wagens unverhofft in die ſeidnen Franzen und Quaſten, die überall herum bommelten, verhaſpelt und kam nicht, aus dem Aerger. Dabei unterließ er aber doch nicht, von Zeit zu Zeit die Gardinen am Wagenfenſter zurückzuſchlagen und aus ſeinem Caſtell Beobachtungen anzuſtellen. Das ganze Haus lag in tiefem Schlaf, nur von der einen Seite ſtand die Stallthür halb offen, ſie hörten drin zuweilen Pferde ſtampfen und ſchnauben und einzelne Fußtritte, der Kutſcher ſchien ſchon wach zu ſein. Auf einmal ſtieß er Klarinett an. Sieh doch, ſagte er, was iſt das für ein großer Pilz da auf der Hofmauer?

Das wackelt ja, entgegnete Klarinett ſcharf hinblickend, ein breiter Klapphut iſt's, den Wind und Wetter ſo zerknattert haben, ſeht Ihr nicht die Augen darunter hervorfunkeln?

Wahrhaftig, bemerkte Suppius wieder, nun hampelt's und hebt ſich's, Haare, Bart und Mantel verworren durch einander gefilzt, jetzt kommt ein Bein über die Mauer.

Und ein Ellbogen aus dem Aermel, meinte Klarinett.

Indem aber ſchwang ſich die ganze Figur plötzlich von der Mauer in den Hof hinab, eine zweite folgte, lange, bärtige, ſoldatiſche Geſellen.

Beide, erſt nach allen Seiten umherſpähend, ſchlichen an die Hausthür und verſuchten vorſichtig zu öffnen, fanden aber Alles feſt verſchloſſen. Suppius und Klarinett verwandten kein Auge von ihnen. Jetzt bemerkten ſie, wie die Fremden, an der Stallthür vorbei, quer über den Hof gingen und in der Gaunerſprache mit einander redeten. Schau, ſagte der Eine, haben ſchöne Klebis (Pferde), werden Santzen (Edelleute) ſein, oder vornehme Kummerer (Kaufleute), die nach Leipzig ſchwänzen (reiſen). — Eine gute Schwärze (Nacht), verſetzte der Andre, es ſchlunt (ſchläft) noch Alles im Schöcherbeth (Wirthshaus), kein Quin (Hund) bellt und kein Strohbohrer (Gans) raſchelt. Alch' (troll dich), wollen die Karoſſe zerlegen, hat vielleicht Meſſen (Gelder) in den Eingeweiden.

Das ſind verlaufne Lenninger (Soldaten), flüſterte Klarinett, die kommen bracken (ſtehlen), ich wollt', ich könnt' den Mausköpfen grandige Kuſſen ſtecken (ſchwere Schläge geben)! — Was Teufel, verſtehſt du denn auch das Rothwelſch? fragte Suppius erſtaunt.

Aber da war keine Zeit mehr zu Erklärungen, denn die Lenninger kamen jetzt gerade auf den Wagen los; der eine ſchnupperte ringsherum, ob er nicht einen Koffer oder Mantelſack fände, der andere aber griff geſchwind, damit es ſein Geſell nicht merken ſollte, nach der Wagenthür. Suppius und Klarinett hielten ſie von innen feſt, er konnte ſie mühſam nur ein wenig öffnen, wunderte ſich, daß es ſo ſchwer ging, und tappte ſogleich mit der Hand hinein. Aha, ein paar Stiefeln! ſagte er vergnügt in ſich, des überraſchten Suppius Füße faſſend. Indem aber ſchnappt Klarinett die Thür wie eine Auſter raſch wieder zu, der Dieb hatte kaum ſo viel Zeit, die gequetſchte Hand zurückzuziehn, er meinte in der Finſterniß nicht anders, ſein Kamerad hätt' ihn geklemmt, weil er ihm den erſten Griff nicht gönnte. Was iſt das! rief er zornig und böſe dieſem zu, biſt ein Hautz (Bauer) und kein ehrlicher Gleicher (Mitgeſell), möchteſt Alles allein ſchöchern (trinken) und mir den leeren Gleſtrich (Glas) laſſen! — Der Andre, der gar nicht wußte was es gab, erwiderte eben ſo: Was barleſt (ſprichſt) du ſo viel, wenn wir eben was auf dem Madium (Ort) haben? komm nur her, ſollſt mir den Hautz wie gefunkelten Johann (Branntwein) hinunterſchlingen! — Da trat plötzlich der Mond aus den Wolken und der Kutſcher in die Stallthür, und die erſchrockenen Schnapphähne flogen wie Eidechſen unter dem Schatten des Hauſes zwiſchen Steinen und Ritzen durch den Hof und über die Mauer wieder in die alte Freiheit hinaus.

Nun, die bleiben auch noch draußen am Galgen hängen, meinte Suppius aufathmend. Der ſchlaftrunkene Kutſcher aber, der von Allem nichts bemerkt hatte, ſiebte im Mondſchein den Hafer für ſeine Pferde, gähnte laut und ſang:

Wann der Hahn kräht auf dem Dache,
Putzt der Mond die Lampe aus,
Und die Stern' ziehn von der Wache,
Gott behüte Land und Haus!

Darauf ging der Knecht an den Brunnen im Hofe, plumpte Waſſer in den Eimer und kämmte und wuſch ſich umſtändlich mit vielem Gegurgel und Geräuſch, zu großem Aerger des Suppius, der gerne geſprochen hätte. Endlich kehrte er in den Stall zurück, auch die Schnapphähne ließen ſich nicht wieder blicken, und da nun Alles ſtill blieb, ſagte Suppius ernſt zu Klarinett gewendet: Hör, junger Geſell, es iſt ein löblicher Brauch, Verirrte auf den rechten Weg zu weiſen. Du redeteſt vorhin ziemlich geläufig eine gewiſſe Sprache — Ex ungue leonem — Alſo glaube ich —

Was denn? unterbrach ihn Klarinett etwas betroffen; unter den Römern gab's Schnapphähne genug, und Ihr redet doch auch lateiniſch. Aber Suppius, den der Tiefſinn der Nacht angeweht, ließ ſich nicht aus ſeiner feierlichen Verfaſſung bringen. Er hatte ſich in das Wagenfenſter gelehnt, den Kopf in die rechte Hand geſtützt, die Sterne funkelten durch den Lindenbaum vor dem Hauſe, von den Bergen rauſchte der Wald über die Dächer herein. Da nimm dir ein Exempel dran, fuhr er fort, Wälder und Berge ſtehn Nachts in

Gedanken, da ſoll der Menſch ſich auch bedenken. Alle weltliche Luſt, Hoheit und Pracht, die Nacht hat Alles umgeworfen, die wunderbare Königin der Einſamkeit, denn ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Sie ſteigt auf alle Berge und ſtellt ſich auf die Zinnen der Schlöſſer und ſchlägt mahnend die Glocken an, aber es hört es Niemand als die armen Kranken, und Niemand hört die Gewichte der Thurmuhr ſchnurren und den Pendel der Zeit gehn in der ſtillen Stadt. Der Schlaf probirt heimlich den Tod, und der Traum die Ewigkeit. Da hab' ich immer meine ſchönſten —

Hier überwältigte ihn unverſehens der Schlaf, er nickte ein paarmal mit ſeinem dreieckigen Treſſenhut; dann plötzlich ein Weilchen wieder hinausſtarrend, in abgebrochenen Sätzen wie eine abgelaufene Spieluhr: meine ſchönſten Gedanken, hub er noch einmal an — in der Nacht, wo Laub und Fledermaus und Igel und Iltis verworren miteinander flüſtern — und der Menſch im Traume — ihre Sprache verſteht. —

Jetzt aber hatte die Nacht ihn ſelber umgeworfen. Klarinett horchte noch immer hin, denn es war ihm wirklich bei den Worten, als hört' er des Einſiedels Glöcklein fern überm Wald. Er zog, da Suppius nun feſt ſchlief, das Wagenfenſter vorſichtig wieder auf; dann lehnt' er in Gedanken die Stirn an die Scheibe, da hörte er vom Stall her wieder das einförmige Schnurzen der Pferde beim Futter, und über ihm rauſchte der Baum und ſeitwärts die Saale hinter dem

Hauſe fort und immerfort, bis auch er endlich vor großer Ermüdung einſchlummerte.

Ruck! — ſtießen da auf einmal beide ſo hart mit den Köpfen aneinander, daß es dröhnte. Suppius blickte wild nach allen Seiten um ſich und wußte durchaus nicht, wo er war. Als er ſich aber endlich auf ſeine Liebſte und die ganze Entführungsgeſchichte wieder beſonnen hatte, ſagte er verwirrt: Was iſt das, Klarinett? Wir fahren ja, ich glaube gar, nun werden wir ſelbſt entführt. — Ja, und gerade in einen Wald hinein, erwiderte Klarinett nicht weniger verwundert, ſeht nur, vier prächtige Roſſe vor dem Wagen und der fromme Kutſcher drauf. — Mit einem goldbordirten Hut, ſagte Suppius wieder, und hinter uns aus der Stadt krähen uns die Hähne nach, als wollten ſie uns foppen, mir ſcheint, ich wittre ſchon Morgenluft. — Freilich, aber die Fledermäuſe ſchwirren noch durch die Dämmerung, verſetzte Klarinett plötzlich aufmerkſamer zur Seite blickend, da ſchaut nur zwiſchen die Bäume, da noch einer, dort wieder einer: bei Gott, das ſind die Bärenhäuter von heute Nacht, die halten Euch gewiß für den reiſenden Kavalier.

Indem aber fiel auch ſchon ein Schuß aus dem Walde und gleich darauf noch ein zweiter. Der Kutſcher duckte ſich, die Kugel pfiff über ihn weg, er peitſchte heftig in die Pferde, Suppius ſchrie voll Wuth aus dem Wagen: Fehlgeſchoſſen, ihr Narren! Ich bin's ja nicht! — Der Kutſcher, da er zu ſeinem Erſtaunen auf einmal fremde Leute im Wagen bemerkte, die er gleichfalls für Strauchdiebe hielt, warf ſich nun ohne Weiteres aus dem Sattel, überkugelte ſich ein paarmal im Graben und war dann ſchnell im Dickicht verſchwunden. Ueber dem Lärm aber wurden die ledigen Pferde ganz wild, die Räuber fluchten, die Kugeln pfiffen, Suppius drohte, ſo ſauſ'ten ſie unaufhaltſam dahin, man hört' es noch lange durch die heitere Morgenſtille rumpeln und ſchimpfen.

## 3. Waldesrauſchen.

In einer warmen Sommernacht ſchlief ein Mädchen im Walde; ſie hatte den Kopf über den rechten Arm auf ihr Tambourin gelegt und das Geſicht gegen den Thau mit der Schürze bedeckt, ein Pferd weidete daneben, weiterhin lag ein junger Burſch, der wendete ſich manchmal und redete unverſtändlich im Schlaf. Zwiſchen den Bäumen aber flog das erſte halbe Morgenlicht ſchon ſchräg über den luſtigen Raſen, ein paar Rehe, die in der Nacht mit dem Pferde geweidet, ſchlüpften raſchelnd durch die Dämmerung tiefer in den Wald zurück, ſonſt war noch Alles ſtill.

Auf einmal ertönte ein gellender Wachtelſchlag, das Mädchen hob ſich raſch, daß die Glöckchen am Tambourin klangen. Es war der Vater, der mit ſeinem Pfeifchen die Schlafenden weckte. Er ſtand ſchon in voller Reiſetracht: knappe blaue Beinkleider mit rothem Paß und eine grüne ungariſche Jacke mit gelben Schnüren und blinkenden Knöpfchen nachläſſig über die Schulter geworfen, ein ehemaliger Soldat, der nun als Puppenſpieler und ſtarker Mann mit den Kindern durchs Land zog.

Horch, ſagte er, da krähen Hähne in weiter Ferne nach jener Seite hin, die Luft kommt von drüben, da muß ein Dorf ſein, der Wald liegt hoch, beſteig einmal den Tannenbaum, Seppi, und ſieh dich um. Der Bub reckte und dehnte ſich mit beiden Armen in die ungewiſſe Luft und ſchüttelte die Locken aus der Stirn, dann kletterte er ſchnell in den höchſten Wipfel hinauf. Nach einem Weilchen rief er herab: Da unten iſt noch Alles nachtkühl und ſtill, es liegt Alles durcheinander im tiefen Grund, da haben ſie wieder ein Dorf verbrannt. — Ja, ja, verſetzte der Vater, der große Schnitter Krieg mäht uns tapfer voran, man hört ſeine Senſe bei Tag und bei Nacht klirren durch's Land, wir geringen Leut' haben die Nachleſe auf den Stoppeln. Siehſt du ſonſt nichts? — In der Ferne ein ſchönes Schloß überm Wald, die Fenſter glitzern herüber. — Raucht der Schornſtein? — Ja, kerzengerad aus den Wipfeln. — Gut, verſetzte der Vater, ſo komm nur wieder herunter, da wollen wir hin. — Aber im Herabſteigen zögernd rief der Burſch noch einmal: Ach, aber da drüben, da liegt das ganze Thal ſchon im Sonnenſchein, jetzt blitzen drunten Hellebarden aus den

Kornfeldern, Landsknechte ziehn nach dem Walde zu, wie ſchön ſie ſingen! — Da iſt der Siglhupfer dabei! ſagte das Mädchen freudig. — Der Vater blickte raſch nach ihr herüber, man wußt' niemals recht, ob er lächelte oder heimlich ſchnappen und beißen wollte, ſo ſcharf blitzten manchmal ſeine Zähne unter dem langen, gewichſten Schnurrbart hervor. Rauch und Wind! ſagte er, wer weiß, wo der Siglhupfer ſchon zerhauen im Graben liegt. — Das Mädchen aber lachte: Ihr ſprecht immer ſo barſch, er denkt doch an mich, er iſt ein Soldat von Fortüne und kommt wohl wieder, eh wir's denken, als Offizier zu Pferde mit hohen Federn auf dem Hut.

Währenddeß hatte ſie ein Stück von einem zerſchlagenen Spiegel vor ſich an den Baum gelehnt, ſetzte ſich davor ins Gras und flocht ihr langes, ſchwarzes Haar auf zigeuneriſch in zierliche Zöpfchen, dabei biß ſie von Zeit zu Zeit in eine Wecke und ſtreute einzelne Krümchen über den Raſen für die Vögel, die ihr neugierig aus dem Laube zuſahen. Der Vater und Seppi aber zäumten und packten ſchon das Saumroß, unverdroſſen bald einen König- bald einen Judenbart zurückſchiebend, die in ſchmählicher Gleichheit durcheinander geworfen aus dem löcherigen Puppenſack herausdrängten. Dann hauchte der Vater ein paarmal auf ein großes, ſchwarzes Pflaſter, das er über das linke Auge und die Backe legte, damit er martialiſcher ausſäh' und die Leute ſich vor ihm fürchteten. Und als endlich Alles reiſefertig war, ſchwang er die Tochter in den Sattel, Seppi mußte vorausgehen, er aber führte das Pferd über die Wurzeln und Steine vorſichtig hinter ſich am Zügel, und droben auf ihrem luſtigen Sitze, das Tambourin neben ſich gehängt, baumelte das Mädchen vergnügt mit den Füßchen und freute ſich über ihre neuen rothen Halbſtiefeln; manchmal ſtreifte ihr ein Zweig Stirn und Wange, daß ſie wie eine Blume ganz voll Thauperlen hing. Da ſtimmte Seppi vorne luſtig an:

Der Wald, der Wald, daß Gott ihn grün erhalt',
Gibet gut Quartier und nimmt doch nichts dafür!

Und das Mädchen antwortete ſogleich:

Zum grünen Wald wir Herberg halten,
Denn Hoffahrt iſt nicht unſer Ziel,
Im Wirthshaus, wo wir nicht bezahlten,
Es war der Ehre gar zu viel,
Der Wirth er wollt' uns gar nicht laſſen,
Sie ließen Kanne und Kartenſpiel,
Die ganze Stadt war in den Gaſſen,
Und von den Bänken mit Gebraus
Stürzt' die Schule heraus,
Wuchs der Haufe von Haus zu Haus,
Schwenkt' die Mützen und jubelt' und wogt',
Der Hatſchier, die Stadtwacht, der Bettelvogt,
Wie wenn ein Prinz zieht auf die Freit',
Gab Alles, Alles uns fürſtlich Geleit.
Wir aber ſchlugen den Markt hinab

Uns durch die Leut' mit dem Wanderſtab
Und hoch mit dem Tambourin, daß es ſchallt' —

Und der Puppenſpieler und Seppi fielen jubelnd ein:

Zum Wald, zum Wald, zum ſchönen grünen Wald!

Das Mädchen ſang wieder:

Und da nun Alle ſchlafen gingen,
Der Wald ſteckt ſeine Irrlicht' an,
Die Fröſche tapfer Ständchen bringen,
Die Fledermaus ſchwirrt leis voran,
Und in dem Fluß auf feuchtem Steine
Gähnt laut der alte Waſſermann,
Strählt ſich den Bart im Mondenſcheine
Und frägt ein Irrlicht, wer wir ſind?
Das aber duckt ſich geſchwind,
Denn über ihn weg im Wind
Durch die Wipfel der wilde Jäger geht,
Und auf dem alten Thurm ſich dreht
Und kräht der Wetterhahn uns nach:
Ob wir nicht einkehr'n unter ſein Dach?
O Gockel, verfallen iſt ja dein Haus,
Es ſieht die Eule zum Fenſter heraus,
Und aus allen Thoren rauſchet der Wald,
Der Wald, der Wald, der ſchöne grüne Wald!

Und wenn wir müd' einſt, ſehn wir blinken
Eine goldne Stadt ſtill überm Land,
Am Thor Sanct Peter ſchon thut winken:
„Nur hier herein, Herr Muſikant!"
Die Engel von den Zinnen fragen,

Und wie ſie uns erſt recht erkannt,
Sie gleich die ſilbernen Pauken ſchlagen,
St. Peter ſelbſt die Becken ſchwenkt.
Und voll Geigen hängt
Der Himmel, Cäcilia an zu ſtreichen fängt,
Dazwiſchen hoch vivat! daß es praſſelt und pufft,
Werfen die Andern vom Wall in die Luft
Sternſchnuppen, Kometen,
Gar prächtige Raketen,
Verſengen Sankt Peter den Bart, daß er lacht,
Und wir ziehen heim, ſchöner Wald, gute Nacht!

Und zum Chor machte der Puppenſpieler mit dem Munde praſſelnd das Feuerwerk nach, und Seppi ſchmetterte mit einem Pfeifchen wie eine Nachtigall, und die Tochter ſchwang ihr Tambourin ſchwirrend dazwiſchen; ſo zogen ſie wie eine Bauernhochzeit durch den Wald in den aufblitzenden Morgen hinunter, als zögen ſie ſchon ins Himmelreich hinein.

Als ſie aber am Rand des Waldes zu ſein vermeinten, fing jenſeits der Wieſe ſchon wieder ein andrer an, die Haiden waren ohne Weg, die Bäche ohne Steg, manchmal ward ihnen, wie wenn ſie Hunde bellen hörten aus der Ferne und Stimmen gehn im Grund, das Schloß aber, wohin ſie zielten, ſtand bald drüben, bald dort, immer neue Schluchten dazwiſchen, als wollt' es ſie foppen. Und ſo war es faſt ſchon wieder Abend geworden, als ſie endlich, aus einem verworrnen Gebüſch tretend, auf einmal die Burg ganz nahe vor ſich ſahen.

Sie ſchauten ſich erſt nach allen Seiten um, eine Allee von wilden Kaſtanien führte nach dem Thor, man konnte bis in den gepflaſterten Hof und im Hofe einen Brunnen und Gallerien rings an dem alten Hauſe ſehen, es rührte ſich aber nichts darin. Ich weiß nicht, Denkeli, ſagte der Puppenſpieler nach einem Weilchen zur Tochter, das kommt mir doch kurios vor mit dem Schloß, das hängt ja Alles ſo liederlich, die Sparren vom Dach und die Laden aus den Fenſtern, als wär' auch ſchon der Kriegsbeſen darüber gefahren. — Indem ſchlug die Uhr vom Thurme langſam durch die große Einſamkeit. — Da muß aber doch Jemand wohnen, der die Uhr aufzieht, ſagte Denkeli. — Das thun die Todten bei Nacht in ſolchen Schlöſſern, erwiderte der Vater verdrießlich.

Darüber waren ſie an ein altes Gitterthor gekommen und blickten durch die ehemals vergoldeten Stäbe in den Schloßgarten hinein. Da lag Alles einſam und ſchattigkühl, Regen, Wind und Sonnenſchein waren, wie es ſchien, ſchon lange die Gärtner geweſen, die hatten einen ſteinernen Neptun aufs Trockene geſetzt und ihm eine hohe grüne Mütze von Ginſter bis über die Augen gezogen; wilder Wein, Epheu und Brombeer kletterten von allen Seiten an ihm heran, eine Menge Sperlinge tummelte ſich lärmend in ſeinem Bart, er konnt' ſich mit ſeinem Dreizack vor dem Geſindel gar nicht mehr erwehren. Und wie er ſo ſein Regiment verloren, reckten und dehnten ſich auch die künſtlich verſchnittenen Laubwände und Baumfiguren aus ihrer langen Verzauberung phantaſtiſch mit ſeltſamen Füllhörnern, Kameelhälſen und Drachenflügeln in die neue Freiheit hinaus, und mitten unter ihnen auf dem Dach eines halbverfallenen Luſthauſes ſaß melancholiſch ein Pfau noch aus der vorigen Pracht und rief der untergehenden Sonne nach, als hätte ſie ihn hier in der Wildniß vergeſſen. Auf einmal aber that es einen leuchtenden Blitz durchs Grün, eine wunderſchöne Dame erſchien tiefer im Garten, durch die ſtillen Gänge nach dem Schloſſe zu wandeln, ganz allein in prächtigem Gewande, ihr langes Haar wallte ihr wie ein goldener Mantel über die Schultern, die Abendſonne blitzte noch einmal leuchtend über das koſtbare Geſchmeide auf Stirn und Gürtel. Denkeli blickte ſie ſcheu, doch unverwandt an, ſie dachte an die vorigen Reden des Vaters, es war ihr, als ginge die Zauberin dieſer Wildniß vorüber. Die Dame aber bemerkte die Wanderer nicht, ſie ſah ein paarmal zurück nach ihrer taftenen Schleppe, die ſchlängelnd hinter ihr herrauſchte, und verlor ſich dann wieder zwiſchen den Bäumen.

Jetzt hörten ſie zu ihrem Erſtaunen plötzlich auch Stimmen am Schloß, ſie gingen eilig hin und bemerkten nach langem Umherirren endlich einen Balkon zwiſchen den Wipfeln, der nach dem Walde herausging. Dort ſahen ſie einige Herrn an dem ſteinernen Geländer ſtehen, die Dame aus dem Garten ſchien auch bei ihnen zu ſein; aber ſie konnten Nichts deutlich erkennen, denn die Linde, die in voller Blüthe ſtand, reichte bis an den Balkon, und die Abendſonne funkelte blendend dazwiſchen. Der Puppenſpieler war auf alle Glücksfälle vorbereitet, er zog ſchnell eine Orgelpfeife, die er vor den Mund band, und eine Geige hervor, Seppi einen Triangel und Denkeli ihr Tambourin, und ſo ſtellten ſie ſich unter die Bäume und brachten gleich den Herrſchaften ein Ständchen. Denkeli ſah dabei öfters ſcharf hinauf; auf einmal ließ ſie, mitten in dem Geſchwirre abbrechend, Arm und Tambourin ſinken, ſie hatte in größter Verwirrung in dem einen Kavalier droben den Siglhupfer erkannt, ſie ſah, wie er galant und ſcharmant ſich neigte und beugte und mit der Dame parlirte, ſie konnt' es gar nicht begreifen. Der Vater ſtieß ſie ein paarmal mit dem Ellbogen an, ſie ſollte zu ſingen anfangen, aber ſie warf das Köpfchen trotzig empor und wollte durchaus nicht, und dem Vater mochte ſie die Urſach nicht ſagen, denn er lachte ſie immer aus mit ihrer Liebſchaft. Während dem Hinundherwinken aber kam auch ſchon eine Kammerjungfer ſchnell aus dem Schloß herunter und brachte ihnen einen Krug Wein und jedem einen Roſenobel ſauber in Papier gewickelt mit der Botſchaft, ihre Herrſchaft ſei heute gar nicht wohl und zu müde, um die Muſik anzuhören, auch ſei im ganzen Hauſe kein Unterkommen für ſie zur Nacht.

Seht Ihr, ſie mögen meinen Geſang ja nicht, ſagte Denkeli zum Vater; ſie dachte bei ſich, Siglhupfer habe ſie erkannt und wolle ſie nur los ſein, weil er ſich ihrer ſchäme vor der vornehmen Dame.

Der Puppenſpieler zuckte, ohne zu antworten, ein paarmal zornig mit den buſchigen Augenbraunen, trank aber doch auf die Geſundheit der Dame und reichte drauf den Krug der Tochter, die ihn mit der Hand von ſich ſtieß. So ſtritten ſie heimlich untereinander, der Vater zankte noch immer über Denkeli's Eigenſinn, dann packte er heftig ſeine Inſtrumente zuſammen, um weiterzuziehn, ſie wußten nicht wohin in der fremden Gegend. Ueber ihnen aber ſummten die Bienen im Wipfel, und hinter den Blüthen droben plauderten und lachten die Herrſchaften in der ſchönen Abendkühle und machten ſich luſtig über die Bettelmuſikanten. Denkeli erkannte Siglhupfer's Stimme darunter recht gut, das ſchnitt ihr durch die Seele! Manchmal ſah ſie auch ſeinen Federhut und die Locken und den Schmuck der Dame durch die Zweige ſchimmern, es war ihr Alles wie ein Traum. Im Weggehn fragte ſie die Jungfer noch: Wer iſt denn der junge Herr da droben?

Ei, Ihr kommt wohl von weit her? erwiderte dieſe, das iſt ja der Herr Rittmeiſter von Klarinett, der Bräutigam des gnädigen Fräuleins.

## 4. Das verzauberte Schloß.

Der Schall einer Trompete gab das Zeichen zur Tafel. Eine Flügelthür that ſich plötzlich auf, und Suppius, in goldbrokatenem Staatskleid leuchtend, einen Federhut in der einen Hand, führte an der andern eine prächtige Dame, von koſtbaren Armbändern, Halsketten und Ohrgehängen umblitzt und umbommelt, daß man nicht hinſehen konnte, wenn die Sonne darauf ſchien. Sie ſtiegen beide feierlich eine ſteinerne Treppe in den großen alten Gartenſaal hinab, ein Hündchen mit ſilbernen Schellen um den Hals trat oft der Dame auf die ſchwere Schleppe, die von Stufe zu Stufe hinter ihnen herrauſchte. Klarinett folgte in reicher Offizierkleidung: in dunkelgrünem Sammt mit geſchlitzten Aermeln, einem Kragen von Brüſſler Kanten darüber und den Hut mit goldner Spange und nickenden Federn, ſchief auf den Kopf gedrückt, es paßte ihm Alles prächtig. Er ſpielte vornehm mit einer Reitgerte und nickte kaum, als ihm der Diener der Dame meldete, daß ſein Reiſegepäck gehörig untergebracht ſei.

Im Saale aber war der Tiſch ſchon gedeckt, ſie nahmen mit großem Geräuſch und unter vielen Complimenten Platz auf den ſchweren rothſammtenen Seſſeln mit hohen, künſtlich geſchnitzten Lehnen. Klarinett überblickte unterdeß erſtaunt die Tafel, da gab's ſo wunderliche Pracht, abenteuerlich gehenkelte Krüge, hohe, altmodiſch geſchliffene Stengelgläſer von den verſchiedenſten Farben und Geſtalten, ſeltſam gethürmte Speiſen und Schaugerichte und heidniſche Götter von Silber dazwiſchen, die Pomeranzen in den Händen hielten. Seitwärts aber ſtand die Thür auf, daß man weit in den Garten ſehen konnte, die Sonne funkelte in den Gläſern, der Diener eilte mit den Schüſſeln und vergoldeten Aufſätzen flimmernd hin und her, und draußen ſangen die Vögel dazu, und vor der Thür ſaß ein Pfau auf der marmornen Rampe und ſchlug ſein prächtiges Rad.

So ſaßen ſie lange in freudenreichem Schalle, da hub Fräulein Euphroſine (ſo war die Dame genannt) mit freundlicher Geberde an: ſie könne ſich noch immer nicht drein finden, denn es käme ſelten ein Fremder in dieſe Einſamkeit, und keiner ſo ſeltſam, als ihre beiden Gäſte, die, wie ſie verſicherte, heut beim erſten Morgengrauen vom Walde quer übers Feld plötzlich mit vier ſchäumenden Roſſen ohne Kutſcher mitten in den Schloßhof und gewiß auch am andern Ende wieder hinausgeflogen wären, hätten ſie nicht am Thorpfeiler Achſe und Deichſel gebrochen. — Klarinett, mit zierlichen Reden den verurſachten Schreck entſchuldigend, erzählte nun, ſie ſeien fremde Cavaliere, die, vom weſtphäliſchen Frieden nach ihren Herrſchaften reiſend, in jenem Walde von Räubern überfallen worden, Haushofmeiſter, Kutſcher, Leibhuſar, Alles ſei erſchoſſen; und da das Fräulein auf die Frage: ob ſie in Tztſchneß hinter Tzquali in Mingrelim bekannt? mit dem Kopf ſchüttelte, bedauerte er das ſehr, denn gerade von dort ſeien ſie her.

Suppius ſtürzte ein Glas Ungarwein ſo eilig aus, daß er ſich den geſtickten Zipfel ſeiner Halsbinde begoß; es war, als hätte Klarinett mit ſeinen Lügen ihn plötzlich in einen Strom geſtoßen, nun mußte er mit durch oder ſchmählich vor den Augen der Dame untergehn. Dabei ſah er oft das Fräulein bedenklich von der Seite an, ſie kam ihm ſchon wieder auf ein Haar wie ſeine entführte Geliebte vor, aber er traute ſich doch nicht recht, er hatte ſeine Liebſte ſo ſelten und immer nur flüchtig am Fenſter hinter den Blumen geſehen; ſo wurde er ganz confus und wagte es nicht, von der Entführung zu reden. Und als er darauf dennoch mit großer Feinheit die Sommerkühle der vergangenen Nacht pries, gelegentlich einen Seitenblick über jenes mondbeſchienene Städtchen warf und endlich leiſe über den Marktplatz am ſteinernen Brunnen vorbei zu dem Wirthshaus kam, auf das Fenſter zielend, wo ihnen damals der lieblichſte Stern erſchienen: ſah die Dame ihn befrembet an und wußte durchaus nicht, was er wollte. Aber Suppius war einmal im Zuge ausbündiger Galanterie. Was frag' ich noch nach Sternen! rief er aus, flogen wir doch auf vergoldeten Rädern Fortuna's aus Nacht zu Aurora, daß ich vor Blendung noch nicht aufzublicken vermag. — Da ſchlug das Fräulein mit einem angenehmen Lächeln die ſchönen Augen nieder, Suppius, entzückt, griff haſtig nach ihren

Fingerſpitzen, um ſie zu küſſen, warf aber dabei mit dem breiten Aufſchlag ſeines Aermels dem ſilbernen Cupido die Pomeranze aus der Hand, und wie er ſie haſchen wollte, verwickelte er ſich mit Sporen und Degenſpitze unverſehens ins Tiſchtuch, alle Gläſer ſtießen auf einmal klirrend an, als wollten ſie ſeine Geſundheit ausbringen, der Cupido ſtürzte und riß einen Weinkrug mit, das Hündchen bellte, der Pfau draußen ſchrie. Euphroſine aber mit flüchtigem Erröthen ſtand raſch auf, die Tafel aufhebend, indem ſie dem Klarinett ihren Arm reichte.

Sie traten vor die Saalthür auf die Terraſſe, von der eine breite Marmortreppe nach dem Garten führte. Eine Eidechſe, als ſie herauskamen, fuhr erſchrocken zwiſchen die Ritzen der Stufen, aus denen überall das Gras hervordrang, ſeitwärts ſtand ein alter Feldſtuhl, eine Zither lehnte daran. Als Suppius, der noch immer den Aufruhr an der Tafel mit ſeinen weiten Alamode-Aermeln ausführlich zu entſchuldigen befliſſen war, das Inſtrument erblickte, ſtockt' er auf einmal und entfernte ſich ſchnell, wie Einer, der plötzlich einen guten Einfall hat. Das Fräulein aber ließ ſich in der Thüre auf dem Feldſtuhl nieder, Klarinett, die Zither auf den Knieen prüfend und ſtimmend, ſetzte ſich auf die Stufen zu ihren Füßen, daß der Pfau von dem ſteinernen Geländer ihm mit ſeinem ſchlanken Hals über die Schulter ſah. Draußen aber war es unterdeß kühl geworden, der ganze Garten ſtand tief im Abendroth, während die Thäler ſchon dunkelten, auch der Pfau ſteckte jetzt den Kopf unter die Flügel zum Schlaf, die Luft kam über den Garten und brachte den Schall einer Abendglocke aus weiter Ferne. Da fiel dem Klarinett in dieſer Abgeſchiedenheit eine Sage ein, die er unten in den Dörfern gehört, und da das Fräulein ſie wiſſen wollte, erzählte er von einem verzauberten Schloſſe des Grafen Gerold, da wüchſe auch das Gras aus den Steinen, da ſänge kein Vogel ringsum, und kein Fenſter werde jemals geöffnet, man höre nichts als den Wetterhahn ſich drehn und den Zugwind flüſtern und zuweilen bei großer Trockne das Getäfel krachen im Schloß, ſo ſtünd' es öde ſeit hundert Jahren, als redet' es mit geſchloſſenen Augen im Traum. — Jetzt hatte er die Zither in Ordnung gebracht. — Es giebt auch eine Weiſe darauf, ſagte er und ſang:

Doch manchmal in Sommertagen
Durch die ſchwüle Einſamkeit
Hört man Mittags die Thurmuhr ſchlagen,
Wie aus einer fremden Zeit.

Und ein Schiffer zu dieſer Stunde
Sah einſt eine ſchöne Frau
Vom Erker ſchau'n zum Grunde —
Er ruderte ſchneller vor Grau'n.

Sie ſchüttelt' die dunkeln Locken
Aus ihrem Angeſicht:

„Was ruderſt du ſo erſchrocken?
Behüt' dich Gott, dich mein' ich nicht.“

Sie zog ein Ringlein vom Finger,
Warf's tief in die Saale hinein:
„Und der mir es wiederbringet,
Der ſoll mein Liebſter ſein!“

Hier gewahrte Klarinett auf einmal, daß das Fräulein, wie in tiefes Nachſinnen verſunken, aufmerkſam den koſtbaren Demantring betrachtete, den er mit dem andern Staat in der fremden Karoſſe gefunden und leichtſinnig angeſteckt. Er ſtutzte einen Augenblick, das Fräulein aber, als hätte ſie nichts bemerkt, fragte mit ſeltſamem Lächeln nach dem Ausgang der Sage. Klarinett, etwas verwirrt, erzählte weiter: Und wenn nun der Rechte mit dem Ringe kommt, hört die Verzauberung auf, aus den Winkeln der ſtillen Gemächer erheben ſich überall ſchlaftrunken Männer und Frauen in ſeltſamen Trachten, das öde Schloß wird nach und nach lebendig, Diener rennen, die Vögel ſingen wieder draußen in den Bäumen, und dem Liebſten gehört das Land, ſo weit man vom Thurme ſehen kann.

Bei dieſen Worten fiel auf einmal draußen ein Waldhorn ein; der galante Suppius war es, er zog in ſeinem Goldbrokat wie ein ungeheurer Johanniswurm durch den finſtern Garten, als wollt' er mit ſeinen Klängen die Nacht anbrechen, die nun von allen Seiten prächtig über die Wälder heraufſtieg, Schloß, Büſche und Garten wurden immer wunderbarer im Mondſchein, und wenn die Luft die Zweige theilte, blinkte aus der Tiefe unterm Schloß die Saale herauf, und das Geſchmeide und die Augen des Fräuleins blitzten verwirrend dazwiſchen. — Da hub plötzlich die Uhr vom Thurme zu ſchlagen an. Klarinett fuhr unwillkürlich zuſammen, in demſelben Augenblick glaubte er einen flüchtigen Händedruck zu fühlen, und als er verwundert aufſah, traf ihn ein funkelnder Blick der Dame.

Indem aber trat der Diener mit einer Kerze hinter ihnen in den Saal, um die Fremden ins Schlafgemach zu geleiten, die Dame erhob ſich zierlich und gemeſſen, wie ſonſt, und war nach einer freundlichen Verbeugung ſchnell durch eine innere Thür des Saals verſchwunden. Doch als Klarinett ſich betroffen wandte, ging eben der Mond aus einer Wolke und beſchien hell das ſteinerne Bildwerk über der Thür: es war wirklich das ihm wohlbekannte Wappen des Grafen Gerold. — Was iſt denn das? dachte er erſchrocken, am Ende hab' ich da ſelber den Ring. —

Am folgenden Tage hielt er's faſt für einen Traum, ſo ganz anders ſah die Welt aus, der Morgen hatte Alles wieder mit Glanz und Vogelſchall verdeckt, nur das unheimliche Wappen über der Thür blieb aus jener Nacht und der Zauberblick der Dame. Er hatte ſich in dem Wetterleuchten ihrer Augen nicht geirrt, ſie ſpielten munter fort, ihre Liebe zu Klarinett brach raſch aus, wie der Frühling nach einem warmen Gewitterregen. Und ſo ließ er denn auch Alles gut ſein und wollte mit Grübeln das Glück nicht verſuchen, das ihm ſo unverſehens über den Kopf gewachſen.

Dem Suppius aber ging es über den ſeinigen weg, ohne daß er's merkte. Jeden Morgen putzte er ſich, mit Rath und Beiſtand des muthwilligen Klarinett, auf das Sorgfältigſte heraus und probirte vor dem Wandſpiegel insgeheim artige Stellungen. Aber bis zu Mittag war doch Alles wieder ſchief und verſchoben, das vornehme Kleid der guten Lebensart ſaß ihm, als wär' er in der Eile mit einem Arm in den falſchen Aermel gefahren. Manchmal fielen ihm auch plötzlich die Wiſſenſchaften wieder ein, da erſchrak er ſehr und verwünſchte alle Abenteuer, die er doch immer ſelber wieder anzettelte. Dann ergriff er haſtig das dicke Buch, das in der Taſche ſeines Serenadenrockes mitgekommen, damit ſetzte er ſich in die abgelegenſten Winkel des Gartens ins Gras und ſchlug das Kapitel auf, wo er in Halle ſtehen geblieben. Aber der alte Ungarwein aus dem Schloßkeller war ſtärker als er, der ließ die Buchſtaben auf magyariſch vor ihm tanzen und drückte ihm jedesmal die Augen zu und die Naſe ins Buch. Und wenn er aufwachte, ſteckte zu ſeinem Erſtaunen das Zeichen im Buch immer beim unrechten Paragraphen, auch glaubte er auf dem Raſen Spuren von Damenſchuhen zu bemerken, als hätten ihn Elfen im Schlafe beſucht; ja das Einemal lag, ſtatt des Zeichens, ein ganzer Strauß brennender Liebe zwiſchen den Blättern.

Da ſteckt' er ihn triumphirend vorn an die Bruſt und ſprach den ganzen Tag durch die Blume zu Euphroſine von heimlicher Liebe und Hochzeit. Er zweifelte und verwunderte ſich nicht, daß ſie in ihn verliebt, und ließ oft gegen Klarinett fallen, wie er darauf bedacht ſein werde, ihn hier als ſeinen Kapellmeiſter oder Faſanengärtner anzuſtellen.

Klarinett aber wußt' es wohl beſſer, es kam Alles bald zum Ausgang. Denn als er eines Morgens bei einem Spaziergange mit Euphroſine und ihrem Diener auf eine Anhöhe geſtiegen, von der man weit ins Land hinausſehn konnte, wies ihm der Diener rings in die Runde die Schlöſſer, Wälder, Teiche, weidende Heerden und Unterthanen, die alle ſeinem Fräulein gehörten. Der Morgen funkelte drüber, die Teiche blickten wie Augen aus dem Grün, alle Wälder grüßten ehrerbietig rauſchend herauf, Klarinett war wie geblendet. Da ſagte Euphroſine raſch: Und Alles iſt dein — wenn du dieſe Hand nicht verſchmähſt, ſetzte ſie mit geſenkten Augen kaum hörbar hinzu. Klarinett aber, ganz verblüfft, ſtürzte auf ein Knie nieder und ſchwor, ſo wahr er Cavalier und Rittmeiſter ſei, wolle er ſie nimmer verlaſſen, und ein Kuß auf ihre Hand verſiegelte den ſchönen Bund, und in dem Auge des grauen Dieners zitterte eine Freudenthräne.

Nun aber lebten ſie alle vergnügt von einem Tage zum andern, da war nichts als Schmauſen und Muſiciren und Umherliegen über Raſenbänken und Kanapees.

Täglich zur ſelben Zeit luſtwandelten ſie rauſchend in vollem Staate vor dem Schloß, gleichſam leuchtende Zirkel und Namenszüge durch den Garten beſchreibend, der mit ſeinen Schnörkeln von bunten Scherben wie ein Hochzeitskuchen im Sonnenſchein lag; im Hofe hatte der blühende Hollunderbuſch ihre Staatskaroſſe ſchon beinah ganz überwachſen, auf der Marmortreppe ſchlug der Pfau täglich daſſelbe Rad, die Vögel ſangen immer dieſelben Lieder in denſelben Bäumen. Und an einem prächtigen Morgen, den er halb verſchlafen, dehnte ſich Klarinett, daß ihm die Glieder vor Nichtsthun knackten; nein, ſagte er, nichts langweiliger als Glück!

## 5. Fortuna's Schildknappen.

Zur ſelben Zeit lag das Dorf, das einſt zu dem Schloſſe gehört, fern unterm Berg in Trümmern. Es war ſeit dem letzten Durchzug der Schweden zerſtört und verlaſſen, nun rückte der Wald, den die Bauern ſo lange tapfer zurückgedrängt, über die verraſ'ten Beete unter Vogelſchall mit Stacheln, Diſteln und Dornen wieder ein und hatte ſich das verbrannte Gebälk ſchon mit Epheu und wilden Blumen prächtig ausgeſchmückt und auf dem höchſten Aſchenhaufen einen blühenden Strauch als Siegesfahne aufgeſteckt; nur einzelne Schornſteine ſtreckten noch, wie Geiſter, verwundert die langen weißen Hälſe aus der verwilderten Einſamkeit. Heute aber fing auf einmal der eine Schornſtein wieder zu rauchen an, ein helles Feuer kniſterte unter demſelben, und ſo oft der Wind den Rauch theilte, ſah man in der Gluth des Widerſcheins wilde dunkle Geſtalten, wie Arbeiter in einem Eiſenhammer, mit aufgeſtreiften Aermeln vor dem Feuer hantieren, kochen und Bratſpieße drehn; Einer ſaß im Graſe und flickte ſein Wams, ein Anderer lag daneben und ſah ihm verächtlich zu, den Arm ſtolz in die Seite geſtemmt, daß ihm im Mondſchein der Ellbogen aus dem Loch im Aermel glänzte, während weiterhin zwei holkiſche Jäger ſo eben durch das Dickicht brachen und ein friſchgeſchoſſenes Reh herbeiſchleppten. Es waren verſprengte Landsknechte, die das Ende des dreißigjährigen Krieges plötzlich vom Pferd auf den Friedens- und Bettelfuß geſetzt. In ſolchem Sumpf hatten ſie beſchloſſen, den Krieg auf ihre eigene Fauſt fortzuſetzen und ſich mitten durch ihren gemeinſchaftlichen Feind, den Frieden, nach Ungarn durchzuſchlagen, wo ſie gegen den Türken neue Ehre und Beute zu gewinnen hofften.

Hartes Bett, gemeines Bett! ſagte der Stolze mit dem Loch im Aermel, heute iſt's gerade ein Jahr, es war auch ſo eine blanke Nacht, da hing's nur von mir ab, ich konnte auf koſtbaren Teppichen liegen mit eingewirkten Wappen, in jedem Zipfel mein Namenszug in Gold.

Da kniff ein grauer Kerl ſeitwärts den neben ihm liegenden Dudelſack, der plötzlich ſchnarrend einfiel. — Ruhe da! rief ein breiter Landsknecht hinüber, und mehrere Schalke rückten zum Feuer, um den Schreckenberger (ſo hieß der Stolze) beſſer zu hören. Dieſer warf dem Dudelſack einen martialiſchen Blick zu und fuhr fort:

Denkt ihr noch dran, nach der Schlacht bei Hanau, wie wir da querfeld mit der Regimentskaſſe retirirten, nichts als Rauchwirbel in der Ferne und Rabenzüge über uns, in den Dörfern guckten die Wölfe aus den Fenſtern und die Bauern graſ'ten im Wald. — Freilich, verſetzte der ſchlaue Landsknecht, und eine Dame auf koſtbarem Zelter, einen Pagen hinter ſich, immer neben uns her, und als wir am Abend an einem verbrannten Dorfe Halt machten, kehrte ſie auch über Nacht ein in dem wüſten Gartenſchloß daneben. — Ja, und die Augen, ſagte Schreckenberger, ſpielten ihr wie zwei Spiegel im Sonnenſchein, dich und die Andern hat's geblendet, ihr war't alle vernarrt in ſie. Nun denk' ich an nichts und gehe Abends am Schloß vorüber, da ſchreibt ſie euch aus dem Fenſter ordentlich: Vivat Schreckenberger! mit den feurigen Blicken in die Luft, und wie ich mich wende, ruft ſie: Ach! und fällt in Ohnmacht vor großer Lieb zu mir. So was war mir ſchon oft paſſirt, ich fragt' wenig darnach, da ich aber tiefer im Garten bin, kommt plötzlich der Page im Dunkel daher mit einem Brief an mich auf roſenfarbenem Papier.

Hier zog Schreckenberger ein Brieflein aus dem

Wams und reichte es mit vornehm zugekniſſenen Augen über die Achſel den Andern hin. Der Landsknecht nahm es haſtig und las: „Im Garten bei Nacht — Das Luſthaus ohne Wacht — Sturmleitern daran — Cupido führt an — Um Mitternacht Runde — Parol: Adelgunde.“ —

Das klappt ja wie ein Trommelwirbel, ſagte der Landsknecht, indem er, den Brief zurückgebend, neugierig noch näher rückte, ja, Cupido hat ſchon Manchen angeführt, nur weiter, weiter!

Kurz: um Mitternacht bin ich auf meinem Poſten, hub Schreckenberger wieder an, im Garten nichts als Mondſchein, große Stille, das Luſthaus wie's im Briefe ſteht, droben ein offnes Fenſter auf dem Dach, drunten eine Leiter, ich weiß nicht mehr ob von Sandelholz oder Seide oder Frauenhaaren. Ich fackle nicht lange, die Büchſe auf dem Rücken, in jeder Hand ein Piſtol, den blanken Säbel zwiſchen den Zähnen, ſo klettr' ich hinauf —

Alſo du warſt es doch! fiel hier der Landsknecht verwundert ein.

Nun wer denn ſonſt? erwiderte Schreckenberger, und Jasmin, wie ich hinaufſteige, Roſe von Jericho, Hollunder, Jelängerjelieber, alles umhalſ't und umſchlingt mich vor Freuden, das riß ſich ordentlich um mich, daß ich die Sporen nicht nachbringen konnte, und vom Fenſter droben hoben mich plötzlich zwei alabaſterne Schwanen-Arme aus dem Brunnen der Nacht, und über mir ein prächtiges Gewitter von ſchwarzen Locken, da blitzen

Augen und Juwelen draus, und in dem Brunnen gehn immerfort goldne Eimer auf und nieder mit Muskateller und Confect, und die Gräfin Adelgunde ſitzt neben mir auf einem mit Diamanten geſprenkelten Kanapee, und: Langen Sie zu, ſagte ſie, und: O ich bitte ſehr, ſag' ich — Da hör' ich auf einmal unter uns in dem Luſtpalaſte inwendig ein Geſumſe wie in einem Bienenſtock. Was war das? ruf' ich —

Jetzt brach plötzlich ein Lachen aus. Wir waren's, ſagte einer der Zuhörer, denn wir ſteckten ja alle drin, der Page hatte uns alle nacheinander auch in's Luſthaus geladen und drauf die Thür hinter uns verriegelt.

Aber Schreckenberger, einmal im Strom der Erzählung, ließ ſich nicht irre machen; ich ſpringe auf, fuhr er fort, ha, Verrath! ſchrei' ich —

Nun ſprachen Alle raſch durcheinander: Ja, du machteſt einen Teufelslärm auf dem Dache, denn ſie hatten hinter dir die Leiter weggenommen, und das Fenſter oben war verſchloſſen.

Und die Gräfin in dem einen Arm, den Säbel im andern, und unter mir kocht's und ziſcht's und rumpelt's —

Freilich, im dunklen Luſthaus ſtießen wir Einer auf den Andern, und Einer fragte den Andern trotzig, was er hier ſuche, und Jeder hatte ſeine Parole Adelgunde, bis wir zuletzt alle aneinander geriethen und aus der Parole ein großes Feldgeſchrei und Gerauſe wurde.

Und ich ſteche links, ſteche rechts, die Gräfin ohnmächtig, ruft: Genug des Gemetzels! Aber ich laſſ' mich nicht halten und feure praſſelnd alle meine Piſtolen ab nach allen Seiten wie ein Feuerwerk —

Das hörten wir wohl, fiel nun der Landsknecht wieder ein, und hielten's für einen feindlichen Ueberfall, da arbeiteten wir und ſtemmten uns an die verriegelte Thür und die Wände, bis das ganze morſche Luſthaus über uns in Stücken auseinanderging. So kamſt du auch kopfüber mit herunter, — du machteſt einmal Sprünge quer übers Feld fort, ohne dich umzuſehn! Wir erkannten dich nicht in der Verwirrung, und wußten dann gar nicht, wo du auf einmal hingekommen; ſpäter hieß es, du wärſt zu den Kaiſerlichen deſertirt in dieſer Nacht.

Nacht? fuhr der unverwüſtliche Schreckenberger noch immer fort, ja recht mitten durch die Nacht auf einem ſchneeweißen Zelter, ſich die Thränen wiſchend mit dem goldbordirten Schleier und mir zuwinkend, flog die dankbar gerettete Gräfin —

Mit eurer verlaſſenen Regimentskaſſe in die weite Welt, verſetzte einer der holkiſchen Jäger, denn es war unſere Marketenderin, die ſchöne Sinka, die hatt's euch allen angethan, das merkte ſie wohl und vexirte euch von der Feldwacht fort.

Schreckenberger ſchwieg und warf wieder einen martialiſchen Blick rings in die Runde. Aber der Jäger fuhr fort: Und gleich am andern Morgen, da wir bei unſerm Regiment ſie alle kannten, wurden wir commandirt, ihr nachzuſetzen. Das war eine luſtige Jagd, wir ſtrichen wie die Füchſe auf allen Diebswegen und ſchüttelten jeden Baum, ob das ſaubere Früchtchen nicht herabfiel. So kamen wir am folgenden Abend — es war gerade ein Sonntag — in ein kleines Städtchen; da war großes Gewirr auf dem Platz, ein Stoßen und Drängen und Lärm von Trommeln und Pfeifen, in allen Fenſtern lagen Damen wie ein Blumengeländer bis an die Dächer herauf, wo die Schornſteinfeger aus den Rauchfängen guckten und vor Luſt ihre Beſen ſchwangen. An des Burgemeiſters Hauſe aber war vom Balkon ein Seil geſpannt über die Stadt und die Gärten weg bis zum Waldberg jenſeits überm Fluß. Ein ſchlanker Burſch ſtand auf dem Geländer des Balkons in flimmernder ſpaniſcher Tracht mit wallenden Locken. Der alte Burgemeiſter ſchien wie vernarrt in das blanke Püppchen, plauderte und nickte ihm freundlich zu, daß die Sonne in den Edelſteinen ſeines koſtbaren Hutes ſpielte, der Burſch reckte ihm lachend den Fuß hin, er mußte ihm mit einem großen Stück Kreide die Sohlen einreiben. Auf einmal wendet er ſich herum — Das iſt Sinka! ruf' ich erſtaunt meinen Kameraden zu. Aber ſie hatte uns auch ſchon bemerkt, und eh' wir uns durchdrängen können, nimmt ſie raſch dem Burgemeiſter den koſtbaren Hut von der Glatze, drückt ſich ihn auf die Locken und zierlich mit zwei bunten Fähnchen ſchwenkend und grüßend ſchreitet ſie unter großem Jubelgeſchrei über Köpfe, Dächer und Gärten fort. Der Abend dunkelte ſchon, das Seil wurde unkenntlich aus der Ferne, es war, als ginge ſie durch die leere Luft, die untergehende Sonne blitzte noch einmal in den Steinen am Hut, ſo verſchwand ſie wie eine Sternſchnuppe jenſeits überm Walde; Niemand hat ſie wiedergeſehn.

Meinetwegen, Stern oder Schnuppe! fiel hier Schreckenberger ein, that einen Zug aus ſeiner Feldflaſche und ſang:

Aufs Wohlſein meiner Dame,
Eine Windfahn' iſt ihr Panier,
Fortuna iſt ihr Name,
Das Lager ihr Quartier.

Und wendet ſie ſich weiter,
Ich kümmre mich nicht drum,
Da draußen ohne Reiter
Da geht die Welt ſo dumm.

Statt Pulverblitz und Knattern,
Aus jedem wüſten Haus
Gevattern ſehn und ſchnattern
Alle Luſt zum Land hinaus.

Fortuna weint vor Aerger,
Es rinnet Perl auf Perl.
„Wo iſt der Schreckenberger?
Das war ein andrer Kerl!"

Sie thut den Arm mir reichen,
Fama bläſ't das Geleit,
So zu dem Tempel ſteigen
Wir der Unſterblichkeit.

Nun ſchwenkten die Andern die Hüte, und: Vivat das hohe Brautpaar! ſchrieen ſie jubelnd, hoch lebe unſer Tempelherr der Unſterblichkeit! und der Dudelſack ſchnurrte wieder einen Tuſch dazu.

Da ſchlugen plötzlich die großen Hunde an, die jede Nacht um ihr Lager die Runde machten, die Geſellen horchten auf, es war auf einmal Alles todtenſtill. Man hörte in der Ferne Aeſte knacken, wie wenn Jemand durchs Dickicht bräche, es kam immer näher, jetzt vernahmen ſie deutlich Fußtritte und Stimmen, die Wipfel der Sträucher bewegten ſich ſchon, Schreckenberger nahm ſchnell ſeine Muskete und zielte nach der Gegend hin.

Plötzlich aber ließ er Arm und Flinte wieder ſinken: J, Pamphil, wo kommſt denn du hergezigeunert? rief er ganz verwundert aus. Der Puppenſpieler trat aus dem Gebüſch, Seppi und Denkeli hinter ihm, die großen Hunde, denen ſie Brocken zuwarf, gaben ihnen frei Geleit. Der Puppenſpieler viſirte erſt die ganze Geſellſchaft rings im Kreiſe ſcharf mit dem einen Auge, dann, da er lauter bekannte Geſichter bemerkte, nahm er das ſchwarze Pflaſter vom andern. Haſt du wieder Mondfinſterniß gemacht, um beſſer zu mauſen?

fragte lachend der Landsknecht. — Wir ſind alle im abnehmenden Mond, bei dem wachſenden Frieden, erwiderte Pamphil, wir haben den faulen Bauern die Felder mit Blut gedüngt, nun ſchießt Alles in Kraut und Rüben, die Welt wird noch erſticken vor Langerweile. Aber was treibt ihr hier, ihr alten Kriegsgurgeln? Man hört euch ja eine halbe Meile weit durch die ſtille Nacht, ich konnt' nicht fehlen.

Nun raſchelte es in allen Winkeln, immer mehr wilde Geſtalten richteten ſich aus dem Dunkel empor, da war des Begrüßens, Händeſchüttelns und Fragens kein Ende. Wie ſie aber hörten, daß Pamphil ſo eben von dem Schloſſe kam, das ſie unterwegs von fern überm Walde geſehn, trat Alles um ihn herum, und da er von zwei Cavalieren droben erzählte und von einem ſchönen Reiſewagen im Hofe, mußt' er ihnen Alles ausführlich beſchreiben; ſie zweifelten nicht, daß es die beiden Edelleute mit der Karoſſe ſeien, die ſie vor einiger Zeit bei Nacht in dem Städtchen geſehen, und die ihnen dann im Walde mitten durchs Kreuzfeuer ihrer Piſtolen ſo ſchnöde entwiſcht.

Unterdeß ſaß Denkeli ſeitwärts auf einem Baumſturz, den Kopf in die Hand geſtützt und ohne ſich um die Andern zu bekümmern, man wußte nicht, ob ſie müde oder traurig. Das ſtach den Geſellen in die Augen, einige wollten ſich galant zeigen und ſcharrten und gollerten wie aufgeblaſene Truthähne um ſie herum. Der holkiſche Jäger, kecker als die Andern, ſchlich ſich leis von hinten heran, um das Mädchen zu küſſen, da wandt' ſie ſich und gab ihm unverſehens eine Ohrfeige, daß es laut klatſchte. Der Ueberraſchte griff wüthend nach ſeinem Hirſchfänger, aber der Puppenſpieler, der Alles bemerkt, hatte ihn ſchon von unten an dem einen Bein gefaßt und hob ihn ſo, zu allgemeinem Gelächter, mit ausgeſtrecktem Arm hoch über ſich in die Luft. Bleibt meiner Denkeli vom Leib, rief er mit martialiſchen Mienen, oder ich mach' meine ſchönſten Kunſtſtücke an euern eignen Knochen durch. — Laßt ſie nur, ſagte Denkeli, ich werde ſchon allein mit ihnen fertig, heute kommen ſie mir gerade recht. — Der Jäger, da er wieder auf dem Boden war, ſah den Puppenſpieler halb verwundert, halb trotzig vom Kopf bis zu den Füßen an, wie ein Mops, der unverhofft auf einen Bullenbeißer geſtoßen.

Denkeli aber blickte ſcharf zur Seite zwiſchen die dunkeln Bäume, dort waren die Andern unterdeß wieder zuſammengetreten und redeten heimlich untereinander in der Spitzbubenſprache. Eine entſetzliche Ahnung ſtieg plötzlich in ihrer Seele auf, denn ſie hörte von Zeit zu Zeit des reichen Fräuleins auf dem Schloß und der beiden Cavaliere erwähnen. Ihr Herz klopfte; ſcheinbar gleichgültig am Feuer kauernd und die Flamme ſchürend, horchte ſie mit wachſender Angſt hinüber, da erfuhr und errieth ſie nach und nach Alles: wie ſie noch heute den Berg hinaufſchleichen, das ſchlechtverwahrte Schloß im erſten Schlaf überfallen und die Beraubten auf ewig ſtill machen wollten. Auch der Vater trat nun hinzu und ſchien mancherlei guten Rath zu ertheilen.

Denkeli dachte mit Schrecken an Siglhupfer, den ſie oben geſehn. Sonſt achtete ſie wenig auf die Anſchläge der Männer, ſie war von Jugend dran gewöhnt; jetzt kam ihr auf einmal Alles ganz anders und und unleidlich vor. Aber zu verhindern war's nicht mehr, das wußt' ſie wohl, eher hätte ſie den Sturmwind im Fluge wenden können. So ſuchte ſie nach kurzem Bedenken unbemerkt die Piſtolen des Vaters hervor, lud ſie und legte drauf haſtig ihren ſchönſten Putz an, ihre Augen funkelten, und wie ſie auf einmal, von den ſchwarzen Locken umringelt, ſich in ihrem Schmuck am Feuer aufrichtete, erſchrak Alles, ſo prächtig war ſie. Der Vater lobte ſie, daß ſie etwas auf ſich hielt vor den Leuten. Sie erwiderte raſch: ſie wiſſe ſchon Alles, ſie habe ſich die Gegend wohl gemerkt und wolle nach dem Schloß vorausgehn, um auszukundſchaften, ob der Wald ſicher, eh die Andern nachkämen. Es fiel dem Vater nicht auf, er kannte ſie, wie beherzt ſie war. Da ſtand ſie noch einen Augenblick zögernd. Lebt wohl, ſagte ſie dann aus tiefſtem Herzensgrund. Der Vater ſtutzte bei dem ungewöhnlich bewegten Klang der Stimme und ſah ihr in Gedanken nach, aber, ihr Tambourin ſchwingend, war ſie ſchon im Walde verſchwunden.

## 6. Viel Lärm um Nichts.

Währenddeß ruhte ſchon Alles im Schloß, nur Klarinett konnte vor den vielen ſchlagenden Nachtigallen im Garten nicht einſchlafen. Der Mond ſchien hell durchs ganze Zimmer, manchmal bewegte die Zugluſt die alten Tapeten, und wo ſie zerriſſen, waren auf den kahlen Wänden, dem Stammbuch müßiger Soldaten, überall Geſichter und Figuren ungeſchickt mit Kohle gemalt. Seitwärts, in einen weiten damaſtenen Schlafrock gehüllt, ſaß er auf dem ſchweren Himmelbett, an dem Himmel und Betten fehlten, und dachte über ſeine immer näher heranrückende Vermählung nach. — Jetzt öffnete er ungeduldig ein Fenſter, der friſche Waldhauch wehte ihn plötzlich über die Dächer an, da war's, als wollten die rauſchenden Wipfel ihn an ein Lied erinnern, das er früher gar oft in ſolcher nächtlichen Einſamkeit geſungen. Er beſann ſich lange, dann ſtimmte er, halb ſingend, halb ſprechend, leiſe vor ſich an:

Es iſt ein Klang gekommen
Herüber durch die Luft.

Die Weiſe wollte ihm durchaus nicht einfallen —

Der Wind hat's gebracht und genommen —

Er ärgerte ſich, daß er hier Alles verlernt, was ihm ſonſt lieb geweſen, es wurde ihm ſo heiß und angſt, er ſchob's auf den ungewohnten Ungarwein und eilte endlich aus dem schwülen Gemach, die stille Treppe hinab, durch ein verborgenes Pförtchen ins Freie. Er ging ſo eilig durch den Garten, daß er ſich alle Augenblick in die weiten Falten des Schlafrockes verwickelte, die Mücken ſtachen ihn, die Gedanken jagten ſich ihm durch die Seele wie die Wolken am Himmel, er wußt' ſich gar nicht zu retten. Sei kein Narr, ſei kein Narr, ſagte er haſtig zu ſich ſelbſt, ein Schloß, drei Weiler, vier Teiche und fette Karpfen und Unterthanen und Himmelbett — und was macht die Frau Liebſte? — danke für höfliche Nachfrag', ſie wiegt — ach, und die lieben Kleinen? — ſie ſchrei'n und die Wiegen rumpeln — und derweil rauſcht der Wald draußen und ſchilt mich, und die Rehe gucken durch den Gartenzaun und lachen mich aus — ja Wald und Rehe, als wenn das Alles nur ſo zum Einheizen und Eſſen wär'! —

So war er in ſeinem Eifer mit dem langen Schlafrock mitten ins Dickicht zwiſchen Dornen und Neſſeln gerathen, und als er ſich umſah, erblickte er wahrhaſtig die wunderbare Fey in einem Fenſterbogen über ſich. Er ſtarrte betroffen hin, denn dieſer Theil des Schloſſes war völlig wüſt und unbewohnt, auch kam die Geſtalt ihm jetzt ſchlanker und ganz anders vor als Euphroſine, ſie bog ſich weit herüber, als ſäh' ſie ſich nach Jemand um, ihn ſchauerte — da ſchien ſie ihn zu bemerken und verſchwand ſchnell wieder am Fenſter.

Jetzt aber hörte er zu ſeinem Erſtaunen eine wunderſchöne Stimme ſingen, bald näher bald ferner, wie in goldnen Kreiſen um das ganze ſtille Haus. Er ſtutzte und hielt den Athem an, das Herz wurde ihm ſo leicht und fröhlich bei dem Klange, die Luft kam vom Schloß, er meinte die Weiſe zu kennen aus alter Zeit. Da ſchlug er ſich plötzlich vor die Stirn, jetzt wußt' er auf einmal das Lied, auf das er ſich niemals beſinnen konnte, und ſang jauchzend aus friſcher Bruſt:

Es iſt ein Klang gekommen
Herüber durch die Luſt,
Der Wind hat's gebracht und genommen,
Ich weiß nicht, wer mich ruft.
Es ſchallt der Grund von Hufen,
In der Ferne fiel ein Schuß —
Das ſind die Jäger, die rufen,
Daß ich hinunter muß!

Und auf einmal ganz nahe unter dem Garten antwortete die Stimme:

Das ſind nicht die Jäger — im Grunde
Gehn Stimmen hin und her,
Hüt' dich zu dieſer Stunde!
Mein Herz iſt mir ſo ſchwer.
Wer dich lieb hat, macht die Wunde,
Steig nieder und frag nic[illegible].
Ich führ' dich aus dieſem Grunde —
Dann ſiehſt du mich nimmermehr.

Aber Klarinett hatte ſchon den Schlafrock abgeworfen, er fühlt' ſich auf einmal ſo leicht in dem alten

Wanderkleid und ſchaute in das ſtille Meer der Nacht, als hört' er die Glocken gehn von den verſunkenen Städten darunter, und aus dem Waldgrund tönte der Geſang immerfort dazwiſchen:

Ich weiß einen großen Garten,
Wo die wilden Blumen ſtehn,
Die Engel frühmorgens ſein warten,
Wenn Alles noch ſtill auf den Höh'n.
Manch zackiges Schloß ſteht darinne,
Die Rehe graſen ums Haus,
Da ſieht man weit von der Zinne
Weit über die Länder hinaus —

Klarinett erkannte die Stimme recht gut, und ganz verwirrt, zwiſchen den wankenden Schatten der Bäume, ſtieg er durch den Garten in die mondbeglänzte Einſamkeit hinab, immer tiefer, tiefer, das Schloß war hinter ihm ſchon verſunken.

Nun wurde oben Alles wieder todtenſtill, nur der Wetterhahn auf dem Thurm drehte ſich unruhig im Winde hin und her, als traute er der falſchen Nacht nicht und wollte die Schlafenden warnen. Da raſchelt plötzlich etwas in der Ferne, lockeres Steingeröll, wie hinter Fußtritten, rollt ſchallend in den Abgrund, drauf wieder die alte unermeßliche Stille. Allmählich aber ſchien das heimliche Gekniſter ringsum ſich zu nähern, manchmal fuhr ein verſtörter Waldvogel aus dem Gebüſch, ſich erſchrocken in wildem Zickzack in die Nachtluſt ſtürzend, da und dort blinkte es wie Stahl auf und funkelten wilde Augen durchs Geſträuch. Jetzt trat eine fremde Geſtalt vorſichtig aus den Hecken hervor, ein Zweiter und Mehrere folgten von allen Seiten, die ganze Bande mit Blendlaternen, Brecheiſen, Stricken und Leitern ſchritt ſacht und lautlos dem Schloſſe zu. Nur immer mir nach, hier die Marmorſtufen hinauf! flüſterte der Puppenſpieler zurück. Sie arbeiteten nun, daß ihnen die Schweißtropfen aus dem ſtruppigen Haar rannen, an der verſchloſſenen Thür, um ſie unbemerkt zu öffnen. Andere hoben ungeduldig indeß die Scheiben aus den Fenſtern und legten die Leitern an, eifrig hinanſteigend. Indem aber thut auch die Thür ſich ſchon mit Krachen auf, und das ganze Geſindel durch Fenſter und Thür ſtürzt auf einmal mitten in den Gartenſaal. — Das Fräulein! ſchreit plötzlich der Puppenſpieler: Euphroſine, von ihrem Diener begleitet, erſchrocken, mit fliegendem Haar im Wiederſchein eines Windlichts tritt ihnen raſch entgegen. — Was Teufel, die tolle Sinka, ruft da der holkiſche Jäger, und Alle ſtehn wie verzaubert.

Pamphil war der erſte, der ſich von ſeinem Erſtaunen wieder erholte. Was iſt das, wie kommt ihr hierher? fragte er den Diener, ich traf dich doch erſt vor Kurzem in Halle, es war gerade Geburtstag, glaub' ich, und Maskerade in des Grafen Gerold Haus an der Stadtmauer; da ſagteſt du, du hätteſt einen Schatz drin. — Und den hab' ich auch in der folgenden Nacht gehoben aus der Jungfernkammer auf mein Roß, entgegnete der Diener, denn Sinka war Kammerjungfer im Haus, und ich entführte ſie die Nacht nach dem Feſte. — Wie die Andern ſo viel von Schätzen hörten, ſchrieen alle durcheinander: da ſtecke was dahinter, ſie wüßten's wohl, Sinka hätte hier auf dem Schloß wie eine Prinzeſſin gelebt und aus dem gräflichen Hauſe mehr als ihren Abſchied genommen, auch ſei ſie ihnen noch ihre Regimentskaſſe ſchuldig, ſie ſollte ihnen zur Goldtruhe vorleuchten, oder ſie würden ihr das Schloß überm Kopfe anzünden.

Sinka blickte rathlos umher, wie nach einem guten Einfall, denn ſie gedachte des in Halle geſtohlenen Schmuckkäſtchens droben unter ihrem Bett und verwünſchte im Herzen die beiden Cavaliers und ihr Heirathsproject, das ſie ſo lange hier im Schloſſe aufgehalten. Doch die Geſellen ließen keine Bedenkzeit, überwacht und in der übelſten Laune ſtürmten die Einen ſchon die innere Saalthür, die Andern wollten das Schlafzimmer der beiden Edelleute aufſuchen, wieder Andre verrannten Dieſen wie Jenen den Weg, um die Erſten zu ſein beim Fange, und Jeder zankte auf den Puppenſpieler, daß er ſie mit ſeinem falſchen Schloßfräulein vexirt. So geriethen endlich Alle, lärmend, ſtoßend und über die Marmorſtufen ſich wieder hinabdrängend, auf dem Gartenplatz vor dem Schloſſe wüthend aneinander. Vergebens warf ſich Sinka dazwiſchen und ſchimpfte ſie wilde Gänſe, die ihr ins

Netz fielen und alle Maſchen zerriſſen, da ſie eben einen jungen Goldfaſan fangen wollte; morgen ſei die Hochzeit mit dem Rittmeiſter; ſie wolle ehrlich mit ihnen theilen. Keiner hörte mehr, Alles ſtach, hieb und raufte in der ſtockfinſtern Nacht, daß die Fetzen flogen und die Funken von den Klingen ſprühten.

Da ſchrie plötzlich Sinka durchdringend auf, mit Entſetzen bemerken ſie auf einmal mitten unter ſich ein fremdes Geſicht, jetzt wieder eins, bald da bald dort beim Streiflicht des Mondes immer mehr unbekannte Geſtalten, die ſchweigend mitkämpfen, Einer von furchtbarem Ausſehn ingrimmig durch den dickſten Haufen mähend, als föchte der Teufel mit ihnen. Da faßt Alle ein unwiderſtehliches Grauen, und, Sinka voran, ſtiebt plötzlich der ganze verbiſſene Knäul wie ein Nachtſpuk in die Waldſchluchten auseinander.

Nur der grimme Fechter, mit zerhauenem Hute blutend auf ein Knie geſunken, vertheidigte ſich noch immer gegen die geiſterhafte Runde der Unbekannten, die nun allein auf dem Platz zurückgeblieben. Der Eine leuchtete ihm mit ſeiner Fackel unter die herabhängende Hutkrämpe — Ei Herr Suppius, was machen Sie denn hier! rief er erſchrocken zurückprallend.

Suppius — der bei dem erſten Lärm ſich ſogleich aus ſeinem Schlafgemach in das Getümmel geſtürzt hatte – blickte im Kreiſe herum und erkannte nun mit großem Erſtaunen einige reichgekleidete Jäger des Graſen Gerold aus Halle, die er damals öfters geſehn, wenn er unter den Fenſtern ſeiner eingebildeten Geliebten vorbeiſtrich. Sie halfen ihm ſogleich wieder auf die Beine, und da ſie ſeine umherſchweifenden fragenden Blicke bemerkten, erzählten ſie ihm in aller Geſchwindigkeit, wie ihrem Herrn vor Kurzem, da er mit ſeiner Tochter im nächſten Städtchen übernachtet, eine Karoſſe, nebſt Effecten, die er auf der Reiſe vorausgeſchickt, verwegen weggeſchnappt worden, da ſeien ſie endlich der Diebsbande auf die Spur gekommen und ihr immer dicht auf den Ferſen bis hier zu des Grafen wüſtem Jagdſchloß gefolgt.

Des Grafen Schloß? fragte Suppius ganz verwirrt. Aber er hatte nicht Zeit, ſich lange zu verwundern. Wo iſt der Samſon, der die Philiſter geſchlagen? rief ein ſtattlicher Herr im Garten. Es war Graf Gerold ſelbſt, der, ſich raſch vom Pferde ſchwingend, herzutrat und den abenteuerlichen Studenten mit heimlichem Lächeln betrachtete. Hinter ihm hielt ſeine Tochter, im erſten Morgenlicht mit den wallenden Federn vom Zelter nickend. — Das iſt ſie wirklich und leibhaftig! dachte Suppius überraſcht.

Nun war unter den Schalken ringsum viel Rühmens von dem wüthenden Studenten, der wie ein Sturmwind das Geſindel auseinandergeblaſen. Indem hatten die Jäger im Schloßhofe auch die verſchwundene Karoſſe entdeckt, Andre brachten ſo eben den verlornen

Reiſekoffer mit den Staatskleidern und das geſtohlene Schmuckkäſtchen herbei. Der luſtige Graf, ohne lange zu kramen, zog ſogleich eine ſchwere goldne Kette hervor, aus lauter St. Jürgen und Lindwürmern künſtlich zuſammengefügt, und reichte ſie ſeiner Tochter, die mußte ſie feierlich dem tapfern Retter des Schloſſes um den Hals hängen. Dann gab er ſeinen Leuten einen Wink. Da ſetzten ſie raſch die Trompeten an und blieſen dem Suppius zu Ehren einen ſchmetternden Tuſch, während die Andern, eh er ſich's verſah, ihn auf ihre Schultern ſchwangen und ſo im Triumph ins Schloß zum Frühſtück trugen.

Unterdeß war der Tag ſchon angebrochen, Suppius konnte von ſeinem luſtigen Sitz weit über die Hecken weg ins Thal ſchauen. Da ſah er, zu neuem Erſtaunen, unten ſeinen Gefährten Klarinett zu Roß, ſeine Denkeli vor ſich im Sattel, wie einen Morgenblitz am Saum des Waldes dahinfliegen. Siglhupfer (denn niemand anders war Klarinett) hatte ſich nicht getäuſcht: Denkeli, entſchloſſen mit Gefahr ihres eigenen Lebens ihn zu warnen und zu retten, war die ſingende Fey im Fenſter geweſen — nun verſtand er erſt die Sage; ſo weit man vom Thurm des Schloſſes ſehen konnte, es war ja Alles, Alles wieder ſein!

Oben aber ſchmetterten jetzt von Friſchem die Trompeten, Vivat und Jubelgeſchrei, und hinter ſich ſah Suppius die Hüte ſchwenken und Weinflaſchen blinken und die ſchönen Augen der jungen Gräfin dazwiſchen funkeln. — So hatte er, wie man die Hand umdreht, ſein Glück gemacht; — Siglhupfer aber blieb fortan in den Wäldern ſelig verſchollen.

# Die katholiſche Mühle.

Von Adolf Widmann.

Am warmen Ofen. Eine Weihnachtsgabe. Berlin. Verlag von Franz Duncker (W. Beſſer's Verlagshandlung) 1865.

Adolf Widmann, geboren am 7. Mai 1818 zu Maichingen in Würtemberg, ſtudirte 1837 – 39 in Tübingen National-Oekonomie und betheiligte ſich ſpäter in mannigfacher Weiſe, nachdem er die Verbindung mit Friedr. Rohmer abgebrochen, an der politiſchen Bewegung der Zeit. Gegenwärtig lebt er in Berlin. Von ſeinen dichteriſchen Arbeiten ſ. weiter unten.

Nicht ohne Abſicht haben wir dieſen Novelliſten unmittelbar auf den letzten Romantiker folgen laſſen; denn nicht nur „Die katholiſche Mühle“, ſondern faſt alle übrigen Erzählungen desſelben Bändchens und des im Jahre darauf in demſelben Verlag unter dem Titel „Für ſtille Abende“ erſchienenen, desgleichen „Eine Univerſitätsgeſchichte“ im erſten Bande von Hackländer's und Höfer's Hausblättern (1855)*) zeigen in Stoff und Tonart eine entſchiedene Verwandtſchaft mit jener zwiſchen Schwermuth und Uebermuth in einer reizenden Mitte ſchwebenden Jugendſtimmung, in der wir den Grundton der Eichendorff'ſchen Dichtung erkannt haben, während ſie zugleich aufs Deutlichſte den Schritt bezeichnen, den die neuere Pöeſie in das wirkliche Leben hinaus gethan hat. Hier wie dort Waldeinſamkeit, verfallene Schlöſſer, um deren Roccoco-Fontänen ſpukhafte Sagen und unheimliche Geſchichten ſchweben, Menſchen, die aus der Proſa des Alltagslebens in die Natur flüchten und das philiſtröſe Einerlei ihres ſocialen Berufs durch kecke Abenteuer aufzufriſchen ſuchen; endlich hier wie dort — freilich nur ein äußerlicher, aber immerhin bezeichnender Zug — die Neigung, die Situation lyriſch verklingen, das Ereigniß in ein Lied ausblühen zu laſſen.

---

*) Die im zweiten Bande der Hausblätter mitgetheilte intereſſante Novelle „die Tochter der Schauſpielerin“ hat einen anderen Charakter.

Und doch bedarf es nur eines Blickes in unſere Novelle, um nicht nur jeden Gedanken der Nachahmung zu verſcheuchen, ſondern auch inne zu werden, daß hier das Stoff- und Stimmungsgebiet der Romantik mit vollſter Klarheit für den modernen Realismus erobert worden iſt. Landſchaften und Staffage, die dort in verſchwimmenden Umriſſen immer von dem gleichen Sonnenduft oder Mondnebel umflort erſcheinen, ſind hier in feſten Zügen ausgeprägt und mit charakteriſtiſchen Localtönen gefärbt, deren Treue gerade unſerer Novelle einen ihrer Hauptreize verleiht, wenn es auch nur zu billigen iſt, daß der Dichter in dieſer ſpäteren Bearbeitung an den ſchwäbiſchen Dialekt, den er in der erſten Faſſung*) ſeinen alten Rühs noch in voller Reinheit ſprechen läßt, nur in einzelnen Wendungen erinnert. Auch die Geſchichten aus kleinen mitteldeutſchen Fürſtenhöfen und Jagdſchlöſſern, die Widmann mit Vorliebe erzählt, haben im Gegenſatz zu Eichendorff's phantaſtiſchen Gräfinnen eine memoirenhafte Beſtimmtheit, und nur die poetiſche Vorliebe für jene Welt iſt Beiden gemein, in der man immer Zeit zu Herzensgeſchichten, Geld zum Reiſen und verfallene Jägerhäuschen zum Schauplatz romantiſcher Abenteuer hatte.

Leider hat A. Widmann nur in den Pauſen zwiſchen ſtrengerer politiſcher und wiſſenſchaftlicher Arbeit ſich der Dichtung zugewendet. Sein Roman, „Der Tannhäuſer“ (Berlin, Franz Duncker 1850), der allerdings empfindlich darunter zu leiden hatte, daß die ihm zu Grunde liegenden Erlebniſſe dem Erzähler noch zu nahe ſtanden, um eine volle künſtleriſche Freiheit zu geſtatten, läßt gleichwohl das ungewöhnliche Talent des Verfaſſers erkennen: eine ſeltene Verbindung von ſinnlicher Fülle und geiſtiger Schärfe, der wir ohne Zweifel noch bedeutende Schöpfungen gerade auf dem Gebiet der Novelle und des Romans verdankt hätten, wenn dem Dichter nicht der Politiker über den Kopf gewachſen wäre.

---

*) Unter dem Titel „die Wilddiebe“ in: Lebensbilder aus Süd und Nord, aus alt und neuer Zeit, herausgegeben von F. Röſe.. Stuttgart 1844. Bd. I.

H.

## Die katholiſche Mühle.

Ihr wißt doch, daß ich als Büchſenſpanner beim Prinzen Adolph diente, ehe ich mit unſerer Gnädigen nach Carlsſtadt herüberkam. Der Prinz wohnte am liebſten auf ſeinen Gütern im Schwarzwald, weil die Jagd dort noch am beſten iſt, und da ich bei ihm einen großen Stand hatte, wurde ich immer mitgenommen und von allen Forſtbedienſteten in Ehren gehalten.

Beſonders genau lernte ich die umwohnenden würtembergiſchen Förſter kennen und darunter Einen mit Namen Rühs, zu dem ich das meiſte Zutrauen faßte, wiewohl er mir anfänglich nicht zuſagen wollte; denn er war ein ſteiler, ſteifer Mann, von einer langſamen Gemüthsart, und wenn er ſich bewegte, war es immer ein militäriſches Exercitium. Er war ſtreng, und die Bauern haßten ihn wie's bittere Leiden; ſie fürchteten den „dürren Peter“ aber noch mehr; und dürr war er, nichts als Knochen, Rock und Erfahrung. Aber ſonſt war er reſpectirt im ganzen Land, und wenn ſich die jungen vornehmen Herren den letzten Schliff zum vollkommenen Jäger geben wollten, ſo riſſen ſie ſich darum, ein paar Monate auf ſeiner Förſterei zuzubringen. Dieſe lag auch ſo bequem, nicht bloß für die Jagd, ſondern für alles Andere; man konnte da das Floßgeſchäſt verſtehen lernen und den Holzhandel mit den Fremden; man ſah die ſchönſten Anpflanzungen und die beſten Verſuche, kahle Platten wieder zu beſtocken; kurz alles Mögliche; und hatte dazu noch die Wilderei zu bekämpfen, ordentlich in einem kleinen fortwährenden Krieg.

Die Gegend liegt zunächſt am badiſchen Land und iſt arm oder reich, je nachdem man die Sache betrachtet. Der Grund und Boden, ſoweit er nicht herrſchaftlich iſt, gehört einem reichen Bauernadel, welcher ein Leben für ſich und unter ſich führt; die Häusler und Kleinbauern aber haben faſt Nichts und Zeit genug zu unnützen Dingen. Früher, ehe man etwas vom Zollverein wußte, waren ſie alle Schmuggler, die nur gelegentlich wilderten, wenn den nächtigen, leiſe auftretenden Geſellen auf dem einſamen Waldpfad ein Hirſch oder eine Sau über den Weg wechſelten.

Als aber der Schmuggel ſein geweiſ'tes Ende fand, da wurde Jung und Alt ausſchließlich zum Wilddieb. Das Volk dort herum iſt gar unruhig und mochte lieber im kühlen grünen Wald ein beſchwerlich Leben führen, als zu Hauſe ſitzen; ſo ein armer Häusler fühlte ſich dann auch wohler und freier und konnte dem reichen Bauern nicht länger neidiſch ſein um Aecker, Vieh und Weiden.

Manchmal mußte freilich Einer bluten, oder kam gar nicht mehr nach Hauſe; aber dann hatten ſeine Kameraden nur eine Wolluſt weiter in der Blutrache an Jäger und Zöllner. Abgelaſſen hat darum Keiner; wenn er auch Jahrelang im Zuchthaus ſchmachtete und dort ein Handwerk lernen mußte und endlich heimkehrte ins Dorf, um ehrlich zu leben: — des Abends, wenn der Mond aufging und von der Waldwieſe ein Rehruf klang, zog es ihn an die verroſtete Büchſe. Er nahm ſie von der Wand. Das Schloß ging hart und ſchwer. Sollteſt es doch ſchmieren, denkt er, und zärtlich, wie ſein Kind, putzt er die Waffe blank. Das glitzert ſo fein, das läßt ſich ſo ſchön! Huſch! ſchlüpft er durch die niedere Thür und ſchlupft in den Wald; was das ein luſtig Leben iſt! Da kommt das Reh — er legt an; ſein ſcharfes Auge ſieht zugleich den Jäger, der ihn ins Zuchthaus gebracht; er ruckt — der Grünrock wälzt ſich im Blute, und der Burſch treibt's wilder als zuvor.

Nicht als ob die Gegend darum unſicher wäre; es iſt nur ein Krieg zwiſchen Jäger und Wilddieb. Wer ohne Büchſe wandert, mag ruhig durch den dickſten Wald ziehen. Wo man ein ſteinernes Kreuz findet, zum Zeichen, daß hier ſchändlicher Friedbruch geübt ward, da iſt's halbumgeſtürzt, hohes Riedgras wächſ't über der Schuld, und Moos verhüllt den eingegrabenen Spruch.

Ja ſelbſt zwiſchen Jäger und Wilddieb hat ſich mitten in der Geſetzloſigkeit ein eigenes Recht gebildet, das Niemand kennt als die Betheiligten, weil es ſonſt gegen Niemand gewendet wird. Es beſteht eine Art langhergebrachten Abkommens, wenn man ſchießt, wenn man mordet, wer ſich rächen darf, und was gerächt werden muß. Der kleine Krieg mit all ſeinen Liſten und auch Grauſamkeiten lernt ſich von Vater an Sohn; die feinſten Kunſtgriffe vererben als Geheimlehre von Anführer an Anführer. Dawider läßt ſich nur wenig thun, weil der Bauer kein böſes Gewiſſen bei der Wilderei hat; denn ſein Kopf begreift einmal nicht, daß Wald und Weide nicht Allen frei und gemeinſam ſein ſollen.

Namentlich ſind es einige Thäler im badiſchen Hochwald, voran das Wolfsthal, wo die gefährlichſten Wilderer wohnen, die natürlich auch vor einem anders gefärbten Grenzpfahl keine Scheu haben und in anderen Herrſchaften ſtehlen, was ſie im Badiſchen nicht finden können.

In dieſem Thale liegen die Wohnungen zerſtreut, kleine Hütten, halb in den Berg gebaut zum Schutz gegen die Winterſtürme, mitten im Wieſengrün, zwiſchen kleinen Hecken und unordentlichen Zäunen; kaum ein Kirſchbaum oder ein verwehter Zwetſchgenbaum deuten auf Anbau, und auch vom Handwerk verſtehen die Bewohner nicht viel, obwohl ſie von Natur gar anſtellig zu künſtlicher Arbeit ſind.

Die Landesherrſchaften haben ſchon ganze Militär-Commando's in Wolfsthal gelegt; in jede Hütte einen Soldaten, dem der Bauer das Woher und Wohin ſagen mußte, der haftete, daß alle Bewohner zur Nachtzeit in der Hütte waren. Es half nichts! Kaum waren die Soldaten weg, ſo ließ der Vater die Schnitzbank, der Bub' die Schule, und der Vater zog in den Wald und lernte den Jungen locken und rufen, laden und ſchießen. Ohne Gewehr muß dann der fünfzehnjährige Knabe die Fährten von Menſchen und Wild abſpüren und ſchützt ſich, indem er ſich gerade ſo dumm ſtellt, als er ſchlau iſt.

Das Uebel wird dadurch noch ärger, daß die Jäger ſelbſt den Anordnungen der Herrſchaft nicht grün ſind; denn auch ihnen behagt die wilde Luſt, Gefahr und Kampf. Auch ſie freuen ſich auf den Sommer, wenn die Banden, ihrer ſechs oder ſieben unter einem Hauptmann, ausziehen, um Wildpret in die Bäder zu liefern; dann ſammeln ſich die Jäger desgleichen, und es geht los, wie es will und kann.

Flucht gilt nicht für eine Schande, Liſt und Betrug nicht für Unrecht; der Tapferſte iſt, wer jedes Handgemenge meidet, ſo wenig Zoll von ſeinem Leib als möglich der Büchſe zum Ziel giebt, ſo viele Geiſen und Böcke ſchießt, als er zu Geſicht bekommt, wer im Kampfe mit dem Einzelnen ſich wehrt wie ein Tiger, und wenn er von Mehreren überraſcht wird, ruhig die Waffe legt, trotzig vors Gericht und kaltblütig ins

Zuchthaus wandert, immer den klingenden Frühling im Sinn, der ihn wieder einmal im Walde ſieht.

Eigene Bräuche üben ſie bei Beſtattung der Todten. Iſt einer der Geſellen kalt, ſo ziehen ſich von beiden Seiten Jäger und Wilderer raſch zurück. Entweder ſchleppen die Bauern den Todten alsbald mit, denn ſie halten redlich zuſammen, ſchon aus Aberglauben und damit man an dem Todten nicht die Lebendigen erkenne; oder ſie holen ihn ſpäter, wenn ſie erſt an einem ſichern Ort die Gewehre verſteckt haben — und die Jäger laſſen es gern geſchehen.

Dann erfährt Niemand etwas weiter von dem Todten; ſie graben ein Grab im tiefſten Wald und decken ihn mit Heidekraut, Erde und Felſen. Einer ſpricht ein Ave — denn die im Bad'ner Land ſind viel katholiſch — und Alles iſt vergeſſen, bis ſie nach Hauſe kommen und der armen Seele noch ein paar Meſſen leſen laſſen.

Nicht Richter noch Schreiber ſind zu dieſen Ceremonien nöthig. Nur eins behalten ſie ewig: die Blutrache gegen den Jäger, der ihren Kameraden gefällt hat. Darum forſchen ſie ſo lange, bis ſie den Thäter kennen, und wenn dieſer auch gefällt wird, halten ſie es nicht für Mord. Sonſt aber ſcheuen ſie ſich, Einen unter ſich zu dulden, dem unſchuldig Blut an den Fingern klebt, weil dieſer dem ganzen Streifzug Unheil brächte.

Können die Wilderer aber ihren Bruder nicht finden und holen ſie ihn nicht zur Nachtzeit, ſo ſcharren ihn die Jäger ein. Was ſie bei dem Todten finden, wird dann ſorgfältig geſammelt und aufbewahrt, und wenn ein im Wolfsthal Vermißter in der Zeitung geleſen wird, packen ſie die ſieben Sachen zuſammen und geben ſie auf die badiſche Poſt, daß ſie an die Nachgelaſſenen gelangen.

Das iſt freilich nicht ganz in der Ordnung, ich geſtehe es, aber es vermeidet viel Ungelegenheit u. ſ. f. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß die Leichen und Unterſuchungskoſten der Gemeinde zufallen, auf deren Markung der Todte gefunden wird. Schießt nun der Förſter auf der Markung ſeines Wohnorts einen Wilddieb, und dieſer bleibt liegen, ſo geht der Jäger raſch heim und holt ein Roß. Sobald es aber dunkle Nacht iſt, packt er den Todten auf den Gaul und führt ihn zur Grenze. Iſt es nun ein badiſch Roß, ſo wird es ſeiner Laſt in Würtemberg ledig; iſt's ein würtembergiſch Pferd, erhält Baden den Leichnam zum Geſchenk. Dies hat aber ſo oft zu Streit und Unterſuchung geführt, bis die Jäger ſtill übereinkamen, den Wilderer da einzuſcharren, wo er liegt, die Herren aufm Gericht nicht weiter zu bemühen und um eines todten Wolfsthälers willen nicht dreißigmal vors Bezirksamt zu wandern.

Ich ſage euch, man könnte Tagelang erzählen, was Alles in dieſen Wäldern vorgeht; Ihr könnt es aber ſchon an dem Einen ſehen, was jetzt kommt.

Der unwirthlichſte Theil in dem Revier des Förſters

Rühs, wovon ich rede, iſt eine enge Thalſchlucht. Der Bach bricht wild zwiſchen den umhergewürfelten Felsblöcken durch, verſchwindet oft unter dem Geſtein, und man hört nur das Brauſen. Kein Erlenbuſch, nicht einmal die Weide mehr wächſ't in der Oede, nur die Ranken des Brombeerſtrauchs wuchern in den Spalten und breiten ſich hungrig und ſuchend über das weiche bräunliche Moos.

Von beiden Seiten erhebt ſich ſteiler immer ſteiler der Berg, voll Ginſter und Haiden und Stein. Kein Laut, kein Ton! Nicht einmal der Specht klopft im Tannenwald, der auf den Kuppen ſteht, kein Rehruf hallt von dem kleinen, heimlichen Grasplatz her, der wie verloren zwiſchen den Felſen liegt. Hinten baut ſich Kuppe über Kuppe: dunkler, ſchwarzer Wald; nur die Nebelwolken, die ſich wie vom Rocken am Berge abſpinnen, nur purpurne Lichtſtreifen zeigen, wo die Frühſonne hindringt. Das Haupt der höchſten Berge iſt wieder kahl, voll Trümmer und Schneeplätzen, unheimlich und ſchwer zu erklimmen. Auch wandelt nicht leicht ein Menſch darüber, denn es iſt nicht geheuer, und der Bauer ſcheut ſich vor „des Teufels Mühle“.

Nur gegen Norden fängt dieſe Schlucht an in das breitere Thal auszulaufen, daß man wohl ſchon die Glocken herüberklingen hört. Da tritt auch der Wald weiter, faſt bis ans Waſſer, herab; die Buchen mögen auch wieder im feuchteren Grund wachſen und umſchatten einen Raſenplatz, welcher etliche hundert Schritte im

Umfang haben mag. Das Bett des Baches iſt abgegraben und treibt rechts hingeleitet die Räder einer Mühle, welche halb in den Berg hineingebaut iſt, ſo daß man ſich hinten leicht zum erſten Stock einſchwingen könnte. Aber nur in dem kurzen Mühlgraben geht das Waſſer ſtill und tief; dann rauſcht es wieder luſtig im alten Bach unter dem Dickicht fort.

Links ziehen von allen Seiten glatte Fußpfade vom Berge herab und laufen bei einer Brücke von unbehauenen Tannenſtämmen zuſammen, die zur Mühle hin über den alten, faſt trockenen Waſſerlauf führt. Tiefe übergraſ'te Radſpuren zeigen, daß man, wenn auch nur ſelten und mit Noth und Mühe, doch das Korn zur Mühle fährt, wenn ſich ſchon ſchwer begreift, wie ein Wagen über Stein und Berg kommen ſoll, weil eine Krümmung der Schlucht den Blick ins weitere Thal verdeckt.

Auch hier war es aber noch lautlos ſtill. Das Mühlwerk ſtand; der Tag konnte kaum angebrochen ſein. Wenn auch die Sonne um die Gipfel ſpielte und der Tannenduft, der ſich des Morgens ergießt, die Lüfte füllte, ſo blieb es unten noch düſter und kalt.

Dennoch war ſchon ein junger Jägersmann auf den Beinen und ſuchte ſich gegenüber der Mühle mit Hülfe der Sträucher auf einen Felsblock zu ſchwingen, von wo er Alles im Auge haben könnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

Wer ihn ſo im Mooſe liegen ſah, verdeckt durch

Geſtrüpp und Farrenkräuter, wie er ſpähend die verwegenen braunen Augen von Buſch zu Buſch rollen ließ und weiter über den gelben Ginſter hinaus tief hinein in den Tannenwald hinter der Mühle, der hätte Wunder gemeint: die ganzen Franzoſen wären über den Schwarzwald gekommen und ſtünden einem Vorpoſten gegenüber.

Am längſten aber verweilte ſein Auge auf der Mühle, bis endlich der helle Schein ſich von den Bergen auch auf Dach und Räder niederſenkte und es unten lebendig wurde.

Ein Mädchen trat heraus; der Morgenwind wehte ihr friſch entgegen, daß ſie raſch mit der Hand nach der Haube fuhr, die geſchmückt mit Flitter und Glasperlen wie ein Krönlein um die Stirn lag und die blonden Haare zuſammenhielt. Der kurze gefältelte Rock, ſchwarz mit handbreitem, hochrothem Saum, die weiße Schürze und Fürtuch, die hohen blauen Strümpfe mit weißem Zwickel paßten nicht in die Gegend, die andere Sitte und Trachten hat.

Sie ſchaute zuerſt lange nach der Brücke hin; ſie wartete, — wandte ſich aber dann raſch zu dem klaren Brunn, welcher gerade vor der Mühle hervorſtrömt und, durch eine kurze Röhre gefaßt, den hölzernen Trog füllt und die ſaftigen Butterblumen ringsherum tränkt.

Schnell wuſch ſich Anna Marie, oder wie man dort ſagt: „die Ammrey“, die Augen hell und die Stirne kühl, die weißer war als die Kirſchblüthen, die über ihr hingen, und weißer als der Hollunderbluſt im Gärtchen.

Ein verwittertes Muttergottesbild ſtand zunächſt am Quell; zu dem betete ſie unaufmerkſam, immer nach dem Walde ſchauend, ein Ave und ging dann ruhig auf den Stall zu, wo die Kühe in der leeren Krippe ſchnoberten. Wie ſie ſo ging, ſang ſie vor ſich hin:

Der Graf aufm Schloß
Und der Jäger in der Höh'
Sind ſchön wie der Maien
Und falſch wie der Schnee!

Ei was du ſingſt! rief ihr der Jäger herüber, der ſich jetzt ganz ſorglos aufrichtete und näher kam. Er riß ein Paar Blumen ab und warf ſie im Gehen über die Brücke; — ei, wie ſingſt du ſo ſchön, Ammrey!

Ha ja! entgegnete das Mädchen von ferne, ich dächte wohl ſchön genug für Specht und Guckuck.

Denn eben rief der Guckuck. Der Jäger horchte ſcharf hin und eilte fort. Guten Morgen! rief er ſchon leiſe am Bach hinauf; Gott behüt'! antwortete ſie ſo leiſe, daß er es nicht mehr hören konnte. Aber ſie blickte ihm nach, wie er über die Felsblöcke ſprang und ſich nicht umſchaute. Er hätte ſonſt auch noch einen Mann in der Mühlluke ſehen müſſen, der raſch zurückfuhr, als er den Weg, den der Jäger einſchlug, erkundet hatte. Sie bemerkte den Späher wohl, that aber nicht desgleichen, ſondern trillerte weiter:

Und weiß ich, daß der Mai nicht bleibt,
Ich lieb' ihn halt ſo ſehr;

Und kommt der Schnee und geht der Schnee,
So ſing' ich nimmer mehr.

Der Jäger eilte am Bache hin, der Gegend zu, von wo der Guckuck rief, und dachte nicht an den Lärm, den das nachſtürzende Geröll machte; denn das Rauſchen übertäubte denſelben mitſammt den feſten Schritten. Nur hielt er ſich ſtets an der rechten Seite und ging ſo nahe als möglich unter dem überhängenden Bachufer hin, um vom Walde aus, der immer noch ziemlich weit herunterlief, nicht geſehen zu werden.

Zuletzt hörte jeder Weg auf; er ſprang von Fels zu Fels, nahm aber doch einmal den Ablauf zu kurz und hing einige Fuß über dem Waſſer nur noch in alten Wurzeln, die im Felſen ſteckten aus der Zeit, da ihn der Schneegang von der Höhe herabgeriſſen. Ei ſo ſoll dich doch! murmelte er vor ſich hin, da ſein Fuß in dem glatten Geſtein keinen Halt finden konnte und die morſchen Wurzeln unter ſeinen Händen wichen, daß ihm das kalte Bad gewiß war. Und Ihr lacht auch noch, rief er faſt ärgerlich, als ein ſtilles, heiſeres Gelächter an ſein Ohr ſchlug. Aber ſchon griff ein ungewöhnlich langer Arm von oben herab, faßte ihn am Rockkragen und hob ihn, faſt ohne ſein Zuthun, mit Einem Ruck empor.

Jugend hat keine Tugend; es bleibt ewig wahr, ſagte der Retter mit einer ſchönen tiefen Stimme, nur daß er jedes Wort herzählte wie ein einzelnes Geldſtück. Der Herr Otto rennt über Stock und Stein, wie ein

Füllen; von der Mühle an mußt' ich es traben hören. Wenn's ſo laut hergeht, ſo läuft ja ein Fuchs noch weg, wenn er nur Einen Lauf hat. Wie oft ſoll ich's dem Herrn Otto noch ſagen, daß er vorſichtig ſein muß, wenn er an dieſem verdammten Mühlbach aufwärts rennt; abwärts kann er traben wie ein Pferd; aber aufwärts! — nein; wer oben im Thal ſteht, hört das Kommen ſo laut und deutlich, als wären die Steinblöcke lauter Saiten, an denen der Ton hinaufläuft.

Nein, nein, Herr von Eyach; wenn der Herr ſo viel Lärm macht im Wald, ſo muß er zum wenigſten den grünen Rock ausziehen, oder man ſingt ihm in acht Tagen: „Nun ruhen ſeine Todtenbeine“. — Dabei ſperrte er den weiten Mund auf, zog die ledernen Backen in tauſend Fältchen zurück und ließ das Geſicht zwiſchen Dummheit und Schlauheit; doch ſalutirte er zugleich und griff an die Mütze, denn zu viel wollte er doch auch nicht geſagt haben.

Meint man doch, man ſei unter den Türken und nicht mehr in einem Lande, wo das Geſetz gilt, wenn man Euch hört, Rühs; wo in aller Welt ſchießt man denn bei Tag auf einen Jäger in des Königs Rock? antwortete etwas erhitzt der junge Mann, indem er das Blut von der Hand wiſchte, die aufgeritzt war. Und Ihr könnt auch nicht fliegen und nicht, ohne daß man's hört, von dort hier herüberkommen — damit deutete er auf die Stelle, wo er abgeſprungen war, wohl acht Fuß von der Spalte, in der ſie kauerten — und da, wo die Blöcke im Winkel zuſammenlaufen, iſt doch wahrhaftig Alles ſo glatt und ſteil, daß man nicht hinüber und herüber kann.

Der alte Förſter ſchaute verwundert dem Herrn Otto ins Geſicht, hob ſich in die Höhe, ſah ringsum, ob ihn kein fremdes Auge bemerke, murmelte dann: Die Hunde von Wilddieben ſind doch fort ſeit dem Lärmen, warf die ſchwere Büchſe auf die Schulter zurück und ſtand mit Einem Schwung da, wohin zu kommen der Andere für unmöglich erklärt hatte.

Ohne Geräuſch, ſicher und feſt wie ein Steinbild ſchritt er nach dem Ort, wo der Jüngling ſeinen Anlauf genommen hatte; da ſetzte auch er ab und ſchnellte ſich neben ſeinen Gefährten auf dieſelbe Stelle, wo er kaum geſtanden. Sein Geſicht, das ehern geworden war, lief wieder in ſeine tauſend Falten auseinander, und ohne Athem zu ſuchen, als wäre er ſeither nur mit Einem Gedanken beſchäftigt geweſen, fuhr er fort:

Ja, ärger als bei den Türken! Der Herr Otto kommt vom Unterland; dort freilich zeigt man das Geweih von einem Zwölfender fürs Geld, dort trägt man die Vogelflinte und fängt Haſen und Spatzen in Schlingen. Dort thut man auch dem Wilddieb nichts; höchſtens ein Paar Schrote in die Waden; dort braucht der Jäger auch keine Angſt zu haben, denn ſo umſonſt ſchießt auch der Wilddieb nicht.

Geſetz! — Schönes Geſetz, das! — Ziehe der Herr Otto den grünen Rock aus, ſtelle er die Flinte in Kaſten, ſo kann er ruhig durch den Schwarzwald ziehen, bei Tag und Nacht, wie in Abraham's Schooß.

Ein ander Geſetz aber iſt's mit dem Jäger und mit dem Wilderer. Was Sau iſt und was Hirſch iſt, was fliegt und im grünen Rock ſtolziert, das gehört dem Wilderer; was Sau iſt und was Hirſch iſt, was fliegt und nicht des Königs Rock trägt, das gehört dem Jäger. Und wenn Einer kalt wird, dem ſingen die Kinder nicht am Grabe, dem hält kein Pfarrer die Rede: man ſcharrt ihn nur ſo ein; und wenn's ein Jäger iſt, thut man drei Schuß; iſt's ein Wilddieb, den graben die Kameraden ein, und der Pfaff unten im Badner Land leiert ihm eine Meſſe für einen Rehziemer und einen neuen Kerzenſtock. Und für jeden Jäger fällt ein Wildrer und für jeden Wildrer ein Schütz!

Gerade dort — er deutete auf einen überwachſenen Fleck am Ufer — gerade dort unter dem Ginſter liegt auch Einer, den Niemand findet, als unſer Herrgott am jüngſten Gericht! — Unwillkürlich griff der Jüngling nach ſeiner Vogelflinte. — Er thut nichts Böſes mehr und nichts Gutes, ſagte der Förſter, nichts Böſes und nichts Gutes, wiederholte er ernſt. Man rief ihn „Maurerkarle“, und war er von den Schlimmſten; und doch wollte ich, ich hätte ihn nicht geſchoſſen. Er bittelte und bettelte ſo um der Gotts Willen und fiel ins Knie; ich wollte ſchon abſetzen; Puff! da knallt's von der andern Seite nach mir und die Rehpoſten prazzeln um mich her; da hat's mich angefaßt, ſo bitterbös, und der Kerl mußte mir kalt ſein.

Es iſt wohl zwanzig Jahre her, und doch: ich konnt' oft und viel darüber nicht Schlaf finden. Er hat mich ſo gräßlich bedroht, daß er mir noch erſcheinen wolle vor dem ſeligen End', wenn ich ſchöſſe. Und es iſt nicht ſauber. Ja, Herr Otto: in die Kirche komm' ich gerade nicht viel; aber man lernt es im Wald: wen der Herrgott ſoll ſchützen, deß Hand muß rein ſein von ungerechtem Blut. Denn der Otter frißt den Fiſch und den Otter ſchießt der Schütz und den Schütz holt der Tod. Eins ums Andere. Wie oft denk' ich nicht in meinem Sinn: du willſt keinen weiter kalt machen, Förſter! Aber wenn ſie ſo die Gais in der Milch und die Vögel in der Heckzeit wegſchießen, ſo thut mir's im Herzen weh, und wenn ſo ein Kerl vor mir ſteht, ſo muß ich Blut ſehen.

Doch er liegt wohl; ich habe in des Königs Namen geſchoſſen! — machte ſich der Förſter die Laſt leicht und ſah ſeinen Begleiter um Zuſtimmung an; allein dieſer antwortete nur kurz: Meine Hände ſind rein.

Das war dem Alten nicht recht; er wurde ſtill; er klopfte am Büchſenſchloß, ſchnallte den Leibriemen feſter und ſah vor ſich hin.

Schwatzen wir da wie die alten Weiber Langes und Breites, fing er endlich wieder an, und vergeſſen ganz, daß der Eber im Grenzthal abgeſpürt werden muß, und doch ſcheint die Sonne ſchon im Waſſerſpiegel. Wir müſſen aber zuvor auf die Glashütte; da wird's ſchon vier, fünf Uhr, ehe wir nur ans Abſpüren kommen. — Doch, daß ich es nicht vergeſſe, was hat denn der Herr Otto bei der Mühle geſehen? fragte er endlich; iſt der Herr hübſch vorſichtig geweſen und hübſch umſichtig, wie's der vollkommene Jäger lernen ſoll?

Ich ging durch den ſchwarzen Winkel und ſah nach den Tauben, antwortete der junge Jägersmann; dann ſchlich ich durch den alten Schlag auf den großen Stein bei der Mühle, es war noch Alles leer und ſtill; die Räder ſtanden, und kein Menſch ließ ſich blicken. — Otto wandte ſich um, als horchte er auf etwas, um den ſpähenden Blicken des Förſters zu entgehen, auf die Frage aber: Und hinter der Mühle? — antwortete er leicht hin, indem er ſich zum Gehen anſchickte: Ueberall ganzer Thau, den kein Vogel geſtreift hat.

Ja! rief der Alte, man findet nie etwas, als könnte das katholiſche Pack nur auch durch die Luft fliegen. — Er hielt inne und griff mit der Hand an den Kappenſchild empor: Weiß wohl, der Herr Vater ſind auch katholiſch und der Herr Otto auch, aber nicht ſo katholiſch; — allen Reſpect! — Aber, wie geſagt, das katholiſche — die katholiſche Mühle iſt mir ein Dorn im Auge, ſo lange ich lebe. Seit hundert Jahren hat dieſelbe Sippſchaft das Haus, und Jeder iſt ein ärgerer Wilddieb geweſen, als ſein Vater. Der Jetzige treibt's an die dreißig Jahr; und es iſt, als hätte er mit dem

Teufel einen Pact, denn nie wird er geſchoſſen, und doch ſchwört er und flucht im Haus, daß es gewiß ſchon lange verbrannt wäre, thäte die Ammrey nicht ebenſo viel beten, als er donnerwettert.

Und immer iſt dort das Hauptquartier von den Wolfsthälern, von dieſen katholiſchen — von dieſen Hauptwilddieben, und ſeit ſie wiſſen, daß ich ihnen den Weg abſpüre und nachzähle, wie viel in der Mühle ſind, waten ſie von hier oben herab lieber im Waſſer, nur daß ſich die Spur verwiſcht. Aber warte! der Förſter iſt doch auch noch da! —

Er wanderte dem Jüngling nun rüſtig voraus, vorſichtig wie ein Fuchs, lauſchend und ſchauend, während er ihm alle Schliche der Wilddiebe erzählte und allerlei gute Lehren dagegen an die Hand gab, die ſichtlich nicht auf ſchlechten Boden fielen, denn je eifriger er ſchwatzte, um ſo eifriger hörte dieſer zu.

Mitten in einem Satze aber blieb der Alte ſtehen und betrachtete aufmerkſam einen großen rothen Sandſteinblock, der einſam und vom Waſſer abgeſchliffen zwiſchen den Graniten lag.

Ob der Teufel nicht dumm iſt, Herr Otto! wandte er ſich endlich zu ſeinem Begleiter zurück, welcher nicht wußte, was den Alten aufhielt, ſich ſchußfertig machte und hinter den Felſen duckte.

Nicht jetzt! grinſ'te der Alte; aber bleibe der Herr Otto nur, wie er iſt; ich will's ihn ſchon lehren, daß er von den erſten Jägern werden ſoll.

Damit ſtellte er ſich ſelbſt ſo, daß er vom Berge aus nicht geſehen werden konnte, und begann mit großer Langſamkeit: Sieht der Herr Otto die Streifen im rothen Stein? Iſt der Teufel nicht dumm? Das nenn' ich mir eine Spur, eine Capitalſpur; die dummen Teufel wiſſen noch nicht, daß man die Schuhnägel im Sandſtein ſieht, und treten ſo feſt auf, als wär's Granit. — Der Herr Otto wird bald ſo ein Paar Wilddiebe ſehen, denn dieſer da iſt aufwärts gerannt. 's hat ihm preſſirt, denn er iſt ausgerutſcht. — Dort hinten, wo die Schlucht ſchließt, rückt der Tannenwald wieder ans Waſſer; da kommen ſie herunter und gehen im Bach zur Mühle und wieder zurück. — Und die Spur iſt noch friſch; wär' ſchon ein Thau darüber, ſo wären die Streifen nicht ſo weiß. Jetzt gilt's, Herr Otto; jetzt muß ich den Obermann machen.

Vorſichtig ging er vorwärts, und freudig folgte der Junge mitten im Bach, durch die ſteilen Ufer gedeckt.

Der Herr Otto muß beim Waten ſeinen Fuß aus dem Waſſer ziehen, gerade bis an die Sohle, aber nicht höher, ſonſt tröpfelt's, raunte ihm der Förſter zu, und fort ging's, bis der hohe Tannenwald wieder ganz nahe am Waſſer begann.

Das ſteht wie ein Dom, ſo hundertjährige Tannen und wohl ſechzig Fuß hoch, bis nur die Krone anfängt, und auf dem Boden iſt's ſauber und glatt, wie in der Kirche. Kein Strauch hindert den Fuß, weiches Moos und grüne Heidelbeeren decken den Boden, nur die Stechpalme geſellt ſich zu den ſtolzen Bäumen. Purpurne Lichter funkeln um die Stämme; es wird gar geheim in der würzigen ſtillen Mittagswärme; auch die Wipfel rauſchen nicht mehr.

Der Alte trat hier aus dem Waſſer, ſchlüpfte hinter einen Felſen mitten in die Farrenkräuter, bedeutete Otto daſſelbe zu thun, und als er ringsum geſpäht hatte, ſetzte er ſich, legte die Flinte über die Knie und langte ein großes Stück Speck und Kartoffelbrod aus der Taſche. Das Beſttheil ſchnitt er für ſeinen Begleiter ab, der die rauhe Koſt nicht verſchmähte.

Der Herr Otto legt das Gewehr zu weit von ſich weg, murmelte Rühs kauend und ſich dehnend; der vollkommene Jäger thut das nie; und der Herr Vater hat es mir ſo auf die Seele gebunden, daß ich den jungen Herrn in aller Kunſt ſoll unterrichten; — aber auch der Herr Vater waren immer zu heißblütig; — freilich, es ſind jetzt an die vierzig Jahr, daß der jung war, und drunten auf dem Schloß am Neckar giebt's wohl nicht mehr viel, was ihm das Blut heiß macht.

Otto lachte hell auf, aber die breite knöcherne Hand des Jägers deckte ihm raſch den Mund: Scht! Scht! Und dieſer hatte Recht; ein heller Rehruf klang von dem Berge her, welcher jenſeits des Baches und ihres Lagers emporſtieg.

Der Alte kaute ruhig zu Ende, warf ſich auf den Bauch und kroch dann an die Ecke des Felſens vor, hinter welchem ſie ſaßen. Die Erfahrung leitete ſein

Auge alsbald nach einem friſchgrünen Wiesfleck. Die Glocken des rothen Fingerhuts glühten und ſchimmerten herüber aus dem Kraut, das mannshoch aufgeſproßt war und ein treffliches Verſteck für den Bauer abgab, welcher dazwiſchen ſtand, und von welchem Otto, der dem Alten nachrutſchte, nur den linken Arm ſehen konnte, in einer Entfernung, wie weit gerade noch eine gute Büchſe trägt.

Hm, hm, ſagte der Förſter, indem er den Hahn leiſe aufzog; ſeit wann braucht man denn die linke Hand, um den Rehruf zu führen? Herr Otto, es iſt nicht gut, wenn man nur ſo ein kleines Stück, wie einen Arm, mit der Büchſe nimmt; man muß immer das Mittel nehmen, ſonſt iſt's gefehlt; es iſt nicht wie mit den Schroten; die Kugel macht nur Ein Loch oder kein Loch. Es iſt gewiß wahr, Herr Otto. — Da kam der Rücken des Wilderers zum Vorſchein; der graue Kittel gab ein gutes Ziel, und ehe Otto es, wie er verſuchte, hindern konnte, knallte die Büchſe, ein langer Burſche that einen Schrei, machte einen hohen Sprung im Kraut und fiel.

Was iſt's? wandte ſich der Alte um, welcher glaubte, der Jüngling habe ihm wegen einer näheren Gefahr ans Gewehr gegriffen. Es hat ihn ſchon! —

Oben aus dem Walde ſprangen vier Geſellen, faßten den Gefallenen und ſchleppten ihn eilig fort.

Schuß und gefloſſenes Blut hatten Otto umgewandelt. Er, der ſoeben den Förſter am Schießen hindern wollte, fuhr jetzt ſelbſt glühend empor und knallte nach dem Haufen, der dem Walde zudrängte. Natürlich zerſtäubten die Schrotkörner der leichten Flinte auf der halben Zielweite. Der Alte lachte: Es iſt nichts mit ſo leichten Dingern! Von Morgen ab muß der Herr Otto immer die Büchſe tragen, und dann immer nur mitten auf den Leib gehalten!

Aber was thun wir jetzt? fragte Otto, indem er das Beiſpiel des Alten befolgte und ſein Gewehr friſch lud.

Nichts! — Wir laſſen ſie ihn forttragen, antwortete Rühs, legte die Büchſe wieder in den Schooß und fuhr ſtill in ſeinem vorhin unterbrochenen Mahl fort, bis er damit zu Ende war und aufſtand. Der Herr Otto hat ein zu unruhiges Blut, ſagte er zu dem Jüngling, deſſen Pulſe hörbar klopften, zu heiß für dieſe Gegend. — Ich will jetzt noch ſehen, wohin ich den Kerl geſchoſſen habe; es will mir nicht recht ſcheinen; — aber der Herr Otto bleibt da; müßt' ich mich doch zu Tod ſchämen, wenn ihm etwas geſchähe. — Nein, nein! fuhr er fort, als der Jüngling doch Miene machte, zu folgen: es geht nicht und darf nicht ſein; ich könnte ja nicht mehr vor den Herrn Vater treten, wenn ich ſeinen Augapfel unnütz in Gefahr brächte. Der Herr Otto bleibt hier, wo er iſt, und hält die Augen offen; 's wird nöthig ſein.

Der Jüngling blieb ſtehen, an die Ecke des Felſens gelehnt, und ſah erſt dem Alten nach, der mit einigen

Sätzen über dem Bach war und bald oben mitten unter den glühendrothen Blüthen emſig und lange ſuchte. Dann überließ er ſich ſeinen Gedanken und kämpfte halb zwiſchen Schlaf und Träumen, als es plötzlich ſchleichend um die Ecke bog, an welcher er lehnte, und ein junger Bauer, Gewehr im Arm, vor im ſtand. Jedem von Beiden kam der Andere unerwartet; ihre Augen wurzelten in einander. Aber ſchon hatte Otto den Bauer um den Leib gefaßt, denn das Gewehr zu brauchen war keine Zeit; ſchon wälzten ſie ſich am Boden zwiſchen Tannen und Moos, Jeder bemüht, das Meſſer zu ziehen, kräftig und gelenk wie zwei kämpfende Schlangen. Der Wildrer war ſtärker und preßte Otto ſo feſt an ſich, daß ihm das Blut wild zum Gehirn ſtrömte, als ſollte es zerſpringen; doch erſah ſich der Jüngling eines Vortheils und ſtieß endlich dem Bauer den Kopf an eine hervorragende ſtarke Wurzel, daß dieſer betäubt nachließ und Otto das Meſſer löſen konnte.

Keiner von Beiden hatte ein Wort geſprochen! trotzig und mit giftigem, aber feſtem Blick wollte der Burſche den Stoß empfangen, als eine eiſerne Hand Otto's Arm von hinten ſo feſt umklammerte, daß er weder den Wilderer erſtechen, noch dem Andern, wie er verſuchte, das Meſſer in den Leib rennen konnte.

Um der Gotts Willen! — Der Herr Otto kämpft mit dem Teufel ſelbſt; es iſt ja der Maurerkarle, der unter dem Ginſter liegt! ſchrie der Förſter, Otto immer krampfhafter haltend.

Der Augenblick war aber nicht, um den jungen Edelmann mit dem Teufel zu ſchrecken. Narr! er hat Fleiſch und Blut! Laß fahren! ſchrie er ergrimmt auf, ohne ſeine Beute aus den Augen zu laſſen. Doch ſchien er ſich plötzlich eines Andern zu beſinnen; denn er zog das Knie, welches er dem Bauer auf die Bruſt geſetzt, zurück und ſprang raſch empor: Du kannſt gehen! ſagte er zu dem verblüfften Burſchen.

Der Alte trat erſt einige Schritte furchtſam zurück, und Otto ſah eine grenzenloſe Angſt in ſeinen Zügen. Doch faßte der Förſter endlich den Bauern am Kittel, wie wenn er ſich vergewiſſern wollte, daß Fleiſch und Blut darin ſtecke. Als er aber die feſten derben Knochen ſpürte, lief das angeſpannte Geſicht wieder auseinander, und aufathmend, als wäre ihm ein Stein vom Herzen, ſagte er zu ſeinem Begleiter, indem er dem Bauern das Meſſer abnahm: 's iſt ſchon gut, Herr Otto, es iſt mir auch recht, wenn er frei wird; aber unvorſichtig muß man darum doch nicht ſein; den Stachel muß man der Hummel nehmen.

Der Bauer ließ willig Alles mit ſich geſchehen und putzte ſich die Tannennadeln aus dem Haar, ohne eine Miene zu verziehen; dann wandte er ſich endlich zu dem Alten und ſagte hämiſch: Ich danke, danke und will's behalten; des Maurerkarle's Aelteſter vergißt Euch nichts.

Damit ſchickte er ſich an zu gehen, indem er über die Achſel nach Otto zurückſah: Ihr und ich haben uns nichts zu danken und nichts zu vergeben, ſagte er, und ſein junges, aber zerrüttetes Angeſicht war nur bitterer Haß, daß ſich Otto verachtend und wortlos abwandte, um ſein Gewehr aufzuheben, welches noch am Boden lag.

Aber ſo leichten Kaufs ſollte der Burſche jetzt nicht mehr fortkommen, denn der Rühs hatte ſeine Sinne wieder bei einander. — So! — ſagte er, ſo! — Du biſt nur der Sohn; — ja, ja; du ſiehſt dem Schlingel gleich; der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Ja wahrhaftig — dabei faßte er ihn wieder beim Kittel — du biſt ein junges Blut. Du könnteſt dich noch beſſern, du — Auf will ich von Sünden ſtehen und zu meinem Vater gehen, — ſo heißt's im alten Geſangbuch. Du ſollteſt dich ſchämen, du! —

Der Bauer ſah recht demüthig aus, daß dem Alten ſogar noch ein freigebiger Gedanke kam, was ſonſt eben ſeine Sache nicht war. — Da, da! — er zog einen halben Gulden heraus und drückte ihn dem Bauer in die Hand; nimm's nur, es iſt kein Sündengeld; beſſre dich, denn wenn du mir wieder ins Revier kommſt, hernach —

Mit einer Drohung ließ er den Burſchen endlich los, der wehmüthig nach ſeiner guten Flinte ſah, die von vorhin noch am Boden lag, und über welche ſich der Förſter geſtellt hatte.

Langſam ging der Bauer unter den Tannen fort. Kaum aber war er hundert Schritte empor geſtiegen, da gellt's im Berg; er ſchaute um, ob ihm die Bäume den Rücken deckten, trat noch einmal hervor, daß ihn die Beiden ſehen mußten, warf ihnen das Geldſtück zurück und lief wie ein Reh dem Dickicht zu.

Dacht' ich es doch, die Hunde! fuhr der Alte auf; er hat keine Ruh als mit dem Blei im Leib. Damit zog er die Büchſe empor, um nachzuſchießen, aber Otto fuhr ihm dazwiſchen: Seid Ihr verrückt, Rühs? Erſt ſeid Ihr weichherzig, wie ein altes Weib, und nun wollt Ihr unnütz Blut vergießen!

Verlegen griff der Alte an den Kappenſchild. Verzeihen der Herr Otto; bin ich doch erſchrocken, wie in meinem Leben nicht. Ich habe geglaubt, der Maurerkarle ſei aus dem Grab gekommen, ſo ähnlich ſieht der Bub dem Vater. — Man wird eben auch alt und ſieht nicht immer gut, ſetzte er hinzu, wandte aber plötzlich das Geſpräch: Aber was hat denn der Herr Otto mit dem Kerl; der hat ja einen gottloſen Haß; ich wollte, ich hätte zugeſchoſſen, denn ſo ein Bauer iſt rachſüchtig wie ein Schäferhund! — —

Oder hat der Herr Otto etwas mit der Ammrey in der Mühle? —

In der Mühle, wie ſo? fragte Otto glühend über und über.

Nu, nu, ich meine gerade nichts Böſes, antwortete der Förſter; ich dachte nur, es wäre möglich; dann könnte ich mir den Haß erklären. Es iſt wahr, die Ammrey iſt eine ſtattliche Perſon, und die Maurerkarle ſind mit der ganzen katholiſchen Sippſchaft verwandt! —

Und Ihr meint, der Kerl ſei in das Mädchen verliebt? ſagte der Jüngling ſo, als ob dies unmöglich wäre.

Und warum nicht? Sie iſt eine ſchöne Dirn und er ein ſauberer Burſch; wenn er gerade nicht am Wildern iſt, kann es ein rechter Bauer ſein; denn es kommt nicht bei Allen, daß ſie aus Armuth wilddieben. — Freilich, die Ammrey iſt ſo ſtolz wie eine Gräfin! — Er holte Athem und beſann ſich; endlich wagte er es aber doch und ſagte: Ich möchte dem jungen Herrn keinen Spaß verderben; aber mit der Ammrey iſt's gefährlich; der Herr Otto kann's im Thal unten bequemer haben; für ſo eine Kleinigkeit ſetzt man zu viel ein, wenn man's Leben einſetzt —

Ich habe aber keinen Spaß mit der Ammrey! ſagte der Jüngling ärgerlich.

So, ſo! ja dann iſt es anders entgegnete Rühs, und ließ Otto ſtehen, um zuerſt das Geldſtück wieder zu ſuchen. Doch murmelte er vor ſich hin: Art läßt nicht von Art; ſein Vater war ebenſo auf die Mädchen; der Rühs muß aber doch zuſehen, daß es keine Dummheiten giebt; da käme ich ſchön an.

Aber auch von ſeinem Geldſuchen wurde der Förſter durch eine Fußſpur abgezogen, welche ſich in einem Buſch von Riedgras abgedrückt hatte, der einzeln zwiſchen dem Moos ſtand.

Wolfsthäler! ſagte Rühs und ſchaute den Jüngling an, der ihm langſam gefolgt war.

Wie ſo Wolfsthäler? antwortete dieſer; Menſchentritt iſt Menſchentritt, und ein großer Tritt iſt es obenan.

Indeſſen war der Förſter niedergekniet und rief: Menſchentritt ſei Menſchentritt? Hör' Einer! Sage der Herr Otto lieber, ich ſehe gerade ſo aus, wie er. Sieht der Herr Otto nicht, wie das Gras auf dem Umkreis von der Spur faſt durchgeſchnitten iſt? Trete der junge Herr auch einmal auf einen ähnlichen Buſch, der dort links an der Seite ſteht.

Der Jüngling that ſo; das Gras war zwar zuſammengetreten, aber nicht durchgeſchnitten. Das kommt, lachte der Alte, weil die Wolfsthäler Nägel an den Schuhen tragen, die noch an der Sohle herauflaufen. Eiſen ſchneidet den Halm, Leder nicht.

Immer aufmerkſamer betrachtete er die Spur, immer wüthender wurde ſein Geſicht. Und wüßte ich nicht, daß er im Zuchthaus ſäße, es könnte kein Andrer ſein, als er, denn Keiner hat ſo große Füße, murmelte er vor ſich hin und zog einen Lederriemen mit Linien und Zollzeichen aus der Taſche. Er begann nun ſorgfältig zu meſſen und rief endlich leidenſchaftlich: Der Basler!

Was iſt Basler! fragte der Jüngling.

Werd' es dem Herrn morgen ſagen, morgen, ſprach der Alte ausweichend und unterſuchte noch eine zweite Spur in der weichen Holzerde unter einem Tannenbaum, in welcher die einzelnen Schuhnägel abgedruckt waren. Mitten im Ballen war ein Kreuz von Nägelſpuren: Hat der Hund die nämlichen Schuhe nicht abgelaufen in zwei Jahr Zuchthaus! — So, ſo — alſo der Basler wieder da! — Nun aber, Herr Otto, wollen wir den Weg unter die Füße nehmen, daß wir bald in die Glashütte kommen und dann noch bei Zeiten in das Grenzthal zu unſerer Sau.

Auf dem Weg zur Glashütte und wieder zurück war der Förſter wortkarg, und dem Jüngling ging Mehreres durch den Kopf; ſtillſchweigend ſtiegen ſie in das Grenzthal herunter und ſpürten die Fährte ab. Sie waren jetzt wieder in der Nähe der Mühle, denn nur ein ſchmaler, wenn auch hoher Bergrücken liegt zwiſchen dem Mühlthal und Grenzthal, wo der unregelmäßige Lauf eines kleinen Baches die beiden Länder ſcheidet. Man kann hier ſchon ins Hauptthal offen und weit hinabſehen, und vorn, da wo die ſchwarz und rothen und gelb und rothen Wappenpfähle wenige Schritte auseinanderſtehen, erhebt ſich zwiſchen inne der ſchönſte Buchbaum weit und breit. Sieben Buchen ſchlank und goldengrün im Laub ſchwingen ſich aus Einem Stamm, ein Ruheplatz für alle Wanderer, den Bauern in der Gegend wohl bekannt, weil alljährlich um Johanni im hellen Sonnenſchein der badiſche und würtembergiſche Oberförſter hier zuſammentreten und Rugtag halten über alle kleinen Frevel der Bauern und Streitigkeiten der Jäger, welche ſich nur gemeinſchaftlich aburtheilen laſſen.

Es war ſchon gegen Abend, als ſie an die ſieben Buchen vorkamen; die Thäler lagen bereits im Schatten, und der Mond ſtand wie eine weiße Flocke hoch am dunkelblauen Himmel.

Sie ſetzten ſich nun endlich, einmal zu ruhen, und ſprachen der Feldflaſche zu, die ſie ſich in der Glashütte vorſorglich hatten neu füllen laſſen. Mit dem Trunk kehrte dem Förſter auch die Sprache wieder: Ich glaube doch nicht, daß ich bald ſterben muß, begann er, wenn ich ſchon den Maurerkarle wieder geſehen habe; — doch iſt es nicht ſauber. Hm, Hm! — Wir ſind freilich allzumal ſterblich, aber doch iſt es auch ſchön im Wald. Wie's Gott fügt; — ich glaub' aber wirklich nicht. Ja, wenn ich den Burſchen hätte erſtechen laſſen, dann; aber ſo glaube ich es nicht. Freilich, die Jungen wollen auch leben, und jung bin ich gerade nicht; und doch iſt es ſo eine Sache mit dem Sterben, gnädiger Herr; ich weiß nicht, ob es im Himmel Tannen giebt und Büchſen und Hirſch', und wenn das nicht iſt, ſo weiß ich nicht, Gott helf' mir, was ich darin thun ſoll; denn das Wohlleben und Faulenzen thäte mich auch im Himmel bald hin machen. Iſt's nicht ſo, Herr Otto?

Dem Jüngling aber war es gar nicht darum, auszumachen, wie es im Himmel ausſieht, er ſchaute einmal über das andere auf die Uhr, und da es ſchon auf Sieben ging, ſagte er abweiſend: Ja, ja. — Aber, Rühs, wäre es nicht beſſer, wir ſchauten nach den Arbeitern, da man dort noch Holz ſchlagen hört, ſonſt nehmen ſie, wenn ſie nachher Feierabend machen, wieder die Hälfte der Wellen mit.

Der Herr hat Recht; mit dem Denken kommt doch nichts heraus; man ſollte nie denken, denn in der Zeit betrügt der Bauer den Herrn und König und hält's gar noch für ein gutes Werk. Aber wenn ich dahin gehe, ſo wäre es doch beſſer, der Herr Otto ginge nicht mit, ſondern zunächſt über den Berg heim; wenn er ſich aber nicht links und nicht bei der Lichtung ordentlich hinter den Büſchen hält, ſo kommt er nach der Mühle und tappt den Wilddieben erſt recht in die Hände. Im Kloſter treffen wir uns wieder!

Damit ſtand er auf und ging dem Axtſchlag nach. Otto ſann einige Augenblicke, ſah nach Schuß und Schloß und ſchlug dann langſam, als wollte er das einbrechende Dunkel abwarten, der Warnung des Jägers zuwider den Weg nach der Mühle ein.

Bis er den Berg erſtiegen hatte und in die Lichtung auf dem ſchmalen Bergrücken kam, war der Mond klar über den Höhen. Doch war ihm der Rath des Alten gegenwärtig, vorſichtig wandelte er zwiſchen den weitauseinanderſtehenden Bäumen und benützte jeden Buſch, als er von Ferne reden hörte und Fußtritte eines Mannes vernahm, der ihm entgegen raſch den Berg heraufkommen mußte.

Leiſe ſpannte er den Hahn und glitt hinter einen ſtarken Stamm. Er konnte den Burſchen leicht wieder erkennen, mit welchem er dieſen Morgen gerungen, und der jetzt, heftig vor ſich hin ſprechend, allein den Fußpfad herankam. Und ſie will mich nicht, und ſie will ihn, hörte er den Bauern ſagen; Tod und Teufel, und er ſoll bluten und zucken, wenn ich ihn nur treffe, den grünen Zeiſig vom Unterland!

Der Burſch war vorüber und ſtürzte den Berg hinab, ſichtbar um Otto zu ſuchen, von dem er wiſſen konnte durch die Holzknechte oder ſonſt, daß er noch im Walde war und bald vom Grenzthal nach dem Kloſter heimkehren mußte, wo der Förſter ſeine Wohnung hatte.

Den jungen Edelmann ekelte ein ſolcher Haß an; dennoch vergaß er die Vorſicht nicht, blieb ruhig ſtehen, bis der Bauer auf der andern Seite faſt ſchon an den ſieben Buchen ſein mußte, ſetzte den Hahn in Ruh und glitt dann im Schutze der Nacht, denn der Mond ſtand jetzt hinter dem Nachtgewölk, durch das Haidekraut ſchnell hinab ins Thal.

Lauernd legte er ſich in die Büſche hinter der Mühle, ſo nah, daß er den Kienſpahn hinter den Scheiben glimmen ſah, der am Ofen im Ring brannte, ſtatt des Lichts. Er löſ'te das Meſſer am Hirſchfänger und rüſtete ſich zum Schuß, denn um jeden Preis wollte er heute noch die Ammrey ſehen und ſprechen.

Endlich hörte er die Hausthüre gehen, und die Ammrey trat heraus. Er ſah ſie deutlich, denn ſie trug einen brennenden Span, der in der Nachtluft flackernd ſcharfes, ſchnell wechſelndes Licht über die Wieſe warf.

Sie ſchien emſig nach Kräutern zu ſuchen und kam der Stelle immer näher, wo Otto lag.

Ammrey! flüſterte er aus dem Gebüſch, ich bin da und muß dich ſprechen. Zuerſt wollte ſie zurückfliehen, denn ſie erſchrak; ſie faßte ſich aber ſchnell, ſtürzte die Fackel in den kleinen Sumpf am Quell, daß ſie ziſchend erloſch, und trat dann zu den Erlenbüſchen. Um Gottes und aller Heiligen willen, was führt Euch zu dieſer Stunde her, Herr Jäger? fragte ſie mit zitternder Stimme; wenn mein Vater käme oder — — die letzten Worte verſchluckte ſie und drängte ihn in die dunkelſten Schatten hinein. Ich könnte dich fragen, was ſuchſt du ſo ſpät noch nach Kräutern? entgegnete der Jüngling, indem er ſie näher an ſich zog, und will dir eine Ausflucht erſparen und für dich antworten: weil du einen Verwundeten in der Mühle haſt, ſuchſt du Kräuter. Der Förſter weiß es, er weiß Alles, und darum bin ich gekommen, dich zu warnen. Es muß zuletzt ein Unglück geben; denn morgen giebt's Kampf mit allen Jägern der Umgegend; ich muß mit; aber halte zum wenigſten deinen Vater zurück, daß er diesmal nicht mitgeht, und mach, daß der Verwundete fort kommt, ſonſt fällt alle Schuld auf die Mühle. Sie hing wortlos an ſeiner Bruſt; nur ſpät und ganz leiſe flüſterte ſie ihm zu: Ich muß viel leiden. — O, ich weiß es wohl, rief Otto; Gott weiß, was das Schaf unter den Wölfen ſoll. Denn es ſind nicht bloß Diebe, es ſind Mörder. Sie zitterte und bebte, als er ihr ſein Zuſammentreffen am Morgen und vorhin mit dem Maurerkarle erzählte.

Sie hatte aber nicht Zeit zu antworten. Drüben in der Mühle wurden die Stimmen heftig und laut; ſie ſah, daß ein Arm den Kienſpan aus dem Ring nahm; ängſtlich drängte ſie zu gehen, denn ſie begriff nicht, was es war.

Morgen um neun Uhr bei den ſieben Buchen! ſagte Otto; er konnte faſt nicht wegkommen. Ja, bei den Buchen, riß ſich Ammrey endlich los, ſah Otto in den Büſchen verſchwinden, raufte noch ſchnell einige Kräuter zuſammen und ging der Mühle zu.

Otto eilte am Bache hinab und kam bald an einen jähen Abgrund, der ihn vom nächſten Wege trennte, den er zu gehen hatte. In den leichten Buchen, welche über dem Abgrund ſchwankten, wohl dreißig Fuß hoch und nicht ſo dick wie ein Arm, ſpielte der ſilberne Schein; unten in der Tiefe brauſ'te der Bach und war ſchwarze Nacht.

Raſch bog Otto eine dieſer Buchen herab, faßte ſie ſo hoch am Gipfel als möglich und ſchnellte ſich über den Abgrund. Von der andern Seite des Bachufers konnte er noch einmal die hellerleuchteten Scheiben der Mühle ſehen. Er riß die Flinte herab und ſchoß, um ſeiner Gefühle los zu werden, in die Luft.

Lächelnd ſah er noch, wie es drüben hinter den Scheiben wimmelte, als hätte er in ein Weſpenneſt geſtoßen, und verſchwand dann vor jeder Verfolgung ſicher im dunklen Wald.

Kurz ehe die Beiden ſich getroffen hatten, war es in der Mühle noch gar ſtill hergegangen, wie in einem friedlichen, reinlichen Bauernhauſe. Die Juniſonne hatte des Mittags ins Thal geſchienen, und doch ſtrömte der große Ofen von Backſteinen mit grünverglaſ'ten Ziegeln eine gelinde Wärme aus. Auf demſelben und auf der Bank rings um ihn her lagen die müden Burſche und ruhten von Nachtwachen und Bergſteigen aus. An der Ecke im eiſernen Ring hing der Kienſpann; grelles Licht und ſchwarzer Schatten wechſelten in der Stube, wenn einer von den Geſellen, die auf der Ofenbank lagen, ſein ſtummes Spiel von Gerade und Ungerade aufgab, die Kupferkreuzer zur Seite ſchob und neue Späne aufſteckte.

Die vier älteſten ſaßen um den eichenen Tiſch und tranken Wein, ohne aber allzuoft die zinnernen Kannen aufzuklappen; drei davon in bequemem Diſcuriren über das, was im Reich unten geſchieht, über Steuer und Juſtiz; Einer in eine alte Bilderbibel vertieft, deren vergilbte Holzſchnitte, wie Simſon die Füchſe ins Korn treibt oder der keuſche Joſeph flieht, ihn wohl unterhielten.

Der Aelteſte der drei Redenden war der Schluchtmüller ſelbſt. Er war breit und eines Kopfes länger als die Uebrigen, wenn er auch etwas vorwärts gebeugt ging, als drückte ihn die Schwere ſeines eigenen Nackens. So ſtarke Männer wollen leicht in allen Stücken die Erſten ſein, das war bei ihm nicht; er ließ ſich befehlen oder befahl, wie es die Umſtände ſchickten, aß was ihm die Tochter vorſetzte, ſchlief, wenn es nichts zu thun gab, und wachte eben ſo gut drei, vier Nächte, wenn es ſein mußte. Nur das, was er für ſein Recht hielt, mußte man ihm nicht anfaſſen, ſonſt wurde er wüthend, daß er ſich nicht mehr kannte, und ſchlug und warf Alles zuſammen im ganzen Haus und Hof herum, bis er endlich an einen Stein kam, der auch ſeinen Kräften zu ſchwer war, oder an ein Rad, das er nicht im Schwunge hemmen konnte, weil der Bach zu ſtark ging. Selbſt die Ammrey, das einzige Kind, das darum ſchon ein Wörtlein wagen konnte, ging ihm dann aus dem Wege.

Heute mußte der Schluchtmüller etwas Beſonderes damit vorhaben; denn immer und immer wieder, wenn auch die Anderen von Anderem anfingen, kam er auf die böſe Zeit zu ſprechen, und wie der Bezirks-Richter ihm aufſätzig ſei. Ich ſag es euch, es iſt ein Elend! Jüngſt muß ich hinunter nach Neuburg vors Amt. Erſt laſſen ſie mich warten im kalten Flur, daß es eine Schande iſt, dann fährt mich der Amtmann an: er wolle mir das Mühlrecht abſprechen, wenn ich weiterhin den Herbergsvater machen wolle für alle Wilddiebe — und ich habe auch gute Luſt, dies Handwerk aufzugeben. — Es iſt nicht wie bei euch Andern; ihr habt gut reden, ihr trefft jedesmal ein Abkommen mit den badiſchen Jägern, daß ihr auf großherzoglichem Grund nichts ſchießen wollt; dafür laſſen ſie euch freien Paß mit Gewehr und Laſt bis zum würtembergiſchen Grenzpfahl und wieder zurück. Mit mir heißt es anders. Ich muß mitten unter den verdammten Ketzern wohnen, wo es nicht einmal einen ordentlichen Kirchgang hat; ihr Recht iſt auch mein Recht, und ich muß zuletzt, wenn ihr weg ſeid, die Suppe auslöffeln mit dem Leib, aber auch mit Hab und Gut, und das gehört der Ammrey ebenſo, wie mir. — Ich will darum 's Wildern laſſen und 's Herbergen laſſen; und ich will es thun und gleich thun; — von morgen ab könnt ihr nicht mehr bei mir einkehren! — ſprach der Alte ſo beſtimmt, daß die Burſche vom Ofen auffuhren und die laute Bewegung entſtand, welche Ammrey und den jungen Jäger auseinander gejagt hatte.

Die Anderen verſuchten mit allerlei ſchlauen Reden, denn man glaubt es nicht, was der Bauer für ein Politicus iſt, den Müller von ſeinem Vorhaben abzubringen; er hatte aber lange genug geſprochen und ſchaute nur ſchweigend bald Den, bald Jenen an. Als daher das Mädchen wieder in die Stube trat, war die frühere Stille; nur hatte der Leſende ſein Buch ſachte auf die Feuerwand hinter den Ofen geſtellt und das Geſpräch hatte ganz aufgehört.

Keiner wendete auch nur den Kopf oder hob das Auge auf, als Ammrey auf die Kammerthüre, aus deren Spalten ein Lampenlicht ſchimmerte, zuging. In einem großen viereckigen Himmelbett mit zitzenen Vorhängen lag ein Verwundeter, wie es ſchien, in herben

Schmerzen, denn er legte die Hand ängſtlich auf die linke Schulter, als könnte er dadurch ein glühendes Brennen lindern. Ammrey zerrieb die Blätter, welche ſie geſucht hatte, und legte das kühle Kraut mit ſanfter Hand auf die Fleiſchwunde. Dem Bauer mußte es wohlthun, denn er ſagte halblaut: Gottes Dank, Ammrey; bet auch für mich, wenn du's Ave 'ſprichſt.

Ihr brauchtet keinen Fürſprech, Basler, wenn Ihr nur ſelber ans Kreuz Jeſu dächtet, entgegnete das Mädchen.

Ich brauche keinen Pfaff! war die Antwort. Der Bauer wandte ſich ab und ſchloß die Augen; hielt aber doch ſtill unter der gleich gutmüthigen Pflege des Mädchens.

Wie ſie noch kaum damit fertig war, fiel der Schuß aus Otto's Gewehr. Sie erbleichte und trat in die vordere Stube heraus. Alle waren ſchon auf den Beinen, ohne Geräuſch und Reden, wie Männer, die an Gefahr gewöhnt ſind. Der Alte hatte die Köpfe bereits abgezählt, und da Niemand fehlte als der Maurerkarle, der heute eine Kundſchaft im Grenzthal übernommen hatte, ſandte er die Jünglinge fort, um den Geſellen zu ſuchen und zugleich auszuſpähen, was Widriges um den Weg ſei.

Sie ſaßen bald wieder ſtumm um den Tiſch oder ſchlummerten am Ofen; man hörte nur den Schwung und das Sauſen von Ammrey's Spinnrad.

Nach einer halben Stunde traten die Burſche mit dem Geſuchten ein, den ſie ſchon auf dem Rückweg getroffen hatten; ſonſt regte ſich nichts im Wald und Thal. Unbemerkt ſuchte der Maurerkarle ſein Gewehr in eine dunkle Ecke zu ſtellen, denn es war verboten, zum Kundſchaften bewaffnet auszugehen, und ſeine Begleiter hatten ihn gehindert, die Flinte vor der Thüre abzuſtellen, weil ſie ihn nicht leiden konnten und ihm einen Verweis gönnten. Der Müller hatte es aber wohl geſehen, doch ſagte er nichts, ließ den Ankömmling erſt den dargebrachten Trunk thun und bedeutete ihn dann, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Er richtete ſich eben empor, um den Burſchen auszuforſchen, als ſeine Tochter vor ihn hintrat, ſo daß ſie zugleich den Maurer im Auge hatte.

Um Gott, ihr guten Mannen, ich will Recht ſuchen, ſprach ſie mit feſter Stimme. — So muß die Anklage unter den Wilderern nach Herkommen beginnen, und die Aelteſten ſprechen das Urtheil.

Sogleich ſprangen die vom Ofen herzu; die Jüngeren ſtellten ſich hinter die Männer am Tiſch. Der Alte ſah die Tochter zornig an; ſie hielt aber den Blick ſo ruhig aus, daß er ſich anſchickte und ſein Meſſer tief in den Tiſch trieb, worauf alle Uebrigen die Meſſer an ihn ablieferten, zum Zeichen, daß Friede ſein müſſe, was auch geſchehe.

Langſam erhob ſich der Müller: Die Mannen ſuchen das Recht, nicht die Weiber; nur eine reine Jungfrau kann reden ohne Fürſprech.

Bei der Mutter Gottes und den Dornen des Gekreuzigten, ich bin rein und iſt alles Wahrheit, was ich rede, ſo mir Gott helfe bei der ewigen Urſtänd, antwortete das Mädchen.

So rede! gebot er; — man hätte eine Nadel fallen hören, ſo ſtill war es in der Stube.

Ich klage den Maurer an um unſchuldig Blut, ſprach ſie feierlich. Er iſt ausgegangen, den jungen Jäger, der ihm das Leben ſchenkte, hinterrücks zu ermorden. Denn er iſt giftig, weil er heute Morgen aus der Mühlluke ſah, da ich den Jäger grüßte, und eiferſüchtig, weil ich nichts von ihm will und von ſeinem Schönthun.

Vom Blitze getroffen ſaß der Burſche da; es bebte und zuckte in ſeinem Geſicht, daß er nicht reden konnte; woher konnte ſie wiſſen, was er im Herzen gewollt hatte? — Endlich rang er die Worte heraus: Du haſt es mit dem Teufel, Ammrey, und du lügſt, ich habe Niemand gemordet!

Ihr Auge ſprühte; doch ſagte ſie ruhig: Schweig, und wenn der Herrgott über dem Jäger war, ſo haſt du doch einen böſen Sinn und eine böſe Hand, die deinen Brüdern Unglück bringt.

Die Anderen rückten bei dieſen Worten von ihm weg, daß er allein auf dem Sünderſtuhl ſaß; da wollte er wild fluchend auffahren, aber das Still! des Alten legte ſich ihm wie ein Band um die Zunge; er blieb bleich ſitzen.

Du ſagſt, ſie lüge, begann der Schluchtmüller; warum haſt du wider Geſetz die Büchſe zum Abſpüren mitgenommen? — Der finſtere Geſelle ſchwieg.

Der Alte fragte noch einmal: Warum haſt du die Büchſe mitgenommen? Er ſchwieg wieder.

Genug, wandte ſich der Richter an die Männer um den Tiſch; laſſet uns ihr Recht finden.

Sie ſprachen leiſe zuſammen; die Burſche athmeten kaum; das Mädchen ſtand noch auf derſelben Stelle und ſah vor ſich nieder.

Nach einer Weile erhob ſich der Schluchtmüller mit ſeinen Schöppen: Der Morgen wird zeigen, ob du das Böſe vollbracht. Dann ſei los und ledig von den ehrlichen Männern und komm nie wieder an unſere Thüre, nicht einmal um Brod und Waſſer. — Haſt du es aber nicht vollbracht, ſo haſt du es doch gewollt. Darum iſt deine Hand ſchlimm und verflucht und du ſollſt heimkehren. Morgen in der Nacht trägſt du das Reh, welches unten liegt, nach Baden und läſſeſt auf zwei Monate dein Gewehr roſten. — Iſt ihm Recht geſchehen? fragte er Alle. — Ja, antworteten Dieſe. — Nun denn, gelobt ſei Gott! —

Er machte eine lange Pauſe und ſetzte ſich und trank erſt aus.

Dann nahm er ſeine Tochter an der Hand und ſchritt mit einem Gute Nacht! auf die Thür zu; doch wandte er ſich noch einmal und ſagte mit zornbebender Stimme zu dem Maurer: Und was mich allein angeht, verſteh, Karle, mich allein: meine Tochter iſt zu gut für dich! —

Er ſchlug die Thüre zu; während er den Gang hinabſchritt aber, ſagte er zu dem Mädchen: Und du, laß dir geſagt ſein, laß das Scherwenzen mit dem Jäger!

Ich habe aber nichts Unrechtes mit ihm, und er meint es ehrlich, entgegnete Ammrey.

Was ehrlich? — Seit wann meint es ein Baron ehrlich mit einer Bauerntochter? Sieh, Ammrey, ſprach er ſo laut, daß man es in der Stube hörte und eine wilde Freude dem Maurer übers Geſicht zuckte: ſieh Ammrey, laß es unterwegs, oder bei Gott, ich ſchieße ihn todt; man ſoll mir kein Kind zur Kirche tragen, was keinen Vater hat! — Du biſt mein Einziges, ſetzte er ruhiger hinzu, als Ammrey ohne Gegenrede ſchon die Klinke ihrer Kammerthür gefaßt hatte; wegen dir laſſ' ich heute alle alten Kameraden laufen und will meine Tage vollends in Ruh' verleben. Jetzt weißt du es. — Er bot ihr die Hand und ſchob ſie freundlicher in die kleine, weißgetünchte Kammer, durch deren Scheiben das Mondlicht ſpielte.

Sie ſtellte ſich ans Fenſter und brach die verdorrten Blätter an ihren Levkoyſtöcken aus. Es war das erſte Wort, welches ſie von Otto's hohem Stand hörte. Langſam drängten ſich die Thränen aus ihren Augen; ihr war bitter weh ums Herz — Und doch iſt er lieb und treu! hauchte ſie in die Nachtluft hinaus, küßte ihre Blumen, betete und legte ſich zur Ruhe zwiſchen den feinen, ſelbſtgeſponnenen Linnen.

Der Wind, der Wind
Hat's ſchöne Müllerskind
Auf's Königs Schloß getragen,
Sie ſitzet jetzt
Am goldnen Rad.
In der Wiege liegt
Ein holder Knab';
Sie ſingt ihm: Eyapopei,
Schlaf, ſüßes Kindle mein,
Und ſpinnt den ſeidenen Faden,
Und ſpinnt den ſeidenen Faden —

ſang ſie vor ſich hin, bis der ſanfte Schlaf über ſie kam.

Otto war indeſſen nach dem breiten Thal hinabgeſtiegen und trat den Hohlweg herunter aus dem Walde hervor bei einer hochgewölbten Steinbrücke, die über das Flüßchen führt, welches etwa zehn Stunden nördlicher in den Neckar mündet.

Unterhalb des Bogens iſt das Waſſer durch einen Damm geſchwellt, daß es eine anſehnliche Breite und Tiefe hat. Rauhgeſchnittene ſtarke Tannenſtämme und eine Menge Scheitholz ſchwammen darauf; die Flößer, bis am Gurt im Waſſer, banden gerade die letzten Stämme des Geſtörs mit Weiden zuſammen, um morgen zu Thal zu fahren, während andere, die ſchon fertig waren, mit einer Magd ſcherzten, welche die Laterne hielt und auf dem Balken ſchaukelten, daß der Giſcht emporſpritzte. Weiter unten in den Erlenbüſchen grillten und ſchrieen die badenden Buben, daß ſich Otto über die Bruſtwehr bog und dem nächtlichen Treiben lange zuſchaute.

Es ſchien ihm gar nicht darum, bald nach dem Herrenhaus jenſeits der Brücke zu kommen, wo der ſchrille Geigenton und das Jauchzen der Jäger herüberſchallte.

Daß Herrenhaus war früher die Wohnung des Vogts an dem Kloſter geweſen, das einen Büchſenſchuß davon entfernt liegt und jetzt als Förſterei und Amtshaus dient. Das Haus war von Weitem immer noch ſtattlich genug; rings um den gepflaſterten Hof ſtanden große Scheunen und vor dem Eingang ein rauſchender Röhrenbrunnen mit einem ſteinernen Franciscus unter ſchlanken Pappeln. Freilich war der eine Flügel verlaſſen, als könnten nur Geſpenſter darin wohnen, die Laden klapperten und girrten im Wind; Nichts war mehr niet- und nagelfeſt, als die ſchwere Kellerthüre, und für Nichts wurde noch Sorge getragen, als für die kühlen Gewölbe. Aber der andere Flügel war bewohnt und jetzt ein Wirthshaus, welches eine Förſterswittwe mit ihren beiden Töchtern unterhielt, die auch für Speis und Trank des jungen Edelmanns ſorgte, ſo lange er bei dem Förſter Rühs, auch einem unverheiratheten Manne, lernte.

Otto war hungrig und trat deßhalb endlich doch in den Saal ein. Er ſah ſich zuerſt nach ſeinem gewohnten Plätzchen im Erker um; allein die Erkerthür war zu; das junge Volk hatte Hirſchfänger und Gewehre hineingeſtellt, daß kein Stück mehr an den vielendigen Geweihen hing, welche die Stube zierten; dazu hatten ſie noch Tiſch und Bänke vor der ſchmalen Thüre zuſammengerückt, um Platz zum Tanzen zu haben, und wohl auch Unglück zu verhüten, wenn die Köpfe heiß wurden.

Nur ein Tiſch am Fenſter war frei: daran ſetzte ſich Otto zu zwei alten Jägern und einem Bauern. Freundlich unterhielt er ſich mit den Graubärten, während er ſeine Forellen verſpeiſ'te, die nirgends ſo roſenrothes Fleiſch haben, wie hier. Sie redeten von Geiſtergeſchichten, die hier zu Hauſe ſind, und Otto verlachte ſie über ihren Aberglauben. Ich habe ſelbſt erfahren, wie man ſich täuſcht, ſagt er. Ich war ſo fünfzehn, ſechszehn Jahre alt und glaubte auch ſteif und feſt, was mir unſer Förſter auf dem Gut von Freikugeln und ſo vorſchwatzte. Mein Vater ſah dies nicht gern und ſchickte mich oft des Nachts in Wald hinaus. Nun hatte ich beſonders viel von einem alten Wilderer gehört, den man Korbmacher nannte, der kugelfeſt ſein ſollte und ſich unſichtbar machen konnte. Eines Nachts gehe ich auch pfeifend durch einen alten Schlag, der ganz ausgereutet werden ſollte, weßhalb bereits eine Menge Klafterholz hin und her aufgeſchüttet lag, da ſteht mit einem Male der Korbmacher vor mir in ſeinem grauen Rock. Mir geht's kalt über den Rücken, doch rufe ich: Halt! — Keine Antwort! — Ich ſchieße, der Burſche rührt ſich nicht und ſteht wie zuvor; ich ſehe ihn ganz deutlich. Ich hinter das Holz ſpringen und noch einmal laden und noch einmal ſchießen, war Eins; immer bewegt ſich die Figur nicht. Da faſſ' ich mir ein Herz, ziehe vom Leder und auf den Kerl los; — ich ſah aber nichts als einen mooſigen Baumſtrunk von Mannshöhe, auf dem ein Kittel hing, den die Arbeiter vergeſſen hatten. — Seither lach' ich über euren Schnickſchnack!

Und doch iſt es ſo, entgegnete der Hobbächer Waldſchütz; mit Verlaub, gnädiger Herr, es giebt einmal Dinge, an die man nicht rühren ſoll. Freilich, man kann irren; hab' es auch erfahren, als ich aus dem Unterland vor bald fünfzig Jahren herkam, blutjung. Es war Herbſtzeit, und auf den Bergen hatte es ſchon Schnee. Nun ſchickt mich der Förſter am Abend ſpät hinauf ins Ilgenfeld. Weil's kalt iſt, trinke ich unterwegs in Dürrau einen Schnaps und hörte da Allerlei erzählen, auch, daß ein Mann auf dem Ilgenfeld wohne, der nur alle hundert Jahr einmal ins Thal herabkomme, dann gäbe es eine Mordkälte. Er habe oben ein Haus von Karfunkel; es ſei aber ſo eiſig darin, daß ſelbſt das Licht in der Ampel gefroren ſei, und man könne ihn nicht anders erlöſen, als wenn man den goldigen Eiszapfen am Licht wegbreche; dann aber werde man reich, viel tauſend Ducaten.

Und gar Viele hätten das Karfunkelhaus geſchaut. — Ich lache auch und wandere gutes Muths immer höher, bis wo das Ilgenfeld an die Teufelsmühle ſtößt. Wie ich aber aus dem Wald herauskomme ins Geſtein, ſo glitzert's und glimmt es vor mir in einem großen goldenen Bogen; es ſieht aus, wie eine Hütte von Karfunkel. Mir ſtockt der Athem; und da ſich auch noch mitten im Licht ein dunkler Mann aufrichtet, meine ich, es ſei mein Letztes. Langſam und immer langſamer gehe ich darauf zu; da ſchreit's: Wer kommt?! — Gut Freund, ſagte ich; denn jetzt ſehe ich die Köhlerhütte, und was ſo funkelt, iſt nur der Kohlenhaufen, und es war das erſtemal, daß ich einen ſah. — Das freilich war eine rechte Irrung; aber es giebt auch ernſthafte Dinge; ſo gehe ich mein Lebtag nicht wieder über den Kreuzweg vor dem oberen Grenzthal. So oft und viel ich darüber weg bin, jedesmal iſt mir am ſelben Tag ein Unglück paſſirt, und es geht allen Leuten ſo. Es ſollen ſich dort zwei Brüder um ein Mädchen ermordet haben.

Hoho! ich komme eben darüber mit meinem Schlingel da, unterbrach ihn der Dürrauer Schütz; mir iſt nichts paſſirt, und jetzt in der Stube geht auch kein Rad mehr über mich und ihn. Er deutete auf den Bauern, der zwiſchen den beiden Jägern ſaß, mit dem Rücken gegen das Fenſter. Otto hatte ihn ſeither nicht betrachtet, ſah nun aber, daß es ein gefangener Wilderer ſein mußte.

Verrede es nicht! antwortete der Greis ſeinem Genoſſen; noch liegſt du nicht im Bett, und es iſt Unglück genug, daß du nicht einmal das Gewehr von dem Bauern aufgetrieben haſt!

Wie ſollt' ich das auch gemacht haben! Denken Sie, Herr Baron, entgegnete der Getadelte: ſeit drei Tagen bin ich dem Kerl auf der Spur; er hat ſein Nachtlager in einer alten Kohlhütte; aber jedesmal kam ich zu früh oder zu ſpät und traf nur abgelohtes Feuer. Heute aber nehme ich noch einen Schützen dazu; wir fangen unten im Thal an; Jeder geht in einem halben Cirkel, er rechts, ich links; an einem beſtimmten Ort müſſen wir dann wieder zuſammentreffen und haben ſo Alles abgeſucht. Endlich komme ich zuerſt an die Hütte; mein Kamerad fehlt noch; ich wart' und warte; er kommt nicht; und richtig brennt das Feuer, und der Bauer liegt drin auf ſeiner Streu. Rufe ich nun, und er merkt, daß ich allein bin, ſo ſchießt er von innen heraus, und ich bin umſonſt des Todes. Der andere Jäger aber kommt immer noch nicht. Jetzt fange ich an laut zu reden, als ob noch Jemand bei mir wäre; dann laſſ' ich wieder mit einer andern Stimme antworten und klopfe dann keck an die Erdhütte. Heraus! ſchrie ich, und der Tölpel kommt richtig zum Vorſchein, aber ohne Flinte und iſt gar noch grob. Er hat wohl gemeint, ich ſoll mich jetzt bücken nach der Flinte und lang im Laub ſuchen; ich aber denke, die Flinte liegt wohl bis morgen, und laſſe ihn vorausgehen. Unterwegs hat er auch den Schrotbeutel noch weggeworfen an einem dunkeln Ort; ich hörte ihn aber fallen, machte mir ein Zeichen und hole ihn morgen. Narr! wandte er ſich an den Bauern; ich bin ſo geſcheidt wie du; im Thurm wirſt du ſchon klüger werden und das Wildern abſchwören.

Der Bauer machte nicht viel Weſens; er antwortete nicht, verzog die Miene nicht und ſah vor ſich hin. Nur zuweilen ſchlug er die Augen auf und ſchaute ans andere Ende der Stube, wo der Spielmann die Fiedel ſtrich, daß das junge Volk faſt nicht mehr konnte. Otto folgte dieſem Blick und lachte laut auf über dem Ausſehen des Geigers.

Bei Kirchweih, Tanz und Hochzeit iſt auf dem ganzen Schwarzwald der Spielmann das Factotum. Es ſind meiſt ihrer drei, die zuſammen muſiciren: ein Horniſt mit rothen Wangen, immer redſelig, und zwei Geiger, die gar nichts ſprechen und immer trinken, daß am zweiten Tage des Feſtes nur noch zwei verblichene Geſichter unter den alten verſchoſſenen Mützen hervorſchauen.

Heute bei einem Gelegenheitstanze führte nur ein Spielmann das große Wort, aber einer vom beſten Schlag. Ein gelbes, verblichenes Seidentuch um den Hals trennte den Mann in das Oben und Unten, welches ohnehin nicht zuſammenpaßte, denn der Kopf war groß und der Körper arm und höckericht. Der Burſche fiedelte mit dem ganzen Leib und ſprang dabei, wie beſeſſen, bald auf die Bank, bald auf den Tiſch, bald tanzte er mit herum und ſchrie wie ein Vogel, quakte wie ein Froſch, oder knurrte wie ein Hund; und doch war er nie müde und geigte euch keinen einzigen falſchen Ton.

Nicht ſo unermüdlich waren Jäger und Mädchen; ſie mußten endlich doch einmal ausſchnaufen, und jetzt hatte der Fiedler etwas Neues zu thun; er mußte Späße machen. Die waren derb genug, aber man lachte, und er ging von Einem zum Andern, bis er endlich auch an den Tiſch kam, wo Otto ſaß. Er grüßte denſelben, wie ſich gebührt; dann aber drängte er, als ob es ſich von ſelbſt verſtünde, den Hobbächer Waldſchützen von ſeinem Platze neben dem Bauern weg.

Ich muß zu meinem Vetter ſitzen, ſprach er, indem er dem armen Bauern die Hand hinter die Schulter legte: Trink, Vetter, trink, wenn der gnädige Herr dir einſchenken läßt; er hat mehr Schoppen in der Taſche, und im Neuburger Thurm wächſ't kein Markgräfler!

Otto wollte eben dazwiſchenfahren, denn der Spott mit dem Gefangenen war ihm zuwider, als er bemerkte, daß Bauer und Spielmann ſich verſtanden, denn der Geiger flüſterte einige Worte und löſ'te, als wenn er damit ſpielte, den Fenſterriegel mit der Hand, welche er dem Bauer hinter den Rücken gelegt hatte.

Indeſſen ſtanden die Luſtigen ſchon wieder Paarweiſe und warteten auf einen neuen Tanz. Der Geiger aber fuhr jetzt die beiden Waldſchützen an und rief:

Wenn die Alten nicht auch tanzen, iſt's kein Vergnügen, und ich ſpiele nicht mehr; ich möchte lachen, wenn es bei ihnen nicht mehr geht!

Die Graubärte nahmen dies auf Point d'honneur; flugs waren ſie hinter den Wirthstöchtern her und ſtellten ſich an die Spitze der Paare zum Vortanz, daß Otto, der dem Bauern abſichtlich den Rücken kehrte, mit dieſem allein am Tiſche ſaß.

Jetzt mach, daß du kommſt;
Jetzt mach, daß du gehſt;
Und koch mir den Sellerich
Sellerich

Sell-rich-rich, Sell-rich-rich, geigte der Spielmann; man tanzt auf dem Schwarzwald keinen Walzer ſo gern, als dieſen, und Alles drehte ſich kunterbunt durcheinander.

Als ſie einander ſtießen und traten und in einem Knäuel tanzten, daß Keiner mehr wußte, wo die Thüre war, öffnete der Bauer das Fenſter, ſprang behend hinaus und war ſchon im Walde über der Brücke, als die Jäger noch an den Tiſchen rückten, um im Erker das Gewehr zu holen, oder ſich unter der Thüre in ihrem Eifer ſelbſt drängten und hinderten.

Der alte Rühs kam eben die Stufen vor der Hausthüre herauf. Was giebt's, wo brennt's? rief er in beſter Laune; laßt den Hungerleider laufen; ihr kriegt ihn doch nicht, und iſt der Mühe nicht werth. Mit dieſen

Worten führte er den ganzen Schwarm in den Saal zurück, wo der Spielmann mit den Armen über dem Tiſch lag, als ſchliefe er tief, und der Hobbächer den Dürrauer Waldſchützen verlachte: Nicht wahr, du gehſt nie wieder über den Kreuzweg am Brudermord? Du haſt jetzt deinen Schaden und müde Beine umſonſt; ſeine Flinte wird nicht auf dich warten und auch den Schrotbeutel ſucht er noch heute Nacht.

Aber was giebt es denn Neues? drängte ſich Alles um Rühs her, der ſich ſchon ſeit heute Morgen auf dieſe Frage freute und Otto nur deßhalb halbe Antworten gegeben hatte, um ſelbſt die erſte Nachricht zu bringen.

Nu! — ich will es kurz ſagen: der Basler iſt da! — ſagte er und ſchaute ſich ringsum. Manche Dirne faßte ihren Schatz ängſtlich am Rockzipfel, denn der Basler war der ſchlimmſte Wolfsthäler und der böſeſte Wilderer weit und breit, weil ſeine Kugel nie fehlte, wo er ſeinen Mann treffen wollte.

Ja, ja! der Basler iſt da; und ich habe ihn auch geſchoſſen, aber nicht zu Tod, nur auf die Achſel. Er zog ein kleines Stück Zwilch aus der Weſtentaſche und zeigte es herum; die Kugel iſt gerade an der Naht wieder herausgefahren, wo der Aermel am Rock ſitzt; es muß ihn verdammt brennen, aber in zwei Tagen iſt er wieder auf den Beinen, ſagte er ſo ſicher, als ob er den Verwundeten ſelbſt verbunden hätte; aber, was die Hauptſache iſt, wir müſſen über die Andern her, ehe der Basler wieder mitſchießen kann. Ich habe es heute wohl abgeſpürt: ſie wollen morgen Nacht im Batzenwald pürſchen; da muß Alles herbei, was auf drei Stunden im Umkreis einen grünen Rock trägt; das muß eine Hauptaffaire geben!

Die Jäger jubelten und freuten ſich; Jeder war willig, heute noch in die Umgegend Boten zu laufen, damit ja morgen Abend um ſieben Uhr alle Andern auf dem Platz ſein konnten. Auch Otto war es zufrieden; denn der Batzenwald lag nach einer ganz andern Seite, als die Siebenbuchen; ſo konnte er nicht wohl aufgeſtört werden, wenn er mit der Ammrey zuſammen war.

Des andern Tags am Abend ſtand der Förſter ſchon längſt fix und fertig vor dem Herrenhaus und die Waldſchützen und Jägerburſchen um ihn her. Sie waren alle da; nur Otto fehlte noch, welchen er Nachmittags einen kurzen Weg nach einer neuen Schonung geſchickt hatte, wovon er aber längſt zurück ſein konnte. Der junge Herr iſt doch ſonſt eine Kopflänge voraus, wo man den Hals brechen kann; es wird ihm doch Nichts paſſirt ſein? ſagte Rühs endlich faſt ärgerlich, weil man kaum gut länger warten konnte, und es iſt Schade, Schade, wenn der junge Herr heute nicht dabei wäre; es kommt doch nicht alle Tage.

Er ſchickte einen Burſchen nach dem andern aus, um den Herrn Otto zu ſuchen; ſie kamen alle ohne ihn wieder, und am Ende mußte man doch auch ohne ihn aufbrechen.

Otto hatte ſich mit der Wirthin verſtändigt, um, wie er angab, einen Scherz zu machen, und lachte hinter den Vorhängen der obern Stube durch, als er ſie endlich abziehen und im Gehölz nach den Batzenwald zu verſchwinden ſah.

Zuletzt machte er ſich auch auf in einer andern Richtung; da er aber nicht zu eilen hatte, ſondern nur ungeduldig war, nahm er den weiteſten Weg über die Wieſen; denn er wollte vor Nacht gar nicht in den Wald und vor neun Uhr nicht zu der Grenzbuche kommen.

Langſam ſtieg er, als es endlich dunkelte, zur Höhe auf einem graſigen Weg, bis er an die älteren Schläge kam und die Weißtannen höher wurden und im Nachtwind rauſchten. Das Wetter war unſicher; der Mond ſtritt ſich mit den Wolken, und oft war's ſchwarze Nacht um ihn, wo das Dickicht ſtark wurde. Er wollte auf den Bergrücken kommen, welcher die Mühle vom Grenzthal trennt, und dort auf das Mädchen warten. Seine Gedanken waren ſchon bei ihr und darum ſeine Füße nachläſſig; denn er ſtieß ſich im Dunkel heftig an einen Stein, daß er faſt gefallen wäre.

Da der Mond gerade vorkam, ſo beſah er ſich den Stein; ſein Haar ſträubte ſich aber, und kalt ging es ihm den Rücken hinab, als ihm der Kreuzweg am Brudermord in die Augen fiel. Die Worte des Waldſchützen kamen ihm in den Sinn. Zurück, zurück! rief es ihm zu. Die Bäume ſchienen hereinzulangen und ihm den Weg zu verſperren. Er fuhr ſich mit der Hand über Stirn und Augen; er zauderte — aber er ging weiter.

Er hörte im Kloſter die Abendglocke läuten; es mußte alſo halb neun Uhr ſein, als er an den Fußpfad kam, der von der Mühle nach den ſieben Buchen führt. Es war ihm zuwider, daß er hier ein kaum abgebranntes Feuer fand und niedergetretenes Gebüſch und Kraut; er machte ſich aber vergeblich Gedanken darüber; und da es ringsum ſtill war, ließ er es auch ſein, ſetzte ſich ins Dickicht am Weg und wartete.

Das Mädchen dachte wohl auch an die Stunde, aber ſie mußte warten, bis der Maurer erſt mit dem Reh fort war, und ihr Vater aufhörte mit dem Basler zu reden, welcher matt und krank, aber doch wieder aufrecht, auf der Ofenbank ſaß und unwirrſch war, daß er heute gerade zu Hauſe bleiben mußte, wo er ſo doppelt nöthig war, weil ſich der Schluchtmüller durch Nichts bereden ließ, nur noch ein Allerletztesmal die Bande anzuführen.

Endlich aber war der Burſche ſchon geraume Zeit weg, daß er über dem Berge ſein mußte, und der Vater ſagte Gute Nacht.

Sie wartete noch eine Weile; dann öffnete ſie leiſe ihr Kammerfenſter, horchte hinaus und ſchaute nach den Wolken. Ein leichter Sprung brachte ſie auf den Berg, in welchen das Haus hineingebaut iſt, und munter kletterte ſie gerade empor, denn der ſchlängelnde Fußweg war ihr viel zu lang. Oft ſchaute ſie ſich um, das ungewiſſe Wechſeln von Mondſchein und Nacht mußte ſie ſchon ſchützen, daß ſie nicht geſehen wurde.

Und doch war ein böſes Auge wach. Der Maurerkarle war mit ſeiner Laſt den Berg hinaufgeſtiegen; ſie drückte ihn, und er warf ſie ab. Er weinte faſt vor Grimm und konnte ſich doch von der Mühle nicht trennen; ſetzte ſich und brütete in ſich hinein. Da war es ihm, als ſähe er ein weißes Tuch vor Ammrey's Fenſter wehen; bald darauf flatterte das weiße Zeichen höher und höher am Berg.

Zuerſt ſchritt er ein paar Schritte querein auf die Geſtalt zu; er beſann ſich aber und ſprang den Berg hinab in die Mühle. Mit der Fauſt ſchlug er dem Alten an die Kammerthüre: Die Ammrey iſt eben hinaus in den Wald, zum Stelldichein mit dem Jäger, die reine Jungfrau, die für mich zu gut iſt! rief er voll Spott und Hohn. So bös er war, erſchrak er doch, wie der Müller aufbrüllte, aus dem Bette ſprang, halb angekleidet Jagdtaſche ſammt Gewehr überwarf und den Berg gerade hinaufrannte, daß der Maurer nicht nachkam.

Otto war ſeines Harrens auch überdrüſſig geworden und ſchritt gegen die Siebenbuchen hinab, als ein Hund ihn ſtellte und leiſe anſchlug. Der Förſter trat hinter demſelben aus dem Dickicht vor: Halt's Maul, du ungebildetes Thier; es iſt ja der Herr Baron, der unſere Spur gefunden hat. Hätt' ich doch den Kopf verwettet, daß uns der Herr Otto bei Nacht nicht finden werde; und doch kommt er. Es war unten im Batzenwald Nichts; deshalb haben wir uns hierher verzogen. Wir ſchätzen: die Wilderer ſeien im Grenzthal, ſo einen Büchſenſchuß über der Grenzbuche aufwärts. Es paßt gerade, daß der Herr Otto auf uns trifft; und nur immer das Mittel genommen, wenn man zielt, junger Herr, und vorſichtig!

Wohl oder übel mußte Otto dem Förſter folgen, der, ſtatt vollends in das Thal hinabzuſteigen, ſich an der Halde hinzog, bis ſie auf die Andern trafen, welche nun in der That die Spur der Wilderer gefunden hatten. Sie beriethen ſich ſo leiſe als möglich, denn die Bauern mußten ganz in der Nähe ſein. Die Jäger ſtanden an einer Wegſcheide; drei Wege liefen nach verſchiedenen Seiten durchs Grenzthal, zwei davon aber bald über den Bach, der eine große Krümmung machte, und alſo auf badiſchem Grund und Boden, wo die Jäger von Rechtswegen Nichts zu thun hatten.

Geh der Herr Otto nur auf dem Weg rechts vor mit dem Dürrauer Waldſchütz, ſagte Rühs; wenn es auch badiſcher Weg iſt, hat es da doch am wenigſten Gefahr; ich nehme den mittleren Weg mit dem Hobbächer; die Andern halten zuſammen und gehen links.

Falls ein Schuß fällt, läuft Alles hier an die Wegſcheide zurück, daß wir im Nothfall bei einander ſind.

Otto gehorchte um ſo lieber, weil der Weg, welcher ihm angewieſen war, zunächſt nach den ſieben Buchen führte. Er war ſchon einige Schritte voraus, als die Sau, welche ſie geſtern abgeſpürt hatten, über den linken Weg wechſelte; er ſah und hörte noch, wie der alte Rühs den Mittelweg hinabſtürzte und dem Waldſchützen zuflüſterte: Die Sau muß würtembergiſch werden. Schneller eilte Otto voran, denn das Thier konnte ihm ja auch noch auf ſeinem Weg zu Schuß kommen.

Er kam in eine kleine Lichtung und ſah die Sau auch richtig anrennen; ſchon legte er an, da knackt es neben ihm, und wie er ſo hinſieht nach dem eigenen Geräuſch, erblickt er einen ſtarken Mann, der kaum auf zehn Schritte nach ihm zielt und eben dabei iſt, wieder aufzuziehen, weil es ihm das erſtemal verſagt hat.

Es war nicht zu zaudern. Otto zog das Gewehr herauf, ſchoß, und lautlos fiel ſein Mann. Otto glaubte von den Buchen her einen leiſen Schrei zu vernehmen und die Geſtalt Ammrey's zu erkennen, die dem Walde zueilte. Er ſtürzte zurück zu ſeinen Genoſſen, die ſo eilig zuſammenliefen, daß Rühs ſeine Mütze dabei verlor. Er berichtete kurz, und man beſchloß zurückzugehen, daß die Wilderer ihren Kameraden ſuchen könnten. Alle wanderten ſtumm und leiſe und ſprachen das erſte Wort, als man endlich die Uhr auf dem Kloſter ſchlagen hörte. Doch war die Gefahr erſt ganz vorüber, als endlich das Unwetter losbrach, was den ganzen Abend gedroht hatte; jetzt war es ſo Nacht, daß man vor jeder Kugel ſicher blieb.

Unter Sturm und Regen erreichten ſie die Förſterei; ſie waren jetzt geborgen, aber es wollte mit dem Behagen nicht recht werden; ſie hatten etwas auf dem Herzen und durften doch vor Andern davon nicht reden. Otto aß nicht und trank nicht, die Stille wurde zuletzt unleidlich, und Alle legten ſich nieder, um in der Frühe an den Unglücksplatz zurückzukehren.

So geſchah es. Ehe die Sonne ganz heraufkam, war ſchon Alles in der Förſterei wach, und die ganze Geſellſchaft zog leichteren Herzens, denn ſie konnten jetzt wenigſtens unter ſich davon reden, auf dem nächſten Wege ins Grenzthal.

Der Fall war ſchwierig. Auf badiſchem Grund und Boden war der Schuß gefallen, dort lag auch der Todte, und doch hatten die Jäger weder Recht noch Pflicht, ſo weit zu verfolgen Kam die Sache aus, ſo gab es zum mindeſten eine langwierige Unterſuchung, und davor ſcheut ſich in jener Gegend, wer eine Büchſe trägt.

Freilich war zu hoffen, daß die Wilderer den Leichnam gefunden und begraben hatten; wenn aber nicht, ſo mußten ihn die Jäger einſcharren, und dies war eine gefährliche Arbeit, denn kaum hundert Schritt davon ging ein Fahrweg, und wenn der badiſche Förſter dazukam, gab es eine böſe Geſchichte.

Davon ſchwatzten die Andern; Otto aber ging ſtill hinterher und ſchaute nach der Mühle hinab.

Endlich kamen ſie an den Scheideweg. Ich gehe nicht weiter, ſagte der Jüngling; ich will hier warten, bis ihr zu Ende ſeid.

Mir iſt es auch recht, ſprach der alte Rühs; ich will dem Herrn Otto ſchon ſagen, wo er ihn hingeſchoſſen hat; er mag nur ein Weniges Obacht geben, wenn ein badiſcher Jäger kommt, und uns zur Warnung einen Eulenruf thun. — Und du, wandte er ſich zum jüngſten Jägerburſchen, indem er ihm die Schaufel abnahm, du ſuchſt meine Kappe, ſei aber vorſichtig! — Seht ihr dort die friſchen Spuren im Gras? rief er erfreut; ſie haben nach ihm geſucht; auch gut; ſo iſt uns die Arbeit erſpart! —

Sie gingen, und Otto blieb allein. Es wäre ihm jetzt gar viel werth geweſen, hätte er geſtern am Kreuzweg umgedreht; denn es wurmte ihn unheimlich, daß er ordentlich eine Freude hatte, als nach einer Weile Rühs wieder ankam.

Sie haben ihn ſchon unter dem Boden; eben wälzen ſie Steine darüber, und der Hobbächer will noch 's Vater-Unſer ſprechen. Und weiß der Herr Otto, wer es iſt? — Der Schluchtmüller iſt's! — Hat ihn doch endlich der Teufel noch holen müſſen nach dreißig Jahren, fuhr Rühs fort, ohne zu bemerken, daß Otto bleich wurde und ſich an einem Stamm hielt — gerade durch die Bruſt; glaub' ich es doch gern, daß Der nicht mehr geſchnappt hat! —

Jetzt ſchaute er Otto an. Aber um Alles in der Welt, was kommt denn meinem jungen Herrn an, rief er, der ſieht ja aus weiß wie ein Leintuch! — Der Herr muß es ſich nicht ſo zu Herzen nehmen: es iſt ja nur ein Wilderer und war Nothwehr, pure Nothwehr, und in des Königs Namen!

Als die Andern herzukamen, faßte ſich Otto gewaltſam zuſammen. Sie brachten die Habſeligkeiten mit, welche ſie bei dem Todten gefunden hatten: die Büchſe und die Jagdtaſche mit dem Schrotbeutel, Pulverhorn, einige Gulden Geld, blutige Stricke, an denen noch Rehhaare klebten, und ein altes, abgegriffenes katholiſches Gebetbuch.

Dieſe Art iſt noch fromm, wenn ſie gerade vom Teufel geholt wird, ſagte Rühs, indem er ſich bemühte, den Schuß aus der Flinte zu ziehen; und eine Ladung hat er, es hätte ein Elephant fallen müſſen. Sieh der Herr Otto nur her; und mach' er ſich jetzt keinen Kummer weiter; der Eine oder der Andre! — und 's iſt jetzt doch beſſer, wie es iſt. — Aber meine Kappe! ſchrie er dem Jägerburſchen zu, der vom Suchen zurückkam.

Die Wilderer müſſen ſie gefunden haben, antwortete der Andere; es iſt unten ein trockener Ring mitten im naſſen Gras; aber: die Kappe iſt weg, und wenn der Name drin ſteht, ſo könnt Ihr beten!

Und du biſt ein naſeweiſes unerfahrenes Bürſchchen, lachte der Alte; wenn ich auf Wilderer ausgehe, ſetze ich immer eine badiſche Jägerkappe auf. Denen in Baden kann es nicht ſchaden, wenn einer von ihren Hungerleidern wegen mir erſchoſſen wird; warum verrathen ſie uns an die Wolfsthäler! — Er rieb ſich vergnügt die Hände.

Otto war indeſſen unbemerkt weggegangen und verbarg ſich im Walde. Der junge Herr dauert mich, ſagte der Alte; doch wird er ſich ſchon daran gewöhnen; wir müſſen aber jetzt eilig ans Geſchäft; man verthut zu viel Zeit!

Die Jäger wanderten fort, der Eine dahin, der Andre dorthin, und Rühs ſchritt allein weit hinauf ins Grenzthal und pfiff ſich dazu etwas Luſtiges vor.

Er dachte noch darüber nach, wie dem Schluchtmüller doch eigentlich ganz Recht geſchehen ſei, als er mitten im Dickicht den Basler vor ſich ſtehen ſieht, wie er leibt und lebt.

Halt in des Königs Namen! donnerte er ihn an und zog die Büchſe herauf. Der Wilderer lachte ihm ins Geſicht und deutete auf ſechs Flintenläufe, die ſich von allen Seiten aus den Büſchen gegen den Förſter richteten.

Sich zu widerſetzen, wäre unnütz geweſen; Rühs ließ ſich alſo die Büchſe abnehmen und wartete ruhig ab, wie weit ſie es mit ihm wagen würden.

Jetzt wird abgerechnet! ſagte der Basler, indem er ihm mit einem wilden Lachen auf die Schulter klopfte; wir wollen probiren, ob du kugelfeſt biſt, wie die Leute ſagen.

Rühs antwortete nicht, denn es ſchickte ſich nicht, mit Spitzbuben zu capituliren, und wanderte kerzengerade mit den Wilderern hinunter bis an den Fahrweg neben der Grenzbuche.

So, jetzt knie' nieder, ſagte grimmig der Basler, zog, wenn auch mit Schmerzen, den Arm aus der Schlinge und ſpannte. Du haſt mich zweimal geſchoſſen; das wollt' ich vergeben. Wer hat aber den Schluchtmüller kalt gemacht? — Doch auch du; denn der Junge ſchießt nicht ſo ſicher. — Gebt die Kappe her! — Meinſt du denn, du ſeieſt allein der Fuchs, und ich glaubte, die Kappe ſei einem badiſchen Jäger? — Du mußt ſterben, ſchrie er, als Rühs beharrlich ſchwieg; kniee nieder und ſag dein Gebet!

Rühs kniete und ſagte mit feſter Stimme ſein Vater Unſer, als ihm der Basler die Mündung an die Stirne legte.

Ruhig hätte er den Schuß empfangen, aber der Bauer zögerte und zögerte und machte den Schnepper erſt los. Dies ertrug auch der zähe Förſter nicht; er wurde bleich und ſank zuſammen.

Holt ihm Waſſer! gebot der Hauptmann; ſie ſprangen an den Bach und ſtrichen Rühs an, bis er wieder zu ſich kam. Einige Bauern murrten zwar, daß es jetzt genug ſei; der Basler ließ ſich aber nicht erbitten, bis der Maurer entſtellt und verwirrt aus dem Walde gerannt kam und rief: Laßt ihn gehen; er iſt unſchuldig am Blut; der Junge hat's gethan, ich weiß es gewiß!

Darüber erhob ſich ein Streit unter den Geſellen, weil der Hauptmann die Büchſe wieder angelegt hatte und Rühs wieder umgeſunken war.

Ein Holzwagen knarrte im Walde; der Basler lachte: Jetzt iſt er geſtraft! warf dem Jäger ſeine geladene Büchſe wieder vor die Füße und winkte ſeinen Geſellen ab.

Rühs griff inſtinktmäßig und halb betäubt nach ſeinem Gewehr; er wollte auffahren und dem Bauern eine Kugel nachſenden; aber die Kraft verließ ihn. Es wäre auch Gott verſucht! ſtammelte er; es wurde ihm ſchwarz vor den Augen.

Er mußte lange gelegen haben; denn als ihn Otto in dieſem Zuſtande traf, ſpielte die Sonne luſtig im Laub und der Thau war aufgeſogen. Der Jüngling ſchleppte ihn an die Ruhbank unter den ſieben Buchen, treu beſorgt um den Alten, der endlich die Sprache fand und nun des Langen und Breiten erzählte.

So hat der Maurerkarle vor zwanzig Jahren doch Recht gehabt, ſagte er — ſtockte aber inmitten der Rede und ſchaute gegen den Berg.

Ein Mädchen trat aus dem Walde in einem ſchwarzen langen Rocke; in den offenen Haaren ſpielte der Wind, die Schuhe und den Strohhut trug ſie unter dem Arm und ging, auf den Roſenkranz ſchauend, an den Männern langſam vorüber.

Der Jüngling ſprang auf und wollte Ammrey aufhalten. Sie aber wendete ſich um, ſah ihn lange an aus den tiefen blauen Augen und winkte ihm, ſtille zu ſtehen.

Er gehorchte; lautlos ſtand er und ſah ſie im Holz verſchwinden; aber ſein Herz ſchrie in bitterer Noth.

Es war wieder ein Morgen um den andern Tag, der ging ſtundenweit vom Grenzthal auf, wo ſich der Schwarzwald gegen den Rhein öffnet.

Es war ſonntäglich ſtill in dem grünen Thal; die Reben blühten, Kaſtanien und Nußbäume hingen ſchattig weit über den Weg, auf welchem ein Mädchen dem Dorfe zuwanderte. Es mußte die Nacht hindurch gegangen ſein, denn die Locken waren thaufeucht, das Angeſicht blaß und die verweinten Augen erloſchen. Es ſah nicht rechts, noch links; im Herzen hatte es eine todte Welt.

Darum hörte es auch nicht auf das Lied, das ſich Mädchen und Buben vorſangen, die unterm Lindenbaum an der Sägmühle auf dem friſch zugeſchnittenen Balken ſaßen und ſich herzten und küßten.

Dieſe aber mußten das Mädchen kennen; ſie ſtießen ſich an, wie es vorüberging: — Es iſt des Schluchtmüllers Ammrey. — Was hat ſie nur auch? — Sie muß in Trauer ſein! flüſterten ſie ſich zu, die laute Luſt verſtummte, und die Augen ſuchten ſich, die ſich lieb hatten.

Es lebte noch eine Mutterſchweſter der Ammrey verheirathet in dieſem Dorfe. Zu ihr wollte die Verlaſſene: zuvor aber ging ſie bis ans Ende des Dorfs, wo die Kapelle mitten im Todtengarten gebaut iſt.

Sie trat in das alte, offene Gebäude, kniete wortlos und weinend vor dem buntgeſchmückten Gnadenbilde, das mit welken Blumen und Flittergold geziert war noch vom Allerſeligentag her.

Leiſe ſang ſie empor zu der Mutter Gottes:

Wenn's Gott gefällt, ſo kann's nicht ſein,
Es wird dich letzt erfreuen.
Was du jetzt nenneſt Kreuz und Pein,
Wird dir zum Troſt gedeihen.
Die Aloe
Bringt bittres Weh,
Macht gleichwohl rothe Wangen;
So muß ein Herz
Durch Angſt und Schmerz
Zu ſeinem Heil gelangen.

Um dieſelbe Stunde ritt Otto vom Kloſter weg, heimwärts an den Neckar. Der Förſter wollte ihn keine

Stunde länger der gewiſſen Gefahr von den Wilderern ausſetzen und hatte ihn noch eine Strecke geleitet.

Jetzt war er allein und ließ ſein Pferd ruhig gehen.

Oft ſchaute er zurück. Als er aber weiter hinabkam ins Thal und die Kuppe der Teufelsmühle, um welche unten dichter Nebel lag, zum letztenmale ſah, da ſang er laut in die Lüfte hinaus:

Glaub' wohl, kein Waſſer iſt ſo tief,
Für das kein Schiff bereit,
Gäb' es ein ſo wildes Herze,
Das nimmermehr verzeiht?

Muß ſein! muß ſein! — Nie kommt zurück
Der Tag, der heut vergeht;
Eine andere Lieb', ein ander Laub
In jedem Frühling ſteht.

Meine Wange iſt ſo friſch und roth,
Meine Augen ſind ſo hell:
Mein Rößlein ſchreitet munter,
Ich komme nicht von der Stell'.

Schau' mich um und ſchau' gar oft mich um,
Als ſucht' ich was ſo ſehr;
Im Sinn iſt mir, als wenn es wohl
Verlorene Liebe wär'.

# Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Von Gottfried Keller.

Die Leute von Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller.
Braunſchweig. Vieweg und Sohn. 1856.

Gottfried Keller, geboren am 19. Juli 1819 zu Glattfelden bei Zürich, widmete ſich anfangs der Landſchaftsmalerei, die er ſpäter aufgab, um literariſchen Arbeiten zu leben und 1848—1850 in Heidelberg und Berlin Philoſophie zu ſtudiren. Seit 1855 lebt er in ſeiner Vaterſtadt, die ihn 1861 zum erſten Staatsſchreiber und Mitglied des großen Raths erwählte.

Ein novelliſtiſches Talent allererſten Ranges, ein Meiſter des epiſchen Stils von ſo eigenthümlicher Bedeutung, daß es ſchwer iſt, mit den wenigen Strichen, die hier vergönnt ſind, das Charakteriſtiſche ſeiner Art und Kunſt zu bezeichnen. Gleich auf den erſten Blick erkennt ſelbſt ein ungeübtes Auge in ſeinem Roman wie in den Erzählungen eine Darſtellungsweiſe, die ohne jede gezierte Alterthümelei von allem Modernen himmelweit verſchieden iſt und doch wieder überall an das Modernſte erinnert; die ächte behagliche Gelaſſenheit und Gelindigkeit des erzählenden Vortrags, die in ruhig hingleitendem Strome den Hörer an wechſelnden Bildern vorüberführt, ohne ihn in jähe dramatiſche Strudel und athembeklemmende Cascaden hineinzureißen; einen Ton, der durch ſeine maßvolle Objectivität dem Goethe'ſchen verwandt iſt, und ſich doch wieder durch ein viel bunteres ſubjectives Farbenſpiel und die Fülle humoriſtiſcher Reflexe von jenem unterſcheidet. Zu dieſem ſtiliſtiſchen Reiz, der im Grunde auf dem Geheimniſſe des Contraſtes beruht, indem die größte Schlichtheit mit der feinſten Kunſt und Mannigfaltigkeit gepaart iſt — die Naivetät eines Dürer'ſchen Holzſchnittes mit dem Zauber von Correggio's helldunklen Farbeneffecten —, zu dieſer meiſterhaften Beherrſchung der Darſtellungsmittel geſellt ſich ein verwandter Zug in der Wahl der Stoffe und Charaktere, in denen ſich ebenfalls eine Neigung zum Contraſt erkennen läßt. Das Liebliche ſteht dicht neben dem Sonderbaren, das

Luſtige neben dem Abgeſchmackten, das ſinnlich Verführeriſche neben dem Entſetzlichen, und der epiſche Gleichmuth, den der Dichter in der Darſtellung ſich zu bewahren weiß, läßt erkennen, daß er ſich dieſer Gegenſätze deutlich bewußt iſt und ſich mit künſtleriſchem Behagen daran weidet. Denn eine tiefhumoriſtiſche Lebensanſicht liegt Allem, was Keller gedichtet hat, zu Grunde und zwar der Humor eines wahren Dichters, der die vielfachen Lücken und Riſſe in der Weltordnung, ohne ſie zu beſchönigen, immer mit ſeinem Herzen auszufüllen bereit iſt. Im Gegenſatz aber zu dem pathetiſchen Humor, mit dem etwa Jean Paul den Kehricht kleinbürgerlicher Armſeligkeit vergoldet, hat Keller den realiſtiſchen Muth, die Dinge beim Namen zu nennen und das Gemeine, Philiſterhafte, Menſchenunwürdige nicht etwa mit ſentimentaler Jedealiſirung poeſiefähig machen zu wollen, ſondern es zu laſſen, wie es iſt, da es das ewig Hoffnungsloſe und doch Allmächtige iſt. Nur zum Troſt für ſich und Gleichgeſinnte ſtellt er das Schöne, Echte und Herzerfreuende dicht daneben, wie etwa in ſeiner „Regel Amrain" oder in der hier mitgetheilten Novelle, und wo überhaupt kein Contraſt dieſer Art angebracht wäre, da es ſich, wie bei den „gerechten Kammmachern", um Zuſtände handelt, in denen eben der Sieg der Nüchternheit die humoriſtiſche Spitze bildet, weiß er durch leiſe Uebertreibung der Proportionen, durch Häufung und Steigerung des Alltäglichen zum Typiſchen, eine ſo großartige barocke Wirkung zu erzielen, daß das Richtige und Lächerliche — umgekehrt wie im Sprichwort — ins Erhabene umſchlägt. In dieſer Kunſt hat er nur Einen überlegenen Vorgänger: den Don Quixote des Cervantes. Leider hat uns der Dichter ſeit jenen klaſſiſchen „Leuten von Seldwyla" vergebens auf ein Werk hoffen laſſen, das alle Kräfte ſeiner reichen Natur in voller Entfaltung zeigte. Sein Roman, „der grüne Heinrich", (Braunſchweig 1854

4 Bände), in der erſten Hälfte ſchon die volle Meiſterſchaft des Stils bekundend, zeigt in der ſtark abſinkenden zweiten Hälfte, daß es dem Dichter an einem ſichern Plan gebrach, der ihn zu einer ideellen Höhe geführt hätte, nachdem der Quell der Jugenderinnerungen des Helden verſiegt war. Zwei Jahre ſpäter erſchienen „die Leute von Seldwyla“, ſeitdem nur noch einzelne Geſchichten in Auerbach's Volkskalender, ſo daß in unſerer vielſchreibenden Zeit der Name des Dichters noch lange nicht nach Verdienſt gekannt iſt. H.

Dieſe Geſchichte zu erzählen, würde eine müßige Erfindung ſein, wenn ſie nicht auf einem wahren Vorfall beruhte, zum Beweiſe, wie tief im Menſchenleben jede der ſchönen Fabeln wurzelt, auf welche ein großes Dichterwerk gegründet iſt. Die Zahl ſolcher Fabeln iſt mäßig, gleich der Zahl der Metalle, aber ſie ereignen ſich immer wieder aufs Neue mit veränderten Umſtänden und in der wunderlichſten Verkleidung.

An dem ſchönen Fluſſe, der eine halbe Stunde entfernt an Seldwyl vorüberzieht, erhebt ſich eine weitgedehnte Erdwelle und verliert ſich, ſelber wohlbebaut, in der fruchtbaren Ebene. Fern an ihrem Fuße liegt ein Dorf, welches manche große Bauernhöfe enthält, und über die ſanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Aecker weithingeſtreckt, gleich drei rieſigen Bändern nebeneinander. An einem ſonnigen Septembermorgen pflügten zwei Bauern auf zweien dieſer Aecker, und zwar auf jedem der beiden äußerſten; der mittlere ſchien ſeit langen Jahren brach und wüſt zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt, und eine Welt von geflügelten Thierchen ſummte ungeſtört über ihm. Die Bauern aber, welche zu beiden Seiten hinter ihrem Pfluge gingen, waren lange, knochige Männer von ungefähr vierzig Jahren und verkündeten auf den erſten Blick den ſichern gutbeſorgten Bauersmann. Sie trugen kurze Kniehoſen von ſtarkem Zwillich, an dem jede Falte ihre unveränderliche Lage hatte und wie in Stein gemeiſelt ausſah. Wenn ſie, auf ein Hinderniß ſtoßend, den Pflug feſter faßten, ſo zitterten die groben Hemdärmel von der leichten Erſchütterung, indeſſen die wohlraſirten Geſichter ruhig und aufmerkſam, aber ein wenig blinzelnd in den Sonnenſchein vor ſich hinſchauten, die Furche bemaßen oder auch wohl zuweilen ſich umſahen, wenn ein fernes Geräuſch die Stille des Landes unterbrach. Langſam und mit einer gewiſſen natürlichen Zierlichkeit ſetzten ſie einen Fuß um den andern vorwärts, und keiner ſprach ein Wort, außer wenn er etwa dem Knechte, der die vier ſtattlichen Pferde antrieb, eine Anweiſung gab. So glichen ſie einander vollkommen in einiger Entfernung, denn ſie ſtellten die urſprüngliche Art dieſer Gegend dar, und man hätte ſie auf den erſten Blick nur daran unterſcheiden können, daß der Eine den Zipfel ſeiner weißen Kappe nach vorn trug, der Andere aber hinten im Nacken hängen hatte. Aber das wechſelte zwiſchen ihnen ab, indem ſie in der entgegengeſetzten Richtung pflügten: denn wenn ſie oben auf der Höhe zuſammentrafen und aneinander vorüberkamen, ſo ſchlug dem, welcher gegen den friſchen Oſtwind ging, die Zipfelkappe nach hinten über, während ſie bei dem Andern, der den Wind im Rüken hatte, ſich nach vorne ſträubte. Es gab auch jedesmal einen mittleren Augenblick, wo die ſchimmernden Mützen aufrecht in der Luft ſchwankten und wie zwei weiße Flammen gen Himmel züngelten. So pflügten Beide ruhevoll, und es war ſchön anzuſehen in der ſtillen goldenen Septembergegend, wenn ſie ſo auf der Höhe an einander vorbeizogen, ſtill und langſam und ſich mählich von einander entfernten, immer weiter auseinander, bis beide wie zwei untergehende Geſtirne hinter die Wölbung des Himmels hinabgingen und verſchwanden, um eine gute Weile darauf wieder zu erſcheinen. Wenn ſie einen Stein in ihren Furchen fanden, ſo warfen ſie denſelben auf den wüſten Acker in der Mitte mit läſſig kräftigem Schwunge, was aber nur ſelten geſchah, da derſelbe ſchon faſt mit allen Steinen belaſtet war, welche überhaupt auf den Nachbaräckern zu finden geweſen. So war der lange Morgen zum Theil vergangen, als von dem Dorfe her ein kleines artiges Fuhrwerklein ſich näherte, welches kaum zu ſehen war, als es begann, die gelinde Höhe heran zu kommen. Das war ein grün bemaltes Kinderwägelchen, in welchem die Kinder der beiden Pflüger, ein Knabe und ein kleines Ding von Mädchen, gemeinſchaftlich den Vormittagsimbiß heranfuhren. Für jeden Theil lag ein ſchönes Brod, in eine Serviette gewickelt, eine Kanne Wein mit Gläſern und noch irgend ein Zuthätchen in dem Wagen, welches die zärtliche Bäuerin für den fleißigen Meiſter mitgeſandt, und außerdem waren da noch verpackt allerlei ſeltſam geſtaltete angebiſſene Aepfel und Birnen, welche die Kinder am Wege aufgeleſen, und eine völlig nackte Puppe mit nur einem Bein und einem verſchmierten Geſicht, welche wie ein Fräulein zwiſchen den Broden ſaß und ſich behaglich fahren ließ. Dies Fuhrwerk hielt nach manchem Anſtoß und Aufenthalt endlich auf der Höhe im Schatten eines jungen Lindengebüſches, welches da am Raude des Feldes ſtand, und nun konnte man die beiden Fuhrleute näher betrachten. Es war ein Junge von ſieben Jahren und ein Dirnchen von fünfen, beide geſund und munter, und weiter war nichts Auffälliges an ihnen, als daß beide ſehr hübſche Augen hatten und das Mädchen dazu noch eine bräunliche Geſichtsfarbe und ganz krauſe dunkle Haare, welche ihm ein feuriges und treuherziges Anſehen gaben. Die Pflüger waren jetzt auch wieder oben angekommen, ſteckten den Pferden etwas Klee vor und ließen die Pflüge in der halb vollendeten Furche ſtehen, während ſie als gute Nachbaren ſich zu dem gemeinſchaftlichen Imbiß begaben und ſich da zuerſt begrüßten; denn bislang hatten ſie ſich noch nicht geſprochen an dieſem Tage.

Wie nun die Männer mit Behagen ihr Frühſtück einnahmen und mit zufriedenem Wohlwollen den Kindern mittheilten, die nicht von der Stelle wichen, ſo lange gegeſſen und getrunken wurde, ließen ſie ihre Blicke in der Nähe und Ferne herumſchweifen und ſahen das Städtchen räucherig glänzend in ſeinen Bergen liegen; denn das reichliche Mittagsmahl, welches die Seldwyler alle Tage bereiteten, pflegte ein weithin ſcheinendes Silbergewölk über ihre Dächer emporzutragen, welches lachend an ihren Bergen hinſchwebte.

Die Lumpenhunde zu Seldwyl kochen wieder gut! ſagte Manz, der eine der Bauern, und Marti, der andere, erwiderte: Geſtern war einer bei mir wegen des Ackers hier. — Aus dem Bezirksrath? Bei mir iſt er auch geweſen! ſagte Manz. — So? und meinte wahrſcheinlich auch, du ſollteſt das Land benutzen und den Herren die Pacht zahlen? — Ja, bis es ſich entſchieden habe, wem der Acker gehöre, und was mit ihm anzufangen ſei. Ich habe mich aber bedankt, das verwilderte Weſen für einen Andern herzuſtellen, und ſagte, ſie ſollten den Acker nur verkaufen und den Ertrag aufheben, bis ſich ein Eigenthümer herausgeſtellt, was wohl nie geſchehen wird, denn was einmal auf der Kanzlei zu Seldwyl liegt, hat da gute Weile, und überdem iſt die Sache ſchwer zu entſcheiden. Die Lumpen möchten indeſſen gar zu gern etwas zu naſchen bekommen durch den Pachtzins, was ſie freilich mit der Verkaufsſumme auch thun könnten; allein wir würden uns hüten, daſſelbe zu hoch hinauf zu treiben, und wir wüßten dann doch, was wir hätten, und wem das Land gehört!

Ganz ſo meine ich auch und habe dem Steckleinſpringer eine ähnliche Antwort gegeben!

Sie ſchwiegen eine Weile, dann fing Manz wiederum an: Schad' iſt es aber doch, daß der gute Boden ſo daliegen muß, es iſt nicht zum Anſehen; das geht nun ſchon in die zwanzig Jahre ſo, und keine Seele fragt darnach; denn hier im Dorf iſt Niemand, der irgend einen Anſpruch auf den Acker hat, und Niemand weiß auch, wo die Kinder des verdorbenen Trompeters hingekommen ſind.

Hm! ſage Marti, das wäre ſo eine Sache! Wenn ich den ſchwarzen Geiger anſehe, der ſich bald bei den Heimathloſen aufhält, bald in den Dörfern zum Tanz aufſpielt, ſo möchte ich darauf ſchwören, daß er ein Enkel des Trompeters iſt, der freilich nicht weiß, daß er noch einen Acker hat. Was thäte er aber damit? Einen Monat lang ſich beſaufen und dann nach wie vor! Zudem, wer dürfte da einen Wink geben, da man es doch nicht ſicher wiſſen kann!

Da könnte man eine ſchöne Geſchichte anrichten! antwortete Manz, wir haben ſo genug zu thun, dieſem Geiger das Heimathsrecht in unſerer Gemeinde abzuſtreiten, da man uns den Fetzel fortwährend aufhalſen will. Haben ſich ſeine Aeltern einmal unter die Heimathloſen begeben, ſo mag er auch dableiben und dem Keſſelvolk das Geigelein ſtreichen. Wie in aller Welt können wir wiſſen, daß er des Trompeters Sohnesſohn iſt? Was mich betrifft, wenn ich den Alten auch in dem dunklen Geſicht vollkommen zu erkennen glaube, ſo ſage ich: Irren iſt menſchlich, und das geringſte Fetzchen Papier, ein Stücklein von einem Taufſchein würde meinem Gewiſſen beſſer thun, als zehn ſündhafte Menſchengeſichter!

Eia, ſicherlich! ſagte Marti, er ſagt zwar, er ſei nicht Schuld, daß man ihn nicht getauft habe! Aber ſollen wir unſern Taufſtein tragbar machen und in den Wäldern herumtragen? Nein, er ſteht feſt in der Kirche, und dafür iſt die Todtenbahre tragbar, die draußen an der Mauer hängt. Wir ſind ſchon übervölkert im Dorf und brauchen bald zwei Schulmeiſter!

Hiemit war die Mahlzeit und das Zwiegeſpräch der Bauern geendet, und ſie erhoben ſich, den Reſt ihrer heutigen Vormittagsarbeit zu vollbringen. Die beiden Kinder hingegen, welche ſchon den Plan entworfen hatten, mit den Vätern nach Hauſe zu ziehen, zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden und begaben ſich dann auf einen Streifzug in dem wilden Acker, da derſelbe mit ſeinen Unkräutern, Stauden und Steinhaufen eine ungewohnte und merkwürdige Wildniß darſtellte. Nachdem ſie in der Mitte dieſer grünen Wildniß einige Zeit hingewandert, Hand in Hand, und ſich daran beluſtigt, die verſchlungenen Hände über die hohen Diſtelſtauden zu ſchwingen, ließen ſie ſich endlich im Schatten einer ſolchen nieder, und das Mädchen begann, ſeine Puppe mit den langen Blättern des Wegekrautes zu bekleiden, ſo daß ſie einen ſchönen grünen und ausgezackten Rock bekam; eine einſame rothe Mohnblume, die da noch blühte, wurde ihr als Haube über den Kopf gezogen und mit einem Graſe feſtgebunden, und nun ſah die kleine Perſon aus wie eine Zauberfrau, beſonders nachdem ſie noch ein Halsband und einen Gürtel von kleinen rothen Beerchen erhalten. Dann wurde ſie hoch in die Stengel der Diſtel geſetzt und eine Weile mit vereinten Blicken angeſchaut, bis der Knabe ſie genugſam beſehen und mit einem Steine herunterwarf. Dadurch gerieth aber ihr Putz in Unordnung, und das Mädchen entkleidete ſie ſchleunigſt, um ſie aufs Neue zu ſchmücken; doch als die Puppe eben wieder nackt und bloß war und nur noch der rothen Haube ſich erfreuete, entriß der wilde Junge ſeiner Gefährtin das Spielzeug und warf es hoch in die Luft. Das Mädchen ſprang klagend darnach, allein der Knabe fing die Puppe zuerſt wieder auf, warf ſie aufs Neue empor, und indem das Mädchen ſie vergeblich zu haſchen bemühte, neckte er es auf dieſe Weiſe eine gute Zeit. Unter ſeinen Händen aber nahm die fliegende Puppe Schaden und zwar am Knie ihres einzigen Beines, allwo ein kleines Loch einige Kleikörner durchſickern ließ. Kaum bemerkte der Peiniger dies Loch, ſo verhielt er ſich mäuschenſtill und war mit offenem Munde eifrig befliſſen, das Loch mit ſeinen Nägeln zu vergrößern und dem Urſprung der Kleie nachzuſpüren. Seine Stille erſchien dem armen Mädchen höchſt verdächtig, und es drängte ſich herzu und mußte mit Schrecken ſein böſes Beginnen gewahren. Sieh mal! rief er und ſchlenkerte ihr das Bein vor der Naſe herum, daß ihr die Kleie ins Geſicht flog, und wie ſie danach langen wollte und ſchrie und flehte, ſprang er wieder fort und ruhte nicht eher, bis das ganze Bein dürr und leer herabhing als eine traurige Hülſe. Dann warf er das mißhandelte Spielzeug hin und ſtellte ſich höchſt frech und gleichgültig, als die Kleine ſich weinend auf die Puppe warf und dieſelbe in ihre Schürze hüllte. Sie nahm ſie aber wieder hervor und betrachtete wehſelig die Aermſte, und als ſie das Bein ſah, fing ſie abermals an laut zu weinen, denn dasſelbe hing an dem Rumpfe nicht anders, denn das Schwänzchen an einem Molche. Als ſie gar ſo unbändig weinte, ward es dem Uebelthäter endlich etwas übel zu Muth, und er ſtand in Angſt und Reue vor der Klagenden, und als ſie dies merkte, hörte ſie plötzlich auf und ſchlug ihn einigemal mit der Puppe, und er that, als ob es ihm weh thäte, und ſchrie au! ſo natürlich, daß ſie zufrieden war und nun mit ihm gemeinſchaftlich die Zerſtörung und Zerlegung fortſetzte. Sie bohrten Loch auf Loch in den Marterleib und ließen aller Enden die Kleie entſtrömen, welche ſie ſorgfältig auf einem flachen Steine zu einem Häufchen ſammelten, umrührten und aufmerkſam betrachteten. Das einzige Feſte, was noch an der Puppe beſtand, war der Kopf und mußte jetzt vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Kinder erregen; ſie trennten ihn ſorgfältig los von dem ausgequetſchten Leichnam und guckten erſtaunt in ſein hohles Innere. Als ſie die bedenkliche Höhlung ſahen und auch die Kleie ſahen, war es der nächſte und natürlichſte Gedankenſprung, den Kopf mit der Kleie auszufüllen, und ſo waren die Fingerchen der Kinder nun beſchäftigt, um die Wette Kleie in den Kopf zu thun, ſo daß zum erſten Mal in ſeinem Leben etwas in ihm ſteckte. Der Knabe mochte es aber immer noch für ein todtes Wiſſen halten, weil er plötzlich eine große blaue Fliege fing und, die ſummende zwiſchen beiden hohlen Händen haltend, dem Mädchen gebot, den Kopf von der Kleie zu entleeren. Hierauf wurde die Fliege hineingeſperrt und das Loch mit Gras verſtopft. Die Kinder hielten den Kopf an die Ohren und ſetzten ihn dann feierlich auf einen Stein; da er noch mit der rothen Mohnblume bedeckt war, ſo glich der Tönende jetzt einem weiſſagenden Haupte, und die Kinder lauſchten in tiefer Stille ſeinen Kunden und Märchen, indeſſen ſie ſich umſchlungen hielten. Aber jeder Prophet erweckt Grauen und Undank; das wenige Leben in dem dürftig geformten Bilde erweckte die menſchliche Grauſamkeit in den Kindern, und es wurde beſchloſſen, das Haupt zu begraben. So machten ſie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein und errichteten über dem Grabe ein anſehnliches Denkmal von Feldſteinen. Dann empfanden ſie einiges Grauen, da ſie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten, und entfernten ſich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte. Auf einem ganz mit grünen Kräutern bedeckten Plätzchen legte ſich das Dirnchen auf den Rücken, da es müde war, und begann in eintöniger Weiſe einige Worte zu ſingen, immer die nämlichen, und der Junge kauerte daneben und half, indem er nicht wußte, ob er auch vollends umfallen ſolle, ſo läſſig und müßig war er. Die Sonne ſchien dem ſingenden Mädchen in den geöffneten Mund, beleuchtete deſſen blendendweiße Zähnchen und durchſchimmerte die runden Purpurlippen. Der Knabe ſah die Zähne, und dem Mädchen den Kopf haltend und deſſen Zähnchen neugierig unterſuchend rief er: Rathe, wie viele Zähne hat man? Das Mädchen beſann ſich einen Augenblick, als ob es reiflich nachzählte, und ſagte dann auf Gerathewohl: Hundert! Nein, zwei und dreißig! rief er, wart, ich will einmal zählen! Da zählte er die Zähne des Kindes, und weil er nicht zwei und dreißig herausbrachte, ſo fing er immer wieder von Neuem an. Das Mädchen hielt lange ſtill, als aber der eifrige Zähler nicht zu Ende kam, raffte es ſich auf und rief: Nun will ich deine zählen! Nun legte ſich der Burſche hin ins Kraut, das Mädchen über ihn, umſchlang ſeinen Kopf, er ſperrte das Maul auf, und es zählte: Eins, zwei, ſieben, fünf, zwei, eins; denn die kleine Schöne konnte noch nicht zählen. Der Junge verbeſſerte ſie und gab ihr

Anweiſung, wie ſie zählen ſolle, und ſo fing auch ſie unzählige Mal von Neuem an, und das Spiel ſchien ihnen am beſten zu gefallen von Allem, was ſie heut unternommen. Endlich aber ſank das Mädchen ganz auf den kleinen Rechenmeiſter nieder, und die Kinder ſchliefen ein in der hellen Mittagsſonne.

Inzwiſchen hatten die Väter ihre Aecker fertig gepflügt und in friſchduftende braune Fläche umgewandelt. Als nun, mit der letzten Furche zu Ende gekommen, der Knecht des Einen halten wollte, rief ſein Meiſter: Was hältſt du? Kehr noch einmal um! — Wir ſind ja fertig! ſagte der Knecht. — Halt's Maul und thu, wie ich dir ſage! der Meiſter. Und ſie kehrten um und riſſen eine tüchtige Furche in den mittleren herrenloſen Acker hinein, daß Kraut und Steine flogen. Der Bauer hielt ſich aber nicht mit der Beſeitigung derſelben auf, er mochte denken, hiezu ſei noch Zeit genug vorhanden, und er begnügte ſich, für heute die Sache nur aus dem Gröbſten zu thun. So ging es raſch die Höhe empor in ſanftem Bogen, und als man oben angelangt und das liebliche Windeswehen eben wieder den Kappenzipfel des Mannes zurückwarf, pflügte auf der anderen Seite der Nachbar vorüber mit dem Zipfel nach vorn und ſchnitt ebenfalls eine anſehnliche Furche vom mittleren Acker, daß die Schollen nur ſo zur Seite flogen. Jeder ſah wohl, was der Andere that, aber keiner ſchien es zu ſehen, und ſie entſchwanden ſich wieder, indem jedes Sternbild ſtill am andern vorüberging und hinter dieſe runde Welt hinabtauchte. So gehen die Weberſchiffchen des Geſchicks an einander vorbei, und „was er webt, das weiß kein Weber!“

Es kam eine Ernte um die andere, und jede ſah die Kinder größer und ſchöner und den herrenloſen Acker ſchmäler zwiſchen ſeinen breitgewordenen Nachbaren. Mit jedem Pflügen wurde ihm hüben und drüben eine Furche abgeriſſen, ohne daß ein Wort darüber geſprochen wurde und ohne daß ein Menſchenauge den Frevel zu ſehen ſchien. Die Steine wurden immer mehr zuſammengedrängt und bildeten ſchon einen ordentlichen Grat der ganzen Länge des Ackers nach, und das wilde Gewächs darauf war ſchon ſo hoch, daß die Kinder, obgleich ſie gewachſen waren, ſich nicht mehr ſehen konnten, wenn eines dies- und das andere jenſeits ging. Denn ſie gingen nun nicht mehr gemeinſchaftlich auf das Feld, da der zehnjährige Salomon oder Sali, wie er genannt wurde, ſich ſchon wacker auf Seite der größeren Burſchen und der Männer hielt, und das braune Vrenchen, obgleich es ein feuriges Dirnchen war, mußte bereits unter der Obhut ſeines Geſchlechts gehen, ſonſt wäre es von den andern als ein Bubenmädchen ausgelacht worden. Dennoch nahmen ſie während jeder Ernte, wenn Alles auf den Aeckern war, einmal Gelegenheit, den wilden Steinkamm, der ſie trennte, zu beſteigen und ſich gegenſeitig von demſelben herunterzuſtoßen. Wenn ſie auch ſonſt keinen Verkehr mehr mit einander hatten, ſo ſchien dieſe jährliche Ceremonie um ſo ſorglicher gewahrt zu werden, als ſonſt nirgends die Felder ihrer Väter zuſammenſtießen.

Indeſſen ſollte der Acker doch endlich verkauft und der Erlös einſtweilen gerichtlich aufgehoben werden. Die Verſteigerung fand an Ort und Stelle ſtatt, wo ſich aber nur einige Gaffer einfanden außer den Bauern Manz und Marti, da Niemand Luſt hatte, das ſeltſame Stückchen zu erſtehen und zwiſchen den zwei Nachbarn zu bebauen. Denn obgleich dieſe zu den beſten Bauern des Dorfes gehörten und nichts weiter gethan hatten, als was zwei Drittel der Uebrigen unter dieſen Umſtänden auch gethan haben würden, ſo ſah man ſie doch jetzt ſtillſchweigend darum an, und Niemand wollte zwiſchen ihnen eingeklemmt ſein mit dem geſchmälerten Waiſenfelde. Die meiſten Menſchen ſind fähig oder bereit, ein in den Lüften umgehendes Unrecht zu verüben, wenn ſie mit der Naſe darauf ſtoßen; ſo wie es aber von Einem begangen iſt, ſind die Uebrigen froh, daß ſie es doch nicht geweſen ſind, daß die Verſuchung nicht ſie betroffen hat, und ſie machen nun den Auserwählten zu dem Schlechtigkeitsmeſſer ihrer Eigenſchaften und behandeln ihn mit zarter Scheu als einen Ableiter des Uebels, der von den Göttern gezeichnet iſt, während ihnen zugleich noch der Mund wäſſert nach den Vortheilen, die er dabei genoſſen. Manz und Marti waren alſo die einzigen, welche ernſtlich auf den Acker boten, und nach einem ziemlich hartnäckigen Ueberbieten erſtand ihn Manz, und er wurde ihm zugeſchlagen. Die Beamten und die Gaffer verloren ſich vom Felde, die beiden Bauern, welche ſich auf ihren Aeckern noch zu ſchaffen gemacht, trafen beim Weggehen wieder zuſammen und Marti ſagte: Du wirſt nun dein Land, das alte und das neue, wohl zuſammenſchlagen und in zwei gleiche Stücke theilen? Ich hätte es wenigſtens ſo gemacht, wenn ich das Ding bekommen hätte. — Ich werde es allerdings auch thun, antwortete Manz, denn als Ein Acker würde mir das Stück zu groß ſein. Doch was ich ſagen wollte: Ich habe bemerkt, daß du neulich noch am untern Ende dieſes Ackers, der jetzt mir gehört, ſchräg hineingefahren biſt und ein gutes Dreieck abgeſchnitten haſt. Du haſt es vielleicht gethan in der Meinung, du werdeſt das ganze Stück an dich bringen, und es ſei dann ſo wie ſo dein. Da es nun aber mir gehört, ſo wirſt du wohl einſehen, daß ich eine ſolche ungehörige Einkrümmung nicht brauchen noch dulden kann, und wirſt nichts dagegen haben, wenn ich den Strich wieder grad mache! Streit wird das nicht abgeben ſollen!

Marti erwiderte eben ſo kaltblütig, als ihn Manz angeredet hatte: Ich ſehe auch nicht, wo Streit herkommen ſoll! Ich denke, du haſt den Acker gekauft, wie er da iſt, wir haben ihn alle gemeinſchaftlich beſehen, und er hat ſich ſeit einer Stunde nicht um ein Haar verändert!

Lariſari! ſagte Manz, was früher geſchehen, wollen wir nicht aufrühren! Was aber zu viel iſt, iſt zu viel, und Alles muß zuletzt eine ordentliche grade Art haben; dieſe drei Aecker ſind von jeher ſo grade neben einander gelegen, wie nach dem Richtſcheit gezeichnet, es iſt ein ganz abſonderlicher Spaß von dir, wenn du nun einen ſolchen lächerlichen und unvernünftigen Schnörkel dazwiſchen bringen willſt, und wir beide würden einen Uebernamen bekommen, wenn wir den krummen Zipfel da beſtehen laſſen. Er muß durchaus weg!

Marti lachte und ſagte: Du haſt ja auf einmal eine merkwürdige Furcht vor dem Geſpötte der Leute! Das läßt ſich aber ja wohl machen; mich genirt das Krumme gar nicht; genirt es dich, gut, ſo machen wir es grad, aber nicht auf meiner Seite, das geb' ich dir ſchriftlich, wenn du willſt!

Rede doch nicht ſo ſpaßhaft, ſagte Manz, es wird wohl grad gemacht, und zwar auf deiner Seite, darauf kannſt du Gift nehmen!

Das werden wir ja ſehen und erleben! ſagte Marti, und beide Männer gingen auseinander, ohne ſich weiter anzublicken, vielmehr ſtarrten ſie nach verſchiedener Richtung ins Blaue hinaus, als ob ſie da Wunder was für Merkwürdigkeiten im Auge hätten, die ſie betrachten müßten mit Aufbietung aller ihrer Geiſteskräfte.

Schon am nächſten Tage ſchickte Manz einen Dienſtbuben, ein Taglöhnermädchen und ſein eigenes Söhnchen Sali auf den Acker hinaus, daß ſie das wilde, Unkraut und Geſtrüpp auszögen und auf Haufen brächten, damit nachher die Steine um ſo bequemer weggefahren werden könnten. Dies war eine Aenderung in ſeinem Weſen, daß er den kaum eilfjährigen Jungen, der noch zu keiner Arbeit angehalten worden, nun mit hinausſandte, gegen die Einſprache der Mutter. Es ſchien, da er es mit ernſthaften und geſalbten Worten that, als ob er mit dieſer Arbeitsſtrenge gegen ſein eigenes Blut das Unrecht betäuben wollte, in dem er lebte, und welches nun begann ſeine Folgen ruhig zu entfalten. Das ausgeſandte Völklein jätete inzwiſchen luſtig an dem Unkraut und hackte mit Vergnügen an den wunderlichen Stauden und Pflanzen aller Art, die da ſeit Jahren wucherten. Denn da es eine außerordentliche, gleichſam wilde Arbeit war, bei der keine Regel und keine Sorgfalt erheiſcht wurde, ſo galt ſie als eine Luſt. Das wilde Zeug, an der Sonne gedörrt, wurde aufgehäuft und mit großem Jubel verbrannt, daß der Qualm weithin ſich verbreitete und die jungen Leutchen darin herumſprangen, wie beſeſſen. Dies war das letzte Freudenfeſt auf dem Unglücksfelde, und das junge Vrenchen, Marti's Tochter, kam auch hinausgeſchlichen und half tapfer mit. Das Ungewöhnliche dieſer Begebenheit und die luſtige Aufregung gaben einen guten Anlaß, ſich ſeinem kleinen Jugendgeſpielen wieder einmal zu nähern, und die Kinder waren recht glücklich und munter bei ihrem Feuer. Es kamen noch andere Kinder hinzu, und es ſammelte ſich eine ganz vergnügte Geſellſchaft; doch immer, ſobald ſie getrennt wurden, ſuchte Sali alsbald wieder neben Vrenchen zu gelangen, und dieſes wußte desgleichen immer vergnügt lächelnd zu ihm zu ſchlüpfen, und es war beiden Creaturen, wie wenn dieſer herrliche Tag nie enden müßte und könnte. Doch der alte Manz kam gegen Abend herbei, um zu ſehen, was ſie ausgerichtet, und obgleich ſie fertig waren, ſo ſchalt er doch ob dieſer Luſtbarkeit und ſcheuchte die Geſellſchaft auseinander. Zugleich zeigte ſich Marti auf ſeinem Grund und Boden, und ſeine Tochter gewahrend, pfiff er derſelben ſchrill und gebieteriſch durch den Finger, daß ſie erſchrocken hineilte, und er gab ihr, ohne zu wiſſen warum, einige Ohrfeigen, alſo daß beide Kinder in großer Traurigkeit und weinend nach Hauſe gingen, und ſie wußten jetzt eigentlich ſo wenig, warum ſie ſo traurig waren, als warum ſie vorhin ſo vergnügt geweſen; denn die Rauheit der Väter, an ſich ziemlich neu, war von den argloſen Geſchöpfen noch nicht begriffen und konnte ſie nicht tiefer bewegen.

Die nächſten Tage war es ſchon eine härtere Arbeit, zu welcher Mannsleute gehörten, als Manz die Steine aufnehmen und wegfahren ließ. Es wollte kein Ende nehmen, und alle Steine der Welt ſchienen da beiſammen zu ſein. Er ließ ſie aber nicht ganz vom Felde wegbringen, ſondern jede Fuhre auf jenem ſtreitigen Dreiecke abwerfen, welches Marti ſchon ſäuberlich umgepflügt hatte. Er hatte vorher einen graden Strich gezogen als Grenzſcheide und belaſtete nun dies Fleckchen Erde mit allen Steinen, welche beide Männer ſeit unvordenklichen Zeiten herübergeworfen, ſo daß eine gewaltige Pyramide entſtand, welche wegzubringen Marti wohl bleiben laſſen würde, dachte er. Marti hatte dies am wenigſten erwartet; er glaubte, ſein Gegner werde nach alter Weiſe mit dem Pfluge zu Werke gehen wollen, und hatte daher abgewartet, bis er ihn als Pflüger ausziehen ſähe. Erſt als die Sache ſchon beinahe fertig, hörte er von dem ſchönen Denkmal, welches Manz da errichtet, rannte voll Wuth hinaus, ſah die Beſchwerung, rannte zurück und holte den Gemeindeamman, um vorläufig gegen den Steinhaufen zu proteſtiren, um den Fleck gerichtlich in Beſchlag nehmen zu laſſen, und von dieſem Tage an lagen die zwei Bauern im Proceß mit einander und ruhten nicht eher, bis ſie beide zu Grunde gerichtet waren.

Die Gedanken der ſonſt ſo wohlweiſen Männer waren nun ſo kurz geſchnitten wie Häckſel; der beſchränkteſte Rechtsſinn von der Welt erfüllte Jeden von ihnen, indem keiner begreifen konnte noch wollte, wie der andere ſo offenbar unrechtmäßig und willkürlich den fraglichen unbedeutenden Ackerzipfel an ſich reißen könne. Bei Manz kam noch ein wunderbarer Sinn für Symmetrie und parallele Linien hinzu, und er fühlte ſich wahrhaft gekränkt durch den aberwitzigen Eigenſinn, mit welchem Marti auf dem Daſein des unſinnigſten und muthwilligſten Schnörkels beharrte

Beide aber trafen zuſammen in der Ueberzeugung, daß der Andere, den Anderen ſo frech und plump übervortheilend, ihn nothwendig für einen verächtlichen Dummkopf halten müſſe, da man dergleichen etwa einem armen haltloſen Teufel, nicht aber einem aufrechten, klugen und wehrhaften Manne gegenüber ſich erlauben könne, und Jeder ſah ſich in ſeiner wunderlichen Ehre gekränkt und gab ſich rückhaltlos der Leidenſchaft des Streites und dem daraus erfolgenden Verfalle hin, und ihr Leben glich fortan der träumeriſchen Qual zweier Verdammten, welche auf einem ſchmalen Brette einen dunkeln Strom hinabtreibend ſich befehden, in die Luft hauen und ſich ſelber anpacken und vernichten, in der Meinung, ſie hätten den Feind gefaßt. Da ſie eine faule Sache hatten, ſo geriethen Beide in die allerſchlimmſten Hände von Tauſendkünſtlern, welche ihre verdorbene Phantaſie aufblieſen zu ungeheuren Blaſen, die mit den nichtsnutzigſten Dingen angefüllt wurden. Vorzüglich waren es die Speculanten aus der Stadt Seldwyla, welchen dieſer Handel ein gefundenes Eſſen war, und bald hatte jeder der Streitenden einen Anhang von Unterhändlern, Zuträgern und Rathgebern hinter ſich, welche alles baare Geld auf hundert Wegen abzuziehen wußten. Denn das Fleckchen Erde mit dem Steinhaufen darüber, auf welchem bereits wieder ein Wald von Neſſeln und Diſteln blühte, war nur noch der erſte Keim oder der Grundſtein einer verworrenen Geſchichte und Lebensweiſe, in welcher die zwei Fünfzigjährigen noch andere Gewohnheiten und Sitten, Grundſätze und Hoffnungen annahmen, als ſie bisher geübt. Je mehr Geld ſie verloren, deſto ſehnſüchtiger wünſchten ſie welches zu haben, und je weniger ſie hatten, deſto hartnäckiger dachten ſie reich zu werden und es dem Andern zuvorzuthun. Sie ließen ſich zu jedem Schwindel verleiten und ſetzten auch Jahr aus Jahr ein in alle deutſchen Lotterien, deren Looſe maſſenhaft in Seldwyla circulirten. Aber nie bekamen ſie einen Thaler Gewinnſt zu Geſicht, ſondern hörten nur immer vom Gewinnen anderer Leute, und wie ſie ſelbſt beinahe gewonnen hätten, indeſſen dieſe Leidenſchaft ein regelmäßiger Geldabfluß für ſie war. Bisweilen machten ſich die Seldwyler den Spaß, beide Bauern, ohne ihr Wiſſen, am gleichen Looſe Theil nehmen zu laſſen, ſo daß Beide die Hoffnung auf Unterdrückung und Vernichtung des Andern auf ein und dasſelbe Loos ſetzten. Sie brachten die Hälfte ihrer Zeit in der Stadt zu, wo Jeder in einer Spelunke ſein Hauptquartier hatte, ſich den Kopf aufblaſen und zu den lächerlichſten Ausgaben und einem elenden und ungeſchickten Schlemmen verleiten ließ, bei welchem ihm heimlich doch ſelber das Herz blutete, alſo daß Beide, welche eigentlich nur in dieſem Hader lebten, um für keine Dummköpfe zu gelten, nun ſolche von der beſten Sorte darſtellten und von Jedermann dafür angeſehen wurden. Die andere Hälfte der Zeit lagen ſie verdroſſen zu Hauſe oder gingen ihrer Arbeit nach, wobei ſie dann durch ein tolles, böſes Ueberhaſten und Antreiben das Verſäumte einzuholen ſuchten und damit jeden ordentlichen und zuverläſſigen Arbeiter verſcheuchten. So ging es gewaltig rückwärts mit ihnen, und ehe zehn Jahre vorüber, ſteckten ſie beide von Grund aus in Schulden und ſtanden wie die Störche auf einem Beine auf der Schwelle ihrer Beſitzthümer, von der jeder Lufthauch ſie herunterwehte. Aber wie es ihnen auch erging, der Haß zwiſchen ihnen wurde täglich größer, da Jeder den Andern als den Urheber ſeines Unſterns betrachtete, als ſeinen Erbfeind und ganz unvernünftigen Widerſacher, den der Teufel abſichtlich in die Welt geſetzt habe, um ihn zu verderben. Sie ſpieen aus, wenn ſie ſich nur von weitem ſahen, kein Glied ihres Hauſes durfte mit Frau, Kind oder Geſinde des andern ein Wort ſprechen, bei Vermeidung der gröbſten Mißhandlung. Ihre Weiber verhielten ſich verſchieden bei dieſer Verarmung und Verſchlechterung des ganzen Weſens. Die Frau des Marti, welche von guter Art war, hielt den Verfall nicht aus, härmte ſich ab und ſtarb, ehe ihre Tochter vierzehn Jahre alt war. Die Frau des Manz hingegen bequemte ſich der veränderten Lebensweiſe, und um ſich als eine ſchlechte Genoſſin zu entfalten, hatte ſie nichts zu thun, als einigen weiblichen Fehlern, die ihr von jeher angehaftet, den Zügel ſchießen zu laſſen und dieſelben zu Laſtern auszubilden. Ihre Naſchhaftigkeit wurde zu wilder Begehrlichkeit, ihre Zungenfertigkeit zu einem grundfalſchen und verlogenen Schmeichel- und Verläumdungsweſen, mit welchem ſie jeden Augenblick das Gegentheil von dem ſagte, was ſie dachte, Alles hinter einander hetzte und ihrem eigenen Manne ein X für ein U vormachte; ihre urſprüngliche Offenheit, mit der ſie ſich der unſchuldigeren Plauderei erfreut, ward nun zur abgehärteten Schamloſigkeit, mit der ſie jenes falſche Weſen betrieb, und ſo, ſtatt unter ihrem Manne zu leiden, drehte ſie ihm eine Naſe; wenn er es arg trieb, ſo machte ſie es bunt, ließ ſich nichts abgehen und gedieh zu der dickſten Blüthe einer Vorſteherin des zerfallenden Hauſes.

So war es nun ſchlimm beſtellt um die armen Kinder, welche weder eine gute Hoffnung für ihre Zukunft faſſen konnten, noch ſich auch nur einer lieblich frohen Jugend erfreuten, da überall nichts als Zank und Sorge war. Vrenchen hatte anſcheinend einen ſchlimmeren Stand, als Sali, da ſeine Mutter todt und es einſam in einem wüſten Hauſe der Tyrannei eines verwilderten Vaters anheimgegeben war. Als es ſechszehn Jahre zählte, war es ſchon ein ſchlankgewachſenes, ziervolles Mädchen; ſeine dunkelbraunen Haare ringelten ſich unabläſſig faſt bis über die blitzenden braunen Augen, dunkelrothes Blut durchſchimmerte die Wangen des bräunlichen Geſichtes und glänzte als tiefer Purpur auf den friſchen Lippen, wie man es ſelten ſah und was dem dunklen Kinde ein eigenthümliches Anſehen und Kennzeichen gab. Feurige Lebensluſt und

Fröhlichkeit zitterte in jeder Fiber dieſes Weſens; es lachte und war aufgelegt zu Scherz und Spiel, wenn das Wetter nur im Mindeſten lieblich war, d. h. wenn es nicht zu ſehr gequält wurde und nicht zu viel Sorgen hatte. Dieſe plagten es aber häufig genug; denn nicht nur hatte es den Kummer und das wachſende Elend des Hauſes mit zu tragen, ſondern es mußte noch ſich ſelber in Acht nehmen und mochte ſich gern halbwegs ordentlich und reinlich kleiden, ohne daß der Vater ihm die geringſten Mittel dazu geben wollte. So hatte Vrenchen die größte Noth, ſeine anmuthige Perſon einigermaßen auszuſtaffiren, ſich ein allerbeſcheidenſtes Sonntagskleid zu erobern und einige bunte, faſt werthloſe Halstüchelchen zuſammenzuhalten. Darum war das ſchöne, wohlgemuthe junge Blut in jeder Weiſe gedemüthigt und gehemmt und konnte am wenigſten der Hoffahrt anheimfallen. Ueberdies hatte es bei ſchon erwachendem Verſtande das Leiden und den Tod ſeiner Mutter geſehen, und dies Andenken war ein weiterer Zügel, der ſeinem luſtigen und feurigen Weſen angelegt war, ſo daß es nun höchſt lieblich, unbedenklich und rührend ſich anſah, wenn trotz alledem das gute Kind bei jedem Sonnenblick ſich ermunterte und zum Lächeln bereit war.

Sali erging es nicht ſo hart auf den erſten Anſchein; denn er war nun ein hübſcher und kräftiger junger Burſche, der ſich zu wehren wußte, und deſſen äußere Haltung wenigſtens eine ſchlechte Behandlung von ſelbſt unzuläſſig machte. Er ſah wohl die üble Wirthſchaft ſeiner Aeltern und glaubte ſich erinnern zu können, daß es einſt nicht ſo geweſen, ja er bewahrte noch das frühere Bild ſeines Vaters wohl in ſeinem Gedächtniſſe als eines feſten klugen und ruhigen Bauers, desſelben Mannes, den er jetzt als einen grauen Narren, Händelführer und Müßiggänger vor ſich ſah, der mit Toben und Prahlen auf hundert thörichten und verfänglichen Wegen wandelte und mit jeder Stunde rückwärts ruderte wie ein Krebs. Wenn ihm nun dies mißfiel und ihn oft mit Scham und Kummer erfüllte, während es ſeiner Unerfahrenheit nicht klar war, wie die Dinge ſo gekommen, ſo wurden ſeine Sorgen wieder betäubt durch die Schmeichelei, mit der ihn die Mutter behandelte. Denn um in ihrem Unweſen ungeſtörter zu ſein und einen guten Parteigänger zu haben, auch um ihrer Großthuerei zu genügen, ließ ſie ihm zukommen, was er wünſchte, kleidete ihn ſauber und prahleriſch und unterſtützte ihn in Allem, was er zu ſeinem Vergnügen vornahm. Er ließ ſich dies gefallen ohne viel Dankbarkeit, da ihm die Mutter viel zu viel dazu ſchwatzte und log, und indem er ſo wenig Freude daran empfand, that er läſſig und gedankenlos, was ihm gefiel, ohne daß dies jedoch etwas Uebles war, weil er für jetzt noch unbeſchädigt war von dem Beiſpiele der Alten und das jugendliche Bedürfniß fühlte, im Ganzen einfach, ruhig und leidlich tüchtig zu ſein. Er war ziemlich genau ſo, wie ſein Vater in dieſem Alter geweſen war, und dieſes flößte demſelben eine unwillkürliche Achtung vor dem Sohne ein, in welchem er mit verwirrtem Gewiſſen und gepeinigter Erinnerung ſeine eigene Jugend achtete. Trotz dieſer Freiheit, welche Sali genoß, ward er ſeines Lebens doch nicht froh und fühlte wohl, wie er nichts Rechtes vor ſich hatte und eben ſo wenig etwas Rechtes lernte, da von einem zuſammenhängenden und vernunftgemäßen Arbeiten in Manzens Hauſe längſt nicht mehr die Rede war. Sein einziger Troſt war daher, ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit und einſtweilige Unbeſcholtenheit zu ſein, und in dieſem Stolze ließ er die Tage trotzig verſtreichen und wandte die Augen von der Zukunft ab.

Der einzige Zwang, dem er unterworfen, war die Feindſchaft ſeines Vaters gegen Alles, was Marti hieß und an dieſen erinnerte. Doch wußte er nichts Beſſeres, als daß Marti ſeinem Vater Schaden zugefügt, und daß man in deſſen Hauſe eben ſo feindlich geſinnt ſei, und es fiel ihm daher nicht ſchwer, weder den Marti noch ſeine Tochter anzuſehen und ſeinerſeits auch einen angehenden, ziemlich gleichgültigen Feind vorzuſtellen. Vrenchen hingegen, welches mehr erdulden mußte, als Sali, und in ſeinem Hauſe viel verlaſſener war, fühlte ſich weniger zu einer förmlichen Feindſchaft aufgelegt und glaubte ſich nur verachtet von dem wohlgekleideten und ſcheinbar glücklicheren Sali; deshalb verbarg ſie ſich vor ihm, und wenn er irgendwo nur in der Nähe war, ſo entfernte ſie ſich eilig, ohne daß er ſich die

Mühe gab, ihr nachzublicken. So kam es, daß er das Mädchen ſchon ſeit ein paar Jahren nicht mehr in der Nähe geſehen und gar nicht wußte, wie es ausſah, ſeit es herangewachſen. Und doch wunderte es ihn zuweilen ganz gewaltig, und wenn überhaupt von den Marti's geſprochen wurde, ſo dachte er unwillkürlich nur an die Tochter, deren jetziges Ausſehen ihm nicht deutlich, und deren Andenken ihm gar nicht verhaßt war.

Doch war ſein Vater Manz nun der Erſte von den beiden Feinden, der ſich nicht mehr halten konnte und von Haus und Hof ſpringen mußte. Dieſer Vortritt rührte daher, daß er eine Frau beſaß, die ihm geholfen, und einen Sohn,. der doch auch Einiges mit brauchte, während Marti der einzige Verzehrer war in ſeinem wackeligen Königreich, und ſeine Tochter durfte wohl arbeiten wie ein Hausthierchen, aber nichts gebrauchen. Manz aber wußte nichts Anderes anzufangen, als auf den Rath ſeiner Seldwyler Gönner in die Stadt zu ziehen und da ſich als Wirth aufzuthun. Dies iſt immer ein Elend anzuſehen, wenn ein ehemaliger Landmann, der auf dem Felde alt geworden iſt, mit den Trümmern ſeiner Habe in eine Stadt zieht und da eine Schenke oder Kneipe aufthut, um als letzten Rettungsanker den freundlichen und gewandten Wirth zu machen, während es ihm nichts weniger als freundlich zu Muth iſt. Als die Manzen vom Hofe zogen, ſah man erſt, wie arm ſie bereits waren; denn ſie luden lauter alten und verfallenden Hausrath auf, dem man es anſah, daß ſeit vielen Jahren Nichts erneuert und angeſchafft worden war. Die Frau legte aber nichts deſto minder ihren beſten Staat an, als ſie ſich oben auf die Gerümpelfuhre ſetzte, und machte ein Geſicht voller Hoffnungen, als künftige Stadtfrau ſchon mit Verachtung auf die Dorfgenoſſen herabſehend, welche voll Mitleid hinter den Hecken hervor dem bedenklichen Zuge zuſahen. Denn ſie nahm ſich vor, mit ihrer Liebenswürdigkeit und Klugheit die ganze Stadt zu bezaubern, und was ihr verſimpelter Mann nicht machen könne, das wolle ſie ſchon ausrichten, wenn ſie nur erſt einmal als Frau Wirthin in einem ſtattlichen Gaſthofe ſäße. Dieſer Gaſthof beſtand aber in einer trübſeligen Winkelſchenke in einem abgelegenen ſchmalen Gäßchen, auf der eben ein Anderer zu Grunde gegangen war, und welche die Seldwyler dem Manz verpachteten, da er noch einige hundert Thaler einzuziehen hatte. Sie verkauften ihm auch ein paar Fäßchen ſäuerlichen Weines und das Wirthsſchaftsmobiliar, das aus einem Dutzend weißen geringen Flaſchen, ebenſoviel Gläſern und einigen tannenen Tiſchen und Bänken beſtand, welche einſt blutroth angeſtrichen geweſen und jetzt vielfältig abgeſcheuert waren. Vor dem Fenſter knarrte ein eiſerner Reifen in einem Haken, und in dem Reifen ſchenkte eine blecherne Hand Rothwein aus einem Schöppchen in ein Glas. Ueberdies hing ein verdorrter Buſch von Stechpalme über der Hausthüre, was Manz alles mit in die Pacht bekam. Um deswillen war er nicht ſo wohlgemuth wie ſeine Frau, ſondern trieb mit ſchlimmer Ahnung und voll Ingrimm die mageren Pferde an, welche er vom neuen Bauern geliehen. Das letzte ſchäbige Knechtchen, das er gehabt, hatte ihn ſchon ſeit einigen Wochen verlaſſen. Als er ſolcher Weiſe abfuhr, ſah er wohl, wie Marti voll Hohn und Schadenfreude ſich unſern der Straße zu ſchaffen machte, fluchte ihm und hielt denſelben für den alleinigen Urheber ſeines Unglückes. Sali aber, ſobald das Fuhrwerk im Gange war, beſchleunigte ſeine Schritte, eilte voraus und ging allein auf Seitenwegen nach der Stadt.

Da wären wir! ſagte Manz, als die Fuhre vor dem Spelunkelein anhielt. Die Frau erſchrak darüber, denn das war in der That ein betrübter Gaſthof. Die Leute traten eilfertig unter die Fenſter und vor die Häuſer, um ſich den neuen Bauernwirth anzuſehen, und machten mit ihrer Seldwyler Ueberlegenheit mitleidig ſpöttiſche Geſichter. Zornig und mit naſſen Augen kletterte die Manzin vom Wagen herunter und lief, ihre Zunge vorläufig wetzend, in das Haus, um ſich heute vornehm nicht wieder blicken zu laſſen; denn ſie ſchämte ſich des ſchlechten Geräthes und der verdorbenen Betten, welche nun abgeladen wurden. Sali ſchämte ſich auch, aber mußte helfen und machte mit ſeinem Vater einen ſeltſamen Verlag in dem Gäßchen, auf welchem alsbald die Kinder der Falliten herumſprangen und ſich über das verlumpete Bauernpack luſtig machten. Im Hauſe aber ſah es noch trübſeliger aus, und es glich einer vollkommenen Räuberhöhle. Die Wände waren ſchlecht geweißtes feuchtes Mauerwerk, außer der dunklen, unfreundlichen Gaſtſtube mit ihren ehemals blutrothen Tiſchen waren nur noch ein paar ſchlechte Kämmerchen da, und überall hatte der ausgezogene Vorgänger den troſtloſeſten Schmutz und Kehricht zurückgelaſſen.

So war der Anfang, und ſo ging es auch fort. Während der erſten Woche kamen, beſonders am Abend, wohl hin und wieder ein Tiſch voll Leute aus Neugierde, den Bauernwirth zu ſehen, und ob es da vielleicht einigen Spaß abſetzte. Am Wirth hatten ſie nicht viel zu ſehen, denn Manz war ungelenk, ſtarr, unfreundlich und melancholiſch und wußte ſich gar nicht zu benehmen, wollte es auch nicht wiſſen. Er füllte langſam und ungeſchickt die Schöppchen, ſtellte ſie mürriſch vor die Gäſte und verſuchte etwas zu ſagen, brachte aber nichts heraus. Deſto eifriger warf ſich nun ſeine Frau ins Geſchirr und hielt die Leute wirklich einige Tage zuſammen, aber in einem ganz andern Sinne, als ſie meinte. Die ziemlich dicke Frau hatte ſich eine eigene Haustracht zuſammengeſetzt, in der ſie unwiderſtehlich zu ſein glaubte. Zu einem leinenen naturfarbenen Landrock trug ſie einen alten grünſeidenen Spenſer, eine baumwollene Schürze und einen ſchlimmen weißen Halskragen. Von ihrem nicht mehr dichten Haar hatte ſie an den Schläfen poſſierliche Schnecken gewickelt und in das Zöpſchen hinten einen hohen Kamm geſteckt. So ſchwänzelte und tänzelte ſie mit angeſtrengter Anmuth herum, ſpitzte lächerlich das Maul, daß es ſüß ausſehen ſollte, hüpfte elaſtiſch an die Tiſche hin und, das Glas oder den Teller mit geſalzenem Käſe hinſetzend, ſagte ſie lächelnd: So ſo? ſo ſoli! herrlich, herrlich, ihr Herren! und ſolches dummes Zeug mehr; denn obwohl ſie ſonſt eine geſchliffene Zunge hatte, ſo wußte ſie jetzt doch nichts Geſcheidtes vorzubringen, da ſie fremd war und die Leute nicht kannte. Die Seldwyler von der ſchlechteſten Sorte, die da hockten, hielten die Hand vor den Mund, wollten vor Lachen erſticken, ſtießen ſich unter dem Tiſch mit den Füßen und ſagten: Potz tauſig! das iſt ja eine Herrliche! Eine Himmliſche! ſagte ein Anderer; beim ewigen Hagel! es iſt der Mühe werth, hieher zu kommen, ſo Eine haben wir lang nicht geſehen! — Ihr Mann bemerkte das wohl mit finſterem Blicke; er gab ihr einen Stoß in die Rippen und flüſterte: Du alte Kuh! Was machſt du denn? — Störe mich nicht, ſagte ſie unwillig, du alter Tolpatſch! ſiehſt du nicht, wie ich mir Mühe gebe und mit den Leuten umzugehen weiß? Das ſind aber nur Lumpen von deinem Anhang! Laß mich nur machen, ich will bald fürnehmere Kundſchaft hier haben! — Dies alles war beleuchtet von einem oder zwei dünnen Talglichtern; Sali, der Sohn, aber ging hinaus in die dunkle Küche, ſetzte ſich auf den Herd und weinte über Vater und Mutter.

Die Gäſte hatten aber das Schauſpiel bald ſatt, welches ihnen die gute Frau Manz gewährte, und blieben wieder, wo es ihnen wohler war und ſie über die wunderliche Wirthſchaft lachen konnten; nur dann und wann erſchien ein Einzelner, der ein Glas trank und die Wände angähnte, oder es kam ausnahmsweiſe eine ganze Bande, die armen Leute mit einem vorübergehenden Trubel und Lärm zu täuſchen. Es ward ihnen angſt und bange in dem engen Mauerwinkel, wo ſie kaum die Sonne ſahen, und Manz, welcher ſonſt gewohnt war, Tage lang in der Stadt zu liegen, fand es jetzt unerträglich zwiſchen dieſen Mauern. Wenn er an die freie Weite der Felder dachte, ſo ſtierte er finſter brütend an die Decke oder auf den Boden, lief unter die enge Hausthüre und wieder zurück, da die Nachbaren den böſen Wirth, wie ſie ihn ſchon nannten, angafften. Nun dauerte es aber nicht mehr lange, und ſie verarmten gänzlich und hatten gar Nichts mehr in der Hand; ſie mußten, um etwas zu eſſen, warten bis Einer kam und für wenig Geld etwas von dem noch vorhandenen Wein verzehrte, und wenn er eine Wurſt oder dergleichen begehrte, ſo hatten ſie oft die größte Angſt und Sorge, dieſelbe beizutreiben. Bald hatten ſie auch den Wein nur noch in einer großen Flaſche verborgen, die ſie heimlich in einer andern Kneipe füllen ließen, und ſo ſollten ſie nun die Wirthe machen ohne Wein und Brod, und freundlich ſein, ohne ordentlich gegeſſen zu haben. Sie waren beinahe froh, wenn nur Niemand kam, und hockten ſo in ihrem

Kneipchen, ohne leben noch ſterben zu können. Als die Frau dieſe traurigen Erfahrungen machte, zog ſie den grünen Spenſer wieder aus und nahm abermals eine Veränderung vor, indem ſie nun, wie früher die Fehler, ſo nun einige weibliche Tugenden aufkommen ließ und mehr ausbildete, da Noth an den Mann ging. Sie übte Geduld und ſuchte den Alten aufrecht zu halten und den Jungen zum Guten anzuweiſen; ſie opferte ſich vielfällig in allerlei Dingen, kurz, ſie übte in ihrer Weiſe eine Art von wohlthätigem Einfluß, der zwar nicht weit reichte und nicht viel beſſerte, aber immerhin beſſer war, als gar nichts oder als das Gegentheil, und die Zeit wenigſtens verbringen half, welche ſonſt viel früher hätte brechen müſſen für dieſe Leute. Sie wußte manchen Rath zu geben nunmehr in erbärmlichen Dingen, nach ihrem Verſtande, und wenn der Rath nichts zu taugen ſchien und fehl ſchlug, ſo ertrug ſie willig den Grimm der Männer, kurzum, ſie that jetzt Alles, da ſie alt war, was beſſer gedient hätte, wenn ſie es früher geübt.

Um wenigſtens etwas Beißbares zu erwerben und die Zeit zu verbringen, verlegten ſich Vater und Sohn auf die Fiſcherei, d. h. mit der Angelruthe, ſo weit es für Jeden erlaubt war, ſie in den Fluß zu hängen. Dies war auch eine Hauptbeſchäftigung der Seldwyler, nachdem ſie fallirt hatten. Bei günſtigem Wetter, wenn die Fiſche gern anbiſſen, ſah man ſie dutzendweiſe hinauswandern mit Ruthe und Kübel, und wenn man an den Ufern des Fluſſes wandelte, hockte alle Spanne lang Einer, der angelte, der Eine in einem langen braunen Bürgerrock, die bloßen Füße im Waſſer, der Andere in einem ſpitzen blauen Frack auf einer alten Weide ſtehend, den alten Filz ſchief auf dem Ohre; weiterhin angelte gar Einer im zerriſſenen großblumigen Schlafrock, da er keinen andern mehr beſaß, die lange Pfeiſe in der einen, die Ruthe in der andern Hand, und wenn man um eine Krümmung des Fluſſes bog, ſtand ein alter kahlköpfiger Dickbauch faſelnackt auf einem Stein und angelte; dieſer hatte trotz des Aufenthaltes am Waſſer ſo ſchwarze Füße, daß man glaubte, er habe die Stiefel anbehalten. Jeder hatte ein Töpfchen oder ein Schächtelchen neben ſich, in welchem Regenwürmer wimmelten, nach welchen ſie zu anderen Stunden zu graben pflegten. Wenn der Himmel mit Wolken bezogen und es ein ſchwüles dämmeriges Wetter war, welches Regen verkündete, ſo ſtanden dieſe Geſtalten am zahlreichſten an dem ziehenden Strome, regungslos gleich einer Gallerie von Heiligen- oder Prophetenbildern. Achtlos zogen die Landleute mit Vieh und Wagen an ihnen vorüber, und die Schiffer auf dem Fluſſe ſahen ſie nicht an, während ſie leiſe murrten über die Fiſche verſcheuchenden Schiffe.

Wenn man Manz vor zwölf Jahren, als er mit einem ſchönen Geſpann pflügte auf dem Hügel über dem Ufer, damals geſagt hätte, er würde ſich einſt zu dieſen wunderlichen Heiligen geſellen und gleich ihnen

Fiſche fangen, ſo hätte er einem ins Geſicht geſpieen. Auch eilte er jetzt haſtig an ihnen vorüber hinter ihren Rücken und eilte ſtromaufwärts gleich einem eigenſinnigen Schatten der Unterwelt, der ſich zu ſeiner Verdammniß ein bequemes einſames Plätzchen ſucht an den dunkeln Wäſſern. Mit der Angelruthe zu ſtehen hatten er und ſein Sohn indeſſen keine Geduld, und ſie erinnerten ſich der Art, wie die Bauern auf manche andere Weiſe etwa Fiſche fangen, wenn ſie übermüthig ſind, beſonders mit den Händen in den Bächen; daher nahmen ſie die Ruthen nur zum Schein mit und gingen an den Borden der Bäche hinauf, wo ſie wußten, daß es theuere und gute Forellen gab.

Dem auf dem Lande zurückgebliebenen Marti ging es inzwiſchen auch immer ſchlimmer, und es war ihm höchſt langweilig dabei, ſo daß er, anſtatt auf ſeinem vernachläſſigten Felde zu arbeiten, ebenfalls auf das Fiſchen verfiel und Tage lang im Waſſer herumſtolſchte. Vrenchen durfte nicht von ſeiner Seite und mußte ihm Eimer und Geräth nachtragen durch naſſe Wieſengründe, durch Bäche und Waſſertümpel aller Art, bei Regen und Sonnenſchein, indeſſen ſie das Nothwendigſte zu Hauſe liegen laſſen mußte. Denn es war ſonſt keine Seele mehr da und wurde auch keine gebraucht, da Marti das meiſte Land ſchon verloren hatte und nur noch wenige Aecker beſaß, die er mit ſeiner Tochter liederlich genug oder gar nicht bebaute.

So kam es, daß, als er eines Abends einen ziemlich tiefen und reißenden Bach entlang ging, in welchem die Forellen fleißig ſprangen, da der Himmel voll Gewitterwolken hing, er unverhofft auf ſeinen Feind Manz traf, der an dem andern Ufer daherkam. Sobald er ihn ſah, ſtieg ein ſchrecklicher Groll und Hohn in ihm auf, ſie waren ſich ſeit Jahren nicht ſo nahe geweſen, ausgenommen vor den Gerichtsſchranken, wo ſie nicht ſchelten durften, und Marti rief jetzt voll Grimm: Was thuſt du hier, du Hund? Kannſt du nicht in deinem Lotterneſte bleiben, du Seldwyler Lumpenhund?

Wirſt nächſtens wohl auch ankommen, du Schelm! rief Manz. Fiſche fängſt du ja auch ſchon und wirſt deshalb nicht viel mehr zu verſäumen haben!

Schweig, du Galgenhund! ſchrie Marti, da hier die Wellen des Baches ſtärker rauſchten, du haſt mich ins Unglück gebracht! — Und da jetzt auch die Weiden am Bache gewaltig zu rauſchen anfingen im aufgehenden Wetterwind, ſo mußte Manz noch lauter ſchreien: Wenn dem nur ſo wäre, ſo wollte ich mich freuen, du elender Tropf! — O du Hund! ſchrie Marti herüber, und Manz hinüber: O du Kalb, wie dumm thuſt du! Und Jener ſprang wie ein Tiger den Bach entlang und ſuchte herüber zu kommen. Der Grund, warum er der Wüthendere war, lag in ſeiner Meinung, daß Manz als Wirth wenigſtens genug zu eſſen und zu trinken hätte und gewiſſermaßen ein kurzweiliges Leben führe, während es ungerechter Weiſe ihm ſo langweilig wäre auf ſeinem zertrümmerten Hoſe. Manz ſchritt indeſſen auch grimmig genug an der andern Seite hin; hinter ihm ſein Sohn, welcher, ſtatt auf den böſen Streit zu hören, neugierig und verwundert nach Vrenchen hinüberſah, welche hinter ihrem Vater ging, vor Scham in die Erde ſehend, daß ihr die braunen krauſen Haare ins Geſicht fielen. Sie trug einen hölzernen Fiſcheimer in der einen Hand, in der andern hatte ſie Schuh und Strümpfe getragen und ihr Kleid der Näſſe wegen aufgeſchürzt. Seit aber Sali auf der andern Seite ging, hatte ſie es ſchamhaft ſinken laſſen und war nun dreifach beläſtigt und gequält, da ſie alle das Zeug tragen, den Rock zuſammenhalten und des Streites wegen ſich grämen mußte. Hätte ſie aufgeſehen und nach Sali geblickt, ſo würde ſie entdeckt haben, daß er weder vornehm noch ſehr ſtolz mehr ausſah und ſelbſt bekümmert genug war. Während Vrenchen ſo ganz beſchämt und verwirrt auf die Erde ſah und Sali nur dieſe in allem Elende ſchlanke und anmuthige Geſtalt im Auge hatte, die ſo verlegen und demüthig dahin ſchritt, beachteten ſie dabei nicht, wie ihre Väter ſtill geworden, aber mit verſtärkter Wuth einem hölzernen Stege zueilten, der in kleiner Entfernung über den Bach führte und eben ſichtbar wurde. Es fing an zu blitzen und erleuchtete ſeltſam die dunkle, melancholiſche Waſſergegend, es donnerte auch in den grauſchwarzen Wolken mit dumpfem Grolle, und ſchwere Regentropfen fielen, als die verwilderten Männer gleichzeitig auf die ſchmale, unter ihren Tritten ſchwankende Brücke ſtürzten, ſich gegenſeitig packten und die Fäuſte in die vor Zorn und ausbrechendem Kummer bleichen, zitternden Geſichter ſchlugen. Es iſt nichts Anmuthiges und nichts weniger als artig, wenn ſonſt geſetzte Menſchen noch in den Fall kommen, aus Uebermuth, Unbedacht oder Nothwehr unter allerhand Volk, das ſie nicht näher berührt, Schläge auszutheilen oder welche zu bekommen; allein dies iſt eine harmloſe Spielerei gegen das tiefe Elend, das zwei alte Menſchen überwältigt, die ſich wohl kennen und ſeit lange kennen, wenn dieſe aus innerſter Feindſchaft und aus dem Gange einer ganzen Lebensgeſchichte heraus ſich mit nackten Händen anfaſſen und mit Fäuſten ſchlagen. So thaten jetzt dieſe beiden ergrauten Männer; vor vierzig Jahren vielleicht hatten ſie ſich als Buben zum letzten Mal gerauft, dann aber vierzig lange Jahre mit keiner Hand mehr berührt, ausgenommen in ihrer guten Zeit, wo ſie ſich etwa zum Gruße die Hände geſchüttelt, und auch dies nur ſelten, bei ihrem trockenen und ſicheren Weſen. Nachdem ſie ein oder zweimal geſchlagen, hielten ſie inne und rangen ſtill zitternd mit einander, nur zuweilen aufſtöhnend und elendiglich knirſchend, und Einer ſuchte den Andern über das knackende Geländer ins Waſſer zu werfen. Jetzt waren aber auch ihre Kinder nachgekommen und ſahen den erbärmlichen Auftritt. Sali ſprang eines Satzes heran, um ſeinem Vater beizuſtehen und ihm zu helfen, dem gehaßten Feinde den Garaus zu machen, der ohnehin der Schwächere ſchien und eben zu unterliegen drohte. Aber auch Vrenchen ſprang, Alles wegwerfend, mit einem langen Aufſchrei herzu und umklammerte ihren Vater, um ihn zu ſchützen, während ſie ihn dadurch nur hinderte und beſchwerte. Thränen ſtrömten aus ihren Augen, und ſie ſah flehend den Sali an, der im Begriff war, ihren Vater ebenfalls zu faſſen und vollends zu überwältigen. Unwillkürlich legte er aber ſeine Hand an ſeinen eigenen Vater und ſuchte denſelben mit feſtem Arm von dem Gegner loszubringen und zu beruhigen, ſo daß der Kampf eine kleine Weile ruhte oder vielmehr die ganze Gruppe unruhig hin und her drängte, ohne aus einander zu kommen. Darüber waren die jungen Leute, ſich mehr zwiſchen die Alten ſchiebend, in dichte Berührung gekommen, und in dieſem Augenblicke erhellte ein Wolkenriß, der den grellen Abendſchein durchließ, das nahe Geſicht des Mädchens, und Sali ſah in dies ihm ſo wohlbekannte und doch ſo viel anders und ſchöner gewordene Geſicht. Vrenchen ſah in dieſem Augenblicke auch ſein Erſtaunen, und es lächelte ganz kurz und geſchwind mitten in ſeinem Schrecken und in ſeinen Thränen ihn an. Doch ermannte ſich Sali, geweckt durch die Anſtrengungen ſeines Vaters, ihn abzuſchütteln, und brachte ihn mit eindringlich bittenden Worten und feſter Haltung endlich ganz von ſeinem Feinde weg. Beide alte Geſellen athmeten hoch auf und begannen jetzt wieder zu ſchelten und zu ſchreien, ſich von einander abwendend; ihre Kinder aber athmeten kaum und waren ſtill wie der Tod, gaben ſich aber im Wegwenden und Trennen, ungeſehen von den Alten, ſchnell die Hände, welche vom Waſſer und von den Fiſchen feucht und kühl waren.

Als die grollenden Parteien ihrer Wege gingen, hatten die Wolken ſich wieder geſchloſſen, es dunkelte mehr und mehr, und der Regen goß nun in Bächen durch die Luft. Manz ſchlenderte voraus auf den dunklen naſſen Wegen, er duckte ſich, beide Hände in den Taſchen, unter den Regengüſſen, zitterte noch in ſeinen Geſichtszügen und mit den Zähnen, und ungeſehene Thränen rieſelten ihm in den Stoppelbart, die er fließen ließ, um ſie durch das Wegwiſchen nicht zu verrathen. Sein Sohn hatte aber nichts geſehen, weil er in glückſeligen Bildern verloren daherging. Er merkte weder Regen noch Sturm, weder Dunkelheit noch Elend; ſondern leicht, hell und warm war es ihm innen und außen, und er fühlte ſich ſo reich und wohlgeborgen, wie ein Königsſohn. Er ſah fortwährend das ſecundenlange Lächeln des nahen ſchönen Geſichtes und erwiderte dasſelbe erſt jetzt, eine gute halbe Stunde nachher, indem er voll Liebe in Nacht und Wetter hineinlachte und das liebe Geſicht anlachte, das ihm allerwegen aus dem Dunkel entgegentrat, ſo daß er glaubte, Vrenchen müſſe auf ſeinen Wegen dies Lachen nothwendig ſehen und inne werden.

Sein Vater war des andern Tags wie zerſchlagen und wollte nicht aus dem Hauſe. Der Handel und das ganze vieljährige Elend nahm heute eine neue, deutlichere Geſtalt an und nahm ſich bequemlich Platz in der drückenden Luft der Spelunke, alſo daß Mann und Frau matt und ſcheu um das Geſpenſt herumſchlichen, aus der Stube in die dunklen Kämmerchen, von da in die Küche und aus dieſer wieder ſich in die Stube ſchleppten, in welcher kein Gaſt ſich ſehen ließ. Zuletzt hockte Jedes in einem Winkel und begann den Tag über ein müdes, halbtodtes Zanken und Vorhalten mit dem Andern, wobei ſie zeitweiſe einſchliefen, von unruhigen Tagträumen geplagt, welche aus dem Gewiſſen kamen und ſie wieder weckten. Nur Sali ſah und hörte nichts davon, denn er dachte nur an Vrenchen. Es war ihm immer noch zu Muth, nicht nur als ob er unſäglich reich wäre, ſondern auch was Rechts gelernt hätte und unendlich viel Schönes und Gutes wüßte, da er nun ſo deutlich und beſtimmt um das wußte, was er geſtern geſehen. Dieſe Wiſſenſchaft war ihm wie vom Himmel gefallen, und er war in einer unaufhörlichen glücklichen Verwunderung darüber; und doch war es ihm, als ob er es eigentlich von jeher gewußt und gekannt hätte, was ihn jetzt mit ſo wunderſamer Süßigkeit erfüllte. Denn nichts gleicht dem Reichthum und der Unergründlichkeit eines Glückes, das an den Menſchen herantritt in einer ſo klaren und deutlichen Geſtalt, vom Pfäfflein getauft und wohl verſehen mit einem eigenen Namen, der nicht tönt wie andere Namen. Dieſes iſt eine feine Sache, und in ihr ruht das Geheimniß oder die Offenkunde von der Wohlfahrt des Lebens, von dem Aufbau der Familie und deſſen, was viele Familien zuſammen ſind. Es iſt die Frühlingsblüthe, aus welcher die Frucht der guten Familie erwächſ't; manche Gewächſe müſſen zwei bis drei oder gar vier Mal blühen, bis eine Frucht gerathen will, und alsdann hat die Weisheit der Natur oder der Götter es ſo eingerichtet, daß den Blühenden die letzte Blume immer die feinſte dünkt und ſie meinen, es ſei noch nie ſo ſchön geweſen. Und ob nun die Natur allein oder die Götter dies alſo geordnet, ſo iſt es wirklich ein gutes und zweckmäßiges Ding. Viele blühen aber nur einmal, und auch dieſe Blüthe zerſchlägt der Sturm, tödtet der Froſt oder erſäuft ein anhaltendes Regenwetter, und nie wird eine Frucht daraus; viele blühen in einer Wildniß oder in einem wüſten Sumpfe in der Einſamkeit, und es wird auch nichts daraus, als zuweilen eine herbe, verkrüppelte Holzfrucht; denn alle guten Früchte wachſen in großer Geſellſchaft, die Aehre ſteht neben der Aehre und die Traube hängt neben der Traube tauſendfältig. Aber Blumen ſind es immer geweſen, ob etwas daraus geworden oder nicht, und ob ſie geſehen oder ungeſehen verblühten, und der Frühling iſt ſchön, was auch aus ihm wird.

Sali fühlte ſich an dieſem Tage weder müßig noch unglücklich, weder arm noch hoffnungslos; vielmehr

Er ſtieß auf dem Wege auf Vrenchens Vater, welcher nach der Stadt zu gehen ſchien. Der ſah ſehr wild und liederlich aus, ſein grau gewordener Bart war ſeit Wochen nicht geſchoren, und er ſah aus wie ein recht böſer, verlorener Bauersmann, der ſein Feld verſcherzt hat und nun geht, um Andern Uebles zuzufügen. Dennoch ſah ihn Sali, als ſie ſich vorüber gingen, nicht mehr mit Haß, ſondern voll Furcht und Scheu an, als ob ſein Leben in deſſen Hand ſtände und er es lieber von ihm erflehen als ertrotzen möchte. Marti aber maß ihn mit einem böſen Blicke von oben bis unten und ging ſeines Weges. Das war indeſſen dem Sali recht, welchem es nun, da er den Alten das Dorf verlaſſen ſah, deutlicher wurde, was er eigentlich da wolle, und er ſchlich ſich auf altbekannten Pfaden ſo lange um das Dorf herum und durch deſſen verdeckte Gäßchen, bis er ſich Marti's Haus und Hof gegenüberbefand. Seit mehreren Jahren hatte er dieſe Stätte nicht mehr ſo nah geſehen; denn auch als ſie noch hier wohnten, hüteten ſich die verfeindeten Leute gegenſeitig, ſich ins Gehäge zu kommen. Deshalb war er nun erſtaunt über das, was er doch an ſeinem eigenen Vaterhauſe erlebt, und ſtarrte voll Verwunderung in die Wüſtenei, die er vor ſich ſah. Dem Marti war ein Stück Ackerland um das andere abgepfändet worden, er beſaß nichts mehr als das Haus und den Platz davor nebſt etwas Garten und dem Acker auf der Höhe am Fluſſe, von welchem er hartnäckig am längſten nicht laſſen wollte.

Es war aber keine Rede mehr von einer ordentlichen Bebauung, und auf dem Acker, der einſt ſo ſchön im gleichmäßigen Korne gewogt, wenn die Ernte kam, waren jetzt allerhand abfällige Samenreſte geſäet und aufgegangen, aus alten Schachteln und zerriſſenen Düten zuſammengekehrt, Rüben, Kraut und dergleichen und etwas Kartoffeln, ſo daß der Acker ausſah wie ein recht übel gepflegter Gemüſeplatz und eine wunderliche Muſterkarte war, dazu angelegt, um von der Hand in den Mund zu leben, hier eine Hand voll Rüben auszureißen, wenn man Hunger hatte und nichts Beſſeres wußte, dort eine Tracht Kartoffeln oder Kraut, und das Uebrige fortwuchern oder verfaulen zu laſſen, wie es mochte. Auch lief Jedermann darin herum, wie es ihm gefiel, und das ſchöne breite Stück Feld ſah beinahe ſo aus, wie einſt der herrenloſe Acker, von dem alles Unheil herkam. Desnahen war um das Haus nicht eine Spur von Ackerwirthſchaft zu ſehen. Der Stall war leer, die Thüre hing nur in einer Angel, und unzählige Kreuzſpinnen, den Sommer hindurch halb groß geworden, ließen ihre Fäden in der Sonne glänzen vor dem dunklen Eingang. An dem offen ſtehenden Scheunenthor, wo einſt die Früchte des feſten Landes eingefahren, hing ſchlechtes Fiſchergeräthe, zum Zeugniß der verkehrten Waſſerpfuſcherei; auf dem Hofe war nicht ein Huhn und nicht eine Taube, weder Katze noch Hund zu ſehen, nur der Brunnen war noch als etwas Lebendiges da, aber er floß nicht mehr durch die Röhre, ſondern ſprang durch einen Riß nahe am Boden über dieſen hin und ſetzte überall kleine Tümpel an, ſo daß er das beſte Sinnbild der Faulheit abgab. Denn während mit wenig Mühe des Vaters das Loch zu verſtopfen und die Röhre herzuſtellen geweſen wäre, mußte ſich Vrenchen nun abquälen, ſelbſt das lautere Waſſer dieſer Verkommenheit abzugewinnen und ſeine Wäſcherei in den ſeichten Sammlungen am Boden vorzunehmen, ſtatt in dem vertrockneten und zerſpällten Troge. Das Haus ſelbſt war ebenſo kläglich anzuſehen; die Fenſter waren vielfältig zerbrochen und mit Papier verklebt, aber doch waren ſie das Freundlichſte an dem Verfall; denn ſie waren, ſelbſt die zerbrochenen Scheiben, klar und ſauber gewaſchen, ja förmlich polirt und glänzten ſo hell wie Vrenchens Augen, welche ihm in ſeiner Armuth ja auch allen übrigen Staat erſetzen mußten. Und wie die krauſen Haare und die rothgelben Kattunhalstücher zu Vrenchens Augen, ſtand zu dieſen blinkenden Fenſtern das wilde grüne Gewächs, was da durcheinander rankte um das Haus, flatternde Bohnenwäldchen und eine ganze duftende Wildniß von rothgelbem Goldlack. Die Bohnen hielten ſich, ſo gut ſie konnten, hier an einem Harkenſtiel oder an einem verkehrt in die Erde geſteckten Stumpfbeſen, dort an einer von Roſt zerfreſſenen Helbarte oder Sponton, wie man es nannte, als Vrenchens

Großvater das Ding als Wachtmeiſter getragen, welches es jetzt aus Noth in die Bohnen gepflanzt hatte; dort kletterten ſie wieder luſtig eine verwitterte Leiter empor, die am Hauſe lehnte ſeit undenklichen Zeiten, und hingen von da in die klaren Fenſterchen hinunter wie Vrenchens Kräuſelhaare in ſeine Augen. Dieſer mehr maleriſche als wirthliche Hof lag etwas beiſeit und hatte keine näheren Nachbarhäuſer, auch ließ ſich in dieſem Augenblicke nirgends eine lebendige Seele wahrnehmen; Sali lehnte daher in aller Sicherheit an einem alten Scheunchen, etwa dreißig Schritte entfernt, und ſchaute unverwandt nach dem ſtillen wüſten Hauſe hinüber. Eine geraume Zeit lehnte und ſchaute er ſo, als Vrenchen unter die Hausthür kam und lange vor ſich hinblickte, wie mit allen ihren Gedanken an einem Gegenſtande hängend. Sali rührte ſich nicht und wandte kein Auge von ihr. Als ſie endlich zufällig in dieſer Richtung hinſah, fiel er ihr in die Augen. Sie ſahen ſich eine Weile an, herüber und hinüber, als ob ſie eine Lufterſcheinung betrachteten, bis ſich Sali endlich aufrichtete und langſam über die Straße und über den Hof ging auf Vrenchen los. Als er dem Mädchen nahe war, ſtreckte es ſeine Hände gegen ihn aus und ſagte: Sali! Er ergriff die Hände und ſah ihr immerfort ins Geſicht. Thränen ſtürzten aus ihren Augen, während ſie unter ſeinen Blicken vollends dunkelroth wurde, und ſie ſagte: Was willſt du hier? — Nur dich ſehen! erwiderte er; wollen wir nicht wieder gute

Freunde ſein? — Und unſere Aeltern? fragte Vrenchen, ſein weinendes Geſicht zur Seite neigend, da es die Hände nicht frei hatte, um es zu bedecken. — Sind wir Schuld an dem, was ſie gethan und geworden ſind? ſagte Sali; vielleicht können wir das Elend nur gut machen; wenn wir zwei zuſammenhalten und uns recht lieb ſind! — Es wird nie gut kommen, antwortete Vrenchen mit einem tiefen Seufzer, geh in Gottes Namen deiner Wege, Sali! — Biſt du allein? fragte dieſer, kann ich einen Augenblick hineinkommen? — Der Vater iſt zur Stadt, wie er ſagte, um deinem Vater irgend etwas anzuhängen; aber hereinkommen kannſt du nicht, weil du ſpäter vielleicht nicht ſo ungeſehen weggehen kannſt, wie jetzt! Noch iſt Alles ſtill und Niemand um den Weg, ich bitte dich, geh jetzt! — Nein, ſo geh' ich nicht! ich mußte ſeit geſtern immer an dich denken, und ich geh' nicht ſo fort, wir müſſen mit einander reden, wenigſtens eine halbe Stunde lang oder eine Stunde, das wird uns gut thun! — Vrenchen beſann ſich ein Weilchen und ſagte dann: Ich geh' gegen Abend auf unſern Acker hinaus, du weißt welchen, wir haben nur noch den, und hole etwas Gemüſe. Ich weiß, daß Niemand weiter dort ſein wird, weil die Leute anderswo ſchneiden; wenn du willſt, ſo komm dort hin, aber jetzt geh und nimm dich in Acht, daß dich Niemand ſieht! Wenn auch kein Menſch hier mehr mit uns umgeht, ſo würden ſie doch ein ſolches Gerede machen, daß es der Vater ſogleich vernähme. — Sie ließen ſich jetzt die

Hände frei, ergriffen ſie aber auf der Stelle wieder, und beide ſagten gleichzeitig: Und wie geht es dir auch? Aber ſtatt ſich zu antworten, fragten ſie das Gleiche aufs Neue, und die Antwort lag nur in den beredten Augen, da ſie nach Art der Verliebten die Worte nicht mehr zu lenken wußten und, ohne ſich weiter etwas zu ſagen, endlich halb ſelig und halb traurig auseinander huſchten. Ich komme recht bald hinaus, geh nur gleich hin! rief Vrenchen noch nach.

Sali ging auch alſobald auf die ſtille ſchöne Anhöhe hinaus, über welche die drei Aecker ſich erſtreckten, und die prächtige ſtille Juliſonne, die fahrenden weißen Wolken, welche über das reife wallende Kornfeld wegzogen, der glänzende weiße Fluß, der unten vorüberwallte, alles dies erfüllte ihn zum erſten Male ſeit langen Jahren wieder mit Glück und Zufriedenheit, ſtatt mit Kummer, und er warf ſich der Länge nach in den durchſichtigen Halbſchatten des Kornes, wo dasſelbe Marti's wilden Acker begrenzte, und guckte glückſelig in den Himmel.

Obgleich es kaum eine Viertelſtunde währte, bis Vrenchen nachkam, und er an nichts Anderes dachte, als an ſein Glück und deſſen Namen, ſtand es doch plötzlich und unverhofft vor ihm, auf ihn niederlächelnd, und froh erſchreckt ſprang er auf. Vreeli! rief er, und dieſes gab ihm ſtill und lächelnd beide Hände, und Hand in Hand gingen ſie nun das flüſternde Korn entlang bis gegen den Fluß hinunter und wieder zurück, ohne viel zu reden; ſie legten zwei und drei Mal den Hin- und Herweg zurück, ſtill, glückſelig und ruhig, ſo daß dieſes einige Paar nun auch einem Sternbilde glich, welches über die ſonnige Rundung der Anhöhe und hinter derſelben niederging, wie einſt die ſicher gehenden Pflugzüge ihrer Väter. Als ſie aber einsmals die Augen von den blauen Kornblumen aufſchlugen, an denen ſie gehaftet, ſahen ſie plötzlich einen andern dunklen Stern vor ſich hergehen, einen ſchwärzlichen Kerl, von dem ſie nicht wußten, woher er ſo unverſehens gekommen. Er mußte im Korne gelegen haben; Vrenchen zuckte zuſammen, und Sali ſagte erſchreckt: Der ſchwarze Geiger! In der That trug der Kerl, der vor ihnen herſtrich, eine Geige mit dem Bogen unter dem Arm und ſah übrigens ſchwarz genug aus; außer einem ſchwarzen Filzhütchen und einem ſchwarzen rußigen Kittel, den er trug, war auch ſein Haar pechſchwarz, ſowie der ungeſchorene Bart, das Geſicht und die Hände aber ebenfalls geſchwärzt; denn er trieb allerlei Handwerk, meiſtens Keſſelflicken, half auch den Kohlenbrennern und Pechſiedern in den Wäldern und ging mit der Geige nur auf einen guten Schick aus, wenn die Bauern irgendwo luſtig waren und ein Feſt feierten. Sali und Vrenchen gingen mäuschenſtill hinter ihm drein und dachten, er würde vom Felde gehen und verſchwinden, ohne ſich umzuſehen, und ſo ſchien es auch zu ſein, denn er that, als ob er nichts von ihnen merkte. Dazu waren ſie in einem ſeltſamen

Bann; daß ſie nicht wagten den ſchmalen Pfad zu verlaſſen, und dem unheimlichen Geſellen unwillkürlich folgten, bis an des Ende des Feldes, wo jener ungerechte Steinhaufen lag, der das immer noch ſtreitige Ackerzipfelchen bedeckte. Ein zahlloſe Menge von Mohnblumen oder Klatſchroſen hatte ſich darauf angeſiedelt, weßhalb der kleine Berg feuerroth ausſah zur Zeit. Plötzlich ſprang der ſchwarze Geiger mit einem Satze auf die roth bekleidete Steinmaſſe hinauf, kehrte ſich und ſah ringsum. Das Pärchen blieb ſtehen und ſah verlegen zu dem dunklen Burſchen hinauf; denn vorbei konnten ſie nicht gehen, weil der Weg in das Dorf führte, und umkehren mochten ſie auch nicht vor ſeinen Augen. Er ſah ſie ſcharf an und rief: Ich kenne euch, ihr ſeid die Kinder Derer, die mir den Boden hier geſtohlen haben! Es freut mich zu ſehen, wie gut ihr gefahren ſeid, und werde gewiß noch erleben, daß ihr vor mir den Weg alles Fleiſches geht! Seht mich nur an, ihr zwei Spatzen! Gefällt euch meine Naſe, wie? — In der That beſaß er eine ſchreckbare Naſe, welche wie ein großes Winkelmaß aus dem dürren ſchwarzen Geſicht ragte, oder eigentlich mehr einem tüchtigen Knebel oder Prügel glich, welcher in dies Geſicht geworfen worden war, und unter dem ein kleines rundes Löchelchen von einem Mund ſich ſeltſam ſtutzte und zuſammenzog, aus dem er unaufhörlich puſtete, pfiff und ziſchte. Dazu ſtand das kleine Filzhütchen ganz unheimlich, welches nicht rund und nicht eckig und ſo ſonderlich geformt war, daß es alle Augenblicke ſeine Geſtalt zu verändern ſchien, obgleich es unbeweglich ſaß; und von den Augen des Kerls war faſt nichts als das Weiße zu ſehen, da die Sterne unaufhörlich auf einer blitzſchnellen Wanderung begriffen waren und wie zwei Haſen im Zickzack umherſprangen. Seht mich nur an, fuhr er fort, eure Väter kennen mich wohl, und Jedermann in dieſem Dorfe weiß, wer ich bin, wenn er nur meine Naſe anſieht. Da haben ſie vor Jahren ausgeſchrieben, daß ein Stück Geld für den Erben dieſes Ackers bereit liege; ich habe mich zwanzigmal gemeldet, aber ich habe keinen Taufſchein und keinen Heimathſchein, und meine Freunde, die Heimathloſen, die meine Geburt geſehen, haben kein gültiges Zeugniß, und ſo iſt die Friſt längſt verlaufen, und ich bin um den blutigen Pfennig gekommen, mit dem ich hätte auswandern können! Ich habe eure Väter angefleht, daß ſie mir bezeugen möchten, ſie müßten mich nach ihrem Gewiſſen für den rechten Erben halten; aber ſie haben mich von ihren Höfen gejagt, und nun ſind ſie ſelbſt zum Teufel gegangen! Item, das iſt der Welt Lauf, mir kann's recht ſein, ich will euch doch geigen, wenn ihr tanzen wollt! — Damit ſprang er auf der andern Seite von den Steinen hinunter und machte ſich dem Dorfe zu, wo gegen Abend der Ernteſegen eingebracht wurde und die Leute guter Dinge waren. Als er verſchwunden, ließ ſich das Paar ganz muthlos und betrübt auf die Steine nieder; ſie ließen ihre verſchlungenen Hände fahren und ſtützten die traurigen Köpfe darauf; denn die Erſcheinung des Geigers und ſeine Worte hatten ſie aus der glücklichen Vergeſſenheit geriſſen, in welcher ſie wie zwei Kinder auf und abgewandelt, und wie ſie nun auf dem harten Grund ihres Elends ſaßen, verdunkelte ſich das heitere Lebenslicht, und ihre Gemüther wurden ſo ſchwer wie Steine.

Da erinnerte ſich Vrenchen unverſehens der wunderlichen Geſtalt und der Naſe des Geigers, es mußte plötzlich hell auflachen und rief: Der arme Kerl ſieht gar zu ſpaßhaft aus! Was für eine Naſe! — Und eine allerliebſte ſonnenhelle Luſtigkeit verbreitete ſich über des Mädchens Geſicht, als ob ſie nur geharrt hätte, bis des Geigers Naſe die trüben Wolken wegſtieße. Sali ſah Vrenchen an und ſah dieſe Fröhlichkeit. Es hatte die Urſache aber ſchon wieder vergeſſen und lachte nur noch auf eigene Rechnung dem Sali ins Geſicht. Dieſer, verblüfft und erſtaunt, ſtarrte unwillkürlich mit lachendem Munde auf die Augen, gleich einem Hungrigen, der ein ſüßes Weizenbrod erblickt, und rief: Bei Gott, Vreneli, wie ſchön biſt du! — Vrenchen lachte ihn nur noch mehr an und hauchte dazu aus klangvoller Kehle einige kurze muthwillige Lachtöne, welche dem armen Sali nicht anders dünkten, als der Geſang einer Nachtigall. O du Hexe! rief er, wo haſt du das gelernt? welche Teufelskünſte treibſt du da? — Ach du lieber Gott! ſagte Vrenchen mit ſchmeichelnder Stimme und nahm Sali's Hand, das ſind keine Teufelskünſte! Wie lange hätte ich gern einmal gelacht! Ich habe wohl zuweilen, wenn ich ganz allein war, über irgend etwas lachen müſſen, aber es war nichts Rechts dabei; jetzt aber möchte ich dich immer und ewig anlachen, wenn ich dich ſehe, und ich möchte dich wohl immer und ewig ſehen! Biſt du mir auch ein bischen recht gut? — O Vreeli! ſagte er und ſah ihr ergeben und treuherzig in die Augen, und ich habe noch nie ein Mädchen angeſehen, es war mir immer, als ob ich dich einſt lieb haben müßte, und ohne daß ich wollte oder wußte, haſt du mir doch immer im Sinn gelegen! — Und du mir auch, ſagte Vrenchen, und das noch viel mehr; denn du haſt mich nie angeſehen und wußteſt nicht, wie ich geworden bin; ich aber habe dich zu Zeiten aus der Ferne und ſogar heimlich aus der Nähe recht gut betrachtet und wußte immer, wie du ausſiehſt! Weißt du noch, wie oft wir als Kinder hieher gekommen ſind? Denkſt du noch des kleinen Wagens? Wie kleine Leute ſind wir damals geweſen, und wie lang iſt es her! Man ſollte denken, wir wären recht alt. — Wie alt biſt du jetzt? fragte Sali voll Vergnügen und Zufriedenheit, du mußt ungefähr ſiebzehn ſein? — Siebzehn und ein halbes Jahr bin ich alt! erwiderte Vrenchen, und wie alt biſt du? Ich weiß aber ſchon, du biſt bald zwanzig! — Woher weißt du das? fragte Sali. — Gelt, wenn ich es ſagen wollte! — Du willſt es nicht ſagen? — Nein! — Gewiß nicht? — Nein, — nein!

Du ſollſt es ſagen! — Willſt du mich etwa zwingen? — Das wollen wir ſehen! — Dieſe einfältigen Worte führte Sali, um ſeine Hände zu beſchäftigen und mit ungeſchickten Liebkoſungen, welche wie eine Strafe ausſehen ſollten, das ſchöne Mädchen zu bedrängen. Sie führte auch, ſich wehrend, mit vieler Langmuth den albernen Wortwechſel fort, der trotz ſeiner Leerheit beide witzig und ſüß genug dünkte, bis Sali erboſ't und kühn genug war, Vrenchens Hände zu bezwingen und es in die Mohnblumen zu drücken. Da lag es nun und zwinkerte in der Sonne mit den Augen, ſeine Wangen glühten wie Purpur, und ſein Mund war halb geöffnet und ließ zwei Reihen weiße Zähnchen durchſchimmern. Fein und ſchön floſſen die beiden Augenbraunen in einander, und die junge Bruſt hob und ſenkte ſich muthwillig unter ſämmtlichen vier Händen, welche ſich kunterbunt darauf ſtreichelten und bekriegten. Sali wußte ſich nicht zu laſſen vor Freuden, das ſchlanke ſchöne Geſchöpf vor ſich zu ſehen, es ſein eigen zu wiſſen, und es dünkte ihm ein Königreich. Alle deine weißen Zähne haſt du noch! lachte er, weißt du noch, wie oft wir ſie einſt gezählt haben? Kannſt du jetzt zählen? — Das ſind ja nicht die gleichen, du Löhli! ſagte Vrenchen, jene ſind längſt ausgefallen! — Sali wollte nun in ſeiner Einfalt jenes Spiel wieder erneuern und die glänzenden Zahnperlen zählen; aber Vrenchen verſchloß plötzlich den rothen Mund, richtete ſich auf und begann einen Kranz von Mohnroſen zu winden, den es ſich auf den Kopf ſetzte. Der Kranz war voll und breit und gab der bräunlichen Dirne ein fabelhaftes reizendes Anſehen, und der arme Sali hielt in ſeinem Arm, was reiche Leute theuer bezahlt hätten, wenn ſie es nur gemalt an ihren Wänden hätten ſehen können. Jetzt ſprang ſie aber empor und rief: Himmel, wie heiß iſt es hier! Da ſitzen wir wie die Narren und laſſen uns verſengen! Komm, mein Lieber! laß uns ins hohe Korn ſitzen! — Sie ſchlüpften hinein ſo geſchickt und ſachte, daß ſie kaum eine Spur zurückließen, und bauten ſich einen engen Kerker in den goldenen Aehren, die ihnen hoch über den Kopf ragten, als ſie drin ſaßen, ſo daß ſie nur den tiefblauen Himmel über ſich ſahen und ſonſt nichts von der Welt. Sie umhalſ'ten ſich und küßten ſich unverweilt und ſo lange, bis ſie einſtweilen müde waren, oder wie man es nennen will, wenn das Küſſen zweier Verliebter auf eine oder zwei Minuten ſich ſelbſt überlebt und die Vergänglichkeit alles Lebens mitten im Rauſche der Blüthezeit ahnen läßt. Sie hörten die Lerchen ſingen hoch über ſich und ſuchten dieſelben mit ihren ſcharfen Augen, und wenn ſie glaubten, flüchtig eine in der Sonne aufblitzen zu ſehen, gleich einem plötzlich aufleuchtenden oder hinſchießenden Stern am blauen Himmel, ſo küßten ſie ſich wieder zur Belohnung und ſuchten einander zu übervortheilen und zu täuſchen, ſo viel ſie konnten. Siehſt du, dort blitzt eine! flüſterte Sali, und Vrenchen erwiderte eben ſo leiſe: Ich höre ſie wohl, aber ich ſehe ſie nicht! — Doch, paß nur auf, dort wo das weiße Wölkchen ſteht, ein wenig rechts davon! — Und beide ſahen eifrig hin und ſperrten vorläufig ihre Schnäbel auf, wie die jungen Wachteln im Neſte, um ſie unverzüglich auf einander zu heften, wenn ſie ſich einbildeten, die Lerche geſehen zu haben. Auf einmal hielt Vrenchen inne und ſagte: Dies iſt alſo eine ausgemachte Sache, daß Jedes von uns einen Schatz hat, dünkt es dich nicht ſo? — Ja, ſagte Sali, es ſcheint mir faſt auch! — Wie gefällt dir denn dein Schätzchen, ſagte Vrenchen, was iſt es für ein Ding, was haſt du von ihm zu melden? — Es iſt ein gar feines Ding, ſagte Sali, es hat zwei braune Augen, einen rothen Mund und läuft auf zwei Füßen; aber ſeinen Sinn kenn' ich weniger, als den Papſt zu Rom! Und was kannſt du von deinem Schatz berichten? — Er hat zwei braune Augen, einen nichtsnutzigen Mund und braucht zwei verwegene ſtarke Arme; aber ſeine Gedanken ſind mir unbekannter, als der türkiſche Kaiſer! — Es iſt eigentlich wahr, ſagte Sali, daß wir uns weniger kennen, als wenn wir uns nie geſehen hätten, ſo fremd hat uns die lange Zeit gemacht, ſeit wir groß geworden ſind! Was iſt alles vorgegangen in deinem Köpfchen, mein liebes Kind? — Ach, nicht viel! tauſend Narrenspoſſen haben ſich wollen regen, aber es iſt mir immer ſo trübſelig ergangen, daß ſie nicht aufkommen konnten! — Du armes Schätzchen! ſagte Sali, ich glaube aber, du haſt es hinter den Ohren, nicht? — Das kannſt du ja nach und nach erfahren, wenn du mich recht lieb haſt! — Wenn du einſt meine Frau biſt? — Vrenchen zitterte leis bei dieſem letzten Worte und ſchmiegte ſich tiefer in Sali's Arme, ihn von Neuem lange und zärtlich küſſend. Es traten ihr dabei Thränen in die Augen, und beide wurden auf einmal traurig, da ihnen ihre hoffnungsarme Zukunft in den Sinn kam und die Feindſchaft ihrer Aeltern. Vrenchen ſeufzte und ſagte: Komm, ich muß nun gehen! und ſo erhoben ſie ſich und gingen Hand in Hand aus dem Kornfeld, als ſie Vrenchens Vater ſpähend vor ſich ſahen. Mit dem kleinlichen Scharfſinn des müßigen Elendes hatte dieſer, als er dem Sali begegnet, neugierig gegrübelt, was der wohl allein im Dorfe zu ſuchen ginge, und ſich des geſtrigen Vorfalles erinnernd, verfiel er, immer nach der Stadt zu ſchlendernd, endlich auf die richtige Spur, rein aus Groll und unbeſchäftigter Bosheit, und nicht ſo bald gewann der Verdacht eine beſtimmte Geſtalt, ſo kehrte er mitten in den Gaſſen von Seldwyla um und trollte wieder in das Dorf hinaus, wo er ſeine Tochter in Haus und Hof und rings in den Hecken vergeblich ſuchte. Mit wachſender Neugier rannte er auf den Acker hinaus, und als er da Vrenchens Korb liegen ſah, in welchem es die Früchte zu holen pflegte, das Mädchen ſelbſt aber nirgends erblickte, ſpähte er eben am Korne des Nachbars herum, als die erſchrockenen Kinder herauskamen.

Sie ſtanden wie verſteinert, und Marti ſtand erſt auch da und beſchaute ſie mit böſen Blicken, bleich wie Blei; dann fing er fürchterlich an zu toben in Geberden und Schimpfworten und langte zugleich grimmig nach dem jungen Burſchen, um ihn zu würgen; Sali wich aus und flog einige Schritte zurück, entſetzt über den wilden Mann, ſprang aber ſogleich wieder zu, als er ſah, daß der Alte ſtatt ſeiner nun das zitternde Mädchen faßte, ihm eine Ohrfeige gab, daß der rothe Kranz herunterflog, und ſeine Haare um die Hand wickelte, um es mit ſich fort zu reißen und weiter zu mißhandeln. Ohne ſich zu beſinnen, raffte er einen Stein auf und ſchlug mit demſelben den Alten gegen den Kopf, halb in Angſt um Vrenchen und halb im Jähzorn. Marti taumelte ein wenig und ſank dann bewußtlos auf den Steinhaufen nieder und zog das erbärmlich aufſchreiende Vrenchen mit. Sali befreite noch deſſen Haare aus der Hand des Bewußtloſen und richtete es auf; dann ſtand er da wie eine Bildſäule, rathlos und gedankenlos. Das Mädchen, als es den wie todt daliegenden Vater ſah, fuhr ſich mit den Händen über das erbleichende Geſicht, ſchüttelte ſich und ſagte: Haſt du ihn erſchlagen? Sali nickte lautlos, und Vrenchen ſchrie: O Gott, du lieber Gott! Es iſt mein Vater! der arme Mann! und ſinnlos warf es ſich über ihn und hob ſeinen Kopf auf, an welchem indeſſen kein Blut floß. Es ließ ihn wieder ſinken, Sali ließ ſich auf der andern Seite des Mannes nieder, und Beide ſchauten ſtill wie das Grab und mit erlahmten, regloſen Händen in das lebloſe Geſicht. Um nur etwas anzufangen, ſagte endlich Sali: Er wird doch nicht gleich todt ſein müſſen? Das iſt gar nicht ausgemacht! Vrenchen riß ein Blatt von einer Klatſchroſe ab und legte es auf die erblaßten Lippen, und es bewegte ſich ſchwach. Er athmet noch, rief es, ſo lauf doch ins Dorf und hol Hülfe! Als Sali aufſprang und laufen wollte, ſtreckte es ihm die Hand nach und rief ihn zurück: Komm aber nicht mit zurück und ſage nichts, wie es zugegangen, ich werde auch ſchweigen, man ſoll nichts aus mir herausbringen! ſagte es, und ſein Geſicht, das es dem armen rathloſen Burſchen zuwandte, überfloß von ſchmerzlichen Thränen. Komm, küß mich noch ein Mal! Nein, geh, mach dich fort! Es iſt aus, es iſt ewig aus, wir können nicht zuſammenkommen! — Es ſtieß ihn fort, und er lief willenlos dem Dorfe zu. Er begegnete einem Knäbchen, das ihn nicht kannte; dieſem trug er auf, die nächſten Leute zu holen, und beſchrieb ihm genau, wo die Hülfe nöthig ſei. Dann machte er ſich verzweifelt fort und irrte die ganze Nacht im Gehölze herum. Am Morgen ſchlich er in die Felder, um zu erſpähen, wie es gegangen ſei, und hörte von frühen Leuten, welche mit einander ſprachen, daß Marti noch lebe, aber nichts von ſich wiſſe, und wie das eine ſeltſame Sache ſei, da kein Menſch wiſſe, was ihm zugeſtoßen. Erſt jetzt ging er in die Stadt zurück und verbarg ſich in dem dunkeln Elend des Hauſes.

Vrenchen hielt ihm Wort: es war nichts aus ihm herauszufragen, als daß es ſelbſt den Vater ſo gefunden habe, und da er am andern Tage ſich wieder tüchtig regte und athmete, freilich ohne Bewußtſein, und überdies kein Kläger da war, ſo nahm man an, er ſei betrunken geweſen und auf die Steine gefallen, und ließ die Sache auf ſich beruhen. Vrenchen pflegte ihn und ging nicht von ſeiner Seite, außer um die Arzneimittel zu holen beim Doctor und etwa für ſich ſelbſt eine ſchlechte Suppe zu kochen; denn es lebte beinahe von nichts, obgleich es Tag und Nacht auf ſein mußte und Niemand ihm half. Es dauerte beinahe ſechs Wochen, bis der Kranke allmählich zu ſeinem Bewußtſein kam, obgleich er vorher ſchon wieder aß und in ſeinem Bette ziemlich munter war. Aber es war nicht das alte Bewußtſein, das er jetzt erlangte, ſondern es zeigte ſich immer deutlicher, je mehr er ſprach, daß er blödſinnig geworden, und zwar auf die wunderlichſte Weiſe. Er erinnerte ſich nur dunkel an das Geſchehene und wie an etwas ſehr Luſtiges, was ihn nicht weiter berühre, lachte immer wie ein Narr und war ſehr guter Dinge. Noch im Bette liegend brachte er hundert närriſche, ſinnlos muthwillige Redensarten und Einfälle zum Vorſchein, ſchnitt Geſichter und zog ſich die ſchwarzwollene Zipfelmütze in die Augen und über die Naſe herunter, daß dieſe ausſah wie ein Sarg unter einem Bahrtuch. Das bleiche und abgehärmte Vrenchen hörte ihm geduldig zu, Thränen vergießend über das thörichte

Weſen, welches die arme Tochter noch mehr ängſtigte, als die frühere Bosheit; aber wenn der Alte zuweilen etwas gar zu Drolliges anſtellte, ſo mußte es mitten in ſeiner Qual laut auflachen, da ſein unterdrücktes Weſen immer zur Luſt aufzuſpringen bereit war, wie ein geſpannter Bogen, worauf aber eine um ſo tiefere Betrübniß erfolgte. Als der Alte aber aufſtehen konnte, war gar nichts mehr mit ihm anzuſtellen, er machte nichts als Dummheiten, lachte und ſtöberte um das Haus herum, ſetzte ſich in die Sonne und ſtreckte die Zunge heraus, oder hielt lange Reden in die Bohnen hinein.

Um die gleiche Zeit aber war es auch aus mit den letzten Ueberbleibſeln ſeines ehemaligen Beſitzes und die Unordnung ſo weit gediehen, daß auch ſein Haus und der letzte Acker, ſeit geraumer Zeit verpfändet, nun gerichtlich verkauft wurden. Denn der Bauer, welcher die zwei Aecker des Manz gekauft, benutzte die gänzliche Verkommenheit Marti's und ſeine Krankheit und führte den alten Streit wegen des ſtrittigen Steinfleckes kurz und entſchloſſen zu Ende, und der verlorene Prozeß trieb Marti's Faß vollends den Boden aus, indeſſen er in ſeinem Blödſinne nichts mehr von dieſen Dingen wußte. Die Verſteigerung fand ſtatt; Marti wurde von der Gemeinde in einer Stiftung für dergleichen arme Tröpfe auf öffentliche Koſten untergebracht; dieſe Anſtalt befand ſich in der Hauptſtadt des Ländchens, der geſunde und eßbegierige Blödſinnige wurde noch gut gefüttert, dann auf ein mit Ochſen beſpanntes Wägelchen geladen, das ein ärmlicher Bauersmann nach der Stadt führte, um zugleich einen oder zwei Säcke Kartoffeln zu verkaufen, und Vrenchen ſetzte ſich zu dem Vater auf das Fuhrwerk, um ihn auf dieſem letzten Gange zu dem lebendigen Begräbniß zu begleiten. Es war eine traurige und bittere Fahrt, aber Vrenchen wachte ſorgfältig über ſeinen Vater und ließ es ihm an nichts fehlen, und es ſah ſich nicht um und ward nicht ungeduldig, wenn durch die Capriolen des Unglücklichen die Leute aufmerkſam wurden und dem Wägelchen nachliefen, wo ſie durchfuhren. Endlich erreichten ſie das weitläufige Gebäude in der Stadt, wo die langen Gänge, die Höfe und ein freundlicher Garten von einer Menge ähnlicher Tröpfe belebt waren, die alle in weiße Kittel gekleidet waren und dauerhafte Lederkäppchen auf den harten Köpfen trugen. Auch Marti wurde noch vor Vrenchens Augen in dieſe Tracht gekleidet, und er freuete ſich wie ein Kind darüber und tanzte ſingend umher. Gott grüß euch, ihr geehrten Herren! rief er ſeine neuen Genoſſen an, ein ſchönes Haus habt ihr hier! Geh heim, Vrenggel! und ſag der Mutter, ich komme nicht mehr nach Haus, hier gefällt's mir bei Gott! Juchhei! Es kreucht ein Igel über den Hag, ich hab ihn hören bellen! O Meidli, küß kein' alten Knab, küß nur die jungen Geſellen! Alle die Wäſſerlein laufen in Rhein, die mit dem Pflaumenaug', die muß es ſein! Gehſt du ſchon, Vreeli? Du ſiehſt ja aus wie der Tod im Häfelein und geht es mir doch ſo erfreulich! Die Füchſin ſchreit im Felde: Halleo, halleo! das Herz thut ihr weho! hoho! — Ein Aufſeher gebot ihm Ruhe und führte ihn zu einer leichten Arbeit, und Vrenchen ging das Fuhrwerk aufzuſuchen. Es ſetzte ſich auf den Wagen, zog ein Stückchen Brod hervor und aß dasſelbe; dann ſchlief es, bis der Bauer kam und mit ihm nach dem Dorfe zurückfuhr. Sie kamen erſt in der Nacht an. Vrenchen ging nach dem Hauſe, in dem es geboren und nur zwei Tage bleiben durfte, und es war jetzt zum erſten Mal in ſeinem Leben ganz allein darin. Es machte ein Feuer, um das letzte Reſtchen Kaffee zu kochen, das es noch beſaß, und ſetzte ſich auf den Herd; denn es war ihm ganz elendiglich zu Muth. Es ſehnte ſich und härmte ſich ab, den Sali nur ein einziges Mal zu ſehen, und dachte inbrünſtig an ihn; aber die Sorgen und der Kummer verbitterten ſeine Sehnſucht, und dieſe machte die Sorgen wieder viel ſchwerer. So ſaß es und ſtützte den Kopf in die Hände, als Jemand durch die offenſtehende Thür hereinkam. Sali! rief Vrenchen, als es aufſah, und fiel ihm um den Hals; dann ſahen ſich aber beide erſchrocken an und riefen: Wie ſiehſt du elend aus! Denn Sali ſah nicht minder als Vrenchen bleich und abgezehrt aus. Alles vergeſſend zog ſie ihn zu ſich auf den Herd und ſagte: Biſt du krank geweſen, oder iſt es dir auch ſo ſchlimm gegangen? — Sali antwortete: Nein, ich bin gerade nicht krank, außer vor Heimweh nach dir! Bei uns geht es jetzt hoch und herrlich zu; der Vater hat einen Einzug und Unterſchleif von auswärtigem Geſindel, und ich glaube, ſo viel ich merke, iſt er ein Diebshehler geworden. Deßhalb iſt jetzt einſtweilen Hülle und Fülle in unſerer Taverne, ſo lang es geht, und bis es ein Ende mit Schrecken nimmt. Die Mutter hilft dazu, aus bitterlicher Gier, nur etwas im Hauſe zu ſehen, und glaubt den Unfug noch durch eine gewiſſe Aufſicht und Ordnung annehmlich und nützlich zu machen! Mich fragt man nicht, und ich konnte mich nicht viel darum kümmern; denn ich kann nur an dich denken Tag und Nacht. Da allerlei Landſtreicher bei uns einkehren, ſo haben wir alle Tage gehört, was bei euch vorgeht, worüber mein Vater ſich freut wie ein kleines Kind. Daß dein Vater heute nach dem Spittel gebracht wurde, haben wir auch vernommen; ich habe gedacht, du werdeſt jetzt allein ſein, und bin gekommen, um dich zu ſehen! — Vrenchen klagte ihm jetzt auch Alles, was ſie drückte und was ſie erlitt, aber mit ſo leichter, zutraulicher Zunge, als ob ſie ein großes Glück beſchriebe, weil ſie glücklich war, Sali neben ſich zu ſehen. Sie brachte inzwiſchen nothdürftig ein Becken voll warmen Kaffee zuſammen, welchen mit ihr zu theilen ſie den Geliebten zwang. Alſo übermorgen mußt du hier weg? ſagte Sali, was ſoll denn ums Himmelswillen werden? — Das weiß ich nicht, ſagte Vrenchen, ich werde dienen müſſen und in die Welt hinaus! Ich werde es aber nicht aushalten ohne dich; und doch kann ich dich nie bekommen, auch wenn alles Andere nicht wäre, bloß weil du meinen Vater geſchlagen und um den Verſtand gebracht haſt! Dies würde immer ein ſchlechter Grundſtein unſerer Ehe ſein und wir beide nie ſorglos werden, nie! Sali ſeufzte und ſagte: Ich wollte auch ſchon hundert Mal Soldat werden, oder mich in einer fremden Gegend als Knecht verdingen, aber ich kann noch nicht fortgehen, ſo lange du hier biſt, und hernach wird es mich aufreiben, ich glaube, das Elend macht meine Liebe zu dir ſtärker und ſchmerzhafter, ſo daß es um Leben und Tod geht! Ich habe von dergleichen keine Ahnung gehabt! Vrenchen ſah ihn liebevoll lächelnd an; ſie lehnten ſich an die Wand zurück und ſprachen nichts mehr, ſondern gaben ſich ſchweigend der glückſeligen Empfindung hin, die ſich über allen Gram erhob, daß ſie ſich im größten Ernſte gut wären und geliebt wüßten. Darüber ſchliefen ſie friedlich ein auf dem unbequemen Herde, ohne Kiſſen und Pfühl, und ſchliefen ſo ſanft und ruhig wie zwei Kinder in einer Wiege. Schon graute der Morgen, als Sali zuerſt erwachte; er weckte Vrenchen ſo ſacht er konnte; aber es duckte ſich immer wieder an ihn, ſchlaftrunken, und wollte ſich nicht ermuntern. Da küßte er es heftig auf den Mund, und Vrenchen fuhr empor, machte die Augen weit auf, und als es Sali erblickte, rief es: Herrgott! ich habe eben noch von dir geträumt! Es träumte mir, wir tanzten mit einander auf unſerer Hochzeit, lange, lange Stunden! und waren ſo glücklich, ſauber geſchmückt, und es fehlte uns an Nichts. Da wollten wir uns endlich küſſen und dürſteten darnach, aber immer zog uns Etwas auseinander, und nun biſt du es ſelbſt geweſen, der uns geſtört und gehindert hat! Aber wie gut, daß du gleich da biſt! Gierig fiel es ihm um den Hals und küßte ihn, als ob es kein Ende nehmen ſollte. Und was haſt du denn geträumt? fragte es und ſtreichelte ihm Wangen und Kinn. — Mir träumte, ich ginge endlos auf einer langen Straße durch einen Wald und du in der Ferne immer vor mir her; zuweilen ſaheſt du nach mir um, winkteſt mir und lachteſt, und dann war ich wie im Himmel. Das iſt Alles! — Sie traten unter die offengebliebene Küchenthür, die unmittelbar ins Freie führte, und mußten lachen, als ſie ſich ins Geſicht ſahen. Denn die rechte Backe Vrenchens und die linke Sali's, welche im Schlafe aneinander gelehnt hatten, waren von dem Drucke ganz roth gefärbt, während die Bläſſe der andern durch die kühle Nachtluft noch erhöht war. Sie rieben ſich zärtlich die kalte bleiche Seite ihrer Geſichter, um ſie auch roth zu machen; die friſche Morgenluft, der thauige ſtille Frieden, der über der Gegend lag, das junge Morgenroth machten ſie fröhlich und ſelbſtvergeſſen, und beſonders in Vrenchen ſchien ein freundlicher Geiſt der Sorgloſigkeit gefahren zu ſein. Morgen Abend muß ich alſo aus dieſem Hauſe fort, ſagte es, und ein

ein anderes Obdach ſuchen. Vorher aber möchte ich Ein Mal, nur Ein Mal recht luſtig ſein, und zwar mit dir; ich möchte recht herzlich und fleißig mit dir tanzen irgendwo, denn das Tanzen aus dem Traume ſteckt mir immerfort im Sinn! — Jedenfalls will ich dabei ſein und ſehen, wo du unterkommſt, ſagte Sali, und tanzen wollte ich auch gerne mit dir, du herziges Kind! aber wo? — Es iſt morgen Kirchweih an zwei Orten nicht ſehr weit von hier, erwiderte Vrenchen, da kennt und beachtet man uns weniger; draußen am Waſſer will ich auf dich warten, und dann können wir gehen, wohin es uns gefällt, um uns luſtig zu machen, einmal, Ein Mal nur! Aber je, wir haben ja gar kein Geld! ſetzte es traurig hinzu, da kann nichts daraus werden! — Laß nur, ſagte Sali, ich will ſchon etwas mitbringen! — Doch nicht von deinem Vater, von — von dem Geſtohlenen? — Nein, ſei nur ruhig! ich habe noch meine ſilberne Uhr bewahrt bis dahin, die will ich verkaufen. — Ich will dir nicht abrathen, ſagte Vrenchen erröthend, denn ich glaube, ich müßte ſterben, wenn ich nicht morgen mit dir tanzen könnte. — Es wäre das Beſte, wir Beide könnten ſterben! ſagte Sali, ſie umarmten ſich wehmüthig und ſchmerzlich zum Abſchied, und als ſie von einander ließen, lachten ſie ſich doch freundlich an in der ſicheren Hoffnung auf den nächſten Tag. Aber wann willſt du denn kommen! rief Vrenchen noch; — ſpäteſtens um eilf Uhr Mittags, erwiderte er, wir wollen recht ordentlich zuſammen Mittag eſſen! — Gut, gut! komm lieber um halb eilf ſchon! — Doch als Sali ſchon im Gehen war, rief ſie ihn noch einmal zurück und zeigte ein plötzlich verändertes, verzweiflungsvolles Geſicht. Es wird doch Nichts daraus, ſagte ſie bitterlich weinend, ich habe keine Sonntagsſchuhe mehr! Schon geſtern habe ich dieſe groben hier anziehen müſſen, um nach der Stadt zu kommen! Ich weiß keine Schuhe aufzubringen! — Sali ſtand rathlos und verblüfft. Keine Schuhe, ſagte er, da mußt du halt in dieſen kommen! — Nein, nein, in denen kann ich nicht tanzen! — Nun, ſo müſſen wir welche kaufen. — Wo, mit was? — Ei, in Seldwyl da giebt es Schuhläden genug! Geld werde ich in minder als zwei Stunden haben. — Aber ich kann doch nicht mit dir in Seldwyl herumgehen, und dann wird das Geld nicht langen, auch noch Schuhe zu kaufen! — Es muß! und ich will die Schuhe kaufen und morgen mitbringen! — O du Närrchen, ſie werden ja nicht paſſen, die du kaufſt! — So gieb mir einen alten Schuh mit, oder halt, noch beſſer, ich will dir das Maß nehmen, das wird doch kein Hexenwerk ſein! — Das Maß nehmen? Wahrhaftig, daran hab' ich nicht gedacht! Komm, komm, ich will dir ein Schnürchen ſuchen! — Sie ſetzte ſich wieder auf den Herd, zog den Rock etwas zurück und ſtreifte den Schuh vom Fuße, der noch von der geſtrigen Reiſe her mit einem weißen Strumpfe bekleidet war. Sali kniete nieder und nahm, ſo gut er es verſtand, das Maß, indem er den zierlichen Fuß der Länge und Breite nach umſpannte mit dem Schnürchen und ſorgfältig Knoten in dasſelbe knüpfte. Du Schuhmacher! ſagte Vrenchen und lachte erröthend und freundſchaftlich zu ihm nieder. Sali wurde aber auch roth und hielt den Fuß feſt in ſeinen Händen, länger als nöthig war, ſo daß Vrenchen ihn noch tiefer erröthend zurückzog, den verwirrten Sali aber noch einmal ſtürmiſch umhalſ'te und küßte, dann aber fortſchickte.

Sobald er in der Stadt war, trug er ſeine Uhr zu einem Uhrmacher, der ihm ſechs oder ſieben Gulden dafür gab, für die ſilberne Kette bekam er auch einige Gulden, und er dünkte ſich nun reich genug; denn er hatte, ſeit er groß war, nie ſo viel Geld beſeſſen auf einmal. Wenn nur erſt der Tag vorüber und der Sonntag angebrochen wäre, um das Glück damit zu erkaufen, das er ſich von dem Tage verſprach, dachte er; denn wenn das Uebermorgen auch um ſo dunkler und unbekannter hereinragte, ſo gewann die erſehnte Luſtbarkeit von morgen nur einen ſeltſamern, erhöhtern Glanz und Schein. Indeſſen brachte er die Zeit noch leidlich hin, indem er ein Paar Schuhe für Vrenchen ſuchte, und dies war ihm das vergnügteſte Geſchäft, das er je betrieben. Er ging von einem Schuhmacher zum andern, ließ ſich alle Weiberſchuhe zeigen, die vorhanden waren und endlich handelte er ein leichtes und feines Paar ein, ſo hübſch, wie ſie Vrenchen noch nie getragen. Er verbarg die Schuhe unter ſeiner Weſte und that ſie die übrige Zeit des Tages nicht mehr von ſich; er nahm ſie ſogar mit ins Bett und legte ſie unter das Kopfkiſſen. Da er das Mädchen heute früh noch geſehen und morgen wieder ſehen ſollte, ſo ſchlief er feſt und ruhig, war aber in aller Frühe munter und begann ſeinen dürftigen Sonntagsſtaat zurecht zu machen und auszuputzen, ſo gut es gelingen wollte. Es fiel ſeiner Mutter auf, und ſie fragte verwundert, was er vorhabe, da er ſich ſchon lange nicht mehr ſo ſorglich angezogen. Er wolle einmal über Land gehen und ſich ein wenig umthun, erwiderte er, er werde ſonſt krank in dieſem Hauſe. — Das iſt mir die Zeit her ein merkwürdiges Leben, murrte der Vater, und ein Herumſchleichen! — Laß ihn nur gehen, ſagte aber die Mutter, es thut ihm vielleicht gut, es iſt ja ein Elend, wie er ausſieht! — Haſt du Geld zum Spazierengehen? woher haſt du es? ſagte der Alte. — Ich brauche keines! ſagte Sali. — Da haſt du einen Gulden! verſetzte der Alte und warf ihm denſelben hin. Du kannſt im Dorf ins Wirthshaus gehen und ihn dort verzehren, damit ſie nicht glauben, wir ſeien hier ſo übel dran. — Ich will nicht ins Dorf und brauche den Gulden nicht, behaltet ihn nur! — So haſt du ihn gehabt, es wäre Schad, wenn du ihn haben müßteſt, du Steckkopf! rief Manz und ſchob ſeinen Gulden wieder in die Taſche. Seine Frau aber, welche nicht wußte, warum ſie heute ihres Sohnes wegen ſo wehmüthig und gerührt war, brachte ihm ein großes ſchwarzes Mailänder Halstuch mit rothem Rande, das ſie nur ſelten getragen und er ſchon früher gern gehabt hätte. Er ſchlang es um den Hals und ließ die langen Zipfel fliegen, auch ſtellte er zum erſten Mal den Hemdkragen, den er ſonſt immer umgeſchlagen, ehrbar und männlich in die Höhe, bis über die Ohren hinauf, in einer Anwandlung ländlichen Stolzes, und machte ſich dann, ſeine Schuhe in der Bruſttaſche des Rockes, ſchon nach ſieben Uhr auf den Weg. Als er die Stube verließ, drängte ihn ein ſeltſames Gefühl, Vater und Mutter die Hand zu geben, und auf der Straße ſah er ſich noch einmal nach dem Hauſe um. Ich glaube am Ende, ſagte Manz, der Burſche ſtreicht irgend einem Weibsbild nach, das hätten wir gerade noch nöthig! — Die Frau ſagte: O wollte Gott, daß er vielleicht ein Glück machte! das thäte dem armen Buben gut! — Richtig! ſagte der Mann, das fehlt nicht! das wird ein himmliſches Glück geben, wenn er nur erſt an ein ſolche Maultaſche zu gerathen das Unglück hat! Das thäte dem armen Bübeli gut! natürlich!

Sali richtete ſeinen Schritt erſt nach dem Fluſſe zu, wo er Vrenchen erwarten wollte; aber unterwegs ward er anderen Sinnes und ging geradezu ins Dorf, um Vrenchen im Hauſe ſelbſt abzuholen, weil es ihm zu lang währte bis halb eilf. Was kümmern uns die Leute! dachte er. Niemand hilft uns, und ich bin ehrlich und fürchte niemand! So trat er unerwartet in Vrenchens Stube, und eben ſo unerwartet fand er es ſchon vollkommen angekleidet und geſchmückt daſitzen und der Zeit harren, wo es gehen könne, nur die Schuhe fehlten ihm noch. Aber Sali ſtand mit offenem Mund ſtill in der Mitte der Stube, als er das Mädchen erblickte, ſo ſchön ſah es aus. Es hatte nur ein einfaches Kleid an von blaugefärbter Leinwand, aber dasſelbe war friſch und ſauber und ſaß ihm ſehr gut um den ſchlanken Leib. Darüber trug es ein ſchneeweißes Mouſſelinehalstuch, und dies war der ganze Anzug. Das braune gekräuſelte Haar hatte es wohl geordnet, und die ſonſt ſo wilden Löckchen lagen nun fein und lieblich um den Kopf; da Vrenchen ſeit vielen Wochen faſt nicht aus dem Hauſe gekommen, ſo war ſeine Farbe zarter und durchſichtiger geworden, ſo wie auch vom Kummer; aber in dieſe Durchſichtigkeit goß jetzt die Liebe und die Freude ein Roth um das andere, und an der Bruſt trug es einen ſchönen Blumenſtrauß von Rosmarin, Roſen und prächtigen Aſtern. Es ſaß am offenen Fenſter und athmete ſtill und hold die friſch durchſonnte Morgenluft; wie es aber Sali erſcheinen ſah, ſtreckte es ihm beide hübſche Arme entgegen, welche vom Ellbogen an bloß waren, und rief: Wie Recht haſt du, daß du ſchon jetzt und hieher kommſt! Aber haſt du mir Schuhe gebracht? Gewiß? Nun ſteh' ich nicht auf, bis ich ſie anhabe! — Er zog die Erſehnten aus der Taſche und gab ſie dem begierigen ſchönen Mädchen; es ſchleuderte die alten von ſich, ſchlüpfte in die neuen, und ſie paßten ſehr gut. Erſt jetzt erhob es ſich vom Stuhl, wiegte ſich in den neuen Schuhen und ging eifrig einige Mal auf und nieder. Es zog das lange blaue Kleid etwas zurück und beſchaute wohlgefällig die rothen wollenen Schleifen, welche die Schuhe zierten, während Sali unaufhörlich die feine reizende Geſtalt betrachtete, welche da in lieblicher Aufregung vor ihm ſich regte und freute. — Du beſchauſt meinen Strauß? ſagte Vrenchen, hab' ich nicht einen ſchönen zuſammengebracht? Du mußt wiſſen, dies ſind die letzten Blumen, die ich noch aufgefunden in dieſer Wüſtenei. Hier war noch ein Röschen, dort eine Aſter, und wie ſie nun gebunden ſind, würde man es ihnen nicht anſehen, daß ſie aus einem Untergange zuſammengeſucht ſind! Nun iſt es aber Zeit, daß ich fortkomme, nicht ein Blümchen mehr im Garten und das Haus auch leer! — Sali ſah ſich um und bemerkte erſt jetzt, daß alle Fahrhabe, die noch da geweſen, weggebracht war. Du armes Vreeli! ſagte er, haben ſie dir ſchon Alles genommen? — Geſtern, erwiderte es, haben ſie's weggeholt, was ſich von der Stelle bewegen ließ, und mir kaum mehr mein Bett gelaſſen. Ich hab's aber auch gleich verkauft und hab' jetzt auch Geld, ſieh'! Es holte einige neu glänzende Thalerſtücke aus der Taſche ſeines Kleides und zeigte ſie ihm. Damit, fuhr es fort, ſagte der Waiſenvogt, der auch hier war, ſolle ich mir einen Dienſt ſuchen in einer Stadt, und ich ſolle mich heute gleich auf den Weg machen! — Da iſt aber auch gar nichts mehr vorhanden, ſagte Sali, nachdem er in die Küche geguckt hatte, ich ſehe kein Hölzchen, kein Pfännchen, kein Meſſer! Haſt du denn auch nicht zu Morgen gegeſſen? Nichts! ſagte Vrenchen, ich hätte mir etwas holen können, aber ich dachte, ich wolle lieber hungrig bleiben, damit ich recht viel eſſen könne mit dir zuſammen, denn ich freue mich ſo ſehr darauf, du glaubſt nicht, wie ich mich freue! — Wenn ich dich nur anrühren dürfte, ſagte Sali, ſo wollte ich dir zeigen, wie es mir iſt, du ſchönes, ſchönes Ding! — Du haſt Recht, du würdeſt meinen ganzen Staat verderben, und wenn wir die Blumen ein bischen ſchonen, ſo kommt es zugleich meinem armen Kopf zu gut, den du mir übel zuzurichten pflegſt! — So komm, jetzt wollen wir ausrücken! — Noch müſſen wir warten, bis das Bett abgeholt wird; denn nachher ſchließe ich das leere Haus zu und gehe nicht mehr hieher zurück! Mein Bündelchen gebe ich der Frau aufzuheben, die das Bett gekauft hat. — Sie ſetzten ſich daher einander gegenüber und warteten; die Bäuerin kam bald, eine vierſchrötige Frau mit lautem Mundwerk, und hatte einen Burſchen bei ſich, welcher die Bettſtelle tragen ſollte. Als dieſe Frau Vrenchens Liebhaber erblickte und das geputzte Mädchen ſelbſt, ſperrte ſie Maul und Augen auf, ſtemmte die Arme unter und ſchrie: Ei ſieh da, Vreeli! Du treibſt es ja ſchon gut! Haſt einen Beſucher und biſt gerüſtet wie eine Prinzeß? — Gelt aber! ſagte Vrenchen freundlich lachend, wißt Ihr auch, wer das iſt? — Ei, ich denke, das iſt wohl der Sali Manz' Berg und Thal kommen nicht zuſammen, ſagt man, aber die Leute! Aber nimm dich doch in Acht, Kind, und denk, wie es euren Aeltern ergangen iſt! — Ei, das hat ſich jetzt gewendet und Alles iſt gut geworden, erwiderte Vrenchen lächelnd und freundlich mittheilſam, ja beinahe herablaſſend, ſeht, Sali iſt mein Hochzeiter. — Dein Hochzeiter! was du ſagſt! — Ja und er iſt ein reicher Herr, er hat hunderttauſend Gulden in der Lotterie gewonnen! Denket einmal, Frau! — Dieſe that einen Sprung, ſchlug ganz erſchrocken die Hände zuſammen und ſchrie: Hund — hunderttauſend Gulden! — Hunderttauſend Gulden! verſicherte Vrenchen ernſthaft. — Herr du meines Lebens! Es iſt aber nicht wahr, du lügſt mich an, Kind! — Nun, glaubt was Ihr wollt! — Aber wenn es wahr iſt und du heiratheſt ihn, was wollt ihr denn machen mit dem Gelde? Willſt du wirklich eine vornehme Frau werden? — Verſteht ſich, in drei Wochen halten wir die Hochzeit! — Geh mir weg, du biſt eine häßliche Lügnerin! — Das ſchönſte Haus hat er ſchon gekauft in Seldwyl mit einem großen Garten und Weinberg; Ihr müßt mich auch beſuchen, wenn wir eingerichtet ſind, ich zähle darauf! — Allweg, du Teufelshexlein, was du biſt! — Ihr werdet ſehen, wie ſchön es da iſt! einen herrlichen Kaffee werde ich machen und Euch mit feinem Eierbrod aufwarten, mit Butter und Honig! — Du Ketzerslösli! zähl drauf, daß ich komme! rief die Frau mit lüſternem Geſicht, und der Mund wäſſerte ihr. — Kommt Ihr aber um die Mittagszeit und ſeid ermüdet vom Markt, ſo ſoll Euch eine kräftige Fleiſchbrühe und ein Glas Wein immer parat ſtehen! — Das wird mir baß thun! — Und an etwas Zuckerwerk oder weißen Wecken für die lieben Kinder zu Hauſe ſoll es Euch auch nicht fehlen! — Es wird mir ganz ſchmachtend! — Ein artiges Halstüchelchen oder ein Reſtchen Seidenzeug oder ein hübſches altes Band für Eure Röcke, oder ein Stück Zeug zu einer neuen Schürze wird gewiß auch zu finden ſein, wenn wir meine Kiſten und Kaſten durchmuſtern in einer vertrauten Stunde! — Die Frau drehte ſich auf den Hacken herum und ſchüttelte jauchzend ihre Röcke. — Und wenn Euer Mann ein vortheilhaftes Geſchäft machen könnte mit einem Land- oder Viehhandel, und er mangelt des Geldes, ſo wißt Ihr, wo Ihr anklopfen ſollt. Mein lieber Sali wird froh ſein, jederzeit ein Stück Baares ſicher und erfreulich anzulegen! Ich ſelbſt werde auch etwa einen Sparpfennig haben, einer vertrauten Freundin auszuhelfen! — Jetzt war der Frau nicht mehr zu helfen, ſie ſagte gerührt: Ich habe immer geſagt, du ſeiſt ein gutes und ſchönes Kind! Der Herr wolle es dir wohl ergehen laſſen immer und ewiglich und es dir geſegnen, was du an mir thuſt! — Dagegen verlange ich aber auch, daß Ihr es gut mit mir meint! — Allweg kannſt du das von mir verlangen! — Und daß Ihr jederzeit Eure Waaren, ſei es Obſt, ſeien es Kartoffeln, ſei es Gemüſe, erſt zu mir bringet und mir anbietet, ehe Ihr auf den Markt gehet, damit ich ſicher ſei, eine rechte Bäuerin an der

Hand zu haben, auf die ich mich verlaſſen kann! Was irgend Einer giebt für die Waare, werde ich gewiß auch geben mit tauſend Freuden, Ihr kennt mich ja! Ach, es iſt nichts Schöneres, als wenn eine wohlhabende Stadtfrau, die ſo rathlos in ihren Mauern ſitzt und doch ſo vieler Dinge benöthigt iſt, und eine rechtſchaffene ehrliche Landfrau, erfahren in allem Wichtigen und Nützlichen, eine gute und dauerhafte Freundſchaft zuſammen haben! Es kommt Einem zu gut in hundert Fällen, in Freud und Leid, bei Gevatterſchaften und Hochzeiten, wenn die Kinder unterrichtet werden und confirmirt, wenn ſie in die Lehre kommen und wenn ſie in die Fremde ſollen! Bei Mißwachs und Ueberſchwemmungen, bei Feuersbrünſten und Hagelſchlag, wofür uns Gott behüte! — Wofür uns Gott behüte! ſagte die gute Frau ſchluchzend und trocknete mit ihrer Schürze die Augen; welch ein verſtändiges und tiefſinniges Bräutlein biſt du, ja, dir wird es gut gehen, da müßte keine Gerechtigkeit in der Welt ſein! Schön, ſauber, klug und weiſe biſt du, arbeitſam und geſchickt zu allen Dingen! Keine iſt feiner und beſſer als du, in und außer dem Dorfe, und wer dich hat, der muß meinen, er ſei im Himmelreich, oder er iſt ein Schelm und hat es mit mir zu thun. Hör, Sali! daß du nur recht artlich biſt mit meinem Vreeli, oder ich will dir den Meiſter zeigen, du Glückskind, das du biſt, ein ſolches Röslein zu brechen. — So nehmt jetzt auch hier noch mein Bündel mit, wie Ihr mir verſprochen habt, bis ich es abholen laſſen werde! Vielleicht komme ich aber ſelbſt in der Kutſche und hole es ab, wenn Ihr nichts dagegen habt! Ein Töpſchen Milch werdet Ihr mir nicht abſchlagen alsdann, und etwa eine ſchöne Mandeltorte dazu werde ich ſchon ſelbſt mitbringen! — Tauſendskind! Gieb her den Bündel! — Vrenchen lud ihr auf das zuſammengebundene Bett, das ſie ſchon auf dem Kopfe trug, einen langen Sack, in welchem es ſein Plunder und Habſeliges geſtopft, ſo daß die arme Frau mit einem ſchwankenden Thurme auf dem Haupte daſtand. Es wird mir doch faſt zu ſchwer auf einmal, ſagte ſie, könnte ich nicht zweimal dran machen? — Nein, nein! wir müſſen jetzt augenblicklich gehen, denn wir haben einen weiten Weg, um vornehme Verwandte zu beſuchen, die ſich jetzt gezeigt haben, ſeit wir reich ſind! Ihr wißt ja, wie es geht! — Weiß wohl! ſo behüt' dich Gott und denk an mich in deiner Herrlichkeit!

Die Bäuerin zog ab mit ihrem Bündelthurme, mit Mühe das Gleichgewicht behauptend, und hinter ihr drein ging ihr Knechtchen, das ſich in Vrenchens einſt buntbemalte Bettſtadt hineinſtellte, den Kopf gegen den mit verblichenen Sternen bedeckten Himmel derſelben ſtemmte und, ein zweiter Simſon, die zwei vorderen zierlich geſchnitzten Säulen faßte, welche dieſen Himmel trugen. Als Vrenchen, an Sali gelehnt, dem Zuge nachſchaute und den wandelnden Tempel zwiſchen den Gärten ſah, ſagte es: Das gäbe noch ein artiges

Gartenhäuschen oder eine Laube, wenn man's in einen Garten pflanzte, ein Tiſchchen und ein Bänklein drein ſtellte und Winden drum herumſäete! Wollteſt du mit darin ſitzen, Sali? — Ja, Vreeli, beſonders wenn die Winden aufgewachſen wären! — Was ſtehen wir noch? ſagte Vrenchen, Nichts hält uns mehr zurück! — So komm und ſchließ das Haus zu! Wem willſt du denn den Schlüſſel übergeben? — Vrenchen ſah ſich um. Hier an die Helbart wollen wir ihn hängen; ſie iſt über hundert Jahre in dieſem Hauſe geweſen, habe ich den Vater oft ſagen hören, nun ſteht ſie da als der letzte Wächter! — Sie hingen den roſtigen Hausſchlüſſel an einen roſtigen Schnörkel der alten Waffe, an welcher die Bohnen rankten, und gingen davon. Vrenchen wurde aber bleicher und verhüllte ein Weilchen die Augen, daß Sali es führen mußte, bis ſie ein Dutzend Schritte entfernt waren. Es ſah aber nicht zurück. Wo gehen wir nun zuerſt hin? fragte es. — Wir wollen ordentlich über Land gehen, erwiderte Sali, wo es uns freut den ganzen Tag, uns nicht übereilen, und gegen Abend werden wir dann ſchon einen Tanzplatz finden! — Gut! ſagte Vrenchen, den ganzen Tag werden wir beiſammen ſein und gehen wo wir Luſt haben. Jetzt iſt mir aber elend, wir wollen gleich im andern Dorf einen Kaffee trinken! — Verſteht ſich! ſagte Sali, mach nur, daß wir aus dieſem Dorf wegkommen!

Bald waren ſie auch im freien Felde und gingen ſtill neben einander durch die Fluren; es war ein ſchöner Sonntagmorgen im September, keine Wolke ſtand am Himmel, die Höhen und die Wälder waren mit einem zarten Duftgewebe bekleidet, welches die Gegend geheimnißvoller und feierlicher machte, und von allen Seiten tönten die Kirchenglocken herüber, hier das harmoniſche tiefe Geläute einer reichen Ortſchaft, dort die geſchwätzigen zwei Bimmelglöcklein eines kleinen armen Dörfchens. Das liebende Paar vergaß, was am Ende dieſes Tages werden ſollte, und gab ſich einzig der hoch aufathmenden wortloſen Freude hin, ſauber gekleidet und frei, wie zwei Glückliche, die ſich von Rechtswegen angehören, in den Sonntag hineinzuwandeln. Jeder in der Sonntagsſtille verhallende Ton oder ferne Ruf klang ihnen erſchütternd durch die Seele: denn die Liebe iſt eine Glocke, welche das Entlegenſte und Gleichgültigſte wieder tönen läßt und in eine beſondere Muſik verwandelt. Obgleich ſie hungrig waren, dünkte ſie die halbe Stunde Weges bis zum nächſten Dorfe nur ein Katzenſprung lang zu ſein, und ſie betraten zögernd das Wirthshaus am Eingang des Ortes. Sali beſtellte ein gutes Frühſtück, und während es bereitet wurde, ſahen ſie mäuschenſtill der ſichern und freundlichen Wirthſchaft in der großen reinlichen Gaſtſtube zu. Der Wirth war zugleich ein Bäcker, das eben Gebackene durchduftete angenehm das ganze Haus und Brod aller Art wurde in gehäuften Körben herbeigetragen, da nach der Kirche die Leute hier ihr Weißbrod holten oder ihren Frühſchoppen tranken. Die

Wirthin, eine artige und ſaubere Frau, putzte gelaſſen und freundlich ihre Kinder heraus, und ſo wie eines entlaſſen war, kam es zutraulich zu Vrenchen gelaufen, zeigte ihm ſeine Herrlichkeiten und erzählte von Allem, deſſen es ſich erfreute und rühmte. Wie nun der wohlduftende ſtarke Kaffee kam, ſetzten ſich die zwei Leutchen ſchüchtern an den Tiſch, als ob ſie da zu Gaſt gebeten wären. Sie ermunterten ſich jedoch bald und flüſterten beſcheiden, aber glückſelig mit einander; ach wie ſchmeckte dem aufblühenden Vrenchen der gute Kaffee, der fette Rahm, die friſchen noch warmen Brödchen, die ſchöne Butter und der Honig, der Eierkuchen und was alles noch für Leckerbiſſen da waren! Sie ſchmeckten ihm, weil es den Sali dazu anſah, und es aß ſo vergnügt, als ob es ein Jahr lang gefaſtet hätte. Dazu freute es ſich über das feine Geſchirr, über die ſilbernen Kaffee-Löffelchen, denn die Wirthin ſchien ſie für rechtliche junge Leutchen zu halten, die man anſtändig bedienen müſſe, und ſetzte ſich auch ab und zu plaudernd zu ihnen, und die Beiden gaben ihr verſtändigen Beſcheid, welches ihr gefiel. Es ward dem guten Vrenchen ſo wählig zu Muth, daß es nicht wußte, mochte es lieber wieder ins Freie, um allein mit ſeinem Schatz herumzuſchweifen durch Auen und Wälder, oder mochte es lieber in der gaſtlichen Stube bleiben, um wenigſtens auf Stunden ſich an einem ſtattlichen Orte zu Hauſe zu träumen. Doch Sali erleichterte die Wahl, indem er ehrbar und geſchäftig zum Aufbruch mahnte, als ob ſie einen beſtimmten und wichtigen Weg zu machen hätten. Die Wirthin und der Wirth begleiteten ſie bis vor das Haus und entließen ſie auf das Wohlwollendſte wegen ihres guten Benehmens trotz der durchſcheinenden Dürftigkeit, und das arme junge Blut verabſchiedete ſich mit den beſten Manieren von der Welt und wandelte ſittig und ehrbar von hinnen. Aber auch als ſie ſchon wieder im Freien waren und einen ſtundenlangen Eichwald betraten, gingen ſie noch in dieſer Weiſe neben einander her, in angenehme Träume vertieft, als ob ſie nicht aus zank- und elenderfüllten, vernichteten Häuſern herkämen, ſondern guter Leute Kinder wären, welche in lieblicher Hoffnung wandelten. Vrenchen ſenkte das Köpfchen tiefſinnig gegen ſeine blumengeſchmückte Bruſt und ging, die Hände ſorglich an das Gewand gelegt, einher auf dem glatten feuchten Waldboden, Sali dagegen ſchritt ſchlank aufgerichtet, raſch und nachdenklich, die Augen auf die feſten Eichenſtämme geheftet, wie ein Bauer, der überlegt, welche Bäume er am vortheilhafteſten fällen ſoll. Endlich erwachten ſie aus dieſen vergeblichen Träumen, ſahen ſich an und entdeckten, daß ſie immer noch in der Haltung gingen, in welcher ſie das Gaſthaus verlaſſen, errötheten und ließen traurig die Köpfe hängen. Aber Jugend hat keine Tugend, der Wald war grün, der Himmel blau und ſie allein in der weiten Welt, und ſie überließen ſich alsbald wieder dieſem Gefühle. Doch blieben ſie nicht lange mehr allein, da die ſchöne Waldſtraße ſich belebte mit luſtwandelnden Gruppen von jungen Leuten ſowie mit einzelnen Paaren, welche ſchäkernd und ſingend die Zeit nach der Kirche verbrachten. Denn die Landleute haben ſo gut ihre ausgeſuchten Promenaden und Luſtwälder, wie die Städter, nur mit dem Unterſchied, daß dieſelben keine Unterhaltung koſten und noch ſchöner ſind; ſie ſpazieren nicht nur mit einem beſondern Sinn des Sonntags durch ihre blühenden und reifenden Felder, ſondern ſie machen ſehr gewählte Gänge durch Gehölze und an grünen Halden entlang, ſetzen ſich hier auf eine anmuthige fernſichtige Höhe, dort an einen Waldrand, laſſen ihre Lieder ertönen und die ſchöne Wildniß ganz behaglich auf ſich einwirken; und da ſie dies offenbar nicht zu ihrer Pönitenz thun, ſondern zu ihrem Vergnügen, ſo iſt wohl anzunehmen, daß ſie Sinn für die Natur haben, auch abgeſehen von ihrer Nützlichkeit. Immer brechen ſie was Grünes ab, junge Burſche wie alte Mütterchen, welche die alten Wege ihrer Jugend aufſuchen, und ſelbſt ſteife Landmänner in den beſten Geſchäftsjahren, wenn ſie über Land gehen, ſchneiden ſich gern eine ſchlanke Gerte, ſobald ſie durch einen Wald gehen, und ſchälen die Blätter ab, von denen ſie nur oben ein grünes Büſchel ſtehen laſſen. Solche Ruthe tragen ſie wie ein Scepter vor ſich hin; wenn ſie in eine Amtsſtube oder Kanzlei treten, ſo ſtellen ſie die Gerte ehrerbietig in einen Winkel, vergeſſen aber auch nach den ernſteſten Verhandlungen nie, dieſelbe ſäuberlich wieder mitzunehmen und

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21106 / 028**

unverſehrt nach Hauſe zu tragen, wo es erſt dem kleinſten Söhnchen geſtattet iſt, ſie zu Grunde zu richten. Warum thun ſie dies? — Als Sali und Vrenchen die vielen Spaziergänger ſahen, lachten ſie ins Fäuſtchen und freuten ſich, auch gepaart zu ſein, ſchlüpften aber ſeitwärts auf engere Waldpfade, wo ſie ſich in tiefen Einſamkeiten verloren. Sie hielten ſich auf, wo es ſie freute, eilten vorwärts und ruhten wieder, und wie keine Wolke am reinen Himmel ſtand, trübte auch keine Sorge in dieſen Stunden ihr Gemüth, ſie vergaßen, woher ſie kamen und wohin ſie gingen, und benahmen ſich ſo fein und ordentlich dabei, daß trotz aller frohen Erregung und Bewegung Vrenchens niedlicher einfacher Aufputz ſo friſch und unverſehrt blieb, wie er am Anfang geweſen war. Sali betrug ſich auf dieſem Wege nicht wie ein beinahe zwanzigjähriger Landburſche oder der Sohn eines verkommenen Schenkwirthes, ſondern wie wenn er einige Jahre jünger und ſehr wohl erzogen wäre, und es war beinahe komiſch, wie er nur immer ſein feines, luſtiges Vrenchen anſah, voll Zärtlichkeit, Sorgfalt und Achtung. Denn die armen Leutchen mußten an dieſem einen Tage, der ihnen vergönnt war, alle Manieren und Stimmungen der Liebe durchleben und ſowohl die verlorenen Tage der zarteren Zeit nachholen, als das leidenſchaftliche Ende vorausnehmen mit der Hingabe ihres Lebens.

So liefen ſie ſich wieder hungrig und waren erfreut, von der Höhe eines ſchattenreichen Berges ein glänzendes Dorf vor ſich zu ſehen, wo ſie Mittag halten wollten. Sie ſtiegen raſch hinunter, betraten dann aber ebenſo ſittſam dieſen Ort, wie ſie den vorigen verlaſſen. Es war Niemand um den Weg, der ſie erkannt hätte; denn beſonders Vrenchen war die letzten Jahre hindurch gar nicht unter die Leute und noch weniger in andere Dörfer gekommen. Deßhalb ſtellten ſie ein wohlgefälliges, ehrſames Pärchen vor, das irgend einen angelegentlichen Gang thut. Sie gingen ins erſte Wirthshaus des Dorfes, wo Sali ein erkleckliches Mahl beſtellte; ein eigener Tiſch wurde ihnen ſonntäglich gedeckt, und ſie ſaßen wieder ſtill und beſcheiden daran und beguckten die ſchön getäfelten Wände von gebohntem Nußbaumholz, das ländliche, aber glänzende und wohlhabende Büffet von gleichem Holze und die klaren weißen Fenſtervorhänge. Die Wirthin trat zuthulich herzu und ſetzte ein Geſchirr voll friſcher Blumen auf den Tiſch. Bis die Suppe kommt, ſagte ſie, könnt ihr, wenn es euch gefällig iſt, einſtweilen die Augen ſättigen an dem Strauße. Allem Anſchein nach, wenn es erlaubt iſt zu fragen, ſeid ihr ein junges Brautpaar, das gewiß nach der Stadt geht, um ſich morgen copuliren zu laſſen? — Vrenchen wurde roth und wagte nicht aufzuſehen, Sali ſagte auch Nichts, und die Wirthin fuhr fort: Nun, ihr ſeid freilich noch wohl jung beide, aber jung geheirathet lebt lang, ſagt man zuweilen, und ihr ſeht wenigſtens hübſch und brav aus und braucht euch nicht zu verbergen. Ordentliche Leute können etwas zuwege bringen, wenn ſie ſo jung zuſammenkommen und fleißig und treu ſind. Aber das muß man freilich ſein, denn die Zeit iſt kurz und doch lang, und es kommen viele Tage, viele Tage! Je nun, ſchön genug ſind ſie und amüſant dazu, wenn man gut Haus hält damit! Nichts für ungut, aber es freut mich, euch anzuſehen, ſo ein ſchmuckes Pärchen ſeid ihr! — Die Kellnerin brachte die Suppe, und da ſie einen Theil dieſer Worte noch gehört und lieber ſelbſt geheirathet hätte, ſo ſah ſie Vrenchen mit ſcheelen Augen an, welches nach ihrer Meinung ſo gedeihliche Wege ging. In der Nebenſtube ließ die unliebliche Perſon ihren Unmuth frei und ſagte zur Wirthin, welche dort zu ſchaffen hatte, ſo laut, daß man es hören konnte: Das iſt wieder ein rechtes Hudelvölkchen, das wie es geht und ſteht nach der Stadt läuft und ſich copuliren läßt, ohne einen Pfennig, ohne Freunde, ohne Ausſteuer und ohne Ausſicht, als auf Armuth und Bettelei! Wo ſoll das noch hinaus, wenn ſolche Dinger heirathen, die die Jüppe noch nicht allein anziehen und keine Suppe kochen können? Ach, der hübſche junge Menſch kann mich nur dauern, der iſt ſchön petſchirt mit ſeiner jungen Gungeline! — Bſcht! willſt du wohl ſchweigen, du häſſiges Ding! ſagte die Wirthin, denen laſſe ich nichts geſchehen! Das ſind gewiß zwei recht ordentliche Leutlein aus den Bergen, wo die Fabriken ſind; dürftig ſind ſie gekleidet, aber ſauber, und wenn ſie ſich nur gern haben und arbeitſam ſind, ſo werden ſie weiter kommen, als du mit deinem böſen Maul! Du kannſt freilich noch lang warten, bis dich Einer abholt, wenn du nicht freundlicher biſt, du Eſſighaſen!

So genoß Vrenchen alle Wonnen einer Braut, die zur Hochzeit reiſet: die wohlwollende Anſprache und Aufmunterung einer ſehr vernünftigen Frau, den Neid einer heirathsluſtigen böſen Perſon, welche aus Aerger den Geliebten lobte und bedauerte, und ein leckeres Mittagsmahl an der Seite eben dieſes Geliebten. Es glühte im Geſicht, wie eine rothe Nelke, das Herz klopfte ihm, aber es aß und trank nichts deſto minder mit gutem Appetit und war mit der aufwartenden Kellnerin nur um ſo artiger, konnte aber nicht unterlaſſen, dabei den Sali zärtlich anzuſehen und mit ihm zu liſpeln, ſo daß es dieſem auch ganz kraus im Gemüth wurde. Sie ſaßen indeſſen lang und gemächlich am Tiſche, wie wenn ſie zögerten und ſich ſcheuten, aus der holden Täuſchung herauszugehen. Die Wirthin brachte zum Nachtiſch ſüßes Backwerk, und Sali beſtellte feineren und ſtärkeren Wein dazu, welcher Vrenchen feurig durch die Adern rollte, als es ein wenig davon trank; aber es nahm ſich in Acht, nippte bloß zuweilen und ſaß ſo züchtig und verſchämt da, wie eine wirkliche Braut. Halb ſpielte es aus Schalkheit dieſe Rolle und aus Luſt, zu verſuchen, wie es thue, halb war es ihm in der That ſo zu Muth, und vor Bangigkeit und heißer Liebe wollte ihm das Herz brechen, ſo daß es ihm zu eng ward innerhalb der vier Wände und es zu gehen begehrte. Es war, als ob ſie ſich ſcheuten, auf dem Wege wieder ſo abſeits und allein zu ſein, denn ſie gingen unverabredet auf der Hauptſtraße weiter, mitten durch die Leute, und ſahen weder rechts noch links. Als ſie aber aus dem Dorfe waren und auf das nächſtgelegene zugingen, wo Kirchweih war, hing ſich Vrenchen an Sali's Arm und flüſterte mit zitternden Worten: Sali! warum ſollen wir uns nicht haben und glücklich ſein? — Ich weiß auch nicht, warum! erwiderte er und heftete ſeine Augen an den milden Herbſtſonnenſchein, der auf den Auen webte, und er mußte ſich bezwingen und das Geſicht ganz ſonderbar verziehen. Sie ſtanden ſtill, um ſich zu küſſen; aber es zeigten ſich Leute, und ſie unterließen es und zogen weiter. Das große Kirchdorf, in welchem Kirchweih war, war ſchon belebt von der Luſt des Volkes; aus dem ſtattlichen Gaſthofe tönte eine pomphafte Tanzmuſik, da die jungen Dörfler ſchon um Mittag den Tanz angehoben, und auf dem Platz vor dem Wirthshauſe war ein kleiner Markt aufgeſchlagen, beſtehend aus einigen Tiſchen mit Süßigkeiten und Backwerk und ein paar Buden mit Flitterſtaat, um welche ſich die Kinder und dasjenige Volk drängten, welches ſich einſtweilen mehr mit Zuſehen begnügte. Sali und Vrenchen traten auch zu den Herrlichkeiten und ließen ihre Augen darüber fliegen; denn Beide hatten zugleich die Hand in der Taſche, und Jedes wünſchte dem Andern etwas zu ſchenken, da ſie zum erſten und einzigen Male mit einander zu Markt waren; Sali kaufte ein Haus von Lebkuchen, welches mit Zuckerguß freundlich geweißt war, mit einem grünen Dach, auf welchem weiße Tauben ſaßen, und aus deſſen Schornſtein ein Amörchen guckte als Kaminfeger; an den offenen Fenſtern umarmten ſich pausbäckige Leutchen mit winzig kleinen rothen Mündchen, die ſich recht eigentlich küßten, da der flüchtige praktiſche Maler mit einem Kleckschen gleich zwei Mündchen gemacht, die ſo in einander verfloſſen. Schwarze Pünktchen ſtellten muntere Aeuglein vor. Auf der roſenrothen Hausthür aber waren dieſe Verſe zu leſen:

Tritt in mein Haus, o Liebſte!
Doch ſei dir unverhehlt:
Drin wird allein nach Küſſen
Gerechnet und gezählt.

Die Liebſte ſprach: O Liebſter!
Mich ſchrecket Nichts zurück!
Hab' Alles wohl erwogen:
In dir nur lebt mein Glück!

Und wenn ich's recht bedenke,
Kam ich deßwegen auch!
Nun denn, ſpazier' mit Segen
Herein und üb' den Brauch!

Ein Herr in einem blauen Frack und eine Dame mit einem ſehr hohen Buſen complimentirten ſich dieſen Verſen gemäß in das Haus hinein, links und rechts an die Mauer gemalt. Vrenchen ſchenkte Sali dagegen ein Herz, auf deſſen einer Seite ein Zettelchen klebte mit den Worten:

Ein ſüßer Mandelkern ſteckt in dem Herze hier,
Doch ſüßer als der Mandelkern iſt meine Lieb' zu dir.

Und auf der andern Seite:

Wenn du dies Herz gegeſſen, vergiß dies Sprüchlein nicht:
Viel eh'r als meine Liebe mein braunes Auge bricht!

Sie laſen eifrig die Sprüche, und nie iſt etwas Gereimtes und Gedrucktes ſchöner befunden und tiefer empfunden worden, als dieſe Pfefferkuchenſprüche; ſie hielten, was ſie laſen, in beſonderer Abſicht auf ſich gemacht, ſo gut ſchien es ihnen zu paſſen. Ach, ſeufzte Vrenchen, du ſchenkſt mir ein Haus! Ich habe dir auch eines und erſt das wahre geſchenkt; denn unſer Herz iſt jetzt unſer Haus, darin wir wohnen, und wir tragen ſo unſere Wohnung mit uns, wie die Schnecken! Andere haben wir nicht! — Dann ſind wir aber zwei Schnecken, von denen jede das Häuschen der andern trägt, ſagte Sali, und Vrenchen erwiderte: Deſto weniger dürfen wir von einander gehen, damit Jedes ſeiner Wohnung nah bleibt! — Doch wußten ſie nicht, daß ſie in ihren Reden eben ſo artige Witze machten, als auf den vielfach geformten Lebkuchen zu leſen waren, und fuhren fort, dieſe ſüße, einfache Liebes-Literatur zu ſtudiren, die da ausgebreitet lag und beſonders auf vielfach verzierte kleine und große Herzen geklebt war. Alles dünkte ſie ſchön und einzig zutreffend, als Vrenchen auf einem vergoldeten Herzen, das wie eine Lyra mit Saiten beſpannt war, las: Mein Herz iſt wie ein Zitherſpiel, rührt man es viel, ſo tönt es viel! ward ihm ſo muſikaliſch zu Muth, daß es glaubte, ſein eigenes Herz klingen zu hören. Ein Napoleonsbild war da, welches aber auch der Träger eines verliebten Spruches ſein mußte, denn es ſtand darunter geſchrieben: Groß war der Held Napoleon, ſein Schwert von Stahl, ſein Herz von Thon; meine Liebe trägt ein Röslein frei, doch iſt ihr Herz wie Stahl ſo treu! — Während ſie aber beiderſeitig in das Leſen vertieft ſchienen, nahm Jedes die Gelegenheit wahr, einen heimlichen Einkauf zu machen. Sali kaufte für Vrenchen ein vergoldetes Ringelchen mit einem grünen Glasſteinchen, und Vrenchen einen Ring von ſchwarzem Gemshorn, auf welchem ein goldenes Vergißmeinnicht eingelegt war. Wahrſcheinlich hatten ſie den gleichen Gedanken, ſich dieſe armen Zeichen bei der Trennung zu geben.

Während ſie in dieſe Dinge ſich verſenkten, waren ſie ſo vergeſſen, daß ſie nicht bemerkten, wie nach und nach ein weiter Ring ſich um ſie gebildet hatte von Leuten, die ſie aufmerkſam und neugierig betrachteten. Denn da viele junge Burſche und Mädchen aus ihrem Dorfe hier waren, ſo waren ſie erkannt worden, und Alles ſtand jetzt in einiger Entfernung um ſie herum und ſah mit Verwunderung auf das wohlgeputzte Paar, welches in andächtiger Innigkeit die Welt um ſich her zu vergeſſen ſchien. Ei ſeht! hieß es, das iſt ja wahrhaftig das Vrenchen Marti und der Sali aus der Stadt! Die haben ſich ja ſäuberlich gefunden und verbunden! Und welche Zärtlichkeit und Freundſchaft, ſeht doch, ſeht! Wo die wohl hinauswollen? — Die Verwunderung dieſer Zuſchauer war ganz ſeltſam gemiſcht aus Mitleid mit dem Unglück, aus Verachtung der Verkommenheit und Schlechtigkeit der Aeltern und aus Neid gegen das Glück und die Einigkeit des Paares, welches auf eine ganz ungewöhnliche und faſt vornehme Weiſe verliebt und aufgeregt ſchien und in dieſer rückhaltloſen Hingebung und Selbſtvergeſſenheit dem rohen Völkchen eben ſo fremd erſchien, wie in ſeiner Verlaſſenheit und Armuth. Als ſie daher endlich aufwachten und um ſich ſahen, erſchauten ſie Nichts als gaffende Geſichter von allen Seiten, Niemand grüßte ſie, und ſie wußten nicht, ſollten ſie Jemand grüßen, und dieſe Verfremdung und Unfreundlichkeit war von beiden Seiten mehr Verlegenheit als Abſicht. Es wurde Vrenchen bang und heiß, es wurde bleich und roth, Sali nahm es aber bei der Hand und führte das arme Weſen hinweg, das ihm mit ſeinem Haus in der Hand willig folgte, obgleich die Trompeten im Wirthshauſe luſtig ſchmetterten und Vrenchen ſo gern tanzen wollte. Hier können wir nicht tanzen! ſagte Sali, als ſie ſich etwas entfernt hatten, wir würden hier wenig Freude haben, wie es ſcheint! — Jedenfalls, ſagte Vrenchen traurig, es wird auch am beſten ſein, wir laſſen es ganz bleiben, und ich ſehe, wo ich ein Unterkommen finde! — Nein, rief Sali, du ſollſt einmal tanzen, ich habe dir darum Schuhe gebracht! Wir wollen gehen, wo das arme Volk ſich luſtig macht, zu dem wir jetzt auch gehören, da werden ſie uns nicht verachten; im Paradiesgärtchen wird jedesmal auch getanzt, wenn hier Kirchweih iſt, da es in die Kirchgemeinde gehört, und dorthin wollen wir gehen, dort kannſt du zur Noth auch übernachten. — Vrenchen ſchauerte zuſammen bei dem Gedanken, nun zum erſten Mal an einem unbekannten Ort zu ſchlafen, doch folgte es willenlos ſeinem Führer, der jetzt Alles war, was es in der Welt hatte. Das Paradiesgärtlein war ein ſchöngelegenes Wirthshaus an einer einſamen Berghalde, das weit über das Land weg ſah, in welchem aber an ſolchen Vergnügungstagen nur das ärmere Volk, die Kinder der ganz kleinen Bauern und Tagelöhner und ſogar mancherlei fahrendes Geſinde verkehrte. Vor hundert Jahren war es als ein kleines Landhaus von einem reichen Sonderling gebaut worden, nach welchem Niemand mehr da wohnen mochte, und da der Platz ſonſt zu nichts zu gebrauchen war, ſo gerieth der wunderliche Landſitz in Verfall und zuletzt in die Hände eines Wirthes, der da ſein Weſen trieb. Der Name und die demſelben entſprechende Bauart waren aber dem Hauſe geblieben. Es beſtand nur aus einem Erdgeſchoß, über welchem ein offener Eſtrich gebaut war, deſſen Dach an den vier Ecken von Bildern aus Sandſtein getragen wurde, ſo die vier Erzengel vorſtellten und gänzlich verwittert waren. Auf dem Geſimſe des Daches ſaßen rings herum kleine muſicirende Engel mit dicken Köpfen und Bäuchen, den Triangel, die Geige, die Flöte, Cimbel und Tamburin ſpielend, ebenfalls aus Sandſtein; und die Inſtrumente waren urſprünglich vergoldet geweſen. Die Decke inwendig, ſowie die Bruſtwehr des Eſtrichs und das übrige Gemäuer des Hauſes waren mit verwaſchenen Frescomalereien bedeckt, welche luſtige Engelſchaaren, ſowie ſingende und tanzende Heilige darſtellten. Aber Alles war verwiſcht und undeutlich wie ein Traum und überdies reichlich mit Weinreben überſponnen, und blaue reifende Trauben hingen überall in dem Laube. Um das Haus herum ſtanden verwilderte Kaſtanienbäume, und knorrige ſtarke Roſenbüſche, auf eigene Hand fortlebend, ſtanden da und dort ſo wild herum, wie anderswo die Hollunderbäume. Der Eſtrich diente zum Tanzſaal; als Sali mit Vrenchen daher kam, ſahen ſie ſchon von Weitem die Paare unter dem offenen Dache ſich drehen, und rund um das Haus zechten und lärmten eine Menge luſtiger Gäſte. Vrenchen, welches andächtig und wehmüthig ſein Liebeshaus trug, glich einer heiligen Kirchenpatronin auf alten Bildern, welche das Modell eines Domes oder Kloſters auf der Hand hält, ſo ſie geſtiftet; aber aus der frommen Stiftung, die ihm im Sinne lag, konnte nichts werden. Als es aber die wilde Muſik hörte, welche vom Eſtrich ertönte, vergaß es ſein Leid und verlangte endlich Nichts, als mit Sali zu tanzen. Sie drängten ſich durch die Gäſte, die vor dem Hauſe ſaßen und in der Stube, verlumpte Leute aus Seldwyla, die eine billige Landpartie machten, armes Volk von allen Enden, und ſtiegen die Treppe hinauf und ſogleich drehten ſie ſich im Walzer herum, keinen Blick von einander abwendend. Erſt als der Walzer zu Ende, ſahen ſie ſich um; Vrenchen hatte ſein Haus zerdrückt und zerbrochen und wollte eben betrübt darüber werden, als es noch mehr erſchrak über den ſchwarzen Geiger, in deſſen Nähe ſie ſtanden. Er ſaß auf einer Bank, die auf einem Tiſche ſtand, und ſah ſo ſchwarz aus wie gewöhnlich; nur hatte er heute einen grünen Tannenbuſch auf ſein Hütchen geſteckt, zu ſeinen Füßen hatte er eine Flaſche Rothwein und ein Glas ſtehen, welche er nie umſtieß, obgleich er fortwährend mit den Beinen ſtrampelte, wenn er geigte, und ſo eine Art von Eiertanz damit vollbrachte. Neben ihm ſaß noch ein ſchöner aber trauriger junger Menſch mit einem Waldhorn, und ein Buckliger ſtand an einer Baßgeige. Sali erſchrak auch, als er den Geiger erblickte; dieſer grüßte ſie aber auf das Freundlichſte und rief: Ich habe doch gewußt, daß ich euch noch einmal aufſpielen werde! So macht euch nur recht luſtig, ihr Schätzchen, und thut mir Beſcheid! Er bot Sali das volle Glas und Sali trank und that ihm Beſcheid. Als der Geiger ſah, wie erſchrocken Vrenchen war, ſuchte er ihm freundlich zuzureden und machte einige faſt anmuthige Scherze, die es zum Lachen brachten. Es ermunterte ſich wieder, und nun waren ſie froh, hier einen Bekannten zu haben und gewiſſermaßen unter dem beſonderen Schutze des Geigers zu ſtehen. Sie tanzten nun ohne Unterlaß, ſich und die Welt vergeſſend in dem Drehen, Singen und Lärmen, welches in und außer dem Hauſe rumorte und vom Berge weit in die Gegend hinausſchallte, welche ſich allmählich in den ſilbernen Duft des Herbſtabends hüllte. Sie tanzten, bis es dunkelte und der größere Theil der luſtigen Gäſte ſich ſchwankend und johlend nach allen Seiten entfernte. Was noch zurückblieb, war das eigentliche Hudelvölkchen, welches nirgends zu Hauſe war und ſich zum guten Tag auch noch eine gute Nacht machen wollte. Unter dieſen waren Einige, welche mit dem Geiger gut bekannt ſchienen und fremdartig ausſahen in ihrer zuſammengewürfelten Tracht. Beſonders ein junger Burſche fiel auf, der eine grüne Mancheſterjacke trug und einen zerknitterten Strohhut, um den er einen Kranz von Ebereſchen oder Vogelbeerbüſcheln gebunden hatte. Dieſer führte eine wilde Perſon mit ſich, die einen Rock von kirſchrothem, weiß getüpfeltem Kattun trug und ſich einen Reifen von Rebenſchoſſen um den Kopf gebunden, ſo daß an jeder Schläfe eine blaue Traube hing. Dies Paar war das ausgelaſſenſte von allen, tanzte und ſang unermüdlich und war in allen Ecken zugleich. Dann war noch ein ſchlankes hübſches Mädchen da, welches ein ſchwarzſeidenes, abgeſchoſſenes Kleid trug und ein weißes Tuch um den Kopf, daß der Zipfel

BIBL. UNIVERS.

über den Rücken fiel. Das Tuch zeigte rothe, eingewobene Streifen, und war eine gute leinene Handzwehle oder Serviette. Darunter leuchteten aber ein paar veilchenblaue Augen hervor. Um den Hals und auf der Bruſt hing eine ſechsfache Kette von Vogelbeeren auf einen Faden gezogen und erſetzte die ſchönſte Korallenſchnur. Dieſe Geſtalt tanzte fortwährend allein mit ſich ſelbſt und verweigerte hartnäckig mit einem der Geſellen zu tanzen. Nichts deſto minder bewegte ſie ſich anmuthig und leicht herum und lächelte jedesmal, wenn ſie ſich an dem traurigen Waldhornbläſer vorüberdrehte, wozu dieſer immer den Kopf abwandte. Noch einige andere vergnügte Frauensleute waren da mit ihren Beſchützern, alle von dürftigem Ausſehen, aber ſie waren um ſo luſtiger und in beſter Eintracht unter einander. Als es gänzlich dunkel war, wollte der Wirth keine Lichter anzünden, da er behauptete, der Wind löſche ſie aus, auch ginge der Vollmond ſogleich auf, und für das, was ihm dieſe Herrſchaften einbrächten, ſei das Mondlicht gut genug. Dieſe Eröffnung wurde mit großem Wohlgefallen aufgenommen; die ganze Geſellſchaft ſtellte ſich an die Brüſtung des luftigen Saales und ſah dem Aufgange des Geſtirnes entgegen, deſſen Röthe ſchon am Horizonte ſtand, und ſobald der Mond aufging und ſein Licht quer durch den Eſtrich des Paradiesgärtels warf, tanzten ſie im Mondſchein weiter, und zwar ſo ſtill, artig und ſeelenvergnügt, als ob ſie im Glanze von hundert

Wachskerzen tanzten. Das ſeltſame Licht machte Alle vertrauter, und ſo konnten Sali und Vrenchen nicht umhin, ſich unter die gemeinſame Luſtbarkeit zu miſchen und auch mit Andern zu tanzen. Aber jedesmal, wenn ſie ein Weilchen getrennt geweſen, ſlogen ſie zuſammen und feierten ein Wiederſehen, als ob ſie ſich Jahre lang geſucht und endlich gefunden. Sali machte ein trauriges und unmuthiges Geſicht, wenn er mit einer Andern tanzte, und drehte fortwährend das Geſicht nach Vrenchen hin, welches ihn nicht anſah, wenn es vorüberdrehte, glühte wie eine Purpurroſe und überglücklich ſchien, mit wem es auch tanzte. Biſt du eiferſüchtig, Sali? fragte es ihn, als die Muſikanten müde waren und aufhörten. — Gott bewahre! ſagte er, ich wüßte nicht, wie ich es anfangen ſollte! — Warum biſt du denn ſo bös, wenn ich mit Andern tanze? — Ich bin nicht darüber bös, ſondern weil ich mit Andern tanzen muß! Ich kann kein anderes Mädchen ausſtehen, es iſt mir, als wenn ich ein Stück Holz im Arm habe, wenn du es nicht biſt! Und du, wie geht es dir? — O, ich bin immer wie im Himmel, wenn ich nur tanze und weiß, daß du zugegen biſt! Aber ich glaube, ich würde ſogleich todt umfallen, wenn du weggingeſt und mich da ließeſt! — Sie waren hinabgegangen und ſtanden vor dem Hauſe; Vrenchen umſchloß ihn mit beiden Armen, ſchmiegte ſeinen heißen zitternden Leib an ihn, drückte ſeine glühende Wange, die von heißen Thränen feucht war, an ſein Geſicht und ſagte ſchluchzend: Wir können nicht zuſammen ſein, und doch kann ich nicht von dir laſſen, nicht einen Augenblick mehr, nicht eine Minute! — Sali umarmte und drückte das Mädchen heftig an ſich und bedeckte es mit Küſſen. Seine verwirrten Gedanken rangen nach einem Ausweg, aber er ſah keinen. Wenn auch das Elend und die Hoffnungsloſigkeit ſeiner Herkunft zu überwinden geweſen wären, ſo war ſeine Jugend und unerfahrene Leidenſchaft nicht beſchaffen, eine lange Zeit der Prüfung und Entſagung vorzunehmen und zu überſehen, und dann wäre erſt noch Vrenchens Vater da geweſen, welchen er zeitlebens elend gemacht. Das Gefühl, in der bürgerlichen Welt nur in einer ganz ehrlichen und gewiſſenfreien Ehe glücklich ſein zu können, war in ihm eben ſo lebendig, wie in Vrenchen, und in beiden verlaſſenen Weſen war es die letzte Flamme der Ehre, die in früheren Zeiten in ihren Häuſern geherrſcht hatte, und welche die ſich ſicher fühlenden Väter durch einen unſcheinbaren Mißgriff über den Haufen geworfen, als ſie, eben dieſe Ehre zu äufnen wähnend durch Vermehrung ihres Eigenthums, ſo gedankenlos ſich das Gut eines Verſchollenen aneigneten, ganz gefahrlos, wie ſie meinten. Das geſchieht nun freilich alle Tage; aber zuweilen ſtellt das Schickſal ein Exempel auf und läßt zwei ſolche Aeufner ihrer Hausehre und ihres Gutes zuſammentreffen, die ſich dann unfehlbar aufreiben und auffreſſen wie zwei wilde Thiere. Denn die Mehrer des Reiches verrechnen ſich nicht nur auf den Thronen, ſondern zuweilen auch in den niederſten Hütten und langen ganz am entgegengeſetzten Ende an, als wohin ſie zu kommen trachteten, und der Schild der Ehre iſt im Umſehen eine Tafel der Schande. Sali und Vrenchen hatten aber noch die Ehre ihres Hauſes geſehen in zarten Kinderjahren und erinnerten ſich, wie wohlgepflegte Kinderchen ſie geweſen, und wie ihre Väter ausgeſehen wie andere Männer, geachtet und ſicher. Dann waren ſie auf lange getrennt worden, und als ſie ſich wiederfanden, ſahen ſie in ſich zugleich das verſchwundene Glück des Hauſes, und Beider Neigung klammerte ſich nur um ſo heftiger in einander. Sie mochten ſo gern fröhlich und glücklich ſein, aber nur auf einem guten Grund und Boden, und dieſer ſchien ihnen unerreichbar, während ihr wallendes Blut am liebſten gleich zuſammengeſtrömt wäre. Nun iſt es Nacht, rief Vrenchen, und wir ſollen uns trennen! — Ich ſoll nach Hauſe gehen und dich allein laſſen? rief Sali, nein, das kann ich nicht! Dann wird es Tag werden und nicht beſſer um uns ſtehen!

Ich will euch einen Rath geben, ihr närriſchen Dinger! tönte eine ſchrille Stimme hinter ihnen, und der Geiger trat vor ſie hin. Da ſteht ihr, ſagte er, und wißt nicht wo aus, und hättet euch gern. Ich rathe euch, nehmt euch, wie ihr ſeid, und ſäumet nicht. Kommt mit mir und meinen guten Freunden in die Berge, da brauchet ihr keinen Pfarrer, kein Geld, keine

Schriften, keine Ehre, kein Bett, nichts als euren guten Willen! Es iſt gar nicht ſo übel bei uns, geſunde Luft und genug zu eſſen, wenn man thätig iſt; die grünen Wälder ſind unſer Haus, wo wir uns lieb haben, wie es uns gefällt, und im Winter machen wir uns die wärmſten Schlupfwinkel oder kriechen wir Bauern ins warme Heu. Alſo kurz entſchloſſen, haltet gleich hier Hochzeit und kommt mit uns, dann ſeid ihr aller Sorgen los und habt euch für immer und ewiglich, ſo lang es euch gefällt wenigſtens; denn alt werdet ihr bei unſerem freien Leben, das könnt ihr glauben! Denkt nicht etwa, daß ich euch nachtragen will, was eure Alten an mir gethan! Nein! es macht mir zwar Vergnügen, euch da angekommen zu ſehen, wo ihr ſeid; allein damit bin ich zufrieden, und werde euch behülflich und dienſtfertig ſein, wenn ihr mir folgt. — Er ſagte das wirklich in einem aufrichtigen und gemüthlichen Tone. — Nun, beſinnt euch ein bischen, aber folget mir, wenn ich euch gut zum Rath bin! Laßt fahren die Welt und nehmet euch und fraget Niemandem was nach! Denkt an das luſtige Hochzeitbett im tiefen Wald oder auf einem Heuſtock, wenn es euch zu kalt iſt! — Damit ging er ins Haus. Vrenchen zitterte in Sali's Armen, und dieſer ſagte: Was meinſt du dazu? Mich dünkt, es wäre nicht übel, die ganze Welt in den Wind zu ſchlagen und uns dafür zu lieben ohne Hinderniß und Schranken! — Er ſagte es aber mehr als einen verzweifelten Scherz, denn im Ernſt. Vrenchen aber erwiderte ganz treuherzig und küßte ihn: Nein, dahin möchte ich nicht gehen, denn da geht es auch nicht nach meinem Sinne zu. Der junge Menſch mit dem Waldhorn und das Mädchen in dem ſeidenen Rock gehören auch ſo zu einander und ſollen ſehr verliebt geweſen ſein. Nun ſei letzte Woche die Perſon ihm zum erſten Mal untreu geworden, was ihm nicht in den Kopf wolle, und deßhalb ſei er ſo traurig und ſchmolle mit ihr und mit den Andern, die ihn auslachen. Sie aber thut eine muthwillige Buße, indem ſie allein tanzt und mit Niemand ſpricht, und lacht ihn auch nur aus damit. Dem armen Muſikanten ſieht man es jedoch an, daß er ſich noch heute mit ihr verſöhnen wird. Wo es aber ſo hergeht, möchte ich nicht ſein, denn nie möcht' ich dir untreu werden, wenn ich auch ſonſt noch Alles ertragen würde, um dich zu beſitzen! — Indeſſen aber fieberte das arme Vrenchen immer heftiger an Sali's Bruſt; denn ſchon ſeit dem Mittag wo jene Wirthin es für eine Braut gehalten und es eine ſolche ohne Widerrede vorgeſtellt, lohte ihm das Brautweſen im Blute, und je hoffnungsloſer es war, um ſo wilder und unbezwinglicher. Dem Sali erging es eben ſo ſchlimm, da die Reden des Geigers, ſo wenig er ihnen folgen mochte, dennoch ſeinen Kopf verwirrten, und er ſagte mit rathlos ſtockender Stimme: Komm herein, wir müſſen wenigſtens noch was eſſen und trinken. — Sie gingen in die Gaſtſtube, wo Niemand mehr war, als die kleine Geſellſchaft der Heimathloſen, welche bereits um einen Tiſch ſaß und eine ſpärliche Mahlzeit hielt. Da kommt unſer Hochzeitpaar! rief der Geiger, jetzt ſeid luſtig und fröhlich und laßt euch zuſammengeben! — Sie wurden an den Tiſch genöthigt und flüchteten ſich vor ſich ſelbſt an denſelben hin; ſie waren froh, nur für den Augenblick unter Leuten zu ſein. Sali beſtellte Wein und reichlichere Speiſen, und es begann eine große Fröhlichkeit. Der Schmollende hatte ſich mit der Untreuen verſöhnt, und das Paar liebkoſ'te ſich in begieriger Seligkeit; das andere wilde Paar ſang und trank und ließ es ebenfalls nicht an Liebesbezeugungen fehlen, und der Geiger nebſt dem buckligen Baßgeiger lärmten ins Blaue hinein. Sali und Vrenchen waren ſtill und hielten ſich umſchlungen; auf einmal gebot der Geiger Stille und führte eine ſpaßhafte Ceremonie auf, welche eine Trauung vorſtellen ſollte. Sie mußten ſich die Hände geben, und die Geſellſchaft ſtand auf und trat der Reihe nach zu ihnen, um ſie zu beglückwünſchen und in ihrer Verbrüderung willkommen zu heißen. Sie ließen es geſchehen, ohne ein Wort zu ſagen, und betrachteten es als einen Spaß, während es ſie doch kalt und heiß durchſchauerte.

Die kleine Verſammlung wurde jetzt immer lauter und aufgeregter, angefeuert durch den ſtärkeren Wein, bis plötzlich der Geiger zum Aufbruch mahnte. Wir haben weit, rief er, und Mitternacht iſt vorüber! Auf! wir wollen dem Brautpaar das Geleit geben, und ich will vorausgeigen, daß es eine Art hat! — Da die rathloſen Verlaſſenen nichts Beſſeres wußten und überhaupt ganz verwirrt waren, ließen ſie abermals geſchehen, daß man ſie voranſtellte und die übrigen zwei Paare einen Zug hinter ihnen formirten, welchen der Bucklige beſchloß mit ſeiner Baßgeige auf dem Rücken. Der Schwarze zog voran und ſpielte auf ſeiner Geige wie beſeſſen den Berg hinunter, und die Andern lachten, ſangen und ſprangen hintendrein. So ſtrich der tolle nächtliche Zug durch die ſtillen Felder und durch das Heimathdorf Sali's und Vrenchens, deſſen Bewohner längſt ſchliefen.

Als ſie durch die ſtillen Gaſſen kamen und an ihren verlorenen Vaterhäuſern vorüber, ergriff ſie eine ſchmerzhaft wilde Laune, und ſie tanzten mit den Andern um die Wette hinter dem Geiger her, küßten ſich, lachten und weinten. Sie tanzten auch den Hügel hinauf, über welchen der Geiger ſie anführte, wo die drei Aecker lagen, und oben ſtrich der ſchwärzliche Kerl die Geige noch einmal ſo wild, ſprang und hüpfte wie ein Geſpenſt, und ſeine Gefährten blieben nicht zurück in der Ausgelaſſenheit, ſo daß es ein wahrer Blocksberg war auf der ſtillen Höhe; ſelbſt der Bucklige ſprang keuchend mit ſeiner Laſt herum, und Keines ſchien mehr das Andere zu ſehen. Sali faßte Vrenchen feſter in den Arm und zwang es ſtill zu ſtehen; denn er war zuerſt zu ſich gekommen. Er küßte es, damit es ſchweige, heftig auf den Mund, da es ſich ganz vergeſſen hatte und laut ſang. Es verſtand ihn endlich, und ſie ſtanden ſtill und lauſchend, bis ihr tobendes Hochzeitgeleite das Feld entlang geraſ't war und, ohne ſie zu vermiſſen, am Ufer des Stromes hinauf ſich verzog. Die Geige, das Gelächter der Mädchen und die Jauchzer der Burſche tönten aber noch eine gute Zeit durch die Nacht, bis zuletzt Alles verklang und ſtill wurde.

Dieſen ſind wir entflohen, ſagte Sali, aber wie entfliehen wir uns ſelbſt? Wie meiden wir uns?

Vrenchen war nicht im Stande zu antworten und lag hochaufathmend an ſeinem Halſe. Soll ich dich nicht lieber ins Dorf zurückbringen und Leute wecken, daß ſie dich aufnehmen? Morgen kannſt du ja dann deines Weges ziehen, und gewiß wird es dir wohl gehen, du kommſt überall fort!

Fortkommen, ohne dich!

Du mußt mich vergeſſen!

Das werde ich nie! Könnteſt denn du es thun?

Darauf kommt's nicht an, mein Herz! ſagte Sali und ſtreichelte ihm die heißen Wangen, je nachdem es ſie leidenſchaftlich an ſeiner Bruſt herumwarf, es handelt ſich jetzt nur um dich; du biſt noch ſo ganz jung, und es kann dir noch auf allen Wegen gut gehen!

Und dir nicht auch, du alter Mann?

Komm! ſagte Sali und zog es fort. Aber ſie gingen nur einige Schritte und ſtanden wieder ſtill, um ſich bequemer zu umſchlingen und zu herzen. Die

Stille der Welt ſang und muſicirte ihnen durch die Seelen, man hörte nur den Fluß unten ſacht und lieblich rauſchen im langſamen Ziehen.

Wie ſchön iſt es da rings herum! Hörſt du nicht etwas tönen, wie ein ſchöner Geſang oder ein Geläute?

Es iſt das Waſſer, das rauſcht! Sonſt iſt Alles ſtill.

Nein, es iſt noch etwas anderes, hier, dort hinaus, überall tönt's!

Ich glaube, wir hören unſer eigenes Blut in unſern Ohren rauſchen!

Sie horchten ein Weilchen auf dieſe eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten, oder welche ſie mit den magiſchen Wirkungen des Mondlichtes verwechſelten, welches nah und fern über die grauen Herbſtnebel wallte, welche tief auf den Gründen lagen. Plötzlich fiel Vrenchen etwas ein; es ſuchte in ſeinem Bruſtgewand und ſagte: Ich habe dir noch ein Andenken gekauft, das ich dir geben wollte! — Und es gab ihm den einfachen Ring und ſteckte ihm denſelben ſelbſt an den Finger. Sali nahm ſein Ringlein auch hervor und ſteckte ihn an Vrenchens Hand, indem er ſagte: So haben wir die gleichen Gedanken gehabt! — Vrenchen hielt ſeine Hand in das bleiche Silberlicht und betrachtete den Ring. Ei, wie ein feiner Ring! ſagte es lachend; nun ſind wir aber doch verlobt und verſprochen, du biſt mein Mann und ich deine Frau, wir wollen es einmal einen Augenblick lang denken, nur bis jener Nebelſtreif am Mond vorüber iſt, oder bis wir zwölf gezählt haben! Küſſe mich zwölfmal!

Sali liebte gewiß eben ſo ſtark als Vrenchen, aber die Heirathsfrage war in ihm doch nicht ſo leidenſchaftlich lebendig als ein beſtimmtes Entweder — oder, als ein unmittelbares Sein oder Nichtſein, wie in Vrenchen, welches nur das Eine zu fühlen fähig war und mit leidenſchaftlicher Entſchiedenheit unmittelbar Tod oder Leben darin ſah. Aber jetzt ging ihm endlich ein Licht auf, und das weibliche Gefühl des jungen Mädchens ward in ihm auf der Stelle zu einem wilden und heißen Verlangen, und eine glühende Klarheit erhellte ihm die Sinne. So heftig er Vrenchen ſchon umarmt und liebkoſ't hatte, that er es jetzt doch ganz anders und ſtürmiſcher und überſäete es mit Küſſen. Vrenchen fühlte trotz aller eigenen Leidenſchaft auf der Stelle dieſen Wechſel und ein heftiges Zittern durchfuhr ſein ganzes Weſen, aber ehe jener Nebelſtreif am Monde vorüber war, war es auch davon ergriffen. Im heftigen Schmeicheln und Ringen begegneten ſich ihre ringgeſchmückten Hände und faßten ſich feſt, wie von ſelbſt eine Trauung vollziehend, ohne den Befehl eines Willens. Sali's Herz klopfte bald wie mit Hämmern, bald ſtand es ſtill, er athmete ſchwer und ſagte leiſe: Es giebt Eines für uns, Vrenchen, wir halten Hochzeit zu dieſer Stunde und gehen dann aus der

Welt — dort iſt das tiefe Waſſer — dort ſcheidet uns Niemand mehr, und wir ſind zuſammen geweſen — ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich ſein. — Vrenchen ſagte ſogleich: Sali — was du da ſagſt, habe ich ſchon lang bei mir gedacht und ausgemacht, nämlich daß wir ſterben könnten und dann Alles vorbei wäre — ſo ſchwör mir es, daß du es mit mir thun willſt!

Es iſt ſchon ſo gut wie gethan, es nimmt dich Niemand mehr aus meiner Hand, als der Tod! rief Sali außer ſich. Vrenchen aber athmete hoch auf, Thränen der Freude entſtrömten ſeinen Augen; es raffte ſich auf und ſprang leicht wie ein Vogel über das Feld gegen den Fluß hinunter. Sali eilte ihm nach; denn er glaubte, es wolle ihm entfliehen, und Vrenchen glaubte, er wolle es zurückhalten, ſo ſprangen ſie einander nach, und Vrenchen lachte wie ein Kind, welches ſich nicht will fangen laſſen. Reut es dich ſchon? rief Eines zum Andern, als ſie am Fluſſe angekommen waren und ſich ergriffen; nein! es freut mich immer mehr! erwiderte ein Jedes. Aller Sorben ledig gingen ſie am Ufer hinunter und überholten die eilenden Waſſer, ſo haſtig ſuchten ſie eine Stätte, um ſich niederzulaſſen: denn ihre Leidenſchaft ſah jetzt nur den Rauſch der Seligkeit, der in ihrer Vereinigung lag, und der ganze Werth und Inhalt des übrigen Lebens drängte ſich in dieſem zuſammen; was danach kam, Tod und Untergang, war ihnen ein

Hauch, ein Nichts, und ſie dachten weniger daran, als ein Leichtſinniger denkt, wie er den andern Tag leben will, wenn er ſeine letzte Habe verzehrt.

Meine Blumen gehen mir voraus, rief Vrenchen, ſieh, ſie ſind ganz dahin und verwelkt! — Es nahm ſie von der Bruſt, warf ſie ins Waſſer und ſang laut dazu: Doch ſüßer als ein Mandelkern iſt meine Lieb' zu dir!

Halt! rief Sali, hier iſt dein Brautbett!

Sie waren an einen Fahrweg gekommen, der vom Dorfe her an den Fluß führte, und hier war eine Landungsſtelle, wo ein großes Schiff, hoch mit Heu beladen, angebunden lag. In wilder Laune begann er unverweilt die ſtarken Seile loszubinden, Vrenchen fiel ihm lachend in den Arm und rief: Was willſt du thun? Wollen wir den Bauern ihr Heuſchiff ſtehlen zu guter Letzt? — Das ſoll die Ausſteuer ſein, die ſie uns geben, eine ſchwimmende Bettſtelle und ein Bett, wie noch keine Braut gehabt! Sie werden überdies ihr Eigenthum unten wieder finden, wo es ja doch hin ſoll, und werden nicht wiſſen, was damit geſchehen iſt. Sieh, ſchon ſchwankt es und will hinaus!

Das Schiff lag einige Schritte vom Ufer entfernt im tieferen Waſſer. Sali hob Vrenchen mit ſeinen Armen hoch empor und ſchritt durch das Waſſer gegen das Schiff; aber es liebkoſ'te ihn ſo heftig ungeberdig und zappelte wie ein Fiſch, daß er im ziehenden Waſſer keinen Stand halten konnte. Es ſtrebte Geſicht und Hände ins Waſſer zu tauchen und rief: Ich will auch das kühle Waſſer verſuchen! Weißt du noch, wie kalt und naß unſere Hände waren, als wir ſie uns zum erſten Mal gaben? Fiſche fingen wir damals, jetzt werden wir ſelber Fiſche ſein und zwei ſchöne große! — Sei ruhig, du lieber Teufel! ſagte Sali, der Mühe hatte, zwiſchen dem tobenden Liebchen und den Wellen ſich aufrecht zu halten, es zieht mich ſonſt fort! Er hob ſeine Laſt in das Schiff und ſchwang ſich nach; er hob ſie auf die hochgebettete, weiche und duftende Ladung und ſchwang ſich auch hinauf, und als ſie oben ſaßen, trieb das Schiff allmählich in die Mitte des Stromes hinaus und ſchwamm dann, ſich langſam drehend, zu Thal.

Der Fluß zog bald durch hohe dunkle Wälder, die ihn überſchatteten, bald durch offenes Land; bald an ſtillen Dörfern vorbei, bald an einzelnen Hütten; hier gerieth er in eine Stille, daß er einem ruhigen See glich und das Schiff beinahe ſtill hielt, dort ſtrömte er um Wälder und ließ die ſchlafenden Ufer ſchnell hinter ſich; und als die Morgenröthe aufſtieg, tauchte zugleich eine Stadt mit ihren Thürmen aus dem ſilbergrauen Strome. Der untergehende Mond, roth wie Gold, legte eine glänzende Bahn den Strom hinauf, und auf dieſer kam das Schiff langſam überquer gefahren. Als es ſich der Stadt näherte, glitten im Froſte des Herbſtmorgens zwei bleiche Geſtalten, die ſich feſt umwanden, von der dunklen Maſſe herunter in die kalten Fluthen.

Deutſcher

# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

## Vierter Band.

12, 1167.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt:

Irrwiſch-Fritze. Von Franz Berthold.
Phantaſieen im Bremer Rathskeller. Von Wilhelm Hauff.
Margret. Von Gottfried Kinkel.
Mozart auf der Reiſe nach Prag. Von Eduard Mörike.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

# Inhalt
## des vierten Bandes.

Seite
Irrwiſch-Fritze. Von Franz Berthold . . . . . . 1
Phantaſieen im Bremer Rathskeller.
Von Wilhelm Hauff . . . . . . . . . . . . 117
Margret. Von Gottfried Kinkel . . . . . . . . 199
Mozart auf der Reiſe nach Prag. Von Eduard Mörike 263

# Irrwiſch-Fritze.

## Von Franz Berthold (Adelheid Reinbold).

Urania für 1839.
Geſammelte Novellen von Franz Berthold. Herausgegeben
von Ludwig Tieck. 2. Thl. Leipzig, F. A. Brockhaus,
1842.

Adelheid Reinbold, geboren 1802 (?), aus einer hannover'ſchen Beamtenfamilie ſtammend, entwickelte frühzeitig Sinn für geiſtige Beſchäftigung. Familienverhältniſſe veranlaßten ſie, im Hauſe Pereira zu Wien die Erziehung einer Tochter zu übernehmen, aus welcher Stellung ſie nach ſieben Jahren mit einer Penſion, die ſie über die gewöhnlichen Sorgen des Lebens erheben konnte, ſchied. Allein ſie machte es ſich zur Pflicht, für ihre jüngeren Geſchwiſter zu ſorgen, und da ihre Verſuche, in vornehmen Häuſern als Erzieherin oder Geſellſchafterin unterzukommen, theils an den Umſtänden, theils an der Selbſtändigkeit ihres Charakters ſcheiterten (Erfahrungen, die ſie in einer ihrer Novellen niedergelegt hat), ſo griff ſie, ermuthigt durch den Beifall, den ſie mit Einſendungen im Morgenblatt gefunden hatte, zur Feder, ſchrieb jedoch, vermuthlich aus weiblicher Scheu vor der Oeffentlichkeit unter einem angenommenen männlichen Namen. Sie lebte meiſt in Dresden, wo Tieck ihr ein theilnehmender Freund und Berather war. „In der Blüthe der Jahre, geſund, kräftig, ſchön, unermüdet thätig, von keinem Wechſel der Witterung geſtört, erkrankte ſie plötzlich an der brandigen Halsbräune und war in acht Tagen geſund und todt.“ Sie ſtarb am 14. Februar 1839, nachdem ſie ſich wenige Monate des Erfolges ihrer Erzählung „Irrwiſch-Fritze“ erfreut und noch die erſten Druckbogen ihres Romans „König Sebaſtian“ corrigirt hatte. Ihre Schriften hat Tieck herausgegeben und eingeführt. Die beſte ihrer Leiſtungen iſt unſtreitig der „Irrwiſch-Fritze“, der, als er unter der Bezeichnung „Idyll-Novelle“ in der Urania mit des „Lebens Ueberfluß“

von Tieck, der „Entführung“ von Eichendorff und dem „Gekreuzigten“ von L. Schefer zuſammen erſchien, trotz der Nachbarſchaft dieſer damals ſo gefeierten Namen das größte Aufſehen erregte. Heute freilich, wo man andere Maßſtäbe anlegen gelernt hat, wird man nicht mehr ganz mit Tieck übereinſtimmen können, der die Erzählung ein echtes bäuriſches Idyll nennt, das niederdeutſche Sitten und Menſchen ohne alle ſogenannte poetiſche Verſchönerung mit der höchſten Treue und Wahrheit abſchildere. Aber treue und in anmuthigen Zügen hervortretende Beobachtung ländlicher Natur und ländlichen Lebens wird man ihr auch jetzt noch nicht abſprechen können; beſonders meiſterhaft iſt der kleine Widerwart, die jüngere Schweſter der Heldin, gezeichnet; und obgleich „Irrwiſch-Fritze“ dem „Münchhauſen“, mit deſſen erſtem Theil er gleichzeitig im September 1838 ausgegeben wurde, nicht völlig ebenbürtig an die Seite treten kann, ſo darf er ſich doch einer entſchiedenen Verwandtſchaft mit ihm rühmen, ja er hat ſogar, was die Wirkung betrifft, der Zeit nach den Vortritt, ſofern er bereits abgeſchloſſen vorlag, während die gewaltigen idylliſchen Beſtandtheile von Immermann’s „Geſchichte in Arabesken“ noch des Erſcheinens harrten. Dieſe beiden Idyllen ſind es, die dem geſunden Realismus der neueren Erzählungskunſt die Bahn gebrochen haben, und ihre Schuld iſt es nicht, wenn die neue Richtung, wie dies übrigens im Weſen jeder Entwicklung liegt, zum Theil einſeitig und handwerksmäßig breitgetreten wurde. Indeſſen iſt noch eine Bemerkung anderer Art hervorzuheben, zu welcher die vorliegende Erzählung Anlaß giebt. Wir haben früher geſagt, die Romantik habe ihren Rocken nur langſam und unter vielfachem Geſtaltenwechſel abgeſponnen: und wir behielten uns damals vor, als ein artiges Beiſpiel dieſes Uebergangs eben den „Irrwiſch-Fritze“ aufzuſtellen. Hier hält die Muſe, die doch mit fliegenden Fahnen dem realen Leben zueilt, noch einen Augenblick ſtill, um einen Blick des Heimwehs auf die verlaſſene Märchenwelt zurückzuwerfen. Denn es wird Niemand entgehen, daß in dieſer liebenswürdigen Erfindung die Irrlichter keineswegs blos naturwahr im Aberglauben der handelnden Perſonen ſich bethätigen, ſondern daß auch der aufgeklärte Leſer ſie von dem Verdachte, etwas mehr als billig in die Handlung zu Gunſten ihres Helden eingegriffen zu haben, nicht völlig freiſprechen kann. Oder, wenn auch der Hergang ſich natürlich deuten läßt, ſo hat man doch den Eindruck, daß dem Natürlichen ein Ueberreſt des Wunderbaren von ehedem zur Seite ſchleicht, und wäre es auch nur, um zuletzt als romantiſche Decoration am Wege zu ſtehen.

Es war an einem ſchönen Junitage, das Gras lag in langen Reihen und begann unter dem Strahl der Sonne zu welken und zu duften. Die Mäher und Mäherinnen hatten ſich einzeln und in Gruppen zurückgezogen; mehrere Männer ruhten am Saum des Kornfeldes, das neben der Wieſe hinlief, und benutzten den ſchmalen Schatten der hochaufgeſchoſſenen Aehren zum Mittagsſchlaf. Ein Haufen Weiber beſchäftigte ſich, einen thönernen Henkeltopf, der das enthielt, was jene von der Mahlzeit übrig gelaſſen, mit einem hölzernen Löffel zu leeren, der reih'um ging; ein paar Kinder kehrten, die in bunte und ſchmutzigweiße Tücher gebundenen Gefäße zum Zeichen der Inhaltloſigkeit ſchwenkend, nach dem Dörfchen zurück, aus welchem ſie gekommen. In einiger Entfernung von den Andern ſaß ein hübſches Mädchen auf einem kleinen Raſenhügel, der ehedem Ameiſen zur Wohnung gedient hatte, jetzt aber von duftendem Thymian überwachſen den natürlichſten Schemel bot. Auch ſie ſchützte das Kornfeld, durch welches ein ſchwaches Lüftchen zog, das ſeinen Blüthenſtaub hin und her trug und den Geruch mit dem des welkenden Graſes miſchte. Das Mädchen hatte ihr Tuch von dem heißen Geſichte genommen und einen Haufen rother und blauer Blumen auf die abgebundene Schürze geworfen, die ſie aus dem grünen Korne gepflückt, wo ſie ſie eben abreichen können; ſie war nicht gerade ſchön zu nennen, aber leicht und zart gebaut, und aus dem klaren Auge ſtrahlte eine Friſche des Ausdrucks, welche an den Blick des Rehes erinnerte. Während die andern Dirnen entweder ſchliefen oder unter einander plauderten und mit den wenigen jüngeren Burſchen ſchwatzten, bei denen ländliche Gefallſucht die Müdigkeit überwunden, lag nur eine einzelne Gefährtin neben ihr, und ſie ſaß abgeſondert und geringen Antheil nehmend, ſcheinbar in den ſchönen Kranz vertieft, der ihr unter den Händen wuchs; nur zuweilen blickte ſie verſtohlen von der Scene abwärts, die ſtiller und ſtiller ward. Das Lüftchen ſchwieg endlich auch und machte einer drückenden Schwüle Platz; keine Grille, kein Vogel rührte ſich; die einzelnen Schmetterlinge, welche die Senſe aus dem blühenden Graſe verſcheucht hatte, waren verſchwunden und ſuchten Kühlung und Feuchtigkeit an der Wurzel des Kornes oder am benachbarten Quell bei den Libellen; das Geplauder der Mädchen und Knaben war verſtummt, nur das Schnarchen einiger Schläfer ſtörte noch die Mittags-Mitternachtsſtunde.

Da kam ein rüſtiger Burſche raſchen Schritts mit einem Kruge daher. Auf ſeinem ſonnengebräunten Strohhut ſteckte ein Buſch Vergißmeinnicht, die er an dem kleinen Wieſenbache, ohne ſich eben dabei aufzuhalten, eine gute Fauſt voll auf einmal abgeriſſen. Er nahm einen Umweg, zuerſt mit dem Kruge zu der Kränzewinderin zu kommen, den er zum allgemeinen Beſten da gefüllt hatte, wo die glücklichen Fröſche nicht warten, bis man's ihnen bringt. Ich bring's Euch erſt, flüſterte er, damit Ihr's am friſcheſten habt. Lieschen ſah ihn freundlich dankbar an, nahm den Krug, trank und wollte ihn der Nachbarin reichen; dieſe aber ſchlief ganz feſt. Laßt ſie, ſagte Fritz, ich komme noch einmal wieder, wenn ich herum bin.

Aber er ſchien keine Luſt zu haben wegzugehen und ſtand noch immer. Lieschen wurde verlegen, die Blumen fielen ihr aus der Hand, und der Kranz rückte nicht weiter. Fritz dachte nicht daran ſie aufzuheben, er ſtand und würgte an Etwas, das ihm nicht aus der Kehle wollte. Um nur was zu ſagen, bemerkte er: Ihr macht ja da einen ſchönen Kranz!

Ja, antwortete Lieschen und ſah zu ſeinem Strauß auf, als wollte ſie in bäuerlicher Einfalt erwidern: Ihr habt ja da einen ſchönen blauen Buſch! Den Namen der Blumen kannte ſie nicht. Fritz wußte ihn eben ſo wenig, aber er nahm den Hut ab, langte ſie herunter und warf ſie ihr in den Schooß. Da! ſagte er, und ſeine Augen leuchteten ſo blau wie die Blumen. Lieschen nahm ſie und band ſie in den

Kranz, ohne ſie zu vereinzeln. Fritz ſtand noch immer da. Sie wagte nicht aufzuſehen. Endlich ſagte ſie mit unſicherer Stimme: Geht doch weiter, Euer Waſſer wird warm, es ſteht ja in der Sonne, — und ſcheu glitt ihr Blick wieder auf die Blumen herab.

Fritz aber ließ ſein Auge in der Verſammlung umherſchweifen, dann bückte er ſich, wie um den Krug zu faſſen, wodurch ſeine Geſtalt Lieschen vor den Blicken der Geſellſchaft ſchirmte, im Fall es noch welche unter ihr gab — aber ſtatt den Henkel zu ergreifen, ließ er ſeine Hand auf Lieschen's ſinken und ſagte: Lieschen, willſt du mich?

Lieschen erſchrack über die plötzliche Werbung, wollte die Hand zurückziehen und konnte nicht, ſie zuckte und zuckte, aber es ging nicht, vielleicht wandte ſie nicht alle Kraft an; endlich ſah ſie zu Fritzens treuherzigem blauem Auge auf und ſenkte ihr flüchtiges braunes ſchnell wieder; eine große Thräne hing an den Wimpern.

Fritz ſah das Mädchen einen Augenblick betroffen an, dann aber überwältigte ihn eine ſüße Ueberzeugung, und in täppiſcher, bäuriſcher Freude wollte er ihr mit einem: Heida! um den Hals fallen; eben warf er ſeinen Hut dazu in die Lüfte, als eine rauhe Stimme um die Ecke des Kornfeldes rief: Aber zum Henker, wo bleibt denn der Wetterjunge mit dem Waſſer? Stellt er's da nicht auf die Erde in die

Sonne und ſchwatzt! — Fritz nahm Krug und Hut auf und ging, Lieschen blickte nicht vom Kranze weg. Als jene eine Strecke weit waren, hörte ſie ſie reden und fürchtete, ſie könnte der Gegenſtand ihres Geſprächs ſein. Aber es war nur der Durſt, denn Beide ſtanden ſtill, der Mann nahm Fritzen den Krug aus der Hand, ſetzte ihn an den Mund und trank, als wolle er nie wieder aufhören. Dann gingen ſie weiter. Lieschen folgte ihnen mit den Augen, Fritz ſah ſich nicht mehr um.

Als die Glocke vom fernen Dorfthurm zwei Uhr ſchlug und der Laut wie erſtickt durch die heiße Luft zitterte, kam der Verwalter vom nahen Gute auf der Wieſe an, und die Reihen ſtellten ſich wieder, Fritz an Lieschen's Seite. Aber er ſprach nicht mit ihr, doch ging er ihr zur Hand, wo er konnte, und übernahm ſo viel von ihrer Arbeit, wie, ohne Aufſehen zu erregen, möglich war.

Und Lieschen ging nach Hauſe mit den Andern, den Rechen auf der Schulter, aber im Herzen nicht wie die Andern. Die Dirnen ſchwatzten, ſie war ganz ſtill. Von fernher klang noch das Schärfen einer Senſe durch die dunkelnde Luft, das Gezirp der Grillen verkündete einen heißen Tag. Im Dorfe kehrte die Heerde eben heim, und Kühe und Schnitter langten gemiſcht vor den Thüren an, wo die Menſchen den Thieren den Vortritt ließen. Fritz wohnte am Anfange des Dorfes und verſchwand zuerſt; Lieschen's Haus war am anderen Ende. Sie trat auf den Flur mit dem erdigen Boden, legte Hut und Rechen ab und ging in die Küche, den Milchbrei zu bereiten. Als ſie das Mehl einſtreute, kam ihr Schweſterchen mit dem Kranze daher, den ſie von ihrem Hute genommen; ſie guckte in den Topf und ſagte: Süßer Brei, Liesche? — Närrchen, antwortete dieſe, morgen iſt Sonntag! — Ach ſo mache ihn doch alle Tage ſüß, was geht mich der Sonntag an, ich gehe ja noch nicht mit in die Kirche und aufs Feld! entgegnete die Kleine, indem ſie den Kranz zerpflückte und einzelne welke Blumen ins Feuer warf. Doch Lieschen ließ den Löffel im Topfe ſtehen, daß die Flamme ſeinen langen Stiel ergriff und ihn wie gemeines Holz behandelte, ſetzte den Topf mit Mehl haſtig neben die brennenden Töpfe und fuhr mit der noch ganz weißen Hand nach dem Kranze, den ſie der Kleinen entriß. Darüber erhob dieſe ein großes Geſchrei. Lieschen erſchrack, ſie dachte, die Mutter möchte kommen und Red' und Antwort fordern, denn das Neſtküchlein war ihr Liebling; ſie konnte gezwungen werden, ihm den welken Kranz zu überlaſſen, oder man konnte wiſſen wollen — ſie wußte ſelbſt nicht was: Sie wandte ſich ſchnell ab, riß den Buſch Vergißmeinnicht heraus, ſteckte ihn in den Eimer, der im Schatten ſtand, und gab der Kleinen den Kranz zurück, die nach Art verzogener Kinder zwar zu ſchreien aufhörte, doch nun ohne Unterlaß fragte: Aber warum ſollte ich ihn denn vorhin nicht haben? aber warum ſollte ich ihn denn vorhin nicht haben? — Dummkopf, erwiderte Lieschen, weil mein — ſie wollte ſagen: Hutband daran hing, du hätteſt es mit den Blumen ins Feuer geworfen — aber ein neues Geſchrei der Kleinen ſparte ihr die Nothlüge. Mariechen wies auf den brennenden Löffel und rief: Der Löffel brennt; Mutter, Mutter, Lieschen läßt den Löffel verbrennen! und damit ſtürzte ſie in die Stube. Die Mutter kam mit ihr zurück, ſchalt, beſah den Löffel hin und her. Lieschen nahm ihn ihr haſtig aus der Hand, den Brei raſch umzurühren, daß er nicht verbrenne, dabei fiel aber ein Stückchen von dem verkohlten Stiel in den weißen Brei — Mutter, ſagte ſie, ich kann hier nichts machen vor dem Kinde; ich bin müde von der Arbeit, und das Mariechen macht mir den Kopf noch warm mit Dummheiten. — Pack' dich in die Stube und zieh dem Vater die Stiefeln aus! rief die Mutter, er wartet auf dich. — Die Kleine ging murrend fort, kam jedoch nach ein paar Minuten ſchon wieder, ſtellte ſich dicht ans Feuer, Lieschen in den Weg, und wiederholte: Aber warum ſollte ich ihn denn vorhin nicht haben? Dabei warf ſie eine verwelkte Mohnblume, ein Kornblümchen nach dem andern ins Feuer und ſah ſie, in kniſternde Funken verwandelt, den Schlot hinauffahren. Lieschen ergriff das beſte Mittel, der Litanei des Quälgeiſts ein Ende zu machen, ſie antwortete nicht.

Man ſetzte ſich zu Tiſch, und die Kleine vergaß über dem Eſſen, daß ſie, bis ſie die Mühen der Großen zu theilen im Stande ſei, dieſelben zu vermehren geſchaffen ſchien. Auf einmal aber entdeckte ſie in dem weißen Löffel voll Brei, den ſie zum Munde führte, ein kleines ſchwarzes Köhlchen; der Teufel faßte ſie bei dieſer verwandten Materie, ſie ſpuckte, und ſobald ſie den Mund wieder frei hatte, brauchte ſie ihn zur Läſterung und ſagte: Aber warum ſollte ich ihn denn vorhin nicht haben? Aber warum ſollte ich ihn denn vorhin nicht haben?

Eine zweite Kohle, die ihr zwiſchen die Zähne kam, erſtickte die zum drittenmal wiederholten Worte. Sie ſprudelte wie eine Katze. Die häßlichen Kohlen, ſagte ſie, die waren einmal ein ſchöner Löffel; ja, ja, Lieschen! Lieschen läßt die Löffel verbrennen auf dem Herd. Sie heizen beſſer als Torf, nicht, Lieschen? Läßt ſich auch ſchön Brei dabei kochen, ſie leuchten gleich in den Keſſel, ſo braucht man keine Lampe. — Der Vater, ein genauer Mann, erkundigte ſich nach dem Zuſammenhange dieſer anklagenden Reden, und das arme Lieschen mußte noch eine Strafpredigt in Gegenwart des verzogenen Schweſterchens hinnehmen. Doch ſie hörte ſie kaum. Der Lärm und das Geſumme des häuslichen Treibens ſtörte ihre lieblichen Gedanken, und ſie ſuchte ſich ihnen hinzugeben. Ein paar Mal war ihr, als bewege ſich ein dunkler Schatten vor dem Fenſter, als müſſe es Fritz ſein; ſie ſah dahin, und der Schatten war weg; vielleicht träumte ihn nur ihr Geiſt. Endlich wurden die Laden geſchloſſen, das Feuer gelöſcht; das unartige Schweſterchen lag zu den Füßen des Bettes ihrer Mutter und ſchlief, nur Lieschen wachte noch in ihrer Dachkammer und dachte an die Wieſe, das Kornfeld, an die Blumen, an — Endlich überkam ſie eine Rührung, und ſie weinte, wie Andere vor dem Altare weinen. Dann war ihr zu Muthe als ob ſie beten müſſe, ſie murmelte einige Worte, bis Worte und Thränen ſtockten und ihr Kopfkiſſen unter ihrem warmen, gleichmäßigen Hauche trocken ward. Draußen ſchwatzten die Fröſche in weiter Ferne ihr Schlummerlied.

Am andern Morgen ging Lieschen mit der kleinen geputzten Schweſter über Feld, in die Kirche des nächſten Dorfs, die ein Filial war, wo der entfernte Prediger alle vier Wochen einmal Gottesdienſt hielt; denn da unten in der Haide war's um die Seelſorge nicht beſſer beſtellt, und konnte eben nicht viel anders ſein. Die Mutter hatte der kleinen Range zum erſtenmal erlaubt, ſich unter Chriſten zu erbauen, und ſie ging ſtolz und breit neben Lieschen her, in der Ueberzeugung, man ahme durch Schweigen und Steifgehen die Würde der Großen am beſten nach. Sie hatte ſich einen dicken Nelkenſtrauß gebunden, mit Meliſſe und Rosmarin rund umher, und hielt ihn zwei Schritt von ſich ab, wie man auf alten Bildern die würdevolle Citrone getragen ſieht. Lieschen hatte einen einfachen Buſch blauer, über Nacht friſch aufgeblühter Blümchen ans Mieder geſteckt, nur ein grünes Weinblatt ſchlang ſich rund umher und hielt ihn zuſammen wie ein Kelch. Auf dem ganzen Wege, vor ihnen, hinter ihnen, wandelten zerſtreute, geputzte Männer und Weiber. Da hörte Lieschen hinter ſich eine Stimme, die ihr das Blut in die Wange trieb. Mache doch nicht ſo viel Staub! hatte ſie eben zu Mariechen ſagen wollen, welche es mit ihrer ſonntäglichen Würde vereinbar fand, der Schweſter im Gehen ſo viel Erde wie möglich auf die weißen Strümpfe zu werfen, aber das Hauptwort blieb ihr im Munde ſtecken, ſie ſchwieg. Mariechen blickte ſie an und ſah nach rückwärts. Welcher doch? dachte der kleine Dämon. Zwei flinke Burſchen kamen daher, ſie waren bald nach. Nun, Lieschen, brav Heu gemacht geſtern? fragte Nachbars Franz. — Ach ja, antwortete ſie, es war ein ſchöner Tag. — Und i was, Jungfer Mariechen auch auf dem Wege in die Kirche und ſo blank? fuhr jener fort. Ja, ja, was ein guter Haken werden will, krümmt ſich bald. — Die Kleine ſpreizte ſich wie ein Pfau, und Fritz ſah Lieschen verſtohlen mit einem Blick an, der in ihr Herz brannte; dann gingen Beide vorüber. Fritz hatte nichts Freundliches geſagt. Aber am Gränzſtein ſeitwärts des Weges blieb er ſtehen, ſtellte den Fuß darauf und ſagte: Meine Schnalle geht mir los, geh du nur immer zu. Der Andre ging, wartete, ging wieder, da die Schnalle gar nicht feſt werden wollte. Lieschen kam heran, ſie war ganz nah; jetzt war die Schnalle ganz feſt. Sieh doch die ſchönen Blumen! ſagte ſie zu Mariechen, auf den gegenüberliegenden Raſenrain deutend, und bereute die Liſt, ſobald ſie ihr entſchlüpft war. Aber ſie ward beſtraft, denn Mariechen drehte ſich auf dem Abſatz um und ſagte: Ach was, ich habe ja viel ſchönere! Stolz roch ſie an ihren vollen rothen Nelken.

Fritz hatte ſich zu ihnen gewendet; er ſah den Buſch Vergißmeinnicht an Lieschens Bruſt, und ein ſüßer Triumph ging über ſeine Züge. Er hatte ihr Wort noch vernommen und bemerkte mit einem raſchen Blick auf ihre Blumen: Aber die riechen ja nicht, Lieschen; nehmt Euch in Acht, Ihr werdet über der Predigt einſchlafen! — O ja, antwortete Lieschen verwirrt, ſie riechen wohl! — Laßt doch ſehen, ſprach Fritz und langte nach den Blumen. Lieschen gab ſie ihm; er drückte ſie auf ſein Geſicht, als wolle er riechen, zog eine prächtige Roſe aus ſeinem zierlich gebundenen Buſch und ſteckte ſie mitten zwiſchen Lieschen's Vergißmeinnicht. Er roch noch einmal daran und reichte ſie ihr wieder hin, indem er ſie ihr auf den Mund preßte, wie einen wandernden Kuß. Nun riechen ſie, lächelte er, und ging vorüber.

Mariechen ſah ihm mit einem funkelnden Blicke nach. Der iſt's! dachte ſie. Es war ihr, als ſei ein

Blitz durch ihren Kopf gefahren, der Alles hell machte, was ſonſt dunkel war. Der iſt's! wiederholte ſie bei ſich. Sie war über dieſen Gedanken ſtehen geblieben, jetzt lief ſie Lieschen nach. Warum hat er mir denn keine Roſen gegeben? fragte ſie. Weil deine Blumen riechen, erwiderte Lieschen. Ja, das glaub' ich, ſagte die Kleine boshaft, ich hatte ſie auch friſch gepflückt und ſie nicht über Nacht im Eimer ſtehen laſſen. Und dann, ſo alte Wieſenblumen! Meine ſind aus dem Garten, das iſt doch viel vornehmer! — Ein Haufen Weiber holte ſie ein, man ſprach von anderen Dingen.

Als die Schweſtern aus der Kirche traten, ſtand Fritz ſchon an der Thür. Geſtern hat Lieschen einen Löffel verbrannt, Fritz, ſagte die Kleine boshaft. Das wird einmal eine ſchlechte Hausfrau, Fritz! Sie hat ihn im Topfe ſtecken laſſen, das Ende über den Topf hinaus, er iſt zu Kohlen gebrannt, und ſind lauter Kohlen in den Brei gefallen, daß er ſchwarz und weiß war. Sie wollte nicht, daß ich ihre häßlichen blauen Blumen ins Feuer werfen ſollte. Das wird einmal eine ſchlechte Hausfrau, Fritz! — Lieschen erröthete, aber ſie verzieh dem Kinde die eine Hälfte des Zuſatzes über der andern. — Sie wußte geſtern gar nicht, was ſie that, Fritz, fuhr die Kleine fort. Wußte ſie's denn auf der Wieſe? Gewiß hat ſie Korn ſtatt Gras gemäht.

Naſeweis! rief Lieschen, und Fritz blickte ſie zärtlich an und ſchien in ihrer Betrachtung verloren. Sie erröthete noch mehr. Es kömmt ein Gewitter! ſagte ſie raſch, Mariechen's Hand ergreifend, mach daß wir fortkommen!

Das Gewitter ſtand fern, aber drohend; ſchweigend gingen beide nach Haus; wie war ihnen ſeit geſtern Alles ſo verwandelt! Lieschen hatte ſeit geſtern ein Geheimniß, und ſchon war es entdeckt. Und Mariechen war ſeit dem Kirchengange alles Ernſtes ein großes Mädchen geworden. Das macht die Kirche! ſagte die Mutter vergnügt; ja, ja, was Gottes Wort nicht thut! Und ſie beſchloß, das Kind von nun an alle vier Wochen hinzuſchicken.

Am nächſten Morgen konnte kein Heu gemacht werden; das Gewitter hatte ſich in der Ferne entladen und ſein Gefolge von Regentagen über die Gegend geſandt. Jedermann blieb daheim und beſorgte das Haus. Als der Tag ſank, ging Fritz ein paarmal vor dem Fenſter vorüber, an welchem Lieschen ſaß. Sie begriff den Wink, ſtand auf und machte ſich auf dem Hausflur zu ſchaffen, begann den geſtern erſt gekehrten zu fegen, um die Thür, trotz des Regens, mit Fug und Recht offen halten zu können.

Fritz ging gleich darauf wie zufällig an der Thür vorbei. Der Tag war finſter, es dämmerte ſchon, von der Stube aus konnte man die Leute kaum mehr erkennen. Lieschen trat ganz nah an die Thür, um den Kehricht hinauszuwerfen. Guten Abend, Lieschen, ſagte Fritz mit gedämpfter Stimme. Da bring' ich einen

Löffel für den verbrannten, und wenn du mir ein bischen gut biſt —

In dem Augenblick glaubten ſie einen Lärm im Winkel der Treppe zu vernehmen. Lieschen ſah ſich erſchrocken um. Es war eine Fledermaus, ſprach Fritz beruhigend. Er hatte ihre Hand ergriffen, ſie zog ſie nicht zurück. Sie ſtanden noch ein Weilchen horchend, da war ihnen, als hörten ſie wieder einen leichten Laut, ganz in ihrer Nähe. Jetzt wollte Lieschen ſich mit Gewalt losmachen. Der Vater huſtet nur in der Stube, bemerkte Fritz und hielt ſie feſter. Geh lieber nach Hauſe, flüſterte das Mädchen. Wenn du es willſt, erwiderte er ſanft, adjes! Sein Mund ſuchte ihre Lippen. Sie ſträubte ſich, bog ſich zurück, aber Fritz ließ ſich nicht abweiſen. Liebes Lieschen, ſagte er, ich habe dich ja ſo ſehr lieb! Und aus dem Abſchied wurde ein langer Kuß, der ſie vereinte.

Abermals huſchte die Fledermaus über ihrem Kopfe hin und erinnerte ſie an die Welt, die ſie vergeſſen. Jetzt wollte Fritz gehen, aber nun hielt Lieschen ihn zurück; ihr war, als würde ihr mit ſeiner Gegenwart das Leben entriſſen. Ach Fritz, flüſterte ſie, bleibe doch, ich mag gar nicht wieder in die Stube, o wenn ich doch mit dir gehn könnte! — In dem Augenblick polterte aber wirklich etwas, und Beide fuhren auseinander. Fritz war ſchon zur Thüre hinaus, als ſich Mariechen oben an der Treppe zeigte. Die garſtigen Fledermäuſe! rief ſie, kommt das Teufelszeug jetzt gar bis hier herauf? Wäre mir doch eben bald eine in die Haare gefahren.

Lieschen erſchrack, das Kind hatte doch wohl gehorcht. Sie ging in die Küche, ihren Löffel in einen Topf zu ſtecken, damit er nicht neu ausſehen ſollte; wie ſie die Hand öffnete, ihn zu betrachten, merkte ſie erſt, daß ſie außer ihm noch eine ſchön geſchnitzte buchsbaumene Nadel darin hielt, wie die Mädchen dieſer Gegend ſie ſtatt Kammes zu tragen pflegen, die neſtförmig gelegten Flechten über dem Scheitel zuſammenzuhalten. Auf der linken Seite der Nadel ſtanden die beiden Namen Fritz und Lieschen eingeſchnitzt. Lieschen lächelte, küßte die Nadel und verbarg ſie in ihrem Bruſttuch.

Am andern Morgen kam Mariechen in die Küche, wie der Kaffee gekocht wurde, und trieb ſich um Lieschen herum. Ei, was da für ein ſchöner neuer Löffel hängt! bemerkte ſie. Lieschen wollte antworten: der iſt ja alt, ſchämte ſich aber der Unwahrheit und ſchwieg. Als Mariechen den Kaffee in Geſellſchaft der Familie aus ihrem Schälchen ſchlürfte, ſagte ſie: Wir haben auch einen neuen Löffel, Mutter; Fritz hat Lieschen für den verbrannten wieder einen gebracht!

Fritz? fragte die Mutter und ſah Lieschen ſtreng an. Was haben wir mit dem zu ſchaffen? Lieschen wurde roth.

Höre, Mädchen, ſagte der Vater, wenn dir's einſiele, dich mit dem Irrwiſchjungen einzulaſſen, ſo weiß ich nicht, was ich thäte!

Es iſt nöthig, dieſen Spottnamen zu erklären. Fritzens Mutter hatte ſich, da ſie eines Abends in ihrer Schwangerſchaft Korn zur Mühle getragen, von Irrlichtern getückt, verirrt, und die Schmerzen der Geburt ergriffen ſie am Saume des Moores, ſo daß ihr Knäblein das Licht des Tages, oder vielmehr der Sterne, in einer kalten Herbſtnacht unter freiem Himmel erblickte, was ſeiner armen Mutter das Leben koſtete. Fritzens Vater, der ſein Weib zu ſuchen ausging, hatte ſie ſchon in den letzten Zügen gefunden. Es gelang ihm zwar, das kleine erſtarrte Weſen zu Hauſe wieder aufzuthauen, aber ihm fehlte der Segen der Mutterbruſt, denn drei Tage darauf begrub man Die, welche ihm das Daſein gegeben, und Ziegenmilch und Waſſer ward des Kindchens ſpärliche Koſt. Doch wie rauh das Leben es auch begrüßt, es gedieh ihm zum Trotze, und als der Vater, der nicht wieder heirathete und keine andern Kinder hatte, ſtarb, war Fritz ein kräftiger Burſche von ſechszehn Jahren, der ſich nun mit ſeiner Hände Arbeit ſelbſt durch die Welt helfen mußte; darum ſchien es aber wohl ſehr vermeſſen, daß er die Augen zu Lieschen erhob, der Tochter eines wohlhabenden Häuslers, während er nichts beſaß, als einen einzigen Acker Kartoffelland und ſeines Vaters kleines Hüttchen. Daß Fritz arm ſei, daran hatte Lieschen kaum noch gedacht, deſto näher aber lag dieſe

Betrachtung ihrem Vater, der ſchon ſeine eigenen Abſichten mit der Tochter hatte.

Sein Wort ſank ſchwer in ihre Seele, ſie dachte den ganzen Abend daran, am andern Morgen war ihr etwas heiterer zu Muth; die Nacht lag dazwiſchen, ſie meinte: Es fällt manches Wort zur Erde, das nicht aufgeht. Aber es kam ihr doch nicht aus dem Sinn, und da ſie Fritz ſeitdem nicht geſehen hatte, wollte ſie ſich an ſeinem Stellvertreter, der neuen Nadel, darüber tröſten und ſteckte ſie, wie einen ſchützenden Zauber, die Namen zu unterſt, in die Flechten, nachdem ſie ſie zuvor ſorgfältig mit Kaffeeſatz eingerieben hatte, daß das blanke Buchsbaumholz nicht ſo gelb und friſch ſcheinen ſollte. Dennoch war ihr, als ſehe die Mutter ſcharf darauf hin. Das machte ſie verlegen, ſie beſchloß, die alte Nadel lieber wieder zu tragen. So ſteckte ſie denn die neue in ein Paar Strümpfe, zog es über einander und legte es zwiſchen die übrigen in ihren Kaſten; dann ging ſie aufs Feld, die Kartoffeln zu behacken, die ſchon in der Blüthe ſtanden.

Als ſie Mittags nach Hauſe kam, eilte ſie an ihre Lade, die ſüße Beſtätigung ihrer Verbindung, die ihr unter den häuslichen Geſchäften immer ein Traum ſchien, in den beiden Namen zu leſen, die hier von ſeiner Hand verſchlungen ſtanden. Aber in den Strümpfen, in welche ſie die Nadel geſteckt zu haben glaubte, war ſie nicht. Sie meinte ſich zu irren, öffnete ein anderes

Paar, wickelte alle Paare auseinander, die Nadel war nicht da. Sie ſuchte ſie wie eine Stecknadel, umſonſt.

Beim Mittagstiſch ſprach Niemand mit ihr. Die Schweſter ſah ſie von Zeit zu Zeit verſtohlen an, wenn ſie den Löffel zum Munde führte; Lieschen glaubte einen ſpöttiſchen Triumph in ihren Augen zu erblicken. Wäre Lieschen katholiſch geweſen, ſo hätte ſie gedacht: Ich bin in den Bann gethan. Die Kehle war ihr zugeſchnürt, ſie konnte nicht eſſen. Sie athmete erſt auf, als ſie mit der Hacke auf der Schulter ins Freie trat. Bei der Arbeit faßte ſie den Entſchluß, Fritz, es koſte was es wolle, erſt zu ſprechen, ehe ſie wieder über ihre Schwelle ſchritte, und ihm das Vorgefallene mitzutheilen. Sie blieb daher, als Feierabend war, hinter den anderen Mädchen zurück und ſchlug den Weg ein, den ſie glaubte, daß Fritz kommen müſſe. Sie ging weiter und weiter, aber ſie ſah ihn nicht. Sie ſtand unter den Bäumen, die ſich im weiten Halbkreis um das Dorf und ſeine dürre, mit kurzem Gras bewachſene Flur ziehen, und ſah ſich die Augen blind. Jetzt kam ein Haufen Burſche daher, aber wenn er unter ihnen war, wie ſollte ſie ihn abrufen? wenn die Männer ſie erblickten, ſo ſpät, ſo allein, was hätten ſie gedacht? Sie ſprang in den Graben des Moosbächleins, das den Waldrand netzte — die Hitze hatte es an den höheren Stellen trocken gelegt — und verbarg ſich im hohen Gras. Die Männer gingen vorüber, ſie hörte ſie reden, Fritz war nicht darunter. Lieschen erhob ſich wieder, ſtellte ſich hinter eine große Buche und ſah ihnen nach. Die Sonne war untergegangen, ein Schwarm Krähen, der in dem Waldſtreif niſtete, fuhr von dem erkorenen Platze auf, durch irgend etwas geſchreckt, und umkreiſ'te ſein Gebiet, als halte er Muſterung über daſſelbe für die Nacht. Seine Flügel dunkelten im Abendroth, unter den fernen Bäumen ward es finſter. Ich muß doch nach Hauſe! ſagte Lieschen; wer weiß auch, ob er mit den Andern auf der Wieſe gearbeitet hat! Sie nahm ihre Hacke und ging. Da hörte ſie ein bekanntes Lied; es kam um die Ecke des Waldes, es war Fritz. Sie dankte Gott, ſie ſprang hinter einen dicken Baum, ſah überall umher — Niemand weiter war zu erblicken. O, dachte ſie, wenn nur nicht noch Jemand kömmt, eh Fritz vorbei iſt! — Ach ja! der Jäger mit ſeiner Flinte ſchlich in der Ferne unter den Bäumen; darum fuhren die Krähen auf, aber ſie ſelbſt fuhr zuſammen, denn eben fiel ein Schuß, und mit lautem, empörtem Gekrächz flogen die Raben wieder auf und weckten die Vögel des Waldes aus ihrem erſten Schlaf. Fritz hatte zu pfeifen aufgehört, er war ſtehen geblieben, jetzt kam er ſchneller heran; kaum war er noch dreißig Schritte entfernt; aber welch Glück! der Jäger, der ihm entgegengelaufen, ſtand plötzlich ſtill, bückte ſich, hob eine gefallene Taube vom Boden, betrachtete ſie einen Augenblick und kehrte dann in kurzen Sprüngen zum Dorf zurück. Fritz gab es auf, ihn einzuholen, er ging langſam an dem Baum vorbei, ohne Lieschen zu bemerken. Leicht wie ein Reh ſprang ſie vor und hielt ihm die Augen von rückwärts zu. Er befreite ſich und ſchloß den kleinen Wegelagerer mit einem ſo lauten Jubelgeſchrei in die Arme, daß ihre Hände ihm ängſtlich auf die Lippen ſanken und ſie gewaltſam zudrückten. Aber auch ihre Bruſt machte ſich Luft, ſie lachte wie ein Kind in vollſter Freude ihres Herzens, dann bemühte ſie ſich das Lachen zu unterdrücken, das plötzlich in ein Schluchzen überging. Fritz ſah ſie erſtaunt an.

Ach Fritz, ſagte ſie, wir ſind noch ſo glücklich und werden doch bald ſo unglücklich ſein! — Was du da ſagſt! rief er zornig. Und ſie erzählte ihm Alles, was geſchehen, ſo gut ſie konnte. Als Fritz das Wort Irrwiſchjunge vernahm, ballte er die Fauſt und ſagte: Wenn es dein Vater nicht wäre, Lieschen! — Lieschen weinte.

Sei ſtille, mein Herzchen, tröſtete er. Morgen iſt Feiertag, da will ich kommen in meinem blankſten Rock und will bei ihm um dich anhalten. Vielleicht ſpricht er nur ſo, weil er denkt, es iſt Tand; wenn er hört, daß es mein Ernſt iſt — ich bin doch ein flinker Burſch, die Arbeit fliegt mir von der Hand, ich habe auch ſchon was zurückgelegt; die Zeiten ſind ſchlimm, man ſchüttelt die Freier nicht mehr ſo von den Bäumen; wer weiß, was er thut, wenn du ihn ſchön bitteſt! — Vielleicht! erwiderte Lieschen ungläubig, ſie wußte keinen beſſern Rath. Traurig gingen ſie bis an die Waldecke, wo der Weg quer über die Flur lief. Unter den Bäumen hatte ſie die Dämmerung vor Beobachtung geſchützt, hier aber machte Lieschen ihre Hand aus Fritzens los und ſprang dem Dorfe zu; es war faſt dunkel, als ſie nach Hauſe kam.

Du kömmſt recht ſpät, Lieschen, bemerkte die Mutter unfreundlich. Der Vater ſtand am Fenſter und ſchnitzte einen Pfahl. Mach Feuer in der Küche, Lieschen, ſagte er, ohne ſich zu ihr zu wenden. Lieschen ging und that, wie ihr geheißen.

Nach ein paar Minuten kam der Vater in die Küche. Er hielt den Pfahl mit dem ſpitzen Ende ins Feuer, bis er ſchwarz ward, dann griff er in die Taſche und holte Etwas heraus, was Lieschen anfangs für ein Meſſer anſah; doch wie erſchrack ſie, als ſie ihre neue Nadel erkannte. Sie ſtand wie feſtgewurzelt. Der Vater nahm die Nadel und hielt ſie ins Feuer, aber er zog ſie nicht heraus, als ſie ſchwarz ward, wie vorhin den Pfahl. Das ſchöne feſte Holz wurde endlich roth wie glühend Eiſen; der Vater zündete ſeine Pfeife gemächlich damit an, dann ſteckte er es vollends in die Glut. Lieschen ſtand noch immer auf demſelben Fleck und ſtarrte ins Feuer. Da ſchlug die Flamme aus der Nadel, ſie knackte, als rufe ſie um Hülfe, Lieschen machte eine Bewegung. Der Vater wandte ſich langſam und ſah die Tochter mit einem Blicke an, vor dem ihr Blut zu Eis gerann. Sie ſtand wie angeſchmiedet. Die Nadel verbrannte.

Der Bauer ſah ſie in Aſche zerfallen, dann kehrte er ſich vom Feuer ab, ſtreifte Lieschen's todtbleiche Geſtalt und ſagte: Nun, denkt das Mädel nicht ans Eſſen? Er ging. Lieschen fuhr auf, wie ein Uhrwerk zuſammenſchnurrt. Sie wußte nicht, was ſie that, es lag ihr im Kopfe wie Blei, wie Blei lag's ihr in den Gliedern; ſie kochte die Suppe, ſie trug ſie herein, ſie ſagte kein Wort. Es ſetzten ſich alle zum Eſſen, mechaniſch ſetzte ſie ſich auch auf die Bank; die Mutter ſtellte den irdenen Teller vor ſie hin; ſie hob den Löffel auf wie die Andern, aber als er in ihren zitternden Händen an den Teller klapperte, ſchien ſie zum Bewußtſein zu kommen, ſprang auf und ſagte: Ich habe Kopfweh und will nicht eſſen!

Sie ging auf ihre Kammer, ſie riß ſich die Kleider ab, ſie riß die alte Nadel vom Kopfe und zerbrach ſie wie einen Span, dann warf ſie ſich aufs Bett, wo ihr die Sinne vergingen.

Am Morgen ſchüttelte ſie eine Hand — es war Mariechen's; die Sonne ſtieg ſchon hoch am Himmel. Nun, ſagte die Schweſter, du ſchläfſt lange; die Mutter hat heute den Kaffee ſelbſt gekocht, und der Vater hat ſich geputzt und iſt nach Altſtadt gegangen.

Nach Altſtadt! rief Lieschen und ſprang auf — eine böſe Ahnung trat ihr in dem Worte entgegen. Ja, antwortete Mariechen, nach Altſtadt, er macht dort ein Korngeſchäft mit dem Baumann. Lieschen dachte: Deſto beſſer, ſo kömmt der Baumann nicht hierher. Der wohlhabende Bäcker hatte ihr bei ſeiner letzten Anweſenheit ein paarmal Blicke zugeworfen, die ſie in Verlegenheit geſetzt.

Die Mutter wird ſchelten, fuhr Mariechen fort; mach, daß du fertig wirſt, dein Kaffee ſteht noch auf dem Herd.

Lieschen zog ſich an; ſo wie ſie ſich allein ſah, ergriff ſie das Gefühl des Unglücks wieder in ſeiner ganzen Macht. Sie hätte ſo gern fortgeſchlafen. Nichtſein ſchien ihr das höchſte Glück. Dann meinte ſie, ſie habe geträumt, was geſtern Abends geſchehen. Doch ſie erinnerte ſich der Umſtände zu genau, und der rettende Wahn verſchwand wieder. Ihr Verſtand kam und wollte ſie tröſten, ſagte, eine Nadel ſei eine Nadel, Fritz könne eine andere ſchnitzen, und ihr Vater habe ſie necken wollen. Aber das beſſer unterrichtete Gefühl antwortete, ihr Vater ſcherze nicht und habe auch nicht darnach ausgeſehen; in dieſem Verbrennen liege eine Antwort auf alle künftigen Fragen, er wolle nicht gebeten ſein, Fritz ſchien ihr auf ewig verloren. Die Thränen liefen ihr über die Wangen, ſie trocknete ſie haſtig und ging hinunter. Die Mutter ſchalt nicht und ſah ſich nicht nach ihr um, erwiderte auch ihren Morgengruß nicht. Mariechen brachte ihr den Kaffee — Ich will nicht trinken, ſagte Lieschen. Du willſt nicht? fragte die Mutter ſtreng, ſie zum erſtenmal anblickend; fehlt dir etwas? Dann iſt's beſſer, du gehſt wieder zu Bett.

Lieschen dachte an Fritz und daß er kommen könnte; ich will's verſuchen, erwiderte ſie der grauſamen Frau, der Kopf thut mir nur noch ein bischen weh.

Sie ſetzte ſich ans Fenſter mit dem Töpfchen, in dem Milch und Kaffee zuſammengegoſſen waren, und ſchluckte und ſchluckte, es wollte gar kein Ende nehmen. Da kam Fritz ſchön geputzt daher.

Die Mutter warf einen finſtern Blick durchs Fenſter, er grüßte von außen ſchon, Lieschen ſetzte den Topf hin und fuhr auf. Fritz trat ein, aber ſein fröhliches Geſicht ward beſtürzt, als er ſein armes blaſſes Mädchen anſah; was giebts doch wieder? dachte er. Er drehte den Hut in der Hand. Frau Katharine, ſagte er nach einer Pauſe, einen ſchönen guten Morgen, und ich wollte Euern Mann gern ſprechen.

Der iſt nicht zu Haus, antwortete Katharine kurz; er iſt nach Altſtadt gegangen, Ihr müßt ein andermal wiederkommen. Fritz ſah Lieschen fragend an, ſie wagte nicht, zu ihm aufzublicken. Frau Katharine, wenn Ihr mich anhören wolltet, fuhr er fort, zu der arbeitenden Mutter gewandt —

Ich habe keine Zeit, mich auch noch um meines Mannes Geſchäfte zu bekümmern, entgegnete die Bäuerin; wenn er wiederkömmt, ſoll er bei Euch anfragen, ſobald er Zeit hat, oder Ihr kommt wohl einmal wieder vor; es wird ja keine ſo große Eile haben.

Fritz ſtand unſchlüſſig, ob er gehen oder bleiben ſollte; endlich dachte er, es wäre wohl beſſer, wenn er erſt von Lieschen die Urſach ihres neuen Kummers erforſchte, eh' er weiter in der Sache vorſchritte; auch überlegte er, daß er wohl thäte, ſich mit ſeinem Pathen, einem alten Bauersmann, der mit Lieschen's Vater auf einem ganz guten Fuße ſtand, zu berathen; er meinte, es ſei ſchicklicher, dieſen zu ſeinem Freiwerber zu machen; ſo ſagte er nur: Dann werde ich morgen wiederkommen, und ging mit einem bedeutungsvollen Blick auf Lieschen weg.

Der Tag verſtrich in Arbeit, Schweigen und Schmerz. Fritz ſchlich ein paar mal um den Gartenzaun, aber vergebens, Lieschen ließ ſich nicht blicken, oder wenigſtens nicht zu der Zeit; die Mutter wußte ſie in der Stube feſtzuhalten. Erſt gegen Abend kam der Vater wieder; er war ſehr vergnügt. Lieschen, ſagte er freundlich, ſteck mir die Pfeife an. Lieschen, der geſtrigen Scene eingedenk, näherte ſich ihm mit einer Art von Abſcheu und ſtreckte die Hand ſchon von weitem nach der Pfeife aus; aber gleich darauf entſetzte ſie ſich vor ihrem eigenen Gefühl, bezwang ſich und brachte die brennende Pfeife mit faſt demüthiger Miene zurück. Nun, Mädchen, ſagte der Vater, ihr das Kinn aufhebend, luſtig! ich habe dir einen Bräutigam ausgeſucht. Lieschen ſtand erſtarrt. Was braucht denn die Närrin zu erſchrecken? Aeltern denken mehr an ihrer Kinder Beſtes als die Kinder, verſtehn ſich beſſer darauf. Ein angeſehener Mann, Lieschen, ein hübſcher Mann; was ſagſt du zum Bäcker Baumann in Altſtadt?

Vater, macht mich nicht unglücklich! ſchrie Lieschen. Er lachte gezwungen. Wir kennen das, ſagte er, nicht wahr, Mutter? Sind wir nicht nachher die beſten Freunde geworden? Die Mutter ſchwieg. Lieschen glaubte plötzlich einen Bundesgenoſſen zu entdecken, wo ſie ihn am wenigſten vermuthet. Mutter, bat ſie, liebe Mutter, ich kann keinen andern Mann heirathen als den Fritz! — Nenn' mir den Bettler noch einmal! rief der Vater mit einer Wildheit, die Lieschen entſetzte. Sie zitterte und ſchwieg, eine traurige Pauſe trat ein. Um Martini iſt die Hochzeit, fuhr der harte Mann gewaltſam gefaßt fort; es war, als kenne und fürchte er die angeerbte Krankheit des Jähzorns, als ſuche er ſie zu bändigen.

Mutter, ich kann nicht! flehte Lieschen.

Der Menſch kann Vieles, meine Tochter, erwiderte die Mutter mit einem Tone, in den ſich etwas wie Mißgunſt widerwärtig miſchte; ein Ton, der in ſeiner ſtrengen Haltung von einer Schule des Lebens ſprach, die vielleicht wenig Bäuerinnen zu Theil ward. Doch tauchte er nur auf, um zu verſchwinden. Sie ging in die Küche und war wieder die gewöhnliche Hausfrau, die ſie immer ſchien.

Vater, rief Lieschen, wenn ich Euer Kind bin, wenn Ihr Euch jemals über meine Geburt gefreut habt —

Sie erſtaunte über ihren eigenen Muth, doch erblich er, ſo ſchnell er aufgelodert. Ihres Vaters Augen ſprühten Flammen, er ſchleuderte ſie mit Rieſenkraft von ſich. Mach mich nicht unglücklich, Mädchen, rief er, ſonſt weiß Gott, was aus euch Allen wird.

Als Lieschen die Augen wieder erhob, war ſie allein. Sie raffte ſich empor, ſie wankte weg und fiel wie bewußtlos auf ihr Bette. Aber dieſe Bewußtloſigkeit wich einem inſtinktartigen Gefühl von Angſt. Wenn eine Ratte kniſterte, die Thür in der Angel bebte, fuhr ſie in die Höhe und hüllte ſich feſter in ihre Decke; ſie fror, die Zähne klapperten ihr. Sie dankte Gott als es wieder Tag ward; ſie ſtand in ihren Kleidern auf, wie ſie ſich niedergelegt, ſie ordnete ſie — ach, mußte ſie denn hinuntergehen? Der Gedanke, Fritz könne kommen und von dem ſchrecklichen Vater mit dem Schlimmſten empfangen werden, beflügelte ihre Schritte. So brachte ſie einige Stunden lautlos in der Gegenwart Derer zu, die ſie ſo unglücklich machten. Es ſchlug neun Uhr. Da klopfte es an der Thür — wie ſchlug ihr das Herz! Fritz trat ein, bläſſer als gewöhnlich, aber feſtlich gekleidet — der Pathe hatte ſich nicht damit befaſſen wollen. Er grüßte Alle, die Mutter war nicht gegenwärtig, Mariechen ſaß und krüllte Erbſen, Lieschen nähte, ohne zu ſehen, wohin ſie ſtach.

Guten Tag, Nachbar, ich habe mit Euch zu reden, ſagte Fritz.

Ich weiß, warum Ihr kommt, erwiderte jener; aber es thut mir leid, daraus kann nichts werden: denn ſeht, meine Tochter iſt Braut.

Braut! ſchrie Fritz.

Wundert Euch das? Eine ſo hübſche Dirne, die eine gute Ausſteuer mitbringt, wird doch wohl noch an den Mann kommen? Sie heirathet den Bäcker —

Lieſe! rief Fritz, die Geliebte anſehend.

Lieſe zitterte und wagte nicht zu antworten, der Blick des Vaters hatte ſie wieder getroffen.

Und Ihr werdet mir einen Gefallen thun, fuhr der Bauer, als ob jener nichts geſagt hätte, fort, wenn Ihr uns nicht mehr heimſuchen wollt, weil es ſich nicht ſchicken würde. Meiner Tochter Bräutigam iſt ein wohlhabender und ein rechtlicher Mann, und ich werde ſie Keinem geben, der nichts hat, als ſein Paar geſunde Arme.

Lieschen ſchwieg noch immer. Fritzens Blick haftete auf ihr, aber er begegnete dem ihrigen nicht. Gut, ſagte er, Herr Jürgen; Ihr ſollt den armen Irrwiſchjungen nicht wieder auf Eurer Schwelle ſehn. — Er ſchlug die Thür zu und ging.

Lieſen war ſchrecklich zu Muth. Die folgenden Tage ließ man ſie nicht ausgehen, dann gab man ihr Mariechen unter irgend einem Vorwand zur Begleitung mit und ſchickte ſie nur dahin, wo man ſicher war, daß ſie Fritzen nicht traf; vermuthlich wurde Mariechen dazu gebraucht, die Orte, wo er Arbeit hatte, auszukundſchaften. Lieſe begriff nicht, daß ſie ihn nirgends ſah. Schmollte er? Ach, wenn er ihr auch zürnte, dann war ſie ganz verloren! Oder hatte er ſich ſchon getröſtet? — Einmal ging ſie mit Mariechen auf ihr eigenes Feld zum Kornſchneiden, da ſahen ſie ihn gerade auf ſie zukommen. Aber ſobald er ſie gewahr ward, wandte er ſich um, als habe ihn eine Schlange geſtochen. Das machte ſie ſehr traurig, und ſchon dachte ſie die verzweifeltſten Entwürfe aus, ihn zu ſprechen, als ſie ganz nahe bei ſich ein Huſten hörte; Mariechen ſchnitt eben am anderen Ende des Feldes. Es war Fritz, der in dem Ackergraben hinter einem Buſche auf der Lauer lag. Lieschen ging dahin, als wolle ſie ſich einen Zweig brechen, die Fliegen damit aus der Stube zu jagen, und flüſterte: Fritz! biſt du's — Freilich, Lieſe, wer ſonſt? Biſt du mir noch gut? Ach, Lieſe, das war eine ſchreckliche Zeit! — Fritz, ſagte ſie, geh hier weg, aber ich will dich noch einmal ſprechen. — Nur einmal? unterbrach ſie Fritz. — Komm heut Nacht um elf Uhr an unſern Gartenzaun, wo das Loch iſt, durch das man den Kopf ſtecken kann, und denke bis dahin nichts Schlimmes von mir.

Heiratheſt du ihn, Lieſe, fragte er, heiratheſt du ihn?

Ach Fritz! erwiderte ſie. Mariechen ſah ſich um, und Lieſe riß einen großen Zweig ab, kehrte zurück und legte ihn neben ihr Bündelchen. Warum haſt du ihn denn jetzt ſchon abgeriſſen? Nun wird er trocken, bis wir nach Hauſe gehen! ſagte Mariechen. Fritz entfernte ſich kriechend, wie er gekommen, bis ihn das hohe Korn verbarg.

Der ſehnlich erwartete Abend kam endlich. Alles ſchlief oder ſchien zu ſchlafen; Fritz ging ſchon ſeit einer halben Stunde am Zaune auf und ab. Jetzt ſchlug die kleine Dorfglocke elf, Lieschen war noch immer nicht da. Fritz wartete noch fünf Minuten, ſie ſchienen ihm eine Ewigkeit; da knarrte das Thürchen, ſie war's!

Ach, Lieschen, ſagte Fritz, das hätte ich doch nimmermehr von dir gedacht, daß du den reicher Bäcker heirathen und mich ſitzen laſſen würdeſt! — O Fritz, was das häßlich iſt von dir, daß du ſo ſprichſt! Was ſoll ich armes Mädchen denn anfangen? Siehſt du nicht, wie mir's zu Herzen geht? Vater und Mutter, die willigen nimmermehr ein. — Wenn du mich ſo lieb hätteſt, wie ich dich, ſo ſprächſt du nicht ſo; du fragteſt viel nach Vater und Mutter und lieſſt mit mir in die weite Welt. — Und dein Häuschen und dein Acker Land? — Was geht mich mein Häuschen an, wenn ich dich nicht habe? Möchte drin wohnen, wer da will! Wir ſind geſund, wir könnten arbeiten. — Ach Fritz, wie viele Leute, die geſund ſind und arbeiten können, und doch kein Brod finden! Und wenn ich nun Kinder kriegte, wie wollten wir denn die ernähren? — Sie verſtummte vor Schrecken über ihre eigene Aeußerung. In der Pauſe, die dadurch entſtand, hörte ſie Fritz ſchluchzen. Still, ſagte ſie leiſe, ſtill, guter Junge, daß man uns nicht hört. Sieh, und wer ſollte uns denn trauen, wo fänden wir Jemand? Weißt du noch, wie vor vier Jahren die ſchöne Kutſche mit den zwei Leuten nach Jägerhof kam, zu unſerm

Herrn Paſtor, und kein Menſch wußte oder hat je erfahren, wer ſie geweſen ſind? Das waren vornehme reiche Leute, die ſo viel vermögen; ſchön wie die Engel und prächtig angezogen, als wenn ſie zum Tanze wollten, und half ihnen Alles nichts. Erzählte nicht die Frau Pfarrerin, wie ſich der junge Herr vor ihrem Mann auf die Knie geworfen und ihm zweitauſend Thaler geboten hätte, wenn er ihn mit der ſchönen Dame trauen wollte? Aber der Herr Paſtor hat nicht gewollt, denn es wäre doch bekannt worden, und dann hätten ſie ihn abgeſetzt. Und haben wir nicht nachher gehört, daß dieſelben Herrſchaften ſchon ſechs Stunden lang in der Haide herumgefahren waren und es überall verſucht hatten, und die Prediger hatten ſie alle fortgeſchickt? Wenn ſo reiche Leute das nicht erlangen konnten, was ſollen wir hoffen? — Fritz hatte keine Antwort darauf, er ſagte weiter nichts als: Das iſt doch erſchrecklich! Aber plötzlich rief er: Lieschen, mir fällt was ein. Neulich kam die Botenfrau von Emmede ins Dorf und ſprach bei mir vor und bat mich, weil es ſo regnete, ob ſie ihren Korb nicht dürfte bei mir ſtehen laſſen, ſie wollte rund umgehen und fragen, ob einer was in der Stadt zu beſorgen hätte. Ich ſagte: i ja, warum denn nicht? und weil ich juſt nichts Andres vorhatte, als meine Jacke von alle Tage zu flicken, guckte ich ein Buch an, was oben auf ihrem Korbe lag; das ſchickte der Herr Paſtor von Emmede wieder nach der Stadt. Es ſah nicht hübſch aus und war ſchmutzig vom Leſen, und ich dachte: ob keine Bilder drin ſind? Und dann dacht' ich: haben's ſo Viele geleſen, ſo kannſt du auch wohl hineinſehn, wird ja wohl ein gutes Buch ſein, weil's der Herr Paſtor lieſ't, wenn's nicht Latein iſt. Da war das Buch von Engelland, und von einem Herrn, der drin ſchrieb, wie Alles in Engelland wäre, und was er da geſehen hätte. Das gefiel mir, und weil die Botenfrau ſo lange ausblieb, und die Buchſtaben größer und deutlicher waren als im Geſangbuch, las ich ein ganzes Stück hinein, und da ſtand geſchrieben, daß in Engelland ein Schmied wohnt, der die Leute für ein Stück Geld und gute Worte trauen darf, und daß die armen Jungen, die keinen Paſtor dazu finden, mit ihren Liebſten dorthin reiſen. Da ſagt der Schmid nur ein Wort und lieſ't ein Blatt aus einem Buche durch, und dann ſind ſie mir nichts dir nichts Mann und Frau, ſo feſt, daß kein Menſch ſie wieder auseinanderkriegen kann, wenn er auch wollte, und Keiner hat mehr was dabei zu ſagen.

Ach Fritz, wandte Lieschen ein, das gefiele mir doch nicht; wenn mich der Herr Paſtor nicht getraut hätte, ſo wäre gewiß kein Segen dabei, und ich müßte mich immer vor dir und vor allen Menſchen ſchämen, vor meinen eigenen Kindern würde ich mich ſchämen, und wenn ſie dich ſchon Irrwiſchjungen nennen, was würden ſie die erſt heißen?

Fritz ſtampfte mit dem Fuße. So ſoll mich doch der Teufel holen, ſagte er —

Lieschen fuhr mit der Hand durch den Zaun und drückte ſie ihm auf den Mund. Fritz, ſei fromm, ſagte ſie, fluche nicht, wenn du mich lieb haſt —

Aber du haſt mich auch gar nicht ein bischen lieb, denn du haſt bei Allem was zu erinnern —

Ach Fritz, iſt es denn aber nicht wahr? Wenn's nur was gäbe, wobei nichts zu erinnern wäre, ſo ſollteſt du wohl ſehen, daß ich dich lieb habe. — Ja, das wäre auch die rechte Kunſt! unterbrach er ſie. — Und dann, wie kämen wir nach England? fuhr ſie fort; das iſt ja ſo weit. Wir haben kein Geld, in Kutſchen zu reiſen, wie die vornehmen Leute —

Wir bettelten uns durch.

Ja, antwortete Lieschen, das ginge wohl zu Lande, aber bei wem betteln wir auf dem Meer? Denn es geht ja nach England übers Meer, ſagen ſie.

Fritz kratzte ſich den Kopf. Ich will Paſtors Julius in Langenwalde fragen, ſagte er, der hat einen Bruder, der in England Unteroffizier iſt.

Und wenn wir drüben wären, würde der Schmied die Deutſchen auch trauen wollen? Und dann gälte ſein Trauen gewiß nur in England, hier fragten die Leute viel darnach!

Nun, ſo blieben wir in England und würden Engländer! ſagte Fritz.

Aber wir können ja kein Engliſch, und wie fänden wir da Arbeit? Wir könnten ja mit Niemand ſprechen! Und wie wollten wir denn den Schmied finden, England iſt ja ſo groß, wenn wir Niemand darum fragen könnten? Nachher reiſ't man ja auch nicht ſo ohne Paß, und wer gäbe uns den? Sie griffen uns auf und ſchickten uns ins Arbeitshaus, wie Vagabunden. Nein, ich brächte dich nur ins Elend.

Ach, arme Leute ſind doch recht übel dran! rief Fritz.

Nun, reiche nicht viel beſſer; denke nur an die vornehmen Herrſchaften, die Niemand finden konnten, der ſie trauen wollte.

Sie werden doch am Ende noch Jemand gefunden haben, ſprach Fritz, aber wir — Er ballte die Fauſt.

O Fritz, bat Lieschen, ſei nur nicht ſo, ſei nicht wild; verſprich mir, daß du fromm ſein willſt. Sieh, mein Vater iſt ſchon ſo — ſonſt giebt's ein Unglück!

So verſprich mir wenigſtens, daß du den Bäcker nicht heirathen willſt, daß du nein ſagen willſt vor dem Altar.

Dann hätte ich die Hölle im Hauſe, mein Vater ſchlüge mich todt.

So kämſt du zu mir —

Und das ganze Dorf zeigte mit Fingern auf uns, und ſie würden uns am Ende hinausweiſen in die weite Welt —

So gingen wir —

Nein, Fritz, ſo nicht. Wenn ich deine Frau wäre, dann meinetwegen, und hätten wir auch keine trockene Rinde zu eſſen; aber ſo —

Fritz reichte ihr die Hand durch die Hecke, ſie nahm ſie und wiſchte ſich die Thränen damit ab; ſie verſuchten, ſich einander durch den Zaun zu nähern, aber es ging nicht. Fritz wollte das Loch größer machen — Laß, Fritz, ſagte Lieschen, der Vater und die Mutter merken's morgen; ſieh, ich habe ſo ſchon all meinen Thymian zertreten! — Fritz ſtieß einen Fluch aus. Immer der Vater und die Mutter! ſagte er. Es heißt, du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und mit deinem Manne gehn.

Aber du biſt ja nicht mein Mann.

Ach, das iſt ja immer das Alte, rief Fritz, deſſen ungeſchulter Verſtand doch zu bemerken begann, daß ſie ſich hier in einem Kreiſe drehten, der keinen Ausgang hatte. Er wollte über den Zaun klettern und zu ihr hereinkommen; ſchon riß er an den Dornenbündeln, die ihn hinderten, Lieschen hielt ihn zurück. Nein, Fritz, ſagte ſie ſehr ernſthaft, weißt du, warum ich dich hierher beſtellt habe? — Nun? fragte er geſpannt. — Um mein Wort zurückzuhaben und dich zu bitten, daß du mir erlaubſt, daß ich den Bäcker heirathe. — Das iſt eine ſchöne Geſchichte! rief Fritz zornig. Du Treuloſe, du Falſche! Nun ſehe ich's, du willſt mit aller Gewalt einen reichen Mann haben —

Du biſt recht abſcheulich, Fritz, rief ſie, ſeine Hand loslaſſend; wenn du ſo ſprichſt, hab' ich gar nichts mehr mit dir zu ſchaffen. Sie ging dem Hauſe zu. Lieschen, rief Fritz zornig, Lieschen! Er riß an den

Dornen, die das Klettern über den Zaun unmöglich machten; ſie kehrte zurück.

Ich habe dich hergerufen, Fritz, um dir dein Wort wiederzugeben, ſagte ſie feierlich, und meines zurückzufordern, damit nicht ein großes Unglück entſteht. Höre, Fritz, ich vertraue dir gewiß recht viel, und du magſt daraus ſehn, ob ich dich lieb habe und glaube, daß du ein guter Menſch biſt. Komm näher — Fritz rückte ſein Ohr an die Oeffnung. Sieh, ſagte Lischen, du kennſt meinen Vater nicht, du weißt nicht, was er thun kann, wenn er wild wird, ich aber weiß es. Fritz, als wir hier ins Land kamen — mein Vater, will ich ſagen — und er das Bauergütchen mit ſeinen ſchönen blanken Thalern kaufte, da war mein Vater aus ſeinem Lande weggezogen — und ich weiß ſelbſt nicht, wo es iſt, den nie haben ſie mir's geſagt — aber er war weggezogen, weil mein Großvater — o Fritz, daß ich dir das erzählen muß! — Sie hielt inne und ſchluchzte, dann fuhr ſie gewaltſam fort — weil mein Großvater Einen im Jähzorn erſchlagen hat und — auf dem Richtplatz umgekommen iſt — ſetzte ſie dumpf hinzu.

Herr Gott! rief Fritz.

Mein Vater iſt eben ſo jähzornig wie ſein Vater, und er hat ſchon gedroht — Willſt du uns unglücklich machen, Fritz? — Wenn mein Vater mich — oder dich — Fritz, Fritz! Ich bitte dich um deinetwillen! Wenn mein Vater auch — Sie hielt die Hand vor die Augen.

Vielleicht hatte die Erregung, mit der ſie ſprachen, ſie der Vorſicht vergeſſen machen, denn ſie hörten plötzlich Lärm, als ob Jemand an einem Laden im Hauſe raſſle, und Beide flohen nach entgegengeſetzten Seiten. Lieschen erreichte das Haus noch glücklich und zog die Thür an, huſchte die Treppe hinauf, als der Laden aufging und des Vaters Stimme herausrief: Wer, zum Henker! iſt denn da im Garten? — Fritz hatte ſich in den nächſten Garten geworfen und beſchloß, nicht eher zu gehen, bis er Lieschen in Sicherheit wiſſe, denn nach Dem, was er erfahren, zitterte er für ſie. Sie ſchien ſein Dableiben zu ahnen, denn ſie machte ihr Kammerfenſterchen auf, welches nach der Seite des Gartens zu ging, und fragte von oben herunter: Was giebt's da im Garten, Vater?

Das weiß Gott, antwortete der Bauer; es war ein Getrappel und ein Geſchwatze, ich will gleich mit der Laterne nachſehen. Jetzt hielt es Fritz für gerathen, das Weite zu ſuchen, denn wenn man ihn fand, war Lieschen überführt. Der Vater trat wirklich in den Garten. Was zum Teufel! rief er, die Hausthür iſt ja nur zugeriegelt, der Schlüſſel ſteckt drin. Das Weibsvolk! Ueber die Nachläſſigkeit! — Das arme Lieschen hatte ſich bei ihrer Flucht nicht ſo lange aufhalten dürfen, den Schlüſſel herauszuziehen und ihn an ſeinen Ort zu hängen; ſie fürchtete verrathen zu ſein. Doch der Vater ſagte weiter nichts und ging mit der Laterne in den Garten. Durch den glücklichſten Zufall von der Welt ſtand neben dem Loche im Zaun ein großer Birnbaum, deſſen kleine gelbe Birnen eben zu reifen begannen. Die Spitzbuben, rief der Bauer, da haben ſie Birnen ſtehlen wollen! Ja, ja, es ſind die erſten, und wenn ſie die zu Markte gebracht hätten, ſie würden einen hübſchen Pfennig Geld dafür gekriegt haben. Iſt da nicht am Zaun gearbeitet und geriſſen — und aller Thymian und die große blaue Levkoje zertreten — einer iſt ſchon drin geweſen, der andere hat ihm herübergeholfen, da ſind die Neſſeln vorm Zaun ganz zerſtampft, und hier im naſſen Graben ſteht noch ein Fuß. Die Halunken! Morgen muß der Zaun wieder gemacht werden, heute Nacht kommen ſie wohl nicht wieder. Er ging zurück. Höre, Mädchen, ſagte er zu Lieschen, die noch im Fenſter lag, daß du mir den Schlüſſel nicht wieder in der Thür ſtecken läßt! — Ei, Vater, erwiderte ſie, das iſt grade am ſicherſten, wenn der Riegel vor iſt, ſo kann ja Niemand einen falſchen Schlüſſel von außen probiren. — War denn der Schlüſſel umgedreht? fragte der Vater raſch. — Lieschen glaubte einen Anflug von Liſt in dem Ton zu bemerken, mit dem er die verfängliche Frage that, und antwortete ſchnell: Ich weiß nicht, ob ich die Thüre zuletzt zugemacht habe, oder ob ſeitdem noch Jemand im Garten war; als ich Glock' neun ſchlafen ging, habe ich ihn umgedreht und den Riegel vorgeſchoben. — Nun, vielleicht war er umgedreht, erwiderte der Vater haſtig. Sie ſagte gute Nacht und machte das Fenſter zu. Was giebt's denn da im Garten? fragte jetzt auch die Mutter, den Kopf aus dem Fenſter ſteckend. I, die Spitzbuben wollten Birnen ſtehlen! hörte Lieschen den Vater antworten. — Wer denn? — Weiß ich's? Sie haben nicht gewartet, bis ich kam. — Ob er wirklich Verdacht geſchöpft, ob ihre ſchnelle Erſcheinung am Kammerfenſter ihn getäuſcht, oder ob er es politiſcher fand, getäuſcht zu ſcheinen, ward der Tochter nicht klar. Sie legte ſich nieder; es war ihr ſo leicht ums Herz, daß ſie mit Fritzen ſprechen können; ſeit langer Zeit ſchlief ſie einmal wieder ſanft und gut.

Fritz kehrte unangefochten in ſein einſames Häuschen am äußerſten Dorfende zurück; als aber der erſte Eindruck der Freude über ihr beiderſeitiges Entkommen vorüber war, ſagte er zu ſich ſelbſt: Wie hab' ich mich darauf gefreut, ſie heute Nacht zu ſprechen, und was habe ich nun davon als Betrübniß? Sie ſagte freilich „zum letztenmal“, aber wer glaubte das? Ich dachte, ich beredete ſie wohl — nun hat ſie mich beredet. Ja, das Weibsvolk! Was das will — O Lieschen, Lieschen! Hätte ich das gedacht, daß das ſo bald ein Ende nehmen ſollte? Aber verſprochen habe ich ihr doch nichts? Nein, ich habe ihr nichts verſprochen! Der Bäcker, der reiche Bäcker! Ach, wenn ich doch reich wäre, wenn ich doch reich wäre! — Er warf ſich in ſeinem Bette herum und ſchmiedete tauſend Pläne reich zu werden, die er alle wieder verwarf, weil ſie entweder an und für ſich unhaltbar waren, oder weil zu allen Zeit gehörte, die ihm eben fehlte. Er fand keinen Schlaf, er weinte, er ſchimpfte, er raufte ſich die Haare aus, es half Alles nichts. Zuletzt ſetzte er ſich im Bette auf und legte den Kopf in ſtummer Verzweiflung in die Hand. Die Vögel, die den Morgen ankündigen, ließen ihre traurigen, einzelnen Töne erſchallen; nach einer halben Stunde verſtummte der erſte, und ein anderer gab einen Laut von ſich, endlich ein dritter, die Dämmerung ward merklich; nie war ein Tag Fritzen ſchmerzlicher angebrochen, der Himmel wurde im Oſten grau, dann weiß, er färbte ſich röthlich, er färbte ſich gelb, die Sonne kam endlich, ſie war ihm verhaßt. Wie ſchien ihm ſein Haus ſo öde, die Wände ſo arm! Und ſollte es immer ſo bleiben, ſollte nie ein theures Geſicht ſie ihm beleben, der kleine Raum immer ſo ſchmucklos ſein, ohne Kinder, ohne Frau? — Der Arme iſt allein, dachte Fritz, und der Arme — der iſt ein armer Mann! Er weinte laut. Draußen zogen die Leute zur Arbeit, er ſaß noch immer unbeweglich. Die Einzelnen ſangen, Andere ſchwatzten, wie ſie mit dem Werkzeug in den Händen zuſammen gingen, einer pfiff, auf ſeinem Wagen ſtehend, mit dem er luſtig zum Dorfe hinausfuhr, das Lied, das Fritz ſonſt zu pfeifen pflegte; er wandte ſich ab, Leben und Fröhlichkeit waren ihm zum Ekel. Noch immer ſaß er auf ſeinem Bette und fühlte kein Bedürfniß aufzuſtehen und keins zu frühſtücken. Endlich trieb der Hirt die Heerde vorbei und hielt vor ſeiner Thür an, die Kuh zu erwarten, die, das arme Thier, ſchon lange im Stall nach dem gewohnten Futter brüllte und jetzt, wo ſie die andern vernahm, lauter ward. Fritz ging hin und band ſie los. Friß draußen, friß ein andermal! ſagte er, die Kette auf die leere Krippe werfend. Er öffnete die Thür und ſtieß ſie hinaus. Der Hirt bot ihm einen guten Morgen — verletzt von jeder Berührung der Außenwelt zog Fritz ſich wieder in ſein Haus zurück, all ſeine Glieder waren ihm wie gebrochen. Auf dem Flur ſah er ſeine Sichel hängen, es fiel ihm ein, daß er ſich den Tag zum Kornſchneiden verdingt habe; er nahm die Sichel, drückte den Hut auf die Augen, warf ſeine Thür ins Schloß und ging.

Die friſche Morgenluft that ihm wohl, er fühlte ſich geſtärkt. Auf dem Felde angelangt, ſtellte er ſich in die Reihen und arbeitete mit einer Art Heftigkeit. Als der Mittag herankam, war er ſehr erſchöpft. Weiber und Kinder brachten den andern Schnittern Töpfe mit Eſſen, ihm brachte Niemand was, er hatte ja weder Vater noch Mutter, kein Weib und kein Kind. Das Brod und die Zukoſt, die er ſonſt mitzunehmen pflegte, hatte er vergeſſen. Er ging abſeits, damit Keiner merken ſolle, daß er nicht eſſe.

Aber ein Gefühl der Nüchternheit überkam ihn doch, trotz ſeines Kummers; die durchwachte Nacht, die ſtarke Arbeit machten ihre Rechte geltend, und als die Branntweinflaſche umherging und die Männer ſie ihm anboten, that er einen derben Zug.

Das Feld lag am Wege und Fritz ſchnitt grade am äußerſten Ende und faßte eben ein Bündel beſtaubter Aehren zuſammen, als er die nächſten Arbeiter den Hut abnehmen ſah. Guten Tag, Herr Baumann! ſagte einer derſelben.

Fritzen fuhr's in die Glieder; er blickte auf; der Bäcker hatte nur am Hute gerückt und war ſchon vorüber. Er ging ſonntäglich geputzt, ein großer Blumenſtrauß von Rosmarin, Roſen und Levkojen prangte an ſeinem langen, hellblauen Tuchüberrocke mit den blanken Knöpfen. Fritz ballte die Fauſt und ſah dem rüſtig Zuſchreitenden mit glühenden Augen nach. Der ſoll ſie auch nicht haben! murmelte er, und ein böſer Gedanke keimte in ſeiner Bruſt. — Wem droht Ihr? fragte der Schnitter. Laßt Euch mit dem nicht ein, der iſt ein reicher und genauer Mann, mit denen iſt nicht gut Kirſchen eſſen, die Zähne werden nur davon ſtumpf. — Gebt mir zu trinken! rief Fritz, meine Zunge klebt am Gaumen! Der Schnitter reichte ihm die Flaſche.

Am anderen Morgen war Fritz auf dem Wege zum Immeker. Es mag doch wohl was dran ſein, dachte er, was die Leute vom Immeker ſagen; wir wollen ſehen! — Er wand ſich durch Haiden und Moor und kam an die erſten Bienenſtöcke; es waren die jungen Schwärme, in dieſem Jahre eingefangen. Er ließ ſein: Hei, ho! durch die Ebene erſchallen, aber Niemand antwortete. Hier iſt er nicht, dachte er, er muß weiterhin ſein. Er ging von Bienenſtock zu Bienenſtock, wohl eine Stunde Weges im Kreiſe herum und fand ihn nicht; da bemerkte er in der Ferne einen Trupp Eichen, das ſicherſte Zeichen des Waſſers in dieſer Einöde. Er ſchritt darauf zu; wohl lag in ihrem Schatten verwittertes Stroh, wohl war das Kraut im Kreiſe niedergetreten, hier hatte es geſtanden, des Immekers wanderndes Haus, aber es war ſchon weiter weggetragen; verdrießlich warf Fritz ſich auf das kurze Geſtrüpp und legte den Kopf in die Hand, müde vom Gehen und des Tages Hitze; rechts und links um ihn ſummten die Bienen in der rothen, blühenden Haide und hatten ihr Reich ganz allein. Ihm ward in dieſer Einſamkeit ſo wohl und weh; ach, dachte er, ſummt ihr nur, ihr habt keinen Kummer und keinen Schmerz! Als er ſich ein wenig ausgeruht hatte, hungerte ihn, er langte ein Stück Brod und Käſe aus der Taſche, wickelte das Tuch auf, in das er es ſauber gebunden, und aß, aber die Biſſen wollten nicht hinunter; ein kleiner Finke ſaß in der Eiche über ihm und zwitſcherte und war froh; das that ihm weh, er ſtand auf, ſich weiter weg zu legen, und trat an den Moorbach, der ſich unter Bäumen hinwand. Er mußte erſt die Menge weißer und gelber Waſſerlilien und die blühende Conſerve bei Seite ſchieben, die ihn bedeckte, eh' er das Waſſer mit der Hand erreichen konnte, dann trank er, warf ſich am Ufer nieder und ruhte noch eine Weile.

Eine Pfeife Tabak weiter fand er wirklich des Immekers Wohnung, vor der eine Menge leerer Bienenkörbe ſtanden, doch war ſie gleich dieſen leer; der Mann mußte grade heute gegangen ſein, Vorräthe zu holen. In der Hoffnung, er könne noch wiederkommen, entſchloß ſich Fritz, ein wenig zu warten, und trat in die Hütte. Hier war das Reich der Natur und der Freiheit. Da lag ein angefangener Bienenkorb, dort Stroh und Weidenruthen, Meſſer, Kleider und Geräthſchaften aller Art; auf einem hölzernen Tiſchchen ſtand eine ſchräggeſtellte Schüſſel mit Honigſcheiben, deren Saft in ein auf der Erde befindliches Gefäß auströpfelte. Niemand ſtahl hier als die kleinen Bienen, welche wieder von dem Honig naſchten, den man ihnen geraubt, und wenn auch Jemand in dieſe Einöde kam, der Immeker war ein gefürchteter Mann, der Jedem, der ihm etwas genommen, ein Leides anthun konnte, Keiner wußte wie; denn ein Immeker verſteht ſich auf vielerlei Dinge, unter andern darauf, jeden Dieb ausfindig zu machen. Fritz betrachtete alles um ſich her mit einer Art religiöſer Scheu, kaum wagte er etwas anzurühren; er ſah in der Sicherheit dieſer preisgegebenen Gegenſtände einen Beweis ihrer Heiligkeit und der Macht des Immekers, den er ſich vornahm auf alle Weiſe zu Rathe zu ziehen, und wenn er noch mehr als einmal wiederkommen müßte. Auf dem Tiſche lag ein abgenutztes Spiel deutſcher Karten, daneben ein altes Buch in ſchweinsledernem Einbande; Fritz machte es auf und ſah hinein. Der Titel war abgeriſſen und die Schrift von ſonderbarer Art; es war wohl deutſch, hochdeutſch ſogar, aber man konnte es nicht verſtehen; hin und wieder befanden ſich Zeichen am Rande, die es dem Eingeweihten vielleicht erläuterten, rothe und ſchwarze Punkte, Figuren hier und dorthin gemalt; an einem Orte ſchien ein Blatt herausgeriſſen, am Ende des Buches hörte der Druck ganz auf, und einige vergelbte Blätter folgten, auf welchen wunderliche Krakeleien verzeichnet ſtanden, zwiſchen denen man Mond und Sonne unterſchied.

Als Fritz, unfähig mit dem magiſchen Buch aufs Reine zu kommen, aus der Hütte trat, erſchrak er, die Sonne ſchon ſo tief am Himmel zu ſehen. Es ward ihm plötzlich bang ums Herz, und wie zu ſeinem Troſte ließ er ſein Halloh! durch die Gegend ertönen; doch da nichts als der Schall der eigenen Laute ihm antwortete, ſchlug er den Rückweg ein. Er lief, als ſei Jemand hinter ihm, und es dämmerte erſt, als er, von Schweiß triefend, den Rand des Föhrenwäldchens erreichte, von welchem aus man ſein Dorf erblicken konnte. Schon ſeit einer Weile war ihm geweſen, als ſehe er in einiger Ferne einen Schatten ſich von Stamm zu Stamm winden, jetzt entdeckte er, daß es ein Mann ſei, der auf ihn zu komme. Aber obgleich der Mann zu gehen ſchien, kam er nicht näher, und er ging doch auch. Fritz ſtand ſtill, das Phänomen zu beobachten. Erhitzt wie er war, mußte er ſich getäuſcht haben, denn es kam wirklich auf ihn zu. Wie es ganz nahe war erkannte er an der unterſetzten Geſtalt und dem großen Barte den Immeker, der einen Handkorb trug. Freudig ſchritt Fritz auf ihn zu und ſagte: Ich komme von Euch, Herrmann Baldrian.

Ich weiß, antwortete der Immeker. Ihr ſeid weit in der Irre herumgelaufen. — Wer hat's Euch denn geſagt? fragte Fritz erſtaunt. — Der Immeker lächelte bedeutungsvoll und ſchwieg. Beruhigt Euch, Keiner im Dorf, fuhr er dann fort. Da er Fritzens geſpannte Miene bemerkte, ſetzte er hinzu: Die Wolke, in die Euer Schatten fiel. Fritz ſah ihn betroffen an, er glaubte ſich zu erinnern, wie eine kleine Wolke am blauen Himmel über die Sonne gezogen, als der Finke in der Eiche ſang. Das kam ihm ſo wunderbar vor, daß er verſtummte.

Ihr habt einen Diebſtahl zu beklagen? fuhr der Immeker fort. Fritz ſchüttelte den Kopf; einen Diebſtahl nicht, ſagte er, ſich hinter den Ohren krauend. — Doch, doch! nickte der Immeker. Sie ſtahlen Euch ein Herz? fuhr er wie fragend fort. Fritz ſtaunte den Mann der Wüſte an. Ich begreife nicht, ſagte er endlich, wie Ihr Alles wiſſen könnt! — Wenn Ihr's begriffet, warf der Immeker hin, ſo wär's das rechte Wunder! — Sie gingen ein paar Schritte weiter. Sagt mir, brach Fritz das Schweigen, deſſen ſchwer bedrücktes Herz nicht wußte, wie er ſeinen Vortrag einleiten ſollte, es iſt alſo wahr, daß Ihr geheime Kräfte beſitzt —

Das werd' ich jedem Narren aufbinden! fuhr der Immeker heraus.

Fritz ſchwieg, als habe ihn Jemand aufs Maul geſchlagen. Dann ſagte er leiſe: Ich werd's Niemand verrathen.

Das ſagt Jeder! brummte der Immeker.

Ich habe ja Niemand, fuhr Fritz fort, dem ich was verrathen könnte; kein Weib und kein Kind, keine Mutter und keine Magd, ich bin ganz allein, und mein Mädchen — das fiſcht mir der reiche Baumann weg!

Der Immeker räusperte ſich und ſchwieg.

Was iſt da zu thun, Mann? drängte ihn Fritz.

Zu thun! Was da zu thun iſt, wißt Ihr ſo gut als ich, erwiderte jener rauh. Wer ſich nicht ſelbſt zu rathen weiß, dem hilft auch kein Anderer nicht. Er ſtrich ſich den langen Schnurrbart und wies eine weiße Reihe Zähne, deren plötzlicher Anblick etwas Thieriſches hatte. — Wie ſoll ich ihn beißen? fragte in natürlichſter Ideenverbindung Fritz. Er iſt reich!

Iſt der reichen Leute Fleiſch feſter als anderer Menſchen?

Nein, nein! rief Fritz lebhaft. Ich weiß, Ihr habt Gewalt über Leben und Tod, und kann Euch Keiner was drum anhaben; ſo ſeid denn ein Richter über Ungerechtigkeit, wie Ihr's immer war't, ein Richter im Verborgenen —

Das war ich ſo eben, unterbrach ihn der Immeker. Der lange Michel hat das geſtohlene Leinen herausgeben müſſen.

Der lange Michel! Die zwei Stück, die dem Tiſchler Johanni von der Bleiche wegkamen, kein Menſch wußte wie? Und das hatte der lange Michel gethan? Wie iſt das entdeckt worden?

Der Immeker lächelte. —

Und was geſchieht ihm? Kömmt er zum Sitzen?

Ihm geſchieht nichts, er iſt weg unter die Soldaten, ſagte der Immeker.

Der Spitzbube! rief Fritz, nicht bedenkend, daß er im Begriff ſtand, ein weit größeres Bubenſtück zu begehen. Und ſeine Braut? Was wird aus der? Was macht die blanke Grete nun? — Die wird ſchon noch an den Mann kommen, es nimmt ſie der rothe Töffel von der Ecke. — Der! fuhr Fritz auf, der dumme Hans? Seht doch, Andre ſind glücklich, die können nehmen, wen ſie wollen, die kriegen ihre Mädchen! Die Bräute regnen ja nur ſo im Dorf, aber ich, ich armer Tropf —

Weil Ihr ein Dickkopf ſeid! antwortete der Immeker.

Ein Dickkopf! Das ſoll mir Keiner ſagen, ſchrie Fritz. Sagt, Immeker, wollt Ihr ihm Eins anthun?

Dem Baumann? fragte der Immeker langſam. Der iſt ein reicher Mann, an dem klebt ſeines Goldes Macht; dem muß man nicht bloß an den Leib, man muß auch die Goldkraft brechen; dazu bedarf's aber eines gelben Stücks von ſeinem eigenen Gelde, was mit ſeinem Haar in den Fluß verſenkt wird. Wißt Ihr daran zu kommen, ſo kann's ſein, ſonſt nicht, denn er hat zu viel, und das Gold zieht ſeinen rothen Kreis um ihn, der ihn ſchützt.

Das ſagt' ich ja, rief Fritz, und Ihr lachtet mich aus; doch daran ſoll's nicht fehlen. In meiner Sparbüchſe iſt ſo viel, daß ich einen Louisd'or zuſammenbringe, wenn ich den letzten Himten Gerſte verkaufe; und ſeine Haare — nun, die will ich Euch auch ſchon ſchaffen! Wirkt's aber noch vor Martenstag? Denn Martenstag iſt die Hochzeit.

Laßt ſehen, ſprach der Immeker, die Zeit iſt kurz. Wir haben noch — er zählte an den Fingern und ſchien in einer Berechnung verſunken. Fritz ſchwieg, ihn nicht zu ſtören.

Ihr ſeid ein Sonntagskind? fragte der Immeker jetzt. Da könnt' es ſchneller helfen.

In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag geboren, bald nach zwölf, ſprach Fritz.

Gut, ſehr gut, ſagte der Immeker. Und ſie nennen Euch den Irrwiſchjungen.

Fritz runzelte die Stirn.

I was, freut Euch deß! Seid nicht ſo dumm; das gibt Euch Macht über ihn. Ihr ſeid im Moor geboren, da hat das Moor mehr Gewalt, als der Fluß, wir vergraben's im Moor; denn wenn Eure Kräfte nicht mithelfen, für Jeden geht's nicht! Meint Ihr, das iſt ſo leicht?

Er zog ein Büchelchen aus dem Buſen, ſchlug Feuer, zündete das Licht einer kleinen Laterne an und warf ſich aufs Moos, in dem Buche zu blättern. Laßt ſehen, wie die Zahlen ſich ſtellen, ſagte er. Fritz bemerkte, daß er Sorge trug den Mondſchein von den Blättern zu entfernen, während er las.

Der Immeker ſaß in ſeine Berechnung vertieft, als ſei hier ſein Haus, als lieſe ihm die Zeit auf dem ewigen Rade nicht ab; Fritz ſtand geſpännt daneben. Der letzte Schein des Tages verſchwand, Jener zählte die Blätter ſeines Buchs von vorwärts, er zählte ſie von rückwärts, dann und wann murmelte er Worte, wie Fritz nie welche gehört; endlich ſah er auf. Es geht noch, ſagte er, wenn Ihr das Gold und die Haare in acht Tagen ſchafft; Ihr müßt aber in der Nacht kommen, und es darf kein todtes Haar dabei ſein, alle friſch und geſund, und Gold und Haare von ihm. — Dann geht's? fragte Fritz haſtig. — Seid ruhig, der wird auf Martenstag keinen Gänſebraten mehr eſſen! lachte der Immeker.

Topp! rief Fritz mit glühenden Augen, Ihr ſollt Alles zu ſeiner Zeit haben, ich verlaſſe mich auf Euch!

Den Kopf voll heißer Projekte langte Fritz in ſeiner Wohnung an.

Am andern Morgen ſaß der Bäcker Baumann in ſeiner ſandbeſtreuten Stube und blätterte in alten Schuldbüchern; von Zeit zu Zeit ſchüttelte er den Kopf mit der weißen, reinlichen Nachtmütze, da klopfte es an ſeiner Thür. Verdrießlich über die Störung, rief er ein gereiztes: Herein! und Fritz, noch roth von der Laſt, die er den weiten Weg getragen, trat ein. Er nahm die Mütze ab und ſagte: Guten Tag! — Nun, was wollt denn Ihr? fragte der Bäcker. — Ich habe einen ſchönen Himten Gerſte, noch vom vorigen Jahre, antwortete Fritz, wollt Ihr ſie anſehen, Herr Baumann? Ich weiß wohl, daß es alte Gerſte iſt, und die neue ſchon in den Scheunen, aber jeder Menſch weiß auch, daß die Frucht von dieſem Jahre nicht ſo ausfällt wie die vom vergangenen; es ſteckt kein Mehl in den Körnern, weil Alles ins Stroh ging. — Nun, nun, das iſt noch nicht ſo ausgemacht, unterbrach ihn der Bäcker. — Sie ſagen's Alle, Herr Baumann, Ihr mögt fragen rechts, Ihr mögt fragen links; in Emmede, auf dem Jägerhof, überall iſt's ſo. Ich war auch nicht in der Abſicht, meinen letzten Himten zu verkaufen, aber kömmt Zeit, kömmt Rath. Man braucht immer mehr Geld als man denkt, und ſo dachte ich, Ihr brauchtet auch immer mehr Mehl, als Ihr denkt. Wollt Ihr Euch die Frucht anſehen? ſie liegt auf der Diele. — Der Bäcker ging mit ihm hinaus, ohne zu antworten.

Baumann war offenbar mit der Waare zufrieden, aber er war ein zu guter Wirth, es zu geſtehen. Viel Treſpe drunter! ſagte er, das Korn durch die Finger laufen laſſend. — Treſpe! rief Fritz heftig, nun, wenn da — er mäßigte ſich — kommt mir doch mit der Treſpe! Nein, Herr Baumann, wenn da Treſpe drunter iſt, ſo will ich — er wühlte in dem Korn. — Und was ſoll denn der Sack koſten? fragte der Bäcker. Fritz ſagte ſeinen Preis, und Baumann erwiderte nichts. — Ich habe den Preis gewiß ſehr niedrig geſtellt, fuhr Fritz fort, denn auf dem letzten Markte koſtete die Gerſte zwei Groſchen mehr — Die neue, die neue! fiel der Bäcker ein. — I nun, Herr Baumann, neue oder alte, das iſt gleichviel; Gerſte iſt Gerſte. — Was Ihr da ſchnackt! rief Baumann. — Aber ich will's ſo genau nicht drauf anſehen, fuhr Fritz unerſchrocken fort, wenn Ihr mir für den Himten und die Hand voll Silbers da einen blanken Louisd'or geben wollt. Er hatte ſein ledernes Beutelchen herausgelangt, band es auf und ſchüttete das kleine Geld in die Hand. Ich habe eine Schuld zu bezahlen und muß einen Louisd'or haben. — Der Bäcker ſagte nicht ja, er ſagte nicht nein; Fritz zählte das Geld auf. — Laßt ſehn, ſprach Baumann, als er fertig war — nun, ich will Euch den Gefallen thun: iſt Euch denn aber juſt am Gold gelegen? Ich habe nur noch einen Louisd'or und den — An dem zumeiſt, fuhr Fritz heraus und biß ſich auf die Lippen über die raſche Antwort. — Ich wollte, ſagte der

Bäcker — ich dachte den Louisd'or — er beſann ſich und konnte ſich nicht entſchließen, den guten Handel fahren zu laſſen; nun meinetwegen, ſagte er endlich, ich will's Euch zu Gefallen thun! Er ging an eine Schublade und ſuchte einen Louisd'or zwiſchen einigen harten Thalern hervor. Der ſcheint blank: nicht wahr, ſo ein Goldfüchschen, das iſt eine ſchöne Sache, ſagte er, he? — Fritz griff darnach, doch ſeine Hand zitterte; das Vertrauen des Mannes erſchreckte ihn, er fühlte zum erſtenmal, daß er im Begriff ſtehe, etwas Unrechtes zu thun. Der Bäcker bückte ſich, denn er war kurzſichtig, zählte das Geld mit den Augen durch und rief plötzlich: Zum Teufel, da liegen ja zwei Zweigroſchenſtücke, die ich für Vierer nahm beim Agio! Das geht nicht, Freund. Wollt Ihr den Louisd'or haben, ſo müßt Ihr mehr Aufgeld geben. — Aber ich fragte doch erſt beim Kaufmann, erwiderte Fritz, und der ſagte mir, ſie ſtänden überall ſo. — Was Kaufmann! Wenn man kaufen muß, kauft man theurer, als man verkauft, wenn man verkaufen muß; das iſt in der ganzen Welt ſo und macht Handel und Wandel, und Gold iſt auch Waare. — An wie geringfügigen Dingen hängen unſere Gefühle! Fritzens Reue ward mit dem Hauche weggeblaſen, der des Bäckers Wucherſucht darthat; er kniff den Louisd'or feſter in die Finger: Schneidet Ihr die armen Leute nur, dachte er, Ihr werdet bald ausgeſchnitten haben! Dann ſuchte er in einer Taſche nach ſeinem vorgeſtrigen Arbeitslohn. Er hatte ein Pfund Speck dafür kaufen wollen, aber er ſagte ſich, wenn ich auch ein paar Tage nur von Kartoffeln leben muß, krieg' ich dich doch unter! gab das Verlangte, nahm Abſchied und ging. Haſtigen Schrittes, den leeren Sack auf der Schulter, eilte er fort, von Zeit zu Zeit ſah er ſich um, er fürchtete, den Bäcker werde es gereuen, er könne ihm das Goldſtück wieder abfordern, eine Ahnung des Gebrauchs, zu dem es beſtimmt, könne ihn ergreifen, aber er kam glücklich aus der Stadt. So wie er ſich allein auf dem Feldwege ſah, zog er den Louisd'or hervor und küßte ihn wie ein Raſender; dann wickelte er ihn wieder in das ſchmutzige Papierchen und ſteckte es in ſeinen leeren Beutel. Sei du nur ruhig, ſagte er, das ſchmächtige Leder durch die Finger ziehend, der kann mehr als das dickbäuchige Silber, das du haſt ausſpeien müſſen!

Am andern Morgen ſah er den Bäcker auf ſein Haus zugehen. Fritz fuhr zuſammen; er will ihn wiederhaben, dachte er. Aber der Bäcker ging bloß des Weges zum Dorfe herein und richtete ſeine Schritte nach Lieschen's Wohnung. Geh du nur! rief Fritz höhniſch.

Lieschen's Aeltern waren im Dorfe angeſehen und galten für ſehr rechtliche Leute; das hinderte jedoch nicht, daß ſie zu Hauſe kein heiteres Verhältniß zu ſchaffen wußten; wo aber keine Unbefangenheit iſt, iſt kein Vertrauen, und wo kein Vertrauen und keine Offenheit, wird die Intrigue erzogen: ſie hatte ſich in Mariechen perſonifizirt, denn Lieschen's einfacher, reinerer Sinn wandte ſich von dem häuslichen Treiben und ſuchte unbewußt im Stillleben der Natur und ihrer eigenen Seele Erſatz für Das, was die Familie ihr nicht gab. Da hatte ſie Fritz erblickt, und ihr Gemüth war zufrieden, ſie wünſchte nun nichts mehr, er erſchien ihr wie ein Retter aus allem Leid. Aber plötzlich verſchwand Fritz, und ihr war, als habe man ihr die Lebensluſt geraubt; auch lebte ſie von nun an nicht mehr, ſie vegetirte, und nur wenn Fritzens Name ausgeſprochen ward, wenn ſie ihn von Ferne gehen ſah, wenn ſie ſeinen Schatten zu erblicken glaubte, regte ſich das alte Blut in ihr, um ihr den Schmerz ihrer Wunden zu beweiſen. Wie mußte ihr alſo zu Muthe werden, als ſie Fritz heute wieder um das Haus ſchleichen ſah wie ſonſt. Sie zitterte vor Angſt, daß ihr Vater ihn erblicken möge, aber ihr Vater ſaß und rechnete mit dem Baumann; ſie hatten eine Reiſe in die Nachbarſchaft vor, alte Schulden einzukaſſiren, die ſie ein paar Tage aufhalten mußte; den Schwiegerſohn und Schwiegervater forderte die beabſichtigte Heirath zum Ordnen ihrer Vermögensumſtände auf, und ſchon lange hieß es im Dorf, Lieschen's Vater ſei reicher, als er ſcheinen wolle. Baumann war gekommen ihn abzuholen, nach dem Mittagseſſen wollten ſie aufbrechen. Lieschen öffnete das Fenſter, um Fritz wo möglich durch einen Wink zu bedeuten, er ſolle ſich jetzt entfernen; aber mit Verwunderung ſah ſie, daß er ihren Blicken auswich. Sie verließ das Fenſter und ging auf den Flur, Mariechen ſchlüpfte an ihr vorbei zur Hausthür hinaus. Iſt einem das Kind nicht überall im Wege! dachte Lieschen und machte ſich auf dem Flur zu ſchaffen, Mariechen's völlige Entfernung abzuwarten, die gewiß mit des Nachbars Kindern ſpielen ging. Einige Augenblicke ſpäter trat Lieschen an die Thür und ſah Mariechen zu ihrem Erſtaunen an der Ecke des Nachbarzaunes im eifrigen Geſpräch mit Fritz. Wie Fritz Lieschen bemerkte, wich er zurück und verſchwand, Mariechen aber ſchlüpfte um die Ecke und kehrte erſt nach einiger Zeit von einer andern Seite ins Haus zurück. Faſt ward Lieschen auf die Schweſter eiferſüchtig. Sie ſuchte eine Gelegenheit, Mariechen zu ſprechen, aber Mariechen wußte es zu vermeiden; ſie wich nicht von der Seite der Mutter, und als dieſe in die Küche ging, machte ſie ſich in der Nähe der rechnenden Männer zu ſchaffen. Stör' uns da nicht! rief der Vater ein paarmal herüber, und Mariechen ging weg, um gleich wieder dahin zurückzugleiten. Plötzlich ſtellte ſie ſich auf einen Schemel hinter Baumann, nahm eine Schere hervor und ſchnitt ihm einen Buſch brauner Haare ab. Sie wollte entſchlüpfen, aber der Bäcker, der ſich gezogen fühlte, ſah ſich raſch um und griff mit der Hand nach ihr. Lieschen ſtaunte die Schweſter an. — Was iſt denn das? ſagte der Bäcker. Mariechen hatte grade noch Zeit gehabt, die Haare in ihr Bruſttuch zu verſtecken; nichts, ſagte ſie, und machte einen Knix, ich mache mir einen Spaß und ſehe, was Ihr ſchreibt! — Aber der Vater hatte ihr Spiel bemerkt, er faßte ohne Umſtände in ihr Bruſttuch, nahm die Haare heraus und ſagte ernſthaft: Was ſollen die Poſſen? — Mariechen entriß ihm das Haar mit der Bewegung, mit welcher die Glucke ſich wendet, um auf den verfolgenden Hund zu ſtürzen; doch ſobald ſie es wieder hatte, ward ſie zahm und geſchmeidig, kroch aus einem Winkel der Stube in einen andern und ließ ſich von dem Bäcker jagen. Wenn ich Euch nun ſo gern habe, ſagte ſie lachend, daß ich Euern Buſch Haare behalten will! — Der Bäcker ſchmunzelte und trieb ſich mit ihr herum, bis er's müde ward, dann faßte er ſie, ließ ſie mit einem derben Kuſſe fahren und ſagte: Fort, du kleine Kröte! — Ach, was Euer Bart ſticht, geht doch, rief Mariechen, den will ich nicht! Sie hatte ſich losgemacht, und der Vater, der in der Regel voll Rückſichten gegen den wohlhabenden Schwiegerſohn zu ſein pflegte, ermahnte faſt ärgerlich zur Fortſetzung des Geſchäfts und wies den verwöhnten Liebling aus der Stube.

Mariechen ließ ſich's nicht zweimal ſagen; ſie ſchoß wie ein Blitz davon und ſprang um die Ecke des Zaunes. Erſt nach einer halben Stunde kam ſie wieder. Wo bleibt denn die Dirne? rief die Mutter, machſt du heut lauter Narrenſtreiche? — I, rief das verzogene Mädchen, Ihr wolltet mich ja nicht in der Stube leiden, da habe ich mit Nachbar Hanſens Kindern Verſteckens geſpielt. Ihr hättet mich nur rufen ſollen, ich wär die ganze Zeit hinter dem Zaun!

Sobald der Vater und der Bräutigam Abſchied genommen hatten, ſuchte Lieschen Mariechen auf; ſie faßte ſie auf der Treppe. Was haſt du mit den Haaren gemacht? fragte ſie. Mariechen wollte entwiſchen, aber Lieschen zog ſie gewaltſam in ihre Kammer. Mariechen erhub ein Zetergeſchrei. Schrei nur, ſagte Lieschen, es iſt kein Menſch zu Hauſe, die Mutter geht ein Stück Weges mit den Männern, ſie will nach dem Kartoffellande ſehen. Als Mariechen hörte, daß ihr Geſchrei umſonſt ſei, ſchwieg ſie, wie eine Glocke, die man anhält, zu ſchlagen aufhört. I, ſo laß mich auch! brummte ſie nur noch und begleitete die Worte mit Ellenbogenſtößen. Gieb mir die Haare, ſprach Lieschen, ſo ſollſt du gehen. Ich habe ſie nicht mehr, erwiderte die Kleine. — Wer hat ſie denn? fragte Lieschen. — Ei, wenn du's wiſſen willſt, der Fritz hat ſie! — Der Fritz? rief Lieschen — alſo wirklich! — und zu was? — Was weiß ich's! warf Mariechen hin. — Was hat er dir denn geſagt! fragte die Schweſter. — Das hat er mir geſagt! rief Mariechen haſtig, indem ſie einen blanken Thaler aus dem Bruſttuch zog und ihn einen Augenblick im Strahl der ſinkenden Sonne blitzen ließ, um ihn gleich wieder in ihrem Latz zu verbergen. Es iſt nicht möglich! rief Lieschen, und ohne weiter etwas zu bedenken, ließ ſie die Schweſter fahren und ſchlug den Weg zu Fritzens Hauſe ein.

Glücklicher Weiſe hatte die Mutter mit den ſcheidenden Männern den entgegengeſetzten Weg genommen, und die Leute im Orte ſahen nicht, wohin ſie ging. Sie kam ans Ende des Dorfes an Fritzens Haus; ohne ſich umzuſehen, ob Jemand in der Nähe ſei oder nicht, trat ſie herzu und drückte an der Thür. Sie war verſchloſſen. Sie guckte durchs Fenſter in die Stube — ſie war leer. Sucht Ihr den Fritz? fragte eine Nachbarin, die auf ihre Schwelle trat; der iſt vor einer Viertelſtunde über Feld gegangen; er erkundigte ſich bei uns, ob man die Richtwege durchs Moor gehen könnte, weil mein Mann geſtern in Neudorf war. — Und kann man durchgehn? fragte Lieschen mit bebender Stimme. — Ganz gut, erwiderte die Frau, es iſt ja ſo lange ſchon trocken Wetter geweſen. — Lieschen eilte vorüber, zum Dorfe hinaus. Sie zweifelte nicht, daß Fritz zu dem Immeker gegangen ſei, ſie wollte ihm nach, ſeine Abſicht zu verhindern. Jeſus Chriſtus, ſagte ſie zu ſich auf dem Wege, wenn Fritz um meinetwillen ein böſer Menſch würde! Sie flog wie ein Vogel, dem Verbrechen, wenn es noch möglich wäre, zuvorzukommen. Als die Sonne unterging, kam ſie ans Moor.

Bisher hatte ſie noch keine Spur eines Wanderers entdeckt, hier aber glaubte ſie friſche Fußtritte zu gewahren. Sie folgte ihnen, doch bald war ihr, als führten die Schritte auf dem kurzen mooſigen Gras, das an den unfruchtbaren Stellen der Steinflechte Platz machte, von der rechten Richtung ab, die ſie wohl zu kennen meinte; ſie dachte, Fritz habe einen Umweg gewählt, um auf ſicherem Boden zu gehen. Aber nun wurde es dunkler und dunkler, und die Spuren verſchwanden in der Finſterniß. Das ſchien ihr bedenklich, ſie ſann, was zu thun. Wie ſie ſo ſtand, bemerkte ſie eine Hellung über dem Föhrenwalde am Horizont, die immer zunahm. Schon fürchtete ſie eine Feuersbrunſt, als der Mond in rothem Glanze vortrat. Das gab ihr Troſt, und ſie ſchritt rüſtig weiter, denn ſie glaubte in ſeinem Schein die Fußtritte wiederzuerkennen. Plötzlich entdeckte ſie ein Licht, nach einer Seite zu, wo ihrer Meinung nach kein Dorf war, bald darauf ein zweites, eben ſo befremdendes, an einer andern Stelle. Da ſah ſie ein, daß ſie ſich verirrt habe, und all ihr Muth ſank, ſie rief, ſo laut ſie konnte: Fritz, Fritz! Als ſie um ſich blickte, meinte ſie einen Schatten zu ſehen, der ihr in geringer Entfernung folgte; ſie ging auf die Geſtalt zu, doch dieſe verlor ſich hinter Büſchen. Lieschen eilte ihr nach, aber ſie war und blieb verſchwunden. Lieschen fing an zu glauben, ihr eigner Schatten habe ſie getäuſcht.

Auf einmal aber ſtand die Geſtalt wieder da, und Lieschen war, als ſuche ſie, ſich ihr zu nähern. Fritz! rief Lieschen. Traurig ſcholl ihre Stimme durch die Einöde. Da ergriff Lieschen eine Todesangſt; ſie floh von den Büſchen und Untieſen weg auf die freiere Ebene und ſtand erſt ſtill, als ſie ringsum nichts mehr erblickte. Vor ihr breitete ſich eine Scene aus, die

Erlkönig geſchaffen zu haben ſchien. Eine weite Fläche, weißlich im Mondſchein glänzend, im Halbkreis von wollig geballten, aus dem Moor aufſteigenden Nebeln begrenzt, von grau ſchimmernden Reihen zwergiger Weiden durchzogen, welche den düſtern Ort bildeten, wo die Töchter zu tanzen pflegen. Dämmernd lag der Himmel darüber und floß mit der geiſterhaft verklärten Erde an ihren Grenzen zuſammen. Lieschen's Herz ſchlug heftig, ſie begann zu überlegen und ihr Unternehmen eine Thorheit zu ſchelten. Da ſtand ſie einſam in der Nacht und wußte nicht, nach welcher Seite ſie ſich wenden ſollte, um die Heimath zu erreichen, nicht wohin, um zu dem Immeker zu gelangen. Wie konnte ſie Fritz nun noch einzuholen hoffen, der einen Vorſprung von einer Viertelſtunde vor ihr hatte und vielleicht eine ganz andere Richtung verfolgte, als die, auf welcher jene Schritte ſie getäuſcht? wer wußte, wem ſie angehörten? Aber ſie ſagte ſich, daß ſie, um nach Hauſe zu kommen, durchs Moor müſſe, von dem ſie ſich entfernt, daß ſie es ebenfalls, nur in anderer Richtung, zu durchſchneiden habe, wenn ſie zum Immeker wolle; ſo faßte ſie denn Muth und kehrte dahin zurück. Im Vorbeigehen glaubte ſie in einem Buſch ein Rauſchen zu vernehmen. Erſt hielt ſie es für den Wind, der ſich in der Ferne erhob; aber als ſie ſich wieder nach dem Geſtrüpp umkehrte, ſah ſie einen dunkeln Schatten, der ſich darin regte. Sie ſchrie laut auf und floh tiefer ins Moor; hinter ſich hörte ſie Fußtritte —

Sie wagte ſich noch einmal umzuſehen; Fritz, Fritz! rief ſie — keine Antwort. In der Ueberzeugung, Fritz könne ſie unmöglich in dieſer Angſt ſchweben laſſen, es müſſe ein anderes Geſchöpf ſein, das ſich an ihre Ferſen zu heften ſchien, ein Geſchöpf, welches doch gewiß ſprechen würde, wenn es gute Abſichten hätte, lief ſie, ſo ſchnell ihre Beine ſie tragen wollten, die entſetzlichſten Vorſtellungen kreuzten ſich in ihrem Gemüth; es fiel ihr ein, Fritz könne im Moor verſunken ſein und ſein Geiſt folge ihr — da ſtolperte ſie über eine Wurzel und ſtürzte zu Boden.

Der Schmerz des Falles verdrängte für den Augenblick die Angſt. Sie ward ruhiger; ſie ſah rings um ſich, ſie hörte nichts mehr, ſie ſah Niemand. Sie lag eine Weile da; unfähig ſich zu erheben, ſuchte ſie ſich mit den Augen in der Gegend zurecht zu finden. Die flachen Linien zogen ſich ſo gleichförmig neben einanderhin, daß es faſt unmöglich ſchien, die ſchwachen Unterſcheidungszeichen nicht zu verwechſeln, die ſich in ihrer Eintönigkeit ſo häufig wiederholten. Hier lag ein dunkler Streif Fichtenwald, in der Ferne ein kürzerer, ſeitwärts wieder ein paar; zwiſchendurch zogen ſich wellenförmige Anhöhen, die man nicht Hügel nennen konnte, nur Erhebungen des Erdreichs; dieſe verſchmolzen wieder mit andern, welche ſich nun erhoben oder ſanken, je nachdem man ſich ſtellte, und ſo ging es fort; in der Ferne ſchimmerten einige Lichter, aber kein Hundegebell verrieth die Nähe eines Dorfs. Muthlos ſah ſie noch das bedeutungsloſe Labyrinth an, als ein Schein ihr Auge rechts lockte. Hier lag ja doch ein Dorf ziemlich nah! Es flammten Lichter, zwei, drei. Mit Mühe raffte ſie ſich auf und ging der Richtung zu. Aber die Lichter zitterten, näherten ſich, eilten aus einander — gingen Menſchen mit Laternen hin und her? — Was geſchah in dem Dorf? Jetzt ward das eine der Lichter ſehr lang, und Lieschen meinte, es brenne dort an verſchiedenen Punkten. Doch das Licht bewegte ſich vorwärts, es ſchien ganz nah. Nun fing ſie an zu glauben, daß es Leute wären, die ihre Mutter ausgeſchickt, ſie zu ſuchen, und dieſer Gedanke gab ihr in ihrer verzweifelten Lage Troſt, wie unangenehm ihr auch ſein mußte, darin betroffen zu werden; ſie rief und ging auf die Lichter zu. Sie vernahm einen ſchwachen Gegenruf — noch einmal ertönte er, und Alles ward ſtill; die Lichter kamen immer näher.

Plötzlich ſchrie Lieschen laut auf. Eine ellenhohe Flamme zuckte nickend um einen Buſch, dann ſchlüpfte ſie wieder weg. Ach, dachte ſie, es ſind Irrlichter, Irrlichter! Jetzt bin ich ganz verloren! — Da hüpfte die Flamme wieder vor, und eine zweite kam hinterdrein; nun bewegten ſich beide neben einander, bald wackelten ſie auf einander zu, bald trennten ſie ſich; dann ſchienen ſie ſich wieder die Hände zu reichen, an einander zu lecken, eins zu werden, gleich darauf wankten ſie wieder zu zweien umher, und trotz all dieſer neckenden Nebenbewegungen näherten ſie ſich ihr mit reißender

Schnelligkeit. Erſt ſtand Lieschen wie in den Boden gewurzelt, dann riß ſie ſich los; aber ihre Bewegung ſchien die Flammen anzuziehen, ſie umzingelten ſie im Halbkreis, wie ein Opfer, das ihnen nicht entrinnen konnte, an deſſen vergeblichen Anſtrengungen ſie ſich weideten, bevor ſie ihnen ein Ende machten; ſie ſaßen ihr auf den Ferſen wie Furien; wenn ſie ſchneller lief, bewegten ſie ſich ſchneller, ſtand ſie erſchöpft ſtill, ſo ſtanden ſie auch und maßen ſie mit höhnenden Blicken; es war ihr unmöglich, ihnen nicht Menſchenverſtand und Abſicht zuzutrauen; die ferneren Lichter rührten ſich nicht, ſie ſchienen dieſe wie Häſcher ausgeſandt zu haben und den Erfolg ihrer Bemühungen zu erwarten. Eine Weile hielt Lieschen dieſe Jagd aus, die Angſt ſteigerte ihre Kräfte, endlich aber raubte ſie ſie ihr; ihr ward fürchterlich zu Muth, der Schweiß der Ohnmacht ſtand auf ihrer Stirn, mit einer letzten Anſtrengung rief ſie: Fritz, Hülfe, Hülfe! und ſank zuſammen.

Ihr war, als antworte etwas: Lieschen, Lieschen! aber ſie hielt es für eine Täuſchung ihrer ſchwindenden Sinne; es nebelte vor ihren Augen, in ihren Ohren brauſ'te es, ſie glaubte die Flammen in neckender Ferne zu ſehen, wie ſie ſie betrachteten, um bei der geringſten Bewegung wieder auf ſie zuzuſtürzen. Doch plötzlich hörte ſie ſich wirklich rufen, und eine dunkle Geſtalt machte ſich Bahn zu ihr. War das Fritzens Stimme? Iſt es kein Zauber? dachte ſie und hielt Alles für einen Traum. Sie bemühte ſich zu antworten;

Fritz! rief ſie mit aller ihrer Macht; aber ſie hörte ihre eigenen Laute ſchwach verhallen. Die Geſtalt ſah rings umher, dann eilte ſie auf ſie zu, ſie hatte ſie entdeckt. Lieschen zitterte. Wenn er es nicht war, was konnte der nächſte Augenblick bringen? Ein paar warme Arme umſchloſſen ſie; Lieschen, Lieschen! wie kömmſt du hierher? fragte Fritz, und ſein Mund überzeugte ſie von ſeiner Gegenwart, rief ſie ins Leben zurück. Ach, biſt du's? ſtammelte ſie, dich ſuchte ich! und ſank an ſeine Bruſt, in ſeinen Schooß. Er fühlte den kalten Schweiß auf ihrer Stirn und trocknete ihn mit ihrer Schürze; er rieb ihr die Schläfen, die Hände, und Lieschen kam völlig zu ſich. Ach, ſagte ſie, ihn betaſtend, du biſt's, biſt's wirklich! Aber wo ſind die Flammen? — Die verwünſchten Dinger haben mich auch irr geführt, ich renne nun ſchon eine Stunde im Moor herum und weiß nicht, wo ich bin — jetzt ſind ſie weg. — Lieschen blickte auf und freute ſich, die Beſtätigung von Fritzens Worten zu erkennen; die Flammen waren wirklich nicht mehr da, nur ganz in der Ferne hüpften noch ein paar kleine Lichtchen, zuckten auf und erblichen endlich ganz. Fürchte dich nicht, Lieschen, ſprach Fritz beruhigend, ſieh, das ſind nun ſo die Dinger im Moor! Ich bin drin geboren, und ſie heißen mich den Irrwiſchjungen, wie du weißt, aber weil man ſie ſo ſelten ſieht, erſchrecken ſie mich doch auch. Doch ſei ſtill, mein Herzchen, wir ſind nun einmal die Nacht hier zuſammen, nach Hauſe können wir nicht, wenn wir nicht verſinken wollen, weil wir vom Wege abgekommen ſind; ſo laß uns denn ruhig beiſammenbleiben, bis es Tag wird, und Gott danken, daß wir uns gefunden haben. Und weißt du, Lieschen, du wirſt doch vielleicht noch meine Frau! — Lieschen dachte an die geraubten Haare, an den Immeker und ſtieß Fritz von ſich. Einen Mörder heirathe ich niemals! rief ſie heftig. — Was ſagſt du da? ſtammelte Fritz betroffen. — Fritz, fuhr Lieschen fort, ich weiß Alles; aber, Fritz, wenn du mich lieb haſt, ſo laß von deinem abſcheulichen Vorhaben. Fritz, du warſt ſonſt ein guter Menſch, wenn du meinetwegen ſchlecht würdeſt, ich hielte es nicht aus, ich ſtürbe, und dann hätte ich auch im Grabe keine Ruh. Fritz, verſprich mir, daß du das nicht werden willſt, verſprich es mir — Fritz war verſtummt. Der Sinn Deſſen, was er hatte thun wollen, ſchien ihm jetzt erſt aufzugehen, er blickte wie in eine neue Welt. Ein ferner, ängſtlicher Schrei ſchreckte ihn aus ſeiner Erſtarrung, ſie fuhren auf und horchten. Der Schrei wiederholte ſich — Sie bringen Einen um! rief Fritz entſetzt; er dachte daran, daß Lieschen ihn ſo eben noch Mörder geſcholten. Sie hatte ſich feſt an ihn geklammert, der Schrei wiederholte ſich banger, durchdringender. Fritz ſprang auf die Füße — Da muß ich helfen! ſagte er; Lieschen hing ſich an ſeinen Arm. — Bleib, rief er, bleib wo du biſt, ich finde dich wieder. — Nein, nein, ſagte ſie, ich kann nicht zurückbleiben, ich muß mit dir gehen. Er faßte ihre Hand, ſie ſtürzten der Richtung zu. Wie ſie ſich näherten, vernahmen ſie das Geſchrei aufs Neue, jedoch wie erſtickt, ſie verdoppelten ihre Eile: Hülfe, Hülfe! erklang es wieder. — Herr Gott! rief Lieschen, es verſinkt einer im Moor; gieb Acht, Fritz, gieb Acht! — Lieschen, bleib da, gebot er, hier iſt's noch feſt — er wollte ſie von ſich ſchütteln, aber Lieschen ließ ſeinen Arm nicht los, und vorſichtig jede Stelle, auf die er den Fuß ſetzte, prüfend, ging Fritz weiter. Das Geſchrei ward wieder lauter, der Unglückliche ſchien Kräfte geſammelt zu haben, es war die Stimme eines Weibes oder Kindes. — Wer iſt da? rief Fritz laut. — Ach, helft mir, rettet mich! klang es näher und näher, Hülfe, Hülfe! — Was, rief Lieschen, das iſt ein Spuk, oder Mariechen, die da ſchreit. — Einige Schritte weiterhin entdeckten ſie einen Kopf, der die Arme ausſtreckte und mit ſchwacher Stimme ſchrie; die Beine waren verſunken. Sie ſprangen hinzu; wer iſt's? rief Fritz. — Ach, Fritz, Lieschen, Mariechen verſinkt, antwortete die Kleine, denn ſie war es, helft mir, helft! — Halt dich ſtille! ſagte Fritz, der überlegte, daß der Boden unter ihr wieder feſt ſein müſſe, weil ſie ſchon eine Weile ſo geſchrieen hatte, wir ziehen dich heraus; rühr' dich nicht! biſt du ſchon ſo lange drin, wie du ſchreiſt? — Ach, erſchrecklich lange, rief Mariechen; die abſcheulichen Dinger, die haben mich irre geführt! — Von unbezwinglicher Neugier getrieben, war das Kind der Schweſter nachgeſchlichen, und als es finſter ward, traute ſie ſich nicht mehr allein zurückzugehen; es war ihr alſo nichts Anderes übrig geblieben, als Lieschen's Schritten hartnäckig zu folgen. Um die Früchte ihrer Bemühungen zu ernten, that ſie es ſchweigend, aber als Lieschen fiel, verlor ſie ihre Spur; Rufen half nicht, ſo gerieth ſie aus Furcht vor den Lichtern in den Sumpf.

Fritz hatte das Erdreich mit ſeinem Stocke unterſucht und einen großen Föhrenzweig abgeriſſen, den er Mariechen hinhielt. Er war nur zu kurz und erreichte ſie nicht. Fritz wagte ſich auf dem ſchwammigen Boden weiter, Mariechen faßte den Zweig nun, aber ſeine Kräfte reichten nicht hin, ſie daran heraufzuziehen; er trat noch näher und ſtrengte ſich über die Maßen an, ſtemmte ſich mit aller Kraft auf den Boden; der Zweig knickte ein und die feſtere Decke unter ſeinen Füßen wich wie eine mürbe Eisſcholle, er brach durch und verſank. Laut ſchrie er auf, ſobald er es empfand, ein entſetztes Ha! wand ſich aus Lieschen's Bruſt, Mariechen, die alle Hoffnung mit dem Retter untergehen ſah, kreiſchte — es war eine Sekunde voll unbeſchreiblicher Angſt. Mit glühenden Augen folgte die Geliebte ſeinem allmähligen Verſchwinden, dann, wie man einen Zauber zerreißt, ſtürzte ſie auf ihn zu und wollte ihn halten, er machte noch eine abwehrende Bewegung mit den Armen — zurück! rief er — langſam verſank er bis über die Hüften, da blieb er ſtehen. — Unter mir iſt's wieder feſt! rief er. — Ach, Gott ſei gelobt, Gott ſei gelobt, ſtammelte Lieschen, o wenn's nur feſt bleibt!

Es ſchien wirklich feſt bleiben zu wollen; was war aber dabei zu thun? Beide, Fritz und Mariechen, ſteckten im Sumpf und konnten ſich nicht rühren, und wenn Lieschen einen Schritt that, war ſie gleichfalls verloren; ſie ſchlug vor, zu gehen und Hülfe zu ſuchen, aber ſie wußte ja nicht, wohin ſich wenden, ob rechts ob links, und wie war ſie ſicher, die Stelle wieder zu finden, wo jene wie verzaubert ſtanden, wer ſagte ihr, daß ſie nicht ſelbſt in Untiefen gerathe, eh' ſie Hülfe fände, eh' ſie aus dem Moor herauskäme? Nein, rief ſie, ich kann euch nicht verlaſſen; ach, und wenn ich bleibe, kann ich euch nicht helfen! Gott, Gott! flehte ſie und warf ſich auf die Kniee, hilf du uns, rette uns! Fritz hörte ſie laut beten, ſein Herz wurde ihm wie zermalmt, er ging in ſich. Ach, Lieschen, ſagte er, ich bin ein arger Sünder, und wenn ich hier ſterben ſollte im Moor, wo ich das Haar und das Gold mit dem Immeker vergraben wollte, hätte ich nur meinen gerechten Lohn; aber Gott rette dich, und er rette mich auch um deines Gebetes willen. — Und mich, warum ſoll er mich denn nicht retten? denkt doch auch an mich, rief Mariechen; Lieschen, bete doch auch für mich! — Bete du auch, erwiderte Lieschen, und Mariechen fing an, einen Vers aus dem Geſangbuche nach dem andern, und all ihre Konfirmationsſprüche, die ſie in der Kinderlehre gelernt, wie an der Schnur herzubeten, wobei die wunderlichſten Bruchſtücke und Zuſammenſetzungen vorkamen, wenn ihr Gedächtniß ihre Angſt im Stiche ließ. Ihre Rede glich dem vortrefflichen Erzeugniß norddeutſcher Wirthſchaftlichkeit, welches man eine Flickendecke nennt, das aber in der neueren Maſchinenzeit die darauf verwandte Mühe nicht mehr lohnt.

Lieschen betete, Fritz weinte, Mariechen murmelte, endlich entſtand eine Pauſe der Erſchöpfung, in der Alle ſchwiegen. Ich will rufen, ſagte Lieschen, als ſie wieder einige Kräfte geſammelt hatte, vielleicht hört's doch Jemand. Stehſt du noch feſt, Fritz? — Ja, erwiderte Fritz kaum vernehmbar. Lieschen ſchrie aus Leibeskräften: Halloh, halloh, Hülfe! — Fritz vereinte ſeine ſchwächer werdende Stimme mit der ihrigen, und Mariechen's gellender Trompetenton folgte. Dann waren Alle ſtill und horchten dem Erfolg. Nach einer Weile wiederholten ſie den Verſuch, nachdem Lieschen vorher empfohlen, ſich bei der Anſtrengung ſo wenig wie möglich zu rühren, damit ſie nicht tiefer ſänken. Aber Alles war vergebens, nur der Wiederhall tönte durch die Luft.

Wir werden wohl warten müſſen, bis es Tag wird, ſagte Lieschen troſtlos; wie wollt ihr das aushalten? Die Leidenden ſchwiegen. Plötzlich glaubten ſie das Bellen eines Hundes zu vernehmen, ein Dorf mußte näher ſein, als ſie gedacht. Das Bellen ſchwieg, aber nach einigen Minuten hörten ſie es wieder, und diesmal näher. Sollte ein Jäger — jetzt vernahmen ſie Geſang. Geſang, ein Ton der Wonne, und wäre es der rauhſte geweſen. Zwei Stimmen, eine männliche und eine weibliche, ließen das:

Guter Mond, du gehſt ſo ſtille
In den Abendwolken hin —

durch die Oede ſchallen. Das fromme, milde Lied, die menſchliche Nähe, Alles wirkte ſo gewaltſam, daß der beabſichtigte Hülfeſchrei in Fritzens Kehle ſtecken blieb und in ein Schluchzen überging. Aber Lieschen rief deſto lauter, und Mariechen überſtimmte ſie faſt noch. Man antwortete, und nun fand der fortgeſetzte Ruf und Gegenruf ſtatt, den Suchende ſich zuzuſchicken pflegen; dazwiſchen bellte der Hund. Jetzt erſchienen zwei Perſonen, voraus lief ein Mittelding von Pudel und Spitz und umkreiſ'te die armen Gefangenen. Ach, es iſt Fiedler's Schnappauf, rief Lieschen, das Thier erkennend, helft uns, ihr guten Leute, hier ſind zwei Menſchen im Moor verſunken. Sie eilte den Kommenden entgegen. Gertrud! rief ſie plötzlich und warf ſich dem Mädchen um den Hals, in dem ſie ihre liebſte Freundin erkannte; und dein Bruder! Wo kommt ihr her? — Von Bagenbruch, wo ich meine Baſe im Wochenbett gepflegt habe, wie du wohl weißt; mein Bruder hat mich heute geholt; aber wie kommſt du hierher, und wer iſt denn das? — Ach, es iſt Unterberg's Fritz und Mariechen, die iſt im Moor verſunken, er hat ſie herausziehen wollen und iſt ſelbſt zu Grunde gegangen; die Irrlichter haben uns getückt. — Heinrich, rief

Fritz, Ihr ſeid ja der beſte Torfbauer in der Gegend und kennt das Moor wie eure Hand, helft uns da heraus. — Das iſt die ſchwere Noth, ſagte Heinrich, ſich den Kopf kratzend, haben euch die Dinger da hinein gelockt? Was fangen wir an? Steht ihr feſt? — Schon eine Weile, erwiderte Fritz. — Nun, wartet, ſagte Heinrich — Ach, Heinrich, ſchrie Mariechen, wollt Ihr davon gehen und uns hier laſſen? — Ich muß wohl, rief Heinrich, wie kriegte ich euch ſonſt heraus? Ohne Bretter und Leitern geht's nicht, es iſt da zu tief und hinter euch noch ſchlimmer. Ich will nach Hauſe und meinen Knecht holen, und Werkzeuge, dann machen wir euch los. — Ach, geht doch nicht! wann kommt Ihr da wieder? rief Mariechen. — I, ſo geht doch, Kleines, es iſt ja hier nur eine halbe Stunde vom Dorf. — Ach, eine halbe Stunde iſt ſchrecklich lang, und zwei halbe Stunden ſind die Ewigkeit! — Ich laſſe euch den Hund und die Gertrud — mit dieſen Worten ging Heinrich davon. — Heinrich, bat Lieschen, Heinrich, macht ſchnell! — In einer Stunde! rief ihr Heinrich zurück.

Die Stunde dauerte ſehr lange, Mariechen fing an zu weinen, ſie klapperte mit den Zähnen vor Kälte und Näſſe, auch Fritz klagte, er ſei ganz ſteif, ſetzte aber immer hinzu: Ich habe es verdient. Dann weinte er über die Rettung, gelobte ein guter Menſch zu werden und betete, und dann empfand er das Schreckliche der Gegenwart wieder zu ſehr, um Raum in ſeinem

Herzen für die Reue zu finden; Lieschen tröſtete ſo gut ſie es vermochte, und die Freundin, die den Zuſammenhang der Sache in wenig Worten erfuhr, half mit. So ging die Stunde hin, wie alle Stunden hingehen, die langen wie die kurzen. Aber noch war Niemand zu hören und zu ſehen. Es dauerte wohl noch eine Viertelſtunde, da bellte Schnappauf. Gleich darauf vernahm man das Raſſeln eines Wagens. — Ach, es ſind andere Leute! rief Fritz. — Nein, erwiderte Gertrud, ich kenne das Geklapper, es iſt unſer Wagen, Heinrich hat anſpannen laſſen. — In einiger Entfernung hielt der Wagen, man hörte den ſchweren Tritt eines Menſchen. Es war Heinrich, mit Stangen und Stricken beladen. Stehn ſie noch feſt? rief er ſchon von weitem. Ja, aber macht nur! bat Lieschen. — Geh zu den Pferden, Gertrud, rief Heinrich, daß der Knecht mit der Leiter kommen kann, der Hund wird dich führen; Schnappauf, allons! — Der Hund lief mit Gertruden weg, immer voran; die Naſe zur Erde gekehrt, wie ein Spürhund, der im Felde ſucht, wußte er die ſichern Stellen zu ermitteln, und bald langte der Knecht mit Brettern und Leitern an, das Befreiungswerk zu beginnen.

Man machte den Anfang mit Fritz, vielleicht, weil er, als Mann, dem einfachen Sinn dieſer Leute die wichtigſte Perſon ſchien, vielleicht auch, weil ſeine Lage gefährlicher war und er tiefer darin ſteckte. Lieschen that keinen Einſpruch, aber Mariechen verſuchte durch fortgeſetztes Weinen und Wimmern Mitleid und Aufmerkſamkeit zu erregen, und in der That mochte ihr übel genug zu Muthe ſein. Ich kann nicht mehr ſtehen, die Beine werden mir ſo ſteif, ich falle um, klagte ſie; und Fritz ſelbſt ſagte: Helft doch dem Kinde!

Aber die Leitern waren nun einmal an ſeiner Seite befeſtigt, die Bretter über die Untiefe gelegt, auch konnte man wirklich nur durch ihn zu Mariechen dringen, Heinrich antwortete: Eins nach dem Andern! und fuhr fort, ſich um Fritz zu bemühen; mit unſäglicher Anſtrengung gelang es, ihn herauszuziehen, doch als er die Bretter betrat, konnte er nicht mehr ſtehen und wäre umgefallen, wenn ſeine beiden Befreier ſeine Schwäche nicht vorausgeſehen und ihn gehalten hätten; ſo halb geſchoben und halb gezogen, führten ſie ihn Lieschen zu; hier ſank er auf den Boden; ſie warf ſich neben ihn und ſuchte ihn durch Reiben zu erwärmen. Jetzt kam die Reihe an Mariechen, der leichter geholfen ward. Als ſie herausgezogen war, nahm Heinrich ſie auf die Schultern; von Lieschen geſtützt und vom Knechte geführt, erhob ſich Fritz: ſo erreichten die beiden Geretteten den Wagen, wo ſie ſich ins Stroh legten, dann gingen die Männer Bretter und Leitern zurückzuholen. Nachdem man dieſe unter dem Wagen feſtgebunden, fuhr man dem Dorfe zu, wo Alles in tiefen Schlaf begraben lag; nur eine Perſon wachte in namenloſer Angſt — Lieschen's Mutter. Sie hörte den Wagen, trat ans Fenſter und horchte; aber er hielt in der Ferne, und Alles ſchwieg wieder. Sie fiel in ihren Stuhl zurück.

Der Wagen hielt vor Heinrich's Wohnung; er nahm den erſtarrten Fritz bei ſich auf und bemühte ſich mit ſeiner Schweſter, ihn zu reinigen, dann legten ſie ihn in Heinrich's Bette. Indeſſen fuhr der Knecht im Dorfe weiter und brachte Mariechen und Lieschen vor das älterliche Haus. Die Mutter ſtürzte an die Thür. — Wer iſts? rief ſie, ſeid ihrs? Wo — das Wort erſtarb ihr auf den Lippen, denn Lieschen ſagte: Wir ſind's, Mutter, ſchweigt nur ſtill. Der Knecht half ihnen vom Wagen. — Gott, wie ſeht ihr aus, wo biſt du geweſen, Kind? fragte die Mutter das mit Schlamm überzogene Mariechen; dieſe konnte kaum auf den Beinen ſtehen, plötzlich aber fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf, ſie griff in den Buſen und ſagte vergnügt: Ach, ich habe meinen Thaler noch, den Fritz mir geſchenkt hat! — Fritz? rief die Mutter mißbilligend und verwundert. Gieb ihn dem Knecht, ſagte Lieschen. — Ei! — rief Mariechen, den Schatz wieder verſteckend. — Gieb ihn her, fuhr Lieschen heftig fort, hat der Mann dich nicht gerettet? Gieb ihn her, damit er ſchweigt, flüſterte ſie. Mariechen gab den Thaler ungern her, aber ſie dachte, es ſei eine Schande, im Moore gelegen zu haben; wie Fritz Irrwiſchjunge geheißen werde, könne man ſie im Dorfe Moormädchen nennen; und mit einem: Still, ſag du nichts, da haſt du einen blanken Thaler! drückte ſie dem Knechte das

Geld in die Hand, der fröhlich davonfuhr und Allen eine gute Nacht wünſchte.

Mutter, ſagte Lieschen, mach Mariechen rein, ſie iſt im Moor verſunken; Fritz hat ſie retten wollen und iſt auch verſunken; endlich iſt Heinrich mit Gertrud daher gekommen, die haben uns erlöſ't. Das Andere will ich dir nachher erzählen.

Die Mutter, eine kluge Frau, begriff, daß Hülfe hier nöthiger ſei, als Fragen, und wiewohl ſehr erſchrocken, ſchien ſie doch froh, ihren Liebling wiederzuſehen, froh, Lieschen wiederzuhaben, denn ſie war vor Angſt vergangen, wenn ſie an ihres Mannes Zurückkunft und an ſeinen Jähzorn dachte. Sie hatte bis jetzt geglaubt, Fritz ſei mit Lieschen davongegangen, nur Mariechen's Verſchwinden blieb ihr unerklärlich; wie tief ſie aber auch die Angſt empfunden, gewohnt, ſich zu bezwingen, hatte ſie den Vorfall verſchwiegen, in der Hoffnung, es könne ſich noch Alles zum Guten kehren. Bald war Mariechen gewaſchen und zu Bette gebracht, heißer Branntwein mit Waſſer ward ihr zu trinken gegeben, und wenige Minuten darauf ſchlief ſie ſo feſt, daß Niemand ſie hätte wecken können. Nun wandte ſich die Mutter zu Lieschen, die ſie mit einer Ohnmacht ringend fand. Ueberzeugt, daß ſie hier nicht daran denken könne, Erklärungen zu verlangen, half ſie ihr zu Bette, gab auch ihr von dem Arcanum zu trinken, und bald forderte die Natur ihre Rechte und Lieschen ſchlief ſo feſt wie Mariechen. Die Bäurin erinnerte ſich jetzt, daß ihre Hausthür offen geblieben, ſie eilte ſie zu verſchließen, warf ſich auf ihr Lager neben Mariechen und entſchlief, von Angſt und Sorge erſchöpft.

Lieschen erwachte erſt gegen Mittag. Sie fühlte ſich noch etwas matt, aber heiter, und ging die Treppe hinunter, nach der Mutter und Mariechen zu ſehen. Die Mutter ſaß an der Kleinen Seite und reichte ihr Kaffee; das Kind ſah fieberhaft erhitzt aus. Guten Morgen, Mutter, ſprach Lieschen; gieb mir ein wenig zu eſſen, ich bin ſehr hungrig und ſchwach. Die Mutter holte ihr den Kaffee, ſie brachte Butterbrod, etwas kaltes Fleiſch, und Lieschen ſtärkte ſich, dann ſetzte ſie ſich zu Mariechen und tröſtete das Kind, das abwechſelnd über Froſt und Hitze klagte. Trotz ihres Zuſtandes hatte Mariechen ſchon Manches verrathen, aber der Zuſammenhang ward der Mutter doch nicht deutlich. Mariechen ſchlief bald wieder ein, und nun ergänzte Lieschen, an ihrem Bette ſitzend, die Erzählung. Sie verſchwieg der Mutter nichts und bat ſie dringend, Fritzens und ihrer Aller wegen, Alles zu verheimlichen. Die Mutter verſprach's und gab auch Mariechen den entſchiedenen Befehl. Dieſe aber hätte ſich ſchon von ſelbſt gehütet, von ihrem Abenteuer zu reden. Doch werden Heinrich und Gertrud ſchweigen? fragte die Mutter, wird der Knecht es thun? — Sie haben's verſprochen, erwiderte Lieschen, aber ich will noch einmal hingehen und ſie darum bitten. Ihr Herz ergriff den Vorwand, Fritz zu ſehen. Mariechen war zu leidend und zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, darauf zu merken; der Mutter hatte ſie noch nicht geſagt, daß Fritz bei Heinrich aufgenommen worden. Lieschen ſchlich blaß und matt durchs Dorf, die Hoffnung, ihn zu ſehen, ſtützte ihre Schritte. Sie fand die Freunde beim Mittagstiſch vereint, Fritz ſaß zwiſchen Heinrich und Gertrud. In dieſem Augenblick ſchoß ein Gedanke durch Lieschen's Kopf, ein ſchmerzlicher Gedanke, aber ſie faßte ſich und trat näher. Gegen die Sitte der Bauern ſtanden Alle auf, umgaben ſie und fragten nach ihrem Befinden. Der Antheil that ihr wieder wohl, aber der Gedanke war doch da und wollte nicht weichen. Dann dachte ſie ſich, es ſei gut ſo. Sie dankte den Freunden noch einmal herzlich, erzählte von Mariechen's Befinden, von der Mutter Angſt, zuletzt trat ſie auf Fritz zu und reichte ihm die Hand. Beſchämt ſah er ſie an. Habt Ihr kein Fieber davon? fragte ſie; ſeid Ihr auch gewiß geſund? — Fritzen gab das „Ihr" einen Stich ins Herz, aber die Andern waren ja zugegen! Er antwortete, es fehle ihm nichts, und Heinrich verſicherte, daß er gut geſchlafen, daß er gefrühſtückt, nachdem er ihm reinliche Kleider aus ſeinem Hauſe geholt, daß ihm Gertrud geſtern Abend noch ein warmes Bier mit Branntwein gemacht — Ach, dachte Lieschen, ich kann ihm keins mehr machen! Die Thränen traten ihr in die Augen; ſie zu verbergen, fiel ſie Gertrud um den Hals, die ſie gerührt umarmte. Dann blickte ſie auf und ſagte ſanft zu Fritz: Lieber

Fritz, ich möchte Euch wohl noch einmal allein ſprechen! — Gertrud und Heinrich gingen ſogleich hinaus.

Schweigend ſtanden Beide einander eine Weile gegenüber, es war ein Zwang unter ihnen, den ſie früher nicht gekannt hatten; Fritz fühlte ſich Lieschen's unwürdig, Lieschen empfand heute deutlicher als je, daß ſie ihm entſagen müſſe, und ſie liebte ihn in ihrem Herzen doch noch ſo ſehr! Fritz brach die Pauſe zuerſt, er nahm ein Päckchen aus der Bruſt. Da ſind die Haare! ſagte er; das Goldſtück, das ich vom Bäcker eingewechſelt hatte und mit vergraben wollte, werfe ich in den Klingelbeutel, ſobald ich wieder zur Kirche gehe. Lieschen reichte ihm die Hand, ſie konnte nicht reden; Fritz ſah ſie an und brach in ein lautes Weinen aus, dann fiel er ihr um den Hals. Sie zog ſich nicht zurück, ihre Arme umſchlangen ihn, lange hielten ſie ſich umfaßt.

Lieschen befreite ſich zuerſt. Das war unſer letzter Kuß, Fritz, ſagte ſie, jetzt gehöre ich einem Andern, und verſprich mir, daß du mir nicht mehr im Wege ſein willſt. Fritz konnte nichts ſagen.

Sie zog ihn auf einen Stuhl und ſetzte ſich neben ihn. Fritz, ſagte ſie, du mußt mir noch einen Gefallen thun. — Alles in der Welt! erwiderte Fritz.

Sieh, Fritz, fuhr ſie fort, du biſt in deinem Hauſe ſo allein und haſt Niemand — Fritz weinte heftiger — da kommen dem Menſchen böſe Gedanken. Fritz, du mußt auch heirathen. — Heirathen! ſchrie Fritz auf.

— Ja, Fritz, verſprich mir das, und eine gute, verſtändige Frau. Sie iſt älter wie du, aber was thut das? Sie iſt auch verſtändiger und bringt dir ein Stück Geld mit, daß ihr bequem leben könnt, und wenn dir was fehlt und du krank biſt, ſo weiß ich doch, daß du eine gute Pflege haſt, und im Alter ſorgt ſie für dich an meiner Statt. — Ach! ſagte Fritz; er ſchlug die Augen nieder und ſchwieg, wohl fühlend, wo das hinauswollte.

Sieh, fuhr Lieschen fort, iſt Heinrich nicht ſehr gut? Wenn du ſo einen Bruder hätteſt! Und Gertrud auch? Haben ſie uns nicht gerettet? Und dich ſo gut gepflegt? Und iſt Gertrud nicht meine Freundin? Dann könnten wir uns noch recht oft ſehen, Fritz!

Ach, das wäre ſehr ſchön! rief Fritz weinend.

Nicht wahr, Fritz, du thuſt es? ſagte Lieschen. Sieh, dann werde ich ruhig ſein. Ich muß den Baumann ja doch heirathen.

Wenn ich dich nicht haben ſoll, iſt mir Alles einerlei! rief Fritz heftig.

Du verſprichſt mir's alſo, Fritz? fragte Lieschen. Wenn ich weiß, daß du ſolche Freunde im Dorfe haſt, werde ich ruhig ſein, wenn ich weggehen muß, und dann werden wir uns ſagen, Gott hat es nicht gewollt, und was Gott nicht will, wie kann der Menſch dagegen?

Fritz weinte und ſchwieg, aber er reichte ihr die Hand. Topp! ſagte ſie mit einer Haſtigkeit, als wollte auch ſie ein Weinen damit vertreiben, das ſie zu überwältigen drohte. Und wer weiß, Fritz, fuhr ſie lächelnd fort, konnten wir uns nicht heirathen, ob unſere Kinder nicht einmal Mann und Frau werden?

Fritz fuhr ſich über die Augen.

Das haſt du mir ſchon verſprochen, ſagte Lieschen, nun verſprich mir noch eins: daß wir an demſelben Tag Hochzeit machen; das wird mir ein Troſt ſein, und dann werden wir Beide zu gleicher Zeit wiſſen, daß für uns Alles aus iſt.

Sonderbar zu ſagen, aber dieſer ſeltſame Vorſchlag fand einen lebhaften Anklang in Fritzens Bruſt. Ach ja, mein Lieschen, rief er, das wollen wir, und wenn wir unglücklich ſein ſollen, ſo wollen wir's zuſammen in Einer Stunde werden!

Sie brach in Thränen aus. Fritz wollte ihr wieder um den Hals fallen, aber ſie wies ihn mit ſanfter Würde ab und ging. die Schürze vor den Augen, nach der Thür. Da ſtand ſie noch einmal ſtill, ſah ihn unter Thränen lächelnd an und war verſchwunden. Er blieb zurück wie im Traum.

Indeſſen kam die Wirkung der mannigfaltigen Gemüthsbewegungen und Strapazen nach, er verfiel in ein heftiges Fieber. Lieschen's Mutter, die Abends zu Gertrud ging, um ſich ſelbſt ihres Schweigens zu verſichern, kehrte über dieſen Punkt vollkommen beruhigt zurück, denn Heinrich hatte ihr geſagt, daß er ſeinem Knecht gedroht, ihn zu verabſchieden, ſobald ein Wort von der Sache verlaute, und dieſer, der ſeinen Brodherrn liebe, werde ſich's nicht zweimal ſagen laſſen; aber ſie brachte auch die Nachricht von Fritzens Uebelbefinden, und Lieschen erhielt die Erlaubniß, alle Morgen zu gehen und vor Gertrudens Hausthüre nachzufragen, was er mache; ſie verſprach, ihn nicht zu ſehen, und die Mutter war Fritzen geneigter, ſeit ſie erkannt, daß er um Mariechen's willen litt. Das Päckchen Haare von ihrem Bräutigam hatte Lieschen der Mutter gegeben, und, um Schaden zu verhüten, verbrannte es die kluge Frau noch am ſelbigen Tage auf dem Herd.

Nach drei Tagen kam Lieschen's Vater zurück, und nun mußte dieſe ihre Beſuche bei Gertrud einſtellen. Mariechen hatte ſich glücklicherweiſe ſchon wieder erholt; nur ein Huſten war ihr von jenem Ereigniß geblieben, der keiner Entſchuldigung bedurfte. Auch Fritz ſah ſeiner Geneſung entgegen, und nach vierzehn Tagen wanderte er mit den Andern über Feld zur Kirche. Als er an den Punkt kam, wo er ſich damals die Schnalle feſtgemacht, wandte er ſich ab. Die Blumen blühten nicht mehr um den Grenzſtein, der Wind pfiff über die Stoppeln — er hatte ſeine Hoffnung davongetragen.

Ein paar Tage darauf verbreitete ſich das unglaubliche Gerücht im Dorfe, der Cantor habe am letzten Sonntage ein Goldſtück von wunderlichem Gepräge im Klingelbeutel gefunden, es müſſe ein verkappter großer Herr unter den Zuhörern geweſen ſein. Lange noch that der Herr Pfarrer ſich viel auf dieſen Umſtand zu Gute, und als er einige Monate nachher in eine Stadt verſetzt ward, behauptete er, ein Prinz des regierenden Hauſes habe ihn damals gehört und den Beifall über ſein Rednertalent durch die reiche Gabe für die Armen an den Tag legen wollen, weßhalb denn auch ſeine Verſetzung zu einer größeren Heerde, von der man ſo lange vergeblich geſprochen, ſo plötzlich bewirkt worden.

Einige Zeit darauf aber erſcholl ein anderes Gerücht im Dorf, welches noch größeres Aufſehen machte. Fritz, hieß es, Unterberg's Fritz, Irrwiſch-Fritze, heirathe Fiedler's Gertrud, die ihn in ſeiner Krankheit, bei einem Stickfluß, der ihn in ihrem Hauſe überfallen, gepflegt, und die Hochzeit werde an Einem Tage mit Lieschen's Hochzeit ſein.

Dieſen Umſtand überlegte ſich der rothe Töffel mit ſeiner Braut, und er meinte, es ſei äußerſt bequem, ſich auch auf Martenstag trauen zu laſſen, weil drei Paare auf einmal zu trauen weniger koſte, als wenn ein einzelnes Paar getraut würde, da der Herr Paſtor doch nur eine Rede zu halten und den Segen nur einmal zu ſprechen brauche. Er theilte ſeine Gedanken dem Klaus Bartels mit, ſeinem Freunde, der zu Weihnachten des Tiſchlers Elſe heirathen ſollte, und Klaus und Elſe ſagten, wenn die Andern ſich auf Martenstag wohlfeil trauen ließen, ſo wären ſie doch wohl rechte

Narren, wenn ſie noch bis Weihnachten warten wollten, um es theuer zu bezahlen, und vier Paare, die auf einmal aus einem Dorfe zum Altar gingen, das brächte beſondern Segen. Daher begaben Beide, Klaus und Töffel, ſich zu Lieschen's Aeltern, wo ſie wußten, daß der Bäcker Baumann zu Tiſche ſei. Er hatte zum heutigen Sonntag ein Flaſche Wein mitgebracht, er war luſtig und guter Dinge und lachte über den Vorſchlag, dann überlegte auch er, daß es weniger koſte, und ſagte unbedingt: Ja! Mit der Einwilligung und ihrem klugen Gedanken wohl zufrieden, gingen Klaus und Töffel nach Jägerhof, wo der Paſtor der Filialkirche wohnte, und trafen ihre Einrichtungen.

Lieschen war eben in der Küche geweſen, eine Schüſſel anzurichten, als das Geſpräch ſtattgefunden, welches dazu geführt hatte; da ſie wieder in die Stube trat, erzählte ihr der künftige Gatte, wie prunkhaft ſie ihre Hochzeit feiern würden; es war ihr peinlich, daß Fremde die heilige Handlung mit ihr und ihrem Lieben theilen ſollten, aber ſie wußte es nun nicht mehr abzuwenden; ihr: „I, das iſt ja albern!“ belachte der Bräutigam, der Vater fand es ſelbſt albern, und ſo blieb es bei der einmal getroffenen Beſtimmung.

Martenstag erſchien, und ein Wagen voll geputzter Leute fuhr mit Tagesanbruch nach Jägerhof, denn der Herr Paſtor hatte gebeten, recht früh zur Trauung zu kommen, weil er ſpäter Abhaltung habe, und man ſah drei gute Stunden vor ſich. Die Geſellſchaft beſtand nur aus den Brautleuten, da der Wagen bei den ſchlechten Wegen ſonſt zu ſehr beladen worden wäre, auch konnte man ſich ja untereinander zu Zeugen dienen.

Man war anfangs ſehr munter, und Fritz und Lieschen bemühten ſich, nicht durch ihre Traurigkeit aufzufallen; Gertrud ſprach mehr als gewöhnlich, vielleicht, um dieſe den Uebrigen zu verbergen; endlich aber ſiegte ein Gefühl der Nüchternheit, des frühen Aufſtehens, der kalten Frühluft, man ward ſtiller. Fritz und Lieschen freute ſich des Schweigens, das ihren Gedanken freien Lauf ließ, der ſchützenden Dunkelheit, die ihre heimlichen Thränen verbarg; noch hatten ſie ſich nur gehört, und ſie fürchteten den Eindruck des Wiederſehens bei Tage und ſehnten ſich doch auch darnach, denn ſeit dem letzten Geſpräch bei Gertrud hatte ſie der Zufall nicht wieder zuſammengeführt. Schon eine Weile waren alle verſtummt, plötzlich hielt der Wagen, als theile er die allgemeine Pauſe.

Was giebt's? fragte der Bäcker, aus ſeiner Lethargie erwachend. Iſt doch nichts gebrochen? Der Fuhrmann antwortete nicht. Töffel wiederholte die Frage.

I ne, ſagte der Mann, den Kopf kratzend, gebrochen iſt juſt nichts.

Na, warum hält Er denn auf ebenem Wege?

Nun, meine Pferde ſtanden nur ein bischen ſtill.

Was Teufel, ſchläft der Kerl? fragte der Bäcker.

Wofür hält er uns? So bring ſie doch wieder in den Gang!

Wenn ich könnte, erwiderte der Fuhrmann.

Dummer Taps, wozu biſt du denn Kutſcher? rief der Bäcker.

Der Fuhrmann munterte ſeine Thiere durch einige Hiebe auf, ſie thaten einen Ruck am Wagen und ſtanden wieder.

Gotts Wetter, was iſt denn das? rief der Bäcker.

Ja, das weiß man ſo eigentlich nicht, erwiderte der Fuhrmann. Wir ſind vielleicht behext.

Hör' einmal, Kerl, wenn du geſoffen haſt — rief der Bäcker außer ſich —

Fluchen Sie nicht, ſchweigen Sie doch lieber ſtill und beten. Sehen Sie's denn nicht?

Der Bäcker bemerkte jetzt, daß die Pferde ſchnaubten und die Ohren ſpitzten. Was denn? fragte er.

Nun, was denn? Die vornehmen Leute aus den Städten wollen immer nicht dran glauben und ſagen, es wären Poſſen — da ſehen Sie's ſelbſt!

Aber was denn?

Herr Je, dort im Buſch!

Der Bäcker erhob ſich auf ſeinem Sitz, mit ihm die Andern. Unweit des Weges lief ein Wäldchen hin, deſſen Spitze in einiger Entfernung von ihnen ganz dicht herantrat und den Weg zu berühren ſchien. Gerade auf dieſer Spitze ſtand, gleich einer Schildwache, eine lange bläuliche Flamme.

Tauſend, ſagte Fritz, das iſt ja ein Irrwiſch!

So, fragte der Bäcker, das verdanken wir wohl Euch?

Fritz ärgerte ſich, aber er antwortete nicht. Fahr zu, ſagte er zum Kutſcher, es thut dir nichts.

Da fahre ein Andrer! erwiderte der Fuhrmann.

Du biſt ein Narr, rief Fritz, fahr zu!

Der Kerl hieb auf die Pferde, die ſich bäumten, ſchnaubten, ausſchlugen; die Weiber kreiſchten, die Männer fluchten, man verſuchte vergebens, die Thiere in den Gang zu bringen, und mußte nur froh ſein, als ſie endlich wieder ruhig ſtanden.

Die Flamme aber ſtand noch immer wie ein Soldat auf ſeinem Poſten. Ich will ſelbſt fahren! rief Fritz aufſtehend. Da bemerkte er, daß ſie eine leichte zuckende Bewegung nach rückwärts machte, und wie er ihr mit den Augen folgte, ſah er den Wald licht werden; es flimmerte in allen Büſchen, es ſpann ſich wie Goldfäden durch die Zweige, und plötzlich ſtanden drei Flammen an der Stelle der vorigen und hemmten den Weg. Klaus fluchte, Töffel ſchwieg, der Bäcker ſchimpfte, der Fuhrmann betete, die Weiber weinten, Fritz ſprang auf das Leitpferd, der Kutſcher ließ die Zügel fahren und nahm Jenes Platz im Wagen ein.

Fritz hieb auf die Thiere und es gelang ihm wirklich, ſie unter dem heftigſten Gewieher ein paar Schritte vorwärts zu treiben, aber ſo wie der Wagen ſich bewegte, bewegten ſich auch die drei Flammen und zitterten ihm entgegen. Kaum nahmen die Pferde dies wahr, ſo ſchwenkten ſie den Wagen auf dem dürren Raſengrund kurz um und liefen rückwärts. Glücklicherweiſe ertrug der Wagen die unerwartete Bewegung ohne umzufallen; in dieſem ängſtlichen Augenblick war Alles verſtummt, aber wie die Pferde wieder gradeaus liefen, fand Jeder ſeine Stimme wieder, und Alles ſchrie: Halt, halt auf, halt auf! Der Lärm machte jedoch die durchgehenden Thiere nur noch wilder, und ſie ſtanden erſt ſtill, als ſie einen Kreuzweg erreicht hatten, der von der jüngſt verlaſſenen Heimath nur eine halbe Stunde entfernt war. Hier verſchnauften ſie, blickten ſcheu nach allen Seiten und ſuchten ſich zu beruhigen. Auch die Geſellſchaft im Wagen kam jetzt wieder zu ſich, Fritz ſtieg ab und hielt die Thiere. Der Wald lag weit hinter ihnen, durch eine flache Anhöhe verborgen, die Flammen waren verſchwunden, und die Sonne kündigte ſich durch blaſſe Streifen im Oſten an.

Das war eine ſchöne Geſchichte, rief Fritz, ſobald er unten war; es hat doch Niemand Schaden gelitten? Sind Alle noch da? Iſt Keiner heruntergeflogen? — Jeder bewies ſeine Gegenwart durch ſeine Antwort; außer ein paar Püffen, die Klaus und der Bäcker ſich ertheilt, waren Alle unbeſchädigt geblieben. — Was fangen wir nun an? fragte Fritz. — Wenn wir über Hagen führen? meinte Gertrud, wir ſind ja auf dem Wege dahin; es iſt freilich faſt eine Stunde um, indeſſen immer beſſer, als den Hals noch einmal dran wagen.

Alle kamen überein, daß dieſer Rath der einzige ſei; der Umweg ward eingeſchlagen, man fuhr ruhig weiter und unterhielt ſich noch eine Stunde lang von der beſtandenen Gefahr; Jeder erzählte ſeine Empfindungen und ſeine Bemerkungen dabei, Jeder hatte das Abenteuer anders erblickt; Grete wollte überhaupt nur zwei Flammen geſehen haben, Töffel gar bloß eine, Elſe hatte hinter ſich lachen gehört, als die Pferde ſich gewendet, und meinte, es ſei alſo doch wahr, was ihr Vater ihr immer von den Irrlichtern erzählt — denn der Tiſchler war der weiſe Mann des Dorfs — daß ſie Geiſter böſer Leute wären, die man ins Moor gebannt hätte; ebenſo kämen auch alle Die dahin, die durch Hexerei oder Sympathie verunglückt wären. Fritz dachte an ſein Verſinken im Moor und ſchwieg, aber er faßte den Bäcker wie von Ungefähr an dem Arm und freute ſich, daß er noch Fleiſch und Bein ſei. Das gefürchtete Wiederſehen war in dieſer Verwirrung auch überſtanden, ſie wußten ſelbſt nicht wie, denn jetzt dämmerte es ſtark, die kühle Morgenluft erhob ſich, und der Tag brach an, ohne daß die Sonne ſich zeigte; ein röthlich gefärbter Wolkenſchleier überzog den Himmel, der ſich bald in das fahle Weißgrau eines trüben Herbſttags umwandelte. Im Vorüberfahren ſahen ſie ganz in der Ferne die verhängnißvolle Waldſpitze liegen, die in der Nüchternheit des Morgens als nichts Außerordentliches mehr erſchien, und faſt hätten ſie ihrer vergangenen Furcht gelacht, wenn nicht der Blick auf die ſchweißtriefenden Pferde, die noch von Zeit zu Zeit ſchwer aufathmeten, ihnen die Gewichtigkeit ihrer damaligen Befürchtungen bewieſen hätte. Manche Geſchichte von Irrlichtern und Geiſtertücke kam aufs Tapet und verkürzte die jetzt doppelt langwierige Fahrt. Doch hielt dieſer Stoff nicht bis ans Ende vor, und etwa eine Stunde weit von Jägerhof waren Alle wieder in Schweigen verſunken und erwarteten die Ankunft daſelbſt und die Vollendung ihres Geſchicks mit den verſchiedenartigſten Gefühlen.

Ein Trupp grün gekleideter junger Leute, die man in der Ferne durch die Felder ſchweifen ſah, unterbrach die Einförmigkeit der eingetretenen Pauſe. Was giebt's denn hier, daß die jungen Herren aus der Stadt uns heut über die Felder laufen? fragte Töffel. — Weißt du nicht, erwiderte Klaus, der Herzog hält in Jägerhof eine große Schweinsjagd, und alle Dörfer rund umher ſind dazu beſtellt. Der Herr Verwalter von Wieſenwerder iſt auch dabei. — Daß dich! ſagte Töffel.

Bald ſah man wirklich Haufen Landleute von verſchiedenen Seiten in der Richtung nach Jägerhof eilen. Man freute ſich, den Herzog vielleicht zu erblicken, wenigſtens etwas von dem Lärm und der Geſellſchaft zu ſehen, und Klaus bemerkte, daß doch der beſte Schütz in der Runde der Herr Paſtor von Jägerhof ſei, trotz ſeines ſchwarzen Rocks. Unter ſolchen Geſprächen kam man an den Wald, durch welchen das letzte Stück Weges nach Jägerhof führte. Leicht rollte der Wagen unter der rothgoldnen Pracht der ſchönen Hainbuchen auf dem feuchten, friſchgrünen Graſe dahin, das kein Unterholz verbarg; nur hier und da bedeckte es eine Blätterſtreu, die raſchelnd unter den Rädern wich, und, von dem Luftzug gelockt, ſäuſelte ein einſames Blättchen den abgeſchiedenen Gefährten nach. Ihm folgten mehrere, und bald zog ein tanzender Regen dieſer Blätter, vom Laubdach über ihnen herabrieſelnd, hinter dem Wagen her; er ſchreckte den Eber, der tiefer im Forſte unter der ſtarrenden Eiche nach der herabgefallenen Frucht ſuchte; die Geſellin erhob den Rüſſel aus dem Moor, in dem ſie ſchlürfte, ſah ihrem Gefährten nach und folgte ihm auf der ungeſchickt trabenden Flucht. Sieh, rief Töffel, da läuft ein Schwein — und dort wieder — da hinten iſt noch eins! — Na wart, ihr Schurken, ihr ſollt heut noch dran kommen, ihr Feldbiebe, ihr Saatenverwüſter, wart!

Plötzlich erſcholl ein Hifthorn, ihm antwortete ein anderes, und aus Furcht, in die Jagd zu gerathen, hieb der Fuhrmann auf die Thiere; raſch durchſchnitten ſie den Wald und fuhren in das Dorf ein. Vor der Schenke hielten ſie, Pferde und Wagen einzuſtellen, und während die Brautpaare ſich ſchnell nach der Pfarrwohnung aufmachten, erholten die armen Thiere ſich im Stalle von der beſtandenen Angſt; denn der Wirth hatte den Ankommenden ſogleich gemeldet, daß der Herr Pfarrer ſchon dreimal nach ihnen geſchickt hätte. — Als die Geſellſchaft ſich der Pfarrwohnung, die auf dem Kirchplatz lag, näherte, hörte ſie Kirchengeſang durch die Sabbathſtille ſchallen und wunderte ſich, die Kirche ſchon angegangen zu finden, da der Prediger verſprochen hatte, ſie noch vor dem Feſtgottesdienſt zu trauen. Sie ſchoben dieſe Verſäumniß auf Rechnung der Irrlichter und des dadurch verurſachten Aufenthalts und traten ziemlich verſtimmt — denn wenn ſie erſt nach der Kirche getraut wurden, kamen ſie zu ſpät zum Mittagstiſch nach Hauſe — bei der Frau Pfarrerin ein. Wir wollten uns melden, Frau Paſtorin, daß wir da wären, ſagte Klaus; wie wir jedoch hören, iſt die Kirche ſchon angegangen.

Freilich, erwiderte die Paſtorin; mein Mann hat dreimal ins Wirthshaus geſchickt, nachzufragen, aber da ihr ſchon um acht Uhr da ſein wolltet und es endlich zehn ſchlug, meinte er, ihr kämet nicht mehr, es wäre Eins oder das Andere krank geworden, oder ſonſt was vorgefallen. Da iſt er weggegangen.

Nun, bis in die Kirche iſt's nicht weit, ergänzte der Bäcker, und die Predigt kann doch auch ſo gar lange nicht währen.

Mein Mann iſt auf der Jagd, entgegnete die Paſtorin. Der Herr Herzog hat uns die Ehre erwieſen, ihn einzuladen, und da ein Vetter von mir heut hier zur Probe predigt, ſo ſtand dem nichts im Wege; denn wie konnte mein Mann vermuthen, daß Sie nun noch kommen würden?

J, das iſt ja ein ganz vertrackter Streich! rief der Bäcker; was ſoll denn daraus werden?

Ach, Grete, wie kommen wir nun zuſammen? fragte Töffel bedenklich.

Gegen Abend wird mein Mann wieder da ſein, erwiderte die Predigersfrau.

Nicht eher? rief der Bäcker verdrießlich.

Ich kann das nicht beſtimmen, der Herzog hat die Herren Jäger alle zum Frühſtück aufs Amt geladen.

Nun, ſo ein Frühſtück, das wird doch nicht bis zum Abend dauern.

Ei, die engliſchen Frühſtücke währen oft noch länger, und da es erſt nach der Jagd angeht —

Was fangen wir denn aber an, Frau Paſtorin? fragte Klaus.

Dazu kann ich nichts ſagen, antwortete die Predigersfrau; ich weiß nur, wann mein Mann wiederkömmt. Wollt ihr ſo lange warten —

Kann uns denn der Kandidat nicht trauen? fragte der Bäcker.

Wo denken Sie hin, Herr Baumann, der hat ja die Berechtigung nicht; zudem hat mein Mann die Papiere eingeſchloſſen.

Es hat uns bald den Hals gekoſtet, ſo weit zu kommen, rief Klaus, und nun ſoll's zu nichts helfen? Wir bleiben da, bis unſere Sache abgethan iſt.

Und dann die Fuhre — ſollen wir die noch einmal bezahlen?

Nach kurzer Berathung waren Alle dieſer Meinung. Man entſchloß ſich ins Wirthshaus zu gehen und dort Mittag zu machen; aber die Paſtorin, die den Bäcker ſehr unzufrieden ſah und ſich den wohlhabenden Mann nicht zum Feinde machen wollte, lud ihn und ſeine Braut zu Tiſche ein, wo der Herr Kandidat auch ſpeiſen würde. Baumann, der Ehre geſchmeichelt, nahm es an. Gertruden, die eine alte Bekannte der Paſtorin war — ſie hatte eine Zeitlang in der Stadt als Kammerjungfer gedient — flüſterte die Frau Pfarrerin zu, ſie habe bei Tiſch für Niemand mehr Platz, aber wenn ſie mit ihrem Bräutigam zum Kaffee zu ihr kommen wolle, werde es ſie freuen. So mußten denn nur Klaus und Töffel mit ihren Bräuten den bleibenden Aufenthalt im Wirthshaus nehmen, wo ſie ſich gegenſeitig ihre Noth klagten, daß der Aufwand, den ſie durch eine Quadrupelallianz zu mildern gedacht, ſich nun um den Betrag des Eſſens vermehre. Die reichen Leute haben immer weniger Ausgabe, als die geringen, ſagte Klaus, weil ihnen die Menſchen Alles entgegentragen, und es ſollte doch nach Recht und Billigkeit umgekehrt ſein. — Davon hat ja der Paſtor vor drei Wochen erſt gepredigt, antwortete Töffel; wer da hat, dem wird gegeben, ſagte er; das ſehe aber der Teufel ein, daß das recht iſt; ich konnt's ſchon damals nicht begreifen. — Nun ſiehſt du's aber doch ein, daß es ſo iſt, entgegnete Klaus, und brauchſt die Augen juſt nicht erſt drum aufzuſperren.

Fritz und Gertrud waren bei Tiſch ſehr ſtill und ſtörten ihre Klagen nicht, und als jene gegen Nachmittag ihren Groll in Branntwein zu erſäufen ſuchten, ſchlichen ſie ſich weg und gingen ins Pfarrhaus.

Hier trank man Kaffee aus zierlichen Schälchen und aß Hochzeitkuchen dazu, den die Frau Pfarrerin wegen der Probepredigt ihres Vetters gebacken hatte. Baumann war in lebhaftem Geſpräch mit dem künftigen Herrn Paſtor über Oekonomiegegenſtände, und um den Wuchs einer neuen Kartoffelart zu zeigen, ging die Paſtorin mit ihren Gäſten in den Garten. Hier ſchien die Sonne, die Mittags hinter Nebelwolken vorgedrungen, ſo freundlich, daß man ſich länger aufhielt, als man beabſichtigt hatte, und die wohlgepflegten Gemüſe und Blumen in Augenſchein nahm, wobei Gertrud ſich vorzüglich mit dem Bäcker unterhielt; als aber der Kandidat, über den hohen Zaun wegſehend, meldete, daß die Herren von der Jagd wiederkämen, ſtürzte Alles nach der Hausthür, um den Herzog zu erblicken. Fritz und Lieschen waren die wenigſt Eifrigen und blieben daher allein zurück, denn die Frau Pfarrerin eilte voraus, eine hindernde Thür aufzuſchließen. Die laufen, die ſind vergnügt, ſagte Fritz; ach! Lieschen, weißt du, was heute für ein Tag iſt? Mein Geburtstag; heute bin ich einundzwanzig Jahr alt geworden. Wer mir das vor einem Jahre um die Zeit geſagt hätte, daß ich heute ſo traurig ſein und das erleben ſollte! Meinen Geburtstag haſt du uns zum Hochzeitstag ausgeſucht. — Lieschen ſchwieg ergriffen. — Meinetwegen! fuhr Fritz fort; iſt mir's doch, als ob ich heute ſtürbe. Der Fritz wenigſtens, der dich lieb gehabt hat, der ſtirbt heute. — Lieschen nahm die Schürze vor die Augen, wiſchte und wiſchte und ging den Andern nach; Fritz blieb allein zurück.

Nach einer Weile kam der Kandidat, ihn zu einer zweiten Schale Kaffee zu holen. Fritz meinte, es ſei, ihn zur Trauung zu rufen; nun, ſagte er, iſt der Herr Paſtor fertig? — Ach, rief der Kandidat, das hat noch gute Wege, ſie ſind ja erſt aufs Amt frühſtücken gegangen! — Nun, meinetwegen, erwiderte Fritz, eine Stunde ſpäter, eine Stunde früher, es kömmt ja nichts darauf an! — Der Kandidat ſah ihn an, verwundert über den Ton, mit dem er die Worte ſprach, dann glaubte er ſich geirrt zu haben, weil er ihn nicht begreifen konnte, und ſagte: Ihr habt recht, der Mond geht ja auch vor Morgens zwei Uhr nicht unter.

Der Nachmittag verſtrich ſo peinlich, wie Fritz und Lieschen noch nie einer vergangen war. Er wagte ſie nicht mehr anzuſehen, ſie hielt ihn ſo fern von ſich wie möglich, aber der Bäcker, der ſeine ganze Luſtigkeit wiedergefunden, war ihr unerträglich, und ſie wußte nicht, wie ſie ihn heirathen ſollte; ſie freute ſich, daß Gertrud mit ihm lachte und ſcherzte und ihre Stelle einnahm, obgleich es ihr vorkam, als wenn Gertrud das nicht bloß aus Gefälligkeit thäte. Sie begriff ihren Einfall jetzt nicht mehr, mit Fritzen zuſammen Hochzeit zu machen, und fand es ſchwerer, als ſie es geglaubt hatte. Töffel und Klaus gingen ungeduldig vor der Kirche auf und ab; ihre Schritte ſchwankten ein wenig, vielleicht vor Müdigkeit; Elſe und Grete ſaßen ſchweigend auf der Bank vor der Kirchenthür.

So ſoll denn doch das Donnerwetter drein ſchlagen! ſchrie Klaus endlich —

Halt's Maul, rief Töffel, da kömmt ja der Herr Pfarrer eben. — Klaus hatte ihn in der Dämmerung und im Jägerrocke nicht erkannt. Nun, da ſeid ihr ja noch! rief der Prediger — Ja, und wir warten hier ſchon den ganzen Tag. — Die Andern auch? — Wir alle Achte! — Und ich habe auch zwei volle Stunden auf euch gewartet. — Die Irrlichter haben uns getückt, und die Pferde gingen durch, da mußten wir einen Umweg nehmen. — Die Irrlichter! Hört man einmal wieder von denen was? Es haben ſich lang keine gezeigt, und ich habe doch nie ſo ein Ding geſehen, ich gäbe was drum! Aber der Steuereinnehmer, der alte, mein' ich, es ſind nun einundzwanzig Jahr her — in dem Jahre waren ſie recht toll — nun, ich will nur geſchwind gehn und mich umziehn; der Küſter iſt doch parat? — Wir haben's ihm zu wiſſen gethan, er wird wohl Acht geben. —

Der Paſtor eilte in ſein Haus, begrüßte die Gäſte, lobte ſeine Frau, daß ſie Herrn Baumann nicht im

Wirthshaus gelaſſen, gab dem Bäcker die Hand, entſchuldigte ſich; ja, ja, Herrendienſt, lachte er, Wilddieberei für unſer eins — ſo was kömmt denn in die Quer, kömmt aber auch nicht alle Tage — und einmal iſt keinmal — beſſer ſpät als gar nicht — nun, Herr Baumann, ich hoffe, meine Frau hat Ihnen die Zeit nicht zu lang werden laſſen — ich will mich nur geſchwind ins Zeug werfen — und damit ging er in ſeine Kammer.

In wenig Minuten kam er angekleidet zurück und Lieschen zitterte, als ſie ſah, daß nun Ernſt werden ſollte und Alles zu Ende ging. Die Paare drängten ſich durch die Thür auf den Kirchplatz. Draußen zupfte der Kantor den Herrn Paſtor am Aermel — Herr Paſtor, ſagte er, ich ſollte wohl eigentlich die Lichter auf dem Altare anſtecken, aber die letzten ſind ganz heruntergebrannt, und die Botenfrau hat in der Fabrik keine bekommen, die beſtellte Sorte war eben ausgegangen — morgen kommen wieder welche, aber heute? — Wer konnte auch das erwarten! —

Liebe Frau! rief der Prediger ſeiner Gattin zu, die noch auf der Schwelle ſtand und den Hochzeitsleuten nachſah. — Sie näherte ſich. — Haſt du nicht noch die alten Wachsenden von neulich? — flüſterte er. — Die ſind ja zu Bettenwichſe eingeſchmolzen worden, wie du weißt — Nun, ſo laßt's gut ſein, ich kann noch ſehen, ich weiß Alles auswendig! Es iſt gut, Herr Kantor, ſagte der Paſtor, und ſetzte ſich nach der

Kirche zu in Bewegung, an deren Thür die Brautleute wartend ſtanden.

Es würde aber wirklich ſchon ziemlich finſter geweſen ſein, wäre der Mond nicht eben aufgegangen. In der Kirche merkte man nur nicht viel von ſeinem Schein; die Geſellſchaft war wie geblendet, konnte ſich im erſten Augenblick nicht zurechtfinden und ging auf das Chor zu, bis der Kantor ihnen den Weg zum Altare wies. Ein paar Schwalben, die hier gebaut, flogen ängſtlich auf, erſchrocken über die unerwartete ſpäte Störung; ſie ſchoſſen zu wiederholten malen ſo nah über den Köpfen der Brautleute hin, daß einige der Mädchen ſie für Fledermäuſe hielten, in Aufruhr geriethen und durch einander liefen; die Vögel fanden jedoch den bekannten Weg durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben, und der Kantor, der immer bei der Hand war, ordnete Alle wieder; die heilige Handlung begann.

Der Mond ſtieg allmählich höher und warf einen matten Glanz durch die Bogenfenſter, welcher die Feierlichkeit des Augenblicks erhöhte, ohne den Prediger in der Verwaltung ſeines Amtes zu begünſtigen; es war, als ſolle ſein Herrendienſt beſtraft und ſein Gedächtniß auf die Probe geſtellt werden, denn er mußte ganz aus dem Kopfe reden, indem der Platz vor dem Altar, trotz der Hellung der übrigen Kirche, durch den Schatten verdunkelt ward, welchen das Altarblatt warf. Dieſer lange finſtere Schatten in der Mitte der Kirche, der ſchwache Glanz rings umher, die tiefe Stille, die wenigen Zuhörer zu dieſer Stunde, der vor dem Altar fungirende Diener Gottes in der Amtskleidung, ſein einſam verhallendes Wort von oben, die ſchweigenden Geſtalten, die ſeine Weihe empfingen, alles Das vereinte ſich zu einem Eindruck von Heiligkeit und Unwiderruflichkeit, wie ihn dieſelbe Handlung ſchwerlich in dieſem Grade gezeigt haben würde, wäre ſie auf gewöhnliche Weiſe begangen worden. Hier war Alles dunkel, nur nicht die Herzen, die vor Gott lagen. Feierlich tönte das einſtimmige Ja der Männer durch den gewölbten Raum, die Frauen antworteten nur mit einem dumpfen Schluchzen, und aller Schürzen bedeckten das Geſicht.

Die ſilbernen Ringe wurden getauſcht, die Handlung war zu Ende, der Pfarrer begab ſich in die Sakriſtei, ſeinen Chorrock abzulegen, die Paare gingen Hand in Hand aus der Kirche. Vor der Kirchenthür begrüßte ſie der volle Glanz des Mondes, der freundlich auf ſie niederſah. Fritz war der Erſte, der hinaustrat, er ſehnte ſich nach der freien Luft und blickte mit feuchten Augen in das Geſtirn — plötzlich hörte er ſeine Begleiterin einen lauten Schrei ausſtoßen, er ſah ſie an — es war Lieschen!

Die Andern ſtanden noch und küßten in der Kirchenthür; wie ſie den Schrei vernahmen, traten ſie aus der Dunkelheit vor, in dieſem Augenblick aber entſtand ein allgemeines Ausrufen: Herr Jeſus Chriſtus — Was iſt denn das? — Um Gotteswillen —

Der Bäcker hatte Gertrud geküßt, Töffel hielt Elſen, und Klaus umarmte noch in der Finſterniß der Pforte die Grete. — Herr Jeſus, Grete, biſt du denn meine Frau? rief Klaus — Was, Grete, du haſt meinen Klaus geheirathet? — Und du den Töffel? — So ſchrie Alles durch einander.

Jetzt kam der Prediger mit feierlicher Geberde aus der Kirche; ihm folgte der Kantor, der ſie verſchloß. Die Beichtkinder wandten ſich alle auf einmal zu dem Seelſorger. Herr Paſtor, ſchrie Töffel, Sie haben da ſchöne Streiche gemacht, Sie haben uns falſch getraut! — Was ſind das für Reden? erwiderte der Paſtor zornig; ihr ſeid ſo richtig und nach der Ordnung verbunden, daß euch Niemand wieder auseinander bringen kann.

Ja, das iſt grade der Teufel! rief der Bäcker; getraut ſind wir wohl, aber wir ſind verkehrt kopulirt; ein Jeder hat die unrechte Frau!

Der Pfarrer ſah den Schulmeiſter an, der Schulmeiſter den Pfarrer, die Bauern wieder dieſen, Fritz küßte Lieschen's Hände.

Was ſoll denn aber daraus werden, Herr Paſtor? unterbrach der Bäcker die allgemeine Stille.

Das weiß Gott, ſagte der Pfarrer, es iſt ein unerhörter Fall!

Gilt's denn nicht wie wir's gemeint haben? fragte Töffel.

Gott allein kennt die Herzen, erwiderte der Pfarrer, nicht aber die menſchliche Gerechtigkeit —

Dann hat Gott bei uns recht geſehn, unterbrach ihn Fritz —

Ich muß darüber ans Konſiſtorium berichten, fuhr der Pfarrer, ohne auf ihn zu achten, fort; ihr müßt geſchieden werden, ihr guten Leute, und nachher muß ich euch noch einmal kopuliren — Ach, das wäre ja eine erſchreckliche Weitläufigkeit! rief Klaus. — Der Paſtor verwünſchte im Stillen das Vergnügen, welches ihm dieſen böſen Handel zugezogen hatte. Es iſt doch nicht anders, ſagte er. Der Bäcker ſchwieg.

Aber Fritz, der mit Lieschen geflüſtert hatte, trat jetzt vor. Herr Paſtor, ſagte er, wenn nun einer von uns ſich nicht ſcheiden laſſen will?

Wer wäre denn das? fragte der Pfarrer.

Ich! rief Fritz. Die iſt meine Frau, und Keiner kann ſie mir nehmen. Wir haben uns lange lieb gehabt, und ich habe den lieben Gott Tag und Nacht gebeten, er ſollte ſie mir zur Frau geben, denn die Aeltern wollten nicht; nun hat Gott es zu Stande gebracht, wir wiſſen ſelbſt nicht wie, und ich ſollte ſie mir wieder nehmen laſſen?

Das iſt ja eine kurioſe Sprache, rief der Bäcker; meine Braut!

Sie iſt nun meine Frau, erwiderte Fritz. Biſt du's nicht, Lieschen?

Ja, flüſterte Lieschen kaum hörbar.

Hört Ihr's, Herr Paſtor? fragte Fritz. Sie hat hier noch einmal ja geſagt.

Der Pfarrer ſtand und kaute an den Nägeln; jetzt kamen, von dem lauten Geſpräch gelockt, einige Leute herbei und ſtellten ſich umher; ſie horchten, ſie murmelten unter einander. Herr Paſtor, ſagte Klaus, das koſtet wohl noch ein hübſch Stück Geld, wenn man ſich ſcheiden laſſen will?

Freilich, ſagte der Pfarrer verdrießlich, umſonſt iſt der Tod.

Da haben wir's, rief Töffel. — Das iſt nun dein kluger Einfall, erwiderte Klaus. Erſt Geld fürs Trauen, dann fürs Scheiden und zuletzt wieder fürs Trauen. Hätte ich das gewußt, ich hätte Hochzeit zu Weihnachten gemacht, und nicht auf Martenstag! Sie wechſelten noch einige Worte unter einander, dann zogen ſie ſich mit ihren Weibern ein wenig zurück, während der Pfarrer dem Bäcker die Schritte erklärte, die ſtattfinden müßten, um das eben Gebundene wieder aufzulöſen. So werde ich berichten, ſchloß er, dann werdet ihr ſämmtlich vors Konſiſtorium citirt werden, wo ihr meine Ausſage alle in Perſon bekräftigen müßt —

Was, rief Klaus herüber, auch vors Konſiſtorium ſollten wir noch, wir ſollten noch nach H. darum reiſen?

Wer kann jetzt von Haus abkommen, wo die Kartoffeln noch alle in der Erde ſind? Nein, Herr Paſtor, das kann uns Keiner zumuthen; ich und Töffel, wir haben's ausgemacht, und Elſe und Grete, die ſind's auch ſo zufrieden, wie's jetzt iſt; wir behalten einander, wie wir uns angetraut worden ſind. — Iſt das wahr, Töffel? rief der erleichterte Prediger, iſt das wahr, Elſe? und Sie, Grete, Sie redet nicht? — Alle drei beſtätigten Klauſens Worte. — Was wird mein Vater aber ſagen? bemerkte Elſe. — Der hat nun nichts mehr einzuwenden, rief Töffel. Nun, Elſe, wer hätte das gedacht, daß ich dich noch kriegte, Tiſchlers Elſe! Nun können wir uns ſchöne Käſtchen machen laſſen, Elſe! —

Der Bäcker ſtand beſtürzt; Herr Paſtor, ſagte er, was iſt da zu thun? Der Pfarrer zuckte die Achſeln. Sie können ſich ſcheiden laſſen, Herr Baumann, erwiderte er; aber die alte Braut kann Ihnen Keiner wiedergeben, wenn die beiden Leute einig ſind, ſich zu behalten — er zeigte auf Fritz und Lieschen.

Lieschen, rief Fritz lachend, da wären wir ja doch vor den rechten Schmied gekommen, ohne daß wir drum nach Engelland zu gehen brauchten.

Die Andern überhörten den Einfall oder verſtanden ihn nicht, aber Lieschen lachte laut auf in innigſter Fröhlichkeit ihres Herzens. Der Bäcker ſah ſie betroffen an. Gut, ſagte er verletzt, gut, Herr Pfarrer, es mag dabei ſein Bewenden haben; ich will nicht, wer mich nicht will!

Er drehte den Rücken und wollte gehen, Gertrud ſtand verlaſſen. Lieschen trat ihm in den Weg. Lieber Herr Baumann, ſagte ſie ſanft, Gott hat Ihnen eine gute Frau gegeben, eine beſſere, als Sie verlieren; ſoll ich ſie nicht bitten, daß ſie mit Ihnen geht? — Gertrud traten die Thränen in die Augen, ſie ſchlug ſie nieder, es zu verbergen, Baumann ſtand wie angewurzelt, er ſchämte ſich ſeiner Rohheit; Lieschen wartete nicht auf ſeine Antwort, ſie nahm ſeine Hand und zog ihn zu Gertrud. Gertrud, fragte ſie, willſt du geſchieden ſein? Gertrud ſchwieg.

Baumann's Galle fing an zu weichen, er dachte an den Hergang des Tages, an Gertrudens Liebenswürdigkeit; er ſah ſie erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen daſtehen, und plötzlich verwandelte ſich ſein Aerger in eine ausſchweifende Luſtigkeit. Gertrud, ſagte er, meine liebe Frau, ich glaube, der Himmel hat Alles wohl gemacht! Er breitete die Arme aus.

Gertrud blickte zu ihm auf, ſie wollte ſchelmiſch ausſehen, wie heute Nachmittags, aber die Thränen, die ſie unterdrückt, drangen gewaltſam aus ihren Augen und rannen über ihre Wangen. Juchhei! rief der Bäcker und warf ſeinen Hut in die Luſt, dann fiel er ſeiner Frau um den Hals, die ihn gewähren ließ.

Hand in Hand gingen die Paare dem Wagen zu, der ihrer vor dem Wirthshaus harrte. Der Pfarrer aber kehrte zu ſeiner Frau zurück und ſagte, ſich aufs Kanapee werfend: Das war ein heißer Tag, das war ein heißer Tag! Gott ſei Dank, daß Alles vorbei iſt. Gebt mir ein Glas Bier, ich verſchmachte vor Durſt!

Nachdem er getrunken hatte, erzählte er ſeiner nichts ahnenden Frau den Hergang. Sie konnte ihn kaum glauben, und der Kandidat ſagte einmal über das andere, eine ſo wunderbare Geſchichte ſei ihm in ſeinem ganzen Leben nicht vorgekommen. Darauf kam man auf allerlei Anekdoten aus dem Wirken der Amtsbrüder, der Prediger machte ſich's bequem, zog Schlafrock und Pantoffeln an, und einige Pfeifen ſtellten die Gemüthsruhe völlig wieder her. Man ſprach von der Probepredigt, von der Jagd, von des Herzogs gnädigem Wort, zuletzt wurde der Schulmeiſter zu einer Partie Tarok geholt und der Sonntag mit einem Abendeſſen von Eierkuchen und friſchem Kartoffelſalat beſchloſſen. Die ausgeſtandene, aber vorübergegangene Noth erhöhte die allgemeine Fröhlichkeit.

In nicht geringerer, aber nicht in ſo geſprächiger Fröhlichkeit fuhren unſere Reiſenden der Heimath zu; nur ein Umſtand ſtörte ihre innere Zufriedenheit — (denn Klaus, Töffel, Grete und Elſe hatten ſich friedlich in ihr Geſchick ergeben, die Ausſteuern waren ſo ziemlich gleich, und alle viere jung und geſund) —: der Gedanke, was die Hinterbliebenen zu dem Ereigniß ſagen würden, und Alle gelobten ſich, gegenſeitig ihre Unſchuld daran zu bezeugen. Die Irrlichter wurden darüber vergeſſen, nur der Fuhrmann gedachte ihrer und ſchlug den Umweg ein, auf welchem er aber kaum eine Viertelſtunde zurückgelegt, als er ſich gezwungen ſah, umzukehren und die gewöhnliche Straße zu fahren; trotz des Sonntags hatte man auf dem Wege einen Graben aufgeworfen, der das Hinüberfahren verbot, weil der Weg am andern Morgen an mehreren Stellen gebeſſert werden ſollte, wozu ein Dorf aufgeboten war. Wie der Fuhrman fluchend umkehrte, erinnerten ſich die Ehepaare zwar der gefährlichen Waldecke, aber da ſie nun wirklich erſchien, hatten ſie ſie wieder vergeſſen. Der Bäcker pfiff ein Liedchen, indem er Gertrud umſchlungen hielt, Klaus und Töffel ſchliefen, Grete nickte, Elſe dachte an die ſeltſame Veränderung ihres Schickſals, Fritz hatte Lieschen's Hand in der ſeinen und ſaß mit ihr am vordern Ende des Wagens. Er allein erinnerte ſich der Lichter und ſchaute nach dem Buſch, Lieschen war in Träume verſunken und ſah mechaniſch die Räder rollen und die Pferde vorwärtsgehen; das Pferd, das der Waldecke am nächſten ſtand, ſchnaubte. Da, da! rief Fritz; eben bogen ſie um den Buſch. Lieschen ſah hin, eine lange blaue Flamme ſtand vor dem Buſch, als warte ſie hier auf Jemand. Da ſie vorüberkamen, duckte ſie ſich klein und kleiner, gleichſam als mache ſie ihr Kompliment, dann verſchwand ſie. Lieschen ſchrie auf.

Was giebt's? rief der Fuhrmann. Macht mir die Pferde nicht ſcheu, das iſt ja die verwetterte Waldecke.

Habt Ihr nichts geſehn? fragte Fritz.

Es war ja nichts da.

Die Flamme im Buſch!

Flamme! Was Flammen! Ich habe die ganze Zeit die Augen drauf gehabt, diesmal ſind keine Dinger da, was wahr iſt, muß man ſagen; Ihr wollt mich foppen; ſeht doch, die Pferde gehen ja vorbei wie nichts.

Die Pferde fuhren in raſchem Trabe vorüber.

Ich habe ſie aber doch geſehen! rief Fritz. Ich auch, betheuerte Lieschen.

Ich nicht, ſagte Töffel, der unterdeſſen aufgewacht war. Ich auch nicht, ſetzte Klaus hinzu.

Weil ihr ſchlieft, erwiderte Fritz.

Wir hätten geſchlafen? ſagte Töffel; ſchlief ich, Grete? Da fragt Elſen, erwiderte dieſe, ich weiß nicht! — Klaus lachte. — Na, hört ihr, ſagte der Bäcker, nun keine Verwechſelung mehr! Ihr werdet euch geirrt haben, ich ſah auch nichts und pfiff noch eben; von mir wird doch kein Menſch behaupten wollen, daß ich ſchlief! — Fritz ſchwieg, er dachte ſich das Seine, und Liesſchen drückte ihm die Hand.

Sie langten an, man ſtieg bei Liesſchen's Vater aus, wo Baumann ſeine Sachen gelaſſen; Töffel und Klaus mußten doch vorbei. Kommt ihr endlich? rief die Mutter, die ſie an der Thür empfing; warum ſeid ihr nur ſo erſchrecklich lange geblieben?

Nun ſprachen alle auf einmal, es ihr zu erklären, und ſie ſprachen noch, als ſie in die Stube traten, wo Mariechen und der Vater das Ehepaar erwarteten. Lieschen's Aeltern begriffen weder, was dieſe alle wollten, noch was ſie ſagten; plötzlich aber ging es wie ein Blitz über der Mutter Geſicht, und Mariechen fing an zu lachen wie eine Närrin. — Was, Irrwiſch-Fritze, ſagte ſie, haben wir dich nun doch noch am Ende? — J, über die dummen Dinger, die ſind an Allem ſchuld! —

Ein heftiges Stampfen mit dem Fuß durchſchnitt ihre Rede, ihm folgte ein Gepolter. Der Tiſch, auf den Lieschen's Vater ſich mit der Hand gelehnt hatte, lag in Trümmern auf der Erde.

Der Vater ſah den fallenden Gegenſtänden mit rollenden Augen nach, einige Gläſer, die auf dem Tiſch geſtanden, klirrten noch im Wehelaut unter den Bruchſtücken auf dem Boden. Alles ſchwieg, auch Mariechen's Lachen war verſtummt.

Der Bauer brach die Pauſe zuerſt, er ſah auf, dann wandte er ſich um. — Was Gott thut, das iſt wohlgethan, ſagte er mit brechender Stimme und wankte ſeiner Kammer zu.

Alle hatten ihm erfurchtsvoll Platz gemacht, Lieschen und Baumann wollten nachgehen, aber die Mutter verbot es und bat, ihn ſich ſelbſt zu überlaſſen, wenn er allein ſein wolle; ſie kenne ihn. Die Freude der Angekommenen erhielt eine bange Dämpfung durch dies Ereigniß; ſchweigend zog man ſich zurück.

Am andern Morgen erſchien Lieschen's Vater ſcheinbar heiter wieder, doch blieb er noch lange nachher ſehr blaß; aber er hing ſeitdem mit früher nie gekannter Zärtlichkeit an Lieschen; es war, als wolle er ihr die Heilung von einem furchtbaren Gebrechen danken, denn nie kehrte ſein früherer Jähzorn oder auch nur ein Zeichen deſſelben zurück.

Auch an Fritz gewöhnte er ſich bald, und die Legende behauptet, daß er ihn nach einiger Zeit wie ſeinen leiblichen Sohn gehalten, daß er ein glückliches Alter erreicht, fröhlicher als ſeine Jugend, und daß kein Menſch auf der Hochzeit von Irrwiſch-Fritzens älteſtem Jungen mit Baumann's ſchöner Lieſe luſtiger getanzt habe, als der alte Großvater.

# Phantaſieen im Bremer Rathskeller.

Ein Herbſtgeſchenk
für Freunde des Weines
von
**Wilhelm Hauff.**

Stuttgart, Brodhag 1827. — Sämmtliche Werke. 13. ſtereot.
Geſammtausgabe. Stuttgart, Rieger'ſche Verlagshandlung,
1869.

Wilhelm Hauff, geboren am 29. November 1802 zu Stuttgart, wurde nach dem frühen Tode des Vaters bei dem Großvater in Tübingen erzogen, kam in die Kloſterſchule zu Blaubeuern und ſtudirte in Tübingen Theologie. Nach einer Reiſe durch Frankreich, die Niederlande und Norddeutſchland übernahm er im Januar 1827 die Redaction des Morgenblattes, ſtarb aber ſchon am 18. November deſſelben Jahres.

Ein Erzählertalent von einer Fülle und Friſche, wie vor ihm keines in Deutſchland erſchienen, hatte ſich in den wenigen Jahren ſeines dichteriſchen Schaffens ſchon ſo reich entfaltet, daß die von G. Schwab mit dem Leben des Dichters herausgegebenen „Sämmtlichen Werke“ in der erſten Auflage 36 Sedezbändchen umfaßten. Und es ſcheint, ſobald ſeine Phantaſie ſich zu regen begann, die Gabe, das Erfundene darzuſtellen, als etwas Fertiges, Selbſtverſtändliches hinzugekommen zu ſein. Wenigſtens ſind ſeine Märchen aus dem „Märchenalmanach auf das Jahr 1826“ mit ſo leichter Feder hingeſchrieben, wie das Späteſte, was wir von ihm beſitzen. Die Kunſt zu erzählen war ihm ſo angeboren, wie gewiſſen Küſtenbewohnern das Schwimmen. Und da eine liebenswürdige Natur auch ſeine Erfindungen mit Anmuth und wechſelndem Reiz ausſtattete, iſt es begreiflich, daß Hauff's hiſtoriſcher Roman „Lichtenſtein“ (Stuttgart 1826), ein Walter Scott'ſcher Nachſchößling aus ſchwäbiſchem Grund und Boden, daß ferner ſeine „Mittheilungen aus den Memoiren des Satans“ (1827) und ſeine nach dem Tode herausgegebenen „Novellen“ (1828, 3 Bände) noch heute überall beliebt und eines dauernden Rufes ſicher ſind, welchen frei- ſeine unvergänglichen Märchen wohl noch überdauern werden. Ob ein längeres Leben, das den Schöpfungen des Dichters eine größere Tiefe zu geben pflegt, dem Talent Wilhelm Hauff's nicht vielleicht ſeinen eigenthümlichſten Charakter, den einer ſinnig-phantaſtiſchen Harmloſigkeit, abgeſtreift hätte, iſt eine jener eben ſo wohlaufzuwerfenden wie müßigen Fragen. Den Herausgebern des „Novellenſchatzes" drängte ſie ſich aber nahe genug auf, als ſie von dieſem trefflichen Novelliſten doch keine eigentliche Novelle als das Meiſter- und Muſterſtück erwählen konnten, ſondern die mit Recht berühmten „Phantaſieen im Bremer Rathskeller" (Stuttgart 1827; mit Illuſtrationen Bremen 1849) für diejenige ſeiner Schöpfungen erkennen mußten, in welcher Geiſt und Natur des Dichters ſich am glänzendſten offenbart haben. Der Zug zum Märchen, der ſprudelnde Humor und die Kraft der Darſtellung, die ſeltſamer Weiſe bei Hauff an ſinnlicher Schärfe zunimmt, je mehr die Erfindung den Boden der Wirklichkeit verläßt, finden ſich in dieſem klaſſiſchen Capriccio ſo glücklich vereinigt, daß es überall mitgenannt werden muß, wo von deutſcher Erzählungskunſt die Rede iſt. Durch Aufnahme deſſelben in unſern „Novellenſchatz" fürchten wir auch nicht, die dieſer Gattung geſteckte Grenze ungebührlich zu überſchreiten. Haben wir bei der „Neuen Meluſine" gefunden, daß ſie durch ihre Rahmenerzählung — die allerdings etwas ausgeführter zu ſein verdiente — zur Novelle geſtempelt wird, ſo ſcheint uns dies bei den phantaſtiſchen Gebilden des Bremer Rathskellers nicht weniger der Fall zu ſein. Ja während man in der Novelle „Irrwiſch-Fritze" beinahe Gefahr läuft, von den Irrlichtern ein wenig „getückt" zu werden, ſteht man mit den viel wunderbareren Geſtalten des Rathskellers auf „durchaus natürlichem Boden", indem der Dichter im ſtets gegenwärtigen Rahmen mit der anmuthigſten Ironie gegen ſich ſelbſt die Geburtsſtätte dieſer Geiſter durchſichtig andeutet. Freilich iſt es nicht die gemeine Wirkung des Weines, es iſt „des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn rollend", das dieſe Geſchichte hervorrief, in welcher ein inneres Erlebniß eines reichbegabten Menſchenkindes lebendig an uns vorübergeht.

Mit dem Menſchen iſt nicht auszukommen! ſagten ſie, als ſie in meinem Gaſthof die Treppe hinabſtiegen, und ich konnte es noch deutlich hören. Jetzt will er wieder ſchlafen von neun Uhr an und leben wie ein Murmelthier; wer hätte das gedacht vor vier Jahren!

Sie hatten nicht Unrecht, die Freunde, daß ſie mich in Unmuth verließen. Gab es ja doch heute Abend eines der glänzendſten muſikaliſchen, tanzenden und deklamirenden Butterbrode in der Stadt, und hatten ſie ſich nicht alle mögliche Mühe gegeben, mir, dem Landfremden, einen angenehmen Abend dort zu verſchaffen? Aber es war wahrhaftig unmöglich, ich konnte nicht gehen. Warum ſollte ich einen tanzenden Thee beſuchen, wo *ſie* nicht tanzte, warum ein ſingendes Butterbrod, wo ich (ich wußte es zum voraus) hätte ſingen müſſen, ohne von ihr gehört zu werden; warum einen trauten Kreis von Freunden durch Trübſinn und finſteres Weſen ſtören, das ich nun heute nicht verbannen konnte? O Gott! ich wollte ja lieber, daß ſie mir auf der Treppe einige Sekunden fluchten, als daß ſie ſich von neun Uhr bis ein Uhr langweilten, wenn ſie nur mit meinem Körper ſich unterhielten und bei der Seele umſonſt anfragten, die einige Straßen weiter auf Unſerer lieben Frauen Kirchhof nachtwandelte.

Aber das that mir wehe, daß mich die guten Geſellen für ein Murmelthier hielten und dem Drang nach Schlaf zuſchrieben, was aus Freude am Wachen geſchah. O nur du, ehrlicher Hermann, wußteſt es mehr zu würdigen! Hörte ich denn nicht, wie du unten auf dem Domhof ſagteſt: Schlaf iſt es nicht, denn ſeine Augen leuchten. Aber entweder hat er wieder zu viel oder zu wenig Wein getrunken, das heißt, er trinkt noch welchen und — alleine.

Wer verlieh dir denn dieſe prophetiſche Kraft? oder konnteſt du ahnen, daß meine Augen wacker waren, weil ſie heute Nacht alten Rheinwein ſchauen ſollten? konnteſt du wiſſen, daß ich gerade heute von dem Patent und Erlaubnißſchein, vom Rathe auf meine Perſon ausgeſtellt, Gebrauch machen werde, um die Roſe und eure zwölf Apoſtel zu begrüßen? Und überdies, war denn heute nicht mein Schalttag?

Meines Erachtens iſt es keine üble Gewohnheit, die ich von meinem Großvater angenommen, nämlich hie und da Einſchnitte zu machen in den Baum des Jahres und ſinnend dabei zu verweilen. Wenn der Menſch nur Neujahr und Oſtern, nur Chriſtfeſt oder Pfingſten feiert, ſo kommen ihm endlich dieſe Ruhepunkte in der Geſchichte ſeines Lebens ſo alltäglich vor, daß er darüber hinweg gleitet ohne Erinnerung. Und doch iſt es gut, wenn die Seele, ſonſt immer nach außen gerichtet, auch einmal auf ein paar Stunden einkehrt im eigenen Gaſthof ihrer Bruſt, ſich bewirthet an der langen Table d'hote der Erinnerung und nachher gewiſſenhaft die Rechnung ad notam ſchreibt, wie Frau Hurtig dem Ritter. Der Großvater nannte ſolche Tage ſeine Schalttage; nicht daß er etwa ein Banket veranſtaltete mit ſeinen Freunden, oder den Tag luſtig und in Freuden lebte, in Saus und Braus; nein, er kehrte ein bei ſich, und ſeine Seele ſchmauſ'te in der Kammer, die ſie ſeit fünfundſiebenzig Jahren kannte. Noch jetzt, da er längſt im kühlen Friedhof ruht, noch jetzt kann ich es ſeinem holländiſchen Horaz anſehen, welche Stellen er an ſolchen Tagen geleſen; noch jetzt, als wäre es geſtern geſchehen, ſehe ich ſein großes blaues Auge ſinnend auf den vergelbten Blättern ſeines Stammbuches weilen; und wie deutlich ſehe ich, wie dieſes Auge nach und nach ſich füllt, wie eine Thräne in den grauen Wimpern zittert, wie der gebietende Mund ſich zuſammenpreßt, wie der alte Herr langſam und zögernd die Feder ergreift und „einem ſeiner Brüder, der geſchieden“, das ſchwarze Kreuz unter den Namen malt.

Der Herr hält ſeinen Schalttag, pflegten die Diener uns zuzuwiſpern, wenn wir Enkel laut und fröhlich wie gewöhnlich die Treppe hinanſtürmten; der Großvater hält ſeinen Schalttag, flüſterten wir uns zu und glaubten nicht anders, als er beſchere ſich ſelbſt den heiligen Chriſt, weil er ja doch niemand habe, der ihm den Chriſtbaum anzünde. Und war es nicht ſo, wie wir in kindiſcher Einfalt glaubten? Zündete er nicht den Chriſtbaum ſeiner Erinnerung an, flammten nicht tauſend flimmernde Kerzen auf, die Lieblingsſtunden eines langen Lebens, und ſchien er nicht, wenn er am Abend des Schalttags ſtill und ruhig im Seſſel ſaß, ſich kindlich zu freuen an den Gaben der Vergangenheit?

Es war ſein Schalttag wieder eingetreten, als ſie ihn hinaustrugen. Ich mußte weinen, als ich dachte, daß der alte Mann ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder in die freie Luft komme. Sie führten ihn den Weg, auf dem ich ſo oft an ſeiner Seite gegangen war. Aber nicht lange, ſo beugten ſie über die ſchwarze Brücke und legten ihn tief in die Erde. Nun hält er ſeinen rechten Schalttag, dachte ich, aber wundern ſoll es mich doch, wie der alte Herr wieder da herauf kommen will, denn ſie haben doch viele Steine und Raſen auf ihn hinab geworfen. — Er kam nicht wieder. Aber ſein Bild blieb in meinem Gedächtniß, und als ich herangewachſen war, gehörte es zu meinen liebſten Beſchäftigungen, ſeine feine offene Stirne, das klare Auge, den gebietenden und doch ſo freundlichen Mund mir vorzumalen. Mit ſeinem Bilde ſtiegen tauſend Erinnerungen auf, und ſeine Schalttage waren mir die Lieblingsſtücke in der langen Bildergallerie.

Und iſt denn heute nicht der erſte September, den auch ich mir zum Schalttag erwählte? Und ich ſollte Butterbrod verzehren in einer Geſellſchaft und allerlei Arien abſingen hören mit beigefügtem Applaus und Gezwitſcher? Nein! Heraus mit dir, köſtliches Recept, das kein Arzt der Erde ſo köſtlich miſcht! Hinab zu dir, alte wahrhaftige Apotheke, um „nach Vorſchrift jedesmal einen Römer voll zu nehmen“.

---

Es ſchlug zehn Uhr, als ich die breiten Stufen des Rathskellers hinabſtieg; ich durfte hoffen, keinen Zecher mehr zu finden, denn es war Werktag bei andern Leuten, und draußen heulte der Sturm, die Windfahnen ſtimmten ſonderbare Weiſen an, und der Regen rauſchte auf das Pflaſter des Domhofs. Aber der Rathsdiener maß mich mit fragenden Blicken vom Kopf bis zum Fuß, als ich ihm die Anweiſung auf einigen Wein darreichte.

So ſpät noch, und heute, in dieſer Nacht? rief er.

Mir iſt es vor zwölf Uhr nie zu ſpät, entgegnete ich, und nachher iſt es wohl frühe genug am Tage.

Aber muß es denn — wollte er eben fragen, doch Sigill und Handſchrift ſeiner Obern fiel ihm wieder ins Auge, und ſchweigend, aber nicht ohne Zögern, ſchritt er voraus durch die Hallen. Welch herzerquickender Anblick, wenn ſein Windlicht über die lange Reihe der Fäſſer hinſtreifte, welch ſonderbare Formen und

Schatten, wenn es an den Schwibbogen des Kellers zitterte und die Säulen im dunkeln Hintergrunde wie geſchäftige Küper um die Fäſſer ſchwebten! Er wollte mir eines jener kleineren Gemächer aufſchließen, wo höchſtens ſechs bis acht Freunde, eng zuſammengerückt, den Becher kreiſen laſſen können. Doch, mit trauten Geſellen liebe ich ein ſolches heimliches Plätzchen, der enge Raum drängt Mann an Mann, und die Töne, die hier nicht verhallen können, klingen traulicher; aber allein und einſam liebe ich freiere Räume, wo der Gedanke, gleich den Athemzügen, ſich freier ausdehnt. Ich wählte einen alten gewölbten Saal, den größten in dieſen unterirdiſchen Räumen, zu meinem einſamen Gelage.

Erwarten Sie Geſellſchaft? fragte der Mann an meiner Seite.

Ich bin allein.

Sie können ungebeten welche haben, ſetzte er hinzu, indem er ſich ſcheu nach den Schatten umſah, die ſeine Lampe warf.

Wie meint Ihr das? fragte ich verwundert.

Ich meinte nur ſo, antwortete er, indem er einige Kerzen anzündete und einen großen Römer vor mich hinſetzte. Man ſpricht mancherlei vom erſten September; der Herr Senator D. waren übrigens ſchon vor zwei Stunden da, und ich erwartete Sie nicht mehr.

Der Herr Senator D.? Warum? fragte er nach mir?

Nein, er hieß mich nur die Proben herausnehmen.

Welche Proben, mein Freund?

Nun, die von den Zwölfen und der Roſe, erwiderte der alte Mann, indem er anfing, einige niedliche Fläſchchen mit langen Papierſtreifen an den Hälſen hervor zu ziehen.

Wie? rief ich, man ſagte mir ja, ich könnte den Wein von den Fäſſern ſelbſt trinken.

Ja, aber nur im Beiſein eines Herrn vom Senat. Darum hieß mich der Herr Senator die Zungenpröbchen herausnehmen, und ſo will ich ſie Ihnen einſchenken, wenn's gefällig.

Nicht einen Tropfen! unterbrach ich ihn, hier kein Glas voll! nein, das iſt der echte Genuß, vom Faſſe zu trinken, und iſt es mir nicht mehr möglich, ſo will ich doch am Faſſe trinken. Kommt, Alter, nehmt die Proben mit, ich will das Licht tragen.

Ich ſtand ſchon einige Minuten und ſah dem wunderlichen Treiben des alten Dieners zu. Bald ſtand er ſtill, ſah auf mich und räuſperte ſich, als wollt' er ſprechen, bald nahm er die Proben vom Tiſch und packte ſie in ſeine weiten Taſchen, bald nahm er ſie zögernd wieder heraus, um ſie auf den Tiſch zu ſetzen. Es ermüdete mich. Nun, ſollen wir bald gehen? rief ich voll Sehnſucht nach dem Apoſtelkeller. Wie lange wollt Ihr noch an Euren Gläschen hier aus- und einpacken?

Der ernſte Ton, in welchem ich dies ſagte, ſchien ihm Muth zu machen. Ziemlich beſtimmt antwortete er: Es geht nicht, — nein! heute geht es nicht mehr, Herr!

Ich glaubte hierin einen jener gewöhnlichen Kniffe zu ſehen, womit Hausverwalter, Kaſtellane oder Kellermeiſter den Fremden Geld abzuzwacken ſuchen, drückte ihm ein hinlängliches Geldſtück in die Hand und nahm ihn beim Arm, ihn fortzuziehen.

Nein, ſo war es nicht gemeint, entgegnete er, indem er das Geldſtück zurückzuſchieben ſuchte; ſo nicht, fremder Herr! ich will es nur gerade heraus ſagen: mich bringt man nicht mehr in den Apoſtelkeller in dieſer Nacht, denn wir ſchreiben heute den erſten September.

Und welche Thorheit wollt Ihr daraus folgern?

Nun, in Gottes Namen, Sie können denken davon, was Sie wollen: es iſt dort nicht geheuer in dieſer Nacht, das macht, es iſt der Jahrestag der Roſe.

Ich lachte, daß die Halle dröhnte. Nein! in meinem Leben habe ich doch ſo manchen Spuk erzählen gehört, aber einen Weinſpuk nie! Schämt Ihr Euch nicht, mit Euren weißen Haaren noch ſolches Zeug zu ſchwatzen? Doch hier iſt nicht lange zu ſpaßen. Hier iſt die Vollmacht des Senats; im Keller darf ich trinken heute Nacht, ohne nach Zeit und Raum zu fragen. Darum im Namen des Raths heiß' ich Euch folgen. Schließe den Keller des Bacchus auf!

Dies wirkte; unwillig, aber ohne etwas zu entgegnen, nahm er die Kerzen und winkte mir zu folgen.

Es ging zuerſt wieder durch einen großen Keller, dann durch kleinere, bis der Weg in einen engern ſchmalen Gang zuſammenlief. Dumpf dröhnten unſere Schritte in dieſem Hohlweg, und unſere Athemzüge tönten, wenn ſie an den Mauern ſich brachen, wie fernes Geflüſter. Endlich ſtanden wir vor einer Thüre, die Schlüſſel raſſelten, ſie gähnte ächzend auf, der Schein der Lichter fiel in das Gewölbe, mir gegenüber ſaß Freund Bacchus auf einem mächtigen Weinfaß. Erquickender Anblick! Sie hatten ihn nicht zart und fein dargeſtellt, die alten Bremer Künſtler, nicht zierlich als einen griechiſchen Jüngling; ſie hatten ihn nicht alt und trunken ſich gedacht, mit gräßlichem Bauch, verdrehten Augen und hängender Zunge, wie ihn die gemein gewordene Mythe hin und wieder gotteslāſterlich abkonterfeit. Schmählicher Anthropomorphismus! blinde Thorheit des Menſchen! weil einige ſeiner im Dienſte ergrauten Prieſter alſo einhergehen, weil ihnen voll guten Muthes der Leib anſchwoll, die Naſe von dem brennenden Widerſcheine der dunkelrothen Fluth ſich färbte, das in ſtummer Wonne aufwärts gerichtete Auge ſtehen blieb, — ſo legten ſie dem Gott bei, was ſeine Diener ſchmückt!

Anders die Männer von Bremen. Wie fröhlich und munter reitet der alte Knabe auf dem Faß! Das runde blühende Geſicht, die kleinen muntern Weinäuglein, die ſo klug und neckend herabſehen, der breite lächelnde Mund, der ſich an mancher Kanne ſchon verſuchte, der kurze kräftige Hals, das ganze Körperchen von behaglichem, gutem Leben ſtrotzend! Ganz beſondere Kunſt hat aber der Meiſter, der dich geſchaffen, auf Arme und Beinchen gelegt. Meint man nicht, dein kräftiges Aermlein werde ſich bewegen, du werdeſt mit den runden Fingerchen ein Schnippchen ſchlagen, und der breite lächelnde Mund werde ſich aufthun zu einem muntern Juheiſa, Heiſa, He! Iſt man nicht verſucht zu glauben, du werdeſt im tollen Weinmuth die runden Kniee beugen, den Waden anlegen, mit dem Ferſen ſtauchen und das alte Mutterfaß in Galopp ſetzen, daß alle Roſen, Apoſtel und andere gemeinere Fäſſer mit Huſſa und Halloh dir nachjagen durch den Keller?

Herr des Himmels! rief der Rathsdiener, indem er ſich an mir feſt klammerte, ſeht Ihr nicht, wie er die Augen verdreht und mit den Füßchen baumelt?

Alter, Ihr ſeid verrückt! ſagte ich, einen ſcheuen Blick nach dem hölzernen Weingott werfend, es iſt der Schein der Kerzen, der an ihm hin und her flackert. Dennoch war mir wunderlich zu Muthe, ich folgte dem Alten aus dem Bacchuskeller. Und war es denn auch der Schein der Kerzen, war es auch Täuſchung, als ich mich umſah? Nickte er mir nicht mit dem runden Köpfchen, ſtreckte er mir nicht das eine ſeiner Beinchen nach und ſchüttelte und krümmte ſich vor heimlichem Lachen? Ich rannte unwillkürlich dem Alten nach und ſchloß mich dicht hinter ihm an.

Jetzt zu den zwölf Apoſteln! ſprach ich zu ihm, wie ſollen uns dort die Proben munden!

Er antwortete nichts; kopfſchüttelnd ging er weiter. Man ſteigt vom Keller einige Stufen aufwärts zum kleinen Kellerlein, zum unterirdiſchen Himmelsgewölbe, zum Sitz der Seligkeit, wo die Zwölfe hauſen. Was ſeid ihr, Trauergewölbe und Grüfte alter Königshäuſer, gegen dieſe Katakomben! Pflanzet Särge neben Särge, rühmet auf ſchwarzem Marmor die Verdienſte des Mannes, der hier einer „fröhlichen Urſtänd“ entgegenſchläft, ſtellt einen ſchwatzhaften Cicerone an, in Trauermantel und florumhängtem Hute, laßt ihn die abſonderliche Herrlichkeit dieſes oder jenes Staubes rühmen, laßt ihn erzählen von den trefflichen Tugenden eines Prinzen, der in der Bataille ſo und ſo gefallen, von der holden Schönheit einer Fürſtin, auf deren Sarge die jungfräuliche Myrthe ſich um die kaum erblühte Roſenknospe ſchlingt, — es wird euch an die Sterblichkeit mahnen, es wird euch vielleicht eine Thräne koſten; aber kann es euch alſo rühren, wie der Anblick dieſer Schlafkammer eines Jahrhunderts, dieſer Ruheſtätte eines herrlichen Geſchlechts? Da liegen ſie in ihren dunkelbraunen Särgen, ſchmucklos, ohne Glanz und Flitter. Kein Marmor rühmt ihr ſtilles Verdienſt, ihre anſpruchloſe Tugend, ihren vortrefflichen Charakter; aber welcher Mann von einigem Gefühl für Tugenden dieſer Art, fühlt ſich nicht innig bewegt, wenn der alte Rathsdiener, dieſer Aufwärter in den Katakomben, dieſer

Küſter der unterirdiſchen Kirche, die Kerzen auf die Särge ſtellt, wenn dann das Licht auf die erhabenen Namen der großen Todten fällt! Wie regierende Häupter führen auch ſie keine langen Titel und Zunamen; einfach und groß ſtehen die Namen auf ihren braunen Särgen geſchrieben. Dort Andreas, hier Johannes, in jener Ecke Judas, in dieſer Petrus. Wen rührt es nicht, wenn er dann hört, dort liegt der Edle von Niernſtein, geboren 1718, hier der von Rüdesheim, geboren 1726. Rechts Paulus, links Jakob, der gute Jakob!

Und ihre Verdienſte? Ihr fraget? Seht ihr denn nicht, wie er eingießt in den grünen Römer, wie er das herrliche Blut des Apoſtels mir darreicht? Gleich dunkelrothem Golde blinkt es im Glaſe. Als ihn die Sonne aufzog auf den Hügeln von St. Johannes, da war er blond und hell; ein Jahrhundert hat ihn gefärbt. Welche Würze des Geruchs! welche Namen leg' ich dir bei, du lieblicher Duft, der aus dem Römer aufſteigt? Nehmet alle Blüthen von den Bäumen, pflücket alle Blumen in den Fluren, führt Indiens Gewürz herbei, beſprengt mit Ambra dieſen kühlen Keller, löſet den Bernſtein in bläuliche Wölkchen auf — miſchet aus ihnen alle die feinſten Düfte, wie die Biene ihren Honig aus den Blüthen ſaugt, wie ſchlecht, wie gemein, wie unwürdig gegen die zarte Blume deines Kelches, mein Bingen und Laubenheim, gegen deine Düfte, Johannes, und Nierenſtein von 1718!

Ihr ſchüttelt den Kopf, Alter? Tadelt Ihr meine Freude an Euren alten Geſellen? Da nimm dieſen Römer, alter Menſch, trink auf das Wohlſein dieſer Zwölfe! Komm, ſtoß an, ſie ſollen leben!

Gott ſoll mich bewahren, daß ich einen Tropfen trinke in dieſer Nacht, erwiderte er, man ſoll mit dem Teufel kein Spiel treiben. Aber wenn Ihr ſie alle durchgekoſtet, wollen wir weiter gehen. Mir graut in dieſem Keller.

Gute Nacht denn, ihr alten Herren vom Rheine, gute Nacht und herzlichen Dank für euer Labſal. Und wenn ich dir, mein ernſter feuriger Judas, wenn ich dir, mein ſanfter lieblicher Andreas, dir, mein Johannes, dienen kann, ſo kommt, kommt zu mir.

Herr des Himmels! unterbrach mich der Alte und ſchlug die Thür zu und drehte haſtig die Schlüſſel um, ſeid Ihr von den paar Tropfen ſchon betrunken, daß Ihr den Teufel herausſchwört? Wißt Ihr denn nicht, daß die Weingeiſter aufſtehen dieſe Nacht und einander beſuchen, wie immer am erſten September? Und ſollt' ich meinen Dienſt verlieren, ich laufe davon, wenn Ihr noch ſolche Worte ſprecht. Noch iſt es nicht zwölf Uhr, aber kann denn nicht alle Augenblick Einer aus dem Faß kriechen mit gräulichem Geſicht und uns zu Tode ſchrecken?

Alter, du faſelſt! Doch ſei ruhig; ich will kein Wort mehr ſprechen, daß deine Weingeſpenſter nicht wach werden. Doch jetzt führe mich zur Roſe. — Wir gingen weiter, wir traten ein in das Gewölbe, in das Roſengärtlein von Bremen. Da lag ſie, die alte Roſe, groß, ungeheuer, mit einer Art von gebietender Hoheit. Welch ungeheures Faß! und jeder Römer ein Stück Goldes werth! Anno 1615! Wo ſind die Hände, die dich pflanzten! wo die Augen, die ſich an deiner Blüthe erfreuten? wo die fröhlichen Menſchen alle, die dir zujauchzten, edle Traube, als man dich abſchnitt auf den Höhen des Rheingaus, als man deine Hüllen abſtreifte und du als goldener Born in die Kufe strömteſt? Sie ſind dahin, wie die Wellen des Stromes, der an deinem Rebenhügel hinabzog. Wo ſind ſie, jene alten Herren der Hanſa, jene würdigen Senatoren dieſer alten Stadt, die dich pflückten, duftende Roſe, dich verpflanzten in dieſe kühlen Räume zum Labſal ihrer Enkel? Gehet hinaus auf Angarii Friedhof, gehet hinauf zur Kirche Unſerer lieben Frauen und gießet Wein auf ihre Grabſteine! Sie ſind hinunter und zwei Jahrhunderte mit ihnen!

Nun, auf euer Wohlſein, alte Herren von Anno 1615! und auf das Wohl eurer würdigen Enkel, die ſo gaſtfreundlich dem Fremdling die Hand und dieſes Labſal boten!

So! Und jetzt gute Nacht, Frau Roſe! ſetzte der alte Diener freundlicher hinzu, indem er ſein Körbchen zuſammenräumte; jetzt gute Nacht und Gott befohlen;

hier heraus, nicht dort um die Ecke; hier heraus geht der Weg aus dem Keller, werthgeſchätzter Herr. Kommt, ſtoßet Euch nicht hier an die Fäſſer, ich will Euch leuchten.

Mit nichten, Alter, erwiderte ich, jetzt geht das Leben erſt recht an. Das alles war nur der Vorſchmack. Gieb mir zweiundzwanz'ger Ausſtich, ſo etwa zwei bis drei Flaſchen, in das große Gemach dort hinten. Ich hab' ihn grünen ſehen dieſen Wein und war dabei, als ſie ihn kelterten; hab' ich das Alter bewundert, ſo muß ich meiner Zeit nicht minder ihr Recht anthun.

Er ſtand da mit weitgeöffneten Augen, der Jammermenſch; er ſchien ſeinen Ohren nicht zu trauen. Herr, ſprach er dann feierlich, ſprechet nicht ſolch gottloſen Scherz. Heute Nacht wird nun und nimmermehr was daraus; ich bleibe um keine Seligkeit.

Und wer ſagt denn, daß du bleiben ſollſt? Dort ſetze den Wein hinein und dann mach in Gottes Namen, daß du fortkömmſt; ich will nun einmal dieſe Gedächtnißnacht hier feiern und habe mir deinen Keller auserſehen; dich habe ich nicht von Nöthen.

Aber ich darf Euch nicht allein im Keller laſſen, entgegnete er; ich weiß wohl, nehmt mir nicht ungütig, daß Ihr den Keller nicht beſtehlet, aber es iſt einmal gegen die Ordnung.

Nun, ſo ſchließe mich ein in jenes Gemach; hänge ein Schloß davor, ſo ſchwer als du willſt, daß ich nimmer heraus kann, und morgen früh um ſechs Uhr kannſt du mich aufwecken und dein Schlafgeld holen.

Der Mann des Kellers verſuchte noch mancherlei Einreden, doch umſonſt; er ſetzte endlich drei Flaſchen und neun Kerzen vor mich hin, wiſchte den Römer aus, ſchenkte mir den zweiundzwanziger Ausſtich ein und wünſchte mir, wie es ſchien, mit ſchwerem Herzen, gute Nacht. Richtig ſchloß er auch die Thür zweimal ab und hängte, wie es mir ſchien, mehr aus zärtlicher Angſt für mich, als aus Vorliebe für ſeinen Keller, noch ein Hängeſchloß vor. Eben ſchlug die Glocke halb Zwölf. Ich hörte ihn ein Gebet ſprechen und davon eilen. Seine Schritte hallten immer ferner und ferner im Gewölbe; doch als er oben das Außenthor des Kellers zuſchlug, hallte es wie Kanonendonner durch die Gänge und Hallen.

So wäre ich denn allein mit dir, meine Seele, tief unten im Schooße der Erde. Oben auf der Erde ſchlafen ſie jetzt und träumen, und auch hier unten, rings um mich her, ſchlummern ſie in ihren Särgen, die Geiſter des Weines. Ob ſie wohl träumen, von ihrer kurzen Kindheit träumen und der fernen Berge, der Heimath gedenken, wo ſie groß wurden, und des Stromes, des alten Vaters Rhein, der ihnen allnächtlich freundlich ein Wiegenlied murmelte?

Gedenket ihr der wonnigen Tage, da die milde Mutter, die Sonne, euch aus dem Schlummer küßte, da ihr in klarer Frühlingsluſt die Aeuglein öffnetet zum erſten Mal und hinabſchautet ins herrliche Rheingau? Und als der Mai einzog in ſein deutſches Paradies, gedenket ihr noch, wie euch die Mutter anthat mit grünen Kleidchen von Laubwerk, und wie der alte Vater baß ſich deſſen freute, herauf lugte aus ſeinem grünem Bette und euch zuwinkte und munter rauſchte am Lurley?

Und gedenkſt denn auch du der Roſentage deiner Jugend, o Seele! der ſanften Rebenhügel der Heimath, des blauen Stromes und der blühenden Thäler des Schwabenlandes? O Wonnezeit voll holder Träume! wie reich biſt du behängt mit Bilderbüchern, Chriſtbäumen, Mutterliebe, Oſterwochen und Oſtereiern, mit Blumen und Vögeln, Armeen aus Blei und Papier und den erſten Höschen und Colletchen, in welche ſich deine kleine ſterbliche Hülle, ſtolz auf ihre Größe, kleiden ließ. Und wie dich der ſelige Vater auf den Knieen ſchaukelte, und dir der Großvater gern das lange Meerrohr mit dem goldenen Knopf abtrat, um es dir als Reitpferd zu leihen!

Und rücke mit dem nächſten Glaſe um einige Jahre vorwärts! Erinnerſt du dich des Morgens, als ſie dich hineinführten zu einem wohlbekannten Mann, deſſen Geſicht ſo blaß geworden war, deſſen Hand du weinend küßteſt, weinend ohne zu wiſſen, warum? Denn konnteſt du glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten und mit ſchwarzen Tüchern zudeckten, konnteſt du glauben, daß ſie ihn nicht mehr zurückbringen würden? Sei ruhig, auch er ſchlummert nur ein Weilchen. — Und gedenkſt du des geheimnißvollen Freudelebens in Großvaters Bücherſaal? Ach, damals kannteſt du noch keine Bücher als den ſchnöden kleinen Bröder, deinen ärgſten Feind, wußteſt nicht, daß jene Folianten noch zu etwas Anderem in Leder gebunden ſeien, als um Hütten und Ställe daraus zu erbauen für dich und dein Vieh!

Gedenkſt du noch des Frevels, wie roh du mit der deutſchen Literatur in kleinerem Format umgingſt? Haſt du nicht deinem Bruder den Leſſing an den Kopf geworfen, wofür er dich freilich mit Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen erbärmlich zudeckte? Damals dachteſt du freilich nicht daran, daß du einſt ſelbſt Bücher machen werdeſt!

Tauchet auch ihr auf aus dem Nebel verſchwundener Jahre, ihr Mauern des alten Schloſſes; wie oft dienten deine halbverfallenen Gänge, dein Keller, dein Zwinger, deine Verließe der fröhlichen Schaar zum Tummelplatz ihrer Spiele! Soldaten und Räuber, Nomaden und Karavanen! Wie wohl war uns oft in der untergeordneten Rolle eines Koſaken, während Andere — Generale, Platow's, Blücher's, Napoleone und dergleichen vorſtellten und ſich prügelten? Ja, waren wir nicht zu Zeiten ſogar ein Pferd, dem Freunde zu Gefallen? O Himmel, wie ſchön ließ es ſich dort ſpielen!

Wo ſind ſie hin, die Geſpielen deiner Kindheit, die Genoſſen jener goldenen Tage, wo kein Rang, kein

Stand, kein Anſehn gilt; Grafen und Barone machen jetzt wohl die große Tour, oder dienen an Höfen als Kammerherren; arme Teufel pilgern als Handwerksburſche durchs Reich, den ſchweren Bündel auf dem Rücken, ohne Schuhe an den Füßen, haſchen nach Pfennigen aus dem Kutſchenſchlag, die ſie mit dem vom Regen gebräunten Hut künſtlich aufzufaſſen wiſſen; und die Liebe drückt ſie oft noch ſchwerer als das Bündel auf dem Rücken. Andere Kameraden, Seelen, die ſich in der Schule durch geordneten Fleiß in Humanioribus hervorgethan, ſitzen jetzt ſchon auf einer Pfarre, im Schlaf- oder Chorrock bei der Frau Liebſten. Andere ſind Amtleute, wieder Andere Apotheker, Einige Referendäre und dergleichen, und nur wir beide, ausſchweifend aus dem gewöhnlichen Gang der Dinge, ſitzen hier im Bremer Rathskeller und thun uns gütlich im Weine. Und was ſind denn wir Abſonderliches geworden? Doktor? Das kann Jeder werden, der vernünftig genug iſt, eine Diſſertation zu ſchreiben.

Doch ich trinke das vierte Glas, Seele. Das vierte! Fühlſt du nicht einen gewiſſen Nexus zwiſchen dem Wein und der Zunge? zwiſchen der Zunge und dem Gaumen? Hier, behaupte ich, iſt ein Scheideweg und daran ein Wegezeiger aufgeſtellt. Nämlich auf der einen Seite ſteht: „Weg nach dem Magen.“ Eine breite fahrbare Straße; es geht ſo ſchnell, ſo glitſchend bergab! daher auch der gemeinere Stoff gewöhnlich dieſen Weg nimmt. Der andere Arm des Zeigers heißt: „*in den Kopf*“. Dahin ziehen die Geiſter, die ſich ſchon im Faß lange genug bei dem ſchnöden, gemeineren Stoff gelangweilt haben, und jetzt, da ſie freien Lauf nehmen können, ſchielen ſie nach dem Wegzeiger rechts hinauf. Während die Maſſe links hinabſtrömt, ſteigen ſie aufwärts und finden ſich im Wirthshaus zur Zirbeldrüſe wieder zuſammen. Es ſind friedliche, verſtändige Leute, dieſe Geiſter. Sie erhellen dein Haus, o Seele, ſo lang ihrer vier oder fünf beiſammen ſind, nachher möchte ich wohl für Nichts ſtehen, denn ſie rauſen ſich dann und treiben allerhand Unfug im Gehirn.

Wie ſchön iſt die vierte Lebensperiode, die wir mit dem vierten Glas beginnen wollen! Du biſt vierzehn Jahre alt, o Seele! Aber was iſt mit dir vorgegangen in der kurzen Zeit? Du ſpielſt keine Knabenſpiele mehr, Soldaten und alles dieſes Gezeuge liegt hinter dir, und du ſcheinſt mir viel zu leſen. Du biſt hinter Goethe und Schiller gerathen und verſchlingſt ſie, ohne Alles zu verſtehen; oder wie? du verſtehſt *jetzt ſchon* Alles? du willſt meinen, du könnteſt Liebe verſtehen, weil du im letzten Sonntagsklub Elvire hinter der Kommode im Dunkeln geküßt und Emma's Zärtlichkeit zurückgewieſen haſt? Barbar! ahneſt du nicht, daß dieſes dreizehnjährige Herz auch den Werther und ſogar etwas von Clauren geleſen haben kann und Liebe für dich fühlt? Aber die Scene ändert ſich. Sei mir gegrüßt, du Felſenthal der Alb! Du blauer Strom, an welchem ich drei lange Jahre hauſ'te, die Jahre lebte, die den Knaben zum Jüngling machen. Sei mir gegrüßt, du klöſterliches Dach, du Kreuzgang mit den Bildern verſtorbener Aebte, du Kirche mit dem wundervollen Hochaltar, ihr Bilder alle in ſchönes Gold des Morgenrothes getaucht! Seid mir gegrüßt, ihr Schlöſſer auf den Felſen, ihr Höhlen, ihr Thäler, ihr grünen Wälder! Jene Thäler, jene Kloſtermauern waren das enge Neſt, das uns aufzog, bis wir flügge waren, und ihrer rauhen Albluft danken wir es, daß wir nicht verweichlichten.

Ich komme ans fünfte Glas, ins fünfte Säculum unſeres Lebens. Ich ſchlürfe euch ein, liebliche Erinnerungen, wie ich dieß Glas edeln Rheinweins ſchlürfe; ihr duftet auf in herrlicher Schöne, Jahre meiner Jugend, wie das Aroma aufſteigt aus dem Römer; mein Auge wird wacker, o Seele, denn ſie ſind um mich, die Freunde meiner Jugend! Wie ſoll ich dich nennen, du hohes, edles, rohes, barbariſches, liebliches, unharmoniſches, geſangvolles, zurückſtoßendes und doch ſo mild erquickendes Leben der Burſchenjahre? Wie ſoll ich euch beſchreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe? Welche Töne ſoll ich euch geben, um mich verſtändlich zu machen? welche Farben dir, du nie begriffenes Chaos! Ich ſoll dich beſchreiben? Nie! Deine lächerliche Außenſeite liegt offen, die ſieht der Laie, die kann man ihm beſchreiben, aber deinen innern, lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der ſingend mit ſeinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, reines, lauteres Gold, viel oder wenig, gilt gleich viel. Aber dieß iſt nicht ſeine ganze Ausbeute. Was er geſchaut, mag er dem Laien nicht beſchreiben, es wäre allzu ſonderbar und doch zu köſtlich für ſein Ohr. Es leben Geiſter in der Tiefe, die ſonſt kein Ohr erfaßt, kein Auge ſchaut. Muſik ertönt in jenen Hallen, die jedem nüchternen Ohr leer und bedeutungslos ertönt. Doch dem, der mit gefühlt und mit geſungen, giebt ſie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Loch in ſeiner Mütze lächelt, das er als Symbolum zurückgebracht. Alter Großvater! jetzt weiß ich, was du vornahmſt, wenn „der Herr ſeinen Schalttag feierte.“ Auch du hatteſt deine trauten Geſellen ſeit den Tagen deiner Jugend, und das Waſſer ſtand dir in den grauen Wimpern, wenn du Einen beiſetzteſt im Stammbuch. Sie leben!

Wirf die Flaſche weg, Menſch, ſtich eine neue an zu neuer Freude. Das ſechste! Wer kann dich berechnen, o Liebe?

Es ging uns, wie es ſo manchem Erdenſohn ergeht. Wir laſen von Liebe und glaubten zu lieben. Das Wunderbarſte und doch Natürlichſte an der Sache war, daß die Perioden oder Grade dieſer Art Liebe ſich nach unſerer Lektüre richteten. Haben wir nicht Vergißmeinnicht und Ranunkeln gebrochen und des Doktors Tochter in G. verſchämt überreicht und uns einige Thränen ausgepreßt, weil wir laſen: „Das Schönſte ſucht er auf den Fluren, womit er ſeine Liebe ſchmückt?“ — „aus ſeinen Augen brechen Thränen?“ haben wir nicht à la Wilhelm Meiſter geliebt, d. h. wir wußten nicht mehr, war es Emmeline oder Camilla, die Zarte, oder gar Ottilie? Haben nicht alle drei in zierlichen Schlafmützen hinter den Jalouſieen hervorgeſchaut, wenn wir Ständchen brachten im Winter und die Guitarre weidlich ſchlugen, obgleich uns der Froſt die Finger krumm bog? Und nachher, als es ſich zeigte, wie ſie alle nur ſchnöde Koketten ſeien, haben wir da nicht die Liebe thörichter Weiſe verſchworen und uns vorgenommen, erſt dann zu heirathen, wenn die Schwaben klug werden, d. h. im vierzigſten?

Wer kann dich berechnen, verſchwören, o Liebe? Du tauchſt nieder aus dem Auge der Geliebten und ſchlüpfſt durch unſer Auge verſtohlen in das Herz. Und dennoch ſo kalt konnteſt du bleiben, wenn ich meine Lieder ſang, wollteſt den Blick nicht erwidern, den ich ſo oft nach dir ausſandte? Ich möchte ein General ſein, nur daß ſie meinen Namen in der Zeitung läſe, daß es ihr bange würde, wenn ſie läſe: „Der General Hauff hat ſich in der letzten Schlacht bedeutend hervorgethan und acht Kugeln ins Herz bekommen, — woran er aber nicht geſtorben.“ Ich möchte ein Tambour ſein, nur daß ich vor ihrem Haus meinen Schmerz auslaſſen und fürchterlich trommeln könnte, und fährt ſie dann erſchrocken mit dem Köpfchen durchs

Fenſter, ſo will ich gerade das Gegentheil ruſſiſcher Fellraßler machen und vom Fortiſſimo abwärts trommeln und piano und im leiſen Adagiowirbel ihr zuflüſtern: „ich liebe dich.“ Ein berühmter Menſch möchte ich ſein, nur daß ſie von mir hörte und ſtolz zu ſich ſagte: „Der hat dich einſt geliebt“; aber leider reden die Leute nicht von mir, höchſtens wird man ihr morgen ſagen: „Geſtern Nacht iſt er auch wieder bis Mitternacht im Weinkeller gelegen!“ Und wenn ich vollends ein Schuſter oder Schneider wäre! Doch dies iſt ein gemeiner Gedanke und deiner unwürdig, Adelgunde! —

Jetzt wacht wohl Keiner mehr, als der Höchſte und Niedrigſte dieſer Stadt, nämlich der Thurmwächter hoch oben auf der Domkirche und ich tief unten im Rathskeller. Wär' ich doch Der auf dem Thurme! in jeder Stunde wollte ich ein Sprachrohr anſetzen und dir ein Lied hinabſingen ins Schlafkämmerlein: doch nein! das würde ja den ſüßen Engel aus ſeinem Schlummer wecken, aus ſeinen holden lieblichen Träumen. Doch hier unten hört mich Niemand, da will ich eins ſingen. Seele! komme ich mir denn nicht gerade vor, wie ein Soldat auf dem Poſten, dem das Heimweh recht ſchwer und tief im Herzen liegt? Und hat nicht einer meiner Freunde dieß Lied gedichtet?

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht,
Dann denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob es mir treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt.

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth,
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans ferne Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern'.

Doch wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt,
Sei ruhig, ſteh' in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund
Und löſ't mich ab zu dieſer Stund:
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein
Und denk in deinen Träumen mein!

Und denkt ſie auch wohl meiner in ihren Träumen? Die Glocken ſummten dumpf auf den Thürmen, ſie begleiteten meinen Geſang. Schon Mitternacht? Dieſe Stunde trägt eigenen geheimnißvollen Schauer in ſich; es iſt, als zittere die Erde leiſe, wenn ſich die ſchlummernden Menſchen unter ihr auf die andere Seite legen, die ſchwere Decke ſchütteln und den Nachbar im

Kämmerlein nebenan fragen: Iſt's noch nicht Morgen? Wie ſo ganz anders zittert der Ton dieſer Mitternachtsglocke zu mir hernieder, als wenn er am Mittag durch die hellen klaren Lüfte ſchallt. Horch! ging da nicht im Keller eine Thüre? Sonderbar; wenn ich nicht ſo ganz allein hier unten wäre, wenn ich nicht wüßte, daß die Menſchen nur oben wandeln, ich würde glauben, es tönen Schritte durch dieſe Hallen. — Ha! es iſt ſo; es kömmt näher, es taſtet an der Thüre hin und her, es faßt und ſchüttelt die Klinke; doch die Thüre iſt verſchloſſen und mit Riegeln verhängt; mich ſtört heute Nacht kein Sterblicher mehr. — Ha, was iſt das? die Thüre ſpringt auf! Entſetzen! —

Vor der Thüre ſtanden zwei Männer und machten gegenſeitig Complimente über den Vortritt; der eine war ein langer hagerer Mann, trug eine große ſchwarze Lockenperrücke, einen dunkelrothen Rock nach altfränkiſchem Schnitt, überall mit goldenen Treſſen und goldgeſponnenen Knöpfen beſetzt; ſeine ungeheuer langen und dünnen Beine ſtaken in dünnen Beinkleidern von ſchwarzem Sammt mit goldenen Schnallen am Knie; daran ſchloſſen ſich rothe Strümpfe, und auf den Schuhen trug er goldene Schnallen. Den Degen mit einem Griff von Porzellain hatte er durch die Hoſentaſche geſteckt; er ſchwenkte, wenn er ein Compliment machte, einen dreiſpitzigen kleinen Hut von Seide, und die Lockenſchwänze ſeiner Perrücke rauſchten dann wie Waſſerfälle über die Schultern herab. Der Mann hatte ein bleiches abgehärmtes Geſicht, tiefliegende Augen und eine große feuerrothe Naſe. Ganz anders war der kleinere Geſelle anzuſchauen, dem jener den Vortritt gönnen wollte. Seine Haare waren feſt an den Kopf geklebt mit Eiweiß, und nur an den Seiten waren ſie in zwei Rollen gleich Piſtolenhalftern gewickelt; ein ellenlanger Zopf ſchlängelte ſich über ſeinen Rücken; er trug ein ſtahlgraues Röcklein, roth aufgeſchlagen, ſtak unten in großen Reiterſtiefeln und oben in einer reichgeſtickten Bratenweſte, die über ſein wohlgenährtes Bäuchlein bis auf die Kniee herabfiel, und hatte einen ungeheuern Raufdegen umgeſchnallt. Er hatte etwas Gutmüthiges in ſeinem feiſten Geſicht, beſonders in den Aeuglein, die ihm wie einem Hummer hervorſtanden. Seine Manoeuvres führte er mit einem ungeheuren Filzhut aus, der auf zwei Seiten aufgeklappt war.

Ich hatte, nachdem ich mich von dem erſten Schrecken erholt, Zeit genug, dieſe Bemerkungen zu machen, denn die beiden Herren machten wohl mehrere Minuten lang vor der Schwelle die zierlichſten Pas. Endlich riß der Lange auch den zweiten Flügel der Thüre auf, nahm den Kleinen unter den Arm und führte ihn in mein Gemach. Sie hingen ihre Hüte an die Wand, ſchnallten die Degen ab und ſetzten ſich, ohne mich zu beachten, ſtillſchweigend an den Tiſch. Iſt denn heute Faſtnacht in Bremen? ſprach ich zu mir, indem ich über die ſonderbaren Gäſte nachdachte; und doch kam mir ihre ganze Erſcheinung ſo unheimlich vor, beſonders wußte ich mich in ihre ſtarren Blicke, in ihr Schweigen nicht zu finden; ich wollte mir eben ein Herz faſſen und ſie anreden, als ein neues Geräuſch im Keller entſtand. Schritte tönten näher, die Thüre ging auf, und vier andere Herren, nach derſelben alten Mode wie die erſten gekleidet, traten ein. Mir fiel beſonders der Eine auf, der wie ein Jäger gekleidet war, denn er trug Hetzpeitſche und Jagdhorn und ſchaute ungemein fröhlich um ſich.

Gott grüß' euch, ihr Herren vom Rheine! ſprach der Lange im rothen Rocke im tiefen Baß, indem er aufſtand und ſich verbeugte. Gott grüß' Euch! quickte der Kleine dazu, haben uns lange nicht geſehen, Herr Jacobus!

Friſch auf! hollah und guten Morgen, Herr Matthäus! rief der Jäger dem Kleinen zu, und auch Euch guten Morgen, Herr Judas! Aber was iſt das? wo ſind die Römer, wo Pfeifen und Tabak? iſt der alte Mauereſel noch nicht wach aus ſeinem Sündenſchlaf?

Die Schlafmütze! erwiderte der Kleine, der ſchläferige Bengel, droben liegt er noch in Unſer lieben Frauen Kirchhof, aber das Donnerwetter, ich will ihn herausſchellen! — Dabei ergriff er eine große Glocke, die auf dem Tiſche ſtand, und klingelte und lachte in grellen, ſchneidenden Tönen. Auch die drei andern Herren hatten Hüte, Stock und Degen in die Ecken geſtellt, ſich gegenſeitig gegrüßt und an den Tiſch geſetzt. Zwiſchen dem Jäger und dem rothen Judas ſaß Einer, den ſie Andreas nannten. Es war ein überaus zierlicher und feiner Herr; auf ſeinen ſchönen, noch jugendlichen Zügen lag ein wehmüthiger Ernſt, und um die zarten Lippen ſchwebte ein mildes Lächeln; er trug eine blonde Perrücke mit vielen Locken, was mit ſeinen großen braunen Augen einen auffallenden aber angenehmen Kontraſt bildete. Dem Jäger gegenüber ſaß ein großer wohlgemäſteter Mann, mit rothausgeſchlagenem Geſicht und einer Purpurnaſe. Er hatte die Unterlippe weit herabhängen und trommelte mit den Fingern auf ſeinem dicken Bauch; ſie hießen ihn Philippus.

Ein ſtarkknochiger Mann, faſt wie ein Krieger anzuſchauen, ſaß neben ihm; ein muthiges Feuer brannte in ſeinen dunkeln Augen, ein kräftiges Roth ſchmückte ſeine Wangen, und ein dichter Bart umſchattete den Mund. Er hieß Herr Petrus.

Wie unter echten alten Trinkern, ſo wollte unter dieſen Gäſten das Geſpräch nicht recht fortgehen ohne Wein; da erſchien eine neue Geſtalt in der Thüre. Es war ein kleines altes Männlein mit ſchlotternden Beinen und grauem Haar; ſein Kopf ſah aus wie ein Todtenkopf, über den man eine dünne Haut geſpannt, und ſeine Augen lagen trübe in den tiefen Höhlen; er ſchleppte keuchend einen großen Korb herbei und grüßte die Gäſte demüthig.

Ha! ſiehe da, der alte Kellermeiſter Balthaſar! riefen die Gäſte ihm entgegen; friſch heran, Alter, ſetz die Römer auf und bring uns Pfeifen! Wo ſteckſt du nur ſo lang? Es iſt längſt Zwölf vorüber.

Der alte Mann gähnte einigemal etwas unanſtändig und ſah überhaupt aus wie einer, der zu lange geſchlafen. Hätte beinah den erſten September verſchlafen, krächzte er; ich ſchlief ſo hart, und ſeitdem ſie den Kirchhof gepflaſtert haben, höre ich auch ziemlich ſchlecht. Wo ſind denn aber die andern Herren? fuhr er fort, indem er Pokale von wunderlicher Form und anſehnlicher Größe aus dem Korbe nahm und auf den Tiſch ſetzte, wo ſind denn die Andern? Ihr ſeid erſt eurer ſechs, und die alte Roſe fehlt auch noch.

Setze nur die Flaſchen her! rief Judas, daß wir endlich was zu trinken bekommen; und dann gehe hinüber, ſie liegen noch im Faß, poch an mit deinen dürren Knochen und heiße ſie aufſtehen, ſage, wir ſitzen ſchon alle hier.

Aber kaum hatte Herr Judas alſo geſprochen, als ein großes Geräuſch und Gelächter vor der Thüre entſtand. Jungfer Roſe hoch, huſſa, hoch! und ihr Schatz der Bacchus hoch! hörte man von mehreren Stimmen rufen; die Thüre flog auf, die geſpenſtigen Geſellen am Tiſche ſprangen in die Höhe und ſchrieen: Sie iſt's, ſie iſt's, Jungfer Roſe und Bacchus und die Andern, hollah! jetzt geht das Freudenleben erſt recht an! — und dabei ſtießen ſie die Römer zuſammen, lachten, und der Dicke ſchlug ſich auf den Bauch, und der blaſſe Kellermeiſter warf die Mütze geſchickt zwiſchen den Beinen durch an die Decke und ſtimmte ein in das Juheiſa, heiſa he! daß mir die Ohren gellten. Welch ein Anblick! Der hölzerne Bacchus, ſo auf dem Faß im Keller geritten, war herabgeſtiegen, nackt, wie er war; mit ſeinem breiten freundlichen Geſicht, mit den klaren Aeuglein grüßte er das Volk und trippelte auf kleinen Füßchen in das Zimmer; an ſeiner Hand führte er ganz ehrbarlich wie ſeine Braut eine alte Matrone von hoher Geſtalt und weiblicher Dicke. Noch weiß ich nicht bis dato, wie es möglich war, daß dies alles ſo geſchehen, aber damals war es mir ſogleich klar, daß dieſe Dame niemand anderes ſei als die alte Roſe, das ungeheure Faß im Roſenkeller.

Und wie hatte ſie ſich köſtlich aufgeputzt, die alte Rheinländerin! Sie mußte in der Jugend einmal recht ſchön geweſen ſein, denn wenn auch die Zeit einige Runzeln um Stirne und Mund gelegt hatte, wenn auch das friſche Roth der Jugend von ihren Wangen verſchwunden war, zwei Jahrhunderte konnten die edeln Züge des feinen Geſichts nicht völlig verwiſchen. Ihre Augenbrauen waren grau geworden, und einige unziemliche graue Barthaare wuchſen auf ihrem ſpitzigen Kinn, aber die Haare, die um die Stirne ſchön geglättet lagen, waren nußbraun und nur etwas weniges mit Silbergrau gemiſcht. Auf dem Kopfe trug ſie eine ſchwarze Sammtmütze, die ſich enge an die Schläfe anſchloß; dazu hatte ſie ein Wamms vom feinſten ſchwarzen

Tüche an, und das Mieder von rothem Sammt, das darunter hervorſchaute, war mit ſilbernen Haken und Ketten geſchnürt. Um den Hals trug ſie ein breites Halsband von blitzenden Granaten, woran eine goldene Schaumünze befeſtigt; ein weiter faltenreicher Rock von braunem Tuch fiel um ihre wohlbeleibte Geſtalt, und ein kleines weißes Schürzchen mit feinen Spitzen beſetzt, wollte ſich recht ſchalkhaft ausnehmen. An der einen Seite hing ihr eine große Taſche von Leder, an der andern ein Bündel gewaltiger Schlüſſel — kurz, ſie war eine ſo ehrbare Frau, als je eine Anno 1618 in Köln oder Mainz über die Straße ging.

Aber hinter der Frau Roſe kamen noch ſechs jubelnde Geſellen, die Dreiſpitzenhüte ſchwingend, die Perrücken ſchief auf den Kopf geſetzt, mit weitſchößigen Röcken und langen, reich geſtickten Weſten angethan.

Ehrbarlich und ſittſam führte unter dem allgemeinen Jubel Bacchus ſeine Roſe oben an die Tafel; ſie verbeugte ſich mit großem Anſtand gegen die Geſellſchaft und ließ ſich nieder, an ihrer Seite nahm der hölzerne Bacchus Platz, und Balthaſar, der Kellermeiſter, hatte ihm ein tüchtiges Polſter untergeſchoben, weil er ſonſt gar klein und niedrig dageſeſſen hätte. Auch die anderen ſechs Geſellen nahmen Platz, und ich merkte jetzt, daß es wohl die zwölf Apoſtel vom Rheine ſeien, die hier um die Tafel ſaßen, ſonſt aber im Apoſtelkeller in Bremen liegen.

Da wären wir ja, ſagte Petrus, nachdem der Jubel etwas nachgelaſſen, da wären wir ja, wir junges munteres Volk von 1700, und alle wohlbehalten wie ſonſt. Nun, auf gutes Wohlſein, Jungfer Roſe! Auch Sie hat gar nicht gealtert und iſt noch ſo ſtattlich und hübſch wie vor fünfzig Jahren. Gutes Wohlſein, Sie ſoll leben und Ihr liebſter Herr Bacchus daneben!

Soll leben, die alte Roſe ſoll leben! riefen ſie und ſtießen an und tranken; Herr Bacchus aber, der aus einem großen ſilbernen Humpen trank, ſchluckte zwei Maß rheiniſch ohne viele Beſchwerden hinunter, und er ward zuſehends dicker davon und größer, wie eine Schweinsblaſe, die man mit Luft füllt.

Mich gehorſamſt zu bedanken, werthgeſchätzte Herren Apoſtel und Vettern, antwortete Frau Roſalia, indem ſie ſich freundlich verneigte; ſeid Ihr noch immer ſolch ein loſer Schäker, Herr Petrus? Ich weiß von keinem Schatz nicht, und Ihr müßt ein ſittſam Mägdlein nicht ſo in Verlegenheit ſetzen. — Sie ſchlug die Augen nieder, als ſie dies ſagte, und trank ein mächtiges Paßglas aus.

Schatz, erwiderte ihr Bacchus, indem er ſie aus ſeinen Aeuglein zärtlich anblickte und ihre Hand faßte, Schatz, ziere dich doch nicht ſo! Du weißt ja wohl, daß dir mein Herz zugethan ſchon ſeit zweihundert Herbſten; und daß ich dich noch heute vor allen andern liebe, ſoll ein feuriger Kuß auf deine roſigen Lippen beweiſen.

Er neigte ſich zärtlich gegen die Roſe; wenn nur das junge Volk hier nicht dabei wäre, flüſterte ſie beſchämt, indem ſie ſich halb zu ihm neigte; — aber unter dem Jubeln und Jauchzen der Zwölfe hatte der Weingott ſein Schürzenſtipendium nebſt Zinſen eingegenommen. Dann leerte er ſeinen Humpen wieder und ward um zwei Fäuſte breiter und größer, und hub an mit einer rauhen Weinſtimme zu ſingen:

Vor allen Schlöſſern dieſer Zeit
Lob' ich ein Schloß zu Bremen;
In ſeinen Hallen hoch und weit
Darf ſich kein Kaiſer ſchämen;
Gar ſeltſam iſt es ausſtaffirt,
Mit ſchmuckem Hausrath ausgeziert,
Doch hat daſelbſt vor allen
Eine Jungfrau mir gefallen.

Ihr Auge blinkt wie klarer Wein,
Ihre Wangen ſind nicht bleiche,
Wie prächtig ihre Kleider ſein,
Von lauter ſchwerem Zeuche;
Von Eichenholz iſt ihr Gewand,
Von Birkenreifen ihre Band',
Das Mieder, das ſie zieret,
Mit Eiſen iſt geſchnüret.

Doch ach, man hat ihr Schlafkloſet
Mit Riegeln wohl verſehen,
Dort ſchlummert ſie im Roſenbett
Und ich muß draußen ſtehen;
Drum poch' ich an die Kammerthür:
Steh auf mein Schatz, und komm herfür,
Damit ich mit dir koſe,
Mach auf, herzliebe Roſe!

So ſtieg ich jede Mitternacht
Zu ihrer Kammer nieder;
Nur einmal hat ſie aufgemacht,
Jetzt will ſie nimmer wieder;
Und ſeit ich einmal ſie geküßt,
Mein Herz von Sehnſucht trunken iſt,
Nur einmal, Roſamunde,
Küſſe mich, daß es geſunde.

Ihr ſeid ein Schäker, Herr Bacchus! ſagte Roſa, als er mit einem zärtlichen Triller geendet hatte. Ihr wißt wohl, daß mich Bürgermeiſter und Rath unter gar ſtrenger Klauſur halten und nicht erlauben, daß ich mit jedwedem mich einlaſſe.

Aber mir könnteſt du doch zuweilen das Kämmerlein öffnen, lieb Röschen! flüſterte Bacchus, mich gelüſtet nach der ſüßen Speiſe deines Mundes.

Ihr ſeid ein Schelm! rief ſie lachend. Ihr ſeid ein Türke und habt es mit vielen zugleich; meinet Ihr, ich wiſſe nicht, wie Ihr mit der leichtfertigen Franzöſin ſcharmirt, mit dem Fräulein von Bordeaux, und mit dem Kreidengeſicht, der Champagnerin; geht, geht, Ihr habt einen ſchlechten Charakter und verſtehet Euch nicht auf treue deutſche Minne.

Ja, das ſag' ich auch, rief Judas, und fuhr mit der langen knöchernen Hand nach der Hand der Jungfer Roſe, das ſag' ich auch; drum nehmet mich zu Eurem Galan, liebwertheſte Jungfer, und laſſet den kleinen nackten Kerl ſeiner Franzöſin nachziehen.

Was? ſchrie der Hölzerne und trank im Zorn einige Maß Wein, was? mit dem jungen Fant von 1726 willſt du dich abgeben, Röschen? Pfui, ſchäme dich; was mein nacktes Koſtüm betrifft, Herr Naſeweis, ſo kann ich eben ſo gut, wie Er, eine Perrücke aufſetzen, einen Degen an die Seite ſtecken; aber ich trage mich ſo, weil ich Feuer im Leibe habe und mich nicht friert im Keller. Und was Sie da ſagt, Jungfer Roſe, mit den Franzöſinnen, ſo iſt es gänzlich erlogen. Beſucht habe ich ſie zuweilen und mich an ihrem Geiſte erluſtirt, aber weiter gar nichts; dir bin ich treu, liebſter Schatz, und dir gehört mein Herz.

Eine ſchöne Treue, Gott erbarm's! erwiderte die Dame, was hört man nur aus Spanien, wie Ihr es dort mit dem Frauenzimmer habt? Von der ſüßlichen Metze, der Xeres, will ich gar nichts ſagen, das iſt eine bekannte Geſchichte, aber wie iſt es denn mit der Jungfer Dentilla di Rota und mit der von San Lucas? Und dann mit der Señora Ximenes?

Alle Teufel, ihr treibt die Eiferſucht auch gar zu weit! rief er ärgerlich, man kann doch alte Verbindungen nicht ganz aufgeben. Und was die Señora Ximenes betrifft, ſo ſeid Ihr ſehr ungerecht, ich beſuche ſie ja nur aus Freundſchaft für Euch, weil ſie Eure Verwandte iſt.

Was macht Ihr da für Fabeln? unſere Verwandte? murmelten Roſe und die Zwölfe untereinander, wie das?

Wißt Ihr denn nicht, fuhr er fort, daß dieſe Señora eigentlich eine Rheinländerin iſt? Der ehrſame Don Ximenes hat ſie heimgeführt als blutjunges Rebſtöcklein aus dem Rheingau nach ſeiner Heimath in Spanien, und dort hat ſie ſich angeſiedelt und ſeinen Familiennamen angenommen. Noch jetzt, obgleich ſie den ſüßen ſpaniſchen Charakter angenommen, noch jetzt hat ſie große Aehnlichkeit mit Euch, wie die Grundzüge des Geſichtes ſich in der Familie nicht ganz verlieren. Dieſelbe Farbe und jener ſüße Duft, jenes feine Aroma iſt ihr eigen und macht ſie zu Eurer würdigen Baſe, werthgeſchätzte Jungfer Roſe.

Sie ſoll leben, ſoll leben! riefen die Apoſtel und ſtießen an, Baſe Ximenes in Hiſpanien ſoll leben!

Jungfer Roſe mochte ihrem Galan nicht ganz trauen und ſtieß mit bitterſüßer Miene an; doch ſchien ſie nicht ferner mit ihm hadern zu wollen, ſondern ſprach weiter:

Und auch ihr, meine lieben Vettern vom Rhein, ſeid ihr alle hier? Ja, das iſt ja mein zarter, feiner Andreas, mein muthiger Judas, mein feuriger Petrus. Guten Abend, Johannes, wiſche dir den Schlaf fein aus den Aeuglein, du ſiehſt noch ganz trübſelig aus. Bartholomäus, du biſt unmäßig dick geworden und ſcheinſt träge zu ſein. Ha, mein munterer Paulus, und wie fröhlich Jacobus um ſich ſchaut, noch immer der Alte. Aber wie, ihr ſeid ja zu Dreizehn am

Tiſche, wer iſt denn der dort in fremder Kleidung, wer hat ihn hierher gebracht?

Gott, wie erſchrak ich! Sie ſchauten alle verwundert auf mich und ſchienen mit meiner Anweſenheit nicht ganz zufrieden. Aber ich faßte mir ein Herz und ſagte: Mich gehorſamſt der werthen Geſellſchaft zu empfehlen. Ich bin eigentlich Nichts weiter als ein zum Doktor der Philoſophie graduirter Menſch und halte mich gegenwärtig hieſigen Orts in dem Wirthshauſe zur Stadt Frankfurt auf.

Wie wagſt du es aber, hierher zu kommen in dieſer Stunde, graduirtes Menſchenkind? ſprach Petrus ſehr ernſt, indem er Blitze aus ſeinen Feueraugen auf mich ſprühte. Du hätteſt wohl denken können, daß du nicht in dieſe noble Societät gehörſt.

Herr Apoſtel, antwortete ich, und weiß noch heute nicht, woher ich den Muth bekam, wahrſcheinlich aus dem Wein; Herr Apoſtel, das Du verbitte ich mir fürs Erſte, bis wir weiter bekannt ſind. Und was die noble Societät betrifft, in die ich gekommen ſein ſoll, ſo kam ſie zu mir, nicht ich zu ihr, denn ich ſitze ſchon ſeit drei Stunden in dieſem Gemach, Herr!

Was thut Ihr aber ſo ſpät noch im Rathskeller, Herr Doktor? fragte Bacchus etwas ſanfter als der Apoſtel; um dieſe Zeit pflegt ſonſt das Erdenvolk zu ſchlafen.

Euer Excellenz, erwiderte ich, das hat ſeinen guten Grund. Ich bin ein portirter Freund des edeln

Getränkes, das man hier unten verzapft, habe auch durch die Vergünſtigung eines wohledlen Senats die Permiſſion erhalten, denen Herren Apoſteln und der Jungfrau Roſe meinen Beſuch abzuſtatten, was ich auch geziemendſt gethan.

Alſo Ihr trinkt gern Rheinwein, fuhr Bachus fort, nun, das iſt eine gute Eigenſchaft und ſehr zu loben in dieſer Zeit, wo die Menſchen ſo kalt geworden ſind gegen dieſe goldene Quelle.

Ja, der Teufel hole ſie All'! rief Judas, Keiner will mehr einige Maß Rheinwein trinken, außer hie und da ſolch ein fahrender Doktor oder vacirender Magiſter, und dieſe Hungerleider laſſen ſich ihn erſt noch aufwichſen.

Muß ganz gehorſamſt depreciren, Herr von Judas, unterbrach ich den ſchrecklichen Rothrock. Nur einige kleine Verſuche habe ich gethan mit Dero Rebenblut von 1700 und etlichen Jahren, und den hat mir allerdings der wackere Bürgermeiſter einſchenken laſſen; was Sie aber hier ſehen, iſt etwas neuer und in baarer Münze von mir bezahlt.

Doktor, ereifert Euch nicht, ſagte Frau Roſe, er meint's nicht ſo böſe, der Judas, und er ärgert ſich nur und mit Recht, daß die Zeiten ſo lau geworden.

Ja! rief Andreas, der feine, ſchöne Andreas, ich glaube, dieſes Geſchlecht fühlt, daß es keines edlen Trankes mehr werth iſt, drum ſollen ſie hier ein Geſöff von allerlei Schnaps und Syrup brauen, heißen es Chateau-Margaux, Sillery, St. Julien und ſonſt nach allerlei pompöſen Namen, und kredenzen es bei ihren Gaſtmahlen, und wenn ſie es ſaufen, bekommen ſie rothe Ringe um den Mund, dieweil der Wein gefärbt war, und Kopfweh den andern Tag, weil ſie ſchnöden Schnaps getrunken.

Ha, was war das für ein anderes Leben, führte Johannes die Rede fort, als wir noch junge, blutjunge Geſellen waren, Anno 19 und 26. Auch Anno 50 ging es noch hoch her in dieſen ſchönen Hallen. Jeden Abend, es mochte die Sonne ſcheinen im hellen Frühling, oder ſchneien und regnen im Winter, jeden Abend waren die Stübchen dort gefüllt mit frohen Gäſten. Hier, wo wir jetzt ſitzen, ſaß in Würde und Hoheit der Senat von Bremen, ſtattliche Perrücken auf dem Haupt, die Wehre an der Seite, Muth im Herzen und Jeder einen Römer vor ſich.

Hier, hier, nicht oben auf der Erde, hier war ihr Rathhaus, hier die Halle des Senats; denn hier beim kühlen Wein berietſen ſie ſich über das Wohl der Stadt, über ihre Nachbarn und dergleichen. Wenn ſie uneinig in der Meinung waren, ſo ſtritten ſie ſich nicht mit böſen Worten, ſondern tranken einander wacker zu, und wenn der Wein ihre Herzen erwärmt hatte, wenn er fröhlich durch ihre Adern hüpfte, da war der Beſchluß ſchnell zur Reiſe gediehen, ſie drückten ſich die Hände, ſie waren und blieben immer Freunde, weil ſie Freunde waren des edeln Weines. Am andern Morgen aber war ihnen ihr Wort heilig, und was ſie Abends ausgemacht im Keller, das führten ſie oben im Gerichtsſaal aus.

Schöne alte Zeiten! rief Paulus; daher kömmt es auch, daß noch heut zu Tage Jeder vom Rath ein eigenes Trinkbüchlein, eine jährliche Weinrechnung hat. Den Herren, die alle Abende hier ſaßen und tranken, war es nicht genehm, allemal in die Taſche zu fahren und ihr Geldſeckelein heraus zu kriegen. Aufs Kerbholz ließen ſie es ſchreiben, und am Neujahr ward Abrechnung gehalten, und es giebt einige wackere Herren, die noch jetzt oft Gebrauch davon machen, aber es ſind deren wenige.

Ja, ja, Kinder, ſprach die alte Roſe, ſonſt war es anders, ſo vor fünfzig, hundert, zweihundert Jahren. Da brachten ſie Abends ihre Weiber und Mädchen mit in den Keller, und die ſchönen Bremerkinder tranken Rheinwein oder von unſerem Nachbar Moſeler, und waren weit und breit berühmt durch ihre blühenden Wangen, durch ihre purpurrothen Lippen, durch ihre herrlichen blitzenden Augen; jetzt trinken ſie allerlei miſerables Zeug, als Thee und dergleichen, was weit von hier bei den Chineſen wachſen ſoll, und was zu meiner Zeit die Frauen tranken, wenn ſie ein Hüſtlein oder ſonſtige Beſchwer hatten. Rheinwein, ächten gerechten Rheinwein können ſie gar nicht mehr vertragen; denkt euch ums Himmels Willen, ſie gießen ſpaniſchen

Süßen darunter, daß er ihnen munde, ſie ſagen, er ſei zu ſauer.

Die Apoſtel ſchlugen ein großes Gelächter auf, in das ich unwillkürlich einſtimmen mußte, und Bacchus lachte ſo gräßlich, daß ihn der alte Balthaſar halten mußte.

Ja die guten alten Zeiten! rief der dicke Bartholomäus; ſonſt trank ein Bürger ſeine zwei Maß, und es war, als hätt' er Waſſer getrunken, ſo nüchtern blieb er; jetzt wirft ſie ein Römer um. Sie ſind aus der Uebung gekommen.

Da trug ſich vor vielen Jahren eine ſchöne Geſchichte zu, ſagte Fräulein Roſe und lächelte vor ſich hin.

Erzähle, erzähle, Jungfer Roſe, die Geſchichte! baten Alle; ſie aber trank bedeutend viel Wein, damit ſie eine glatte Kehle bekam, und hub an:

Anno tauſend ſechshundert und einige zwanzig, dreißig Jahre war ein großer Krieg in deutſchen Landen von wegen des Glaubens; die Einen wollten ſo und die Andern anders, und ſtatt daß ſie bei einem Glaſe Wein die Sache vernünftig beſprochen hätten, ſchlugen ſie ſich die Schädel ein. Albrecht von Wallenſtein, des Kaiſers Generalfeldmarſchall, hauſ'te ſchrecklich in proteſtantiſchen Landen. Deß erbarmte ſich der Schweden König, Guſtav Adolph, und kam mit vieler Mannſchaft zu Roß und zu Fuß. Es wurden viele Bataillen geliefert, ſie hetzten ſich herum am Rhein und an der Donau, geſchah aber weiter nicht viel, weder vor- noch rückwärts. Zu der Zeit war Bremen und die andern Hanſeſtädte neutral und wollten es mit keiner Partei verderben. Dem Schweden lag aber daran, durch ihr Gebiet zu ziehen und ſich freundlich mit ihnen einzulaſſen, darum wollte er einen Geſandten an ſie ſchicken. Weil aber im Reich bekannt war, daß man in Bremen Alles im Weinkeller verhandle und die Rathsherren und Bürgermeiſter einen guten Schluck hätten, ſo fürchtete ſich der Schwedenkönig, ſie möchten ſeinem Geſandten gar ſehr zuſetzen mit Wein, daß er endlich betrunken würde und ſchlechte Bedingungen einginge für die Schweden.

Nun befand ſich aber im ſchwediſchen Lager ein Hauptmann vom gelben Regiment, der ganz erſchrecklich trinken konnte. Zwei, drei Maß zum Frühſtück war ihm ein Kleines, und oft hat er Abends zum Zuſpitzen ein halb Imi getrunken und nachher gut geſchlafen. Als nun der König voll Beſorgniß war, ſie möchten im Bremer Rathskeller ſeinem Geſandten allzu ſehr zuſetzen, ſo erzählte ihm der Kanzler Oxenſtierna von dem Hauptmann, Gutekunſt hieß er, der ſo viel trinken könne. Deß freute ſich der König und ließ ihn vor ſich kommen.

Da brachten ſie einen kleinen, hageren Mann, der war ganz bleich im Geſicht, hatte aber eine große, kupferrothe Naſe und hellblaue Lippen, was ganz wunderlich anzuſehen war. Der König fragte ihn, wie viel er ſich wohl zu trinken getraue, wenn es recht ernſtlich zuginge. O Herr und König, antwortete er, ſo ernſtlich bin ich noch nie daran gekommen, habe mich bis dato auch noch nicht geeicht; der Wein iſt nicht wohlfeil, und man kann täglich nicht über ſieben, acht Maß trinken, ohne in Schulden zu gerathen. — Nun, wie viel meinſt du denn führen zu können? fragte der König weiter. Aber er antwortete unerſchrocken: Wenn Euer Majeſtät bezahlen wollen, möchte ich wohl einmal zwölf Mäßchen trinken, mein Reitknecht, der Balthaſar Ohnegrund, kann es aber noch beſſer. — Da ſchickte der König auch nach Balthaſar Ohnegrund, dem Knecht des Hauptmann Gutekunſt, und war der Herr ſchon blaß geweſen und mager, ſo war es der Diener noch mehr, der ganz aſchenfarb ausſah, als hätt' er ſein Lebenlang Waſſer getrunken.

Da ließ nun der König den Hauptmann und Ohnegrund, den Reitknecht, in ein Zelt ſetzen und einige Fäßlein alten Hochheimer und Nierenſteiner anfahren und wollte haben, die Beiden ſollten ſich eichen laſſen. Sie tranken von Morgens eilf Uhr bis Abends vier Uhr ein Imi Hochheimer und anderthalb Imi Nierenſteiner, und der König ging voll Verwunderung zu ihnen ins Zelt, um zu ſehen, wie es mit ihnen ſtehe. Die beiden Geſellen waren aber wohlauf, und der Hauptmann ſagte: So, jetzt will ich einmal die Degenkuppel abſchnallen, dann geht's beſſer; Ohnegrund machte aber drei Knöpfe an ſeinem Koller auf.

Da entſatzten ſich Alle, die dies ſahen, der König aber ſprach: Kann ich beſſere Geſandte finden nach der fröhlichen Stadt Bremen, als dieſe? Und alſobald ließ er dem Hauptmann prächtige Kleider und Waffen geben, wie auch Ohnegrund, dem Reitknecht, denn dieſer ſollte den Schreiber des Geſandten vorſtellen. Der König und der Kanzler unterrichteten den Hauptmann, was er zu ſagen hätte bei der Unterhandlung, und nahm Beiden das Verſprechen ab, daß ſie auf der ganzen Reiſe nur Waſſer trinken ſollten, damit nachher das Treffen im Keller um ſo glorreicher würde; Gutekunſt aber, der Hauptmann, mußte ſeine rothe Naſe mit einer künſtlichen Salbe anſtreichen, auf daß ſie weiß ausſah, damit man nicht merke, welch ein Kunde er ſei.

Ganz elendiglich vom vielen Waſſertrinken kamen die Beiden nach der Stadt Bremen, und nachdem ſie bei dem Bürgermeiſter geweſen, ſagte dieſer zum Senat: O! was hat uns der Schwede für zwei bleiche magere Geſellen geſchickt; heute Abend wollen wir ſie in den Rathskeller führen und zudecken. Ich nehme den Geſandten auf mich ganz allein, und der Doktor Schnellpfeffer muß auf den Schreiber. So wurden ſie denn Abends nach der Betglocke feierlichſt in den Rathskeller geführt, der Bürgermeiſter führte Gutekunſten, den Hauptmann, der Doktor Schnellpfeffer, was auch ein guter Trinker war, führte den Reitknecht am Arm, der als

Schreiber angethan ſich recht züchtiglich geberdete; hinter ihnen gingen viele Rathsherren, die zur Verhandlung geladen waren. Hier in dieſem Gemach ſetzten ſie ſich um den Tiſch und verſpeiſ'ten zuerſt Haſenbraten und Schinken und Häringe, um ſich zum Trinken zu rüſten. Dann wollte der Geſandte ganz ehrbar mit der Verhandlung anfangen und ſein Schreiber zog Pergament und Feder aus der Taſche; aber der Bürgermeiſter ſprach: Mit nichten alſo, ihr edlen Herren; ſo iſt es nicht Gebrauch in Bremen, daß man die Sache alſo trocken abmacht; wollen einander vorerſt auch zutrinken nach Sitte unſerer Väter und Großväter. — Kann eigentlich nicht viel vertragen, antwortete der Hauptmann, dieweil es aber Seiner Magnificenz alſo gefällig, will ich ein Schlücklein zu mir nehmen. Nun tranken ſie ſich zu und hielten ein Geſpräch über Krieg und Frieden und über die Schlachten, ſo geliefert worden; die Rathsherren aber, um den Fremden mit gutem Beiſpiele voranzugehen, tranken ſich weidlich zu und bekamen rothe Köpfe. Bei jeder neuen Flaſche entſchuldigten ſich die Fremden, wie ſie gar den Wein nicht gewohnt wären und er ihnen zu Kopf ſteige; deß freute ſich der Bürgermeiſter, trank in ſeiner Herzensluſt ein Paßglas um das andere, ſo daß er nicht mehr recht wußte, was zu beginnen. Aber, wie es zu gehen pflegt in dieſem wunderbaren Zuſtand, er dachte: Jetzt iſt er betrunken, der Geſandte, und auch dem Schreiber hat der Doktor tüchtig zugeſetzt; und ſprach daher: Nun wollen wir anfangen mit unſerem Geſchäft. Das waren die Fremden zufrieden, thaten, wie wenn ſie voll Weines wären, und tranken auf ihrer Seite den Herren weidlich zu.

Da wurde nun geſprochen und getrunken, gehandelt und wieder getrunken, bis der Bürgermeiſter mitten im Satz einſchlief und der Doktor Schnellpfeffer unter dem Tiſche lag. Da kamen denn die andern Rathsherren und tranken den Fremden zu und führten die Verhandlung fort; aber trank der Hauptmann läſterlich, ſo machte es ſein Reitknecht nicht ſchlimmer: fünf Küper mußten immer hin- und herlaufen und einſchenken, denn der Wein verſchwand von dem Tiſch, als wäre er in den Sand gegoſſen worden. So geſchah es, daß die Gäſte nacheinander den ganzen Rath unter den Tiſch tranken bis auf Einen.

Dieſer Eine aber war ein großer ſtarker Mann, mit Namens Walther, von welchem man allerlei ſprach in Bremen, und wäre er nicht im Rath geſeſſen, man hätte ihn längſt böſer Künſte und Zauberei angeklagt. Herr Walther war ſeines Zeichens eigentlich ein Zirkelſchmied geweſen, hatte ſich aber hervorgethan in ſeiner Gilde, war unter die Aeltermänner gekommen und nachher in den Senat. Dieſer hielt aus bei den Gäſten, trank zweimal ſoviel als Beide, ſo daß ihnen ganz unheimlich wurde, denn er war ſo verſtändig, wie zuvor, während der Hauptmann ſchon trübe Augen bekam und glaubte, es gehe ihm ein Rad im Kopf herum.

So oft der Senator Walther ein Paßglas getrunken, fuhr er mit der Hand unter den Hut, und dem Reitknecht kam es vor, als ſähe er ein bläuliches Wölkchen, ganz fein wie Nebel, aus ſeinem rabenſchwarzen Haar hervorſteigen. Er trank wacker drauf los, bis der Hauptmann Gutekunſt ſelig einſchlief und ſein Haupt ganz weich auf des Bürgermeiſters Bauch legte.

Da ſprach der Senator Walther mit ſonderbarem Lächeln zu dem Schreiber des Geſandten: Lieber Geſelle, du führſt einen mächtigen Zug, ich vermeine aber, daß du mit dem Roßſtriegel beſſer fortkommſt als mit der Feder. Da erſchrak der Schreiber und ſprach: Wie meinet Ihr dies, Herr? Ich will nicht hoffen, daß Ihr mir Hohn ſprechen wollt; bedenket, daß ich Seiner Majeſtät Geſandtſchaftsſchreiber bin.

Hoho! rief der Andere mit ſchrecklichem Lachen, ſeit wann haben denn ordentliche Geſandtſchaftsſchreiber ſolche Kittel an und führen ſolche Federn bei der Sitzung? Da ſah der Reitknecht auf ſein Kleid und bemerkte mit großem Schrecken, daß er ſeinen gewöhnlichen Stallkittel anhabe, er ſah auf ſeine Hand, und ſiehe da, ſtatt der Feder hielt er eine ganz gemeine Kratzbürſte. Da entſetzte er ſich und ſah ſich verrathen und wußte nicht, wie ihm geſchah. Herr Walther aber lächelte ſeltſam und höhniſch und trank ihm einen Humpen von anderthalb Maß zu auf einen Zug, fuhr dann mit der Hand hinter die Ohren, und der Reitknecht ſah ganz deutlich, wie ein feiner Nebel aus ſeinem Kopf kam. Gott ſoll mich bewahren, Herr, daß ich fürder mit Euch trinke, rief er; Ihr ſeid ein Schwarzkünſtler, wie ich nun vermuthe, und könnt mehr als Brod eſſen.

Darüber wäre noch vielerlei zu ſagen, antwortete Walther ganz ruhig und freundlich, aber es würde dir auch nicht viel helfen, werthgeſchätzter Stallknecht und Roßkamm, wenn du mir fürder zuſetzteſt mit Trinken: mich trinkſt du nicht unter den Tiſch, wasmaßen ich einen kleinen Hahnen in mein Gehirn geſchraubt habe, durch welchen der Weindunſt wieder herausfährt. Schau zu! Dabei trank er ein großes Paßglas aus, wandte ſeinen Kopf herüber zu dem Reitknecht Ohnegrund, ſtrich ſein Haar zurück, und ſiehe da, in ſeinem Kopf ſteckte ein kleiner ſilberner Hahn, wie an einem Faß; da drehte er den Zapfen um, und ein bläulicher Dunſt ſtrömte hervor, ſo daß ihm der Weingeiſt keine Beſchwerden machte in der Hirnkammer.

Da ſchlug der Reitknecht vor Verwunderung die Hände zuſammen und rief: Das iſt einmal eine ſchöne Erfindung, Herr Zauberer! Könnt Ihr mir nicht auch ſo ein Ding an den Kopf ſchrauben, um Geld und gute Worte? — Nein, das geht nicht, antwortete Jener bedächtig; da ſeid Ihr nicht erfahren genug in geheimer Wiſſenſchaft; aber ich habe Euch liebgewonnen wegen Eurer abſonderlichen Kunſt im Trinken, darum möchte ich Euch gerne dienen, wo ich kann. Zum Beiſpiel, es iſt gegenwärtig die Stelle des Kellermeiſters vacant allhier. Balthaſar Ohnegrund! verlaß den Dienſt dieſes Schweden, wo es doch mehr Waſſer als Wein giebt, und diene dem wohledeln Rath dieſer Stadt; wenn wir auch einige Laſten Wein mehr brauchen des Jahrs, die du heimlich ſaufeſt, das thut Nichts, ein ſolcher Kapitalkerl hat uns längſt gefehlt; Balthaſar Ohnegrund! ich mach' dich morgen zum Kellermeiſter, wenn du willſt. Willſt du nicht, ſo iſt's auch gut; dann weiß aber morgen die ganze Stadt, daß uns der Schwede einen Reitknecht als Schreiber geſchickt. — Dieſer Vorſchlag mundete dem Balthaſar wie edler Wein; er that einen Blick in dieſes unermeßliche Weinreich, ſchlug ſich auf den Magen und ſagte: Ich will's thun. Nachher machten ſie noch allerhand Punkte aus, wie es gehalten werden ſolle nach Ohnegrund's zeitlichem Hinſcheiden mit ſeiner armen Seele. Er wurde Kellermeiſter, der Hauptmann Gutekunſt aber zog mit zweideutigen Bedingungen ab ins ſchwediſche Lager, und als nachher die Kaiſerlichen in die Stadt kamen, war der Bürgermeiſter und Senat froh, daß er ſich mit dem Schweden nicht zu tief eingelaſſen, obgleich Keiner recht wußte, wie es ſo gekommen war.

So erzählte die Roſe, die Apoſtel und ich dankten ihr und lachten ſehr über die beiden Geſandten, Paulus aber fragte: Und Balthaſar Ohnegrund, der wackere Kunde, was iſt aus ihm geworden? blieb er Kellermeiſter? — Die Roſe aber wandte ſich um mit Lächeln, deutete auf eine Ecke des Gemachs und ſagte:

Dort ſitzt er ja noch, wie vor zweihundert Jahren, der wackere Zecher. — Mir graute, als ich hinſah; eine bleiche abgehärmte Geſtalt ſaß in der Ecke, ſchluchzte und weinte ſehr und trank dazu ſehr viel Rheinwein; aber es war Niemand anderes, als eben der Kellermeiſter Balthaſar, der aus Unſer lieben Frauen Kirchhof herabgekommen war, nachdem ihn Matthäus aus dem Schlaf geſchellt.

Nun, alter Balthaſar, rief ihm Jacobus zu, du haſt alſo als Reitknecht gedient beim Hauptmann Gutekunſt und warſt ſogar Geſandtſchaftsſchreiber oder Sekretär, ehe du Kellermeiſter wurdeſt; was machte denn der Herr, ſo den Hahnen im Hirnkaſten hatte, für Bedingniſſe?

O Herr! ſtöhnte der alte Kellermeiſter aus tiefer Seele, und es war, als ob ihn der ewige Tod auf dem Fagott begleitete, ſo gräulich tönte es aus ſeiner Bruſt, o Herr! fordert nicht von mir, daß ich es ſage.

Heraus damit! ſchrieen die Apoſtel, was wollte er mit dem Spiritusableiter? der Weingeiſtſchröpfer, was wollte er?

Meine Seele.

Armer Kerl, ſagte Petrus ſehr ernſt, und um was wollte er deine arme Seele?

Um Wein, murmelte er dumpf, und mir war es, als ob eine Stimme ohne Hoffnung ſpräche.

Rede deutlicher, Alter, wie hat er es gemacht mit deiner Seele? Er ſchwieg lange; endlich ſprach er:

Warum dies erzählen, ihr Herren? Es iſt grauſig, und ihr verſteht doch nicht, was es heißt, eine Seele verlieren.

Wohl wahr, ſprach Paulus, wir ſind fröhliche Geiſter und ſchlummern im Weine und freuen uns ewiger ungetrübter Herrlichkeit und Freude; darum kann uns aber auch kein Grauen anwandeln, denn wer hat Macht über uns, daß er uns elend mache oder uns ſchrecke? Darum erzähle!

Aber es ſitzt ein Menſch am Tiſch, der kann es nicht vertragen, ſprach der Todte; vor ihm darf ich es nicht ſagen.

Nur zu, immer zu! erwiderte ich, an allen Gliedern ſchauernd, ich kann eine hinlängliche Doſis Schauerliches ertragen, und was iſt es am Ende, als daß Euch der Teufel geholt?

Herr, es wäre Euch beſſer, Ihr betetet! murmelte der Alte, aber Ihr wollt es ſo haben, ſo höret: der Menſch, der in jener Nacht in dieſem Zimmer bei mir ſaß, — es war ein böſes Ding mit ihm — der hatte ſeine Seele dem Böſen verhandelt, und es war dabei bedingt, daß er ſich loskaufen könnte durch eine andere Seele. Schon viele hatte er auf dem Korn gehabt, aber allemal waren ſie ihm wieder entgangen. Mich faßte er beſſer. Ich war wild aufgewachſen ohne Unterricht, und das Leben im Kriege ließ mich nicht viel nachdenken; wenn ich ſo über ein Schlachtfeld ritt, und der Mondſchein fiel herab, und Freund und Feind niedergemäht da lagen, da dachte ich: ſie ſind jetzt halt todt und leben nicht mehr; von der Seele hielt ich nicht viel, und von Himmel und Hölle noch weniger. Aber weil man ſo kurz lebt, wollt' ich's Leben recht genießen, und Wein und Spiel war mein Element. Das hatte mir der Höllenknecht abgemerkt und ſprach zu mir in jener Nacht: So zwanzig, dreißig Jahre zu leben in dieſem Kellerreich, in dieſem Weinhimmel zu trinken nach Herzensluſt, nicht wahr, Balthaſar, das müßt' ein Leben ſein? — Ja, Herr, ſprach ich, aber wie könnte ich dies verdienen? — An was liegt dir mehr, fuhr er fort, hier recht zu leben nach Herzensluſt auf der Erde, hier im Keller, oder an den Geſchichten, die ſich nachher begeben, wo man gar nicht weiß, ob man nur noch lebt und Wein trinkt? — Ich that einen gräßlichen Schwur und ſagte: Meine Gebeine werden dahin fahren, wo die Gebeine meiner Geſellen liegen; iſt der Menſch todt, ſo fühlt er nicht und denkt nicht; hab' es an manchem Kameraden erlebt, dem die Kugel das Hirn zerſchmetterte, darum will ich leben und luſtig ſein. — Er aber ſprach zu mir: Wenn du Verzicht leiſten willſt auf das, was nachher kommt, ſo iſt es ein Leichtes, dich hier zum Kellermeiſter zu machen; ſchreib nur deinen Namen in dies Büchlein und thu einen recht tüchtigen Schwur dazu. — Was nachher mit mir geſchieht, das kümmert mich nicht, ſprach ich; Kellermeiſter will ich hier ſein immerdar und ewiglich, ſo lang ich bin, und der Teufel, oder wer will, kann das andere haben alles, wenn ſie mich einſt einſcharren.

Als ich ſo geſprochen, waren wir nicht mehr zu zwei, ſondern ein Dritter ſaß neben mir und hielt mir das Büchlein hin zum Unterſchreiben; der aber, der dies that, war nicht der Zirkelſchmied, ſondern ein Anderer.

Wer war es denn? Sag an! riefen die Apoſtel ungeduldig.

Die Augen des alten Kellermeiſters funkelten gräulich und ſeine bleichen Lippen bebten; er ſetzte mehrere Mal an, um zu ſprechen, aber ein Krampf ſchien ihm die Kehle zuzuſchnüren. Da blickte er auf einmal feſt und muthig in eine dunkle Ecke, trank ſein Glas aus und warf es an die Erde; was hilft alle Reue, alter Balthaſar? ſprach er, indem große Thränen in ſeinen Wimpern hingen: der bei mir ſaß — war der Teufel.

Es war bei dieſen Worten unheimlich, bis zur Verzweiflung unheimlich in dem Gemach; die Apoſtel ſchauten ernſt und ſchweigend in ihre Römer; Bacchus hatte das Geſicht in die Hände gedrückt, und die Roſe war bleich und ſtille. Kein Athemzug rührte ſich, man hörte nur, wie in dem Todtenkopf des Alten die Zähne ſchaudernd an einander klapperten.

Mein Vater hatte mich gelehrt, meinen Namen zu ſchreiben, als ich noch ein kleiner frommer Knabe war;

ich unterſchrieb ihn ins Buch, das mir der Andere mit ſeinen Krallen vorhielt. Von da an ging mir ein Leben auf in Saus und Braus; in ganz Bremen gab es keinen Mann ſo fröhlich als den Kellermeiſter Balthaſar, und getrunken hab' ich, was der Keller Gutes und Köſtliches hatte. Zur Kirche ging ich nie, ſondern wenn ſie zuſammenläuteten, ſchritt ich hinab zum beſten Faß und ſchenkte mir ein nach Herzensluſt. Als ich alt wurde, kam oft ein Grauen über mich, und es fröſtelte mir durch die Glieder, wenn ich ans Sterben dachte; hatte zwar kein Weib, das um mich jammerte, aber auch keine Kinder, die mich tröſteten; da trank ich denn, wenn die Todesgedanken über mich kamen, bis ich von Sinnen war und ſchlief. So trieb ich's lange Jahre, mein Haar ward grau, meine Glieder ſchwach, und ich ſehnte mich zu ſchlafen im Grabe. Da war mir eines Tages, als ſei ich erwacht und könne doch nicht recht erwachen; die Augen wollten ſich nicht aufthun, die Finger waren ſteif, als ich mich aus dem Bette heben wollte, und die Beine lagen ſtarr wie ein Stück Holz. An mein Bett aber traten Leute, betaſteten mich und ſprachen: Der alte Balthaſar iſt todt.

Todt, dachte ich und erſchrak, todt und nicht ſchlafen? Todt bin ich und denke? Mich erfaßte eine unnennbare Angſt, ich fühlte, wie mein Herz ſtille ſtand und wie ſich doch etwas in mir regte und in ſich zuſammenzog und bange, bange war; das war mein

Körper nicht, denn der lag ſteif und todt, was war es denn?

Deine Seele! ſprach Petrus dumpf; deine Seele! flüſterten die Andern ihm nach.

Da maßen ſie meine Länge und Breite, um die ſechs Brettlein fertig zu machen, und legten mich hinein, und ein hartes Kiſſen von Hobelſpänen unter meinen Schädel, und nagelten die Bahre zu, und meine Seele wurde immer ängſtlicher, weil ſie nicht ſchlafen konnte. Dann hörte ich die Todtenglocke läuten auf der Domkirche, ſie hoben mich auf, und kein Auge weinte um mich. Sie trugen mich auf Unſer lieben Frauen Kirchhof, dort hatten ſie mein Grab gegraben, noch höre ich die Seile ſchwirren, die ſie heraufzogen, als ich unten lag; dann warfen ſie Steine und Erde herab, und es ward ſtille um mich her.

Aber meine Seele zitterte heftiger, als es Abend wurde, als es zehn Uhr, eilf Uhr ſchlug auf allen Glocken. Wie wird es dir gehen? dachte ich bei mir. Ich wußte noch ein Gebetlein aus alter Zeit, das wollte ich ſprechen, aber meine Lippen ſtanden ſtill. — Da ſchlug es zwölf Uhr, und mit einem Ruck war die ſchwere Grabesdecke abgeriſſen, und auf meinen Sarg geſchah ein ſchrecklicher Schlag —

Ein Schlag, daß die Hallen dröhnten, ſprengte jetzt eben die Thüre des Gemaches auf, und eine große weiße Geſtalt erſchien auf der Schwelle. Ich war durch Wein und die Schreckniſſe dieſer Nacht ſo exaltirt und außer mir ſelbſt gebracht, daß ich nicht aufſchrie, nicht aufſprang, wie wohl ſonſt geſchehen wäre, ſondern geduldig das Schreckliche anſtarrte, das jetzt kommen ſollte. Mein erſter Gedanke war nämlich: jetzt kommt der Teufel.

Habt Ihr je im Don Juan jenen bangen Moment geſchaut, wo Tritte dumpf und immer näher tönen, wo Leporello ſchreiend zurückkommt und die Statue des Gouverneurs, ihrem Streitroß auf dem Monument entſtiegen, zu dem Gaſtmahl kommt? Rieſengroß mit abgemeſſenem, dröhnendem Schritt, ein ungeheures Schwert in der Hand, gepanzert, aber ohne Helm, trat die Geſtalt ins Gemach. Sie war von Stein, das Geſicht ſteif und ſeelenlos; aber dennoch that ſich der ſteinerne Mund auf und ſprach: Gott grüß' euch, vielliebe Reben vom Rhein; muß doch das ſchöne Nachbarkind beſuchen an ihrem Jahrestag. Gott grüß' Euch, Jungfrau Roſe. Darf ich auch Platz nehmen in Eurem Gelaggaden?

Sie ſchauten alle verwundert nach der rieſigen Statue. Frau Roſe aber brach das Stillſchweigen, ſchlug vor Freude die Hände zuſammen und ſchrie: Ei, du meine Güte! 's iſt ja der ſteinerne Roland, ſo ſeit vielen hundert Jahren auf dem Domhofe in der lieben Stadt Bremen ſteht. Ei, das iſt ſchön, daß Ihr uns die Ehre anthut, Herr Ritter! leget doch Schild und Schwert ab und machet es Euch bequem; wollet Ihr

Euch nicht obenan ſetzen an meine Seite? O Gott, wie mich das freut!

Der hölzerne Weingott, ſo indeſſen wieder um ein Erkleckliches gewachſen, warf mürriſche Blicke bald auf den ſteinernen Roland, bald auf die naive Dame ſeines Herzens, die ihre Freude ſo laut und unverhohlen ausgelaſſen. Er murmelte etwas von ungebetenen Gäſten und ſtrampelte ungeduldig mit den Beinen. Aber Roſe drückte ihm unter dem Tiſche die Hand und beſchwichtigte ihn durch ſüße Blicke. Die Apoſtel waren näher zuſammengerückt und hatten dem ſteinernen Gaſt einen Stuhl neben dem alten Fräulein eingeräumt. Er legte Schwert und Schild in die Ecke und ſetzte ſich ziemlich ungelenk auf das Stühlchen, aber ach! dies war für ehrſame Bremer Stadtkinder und nicht für einen ſteinernen Rieſen gemacht, es knackte, als er ſich ſetzte, morſch zuſammen, und ſo lang er war, lag er im Gemach.

Schnödes Geſchlecht, das ſolche Hütſchen zimmert, worauf zu meiner Zeit nicht einmal ein zartes Fräulein hätte ſitzen können, ohne mit dem Sitz durchzubrechen! ſagte der Heros und ſtand langſam auf; der Kellermeiſter Balthaſar aber rollte ein Halbeimerfaß herbei an den Tiſch und lud den Ritter ein, Platz zu nehmen. Es knackten nur ein paar Dauben, als er ſich ſetzte, aber das Faß hielt aus. Dann bot ihm der Kellermeiſter ein großes Römerglas mit Wein, er faßte es mit der breiten ſteinernen Fauſt, aber krach! war es entzwei, daß ihm der Wein über die Finger lief. Ei, Ihr hättet auch die Handſchuhe von Stein füglich ablegen können, ſprach Balthaſar ärgerlich und kredenzte ihm einen ſilbernen Becher, ſo ein Maß hielt und in früherer Zeit Tummler genannt wurde. Der Ritter faßte ihn, drückte nur einige unbedeutende Buckeln in den Becher, ſperrte das ſteinerne Maul auf und goß den Wein hinab.

Wie mundet Euch der Wein? fragte Bacchus den Gaſt. Ihr habt wohl lange keinen getrunken?

Er iſt gut, bei meinem Schwert! ſehr gut! Was iſt es für Gewächs?

Rother Ingelheimer, geſtrenger Herr! antwortete der Kellermeiſter.

Das ſteinerne Auge des Ritters bekam Leben und Glanz, als er dies hörte, die gemeiſelten Züge verſchönerte ein ſanftes Lächeln, und vergnüglich ſchaute er in den Becher.

Ingelheim! du ſüßer trauter Name! ſprach er. Du edle Burg meines ritterlichen Kaiſers; ſo nennt man alſo noch in dieſer Zeit deinen Namen, und die Reben blühen noch, die Karl einſt pflanzte in ſeinem Ingelheim? Weiß man denn auch von Roland noch etwas auf der Welt und von dem großen Carolus, ſeinem Meiſter?

Das müßt Ihr den Menſchen dort fragen, erwiderte Judas; wir geben uns mit der Erde nicht mehr ab. Er nennt ſich Doktor und Magiſter und muß Euch Beſcheid geben können über ſein Geſchlecht.

Der Rieſe richtete ſein Auge fragend auf mich, und ich antwortete: Edler Paladin! Zwar iſt die Menſchheit in dieſer Zeit lau und ſchlecht geworden, iſt mit dem hohlen Schädel an die Gegenwart genagelt und blickt nicht vor-, nicht rückwärts; aber ſo elend ſind wir doch nicht geworden, daß wir nicht der großen herrlichen Geſtalten gedächten, die einſt über unſere Vatererde gingen und ihren Schatten werfen noch bis zu uns. Noch giebt es Herzen, die ſich hinüberretten in die Vergangenheit, wenn die Gegenwart zu ſchal und trübe wird, die höher ſchlagen bei dem Klang großer Namen und mit Achtung durch die Ruinen wandeln, wo einſt der große Kaiſer ſaß in ſeiner Zelle, wo ſeine Ritter um ihn ſtanden, wo Eginhard bedeutungsvolle Worte ſprach und die traute Emma dem treueſten ſeiner Paladine den Becher kredenzte. Wo man den Namen Eures großen Kaiſers ausſpricht, da iſt auch Roland unvergeſſen, und wie Ihr ihm nahe ſtandet im Leben, ſo enge ſeid Ihr mit ihm verbunden in Lied und Sage und in den Bildern der Erinnerung. Der letzte Ton Eures Hifthorns tönt noch immer aus dem Thal von Ronceval durch die Welt und wird tönen, bis er ſich in die Klänge der letzten Poſaune miſcht.

So haben wir nicht vergebens gelebt, alter

Karl! ſprach der Ritter, die Nachwelt feiert unſere Namen.

Ha! rief Johannes feurigen Muthes, dieſe Menſchen wären auch werth, Waſſer aus dem Rhein zu ſaufen ſtatt des Rebenblutes ſeiner Hügel, wenn ſie den Namen des Mannes vergeſſen hätten, der zuerſt die Reben pflanzte im Rheingau. Auf, ihr trauten Geſellen und Apoſtel, ſtoßet an, unſer herrlicher Stammvater lebe! es lebe Kaiſer Karl der Große!

Die Römer klangen, aber Bacchus ſprach: Ja, es war eine ſchöne herrliche Zeit, und ich freue mich ihrer wie vor tauſend Jahren. Wo jetzt die wundervollen Weingärten ſtehen vom Ufer bis hinauf an die Rücken der Berge, und hinauf und hinab im Rheinthal Traube an Traube ſich ſchlingt, da lag ſonſt wüſter, düſterer Wald. Da ſchaute einſt Kaiſer Karl aus ſeiner Burg in Ingelheim an den Bergen hin, er ſah, wie die Sonne ſchon im März ſo warm dieſe Hügel begrüße und den Schnee hinabrolle in den Rhein, wie ſo frühe die Bäume dort ſich belauben und das junge Gras dem Frühling voraneile aus der Erde. Da erwachte in ihm der Gedanke Wein zu pflanzen, wo ſonſt der Wald lag.

Und ein geſchäftiges Leben regte ſich im Rheingau bei Ingelheim, der Wald verſchwand, und die Erde war bereit, den Weinſtock aufzunehmen. Da ſchickte er Männer nach Ungarn und Spanien, nach Italien und Burgund, nach der Champagne und nach Lothringen und ließ Reben herbeibringen und ſenkte die Reiſer in der Erde Schooß.

Da freute ſich mein Herz, daß er mein Reich ausbreite im deutſchen Lande, und als dort die erſten Reben blühten, zog ich ein im Rheingau mit glänzendem Gefolge; wir lagerten auf den Hügeln und ſchafften in der Erde und ſchafften in den Lüften, und meine Diener breiteten die zarten Netze aus und fingen den Frühlingsthau auf, daß er den Reben nicht ſchade; ſie ſtiegen hinauf und brachten warme Sonnenſtrahlen nieder, die ſie ſorgſam um die kleinen Beerlein goßen, ſchöpften Waſſer im grünen Rhein und tränkten die zarten Wurzeln und Blätter. Und als im Herbſt das erſte zarte Kind des Rheingaues in der Wiege lag, da hielten wir ein großes Feſt und luden alle Elemente zur Feier ein. Und ſie brachten köſtliche Geſchenke und legten ſie dem Kindlein als Angebinde in die Wiege. Das Feuer legte ſeine Hand auf des Kindes Augen und ſprach: Du ſollſt mein Zeichen an dir tragen ewiglich; ein reines mildes Feuer ſoll in dir wohnen und dich werth machen vor allen andern. Und die Luft in zartem goldenem Gewande kam heran, legte ihre Hand auf des Kindes Haupt und ſprach: Zart und licht ſei deine Farbe, wie der goldene Saum des Morgens auf den Hügeln, wie das goldene Haar der ſchönen Frauen im Rheingau. Und das Waſſer rauſchte heran in ſilbernen Kleidern, bückte ſich auf das Kind und ſprach: Ich will deinen Wurzeln immer nahe ſein, daß dein Geſchlecht ewig grüne und blühe und ſich ausbreite, ſo weit mein Rheinſtrom reicht. Aber die Erde kam und küßte das Kindlein auf den Mund und wehte es an mit ſüßem Athem. Die Wohlgerüche meiner Kräuter, ſprach ſie, die herrlichſten Düfte meiner Blumen habe ich für dich geſammelt zum Angebinde. Die köſtlichſten Salben aus Ambra und Myrrhen werden gering ſein gegen deine Düfte, und deine lieblichſten Töchter wird man nach der Königin der Blumen heißen, — die Roſen.

So ſprachen die Elemente; wir aber jubelten über die herrlichen Gaben, ſchmückten das Kindlein mit friſchem Weinlaub und ſchickten es dem Kaiſer in die Burg. Und er erſtaunte über die Herrlichkeit des Rebenkindes, hat es fortan gehegt und gepflegt und die Rebe am Rhein ſeinen herrlichſten Schätzen gleich geachtet.

Andreas! rief Jungfer Roſe, lieber Vetter, du haſt ſolch eine ſchöne zarte Stimme, willſt du nicht ſingen zum Ruhme des Rheingaues und ſeiner Weine?

Wenn es Euch erheitert, edle Jungfrau, und Euch nicht Beſchwerde macht, edler Bacchus, wie auch Euch nicht unangenehm iſt, mein Herr und Ritter Roland, ſo will ich eins ſingen. Und er ſang eine ſchöne Weiſe voll zarter Töne und Worte, klangvoll und zierlich gefüget, ſo daß man wohl merken konnte, es ſei ein Lied eines alten Meiſters von 1400 oder 1500. Verflogen ſind ſeine Worte aus meinem Gedächtniß, aber ſeine

Weiſe möchte ich doch wohl finden, denn ſie war einfach und ſchön, und Petrus begleitete ihn mit einem ſonoren herrlichen Sekund. Die Luſt des Geſanges ſchien über Alle herabzukommen, denn als Andreas geendet, ſang Judas unaufgefordert ein Lied, und ihm folgten die Uebrigen. Selbſt Roſe, ſo ſehr ſie ſich zierte, mußte ein Lied von 1615 ſingen, was ſie mit angenehmer, etwas zitternder Stimme vortrug. Mit dröhnendem Baß ſang Roland eine Kriegshymne der Franken, von welcher ich nur einige Worte verſtand, und endlich, als ſie Alle geſungen, ſchauten ſie auf mich, und Roſe nickte mir zu, etwas zu ſingen. Da hub ich denn an:

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben,
Geſegnet ſei der Rhein!
Da wachſen ſie am Ufer hin und geben
Uns dieſen Labewein.

Sie lauſchten, als ſie dieſe Worte hörten, ſie nickten ſich zu und rückten näher zuſammen; und die Entferntern ſtreckten die Köpfe vor, als wollten ſie kein Wort verlieren. Muthiger erhob ich meine Stimme, lauter und immer lauter war mein Geſang, denn es wogte in mir wie Begeiſterung, vor ſolchem Publikum zu ſingen. Die alte Roſe nickte den Takt mit dem Kopfe und ſummte den Chorus leiſe, leiſe mit, und Freude und Stolz blickte aus den Augen der Apoſtel. Und als ich geendet, drängten ſie ſich zu, drückten mir die Hände, und Andreas hauchte einen Kuß auf meine Lippen.

Doktor! rief Bacchus, Doktor, welch ein Lied! wie geht einem da das Herz auf! Herzensdoktor, haſt du das Lied gedichtet in deinem eigenen graduirten Gehirn?

Nein, Euer Excellenz! ſolch ein Meiſter des Geſanges bin ich nicht. Aber den, der es gedichtet, haben ſie längſt begraben; er hieß Matthias Claudius!

Sie haben — einen guten Mann begraben, ſagte Paulus. Wie klar und munter iſt dies Lied, ſo klar und hell wie echter Wein, ſo muthig und munter wie der Geiſt, der im Weine wohnet, und gewürzt mit Scherz und Laune, die wie ein würziger Duft aus dem Römer ſteigen; der Mann hat gewiß verſtanden, welch gutes Ding es um ein Glas lautern Weines iſt.

Herr, er iſt lange todt, das weiß ich, aber ein anderer großer Sterblicher hat geſagt: „guter Wein iſt ein gutes geſelliges Ding, und jeder Menſch kann ſich wohl einmal von ihm begeiſtern laſſen!“ Und ich denke, der alte Matthias hat auch ſo gedacht unter guten Freunden, hätte ja ſonſt ſolch ein ſchönes Lied nicht machen können, das noch heute alle fröhlichen Menſchen ſingen, die im Rheingau wandeln oder edeln Rheinwein trinken.

Singen ſie das? rief Bacchus, nun ſeht, Doktor, das freut mich, und ſo gar miſerabel muß Euer Geſchlecht doch nicht geworden ſein, wenn ſie ſo klare ſchöne Lieder haben und ſingen.

Ach, Herr! ſprach ich bekümmert, es giebt der Ueberſchwänglichen gar viele, das ſind die Pietiſten in der Poeſie, und wollen ſolch Lied gar nicht für ein Gedicht gelten laſſen, wie manchen Frömmlern das Vaterunſer nicht myſtiſch genug zum Beten iſt.

Es hat zu jeder Zeit Narren gegeben, Herr! erwiderte mir Petrus, und Jeder fegt am beſten vor ſeiner eigenen Thüre. Aber weil wir gerade bei Seinem Geſchlecht ſind, erzähl' Er uns doch, wie es auf der Erde ging im letzten Jahre?

Wenn es die Herren und Damen intereſſirt, — ſprach ich zögernd.

Immer zu! rief Roland, wegen meiner könntet Ihr die letzten fünfhundert Jahre erzählen, denn auf meinem Domhof ſehe ich nichts als Cigarrenmacher, Weinbrauer, Pfarrer und alte Weiber. Auch die Uebrigen ſtimmten mit ein; ich hub alſo an:

Was zuerſt die deutſche Literatur betrifft —

Halt! manum de tabula! rief Paulus, was ſcheeren wir uns um Euer miſerables Geſchmier, um Eure kleinlichen ekelhaften Gaſſenſtreite und Kneipenraufereien, um Eure Poetaſter, Afterpropheten und —

Ich erſchrak; wenn dieſen Leuten nicht einmal unſere wunderherrliche, magnifique Literatur intereſſant war, - was konnte ich ihnen denn ſagen? Ich beſann mich und fuhr fort: Offenbar hat Joco im letzten Jahre, was das Theater anbelangt —

Theater? Geht mir weg! unterbrach Andreas, was ſollen wir von Euren Puppenſpielen, Marionettenkomödien und ſonſtigen Thorheiten hören! Meinet Ihr etwa, uns komme viel darauf an, ob einer Eurer Luſtſpieldichter ausgepfiffen wurde oder nicht? Habt Ihr denn dermalen gar nichts Intereſſantes, nichts Welthiſtoriſches, das Ihr etwa erzählen könntet?

Ach, daß Gott erbarm'! erwiderte ich, bei uns iſt die Welthiſtorie ausgegangen, wir haben in dieſem Fach nur noch den Bundestag in Frankfurt. Bei unſern Nachbarn höchſtens giebt es noch hin und wieder etwas; zum Beiſpiel in Frankreich haben die Jeſuiten wieder Macht gewonnen und das Szepter an ſich geriſſen, und in Rußland ſollte es eine Revolution geben.

Ihr verwechſelt die Namen, Freund! ſagte Judas, Ihr wolltet ſagen, in Rußland ſind die Jeſuiten wieder eingezogen, und in Frankreich ſollte es eine Revolution geben?

Mit nichten, Herr Judas von Iſchariot, antwortete ich, ſo iſt es, wie ich geſagt.

Ei der tauſend! murmelten ſie nachdenklich, das iſt ja ganz ſonderbar und verkehrt! Und, fragte Petrus, Krieg giebt es nicht?

Ein klein wenig, wird aber bald vollends zu Ende ſein, in Griechenland, gegen die Türken.

Ha! das iſt ſchön! rief der Paladin und ſchlug mit der ſteinernen Fauſt auf den Tiſch. Hat mich ſchon vor vielen Jahren geärgert, daß die Chriſtenheit ſo ſchnöde zuſchaute, wie der Muſelmann dies herrliche Volk in Banden hielt; das iſt ſchön, wahrlich! Ihr lebet in einer ſchönen Zeit, und Euer Geſchlecht iſt edler, als ich dachte. Alſo die Ritter von Deutſchland und Frankreich, von Italien, Spanien und England ſind ausgezogen, wie einſt unter Richard Löwenherz, die Ungläubigen zu bekämpfen? Die Genueſer Flotte ſchifft im Archipel, die Tauſende der Streiter überzuſetzen, die Oriflamme naht ſich Stambuls Küſten und Oeſterreichs Banner weht im erſten Reihen? Ha! zu ſolchem Kampfe möchte ich ſelbſt noch einmal mein Roß beſteigen, mein gutes Schwert Durahde ziehen und in mein Hiſthorn ſtoßen, daß alle Helden, die da ſchlafen, aufſtünden aus den Gräbern und mit mir zögen in die Türkenſchlacht.

Edler Ritter, antwortete ich und erröthete vor meiner Zeit, die Zeiten haben ſich geändert. Ihr würdet wahrſcheinlich als Demagoge verhaftet werden bei ſothanen Umſtänden und Verhältniſſen, denn weder Habsburgs Banner noch die Oriflamme, weder Englands Harfe noch Hiſpaniens Löwen ſieht man in jenen Gefechten.

Wer iſt es denn, der gegen den Halbmond ſchlägt, wenn es nicht dieſe ſind?

Die Griechen ſelbſt.

Die Griechen? iſt es möglich? rief Johannes, und die andern Staaten, wo ſind denn dieſe beſchäftigt?

Noch haben ſie Geſandte bei der Pforte.

Menſch, was ſagſt du? ſprach Roland ſtarr vor Staunen, kann man es ignoriren, wenn ein Volk um ſeine Freiheit kämpft? Heilige Jungfrau, was iſt dies für eine Welt! Wahrlich, das möchte einen Stein erbarmen! — Er quetſchte im Zorn, während er die letzten Worte ſprach, den ſilbernen Becher wie dünnes Zinn zuſammen, daß der Wein darin hoch an die Decke ſpritzte, fuhr raſſelnd auf vom Tiſch, nahm ſeine Tartſche und ſein langes Schwert und ſchritt düſter mit dröhnenden Schritten aus dem Gemach.

Ei, was iſt der ſteinerne Roland für ein zorniger Kumpan! murmelte Roſe, nachdem er die Pforte klirrend zugeworfen, indem ſie etliche Weintropfen, die ſie benetzten, vom Buſentuch abſchüttelte; will der ſteinerne Narr auf ſeine alten Tage noch zu Felde ziehen! Wenn er ſich ſehen ließe, ſie ſteckten ihn gleich ohne Barmherzigkeit als Flügelmann unter die Brandenburger Grenadiere, denn die Größe hat er.

Jungfer Roſe, erwiderte ihr Petrus, zornig iſt er, das iſt wahr, und er hätte können auf andere Weiſe davon gehen; aber bedenket, daß er einſt furioſo, wahnſinnig war und noch ganz andere Sachen gethan, als ſilberne Becher zerquetſcht und Frauenzimmer mit Wein beſudelt. Und genau beim Lichte beſehen, kann ich ihm ſeinen Unmuth auch nicht verdenken; war er doch auch einmal ein Menſch und dazu ein herrlicher Paladin des großen Kaiſers, ein tapferer Ritter, der, wenn es Karl gewollt hätte, allein gegen tauſend Muſelmanen zu Felde gezogen wäre. Da hat er ſich denn geſchämt und iſt unmuthig geworden.

Laßt ihn laufen, den ſteinernen Recken! rief Bacchus, hat mich genirt, der Burſche, hat mich genirt. Er paßt nicht unter uns, der Lümmel von zehn Schuh, er ſah immer höhniſch auf mich herab. Die ganze Freudigkeit und mein Vergnügen hätt' er geſtört. Wir wären nicht zum Tanzen gekommen, nur weil er mit ſeinen ſteifen ſteinernen Beinen keinen tüchtigen Hopſer hätte riskiren können, ohne elend umzuſtülpen.

Ja tanzen, heiſa, tanzen! riefen die Apoſtel, Balthaſar ſpiel auf, ſpiel auf!

Judas ſtand auf, zog ungeheure Stülphandſchuhe an, die ihm beinahe bis zum Ellbogen reichten, trat zierlich an die Jungfrau heran und ſagte: Ehrenfeſte und allerſchönſte Jungfer Roſe, dürfte ich mir die abſonderliche Ehre ausbitten, mit Ihr den erſten —

Manum de — unterbrach ihn Bacchus pathetiſch. Ich bin es, der den Ball arrangirt hat, und ich muß ihn eröffnen. Tanze Er, mit wem Er will, Meiſter Judas, mein Röschen tanzt mit mir. Nicht wahr, Schätzerl?

Sie machte erröthend einen Knix zur Bejahung, und die Apoſtel lachten den Judas aus und verhöhnten ihn. Mir aber winkte der Weingott herriſch zu. Verſteht Er Muſik, Doktor? fragte er.

Ein wenig.

Taktfeſt?

O ja, taktfeſt wohl.

Nun ſo nehme Er dies Fäßlein da, ſetze Er ſich neben Balthaſar Ohnegrund, unſeren Kellermeiſter und Zinkeniſten, nehme Er dieſe hölzernen Küperhämmer zur Hand und begleite jenen mit der Trommel.

Ich ſtaunte und bequemte mich; war aber ſchon meine Trommel etwas außergewöhnlich, ſo war Balthaſar's Inſtrument noch auffallender. Er hielt nämlich einen eiſernen Hahnen von einem achtfuderigen Faß an den Mund, wie ein Klarinett. Neben mich ſetzten ſich noch Bartholomäus und Jacobus mit ungeheuern Weintrichtern, die ſie als Trompeten handhabten, und warteten des Zeichens. Der Tiſch wurde auf die Seite gerückt, Roſe und Bacchus ſtellten ſich auf zum Tanze. Er winkte, und eine ſchreckliche, quiekende, mißtönende Janitſcharenmuſik brach los, zu der ich im Sechsachteltakt auf mein Faß als Tambour aufſchlegelte. Der Hahn, den Balthaſar blies, tönte wie eine Nachtwächtertute und wechſelte nur zwiſchen zwei Tönen, Grundton und abſcheulich hohem Falſett, die beiden Trichtertrompeter blieſen die Backen auf und lockten aus ihren Inſtrumenten Angſt- und Klagelaute ſo herzdurchſchneidend, wie die Töne der Tritonen, wenn ſie die Meermuſcheln blaſen.

Der Tanz, den die Beiden aufführten, mochte wohl vor ein paar hundert Jahren üblich geweſen ſein. Jungfer Roſe hatte mit beiden Händen ihren Rock ergriffen und ſolchen an den Seiten weit ausgeſpannt, daß ſie anzuſehen war, wie ein großes weites Faß. Sie bewegte ſich nicht ſehr weit von der Stelle, ſondern trippelte hin und her, indem ſie bald auf- bald niedertauchte und knizte. Lebendiger war dagegen ihr Tänzer, der wie ein Kreiſel um ſie herumfuhr, allerlei kühne Sprünge machte, mit den Fingern knallte und Heiſa, Juhe! ſchrie. Wunderlich war es anzuſehen, wie das kleine Schürzlein der Jungfer Roſe, das ihm Balthaſar umgethan, hin- und herflatterte in der Luft wie ſeine Beinchen umherbaumelten, wie ſein dickes Geſicht lächelte vor inniger Herzensluſt und Freude.

Endlich ſchien er ermüdet, er winkte Judas und Paulus herbei und flüſterte ihnen Etwas zu. Sie banden ihm die Schürze ab, faßten ſolche an beiden Enden und zogen und zogen, ſo daß ſie plötzlich ſo groß wurde, wie ein Betttuch; dann riefen ſie die anderen herbei, ſtellten ſie rings um das Tuch und ließen es anfaſſen. Ha, dachte ich, jetzt wird wahrſcheinlich der alte Balthaſar ein wenig geprellt, zu allgemeiner Ergötzung; wenn nur das Gewölbe nicht ſo nieder wäre, da kann er leicht den Schädel einſtoßen. Da kam Judas und der ſtarke Bartholomäus auf uns zu und faßten — mich; Balthaſar Ohnegrund lachte hämiſch; ich bebte, ich wehrte mich; es half Nichts, Judas faßte mich feſt an der Kehle und drohte mich zu erwürgen, wenn ich mich ferner ſträube. Die Sinne wollten mir vergehen, als ſie mich unter allgemeinem Jauchzen und Geſchrei auf das Tuch legten; noch einmal raffte ich mich zuſammen: Nur nicht zu hoch, meine werthen Gönner, ich renne mir ſonſt das Hirn ein am Gewölbe, rief ich in der Angſt des Herzens, aber ſie lachten und überſchrieen mich. Jetzt fingen ſie an, das Tuch hin und her zu wiegen, Balthaſar blies den Trichter dazu; jetzt ging es auf und abwärts, zuerſt drei, vier, fünf Schuh hoch, auf einmal ſchnellten ſie ſtärker, ich flog hinauf und — wie eine Wolke that ſich die Decke des Gewölbes auseinander, ich flog immer aufwärts zum Rathhausdach hinaus, höher, höher, als der Thurm der Domkirche. Ha, dachte ich im Fliegen, jetzt iſt es um dich geſchehen! Wenn du jetzt wieder fällſt, brichſt du das Genick oder zum allerwenigſten ein paar Arme oder Beine! O Himmel, und ich weiß ja, was ſie von einem Mann mit gebrochenen Gliedmaßen denkt! Ade, ade! mein Leben, meine Liebe!

Jetzt hatte ich den höchſten Punkt meines Steigens erreicht, und eben ſo pfeilſchnell fiel ich abwärts. Krach! ging es durchs Rathhausdach und hinab durch die Decke des Gewölbes, aber ich fiel nicht auf das Tuch zurück, ſondern gerade auf einen Stuhl, mit dem ich rücklings über auf den Boden ſchlug.

Ich lag einige Zeit betäubt vom Fall. Ein Schmerz am Kopfe und die Kälte des Bodens weckten mich endlich. Ich wußte anfangs nicht, war ich zu Hauſe aus dem Bette gefallen, oder lag ich ſonſt wo. Endlich beſann ich mich, daß ich irgendwo weit herabgeſtürzt ſei. Ich unterſuchte ängſtlich meine Glieder, es war Nichts gebrochen, nur das Haupt that mir weh vom Fall. Ich raffte mich auf, ſah um mich; da war ich in einem gewölbten Zimmer, der Tag ſchien matt durch ein Kellerloch herab, auf dem Tiſche ſprühte ein Licht in ſeinem letzten Leben, umher ſtanden Gläſer und Flaſchen, und rings um die Tafel vor jedem Stuhl ein kleines Fläſchchen mit langem Zettel am Halſe; — ha; jetzt fiel mir nach und nach Alles wieder ein; ich war zu Bremen im Rathskeller; geſtern Nacht war ich herein gegangen, hatte getrunken, hatte mich einſchließen laſſen, da war — Voll Grauen ſchaute ich um mich, denn alle, alle Erinnerungen erwachten mit einem Mal. Wenn der geſpenſtige Balthaſar noch in der Ecke ſäße, wenn die Weingeiſter noch um mich ſchwebten! Ich wagte verſtohlene Blicke in die Ecken des düſtern Zimmers, es war leer. Oder wie? hätte dies Alles mir nur geträumt?

Sinnend ging ich um die lange Tafel; die Probefläſchchen ſtanden, wie Jeder geſeſſen hatte; obenan die Roſe, dann Judas, Jacobus, Johannes, — ſie Alle an der Stelle, wo ich ſie leiblich geſchaut hatte dieſe Nacht. Nein, ſo lebhaft träumt man nicht, ſprach ich zu mir, dies Alles, was ich gehört, geſchaut, iſt wirklich geſchehen! Doch nicht lange hatte ich Zeit zu dieſen Reflexionen; ich hörte Schlüſſel raſſeln an der Thüre, ſie ging langſam auf, und der alte Rathsdiener trat grüßend ein.

Sechs Uhr hat es eben geſchlagen, ſprach er, und wie Sie befohlen, bin ich da, Sie heraus zu laſſen. Nun — fuhr er fort, als ich mich ſchweigend anſchickte, ihm zu folgen, nun und wie haben Sie geſchlafen dieſe Nacht?

So gut es ſich auf einem Stuhl thun läßt, ziemlich gut.

Herr, rief er ängſtlich und betrachtete mich genauer, Ihnen iſt etwas Unheimliches paſſirt dieſe Nacht. Sie ſehen ſo verſtört und bleich aus, und Ihre Stimme zittert!

Alter, was wird mir paſſirt ſein! erwiderte ich, mich zum Lachen zwingend; wenn ich bleich ausſehe und verſtört, ſo kömmt es vom langen Wachen, und weil ich nicht im Bette geſchlafen.

Ich ſehe, was ich ſehe, ſagte er kopfſchüttelnd; und der Nachtwächter war heute früh auch ſchon bei mir und erzählte, wie er am Kellerloch vorübergegangen zwiſchen zwölf und ein Uhr, habe er allerlei Geſang und Gemurmel vieler Stimmen vernommen aus dem Keller.

Einbildungen, Poſſen! Ich habe ein wenig für mich geſungen zur Unterhaltung und vielleicht im Schlaf geſprochen, das iſt Alles.

Diesmal Einen im Keller gelaſſen in ſolcher Nacht und von nun an nie wieder, murmelte er, indem er mich die Treppe hinauf begleitete; Gott weiß, was der Herr Gräuliches hat hören und ſchauen müſſen! Wünſche gehorſamſt guten Morgen.

Doch hat daſelbſt vor allen
Eine Jungfrau mir gefallen.

Der Worte des fröhlichen Bacchus eingedenk und von Sehnſucht der Liebe getrieben, ging ich, nachdem ich einige Stunden geſchlummert, der Holden guten Morgen zu ſagen. Aber kalt und zurückhaltend empfing ſie mich, und als ich ihr einige innige Worte zuflüſterte, wandte ſie mir laut lachend den Rücken zu und ſprach: gehen Sie und ſchlafen Sie erſt fein aus, mein Herr.

Ich nahm den Hut und ging, denn ſo ſchnöde war ſie nie geweſen. Ein Freund, der in einer andern Ecke des Zimmers am Klavier geſeſſen, ging mir nach und ſagte, indem er wehmüthig meine Hand ergriff: Herzensbruder, mit deiner Liebe iſt es rein aus auf immerdar, ſchlage dir nur gleich alle Gedanken aus dem Sinne.

So viel ungefähr konnte ich ſelbſt merken, antwortete ich; der Teufel hole alle ſchönen Augen, jeden roſigen Mund und den thörichten Glauben an das, was Blicke ſagen, was Mädchenlippen ausſprechen.

Tobe nicht ſo arg, ſie hören es oben, flüſterte er; aber ſag mir um Gottes willen, iſt es denn wahr, daß du heute die ganze Nacht im Weinkeller gelegen und getrunken haſt?

Nun ja, und wen kümmert es denn?

Weiß der Himmel, wie ſie es gleich erfahren hat, ſie hat den ganzen Morgen geweint und nachher geſagt, vor einem ſolchen Trunkenbold, der ganze Nächte beim Wein ſitze und aus ſchnöder Trinkluſt ganz allein trinke, ſolle ſie Gott behüten; du ſeiſt ein ganz gemeiner Menſch, von dem ſie nichts mehr hören wolle.

So? erwiderte ich ganz gelaſſen und hatte einiges Mitleiden mit mir ſelbſt. Nun gut, geliebt hat ſie mich nie, ſonſt würde ſie auch mich darüber hören; ich laſſe ſie ſchön grüßen. Lebe wohl!

Ich rannte nach Hauſe und packte ſchnell zuſammen und fuhr noch denſelben Abend von dannen. Als ich an der Rolandſäule vorüber kam, grüßte ich den alten Recken recht freundlich, und zum Entſetzen meines Poſtillons nickte er mir mit dem ſteinernen Haupt einen Abſchiedsgruß. Dem alten Rathhaus und ſeinen Kellerhallen warf ich noch einen Kuß zu, drückte mich dann in die Ecke meines Wagens und ließ die Phantaſieen dieſer Nacht noch einmal vor meinem Auge vorübergleiten.

# Margret.

## Von Gottfried Kinkel.

Vom Rhein. Leben, Kunſt und Dichtung. Eſſen, bei Bädeker,
1847.

Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Stuttgart
und Tübingen. J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1849. Zweite
unveränderte Auflage 1851.

Gottfried Kinkel, geboren den 11. Auguſt 1815 zu Oberkaſſel, ſtudirte in Bonn und Berlin Theologie, gab aber 1843 die theologiſche Laufbahn auf, um ganz der Poeſie und Kunſtgeſchichte zu leben. Das Jahr 1848 riß ihn in jene Bewegung, die, wie man auch von ihr denken möge, die Keime zu der heutigen Erhebung gelegt hat. Was die perſönliche Folge jener Kämpfe für unſern Dichter war, iſt in dem allbekannten erſchütternden Bilde „Der Gefangene zu Naugardt“ ausgeſprochen. Mit Hülfe von Karl Schurz rettete ſich Kinkel 1850 nach England, wo er eine ehrenvolle Aufnahme fand und als Lehrer der Literatur und Kunſtgeſchichte wirkte, bis er 1866 die Berufung an das eidgenöſſiſche Polytechnikum in Zürich als Profeſſor der Archäologie und Kunſtgeſchichte annahm, wodurch er, als Angehöriger der deutſchen Schweiz, wieder ganz der Unſerige geworden iſt.

Wir freuen uns, dem Dichter, deſſen „Otto der Schütz“ ein Volksgedicht im beſten Sinne geworden, und der als Lyriker lange ſchon ſeine Stelle unter den Lieblingen der Nation behauptet, auch als Novelliſten einen hervorragenden Rang zuerkennen zu müſſen. Die einfach ſchöne und ergreifende Geſchichte, die wir wohl ohne Widerſpruch als die werthvollſte unter den „Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel“ bezeichnen dürfen, wurde zuerſt in dem Jahrbuch „Vom Rhein. Leben, Kunſt und Dichtung“ (Eſſen, bei Bädeker 1847) mitgetheilt. Sie fand ſofort allgemeinen Beifall. Man erkannte, daß hier einer jener ſeltenen Novellenſtoffe, die ſchon in den ſchlichteſten Umriſſen die Seele ergreifen und ſich unverwiſchbar der Erinnerung eingraben, von einem echten Poeten mit glücklicher Hand geſtaltet worden ſei. Eine gewiſſe lyriſche

Anmuth des Vortrags erhöhte den Reiz, und daß die Stimmung, in der das kleine Werk geſchaffen worden, von keinem vergänglichen Zeitgeſchmack berührt war, erweiſ't ſich nun aufs Erfreulichſte daran, daß der Eindruck heute noch ſo rein und tief wie damals iſt, daß nach aller Verwöhnung durch moderne Palettenkünſte die einfachen, ungebrochenen Farben dieſes Lebensbildes nichts von ihrer Kraft und Friſche eingebüßt haben.

Am oberen Schluſſe des ſchönen Ahrthales, wo das Flüßchen dem Fuße eines ſtark anſteigenden Berges entſpringt, liegt in die grüne Schlucht zurückgezogen das Städtchen Blankenheim, ein Schutz und Schirm der jetzt zertrümmerten Grafenburg, der es ſeinen Urſprung dankt. Mancher Wanderer wird ſich mit Vergnügen des lieben Oertchens erinnern, wo er nach den rauhen Pfaden der oberen Ahr oder nach beſchwerlicher Eiffelfahrt zum erſtenmal wieder ſtädtiſches Behagen in reizender ländlicher Umgebung fand. Zumeiſt, wer etwa im erſten Frühling das Thal beſuchte, gedenkt ſicher mit Entzücken des weiten weißen Blüthenſchleiers, mit dem die ganze Schlucht wie überſponnen liegt, ein blühend Idyll mitten unter den wilden Eiffelhöhen, deren theils kahle, theils bewaldete Rücken die Stadt rings umziehen. Im Schirm dieſer Höhen ruht ſie und genießt in Folge dieſer Lage eines rheiniſchen Sommers, während eine Viertelſtunde Weges die Berge hinauf genügt, uns in eine rauhe, nur der Fichte noch günſtige Luft zu verſetzen.

Freilich ſieht's dann im Winter ganz anders aus. Sein über die endloſen Schneeflächen ringsum herſauſender Hauch ſchont auch das Thal nicht. Die Wieſe dorrt vor ihm, durch welche in der milderen Jahreszeit die junge Ahr ſo munter herabtanzt, tiefer Schnee ſperrt die Stadt von dem gebildeten Leben entfernterer Gegenden und ſelbſt von dem Verkehr mit den benachbarten Ortſchaften ab. Da ziehen ſich dann die Honoratioren Abends ins Caſino zuſammen, ſpielen Karten und trinken Wein; draußen aber vor den Mauern iſt's nimmer gut hauſen.

Am wenigſten erwünſcht kommt dann in ſolchen Zeiten der Beſuch der Wölfe, welche durch den hinter Blankenheim endlos ſich ausdehnenden Zitterwald aus den Ardennen vorrücken und ihren räuberiſchen Hunger bis dicht vor die Stadtthore tragen. Unſer ungründlicher Nachbar, der Franzoſe, hat die Singvögel aus ſeinen Laubhainen, die Haſen aus ſeinen Feldern weggeſchoſſen, aber nicht Ausdauer genug gehabt, jenes widrig gemeine Raubthier zu tilgen; an ſeiner Süd- und Nordgrenze, in Pyrenäen und Ardennen, höhnt es noch den civiliſirten Zuſtand des Landes. Was von dieſen grauen und böſen Gäſten nach Deutſchland herüberkommt, findet jetzt meiſt raſch ſeine Kugel, aber ſo lange iſt's noch nicht her, daß man ſie ſogar in der Rheinebene und, wenn das Eis ihnen eine Brücke über den großen Strom gab, ſelbſt auf dem rechten Ufer antraf. Die ganze Eiffel bildet noch bis heute ihre Domäne, der ſie einen Winterbeſuch abzuſtatten niemals verfehlen. Nachts gehen ſie am liebſten auf die Hunde an der Kette aus, am Tage holen ſie vor den Augen der Hirten Schafe von den Weideplätzen.

Selten werden ſie dem Menſchen gefährlich; doch geht die unheimliche Sage im Volk, daß ein Wolf, der einmal aus grimmigem Mangel an Nahrung Menſchenfleiſch gekoſtet habe, hernach an keinem Thier ſich mehr vergreifen möge.

Jener Wald nun, der ihren Zug gegen Blankenheim hin deckt, zieht ſich faſt von der Stadt an, nämlich von dem Thiergarten der alten Grafen bei den Schloßtrümmern über einen hohen Bergrücken fort, der die Stromſcheide zwiſchen Ahr und Kyll bildet. Beiderſeits liegen ſpärliche Dörfer meilenweit auseinander, hie und da trifft man einen Bauernhof, und wo in tiefen bebuſchten Rinnen Bäche jenen größern Flüßchen zulaufen, hat ſich wohl eine einſame Mühle auf einem Stück mühſam gerodeten Wieſen- oder Ackerlandes angeſiedelt.

Solch ein Fleck in der tiefen lautloſen Stille einer flimmerkalten Winternacht liegt vor uns; nicht einmal das Rauſchen des Waſſers oder der leis plätſchernde Umſchwung des Mühlrades regt ſich, Alles ſtarrt im Eiſe. An den Menſchen und ſein Daſein mahnt nur ein ſchwaches Licht in einem Fenſter des kleinen an die Mühle angelehnten Nebenbaues, das gegen den kalten, blauen, öſtlich über die ſchneeigen Baum- und Bergſpitzen herauskommenden Mond mit warmem Roth ſich abſetzt. Sonſt herrſcht allwärts der ernſte, grauſige, allem Leben feindliche Todesſchlaf einer herben Wild- und Waldnatur.

Bei jener Lampe aber wacht und klopft ein armes Menſchenherz — ein junges Weib beim Sterbebett ihres Kindes. Sie iſt nicht Jungfrau, nicht Weib, nicht Wittwe, aber dennoch iſt ſie Mutter. Ganz einſam und verlaſſen übt ſie ihre Pflicht, über die fiebernde Stirn des Kindes, das in tiefem, ſtarrem Gehirnſchlaf mit geſpenſtig halbgeöffneten Augen theilnahmlos ihre Mühe hinnimmt, ſchlägt ſie raſch wechſelnd die naſſen, kühlenden Tücher — und zwiſchen jedem Aufſchlag kniet ſie vor der Mutter Gottes hin, die zwiſchen den Fenſtern unter der Lampe hängt, und ſpricht ein ſtilles, ringendes Gebet.

Gott und ſeine Heiligen ſind furchtbar ſtumm in ſolchen Nächten! Die einſame Mutter erfuhr es. Kein Engel kam herab, ſeine heilende Hand auf die Stirn des kranken Knaben zu legen, das heiße Fieber ſtieg gegen die Mitternacht hin, immer ſchneller mußte ſie das kühlende Linnen erneuern. Ueber die dunkle Ecke, wo das Kind vor dem Lampenſchein geſchützt lag, fiel jetzt mit blaſſem blauen Licht der Mondſchein, wob einen Glanz um das blonde müde Köpfchen und ſchlich nach kurzer Friſt wieder darüber hinweg, als hätte er das Sterbende noch einmal mit dem Strahl des Lebens umleuchten wollen und dann der ewigen Nacht geweiht. Die Stunden rannen hin, die Mutter, ſtumpf von Leid und Ermattung, empfand ihren Gang nicht mehr und hörte gleichgiltig den Schlag der Wanduhr, der ihren Wandel verkündigte.

Gegen Morgen ging der Odemzug des Kindes ruhiger, die Händchen wurden kühler, die Adern der Stirne begannen leiſer zu ſchlagen, und die Augendeckel zogen ſich feſter zu. Sie wußte jetzt aus der Erfahrung dreier ſchrecklichen Wochen, daß ihr das Kind wieder auf Einen Tag geſchenkt ſei. Noch einmal legte ſie, das Köpfchen ſanft aufhebend, ein feuchtes Linnen unter. Dann ſetzte ſie ſich beiſeits ans Fenſter, lehnte den Kopf auf die aufgeſtützten Hände, hielt die heiße, ſchmerzende Stirn an die gefrornen Scheiben und ſah mit den verwachten, verweinten Augen in die troſtloſe Schneenacht hinaus, die der Mond in ihrer ganzen lautloſen Erſtorbenheit noch blaſſer und leichenhafter malte.

Und nun, da keine äußere Thätigkeit und Sorge ſie mehr zerſtreute, erwachte ihr inneres Auge. Ihre ganze Vergangenheit lief in raſchen Bildern vor ihr vorüber, jede frühere Luſt, jeder vergangene Schmerz bohrte ſich tief und wühlend in ihre müde Seele ein, und alle dieſe kämpfenden Erinnerungen führten ſie zuletzt wieder zu ihrer Gegenwart, zu ihrer gräßlichen Verlaſſenheit, zum Sterbebett ihres ſchönen Kindes.

Margret war das Kind begüterter Eltern aus einem benachbarten großen Dorfe. Ihr Vater hatte unter Napoleon gedient, viele Länder geſehen und mit dem verſtändigen Blicke, der dem rheinfränkiſchen Stamme eigen iſt, Menſchen und Sitten beobachtet. Ueberall fand er, daß Kenntniß Macht giebt, und als er mit einem zerſchoſſenen Arme, aber ſonſt noch rüſtig, in ſein väterliches Dorf zurückkehrte, ein Weib nahm und ſein kleines Erbgut zu bewirthſchaften anfing, da wandte er Alles, was er geſehen und in achtſamem Herzen bewahrt hatte, auf ſein Arbeiten an, nicht in dem neuernden Geiſte halber Bauernbildung, der Alles verſucht und gleich wieder aufgiebt, bevor es ſich als nützlich hat bewähren können, ſondern mit beſonnener und geduldiger Prüfung. Zum Staunen des Dorfes trat er, der ſchlichte Mann vom Pfluge, in einen benachbarten Verein reicher und gebildeter Grundbeſitzer ein, der eben damals zur Ausbeſſerung der ſchmählich vernachläſſigten Landwirthſchaft jener Gebirge zuſammentrat; gern nahmen ihn die Theoretiker auf, die von ſeinem ſichern Blick und ſeiner verſtändigen Erfahrung Vieles lernten, während dagegen er von ihnen die Reſultate der neuern Wiſſenſchaft für den Landbau empfing und ſogleich benützte. In fünfzehn Jahren ſtand der Mann, der ſo klein angefangen hatte, bloß durch die Macht des Verſtandes unter den wohlhabendſten Leuten ſeiner Gemeinde da, und die erſt über ſeine neuen Bebauungsweiſen und die wunderlichen Beſſerungen und Futterkräuter lachend den Kopf geſchüttelt, beeiferten ſich jetzt von ihm zu lernen. Man wählte ihn zum Schöffen, und wenn er ſeine Meinung über eine gemeinſchaftliche Maßregel im Gemeinderath oder auch im Wirthshauſe vortrug, ſo war Alles ſtill, dem klaren, ſcharfen Auge, den ruhig hingeſtellten Gründen, der beredten praktiſchen Ausführung ſeiner Vorſchläge vermochte auch kein Gegner zu widerſtehen, und er war im Geiſte der Fürſt ſeines Kreiſes, obwohl an äußerer Stellung und an Reichthum der alte Schultheiß noch über ihm ſtand.

Jenen Schatz von Kenntniſſen nun, dem er ſein Lebensglück dankte, wollte er um jeden Preis auch ſeiner ganzen Familie ins Leben mitgeben. Er hatte neun Kinder und ſah alſo voraus, daß von ſeinem Erbe auf jedes doch nur ein kleines Theil fallen werde, daß ſie alſo gleich ihm wieder unten anfangen müßten, wenn ſie es in der Welt zu etwas Rechtem bringen wollten. Die Söhne nahm er ſelbſt in ſeine Schule, gewöhnte ſie von früh auf an eigenes kräftiges Zugreifen bei der Feldarbeit, führte ſie ſchon als Knaben mit auf die Jagd und theilte ihnen alle Vortheile mit, die ſich dem Landleben und der allnährenden Erde abgewinnen laſſen. Dann mußten ſie, die Kinder eines wohlbegüterten Landmannes, dennoch ohne Ausnahme für ein paar Jahre als Knecht auf großen Gütern bei tüchtigen Gutsbeſitzern eintreten: denn beim Militär hatte der Alte gelernt, daß nur, wer vortrefflich gehorchen gelernt hat, hernach vortrefflich zu befehlen verſteht. Dann aber, mit klugem Blicke die zu große Zahl der Bevölkerung in einem rauhen, wenig ergiebigen Lande wägend, ſchloß er ſich, einer der Erſten, mit Rath und That an die große Auswanderung nach Amerika an, welche noch jetzt von jenen Gegenden abſtrömt. Die beiden älteſten Söhne gingen, trotz den Thränen der Mutter, mit einer mäßigen Geldſumme nach Michigan, die beiden nächſten in der Reihe folgten zwei Jahre ſpäter mit der ältern Schweſter und einem bedeutenden Nachſchuß von Geld. Hiefür mußte er einen anſehnlichen Theil ſeiner Ländereien veräußern, aber er ließ ſich auch von den Abziehenden, deren Schickſal er ſo geſichert hatte, einen ſchriftlichen Revers ausſtellen, daß ſie nach ſeinem Tode keinen weitern Anſpruch ans Erbgut machen wollten. Wirklich ging es den jungen Leuten in Amerika vortrefflich, da ſie Fleiß, praktiſchen Blick und ein Betriebskapital vom Vater mitgebracht hatten. Die Söhne konnten in jedem Briefe Beſſeres von ihrem Haus- und Viehſtand melden, das Mädchen, durch Schönheit und eine in Amerika ſeltene Bildung ausgezeichnet, hatte einen der reichſten Pflanzer aus dem Süden geheirathet und gebot über achtzig Sklaven und Sklavinnen.

Und ſo gelang es ihm auch mit den zu Hauſe gebliebenen Kindern trefflich. Zwei Söhne verheiratheten ſich in reiche Häuſer, dem letzten, jüngſten wurde das väterliche Haus und Gut beſtimmt. So blieb nur noch die kleine Margret übrig; ſie war noch ein Kind, als nun ihre Mutter nach kurzem Krankenlager ſtarb.

Hier fühlte nun der Vater, daß ſein Wiſſen nicht ausreiche für alles Feinere, was Frauen lernen können und lernen ſollten. Ihm ſelbſt war ſeine Jugend vernachläſſigt worden; der Mann, der mit ſeinem Geiſte die amerikaniſchen Verhältniſſe überblickte und ſeine ganze Umgebung beherrſchte, hatte als Kind nicht ſchreiben gelernt und ſpäter nur mühſam die Fähigkeit ſich erworben, Geſchriebenes zu leſen und ſeinen Namen mit ſteifer Hand hinzumalen. Und doch liebte er, und ſo auch die verſtorbene Mutter, dieſe Margret vor allen Kindern; zuletzt im Alter, nachdem das vorhergehende Kind ſchon acht Jahre alt, war dieß Neſthäkchen wie eine ungehoffte Weihnachtsfreude den Eltern noch geſchenkt worden. Früh ſchon anſtellig und dem Vater nachſchlagend zeigte ſie auch für Anderes als Spinnen und Nähen Sinn, und der alte Schulmagiſter fand, als ſie zehn Jahre alt war, daß ſie von ihm nichts mehr lernen könne, obwohl er ſich wohlweislich hütete, davon ein Wort zu ſagen.

Trotz dem ſah der kluge Schöffe ſehr bald ein, wie es damit ſtand: es verdroß ihn, daß ſein Mädchen noch bis zur erſten Kommunion auf den Schulbänken ſitzen ſollte, ohne davon etwas im ſpätern Leben Förderliches zu gewinnen. Er ſann ſich einen Plan aus und griff zur Ausführung. Theils beim Wein im Wirthshaus, theils im Geſpräch mit den Frauen der reicheren Gemeindeleute verfolgte er ihn: er wußte ein Dutzend Familien für ihn zu gewinnen. Es ſollte nämlich ein ſtudirter Mann auf ein paar Jahre ins Dorf gezogen werden, um etwa zwanzig Kinder in Demjenigen zu unterrichten, was die Dorfſchule nicht leiſtete. Manche Bauern hatten Söhne zum Studiren beſtimmt, mehrere Frauen wünſchten ihren Kindern ſtädtiſche Erziehung zu geben. Der Schöffe erbot ſich, den künftigen Lehrer in Koſt und Wohnung zu nehmen, ſchon weil er ſich freute, dadurch manche Stunde Geſpräch mit einem gebildeten Manne zu gewinnen; die andern Familien ſollten ein kleines Schulgeld erlegen, das, als man hernach die Köpfe der angemeldeten Schüler zählte, dreimal ſo groß war, als das Salair, womit der Adel ſich ſeinen erſten Bedienten unter dem Namen eines Hauslehrers ins Haus zu miethen pflegt.

Als dies feſtſtand, ging der Schöffe ſelbſt in die nahe Univerſitätsſtadt, fragte einen zufällig begegnenden Studenten nach dem allerbeſten Profeſſor, den ſie an der Univerſität für die Sprachen hätten, und ging friſchweg auf deſſen Haus zu. Der berühmte Philolog, zu dem er dort geführt wurde, ſah den Mann im Linnenkittel erſt erſtaunt an bei der Bitte, ihm den wackerſten ſeiner Studenten als Bauernhauslehrer zu empfehlen; als er ihn aber ſeinen verſtändigen Plan in klarer, einfacher Rede darlegen hörte und zuletzt mit Staunen den [illegible] des angebotenen Einkommens vernahm, da nannte er ſogleich einen höchſt tüchtigen Jüngling, der eben bei Beendigung ſeiner Studien noch unverſorgt war, und ſchon am Abend wanderte der Schöffe mit dem neuen Lehrer ſeiner Heimath zu.

Die Wahl war gut getroffen. Der Lehrer war auf der Univerſität ein kräftiger Demagog und Turner geweſen, neigte nicht zur ſtädtiſchen Ueberfeinerung, und, ſelbſt Bauernſohn, fand er ſich in das ſchlichte aber reichliche Leben beim Schöffen leicht und gern hinein. Den Knaben gab er Latein und ſonſtige Gymnaſialfächer, brachte ſie auch ſo weit, daß die meiſten beim ſpätern Eintritt in öffentliche Schulen ein paar Klaſſen überſprangen. Die Mädchen aber unterrichtete er mit den Knaben zuſammen im Deutſchen, in Erdbeſchreibung, Vaterlands- und Völkerkunde und in Geſchichte. Vom nächſten Quellchen und Mühlbach, von den überall ſichtbaren Nachbarhöfen beginnend führte er die Einbildungskraft und die Begriffe ſeiner kleinen Schüler in das Ahrthal, an den Rhein, an die See, und ſo weiter in allen Ländern und Herrlichkeiten umher; dann erſt begann er die Geſchicke der Menſchen auf unſerm Balle zu berichten. Er war eine der herrlichen Naturen, bei denen jedes Wiſſen augenblicks ins Praktiſche, jedes Ferne ins Nächſte übergeht, und der ſtürmiſche Freiheitsmuth, mit dem er die Gegenwart umgeſtalten wollte, gab ſeinen Erzählungen aus der Geſchichte eine Glut, die als zündende Menſchen- und Vaterlandsliebe in die jungen Herzen ſchlug. Alles Fremdländiſche, alles Charakterloſe, alle Verirrungen der modernen Kultur hielt er von ihnen fern, ſchon weil ihm ſelbſt das Alles fern lag. Mit leuchtendem Auge hing ſelbſt der alte Schöffe in dieſen Unterrichtsſtunden an dem Munde des männlichen Jünglings, mit noch leuchtenderem die kleine Margret.

Der Sinn des Mädchens iſt weich und auf alles Milde gewendet, ſo lang es jung bleibt. Schwindet dieſer frühe Duft von ihm, erwacht der ſchärfer ſondernde Verſtand, ſo wird das Weib, weil ſein Denken meiſt keine edeln und großen Stoffe ergreift, kleinlich, perſönlich-beobachtend und leicht herb, bösartig oder gemein. Iſt aber jener anfänglichen Wärme ein Gedanke geboten, iſt dem Kinde eine Zahl mächtiger Perſonen bekannt geworden, dann erhält ſich an dieſen Erinnerungen die Jugend des Geiſtes und des Gemüthes, das reiſende Denken ſinkt nicht ins Kleine, Alltägliche hinunter, und die ganze Hingabe, die in der weiblichen Natur liegt, wird zur Nachahmung jener großen Menſchen und ihrer reinen Thaten. Solch ein Weib wird ſtärker in ſeinem feſten Willen, aufopferungsfähiger für die erkannte Pflicht und ausdauernder in ſeiner Lebensaufgabe, als der kräftigſte Mann.

Margret lernte aus der Geſchichte, was zu allen Zeiten wenig Weiber begreifen, daß die Pflicht mehr iſt als das Gefühl, der Beruf wichtiger als die Neigung. Das gab ihr in Allem, was ſie that, auch im Kleinſten, eine Macht des Willens, die bei andern Frauen zum widrigen Eigenſinn geworden wäre. Sie aber hatte Erkenntniß genug, nur an das ihren Willen zu ſetzen, was eines Willens werth war. In allem Uebrigen blieb Margret ein Kind vom Land gleich allen andern Dorfmädchen. Zwei Frauen des Dorfes, die Küſterin und die Wundärztin, gaben ihren Töchtern, als dieſe ins Jungferualter traten, ſtädtiſche Hüte, Umſchlagtücher und Sonnenſchirme, und eine reiche

Bäuerin ſchickte die ihren gar auf ein Jahr in eine Penſion zu Profeſſoren- und Kaufmannstöchtern, damit ſie doch ſich unterhalten lernen, wie die Mutter ſagte. Das hätte der Schöffe nie gelitten, und Margret hätte es nie gewollt. Im Sommer führte ſie mit den Mägden die Sichel und den Melkeimer, im Winter ſpann ſie. Obwohl ſie Sonntags unſre beſten Schriftſteller las und ſie beſſer verſtand, als die ſtädtiſchen Nähmädchen, redete ſie doch mit Jedermann den derben Dialekt, an welchem die Rheinländer ſo feſt halten. Auch ihre Tracht blieb die ländliche; nur auf den Reihen und am Feſttag trug ſie den koſtbaren, aber immer der Dorfſitte gemäßen Putz, wie man ihn am Rhein bei reichen Halfenstöchtern ſieht. Es iſt eine kleidſame Tracht: das Haar wird vorne ſchlicht geſcheitelt, nach hinten aber heruntergekämmt und dann über den Kopf in rundem, auf dem Nacken liegendem Wulſt wieder heraufgeſchlagen. Eine große, eckig gebogene Goldſpange ſitzt auf beiden Schläfen auf und trägt auf dem obern Bügel die weiße, nur das Hinterhaupt bedeckende Haube von klarem Stoff mit der koſtbaren Spitze, welche handbreit um Stirn und Wangen flattert. Das Kleid fällt lang und faltig an den Hüften herunter, ein Spitzentuch liegt über Schultern und Bruſt; lange Handſchuhe decken den untern Theil des vollen, vom Sommerbrande gerötheten Armes. Man findet in dieſem Stande zuweilen die ſchönſten, ſchlankſten Geſtalten: mit großen feſten Schritten ſieht man ſie wohl am Arme ihrer Burſchen auf den Jahrmärkten herumziehen, das Körbchen am Arme, mit klugen braunen Augen, voll von Selbſtgefühl auf ihre Jugendfülle und auf den Reſpekt, den ihnen der Reichthum ihres Vaters unter ihren Umgebungen erwirbt.

Solch ein Mädchen wurde Margret, nicht eben fein oder beſonders hübſch, aber kräftig an Leib und Seele, klar und friſch wie ein blühender Schlehdorn. Weil ſie ernſter und männlicher war, als die meiſten andern Dirnen, hielten die Burſche des Dorfes ſie für ſtolz, und vielleicht war ſie das auch. Aber fremde Manieren hatte ſie nicht an ſich, und auf dem Tanzboden wußte ſie zwiſchen reichen und armen Burſchen keinen Unterſchied.

Mit ihr war als Spielgenoß und ſpäter auch als Mitſchüler in jenen Unterrichtsſtunden bei dem neuen Lehrer der einzige Sohn des Schultheißen aufgewachſen, nicht allein der reichſte Erbe im Dorfe, ſondern auch der ſchmuckſte und tüchtigſte Junge von allen, ſtrebſam, verſtändig und kühn. Trefflich führte Nikola ſeine Büchſe, auf die Jagd nahmen ihn auch die benachbarten herrſchaftlichen Jäger gerne mit, und wer mit dem alten, gebrechlichen Schultheißen ein Geſchäft hatte, verhandelte lieber mit dem raſchen Sohne. Daß er hübſch war, hätte Niemand abſtreiten dürfen, und er ſelbſt wußte es am beßten, auch wenn's ihm die Mädchen nicht zu verſtehen gegeben hätten. Gegen eine ſtarke Neigung zur Eitelkeit hatte ſchon bei dem Knaben der

Student, der jenen Unterricht gab, vergebens angekämpft; er trug ſich ſtädtiſcher und modiſcher als die andern Burſche, und auf ſeinen Betrieb hatte der Schultheiß die Hauptſtube ſeines Hauſes, als ſie einer Auffriſchung bedurfte, nicht neu mit Waſſerfarbe malen, ſondern mit Tapeten auskleiden laſſen.

Das Gefühl beiderſeitig anerkannter Tüchtigkeit hatte Nikola und Margret von früh auf zuſammengeführt und vertraut gemacht, und als ſie älter wurden, zweifelte Niemand daran, daß aus ihnen ein Paar werden ſollte: wer hätte auch im ganzen Dorfe beſſer zuſammengepaßt? Aber zu einer Erklärung war es zwiſchen ihnen beiden noch nicht gekommen.

Das jährliche Dorffeſt des Vogelſchießens kam heran. Früh Morgens zogen Trommler und Pfeifer durch alle Straßen, Buben und kleine Mädchen jubelnd hinter ihnen her. Die Burſche, welche durch Zahlung eines mäßigen Geldes am Rechte des Königsſchuſſes ſich betheiligt hatten, putzten ihre Büchſen und Stutzer und bürſteten die grünwollenen Schützenhüte aus, die nur an dieſem Feſte getragen werden: die Herzen der Mädchen aber pochten voller Erwartung, ob ihr Schatz oder ein Anderer dießmal den Vogel abſchießen möchte.

Um elf Uhr, nach dem Hochamte, begann der Fahnenſchwenk. Paarweis zogen die Schützen zur Kirche und holten die ſeidene Fahne mit dem Bilde der Maria ab. Der Fähnrich trat gleich hinter die Muſikanten, dann folgte der Schützenkönig des vorigen Jahres, deſſen Ehrenregiment nun zu Ende ging, und hinter ihm die andern Schützen, deren jeder insgeheim hoffte heut an ſeine Stelle zu treten. Auf dem Hauptplatz unter der Linde angekommen, ſtellten ſich die Jünglinge in einen Kreis, um welchen die Maſſe der übrigen Dorfbewohner wogte. Der Fähnrich trat in die Mitte: es war ein ſtattlicher Burſch mit hübſchgekräuſeltem Schnurrbart; er trug das blaue Barett mit drei Federn und die breite weißſeidene Schärpe. Trommel und Pfeife ſpielten eine alte muntere Weiſe; nach ihrem Rhythmus erhub er die Fahne in die Luft, ſchwang ſie über dem Haupte; dann ſtemmte er den Schaft in die Seite und ließ das flatternde Banner mitten um ſeinen Leib in weitem Kreiſe rauſchen, dreimal rechts, dreimal links herum. Hierauf erhub er den einen Fuß, und um das Knie des andern beſchrieb die Fahne, dicht am Boden herwehend, ohne ihn zu berühren, ihre raſchen, rauſchenden Kreiſe; auch um den rechten Fuß führte ſie ſodann die andere Hand, während der linke ſich erhub, ſie durchzulaſſen. Zuletzt noch einmal wogte das Banner unter dem jauchzenden Zuruf der Maſſen in feſter Fauſt hoch in die Lüfte über dem Haupte des Starken, der ſtolz auf die gelungene Schauſtellung mit flammendem Antlitz aufgerichtet ſtand. Nun ging's wieder in feierlichem Zuge, aber haſtiger und ungeduldiger, zur Vogelſtange oben am Walde. Die Schützen zogen ihre Looſe, während man im Dorf eilfertig die Suppe und das Sonntagsrindfleiſch aß, und noch ſtand die Sonne mitten am Himmel, als gegen den monſtröſen hölzernen Vogel, deſſen Gleichen auch Raff's Naturgeſchichte nicht kennt, das muntere Pfeifen der Büchſenkugeln begann.

Glückliche Schüſſe fegten den Schwanz, die Flügel und zuletzt auch den Kopf weg; ein lautes Triumphgeſchrei der Jugend folgte jedem herabſplitternden Theile, und die kleinen Jungen balgten ſich um die Holzſpäne. Aber der Rumpf, obwohl am Ende klein wie eine Hand und ganz ungeſtalt von Streifſchüſſen, haftete noch auf dem letzten ſtarken Nagel. Die Entſcheidung konnte jetzt jeder nächſte Schuß bringen, die heiße Spannung der Schützen gab ihnen eine vorher ſeltene Sicherheit im Zielen, und oft zitterte der Vogel, wenn die Kugeln dicht unter ihm gegen den eiſenbeſchlagenen Maſt prallten. Dem Nikola bebte die Büchſe in der Hand; krampfhaft zählte er die Schützen, die noch vor ihm an der Reihe waren; der letzte hatte den Nagel krummgeſchoſſen, an welchem das kleine Holzſtück jetzt wie an einem einzigen Splitter im Wind ſchwankte. Da ſpannte Nikola den Hahn, trank ein großes Glas des beſten Ahrweins, drückte den Hut feſter in die Stirne und warf unter der Krempe einen Blick auf Margret herüber, die grade vor ihm am Waldabhang unter andern Mädchen ſtand. Alsdann ſchritt er zum Schützenſtand, legte an und wartete einen Augenblick ab, als der Abendwind den Vogel nicht mehr ſchaukelte. Jetzt ſchoß er, der Nagel fuhr zerbrochen aus der Spitze des Maſtes, und in weitem Bogen ſprangen die Trümmer des Vogels zerfällt auf die Köpfe der Zuſchauer herab.

Waren bis dahin die Herzen der Männer in Spannung geweſen, ſo kam nun das Zittern an die Mädchen. Keines hatte mit Nikola ein heimliches Verſtändniß, keines durfte ſich Hoffnung machen, und doch konnte kein Zweifel ſein, daß Die, welche er zur Königin nähme, auch die Erwählte ſeines Herzens ſei. Aber als wäre das eine längſt beſchloſſene und abgemachte Sache, ging Nikola, die Büchſe über die Achſel hängend, drüben zum Waldraum hinauf, umfaßte Margret, gab ihr einen herzhaften Kuß und führte ſie als Königin auf den Schützenplatz. Die andern Burſche wählten ebenſo raſch ihre Dirnen, die Muſikanten ſetzten ſich in Marſch, und man zog zu dem eine gute halbe Stunde weiter auf einem ſchönen Berge aufgeſchlagenen Schützenzelt, wo Alles zum Reihentanz eingerichtet war.

Margret ging ſelig und ſtolz an der Hand ihres Nikola, und ehe man noch oben anlangte, wurde auch bereits ein feſterer Bund zwiſchen beiden jungen Herzen geſchloſſen, die ja ſchon von der Wiege an ſtill mit einander verwachſen waren.

Den Meiſten kam es ganz gelegen, daß eben Nikola den Königsſchuß gethan hatte. Er war ſo reich, daß er nicht zu ſparen brauchte, und übernahm alsbald die Zeche für die ganze Geſellſchaft der Schützen und ihrer Mädchen. Die blanken Thaler, die er in die Mützen der Muſikanten ſpringen ließ, der feurige Wein von Altenahr, den er preisgab, und die friſche ſommerliche Lebensluſt des Gebirges entzündeten bald den wildeſten Tanz. Nach dem erſten Walzer zog Nikola ſeine Margret aus dem Zelt: ſie gingen unter die Kirſchbäume beim Saume des Waldes, umfaßten ſich mit Inbrunſt und wechſelten ihre Küſſe. Es waren die erſten Küſſe, die ſie gaben und empfingen — die erſten, welche verdienen, Küſſe zu heißen. Sie ſind gefährlich und verhängnißvoll. Margret fühlte ein leiſes Beben in allen Gliedern, ſie ſpürte ihr Blut raſch und heiß aus dem Herzen in die Wangen ſtrömen; ſie faßte Nikola an der Hand und führte ihn wie im Spiele unter Plaudern und Koſen zu dem Tanzreihen zurück.

Dort unter dem Zelt fanden ſie ein wildes Leben: die Mädchen glühten wie Pfingſtroſen, die Burſche athmeten tief vom Tanze auf. Als das Paar wieder eintrat, blieſen die Muſikanten, wie es verabredet war, Tuſch, und Alles rief laut und fröhlich mit erhobenen Gläſern: Unſer Herr Bräutigam, des Schultheißen Nikola, ſoll leben, und ſein Bräutchen, des Schöffen Margret, auch daneben! Erröthend nahm Margret, lachend Nikola den Glückwunſch an. Die Burſche wollten ihm ihre Gläſer zubringen, er aber rief: Wartet ein wenig, mein Verlöbniß muß in Walporzheimer getrunken werden!

Der dunkelglühende, ſtarke Sohn der Ahrtraube wie er auf den heißeſten ſchwarzen Schieferfelſen des Thales reift, rann in die Kelchgläſer. Nikola trank mit Allen, und auch Margret mußte ſtärker Beſcheid thun, als ſie wünſchte. Die Mädchen brachten ihr einen Kranz, die Burſche dem Nikola einen Roſenſtrauß mit Bändern ins Knopfloch. Der Walzer begann von Neuem, von den beiden ſchlanken, ſtolzen Geſtalten eröffnet. Und nun ergoß ſich auch durch ihre Adern die ungebändigte Lebensluſt: bis über die Mitternacht hinaus wurden Nikola und Margret nicht müde, in jedem neuen Tanz ſich wieder zu umſchlingen und Herz an Herz ſchlagen zu hören.

Als die Hähne aus den Thälern die Mitternacht anzeigten, gingen die meiſten Burſche mit ihren Mädchen heim. Nikola, weil er den Wirth machte, mußte der letzte ſein, und ſuchte manches Paar durch Zutrinken noch feſtzuhalten. Als die Muſikanten ihre Geigen in die Ecke geſtellt und ſich auf die Streu gelegt hatten, als nur der Wirth noch ſchlaftrunken hinter dem Schenktiſch ſaß, brach auch er mit ſeiner Braut auf. Vor das Zelt getreten, ſahen ſie den Himmel von einer plötzlich aufziehenden Wetterwolke dunkel, ein paar ſchwere Tropfen fielen herab, eine matte Schwüle lag über dem Walde. Nikola meinte, ſie ſollten den Regen noch unterm Zelt abwarten. Aber Margret war bange wegen des ſpäten Ausbleibens und mochte ſich keinem Gerede ausſetzen, da man wußte, daß ſie mit Nikola allein zurückgeblieben war. Sie drängte alſo zum Fortgehen: vielleicht, ſagte ſie, erreichen wir noch vor dem Dorf die letzten Paare und kommen gar vor Anbruch des Wetters heim.

Dann laß uns den nächſten Weg gehen durch den Buſch, antwortetete Nikola, dort haben wir auch eher Schutz als auf dem Felde.

Sie ſchlugen den kleinen Waldweg ein; er ging ſteil abwärts, und Nikola hielt ſtützend den Buſen Margrets an ſein wildes Herz gepreßt, während ſeine Wange auf ihrer heißen vollen Schulter ruhte. Es war eine furchtbar ſchwüle Juninacht, Johannisfünkchen gaukelten zwiſchen den dunkeln Sträuchern, kein Laut klang in dieſe träumende Stille herüber. Aber die Wetterwolke zog ſchwarz und ſchwärzer über ihr Haupt, und fern überm Walde hörten ſie ſchon das laute Platſchen des Regens, der auch ihnen raſch näher drang. Es iſt unmöglich, ſagte Nikola, wir zwingen's nicht bis nach Hauſe. Komm in das Mooshüttchen auf dem Vogelherd, das liegt ganz nahe hierbei in meinem Buſch. Damit zog er ſie durchs pfadloſe Gebüſch, ſie zitterte, als ſie ihm folgte, und wußte nicht, warum.

Die Hütte nahm ſie auf: Moos, Wald und Wetter woben eine dichte undurchdringliche Nacht um ſie her. Im Hollunder vor dem Pförtchen ſaß die Nachtigall und ſchlug, wie bange vor dem Wetter, ihre tiefſten, bebendſten, erſchreckendſten Klänge; durch die kleinen Fenſter ſtreckte üppiges Geißblatt ſeine Blüthenſträuße herein und füllte die Hütte mit berauſchendem, ſinnverwirrendem Duft; ein Johannisfünkchen ſchwebte hindurch und zeigte mit ſeinem flüchtigen Glanz dem Mädchen das lodernde Auge des Geliebten. Dazwiſchen entlud ſich der Regen und durchbrach mit wildem Rauſchen die ſtille Nachtſchwüle. Müde von Tanz, Glück und Sehnſucht ſaßen ſie auf der weichen Moosbank, die Welt mit all ihren Gedanken lag fern von ihnen, nur ihre Herzen wachten, ihre Lippen fanden ſich, ihre Arme umwanden ſich.

Oeſtlich über dem Walde dämmerte ein grauer Schein, im Weſt verzuckte das Gewitter mit rothem Wetterleuchten. Da trat das Paar aus der Hütte. Margret nahm weinend den Kranz aus ihren Haaren und ſtreute ſeine welken Blumen in den Hollunderbuſch, weich und innig an den Geliebten geſchmiegt ſtieg ſie durchs Gebüſch zum Dorfe hernieder und achtete es nicht, daß die Tropfen ihr Kleid durchnäßten. Mit Schrecken ſah ſie in der Stube des Vaters ein Licht brennen; Nikola aber umfaßte ſie unter der Hofthür noch einmal mit voller Inbrunſt und jauchzender Seligkeit und ging dann die Gaſſen des Dorfes hinunter nach dem Schultheißenhauſe.

Der jüngſte Bruder machte der Margret die Hausthür auf. Aber du bleibſt lange, ſagte er; der Vater liegt oben auf dem Bett; es iſt ihm ſeit geſtern Abend nicht recht, und wir haben ſoeben den Großknecht auf dem Falben nach dem Doktor geſchickt. Geh herauf zu ihm, ich mache jetzt in der Küche geſchwind Feuer, und dann kochſt du ihm einen Hollunderthee.

Margret flog die Treppe hinauf; blutroth trat ſie vor den Vater, denn ſie meinte, Jeder müſſe ihre Schuld auf ihrer Stirne leſen, und erwartete vom Vater heftigen Tadel, der aber war weich, wie man ihn ſelten ſah, bot ihr die Hand und ſagte: Ich habe es ſchon geſtern Abend von den jungen Geſellen gehört, du biſt Braut und haſt, das muß ich ſagen, einen wackern Burſchen mitgekriegt. Sieh, Margret, das freut mich, denn nun hab' ich auch dich verſorgt, mein letztes Kind — und mein liebſtes, ſetzte er leiſe hinzu, nun es mit mir auch einmal zu Ende geht.

Weinend über die Güte des Vaters ſtürzte Margret an ſeine Bruſt und ſuchte ihm die Todesgedanken auszureden. Nein, ſagte der Alte, laß das; mein Lebtage bin ich geſund geweſen, und die ſtarken Bäume brechen am erſten; ſo wie heut war mir's noch nie zu Muth.

Nach neun Tagen kniete Margret am Sarg des Vaters; er war an einem hitzigen Fieber verſchieden. Neben ihr ging Nikola zum Kirchhof, da er ſich nun als zur Familie gehörig anſah. Die beiden Brautleute beſchloſſen nach der Sitte ein Jahr zu warten, und kamen von jetzt an, da Margret ohnehin wegen ihrer Trauer keinen Tanz beſuchte, nur noch in andrer Leute Geſellſchaft zuſammen, wo ſie denn ganz unverholen ſich als Braut und Bräutigam küßten und vertraulich unter einander plauderten. Bei der Freiheit, die auf dem Lande im Verkehr der jungen Leute herrſcht, dachte über jenen nächtlichen Heimgang aus dem Schützenzelt keine Seele etwas Arges. Margret ſelbſt glaubte ihr

Vergehen (denn ſo erſchien es ihrer reinen Seele) abgebüßt durch den Schmerz, daß ihr Vater ins Grab gegangen war mit einer beſſeren Meinung von ihr, als ſie es verdiente. An Nikola's Treue zu zweifeln kam ihr gar nicht in den Sinn.

Aber auch die kleine Schuld fordert oft eine große Buße ein. Nach zwei Monaten wurde Nikola vor die Unterſuchungskommiſſion gefordert, um ſich zum preußiſchen Militärdienſt zu ſtellen. Als einziger Sohn und Stütze ſeines alten Vaters war er bereits zweimal zurückgeſtellt worden und hatte auch jetzt die allerſicherſte Ausſicht vollſtändig freizukommen. Luſtig zog er eines Morgens mit den übrigen Burſchen ſeines Zuges nach einer nahen Stadt aus und nahm lachend von Margret Abſchied.

Nun aber war von den höheren militäriſchen Behörden vor Kurzem Unterſchleif bei den Aushebungen bemerkt worden. Einige Regimentsärzte, welche, der Beſtechung zugänglich, begüterten Bauerſöhnen unredliche Untauglichkeitsſcheine ausgeſtellt hatten, mußten ihre Stellen räumen, größere Strenge und Gleichmäßigkeit des Verfahrens gegen Arm und Reich wurde den Unterſuchungskommiſſionen von neuem eingeſchärft. Nikola hatte die Sache zu leicht genommen; die frühern Gründe der Zurückſtellung ließ man nicht mehr gelten, man fand, daß er zwar keinen Bruder, aber zwei tüchtige, geſunde, junge Schwäger habe, die dem alten Schultheißen mittlerweil ſchon in der Wirthſchaft durchhelfen konnten. Auch ſtach der ſchöne ſchlanke Junge den Offizieren ſehr in die Augen; man fand unter dem Meßſtock, daß er die gehörige Größe habe, um unter die Garde zu treten, und das Endurtheil war, daß er einem Regiment zugewieſen wurde, das in der großen Hauptſtadt des Staates garniſonirte; binnen Monatsfriſt mußte er ſich, da ſeine Zurückſtellungstermine abgelaufen waren, zum Eintritt ſtellen. Das war ihm verdrießlich um Margret's willen, aber es reizte ihn auch die Uniform des Gardiſten und der Aufenthalt in einer ſo fernen und ſo ſchönen Stadt. Da er doch mit ſeiner Heirath noch ein Jahr warten ſollte und bei guter Aufführung gewiß war, mit höchſtens zwei Jahren loszukommen, ſo kehrte er nicht eigentlich mißvergnügt zu ſeiner Braut zurück.

Als aber dieſe den Zettel an ſeiner Mütze ſah und die Sache vernahm, wurde ſie leichenblaß und fiel rücklings in den Stuhl zurück. Vergebens tröſtete er ſie; ſie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Baumgarten hinter dem Hauſe, wo ſie allein waren. Dort fiel ſie wie verzweifelnd an ſeine Bruſt, und wilde, unerſchöpfliche Thränen rannen nieder. Nikola ahnte endlich, was ſie ſo erſchüttere, er hob ihren Kopf auf und ſah in ihre Augen; ſie waren müde und glanzlos. Iſt's denn wahr? fragte er. Sie antwortete nicht, ſie umarmte ihn nur ſo feſt wie noch nie. Nikola wurde blaß, und auch ſeine Augen floßen; aber mit der innigſten Herzlichkeit küßte er ihr die Thränen weg und ſagte: Dann gehören wir ja erſt recht zuſammen; ſei munter, mein Mädchen, nun heirathen wir in vierzehn Tagen.

Ach, ſagte Margret, du willſt als Soldat eine Frau haben?

Hab' ich ein Kind, antwortete Nikola, ſo will ich auch die Mutter dazu haben.

Aber was werden die Leute ſagen, wenn ich im Trauerjahr meines Vaters heirathe?

Die laß du reden, was ſie wollen, erwiderte der junge Mann. Beſſer gegen die Sitte anſtoßen, als die Ehre verlieren. Und wenn du erſt meine Frau biſt, ſo möcht' ich doch Den ſehen, der über des Schultheißen Nikola Frau zu mucken wagte. Und nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Du mußt deine Papiere ſchaffen, und ich muß meines Vaters Einwilligung haben. Komm!

Die Papiere! Dieß Wort iſt ſchon manchem jungen Brautpaar ein Schrecken geworden. Die franzöſiſche Geſetzgebung, welche am Rheine herrſcht, hat mit großem Verſtande den Eigenſinn der Eltern bei Verheirathung ihrer Kinder beſchränkt, indem ſie dem Volljährigen nach gewiſſen Formalitäten das Recht giebt, auch ohne Einwilligung der Eltern die Ehe zu ſchließen. Aber auf Einem Punkt ſchleppt jene Geſetzgebung eine unleidliche und lächerliche Freiheitsbeſchränkung nach: ſie rückt, wenn die Eltern todt ſind, in deren Rechte die Großeltern ein und fordert, ehe die Trauung geſtattet wird, deren Einwilligung oder ihren Todtenſchein. In dieſem Falle befand ſich Margret.

Beide Eltern waren todt; drei Großeltern ruhten auf dem Kirchhof des Dorfes, nur die Großmutter mütterlicher Seite war hoch betagt einer verheiratheten Tochter in ein kleines heſſiſches Dorf nachgezogen, deſſen Namen Margret nicht einmal deutlich mehr wußte. Der Bürgermeiſter eröffnete dem Nikola, als er zur bürgerlichen Trauung ſich meldete, daß er wenigſtens ein Atteſt vom Vorſtand jenes Dörfchens beibringen müſſe, welches darthue, daß man dort den Namen der Geſtorbenen nicht auffinden könne. Noch an demſelben Tage ging der Brief dorthin ab; es verfloſſen zwei angſtvolle Wochen, dann kam er uneröffnet zurück mit der Aufſchrift auf der Adreſſe, daß ein Ort dieſes Namens in beiden Heſſen nicht aufzufinden ſei. Augenblicklich machte Nikola ſich auf die Reiſe, ſparte Geld und Mühe nicht und fand endlich den Ort. Der alte halbblinde Pfarrer ſuchte in den nachläſſig geſchriebenen Sterbeliſten wieder mehrere Tage lang, und Nikola half ihm. Endlich fanden ſie in einem noch im vorigen Jahrhundert angelegten Regiſter den Namen und den Todestag der alten Frau auf, Nikola erhielt das Atteſt und flog auf dem Dampfboot den Rhein hinunter zu ſeiner Geliebten. Noch war eben Zeit die geſetzlichen Ankündigungen und die Trauung vor dem Tage des Abmarſches vorzunehmen; da aber fand er Margret in Fieberphantaſieen wieder; die raſchen Schickſalsſchläge, welche ſie ſeit jener Nacht betroffen hatten, die Angſt um das Bekanntwerden ihres Zuſtandes, die fürchterliche Spannung der letzten Wochen hatten ihr eine heftige Krankheit zugezogen. Der Doktor verſicherte: es werde ihr Tod ſein, wenn man ſie jetzt aufrege, und der Pfarrer, der die Kranke beſuchte, mußte auch mit Schmerz erklären, daß weder der Bürgermeiſter noch er jetzt die Trauung vornehmen dürften, da Margret offenbar ihrer Sinne nicht mächtig und daher unfähig ſei, eine gerichtlich gültige Erklärung abzugeben. Nikola meinte raſend zu werden; der Doktor aber zog ihn bei Seite und ſagte: Halten Sie den Kopf oben, junger Mann. Ich weiß leider, warum Sie ſo eilig ſind, und ich verſpreche Ihnen, unſerer Kranken auch nach der Geneſung zur Seite zu ſtehen. Jetzt können Sie nichts thun; reiſen Sie ruhig ab, und bleiben Sie dem armen Mädchen treu.

Der Abſchiedstag kam, Nikola faßte die heiße Hand ſeiner Braut, die im Fieber ihn laut anlachte und ausrief: Sei luſtig, Nikola, morgen heirathen wir ja. Der Brautkranz iſt ſchon fertig, im Fliederbuſch liegt er, weißt du, beim Mooshäuschen oben im Wald. Geſtern hab' ich auch die Nachtigall gehört; der Bruder ſagt, ich wär' närriſch, denn im Herbſt ſchlügen die Nachtigallen nicht. Es iſt aber doch wahr, ſchau, da fliegen ja auch die Johannisfünkchen, ſieh hier, dort, und da mir dicht vor der Stirn.

Ihre verzehrenden Augen ſtarrten weitgeöffnet in die leere Luft hinaus. Nikola riß ſich in Verzweiflung von ihrem ſchauerlichen Anblick los, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn und hörte auf der Treppe einen lauten Jammerſchrei, den ſie ihm nachſandte.

Margret's Krankheit dauerte bei ihrer kräftigen Jugend nicht lange, nach wenigen Wochen konnte ſie ſchon wieder die freie Luft ertragen. Man hatte ihr anfangs Nikola's Abreiſe verborgen, und ihr eignes Unglück entſchwand ihrem Bewußtſein vor der Schwäche ihres Gehirns. Nun aber, wie ſie wieder auf dem Stuhle vors Haus getragen wurde, wie ſie über die Nachbardächer im Glanz der warmen Herbſtſonne den bräunlichen Wald und durchs fallende Laub das Mooshüttchen vorſcheinen ſah — da legte ſich auch die Erinnerung wieder wie eine Centnerlaſt auf ihr armes Herz. Und als ſie nun endlich doch erfahren mußte, daß Nikola nicht ihr Mann vor der Welt geworden ſei, ehe er abreiſ'te, als ſie nun ihre Schmach nahe und näher herankommen ſah, da gingen fürchterliche Gedanken und Rathſchläge durch ihre Seele.

Aber es kam ihrem beſſeren Gewiſſen der Doktor zu Hülfe, als er der Geneſenden den letzten Beſuch machte; er wollte ſein Wort halten, das er dem Nikola gegeben hatte. Schonend lockte er ein Bekenntniß von Margret heraus, deſſen Inhalt er längſt wußte, und bewog ſie, um ihrer Seele Ruhe wieder zu geben, gleich in den nächſten Tagen auch dem Pfarrer ihre Beichte abzulegen. Der Letztere übernahm es, der Familie das Geheimniß zu eröffnen.

Von jetzt kamen ſchwere Tage über Margret. Zwar ſie ſelbſt, als ſie mit Gott ſich wieder verſöhnt wußte und bei dem ſonſt fremden Manne, dem Doktor, menſchliche Liebe und Theilnahme gefunden hatte, gewann ihre alte Kraft und Entſchloſſenheit wieder; aber ſie brauchte ſie auch in dem Kampf mit der Außenwelt, der nun begann.

Die ältern, außer dem Hauſe verheiratheten Brüder, aufgereizt von ihren Weibern, waren über die Unehre entrüſtet, welche die Schweſter über die Familie brachte, und wandten ſich mit ganz kaltem Herzen von ihr ab. Der jüngſte Bruder war ihr wohl gut und blieb es auch, aber er hatte ein ſchwaches Gemüth, und es wurde ihm doch läſtig, ſie im Hauſe zu behalten. Man nahm die Erbtheilung vor, und die Geſchwiſter glaubten ſich völlig berechtigt, bei dieſer die Schweſter für ihr Vergehen zu beſtrafen. Der Vermögensſtand fand ſich nicht ganz ſo glänzend, wie man erwartet hatte. Der jüngſte Sohn, der nach der Anordnung des Vaters das Hauptgut übernahm, mußte doch große Schulden darauf machen, um die andern Brüder abzufinden, und ſuchte dafür Margret's Antheil, der ihm ja ebenfalls zur Laſt fiel, möglichſt gering anzuſetzen. Da die andern Geſchwiſter nicht für ſie ſprachen, wurde ſie hierbei bedeutend verkürzt, und es fiel ihr nur eine Summe zu, die zu ihrer und des Kindes Erhaltung allenfalls hinreichte, aber weit von der Ausſteuer abſtach, auf die ſie bei Lebzeiten ihres Vaters rechnen durfte. Der Doktor rieth ihr dringend, Einſprache zu thun, die Sache an die Gerichte zu bringen. Aber dann hätte ſie öffentlich vor den Leuten auftreten müſſen, und das wurde ihr jetzt zu hart, da ohnehin die unbarmherzigen Zungen der Schwägerinnen bereits Alles an die große Glocke gebracht hatten. So fügte ſie ſich dem Unrecht, das ſtets den Unglücklichen verfolgt; aber mit Blutsverwandten, die ſo unbrüderlich an ihr gehandelt hatten, vermochte ſie nicht mehr zu leben, und die Vorſtellung war ihr unerträglich, daß eine boshafte Hand vielleicht auf derſelben Schwelle des Vaterhauſes ihr Häckſel ſtreuen könnte, wo einſt an jedem erſten Maitag grünes Mailaub für ſie geprangt hatte.

An einem frühen, ſchon kühlen Morgen des Spätherbſtes, als noch nirgendwo von den Tennen der Taktſchlag der Dreſcher herklang, ſchlich ſie durch die Gaſſen des Dorfs, welche ſie monatlang vermieden hatte, in den Wald und ſchlug einen kleinen rauh anſteigenden Buſchpfad ein. Nach dem Marſch einer guten Stunde ſenkte ſich der Weg in das kleine Bachthal zu einer Mühle hinab. Die alte Müllersfrau war ihre Tante und Pathe zugleich; eine gutmüthige Seele gleich ihrem Bruder, dem todten Vater Margret's, wenn auch ohne deſſen klaren Verſtand. Sie traf die Alte noch beim Kaffee, und es that ihr ſo wohl, als dieſe, obwohl ebenfalls mit allem Vorgefallenen bekannt, ihr mit herzlicher Freude entgegenkam und ſie gleich zum Eſſen und Trinken nöthigte. Die Pathe erzählte ihr dabei aus ihrer langen Lebenserfahrung ein Dutzend Fälle, wo ſolche Dinge am Ende doch noch gut abgelaufen und mit einer Hochzeit beſchloſſen worden ſeien; die drei Dutzend, welche ein betrübteres Ende genommen hatten, verſchwieg ſie. Nun rückte Margret mit ihrem Plan hervor. Sie wollte bei der Tante als Magd eintreten ohne Lohn, Garten, Küche und Näharbeit beſorgen; dafür ſollte ihr dann ein kleiner Nebenbau der Mühle eingeräumt werden und für die Pflege des Kindes Zeit bleiben. So hoffte Margret durch ihrer Hände Arbeit ihrem Kinde wenigſtens das kleine Vermögen als Erbe zu ſichern, das ſie gerettet hatte. Die Tante, der Margret's Tüchtigkeit und Fleiß wohl bewußt war, ging mit Freuden darauf ein und verſprach ihr, daß ſie wie ein Kind vom Hauſe gehalten ſein ſollte. Schon am folgenden Morgen zog Margret ein, nachdem ſie vorher an Nikola einen Brief geſchrieben und ihm ihren neuen Wohnort angezeigt hatte.

Bis jetzt war ſie unter allen dieſen Beſchäftigungen nur noch wenig ans Grübeln darüber gekommen, daß Nikola von Berlin aus noch immer nichts von ſich hören ließ; auf dem Lande iſt man ohnehin der Briefe nicht ſo bedürftig als in der Stadt. Jetzt aber bei dem ſtillen und gleichmäßigen Arbeiten auf der Mühle ſtiegen ihr allerlei Gedanken auf, die ſie jedoch tapfer abwehrte. Daß er in der Hauptſtadt angekommen ſei, wußte ſie durch ſeine Verwandten, und ein aus dem Dienſt entlaſſener Kamerad hatte ihr einmal einen Gruß von ihm mitgebracht. Damit beruhigte ſie ihr Gemüth; nachdem ſie die Welt hinter ſich gelaſſen, erwachte ſtatt der Trauer die ſüßeſte Hoffnung der Mutterfreude, und mit klarem Blicke ſah ſie wieder ihr Geſchick an, ſtark in Muth und Vertrauen.

So kam ihre Stunde. Die Wehmutter trug das Kind, ehe ſie die Fenſterläden ſchloß, noch einmal ans Licht und ſagte tröſtlich zur Mutter: Freut Euch, Margret, Ihr habt einen hübſchen Jungen, und blaue Augen kriegt er wie ſein Vater, der Nikola kann ihn Euch nicht ableugnen. Dann aber winkte ſie die alte Müllerin hinter dem Rücken der Mutter zu ſich und zeigte im Antlitz des Kindes verſtohlen auf eine kleine blaue Ader, die dicht unter der Stirn herlief. Aengſtlich neigte die Tante ihr Geſicht über das Köpſchen des Neugebornen, und als ihre Blicke dann der Hebamme begegneten, verriethen die Augen ein ſtilles bekümmertes Einverſtändniß; die Hebamme nickte ein Ja, die Tante ſchüttelte traurig das Haupt; dann legten ſie das Kind in den Arm der Mutter. Am folgenden Sonntag wurde es auf den Namen Nikolaus getauft. Margret aber ſchrieb voller Mutterſeligkeit, mit überſtrömendem Herzen und mit noch zitternden Händen dem Vater einen Brief, der ihm den glücklichen Ausgang meldete, und nun erſt, da ſie das Gefühl einer unerhörten Freude mit ihm auszutauſchen hatte, ſah ſie mit brennender Sehnſucht einer Antwort von ihm entgegen.

Eines Abends brachte der Mühlknecht, der von

Blankenheim Getreide heraufgefahren hatte, einen Brief von dem Poſtamt daſelbſt mit. Die Tante hatte eben der Margret ein Geſchäft in der Küche zugewieſen und ſchickte ihr den Knecht dorthin. Ueber eine Weile rief ſie nach ihr; Margret antwortete nicht und kam nicht. Die Tante eilte zur Küche, das Feuer ſchlug hoch aus dem Ofen herauf, Margret ſah es nicht; ſie ſaß bewußtlos neben der Glut auf der Erde, der Brief lag in ihrem Schooß. Die Alte nahm ihn auf, las ihn und vermochte Margret's Erſchrecken nicht zu deuten. Er klang ja ſo freundlich, er ſagte ja, daß Nikola ſeine Hand von dem Kinde nicht abziehen wolle, er fragte an, ob er ſchon jetzt für Margret etwas thun könne. Aber Margret hatte mit tieferem Empfinden zwiſchen den Zeilen geleſen, und ſchon die erſten Worte lauteten ſo, daß ſie keinen Widerhall gaben zu ihrer unermeßlichen Mutterfreude: von jener Innigkeit, die einſt Nikola's gleichgültigſtes Geſpräch durchwehte, war in dieſem Briefe kein Hauch mehr. In einem Augenblick war es ihr klar geworden, daß ſie eine Verlaſſene und ihr Knabe ein Waiſenkind ſei.

Dießmal weinte ſie nicht, ſie nahm den Brief ſchweigend aus der Hand der Tante, ging mit feſtem Schritt über den Hof in ihren Nebenbau und hob ihr Kind aus der Wiege, das eben erwachte und die Händchen nach ihr ſtreckte. Mit ihm warf ſie ſich vor dem Bilde der Maria nieder, und in lautloſem Gebete that ſie Gott und ſeiner Mutter ein hohes Gelübde, daß ſie hinfort dem Kinde Vater und Mutter zugleich ſein wolle. Erſt als ſie dann den Knaben an ihre Bruſt legte und er mit den herrlichen blauen Augen ſeines Vaters zu ihr heraufſah, rannen ihre Thränen über ſeine Stirn, und ſie empfand ſein warmes Leben wie ein ſtillendes Heilkraut, das unmerklich aus der Wunde ihres Herzens den Schmerz hinwegſog. Seit dieſem Tage kam Nikola's Name nicht mehr über ihre Lippen, auch ſchrieb ſie ihm nicht wieder: aber ihre Geſchäfte vollzog ſie wie ſonſt, das Kind gedieh unter ihren Händen, und die Tante hatte Segen in allem ihrem Hausweſen.

Wie ſcharf hatte doch der Blick der Liebe in jenem Briefe geleſen!

Als Nikola nach Berlin kam, wurde er anfangs von allen den Mühſeligkeiten des erſten Eingewöhnens weggenommen, die keinem Rekruten erſpart ſind. Seine Eitelkeit auf äußeres Erſcheinen und Anſehen machte ihn zum tüchtigſten Soldaten ſeines Zuges; das viele Geld, das er verſchwenden konnte, überhob ihn mancher Beläſtigung, und er genoß, obwohl er nicht als Freiwilliger eingetreten war, durch die Nachſicht der nächſten Vorgeſetzten, beinah die Freiheit eines ſolchen. Er fühlte ſich ſtolz in der ſchmucken, knappen Uniform, in der er merklich durch ſeine männliche Schönheit alle Offiziere überbot. Ihm, der bisher nur einfaches Landleben kannte, thaten ſich nun plötzlich die mannigfachen Reizungen einer der glänzendſten Städte auf, und die wirklich tüchtigen Kenntniſſe, die jene Privatſchule ihm gegeben hatte, führten ihn leicht auch in die Kreiſe des höheren Geiſteslebens ein. Er beſuchte Theater und bürgerliche Bälle und zog durch reichliches Leben und Lebenlaſſen junge Kaufmannsſöhne in ſeine Bekanntſchaft. Dieſe fanden es bald nicht ungerathen, den reichen jungen Landbeſitzer in ihre Familien einzuführen.

Der Rheinländer hat in der Berliner Geſellſchaft einen Vortheil voraus. Man kommt ihm mit günſtigem Urtheil entgegen, man liebt das ſorgloſe leichte Blut ſeines Stammes, man verzeiht ihm ſeinen Dialekt und manchmal ſogar den Mangel feinerer Bildung. Nikola war nicht ungebildet: er ſang ſchön und fertig, er hielt etwas auf ſich und beſaß auch Empfindung genug, um ſich raſch in die Bücher hineinzuleſen, die eben Mode waren; in politiſchen Geſprächen, wie man ſie dort liebt, gab er ſogar durch ſeine genaue Kenntniß der heimathlichen Sachlage einen erwünſchten Beitrag zur Unterhaltung her. Schon nach ſechs Wochen hatte ſich ihm am Wirthstiſch wie am Theetiſch eine Menge von Kreiſen eröffnet, die ihn bezauberten und hinriſſen. Ihnen widmete er alle freie Zeit: ſonſt nahm ihn die Pünktlichkeit des Militärdienſtes hin, welche doch auch den Kräftigſten ermüdet, und ſo blieb ihm kaum Zeit, an die arme Margret zu denken, vielweniger an ſie zu ſchreiben.

Auf jenen Brief, der die Geburt des Knaben meldete, hatte Margret in der Freude ihres Herzens ein „Eilig“ zur Adreſſe geſetzt. Als er dem Kameraden Nikola's ausgehändigt wurde, den dieſer als Burſchen zum Putzen brauchte, meinte der, wegen jenes Wörtchens den Brief raſch abliefern zu müſſen, und brachte ihn daher in das Haus eines kleinen Kaufmanns, bei deſſen Frau und Töchtern Nikola dieſen Abend zu Thee und Muſik eingeladen war. Nikola ſaß eben mit der ſchönen, vornehm blaſſen Adelaide im lebhafteſten Geſpräch, als das Kammermädchen ihm den Brief übergab. Wohl erkannte er die zitternden Züge der Aufſchrift, aber er ſchämte ſich in dieſer Geſellſchaft an ein Bauernmädchen erinnert zu werden, ſein Blick flog über Adelaidens weiße Stirn, über ihre feinen Züge, über das glänzende, modiſch geſchnittene Kleid — und wider ſeinen Willen trat dieſem Bilde gegenüber Margret's verhärmte Geſtalt mit dem wirren Blick und zerwühlten Haar, wie er zuletzt auf dem Krankenbette ſie geſehen hatte. Adelaidens Mutter bat ihn höflich, ſich nicht zu geniren und den Brief gleich zu leſen; er aber antwortete frei und leicht, es habe keine Eile, und der Brief, der ihm verkündigte, daß ein Sproſſe ſeines Blutes ihm geboren ſei, wurde uneröffnet unter die Uniform geknöpft. Heiter führte er ſodann ſeine Nachbarin zum Klavier, heiter ſang er zu ihrer Begleitung ihr rheiniſches Lieblingslied von dem Mädchen, das um den geſtorbenen Geliebten ſich im Kloſter zu Tode trauert — und ſelbſt bis zur Adelaide von Beethoven verſtieg er ſich. Die wirkliche Adelaide vernahm dieſe Huldigung nicht ungern; einer Berlinerin, deren Vater unglücklich in Eiſenbahnaktien ſpekulirt, kommt es ſehr romantiſch vor, mit einem wohlhabenden Landwirth in ein rheiniſches Dorf zu ziehen und eine Idylle mit dem Schäferhut durchzuſpielen. Adelaide war ſehr gütig an dieſem Abend — Nikola küßte beim Abſchied mit Feuer ihre ſchlanke, kühle Hand. Erſt als er daheim ſich auskleidete und Margret's Brief aus der aufgeknöpften Uniform zu Boden fiel, dachte er wieder an dieſe. Im Bette brach er das Siegel auf, las den Brief, legte ſich auf die Seite und ſchlief ein.

Als er erwachte, ging ſein erſter Gedanke zu Adelaide, der zweite in die Heimat. Er war nicht verhärtet; zu ſeinem Kinde fühlte er einen ſtarken Zug, die Mutter war ihm nicht unlieb, aber doch gleichgültig. In dieſer Laune ſchrieb er jenen Brief an ſie; zu dem Entſchluß, ſie zu verlaſſen, war er noch nicht gekommen, aber er hatte auch nicht den Muth, ſie als ſeine geliebte Frau anzuerkennen. Dieſe Feigheit gab dem Briefe den Ton; da konnte er freilich nicht ſo herzlich werden wie vormals. Und als darauf Margret nicht ſchrieb, legte Nikola es ſich ſo aus, als habe nun ſie die Schuld des Bruchs; ihr Bild wurde ſeiner Seele fremd, und wenn es ja ſich noch einmal heraufhob, drängte er es höchſtens mit einem Seufzer wieder auf die Seite.

Leider wurde er auch Adelaidens und ſeines ganzen hauptſtädtiſchen Lebens überdrüſſig. Das Soldatenleben, nachdem er ſeine Lehrzeit daran durchgemacht hatte, kam ihm, der an rüſtige Arbeit, an Zweck und Erwerb gewöhnt war, wie eine glänzende Spielerei vor. Seine jungen kaufmänniſchen Freunde waren ihm durch ihre kleinlichen Geldgeſpräche und theils auch durch die Gemeinheit ihres Lebens und Genießens geradezu widerlich. Mit Adelaide aber hatte er nun etwa hundertmal die rheiniſchen Volkslieder und eben ſo oft die Adelaide abgeſungen und den Thomas Thyrnau durchgeſprochen. In dieſem Hauſe lieh er der Unterhaltung ſeine eigne Wärme; daher war ſeine Seele jetzt immer kalt und müde, wenn er Abends wegging. Er mißte faſt überall neben dem Reiz die Kraft, und wenigſtens in keinem der Kreiſe, die ihm offen ſtanden, fand er die Tiefe und Unendlichkeit des Gemüthes, ohne welche ein kraftvolles Jünglingsherz ſich unglücklich fühlt. Die ſchweren Steinmaſſen der prächtigen Stadt im ſcharfen Strahl der heißern nordiſchen Sommerſonne lagen wie Felsblöcke auf ihm, und ſchon jetzt am Ende des erſten Jahres dehnte ſich das zweite, das er hier noch zu verleben hatte, farblos und geſtaltlos vor ihm aus. Hatte er früher zu haſtig den Kelch der ihm ſo neuen geſellſchaftlichen Genüſſe geleert, ſo verſank er jetzt in ein einſames Verzehren ſeiner Kraft. Liebe war nicht in ſein Herz gekommen, und mit ſeinem ernüchterten Blicke erkannte er, daß kein unter dieſen Umgebungen erwachſenes Weib ihm und ſich ſelber zum Frieden in ein rheiniſches Dorf ihm folgen könne. Eine zierlich geſtochene Karte meldete ihm endlich Adelaidens Verlobung: als er immer und immer eine Erklärung zurückhielt, hatte ſie endlich in halbem Verdruß den Antrag eines Wittwers aus Schleſien angenommen, der in ihr nicht eine Frau, ſondern eine ſtädtiſch gebildete Gouvernante für ſeine Töchter heirathete.

Aus dieſer Gleichgültigkeit, die Nikola's Jugendmuth langſam untergrub, riß ihn denn im Herbſt ſeines erſten Dienſtjahres ein ſtarkes Briefpacket von ſeinem Dorfe heraus. Der alte Schultheiß, ſein Vater, war geſtorben: ihm fiel ein ſchuldenfreier großer Landbeſitz zu, und ſeine Gegenwart daheim wurde jetzt, wo er gleich für die Beſtellung ſeines Erbgutes ſorgen mußte, ganz unerläßlich. Die Beſcheinigungen von Seiten der Behörden lagen gleich bei dem Briefe, und in zwei Tagen hatte er ſeinen Urlaub, der einer völligen Dienſtentlaſſung gleich ſtand. Seinen Unteroffizieren und dem modiſchen Pöbel, mit dem er anfangs zuſammengekommen war, gönnte er noch an einem Abende die Freude, für ſein Geld in Rheinwein ſich zu baden; an Adelaidens Wohnung gab er, da er ſie ſelbſt nicht zu Hauſe fand, ſehr ruhig eine Abſchiedskarte ab, und warf dann die Viſitenkarten (ſelbſt dieſe Mode hatte er mitgemacht) von der Königsbrücke in die Spree, ſammt dem geſtickten Täſchchen, das er irgendwo als Vielliebchen geſchenkt bekommen hatte; mit ihm ſchwamm ſein ganzer ſtädtiſcher Modetraum auf der ſchwarzen ſchlammigen Flut hinunter. Im blauen Kittel ſetzte er ſich auf die Eiſenbahn und fuhr ſeinem Rheine zu.

Und als er ihn nun bei Köln zuerſt wieder ſah, den grünwogigen ſtillen Strom, als er, den Stab in der Hand, von Bonn hinaufwanderte und durchs Felſenthor ſchritt zwiſchen Drachenfels und Rolandsbogen hindurch, da brach aus ſeiner befreiten Bruſt ein lauter heller Jubelſchrei; ſo ſchön hatte er nie ſich das Land, ſo lieb und traut nicht die klangvolle Sprache der Heimath gedacht. An der Ahr laſen ſie Trauben, wie damals, als er mit zagem Herzen von Hauſe auszog; Schlucht und Fels hallten wieder von den langgezogenen Melodieen der Volkslieder, und heute ſang er ſie, unten auf der Straße daher ſchreitend, aus ganz anderem Herzen mit, als an Adelaidens Klavier. Wie dem Wandervogel war ihm zu Muthe, wenn er zur Zeit, wo der mächtige Zug nach dem Süden ihn ergreift, in Haft gehalten wird und dann entſchlüpft, um mit weit gebreiteten Schwingen die Brüder noch über dem Spiegel des Meeres einzuholen.

Aber ganz rein war doch ſein Herz noch nicht; Margret's Platz darin blieb leer. Als er nach Hauſe kam, wurde ſein Fehltritt mit ihr als eine leichte Sache genommen; das Mädchen, wie immer, traf die ganze Ungunſt der herrſchenden Meinung. Ihre eigene Familie redete ſchlecht von Margret, um den Gedanken an das Unrecht nicht aufkommen zu laſſen, das man ihr angethan hatte; die Brüder wünſchten nicht einmal, daß ein ſo kräftiger und entſchloſſener Mann, wie Nikola, ihrer ſich annähme, denn ſie mußten beſorgen, daß alsdann jene Erbtheilung noch einmal in Frage genommen und ihnen ein ſehr böſes Spiel bereitet würde. Seit beinahe einem Jahre hatte man Margret im Dorfe nicht mehr geſehen; daß ſie kein Wort von Nikola mehr redete, erfuhr er bald und ſchloß daraus, daß ſie die Hoffnung auf endliche Heirath aufgegeben habe. Wäre Margret ihm auf der Schwelle des elterlichen Hauſes wie vor Zeiten ſehnſüchtig und liebevoll begegnet, hätte er ſie im Walde auf einſamem Stege getroffen, wer weiß, was jetzt noch geſchehen wäre. Aber ihrem Stolze ſich aufzudringen, war er ſelber zu ſtolz, denn er ſah nicht ein, daß ſie ihm mit Ehren nicht entgegenkommen durfte. So ſchlug er ſich die ganze Sache aus dem Sinne, warf ſich in ſeine neue Thätigkeit für Verwaltung des großen Gutes hinein, das ihm alle Hände voll zu thun gab, und beſchloß, in ſpäterer Zeit, wenn der erſte Schmerz und Groll verwunden wäre, der Verlaſſenen Anträge wegen Verſorgung des Kindes ſtellen zu laſſen.

So kam der Winter heran, ein langer, grimmig kalter Winter. Margret's Knabe war nun bald ein Jahr alt und lief ſchon an Einer Hand; es war ein blühendes, ſchönes Kind und der Stolz der Mutter, die der alten Tante manchmal recht böſe wurde, wenn dieſe allerhand Bedenken über ſein Aufkommen kund gab. Als nun aber der Winter recht auf ſeiner Höhe ſtand, als die Mühle in Schnee und Eis begraben und faſt unzugänglich war, da ſchien doch die Tante mit ihren Beſorgniſſen Recht zu behalten. Eines Abends wurde das Kind mitten unter ſeinen Spielſachen unruhig, ſchrie heftig und bekam in der Nacht ſtarkes Fieber. Reißend nahm in den nächſten Tagen Kraft und Fülle ab, und als der treue Freund Margret's, der Doktor, über gefährliche Pfade voll Glatteis doch zur Mühle durchdrang, fand er ſchon das Gehirn leidend, die Gefahr bedeutend. Margret zitterte, den letzten und einzigen Zweck zu verlieren, für den ſie ihr Leben noch ertrug; mit unerhörter Anſtrengung und Pünktlichkeit ſchaffte ſie Alles herbei, was der Arzt zweckdienlich fand; viele Wochen lang kam kein Schlaf in ihre Augen. Draußen im Wald ſtieg die Kälte und ſchauerliche Troſtloſigkeit des Winters; drinnen ſank die Hoffnung der Mutter von Tag zu Tag mehr. Keine Arznei gab dem Kinde Lebenskraft wieder; es war erſchreckend hager und leichenhaft anzuſehen, und ohne Bewußtſein, ohne Lächeln oder Weinen nahm es die zärtliche Pflege der Mutter hin. Sein Seelchen ſchien bereits geſtorben vor dem Leibe.

So fanden wir Margret an jenem Morgen, als ſie endlich, ſtumpf von Weinen und Jammer, matt von monatlanger Anſtrengung und Schlafloſigkeit, Gebet und Pflege aufgab und an der Grenze des Verzweifelns angelangt, zerwühlt von den Erinnerungen verlornen Glücks, durch die Scheiben ihres Fenſters in den Wintermorgen hinausſtarrte, der troſtlos bleich und trübe über den Schneebergen anbrach.

Im Hof ſcholl der Huf eines Pferdes, es war der Doktor, der jetzt vor Froſt zitternd in ihre Stube trat; die Tante kam mit ihm. Er ſetzte ſich ans Bettchen des Kindes, nahm das Händchen und befühlte Puls und Stirn; mit weitem ſcharfem Auge blickte die Mutter auf ihn. Es geht endlich auf eine Entſcheidung los, ſagte er. Margret erbebte. Noch iſt nicht Alles verloren, fuhr er fort, an Lebenskraft haben wir nichts verloren ſeit vorgeſtern, aber es iſt leicht möglich, daß das Fieber in der nächſten Nacht ſtärker wird. Geſchieht dies, ſo müſſen wir mit einem ſehr kräftigen Mittel durchgreifen. Ich will neue Tropfen aufſchreiben, merken Sie wohl auf, liebe Margret. Der Tag wird ruhig bleiben, vor Abend thun Sie ja nichts, ſondern ſchlafen heute ſelbſt ein Stündchen. Aber um zehn Uhr in der Nacht richten Sie ein ſcharfes Auge auf das Kind. Bleibt es wie in den vorigen Nächten, ſo geben Sie die neue Arznei nicht; ſpüren Sie aber größere Unruhe und Hitze an ihm, dann raſch zehn Tropfen jede Viertelſtunde; ich glaube, daran hängt das Leben des Kindes. Morgen früh komme ich wieder.

Während der Doktor das Recept aufſchrieb, ſagte die Tante: Das trifft ſich gut, unſer Paul fährt heut mit dem zweiſpännigen Wagen nach Blankenheim und bringt hernach Frucht mit herauf, da kann er gleich die Tropfen in der Apotheke holen.

Der Doktor ſah vom Papiere auf und ſagte: Er wird doch ja vor Abend wieder kommen? Ich ſage Ihnen, es hängt viel daran.

Sicher, ſagte die Alte; er iſt treu und gut.

Der Doktor ſtand auf, bot Margret herzlich die Hand und reichte der Tante das Recept hin. Zu gleicher Zeit, als ſein Klepper höher ins Gebirg zu einem andern Kranken trabte, zogen die beiden tüchtigen Braunen den Wagen Paul's durchs große Hofthor auf die Straße nach dem Ahrthal hinaus. Die Tante verſprach in der Stube zu bleiben, und da der Knabe jetzt ganz erquicklich und feſt ſchlief, legte ſich auch Margret aufs Bette. Ein geſunder Schlummer ward ihr zu Theil, und ſie erwachte erſt, als bereits die Sonne ihren kurzen Winterlauf vollendet hatte. Iſt Paul zurück? war ihre erſte Frage. Noch nicht, antwortete die alte Frau, aber wir haben auch noch fünf Stunden bis zehn Uhr. Mach dir keine Sorge: der kommt ſicher.

Die beiden Frauen ſtärkten ſich jetzt mit Speiſe und Trank. Margret, vom Schlafen wie neugeboren, war voller Hoffnung, und in traulichem Plaudern gingen ein paar Stunden beim Spinnrad vorüber. Die Wanduhr ſchlug acht, draußen wehte pfeifend ein ſcharfer Nordwind. Die Alte ſtand auf und ſagte: Nun aber begreife ich's doch ſelber nicht mehr. Ob dem Paul mit den Pferden ein Unglück zugeſtoßen iſt? Jetzt müßte und müßte er hier ſein, wenn Alles recht ſtünde. Ich will einmal in die Mühle hinüber und hören, ob ſie da noch nichts von ihm wiſſen. — Mit dieſen Worten ging ſie fort, Margret blieb mit böſen Ahnungen allein. Das Kind lag noch immer ruhig.

Gegen neun Uhr kam die Tante zurück. Der Michel von der obern Mühle iſt eben vorbei gekommen, ſagte ſie. Es iſt ein bös Wetter draußen im Wald, der Nordwind hat den Fahrweg mit Schnee verweht, ſo hoch, daß drei Männer über einander ſtehen könnten und ſähen doch nicht drüber weg. Unſer Paul iſt bis an die Enge gefahren, da iſt ihm der Wagen im Schnee ſitzen geblieben: der Michel hat ihn da ſtecken ſehen; der Paul aber muß die Pferde ausgeſpannt haben und nach Blankenheim in die Herberge zurück geritten ſein.

Margret rang die Hände: Alſo die Tropfen bekomme ich nicht vor der Nacht? Konnte er denn die nicht durch Jemand zu Fuße heraufſchicken?

Ja, ſagte die Tante, wenn er Einen fände. Aber Michel hat erzählt, daß ſie drunten zu Blankenheim von nichts reden als von den Wölfen. Es iſt ein Menſchenwolf im Zitterwald, oder gar viele; geſtern Morgen in der Frühe haben ſie ein Jüngelchen zerriſſen, das nach dem Kyllthal in die Schule ging. Die Dörfer haben ſich zuſammengethan und wollen nächſter Tage eine große Jagd halten.

Während die Alte dieſen Bericht gab, zuckte das Kind in ſeiner Wiege zuſammen und ſchrie laut auf.

Margret ſprang zu ihm und nahm es auf ihren Schooß; es war heiß und fieberte ſchon. Mit heftigem Kampf und Geſtöhn wand es ſich in ihren Armen; die Kriſis trat ein, die der Arzt vorausgeſehen hatte. Margret mußte es wieder ins Bettchen legen, und die ſo tröſtlich gemeinten Worte des Arztes: Ich ſage Ihnen, es hängt viel von dieſer Arznei ab, ſchnitten ihr jetzt wie ſcharfe Meſſer durch die Bruſt. Jede Minute Schlafs, die ſie während des Tages im Vertrauen auf Paul's Wiederkehr ſich gegönnt hatte, wurde ihr zum innern Vorwurf. Wär' ich doch ſelber heut am Tage gegangen! ſprach ſie leiſe, und plötzlich rief ſie laut aus: Aber warum kann ich jetzt nicht noch gehen?

Sie ſprang auf und band ſich ein großes Tuch um den Kopf. Die Tante griff ſie beſorgt bei der Hand und ſagte: Mädchen, du biſt von Sinnen! Du allein in ſolcher Nacht durch den Zitterwald? Und du haſt ja das Recept nicht einmal.

Margret ſtand einen Augenblick überlegend. Doch, ſagte ſie, das Recept muß ja in der Apotheke liegen, ſonſt hat es der Paul noch, und deſſen Herberge weiß ich zu finden. Zwei Stunden ſind's nach Blankenheim auf dem Fußpfad; die laufe ich in anderthalb, um Mitternacht bin ich wieder hier, und vielleicht rette ich dann noch mein Kind.

Höre, Margret, ſagte jetzt die Alte, darauf darfſt du nicht rechnen. Setz dich wenigſtens noch einen

Augenblick her zu mir; ich muß dir eine Sache eröffnen, die ich bisher verſchwiegen habe.

Margret ſah erſtaunt ihre Tante an. Sieh, ſagte dieſe, ich und die Hebamme haben es gleich bei der Geburt geſehen, daß du das Kind nicht aufbringen kannſt. Leiſe ſetzte ſie hinzu: Es hat ja ein Todesäderchen.

Bei dieſem Worte ergriff ſie die Lampe und ließ deren ſtärkſten Schein auf das Antlitz des Kindes fallen. Schau her, ſagte ſie, und wies auf die Stelle unter der Stirn. Wirklich lief dort der dunkelblaue Streif, ſtark von dem wachsblauen Krankengeſicht abgehoben, von einem Auge zum andern hinüber.

Margret erſtarrte; ſie beſann ſich erſt jetzt auf den allgemein herrſchenden Aberglauben, daß dieſe Ader ein Todesbote ſei, der kein mit ihm behaftetes Kind über die erſten Jahre hinüberkommen laſſe. So lange der Knabe geſund war, bemerkte man dies Zeichen wenig, jetzt trat es unverkennbar hervor. Es mag in der That bei manchen Kindern auf Schwäche deuten, und da es im reifen Alter ganz verſchwindet, ſo iſt es freilich richtig, daß kein geſunder und erwachſener Menſch daſſelbe an ſich trägt.

Aber nur einen Augenblick ſiegte der Aberglaube über das Mutterherz. Tante, ſagte ſie, es kann ſein, daß Ihr Recht habt. Aber ein Jahr hat mein Kind gelebt trotz dem Todesäderchen, und wenn es dieſe Nacht ſtirbt, ſo ſtirbt es nicht an der Ader, ſondern daran, daß ihm das rettende Heilmittel fehlt. Und nun haltet mich nicht mehr; ich gehe.

Sie nahm eine Laterne vom Wandbrett, weil der Mond erſt ſpät aufging, ſchlug eine Decke um Schultern und Bruſt und band ſie, damit die Arme frei blieben, auf den Rücken zuſammen. Dann nahm ſie das Kind aus dem Bettchen — ach, ſie wußte ja nicht, ob ſie es lebend wiederfand! — küßte es und übergab es der Obhut der alten Frau, die gleich wieder mit kalten Umſchlägen anzufangen verſprach.

So trat Margret vor die Thüre auf den Hof hinaus. Ein leiſer Schauder ſträubte ihr Haar, als ſie zuerſt in die furchtbar kalte Sturmnacht hinausblickte. In der Ecke des Hofes ſah ſie eine große Holzaxt ſtehen; die ergriff ſie, um eine Stütze und zugleich für alle möglichen Fälle eine Waffe zu haben. Am Mühlbach verließ ſie den Fahrweg durchs Thal, weil ſie ihn vom verwehten Schnee ungangbar wußte, und ſtieg durch den ſauſenden Forſt auf dem kleinen nähern Fußweg empor. Erſt ſchlug ihr Herz hörbar; aber an alles Grauſen gewöhnt ſich der Menſch, und oben auf der Bergesplatte angelangt, wo der Weg, von Gebüſch nicht mehr ſo eng umſchloſſen, ebener und breiter hinlief, ſchritt ſie zwar langſam und in ſchwerem Kampfe gegen den Sturm, aber mit muthvoller Seele vorwärts. Der gefrorne Schnee, vom Winde aus allen Sträuchern und kleinen Schluchten aufgefegt, rieſelte bis um ihre Füße und füllte mählich die Spuren ihrer Tritte hinter ihr aus.

So kam ſie ungefähr in der Mitte ihres Weges auf einer weiten Hochfläche an, wo nur ein einzelner Baum ſich erhob, während fern die dunkeln Ränder des Forſtes ringsum die weiße Ebene einſchloſſen. Plötzlich ſtand Margret hier ſtill, und ihre Kniee zitterten. Bei dem flackernden Scheine, den ihre Laterne im Windzug vor ihr warf, ſah ſie eine Spur, die ſchon halb zugeweht war. Gern hätte ſie ſich überredet, daß ſie von Jagdhunden herkäme; aber zu oft hatten alte Leute ihr im Forſt dieſe Stapfen gezeigt und erklärt. Sie ſah es mit Grauſen, hier waren, es mochte vor einer halben Stunde geweſen ſein, die Wölfe gelaufen: ein großer, in weiten, mächtigen Sätzen, dem dann kleinere in einer Zahl, die ſich in den undeutlichen Spuren nicht mehr beſtimmen ließ, nachfolgten. Sie mußten nach dem Dorfe ihrer Kindheit auf den Raub gegangen ſein, denn dorthin, rechts ins Thal hinunter, liefen die Stapfen quer über Margret's Pfad hinüber. Es war alſo zu vermuthen, daß ſie noch in dieſer Nacht auf demſelben Wege in ihr gewöhnliches Lager zurückkehren würden.

Das muthige Mädchen ließ durch dieſe furchtbare Ueberlegung ihren Gang nicht verzögern, und ein kleiner Troſt wurde ihr gegönnt, als ſie ein paar Schritte weiter gekommen war. Hier ſtieß ſie nämlich auf die ganz friſchen Spuren eines menſchlichen Fußes, welche der Wolfsfährte offenbar folgten; erſt vor wenigen Minuten mußte hier ein Mann den Beſtien nachgegangen ſein.

Dieſer unbewußte Gruß eines menſchlichen Weſens mitten unter den Schrecken der Natur richtete ihren Geiſt auf. Bald ſenkte ſich nun ihr Pfad, aber er wurde auch immer mühſamer, je tiefer ſie kam, weil der Flugſchnee vom ganzen Gebirg in die Thäler hinabwehte. Manchmal mußte ſie durch knietiefe Maſſen ſich Bahn brechen; immer langſamer drang ihr ermüdender Fuß vorwärts, und als ſie endlich die bequeme Landſtraße erreichte, die von Trier an der Hülchrather Kapelle vorbei nach Blankenheim führt, hörte ſie in dem nun ganz nahen Städtchen ſchon die Mitternachtsſtunde ſchlagen.

Die Apotheke war erreicht; ſie klingelte mehrmals an der verſchloſſenen Thüre, und nach einer Viertelſtunde öffnete der Proviſor. Das Recept fand ſich vor, Paul hatte es richtig abgegeben und die Arznei erhalten. Indeſſen war der Proviſor, ſobald Margret berichtete, warum das Fläſchchen nicht in ihre Hände gekommen, gerne willig, das Recept neu zu bereiten. Er zündete Feuer an und lud Margret ein, mit ins Laboratorium zu kommen und ſich zu wärmen. Als er erfuhr, daß ſie noch in dieſer Nacht zurück wollte, bereitete er ihr, durch ſolche Muttertreue gerührt, ein heißes, ſtärkendes Getränk und drang ihr auch einen Biſſen Brod auf, während er ſeine Arbeit vollendete.

Sie empfing von ihm ein ſchwarzes Fläſchchen, welches ſie unter ihr Buſentuch ſteckte, und er empfahl ihr noch, die Tropfen nicht dem Licht auszuſetzen, weil das ihre Kraft ſchwäche. Es ſchlug zu ihrem Schrecken ſchon Ein Uhr, als ſie, auf die Axt geſtützt, von der großen Landſtraße wieder in den ſchmalen Waldpfad einbog.

Die Wärme und Kraft, welche nach der kurzen Ruhe jetzt ihre Glieder durchdrang, gab ihr eine wunderbare Freudigkeit, und die Anſtrengung des Körpers milderte ihren Seelenſchmerz. Die Laterne war erloſchen; aber ſie konnte ihrer jetzt entbehren, denn das letzte Mondviertel ging auf und warf ſein helles Licht auf ihren Pfad. Noch war es bitter kalt, aber der Nordwind hatte ſich gelegt, der Himmel wurde wolkenfrei, und die glitzernden Sterne ſchauten tröſtlich herab. Mit der Einſamkeit der Nacht nun ſchon vertraut, dachte ſie an Gefahren nicht, und erſt als ſie die Hochebene erſtieg, fiel ihr plötzlich wieder ein, daß ſie die furchtbare Stelle der Wolfsſpur noch zu überſchreiten habe.

Sie kam jetzt an der Oeffnung einer Thalſchlucht vorbei, die nach ihrem Heimathdorf ſich öffnete; plötzlich vernahm ſie hier, obwohl von Schnee und Wald gedämpft, doch deutlich genug aus dem fernen Grunde herauf das wilde Gebell aller Dorfhunde; es klang heftiger und wüthiger als das Geheul, das dieſen Thieren ſonſt in Winternächten die Kälte auspreßt. Sie ahnte nichts Gutes; mit ſtürmendem Fuß, mit pochenden Adern flog ſie die letzte Höhe hinauf, um ſo raſch als möglich über die gefahrvolle Ebene hinwegzukommen, die ſich in glänzendem Licht vor ihr hinſtreckte. Schnee und Mond ließen jeden fernen Buſch in ſcharfem Umriß erſcheinen; den einzigen dunklen Fleck bildete mitten auf der Fläche jener einzeln ſtehende Baum mit dem kargen Schatten ſeiner laubloſen Aeſte. Margret, nachdem ſie am Waldſaum eine Minute Raſt gemacht und mit ſcharfem Blicke ſich überzeugt hatte, daß der Weg noch ſicher ſei, flog einem Rennthier gleich über die Schneefläche auf den Baum zu, der wohl drei Büchſenſchüſſe von ihr entfernt war. Hier angelangt, blickte ſie von Neuem nach allen Seiten ſorglich um, und — war es Täuſchung? Nein, jetzt ſah ſie links aus dem Walde, noch weit von ſich entfernt, einen ſchwarzen Fleck auf die Schneefläche vorrücken. Sie ſprang in den Schatten des Baumes, ſtemmte ſich, um nicht in die Kniee zu ſinken, mit dem Rücken gegen den breiten Stamm und faßte mit beiden Händen den Stiel der Axt. Da mehrten ſich die ſchwarzen Flecke auf dem Schnee und wurden größer. Deutlich erkannte ſie jetzt eine große Wölfin mit zwei noch kleinen Jungen; lodernden Auges, mit weiten, kühnen Sprüngen und hochgehobenem Schweif, jagten ſie genau auf der Fährte zurück, die Margret auf ihrem erſten Gange entdeckt hatte, und die ganz nahe an dem Baume vorbeiführte. Margret's Herz ſtand ſtill in ihrer Bruſt, ſie hielt den Odem an, als könnte ſein leiſer Zug ſie verrathen.

Die Thiere liefen neben einander, das eine Junge blieb etwas zurück, alle ſchienen in banger Eile dem ſichernden Walde gegenüber zuzuſtreben. Jetzt waren ſie ganz nahe; Margret hörte das Keuchen ihres Odems. Die alte Wölfin und das eine Junge, das ſich dicht an ſie hielt, ſauſ'ten vorüber, das andre ſuchte winſelnd nachzukommen. Plötzlich aber blieb es ſtehen, ſchnupperte, ſchwang den Schweif und bog auf Margret ab, wie neugierig zu ſehen was unter dem Baume ſtecke. Das Mädchen ſpannte alle ſeine Sehnen, krampfte ihre Finger um die Waffe, und in dem Augenblicke, als das Thier mit ſchleichendem Schritt und hochgehobener ſpürender Naſe unter den Hieb kam, ließ ſie mit Rieſenſtärke die mordende Schneide recht mitten zwiſchen ſeine Funkelaugen niederſauſen. Der furchtbare Schlag ſchnitt durch den Kopf, und das Eiſen ſchlug noch auf den gefrornen Boden auf; das Thier aber ſtieß einen markdurchſchneidenden Schrei aus und verzuckte dann röchelnd zu ihren Füßen. Margret streckte ſich raſch in die Höhe und hub die Axt von Neuem über ihr Haupt. Es war nöthig, denn die alte Wölfin, die ſchon nahe am Waldſaum angekommen war, wandte bei dem Schrei ihres Jungen das Haupt und kehrte mit dem zweiten Wölfchen in wenigen Sprüngen zurück. Als ſie das todte Junge am Boden und ſein Blut den Schnee berieſeln fand, heulte ſie laut auf und wollte Margret anſpringen; aber da ſah ſie in des Mädchens weit aufgeriſſenes Auge, ſah die blanke Axt über ihrem Haupte in den

Strahlen des Mondes glitzernd, die einzeln durch die Zweige herabfielen. Feig ſprang ſie zurück, aber bald näherte ſie ſich wieder, langſam Fuß vor Fuß voranſetzend, um den Augenblick des Sprunges abzuſehen. Das noch lebende Junge kroch ihr bange nach. So rückte das Unthier bis dicht vor das Mädchen vor, aber ehe es in den Bereich der Waffe kam, blieb es ſtehen, hockte auf die Hinterfüße nieder und peitſchte den Schnee mit ſeinem wedelnden Schweif, geduldig den Augenblick abwartend, wo Margret mit dem Auge blinzeln, oder vor Müdigkeit die Arme niederſenken mußte.

So ſtanden ſie ſich entgegen, die beiden Todfeindinnen; die wölfiſche Mutter, um den Mord ihres Kindes zu rächen, die menſchliche, um dem ihrigen den Heiltrank des Lebens zu ſichern. Wie lange dieſe gräßlichen Augenblicke dauerten, wußte Margret nicht. Ihr Denken ſtand ſtill, und nur den Willen hielt ſie in ihrer tiefſten Seele feſt, den rechten Augenblick des Hiebes nicht zu verſäumen. Aber ſchon trat der kalte Schweiß der Mattigkeit vor ihre Stirn, die Füße zitterten unter der Laſt des Körpers, die Arme wurden ſtarr durch die Anſpannung, mit der ſie die ſchwere Axt emporhielt, und vor den Augen flirrten ihr auf dem blendenden Schnee ſchon alle Farben des Regenbogens. Sie gab ſich verloren.

Da ſchlug an der Stelle, wo der Waldſaum am nächſten bei ihr in die Schneefläche verlief, im dunklen Gebüſch ein Blitz auf — ein Pfeifen ziſchte durch die

Luſt — dann rollte über das Schneefeld, an der Waldgrenze prächtig wiederhallend, der helle Knall der Büchſe. Die Wölfin heulte wild auf, das Junge winſelte; beide wandten ſich zur Flucht und verſchwanden im Walde. Ueber den Schnee kam ein raſcher, leichter Schritt. Der Jäger, der jenen Schuß gethan hatte, trat aus dem Verſteck, zog, vom Monde beleuchtet, den Hahn des zweiten Laufes auf und ſchritt vorſichtig dem Baume zu, um zu ſehen, was dort die Wölfe feſtgehalten und ihm ſo trefflich zum Schuß gebracht hatte. Da ſah er, vom Monde halb erhellt, die herrliche Geſtalt des bleichen Mädchens noch in der Haltung, die ſie dem Unthier gegenüber behauptet hatte. Noch war der eine Fuß vorgeſchoben und trug die Laſt des übergebeugten Körpers, die runden nervigen Arme huben ſich, zum Schwunge ausholend, über das Haupt herauf. Ihr Buſen wogte, ihr Mund war mit feſtem Trotz zuſammengepreßt, und das Auge, noch zornfunkelnd und weitgeöffnet, ſah den flüchtigen Raubthieren nach. So muß das Weib geweſen ſein in jenen erſten Tagen der Welt, als es noch mit dem Manne Haß und Kampf theilte und auf Jagd und Walſtatt ihm nachſchritt.

Jetzt aber wandte auch ſie ihr Auge auf ihren Retter, ein lauter Schrei entfuhr ihr — es war Nikola. Dieſen Anblick ertrug ſie nicht; vornüber ſtürzte ſie mit der Axt zu Boden und fiel in Ohnmacht über das erſchlagene Thier nieder. Nikola hatte anfangs beinahe gemeint eine Erſcheinung zu ſehen, jetzt ſprang er hinzu, legte ihren Kopf auf ſeinen Schooß und rieb ihr die Schläfe mit Rum aus ſeiner Jagdflaſche. Sie ſchlug die Augen auf und ſah ſeine Blicke, beſorgt und hold wie ehemals, über ihrem Antlitz ſchweben. Aber auch jetzt wachte nur Ein Gedanke in ihrer Seele; ſie zog das Arzneifläſchchen aus ihrem Buſen, drückte es in ſeine Hand und ſagte matt und leiſe: Nikola, dein Kind drunten in der Mühle will ſterben, aber dieſe Tropfen können es vielleicht noch wenden. Bis hieher habe ich ſie ihm geholt, ich kann nicht mehr. Gehe um Gottes Barmherzigkeit willen und trage du ſie jetzt ins Mühlenthal; mich laß hier.

Nikola umfaßte ſie mit naſſem Blick und ſagte: Iſt das wahr, Margret? Dieſe Nacht haſt du überſtanden um meines Kindes willen? Nun, ſo ſollen alle guten Engel von mir weichen in meiner Todesſtunde, wenn ich dich hier verlaſſe!

Er nahm die Weigernde auf beide Arme und trug ſie über das Schneefeld. In Margret's Adern begann das Blut wieder ſeinen vollen warmen Lauf. Nach wenigen Schritten ſagte ſie: Laß mich auf die Füße, ich kann wieder auftreten. Sie lehnte ſich auf ſeinen Arm und ging anfangs ſchwer, dann immer flinker, der Heimath zu. Nur ſprechen konnte ſie nicht: je näher ſie dem Lager ihres Kindes kam, deſto ängſtlicher drückte ſie die neue Entſcheidung über Leben und Tod, der ſie nun entgegenging. Nikola erzählte ihr unterwegs mit freundlichen Worten, was ihrer wunderbaren Rettung Urſache geweſen ſei. Er hatte, da auch ſchon in der vorigen Nacht die Wölfe bei ſeinem Heimathsorte ſich blicken ließen, einige gute Schützen bewogen, mit ihm Wache zu halten. Er ſelbſt ging nur mit Einem Gefährten in den Forſt, entdeckte jene Wolfsſpur und ſchloß daraus, daß die Thiere denſelben Weg zurückkommen würden. Seine Tritte waren es, welche Margret neben der Fährte im Schnee angetroffen hatte. Während nun ſein Genoſſe nach der entgegengeſetzten Seite der Spur folgte und einen guten Poſten zum Schießen aufſuchte, hatte ſich Nikola unweit der Ebene über einer engen Schlucht auf die Lauer gelegt. Hier vernahm er nach zwei Stunden Büchſenſchüſſe aus der Nähe ſeines Dorfes, die ihm anzeigten, daß man auch unten die böſen Gäſte entdeckt und übel empfangen habe. Allein die flüchtigen Wölfe mochten ihn in ſeinem Verſteck gewittert haben, ſie waren in einem Bogen an ihm vorbeigeſchlüpft, und erſt der Todesſchrei des einen ganz in ſeiner Nähe verrieth ihm die Richtung ihrer Flucht. Raſch machte er die paar Schritte durch den Buſch hinauf und kam eben zu rechter Zeit auf die Hochebene, um der auf Margret lauernden Alten eine Kugel zuzuſchicken.

Kurz vor der Mühle begegnete ihnen jetzt auch mit dem Spürhund jener Jagdgenoſſe Nikola's, der noch etwas tiefer in den Forſt hinein auf dem Anſtand gelegen hatte, und meldete, daß die große Wölfin, von

Nikola's Schuſſe wirklich getroffen, nahe bei ſeinem Poſten geſtürzt ſei. Ihr Junges war allein entwiſcht. Mit beflügeltem Fuß ſtürmte Margret den letzten Abhang zur Mühle herunter, ſchon ſahen ſie die brennende Lampe im Krankenzimmer; Nikola konnte kaum folgen. Margret klopfte heftig, die Tante öffnete. Du hätteſt den Gang nicht nöthig gehabt, ſagte ſie freundlich, dein Kind lebt und iſt glücklich durch. Ich habe eben nachgefühlt, es ſind ihm zwiſchen vorgeſtern und heut zwei Augenzähnchen durchgebrochen, die haben es ſo mitgenommen. Sieh hier.

Margret ſchob die Tante bei Seite und ſprang durch die Thür ins Gemach, da ſaß wieder mit hellen klaren Augen der kleine Junge im Bett und hielt ſich, ſchwach wie er war, aber luſtig, aufrecht, um der Mutter die Aermchen entgegenſtrecken zu können. Das kleine Geſichtchen war noch blaß, aber die dunkelblaue Ader ſah man ſchon nicht mehr.

Jetzt ſchritt auch Nikola durch die Stubenthür, gebeugt und wie eines ſchweren Frevels ſchuldig. Er kniete an der Wiege nieder und ſah ſeinem Kinde in das große ſchöne, blaue Auge, das ein ſo treuer Spiegel des ſeinigen war. Dann lehnte er ſein Haupt an die Kniee der Mutter und ſagte leiſe: Margret, ich habe geſündigt an dir vor Gottes Angeſicht, und wäre dies keine Glücksſtunde, ich dürfte ja nicht meine Augen aufſchlagen zu dir. Jetzt aber habe ich erkannt, was für ein goldenes Herz du biſt, und weiß, du kannſt auch mir vergeben. Sieh, meine Hände lege ich auf die Stirn deines und meines Kindes, und nun frage ich dich: willſt du verzeihen, willſt du noch jetzt meine Frau werden in alter rechter Liebe?

Er wagte nicht ſie anzuſchauen bei dieſer Frage, aber er fühlte ihre heißen Thränen auf ſein Haupt rinnen und empfand den Druck ihrer Hände, die ihn an das geliebte Herz emporzogen. Noch immer blieb er auf den Knieen, da nahm Margret das Kind aus der Wiege und legte es in ſeine Arme. Jauchzend ſprang er auf, und inniger als in dem glühendſten Rauſch der Leidenſchaft, feſter als je in den Stunden ihres tiefſten Wehes, hielt Margret ihn in ihren Armen umſchloſſen. Ein Augenblick hatte ihrer Treue das Leben ihres Kindes und den verlornen Gatten wiedergeſchenkt.

# Mozart auf der Reiſe nach Prag.

Von Eduard Mörike.

Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1856.

**Eduard Mörike**, geboren in Ludwigsburg den 8. September 1804, verbrachte ſeine Jünglingsjahre in der evangeliſchen Kloſterſchule des wildſchönen Uracher Thals, das er in einem herrlichen Gedichte gefeiert, und auf der Univerſität Tübingen, wo er neben den theologiſchen Studien mit Ludwig Bauer der Poeſie lebte und in Gemeinſchaft mit dieſem Freunde den wunderſamen Mythus von der Inſel Orplid erſann, aus welchem er nachmals in ſeinem Roman „Maler Nolten“ ein Bruchſtück mitgetheilt hat. 1834 wurde er Pfarrer in Cleverſulzbach bei Weinsberg; dort aber befiel ihn ein Nervenleiden und veranlaßte ihn, nach Mergentheim überzuſiedeln. Nachdem er ſich erholt, übernahm er eine Lehrerſtelle am Katharinenſtifte zu Stuttgart, die er 1866 bei vorgerückter Lebenszeit niederlegte. Zum Ruheſitze hat er neuerdings das ihm durch Erinnerungen aus zartem Alter werth gebliebene Nürtingen gewählt. Seine Schriften ſind: der ſchon genannte Roman „Maler Nolten“ (1832; vergriffen und in neuer Bearbeitung zu erwarten), Gedichte (1838; 4. Aufl. 1867), „Idylle vom Bodenſee oder Fiſcher Martin“ (1847, 1856; anmuthigſte Erzählung aus dem Volksleben, in Hexametern), „das Stuttgarter Hutzelmännlein“ (1853, 1855; ein Märchen von höchſt origineller Erfindung, mit glücklicher Verwerthung mittelalterlicher Ueberlieferungen); zwei Sammlungen dramatiſcher und erzählender Dichtungen: „Iris“ (vergriffen) und „Vier Erzählungen“ (zum Theil aus der „Iris“ wiederholt); ſodann die Novelle „Mozart auf der Reiſe nach Prag“ (1856, 1. und 2. unveränderter Abdruck). Dieſe ſämmtlichen Schriften ſind jetzt im Verlage der G. J. Göſchen'ſchen Verlagshandlung in Stuttgart vereinigt.

Mörike's ganzer Werth, die Tiefe und Zartheit ſeiner lyriſchen Empfindung, die volksthümliche Friſche ſeines Humors, und in den Erzählungen, die beides vereinigen, die vollendete Anmuth des echt epiſchen Vortrags, dies Alles iſt lange noch nicht nach Gebühr in weiteren Kreiſen erkannt und gewürdigt worden. Theils die Stoffe, die vorwiegend der engeren Heimath des Dichters angehören, theils ſeine Abneigung gegen alle Effekthaſcherei und die Luſt, ſich ins Heimlichſte und Perſönlichſte recht eigentlich zu verſtecken, machen es dem größeren Publikum ſchwer, dieſer reich begabten Natur gerecht zu werden. Wir können hier unſere Ueberzeugung, daß wir in Mörike einen Dichter von unvergänglicher Bedeutung beſitzen, nur einfach ausſprechen, glauben aber durch die mitgetheilte Novelle, die ihn in ſeiner vollen Meiſterſchaft zeigt, einer näheren Begründung überhoben zu ſein. Denn ſelbſt in einer Sammlung von novelas ejemplares im ſtrengſten Sinn der Muſternovelle, wäre dieſer Dichtung eine der oberſten Stellen anzuweiſen. „Mozart auf der Reiſe nach Prag“ iſt keine muſikaliſche, keine ſogenannte Kunſtnovelle (gleichwie auch „Maler Nolten“ kein Kunſtroman iſt). Wer nur ſo viel Empfänglichkeit für die Tonkunſt hat, um, ohne alle und jede Muſikkennerſchaft, den Don Juan auf ſich wirken zu laſſen, wird ſich auch in den paar ausſchließlich muſikaliſchen Abſchnitten der Erzählung ganz zu Hauſe finden. Denn auch in dieſen ſtört nichts Techniſches den Genuß: der Componiſt erzählt von ſeinen Eingebungen nur eben ſo, wie auch ein Dichter vom Funde eines Motivs erzählen könnte. Das Ganze aber: wie Mozart zur erſten Aufführung ſeines Don Juan nach Prag reiſend unterwegs ein Abenteuer beſteht, das nach kurzer Verwicklung die ſchönſte Löſung findet, indem er eine beabſichtigte Ueberraſchung verdirbt und zugleich eine doppelt freudige bereitet; die kindliche Unbewußtheit im Unſchick, die nur ihm, aber ihm auch unbedenklich, zuzutrauen iſt, die eben ſo kindliche Sicherheit des Vertrauens auf Geiſt und edle Sitte, eines Vertrauens, das denn auch reichlich belohnt wird; die porträtähnlich hervortretende Eigenart des Mannes, dem in eigenartigen Redewendungen die man um keinen Preis miſſen möchte, der Dichter ſelbſt mitunter Geſellſchaft leiſtet; der Glückstag, den er ſeinem Helden gönnt, welcher den nie verwirklichten Glückstraum eines ſo kurzen Lebens ein paar ſelige Stunden lang durchträumen darf, heimiſch in der ſorgenloſen Fülle eines edeln Hauſes, unter mehr oder minder verwandten Gemüthern, denn die Perſönlichkeiten ſind weislich abgeſtuft; der Vorſchmack, den er ſeinen neuen Freunden am Klavier von dem großen Klanggedichte gibt, deſſen Wirkung in Worten geſchildert wird, die der Muſik wahrlich nicht nachſtehen („wie von entlegenen Sternenkreiſen fallen die Töne aus ſilbernen Poſaunen, eiskalt, Mark und Seele durchſchneidend, herunter durch die blaue Nacht“); die einzelnen Abtheilungen der Erzählung ſo fein als einfach auseinander hervorgehend; zum Schluſſe endlich die Ahnung eines frühen Todes, die auf den ſo hellen Lebenstag ihren ſchwermüthigen Schatten wirft: — dieſes Ganze kann man nur (an eine in der Erzählung ſelbſt vorkommende Vergleichung anſchließend) eine gedichtete Symphonie nennen, deren ineinander greifende Sätze die ebenbürtige Verherrlichung des großen und liebenswürdigen Tonmeiſters vollbringen.

Im Herbſt des Jahres 1787 unternahm Mozart in Begleitung ſeiner Frau eine Reiſe nach Prag, um Don Juan daſelbſt zur Aufführung zu bringen.

Am dritten Reiſetag, den vierzehnten September, gegen eilf Uhr Morgens, fuhr das wohlgelaunte Ehepaar noch nicht viel über dreißig Stunden Wegs von Wien entfernt, in nordweſtlicher Richtung, jenſeits vom Mannhardsberg und der deutſchen Thaya, bei Schrems, wo man das ſchöne Mähriſche Gebirg bald vollends überſtiegen hat.

„Das mit drei Poſtpferden beſpannte Fuhrwerk“, ſchreibt die Baroneſſe von T. an ihre Freundin, „eine ſtattliche, gelbrothe Kutſche, war Eigenthum einer gewiſſen alten Frau Generalin Volkſtett, die ſich auf ihren Umgang mit dem Mozartiſchen Hauſe und ihre ihm erwieſenen Gefälligkeiten von jeher ſcheint etwas zu gut gethan zu haben“ — Die ungenaue Beſchreibung des fraglichen Gefährts wird ſich ein Kenner des Geſchmacks der achtziger Jahre noch etwa durch einige Züge ergänzen. Der gelbrothe Wagen iſt hüben und drüben am Schlage mit Blumenbouquets, in ihren natürlichen Farben gemalt, die Ränder mit ſchmalen Goldleiſten verziert, der Anſtrich aber noch keineswegs von jenem ſpiegelglatten Lack der heutigen Wiener Werkſtätten glänzend, der Kaſten auch nicht völlig ausgebaucht, obwohl nach unten zu kokett mit einer kühnen Schweifung eingezogen; dazu kommt ein hohes Gedeck mit ſtarrenden Ledervorhängen, die gegenwärtig zurückgeſtreift ſind.

Von dem Coſtüm der beiden Paſſagiere ſei überdieß ſo viel bemerkt. Mit Schonung für die neuen, im Koffer eingepackten Staatsgewänder war der Anzug des Gemahls beſcheidentlich von Frau Conſtanzen ausgewählt; zu der geſtickten Weſte von etwas verſchoſſenem Blau ſein gewohnter brauner Ueberrock mit einer Reihe großer und dergeſtalt façonirter Knöpfe, daß eine Lage röthliches Rauſchgold durch ihr ſternartiges Gewebe ſchimmerte, ſchwarzſeidene Beinkleider, Strümpfe und auf den Schuhen vergoldete Schnallen. Seit einer halben Stunde hat er wegen der für dieſen Monat außerordentlichen Hitze ſich des Rocks entledigt und ſitzt vergnüglich plaudernd, baarhaupt, in Hemdärmeln da. Madame Mozart trägt ein bequemes Reiſehabit, hellgrün und weiß geſtreift; halb aufgebunden fällt der Ueberfluß ihrer ſchönen, lichtbraunen Locken auf Schulter und Nacken herunter; ſie waren Zeit ihres Lebens noch niemals von Puder entſtellt, während der ſtarke, in einen Zopf gefaßte Haarwuchs ihres Gemahls für heute nur nachläſſiger als gewöhnlich damit verſehen iſt.

Man war eine ſanft anſteigende Höhe zwiſchen fruchtbaren Feldern, welche hie und da die ausgedehnte Waldung unterbrachen, gemachſam hinauf und jetzt am Waldſaum angekommen.

Durch wie viel Wälder, ſagte Mozart, ſind wir nicht heute, geſtern und ehegeſtern ſchon paſſirt! — Ich dachte nichts dabei, geſchweige, daß mir eingefallen wäre, den Fuß hinein zu ſetzen. Wir ſteigen einmal aus da, Herzenskind, und holen von den blauen Glocken, die dort ſo hübſch im Schatten ſtehen. Deine Thiere, Schwager, mögen ein bischen verſchnaufen.

Indem ſie ſich beide erhoben, kam ein kleines Unheil an den Tag, welches dem Meiſter einen Zank zuzog. Durch ſeine Achtloſigkeit war ein Flacon mit koſtbarem Riechwaſſer aufgegangen und hatte ſeinen Inhalt unvermerkt in die Kleider und Polſter ergoſſen. Ich hätt' es denken können, klagte ſie, es duftete ſchon lang ſo ſtark! O weh, ein volles Fläſchchen ächte Roſée d'Aurore rein ausgeleert! Ich ſparte ſie wie Gold. — Ei, Närrchen, gab er ihr zum Troſt zurück, begreife doch, auf ſolche Weiſe ganz allein war uns dein Götter-Riechſchnaps etwas nütze. Erſt ſaß man in einem Backofen, und all dein Gefächel half nichts, bald aber ſchien der ganze Wagen gleichſam ausgekühlt; du ſchriebſt es den paar Tropfen zu, die ich mir auf den Jabot goß; wir waren neu belebt, und das Geſpräch floß munter fort, ſtatt daß wir ſonſt die Köpfe hätten hängen laſſen, wie die Hämmel auf des Fleiſchers

Karren; und dieſe Wohlthat wird uns auf dem ganzen Weg begleiten. Jetzt aber laß uns doch einmal zwei Wieneriſche Roſ'n recht expreß hier in die grüne Wildniß ſtecken!

Sie ſtiegen Arm in Arm über den Graben an der Straße und ſofort tiefer in die Tannendunkelheit hinein, die, ſehr bald bis zur Finſterniß verdichtet, nur hin und wieder von einem Streifen Sonne auf ſammetnem Moosboden grell durchbrochen ward. Die erquickliche Friſche, im plötzlichen Wechſel gegen die außerhalb herrſchende Gluth, hätte dem ſorgloſen Mann ohne die Vorſicht der Begleiterin gefährlich werden können. Mit Mühe drang ſie ihm das in Bereitſchaft gehaltene Kleidungsſtück auf. — Gott, welche Herrlichkeit! rief er, an den hohen Stämmen hinaufblickend, aus, man iſt als wie in einer Kirche! Mir däucht, ich war niemals in einem Wald, und beſinne mich jetzt erſt, was es doch heißt, ein ganzes Volk von Bäumen bei einander! Keine Menſchenhand hat ſie gepflanzt, ſind alle ſelbſt gekommen, und ſtehen ſo, nur eben weil es luſtig iſt, beiſammen wohnen und wirthſchaften. Siehſt du, mit jungen Jahren fuhr ich doch in halb Europa hin und her, habe die Alpen geſehen und das Meer, das Größeſte und Schönſte, was erſchaffen iſt: jetzt ſteht von ungefähr der Gimpel in einem ordinären Tannenwald an der böhmiſchen Grenze, verwundert und verzückt, daß ſolches Weſen irgend exiſtirt, nicht etwa nur ſo una finzione de' poeti iſt, wie ihre Nymphen, Faune und dergleichen mehr, auch kein Komödienwald, nein, aus dem Erdboden heraus gewachſen, von Feuchtigkeit und Wärmelicht der Sonne groß gezogen! Hier iſt zu Haus der Hirſch, mit ſeinem wunderſamen zackigen Geſtäude auf der Stirn, das poſſierliche Eichhorn, der Auerhahn, der Häher. — Er bückte ſich, brach einen Pilz und pries die prächtige hochrothe Farbe des Schirms, die zarten weißlichen Lamellen an deſſen unterer Seite, auch ſteckte er verſchiedene Tannenzapfen ein.

Man könnte denken, ſagte die Frau, du habeſt noch nicht zwanzig Schritte hinein in den Prater geſehen, der ſolche Raritäten doch auch wohl aufzuweiſen hat.

Was Prater! Sapperlot, wie du nur das Wort hier nennen magſt! Vor lauter Caroſſen, Staatsdegen, Roben und Fächern, Muſik und allem Spektakel der Welt, wer ſieht denn da noch ſonſt etwas? Und ſelbſt die Bäume dort, ſo breit ſie ſich auch machen, ich weiß nicht — Buchecker und Eicheln, am Boden verſtreut, ſehn halter aus als wie Geſchwiſterkind mit der Unzahl verbrauchter Korkſtöpſel darunter. Zwei Stunden weit riecht das Gehölz nach Kellnern und nach Saucen.

O unerhört! rief ſie, ſo redet nun der Mann, dem gar nichts über das Vergnügen geht, Backhähnl im Prater zu ſpeiſen!

Als beide wieder in dem Wagen ſaßen, und ſich die Straße jetzt nach einer kurzen Strecke ebenen Wegs allmählich abwärts ſenkte, wo eine lachende Gegend ſich bis an die entfernteren Berge verlor, fing unſer Meiſter, nachdem er eine Zeitlang ſtill geweſen, wieder an: Die Erde iſt wahrhaftig ſchön, und keinem zu verdenken, wenn er ſo lang wie möglich darauf bleiben will. Gott ſei's gedankt, ich fühle mich ſo friſch und wohl wie je, und wäre bald zu tauſend Dingen aufgelegt, die denn auch alle nach einander an die Reihe kommen ſollen, wie nur mein neues Werk vollendet und aufgeführt ſein wird. Wie viel iſt draußen in der Welt, und wie viel daheim, Merkwürdiges und Schönes, das ich noch gar nicht kenne, an Wunderwerken der Natur, an Wiſſenſchaften, Künſten und nützlichen Gewerben! Der ſchwarze Köhlerbube dort bei ſeinem Meiler weiß dir von manchen Sachen auf ein Haar ſo viel Beſcheid wie ich, da doch ein Sinn und ein Verlangen in mir wäre, auch einen Blick in Dies und Jen's zu thun, das eben nicht zu meinem nächſten Kram gehört.

Mir kam, verſetzte ſie, in dieſen Tagen dein alter Sackkalender in die Hände von Anno fünfundachtzig; da haſt du hinten angemerkt drei bis vier Notabene. Zum Erſten ſteht: Mitte Oktober gießet man die großen Löwen in kaiſerlicher Erzgießerei; fürs Zweite, doppelt angeſtrichen: Profeſſor Gattner zu beſuchen. Wer iſt der?

O recht, ich weiß — auf dem Obſervatorio der gute alte Herr, der mich von Zeit zu Zeit dahin einlädt. Ich wollte längſt einmal den Mond und 's Mandl drin mit dir betrachten. Sie haben jetzt ein mächtig großes Fernrohr oben; da ſoll man auf der ungeheuren Scheibe, hell und deutlich bis zum Greifen, Gebirge, Thäler, Klüfte ſehen, und von der Seite, wo die Sonne nicht hinfällt, den Schatten, den die Berge werfen. Schon ſeit zwei Jahren ſchlag' ich's an, den Gang zu thun, und komme nicht dazu, elender und ſchändlicher Weiſe!

Nun, ſagte ſie, der Mond entläuft uns nicht. Wir holen Manches nach.

Nach einer Pauſe fuhr er fort: Und geht es nicht mit allem ſo? O pfui, ich darf nicht daran denken, was man verpaßt, verſchiebt und hängen läßt! — von Pflichten gegen Gott und Menſchen nicht zu reden — ich ſage von purem Genuß, von den kleinen unſchuldigen Freuden, die einem Jeden täglich vor den Füßen liegen.

Madame Mozart konnte oder wollte von der Richtung, die ſein leicht bewegliches Gefühl hier mehr und mehr nahm, auf keine Weiſe ablenken, und leider konnte ſie ihm nur von ganzem Herzen Recht geben, indem er mit ſteigendem Eifer fortfuhr: Ward ich denn je nur meiner Kinder ein volles Stündchen froh? Wie halb iſt das bei mir, nur immer en passant! Die Buben einmal rittlings auf das Knie geſetzt, mich zwei Minuten mit ihnen durchs Zimmer gejagt, und damit baſta, wieder abgeſchüttelt! Es denkt mir nicht, daß wir uns auf dem Lande zuſammen einen ſchönen Tag gemacht hätten, an Oſtern oder Pfingſten, in einem Garten oder Wäldel, auf der Wieſe, wir unter uns allein, bei Kinderſcherz und Blumenſpiel, um ſelber einmal wieder Kind zu werden. Allmittelſt geht und rennt und ſauſ't das Leben hin — Herr Gott! bedenkt man's recht, es möcht' einem der Angſtſchweiß ausbrechen!

Mit der ſo eben ausgeſprochenen Selbſtanklage war unerwartet ein ſehr ernſthaftes Geſpräch in aller Traulichkeit und Güte zwiſchen beiden eröffnet. Wir theilen daſſelbe nicht ausführlich mit, und werfen lieber einen allgemeinen Blick auf die Verhältniſſe, die theils ausdrücklich und unmittelbar den Stoff, theils auch nur den bewußten Hintergrund der Unterredung ausmachten.

Hier drängt ſich uns voraus die ſchmerzliche Betrachtung auf, daß dieſer feurige, für jeden Reiz der Welt und für das Höchſte, was dem ahnenden Gemüth erreichbar iſt, unglaublich empfängliche Menſch, ſo viel er auch in ſeiner kurzen Spanne Zeit erlebt, genoſſen und aus ſich hervorgebracht, ein ſtetiges und rein befriedigtes Gefühl ſeiner ſelbſt doch lebenslang entbehrte.

Wer die Urſachen dieſer Erſcheinung nicht etwa tiefer ſuchen will, als ſie vermuthlich liegen, wird ſie zunächſt einfach in jenen, wie es ſcheint, unüberwindlich eingewohnten Schwächen finden, die wir ſo gern, und nicht ganz ohne Grund, mit alle dem, was an Mozart der Gegenſtand unſrer Bewunderung iſt, in eine Art nothwendiger Verbindung bringen.

Des Mannes Bedürfniſſe waren ſehr vielfach, ſeine Neigung zumal für geſellige Freuden außerordentlich groß. Von den vornehmſten Häuſern der Stadt als unvergleichliches Talent gewürdigt und geſucht, verſchmähte er Einladungen zu Feſten, Cirkeln und Partieen ſelten oder nie. Dabei that er der eigenen Gaſtfreundſchaft innerhalb ſeiner näheren Kreiſe gleichfalls genug. Einen längſt hergebrachten muſikaliſchen Abend am Sonntag bei ihm, ein ungezwungenes Mittagsmahl an ſeinem wohlbeſtellten Tiſch mit ein paar Freunden und Bekannten, zwei-, dreimal in der Woche, das wollte er nicht miſſen. Bisweilen brachte er die Gäſte, zum Schrecken der Frau, unangekündigt von der Straße weg ins Haus, Leute von ſehr ungleichem Werth, Liebhaber, Kunſtgenoſſen, Sänger und Poeten. Der müßige Schmarotzer, deſſen ganzes Verdienſt in einer immer aufgeweckten Laune, in Witz und Spaß, und zwar vom gröbern Korn, beſtand, kam ſo gut wie der geiſtvolle Kenner und der treffliche Spieler erwünſcht. Den größten Theil ſeiner Erholung indeß pflegte Mozart außer dem eigenen Hauſe zu ſuchen. Man konnte ihn nach Tiſch einen Tag wie den andern am Billard im Kaffeehaus, und ſo auch manchen Abend im Gaſthof finden. Er fuhr und ritt ſehr gerne in

Geſellſchaft über Land, beſuchte als ein ausgemachter Tänzer Bälle und Redouten und machte ſich des Jahrs einigemale einen Hauptſpaß an Volksfeſten, vor allen am Brigitten-Kirchtag im Freien, wo er als Pierrot maskirt erſchien.

Dieſe Vergnügungen, bald bunt und ausgelaſſen, bald einer ruhigeren Stimmung zuſagend, waren beſtimmt, dem lang geſpannten Geiſt nach ungeheurem Kraftaufwand die nöthige Raſt zu gewähren; auch verfehlten ſie nicht, demſelben nebenher auf den geheimnißvollen Wegen, auf welchen das Genie ſein Spiel bewußtlos treibt, die feinen, flüchtigen Eindrücke mitzutheilen, wodurch es ſich gelegentlich befruchtet. Doch leider kam in ſolchen Stunden, weil es dann immer galt, den glücklichen Moment bis auf die Neige auszuſchöpfen, eine andere Rückſicht, es ſei nun der Klugheit oder der Pflicht, der Selbſterhaltung wie der Häuslichkeit, nicht in Betracht. Genießend oder ſchaffend kannte Mozart gleich wenig Maß und Ziel. Ein Theil der Nacht war ſtets der Compoſition gewidmet. Morgens früh, oft lange noch im Bett, ward ausgearbeitet. Dann machte er, von zehn Uhr an, zu Fuß oder im Wagen abgeholt, die Runde ſeiner Lectionen, die in der Regel noch einige Nachmittagsſtunden wegnahmen. „Wir plagen uns wohl auch rechtſchaffen“, ſo ſchreibt er ſelber einmal einem Gönner, „und es hält öfter ſchwer, nicht die Geduld zu verlieren. Da halſ't man ſich als wohl accreditirter Cembaliſt und Muſiklehrmeiſter ein Dutzend

Schüler auf, und immer wieder einen neuen, unangeſehn, was weiter an ihm iſt, wenn er nur ſeinen Thaler per marca bezahlt. Ein jeder ungriſche Schnurrbart vom Geniecorps iſt willkommen, den der Satan plagt, für nichts und wieder nichts Generalbaß und Contrapunct zu ſtudiren; das übermüthigſte Comteßchen, das mich wie Meiſter Coquerel, den Haarkräusler, mit einem rothen Kopf empfängt, wenn ich einmal nicht auf den Glockenſchlag bei ihr anklopfe" u. ſ. w. Und wenn er nun durch dieſe und andere Berufsarbeiten, Accademieen, Proben und dergleichen abgemüdet, nach friſchem Athem ſchmachtete, war den erſchlafften Nerven häufig nur in neuer Aufregung eine ſcheinbare Stärkung vergönnt. Seine Geſundheit wurde heimlich angegriffen, ein je und je wiederkehrender Zuſtand von Schwermuth wurde, wo nicht erzeugt, doch ſicherlich genährt an eben dieſem Punkt, und ſo die Ahnung eines frühzeitigen Todes, die ihn zuletzt auf Schritt und Tritt begleitete, unvermeidlich erfüllt. Gram aller Art und Farbe, das Gefühl der Reue nicht ausgenommen, war er als eine herbe Würze jeder Luſt auf ſeinen Theil gewöhnt. Doch wiſſen wir, auch dieſe Schmerzen rannen abgeklärt und rein in jenem tiefen Quell zuſammen, der aus hundert goldenen Röhren ſpringend, im Wechſel ſeiner Melodieen unerſchöpflich, alle Qual und alle Seligkeit der Menſchenbruſt ausſtrömte.

Am offenbarſten zeigten ſich die böſen Wirkungen der Lebensweiſe Mozart's in ſeiner häuslichen Verfaſſung. Der Vorwurf thörichter, leichtſinniger Verſchwendung lag ſehr nahe; er mußte ſich ſogar an einen ſeiner ſchönſten Herzenszüge hängen. Kam Einer, in dringender Noth ihm eine Summe abzuborgen, ſich ſeine Bürgſchaft zu erbitten, ſo war meiſt ſchon darauf gerechnet, daß er ſich nicht erſt lang nach Pfand und Sicherheit erkundigte; dergleichen hätte ihm auch in der That ſo wenig als einem Kinde angeſtanden. Am liebſten ſchenkte er gleich hin, und immer mit lachender Großmuth, beſonders wenn er meinte gerade Ueberfluß zu haben.

Die Mittel, die ein ſolcher Aufwand neben dem ordentlichen Hausbedarf erheiſchte, ſtanden allerdings in keinem Verhältniß mit den Einkünften. Was von Theatern und Concerten, von Verlegern und Schülern einging, zuſammt der kaiſerlichen Penſion, genügte um ſo weniger, da der Geſchmack des Publikums noch weit davon entfernt war, ſich entſchieden für Mozart's Muſik zu erklären. Dieſe lauterſte Schönheit, Fülle und Tiefe befremdete gemeinhin gegenüber der bisher beliebten, leicht faßlichen Koſt. Zwar hatten ſich die Wiener an Belmonte und Conſtanze — Dank den populären Elementen dieſes Stücks — ſeiner Zeit kaum erſättigen können, hingegen that, einige Jahre ſpäter, Figaro, und ſicher nicht allein durch die Intriguen des Direktors, im Wettſtreit mit der lieblichen doch weit geringeren Coſa rara, einen unerwarteten, kläglichen Fall; derſelbe Figaro, den gleich darauf die gebildetern oder unbefangenern Prager mit ſolchem Enthuſiasmus aufnahmen, daß der Meiſter, in dankbarer Rührung darüber, ſeine nächſte große Oper eigens für ſie zu ſchreiben beſchloß. — Trotz der Ungunſt der Zeit und dem Einfluß der Feinde hätte Mozart mit etwas mehr Umſicht und Klugheit noch immer einen ſehr anſehnlichen Gewinn von ſeiner Kunſt gezogen: ſo aber kam er ſelbſt bei jenen Unternehmungen zu kurz, wo auch der große Haufen ihm Beifall zujauchzen mußte. Genug, es wirkte eben Alles, Schickſal und Naturell und eigene Schuld zuſammen, den einzigen Mann nicht gedeihen zu laſſen.

Welch einen ſchlimmen Stand nun aber eine Hausfrau, ſofern ſie ihre Aufgabe kannte, unter ſolchen Umſtänden gehabt haben müſſe, begreifen wir leicht. Obgleich ſelbſt jung und lebensfroh, als Tochter eines Muſikers ein ganzes Künſtlerblut, von Hauſe aus übrigens ſchon an Entbehrung gewöhnt, bewies Conſtanze allen guten Willen, dem Unheil an der Quelle zu ſteuern, manches Verkehrte abzuſchneiden und den Verluſt im Großen durch Sparſamkeit im Kleinen zu erſetzen. Nur eben in letzterer Hinſicht vielleicht ermangelte ſie des rechten Geſchicks und der frühern Erfahrung. Sie hatte die Kaſſe und führte das Hausbuch; jede Forderung, jede Schuldmahnung, und was es Verdrießliches gab, ging ausſchließlich an ſie. Da ſtieg ihr wohl mitunter das Waſſer an die Kehle, zumal wenn oft zu dieſer Bedrängniß, zu Mangel, peinlicher Verlegenheit und Furcht vor offenbarer Unehre, noch gar der Trübſinn ihres Mannes kam, worin er tagelang verharrte, unthätig, keinem Troſt zugänglich, indem er mit Seufzen und Klagen neben der Frau, oder ſtumm in einem Winkel vor ſich hin, den Einen traurigen Gedanken, zu ſterben, wie eine endloſe Schraube verfolgte. Ihr guter Muth verließ ſie dennoch ſelten, ihr heller Blick fand meiſt, wenn auch nur auf einige Zeit, Rath und Hülfe. Im Weſentlichen wurde wenig oder nichts gebeſſert. Gewann ſie ihm mit Ernſt und Scherz, mit Bitten und Schmeicheln für heute ſo viel ab, daß er den Thee an ihrer Seite trank, ſich ſeinen Abendbraten daheim bei der Familie ſchmecken ließ, um nachher nicht mehr auszugehen, was war damit erreicht? Er konnte wohl einmal, durch ein verweintes Auge ſeiner Frau plötzlich betroffen und bewegt, eine ſchlimme Gewohnheit aufrichtig verwünſchen, das Beſte verſprechen, mehr als ſie verlangte, — umſonſt, er fand ſich unverſehens im alten Fahrgeleiſe wieder. Man war verſucht, zu glauben, es habe anders nicht in ſeiner Macht geſtanden, und eine völlig veränderte Ordnung nach unſern Begriffen von dem, was allen Menſchen ziemt und frommt, ihm irgendwie gewaltſam aufgedrungen, müßte das wunderbare Weſen geradezu ſelbſt aufgehoben haben.

Einen günſtigen Umſchwung der Dinge hoffte Conſtanze doch ſtets in ſo weit, als derſelbe von außen her möglich war: durch eine gründliche Verbeſſerung ihrer ökonomiſchen Lage, wie ſolche bei dem wachſenden Ruf ihres Mannes nicht ausbleiben könne. Wenn erſt, ſo meinte ſie, der ſtete Druck wegfiel, der ſich auch ihm, bald näher, bald entfernter, von dieſer Seite fühlbar machte, wenn er, anſtatt die Hälfte ſeiner Kraft und Zeit dem bloßen Gelderwerb zu opfern, ungetheilt ſeiner wahren Beſtimmung nachleben dürfe, wenn endlich der Genuß, nachdem er nicht mehr jagen, den er mit ungleich beſſerem Gewiſſen haben würde, ihm noch einmal ſo wohl an Leib und Seele gedeihe, dann ſollte bald ſein ganzer Zuſtand leichter, natürlicher, ruhiger werden. Sie dachte gar an einen gelegentlichen Wechſel ihres Wohnorts, da ſeine unbedingte Vorliebe für Wien, wo nun einmal nach ihrer Ueberzeugung kein rechter Segen für ihn ſei, am Ende doch zu überwinden wäre.

Den nächſten entſcheidenden Vorſchub aber zu Verwirklichung ihrer Gedanken und Wünſche verſprach ſich Madame Mozart vom Erfolg der neuen Oper, um die es ſich bei dieſer Reiſe handelte.

Die Compoſition war weit über die Hälfte vorgeſchritten. Vertraute, urtheilsfähige Freunde, die, als Zeugen der Entſtehung des außerordentlichen Werks, einen hinreichenden Begriff von ſeiner Art und Wirkungsweiſe haben mußten, ſprachen überall davon in einem Tone, daß viele ſelber von den Gegnern darauf gefaßt ſein konnten, es werde dieſer Don Juan, bevor ein halbes Jahr verginge, die geſammte muſikaliſche Welt, von einem Ende Deutſchlands bis zum andern, erſchüttert, auf den Kopf geſtellt, im Sturm erobert haben. Vorſichtiger und bedingter waren die wohlwollenden Stimmen Anderer, die von dem heutigen Standpunkt der Muſik ausgehend einen allgemeinen und raſchen Succeß kaum hofften. Der Meiſter ſelber theilte im Stillen ihre nur zu wohl begründeten Zweifel.

Conſtanze ihrerſeits, wie die Frauen immer, wo ihr Gefühl einmal lebhaft beſtimmt und noch dazu vom Eifer eines höchſt gerechten Wunſches eingenommen iſt, durch ſpätere Bedenklichkeiten von da und dorther ſich viel ſeltener als die Männer irre machen laſſen, hielt feſt an ihrem guten Glauben und hatte eben jetzt im Wagen wiederum Veranlaſſung, denſelben zu verfechten. Sie that's, in ihrer fröhlichen und blühenden Manier, mit doppelter Gefliſſenheit, da Mozart's Stimmung im Verlauf des vorigen Geſprächs, das weiter zu nichts führen konnte und deßhalb äußerſt unbefriedigend abbrach, bereits merklich geſunken war. Sie ſetzte ihrem Gatten ſofort mit gleicher Heiterkeit umſtändlich auseinander, wie ſie nach ihrer Heimkehr die mit dem Prager Unternehmer als Kaufpreis für die Partitur accordirten hundert Dukaten zu Deckung der dringendſten Poſten und ſonſt zu verwenden gedenke, auch wie ſie zufolge ihres Etats den kommenden Winter hindurch bis zum Frühjahr gut auszureichen hoffe.

Dein Herr Bondini wird ſein Schäfchen an der Oper ſcheeren, glaub' es nur; und iſt er halb der Ehrenmann, den du ihn immer rühmſt, ſo läßt er dir nachträglich noch ein artiges Procentchen von den Summen ab, die ihm die Bühnen nach einander für die Abſchrift zahlen; wo nicht, nun ja, Gottlob, ſo ſtehen uns noch andere Chancen in Ausſicht, und zwar noch tauſendmal ſolidere. Mir ahnet Allerlei.

Heraus damit!

Ich hörte unlängſt ein Vögelchen pfeifen, der König von Preußen hab' einen Kapellmeiſter nöthig.

Oho!

Generalmuſikdirektor wollt' ich ſagen. Laß mich ein wenig phantaſiren! Die Schwachheit habe ich von meiner Mutter.

Nur zu! je toller je beſſer.

Nein, alles ganz natürlich. — Vornweg alſo, nimm an: übers Jahr um dieſe Zeit —

Wenn der Papſt die Grete freit —

Still doch, Hanswurſt! Ich ſage, aufs Jahr um Sanct Aegidi muß ſchon längſt kein kaiſerlicher Kammercomponiſt mit Namen Wolf Mozart in Wien mehr weit und breit zu finden ſein.

Beiß' dich der Fuchs dafür!

Ich höre ſchon im Geiſt, wie unſere alten Freunde von uns plaudern, was ſie ſich alles zu erzählen wiſſen.

Zum Exempel?

Da kommt z. B. eines Morgens früh nach Neune ſchon unſere alte Schwärmerin, die Volkſtett, in ihrem feurigſten Beſuchsſturmſchritt quer übern Kohlmarkt hergeſegelt. Sie war drei Monat fort, die große Reiſe zum Schwager in Sachſen, ihr tägliches Geſpräch, ſo lang wir ſie kennen, kam endlich zu Stand; ſeit geſtern Nacht iſt ſie zurück, und jetzt, mit ihrem übervollen Herzen — es ſchwattelt ganz von Reiſeglück und Freundſchaftsungeduld und allerliebſten Neuigkeiten — ſtracks hin zur Oberſtin damit! die Trepp' hinauf und angeklopft und das Herein nicht abgewartet: ſtell' dir den Jubel ſelber vor und das Embraſſement beiderſeits! — Nun, liebſte, beſte Oberſtin, hebt ſie nach einigem Vorgängigen mit friſchem Odem an: ich bringe Ihnen ein Schock Grüße mit, ob Sie errathen, von wem? Ich komme nicht ſo gradenwegs von Stendal her, es wurde ein kleiner Abſtecher gemacht, linkshin, nach Brandenburg zu. — Wie, wär' es möglich . . . Sie kamen nach Berlin? ſind bei Mozarts geweſen? — Zehn himmliſche Tage! — O, liebe, ſüße, einzige Generalin, erzählen Sie, beſchreiben Sie! Wie geht es unſern guten Leutchen? Gefallen ſie ſich immer noch ſo gut wie Anfangs dort? Es iſt mir fabelhaft, undenkbar, heute noch, und jetzt nur deſto mehr, da Sie von ihm herkommen — Mozart als Berliner! Wie benimmt er ſich doch? wie ſieht er denn aus? — O der! Sie ſollten ihn nur.

ſehen. Dieſen Sommer hat ihn der König ins Karlsbad geſchickt. Wann wäre ſeinem herzgeliebten Kaiſer Joſeph ſo etwas eingefallen, he? Sie waren beide kaum erſt wieder da, als ich ankam. Er glänzt von Geſundheit und Leben, iſt rund und beleibt und vif wie Queckſilber; das Glück ſieht ihm und die Behaglichkeit recht aus den Augen.

Und nun begann die Sprecherin in ihrer angenommenen Rolle die neue Lage mit den hellſten Farben auszumalen. Von ſeiner Wohnung unter den Linden, von ſeinem Garten und Landhaus an, bis zu den glänzenden Schauplätzen ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit und den engeren Zirkeln des Hofs, wo er die Königin auf dem Piano zu begleiten hatte, wurde Alles durch ihre Schilderung gleichſam zur Wirklichkeit und Gegenwart. Ganze Geſpräche, die ſchönſten Anekdoten ſchüttelte ſie aus dem Aermel. Sie ſchien fürwahr mit jener Reſidenz, mit Potsdam und mit Sansſouci bekannter als im Schloſſe zu Schönbrunn und auf der kaiſerlichen Burg. Nebenbei war ſie ſchalkhaft genug, die Perſon unſeres Helden mit einer Anzahl völlig neuer hausväterlicher Eigenſchaften auszuſtatten, die ſich auf dem ſoliden Boden der preußiſchen Exiſtenz entwickelt hatten, und unter welchen die beſagte Volkſtett, als höchſtes Phänomen und zum Beweis wie die Extreme ſich manchmal berühren, den Anſatz eines ordentlichen Geizchens wahrgenommen hatte, das ihn unendlich liebenswürdig kleide. Ja, nehmen's nur, er hat ſeine dreitauſend Thaler fix, und das wofür? Daß er die Woche einmal ein Kammerconcert, zweimal die große Oper dirigirt — Ach, Oberſtin, ich habe ihn geſehen, unſern lieben, kleinen goldnen Mann, in Mitten ſeiner trefflichen Kapelle, die er ſich zugeſchult, die ihn anbetet! ſaß mit der Mozartin in ihrer Loge, ſchräg gegen den höchſten Herrſchaften über! Und was ſtand auf dem Zettel, bitte Sie — ich nahm ihn mit für Sie — ein kleines Reiſ'präſent von mir und Mozarts drein gewickelt — hier ſchauen Sie, hier leſen Sie, da ſteht's mit ellenlangen Buchſtaben gedruckt! — Hilf Himmel! was? Tarar! — Ja, gelten's, Freundin, was man erleben kann! Vor zwei Jahren, wie Mozart den Don Juan ſchrieb und der verwünſchte, giftige, ſchwarzgelbe Salieri auch ſchon im Stillen Anſtalt machte, den Triumph, den er mit ſeinem Stück davon trug in Paris, demnächſt auf ſeinem eigenen Territorio zu begehen und unſerem guten, Schnepfen liebenden, allzeit in Coſa rara vergnügten Publikum nun doch auch 'mal ſo eine Gattung Falken ſehn zu laſſen, und er und ſeine Helfershelfer bereits zuſammen munkelten und raffinirten, daß ſie den Don Juan ſo ſchön gerupft wie jenesmal den Figaro, nicht todt und nicht lebendig auf das Theater ſtellen wollten — wiſſen's, da that ich ein Gelübd', wenn das infame Stück gegeben wird, ich geh' nicht hin, um keine Welt! Und hielt auch Wort. Als alles lief und rannte — und, Oberſtin, Sie mit — blieb ich an meinem Ofen ſitzen, nahm meine Katze auf den Schooß und aß meine Kaldauſche; und ſo die folgenden paar Male auch. Jetzt aber, ſtellen ſie ſich vor, Tarar auf der Berliner Opernbühne, das Werk ſeines Todfeinds, von Mozart dirigirt! — Da müſſen Sie ſchon drein! rief er gleich in der erſten Viertelſtunde, und wär's auch nur, daß Sie den Wienern ſagen können, ob ich dem Knaben Abſalon ein Härchen krümmen ließ. Ich wünſchte, er wär' ſelbſt dabei, der Erzneidhammel ſollte ſehen, daß ich nicht nöthig hab', einem Andern ſein Zeug zu verhunzen, damit ich immerfort der bleiben möge, der ich bin!

Brava! bravissima! rief Mozart überlaut und nahm ſein Weibchen bei den Ohren, verküßte, herzte, kitzelte ſie, ſo daß ſich dieſes Spiel mit bunten Seifenblaſen einer erträumten Zukunft, die leider niemals, auch nicht im beſcheidenſten Maße erfüllt werden ſollte, zuletzt in hellen Muthwillen, Lärm und Gelächter auflöſ'te.

Sie waren unterdeſſen längſt ins Thal herab gekommen und näherten ſich einem Dorf, das ihnen bereits auf der Höhe bemerklich geweſen und hinter welchem ſich unmittelbar ein kleines Schloß von modernem Anſehen, der Wohnſitz eines Grafen von Schinzberg, in der freundlichen Ebene zeigte. Es ſollte in dem Ort gefüttert, geraſtet und Mittag gehalten werden. Der Gaſthof, wo ſie hielten, lag vereinzelt am Ende des Dorfs bei der Straße, von welcher ſeitwärts eine Pappelallee von nicht ſechshundert Schritten zum herrſchaftlichen Garten führte.

Mozart, nachdem man ausgeſtiegen, überließ wie gewöhnlich der Frau die Beſtellung des Eſſens. Inzwiſchen befahl er für ſich ein Glas Wein in die untere Stube, während ſie, nächſt einem Trunke friſchen Waſſers, nur irgend einen ſtillen Winkel, um ein Stündchen zu ſchlafen, verlangte. Man führte ſie eine Treppe hinauf, der Gatte folgte, ganz munter vor ſich hin ſingend und pfeifend. In einem rein geweißten und ſchnell gelüfteten Zimmer befand ſich unter andern veralteten Möbeln von edlerer Herkunft — ſie waren ohne Zweifel aus den gräflichen Gemächern ſeiner Zeit hierher gewandert — ein ſauberes, leichtes Bett mit gemaltem Himmel auf dünnen, grün lackirten Säulen, deſſen ſeidene Vorhänge längſt durch einen gewöhnlichern Stoff erſetzt waren. Conſtanze machte ſichs bequem, er verſprach ſie rechtzeitig zu wecken, ſie riegelte die Thür hinter ihm zu, und er ſuchte nunmehr Unterhaltung für ſich in der allgemeinen Schenkſtube. Hier war jedoch außer dem Wirth keine Seele, und weil deſſen Geſpräch dem Gaſt ſo wenig wie ſein Wein behagte, ſo bezeugte er Luſt, bis der Tiſch bereit wäre, noch einen Spaziergang nach dem Schloßgarten zu machen. Der Zutritt, hörte er, ſei anſtändigen Fremden wohl geſtattet und die Familie überdies heut ausgefahren.

Er ging, und hatte bald den kurzen Weg bis zu dem offenen Gatterthor zurückgelegt, dann langſam einen hohen alten Lindengang durchmeſſen, an deſſen Ende linker Hand er in geringer Entfernung das Schloß von ſeiner Fronte auf einmal vor ſich hatte. Es war von italieniſcher Bauart, hell getüncht, mit weit vorliegender Doppeltreppe; das Schieferdach verzierten einige Statuen in üblicher Manier, Götter und Göttinnen, ſammt einer Baluſtrade.

Von der Mitte zweier großen, noch reichlich blühenden Blumenparterre ging unſer Meiſter nach den buſchigen Theilen der Anlagen zu, berührte ein paar ſchöne dunkle Piniengruppen und lenkte ſeine Schritte auf vielfach gewundenen Pfaden, indem er ſich allmählich den lichteren Partieen wieder näherte, dem lebhaften Rauſchen eines Springbrunnens nach, den er ſofort erreichte.

Das anſehnlich weite, ovale Baſſin war rings von einer ſorgfältig gehaltenen Orangerie in Kübeln abwechſelnd mit Lorbeeren und Oleandern umſtellt; ein weicher Sandweg, gegen den ſich eine ſchmale Gitterlaube öffnete, lief rund umher. Die Laube bot das angenehmſte Ruheplätzchen dar; ein kleiner Tiſch ſtand vor der Bank, und Mozart ließ ſich vorn am Eingang nieder.

Das Ohr behaglich dem Geplätſcher des Waſſers hingegeben, das Aug' auf einen Pomeranzenbaum von mittlerer Größe geheftet, der außerhalb der Reihe, einzeln, ganz dicht an ſeiner Seite auf dem Boden ſtand und voll der ſchönſten Früchte hing, ward unſer Freund durch dieſe Anſchauung des Südens alsbald auf eine liebliche Erinnerung aus ſeiner Knabenzeit geführt. Nachdenklich lächelnd reicht er hinüber nach der nächſten Frucht, als wie um ihre herrliche Ründe, ihre ſaftige Kühle in hohler Hand zu fühlen. Ganz im Zuſammenhang mit jener Jugendſcene aber, die wieder vor ihm aufgetaucht, ſtand eine längſt verwiſchte muſikaliſche Reminiscenz, auf deren unbeſtimmter Spur er ſich ein Weilchen träumeriſch erging. Jetzt glänzen ſeine Blicke, ſie irren da und dort umher, er iſt von einem Gedanken ergriffen, den er ſogleich eifrig verfolgt. Zerſtreut hat er zum zweitenmal die Pomeranze angefaßt, ſie geht vom Zweige los und bleibt ihm in der Hand. Er ſieht und ſieht es nicht; ja ſo weit geht die künſtleriſche Geiſtabweſenheit, daß er, die duftige Frucht beſtändig unter der Naſe hin und her wirbelnd und bald den Anfang, bald die Mitte einer Weiſe unhörbar zwiſchen den Lippen bewegend, zuletzt inſtinktmäßig ein emaillirtes Etui aus der Seitentaſche des Rocks hervorbringt, ein kleines Meſſer mit ſilbernem Heft daraus nimmt und die gelbe kugelige Maſſe von oben nach unten langſam durchſchneidet. Es mochte ihn dabei entfernt ein dunkles Durſtgefühl geleitet haben, jedoch begnügten ſich die angeregten Sinne mit Einathmung des köſtlichen Geruchs. Er ſtarrt minutenlang die beiden innern Flächen an, fügt ſie ſachte wieder zuſammen, ganz ſachte, trennt und vereinigt ſie wieder.

Da hört er Tritte in der Nähe, er erſchrickt, und das Bewußtſein, wo er iſt, was er gethan, ſtellt ſich urplötzlich bei ihm ein. Schon im Begriff, die Pomeranze zu verbergen, hält er doch gleich damit inne, ſei es aus Stolz, ſei's weil es zu ſpät dazu war. Ein großer breitſchulteriger Mann in Livree, der Gärtner des Hauſes, ſtand vor ihm. Derſelbe hatte wohl die letzte verdächtige Bewegung noch geſehen und ſchwieg betroffen einige Secunden. Mozart, gleichfalls ſprachlos, auf ſeinem Sitz wie angenagelt, ſchaute ihm halb lachend, unter ſichtbarem Erröthen, doch gewiſſermaßen keck und groß mit ſeinen blauen Augen ins Geſicht; dann ſetzte er — für einen Dritten wäre es höchſt komiſch anzuſehen geweſen — die ſcheinbar unverletzte Pomeranze mit einer Art von trotzig couragirtem Nachdruck in die Mitte des Tiſches.

Um Vergebung, fing jetzt der Gärtner, nachdem er den wenig verſprechenden Anzug des Fremden gemuſtert, mit unterdrücktem Unwillen an: ich weiß nicht, wen ich hier —

Kapellmeiſter Mozart aus Wien.

Sind ohne Zweifel bekannt im Schloß?

Ich bin hier fremd und auf der Durchreiſe. Iſt der Herr Graf anweſend?

Nein.

Seine Gemahlin?

Sind beſchäftigt und ſchwerlich zu ſprechen.

Mozart ſtand auf und machte Miene zu gehen.

Mit Erlaubniß, mein Herr, — wie kommen

Sie dazu, an dieſem Ort auf ſolche Weiſe zuzugreifen?

Was? rief Mozart, zugreifen? Zum Teufel, glaubt Er denn, ich wollte ſtehlen und das Ding da freſſen?

Mein Herr, ich glaube, was ich ſehe. Dieſe Früchte ſind gezählt, ich bin dafür verantwortlich. Der Baum iſt vom Herrn Grafen zu einem Feſt beſtimmt, ſo eben ſoll er weggebracht werden. Ich laſſe Sie nicht fort, ehbevor ich die Sache gemeldet und Sie mir ſelbſt bezeugten, wie das da zugegangen iſt.

Sei's drum. Ich werde hier ſo lange warten. Verlaß Er ſich darauf.

Der Gärtner ſah ſich zögernd um, und Mozart, in der Meinung, es ſei vielleicht nur auf ein Trinkgeld abgeſehn, griff in die Taſche, allein er hatte das Geringſte nicht bei ſich.

Zwei Gartenknechte kamen nun wirklich herbei, luden den Baum auf eine Bahre und trugen ihn hinweg. Inzwiſchen hatte unſer Meiſter ſeine Brieftaſche gezogen, ein weißes Blatt herausgenommen, und während daß der Gärtner nicht von der Stelle wich, mit Bleiſtift angefangen zu ſchreiben:

Gnädigſte Frau! Hier ſitze ich Unſeliger in Ihrem Paradieſe, wie weiland Adam, nachdem er den Apfel gekoſtet. Das Unglück iſt geſchehen, und ich kann nicht einmal die Schuld auf eine gute Eva ſchieben, die eben jetzt, von Grazien und Amoretten eines Himmelbetts umgaukelt, im Gaſthof ſich des unſchuldigſten Schlafes erfreut. Befehlen Sie, und ich ſtehe perſönlich Ihro Gnaden Rede über meinen mir ſelbſt unfaßlichen Frevel. Mit aufrichtiger Beſchämung

Hochdero
unterthänigſter Diener
W. A. Mozart,
auf dem Wege nach Prag.

Er übergab das Billet, ziemlich ungeſchickt zuſammengefaltet, dem peinlich wartenden Diener mit der nöthigen Weiſung.

Der Unhold hatte ſich nicht ſobald entfernt, als man an der hinteren Seite des Schloſſes ein Gefährt in den Hof rollen hörte. Es war der Graf, der eine Nichte und ihren Bräutigam, einen jungen reichen Baron, vom benachbarten Gut herüberbrachte. Da die Mutter des letzteren ſeit Jahren das Haus nicht mehr verließ, war die Verlobung heute bei ihr gehalten worden; nun ſollte dieſes Feſt in einer fröhlichen Nachfeier mit einigen Verwandten auch hier begangen werden, wo Eugenie gleich einer eigenen Tochter ſeit ihrer Kindheit eine zweite Heimath fand. Die Gräfin war mit ihrem Sohne Max, dem Lieutenant, etwas früher nach Haus gefahren, um noch verſchiedene Anordnungen zu treffen. Nun ſah man in dem Schloſſe Alles, auf Gängen und Treppen, in voller Bewegung, und nur mit Mühe gelang es dem Gärtner, im Vorzimmer endlich den Zettel der Frau

Gräfin einzuhändigen, die ihn jedoch nicht auf der Stelle öffnete, ſondern ohne genau auf die Worte des Ueberbringers zu achten, geſchäftig weiter eilte. Er wartete und wartete, ſie kam nicht wieder. Eins um das andere von der Dienerſchaft, Aufwärter, Zofe, Kammerdiener, rannte an ihm vorbei; er fragte nach dem Herrn — der kleidete ſich um; er ſuchte nun und fand den Grafen Max auf ſeinem Zimmer, der aber unterhielt ſich angelegentlich mit dem Baron und ſchnitt ihm, wie in Sorge, er wolle etwas melden oder fragen, wovon noch nichts verlauten ſollte, das Wort vom Munde ab: Ich komme ſchon — geht nur! Es ſtand noch eine gute Weile an, bis endlich Vater und Sohn zugleich herauskamen und die fatale Nachricht empfingen.

Das wär ja höllenmäßig! rief der dicke, gutmüthige, doch etwas jähe Mann; das geht ja über alle Begriffe! Ein Wiener Muſikus, ſagt Ihr? Vermuthlich irgend ſolch ein Lump, der um ein Viaticum läuft und mitnimmt, was er findet?

Verzeihen Ew. Gnaden, danach ſieht er gerad nicht aus. Er däucht mir nicht richtig im Kopf; auch iſt er ſehr hochmüthig. Moſer nennt er ſich. Er wartet unten auf Beſcheid; ich hieß den Franz um den Weg bleiben und ein Aug' auf ihn haben.

Was hilft es hintendrein, zum Henker? Wenn ich den Narren auch einſtecken laſſe, der Schaden iſt nicht mehr zu repariren! Ich ſagt' Euch tauſendmal, das vordere Thor ſoll allezeit geſchloſſen bleiben. Der Streich wär' aber jedenfalls verhütet worden, hättet Ihr zur rechten Zeit Eure Zurüſtungen gemacht.

Hier trat die Gräfin haſtig und mit freudiger Aufregung, das offene Billet in der Hand, aus dem anſtoßenden Cabinet. Wißt Ihr, rief ſie, wer unten iſt? Um Gotteswillen, leſ't den Brief — Mozart aus Wien, der Componiſt! Man muß gleich gehen, ihn heraufzubitten — ich fürchte nur, er iſt ſchon fort! Was wird er von mir denken! Ihr, Velten, ſeid ihm doch höflich begegnet? Was iſt denn eigentlich geſchehen?

Geſchehn? verſetzte der Gemahl, dem die Ausſicht auf den Beſuch eines berühmten Mannes unmöglich allen Aerger auf der Stelle niederſchlagen konnte: „der tolle Menſch hat von dem Baum, den ich Eugenien beſtimmte, eine der neun Orangen abgeriſſen, hm! das Ungeheuer! Somit iſt unſerem Spaß geradezu die Spitze abgebrochen, und Max mag ſein Gedicht nur gleich caſſiren.

O nicht doch! ſagte die dringende Tante: die Lücke läßt ſich leicht ausfüllen, überlaßt es nur mir. Geht Beide jetzt, erlöſ't, empfangt den guten Mann, ſo freundlich und ſo ſchmeichelhaft ihr immer könnt. Er ſoll, wenn wir ihn irgend halten können, heut nicht weiter. Trefft ihr ihn nicht im Garten mehr, ſucht ihn im Wirthshaus auf, und bringet ihn mit ſeiner Frau. Ein größeres Geſchenk, eine ſchönere Ueberraſchung für Eugenien hätte der Zufall uns an dieſem Tag nicht machen können.

Gewiß! erwiderte Max, dies war auch mein erſter Gedanke. Geſchwinde, kommen Sie, Papa! Und — ſagte er, indem ſie eilends nach der Treppe liefen — der Verſe wegen ſeien Sie ganz ruhig. Die neunte Muſe ſoll nicht zu kurz kommen; im Gegentheil, ich werde aus dem Unglück noch beſondern Vortheil ziehen. — Das iſt unmöglich! — Ganz gewiß. — Nun, wenn das iſt — allein ich nehme dich beim Wort — ſo wollen wir dem Querkopf alle erdenkliche Ehre erzeigen.

So lange dies im Schloß vorging, hatte ſich unſer Quaſi-Gefangener, ziemlich unbeſorgt über den Ausgang der Sache, geraume Zeit ſchreibend beſchäftigt. Weil ſich jedoch gar Niemand ſehen ließ, fing er an unruhig hin und her zu gehen; darüber kam dringliche Botſchaft vom Wirthshaus, der Tiſch ſei ſchon lange bereit, er möchte ja gleich kommen, der Poſtillon preſſire. So ſuchte er denn ſeine Sachen zuſammen und wollte ohne weiteres aufbrechen, als beide Herrn vor der Laube erſchienen.

Der Graf begrüßte ihn beinah wie einen früheren Bekannten, lebhaft mit ſeinem kräftig ſchallenden Organ, ließ ihn zu gar keiner Entſchuldigung kommen, ſondern erklärte ſogleich ſeinen Wunſch, das Ehepaar zum wenigſten für dieſen Mittag und Abend im Kreis ſeiner Familie zu haben. Sie ſind uns, mein liebſter

Maeſtro, ſo wenig fremd, daß ich wohl ſagen kann, der Name Mozart wird ſchwerlich anderswo mit mehr Begeiſterung und häufiger genannt als hier. Meine Nichte ſingt und ſpielt, ſie bringt faſt ihren ganzen Tag am Flügel zu, kennt Ihre Werke auswendig und hat das größte Verlangen, Sie einmal in mehrerer Nähe zu ſehen, als es vorigen Winter in einem Ihrer Concerte anging. Da wir nun demnächſt auf einige Wochen nach Wien gehen werden, ſo war ihr eine Einladung beim Fürſten Gallizin, wo man Sie öfter findet, von den Verwandten verſprochen. Jetzt aber reiſen Sie nach Prag, werden ſo bald nicht wiederkehren, und Gott weiß, ob Sie der Rückweg zu uns führt. Machen Sie heute und morgen Raſttag! Das Fuhrwerk ſchicken wir ſogleich nach Hauſe, und mir erlauben Sie die Sorge für Ihr Weiterkommen.

Der Componiſt, welcher in ſolchen Fällen der Freundſchaft oder dem Vergnügen leicht zehnmal mehr, als hier gefordert war, zum Opfer brachte, beſann ſich nicht lange; er ſagte dieſen einen halben Tag mit Freuden zu, dagegen ſollte morgen mit dem Früheſten die Reiſe fortgeſetzt werden. Graf Max erbat ſich das Vergnügen, Madame Mozart abzuholen und alles Nöthige im Wirthshaus abzumachen. Er ging, ein Wagen ſollte ihm gleich auf dem Fuße nachfolgen.

Von dieſem jungen Mann bemerken wir beiläufig, daß er mit einem, von Vater und Mutter angeerbten, heitern Sinn Talent und Liebe für ſchöne Wiſſenſchaften verband, und ohne wahre Neigung zum Soldatenſtand ſich doch als Offizier durch Kenntniſſe und gute Sitten hervorthat. Er kannte die franzöſiſche Literatur und erwarb ſich, zu einer Zeit, wo deutſche Verſe in der höheren Geſellſchaft wenig galten, Lob und Gunſt durch eine nicht gemeine Leichtigkeit der poetiſchen Form in der Mutterſprache nach guten Muſtern, wie er ſie in Hagedorn, in Götz und andern fand. Für heute war ihm nun, wie wir bereits vernahmen, ein beſonders erfreulicher Anlaß geworden, ſeine Gabe zu nutzen.

Er traf Madame Mozart, mit der Wirthstochter plaudernd, vor dem gedeckten Tiſch, wo ſie ſich einen Teller Suppe voraus genommen hatte. Sie war an außerordentliche Zwiſchenfälle, an kecke Stegreifſprünge ihres Mannes zu ſehr gewöhnt, als daß ſie über die Erſcheinung und den Auftrag des jungen Offiziers mehr als billig hätte betreten ſein können. Mit unverſtellter Heiterkeit, beſonnen und gewandt, beſprach und ordnete ſie ungeſäumt alles Erforderliche ſelbſt. Es wurde umgepackt, bezahlt, der Poſtillon entlaſſen, ſie machte ſich, ohne zu große Aengſtlichkeit in Herſtellung ihrer Toilette, fertig und fuhr mit dem Begleiter wohlgemuth dem Schloſſe zu, nicht ahnend, auf welche ſonderbare Weiſe ihr Gemahl ſich dort eingeführt hatte.

Der befand ſich inzwiſchen bereits ſehr behaglich daſelbſt und auf das Beſte unterhalten. Nach kurzer Zeit ſah er Eugenien mit ihrem Verlobten; ein blühendes, höchſt anmuthiges, inniges Weſen. Sie war blond, ihre ſchlanke Geſtalt in carmoiſinrothe, leuchtende Seide mit koſtbaren Spitzen feſtlich gekleidet, um ihre Stirn ein weißes Band mit edlen Perlen. Der Baron, nur wenig älter als ſie, von ſanftem, offenem Charakter, ſchien ihrer werth in jeder Rückſicht.

Den erſten Aufwand des Geſprächs beſtritt, faſt nur zu freigebig, der gute launige Hausherr, vermöge ſeiner etwas lauten, mit Späßen und Hiſtörchen ſattſam geſpickten Unterhaltungsweiſe. Es wurden Erfriſchungen gereicht, die unſer Reiſender im mindeſten nicht ſchonte.

Eines hatte den Flügel geöffnet, Figaro's Hochzeit lag aufgeſchlagen, und das Fräulein ſchickte ſich an, von dem Baron accompagnirt, die Arie Suſanna's in jener Gartenſcene zu ſingen, wo wir den Geiſt der ſüßen Leidenſchaft ſtromweiſe, wie die gewürzte ſommerliche Abendluft, einathmen. Die feine Röthe auf Eugeniens Wangen wich zwei Athemzüge lang der äußerſten Bläſſe; doch mit dem erſten Ton, der klangvoll über ihre Lippen kam, fiel ihr jede beklemmende Feſſel vom Buſen. Sie hielt ſich lächelnd, ſicher auf der hohen Woge, und das Gefühl dieſes Moments, des einzigen in ſeiner Art vielleicht für alle Tage ihres Lebens, begeiſterte ſie billig.

Mozart war offenbar überraſcht. Als ſie geendigt hatte, trat er zu ihr und ſing mit ſeinem ungezierten Herzensausdruck an: Was ſoll man ſagen, liebes Kind, hier, wo es iſt wie mit der lieben Sonne, die ſich am beſten ſelber lobt, indem es gleich jedermann wohl in ihr wird! Bei ſolchem Geſang iſt der Seele zu Muth wie dem Kindchen im Bad: es lacht und wundert ſich und weiß ſich in der Welt nichts Beſſeres. Uebrigens glauben Sie mir, unſer einem in Wien begegnet es nicht jeden Tag, daß er ſo lauter, ungeſchminkt und warm, ja ſo complett ſich ſelber zu hören bekommt. — Damit erfaßte er ihre Hand und küßte ſie herzlich. Des Mannes hohe Liebenswürdigkeit und Güte nicht minder, als das ehrenvolle Zeugniß, wodurch er ihr Talent auszeichnete, ergriff Eugenien mit jener unwiderſtehlichen Rührung, die einem leichten Schwindel gleicht, und ihre Augen wollten ſich plötzlich mit Thränen anfüllen.

Hier trat Madame Mozart zur Thüre herein, und gleich darauf erſchienen neue Gäſte, die man erwartet hatte: eine dem Haus ſehr eng verwandte freiherrliche Familie aus der Nähe, mit einer Tochter, Franziska, die ſeit den Kinderjahren mit der Braut durch die zärtlichſte Freundſchaft verbunden und hier wie daheim war.

Man hatte ſich allerſeits begrüßt, umarmt, beglückwünſcht, die beiden Wiener Gäſte vorgeſtellt, und Mozart ſetzte ſich an den Flügel. Er ſpielte einen

Theil eines Concerts von ſeiner Compoſition, welches Eugenie ſo eben einſtudirte.

Die Wirkung eines ſolchen Vortrags in einem kleinen Kreis wie der gegenwärtige unterſcheidet ſich natürlicherweiſe von jedem ähnlichen an einem öffentlichen Orte durch die unendliche Befriedigung, die in der unmittelbaren Berührung mit der Perſon des Künſtlers und ſeinem Genius innerhalb der häuslichen bekannten Wände liegt.

Es war eines jener glänzenden Stücke, worin die reine Schönheit ſich einmal, wie aus Laune, freiwillig in den Dienſt der Eleganz begiebt, ſo aber, daß ſie gleichſam nur verhüllt in dieſe mehr willkürlich ſpielenden Formen und hinter eine Menge blendender Lichter verſteckt, doch in jeder Bewegung ihren eigenſten Adel verräth und ein herrliches Pathos verſchwenderiſch ausgießt.

Die Gräfin machte für ſich die Bemerkung, daß die meiſten Zuhörer, vielleicht Eugenie ſelbſt nicht ausgenommen, trotz der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und aller feierlichen Stille während eines bezaubernden Spiels, doch zwiſchen Auge und Ohr gar ſehr getheilt waren. In unwillkürlicher Beobachtung des Componiſten, ſeiner ſchlichten, beinahe ſteifen Körperhaltung, ſeines gutmüthigen Geſichts, der rundlichen Bewegung dieſer kleinen Hände, war es gewiß auch nicht leicht möglich, dem Zudrang tauſendfacher Kreuz- und Quergedanken über den Wundermann zu widerſtehen.

Zu Madame Mozart gewendet ſagte der Graf, nachdem der Meiſter aufgeſtanden war: Einem berühmten Künſtler gegenüber wenn es ein Kennerlob zu ſpitzen gilt, das halt nicht eines Jeden Sache iſt, wie haben es die Könige und Kaiſer gut! Es nimmt ſich eben alles einzig und außerordentlich in einem ſolchen Munde aus. Was dürfen ſie ſich nicht erlauben, und wie bequem iſt es z. B., dicht hinterm Stuhl Ihres Herrn Gemahls, beim Schlußaccord einer brillanten Phantaſie dem beſcheidenen claſſiſchen Mann auf die Schulter zu klopfen und zu ſagen: Sie ſind ein Tauſendſaſa, lieber Mozart! Kaum iſt das Wort heraus, ſo geht's wie ein Lauffeuer durch den Saal: Was hat er ihm geſagt? — Er ſei ein Tauſendſaſa, hat er zu ihm geſagt! Und Alles, was da geigt und fiſtulirt und componirt, iſt außer ſich von dieſem Einen Wort; kurzum, es iſt der große Stil, der familiäre Kaiſerſtil, der unnachahmliche, um welchen ich die Joſephs und die Friedrichs von je beneidet habe, und das nie mehr als eben jetzt, wo ich ganz in Verzweiflung bin, von anderweitiger geiſtreicher Münze zufällig keinen Deut in allen meinen Taſchen anzutreffen.

Die Art, wie der Schäker dergleichen vorbrachte, beſtach immerhin und rief unausbleiblich ein Lachen hervor.

Nun aber auf die Einladung der Hausfrau verfügte die Geſellſchaft ſich nach dem geſchmückten runden Speiſeſalon, aus welchem den Eintretenden ein feſtlicher

Blumengeruch und eine kühlere, dem Appetit willkommene Luſt entgegen wehte.

Man nahm die ſchicklich ausgetheilten Plätze ein, und zwar der diſtinguirte Gaſt den ſeinigen dem Brautpaar gegenüber. Von einer Seite hatte er eine kleine ältliche Dame, eine unverheirathete Tante Franziska's, von der andern die junge reizende Nichte ſelbſt zur Nebenſitzerin, die ſich durch Geiſt und Munterkeit ihm bald beſonders zu empfehlen wußte. Frau Conſtanze kam zwiſchen den Hauswirth und ihren freundlichen Geleitsmann, den Lieutenant; die übrigen reihten ſich ein, und ſo ſaß man zu Elfen nach Möglichkeit bunt an der Tafel, deren unteres Ende leer blieb. Auf ihr erhoben ſich mitten zwei mächtig große Porcellanaufſätze mit gemalten Figuren, breite Schalen gehäuft voll natürlicher Früchte und Blumen über ſich haltend. An den Wänden des Saals hingen reiche Feſtons. Was ſonſt da war, oder nach und nach folgte, ſchien einen ausgedehnten Schmaus zu verkünden. Theils auf der Tafel, zwiſchen Schüſſeln und Platten, theils vom Servirtiſch herüber im Hintergrund, blinkte verſchiedenes edle Getränk vom ſchwärzeſten Roth bis hinauf zu dem gelblichen Weiß, deſſen luſtiger Schaum herkömmlich erſt die zweite Hälfte eines Feſtes krönt.

Bis gegen dieſen Zeitpunkt hin bewegte ſich die Unterhaltung, von mehreren Seiten gleich lebhaft genährt, in allen Richtungen. Weil aber der Graf gleich Anfangs einige mal von weitem und jetzt nur immer näher und muthwilliger auf Mozart's Gartenabenteuer anſpielte, ſo daß die einen heimlich lächelten, die andern ſich umſonſt den Kopf zerbrachen, was er denn meine, ſo ging unſer Freund mit der Sprache heraus.

Ich will in Gottes Namen beichten, fing er an, auf was Art mir eigentlich die Ehre der Bekanntſchaft mit dieſem edlen Haus geworden iſt. Ich ſpiele dabei nicht die würdigſte Rolle, und um ein Haar, ſo ſäß' ich jetzt, ſtatt hier vergnügt zu tafeln, in einem abgelegenen Arreſtantenwinkel des gräflichen Schloſſes und könnte mir mit leerem Magen die Spinneweben an der Wand herum betrachten.

Nun ja! rief Madame Mozart, da werd' ich ſchöne Dinge hören.

Ausführlich nun beſchrieb er erſt, wie er im weißen Roß ſeine Frau zurückgelaſſen, die Promenade in den Park, den Unſtern in der Laube, den Handel mit der Gartenpolizei, kurz, ungefähr was wir ſchon wiſſen, gab er alles mit größter Treuherzigkeit und zum höchſten Ergötzen der Zuhörer preis. Das Lachen wollte faſt kein Ende nehmen; ſelbſt die gemäßigte Eugenie enthielt ſich nicht, es ſchüttelte ſie ordentlich.

Nun, fuhr er fort, das Sprichwort ſagt: hat einer den Nutzen, dem Spott mag er trutzen. Ich hab' meinen kleinen Profit von der Sache, Sie werden ſchon ſehen. Vor Allem aber hören Sie, wie's eigentlich geſchah, daß ſich ein alter Kindskopf ſo vergeſſen konnte. Eine Jugenderinnerung war mit im Spiele.

Im Frühling 1770 reiſ'te ich als dreizehnjähriges Bürſchchen mit meinem Vater nach Italien. Wir gingen von Rom nach Neapel. Ich hatte zweimal im Conſervatorium und ſonſt zu verſchiedenen Malen geſpielt. Adel und Geiſtlichkeit erzeigten uns manches Angenehme, vornehmlich attachirte ſich ein Abbate an uns, der ſich als Kenner ſchmeichelte und übrigens am Hofe etwas galt. Den Tag vor unſerer Abreiſe führte er uns in Begleitung einiger anderen Herrn in einen königlichen Garten, die Villa reale, bei der prachtvollen Straße geradhin am Meere gelegen, wo eine Bande ſicilianiſcher commedianti ſich producirte — figlj di Nettuno, wie ſie ſich neben andern ſchönen Titeln auch nannten. Mit vielen vornehmen Zuſchauern, worunter ſelbſt die junge liebenswürdige Königin Carolina ſammt zwei Prinzeſſen, ſaßen wir auf einer langen Reihe von Bänken im Schatten einer zeltartig bedeckten, niedern Gallerie, an deren Mauer unten die Wellen plätſcherten. Das Meer mit ſeiner vielfarbigen Streifung ſtrahlte den blauen Sonnenhimmel herrlich wieder. Gerade vor ſich hat man den Veſuv, links ſchimmert ſanft geſchwungen eine reizende Küſte herein.

Die erſte Abtheilung der Spiele war vorüber; ſie wurde auf dem trockenen Bretterboden einer Art von Flöße aufgeführt, die auf dem Waſſer ſtand, und hatte nichts Beſonderes; der zweite aber und der ſchönſte Theil beſtand aus lauter Schiffer-, Schwimm-

und Taucherſtücken und blieb mir ſtets mit allen Einzelnheiten friſch im Gedächtniß eingeprägt.

Von entgegengeſetzten Seiten her näherten ſich einander zwei zierliche, ſehr leicht gebaute Barken, beide, wie es ſchien, auf einer Luſtfahrt begriffen. Die eine, etwas größere, war mit einem Halbverdeck verſehen und nebſt den Ruderbänken mit einem dünnen Maſt und einem Segel ausgerüſtet, auch prächtig bemalt, der Schnabel vergoldet. Fünf Jünglinge von idealiſchem Ausſehen, kaum bekleidet, Arme, Bruſt und Beine dem Anſchein nach nackt, waren theils an dem Ruder beſchäftigt, theils ergötzten ſie ſich mit einer gleichen Anzahl artiger Mädchen, ihren Geliebten. Eine darunter, welche mitten auf dem Verdecke ſaß und Blumenkränze wand, zeichnete ſich durch Wuchs und Schönheit, ſowie durch ihren Putz vor allen übrigen aus. Dieſe dienten ihr willig, ſpannten gegen die Sonne ein Tuch über ſie und reichten ihr die Blumen aus dem Korb. Eine Flötenſpielerin ſaß zu ihren Füßen, die den Geſang der andern mit ihren hellen Tönen unterſtützte. Auch jener vorzüglichen Schönen fehlte es nicht an einem eigenen Beſchützer; doch verhielten ſich beide ziemlich gleichgültig gegen einander und der Liebhaber däuchte mir faſt etwas roh.

Inzwiſchen war das andere, einfachere Fahrzeug näher gekommen. Hier ſah man blos männliche Jugend. Wie jene Jünglinge Hochroth trugen, ſo war die Farbe der letztern Seegrün. Sie ſtutzten beim Anblick der lieblichen Kinder, winkten Grüße herüber und gaben ihr Verlangen nach näherer Bekanntſchaft zu erkennen. Die Munterſte hierauf nahm eine Roſe vom Buſen und hielt ſie ſchelmiſch in die Höhe, gleichſam fragend, ob ſolche Gaben bei ihnen wohl angebracht wären, worauf von drüben allerſeits mit unzweideutigen Gebärden geantwortet wurde. Die Rothen ſahen verächtlich und finſter darein, konnten aber nichts machen, als mehrere der Mädchen einig wurden, den armen Teufeln wenigſtens doch etwas für den Hunger und Durſt zuzuwerfen. Es ſtand ein Korb voll Orangen am Boden; wahrſcheinlich waren es nur gelbe Bälle, den Früchten ähnlich nachgemacht. Und jetzt begann ein entzückendes Schauſpiel, unter Mitwirkung der Muſik, die auf dem Uferdamm aufgeſtellt war.

Eine der Jungfrauen machte den Anfang und ſchickte fürs Erſte ein paar Pomeranzen aus leichter Hand hinüber, die, dort mit gleicher Leichtigkeit aufgefangen, alsbald zurückkehrten; ſo ging es hin und her, und weil nach und nach immer mehr Mädchen zuhalfen, ſo flog's mit Pomeranzen bald dem Dutzend nach in immer ſchnellerem Tempo hin und wieder. Die Schöne in der Mitte nahm an dem Kampfe keinen Antheil, als daß ſie höchſt begierig von ihrem Schemel aus zuſah. Wir konnten die Geſchicklichkeit auf beiden Seiten nicht genug bewundern. Die Schiffe drehten ſich auf etwa dreißig Schritte in langſamer

Bewegung um einander, kehrten ſich bald die ganze Flanke zu, bald ſchief das halbe Vordertheil; es waren gegen vierundzwanzig Bälle unaufhörlich in der Luft, doch glaubte man in der Verwirrung ihrer viel mehr zu ſehen. Manchmal entſtand ein förmliches Kreuzfeuer, oft ſtiegen ſie und fielen in einem hohen Bogen; kaum ging einmal einer und der andere fehl, es war, als ſtürzten ſie von ſelbſt durch eine Kraft der Anziehung in die geöffneten Finger.

So angenehm jedoch das Auge beſchäftigt wurde, ſo lieblich gingen fürs Gehör die Melodien nebenher: ſicilianiſche Weiſen, Tänze, Saltarelli, Canzoni a ballo, ein ganzes Quodlibet, auf Guirlandenart leicht aneinander gehängt. Die jüngere Prinzeß, ein holdes unbefangenes Geſchöpf, etwa von meinem Alter, begleitete den Takt gar artig mit Kopfnicken; ihr Lächeln und die langen Wimpern ihrer Augen kann ich noch heute vor mir ſehen.

Nun laſſen Sie mich kürzlich den Verlauf der Poſſe noch erzählen, obſchon er weiter nichts zu meiner Sache thut. Man kann ſich nicht leicht etwas Hübſcheres denken. Während dem das Scharmützel allmählich ausging und nur noch einzelne Würfe gewechſelt wurden, die Mädchen ihre goldenen Aepfel ſammelten und in den Korb zurück brachten, hatte drüben ein Knabe, wie ſpielenderweis, ein breites, grüngeſtricktes Netz ergriffen und kurze Zeit unter dem Waſſer gehalten; er hob es auf, und zum Erſtaunen Aller fand ſich ein großer, blau, grün und goldſchimmernder Fiſch in demſelben. Die Nächſten ſprangen eifrig zu, um ihn heraus zu holen, da glitt er ihnen aus den Händen, als wär' es wirklich ein lebendiger, und fiel in die See. Das war nun eine abgeredte Kriegsliſt, die Rothen zu bethören und aus dem Schiff zu locken. Dieſe, gleichſam bezaubert von dem Wunder, ſobald ſie merkten, daß das Thier nicht untertauchen wollte, nur immer auf der Oberfläche ſpielte, beſannen ſich nicht einen Augenblick, ſtürzten ſich alle ins Meer, die Grünen ebenfalls, und alſo ſah man zwölf gewandte, wohlgeſtalte Schwimmer, den fliehenden Fiſch zu erhaſchen bemüht, indem er auf den Wellen gaukelte, minutenlang unter denſelben verſchwand, bald da, bald dort, dem einen zwiſchen den Beinen, dem andern zwiſchen Bruſt und Kinn herauf, wieder zum Vorſchein kam. Auf Einmal, wie die Rothen eben am hitzigſten auf ihren Fang aus waren, erſah die andere Partie ihren Vortheil und erſtieg ſchnell wie der Blitz das fremde, ganz den Mädchen überlaſſene Schiff unter großem Gekreiſche der letztern. Der nobelſte der Burſchen, wie ein Mercur gewachſen, flog mit freudeſtrahlendem Geſicht auf die ſchönſte zu, umfaßte, küßte ſie, die, weit entfernt in das Geſchrei der andern einzuſtimmen, ihre Arme gleichfalls feurig um den ihr wohlbekannten Jüngling ſchlang. Die betrogene Schaar ſchwamm zwar eilends herbei, wurde aber mit Rudern und Waffen vom Bord abgetrieben. Ihre unnütze Wuth, das Angſtgeſchrei der Mädchen, der gewaltſame Widerſtand einiger von ihnen, ihr Bitten und Flehen, faſt erſtickt vom übrigen Allarm des Waſſers, der Muſik, die plötzlich einen andern Charakter angenommen hatte — es war ſchön über alle Beſchreibung, und die Zuſchauer brachen darüber in einen Sturm von Begeiſterung aus.

In dieſem Moment nun entwickelte ſich das bisher locker eingebundene Segel: daraus ging ein roſiger Knabe hervor mit ſilbernen Schwingen, mit Bogen, Pfeil und Köcher, und in anmuthvoller Stellung ſchwebte er frei auf der Stange. Schon ſind die Ruder alle in voller Thätigkeit, das Segel blähte ſich auf: allein gewaltiger als beides ſchien die Gegenwart des Gottes und ſeine heftig vorwärts eilende Gebärde das Fahrzeug fortzutreiben, dergeſtalt, daß die faſt athemlos nachſetzenden Schwimmer, deren Einer den goldenen Fiſch hoch mit der Linken über ſeinem Haupte hielt, die Hoffnung bald aufgaben, und bei erſchöpften Kräften nothgedrungen ihre Zuflucht zu dem verlaſſenen Schiffe nahmen. Derweil haben die Grünen eine kleine bebuſchte Halbinſel erreicht, wo ſich unerwartet ein ſtattliches Boot mit bewaffneten Kameraden im Hinterhalt zeigte. Im Angeſicht ſo drohender Umſtände pflanzte das Häuſchen eine weiße Flagge auf, zum Zeichen, daß man gütlich unterhandeln wolle. Durch ein gleiches Signal von jenſeits ermuntert, fuhren ſie auf jenen Haltort zu, und bald ſah man daſelbſt die guten Mädchen alle, bis auf die Eine, die mit Willen blieb, vergnügt mit ihren Liebhabern das eigene Schiff beſteigen. — Hiemit war die Komödie beendigt.

Mir däucht, ſo flüſterte Eugenie mit leuchtenden Augen dem Baron in einer Pauſe zu, worin ſich Jedermann beifällig über das eben Gehörte ausſprach, wir haben hier eine gemalte Symphonie von Anfang bis zu Ende gehabt, und ein vollkommenes Gleichniß überdieß des Mozartiſchen Geiſtes ſelbſt in ſeiner ganzen Heiterkeit! Hab' ich nicht Recht? Iſt nicht die ganze Anmuth Figaro's darin?

Der Bräutigam war im Begriff, ihre Bemerkung dem Componiſten mitzutheilen, als dieſer zu reden fortfuhr.

Es ſind nun ſiebzehn Jahre her, daß ich Italien ſah. Wer, der es einmal ſah, inſonderheit Neapel, denkt nicht ſein Lebenlang daran, und wär' er auch, wie ich, noch halb in Kinderſchuhen geſteckt! So lebhaft aber, wie heut in Ihrem Garten, war mir der letzte ſchöne Abend am Golf kaum jemals wieder aufgegangen. Wenn ich die Augen ſchloß — ganz deutlich, klar und hell, den letzten Schleier von ſich hauchend, lag die himmliſche Gegend vor mir verbreitet! Meer und Geſtade, Berg und Stadt, die bunte Menſchenmenge an dem Ufer hin, und dann das wunderſame Spiel der Bälle durcheinander! Ich glaubte wieder dieſelbe Muſik in den Ohren zu haben, ein ganzer Roſenkranz von fröhlichen Melodieen zog innerlich an mir vorbei, Fremdes und Eigenes, Crethi und Plethi eins immer das andere ablöſend. Von ungefähr ſpringt ein Tanzliedchen hervor, Sechsachtelstakt, mir völlig neu. — Halt, dacht' ich, was giebt's hier? Das ſcheint ein ganz verteufelt niedliches Ding! Ich ſehe näher zu — alle Wetter! das iſt ja Maſetto, das iſt ja Zerline! — Er lachte gegen Madame Mozart hin, die ihn ſogleich errieth.

Die Sache, fuhr er fort, iſt einfach dieſe. In meinem erſten Akt blieb eine kleine leichte Nummer unerledigt, Duett und Chor einer ländlichen Hochzeit. Vor zwei Monaten nämlich, als ich dieſes Stück der Ordnung nach vornehmen wollte, da fand ſich auf den erſten Wurf das Rechte nicht alsbald. Eine Weiſe, einfältig und kindlich und ſprützend von Fröhlichkeit über und über, ein friſcher Buſenſtrauß mit Flatterband dem Mädel angeſteckt, ſo mußte es ſein. Weil man nun im Geringſten nichts erzwingen ſoll, und weil dergleichen Kleinigkeiten ſich oft gelegentlich von ſelber machen, ging ich darüber weg und ſah mich im Verfolg der größeren Arbeit kaum wieder danach um. Ganz flüchtig kam mir heut im Wagen, kurz eh' wir ins Dorf herein fuhren, der Text in den Sinn; da ſpann ſich denn weiter nichts an, zum wenigſten nicht daß ich's wüßte. Genug, ein Stündchen ſpäter, in der Laube beim Brunnen, erwiſch' ich ein Motiv, wie ich es glücklicher und beſſer zu keiner andern Zeit, auf keinem andern Weg erfunden haben würde. Man macht bisweilen in der Kunſt beſondere Erfahrungen, ein ähnlicher Streich iſt mir nie vorgekommen. Denn eine Melodie, dem Vers wie auf den Leib gegoſſen — doch um nicht vorzugreifen, ſo weit ſind wir noch nicht, der Vogel hatte nur den Kopf erſt aus dem Ei, und auf der Stelle fing ich an, ihn vollends rein herauszuſchälen. Dabei ſchwebte mir lebhaft der Tanz der Zerline vor Augen, und wunderlich ſpielte zugleich die lachende Landſchaft am Golf von Neapel herein. Ich hörte die wechſelnden Stimmen des Brautpaars, die Dirnen und Burſche im Chor.

Hier trällerte Mozart ganz luſtig den Anfang des Liedchens:

Giovinette, che fate all' amore, che fate all' amore,
Non lasciate, che passi l'età, che passi l'età, che
passi l'età
Se nel seno vi bulica il core, vi bulica il core,
Il remedio vedete lo qua! La la la! La la la!
Che piacer, che piacer che sarà!
Ah la la! Ah la la u. ſ. f. *)

Mittlerweile hatten meine Hände das große Unheil angerichtet. Die Nemeſis lauerte ſchon an der

---

*) Liebe Schweſtern, zur Liebe geboren,
Nützt der Jugend ſchön blühende Zeit!
Hängt ihr 's Köpfchen in Sehnſucht verloren,
Amor iſt euch zu helfen bereit.
Tral la la!
Welch Vergnügen erwartet euch da! u. ſ. w.

Hecke und trat jetzt hervor in Geſtalt des entſetzlichen Mannes im galonirten blauen Rock. Ein Ausbruch des Veſuvio, wenn er in Wirklichkeit damals an dem göttlichen Abend am Meer Zuſchauer und Acteurs, die ganze Herrlichkeit Parthenope's mit einem ſchwarzen Aſchenregen urplötzlich verſchüttet und zugedeckt hätte, bei Gott, die Kataſtrophe wäre mir nicht unerwarteter und ſchrecklicher geweſen. Der Satan der! ſo heiß hat mir nicht leicht Jemand gemacht. Ein Geſicht wie aus Erz — einigermaßen dem grauſamen römiſchen Kaiſer Tiberius ähnlich! Sieht ſo der Diener aus, dacht' ich, nachdem er weggegangen, wie mag erſt Seine Gnaden ſelbſt drein ſehen! Jedoch, die Wahrheit zu geſtehn, ich rechnete ſchon ziemlich auf den Schutz der Damen, und das nicht ohne Grund. Denn dieſe Stanzel da, mein Weibchen, etwas neugierig von Natur, ließ ſich im Wirthshaus von der dicken Frau das Wiſſenswürdigſte von denen ſämmtlichen Perſönlichkeiten der gnädigen Herrſchaft in meinem Beiſein erzählen, ich ſtand dabei und hörte ſo —

Hier konnte Madame Mozart nicht umhin, ihm in das Wort zu fallen und auf das Angelegentlichſte zu verſichern, daß im Gegentheil Er der Ausfrager geweſen; es kam zu heiteren Conteſtationen zwiſchen Mann und Frau, die viel zu lachen gaben. — Dem ſei nun wie ihm wolle, ſagte er, kurzum, ich hörte ſo entfernt etwas von einer lieben Pflegetochter, welche Braut, ſehr ſchön, dazu die Güte ſelber ſei und ſinge wie ein Engel. Por Dio! fiel mir jetzt ein: das hilft dir aus der Lauge! Du ſetz'ſt dich auf der Stelle hin, ſchreibſt's Liedchen auf, ſo weit es geht, erklärſt die Sottiſe der Wahrheit gemäß, und es gibt einen trefflichen Spaß. Gedacht, gethan. Ich hatte Zeit genug, auch fand ſich noch ein ſauberes Bögchen grün linirt, Papier. — Und hier iſt das Produkt! Ich lege es in dieſe ſchönen Hände, ein Brautlied aus dem Stegreif, wenn Sie es dafür gelten laſſen.

So reichte er ſein reinlichſt geſchriebenes Notenblatt Eugenien über den Tiſch, des Onkels Hand kam aber der ihrigen zuvor, er haſchte es hinweg und rief: Geduld noch einen Augenblick, mein Kind!

Auf ſeinen Wink that ſich die Flügelthüre des Salons weit auf, und es erſchienen einige Diener, die den verhängnißvollen Pomeranzenbaum anſtändig, ohne Geräuſch in den Saal hereintrugen und an der Tafel unten auf eine Bank niederſetzten; gleichzeitig wurden rechts und links zwei ſchlanke Myrthenbäumchen aufgeſtellt. Eine am Stamm des Orangenbaums befeſtigte Inſchrift bezeichnete ihn als Eigenthum der Braut; vorn aber, auf dem Moosgrund, ſtand, mit einer Serviette bedeckt, ein Porzellanteller, der, als man das Tuch hinwegnahm, eine zerſchnittene Orange zeigte, neben welche der Oheim mit liſtigem Blick des Meiſters Autographon ſteckte. Allgemeiner unendlicher Jubel erhob ſich darüber.

Ich glaube gar, ſagte die Gräfin, Eugenie weiß noch nicht einmal, was eigentlich da vor ihr ſteht? Sie kennt wahrhaftig ihren alten Liebling in ſeinem neuen Flor und Früchteſchmuck nicht mehr!

Beſtürzt, ungläubig ſah das Fräulein bald den Baum, bald ihren Oheim an. Es iſt nicht möglich, ſagte ſie, ich weiß ja wohl, er war nicht mehr zu retten.

Du meinſt alſo, verſetzte jener, man habe dir nur irgend ungefähr ſo ein Erſatzſtück ausgeſucht? Das wär' was Rechts! Nein, ſieh nur her — ich muß es machen, wie's in der Komödie der Brauch iſt, wo ſich die todtgeglaubten Söhne oder Brüder durch ihre Muttermäler und Narben legitimiren. Schau dieſen Auswuchs da! und hier die Schrunde übers Kreuz, du mußt ſie hundertmal bemerkt haben. Nun, iſt er's oder iſt er's nicht? — Sie konnte nicht mehr zweifeln; ihr Staunen, ihre Rührung und Freude war unbeſchreiblich.

Es knüpfte ſich an dieſen Baum für die Familie das mehr als hundertjährige Gedächtniß einer ausgezeichneten Frau, welche wohl verdient, daß wir ihrer mit Wenigem hier gedenken.

Des Oheims Großvater, durch ſeine diplomatiſchen Verdienſte im Wiener Cabinet rühmlich bekannt, von zwei Regenten nach einander mit gleichem Vertrauen beehrt, war innerhalb ſeines eigenen Hauſes nicht minder glücklich im Beſitz einer vortrefflichen Gemahlin, Renate Leonore. Ihr wiederholter Aufenthalt in Frankreich brachte ſie vielfach mit dem glänzenden Hofe Ludwig's XIV. und mit den bedeutendſten Männern und Frauen dieſer merkwürdigen Epoche in Berührung. Bei ihrer unbefangenen Theilnahme an jenem ſteten Wechſel des geiſtreichſten Lebensgenuſſes verleugnete ſie auf keinerlei Art, in Worten und Werken, die angeſtammte deutſche Ehrenfeſtigkeit und ſittliche Strenge, die ſich in den kräftigen Zügen des noch vorhandenen Bildniſſes der Gräfin unverkennbar ausprägt. Vermöge eben dieſer Denkungsweiſe übte ſie in der gedachten Societät eine eigenthümliche naive Oppoſition, und ihre hinterlaſſene Correſpondenz weiſ't eine Menge Spuren davon auf, mit wie viel Freimuth und herzhafter Schlagfertigkeit, es mochte nun von Glaubensſachen, von Literatur und Politik, oder von was immer die Rede ſein, die originelle Frau ihre geſunden Grundſätze und Anſichten zu vertheidigen, die Blößen der Geſellſchaft anzugreifen wußte, ohne doch dieſer im mindeſten ſich läſtig zu machen. Ihr reges Intereſſe für ſämmtliche Perſonen, die man im Hauſe einer Ninon, dem eigentlichen Herd der feinſten Geiſtesbildung, treffen konnte, war demnach ſo beſchaffen und geregelt, daß es ſich mit dem höheren Freundſchaftsverhältniß zu einer der edelſten Damen jener Zeit, der Frau von Sévigné, vollkommen wohl vertrug. Neben manchen muthwilligen Scherzen Chapelle's an ſie, vom Dichter eigenhändig auf Blätter mit ſilberblumigem Rande gekritzelt, fanden ſich die liebevollſten Briefe der Marquiſin und ihrer Tochter an die ehrliche Freundin aus Oeſterreich nach ihrem Tod in einem Ebenholzſchränkchen der Großmutter vor.

Frau von Sévigné war es denn auch, aus deren Hand ſie eines Tages, bei einem Feſte zu Trianon, auf der Terraſſe des Gartens den blühenden Orangenzweig empfing, den ſie ſofort auf das Gerathewohl in einen Topf ſetzte und glücklich angewurzelt mit nach Deutſchland nahm.

Wohl fünfundzwanzig Jahre wuchs das Bäumchen unter ihren Augen allgemach heran und wurde ſpäter von Kindern und Enkeln mit äußerſter Sorgfalt gepflegt. Es konnte nächſt ſeinem perſönlichen Werthe zugleich als lebendes Symbol der feingeiſtigen Reize eines beinahe vergötterten Zeitalters gelten, worin wir heutzutage freilich des wahrhaft Preiſenswerthen wenig finden können, und das ſchon eine unheilvolle Zukunft in ſich trug, deren welterſchütternder Eintritt dem Zeitpunkt unſerer harmloſen Erzählung bereits nicht ferne mehr lag.

Die meiſte Liebe widmete Eugenie dem Vermächtniß der würdigen Ahnfrau, weßhalb der Oheim öfters merken ließ, es dürfte wohl einſt eigens in ihre Hände übergehen. Deſto ſchmerzlicher war es dem Fräulein denn auch, als der Baum im Frühling des vorigen Jahres, den ſie nicht hier zubrachte, zu trauern begann, die Blätter gelb wurden und viele Zweige abſtarben. In Betracht, daß irgend eine beſondere Urſache ſeines Verkommens durchaus nicht zu entdecken war und keinerlei Mittel anſchlug, gab ihn der Gärtner bald verloren, obwohl er ſeiner natürlichen Ordnung nach leicht zwei und dreimal älter werden konnte. Der Graf hingegen, von einem benachbarten Kenner berathen, ließ ihn nach einer ſonderbaren, ſelbſt räthſelhaften Vorſchrift, wie ſie das Landvolk häufig hat, in einem abgeſonderten Raume ganz insgeheim behandeln, und ſeine Hoffnung, die geliebte Nichte eines Tags mit dem zu neuer Kraft und voller Fruchtbarkeit gelangten alten Freund zu überraſchen, ward über alles Erwarten erfüllt. Mit Ueberwindung ſeiner Ungeduld und nicht ohne Sorge, ob denn wohl auch die Früchte, von denen etliche zuletzt den höchſten Grad der Reife hatten, ſo lang am Zweige halten würden, verſchob er die Freude um mehrere Wochen auf das heutige Feſt, und es bedarf nun weiter keines Worts darüber, mit welcher Empfindung der gute Herr ein ſolches Glück noch im letzten Moment durch einen Unbekannten ſich verkümmert ſehen mußte.

Der Lieutenant hatte ſchon vor Tiſche Gelegenheit und Zeit gefunden, ſeinen dichteriſchen Beitrag zu der feierlichen Uebergabe ins Reine zu bringen und ſeine vielleicht ohnehin etwas zu ernſt gehaltenen Verſe durch einen veränderten Schluß den Umſtänden möglichſt anzupaſſen. Er zog nunmehr ſein Blatt hervor, das er, vom Stuhle ſich erhebend und an die Couſine gewendet, vorlas. Der Inhalt der Strophen war kurz gefaßt dieſer:

Ein Nachkömmling des vielgprieſ'nen Baums der Heſperiden, der vor Alters, auf einer weſtlichen Inſel, im Garten der Juno, als eine Hochzeitgabe für ſie von Mutter Erde hervorgeſproßt war, und welchen die drei melodiſchen Nymphen bewachten, hat eine ähnliche Beſtimmung von jeher gewünſcht und gehofft, da der Gebrauch, eine herrliche Braut mit ſeinesgleichen zu beſchenken, von den Göttern vorlängſt auch unter die Sterblichen kam.

Nach langem vergeblichen Warten ſcheint endlich die Jungfrau gefunden, auf die er ſeine Blicke richten darf. Sie erzeigt ſich ihm günſtig und verweilt oft bei ihm. Doch der muſiſche Lorbeer, ſein ſtolzer Nachbar am Bord der Quelle, hat ſeine Eiferſucht erregt, indem er droht, der kunſtbegabten Schönen Herz und Sinn für die Liebe der Männer zu rauben. Die Myrthe tröſtet ihn umſonſt und lehrt ihn Geduld durch ihr eigenes Beiſpiel; zuletzt jedoch iſt es die andauernde Abweſenheit der Liebſten, was ſeinen Gram vermehrt und ihm, nach kurzem Siechthum, tödtlich wird.

Der Sommer bringt die Entfernte und bringt ſie mit glücklich umgewandtem Herzen zurück. Das Dorf, das Schloß, der Garten, alles empfängt ſie mit tauſend Freuden. Roſen und Lilien, in erhöhtem Schimmer, ſehen entzückt und beſchämt zu ihr auf, Glück winken ihr Sträucher und Bäume: für Einen, ach, den edelſten, kommt ſie zu ſpät. Sie findet ſeine Krone verdorrt, ihre Finger betaſten den lebloſen Stamm und die klirrenden Spitzen ſeines Gezweigs. Er kennt und ſieht ſeine Pflegerin nimmer. Wie weint ſie, wie ſtrömt ihre zärtliche Klage!

Apollo von weitem vernimmt die Stimme der Tochter. Er kommt, er tritt herzu und ſchaut mitfühlend ihren Jammer. Alsbald mit ſeinen allheilenden Händen berührt er den Baum, daß er in ſich erbebt, der vertrocknete Saft in der Rinde gewaltſam anſchwillt, ſchon junges Laub ausbricht, ſchon weiße Blumen da und dort in ambroſiſcher Fülle aufgehen. Ja — denn was vermöchten die Himmliſchen nicht? — ſchön runde Früchte ſetzen an, dreimal drei, nach der Zahl der neun Schweſtern; ſie wachſen und wachſen, ihr kindliches Grün zuſehends mit der Farbe des Goldes vertauſchend. Phöbus — ſo ſchloß ſich das Gedicht —

Phöbus überzählt die Stücke,
Weidet ſelbſten ſich daran,
Ja, es fängt im Augenblicke
Ihm der Mund zu wäſſern an;

Lächelnd nimmt der Gott der Töne
Von der ſaftigſten Beſitz:
Laß uns theilen, holde Schöne,
Und für Amorn — dieſen Schnitz!

Der Dichter erntete rauſchenden Beifall, und gern verzieh man die barocke Wendung, durch welche der Eindruck des wirklich gefühlvollen Ganzen ſo völlig aufgehoben wurde.

Franziska, deren froher Mutterwitz ſchon zu verſchiedenen malen bald durch den Hauswirth, bald durch Mozart in Bewegung geſetzt worden war, lief jetzt geſchwinde, wie von ungefähr an etwas erinnert, hinweg und kam zurück mit einem braunen engliſchen Kupferſtich größten Formats, welcher wenig beachtet in einem ganz entfernten Cabinet unter Glas und Rahmen hing.

Es muß doch wahr ſein, was ich immer hörte, rief ſie aus, indem ſie das Bild am Ende der Tafel aufſtellte, daß ſich unter der Sonne nichts Neues begiebt! Hier eine Scene aus dem goldenen Weltalter — und haben wir ſie nicht erſt heute erlebt? Ich hoffe doch, Apollo werde ſich in dieſer Situation erkennen.

Vortrefflich! triumphirte Max, da hätten wir ihn ja, den ſchönen Gott, wie er ſich juſt gedankenvoll über den heiligen Quell hinbeugt. Und damit nicht genug — dort, ſeht nur, einen alten Satyr hinten im Gebüſch, der ihn belauſcht! Man möchte darauf ſchwören, Apoll beſinnt ſich eben auf ein lange vergeſſenes arkadiſches Tänzchen, das ihn in ſeiner Kindheit der alte Chiron zu der Cither lehrte.

So iſt's! nicht anders! applaudirte Franziska, die hinter Mozart ſtand. Und, fuhr ſie gegen dieſen fort, bemerken Sie auch wohl den fruchtbeſchwerten Aſt, der ſich zum Gott herunter ſenkt?

Ganz recht; es iſt der ihm geweihte Oelbaum.

Keineswegs! die ſchönſten Apfelſinen ſind's!

Gleich wird er ſich in der Zerſtreuung eine herunter holen.

Vielmehr, rief Mozart, er wird gleich dieſen Schelmenmund mit tauſend Küſſen ſchließen! Damit erwiſchte er ſie am Arm und ſchwur, ſie nicht mehr loszulaſſen, bis ſie ihm ihre Lippen reiche, was ſie denn auch ohne vieles Sträuben that.

Erkläre uns doch, Max, ſagte die Gräfin, was unter dem Bilde hier ſteht.

Es ſind Verſe aus einer berühmten Horaziſchen Ode. Der Dichter Ramler in Berlin hat uns das Stück vor kurzem unübertrefflich deutſch gegeben. Es iſt vom höchſten Schwung. Wie prächtig eben dieſe eine Stelle:

— — — „hier, der auf der Schulter
Keinen unthätigen Bogen führet!

Der seines Delos grünenden Mutterhain
Und Patara's beschatteten Strand bewohnt,
Der seines Hauptes goldne Locken
In die kastalischen Fluthen tauchet.“

Schön! wirklich ſchön! ſagte der Graf, nur hie und da bedarf es der Erläuterung. So z. B. „der keinen unthätigen Bogen führet“, hieße natürlich ſchlechtweg: der allezeit einer der fleißigſten Geiger geweſen. Doch, was ich ſagen wollte: beſter Mozart, Sie ſäen Unkraut zwiſchen zwei zärtliche Herzen.

Ich will nicht hoffen — wie ſo?

Eugenie beneidet ihre Freundin und hat auch allen Grund.

Aha, Sie haben mir ſchon meine ſchwache Seite abgemerkt. Aber was ſagt der Bräutigam dazu?

Ein oder zweimal will ich durch die Finger ſehen.

Sehr gut; wir werden der Gelegenheit wahrnehmen. Indeß fürchten Sie nichts, Herr Baron; es hat keine Gefahr, ſo lang mir nicht der Gott hier ſein Geſicht und ſeine langen gelben Haare borgt. Ich wünſchte wohl, er thät's! er ſollte auf der Stelle Mozart's Zopf mit ſammt ſeinem ſchönſten Bandl dafür haben.

Apollo möge aber dann zuſehen, lachte Franziska, wie er es anfängt künftig, ſeinen neuen franzöſiſchen Haarſchmuck mit Anſtand in die kaſtaliſche Fluth zu tauchen.

Unter dieſen und ähnlichen Scherzen ſtieg Luſtigkeit und Muthwillen immer mehr. Die Männer ſpürten nach und nach den Wein, es wurden eine Menge Geſundheiten getrunken, und Mozart kam in den Zug, nach ſeiner Gewohnheit in Verſen zu ſprechen, wobei ihm der Lieutenant das Gleichgewicht hielt und auch der Papa nicht zurückbeiben wollte; es glückte ihm ein paarmal zum Verwundern. Doch ſolche Dinge laſſen ſich für die Erzählung kaum feſthalten, ſie wollen eigentlich nicht wiederholt ſein, weil eben das, was ſie an ihrem Ort unwiderſtehlich macht, die allgemein erhöhte Stimmung, der Glanz, die Jovialität des perſönlichen Ausdrucks in Wort und Blick fehlt.

Unter andern wurde von dem alten Fräulein zu Ehren des Meiſters ein Toaſt ausgebracht, der ihm noch eine ganze lange Reihe unſterblicher Werke verhieß. — A la bonne heure, ich bin dabei! rief Mozart und ſtieß ſein Kelchglas kräftig an. Der Graf begann hierauf mit großer Macht und Sicherheit der Intonation, kraft eigener Eingebung, zu ſingen:

Mögen ihn die Götter ſtärken
Zu den angenehmen Werken —
**Max** (fortfahrend).
Wovon der da Ponte weder,
Noch der große Schikaneder —
**Mozart.**
Noch bi Gott der Componiſt
's Mindeſt' weiß zu dieſer Friſt!
**Graf.**
Alle, alle ſoll ſie jener
Haupt-Spitzbub von Italiener
Noch erleben, wünſch' ich ſehr,
Unſer Signor Bonbonnière!*)

---

*) So nannte Mozart unter Freunden ſeinen Collegen Salieri, der wo er ging und ſtand Zuckerwerk naſchte, zugleich mit Anſpielung auf das Zierliche ſeiner Perſon.

Max.

Gut, ich geb' ihm hundert Jahre —

Mozart.

Wenn ihn nicht ſammt ſeiner Waare —

Alle drei con forza.

Noch der Teufel holt vorher,
Unſern Monſieur Bonbonnière.

Durch des Grafen ausnehmende Singluſt ſchweifte das zufällig entſtandene Terzett mit Wiederaufnahme der letzten vier Zeilen in einen ſogenannten endlichen Canon aus, und die Fräulein Tante beſaß Humor oder Selbſtvertrauen genug, ihren verfallenen Soprano mit allerhand Verzierungen zweckdienlich einzumiſchen. Mozart gab nachher das Verſprechen, bei guter Muße dieſen Spaß nach den Regeln der Kunſt expreß für die Geſellſchaft auszuführen, das er auch ſpäter von Wien aus erfüllte.

Eugenie hatte ſich im Stillen längſt mit ihrem Kleinod aus der Laube des Tiberius vertraut gemacht; allgemein verlangte man jetzt das Duett vom Componiſten und ihr geſungen zu hören, und der Oheim war glücklich, im Chor ſeine Stimme abermals geltend zu machen. Alſo erhob man ſich und eilte zum Klavier ins große Zimmer nebenan.

Ein ſo reines Entzücken nun auch das köſtliche Stück bei allen erregte, ſo führte doch ſein Inhalt ſelbſt, mit einem raſchen Uebergang, auf den Gipfel geſelliger Luſt, wo die Muſik an und für ſich nicht weiter in Betracht mehr kommt, und zwar gab zuerſt unſer Freund das Signal, indem er vom Klavier aufſprang, auf Franziska zuging und ſie, während Max bereitwilligſt die Violine ergriff, zu einem Schleiſer perſuadirte. Der Hauswirth ſäumte nicht, Madame Mozart aufzuſordern. Im Nu waren alle beweglichen Möbel, den Raum zu erweitern, durch geſchäftige Diener entfernt. Es mußte nach und nach ein jedes an die Tour, und Fräulein Tante nahm es keineswegs übel, daß der galante Lieutenant ſie zu einer Menuet abholte, worin ſie ſich völlig verjüngte. Schließlich, als Mozart mit der Braut den Kehraus tanzte, nahm er ſein verſichertes Recht auf ihren ſchönen Mund in beſter Form dahin.

Der Abend war herbeigekommen, die Sonne nah am Untergehen, es wurde nun erſt angenehm im Freien, daher die Gräfin den Damen vorſchlug, ſich im Garten noch ein wenig zu erholen. Der Graf dagegen lud die Herren auf das Billardzimmer, da Mozart bekanntlich dies Spiel ſehr liebte. So theilte man ſich denn in zwei Partien, und wir unſererſeits folgen den Frauen.

Nachdem ſie den Hauptweg einigemal gemächlich auf- und abgegangen, erſtiegen ſie einen runden, von einem hohen Rebengeländer zur Hälfte umgebenen Hügel, von wo man in das offene Feld, auf das Dorf und die Landſtraße ſah. Die letzten Strahlen der herbſtlichen Sonne funkelten röthlich durch das Weinlaub herein.

Wäre hier nicht vertraulich zu ſitzen, ſagte die Gräfin, wenn Madame Mozart uns etwas von ſich und dem Gemahl erzählen wollte?

Sie war ganz gerne bereit, und Alle nahmen höchſt behaglich auf den im Kreis herbeigerückten Stühlen Platz.

Ich will Etwas zum Beſten geben, das Sie auf alle Fälle hätten hören müſſen, da ſich ein kleiner Scherz darauf bezieht, den ich im Schilde führe. Ich habe mir in Kopf geſetzt, der Gräfin Braut zur fröhlichen Erinnerung an dieſen Tag ein Angebind von ſonderlicher Qualität zu verehren. Daſſelbe iſt ſo wenig Gegenſtand des Luxus und der Mode, daß es lediglich nur durch ſeine Geſchichte einigermaßen intereſſiren kann.

Was mag das ſein, Eugenie? ſagte Franziska, zum wenigſten das Tintenfaß eines berühmten Mannes.

Nicht allzuweit gefehlt! Sie ſollen es noch dieſe Stunde ſehen; im Reiſekoffer liegt der Schatz. Ich fange an, und werde mit Ihrer Erlaubniß ein wenig weiter ausholen.

Vorletzten Winter wollte mir Mozart's Geſundheitszuſtand durch vermehrte Reizbarkeit und häufige Verſtimmung, ein fieberhaftes Weſen, nachgerade bange machen. In Geſellſchaft noch zuweilen luſtig, oft mehr als recht natürlich, war er zu Haus meiſt trüb in ſich hinein, ſeufzte und klagte. Der Arzt empfahl ihm Diät, Pyrmonter und Bewegung außerhalb der Stadt. Der Patient gab nicht viel auf den guten Rath; die Cur war unbequem, zeitraubend, ſeinem Taglauf ſchnurſtracks entgegen. Nun machte ihm der Doktor die Hölle etwas heiß, er mußte eine lange Vorleſung anhören von der Beſchaffenheit des menſchlichen Geblüts, von denen Kügelgens darin, vom Athemholen und vom Phlogiſton — halt unerhörte Dinge; auch wie es eigentlich gemeint ſei von der Natur mit Eſſen, Trinken und Verdauen, das eine Sache iſt, worüber Mozart bis dahin ganz eben ſo unſchuldig dachte wie ſein Junge von fünf Jahren. Die Lection, in der That, machte merklichen Eindruck. Der Doktor war noch keine halbe Stunde weg, ſo find' ich meinen Mann nachdenklich, aber mit aufgeheitertem Geſicht, auf ſeinem Zimmer über der Betrachtung eines Stocks, den er in einem Schrank mit alten Sachen ſuchte und auch glücklich fand; ich hätte nicht gemeint, daß er ſich deſſen nur erinnerte. Er ſtammte noch von meinem Vater, ein ſchönes Rohr mit hohem Knopf von Lapis Lazuli. Nie ſah man einen Stock in Mozart's Hand; ich mußte lachen.

Du ſiehſt, rief er, ich bin daran, mit meiner Cur mich völlig ins Geſchirr zu werfen. Ich will das Waſſer trinken, mir alle Tage Motion im Freien machen und mich dabei dieſes Stabes bedienen. Da ſind mir nun verſchiedene Gedanken beigegangen. Es iſt doch nicht umſonſt, dacht' ich, daß andere Leute, was da geſetzte Männer ſind, den Stock nicht miſſen können. Der Commerzienrath, unſer Nachbar, geht niemals über die Straße, ſeinen Gevatter zu beſuchen, der Stock muß mit. Profeſſioniſten und Beamte, Kanzleiherrn, Krämer und Chalanten, wenn ſie am Sonntag mit Familie vor die Stadt ſpazieren, ein jeder führt ſein wohlgedientes, rechtſchaffenes Rohr mit ſich. Vornehmlich hab' ich oft bemerkt, wie auf dem Stephansplatz, ein Viertelſtündchen vor der Predigt und dem Amt, ehrſame Bürger da und dort truppweis beiſammen ſtehen im Geſpräch: hier kann man ſo recht ſehen, wie eine jede ihrer ſtillen Tugenden, ihr Fleiß und Ordnungsgeiſt, gelaßner Muth, Zufriedenheit, ſich auf die wackern Stöcke gleichſam als eine gute Stütze lehnt und ſtemmt. Mit Einem Wort, es muß ein Segen und beſonderer Troſt in der altväteriſchen und immerhin etwas geſchmackloſen Gewohnheit liegen. Du magſt es glauben oder nicht, ich kann es kaum erwarten, bis ich mit dieſem guten Freund das erſtemal im Geſundheitspaß über die Brücke nach dem Rennweg promenire! Wir kennen uns bereits ein wenig, und ich hoffe, daß unſere Verbindung für alle Zeit geſchloſſen iſt.

Die Verbindung war von kurzer Dauer: das dritte mal, daß beide mit einander aus waren, kam der Begleiter nicht mehr mit zurück. Ein anderer wurde angeſchafft, der etwas länger Treue hielt, und jedenfalls ſchrieb ich der Stockliebhaberei ein gut Theil von der Ausdauer zu, womit Mozart drei Wochen lang der Vorſchrift ſeines Arztes ganz erträglich nachkam. Auch blieben die guten Folgen nicht aus; wir ſahen ihn faſt nie ſo friſch, ſo hell und von ſo gleichmäßiger Laune. Doch machte er ſich leider in kurzem wieder allzu grün, und täglich hatt' ich deßhalb meine Noth mit ihm. Damals geſchah es nun, daß er, ermüdet von der Arbeit eines anſtrengenden Tages, noch ſpät, ein paar neugieriger Reiſenden wegen, zu einer muſikaliſchen Soirée ging — auf eine Stunde bloß, verſprach er mir heilig und theuer; doch das ſind immer die Gelegenheiten, wo die Leute, wenn er nur erſt am Flügel feſtſitzt und im Feuer iſt, ſeine Gutherzigkeit am mehrſten mißbrauchen; denn da ſitzt er alsdann wie das Männchen in einer Montgolfière, ſechs Meilen hoch über dem Erdboden ſchwebend, wo man die Glocken nicht mehr ſchlagen hört. Ich ſchickte den Bedienten zweimal mitten in der Nacht dahin, umſonſt, er konnte nicht zu ſeinem Herrn gelangen. Um drei Uhr früh kam dieſer denn endlich nach Haus. Ich nahm mir vor, den ganzen Tag ernſtlich mit ihm zu ſchmollen.

Hier überging Madame Mozart einige Umſtände mit Stillſchweigen. Es war, muß man wiſſen, nicht unwahrſcheinlich, daß zu gedachter Abendunterhaltung auch eine junge Sängerin, Signora Malerbi, kommen würde, an welcher Frau Conſtanze mit allem Recht

Aergerniß nahm. Dieſe Römerin war durch Mozart's Verwendung bei der Oper angeſtellt worden, und ohne Zweifel hatten ihre koketten Künſte nicht geringen Antheil an der Gunſt des Meiſters. Sogar wollten Einige wiſſen, ſie habe ihn mehrere Monate lang eingezogen und heiß genug auf ihrem Roſt gehalten. Ob dies nun völlig wahr ſei oder ſehr übertrieben, gewiß iſt, ſie benahm ſich nachher frech und undankbar, und erlaubte ſich ſelbſt Spöttereien über ihren Wohlthäter. So war es ganz in ihrer Art, daß ſie ihn einſt, gegenüber einem ihrer glücklichern Verehrer, kurzweg un piccolo griſo raso (ein kleines raſirtes Schweinsrüſſelchen) nannte. Der Einfall, einer Circe würdig, war um ſo empfindlicher, weil er, wie man geſtehen muß, immerhin ein Körnchen Wahrheit enthielt.*)

Beim Nachhauſegehen von jener Geſellſchaft, bei welcher übrigens die Sängerin zufällig nicht erſchienen war, beging ein Freund im Uebermuth des Weins die Indiscretion, dem Meiſter dies boshafte Wort zu verrathen. Er wurde ſchlecht davon erbaut, denn eigentlich war es für ihn der erſte unzweideutige Beweis von der gänzlichen Herzloſigkeit ſeines Schützlings. Vor lauter Entrüſtung darüber empfand er nicht einmal ſogleich den froſtigen Empfang am Bette ſeiner Frau. In Einem Athem theilte er ihr die Beleidigung mit, und dieſe Ehrlichkeit läßt wohl auf einen mindern Grad von Schuldbewußtſein ſchließen. Faſt machte er ihr Mitleid rege. Doch hielt ſie gefliſſentlich an ſich, es ſollte ihm nicht ſo leicht hingehen. Als er von einem ſchweren Schlaf kurz nach Mittag erwachte, fand er das Weibchen ſammt den beiden Knaben nicht zu Hauſe, vielmehr ſäuberlich den Tiſch für ihn allein gedeckt.

---

*) Man hat hier ein älteres kleines Profilbild im Auge, das, gut gezeichnet und geſtochen, ſich auf dem Titelblatte eines Mozart'ſchen Klavierwerks befindet, unſtreitig das ähnlichſte von allen, auch neuerdings im Kunſthandel erſchienenen Porträts.

Von jeher gab es wenige Dinge, welche Mozart ſo unglücklich machten, als wenn nicht alles hübſch eben und heiter zwiſchen ihm und ſeiner guten Hälfte ſtand. Und hätte er nun erſt gewußt, welche weitere Sorge ſie ſchon ſeit mehreren Tagen mit ſich herum trug! — eine der ſchlimmſten in der That, mit deren Eröffnung ſie ihn nach alter Gewohnheit ſo lange wie möglich verſchonte. Ihre Baarſchaft war eheſtens alle, und keine Ausſicht auf baldige Einnahme da. Ohne Ahnung von dieſer häuslichen Extremität war gleichwohl ſein Herz auf eine Art beklommen, die mit jenem verlegenen hülfloſen Zuſtand eine gewiſſe Aehnlichkeit hatte. Er mochte nicht eſſen, er konnte nicht bleiben. Geſchwind zog er ſich vollends an, um nur aus der Stickluft des Hauſes zu kommen. Auf einem offenen Zettel hinterließ er ein paar Zeilen italieniſch: „Du haſt mir's redlich eingetränkt, und geſchieht mir ſchon recht. Sei aber wieder gut, ich bitte dich, und lache wieder, bis ich heim komme. Mir iſt zu Muth, als möcht' ich ein Carthäuſer und Trappiſte werden, ein rechter Heulochs, ſag' ich dir!" — Sofort nahm er den Hut, nicht aber auch den Stock zugleich; der hatte ſeine Epoche paſſirt.

Haben wir Frau Conſtanze bis hieher in der Erzählung abgelöſ't, ſo können wir auch wohl noch eine kleine Strecke weiter fortfahren.

Von ſeiner Wohnung, bei der Schranne, rechts gegen das Zeughaus einbiegend, ſchlenderte der theure Mann — es war ein warmer, etwas umwölkter Sommernachmittag — nachdenklich läſſig über den ſogenannten Hof, und weiter an der Pfarre zu unſrer lieben Frau vorbei, dem Schottenthor entgegen, wo er ſeitwärts zur Linken auf die Mölkerbaſtei ſtieg und dadurch der Anſprache mehrerer Bekannten, die eben zur Stadt herein kamen, entging. Nur kurze Zeit genoß er hier, obwohl von einer ſtumm bei den Kanonen auf und nieder gehenden Schildwache nicht beläſtigt, der vortrefflichen Ausſicht über die grüne Ebene des Glacis und die Vorſtädte hin nach dem Kahlenberg und ſüdlich nach den ſteieriſchen Alpen. Die ſchöne Ruhe der äußern Natur widerſprach ſeinem innern Zuſtand. Mit einem Seufzer ſetzte er ſeinen Gang über die Eſplanade und ſodann durch die Alſer-Vorſtadt ohne beſtimmten Zielpunkt fort.

Am Ende der Währinger Gaſſe lag eine Schenke mit Kegelbahn, deren Eigenthümer, ein Seilermeiſter, durch ſeine gute Waare, wie durch die Reinheit ſeines Getränks, den Nachbarn und Landleuten, die ihr Weg vorüber führte, gar wohl bekannt war. Man hörte Kegelſchieben, und übrigens ging es bei einer Anzahl von höchſtens einem Dutzend Gäſten mäßig zu. Ein kaum bewußter Trieb, ſich unter anſpruchloſen, natürlichen Menſchen in etwas zu vergeſſen, bewog den Muſiker zur Einkehr. Er ſetzte ſich an einen der ſparſam von Bäumen beſchatteten Tiſche zu einem Wiener Brunnen-Obermeiſter und zwei andern Spießbürgern, ließ ſich ein Schöppchen kommen und nahm an ihrem ſehr alltäglichen Discurs eingehend Theil, ging dazwiſchen umher, oder ſchaute dem Spiel auf der Kegelbahn zu.

Unweit von der letztern, an der Seite des Hauſes, befand ſich der offene Laden des Seilers, ein ſchmaler, mit Fabrikaten voll gepfropfter Raum, weil außer dem, was das Handwerk zunächſt lieferte, auch allerlei hölzernes Küchen-, Keller- und landwirthſchaftliches Geräth, ingleichem Thran und Wagenſalbe, auch Weniges von Sämereien, Dill und Kümmel, zum Verkauf umher ſtand oder hing. Ein Mädchen, das als Kellnerin die Gäſte zu bedienen nnd nebenbei den Laden zu beſorgen hatte, war eben mit einem Bauern beſchäftigt, welcher, ſein Söhnlein an der Hand, herzugetreten war, um einiges zu kaufen, ein Fruchtmaß, eine Bürſte, eine Geißel. Er ſuchte unter vielen Stücken eines heraus, prüfte es, legte es weg, ergriff ein zweites und drittes, und kehrte unſchlüſſig zum erſten zurück, es war kein Fertigwerden. Das Mädchen entfernte ſich mehrmals der Aufwartung wegen, kam wieder und war unermüdlich ihm ſeine Wahl zu erleichtern und annehmlich zu machen, ohne daß ſie zuviel darum ſchwatzte.

Mozart ſah und hörte, auf einem Bänkchen bei der Kegelbahn, dieſem allen mit Vergnügen zu. So ſehr ihm auch das gute, verſtändige Betragen des Mädchens, die Ruhe und der Ernſt in ihren anſprechenden Zügen gefiel, noch mehr intereſſirte ihn für jetzt der Bauer, welcher ihm, nachdem er ganz befriedigt abgezogen, noch viel zu denken gab. Er hatte ſich vollkommen in den Mann hineinverſetzt, gefühlt, wie wichtig die geringe Angelegenheit von ihm behandelt, wie ängſtlich und gewiſſenhaft die Preiſe, bei einem Unterſchied von wenig Kreuzern, hin und her erwogen wurden. Und, dachte er, wenn nun der Mann zu ſeinem Weibe heimkommt, ihr ſeinen Handel rühmt, die Kinder alle paſſen, bis der Zwerchſack aufgeht, darin auch was für ſie ſein mag; ſie aber eilt, ihm einen Imbiß und einen friſchen Trunk ſelbſtgekelterten Obſtmoſt zu holen, darauf er ſeinen ganzen Appetit verſpart hat —

Wer auch ſo glücklich wäre, ſo unabhängig von den Menſchen! ganz nur auf die Natur geſtellt und ihren Segen, wie ſauer auch dieſer erworben ſein will!

Iſt aber mir mit meiner Kunſt ein anderes Tagwerk anbefohlen, das ich am Ende doch mit keinem in der Welt vertauſchen würde: warum muß ich dabei in Verhältniſſen leben, die das gerade Widerſpiel von ſolch unſchuldiger, einfacher Exiſtenz ausmachen? Ein Gütchen wenn du hätteſt, ein kleines Haus bei einem Dorf in ſchöner Gegend, du ſollteſt wahrlich neu aufleben! Den Morgen über fleißig bei deinen Partituren, die ganze übrige Zeit bei der Familie; Bäume pflanzen, deinen Acker beſuchen, im Herbſt mit den Buben die Aepfel und die Birn' herunter thun; bisweilen eine Reiſe in die Stadt zu einer Aufführung und ſonſt, von Zeit zu Zeit ein Freund und mehrere bei dir — welch eine Seligkeit! Nun ja, wer weiß was noch geſchieht.

Er trat vor den Laden, ſprach freundlich mit dem Mädchen und fing an, ihren Kram genauer zu betrachten. Bei der unmittelbaren Verwandtſchaft, welche die meiſten dieſer Dinge zu jenem idylliſchen Anfluge hatten, zog ihn die Sauberkeit, das Helle, Glatte, ſelbſt der Geruch der mancherlei Holzarbeiten an. Es fiel ihm plötzlich ein, Verſchiedenes für ſeine Frau, was ihr nach ſeiner Meinung angenehm und nutzbar wäre, auszuwählen. Sein Augenmerk ging zuvörderſt auf Gartenwerkzeug. Conſtanze hatte nämlich vor Jahr und Tag auf ſeinen Antrieb ein Stückchen Land vor dem Kärnthner Thor gepachtet und etwas Gemüſe darauf gebaut; daher ihm jetzt fürs Erſte ein neuer großer Rechen, ein kleinerer ditto, ſammt Spaten, ganz zweckmäßig ſchien. Dann Weiteres anlangend, ſo macht' es ſeinen ökonomiſchen Begriffen alle Ehre, daß er einem ihn ſehr appetitlich anlachenden Butterfaß nach kurzer Ueberlegung, wiewohl ungern, entſagte; dagegen ihm ein hohes mit Deckel und ſchön geſchnitztem Henkel verſehenes Geſchirr zu unmaßgeblichem Gebrauch einleuchtete. Es war aus ſchmalen Stäben von zweierlei Holz, abwechſelnd hell und dunkel, zuſammengeſetzt, unten weiter als oben und innen trefflich ausgepicht. Entſchieden für die Küche empfahl ſich eine ſchöne Auswahl Rührlöffel, Wellhölzer, Schneidbretter und Teller von allen Größen, ſo wie ein Salzbehälter einfachſter Conſtruction zum Aufhängen.

Zuletzt beſah er ſich noch einen derben Stock, deſſen Handhabe mit Leder und runden Meſſingnägeln gehörig beſchlagen war. Da der ſonderbare Kunde auch hier in einiger Verſuchung ſchien, bemerkte die Verkäuferin mit Lächeln, das ſei juſt kein Tragen für Herrn. Du haſt Recht, mein Kind, verſetzte er, mir däucht, die Metzger auf der Reiſe haben ſolche; weg damit, ich will ihn nicht. Das Uebrige hingegen alles, was wir da ausgeleſen haben, bringſt du mir heute oder morgen ins Haus. Dabei nannte er ihr ſeinen Namen und die Straße. Er ging hierauf, um auszutrinken, an ſeinen Tiſch, wo von den dreien nur noch Einer, ein Klempnermeiſter, ſaß.

Die Kellnerin hat heut 'mal einen guten Tag, bemerkte der Mann. Ihr Vetter läßt ihr vom Erlös im Laden am Gulden einen Batzen.

Mozart freute ſich nun ſeines Einkaufs doppelt; gleich aber ſollte ſeine Theilnahme an der Perſon noch größer werden. Denn als er wieder in die Nähe kam, rief ihr derſelbe Bürger zu: Wie ſteht's, Crescenz? Was macht der Schloſſer? Feilt er nicht bald ſein eigen Eiſen?

O was? erwiderte ſie im Weitereilen: ſelbiges Eiſen, ſchätz' ich, wächſ't noch im Berg zuhinterſt.

Es iſt ein guter Tropf, ſagte der Klempner. Sie hat lang ihrem Stiefvater hausgehalten und ihn in der Krankheit verpflegt, und da er todt war, kam's heraus, daß er ihr Eigenes aufgezehrt hatte; zeither dient ſie da ihrem Verwandten, iſt Alles und Alles im Geſchäft, in der Wirthſchaft und bei den Kindern. Sie hat mit einem braven Geſellen Bekanntſchaft und würde ihn je eher je lieber heirathen; das aber hat ſo ſeine Haken.

Was für? Er iſt wohl auch ohne Vermögen?

Sie erſparten ſich beide etwas, doch langt es nicht gar. Jetzt kommt mit Nächſtem drinnen ein halber Haustheil ſammt Werkſtatt in Gant; dem Seiler wär's ein Leichtes, ihnen vorzuſchießen, was noch zum Kaufſchilling fehlt, allein er läßt die Dirne natürlich nicht gern fahren. Er hat gute Freunde im Rath und bei der Zunft, da findet der Geſelle nun allenthalben Schwierigkeiten.

Verflucht! — fuhr Mozart auf, ſo daß der

Andere erſchrak und ſich umſah, ob man nicht horche. Und da iſt Niemand, der ein Wort nach dem Recht darein ſpräche? den Herrn eine Fauſt vorhielte? Die Schufte, die! Wart nur, man kriegt euch noch beim Wickel.

Der Klempner ſaß wie auf Kohlen. Er ſuchte das Geſagte auf eine ungeſchickte Art zu mildern, beinahe nahm er es völlig zurück. Doch Mozart hörte ihn nicht an. Schämt Euch, wie Ihr nun ſchwatzt. So macht's ihr Lumpen allemal, ſobald es gilt mit etwas einzuſtehen! — Und hiemit kehrte er dem Haſenfuß ohne Abſchied den Rücken. Der Kellnerin, die alle Hände voll zu thun hatte mit neuen Gäſten, raunte er nur im Vorbeigehen zu: Komme morgen bei Zeiten, grüße mir deinen Liebſten; ich hoffe, daß eure Sache gut geht. Sie ſtutzte nur und hatte weder Zeit noch Faſſung, ihm zu danken.

Geſchwinder als gewöhnlich, weil der Auftritt ihm das Blut etwas in Wallung brachte, ging er vorerſt denſelben Weg, den er gekommen, bis an das Glacis, auf welchem er dann langſamer, mit einem Umweg, im weiten Halbkreis um die Wälle wandelte. Ganz mit der Angelegenheit des armen Liebespaars beſchäftigt, durchlief er in Gedanken eine Reihe ſeiner Bekannten und Gönner, die auf die eine oder andere Weiſe in dieſem Fall etwas vermochten. Da indeſſen, bevor er ſich irgend zu einem Schritt beſtimmte, noch nähere Erklärungen von Seiten des Mädchens erforderlich waren, beſchloß er, dieſe ruhig abzuwarten und war nunmehr, mit Herz und Sinn den Füßen vorauseilend, bei ſeiner Frau zu Hauſe.

Mit innerer Gewißheit zählte er auf einen freundlichen, ja fröhlichen Willkommen, Kuß und Umarmung ſchon auf der Schwelle, und Sehnſucht verdoppelte ſeine Schritte beim Eintritt in das Kärnthner Thor. Nicht weit davon ruft ihn der Poſtträger an, der ihm ein kleines, doch gewichtiges Packet übergiebt, worauf er eine ehrliche und accurate Hand augenblicklich erkennt. Er tritt mit dem Boten, um ihm zu quittiren, in den nächſten Kaufladen; dann, wieder auf der Straße, kann er ſich nicht bis in ſein Haus gedulden; er reißt die Siegel auf, halb gehend, halb ſtehend verſchlingt er den Brief.

Ich ſaß, fuhr Madame Mozart hier in der Erzählung bei den Damen fort, am Nähtiſch, hörte meinen Mann die Stiege heraufkommen und den Bedienten nach mir fragen. Sein Tritt und ſeine Stimme kam mir beherzter, aufgeräumter vor, als ich erwartete und als mir wahrhaftig angenehm war. Erſt ging er auf ſein Zimmer, kam aber gleich herüber. Guten Abend! ſagt' er; ich, ohne aufzuſehen, erwiderte ihm kleinlaut. Nachdem er die Stube ein paarmal ſtillſchweigend gemeſſen, nahm er unter erzwungenem Gähnen die Fliegenklatſche hinter der Thür, was ihm noch niemals eingefallen war, und murmelte vor ſich: Wo nur die Fliegen gleich wieder her kommen! —

ſing an zu patſchen da und dort, und zwar ſo ſtark wie möglich. Dies war ihm ſtets der unleidlichſte Ton, den ich in ſeiner Gegenwart nie hören laſſen durfte. Hm, dacht' ich, daß doch, was man ſelber thut, zumal die Männer, ganz etwas anderes iſt! Uebrigens hatte ich ſo viele Fliegen gar nicht wahrgenommen. Sein ſeltſames Betragen verdroß mich wirklich ſehr. — Sechſe auf einen Schlag! rief er, willſt du ſehen? — Keine Antwort. Da legt er mir etwas aufs Nähkiſſen hin, daß ich es ſehen mußte, ohne ein Auge von meiner Arbeit zu verwenden. Es war nichts Schlechteres als ein Häuſchen Gold, ſo viel man Ducaten zwiſchen zwei Finger nimmt. Er ſetzte ſeine Poſſen hinter meinem Rücken fort, that hin und wieder einen Streich und ſprach dabei für ſich: Das fatale, unnütze, ſchamloſe Gezücht! Zu was Zweck es nur eigentlich auf der Welt iſt — Patſch! — offenbar bloß, daß man's todtſchlage — Pitſch! — darauf verſtehe ich mich einigermaßen, darf ich behaupten. — Die Naturgeſchichte belehrt uns über die erſtaunliche Vermehrung dieſer Geſchöpfe — Pitſch Patſch —: in meinem Hauſe wird immer ſogleich damit aufgeräumt. Ah maledetto! disperato! — Hier wieder ein Stück zwanzig. Magſt du ſie? — Er kam und that wie vorhin. Hatte ich bisher mit Mühe das Lachen unterdrückt, länger war es unmöglich, ich platzte heraus, er fiel mir um den Hals, und beide kicherten und lachten wir um die Wette.

Woher kommt dir denn aber das Geld? frag' ich, während daß er den Reſt aus dem Röllelchen ſchüttelt. — Vom Fürſten Eſterhazy! durch den Haydn! Lies nur den Brief. Ich las.

„Eiſenſtadt u. ſ. w. Theuerſter Freund! Seine Durchlaucht, mein gnädigſter Herr, hat mich zu meinem größeſten Vergnügen damit betraut, Ihnen beifolgende ſechzig Ducaten zu übermachen. Wir haben letzt Ihre Quartetten wieder ausgeführt, und Seine Durchlaucht waren ſolchermaßen davon eingenommen und befriediget, als bei dem erſtenmal, vor einem Vierteljahre, kaum der Fall geweſen. Der Fürſt bemerkte mir (ich muß es wörtlich ſchreiben): als Mozart Ihnen dieſe Arbeit dedicirte, hat er geglaubt, nur Sie zu ehren, doch kann's ihm nichts verſchlagen, wenn ich zugleich ein Compliment für mich darin erblicke. Sagen Sie ihm, ich denke von ſeinem Genie bald ſo groß wie Sie ſelbſt, und mehr könn' er in Ewigkeit nicht verlangen. — Amen! ſetz' ich hinzu. Sind ſie zufrieden?

Poſtſcript. Der lieben Frau ins Ohr: Sorgen Sie gütigſt, daß die Dankſagung nicht aufgeſchoben werde. Am beſten geſchäh' es perſönlich. Wir müſſen ſo guten Wind fein erhalten!“

Du Engelsmann! o himmliſche Seele! rief Mozart ein übers anderemal, und es iſt ſchwer zu ſagen, was ihn am meiſten freute, der Brief, oder des Fürſten Beifall oder das Geld. Was mich betrifft, aufrichtig geſtanden, mir kam das letztere gerade damals höchſt gelegen. Wir feierten noch einen ſehr vergnügten Abend.

Von der Affaire in der Vorſtadt erfuhr ich jenen Tag noch nichts, die folgenden eben ſo wenig, die ganze nächſte Woche verſtrich, keine Crescenz erſchien, und mein Mann, in einem Strudel von Geſchäften, vergaß die Sache bald. Wir hatten an einem Sonnabend Geſellſchaft; Hauptmann Weſſelt, Graf Hardegg und Andere muſicirten. In einer Pauſe werde ich hinausgerufen — da war nun die Beſcheerung! Ich geh' hinein und frage: Haſt du Beſtellung in der Alſervorſtadt auf allerlei Holzwaare gemacht? — Potz Hagel, ja! Ein Mädchen wird da ſein? Laß ſie nur hereinkommen. So trat ſie denn in größter Freundlichkeit, einen vollen Korb am Arm, mit Rechen und Spaten ins Zimmer, entſchuldigte ihr langes Ausbleiben, ſie habe den Namen der Gaſſe nicht mehr gewußt und ſich erſt heut zurecht gefragt. Mozart nahm ihr die Sachen nach einander ab, die er ſofort mit Selbſtzufriedenheit mir überreichte. Ich ließ mir herzlich dankbar Alles und Jedes wohl gefallen, belobte und pries, nur nahm es mich Wunder, wozu er das Gartengeräthe gekauft. — Natürlich, ſagt' er, für dein Stückchen an der Wien. — Mein Gott, das haben wir aber lange abgegeben! weil uns das Waſſer immer ſo viel Schaden that und überhaupt gar nichts dabei herauskam. Ich ſagte dir's, du hatteſt nichts dawider. — Was? Und alſo die Spargeln, die wir dies Frühjahr ſpeiſ'ten — Waren immer vom Markt. — Seht, ſagt' er, hätt' ich das gewußt! Ich lobte ſie dir ſo aus bloßer Artigkeit, weil du mich wirklich dauerteſt mit deiner Gärtnerei; es waren Dingerl wie die Federſpulen.

Die Herrn beluſtigte der Spaß überaus; ich mußte Einigen ſogleich das Ueberflüſſige zum Andenken laſſen. Als aber Mozart nun das Mädchen über ihr Heirathsanliegen ausforſchte, ſie ermunterte, hier nur ganz frei zu ſprechen, da das, was man für ſie und ihren Liebſten thun würde, in der Stille, glimpflich und ohne Jemandes Anklagen ſolle ausgerichtet werden, ſo äußerte ſie ſich gleichwohl mit ſo viel Beſcheidenheit, Vorſicht und Schonung, daß ſie alle Anweſenden völlig gewann und man ſie endlich mit den beſten Verſprechungen entließ.

Den Leuten muß geholfen werden, ſagte der Hauptmann. Die Innungskniffe ſind das Wenigſte dabei; hier weiß ich Einen, der das bald in Ordnung bringen wird. Es handelt ſich um einen Beitrag für das Haus, Einrichtungskoſten und dergleichen. Wie, wenn wir ein Concert für Freunde im Trattneriſchen Saal mit Entrée ad libitum ankündigten? — Der Gedanke fand lebhaften Anklang. Einer der Herrn ergriff das Salzfaß und ſagte: Es müßte jemand zur Einleitung einen hübſchen hiſtoriſchen Vortrag thun, Herrn Mozart's Einkauf ſchildern, ſeine menſchenfreundliche Abſicht erklären, und hier das Prachtgefäß ſtellt man auf einen Tiſch als Opferbüchſe auf, die beiden Rechen als Decoration rechts und links dahinter gekreuzt.

Dies nun geſchah zwar nicht, hingegen das Concert kam zu Stande; es warf ein Erkleckliches ab, verſchiedene Beiträge folgten nach, daß das beglückte Paar noch Ueberſchuß hatte, und auch die andern Hinderniſſe waren ſchnell beſeitigt. Duſchels in Prag, unſere genaueſten Freunde dort, bei denen wir logiren, vernahmen die Geſchichte, und ſie, eine gar gemüthliche herzige Frau, verlangte von dem Kram aus Curioſität auch etwas zu haben; ſo legt' ich denn das Paſſendſte für ſie zurück und nahm es bei dieſer Gelegenheit mit. Da wir inzwiſchen unverhofft eine neue liebe Kunſtverwandte finden ſollten, die nah daran iſt, ſich den eigenen Herd einzurichten und ein Stück gemeinen Hausrath, welches Mozart ausgewählt, gewißlich nicht verſchmähen wird, will ich mein Mitbringen halbiren, und Sie haben die Wahl zwiſchen einem ſchön durchbrochenen Chocoladequirl und mehrgedachter Salzbüchſe, an welcher ſich der Künſtler mit einer geſchmackvollen Tulpe verunköſtigt hat. Ich würde unbedingt zu dieſem Stück rathen; das edle Salz, ſo viel ich weiß, iſt ein Symbol der Häuslichkeit und Gaſtlichkeit, wozu wir alle guten Wünſche für Sie legen wollen.

So weit Madame Mozart. Wie dankbar und

wie heiter alles von den Damen auf- und angenommen wurde, kann man denken. Der Jubel erneuerte ſich, als gleich darauf bei den Männern oben die Gegenſtände vorgelegt und das Muſter patriarchaliſcher Simplicität nun förmlich übergeben ward, welchem der Oheim in dem Silberſchranke ſeiner nunmehrigen Beſitzerin und ihrer ſpäteſten Nachkommen keinen geringern Platz verſprach, als jenes berühmte Kunſtwerk des florentiniſchen Meiſters in der Ambraſer Sammlung einnehme.

Es war ſchon faſt acht Uhr; man nahm den Thee. Bald aber ſah ſich unſer Muſiker an ſein ſchon am Mittag gegebenes Wort, die Geſellſchaft näher mit dem „Höllenbrand“ bekannt zu machen, der unter Schloß und Riegel, doch zum Glück nicht allzutief im Reiſekoffer lag, dringend erinnert. Er war ohne Zögern bereit. Die Auseinanderſetzung der Fabel des Stücks hielt nicht lange auf, das Textbuch wurde aufgeſchlagen, und ſchon brannten die Lichter am Fortepiano.

Wir wünſchen wohl, unſere Leſer ſtreifte hier zum wenigſten etwas von jener eigenthümlichen Empfindung an, womit oft ſchon ein einzeln abgeriſſener, aus einem Fenſter beim Vorübergehen an unſer Ohr getragener Accord, der nur von dorther kommen kann, uns wie elektriſch trifft und wie gebannt feſthält; etwas von jener ſüßen Bangigkeit, wenn wir in dem Theater, ſo lange das Orcheſter ſtimmt, dem Vorhang gegenüber ſitzen. Oder iſt es nicht ſo? Wenn auf der Schwelle jedes erhabenen tragiſchen Kunſtwerks, es heiße Macbeth, Oedipus oder wie ſonſt, ein Schauer der ewigen Schönheit ſchwebt, wo träfe dies in höherem, auch nur in gleichem Maße zu, als eben hier? Der Menſch verlangt und ſcheut zugleich aus ſeinem gewöhnlichen Selbſt vertrieben zu werden, er fühlt, das Unendliche wird ihn berühren, das ſeine Bruſt zuſammenzieht, indem es ſie ausdehnen und den Geiſt gewaltſam an ſich reißen will. Die Ehrfurcht vor der vollendeten Kunſt tritt hinzu; der Gedanke, ein göttliches Wunder genießen, es als ein Verwandtes in ſich aufnehmen zu dürfen, zu können, führt eine Art von Rührung, ja von Stolz mit ſich, vielleicht den glücklichſten und reinſten, deſſen wir fähig ſind.

Unſere Geſellſchaft aber hatte damit, daß ſie ein uns von Jugend auf völlig zu eigen gewordenes Werk jetzt erſtmals kennen lernen ſollte, einen von unſerem Verhältniß unendlich verſchiedenen Stand, und, wenn man das beneidenswerthe Glück der perſönlichen Vermittlung durch den Urheber abrechnet, bei weitem nicht den günſtigen, wie wir, da eine reine und vollkommene Auffaſſung eigentlich niemand möglich war, auch in mehr als Einem Betracht ſelbſt dann nicht möglich geweſen ſein würde, wenn das Ganze unverkürzt hätte mitgetheilt werden können.

Von achtzehn fertig ausgearbeiteten Nummern*) gab der Componiſt vermuthlich nicht die Hälfte; (wir finden in dem, unſerer Darſtellung zu Grunde liegenden Bericht nur das letzte Stück dieſer Reihe, das Sextett, ausdrücklich angeführt) — er gab ſie meiſtens, wie es ſcheint, in einem freien Auszug, bloß auf dem Klavier, und ſang ſtellenweiſe darein, wie es kam und ſich ſchickte. Von der Frau iſt gleichfalls nur bemerkt, daß ſie zwei Arien vorgetragen habe. Wir möchten uns, da ihre Stimme ſo ſtark als lieblich geweſen ſein ſoll, die erſte der Donna Anna (Du kennſt den Verräther) und eine von den beiden der Zerline dabei denken.

---

*) Bei dieſer Zählung iſt zu wiſſen, daß Elvira's

Genau genommen waren, dem Geiſt, der Einſicht, dem Geſchmacke nach, Eugenie und ihr Verlobter die einzigen Zuhörer, wie der Meiſter ſie ſich wünſchen mußte, und Jene war es ſicher ungleich mehr als Dieſer. Sie ſaßen Beide tief im Grunde des Zimmers; das Fräulein regungslos, wie eine Bildſäule, und in die Sache aufgelöſ't auf einen ſolchen Grad, daß ſie auch in den kurzen Zwiſchenräumen, wo ſich die Theilnahme der Uebrigen beſcheiden äußerte oder die innere Bewegung ſich unwillkürlich mit einem Ausruf der Bewunderung Luft machte, die von dem Bräutigam an ſie gerichteten Worte immer nur ungenügend zu erwidern vermochte.

Als Mozart mit dem überſchwänglich ſchönen Sex-

---

Arie mit dem Recitativ und Leporello's „Hab's verſtanden" nicht urſprünglich in der Oper enthalten geweſen.

tett geſchloſſen hatte und nach und nach ein Geſpräch aufkam, ſchien er vornämlich einzelne Bemerkungen des Barons mit Intereſſe und Wohlgefallen aufzunehmen. Es wurde vom Schluſſe der Oper die Rede, ſo wie von der vorläufig auf den Anfang Novembers anberaumten Aufführung, und da Jemand meinte, gewiſſe Theile des Finale möchten noch eine Rieſenaufgabe ſein, ſo lächelte der Meiſter mit einiger Zurückhaltung; Conſtanze aber ſagte zu der Gräfin hin, daß er es hören mußte: Er hat noch was in petto, womit er geheim thut, auch vor mir.

Du fällſt, verſetzte er, aus deiner Rolle, Schatz, daß du das jetzt zur Sprache bringſt; wenn ich nun Luſt bekäme, von Neuem anzufangen? Und in der That, es juckt mich ſchon.

Leporello! rief der Graf, luſtig aufſpringend, und winkte einem Diener: Wein! Sillery, drei Flaſchen!

Nicht doch! damit iſt es vorbei — mein Junker hat ſein letztes im Glaſe.

Wohl bekomm's ihm — und Jedem das Seine!

Mein Gott, was hab' ich da gemacht! lamentirte Conſtanze, mit einem Blick auf die Uhr, gleich iſt es Elfe, und morgen früh ſoll's fort — wie wird das gehen?

Es geht halt gar nicht, Beſte! nur ſchlechterdings gar nicht.

Manchmal, fing Mozart an, kann ſich doch ein Ding ſonderbar fügen. Was wird denn meine Stanzl ſagen, wenn ſie erfährt, daß eben das Stück Arbeit, was ſie nun hören ſoll, um eben dieſe Stunde in der Nacht, und zwar gleichfalls vor einer angeſetzten Reiſe, zur Welt geboren iſt?

Wär's möglich? Wann? Gewiß vor drei Wochen, wie du nach Eiſenſtadt wollteſt?

Getroffen! Und das begab ſich ſo. Ich kam nach Zehne, du ſchlieſſt ſchon feſt, von Richter's Eſſen heim und wollte verſprochenermaßen auch bälder zu Bett, um Morgens bei Zeiten heraus und in den Wagen zu ſteigen. Inzwiſchen hatte Veit, wie gewöhnlich, die Lichter auf dem Schreibtiſch angezündet, ich zog mechaniſch den Schlafrock an, und fiel mir ein, geſchwind mein letztes Penſum noch einmal anzuſehen. Allein, o Mißgeſchick! verwünſchte, ganz unzeitige Geſchäftigkeit der Weiber! du hatteſt aufgeräumt, die Noten eingepackt — die mußten nämlich mit: der Fürſt verlangte eine Probe von dem Opus; — ich ſuchte, brummte, ſchalt, umſonſt! Darüber fällt mein Blick auf ein verſiegeltes Couvert: vom Abbate, den gräulichen Haken nach auf der Adreſſe — ja wahrlich! und ſchickt mir den umgearbeiteten Reſt ſeines Textes, den ich vor Monatsfriſt noch nicht zu ſehen hoffte. Sogleich ſitz' ich begierig hin und leſe und bin entzückt, wie gut der Kauz verſtand, was ich wollte. Es war alles weit ſimpler, gedrängter und reicher zugleich. Sowohl die Kirchhofsſcene, wie das Finale, bis zum Untergang des Helden, hat in jedem Betracht ſehr gewonnen. (Du ſollſt mir aber auch, dacht' ich, vortrefflicher Poet, Himmel und Hölle nicht unbedankt zum zweitenmal beſchworen haben!) Nun iſt es ſonſt meine Gewohnheit nicht, in der Compoſition etwas vorauszunehmen, und wenn es noch ſo lockend wäre; das bleibt eine Unart, die ſich ſehr übel beſtrafen kann. Doch giebt es Ausnahmen, und kurz, der Auftritt bei der Reiterſtatue des Gouverneurs, die Drohung, die vom Grabe des Erſchlagenen her urplötzlich das Gelächter des Nachtſchwärmers haarſträubend unterbricht, war mir bereits in die Krone gefahren. Ich griff einen Accord und fühlte, ich hatte an der rechten Pforte angeklopft, dahinter ſchon die ganze Legion von Schrecken bei einander liege, die im Finale loszulaſſen ſind. So kam fürs Erſte ein Adagio heraus: D moll, vier Takte nur, darauf ein zweiter Satz mit fünfen — es wird, bild' ich mir ein, auf dem Theater etwas Ungewöhnliches geben, wo die ſtärkſten Blasinſtrumente die Stimme begleiten. Einſtweilen hören Sie's, ſo gut es ſich hier machen läßt.

Er löſchte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm ſtehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral: „Dein Lachen endet vor der Morgenröthe!“ erklang durch die Todtenſtille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternenkreiſen fallen die Töne aus ſilbernen Poſaunen, eiskalt, Mark und Seele durchſchneidend, herunter durch die blaue Nacht.

Wer iſt hier? Antwort! hört man Don Juan fragen. Da hebt es wieder an, eintönig wie zuvor, und gebietet dem ruchloſen Jüngling, die Todten in Ruhe zu laſſen.

Nachdem dieſe dröhnenden Klänge bis auf die letzte Schwingung in der Luft verhallt waren, fuhr Mozart fort: Jetzt gab es für mich begreiflicherweiſe kein Aufhören mehr. Wenn erſt das Eis einmal an Einer Uferſtelle bricht, gleich kracht der ganze See und klingt bis an den entfernteſten Winkel hinunter. Ich ergriff unwillkürlich denſelben Faden weiter unten bei Don Juan's Nachtmahl wieder, wo Donna Elvira ſich eben entfernt hat und das Geſpenſt, der Einladung gemäß, erſcheint. — Hören Sie an.

Es folgte nun der ganze lange, entſetzenvolle Dialog, durch welchen auch der Nüchternſte bis an die Grenze menſchlichen Vorſtellens, ja über ſie hinaus geriſſen wird, wo wir das Ueberſinnliche ſchauen und hören und innerhalb der eigenen Bruſt von einem Aeußerſten zum andern willenlos uns hin und her geſchleudert fühlen.

Menſchlichen Sprachen ſchon entfremdet, bequemt ſich das unſterbliche Organ des Abgeſchiedenen, noch einmal zu reden. Bald nach der erſten fürchterlichen Begrüßung, als der Halbverklärte die ihm gebotene irdiſche Nahrung verſchmäht, wie ſeltſam ſchauerlich wandelt ſeine Stimme auf den Sproſſen einer luftgewebten Leiter unregelmäßig auf und nieder! Er fordert ſchleunigen Entſchluß zur Buße: kurz iſt dem Geiſt die Zeit gemeſſen; weit, weit, weit iſt der Weg! Und wenn nun Don Juan, im ungeheuren Eigenwillen den ewigen Ordnungen trotzend, unter dem wachſenden Andrang der hölliſchen Mächte, rathlos ringt, ſich ſträubt und windet, und endlich untergeht, noch mit dem vollen Ausdruck der Erhabenheit in jeder Geberde — wem zitterten nicht Herz und Nieren vor Luſt und Angſt zugleich? Es iſt ein Gefühl, ähnlich dem, womit man das prächtige Schauſpiel einer unbändigen Naturkraft, den Brand eines herrlichen Schiffes anſtaunt. Wir nehmen wider Willen gleichſam Partei für dieſe blinde Größe und theilen knirſchend ihren Schmerz im reißenden Verlauf ihrer Selbſtvernichtung.

Der Componiſt war am Ziele. Eine Zeitlang wagte Niemand, das allgemeine Schweigen zuerſt zu brechen.

Geben Sie uns, fing endlich, mit noch beklemmtem Athem, die Gräfin an, geben Sie uns, ich bitte Sie, einen Begriff, wie Ihnen war, da Sie in jener Nacht die Feder weglegten.

Er blickte, wie aus einer ſtillen Träumerei ermuntert, helle zu ihr auf, beſann ſich ſchnell und ſagte, halb zu der Dame, halb zu ſeiner Frau: Nun ja, mir ſchwankte wohl zuletzt der Kopf. Ich hatte dies verzweifelte Dibattimento, bis zu dem Chor der Geiſter, in Einer Hitze fort, beim offenen Fenſter zu Ende geſchrieben und ſtand nach einer kurzen Raſt vom Stuhl auf, im Begriff, nach deinem Cabinet zu gehen, damit wir noch ein bischen plaudern und ſich mein Blut ausgleiche. Da machte ein überquerer Gedanke mich mitten im Zimmer ſtill ſtehen. (Hier ſah er zwei Secunden lang zu Boden, und ſein Ton verrieth beim Folgenden eine kaum merkbare Bewegung.) Ich ſagte zu mir ſelbſt: wenn du noch dieſe Nacht wegſtürbeſt, und müßteſt deine Partitur an dieſem Punkt verlaſſen: ob dir's auch Ruh im Grabe ließ'? — Mein Auge hing am Docht des Lichts in meiner Hand und auf den Bergen von abgetropftem Wachs. Ein Schmerz bei dieſer Vorſtellung durchzückte mich einen Moment; dann dacht' ich weiter: wenn denn hernach über kurz oder lang ein anderer, vielleicht gar ſo ein Wälſcher, die Oper zu vollenden bekäme, und fände von der Introduction bis Numero ſiebzehn, mit Ausnahme Einer Pièce, Alles ſauber beiſammen, lauter geſunde, reife Früchte in's hohe Gras geſchüttelt, daß er ſie nur aufleſen dürfte; ihm graute aber doch ein wenig hier vor der Mitte des Finale, und er fände alsdann unverhofft den tüchtigen Felsbrocken da in ſo weit ſchon bei Seite gebracht: er möchte drum nicht übel in das Fäuſtchen lachen! Vielleicht wär' er verſucht, mich um die Ehre zu betrügen. Er ſollte aber wohl die Finger dran verbrennen, da wär' noch immerhin ein Häuflein guter Freunde, die meinen Stempel kennen und mir, was mein iſt, redlich ſichern würden. — Nun ging ich, dankte Gott mit einem vollen Blick hinauf, und dankte, liebes Weibchen, deinem Genius, der dir ſo lange ſeine beiden Hände ſanft über die Stirne gehalten, daß du fortſchliefſt wie eine Ratze und mich kein einzigmal anrufen konnteſt. Wie ich dann aber endlich kam und du mich um die Uhr befrugſt, log ich dich friſchweg ein paar Stunden jünger als du warſt, denn es ging ſtark auf Viere; und nun wirſt du begreifen, warum du mich um Sechſe nicht aus den Federn brachteſt, der Kutſcher wieder heimgeſchickt und auf den andern Tag beſtellt werden mußte.

Natürlich, verſetzte Conſtanze, nur bilde ſich der ſchlaue Mann nicht ein, man ſei ſo dumm geweſen, nichts zu merken! Deßwegen brauchteſt du mir deinen ſchönen Vorſprung fürwahr nicht zu verheimlichen!

Auch war es nicht deßhalb.

Weiß ſchon — du wollteſt deinen Schatz vorerſt noch unbeſchrieen haben.

Mich freut nur, rief der gutmüthige Wirth, daß wir morgen nicht nöthig haben, ein edles Wiener Kutſcherherz zu kränken, wenn Herr Mozart partout nicht aufſtehen kann. Die Ordre „Hans ſpann wieder aus“ thut jederzeit ſehr weh.

Dieſe indirecte Bitte um längeres Bleiben, mit der ſich die übrigen Stimmen im herzlichſten Zuſpruch verbanden, gab den Reiſenden Anlaß zu Auseinanderſetzung ſehr triſtiger Gründe dagegen; doch verglich man ſich gerne dahin, daß nicht zu zeitig aufgebrochen und noch vergnügt zuſammen gefrühſtückt werden ſolle.

Man ſtand und drehte ſich noch eine Zeitlang in Gruppen ſchwatzend um einander. Mozart ſah ſich nach Jemanden um, augenſcheinlich nach der Braut; da ſie jedoch gerade nicht zugegen war, ſo richtete er naiver Weiſe die ihr beſtimmte Frage unmittelbar an die ihm naheſtehende Franziska: Was denken Sie denn nun im Ganzen von unſerm Don Giovanni? Was können Sie ihm Gutes prophezeien?

Ich will, verſetzte ſie mit Lachen, im Namen meiner Baſe ſo gut antworten als ich kann: meine einfältige Meinung iſt, daß wenn Don Giovanni nicht aller Welt den Kopf verrückt, ſo ſchlägt der liebe Gott ſeinen Muſikkoſten gar zu, auf unbeſtimmte Zeit, heißt das, und giebt der Menſchheit zu verſtehen — — Und giebt der Menſchheit, fiel der Onkel verbeſſernd ein, den Dudelſack in die Hand und verſtocket die Herzen der Leute, daß ſie anbeten Baalim.

Behüt' uns Gott! lachte Mozart. Je nun, im Lauf der nächſten ſechzig, ſiebzig Jahre, nachdem ich lang fort bin, wird mancher falſche Prophet aufſtehen.

Eugenie trat mit dem Baron und Max herbei, die Unterhaltung hob ſich unverſehens auf ein Neues, ward nochmals ernſthaft und bedeutend, ſo daß der Componiſt, eh' die Geſellſchaft auseinander ging, ſich noch gar mancher ſchönen, bezeichnenden Aeußerung erfreute, die ſeiner Hoffnung ſchmeichelte.

Erſt lange nach Mitternacht trennte man ſich; Keines empfand bis jetzt, wie ſehr es der Ruhe bedurfte.

Den andern Tag (das Wetter gab dem geſtrigen nichts nach) um zehn Uhr ſah man einen hübſchen Reiſewagen, mit den Effecten beider Wiener Gäſte bepackt, im Schloßhof ſtehen. Der Gräf ſtand mit Mozart davor, kurz ehe die Pferde herausgeführt wurden, und fragte, wie er ihm gefalle.

Sehr gut; er ſcheint äußerſt bequem.

Wohlan, ſo machen Sie mir das Vergnügen und behalten Sie ihn zu meinem Andenken.

Wie? iſt das Ernſt?

Was wär' es ſonſt?

Heiliger Sixtus und Calixtus — Conſtanze! du! rief er zum Fenſter hinauf, wo ſie mit den Andern heraus ſah. Der Wagen ſoll mein ſein! du fährſt künftig in deinem eigenen Wagen!

Er umarmte den ſchmunzelnden Geber, betrachtete und umging ſein neues Beſitzthum von allen Seiten, öffnete den Schlag, warf ſich hinein und rief heraus: Ich dünke mich ſo vornehm und ſo reich wie Ritter Gluck! Was werden ſie in Wien für Augen machen! — Ich hoffe, ſagte die Gräfin, Ihr Fuhrwerk wieder zu ſehn bei der Rückkehr von Prag, mit Kränzen um und um behangen.

Nicht lang nach dieſem letzten fröhlichen Auftritt ſetzte ſich der vielbelobte Wagen mit dem ſcheidenden Paare wirklich in Bewegung und fuhr im raſchen Trab nach der Landſtraße zu. Der Graf ließ ſie bis Wittingau fahren, wo Poſtpferde genommen werden ſollten.

Wenn gute, vortreffliche Menſchen durch ihre Gegenwart vorübergehend unſer Haus belebten, durch ihren friſchen Geiſtesodem auch unſer Weſen in neuen raſchen Schwung verſetzten und uns den Segen der Gaſtfreundſchaft in vollem Maße zu empfinden gaben, ſo läßt ihr Abſchied immer eine unbehagliche Stockung, zum mindeſten für den Reſt des Tags, bei uns zurück, wofern wir wieder ganz nur auf uns ſelber angewieſen ſind.

Bei unſern Schloßbewohnern traf wenigſtens das

Letztere nicht zu. Franziska's Eltern nebſt der alten Tante fuhren zwar alsbald auch weg; die Freundin ſelbſt indeß, der Bräutigam, Max ohnehin, verblieben noch. Eugenien, von welcher vorzugsweiſe hier die Rede iſt, weil ſie das unſchätzbare Erlebniß tiefer als alle ergriff, ihr, ſollte man denken, konnte nichts fehlen, nichts genommen oder getrübt ſein; ihr reines Glück in dem wahrhaft geliebten Mann, das erſt ſo eben ſeine förmliche Beſtätigung erhielt, mußte Alles andre verſchlingen, vielmehr, das Edelſte und Schönſte, wovon ihr Herz bewegt ſein konnte, mußten ſich nothwendig mit jener ſeligen Fülle in Eines verſchmelzen. So wäre es auch wohl gekommen, hätte ſie geſtern und heute der bloßen Gegenwart, jetzt nur dem reinen Nachgenuß derſelben leben können. Allein am Abend ſchon, bei den Erzählungen der Frau, war ſie von leiſer Furcht für ihn, an deſſen liebenswerthem Bild ſie ſich ergötzte, geheim beſchlichen worden; dieſe Ahnung wirkte nachher, die ganze Zeit als Mozart ſpielte, hinter allem unſäglichen Reiz, durch alle das geheimnißvolle Grauen der Muſik hindurch, im Grund ihres Bewußtſeins fort, und endlich überraſchte, erſchütterte ſie das, was er ſelbſt in der nämlichen Richtung gelegenheitlich von ſich erzählte. Es ward ihr ſo gewiß, ſo ganz gewiß, daß dieſer Mann ſich ſchnell und unaufhaltſam in ſeiner eigenen Gluth verzehre, daß er nur eine flüchtige Erſcheinung auf der Erde ſein könne, weil ſie den Ueberfluß, den er verſtrömen würde, in Wahrheit nicht ertrüge.

Dies, neben vielem andern, ging, nachdem ſie ſich geſtern niedergelegt, in ihrem Buſen auf und ab, während der Nachhall Don Juan's verworren noch lange fort ihr inneres Gehör einnahm. Erſt gegen Tag ſchlief ſie ermüdet ein.

Die drei Damen hatten ſich nunmehr mit ihren Arbeiten in den Garten geſetzt, die Männer leiſteten ihnen Geſellſchaft, und da das Geſpräch natürlich zunächſt nur Mozart betraf, ſo verſchwieg auch Eugenie ihre Befürchtungen nicht. Keins wollte dieſelben im Mindeſten theilen, wiewohl der Baron ſie vollkommen begriff. Zur guten Stunde, in recht menſchlich reiner dankbarer Stimmung pflegt man ſich jeder Unglücksidee, die einen gerade nicht unmittelbar angeht, aus allen Kräften zu erwehren. Die ſprechendſten, lachendſten Gegenbeweiſe wurden, beſonders vom Oheim, vorgebracht, und wie gerne hörte nicht Eugenie alles an! Es fehlte nicht viel, ſo glaubte ſie wirklich zu ſchwarz geſehen zu haben.

Einige Augenblicke ſpäter, als ſie durchs große Zimmer oben ging, das eben gereinigt und wieder in Ordnung gebracht worden war, und deſſen vorgezogene, grün damaſtene Fenſtergardinen nur ein ſanftes Dämmerlicht zuließen, ſtand ſie wehmüthig vor dem Klaviere ſtill. Durchaus war es ihr wie ein Traum, zu denken, wer noch vor wenigen Stunden davor geſeſſen habe. Lang blickte ſie gedankenvoll die Taſten an, die Er zuletzt berührt, dann drückte ſie leiſe den Deckel zu und zog den Schlüſſel ab, in eiferſüchtiger Sorge, daß ſobald keine andere Hand wieder öffne. Im Weggehn ſtellte ſie beiläufig einige Liederhefte an ihren Ort zurück; es fiel ein älteres Blatt heraus, die Abſchrift eines böhmiſchen Volksliedchens, das Franziska früher, auch wohl ſie ſelbſt, manchmal geſungen. Sie nahm es auf, nicht ohne darüber betreten zu ſein. In einer Stimmung, wie die ihrige, wird der natürlichſte Zufall leicht zum Orakel. Wie ſie es aber auch verſtehen wollte, der Inhalt war der Art, daß ihr, indem ſie die einfachen Verſe wieder durchlas, heiße Thränen entfielen.

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde;
Ein Roſenſtrauch, wer ſagt,
In welchem Garten?
Sie ſind erleſen ſchon,
Denk' es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachſen.

Zwei ſchwarze Rößlein weiden
Auf der Wieſe,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden ſchrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eiſen los wird,
Das ich blitzen ſehe!

# Novellenſchatz.

## V.

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

## Fünfter Band.

W. 1467.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt:

Ein Carnevalsfeſt auf Iſchia. Von August Kopiſch
Die Entſcheidung bei Hochkirch. Von Friederike Lohmann.
Der Carneval und die Somnambüle. Von Karl Immermann.
Der arme Spielmann. Von Franz Grillparzer.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt

## des fünften Bandes.

Seite

Ein Carnevalsfeſt auf Iſchia. Von Auguſt Kopiſch. 1

Die Entſcheidung bei Hochkirch. Von Friederike Lohmann . . . . . . . . . . . . . . . . 63

Der Carneval und die Somnambüle. Von Karl Immermann . . . . . . . . . . . . . . . . 139

Der arme Spielmann. Von Franz Grillparzer . . 275

# Ein Carnevalsfeſt auf Iſchia.

Von

**Auguſt Kopiſch.**

Geſammelte Werke Bd. V. Berlin, Weidmann'ſche
Buchhandlung 1856.

Auguſt Kopiſch, der Dichter des weltbekannten Noahliedes, geboren zu Breslau den 26. Mai 1799, beſuchte das dortige Gymnaſium unter Manſo, entſchied ſich jedoch für die Malerei, welcher er ſodann in Dresden, Prag und Wien oblag; neigte ſich aber zugleich zu der Dichtkunſt und ſchwankte eine Zeit lang zwiſchen beiden Künſten, bis eine Verletzung der rechten Hand ihn zwang, der Malerei zu entſagen; ging zu Anfang der zwanziger Jahre nach Rom und Neapel, wo er im Umgang mit Platen, der ihn in eine ſehr ſtrenge Schule nahm, ſich der Poeſie widmete, vorzüglich jedoch mit Hülfe des Luſtſpieldichters Camerano Volksleben, Volksgeſang und Volkstheater ſtudirte, daneben auch durch die Entdeckung der blauen Grotte berühmt wurde; 1830 nach Deutſchland zurückgekehrt erhielt er 1837 in Berlin durch den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., der ihn zu Neapel kennen gelernt hatte, den Auftrag, eine Geſchichte der Schlöſſer und Gärten von Potsdam zu ſchreiben, eine Arbeit, die ihn bis zu ſeinem Tode beſchäftigte; Ueberſetzer und Erklärer Dante's; vielſeitig bis zur Erfindung im Techniſchen; ſtarb dann plötzlich den 6. Februar 1853. Seine Werke ſind 1856 in fünf Bänden von ſeinem Freunde Karl Bötticher herausgegeben worden.

Seine Erzählung vom Feſt der Kahlköpfe, die wir hier mittheilen, gehört in all ihrer Einfachheit ohne Zweifel zu den glücklichſten Erfindungen der komiſchen Muſe. Der Einfall, einem edeln Kahlkopfe zu Ehren ſämmtliche Kahlköpfe ſeiner Heimathinſel zuſammenzuladen, wird durch die Art und Weiſe der Ausführung unerwartet überboten, indem nun weitere Einfälle des luſtigſten Schlages einer um den andern hervorſpringen, die man ganz wie aus dem Stegreif entſtehen ſieht, ſo daß zugleich der Eindruck der Improviſation durch das Herausfühlen localer Treue in der Schilderung der Inſulaner und ihrer Art zu ſein und zu reden verſtärkt wird. Eine ſchöne ſittliche Höhe erreicht die Novelle, wo auf dem Gipfel der Carnevalsluſt, während die Weiſen Griechenlands den erhabenſten Unſinn reden und dabei einander Eſel bohren, eine Unterbrechung eintritt, die den tollen Käuzen Gelegenheit giebt, ſich als eben ſo muthige Retter zu zeigen: aber der Ernſt ſchlägt ſofort wieder in ſein luſtigſtes Gegentheil über, bis der Schluß, aus Scherz und Ernſt gewoben, dem Ganzen die Krone aufſetzt, indem er den Helden des Feſtes das Glück der Liebe finden läßt — eine Miſchung der Elemente, die glücklicher nicht gedacht werden kann.

---

Auf der glückſeligen Inſel Iſchia, die mit allem Segen Gottes reichlich überſchüttet iſt, lebte zu einer Zeit ein vornehmer Mann, von den Leuten ſchlechthin Don Antonio genannt, welcher in ſeiner Lebensweiſe von den meiſten ſeines Gleichen das Widerſpiel war. Er verprahlte ſein Geld nicht in der Reſidenz, weder mit ſchönen Tänzerinnen noch Sängerinnen, auch ward es weder verbankettirt noch vertändelt noch verſpielt, noch auf ſchönen Pferden vergalloppirt. Er überließ die Verwaltung ſeiner Güter auch nicht, wie viele Herren, den Händen habgieriger oder fahrläſſiger Schaffner, hielt es auch nicht für wohlgethan, alles in Bauſch und Bogen zu verpachten, um in Gemächlichkeit gleichſam den Rahm von der Milch zu eſſen, während Andre ſich mühten und plagten. Nein, er hielt es für ſehr anſtändig und vornehm, wirklich Herr der Scholle zu ſein, womit Gott ihm ein Geſchenk gemacht und zwar ein ziemlich anſehnliches: denn er beſaß manches Obſt- und Ackerland in den Niederungen am Meere, manche ſchöne Lehne mit guten Reben, dazu wohlgebaute Landhäuſer mit mancherlei zierlichen Kunſtwerken ausgeſchmückt, Alles ſehr fröhlich und wohlgelegen. Seine gewaltigen Thunfiſchnetze ließ er weit ins Meer hinbreiten, ſeine Wachtelnetze hing er wie Spinneweben über alle Klippen.

Aber fröhlicher als alles dieſes war der Herr ſelber, ein raſcher, rühriger Wittwer. Sein Wahlſpruch war: des Herrn Auge macht die Kühe fett, aber nicht wenn es blind iſt. Daher kam ihm die Gewohnheit, mit Allen, die ſeine Güter ihm bewirthſchaften halfen, ſehr häufig und genau zu rechnen, damit er beſtändig wüßte, wie er mit Jedem daran wäre; denn was man auf die lange Bank ſchiebt, verfault, ſprach er und war überall hurtig hinterdrein. Er bezahlte keinen Tagelohn, ſondern ſprach zu den Leuten: Wie viel wollt ihr, wenn ihr mir dies und das arbeitet? und handelte ſehr ſcharf; doch, wenn er zuletzt die Arbeit wohl beſtellt fand, gab er manchen Groſchen zu, ſo daß die braven Arbeiter fröhlich von ihm nach Hauſe gingen und nicht darben durften. Wer aber faul war, kam des geringen Lohnes wegen lange nicht wieder, und kam er endlich, ſo arbeitete derſelbe Mann viel mehr als vorher — wegen der Groſchen, welche der Herr zulegte. Daher kam es, daß alles Volk, welches da herum lebte, die Arbeit lieb gewann und den weiſen Don Antonio: denn er war keinesweges geizig. Er war den Faulen nur genau, damit ſie emſig würden, und theilte ſonſt gern mit, wo es Noth that. Almoſen jedoch gab er auch nur ſparſam. Er ſah lieber zu, wie er die Leute gründlich wieder aufbrächte, und pflegte darum nicht erſt dann zu helfen, wenn einer ſchon ganz darniederlag; ſondern wo er einen Ehrlichen ſah, der ſich plagte mit ſeiner Wirthſchaft und doch mehr zurück als vorwärts kam, — zu dem ging er hin und fragte: Freund, wie ſteht es? Und wenn er alles erforſcht hatte, ſprach er weiter: Ich will dir einen Rath geben: ſo und ſo mußt du es machen; aber ich ſehe, deine Mittel ſind zu ſchwach; darum komm zu mir und hole dir Werkzeug, ſilbernes und eiſernes, damit magſt du wirthſchaften. Ich will dir Zweig und Samen geben und doch ſehn, ob ich Recht habe mit meinem Rathe.

So und noch viel beſſer wußte Don Antonio mit den Leuten zu ſprechen und ſtand allen bei mit Rath und That und ſchlichtete manchen ſchlimmen Handel. Daher kamen alle Sorgenvollen auf der Jnſel zu ihm, und wem er half, der achtete ſich damit gelobt und nahm ſich zuſammen, daß er ſeinem Helfer keine Schande machte. Durch ſolche Dinge ward Don Antonio bei Vornehm und Gering groß angeſehn. Sein aufrichtiges Thun und Treiben war ſo herrlich, daß er ſich gar nichts damit vergab, wenn er ſchlichthin mit Jedermann ſprach und ſcherzte; dazu waren ſeine Reden in allen Stücken anmuthig zu hören für Jeden, er mochte ſein, wer er wollte, und wo ehrliche Leute fröhlich waren, ſparte Don Antonio nichts, er gab mit Freuden her und lachte mit.

Da ihm nun Jung und Alt ſo zugethan war, ſo war, wie ſich leicht denken läßt, auch großer Segen auf

Allem, was der weiſe Don Antonio beſtellen hieß; beſonders aber waren ſeine Fruchtfelder unter dem ſchönen Himmel ein beſtändiges Grünen, Blühen und Ernten. So viel geſchah bei Don Antonio, daß man von Jahr zu Jahr die Gegend nicht mehr wiedererkannte. Die Regenbäche, welche ſich im Winter von allen Bergen ſtürzten, ließ er nicht ſo wild ins Meer hineintaumeln. Nein, er verſchloß ſie bald oben in großen Klüften, aus denen er ſie erſt im Sommer wieder herausließ, die dürren Hänge zu wäſſern; denn er ſagte: So iſt die Erde; laſſen wir ſie dürſten, ſo läßt ſie uns dürſten. Und wo er einen kahlen Felſen ſah, ſprach der fröhliche Mann vor ſeinen Leuten: Warte, du fauler Stein, du bräteſt dahier an der Sonne! Von dir wollen wir bald Wein trinken! Und hieß Terraſſen umherbau'n und aufſchütten, die er mit Reben umzog immer bis zum oberſten Gipfel hinan, ſo daß man wenige Zeit darnach die allerbeſten Trauben leſen konnte, wo vorher der klirrende Felſen war.

Aber, aber, je ſchattiger es um Don Antonio rings auf allen Klippen wurde, — je lichter ward es auf ſeinem eigenen Haupte, und als er eines Tages ſeiner Gewohnheit nach auf freiem Felde gebetet hatte, hielt ihm ſein alter Diener Pietro die Hand, womit er das Käppchen wieder aufſetzen wollte, und ſprach, indem er des Herrn Schädel recht eigens betrachtete: Aber mein lieber Don Antonio, wie werdet Ihr kahl!

Ja wohl, du alte Haut, ſprach Don Antonio lächelnd, alles iſt eitel! die Blätter fallen von den Bäumen. Doch — was thut's? — Wenn man nur munter iſt und friſch arbeiten kann.

Da ſprach Pietro wiederum: Aber mit Verlaub, gnädiger Herr, für wen plagt Ihr Euch ſo Tag und Nacht? Was hilft Euch all das Zeug, die vielen Felder und Schlöſſer, wenn Ihr ſo allein ſeid und keinen Sohn habt, dem Ihr alles nachlaſſen könnt? Es iſt endlich Zeit, daß Ihr das Wittwerkiſſen wegthut und wieder an das Heirathen gedenkt, eh Euch die paar Haare vollends ausgehn!

Da ſprach Don Antonio: Lieber Pietro, ich denke Tag und Nacht daran; denn ich will auch nicht von der Welt wegbrennen, wie ein Talglicht, von dem nichts nachbleibt, wie die letzte Schnuppe. Ich will gern heirathen, dazu ſind aber Zweie nöthig.

Ih, die Zweie ſind da, ſprach Pietro wiederum. Geht nicht ſo lange Zeit um das ſchöne Weib, die junge Wittwe herum, die Euch ſo gern ſieht. Herr, wartet ſo lang Ihr wollt, ſchöner wird ſie doch nicht! Alſo, flink zugelangt, ſo iſt beiden wieder geholfen.

Flink zugelangt iſt bald geſagt, lieber Pietro; doch Donna Thereſa. . . .

Eh! Donna Thereſa, gnädiger Herr, fiel Pietro ein, nehmt es mir nicht übel — aber Ihr ſeid ein wunderlicher Mann. Ihr ſeid herzhaft und entſchloſſen wie ein altes Pferd in allen vier Elementen, fürchtet Euch auch vor keinem Chriſten noch Heiden; nur vor den paar ſchwarzen Augen, da werdet Ihr wie ein Kürbiß. Wie oft ſoll ich meine Mütze noch mit Füßen treten, wenn ich Euch ſo mit ihr ſtehn ſehe? Immer ſag' ich da bei mir ſelber: ſprich, ſprich, Don Antonio! Jetzt iſt es Zeit! Drück ab, drück ab! Feuer! — Aber proſit die Mahlzeit, Ihr thut die Lippen nicht von einander!

Du redeſt, wie du es verſtehſt, ſprach der Herr wiederum. Es ſchwärmen jetzt Freier um ſie her, die ihr beſſer gefallen, Leute mit vollen Locken.

Da ſprach Pietro wieder: Eh! Locken oder nicht! Wenn man aus allen Freiern in der Welt nur Einen Mann macht — Ihr ſeid mehr werth, wie alle zuſammen! — Mein lieber Herr Don Antonio, wenn das Weib Fenſter im Kopfe hat, muß ſie doch ſehen, daß Ihr viel friſcher ausſeht unter Eurer Glatze, wie die zwei jungen Maulaffen unter den Haarſchnecken, welche ſie alle Tage braten und ringeln; und muß denn auch ein Freier juſt überall rauh ſein, wie ein Bär? Glaubt mir, gerade die Glatze, wie ſie jetzt iſt, kleidet Euch viel beſſer, wie das Gemengſel von Haaren, das Ihr ſonſt hattet!

Mach keine Poſſen, ſprach der Herr lächelnd, die Weiber ſehn uns mit andern Augen und haben den Kopf der Männer lieber unten glatt als oben! — Hiemit brach Don Antonio das Geſpräch ab und hieß Pietro weiter arbeiten.

Nicht lange darnach, zur Zeit des Carnevals, geſchah es, daß zwei Grafen aus Neapel bei ihm einſprachen, um eine bedeutende Summe Geldes von ihm geliehen zu erhalten. Er empfing die Herren freundlich und bewirthete ſie in ſeinem ſtädtiſchen Palaſt zu Ischia, daß ſich die Tafeln bogen, weigerte ſich jedoch, ihnen die Summe vorzuſtrecken, weil ſie dieſelbe, wie er wohl bemerkte, nicht zu Verbeſſerung ihrer ſehr vernachläſſigten Güter, ſondern nur zum Verpraſſen auf dem neapolitaniſchen Carneval haben wollten. Seine Weigerung traf die ſtolzen Herren ſehr empfindlich, dennoch wußten ſie, ſo lange ſie noch in ſeiner Geſellſchaft waren, den Ton der feinſten Höflichkeit zu halten. Der Aerger über den mißlungenen Plan brach erſt aus, als Don Antonio ſie an der Thür ſeines Palaſtes entlaſſen hatte. Da blieb der eine der Herrn, Don Ottavio, ſtolz und verachtend ſtehn und rief ihm über die Schulter nach: Geh zu, Kahlkopf!

Dieſes Wort hörte Don Antonio zwar nicht mehr, denn er war ſchon in das Haus gegangen; aber mehrere Leute, die auf der Straße ſtanden, vernahmen es wohl, und ein alter Sackträger ſprach entrüſtet zu dem Grafen Ottavio: Herr, Ihr mögt ſein, wer Ihr wollt; aber einem Ehrenmanne, wie Don Antonio, dürft Ihr hier zu Lande dergleichen nicht nachrufen!

Geht es dich an, was ich rede, du Laſtthier? fragte Don Ottavio und ging ſtolz dahin.

Aber der Mann trat ihm munter in den Weg und ſagte: Ja, Herr, uns Ischieſen geht alles an, was einer von Don Antonio ſpricht. Hier bin ich, tretet auf mich; aber von Don Antonio redet künftig wie es ſich gebührt!

Ja, ja, ſeid artig, Herr Cavalier! rief ein Zweiter, der alles mit angehört.

Zieht den Hut ab, wenn Ihr Don Antonio's Schafe ſeht! ſprach ein Dritter.

Gurgelt Euch mit Roſenwaſſer, wenn Ihr ſeinen Namen in den Mund nehmt! rief ein Vierter und ſprang ihm keck in den Weg.

Da ſtand Don Ottavio ſtill und ſprach ſtolz zu ſeinen Bedienten: Schafft mir das Geſindel vom Halſe! Da ſtellte ſich der erſte Mann wieder vor ihn hin und fragte: Wo iſt denn hier ein Geſindel? Ich ſehe keines. Aber Ihr, Herr, ſeht Euch vor, Ihr ſeid hier nicht zu Hauſe! Wir ſind freie Ischieſen, die für Don Antonio durch alle vier Elemente gehn!

Was hat er denn mit Don Antonio? fragten neugierige Schiffer, die hinzutraten.

Ih! Erſt wirft er Don Antonio einen Kahlkopf nach, nun nennt er uns ein Geſindel!

Er ſchimpft Don Antonio einen Kahlkopf und uns ein Geſindel! rief alles empört.

Macht mir Platz! rief Don Ottavio wieder ſeinen Bedienten zu, und als dieſe nicht vortraten, wollte er ſelbſt einige Leute, die vor ihm ſtanden, ſeitwärts drücken; aber — dieſe ſtanden wie die Mauern. Da wurde Don Ottavio noch heftiger und ſchalt immer mehr; denn er war, wie mancher Zornige, der Meinung, damit durchzudringen; — aber die Ischieſen verſtanden das Schelten noch beſſer, und es ward ein ſo großer Lärm in der Straße, daß Don Antonio wieder aus ſeinem Hauſe kam. Als er nun ſah wie ſeine Gäſte von den Leuten aufgehalten wurden, rief er: Liebe Kinder, was macht ihr? Laßt ſie frei gehn, es ſind meine Gäſte! — Da ließen alle Hände von dem Fremden ab, und der Schwarm öffnete ſich vor Don Antonio. — Der Herr da nennt uns ein Geſindel, riefen Einige. Da ſprach Don Antonio beſchwichtigend: Herr Ottavio, Ihr habt ſehr Unrecht, dieſe Männer nicht nach Würden zu ehren. Ihr würdet dies auch gewiß thun, wenn Ihr ſie kenntet. Es ſind brave Leute, die mit ihren Armen manches Nützliche ſchaffen: Weingärtner, Fiſcher und Ackerleute. Doch ihr, liebe Kinder, müßt nicht gleich ſo heftig zufahren, wenn jemand, der euch nicht kennt, ein Wort fallen läßt, das Niemandem gefällt.

Wiſſet, Herr Antonio, wir mußten wohl heftig werden, da er Euch beſchimpft.

Warum aber ſollte er mich denn beſchimpft haben?

Warum, wiſſen wir nicht, ſagten Einige, aber er rief Euch einen Kahlkopf nach.

Nun, wenn es weiter nichts iſt! Ein Kahlkopf bin ich wirklich, ſprach Don Antonio und nahm das Käppchen ab: das weiß die Sonne, die mir die Haare wegſengt. Geht in Frieden, meine Herren. Ein Kahlkopf iſt ja kein Schimpf, ſo lange die Ehrlichkeit nicht aus

Zöpfen geflochten wird. Die Kahlköpfe ſind mitunter die bravſten Leute. Da ſeht einmal hier den alten Delfin, den Fiſcher Jakob an. Er iſt ein Kahlkopf, wie man ihn nur wünſchen kann, und doch — wer mag mit ihm um die Wette ſchwimmen, rudern und Netz werfen? Iſt er nicht allemal der Erſte, wo es gilt, und hält er nicht das Steuer, wenn Alles verzweifelt?

Mit Gottes Hülfe, das iſt Euer ſchöner Mund, der das ſagt, ſprach Jakob, Don Antonio den Aermel küſſend; aber in Wahrheit, laut ſag' ich es vor allem Volk, mein Kahlkopf iſt mir zur Ehre geworden, ſeit Don Antonio einen trägt!

Dergleichen Ehren giebt es mehr! ſprach ein andrer fröhlicher Mann und klopfte ſich auf den Schädel.

Hier auch! ſprach ein Dritter und zeigte ſeine Glatze.

Hier iſt wieder ein Kahlkopf! rief ein Vierter und neigte ſich, damit Alle das ſehen könnten.

Hier mein Mann iſt auch einer! rief ein muntres Weib und ſchob ihren Gatten vor.

Mein Vater iſt auch ein Kahlkopf! rief ein kleiner Knabe.

Heran ihr braven Kahlköpfe! rief der alte Jakob jubilirend. Kommt daher und genießt die Ehre, die euch Gott beſchieden, denn Don Antonio iſt ein Kahlkopf!

Beſchämt, ohne nur eine Entſchuldigung zu wagen, entfernten ſich die Fremden; aber ſie ſahen noch von weitem, wie ſich um Don Antonio immer mehr Kahlköpfe verſammelten, Leute von allen Ständen, die es ſich zur Ehre rechneten, zu ſein, wie er. Ja, der jubelnde Schwarm brach zuletzt in ein lautes Geſchrei aus: Es lebe Don Antonio, der brave Kahlkopf! Don Antonio aber ſchüttelte Allen freundlich die Hand und rief verwundert aus: Der Tauſend! welche Menge von blanken Schädeln!

O, in Caſamicciola ſind mehr, wie hier! riefen Einige.

In Lacco ſind noch viel mehr! riefen Andre.

Nun da möcht' ich erſt alle beiſammen ſehn, die auf der ganzen Inſel ſind, ſprach Don Antonio lachend, da müſſen ihrer ja ſein, wie Sand am Meere!

Ja, ja, die Iſchieſen ſputen ſich, daß ſie flink kahl werden, ſprach ein leichtfertiger Vogel, aber keinem läßt es ſo hübſch, wie Don Antonio! — Und Alle riefen von neuem: Es lebe Don Antonio, der brave Kahlkopf.! — Hiemit hoben ihn die Nächſten-Beſten auf ihre Schultern und trugen ihn, er mochte ſich wehren, wie er wollte, ſchwebend in ſein Haus zurück. Dieſer wunderliche Triumphzug ging dicht unter einem Balkone vorüber, auf welchem Donna Thereſa mit Antonio's lockigen Nebenbuhlern ſtand. Sie lachte von Herzen über den Spaß, den ſie von Anfang mit angeſehen, und nickte freundlich. Don Antonio konnte kaum den Gruß erwiedern, ſo ſchnell trug man ihn dahin, und das Volk jubelte noch lange vor dem Hauſe, als er ſchon auf ſeinem Zimmer war.

Der brave Mann freute ſich herzlich über die harmloſen Aeußerungen des Volkes und die wunderlichen Ehrenbezeugungen; doch geſtand er ſich zugleich, die Feier ſeines Kahlkopfes wäre ihm überall lieber geweſen, als gerade unter dem Balkone ſeiner Dame. Nun, des Himmels Wille geſchehe! ſprach der fromme Philoſoph und ging wieder an ſeine Geſchäfte.

Aber da es nun einmal Carnevalszeit war, ging das fröhliche Volk auf dem Markte nicht ſo bald aus einander. Im Gegentheil, es ſammelte ſich von neuem, als ein Freund des Gefeierten erſchien, ebenfalls ein Kahlkopf, Don Carlo genannt, der ihm ziemlich glich an Reichthum und Sitten, aber weit ausgelaſſener und phantaſtiſcher zu ſcherzen pflegte. Er hatte ſo eben eine fröhliche Tafel verlaſſen und des lieblichen Weines nicht zu viel und nicht zu wenig genippt, ſondern gerade genug um in der allerbeſten Laune gleichſam zu ſchweben. Als er nun, über den wilden Schwarm von Kahlköpfen erſtaunt, nach der Urſache des gewaltigen Gelächters und der ſonderbaren Verſammlung fragte, drängten ſich, ihm den Vorfall zu erzählen, Alle heran, wie Beeren ſich, wenn ſie voll wird, um den Stiel der Traube drängen. Alle Kehlen ſchrien und Jedermann erzählte, die nahe ſtanden, mit Worten, die ferne waren, mit Geberden, bis Don Carlo ſich die Ohren zuhielt und die Augen feſt verſchloß und ſelber ſchrie: Schweigt! Ich weiß nun alles! Still und hört, was ich euch ſage! — Nach dieſen Worten ward es nicht ſo bald ſtill, nein, Alles ſchrie nun immer wieder von neuem: Still und hört, was Don Carlo ſagt! Still und hört, was der brave Don Carlo ſagt! bis auch dieſes Geſchrei leiſer und leiſer endlich in eine Todtenſtille verſcholl.

Nicht ſo feierlich! ſprach Don Carlo, denn was ich ſagen will, iſt nicht zum Weinen! Die Geſchichte da iſt nicht mit Golde zu bezahlen, wiewohl euer Vortrag nicht viel beſſer war als tauſend Ohrfeigen! Beſonders war dahier ein Mann mit einer Trompetenſtimme, der gleich einer Trauſe beſtändig daſſelbe Wort ſprach, ſo daß ich zuletzt nichts mehr hörte [illegible] das; aber das war gut; denn es war ein Wort von Don Antonio! Sprich es noch einmal aus, Checco!

Da trompetete Checco wiederum: Don Antonio hat geſagt, er möchte wohl einmal alle Kahlköpfe beiſammen ſehn, die auf der ganzen Inſel ſind.

Ja, ja, das hat er geſagt! riefen Alle.

Bravo! rief Don Carlo, er hat es geſagt, und es ſoll geſchehn! Ich habe ſchon manche Woche vergeblich über ein Carnevalsfeſt für meinen braven Don Antonio nachgedacht; nun aber will ich ihm eins geben, wie Meer und Erde und der Himmel da oben noch nicht geſehen hat. Alſo vernehmt: Auf übermorgen Nachmittag ſind hiemit alle guten ehrlichen Kahlköpfe, womit unſer nach allen Seiten hin fruchtbares Eiland Ischia ſo reichlich geſegnet iſt, Don Antonio's Geburtstage zu Ehren, von mir zu einem großen Freudenfeſte geladen und zwar in meinen Pallaſt am Meere, zur Stunde, wenn Don Antonio ſein Mittagſchläſchen hält, welche Stunde Jedermann bekannt iſt, weil wir alle zur ſelben Zeit ebenfalls zu nicken pflegen.

Aber, Don Carlo, womit wollt Ihr ſo großes Volk bewirthen? fielen einige Stimmen ein.

Sonderbare Frage! Mit Eſſen und Trinken! ſprach Don Carlo; hier gilt das Wort, welches der gewaltige Redner Stomachus ſchon oftermalen ausgerufen: Thu dich auf, Keller und Speicher, und zeige dein Inwendiges! He! Antoniello, Pangrazio, Ricciardo, Pepo, Checco, Lunardo, Raffaele, Paolo, Giacomo, Pandolfo, Carluccio, Ciccio, kommt daher! Ihr ſeid in ſolchen Dingen die Flinkſten! Auf, beſorgt euch Trommeln, und ſind nicht genug Trommeln da, ſo nehmt Keſſel, damit geht auf der ganzen Inſel umher, trommelt und macht Spektakel, ſingt und ladet ein!

Prächtig! riefen Alle.

In was für Verſen? fragten Einige.

Ich will ſie Keinem vorſchreiben, ſprach Don Carlo, denn ihr ſeid insgeſammt große Poeten! Reimt friſch darauf los, lockt ſie wie die Wachteln in meinen Weizen!

Etwa ſo? fragte Pepo und ſang:

Pittperwitt!
Pittperwitt!
Volle Spieße, volle Töpfe!
Pittperwitt, ihr kahlen Köpfe!

Von Don Carlo ſeid geladen,
Pittperwitt, zu Wein und Fladen!
Pittperwitt!
Pittperwitt!
Maccaroni wird es graupeln,
Pittperwitt, und viel zu knaupeln!
Don Antonio zu Ehren,
Pittperwitt, giebt's viel zu zehren!
Pittperwitt!
Pittperwitt!
Schön maskirt zu Sauſ' und Brauſe,
Pittperwitt, kommt her zum Schmauſe!
Keiner bleib' in ſeiner Klauſe!
Pittperwitt, 's gilt keine Flauſe!
Pittperwitt!
Pittperwitt!

Pittperwitt, Pittperwitt! ſangen Alle mit Pepo ſchnappten wie er mit den Fingern dazu und tanzten und ſprangen wie die Ziegenböcke.

Bravo! rief Don Carlo, ſinge Jeder was ihm einfällt!

Hoch lebe Don Carlo! ſchrie nun der ganze Schwarm, und die er aufgerufen, liefen nach Trommeln und Keſſeln, während er weiter ſprach: Wir, liebe Kinder, wollen indeß nicht müßig ſein. Ich will euch meine großen Netze herausgeben, damit wollen wir alles, was Fiſch heißt, aus dem Meere ziehen, auf daß kein Mangel ſei. Etliche müſſen nach dem Walde von Cumä hinüber rudern und Auſtern von Fuſaro*) holen, der Jagdmeiſter des Königs wird mir ſchon ein fünf bis ſechs wilde Schweinchen ablaſſen, vielleicht auch ein paar Hirſchchen und Rehchen. Repphühner haben wir hier auf der Inſel, die Schnepfen und die Kibitze, die Kaninchen und die Haſen werden uns auch nicht alle fortflattern und entlaufen, und iſt das Wilde nicht zu haben, ſo ſpickt man das Zahme; nur Hund' und Katzen laſſen wir den Mailändern; ſonſt halten wir uns an alles, was da iſt. Von Hühnern, Enten und Truthähnen wimmelt es überall auf meinen Höfen, um Kälber und Ochſen wird auch keine Noth werden, ſo lange wir noch da ſind. Maccaroni und Fedelini und Broccoli und Sicilianer Artiſchocken und Selleri wird ſich alles finden, wenn man nur darnach ſucht. Die Stadtbäcker ſollen Brod und Kuchen backen. Die Weinfäſſer dürfen nur angebohrt werden. Glaubt mir, es wird ſich alles machen.

Hört, Don Carlo, da kommen ſie ſchon mit Trommeln und Keſſeln, unterbrachen ihn Einige, berrumpumpum, berrumpumpum, papiongpingpang!

Still da! rief Don Carlo. Don Antonio ſoll noch nichts davon merken; es wäre wohl hübſch, wenn man ihn damit überraſchen könnte!

Trommelt und lärmt immerzu, ſprach der alte Pietro, der mit einem Päckchen auf dem Rücken dabei ſtand, mein Herr iſt bereits auf ſein äußerſtes Vorwerk hinausgegangen. Ich zottle jetzt ganz ſachte nach mit dieſem Päckchen. Vor übermorgen Mittag kommen wir nicht wieder herunter.

---

*) Vom See Fuſaro, dem alten Acheron.

Das trifft ſich ja ganz vortrefflich, ſprach Don Carlo.

I freilich, gnädiger Herr, ſprach Pietro, ich geh' ihm bis übermorgen Mittag nicht von der Seite. Glaubt mir, ſo wahr ich Pietro bin, er ſoll Euren Braten nicht riechen, bevor er gahr iſt. Laßt mich nur ſorgen! Ich weiß, wie man etwas geheim hält. Jede Fliege, die daran geleckt hat, wird abgewiſcht, ſo bleibt ihm alles verborgen!

Nun, ſo vertheilt euch! geht in alle Welt, trommelt und ſchreit, daß die Gaſſen über einander fallen! rief Don Carlo, und es hätte dieſer ſtarken Aufforderung zum Lärmen wahrlich nicht bedurft; denn kaum hatte ſich Jeder ſeinen Weg gewählt, ſo ward der Lärm auf einmal ganz übermäßig. Sechs Trommeln und ſieben Keſſel wurden faſt zerſchlagen. Alles, was Odem hatte, Jung und Alt ſchrie und tobte mit, Katzen miauten darein, und Hunde bellten. Es war auch zwiſchen dieſem und dem jüngſten Tage kein Unterſchied mehr, nur daß hier nicht die Todten aus den Gräbern, nur die Lebendigen aus allen Häuſern kamen. Es zeigte ſich auch noch außerdem großer Uebermuth, der am jüngſten Tage wohl wegbleiben wird: die Trommler nämlich ſahen über ihre Trommeln verächtlich auf die Keſſelſchläger und ſchnitten ihnen gar ſchnöde Geſichter; die Keſſelſchläger aber meinten: bei ſolchen Einladungen zum Eſſen ſeien Keſſel ſchicklicher wie Trommeln, und ſchrien beſtändig während des Schlagens: heute ſind ſie toll, übermorgen voll! und: ſingt mit, wenn ihr könnt, ihr Lederpauker! Da konnten die Trommler freilich nicht mitſingen; trommelten aber aus Zorn deſto ſtärker. Zweie zerſchlugen ſogar die Trommeln und mußten ſie umwenden. Dieſe wurden von den Keſſelſchlägern ſo verhöhnt und verlacht, daß ſie froh waren, als ſie durch ein Nebengäßchen ins Freie kamen.

Nun laſſen wir die Lärmer ziehen; denn es wäre ſelbſt dem großen Poeten Homerus unmöglich zu erzählen, was die ſechs Trommler und ſieben Keſſelſchläger auf ihrer Wanderung durch die anmuthigen Gefilde und die zierlichen Ortſchaften der Inſel für Aufſehen erregten mit der wunderlichen Einladung, und was ſie an jedem Orte für tolles Zeug anzugeben wußten. Man fing überall damit an, daß man die luſtigen Vögel mit ihren Reimen für betrunken hielt. Sie ſetzten ihre Köpfe wohl tauſendmal zu Pfande, bevor ihnen irgend jemand nur ein Wort von allem glaubte. Dann zogen ihnen auch überall einzeln beſonders pfiffige Leute nach, ſuperkluge Spione, welche durchaus das Geſtändniß von ihnen heraushaben wollten, der ganze Spaß ſei nur auf eine Fopperei abgeſehn. Auch kamen von überall her Boten an Don Carlo zurück, welche ſich im Namen ganzer Ortſchaften feierlich nach dem wahren Verlauf des Dinges erkundigten. Dieſen gab er nun die Einladung zu beſſerem Zeugniſſe ſchriftlich mit. Dennoch währte das Hin- und- her-fragen bis zum Abend des andern Tages, bevor man auf der ganzen Inſel überzeugt wurde, die Sache ſei wirklich außer dem Spaße.

Die ſonderbaren Einladungen ſelbſt, ſo große Fröhlichkeit ſie im Allgemeinen auf der ganzen Inſel verbreiteten, wurden dennoch von manchem der Geladenen nicht ganz ſo harmlos aufgenommen, wie ſie gemeint waren. Einige wurden zuerſt bitterböſe; doch ergaben ſich zuletzt die Meiſten, da es einmal nicht anders war, in den allgemeinen Humor und lachten von Herzen mit.

Am übelſten wurde jedoch der Spaß von den heimlichen Kahlköpfen aufgenommen, welche ſich unter künſtlichen Locken verbargen; denn überall ſchwärmten freiwillige Spione herum, welche dergleichen Contrebande ans Licht brachten, und mit der Keckheit, welche die Leute dort zu Lande zur Carnevalszeit allgemein zu befallen pflegt, riß man hie und da jenen Dohlen die fremden Federn aus, und ein wahres Treibjagen von tauſend Neckereien zwang dieſelben wider Willen zur Theilnahme. Bei alle dem gab es immer noch Viele, welche die raffinirte Kunſt der Haarkräusler vor aller Entdeckung zu ſchirmen ſchien: aber als Don Carlo gar anfing, ſeidene roſenfarbene Käppchen machen zu laſſen, die er, wie es hieß, als falſche Platten Leuten mit vollen Locken ſchicken wollte, die an dem Feſte Theil zu nehmen Luſt hätten, da wurde den Meiſten in ihrer Verborgenheit bange, weil ſie glaubten, die Käppchen würden für ſie genäht. Viele derſelben hatten nun auf einmal höchſt wichtige Sachen in Neapel abzumachen. So viel Plätze wurden auf den Barken, welche gewöhnlich dahin fuhren, belegt, daß es allgemein auffiel, beſonders da der Wind nicht eben günſtig zu werden ſchien.

Wer ſich aber recht von Herzen über das unerhörte ſonderbare Feſt freute, war Donna Tereſa. Von Natur zu Scherz und Lachen geneigt, konnte ſie gar nicht begreifen, warum ihre beiden jungen Anbeter ſo wenig Vergnügen darüber empfanden. Dieſe wollten wieder nicht begreifen, wie eine ſo feine, liebenswürdige Dame Geſchmack an ſolchen Dingen finden könne, nannten den harmloſen Scherz einen plumpen Bauernſpaß und fanden es für einen Mann von Stande, wie Don Carlo, ſehr unziemend, dergleichen abgeſchmacktes Zeug zu veranſtalten. Vergeblich warfen die ſchönen Lippen der fröhlichen Dame beſtändig ein, ſie möchten nur bedenken, es ſei Carneval, und ein Carneval ſei je toller, je beſſer; beide blieben bei ihrer Anſicht und verließen die ſchöne Dame faſt ein wenig mißgeſtimmt. Ja, ſie kamen ſogar am Morgen des Feſttages zu ihr, um ſich auf einige Tage zu beurlauben, weil ſie nicht Zeugen eines ſo ſinnloſen Volkstumultes abgeben wollten, welcher, wie ſie behaupteten, jeden Nerv in ihnen empören würde. Donna Tereſa jedoch lachte ſie beſtändig aus und ſtellte ihnen vor, welchen widrigen Wind ſie haben würden, wenn ſie heute ſegelten. Vergeblich. Das Meer wird ſehr ſtürmiſch werden, nicht wahr, mein Herr? ſprach ſie zu Don Carlo, der eben eintrat. Ja wohl, ſagte dieſer, es wird weiß werden, wie Schnee, ich bin froh, daß meine Fiſche gefangen ſind! Wir bekommen Nordoſtſturm; darum, meine Herren, wollt noch ein Weilchen unſre Stadt mit eurem Aufenthalte beglücken und dieſen Abend mein luſtiges Feſt mit eurer Gegenwart. Hierbei zog Don Carlo zwei ſauber in Papier eingeſchlagene Käppchen hervor und wollte ſie den Herren überreichen. Dieſe jedoch bedankten ſich dieſer Ehre ziemlich ſtolz und empfahlen ſich mit vornehmer Kälte. Donna Tereſa wollte ſogar einen Anflug von Verlegenheit bei ihnen bemerkt haben, als die Käppchen zum Vorſchein gekommen, doch flog ſie leicht darüber hin und ſprach zu Don Carlo: Jetzt, wenn jene wunderlichen Käuze die Käppchen nicht annehmen wollen, gebt ſie mir, ich will mit meinem Mühmchen vermummt auf Euer Feſt kommen. — Viel Ehre für mein Feſt, ſagte Don Carlo und legte die Käppchen in ihre ſchöne Hand, kommt vermummt wie Ihr wollt, ich will Euch ſchon herauskennen.

Woran denn? fragte Donna Tereſa.

An Eurem Foppen, ſprach Don Carlo, denn Ihr könnt es nicht laſſen!

Warum denn nicht?

Weil es Euch ſo gut läßt! ſagte Don Carlo neckend und huſchte zur Thür hinaus und heim, wo er noch gewaltig viel zu thun fand. Denn, obwohl ſein Haushofmeiſter ein tüchtiger Mann war und bei allen

Feſten ſonſt die ganze Wirthſchaft in großartiger Ordnung zu erhalten wußte, ſo war ihm diesmal doch die Aufgabe zu mächtig, und Don Carlo mußte ſelbſt in allen Winkeln hinterdrein ſein. Die Herde der Küche, ſo übergroß ſie der Erbauer ſeines Palaſtes angelegt hatte, gaben diesmal nicht Raum für die Hälfte der nöthigen Spieße, Keſſel und Töpfe; daher ward es nöthig, in dem geräumigen Hofe Nothherde zu bauen, die ſich Altären gleich ausnahmen, um welche die luſtigen Köche wie die Baalspfaffen ſangen und ſprangen. Die Eimer der Ciſterne, welche die Mitte des Hofes einnahm, gingen beſtändig auf und nieder wie Sonne und Mond, weil die gewaltigen Meerfiſche zu kochen ein unermeßlicher Wall von Waſſer nöthig war. Don Carlo hatte nämlich befohlen, heute kein Thier zu zerſchneiden, ſondern alles ganz auf die Tafel zu bringen, — die Ragouts und Fricaſſeen ausgenommen. Daher fand er, als er heim kam, große Noth um einen Schwertfiſch von ungeheurer Länge. Dieſer hatte den Fiſchern bereits viel Plage gemacht, bevor ſie ihn aus dem mächtigen Netze, welches von ihm ganz zerriſſen war, in das große Boot brachten, aus welchem er noch, allen Schlägen und Stichen zum Trotz, entwiſcht wäre, wenn ſich nicht der alte Jacob beherzt auf das Schwert des Ungeheuers geſtellt hätte. Nun aber war die Noth bei den Köchen, und die Fiſcher lachten; denn wo man auch hinſandte, war kein Keſſel zu finden, der ihn hätte faſſen können. Da hieß Don Carlo den Schmied ein blechenes Dach von einem albernen japaniſchen Gartenhäuschen abnehmen, reinigen und in aller Eil an den Seiten umbiegen. In dieſe Schwarte ward nun der Fiſch gelegt, ſo lang er war, und zwiſchen den vier japaniſchen Drachen, die an den Ecken in die Höhe ſtanden, unter großem Jubel der umhertanzenden Köche ganz vortrefflich geſotten, ſammt ſeinem übermannslangen Schwerte. Die wilden Schweine, die ſonſt im Cumäer Walde gegrunzt hatten, wurden ebenfalls unzerſtückt im Hofe gebraten, auf Spießen von Lorbeerbäumen, welchen man die grünen Wipfel gelaſſen und mit Bändern geſchmückt. Ueberhaupt ward alles nicht etwa nur ſo ſchlichthin betrieben, nein, Don Carlo ließ, nach dortiger Landesart, Haus, Hof, Küche und Keller mit Lorbeerbäumen und Myrtenkränzen ausputzen. Alles, was gebraten wurde, hatte Citronen oder Blumen in Schnauz' und Schnabel, auch waren im Hofe Dudelſackpfeifer angeſtellt, welche zum Drehen der Spieße luſtige Stückchen aufſpielen mußten, damit den Drehleuten bei den dicken Braten die Zeit nicht zu lang würde. Sie hatten zwar ohnedem insgeſammt Weinkrüge zur Unterhaltung neben ſich, die ihnen an der dörrenden Glut ſo liebe Geſellſchafter waren, daß beſtändig mehr davon an den Lippen als an der Erde ſtehen blieben, wie Don Carlo mit großer Luſt bemerkte. Rings im ganzen Palaſte ſtand alles offen. In allen Sälen, Zimmern und Hallen waren Tiſche und Bänke geſtellt, doch ſo, daß überall Raum zur Beluſtigung blieb. In einem der Säle war —

doch davon nachher, denken wir jetzt wieder an Don Antonio. Dieſer war, wie wir bereits von Pietro wiſſen, nach ſeinem äußerſten Landhauſe hinaufgeritten, welches er ſich an der Lehne, die ſich von dem zackigen Gipfel der Inſel herabſenkt, erbaut hatte. Die Höhe war früher nackter Fels und mit vielen Steinen überſäet; aber weil man von da herab alle ſeine Güter überſehen konnte, hatte Don Antonio das Unland in einen lachenden Weingarten umgeſchaffen und von den umherliegenden Steinen ein ausnehmend zierliches Landhaus erbaut, in welchem er alljährlich den Morgen ſeines Geburtstages ganz einſam zu feiern pflegte. So war er auch dieſen Morgen auf den Altan des Hauſes herausgetreten und hatte Gott für alles, was er ihm verliehen, inbrünſtig gedankt, auch Jemanden, den wir bereits kennen, in ſein lautes Gebet eingeſchloſſen, als er hinter ſich mit ſeinem eignen ein ebenfalls recht lautes Amen vernahm. Er wandte ſich und ſahe Pietro hinter ſich knien, welcher etwas verlegen aufſtand und zu ihm ſprach: Verzeiht, Herr Don Antonio, ich gedachte dahier heimlich mit für Euch zu beten und Euch im Stillen die Worte nachzuſprechen, die Ihr ſo ſchön zu ſetzen wiſſet. Es ging auch alles gut und ſtill ab, und ich wollte mich eben wieder fortſchleichen, da muß ich juſt noch mit dem Amen ſo herausplatzen, weil ich Eſel gewohnt bin, es immer ſo laut zu ſagen! — Bleibe immer dabei, das ſchadet nicht, und zwei Amen ſind beſſer wie eines, ſprach Don Antonio und küßte dem

Alten, der ſich zum Handkuß neigte, die Stirn; läßt Gott mein Gebet in Erfüllung gehn, ſo ſoll es dir auch niemals fehlen! Komm, mein alter Pietro, haſt du mit mir gebetet, ſo laß uns auch zuſammen frühſtücken! Stellen wir uns den Tiſch hieher auf den Altan, da können wir die Gottesgaben im Angeſicht von Himmel, Meer und Erde zu uns nehmen. Nun mochte ſich Pietro ſträuben, wie er wollte, Don Antonio trug alles mit ihm heraus, Tiſch und Eſſen, ſtellte Pietro's Stuhl hart neben ſeinen und ſprach: Hier ſetze dich, mein alter Pietro, laß uns fröhlich ſein, Gott wird uns ferner Gnade ſchenken. Da ſetzte ſich Pietro und trank das erſte Glas, welches ihm der Herr eingeſchenkt, fröhlich auf ſein Wohlſein aus; bei dem zweiten Einſchenken aber bat er ihn, aus der Flaſche trinken zu dürfen. — Immer trink, wie du es gewohnt biſt, ſprach Antonio lachend. — Darf ich auch mein Meſſer herausholen? — Mache, was du willſt, Pietro! — Da that Pietro Meſſer und Gabel, die auf dem Tiſche lagen, hinweg, und zog ein Ungeheuer von Taſchenmeſſer hervor, womit er dem großen Ziegenkäſe und dem gewaltigen Brode, wie auch der Honigwabe, womit der Tiſch beſetzt war, tüchtig zuſetzte, wozu er ſeiner Gewohnheit nach vorher gluckend aus der Flaſche trank. Das einfache Frühſtück mundete beiden ganz vortrefflich. Als ſie damit zu Ende waren, luſtwandelten ſie noch ein wenig im Garten und beſtiegen bald darauf ein paar muntere Thierchen, Eſel genannt, die ein Knabe vor dem Thore des Gartens bereit hielt, welcher für dieſen leichten Dienſt an dieſem Tage von ſeinem Pathen Don Antonio jedesmals einen ſpaniſchen Piaſter zum Geſchenk erhielt; doch heute gab er ihm zwei. Geht mit Gott, mein Herr Don Antonio! rief der Kleine jubelnd, während der Herr und der alte Diener auf den zierlichen Thierchen*) um die Hänge des Berges hinabſchwebten. Der Morgen war, obwohl fern in Nordoſt Sturm drohte, wunderſchön hell und klar. Faſt windſtill ruhte die Luft, und Don Antonio ſah, obwohl es Winter war, unter dem milden Himmel ſeine Felder himmelblau von blühendem Leine. Bohnen und Erbſen wucherten üppig überall, auch die andern Fruchtfelder waren mit lieblichem Grün bekleidet. An den Wegen blühten Narciſſen und bunter Krokus, und Hageroſen ſtreuten die fallenden Blätter umher. Immergrüne Gebüſche von Myrten und Lorbeern und andern duftenden Bäumen miſchten ſich in Hecken von indiſchen Feigen und mächtigen Aloën und machten den Winter vergeſſen. Ueberall war fröhliches Gedeihen, und Herr und Knecht unterhielten ſich über alles, was ihr Fleiß gemeinſam angebaut, ſehr angenehm und vertraulich, bis ſie in der Stadt Ischia im Hofe Don Antonio's abſtiegen, in welchen ſie diesmal auf Pietro's Zureden nicht durch die Stadt, ſondern durch den Orangengarten einritten: denn Pietro ſuchte den Herrn klug von Allem abzuhalten, was ihm den Spaß Don Carlo's hätte verrathen können; hier aber war ſeine Sorgfalt überflüſſig, denn Don Carlo hatte bereits überall gewandte Knaben als Wächter ausgeſtellt, die ihn von fern kommen geſehen und in der Stadt vorgemeldet. So blieb Don Antonio noch alles verborgen. Er ſpeiſ'te zu Mittag, wie er an dieſem Tage zu thun pflegte, ganz ruhig mit den Waiſenkindern, über die er Vormund war, und nachdem er viel mit ihnen geſcherzt und gelacht und alle beſchenkt entlaſſen, begab er ſich, ohne das Mindeſte von dem Feſte zu ahnen, in ſein Gemach um — ein wenig zu nicken.

---

*) Die Eſel auf der Inſel Ischia ſind ausnehmend zierlich gebaut und überaus munter und leicht.

Hier mochte derſelbe wohl ein gutes Stündchen geruht haben, als ihn mitten aus dem ſüßeſten Schlummer ein von der Straße kommendes niemals erhörtes Schreien erweckte. Der brave Mann, der Meinung, wenigſtens ein Erdbeben rüttele die Stadt zuſammen, ſprang erſchreckt empor, an das Fenſter, und ſtreckte, noch vom Schlafe taumelnd, den Kopf hinaus. Da ſcholl ihm von allen Seiten ein unermeßliches Gelächter entgegen, während er ſich beſtändig die Augen rieb, zu ſehen, was es gebe; denn was er wirklich ſah, ſchien ihm ein Traum, und in der That jedermann hätte ſich an ſeiner Stelle die Augen gerieben wie Don Antonio; denn Markt und Straße, Fenſter und Balkone, ſelbſt die platten Dächer hoch und niedrig wimmelten überall, überall von Kahlköpfen, die alle nach ihm gewendet, Gläſer oder Flaſchen in den Händen und Mützen und Hüte ſchwenkend und in die Luft werfend, aus vollen Hälſen ſchrien: Hoch lebe Don Antonio, Don Antonio, der brave Kahlkopf! Er lebe, lebe, lebe, lebe ho—ch! und abermal ho——ch und zum drittenmal ho———ch! Während dem wurden ihm von Einzelnen immer Handküſſe zugeworfen. Viele ſchlugen ſich ans Herz, indem ſie beſtändig heftig und ſchnell wiederholten: Mein Don Antonio! Mein Don Antonio! Mein Don Antonio! Mein Don Antonio! Hierauf wurden Flaſchen und Gläſer bis auf den Boden geleert, und Alle hielten ihm die Nagelprobe hin. Da gedachte Don Antonio des Vorfalles von neulich; die Augen wurden ihm vor Freuden faſt ein wenig naß; doch er faßte ſich, ſprang vom Fenſter, fuhr eilig in ſeinen beſten geblümten Schlafrock, nahm eine Flaſche Wein und ein großes Glas, trat auf den Balkon, ſchenkte ſich ein und rief: Hoch leben alle braven Kahlköpfe, da unten, da oben, und rechts und links, und im Himmel St. Peter mit uns allen! Hierauf ſchwang er ſein Glas, trank es ebenfalls bis auf den Boden leer und wies die Nagelprobe nach allen drei Seiten und nach unten und nach oben herum, daß jedermann ſie ſehen konnte; ſodann warf er das Glas wider einen Pfeiler ſeines Palaſtes, daß es zu Staub auseinander ſprang. Ein allgemeines Jubelgeſchrei ſtieg nun rings um ihn empor, worein ſich von dem höchſten Dache daher ein ſo mißtöniger Lärm von ſonderbaren Blasinſtrumenten ergoß, daß der Jubel ſich dort umher bald in ein lautes Geziſch und gellendes Pfeifen verwandelte. Ja, man warf ſogar mit Allem, was man erlangen konnte, nach jenem Dache, bis die Lärmtrompeter lachend auseinander liefen, deren Harmonie ganz allein in der Meinung beſtanden hatte: je toller der Lärm, je beſſer der Tuſch. Sie hatten ſich dazu nicht allein aller Arten verbogener und verdorbener Blechinſtrumente bedient, ſondern zum Theil auf Gießkannen, Dachrinnen und mächtigen gewundenen Seemuſcheln ein Geheul hervorgebracht, wie man es ſonſt wohl nur in den afrikaniſchen Wildniſſen zu hören bekommt. Der Nordoſtſturm, welcher bereits mit großer Heftigkeit über jenes Dach herwehte, hatte das Scharivari durch ſeine Schwingungen noch viel mißlautender gemacht, ſo daß Jedermann zufrieden war, es beſeitigt zu wiſſen. Nun erſt gewann Don Antonio Muße, die verſammelten Schwärme der immerwährend jubelnden Kahlköpfe genauer zu betrachten. Er bemerkte nun erſt, daß faſt Niemand in gewöhnlicher Tracht zu ſehen war. Alle hatten ſich mehr oder minder phantaſtiſch vermummt. Einige ſtellten uralte Waldgötter vor, beſonders häufig aber ſah er Männer in Toga, oder vielmehr in reinliche Tiſch- und Betttücher eingehüllte Leute, die gewaltig wichtige Mienen annahmen oder anzunehmen bemüht waren. An alten Prieſtern und Philoſophen war ebenfalls kein Mangel; denn zu ſeinen Füßen zankten ſich allein zwanzig Sokrateſſe, von denen jeder behauptete, ganz allein der echte Sokrates zu ſein, weil er zuerſt dieſen Einfall gehabt. Don Antonio ward von allem dem ſehr ergötzt und nickte

Jedem zu, den er erkannte. Da trat ein Mann in altgriechiſcher Tracht mit einem langen Stabe, der oben mit einem Blumenſtrauße geziert war, zu den Streitenden und ſprach: Er hat geſagt: der rechte Sokrates zankt ſich nicht! Da waren Alle ſtill, nur Einer fragte: wer iſt der Er? Pythagoras! war die Antwort. Hiemit ging der Mann durch die Sokrateſſe feierlich unter Don Antonio's Balkon in den Palaſt ein. Nicht lange, ſo trat er, gefolgt von vier kahl geſchorenen Knaben, auf Don Antonio's Zimmer, ſtieß mit dem Stabe auf den Boden und ſprach zu ihm: Er läßt dich bitten, dieſes Gewand umzunehmen und uns zu folgen. Wer läßt mich bitten? fragte Don Antonio. Pythagoras! war die Antwort. Hiebei trat der Herold ſeitwärts, und die vier kahl geſchorenen Knaben warfen Don Antonio ein griechiſches Gewand über und wollten ihm eben auch den Mantel umgeben, als er ſagte: Geſchorene Diener des Pythagoras, gern will ich euch folgen, nur laßt mich erſt meinen Schlafrock hinwegthun! Er kleidete ſich nun um, wie es ſich gehört, und ſtand bald als ein wahrhaft ſchöner griechiſcher Philoſoph da. Der Herold ſchritt hinaus, Don Antonio folgte ſeinem gemeſſenen Tritte. Lautlos folgten hinter ihm die vier Knaben, die er zu verſchiedenen Malen fragte, warum man ſie ſo kahl geſchoren. Vergeblich; ſie legten den Finger auf den Mund und ſchwiegen. Als er ſo vor das Thor ſeines Hauſes kam, war der bunte Lärm verſtoben' nicht eine kahlköpfige Seele war zu ſehen als die geheimnißvollen Fünf, die ihn immer weiter geleiteten, die Straßen entlang, endlich vor Don Carlo's Palaſte zuerſt im Kreiſe herum, dann im Viereck, dann im Dreieck, endlich durch das bekränzte Thor in den Palaſt ſelbſt hinein, durch weite Hallen, welche von Kahlköpfen angefüllt waren, die ſich alle zugleich vor ihm verneigten in langen ſtummen Reihen — als zwei Flügelthüren ſich vor ihm aufthaten und einen Saal eröffneten, welcher, ſo groß er war, dennoch von griechiſchen und arabiſchen Philoſophen und Magiern und ägyptiſchen Prieſtern erfüllt war. Schweigend und ſich neigend that die Menge ſich von einander, und Don Antonio ward genau in den Mittelpunkt eines Halbkreiſes geführt, welchen auf hohen Thronen ſitzend die ſieben alten Weiſen bildeten, jeder nach ſeiner Art phantaſtiſch decorirt. Auf den Lehnen der Throne ſtand, zu beſſerem Verſtändniß, Jedwedes Name. Jeder hielt einen gewaltigen Papierſtreif mit großer bunter Schrift in den Händen. Don Antonio las zuerſt auf dem Zettel Periander's, welcher ſehr ernſthaft darein ſah, die wichtige Frage: welches Gericht ziehet ein Jeder unter euch allen andern vor? Bias hielt, ebenfalls auf einem großen Zettel, die Antwort: ein Gericht Trüffeln, wo nicht zu viel Pfeffer oben auf iſt. Bei Thales aber war zu leſen: ein Gericht Wachteln, von denen keine weder zu fett noch zu mager iſt. Anacharſis' Zettel hatte: dicke Maccaroni mit feinem Käſe des Kleobulos: einen Salat, bei deſſen Bereitung der Eſſig mehr als das Oel gefürchtet wird; des Chilon:

einen guten Meerfiſch, bei dem man weniger auf die Gräten achtet als auf das Fleiſch. Endlich hatte des Solon Zettel: ein Ragout, worin die Zunge das eine Stück nicht geringer ſchätzt, wie das andre. Ein achter Thron, ziemlich in der Mitte des Bogens, war noch unbeſetzt und ohne Wahlſpruch. Ein großer Vorhang daneben ſchien einen neunten Thron zu verbergen. Schon eine Weile ſtand Don Antonio ſo da und harrete der Dinge, die da kommen ſollten. Der Herold und die vier Geſchorenen hatten ihn bereits verlaſſen. Niemand ſprach zu ihm. Alles war todtenſtill. Der Sturm, welcher draußen tobte, verhüllte die untergehende Sonne mit ſchwarzem Gewölk, und Dunkelheit erhub ſich. Da fuhr es plötzlich um alle Wände des alten Saales wie ein feuriger Drache wild daher, und vierzig große Wachsfackeln brannten auf einmal entzündet. Zuerſt erſchrak die ganze Verſammlung und Don Antonio mit; aber als ein Pulvergeruch und Dampf ſich verbreitete, brach die vorher ſtumme Menge in ein ſchlecht verhaltenes Gelächter und theilweiſes Huſten aus, welches jedoch bald ein dumpf donnernder Paukenwirbel verſchlang, bei dem Niemand merken konnte, wo er herkam. Da ging plötzlich unter lautem Trompetenſchall der Vorhang des neunten Thrones auf, und Don Carlo ſtand vor demſelben phantaſtiſch als Pythagoras gekleidet, in einem Purpurgewande mit goldnem Diadem auf dem Haupte, wohinter ein Feuerrad ziſchend ſeine bunten Wirbel von Funken warf. Bravo! ſchrie Alles. Aber der Herold des Pythagoras hob ſeinen Blumenſtab und rief: Still, er ſpricht! Da ward es ſtill, das Feuerrad platzte, die Menge lachte von Neuem. Pythagoras aber ſprach: Männer des Lichts, Inhaber weniger Locken und vieler Weisheit, die Stellung der Geſtirne, die neue Harmonie von neun Welten begehrt — warum, iſt den Göttern bekannt und mir — auch unter den Weiſen anſtatt der alten Zahl Sieben die Zahl Neun als neue Zahl! Noch aber ward ſie nicht erfüllt, denn ich Pythagoras trat zu euch als Achte. Darum würdiget eure Blicke dieſem Throne zuzuwenden, der zu meiner Rechten prangt. Saget ſelbſt, verlangt er nicht ſeinen Weiſen ſo gut wie die andern? Antwortet, jedoch nicht mit menſchlicher Rede, ſondern mit ſtummer Verbeugung; denn Pythagoras will Niemanden reden hören als ſich ſelbſt. — Da verneigten ſich alle, nur zwei der ſieben Weiſen bohrten ihm Eſel in aller Stille, welches Pythagoras eben ſo ſtill erwiderte, ſodann aber feierlich weiter ſprach: Die Neune zu der Achte ſteht dahier! Es iſt der allbeliebte Kahlkopf Don Antonio, welcher das Eiland Ischia durch ſein Daſein verherrlichet. Betrachtet dieſen glänzenden Scheitel, welcher gleich dem Helme der Minerva blitzt und die Bewohner der Erde mit ſeinem Leuchten in Erſtaunen ſetzt, während das Herz, welches in der Bruſt dieſes Philoſophen pocht, ein reiner Karfunkel von gütigem Wohlwollen iſt. Sei es euch genehm, glückſelige Fäſſer der himmliſchen Weisheit, daß ich ihn auf den ihm allein gebührenden Thron geleite! — Da neigten ſich alle ſieben Weiſen, die Eſel wurden wieder gebohrt und erwidert; Pythagoras aber ging die Stufen ſeines Thrones hinab und führte Don Antonio unter Trompetengeſchmetter und Paukengewirbel an den Thron zu ſeiner Rechten, trat ſodann wieder zu dem ſeinigen und ſprach, während Thales auf einem Kamme blies, feierlich weiter: Wie glückſelig ſind doch wir, welche von den neun Thronen der Weisheit empor getragen ruhn und der himmliſchen Sphären Muſik und Harmonie vernehmen! Wohl uns! Gleich edlen Früchten ließen wir unſres Haupthaars ſchattige Blüthe fallen, um beſſer am Sonnenſtrahl zu reifen; nun, unmittelbar vom Strome des Lichts getroffen, blicken wir beruhigter in das harmoniſche Durcheinander des unbegreiflichen Weltalls. Schweige die Stimme der Verläumdung, welche von einigen unter uns beſagt: nicht Minerva hat ſie kahl gerupft, ſondern Bacchus und die Göttin, die, von kahlen Delphinen gezogen, mit ihrem Muſchelwagen auf Paphos landet. Schweige dieſe Stimme vor dem ehrwürdigen Haupte Don Antonio's, an welchem ſich klar erzeigt, daß die unermüdlichen Gedanken ſolches ſchaffen, wenn ſie Maulwürfen gleich im Gehirn des Menſchen arbeiten und mit tiefſinnigem Grübeln die Wurzeln der Haare hinwegzupfen oder ausſtoßen; — und doch, doch entging der vortreffliche Don Antonio nicht dem Spotte zweier Sterblicher, welche noch blind in der Finſterniß ihrer Locken umhertappen, bis Saturn oder die andern Götter ſie kahl machen. O ihr Spötter, thut auf die

Fenſter eures Hauptes und blickt hinaus, betrachtet was die Natur uns ſelbſt als weiſe vorbildet! Welche Geſchöpfe ſind weiſe? Doch nicht die Schafe, deren Denkkraft ſich, anſtatt das Gehirn zu durchdringen, überall in lockiger Wolle kräuſelt? Doch nicht die Bären, welche ſich plump und unbeholfen in ihren dickhaarigen Pelzen herumtummeln? Nein! die kahle Schlange wird für weiſe geachtet, der Elephant, welchem der Sonnenſtrahl ungehemmt durch das nackte Fell brennt. Aber bei den Thieren mit Fittigen iſt der hochfliegende, weiſe, weitſchauende Lämmergeier kahl, wenigſtens an ſeinem Halſe. Was? Und ſind die erhabenen Gipfel der höchſten Gebirge, die Warten des Erdballs, nicht kahl, während die niedern Hügel und gemeinen Ebenen haarig erſcheinen von Gras und Wald und verworrenem Dickicht? Doch laſſen wir, gleich Empedokles, unſere Pantoffeln auf dem Erdball ſtehen, ſchweben wir höher, den Himmel zu betrachten. Die heiligen Geſtirne ſelbſt mit ihren Monden, alle Sonnen, welche geregelte Bahnen der Weisheit wandeln, ſind, gleich dem Haupte des Weiſen, rund, glatt und kahl; die jedoch, welche gleich den Häuptern der Unverſtändigen langes Haar nachfliegen laſſen, ſind recht eigentlich Irrſterne, verirrt, unſtät, flüchtig im Weltall. Aber ſteigen wir nun, belehrt vom Himmel, wieder herab auf den Erdball, bemitleiden wir die lockigen Spötter und die Wilden, welche beſonders von langen Haaren verfinſtert umherirren und nicht wiſſen, was ſie ſollen und wollen. Aber laſſet uns — und welcher Weiſe wollte das nicht gern thun — laſſet uns beſonders jene Weſen liebreich in Betracht ziehen, welche das längſte Haar zu tragen pflegen, nämlich die Frauen und Mädchen. Laſſen wir gegen dieſelben von unſrem Stolze, nehmen wir ſie freundlich auf in die Arme unſerer Weisheit, und ſchämen wir uns nicht mit dem anmuthigen Geringel ihrer Locken zu ſpielen und zu tändeln; denn die Weisheit verlangt vor allen Dingen Gütigkeit und Herablaſſung.

Nach dieſen Worten fiel der Vorhang wieder herab um Pythagoras, und Bias, dem er einen Eſel gebohrt, erhob ſich und wollte reden; was er aber ſagen wollte, bekam Niemand zu hören; denn zu derſelben Zeit vernahm man aus den andern Sälen einen Lärm, der immer näher und näher kam und am Ende die ſieben Weiſen aus ihren Rollen brachte. Selbſt Pythagoras kam hinter ſeinem Vorhange hervor und fragte, was es gebe. Da riefen einige Stimmen von außen: ganz in der Nähe des Ufers ſähe man ein Fahrzeug in großer Noth des Sturmes; bei der dicken Finſterniß vermöge man nicht einmal zu erkennen, ob es nicht ſchon an den vorliegenden Klippen geſtrandet.

Da warf Don Antonio ſeinen Mantel hin und ſprang hinaus, Freund Pythagoras that ein Gleiches, und bald ſtanden ſie an dem ſchwarzen Lavaufer, zu welchem die See mit furchtbarer Gewalt herauftobte. Hinter ihnen ſammelten ſich faſt alle Genoſſen des Feſtes in ihren bunten Masken. Das Meer leuchtete weiß von Schäumen, und Alle bemerkten nun im Scheine der vielen Fackeln, welche der Wind nicht verlöſchte, weil man mehrere zuſammenband, daß nicht allzu fern vom Ufer an einem Riff eine große Barke geſtrandet.

Zündet ein mächtiges Feuer an, daß man beſſer ſehen könne, rief Don Antonio; ich will in dieſes Boot ſteigen, wer folgt mir?

Da ſprang der alte Fiſcher Jakob hervor und ſprach: Herr, laßt mir das Ruder!

Auch Pythagoras trat heran und rief: Wo mein Antonio iſt, bin ich auch!

Laßt mich zu meinem Herrn! ſchrie Pietro, und drängte ſich mit einem Pack von Seilen durch das gaffende Volk, welches die Kühnen vergeblich aufzuhalten ſtrebte. Sie riſſen ſich von den haltenden Armen los und ſtießen ein kleines Boot vom Ufer, in welches ſie geſchickt hineinſprangen. Antonio und Carlo hatten Fackeln in den Händen, Jakob und Pietro ruderten. Ein Feuer am Ufer, von Bränden aus der Küche zuſammengetragen, loderte ſchnell hoch empor und erleuchtete das Meer, ſo daß man die Barke, welche nicht fünfzig Schritt vom Ufer lag, ſogleich für eine von Iſchia erkannte. Mit Erſtaunen ſah man nun, wie ruhig der alte Jakob ſein Ruder in den entſetzlichen Brandungen handhabte. Pietro richtete das ſeine genau nach deſſen Bewegungen, die er ſcharf beobachtete; denn wie Jener war Niemand geſchickt im Beurtheilen der daherrollenden Wogen: er wußte von den wildeſten, welchen Lauf und Schwung ſie an dieſem Ufer nehmen würden, arbeitete kräftig gegen das obere Waſſer und ließ ſich, wo dieſes flach wurde, von dem zurückrollenden Unterwaſſer in See treiben. Der verworrene Schaum, welcher den Unkundigen am meiſten ſchreckt, ward von ihm ganz gering geachtet, wenn er auch zuweilen die Rudernden faſt zu begraben ſchien. Antonio und Carlo mußten die Fackeln oft hoch empor heben. So tanzten ſie muthig über die Wellen und gelangten bald zu der geſtrandeten Barke.

Hier war große Noth, denn das Fahrzeug lag umgeworfen zwiſchen Klippen, die Mannſchaft aber fanden ſie rings in den Wellen zerſtreut, theils ſchwimmend, theils an einzelnen Klippen feſt geklammert. Da warfen Don Antonio und Carlo Seile aus, woran ſich die Schwimmenden halten konnten. Etliche der hineingefallenen Seeleute ſchwangen ſich trotz des Schwankens bald geſchickt zu ihnen in das Boot, und halfen Andere mit herausziehen. Als nun das kleine Boot voll Menſchen war, hieß ſie Don Antonio an der Klippe, woran die Barke geſtrandet, ausſteigen, wo eine kleine ſandige Bucht dies erlaubte. Sie ſprangen hinaus, die viere jedoch fuhren nach den Andern, die um die Felszacken geklammert mehr ſchrieen als nöthig war. Auffallend war es jedoch den beiden Rettern, daß ſie nur Wenige, wie es doch ſonſt gebräuchlich iſt, bei den Haaren aus dem Waſſer ziehen konnten; denn faßten ſie irgend einen Haarſchopf, ſo blieb er ihnen in der

Hand und der ſchreiende Mann als Kahlkopf um den Felſen geklammert, bis ſie ihn am Kragen oder an den Händen ergriffen und heraufzogen. Endlich ſchienen Alle glücklich nach der höheren Klippe gebracht zu ſein; der Herr der Barke zählte ſie und fand auch, daß Niemand mehr fehle. Da zogen die vier Helden ihr kleines Boot auf den Sand der Klippe; denn ſie mußten wahrlich ein wenig ruhen. Aber ein lautes Jubelgeſchrei erhub ſich am Lande, als man durch Zeichen gemeldet hatte, die Mannſchaft ſei gerettet. Indem ſah Don Antonio die geſtrandete Barke von einer Welle bewegt und rief: Das Meer wendet ſie, werft ſie vollends herum! Da faßten Alle daran, und ſieh, es gelang. Die Barke ward wieder flott. Der alte Jakob ſprang zuerſt mit ſeinem Ruder hinein; ihm folgten die andern Seeleute, zuletzt Pietro mit dem andern Ruder, und, was Niemand gedacht hätte, dieſe Leute brachten die Barke, wiewohl halb voll Waſſer, glücklich nach dem jubelnden Strande. Die Paſſagiere waren noch auf der Klippe bei Don Antonio und Carlo, welche nun glücklich zwei der vielen umhertreibenden Ruderſtangen auffiſchten und damit aufs Neue das Boot beſtiegen. Es währte lange, bis ſie die furchtſamen Paſſagiere beredeten oder vielmehr beſchrieen, wieder mit einzuſteigen; doch gelang es ihnen zuletzt, und nun zeigten die beiden Herrn, daß ſie von den Inſulanern nicht die Letzten im Rudern waren; denn, was Jakob und Pietro gethan, vollbrachten ſie mit gleicher Geſchicklichkeit und landeten glücklich in einer Sandbucht mit dem furchtſamen Häuflein der Paſſagiere.

Ein allgemeines Lebehoch und Bravoklatſchen erhub ſich, als die beiden Helden das Ufer betraten, und übertäubte den Donner der Brandungen; aber während ſie den Geretteten nach und nach ausſteigen halfen, huſchten die Fröhlichſten und Gewandteſten der Zuſchauer hurtig in den Palaſt und kamen bald mit Blumengewinden daher gerannt, welche ſogleich ein ausnehmend zierlicher Plato in Empfang nahm, die Beſieger der Wogen feierlich und anmuthig zu kränzen. Die Helden weigerten ſich zuerſt der Ehre; doch als die Menge mit Schreien und Beſtürmungen nicht nachließ, mußten ſie ſich wohl in den allgemeinen Willen ergeben. Sie neigten die lockenarmen Scheitel, um ſie ſtattlich geſchmückt wieder zu erheben. Der zierliche Plato ſprach mit einer ſonderbaren Baßſtimme ziemlich feierlich, welches ihn jedoch nicht hinderte, die beiden Herrn während der Bekränzung ſchalkhaft am Ohre zu zupfen, worauf Don Carlo augenblicklich ſagte: Mein lieber Plato, du biſt — Donna Tereſa, wollte er ſagen; da hielt ihm die Maske den Mund zu. — Seht, ich hab' Euch erkannt an Eurem Necken, flüſterte Don Carlo, Ihr könnt es nicht laſſen!

Verrathet mich nicht! flüſterte die Maske; denn es war wirklich Donna Tereſa, welche die Bekränzung der Helden zu der griechiſchen Tracht ſo zierlich zu ordnen wußte, daß, wer irgend nahe ſtand, immer von Neuem Beifall rief und klatſchte. Durch das allgemeine Zujauchzen ſchritten ſie dahin, wie Sieger in Olympia. Don Antonio's hohe Geſtalt erſchien von dem blühenden Kranze ganz verjüngt, und Viele ſprachen laut: Es iſt wahrlich ein ſtattlicher, ſchöner Mann! Don Carlo glich mehr einem gutmüthigen behaglichen Anakreon. Die beiden Andern, Jakob und Pietro, wußten ihre Bekränzung ebenfalls recht liebenswürdig zu tragen, ſie nahmen unwillkürlich feinere Manieren an und ſetzten die Füße bedeutend zierlicher als gewöhnlich.

Mit dieſer faſt heroiſchen Scene der Bekränzung wechſelte nun augenblicklich eine, welche gerade das Gegentheil von heroiſch war. Als nämlich die Geretteten, noch von Schreck zitternd und ernſthaft klappernd vor Kälte, ſich um das hochlodernde Feuer ſammelten und in den naſſen Kleidern hell beleuchtet daſtanden, erhub ſich um ſie her ein ganz unermeßliches Gelächter; denn es waren, zum Erſtaunen Aller, ſämmtlich Kahlköpfe, die, ſo durchnäßt gleich gebadeten Mäuſen, recht erbärmliche Figuren abgaben. Als ſich dieſelben nun ſo verlacht ſahen, wollten ſie alle davon; aber man ließ ſie nicht ſo bald hinweg. Man hielt ſie und ſah ihnen mit Gewalt genauer unter die Augen. Da ward einer nach dem andern erkannt und ſein Name laut ausgeſchrieen ohne alle Barmherzigkeit. Es waren jene heimlichen Kahlköpfe, welche ſo plötzlich Geſchäfte halber nach Neapel abgereiſet. Wie aber erſtaunte jetzt Donna Tereſa in ihrer Maske, da ſie unter den verlachten Jammergeſtalten von ehemals heimlichen, nun öffentlichen

Kahlköpfen auch ihre beiden lockigen Anbeter entdeckte. Sie zitterten und klapperten wie die Störche, und wenn Vater Homerus jemals Recht hatte zu ſagen: nichts vermöge den Mann mehr zu verwüſten als das Meer, ſo hatte dieſer große Poet hier dreimal Recht. Die Aermſten waren kaum mehr wieder zu erkennen. Ihre netten Kleiderchen waren überall zerriſſen und hingen ſchlapp und triefend herab um die allzu ſchlanken Leiber. Ihre Locken hatte die Wuth des Elementes faſt rein hinweggeſpült. Immer verſuchten ſie durch die Menge zu dringen, welche ſie, grauſam genug, am Feuer zurückhielt, mit der neckenden Weiſung: ſie möchten ſich erſt noch ein bischen wärmen!

Da trat Don Antonio hinzu. Wie vor einem Könige ward Platz vor ihm, und er ſprach zu den grauſamen Lachern: Lieben Freunde, wie drollig es ſich gefügt hat, daß auch dieſe Kahlköpfe zu uns gerathen müſſen, laſſet ſie nun hinweg, ſie bedürfen trockener Kleider; die aber laſſet uns ihnen verſchaffen! Das wird ihnen wohler thun als euer Lachen. Hiemit nahm Don Antonio den nächſten beſten der Frierenden an den Händen, und die Menge wollte ſie eben hindurch laſſen und begleiten, da rief Don Carlo: Halt! noch wollet ſie nicht entlaſſen, ihr liebwerthen Freunde; dahier bin ich Herr und werde mein Strandrecht zu gebrauchen wiſſen. Hört mich an, ihr unglückſeligen Seefahrer, weß Standes und Amtes ihr ſeln möget. Der Himmel hat euch, mittelſt der gewaltigen Seewogen, auf meinen

Grund und Boden kommen laſſen, um euch zu zeigen, wie großes Unrecht ihr beginget, als ihr Einladungen verachtetet, welche dieſe Männer da überall mit großer Anſtrengung ausgetrommelt und abgeſungen. Darum wollet nun meine zweite Bitte, die zwar nicht ſo feſtlich getrommelt und gelärmt wird, aber eben ſo freundlich an euch ergeht, beſſer in Ehren halten; gebt mir euren Handſchlag, daß ihr heute noch auf mein Feſt zurückkommen wollet, ſobald ihr euch umgekleidet, wozu ihr auch bei mir Gemächlichkeit findet. Sehr angenehm iſt mein Bankett unterbrochen worden, wenn ihr es bald mit eurer Gegenwart vermehrt und verſchönert. Fürchtet euch nicht vor Spott, der Spott wird eher müde werden als die Freude. Laß das Lachen über dich ergehen, ſobald du gefehlet, ſagt der fromme Sirach. Dieſe Lehre wollet nicht verachten, ſie ſteht auf gutem Grunde. Kommt und lachet mit uns, die wir allzumal Kahlköpfe ſind und mehrentheils weniger Locken haben als ihr, die ihr nochmals freundlich geladen ſeid.

Dieſe Rede, geſprochen von dem Manne, der ſie eben aus den wilden Wogen und den Zähnen der Haifiſche gerettet, verfehlte die Wirkung nicht: die Verſpotteten überwanden ſich und gaben Handſchlag und Verſprechen, an ſeinem Feſte Theil zu nehmen. Der Spott der Umſtehenden verlor ſich nun in harmloſen Jubel. Einige Rechenmeiſter, welche die Gäſte vorhin gezählt hatten, freuten ſich, daß ihrer nun noch anderthalb Dutzend mehr geworden; die Klapperſtörche ſelbſt aber wurden in ein hübſches Zimmer an ein breites praſſelndes Kaminfeuer gebracht, und Alles beeiferte ſich und tummelte ſich mit Don Carlo und Antonio, den Leib der neuen Gäſte mit trockenen Kleidern zu erfreuen und mit erwärmenden Getränken, welche dieſelben bald wieder ſo auf die Beine brachten, daß einer nach dem andern anfing zu lachen, zuerſt weil die fremden Kleider, die ſie erhielten, einigen ganz poſſierlich ſtanden, ſodann über das ſonderbare Durcheinander, welches ſie im Hauſe ſelbſt wahrnahmen. Dieſes war entſtanden, weil die Sturmſcene mit den Gäſten auch viele Diener Don Carlo's an das Ufer gelockt, wo ſie die Zeit mit Gaffen, Zurufen, Angſt um den Herrn, Bravoklatſchen, Vivatſchreien und Auslachen hingebracht hatten. Deshalb ging nun der Sturm im Hauſe los. Der Haushofmeiſter, außer ſich vor Zorn, lief ſcheltend hin und her, und Jeder wollte nun das Verſäumte mit übermäßiger Eile wieder nachholen. Daher kam es, daß hie und da welche mit Schüſſeln zuſammen rannten, ſo daß die Katzen und die Hunde Manches zu lecken bekamen, das eigentlich für die Herrſchaften beſtimmt war. Die beiden Herren Antonio und Carlo mußten ſich auch etwas am Feuer trocknen. Die Abweſenheit des Hausherrn vermehrte daher die Unordnung, und unter dem muthwilligen Volke der Gäſte gab es, wie wir wiſſen, Leute von aller Art, die gern lachten und ſich an der Verlegenheit Anderer ergötzten. Dieſe bemühten ſich, hie und da entſtandene Irrthümer zu vermehren, riefen die eilfertigen Diener mit fremden Stimmen, ſchickten ſie rechts, wo ſie links gehen ſollten; dazwiſchen tobte der Haushofmeiſter hin und her: ſo wurden die tollen Verwirrungen immer drolliger; bis endlich Don Carlo wieder zum Vorſchein kam. Er mußte ſelber über die wilde Wirthſchaft und das entſetzliche Hin-und-her-geſpringe lachen, hatte jedoch ſeine Plage, bis er Alles wieder ins rechte Gleis brachte. Die Sitzung der neun Weiſen fortzuſetzen und Bias' Rede von dem Throne zu hören war nun nicht mehr Zeit; denn die Throne mußten gerückt werden, weil die erhöhte Bühne, worauf man ſie errichtet, die eigentliche Haupttafel aufnehmen ſollte, woran Don Carlo mit ſeinem Antonio und deſſen nächſten Freunden Platz zu nehmen gedachte. Man konnte von dort aus Alles am gemächlichſten überſehen. Die Gäſte wurden deshalb einſtweilen in andern Zimmern mit allerhand Erfriſchungen bewirthet und wußten ſich mit allerlei kleinen Späßen ſehr angenehm die Zeit zu vertreiben, wozu die vielerlei Masken reichlich Veranlaſſung gaben. Bias begann, trotz allen Verhinderungen, immer wieder von neuem ſeine Rede zu halten, wurde jedoch jedesmal wieder von einem neuen Tumulte unterbrochen, der aus irgend einer drolligen Scene beſtand, welche bald dieſe bald jene Masken mit großem Lärm dazwiſchen ſchoben. Aber als er nun zum ſechstenmal begann und wieder unterbrochen wurde, verſchwor er alles und jedes Redenhalten, ſchlug ſich auf den Mund und blieb den ganzen Abend ſtumm wie ein Fiſch. Von dieſer letzten Unterbrechung darf der Erzähler nicht ſchweigen, weil ſie einen Haupttheil der Unterhaltung bis zum Eſſen ausmachte. Mehrere Spaßvögel hatten nämlich eine große dicke Puppe von allerhand Kleidern zuſammengeſtopft und derſelben eine Perrücke, die ſehr drollig war, aufgeſetzt. Dieſen Balg brachten ſie nun auf einem Seſſel herbeigeſchleppt und ſetzten ihn an die Thür des Zimmers, wo Bias aufhörte zu reden, weil ein Arlekin, welcher den Balg geleitete, furchtbar anfing zu trommeln, ſodann aber marktſchreierhaft die Stimme erhob und rief: Ihr ehrlichen Kahlköpfe ſammt und ſonders! Dieſes Bild ſtellet für die heimlichen Kahlköpfe, die ſich etwa noch irgendwo auf der Inſel oder anderwärts verborgen halten. Bei großer Strafe darf hier Niemand aus und eingehn, er hebe denn dieſe zierliche Perrücke weg und ſchlage dem Bild auf den Scheitel! — Das Bild war auch ſo drollig zuſammengeſtopft und der Scheitel unter der Perrücke ſo einladend elaſtiſch, daß Jedermann dem luſtigen Gebote Folge leiſtete. Jeden Augenblick erhielt der Balg einen andern Namen, nach irgend einem, den man für einen heimlichen Kahlkopf hielt, zuletzt aber, als zum Eſſen geblaſen wurde und Alles da hindurch ging, bekam er unter dem Namen Don Ciccio ſolche Schläge, daß Arlekin ihn beſtändig wieder aufrichten mußte. Bias ſchlug ihn vor Zorn gar auf die Perrücke ſelbſt, wobei er ſich empfindlich in die Finger ſtach: er merkte zu ſpät, daß einige Locken nur mit Nadeln angeſteckt waren, und

Solon ſprach zu ihm, die Perrücke hebend: Alles mit Maß, lieber Freund! Alles mit Maß! und ſchlug ſo derb auf den Balg, daß Arlekin anmerkte: O Solon, Solon, Solon! Wenn das dein Maß iſt, ſo iſt es nicht von den kleinen; da ſiehe, Don Ciccio iſt außer ſich! — Wirklich, der Balg iſt geplatzt, ſprach Solon und half hineinſtopfen, was herausgefallen war. Arlekin band Alles mit einem Strick zuſammen, und das Klopfen ging wieder los. Als die Menge ſich gänzlich in die Speiſeſäle vertheilt hatte, nahm Arlekin den Balg und ſetzte denſelben auf eine Erhöhung hinter ein kleines Tiſchchen, aber vor ihn eine Schüſſel Papierſchnitzel, und ſchrie laut: Sehet, wie hier Don Ciccio Maccaroni ſpeiſt.*) Damit ſchnitt er dem Balg einen Mund und ſtopfte demſelben nach und nach die Papierſchnitzel hinein: aber nach jedem Biſſen mußte Don Ciccio ſich mit Kopfnicken bedanken, worüber, die es ſahen, viel zu lachen hatten. Alle Gäſte nahmen nun Platz an den Tafeln, welche ſie mit Wein und Speiſe ganz vortrefflich beſetzt fanden. Mit Erſtaunen ſahen ſie nun nicht allein ganze Vögel und Fiſche darauf; ſondern ſogar ganze Rehe, ganze Schweine, ganze Kälber waren auf Gerüſten ſo künſtlich aufgeſtellt, als wollten ſie gebraten noch davonlaufen. Alles war mit Blumen und Fruchtkränzen geſchmückt und mit vergoldeten Citronen umſteckt. Bei jedem großen Braten war Platz gelaſſen für die Zerleger, welche von allem reichlich austheilten; die Diener ermahnten überall mit luſtigen Sprüchen zum Eſſen. Aber den ungeheuren Schwertfiſch brachten acht weiß gekleidete kahlgeſchorene Köche tanzend und ſingend hereingetragen: voran kamen die Dudelſackpfeifer und blieſen. Man trug ihn erſt bei allen Tafeln umher, damit ihn Jeder ſehen möchte, zuletzt aber ſetzten ſie ihn keuchend auf einen Tiſch nieder, welcher in der Mitte des großen Saales war. Viele Gäſte ſtanden nun auf, um das Ungeheuer in der Nähe zu betrachten, die Schüſſel dazu war ein mächtiges Bret, welches man mit einem reinen Tiſchtuch zierlich umwunden. Hier lag der gewaltige Fiſch, der ſonſt die Tiefen des Meeres durchtobt, auf einem weichen Bett von Lorbeerblättern und grünem Salat und war mit Schuppen von bunten Scheibchen überdeckt, die man aus Citronen, Sellerie und gelben und rothen Rüben zierlich ausgeſchnitten. Sein langes grauſames Schwert war nun mit blühenden Roſen umwunden, die Floſſen aber ſo viel wie möglich ausgebreitet und mit kleinen Blümchen beſteckt. Als der Zerleger Hand an ihn legte, ſchenkte Don Carlo ſeinen ſchönen Pokal von böhmiſchem Glaſe voll, ſtand auf und brachte folgenden Toaſt aus:

---

*) Maccaroni ſind eine Art Regenwürmer, die man von Teige formt und abgeſotten mit geriebenem Käſe beſtreut, oder ſonſt auf allerlei Art bereitet verſpeiſ't: ein Lieblingseſſen der dortigen Einwohner, welche danach zuweilen Maccaronifreſſer benannt werden.

Ehrenfeſte, theure Gäſte!
Wie das Fiſchchen
Auf dem Tiſchchen
Seiner Art das größte, beſte
Ward erfunden
In den Sunden,
Alſo iſt von allen Männern
Aller Orten,
Wie in Worten,
So in Thaten, rechten Kennern
Wohl der wahrſte,
Beſte, klarſte,
Wunderbarſte,
Größte, rarſte
Mann Antonio. Wer eben,
Wie ich denke,
Denkt, der ſchenke
Voll und ruf': hoch ſoll Er leben!

Hoch lebe Don Antonio! ſcholl es in allen Sälen wie aus Einem Munde, keine Stimme blieb nach, und ein Tuſch von Pauken und Trompeten miſchte ſich dreimal wiederholt in das dreimalige Klingen der unzähligen Gläſer. Da nahm Don Antonio ſeinen vollen Pokal, ſtand empor und ſprach, ſich ehrerbietig verneigend:

Edler Wirth, achtbare Gäſte!
Die Gedanken,
Euch zu danken,
Drängen ſich bei dieſem Feſte:

Wer von Herzen
Weiß zu ſcherzen,
Dem gebührt die ſchönſte Krone!
Wer in Leiden,
Wie in Freuden,
Gleiche Huld zeigt, den belohne
Liebesneigung,
Gunſtbezeigung,
Ruhmerſteigung,
Kranzverzweigung!
Der uns dieſe Luſt gegeben,
Mein geliebter,
Nie getrübter
Carlo ſoll in Freuden leben!

Bei dieſen letzten Worten umarmte Don Antonio ſeinen Carlo, und während das Lebehoch von allen Seiten wiedertönte, drängte ſich die Erinnerung an manche Noth und manche Freude, welche die Freunde gemeinſam übertragen und genoſſen, vor ihre Seele, ſo daß in Beider Pokale Thränen inniger Rührung fielen, indem ſie den duftenden Purpur des Weines ſchlürften.

Als ſich nun Alles wieder geſetzt hatte, wurde die Unterhaltung bei dem ſo feſtlich beſungenen Schwertfiſche, von dem Jeder zu eſſen bekam, und durch den feurigen Wein immer lebhafter, und lachende Scherze flogen her und hin.

Don Carlo hatte ſchon eher vergeblich den ſchönen Plato geſucht, welchem er einen Platz an Don Antonio's

Seite beſtimmt. Er ſtand nun auf und ging überall umher, ihn von neuem zu ſuchen. Vergeblich: er war verſchwunden.

Aber als der freundliche Wirth ſo durch die langen Säle ging, ward ihm von allen Seiten freundlich zugenickt und zugetrunken. Da ſaß mancher arme, alte, ehrliche Mann an dem Tiſche, dem es ſein ganzes Leben lang noch nicht ſo gut geworden war, und letzte den alten Gaumen an den trefflichen Speiſen, und der Duft des köſtlichen Weines wob ſüße Träume um ſeine Sorgen, daß er wie mit fremden Backen in die Welt hineinlachte. Darüber freute ſich der brave Don Carlo von Herzen. Auch war es wirklich ſchön, zu ſehen, welche reine, heitere Fröhlichkeit überall verbreitet war. Selbſt als die Luſt etwas ausgelaſſener wurde, ward kein Scherz übelgedeutet. Die Tugend des Wirths hätte ſich über die Gäſte ergoſſen. Auf und ab in allen Sälen tanzten verſchiedene Reimer, welche ſich in neckenden Verſen auf die Anweſenden zu übertreffen ſuchten. Beſonders zeichnete ſich ein rechter Kahlkopf, Namens Bennardo, aus, ein Schiffer, den man gern auf allen Barken wie einen Ruderer bezahlte; obwohl er ſein Ruder nur obenhin einzutauchen pflegte, ſo verſtand er doch ſo luſtige Lieder zu ſingen, daß die Uebrigen ihrer Plage ganz vergaßen und um ſo ſchneller ruderten. Dieſer war an jenem Abende ſo übermüthig mit Neckereien, daß ihn zuletzt etliche luſtige Vögel, die er zu ſehr geneckt, mit Gewalt ergriffen, und ihm die zwanzig dreißig Haare, die er noch haben mochte, völlig auszupfen. Sodann trugen ſie ihn mit großem Gepränge herum, ſetzten ihn auf einen Thron und nannten ihn Kahlkopfkönig. Trotz alle dem verlor er die gute Laune nicht, und hatte er vorher die Leute mit ſeinem Witze geneckt, ſo that er es jetzt als König noch weit verwegener und ſtolzer und war im Reimen ganz unerſchöpflich.

Immer luſtiger und allgemeiner ward das Treiben. Endlich kamen auch die Frauen vieler Anweſenden, in Masken, zu ſehen, was ihre Männer eigentlich vorhätten, und um ſie tüchtig zu necken. Da gab es denn manche ſehr drollige Scene, beſonders wenn der Kahlkopfkönig ſich mit ſeinem Spotte darein miſchte, über welchen ſich die Frauen todt lachen wollten. Don Antonio, deſſen Nachbarn ebenfalls mit ihren Frauen ſcherzten, ward davon zuerſt herzlich erfreut; er verlor ſich aber darüber nach und nach in Gedanken an ſich ſelbſt und war faſt ein wenig traurig, — als eine ſehr natürlich nachgebildete Maske mit langem Stabe zu ihm herangewankt kam. Es war ein betagter Eremit mit langem weißem Barte, welchem die greiſen Glieder ſo heftig erzitterten, daß Don Antonio ihm, als er ſich auf den Stuhl ihm zur Seite niederließ, faſt unwillkürlich beiſtehen mußte. Sobald der Alte ſich, wie es ſchien, ein wenig erholt hatte, begann er mit tremulirender Stimme zu Don Antonio: Mein theurer Don Antonio, mich will es faſt wundern, daß Ihr ſo ernſthaft darein ſehet bei dieſem fröhlichen Feſte, da es doch ſelbſt mich Abgelebten, welcher bereits geraume Zeit aller Welteitelkeit entſaget, mannigfaltig und reichlich ergötzt hat. Sollte dieſer bunte Wirrwarr Euch die Weltluſt vollends verleidet haben, o, ſo wär' ich nun zu guter Stunde von meiner Einöde herabgekommen, da ich vielleicht Gelegenheit finde, den für die wahre Einſamkeit zu gewinnen, welcher ſich inmitten dieſes fröhlichen Getümmels bereits einſam zu fühlen ſcheinet, denn einſam iſt beſtändig die Seele, wenn ſie betrübt iſt. Und Ihr ſeid betrübt, Don Antonio. Saget mir, was betrübet Euch? Schüttet mir altem Greiſen das Herz aus, kommt in meine Waldeinöde, da könnt Ihr allen Kummer den Lüften des Himmels geben, ich will Eurer Seele warten und pflegen wie eines neugebornen Kindleins; aber ſagt mir, Don Antonio, was betrübt Euch? Was betrübet Euch? —

Dieſe letzte Frage ward mit ſo natürlicher Innigkeit geſprochen, daß der Befragte bald verſucht worden wäre, den Eremiten für einen wirklichen zu halten, wenn der Greis ihm nicht bei dieſen Worten eine Hand gereicht hätte, welche ſich zarter anfühlte wie Sammet. Verwundert ſtreichelte Don Antonio die ſanfte Hand, welche ſeinen Druck innig wiedergab, und ſprach: Ehrwürdiger Vater, gern wollte ich Euch als einem welterfahrnen, betagten Manne mein ganzes Herz ausſchütten; aber das zarte Frauenhändchen, welches Ihr mir ſo eben reichet, macht mich in meiner Aufrichtigkeit irre.

Nun ſo will ich meine Hand zurückziehen! ſprach der Eremit.

Nein, laßt mir das Händchen, es gefällt mir! ſprach Don Antonio ſtreichelnd.

Ach, mein lieber Don Antonio, fuhr der Eremit da, wie erſchrocken und ſehr ernſthaft tremulirend, fort, wenn Euch, ſelbſt bei dieſer welken Hand eines greiſen Mannes, Frauenhändchen in den Sinn kommen, ſo ſeid Ihr wahrlich ſehr entfernt vom einſamen Leben, und ich glaube faſt, daß in Eurem Herzen weltliche Liebe wohne mit ungeſtilltem Verlangen, welches Euch ſelbſt bei dieſem fröhlichen Gelage ſo traurig machet. O laſſet fahren die falſche Sehnſucht, denn ein Weib, das eine Perſon wie die Eure verſchmähen kann, muß eine ſehr eitle weltliche Thörin ſein, welche Locken an Euch ſuchet, wo ſie Euch fehlen, welche die Annehmlichkeit Eurer Geſpräche weder zu würdigen weiß, noch Euer wohlwollendes Herz zu ehren, welche blind iſt für die Schönheit Eurer Geſtalt und die Anmuth Eurer Geberden und das Anſehen, in welchem Ihr bei den Bewohnern dieſes Eilandes ſtehet. Darum laſſet ſie vergehn in ihrem eitlen Dünkel und folget mir in meine Waldeinſamkeit, wo der unſchuldige Geſang der Vögelein erſchallet; dort will ich Euer Herz von weltlichen Gedanken reinigen und Euch die Seele ſtärken mit dem Troſte der Eremiten, bis Ihr den Himmel offen über Euch ſehet, der Euch nunmehro von düſtern Wolken des Grams verborgen iſt.

Während der Eremit ſolches mit großer Salbung ſprach, bemerkte Don Antonio den Ring Donna Tereſa's an dem Finger des zarten Händchens, welches er noch beſtändig feſthielt, wußte jedoch die Freude, welche bei dieſer Entdeckung ihn überwallte, ſchlau zu mäßigen und ſprach: Ehrwürdiger Eremit, dein weiſes Geſpräch überwältigt mein Herz, und das Leben, welches ich bisher geführet, wird mir davon mehr und mehr zuwider. Ich will es ändern und dir folgen in deine Waldeinöde; dort will ich bei dem Geſange der Nachtigallen an den Lehren deines Mundes hangen, gleich einem Bienchen, welches Honig aus dem Kelche der Blumen ſauget. Aber beweiſe mir nun auch, daß auch dich nichts mehr an die Welt bindet. — Und womit ſoll ich dir ſolches beweiſen, mein theurer Sohn? fragte der Eremit.

Damit, ſprach der neugeworbene Schüler, damit, daß Ihr mir das weltliche Geſchmeide laſſet, welches Ihr eben traget. — Hiebei blickte Don Antonio ihm nach dem Halſe. Der Eremit aber, ſeines Ringes vergeſſend und nur dem Blick Don Antonio's folgend, ſprach: Nehmt das Geſchmeide hin, ich habe keines!

Doch, doch, ſprach Don Antonio, und unverwandt nach dem Halſe blickend, zog er den goldenen Ring von dem zarten Fingerchen. Seht da her! Mein ehrwürdiger Vater, dieſer Ring iſt viel zu weltlich für Einſiedler!

Gebt ihn mir zurück, ſprach der Eremit etwas betroffen, es iſt der Trauring meiner Mutter.

Das weiß ich, ſprach Don Antonio neckhaft geſtimmt, ich kenne ihn gar wohl und hatte ſchon lange Verlangen darnach. Es iſt etwas Wunderbares um den

Ring eines frommen Eremiten; denn nun ich ihn an meinen Finger ſtecke, fällt jede weltliche Betrübniß wie Schuppen von meinen Augen, und ich ſehe den Himmel über mir offen und heiter.

O, treibt den Scherz nicht zu weit, gebt mir den Ring wieder! ſprach der Eremit — plötzlich mit Donna Tereſa's Stimme.

Glaubt Ihr denn, ich ſcherze? ſprach Don Antonio ſehr ernſthaft; nein, mein ehrwürdiger Vater, es iſt mein völliger Ernſt, wenn ich ſage: der Himmel iſt über mir offen, ſeit ich Euren Ring beſitze.

Ihr beſitzt ihn nicht, Ihr habt ihn mir genommen, Don Antonio!

Ihr habt ihn mir gelaſſen, er iſt mein, ehrwürdiger Vater; bedenkt, als ich um Euer Geſchmeide bat, ſagtet Ihr: nehmt es hin! — Wohl, aber ich ſagte dazu: ich habe keines; woraus Ihr ſehen könnt, daß ich nur unachtſam war.

Unachtſam? Ei, ei, ſprach Dan Antonio, wenn ſo fromme, betagte Lehrer noch unachtſam ſind, wie ſollen wir arme Schüler ſein?

Gebt mir den Ring wieder, ſprach Donna Tereſa, und wollte ihn mit Gewalt von ſeinem Finger ziehen; aber Don Antonio hielt ihn feſt und ihre Hand dazu und ſprach: Ei, ei, mein ehrwürdiger Eremit, Ihr ſeid ſchlimmer, als ich, den weltlichen Dingen ergeben, wenn Ihr ſo heftig nach dieſem Ringe verlanget, welcher doch nun mein iſt; bedenkt: Andrer Eigenthum begehren, iſt große Sünde!

Gebt mir den Ring wieder! ſprach Donna Tereſa und rang noch heftiger darnach: als von dieſer Bewegung die Maske, welche nicht allzuwohl befeſtigt war, plötzlich herabfiel, ſo daß der entzückte Don Antonio ihr ſchönes Geſicht von hellen Thränen der Rührung überſtrömt ſah, welchen ſie bisher unter der Maske nicht Einhalt gethan. Nun aber ſuchte ſie, weil Don Antonio ſie nicht fortließ, ihr verlegenes Erröthen in den Falten des Eremitengewandes zu bergen, als Don Carlo, welcher ſchon ein gut Theil der Scene mit angehört, ihr in die Augen ſah und ſprach: Wie? Ringe werden gewechſelt? Masken fallen ab und Thränen fließen? Darüber muß ich meinen Mantel breiten, bis ich den Notar geholt! — Hiemit warf er ſeinen weiten Pythagorasmantel um die Liebenden und verſchlang ihn ſo, daß ihn beide nicht ſo bald entwirren konnten: ja das Entwirren ging ſo langſam, daß Einige meinten, beide blieben gern ſo verborgen, der Philoſoph ſowohl als der Eremit.

Als ſie endlich den purpurnen Vorhang, der ſie umſchloß, erhoben hatten, ſtand ein kleines Tiſchchen vor ihnen, woran Cicero ſaß und eine Feder ſchnitt. Es war der Notar des Ortes, welcher den beiden Willigen einen Ehecontract in zwei Worten zuſammenſetzte, den beide mit zitternder Hand unterſchrieben, während kryſtallne Thränen des Entzückens darauf hinabfielen. Pietro und der alte Jakob, welche den Tiſch herbeigebracht, klopften vor Freuden in die Hände, ergriffen beide den Pythagorasmantel und hielten ihn, auf zwei Stühlen ſtehend, als einen Baldachin hoch über die Glücklichen, während lautes Geſchmetter von Trompeten und Pauken ſich in ein allgemeines Jubelgeſchrei und Händeklatſchen miſchte. Die Jubelnden riefen einſtimmig: Das iſt die Krone des ganzen Feſtes!

# Die Entſcheidung bei Hochkirch.

## Eine Erzählung aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Von

**Friederike Lohmann.**

Sämmtliche Erzählungen von Friederike Lohmann.
Ausg. l. H. Bd. 2. Leipzig 1844. Verlag von Carl Focke.

(Emilie) Friederike (Sophie) Lohmann, geb. 29. Mai 1783 zu Schönebeck bei Magdeburg, begann ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn in Leipzig um 1810 auf den Wunſch und unter dem Namen ihrer todtkranken Mutter, der jetzt vergeſſenen Schriftſtellerin (Johanne) Friederike Lohmann, deren Erfolge ſie bald überflügelte. Sie ſtarb zu Leipzig am 16. September 1830. Ihre Schriften erſchienen geſammelt und mit einer biographiſchen Skizze von Fr. Kind begleitet unter dem Titel „Neueſte geſammelte Erzählungen“ in 16 Bänden, Leipzig 1828—32, dann wieder unter dem Titel „Sämmtliche Erzählungen. Ausgabe letzter Hand; mit einem Vorworte der Verfaſſerin von Godwie Caſtle ꝛc. ꝛc.“ (Frau von Paalzow), in 18 Bänden, Leipzig 1844. Von Talent, Gewandtheit und edler Herzensbildung zeugend, gehören dieſe Schriften den beſſeren Hervorbringungen jener Periode an, wiewohl ſie nur an dem Maßſtab ihrer eigenen Zeit gemeſſen werden dürfen, zumal die hiſtoriſchen Novellen aus dem Mittelalter, die ſo unhiſtoriſch harmlos, dabei aber ſo ſauber und gemüthvoll, nur mit mehr Reichthum der Erfindung gemalt ſind, als des Goldſchmieds Töchterlein und ähnliche Cabinetsbildchen der Düſſeldorfer Schule. Wo aber die Erzählerin Anſchauung und Verſtändniß der geſchilderten Zeit hat, wie in der vorliegenden Novelle aus dem 18. Jahrhundert, da entwickelt ſie einen ganz andern Nerv und führt uns ein Gebilde voll wahrhaften Lebens vor, bei deſſen Entwerfung männliche Kraft und weibliche Milde einander die Wage hielten. Auch der Humor war ihr nicht verſagt: er zeichnet — neben der Erzählung „Der Dichter“ — ganz beſonders die gegenwärtige aus, deren Heldin, die alte Juſtine, man kecklich eine Prachtfigur wird nennen dürfen. Als eine Feinheit unſerer Erzählung iſt noch hervorzuheben der Hauch politiſcher Verſöhnung, der ſchon in Leſſing's Minna von Barnhelm athmet und keinem echten Bilde aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges fehlen darf.

Als zu Anfang des ſiebenjährigen Krieges die braven ſächſiſchen Truppen im Lager bei Pirna entwaffnet wurden, die Soldaten gezwungen in die Reihen ihrer Feinde traten, die Offiziere aber ihr Ehrenwort geben mußten, nicht gegen Friedrich zu dienen, kehrte der Hauptmann von Piſtor nach Dresden zurück, das er voll trüber Ahnung verlaſſen hatte, um in jenem Feldlager ein entmuthigendes Schickſal zu erwarten. Es gab in der entwaffneten Armee mehrere Individuen, die das gegebene Wort zu brechen nicht für ehrlos hielten; er beneidete ſie um ihre Ueberzeugung, aber er konnte ſie nicht theilen, und ſeine ehrwürdige Mutter gab ihm Recht. Er beſchloß alſo, die Welt, die ihn jetzt ſchwer verletzte, bei den Wiſſenſchaften zu vergeſſen und ſein mäßiges Vermögen durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu mehren, bis er den früheren Beruf wieder ergreifen dürfe. Nachdem dieſe Hoffnungen in ſeiner Seele Wurzel gefaßt hatten, ſchloß ſich ſeinen Träumen eine noch ſchönere auf: der ruhige Beſitz der Geliebten, mit der ihn eine frühere Jugendneigung verband. Mariane Ellinger war die Geſpielin ſeiner verſtorbenen Schweſter und ſchien von jeher gleichſam das dritte Kind der Frau von Piſtor; ſie hatte keine Mutter, die alte Frau bald keine Tochter mehr, und das innige Verhältniß ward noch inniger durch Marianens und Leo's Liebe. Anſpruchslos in ihrer Erſcheinung, eine kleine, gekrümmte Geſtalt mit einer leiſen ſchüchternen Stimme, fremd in der Welt, aber Freundin aller Menſchen, waltete Frau von Piſtor wie ein guter Geiſt in ihrem Kreiſe, und es ward den Liebenden leicht, ſich ihr zu vertrauen, weil nie eine Mutter mehr verſtand, die Gefühle der Jugend zu würdigen. Vor Marianens Vater blieb dagegen das Bündniß noch unter ſeiner Hülle, er hätte die Tochter errathen müſſen, um ihr Herz zu öffnen; doch, obgleich Piſtor bis zum Ausmarſch der Truppen ein gerngeſehener Gaſt in ſeinem Hauſe war, obgleich die luſtige Mariane nach Leo's Abreiſe ſehr traurig wurde, und vier andere Augen tief in ihre Bruſt ſchaueten, ſchien der ſorgenvolle Geſchäftsmann blind für ihre Gefühle.

Auf einem wichtigen Poſten, als Haupteinnehmer öffentlicher Gelder, ſtand der * * Rath Ellinger, ſeiner gediegenen Rechtlichkeit wegen, in großer Achtung, ſowohl bei ſeinem Landesherrn, als ſeinen Mitbürgern. Sein Charakter hatte etwas Finſteres, man näherte ſich ihm mit einiger Scheu, that aber unrecht daran, denn er zeigte Denen, die ſich von dieſer Außenſeite nicht ſchrecken ließen, nicht bloß unbeſtechliche Gerechtigkeit, ſondern auch Milde. Seine Kinder liebte er ſehr, bewies es jedoch mehr durch Thaten als Worte oder

Liebkoſungen. Aeußerungen der Zärtlichkeit, Lobſprüche, wurden ihnen nur ſelten; deshalb hatte ein Lächeln über Marianens muntere Einfälle, eine häusliche Stunde, die er ihr und ihren kleinen Schweſtern ſchenkte, doppelten Werth. Was er ſprach, war ohne Schmuck, ohne Wendungen; was er wollte, dabei blieb es unabänderlich, da es keine verdeckte Schwäche gab, die man gegen ihn brauchen konnte, und die Liebe der Kinder nicht ganz frei von Furcht war. Seit der preußiſchen Beſitznahme vertieften ſich die Furchen auf ſeinem Geſicht, ſeine Laune ward mürriſch; wenn er ſich gegen den König ausſprach, von den feindlichen Autoritäten redete, geſchah es mit Bitterkeit, mit eben ſo großem Haß gegen den Feind, als offener Anhänglichkeit gegen ſein Herrſcherhaus; die Nothwendigkeit des Verkehrs mit der neuen Regierung, der Verdruß, ſeine Einnahmen in ihren Schatz fließen zu ſehen, verfolgten ihn in ſein Haus, er ſah Alles mit andern Augen an, tadelte öfter, oder ſprach gar nicht und ſah mit finſtern Blicken umher, daß die luſtigen Stimmen der kleinen Mädchen bis zum Flüſtern gedämpft wurden. Indeſſen blieb Marianens Leben, trotz dieſer Wolken, ziemlich ungetrübt, ſo lange ſie ſich über die bedenkliche Lage der Sachſen, im Pirnäiſchen Lager, täuſchen konnte. Die Tugend hat einen Schatz von gutem Muth; ob ſie auch immer daraus ſchöpft, er verſiegt nicht: Marianen beſonders war ein reiches Erbe davon zu Theil geworden. Ernſt und unzugänglich war ihr Vater von jeher geweſen; ſo lange ſie denken konnte, bemühte ſie ſich mit abwechſelndem Erfolge, ihn durch ihre Heiterkeit zu zerſtreuen; jetzt fühlte ſie die Nothwendigkeit doppelt, nicht auch ein trübes Geſicht zu haben. War er einmal hart und unfreundlich gegen ſie oder die Kinder, ſo hütete ſie ſich, Empfindlichkeit zu zeigen; ſie wußte, er danke ihr im Stillen das ruhige Ertragen, werde aber durch Widerſpruch und Leidenſchaftlichkeit zu einem Zorn gereizt, den ſie fürchtete. Nur gegen Eine Perſon des kleinen Haushalts litt dies eine Ausnahme. Seit Mariane lebte, war eine betagte Jungfer in der Familie, Anfangs als Gehülfin der kränkelnden Frau, nach ihrem Tode als Pflegerin der Kinder. Mit Mutterliebe hatte Juſtine die Mädchen erzogen, ihre Geſundheit gehütet, ſie in Krankheiten bewacht, die tauſend kleinen und großen Opfer gebracht, die des Kindes Hülfloſigkeit von hingebender Treue empfangen muß. Ellinger ſchätzte dies Verdienſt nach ſeinem ganzen Werthe. Er war gegen Niemand nachſichtiger, gefälliger, als gegen Juſtinen, und achtete ihr Wirken ſo hoch, daß er ihren Mangel an Bildung, ihren Eigenſinn, ihre Altersſchwäche freundlich ertrug, ſogar heftige Vorwürfe geduldig anhörte, wenn er etwas ihr Mißfälliges gethan, etwas ohne ſie über die Kinder beſchloſſen, oder ihnen, nach Juſtinens Begriffen, weh gethan hatte. Ich kann ſie, ſagte er oft, für die ſchlafloſen Nächte und die hiengeoferte Ruhe ihres Alters nicht belohnen, kann es ihr nicht bezahlen, daß meine Kinder geſund an Seel' und Leib heranwachſen; ſie bedarf nichts, als die Freiheit ſich auszuſprechen, und die ſoll ſie haben; ſo lange ſie lebt, mag ſie reden wie und was ſie will. — Nach dieſem Grundſatz durfte Juſtine den Hausherrn freimüthig tadeln, wo es außer ihr keine Stimme gewagt hätte, ſie würde es aber auch ohne ſeine Erlaubniß gethan haben. Keine Rückſicht hatte jemals ihren Mund verſchloſſen, wo ihr Herz voll war; ſie kannte weder Furcht noch Bedenklichkeit, wenn der Fluß der Rede über die Zunge ſtrömte. Dazu, meinte ſie, habe uns Gott die Sprache gegeben, als Vorzug vor der unvernünftigen Creatur, daß wir einander ermahnten und nicht abließen, in den Irrenden hinein zu reden, bis er der Wahrheit die Ehre gäbe, möge auch, was er irrt, uns ſelbſt nicht brennen noch verwunden. — Und die Männer, dachte ſie, die hochmüthigen Männer müſſen und ſollen uns wenigſtens hören; ſie haben Degen und Federn, und Uebermacht von Kindheit an; wir aber haben Zungen, die wollen wir denn brauchen, und uns nicht fürchten, mögen ſie ſich noch ſo wild geberden! — Durch ein dunkles Gefühl geleitet, ſagte ſie indeſſen dem Herrn ihre Wahrheiten nur unter vier Augen; aber wenn ihr Herz ſolcher Erleichterung bedurfte, ſchien einer ihrer vornehmſten Lebenstriebe gehemmt, und ſie umſchlich ihn in großer Unruhe, bis es gelang, ihn in der Einſamkeit zu überraſchen.

Juſtine hatte das vierundſiebenzigſte Jahr zurückgelegt, aber es fehlte ihr nicht an Kraft und Rüſtigkeit.

Sie war früh am Morgen auf, im netten Anzuge, mit Contuſche und Rock vom feinſten Zitz, zierlich klappende Pantöffelchen an den Füßen, eine ſtattliche Dormeuſe über dem grauen, gepuderten Haar. Ihre ſchwarzen Augen blickten friſch und lebhaft über eine gekrümmte Naſe hin, ſie drangen nicht mehr in die Ferne, waren aber in gehöriger Nähe nicht leicht zu täuſchen. Sie gab oft Winke, wie ſie in ihrer Jugend ein ſehr hübſches Mädchen geweſen ſei; die Kinder konnten ſich das nicht denken; das vorlaute Lottchen zupfte Marianen bei ſolcher Erzählung und flüſterte ihr zu: Glaubſt du das, Mariandchen? Ich nicht. Die gute Juſtine ſieht doch leibhaftig aus, wie Hofmarſchalls alter Papagei. — Mariane fand heimlich den Vergleich treffend, gab aber Lottchen einen ernſten Verweis, und nun verzog das Kind keine Miene wieder. Galt es, die Nachläſſigkeit der Dienerſchaft zu verbeſſern, Flecken vom Fußboden zu tilgen, Spinngewebe zu vernichten, oder das blanke Geräth ſpiegelhell zu machen, ſo beſchämte Juſtinens Hand noch immer das jüngſte Mädchen, und ſie war hoch verwundert, wenn ſie eine verlorene Maſche am Strumpf nicht wieder finden konnte, wenn Mariane ſie ſuchen mußte. Der enge Bezirk des Hauſes war ihre Welt, ſeit vier Jahren kam ihr Fuß nicht mehr auf die Straße; es wäre ihr eben ſo möglich geweſen, ſich zu einer Reiſe nach Rom, als zu einem Gange über die Brücke zu entſchließen, die ſie aus ihrem Fenſter ſah.

Doch, ſo lange wir leben, macht die Welt ihre

Rechte über uns geltend: auch Juſtine wurde durch die Kriegsereigniſſe noch einmal zur Theilnahme an Welthändeln aufgeregt. Sie war eine Preußin und ſtolz auf ihren König, der zwar Vielen weh that, an Marianens Thränen, an Piſtor's Gefahr Schuld hatte, aber dennoch, ſelbſt in dem gedrückten Lande, bewundert, ja angebetet ward. Als achtzehnjähriges Mädchen hatte ſie in Wuſtrau auf dem Schloſſe gedient, wo der General Ziethen geboren wurde, und war ſeine Wärterin geweſen. Der kräftige Knabe hing ſehr an ihr, der reiſende Mann vergaß das nicht, er fand ſie nach vielen Jahren in Spandau wieder, als er ſchon in den Reihen der Krieger ſtand, und beſchenkte ſie mit einer gehenkelten Goldmünze, die ſie noch jetzt um den Hals trug. Später, ehe das Schickſal ſie zu Ellingers führte, war ſie noch einmal von ihm aufgeſucht worden; der ſtattliche Huſarenoffizier, der ſich mit ſeiner hohen Pelzmütze unter der niedern Thür bücken mußte, blieb, zur Verwunderung der Nachbarn, eine volle Stunde bei Juſtinen, ließ ſich von ihr Anekdoten aus ſeinen früheſten Jahren erzählen, und als er ſchied und ſie ihm lange mit Thränen nachſah, hatte er zwanzig Louisd'or unter ihr Nähzeug geſchoben. Die gute Alte hatte ihr Leben nur für Andere gelebt, die Sterne ihres Daſeins waren die Kinder, die ſie heraufgezogen, die Menſchen, denen ſie gedient hatte; des vornehmen Kriegsmanns Dankbarkeit glühte am hellſten in ihr Alter hinein; ſie konnte anfangs kaum glauben, daß er General, ein Liebling ſeines

Königs ſei; als ſie es glauben mußte, weinte ſie vor Freuden und ſonnte ſich ſichtbar in ſeinen Strahlen. Ich bin nur ein ſchlechtes altes Mädchen, ſagte ſie, aber wenn ich den Junker Joachim nicht ſo treu gepflegt hätte, wäre er vielleicht jetzt kein großer General, und unſer König hätte keinen Ziethen. Niemand weiß, was für kleine Tropfen ins Waſſer fließen, ehe es ein breiter Strom wird. Kinderwärterinnen, ſage ich, ſind wichtiger in der Welt, als man glaubt. Die großthuenden Mannsperſonen ſehen uns über die Achſel an, aber ich ſage: bedenkt nur, daß ihr einmal hülflos waret und eure geraden Gliedmaßen nächſt Gott eurer Wärterin dankt. Mein General, ſegne ihn Gott, hat das immer erkannt.

Juſtine wurde nun die eifrigſte Zeitungsleſerin im Hauſe. Früher gab es für ſie keine Lectüre, als das Geſangbuch und den Kalender, deshalb ging das Leſen ſchwer von Statten, beſonders die Kriegsberichte mit den vielen bedenklichen Namen und Ausdrücken. Mariane und Lottchen machten alſo die Vorleſerinnen, zögerten ſie aber einmal zu lange, ſo ſaß die Alte mit der Brille vor dem Blatte, verfolgte die Zeilen mit dem Finger und bewegte buchſtabirend die Lippen; ein Anblick, über welchen die kleine Luiſe mit ſtolzer Ueberhebung lächelte. Größeres Vergnügen gaben ihr mündliche Kriegsberichte. Ein alter Bürger, ihr Gevatter, König Friedrich's warmer Anhänger, kam faſt täglich, brachte ein gutes Prischen in ihre Doſe und eine Menge wahrer und falſcher

Nachrichten. Da jedoch Juſtine eben ſo gut ſächſiſch als preußiſch geſinnt war, that ihr dieſer Enthuſiaſt oft nicht minder weh, als Ellinger, beſonders wenn er die Gefangennehmung der Truppen vorherſagte, denen ſie, um Piſtor's willen, einen ehrenvollen Abzug wünſchte.

---

Außer dem Hauptmann beſuchte noch ein anderer junger Mann das Haus, der Calculator Börner, der unter Ellinger bei der Caſſe arbeitete. Seine lange Geſtalt hatte etwas Steifes, Ungelenkes, ſein ſchmales blaſſes Geſicht empfahl nur der durchdringend kluge Blick, dagegen ſtieß ein Zug von Satyre, der auch in ſeinem Geſpräche der Grundton war, Manchen zurück. Ellinger kannte ihn lange, hatte ihm viel Dienſte geleiſtet, eben ſo viele Beweiſe des Dankes erhalten und glaubte ſeinen Charakter vollkommen erforſcht zu haben. Der ſpielende Witz, der Börnern zu Gebote ſtand, erheiterte die Abendſtunden ſeines älteren Freundes, aber er war nicht weniger bereit zu ernſter Unterhaltung; es gab kein Fach, in welchem er ſich nicht mit Leichtigkeit bewegte, er konnte Alles mit großer Beredſamkeit vertheidigen, wußte ſelbſt Scheingründe ſiegreich ins Feld zu ſtellen, blieb keiner Frage eine Antwort ſchuldig und verſtand doch zu rechter Zeit, der Meinung Anderer zu weichen. In ſeinem Weſen war nichts Jugendliches, er gefiel daher mehr den Alten, als ſeines Gleichen, mehr den Vätern, als ihren Töchtern. Doch hörte Mariane ihm gern zu, lachte über ſeinen treffenden Witz und vermißte ihn, wenn er ausblieb, weil der Vater ihn ſo lieb hatte. Juſtine konnte ihn nicht leiden; eben ſo offen, wie ſie den Hauptmann begünſtigte, zeigte ſie ſich als Börner's Widerſacherin. Das weiß ich nicht, ſagte ſie zu Marianen, was der Vater an dem hat. Meine Augen ſind die ſchlechteſten im ganzen Hauſe, den Wolf im Schafspelz werden ſie doch gewahr. Und ich merke noch was, das Andere nicht merken. Ich bin ihm auch ein Dorn im Auge, ja, mir zur Kränkung trägt er allemal die ganze Straße an den Füßen mit herauf und beſchmutzt mir den gebürſteten Teppich.

Glaube das nicht, Juſtine, ſagte Mariane, Börner ſcheint nicht viel auf Zierlichkeit zu halten.

Das iſt wahr, erwiderte die Alte, weiß er doch nicht, wie er die langen Glieder tragen ſoll, ſeine Kleider ſtehen ihm an, als gehörten ſie jemand Anderem, ſein Jabot und ſeine Manſchetten ſind ſo vergelbt und zerknittert, daß es mir in den Fingern zuckt, ſie unter die Plätte zu nehmen. Der Hauptmann iſt ein ganz anderer Mann. Ich habe mich immer gefreut, wenn er ſo freundlich mit mir war, als hätte er mir Großes zu danken. Er glaubt vielleicht nicht, wie die alte Juſtine ſein Glück wünſcht. Du darfſt nicht roth werden, Mariandchen, was ich weiß, weiß ich lange, und Niemand ſoll es erfahren.

Ach, Juſtine, ſeufzte das Mädchen, es geht den Sachſen traurig im Lager. Ich zittre, daß ſie gefangen werden, und zittre noch mehr, wenn ſie ſich durchſchlagen. Wer weiß, ob wir Piſtor wiederſehen.

Dieſe Beſorgniſſe wurden endlich entſchieden, die Liebenden ſahen ſich wieder, ſahen ſich faſt täglich, da Mariane viel bei Frau von Piſtor, Leo öfter als ſonſt in Ellinger's Hauſe war. Gleiche Kränkung drückte beide Männer, Piſtor trug indeſſen ſein Schickſal ruhiger, er arbeitete viel, indem er unter fremdem Namen über hiſtoriſche und kriegswiſſenſchaftliche Gegenſtände ſchrieb; eine neue Thätigkeit, die ſeinen Geiſt von der Gegenwart abzog, da hingegen Ellinger's Geſchäfte fortwährend mit ſeinem Verdruß zuſammenhingen. Je mehr indeſſen Leo die Stunden in Marianens Familienkreiſe als wirkſamen Troſt empfand, je größeres Bedürfniß wurde es ihm, ſeine Liebe von ihrem Vater gebilligt zu ſehen. Sobald er alſo den erſten günſtigen Erfolg ſeiner Thätigkeit erntete, beſchloß er mit Ellinger zu ſprechen. Marianen erſchreckte und überraſchte der Gedanke, ſie war nicht ganz ohne Furcht vor dem entſcheidenden Schritt; ſeit ſie Leo wieder hatte, ſeit er etwas ruhiger geworden war, ſchien ihr ihre Lage glücklich genug, um nichts daran verrücken zu wollen, und eben jetzt, da des Vaters Stimmung täglich finſterer wurde, da er oft um geringer Anläſſe willen hart ſein konnte, fehlte ihr der Muth, das Vertrauen zu ſeiner Güte. Leo's offner männlicher Sinn kannte keine ſolche Bedenklichkeit, allein er ſah ihre Angſt, wollte ihr die peinliche Erwartung erſparen und ging deshalb an einem Sommerabend, als Mariane auf einem nahen Weinberge war, zu dem alten Ellinger.

Juſtine hatte den Hauptmann kommen ſehen, ſie war gewohnt, daß er zum Abendeſſen blieb, und trat ihm verwundert in den Weg, als er nach einer halben Stunde, raſch, mit glühendem Geſicht, an ihrer Thüre vorüber ging. Piſtor bedachte ſich einen Augenblick, dann ergriff er ſchnell ihre Hand und ſagte: Liebe Juſtine, Sie haben Marianen erzogen, Sie ſind ihr Mutter geweſen, und wiſſen lange, wie ich ſie liebe. Eben habe ich ihren Vater um ihre Hand gebeten, bin aber ſo abgewieſen worden, daß mir keine Hoffnung bleibt, daß ich dies liebe Haus nicht mehr betreten kann. Sagen Sie das Marianen, liebe Juſtine, ſie weiß nichts von meinem Vorhaben, ſie wird jetzt mit meiner Mutter den ſchönen Abend genießen. Sagen Sie es ihr vorſichtig, erſetzen Sie ihr heute die Mutter. Ich werde ewig derſelbe ſein, auch ohne Ausſicht auf Glück!

Dem Alten will ich zuerſt die Wahrheit ſagen, unterbrach ihn Juſtine heftig, jetzt gleich, ſonſt drückt es mir das Herz ab. Es iſt kein Auskommen mehr mit ihm. Roß und Mann fürchten ſich vor ſeinem grimmigen Geſichte, nur ich nicht; ich will ihn fragen, warum er des Kindes Glück ſtört. Er thut mir jetzt alle Tage gebranntes Herzeleid an, ich denke dann: rede du, ſpotte du, du haſt deine Sorgen und biſt am ſchlimmſten dran. Wenn er aber die Kinder angreift, bricht er mir das Herz, und da muß ich ihm ins Gewiſſen reden.

Thun Sie das nicht, liebe Juſtine, ſagte der Hauptmann, es iſt vergebens, und Sie werden ſich eine üble Stunde bereiten.

Ei was! ich fürchte mich nicht, erwiderte ſie. Was wahr iſt, muß ich ſagen, und wenn ich vor Kaiſer und König ſtände und wüßte, daß es mein Letztes wäre, es muß Alles vom Herzen herunter. Wenn ein Stäubchen ins Auge kommt, da thränt es und thränt, bis das Stäubchen weg iſt, und wenn ich ein Unrecht ſehe, hat meine Zunge nicht Ruhe, bis ſie ausgeredet hat. Helfen wird es freilich nichts — nein — das weiß ich. Er iſt ein König Pharao, der ſein Herz verſtockte. Das darf mich aber nicht irren, ich thue, was ich nicht laſſen kann.

Der Hauptmann drückte Juſtinen ſtumm die Hand, wehrte ihre Begleitung ab und ging. Männlicher Stolz hatte bisher ſeine Standhaftigkeit erhalten, aber als ihm an der Treppe die Kinder entgegen kamen, Luischen ſich an ihn hing und ihn nicht loslaſſen wollte, Lottens Aehnlichkeit mit Marianen ihn lebhafter als je anſprach, da fühlte er ſeine Augen naß werden, küßte Beide wie ein ſcheidender Bruder und ging ohne Lebensluſt und Hoffnung durch das Menſchengewühl in ſein einſames Haus zurück.

Juſtine ſah ihm nach und ordnete in Gedanken den unendlichen Reichthum von Worten, deren keines verloren gehen ſollte. Dann ſchritt ſie glühend auf Ellinger's Zimmer los. Er ſaß mit finſterm Geſicht am

Tiſche, den Kopf in die Hand geſtützt, und warf einen Blick auf die Eintretende, der jeden Anderen entmuthigt hätte. Juſtinen ſtörte er nicht, allein eine Unordnung im Zimmer, eine unverzeihliche Nachläſſigkeit des windigen Bedienten brachte ſie doch aus ihrer Bahn. Mechaniſch fing ſie an, die herumliegenden Sachen wegzuräumen, bis ſie ſich auf einmal aus einer gebückten Stellung aufrichtete und mit bewegter Stimme ſagte: Sie ſitzen da, als wäre nichts geſchehen, und haben doch das letzte bischen Glück und Ruhe eben aus dem Hauſe gejagt. Was ſoll denn die arme Mariane für einen Mann freien, wenn der nicht gut genug iſt? Was iſt denn an dem Herrn Hauptmann zu tadeln?

Woher wiſſen Sie, was in meinem Zimmer verhandelt wird? fragte Ellinger ſcharf.

Ei, auf rechtlichem Wege gewiß, antwortete Juſtine. Der Herr Hauptmann ſelbſt hat es mir geſagt, er weiß, wie mein Herz an den Kindern hängt, wie lange ich ſchon zu Gott bitte, er möge dies Liebesband ſegnen. Grüßen Sie Marianen, Sie ſind wie ihre Mutter! ſagte er. O! er hat Recht, an meinem Herzen ſoll ſie ſich ausweinen. Was lange vergeſſen und verſchmerzt iſt, wird auf einmal lebendig, ich fühle meine Jugend wieder, mit allem Kummer, den keine Seele geheilt hat. Da waren auch Dornen, die Menſchen gepflanzt hatten in ihrem Dünkel, und ſie zerriſſen mein Herz. Aber der Herr zählt die Thränen der Vergeſſenen, Verlaſſenen, die vielen, die ungeſehen fließen. Was ſoll denn Mariandchen für einen beſſeren Mann freien? Soll ſie auch einſam bleiben in der Welt, weil es die Menſchen beſſer verſtehen als der liebe Gott? Was kann denn eine Chriſtenſeele an dem Hauptmann ausſetzen?

Der Hauptmann iſt ohne Tadel, ſagte Ellinger, aber meine Grundſätze verbieten ſeine Verbindung mit Marianen. Ich begreife wohl, daß Sie des Mädchens Partei halten, und gegen mich ungerecht ſein müſſen, ich muß mich ſogar darüber freuen, denn es beweiſet Ihre Liebe zu meiner Tochter. Auch werde ich keinen Verſuch machen, Ihr Urtheil zu berichtigen, nur überzeugen Sie ſich, daß hier nichts zu ändern iſt.

Mag das ſein, ſagte ſie, ich will mein Herz ausſchütten. Grundſätze! das iſt ein vornehmer Ausdruck; ich nenne es Eigenſinn. Eigenſinn heißt es, wenn eine arme Frau auf ihrem Sinn beſteht; es iſt doch daſſelbe Ding, das die Männer Grundſatz tituliren. Solche Grundſätze haben ſie alle, Einer wie der Andere; die Weiber müſſen ſich ſchmiegen, opfern und entſagen, ihren Willen unterthan geben, ihre Neigungen bezwingen. Je wilder das Mannsgeſicht drein ſieht, je freundlicher ſollen ſie lachen; je härter er droht, je leiſer ſollen ſie ſchmeicheln und bitten. Wenn das unſer Loos iſt, ſo laßt uns wenigſtens der Liebe folgen, die das Schwere leicht macht; hindert keine glückliche Ehe, denn was Gott zuſammenfügt, ſoll der Menſch nicht trennen.

Schöpfen Sie Athem, Juſtine, ſagte Ellinger ſpöttiſch, ich unterbreche Sie nicht. Sie wiſſen, daß ich an Ihren Ton gewöhnt bin.

Es hilft nichts, fuhr ſie fort, Höflichkeit iſt gut, Wahrheit beſſer. Sie werden immer mürriſcher und härter. Was mich ſelbſt angeht, darüber will ich nicht klagen. Ich fühle es zwar, wenn meine Landsleute unbarmherzig geſchmäht werden, man hat doch auch ein Herz fürs Vaterland. Es kränkt mich auch, daß mein unſchuldiger Hang zur Ordnung und Reinlichkeit beſpöttelt wird, und ich ſehe die ſtille Wuth genau, wenn ich wiſche oder räume, fegen und waſchen laſſe. Mochten Sie mit mir umgehen, wie Sie wollten: ſo lange Sie nur die liebe Jugend der Kinder ungetrübt ließen, ertrug ich es gern. Nun hat Ihr harter Sinn mein letztes Glück angegriffen. Wenn Mariane ſang, daß es durchs ganze Haus erſcholl, oder mit den Kleinen lachte und ſprang, als wäre ſie ſelbſt ein Kind, da konnte ich alle böſen Geſichter vergeſſen. Das iſt nun aus! Singen und Tanzen wird ihr vergehen.

Sind Sie fertig? fragte Ellinger aufſtehend; meine Geduld iſt zu Ende. Es thut mir leid, aber ich werde niemals in Piſtor's Verbindung mit Marianen willigen. Die Gründe ſoll ſie von mir ſelbſt hören.

Juſtine war nach den letzten Worten von dem einzigen Feinde ihrer Beredſamkeit überwältigt worden, Thränen erſtickten ihre Stimme, ſie weinte noch heftiger, als die ſchwache Hoffnung verſchwand, mit welcher ſie den Sturm auf Ellinger's Herz begann. Alles werden

Sie mir nicht abſchlagen wollen, ſagte ſie ſchluchzend; ich habe durch meine Mutterſorgen doch auch ein Theil an Ihren Kindern. Sie ſollen Marianen heute nichts ſagen und nicht grilliger ausſehen als gewöhnlich, ich will erſt mit ihr reden; ich bin auch jung geweſen und weiß, wie es ihr ums Herz iſt.

Ellinger gewährte das gern, denn die Thränen der Alten waren ihm noch unangenehmer, als ihr Geſchwätz. Als Juſtine die Thür öffnete, ſtand Börner dicht vor ihr, ſie glaubte, er ſehe mit Schadenfreude in ihre verweinten Augen und habe wohl Alles liſtig mit angehört. Deshalb konnte ſie eine höhniſche Anſpielung nicht unterdrücken, indem ſie ihn einzutreten nöthigte. Börner ſchien ſie nicht zu verſtehen, ſeine kalt lächelnde Miene blieb dieſelbe, ſeine Befliſſenheit, den Hausherrn zu unterhalten, war noch größer als ſonſt. Auch gelang dies der unermüdeten Geduld, mit welcher er den Gegenſtand des Geſprächs wechſelte und einſilbige Antworten durch eigene Lebhaftigkeit erſetzte; die Wolken auf Ellinger's Stirn wurden leichter, und der neue Verdruß wich in den Hintergrund.

Der Mond war ſchon aufgegangen, über den ſtillen Fluthen der Elbe ſchwamm ſein freundliches Silber, und ein luſtiger Schleier legte ſich um die blauen Berge am Horizont, da Mariane mit einer Schaar junger Mädchen nach der Stadt zurückkehrte. Sie war fröhlich im Nachgenuß des ſchönen Tages, ja es dünkte ihr, als könne ihre Bruſt kaum ſo viel Hohes und Herrliches faſſen, wie ihr heute in Gottes Natur zu Theil geworden war. Den Vater, die Kinder und Börner fand ſie ſchon bei Tiſche, ſetzte ſich und erzählte, nahm keinen Theil an dem Mahle, ſorgte aber mit liebenswürdiger Wirthlichkeit um ſo mehr für die Andern. Sie ward es nicht gewahr, daß ihr Vater bei ihren Scherzen, bei ihrer Freude ſtiller und düſterer wurde, und wenn ſie auch zuweilen einem durchdringenden, ſonderbaren Blicke von Börner begegnete, der heute kein Auge von ihr wandte, dachte ſie ſich doch nichts dabei. Nun verließ ſie der Gaſt, ſie ſagte dem Vater gute Nacht, an jede ihrer Hände hing ſich eine Schweſter, und ſo ging der fröhliche Lauf nach Juſtinens Zimmer. Mariane, ſagte Lottchen, der Hauptmann war da; will er verreiſen? Er nahm Abſchied von uns, und — du wirſt es nicht glauben. — es kam mir vor, als ob er weinte.

Wunderliches Kind, erwiderte Mariane, das werde ich dir freilich nicht glauben. Solch ein Mann weint nicht, wie ich und du. Ich denke, er würde ſelbſt den Abſchied von Ellinger's Lottchen ſtandhaft ertragen.

Es iſt kein Menſch vor Thränen ſicher, ſagte Juſtine leiſe, darüber darf man nicht ſpaßen.

Ach, da haſt du recht, liebe Juſtine, antwortete Mariane, ein einziger ernſtlicher Gedanke an ſolche Möglichkeit möchte mich wohl lange vor allem Muthwillen bewahren. Sollte ich jemals Thränen in Leo's Augen ſehen, ſie würden mich mehr erſchüttern, als aller Jammer ſchwächerer Menſchen. Seine Kraft iſt ſo ſchön, ſie hat ſich in großer Kränkung bewährt; die Thränen eines ſolchen Mannes müßten ſchwere Bedeutung haben.

Juſtine war ungewöhnlich ſtill, ſie brachte die Kinder zur Ruhe und trat dann zögernd wieder ins Zimmer, voll Angſt vor dem nächſten Augenblick. Mariane ſah ſo glücklich, ſo lieblich aus, unter dem Schleier ihrer reichen aufgelöſ'ten Haare, die ihre Hand ordnete, blickte ihr Auge wahrhaft ſelig in den hellen Mond und wandte ſich jetzt freundlich nickend nach der alten Freundin. Ich bin heute recht von Herzen froh geweſen, ſagte ſie, ich muß dir davon erzählen. Hundertmal dachte ich an dich und wünſchte, du wäreſt einmal draußen in Gottes-Welt; du entbehrſt mehr, als du denkſt. Wenn meine Hoffnungen wahr werden, da ſollſt du einmal in Ruhe unter ſchattigen Bäumen ſitzen, ganz nach deiner Neigung, in ſolcher Luft, wie ſie dir wohlthut, zwei Schritte von einem Gartenſtübchen, wo du gleich dem kleinſten Zuge entwiſchen und das kleinſte Sonnenblickchen genießen kannſt. Nicht wahr, Herzens-Juſtine, darauf darf ich mich freuen?

Ach, Kind, du brichſt mir das Herz, ſagte die Alte. Wir werden ſolches Glück nicht erleben.

Warum denn nicht? fragte das Mädchen; du biſt noch rüſtig, du haſt dich nur im Hauſe eingeſponnen wie ein Seidenwürmchen. Die liebe Mutter Piſtor war heute mitten unter uns jungen Mädchen, alle meine Freundinnen drängten ſich um die herrliche Frau und beneideten mich, weil ſie am traulichſten mit mir umging. Wie es dunkelte, faßte ſie meinen Arm, ſie hatte ſich den ganzen Tag uns hingegeben, unſere Luſt getheilt, es mochte ihr nun nach Sammlung verlangen, — ſie führte mich an ihr Lieblingsplätzchen, unter einen großen Nußbaum, der, gleich einem Familienvater, die Arme über niederes Geſträuch und Gras und Blumen ausbreitete. Da ſaßen wir lange, die weite Ausſicht vor uns, Hand in Hand, ſtumm und glücklich. Es war Alles voll abendlicher Ruhe. Der Bogen von Gold, der in Weſten die Wolken umſpann, ward kleiner und kleiner, ein ſanftes Dämmerlicht deckte die Ferne zu. Blauer Wald ſchloß ſich dunkel an hellgrünes Korn, am Rande des Buſches trieb die bunte Heerde, auf dem Elbſtrom zitterte der letzte Sonnenſtrahl. Ich könnte das Strömen und Fluthen ſtundenlang anſehen, ohne es müde zu werden; es bringt mir dunkle feierliche Gedanken und führt ſie mit ſich fort, ehe ich ſie recht erkenne. Heute neigte ſich die Sonne in das kühle Bett, als wäre es ein wohlthätiges Leben, das nun Raſt fände, und das Rauſchen der Wogen klang mir wie ein Wiegenlied für die ganze müde Erde. Der lieben Mutter mochte es auch ſo ſein, denn als ſie endlich die Stille mit Worten unterbrach, ſah ich wohl, daß ſie den Abend ihres Lebens mit dem feierlichen Bilde vor uns verglich. Das Leben vergeht ſo ſchnell, ſagte ſie; ehe wir es wähnen, haben wir die Ausſicht hinter uns, der wir lange entgegen gingen, und der Mond geht da auf, wo noch vor Kurzem Alles im Sonnenlicht ſchwamm. Aber je tiefer der Abend ſinkt, je heller wird es in der Seele! Wie die Sinne ſtumpf werden für Manches, was die Jugend reizt, öffnet ſich ein neuer Sinn den tauſend Wundern der Natur; was im Raſen blüht, was im Staube ſich freut, in Lüften ſchwebt, im Laube des Haines rauſcht, das redet lauter von Gottes Gegenwart, je näher wir dem Ziele ſind! —

Sie ſprach dann von unſeren Hoffnungen, von Leo's Glück, und wie ſie einen Traum habe, den ſie mir vertrauen möchte. Ihr kleines Gut bei Meißen, am waldigen Berge gelegen, der Wohnplatz ihrer Kindheit, würde mehr Ertrag geben, wenn wir es ſelbſt bewohnten, Leo würde die Kränkung ſeiner Ehre in ländlicher Einſamkeit beſſer verſchmerzen, als hier, wo jeder Blick ihn daran mahnte, wenn auch nur durch mitfühlende Theilnahme. Sie fragte mich, ob ich die Stadt vergeſſen könnte, ob ich eine kleine Wirthſchaft auf dem Lande führen wollte, bis der Krieg vorüber wäre und Piſtor ſeine neue Laufbahn antreten könnte? Du denkſt ſchon, was ich antwortete! Wo er iſt, und wo es ihr wohlgefällt, da bin ich glücklich. — So ſaßen wir denn und träumten ſüß! Sie ſchilderte mir Alles, die Wohnung, den Garten, den Berg, die Ausſicht, auch das kleine Stübchen mit einem Fenſter, wo im Sommer meine Juſtine als Gaſt leben ſoll, von mir bedient und gepflegt. — Aber du weinſt ja, und recht ernſtlich. Mein Gott, was iſt dir denn widerfahren?

Denke ich denn nur an mich? rief Juſtine; dir, du armes Kind, iſt ein Leid geſchehen, und jetzt mußt du es von mir erfahren. Sie ſtand auf, ſchloß das erſchrockene Mädchen in die Arme und erzählte ihr Alles, oft von Thränen, oft von heftigen Klagen gegen den harten Vater unterbrochen. Mariane war ganz ſtumm, kein Wort ging über ihre Lippen, ſie lag bewegungslos an Juſtinens Bruſt, die ſie beſchwor, ſich auszuweinen, auszuſprechen: Worte und Thränen wären gleich dem Regen beim Gewitter, und nichts in der Welt ſo ängſtlich, als ſolches Schweigen. Aber Mariane hatte noch keinen klaren Gedanken, Juſtinens Heftigkeit that ihr nicht wohl, ſie bat nur mit leiſer Stimme: Laß mich ganz ruhig, du gute, getreue Seele; wenn du meine Mutter wäreſt, du könnteſt jetzt nichts weiter für mich thun. Und geh zu Bette, ſei ſo gut! Ich bleibe noch hier, wenn ich dich nicht ſtöre.

Juſtine legte ſich nieder, ſchlafen mochte ſie nicht, ſie lauſchte durch den Vorhang und ſah Marianen noch nach Mitternacht am Fenſter ſitzen, den Kopf in die Hände geſtützt; ſie räuſperte ſich, huſtete und machte mancherlei Geräuſch, immer in der Erwartung, das arme Mädchen ſollte Troſt im Geſpräch finden. Endlich war ſie doch eingeſchlummert, und nichts unterbrach die Ruhe der Nacht, als das einförmige Picken der Wanduhr. Es ſchlug Eins, der Mond war untergegangen, die Finſterniß ſchreckte Marianen aus ihren Gedanken auf. Wie war dein Licht ſo ſchön, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, nun iſt es todt! Süßes Glück der Hoffnung, Jugendmuth und Frohſinn, wollt ihr ſchon jetzt mich verlaſſen? Leiſe auf den Zehen ſchleichend ging ſie ins Nebenzimmer, blickte wehmüthig auf die ſchlafenden Schweſtern und ſuchte ihr Lager zum erſtenmal ohne Erwartung des Schlummers.

---

Am andern Morgen war Marianens erſter Gedanke eine Erklärung mit ihrem Vater. Die Pflicht, ſich ſeinem Willen zu fügen, war ihr in den Kämpfen dieſer Nacht klar geworden, vorher aber wollte ſie verſuchen, ob Bitten und Thränen vielleicht ſein Herz rühren könnten. Ueber die Furcht, mit welcher ſie ihm ſeit langer Zeit nahete, erhob ſie heute der Schmerz und das Gefühl, ſie handle für die heiligſte Angelegenheit ihres Lebens. Blaß und zitternd trat ſie zu ihm ins Zimmer, ſie hatte bedachtſam überlegt, was ſie ſagen wollte, doch der erſte Blick in ſein Geſicht änderte Alles. Mitleidig, ja zärtlich, wie ſie es ſich nie erinnerte, ſah er ſie an, und ſie lag in ſeinen ausgebreiteten Armen und weinte heiße Thränen, welche die überlegten Worte aus ihrem Gedächtniß wegwuſchen. Es iſt mir leid, mein armes Kind, es iſt mir herzlich leid, ſagte er, aber es kann nicht ſein! Ueberzeuge dich, daß die Liebe die wahrſte iſt, die zu deinem Beſten ſelbſt einen kurzen Schmerz für dich wählt.

Vater, lieber Vater! ſagte Mariane, es iſt das Glück meiner Jugend, die Hoffnung meines ganzen Lebens, was ich verlieren ſoll. Hören Sie meine Bitten! Verſchließen Sie mir Ihr Herz nicht! Um meiner Mutter willen flehe ich Sie an; wenn ſie noch bei uns wäre, würde ſie für mich ſprechen. Es iſt nicht möglich, daß Sie Leo's Verdienſte verkennen; er iſt der beſte Mann, den je ein Mädchen wählte, ich liebe ihn, ſeit ich mich ſelbſt begreifen lernte, und werde ihn immer lieben. Vater, ich möchte viel ſagen, und bin ſo arm an Worten, aber Angſt und Thränen ſprechen doch auch!

Mariane! erwiderte Ellinger mit verdüſtertem Geſicht, Worte und Thränen können mir wohl ſchmerzlich weh thun, aber hier nichts ändern. Daß ich im fünfzigſten Jahre anders über die Liebe denke, als du, begreift ſich leicht, weniger wirſt du mir glauben, daß meine Anſicht die rechte iſt. Leidenſchaft iſt vergänglich, ob ſie ſich gleich Unſterblichkeit zutraut; ein langer Lebensweg mit offenen Augen zeigt uns tauſend Beiſpiele davon. Haſt du dich jahrelang mit Hoffnungen genährt, ſo hätte ein offenes Geſtändniß gegen deinen Vater dich vor der gefährlichen Täuſchung bewahren können. Dem Mädchen vergebe ich die Heimlichkeit, dem Manne nicht, der das Mädchen zu gewinnen ſucht, ehe er weiß, ob ſie ihm angehören darf. Dieſen einzigen Fehler gegen mich ausgenommen, achte ich Piſtor hoch; es iſt nicht ſeine Perſönlichkeit, ſondern ſein Stand, ſeine Verhältniſſe, was eure Verbindung trennt. Ein Adeliger, ein

Offizier bekommt keine meiner Töchter, das iſt mein Grundſatz. Eben jetzt ſpricht das Schickſal unſerer braven Armee laut für mich. Die Ehre, dies ſchimmernde Trugbild, das Einzige, was ſo viel Elend überſtrahlen muß, hindert dieſe Krieger, für ihren König gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu kämpfen; während der niedrige Soldat ſich den Feſſeln entreißt und die Reihen der Preußen verläßt, wo er kann, muß der adelige Offizier müſſig zuſehen, wie ſein Vaterland blutet. Und wenn er ſich waffnen darf, dann ſollte er lieber kein Weib zurücklaſſen, das ihm nachjammert, oder meine Tochter ſoll doch dies zitternde unglückliche Geſchöpf nicht ſein. Die Schlacht bei Prag hat eben jetzt tauſend troſtloſe Witwen gemacht. — Zudem iſt Piſtor arm, ſein kleines Vermögen kann heute oder morgen der Krieg verſchlingen, Nahrungsſorgen aber tödten Liebe und Frieden. Sagſt du mir, daß er arbeitet und gewinnt, ſo entgegne ich dir, wie eben die Schriftſtellerei mir ein ſo unſicheres Fahrzeug ſcheint, um Weib und Kind einzuſchiffen, als das ſtolzere Kriegsſchiff.

Du haſt nun meine Gründe gehört, die war ich dir ſchuldig, mein Wille iſt ganz feſt, und ich wünſche von nun an über dieſe Sache zu ſchweigen. Wenn ich todt bin, biſt du frei, es läuft gegen meine Anſichten, die Freiheit meiner Kinder durch Gelübde zu binden. — Mein Tod alſo giebt dir das Recht, die Verbindung anzuknüpfen, die jetzt gelöſ't iſt. —

Dieſe Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf Marianen, ſie gelobte Gehorſam und Ergebung, ſie fragte jammernd, womit ſie ſolche Härte verdiene, und ſchwor, der väterliche Wille ſolle ihr heilig ſein, ſo lange ſie lebe. Das Alles ſagte ſie ſo heftig und überſpannt, wie ſie niemals geſprochen hatte, ſelbſt der Vater fühlte ſich von ihrem Schmerz erſchüttert. Nachdem Beide etwas ruhiger geworden waren, kam noch ein ſchweres Räthſel zur Sprache. Wenn Piſtor Ellinger's Haus mied und die Ehre ihm gebot, Marianen nicht aufzuſuchen: ſollte ſie ſich auf immer von ſeiner Mutter verbannen, die alte Frau nicht mehr ſehen, ihr die Beſuche entziehen, die ſeit ſo vielen Jahren eine liebe Gewohnheit geworden waren? Ellinger wagte nicht, dieſe Frage nach ſeinem Wunſche zu entſcheiden, und Mariane mochte nicht verſprechen, was ihr zu halten unmöglich ſchien. War doch ſchon jetzt der einzige Troſt, der in ihrer Seele dämmerte, das Wiederſehen der Mutter, die gemeinſchaftliche Klage! Daß eine leiſe Hoffnung auf fortdauerndes Bündniß mit dem Geliebten ſich in ihre Sehnſucht miſchte, geſtand ſie ſich ſelbſt nicht, und eben ſo wenig die Schwierigkeit, zwiſchen Pflicht und Liebe getheilt auf ebener Bahn zu wandeln.

Das Schickſal erſparte ihr indeſſen die harte Probe. Auch Frau von Piſtor hatte mit ihrem Sohne eine traurige Nacht durchwacht und mit ihm gelitten, was ſie auf Erden nicht mehr zu leiden fürchtete. Sie ſah ſein Glück zerſtört, ſie wußte, er werde den Verluſt ertragen, aber niemals Erſatz finden. Wie ihr Lebensweg voll Sorgen geweſen war, hatte ſie auch oft erfahren, daß eine höhere Hand, gleichſam aus den Wolken reichend, das Unmögliche wirklich gemacht, das Aufgegebene zu Stande gebracht hatte; ſie bewahrte deshalb noch eine ſtille Hoffnung, doch die lag tief in ihrer Bruſt und gründete ſich nur auf Zeit und Glauben. Für dieſen Augenblick ſchien ihr nichts rathſamer, als Ergebung, Unterwerfung unter den väterlichen Willen, und um dies der armen Mariane zu erleichtern, Trennung der Liebenden. Sie ſchlug ihrem Sohne deshalb vor, das Gut bei Meißen zu beziehen, er willigte ein, ohne Ahnung, mit welchen ganz anderen Erwartungen ſie an jenem Abend mit Marianen an dieſen Aufenthalt gedacht hatte. Es wurde Alles überlegt, Alles geordnet, ein ſchwerer Tag ging langſam hin. Aber Piſtors blieben doch beneidenswerth gegen Ellinger und Marianen, ſie waren einig, trauerten mit einander, nahmen und gaben Troſt, Jedes bekämpfte ſich ſelbſt, um dem Andern nicht weher zu thun. Leo war nicht bloß ein unerſchrockener Soldat, er beſaß auch die Tapferkeit der Seele, die den Mann ziert, ſeine Mutter dagegen wandelte im kindlichen Glauben durch Sturm und Sonnenſchein, und beide ihrem Geſchlecht eigenthümliche Tugenden dienten jetzt vereinigt, ihnen über die rauheſte Strecke des Lebensweges zu helfen. Als Mariane nach zwei Tagen der Sehnſucht in ſpäter Abenddämmerung einen Beſuch wagte und Frau von Piſtor im Garten allein fand, wirkte ſchon die Nähe der alten Frau und ihre beruhigende Stimme wohlthätig auf ſie. Dieſem armen, gedrückten Herzen glaubte die Mutter ihren heimlichen Hoffnungsſchaß zeigen zu müſſen, damit es einen Stern hätte, ſich zu laben. Traue auf Gott, mein Kind, ſagte ſie, was geſchehen ſoll, kann kein ſterblicher Wille ſtören. Thue jeßt, was du mußt, ihm überlaß die Zukunft. Ach, ich habe in dieſen Tagen viel um euch Kinder gelitten. Wie aber mein Mutterherz liebt, ſo liebt doch auch dein Vater, wenn er uns gleich ſchmerzlich kränkt. Daran laß uns denken! Bleibe ein gutes Kind! Bewahre dein reines Gemüth vor Bitterkeit, laß deine Liebe zu einem guten Manne den Engel ſein, der deine Pflicht erleichtert!

Einige Wochen waren noch zur Ordnung ihrer Angelegenheiten nöthig, dann verließen Piſtors die Stadt, eben als die Schlacht bei Collin geſchlagen war. Ellinger war mit ihrem Entſchluß ſehr zufrieden, ſah Marianen ihre Traurigkeit väterlich nach und hoffte eben ſo feſt auf die Wirkungen der Zeit, wie die Matrone. Auch ſchien ſeine Erfahrung faſt Recht zu behalten, denn ehe die Weinleſe heran kam, hatte ſich Marianens Jugendmuth über den drückenden Gram erhoben, ſie konnte wieder lächeln, ſcherzen, mit den Kindern fröhlich ſein, ihr Geſicht hatte ſeine friſche Farbe wieder, ihr Gang ſeine raſche Lebendigkeit. Aber ſie hatte deshalb nicht vergeſſen; das harte Wort des Vaters war nur in den Hintergrund gerückt, von der Hoffnung Strahlen verdrängt. Briefe an Frau von Piſtor, denen ſie Alles vertraute, was ſie dachte und that, Antworten von ihr, die ihr die Häuslichkeit ihrer Lieben bis zur Anſchauung mittheilten, machten ihr Glück.

Der Herbſt wich dem Winter, dieſer brachte trotz des Krieges viel geſellige Freuden, und ſo ſehr der Vater ſonſt ſolchen Zerſtreuungen abhold war, ſo ſehr ſie in dieſer Zeit gegen ſein Gefühl ſtreiten mochten, jetzt forderte er Marianen ſelbſt auf, Einladungen anzunehmen, machte ihr Geſchenke zum Ballſtaat und war unzufrieden, wenn ſie wenig Intereſſe an Putz und Tanz nahm. Juſtine dachte anders. Als ſie Marianen zum erſten Ball kleiden half, ſprach ſie laut gegen die liſtige Verführung. Laß dich nicht blenden, Mariandchen, ſagte ſie, halte feſt an der Treue, denke an deinen Liebſten. Das wäre mir ein Tauſch! Ei, ſeht doch, wenn mir Einer aus klarem Eigenſinn einen braven Mann verweigert und will es mit einem rothen Schlender bezahlen, mag er auch noch ſo ſchön mit todten Blumen und Flor und Tand angeputzt ſein. Der Herr Börner iſt auch von der Partie, höre ich. Der wird um dich herumſchwänzeln, wie eine glatte Katze, gieb Acht, ich ſage es dir. Seit der Hauptmann abgewieſen wurde, trägt er ſein gebücktes Haupt viel höher, der garſtige Horcher! Ich weiß, was er will, aber wenn du das thuſt, wende ich mich im Grabe um.

Was will er denn? fragte Lottchen, wohl gar Marianen? Das habe ich lange gedacht. Die mag ihn nicht, und ich möchte ihn auch nicht.

Schweig, Jungfer Vorlaut! ſchalt Juſtine. Von ſolchen Sachen muß ein Mädchen, wie du, noch gar nichts wiſſen. Zu unſerer Zeit ſchlugen wir die Augen nieder, wenn nur das Wort Heirath genannt wurde. Die Welt wird immer ſchlimmer.

Mariane ſagte nichts, aber ſie vergaß Juſtinens Bemerkung eben ſo wenig. Sie konnte es nicht leugnen, daß Börner ſich an ſie drängte, ihr auffallenden Vorzug bewies, ſie mit Blicken und Schmeicheleien, mit Gefälligkeiten aller Art verfolgte. Sonſt war ſie zu unbefangen, jetzt oft zu traurig geweſen, um viel darauf zu achten; zuweilen fand ſie ſich wohl von ſeiner Aufmerkſamkeit beläſtigt, doch das hielt ſie ſich nicht zu Gute, ſchrieb es auf ihre Verſtimmung und zwang ſich zu doppelter Freundlichkeit. Juſtinens Warnung erſchreckte ſie, ſie dachte nach und fand Urſache, ihr Recht zu geben. Seit ihrem Unglück begegnete ſie oft einem ſeltſamen freudigen Blitz in Börner's Augen, beſonders wenn Piſtor's Name zufällig genannt wurde oder irgend eine Wendung des Geſprächs ihr Herz traf und das Blut verrätheriſch in ihre Wange trieb. Schadenfreude oder Haß malte ſich in dieſem Blicke. Einmal hat er ſogar über das Mißgeſchick der Truppen geſpöttelt und das höhnende Witzwort: „ſächſiſches Piquet“ gebraucht. Sie konnte das nicht ruhig hören und erhob zitternd ihre Stimme, ihm zu ſagen, wie dies Erliegen der Armee keine Schande bringe, ſondern ihr langer Widerſtand in ſolcher Bedrängniß noch von ſpäten Zeiten geehrt werden würde. Ein Verweis von ihrem Vater, ſobald ſie allein waren, ſtrafte ihre Dreiſtigkeit. — Du hatteſt nicht Unrecht, ſagte er, aber es ziemt ſich nicht für ein junges Mädchen, es ziemt ſich am wenigſten für dich, die Waffen im politiſchen Kampfe zu tragen, du weißt, wie lieb mir Börner iſt, ein unbeſonnenes Wort darf ihm bei uns keine Unhöflichkeit zuziehen. — Alles das fiel Marianen jetzt aufs Herz. Sie wunderte ſich über ihre Blindheit, da ſelbſt Lottchen ſchärfer geſehen hatte, und von dieſem Augenblicke ward ihr der gleichgültige, oft beluſtigende Geſellſchafter faſt unerträglich.

Das Schickſal, das jetzt mit zermalmenden Schritten über ganz Europa ging, warf indeſſen einen ſeiner unerwarteten Sonnenblicke auf den ſchleichenden, gebückten Börner. Ein entfernter Vetter ſtarb und hinterließ ihm ein bedeutendes Gut; er ward auf einmal ein reicher Mann, vor dem ſich Viele neigten, deſſen Verſtand und Witz heller ſchimmerten, deſſen ſonſt als natürlich geachtete Schmiegſamkeit nun liebenswürdige Humanität, anſpruchsloſe Beſcheidenheit war. Wirklich überhob er ſich auch des neuen Vorzugs nicht, ja er nahm ein noch demüthigeres Weſen an, nur Marianen trat er immer näher, und wenn ſich gleich Ellinger der Veränderung durchaus nicht bewußt war, ſchien doch Börner's Stellung gegen die Familie unwillkürlich etwas anders zu werden, ſeit das Glück ihn ſo ſehr begünſtigt hatte. Mariane glaubte eine ſchwarze Wolke über ihr Haupt herziehen zu ſehen, aber der Gehorſam, mit welchem ſie ihrem Glück entſagt hatte, dünkte ihr hier ein Frevel gegen ſich ſelbſt, und ſie beſchloß feſt und treu zu bleiben, möge es auch die härteſten Opfer koſten.

Ellinger ſah die wachſende Annäherung Börner's mit ganz anderen Gefühlen. Ihm konnte kein Schwiegerſohn willkommener ſein; nur des jungen Mannes Armuth hatte bis hierher ſolchen Gedanken entgegen geſtanden. Als daher Börner eines Abends, nachdem er den Nachmittag mit Ellinger gearbeitet hatte, ein augenblickliches Gehör forderte und im Tone heißer Leidenſchaft, der ihm eigentlich fremd ſchien, um Marianens Beſitz bat, umarmte ihn der Vater ſehr gerührt und erklärte, es werde ſein Alter beglücken, wenn Mariane in das gewünſchte Bündniß willige. Er hielt es indeſſen für Pflicht, ſeinem jungen Freunde Marianens Herzensangelegenheit zu entdecken, und die Ungewißheit, wie weit ſie ſich über jene Hoffnungen beruhigt habe. — Börner's Geſicht überflog bei der Erzählung derſelbe wunderliche Ausdruck, mit welchem er einſt Juſtinen an Ellinger's Thür entgegentrat und ihr zu dem Argwohne Anlaß gab, er habe ihre Unterredung mit ihrem Herrn gehört.

Suchen Sie nur das Mädchen zu gewinnen, ſagte Ellinger. Sie haben dazu meine volle Einwilligung, ich betrachte Sie gern als meinen Sohn. Sollte ſie noch an der erſten Liebe hängen, ſo wollen wir ihr Zeit laſſen, ohne deshalb unſern Wunſch aufzugeben. Daß ſie mich erfreuen wird, daß ſie wieder einen Lichtſtrahl auf mein verdunkeltes Leben werfen kann, will ich ihr ans Herz legen. Zwingen kann ich ſie nicht; jede Art des Zwanges, in welchem Gewande ſie erſchiene, wäre gegen mein Gefühl.

Die Thür eines Nebenzimmers war während dieſer Unterredung offen geweſen, hierher hatte ſich Lottchen mit Gellert's Fabeln geflüchtet, während Juſtine, durch einen Beſuch ihres Gevatters zerſtreut, ſie am Nähpulte nicht vermißte. Mitten in der anziehenden Lectüre hörte Lottchen Börner's feurige Erklärung, ſie ſchlug das Buch zu, vergaß die kranke Frau mit ſammt dem Schneider, der eben zu ihrer Beluſtigung die Heilung vollzog, und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Wie ſie Alles vernommen hatte und Börnern gehen hörte, ſchlich auch ſie hinaus, ſuchte Marianen überall und trat endlich zu Juſtinen ins Zimmer. Da ſaß der Gevatter Neumann und erzählte ſo lebhaft und anſchaulich, daß Juſtinens Hände im Schooße ruheten, ihr Auge, weit geöffnet, an ſeinem Munde hing, und des Mädchens Eintritt ſie wie aus einer anderen Welt zurückrief. Ein unwilliger Blick empfing Lottchen, die haſtig fragte: Wo iſt denn Mariane?

Ausgegangen, war die Antwort. Und wo warſt denn du?

Der Gevatter, der ſich ungern unterbrechen ließ, überhob Lottchen der Antwort, indem er fortfuhr, die Verheerung von Küſtrin zu ſchildern, wozu er ſich der grellſten Farben bediente; beſonders entwarf er das Bild der fürchterlichen Koſacken mit aller Uebertreibung einer rohen, erhitzten Einbildungskraft. Dann ging er zur Stärkung ſeiner Zuhörerin auf den Ruhm des Königs Friedrich über, und die Begeiſterung, die dieſer Held damals ſo vielen Gemüthern einflößte, machte ſein unbedeutendes Geſicht lebendig und beſeelt. Das iſt kein Wunder, wertheſte Gevatterin, rief er aus, daß ſolch ein König ſolche Soldaten hat! Wie Sie mich hier ſehen, ich bin ein friedlicher Mann, aber wenn ich recht an ihn denke, ich glaube, ich könnte ſelbſt mit dreinſchlagen. Ueberlegen Sie nur: die Schlacht bei Leuthen! Dreimal ſo ſchwach war er, wie der Feind; bei ihm Mangel, bei jenem Ueberfluß; ſeine Leute hatte der Marſch erſchöpft, die Anderen hatten Ruhe genoſſen. Das konnte Alles nichts ausrichten gegen ſein Genie und ſeinen Blick. Angegriffen, und geſiegt. Und die Sterbenden, als ſie am Boden lagen, riefen ihren Brüdern noch zu: Fechtet wie brave Preußen, an uns iſt nichts gelegen, wir ſterben für den König!

Juſtine trocknete die Augen. War denn mein General Ziethen auch dabei? fragte ſie. Du lieber Gott, hätte ich das denken ſollen, als ich ihn auf dem Arme trug! Aber ich ſagte oft: Junker Joachim, ſagte ich —

Er iſt überall dabei, wo der König iſt, unterbrach ſie Neumann; dieſes Mal hat er die Feinde bis Böhmen gejagt, 2000 Gefangene und 3000 Wagen erbeutet. Es ſind überhaupt nach meiner Berechnung —

Junker Joachim, ſagte ich, fiel ihm Juſtine wieder ins Wort, wird einmal ein Offizier. Denn erſtens —

Mit Vergunſt, wertheſte Gevatterin, ſagte Neumann, ich muß nun fort. Es hat ſieben Uhr geſchlagen. Noch ein Prischen, und eine gute Nacht! — Er ging, Lottchen ſaß ſtill im Winkel.

Wo warſt du denn? fragte Juſtine noch einmal; wer auf dich achten ſoll, dem muß der Himmel Falkenaugen beſcheeren.

Ich war in der grünen Stube, antwortete Lottchen kleinmüthig, ich las ein bischen, und dabei habe ich etwas erfahren, das Marianen angeht.

Nun, das gefällt mir nicht übel! rief Juſtine; leſen ſtatt zu arbeiten, und kundſchaften ſtatt zu leſen! Nun, ſo laß doch hören, ich bin begierig.

Es iſt etwas, wovon ein Mädchen, wie ich, nicht reden darf, antwortete Lottchen ſchnippiſch, ich denke aber, weil Mariane es wiſſen muß, und weil ich es doch einmal gehört habe, kann das heute nicht gelten. Börner will Marianen heirathen, der Vater hat Ja geſagt und wird die arme Mariane bitten, daß ſie ſein Alter erfreuen ſoll. Was kann ſie da thun, Juſtine? Börner iſt häßlich, aber wenn der Vater das ſagte, müßte ich ihn wahrhaftig nehmen. Er ſieht jetzt ſo elend und kummervoll aus.

Das darf nicht geſchehen, ſagte Juſtine, ſo lange noch Athem in mir iſt! In großer Bewegung verließ ſie das Zimmer und ſtand blitzſchnell in der Wohnſtube vor Ellinger, erhitzt und zornig wie ein Vogel mit ſträubenden Federn. Herr Rath! rief ſie aus, wenn Sie das thun, ſchüttele ich den Staub von meinen Füßen und nehme den Wanderſtab! Das iſt ein Rabenvater, der ſein Kind zur Ehe zwingt. Lottchen hat gehört, wie Sie dem Börner Ihr Wort gegeben haben, aber dagegen rede ich, bis meine Zunge lahm wird. Es ſoll am jüngſten Tage nicht heißen, ich hätte Sie geſchont, nein, gewiß nicht; ich will Ihrer ſeligen Frau erzählen können, wie ich meine Pflicht erfüllt habe. Börner iſt ein Heuchler, ein Schmeichler, ein Spötter; glatt wie eine Schlange, falſch wie ein Fuchs, beſchmutzt anderer Menſchen Leumund mit ſeinem Witz und Ihre Teppiche mit ſeinen Stiefeln, ehrt das Alter nicht, kann Niemanden gerade anſehen!

Zwingen Sie Ihre Tochter, den ſchlechten Mann zu heirathen, ſo morden Sie Leib und Seele des armen Kindes, und mich bringen Sie mit Jammer unter die Erde. Die ganze Welt iſt ein Trauerhaus. Alle böſen Geiſter ſind los und rücken auf uns an, kein Menſch iſt ſeines Lebens ſicher. Von Sengen und Brennen, Plündern und Todtſchießen, Betteln und Flüchten hört man am Tage und träumt man Nachts; wie man ſich ſonſt vor dem böſen Feinde fürchtete, denkt man jetzt an den wüthenden Koſacken und den gräulichen Kroaten. In ſolcher Zeit ſollte jeglicher Chriſt barmherzig ſein gegen den andern, ſintemal er nicht weiß, wann ſein Stündlein kommt, geſchweige ein Vater gegen ſein Blut.

Während Juſtine mit unzähligen Thränen und ſteigender Heftigkeit die letzten Worte ſprach, war Mariane eingetreten, ſie ſtand erſtaunt, bald ihren Vater, bald die Alte anblickend, und Ellinger fühlte die Nothwendigkeit, ihr den Auftritt zu erklären. Sie erſchrak und äußerte zum erſten Male in ihrem Leben entſchloſſenen Widerſpruch, zwar durch kindliche Bitten um Vergebung gemildert, aber doch überraſchend genug bei ihrem ſanften, furchtſamen Sinn. Juſtine hob ihr Haupt in die Höhe; der Vater ſprach unbewegt weiter. Er wolle und werde ſie niemals zwingen, nicht einmal überreden, ſagte er, und damit ſei Juſtinens unbeſonnene Rede beantwortet. Das dürfe er nicht verhehlen, daß dieſe Heirath ſein Alter beglücken könne. Sein Haar werde weiß, der Druck der Zeiten und manche heimliche Sorge, die Niemand kenne, mache ihn vor den Jahren alt, ein kräftiger Stab für die Pflanzen um ihn her wäre längſt ſein Gebet geweſen, da er ahne, wie Stamm und Krone des väterlichen Baums bald genug in den Staub ſinken könne. Mariane ſei arm, ihre Geſchwiſter arm; der Kinder Stütze zu werden, lege Gott jetzt in ihre Hand. Sie möge nicht raſch entſcheiden, er fordere nur ihr Verſprechen, ſich einige Zeit zu prüfen, Börnern nicht abzuweiſen, denn er liebe ſie ſo ſehr, daß er ihre früheren Gefühle achten wolle. — Juſtine wird dir ſagen, was ſie von Börnern denkt, fuhr er fort, es wäre vergebens, das Gegentheil zu erwarten, höre alſo deines Vaters Meinung. Es iſt ein unbeſcholtener, redlicher Mann, ein heller Kopf, ein zuverläſſiger Freund, frei von Schwärmerei, einfach und gediegen. So kenne ich ihn und glaube nicht zu irren. Er iſt im Beſitz meines höchſten Vertrauens; ihr wißt, ich werfe das nicht weg. Uebrigens bitte ich dich, ſprich dich nicht aus, bis du ganz entſchieden biſt, am wenigſten gegen mich. Meine Seele liegt unter einer Laſt von Sorgen, die ich allein trage, und ich möchte dir nicht gern mehr als einmal ſagen, daß du mich zum Theil davon befreien kannſt.

Die Thüre öffnete ſich, ein Geſchäft nahm den Vater in Anſpruch, die Kinder kamen herein und verlangten nach Juſtinen, Mariane fand ſich allein gelaſſen; die größte Wohlthat, die ſie jetzt wünſchte. Sie war wie vernichtet, ihr Muth gebrochen, ihre Ruhe gemordet. Mußte ſie den Bitten des alternden Vaters widerſtehen, wie wollte ſie Frieden haben; und mußte ſie nachgeben, wie wollte ſie die kommenden Tage und Jahre ertragen, die ſchwarz und freudenlos vor ihrem Blicke aufſtiegen?

Es iſt nichts unbegreiflicher, als das feſte Beharren, mit welchem ſelbſt ſtolze Männer zuweilen ein Bündniß zu erringen ſuchen, das ſie weder ehren noch beglücken kann. Börner's dringende Werbungen, die unzarte Sicherheit, durch des Vaters Beifall erzeugt, die Eiferſucht, die Marianens Schritte verfolgte, ihren Briefwechſel mit Frau von Piſtor ausſpähete, ihre Mienen, ihr Erröthen bewachte und anklagte, verbitterten dem armen Mädchen die kurze Sommerfreude. Sie wich ihm aus, wenn es möglich war, gelang es ihm aber, ſie allein zu finden, ſo folterten ſie Bitten und verſteckte Drohungen, deren Sinn ſie nicht begriff, die wie ſchwarze Geſpenſter ihre Tage und Nächte verdunkelten. Sie möge ſich hüten, ſagte er oft mit einem eiſig kalten Lächeln, er habe ihre Ruhe, ihr Glück in ſeiner Gewalt, und ſei zu Allem fähig, wenn ſie ihn verwerfe. Forderte ſie, von ſolcher Qual ermüdet und gereizt, ihn zur Erklärung auf, ſo hüllte er ſich in Räthſel, deren wahrſcheinlichſte Löſung zu furchtbar war, um ihnen weiter nachzuforſchen. Dann blieb Marianen nur der einzige Troſt: wie das kalt proſaiſche Weſen des Mannes und der höhniſche Blick, mit welchem er ſie anſah, der Raſerei des Selbſtmordes widerſpreche. Ihrem Vater konnte ſie dieſes Leiden nicht klagen, er würde ihr nicht geglaubt haben; in ſeiner Gegenwart war Börner ernſt, beſcheiden, demüthig, wünſchend, aber doch leidenſchaftslos, wie ein vernünftiger Mann; die ängſtigende aufregende Rolle ſpielte er nur gegen ſie, und ſie ſchämte ſich, zu geſtehen, was ſie in ſchwarzen Stunden fürchtete. Oeffentliche Noth geſellte ſich zu dieſen geheimen Leiden. Die Reichstruppen hatten den Sonnenſtein belagert und eingenommen; General Daun näherte ſich Dresden, das ſchwach beſetzt war; um ſo kräftigere Maßregeln glaubte der preußiſche Commandant nehmen zu müſſen. Er erklärte, er werde die Vorſtädte abbrennen, und ließ unter allgemeinem Wehklagen die Häuſer mit brennbaren Stoffen füllen. Alles kam in Bewegung, der Hof, der Magiſtrat, die Einwohner baten um Schonung, man glaubte das Schloß und die königliche Familie gefährdet. Da der Commandant unbeweglich blieb, ergingen nun die Bitten an den öſterreichiſchen Feldherrn, aber Anfangs vergebens. Tage des Schreckens ſchlichen langſam vorüber, bis Daun endlich ſeinen Anſchlag auf Dresden aufgab, die brennbaren Sachen wieder aus den Häuſern genommen wurden, und die Ruhe in die bedrohte Stadt zurückkehrte.

Um dieſe Zeit war Mariane mit einer Freundin auf eben dem Weinberge, wo ſie ihren letzten ſorgloſen Abend genoſſen hatte. Die Trauben fingen an zu reifen, der Herbſttag war ohne Wolken, mancherlei ländliche Geſchäfte hatten den Tag erheitert. Die Mädchen ſammelten das Obſt ein, füllten die Körbe und ſandten ſie zur Stadt, ſuchten die beſten Trauben aus und das letzte Gemüſe von den Beeten. Als die Sonne unterging, gab es für Marianen nichts mehr zu thun, ihre Geſpielin mahnte ſie, das Plätzchen am Berge zu beſuchen, das ihr ja ſo lieb ſei, und verſprach bald nachzukommen. Mariane ging. Ach, es war noch ganz ſo ſtill und ſchön hier, wie ehedem, ihre Seele aber war umſchleiert. Das Rauſchen des Waſſers zu ihren Füßen ſchien heute eine Trauermuſik und begleitete harmoniſch die Gedanken der Wehmuth, in die ſie ſich tiefer und tiefer einwiegte. Da kam ein Schritt durchs Gebüſch am Berge, ſie blickte auf: Piſtor ſtand vor ihr. Ein Freudengeſchrei empfing ihn; er ſetzte ſich zu ihr unter die breiten Aeſte des Nußbaumes, es war ihr, als ſei es ein ſchöner Traum. Jetzt erſt fühlte ſie, wie Mittheilung und Vertrauen das Herz erleichtert, wie die Gegenwart, die Stimme, der Blick ſo viel mehr gilt, als ein geſchriebenes Wort. — Eine halbe Stunde an ſeiner Seite, in ſeinem Schutze, und ſie dünkte ſich wieder die frohe, glückliche Mariane, obgleich Thränen ihr Auge benetzten; ſie faßte wieder Muth und Hoffnung und gelangte zu einer Sicherheit des Gefühls, die ſie lange entbehrt hatte. — Indeſſen verſchwanden die blitzenden Strahlen auf den Wellen, die Freundin kam, an den Heimweg zu mahnen, umarmte Marianen herzlich und ſah faſt ſo glücklich aus, als ſie ſelbſt. Du haſt gewußt, daß er kommt! flüſterte Mariane. Freilich, antwortete Jene, ich wußte es, aber die Mama nicht. —

Wie ſchön war der Weg in der abendlichen Kühle, da er nun neben ihr ging, und jedes Wort eine vertraute Beziehung, einen geheimen Sinn hatte. Nur zu bald erreichten ſie die Stadt; es war dunkel geworden, die beiden Andern ſchieden an ihrer Wohnung, Leo nahm Marianens Arm, ſie gingen mit unausſprechlichem Behagen durch die dämmerigen Straßen hin. Plötzlich erſchien ein Begleiter an ihrer Seite, der mehrere Schritte dicht neben Marianen blieb, ſie dreiſt anſah, laut und höhniſch mit ihrem Namen grüßte und dann ſchneller voranſchritt. Mariane hatte Börner erkannt, ein Theil ihres Glücks war vor ſeiner Stimme entflohen, ſie nahm eilig von ihrem Freunde Abſchied und mochte kaum der Hoffnung Raum geben, ihn noch einmal bei ihrer Geſpielin zu finden.

Als ſie ins Wohnzimmer trat, brannte ſchon Licht, der Vater war nicht zu Hauſe, Börner ſaß bei einem Buche und erwartete ihn. Er ſtand auf, kam ihr entgegen und redete ſie mit Vorwürfen an, die, von allem Scheine erkünſtelter Feinheit entkleidet, ein empörend niedriges Gemüth aufdeckten. Mariane ſtaunte, ihr Muth wuchs, und auf die trotzige Frage: ob ſie ihm gleich ihr Wort geben wolle oder nicht? — glaubte ſie das peinliche Verhältniß mit einem Schlage löſen zu können. Es war kein Zweifel mehr in ihr über Recht und Unrecht dieſes Schrittes, denn wie er jetzt, mit dem hämiſch-boshaften Geſicht, vor ihr ſtand, erkannte ſie: es ſei unmöglich, mit ſolchem Manne den heiligen Bund zu ſchließen, wenn ſie auch nie geliebt hätte. Sie ſprach alſo ihr Nein ernſt und feſt aus und bat ihn nur, ſich zu erinnern, wie ſie ihn niemals täuſchen gewollt, ſondern auf ſeinen eigenen Wunſch dieſen ſchwankenden Zuſtand geduldet habe, der ihrer offenen Seele zuwider ſei.

Ich werde alſo dem Herrn von Piſtor aufgeopfert! ſagte Börner kalt. Mögen Sie den Stolz nicht bereuen, mit welchem Sie meine ſtandhafte Liebe von ſich weiſen. Sie wiſſen nicht, wie ſehr Ihr Schickſal in meiner Gewalt ſteht, wüßten Sie es, Sie würden mich nicht aufs Aeußerſte treiben. Ich beſitze ein Zauberwort, das volle Rache in meine Hände giebt. Dieſe Warnung iſt nur für Sie, ſollten Sie ſie Jemand mittheilen, ſo würden Sie mich zwingen zu thun, was eine unſelige innere Stimme von mir verlangt. Wollen Sie mich aber von der Verſuchung retten, ſo verzeihen Sie, was mich Eiferſucht ſprechen ließ, und geben Sie mir die früheren Hoffnungen zurück.

Denken Sie nicht ſo klein von mir, antwortete Mariane, daß ich aus grundloſer Furcht einen überlegten Entſchluß ändern könnte. Ihre Drohungen verſtehe ich nicht, ſie laſſen mich ruhig, ſie befeſtigen nur meinen Willen. Thun Sie, was Sie mögen. Gott hat mich in ſo glückliche Umgebungen geſtellt, mit ſo tugendhaften Menſchen verbunden, daß ich von keiner Seite etwas fürchten kann. Schweigen will ich aber, das verſpreche ich Ihnen, es würde mir leid thun, wenn ein unbeſonnenes Wort Sie um die Achtung meines Vaters brächte.

Ellinger's Eintritt machte dem Geſpräch ein Ende, Mariane konnte ſich entfernen. Zum erſten Male vergaß Börner jetzt ſeine geſchmeidige Unterwürfigkeit, er klagte mit Heftigkeit über Marianens Entſcheidung und verlangte: Ellinger möge die väterlichen Rechte für ihn geltend machen. Der alte Mann wies ihn ernſt in ſeine Schranken zurück, äußerte zwar Kränkung und Schmerz über die verlorene Hoffnung, wiederholte aber:

er könne die Tochter nicht zwingen, ja er würde aufhören, den Mann zu achten, dem eine erzwungene Ehe noch wünſchenswerth ſcheine. Hierauf trennten ſie ſich mit ſtillem Verdruß. Doch dieſer Same des Unmuths war gar bald aus dem offenen Gemüth des Einen verſchwunden, während er in der Bruſt des Anderen Wurzel faßte und eine giftige Pflanze trieb.

Mariane ſchlief die ganze Nacht nicht. Immer tönten Börner's Worte vor ihren Ohren. Was konnte er meinen? Ueber ſie ſelbſt vermochte er kein Unheil zu bringen, nur durch die, die ſie liebte, konnte er ihr Herz verwunden. Ihre Einbildungskraft rang mit furchtbaren Bildern. Sie erinnerte ſich, wie ihr Vater jenes Mal von Sorgen ſprach, deren Laſt ihn allein drücke, wie er ſagte: Börner hat mein ganzes Vertrauen. — Namenloſe Angſt faßte ſie, ſie ſtrebte vergebens, ſich durch den Gedanken zu ſtärken: es könne kein Unrecht an dem Vater zu finden ſein, ſeine Seele, ſein Wandel könne keinen Flecken haben. Zuweilen ergriff ſie die Reue, daß ſie nicht Alles gewagt hatte, den Sinn des Räthſels zu löſen, Zweifel quälten ſie: ob ſie ſich dem Vater entdecken ſolle, vor deſſen erſtem Wiederſehen ihr ohnedem bangte. Endlich fand ſie Ruhe, indem ſie Gott um Schutz gegen wahres und eingebildetes Schrecken anrief, und mit dem Grau des Morgens hatte der Schlaf ihre Augen zugedrückt. Beim Frühſtück war Ellinger kalt und finſter, er ging aus, ohne einen freundlichen Abſchied von ihr. — Um Mittag kamen zwei preußiſche

Offiziere, ein Civilbeamter und vier Mann Soldaten. Sie fragten nach dem **Rath; auf Juſtinens höfliche Auskunft verlangten ſie die Oeffnung ſeines Zimmers und machten Miene, ſich der Schlüſſel, der Papiere zu bemächtigen. Die Töchter waren ohne Faſſung, Juſtine zeigte nicht die mindeſte Furcht und ſchickte ſich an, das Eigenthum ihres Herrn zu vertheidigen. Wirklich gewann ihre kecke Sprache wenigſtens einige Augenblicke, und mitten in dieſer Verwirrung trat der nichts ahnende Hausherr über die Schwelle. Mariane flog weinend in ſeine Arme; er war blaß, doch männlich und gefaßt. Auf Befehl des Königs und des Commandanten wurden ſeine Schriften in Beſchlag genommen, er mußte die Schränke öffnen, die Herren durchſuchten Alles, gaben aber keine Antwort auf ſeine Fragen; ſo ſtand er ſtumm, die Arme über einander geſchlagen, und verfolgte in furchtbarer Spannung die Bewegungen der Suchenden.

In dieſem Schranke befindet ſich ein geheimes Fach, ſagte einer der Männer, wollen Sie es öffnen, Herr ** Rath?

Wenn es ſo wäre, antwortete Ellinger, ſo beantwortet die Beſtimmung des Behältniſſes Ihre Frage. Meine Geheimniſſe können mir nur durch Gewalt entriſſen werden.

Im Namen des Königs alſo! rief der älteſte Offizier dem Beamten zu, öffnen Sie das Fach, es verwahrt die fraglichen Schriften. Ellinger ſah die verborgene Feder weichen, die Scheidewand aufrollen, die Papiere in den

Händen des Offizianten, Marianen ſchien es, als ob die Geſtalt ihres Vaters in dieſem Augenblicke von krampfhaftem Zittern ergriffen würde, ſeine Hand faßte die Lehne eines Stuhls, ſein Geſicht zuckte, aber er ermannte ſich ſogleich. Juſtine ſtand von fern und begriff nicht, wie ihr Herr das Alles ſo geduldig anſehen konnte, ſie wollte mehr als einmal ſprechen, ein gebietender Blick von Ellinger ſchloß ihren Mund.

Jetzt war das Geſchäft geendet. Der älteſte Offizier wandte ſich zu dem Rath und ſagte: Sie ſind ein Gefangener, Herr Ellinger. Der Commandant will indeſſen, daß Sie, bis zur Entſcheidung des Königs, in Ihrem Hauſe bewacht werden. Wir wünſchen, Ihre Papiere möchten die Schuld vermindern, deren man Sie anklagt.

Das werden ſie nicht, erwiderte Ellinger, aber ich bin ſtolz auf das, was Sie meine Schuld nennen. Für meinen Landesherrn, für meine Königin iſt es geſchehen.

Der König von Preußen iſt jetzt Ihr Landesherr, ſagte Jener hart. Was Sie ihm entzogen haben, iſt in den Händen ſeiner Feinde gegen ihn genutzt worden und hat wichtige Folgen herbeigeführt; zufällig trifft dieſe Kunde mit Ihrer Anklage zuſammen und erſchwert Ihr Schickſal.

Ich will nicht ſtärker ſcheinen, als ich bin, ſagte Ellinger, mein Schickſal bekümmert mich, weil ich Vater bin. Es iſt indeſſen Gottes Schickung, denn ich handelte

BIBL. UNIVERS. LIPS.

nach meiner Ueberzeugung. Jetzt erſchüttert mich etwas Anderes noch mehr. Wer iſt mein Ankläger? Ich hoffe, ich darf auf dieſe Frage von einer freiſinnigen Verwaltung Antwort hoffen.

Calculator Börner heißt der Mann, erwiderte der Major. Ellinger bedeckte das Geſicht mit den Händen; Mariane umfaßte ihn, ſie fühlte, wie er zitterte, ſie fühlte mit ihm. Die Offiziere verließen das Haus, aber die Wachen, die zurückblieben, erinnerten jeden Augenblick an den ſchrecklichen Schickſalswechſel und die ungewiſſe Zukunft.

Man unterſuchte nun die Schriften, deren Daſein nur Ellinger und Börner kannten, und fand klare Beweiſe, daß Ellinger Mittel gewußt hatte, einen großen Theil ſeiner Einnahmen dem Könige von Polen und der Königin zu erhalten, die ſich damals faſt aller Quellen ihres Reichthums beraubt ſahen. Unglücklicherweiſe ward Friedrich zugleich durch aufgefangene Briefe belehrt, dieſe Schätze wären in den Händen ſeiner Feinde Waffen gegen ſein Intereſſe geworden. Die Beamten des beſetzten Landes waren allerdings für ihn in Pflicht genommen, Ellinger's Vergehen fand alſo vor ſeinem Richterſtuhl keine Entſchuldigung, obgleich er that, was ihm Pflicht war, und ſich aus reiner Liebe für ſein Fürſtenhaus der Gefahr Preis gegeben hatte. Nach einigen Tagen banger Erwartung brachte der abgeſandte Courier den Befehl: den **Rath Ellinger nach Spandau in ſtrengen Gewahrſam zu bringen. Die Ausführung ſchien jedoch für den Moment unmöglich, denn ſeit jenem Morgen lag der Rath an den Folgen heftiger Gemüthsbewegung krank.

Die armen Kinder verließen das Bett ihres Vaters keinen Augenblick, ſie konnten nichts weiter thun, als durch verdoppelte Zärtlichkeit ſeine Lage erleichtern, und ſie hofften in ihrer Unſchuld, man werde ſie nicht von ihm trennen. Juſtine ſah ſich auf einmal zu ungewohnter Einſamkeit verurtheilt, denn ihr heftiger Kummer, den ſie durch ungeſtümes Reden äußerte, bewog Marianen, ſie von dem Kranken entfernt zu halten. Nur die kleine Luiſe war zuweilen bei ihr, und von dem Kinde erfuhr Mariane mit Verwunderung, daß Juſtine zwei Abende nach einander ausgegangen ſei. Sie habe, erzählte Luiſchen, ein hübſches Kleid angezogen und einen kurzen grünen Pelz umgehangen, auch ihren Kopf dreifach verwahrt und ſehr geklagt: wie ſie nicht gedacht hätte, noch einmal mit ihren Füßen in das Getümmel zu gehen und ſich die rauhe Herbſtluft anwehen zu laſſen. Marianen befremdete das, und am Morgen, nachdem ſie die Nacht bei dem Vater durchwacht hatte, ſuchte ſie Juſtinen auf. Wie geht es denn? fragte die Alte bekümmert, ſoll ich ſein Angeſicht gar nicht ſehen? Ich will ſtumm ſein wie ein Fiſch, mit Gottes Hülfe.

Es geht ſehr gut, antwortete Mariane, wenn wir uns nur darüber freuen könnten. Aber wenn er geſund iſt, wird er von uns geriſſen, und wir ſollen nicht mit ihm. Du ſiehſt auch blaß aus und recht eingefallen. Um Gottes willen, mache mir nicht auch Angſt! Du biſt ausgegangen, Abends, in der Herbſtluft, iſt das auch recht? Verſprich mir heilig, es nicht wieder zu thun. Wo warſt du auch?

Bei dem Gevatter, ſagte Juſtine. Denkſt du, es wäre ohne Urſach geſchehen? Es war mir ſelbſt, als ſollte ich in den Tod gehen, mir ſchwindelte auf der Straße und ich befahl dem Herrn meine Seele. Aber ich kam doch glücklich an und habe nur einen Schnupfen davongetragen.

Du darfſt nicht wieder fort! rief Mariane, es wäre unrecht von dir, wenn du noch mehr Angſt auf mich häufteſt. Ach, Juſtine, was wird aus uns werden? Wenn in der Nacht Alles ſtill iſt und ich mir den Vater im feuchten Kerker denke, kränklich und ohne ſeine Kinder! — da ergreift mich Todesangſt, und ich mache mir bittere Vorwürfe, weil das Unglück durch mich gekommen iſt. Ja, ich denke oft in der Verzweiflung, ich hätte Börnern nicht abweiſen ſollen.

Gott bewahre und behüte dich, ſagte Juſtine mit der alten Lebendigkeit. Das wäre wie in dem Lande, wovon ich gehört habe, und wo die Mädchen einem abſcheulichen Ungeheuer geopfert werden. Ich weiß nicht, wo es gleich war, aber wahr iſt es. Ihr kennt ihn nun, den Böſewicht. Wenn mich der Herr erhält, will ich ihm ſchon einmal in die Ohren donnern; ſo lange liegt es mir auf der Bruſt, wie ein Mühlenſtein. Aber jetzt giebt es Anderes zu thun. —

Nach Mittag, als Ellinger ſchlief, ſchlich Lottchen auf den Zehen herein, ihre Augen waren naß und glänzten wie verklärt. Ich habe dir viel zu ſagen, hob ſie an; das Beſte zuerſt. Ich ſchlug die Bibel auf, weil ich gar zu betrübt war, Juſtine thut das oft. Was meinſt du, was da vor meinen Augen ſtand, wie mit feurigen Buchſtaben? „Raguel ſprach: Ich zweifle nicht, daß Gott meine heißen Thränen und mein Gebet erhört hat.“ Iſt das nicht ſchön, Mariane? Wir wollen auch nicht zweifeln.

Mariane umarmte ſie und wiederholte die Worte. Sie fand einen Troſt darin, den der Ruhige nicht ahnet. Dann iſt auch der Hauptmann hier geweſen, fuhr Lottchen fort, und hat nach dem Vater gefragt; er geht nicht aus Dresden, bis er weiß, wie Alles iſt. Und denke nur, Juſtine iſt ſchon wieder ausgegangen, angezogen wie zu einer Schlittenfahrt, und mit ſolchen Umſtänden, als käme ſie zeitlebens nicht wieder, und dieſen Zettel an dich hat ſie dagelaſſen.

Mariane entzifferte die Schrift und las: „Mein Herzenskind, ich muß doch wieder fortgehen und werde wohl ein paar Tage und ein paar Nächte weg ſein, was gar nicht anders angeht. Ich glaubte, ich wäre eben ſo ſicher vor einem Gange die Treppen hinunter, als mein alter Nußbaumſchrank, den vier Männer nicht hinabſchleppen wollten. Nun, der ſteht ruhig, und ich wandele. Des Herrn Wille geſchehe! Habe keine Angſt um mich, ich bin warm angezogen und in alle Wege verwahrt. Und frage nicht nach mir. Wenn ich etwa nicht wiederkäme, iſt dafür geſorgt, daß du mein Weniges erben ſollſt, aber es hat keine Noth. Siehe der Roſine ein bischen auf die Finger, die wird froh ſein, daß ich fort bin; ſieh auch Abends nach dem Licht, die Dirnen ſchlafen und laſſen's brennen. Lottchen könnte morgen in der guten Stube abwiſchen, weil es eben Freitag iſt, und ſie ſoll auch die Schlüſſel verwahren, wo mein Eingemachtes ſteht, ihr Kinder lacht zwar darüber, aber ich ſage: Der Wolf frißt auch die gezählten Schafe. Nun lebe wohl, Mariandchen, und bitte Gott, daß er meinen Gang ſegnet."

Der Vater war erwacht, er rief die Mädchen, Mariane glaubte eine ungewöhnliche Rührung in ſeinen Zügen zu leſen, ohne Zweifel hatte er Lottchen's Worte gehört. Er verlangte Jemanden von der Wache zu ſprechen, weil er um den Beſuch eines Freundes und einige andere Vergünſtigungen bitten wollte. Die Kinder mußten ſich entfernen. Gegen Abend ſahen ſie einen alten Rechtsgelehrten kommen, mit dem der Vater zwei Stunden allein blieb, dann wurde Mariane wieder gerufen. Sie ahnete, was er für ein Geſchäft abgethan hatte, der Gedanke an die Trennung fiel ihr drückend aufs Herz, da ſie ihn außer dem Bette, angezogen und ziemlich kräftig fand; ſie fiel weinend um ſeinen Hals.

Da ging die Thüre nach leiſem Pochen auf, und Piſtor trat herein. Mariane erſchrak, ihre Arme ſanken nieder, ſie zitterte und wagte nicht, den Vater anzuſehen. Aber welch ein Gefühl ſchmerzlicher Freude bewegte ihre Bruſt, als er Piſtor freundlich entgegenging, ihm beide Hände reichte und ihn mit einer Bewegung anredete, die ſie niemals an ihm gekannt hatte. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind, und daß ich Ihr Auge wie ſonſt finde, ſagte er. Sie wiſſen mein Unglück. Ich bereue nichts; indem ich die Folgen trage, unterſage ich mir alles Grübeln über Geſchehenes, ja ich würde ſchwerlich anders handeln, könnte ich die vergangene Zeit zurückkaufen. Nur daß ich einem Heuchler vertraute, mehr noch — ihn liebte wie meinen Sohn, daß er meinen grauen Kopf überliſtete, vergebe ich mir nicht.

Die Kinder der Welt ſind klüger als die Kinder des Lichts, antwortete Leo, die Redlichkeit hat kein Senkblei, das in die Tiefe ſolcher Argliſt reicht.

Meine Kräfte kehren wieder, fuhr Ellinger fort, man beſtimmt den Tag, wo ich reiſen ſoll, meine Kinder ſind ohne Schutz. Habe ich Sie einſt beleidigt, junger Mann, ſo nehmen Sie die einzige Genugthuung, die ich geben kann. Ich will Ihnen meine Kinder vertrauen, meine Vaterſorge will ich auf Ihr Haupt legen und ruhig meinem Schickſal entgegen gehen. Führen Sie Marianen treu durchs Leben und wachen Sie über ihre Schweſtern. Das Unglück hat über meine Grundſätze geſiegt, die bitterſte Erfahrung meines Lebens hat mich belehrt, wie ſehr ich irrte, da ich meinen Wünſchen nachgab. Ich hoffe, noch ehe ich euch verlaſſen muß, Zeuge eurer Verbindung zu ſein. Dann bringen Sie Marianen und die Kleinen zu Ihrer ehrwürdigen Mutter. Das Uebrige wird der Herr lenken.

Ich will Ihr Geſchenk verdienen, ſagte Piſtor, und eine Thräne benetzte ſein männliches Geſicht, indem er Ellinger umarmte. Dann nahete er ſich Marianen, und von tauſend namenloſen Gefühlen bewegt, fand ſie ſich an ſeiner Bruſt, und die ſegnende Hand des Vaters lag auf ihrer Stirn. Einige Minuten gab ſie ſich dem Genuß der Liebe, des ſchönen Friedens hin, aber plötzlich durch ein Wort Ellinger's über ihre ſtille Hochzeitsfeier aufgeſchreckt, dachte ſie wieder an ſeinen Verluſt. Nein, nein, wir wollen in ſolchen Tagen kein Feſt feiern, rief ſie aus. Ich gehe mit Leo zu ſeiner Mutter, aber nicht früher, als bis mein Vater frei iſt, können wir an unſer Glück denken. Gott wird meine heißen Thränen und mein Gebet hören, ich zweifle nicht. Es iſt eine Vorſtellung an den König abgegangen, von vielen Einwohnern Dresdens unterzeichnet, mit den wichtigſten Gründen ausgeſtattet.

Ich weiß das, und weiß ſeit heute den Erfolg, ſagte Ellinger. Die Bitte war vergebens.

So bleibe ich Leo's Braut, bis mir Gott den Vater wiedergibt, erwiderte ſie feſt. Hat er mir nicht eben jetzt geſchenkt, was ich niemals hoffte? Wie ſollte ich ihm nicht ferner vertrauen?

Amen, mein Kind, ſagte Ellinger. Thue, was dein Herz befiehlt. Und wenn du eine Waiſe würdeſt, bevor wir uns wiederſehen, dann denke, daß dein freier Vater unſichtbar den Bund eurer Liebe ſegnet.

Der König von Preußen ſtand im Lager bei Hochkirch, den Oeſterreichern gegenüber, in einer gefahrvollen Stellung, wie es ſein Feldherrnblick wohl erkannte, da ihm der Feind bei Beſetzung der Berge zuvorgekommen war, von deren Beſitz die Haltbarkeit des Lagers abhing. Er wollte ſich indeſſen erſt zu einer beſtimmten Zeit zurückziehen, indem er auf die bekannte Behutſamkeit ſeines Gegners baute, und hatte den fünfzehnten October zum Abzuge feſtgeſetzt. Am dreizehnten Morgens ritten etwa zehn Offiziere, aus der Umgebung des Lagers dahin zurückkehrend, durch den Frühnebel. Zwei waren weit voran, der Eine im ſchlichten Ueberrock, einen kleinen ſchlechten Hut auf dem Kopfe, — der Andere im Huſarenpelz. Ihre Unterhaltung war belebt und heiter, ſie ſcherzten über die ungewohnte Nähe des feindlichen Lagers, ſelbſt über die Gefahr dieſer kühnen Annäherung. — Jetzt, ganz nahe an der Zeltſtadt, am Rande eines Grabens hinreitend, hörten ſie ſich von einer gellenden Stimme angerufen: Mit Permiſſion, meine lieben Herren, Sie könnten mir wohl gütigſt zu ein paar Worten mit dem Herrn General Ziethen verhelfen. Ich muß ihn ſprechen, und wenn er nicht da iſt, muß ich zum Könige ſelbſt gehen, ja wahrhaftig. Sehen Sie, ich bin eben nicht furchtſam, aber man will ſich doch nicht ſo geradezu unter das gottloſe Kriegsvolk wagen.

Die Stimme gehörte einer kleinen alten Frau, die mitten im trockenen Graben unter drei breitäſtigen Bäumen ſaß. Sie war vom Kopf bis zum Fuß in Pelz gehüllt, nur eine krumme Naſe und funkelnde ſchwarze Augen ſahen aus den Hüllen hervor. Der Nebel wob noch außerdem ſeinen geheimnißvollen Schleier über die Geſtalt.

Mit Ew. Majeſtät Erlaubniß, ſagte der Huſar, will ich zurückbleiben und hören, was die Frau begehrt.

Frage Er ſie nur, erwiderte der König, Er hört ja, daß es mich angeht. Aber ich will mit der Fee Fanferlüſche nichts weiter zu ſchaffen haben. Frage Er ſie.

Der Huſar gehorchte; die Alte raffte ſich mit wunderbarer Schnelligkeit auf, klimmte den Graben hinan und ſtand dicht vor den Reitern. Sie werden ſich wundern, gnädiger Herr, ſagte ſie, ihre Kleidung ſtreichend und ſäubernd, daß ein Frauenzimmer von meiner Art hier ſitzt, als ob es eine Zigeunerin wäre. Ja, du lieber Gott, Noth bricht Eiſen! Der furchtſame Haſe von Fuhrmann, den mein Gevatter ſo rühmte, riß aus, wie er ein Paar Flinten von fern blitzen ſah; her mußte ich, alſo machte ich das Stückchen mit meinen alten Füßen.

Nun, was ſoll's! was ſoll's! nur kurz geſagt! rief der König. Wir haben nicht Zeit, Ihre Aventuren anzuhören.

Ei, du lieber Herrgott, das klingt ja ganz gefährlich, ſagte unſere Freundin Juſtine, die beide Männer nach ihren Kleidern würdigte. Wenn's der gnädige Herr hier mit anhört, wird's für anderer Leute Ohren auch nicht zu viel ſein. Ich ſehe vielleicht jetzt ſchlecht aus, nun ja, ich gehe auf ungewohnten Wegen, aber es iſt Mancher mehr, als man eben denkt.

Womit kann ich dienen? fragte der Huſarenoffizier in großer Verlegenheit, weil ein Wink des Königs ihm gebot, ſein Inçognito zu ehren. Ich bin der General Ziethen ſelbſt.

Ach, mein Schöpfer! iſt das möglich! iſt das wahr? rief die Alte aus. O Junker Joachim, o wertheſter Herr General, ich möchte weinen vor Freude und Rührung! Ich hätte Dieſelben nicht gekannt, nein gewiß nicht. Sie ſind doch auch ein bischen alt geworden in der langen Zeit, und die alte Juſtine Wiedemann, nicht wahr, die iſt vertrocknet wie ein Nußkern vom vorigen Jahr. Ja, ja, es iſt die alte Juſtine, Junker Joachim, die dich gewartet hat, die dich laufen lehrte mit gebücktem Rücken, die in den Pocken bei dir blieb, obgleich ſie ſie ſelbſt nicht gehabt hatte, die dich Nachts umhertrug, wenn du nicht ſchlafen mochteſt, und noch dazu vom Papa dafür geſcholten ward. Die iſt nun da und will ihren Lohn haben.

Rede frei, ſagte der General, ich weiß recht gut, was ich dir ſchuldig bin. Es freut mich, dich noch einmal wiederzuſehen. Kann ich etwas thun, deine alten Tage zu erleichtern? Ich will's gern.

Für mich nichts, antwortete ſie, aber um meinetwillen für einen andern guten Menſchen. Ich denke, wer ein Wort reden kann mit den Gewaltigen der Erde, der ſoll es thun, und wer eine Schuld zu bezahlen hat, der ſoll nicht fragen, an welchen Nebenmenſchen er ſie abträgt. Ja, ſo denke ich, und darum bin ich hier. Sie können mit dem Könige umgehen, ſo zu ſagen, wie ich mit Ihnen — nun, der hat jetzt ein großes Unrecht gethan, und das müſſen Sie ihm ſagen, daß er's wieder gut macht. Ich will's ausführlich erzählen, und wenn's dem andern Herrn zu viel wird, weil er mich ſo durchbohrend anſieht, da dächt' ich, er könnte lieber weiter reiten; aus dem Concepte laß ich mich nicht bringen, mit Gottes Hülfe. Sehen Sie, ſeit vier Jahren hat mein Fuß die Straße nicht betreten, und jetzt bin ich hier, ſo weit von dem lieben Dresden, mitten unter Soldaten und Zelten und Kanonen, in der Herbſtluft und dem garſtigen Nebel, und ganz außer mir über ein erbärmliches Nachtquartier. Das Alles habe ich erlitten, weil ich hoffe, Sie werden dem Könige die Wahrheit ſagen, und er wird in ſich gehen.

Das iſt ein curioſes Verlangen, mein lieber Ziethen, ſagte der König lächelnd. Es iſt zwar nicht das erſte Mal, daß Ziethen dem Könige die Wahrheit ſagt, aber ich bin nur dubiös, ob der König in ſich gehen wird.

Ei, warum denn nicht, eiferte Juſtine, da müßte er der alte Friedrich nicht ſein, den alle Unterthanen anbeten und alle fremden Menſchen, ſelbſt die Feinde. Wenn's ihm nur recht ordentlich vorgeſtellt wird. Er kann nicht dafür, daß ſo viel Blut und Thränen fließen, und ſo viel tauſend Menſchenkinder auf Schlachtfeldern umkommen, die ihren Eltern ſauer geworden ſind, und daß Unzählige ohne Obdach umherirren, oder Leute, denen es nicht an der Wiege geſungen iſt, am Wege in Gräben ſitzen und denken, es iſt ein ſchwerer Traum. Nein, dafür kann er nicht. Sie haben ihn ja angefallen mit geſammter Macht, und es iſt eine Freude, wie er ſich wehrt, und wie Gott ihm hilft. Aber wo er ein Unheil abwenden kann, da muß er es thun, und das muß man ihm ſagen. Er will meinen Herrn, den **Rath Ellinger in Dresden, auf die Feſtung ſchicken, weil er ſeiner Landesherrſchaft ein bischen von ihrem rechtmäßigen Einkommen erhalten hat; iſt das recht? Soll es den treuen Diener nicht erbarmen, wenn er weiß, daß eine große Königin ihr gewohntes Glück entbehrt? — Wenn der Rath ſein Unterthan wäre, würde er da nicht ſeine Treue loben? — Wird er nicht wünſchen, daß die Seinen ihm anhangen, ohne Furcht vor eigener Gefahr? — Was du willſt, das dir die Leute thun, da drücke auch ein Auge zu, wenn's für deinen Feind geſchieht. — Ellinger hat drei liebe Kinder, die weinen und ringen die Hände, und flehen zu Gott, und es iſt ein ſtarker, eifriger Gott. Hier ſteht der König unter dem offenen Himmel und hat kein Dach über ſich, als ein Leinwandfähnchen, drüben ſind die Feinde mit ihren Todesgeſchoſſen, die können alle Augenblicke losbrechen, und Niemand kann ſagen, wer unterliegen wird. Er iſt ein großer König, aber weiß er, wie es morgen um ihn ſteht, wenn die Sonne herauf kommt? In ſolcher Lage muß der Menſch die Wagſchale ſeiner Verſchuldungen nicht um ein einziges Härlein überfüllen, denn das Härlein kann ſie zu Boden ziehen.

Mit unglaublicher Schnelle war dieſe Rede von Juſtinens Lippen geſtrömt, jetzt hielt ſie erſchöpft inne, denn ſie fühlte doch, wie die Reiſe, die ſchlechte Nacht ihre Kraft verminderte. In dieſem Augenblicke langten die zurückgebliebenen Generale auf dem Platze an, man nannte den König, Juſtine hörte ſtaunend, wer der einfach gekleidete Mann war, vor welchem ſie ſo offen geſprochen hatte. Doch es kam keine Furcht in ihre Seele, ſie empfand nur die Liebe für ihren angeſtammten König, ſeinen Ruhm, ſeine Größe, und daß ſie ihn nun ſah, nahe und ungeſtört, da es ihr in Dresden nie gelang, etwas mehr als ſeinen kleinen Hut oder den Umriß ſeiner Geſtalt zu erblicken. Sie faltete die Hände und trat dicht an des Monarchen Pferd. Das iſt alſo mein König, ſagte ſie ſehr gerührt, der große, tapfre, herrliche Friedrich! Ja, ich bin auch eine Preußin! Und wenn ich ein Mann wäre, möcht' ich's gar nicht beſſer haben, als meine braven Landsleute, die für ihn fechten und ſterben.

Mit dem Ellinger kann es nicht anders werden, als ich befohlen habe, ſagte Friedrich. Ich muß ein Exempel ſtatuiren. Der Mann hat ja gewußt, daß ich jetzt ſein Herr bin, und daß ich nicht mit mir ſpaßen laſſe. Die Feinde ſind weit weniger ſcrupulös, ſie haben die armen Magiſtratsperſonen von Cottbus als Geiſeln fortgeſchleppt und ſie obenein gemißhandelt. Wir müſſen ihnen zeigen, daß wir Repreſſalien nehmen können.

Mit Ew. Majeſtät Verlaub, antwortete Juſtine unerſchrocken, die Rache will ſich Gott ſelbſt vorbehalten, und, das einzige Wort muß ich noch von mir geben, wenn es auch das letzte wäre, das über meine Zunge geht; die Ruſſen ſind in Königsberg und haben Alles in Beſitz genommen, da kann leicht ein guter Preuße für Ew. Majeſtät thun, wie mein armer alter Herr für —

Er wird wohl für die Sicherheit der Frau ſorgen, mein lieber Ziethen, ſagte der König, da ſie Ihm ſo attachirt iſt. Sie hat Bravour genug für eine Weibsperſon, mag aber doch machen, daß ſie wieder in ihre Heimath kommt. Nun, en avant, meine Herren! —

Das war alſo umſonſt, rief Juſtine, als die Reiter blitzſchnell aus ihren Augen verſchwanden und nur der General noch neben ihr hielt. Nun, ich habe das Meinige gethan, und der Herr General werden wohl die alte Juſtine nicht hier im Graben ſitzen laſſen. Ich bin müde bis zum Sterben, ich fühle es nun erſt, da ich meinem Herzen Luft gemacht habe. Wenn ich lebendig wieder nach Dresden kommen ſoll, muß ich bis morgen ausruhen. Ach Gott, wenn das die Kinder wüßten, und die Leute, und ſelbſt der Herr, wie würden die über mich lamentiren.

Du ſollſt in Hochkirch ein gutes Quartier haben, ſagte der General, und morgen früh will ich für deine Reiſe ſorgen. Bleibe nur hier, bis ich dir Jemand ſchicke, denn ich muß dem Könige folgen.

Die Nacht ſenkte ſich über das Lager, eine merkwürdige, ſchickſalſchwere Nacht, die den hohen Geiſt des Königs noch der Nachwelt im hellſten Lichte zeigt, und ſeinem Ruhme, dem ſie Verderben drohte, neuen Glanz gab. Nie war Friedrich größer, als im Unglück, das Unglück nahete ihm jetzt auf den Flügeln der Dunkelheit.*) Die Oeſtreicher verließen ihr Lager, ihn zu überfallen, ihre Zelte blieben ſtehen, ihre Wachfeuer brannten fort, die Arbeiter an den Verſchanzungen waren thätiger als jemals, ſangen und riefen einander zu, um die preußiſchen Vorpoſten zu täuſchen. Einige Huſaren entdeckten deſſen ungeachtet die Bewegungen des Feindes, es wurde im Zelte des Königs, wo Seidlitz und Ziethen ſich befanden, darüber gerathſchlagt, und obgleich Friedrich durchaus keinen Angriff vermuthete, gab er doch Befehl, daß einige Brigaden aufſtehen, einige Regimenter Cavallerie ihre Pferde ſatteln mußten. Gegen Morgen aber, da Alles ruhig geblieben war, wurde der Befehl zurückgenommen, und der Soldat überließ ſich dem Schlafe.

---

*) Archenholz's Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges.

Es ſchlug in Hochkirch fünf Uhr, war aber noch finſtere Nacht, als plötzlich der Feind vor dem Lager ſtand. Haufen von Soldaten meldeten ſich als Ueberläufer, ihre Zahl wuchs, bis ſie Feldwachen und Vorpoſten überwältigen konnten, und nun drang die öſtreichiſche Armee von allen Seiten ins Lager ein. Die Schlafenden wurden erſt durch den Schall ihrer eigenen Kanonen geweckt, die Finſterniß machte ihre Verwirrung noch ſchrecklicher. Selbſt der anbrechende Tag ſchien ſie nicht zu enden, denn ein dicker Nebel bedeckte die Kämpfenden. Aber die Kriegszucht des überfallenen Heeres wirkte hier Wunder, weil der Geiſt, der es ſchuf und führte, im Augenblick der Gefahr die Schaaren beſeelte. An ſeinen Platz flog der betäubte, halb ſchlafende Soldat; mit dem Gewehr, das er zuerſt erfaßte, warf er ſich den Feinden entgegen, die aus der Erde zu wachſen ſchienen, und ſchlug ſie an mehreren Orten zurück, bis die Uebermacht neue Vortheile errang. Das Dorf Hochkirch ſtand in Flammen, hier fochten die Preußen den blutigſten Kampf; der König ſelbſt führte friſche Truppen ins furchtbarſte Feuer, ſein Pferd ſank unter ihm, zwei Pagen fielen an ſeiner Seite, und nur durch die Tapferkeit der Huſaren entging er der Gefangenſchaft. Nach fünfſtündigem Kampfe zog ſich die überfallene Armee in bewunderungswürdiger Ordnung zurück, und der erſchöpfte Feind wagte nicht, ihren

Marſch zu ſtören, den weder Kanonen noch Munition mehr beſchützten.

Eine halbe Meile vom Wahlplatze lagerten ſich die Truppen, ſie hatten den größten Theil ihrer Bagage verloren, keinen Schutz gegen die rauhe Jahreszeit, als ihre karge Bekleidung. Die meiſten Generale waren verwundet, auch der König hatte eine leichte Verletzung. Er ſaß an einem hochlodernden Feuer, umgeben von ſeinen Kampfgenoſſen, unter denen er mit verhehltem Schmerz Manchen vermißte. Aber er bemühte ſich, den harten Unfall zu vergeſſen, ſein Geſicht zeigte muthige Heiterkeit, und er erwiderte den Morgengruß des Generals Golz mit den Worten: Mein lieber Golz, man hat uns nicht gut geweckt, aber wir werden den Herren ihre Unhöflichkeit ſchon verweiſen. — Während die Wundärzte ſeine Wunde beſorgten, gab er Befehle, dictirte Ordres und muſterte die Artillerie, wie ſie ſich in geringer Entfernung ſammelte. Wo habt ihr eure Kanonen? fragte er die nächſten Leute. Sie ſtellten ſich kerzengrade, und Einer ſagte mürriſch: Der Teufel hat ſie in der Nacht geholt. — Seid ruhig, Kinder, ſagte Friedrich, wir wollen ſie ihm am Tage wieder abnehmen. — Und ein lautes Vivat tönte durch die Luft, wiederhollte ſich wie ein Echo in den Bergen und rief in manche zagende Bruſt neue Kraft und Hoffnung zurück.

Die Fee Fanferlüſche im Graben hat doch Recht behalten, mein lieber Ziethen, ſagte der König nach einer Pauſe, wir ſind heute in einer anderen Situation, als geſtern. Ihre Worte können jetzt für Orakelſprüche paſſiren. Wo iſt ſie denn hingekommen?

Es iſt nichts mehr von ihr übrig, antwortete der General gerührt, ſie war dieſe Nacht in Hochkirch, und die Bewohner des Hauſes, das jetzt in Aſche liegt, vergaßen die hülfloſe Fremde, als ſie ſich retteten. Das Leben der alten Frau iſt nichts als Aufopferung geweſen, und ihr Tod, bei meiner Soldatenehre, ein Heldentod im Dienſte der Menſchheit.

Es thut mir leid ſagte der König; nun, ſie ſoll wenigſtens nicht umſonſt geſtorben ſein. Ich will über ihrem Grabe Pardon für den Ellinger ſprechen. Anders können wir ihren Muth nicht ehren. Erinnere Er mich an die Geſchichte, wenn wir wieder Ruhe haben, mein lieber Ziethen. Iſt Er nun mit mir zufrieden?

Ich danke Ew. Majeſtät für Ihre Gnade, ſagte der General, aber ich wünſchte doch, die ehrliche Juſtine könnte ſie ſelbſt erfahren.

Sehe Er nicht rückwärts, das taugt nicht für uns, erwiderte der König. Dort liegt Viel, was mein Herz bekümmert, ich muß es verſchmerzen. Denke Er, daß ich Keith verloren habe. — Das Glück hat mir geſtern den Rücken gekehrt. Ein andermal wollen wir unſere Sache beſſer machen.

Es war ein heller Wintertag zu Anfang des December; die Sonne ſpiegelte ſich in dem glatten feſtgefrorenen Elbſtrome und leuchtete mit ſo warmen Strahlen in die Fenſter eines hochgelegenen Landhauſes, als wolle ſie durch ihre Freundlichkeit die Kürze des Beſuchs vergüten. In einem kleinen Saale zu ebener Erde war Frau von Piſtor geſchäftig, eine feſtliche Tafel anzuordnen, während Lottchen und Luiſe noch an den grünen Kränzen flochten, die der Gärtnerburſche zum Schmuck der weißen Wände benutzte. Ein luſtiges Feuer knackte in dem großen Ofen und ſchuf im Bunde mit der Sonne eine angenehme Wärme, vor welcher die Eisblumen des Fenſters verblühten und die künſtlichen Roſen auf der Tafel natürlich erſchienen. Ellinger ſah in die Ferne hinaus, und während das Landſchaftsbild im winterlichen Kleide ſein Auge ergötzte, erging ſich ſein Geiſt in den Zeiten, die vorüber waren, und ruhete mit behaglicher Rührung auf der Freude der Gegenwart aus. Oben in Marianens kleiner Stube ſtanden Piſtor und die Braut Hand in Hand am Fenſter. Sie war ſchon im Hochzeitſtaate, in einem weißen Mohrkleide, mit hohem Beſatz von Blumen und Blonden, ſchönen Blondenmanſchetten und reichem Blondenputz um die Bruſt, die eine lange Schnur Perlen und ein großes, goldenes Kreuz zierte. Ihre Friſur ſtieg heute einige Zoll höher auf, als an minder feſtlichen Tagen, und trug den grünen Myrthenkranz, das Sinnbild der Liebe und Unſchuld.

Wie der Winter ſchön ſein kann, Leo, ſagte Mariane, wenn er ſo freundlich ausſieht wie heute. Sieh, wie die weißen Eisdiamanten an jedem Zweige hangen, wohl um mich verdient, ſagte Mariane. Wir ſollen auch in den Stunden der Freude der Vorangegangenen nicht ganz vergeſſen, ja es wäre ſtrafbare Weichlichkeit, wenn ich ihr Bild, das mich umſchwebt, gewaltſam wegdrängen wollte. Sie hat uns den Vater erhalten; der Offizier, der ihm ſeine Befreiung ankündigte, ſprach ſelbſt mit Rührung von ihrer Treue, und der Vater, den ich niemals ſo weich ſah, hat um ſie geweint.

Lottchen ſprang zur Thür herein. Es kommt ein Wagen den Berg herauf, ſagte ſie, das iſt der Paſtor; der Vater läßt Leo bitten, ihn zu empfangen. Piſtor ging. — Mama Piſtor zieht ſich an, fuhr Lottchen fort, nun will ich mich auch putzen. Ach, Mariane, wie allerliebſt du ausſiehſt! die Ohrringe à la Pompadour ſtehen dir herrlich, ich möchte auch ein Paar. Aber ich laſſe mich mehr pudern, das iſt hübſcher, Roſine wird es ſchon machen. Sonſt mußte ſie mich freilich immer nach Juſtinens altmodiſchem Geſchmack friſiren. Ich war oft recht ärgerlich darüber, und wenn ich mich dann beſtändig in dem Spiegel beſah, bloß aus Verdruß, und weil ich dachte, es ſollte einmal beſſer ausſehen, da dachtet ihr noch, ich wäre eitel. Ach, lieber Gott, wie herzlich gern wollte ich heute ſolchen Kopf mit mir herum tragen, wenn die alte gute Juſtine noch da wäre.

Ganz leiſe öffnete ſich die Thür, und an der jubelnden Luiſe Hand trat Juſtine ins Zimmer. — Die Mädchen waren außer ſich, ſie jauchzten und weinten, erdrückten die Alte faſt mit ihren Liebkoſungen, hatten unzählige Fragen und dankten immer aufs Neue Gott für dieſe Stunde, Juſtinen aber machte, zum erſten Mal in ihrem Leben, die Freude ſtumm. Hat dich denn der Vater nicht geſehen? und Piſtor? fragte Lottchen. Ach, welche herrliche Ueberraſchung zu Marianens Hochzeit!

Zu Marianens Hochzeit! ſagte Juſtine, ja wohl, nun ſehe ich wahrhaftig erſt den grünen Kranz und das feſtliche Kleid, und Piſtor iſt der Bräutigam, kein anderer Menſch, das weiß ich. Kinder, es iſt kein Unglück ſo groß, es iſt zu etwas gut, aber mir giebt die Freude vollends den Reſt. Ich will mich ein bischen ſetzen, ſonſt kann ich kein Wort reden. Nein, Niemand hat mich geſehen, bloß das Kind, das Luischen; ich bin durch eine Hinterthür in den Garten gekommen mit einem recht höflichen Burſchen, denn ich ſah nicht aus wie Jemand, der zur ordentlichen Hausthüre eingeht. Seht mich nur an, Ordnung und Sauberkeit habe ich am ſchwerſten vermißt bei aller meiner Noth. Ich weiß nicht mehr, wie eine Bürſte ausſieht, und fremder Menſchen Geräthſchaften, die ich nicht gern angreife, habe ich mit gar ſchönem Danke gebrauchen müſſen. Kinder, das begreif' ich nicht, wie die Leute zum Vergnügen reiſen können. Herr des Himmels! in was für Stuben habe ich aushalten müſſen! wo der Fußboden wie eine Dreſchtenne ausſah, und der Staub in hellen Säulen wirbelte, und Tauben und Hühner das Bürgerrecht hatten! So lange meine Augen offen ſtehen, will ich an Hochkirch denken. — Aber ich vergeſſe das Wichtigſte. Wie ich nach Dresden kam — ach mein Himmel! das arme Dresden, ſie haben ja unterdeſſen den Leuten in den Vorſtädten die Häuſer über dem Kopfe weggebrannt; ja, wie ich ankam, es war mein Erſtes, zum Gevatter zu gehen und ihm ein bischen die Wahrheit zu ſagen wegen des Haſen von Fuhrmann, den er mir gedungen hat. Nun da erfuhr ich denn, unſer Vater wäre freigeſprochen, und ihr alle wäret hinausgezogen auf Piſtor's Gut bei Meißen.

Und du weißt nicht, daß deine Bitten den Vater befreit haben? ſagte Mariane. Der General Ziethen hat uns in einigen eigenhändigen Zeilen gemeldet, wie du für den Vater bei dem Könige geſprochen haſt, und dann ſchrieb er weiter, weil deine Treue dich nach Hochkirch in den Tod geführt hätte, wollte der König ſie ehren und uns Gnade ſchenken.

Gott ſegne den König! rief Juſtine. O, ich will niemals wieder über die Beſchwerden der Reiſe und über die abſcheuliche Angſtnacht bei dem Ueberfall klagen, nein, gewiß nicht. Der Gedanke, wie ich alter, ſchwacher Wurm euch den Vater befreit habe, der ſoll mir noch in meiner Todesſtunde wohlthun. Seht ihr nun, Kinder, wie gut es iſt, wenn man ſich mit der Zunge behelfen kann, und wenn man ſich von ein paar durchdringenden Augen nicht irren läßt? — Ausgeſtanden habe ich freilich Vieles, ich kann nun ſagen: ich habe eine Bataille mitgemacht, und hätte mich nicht ein guter Menſch nach Bautzen gerettet aus dem brennenden Hauſe und unter dem gräulichen Kanonendonner, es wäre kein Stäubchen mehr von mir vorhanden. Da habe ich denn krank gelegen, viele Wochen lang, und als ich wieder zu mir kam, ging Alles bunt in meinem Kopfe herum. Erſtlich, wie ich ein Fremdling in der Welt auf die Gaſſe trat, und der wüſte Menſchenlärm mich ſchwindlig machte, und wie der Gevatter mich in den Wagen packte, und wie ich die Frauenkirche zum letzten Male anſah. Wie ich dann ein garſtiges Nachtlager überſtand und früh in einem Graben ſaß, ja ſeht mich nur groß an, im dicken Nebel ſaß ich mit meiner guten Pelzcontuſche und dem dicken Mantel hier, den man in ſeiner Jammergeſtalt nicht mehr erkennt, unter drei Bäumen im trockenen Graben! Aber das war mein Glück, denn da kam der König mit meinem General. — Von der Bataille will ich gar nicht ſprechen, wer ſo was nicht erlebt hat, mag unſerm Herrgott danken.

Wir wollen die Braut holen, ſagte Frau von Piſtor, die jetzt in ihrer beſcheidenen Matronentracht eintrat, von Leo begleitet. — Leo! Mutter! ich habe meine Juſtine wieder! rief ihnen Mariane entgegen, aber ich muß ſie erſt putzen, damit ſie mich zum Altar führen kann. — Wie wird ſich der Vater freuen!

Tauſendmal willkommen bei uns, liebe getreue Freundin, ſagte Frau von Piſtor, indem ſie Juſtinen umarmte. Sie bringen das ſchönſte Brautgeſchenk. Laſſen Sie ſich denn von den Händen Ihres dankbaren Pfleglings ein wenig ſchmücken, ſo unnöthig es auch ſein mag. Denn wenn Ihre aufopfernde Treue nicht das wahre hochzeitliche Kleid wäre, ſo hätte ich die Schrift niemals verſtanden.

# Der Carneval und die Somnambüle.

## Aus den Memoiren eines Unbedeutenden.

Von

**Karl Immermann.**

Miscellen von K. I. Stuttgart und Tübingen, in
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1830.

---

Karl Lebrecht Immermann iſt geboren zu Magdeburg den 24. April 1796 als der Sohn eines echt altpreußiſchen Beamten, von welchem er „des Lebens ernſtes Führen" lernen konnte. Er bezog 1813 die Univerſität Halle, mit der Weiſung des Vaters, ein ganzes Jahr nicht nach Hauſe zu kommen, ſondern feſt auf dem neuen Boden auszudauern. Eines Morgens jedoch erfuhren die Studenten, daß Napoleon in der Nacht durchgekommen ſei und die Univerſität aufgehoben habe. Für einen ſolchen Fall glaubte der junge Mann die väterliche Weiſung nicht gegeben und kehrte nach Hauſe zurück, erhielt aber ſofort den gemeſſenen Befehl, wieder nach Halle zu gehen und für ſich weiter zu ſtudiren, bis der Vater anders über ihn beſtimmen werde. Mit Zuſtimmung deſſelben trat er nach der Schlacht bei Leipzig unter die Waffen, erkrankte aber am Nervenfieber, ſo daß, als er zu ſeinem Detachement ſtoßen konnte, der Feldzug zu Ende war. Auf der Heimkehr traf ihn die Nachricht, daß der Vater geſtorben ſei. Er hatte ihn ſeit ſeinem zweiten Abgang nach Halle nicht mehr geſehen und trauerte kindlich um den ſtrengen Mann, von deſſen Charaktergepräge etwas auf ihn ſelbſt, nicht bloß als Menſchen, ſondern auch als Dichter, ſich vererbt hat. Nachdem Immermann den Feldzug von 1815 mitgemacht, ging er zum drittenmal nach Halle zu ſeinen juriſtiſchen Studien, beſuchte aber daneben fleißig das claſſiſche Theater in dem benachbarten Lauchſtädt. Während ſeiner Univerſitätsjahre hatte er mit der Burſchenſchaft eine Fehde zu beſtehen, die ihm zur Ehre gereicht, obwohl ihn nicht alle Folgen derſelben erfreuen konnten. Er trat 1817 als Auscultator und Referendar zu Magdeburg in den Staatsdienſt, wurde 1823 Diviſionsauditeur in Münſter und 1827 Landesgerichtsrath in Düſſeldorf, wo er am 25. Auguſt 1840 plötzlich in der Blüthe ſeiner

Jahre ſtarb. — Das Leben dieſes Dichters, der zu den hervorragendſten Männern Deutſchlands gehört, iſt zu bedeutend, um ſich in den engen Ring einer biographiſchen Skizze einſchließen zu laſſen, und wir verweiſen deshalb auf die 1870 erſchienene Schrift: „Karl Immermann. Sein Leben und ſeine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an ſeine Familie zuſammengeſtellt. Herausgegeben von Guſtav zu Putlitz.“ Können wir doch ſelbſt ſeine hohe Bedeutung als Dichter in dieſem ſchmalen Raume nur mit einigen flüchtigen Worten würdigen, obwohl er vorzugsweiſe geeignet iſt, als ein Vorbild für geiſtiges Streben und Schaffen aufgeſtellt zu werden, nicht bloß in ſeinen Siegen, ſondern auch in ſeinem unverdroſſenen Ringen, das ſich durch keinen Mißerfolg abſchrecken ließ. Denn durch die Entwicklungsgeſchichte dieſes merkwürdigen Mannes geht ein ſeltſamer Widerſpruch, hindurch zwiſchen den beiden Elementen, aus denen ſich jede künſtleriſche Perſönlichkeit und That zuſammenſetzt, ſeinem Charakter, der feſt, herbe, im höchſten Grade männlich-eigenartig, ja ſelbſt eigenſinnig erſcheint, und ſeinem Talent, das mit weiblicher Schmiegſamkeit ſich anzulehnen befliſſen iſt, von fremden Muſtern und perſönlichen Einflüſſen ſich beherrſchen läßt und erſt nach langem Herumſchweifen zu ſich ſelber kommt. Das auf den erſten Anblick Befremdliche dieſes Widerſpruchs löſ't ſich leicht, wenn wir uns erinnern, eine wie reiche Erbſchaft an dichteriſchen Formen und Stilweiſen ein Epigone der klaſſiſchen Epoche anzutreten hatte: zu Goethe's und Schiller's noch mit allem Reiz der Neuheit wirkenden Schöpfungen die ganze Uebermacht des erſt kürzlich wiederauferſtandenen Shakeſpeare, daneben die von den Romantikern neu eingebürgerten romaniſchen Dichter, die großen Italiener und von den Spaniern Calderon und Cervantes. Gerade eine auf das Ernſte und Strenge gerichtete Natur, die es mit ihrer Bildung nicht leicht nahm, mußte es als eine Art ſittlicher Pflicht erkennen, dieſe mancherlei Schulen redlich durchzumachen, um nichts zu verſäumen, was zur künſtleriſchen Zucht und vollen Herrſchaft über alle Mittel von Nutzen ſein konnte. War doch auch durch die überidealiſtiſche Scheidung von Kunſt und Leben, die Schiller ſo unermüdlich betont hatte, ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf das rein Formelle und Aeſthetiſche gelegt worden, ſo daß ein ehrlich ſtrebender, beſcheidener Jünger der

Muſen vollauf zu thun zu haben glaubte, wenn er, ſtatt ſein Flügelroß in freier Bahn nach ſelbſtgewählten Zielen zu ſpornen, ſich damit abmühte, es in dem alten Kreiſe herumzügelnd die Schule zu reiten.

Um ſo erfreulicher und befreiender iſt es, zu ſehen, wie, leider erſt gegen den Schluß ſeines Lebens, Immermann mit voller Energie die Schranken durchbricht und mit dem letzten großen Werk, das er ſchafft, zugleich ſeinen eigenen, durchaus dem vollen Leben angehörenden Stoff und eine Form findet, der von fremden Stilweiſen nichts mehr anhängt.

Es iſt hier nicht der Ort, nachzuweiſen, worin der hohe, bleibende Werth des „Münchhauſen“ beſteht und in wie fern dieſer Roman ſeinem noch von Goethe'ſchen Nachklängen durchwehten, immerhin ſchon ſehr bedeutenden Vorgänger, den „Epigonen“, überlegen iſt. Daß der ihm eingewebten, in gewiſſem Betracht erſten und zugleich ſchönſten aller „Dorfgeſchichten“ ein großer Theil des Erfolges zuzuſchreiben ſei, iſt gewiß für die Mehrheit des Publikums wahr. Aber die Größe des Geſammtplans darf daneben nicht überſehen werden, wenn auch die Ausführung der Idee nicht ganz entſprochen haben möchte.

Während aber das Verdienſt Immermann's gerade in dem modernſten Gebiet der Dichtung, dem Romane, unbeſtritten iſt und er unter den Meiſtern deutſcher Erzählungskunſt ſtets genannt werden wird, ſind ſeine novelliſtiſchen Arbeiten weniger ſelbſtändig und bahnbrechend: ſie gehören noch früheren Stufen an, auf welchen der Einfluß fremder Muſter ſo mächtig war, daß es zu keiner freien, unbekümmerten Lebensdarſtellung kommen konnte, vielmehr ſowohl in der Erfindung als in dem Tone der Erzählung die Schule durchklingt. Die noch jugendlichen „Papierfenſter eines Eremiten“ ſind eine unverhüllte Nachahmung des Werther. „Der neue Pygmalion“ hat den Stil der Wanderjahre, obwohl man ihm eine ſelbſtändigere, echt novelliſtiſche Erfindung nicht abſprechen wird. „Der Carneval und die Somnambüle“ zeigt Tieck'ſche Schule, nicht bloß ſehr ſichtbar in den Carnevalsgeſprächen (in welchen übrigens Immermann's Individualität im Widerwillen gegen die Politik ausgeſprochen hervortritt), ſondern auch verhüllter in der ganzen Anlage, in welcher des Dichters ſubſtantielle, auf Gehalt und Tiefe gerichtete Natur mit dem halb fremden

Geiſte der Aufgabe wie im Kampfe zu liegen ſcheint. Die beiden letzteren Erzählungen ſind in den „Miscellen“ (Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1830) erſchienen und ſeither, unſeres Wiſſens, nie wieder abgedruckt worden. Ohne den „Pygmalion“ zu unterſchätzen, müſſen wir den „Carneval“ als die bedeutendere der beiden Arbeiten vorziehen; wobei wir es für geeignet halten, über dieſe Erzählung dem Dichter ſelbſt das Wort zu geben. Er ſchrieb darüber an Michael Beer (ſ. deſſen Briefwechſel S. 236): „Der Carneval iſt nicht Novelle genannt, und wenn man daher den Anſpruch ſtrenger Geſchloſſenheit an ihn macht, ſo kann er ſich mit ſeinem Titel entſchuldigen. Es ſoll ein Fragment aus Memoiren ſein, und wie Memoiren dahin und dorthin ſchweifen, hier verweilen, dort eilen, ſo thut es die Compoſition dieſem Gange nach, der ſich durch den Wechſel der Einkleidung noch deutlicher in ſeiner Beſcheidenheit manifeſtirt. Uebrigens hat ſie denn doch ein Geſetz, welches ſich durch das Ganze zieht, und ſie beſteht nicht bloß aus Details; denn Alles dreht ſich um den Gegenſatz beſchränkter oder verbrecheriſcher Energie des Wollens und unpraktiſcher Weite des Sinnes. Die, welche wollen, bringen es nicht zu Reſultaten, und der, welcher nichts entſchieden will, bringt alle Schickſale hervor. Aus dieſem Gegenſatz entſpringen alle Situationen und die Kataſtrophe.“ Aus dieſen Worten, die mit Recht für die Erzählung trotz ihrer loſeren Form den novelliſtiſchen Charakter in Anſpruch nehmen, ſcheint doch zugleich ein Gefühl des Problematiſchen, das dieſelbe hat, zu ſprechen. Indeſſen, wie dem ſein möge, ſie verräth in ihrer lebensvollen Darſtellung ſchon den fertigen Meiſter, wie er in ſeinem ſpäteren Hauptwerk, an größeren und reineren Aufgaben ſich zur Freiheit durcharbeitend, ſeinem Volke für immer theuer geworden iſt.

Ich bin von jeher ein großer Liebhaber alles Merkwürdigen geweſen, und wenn es mir nach meinen Wünſchen im Leben gegangen wäre, ſo hätte ich die ägyptiſchen Pyramiden und den Niagarafall ſehen müſſen. Ich kam aber nicht bis zu dieſen Wunderdingen, ſondern blieb meiſtens auf die Wanderung um den runden Tiſch meines Studirzimmers beſchränkt. Als ich mich eben anſchickte, wenigſtens die Tour durch Frankreich und Italien zu machen, lernte ich meine nachherige Frau kennen, die mit ihrem Oheim gerade von Neapel über Rom, Mailand und Paris zurückkehrte. Ich wollte die Gelegenheit benutzen, mich aus ihrem Munde über ſo Manches, was mir, als einem gründlich Reiſenden, Noth that, unterrichten zu laſſen, und beſuchte den Oheim und die Nichte täglich in den Abendſtunden. Weiß der Himmel, wie es zuging — ſie hatte noch nicht halb ihren Curſus vollendet, als ich mich ſchon ganz verliebt fühlte. Ich ſagte ihr, was ich in mir entdeckt hatte. Sie lachte anfangs ſtark über mich (denn ſie iſt von ſehr luſtiger Gemüthsart), nachher lachte ſie ſchwächer, ſpäterhin lachte ſie gar nicht, und endlich, als ich ihr ſagte, ich würde ſterben, wenn ſie mich nicht erhörte, lachte ſie wieder.

Sie meinte, daß ich zwar wohl nicht ſterben werde, wenn ſie die Grauſame bleibe, daß ſie mir aber doch das Jawort geben wolle, weil das Heirathen in der Welt einmal hergebracht ſei. So gerieth ich, ſtatt in fremde Länder, in den Eheſtand. Das Reiſegeld ging zur Einrichtung unſrer Wirthſchaft auf, Alles, was ich von Frankreich und Italien weiß, habe ich aus Reiſebeſchreibungen und durch den mündlichen Unterricht meiner Frau.

Ueberhaupt hätte ich mehr in meinem Leben geſehen, wenn mir nicht zwei fatale Eigenſchaften von den Kinderſchuhen her anklebten. Ich bin, daß ich es nur geſtehe, gar zu gründlich, mir macht ein Gegenſtand keine Freude, wenn ich nicht, bevor ich mich ihm nähere, Alles geleſen habe, was von Andern über denſelben geſchrieben worden iſt. Das möchte noch hingehen. Aber was ſchlimmer iſt: jeder Stein unterwegs, jeder Strauch kann mich zerſtreuen und vom Ziele ablenken. Ein geiſtreicher Franzoſe, mit dem ich mich über dieſe Sonderbarkeiten unterhielt, ſagte lächelnd, daß ich darin nur meine Landsleute repräſentire, die auch vor lauter Denken nie zu den Sachen gekommen ſeien, und deren Verein, auf dem Wege zu einer Nation, ſich bei allerhand italieniſchen und ſpaniſchen Steinen ſo lange verweilt habe, bis die rechte Zeit vorüber geweſen ſei. Ich glaube aber, meine Nativität iſt an dem Unheil Schuld geweſen. Mein Vater, der Profeſſor der alten Sprachen, beſchäftigte ſich gerade neun Monate vor meiner Geburt mit einer Abhandlung über ſämmtliche weniger bekannte Ausgaben des Horaz, und gerade in der Stunde, die mich der Welt beſcheerte, trat die Sonne in das Zeichen des Krebſes. Was Wunder, daß die Theorie bei mir eine große Rolle geſpielt, und daß jenes Geſtirn oft meinen Lebensgang regiert hat?

Dem ſei nun, wie ihm wolle: mir iſt zuweilen unter ſolchen Umſtänden etwas recht Aergerliches begegnet. Meine Frau, die ich auf dem Wege nach Italien fand, laſſe ich gelten; ich liebte ſie herzlich, als ich ſie nahm. Aber wie ging es mir mit dem berühmten Eßlair? Dieſer große Künſtler kam in unſere Stadt; Wallenſtein war für den Abend angekündigt. Ich freute mich wie ein Kind, endlich einmal wieder aus würdigem Munde den goldenen Strom der Poeſie rauſchen hören zu dürfen. Dieſer Abend, dachte ich, ſoll dir manches Dilettanten-Concert und viele geſellige Luſtbarkeiten überſtehen helfen. Unglücklicherweiſe fällt mir Nachmittags vier Uhr ein, daß Tieck in ſeinen dramaturgiſchen Blättern über den Künſtler geſprochen hat. Ich greife nach dem Platze des Buches, es iſt nicht da. Ich erinnere mich, es an Freund Emil verliehen zu haben. Der Bediente ward zu ihm geſandt und bringt nach drei Viertelſtunden ein Billet: ich möge mich nur erinnern, daß ich das Verlangte ſchon vor drei Tagen zurück empfangen habe. Richtig, ich erinnere mich jetzt des Umſtandes. Von Neuem durchſuche ich das ganze äſthetiſche Fach, und bemerke einige juriſtiſche Diſſertationen, die ſich höchſt unberufener Weiſe in das Gebiet des Schönen geſchlichen hatten. Dieſe waren zuvörderſt an die ihnen gebührende Stelle zu bringen. Kein Tieck wird ſichtbar. Doch finde ich Engel's Mimik und kann mich nicht enthalten, einige Seiten über den Ausdruck des Pathetiſchen und der Leidenſchaft darin nachzuleſen. Bei der Leidenſchaft fällt mir das Werk des Profeſſors Maaß von den Leidenſchaften ein, ich ſteige zu den Philoſophen empor und hole mir das Buch, um eine Parallelſtelle zu vergleichen. So bin ich vertieft in Engel und Maaß, als ich zufällig in die Taſche greife und ein Büchlein darin fühle. Ich ziehe den Fund heraus, was habe ich in der Hand? Tiecks dramaturgiſche Blätter. Ich hatte ſie zu mir geſteckt, als ich meinen Freund vorgeſtern verließ.

Jetzt will ich leſen; mein Blick fällt auf die Uhr, zum größten Schreck ſehe ich, daß es ſchon halb ſieben Uhr Abends iſt. Ich greife zu Hut und Stock, eile auf die Straße, dem Theater zu, welches ziemlich weit von meiner Wohnung liegt. In der Nähe des Gebäudes ſtrömt mir ein Zug Rückkehrender entgegen. Ich rudere hindurch, zur Caſſe; da zeigt der Caſſirer auf den leeren Fleck vor ihm. Sämmtliche Billets ſind vergeben; wenn ich vor einer halben Stunde gekommen wäre, meint der Mann, hätte er mir noch allenfalls einen Platz im zweiten Range verſchaffen können. — Ich habe Eßlair nicht zu ſehen bekommen; er reiſ'te am folgenden Morgen wieder ab.

Zu einer andern Zeit ſchrieb mir ein hoher Gönner aus Frankfurt am Main, eröffnete mir die Ausſicht zu einer glänzenden diplomatiſchen Carriere und gebot mir, am beſtimmten Tage in der Bundesſtadt zu ſein, weil an demſelben der Miniſter * dort eintreffen werde, dem er mich empfehlen, mich vorſtellen wolle. Ich hatte immer mit Leidenſchaft mich in jenes Fach gewünſcht, ich glaubte dazu geboren zu ſein. Die Welt und ihre Verhältniſſe als Stellvertreter der Fürſten kennen zu lernen — das erſchien mir in gewiſſer Hinſicht wie ein Abglanz des fürſtlichen Daſeins ſelbſt. Freudig reiſ'te ich ab, den Koffer voll politiſcher Werke; mein Weg führte über Ems. Dort wollte ich nur eine Nacht verweilen, lernte aber unglücklicherweiſe ein Frauenzimmer kennen, von dem in dieſem Abſchnitte leider noch öfter die Rede ſein wird, und blieb drei Tage an der Lahn. Als ich in Frankfurt ankam, war Alles zu ſpät, der Miniſter war abgereiſ't, mein Gönner empfing mich mit Kälte. Er zeigte ſich befremdet über die Richtachtung ſeines Wortes, das verhängnißvolle Abenteuer unterwegs hatte mir den Pfad zur Größe verſchüttet. Ich bin nicht Diplomat geworden. Das geſchah, ehe meine Frau mir Unterricht über Italien und Frankreich gab.

So iſt es mir hundertmal gegangen. Ich kam faſt nie zu dem, was ich erreichen wollte. Ein alter akademiſcher Bruder nannte mich deßhalb den Virtuoſen im Quängeln. Weiß ich doch nicht einmal, ob ich in dieſem Abſchnitte meiner ſogenannten Denkwürdigkeiten erzählen werde, was ich zu erzählen mir vorgeſetzt hatte! Ich wollte nämlich den Kölniſchen Carneval ſchildern, oder vielmehr ich wollte berichten, was mir bei Gelegenheit deſſelben begegnete; denn von dem Carneval ſelbſt habe ich auch nichts geſehen. Und wirklich ſtände wohl nichts im Wege, jetzt zur Sache zu kommen.

Unſer deutſches Feſt unterſcheidet ſich von dem römiſchen und venetianiſchen bekanntlich darin, daß wir nicht, wie die Leute im Süden, das Entſtehen des Scherzes einem blinden Ungefähr überlaſſen, ſondern denſelben gehörig vorbereiten und nach einem gewiſſen Syſteme erziehen. Wenn es in jener berühmten Schilderung der italieniſchen Freude heißt, daß mit dem Glockenſchlage vom Capitol herab die Erlaubniß gegeben werde, unter freiem Himmel thöricht zu ſein, ſo klingt das zwar recht hübſch. Und für Leute ohne Nachdenken mag dieſe Art und Weiſe ſich paſſen. Wir aber haben die Idee des Feſtes ernſthafter, oder, wie man jetzt zu ſagen pflegt, tiefer und großartiger aufgefaßt.

Ein feſtordnendes Comité wird lange vor den Faſchingstagen ernannt, Generalverſammlungen und Specialausſchüſſe beſtimmen, welche Scherze im Allgemeinen und welche im Beſonderen gemacht werden ſollen, eine eigene Carnevalszeitung erſcheint in verſchiedenen Nummern und hat einen verantwortlichen Redacteur, kurz, nichts unterbleibt, was der Sache eine gewiſſe Conſiſtenz und Conſequenz geben kann. Die alte tolle Stadt Köln, wie ſie ſich ſelbſt in jener Periode nennt, ſchickt ſich zu ihrer Unvernunft mit Ueberlegung an und verſchmäht es, wie ein unbeſonnener Backfiſch von ſechzehn Jahren blind hinein zu ſpringen.

Ich wollte im Jahre * * * denn auch hinreiſen. Ich ſagte meiner Frau den Vorſatz, und dieſe verſetzte: Nun wohl, ſo reiſe nach Köln. — Mein Kind, erwiderte ich, das iſt leicht geſagt, aber dazu gehört eine ernſte Vorbereitung. Zu Poſſen? fragte ſie lachend. Allerdings! antwortete ich.

Sogleich ließ ich mir die Beſchreibung der früheren Jahre holen, denn es fehlt nicht an Schriften, welche das Vorgekommene aufbewahren, damit ja nichts verloren geht. Ich erfuhr aus denſelben, daß die Prinzeſſin Venetia unſern Helden beſucht habe, und daß der Held ſpäterhin nach dem Monde verreiſ't ſei. Auch: daß man Goethe eingeladen habe, daß der Dichter aber nicht gekommen ſei. Ferner: daß die Sache ihres Gleichen ſuche an Genialität und Ueberſchwänglichkeit der Laune. Endlich: daß Beſtevader der Pantalon, Hänneschen der Harlekin von Köln ſei, und daß die alte Stadttruppe, die Funkengarde, etwas weitläuftige Röcke trage.

Mit dieſen Vorkenntniſſen machte ich mich an das Studium der Faſchingszeitung, die in eilf Nummern vor dem Feſte herauskam. Ich erſah daraus, daß man alle Narren der Welt zu einem großen Narrentage zuſammenberufen wolle. Viele Anſpielungen blieben mir aber dunkel. Ich glaube, ein fortlaufender erklärender Commentar zu den Scherzen jener Zeitung würde ſehr zweckmäßig ſein.

Noch am letzten Abend vor der Abreiſe ſaß ich im Lampenlichte meines Arbeitszimmers und las an der letzten Nummer. Meine Frau trat herein, ſah mir über die Schulter und ſprach: Verdirb doch die Zeit nicht mit dem dummen Zeuge! — Ich wußte nicht, was ſie wollte. — Das viele Reden und Plaudern von einem Schwanke iſt mir ganz unausſtehlich, ſagte ſie. Ich weiß gar nicht, wie die Leute darauf kommen, ſich ihrer Fröhlichkeit halber zu rühmen, und das gar drucken zu laſſen. Mir wird immer weinerlich zu Muthe, wenn ich Jemanden ſagen höre: morgen will ich recht ausgelaſſen luſtig ſein. — Ihr Frauen habt überhaupt keinen Sinn für dergleichen! fiel ich ihr ins Wort. — Das mag wohl ſein, erwiderte ſie. Indeſſen .... ſie wollte etwas hinzuſetzen, ein ſpöttiſches Lächeln ſchwebte um ihre Lippen, ſie ſtockte, und ſagte dann: Wer Luſt hat, Geckenſtreiche zu treiben, nun der treibe ſie! Wer ſie aber nicht aus dem Stegreife machen kann, der thäte beſſer, wie ich meine, in den letzten Tagen vor dem Aſchermittwoch auch geſetzt und vernünftig zu bleiben, wie er es vorher war und nachher iſt. Du kannſt nicht glauben, wie ſonderbar einem euer pedantiſches Vergnügen vorkommt, wenn man den Spektakel in Italien hat mit anſehen müſſen.

Wir ſind nun aber in Deutſchland! rief ich aus, und wir leben im Zeitalter des Bewußtſeins. Auch die Laune will ſich ſelber anſchauen, ſich mit Klarheit genießen, ſich ... wie ſoll ich ſagen? ſich ....

Nun .... fragte ſie lächelnd.

Sich... Liebes Kind, es iſt ſchwer, darüber zu reden. Aber glaube mir, es iſt ſo, wie ich es meine, und alle unſere klugen Leute ſind darüber einverſtanden.

Sie nahm das Blatt der Zeitung, über die wir ſtritten, in die Hand, und rief auf einmal, aus demſelben zu mir aufſehend: Hm! Was ſteht denn hier? Lies doch! — Ich las unter den vermiſchten Anzeigen folgende:

> Die intereſſanteſten Erinnerungen vom Felſen Bäderlei bei Ems erwarten einen Mann von Geiſt und Gefühl am Faſtnachts-Abend, vor dem großen Ballſaale.

Ich ſtand ſtumm und ſtarr vor Schreck, Erſtaunen — geheimer Freude. Die Anzeige ging mich an, ſie bezog ſich auf mein Emſer Abenteuer, eine Unbekannte, deren Andenken der Eheſtand keineswegs ganz vertilgt hatte, gab mir ein Zeichen — unbegreiflich! Wie hatte ſie vorausſetzen können, daß ich gerade dieſes Blatt leſen würde? Eine Fülle trauriger und zärtlicher Bilder gaukelte vor meinem Geiſt, ich wünſchte allein zu ſein, in Gegenwart einer Gattin kann man ſich gewiſſen Erinnerungen nicht mit Unbefangenheit hingeben. Meine Frau ging aber nicht, ſondern ſchloß das Pult auf, kramte unter den darinliegenden Heften, zog ein vollgeſchriebenes Buch hervor, legte es auf den Tiſch, und ſagte, mit dem Finger auf eine Seite deutend: Ich will dir Geſellſchaft leiſten, du wirſt als höflicher Gemahl mich unterhalten.

Es war mein Gedenkbuch, was vor mir lag, es war der verfänglichſte Abſchnitt, den ſie aufgeſchlagen hatte. Ich ſtotterte: Wenn du glauben könnteſt, daß irgend eine Verabredung mit jener Unbekannten ....

... Zu einem Rendezvous gemacht wäre? — Ich glaube es halb und halb. Woher weiß ſie, daß du hinkommſt? Ich habe ſo oft die fatale Geſchichte in Ausrufungen und Bruchſtücken von dir vernehmen müſſen. Ich will ſie einmal ganz und vollſtändig hören. Eine Frau muß euch Männern Vieles hingehen laſſen. Beichte vollſtändig, es iſt das einzige Mittel, den aufſteigenden Sturm zu beſchwören. Ich will dir glauben, daß du von jener Anzeige nichts weißt, wenn du mir unbefangen erzählſt, wie weit es zwiſchen euch gekommen iſt.

Ich war ſo verlegen, wie es ein Mann von Geiſt und Gefühl nur ſein kann. Tauſend Conjecturen durchkreuzten ſich in meinem Kopfe. Ach, hätte ich weniger Geiſt und etwas mehr geſunden Menſchenverſtand gehabt, ich glaube, ich wäre nicht ſo vernagelt geweſen. Ich wußte mir durchaus nicht zu helfen. Sie ſaß ſchon mit ihrer Arbeit mir gegenüber. Ich bat ſie, ſich wenigſtens ſo zu ſetzen, daß ich ihr nicht ins Geſicht zu ſehen brauche. Als ſie das gethan hatte, begann ich mit halber Stimme aus meinem Tagebuche zu leſen.

## Drei Tage in Ems.

Als ich, eben auf dem Zimmer meines Gaſthofs angelangt, mir den Reiſeſtaub abſchüttelte, meine Sachen ordnete und die Schatulle in die Commode ſchloß, erzählte mir der Kellner mit großer Geläufigkeit von den Neuigkeiten der Saiſon und nannte mir die Prinzen, Fürſten und Grafen her, welche ſich um die Quelle verſammelt hatten. Ich hörte im Nebenzimmer ſeufzen, und fragte den Burſchen, wer da wohne? Die Somnambüle, flüſterte er mit geheimnißvoller Miene und ſprang zur Stube hinaus, weil unten die Klingel neue Gäſte verkündete.

Die Somnambüle? Ich hatte mit Intereſſe die Schriften über den Magnetismus geleſen, war indeſſen noch nie ſelbſt in den Kreis jener Erſcheinungen gedrungen, die, wie alles Geheimnißvolle, mich ſehr anzogen. Ich horchte noch einigemale, ob nebenan wieder etwas laut werden wolle; jedoch vergebens. Um den Abend hinzubringen, ließ ich mir einen Eſel vorführen, wie ſie in großen Heerden dort zu Spazierritten gehalten werden, und zuckelte gemächlich auf meinem Thiere die Felſen an der Lahn in die Höhe. Oben auf einer wildwüſten Felſenplatte, von welcher ich zerklüftetes Geſtein bis ins Thal verworren hinunterſteigen ſah, hielt ich an und fragte meinen Treiber, wie dieſer Ort heiße? Die Bäderlei, verſetzte er. Ich verſenkte mich in die Gedanken, welche dieſe umbüſchte Einſamkeit in mir hervorrief, mein Blick ſank zu den düſterumſtarrten Gründen hinab, in welchen die Natur ihre Heilwunder bereitet, ſchon hatte ſich das Thal vor den Strahlen der Abendſonne zugeſchloſſen; nur zu meiner Höhe drang noch ihr graurötliches Licht.

Ich hörte Geräuſch und Menſchenſtimmen hinter mir. Mich umwendend, ſah ich Geſellſchaft durch die Sträucher heraufklimmen. Eine Dame, ein Herr, beritten, gleich mir, neben ihnen die Treiber in ihren blauen Kitteln. Ich trat unwillkürlich dem Zuge einen Schritt näher, die Dame ſchlug die Augen auf; ſie ſchien mich erſt jetzt zu erblicken, und mit dem ängſtlichheimlichen Rufe: Da ſteht er! warf ſie ſich von ihrem Thiere und verſchwand für einen Augenblick hinter dem vorragenden Felſen. Ich hörte die Stimme ihres Begleiters, der ſie zu tröſten, zu beruhigen ſtrebte: Faſſen Sie ſich, Comteſſe, ſagte er, das Myſterium behält Recht, er iſt der Beſtimmte. Sie ſehen, er trägt einen blauen Frack und geſtreifte Pantalons. — Ich merkte, daß von mir die Rede war, wirklich trug ich einen blauen Frack und Pantalons von graugeſtreiſtem Gingham.

Neugierig auf das, was folgen möchte, ſtand ich da. Der Begleiter kam auf die Platte und redete mich ſo an: Wollen Sie wohl die Gefälligkeit haben, der Dame, die bei Ihrem Anblicke ſo betroffen iſt, einen kleinen Dienſt zu erweiſen? Sie helfen einer Leidenden, die vielleicht nur durch Ihre Güte hergeſtellt werden kann. Ich bejahte erſtaunt, und er fuhr fort: Dann iſt keine

Zeit zu verlieren, wir haben gerade acht Uhr, das iſt die beſtimmte Stunde. — Er ging und kehrte gleich darauf mit der Dame zurück, ſie am Arme führend. Ich ſah eine volle, hohe Geſtalt, ich ſah in zwei dunkle, brennende Augen. Sie zog einen Curbecher aus ihrem Korbe, und ſprach mit einer Stimme, die zwiſchen Furcht und Kühnheit ſchwankte: Haben Sie die Güte, mein Herr, mir dieſen Becher aus der Felſenquelle zu füllen. — Es iſt kein Waſſer in der Nähe, verſetzte ich, mich umblickend. — Doch! rief mein Blaukittel, dort unter den Klippen quillt es! — Er wollte den Becher nehmen. Nein, ſagte die Dame, dieſer Herr iſt der Einzige, der mir den Trunk ſchöpfen darf. — Ich empfing mechaniſch das Gefäß aus ihrer Hand, klimmte nach dem Orte, den mir der Treiber wies, und fand unter überhängendem Geſtein und Farrenkraut den hellſten, kälteſten Bergſprudel. Unten in der Spalte glitſchte ich aus und zerſchnitt mir an einem glasſcharfen Quarze den Ballen der linken Hand. Die Dame, welche ſich über die Höhe gelehnt hatte, ſah mein Blut fließen. Bei dieſem Anblicke ſchrie ſie laut auf. — Seien Sie außer Sorgen! rief ich ihr zu, im Dienſte der Damen muß man auch wohl noch mehr Blut vergießen können, als hier fließt. — Ich trat ernſthaft und langſam, um nichts zu verſchütten, mit dem gefüllten Glaſe zu ihr, und ſelbſt nicht wiſſend, was die ganze Sache bedeute, um nur etwas zu ſagen, redete ich ſie ſo an: Wenn guter Wille und Wünſche zu heilen vermögen, ſo müſſen Sie bald hergeſtellt ſein. Sie ſehen nicht aus, wie eine Kranke, indeſſen giebt es freilich geheime Schmerzen, die kein Dritter wahrnimmt. Alſo — fügte ich lächelnd hinzu — auf baldige Beſſerung! Die Dame empfing den Trunk ſonderbar bewegt, wie es ſchien, von meinen unbedeutenden Worten und ſprach halb in ſich hinein: Ja! Auf baldige Beſſerung; auf augenblickliche! leerte das Glas und ſchritt zu ihrem Thiere. Ihr Begleiter machte mir, ohne ein Wort zu ſagen, eine höfliche leichte Verbeugung, hob die Schöne in den Sitz, ſchwang ſich ſelbſt auf. Die Treiber klatſchten, und der Zug ſchwankte den Steg hinunter, auf dem er gekommen war.

Man darf ſich wohl etwas wundern, wenn ein Frauenzimmer ſchroffe Felſen beſteigt, bloß um ſich von einem Fremden ein Glas Waſſer ſchöpfen zu laſſen. Ich fragte meinen Jungen, ob er die Dame kenne. Er verſetzte, ſie ſei eine polniſche Gräfin, den Namen könne er nicht ausſprechen. Sie ſpricht im Schlaf, fügte er hinzu, ſieht, was auf zehn Meilen in der Runde geſchieht, und lieſ't Briefe mit zugemachten Augen. Es iſt die neumodige Krankheit; der Herr bei ihr iſt der Doctor, der ihr die Hand auflegt. — Alſo die Somnambüle und ihr Magnetiſeur! rief ich aus. In dieſem Augenblicke wurde ihre Geſtalt an einer Beugung des Felſenpfades mir wieder ſichtbar. Sie hielt ihr Tuch vor den Augen. Geſpannt auf die Entwicklung dieſes Abenteuers ritt ich heim.

Unten im Flur fragte mich der Kellner, ob ich an der Table d'hote ſpeiſen werde, einer der Gäſte habe ſich nach mir erkundigt. Ich ließ mich an die Tafel und zu dieſem Gaſte führen, und fand Niemand anders, als den Arzt vom Felſen. Ich nahm an ſeiner Seite Platz. Ein Geſpräch entſpann ſich zwiſchen uns, aber nicht das, welches ich wünſchte; der Fremde hielt es, wie gefliſſentlich, bei den allgemeinſten Gegenſtänden feſt. Und doch hatte er ſich nach mir erkundigt! Es ſchien mithin, als habe er mir etwas vertrauen wollen. Meine Neugier, meine Ungeduld wuchs, endlich fuhr ich heraus: Sie werden es natürlich finden, mein Herr, daß ich gern wiſſen möchte, warum ich Ihrer Dame heute Waſſer ſchöpfen mußte. Darf ich, ohne eine Indiscretion zu begehen, Sie um eine Antwort auf dieſe Frage bitten?

Der Arzt bedachte ſich eine Weile und ſagte dann: Hier unter dem Geklapper der Teller und bei dem Geſchwätze einer Wirthstafel möchte nicht der Ort ſein, von den zarteſten Wundern der Welt zu reden. Indeſſen will ich Ihnen gern ſagen, was ich ſagen kann. Wenn ich Sie nachher auf Ihr Zimmer begleiten darf, erfülle ich gern Ihren Wunſch. Nur, ſetzte er lächelnd hinzu, geben Sie von vornherein auf, begreifen zu wollen! Hier hat unſere Weisheit ein Ende. — Ich ſagte ihm das zu. Er fragte mich nun um meine Meinung vom Magnetismus und von allen den ſonderbaren Entdeckungen, die ſeit einigen Decennien die Aufmerkſamkeit der Sinnenden in hohem Grade erregt haben. Ich ſprach, wie ich wirklich dachte, daß ich dem Zeugniß der bewährteſten Forſcher vertraue, und daß mir Manches in den Myſterien der Alten, in den Wundern unſerer Tradition, was ich nur ungern als Täuſchung oder Trug betrachtet habe, durch den Magnetismus beſtätigt und verbürgt erſcheine. Ich ſtellte mich noch gläubiger, als ich im Grunde war, um ihn nur recht zutraulich zu machen. Er ſchien mit dem Katecheten zufrieden zu ſein. In zwei Minuten bin ich bei Ihnen! rief er, als wir vom Tiſche aufſtanden.

* * *

Die Thüre meines Zimmers öffnete ſich, und herein trat der Magnetiſeur, ganz eingehüllt in einen weiten, rothausgefütterten Carbonaro. Ich ſtutzte; wie ward mir aber, als er den Mantel zurückſchlug, und ich die Dinge ſah, die er unter demſelben verborgen trug. Schweigend breitete er einen ſchwarzen Teppich über den Tiſch, ſtellte die Kerzen in gemeſſener Entfernung von einander, legte zwei Degen zwiſchen die Kerzen, und ſetzte einen Todtenkopf auf den Punkt, wo die Klingen ſich durchſchnitten! Dann trat er hinter den Tiſch und hob mit Feierlichkeit an: Ich pflege Jedem, den ich für würdig halte, einen Blick in das Heiligthum des Lebens thun zu laſſen, zuvor den Eid der Verſchwiegenheit abzunehmen. Auch Sie, mein Herr, muß ich erſuchen, ſich dieſer Regel zu unterwerfen. Unzählige Irrthümer, Verdrehungen und Mißbräuche wären unterblieben, wenn man dasjenige, was nur unter Vertrauten und in der größten Sammlung des Gemüths beſprochen werden darf, nicht an das grelle Licht des Tages, nicht in die Fluth eines frivolen Geklätſches geriſſen hätte. Durch dieſe Entweihung iſt es der Fratze möglich geworden, in den Tempel zu dringen: durch ſie haben Betrüger die Mittel gewonnen, das Werk der Finſterniß unter dem Schein des Lichts zu treiben. . . .

Bei dieſen Worten erhob ſich im Nebenzimmer ein leiſes aber heftiges Weinen. Der Magnetiſeur horchte auf, ſchien betroffen zu ſein, ſammelte ſich aber ſogleich und fuhr mit feſter Stimme fort: Schwören Sie, mein Herr, keinem Unberufenen etwas von dem zu entdecken, was Sie ſogleich hören werden; ſchwören Sie auf dieſes Symbol des Todes, und Schwerter, ſcharf wie die, welche Sie vor ſich ſehen, mögen den Buſen des Eidbrüchigen durchſchneiden! — Ich fand freilich, daß in der ganzen Ceremonie etwas wie Roſenkreuzerei, Geiſterbannen oder Charlatanerie ſteckte, indeſſen dachte ich: Klingeln gehört zum Handwerk; legte die Finger auf den Todtenſchädel und gelobte Verſchwiegenheit. Ich bat ihn darauf, Platz zu nehmen, er ſetzte ſich hinter die Kerzen und ſein Geräthe und erzählte mir Folgendes.

Gräfin Sidonie, von Jugend auf zart und reizbar, litt ſeit den Entwicklungsjahren an den heftigſten Nervenübeln. . . .

Entſchuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, ſagte ich. Die Dame hat ja die blühendſte, geſündeſte Farbe.

Und ich wiederhole Ihnen, fuhr der Arzt in einem etwas imponirenden Tone fort, daß ſie an Nervenübeln leidet, welche ihre Conſtitution in den innerſten Faſern angegriffen haben. Man wandte alle möglichen Mittel an; vergebens; endlich verfiel man auf den Magnetismus, aber keiner der umgebenden Aerzte vermochte ſich mit ihr in Rapport zu ſetzen. Das ſeltſamſte Verhängniß muß mich auf das Schloß ihrer Eltern führen, ich ſehe ſie, ich verſuche den Strich, ſiehe da, der Zuſtand tritt ein. Was hierauf folgte, wie ſie von Stufe zu Stufe bis zum eigentlichen Hellſehen emporſtieg, übergehe ich, es waren nur die Erſcheinungen, die Sie ſchon aus Schriften kennen. Sie verordnet ſich endlich das Waſſer von Ems, ich reiſe mit ihr hieher.

Hier angekommen, beginnt ſie den Brunnen zu trinken. Aber ſonderbar! ſtatt der Heilung nehme ich Rückſchritte wahr. Meine ganze Theorie über Untrüglichkeit ſomnambüler Anſchauungen beginnt zu wanken. Sidonie verfällt in die höchſte Abſpannung, in eine bedenkliche Dumpfheit. Der Schlaf ſtellt ſich intermittirend, geſtört ein, ſie ſcheint von der Höhe der inneren Beſchauung herabgeſunken zu ſein. Alle die Quellen, zu denen die Andern gehn, helfen mir nicht! ruft ſie mehrmals mit Leidenſchaft in ihren Paroxismen aus. Aber was ihr helfen könne? Sie vermag es nicht anzugeben. Endlich, grade heute vor acht Tagen iſt es, als ob ihr Weſen wieder zu hellerer Klarheit emporgehoben würde. Mit freudigen Mienen, den Kopf ſanft wiegend, ſagt ſie: O welch ein ſchönes Waſſer! — Was für ein Waſſer? frage ich. Das da oben auf der

Bäderlei ſpringt! erwidert ſie. Das, und nur das allein heilt mich. Es ſind heimliche Sachen darin. Geht und laßt mir einen Krug füllen! — Nein, unterbricht ſie ſich lebhaft, nein, Er muß das Waſſer mir ſchöpfen. — Wer? — Und nun erzählt ſie, ſie ſehe einen Mann, den ſie nach Statur und Kleidung beſchreibt, wie Sie, mein Herr, leibhaftig vor mir ſitzen, auf der Spitze der Bäderlei, dieſer reiche ihr einen Trunk Waſſer aus dem Felſenquell, dieſes Waſſer, gereicht von der Hand des Mannes, werde ſie herſtellen, der Mann ſei ihr Retter und ſeine Gabe das Rettungsmittel. Ich frage nach Tag und Stunde. Sie giebt mir den heutigen Tag und die achte Abendſtunde an.

Sie können ſich nun denken, mein Herr, mit welchem Herzklopfen ich dem Augenblicke entgegenſah, der über die Wahrheit dieſer wunderbaren Viſion entſcheiden ſollte. Um Ihnen von der Deutlichkeit ihrer Anſchauungen einen Begriff zu geben, muß ich noch hinzufügen, daß ſie ſogar den Treiber und ſeinen Eſel oben auf dem Felſen bei ihrem Retter erblickte. — Wir machen uns heute auf, ſtillſchweigend, unter fiebernder Erwartung, erklimmen wir die Höhe — unten im Thale ſchlägt es Acht, die oberſte Platte wird ſichtbar und — — was weiter geſchah, iſt Ihnen bekannt.

Hier ſprang ich auf, und rief: Kaltes Waſſer eine Arzenei! Wahrſagung! Bäderlei! Ich ihr Retter, der ſie nie ſah, nie etwas von ihr hörte, der zufällig hier ankommt! Was will ich davon denken? Täuſchen Sie mich? Wollen Sie mich aufziehen?

Es ſteht Ihnen ja frei, von dieſen Dingen zu halten, was Sie wollen, verſetzte der Arzt ſehr kaltblütig. Daß ich keinen Propheten meiner Lehre aus Ihnen machen will, beweiſe Ihnen die Bitte, die ich an Sie richte, ſich Ihres Schwures gewiſſenhaft eingedenk zu halten.

Er packte ſein Geräth zuſammen und ſchien Abſchied nehmen zu wollen. Ich ergriff ihn bei der Hand. Bleiben Sie noch einige Augenblicke! rief ich leidenſchaftlich; laſſen Sie mich nicht in dem Dunkel, wohinein mich dieſe myſtiſchen Eröffnungen geſtoßen haben! Erklären Sie mir die Sache. Ich frage mit den Worten Luther's: Wie kann Waſſer ſo große Dinge thun? In welchem Zuſammenhange ſoll meine Handreichung mit der Herſtellung jener Dame ſtehn?

Und wenn nun, verſetzte er, jenes Waſſer verborgene Kräfte beſäße, die unſere wachen Sinne zu entdecken nur nicht fein genug wären? Iſt es der Scheidekunſt ſchon gelungen, die gewöhnlichen Mineralquellen vollſtändig zu entziffern? Bleibt nicht ein unbekanntes Etwas in ihnen übrig, was keine Kunſt nachmachen kann? Uns ſcheint jenes Waſſer von der Bäderlei gewöhnliches Waſſer, die heilige Ekſtaſe der Somnambüle, vor der es nichts Verborgenes giebt, muß doch wohl noch etwas Anderes darin ſehn. Ich erinnre mich, ſie ſah es gelbröthlich leuchten. Es iſt wahr, bis jetzt nahm man an, der geheime geiſtige und körperliche Bezug werde nur durch die magnetiſche Berührung, werde nur zwiſchen dem Magnetiſeur und der Magnetiſirten hervorgebracht. Hier entdeckt ſich nun etwas Andres. Ein Dritter, ein Fremder tritt in den Zauberkreis, der innigſte Rapport ſcheint ihn an dieſen Kreis, an die Perſon, welche in dem Mittelpunkte des Kreiſes ſich befindet, zu knüpfen. Von ſeiner Hand berührt, wird das Waſſer wohlthätig. Was verwundern wir uns über ein Wunder mehr, mitten in einem Gebiete, welches uns, ſo wie wir es betreten, mit Wundern überſchüttet? Haben wir die Gränze dieſes Königreiches der Nacht ſchon ausgemeſſen? Ich kann nicht verlangen, mein Herr, daß Sie einer Fremden Ihre Zeit opfern ſollen, aber meinen Glauben muß ich ausſprechen, daß Ihre Nähe wahrſcheinlich überaus vortheilhaft wirken würde. Können Sie nicht einige Tage hier verweilen?

Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. Uebermorgen war der Tag, zu welchem mich mein Gönner nach Frankfurt beſchieden hatte. Ich ſagte dem Arzte den morgenden Tag zu. Das iſt freilich nicht viel, verſetzte er. Ich bat ihn, mich während eines Paroxysmus zu ſeiner Kranken gelangen zu laſſen. Er entdeckte mir, daß ſie am folgenden Tage Vormittags eilf Uhr einſchlafen werde, ſo habe ſie es vorhergeſagt, und mir ſolle werden, was ich erbeten habe.

Ich habe in der folgenden Nacht wenig geſchlafen. Aus unruhigem Morgenſchlummer durch das Tageslicht emporgeſchreckt, glaubte ich geträumt zu haben, und als ich auf meinen Füßen ſtand, und als ich mich der Wirklichkeit deſſen, was ich erlebt hatte, erinnerte, löſ'te ſich mir die Wirklichkeit in einen Traum auf. Ein Lohnkutſcher meldete ſich, der mich nach Frankfurt fahren wollte; ich hieß ihn ſeines Weges gehn, ich wollte, ich mußte heute noch in Ems bleiben; ich mußte mich ihr nahen, ſie ſehen, ſprechen, meine Einbildungskraft war von nichts erfüllt, als von ihrem Bilde. Sollte ich mich ihr anmelden laſſen? Dann lehnte ſie vielleicht meinen Beſuch ab. Mein Verlangen war zu heftig, ich wagte es auf ihren Unwillen hin, die Form zu verletzen. Nachdem ich die Gallakleider, die eigentlich bis Frankfurt hatten im Mantelſack bleiben ſollen, hervorgeholt und vor dem Spiegel eine Toilette gemacht hatte, die, ich muß geſtehen, ſorgfältiger ausfiel, als gewöhnlich, ſchritt ich beklommen über den Gang zu ihrer Thüre. Ich horchte: Niemand ſprach, ſie war allein. Ich klopfte: Herein! rief die mir von geſtern bekannte melodiſche Stimme.

Die Schöne ſaß morgenhaft-leichtgekleidet im Sopha. Sie erſchrak, und meine Verlegenheit wurde durch ihren Anblick nicht geringer. Wie kommt es, mein Herr — ſagte ſie erröthend, das Weitere erſtarb ihr im Munde. Sie hatte ſich erhoben, wir ſtanden einander ſchweigend gegenüber. Endlich gelang es mir, mich zu faſſen und

Worte zu finden, die mir gut und ſchicklich zu ſein ſchienen. Eine Kühnheit kann hier nur durch die andre gerechtfertigt werden, rief ich aus. Laſſen Sie mich Ihnen ſagen, Gräfin, daß ich Alles weiß. Steht mein Weſen zu dem Ihrigen in dem wunderbaren Verhältniſſe, von dem mir Ihr Arzt erzählt hat, ſo wird Sie meine Offenheit nicht beleidigen. Vielleicht bin ich ungeſchickt in dem, was ich vorbringe, wenn Sie aber dem einfachen Worte eines argloſen Mannes vertrauen wollen, ſo glauben Sie, daß Sie mir einen ſchnellen und aufrichtigen Antheil an Ihrem Schickſal abgewonnen haben.

Sie ſchien von der Wärme, mit der ich redete, tief ergriffen zu ſein. Eine Thräne trat in ihr Auge, ſie blickte mich lange, wie in großer Trauer, an, dann ſagte ſie: Ja, mein Herr, ich bin eine Kranke, und Heilung thut mir Noth. Wie aber dieſe finden, wenn eine fremde Gewalt unſern Mund verſchließt, daß wir den Sitz des Uebels nicht offenbaren dürfen? O glauben Sie mir, ich bin ſehr unglücklich! — Mein Intereſſe an dieſer ſonderbaren Dame wuchs mit jedem Augenblicke, ich ſagte ihr das Treuherzigſte, was ich wußte, ich ſuchte alle Tröſtungen zuſammen, die man ohne Kenntniß des beſonderen Falls aufbringen kann. Es kam mir vor, als ob meine Worte ſie etwas beruhigten, ich bat ſie, mir zu erlauben, daß ich noch bei ihr verweilen dürfte. Sie gab es zu, nöthigte mich aber nicht zum Sitzen, eine innere heftige Bewegung ſchien ſie, daß ich mich des Ausdrucks bediene, vergehen zu wollen, denn ſie wanderte mit mir im Zimmer auf und ab. Es kam eine Art von Geſpräch zu Stande, ſie zwang ſich, von allgemeinen Dingen zu reden; ich mußte die Feinheit ihres Urtheils, die Wahl ihrer Worte bewundern. Und doch war ſie mir, leidenſchaftlich aufgeregt, noch anziehender vorgekommen, und doch ſuchte ich, aus Thorheit oder Selbſtſucht, die Unterredung wieder auf das Thema ihrer Perſon zurückzuſpielen. Leiden Sie ſchon lange? fragte ich voll Theilnahme. — Schon lange war ich beklagenswerth, verſetzte ſie, ſeit geſtern bin ich elend! Sie bereute dieſe Worte, ſobald ſie dieſelben hervorgeſtoßen hatte. Sie wollte mich glauben machen, daß ihre Nervenübel ſie geſtern mit verdoppelter Stärke angefallen und daß die Schmerzen ſie heute noch nicht verlaſſen hätten. Ich ließ dieſe Auslegung gelten, der Himmel vergebe mir die andre, welche ich mir ſelbſt im Stillen machte. Sidonie war ſo ſchön! — Meine Lippen bebten, mir wurde ſehr warm, ich war im Begriff eine Albernheit zu begehn, als ſie auf einmal mit beiden Händen die meinigen ergreifend niedergeſchlagnen Blicks zu mir ſagte: Ich leſe in Ihrer Seele! Aber ich bitte Sie, machen Sie eine Ausnahme von Ihrem Geſchlechte, ſein Sie kein roher, eitler Mann! Ich geſtehe Ihnen, unſer geſtriges Zuſammentreffen hat entſchiedenen Einfluß auf mich geübt. Aber bei der Tugend Ihrer Mutter, laſſen Sie alle thörichten Einbildungen fahren! Iſt es wahr, darf ich glauben, daß ein raſches Gefühl der Freundſchaft Sie zu mir hingezogen hat, o ſo achten Sie auf das Wort einer Freundin! Beſtellen Sie in dieſer Stunde, in dieſem Augenblicke Poſtpferde, fliehen Sie meine Nähe, die Ihnen verderblich iſt, Niemand tritt zu ſeinem Heile in meinen Kreis! — Ehe ich noch etwas auf dieſe unerwartete Anrede verſetzen konnte, war die Thür aufgegangen und der Arzt eingetreten. Sidonie riß ihre Hände aus den meinigen los und warf ſich mit einem Schrei des Entſetzens in den Sopha. Der Arzt warf einen Blick, den man wirklich durchbohrend nennen konnte, auf die Leidende, dann ſtrich er ſich mit der Hand über die Stirn und erſchien nun als verwandelter Menſch. Im ſanfteſten, höflichſten Welttone wandte er ſich zu der Armen, die vernichtet im Sopha lag, und ſagte: Wie oft habe ich Sie gebeten, theure Gräfin, ſich nicht ſo haltungslos krampfhaften Empfindungen hinzugeben! Was ſoll unter ſolchen Stürmen aus unſerer Cur werden? — Er ging zu ihr, beugte ſich über ſie hinab und flüſterte ihr einige Worte ins Ohr. Sie ſträubte ſich unter ihm ſchaudernd, wie ein gequälter Wurm, dann erhob ſie ſich und wankte, ſchlotternd, als ob keine Muskel ihre Kraft behalten hätte, bleich, die Augen zwei Thränenbäche, am Tiſch, an der Wand ſich ſtützend, langſam aus dem Zimmer.

Als wir allein waren, ſagte der Arzt: Zweifeln Sie noch, daß die Dame an den Nerven leidet? — Sie ſieht eher aus wie eine Verzweifelnde! rief ich heftig. Er, ohne auf meine Worte zu achten, ließ ſeine Uhr repetiren und ſagte gleichgültig: Eilf! Wie iſt's,

Fo

wollen Sie nun einen Blick hinter den Schleier der Jſis thun? — Voll Mitleid und Grauen machte ich mich mit dem Manne auf den Weg nach ihrem Schlafzimmer. Sein durchbohrender Blick, ſeine nachherige Freundlichkeit — dieſe Contraſte hatten etwas Fürchterliches. Ich will doch heute Nachmittag abreiſen, ſagte ich zu mir ſelber, als wir, über Gänge und Stiegen, nach dem entlegenſten Theile des Gaſthofes ſchritten.

Wir traten in ein grünverhangenes Stübchen, das der Magnetiſeur zu ſeinen Operationen auserſehen hatte, weil es entfernt von allem Geräuſche lag. Querdurch war ein Schirm geſtellt. Er hieß mich leiſe auftreten, führte mich hinter den Schirm, ſiehe da, die Somnambüle lag, die Augen feſtgeſchloſſen, das Haupt zurückgebogen, im Lehnſeſſel. Als wir uns ihr näherten, zuckte ſie zuſammen. Sie merkt Ihre Nähe, obgleich ich Sie nicht berührt habe, ſprach der Arzt, wunderbar, höchſt wunderbar! Treten Sie ihr doch etwas näher! — Ich trat dicht vor die Schlafende. Ein heftiges Zittern durchflog ihren Körper. Die Wirkung iſt ſo gewaltſam, ſagte der Arzt, was bedeutet das? Haben Sie vielleicht Metall bei ſich? — Ich nahm Uhr, Meſſer und dergleichen, was ich in der Taſche hatte, heraus. Dieſe Gegenſtände mußte ich auf Geheiß des Magnetiſeurs ablegen und zwar außerhalb des Schirms, der, wie er ſagte, ebenfalls magnetiſirt war. Er erzählte mir, daß man über die Anwendbarkeit der Metalle ſich noch ſehr im Dunklen befinde, die Erfahrungen kreuzten und widerſprächen ſich; zuweilen hätten dieſe Stoffe ſehr heilſam gewirkt, in anderen Fällen wären ſchon durch die geringfügigſten Dinge, z. B. durch ein Stückchen Draht oder durch einen Kupferdreier, tödtliche Krämpfe hervorgebracht worden. Nun müſſen wir eine Hauptprobe machen, fuhr er fort. Ich werde Sie mit Sidonien allein laſſen. Mein Einfluß höre ganz auf! Ich werde aus dem Zimmer gehn und meine Gedanken von Ihnen, von der Kranken ab, auf ganz andre Dinge wenden. Nach den bisherigen Beobachtungen könnten Sie, könnten Hunderte unter dieſen Umſtänden zugegen ſein, unſere Hellſeherin würde nichts davon merken. Von geſtern und heute aber ſcheint eine neue Epoche in der Geſchichte des Magnetismus anzubrechen. Es iſt, als gäbe es Rapports, unabhängig von aller Manipulation, ich möchte ſie Urrapports nennen. Wir wollen das Factum mit Ruhe und Aufmerkſamkeit feſtzuſtellen ſuchen. Setzen Sie ſich zu ihr, ſprechen Sie mit ihr; antwortet ſie Ihnen, ſo können wir einen Theil unſeres Syſtems zu den Fabeln ſchicken. Er drückte beide Daumen einige Secunden lang auf die Herzgrube der Schläferin, dies nannte er Calmiren; ich hörte ihn wieder ihr etwas zuflüſtern, was ich nicht verſtehen konnte, ich mußte mir einen Seſſel neben ihren Fauteuil ſtellen. Als ich bei der Kranken ſaß, empfahl er mir dringend die höchſte Aufmerkſamkeit und Ruhe, und ich war mit Sidonien allein.

Aber wie anders, wie verſchieden erſchien ſie mir jetzt! An die Stelle der Bewegung, die ich im wachenden Zuſtande an ihr wahrgenommen hatte, war eine völlige Regungsloſigkeit getreten. Ich fragte ſie, ob ſie mich ſehe, höre, wie ſie ſich befinde? Keine Antwort erfolgte aus den feſtgeſchloſſenen Lippen. Ich forderte ſie auf, zu reden; daſſelbe Schweigen! Ich legte die Fläche meiner Hand ſanft auf ihre Hände, die dicht ineinander gefaltet ihr im Schoße ruhten, und fühlte die Kälte des Todes. Erſchrocken berührte ich ihre Wange, auch dieſe war kalt. Hätte nicht ihr Athem, ängſtlich, wie das Stöhnen des Schwererkrankten, meine ſtarr auf ſie gehefteten Augen geſtreift, ich würde das Schlimmſte haben fürchten müſſen.

So brachte ich einige angſtvolle Minuten in der ungewiſſen Dämmerung dieſer Schweigenden, Bleichen, Kalten gegenüber zu. Ich wünſchte herzlich, daß der Arzt zurückkehren möge. Endlich trat er hinter den Schirm. Hat ſie Ihnen geantwortet? fragte er eifrig. Und als ich verneinte: So ſind wir denn in einem wahren Labyrinthe! Indeſſen müſſen wir uns an das halten, was ſie ſelbſt geſagt hat. Das Waſſer von der Bäderlei aus Ihrer Hand verordnete ſie ſich. Dieſe Worte können nicht trügen, oder die Natur iſt eine Lüge. Wann reiſen Sie? — Heute Nachmittag drei Uhr. — So bitte ich Sie im Namen der Gräfin, ihr noch eine Flaſche von jenem Waſſer zu ſchöpfen. — Er drang auf meine ſchleunige Entfernung, er fürchte, ſagte er, daß meine Nähe doch nicht günſtig wirken möge, wenigſtens könne er nicht verantworten, mit einem Agens, deſſen Bedeutung er noch nicht überſehe, frevelhaft weiter zu experimentiren. Ich mußte ſeine Beſorgniſſe ehren. Ich bat ihn, mir zu ſagen, wann die Gräfin erwachen werde. Heute Nachmittag vier Uhr, verſetzte er. — So ſehe ich ſie denn nicht wieder! Sagen Sie ihr, daß ich ſie innig bedaure, ſagen Sie ihr, daß mir der Tag ein Feſttag ſein wird, an dem ich höre, daß es ihr wohl geht, daß ſie von ihren Leiden befreit iſt! — Ja doch! Ja doch! antwortete der Arzt, ließ mir kaum Zeit, das abgelegte Metall wieder zu mir zu ſtecken, ſchob mich hinaus; hinter mir hörte ich den Riegel ins Schloß ſpringen.«

---

Verdrießlich, verworren ging ich — nach der Bädeklei, meine Flaſche unterm Rocke. Unterwegs fiel mir erſt ein, daß, wenn ich vor dem Erwachen der Gräfin abreiſ'te, ihr das Waſſer nicht ſelbſt reichte, dieſes unſchuldige Mittel ganz ohne Wirkung bleiben würde. Wer das Erſte thut, darf das Zweite nicht laſſen. Ich ſagte dem Kellner, als ich heiß und müde von meiner Wallfahrt auf die Felſen zurückkehrte, er möge nur die Poſtpferde wieder abbeſtellen laſſen. Der Menſch ſchüttelte den Kopf und ſah mir lächelnd nach, wie ich mit meiner Waſſerflaſche die Treppe hinaufſtieg. In meinem Zimmer war es mir zu eng, zu ängſtlich. Ich ſchämte

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21107 / 029**

mich, ich weiß nicht weshalb? ich wünſchte, ich weiß nicht was? ich war verſtimmt, ich weiß nicht worüber? Unwillkürlich ſchweiften meine Gedanken nach dem Schlafzimmer der Somnambüle, ich ſah den Arzt ſich mit ihr beſchäftigen, ſie berühren. Der geiſtige Zwang, den in dieſem Zuſtande ein Weſen über das andre ſich anmaßt, die ſchrankenloſe Hingebung eines Weibes in den Willen des Mannes kam mir unnatürlich, widerlich vor; und doch wäre ich gerne an der Stelle des Magnetiſeurs geweſen. Ich glaubte damals, ich ſei nicht fein genug organiſirt, um mich in jenes Naturgeheimniß ganz hinein zu fühlen; jetzt, wo ich aus der Erinnerung dieſe Sachen niederſchreibe, muß ich bekennen, daß ich war, was man im gemeinen Leben eiferſüchtig nennt. Um mich zu zerſtreuen, wollte ich ein Buch aus meiner Kommode nehmen: wer beſchreibt meine unangenehme Ueberraſchung, als ich aufſchloß und in dem Fache zwar was ich ſuchte fand, aber meine Schatulle nicht ſah, die daneben geſtanden hatte? Irrte ich mich? Ich kehrte alle meine Sachen um, ich riß die anderen Schubfächer auf, ich ſchüttelte den Mantelſack aus — die Schatulle war verſchwunden. Ich rannte einigemale, faſt ohne Beſinnung, auf und nieder, ich ſchlug mich vor den Kopf, es ſprang kein verſtändiger Gedanke heraus. Heftig riß ich an der Klingel; der Wirth ſoll kommen! donnerte ich den erſchrockenen Jungen an, der, über meinen Ton entſetzt, ſich faſt rücklings überſchlug. Ich bin in Ihrem Haus beſtohlen worden, vierzig Piſtolen ſind mir entwendet!

rief ich dem Wirth entgegen. O Gott, meine Reputation! ſchrie der Mann. Ich polterte heraus, daß ich die Schlüſſel nie von mir gethan, ſie wenigſtens nie aus der Acht gelaſſen hätte, die Schlöſſer müßten mit einem Inſtrumente geöffnet ſein, es müßte ein Hausdieb in ſeinem Gaſthofe ſtecken. Freilich! freilich! rief der Wirth, das haben der Herr Doctor auch ſchon geſagt! Denſelben iſt auch Geld weggekommen, wie dieſelben mir heute Morgen ſagten. Sackerment! Wo befindet ſich dieſe Canaille unter uns? — Er war in der größten Angſt um den guten Ruf ſeines Hauſes, er bat mich inſtändigſt, vor der Hand ſtill zu ſein, er nannte mich Graf und zuletzt Excellenz. Es ſoll ſich vor Eurer Durchlaucht Alles faſelnackt ausziehn, Knechte, Mägde, meine Kinder und Alles, wir wollen viſitiren, oben und unten, hinten und vorne, im ganzen Hauſe, nur kein Aufſehen, nur keine Geſpräche, damit ich nicht in Mißcredit gerathe, es geht jetzt gerade die beſte Zeit an! Niemals hat man ſonſt in der Regel bei mir geſtohlen! Das konnte mir nun freilich in dieſem Ausnahmsfalle nicht viel helfen. Ich ſagte ihm, er möge ſeine fünf Sinne zuſammennehmen und mir mein Geld wiederſchaffen.

In dieſem Augenblicke ſchickt mir der Arzt einen Zettel, die Schrift iſt noch feucht; ich leſe: So eben ſagt mir unſre Schlafende, die ich über Sie ausfrage: Man hat ihm ſeine Schatulle entwendet, ſie liegt aber unter dem großen Wallnußbaum am Hauſe. Ich ſchreibe Ihnen dieſe höchſt ſonderbare Aeußerung, ſehen Sie doch aus Vorſicht nach Ihrem Gelde, ich habe ebenfalls heute etwas vermißt. Ich darf die Gräfin nicht verlaſſen, ſonſt käme ich ſelbſt zu Ihnen. — Haben Sie einen Wallnußbaum an Ihrem Hauſe? fragte ich den Wirth. — Ja wohl. — Führen Sie mich ſogleich hin! —

Wir gingen durch den Hof in einen Baumgarten, der an das Hintergebäude ſtieß. Ein großer prächtiger Nußbaum breitete faſt dicht an der Wandſeite ſeine ſchattenden Zweige aus. Da liegt wahrhaftig etwas! rief der Wirth. Ich flog auf den Baum zu. Das Unglaubliche war wirklich, am Fuße des Stamms lag meine Caſſette. Ich hob ſie auf, aber die Freude, ſie wiederzubeſitzen, war kurz. Der Dieb hatte ſie erbrochen, das Schlößchen hing kläglich am letzten Nagel, meine goldne Hoffnung war aufgeflogen, ich hielt das Käſtchen leer, wie Pandorens Büchſe, in der Hand. Ich machte ein betrübtes und, wie ich glaube, einfältiges Geſicht. Ein Specht erhob von dem Wipfel des Baums ſein Gelächter, das Thier ſchien mich zu verhöhnen. Von der andern Seite rief der Kukuk. Ja, wohin ſollte ich gucken, um meinen Dieb zu erſpähn? Ich blickte empor, da ſah ich nichts, als die Fenſter des Hintergebäudes. Der alberne Wirth erſchöpfte ſich, wie das bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, in den ungereimteſten Vermuthungen über die Art und Weiſe, wie die Schatulle in den Baumgarten geſchafft ſei. Ueber den Hof, meinte er, könne der Dieb nicht gegangen ſein, er habe ſich den ganzen Morgen über in der Packkammer aufgehalten, von wo man den Hof überſehen könne. Er habe aber nichts Verdächtiges bemerkt. Der Baumgarten ſei rings umſchloſſen. Nun, rief ich ungeduldig, iſt ſie etwa durch die Luft gereiſet? — Könnte wohl ſein, verſetzte er geheimnißvoll. Er ſollte mir ſagen, was er meine, war aber nicht zu bewegen, ſich deutlicher zu erklären. Nein! rief er, bei ſolchen Sachen kann man ſich in der Regel gar zu leicht das Maul verbrennen! Seines Aberwitzes müde, befahl ich ihm, die Viſitation anzuſtellen. Wir durchſuchten Stunden lang Kiſten und Kaſten, Säckel und Taſchen — mein Geld blieb verſchwunden. Gegen Abend traf ich in der großen Allee den Arzt, der mir gleich mit Feuer zurief: Nun, Sie haben Ihre Schatulle wiedergefunden! Ohne auf meine Erklärung, daß mir unter den obwaltenden Umſtänden der Fund nicht viel helfen könne, zu achten, überließ er ſich ſeiner Ekſtaſe über die Untrüglichkeit der Clairvoyance und wurde mir damit überaus läſtig. Ich unterbrach ihn. Sie erwähnten, ſagte ich, daß Sie ebenfalls Geld vermißt hätten. Haben Sie die Schlafende nicht nach dem Thäter befragt? — Allerdings, verſetzte der Arzt. Ihr Dieb und der meinige ſind eine und dieſelbe Perſon. Sie beſchrieb ihn als einen ſtarken, pockennarbigen, braungelben Mann. Als ich noch mehr wiſſen wollte, iſt ſie wieder erwacht. — Ich machte mich von dem Magnetiſeur los und ging meines Wegs. Jedes Menſchengeſicht ärgerte mich; das hatte ich nun von meinem Verweilen, Gehenlaſſen, Hingeben an Andre! Heute Morgen, als ich aufgeſtanden war, hatte ich die Schatulle noch geſehen; wäre ich, meinem Vorſatze getreu, abgereiſ't, ſo würde ich ſie ohne Zweifel behalten haben. Es dämmerte, als ich mein Zimmer wieder betrat. Noch ſollten die Ueberraſchungen nicht zu Ende ſein. In meinem Gemach befand ſich eine Seitenthüre, die zum Zimmer der Somnambüle führte. Kaum war ich eingetreten, ſo hörte ich an jener Thüre von jenſeits huſten, als würde mir ein Zeichen gegeben. Ich lege mein Ohr an das Schlüſſelloch, man flüſtert mir zu, ich ſolle den Riegel zu meiner Seite wegthun. Es geſchieht, und durch die nun ungeſperrte Thüre tritt — Sidonie in mein Zimmer.

Um Gotteswillen! rief ſie in fliegender Haſt, denken Sie wegen dieſes Schrittes nicht ſchlimm von mir! Ich muß Ihnen nützlich ſein und habe keinen andern Weg, zu Ihnen zu gelangen. — Wie? fragte ich ganz verſtört. — Es iſt keine Zeit zu Erklärungen, ſagte ſie eilig, wir können in jedem Augenblicke überraſcht werden. Armer, Rechtſchaffner, Betrogener! haben Sie Alles verloren? — Nein, verſetzte ich, der Hauptfang iſt durch ein glückliches Ungefähr den Krallen des Böſewichts entgangen. — Ich ſagte ihr, daß ich meine Fonds zum größeren Theile in einigen bedeutenden Papieren bei mir führe, daß ich dieſes Päckchen in meiner Brieftaſche trage, daß dieſe nicht in der Commode gelegen, ſondern in meiner Rocktaſche ſich befunden habe, daß der Verluſt, den ich erlitten, mehr verdrießlich als wichtig ſei. Sie ſchlug ihre Hände, wie vor Entzücken, zuſammen und rief: Gott ſei Dank! Geben Sie mir die Papiere zum Aufheben, Sie ſind ſo arglos, ſo zutraulich; wenn man auch darum Sie noch brächte! — Und da ich auf dieſe wunderbare Bitte einige Momente zaudernd ſtand: O Gott! rief ſie, ich will etwas Gutes thun, und er vertraut mir nicht! — Ihre Stimme zitterte. Ueberwältigt von der Güte dieſer Unerklärlichen ſank ich vor ihr auf die Kniee und reichte ihr die Papiere hin. Sie barg das Päckchen unter dem Tuche auf ihrem Buſen. An meinem Herzen verwahre ich dich, mit meinem Leben will ich dich vertheidigen! rief ſie, ſagte mir, der ich noch immer wie ein Narr auf den Knieen lag, eine ſüße gute Nacht und war hinweg. Ich ſprang auf, wollte ihr nacheilen, aber die Thüre wich keinem Drücken, Klinken und Klopfen.

Der Arzt ließ mich fragen, ob er zu mir kommen dürfe? Wie gerne hätte ich ſeinen Beſuch abgelehnt, indeſſen wollte ich nicht ſo unhöflich ſein. Er war nun theilnehmender als vorher, er erkundigte ſich, wie Sidonie, ob ich Alles verloren habe? Mein Herz wußte von dem Unglück kaum noch etwas, ich war im Geiſte mit ſüßen Dingen beſchäftigt. Ich bat ihn, ſich meinetwegen zu beruhigen, das Beſte ſei dem Diebe entgangen und befinde ſich in guter Verwahrung. Ob ich dieſe Worte mit einem beſonderen Accent ausgeſprochen, ob ich einen unvorſichtigen Blick auf die verhängnißvolle Seitenthüre geworfen habe? ich weiß es nicht. Er ſah, indem ſein Geſicht ſich verlängerte, zornig jene Thüre an und erwiderte nichts, als ein gedehntes: So! — Nach einigen gleichgültigen Reden wollte er ſich entfernen, ich hielt ihn zurück und fragte, auf die Flaſche mit Waſſer deutend, die ich geholt hatte und die noch ungebraucht auf dem Tiſche ſtand, was denn damit werden ſolle? — Was Ihnen beliebt! rief er und ſuchte vergebens eine große Aufregung zu verbergen. Er ging; ich hörte ihn draußen an der Thür der Gräfin klinken, ich hörte, wie dieſe ſagte: Geben Sie ſich keine Mühe, die Pforte iſt verwahrt, ich laſſe Niemand mehr zu mir! Es war mir, als vernähme ich einen dumpfen Fluch; heftige Schritte dröhnten über den Gang; ich wußte nicht, was ich aus allen dieſen ſonderbaren Ereigniſſen machen ſollte. Nur das empfand ich deutlich: der Bezug, in welchem ich zur Wachenden zu ſtehn ſchien, war mir lieber und intereſſanter, als mein Rapport zu ihrem ſomnambülen und magnetiſchen Leben, von welchem mir der Arzt geſagt hatte.

---

Bis hieher hatte ich mit ziemlich geſetzter Stimme leſen können, jetzt legte ich das Buch aus der Hand und bat meine Frau, mir den Vortrag des Uebrigen zu erlaſſen. Nein, ſagte ſie in einer Miſchung von Aerger und Spott, ich will die ſaubere Geſchichte aushören. Ihr ſchönen Herren! Von einem armen Mädchen wird immer das ganze volle Herz verlangt und die erſte Liebe und das unerprobte Gefühl, aber was bekommt ſie? Einen Gaſthof, worin ſchon Unzählige vor ihr logirt haben. Lies nur weiter, du ſollſt deinen Carneval mit einer Generalbeichte erkaufen!

Was was zu thun? Ich las weiter, aber ſehr beklommen und verlegen, wie folgt.

Der Morgen dampfte über dem Thale, endlich ſiegte die Sonne und ſpiegelte ihr Bild im Thau. Die Felſen ſtanden beleuchtet von ſcharfem Licht, zwiſchen ihnen ſpielte die Lahn mit dem wunderbaren Leben ihrer tauſend Quellen und Quellchen, Sprudel und Bläschen. Ich eilte ins Freie. Wohin ſollte dieſes Abenteuer führen? und doch dachte ich nur ſie, und doch drängte es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt, mein ganzes Herz vor ihr auszuſchütten. Ich rannte über die Brücke, der Pfad lief durch Wieſen und Thal, wo mächtige Eichen und Buchen eine grüne tiefe Einſamkeit ſchufen. Ich entfernte mich immer weiter von dem Geräuſche der Menſchen, von dem Hauſe, in dem ſie wohnte, und doch meinte ich, ſie müſſe mir im nächſten Augenblicke unter dieſen Bäumen entgegentreten. Am ſtillſten heimlichſten Waldplätzchen, im verſchwiegnen Säuſeln der Aeſte übermannte mich mein Gefühl, laut rief ich: Sidonie! Geliebte Sidonie! und drückte das Geſicht ins Tuch. War es Täuſchung der erhitzten Sinne? Hier bin ich, antwortete eine Stimme hinter mir.

Ich drehe mich um, Sidonie eilt mir nach, durch die Bäume entgegen. Ihr weißes Gewand wehte, ihr

Antlitz glühte, in der Hand hielt ſie das Päckchen, welches ich ihr geſtern gegeben hatte. Nehmen Sie! rief ſie athemlos. Ich hoffe, es wird nichts daran fehlen, ſetzte ſie mit einem trüben Lächeln hinzu. Und nun noch einmal: laſſen Sie ſich erflehn! Reiſen Sie auf der Stelle ab, ich werde nicht ruhig, bis ich Sie aus meiner Nähe weiß! — Mir vergingen die Sinne, ich wußte nicht, was ich that, ich rief: Dich verlaſſen, himmliſche Güte? Nimmermehr! — Ich bewegte mich gegen ſie, ſie wich mit einem Schrei des Schreckens vor mir zurück — aber — ſchon hielt ich ſie in meinen Armen! Ich bedeckte ihre Lippen mit Küſſen, ihr anfänglicher Widerſtand brach wie an innern gewaltigen Krämpfen zuſammen, die ſich in den Schlägen ihrer heftig arbeitenden Bruſt offenbarten. Sie ruhte mir am Herzen, ſie ſchlang die Arme um mich, als wollte ſie mit mir zuſammenwachſen. Sei die Meine! rief ich außer mir. Hätte ich dich früher geſehen! flüſterte ſie aus der tiefſten Seele.

Sie richtete ſich empor, ihr müdes Auge blickte mich ſehnſuchtsvoll an. Wir wollen uns verloben, ſagte ſie, aber nicht auf Vereinigung und Glück, ſondern auf Trennung und Reue! Nimm dieſen Ring, er iſt ein Erbſtück meiner Mutter, er wird wohl ſo viel werth ſein, als du eingebüßt haſt. Sie ſtreifte einen koſtbaren Brillantring vom Finger, ich empfing ihn wie ein Träumender. Sie ſagte: Der Spruch, mit dem ich dir den Ring reiche, lautet: Du ſollſt nicht richten. Richte nicht, wenn du von mir hörſt, was du auch von mir hören magſt! Gieb mir ein Pfand, daß du nicht richten willſt. Ich gab ihr einen Ring, den ich trug, und ſagte: Was du auch dir vorzuwerfen haſt, mir biſt du edel, gütig und liebevoll begegnet. Ich werde deiner mit ſchwerem Herzen denken! Vertraue dich mir! Iſt keine Hoffnung, daß dieſes ſonderbare Begegnen zum Glücke führt? — Keine! verſetzte ſie langſam und feſt. Ernſter und trüber ſind wohl nie Ringe gewechſelt worden. — Ein Geräuſch machte mich aufſehn. Der Arzt ſtand vor uns. Dieſelbe Scene, wie geſtern! Derſelbe fürchterliche, durchbohrende Blick, dann dieſelbe ſanfte Höflichkeit. Sidonie wankte, ich empfing ſie in meinen Armen. Sehen Sie wohl, meine gnädigſte Gräfin, ſprach der Arzt in jenem abſcheulichen glatten Tone, wie gefährlich Ihnen Morgenſpaziergänge ſind! Sie ſchwindeln, der Thau iſt Ihnen auf die Nerven gefallen. Sie müſſen wahrhaftig dergleichen Ausſchweifungen unterlaſſen und beſſeres Regime halten. — Sidonie drückte mir heftig die Hand, ſah gen Himmel und rief: Räche mich! — Dann ging ſie, ohne mich anzublicken, den Waldpfad, der zum Bade führte, zurück. Sie haben meinem Zutrauen wenig entſprochen, ſagte der Arzt zu mir. Sie haben Leidenſchaft und Verworrenheit in den heiligſten Kreis getragen. Schon geſtern ahnte ich, daß Sie die Reizbarkeit einer nervöſen Natur ſelbſtſüchtig zu entzünden gewußt hatten, ſchon geſtern zürnte ich Ihnen. Wiſſen Sie nicht, daß der magnetiſche Rapport nur von der Unſchuld, von dem ruhigen Frieden des Gemüths beſchützt wird? — Er verließ mich nach dieſen Worten, die er mit einer unerhörten Feſtigkeit zu mir geſprochen hatte, ohne meine Antwort zu erwarten; ich ſah ihn Sidonien folgen. — Ich wollte nach; hatte ſie ſich nicht mir zu eigen gegeben? Trug ich nicht ihren Ring? Ich mußte mich zurückhalten; hatte der Arzt nicht Recht? — Zu irgend einem vernünftigen Entſchluſſe zu kommen, ſetzte ich mich auf einen Stein zu Füßen einer mächtigen Eiche, das Haupt in der Hand. Was bedeuteten ihre Reden? Was ſollte ich thun? Was mußte ich laſſen? — Auf einmal fühle ich, daß mir Etwas blitzſchnell unter den Armen durch um den Leib greift oder fährt, ich ſchrecke auf: Himmel und Hölle, was iſt das? Ein dickes Seil iſt mir um den Leib gezogen, ich will empor, umſonſt! hinter dem Baume wird daran gedreht, geknüpft, ich bin feſt am Stamme. Ich rufe Räuber! Mörder! Hülfe! ich ſträube mich, ich reiße mit allen meinen Kräften, die Schmerzen hatte ich davon, aber das Seil wich nicht. Endlich ſagte eine tiefe Baßſtimme hinter dem Stamme: Jetzt ſitzt der Knoten, wenn ſie ihn nicht losſchneiden, kommt er nicht los. Eine baumſtarke Figur, mit Augen unter breiter Schirmkappe aus einem braunen Geſichte wie die Kohlen hervorglühend, trat mir in die Sonne. Was habe ich dir gethan? ſchrie ich den grünröckigen Schurken an. Nichts! verſetzte der Böſewicht. Warum bindeſt du mich? — Darum, ſagte der lakoniſche Spitzbube und raffte die Papiere auf, die ich vor Schreck hatte zu Boden fallen laſſen. Laß mir mein Eigenthum! rief ich. Bewahre, ſagte der einſilbige Schelm und ſchlug ſich ſeitwärts mit dem Raube in die Büſche. Ich hörte ihn noch eine Weile durch das Strauchwerk brechen und treten, dann wurde der Schall ſchwächer, und endlich war ich mit dem Stillſchweigen in meinem Walde allein.

Da ſaß ich nun wie Andres, den Don Quixote zu ſeinem Unheil aus den Händen des Bauers befreite, angebunden an einen Eichenbaum. O gemeines Ende romantiſcher Stunden! Nun wußte ich auf einmal, was ich zu thun hatte, nämlich: ſtillzuſitzen, ich wußte, was ich laſſen ſollte, nämlich: fortgehn. Woher war der Verruchte nur ſo unbemerkt gekommen? Ach, ich geſtehe meine Schwachheit, ich dachte nicht an Sidoniens Geſchick, ich dachte, ich wollte nichts, als von dem unſeligen Stricke los. Keine Möglichkeit! dicht um den Baum und um meinen Leib lag die Feſſel, ich meinte zu verzweifeln. Die Sonne ſtieg, ſie beleuchtete einen angebundenen Mann, die Sonne begann zu ſinken, ihre Strahlen führten noch immer den Retter nicht herbei. Endlich kam ein Engländer, der auf ſeinem einſamen Abendſpaziergange laut aus einem Buche die Verſe las:

To sit on rocks, to muse o'er flood and fell,
To slowly trace the forests shady scene,
Where things that own not man's dominion dwell
And mortal foot hath ne'er or rarely been,

To climb the trackless mountain all unseen,
With the wild flock that never needs a fold,
Alone o'er steps and foaming falls to lean;
This is not solitude; 'tis but to hold
Converse with Nature's charms, and view her stores
unroll'd!

Pray, Sir! rief ich den Gentleman an, untie me! — Er nahte ſich mir ohne Zeichen des Erſtaunens, er prüfte hinten den Knoten und ſagte ruhig: 'tis impossible, Sir, and I got no knife. Ich bat ihn, in der nächſten menſchlichen Wohnung Lärm zu machen! Er entfernte ſich, indem er, ohne ſich weiter ſtören zu laſſen, ſeine gefühlvolle und melancholiſche Lectüre im Childe Harold fortſetzte. Endlich erſchien mein Engel in Geſtalt eines alten Holzhackers. Er trennte mit einem Streiche ſeiner Axt meine Bande, ich ſprang auf, wie ein erlöſ'ter Prometheus. Ich wollte ihm Geld geben, ach, ich hatte ja nichts mehr. Der Alte ſagte, es ſei auch ſo gut und nicht des Dankes werth, er wolle den Spitzbuben, wenn er ihn treffe, vor den Kopf ſchlagen, daß er liegen bleibe.

Was habe ich weiter zu erzählen? Im Gaſthofe erfuhr ich, die Dame ſei mir am Morgen eilig nachgegangen, der Arzt eben ſo eilig der Dame, als er von ihrer Promenade gehört habe. Nach zwei Stunden habe der Doctor die Gräfin, die tiefverſchleiert geweſen, zurückgebracht. Bald darauf waren beide abgereiſ't, man konnte nicht ſagen, wohin? Der Doctor hatte mich beim Abſchied recht herzlich grüßen laſſen, als ſei nichts vorgefallen, und ſehr bedauert, mich nicht noch einmal geſprochen zu haben. Von dem Strauchdiebe, wie ich ihn beſchrieb, wollte Niemand etwas wiſſen.

Solchen Ausgang gewann meine Badegeſchichte. Zum Glück fand ich am andern Tage einen Bekannten, der mir vorſtreckte, ſonſt hätte ich, wie ein inſolventer Student, nicht abreiſen können, denn ich war von Allem entblößt. Ich fuhr aus Ems mit einem geſchenkten Ringe, einem bewegten Herzen, einer ausgeleerten Caſſe und mit vermehrter Einſicht in die Geheimniſſe des thieriſchen Magnetismus. In Frankfurt kam ich um einen Tag zu ſpät an, ich hatte ein bedeutendes Glück verſcherzt. Von Gräfin Sidonien und dem Arzte habe ich nie wieder etwas gehört.

---

Hier ſchloß ich meinen Bericht. Meine Frau hatte während der letzten Hälfte deſſelben außerordentlich emſig gearbeitet, ich ſah, daß ihre Finger bluteten, ſie mußte in ihrem Eifer ſich mit der Nadel geſtochen haben. Ich hätte ihr doch auf keinen Fall ſo verfängliche Dinge mittheilen ſollen! Dieſe Betrachtung kam, wie alle meine Betrachtungen, nachdem der Schade geſchehen war.

Wenn ſie dir nun wirklich in Köln erſchiene, dieſe ideale Perſon — ſagte meine Frau ſpöttiſch. Geliebte, was denkſt du von mir? verſetzte ich mit Emphaſe. Jene

Anzeige in der Carnevalszeitung iſt ſonderbar, höchſt ſonderbar, aber —

Fritz! Fritz! die Brücke kommt — ſagte ſie in einem etwas ſchneidenden Tone. Vergiß doch den Ring nicht. Deine myſtiſche Vorbraut verlangt ihn vielleicht zu ſehen, als Beweis, daß du ihr Andenken ehrſt. — Es war ſpät, ſie packte ihr Geräth zuſammen und ſtand auf, um ſich ſchlafen zu legen. Nun, ich wünſche dir einen vergnügten Faſching! ſagte ſie beim Abſchied. Ich war allein und — überlas die Anzeige der Carnevalszeitung wohl zwanzigmal. Wär's möglich? Und was? — Ich wollte mir ſelbſt meine Gedanken nicht bekennen.

---

Während eines heftigen Regenguſſes, der auf die Dächer niederklatſchte und die Straßen zur menſchenleeren Wüſte machte, langte ich in Köln an. Mein Wagen fuhr durch die engen finſtern Gaſſen, melancholiſch klang der Hufſchlag auf dem naſſen, ungleichen Pflaſter, mir war zu Muthe, als führe ich hinter einer Leiche her. So begann mein Carneval. Endlich hielt der Wagen vor dem Hauſe meines Freundes. Der Kutſcher ſtieg ab, öffnete den Schlag, ſchüttelte ſeinen naſſen Pelz, von dem die Tropfen wie die Perlen niederrannen, und brummte verdrießlich: Das iſt eine verfluchte Wirthſchaft! Ich ging durch einen langen dunkeln Hausflur, konnte anfangs Niemand finden, endlich kam ein Bedienter die Treppe herabgeſtiegen, überblickte mich flüchtig und ſagte: Ach, Sie ſind gewiß der Herr, den wir erwarten. — Ich fragte ihn nach meinem Wirthe; er ſei noch in der General-Narrenverſammlung, verſetzte der Burſche und führte mich in das für mich bereitete Zimmer. Nicht lange blieb ich allein, Anſelm, mein Freund, flog bald darauf in meine Arme. Wir hatten uns ſeit Jahren nicht geſehen, unſer Wiederfinden war, wie es unter Jugendfreunden ſein muß. Er war noch immer der Alte, ſchwärmend für alles Neue, Herrliche, Große. Kaum ließ er mir Zeit, mich etwas zu erholen, ſein Geiſt strömte über von den Ideen, die ihn erfüllten. Endlich iſt es geſtürzt, dieſes ſcheußliche Miniſterium Villèle! rief er freudig aus. Ich habe den Conſtitutionnel in der Generalverſammlung geleſen, es iſt officiell, der König beruft ein neues Conſeil. Die Tendenzen des Jahrhunderts haben einen glänzenden Sieg erfochten, die Niederlage des heuchleriſchen Ariſtokratismus iſt entſchieden. Thörichtes Bemühn, die Zeit in ihren Fortſchritten aufhalten zu wollen! Das hat dem Größten, dem Napoleon, Reich und Macht gekoſtet; wir wirken, leben und ſind jetzt nur durch Ideen, mit Ideen, in Ideen; die erhabnen Sterne der Gegenwart heißen Freiheit und Recht, Vernunft und Wahrheit; wer vor ihrem Lichte ſeine Augen verſchließt, oh der iſt bald vom Wege ab und kommt unter die Füße! Glaubſt du, rief der Freund heftig und packte mich an der Schulter, daß man die Welt noch mit Reglements und Cabinetsordres, mit alter Stumpfheit und erneuter Lüge regieren kann?

O wehe dir, wehe euch Allen, die ihr das glaubt; verkriecht euch in die Klüfte der Eulen, denn dahin gehört ihr, ſchwirrt durch die Nacht, die euch verbleibe, aber laßt uns unſern Tag und unſre Sonne!

Hältſt du mich für einen Finſterling? unterbrach ich ihn, ärgerlich über ſeine mir empfindliche Anrede und darüber, daß er mich nicht einmal ruhig auspacken ließ. Habe ich nicht anonym zu General Foy's Subſcription einen halben Louisd'or eingeſchickt mit dem Motto: Der Brave beſitzt Landsleute auf der ganzen Erde? — Hangen nicht Bolivar, Miaulis und Canaris über meinem Secretair? Was treibt dich, deinen Freund, den du eingeladen haſt, das Vergnügen dieſer Tage bei dir zu genießen, mit beleidigenden Worten zu überſchütten? — Bruder, ſagte Anſelm verſchnaufend, ſei nicht böſe! Gott weiß es, ich kann nicht anders, ich bin Enthuſiaſt, ich ſchwärme, ich raſe für die gute Sache. Wenn ich das Geſpenſt der alten Begriffe mit den Augen meines Geiſtes erblicke, ſo kenne ich mich ſelbſt nicht mehr; ich gerathe außer mir, ich könnte meinen Bruder über den Haufen ſtoßen, wenn er mir dann begegnete!

Dieſe und ähnliche Reden, die mein begeiſterter Freund aus dem Stegreiſe vortrug, begleitete er mit raſchen und gewaltigen Bewegungen des Hauptes, wodurch eine ſonderbar geformte Mütze, die er zu meinem Erſtaunen trug, locker gemacht wurde und in eine ſchiefe Richtung gerieth. Endlich fiel ſie ihm vom Kopfe, und ich nahm ſie auf. Es war dieſes eine hohe, nach vorn in eine gekrümmte Spitze auslaufende Mütze von rothem, weißem und grünem Tuche. Sie hatte die Geſtalt der phrygiſchen Kopfbedeckung, welche die Statuen des Paris charakteriſirt. Ich betrachtete ſie aufmerkſam und fragte: Tragt ihr dergleichen jetzt hier? Das iſt eine auffallende Mode. — Es iſt meine Narrenkappe, erwiderte der Freund und ſteckte ſie verdrießlich zuſammengewickelt in die Taſche. Man darf ohne den Bettel nicht in den Verſammlungen erſcheinen, ich hatte ſie in meiner Freude über den Sturz jenes ſchändlichen Miniſteriums aus Zerſtreuung auf dem Kopfe behalten.

Ich wünſchte das Geſpräch aus dem politiſchen Gleiſe zu lenken und ſagte meinem Freunde, daß ich mich freute, ihn mit dieſen unſchuldigen Thorheiten beſchäftigt zu ſehen, ich hätte bei ſeinem Ernſte ihn deſſen nicht für fähig gehalten. Worauf er mir voll Würde entgegnete: Sehr irrſt du, wenn du glaubſt, daß ich von Herzen ſolche Kindereien treiben könnte. Wahr iſt es, ich bin Mitglied des Comité's, ich wohne allen Gelagen bei, die der Hauptabgeſchmacktheit vorhergehn, ich helfe die Geckenzeitung redigiren, ich bin, dem Scheine nach, Geck, reiner Geck, nichts als Geck. Aber das Alles iſt nur Maske, unter derſelben wirke ich für das Eine, was Noth thut. Leider ſind uns in Deutſchland die Beſſerungen ins Große und Ganze verſagt, ſo muß man im Kleinen und Einzelnen etwas auszurichten ſuchen. — Und auch den Carneval benützeſt du für liberale Zwecke? fragte ich ihn. Freilich! rief er. Wo Menſchen zuſammenſtrömen, da lernt man Menſchen kennen, man darf deshalb dergleichen Gelegenheiten nicht verabſäumen. Ich halte als Hanswurſt ſatyriſche Reden über Abſolutismus; ich nehme Diejenigen, denen ich Mißvergnügen anſehe, bei Seite und ſage ihnen, daß auch ich mit der Gegenwart nicht zufrieden ſei. Ich ſpreche hauptſächlich gegen Rußland und deſſen Einfluß. — Du machſt dir doch ein beſchwerliches Leben! rief ich lachend aus. — Freund, ſagte mein Wirth und blickte verklärt gen Himmel, für die Menſchheit iſt keine Mühe mühſelig genug. Was iſt das Leben werth, wenn man nicht die Kraft beſitzt, einem erhabnen Zwecke ſeine Tage aufzuopfern? Dieſe Anbetung des Heiligſten in der neuen Zeit iſt einmal mein Steckenpferd, mein Augapfel, ich mag darüber zu Grunde gehen, was kümmert's mich? Ich habe nicht umſonſt gelebt. Sie nennen mich den Hans in allen Gaſſen; ihr ſchaler Spott verwundet mich nicht; hat der Pöbel je höhern Sinn begriffen? Ich benutze jeden Anlaß, die gereinigten Anſichten über Volksleben und Volkswürde unter den Menſchen zu verbreiten; ich bin in die Vorſtellung des Bauchredners Alexander gegangen und habe geſagt, als der Gaukler ſeine Stimme aus allen Ecken des Saals tönen ließ: So hallt in Deſpotieen nur das Wort eines Einzigen, wenn auch Mehrere zu ſprechen ſcheinen. Was habe ich geſagt, als die Sonntag hier ſang und Alles entzückt war? Braucht das Talent, rief ich, ein Wappen, um die Welt zu erobern? — O ich werde noch ein Märtyrer meiner Ueberzeugungen werden!

Während mein Freund nun noch Mehreres über die Bedeutung des Jahrhunderts mit großer Salbung mir mittheilte, ſchien er ganz die Bedeutung der Stunde vergeſſen zu haben, in der wir uns zufälligerweiſe gerade befanden. Es war nämlich diejenige, in der man gewöhnlich zu Nacht ſpeiſ't, und mein Magen, welcher den ganzen Tag über nichts zu ſich genommen hatte, fühlte ſich bei den Geſprächen über Verfaſſung und verfaſſungsmäßige Regierung außer aller Verfaſſung und unter der Tyrannei eines grauſamen Hungers. Da wir alte Schul- und Univerſitäts-Kameraden ſind, ſo bat ich Anſelmen endlich, er möge decken laſſen. Das geſchah und wir aßen, oder vielmehr ich aß, denn Anſelm lebte wirklich, wie er geſagt hatte, nur in Ideen und von Ideen. Er ſagte mir, daß er morgen auch unſern Freund Ernſt von Bonn erwarte. Ich freute mich ſehr über dieſe Nachricht. — Sei nicht zu vergnügt, ſagte mein Liberaler — der Menſch hat umgeſattelt, iſt umgeſchlagen, wie ſchlechtes Bier; er iſt ſervil geworden, er ſtudirt Adam Müller und Conſorten. Mir iſt's gar nicht recht, daß er kommt, der Fürſtenknecht; es gibt immer Streit, wenn wir zuſammentreffen.

---

Laß uns nur die Stunde nicht verſäumen, wenn der Maskenzug beginnt, ſagte ich zu Anſelm beim Frühſtück. Wir haben bis eilf Uhr Zeit, verſetzte er. Und gleich war er wieder tief in politiſchen und humanen Erörterungen. In ſeinem Kopfe kreuzen ſich die verſchiedenartigſten Gedanken. Eine unglaubliche Rührigkeit ſetzt ihn in unaufhörliche Bewegung. Er iſt Mitglied von, Gott weiß, wie vielen Geſellſchaften, er ſammelt Gemälde, er nimmt an einer Dampfſchifffahrts-Compagnie Theil und ſchreibt für mehrere Journale Correſpondenz-Artikel. Das Alles erfuhr ich im Laufe einer von einem Punkte zum andern ſpringenden Unterhaltung. Ich fragte ihn, ob er denn nicht geſonnen ſei, ſich zu verheirathen? Nein, erwiderte er mit Feuer, nur keine Feſſeln, nur nicht Fußklötze, die jeden höhern Lebenszweck hindern! Der Mann — iſt er ein Mann — bleibt Cölibatair, leider ſtreben unſere Sitten entgegen, die vernünftigſte Einrichtung, Gemeinſchaft aller Weiber, einzuführen. Doch ſchweigen wir von ſolchen Kleinigkeiten, ſieh' einmal, was ich da habe! — Er brachte einen Plan der Stadt Köln hervor und ſagte zu mir, daß es im Werke ſei, ſie zu verſchönern. Dann müßt ihr ja die ganze Stadt abbrechen! rief ich. Nein, verſetzte er ernſthaft, nicht die ganze Stadt, nur ein Theil, nur ſo die Hauptſache ſoll vor der Hand verändert werden. Man muß im Anfange mit Wenigem zufrieden ſein, ſpäterhin findet ſich dann das Mehrere. — Er breitete den Plan auf dem Tiſche aus und machte mir ſeine Verſchönerungsvorſchläge klar. Er hatte die Linien, welche er beobachtet wiſſen wollte, mit dem Bleiſtifte über den Grundriß gezogen, ſie bildeten lauter rechte Winkel und Quadrate und gingen meiſtens mit unerſchrockener Kühnheit hinweg über die Curven, Trapeze und Trapezoiden, in welchen es der alten heiligen Stadt Köln gefallen hat, ſich aufzuerbauen. Ich wollte ihm eben über dieſe geniale Idee etwas ſagen, als die Hausklingel tönte. Gleich darauf trat ein Mann mit geſcheiteltem Haar, im zugeknöpften Reiſe-Ueberrock ein. Es war Ernſt, der Erwartete. Er wurde von mir mit herzlicher Freude, von Anſelm aber mit ziemlich kühlem Willkommen begrüßt. Was mir an ihm, dem einſt ſo leichtherzigen, leichtfertigen Vogel, auffiel, er ſprach jetzt überaus gedehnt, leiſe, faſt lispelnd. Indeſſen, wer ändert ſich nicht im Laufe der rollenden Jahre? — Kinder, ſagte ich zu beiden Freunden, da wir Drei nach langer Zeit nun einmal ſo hübſch wieder zuſammen ſind, ſo laßt uns auch recht fröhlich ſein, laßt uns die alten Geſchichten wiederholen, die uns einſt ſo luſtig machten! — Du biſt ein Sanguiniker und denkſt bloß an Sentimentalität und Genuß, fuhr Anſelm ziemlich unfreundlich heraus. — Habt ihr ſchon gehört, fragte Ernſt, daß die Väter in Freiburg mit jedem Tage mehr Zöglinge bekommen? — Bei dieſen Worten ſchwoll Anſelm's Geſicht, er ſpuckte giftig und warf einen äußerſt grimmigen Blick auf Ernſt. Dieſer nahm lächelnd den Verſchönerungsplan zur Hand und ſagte, ſich an mich wendend: Ich ſehe, unſer weltumſtürzender Freund hat dich in die Lehre genommen. Nun, wie tief biſt du denn ſchon in die Myſterien der neuen Weisheit eingedrungen? Sage mir aber doch, geliebter Anſelm, warum haſt du hier auf dem Plane die ſchönſte gerade Linie an einer ſo unförmlichen Ecke abgebrochen? Ich ſah auf die Stelle, die der Freund mit dem Finger andeutete, und erblickte wirklich zu meinem Erſtaunen das, wovon er ſprach. Die gerade Straße, welche einen Hauptplatz mit dem andern verbinden ſollte, zog ſich an einer Ecke höchſt beſcheiden um einen unförmlichen Vorſprung, der Strich war ſauber um dieſen Klumpen gezogen. Ich wunderte mich über die Irregularität, da rief Anſelm höchſt verdrießlich: Das iſt ja mein Haus, das Haus, worin ihr Thoren eben ſchwadronirt; wißt ihr, wie viel mich's gekoſtet hat? Für zwanzigtauſend Thaler hatte ich's noch nicht, das kann ich euch verſichern! Er rollte raſch ſeinen Plan zuſammen und warf ihn ärgerlich in eine Ecke.

Ernſt ſtellte ſich mitten in die Stube, nahm aus ſeiner Doſe, worauf der Herr Chriſtus abgebildet war, eine anſehnliche Priſe und hob in gemeſſ'ner Rede, zu mir gewendet, an: Siehſt du, hier haſt du den modernen deutſchen Wirthshaus-Liberalismus, den Affen des franzöſiſchen Tigers, der doch mit ſeinen Klauen nur feſthalten will, was er bereits hat, nämlich die blutbeſprengten Stücke des Throns und Altars! Hier haſt du unſern Deutſchen in einem Zuge, mit einem Worte; da liegt die Beſcheerung auf einer Schüſſel. Nichts iſt ihnen heilig, wenn es nur gilt, wohlerworbene Rechte

Andrer vertilgen, aber wenn ſie ſelbſt ein Titelchen von dem einbüßen ſollen, was ihnen gehört, da ſchaudern die Herren ſchön zurück. Der da iſt zum Glück kein Gewaltiger, kein Fürſt und Herr, er ficht bloß mit den Händen durch die Luft und führt kein Schwert, ſondern nur einen Bleiſtiſt. Ich ſage dir, hätte er die Macht, er ließe alle Häuſer dieſer Stadt nach ſeinen geraden Linien niederreißen, aber an der alten Rumpelkammer, die ihm, wie er ſagt, mehr als zwanzigtauſend Thaler gekoſtet hat, würde auch dann der Mauerbrecher Halt machen, wie jetzt der Bleiſtift dort Halt gemacht hat. O Gott, wann erſcheint der Tag, wo alle Menſchen dieſes Geſpinnſt des Irrthums und der Eigenliebe erkennen, wie wir es erkennen? Wann bekehrt ſich die Welt zu dem, wodurch ſie einzig reſtaurirt werden kann?

Anſelm trat dicht vor den Reſtaurator, ſtemmte die Arme in die Seite und fragte höhniſch: Nun, und wodurch willſt du ſie denn verjüngen? Laß' doch einmal von deinen Kunſtgriffen uns vernehmen, du großer Chemiker. Ernſt verſetzte: Willſt du mich zum Worte kommen laſſen? Willſt du mich nicht unterbrechen? Wollt ihr hören? ſo was man hören nennt? — Aber, Theure, rief ich dazwiſchen, verſäumen wir nicht die Stunde des Narrenzuges! — Sprich, ſagte Anſelm zu Ernſt, ohne auf mich zu achten, es ſoll einmal das Thema gründlich unter uns abgehandelt werden.

Ernſt ſtellte ſich hinter einen Stuhl, die Hände auf die Lehne gelegt, und hob, ſeine Worte mit entſprechenden

Bewegungen erläuternd, feierlich, wie ein Prophet, an: Was ſehen wir über uns? den Himmel. Was ſehen wir unter uns? die Erde. Eine Darſtellung von Himmel und Erde iſt der Menſch im Kleinen, der Staat im Großen. Was iſt die Tugend der Erde? die Feſtigkeit, das Unwandelbare. Was macht den Himmel zum Himmel? daß er Alles überſchaut, mit den Pfeilen ſeines Lichts und den Blicken ſeiner Sonne die ſtarren Formationen unter ihm erleuchtend und erwärmend durchdringt. Abbild der Erde, der Maſſe, ſind im Staate die Regierten, Sinnbild des Himmels iſt der Monarch. So war es, ſo muß es wieder werden. Einen Damm müſſen wir bauen, den unruhig vorwärtsrauſchenden Wogen entgegen, da ſoll die Wuth der aufgeregten böſen Elemente ihr Ziel finden. Von Gott entſpringt alles Regiment, in jedem Geſetze, in jedem urkundlichen Rechte, in der letzten geſellſchaftlichen Einrichtung iſt Gott ſichtbar geworden. Höchſte Achtung, unbedingte Verehrung allem Beſtehenden! Nicht das ſoll gelten, was jeder heiße Kopf ſich Recht benennt, ſondern das Geltende ſoll Recht ſein. Dieſe krummen Straßen Kölns — auch ſie ſind geoffenbarte Wege; Gott hat ſie nun einmal nicht anders als krumm gewollt, es kommt der Tag, der die Allweisheit auch darin kund thun wird. Und folgendergeſtalt erbaue ich den Staat. — Erſtlich von unten heraufwachſend alle Gebilde, feſt, abgerundet, unveränderlich. Geſchloſſene Bauerngüter, erbend vom Vater zum Sohn auf den Aelteſten, nicht zu zerſtückeln, nicht zu veräußern; die jüngeren Geſchwiſter können dienen oder in andere Höfe heirathen. Ueber dieſer Grundfläche der geſellſchaftlichen Kryſtalliſation, die mannigfaltigen aber für alle Zeit beſtimmten Winkel eines tüchtigen Lehnweſens. Die Beſitzungen des Adels Eigenthum der Familie, als idealen Begriffs, nicht des Einzelnen; Majorate und Fideicommiſſe begünſtigt, ſo weit es nur angeht, die Nachgebornen verſorgt durch Staats- und Kriegsſtellen. In beiden Ständen der Menſch nur gedacht als Perſon, ſo weit er beſitzt, eine Darſtellung gewiſſermaßen des flüchtigen Lebensgeiſtes, der aus der Scholle aufſteigt, die Repräſentation, ſo zu ſagen, des Ackerduftes. Zwiſchen Bauern und Adel die Städte gefeſtigt in aller Tugend, Art und Zucht durch das Heiligthum der Zunft und Innung. Wenn dann auf dieſe derbe Maſſe hinab ſich von oben die Alles durchdringende Intelligenz und Gnade des Monarchen ergießt......

So iſt der Pudding fertig mit ſüßer Brühe darüber! rief Anſelm überlaut und klatſchte, vergnügt über ſeinen Einfall, in die Hände. Die Bauern ſind der dicke Mehlteig drinn, der Adel iſt die braune Kruſte, und die Städte ſtecken als Roſinen zwiſchen beiden. Die Brühe aber giebt der Regent zu dem Gebäck. — Sieh hier, ſo wandte er nun belehrend ſich an mich, ſieh hier, was ein ſonſt vernünftiger Mann ſaalbadert, wenn er einem unvernünftigen Syſteme anhängt. Giebt es einen kraſſeren Fetiſchismus, als Gott, den erhabnen Urquell von Freiheit und Recht, Vernunft und Wahrheit, in einer alten krummen Sackgaſſe, in einem beräucherten Pergamente zu verehren? Und mit ſeinen Kryſtalliſationen, ſeinem Ackerdufte, ſeinen Erſtgeburten und ſeinem Zunftzwange merkt er nicht, daß er in die allergrauſamſten Widerſprüche geräth. Er predigt das Evangelium des Beſtehenden und will Alles umſtürzen, was grade jetzt denn doch ſo halb und halb ſchon beſteht. Er, der Abſolute — iſt der entſetzlichſte Revolutionair, den man ſich denken kann. Wir wollen die Maſchine doch nur etwas raſcher vorwärtsſchrauben, er aber will ſie zurückſchrauben, worüber denn natürlich das ganze Werk mit Federn und Rädern zerbrechen muß. — Ich denke, mein weiſer Freund, du wirſt mir die Feigheit meines Bleiſtifts nicht wieder vorwerfen!

Auf dieſe mit großem Triumph geſchloſſene Rede entgegnete Ernſt durch einen Blick, in dem ſich ein unbeſchreiblicher Zorn ausſprach. Er kratzte an ſeiner Schläfe, er bewegte die Lippen und rang vergebens nach Worten. Ich befürchtete eine verdrießliche Scene und ſuchte den Sturm durch einen Scherz zu beſchwören. Die Juden werden deine Schöpfungen nicht aufkommen laſſen, lieber Ernſt, ſagte ich zu dem ergrimmten Freunde. Du weißt, ſie beſitzen das Geld und haben die Hypotheken auf Bauer- und Rittergüter, die Hypothek iſt aber bekanntlich eine geſchworne Feindin aller Unveräußerlichkeit. —

Ernſt hatte ſich gefunden, blickte das Bild des Erlöſers auf ſeiner Doſe an, nahm eine noch größere Priſe als früher und ſprach: Die Juden treibe ich eben ganz aus, die müſſen ſämmtlich fort. Sie ſind nur durch eine verächtliche Nachgiebigkeit unter uns emporgekommen. Was ſoll das orientaliſche Hirtenvolk in deutſchchriſtlichen Staaten? Ja jage ſie alſo in die Wüſte, woher ſie gekommen ſind und wohin ſie gehören. Diejenigen, welche bleiben wollen, müſſen ſich gefallen laſſen, in die Vorſtädte oder in beſtimmte Straßen zu ziehn. Nichts wird ihnen erlaubt, als das Schachern; in meinem Staate ſollen ſie nie was Anderes ſein, als Heuerlinge und Knechte!

Dies war Anſelmen zu viel. Ich kannte ſeine Anſicht von dem Punkte. Ernſt hatte ihn in ſeinen heiligſten Empfindungen verletzt. — Frevle nicht! rief er mit erhabner Gebärde. — Die Juden ſind das Lebensprincip unſeres Daſeins, ſie verſuchen Alles, ſie können Alles, ſie bringen Bewegung in das Stockende. Noch mehr ſollten ſie begünſtigt werden, als es ſchon geſchehen iſt. Man ſollte ſie in ihren Rechten über die Chriſten hinausſtellen, damit wir durch Brodneid und Aemulation aus unſerm Schlafe erweckt würden. Philoſophiren die Juden nicht? Giebt es nicht Staatskundige, Tiefdenker, Univerſalköpfe unter ihnen? Wer leiht das Geld zu den Kriegen her, welche die Könige führen? In dieſem Volke, das ſage ich dir, bricht die Morgenröthe unſerer beſſeren Zukunft an. Nein, ich ließe ſie Richter werden, Lehrer der Jugend, ein Jude müßte Theologie ſtudiren und in der Kirche predigen können.

Wenn man dergleichen hört, erwiderte Ernſt und rang die Hände, ſo fallen einem alle Ungereimtheiten ein, die man heutzutage vernehmen muß. Sprich nur weiter, Anſelm, ich bin dein Gaſt, ich kenne meine Pflichten. Ich habe es in Geduld ertragen müſſen, wenn ſie mir von der Mamſell Le Normand vorſchwatzten, von dem wunderthätigen Schäferknecht, vom Magnetismus ...... Nun war ich angegriffen. Sollte ich den Magnetismus, eine Sache, an welche ich glaubte, die ich durch theure Erfahrungen kennen gelernt hatte, mir ſchelten laſſen? Ich fuhr auf und ſagte, was ich auf dem Herzen trug. Wie kann man den Magnetismus eine Fabel nennen, das durch tauſend Proben verbürgte Geheimniß der Seele? ſagte ich. Sie hörten nicht auf, ſie waren ſchon wieder tief in ihren Theorieen. Ich erhitzte mich, ich erbat mir Ruhe, ich erzählte, daß mir ſelbſt die wunderbarſten Erſcheinungen jenes Zuſtandes in Ems geworden wären; was nun freilich nur zur Hälfte richtig war. Wir ſprachen zuletzt Alle durcheinander, Anſelm von den Tendenzen des Jahrhunderts, Ernſt von der Legitimität, und ich vom ſideriſchen Bezuge. Es achtete aber keiner mehr deſſen, was der Andre ſagte.

So ſtanden wir drei Narren und ſchwatzten, und ſtänden und ſchwatzten vielleicht noch, wenn nicht plötzlich der Bediente eingetreten wäre und unſern Wirth beſcheidentlich gefragt hätte: wie viel Couverts der Herr befehle? Dieſes Wort erinnerte mich, daß ich in Köln ſei, dieſe Erinnerung erinnerte mich an den Carneval und an die Abſicht meiner Reiſe. Haſtig zog ich meine Uhr hervor und meinte vor Verdruß zu vergehn, als ich ſah, daß es hoch Mittag war. Ich ließ die beiden Disputanten, ſie und unſer Geſpräch verwünſchend, ſtehn, rannte auf die Straße und ſuchte noch einige Stücke vom großen Geckentage zu erwiſchen. Aber Alles war vorbei, die Leute trieben ihre Hantierungen, und die alte tolle Stadt Köln ſah ſo grau und vernünftig aus, wie immer. Nur ein armer blaſſer und müder Harlequin begegnete mir auf meiner Wanderung, ich fragte ihn, ob denn der Maskenzug ganz vorüber ſei? Ja, verſetzte der Menſch, Gott ſei Dank, die Strapaze hätten wir einmal wieder gehabt. — Macht Euch denn die Sache kein Vergnügen? — O ja, erwiderte Harlequin und gähnte, wenn viele Chikanen vorkommen. — Chikanen? — Nun ja, wenn ſie dem und jenem eine tüchtige Cabale machen. — Ah ſo, rief ich, Ihr meint, wenn recht viel perſönliche Perſiflage vorkommt. — Ich weiß nicht, was Sie wollen, erwiderte der verdroſſene Harlequin, verſtehen Sie denn kein Deutſch? Cabale iſt, wenn einer hier ſein Hab und Gut verſpielt, und ſie fahren ihn dann in einem Anzuge von Karten und die Hausnummer und die erſten Buchſtaben von ſeinem Namen auf dem Buckel in der Stadt umher, oder ſonſt dergleichen Sachen. Ich wollte mir von ihm die Hauptfiguren, die heut erſchienen ſeien, nennen laſſen, aber der Menſch wünſchte mir, obgleich es hoch Mittag war, eine gute

Nacht, denn er wollte ſich ſchlafen legen. Warum war ich denn hergekommen? Ich war äußerſt böſe auf mich und mein Quängeln, auf den Liberalismus, den Servilismus und den Magnetismus, die mich um unſer deutſches Volksfeſt mit ſeinen Chikanen und Cabalen ſo ſchnöde gebracht hatten.

Nun ſtand noch meine ganze Hoffnung auf den großen Ball im alten Reichsſaale Gürzenich. Aber wollte ich Masken ſehen? Ach nein, ganz andre Dinge wünſchte ich, hoffte ich zu erblicken. Das Herz iſt ein fruchtbarer Acker, und die Gefühle ſind ein unvertilgbares Unkraut; die Jahre mögen noch ſo lange darüber hingepflügt haben, immer ſchlagen die Keime wieder aus. Ich war doch ein verheiratheter Mann von Charakter und Grundſätzen, wie durfte ich denn nun den ganzen Nachmittag über und die Abendſtunden hindurch an nichts denken, als an die ſonderbaren Zeilen in der Carnevals-Zeitung, und ob Sidonie wohl ihr Wort halten werde? Aber es iſt ja auch weiter nichts als Neugier, ſagte ich zu mir ſelbſt. Diesmal ſollte kein Syſtem mich über die Stunde des Rendezvous hinaus feſthalten, ich blieb unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit auf meinem Zimmer allein und ſchlich mit dem Glockenſchlage Zehn, in meinen Mantel gehüllt, den Domino darunter, aus dem Hauſe. Aus dem weitläufigen, winkligen Gebäude drang mir der Schall der Geigen und Flöten, der

Trompeten und Pauken entgegen, helle Fenſter ſahen wie die Augen des Feſtes hernieder. Ich drängte mich durch das ab und zuſtrömende Getümmel die Treppe hinauf, ich gelangte in den Vorſaal, dort war ja der Ort, wohin man mich beſchieden hatte. Ich muſterte die Gärtnerinnen, die Fiſcherinnen, die Zigeunermädchen, die an mir durch in den Saal zogen; die ich ſuchte, war nicht darunter. Unter meiner Maske ſpähte ich umher, endlich bewegte ich mich auch nach dem Tanzſaale, ungeduldig, mit halber Hoffnung. Plötzlich fühle ich, daß mir in die hinabhängende Hand von hinten raſch etwas Metalliſches gedrückt wird. Eben ſo raſch zieht man es zurück. Ich drehe mich um, eine Fledermaus ſteht vor mir und hält mir den Ring, den ich Sidonien in Ems gegeben hatte, unter die Augen. Sie war es, ich meinte im Himmel zu ſein. Biſt du's? flüſterte ich ihr zu. — Sind Sie's? flüſterte ſie zurück. Hier das Zeichen! rief ich und ſtreifte mir Sidoniens Brillantring vom Finger, denn ich hatte dieſes Kleinod freilich leider doch mitgenommen. Sie nahm den Ring, beſah ihn prüfend, ſteckte ihn an und ſagte: Ja, er iſt's. Da iſt mein Antlitz, rief ich und demaskirte mich. — Man ſoll das Glück nicht fragen, woher kommſt du? aber, wie kann ich, wie mag ich dieſen ſeligen Augenblick begreifen! Was führt dich her? — Die Thorheit, verſetzte ſie lachend. Kommen Sie, mein Herr, es iſt Faſching, wir wollen einen fröhlichen Abend zuſammen haben. — Sie nahm meinen Arm; ich konnte mich in dieſes freie und luſtige Weſen, welches mit ihrer früheren Schwermuth ſo auffallend contraſtirte, durchaus nicht finden. Indem ich ſie halb gedankenlos führte, oder mich vielmehr von ihr führen ließ, merkte ich, daß ſie in einem fort für ſich kicherte. Sie ſind ja ſo heiter, ſagte ich, um nur etwas zu ſagen. — Es iſt auch eine Situation zum Todtlachen, verſetzte ſie. — Ich hätte ſo gern etwas Sentimentalität gehabt. Ich bat ſie, die Larve hinwegzuthun, mich in ihre Augen blicken zu laſſen. Nein, ſagte ſie, die Liebe iſt ein Geheimniß, trachten Sie nicht nach verborgenen Dingen, laſſen Sie mich Fledermaus ſein und bleiben; wie befindet ſich Ihre werthe Frau Gemahlin? — Ein ſolches Wort aus ihrem Munde! Mir war, als würde mir ein Eimer eiskalten Waſſers über dem Haupte ausgeleert. Laſſen wir die Gute ruhn, die wohl bereits jetzt ſchläft, verſetzte ich. War ich in der Gewalt eines Dämons, eines Kobolds? Sie wollte durchaus die Figur meiner Frau, ihre guten und ſchlechten Eigenſchaften von mir beſchrieben wiſſen. Ich ſagte ihr verlegen und gepeinigt, meine Frau ſei eine Frau, wie es manche gebe, und ihre Figur gehe ſo eben mit hin.

Wir ſtanden vor einem anſehnlichen Hauſe. Hier iſt eine Reſtauration, ſagte meine Schöne, erwarten Sie mich dort, ich hole uns Geſellſchaft. — Wozu Geſellſchaft? Gönne mir einige reizende Minuten mit dir allein! rief ich leidenſchaftlich. Aber ſchon war ſie mir entſchlüpft und um die nächſte Ecke verſchwunden.

In der erleuchteten Weinſtube trat mir der Beſitzer entgegen, eine breite, unterſetzte Figur mit vergnügten Froſchaugen im rothen glänzenden Geſichte. Guten Abend, mein Herr — ſchnarrte er puſtend, nun es freut mich doch, daß es noch mehr vernünftige Leute giebt, die den Saus und Braus nicht lieben und ein ſolides Gläschen Wein dem dummen Zeuge vorziehn. Ich ſage immer, Kinder, ſage ich, ſtellt euch nur nicht an, als müßtet ihr mit Gewalt in den paar Tagen närriſch werden. Es geht auch ohne dieſes, ihr macht das ganze Jahr durch quatſche Streiche, grade ſo viel, als ein Jeder aufbringen kann. Die ganze Welt iſt ein Orcheſter, wir ſind die Inſtrumente drin! Ja, ja, nichts Neues unter der Sonne! o mein Herr, ein Speiſewirth lernt die Menſchen kennen.

Ich unterbrach den Strom ſeiner Rede und forderte lebhaft und dringend ein einſames Stübchen, Auſtern und Champagner. Der Froſch ſah mich lächelnd liſtig an, gab einem dienſtbaren Geiſte ſeine Befehle und ſagte, mich vom Kopf bis zum Fuß überſchauend: Aha! einſames Stübchen — Auſtern — Champagner — Sie gehören alſo in die vierte Claſſe.

Vierte Claſſe? fragte ich zerſtreut, nach der Thür blickend, durch welche noch nichts kommen wollte. — Ja, mein Herr, fuhr der Wirth in ſeiner Peroration fort; bei mir wird Alles nach Claſſen bedient, nach Ueberſichten; ich bin kein Routinier, ich habe ein Syſtem, ich werde die nächſte Verſammlung der Naturforſcher beſuchen, denn ein Weingaſt iſt doch auch ein Naturprodukt! — Er lachte über dieſen Einfall mehr, als letzterer verdiente; als er wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſchwadronirte er weiter: Ich habe mir in meiner dreißigjährigen Praxis im Ganzen fünf Claſſen von Gäſten abſtrahirt. — Sehn Sie, mein Herr, in der erſten Claſſe ſtehn die Schlemmer. Die ſchlagen das liebe Gut hinein, mir nichts, dir nichts, denen iſt der Wein Wein und Caviar Caviar, die denken an nichts, als an Eſſen und Trinken dabei. Nun, die bekommen die Flaſche denn auch nur ſo hingeſetzt ohne Feinheit, ohne daß ein Wort mit ihnen geſprochen wird. Das iſt der Schlamm, die Grundſuppe einer Weinſtube. Nun kommt die zweite Claſſe: die Geſprächigen. Hübſche Leute, charmante Leute. Trinken, um beſſer klatſchen zu können, wiſſen Alles, reden von Allem, ob der Türkenkrieg ein allgemeiner werde, wie es mit Herrn Hinzens Vermögensumſtänden ſich habe, ob Madame Kunz ſchon wieder verheirathet ſei? und dergleichen mehr.

Und wie behandeln Sie dieſe? fragte ich den Schwätzer.

Zu denen ſetze ich mich, von denen laſſe ich mich aufziehn, erwiderte er, und dafür geben ſie etwas mehr, als die Anderen. Die dritte Claſſe begreift die Melancholiſchen und Hochmüthigen unter ſich. Sie ſind mit Gott und der Welt zerfallen, wiſſen nicht, wo es ihnen ſitzt, möchten aus der Haut fahren, ohne ſagen zu können, wohin? fühlen ihre Gaben nirgends anerkannt, hätten viel höher ſteigen müſſen, wenn es nach Verdienſt gegangen wäre, haben den Befreiungskrieg mitgemacht, hängen das Maul und ſehen grimmig aus. —

Die werden wohl am flinkſten bedient? — Keineswegs. Sie müſſen erſt dreimal rufen und dann etwas fluchen, ehe ſie das Ihrige erhalten. So einer hat nur Vergnügen von der Sache, wenn er ſich gelinde dabei ärgert. Dann ſchmeckt ihm der Wein, darum erhält er ihn auch nicht ohne dieſe Zuthat. — Nun folgt Ihre Claſſe, nämlich die der Verliebten. Dieſe zerfällt in zwei Unterabtheilungen; es giebt nämlich glückliche und unglückliche Liebende. Ich bin diſcret, warum ſoll ich einem Pärchen, das ſich den Eltern oder Vormündern zum Trotz gern haben möchte, nicht einen ſtillen Ort gewähren? Nun, weil ich diſcret bin, kein Wort mehr von dieſer Materie. Im Allgemeinen muß ich nur noch ſagen, daß mir dieſe Claſſe mit am meiſten einbringt, denn die glücklichen Liebenden fordern immer das Delicateſte, und die unglücklichen ſind wenigſtens außerordentlich durſtig. Der Menſch wird nie innerlich trockener, als wenn er viel weint.

Sie ſind mir noch die fünfte Claſſe ſchuldig geblieben.

Da ſitzen drei Exemplare von derſelben, ſagte der Wirth und wies in eine Ecke des Zimmers. Ich ſah drei ältliche Männer um einen Tiſch ſitzen, bleich, mit regungsloſen Geſichtern und im gemeſſenen Tempo ihre Gläſer zum Munde führend. Man wußte nicht, blickten ſie einander an oder nicht, ſie ſchauten ſtarr vor ſich hin, und wenn ſie nicht tranken, ſo machte jeder mit den

Fingern die Daumenmühle. Das ſind die ſogenannten Stammgäſte, fuhr der Wirth fort, das iſt der eiſerne Beſtand, der zu jeder Weinſtube gehört. Alte Junggeſellen, Hageſtolzen, Geiſtliche kommen Jahr aus Jahr ein um dieſelbe Stunde und gehn um dieſelbe Stunde weg, ſitzen immer an einem Flecke, ſprechen immer dasſelbe. Mit denen hat man eine Art von Religion, man ſchickt ihnen von dem erſten Faſſe neuer Heringe, und zu Neujahr bekommt ein jeder eine neue Gypspfeife mit einer rothen Federſpitze. Wenn ein Stammgaſt ſtirbt, wird ſein Stuhl weggeſetzt und bleibt ungebraucht, kein Andrer erhält ihn hinterher. Es iſt gleich halb Eilf, das iſt die Zeit, wo dieſe ihre Geſchichten erzählen. Ich nenne ſie die Verſteinerungen oder die drei Kalender. Der da im ſchwarzen altmodiſchen Rock, mit der Kappe, iſt der Altkölner, der mit dem Puderzopf iſt der Stockpreuße, und der mit dem ſtarken Backenbart iſt der Bonapartiſt.

Indem hob der Seiger aus, und auf dieſes Zeichen war es, als ob drei Automaten lebendig würden. Sie ruckten auf ihren Stühlen, räuſperten ſich, ſtießen mit den Gläſern an und bewegten ihre Lippen, als wollten ſie dieſe eingeroſteten Werkzeuge zum Gebrauch erſt wieder in Stand ſetzen.

Darauf begann der erſte Kalender, der Altkölner, ſeine Geſchichte und ſprach:

Ja, ja, die Stadt, die Stadt! Es geht nichts über die Stadt, wie ſie war, ehe ihr Herren Franzoſen und ihr Herren Preußen ins Land kamt, denn jetzo iſt es nicht mehr viel mit der Stadt. Wer dazumal die Stadt geſehen hat, der hat was geſehen. Es war ſo ein Weſen, ſo eine Art darin, man kann's nicht beſchreiben, aber wer's mit durchgemacht hat, vergißt es ſein Lebtage nicht. Wenn man ſo den Sonntag hinüber ging nach Deutz, ſeinen Schoppen zu trinken im Marienbildchen, dann hieß es rechts und links: Gevatter, geht Ihr auch nach Deutz? Ja, ich gehe auch nach Deutz, antworteten die Andern. Und dann ſagten ſie Alle zuſammen: wer nicht nach Deutz geht, iſt kein ächter Kölner. Ja, ja, es war eine Zeit, ich habe ſie erlebt. Das Fleiſch koſtete nicht viel, das Brod wenig, die Fiſche verdarben faſt auf dem Markte, die Stadt ſteckte nicht ſo voll Menſchen, ſo voll Mäuler, als jetzt. Wenn man auf den Straßen ging, konnte man doch ſeine Gedanken zuſammenhalten, es war hübſch ſtill und ſacht drin, nicht ſo ein Getriebe und Geſchreie, ſo ein Gehandle und Gewandle als jetzunder. Drei Tage nur durfte der Churfürſt hintereinander in der Stadt verweilen, ſo hat es der Verbundbrief von Anno 1437 beſtimmt, ſo hat's gegolten, bis zuletzt. Anno 89 kam Max Franz von Bonn herüber, er hatte hier Geſchäfte, er wollte eine Schule in Ordnung bringen, er wurde nicht fertig in den drei Tagen, er bat den Rath, ihm den vierten Tag für dießmal zu geſtatten. Ich ſchrieb damals bei dem Herrn, ich habe die Antwort mundirt. Nein, ſagte der Rath, es iſt beſſer, daß eine Schule in Unordnung bleibt, als daß die Stadt mit ihren Privilegien in Unordnung geräth; und ſchlug's dem Herrn ab. — Ja, ja, das haben wir gehabt und kriegen's nicht wieder, nun, wer kann's ändern? Die Zeiten ſind ſchlecht, wir können ſie nicht verbeſſern. —

Hierauf begann der zweite Kalender, der Stockpreuße, ſeine Geſchichte und ſprach:

Donner und Wetter, freilich ſind die Zeiten ſchlecht und abſonderlich für einen alten Preußen. Da muß ich nun auf meine letzten Tage noch in euer ſacrament'ſches Pfaffenneſt gerathen, wo ich mir über dem nichtsnutzigen Pflaſter in meinen großen Stiefeln zehnmal des Tages den Hals breche. Denkt ihr, ihr ſeht jetzt Preußen, wenn ihr die jungen Bürſchchen mit den Milchgeſichtern, den leichten Mützen, den kurzen Jacken, den weiten Ueberhoſen umherlaufen ſeht? Ja, Proſit die Mahlzeit! Preußen ſeht ihr nicht. Zum Preußen gehört: erſtens ein Schnauzbart, zweitens ein dreieckiger Hut, drittens ein Zopf, viertens Puder, fünftens lederne Hoſen, ſechstens ſteife Stiefeln und endlich ſiebentens die Fuchtel. Als ich Anno 3 meinen Abſchied in der Hand vor dem Oberſten ſtand: Herr Oberſt, fragte ich, kann ich im Civil meine ledernen Hoſen und die großen Stiefeln weiter tragen? — Wachtmeiſter, antwortete der Oberſt, der Cavalleriſt bleibt ewig Cavalleriſt, er bleibt auch im Civil Cavalleriſt, ein preußiſcher Reiter geht mit Stiefeln und Sporen ins Himmelreich ein. — Da kam die Franzoſengeſchichte, ſie trommelten und ſchrieen um mich her: Vive l'empereur! — Ich dachte: ſchreit ihr nur! Viel Geſchrei und wenig Wolle, ich behalte meine ledernen Hoſen und meine großen Stiefeln an für die Zukunft. — Anno Dreizehn ging's los; wie ſchlug mir das Herz! Aber zum Teufel! es war nicht mehr die alte Sache. Ich meldete mich freiwillig zur Landwehr, ich war längſt aus den Jahren. Schön, brav! ſagte der Aushebungs-Commiſſarius, aber die großen Stiefeln und die ledernen Hoſen müſſen Sie ablegen, die werden nicht mehr getragen. — Dann geht es nicht, erwiderte ich, die trage ich mit Ehren, ohne die vermag ich nichts, die marſchiren mit mir ins Grab. — So blieb ich zu Hauſe, las die Zeitungen und exercirte den Landſturm, bei dem wurde es ſo genau nicht genommen mit der Montirung. Nun, ſie haben's anerkannt, daß ich ein brandenburgiſches Herz führe, und mir den Poſten in eurem verwünſchten Steinklumpen gegeben. Aber mir gefällt's nicht mehr in der Welt, das preußiſche Weſen iſt hinüber, der Staat wird nicht lange mehr beſtehn, davon bin ich feſt überzeugt. Was mich wundert, iſt, daß es mit den neumodigen Streichen in den letzten Campagnen noch ſo paſſabel gut fleckte, es war nichts mehr, wie es ſein ſollte, das verſichere ich euch, keine Zelte, keine Regimentsquartiermeiſter, keine Hühnerwagen für die Herren Generale und Commandeure, kein Schick und kein Takt, kein Nichts und kein Alles. Die Sache nimmt ein ſchlechtes Ende, ſagte ich damals, und doch ſchlug ſie noch ſo ſo aus — begreif' es, wer kann, ich kann's nicht.

Endlich begann der dritte Kalender, der Bonapartiſt, ſeine Geſchichte und ſprach:

Daran iſt Niemand Schuld, als der verwünſchte Feuerwerker, der die Elſterbrücke bei Leipzig zu früh ſprengte. Wir haben euch Preußen überall geſchlagen, wir ſind ſiegend von Moskau nach Paris gekommen. Die Elemente haben uns überwunden und die Ueberzahl, und der Duc d'Otrante und die Verrätherei. Der Kaiſer! ich habe ihn geſehn, es gefällt mir Keiner mehr nach ihm. Was ſoll man machen? die glückliche Zeit iſt vorbei. Die Steuern waren geringer als jetzt, die Conſcription iſt geblieben, die Conſtitution iſt nicht gekommen. Am ſchlimmſten ging es mir. Ich war in Dresden während der ſächſiſchen Campagne Magazin-Verwalter, ich hielt mein Magazin, das muß ich ſagen, in Ordnung, die Soldaten bekamen Alles gut und in vollwichtigen Rationen; wer den armen Teufeln das Ihrige nimmt, dachte ich, ſtiehlt's aus der Kirche. Enfin! Was iſt's weiter, wenn man ſeine Pflicht thut? Eh bien! was geſchieht? Der Kaiſer zu Pferde, kommt eines Tages, reitet in mein Magazin, hinter ihm der Prince de Neufchatel und der Prince Poniatowsky und Général St. Cyr. Zu Pferde revidirt er Alles, läßt ſich jeden Artikel zeigen, koſtet das Brod, probirt den Branntwein. Und da er nun Alles gut findet und beſſer als irgendwo, wird er immer freundlicher, fängt an zu lächeln und ſagt: bon! und zu mir ſagt er: Votre nom? — Pützenkirchen, Sire! antwortete ich.

Notez! ſagt der Kaiſer zum Prince de Neufchatel, und dieſer ſchreibt meinen Namen in ſeine Schreibtafel. Darauf wirft mir der Kaiſer noch einen Blick zu und reitet fort. Nun, ich war ſeit jenem Tage glücklich. Der Kaiſer hatte meinen Namen ſich gemerkt, in ſeinem Blicke lag meine Beförderung. Den Officier payeur oder ſonſt eine große Charge trug ich in der Taſche. Da muß der verruchte Feuerwerker die Brücke zu früh ſprengen, Alles war verloren. Ich ging immer mit bis zum Montmartre, der Blick des Kaiſers war meine Hoffnung. Nun kam die erſte Reſtauration, da war ich hier, dann kamen die hundert Tage, da war ich wieder in Paris. Dann kam der 18. Junius, da war ich wieder hier — was half's mir nun, daß der Kaiſer mich angeblickt hatte und mein Name in der Schreibtafel des Prince de Neufchatel ſtand? Geſchadet hat mir's. Ich war wohlempfohlen, ich hatte verſchiedene Gelegenheiten, angeſtellt zu werden, wenn ich mich nur gemeldet hätte. Aber immer, wenn's zum Suppliciren kommen ſollte, war's, als zöge mich etwas bei den Haaren zurück. Wollte ich eine Antichambre frequentiren, ſprach eine Stimme in mir: bleib zurück, er hat deinen Namen ſich ſagen laſſen. Schnitt ich die Feder zur Bittſchrift, kam mir der Blick des Kaiſers vor das Auge. Endlich ließ ich es gut ſein, es ging doch nicht, ich konnte keinem andern Herrn dienen. Ich nahm meine erſparten Franken zuſammen und helfe mir damit durch, ſo gut es gehn mag; der Kaiſer hat mich befördern wollen, er hat es nicht gekonnt, ſie haben ihn zu nichts gemacht. So will ich unbefördert bleiben und ein Nichts ſein, wie der Kaiſer. Er hätte die Welt glücklich gemacht, wenn er vor Krieg dazu gelangt wäre, nun liegt er auf der Inſel St. Helène, und das bischen Erde, was ſie von dem Felſen haben abkratzen können, liegt über ihm. Es iſt vorbei mit der Welt, ſie hat eine Lücke bekommen, wer wird ſie ausfüllen?

Die Hegelſche Philoſophie! ſagte eine Stimme nahebei, die den Frühling des Lebens verrieth. Die Kalender blickten ſich um, das Froſchgeſicht und ich thaten desgleichen. Wir ſahen an einem Tiſche einen roſenrothen weißhärigen Jüngling ſitzen, den wir bis jetzt überſehen hatten. Die Hegelſche Philoſophie, wiederholte der Jüngling. Er blieb ſitzen und belehrte uns, kalt wie ein Sechziger, accentlos, folgendergeſtalt:

Was iſt Geiſt? das zum Bewußtſein geſteigerte Sein. Wohin ſoll alles Sein ſtreben? Zum Daſein im Geiſt und Bewußtſein. Wodurch wird die Aufgabe gelöſ't? Durch das Syſtem. Dieſes bringt eigentlich alle Dinge erſt zur wahren Exiſtenz; wenn wir von denſelben und über dieſelben reden, dann beginnen ſie, im höheren Verſtande, vorhanden zu ſein. Der Held, die That, die Inſtitution, das Kunſtwerk — werden zu Allem dieſem erſt, wenn wir angegeben haben, auf welche Weiſe ihr ſich Verunmittelbaren, ihr ſich in der Idee und durch die Idee Darſtellen geſchehen ſei. Vorher waren ſie Schatten, nun erſt erhalten ſie wahres Leben.

Sie zum Beiſpiel (mit dieſen Worten wandte er ſich an den Altkölner) ſind die Darſtellung des in ſich Abgeſchloſſenſeins kalt-monoton-verdroſſen-gemeinheitlicher Zuſtände. — Sie (er meinte den Stockpreußen) bedeuten den Niederſchlag aus dem ſchlechthin ins Leere gerichteten ſich ſelbſt Iſoliren Friedrich's, den wir den Großen nennen. Sie (nämlich der Bonapartiſt) erſcheinen als Typus des Hingegebenſeins der durch Wort und Schall abgeklärten und in ihrer Klarheit unſeligen Zeit, an die dunkle Prägnanz der That und an das Imponiren eines bedeutenden Charakters, aus inſulariſch-myſtiſcher, Schroffheit und primitive heroenalterliche Energie mit neueſter, jedoch nur oberflächlicher Cultur vereinigender Sinnesart ſich gebildet habend. Sehen Sie, meine Herren, nun ſind Sie conſtruirt, jetzt darf man Ihnen ſagen, daß Sie ſeien. Und hiermit werden Sie zugleich erkannt haben, was die Lücke der Welt ausfüllt. Wir wiſſen Alles, wir vermögen Alles, das Syſtem macht jegliches Ding lebendig.

Nicht weiter redete der Jüngling, ſondern der Stockpreuße unterbrach ihn und fuhr ihn an: In dreier Teufel Namen, Herr, wie können Sie mich einen Niederſchlag nennen? Ich habe mich nie niederſchlagen laſſen! Der altkölniſche Kalender fragte den Philoſophen, ob er, der Alles wiſſe, auch wohl wiſſe, wie viel Gaffeln oder Zünfte die Stadt Köln vor der Franzoſenherrſchaft gehabt habe? Der Bonapartiſt ſagte mit trübem Blicke: Kann Ihr Syſtem meinen Kaiſer lebendig machen? —

Nein; ſo viel verlange ich nicht, ſprach der Wirth, der andere Syſtematiker, der ſich unterdeſſen keuchend mit einer feſtgekorkten Flaſche abgemüht hatte, aber da Sie Alles vermögen, Herr Doctor, ſo ſein Sie doch von der großen Güte und Gewogenheit, den Pfropfen mir aus dieſer Flaſche zu ſchaffen. Er hielt dem Philoſophen die Flaſche hin. Dieſer murmelte ein verächtliches Wort — nicht in den Bart, denn er beſaß noch keinen, ſah uns mitleidig an und ging dann mit gehaltenem Schritt aus dem Zimmer, worin der Verſuch, die Welt von ſeiner Weisheit aus zu begründen, an der Barbarei der Anweſenden geſcheitert war. Die drei Kalender erhoben gleichzeitig ihre Römer und ſprachen, anklingend, dumpf und eintönig: die alten guten Zeiten! Friedlich tranken ſie dieſe Geſundheit, obgleich, wie ihre Reden bewieſen, jeder dabei etwas Andres ſich dachte. Der Wirth ſagte mir, ſo ſäßen ſie alle Abende, und ſo, wie heute, ſprächen ſie immer, und ſtets zu derſelben Zeit. Sie gingen mit Niemandem um. Sie kämen auch nur hier zuſammen, und nirgend anderswo hätte man ſie je bei einander geſehen.

Das war ein langes und langweiliges Intermezzo. Endlich erſchien meine geheimnißvolle Schöne, umgekleidet, im reizenden Pilgerrocke, die beiden Ringe, ihren und meinen, am Hute befeſtigt — aber in welcher Geſellſchaft? Ich rieb mir die Augen, ich glaubte, behext zu ſein, als ich dem Pilger, der mit ihr Hand in Hand erſchien, näher ins Geſicht ſah. Es war — mein Schwager, der Bruder meiner Frau! Guten Abend, Guſtav, redete er mich an, ſieh, ich habe mich auch noch aufgemacht, den Carneval zu feiern, meine Schweſter läßt dich grüßen und dir ſagen, du möchteſt hübſch an ſie denken! Du hier? rief ich, und in welcher Geſellſchaft? In der beſten von der Welt, verſetzte der Schalk, ich kenne dieſe Dame von früherher, ſie hat mir die Ehre erzeigt, mich zu ſich und dir einzuladen. Mein Herr, ſagte die ehemalige Fledermaus, nunmehrige Pilgerin, komme ich Ihnen ungelegen? — Ganz und gar nicht, ſtammelte ich in der äußerſten Verlegenheit und führte meine Gäſte in das artige Nebenzimmer, wo argantiſche Lampen eine angenehme Dämmerung verbreiteten.

Die Pfropfen flogen von den Champagnerflaſchen, die Auſtern waren friſch, die Scherze der Unbekannten flatterten wie bunte Schmetterlinge um die Tafel; mein Schwager überbot ſich in Einfällen und ſchien ſehr bei Laune zu ſein. Aber mir behagte der Champagner nicht, die Auſtern quollen mir im Munde, alle dieſe Scherze ſtachen wie Nadeln mir ins Haupt. War ich in einer Zauberherberge? Alles ſchwankte gleich einer Phantasmagorie vor meinen Augen. Draußen trug der Wirth einem neuangekommenen Gaſte ſein Syſtem vor, und zwar gerade ſo, wie ich es mir hatte erzählen laſſen müſſen. Das Zeug, ſagte mein Schwager, ſchwatzt der Hanswurſt ſeit zehn Jahren jeden Abend, es iſt der einzige Witz, den er im Vermögen hat, er ſoll ihn einmal von einem Studenten gekauft haben. Sein Sie doch fröhlich! rief die Pilgerin. Ich bin es ja, verſetzte ich, und fing an, von dem traurigen Schickſale Portugals und Don Miguel's Grauſamkeit zu reden. Sie wollte ſich todt lachen über dieſe Probe meiner Heiterkeit und meinte, die ganze portugieſiſche Geſchichte rühre ſie nicht ſo ſehr, als das traurige Ende des armen Hühnchens, welches mit dem Hähnchen in die Nußhecken ging, Nüſſe zu pflücken, und an einem Kerne erſtickte. Ich werde euch eine Tragödie davon vorſtellen, ſagte mein Schwager, wand ſich um den Zeigefinger der rechten und linken Hand die Zipfel ſeines Taſchentuchs, daß zwei Puppen entſtanden, und trug mit Schattenſpiel an der Wand in barocken Verſen jenes alberne Kindermärchen, deſſen man ſich vielleicht aus der Grimmſchen Sammlung erinnert, dramatiſch vor. Sidonie war ganz entzückt von dem Stücke, ſprach kauderwälſche lyriſche Chorſtrophen dazwiſchen, und ich ging umher, mich dieſer Poſſen ſchämend und nicht wiſſend, ob ich im Tollhauſe ſei oder in vernünftiger Geſellſchaft.

Nun müſſen wir recenſiren, denn wir ſind im nördlichen Deutſchland, ſagte die verwandelte Schwermüthige, als jener Galimathias vorüber war. Wohlan, mein Herr, was halten Sie vom Gedicht und Dichter? — Ich habe immer bedauert, daß Adolph ſein Talent nicht öffentlich zeigt, verſetzte ich. — Nichts da! rief mein Schwager, verführe mich nicht zur Thorheit. Das Leben will

Handlungen, nicht Verſe; für das Geſindel, für den Pöbel ſich zu bemühn, iſt das allerſchlechteſte Metier, und doch hat der Dichter kein andres. Aber lobt mich nur, ſo heftig ihr wollt, und damit meine Beſcheidenheit nicht zu erröthen brauche, will ich mich auf einige Augenblicke entfernen.

Wir waren allein. Endlich! Erſehnter Moment! mir brannte das Herz, aber nicht vor Liebe. Die Gegenwart meines Schwagers, jene Poſſen, die Ausgelaſſenheit Sidoniens, die ich gar nicht faſſen konnte, wenn ich an ihr früheres Benehmen dachte, Alles hatte mich abgekühlt. So wahr iſt es, daß Witz und Scherz die beſten Gegenmittel wider lebhafte Empfindungen ſind. Ich dachte ernſthaft an meine Frau, ich dachte an die Tugend, Sidonie hatte ſich in den Sopha geſetzt, ich machte einen Gang durch das Zimmer, holte tief Athem und hielt darauf eine Rede, die ſo confus war, wie Reden immer zu gerathen pflegen, wenn ſie recht ſchön werden ſollen. Ich ſprach von gewiſſen Verhältniſſen, die gewiſſe andere Verhältniſſe fortzuſetzen nicht geſtatteten, von Pflichten und Rechten, von Ruhe der Seele, die man ſich um jeden Preis bewahren müſſe, von Entſagung und dergleichen mehr. Ich war während dieſer Rede wieder warm geworden, ihre Geſtalt im Sopha ſchwamm ſo lockend vor mir; o Himmel! der Menſch iſt ſehr ſchwach, meine Rede voll Grundſatz und Regel ſchloß mit der Bitte, mir einen Abſchiedskuß zu geben. Sie ſtand auf, ſie kam mir entgegen, ich wollte meine Lippen auf die ihrigen drücken, die verdammte Maske ließ als ächtes Symbol trennender Verhältniſſe dieſe Zärtlichkeit nicht zu. Nimm doch die Maske ab, flehte ich dringend. Nein, verſetzte ſie, die Geheimniſſe werden früh genug ſich enthüllen, heute iſt's noch zu früh. — Ich beſchwor ſie, mir endlich über ſich, ihr Schickſal, den Grund ihres Hierſeins Licht zu geben. Sie war unerbittlich. Da ich ihre Lippen nicht erreichen konnte, ſo preßte ich meinen Mund auf ihre Schulter, ihren Nacken, ich hielt ſie feſt umſchloſſen, gern hätte ich ſie nie wieder aus meinen Armen gegeben. Sie duldete dieſe Liebkoſungen eine Zeitlang ganz ruhig, auf einmal aber entwand ſie ſich mir wie ein Aal und ſagte: Nun iſt's genug, und — das für die tugendhafte Rede, nebſt Allem, was ihr folgte! Unter dieſen Worten, und ehe ich noch über deren Sinn nachdenken konnte, hatte ſie mir mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit einen der derbſten Backenſtreiche gegeben, die je von weißer Hand ausgetheilt worden ſind. Sie floh, ich folgte ihr, erzürnt, meine feuernde Wange haltend. Durch den Hausflur, über die Straße ſah ich das Gewand der Pilgerin wehn, eine zweite Figur, eine männliche, hatte ſich auf einmal zu ihr geſellt; war das mein Schwager? ſie liefen ſo raſch, daß ich ſie nicht einholen konnte. Vom Himmel begann ein leichter Schnee zu fallen. Die Umriſſe der Geſtalten wurden in demſelben ſchwächer, endlich war es mir, als ob ſie in Flocken auseinander flößen. Verſchwunden waren beide, ich ſtand in der ödeſten Gegend der Stadt, wie emporgeſchüttelt aus einem Zaubermärchen, unter dem ſchneienden Himmel mit meiner Ohrfeige allein.

---

Ein leiſer Geſang in meiner Nähe machte mich aufmerkſam. Ich ſah mich um, ich ſtand unter dem Portale einer Kirche. Seitwärts befand ſich eine Niſche, in der etliche trübbrennende Lampen das ſteinerne Bild des Gekreuzigten mit der Mutter und dem Lieblingsjünger zu ſeinen Füßen beleuchteten. Eine weibliche Figur lag in ſpäter Andacht vor dem Heiligthume auf den Knieen. Von ihr rührte der Geſang her, ich horchte und konnte folgende Strophen vernehmen, die wohl aus einem Kirchenliede ſein mußten:

Das Herz, verblutet und zerriſſen,
Die Seele voll von jeder Qual.
Mein Leiden und mein krank Gewiſſen
Bring' ich vor deines Auges Strahl.

Ach, keiner möchte ſolche Gaben,
Kein Menſch, der ſelber ſchwankt und irrt;
Du aber lächelſt, nimmſt erhaben,
Was von der Welt verworfen wird.

Dieſe rührende Klage wurde oft von einem Huſten unterbrochen, in den die Singende verfiel. Jetzt hatte ſie ihr Gebet vollendet, ſie erhob ſich, wickelte ſich fröſtelnd in ihren ſchwarzen Mantel und wollte an mir durchgehn. Der Schnee hatte aufgehört, der Himmel war hell geworden, der Vollmond übergoß alle Gegenſtände mit der Klarheit eines matten Tages. Indem die Büßerin ſich mir nahte, blickte ſie mir ins Geſicht, ich ſehe ſie eine heftige Bewegung mit der Hand machen, ich höre einen Schrei, dem ein convulſiviſcher Huſten folgt, unter Zuckungen ſinkt ſie auf die Bank vor dem Crucifixe. Ich eile zu der Leidenden, ich ſchlage den Kragen des Mantels, den ſie wie eine Capuze über dem Haupte trug, zurück, ihr Geſicht wird frei, und — ich meine vor Schreck und Entſetzen zu vergehn! Sollte ſich denn heute Alles vereinigen, mich um Sinn und Verſtand zu bringen? Sidonie! ruf ich überlaut, denn ſie war es ja, ſie blieb es, ich mochte meine Augen Lügner ſchelten, ich mochte mir ſagen, mir zehnmal ſagen, daß ja eben Sidonie mich verlaſſen habe, vor mir verſchwunden ſei unter wildem Scherz, unter ausſchweifender Neckerei, daß dieſes blaſſe, zerſtörte Geſicht, dieſe hohlen Augen nicht Sidoniens ſein könnten. Ich bin Sidonie, ſagte die Bleiche mit ſchwacher hektiſcher Stimme. Jetzt müſſen wir uns wiederſehen, hier, welch ein wunderbarer Zufall! — Um Gotteswillen, Sidonie, rief ich, retten Sie meinen Kopf, der zu erkranken beginnt! Sind Sie doppelt? war Jene oder ſind Sie ein Geſpenſt? Sie haben mich ja hieher eingeladen, Sie waren ja auf dem Carneval mit mir maskirt! — Ich — auf dem Carneval? erwiderte ſie kaum hörbar, und ein neuer Anſtoß ihres Uebels vollendete den Sinn der Antwort. — Aber Jene, die ich ſah, zeigte mir ja den Ring, meinen Ring, den Sie von mir erhalten hatten? — Den haben ſie mir vor Gericht abgenommen, ich weiß nicht, in welche Hände er gerathen ſein mag. — Vor Gericht? Sind Sie vor Gericht geweſen? Himmel, was hatten Sie vor Gericht zu thun? — Ich gab Rechenſchaft von meinem Thun, ich hatte aber nichts begangen, was eure Geſetze beſtrafen, ſie ertheilten mir die Freiheit wieder, ich bin nach meinem Geſetze gerichtet. — Ich rieb mir die Stirn, meine Seele lag auf der Folterbank ſchrecklicher Ahnungen.

Sie wohnen ..... ſagte ich.

Seit vier Wochen hier. Aus den kleinen Städten läſterten ſie mich weg. Köln iſt groß, hier kann man unbemerkt, ruhig ſterben.

Und allein — in der Nacht .....? ſtotterte ich. — Ich ſcheue mich vor dem Tage, die Mitternacht iſt meine Freundin. Das Auge Gottes leuchtet am hellſten durch das Dunkel; wenn die Geiſter beginnen umherzuwandeln, dann iſt meine Stunde, denn ich bin ja auch nur noch ein Geiſt unter den Lebendigen. Dringen Sie nicht weiter in mich. Ach, wie ich mich freue, Sie noch einmal geſehen zu haben! So recht vom ganzen, ganzen Herzen! Auf dieſes Glück hatte ich nicht gehofft. Wie ich Sie geliebt habe! Ich ſterbe, ſo darf ich es Ihnen wohl ſagen. Nicht gleich. Nicht damals, als

Sie es glaubten, aber nachher, ja nachher, als ich bedachte, welche überſchwängliche Wohlthat Sie mir erzeigt hatten. Mein Freund, mein Retter, mein Engel, du Werkzeug des Himmels! Ich bat dich um das Heilmittel, dort, oben auf dem Felſen, und du haſt mir das Heilmittel wirklich gereicht! Meine Auflöſung iſt nahe. Aber mein Gefühl nehme ich mit hinüber und will es am Throne der ewigen Güte bekennen, denn diesmal hat die Tugend die Liebe geſchaffen, was ja, ach! ſo ſelten iſt. Segen über Sie vom Himmel, Segen auf Ihr unſchuldiges, treues Haupt!

Sie umfaßte mein Haupt, ſie drückte es an ihre kranke Bruſt, ſie küßte mit kalten Lippen meine Stirn. Ich ſchluchzte, aufgelöſ't von Wehmuth; begriff ich ſie auch nicht ganz, ſo fühlte ich doch, daß das tiefſte Unglück über mir weine. Es nahte Jemand. Eine Alte kam, gebückt, eiligen Schritts, mit der Laterne den unebnen Weg vor ſich erleuchtend. Töchterchen! Töchterchen! rief ſie Sidonien gutmüthig ſcheltend an, biſt du mir doch wieder entſchlüpft? Kind, Kind, deine arme Bruſt, und die Nachtkälte! Was ſoll's hier? — Beten, Mutter, verſetzte Sidonie, bis der Athem ausgeht, knieen, bis die Kniee wund ſind. — Komm nach Hauſe, ſagte die Alte. — Ja, nach Hauſe, klang hohl, wie aus dem Grabe, die Antwort. Sie wankte am Arme der Alten fort, ich wollte folgen, Sidonie verbot es mir. Ich blieb auf der Bank vor dem Crucifix ſitzen und ſtarrte der Leuchte nach, bis ſie verſchwunden war. Ich verſuchte zu denken, aber alle meine Vorſtellungen rannen in ein geſtaltenloſes Chaos zuſammen. Die Glocke zur Frühmette ertönte, der Morgenwind ſchüttelte den Reif von den Bäumen über mir, ich ſaß noch auf der Bank vor dem Crucifixe. Als es Tag war, erkundigte ich mich überall nach der polniſchen Gräfin *. Niemand kannte ſie. Im Fremdenzettel las ich den Namen meines Schwagers nebſt Frau. — Frau? — Mein Schwager war unverheirathet. Im Gaſthofe ſagte man mir, er ſei nebſt ſeiner Gemahlin abgereiſ't. Mich trieb es nach Hauſe. Ein tiefer Widerwille durchdrang mich, dachte ich jener fratzenhaft luſtigen Geſtalt, welche mir Sidonien vorgeſpielt hatte, während die Arme, dem Tode Geweihte vor dem Erlöſer ihre Reue und ihr blutendes Herz opferte. Voll Erwartung, Bangigkeit, mit geheimem Schrecken reiſ'te ich von Köln ab.

---

Tröſte dich, ſagte meine Frau, die mich den ganzen Abend über ſchon mit ihren Neckereien verfolgt hatte. Du haſt den Maskenzug nicht geſehen, du haſt auf dem Gürzenich nicht getanzt, aber nach dem, was du mir erzählteſt, kannſt du doch ſagen: ich bin auf dem Carneval geweſen und habe ein Stück vom großen Narrentage mit durchgelebt. — Es iſt wahr, verſetzte ich. Ich ſah Masken der Zeit, ich war auf dem Mummenſchanz der Wirklichkeit. Und an einer Perſon, die gefoppt wurde, fehlte es auch nicht, kurz das Feſt war auf ſeine Weiſe vollſtändig. Wo iſt dein Bruder?

Ich weiß nicht, ſagte meine Frau verlegen, ich habe ihn ſeit deiner Abreiſe nicht geſehn. Sie ging in den Grund des Zimmers und machte ſich dort allerhand zu ſchaffen. Ich ſtellte mich an das Fenſter, trommelte auf den Scheiben und überlegte, was zu thun ſei. Sollte ich gleich zu meinem Schwager gehn und von ihm Erklärungen fordern? Ich verwünſchte die Scene mit der Maske, ich war leider auch im Unrecht, es war, wie die Diplomaten ſagen, eine ſehr zarte Situation. Indem ich ſo hin und wieder überlegte, fühlte ich einen leichten Schlag auf der Schulter. Ich wandte mich um, und — die Pilgerin aus Köln ſtand vor mir, den Ueberwurf der Fledermaus, wie zur Beglaubigung ihrer Aechtheit, auf dem Arme tragend. Ich ſtarrte die Geſtalt ſprachlos an. Sie reichte mir ein Papier, ich riß es auf: Sidoniens Ring und der meinige lagen darin. Ich konnte noch immer keinen Laut finden bei dieſer Erſcheinung, die, wie das Wunder, ſichtbar, körperlich, greifbar, in den Kreis meines Lebens trat. Sie nahm die Maske ab, und — das Antlitz meiner Frau lachte mir unter der Krempe des Huts entgegen.

Ich wich vor ihr drei Schritte zurück, wie vor einem Geiſte; ein Geſpenſt hätte mich nicht gräßlicher erſchrecken können. — Beruhige dich, ſagte ſie ſcherzend. Nehmen Sie ſich zuſammen, mein ſaubrer Herr Gemahl, Sie werden der Faſſung bedürfen. Das große Geheimniß naht ſeiner Entwicklung, alle Fragen ſollen ihre Antwort finden.

Du warſt .... ſtammelte ich.

Auf dem Carneval, unter dem Schutze meines Bruders, Fledermaus, Pilgerin, betrogene Frau, Anhörerin zärtlicher Ausrufungen und wohlgeſetzter Reden, Empfängerin verſchiedener Küſſe und Austheilerin einer hoffentlich nicht zu ſanften Ohrfeige. —

Und die Anzeige in der Carnevalszeitung?

War von mir. —

Was hat dich bewogen, fuhr ich leidenſchaftlich auf, dieſen verwegenen Scherz mit deinem Manne zu treiben?

Laune, Etourderie, ein unüberwindlicher Kitzel, zu erproben, wie weit der Herr Gemahl mir angehören — vielleicht ein bischen Verdruß über deine ſomnambüle Liebſchaft. Es wäre wahrſcheinlich vernünftiger geweſen, wenn ich's nicht gethan hätte; wer weiß, ob es geſchähe, müßte ich es noch thun. Nun, es iſt einmal geſchehen, wer kann es ungeſchehen machen? Vergieb mir! Mein Bruder weiß von dem eigentlichen Zuſammenhange der Sache nichts, er denkt, denn ſo habe ich es ihm geſagt, daß ich nur einen gewöhnlichen Carnevalsſcherz mit dir getrieben habe. Fühle dich in die Stimmung einer armen Frau, die in bedeutenden myſtiſchen Ausrufungen immer von einem Weſen höherer Art hören muß, der ein Brillantring als unſchätzbares Erinnerungszeichen köſtlicher Stunden gezeigt wird, die dann auf einmal Licht über die ſaubere Schöne bekommt, und du wirſt ihr vergeben, wenn ſie ihren Triumph benutzt!

Was weißt du von Sidonien? Wie kam mein Ring in deine Hände? fragte ich, mich mühſam aufrecht haltend.

Wegen des Rings nachher. Daß er der ächte iſt, ſiehſt du. Von Sidonien, oder wie die Vortreffliche auf ihren Kreuz- und Querzügen ſonſt noch geheißen haben mag, muß ich dir leider ſagen, daß dieſe liebende Seele ſo wenig Hellſeherin war, als ich es je geweſen bin, und daß ihr Gefühl für dich ſich bis auf deine Schatulle erſtreckt, daß ſie an dieſer ihre zärtliche Sehnſucht befriedigt hat.

Himmel und Erde.... Sie!....

War eine Betrügerin, geſellt einem abgefeimten Schelme, der in verſchiedenen Geſtalten die Welt durchzog und ſeine Streiche ausführte, bis ihm endlich die Gerichte das Handwerk legten. Wenn du einmal eine empfindſame Reiſe durch die Feſtungen des Landes machſt, wirſt du wohl irgendwo in den Caſematten deinem Herrn Arzt, der an andern Orten ein Marquis und wieder an anderen ein Demagogenchef geweſen ſein ſoll, das Compliment machen können. In Ems war er nun, wie geſagt, Arzt und ſeine verlaufene Gefährtin Somnambüle. So erregte er mit ihr die Aufmerkſamkeit, nach der er ſtrebte; Perſonen, bei denen er etwas zu gewinnen glaubte, zog er auf geſchickte Weiſe in ſeine magnetiſche Sphäre und erſah die Gelegenheit, ihr Zutrauen zu benutzen. Du biſt nicht der einzige Betrogene, das kann ich dir zu deinem Troſte ſagen. Auch Andere, mit denen er den ſideriſchen Rapport anknüpfte, ſollen goldne Uhren, brillantirte Doſen als Lehrgeld haben hingeben müſſen, oder falſche Wechſel bekommen haben, die er ihnen gegen baares Geld aufgeſchwatzt hatte. Zuletzt entzweite ſich die Schöne mit ihrem Paladine, gab ihn an; das ſaubere Paar wurde an der Grenze von Bayern arretirt.

Wenn dies auch Alles richtig ſein ſollte, ſagte ich, ſo begreife ich noch immer den Zuſammenhang meiner Geſchichte nicht. Wie konnte jener Betrüger wiſſen, daß ich Summen bei mir führe, die die Mühe lohnten? Wie erklärt ſich das Zuſammentreffen auf der Bäderlei mit Jenen, die ich nie geſehen hatte, von denen ich nie geſehen worden war? Auf welche Weiſe ward der Diebſtahl verübt? Wer war der Menſch, der mir zuletzt die Papiere raubte? Das ſind lauter Dinge, die ich nicht faſſe! —

Du wohnteſt ja wohl neben der ſogenannten Gräfin? Man hörte in dem einen Zimmer, was in dem andern laut geſprochen wurde? fragte meine Frau.

Ja, ſo war es. —

Nun, du pflegſt in der Regel ziemlich vernehmlich zu reden. Erinnerſt du dich nicht, daß du von deinem Gelde geſprochen haſt?

Von meinem Gelde? — Ich glaube, ich habe den Kellner gefragt, als ich angekommen war, ob das Schloß der Commode auch feſt ſei, ich habe mehrere Hunderte darin zu verwahren.

Und dann?

Dann? — Wer kann alle geringfügigen Umſtände jahrelang behalten? — Dann? Halt! ja! Ich habe ihm auch geſagt, er ſolle mir einen Eſel beſtellen, ich wolle nach der Bäderlei reiten.

So wußten alſo nebenan der Herr Arzt und die gnädige Gräfin, wohin der Mann mit dem vielen Gelde ſich begeben hatte. Und nun denke ich, folgt das Andere ganz natürlich. Sie machten ſich hinterher auf den Raubzug. Wie man dort durch eine ſeltſame Forderung deine Phantaſie, deine Neigung zum Geheimnißvollen frappirt, wie der Arzt durch berechnete Zurückhaltung, durch die liſtige Art der Mittheilung dich geſtimmt hat, auch das Unglaubliche zu glauben und eine handgreifliche Komödie für Wahrheit zu halten, das — lieber Guſtav — haſt du mir ja ſelbſt vorgeleſen. Jenes Glas Waſſer auf der Bäderlei bezauberte dich, du warſt blind für Alles, was ſich dir aufdrängen mußte. Ich unglückliche Frau! daß ich weiß, was noch außerdem dir die Binde feſter um die Augen zog!

Und der Diebſtahl .... der Diebſtahl! ....

Wurde verübt, als du bei deiner ſehenden Hellſeherin hinter dem Schirme ſaßeſt. Du erinnerſt dich, Metallreize wirkten auf die Kranke zu heftig, der gute Arzt ließ dich deßhalb alles Metall ablegen, worunter ſich denn freilich zufällig auch die Schlüſſel zu deinem

Zimmer und zur Commode befanden Als du nun da ſaßeſt hinter deinem Schirme, vertieft in ihren Anblick, ging ja der Edle hinaus, um zu ſehn, ob du allein für dich ohne ſeine Gegenwart mit ihr in Rapport ſteheſt. Es galt aber noch ein andres Experiment. Er hatte die Schlüſſel ſacht mitgenommen, der Mann der Wunder ſetzte ſich mit deiner Schatulle in Rapport, d. h. er ſtahl ſie, kam dann wieder, legte die Schlüſſel ſacht an ihren Ort, und du wurdeſt fortgeſchickt, weil der Zweck der Seſſion erreicht war.

Hölliſche Betrügerei! Und die leere Schatulle und die Erzählung des Arztes von dem Orte, wo ſie Sidonie im Schlafe geſehen haben ſollte.....

Da der Herr ſie ſelbſt hingeworfen hatte, ſo konnte er dir doch wohl ſagen, wo ſie lag. Erinnere dich nur, der Baumgarten ſtieß ja an das Hinterhaus, und in einem Zimmer des Hinterhauſes ſchlief die Somnambüle. Die Schatulle iſt wirklich aus dem Fenſter jener Stube durch die Luft in den Garten gereiſ't, und der aberwitzige Wirth hat ſchon damals die Wahrheit geahnt. Damit du nicht zu Athem kämeſt, aus dem Dunſt, den man um dich verbreitet hatte, nicht ſchauteſt, ward dir das neue Wunder aufgeheftet.

Und der Räuber im Walde?

Hier gehen meine Nachrichten aus. Indeſſen glaube ich, daß wir ohne großen Scharfſinn auch die Waldſcenen werden entziffern können. Jener lakoniſche Böſewicht war vermuthlich ein Spießgeſell des Herrn Arztes.

Dieſer ahnte, wie es auch der Fall war, daß ſeine Somnambüle dir nachgeſchlichen ſei. Das war ihm verdrießlich, bedenklich, das Abenteuer ſchien eine Richtung zu nehmen, die ihm nicht ganz gefiel, für ihn war es zum Schluß gekommen, er hatte die Schatulle, nun ſollte die Sache abgebrochen werden, ſein Geſchäft in Ems war gemacht. Er wollte mit ſeiner Getreuen auf und davon. Damit nun von keiner Seite gegen dieſen vernünftigen Entſchluß etwas unternommen werden möge, nahm er den handfeſten Adjutanten mit, der hat ſich denn im Verſteck gehalten, dich, wie du weißt, außer Stand geſetzt, den Beiden zu folgen, und ſo ſeines Herrn Gebot erfüllt. Daß bei der Gelegenheit noch der letzte Reſt deiner Caſſe aufging, war ein Zufall, der, wie es ſich trifft, den Dieben bald günſtig, bald ungünſtig ſich erweiſ't. So, denke ich, hing die Sache zuſammen. Vermuthlich hat der Arzt von der letzten Beute gar nichts empfangen, die wird wohl der Held des Nachſpiels für ſich behalten haben.

Aber, ſagte ich, welch ein ungeheurer künſtlicher Plan lag dieſer Ueberliſtung zum Grunde, wenn ſich Alles ſo verhält, wie du ſagſt! Mich dünkt, die Berechnung war zu berechnet, um wohlberechnet zu ſein! Vergieb mir; deine Erklärung iſt um nichts unwahrſcheinlicher, als die ſomnambuliſtiſchen Phänomene, von denen mir der Arzt erzählte.

Weil ſie deiner Eitelkeit nicht ſchmeichelt, verſetzte meine Frau mit bitterem Accente. Und dennoch iſt ſie richtig, und dennoch war die erhabne Wundergeſchichte nichts weiter, als ein gemeiner Schelmſtreich. Der Arzt konnte freilich nicht wiſſen, als er ſich mit der Comteſſe zu Eſel ſetzte, ob ſein Anſchlag gelingen werde, er hat auch gewiß den Entſchluß zu ſeinem Feldzuge gegen deine Caſſe damals noch nicht fertig im Kopfe gehabt, er machte es wie ein kühner Freibeuter, er griff unverweilt verwegen an und überließ dem Augenblicke und der Eingebung des Augenblicks, den Gang des Gefechts zu beſtimmen. Mißlang der Angriff, fand er in dir nicht den Mann, den er brauchte, nun ſo war ja nichts verloren, es galt dann eine Dieberei weniger, aber weiter kein Unglück. Indeſſen, dein Naturell arbeitete ſeinen Abſichten in die Hand, Eins gab ſich aus dem Andern, kurz — der Erfolg hat ihn gerechtfertigt.

Wie ſchlau leitete er meinen Verdacht von der Spur ab, auf die unſchuldigen Hausgenoſſen des Gaſthofs! rief ich.

Und vergiß nicht, daß er dem Wirthe ebenfalls von einem Hausdiebe vorgeſprochen hatte. Ja, er hatte ſich ſehr gut verſchanzt. — Du weißt nun Alles. Ein Kläger muß aber den Beweis liefern, hier iſt er.

Sie reichte mir ein Papier. Ich entfaltete und las. Es war die Abſchrift eines gerichtlichen Verhörs.

Verhandelt im *er Gerichte zu * den *ten * 18**.

Die geſtern verhaftete Eugenia Sidonia, angebliche Gräfin **cka, hatte dem Gericht von freien Stücken anzeigen laſſen, daß ſie mit ihren Ausſagen heute fortzufahren wünſche. Man ließ ſie vortreten. Sie gab Nachſtehendes zu Protokoll, welches auf ausdrückliches Verlangen, ſo weit es möglich, mit ihren eigenen Worten niedergeſchrieben worden iſt.

Ich betheure vor Gott und vor den Menſchen — ſo begann die Comparentin — daß ich von den Verbrechen meines Begleiters, welche mir geſtern vorgehalten worden ſind, erſt lange nach ihrer Verübung Kunde erhalten und auf keine Weiſe an ihnen Theil genommen habe. Durch den Schein glänzender Eigenſchaften hat er mich getäuſcht, durch meineidige Schwüre verleitet, durch unergründliche Heuchelei aus dem Hauſe meiner Eltern gelockt. In der Welt allein, verlaſſen, verworfen, ſah ich die Larve ihm vom Antlitz fallen, meine einzige Stütze war ein Glücksritter, ein Böſewicht, ich meinte zu verzweifeln und wünſchte mir den Tod, der mich von ſeiner ſchrecklichen Geſellſchaft erlöſen ſollte. Er ſchleppte mich durch die Länder und Städte, mein Unglück hatte ihm eine Gewalt über mich gegeben, der ich nicht zu widerſtehen vermochte.

Sie wurde aufgefordert, ſich näher über ihre frühern Lebensverhältniſſe zu äußern, erklärte jedoch, daß ſie ſich dazu nicht verbunden achte, daß ſie ſehr unglücklich ſei, unglücklicher, als ein Menſch begreifen könne, daß man Barmherzigkeit üben und ſie ſchonen möge. Man ſtand von weitern Fragen ab, und ſie fuhr in ihren Depoſitionen fort, wie folgt.

An einigen Orten ließ mich mein Begleiter, der ſich in der letzten Zeit unſres Zuſammenſeins für einen Arzt ausgab, die Somnambüle ſpielen. Der Magnetismus ſei, wie er ſich ausdrückte, in Deutſchland Mode, dieſer werde, ſagte er, ſeiner Erſcheinung mehr Relief geben. Ich muß hier bemerken, daß ich immer in dem Glauben geſtanden habe, mein Begleiter ſei wirklich Arzt, er beſaß mediciniſche Bücher und Präparate, ſprach von den großen Heilanſtalten Europa's ſo, als habe er ſie alle geſehen, und unternahm hin und wieder auf unſern Reiſen Curen, die ihm zum Erſtaunen ſchnell und glücklich geriethen. Ich weiß nicht, ob ich auch in dieſer Meinung mich getäuſcht habe. — In meiner unglücklichen Abhängigkeit ließ ich mich beſtimmen, ſeiner Forderung nachzugeben. Ich ſtellte mich ſo, wie er mir vorſchrieb, ich ſprach, was er mir vorher in den Mund gelegt hatte. Er führte viele Menſchen zu mir und ließ ſie meine erdichteten Zuſtände wahrnehmen. Er knüpfte bei dieſer Gelegenheit mannigfaltige Verbindungen an, wir lebten ſeit der Zeit reichlicher, als vorher. Er ſagte mir, daß er vermögende Gönner gefunden habe, und ich glaubte ſeinen Worten. Ich empfand den tiefſten Widerwillen gegen die Lüge, zu welcher ich verurtheilt war, ich entſchuldigte mich vor mir ſelbſt nur damit, daß das

Ganze doch nichts als ein unſchuldiger Betrug ſei, der Niemanden ſchade. Ich verſichre und könnte das Sacrament darauf nehmen, daß mir damals von den wahren Abſichten des * bei der Veranſtaltung jener Täuſchungen nicht das Geringſte bekannt geweſen iſt.

Nur in Einem Falle bin ich ſchuldiger geweſen. Der furchtbarſte Drang der Umſtände hat mich ſo tief fallen laſſen. Mein Schmerz darüber, meine Reue iſt aufrichtig, könnten Thränen einen Flecken von der Seele waſchen, ſo müßte die meinige wieder rein geworden ſein, wie ſie in den Tagen meiner unſchuldigen Kindheit war. Ich hoffe zu der Gnade des Himmels und will dem Gerichte jetzt unverhohlen ſagen, wie ſich die Sache zugetragen hat.

Nun erzählte die Unglückliche den Vorfall in Ems. Ich fand die Beſtätigung deſſen, was meine Frau mir geſagt hatte; Punkt für Punkt, Zug für Zug.

Die Verhandlung lautete dann ſo weiter: Man legte der Comparentin die Frage vor: Sie haben dem Gerichte geſagt, auf welche Weiſe Ihr Begleiter den Fremden myſtificirt, wie und wann er den Diebſtahl der Schatulle verübt, mit welcher Liſt er die Täuſchung des Beſtohlnen fortgeſetzt und dieſen von der Verfolgung der richtigen Spur abgebracht habe. In welcher Art haben Sie ſelbſt aber an jenem Verbrechen Theil genommen?

Sie deponirte hierauf:

Als mein Begleiter im Nebenzimmer den Fremden hatte ſprechen hören, ſtrich er ſich mit der Hand über die Stirn und ſagte dann zu mir, daß der ſo eben angekommene ein Gelehrter von Ruf ſei, der ein viel geleſenes Journal redigire. Es könne ihm von größtem Nutzen ſein, dieſen Mann für ſich und ſeine magnetiſchen Curen zu intereſſiren, und ich müßte mich daher entſchließen, das gegen den Fremden zu ſein, was ich ſchon ſo oft geweſen, nämlich Hellſeherin. Alles wird zur Gewohnheit, die Tugend und das Laſter, gedankenlos, ohne beſondre Regung willigte ich ein. Es erfolgte die Scene auf dem Felſen, wie mein Begleiter dieſelbe angeordnet, wie ich ſie einſtudirt hatte. Doch erfolgte noch etwas, was Niemand außer mir erfahren hat. Jener Fremde kletterte nach dem Orte, wo die Quelle mit der erdichteten Heilkraft ſprang, über einen weitvorlaufenden Felſengrat. Wie er nun, ſich wendend, unter dem Orte, wo ich ſtand, angelangt war, dicht am Abgrunde, verwünſchte ich ſchon den Trug, welcher das Leben eines Menſchen, der mir mit Treuherzigkeit einen Dienſt erzeigen wollte, in eine ſo augenſcheinliche Gefahr ſetzte. Aengſtlich wollte ich ihn zurückrufen, da ſah ich ihn ausgleiten, einer Spalte zu, die aus bodenloſer Tiefe dunkel heraufgähnte. Er hat den ihm ſo nahen Tod vermuthlich ſelbſt nicht bemerkt, ich aber habe geſehen, daß nur noch eine Spanne fehlte, ſo wäre er in die Tiefe geſtürzt. In dieſem ſchrecklichen Augenblicke verließen mich meine äußern Sinne, und vor meinem innern Geſichte ſtand im nämlichen Augenblicke ein ſchreckliches Bild. Ich ſah bis auf den Grund der Spalte, ich ſah den Fremden da unten liegen, ganz zerſchmettert und von Blut überſtrömt, nach mir hinauf ſtarrte ſein gebrochnes und ſterbendes Auge. Alſobald that meine Seele, wie durch eine ungeheure Kraft bezwungen, ein unfreiwilliges Gelübde. Alles dieſes, was ich damals ſah und erlebte, war wie ein Blitz, der vorüber iſt, ehe man fragen kann: woher kommſt du? Ich ſchlug ſogleich die Augen wieder auf und ſah den Fremden oben, heil, nur an der Hand blutend. Er rief mir einige ſcherzhafte Worte zu, er meinte, ich habe, von ſeiner Wunde erſchreckt, geſchrieen. Ich aber hatte geſehen, daß ich zur Mörderin hätte werden können. So geſchah auf dem Felſen ſtatt des Wunders, das der Betrug erſonnen hatte, ein andres, und ich leerte den Becher, welchen mir der Fremde reichte, auf meine Beſſerung. Ich kehrte verwandelt, mit einem Herzen voll Dornen, feſt in dem Entſchluſſe, mich nicht ferner zu dergleichen Gaukeleien herzugeben, nach meiner Wohnung zurück. Nun aber ſollte ich erfahren, was es heiße, in den Schlingen des Laſters gefangen zu ſein.

Tief in der Nacht kam mein Begleiter zu mir und kündigte mir an, daß jener angebliche Gelehrte mich ſchlafend zu ſehen wünſche, und daß ich mich bereit halten möge, am folgenden Vormittag ſomnambül zu ſein. Ich weigerte mich und erklärte ihm, daß ich nie wieder dieſe Rolle ſpielen würde. Es erfolgte eine heftige Scene zwiſchen uns, er bat, befahl, drohte, ich widerſtand. Endlich ſagte er mir mit einem Hohne, der mir ſchrecklich war, daß meine Tugend zu ſpät komme, daß ich in meinen Schwächen ſchon zu weit gegangen ſei, und erzählte die Betrügereien, die er mit Hülfe meiner Verſtellung begangen habe. Ich war außer mir, ich blickte mit Entſetzen in einen Pfuhl der Nichtswürdigkeit; unwiſſend zwar hatte ich jene Bubenſtreiche befördert, doch wollte das mein Gefühl nicht beſchwichtigen, ich verfluchte die Stunde meiner Geburt. Mein Begleiter ſetzte mir mit einer erſchrecklichen Ruhe auseinander, daß ich als Genoſſin ſchwerer Verbrechen der Gerechtigkeit verfallen ſei, daß es nun beſſer ſei, vorwärts zu gehn, daß ich mich nur nicht ſträuben müſſe, weil ihn mein Widerſtand ſonſt auch zu einem Extreme treiben könne, was denn unſer beider Verderben ſein werde. Ich ſagte, daß kein Gericht mich für Dinge, von welchen ich nichts gewußt, verurtheilen könne; er erwiderte, daß ich die Früchte der Sünde mit verzehrt habe, daß Niemand mir meine Unſchuld glauben werde, wenn er gegen mich zeuge, was er thun wolle, woſern ich es zum Aeußerſten kommen laſſe. Denn, ſagte er, ich erinnere mich ſeiner fürchterlichen Worte noch ganz genau, man wird Alles überdrüſſig, des Weins, der Weiber, des Spiels und ſeiner eignen klugen Streiche. Ich bin beinahe bis zu dieſem Punkte gediehn, und wenn du mir Verdruß machſt, ſo kann es kommen, daß ich hingehe und dich und mich der Juſtiz angebe. Ich habe Alles durchgeſpielt, nur Reue und Bekehrung noch nicht, das iſt etwas Neues; ich möchte es wohl auch einmal verſuchen, vielleicht finde ich in den Tiefen bußfertiger Zerknirſchung eine friſche Wolluſt, nach der ich lechze; alles Uebrige habe ich gekoſtet. — Mit dieſer verruchten und gotteslästerlichen Rede ſchied er von mir. Ich wußte, daß er Wort zu halten im Stande ſei. Dieſer Menſch iſt unglaublicher Dinge fähig. Ich ſah die Schande und den Pranger mit den Augen meines Geiſtes; ich dachte an meine Eltern und an den erlauchten Namen, den ich trage; ich bat Gott, mir aus dem Netze des Unglücks, in dem ich gefangen war, zu helfen, er ließ mich aber ohne Rath und ohne Erleuchtung. — Am andern Morgen verſuchte ich alles Mögliche, den Fremden zu entfernen, damit die Veranlaſſung zu fernerer Unwürdigkeit hinwegfiele, es war vergebens; ein Schickſal, mächtiger, als der ſchwache Wille eines tadelnswürdigen Weibes, hielt mich gefeſſelt, mein Begleiter übte die Kraft ſeines Blicks, worin ich ſeinen ganzen Entſchluß las, über mich aus, zerbrochen gab ich mich hin und that, was ich gelehrt wurde, zu thun. Doch glaube ich, daß ich während meiner Verſtellung nichts von dem zu dem Fremden geſprochen habe, was mir mein Begleiter befohlen hatte zu ſagen. Ich lag im Lehnſeſſel, dachte nichts, fühlte nichts, meine Seele befand ſich in dem Zuſtande einer völligen Auflöſung. Endlich überſchattete mich eine Ohnmacht; ich weiß nicht, wie lange ich ſo gelegen habe. Erwacht, ſah ich meinen Begleiter vor mir ſtehn: er hielt eine erbrochne leere Schatulle in der

Hand, er ſagte, daß ich geſtern die Vertraute ſeiner Thaten geworden ſei, daß er es für recht und billig halte, mir auch alles Fernere zu erzählen, damit unſer Lebensbund ein unauflöslicher werde. — Ich erfuhr, was er während meines magnetiſchen Schlafes gethan hatte, ich hörte, während er die Schatulle zum Fenſter hinausſchleuderte, wie er den Fremden ferner zu täuſchen beabſichtige. Ich ſchwieg ganz ſtille, entſchloſſen, dem Fremden Alles zu entdecken, und ging nach meinem Zimmer, in der Meinung, den Täuſchenden über die wahre Verfaſſung meiner Seele getäuſcht zu haben. Es war aber dem nicht ſo. Als ich an meiner Thür klinkte, um zu dem Fremden zu gehn, fand ich mich eingeſchloſſen. So war ich abgeſperrt von menſchlicher Gemeinſchaft und Mittheilung. Doch gelang es mir, zu jenem Manne zu dringen. Nun ſtand ich ihm gegenüber, nun wollte ich reden, aber meine Lippen waren wie mit ſieben Siegeln verſchloſſen. Ich fühlte mich unfähig, dieſem meine Schande zu offenbaren, ich glaube, ich hätte ſie der ganzen Welt geſtehn, ſie von den Dächern herabrufen können, aber dem Fremden konnte ich nichts ſagen. Ich verſchwieg, was ich wußte, das iſt mein Verbrechen, ich habe ihm einen Ring gegeben, ihn für ſeinen Verluſt zu entſchädigen, ich habe mir den Reſt ſeiner Baarſchaft einhändigen laſſen, damit dieſer nicht auch meinem läſtigen Begleiter zur Beute werde, ich habe dieſe Summe treu bewahrt und ſie ihm am andern Tage zurückerſtattet. Ich reiſ'te nach dieſen Vorfällen noch mit dem

Verbrecher zuſammen, aber ſobald ich über die grauſame Unordnung meines Geiſtes einigermaßen geſiegt hatte, war auch mein Entſchluß gefaßt. Ich fühlte, daß ich nichts weiter auf Erden zu thun habe, als mich von der laſterhaften Gemeinſchaft mit meinem Begleiter loszureißen, auf die Gefahr hin, am Wege zu verhungern und zu verderben. Und damit keine weibliche Schwäche mich jemals in den Pfuhl zurückgleiten laſſen möge, begab ich mich in den Zwang einer gräßlichen, aber heilſamen Nothwendigkeit. In einem Dorfe, wo die Pferde zu Mittag gefüttert wurden, ging ich heimlich zu dem Ortsſchulzen und ſagte, er ſolle mich feſthalten und den fremden Arzt, der in der Schenke habe ausſpannen laſſen dieſer ſei ein Landſtreicher und Betrüger, und ich ſei ſeine Genoſſin. Der Mann hat ſeine Pflicht gethan, und was weiter erfolgte, iſt dem Gerichte bekannt.

Man hielt der Comparentin vor, daß ſie ſich bemüht habe, ihren Antheil an der zuletzt angezeigten Betrügerei als ſehr gering darzuſtellen. Es ſei zu vermuthen, daß ihr die Abſicht ihres Begleiters, den Fremden zu berauben, vor der magnetiſchen Scene bekannt geweſen ſei, daß ſie die Somnambüle geſpielt habe, um die Ausführung jenes Verbrechens zu befördern. — Hierauf erwiderte ſie mit allen Zeichen der heftigſten Bewegung:

Ich habe nicht eher von dem Raube etwas erfahren, als bis er geſchehen war. Ich konnte und mußte wohl ahnen, daß mein Begleiter mit dem Fremden nichts Gutes vorhabe, die äußerſte Verwirrung meiner Lebensgeiſter ließ aber keine beſtimmten Vorſtellungen in mir aufkommen. Meine Fehler bringen es über mich, daß man auch das Schimpflichſte von mir glauben darf. Aber bei dem Grabe meiner Mutter, die Tochter des Grafen * iſt nie eine Diebin geweſen!

Der Commiſſarius fordert ſie auf, den Ort, wo der Vorfall ſich zugetragen, zu entdecken, den Namen des Betrognen zu nennen. Standhaft verweigert ſie Beides. Man fragt ſie um den Grund dieſes Verſchweigens, man hält ihr vor, daß ein halbes Geſtändniß gar keins ſei, man macht ſie auf die nachtheiligen Folgen aufmerkſam, welche ihre Hartnäckigkeit für ſie haben könne. Sie bleibt unerſchüttert. Der Beſtohlne, ſagt ſie, ſei durch ihren Ring entſchädigt, das Geld ſei, wie ſie wiſſe, verſchleudert worden, weitere Eröffnungen ſeien unnöthig für das Intereſſe des Fremden. Nur an dieſes ſcheint ſie zu denken. Der Grund, warum ſie Ort und Namen verſchweige, ruhe in der Tiefe ihrer Seele, was deßhalb über ſie verhängt werde, wolle ſie geduldig als Züchtigung der himmliſchen Mächte hinnehmen, aber keine menſchliche Gewalt ſei im Stande, ihre Lippen zu öffnen. Der Beamte habe ihr ein Zutrauen eingeflößt, ſie habe das Bedürfniß gefühlt, ihr

Herz aufzuſchließen, er ſolle ſich mit ihrer Beichte begnügen, ſie ſage nichts mehr, ſie habe Alles geſagt, was ſie ſagen können und wollen, ſie ſchaudere bei dem Gedanken, daß der Fremde vernommen, ihr vielleicht gegenüber geſtellt, daß der Vorfall in die Rohheit eines gerichtlichen Verfahrens hinabgezogen werde. Sie ſei vernichtet, was man denn noch weiter von ihr wolle? — Der Commiſſarius läßt den (wie er im Protokolle heißt) Philipp Emanuel Caſimir **loſch, ſeiner Angabe nach Arzt und Chemiker, vorführen. Er fragt ihn über das Verhältniß zu der Anweſenden, der Elende behauptet, daß die Dame ſich ſeiner Hülfe anvertraut habe, daß er mit ihr auf einer Reiſe nach den Bädern von Lucca begriffen geweſen ſei. Ein andres Verhältniß habe nicht zwiſchen ihnen beſtanden. Ihm wird die Erzählung von meiner Beraubung in ihrer Gegenwart vorgehalten. Er läugnet die ganze Thatſache und fügt hinzu, daß er nun etwas angeben müſſe, was er aus Delicateſſe gern verſchwiegen habe. Die Gräfin **cka leide an periodiſchen Geiſtesverwirrungen und halte in dieſen Zuſtänden, wie es häufig bei Irren vorkomme, alle Perſonen ihrer Umgebung für Böſewichter. — Bei dieſer Frechheit fährt die Arme, Gepeinigte auf und ruft: Unglücklicher, wenn ich wahnſinnig bin, ſo weißt du, wer mich wahnſinnig gemacht hat. Der Beamte ſchließt die Verſammlung mit der Bemerkung, daß die Zuſammenſtellung beider Perſonen kein weiteres Reſultat gegeben habe, und daß, da über den zuletzt angezeigten Betrug die Specialien ermangelten, die Sache bis auf nähere Anzeigen nicht weiter verfolgt werden könnte.

---

Nun erfuhr ich, wie meine Frau zu dieſen Aufklärungen gelangt war. Sie hatte eine Beſtellung bei unſrem Juwelier gemacht. Der an allen ſchönen Sachen ſeines Gewerbes einen lebhaften Antheil nehmende Mann ſchwatzt mit ihr von den Pracht- und Prunkſtücken ſeines Ladens, zeigt ihr die beſten Arbeiten vor und bringt endlich einen goldenen Ring herbei, deſſen Façonnirung er ganz beſonders rühmt. Sie nimmt ihn, betrachtet ihn genau und lieſ't endlich in der innern Ründung den Namen meiner Schweſter. Sie dringt in den Juwelier, ihr zu ſagen, woher er den Ring habe? Ganz unbefangen erzählt der Mann, er ſei vor Kurzem auf einer Handelsreiſe in eine Landſtadt gekommen und habe ihn dort auf einer Auction, wo von Gerichtswegen verſchiedne Depoſita verſteigert worden ſeien, nebſt mehrern andern Gold- und Silberſachen zum Einſchmelzen gekauft, die ſchöne Arbeit des Stücks habe ihn aber vermocht, es aufzubewahren. Sie fragt ihn über die Schickſale dieſes Ringes aus und erfährt, daß das Gericht ihn einer verſchmitzten Perſon abgenommen habe, von der in der ganzen Stadt die Rede geweſen ſei. Von ſeinem Vetter, der als Unterbeamter bei dem Gerichte angeſtellt ſei, habe er die ſonderbarſten Dinge in Betreff derſelben gehört. Es ſei ihr nichts anzuhaben geweſen, indeſſen habe man ihr alle Sachen von Werth abgenommen und dieſe verſteigern laſſen, um die Koſten der durch ſie veranlaßten Unterſuchung zu tilgen. — Nun war meine Frau im Klaren. Ich hatte einmal gegen ſie fallen laſſen, daß ich mir ein Gewiſſen daraus mache, den Ring, ein Geſchenk meiner Schweſter, in Ems weggegeben zu haben. Sie hielt den verſchenkten in Händen, ihre Ahnung über den wahren Zuſammenhang der Sache beſtätigte ſich. Sie kaufte das Kleinod, ſie ſuchte unter allerhand Vorwänden von dem Goldſchmiede noch mehr über die frühere Eignerin zu erfahren. In ihrer unglücklichen Leidenſchaftlichkeit drang ſie endlich in den Mann, ihr um jeden Preis vollſtändige Notizen zu verſchaffen. Der Juwelier wollte ſich ſeiner beſten Kundin gern gefällig erzeigen, er ſchrieb an ſeinen Vetter, und nach einigen Wochen hatte ſie das traurige Vergnügen, Abſchriften einiger Verhandlungen in den Händen zu halten, die jener Vetter halb unerlaubter Weiſe aus den Acten gefertigt hatte.

So ward durch beklagenswerthe Zufälligkeiten eine alte Myſtification entdeckt und eine neue möglich gemacht, die auf das Schickſal meines Lebens den übelſten Einfluß geübt hat.

## Nachſchrift des Herausgebers.

Mit jenen andeutenden Worten ſchließen die Hefte, welche uns vorliegen. Ein ſchweres häusliches Unglück traf unſern Freund nach Jahresfriſt ſeit dem Beſuche des Kölniſchen Carnevals. Wir ſind im Beſitze der Geſchichte jenes Zwiſchenraumes und haben leider die Folgen eines Scherzes zu berichten, welche ernſthafter wurden, als die des Schwankens von Tugend und Großmuth, den ſich die ſchelmiſche Gräfin*) mit ihrem Eheherrn erlaubte.

Denn freilich hatte Adolphine — ſo nennen wir die Gattin unſers Freundes — die Wirkungen nicht berechnet, als ſie in ihrem Manne das Bild der unglücklichen Sidonie erneuerte; die Wirkungen, welche ein ſo unbedachtes Unternehmen hervorbringen mußte und hervorbrachte. Damit man ihr Verfahren nicht gar zu unweiblich finde, müſſen wir zur Entſchuldigung anführen, daß ihr Gefühl, ihr Daſein überhaupt geſtört und aus den Schranken gerückt war, innerhalb welcher der Charakter einer Frau ſich nur mit Anmuth und Schönheit darſtellen kann. Der Oheim, welcher ſie erzogen, Vaters Rechte über ſie geübt hatte, war eine Art von geiſtigem Epicuräer; die Abwechſelung der Genüſſe bedeutete ihm erſt den Genuß, Reiſen allein hielt er für Leben. Das muntre, ſchöne Kind führte er überall mit umher, eine leichte Sorge, die Zugabe eines herzlichen Verhältniſſes mochte er wohl, als Beiſſen zu dem Mahle der Freude, welches er ſich auf ſeinen Wanderungen von Süden nach Norden und von Norden nach Süden gab. Sie lag als kleines Mädchen auf ſeinen Knieen, während die Wogen des Kattegats peitſchend über das Schiff flogen, und rief ängſtlich weinend: Onkel, laß uns nach Hauſe! Sie zog als Jungfrau mit ihm über den Simplon, und ſchwirrte an ſeiner Seite durch die Pariſer Säle. Eine Häuslichkeit hatte ſie noch nicht gekannt, als ſie ſelbſt berufen ward, eine zu gründen. Dazu kam, daß ſie mit der Gewalt einer erwachenden feurigen Natur geliebt hatte und, wie ſie glauben mußte, gränzenlos betrogen worden war. Damals zerbrach ihr Glaube an männlichen Werth, ſie hatte Niemand, dem ſie ſich anvertrauen durfte, der Oheim machte franzöſiſche Epigramme auf den Ungetreuen, ihr Herz verblutete unter dem bunten Schleier leichter, glänzender Tage, ſie fand endlich, um nur fortbeſtehen zu können, den Ton einer milden fliegenden Heiterkeit, mit dem ſie das Weh ihrer Seele überdeckte und verhüllte.

---

*) S. Immermann's „Miscellen“ S. 81 ff.

Noch voll von ſchmerzlichen Reminiscenzen, aus Italien zurückkehrend, fand ſie unſern Freund. Amor war es nicht, der hier die Fackel zündete. Aber ſie war des Umherziehens müde, ſie meinte, die Herrſchaft ſei das Einzige, was man hienieden erreichen könne, ſie lachte über den weichen gutmüthigen Mann, ſie täuſchte ſich über ihn, und ſo reichte ſie ihm die Hand. Wunderbar! der Eheſtand, der ſonſt das Gefühl tödtet, erweckte das ihrige, ſie ſah die Schwäche Guſtav's gepaart mit einem unendlich reinen Herzen, ſeine Unbeholfenheit, ſeine Pedanterie verſchwiſtert mit der tiefſten Empfindung und einem reichen Geiſte, von dem er nur keine Anwendung machen konnte. Erſtaunt über dieſe Entdeckungen, wunderte ſie ſich, daß ihr dieſelben nicht ſchon lange aufgegangen waren. Ihr Gemüth freute ſich, wie über einen unvermuthet ausgegrabenen Schatz, ſie wußte nicht, wie ihr geſchehen war, es lag hinter ihr wie eine Dämmerung, eine ſanfte Wärme begann die abgeſtorbenen Blüthen ihres Herzens neu zu beleben.

Indeſſen blieb das Glück dieſem Bunde fern. Der nacherworbene Geliebte hätte ihr imponiren müſſen, das war nicht der Fall. Scheinbar beſchränkt, erfahrungslos ſtand er der Vielgereiſ'ten, die Alles geſehen und gehört hatte, gegenüber. Auch ſchämte ſie ſich gewiſſermaßen ihrer Empfindung, die ſie eine Schwäche nannte, ſie fürchtete eine volle Hingebung, die ſie einmal ſo ſchwer hatte büßen müſſen; abwechſelnd kokett und kalt, traf ſie nie das rechte Wort, welches nur ein unſchuldiges Weſen aus der Fülle der überſtrömenden Liebe dem Manne zu ſagen vermag. Sie fürchtete immer zu verlieren, ſie kränkelte ſich zwiſchen Stolz, Wehmuth und Lachen hin, ſie war, daß wir es kurz ſagen, eine geiſtreiche Frau, wie wir ſo viele ſehen. Er an ſeiner Seite verſtand das Uebel nicht und machte es durch Sentimentalität ärger. Was er ihr gab, das nahm ſie hin als Recht, die Forderungen ſeines Herzens ſchien ſie nur halb, gezwungen, zweifelnd anzuerkennen. So ſchwankten ihre

Tage unter Necken, Abſtoßen, Anziehen, Suchen, Vermeiden weiter. Es war eine von den Ehen, die nicht unter dem Segen des Spruchs: Und er ſoll dein Herr ſein! geſchloſſen ſind.

Eine unbändige Eiferſucht ergriff ſie, als unvorſichtig hingeworfene Worte Guſtav's ſie im Allgemeinen von dem Abenteuer zu Ems unterrichteten. Er hatte eine ſonderbar-ſtrenge Meinung von der Pflicht der Ehegatten, einander Alles anzuvertrauen, und legte durch eine Tugend, die Niemand von ihm verlangte, den Grund zu den nachherigen Verwickelungen. Oder wirkte ein weniger reines Motiv? So viel iſt gewiß, daß er von Sidonien zu ſprechen anfing, als Adolphine einmal beſonders kalt und grillenhaft ſich betragen hatte. — Sie wurde durch ſein Geſtändniß ſehr aufgeregt. In ihren Gedanken machte ſie ſich jene geheimnißvolle Schöne, die wahrlich keine gefährliche Nebenbuhlerin mehr war, zur fürchterlichſten Feindin, ſie ſah die Geſtalt wachend und träumend vor ſich, ſie hätte dieſes Geſpenſt gern vernichtet, zu dem, ihr unbewußt, ihre Leidenſchaft für Guſtav ſich zuſammengeballt hatte. Aber ihr Stolz verrieth nichts, auch jetzt ward der Spott zum Deckmantel einer Qual, die ſie ſich ſo ganz ohne Noth ſelbſt ſchuf. Welch ein Triumph für ſie, als ſie mit dem Ringe den Schlüſſel zu der Geſchichte erhielt! Nun war die Rivalin entlarvt, vernichtet, es ſtand bei ihr, in dem Herzen ihres Gatten an die Stelle der von ihr erträumten Empfindung Zorn und Verachtung zu pflanzen. Sie kannte ſich nicht vor

Freude und Genugthuung. Uebermüthig, verblendet, durch ein freies Leben an manche Freiheit gewöhnt, wollte ſie das Poſſenſpiel mit einer Poſſe enden und mit unglücklichem Vorwitz eine bedenkliche Prüfung in Guſtav's Gefühlen anſtellen. So, die Rückſicht auf ihn, auf ihr Verhältniß nicht achtend, pilgerte ſie, die Thörin, zum Kölner Thorenfeſte und ahnte nicht, welche Nachſchmerzen dieſem Wirbel folgen würden.

Denn freilich konnte nur eine eiferſüchtige Frau, welche bloß hörte und las, was ihrer Leidenſchaftlichkeit zuſagte, in Sidonien die gemeine Betrügerin ſehen. Guſtav las, was wirklich in jenem Protokolle ſtand, die Schmerzensworte einer edeln gefallenen Natur. Und er las noch mehr zwiſchen den kalten gerichtlichen Zeilen. Hätteſt du nur Ort und Namen genannt, arme Sidonie, rief er in der Stille für ſich, daß mich der Richter ausgefunden, daß ich von deinem Schickſale gehört hätte! — Er wußte, was ſie abgehalten hatte, Ems und ihn zu bezeichnen, es war daſſelbe Gefühl, welches ihr den Mund verſchloß, als ſie, durch die Seitenthür in ſein Zimmer tretend, ihm den Raub entdecken wollte. Aber .... er verlor ſich in Nachſätze, die er nicht ausdenken mochte. Vor ſeiner Frau beſchloß er zu ſchweigen. Das Wiederfinden in Köln behielt er für ſich. Dennoch erfolgte bald eine Erklärung, die beide Theile nachher gern ungeſchehn gewünſcht hätten. Adolphine fand ihren Gatten einige Tage nach jenen Entdeckungen im Bosquet, das Haupt in der Rechten, verſenkt in tiefe Gedanken. Die erſte

Märzenſonne hatte ihn ins Freie gelockt. Mit einem Stäbchen, welches er nachläſſig ſpielend in der Linken hielt, hatte er etwas in den Sand gekratzt. Sie trat, unbemerkt von ihm, herzu und ſah zu ihrer Betrübniß ein böſes S am Boden. In dieſem Augenblicke war ſie vom Haupt bis zur Sohle eine Flamme. Sie verrieth ihre Anweſenheit durch einen tiefen Athemzug. Er blickte auf, und zerſtörte blitzſchnell mit dem Fuße das Werk ſeiner Träumerei, Purpur und Glut im Geſichte. Sie wußte, woran ſie war. Schien ihr nicht aus ſeinem Antlitze die Fackel, die ihre Erniedrigung, ihre Zurückſetzung beleuchtete? Elende, Nichtswürdige, Abſcheuliche! ſtammelte ſie, und ſank ſchluchzend auf eine Bank. Er hatte ſich gefaßt, und trat vor ſie. Die Namen verdient ſie nicht, ſagte er mit einer höheren Feſtigkeit, als ſie an ihm zu erblicken gewohnt war, und Niemand ſoll ſie in meiner Gegenwart ſo nennen.

Ha, rief ſie, ich, verhöhnt um eine Buhlerin!.... Der Zorn ſchlug ihm die Zähne an einander. Es frägt ſich noch, ſagte er, wer beſſer iſt; die Frau, welche in kalter Rechtfertigkeit mit Gefühlen ihren Spott treiben konnte, oder die arme Sünderin, der die Augen leuchteten, als ſie mir mein verwahrtes Eigenthum zurückgab? — Es kommt die Stunde, wo wir Alle der Vergebung bedürfen. Fordere das Schickſal nicht heraus! Denke auch du des Wortes, welches Sidonie mir beim Abſchied ſagte: Richte nicht!

Sie meinte, verfinſtert, wie ſie war, er ſpiele auf ihre italieniſchen Verhältniſſe an, von denen er doch gar nichts wußte. Daran mich zu erinnern! fuhr ſie heftig auf. Daran! Jetzt! Pfui! Sie warf ihm einen Blick zu, in dem ihre erzürnte Seele loderte. Er wollte ſie zurückhalten, ſie riß ſich los und eilte in das Haus. Er wartete auf ſie vergeblich beim Abendeſſen. Der Bediente ſagte ihm, die gnädige Frau befinde ſich nicht wohl. Vor ihrem Zimmer ſtand die Jungfer und bat ihn mit einem verlegnen Geſichte, nicht hinein zu gehn, ihre Herrin habe ihr aufgetragen, Niemanden zu ihr zu laſſen, auch den Herrn nicht, ſie wollte ſchlummern und nicht geſtört ſein. Traurig kehrte er um, ihm war ſehr übel zu Muthe. — Daran .... Woran? murmelte er düſter vor ſich hin. Er wiederholte dieſe Worte ſo oft, daß man hätte glauben können, er wünſche zu entdecken, woran ſeine Frau nicht hätte erinnert ſein wollen. —

---

So betrübte Faſtentage folgten in dieſem Hauſe dem luſtigen Carneval. Indeſſen konnte noch Alles zum Guten ausſchlagen, die Verſtimmung war ja nur eine von den vielen, die an der Macht des Alltags und der Gewohnheit ſich auflöſen. Die Gatten verſöhnten ſich denn doch wieder; man nahm ſich vor, man verſprach einander unter Küſſen und Thränen, daß von der unglücklichen Sache nicht mehr die Rede ſein, daß der Name Sidoniens nicht ferner mehr genannt werden ſolle. Und darin hielten ſie Wort. Nur bemerkte freilich Guſtav, daß Adolphine unruhig wurde, wenn er Briefe empfing, deren Inhalt er ihr nicht gleich mittheilte, wenn ſich Perſonen bei ihm anmelden ließen, die ihr unbekannt waren. Nur fiel es ihr auf, daß er das Geſpräch, und oft mit einem gewiſſen Zwange, auf ihre Lebensumſtände brachte, ſich von ihr erzählen ließ, wie es ihr da und dort gefallen habe, was ihr da und dort begegnet ſei? -- Kann ſie denn nie Ruhe haben und halten? ſprach er für ſich. Will er mich ausforſchen? dachte ſie in der Stille. Ihr Benehmen wurde gemeſſen, negativ; das ſeinige, in der Abſicht, die Reinheit ſeines Bewußtſeins darzuthun, ängſtlich und manierirt. Gegen einander waren ſie vorſichtiger als früher, man vermied ſorgfältiger Alles, was zu Differenzen führen konnte. Es ſtand etwas tief an ihrem Horizonte, wie ein weißes gefährliches Wölkchen, ſie fürchteten, und wußten nicht was, aber ſie fürchteten, jede Stunde könne ihnen ein Unglück bringen. — Eines Tages ſagte Guſtav zu ſeiner Frau: Laß uns bei Zeiten eſſen, ich verreiſe heute Nachmittag. Sie ſtutzte über dieſe plötzliche Ankündigung, und fragte mit erheuchelter Gleichgültigkeit: Wohin denn? Er antwortete ihr kurz, daß er die Fabriken im Gebirge beſuchen wolle, die zu ſehn er ſich ſchon lange vorgenommen habe; nahm zur beſtimmten Stunde einen flüchtigen Abſchied, und ſtieg in den Wagen. Sie ſah ihm betroffen nach, und brach in Thränen aus, als der Schall der Räder nicht mehr zu hören war. Sie machte ſich zu thun, um über ihre Stimmung Herr zu werden.

Umſonſt, es lag auf ihrer Bruſt, wie ein Berg. Gegen Abend beſuchte ſie der Bruder. Sie hatte nicht Luſt zu reden, und bat ihn, ihr etwas vorzuleſen. Er kramte umher, endlich fand er einen Band und wollte beginnen, als ſie, den Titel auf dem Rücken des Buches erblickend, ausrief: Um Gotteswillen, was machſt du? Das ſind ja die Wahlverwandtſchaften! — Nun, ſagte er lachend, was iſt dabei? Es iſt ein Buch wie die andern. — Ich bitte dich! rief ſie, von Schauder geſchüttelt, nimm es mit, daß ich es nie wiederſehe. Wenn du wüßteſt, welche Erinnerungen ſich an dieſes Buch knüpfen!

Hier ſteht vorn auf dem weißen Blatte der Name des Gebers! ſagte er in ſeiner kaltblütigen Art. Seiner Freundin Adolphine der Marquis .... Ich kann den Namen nicht leſen. Florenz .... Was für ein Marquis war das? Du haſt ja nie von einem Marquis geſprochen, den du in Italien gekannt.

Es war eine flüchtige Bekanntſchaft! verſetzte ſie erröthend und erbleichend. Mir iſt nicht wohl, Bruder; ſchlafe wohl! Nimm die Wahlverwandtſchaften mit, ich ſchenke ſie dir. Es wird früh genug Alles kommen, wie es in dem Buche ſteht.

Er lachte über dieſe Melancholie. Wenn du nicht ſo vernünftig wärſt, ſagte er, ſo würde ich glauben, du wollteſt dich auch, wie ſo viele Weiber jetzt, mit deinen Nerven intereſſant machen. Wo iſt dein Mann? — Verreiſ't nach den Fabriken im Gebirge; ſo ſagte er, verſetzte ſie. Ich glaube aber, er iſt ganz wo anders hin.

Der Bruder ſchüttelte den Kopf. Wenn ich nur wüßte, was ihr mit einander vorhabt, ſagte er, indem er Abſchied nahm.

Guſtav hatte eine halbe Stunde vor der Stadt den Poſtillon halten und umkehren laſſen, er habe ſeinen Reiſeplan geändert, ſagte er zum Schwager. Er ging einige hundert Schritte durch Wieſen und Felder, ſeinen leichten Mantelſack ſelbſt unter dem Arm tragend. Vor der Thüre, eines dürftigen Hauſes hielt der Bewohner ein Pferd, geſattelt und gezäumt. Unſer Freund ſchwang ſich auf, empfahl dem Manne Verſchwiegenheit, drückte ihm ein Stück Geld in die Hand, und trabte ſeitwärts, Gehölz und Feld in entgegengeſetzter Richtung durchſchneidend, davon.

Wir laſſen den Beweggrund zu dieſem geheimnißvollen Verfahren vor der Hand auf ſich beruhn und melden nur, daß der Reiter dem Gebirge mit ſeinen Fabriken den Rücken wies und ſich in der Richtung nach Köln zu raſch fortbewegte. Der Frühling lachte über den Gefilden und weinte aus den friſchbeſchnittenen Zweigen der Rebe. Guſtav machte ſeiner lange eingeſchnürt geweſenen Bruſt in tiefen Athemzügen der Wehmuth Luft, als er ſich ſo allein ſah, zwiſchen Saatengrün, Baumblüthe und Lerchenwirbel. Ach, rief er, alles Schöne in der Natur kehrt wieder, die Knoſpen am Baume, das Jauchzen der Vögel, die ſegenſchwangre Aehre, die blaue ſchwellende Traube! Warum muß der Menſch nur einmal blühn, und dann nicht wieder?

Warum ſterben unſre Hoffnungen, warum erliſcht unſre Zuverſicht, ehe wir ſie genoſſen haben? Er gedachte ſeiner friſchen Jugend und des Tages, wo er mit den Freunden ſeiner erſten Zeiten im Angeſicht des Stroms den Bund für die Ewigkeit beſchwor. — Die Welle hatte den Schwur vernommen und ihn ins Meer getragen, die Freunde zerſtreuten ſich, und wenn der Zufall ſpäter zwei wieder zuſammenführte, ſo ging es wie auf dem Carneval, keiner hatte mehr mit dem andern etwas zu theilen; er gedachte des Tages, wo er an Adolphinens Bruſt ſank, in den Armen eines Weibes das Glück zu finden, — hatte er es gefunden? Das ganze Leben ſchien ihm ſo recht eigentlich auf eine troſtloſe Mittelmäßigkeit, auf eine dürre Gemeinheit angelegt zu ſein! Keine Gewähr für irgend etwas, was über die armſelige Noth, über das Bedürfniß des Tages hinausgeht! Dann leuchtete ihm wieder, wie eine himmelblaue Blume aus Moder und Zerſtörung, die Liebe jener Unglücklichen entgegen. Ja, dieſe war mein eigen! rief er aus. Dieſe hätte mich verſtanden, ſie hätte nicht meiner geſpottet, in den Tod und zu der Hölle wäre ſie für mich gegangen! Warum auch das noch erfahren? Er fühlte ſein Daſein zerſtückt, aber in jedem Stücke zuckte und blutete ein Herz.

Indem er ſich ſo ſeinen düſtern Gedanken überließ, hatte er wie gewöhnlich des Weges nicht genugſam geachtet. Und wohin wollte er denn? Nun, er wollte nach Köln, nicht, Sidonien zu ſehn, nein, nur Erkundigungen nach ihr anzuſtellen und, wenn er ſie ausgeforſcht, unbemerkt, anonym für ſie zu ſorgen. Das und nicht mehr hatte er im Sinn, und doch ſchlug ihm das Herz, und doch wallte ſein Blut mit einer Unruhe, welche nicht die Folge rein wohlthätiger Entſchließungen zu ſein pflegt. Jetzt ſah er ſich zwiſchen waldbewachſnen Hügeln; unverſehens hatte ſich die Ebne in dieſe verloren. Er blickte um ſich, er wußte nicht mehr, in welcher Richtung er ſich befand, kein Menſch war zu erblicken, es war ein Sonntag; aus der Ferne tönte eine Kirchenglocke. Dieſem Schalle vertrauend, ſchlug er den Weg ein, der demſelben entgegen zu führen ſchien. So hoffte er zu einem Dorfe zu gelangen, wo er ſich wieder zurecht fragen konnte. Die Hügel wurden zu beiden Seiten höher, endlich traten Felſen hervor, er gerieth in einen finſtern Hohlweg. Er ritt in die unheimliche Dämmrung hinein, vorſichtig ſein Pferd zügelnd und achtſam vorausſchauend. Als er eben um eine vorſpringende Ecke lenken wollte, ſprang mit entſetzlichem Geſchrei, welches wie ein Gelächter klang, eine menſchliche Figur hinter derſelben hervor und ſtreckte zwei Finger über der Stirne in die Höhe, als wollte er dem Begegnenden Hörner andeuten. Guſtav's Pferd ſcheute bei dem Geſchrei und Anblick, und that einen Satz, daß der Reiter ſich nur mit Mühe im Sattel erhalten konnte. Er riß das Pferd heftig zuſammen, die wilde Figur wollte neben ihm durch die Enge ſchlüpfen, das Pferd ſchlug blitzſchnell aus, und hinter ihm ertönte ein Jammergeſchrei. Er wandte ſich um, der Menſch lag, von dem Hufſchlage getroffen, blutend und wimmernd am Boden. Sobald Guſtav ſein wüthendes Thier etwas beruhigt hatte, ſchwang er ſich herab und ging zum Verwundeten. Er bemühte ſich um ihn, er ſah, daß das Blut aus dem Schenkel hervordrang, er fragte ihn, ob er irgend anderswo getroffen ſei? Statt aller Antwort blickte ihn der Menſch verwirrt mit ſtarrem Auge an und wiederholte wohl zwanzigmal den Ruf: Hahnrei! — In fahlangeleuchteter Enge war unſer Freund ſo einige Minuten mit dem Menſchen allein, aus deſſen Zügen durch den Schmerz hindurch der Wahnſinn blickte. Endlich ließen ſich Menſchenſtimmen vernehmen. Ein Trupp Bauern drängte ſich durch den Hohlweg. Da liegt der Tolle, Herr Amtmann, rief Alles, ſich nach einem Manne zurückwendend, der in anſtändiger Civilkleidung bedachtſam einherſchreitend ſeinen Gerichtseingeſeſſnen um einige Schritte nachgeblieben war. Der Amtmann und die Bauern kamen herzu, und Alles ſchrie vor Erſtaunen wild durcheinander, als ſie den Joachim, wie ſie den Verwundeten nannten, bluten ſahen. Mit wenigen geflügelten Worten hatte Guſtav ihnen die Geſchichte erzählt; ſein ſchäumendes Pferd, welches, wild wie ein Tiger, daneben ſtand und in den Boden hieb, lieferte den Beweis. Plötzlich rief der Amtmann nicht ohne Würde: Stille! dieſer Augenblick iſt wichtig. Der Schmerz bannt alle Verſtellung. Nicht beſſer kann ich ihn erforſchen als jetzt. Er wandte ſich zu dem Blutenden und that an ihn einige Fragen über ſeinen Unfall. Der aber machte ſein unbeſcheidnes Zeichen dem Amtmann ins Geſicht und ſchrie das Wort, welches ihm allein von der Sprache übrig geblieben zu ſein ſchien. Der Amtmann ſagte: Ich nehme alle Umſtehenden zu Zeugen, daß der Joachim ſein verwirrtes Benehmen auch in dieſer Verfaſſung noch beibehalten hat. Sie, mein Herr, muß ich über den Vorfall vernehmen. Ich hoffe, der Joachim iſt gerettet, kein Arzt wird ihm jetzt die Tollheit abſprechen. Die Bauern luden den Wahnſinnigen auf eine Bahre. Guſtav ſchritt mit dem Amtmann, das Roß am Zügel führend, voran.

Unterwegs erfuhr er von ſeinem Begleiter, der gern zu reden ſchien, die Geſchichte des Unglücklichen. Er war ein Brudermörder. Er lebte mit dem Erſchlagnen ruhig und friedlich zuſammen, als auf einmal, man wußte nicht wie und wodurch, in ihm der Argwohn erwachte, Jener halte es mit ſeiner Frau. In einem Anſtoß der Eiferſucht wurde das ſchreckliche Verbrechen begangen. Man hielt ihn ſchon damals für irrſinnig, während der Unterſuchung ſtellte er ſich ganz ſo dar. Seine Seele ſchien bis auf die Vorſtellung verletzter Treue alle übrigen eingebüßt zu haben. Er ſaß Tage lang, ohne ein Wort zu ſprechen, ſtarr auf Einen Fleck blickend, und nur, wenn man ihn gewaltſam aufrüttelte, wiederholte er, bis ihm die Stimme verſagte, den Ruf, den auch Guſtav ſo oft aus ſeinem Munde vernommen hatte.

Dies erzählte der Amtmann, und daß Jener vor wenigen Stunden die Unachtſamkeit eines Wärters zur Flucht benutzt habe. Er fügte hinzu, daß er immer an der Wirklichkeit des Wahnſinns gezweifelt habe, und ſagte viel von den künſtlichen Mitteln, die von ihm angewendet worden ſeien, um auf den Grund zu dringen; was Guſtav nur halb verſtand. Heute aber ſei er gewiß geworden, ſchloß der Amtmann; wer, vom Pferde geſchlagen, mit halbzerſchmettertem Schenkel verrückt bleibe, der ſei aufrichtig verrückt. Ein Glück für den Schelm, rief er aus, daß Sie mit Ihrem wilden Pferde ihm gerade in den Weg kommen mußten! Wir können ihn nun mit gutem Gewiſſen ans Irrenhaus abgeben.

Sie ſprechen ein ſonderbares Glück aus, verſetzte Guſtav, und doch haben Sie wohl Recht. Die Kirchen und Klöſter haben aufgehört, Freiſtätten zu ſein, und das Tollhaus iſt an ihre Stelle getreten. — Uebrigens, dächte ich, mußte der erſte Blick lehren, daß der Menſch ohne Verſtand ſei, und ich hätte um dieſen Punkt keine weitläuftige Unterſuchung angeſtellt.

Mein Herr, Sie ſind nicht Criminaliſt, antwortete der Amtmann mit einem Blicke, der, wie es ſchien, den unbefugten Urtheiler in ſeine Schranken zurückweiſen ſollte. — Indeſſen waren ſie aus dem Hohlwege gekommen, eine ſanfte Baumebene lag vor ihnen, in kurzer Entfernung zeigte ſich ein großes fleckenartiges Dorf. Guſtav fragte nach dem Namen. Es iſt mein Wohnort, verſetzte der Amtmann, und nannte den Namen. Großer Gott!

rief Guſtav, auf das Aeußerſte überraſcht, ſo ſind Sie Sidoniens Richter? — Der Amtmann maß ihn mit prüfenden Augen und ſagte: Wenn Sie die angebliche Gräfin *ka meinen, ja, deren Richter war ich. Wie kommen Sie darauf, ſich nach dieſer Landſtreicherin zu erkundigen? Kennen Sie die Perſon? — Was ſollte unſer Freund erwidern? Auf das Gerathewohl, in der größten Beſtürzung, ſtotterte er: Mich dünkt, ich habe von dem Falle geleſen. — Freudeglänzend rief der Amtmann: Alſo kennen Sie meine „Beiträge zur Seelenkunde und Menſchenkenntniß aus langjähriger Criminal-Praxis“? Denn darin habe ich von der *ka und dem *loſch geſprochen. Sagen Sie, mein Beſter, wie geht das Buch in Ihrer Gegend? — Guſtav antwortete etwas, was den eifrigen Schriftſteller zufrieden ſtellen konnte, und bat, ſo gefaßt als er nach ſeinem Zuſtande ſein konnte, ihm mehr von der Armen zu ſagen, zu deren Marterſtätte ihn ſeine Zerſtreutheit und ein ſonderbares Ungefähr hinführten. — Der Richter verſetzte kurz, er glaube, ſie ſei eine gewöhnliche Romanenheldin geweſen, die einmal zur Abwechslung auch habe die Magdalena ſpielen wollen; ſie habe mitunter Geſchichten angegeben, die vermuthlich ganz unwahr geweſen ſeien, unter anderen eine von einer geraubten Schatulle. Das Ganze war, äußerte dieſer Menſchenkenner, nichts als ein Geſpinnſt, womit ſie ſich intereſſant machen wollte, ſie konnte weder Ort noch Namen angeben und half ſich mit der Ausflucht, daß ſie nicht wolle. Ich glaube, ſie ſuchte mich glauben zu machen, ſie habe den Beſtohlnen geliebt. Ich ließ die Sache auf ſich beruhn, ich war in meinem Innern gewiß, daß es eine Fabel war. Wenn man eine geraume Zeit lang die Menſchen beobachtet hat, wie ich vermöge meines Amts genöthigt geweſen bin, ſo erwirbt man am Ende einen Blick, den ſo leicht nichts trügt.

Guſtav war zu ernſt geſtimmt, um über die wunderliche Zuverſicht des Richters lächeln zu konnen. Dieſer fuhr, von ſich begeiſtert, fort: Aber ihren Begleiter hatte ich auch, wenn ich ſo ſagen darf, auf den erſten Griff weg. Ein merkwürdiger, bedeutender Menſch, einer, der, wie Schiller von ſeinem Räuber ſagt, nothwendig entweder Brutus oder Catilina werden mußte. Ich habe an ſeinem Sarge geweint, denn mein Beruf hat in mir nicht den Menſchen ausgetilgt.

Iſt jener Verbrecher todt? fragte Guſtav erſtaunt. Mein Herr, verſetzte gereizt der Richter, Sie ſcheinen meine Beiträge zur Seelenkunde und Menſchenkenntniß ziemlich flüchtig geleſen zu haben. Freilich iſt er todt, ich habe ja ſein Ende in jenem Buche weitläuftig erzählt. — Es war ihm nichts zu beweiſen; wie der Aal, wie die Schlange glitt er mir unter den Händen weg, wenn ich ihn feſtzuhalten glaubte. Es erfolgte ein freiſprechendes Urtheil. Als ich ihm dies eröffnete, flog ein wildes Lächeln über ſein Geſicht. So habe ich denn meinen Proceß gewonnen! rief er und ſchien einem Entſchluſſe nachzuſinnen. — Mein Fehler iſt ein unüberwindlicher Widerſpruchsgeiſt, fuhr er fort. Und ſo ſage ich Ihnen denn jetzt, mein Herr, in dem Augenblick, wo das Gericht mich freiſpricht: Ich habe alles das begangen, was man mir nicht hat beweiſen können. Mich ergötzte das Treffen, welches Sie täglich meinem Scharfſinne lieferten, mich beſchäftigte der Feldzug, den wir gegen einander ſechs Monate lang führten. Nun iſt Friede geſchloſſen, und der eine General kann dem andern getroſt die Karten aufdecken. — Aeußerſt überraſcht von dieſen Worten, erklärte ich ihm, daß die Unterſuchung von Neuem beginnen müſſe. Die Mühe will ich Ihnen erſparen, verſetzte er. Mein Leben iſt verbraucht, zwiſchen Himmel und Erde giebt es nichts Neues mehr für mich, und die Gräfin hat ſich von mir losgeſagt! So wollen wir denn die Tinte ſparen, und unſer Geſtändniß roth unterzeichnen. — Blitzſchnell hatte er bei den letzten Worten ein Meſſer, welches auf dem Tiſche lag, ergriffen, und ehe ich noch zu einem Gedanken kommen konnte, ſah ich einen Blutſtrom aus ſeiner Bruſt ſpringen. Er fiel ohne Laut, ohne Regung; bei der Section zeigte ſich das Herz mitten durchbohrt. So endete jener ausgezeichnete Menſch. In meiner Gerichtsſtube können Sie noch am Boden den Fleck ſehn, den kein Waſchen und Scheuern ganz zu vertilgen vermocht hat. — Guſtav entſetzte ſich vor dieſem Nachtſtück, ein Schauder rieſelte durch ſeine Adern, als er in die Gerichtsſtube trat, wo der erſte Blick, den er ſcheu auf den Boden richtete, ihm einen grauen Streifen zeigte, der von der blutigen That jenes Verworfnen ſprach. Sehen Sie, ſagte der Richter mit einem Scherze, der ſeine äſthetiſche Kultur andeuten ſollte, hier finden Sie alle Utenſilien zu einer Tragödie. Da hängen Stricke, womit ſich junge Mädchen erwürgt haben. Da liegt der Dolch eines Vatermörders, in jener Ecke ſteht das Beil, womit mein Toller ſeinen Bruder erſchlug. Ich verkaufe den ganzen Kram um ein Billiges, weiſen Sie mir doch einen unſrer reſoluten Trauerſpieldichter zu! — Guſtav bat den aufgeräumten Mann, ihn ſo bald als möglich abzufertigen. Sie haben keine Eile, verſetzte der Amtmann, Sie ſind auf die Nacht mein Gaſt, nach Köln können Sie nicht mehr kommen, Sie haben ſich weit von der rechten Straße verirrt. Ich ſehe da eben die Bauern mit dem Verwundeten anlangen. Für dieſen muß ich erſt ſorgen, dann will ich Sie gleich vernehmen. — Er ging nach einem Repoſitorio, nahm verſchiedene Päckchen Briefe daraus hervor und ſagte: Damit vertreiben Sie ſich die Zeit, bis ich zurückkehre. Der Todte, deſſen Blut dort den Boden färbt, iſt durch die Länder gefahren wie ein Don Juan, und hat den Weibern die Köpfe dermaßen verrückt, daß es intereſſant iſt, ihr Girren zu leſen. Dieſe Liebesbriefe, hundert und etliche an der Zahl, wurden ihm bei ſeiner Verhaftung abgenommen. Wenn Sie einen Roman ſchreiben wollen, ſo finden Sie in den Blättern und Blättchen die vortrefflichſten Materialien dazu. Ich ſage Ihnen, das iſt hier eine deutſche, eine franzöſiſche, eine polniſche, eine ruſſiſche und eine italieniſche Correſpondenz, die in jeder Novelle figuriren könnte.

Und was mehr, der Pſychologe lernt daraus, wie die Frauenzimmer der verſchiedenen Nationen ſich in der Liebe benehmen.

Er ließ unſern Freund allein zurück bei jenen Briefen und begab ſich zu dem Verwundeten, der eben unter dem Fenſter mit verdoppelter Heftigkeit wieder ſein Geſchrei ausſtieß. — Als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, hatte er einen Anblick, den er nicht erwartete. Guſtav lag, das Geſicht auf dem Tiſche, beide Hände weit über demſelben ausgeſtreckt, und vor ihm lag eines der Packete, geöffnet und, wie es ſchien, geleſen. Was fehlt Ihnen? fragte der Amtmann beſtürzt. Guſtav richtete ſich in die Höhe, ſein Geſicht war blaß und entſtellt, wie das Antlitz eines Mannes, der etwas Furchtbares ſah. Können Sie mir dieſe Briefe wohl auf wenige Tage anvertrauen gegen Pfand oder ſonſtige Sicherheit, die Ihnen angemeſſen dünkt? fragte er den Verwunderten mit tonloſer, erſtorbner Stimme, indem er auf das geöffnete Packet deutete. — Dieſe? die italieniſche Correſpondenz? verſetzte der Richter. Mir genügt Ihr Wort, die Briefe nach gedachtem Gebrauch zurückzugeben. Aber was wollen Sie damit? Er that noch verſchiedne Fragen, das Innere unſres verwandelten Freundes zu erforſchen, jedoch vergebens. Zum erſtenmal in ſeinem Leben fühlte er ſich von ſeinem Scharfſinne, ſeiner Seelenkennerſchaft, dieſem Kummer gegenüber, verlaſſen.

Einige Wochen ſpäter wurden die Freunde der Gatten durch eine unerwartete Nachricht überraſcht und betrübt. Sie erklärten ſchriftlich, gemeinſchaftlich, daß Dinge, die Einer dem Andern nicht vorzuwerfen habe, ſie zwängen, ihre Verbindung aufzuheben. Sie baten die, welche ihnen wohlwollten, keinen Stein auf ſie zu werfen, da ſie ſelbſt einander nicht anſchuldigten, ſie fügten die Verſicherung hinzu, daß der Trennung ungeachtet gegenſeitige Werthſchätzung und Ergebenheit fortdauern werde.

Natürlich begnügte ſich die Welt mit einer ſo räthſelhaften Erklärung nicht. Man fragte, man deutete, man wollte durchaus einen Grund haben und wiſſen. Beſtürzt kam der Bruder zur Schweſter und drang mit wohlgemeinten heftigen Worten in ſie; ſie bat ihn inſtändigſt, ihr Ruhe zu gönnen; ob er meine, daß ein ſo ſchwerer Schritt nicht wohl erwogen worden ſei? — Einige neugierige Freundinnen ſteckten ſich in ihrem Eifer hinter die Domeſtiken. Aber auch dieſe vermochten wenig Auskunft zu geben. Nur ein kürzlich angenommenes Mädchen erzählte, die gnädige Frau habe den Herrn bei der Rückkunft von einer Reiſe mit rothem Geſichte und heftigen Vorwürfen empfangen, ſie habe ihm geſagt, wie ſie wiſſe, daß er nach Köln gereiſ't ſei, und nicht in das Gebirge. Der Herr habe gar nichts erwidert, es ſei eine lange Pauſe entſtanden, endlich habe die gnädige Frau einen Schrei ausgeſtoßen, der Herr aber habe geſagt: Wenn dieſe Briefe von dir ſind, ſo wären wir quitt!

Weiter hatte das Mädchen vor dem Zimmer lauſchend nichts erlauſchen können. Sie ſprach von verweinten Augen und naßgeweinten Kiſſen, und daß der Herr ſeit jenem Tage immer krank ausgeſehen habe. Dieſe Schmerzen intereſſirten die Welt eben nicht ſonderlich, aber in Verzweiflung war man, daß man durchaus nicht zu ergründen vermochte, wo und wann das galante Abenteuer vorgefallen war. Denn Adolphine hatte ſich während ihrer Ehe fleckenlos betragen.

Doch laſſen wir die Menſchen mit ihrer herzloſen Neugier! — Die Abſchiedsſtunde unſrer Freunde war nicht leicht. Sie ſonderten ihre Sachen, da wurde ſo Manches von einander gethan, was lange zuſammen geſtanden hatte, und es war ihnen Beiden, als beginne die Auflöſung ihres Leibes und ihrer Seele. Doch hatten ſie einander Faſſung gelobt, Adolphine ſchien beſonders feſt zu ſein. Sie ruhte einen Augenblick von der Mühe des Packens aus, ſetzte ſich auf einen Koffer und ſagte: Verſprich mir, Guſtav, daß du mich zu deiner Pflege holen laſſen willſt, wenn du krank wirſt! Er gab ihr die Hand, ſetzte ſich zu ihr und erwiderte: Du nimmſt doch auch Niemand als mich zu deinem Geſchäftsführer? — So ſaßen ſie Hand in Hand auf dem Koffer, und um ſie her lagen Schachteln, Cartons, Muſikalien und Bücher in wüſter Unordnung. Jetzt trat der Bediente ins Zimmer und ſagte verlegen und zögernd: Der Muſikdirector ſchickt den Subſcriptionsbogen herum und läßt fragen, ob der Herr und die gnädige Frau wieder an den Winterconcerten Theil nehmen werden? In demſelben Augenblicke hob die Flötenuhr an der Wand aus und ſpielte das Lied:

Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond.

Dieſe geringfügigen Umſtände brachen, wie es wohl zu geſchehen pflegt, die Herzen, welche unter ſchwereren Dingen ſich aufrecht gehalten hatten. Lautweinend ſtürzten die Unglücklichen einander in die Arme, ſchluchzend rief Guſtav: Laß uns zuſammenbleiben! Sie weinte, als wollte ſie ſich in Thränen auflöſen, und ſagte dann leiſe, was Sidonie ihm geſagt hatte: Hätte ich dich früher geſehen! Sie lag wie ein armes Kind, an ſeine Bruſt geſchmiegt, nie war ſie ſo innig geweſen. Ja! du bleibſt bei mir! rief er, von falſcher Hoffnung getäuſcht.

Sie richtete ſich auf, trocknete ihre Augen und ſprach gefaßt: Betrüge dich nicht! Ich will darin wenigſtens verſtändiger ſein, als die Meiſten meines Geſchlechts, daß ich nichts Zerſtörtes mit eitler Mühe zu erhalten ſtrebe. Wenn ich zurückdenke an das, was ich erfahren habe, ſo ergreift mich ein Ekel vor mir ſelbſt. So ſich betrügen zu können! Ein .... Pfui! der Menſch iſt ein elendes Geſchöpf! Siehſt du wohl? Es geht nicht, und die Flötenuhr behält Recht. Soll ich mich ewig in meinem eignen Hauſe ſchämen müſſen? Könnte das dich glücklich machen? Könnte eine Frau es ertragen? — So treiben die Todten die Lebendigen auseinander! rief er verzweiflungsvoll aus. Er liegt im Grabe, der Frevler, lange; ſie ging zur Ruhe vor einigen Tagen; ihre alte Pflegerin ließ mich's wiſſen. Zwei Schatten, können ſie einen Bund für das Leben zerſtören?

Ich bin zu traurig, verſetzte Adolphine, als daß ich nachdenken könnte. Wenn man die Ringe wechſelt, ſoll man die Herzen ganz verſchenken und einen Strich über alles Frühere machen. Sonſt rührt man an das Reich der Schatten, und da kommt herauf, man kann nicht vorausſehn, was? Die Thorheit hat begonnen, der Zufall hat vollendet, ſo iſt der Abgrund zu unſern Füßen zuletzt aufgewühlt worden. — Hilf mir packen! Der Wagen kommt in einer Stunde.

Er ſchwieg, und noch an demſelben Tage fuhr ein ſchwerbepackter Reiſewagen aus dem Thore. Die Fenſter waren geſchloſſen, und Niemand hat geſehn, wer in dem Wagen ſaß.

⁂

Wenn man von dem Crucifixe, wo Guſtav Sidonien ſo unerwartet traf, ſeitwärts, in den Kreuzgang tritt, blickt man auf den ſtillen Friedhof, den der Kreuzgang mit ſeinem Pfeiler- und Blätterwerk umſchließt. Der Anblick iſt ſehr freundlich und mild. Eine zierlich-ausgezackte und abgeſtufte Spitzſäule erhebt ſich in der Mitte, ringsumher weht die Akazie, ſchattet der Hollunder über den Gräbern, die Kinder lieben das Plätzchen und treiben den Kreiſel dort; die Angehörigen beſuchen fleißig die Ruheſtätten ihrer Seligen. Namen, Jahrzahlen und fromme Sprüche ſind an den Kreuzen nicht geſpart. Ein namenloſes Grab aber iſt in der Nähe der Spitzſäule, kahl und unbeſchattet, keine liebende Hand hat es bepflanzt. Nur eine Alte wankt von Zeit zu Zeit herbei, wenn das Abendroth auf den Kirchenfenſtern liegt, ein herkömmliches Gebet über dem Grabe zu ſprechen. Guſtav hat es nie ſehn mögen, und wenn die Alte ſtirbt, wird Keiner mehr wiſſen, wer darin ruht.

# Der arme Spielmann.

Erzählung

von

**Franz Grillparzer.**

Iris. Deutſcher Almanach für 1848, herausg. v. J. Grafen
Mailáth. Peſt. Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Franz Grillparzer, geboren zu Wien am 15. Januar 1790, trat nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien 1813 in den öſterreichiſchen Staatsdienſt, wurde 1819 Privatſecretär der Kaiſerin, 1832 Archivdirector der kaiſerlichen Hofkammer. Zwei Reiſen, 1819 nach Italien, ſpäter nach der Türkei, Kleinaſien und Griechenland, unterbrachen den äußerlich wenig bewegten Lauf ſeines ganz der Dichtung gewidmeten Lebens, deſſen Früchte in den noch immer nicht vollſtändig herausgegebenen allbekannten Tragödien, einigen Luſtſpielen und einer ebenfalls noch der Sammlung harrenden Reihe von Gedichten und Epigrammen vorliegen Die einzige Novelle, die der große Tragiker je gedichtet oder doch veröffentlicht hat, ſind wir ſo glücklich, den Leſern unſeres Novellenſchatzes mittheilen zu dürfen. Und fürwahr, in mehr als Einer Hinſicht hat dieſe Novelle Anſpruch darauf, einzig in ihrer Art zu heißen. Wäre durch einen Zufall der Name des Verfaſſers verloren oder unbekannt geblieben, ſo würde man ihn gewiß unter den großen Dichtern, ſchwerlich unter den großen Dramatikern ſuchen. Denn Nichts von dem, was das Weſen und den Werth der dramatiſchen Kunſt ausmacht, keine ſtarkgegliederte Handlung, keine Spannungsmomente im theatraliſchen Sinne, kein rhetoriſch erhöhter Ausdruck leidenſchaftlicher Stimmung iſt in dieſen Blättern zu finden. Gerade die Unfähigkeit zum Handeln, das Tragiſche einer für das derbe Menſchenleben ſchlecht ausgerüſteten, auf Verkümmerung angelegten Natur war das pſychologiſche Problem, das den Dichter reizte. Und mit faſt zärtlicher Vertiefung bis in alle geheimen helldunklen Schlupfwinkel, in welche ſich das ſeltſam ſcheue Gemüth zurückzieht, iſt derſelbe Künſtler, der die ſtärkſten Leidenſchaftsconflicte zu geſtalten wußte, dieſem verfehlten Leben nachgegangen; zugleich mit ſo vollendeter

Meiſterſchaft im Anſchlagen des echten Erzählertones, mit ſo einfacher Anmuth und ſicherer Kraft, daß wir eher ein novelliſtiſches Virtuoſenſtück, als eine gelegentliche Studie des Dichters des „goldenen Vließes“ und des „König Ottokar“ vor uns zu haben glauben. Und dennoch, da wir nun den Verfaſſer kennen, will es uns ſcheinen, als ob gerade dieſe Novelle auch für das Verſtändniß des Tragikers in hohem Grade lehrreich wäre. Nicht nur ſein eigenes Bekenntniß in der Einleitung*) giebt uns Aufſchluß darüber, was Grillparzer die Fähigkeit verliehen hat, ſelbſt die Geſtalten der griechiſchen Sage, die wir ſonſt einer gewiſſen Marmorkälte zu zeihen pflegen, mit einem ſo blutwarmen perſönlichen Hauch zu beleben, daß jede Fremdheit verſchwindet, und ſeine hiſtoriſchen Figuren vor jeder akademiſchen Convention der üblichen Jambentragödie zu bewahren. Er hat ſich eben bemüht, auch die Berühmten „durchzufühlen“ und ſie uns in all ihrer Menſchlichkeit nahe zu bringen. Wir können nun aber auch die pſychologiſche Erklärung für jenen eigenthümlichen Zug ſeines Talentes geben: für die Neigung nämlich zu gebrochenen Farben, verhaltenen und verhüllten Stimmungen, zu dem räthſelhaften oder doch nur der feineren Beobachtung zugänglichen Reiz des höchſt individuellen, ganz perſönlichen Seelenlebens, das ſich gewöhnlich der dramatiſchen Form entzieht und der Novelle anheimfällt. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Seite der hochbedeutenden Dichternatur ausführlicher zu erörtern. Den Leſern der Novelle aber wollen wir durch keine weitere Zergliederung den Genuß dieſer meiſterhaften Charakterſtudie beeinträchtigen.

---

*) „Wahrlich! man kann die Berühmten nicht verſtehen, wenn man die Obſcuren nicht durchgefühlt hat. Von dem Wortwechſel weinerbitzter Karrenſchieber ſpinnt ſich ein unſichtbarer aber ununterbrochener Faden bis zum Zwiſt der Götterſöhne, und in der jungen Magd, die, halb wider Willen, dem drängenden Liebhaber ſeitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Dido's und die Medeen.“

In Wien iſt der Sonntag nach dem Vollmonde im Monat Juli jedes Jahres ſammt dem darauf folgenden Tage ein eigentliches Volksfeſt, wenn je ein Feſt dieſen Namen verdient hat. Das Volk beſucht es und giebt es ſelbſt; und wenn Vornehmere dabei erſcheinen, ſo können ſie es nur in ihrer Eigenſchaft als Glieder des Volks. Da iſt keine Möglichkeit der Abſonderung; wenigſtens vor einigen Jahren noch war keine.

An dieſem Tage feiert die mit dem Augarten, der Leopoldſtadt, dem Prater in ununterbrochener Luſtreihe zuſammenhängende Brigittenau ihre Kirchweihe. Von Brigittenkirchtag zu Brigittenkirchtag zählt ſeine guten Tage das arbeitende Volk. Lange erwartet erſcheint endlich das ſaturnaliſche Feſt. Da entſteht Aufruhr in der gutmüthig ruhigen Stadt. Eine wogende Menge erfüllt die Straßen. Geräuſch von Fußtritten, Gemurmel von Sprechenden, das hie und da ein lauter Ausruf durchzuckt. Der Unterſchied der Stände iſt verſchwunden; Bürger und Soldat theilt die Bewegung. An den Thoren der Stadt wächſ't der Drang. Genommen, verloren und wiedergenommen, iſt endlich der Ausgang erkämpft. Aber die Donaubrücke bietet neue Schwierigkeiten. Auch hier ſiegreich, ziehen endlich zwei Ströme, die alte Donau und die geſchwoll'nere Woge des Volks ſich kreuzend quer unter und über einander, die Donau ihrem alten Flußbette nach, der Strom des Volkes, der Eindämmung der Brücke entnommen, ein weiter, toſender See, ſich ergießend in Alles deckender Ueberſchwemmung. Ein neu Hinzugekommener fände die Zeichen bedenklich. Es iſt aber der Aufruhr der Freude, die Losgebundenheit der Luſt.

Schon zwiſchen Stadt und Brücke haben ſich Korbwagen aufgeſtellt für die eigentlichen Hierophanten dieſes Weihfeſtes: die Kinder der Dienſtbarkeit und der Arbeit. Ueberfüllt und dennoch im Galop durchfliegen ſie die Menſchenmaſſe, die ſich hart vor ihnen öffnet und hinter ihnen ſchließt, unbeſorgt und unverletzt. Denn es iſt in Wien ein ſtillſchweigender Bund zwiſchen Wagen und Menſchen: nicht zu überfahren, ſelbſt im vollen Lauf; und nicht überfahren zu werden, auch ohne alle Aufmerkſamkeit.

Von Secunde zu Secunde wird der Abſtand zwiſchen Wagen und Wagen kleiner. Schon miſchen ſich einzelne Equipagen der Vornehmeren in den oft unterbrochenen Zug. Die Wagen fliegen nicht mehr. Bis endlich fünf bis ſechs Stunden vor Nacht die einzelnen Pferde- und Kutſchen-Atome ſich zu einer compacten Reihe verdichten, die ſich ſelber hemmend und durch Zufahrende aus allen Quergaſſen gehemmt, das alte Sprichwort: Beſſer ſchlecht gefahren, als zu Fuße gegangen, offenbar zu Schanden macht. Begafft, bedauert, beſpottet, ſitzen die geputzten Damen in den ſcheinbar ſtille ſtehenden Kutſchen. Des immerwährenden Anhaltens ungewohnt, bäumt ſich der Holſteiner Rappe, als wollte er ſeinen, durch den ihm vorgehenden Korbwagen gehemmten Weg obenhin über dieſen hinaus nehmen, was auch die ſchreiende Weiber- und Kinderbevölkerung des Plebejer-Fuhrwerks offenbar zu befürchten ſcheint. Der ſchnell dahinſchießende Fiaker, zum erſten Male ſeiner Natur ungetreu, berechnet ingrimmig den Verluſt, auf einem Wege drei Stunden zubringen zu müſſen, den er ſonſt in fünf Minuten durchflog. Zank, Geſchrei, wechſelſeitige Ehrenangriffe der Kutſcher, mitunter ein Peitſchenhieb.

Endlich, wie denn in dieſer Welt jedes noch ſo hartnäckige Stehenbleiben doch nur ein unvermerktes Weiterrücken iſt, erſcheint auch dieſem status quo ein Hoffnungsſtrahl. Die erſten Bäume des Augartens und der Brigittenau werden ſichtbar. Land! Land! Land! Alle Leiden ſind vergeſſen. Die zu Wagen Gekommenen ſteigen aus und miſchen ſich unter die Fußgänger, Töne entfernter Tanzmuſik ſchallen herüber, vom Jubel der neu Ankommenden beantwortet. Und ſo fort und immer weiter, bis endlich der breite Hafen der Luſt ſich aufthut und Wald und Wieſe, Muſik und Tanz, Wein und Schmaus, Schattenſpiel und Seiltänzer, Erleuchtung und Feuerwerk ſich zu einem pays de cocagne, einem Eldorado, einem eigentlichen Schlaraffenlande vereinigen, das leider, oder glücklicherweiſe, wie man es nimmt, nur einen und den nächſt darauf folgenden Tag dauert, dann aber verſchwindet, wie der Traum einer Sommernacht, und nur in der Erinnerung zurückbleibt und allenfalls in der Hoffnung.

Ich verſäume nicht leicht, dieſem Feſte beizuwohnen. Als ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Menſchen, vorzüglich des Volkes; ſo daß mir ſelbſt als dramatiſchem Dichter der rückhaltsloſe Ausbruch eines überfüllten Schauſpielhauſes immer zehnmal intereſſanter, ja belehrender war, als das zuſammengeklügelte Urtheil eines an Leib und Seele verkrüppelten, von dem Blut ausgeſogener Autoren ſpinnenartig aufgeſchwollenen literariſchen Matadors; — als ein Liebhaber der Menſchen, ſage ich, beſonders wenn ſie in Maſſen für einige Zeit der einzelnen Zwecke vergeſſen und ſich als Theile des Ganzen fühlen, in dem denn doch zuletzt das Göttliche liegt, — als einem Solchen iſt mir jedes Volksfeſt ein eigentliches Seelenfeſt, eine Wallfahrt, eine Andacht. Wie aus einem aufgerollten, ungeheuren, dem Rahmen des Buches entſprungenen Plutarch, leſe ich aus den heitern und heimlich bekümmerten Geſichtern, dem lebhaften oder gedrückten Gange, dem wechſelſeitigen Benehmen der Familienglieder, den einzelnen halb unwillkürlichen Aeußerungen, mir die Biographieen der unberühmten Menſchen zuſammen, und wahrlich! man kann die Berühmten nicht verſtehen, wenn man die Obſcuren nicht durchgefühlt hat. Von dem Wortwechſel weinerhitzter Karrenſchieber ſpinnt ſich ein unſichtbarer aber ununterbrochener Faden bis zum Zwiſt der Götterſöhne, und in der jungen Magd, die, halb wider Willen, dem drängenden Liebhaber ſeitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Dido's und die Medeen.

Auch vor zwei Jahren hatte ich mich, wie gewöhnlich, den luſtgierigen Kirchweihgäſten als Fußgänger mit angeſchloſſen. Schon waren die Hauptſchwierigkeiten der Wanderung überwunden, und ich befand mich bereits am Ende des Augartens, die erſehnte Brigittenau hart vor mir liegend. Hier iſt nun noch ein, wenn gleich der letzte Kampf zu beſtehen. Ein ſchmaler Damm, zwiſchen undurchdringlichen Befriedungen hindurchlaufend, bildet die einzige Verbindung der beiden Luſtorte, deren gemeinſchaftliche Grenze ein in der Mitte befindliches hölzernes Gitterthor bezeichnet. An gewöhnlichen Tagen und für gewöhnliche Spaziergänger bietet dieſer Verbindungsweg überflüſſigen Raum; am Kirchweihfeſte aber würde ſeine Breite, auch vierfach genommen, noch immer zu ſchmal ſein für die endloſe Menge, die heftig nachdrängend, und von Rückkehrenden im entgegengeſetzten Sinne durchkreuzt, nur durch die allſeitige Gutmüthigkeit der Luſtwandelnden ſich am Ende doch leidlich zurecht findet.

Ich hatte mich dem Zug der Menge hingegeben und befand mich in der Mitte des Dammes, bereits auf klaſſiſchem Boden, nur leider zu ſtets erneutem Stilleſtehen, Ausbeugen und Abwarten genöthigt. Da war denn Zeit genug, das ſeitwärts am Wege Befindliche zu betrachten. Damit es nämlich der genußlechzenden Menge nicht an einem Vorſchmack der zu erwartenden Seligkeit mangle, hatten ſich links am Abhang der erhöhten Dammſtraße einzelne Muſiker aufgeſtellt, die, wahrſcheinlich die große Concurrenz ſcheuend, hier an den Propyläen die Erſtlinge der noch unabgenützten Freigebigkeit einernten wollten. Eine Harfenſpielerin mit widerlich ſtarrenden Augen. Ein alter invalider Stelzfuß, der auf einem entſetzlichen, offenbar von ihm ſelbſt verfertigten Inſtrumente, halb Hackbrett und halb Drehorgel, die Schmerzen ſeiner Verwundung dem allgemeinen Mitleid auf eine analoge Weiſe empfindbar machen wollte. Ein lahmer, verwachſener Knabe, er und ſeine Violine einen einzigen ununterſcheidbaren Knäuel bildend, der endlos fortrollende Walzer mit all der hektiſchen Heftigkeit ſeiner verbildeten Bruſt herabſpielte. Endlich — und er zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich — ein alter, leicht ſiebzigjähriger Mann in einem fadenſcheinigen, aber nicht unreinlichen Moltonüberrock mit lächelnder, ſich ſelbſt Beifall gebender Miene. Baarhäuptig und kahlköpfig ſtand er da, nach Art dieſer Leute, den Hut als Sammelbüchſe vor ſich auf dem Boden, und ſo bearbeitete er eine alte vielzerſprungene Violine, wobei er den Tact nicht nur durch Aufheben und Niederſetzen des Fußes, ſondern zugleich durch übereinſtimmende Bewegung des ganzen gebückten Körpers markirte. Aber all dieſe Bemühung, Einheit in ſeine Leiſtung zu bringen, war fruchtlos, denn was er ſpielte, ſchien eine unzuſammenhängende Folge von Tönen ohne Zeitmaß und Melodie. Dabei war er ganz in ſein Werk vertieft: die Lippen zuckten, die Augen waren ſtarr auf das vor ihm befindliche Notenblatt gerichtet — ja wahrhaftig Notenblatt! Denn indeß alle andern, ungleich mehr zu Dank ſpielenden Muſiker ſich auf ihr Gedächtniß verließen, hatte der alte Mann mitten in dem Gewühle ein kleines, leicht tragbares Pult vor ſich hingeſtellt mit ſchmutzigen, zergriffenen Noten, die das in ſchönſter Ordnung enthalten mochten, was er ſo außer allem Zuſammenhange zu hören gab. Gerade das Ungewöhnliche dieſer Ausrüſtung hatte meine Aufmerkſamkeit auf ihn gezogen, ſo wie es auch die Heiterkeit des vorüberwogenden Haufens erregte, der ihn auslachte und den zum Sammeln hingeſtellten Hut des alten Mannes leer ließ, indeß das übrige Orcheſter ganze Kupferminen einſackte. Ich war, um das Original ungeſtört zu betrachten, in einiger Entfernung auf den Seitenabhang des Dammes getreten. Er ſpielte noch eine Weile fort. Endlich hielt er ein, blickte, wie aus einer langen Abweſenheit zu ſich gekommen, nach dem Firmament, das ſchon die Spuren des nahenden Abends zu zeigen anfing, darauf abwärts in ſeinen Hut, fand ihn leer, ſetzte ihn mit ungetrübter Heiterkeit auf, ſteckte den Geigenbogen zwiſchen die Saiten; sunt certi denique fines, ſagte er, ergriff ſein Notenpult und arbeitete ſich mühſam durch die dem Feſte zuſtrömende Menge in entgegengeſetzter Richtung, als Einer der heimkehrt.

Das ganze Weſen des alten Mannes war eigentlich wie gemacht, um meinen anthropologiſchen Heißhunger aufs Aeußerſte zu reizen. Die dürftige und doch edle Geſtalt, ſeine unbeſiegbare Heiterkeit, ſo viel Kunſteifer bei ſo viel Unbeholfenheit; daß er gerade zu einer Zeit heimkehrte, wo für andere ſeines Gleichen erſt die eigentliche Ernte anging; endlich die wenigen, aber mit der richtigſten Betonung, mit völliger Geläufigkeit geſprochenen lateiniſchen Worte. Der Mann hatte alſo eine ſorgfältigere Erziehung genoſſen, ſich Kenntniſſe eigen gemacht, und nun — ein Bettelmuſikant! Ich zitterte vor Begierde nach dem Zuſammenhange.

Aber ſchon befand ſich ein dichter Menſchenwall zwiſchen mir und ihm. Klein wie er war, und durch das Notenpult in ſeiner Hand nach allen Seiten hin ſtörend, ſchob ihn Einer dem Andern zu, und ſchon hatte ihn das Ausgangsgitter aufgenommen, indeß ich noch in der Mitte des Dammes mit der entgegenſtrömenden Menſchenwoge kämpfte. So entſchwand er mir, und als ich endlich ſelbſt ins ruhige Freie gelangte, war nach allen Seiten weit und breit kein Spielmann mehr zu ſehen.

Das verfehlte Abenteuer hatte mir die Luſt an dem Volksfeſt genommen. Ich durchſtrich den Augarten nach allen Richtungen und beſchloß endlich nach Hauſe zu kehren.

In die Nähe des kleinen Thürchens gekommen, das aus dem Augarten nach der Taborſtraße führt, hörte ich plötzlich den bekannten Ton der alten Violine wieder.

Ich verdoppelte meine Schritte, und, ſiehe da! der Gegenſtand meiner Neugier ſtand, aus Leibeskräften ſpielend, im Kreiſe einiger Knaben, die ungeduldig einen Walzer von ihm verlangten. Einen Walzer ſpiel! riefen ſie; einen Walzer, hörſt du nicht? Der Alte geigte fort, ſcheinbar ohne auf ſie zu achten, bis ihn die kleine Zuhörerſchaar ſchmähend und ſpottend verließ, ſich um einen Leiermann ſammelnd, der ſeine Drehorgel in der Nähe aufgeſtellt hatte.

Sie wollen nicht tanzen, ſagte wie betrübt der alte Mann, ſein Muſikgeräthe zuſammenleſend. Ich war ganz nahe zu ihm getreten. Die Kinder kennen eben keinen andern Tanz, als den Walzer, ſagte ich. Ich ſpielte einen Walzer, verſetzte er, mit dem Geigenbogen den Ort des ſoeben geſpielten Stückes auf ſeinem Notenblatte bezeichnend.

Man muß derlei auch führen, der Menge wegen. Aber die Kinder haben kein Ohr, ſagte er, indem er wehmüthig den Kopf ſchüttelte. — Laſſen Sie mich wenigſtens ihren Undank wieder gut machen, ſprach ich, ein Silberſtück aus der Taſche ziehend und ihm hinreichend. — Bitte! bitte! rief der alte Mann, wobei er mit beiden Händen ängſtlich abwehrende Bewegungen machte, in den Hut! in den Hut! — Ich legte das Geldſtück in den vor ihm ſtehenden Hut, aus dem es unmittelbar darauf der Alte herausnahm und ganz zufrieden einſteckte; das heißt einmal mit reichem Gewinn nach Hauſe gehen, ſagte er ſchmunzelnd. — Eben recht, ſprach ich, erinnern Sie mich auf einen Umſtand, der ſchon früher meine Neugier rege machte! Ihre heutige Einnahme ſcheint nicht die beſte geweſen zu ſein, und doch entfernen Sie ſich in einem Augenblicke, wo eben die eigentliche Ernte angeht. Das Feſt dauert, wiſſen Sie wohl, die ganze Nacht, und Sie könnten da leicht mehr gewinnen als an acht gewöhnlichen Tagen. Wie ſoll ich mir das erklären?

Wie Sie ſich das erklären ſollen? verſetzte der Alte. Verzeihen Sie, ich weiß nicht, wer Sie ſind, aber Sie müſſen ein wohlthätiger Herr ſein und ein Freund der Muſik, dabei zog er das Silberſtück noch einmal aus der Taſche und drückte es zwiſchen ſeine gegen die Bruſt gehobenen Hände. Ich will Ihnen daher nur die Urſachen angeben, obgleich ich oft deßhalb verlacht worden bin. Erſtens war ich nie ein Nachtſchwärmer und halte es auch nicht für recht, Andere durch Spiel und Geſang zu einem ſolchen widerlichen Vergehen anzureizen; zweitens muß ſich der Menſch in allen Dingen eine gewiſſe Ordnung feſtſetzen, ſonſt geräth er ins Wilde und Unaufhaltſame. Drittens endlich — Herr! ich ſpiele den ganzen Tag für die lärmenden Leute, und gewinne kaum kärglich Brod dabei; aber der Abend gehört mir und meiner armen Kunſt.

Abends halte ich mich zu Hauſe und — dabei ward ſeine Rede immer leiſer, Röthe überzog ſein Geſicht, ſein Auge ſuchte den Boden — da ſpiele ich denn aus der

Einbildung, ſo für mich ohne Noten. Phantaſiren, glaub' ich, heißt es in den Muſikbüchern.

Wir waren Beide ganz ſtill geworden. Er, aus Beſchämung über das verrathene Geheimniß ſeines Innern; ich, voll Erſtaunen, den Mann von den höchſten Stufen der Kunſt ſprechen zu hören, der nicht im Stande war, den leichteſten Walzer faßbar wiederzugeben. Er bereitete ſich indeß zum Fortgehen.

Wo wohnen Sie? ſagte ich. Ich möchte wohl einmal Ihren einſamen Uebungen beiwohnen. Oh, verſetzte er faſt flehend, Sie wiſſen wohl, das Gebet gehört ins Kämmerlein. — So will ich Sie denn einmal am Tage beſuchen, ſagte ich. — Den Tag über, erwiderte er, gehe ich meinem Unterhalt bei den Leuten nach. — Alſo des Morgens denn. — Sieht es doch beinahe aus, ſagte der Alte lächelnd, als ob Sie, verehrter Herr, der Beſchenkte wären, und ich, wenn es mir erlaubt iſt zu ſagen, der Wohlthäter; ſo freundlich ſind Sie, und ſo widerwärtig ziehe ich mich zurück. Ihr vornehmer Beſuch wird meiner Wohnung immer eine Ehre ſein; nur bäte ich, daß Sie den Tag Ihrer Dahinkunft mir großgünſtig im Voraus beſtimmten, damit weder Sie durch Ungehörigkeit aufgehalten, noch ich genöthigt werde, ein zur Zeit etwa begonnenes Geſchäft unziemlich zu unterbrechen. Mein Morgen nämlich hat auch ſeine Beſtimmung. Ich halte es jedenfalls für meine Pflicht, meinen Gönnern und Wohlthätern für ihr Geſchenk eine nicht ganz unwürdige Gegengabe darzureichen. Ich will kein Bettler ſein, verehrter Herr. Ich weiß wohl, daß die übrigen öffentlichen Muſikleute ſich damit begnügen, einige auswendig gelernte Gaſſenhauer, Deutſchwalzer, ja wohl gar Melodieen von unartigen Liedern, immer wieder von denſelben anfangend, fort und fort herab zu ſpielen, ſo daß man ihnen giebt, um ihrer los zu werden, oder weil ihr Spiel die Erinnerung genoſſener Tanzfreuden oder ſonſt unordentlicher Ergötzlichkeiten wieder lebendig macht. Daher ſpielen ſie auch aus dem Gedächtniß und greifen falſch mitunter, ja häufig. Von mir aber ſei fern zu betrügen. Ich habe deßhalb, theils weil mein Gedächtniß überhaupt nicht das beſte iſt, theils weil es für Jeden ſchwierig ſein dürfte, verwickelte Zuſammenſetzungen geachteter Muſikverfaſſer Note für Note bei ſich zu behalten, dieſe Hefte mir ſelbſt ins Reine geſchrieben. Er zeigte dabei durchblätternd auf ſein Muſikbuch, in dem ich zu meinem Entſetzen mit ſorgfältiger, aber widerlich ſteifer Schrift ungeheuer ſchwierige Compoſitionen alter berühmter Meiſter, ganz ſchwarz von Paſſagen und Doppelgriffen, erblickte. Und derlei ſpielte der alte Mann mit ſeinen ungelenken Fingern! Indem ich nun dieſe Stücke ſpiele, fuhr er fort, bezeige ich meine Verehrung den nach Stand und Würden geachteten längſt nicht mehr lebenden Meiſtern und Verfaſſern, thue mir ſelbſt genug und lebe der angenehmen Hoffnung, daß die mir mildeſt gereichte Gabe nicht ohne Entgelt bleibt durch Veredlung des Geſchmackes und Herzens der ohnehin von ſo vielen Seiten geſtörten und irre geleiteten Zuhörerſchaft. Da derlei aber, auf daß ich bei meiner Rede bleibe — und dabei überzog ein ſelbſtgefälliges Lächeln ſeine Züge — da derlei aber eingeübt ſein will, ſind meine Morgenſtunden ausſchließend dieſem Exercitium beſtimmt. Die drei erſten Stunden des Tages der Uebung, die Mitte dem Broderwerb, und der Abend mir und dem lieben Gott, das heißt nicht unehrlich getheilt, ſagte er, und dabei glänzten ſeine Augen wie feucht; er lächelte aber.

Gut denn, ſagte ich, ſo werde ich Sie einmal Morgens überraſchen. Wo wohnen Sie? Er nannte mir die Gärtnergaſſe. — Hausnummer? — Nummer 34 im erſten Stocke. — In der That! rief ich, im Stockwerke der Vornehmen? — Das Haus, ſagte er, hat zwar eigentlich nur ein Erdgeſchoß; es iſt aber oben neben der Bodenkammer noch ein kleines Zimmer, das bewohne ich gemeinſchaftlich mit zwei Handwerksgeſellen. — Ein Zimmer zu Dreien? — Es iſt abgetheilt, ſagte er, und ich habe mein eigenes Bette.

Es wird ſpät, ſprach ich, und Sie wollen nach Hauſe. Auf Wiederſehen denn! und dabei fuhr ich in die Taſche, um das früher gereichte gar zu kleine Geldgeſchenk allenfalls zu verdoppeln. Er aber hatte mit der einen Hand das Notenpult, mit der andern ſeine Violine angefaßt und rief haſtig: Was ich devoteſt verbitten muß. Das Honorarium für mein Spiel iſt mir bereits in Fülle zu Theil geworden, eines andern Verdienſtes aber bin ich mir zur Zeit nicht bewußt. Dabei machte er mir mit einer Abart vornehmer Leichtigkeit einen ziemlich linkiſchen Kratzfuß und entfernte ſich ſo ſchnell ihn ſeine alten Beine trugen.

Ich hatte, wie geſagt, die Luſt verloren, dem Volksfeſte für dieſen Tag länger beizuwohnen, ich ging daher heimwärts, den Weg nach der Leopoldſtadt einſchlagend, und, von Staub und Hitze erſchöpft, trat ich in einen der dortigen vielen Wirthsgärten, die, an gewöhnlichen Tagen überfüllt, heute ihre ganze Kundſchaft der Brigittenau abgegeben hatten. Die Stille des Ortes, im Abſtich der lärmenden Volksmenge, that mir wohl, und mich verſchiedenen Gedanken überlaſſend, an denen der alte Spielmann nicht den letzten Antheil hatte, war es völlig Nacht geworden, als ich endlich des Nachhauſegehens gedachte, den Betrag meiner Rechnung auf den Tiſch legte und der Stadt zuſchritt.

In der Gärtnergaſſe, hatte der alte Mann geſagt, wohne er. Iſt hier in der Nähe eine Gärtnergaſſe? fragte ich einen kleinen Jungen, der über den Weg lief. Dort Herr! verſetzte er, indem er auf eine Querſtraße hinwies, die, von der Häuſermaſſe der Vorſtadt ſich entfernend, gegen das freie Feld hinaus lief. Ich folgte der Richtung. Die Straße beſtand aus zerſtreuten einzelnen Häuſern, die, zwiſchen großen Küchengärten gelegen, die Beſchäftigung der Bewohner und den Urſprung des Namens Gärtnergaſſe augenfällig darlegten. In welcher dieſer elenden Hütten wohl mein Original wohnen mochte? Ich hatte die Hausnummer glücklich vergeſſen, auch war in der Dunkelheit an das Erkennen irgend einer Bezeichnung kaum zu denken. Da ſchritt, auf mich zukommend, ein mit Küchengewächſen ſchwer beladener Mann an mir vorüber. Kratzt der Alte einmal wieder, brummte er, und ſtört die ordentlichen Leute in ihrer Nachtruhe. Zugleich, wie ich vorwärts ging, ſchlug der leiſe, langgehaltene Ton einer Violine an mein Ohr, der aus dem offen ſtehenden Bodenfenſter eines wenig entfernten ärmlichen Hauſes zu kommen ſchien, das niedrig und ohne Stockwerk wie die übrigen ſich durch dieſes in der Umgränzung des Daches liegende Giebelfenſter vor den andern auszeichnete. Ich ſtand ſtille. Ein leiſer, aber beſtimmt gegriffener Ton ſchwoll bis zur Heftigkeit, ſenkte ſich, verklang, um gleich darauf wieder bis zum lauteſten Gellen empor zu ſteigen, und zwar immer derſelbe Ton mit einer Art genußreichem Daraufberuhen wiederholt. Endlich kam ein Intervall. Es war die Quarte. Hatte der Spieler ſich vorher an dem Klange des einzelnen Tones geweidet, ſo war nun das gleichſam wollüſtige Schmecken dieſes harmoniſchen Verhältniſſes noch ungleich fühlbarer. Sprungweiſe gegriffen, zugleich geſtrichen, auch die dazwiſchen liegende Stufenreihe höchſt holperig verbunden, die Terz markirt, wiederholt. Die Quinte daran gefügt, einmal mit zitterndem Klang wie ein ſtilles Weinen ausgehalten, verhallend, dann in wirbelnder Schnelligkeit ewig wiederholt, immer dieſe ſelben Verhältniſſe, die nämlichen Töne. — Und das nannte der alte Mann Phantaſiren! —

Obgleich es im Grunde allerdings ein Phantaſiren war, für den Spieler nämlich, nur nicht auch für den Hörer.

Ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben mochte und wie arg es geworden war, als plötzlich die Thüre des Hauſes aufging, ein Mann, nur mit dem Hemde und loſe eingeknöpftem Beinkleide angethan, von der Schwelle bis in die Mitte der Straße trat und zu dem Giebelfenſter emporrief: Soll das heute einmal wieder gar kein Ende nehmen? Der Ton der Stimme war dabei unwillig, aber nicht hart oder beleidigend. Die Violine verſtummte, ehe die Rede noch zu Ende war. Der Mann ging ins Haus zurück, das Giebelfenſter ſchloß ſich, und bald herrſchte eine durch nichts unterbrochene Todtenſtille um mich her. Ich trat, mühſam in den mir unbekannten Gaſſen mich zurechtfindend, den Heimweg an, wobei ich auch phantaſirte, aber niemand ſtörend, für mich, im Kopfe.

Die Morgenſtunden haben für mich immer einen eigenen Werth gehabt. Es iſt, als ob es mir Bedürfniß wäre, durch die Beſchäftigung mit etwas Erhebendem, Bedeutendem in den erſten Stunden des Tages mir den Reſt desſelben gewiſſermaßen zu heiligen. Ich kann mich daher nur ſchwer entſchließen, am frühen Morgen mein Zimmer zu verlaſſen, und wenn ich ohne vollgültige Urſache mich einmal dazu nöthige, ſo habe ich für den übrigen Tag nur die Wahl zwiſchen gedankenloſer Zerſtreuung oder ſelbſtquäleriſchem Trübſinn. So kam es, daß ich durch einige Tage den Beſuch bei dem alten

Manne, der verabredetermaßen in den Morgenſtunden ſtattfinden ſollte, verſchob. Endlich ward die Ungeduld meiner Herr, und ich ging. Die Gärtnergaſſe war leicht gefunden, eben ſo das Haus. Die Töne der Violine ließen ſich auch diesmal hören, aber durch das geſchloſſene Fenſter bis zum Ununterſcheidbaren gedämpft. Ich trat ins Haus. Eine vor Erſtaunen halb ſprachloſe Gärtnersfrau wies mich eine Bodentreppe hinauf. Ich ſtand vor einer niedern und halbſchließenden Thüre, pochte, erhielt keine Antwort, drückte endlich die Klinke und trat ein. Ich befand mich in einer ziemlich geräumigen, ſonſt aber höchſt elenden Kammer, deren Wände von allen Seiten den Umriſſen des ſpitzzulaufenden Daches folgten. Hart neben der Thüre ein ſchmutziges, widerlich verſtörtes Bette, von allen Zuthaten der Unordentlichkeit umgeben; mir gegenüber, hart neben dem ſchmalen Fenſter eine zweite Lagerſtätte, dürftig, aber reinlich und höchſt ſorgfältig gebettet und bedeckt. Am Fenſter ein kleines Tiſchchen mit Notenpapier und Schreibgeräthe, im Fenſter ein Paar Blumentöpfe. Die Mitte des Zimmers von Wand zu Wand war am Boden mit einem dicken Kreidenſtriche bezeichnet, und man kann ſich kaum einen grelleren Abſtich von Schmutz und Reinlichkeit denken, als dieſſeits und jenſeits der gezogenen Linie dieſes Aequators einer Welt im Kleinen herrſchte.

Hart an dem Gleicher hatte der alte Mann ſein Notenpult hingeſtellt und ſtand, völlig und ſorgfältig gekleidet, davor und — exercirte. Es iſt ſchon bis zum

Uebelklang ſo viel von den Mißklängen meines, und, ich fürchte beinahe, nur meines Lieblings die Rede geweſen, daß ich den Leſer mit der Beſchreibung dieſes hölliſchen Concertes verſchonen will. Da die Uebung größtentheils aus Paſſagen beſtand, ſo war an ein Erkennen der geſpielten Stücke nicht zu denken, was übrigens auch ſonſt nicht leicht geweſen ſein möchte. Einige Zeit Zuhörens ließ mich endlich den Faden durch dieſes Labyrinth erkennen, gleichſam die Methode in der Tollheit. Der Alte genoß, indem er ſpielte. Seine Auffaſſung unterſchied hierbei aber ſchlechthin nur zweierlei, den Wohlklang und den Uebelklang, von denen der erſtere ihn erfreute, ja entzückte, indeß er dem letztern, auch dem harmoniſch begründeten, nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Statt nun in einem Muſikſtücke nach Sinn und Rhythmus zu betonen, hob er heraus, verlängerte er die dem Gehör wohlthuenden Noten und Intervalle, ja nahm keinen Anſtand, ſie willkürlich zu wiederholen, wobei ſein Geſicht oft geradezu den Ausdruck der Verzückung annahm. Da er nun zugleich die Diſſonanzen ſo kurz als möglich abthat, überdies die für ihn zu ſchweren Paſſagen, von denen er aus Gewiſſenhaftigkeit nicht eine Note fallen ließ, in einem gegen das Ganze viel zu langſamen Zeitmaß vortrug, ſo kann man ſich wohl leicht eine Idee von der Verwirrung machen, die daraus hervorging. Mir ward es nachgerade ſelbſt zu viel. Um ihn aus ſeiner Abweſenheit zurückzubringen, ließ ich abſichtlich den Hut fallen, nachdem ich mehrere Mittel ſchon fruchtlos verſucht hatte. Der alte Mann fuhr zuſammen, ſeine Kniee zitterten, kaum konnte er die zum Boden geſenkte Violine halten. Ich trat hinzu. Oh, Sie ſind's, gnädiger Herr! ſagte er, gleichſam zu ſich ſelbſt kommend. Ich hatte nicht auf Erfüllung Ihres hohen Verſprechens gerechnet. Er nöthigte mich zu ſitzen, räumte auf, legte hin, ſah einigemal verlegen im Zimmer herum, ergriff dann plötzlich einen auf einem Tiſche neben der Stubenthür ſtehenden Teller und ging mit demſelben zu jener hinaus. Ich hörte ihn draußen mit der Gärtnersfrau ſprechen. Bald darauf kam er wieder verlegen zur Thüre herein, wobei er den Teller hinter dem Rücken verbarg und heimlich wieder hinſtellte. Er hatte offenbar Obſt verlangt, um mich zu bewirthen, es aber nicht erhalten können. Sie wohnen hier recht hübſch, ſagte ich, um ſeiner Verlegenheit ein Ende zu machen. Die Unordnung iſt verwieſen. Sie nimmt ihren Rückzug durch die Thüre, wenn ſie auch derzeit noch nicht über die Schwelle iſt. — Meine Wohnung reicht nur bis zu dem Striche, ſagte der Alte, wobei er auf die Kreidenlinie in der Mitte des Zimmers zeigte. Dort drüben wohnen zwei Handwerksgeſellen. — Und reſpectiren dieſe Ihre Bezeichnung? — Sie nicht, aber ich, ſagte er. Nur die Thüre iſt gemeinſchaftlich. — Und werden Sie nicht geſtört von Ihrer Nachbarſchaft? — Kaum, meinte er. Sie kommen des Nachts ſpät nach Hauſe, und wenn ſie mich da auch ein wenig im Bette aufſchrecken, ſo iſt dafür die Luſt des Wiedereinſchlafens um ſo größer.

Des Morgens aber wecke ich ſie, wenn ich mein Zimmer in Ordnung bringe. Da ſchelten ſie wohl ein wenig und gehen.

Ich hatte ihn während deſſen betrachtet. Er war höchſt reinlich gekleidet, die Geſtalt gut genug für ſeine Jahre, nur die Beine etwas zu kurz. Hand und Fuß von auffallender Zartheit. — Sie ſehen mich an, ſagte er, und haben dabei Ihre Gedanken? — Daß ich nach Ihrer Geſchichte lüſtern bin, verſetzte ich. — Geſchichte? wiederholte er. Ich habe keine Geſchichte. Heute wie geſtern, und morgen wie heute. Uebermorgen freilich und weiter hinaus, wer kann das wiſſen? Doch Gott wird ſorgen, der weiß es. — Ihr jetziges Leben mag wohl einförmig genug ſein, fuhr ich fort; aber Ihre früheren Schickſale. — Wie es ſich fügte — daß ich unter die Muſikleute kam? fiel er in die Pauſe ein, die ich unwillkürlich gemacht hatte. Ich erzählte ihm nun, wie er mir beim erſten Anblicke aufgefallen; den Eindruck, den die von ihm geſprochenen lateiniſchen Worte auf mich gemacht hätten. Lateiniſch, tönte er nach. Lateiniſch? das habe ich freilich auch einmal gelernt oder vielmehr hätte es lernen ſollen und können. Loqueris latine? wandte er ſich gegen mich, aber ich könnte es nicht fortſetzen. Es iſt gar zu lange her. Das alſo nennen Sie meine Geſchichte? Wie es kam? — Ja ſo! da iſt denn freilich allerlei geſchehen; nichts beſonders, aber doch allerlei. Möchte ich mir's doch ſelbſt einmal wieder erzählen. Ob ich's nicht gar vergeſſen habe. Es iſt noch früh am Morgen, fuhr er fort, wobei er in die Uhrtaſche griff, in der ſich freilich keine Uhr befand. — Ich zog die meine, es war kaum 9 Uhr. — Wir haben Zeit, und faſt kommt mich die Luſt zu ſchwatzen an. Er war während des Letzten zuſehends ungezwungener geworden. Seine Geſtalt verlängerte ſich. Er nahm mir ohne zu große Umſtände den Hut aus der Hand und legte ihn aufs Bette, ſchlug ſitzend ein Bein über das andere und nahm überhaupt die Lage eines mit Bequemlichkeit Erzählenden an.

Sie haben — hob er an — ohne Zweifel von dem Hofrathe — gehört? Hier nannte er den Namen eines Staatsmannes, der in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem beſcheidenen Titel eines Bureauchefs einen ungeheuren, beinahe Miniſter-ähnlichen Einfluß ausgeübt hatte. Ich bejahte meine Kenntniß des Mannes. Er war mein Vater, fuhr er fort. — Sein Vater? des alten Spielmanns? des Bettlers? Der Einflußreiche, der Mächtige, ſein Vater? Der Alte ſchien mein Erſtaunen nicht zu bemerken, ſondern ſpann, ſichtbar vergnügt, den Faden ſeiner Erzählung weiter. Ich war der Mittlere von drei Brüdern, die in Staatsdienſten hoch hinauf kamen, nun aber ſchon beide todt ſind; ich allein lebe noch, ſagte er und zupfte dabei an ſeinen fadenſcheinigen Beinkleidern, mit niedergeſchlagenen Augen einzelne Federchen davon herableſend. Mein Vater war ehrgeizig und heftig. Meine Brüder thaten ihm genug. Mich nannte man einen langſamen Kopf.

Und ich war langſam. Wenn ich mich recht erinnere, ſprach er weiter, und dabei ſenkte er, ſeitwärts gewandt, wie in eine weite Ferne hinausblickend, den Kopf gegen die unterſtützende linke Hand, — wenn ich mich recht erinnere, ſo wäre ich wohl im Stande geweſen, allerlei zu erlernen, wenn man mir nur Zeit und Ordnung gegönnt hätte. Meine Brüder ſprangen wie Gemſen von Spitze zu Spitze in den Lehrgegenſtänden herum, ich konnte aber durchaus nichts hinter mir laſſen, und wenn mir ein einziges Wort fehlte, mußte ich von vorne anfangen. So war ich denn immer gedrängt. Das Neue ſollte auf den Platz, den das Alte noch nicht verlaſſen hatte, und ich begann ſtockiſch zu werden. So hatten ſie mir die Muſik, die jetzt die Freude und zugleich der Stab meines Lebens iſt, geradezu verhaßt gemacht. Wenn ich Abends im Zwielicht die Violine ergriff, um mich nach meiner Art ohne Noten zu vergnügen, nahmen ſie mir das Inſtrument und ſagten, das verdirbt die Applicatur, klagten über Ohrenfolter und verwieſen mich auf die Lehrſtunde, wo die Folter für mich anging. Ich habe Zeitlebens Nichts und Niemand ſo ſehr gehaßt, als ich damals die Geige haßte.

Mein Vater, aufs Aeußerſte unzufrieden, ſchalt mich häufig und drohte, mich zu einem Handwerke zu geben. Ich wagte nicht zu ſagen, wie glücklich mich das gemacht hätte. Ein Drechsler oder Schriftſetzer wäre ich gar zu gerne geweſen. Er hätte es ja aber doch nicht zugelaſſen, aus Stolz. Endlich gab eine öffentliche

Schulprüfung, der man, um ihn zu begütigen, meinen Vater beizuwohnen beredet hatte, den Ausſchlag. Ein unredlicher Lehrer beſtimmte im Voraus, was er mich fragen werde, und ſo ging Alles vortrefflich. Endlich aber fehlte mir — es waren auswendig zu ſagende Verſe des Horaz — ein Wort. Mein Lehrer, der kopfnickend und meinen Vater anlächelnd zugehört hatte, kam meinem Stocken zu Hülfe und flüſterte es mir zu. Ich aber, der das Wort in meinem Innern und im Zuſammenhange mit dem Uebrigen ſuchte, hörte ihn nicht. Er wiederholte es mehrere Male; umſonſt. Endlich verlor mein Vater die Geduld. Cachinnum! (ſo hieß das Wort) ſchrie er mir donnernd zu. Nun war's geſchehen. Wußte ich das Eine, ſo hatte ich dafür das Uebrige vergeſſen. Alle Mühe, mich auf die rechte Bahn zu bringen, war verloren. Ich mußte mit Schande aufſtehen, und als ich, der Gewohnheit nach, hinging, meinem Vater die Hand zu küſſen, ſtieß er mich zurück, erhob ſich, machte der Verſammlung eine kurze Verbeugung und ging. Ce gueux ſchalt er mich, was ich damals nicht war, aber jetzt bin. Die Eltern prophezeien, wenn ſie reden! Uebrigens war mein Vater ein guter Mann. Nur heftig und ehrgeizig.

Von dieſem Tage an ſprach er kein Wort mehr mit mir. Seine Befehle kamen mir durch die Hausgenoſſen zu. So kündigte man mir gleich des nächſten Tages an, daß es mit meinen Studien ein Ende habe. Ich erſchrak heftig, weil ich wußte, wie bitter es meinen

Vater kränken mußte. Ich that den ganzen Tag nichts als weinen und dazwiſchen jene lateiniſchen Verſe recitiren, die ich nun aufs Und wußte mit den vorhergehenden und nachfolgenden dazu. Ich verſprach durch Fleiß den Mangel an Talenten zu erſetzen, wenn man mich noch ferner die Schule beſuchen ließe, mein Vater nahm aber nie einen Entſchluß zurück.

Eine Weile blieb ich nun unbeſchäftigt im väterlichen Hauſe. Endlich that man mich verſuchsweiſe zu einer Rechenbehörde. Rechnen war aber nie meine Stärke geweſen. Den Antrag, ins Militär zu treten, wies ich mit Abſcheu zurück. Ich kann noch jetzt keine Uniform ohne innerlichen Schauder anſehen. Daß man werthe Angehörige allenfalls auch mit Lebensgefahr ſchützt, iſt wohl gut und begreiflich; aber Blutvergießen und Verſtümmelung als Stand, als Beſchäftigung. — Nein! Nein! Nein! Und dabei fuhr er mit beiden Händen über beide Arme, als fühlte er ſtechend eigene und fremde Wunden.

Ich kam nun in die Kanzlei unter die Abſchreiber. Da war ich recht an meinem Platze. Ich hatte immer das Schreiben mit Luſt getrieben, und noch jetzt weiß ich mir keine angenehmere Unterhaltung, als mit guter Tinte auf gutem Papier Haar- und Schattenſtriche an einander zu fügen zu Worten oder auch nur zu Buchſtaben. Muſiknoten ſind nun gar überaus ſchön. Damals dachte ich aber noch an keine Muſik.

Ich war fleißig, nur aber zu ängſtlich. Ein unrichtiges Unterſcheidungszeichen, ein ausgelaſſenes Wort im Concepte, wenn es ſich auch aus dem Sinne ergänzen ließ, machte mir bittere Stunden. Im Zweifel, ob ich mich genau ans Original halten oder aus Eigenem beiſetzen ſollte, verging die Zeit angſtvoll, und ich kam in den Ruf, nachläſſig zu ſein, indeß ich mich im Dienſte abquälte wie Keiner. So brachte ich ein Paar Jahre zu, und zwar ohne Gehalt, da, als die Reihe der Beförderung an mich kam, mein Vater im Rathe einem Andern ſeine Stimme gab und die Uebrigen ihm zufielen aus Ehrfurcht.

Um dieſe Zeit — ſieh nur, unterbrach er ſich, es giebt denn doch eine Art Geſchichte. Erzählen wir die Geſchichte! Um dieſe Zeit ereigneten ſich zwei Begebenheiten: die traurigſte und die freudigſte meines Lebens. Meine Entfernung aus dem väterlichen Hauſe nämlich und das Wiederkehren zur holden Tonkunſt, zu meiner Violine, die mir treu geblieben iſt bis auf dieſen Tag.

Ich lebte in dem Hauſe meines Vaters, unbeachtet von den Hausgenoſſen, in einem Hinterſtübchen, das in des Nachbars Hof hinausging. Anfangs aß ich am Familientiſche, wo Niemand ein Wort an mich richtete. Als aber meine Brüder auswärts befördert wurden und mein Vater beinahe täglich zu Gaſt geladen war — die Mutter lebte ſeit lange nicht mehr — fand man es unbequem, meinetwegen eine eigene Küche zu führen. Die Bedienten erhielten Koſtgeld; ich auch, das man mir aber nicht auf die Hand gab, ſondern monatweiſe im Speiſehauſe bezahlte. Ich war daher wenig in meiner

Stube, die Abendſtunden ausgenommen; denn mein Vater verlangte, daß ich längſtens eine halbe Stunde nach dem Schluß der Kanzlei zu Hauſe ſein ſollte. Da ſaß ich denn, und zwar, meiner ſchon damals angegriffenen Augen halber, in der Dämmerung ohne Licht. Ich dachte auf das und jenes und war nicht traurig und nicht froh.

Wenn ich nun ſo ſaß, hörte ich auf dem Nachbarshofe ein Lied ſingen. Mehrere Lieder, heißt das, worunter mir aber eines vorzüglich gefiel. Es war ſo einfach, ſo rührend, und hatte den Nachdruck ſo auf der rechten Stelle, daß man die Worte gar nicht zu hören brauchte. Wie ich denn überhaupt glaube, die Worte verderben die Muſik. — Nun öffnete er den Mund und brachte einige heiſere rauhe Töne hervor. Ich habe von Natur keine Stimme, ſagte er und griff nach der Violine. Er ſpielte, und zwar diesmal mit richtigem Ausdrucke, die Melodie eines gemüthlichen, übrigens gar nicht ausgezeichneten Liedes, wobei ihm die Finger auf den Saiten zitterten und endlich einzelne Thränen über die Backen liefen.

Das war das Lied, ſagte er, die Violine hinlegend. Ich hörte es immer mit neuem Vergnügen. So ſehr es mir aber im Gedächtniß lebendig war, gelang es mir doch nie, mit der Stimme auch nur zwei Töne davon richtig zu treffen. Ich ward faſt ungeduldig von Zuhören. Da fiel mir meine Geige in die Augen, die aus meiner Jugend her, wie ein altes Rüſtſtück, ungebraucht an der Wand hing. Ich griff darnach und —

es mochte ſie wohl der Bediente in meiner Abweſenheit benützt haben — ſie fand ſich richtig geſtimmt. Als ich nun mit dem Bogen über die Saiten fuhr, Herr, da war es, als ob Gottes Finger mich angerührt hätte. Der Ton drang in mein Inneres hinein und aus dem Innern wieder heraus. Die Luft um mich war wie geſchwängert mit Trunkenheit. Das Lied unten im Hofe und die Töne von meinen Fingern an mein Ohr, Mitbewohner meiner Einſamkeit. Ich fiel auf die Kniee und betete laut und konnte nicht begreifen, daß ich das holde Gotteswesen einmal gering geſchätzt, ja gehaßt in meiner Kindheit, und küßte die Violine und drückte ſie an mein Herz und ſpielte wieder und fort.

Das Lied im Hofe — es war eine Weibsperſon, die ſang — tönte derweile unausgeſetzt; mit dem Nachſpielen ging es aber nicht ſo leicht.

Ich hatte das Lied nämlich nicht in Noten. Auch merkte ich wohl, daß ich das Wenige der Geigenkunſt, was ich etwa einmal wußte, ſo ziemlich vergeſſen hatte. Ich konnte daher nicht das und das, ſondern nur überhaupt ſpielen. Obwohl mir das jeweilige Was der Muſik mit Ausnahme jenes Liedes immer ziemlich gleichgültig war und auch geblieben iſt bis zum heutigen Tag. Sie ſpielen den Wolfgang Amadeus Mozart und den Sebaſtian Bach, aber den lieben Gott ſpielt Keiner. Die ewige Wohlthat und Gnade des Tons und Klangs, ſeine wunderthätige Uebereinſtimmung mit dem durſtigen, zerlechzenden Ohr, daß — fuhr er leiſer und ſchamroth ſort — der dritte Ton zuſammenſtimmt mit dem erſten, und der fünfte desgleichen, und die Nota sensibilis hinaufſteigt wie eine erfüllte Hoffnung, die Diſſonanz herabgebeugt wird als wiſſentliche Bosheit oder vermeſſener Stolz, und die Wunder der Bindung und Umkehrung, wodurch auch die Secunde zur Gnade gelangt in den Schooß des Wohlklangs. — Mir hat das Alles, obwohl viel ſpäter, ein Muſiker erklärt. Und, wovon ich aber nichts verſtehe, die fuga und das punctum contra punctum und der canon a duo, a tro und ſo fort, ein ganzes Himmelsgebäude, eines ins andere greiſend, ohne Mörtel verbunden, und gehalten von Gottes Hand. Davon will Niemand etwas wiſſen bis auf Wenige. Vielmehr ſtören ſie dieſes Ein- und Ausathmen der Seelen durch Hinzufügung allenfalls auch zu ſprechender Worte, wie die Kinder Gottes ſich verbanden mit den Töchtern der Erde; daß es hübſch angreiſe und eingreiſe in ein ſchwieliges Gemüth. Herr, ſchloß er endlich, halb erſchöpft, die Rede iſt dem Menſchen nothwendig wie Speiſe, man ſollte aber auch den Trank rein erhalten, der da kommt von Gott.

Ich kannte meinen Mann beinahe nicht mehr, ſo lebhaft war er geworden. Er hielt ein wenig inne. Wo blieb ich nur in meiner Geſchichte? ſagte er endlich. Ei ja, bei dem Liede und meinen Verſuchen, es nachzuſpielen. Es ging aber nicht. Ich trat ans Fenſter, um beſſer zu hören. Da ging eben die Sängerin über den Hof. Ich ſah ſie nur von rückwärts, und doch kam ſie mir bekannt vor. Sie trug einen Korb mit, wie es ſchien, noch ungebackenen Kuchenſtücken. Sie trat in ein Pförtchen in der Ecke des Hofes, da wohl ein Backofen inne ſein mochte, denn immer fortſingend, hörte ich mit hölzernen Geräthen ſcharren, wobei die Stimme einmal dumpfer und einmal heller klang, wie Eines, das ſich bückt und in eine Höhlung hineinſingt, dann wieder erhebt und aufrecht daſteht. Nach einer Weile kam ſie zurück, und nun merkte ich erſt, warum ſie mir vorher bekannt vorkam. Ich kannte ſie nämlich wirklich ſeit längerer Zeit. Und zwar aus der Kanzlei.

Damit verhielt es ſich ſo. Die Amtsſtunden fingen früh an und währten über den Mittag hinaus. Mehrere von den jüngeren Beamten, die nun entweder wirklich Hunger fühlten, oder eine halbe Stunde damit vor ſich bringen wollten, pflegten gegen eilf Uhr eine Kleinigkeit zu ſich zu nehmen. Die Gewerbsleute, die Alles zu ihrem Vortheile zu benutzen wiſſen, erſparten den Leckermäulern den Weg und brachten ihre Feilſchaften ins Amtsgebäude, wo ſie ſich auf Stiege und Gang damit hinſtellten. Ein Bäcker verkaufte kleine Weißbrode, die Obſtfrau Kirſchen. Vor Allem aber waren gewiſſe Kuchen beliebt, die eines benachbarten Grieslers Tochter ſelbſt verfertigte und noch warm zu Markt brachte. Ihre Kunden traten zu ihr auf den Gang hinaus, und nur ſelten kam ſie, gerufen, in die Amtsſtube, wo dann der etwas grämliche Kanzleivorſteher, wenn er ihrer gewahr wurde, eben ſo ſelten ermangelte, ſie wieder zur Thüre hinauszuweiſen, ein

Gebot, dem ſie ſich nur mit Groll und unwillige Worte murmelnd fügte.

Das Mädchen galt bei meinen Kameraden nicht für ſchön. Sie fanden ſie zu klein, wußten die Farbe ihrer Haare nicht zu beſtimmen. Daß ſie Katzenaugen habe, beſtritten Einige, Pockengruben aber gaben Alle zu. Nur von ihrem ſtämmigen Wuchs ſprachen alle mit Beifall, ſchalten ſie aber grob, und Einer wußte viel von einer Ohrfeige zu erzählen, deren Spuren er noch acht Tage nachher gefühlt haben wollte.

Ich ſelbſt gehörte nicht unter ihre Kunden. Theils fehlte mir's an Geld, theils habe ich Speiſe und Trank wohl immer — oft nur zu ſehr — als ein Bedürfniß anerkennen müſſen, Luſt und Vergnügen darin zu ſuchen aber, iſt mir nie in den Sinn gekommen. Wir nahmen daher keine Notiz von einander. Einmal nur, um mich zu necken, machten ihr meine Kameraden glauben, ich hätte nach ihren Eßwaaren verlangt. Sie trat zu meinem Arbeitstiſch und hielt mir ihren Korb hin. Ich kaufe nichts, liebe Jungfer, ſagte ich. Nun, warum beſtellen Sie dann die Leute? rief ſie zornig. Ich entſchuldigte mich, und ſo wie ich die Schelmerei gleich weg hatte, erklärte ich ihr's aufs Beſte. Nun, ſo ſchenken Sie mir wenigſtens einen Bogen Papier, um meine Kuchen darauf zu legen, ſagte ſie. Ich machte ihr begreiflich, daß das Kanzleipapier ſei und nicht mir gehöre, zu Hauſe aber hätte ich welches, das mein wäre, davon wollt' ich ihr bringen. Zu Hauſe habe ich ſelbſt genug, ſagte ſie ſpöttiſch und ſchlug eine kleine Lache auf, indem ſie fortging.

Das war nur vor wenigen Tagen geſchehen, und ich gedachte aus dieſer Bekanntſchaft ſogleich Nutzen für meinen Wunſch zu ziehen. Ich knöpfte daher des andern Morgens ein ganzes Buch Papier, an dem es bei uns zu Hauſe nie fehlte, unter den Rock und ging auf die Kanzlei, wo ich, um mich nicht zu verrathen, meinen Harniſch mit großer Unbequemlichkeit auf dem Leibe behielt, bis ich gegen Mittag aus dem Ein- und Ausgehen meiner Kameraden und dem Geräuſch der kauenden Backen merkte, daß die Kuchenverkäuferin gekommen war, und glauben konnte, daß der Hauptandrang der Kunden vorüber ſei. Dann ging ich hinaus, zog mein Papier hervor, nahm mir ein Herz und trat zu dem Mädchen hin, die, den Korb vor ſich auf dem Boden und den rechten Fuß auf einen Schemel geſtellt, auf dem ſie gewöhnlich zu ſitzen pflegte, daſtand, leiſe ſummend und mit dem auf den Schemel geſtützten Fuß den Tact dazu tretend. Sie maß mich vom Kopf bis zu den Füßen, als ich näher kam, was meine Verlegenheit vermehrte. Liebe Jungfer, fing ich endlich an, Sie haben neulich von mir Papier begehrt, als keines zur Hand war, das mir gehörte. Nun habe ich welches von Hauſe mitgebracht und — damit hielt ich ihr mein Papier hin. Ich habe Ihnen ſchon neulich geſagt, erwiderte ſie, daß ich ſelbſt Papier zu Hauſe habe. Indeß man kann Alles brauchen. Damit nahm ſie mit einem leichten Kopfnicken mein Geſchenk und legte es in den Korb. Von den Kuchen wollen Sie nicht? ſagte ſie, unter ihren Waaren herummuſternd, auch iſt das Beſte ſchon fort. Ich dankte, ſagte aber, daß ich eine andere Bitte hätte. Nu, allenfalls? ſprach ſie, mit dem Arm in die Handhabe des Korbes fahrend und aufgerichtet daſtehend, wobei ſie mich mit heftigen Augen anblitzte. Ich fiel raſch ein, daß ich ein Liebhaber der Tonkunſt ſei, obwohl erſt ſeit Kurzem, daß ich ſie ſo ſchöne Lieder ſingen gehört, beſonders eines. Sie? Mich? Lieder? fuhr ſie auf, und wo? Ich erzählte ihr weiter, daß ich in ihrer Nachbarſchaft wohne und ſie auf dem Hofe bei der Arbeit belauſcht hätte. Eines ihrer Lieder gefiele mir beſonders, ſo daß ich's ſchon verſucht hätte, auf der Violine nachzuſpielen. Wären Sie etwa gar derſelbe, rief ſie aus, der ſo kratzt auf der Geige? — Ich war damals, wie ich bereits ſagte, nur Anfänger und habe erſt ſpäter mit vieler Mühe die nöthige Geläufigkeit in dieſe Finger gebracht, unterbrach ſich der alte Mann, wobei er mit der linken Hand, als einer der geigt, in der Luft herumfingerte. Mir war es, ſetzte er ſeine Erzählung fort, ganz heiß ins Geſicht geſtiegen, und ich ſah auch ihr an, daß das harte Wort ſie gereute. Werthe Jungfer, ſagte ich, das Kratzen rührt von daher, daß ich das Lied nicht in Noten habe, weßhalb ich auch höflichſt um die Abſchrift gebeten haben wollte. Um die Abſchrift? ſagte ſie. Das Lied iſt gedruckt und wird an den Straßenecken verkauft. Das Lied? entgegnete ich. Das ſind wohl nur die Worte. — Nun ja, die Worte, das Lied. — Aber der Ton, in dem man's ſingt. — Schreibt man denn derlei auch auf? fragte ſie. Freilich! war meine Antwort, das iſt ja eben die Hauptſache. Und wie haben denn Sie's erlernt, werthe Jungfer? — Ich hörte es ſingen, und da ſang ich's nach. — Ich erſtaunte über das natürliche Ingenium; wie denn überhaupt die ungelernten Leute oft die meiſten Talente haben. Es iſt aber doch nicht das Rechte, die eigentliche Kunſt. Ich war nun neuerdings in Verzweiflung. Aber welches Lied iſt es denn eigentlich? ſagte ſie. Ich weiß ſo viele. — Alle ohne Noten? — Nun freilich; alſo welches war es denn? — Es iſt gar ſo ſchön, erklärte ich mich. Steigt gleich Anfangs in die Höhe, kehrt dann in ſein Inwendiges zurück und hört ganz leiſe auf. Sie ſingen's auch am öfteſten. Ach, das wird wohl das ſein! ſagte ſie, ſetzte den Korb wieder ab, ſtellte den Fuß auf den Schemel und ſang nun mit ganz leiſer und doch klarer Stimme das Lied, wobei ſie das Haupt duckte, ſo ſchön, ſo lieblich, daß, ehe ſie noch zu Ende war, ich nach ihrer herabhängenden Hand fuhr. Oho! ſagte ſie, den Arm zurückziehend, denn ſie meinte wohl, ich wollte ihre Hand unziemlicherweiſe anfaſſen, aber nein, küſſen wollte ich ſie, obſchon ſie nur ein armes Mädchen war. — Nun, ich bin ja jetzt auch ein armer Mann.

Da ich nun vor Begierde, das Lied zu haben, mir in die Haare fuhr, tröſtete ſie mich und ſagte: der Organiſt der Peterskirche käme öfter um Muskatnuß in ihres Vaters Gewölbe, den wolle ſie bitten, Alles auf Noten zu bringen. Ich könnte es nach ein Paar Tagen dort abholen. Hierauf nahm ſie ihren Korb und ging, wobei ich ihr das Geleite bis zur Stiege gab. Auf der oberſten Stufe die letzte Verbeugung machend, überraſchte mich der Kanzleivorſteher, der mich an meine Arbeit gehen hieß und auf das Mädchen ſchalt, an dem, wie er behauptete, kein gutes Haar ſei. Ich war darüber heftig erzürnt und wollte ihm eben antworten, daß ich, mit ſeiner Erlaubniß, vom Gegentheil überzeugt ſei, als ich bemerkte, daß er bereits in ſein Zimmer zurückgegangen war, weßhalb ich mich faßte und ebenfalls an meinen Schreibtiſch ging. Doch ließ er ſich ſeit dieſer Zeit nicht nehmen, daß ich ein liederlicher Beamter und ein ausſchweifender Menſch ſei.

Ich konnte auch wirklich desſelben und die darauf folgenden Tage kaum etwas Vernünftiges arbeiten, ſo ging mir das Lied im Kopfe herum, und ich war wie verloren. Ein Paar Tage vergangen, wußte ich wieder nicht, ob es ſchon Zeit ſei, die Noten abzuholen oder nicht. Der Organiſt, hatte das Mädchen geſagt, kam in ihres Vaters Laden, um Muskatnuß zu kaufen; die konnte er nur zu Bier gebrauchen. Nun war ſeit einiger Zeit kühles Wetter und daher wahrſcheinlich, daß der wackere Tonkünſtler ſich eher an den Wein halten und daher ſo bald keine Muskatnuß bedürfen werde. Zu ſchnell anfragen ſchien mir unhöfliche Zudringlichkeit, allzu langes Warten konnte für Gleichgültigkeit ausgelegt werden. Mit dem Mädchen auf dem Gange zu ſprechen, getraute ich mir nicht, da unſere erſte Zuſammenkunft bei meinen Kameraden ruchtbar geworden war und ſie vor Begierde brannten, mir einen Streich zu ſpielen.

Ich hatte inzwiſchen die Violine mit Eifer wieder aufgenommen und übte vor der Hand das Fundament gründlich durch, erlaubte mir wohl auch von Zeit zu Zeit aus dem Kopfe zu ſpielen, wobei ich aber das Fenſter ſorgfältig ſchloß, da ich wußte, daß mein Vortrag mißfiel. Aber wenn ich das Fenſter auch öffnete, bekam ich mein Lied doch nicht wieder zu hören. Die Nachbarin ſang theils gar nicht, theils ſo leiſe und bei verſchloſſener Thüre, daß ich nicht zwei Töne unterſcheiden konnte.

Endlich — es waren ungefähr drei Wochen vergangen — vermochte ich's nicht mehr auszuhalten. Ich hatte zwar ſchon durch zwei Abende mich auf die Gaſſe geſtohlen — und das ohne Hut, damit die Dienſtleute glauben ſollten, ich ſuchte nur nach etwas im Hauſe — ſo oft ich aber in die Nähe des Grieslerladens kam, überfiel mich ein ſo heftiges Zittern, daß ich umkehren mußte, ich mochte wollen oder nicht. Endlich aber — wie geſagt — konnte ich's nicht mehr aushalten. Ich nahm mir ein Herz und ging eines Abends — auch diesmal ohne Hut — aus meinem Zimmer die Treppe hinab und feſten Schrittes durch die Gaſſe bis zu dem Grieslerladen, wo ich vor der Hand ſtehen blieb und überlegte, was weiter zu thun ſei. Der Laden war erleuchtet, und ich hörte Stimmen darin. Nach einigem Zögern beugte ich mich vor und lugte von der Seite hinein. Ich ſah das Mädchen hart vor dem Ladentiſche am Lichte ſitzen und in einer hölzernen Mulde Erbſen oder Bohnen leſen. Vor ihr ſtand ein derber, rüſtiger Mann, die Jacke über die Schulter gehängt, eine Art Knittel in der Hand, ungefähr wie ein Fleiſchhauer. Die Beiden ſprachen, offenbar in guter Stimmung, denn das Mädchen lachte einigemale laut auf, ohne ſich aber in ihrer Arbeit zu unterbrechen oder auch nur aufzuſehen. War es meine gezwungene vorgebeugte Stellung oder ſonſt was immer, mein Zittern begann wieder zu kommen; als ich mich plötzlich von rückwärts mit derber Hand angefaßt und nach vorwärts geſchleppt fühlte. In einem Nu ſtand ich im Gewölbe, und als ich, losgelaſſen, mich umſchaute, ſah ich, daß es der Eigenthümer ſelbſt war, der, von auswärts nach Hauſe kehrend, mich auf der Lauer überraſcht und als verdächtig angehalten hatte. Element! ſchrie er, da ſieht man, wo die Pflaumen hinkommen und die Handvoll Erbſen und Rollgerſte, die im Dunkeln aus den Auslagekörben gemauſ't werden. Da ſoll ja gleich das Donnerwetter dreinſchlagen! Und damit ging er auf mich los, als ob er wirklich drein ſchlagen wollte.

Ich war wie vernichtet, wurde aber durch den Gedanken, daß man an meiner Ehrlichkeit zweifle, bald wieder zu mir ſelbſt gebracht. Ich verbeugte mich daher ganz kurz und ſagte dem Unhöflichen, daß mein Beſuch nicht ſeinen Pflaumen oder ſeiner Rollgerſte, ſondern ſeiner Tochter gelte. Da lachte der in der Mitte des Ladens ſtehende Fleiſcher laut auf und wendete ſich zu gehen, nachdem er vorher dem Mädchen ein Paar Worte leiſe zugeflüſtert hatte, die ſie gleichfalls lachend durch einen ſchallenden Schlag mit der flachen Hand auf ſeinen Rücken beantwortete. Der Griesler gab dem Weggehenden das Geleit zur Thüre hinaus. Ich hatte derweil ſchon wieder all meinen Muth verloren und ſtand dem Mädchen gegenüber, die gleichgültig ihre Erbſen und Bohnen las, als ob das Ganze ſie nichts anginge. Da polterte der Vater wieder zur Thüre herein. Mordtauſendelement noch einmal, ſagte er, Herr, was ſoll's mit meiner Tochter? Ich verſuchte, ihm den Zuſammenhang und den Grund meines Beſuches zu erklären. Was Lied? ſagte er, ich will euch Lieder ſingen! wobei er den rechten Arm ſehr verdächtig auf und ab bewegte. — Dort liegt es, ſprach das Mädchen, indem ſie, ohne die Mulde mit Hülſenfrüchten wegzuſetzen, ſich ſammt dem Seſſel ſeitwärts überbeugte und mit der Hand auf den Ladentiſch hinwies. Ich eilte hin und ſah ein Notenblatt liegen. Es war das Lied. Der Alte war mir aber zuvorgekommen. Er hielt das ſchöne Papier zerknitternd in der Hand. Ich frage, ſagte er, was das abgiebt? Wer iſt der Menſch? Es iſt ein Herr aus der Kanzlei, erwiderte ſie, indem ſie eine wurmſtichige Erbſe etwas weiter als die andern von ſich warf. Ein Herr aus der Kanzlei? rief er, im Dunkeln, ohne Hut? — Den Mangel des Hutes erklärte ich durch den Umſtand, daß ich ganz in der Nähe wohnte, wobei ich das Haus bezeichnete. Das Haus weiß ich, rief er. Da wohnt niemand drinnen als der Hofrath — hier nannte er den Namen meines Vaters — und die Bedienten kenne ich alle. Ich bin der Sohn des Hofraths, ſagte ich, leiſe, als ob's eine Lüge wäre. — Mir ſind im Leben viele Veränderungen vorgekommen, aber noch keine ſo plötzliche, als bei dieſen Worten in dem ganzen Weſen des Mannes vorging. Der zum Schmähen geöffnete Mund blieb offen ſtehen, die Augen drohten noch immer, aber um den untern Theil des Geſichtes fing an eine Art Lächeln zu ſpielen, das ſich immer mehr Platz machte. Das Mädchen blieb in ihrer Gleichgültigkeit und gebückten Stellung, nur daß ſie ſich die losgegangenen Haare, fortarbeitend, hinter die Ohren zurückſtrich. Der Sohn des Herrn Hofraths? ſchrie endlich der Alte, in deſſen Geſichte die Aufheiterung vollkommen geworden war. Wollen Euer Gnaden ſich's vielleicht bequem machen? Barbara, einen Stuhl! Das Mädchen bewegte ſich widerwillig auf dem ihren. Nu, wart, Tuckmauſer! ſagte er, indem er ſelbſt einen Korb von ſeinem Platze hob, und den darunter geſtellten Seſſel mit dem Vortuche vom Staube reinigte. Hohe Ehre, fuhr er fort. Der Herr Hofrath — der Herr Sohn wollt' ich ſagen, practiciren alſo auch die Muſik? Singen vielleicht, wie meine Tochter, oder vielmehr ganz anders, nach Noten, nach der Kunſt?

Ich erklärte ihm, daß ich von Natur keine Stimme hätte. Oder ſchlagen Klavierzimbel, wie die vornehmen Leute zu thun pflegen? Ich ſagte, daß ich die Geige ſpiele. Habe auch in meiner Jugend gekratzt auf der Geige, rief er. Bei dem Worte Kratzen blickte ich unwillkürlich auf das Mädchen hin und ſah, daß ſie ganz ſpöttiſch lächelte, was mich ſehr verdroß.

Sollten ſich des Mädels annehmen, heißt das in der Muſik, fuhr er fort. Singt eine gute Stimme, hat auch ſonſt ihre Qualitäten, aber das Feine, lieber Gott, wo ſoll's herkommen? wobei er Daumen und Zeigefinger der rechten Hand wiederholt übereinander ſchob. Ich war ganz beſchämt, daß man mir unverdienter Weiſe ſo bedeutende muſikaliſche Kenntniſſe zutraute, und wollte eben den wahren Stand der Sache auseinander ſetzen, als ein außen Vorübergehender in den Laden hereinrief: Guten Abend alle miteinander! Ich erſchrak, denn es war die Stimme eines der Bedienten unſeres Hauſes. Auch der Griesler hatte ſie erkannt. Die Spitze der Zunge vorſchiebend und die Schulter emporgehoben, flüſterte er: Waren einer der Bedienten des gnädigen Papa. Konnten Sie aber nicht erkennen, ſtanden mit dem Rücken gegen die Thüre. Letzteres verhielt ſich wirklich ſo. Aber das Gefühl des Heimlichen, Unrechten ergriff mich qualvoll. Ich ſtammelte nur ein Paar Worte zum Abſchiede und ging. Ja ſelbſt mein Lied hätte ich vergeſſen, wäre mir nicht der Alte auf die Straße nachgeſprungen, wo er mir's in die Hand ſteckte.

So gelangte ich nach Hauſe, auf mein Zimmer, und wartete der Dinge, die da kommen ſollten. Und ſie blieben nicht aus. Der Bediente hatte mich dennoch erkannt. Ein Paar Tage darauf trat der Sekretär meines Vaters zu mir auf die Stube und kündigte mir an, daß ich das elterliche Haus zu verlaſſen hätte. Alle meine Gegenreden waren fruchtlos. Man hatte mir in einer entfernten Vorſtadt ein Kämmerchen gemiethet, und ſo war ich denn ganz aus der Nähe der Angehörigen verbannt. Auch meine Sängerin bekam ich nicht mehr zu ſehen. Man hatte ihr den Kuchenhandel auf der Kanzlei eingeſtellt, und ihres Vaters Laden zu betreten, konnte ich mich nicht entſchließen, da ich wußte, daß es dem meinigen mißfiel. Ja, als ich dem alten Griesler zufällig auf der Straße begegnete, wandte er ſich mit einem grimmigen Geſichte von mir ab, und ich war wie niedergedonnert. Da holte ich denn, halbe Tage lang allein, meine Geige hervor und ſpielte und übte.

Es ſollte aber noch ſchlimmer kommen. Das Glück unſeres Hauſes ging abwärts. Mein jüngſter Bruder, ein eigenwilliger, ungeſtümer Menſch, Offizier bei den Dragonern, mußte eine unbeſonnene Wette, in Folge der er, vom Ritt erhitzt, mit Pferd und Rüſtung durch die Donau ſchwamm — es war tief in Ungarn — mit dem Leben bezahlen. Der ältere, geliebteſte, war in einer Provinz am Rathstiſch angeſtellt. In immerwährender Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Landesvorgeſetzten und, wie ſie ſagten, heimlich dazu von unſerm Vater aufgemuntert, erlaubte er ſich ſogar unrichtige Angaben, um ſeinem Gegner zu ſchaden. Es kam zur Unterſuchung und mein Bruder ging heimlich aus dem Lande. Die Feinde unſeres Vaters, deren viele waren, benützten den Anlaß, ihn zu ſtürzen. Von allen Seiten angegriffen und ohnehin ingrimmig über die Abnahme ſeines Einfluſſes, hielt er täglich die angreifendſten Reden in der Rathsſitzung. Mitten in einer derſelben traf ihn ein Schlagfluß. Er wurde ſprachlos nach Hauſe gebracht. Ich ſelbſt erfuhr nichts davon. Des andern Tages auf der Kanzlei bemerkte ich wohl, daß ſie heimlich flüſterten und mit den Fingern nach mir wieſen. Ich war aber derlei ſchon gewohnt und hatte kein Arges. Freitags darauf — es war Mittwochs geweſen — wurde mir plötzlich ein ſchwarzer Anzug mit Flor auf die Stube gebracht. Ich erſtaunte und fragte und erfuhr. Mein Körper iſt ſonſt ſtark und widerhältig, aber da fiel's mich an mit Macht. Ich ſank beſinnungslos zu Boden. Sie trugen mich ins Bette, wo ich fieberte und irre ſprach den Tag hindurch und die ganze Nacht. Des andern Morgens hatte die Natur die Oberhand gewonnen, aber mein Vater war todt und begraben.

Ich hatte ihn nicht mehr ſprechen können; ihn nicht um Verzeihung bitten wegen all des Kummers, den ich ihm gemacht; nicht mehr danken für die unverdienten Gnaden — ja Gnaden! denn ſeine Meinung war gut, und ich hoffe ihn einſt wiederzufinden, wo wir nach unſern Abſichten gerichtet werden und nicht nach unſern Werken.

Ich blieb mehrere Tage auf meinem Zimmer, kaum daß ich Nahrung zu mir nahm. Endlich ging ich doch hervor, aber gleich nach Tiſche wieder nach Hauſe, und nur des Abends irrte ich in den dunkeln Straßen umher, wie Kain der Brudermörder. Die väterliche Wohnung war mir dabei ein Schreckbild, dem ich ſorgfältigſt aus dem Wege ging. Einmal aber, gedankenlos vor mich hinſtarrend, fand ich mich plötzlich in der Nähe des gefürchteten Hauſes. Meine Kniee zitterten, daß ich mich anhalten mußte. Hinter mir an die Wand greifend, erkenne ich die Thüre des Grieslerladens und darin ſitzend Barbara, einen Brief in der Hand, neben ihr das Licht auf dem Ladentiſche und hart dabei in aufrechter Stellung ihr Vater, der ihr zuzuſprechen ſchien. Und wenn es mein Leben gegolten hätte, ich mußte eintreten. Niemanden zu haben, dem man ſein Leid klagen kann, Niemanden, der Mitleid fühlt! Der Alte, wußte ich wohl, war auf mich erzürnt, aber das Mädchen ſollte mir ein gutes Wort geben. Doch kam es ganz entgegengeſetzt. Barbara ſtand auf, als ich eintrat, warf mir einen hochmüthigen Blick zu und ging in die Nebenkammer, deren Thüre ſie abſchloß. Der Alte aber faßte mich bei der Hand, hieß mich niederſitzen, tröſtete mich, meinte aber auch, ich ſei nun ein reicher Mann und hätte mich um Niemanden mehr zu kümmern. Er fragte, wie viel ich geerbt hätte. Ich wußte das nicht. Er forderte mich auf, zu den Gerichten zu gehen, was ich verſprach. In den Kanzleien, meinte er, ſei nichts zu machen. Ich ſollte meine Erbſchaft im Handel anlegen. Knoppern und Früchte würfen guten Profit ab; ein Compagnon, der ſich darauf verſtände, könnte Groſchen in Gulden verwandeln. Er ſelbſt habe ſich einmal viel damit abgegeben. Dabei rief er wiederholt nach dem Mädchen, die aber kein Lebenszeichen von ſich gab. Doch ſchien mir, als ob ich an der Thüre zuweilen raſcheln hörte. Da ſie aber immer nicht kam und der Alte nur vom Gelde redete, empfahl ich mich endlich und ging, wobei der Mann bedauerte, mich nicht begleiten zu können, da er allein im Laden ſei. Ich war traurig über meine verfehlte Hoffnung und doch wunderbar getröſtet. Als ich auf der Straße ſtehen blieb und nach dem Hauſe meines Vaters hinüberblickte, hörte ich plötzlich hinter mir eine Stimme, die gedämpft und im Tone des Unwillens ſprach: Trauen Sie nicht gleich Jedermann, man meint es nicht gut mit Ihnen. So ſchnell ich mich umkehrte, ſah ich doch Niemand; nur das Klirren eines Fenſters im Erdgeſchoſſe, das zu des Grieslers Wohnung gehörte, belehrte mich, wenn ich auch die Stimme nicht erkannt hätte, daß Barbara die geheime Warnerin war. Sie hatte alſo doch gehört, was im Laden geſprochen worden. Wollte ſie mich vor ihrem Vater warnen? oder war ihr zu Ohren gekommen, daß gleich nach meines Vaters Tode theils Kollegen aus der Kanzlei, theils andere ganz unbekannte Leute mich mit Bitten um Unterſtützung und Nothhilfe angegangen, ich auch zugeſagt, wenn ich erſt zu Geld kommen würde. Was einmal verſprochen, mußte ich halten, in Zukunft aber beſchloß ich, vorſichtiger zu ſein. Ich meldete mich wegen meiner Erbſchaft. Es war weniger, als man geglaubt hatte, aber doch ſehr viel, nahe an eilftauſend Gulden. Mein Zimmer wurde den ganzen Tag von Bittenden und Hülfeſuchenden nicht leer. Ich war aber beinahe hart geworden und gab nur, wo die Noth am größten war. Auch Barbara's Vater kam. Er ſchmähte, daß ich ſie ſchon drei Tage nicht beſucht, worauf ich der Wahrheit gemäß erwiderte, daß ich fürchte, ſeiner Tochter zur Laſt zu ſein. Er aber ſagte, das ſolle mich nicht kümmern, er habe ihr ſchon den Kopf zurecht geſetzt, wobei er auf eine boshafte Art lachte, ſo daß ich erſchrak. Dadurch an Barbara's Warnung rückerinnert, verhehlte ich, als wir bald im Geſpräche darauf kamen, den Betrag meiner Erbſchaft; auch ſeinen Handelsvorſchlägen wich ich geſchickt aus.

Wirklich lagen mir bereits andere Ausſichten im Kopfe. In der Kanzlei, wo man mich nur meines Vaters wegen geduldet hatte, war mein Platz bereits durch einen Andern beſetzt, was mich, da kein Gehalt damit verbunden war, wenig kümmerte. Aber der Secretär meines Vaters, der durch die letzten Ereigniſſe brodlos geworden, theilte mir den Plan zur Errichtung eines Auskunfts-, Copir- und Ueberſetzungs-Comptoirs mit, wozu ich die erſten Einrichtungskoſten vorſchießen ſollte, indeß er ſelbſt die Direction zu übernehmen bereit war. Auf mein Andringen wurden die Copirarbeiten auch auf Muſikalien ausgedehnt, und nun war ich in meinem Glücke. Ich gab das erforderliche Geld, ließ mir aber, ſchon vorſichtig geworden, eine Handſchrift darüber ausſtellen. Die Caution für die Anſtalt, die ich gleichfalls vorſchoß, ſchien, obgleich beträchtlich, kaum der Rede werth, da ſie bei den Gerichten hinterlegt werden mußte und dort mein blieb, als hätte ich ſie in meinem Schranke.

Die Sache war abgethan, und ich fühlte mich erleichtert, erhoben, zum erſten Male in meinem Leben ſelbſtändig, ein Mann. Kaum daß ich meines Vaters noch gedachte. Ich bezog eine beſſere Wohnung, änderte Einiges in meiner Kleidung und ging, als es Abend geworden, durch wohlbekannte Straßen nach dem Grieslerladen, wobei ich mit den Füßen ſchlenkerte und mein Lied zwiſchen den Zähnen ſummte, obwohl nicht ganz richtig. Das B in der zweiten Hälfte habe ich mit der Stimme nie treffen können. Froh und guter Dinge langte ich an, aber ein eiskalter Blick Barbara's warf mich ſogleich in meine frühere Zaghaftigkeit zurück. Der Vater empfing mich aufs Beſte, ſie aber that, als ob Niemand zugegen wäre, fuhr fort, Papierdüten zu wickeln, und miſchte ſich mit keinem Worte in unſer Geſpräch. Nur als die Rede auf meine Erbſchaft kam, fuhr ſie mit halbem Leib empor und ſagte faſt drohend: Vater! worauf der Alte ſogleich den Gegenſtand änderte. Sonſt ſprach ſie den ganzen Abend nichts, gab mir keinen zweiten Blick, und als ich mich endlich empfahl, klang ihr: Guten Abend! beinahe wie ein Gott ſei Dank!

Aber ich kam wieder und wieder, und ſie gab allmählich nach. Nicht als ob ich ihr irgend etwas zu Dank gemacht hätte. Sie ſchalt und tadelte mich unaufhörlich. Alles war ungeſchickt; Gott hatte mir zwei linke Hände erſchaffen; mein Rock ſaß wie an einer Vogelſcheuche; ich ging wie die Enten, mit einer Anmahnung an den Haushahn. Beſonders zuwider war ihr meine Höflichkeit gegen die Kunden. Da ich nämlich bis zur Eröffnung der Copiranſtalt ohne Beſchäftigung war, und überlegte, daß ich dort mit dem Publikum zu thun haben würde, ſo nahm ich, als Vorübung, an dem Kleinverkauf im Grieslergewölbe thätigen Antheil, was mich oft halbe Tage lang feſthielt. Ich wog Gewürz ab, zählte den Knaben Nüſſe und Welkpflaumen zu, gab klein Geld heraus; letzteres nicht ohne häufige Irrungen, wo denn immer Barbara dazwiſchen fuhr, gewaltthätig wegnahm, was ich eben in den Händen hielt, und mich vor den Kunden verlachte und verſpottete. Machte ich einem der Käufer einen Bückling oder empfahl mich ihnen, ſo ſagte ſie barſch, ehe die Leute noch zur Thüre hinaus waren: Die Waare empfiehlt! und kehrte mir den Rücken. Manchmal aber wieder war ſie ganz Güte. Sie hörte mir zu, wenn ich erzählte, was in der Stadt vorging; aus meinen Kinderjahren; von dem Beamtenweſen in der Kanzlei, wo wir uns zuerſt kennen gelernt. Dabei ließ ſie mich aber immer allein ſprechen und gab nur durch einzelne Worte ihre Billigung oder — was öfter der Fall war — ihre Mißbilligung zu erkennen.

Von Muſik oder Geſang war nie die Rede. Erſtlich meinte ſie, man müſſe entweder ſingen oder das Maul halten, zu reden ſei da nichts. Das Singen ſelbſt aber ging nicht an. Im Laden war es unziemlich, und die Hinterſtube, die ſie und ihr Vater gemeinſchaftlich bewohnten, durfte ich nicht betreten. Einmal aber, als ich unbemerkt zur Thüre hereintrat, ſtand ſie auf den Zehenſpitzen emporgerichtet, den Rücken mir zugekehrt, und mit den erhobenen Händen, wie man nach etwas ſucht, auf einem der höheren Stellbreter herumtaſtend. Und dabei ſang ſie leiſe in ſich hinein. — Es war das Lied, mein Lied! — Sie aber zwitſcherte wie eine Grasmücke, die am Bache das Hälslein wäſcht und das Köpfchen herumwirft und die Federn ſträubt und wieder glättet mit dem Schnäblein. Mir war, als ginge ich auf grünen Wieſen. Ich ſchlich näher und näher und war ſchon ſo nahe, daß das Lied nicht mehr von außen, daß es aus mir herauszutönen ſchien, ein Geſang der Seelen. Da konnte ich mich nicht mehr halten und faßte mit beiden Händen ihren in der Mitte nach vorn ſtrebenden und mit den Schultern gegen mich geſenkten Leib. Da aber kam's. Sie wirbelte wie ein Kreiſel um ſich ſelbſt. Gluthroth vor Zorn im Geſichte ſtand ſie vor mir da; ihre Hand zuckte, und ehe ich mich entſchuldigen konnte —

Sie hatten, wie ich ſchon früher berichtet, auf der

Kanzlei öfter von einer Ohrfeige erzählt, die Barbara, noch als Kuchenhändlerin, einem Zudringlichen gegeben. Was ſie da ſagten von der Stärke des eher klein zu nennenden Mädchens und der Schwungkraft ihrer Hand, ſchien höchlich und zum Scherze übertrieben. Es verhielt ſich aber wirklich ſo und ging ins Rieſenhafte. Ich ſtand wie vom Donner getroffen. Die Lichter tanzten mir vor den Augen. — Aber es waren Himmelslichter. Wie Sonne, Mond und Sterne; wie die Engelein, die Verſteckens ſpielen und dazu ſingen. Ich hatte Erſcheinungen, ich war verzückt. Sie aber, kaum minder erſchrocken als ich, fuhr mit ihrer Hand wie begütigend über die geſchlagene Stelle. Es mag wohl zu ſtark ausgefallen ſein, ſagte ſie, und — wie ein zweiter Blitzſtrahl — fühlte ich plötzlich ihren warmen Athem auf meiner Wange und ihre zwei Lippen, und ſie küßte mich; nur leicht, leicht; aber es war ein Kuß auf dieſe meine Wange, hier! Dabei klatſchte der alte Mann auf ſeinen Backen, und die Thränen traten ihm aus den Augen. Was nun weiter geſchah, weiß ich nicht, fuhr er fort. Nur daß ich auf ſie losſtürzte und ſie in die Wohnſtube lief und die Glasthüre zuhielt, während ich von der andern Seite nachdrängte. Wie ſie nun zuſammengekrümmt und mit aller Macht ſich entgegenſtemmend gleichſam an dem Thürfenſter klebte, nahm ich mir ein Herz, verehrteſter Herr, und gab ihr ihren Kuß heftig zurück, durch das Glas.

Oho, hier geht's luſtig her! hörte ich hinter mir rufen. Es war der Griesler, der eben nach Hauſe kam. Nu, was ſich neckt — ſagte er. Komm nur heraus, Bärbe, und mach keine Dummheiten! Einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren. — Sie aber kam nicht. Ich ſelbſt entfernte mich nach einigen halb bewußtlos geſtotterten Worten, wobei ich den Hut des Grieslers ſtatt des meinigen nahm, den er lachend mir in der Hand austauſchte. Das war, wie ich ihn ſchon früher nannte, der Glückstag meines Lebens. Faſt hätte ich geſagt: der einzige, was aber nicht wahr wäre, denn der Menſch hat viele Gnaden von Gott.

Ich wußte nicht recht, wie ich im Sinne des Mädchens ſtand. Sollte ich ſie mir mehr erzürnt oder mehr begütigt denken? Der nächſte Beſuch koſtete einen ſchweren Entſchluß. Aber ſie war gut. Demüthig und ſtill, nicht auffahrend wie ſonſt, ſaß ſie da bei einer Arbeit. Sie winkte mit dem Kopfe auf einen nebenſtehenden Schemel, daß ich mich ſetzen und ihr helfen ſollte. So ſaßen wir denn und arbeiteten. Der Alte wollte hinausgehen. Bleibt doch da, Vater, ſagte ſie; was Ihr beſorgen wollt, iſt ſchon abgethan. Er trat mit dem Fuße hart auf den Boden und blieb. Ab- und zugehend ſprach er von dieſem und jenem, ohne daß ich mich in das Geſpräch zu miſchen wagte. Da ſtieß das Mädchen plötzlich einen kleinen Schrei aus. Sie hatte ſich beim Arbeiten einen Finger geritzt und, obgleich ſonſt gar nicht weichlich, ſchlenkerte ſie mit der Hand hin und her. Ich wollte zuſehen, aber ſie bedeutete mich fortzufahren. Alfanzerei und kein Ende! brummte der Alte, und vor das Mädchen hintretend, ſagte er mit ſtarker Stimme: Was zu beſorgen war, iſt noch gar nicht gethan! und ſo ging er ſchallenden Trittes zur Thüre hinaus. Ich wollte nun anfangen, mich von geſtern her zu entſchuldigen; ſie aber unterbrach mich und ſagte: Laſſen wir das und ſprechen wir jetzt von geſcheidtern Dingen.

Sie hob den Kopf empor, maß mich vom Scheitel bis zur Zehe und fuhr in ruhigem Tone fort: Ich weiß kaum ſelbſt mehr den Anfang unſerer Bekanntſchaft, aber Sie kommen ſeit einiger Zeit öfter und öfter, und wir haben uns an Sie gewöhnt. Ein ehrliches Gemüth wird Ihnen Niemand abſtreiten, aber Sie ſind ſchwach, immer auf Nebendinge gerichtet, ſo daß Sie kaum im Stande wären, Ihren eigenen Sachen ſelbſt vorzuſtehen. Da wird es denn Pflicht und Schuldigkeit von Freunden und Bekannten, ein Einſehen zu haben, damit Sie nicht zu Schaden kommen. Sie verſitzen hier halbe Tage im Laden, zählen und wägen, meſſen und markten; aber dabei kommt nichts heraus. Was gedenken Sie in Zukunft zu thun, um Ihr Fortkommen zu haben? Ich erwähnte der Erbſchaft meines Vaters. Die mag recht groß ſein, ſagte ſie. Ich nannte den Betrag. Das iſt viel und wenig, erwiderte ſie. Viel, um etwas damit anzufangen; wenig, um vom Breiten zu zehren. Mein Vater hat Ihnen zwar einen Vorſchlag gethan, ich rieth Ihnen aber ab. Denn einmal hat er ſchon ſelbſt Geld bei derlei Dingen verloren, dann, ſetzte ſie mit geſenkter Stimme hinzu, iſt er ſo gewohnt, von Fremden Gewinn zu ziehen, daß er es Freunden vielleicht auch nicht beſſer machen würde. Sie müſſen Jemand an der Seite haben, der es ehrlich meint. — Ich wies auf ſie. — Ehrlich bin ich, ſagte ſie. Dabei legte ſie die Hand auf die Bruſt, und ihre Augen, die ſonſt ins Graulichte ſpielten, glänzten hellblau, himmelblau. Aber mit mir hat's eigene Wege. Unſer Geſchäft wirft wenig ab, und mein Vater geht mit dem Gedanken um, einen Schenkladen aufzurichten. Da iſt denn kein Platz für mich. Mir bliebe nur Handarbeit, denn dienen mag ich nicht. Und dabei ſah ſie aus wie eine Königin. Man hat mir zwar einen andern Antrag gemacht, fuhr ſie fort, indem ſie einen Brief aus ihrer Schürze zog und halb widerwillig auf den Ladentiſch warf; aber da müßte ich fort von hier. — Und weit? fragte ich. — Warum? was kümmert Sie das? — Ich erklärte, daß ich an denſelben Ort hinziehen wollte. — Sind Sie ein Kind! ſagte ſie. Das ginge nicht an und wären ganz andere Dinge. Aber wenn Sie Vertrauen zu mir haben und gern in meiner Nähe ſind, ſo bringen Sie den Putzladen an ſich, der hier nebenan zu Verkauf ſteht. Ich verſtehe das Werk, und um den bürgerlichen Gewinn aus Ihrem Gelde dürften Sie nicht verlegen ſein. Auch fänden Sie ſelbſt mit Rechnen und Schreiben eine ordentliche Beſchäftigung. Was ſich etwa noch weiter ergäbe, davon wollen wir jetzt nicht reden. — Aber ändern müßten Sie ſich! Ich haſſe die weibiſchen Männer.

Ich war aufgeſprungen und griff nach meinem Hute. Was iſt? wo wollen Sie hin? fragte ſie. Alles abbeſtellen, ſagte ich mit kurzem Athem. — Was denn? — Ich erzählte ihr nun meinen Plan zur Errichtung eines Schreib- und Auskunfts-Comptoirs. Da kommt nicht viel heraus, meinte ſie. Auskunft einziehen kann ein Jeder ſelbſt, und ſchreiben hat auch ein Jeder gelernt in der Schule. Ich bemerkte, daß auch Muſikalien copirt werden ſollten, was nicht Jedermanns Sache ſei. Kommen Sie ſchon wieder mit ſolchen Albernheiten? fuhr ſie mich an. Laſſen Sie das Muſiciren und denken Sie auf die Nothwendigkeit! Auch wären Sie nicht im Stande, einem Geſchäfte ſelbſt vorzuſtehen. Ich erklärte, daß ich einen Compagnon gefunden hätte. Einen Compagnon? rief ſie aus. Da will man Sie gewiß betrügen! Sie haben doch noch kein Geld hergegeben? — Ich zitterte, ohne zu wiſſen warum. — Haben Sie Geld gegeben? fragte ſie noch einmal. Ich geſtand die dreitauſend Gulden zur erſten Einrichtung. — Dreitauſend Gulden? rief ſie, ſo vieles Geld! — Das Uebrige, fuhr ich fort, iſt bei den Gerichten hinterlegt und jedenfalls ſicher. — Alſo noch mehr? ſchrie ſie auf. — Ich gab den Betrag der Caution an. — Und haben Sie die ſelbſt bei den Gerichten angelegt? — Es war durch meinen Compagnon geſchehen. — Sie haben doch einen Schein darüber? — Ich hatte keinen Schein. — Und wie heißt Ihr ſauberer Compagnon? fragte ſie weiter. Ich war einigermaßen beruhigt, ihr den Secretär meines

Vaters nennen zu können. — Gott der Gerechte! rief ſie aufſpringend und die Hände zuſammenſchlagend. Vater! Vater! — Der Alte trat herein. — Was habt Ihr heute aus den Zeitungen geleſen? — Von dem Secretarius? ſprach er. — Wohl, wohl! — Nun, der iſt durchgegangen, hat Schulden über Schulden hinterlaſſen und die Leute betrogen. Sie verfolgen ihn mit Steckbrief! — Vater, rief ſie, er hat ihm auch ſein Geld anvertraut. Er iſt zu Grunde gerichtet. — Potz Dummköpfe und kein Ende! ſchrie der Alte. Hab ich's nicht immer geſagt? Aber das war ein Entſchuldigen. Einmal lachte ſie über ihn, dann war er wieder ein redliches Gemüth. Aber ich will dazwiſchen fahren! Ich will zeigen, wer Herr im Hauſe iſt. Du, Barbara, marſch hinein in die Kammer! Sie aber, Herr, machen Sie, daß Sie fortkommen und verſchonen uns künftig mit Ihren Beſuchen. Hier wird kein Almoſen gereicht. — Vater, ſagte das Mädchen, ſeid nicht hart gegen ihn, er iſt ja doch unglücklich genug. — Eben darum will ich's nicht auch werden. Das, Herr, fuhr er fort, indem er auf den Brief zeigte, den Barbara vorher auf den Tiſch geworfen hatte, das iſt ein Mann! Hat Grütz' im Kopfe und Geld im Sack. Betrügt Niemanden, läßt ſich aber auch nicht betrügen; und das iſt die Hauptſache bei der Ehrlichkeit. — Ich ſtotterte, daß der Verluſt der Caution noch nicht gewiß ſei. — Ja, rief er, wird ein Narr geweſen ſein, der Secretarius! Ein Schelm iſt er, aber pfiffig. Und nun gehen Sie nur raſch, vielleicht holen Sie ihn noch ein! Dabei hatte er mir die flache Hand auf die Schulter gelegt und ſchob mich gegen die Thüre. Ich wich dem Drucke ſeitwärts aus und wendete mich gegen das Mädchen, die, auf den Ladentiſch geſtützt, daſtand, die Augen auf den Boden gerichtet, wobei die Bruſt heftig auf- und niederging. Ich wollte mich ihr nähern, aber ſie ſtieß zornig mit dem Fuße auf den Boden, und als ich meine Hand ausſtreckte, zuckte ſie mit der ihren halb empor, als ob ſie mich wieder ſchlagen wollte. Da ging ich, und der Alte ſchloß die Thüre hinter mir zu.

Ich wankte durch die Straßen zum Thor hinaus, ins Feld. Manchmal fiel mich die Verzweiflung an, dann kam aber wieder Hoffnung. Ich erinnerte mich, bei Anlegung der Caution den Secretär zum Handelsgerichte begleitet zu haben. Dort hatte ich unter dem Thorwege gewartet, und er war allein hinaufgegangen. Als er herabkam, ſagte er, alles ſei berichtigt, der Empfangsſchein werde mir ins Haus geſchickt werden. Letzteres war freilich nicht geſchehen, aber Möglichkeit blieb noch immer. Mit anbrechendem Tage kam ich zur Stadt zurück. Mein erſter Gang war in die Wohnung des Secretärs. Aber die Leute lachten und fragten, ob ich die Zeitungen nicht geleſen hätte? Das Handelsgericht lag nur wenige Häuſer davon ab. Ich ließ in den Büchern nachſchlagen, aber weder ſein Name noch meiner kamen darin vor. Von einer Einzahlung keine Spur. So war denn mein Unglück gewiß. Ja beinahe wäre es noch ſchlimmer gekommen. Denn da ein Geſellſchafts-contract beſtand, wollten mehrere ſeiner Gläubiger auf meine Perſon greifen. Aber die Gerichte gaben es nicht zu. Lob und Dank ſei ihnen dafür geſagt! Obwohl es auf Eines herausgekommen wäre.

In all dieſen Widerwärtigkeiten war mir, geſtehe ich's nur, der Griesler und ſeine Tochter ganz in den Hintergrund getreten. Nun da es ruhiger wurde und ich anfing zu überlegen, was etwa weiter geſchehen ſollte, kam mir die Erinnerung an den letzten Abend lebhaft zurück. Den Alten, eigennützig wie er war, begriff ich ganz wohl, aber das Mädchen! Manchmal kam mir in den Sinn, daß, wenn ich das Meinige zu Rathe gehalten und ihr eine Verſorgung hätte anbieten können, ſie wohl gar — aber ſie hätte mich nicht gemocht. — Dabei beſah er mit auseinander fallenden Händen ſeine ganze dürftige Geſtalt. — Auch war ihr mein höfliches Benehmen gegen Jedermann immer zuwider.

So verbrachte ich ganze Tage, ſann und überlegte. Eines Abends im Zwielicht — es war die Zeit, die ich gewöhnlich im Laden zuzubringen pflegte — ſaß ich wieder und verſetzte mich in Gedanken an die gewohnte Stelle. Ich hörte ſie ſprechen, auf mich ſchmähen, ja es ſchien, ſie verlachten mich. Da raſchelte es plötzlich an der Thüre, ſie ging auf und ein Frauenzimmer trat herein. — Es war Barbara. — Ich ſaß auf meinem Stuhl angenagelt, als ob ich ein Geſpenſt ſähe. Sie war blaß und trug ein Bündel unter dem Arme. In die Mitte des Zimmers gekommen, blieb ſie ſtehen, ſah rings an den kahlen Wänden umher, dann nach abwärts auf das ärmliche Geräthe und ſeufzte tief. Dann ging ſie an den Schrank, der zur Seite an der Mauer ſtand, wickelte ihr Packet auseinander, das einige Hemden und Tücher enthielt — ſie hatte in der letzten Zeit meine Wäſche beſorgt — zog die Schublade heraus, ſchlug die Hände zuſammen, als ſie den ſpärlichen Inhalt ſah, fing aber gleich darauf an, die Wäſche in Ordnung zu bringen und die mitgebrachten Stücke einzureihen. Darauf trat ſie ein Paar Schritte vom Schranke hinweg, und die Augen auf mich gerichtet, wobei ſie mit dem Finger auf die offene Schublade zeigte, ſagte ſie: Fünf Hemden und drei Tücher. So viel habe ich gehabt, ſo viel bringe ich zurück. Dann drückte ſie langſam die Schublade zu, ſtützte ſich mit der Hand auf den Schrank und fing laut an zu weinen. Es ſchien faſt, als ob ihr ſchlimm würde, denn ſie ſetzte ſich auf einen Stuhl neben dem Schranke, verbarg das Geſicht in ihr Tuch, und ich hörte aus den ſtoßweiſe geholten Athemzügen, daß ſie noch immer fortweinte. Ich war leiſe in ihre Nähe getreten und faßte ihre Hand, die ſie mir gutwillig ließ. Als ich aber, um ihre Blicke auf mich zu ziehen, an dem ſchlaff hängenden Arme bis zum Ellenbogen emporrückte, ſtand ſie raſch auf, machte ihre Hand los und ſagte in gefaßtem Tone: Was nützt das Alles? Es iſt nun einmal ſo. Sie haben es ſelbſt gewollt, ſich und uns haben Sie unglücklich gemacht; aber freilich ſich ſelbſt am meiſten. Eigentlich verdienen Sie kein Mitleid — hier wurde ſie immer heftiger — wenn man ſo ſchwach iſt, ſeine eigenen Sachen nicht in Ordnung halten zu können; ſo leichtgläubig, daß man Jedem traut, gleichviel ob es ein Spitzbube iſt oder ein ehrlicher Mann. — Und doch thut's mir leid um Sie. Ich bin gekommen, um Abſchied zu nehmen. Ja, erſchrecken Sie nur. Iſt's doch Ihr Werk. Ich muß nun hinaus unter die groben Leute, wogegen ich mich ſo lange geſträubt habe. Aber da iſt kein Mittel. Die Hand habe ich Ihnen ſchon gegeben; und ſo leben Sie wohl — für immer. Ich ſah, daß ihr die Thränen wieder ins Auge traten, aber ſie ſchüttelte unwillig mit dem Kopfe und ging. Mir war, als hätte ich Blei in den Gliedern. Gegen die Thüre gekommen, wendete ſie ſich noch einmal um und ſagte: Die Wäſche iſt jetzt in Ordnung. Sehen Sie zu, daß nichts abgeht. Es werden harte Zeiten kommen. Und nun hob ſie die Hand auf, machte wie ein Kreuzeszeichen in die Luft und rief: Gott mit dir, Jakob! — In alle Ewigkeit, Amen! ſetzte ſie leiſer hinzu und ging.

Nun erſt kam mir der Gebrauch meiner Glieder zurück. Ich eilte ihr nach, und auf dem Treppenabſatze ſtehend rief ich ihr nach: Barbara! Ich hörte, daß ſie auf der Stiege ſtehen blieb. Wie ich aber die erſte Stufe hinabſtieg, ſprach ſie von unten herauf: Bleiben Sie! und ging die Treppe vollends hinab und zum Thore hinaus.

Ich habe ſeitdem harte Tage erlebt, keinen aber wie dieſen; ſelbſt der darauf folgende war es minder. Ich wußte nämlich doch nicht ſo recht, wie ich daran war, und ſchlich daher am kommenden Morgen in der Nähe des Grieslerladens herum, ob mir vielleicht einige Aufklärung würde. Da ſich aber nichts zeigte, blickte ich endlich ſeitwärts in den Laden hinein, und ſah eine fremde Frau, die abwog und Geld herausgab und zuzählte. Ich wagte mich hinein und fragte, ob ſie den Laden an ſich gekauft hätte? Zur Zeit noch nicht, ſagte ſie. — Und wo die Eigenthümer wären? — Die ſind heute früh Morgens nach Langenlebarn gereiſ't. — Die Tochter auch? ſtammelte ich. — Nun freilich auch, ſagte ſie, ſie macht ja Hochzeit dort.

Die Frau mochte mir nun Alles erzählt haben, was ich in der Folge von andern Leuten erfuhr. Der Fleiſcher des genannten Orts nämlich — derſelbe, den ich zur Zeit meines erſten Beſuches im Laden antraf — hatte dem Mädchen ſeit lange Heirathsanträge gemacht, denen ſie immer auswich, bis ſie endlich in den letzten Tagen, von ihrem Vater gedrängt und an allem Uebrigen verzweifelnd, einwilligte. Desſelben Morgens waren Vater und Tochter dahin abgereiſ't, und in dem Augenblick, da wir ſprachen, war Barbara des Fleiſchers Frau.

Die Verkäuferin mochte mir, wie geſagt, das Alles erzählt haben, aber ich hörte nicht und ſtand regungslos, bis endlich Kunden kamen, die mich zur Seite ſchoben, und die Frau mich anfuhr, ob ich noch ſonſt etwas wollte, worauf ich mich entfernte.

Sie werden glauben, verehrteſter Herr, fuhr er fort, daß ich mich nun als den unglücklichſten aller Menſchen fühlte. Und ſo war es auch im erſten Augenblicke. Als ich aber aus dem Laden heraustrat und, mich umwendend, auf die kleinen Fenſter zurückblickte, an denen Barbara gewiß oft geſtanden und herausgeſehen hatte, da kam eine ſelige Empfindung über mich. Daß ſie nun alles Kummers los war, Frau im eigenen Hauſe, und nicht nöthig hatte, wie wenn ſie ihre Tage an einen Herd- und Heimathloſen geknüpft hätte, Kummer und Elend zu tragen, das legte ſich wie ein lindernder Balſam auf meine Bruſt, und ich ſegnete ſie und ihre Wege.

Wie es nun mit mir immer mehr herabkam, beſchloß ich durch Muſik mein Fortkommen zu ſuchen; und ſo lange der Reſt meines Geldes währte, übte und ſtudirte ich mir die Werke großer Meiſter, vorzüglich der alten, ein, welche ich abſchrieb; und als nun der letzte Groſchen ausgegeben war, ſchickte ich mich an, von meinen Kenntniſſen Vortheil zu ziehen, und zwar anfangs in geſchloſſenen Geſellſchaften, wozu ein Gaſtgebot im Hauſe meiner Miethfrau den erſten Anlaß gab. Als aber die von mir vorgetragenen Compoſitionen dort keinen Anklang fanden, ſtellte ich mich in die Höfe der Häuſer, da unter ſo vielen Bewohnern doch Einige ſein mochten, die das Ernſte zu ſchätzen wußten — ja endlich auf die öffentlichen Spaziergänge, wo ich denn wirklich die Befriedigung hatte, daß Einzelne ſtehen blieben, zuhörten, mich befragten und nicht ohne Antheil weiter gingen. Daß ſie mir dabei Geld hinlegten, beſchämte mich nicht. Denn einmal war gerade das mein Zweck, dann ſah ich auch, daß berühmte Virtuoſen, welche erreicht zu haben ich mir nicht ſchmeicheln konnte, ſich für ihre Leiſtungen, und mitunter ſehr hoch, honoriren ließen. So habe ich mich, ob zwar ärmlich, aber redlich fortgebracht bis dieſen Tag.

Nach Jahren ſollte mir noch ein Glück zu Theil werden. Barbara kam zurück. Ihr Mann hatte Geld verdient und ein Fleiſchhauergewerbe in einer der Vorſtädte an ſich gebracht. Sie war Mutter von zwei Kindern, von denen das älteſte Jakob heißt, wie ich. Meine Berufsgeſchäfte und die Erinnerung an alte Zeiten erlaubten mir nicht zudringlich zu ſein, endlich ward ich aber ſelbſt ins Haus beſtellt, um dem älteſten Knaben Unterricht auf der Violine zu geben. Er hat zwar nur wenig Talent, kann auch nur an Sonntagen ſpielen, da ihn in der Woche der Vater beim Geſchäfte verwendet, aber Barbara's Lied, das ich ihn gelehrt, geht doch ſchon recht gut; und wenn wir ſo üben und hantieren, ſingt manchmal die Mutter mit darein. Sie hat ſich zwar ſehr verändert in den vielen Jahren, iſt ſtark geworden und kümmert ſich wenig mehr um Muſik, aber es klingt noch immer ſo hübſch wie damals. Und damit ergriff der Alte ſeine Geige und fing an das Lied zu ſpielen und ſpielte fort und fort, ohne ſich weiter um mich zu kümmern. Endlich hatte ich's ſatt, ſtand auf, legte ein Paar Silberſtücke auf den nebenſtehenden Tiſch und ging, während der Alte eifrig immer fortgeigte.

Bald darauf trat ich eine Reiſe an, von der ich erſt mit einbrechendem Winter zurückkam. Die neuen Bilder hatten die alten verdrängt, und mein Spielmann war ſo ziemlich vergeſſen. Erſt bei Gelegenheit des furchtbaren Eisgangs im nächſten Frühjahre und der damit in Verbindung ſtehenden Ueberſchwemmung der niedrig gelegenen Vorſtädte erinnerte ich mich wieder an ihn. Die Umgegend der Gärtnergaſſe war zum See geworden. Für des alten Mannes Leben ſchien nichts zu beſorgen, wohnte er doch hoch oben am Dache, indeß unter den Bewohnern der Erdgeſchoſſe ſich der Tod ſeine nur zu häufigen Opfer auserſehen hatte. Aber entblößt von aller Hilfe, wie groß mochte ſeine Noth ſein! So lange die Ueberſchwemmung währte, war nichts zu thun, auch hatten die Behörden nach Möglichkeit auf Schiffen Nahrung und Beiſtand den Abgeſchnittenen geſpendet. Als aber die Waſſer verlaufen und die Straßen gangbar geworden waren, beſchloß ich meinen Antheil an der in Gang gebrachten, zu unglaublichen Summen angewachſenen Collecte perſönlich an die mich zunächſt angehende Adreſſe zu befördern.

Der Anblick der Leopoldſtadt war grauenhaft. In den Straßen zerbrochene Schiffe und Geräthſchaften, in den Erdgeſchoſſen zum Theil noch ſtehendes Waſſer und ſchwimmende Habe. Als ich, dem Gedränge ausweichend, an ein zugelehntes Hofthor hintrat, gab dieſes nach und zeigte im Thorwege eine Reihe von Leichen, offenbar Behufs der amtlichen Inſpection zuſammengebracht und hingelegt; ja, im Innern der Gemächer waren noch hie und da aufrecht ſtehend und an die Gitterfenſter angekrallt verunglückte Bewohner zu ſehen, die — es fehlte eben an Zeit und Beamten, die gerichtliche Conſtatirung ſo vieler Todesfälle vorzunehmen.

So ſchritt ich weiter und weiter. Von allen Seiten Weinen und Trauergeläute, ſuchende Mütter und irregehende Kinder. Endlich kam ich an die Gärtnergaſſe. Auch dort hatten ſich die ſchwarzen Begleiter eines Leichenzuges aufgeſtellt, doch, wie es ſchien, entfernt von dem Hauſe, das ich ſuchte. Als ich aber näher trat, bemerkte ich wohl eine Verbindung von Anſtalten und Hin- und Hergehenden zwiſchen dem Trauergeleite und der Gärtnerswohnung. Am Hausthor ſtand ein wacker ausſehender, ältlicher aber noch kräftiger Mann. In hohen Stiefeln, gelben Lederhoſen und langherabgehendem Leibrocke ſah er einem Landfleiſcher ähnlich. Er gab Aufträge, ſprach aber dazwiſchen ziemlich gleichgültig mit den Nebenſtehenden. Ich ging an ihm vorbei und trat in den Hofraum. Die alte Gärtnerin kam mir entgegen, erkannte mich auf der Stelle wieder und begrüßte mich unter Thränen. Geben Sie uns auch die Ehre? ſagte ſie. Ja, unſer armer Alter! der muſicirt jetzt mit den lieben Engeln, die auch nicht viel beſſer ſein können, als er es war. Die ehrliche Seele ſaß da oben ſicher in ſeiner Kammer. Als aber das Waſſer kam und er die Kinder ſchreien hörte, da ſprang er herunter und rettete und ſchleppte und trug und brachte in Sicherheit, daß ihm der Athem ging wie ein Schmiedegebläs. Ja — wie man denn nicht überall ſeine Augen haben kann — als ſich ganz zuletzt zeigte, daß mein Mann ſeine Steuerbücher und die Paar Gulden Papiergeld im Wandſchrank vergeſſen hatte, nahm der Alte ein Beil, ging ins Waſſer, das ihm ſchon an die Bruſt reichte, erbrach den Schrank und brachte Alles treulich. Da hatte er ſich wohl verkältet, und wie im erſten Augenblicke denn keine Hilfe zu haben war, griff er in die Phantaſie und wurde immer ſchlechter, ob wir ihm gleich beiſtanden nach Möglichkeit und mehr dabei litten als er ſelbſt. Denn er muſicirte in einem fort, mit der Stimme nämlich, und ſchlug den Takt und gab Lectionen. Als ſich das Waſſer ein wenig verlaufen hatte und wir den Bader holen konnten und den Geiſtlichen, richtete er ſich plötzlich im Bette auf, wendete Kopf und Ohr ſeitwärts, als ob er in der Entfernung etwas gar Schönes hörte, lächelte, ſank zurück und war todt. Gehen Sie nur hinauf, er hat oft von Ihnen geſprochen. Die Madame iſt auch oben. Wir haben ihn auf unſere Koſten begraben laſſen wollen, die Frau Fleiſchermeiſterin gab es aber nicht zu.

Sie drängte mich die ſteile Treppe hinauf bis zur Dachſtube, die offen ſtand und ganz ausgeräumt war bis auf den Sarg in der Mitte, der, bereits geſchloſſen, nur der Träger wartete. An dem Kopfende ſaß eine ziemlich ſtarke Frau, über die Hälfte des Lebens hinaus, im bunt gedruckten Kattunüberrocke, aber mit ſchwarzem Halstuch und ſchwarzem Band auf der Haube. Es ſchien faſt, als ob ſie nie ſchön geweſen ſein konnte. Vor ihr ſtanden zwei ziemlich erwachſene Kinder, ein Burſche und ein Mädchen, denen ſie offenbar Unterricht gab, wie ſie ſich beim Leichenzuge zu benehmen hätten. Eben als ich eintrat, ſtieß ſie dem Knaben, der ſich ziemlich tölpiſch auf den Sarg gelehnt hatte, den Arm herunter und glättete ſorgfältig die herausſtehenden Kanten des Leichentuches wieder zurecht. Die Gärtnersfrau führte mich vor; da fingen aber unten die Poſaunen an zu blaſen, und zugleich erſcholl die Stimme des Fleiſchers von der Straße herauf: Barbara, es iſt Zeit! Die Träger erſchienen, ich zog mich zurück, um Platz zu machen. Der Sarg ward erhoben, hinabgebracht, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Voraus die Schuljugend mit Kreuz und Fahne, der Geiſtliche mit dem Kirchendiener. Unmittelbar nach dem Sarge die beiden Kinder des Fleiſchers und hinter ihnen das Ehepaar. Der Mann bewegte unausgeſetzt, als in Andacht, die Lippen, ſah aber dabei links und rechts um ſich. Die Frau las eifrig in ihrem Gebetbuche, nur machten ihr die beiden Kinder zu ſchaffen, die ſie einmal vorſchob, dann wieder zurückhielt, wie ihr denn überhaupt die Ordnung des Leichenzuges ſehr am Herzen zu liegen ſchien. Immer aber kehrte ſie wieder zu ihrem Buche zurück.

So kam das Geleite zum Friedhof. Das Grab war geöffnet. Die Kinder warfen die erſte Handvoll Erde hinab. Der Mann that ſtehend daſſelbe. Die Frau kniete und hielt ihr Buch nahe an die Augen. Die Todtengräber vollendeten ihr Geſchäft, und der Zug, halb aufgelöſ't, kehrte zurück. An der Thüre gab es noch einen kleinen Wortwechſel, da die Frau eine Forderung des Leichenbeſorgers offenbar zu hoch fand. Die Begleiter zerſtreuten ſich nach allen Richtungen. Der alte Spielmann war begraben.

Ein Paar Tage darauf — es war ein Sonntag — ging ich, von meiner pſychologiſchen Neugierde getrieben, in die Wohnung des Fleiſchers und nahm zum Vorwande, daß ich die Geige des Alten als Andenken zu beſitzen wünſchte. Ich fand die Familie beiſammen ohne Spur eines zurückgebliebenen beſonderen Eindrucks. Doch hing die Geige mit einer Art Symmetrie geordnet neben dem Spiegel einem Krucifix gegenüber an der Wand. Als ich mein Anliegen erklärte und einen verhältnißmäßig hohen Preis anbot, ſchien der Mann nicht abgeneigt, ein vortheilhaftes Geſchäft zu machen. Die Frau aber fuhr vom Stuhle empor und ſagte: Warum nicht gar! Die Geige gehört unſerem Jakob, und auf ein Paar Gulden mehr oder weniger kommt es uns nicht an! Dabei nahm ſie das Inſtrument von der Wand, beſah es von allen Seiten, blies den Staub herab und legte es in die Schublade, die ſie, wie einen Raub befürchtend, heftig zuſtieß und abſchloß. Ihr Geſicht war dabei von mir abgewandt, ſo daß ich nicht ſehen konnte, was etwa darauf vorging. Da nun zu gleicher Zeit die Magd mit der Suppe eintrat und der Fleiſcher, ohne ſich durch den Beſuch ſtören zu laſſen, mit lauter Stimme ſein Tiſchgebet anhob, in das die Kinder gellend einſtimmten, wünſchte ich geſegnete Mahlzeit und ging zur Thüre hinaus. Mein letzter Blick traf die Frau. Sie hatte ſich umgewendet, und die Thränen liefen ihr ſtromweiſe über die Backen.

# Novellenſchatz.

# Deutſcher Novellenſchatz

herausgegeben
von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Sechſter Band.

Schluß der erſten Serie.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt:

Nordiſche Freundſchaft. Von L. Kruſe.
Eine fromme Lüge. Von L. v. Gall.
Der Müller vom Höft. Von A. Meißner.
Das Kind. Von H. Grimm.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolff & Sohn.

# Inhalt
## des ſechſten Bandes.

Seite

Nordiſche Freundſchaft. Von T. Kruſe . . . . . 1

Eine fromme Lüge. Von L. v. Gall. . . . . . . 105

Der Müller vom Höſt. Von A. Meißner . . . 177

Das Kind. Von H. Grimm . . . . . . . . 275

# Nordiſche Freundſchaft.

### Von L. Kruſe.

Nord und Süd. In zwei Novellen von L. Kruſe. Leipzig.
Chriſtian Ernſt Kollmann. 1829.

Laurids Kruſe, geboren den 6. September 1778 zu Kopenhagen, ſtudirte daſelbſt, ſchrieb anfangs in däniſcher Sprache Schauſpiele, Erzählungen und eine dramaturgiſche Zeitſchrift, verlegte dann aber ſeine literariſche Laufbahn nach Deutſchland, wo er vornehmlich Hamburg zum Aufenthalt wählte, und ſchrieb nun in deutſcher Sprache eine ungeheure Anzahl Romane und Novellen von ſehr verſchiedenem Werth. Er ſtarb im Jahre 1839 zu Paris. Daß er, bei allerdings nicht ganz correcter Schreibart, Erfindung und Darſtellung beſaß, bezeugt die vorliegende Erzählung, die außerdem durch ihre ſchlichte Manier gewinnt, während ſie auf dem Boden, wo die alten Berſerker weilten, den Glauben an die Fortdauer jener ſtarren und treuen Geſtalten des Alterthums in Anſpruch nehmen darf.

Es giebt Begegniſſe in der Welt, die, obgleich ins Innere der Menſchen tief eingreifend, doch in ihrer äußeren Erſcheinung, ſo wie manche ſchöne oder ſchlechte That, nur eine ſo flüchtige Aufmerkſamkeit erregen, daß ſie kaum bemerkt in den Wellen der Zeit untergehen, wie erſchütternd ſie auch dem ſcharfen, aber ſchweigenden Beobachter ſich darſtellen; unter ſolche gehört folgende Begebenheit. Der Leſer, es ſei vorausgeſagt, wird ſich vergebens bemühen, die näheren Beziehungen im Leben ſelbſt aufzufinden, ja, je näher er dem Schauplatze der Begebenheit ſich befindet, ſogar manche Einzelnheit unwahrſcheinlich finden, weil Zeit, Locale der Kataſtrophe, kurz alle unweſentlichen Verhältniſſe mit Fleiß, um ihn irre zu führen, anders geſtellt ſind, damit kein noch Lebender ſich mit Wehmuth erkannt fühlen möge; allein an der inneren Wahrheit der Geſchichte iſt nichts verrückt.

In Kopenhagen befindet ſich ein eben nicht ſehr großer, aber ſymmetriſch ſchöner achteckiger Platz, den vier einander gegenüberſtehende Paläſte in einem nicht ungefälligen Stile bilden; in ihrer Mitte ſteht die Statue eines wegen ſeiner Herzensgüte unvergeßlichen

Königs, der hoch von ſeinem Pferde herab das ihn liebende Volk noch immer zu ſegnen ſcheint. Drei dieſer Paläſte werden noch gegenwärtig von der königlichen Familie bewohnt, welche ſeit dem Brande des noch immer nicht ganz wieder erbaueten königlichen Schloſſes in imponirender Einfachheit dort verweilet. Der vierte, gegen die Rhede zu gelegen, erhebt ſich wie eine ſymboliſche Vormauer gegen jeden feindlichen Angriff von der Seite des Meeres, während er eine wirkliche von alten Zeiten beſtehende Vormauer des Reichs innerhalb ſeiner Wände umfaßt, nämlich die immer fortdauernde Bildung der däniſchen Marine. Es iſt die königliche Seecadetten-Akademie, die hier der Wohnung des Königs völlig ähnlich daſteht, ſtolz, daß ihr, eben ſo wenig wie den Schwertern ihrer Zöglinge, auch nicht der kleinſte Makel anklebt.

Dieſe Mauern haben ſeit langen Jahren den Kern der däniſchen Jugend, möchte ich ſagen, in ſich gefaßt, nicht eben, daß vorzugsweiſe alle die Tüchtigſten und Hoffnungsvollſten hierher geſchickt werden, — denn dazu iſt der Umfang ihrer Beſtimmung viel zu beſchränkt, — ſondern weil ihre Zöglinge vorzugsweiſe hier eine ſpartaniſche Erziehung erhalten, wodurch König und Vaterland ſo innig in ihren Gemüthern verſchmolzen und ihnen als Vorbild ſo nah und hoch geſtellt werden, daß ihnen nur eins faſt noch höher ſteht — ihre Ehre.

Mag auch dieſe Göttin dem philoſophiſchen und religiöſen Blicke ſich als ein glänzendes Phantom darſtellen; in den Annalen eines Reichs und in der ſittigen Würde des Mannes übt ſie immer eine faſt göttliche Gewalt aus, und ich darf es laut ſagen, die däniſche Seeakademie iſt ihr Tempel.

Unter den meiſtens ſchönen und vor allem kerngeſunden Zöglingen zeichneten ſich einſt zwei hochaufgeſchoſſene Jünglinge aus. Beide ſchön, talentvoll, muthig und fleißig, — weder von Geburt noch von Reichthum iſt innerhalb dieſer Mauern die Rede, — gleich in der Gunſt ihres Chefs und in dem Wohlwollen ihrer Gefährten, ſtanden ſie ſich, wenn auch nicht feindlich, ſo doch fremd, faſt kalt einander gegenüber, obgleich weder Mißhelligkeiten zwiſchen ihnen ſtattgefunden hatten, noch der Eine ſich eigentlich deutlich bewußt war, was er an dem Andern auszuſetzen fände. Wie ſtreng auf die ſittliche Bildung der Cadetten auch gehalten wurde, war es doch unmöglich, in dieſem ſo wie in jedem geſelligen Verein ganz vorzubeugen, daß nicht Neid und Selbſtſucht einen geheimen Spielraum behielten; dieſe beiden Untugenden hatten ſchon in einem jugendlichen Herzen innerhalb dieſer Mauern nur zu tiefe Wurzeln geſchlagen.

John Former, ſo wollen wir ihn nennen, älter als beide vorerwähnte Jünglinge, war ſchon einige und zwanzig Jahre alt, und bereits fünf Jahre früher auf die Akademie gekommen. Indeſſen waren jene in ihrem unabläſſigen, obgleich faſt unwillkürlichen gemeinſamen Wettſtreit den zwiſchen ihm und ihnen ſtehenden Gefährten allmählich vorbeigeſchritten und ihm ſo nahe gerückt, daß er befürchten mußte, daß ſie auch ihm vorbeiſpringen möchten, noch ehe er das ziemlich nahe Ziel erreicht hätte, wo ihm als anerkanntem Offizier die Anciennetät beſtimmt würde.

Dieſer Jüngling war von däniſchen Eltern ſehr hohen Standes in Weſtindien geboren und hatte dort bis in ein Alter von fünfzehn bis ſechzehn Jahren, von demüthigen Sclaven umgeben, im Schooße des Reichthums und des Müßiggangs, unter Verzärtelung von Seiten der Eltern und unter der niedrigſten Unterwerfung von der ſeiner Umgebung ſich Anſichten vom Leben angeeignet, die mit den ſpartaniſchen Sitten der Akademie, wo er gewähnt hatte ſeine vorige Lebensweiſe fortſetzen zu können, im grellſten Contraſte ſtanden. Er fand ſich aber bitter getäuſcht: ſtatt wie früher durch ſeinen Reichthum, ſeinen Uebermuth und das Anſehen ſeiner Eltern zu gelten, wurde er hier nur nach ſeinem inneren Werthe beurtheilt und geſchätzt, und dieſer war ſehr gering. Er ſah ſich hier dem Spotte weit kleinerer und jüngerer Knaben bloßgeſtellt, denen er nichts anhängen konnte, weil ſie zum Theil geſchmeidiger, muthiger und ſtärker als er waren, und in Beziehung auf die älteren Gefährten fand er ſich in eine eben ſo harte, obgleich nicht ſo ſchmähliche Unterwürfigkeit verſetzt und mit derſelben Geringſchätzung behandelt, womit er früher auf ſeine Umgebung niedergeblickt hatte.

Aus ſeiner vorigen Indolenz nothgedrungen erweckt, machte ſeine Seele ihre vorher ſchlummernden Kräfte und vor allen die, welche ſie früh benutzt und am meiſten hier nöthig hatte, die Klugheit, geltend. Sein ſpähender, umſichtiger Blick hatte bald ſeine Lage umfaßt. Zu klagen wagte er nicht; er ſah bald ein, daß die Strafe, welche ſein Weibergeklatſch — ſo wurde hier ohne Ausnahme jedes Vorbringen vor den Vorgeſetzten genannt — veranlaßt hätte, ihm keine Erleichterung, ſondern nur größere geheime Rache von den Gefährten zuziehen würde; und wie gern er auch eine andere Beſtimmung erwählt hätte, kannte er doch zu gut den unbeugſamen Willen ſeines Vaters, der unter den Sclaven gelernt hatte, auch ſclaviſchen Gehorſam von ſeinen Kindern zu fordern, um dieſem Wunſche Worte zu geben.

So lernte er bald aus der Noth eine Tugend machen und ſich fügen. Nothwehr lehrte ihn, — ſeine ungeübten Kräfte auszubilden, und die Entdeckung, daß dieſe Achtung einflößten, gab ihm Muth, aber auch Tücke. Aus alter Gewohnheit und Trieb, ſeine Lage zu verbeſſern, ſchmeichelte er Lehrern und Gefährten; aber die Klugheit ſagte ihm zugleich, daß dies auf eine ſclaviſche Art nicht geſchehen dürfe, und daß ſein Beſtreben nur, inſofern er ſich ihren Geſinnungen anſchmiegte, mit Erfolg gekrönt werden könne; auch ward das Ehrgefühl bei ihm rege, und wie ſchwer es auch dem verzärtelten Jünglinge fiel, wurde er doch, obgleich nie der Erſte, doch allmählich auch nie der Letzte in den ſpartaniſchen Spielen und Kampfübungen, die, beſonders wenn die Lehrer nicht zugegen waren, nie ohne blaue Flecken oder geheime Wunden abgingen. Mit Zähneknirſchen, mit geheimer Reue, daß er ſich in den Verein der ſogenannten Abgehärteten begeben hatte, gehorchte er, wenn zum Beiſpiel mitten in einer Winternacht das geheime Zeichen von einem Jüngling, den der Schlaf floh, gegeben wurde, und nun alle Verbündete ſchnell erweckt ſich aus den warmen Betten ſtürzten, faſt nackend in den Hof hinuntereilten, in dem weichen Schnee ſich badeten und dann wieder zitternd vor Kälte das Lager ſuchten.

Und ſo geſchah es, daß er nach und nach den unangenehmen Eindruck, den ſeine Erſcheinung erregt, glücklich beſiegte und durch Fleiß und ſtete Anſtrengung der erwachten Seelenkräfte dem zunächſt winkenden Ziele aller dieſer Jünglinge, das Offizierzeichen zu tragen, entgegenſchritt. Dies erreicht, hörte jeder ängſtliche Wettſtreit auf; einmal auf dieſer Liſte eingeſchrieben, iſt in der beſtehenden Reihe die Rangfolge bis zum Admiral hinauf und die damit verbundene Subordination unveränderlich beſtimmt, doch in jeder Klaſſe ſelbſt herrſcht eine völlige Gleichheit, und nur in Dienſtſachen fühlt der Jüngere ſich verbunden, dem Aelteren auf der Liſte zu gehorchen. Sich ſo bald wie möglich eine feſte Anciennetät zu erringen, — denn ein jeder in der Jugend vorbeieilende Schritt führt noch im

Mannesalter den Befehlshaberſtellen näher, — war daher das unermüdlich Streben jedes Schülers, und folglich auch des ehrgeizigen John. In der erſten Klaſſe trugen die älteſten Cadetten ſchon den Namen Unteroffizier. John war unter dieſen einer der älteſten. Beide vorerwähnte Jünglinge, auf welchen beſonders das anerkennende Vaterauge des ſcharfſichtigen Chefs haftete, waren unter den Jüngern derſelben Klaſſe. Noch ein Examen ſtand bevor, und mit ihm gewiß die Ertheilung des Offizierzeichens; obgleich aber von dieſer Hoffnung trunken, zitterte er doch, daß jene beiden Jünglinge, die mit Rieſenſchritten vorgerückt waren, und von denen der ältere noch nicht das neunzehnte Jahr zurückgelegt, ſelbſt in dem letzten Augenblicke ihm, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, vorbeiſpringen möchten.

Jeder von dieſen arbeitete ſtill für ſich, ſie ſahen ſich oft mit einem trotzigen, beinahe herausfordernden Blicke an; allein dabei blieb's; denn beide, edel geſinnt und alle kleinlichen Mittel verabſcheuend, fanden ſich gegenüber keinen Anlaß zu einem offenen Bruch; obgleich mehrere ihrer Gefährten zu bemerken glaubten, daß John heimlich dahin arbeitete, indem er vielleicht hoffte, von einer Gewaltthat, die beiden Schaden bringen würde, einen Vortheil zu ziehen, den er von ſeinen Talenten und ſeinem Fleiße nicht erwarten dürfe. Die Zeit der Prüfung fiel wie gewöhnlich kurz vor dem Geburtstage des Königs, um durch ihren fröhlichen Erfolg die Begeiſterung und die Liebe zu erhöhen, womit die Jünglinge jenem entgegenſahen, um ſo mehr, da die Ernennungen und Prämien an dieſem Tage bekannt gemacht und vertheilt wurden.

Das Examen, das aus ſchriftlichen und mündlichen Aufgaben beſtand und mehrere Tage dauerte, hatte ſchon begonnen. Die Jünglinge genießen während der Zeit keine Freiſtunden. Jede Minute iſt der Anſtrengung und dem Fleiße geweiht; aber nicht allein die ernſten Wiſſenſchaften füllen ihre Zeit aus; die heiteren Künſte machen auch ihre Anſprüche geltend. Es hatte ſich längſt ausgewieſen, daß John ein entſchiedenes Talent für die Zeichenkunſt beſaß, und der Zufall wollte, daß er, der ſich einen der ſchwerſten Gegenſtände aufgeſtellt, diesmal unwillkürlich mit den beiden Jünglingen Holger An— und Woldemar Re— — es iſt uns nur geſtattet ihre Taufnamen ganz auszuſchreiben — ſich in einem unvorhergeſehenen Wettſtreit befand. Alle drei copirten mit Tuſche Kupferſtiche, die an Größe, Schwierigkeit und Kunſt der Ausführung vollkommen gleich waren.

Da geſchah es eines Tages, als die drei Jünglinge mit anderen Gefährten zu einer ungewöhnlichen Stunde mit ihren Reißbrettern in dem großen Lehrſaale, der Allen offen ſtand, beſchäftigt waren, daß Holger mit ſolcher Haſt zu dem Chef berufen wurde, daß er die Zeichnung nur flüchtig mit dem feinen chineſiſchen Papier bedecken konnte und, ohne wie gewöhnlich erſt das Brett auf ſein Zimmer bringen zu können, forteilen mußte. Als er eine Stunde nachher nach beendigtem Geſchäfte zurückkehrte, fand er den Saal leer; die Uebrigen waren ſchon mit ihren Reißbrettern fortgegangen, nur das ſeinige lag noch da. Obgleich es ſchon begann dunkel zu werden, wollte er doch das Verſäumte nachholen und entblößte die Zeichnung. Aber man ſtelle ſich ſein Erſchrecken vor, als er dieſe an mehreren Stellen auf eine ſcheinbar gewaltſame Weiſe verwiſcht fand. Er ſtand wie vernichtet. Nicht allein die Mühe mehrerer Wochen, ſondern die ſchönſte Hoffnung, welche er auf die dadurch zu gewinnenden Zahlen gegründet hatte, lag zerſtört vor ihm. Zahlen ſage ich, denn der Erfolg der Prüfung beruht dort auf einer gewiſſen Summe von Zahlen, welche den gelöſ'ten Aufgaben ihrem Werthe nach beigelegt werden, und das von allen zuſammengelegte Facit beſtimmt den Hauptcharakter.

Doch bald wich der jugendlichen Heftigkeit ſein ſtummes Erſchrecken. Die Gefährten wurden herbeigerufen. Ihr lautes Erſtaunen zog die Lehrer nach. Selbſt der Chef trat herein. Der Vorgang wurde auf das Genaueſte unterſucht. Es war freilich nicht leicht zu beſtimmen, ob dieſe Zerſtörung das Werk des Zufalls, oder einer wiſſentlichen Bosheit wäre; um ſo mehr da Holger erklärte, daß es ſehr möglich, ja ſelbſt wahrſcheinlich ſei, daß die Zeichnung ſtellenweiſe nicht ganz trocken geweſen, als er ſie überdeckte, weil er kurz zuvor die Luft leicht angelegt hatte; aber dennoch waren Spuren von Gewalt ſichtbar, obgleich das übergelegte Papier nicht einmal zerknittert erſchien.

Der Chef ſchüttelte den Kopf; er hielt eine lange Rede, worin er ermunterte die Wahrheit zu geſtehen, wenn jemand unter den Gegenwärtigen aus Verſehen dies Unheil hervorgebracht hätte, das doch bei Weitem nicht ſo groß wäre als das Unglück, den Verdacht hegen zu müſſen, daß unter Denjenigen, die ihr Leben der Ehre gewidmet, Jemand ſich befände, der einer ſo entehrenden Bosheit fähig ſei. Ja, fügte er hinzu, er wolle ſtatt eines Verweiſes ſelbſt Demjenigen danken, der ihn einer ſo niederſchlagenden Vermuthung überheben würde. Sein ſcharfer Blick flog ſpähend über die Züge der Jünglinge hin, während er redete. Aber Alles blieb ſtumm.

In dieſem Augenblick ſtieß John Holger leiſe an und deutete nur ihm bemerkbar auf Woldemar; dieſer ſtand wie alle die Uebrigen finſter und ſtumm; aber es war dem aufmerkſam gemachten Holger deutlich, daß er bleicher geworden; da jedoch dieſe Veränderung dem Chef entweder entgangen war oder von ihm einer anderen Urſache zugeſchrieben wurde, ſchwieg auch er, ja ein höhniſcher Seitenblick auf John ſchien ſogar dieſem vorzuwerfen, daß er fähig ſei, einen unedlen Verdacht in ihm erregen zu wollen. Auch blieb der Hergang dieſes Ereigniſſes trotz aller Bemühungen des Chefs und der Gefährten unentdeckt. Der Erſte bedauerte laut, daß dieſer verdrießliche Vorfall den braven Holger nothwendig einiger Zahlen zu ſeinem Charakter berauben müſſe, weil es unmöglich ſei, in der kurzen Zeit eine neue Zeichnung von Bedeutung auszuführen; doch, fügte er hinzu, es iſt eine Tücke des Geſchicks, der jeglicher Sterbliche unterworfen iſt, und um ſo höher iſt der Mann zu achten, der mit Muth das Unvermeidliche zu ertragen weiß, und ſelbſt zu bewundern, je früher er ſich beherrſchen und ſich über die Selbſtſucht erheben lernt.

Da ſtieß John Holger zum zweiten Male an und machte ihn darauf aufmerkſam, wie eine flüchtige Röthe glühend über Woldemar's bleiche Wangen hinzog. Jetzt regte ſich auch in ihm ein ſchneller Verdacht; allein die Worte ſeines Chefs erwägend, beherrſchte ſich der Jüngling und verbannte entſchloſſen dieſe häßliche Empfindung.

Zwei Tage nachher trug ſich ein neuer Vorfall zu, der faſt noch größere Aufmerkſamkeit erregte. In einer Stunde, wo beinahe alle Gefährten und Lehrer in dem Saale verſammelt waren, trat Woldemar mit ſeinem Zeichenbrette hinein und erzählte laut, aber auf eine kalte ruhige Weiſe, die freilich mit Holger's vorhergehender Heftigkeit ſtark contraſtirte, daß er ſo eben ſeine Zeichnung mit einem Federmeſſer ganz zerſchnitten in ſeinem Zimmer gefunden, und zeigte die zerſtörten Ueberreſte vor.

Alle erſtaunten aufs Neue; es wurde dem Chef gemeldet; dieſer Mann, deſſen ruhige Würde ſonſt Allen imponirte, offenbarte einen inneren Aufruhr, der ſeiner Faſſung bedrohlich ſchien. Alle Zöglinge ſahen ihn ſcheu und beſtürzt an. John war, ehe er nur ein Wort geſprochen hatte, ſo wie Woldemar das vorige Mal, ſichtbar erbleicht. Holger's Blick ruhete durchdringend auf ihm. Er ſchien es zu bemerken und trat raſch und unbedenklich hervor.

Geſtatten Sie mir ein Wort, Herr Commandeur! begann er. Es iſt bekannt, daß eben wir Drei nicht allein einen Gegenſtand von gleicher Schwierigkeit gewählt, ſondern auch, daß unſere Zeichnungen bisher unter die erſten gehören; die meiner beiden Gefährten ſind auf eine eben ſo unbegreifliche als ſchändliche Weiſe zerſtört; die meine iſt ganz. Ich zittre vor Erbitterung am ganzen Körper, denn ich fühle recht gut, daß der Vortheil, welchen mir dieſe Unfälle bringen, leicht den Verdacht erregen könnte, als hätte ich Anlaß dazu gegeben; ich erſuche Sie daher, mich verhaften zu laſſen, bis der Vorgang auf das Strengſte unterſucht und, wie ich hoffe, entdeckt wird.

Ich bin überzeugt, nahm der Chef ernſt das Wort, daß Niemand unter uns einen ſo unedlen und beleidigenden Verdacht gegen einen Kameraden hegen kann, oder ſich ſolches geſtatten darf. Hat Er dieſe Furcht, gäbe es wohl auch ein ſiegendes Mittel, ſolche unwürdige Vermuthung zu widerlegen, welches anzugeben doch nicht an mir iſt; indeſſen ſoll, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die ſtrengſte Unterſuchung geſchehen; auch ſehe ich wohl ein, daß Seine Lage unter ſolchen Umſtänden überall, nur nicht unter dieſem Dache, peinlich ſein würde; doch ſollte Er beſſere Gedanken von ſeinen Gefährten haben.

Aber die Unterſuchung leitete zu keiner andern Entdeckung, als der, welche aus Woldemar's Erklärungen hervorging, daß es durchaus unmöglich ſei, daß dies Unheil von John oder von irgend einem Kameraden herrühren könne, theils weil der erſte zu der Zeit, wo es geſchehen ſein mußte, ſogar außer der Akademie ſich befunden, und theils, weil alle übrigen Gefährten damals in dem Saale verſammelt geweſen.

Indeſſen ging die Prüfung ihren Gang fort. John wurde zugleich mit zwei Vormännern Offizier; Holger und Woldemar die beiden erſten Unteroffiziere. Ihr Hauptcharakter beſtand aus gleichen Zahlen mit John's. Indeß war es deutlich, daß, wenn ihre Zeichnungen hätten vollendet vorgelegt und ihnen der Werth derſelben angerechnet werden können, ihre Zahlen die des John ſo weit überſtiegen haben würden, daß ſie ihm vorbeigegangen wären, und weil ſie der Regel nach, als zu junge Unteroffiziere, nicht ſogleich Offiziere hätten werden können, hätte er noch ein halbes Jahr unter ihnen in der Klaſſe ſtehen müſſen. Er machte ſelbſt, leiſe bei ſich frohlockend, dieſe Bemerkung, die jedoch weder von den übrigen Gefährten noch von den Lehrern weiter beſprochen wurde, obgleich ſie doch gewiß den Seelen der beiden Jünglinge auch vorgeſchwebt haben mochte. Es ſchien aber, als ob jeder Unmuth in der rauſchenden und lärmenden Freude, welche der Geburtstag des Königs mit ſich führte, untergegangen wäre. Ein glänzender Ball wurde ſelbſt in der Akademie gegeben; kleine Herzensangelegenheiten wurden rege, und die immer mehr erwachenden Leidenſchaften der Jünglinge erhielten nur Gleichgewicht von dem edlen Stolze, den ihnen ihr Stand einflößte, und welcher hier unter dieſer glänzenden Feierlichkeit, bei der Jeder in zierlicher Uniform erſchien, obgleich nicht ganz ohne Neid die goldenen Epauletts der Offiziere betrachtend, nach denen ſich Alle ſo innig ſehnten, reichen Anlaß fand, ſich in Haltung und Miene um ſo würdiger darzuſtellen, da die Gegenwart des Königs, dem ſie Leben, Blut und Ehre geweiht, noch denſelben Vormittag ſie durch ſeine Huld ihm gleichſam näher gerückt hatte; auch fanden ſie keine Worte, um ihre Freude an dieſem Tage, der ihnen und dem Lande ihn geſchenkt, auszudrücken.

Sicher, daß keiner von ſeinen Schülern die Würde ihres Standes vergeſſen konnte, hatte der lebensfrohe, ſelbſt von Freude berauſchte patriotiſche Chef ihre jugendliche Ausgelaſſenheit nicht beſchränken wollen; und noch während die eingeladenen Gäſte und die jungen Cadetten ſich in langen Reihen, von der rauſchenden vollen Muſik begleitet, herumwirbelten, leerte in dem Nebenzimmer die ältere Klaſſe mit den neugewordenen

Offizieren, alle auf einen Augenbick ſelbſt den bezaubernden Gegenſtand ihrer erſten Flammen vergeſſend, die ſchäumenden Champagnerbecher auf das Wohl des Königs, des Vaterlandes, ihrer Flagge, ihres Chefs und ihres Standes, in ihren jugendlichen Augen des erſten in der Welt. Ohne ſich von der nahen Tanzmuſik irre machen zu laſſen, ſtimmten ſie des unſterblichen Ewald vaterländiſches Lied an, und des ernſteren Woldemar hellklingende Altſtimme drang ſelbſt in die Ohren der Tanzenden, als er froh begeiſtert die geweihten Worte ſang:

Der Dänen Weg zu Ruhm und Macht,
Schwarzdunkles Meer!
Nimm auf den Freund, der froh der Schlacht,
Kühn der Gefahr entgegenlacht,
So ſtolz, wie du des Sturmes Macht,
Schwarzdunkles Meer!
Und führ ihn raſch durch Kampf und Spiel
Und Sieg bis an des Grabes Ziel
Einher.

Mit wo möglich noch ſtolzerem Selbſtgefühl traten nun die Jünglinge glühend in den Saal und miſchten ſich in die munteren Reihen, jedoch deuteten ihre unter ſich winkenden Blicke auf eine geheime Abrede, und kaum war auch der Ball zur beſtimmten frühen Morgenſtunde beendigt, kaum hatte Jeder ſeine Schöne an den wartenden Wagen begleitet, als ein kleiner Kreis von den jungen Offizieren und den älteſten Unteroffizieren, ſtatt ſich zu Hauſe oder in ihre Manſarde zu begeben, ſich in das Zimmer eines noch ſehr jungen Lieutenants verfügte, welcher der vorigen Kameradſchaft nicht entſagt, um ſo mehr da er gleich als Lehrer bei den jüngeren Klaſſen angeſtellt worden und ſeine Wohnung in der Akademie behalten hatte.

Glühend vor Wein und Freude, an alles Andere lieber als an den Schlaf denkend, ließen ſich hier die Jünglinge, zwar mit gedämpfter Stimme, nieder, damit ihre Zuſammenkunft nicht verrathen werden ſollte; allein mit dem feſten Vorſatz, hier bis zu Anbruch des vollen Tages treulich auszuhalten. Mehrere Champagnerbouteillen waren glücklich zur Seite gebracht, und da der volle Mond hell und klar hineinſchien, wurden die Lichter ausgelöſcht, und weil kein klingendes Lied angeſtimmt werden durfte, wurde die Zeit mit heiterm Geſpräch und bei vollen Bechern vertrieben. Feine Stückchen Kautabak wurden ausgetheilt, welches bei den anwachſenden Jüngern der Akademie eben ſo ſehr in Mode iſt, wie die Cigarren unter der Jugend von Hamburg; aus Mangel an Gelegenheit, ausgelaſſene und übermüthige Streiche treiben zu können, wurden ſolche um ſo mehr erzählt. Anekdoten und Geſchichten wechſelten mit einander; beſonders ſchien John, der, ſo wie auch die andern neugewordenen Offiziere, zu den Gefeierten des Tages gehörte, in der Gewißheit das Ziel erreicht zu haben, außer ſich vor Freude und äußerte dieſe in einer bei ihm ungewöhnlichen heitern Ausgelaſſenheit.

Durch ein zufälliges Geräuſch war er mit Mehreren zu dem Fenſter gelockt, ſtieß es auf und ſtarrte in den großen Hof, der mit einem glänzenden Teppich von neugefallenem Schnee bedeckt war, hinunter; aber alles war ruhig. Die Uebrigen kehrten zurück, er allein blieb nachdenkend ſtehen; einige Aeußerungen waren mitten in der allgemeinen Freude gefallen, welche ihn verſtimmt hatten. — War es wirklich ſo, oder täuſchte ihn eine innere Stimme, die ihm zuzuflüſtern ſchien, daß dieſer auserwählte Kreis ihn nicht mit gleicher Würdigung anſehe? In ſeiner durch Wein aufgeregten Laune tolldreiſt geworden, erſt aus Verzweiflung, ſpäter aus Gewohnheit, ſann er darauf, wie er durch irgend einen tollen Streich ſich in der Meinung, in der er wähnte, verloren zu haben, wieder erheben könnte. In dieſem Augenblicke wurde er gefragt: warum er ſo in ſich verſunken ſtünde.

Unwillkürlich auf das dreiviertel Ellen breite Geſims, das unter den Fenſtern den ganzen Palaſt entlang hinlief, niederſtarrend, ſagte er lächelnd und übermüthig: In dem äußerſten Cabinet in dieſer Zimmerreihe ſchläft, wie ihr wißt, das hübſche Kammermädchen der Gemahlin unſers Chefs. — Wir haben dem Blitzmädel ſo oft einen Beſuch angekündigt, welcher doch auf dem richtigen Wege dahin unmöglich iſt, weil das Schlafzimmer ihrer Herrſchaft dazwiſchen iſt und die kleine Treppe von der andern Seite abgeſchloſſen. Die Dirne hat uns ausgelacht. Hier zeigt ſich mir nun plötzlich ein Weg, Allen offen, die, um einen Morgengruß abzulegen, der wenigſtens gelegentlich einen Kuß einbringen wird, ein wenig Gefahr nicht ſcheuen.

Alle ſprangen eilig zum Fenſter hin, die gefährliche Bahn und die ſchwindelnde Höhe des Geſimſes über dem Hof zu betrachten. — Nun! wer wagt's? rief John ausgelaſſen.

Ich nicht, erwiderte einer der Gefährten, denn ich habe noch alle meine Sinne.

Welch dummer Spaß! rief Woldemar vorwerfend, der nur zu Thorheiten führen kann, da wir ſchon im voraus toll genug geſtimmt ſind, um ſo mehr, da du doch ſelbſt der Letzte biſt, der es thun würde.

Meinſt du? Ei wie anmaßend! — verſetzte John aufgeregt.

So anmaßend, unterbrach ihn Woldemar warm, den klugen Vorwurf, den er ſo eben ausgeſprochen, ganz vergeſſend, daß ich mich verbindlich mache, aus dieſem Fenſter in den Hof hinunterzuſpringen, wenn du dich zu Marianens Fenſter ganz hinwagſt und wieder zurückkehrſt.

Biſt du ganz von Sinnen, Woldemar? rief Holger verdrießlich. Der Gang zum Fenſter hin iſt nicht gefährlich, wenn man ihn nur unerſchrocken unternimmt; aber da hinunterzuſpringen, da hilft nicht der Muth, da muß man ja den Hals brechen.

Ich habe es geſagt, erwiderte Woldemar ruhig, mit einem Blick auf John, der wohl nicht ganz frei von Geringſchätzung war.

John biß die Lippen zuſammen. — Wohlan denn, rief er auf einmal ſich ermannend und ſein Glas hinunterſtürzend, das wollen wir doch ſehen; ich halte ihn beim Wort.

Alle ſtutzten; aber als Holger von einer böſen Ahnung geleitet ihn zurückhalten wollte, drängten die Uebrigen ihn zurück; Alle auf ein Abenteuer begierig, das Keiner von ihnen ſich ſcheuete ſelbſt zu beſtehen. John ſchwang ſich auf das Geſims hinaus, und glühend von Champagner und Ehrgeiz legte er ohne das mindeſte Zeichen von Furcht den Weg nach dem Fenſter hin zurück, und nachdem er leiſe angeklopft und dem Mädchen ſeinen Morgengruß zugeflüſtert hatte, kehrte er eben ſo unbefangen wieder um.

Nun! ſagte er, ſich in das Zimmer hineinſchwingend, ich bin fertig.

Woldemar, der, als er ihn auf dem Rückwege ſah, ſich ernſt von dem Fenſter zurückgezogen und ſtill niedergeſetzt hatte, erhob ſich raſch.

Du biſt wohl toll? riefen die Uebrigen, zwiſchen ihn und das Fenſter tretend. Wer von uns zweifelt an deinem Muth?

Laß das! ſagte Holger ernſt, mit einem finſtern Blick auf John. Selbſt meinem ärgſten Feind wollte ich ſo was nicht zumuthen, viel weniger — er unterbrach ſich ſelbſt.

Verſteht ſich, verſetzte Woldemar mit einem gezwungenen Lächeln; wer wollte im Ernſt ſo etwas unternehmen? Luſt den Hals zu brechen habe ich freilich nicht. Platz nur da! ich will doch einmal aus Spaß die Höhe meſſen. Er trat zu dem Fenſter hin, und indem er, gegen die Gefährten ſich kehrend, nach der Ecke des Zimmers hindeutend hinzufügte: Nimm nur einmal das Senkblei, das dort liegt! — ſchwang er ſich unverſehens in das große Fenſter hinauf und ſprang, ehe die Uebrigen es verhindern konnten, mit einem kräftigen Anſatz in den Hof hinab.

Alle ſtanden ſtarr vor Entſetzen. Keiner wagte einen Blick ihm nach aus dem Fenſter zu werfen. Aber in dem zweiten Augenblick ſtürzten ſie alle, ſo viel ſie waren, nach der Thüre.

Mit raſcher Beſonnenheit, wiewohl bleich wie eine Leiche, warf ſich Holger den Gefährten in den Weg. Halt! rief er mit Anſtrengung. Seht ihr denn nicht ein, daß die größte Vorſicht nöthig iſt, um nicht uns alle unglücklich zu machen? Nur zwei mit mir gehn hinunter. — Du, John, nur nicht — fügte er ohne ihn anzuſehen hinzu; — komm du, und du! —

Die drei Gefährten flogen ſchnell, aber ſo leicht und leiſe wie möglich, Holger an der Spitze, die Treppen hinunter. Nicht ohne ein heftiges Zittern wurde die Hofthüre geöffnet. Jeder, ſelbſt Holger, aus Furcht, den Herabgeſprungenen todt zu finden, wagte kaum hinzuſehen. Doch der erſte Hinblick beruhigte ſie etwas. Sie ſahen Woldemar aufrecht ſitzend in einem Haufen Schnee.

Du lebſt! Gott Lob! flüſterte ihm Holger entgegen.

Gott Lob! erwiderte er, noch faſt athemlos; laßt mich aber zu mir ſelbſt kommen. — Ich habe freilich nach dieſem Haufen hingezielt; allein ich glaube, ich muß doch das Bein gebrochen haben.

So war es auch. Die Todesangſt, deren er ſich als Menſch nicht erwehren konnte, hielt ihn noch betäubt. In wenig Augenblicken war er wieder derſelbe wie vorher. Ich bin wie zerſchlagen, ſagte er, doch das macht nichts. Tragt mich nur leiſe in mein Bett hinauf und ſorgt dafür, daß Niemand außer unſerm Kreiſe, vor allen der Chef, nichts erfahre.

Es gelang; ein unglücklicher Fall auf der Treppe wurde vorgegeben. Erſt viele Jahre nachher, da alle Gegenwärtige längſt die Akademie verlaſſen hatten, kam dies Ereigniß unter den Offizieren des Corps heraus. Allein dieſer Vorfall trug nicht, ſo wie John gehofft hatte, dazu bei, ihm größere Achtung und Zuneigung zu gewinnen. Im Gegentheil, die Freunde, die er ſich ſpäter erwarb, gehörten alle nicht zu dieſem kleinen Kreiſe, und beſonders zog ſich Holger kalt und ſchweigend von ihm zurück, indem Woldemar allein ihm das Wort, obgleich vergebens, ſprach. Auch John ſetzte der Kälte

Kälte entgegen, doch nie wurden unter den Gefährten ſelbſt die Rückſichten verletzt, die man einem gemeinſamen Kameraden ſchuldig zu ſein meinte, und Niemand außer ihrer Klaſſe ahnete, daß eine Mißhelligkeit Statt fand.

Aber mit den früher feindlich geſinnten Jünglingen war eine ſonderbare Veränderung vorgegangen. Es war, als hätte dieſer Vorfall mit ſeinen Folgen beide feſt und unauflöslich an einander geknüpft. Holger wich faſt nie von Woldemar's Bette, und dieſer ſah nicht ohne Rührung die immer wachſende treue Sorgfalt des vorigen Nebenbuhlers.

Die Ehre — wie bereits erwähnt — iſt die höchſte Gottheit, die der Zögling dieſer Akademie kennt, und ihr Geſetz gebietet, ein gegebenes Wort rückſichtslos zu erfüllen. In dem fröhlichen Bewußtſein, ihr ſelbſt ſein Leben zum Opfer weihen zu wollen, und vielleicht eben weil er früher nur ſich ſelbſt einer ſolchen That fähig gehalten, füllte Woldemar's tollkühnes Benehmen Holger's Bruſt mit ſtiller warmer Bewunderung. Er erkannte an dem kühnen Jüngling ſein eignes Gemüth, und ſeine ſtille Reue, eben dieſen durch einen leiſen aber ſchmählichen Verdacht nur einen Augenblick verkannt und beleidigt zu haben, verſchmolz in warme ſchwärmeriſche Hingebung, der er doch keine Worte zu geben vermochte. Auch der Kranke empfand mit ſtiller Scham, daß er den braven, warmen, theilnehmenden Jüngling verkannt hatte. So verbrachten ſie die wenigen Stunden, worin ſie ſich ſelbſt überlaſſen waren, ſchweigend, faſt gedrückt neben einander. Es war ihnen unmöglich, ein herzliches, und noch mehr, ein gleichgültiges Geſpräch unter ſich einzuleiten, ehe ſie beide mit einander ins Reine gekommen waren, und eben dies fiel Beiden ungemein ſchwer, weil jeder ſtolz und kräftig jede Rührung für unmännlich hielt, und ſo ſcheueten ſich noch Beide, ihre Herzen reden zu laſſen. Aber ſo wie der ſchwellende Strom, wenn erſt der Damm gebrochen, Alles mit ſich fortreißt, ſo mußten auch, wenn erſt die gegenſeitige Liebe die angebildete Scham endlich überwunden hatte, beide für das, was ſie für das Höchſte erkannten, ſchwärmende Gemüther ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt ergreifen.

Und ſo geſchah es. Den erſten Abend, den außer dem Bette zu verbringen Woldemar geſtattet wurde, fanden ſich faſt Alle, die bei jenem Ereigniß gegenwärtig geweſen, bei ihm ein. Wein war mitgebracht und ein zuverläſſiger Poſten ausgeſtellt, um dem Verrath des kleinen unerlaubten Feſtes vorzubeugen. Heitere Geſpräche löſ'ten einander ab, und man wird begreifen, daß jeder kleine Umſtand jener Begebenheit beſprochen wurde. Holger allein nahm faſt keinen Antheil daran; er war wortkarger als je, aber eine unausſprechliche Freude funkelte aus ſeinen ſchönen Augen.

Als die Stunde zum Abendgebet ſchlug, mußte man der Regel nach ſich trennen, um ſich in den Saal zu begeben und von dort zur Ruhe; nur Holger blieb, die einmal erbetene Erlaubniß, den Kranken pflegen zu dürfen, benutzend, mit dem er durch einen vom Chef geſtatteten Tauſch Stubengefährte geworden war; die übrigen zwei Mitbewohner waren des Kranken wegen noch immer entfernt; und ſo nahete ſich ihnen nun, die zum erſten Mal wieder geſund und wohlauf ſich gegenüber ſaßen, eine ſchöne vertrauliche Stunde, doch noch immer konnte Holger keine Worte finden, er ſah ſtumm und faſt düſter vor ſich hin. Woldemar bemerkte ſeine ſonderbare Unruhe.

Biſt du unwohl? fragte er beſorgt. Du haſt den ganzen Abend nur ſehr wenig geſprochen und faſt keinen Wein getrunken.

Es war, erwiderte Holger ohne aufzuſehen, es war mir unmöglich in der Gegenwart der Anderen, ich muß erſt mit dir allein trinken. — Er ſprang raſch auf und holte ein Paar zur Seite geſetzte Bouteillen hervor; — aber willſt du auch mit mir trinken?

Welche Frage! ſagte Woldemar mit Wärme; mit wem lieber?

Iſt es dein Ernſt? fuhr Holger fort und brach gewaltſam in Thränen aus. Ich verdiene es nicht. Nein! nein! ich fühle es tief, du mußt mich haſſen.

Dich? rief der Gefährte und ſprang ſo heftig auf, daß ein ſtechender Schmerz das noch ſehr ſchwache Bein durchfuhr; er erbleichte plötzlich und ſchwankte. Holger eilte erſchrocken hinzu, um ihn zu ergreifen. Woldemar umfaßte ihn raſch mit beiden Armen; und ſo ſtanden ſie beide, ohne zu wiſſen wie, in einer feſten brüderlichen Umarmung umſchlungen.

Kannſt du mir verzeihen? ſchluchzte Holger faſt hervor, ich habe dich ſehr verkannt.

Ich auch dich, rief Woldemar mit ſchwankender Stimme. Aber nun verkennen wir uns nicht mehr.

Nein, beim höchſten Gott! nie mehr, wiederholte Holger. Aber nun mußt du auch meine ganze Schuld kennen; Gott weiß, wie es zugegangen iſt, Woldemar, ich glaube, ich war nahe daran dich zu haſſen; allein als du aus dem Fenſter ſprangſt, ſprang meine Seele dir nach, und all mein Unmuth, mein kindiſcher Neid — ja Neid, lag zerſchmettert neben dir. Von dem Augenblick fühlte ich einen inneren heftigen Drang, mich an deinem verkannten Buſen auszuweinen. Lächle nicht über meine ſtolze Thorheit, allein es war mir, als ſähe ich mich verherrlichet in dir; indeß die dumme Zunge vermochte noch immer nicht das Wort Verzeihung auszuſprechen; doch jetzt, jetzt — kannſt du mir vergeben?

Habe ich denn nicht eine eben ſo große Schuld gegen dich? — Komm! wir wollen mit treuer Freundſchaft die Vergangenheit ausgleichen.

Ja das wollen wir, das Sacrament der Freundſchaft wollen wir in dieſem Wein mit einander theilen. Was habe ich denn Heiliges genug, um dich von meiner Reue zu überzeugen? Ich möchte dir einen Antheil an mir ſelbſt geben, aber ich weiß nicht wie. —

Warte! — rief Holger auf einmal, indem er raſch den Seitendolch zog, den Aermel in die Höhe ſchob und ſich am Arm leicht verwundete. — Hier iſt mein Blut, komm, laß einige Tropfen in dein Glas tröpfeln, und dann gehören wir uns auf ewig.

Sein Feuer theilte ſich dem kälteren Freunde mit. Lächelnd, zum erſten Mal vielleicht ſeit den Kinderjahren mit naſſen Augen, ergriff er ſchweigend den Dolch des Freundes und ließ in das Glas deſſelben die rothe Weihe aus ſeinen Adern hineinſprudeln. — Weißt du auch, ſagte er, indem er Holgern das Glas hinreichte, daß unſere Vorfahren auch ſo in ihrem Blute die Bundesbrüderſchaft im Leben und Tod tranken? — Schweigend Hand in Hand leerten ſie die Gläſer.

So — nahm Holger das Wort, indem er zugleich mit dem Freunde das Glas ſo hart niederſetzte, daß beide entzweibrachen. — Sind wir denn nicht auch beide ſo ein Stück von den Vorfahren? Weniger treu und feſt werden wir nicht ſein. Kein Dritter vermag von nun an uns irre an uns zu machen. An jenem Morgen wurde mir die Wahrheit klar; nun weiß ich, wer meine Zeichnung zerſtört hat.

Möglich! erwiederte Woldemar kurz mit einem finſtern Blick.

Gewiß! — du weißt es auch, fuhr Holger zuverſichtlich fort, eben ſo gut wie ich; denn ohne Zweifel hat dieſelbe Hand auch die deine zernichtet, wenn auch —

Nein, Holger! unterbrach ihn Woldemar raſch.

Man kann auch einem Schelm Unrecht thun. — Die meine — ich habe es geſchworen, von nun an ſoll kein Geheimniß zwiſchen uns ſein! — die meine habe ich ſelbſt zerſtört.

Du ſelbſt? Warum? rief Holger erſtaunt.

Du biſt ja immer mein nächſter Vormann geweſen, und trachtete ich auch damals darnach, mich über dich zu ſchwingen, ſo wollte ich doch keinem ſo gemeinen Unfall einen Vortheil zu verdanken haben, den ich im Grund vielleicht nicht einmal verdiente; aber ich wollte mich auch nicht mit einer ſo natürlichen Geſinnung breit machen; und ſo —

Und das haſt du gethan? rief Holger ſeine Hand kräftig an das Herz drückend, und noch eher als unſer Chef den Wink leicht hingeworfen, welchen jener Schuft nicht verſtehen wollte? Nun darf ich nicht mehr mich ſelbſt in dir ſehen, denn du biſt weit beſſer als ich. Wir ſind ſo glücklich, zu dem erſten Stand in der Welt zu gehören; aber du biſt der Stolz dieſes Standes — und doch hat Jemand, der auch darunter iſt, gewagt — Siehe! wir ſtehen nun unzertrennlich treu vereint, ſo laß uns denn auch vereint eine Vormauer um die Flagge bilden, damit, eben ſo wie Niemand von außen ſie anzutaſten wagt, auch kein Makel von innen das blaue Kleid beflecken möge. — Mein ſchärfſter Blick ſoll ihm von nun an unabläſſig folgen.

Der meine nicht weniger, erwiderte Woldemar. Ja, ja, du denkſt wie ich, unſere Seelen ſind eins. —

Ja, rein wie die Flagge muß auch das Kleid unſeres Standes gehalten werden. — Nachſicht mit jedem Fehler, aber kein Erbarmen dem, der uns in ihm verletzt, der iſt nicht werth zu leben.

Freilich nicht, ſagte Holger ſinnend; aber hart wäre es dennoch, wenn wir einen Kameraden —

Hart! fuhr Woldemar in einem ruhigeren Tone fort; kann denn Milde Statt finden, wo es die Ehre gilt? Würden wir denn weniger ſtreng mit uns ſelbſt verfahren? Siehe, Holger! du biſt mein Freund, ich habe keinen theureren gehabt, werde keinen haben; aber wäre es ſo gewiß geſchehen, als es unmöglich iſt, daß du eine der Flagge unwürdige That begangen hätteſt, ich würde ſelbſt dein Blut verlangen. Und wollteſt du umgekehrt das nicht auch?

Ich will mehr! rief Holger, ich will daran denken, daß auch wir Menſchen ſind! So wie die Bundesbrüder in alter Zeit ihren Tod gegenſeitig zu rächen ſchworen, ſo laß uns Rache der Schlechtheit an uns ſelbſt ſchwören. Nein! ich kann mir zwar die Möglichkeit nicht denken, aber verſprechen ſollſt du mir's in dieſer heiligen Minute, wenn ich wirklich in einer unglücklichen Stunde eine That begehen ſollte, die du, du mit deinem reinen Sinn, die ich ſelbſt für ſchlecht, die wir für dieſes Kleides unwürdig erkennen müßten, mich dann ſogleich niederzuſtoßen, damit keine Entehrung unſern Stand treffe. Verſprich es mir. Die Unmöglichkeit des Anlaſſes macht es mir leicht, dir daſſelbe zu verſprechen. Aber uns das verſprechen wollen wir doch.

Warum nicht? entgegnete Woldemar; denn wahrlich! könnte ich einſt ſo etwas begehen, wäre es ja noch eine Wohlthat, daß die Hand des Freundes mich der verdienten Schmach vor der Welt entzöge. In ſolchem Falle ſei denn die tödtende Wunde der letzte Freundſchaftsdienſt. Nur weiß ich nicht, wie unſre frohe Begeiſterung eine ſo wunderliche Richtung genommen hat.

Ei! verſetzte Holger lächelnd, weil ein Hallunke dazwiſchen gekommen, und, fügte er ernſt und leiſe hin, ein Hallunke, der unſere Uniform trägt; alſo — Ein kräftiger Handſchlag beſiegelte das gegenſeitige Gelübde.

Bald war das Halbjahr zu Ende gegangen, und ohne weitere Prüfung traten die Freunde in die Reihe der Offiziere.

Einige Zeit nachher wurde, wie es von Zeit zu Zeit geſchah, ein Kriegsſchiff nach den weſtindiſchen Inſeln geſchickt. Der Chef der Akademie, deſſen väterliche Sorgfalt die geliebten Zöglinge nicht verließ, auch nachdem ſie längſt entlaſſen waren, hatte wie gewöhnlich dafür geſorgt, die jüngſten Offiziere ſo bald wie möglich in Thätigkeit zu bringen, damit der jugendliche Rauſch der Freude und der Freiheit ihnen nicht unheilbringend werden möchte. Mehrere ſolche wurden hier angeſtellt, und ſo befanden die drei ſich ſo nahe ſtehenden Jünglinge ſich auch hier zuſammen.

Obgleich beide Freunde von jener Stunde an in ſchöner, ungetrübter, hingebender Vertraulichkeit zuſammenlebten, jede kleine Sorge, jede begegnende Freude theilten, trübte doch eine kleine Wolke die Stirne des zwar immer ernſten, aber doch heitern Woldemar von dem Augenblick, wo ſie zu dieſem Freudenzug, denn das war er ihnen, beordert wurden. Hatte ſehnend Liebe ſich vielleicht in das Herz des Jünglings eingeſchlichen? — Für wahre, eigentliche Liebe fand ſich in ſeinem Herzen noch kein Raum; es hing noch mit allen ſchwärmeriſchen Jugendgefühlen an dem ſeines Freundes; und verliebten Händeln, wie ſehr ſie auch dem jugendlichen Leben einen erhöheten Reiz verleihen und auch mit ihren ſchelmiſchen Geheimniſſen einige Stunden der Freundſchaft ausfüllen, dürfen wir nicht jenen Namen geben.

Seine Sorge war anderer Art. — Holger war Erbe nicht unvermögender Eltern. Woldemar beſaß nur eine arme Mutter. Wiewohl es ſelbſt auf der Akademie eine ziemlich gewöhnliche Sitte war, daß die Stubengefährten ihre kleine Baarſchaft mit einander theilten, wiewohl die beiden Freunde auch ſo zu ſagen nur eine Kaſſe hatten, und es Woldemarn nie eingefallen war Anſtand zu nehmen, dieſe als ſeine eigne anzuſehen — das kleinſte Bedenken würde den Freund tief beleidigt haben —, war es doch nun, da ſeine erſte große Seefahrt eine nicht unbedeutende Equipage erheiſchte, im Gefühl der Ohnmacht der geliebten Mutter, die lange dieſem Zeitpunkt mit Furcht und Bangen entgegengeſehen, ihm durchaus unmöglich, dem Freunde dieſe Verlegenheit zu eröffnen. Sein Begriff von Ehre ſagte ihm, daß es nicht dieſer entgegen ſei, bei jugendlichen Zerſtreuungen den Ueberfluß des Freundes zu theilen; allein bei dem kleinlichen Bedürfniſſe des Lebens konnte er ſich nicht dazu überreden; auch ahnete der in dieſer Hinſicht mehr als billig ſorgloſe Freund nicht. dieſen feindlichen Druck der Verhältniſſe, deſſen Wiederſchein auf ſeinem Antlitz Woldemar ihm ſorgfältig zu verbergen ſuchte.

Er dachte ſchon daran, Zuflucht zu Wucherern und Juden zu nehmen, als ſeine ſorgliche Mutter, als es eben die höchſte Zeit war, ihn mit der Freudenbotſchaft überraſchte, daß alles Nöthige ſchon von ihr beſorgt ſei. Er ſah ſie betroffen, faſt erſchrocken an. Wundere dich nicht, ſagte ſie lächelnd, ich habe mich jahrelang dafür vorbereitet, und ſo wurde es mir endlich leicht, zu Stande zu bringen, was mir beim erſten Gedanken ſo ſchwer vorkam. Auch fand der dankbare Sohn zu ſeiner großen Verwunderung bald, daß ſie faſt zu reichlich für ihn geſorgt hatte, und daß die ſchweren goldenen Epauletts denen ſeiner reichſten Gefährten weder an Glanz, noch an Werth nachſtanden.

Das Schiff war beſtiegen, die Anker gelichtet, und ein günſtiger Wind führte das majeſtätiſche Gebäude, deſſen mächtiges Fortſchreiten die ſchwarzen Wellen des Kattegats in weißen Schaum verwandelte, durch das beſiegte Meer. Aber nicht lange dauerte dieſe unſtäte Gunſt. Es erhob ſich ein Sturm, der mit mehreren Unglücksfällen vereint ſie zwang, in einem kleinen norwegiſchen Hafen einzulaufen.

Hier auf der Rhede des kleinen Fleckens trat ein Unfall ein, der, an ſich von keinem beſondern Einfluß, doch wie eine böſe Vorbedeutung einen unangenehmen Eindruck zurückließ. Der Capitän des Schiffes, ein bereits bejahrter Mann, deſſen gebücktes Haupt und ſchneeweiße Haare ihm das Anſehen eines Greiſes verliehen, obgleich er, rüſtig und kräftig, beides nur als ein Merkmal vieler ausgeſtandener Widerwärtigkeiten angab, hatte unter mehreren Eigenheiten auch eine beſondere Neigung für Gemmen und Edelſteine und führte eine kleine Sammlung von Ringen, Bruſtnadeln und ungefaßten Seltenheiten, die einen immer koſtbarer als die anderen, in einem zierlichen Kaſten mit ſich herum, ohne doch je die erſten zu tragen. Dieſen Schatz bei jeder Gelegenheit vorzuzeigen und dem Zuſchauer mit vieler Beredtſamkeit die Schönheit und Geſchichte jedweden Steines zu erklären, war ſein eigentliches Steckenpferd.

So wurde auch eines Tages, als mehrere höhere Beamte des Städtchens bei ihm zu Mittag gegeſſen, der allen Offizieren ſchon wohlbekannte Kaſten hervorgenommen. Während des Herumzeigens entſtand plötzlich ein Lärm auf dem Verdeck; ein Rauch, der von unten aufſtieg, gab Anlaß zu einem Feuergeſchrei. Der

Chef eilte bei der erſten Meldung ſelbſt hinaus. Es fand ſich aber gleich, daß keine Gefahr vorhanden ſei. Die Uebrigen waren gefolgt, der Kaſten offen geblieben. Als die erſte Unruhe ſich gelegt, kehrten die Fremden zu der unterbrochenen Unterhaltung zurück. Auf einmal erblaßte der Capitän und ſtockte, doch bald ſich faſſend fuhr er mit einem ſtarren Blick in den Kaſten in ſeiner Rede fort; ſchloß aber kürzer und trockner als gewöhnlich, ließ den Deckel fallen und entließ verſtimmt die Geſellſchaft.

Allein unter ſich, nahmen die Offiziere keinen Anſtand, ihn mit aller Ehrfurcht um die Urſache ſeines auffallenden Benehmens zu fragen, eben weil ſie eine dunkle Ahnung von der höchſt verdrießlichen Wahrheit hatten.

Ich begreiſe freilich nicht, wie, erwiderte er, allein ein ſehr koſtbarer Ring iſt, wahrſcheinlich durch mein Verſehen, aus dem Kaſten verſchwunden. Es würde eine Beleidigung gegen meine Gäſte geweſen ſein, in ihrer Gegenwart dieſes Verluſtes zu erwähnen, und ich thue es auch jetzt nur auf eure Frage, weil ich weiß, daß Niemand von euch ſich im mindeſten bei einer ſolchen Nachricht betreten fühlen kann. Ihr ſolltet aber den Ring gekannt haben, — und nun beſchrieb er ihn mit wahrer Liebhabergenauigkeit auf das Ausführlichſte, ohne irgend eine andere Abſicht, als ſeiner Liebe zu der Sache Genüge zu thun.

Er ſelbſt berührte nach dieſer Stunde nie mehr dieſen Gegenſtand, der, wie begreiflich, um ſo mehr von den erſtaunten Offizieren beſprochen wurde. So erfuhr es auch Woldemar, der dieſen Nachmittag die Verdeckswache gehabt, nur von ſeinen Gefährten. Zwei Tage nachher wurde in See geſtochen. Die Sache ſchien vergeſſen.

Kurze Zeit hernach, als Holger ſinnend auf dem Verdeck auf und nieder ging, geſellte ſich John zu ihm, von dem beide Freunde, ohne doch die äußere Artigkeit bei Seite zu ſetzen, ſich etwas zurückgezogen hatten, welches er aber nicht bemerkt zu haben ſchien. Nach einigen gleichgültigen Worten ſagte er auf einmal mit einem ſonderbaren ſtechenden Blick, der zwiſchen Furcht und Neugier ſchwankte: Es freut mich, daß der Chef den Ring wiedergefunden hat, obgleich ich nicht begreife, warum er es verſchweigt, da doch die Nachricht von ſeinem Verluſte wie ein Lauffeuer herumlief.

Wiedergefunden? wie ſo? fragte Holger unbefangen.

Sollte das nicht der Fall ſein? erwiderte John verwundert. Ich kann mir es wenigſtens nicht anders denken, weil ich ihn heute und geſtern in Woldemar's Obhut geſehen. Ihm ſchien das Kleinod ſehr am Herzen zu liegen. — Nun, du weißt, daß nur eine Wand von Segeltuch unſere Gemächer trennt, und er kann es ja doch nur von dem Capitän haben, weil es in ſeinen Händen iſt. Auch du weißt nichts davon! Hm!

ſonderbar! Nun, Kamerad! wir ſprechen nicht weiter von der Sache.

Das iſt eine Lüge! rief Holger aufgebracht.

Lüge! erwiderte John eben ſo, doch bald gefaßt fügte er hinzu: Es wird ſich ausweiſen; ich habe den Ring, ehe er vermißt ward, nur zu genau betrachtet; und dann — nimm dein Wort zurück. — John geſellte ſich ſchnell zu einem Andern.

Glühend vor Zorn, kaum fähig ſich zurückzuhalten, ſtarrte Holger ihm nach. Faſt vergebens ſtrebte er ſich zu faſſen, damit der Freund, den er geradezu fragen wollte, nicht den gemeinen Verdacht ahnete, der in John's tückiſchem Blick, trotz ſeiner Unwahrſcheinlichkeit, doch nicht undeutlich ſich ausgeſprochen und ihm das raſche Wort entriſſen, das er bereit war mit Blut zu beſiegeln, obgleich er keinen Anlaß geben mochte, das Leben ſeines Freundes aufs Spiel zu ſetzen.

Allein unfähig, ſich zu verſtellen, trat er vor Woldemar mit einem ſo düſtern Anſehen, daß dieſer verwundert fragte, was ihm fehle.

Ich habe mich ein wenig geärgert, erwiderte er, laß das! Es war nur eine unangenehme Erinnerung an den verſchwundenen Ring, ein neues Wundern über deſſen unbegreiflichen Verluſt, und —

Ich habe ihn, unterbrach ihn Woldemar lebhaft; das Unbegreifliche läßt ſich erklären.

Du haſt ihn? rief Holger jetzt erſtaunt, du, und der Capitän —

Kann ihn ja immer früh genug erhalten. Ach wenn du wüßteſt, was es mich koſtet, mich von ihm zu trennen! Noch hat es mir an Kraft dazu gefehlt; auch ſinne ich in der That auf einen unſchuldigen Betrug. Niemand weiß, daß ich ihn gefunden.

Doch, — vielleicht, wer weiß! verbeſſerte Holger ſchnell.

Ja wenn es ſo wäre, dürfte ich wohl nicht zögern, und doch möcht' ich ſo gern! — das wäre recht verdrießlich. Setze dich zu mir und höre, wie ſonderbar ſich Alles gefügt, fuhr Woldemar unbefangen fort. So wiſſe denn: der kleine Affe des Capitäns iſt der Dieb; wenigſtens muß ich es vermuthen, denn er reißt ſich, wie du weißt, alle Augenblicke los, und da er immer gezüchtigt wird, wenn er in ſeinem unerlaubten Freiheitszuſtande kleine Schelmſtücke verübt, ſo mag ihn vielleicht Schlauheit oder Rache oder Gott weiß was gelockt haben, den Raub irgendwo zu verſtecken, wo er nicht mehr hinkommen konnte, weil er wieder erwiſcht und angebunden war. Jedoch vor ein Paar Tagen hatte er ſich wieder losgeriſſen, und ſei es nun Zufall oder wirklich Abſicht, er hat ſeinen Schlupfwinkel aufgeſucht und ſich nachher an einen Ort verſteckt, wo ich ihn gewahr wurde; als ich mich nun ihm behutſam näherte, denn noch hatte Niemand außer mir ſeine Flucht bemerkt, und mit einem vorgehaltenen Stück Segeltuch vorbeugen wollte, daß er nicht den Maſtkorb ſuchte, fuhr er indeſſen die Treppe zum Raume hinab.

Ich ließ ihn fliehen, denn er hatte in der Angſt den Ring ſogleich fallen laſſen. Ohne dieſen weiter anzuſehen, fiel es mir im Augenblick ein, daß er der verlorene ſei. Ich begab mich daher ohne Zögern in die Cajüte des Chefs. Sein Diener ſagte mir aber, daß er ſich ſo eben auf ein Viertelſtündchen zur Ruhe gelegt. Ich, der ich gern die Freude haben wollte, ihn zu überraſchen, verſchwieg den Fund und eilte in mein Gemach, wo ich den Ring aufmerkſam betrachtete. Stelle dir nun mein Erſtaunen, mein Erſchrecken vor, als ich ihn nur zu gut erkannte, obgleich ich ihn ſeit mehreren Jahren nicht geſehen. Jetzt wurden mir die Worte meiner guten Mutter klar; ein ſchwer drückendes Räthſel war mir gelöſ't: der Ring iſt der ihrige geweſen.

Wie? wie verſteh' ich das? fragte Holger beſtürzt und theilnehmend.

Woldemar vertraute nun dem Freunde ſeine frühere Sorge wegen der Equipage, und wie die Mutter ihm jene unvermuthet benommen. Nun iſt mir aber die Binde von den Augen gefallen, fügte er hinzu. Aus allen früheren Reichthümern meines Vaters hatte ihr das Schickſal nur den von ihm empfangenen koſtbaren Verlobungsring gelaſſen. Sie würde lieber Alles dulden als ſich von ihm trennen. In langen Jahren, unter vielen drückenden Sorgen, während meiner kränklichen, viele Opfer erheiſchenden Kindheit war es ihr gelungen, das theure Pfand des verſchwundenen Glücks noch immer aufzubewahren; und nun aus Liebe zu dem Sohn, um ihn ſeines Standes würdig auszuſtatten, — ich ſehe im Geiſte, wie Alles zugegangen iſt — gewiß hat ein vertrauter Freund, der das Steckenpferd des Capitäns gekannt, ihm den koſtbaren Stein durch die dritte oder vierte Hand anbieten laſſen, er hat mit Freuden zugegriffen, und ſo bin ich nun in einem mich jetzt drückenden Ueberfluß zu dieſer Entdeckung gekommen. Du kannſt dir denken, mit welcher Empfindung mein Blick auf dem theuren Opfer der mütterlichen Liebe ruhete, wie ſchmerzlich ſüße Erinnerungen er in mir weckte; und wie eine Glanzkugel, die meine arme Nacht flüchtig erhellte, ſollte das glückliche Ereigniß an mir vorübergehen, um mir dieſe nachher noch ſchwärzer zu machen? Der Chef ſchätzt nur den Stein; er iſt der ſeine; er muß und ſoll ihn wiederhaben; aber was liegt ihm an dem heiligen Gold, das den zarten Finger meiner Mutter umſchloſſen, das ſie ſo oft mit Liebe betrachtet, das ihre treuen Lippen oft mit ſüßer Freude, öfter mit bitteren Thränen geküßt? Kann ich ihm das laſſen, jetzt da ich es kenne, da ich es an mein Herz gedrückt, da ich mit allen kindlichen Gefühlen meiner Seele mich darnach ſehne, es der Obhut aufs Neue zu übergeben, die es nie hätte verlaſſen ſollen, die es nur meinetwegen verloren? Siehſt du, hier habe ich einen Ring, golden und ſchwer, ſchwerer noch als jener — du haſt ſo oft die Geſchicklichkeit meiner Hände bewundert — ich habe dazu gelacht, allein ich habe den Ring genau unterſucht, das kleine Becken, das den Stein faßt, iſt nur daran gelöthet;

mit Hülfe des kleinen Handlaboratorium des Doctors wäre es mir leicht, und doch kömmt es mir als eine Art Unrecht vor, und ich ſchwanke, ob ich nicht lieber Alles geradeaus dem Capitän geſtehen ſoll, oder ſelbſt —

Biſt du von Sinnen? unterbrach ihn der Freund.

Warum? fragte Woldemar verwundert; wenn der Stein nur nicht verdorben wird, und —

Lieber Alles gerade herausſagen. Der Capitän gedenkt doch gewiß noch immer im Geheim des Ringes; — wenn er, wenn jemand erführe, daß er in deinen Händen iſt, — vielleicht weiß man es ſchon —

Wie! rief Woldemar heftig aufſpringend, wer dürfte es wagen zu — doch du haſt Recht, ich bin ja ſchon einſt bei dem beſten Herzen in Verdacht geweſen, und habe dasſelbe auch verkannt. — Fort damit! jetzt brennt das Gold mir in den Händen, und doch iſt es mir, als ſollte ich mich in ihm von allem Glück auf Erden trennen.

Sprich deinen Wunſch geradezu aus; ſchämſt du dich denn, daß du arm biſt?

Hm! ich ſollte nicht — der verdammte Hochmuth — aber du haſt Recht — ich will es thun, und ſogleich.

Er ging zum Chef.

Dieſer empfing ihn ernſt und trocken, mit einem Ausdruck, der einem weniger verdachtloſen Gemüth den Gedanken eingeflößt haben würde, daß Jenem ſchon etwas Unwürdiges zugeflüſtert wäre; doch verſchwand der Ausdruck bald und verſchmolz während Woldemar's einfachen aber warmen Berichts um ſo rührender, als dieſer ſeinen Stolz ſiegreich bekämpfte, in eine wahre väterliche Milde. Der Jüngling ſchloß damit, daß er den Capitän geradezu erſuchte, ihm den ſchlichten Reif zu überlaſſen und ihm zu geſtatten den Stein in einen andern einſetzen zu dürfen. Der Chef hörte ihn völlig zu Ende, erwiderte aber nichts auf ſeine Bitte, empfing nur das Kleinod, unter freudigen lauten Dankſagungen, und beeilte ſich, alle Offiziere zuſammenzurufen, um ihnen dies frohe Ereigniß mitzutheilen.

Als dieſe wieder die Kajüte verließen, trat in dem erſten unbemerkten Augenblicke John zu Holger hin und flüſterte ihm mit einem ſtechenden Blicke zu: Nun, nimmſt du dein Wort zurück?

Nein! entgegnete Holger gedämpft, aber doch ſo laut, daß John unwillkürlich erſchrak; nein, Lieutenant Re— hat zwar den Ring gefunden und in ſeiner Obhut behalten; aber der Ton, womit Ihr es mir berichtet habt, enthielt dennoch eine Lüge, und das wußtet Ihr recht gut; eine Lüge, ſage ich, und bin bereit Euch Rede zu ſtehn.

Mit dieſen Worten, von einem zerſchmetternden Blick begleitet, verließ er John, der ſich wohl hütete, ihn zurückzuhalten, und von dieſer Stunde an faſt auffallend ihm aus dem Wege ging.

Die Reiſe ging indeß immer glücklicher von ſtatten. Wochen folgten auf Wochen. Dieſes Ereigniſſes wurde gar nicht mehr gedacht. Als ſie ſchon auf der Höhe ihrer Beſtimmung waren, behauptete der Chef eines Mittags, da Woldemar mit mehreren eingeladenen Offizieren bei ihm an dem Tiſche ſaß, eine offenbare wiſſenſchaftliche Unrichtigkeit. Die Gäſte, und Woldemar mit ihnen, konnten nicht umhin, ein wenig zu lächeln; etwas verdrießlich wandte ſich der Capitän zum Letzteren, der ihm gerade gegenüber ſaß, und forderte ihn zu einer Wette mit einem ſo gebietenden Tone auf, daß Woldemar, ſelbſt unſicher geworden, es nicht klug fand, ſie auszuſchlagen. Herr Capitän, erwiderte er nur, Sie wenden ſich an den Unrechten: was ich an eine Wette verwenden kann, iſt kaum der Mühe werth.

Ich wette auch nie um Geld, lautete die Antwort, allein Sie haben da eine recht artige Tuchnadel. Wollen Sie dieſe wagen? ich ſetze eine Kleinigkeit dagegen.

Woldemar verneigte ſich ſchweigend, löſ'te die Nadel ab und übergab ſie dem erwählten Richter. Der Chef erhob ſich raſch, eilte zu ſeinem Käſtchen hin, nahm ein kleines Futteral heraus und reichte es demſelben; die Aufgabe wurde durch einige wiſſenſchaftliche Bücher bald gelöſ't; der Capitän hatte entſchieden verloren. Die Tuchnadel wurde mit dem Gewinn Woldemarn wieder überreicht, indem man ſich vom Tiſche erhob. Er öffnete den Deckel, es war der Mutter Ring.

Ein ſtrenger Blick vom Capitän belehrte ihn, ſeine Empfindungen zurückzuhalten; und nie nachher geſtattete Jener, wenn ſie auch allein waren, dieſem, ſie in Worte zu kleiden. Der bekannte Charakter des Chefs und die Art, wie er dies koſtbare Geſchenk empfangen, band Woldemarn die Zunge; aber mit dankbarer Freude hing er das theure Kleinod als ein anvertrautes Pfand um den Hals, und ſehnte ſich nach dem ſchönen Augenblicke, da er es mit kindlichem Hochgefühl wieder in die Hände der Mutter niederlegen konnte; nur dem Freunde vertraute er dies Glück.

Das Ziel der Reiſe war erreicht; allein kaum in dem Hafen angelangt, wurden ſie von einem Schnellſegler eingeholt, der Ordre für den Capitän mitbrachte. Aus dieſer ergab es ſich, daß ein unvorhergeſehenes Gewitter plötzlich den friedlichen Horizont des Vaterlandes umzogen, und daß dieſes ſchnell Alles aufbieten müſſe, um ſeine Streitkräfte um ſich zu verſammeln. Das Schiff ſollte unverzüglich zurückkehren, doch nicht wie gewöhnlich durch den brittiſchen Canal, ſondern nordwärts um Schottland die norwegiſche Küſte entlang die Heimath ſuchen. Kaum durfte der Chef ſich ſo viel Zeit verſtatten, als vonnöthen war, um Waſſer und friſchen Proviant einzunehmen. Eine rege innere Thätigkeit ſchien ſich mit der äußeren bei Allen zu vereinen. Der jugendliche Muth ſehnte ſich in auflodernden Flammen nach einer Schlacht; nur Woldemar's heiße freudige Kampfluſt ſchien in etwas gedämpft worden zu ſein. Der Schnellſegler hatte auch ihm Privatnachrichten mitgebracht. Seine freudige Sehnſucht nach der Mutter war in tiefe Wehmuth verwandelt. Jene Ausſtattung, vielleicht aus einem vorahnenden Gefühl ſo reich, ſollte ihr letztes mütterliches Opfer ſein. Sie hatte ihn auf das auserwählte Meer ſeines Standes, ſo wie auf das des Lebens, fröhlich hinausſegeln geſehn und legte ſich, als der Sohn ihrem Blick entſchwunden war, mit Freudigkeit zu der langen Ruhe nieder. Woldemar bezwang männlich ſeinen Schmerz wie ſeine Thränen, nur eine trübe Wolke hing über ſeinem ſonſt heitern Blick, welche der Freund zu ſchonen und zu ehren wußte.

Die Rückreiſe begann glücklich und ſchnell, obwohl den voreilenden Wünſchen nur zu langſam; doch kaum waren die Hebriden paſſirt, als die herbſtlichen Stürme ihre fürchterlichen Rechte geltend machten, und mit um ſo mehr anhaltender Wuth, als das ſtolze Gebäude, das mit der Ruhe des Schwans durch die wilden Wogen ſchwamm, lange ihrer Drohungen zu ſpotten ſchien; doch endlich einmal der vereinten Gewalt des Sturmes und des Meeres hingegeben, zeigte es in ſeiner Niederlage der bleichen aber muthigen Mannſchaft durch das Wolkengrau mehrerer Tage den Anblick eines unerbittlichen Todes, deſſen ſchreckliche Mahnungen in den ſchwarzen Nächten von unten und von oben und ringsum um ſo lauter brüllten. Immer wo möglich in Thätigkeit gehalten, ſuchten die beſorgten Leute ihr

Schickſal und ihre Hoffnung aus den Blicken der Offiziere zu leſen, die ernſt beſonnen, mit unerſchrockenem Muthe in Blick und Haltung, wieder die Augen zweifelnd auf den Chef hefteten, welcher, der Ruhigſte und Gelaſſenſte von Allen, ſelten das Verdeck verließ, wo er auf und niederging, mit gedämpfter Stimme den Offizieren Verhaltungsbefehle ertheilte und mit anſcheinender Ruhe und faſt ſchelmiſcher Miene in den ſich immer öffnenden und wieder ſchließenden Fugen der Seitenwände des kämpfenden Schiffes mit beſonderer Behendigkeit Nüſſe knackte und aufmachte, die er theils aß, theils an die Umſtehenden vertheilte.

Während dieſer fürchterlichen Stunden hatten die jüngeren Offiziere die gefährlichſten Poſten und mußten oft, um die Matroſen zurechtzuweiſen oder zu ermuntern, ſelbſt kräftige Hand an die Schiffsarbeit legen. Sie ſcheuten ſich nicht, auch wenn die Gewalt des Sturmes die Spitzen der thurmhohen Maſte des faſt auf der Seite liegenden Schiffes bis in die Wellen hinunterbeugte, die ſchwankenden Raaen zu beſteigen, deren Enden mitunter tief in das aufgerührte Meer hinuntertauchten.

Es fiel Woldemarn, der mit einem beſondern ſehnſüchtigen Verlangen in den Schlund des Todes hineinzuſtarren ſchien, auf, daß Holger, wo es nur thunlich war, ſich immer in ſeiner Nähe hielt und ihn faſt zu bewachen ſchien, als fürchte er, daß der Freund in ſeiner offenbaren Todesverachtung die dem Leben ſchuldige Vorſicht vergeſſen möchte; dieſer Gedanke verſtimmte ihn, und nicht ohne Unmuth fragte er: Warum biſt du mir immer auf den Ferſen?

Warum? — entgegnete Holger; — ſind wir denn nicht Bundesbrüder? und ſollten wir auch, wie es ſcheint, unſer junges Leben hier laſſen müſſen, ſoll der Tod uns doch nicht die Genugthuung rauben, Hand in Hand und Bruſt an Bruſt in das ſchwarzdunkle Meer zu verſinken.

Woldemar drückte ihm gerührt und betroffen die Hand.

In dieſem Augenblicke ſtieß das Schiff an, eine fürchterliche Erſchütterung warf Alle auseinander; allein dieſer Stoß war ihre Rettung; das Schiff ſtand feſt. — Sie waren in der Nacht der Küſte näher gekommen, als ſie gemeint; der anbrechende Morgen zeigte ihnen die norwegiſchen Felſenufer. Aber mit den letzten Kräften des Schiffes war auch die Gewalt des Sturmes gebrochen; die Wogen gingen weniger hoch, und nachdem die Maſten mit der letzten Anſtrengung der noch lebendigen Kräfte gekappt waren, gelang es der Mannſchaft das Schiff wieder flott zu machen und es während ununterbrochenen Pumpens in denſelben norwegiſchen Hafen, in dem es einmal Zuflucht geſucht, beinahe als Wrack hineinzubringen.

Noch ehe dies geſchah, in dem erſten ruhigeren Augenblick, rief Woldemar den Freund bei Seite.

Behalte und trage du dieſen Ring, ſagte er. Ich will ihn nicht mehr.

Holger ſah ihn verwundert an.

Ja, ja, verſetzte er, ich gedenke doch immer der Mutter; aber der Anblick dieſes Ringes macht mich traurig. Er erregt unmännliche Gefühle in meiner Bruſt. Er war einſt ein Geſchenk der Treue; laß denn dies Kleinod, das ſonſt unheilbringend auf mich einwirkt, mir noch die Freude gewähren, es dem treuen Freund übergeben zu können zum Andenken einer Stunde, in der ſeine Freundſchaft mich dunkeln ſchwarzen Gedanken entriß; mache mir die Freude! Was habe ich auch, das nicht ſchon dein, ſo wie du, was nicht mein wäre?

Ich will es für deine Braut aufbewahren, erwiderte Holger, den Ring um den Hals bindend.

Braut? verſetzte Woldemar dumpf. Die Flagge iſt meine Braut, und das ſchwarzdunkle Meer — war es mir doch, als ſähe ich es dort ſich mit uns vermählen.

Welche traurige Vorſtellungen, da die Gefahr doch vorüber iſt! Freue dich des Lebens, es iſt doch ſchön! Die Annäherung mehrerer Gefährten endete dies Geſpräch.

Das Schiff war faſt im Sinken an die Küſte gebracht. Bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß eine völlige Herſtellung, an dieſem entlegenen Orte beſonders, unmöglich, oder mit Koſten verbunden ſei, die deſſen Werth überſtiegen. In einer ſo verhängnißvollen

Zeit glaubte der Chef nicht zögern zu dürfen, und trotz der Fortdauer der herbſtlichen Stürme, deren Gewalt ſie kaum entronnen waren, ſchiffte er ſich, nachdem ein großer Theil der Mannſchaft abgedankt war, mit den älteren Offizieren auf einer kleinen Jacht ein, um nach der Königsſtadt zu eilen. Nur die jüngern mußten, der Regel gemäß, zurückbleiben, um das Gut des Königs, Kanonen, Munition, kurz Alles, was von dem Schiffe wieder gebraucht werden konnte, zu retten und zu bewachen. Unter dieſe gehörten nun vor allen die zwei Freunde, denen ein tückiſches Verhängniß auch hier in John's Perſon ihren böſen Dämon zugeſellte. Ihr Geſchäft war mit vielen Schwierigkeiten verbunden und erforderte zu Aller Verdruß eine lange, unbeſtimmte Zeit, obgleich zu hoffen ſtand, daß die noch nicht völlig ausgebrochenen Feindſeligkeiten während der bevorſtehenden Wintermonate ruhen würden. Dazu kam noch der Aufenthalt in einem kleinen Neſte, das, an der Küſte gelegen, einige Schanzen zur Vertheidigung ſeines Hafens beſaß, die in der Eile ausgebeſſert und von jungen Landſoldaten beſetzt wurden, mit welchen die Marine damals aus einer alten, freilich kindiſchen Animoſität, die doch noch immer von jugendlichen Reibungen genährt war, auf einem geſpannten Fuße ſelbſt im Dienſte ſich befand.

Das geheime Verhältniß der Freunde zu John vermehrte noch ihren Unmuth. Woldemar, der oft mit dem gutmüthigen Holger im Anfang der zurückgelegten

Seereiſe geneigt geweſen, zu glauben, daß John doch vielleicht zu viel geſchehen, hatte kurz nachher bemerkt, daß der Freund den Jüngling mit immer größerer Geringſchätzung behandelte, obgleich John ſelbſt durch Späße und andre Kunſtgriffe die Aufmerkſamkeit der Uebrigen von den zwiſchen ihnen beſtehenden Verhältniſſen abzulenken ſtrebte. Aber da Holger ſich nie darüber äußerte und auch den Anſpielungen des Freundes auszuweichen ſuchte, vermuthete dieſer ſogleich, daß John ſich einer geheimen Beleidigung gegen ihn ſchuldig gemacht hätte; um ſo mehr enthielt er ſich aller Fragen. Weder Unruhe noch Neugier plagte ihn; er wußte ſeine Ehre ſicher in ſeinen eignen und des Freundes Händen; nur zog er ſich immer kälter von John zurück.

Dieſer fühlte ſich nach der Abreiſe des Capitäns mit ſeinem Gefolge völlig allein. Die Freunde ſprachen ihn nur im Dienſt und über den Dienſt, in welchem er als der Aeltere freilich ihr Vorgeſetzter war. Natürlich ſuchte er einen Erſatz dieſer Verlaſſenheit, wo er ihn zu finden meinte, geſellte ſich, mit einem damals in ſeinem Stande ſehr ſeltenen Zuvorkommen, zu den Offizieren der kleinen Garniſon und nahm an deren oft zu luſtigen Gelagen, die den Spießbürgern des Fleckens ein Aergerniß waren, weit größeren Antheil, als ſeine Gefährten billigen konnten, welche nur unter Kameraden ihrer Farbe ſich ohne Selbſtvorwürfe der Ausgelaſſenheit überlaſſen zu dürfen glaubten. So ſahen die beiden ſtolzen Freunde, den eben nicht ſehr anziehenden aber treuherzigen Umgang mit mehreren Bürgerfamilien ausgenommen, ſich der Einſamkeit und mit ihr der Langeweile anheimgefallen.

Indeß wurde Woldemar auf einmal im Laufe des Winters von einem hier nicht geahneten Intereſſe ergriffen: das, wozu er früher den Kopf geſchüttelt, war wirklich geſchehen. Er war in ein ſehr liebenswürdiges Mädchen, eine Eingeborne des kleinen Fleckens, ſo ernſtlich verliebt geworden, daß er noch heſtiger als vorher ſich nach dem Frühling und dem Kriege ſehnte, den er nun auch als ein Mittel anſah, ſeine beſchränkte Lage glänzender zu machen, welches ihm nun auf einmal wichtig geworden war. Zum erſten Mal hielt er einen moraliſchen Sermon an Holger, der, feurig und jugendlich, noch nicht den Werth einer wahren Liebe kennen gelernt, obgleich er den Freuden, denen man ihren Namen beilegt, nicht aus dem Wege ging. Holger lachte ſein Rednertalent aus, allein es verdroß ihn doch, den Freund weniger als früher in ſeiner Nähe und ihn oft ungeduldig von ihm hinwegeilen zu ſehen. Ja es geſchah ſogar, daß er in ſeiner größern Verlaſſenheit, von Geſchäftsloſigkeit geplagt, denn die geretteten Schiffsgüter waren ſchon längſt in Sicherheit gebracht, um die Zeit auszufüllen, hin und wieder das einzige Billard des Städtchens beſuchte, das der eigentliche Sammlungsort der jungen Leute war; wodurch nicht allein eine faſt unwillkürliche Annäherung, die er doch immer geſcheut hatte, Statt fand, ſondern er auch John's Theilnahme an höchſt bedenklichen Ausgelaſſenheiten erfuhr, welches ihn um ſo unmuthiger ſtimmte, als der Freund weniger als ſonſt auf ſeine vertraulichen Klagen darüber Acht gab. — Sein Auge folgte von nun an John unabläſſig, ſo wie der Blick des Herrn einem tölpiſchen Diener, den er nothgedrungen ein koſtbares Gefäß tragen laſſen muß, und gegen den er bei jedem Straucheln eine emporlodernde Erbitterung in ſeinem Innern fühlt. — Aus Sorge für die Ehre der Uniform hatte Holger John's kleinliche Beleidigungen faſt vergeſſen.

Der Frühling war indeß gekommen, das Eis in dem Hafen geſprengt, wo die Wogen die großen Blöcke in das Meer hinauswälzten; und die Langeweile wurde Holgern wie ſeinen Gefährten noch peinlicher, ſo wie er mit immer größerer Ungeduld Nachrichten ihrer nächſten Beſtimmung wegen entgegenſah und außerdem auch, ſo wie die Andern, faſt gänzlich ohne Geld war. Die große Entfernung von der Hauptſtadt, die Beſchwerlichkeit des durch die Zeitumſtände oft unterbrochenen Poſtganges hatten ihn bisher auf die kleinen Diäten eingeſchränkt, die er obendrein durch John beziehen mußte, dem es übertragen war, die durchaus nothwendige Summe im Namen des Königs bei den Behörden der Stadt aufzunehmen. Ihn mochten die Freunde nun nicht um eine Beihülfe anſprechen, um ſo weniger, da der Leichtſinn, womit er in ihrer Lage bedeutende Summen durchbrachte, ſchon allerlei Bedenklichkeiten bei ihnen erregte.

Da lief unverſehens und mit vieler Mühe durch die aufgehäuften Eisblöcke eine beſchädigte **ſche Kriegsbrigg in den Hafen ein. Sie hatte dieſen Zufluchtsort geſucht, um wieder in ſegelbaren Stand geſetzt werden zu können. Den ſubalternen Offizieren dieſer Nation, die damals der roheſten Willkürlichkeit ihrer Vorgeſetzten bloßgeſtellt waren, fehlte es an jeder Art von Bildung, wovon Jene auch kaum einen leichten Anſtrich beſaßen; und ein wildes ungeregeltes Leben, das nur durch die handgreifliche Gewalt der höheren Offiziere, die es zum Theil nicht viel beſſer machten, im Zaum gehalten werden konnte, ſetzte den Flecken vielen Unannehmlichkeiten aus. Niemand von dieſen Fremden verſtand die Landesſprache, und nur wenige von den höheren Offizieren franzöſiſch und engliſch. Die erſtere Sprache wurde ziemlich gut von den Freunden, die letztere aber höchſt fertig von John geſprochen, dem ſie von Kindheit an auf den indiſchen Inſeln geläufig worden war.

Dieſer Umſtand brachte Holger um ſo mehr in Verbindung mit den Fremden, als ihm manches kleine Geſchäft auch von dem Freunde übertragen ward, deſſen Ausführung er freudig übernahm, um den von der erſten Liebe noch immer Berauſchten der Gegenwart bei der Geliebten überlaſſen zu können. John, der durch Rath und That dem Briggcommandeur bald un-

unentbehrlich wurde, war von ihm eben ſo unzertrennlich, und Holger, der ſeiner neuen Bekannten wegen, bei der gewöhnlichen Zuvorkommenheit, die der däniſchen Marine eigen iſt, wenn ſie glaubt fremden Standesgenoſſen nützlich ſein zu können, häufig und zu ziemlich ſpäten Stunden in dem Billardhauſe verweilen mußte, war oft Zeuge von lärmenden Auftritten, in welchen er mit kaum verhehltem Unmuth John als Theilnehmer bemerkte. Beſonders widerte es ihn an, wenn er ſah, wie dieſer beim Pharotiſche, wenn das Glück ſeinen Leichtſinn verließ, mit unſinniger Wuth Summen verſchleuderte, die, obgleich unbedeutend an ſich, doch gewiß ſeine eignen gegenwärtigen Mittel weit überſtiegen; ja er ertappte ſich oft ſelbſt in dem Wunſche, daß doch Jener dieſe Gelage nicht in Uniform beſuchen möchte, obgleich er ſelbſt jetzt immer, mit dem ruhigen Selbſtgefühl, als müſſe dieſe ringsum Haltung und Würde aufrecht erhalten, ſie nie ablegte. Auch war es wirklich, als wenn ſeine Gegenwart die Rohheit ſelbſt höherer Offiziere in Schranken hielt. Nur Einer von dieſen, ein eben nicht mehr junger Mann, der Nächſtcommandeur der Brigg und von Geburt ein Franzoſe, deſſen Geſinnungen mit den ſeinen übereinzuſtimmen ſchienen, und der nur wenig Antheil an den nächtlichen Gelagen ſeiner Gefährten nahm, von welchen jedoch der Chef dem Spiele am meiſten ergeben war, hatte Holgern Achtung und Freundſchaft eingeflößt.

Am Abend vor dem zur Abfahrt des ſchon wieder ſegelfertigen Schiffs beſtimmten Tage trat Dieſer, um ſein Jenem gegebenes Wort zu erfüllen, ziemlich ſpät in den Billardſaal, aus dem ihm ein tobendes Brüllen entgegenſchallte, das ihn bei einem ausgelaſſenen Abſchiedsſchmauſe roher Männer eben nicht befremdete. Nur mit Mühe hatte er ſelbſt ſich demſelben entziehen können. Den franzöſiſchen Freund fand er nicht, aber welcher Anblick ſtellte ſich ſeinem Auge dar! Mitten in der halb entkleideten, ganz betrunkenen Verſammlung, unter welcher er auch einige Individuen von der Garniſon in Civilkleidern bemerkte, ſah er den fremden Chef auf die ausgezogene Uniform ſeines Corps, an der ihm genugſam bekannte Epauletts noch hafteten, und die auf dem halb zerſtörten Spieltiſche lag, unter lautem Fluchen mit einem Stocke losprügeln. Verworrenes Geſchrei, Gelächter, Flüche waren die Muſik zu dieſen Schlägen, und mit deutlichem Grimm in ihren Zügen ſtürzten ihm ſeine wenigen Landsleute entgegen, als er wie gewöhnlich in voller Uniform herein trat. Er ſtand einen Augenblick wie verſteinert, dann zog er auf einmal raſch den Säbel und rief mit einer Würde und Kraft, die gleichſam eine plötzliche Nüchternheit unter dem größten Theile der Verſammlung hervorzauberte: Was giebt's hier? Wer wagt auf ſolche Weiſe die Uniform dieſes Landes und die, welche ich trage, zu beſchimpfen? Gebt Antwort, ihr Fremden, und Rechenſchaft!

Weil der Schuft, ſtammelte der Chef, mir die 1000

Thaler, die ich ihm abgewonnen, nicht bezahlt, weil er entflohen — Nein, da liegt er ja noch, fuhr er ſchwankend fort, und indem er noch einmal nach der Uniform ausholen wollte — ſtürzte er zu Boden.

Sie ſind alle betrunken geweſen, der Lieutenant Former auch, ich habe ſelbſt einen Stich; der Hitze im Zimmer wegen haben ſie die engen Uniformröcke längſt ausgezogen; morgen wird Niemand von uns wiſſen, was hier vorgegangen iſt, ſagte ein eingeborner ſchon bejahrter Lieutenant von der Garniſon, zwar entſchuldigend, doch nicht ohne einen hämiſchen Blick.

Betrunken iſt der Lieutenant Former gewiß nich geweſen, rief Holger mit ſchneller Faſſung, ohne auf den Vermittler zu achten. Er iſt nüchtern die paar Schritte nach ſeiner Wohnung hingeeilt, um den Wüthenden dort ſchnell zu befriedigen, ohne zu ahnen, was man ſich hier erlaubt. Er wird zurückkehren und blutige Genugthuung fordern.

Unter der höchſten Anſtrengung, ſeine innere Wuth über die Unwürdigkeit des Gefährten zu dämpfen, nur darauf bedacht, wie er die Ehre ſeines Standes nur zuerſt in den Augen der rohen Fremden behaupten könne, eilte er zu John's Wohnung. Er fand ihn heftig auf und nieder gehend, eine Piſtole in der Hand, die er, ſo wie das Pulver, das auf dem Tiſche lag, unſchlüſſig betrachtete, bleich, ein Bild der wildeſten Verzweiflung.

Holger ſchlug die Arme in einander und ſtellte ſich mit verhaltenem Ingrimm vor ihn hin. Was muß ich erfahren! ſagte er gepreßt.

Laß mich, erwiderte John rauh; ich hatte den Kopf verloren, mir ſchwindelt noch, tauſend Thaler Schulden, und keine tauſend Heller!

Die Ehre unſres Corps, die der Uniform, der Flagge, der du geſchworen —

Das iſt es ja eben, was mich raſend macht! entgegnete er dumpf.

Dies Wort träufelte wie Balſam in Holger's aufgeregte Seele; eine Art von Mitleid mit dem Elenden füllte ſeine Bruſt. Kann ſie noch gerettet werden, ſoll es geſchehen, verſetzte er raſch. Ich ſchaffe Geld.

Nein! nein! ſagte John kopfſchüttelnd. Die Summe rettet mich doch nicht; ich bin dennoch verloren. Es iſt nur eine Galgenfriſt: die von mir aufgenommenen königlichen Gelder ſind auch weg; um ſie wieder zu erhaſchen, ſetzte ich Alles aufs Spiel; zwar kann ich ſie alle erſetzen, aber nur nicht gleich. Täglich erwarten wir ja Ordre, ich muß Rechenſchaft ablegen, und dann — dann — Ach Gott! — meine Schande — die Ehre unſeres Corps! — Er rang die Hände. — Nein, Alles iſt verloren — aber ich danke dir — fügte er mit ſchwacher Stimme hinzu.

Keinen Dank! rief Holger. Es geſchieht um deinetwillen wahrlich nicht. Aber dieſes Kleid darf keinen Flecken tragen. Ich ſchaffe auch das Geld, aber dann, du mußt dich ſchlagen, gleich morgen früh vor dem

Abgang der Brigg. — Er erzählte ihm kurz, was er geſehen hatte. — Ich bin dein Secundant! ſchloß er.

Gern. — Iſt es möglich, du, du willſt mich retten! rief John mit Feuer.

Ich muß ja. Wir wollen das Vorgefallene vertuſchen, aber unter Einer Bedingung.

Unter allen.

Du nimmſt den Abſchied.

Wie! — Nun! aber doch nicht ſogleich — Bedenke meine, des Corps Ehre, an der es dir liegt. So lange wir hier an dieſem Orte ſind, doch nicht?

Nach Umſtänden, wenn ich es nöthig finde, hörſt du! — Ziehe dich an; ich kehre bald zurück. Er verließ ihn, ſobald er erfahren, wie groß die erforderliche Summe ſei.

Es war Holgern, ſobald er ſich gefaßt hatte, eingefallen, — und er ſah es nun als einen Wink der Vorſehung an, — daß jener Franzoſe, einer der Offiziere, durch einen Zufall den koſtbaren Ring geſehen, den er an ſeinem Buſen trug, und zugleich geäußert hatte, daß er, wohl wiſſend, welchen großen Werth ein ſolches Kleinod am rechten Orte und zu rechter Zeit habe, bereit ſei, ihm eine ſo eben vorräthige namhafte Summe dafür zu geben. Holger hatte jedes Anerbieten ausgeſchlagen. — Aber nun — es war ja auch die einzige Weiſe, eine ſo große Summe, als die, welche er brauchte, in der Eile zuſammenzubringen. Auch ſegelte der Offizier mit dem anbrechenden Tage ab, wodurch der Entdeckung des ganzen Handels vorgebeugt wurde; und ein Duell, meinte er, würde jeden Gedanken von Feigheit entfernen. Zwar hatte er ſchon beſchloſſen, der Braut des Freundes den Ring am Hochzeittage zu übergeben, aber der gegenwärtige Gebrauch davon war heilig, war unvermeidlich; ſelbſt Woldemar mußte, wenn er es erfuhr, ihm beiſtimmen, und würde der ſchlichte Reif ihr nicht ſo wie ihm und dem Freunde noch theurer ſein? Der koſtbare Stein hatte für ihn nur Werth, inſofern er den fleckenloſen Glanz eines noch ſchätzbarern Kleinodes aufrecht halten konnte; hatte ja doch die Mittheilung des Freundes ihn belehrt, daß das Becken, in dem er ruhte, leicht von dem Ringe ſelbſt getrennt werden konnte. Dies zu thun, war ſein erſtes Geſchäft, und das gelang ihm vollkommen. Dann eilte er zu dem befreundeten Offizier, der eben im Begriff war an Bord zu gehen. Der Handel war leicht und bald abgeſchloſſen; die erforderliche Summe in Gold da.

Er kehrte zu dem ängſtlich harrenden John zurück, der bei dem glänzenden Anblick des Erfolgs mit ſchnell emporloderndem Muth ihm folgte. Die Berauſchten waren ſchon auseinander geſchieden, aber der Chef, der im Hauſe ſelbſt zu Bette gebracht war, wurde trotz der Einwendungen der Diener wieder geweckt.

Noch wirr im Kopfe, konnte er ſich nicht erinnern, das Geld wurde ihm indeſſen bezahlt und ihm nur mit Mühe die Nothwendigkeit, ſich zu ſchlagen, begreiflich gemacht. Endlich von ſeinem Unrechte überzeugt, gab er ſein Ehrenwort, zur beſtimmten Stunde an dem benannten Orte ſich einzufinden. Noch kurz vor Mitternacht ſuchte Holger aus guten Gründen den früher erwähnten Offizier aus der Garniſon, um ſich ſeiner zum zweiten Secundanten zu verſichern. Es lag ihm daran, dem bevorſtehenden Auftritt eine ſpätere Oeffentlichkeit zu geben. Dann händigte er mit kurzen Worten John das noch übrige Geld ein und verließ ihn kalt mit dem Verſprechen, ihn mit Tagesanbruch abzuholen.

Holger fand ihn zur beſtimmten Stunde ſchon angekleidet, und kein äußeres Merkzeichen verrieth dem beobachtenden Blick, daß ſein Herz nicht an der rechten Stelle ſchlüge.

In dem Augenblicke, wo ſie aus der Thüre treten wollten, kam eine Eſtaffette an, welche die ſehnlich erwartete Entſcheidung ihres Schickſals in einer verſiegelten Depeſche mit der Adreſſe John's, als der das oberſte Commando hatte, übergab. Mit der Eröffnung einer königlichen Ordre nur eine Viertelſtunde zu zögern, würde ein jeder Seeoffizier als ein Staatsverbrechen angeſehen haben. John verhehlte ſeine Verlegenheit nicht. Holger ſelbſt empfahl ihm, das Siegel zu brechen, ſeine Maßregeln, wenn es Eile erfordere, ſogleich zu nehmen und ſobald wie möglich nachzukommen; er ſelbſt wollte vorauseilen, die Urſache ſeiner Verſpätung angeben und die fremden Offiziere bis zu ſeiner Ankunft aufhalten.

Er fand den Chef mit zwei Secundanten zur Stelle, ihrer ſchon mit Ungeduld wartend, weil ſo eben ein günſtiger Wind eingetreten war. Er ſagte ihnen offen die Wahrheit, allein eine Viertelſtunde verging, und noch eine, und John kam immer nicht. Der Chef ließ in einem ziemlich hohen Tone vernehmen, daß er länger warten weder wollte noch dürfte. Da erklärte Holger, daß er da ſei, um den Standesgenoſſen zu vertreten ſowohl als die Beleidigung der Uniform, von der er Zeuge geweſen, zu rächen. Er habe alſo zwei Gänge zu machen, einen für den Abweſenden, einen für ſich ſelbſt. Die Herren möchten beſtimmen, wer von ihnen den Verſuch machen wollte, ihn außer Stand zu ſetzen, es mit dem Zweiten aufzunehmen. Der Secundant des Chefs trat hervor, um dem Secundanten des Gegners Genüge zu leiſten. Nach ziemlich langem Gefecht gelang es Holgern, Dieſen durch einen Stoß in den Arm zu entwaffnen.

Der ungeduldige Chef, deſſen faſt einzige Tugend in einem wilden Muth beſtand, warf ſich bereits in demſelben Moment ihm entgegen.

Obgleich die beinahe unerlaubte Schnelligkeit dieſes Angriffs Holger's Blut, das ſchon aus einer leichten Wunde hervorrieſelte, in Wallung brachte, beſtand er doch dies Gefecht mit eben ſo vieler Kälte als Unerſchrockenheit, wie wüthend ſein Widerſacher ihm auch ſichtbar ans Leben ging. Allein dieſe Ueberzeugung gab ſeinem Arm neue Kräfte, und faſt ohne daß er ſelbſt wußte, wie, ſank der Gegner durchbohrt zu ſeinen Füßen.

In dieſem Augenblicke erſchien John um die Ecke des Felſens, eilig aber eben nicht athemlos, und erklärte, den Säbel raſch ziehend, ſeinen Verdruß, ſo ſpät gekommen zu ſein. Er ſchien Willens, dem zweiten Secundanten auf den Leib zu gehen, aber ſowohl Holger als der Landoffizier gaben es nicht zu, und es war auch Zeit, daß alle ſich gemeinſam beeilten, den hartverwundeten Chef in die wartende Schaluppe zu bringen, die ihn und die Seinigen ſchnell an Bord der Brigg brachte, die unverzüglich unter Segel ging.

Als wenn Nichts vorgefallen wäre, begaben ſich die Uebrigen nach dem Flecken zurück, wo der Garniſon-Offizier ſich von Holger mit einer Achtung trennte, die, vielleicht ſeinetwegen, ſich auch auf John zu erſtrecken ſchien. Durch Jenen wurde dies Begegniß in dem Orte auf eine Weiſe verbreitet, wodurch jeder unheimliche Schatten wenigſtens öffentlich von dem Vorgefallenen verſchwand.

Holger folgte John, der ſein Ausbleiben zu entſchuldigen gewußt hatte, ungeduldig nach Hauſe, um die angelangten Befehle zu erfahren. Es war beſchloſſen, daß hier ein Depot und ein Lazareth angelegt werden ſollten, weil die Communication von hier aus ſeewärts nach allen Seiten leicht ſei; daß eine kleine ſchwimmende Batterie den Schanzen gegenüber, um den Hafen zu vertheidigen, angebracht werden ſollte; und endlich wurde berichtet, daß ein kleiner Schoner, um die kleinen Handelsfahrzeuge vor dem Einlaufe zu decken, mit einer ſchon ausgerüſteten Fregatte ankommen würde, welche letztere einige Meilen davon ihren Poſten bekommen hatte, ſo wie auch ihr Chef eine ganze Flottille, die an der Küſte zerſtreut lag, commandiren und ihnen weitere Befehle ertheilen ſollte. — Dem Tatum der Ordre zufolge konnte dieſer Erſatz jeden Augenblick erwartet werden. Das erſte und dringendſte Geſchäft war, aus den Ueberreſten des vorigen Schiffs vorerwähnte Batterie zu bilden.

Neue freudige Hoffnung erfüllte Holger's Herz; er eilte zu Woldemar, um ihm dieſelbe mitzutheilen, und erſt nachdem dies geſchehen, erhielt dieſer einen treuen Bericht von dem ſo eben vorgefallenen Duell und dem Anlaß dazu.

Woldemar, der nach ſeiner Verlobung, ſo kam es wenigſtens dem Freunde vor, nicht mit dem alten Feuer ſeinen Ideen entgegenkam oder ſie theilte, hörte ihm aufmerkſam zu, drückte ſeine Hand feſt und ſchüttelte leiſe den Kopf.

Wenn es mit dem Diamant nur abgethan wäre, — ſagte er — aber für weſſen Sache haſt du dein Leben bloßgeſtellt! — Gieb Acht, die Wahrheit wird doch wohl durchblicken, und wenn auch nicht, werden wir doch durch ihn ähnlicher Schande vielleicht lange ausgeſetzt ſein; denn er hält dir nicht Wort, kann es nicht einmal vor der Zeit, wie er richtig bemerkt; wir müſſen ſogar vielleicht unter ihm dienen, denn er bleibt doch unſer Vordermann. Aber du haſt es brav gemeint, und kann auch ein Bube unſern Stand nicht beflecken, der, wie ein blanker Spiegel, jeden unreinen Hauch ſogleich verſchwinden läßt, ſo iſt es doch um ſo beſſer, wenn er keinen Augenblick von einem ſolchen getrübt wird.

Holger verließ den Freund etwas verſtimmt; indeſſen verlor ſich dieſer Unmuth bald in dem emſigen gemeinſamen Geſchäfte, die ſchwimmende Batterie zu Stande zu bringen, wozu freilich John der Regel nach die tägliche Ordre ertheilte. So gingen einige Tage hin; während der Zeit bemerkte Holger, daß John's Aufwärter, ein Matroſe von mittleren Jahren, deſſen Treue und Verſchwiegenheit ihm bekannt war, ſich viel um ihn zu ſchaffen machte. Dieſer hatte manchmal mit einer Geſchicklichkeit, die Holger's eigenem Burſchen abging, kleine Botſchaften, Liebesangelegenheiten betreffend, auf eine meiſterliche Weiſe für ihn beſorgt; ein Dienſt, auf den ein jugendlicher Verliebter keinen geringen Werth ſetzt. — Eines Abends war nun dieſer Kerl ſogar in ſeine Wohnung geſchlichen, und da er zu Holgern hereintrat, ſtand er verlegen vor ihm und konnte keine Worte finden.

Was haſt du, Mads? fragte Holger lächelnd, du gehſt ja um mich herum, wie die Katze um den heißen Brei; ſehnſt du dich in das alte Fahrwaſſer auszulaufen? ach! auf dieſer verdammten Sandbank iſt ja kein erträgliches Geſicht mehr, das nicht Jemand ſchon am Schleppſeile führte, — lauter lecke Fahrzeuge, die nicht des Enterns werth ſind; die einzige ſtattliche Fregatte hat der Freund ſchon weggekapert und will ſie auf ſeinen Namen taufen laſſen, oder — haſt du vielleicht einen Segler entdeckt?

Ja, Herr Lieutenant, ſogar einen Brander, aber nicht von der Art, die Er meint. Der hat faules Waſſer in der Pulverkammer, und doch ſteht zu befürchten, daß ein kleiner Funke die Flagge und uns mit in die Luft ſprenge.

Ich verſtehe dich nicht. Heraus mit der Sprache!

Das darf ich ſo nicht, Herr Lieutenant; aber ich habe eine kleine Bitte an Ihn; mache Er mich von meinem Lieutenant los; ich habe nicht Luſt, länger bei ihm zu ſein.

Ei ſieh! nun fragt man dich wohl, ob du Luſt haſt? Du biſt wohl toll geworden?

Kann wohl ſein, Herr Lieutenant; richtig mit mir iſt es nicht mehr; kein Biſſen ſchmeckt mir, und ich möchte plärren wie ein Cajütenjunge. Es ſoll ja anſteckend ſein, und ich bin doch ein zu braver Kerl, um [illegible] zu werden.

Faſelſt du? Was iſt anſteckend?

Das kalte Fieber, Herr Lieutenant; allein bei Ihm werde ich bald-wieder geheilt. Thue Er mir doch die Gnade. Nachdem Er meinen Lieutenant von dem Fieber curirt, wird Der ihm gewiß nichts abſchlagen.

Hallunke! was iſt das? Du wagſt — Holger unterbrach ſich ſelbſt zornglühend und zugleich vor einem

Gedanken entſetzt, dem er Raum zu geben nicht das Herz hatte.

Herr Lieutenant, der Teufel wird doch nicht meine Augen verblendet haben; ich muß ja doch glauben, was ſie ſehen.

Was haben ſie geſehen? fuhr Holger kaum athemholend fort.

So iſt's recht, Herr Lieutenant! wenn Er ſo geradezu fragt, muß auch Alles heraus, dann iſt's kein Geklatſch. Herr Lieutenant, ich bin nicht dumm, obgleich ich mir alle Mühe gebe nicht zu denken, wie die Herren Offiziere immer befehlen; daher mußte ich dennoch verwichenen Abend, als der Herr Lieutenant ganz roth im Kamm zu meinem Herrn Lieutenant, der ſo weiß war, als hätte er Seewaſſer verſchluckt, hereintrat, und ihn den Morgen hernach wieder herauspurrte, da mußte ich meine aparten Gedanken haben: Er ſah nur den großen Brief flüchtig durch, da eilte er dem Herrn Lieutenant ſchnell entſchloſſen nach, und ich in der Dunkelheit eben ſo ſchnell ihm nach, verſteht ſich mit Bedacht, denn ſeine Schritte wurden immer langſamer; allein er ging in ſo tiefe Scrupel verſunken, daß er mich wohl kaum gemerkt hätte, wäre ich ihm auch näher gekommen; doch je näher er der Stelle am Strand kam, die dem Herrn Lieutenant gewiß bekannt iſt, ſchritt er immer langſamer lauſchend vorwärts; zuletzt verkroch er ſich hinter einen Felſen, wo er die Küſte überſehen konnte, ohne bemerkt zu werden. Was mag der Teufel dort brauen! dachte ich, mit Reſpect zu ſagen, bei mir und ſchlich ſeitwärts ein Felſenſtück hinauf, von dem ich den Herrn Lieutenant und Alle zuſammen beobachten konnte, ohne jedoch die hochdeutſche Sprache zu verſtehen, die ſie unter ſich redeten. Aber es war nun auch hell geworden, und ich merkte wohl aus den Geberden, wo es hinauswollte, denn ich bin nicht dumm. Da wurden endlich die Säbel gezogen, und das Gefecht begann; allein mein Lieutenant ſtand da, blaß wie ein Todter, und bewegte ſich nicht von der Stelle. Es zuckte mir in allen Gliedern, herunterzuſtürzen, ihm den Säbel zu entreißen und an Seine Stelle zu treten, Herr Lieutenant, als der Zweite auf Ihn eindrang. Aber unſer einer darf ja nicht mukſen. Da fiel der Andere und mit ihm meinem Lieutenant ein Stein vom Herzen. Er ſtürzte eilig hinzu, wie der Küchenjunge, wenn der Brei gar iſt, und ich kehrte wie dumm zurück, denn ich hatte geſehen, was ich nicht gedacht. Da ſah ich wohl ein, daß es übel iſt, zu denken, wo man Reſpect haben ſoll.

Du ſollſt ja auch nicht denken, das weißt du einmal, rief Holger entſchloſſen; aber mir ſagen magſt du, ob ich, ob des Königs Rock dir werth iſt?

Wie mein Leben! verſetzte Mads innig.

Und die Ehre der Dänenflagge?

Wie meine Seligkeit!

Und wenn du nun einen Hallunken ſäheſt, der ihr einen Makel anhängen wollte?

Eher wollte ich ſie herunterreißen und ſie mit mir in das Meer begraben.

Haſt du Jemandem erzählt, was deine Augen geſehen?

Keinem Teufel; aber, Herr Lieutenant, der Teufel weiß es doch.

Mag er's; nur du darfſt es keiner Chriſtenſeele ſagen; unter der Bedingung ſollſt du zu mir kommen; denn es gilt die Ehre, es gilt unſre, meine Ehre.

Ich bin ſtumm wie ein Fiſch. Es iſt genug, wenn Er es nur weiß, der denken darf.

So gehe.

Aber auch Holger ſchwieg; ſelbſt dem Freund mochte er nicht ſeine Furcht vor der Gefahr, die durch die Feigheit eines Gefährten ihre Zukunft vielleicht bedrohete, entdecken; und doch war es wohl kaum Feigheit, die das Benehmen John's geleitet hatte; aber dieſe Meinung aus Mad's, ſchlichtem Munde hatte Holgern tief erſchüttert. Das einfache Gemüth des ehrlichen Burſchen und ſein eigenes reines Herz vermochten nicht zu ahnen, daß vielleicht bloß die Hoffnung John zum Zögern beſtimmt, Den vernichtet zu ſehen, welchen er, ſelbſt in dem Augenblick, wo Jener ſeine Ehre gerettet, tief haſſen mußte, weil er, der unbeſtechliche Zeuge ſeiner Unwürdigkeit, durch ſeine Großmuth ihn bitter beſchämt hatte. Holger verlebte eine ſchlafloſe, qualvolle Nacht. Es war ihm, als hätte er übermüthig in ein Geſchick eingegriffen, das ihn und Alles, was ihm theuer war, verderben müſſe, und er fand nur einen ſchwachen Troſt in dem Gefühle, daß er nach ſeiner beſten Ueberzeugung gehandelt. Noch den folgenden Morgen ſaß er in tiefem Sinnen verloren, als auf einmal nahe gewaltige Kanonenſchüſſe ihm die Ankunft der erwarteten Fregatte verkündigten.

Bald aber wurde auch er in den fröhlichen Taumel hineingeriſſen. Bedeutende frohe Nachrichten aus der Vaterſtadt erreichten wohlthuend ſein Ohr. Der mitgekommene Lazarethchirurg, ihm ſchon früher bekannt und beſonders ſeinem Freunde ſehr zugethan, war ihm eine willkommene Erſcheinung. Der Capitän der Fregatte, ein anerkannt trefflicher und unternehmender Mann, beglückte die Freunde mit dem vertraulichen Bericht, daß ſie ihm vom Chef der Akademie perſönlich ans Herz gelegt worden, und daß es von dieſen Beiden ſo eingeleitet ſei, daß er, außer der Beſatzung ſeines Schiffes, nur einige noch jüngere Offiziere mit ſich führte, damit ſie, die ſich durch den langweiligen Winterdienſt ſchon ein kleines Verdienſt erworben, eine höhere Anſtellung bekommen möchten, was um ſo leichter war, als den meiſten älteren als tüchtig anerkannten Offizieren ſchon Poſten angewieſen waren. Der Capitän ſelbſt traf unter den Behörden des Fleckens mehrere alte Bekannte an; und in den zunächſt folgenden Tagen, die dazu verwendet wurden, die ſchwimmende Batterie ganz fertig zu machen, verlautete Nichts von ihrer künftigen Beſtimmung. Der Chef ließ ſich erſt eine vollſtändige Rechenſchaft von allem ſchon Vorgenommenen vorlegen.

Endlich wurden eines Tages die drei Gefährten zu ihm berufen. John als älterer Offizier ward zum Chef des mitgebrachten Schoners ernannt. Holger, als dem ihm nächſten, wurde die Batterie anvertraut, und Woldemar als Nächſtcommandirender unter John angeſtellt. Ehe der Chef ſie wieder entließ, ſagte er ernſt:

In Folge deſſen, was mir hier zu Ohren gekommen iſt, kann ich nicht bezweifeln, daß Sie alle, meine Herren, geprüfte und treue Freunde ſind; daher trage ich auch kein Bedenken, zu einem unter Ihnen in Gegenwart Derer, die ſo treu für ſeinen guten Ruf gewacht, warnend zu reden. — Es ſind mir Dinge zugeflüſtert worden, fuhr er zu John hingewandt fort, die allerdings von einem Leichtſinn zeugen, der hinreichend wäre, Ihnen, Lieutenant Former, bis auf Weiteres eine untergeordnete Stelle anzuweiſen; allein der Lieutenant An— hat ſich ſo kräftig für Ihre Ehre verwendet, daß ich mich überzeugt glauben darf, daß kein wirklicher Flecken daran haftet, und ſo habe ich nicht Ihre braven Freunde dadurch betrüben wollen, daß ich ſie einem älteren Kameraden vorzöge, für deſſen vielleicht verkannten inneren Werth ſo thätige Freundſchaft mir Bürge ſein wird. Danken Sie ihnen meine Nachſicht.

Woldemar warf bei dieſen Worten einen ſchnellen, aber ſo vielſagenden Blick auf Holger, daß dieſer faſt unwillkürlich das Auge niederſchlug, und als beide Freunde allein blieben, ſahen ſie ſich ſprachlos und faſt verlegen an. Vortrefflich! rief endlich Holger. Es ſcheint, als wolle man uns für das fernere Benehmen John's zu Bürgen machen. Hier gilt es ſich zuſammenzunehmen.

Statt den Abſchied zu nehmen, wird es ihn nun ergötzen, mir befehlen zu können, ſagte Woldemar trocken, indem eine dunkle Röthe über ſeine Wangen flog. Schöne Früchte deines edlen Beſtrebens für die Ehre unſres Standes! So lohnt ſich alſo ein ſchönes Zartgefühl! Hätten wir ruhig zugelaſſen, daß er caſſirt worden wäre, welches er doch im Grunde verdient hat, wäreſt du nun Chef des Schoners geworden, und ich hätte die Batterie gehabt.

Holger erwiderte kein Wort; aber noch denſelben Tag ging er zum Chef der Fregatte und erſuchte ihn dringend, unter dem Vorwand, den Freund nicht von dem Gegenſtande ſeiner Liebe trennen zu wollen, ihm zu geſtatten, ſeinen Poſten mit ihm vertauſchen zu dürfen. Der Chef ließ es geſchehen, und ſo ſah Woldemar ſich plötzlich auf die Batterie verſetzt. Nachdem Jener die mitgebrachten jüngeren Offiziere auf dieſe und den Schoner vertheilt hatte, ging er den nächſten Morgen nach ſeiner Station mit der Fregatte ab.

Was haſt du gethan! ſagte Woldemar gerührt, die Hand des Freundes faſſend. Darf ich auch ein ſolches Opfer annehmen?

Kein Opfer, erwiderte Holger. Da wir doch nicht beiſammen bleiben können, wollte ich nicht, daß du von Allem, was dir theuer iſt, getrennt leben ſollteſt; auch liegt es mir ob, was ich uns aufgebürdet habe, allein zu tragen: es iſt meine Pflicht, John nicht aus den Augen zu laſſen; und iſt er nicht ſo in meinen Händen?

Thor! rief Woldemar kopfſchüttelnd, er iſt dein Chef. — Die Vergangenheit hat er vergeſſen, und er wird die Gegenwart geltend machen. Gieb nur Acht.

Holger ſchwieg; auch war es, als ſollte jedes Wort des Freundes, Alles, was er ſah und hörte, ihm das Herz ſchwerer machen. — Die Aeußerung des Chefs hatte ihn belehrt, daß die Welt doch nicht ganz getäuſcht worden ſei, daß ſein muthvolles Betragen ſie nur zum Schweigen gebracht, und ſtatt, wie er gewähnt, die ſittliche Ehre des Corps unbefleckt zu erhalten, hatte er die Blicke der Welt nur feſter auf die gewaſchene Stelle gezogen, wo ſie noch immer einen Flecken vermuthete. —

John fühlte ſich durch Holger's ſelbſterwählte Verſetzung unter ſein Commando höchſt überraſcht und betroffen. Eine finſtre Wolke fuhr über ſein Antlitz hin, das ſich doch ſogleich zu einem erzwungen freundlichen Lächeln verzog, womit er Dieſem von Stunde an immer entgegenkam, mit dem er nun faſt den ganzen Tag zuſammen war, da der Schoner in der größten Eile mit allem Nöthigen verſehen und die Beſatzung, die zum Theil aus jungen Leuten des Landes beſtand, eingeübt werden ſollte. — Es fehlte ihm auch nicht an Anlaß, dem Unmuth, der ihn verzehrte, Luſt zu machen. Er war von ſeinen Untergebenen, die immer die alten indiſchen Launen bei ihm rege machten, nie geliebt worden, und noch ſtrenger als vorher rügte er jeden Mangel an Kenntniſſen und willenloſes Verſehn mit einer deſpotiſchen Strenge, welche die Mannſchaft reizte und entmuthigte und zugleich Holgern, der ſolcher Willkürlichkeit nicht immer vorbeugen konnte, empörte, theils aus Rechtlichkeit, theils weil er empfand, wie ſehr in entſcheidenden Augenblicken der Erfolg von der Anhänglichkeit und dem Enthuſiasmus der Mannſchaft abhängt. Die Worte ſeines Aufwärters, — denn Mads war, ſeinem Verſprechen zufolge, längſt in ſeinen Dienſt übergetreten, — brannten ſich immer tiefer in ſein Innres ein; hatte ihn doch die Erfahrung gelehrt, daß deſpotiſche Willkürlichkeit gegen Tieferſtehende nur zu oft mit perſönlicher Feigheit verbunden iſt. Holger verließ, weil der größte Theil der Aufſicht gewöhnlich auf dem Nächſtcommandirenden ruht, nur ſelten das Schiff, ſo wie auch Woldemar, der ſehr junge Offiziere unter ſich hatte, die Batterie nur um die Geliebte zu beſuchen, und ſo ſahen ſich die Freunde ſelten und nur auf Augenblicke.

Endlich, zu der Zeit, wo der Frühling im höchſten

Reize lächelte, lief eine Ordre von Dem, der das oberſte Commando hatte, ein. Das dreifache Siegel verkündete Wichtigkeit und Eile. Nachdem John den Brief erbrochen und geleſen, rief er faſt unwillkürlich: Verdammt viel Gefahr und wenig Lohn! — und warf ihn unmuthig Holgern zu.

Lohn iſt überall, wo Ehre und Pflicht winken! — erwiderte Dieſer ruhig und las das Blatt durch. Es enthielt das allerdings ſchwierige Gebot, wichtige verſiegelte Ordres an mehrere Plätze an der Küſte zu bringen, weil eine ſo eben angekommene feindliche Escadre, zwar aus kleinen Schiffen beſtehend, allein doch bedeutender als die defenſiven Mittel, eine bewegliche Blokade mehrere Meilen in der Runde bildete. Es galt nicht bloß, ihre Aufmerkſamkeit zu hintergehen, ſondern vielmehr ihr zu trotzen und, der Schnelligkeit des Schoners vertrauend, ihre ziemlich zerſtreuten Kräfte zu verachten. Indeſſen machte die felſige Küſte, wo viele Vorſprünge ſich befanden, es nur zu leicht, überrumpelt werden zu können, oder unverſehens auf einen überlegenen Feind zu ſtoßen; in dieſem wahrſcheinlichen Falle gebot die Ordre: wenn der Schoner ſich nicht zurückziehen könnte, ſich aufs Aeußerſte zu vertheidigen, damit die von einem Orte zum andern zu bringenden Depeſchen, die nur in dem entſcheidenden Moment vernichtet werden dürften, nicht in Feindes Hände fallen möchten. Zugleich gebot der Befehl, in der zweiten Mitternacht präciſe um zwölf Uhr auszulaufen, um an einer beſtimmten Stelle nach einem abgeredeten Signal die Depeſchen zu empfangen. Es waren eben die ſchönſten Vollmondsnächte.

Ein freudiges Feuer blitzte in Holger's Augen auf, dem ein düſtrer Unmuth auf John's Stirne begegnete. Mit einem barſchen, herriſchen Tone, der nur zu deutlich ausdrückte, daß er von nun an keine Vorſtellungen dulden wollte, raunte er dem Nächſtcommandirenden zu: Mache Alles zur Abfahrt bereit! — und ging dann ſchweigend ans Land.

Dieſer Ton ſtimmte auf einmal Holger's freudige Sehnſucht nach Kampf und Gefahren herab. Er folgte ihm langſam mit den Augen und ſah ihn ans Land eben an der Stelle ſteigen. wo er ſelbſt für ſeine Ehre gefochten hatte. Der ganze Auftritt, nicht ſo ſchön wie er ihn erlebt, ſondern ſo wie Madſens einfacher Bericht ihm denſelben vorgemalt, ſtellte ſich vor ſeine Seele und zugleich mit ihm die zweideutige Laune ſeines jetzigen Chefs, ſeine Unwürdigkeit, das Umgehen ſeines Worts, das nun die Flagge, ja ihn ſelbſt perſönlich vielleicht mit neuem Unheil bedrohete, ſo auch die Aeußerungen des höhern Chefs, die beinahe ihn und den Freund für John's Betragen verantwortlich machten, und ein ſehr bittres Gefühl zerriß ſein Herz und erregte eine Unruhe in ſeinem Innern, die er nicht zu beſchwichtigen vermochte.

In dieſer Stimmung vergingen ihm der Tag, die Nacht und der folgende Morgen, Holger fühlte ſich ſonderbar entmuthigt. Es drängte ihn, den Freund noch einmal zu ſehen. Er theilte dem Chef ſein Verlangen mit. — Da nun Alles am Bord fertig war, hatten Mehrere der Mannſchaft, die wohl dunkel muthmaßen mochten, daß die Abfahrt nahe bevorſtehe, ſchon früher gewünſcht ans Land zu gehen. Holger, als der, dem die Aufſicht in Allem oblag, hatte es erlaubt. John ſchien aber nicht damit zufrieden, und da einer der jüngeren Offiziere nun auch einen gleichen Wunſch äußerte, geſtattete er nur Holgern eine ſehr kurze Friſt, während welcher er ſelbſt am Bord verweilen mußte, und fügte, zu dem jungen Offizier hingewandt, hinzu: Verſpäten Sie ſich nicht. Alle müſſen mit 'Sonnenuntergang wieder an Bord ſein; nach der Stunde darf kein Boot mehr ans Schiff anlegen, und wer es auch ſei, er wird nicht aufgenommen. — Sorgen Sie dafür, Lieutenant An . . . . , — wandte er ſich leiſer zu Holger, ſo daß ſeine Rede nur von den Offizieren vernommen wurde, — daß Niemand fehle; um Mitternacht wird Anker gelichtet und ausgelaufen; auf die Minute, ſage ich, wenn ich auch ſelbſt nicht da ſein ſollte. — Sie ſtehen mir dafür, Lieutenant, daß Alle beiſammen ſind.

Holger folgte dem Offizier ans Land und eilte zu Woldemar, dem er mit einem ſpähenden Blick, als wollte er Troſt in dem ſeinen leſen, die Ordre mittheilte, die ſein Herz mit Freude und zugleich mit einer tödtenden Unruhe erfüllte.

Endlich zur Thätigkeit! rief der Freund lebhaft, und ich liege ewig hier vor Anker! Hier herein wird ſich der Feind ſchwerlich wagen. Wäreſt du Chef des Schoners, ich würde den Kajütenjungen beneiden, aber ſo — werde ich dich auch wiederſehen? — Denn du wirſt die Schande unſerer Flagge nicht überleben.

Nein, ſagte Holger entſchloſſen, aber ihr vorbeugen.

Wie denn? iſt er jetzt nicht dein Chef? Armer Freund! und du mußteſt mit mir tauſchen!

Holger hörte ſeine Worte kaum. Seine Seele war in ein dunkles, verworrenes Gefühl verſunken. Er war wieder an Bord des Schiffes gekommen, ehe er es ſelbſt wußte.

Du bleibſt verflucht lange aus! mit dieſen Worten empfing ihn John. Ich habe noch viel in dem Flecken zu thun; auch gehe ich mit Fleiß zu einem kleinen Gelage dort; kurz vor zwölf kehre ich zurück; man darf nicht vermuthen, daß wir uns heute Nacht hinausſchleichen; der Feind könnte hier Spione haben; man kann nicht wiſſen. Sie ſollen glauben, daß ich bis morgen am Lande bleibe, darum ſchicke keine Schaluppe, um auf mich zu warten; laß ſie nur am Schiffe fertig liegen; wenn du einen Piſtolenſchuß hörſt, iſt es ein Zeichen, daß ich da bin.

Holger nickte ſchweigend, während er in ſich murmelte: hinaus ſchleichen; dieſer Ausdruck, die feige Vorſicht eines unwahrſcheinlichen Verrathes wegen, die mit John's gewöhnlichem Leichtſinn grell contraſtirte, zu einer Zeit, wo Holger ſeine Freude, endlich mit dem Feinde zuſammentreffen zu können, gern jedem Ohr mitgetheilt hätte, fiel wie zerſchmolzenes Blei verſengend auf ſeine Seele. Dunkles Vorgefühl eines großen Unheils, das er ſich vergebens deutlich zu machen ſuchte, ergriff ihn ſo, daß er Alles um ſich vergaß. Da hörte er auf einmal Madſens Stimme, die unten im Raume die bekannten Worte herauftönen ließ:

Und führ' ihn raſch durch Kampf und Spiel
Und Sieg bis an des Grabes Ziel
Einher!

Er horchte auf; das niedergedämpfte muthige Feuer in ſeinem Herzen loderte hoch auf, und wie ein Blitz fiel ein kühner Gedanke in ſeine Seele, den er begierig ergriff und weiter ausbildete. Es war als vereinten ſich die Wehmuth ſeines Freundes, die Stimme des Dieners, eben ſo metallvoll, als da ſie ihm jenen Bericht ablegte, die Aeußerungen des Chefs der Fregatte, ja John's eigene Worte denſelben Morgen, um einen kühnen Entſchluß in ihm zu reifen. Es ſei! ſagte er auf einmal entſchloſſen. Er muß ſich ſelbſt verſpäten!

Von dieſem Augenblick war er gelaſſen, ruhig, geſprächig; neuer Eifer und Umſicht machten ihn wieder ganz zu ſich ſelbſt; aber ſeine Haltung blieb ſtreng und ernſt.

Zur beſtimmten Zeit kamen die beurlaubten Leute an Bord, der Offizier mit ihnen. Der Chef aber, deſſen geheimen Befehl an Holger Niemand wußte, blieb zu Aller Verwunderung noch immer aus. Die Offiziere ſchienen zuletzt ungeduldig zu werden. Als die elfte Stunde in der Nacht vorbei war, ſagte Holger auf einmal: Ich werde lieber ſelbſt ans Land gehen. Er nahm die kleinſte Schaluppe, ließ dieſe etwas weiter unter der gewöhnlichen Landungsſtelle an der Küſte anlegen, gebot den Matroſen, ruhig bis zu ſeiner Rückkunft zu warten, und ging zurück der Küſte entlang, dem Flecken immer näher. Dort, an einer, wie der ganze Weg, ſehr einſamen Stelle ſchritt er ſinnend, aber mit feſten Schritten auf und ab. Endlich vernahm er Tritte. Bald wurde ihm John ſichtbar und kenntlich. Dieſer wich erſtaunt zurück, als Holger vor ihn hintrat, der in voller Uniform erſchien, während er ſelbſt, wie gewöhnlich, ſogar wenn er an Bord war, unbewaffnet und halb civil gekleidet war.

Wie! rief Dieſer beſtürzt, was machſt du hier? warum haſt du das Schiff verlaſſen?

Das werd' ich dort bei dem Chef vertreten, erwiderte Holger. Ich will hier thun, was ich dort nicht kann, mit dir, John Former, reden. Du, John, haſt noch nicht deinen Abſchied verlangt.

Was fällt Ihnen ein, Herr Lieutenant? Ich bin Ihr Chef!

Leider vor Zeugen und dort auf dem Schiffe, eine verwiſchte Zeichnung hat dich dazu gemacht; aber uns nur gegenüber, hier, fern von den Menſchen, unter Gottes freiem Himmel, iſt nicht der Schuft der Chef eines Mannes.

Mäßige dich! rief John aufgeblaſen, was iſt deine Abſicht?

Dich an dein Verſprechen in deiner angſtvollen Stunde zu erinnern.

Jetzt iſt nicht die rechte Zeit, es zu erfüllen.

Es ſcheint ſo; allein ich finde es nöthig und thunlich. Du brauchſt dich ja nur zu verſpäten.

Und ſiehſt du nicht, erwiderte John kleinlaut, daß Solches meiner Ehre noch nachtheiliger ſein würde?

Lüge ſo viel du willſt, um ſie aufrecht zu erhalten, ich will dir nicht widerſprechen; aber hier gilt es mehr als deine Ehre, mehr als den ſtolzen Wunſch, daß der Rock, den wir tragen, nie von irgend Jemand, der ihn angezogen, befleckt werden möchte. Es gilt hier den Ruhm des Landes, die Ehre der Flagge, die noch nicht bezweifelte Tapferkeit Derer, die zu ihr geſchworen. Würdeſt du dich dort auf unſerer naſſen Bahn nicht eben ſo gut als hier auf dem trockenen Wege vor dem Tode verkriechen? Und dort haſt du mehr als dich ſelbſt zu vertreten. Ich bin für dich verantwortlich gemacht worden; allein ich will es für die Flagge ſein. Siehſt du, ich hätte dein Signal, das nur ich kenne, überhören und, kraft deiner eignen Worte, um Mitternacht abſegeln können, aber dann hätte ich eine Treuloſigkeit begangen, und ſelbſt gegen dich mag ich nicht treulos ſein. Du mußt dich verſpäten. Es wird dir an keiner Entſchuldigung fehlen. Entſchließe dich geſchwind, die Zeit eilt.

Ich thue es nicht! ſagte John entſchloſſen, und mich zwingen ſollſt du auch nicht; mit dieſen Worten trat er raſch zu ihm hin, riß ihm den kurzen ſogenannten Dolch, den die Seeoffiziere im täglichen Dienſt tragen, blitzſchnell von der Seite weg und ſchleuderte ihn ins Meer.

Hallunke! rief Holger außer ſich, biſt du noch immer tückiſch? Er packte ihn feſt am Halſe, wodurch ſeine Hand die Piſtole, welche er unter dem Mantel trug, fühlte. Er riß ſie ihm ſchnell aus dem Buſen hervor. — Du biſt bewaffnet, vertheidige dich denn.

Ich habe nur die eine, fuhr John fort, und die iſt blind geladen, um das Signal damit zu geben. Ich war hier keines Ueberfalles gewärtig. — Lieutenant An—, der Vergangenheit wegen will ich dieſe Scene vergeſſen; aber reizen Sie mich nicht mehr.

Blind geladen! widerholte Holger mit ſchneller Faſſung, während er, obgleich innerlich kochend, mit einer ſcheinbaren Kälte zurücktrat und die Piſtole unterſuchte, ohne jedoch John den Weg frei zu laſſen, ſo daß dieſer unwillkürlich verſtummte. Es ſoll dir zu nichts helfen, fuhr er fort. Deine Hand ſtieß, mich zurückdrängend, noch an ein Zeichen, das mich ſchmerzlich an ſich mahnte. Kennſt du dieſen helfenden Ring? fragte er, indem er Woldemar's noch wie immer an ſeinem Buſen aufbewahrtes, aber verſtümmeltes Geſchenk hervorzog; der erinnert mich an noch ein Bubenſtück. Willſt du, daß er ſelbſt es rächen ſoll? — Mit dieſen Worten drückte er den Ring ſchnell mit den Zähnen zu einem Klumpen zuſammen und ſtieß ihn in die Piſtole hinein. Sie iſt geladen, ſagte er. — Nun! den Tod oder kehr' um! Ich weiß, daß du das Leben lieb haſt.

John hatte bei der Erwähnung des Ringes ihn ſtarr und erſtaunt angeſehen. Es war, als hätten ihn alle dieſe geweckten Erinnerungen ſtumm gemacht.

Nun! es eilt! rief Holger nach einer kurzen Pauſe. Wähle!

So ſagt auch der Straßenräuber: la bourse ou la vie, entgegnete John mit verbiſſenem Ingrimm.

Da war es mit Holger's Beſonnenheit aus. Bube! ſchrie er, drückte los, und der Ring begrub ſich in John's Herzen. Er ſank todt zur Erde. Holger ließ die Piſtole unwillkürlich fallen, warf einen düſtern Blick auf den Todten, ſeufzte laut und ging mit ſchnellen Schritten, eine Lieblingsmelodie pfeifend, wieder zum Boot. Noch nicht da? rief er den vertrauten Matroſen zu. Nun denn, in Gottes Namen, fuhr er fort. Stoßt ab, wir dürfen nicht ſäumen. So wie er an Bord ſtieg, verkündete das Glas Mitternacht. Er ſchüttelte nur den Kopf zu allen Fragen der Offiziere, machte ſie auf die Ordre und die eignen Worte des Chefs aufmerkſam und ließ mit ihrer Zuſtimmung die Anker lichten. Er wollte es ſo, ſagte er zu ſich ſelbſt, als er während des Auslaufens aus dem Hafen ſtill auf und nieder auf dem Verdecke ging. Ich bin nun Chef, freilich wäre ich es ſo lieber nicht, aber um die Ehre der Flagge bin ich unbeſorgt.

An der beſtimmten Stelle überbrachte ein unſcheinbares Fiſcherboot hochwichtige Ordre, deren Ausführung die höchſte Beſonnenheit, Geiſtesgegenwart und Kühnheit erheiſchte. Er gab dem Boote einen kurzen Bericht wegen John's Ausbleiben mit zurück, und, ein zweiter Tordenſkiold, trat er kampfluſtig auf das Verdeck heraus. Die jungen Offiziere theilten ſeine raſche Begeiſterung. Während einiger Wochen eilte er von Gefahr zu Gefahr und überwand, den Feind immer neckend, alle glücklich; durch ſeine Thätigkeit wurden viele wichtige Pläne des Feindes vereitelt; ſein Untergang wurde dieſem immer angelegener. Endlich wurde er durch Hülfe eines unvorhergeſehenen Hinterhaltes von einer ſo entſchiedenen Uebermacht umgeben, daß dieſe zu erwarten ſchien, er würde, ohne eine Kanone zu löſen, die Flagge ſtreichen. Aber der Feind kannte Holger noch nicht. — Nein! rief er; herabgeſchoſſen mag ſie werden, aber geſtrichen nie; kein däniſcher Seejunge wird lebend das heilige Tau durchſchneiden, und todt vermag er es nicht.

Nach einem Gefecht von vier Stunden, nachdem ſein Schooner faſt ganz durchlöchert und es ihm gelungen war, die Ruder zweier feindlicher Schiffe unbrauchbar zu machen, erhob ſich gegen Abend ein Wind, der ſein ſchon ungelenkſames Schiff, das zwar noch dem Steuermann gehorchte, aber nur wenige Hände es zu lenken übrig hatte, faſt wie durch ein Wunder in einen Felſenkanal hineinführte, an deſſen Eingang das nächſte verfolgende kleine Fahrzeug ſich feſt lief und ſo ſelbſt eine Mauer gegen den Eindrang der übrigen bildete. Durch dies Glück, Allen auf dem Schiffe ſelbſt unbegreiflich, kam der Schooner, einem Wracke faſt ähnlich, in demſelben Hafen an, von dem er ausgelaufen war. Allein mehr als die Hälfte der Mannſchaft erreichte ihn lebend nicht. Die wenigen Unverletzten, ja ſelbſt die ſchwerer oder leichter Verwundeten, unter welchen letzteren Holger ſich ſelbſt befand, waren wie trunken von Blut, Glück und Sieg; denn ſo war ihr Entkommen wohl zu nennen. Die lebhafteſte Bewunderung, die dankbarſten Glückwünſche empfingen ſie; denn aus vielen von den Stadtbewohnern faſt überfüllten Fiſcherbooten war das glorreiche Gefecht in der Ferne angeſtaunt worden.

Berauſcht von freudiger Befriedigung wegen der zwar beſiegten, aber nicht überwundenen Flagge, allein doch mit einem leiſen Stachel im Herzen, von dem er indeſſen Nichts wiſſen wollte, eilte Holger mit verbundenem Arm in Woldemar's Umarmung. Es drängte ihn, ſein Innerſtes ganz in deſſen treuen Buſen zu ergießen; dann, meinte er, würde auch Alles wieder gut werden; der Freund würde fühlen, daß er nicht anders hätte handeln können.

Woldemar empfing ihn mit ſtürmiſcher, ungeheuchelter Freude, durch welche jedoch eine leiſe Wehmuth hervorſchimmerte. Holger mußte ihm das Gefecht auf das Umſtändlichſte mittheilen. Als endlich dieſer Gegenſtand durch und durch beſprochen war, ſagte Holger auf einmal beklommen: Und John, was weiß man von ihm?

Ohne zu erwidern, zog Woldemar ein Zeitungsblatt unter andern Papieren hervor und reichte es ihm hin. Holger las:

> „Am Morgen nach Abſegelung des Schooners, welcher der Ordre gemäß zur beſtimmten Stunde abging, wurde deſſen Chef todtgeſchoſſen an der Küſte gefunden. Ob er meuchelmörderiſch getödtet oder das Opfer eines augenblicklichen Wahnſinns geworden, auf welchen letzteren Mehreres hindeutet, iſt nicht leicht herauszufinden.“

Meuchelmörderiſch! rief Holger erſchüttert.

Nein! das gewiß nicht, ſagte Woldemar ernſt und wehmüthig, denn ich zweifle nicht, daß er durch deine Hand gefallen iſt.

Wäre es möglich? Du weißt ſchon? rief Holger höchſt überraſcht.

Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt; dein letztes Wort, als du dich von mir trennteſt, und noch mehr der goldne Klumpen, der in ſeinem Herzen gefunden und noch Merkmale trägt, die mir ein helles Licht geben, haben mir es zugeflüſtert. Starre mich nicht ſo an, fuhr Woldemar begütigend fort: ich habe jedem Verdacht, dich betreffend, vorgebeugt; da ich den Oberbefehl hier hatte, wurde mir ſogleich die Auffindung ſeiner Leiche gemeldet; ich ließ der Sitte nach die Wunde ahnungslos unterſuchen; nur ich und der Wundarzt, unſer Freund, waren zugegen, er reichte mir höchſt betroffen das tödtende Gold; meine augenblickliche Beſtürzung befremdete ihn noch mehr. Er ahnete ein Geheimniß, aber er ehrte mein Schweigen und ließ mir die Kugel. In ſeinem Gutachten erwähnte er ihre metalliſche Eigenſchaft nicht, aber überließ es ganz mir, den Bericht niederzuſchreiben; und dieſer kann nicht verrathen, was mir der Zufall entdeckt hat. Nicht wahr, ein Duell? — Erkläre mir das Unbegreifliche.

Nun, ein Duell wohl eben nicht, fuhr Holger unſicher fort. Ich bin zwar ein Mörder, inſofern ich ihn getödtet habe, aber bei Gott, ſein Tod laſtet nicht auf meiner Seele, und doch, höre, du ſollſt Alles erfahren. Und nun erzählte Holger ihm das ganze Ereigniß, von dem erſten Entſtehen in ſeinem Innern, ſammt allen kleinen, dem Freunde unbekannt gebliebenen Umſtänden, die ſein Benehmen beſtimmt, bis an den blutigen Ausgang, der jedoch, das Werk eines Augenblicks, außer ſeiner Berechnung lag. Würdeſt du an meiner Stelle anders gehandelt haben? ſchloß er ſeinen Bericht.

Freund! ich weiß es nicht, erwiderte Woldemar düſter ſinnend; aber ſo wie Alles gekommen iſt, glaube ich es kaum. Ich halte mich weder für beſſer, noch ſtärker von Gemüth als dich.

Beſſer, wiederholte Holger lang gezogen, ihn ſcharf ins Auge faſſend. Hm! Ja ſo — Ja! beſſer und reiner, fügte er ſchnell hinzu. Nicht wahr, du wirſt mir einen Zwieſpalt in mir, den ich nicht verſtehe, erklären können? — Ich bereue nicht, was ich gethan, nur Sorge für die Flagge leitete meine Schritte; aber ſeine Schlechtigkeit übermannte mich; dennoch erregt die Art ſeines Todes eine Unruhe in mir, die ſich nicht beſchwichtigen läßt; nur Kanonendonner und Pulverdampf gewährte mir Wonne, weil ich durch dieſe jene betäuben konnte. Komme ich aber wieder in Ruhe, wie jetzt, dann — ſollte ich wirklich etwas Unrechtes gethan haben?

Holger, ſagte Woldemar, ich kann nicht lügen: ich glaube es faſt; wenn auch nicht als Menſch, — denn ein Mann als Mann erkennt keine äußeren Geſetze, er iſt ſich ſelbſt Geſetz, — ſo doch als Träger dieſer Uniform, als ihren Regeln unterthan.

Ich hatte ſie an, ſagte Holger düſter.

Doch laß das dich tröſten, fuhr Woldemar die Stimme erhebend fort, daß du der Glorie unſerer Marine einen noch höheren Glanz verliehen, da er ſie in Schmach verwandelt habe würde. Du haſt eine Milbe getödtet, die ſonſt das Tuch der Flagge zernagt hätte; und den lichtſcheuen Flecken, den ihr geſetzwidriges Zerdrücken daran nachgelaſſen, haſt du glorreich mit Feindesblut wieder ausgewaſchen und dich ſo über das Geſetz hinaufgeſchwungen, deſſen Buchſtaben die That verfallen iſt, ob auch unſer Wille uns losſpricht.

Nichts kann mich tröſten! erwiderte Holger, bleich wie eine Leiche. Du haſt Das ausgeſprochen, dem ich Worte weder geben durfte noch konnte. Auf Wiederſehen!

Willſt du mich ſchon verlaſſen? fragte Woldemar unwillkürlich betroffen.

Ich muß meine Verwundeten beſuchen und den Rapport niederſchreiben. Ich möchte, daß ich ihn ſchon geſchrieben hätte! Aber noch Eins, gieb mir den tödtenden Goldklumpen zurück.

Willſt du mir ihn nicht laſſen? fragte Woldemar mit einem durchdringenden Blick.

Nein! ich laſſe dir Nichts, was dich nur an mein Unrecht erinnern kann.

Holger ging.

Der beſorgte Woldemar ſah ihn in einigen Tagen nicht; doch erfuhr er, daß er das Lazareth häufig beſuche, ſo auch die Stadtbehörden, und den übrigen Reſt des Tages, in ſeinem Zimmer verſchloſſen, viel mit Schreiben beſchäftigt ſei. Wohl wiſſend, daß ſeine eigene Unruhe dem mit ſich ſelbſt entzweiten Freunde leicht noch verderblicher werden könnte, mochte er ihn nicht ſtören.

Eines Abends trat jedoch Holger unerwartet in das Zimmer zu Woldemar's Braut hinein, bei der dieſer ſich gern um dieſe Zeit befand. Er war ſehr ernſt, aber eine ſonderbare wehmüthige Ruhe war über ſein ganzes Weſen ergoſſen.

Werden Sie mir verzeihen, Fräulein, ſagte er mit einer ihm ungewohnten Innigkeit, daß ich Sie heute meines Freundes beraube? Der Abend iſt ſo ſchön und hell, und ich ſehne mich einen Gang ins Freie mit dir zu machen, Woldemar; wir müſſen vieles beſprechen.

Woldemar umarmte die Braut und folgte dem Freunde. Arm in Arm gingen ſie aus dem Flecken den von dem zunehmenden Monde beſtrahlten Weg an der Küſte entlang; nur wenige Worte waren bisher gewechſelt. Woldemar merkte dem Freunde etwas Ungewöhnliches an. Er hatte nur kurze und zerſtreute Antworten erhalten. Endlich blieb Holger an einem von Felſen faſt eingeſchloſſenen Orte ſtehen. — Haſt du mich noch lieb, Woldemar? hub er ſchüchtern an.

Welche Frage!

Meine Hand iſt nicht rein, aber bei Gott! mein Herz iſt es.

Das iſt rein wie Gold, die Hand haſt du glänzend abgewaſchen; wie kannſt du fragen, ob ich dich lieb habe?

Doch gewiß nicht ſo wie früher. Wir ſind allmählich auseinandergekommen. Dein Mädchen hat mir dein Herz in etwas geraubt, — ich gehöre dir ganz.

Ach Holger! ich wollte, und beſonders jetzt, daß auch du den Engel der wahren Liebe kennteſt; er iſt anderer Art, als der der Freundſchaft, aber feindlich ſind ſie ſich nicht geſinnt, im Gegentheil, ſie erfreuen und erheben ſich an einander.

Alſo, fuhr Holger lebhaft fort, bin ich dir noch eben ſo lieb als jenen Abend, da wir in einer wahrhaſt heiligen Stunde Bundesbrüderſchaft mit einander tranken?

Gewiß, dieſe Stunde iſt mir noch immer, wie du ſagſt, heilig und werth.

Erinnerſt du dich denn, verſetzte Holger, daß wir Beide den Eid abgelegt, über die Ehre der Flagge, über unſre eigene Ehre zu wachen; daß wir Beide geſchworen, daß Den von uns, der ſich dieſer unwürdig betrüge, der andere wohlthätig mit dem Tode beſtrafen ſollte? Erinnerſt du dich deſſen?

Ja wohl! erwiderte Woldemar kleinlaut, mit einem ahnenden, unſichern Blick auf den Freund.

Sieh, Woldemar, ich habe mich ihrer unwürdig gemacht; ich habe — du kennſt den Hergang der Sache ſo gut wie ich ſelbſt — ich habe ein doppeltes Verbrechen gegen ſie begangen: ich habe meinen Chef getödtet, eine lichtſcheue Mordthat vollbracht. Sage nicht, daß es der Welt ein Geheimniß bleiben wird. Sage mir nichts. Wir wiſſen es, ich ſelbſt weiß es, das iſt genug. Kann ich, dem, nächſt Gott, die Reinheit meines ehrenvollen Standes das Höchſte iſt, ich, der ich zu dieſer Meinung mich offenkundig bekannt und mich als ihren Verfechter brüſtend hingeſtellt habe, kann ich das Bewußtſein ertragen, insgeheim ihrer unwürdig gehandelt zu haben? Ich fühlte erſt recht den Fluch meiner That, als dieſe befleckte Hand den Rapport niederſchrieb, der, wie ich es auch wendete, meinen Ruhm ausſprach. Nein, Strafe muß ſein; Strafe verſöhnt und reiniget. Aber was ich heimlich verbrochen, darf ich auch heimlich büßen. Schieße mich nieder, Woldemar! fügte er hinzu, während er eine Piſtole raſch aus dem Buſen hervorzog.

Biſt du von Sinnen? ſagte Dieſer entſetzt.

Wie? rief Holger, du weichſt zurück? nimm ſie! Ich habe die theure Gabe deiner Freundſchaft befleckt; — ach! du weißt nicht, welche Nemeſis darin gewaltet — aber ſie ſoll, das darf ich ſagen, im beſſeren Blute wieder rein gewaſchen werden. Der Ring ſteckt in der Piſtole. Laß ihn, der ſo lange auf meiner Bruſt geruht, nun in ihr bis auf ewige Zeiten ruhen. Kann mir denn Ruhe ſanfter kommen?

Ich thue es nicht, verſetzte der Freund.

Woldemar! — fuhr Holger wehmüthig fort — iſt es denn immer des armen Menſchen Loos, in der erſten Jugend beſſer zu ſein, als wenn er bereits in die Welt getreten? Erinnerſt du dich, wie du ruhig, als wenn es Nichts beträfe, um einem übereilten Wort getreu zu bleiben, aus dem Fenſter ſprangſt und ſo dir mein Herz auf ewig gewannſt, und nun willſt du ein ſo heiliges Gelübde brechen! Beim ewigen Gott!

im umgekehrten Falle würde ich, müßte ich dich tödten.

Es war damals etwas ganz Anderes, denn es galt mir allein. Du willſt mich zum Mörder machen.

Du biſt mein Mörder nicht; meine eigne That iſt's, die durch dein Verweigern mich noch ſchwerer drückt. Bin ich denn nicht mehr werth, von deiner treuen Hand zu ſterben? Kannſt du mich, deinen Stand der öffentlichen Schande hingeben? Denn ich ſchwöre —

Schwöre nicht, unterbrach ihn Woldemar.

Nein, fuhr er ruhig fort, denn ich habe es ſchon geſchworen, und du weißt, ich halte Wort: wenn du meine Bitte verweigerſt, übergebe ich mich noch morgen den Kriegsgeſetzen. Die Uniform darf auch keinen geheimen dunklen Flecken tragen, aber die Welt wird meine That noch ſchwärzer machen, muß ſie einen aus Haß und Neid hervorgebrachten Meuchelmord nennen. Du, der du in meiner Seele denkeſt, weißt, daß es nicht ſo iſt; darum, willſt du den Freund dem Henkerbeil, die Ehre des Corps dem Hohnlachen des Neides hingeben? Ich bitte dich knieend, Woldemar, gewähre mir den Troſt, in deinen treuen Armen meine Schuld mit dem Leben auszuhauchen. Auch du haſt geſchworen.

Es ſei! rief Woldemar ernſt und entſchloſſen: ich muß Alles mit dir theilen, auch das Unrecht. Er umfaßte mit dem linken Arm den Freund und drückte zum erſten Mal einen langen heißen Kuß auf ſeine Lippen; mit der rechten Hand ſetzte er ihm die Piſtole an die Bruſt und drückte los. Holger lag ohne einen Seufzer in ſeinen Armen verſchieden.

Nach einem flüchtigen düſtern Blick auf den einſamen Weg trug Woldemar die Leiche bis vor den Flecken; dann ließ er den Freund hinter das Buſchwerk nieder, bedeckte ihn mit dem Mantel und ging in die Stadt nach Holger's Wohnung. Dort rief er Mads.

Dein Lieutenant, flüſterte er, iſt plötzlich geſtorben. St! mache keinen Lärm.

Habe ich es nicht gedacht? ſagte Mads, die Hände faltend.

Wie ſo?

Seit wir ans Land gekommen ſind, hat er ſich immer geklagt. Es iſt auch kein Wunder, er dachte nie an ſich ſelbſt; er ſehe einen Blutſturz voraus, ſagte er, und hat auch ſchon ſein Teſtament bei dem Gericht niedergelegt. Wo iſt er denn geſtorben?

Auf dem Strandwege, erwiderte Woldemar, deſſen Gedanken durch Madſens Worte eine beſtimmte Richtung nahmen. — Was er vorausgeſehen, iſt eingetroffen, obgleich ſein Blut nicht ſo wie du denkſt gefloſſen iſt. Allein biſt du, wie ich glaube, unſers Vertrauens werth, ſo laß es dir genug ſein, daß er in meinen, in ſeines Freundes Armen geſtorben iſt, und grübele nicht über die Wunde, die nur du und ich an ſeiner Bruſt erblicken werden. Um jedem Geſchwätz vorzubeugen, wollen wir Beide in der Nacht ihn hieher durch den Garten in ſein Zimmer tragen.

Und ſo geſchah es; der Mond ſelbſt verhüllte ſein Antlitz während des traurigen Zuges. Dann wurden die verbrannten Kleidungsſtücke beſeitigt und die Leiche ins Bett gelegt.

Als Mads allein blieb, betrachtete er mit immer naſſeren Augen den Todten. So, ſo, am Strande, ſagte er endlich dumpf. Gott Lob, daß das Denken nicht an mir iſt, denn es könnte mich wirr im Kopfe machen. Dort iſt es nicht geheuer; allein das Wort des Lieutenants iſt mir genug; mir ſoll die Hölle ſelbſt keine Silbe entreißen.

Den folgenden Morgen hieß es ſchon überall, daß man den Lieutenant An— todt von einem Blutſturz im Bette gefunden; der herbeigerufene Arzt ſollte es ausgeſagt haben. Woldemar fiel es nun anheim, ſeinen Nachlaß zu ordnen und die Beerdigung zu beſorgen. Die Behörden theilten ihm Holger's Teſtament mit. Er hatte der Braut des Freundes ſein nicht unbedeutendes Vermögen vermacht.

Noch denſelben Abend, bleich wie eine Leiche, als wäre er ſeit jener Stunde zehn Jahre älter geworden, trat Woldemar ernſt, aber ſehr mild in ihr Zimmer.

Sie hatte ſchon die Trauerbotſchaft gehört und ſie ſchmerzlich empfunden, denn Holger war ihr um ſeiner ſelbſt willen werth; und noch mehr, weil jeder Gegenſtand, der dem Geliebten nahe ſteht, dem Liebenden auch theuer iſt. Sie flog in Thränen ausbrechend in ſeine Arme; als ſie aber ſeine äußere Hinfälligkeit bemerkte, erſchrak ſie unwillkürlich und wurde blaß.

Was ergreiſt dich ſo? fragte er betroffen.

Die Gewalt deines Schmerzes, ſagte ſie beklommen. Wie oft habe ich aus Scherz, wenn ich der alten heidniſchen Zeit gedachte, deinen Freund und dich, mit ihren Sagen vergleichend, Foſtbrüder genannt! Und in dieſem Augenblick muß mir der Gedanke beengend aufs Herz fallen, daß Jene oft geſchworen, mit einander unzertrennlich zu leben und auch ſo zuſammen zu ſterben und von Einem Grab ſich umſchließen zu laſſen. Nun Gott Lob, daß jene heidniſche Rohheit dem chriſtlichen ſanfteren Glauben gewichen iſt; und verbürgt mir deine Liebe zu mir nicht auch, daß du dieſen Verluſt männlich überwinden wirſt?

Er drückte ſie feſt an ſeine Bruſt. Selbſt ein gemeinſamer Glaube giebt vielerlei Meinungen Raum, ſo wie dieſe verſchieden in jeder Bruſt und in jedem Gewiſſen entſtehen, ſagte er dumpf. Nun nichts mehr davon.

Wie? flüſterte ſie mit verſagender Stimme. Du könnteſt eines Selbſtmordes fähig ſein, den unſere Sittenlehrer eine des Chriſten unwürdige Feigheit nennen?

Ha! rief Woldemar auflachend, haben denn unſere Sittenlehrer je den gewaltigen Kampf gekämpft zwiſchen der irdiſchen Natur des geſunden kräftigen Menſchen und dem Gedanken an ihre Vernichtung? Ich leugne nicht, fuhr er ernſt und gelaſſen fort, ſein Tod hat meine Blicke mehr nach innen gewendet. So lange er lebte, habe ich oft durch deine ſüße Gegenwart ſeiner vergeſſen; ſeit er todt daliegt, verſcheucht mich faſt ſein Bild aus deinen Armen. — Nimm dieſe Papiere, ſeinen Nachlaß. Ich will nicht verhehlen, daß er dadurch mich ſehr, ſehr über deine äußere Lage beruhigt habe. Er ſtand ſiegreich in voller Kraft, und nun — wer weiß, was auch mir begegnen kann?

Dir? Das verhüte Gott!

Still! Marie! Die Braut eines Kriegers muß auf Alles gefaßt ſein; und die Zeit bringt immer Ruhe in ein reines Herz. Ja, wir waren Foſtbrüder! Es liegt mir ob, ſeinen Tod zu rächen, mein Beruf erheiſcht es; eine verſteckte Wunde hat ihm den Tod gebracht. Ich muß auch gegen den Feind; ich habe lange genug hier unthätig vor Anker gelegen!

Marie, die oft gehört, wie er voll Kampfluſt und Thatendurſt das glückliche Loos des Freundes beneidet, hatte keine Antwort auf dieſe Rede, ſondern nur ſtille Thränen; aber da er ſich nun von ihr trennen wollte, und es nicht vermochte, und immer zurückkehrte, um ihr aufs Neue gute Nacht zu ſagen, bis er ſich mit ſichtbarem Kampfe losriß, war es ihr, als ſollte ſie ihn nie wieder ſehen.

Aber er kam den folgenden Tag wieder, und ſo auch mehrere Abende nach einander. Ja, es war ſogar, als blicke ein ſiegender Muth durch ſeinen ſtillen Ernſt hervor. Sie erfuhr, daß er die Tage in großer Thätigkeit verbrachte, daß er nicht allein über die Batterie, ſondern auch über den beſchädigten Schooner wachte, welcher, oder auch ein anderer, ihm bald übergeben werden würde. Auch für Holger's Verwundete ſorgte er mit treuer Sorgfalt; es war als hätte er alle ſeine Sorgen und Pflichten übernommen, und er ordnete mit raſcher Umſicht Alles, was der Augenblick erheiſchte; aber dann war es auch, als wenn die ganze Schwere ſeines Verluſtes ihn zu Boden drückte, in den ruhigen Stunden, die er ernſt, ſehr oft in einer trüben feierlichen Stimmung, bei ſeiner Braut verlebte. Sie ſuchte ihn zu erheitern, aber es gelang ihr nur, ſeinen ſtillen Ernſt in eine bei ihm befremdende weiche Wehmuth aufzulöſen.

Schnell nahete indeß der Tag, der zu Holger's höchſt feierlichem Begräbniß beſtimmt war. Den Abend vorher wurde er, der Landesſitte gemäß, in voller Uniform in dem offenen Sarge liegend in ſeiner Wohnung öffentlich zur Schau ausgeſtellt. Faſt die ganze Stadt ſtrömte zuſammen, um den gefeierten Heros zu ſehen, von deſſen durch die Verherrlichung ſeiner Flagge erkämpfter Glorie ſie entfernt Zeuge geweſen. Woldemar allein ging nicht hin. Ja er hatte nicht einmal die Leiche ſeit jener Nacht ſehen wollen. Er blieb dieſen Abend, in vorher erwähnter Stimmung, länger als gewöhnlich bei ſeiner Braut; denn er hatte auf der Batterie erklärt, daß er dieſe Nacht nicht zurückkehre. Gegen Mitternacht drückte er Marie feſt an ſeine Bruſt und wollte ſich ſchweigend entfernen.

Armer Woldemar! ſprach ſie, ein ſchwerer Tag erwartet dich! Kannſt du es auch ertragen, den Freund zum Grabe zu begleiten?

Ich muß! erwiderte er. Lebe wohl, Marie! ich gehe jetzt zu ſeiner Leiche, ich will der Letzte ſein, der ſeine Ueberreſte ſieht.

Mit einem feſten Händedruck, der ihr beinahe einen Schrei entriß, trennte er ſich eilig von ihr und begab ſich nach Holger's Wohnung, durch eine Hinterpforte, die vom Garten nach dem Strande führte, an dem ein kleines Boot befeſtigt lag.

Die Menge hatte ſich ſchon längſt verlaufen. Mads hatte bereits die Kerzen um den Sarg ausgelöſcht. Es brannte nur noch eine am Haupte der Leiche. Er zog ſich ſtill zurück, als Woldemar hereintrat. Dieſer betrachtete lange ſchweigend mit in einander geſchlungenen Armen den Todten; dann ſagte er leiſe in ſich: Ja, das Pfand unſerer Freundſchaft, das ich in deine Bruſt begraben habe, zieht mich nach. Du haſt doch wohl nicht gezweifelt, Holger? Ich ſehe dich noch, wie du mir auf den Ferſen folgteſt; aber du gingſt doch voran. — Willſt du mit mir deinem Lieutenant den letzten Liebesdienſt erweiſen? fragte er laut.

Ja, Herr Lieutenant, wenn es doch der letzte ſein muß! Was befiehlt Er?

Hole mir ein Paar ſchwere Steine herauf.

Mads ſah ihn zwar erſtaunt an, jedoch gehorchte er ſogleich. Aber er erſtaunte noch mehr, als er wieder heraufkam, denn der Sarg war leer, und er bemerkte, daß Woldemar im Nebenzimmer die Leiche ſeines Freundes in ſeinen Mantel gehüllt auf das Bett niederlegte.

Lege die Steine in den Sarg, ſagte Woldemar raſch wieder eintretend, und hilf mir ihn zuſchrauben. Mögen ſie ihn morgen mit leerem Gepränge und feierlichen Ehrenbezeugungen niederſenken, während ſie Gott danken, daß ſie ſeiner Glorie wohlbehalten haben zuſehen können. — Wir, Mads, haben ein beſſeres Grab für ihn. — Die trockne dumpfe Erde hat ihn immer angewidert. Ich habe ihn in die Flagge ſeines Schoners gewickelt, die du treue Seele ihm unter das Haupt gelegt, und ſo wollen wir ihn in das Meer verſenken, in das Meer, welches er liebte, und das freundlich ſeinen tapferſten Sohn umarmen wird. — Willſt du mit mir folgen? Du allein. Eine kleine Schaluppe liegt fertig am Ende des Gartens, uns aufzunehmen.

Hurrah! rief Mads. Da hat Er den Wunſch des Seligen getroffen, Herr Lieutenant. Des Seemanns Element ſei auch ſein Grab!

Still und ſchnell ward der leere Sarg zugemacht. Gelaſſen löſ'te Woldemar ſeinen Säbel ab, denn auch er war in voller Uniform, und legte ihn auf den Deckel. Dann drückte er Holger's Hut auf das Haupt ſeiner Leiche, und aufrecht, als wenn er noch lebte, trugen ihn Mads und Woldemar in das wartende Boot, wo der Letzte die theure Laſt an den Vorderſteven hinſtellte, mit den zugeſchloſſenen Augen gegen das Meer gekehrt, den Freund feſt umſchlingend, feſt wie einſt, da Jener ihn helfend auffaßte; während Mads, ehe er noch das Ruder ergriff, eifrig eine heimlich mitgenommene Flagge auf die Stange befeſtigte.

Was machſt du, Burſche? rief Woldemar, die Sonne iſt ja nicht auf!

Mads zeigte auf den vollen Mond, der zwiſchen den jagenden Wolken in dieſer ziemlich ſtürmiſchen Nacht hervorblickte. Der Mond iſt die Sonne der Todten, ſagte er ſeufzend. Er war ein wackerer Seemann, und die Flagge muß zur Trauer auf halber Stange wehen.

Schnell lenkte er den ſcharfen Kiel durch die immer wilder rollenden Wogen, die von dem Winde aufgerührt das Boot hurtig in das immer offenere Meer hinausführten. Woldemar ſtand ruhig am Vorderſteven, die Leiche des Freundes feſt an ſeine Bruſt gedrückt, und ſo wie die horchenden Mädchen einſt auf dem Balle durch die rauſchende Muſik Woldemar's ſonore Stimme vernahmen, ſo ſchlug dieſelbe auch jetzt durch Windesgeheul und Wellengebraus nur in dumpferen Tönen an Madſens Ohr, der mit leiſem Geflüſter die bekannten nur wenig veränderten Worte begleitete:

Der Dänen Weg zu Ruhm und Macht,
Schwarzdunkles Meer!
Nimm auf den Freund, der froh der Nacht,
Dem Tode kühn entgegenlacht,
So ſtolz wie du des Sturmes Macht,
Schwarzdunkles Meer!

Ehe noch der letzte Ton verhallt war, ſtürzte ſich Woldemar mit der Leiche im Arm in den beweglichen Schlund; die befreundeten Wellen ſchlugen laut jauchzend hoch über Beide zuſammen. Mads ſprang aber erſchrocken in die Höhe und ließ das Ruder fahren. Lange ſtarrte er ſchweigend in die Wellen hinaus. Er wurde keine Spur von den Hinausgeſunkenen gewahr. Dann wiſchte er ſich mürriſch die hellen Thränen aus den Augen. Was geht es mich an! ſagte er dumpf, ich ſoll ja nicht denken. Aber das Maul will ich deſſen ungeachtet halten, denn ich bin nicht dumm, und die Flagge ſoll ganz von der Stange herunter, denn die hellſten Edelſteine in der däniſchen Seekrone liegen auf dem Grunde des Meeres.

Er ruderte mit Anſtrengung ſchnell zurück. Niemand hatte ſeine kurze Abweſenheit bemerkt, und er ſchwieg. Das Begräbniß wurde begangen. Alle waren erſtaunt über das plötzliche Verſchwinden des Freundes; aber Mads ſchwieg. Lange hoffte man auf Woldemar's Zurückkunft; nur ſeine Braut nicht. Er ſtarb, ſagte ſie mit einer unerſchütterlichen Beſtimmtheit, noch in der Nacht, in welcher ich ihn zum letzten Male ſah, aber wie, weiß ich nicht.]

Erſt nach Jahren, nachdem die Zeit und das Leben ihre Wunden geheilt, brach endlich Mads gegen ſie, von ihr dringend dazu aufgefordert, ſein Schweigen. Denn aufgefundene Papiere, welche von dem vorerwähnten Lazarettharzt, Woldemar's Freund, mitgetheilt worden ſind, waren ihr ſchon zu Händen gekommen, und machten ſie und einen kleinen Kreis von vertrauten Freunden mit dieſer nie früher als jetzt laut ausgeſprochenen Begebenheit bekannt.

# Eine fromme Lüge.

Von Louiſe von Gall.

Frauenleben. Novellen und Erzählungen von L. von Gall.
Herausgegeben und eingeleitet von Levin Schücking. I.
Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.

Johanne Udalrike Louiſe von Gall, Tochter des heſſiſchen Generals Freiherrn von Gall, wurde den 19. September 1815 zu Darmſtadt geboren, vermählte ſich im Oktober 1843 mit Levin Schücking (von welchem unſere Sammlung ebenfalls eine Novelle bringen wird), und ſtarb am 16. März 1855, vornehmlich in Folge zu ſelbſtvergeſſener und rückhaltloſer Hingebung an ihre mütterlichen Pflichten. Sie hat zwei Romane, einige Luſtſpiele, von welchen beſonders „Ein ſchlechtes Gewiſſen“ den entſchiedenſten Erfolg auf vielen Bühnen hatte, und eine Anzahl Novellen geſchrieben. Als gelungenſte Schöpfungen ihres Talentes betrachtete ſie die obengenannte Sammlung, die ſie ſelbſt noch vorbereitete. Fein und anmuthig, dabei mit einer gewiſſen Vorliebe für ungewöhnliche Verhältniſſe und ſeltſame Wendungen, ſchildert ſie, entſchiedene Darſtellungsgabe entfaltend, die Gegenſtände ihrer Beobachtung; doch iſt ſie beſonders in höheren Kreiſen heimiſch, wo ſie ihrem Sinne für ſchöne Form und unverkümmerte Heiterkeit des Lebens genügen kann. Mit Uebergehung einiger Erzählungen, die durch ihre gute Laune beſtechen, haben wir eine von dunkler Färbung auswählen müſſen, weil ſie unſtreitig die bedeutendſte der Sammlung iſt. Es iſt darin merkwürdig zu ſehen, wie die ſchön angelegte Natur der Verfaſſerin ſich faſt dem Grellen nähern darf, ohne doch in daſſelbe zu verfallen, und wie ſie das Bedenken über die Opfer, die ein Mutterherz einem andern Mutterherzen und der leidenden Menſchheit bringt, durch raſch hingleitende Leichtigkeit der Darſtellung überwindet.

## 1. Der Mediciner als Pachter.

Fünf Stunden von Münſter in Weſtfalen liegt ein jetzt ſehr beſcheidenes Dorf, welches noch vor einem halben Jahrhundert ein blühendes Städtchen geweſen iſt; denn damals war es der Sommeraufenthalt des geiſtlichen Landesherrn, des Kurfürſten von Köln und Fürſtbiſchofs von Münſter.

Chriſtoph Bernhard von Galen, der kriegeriſche Biſchof, der mit ſeinem kleinen Heere ebenſo große und kriegeriſche Gelüſte befriedigte, wie Karl XII. von Schweden mit dem ſeinigen; der Frankreich und Holland und Dänemark den Krieg erklärte und ihn glorreich ausfocht, wenn er auch nicht gerade dieſe Länder eroberte, hatte dort zuerſt ein Schloß erbaut, einen großen Garten mit Weihern, Bosquets, Hügeln, dichten Taxuswänden und Hunderten von Hermen darum angelegt. Im daran grenzenden Walde hatte er die ſchönſten Alleen ſchlagen laſſen und dann eine Mauer umher gezogen, die das reiche Wild ihm ſichern mußte. Und ſo hatte noch zur Zeit des letzten regierenden geiſtlichen Herrn, des Erzherzogs Maximilian Franz, der großen Maria Thereſia jüngſtem Sohne, in ununterbrochener

Reihe heiteres Wohlleben im Städtchen gewaltet. Die fürſtlichen Beamten hatten ſich in der Nähe Villen erbaut; das Gefolge des Kurfürſten, wenn er dort weilte, wohnte freilich im Schloß, aber wie viele Andere wollten die Sonne der fürſtlichen Nähe nicht miſſen, ohne geradezu durch ihre Pflicht an ihn gefeſſelt zu ſein; dieſe mietheten dann für hohe Preiſe im Städtchen ſich niedere Zimmer und machten ſie wohnlich mit Dingen, die ſie aus der Hauptſtadt herbeiſchleppen ließen.

Maximilian Franz machte während ſeiner Regierung keinen längern Aufenthalt im Städtchen; nur für die großen Jagden hielt er ſich einige Tage dort auf, aber auch für dieſe kurze Zeit folgte ihm immer ein Schwarm von Edelleuten und Geiſtlichen, welche Eigenſchaften freilich im Bisthum Münſter ſehr häufig in Einer Perſon vereinigt zu ſein pflegten, da der ritterbürtige Adel im Beſitze der reichen Pfründen war.

Aber alle die Befliſſenheit, ihm zu dienen und ihm zu folgen, vermochte nicht das Herz des Fürſten ihnen zuzuneigen; Maximilian Franz liebte die „Junker“ nicht, und was er an Freundlichkeit dem Adel verſagte, gewährte er auf das Gütigſte den Bürgern und ganz beſonders den Bauern, die auch dieſe Gönnerſchaft wohl zu ſchätzen wußten.

Seine Geſinnungen waren, da er kein Hehl daraus machte, ſo allgemein bekannt, daß ein alter Schulze, den er eines Tages auf ſeinem Spaziergange nach den Ausſichten der Ernte frug, ihm kühn antwortete:

Es ſieht nicht beſonders gut aus, Kurfürſtliche Durchlaucht, es ſind zu viele Junker unter dem Korn.

Lächelnd frug der Fürſt, was das heiße?

Wir nennen hier auf dem Lande, ſagte der Bauer mit unſchuldiger Miene, die langen Halme ſo, die den Kopf hoch tragen und nicht beugen, weil Nichts drin iſt.

Der Kurfürſt lachte ſo ſehr, daß ſein ganzer ungeheurer Leibesumfang in zitternde Bewegung gerieth, und gab bei Tafel den neu gelernten Ausdruck aus der Landwirthſchaft zum Beſten, der natürlich ſehr belacht wurde, weil Jeder der Anweſenden ſich für eine Ausnahme von der Bauernregel, das heißt, Keiner für einen leeren Kopf hielt.

Das iſt jetzt alles vorüber, der Bauer fühlt ſich nicht mehr als den Liebling des „Herrn“. Mit bäueriſcher Verdroſſenheit und weſtfäliſchem Phlegma und religiöſer Unduldſamkeit gegen Ketzer und Andersgläubige — die letztere Eigenſchaft geht in unſerm ehemaligen Städtchen und jetzigen Dorfe ſo weit, daß unter den fünfzehnhundert Einwohnern kein einziger Jude leben darf — liegt er dem ſauern Tagwerke ob. Aus dem Schloſſe iſt eine Damaſtfabrik geworden, und ſeinen Hauptbau und ſeine rechten Flügel hat man abgebrochen — wie die Wiedertäufer in Münſter ihren Feinden Haupt und Hand abſchlugen — um daraus einen großen Geſtüteſtall in der nächſten Stadt zu bauen! Aus dem Park mit den ſchönen Alleen und Durchſichten iſt ein „Buſch“ geworden, in deſſen Dickicht man nur noch mit Mühe die Spuren der ehemaligen Anlagen auffinden kann. Die Mauer, die den Park umſchloß, iſt auch verſchwunden, und das Wild läßt ſich vom Förſter ſelten mehr dort betreffen und genießt ſeine Freiheit. Aus dem vielbewunderten Schloßgarten iſt ein Gemüſefeld, aus den Weihern ſind Sümpfe geworden. Bosquet und Hecken hat man raſirt, und die Nachtigallen, die in Menge darin einheimiſch waren, ſind verſtummt wie die ſchöne große Orgel in der ebenfalls von Chriſtoph Bernhard von Galen erbauten Kirche; letztere, weil die Gemeinde zu arm iſt, um ſie repariren zu laſſen, erſtere, weil man ihnen ihre Wohnungen demolirt und ſie obdachlos gemacht hat; nun werden wohl die glücklichern Vögel ihre Stimmen wo anders ertönen laſſen, während die arme Orgel ſchweigen muß!

Zu dem jetzt ſo verarmten Dorfe gehört aber, nur ein paar Büchſenſchüſſe davon entfernt, ein Pachthof, deſſen ſtattliche rothe Dächer einen glänzenden Contraſt zu den ärmlichen, meiſt ſchornſteinloſen Dächern des Ortes bilden. Dieſer Pachthof gehört dem Grafen von K., deſſen Wohnſitz, ein ſchönes Schloß, ein paar Meilen weiter in entgegengeſetzter Richtung von Münſter liegt. Der Pachthof iſt ſchon ſeit fünf Generationen in den Händen derſelben Familie. Der jetzige Pachter iſt ein ſehr junger hübſcher Mann mit auffallend ſtädtiſchem Anſehen. Auch ſeine Frau iſt eine zierliche Erſcheinung und offenbar, was ihre Kleidung betrifft, die Löwin des Dorfes, welcher am Sonntage alle Bauermädchen den Schnitt ihres nächſten neuen Kleides abſehen.

Bernhard und Thereſe Artmann, ſo heißt das junge Ehepaar, haben auch noch vor wenig Jahren wahrhaftig nicht daran gedacht, daß ihr Schickſal ſie einſt für immer in dieſe ländliche Einſamkeit verſchlagen werde. Denn Bernhard, obgleich der Sohn des vorigen Pachters, war als Zweitgeborener nicht zu ſeinem jetzigen Berufe beſtimmt; ſein älterer Bruder, der dazu erzogen worden, hatte nach des Vaters Tode die einträgliche Pachtung antreten ſollen, Bernhard hingegen in Münſter und ſpäter in Berlin Medicin ſtudirt. Da ſtarben kurz nacheinander Bruder und Vater, und der Graf ließ Bernhard in Berlin fragen, ob er Luſt zur Pachtung habe. Bis zu ſeinem achtzehnten Jahre war er freilich auf dem Pachthofe geweſen und hatte nur von ſeinem zehnten Jahre an täglich im nächſten Städtchen, das nur eine kleine Stunde entfernt lag, das Gymnaſium beſucht. Der Graf meinte aber, er werde die Kenntniß der Landwirthſchaft doch von der Geburt her erblich in ſich tragen; dann ſchrieb auch ſeine einzige Schweſter, er möge doch kommen und nicht Urſache ſein, daß ſie unter fremden Leuten ſein müſſe. Eine alte Tante, eine Art ökonomiſchen Wunders, ſeit ihrer Geburt auf dem Hofe anſäſſig, verſprach überdies, ihn mit allen ihren Kenntniſſen zu unterſtützen, und ſeine Geliebte — denn er hatte in ſeinem einundzwanzigſten Jahre ſchon eine Geliebte — redete ihm auch zu, der Wiſſenſchaft, zu deren Erlernung ihm ja doch die reichen Mittel fehlten, Valet zu ſagen und ſeinen Acker zu bauen. Er frug, ob ſie ihm nach Weſtfalen folgen wolle, ſie ſagte freudig zu.

Thereſe war keine Berlinerin. Ihr feiner ſächſiſcher Accent verrieth das bald; eine Waiſe, war ſie zu Verwandten nach Berlin gekommen, die ihr das junge Leben, welches ſie durch mühſame Arbeit und ſchwere Pflichten ernſt und trübe machten, nur zu verherrlichen meinten, indem ſie ihr von Zeit zu Zeit ein neues Kleid ſchenkten.

Aber, frug Thereſe, nachdem ſie ſo raſch ihr Jawort gegeben, werden mich deine Landsleute auch unter ſich dulden, mich, die Ketzerin, die „Calvinerin", wie du ſagſt, daß ſie noch immer Alle nennen, die dem evangeliſchen Glauben anhängen?

Bernhard lachte. So ſchönen blauen Augen verzeihen auch meine Landsleute etwas Ketzerthum; Niemand wird dir eine Locke deines ſchönen braunen Haares krümmen.

Und Bernhard ging und wurde Pachter.

Einige Monate ſpäter holte er ſeine Braut aus Berlin, und die ſonſt ſo fanatiſchen Bauern ließen auch wirklich dem lieblichen Geſchöpf ſein Ketzerthum nicht entgelten, wenigſtens bemerkte ſie nichts davon, und als ſie ein Jahr darauf Bernhard einen Sohn ſchenkte und dieſer Sohn zum Kirchenportale hereingetragen wurde, über dem Chriſtoph Bernhard's von Galen edles Wappen noch immer prangt, und dort in feierlicher Taufe die erſte Weihe des katholiſchen Glaubens empfing, vergaßen ſie es beinahe ganz, weßhalb Thereſe immer in der Frühmeſſe fehlte und beinahe jeden Sonntag von ihrem Manne in einem entferntern Städtchen abgeholt wurde, wohin ſie der alte Knecht zu ihrer Kirche geleitete.

Bernhard war ein ſehr fleißiger, ein ſehr intelligenter und dabei ein ſehr geſunder Menſch; wie wäre es möglich, mit dieſen drei Eigenſchaften, ſobald der beſte Wille von der Welt dazu ſich findet, nicht ein guter Landwirth zu werden? Der Graf war ſtolz auf dieſen Pachter und rühmte ſich bei ſeinen Bekannten des Kunſtſtücks, das er vollbracht, indem er aus einem lockern Studenten, welche Benennung übrigens Bernhard nie verdient hatte, einen ſoliden Landwirth gemacht habe.

Als ihm Bernhard pflichtſchuldigſt die Geburt ſeines Söhnchens anzuzeigen kam, weil der Graf ſich ihm zum Pathen angetragen, empfing ihn dieſer mit bekümmertem Geſicht und ſagte traurig: Ach, Artmann, wären wir erſt ſo weit. Aber, ſagte er nach einer kleinen Pauſe, durchblitzt von einem Gedanken, ich will dir etwas ſagen, wenn meine Frau mir auch einen geſunden Sohn ſchenkt, dann ſollſt du Pathe ſein und kein Anderer. Da der Graf Artmann von ſeiner früheſten Kindheit kannte, ſo hatte er die Gewohnheit, ihn „du“ zu nennen, beibehalten.

Bernhard blickte den Grafen überraſcht an. Herablaſſung war ſonſt gerade nicht deſſen ſtarke Seite, aber bald errieth er die Wahrheit, daß nämlich der Graf, der wohl fühlen mochte, daß ſein Hochmuth kein dem Himmel wohlgefälliger Zug ſei, da Demuth die erſte Eigenſchaft eines Chriſten iſt, ſich durch dieſe Herablaſſung eine beſondere Gnade zu erkaufen wähnte. Bernhard ſagte deßhalb ganz ruhig:

Wie Sie befehlen, Herr Graf.

Der Herr Graf ließ nun auch ſogleich anſpannen und fuhr mit Bernhard, der auf einem ſeiner Ackergäule hergeritten, auf den Pachthof, beſuchte die junge Mutter, der er eine goldene Broche „für die Frau Gevatterin“ auf die Bettdecke legte, und ging dann mit in die Kirche und hob eigenhändig den Erſtgeborenen ſeines Pachters, einen wunderbar ſchönen und kräftigen Jungen, aus der Taufe.

Vier Tage ſpäter, es fing ſchon an zu dämmern, und Bernhard ſaß vor dem Bette ſeiner Frau und beſprach mit ihr, welche Kenntniſſe ſich einſt ihr Kind erwerben, welche Laufbahn es ergreifen, und Gott weiß noch, was es Alles thun ſollte, als ein Reiter auf den Hof geſprengt kam und eilig nach Artmann frug.

Als der Knecht Dieſen herbeigeholt, ſah Bernhard, daß es der Reitknecht des Grafen war, der noch zu ſo ungewohnter Stunde herauskam.

Was iſt's, Kaſimir? frug er den Reiter, der ſchwerfällig aus dem Sattel ſtieg.

Sie haben bei uns einen jungen Grafen! ſagte lakoniſch der Bediente, indem er ſeinem Pferde, das der Knecht abführte, wohlgefällig nachſah und Letzterm dabei anſtatt dem Thiere einen kleinen Schlag mit der Gerte gab.

Iſt es wahr, Kaſimir, einen Sohn?

Ja, ja, Herr Artmann, ſo iſt's. Und Sie ſollen morgen früh um 10 Uhr da ſein und das Kind aus der Taufe heben, ſagte lauernd der rothköpfige Burſche.

Wirklich? frug Artmann, nun doch etwas betroffen?

Ja, ja, wiederholte Kaſimir, und Sie ſind der einzige Pathe und zwar, ſetzte er mit boshaftem Lachen hinzu, weil man doch keine Comteſſe zu Ihrer Frau Gevatterin machen mag!

Artmann biß ſich in die Lippen und frug kurz:

Woher wiſſen Sie denn das Alles? Denn ebenſo wenig wie Sie begreifen, daß der Graf ſeinen Pachter zum Pathen nimmt, ebenſo wenig begreife ich, daß der Graf ſeinen Reitknecht zu ſeinem Vertrauten macht.

Sind Sie mir böſe, Herr Artmann? Das kommt nur davon, daß Ihnen der Doctor noch in den Knochen liegt! Aber ſeien Sie ruhig, unſer hochgräflicher Herr hat uns nichts vertraut; was ich weiß, weiß ich durch Liſette, die Kammerfrau, die gehört hat, wie der Graf es der Gräfin ſagte.

Wie geht es der Gräfin? frug nun Bernhard, um nur etwas Anderes zu ſprechen.

O ſchlecht! Das Kind ſoll ein großer ſtarker Junge ſein, aber die Gräfin iſt ſo ſchwach, ſie konnte ja immer kaum auf den Füßen ſtehen, und obgleich ſie die Naſe hoch genug trägt, kann ſie doch den Kopf nicht aufrecht halten, antwortete der Bediente und belachte ſeinen eigenen Witz.

Bernhard befahl dem aus dem Stall zurückkehrenden Knecht, dem Reitknecht ein Glas Bier zu reichen, und kehrte an das Bett ſeiner Frau zurück, um ihr von ſeiner neuen Würde und von ſeiner morgenden kleinen Reiſe zu erzählen.

Thereſe nahm, wie alle lebhaften und gutmüthigen Frauen, nur die heitere Seite der Sache auf und freute ſich; ſie ſah im Antrage des Grafen eine beſondere Zuneigung zu ihrem Manne und zog hundert günſtige Schlüſſe für ihre beiderſeitige Zukunft daraus.

Bernhard ließ ſie ſprechen; als ſie aber fertig war, ſagte er ruhig: Daß er mich zum Pathen gewählt hat, iſt nichts als eine Buße, mit der er den Himmel zu bethören meint.

Ich verſtehe dich nicht, frug verwundert die Frau.

Wenn ich noch Student in Berlin wäre, würde ich dir die Sache erklären, indem ich ſagte: dieſe Pathenſchaft iſt der Ring, den Polykrates ins Meer warf, um die Götter mit ſeinem Glücke zu verſöhnen.

Thereſe lachte. Nun verſtehe ich dich! Aber du thuſt gewiß dem Grafen Unrecht.

Bernhard ſchwieg.

Am andern Morgen ritt Artmann mit dem Reitknecht nach dem Schloſſe. Ein kleines Mantelſäckchen, das er hinter ſich auf das Pferd geſchnallt hatte, enthielt ſeine Garderobe, denſelben tadelloſen Berliner Frack, in welchem er ſich vor einem Jahre hatte trauen laſſen.

Kaum angekommen, wies ihm der Verwalter auf ſeinen Wunſch ein Zimmer an, wo er ſich umkleidete, und als er nach einer Viertelſtunde heraustrat, konnte gewiß Niemand in dem ſchönen, ſchlanken, blonden Manne den Pachter desſelben hochgeborenen Herrn ſehen, der ihm in ziemlich vernachläſſigter Kleidung auf dem Corridor begegnete.

Ei, wie fein haſt du dich gemacht, ſagte etwas ſpöttiſch der Graf.

Bernhard wurde dunkelroth, ſagte aber nur, indem er einen kleinen Strauß der ſchönſten Roſenknospen dem Grafen entgegenhielt:

Wollen Sie das der Gräfin vom Pathen Ihres Kindes geben?

Meine Frau darf keine Blumen riechen, antwortete der Graf, indem er nachläſſig den Strauß auf den nächſten Stuhl warf.

So will ich ſie meiner Frau wieder mitbringen, ſagte beleidigt Artmann, die freuen ſie mehr als Alles.

Der Graf bemerkte nicht einmal, daß Bernhard unter „Alles“ auch goldene Brochen verſtanden haben wollte und daß er den Pachter tief gekränkt, indem er das zarte Geſchenk für die Frau Gevatterin zurückgewieſen; und was auch der Graf heute ſagen und thun mochte, Alles verletzte den gereizten Bernhard, und heute, wo es das erſte Mal war, daß ihn der Graf auszeichnete und ehrte, fühlte er ſich auch zum erſten Male von ihm gedemüthigt.

Bei der Tafel, wo nur die nächſten Verwandten des Grafen gegenwärtig waren und Bernhard mit der argloſen Freundlichkeit behandelten, welche auch die hochmüthigſten Vornehmen immer gegen Menſchen haben, bei denen ſie durchaus keine Anſprüche vermuthen, war und blieb Bernhard verſtimmt, und ſelbſt als er mit dem Neugeborenen auf dem Arme daſtand, der ſeinen Namen Chriſtoph Bernhard erhielt, dachte er: Daß mir vergönnt iſt, dies kleine Kind hier zu halten, ſoll mir nun eine große Ehre ſein, während mein armer ſüßer Junge ſich geehrt fühlen ſoll, daß ihn der gräfliche Mann an meiner Seite auf den Armen hielt, und mein Junge iſt doch viel ſchöner und größer und kräftiger als dieſer gräfliche Sproß!

Das war nun nicht ſo ganz wahr, denn das gräfliche Kind war wirklich auch ein ſchönes und geſundes Geſchöpf, und natürlich in den Augen aller Bewohner des Schloſſes ein vollſtändiges Wunder!

Nach der Taufe empfahl ſich Bernhard dem Grafen, der ihn noch länger zurückhalten wollte, und ſchützte vor, daß ſeine Frau noch zu ſchwach ſei, als daß er ſie ſo lange verlaſſen dürfe.

Thereſe aber war glücklicherweiſe gar nicht ſchwach und empfing freudig ihren Mann, der ihr nun viel Schönes erzählen ſollte. Bernhard aber ſagte nur kurz: Es iſt gar Nichts vorgefallen, was der Rede werth wäre, und ging wieder hinaus, um mit den Knechten zu rechnen. Thereſe aber lehnte ihr ſchönes freundliches Geſicht in die Hand und ſagte nach einer Weile lächelnd zu ihrer Schwägerin, einem kränklichen Mädchen, die am Bette ſaß und ſtrickte: Wenn wir als Erbfehler die Eitelkeit beſitzen, ſo beſitzen die Männer dafür den Hochmuth; was iſt nun ſchlimmer?

## 2. Er kann ſchon laufen.

Ein Jahr war verfloſſen. Das Glück auf dem Pachthofe war immer in ungetrübter Blüthe geblieben. Thereſe war noch dieſelbe ſchöne, blühende, glückliche Mutter und Frau, Bernhard der fleißige und erfolgreiche Oekonom; daß ſeine kränkliche Schweſter geſtorben, war kein Unglück zu nennen, denn das Mädchen hatte nie Freude am Leben gehabt. Die alte Tante hingegen war noch ebenſo rüſtig als früher und ſchaffte ſo viel und fleißig, daß Thereſe ihrem Kinde manche Stunde widmen konnte. Und dennoch hatte ein trüber Schleier auf den Bewohnern des Pachthofes gelegen, denn ein ſchweres Jahr war vorübergezogen und hatte die ohnedem dürftigen Bewohner des Dorfes ganz verarmt. Daß Bernhard auf ſeiner Pachtung das Korn und die Kartoffeln reichlicher und beſſer geerntet, gereichte ihm eher zur Qual, denn nun kamen alle die armen Leute zu ihm und ſagten: Ihr und Euer Graf, der ohnedem ſo geſegnet iſt, habt durch die beſſere Ernte noch mehr gewonnen, während wir alle Nichts bekommen haben. Sagt ihm das nur. Ihr könnt beide etwas hergeben.

Sagen mochte aber Bernhard gar nichts mehr, denn der Graf, obgleich er nicht geizig war, war doch nichts weniger als großmüthig; nachdem er eine Spende von ein paar hundert Thalern an die Armen der Umgegend hatte verabreichen laſſen, meinte er nun, ſich losgekauft zu haben, und hatte Bernhard jede fernere Unterſtützung für die Armen abgeſchlagen. Ja, als Bernhard damit nicht gleich zur Thüre hinausging, erlaubte er ſich ſogar einige ſehr übellaunige und unhöfliche Worte in den langen rothen Bart zu murmeln, die aber leider Bernhard ſehr gut verſtand.

Seitdem hatte der Pachter das Schloß nicht mehr betreten; die Geſchäfte machte er ab, indem er den Rentmeiſter, der in einem Nebenhäuschen wohnte, beſuchte. Den Armen aber hatte er ſein eigenes Saatkorn, ſeine eigenen Pflanzkartoffeln beinahe alle gegeben, denn es war Frühling und das ſchönſte Wetter der Welt, Alles wuchs und gedieh, aber reif war noch kein Körnchen, wovon ſich nur ein Vöglein hätte ſättigen können.

Schon mehre Male hatte die Gräfin Thereſen ſagen laſſen, ſie möge doch einmal mit ihrem Kinde auf das Schloß kommen, damit ſie es mit dem jungen Grafen vergleiche, ihr ſogar den Wagen angeboten, der ſie abholen ſollte, aber Bernhard hatte das nicht gelitten und immer geantwortet: Meine Frau kann nicht abkommen.

Zu Thereſen ſagte er: Wenn ſie dein Kind ſehen will, kann ſie herkommen, ſie hat nichts zu thun und fährt ohnedem mit dem Jungen alle Tage ſpazieren. — Das that denn auch die Gräfin eines Tages, denn der mütterliche Stolz ging bei ihr noch über den gräflichen.

Als die Kaleſche mit den vier Mecklenburgern beſpannt, wie heutzutage noch immer der weſtfäliſche Adel über Land fährt, auf den Pachthof rollte, eilte Thereſe an den Schlag; kaum aber hatte die Gräfin, die ſie heute zum erſten Male ſah, ſie erblickt, ſo rief ſie auch ſchon mit ſtrahlenden Augen, indem ſie auf ihr neben ihr ſitzendes Kind zeigte, das eine Wärterin in den Armen hielt:

Denken Sie, Frau Artmann, er läuft ſchon!

Thereſe beantwortete dieſe wichtige Nachricht nur mit einem freundlichen Lächeln, worin ein gewiſſer Stolz nicht zu verkennen war. Deßhalb frug die Gräfin denn auch überraſcht:

Läuft am Ende der Ihrige auch ſchon?

Seit acht Wochen, bemühte ſich Thereſe mit Mäßigung und Demuth hervorzubringen.

Seit acht Wochen! Er iſt aber auch drei volle Tage älter!

Ja wohl! ſagte Artmann, der auch an den Wagen kam, er wird aber nicht ſo gepflegt wie der junge Graf.

Oho, rief Thereſe ſcherzhaft böſe, man ſollte meinen, ich vernachläſſige mein Kind!

Wo iſt er?

Im Garten; aber wollen die Frau Gräfin nicht etwas ausſteigen? Im Garten iſt's ſo ſchön! ſetzte Thereſe hinzu, weil ſie fürchtete, die Gräfin werde meinen, ſie wolle ſie in ihr beſcheidenes Zimmer führen.

Ja, ich will ausſteigen, ſagte die Gräfin, aber Sie erlauben wir wohl, in Ihr Zimmer zu treten, ich bin noch zu ſchwach, um das ſtille Sitzen in freier Luft zu ertragen.

Der Bediente und Artmann hoben die feine Geſtalt der Dame aus dem Wagen. Sie ſtützte ſich ſorglos auf ihres Pachters Schulter, indem ſie mit nachläſſiger Haltung die kleine gepflaſterte Strecke durchſchritt; hinter ihr trug die Wärterin das Kind, das mit Eleganz gekleidet war, wie ein franzöſiſcher Prinz.

Auf der Schwelle von Thereſens Wohnzimmer, das nach dem Garten zu lag, blieb die Gräfin ſtehen und ſagte überraſcht: Wie hübſch iſt es hier!

Die äußerſt einfache Einrichtung war auch ein redendes Zeugniß für Thereſens guten Geſchmack und ihren häuslichen Sinn, und ſicher war ihr Zimmer, deſſen Inhalt nicht den zehnten Theil der Einrichtung des Boudoirs der Gräfin gekoſtet, doch wohnlicher.

Ein grün und grauer Wachsteppich deckte den Boden, ein glattes, hellgrünes Papier die Wände, die Meubles, mit dunkelgrünem Damaſt überzogen, ſtanden aber alle an der richtigen Stelle, der kleine Schreibtiſch war mit zierlichen Nippſachen, Geſchenken ihrer Berliner Freundinnen, bedeckt, und an den Fenſtern, die halb von weißen, halb von grünen wollenen Vorhängen verhüllt waren, ſtanden ſchöne große Epheugitter und dazwiſchen Blumentiſche von Holzrinde mit Roſentöpfen. An den Wänden hingen ein paar gute Kupferſtiche und einige Bücherbretter.

Wie hübſch! wiederholte die Gräfin noch einmal und ging zum Canapé, ließ ſich matt darauf nieder und befahl der Wärterin, ihr das Kind zu reichen, das ſie ſogleich auf den Boden ſtellte, um es ſeine neue Kunſt zeigen zu laſſen.

Das gräfliche Kind machte einige ſchwankende Schrittchen, weinte aber dann, und ſeine Mutter nahm es auf den Schooß.

Da ertönte auf dem Gange ein helles Glöckchen.

Was iſt das? frug die Gräfin.

Thereſe lachte! O, weiter nichts als mein kleiner Clemens. Weil nicht immer Jemand Zeit hat, auf ihn zu achten, und ich doch von dem kleinen Manne wiſſen muß, wo er iſt, habe ich ihm eine kleine helle Schafſchelle umgebunden, da kann ich ihn immer gleich finden, wenn er ſich verlaufen hat.

Die Gräfin ſchlug erſchrocken die Hände zuſammen. Welche Grauſamkeit! das arme Kind! Wenn mein Mann hört, wie hart Sie ſeinen kleinen Pathen behandeln!

In dieſem Augenblicke öffnete Thereſe ihrem Kinde die Thüre und hörte darüber nicht die Vorwürfe der Dame.

Auf der Schwelle erſchien nun ein prächtiges Kind. Nicht viel größer und auch nicht viel ſtärker als der gräfliche Sproß, aber wie viel geſünder und lebhafter und ſelbſtändiger!

Wie ein zweijähriges Kind durchrannte er das Zimmer auf den kleinen Grafen zu und ſtreckte ſein Aermchen nach ihm aus und ſtreichelte ſeine Händchen, indem er immer mit ſchmeichelndem Tone: Ei, ei! rief.

Thereſe weidete ſich an dem Anblick, die Gräfin aber, indem ſie ihre ſchmale durchſichtige Hand auf den blonden Lockenkopf des Pachterſohnes legte, ſagte zu ſeiner Mutter mit Thränen in den Augen:

Geben Sie mir das Kind mit, ich will es mit dem meinigen erziehen!

Thereſe wurde blaß nur bei dem Gedanken, lachte dann aber hell auf. Wie Sie mich mit Ihrem Scherz erſchreckt haben, gnädige Gräfin!

Kein Scherz! Welch ein Glück für meinen kleinen Bernhard, einen ſolchen muntern Geſpielen zu haben, und Sie haben ja doch hier ſo viel zu thun, daß Sie ihn nicht recht beaufſichtigen können.

Meinen Sie, weil er die Schelle trägt? O Frau Gräfin, ich denke jede Minute des Tages an das Kind, es iſt mein höchſtes Glück, und mich von ihm zu trennen würde mir geradezu den Tod bringen.

Dann kann natürlich auch nicht die Rede davon ſein. Aber finden Sie nicht, daß die Kinder ſich ähnlich ſehen, dieſelben blauen Augen, dieſelben blonden Löckchen, daſſelbe Stutznäschen, nur iſt der Ihrige ſtärker.

Und ſchöner, dachte Thereſe; und das war er auch, ihr kleiner Sohn überſtrahlte das blaſſe Kind der Gräfin.

Thereſe frug nun die Gräfin, ob ſie keine Erfriſchung zu nehmen wünſche.

Mit der Sorgloſigkeit, die ihr eigen war, ſagte die bleiche Frau, indem ſie ihr Geſicht mit halbgeſchloſſenen Augen auf die Hand ſtützte und, ſchon ermüdet, das Kind zu halten, es ſeiner Wärterin zurückgab: Was haben Sie denn, was Sie mir geben können? Laſſen Sie hören!

Thereſe wurde dunkelroth, hielt aber an ſich und ſagte: Befehlen Sie nur!

Haben Sie vielleicht Himbeerſaft?

Ja wohl, ſoll ich Ihnen ein Glas friſches Waſſer dazu bringen?

Oder was noch beſſer wäre, aber das haben Sie wohl nicht —

Wenn Sie mir es ſagen?

Schwarzen Thee? Haben Sie ſchwarzen Thee? Aber nur keinen grünen, denn davon bekäme ich ein Nervenfieber.

Meine Verwandten haben mir aus Berlin noch kürzlich ſehr guten ſchwarzen Thee geſchickt.

So bitte ich um eine Taſſe.

Thereſe ging nun hinaus, um gleich darauf mit einer Serviette wiederzukommen, die ſie auf dem runden Tiſche vor der Gräfin ausbreitete, und dann auf einem der Stühle, den ſie zunächſt dem Canapé rückte, Platz zu nehmen und ſich beſcheiden mit einer weiblichen Arbeit zu beſchäftigen, während die Gräfin, in Gedanken verſunken, dem Spielen der beiden Kinder zuſah, die unter Aufſicht der Wärterin in einer Ecke des Zimmers mit einigen Holzklötzchen ſpielten und zuweilen hell dabei auflachten.

Die Gräfin Agnes war durchaus keine hochmüthige und ſtolze Frau und hielt ſich ſelbſt für äußerſt beſcheiden und anſpruchslos; aber ſie war das einzige Kind eines reichen Ehepaars, der letzte Sproß eines alten gräflichen Hauſes, deſſen Güter auch alle ihrem Manne einſt zufallen ſollten, und verwöhnt und verzogen in einer Weiſe, daß ſie im Stande war, ihre Umgebung geradezu zu mißhandeln, ohne auch nur die leiſeſte Ahnung davon zu haben. Von Kindheit an kränklich, hatte ſie nie einen Tadel vernommen, und auch noch jetzt, wenn ihre Mutter ſie beſuchte, behandelte dieſe ſie wie ein krankes Kind. Man hatte bei der Gräfin ſyſtematiſch den craſſeſten Egoismus ausgebildet, der aber eigentlich nicht in ihrem Charakter wurzelte, denn ſobald ſie Jemand aufmerkſam gemacht haben würde, daß es Opfer ſeien, was ſie täglich und ſtündlich von den Andern verlangte, ſo würde ſie erſchrocken darauf verzichtet haben; aber weil von jeher ihre ganze Umgebung — ſie hatte nur das Schloß ihrers Vaters verlaſſen, um das Schloß ihres Gemahls zu beziehen — ſie für die Hauptperſon gehalten und als ſolche behandelt, hatte ſie ſich angewöhnt, eine ſolche Behandlung, als ſich von ſelbſt verſtehend, zu verlangen.

Seitdem ſie Mutter geworden, war, umgekehrt wie bei andern Frauen, die Sache noch viel ſchlimmer geworden; denn für ihr Kind, mit dem ſie als die zärtlichſte Mutter ſich übrigens ganz identificirte, verlangte ſie naiv von Jedermann auch das größte Opfer, weil ſie ſelbſt ſich bereit fühlte, es zu bringen, ohne doch je in dem Falle zu ſein, es zu thun; denn um ihrer wirklich ſehr ſchwachen Geſundheit willen wurde jede mütterliche Beſchwerde von ihr fern gehalten. Das Kind durfte nicht bei ihr ſchlafen, ſie durfte es nicht nähren, nicht einmal auf dem Arme tragen; nur ſeine Geſellſchaft war ihr in den Tagesſtunden vergönnt, und dieſes einzige Glück ließ ſie ſich auch um keine Minute verkürzen.

Sie ahnte jetzt nicht, daß es unhöflich von ihr war, neben Thereſe zu ſitzen und, in Gedanken verſunken, keine Silbe mit ihr zu ſprechen.

Nach einer kleinen Weile brachte Thereſens Dienſtmädchen den Thee und was dazu gehörte, die Gräfin ſprach noch immer nicht, ſondern beobachtete mit neugieriger Verwunderung Thereſens Geſchicklichkeit bei der Zubereitung des Thees.

Endlich ſagte ſie: Wie gut Sie das verſtehen!

Thereſe erröthete wieder, aber ſie antwortete nur: Das Compliment hat mir bisher nur mein Mann gemacht.

Trinken Sie zuſammen Thee?

Im Winter jeden Abend, und nachher iſt er ſo gut, mir einige Stunden lang vorzuleſen.

Die Gräfin legte ſich zurück und ſagte nach einer Weile mit einem ſonderbaren Tone, dem Etwas wie ein Seufzer voranging:

Sie ſind wirklich eine glückliche, eine wahrhaft beneidenswerthe Frau! Ich war weit entfernt, mir Ihre Exiſtenz hier ſo harmoniſch, ſo ideal zu denken.

Ach, ideal iſt ſie auch nicht, gnädige Gräfin, und wenn meine alte Tante mir nicht ſo freundlich die ſchwerſten Sorgen abnähme, ich fände ſelten Zeit, hier in meinem traulichen Zimmer zu ſitzen, und müßte mich den ganzen Tag in Küche und Keller, im Kuhſtall und in der Milchkammer umhertreiben.

Alſo dahin kommen Sie doch?

O, Frau Gräfin, viel mehr als ich hier herkomme!

Die Gräfin betrachtete mit einem Blicke des aufrichtigſten Mitleids ihre ſchöne Wirthin.

Meinem Manne mußte es im Anfange doch noch ſchwerer werden, fuhr Thereſe plaudernd fort, denn zwiſchen ſeinem jetzigen und ſeinem frühern Leben iſt ein noch viel größerer Contraſt. Ich hatte doch immer die Arbeiten einer Haushaltung, wenn auch nur einer kleinen, geleitet. Er aber hatte nur der Wiſſenſchaft gelebt, um hier dann ganz in dem durchaus materiellen Treiben einer großen Oekonomie aufzugehen!

Freilich, ſagte die Gräfin ſinnend, das iſt noch viel ärger. Wo iſt Ihr Mann?

Ich weiß es nicht, Frau Gräfin, ſoll ich ihn ſuchen?

Nein, nein, ſagte etwas ängſtlich die Dame, denn ſie wußte nicht, ob ihr Mann es billigen werde, wenn ſie hier mit ſeinem Pachter Thee trinke. Mit der Frau war das etwas Anderes, das ging allein ſie ſelbſt an, und ſie war, wie geſagt, nicht bewußt hochmüthig, ſondern fand wirkliches Gefallen an der jungen Frau und freute ſich an deren Bekanntſchaft und nahm ſich vor, recht freundlich und herablaſſend gegen dieſelbe zu ſein.

Als ſie fortfuhr, nahm ſie auch wirklich die Zuneigung Thereſens mit, die ſchon nach einer halben Stunde Zuſammenſeins mit weiblichem Tact die Gräfin durchſchaute und das Unabſichtliche ihres ſo oft beleidigenden Benehmens richtig würdigte.

Nun, wie gefällt dir Ihre hochgräfliche Gnaden? frug Bernhard ſpöttiſch ſeine Frau, nachdem er die Dame wieder in den Wagen gehoben, und während in der Allee, die zum Hofe führte, nur noch der Staub, den die vier Mecklenburger in die Höhe warfen, zu ſehen war.

„O gut.

Gut? Dieſe Frau, die wegen ihres Hochmuths und ihres Uebermuths förmlich berühmt iſt, ſelbſt unter ihres Gleichen?

Sie verdient das nicht. Sie iſt nur ſehr verwöhnt und verzogen. Du hätteſt hören ſollen, wie ſie mir vorklagte, daß ihre Eltern, ihr Gemahl und ihr Arzt ſie durchaus noch dieſen Sommer nach Oſtende zu gehen bewegen wollten; weil ſie aber verlangten, ſie ſolle ihr Kind bei ſeiner Großmutter laſſen, da ihm die Reiſe leicht ſchaden könne, ſo werde ſie nicht gehen. Wie liebt ſie ihr Kind! Wie kann Jemand, der ſo tiefes Gefühl beſitzt, hochmüthig ſein? Das können nur oberflächliche Menſchen.

Sie liebt das Kind nur, weil es ihr Kind, ihr Fleiſch und Blut, ein Theil von ihr ſelbſt iſt; o, ich kenne dieſe Art von Elternliebe, ſagte Bernhard.

---

### 3. Wer iſt das Opfer?

Man hatte die Gräfin wirklich überredet, nach Oſtende zu reiſen und ihr vergöttertes Kind ſo lange unter der Hut ihrer Mutter zurückzulaſſen. Der Graf hingegen begleitete ſeine Gemahlin in das Seebad.

Im Anfange bekam die Trennung Mutter und Kind gleich wohl, die Gräfin erfreute ſich einer ganz ungeſtörten Ruhe, und das Kind genoß, weniger von der ängſtlichen Mutter bewacht, mehr Freiheit und gedieh und entwickelte ſich ſichtbar. Da, ganz plötzlich, die Gräfin war vielleicht drei Wochen abweſend, erkrankte der kleine Bernhard, der Arzt erklärte, das Gehirn ſei afficirt, und man ließ den Grafen von Oſtende kommen, der nur unter einem Vorwande ſeine Gemahlin zu verlaſſen wagte und ihr keine Silbe von der Krankheit des Kindes mittheilte. Aber ſchon als der Vater ankam, war das Kind rettungslos, und nach drei Tagen war es eine Leiche.

Bernhard, der am Todestage ſeines Pathen hinüber geritten war, ſah zufällig den Grafen, aber Keiner erkannte den Andern. Der Graf erkannte Bernhard nicht, weil er überhaupt Niemand ſah, und Bernhard kannte ihn nicht, ſo verändert war ſein Gutsherr, der dennoch ſo viel Faſſung behielt, den Schloßbewohnern zu befehlen, den Todesfall möglichſt geheim zu halten, damit nicht ein Gerücht zu der Gräfin dringe, die vielleicht ſchon unterwegs war; und wirklich kam ein Brief vom Badearzte, der ſchrieb, die Gräfin habe die Rückreiſe angetreten, weil ſie, von ſchmerzlichen Ahnungen ergriffen, behauptet, ihrem Kinde ſei etwas zugeſtoßen. Niemand begleite ſie als ihre Kammerfrau, aber die habe ihm, dem Arzte, bei der Abreiſe mitgetheilt, die Gräfin ſei in einer ſolchen Aufregung, daß ſie für ihre Beſinnung fürchte.

Was war zu thun? Der Graf empfing den Brief am Sarge ſeines Kindes, und morgen ſollte die unglückliche Mutter eintreffen! Und ſo kam es, daß bei der nun folgenden Beiſetzung der Leiche in die Familiengruft der ſo zärtliche Vater kaum an ſeinen geſtorbenen Liebling, ſondern nur daran dachte, wie er ſeiner Gemahlin dieſen Todesfall verberge, bis ſie kräftiger ſei, einen ſo furchtbaren Schlag zu ertragen. Da hörte er hinter ſich ein unterdrücktes Schluchzen, er wandte ſich unwillkürlich, um zu ſehen, wer ſeinem Kinde dieſe Theilnahme zolle; ſein Auge fiel auf Bernhard, der ſeinem Pathen die letzte Ehre zu erweiſen herübergekommen, und der nun weinte, wie ein Mann es nicht gern thut.

Als die Beiſetzung vorüber war, trat der Graf zu ihm, nahm ſeine Hand und ſagte gerührt: Artmann, ich danke dir.

Ich muß wahr ſein, Herr Graf! ſtotterte der bleiche Bernhard, nicht das Mitgefühl allein hat mich ſo ergriffen — ſondern vorhin, als wir Alle an den Sarg traten, war es mir gerade, als ſehe ich darin mein eigenes Kind vor mir liegen! Dieſe Aehnlichkeit iſt es, die mich ſo erſchüttert hat!

Dein Kind, rief der Graf, dem dieſe Worte wie ein Wink von oben waren, dein Kind gleicht dem meinen? O raſch — raſch zu deinem Hofe, laſſe mich dein Kind ſehen!

Und eine Viertelſtunde darauf fuhr der Graf wirklich mit Bernhard im raſcheſten Trabe davon.

Thereſe war im höchſten Grade erſtaunt, als ſie den Grafen mit ihrem Manne bei ſich eintreten ſah. Er grüßte ſie kaum und frug nur eilig: Wo iſt Ihr Kind?

Im Nebenzimmer.

So holen Sie es, ich bitte Sie, und du, Artmann, bringe mir aus der Wagentaſche ein Päckchen, das ich dort eingeſteckt.

Das Kind kam auf dem Arme der Mutter, der Graf betrachtete den Knaben ſo lange und aufmerkſam, als wolle er des Kindes Seele mit den Augen verſchlingen, bis Thereſe ganz ängſtlich wurde.

Er iſt größer, ſtärker und blühender — aber das haben ſie ja Alles meiner Frau von ihrem Kinde geſchrieben — er gleicht ihm außerordentlich, es iſt offenbar — es iſt ein Wink von oben.

Der Graf bedachte nicht, daß der Tod ſeines einzigen Kindes ein viel deutlicherer Wink geweſen — er nahm Artmann, der eben hereintrat, das Päckchen aus der Hand und ſagte zu Thereſe:

Ich bitte Sie, ziehen Sie dem Kinde dieſe Kleider meines Bernhard an, und bringen Sie mir ihn dann, ich möchte ſehen, ob es möglich iſt, ſich zu täuſchen und ihn für mein verſtorbenes Kind zu halten.

Thereſe wagte dem todtblaſſen Manne, den die Thränen am Reden hinderten, nicht zu widerſprechen, obgleich ſie ſeine Zumuthung nicht begriff, trug ihr Kind ins Nebenzimmer und zog ihm das feine Brüſſeler Battiſthemdchen, die geſtickten Höschen, das himmelblaue Kaſimirkittelchen und das ſchwarzſammtne Jäckchen in möglichſter Eile an und ſchnürte die bunten ruſſiſchen Stiefelchen an ſeine runden Füße, dann ſcheitelte ſie halb abſichtslos die kurzen blonden Löckchen ihres Kindes in derſelben Art, wie ſie geſehen, daß der kleine Bernhard ſeine Löckchen trug, und führte ſo ihr Kind zum Grafen zurück.

Als ſie eintrat, ſtürzte der unglückliche Vater auf ihr Kind zu, hob es hoch auf und rief: Ja du biſt ſo wie er; der barmherzige Gott hat dich mir geſandt, und Jedermann ſoll dich hinfür für mein Kind halten.

Das Kind, das nur ein paar Wochen mehr als ein Jahr zählte und das natürlich noch nicht ſprechen konnte, ſtreckte ganz erſchrocken die Arme nach ſeiner Mutter aus, die ebenſo erſchrocken in ihres Mannes blaſſes Geſicht ſah. Endlich ſagte Artmann vorwurfsvoll: Herr Graf!

Haltet mich nicht für wahnſinnig! Ich ſage euch im Ernſt: ihr müßt mir euer Kind mitgeben, damit ich es der Gräfin als ihr eigenes zeigen kann, ſie würde die Nachricht ſeines Todes nicht ertragen.

Eher das Leben! riefen aus Einem Munde Bernhard und ſeine Frau.

Der Graf ſah ſie verwundert an. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich zu jedem Opfer bereit bin.

Bernhard fuhr auf, aber Thereſe legte ihm die Hand auf den Mund und ſagte: Stille, laß mich reden!

Herr Graf, das Kind iſt unſer höchſtes Glück, wir können es nicht miſſen, um keinen Preis der Welt!

Um keinen Preis der Welt? frug verwundert der Graf, der hier eigentlich an gar keinen Widerſtand gedacht. — Nun wohl, ſagte er nach einer Pauſe, ich will das Kind nicht für immer, nur auf ein halbes Jahr — bis dahin, hoffe ich, wird die Geſundheit meiner Frau ſo geſtärkt ſein, daß ſie die Wahrheit ertragen kann, und will ſie ſich, wenn ſie Alles erfahren, von dem Kinde nicht trennen, könnt ihr ja auf das Schloß ziehen, ich gebe euch die Rentmeiſterſtelle.

Nein, ſagte Bernhard kalt, keinen Tag gebe ich das Kind fort.

Iſt die Gräfin kränker? frug Thereſe nun mit weichem Mitgefühl, ihr Kind, das ſich vom Grafen zu ihr geflüchtet, feſt an ſich drückend.

So krank und von den Seebädern und bangen Ahnungen ſo ſehr aufgeregt, daß ihre Kammerjungfer geſagt hat, ſie fürchte für ihren Verſtand! Und wenn ſie morgen ankommt und ihr Kind nur noch unter der Erde finden kann —

Thereſe trat, das Kind auf dem Arme, zu ihrem Manne und ſagte mit zitternder Stimme:

Wenn ſie ſtirbt, ſind wir ihre Mörder. Gieb das Kind mit — wenn es die Mutter nicht für das ihrige erkennt, haben wir keine Schuld, erkennt ſie es dafür, ſo mag ſie ſich einige Wochen an ihm erfreuen; dann will ich kommen und ihr die Wahrheit ſagen, und ſie wird ſie ertragen mit Gottes Hülfe und wird mir mein Kind, das mir Gott ſchenkte und Gott ließ, zurückgeben. Bernhard — lade kein Verbrechen auf unſere Seelen!

Bernhard ſagte nur trotzig, indem er ſich abwandte: — Du haſt dieſen Betrug zu verantworten, Thereſe, denn ein Betrug bleibt es immer! Aber thue, was du willſt.

Der Graf aber nahm ſeinen eigenen Mantel ab und ſchlug ihn um das Kind und bat Thereſe, ihm ihr Mädchen mitzugeben, von dem das Kind auch willig ſich hinaustragen ließ; aber als es ſchon auf dem Flur war, eilte ihm Thereſe nach, preßte es unter ſtrömenden Thränen an ihr Herz und meinte, dieſe Trennung nicht überleben zu können.

Der Graf nahm ihre Hand und ſagte leiſe: Bald holen Sie ſich ihn wieder.

Und er machte das weinende Kind von ihr los, ſtieg mit ihm in den Wagen und fuhr raſch davon.

Thereſe kehrte gebrochenen Herzens in ihr Zimmer zurück und tief in ihrem Innern rief eine Stimme: Du haſt dein Kind verloren, für immer, für ewig! und als ſich die Märtyrin der Menſchenliebe an ihres Gatten Bruſt werfen wollte, um da Troſt zu ſuchen und zu finden, wandte er ſich von ihr ab und verließ das Zimmer. — Thereſe aber durchlebte an jenem Abend und in der darauf folgenden Nacht alle jene Schmerzen, die das Schickſal der Gräfin beſtimmt hatte, denn die Ahnung ihres Innern rief immerfort: Du haſt dein Kind auf ewig verloren!

## 4. Die glückliche Mutter.

Auf dem Schloſſe war Alles in Bewegung. Die junge Gräfin wurde erwartet, und die alte Gräfin, ihre Mutter, war eben abgereiſ't, weil ſie ſich nicht ſtark genug fühlte, ihrer Tochter gegenüber den Tod des geliebten Enkels zu verbergen, obgleich ſie auch vollkommen die fromme Lüge des Schwiegerſohnes billigte.

Ein Befehl des Herrn hatte ſämmtliche Schloßbewohner, vom Rentmeiſter bis zum Kuhjungen, in dem Saale verſammelt. Mitten unter ihnen, aber doch durch einen ehrerbietigen Kreis von ihnen getrennt, ſtand Graf Clemens, bleich, mit zuſammengezogenen Brauen, und ließ forſchend ſeine Blicke auf die Umgebung ſchweifen, um zu ſehen, ob auch kein Einziger fehle. Endlich ſagte er mit ſcharfer Stimme:

Ich habe euch Alle hierher rufen laſſen, um euch einen gemeſſenen Befehl zu ertheilen. In einer Stunde wird die Gräfin vielleicht eintreffen, und ſie darf nicht den Tod — unſers — hier ſtockte die ſcharfe Rede etwas — unſers Kindes erfahren. Der Sohn des Pachters Artmann wird ihr entgegengebracht werden. Gelingt es nun mit Gottes Hülfe, und ſie hält wirklich den kleinen Clemens für unſern Bernhard, ſo darf ihr Niemand, nicht heute und nicht ſpäter, den Irrthum benehmen. Wer dies mein Verbot überſchreitet und abſichtlich oder unabſichtlich die Gräfin die Wahrheit auch nur ahnen läßt, wird — nicht etwa des Dienſtes entlaſſen, die Angſt davor wird Keinen vorſichtig machen, der es nicht ſchon iſt, nein, ſondern wer den Tauſch verräth, wird — das ſchwöre ich bei meiner gräflichen Ehre — von mir eigenhändig niedergeſchoſſen wie ein toller Hund! Wer aber ſchweigt, nicht bloß gegen die Gräfin, ſondern auch gegen Jeden außerhalb des Schloſſes, erhält den vierten Theil ſeines Gehalts am Schluſſe des Jahres als Zulage. Nun geht!

Und wortlos, auch ohne nur zu flüſtern, verließen Alle, einer nach dem andern, den Saal; der Graf aber beſtieg ſein Pferd, um ſeiner Frau entgegen zu reiten, obwohl dieſe Begegnung ganz den Stempel des Zufälligen tragen ſollte, da er der Gräfin nichts vom Briefe des Badearztes verrathen durfte.

Vielleicht war Graf Clemens, ſeitdem er lebte, noch nicht in ſolcher Gemüthsbewegung geweſen wie jetzt, und es war nicht der ſchnelle Trab ſeines ſchlanken engliſchen Pferdes, was ſein Herz ſo hoch ſchlagen ließ. Denn er liebte wirklich ſeine Frau, vielleicht nur weil ſie in ihrer apathiſchen und doch reizbar nervöſen Gemüthsſtimmung den vollſten Gegenſatz zu ſeinem heftigen, eigenſinnigen und harten Weſen bildete. Die Gräfin Agnes war nicht ſchön, denn ſie war zu blaß, zu mager und zu kränklichen Anſehens, um trotz regelmäßiger Geſichtsbildung, ſchöner blonder Haare und der weißeſten Zähne dafür zu gelten, überdem trugen ihre Züge den Stempel einer Apathie, die ihren großen blauen Augen alles Leben raubte, jener Apathie, die man bei Menſchen, die Viel erlebt haben, Blaſirtheit nennt. Blaſirt konnte man aber die Gräfin nicht nennen, denn ſie hatte nichts erlebt, keine Schickſale und keine Leidenſchaften. Der dankbaren Liebe zu ihren Aeltern war das Gefühl, das ſie für ihren Gemahl hegte, ſehr ähnlich, und kein anderer Mann hatte je ſelbſt nur ihre Phantaſie in Anſpruch genommen. Wie ruhig ſie ihm ſich geſchenkt, hatte Clemens auch wohl bemerkt, und vielleicht, bei ſeinem hauptſächlich in Widerſprüchen wurzelnden Charakter, hatte gerade dies ein lebhaftes Gefühl für ſie in ihm erweckt. Ebenſo klar ſah er auch, daß die Liebe zu ihrem Kinde den Stempel des Leidenſchaftlichen trug, ſah wohl, wie jeden Morgen beim erſten Anblick des kleinen Bernhard die bleichen Wangen ſeiner Frau ſich hoch rötheten und ihre matten Augen erglänzten, ſah wohl, daß dies Kind allein den Schlüſſel zu ihrem innerſten Herzen beſitze und der ganze Reiz ihres Lebens geworden. Darum glaubte er auch, und Jeder, der Gräfin Agnes kannte, mußte es mit ihm glauben, ſie werde den Tod dieſes vergötterten Kindes mit dem Leben oder mit ihrer Vernunft bezahlen.

Der Graf war im ſcharfen Trabe wohl eine halbe Meile geritten, als aufwirbelnder Staub ihm die Nähe eines Wagens verkündete. Er hielt die Zügel ſeines Pferdes an, um genauer zu ſehen, und als er mit der Hand die Augen beſchattete, dünkte es ihm wirklich, als wehe der bekannte blaue Reiſeſchleier ſeiner Frau aus dem entgegenkommenden Wagen auf.

Als er ſie mit Gewißheit erkannte, ſchnürte ſich ſeine Bruſt auf eine Weiſe zuſammen, daß er nicht mehr Athem holen konnte. Wenn ſie nun den Betrug durchſchaute, das fremde Kind nicht für das ihrige erkannte, war es dann nicht zehnmal ſchlimmer, als wenn er ihr offen und ſchonend den gemeinſamen Verluſt mittheilte? Je näher ſie kam, je mehr ſchwankte er, ob er den ſo feſt beſchloſſenen Plan durchführen ſolle, und als er am Schlage hielt und ſie ihm die Hand entgegenſtreckte, hatte er ihn ganz und gar aufgegeben.

Als ſie aber mit feuchten Augen und zitternder Stimme frug: Wie geht es dem Kinde? konnte er nichts Anderes hervorbringen als: Gut, vortrefflich!

Sie warf ſich zurück im Wagen, ſie faltete die Hände, und die Augen zum Himmel erhebend, rief ſie leidenſchaftlich: Guter Gott, ich danke dir! Wie ſieht er aus? Iſt er ſtärker geworden? Läuft er viel? Spricht er Etwas?

Er ſieht ſo gut aus, ſtotterte der Graf, indem er den Hals ſeines erhitzten Pferdes ſtrich, daß du ihn gar nicht wiedererkennen würdeſt. Als mir ihn deine Mama entgegenbrachte, habe ich ihn nur daran und an den Kleidern erkannt. Er hat ſich unendlich zu ſeinem Vortheil verändert — und läuft wie ein Hirſch!

O mein Gott! wäre er nur hier; dieſe Viertelſtunde wird mir fürchterlich lang werden!

Aber, frug der Gemahl, warum kommſt du über Hals und Kopf, warum warteſt du nicht ab, bis ich dich holte? Morgen wollte ich abreiſen.

Verzeihe, aber mich überfiel eine tödtliche Angſt wegen des Kindes; ich träumte fortwährend entſetzliche Dinge. — Wie geht es der Mama?

Sie iſt heute Morgen abgereiſ't, weil dein Vater ſchrieb, er habe einen heftigen Katarrh — du kennſt ihre Aengſtlichkeit.

Der Graf ſtieg nun vom Pferde, gab es dem Bedienten und ſetzte ſich zu ſeiner Frau in den Wagen, die ſich in ſtillſeliger Erwartung an ſeine Schulter lehnte und mit ſehnſüchtigem Auge nach der Gegend blickte, wo das Schloß, welches ihren größten Schatz, ihr Kind barg, hinter Bäumen lag.

Wer den Grafen beobachtet hätte, als der Wagen auf den Schloßhof fuhr, würde über ſeine todtenblaſſen Züge erſchrocken ſein. — Aller Augen aber waren auf die Gräfin gerichtet, die mit den Blicken ihr Kind ſuchte.

Da man dich nicht erwartet, ſagte ihr Gemahl, wird dir die Wärterin das Kind nicht entgegenbringen, überdem habe ich ihr bei dem heftig wehenden Winde verboten, heute auszugehen.

Die junge Mutter flog die breite Schloßtreppe hinauf, daß ihr Gemahl ihr kaum folgen konnte. Als ſie droben die Thüre des Zimmers aufſtieß — es war vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben, daß ſie ſelbſt eine Thürklinke berührte — ſaß das Kind Thereſens gerade auf dem Schooße der Wärterin und wurde geſpeiſ't.

Die Gräfin warf ſich daneben auf die Kniee, ſah ihm ins Geſicht — und ſagte dann halb traurig und halb froh: Er ſieht ganz anders aus, du haſt Recht, ich hätte ihn auf der Straße nicht wiedererkannt — aber ſchöner, viel ſchöner iſt er geworden, und ſein Händchen zum Munde führend, frug ſie mit unausſprechlicher Zärtlichkeit: Kennſt du mich noch, mein ſüßes Kind?

Statt aller Antwort ſchrie der kleine Junge, weil die Liebkoſung der Gräfin ihn am Eſſen hinderte.

Er iſt ſo hungrig, ſagte die Wärterin, indem ſie den Grafen anſah, ſpäter wird er freundlicher ſein, denn er kennt Sie gewiß noch.

Die glückliche Mutter blieb nun ruhig knieend neben dem Kinde liegen und wartete ab, bis ſeine Mahlzeit geendigt war. Dann nahm ſie ihn auf den Schooß, und da ſie einiges Zuckerzeug aus der Taſche zog und es ihm anbot, ſagte der Kleine auch wirklich, weil er nur von Thereſen ſolche Näſchereien empfangen hatte: Mama, Mama!

Die Gräfin drückte ihn ans Herz und blickte ſtrahlenden Auges nach dem Gemahl, der in der Fenſterbrüſtung ſtand und, wie ſie nun zu ihrer großen Verwunderung gewahrte, nicht nach ihr und dem Kinde, wie er ſonſt zu thun pflegte, ſondern hinab nach dem Schloßhofe blickte und ihr den Rücken zukehrte.

Clemens, rief ſie laut, freue dich mit mir an unſerm wundervollen Kinde!

Aber der Graf, den alle Faſſung verlaſſen, antwortete nicht, ſondern verließ raſch, ohne ihr das Geſicht zuzukehren, das Zimmer. Sie frug verwundert die Wärterin, die am andern Fenſter ſtand, was unten im Hofe vorgehe?

O das Reitpferd — ſtotterte die Frau, die auch in die neue Rolle ſich noch nicht recht finden konnte.

Die Gräfin aber ſagte mit dem Lächeln der glücklichen Mutter, indem ſie Thereſens Kind feſt an ihr Herz drückte: So ſind die Männer, über ein Pferd vergeſſen ſie ihr Kind! Aber ich — ich vergeſſe dich nicht, und nie mehr, das ſchwöre ich bei allen Heiligen, ſoll man mich auch nur auf einen Tag von dir trennen!

Graf Clemens aber war nicht bei ſeinem Pferde, wie die Wärterin in ängſtlichem Eifer log, ſondern hatte ſich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen und dort ging der ſonſt ſo harte und gefühlloſe Mann händeringend auf und ab und frug mit leiſe zitternder Stimme ſich ſelbſt: Werde ich die Kraft haben, dies zu ertragen? Zu ſehen, wie Agnes das fremde Kind in glücklicher Liebe auf den Händen trägt, während ich weiß, daß unſer Liebling drunten in der kalten Gruſt vermodert? — Endlich machte ſeine ſchmerzbeladene Bruſt ſich Luft in dem brünſtigen Gebete, daß der Himmel ihnen ein zweites Kind ſchenken und dadurch ſeinem Herzen auch wieder Vaterfreude verleihen möge!

## 5. Die unglückliche Mutter.

Sechs Wochen waren verfloſſen, ſeitdem der kleine Clemens Artmann Bernhard hieß und im gräflichen Schloſſe als einziges Kind von der Gräfin und der ganzen Dienerſchaft gehegt und auf den Händen getragen wurde.

Bernhard und Thereſe waren nicht auf dem Schloſſe geweſen, aber Thereſe hatte ihr Mädchen, die mit im Geheimniſſe war, weil ſie damals das Kind fortgebracht, öfter zur Wärterin geſchickt, um den Knaben zu ſehen, in der Frühe des Morgens, wenn die Gräfin noch ſchlief; und dann hatte die betrübte Mutter ihr krankes Herz gelabt an der Kunde, wie wohl und blühend ihr Liebling ſei — obgleich es auch wieder ihr Herz zerriß, als ſie erfuhr, daß ihr Kind jetzt wirklich die Gräfin Agnes „Mama“ nenne! Bernhard, anſtatt ſie zu tröſten, machte ihr Vorwürfe, daß ſie ihr Kind hergegeben, und erklärte ihr eines Abends, er werde die Pachtung kündigen am Schluß des Jahres, ſein Inventar verkaufen und mit ihr und dem Kinde im nächſten Frühjahre nach Amerika ziehen.

Thereſe ſchwieg. Wenn ſie nur ihr Kind wieder gehabt hätte! Aber nach einer Weile ſagte ſie entſchloſſen zu Bernhard:

Morgen gehe ich auf das Schloß und hole das Kind!

Glaubſt du, ſie würden dir es geben? frug Bernhard ſpöttiſch.

Ich gehe zur Gräfin und ſage ihr Alles.

Als wenn ſo eine vornehme Dame zu ſprechen wäre!

Ich mache Lärm!

Dann wirft man dich zum Schloſſe hinaus und ich ſchieße dafür den Grafen todt — komme dann ins Zuchthaus —

Um Gotteswillen, hör auf! Aber wie willſt du denn das Kind wiederbekommen?

Durch die Gerichte! Wenn ich den Pacht gekündigt, zeige ich den Gerichten an, daß der Graf mir mein Kind, das ich ihm nur auf einige Wochen mitgab, nicht zurückgeben will —

Die Gerichte werden dir nicht glauben.

Ich habe zwei Zeugen, deine Magd und den rothen Kaſimir, dem ich dafür, daß er die reine Wahrheit für einen Pachter einem Grafen gegenüber ausſagt, die Ueberfahrt nach Amerika bezahlen werde, denn er iſt livree- und europamüde.

Der Graf wird ihn erſchießen — er hat ſein Ehrenwort gegeben, erzählte die Wärterin meiner Betty —

Deshalb wird er vorher nach der Stadt gehen und den Schutz der Gerichte in Anſpruch nehmen. Er iſt ein Trotzkopf, und dieſe Drohung des Grafen hat ihm vielleicht Luſt gemacht, ihn zu verrathen — wir haben Alles beſprochen, obgleich ich erſt die Klage in einem halben Jahre eingeben kann, weil eher nicht der Kündigungstermin einfällt. Ich mag nicht ſein Pachter mehr ſein, wenn ich ihn einmal eingeklagt habe. Darum Geduld bis dahin.

Ein halbes Jahr ſollte ich noch ohne mein Kind ſein?

Geh und hole dir es früher!

Am andern Morgen kleidete ſich Thereſe noch ſorgfältiger als gewöhnlich, befahl dem Knecht ein Pferd vor den kleinen Korbwagen zu ſpannen und ſie nach dem Schloſſe zu fahren.

Es war ſchon beinahe Mittag, als ſie dort ankam, und der Rentmeiſter, vor deſſen Thür ſie abſtieg, bemerkte zu ſeinem Bedauern, wie bleich und mager die hübſche blühende Frau ſeit wenigen Wochen geworden — die Urſache errieth er nur zu gut, aber er wagte nicht, mit ihr darüber zu ſprechen, und ſie ſagte auch Nichts, ſondern bat ihn nur, ſie bei dem Grafen zu melden, den ſie in wichtiger Angelegenheit allein zu ſprechen wünſche.

Es dauerte eine volle Viertelſtunde, ehe der Rentmeiſter wieder kam, um ſie ſchweigend hinüber ins Schloß und bis an des Grafen Cabinet zu geleiten, das der Graf, ſobald ſie eingetreten war, abſchloß.

Er war nicht allein, neben ihm ſtand ein hoher Mann in geiſtlicher Tracht, ein Oheim der Gräfin Agnes.

Graf Clemens ging der zitternden Thereſe freundlich entgegen und bot ihr einen Seſſel an, während er ſelbſt und ſein Verwandter in der Fenſterniſche ſtehen blieben.

Sie wollen Ihr Kind, Frau Artmann, iſt's nicht ſo? frug nun der Graf.

So iſt's — ich kann ſeine Entfernung nicht länger ertragen — meine Geſundheit leidet darunter. Laſſen Sie mir ihn ein einziges Jahr und fordern Sie dafür, was Sie wollen!

Ein Jahr! Und am Schluſſe des Jahres würden Sie gerade ſo ſprechen.

Wenn uns der Himmel bis dahin wieder ein Kind ſchenkt, gewiß nicht —

Nein, nein, um keinen Preis der Welt verkaufe ich die Gegenwart meines Kindes! Nicht um eine Million!

Der Geiſtliche, den der Graf anblickte, näherte ſich nun Thereſen und ſagte mit ſanfter Stimme: Sie ſind zwar nicht mein Beichtkind —

Ich bin Niemandes Beichtkind! antwortete Thereſe, härter, als ſie es ſonſt in ähnlichen Fällen gethan haben würde: ich bin eine evangeliſche Chriſtin.

Der Geiſtliche ſah den Grafen verwundert an; der Letztere hatte dieſen Umſtand ganz vergeſſen und ihn aufgefordert, den Vermittler zu machen!

Thereſe weidete ſich etwas an der offenbaren Verlegenheit der beiden Männer, ſagte aber dann mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit: Sagen Sie aber nur in Gottes Namen, was Sie ſagen wollten, hochwürdiger Herr, denn Sie ſind auch in meinen Augen ein Prieſter Gottes — bin ich doch in einer katholiſchen Kirche von einem katholiſchen Prieſter mit einem katholiſchen Manne getraut — mein Kind iſt auch dort getauft — ich bin bereit zu hören, und zwar aufmerkſam und andächtig zu hören, was Sie mir ſagen werden.

Nun wohl, ſagte der Geiſtliche, aber etwas weniger zuverſichtlich, als er begonnen, ſagen Sie mir ernſtlich und ehrlich, verlangen Sie Ihr Kind zurück, weil Sie glauben, daß ſein Aufenthalt hier im Schloſſe es irgendwie geiſtig oder körperlich ſchädigen könne?

Ob das der Fall ſein kann, weiß Gott allein, aber ich glaube und fürchte es nicht, ſonſt würde ich es auch nicht auf einen einzigen Tag hergegeben haben.

Nun wohl, ich ſehe, Sie antworten mir ganz offen — beantworten Sie mir alſo auch noch eine Frage auf dieſelbe Weiſe?

Fragen Sie!

Sie verlangen alſo Ihr Kind nur zurück, um die Sehnſucht Ihres eigenen Mutterherzens nach ihm zu ſtillen?

Ja, und die Sehnſucht meines Mannes, deſſen gewohnte Heiterkeit ſeit der Entfernung des Kindes ganz verſchwunden, und der mir allein die Schuld ſeiner Schmerzen vorwirft, denn er würde nicht ſein

Kind hergegeben haben! Aber ich, gerade weil ich mein Kind mehr noch liebte, als er, konnte mir auch die Gefühle der Gräfin vergegenwärtigen und hatte deßhalb mehr Mitleid mit ihr!

Das Bewußtſein einer ſo edlen That und die Ueberzeugung von dem Glücke der Gräfin muß Ihnen auch eine Befriedigung gewähren!

Das thut es auch — dieſe Ueberzeugung iſt meine einzige Freude, und das Bewußtſein, der Menſchenliebe ein ſolches Opfer gebracht zu haben, mein einziger Troſt — aber das ſind Alles nur Sandkörner gegen das Gewicht meines Schmerzes und meiner Sehnſucht.

So will ich Ihnen einen Rath geben: vergrößern Sie Ihre Wohlthaten, dehnen Sie ſie ſo weit aus, daß ſie Ihrem mütterlichen Schmerze die Wage halten, ſagte der Geiſtliche, indem er abwechſelnd auf den Grafen und auf Thereſe blickte.

Wie meinen Sie das? Ich verſtehe Sie nicht! Ich thue für die Armen, was meine Verhältniſſe mir erlauben, und vielleicht noch mehr!

So laſſen Sie meinen Neffen hier, der ſo großes Intereſſe an Ihrer Opferfähigkeit hat, für Sie eintreten. Laſſen Sie ihn den Armen vergelten, was Sie für ſeine Frau thun — das iſt nicht mehr als billig, und Sie können auf dieſe Weiſe eine Wohlthäterin werden, wie es ſonſt nur einer Frau mit fürſtlichem

Vermögen vergönnt iſt — gebieten Sie über ſeine Kaſſe für die Armen.

Thereſe ſtand auf — bleich, zitternd an allen Gliedern, und dem Geiſtlichen nahe tretend, legte ſie ihre bebende Hand auf ſeinen Arm, indem ſie ihre thränenden Augen zu ihm erhob.

Sagen Sie mir noch einmal, was ich thun ſoll — mit einem Male kann's mein armer Kopf nicht faſſen!

Der Geiſtliche nahm ihre kalte Hand zwiſchen ſeine beiden und ſagte in mildem Tone, ſelbſt ergriffen von der Aufregung der Frau, die er zur Märtyrerin der Barmherzigkeit ſtempelte:

Sagen Sie zu meinem Neffen: gieb mir für meine Armen, auf daß ſie leben können, und ich will dir mein Kind noch laſſen, auf daß deine Frau leben kann.

O Gott! ſagte Thereſe händeringend. Es giebt ſo viel Arme bei uns — beinahe das ganze Dorf — und dieſe Ausſicht — o Gott, der Winter iſt vor der Thür, ich darf ſie nicht verhungern laſſen, während ich ſie retten kann. Und ſich zum Grafen wendend, frug ſie:

Wie lange wollen Sie noch mein Kind?

Der Graf hatte, im Fall Thereſe ſich bereit zeige, auf den Vorſchlag des Geiſtlichen einzugehen, ihren Knaben noch für drei Jahre fordern wollen — wagte aber jetzt dem ſichtbaren, furchtbaren Schmerz der Mutter gegenüber dieſe lange Zeit nicht auszuſprechen.

Als er noch immer beklommen ſchwieg, ſagte Thereſe, plötzlich ſich entſchloſſen aufrichtend: Ich will Ihnen das Kind noch auf ein Jahr laſſen, aber dann kaufen Sie die beiden ſtehen gebliebenen Flügel des alten Schloſſes und geben es als Armenhaus der Gemeinde nebſt den Gründen, die dazu gehören, und die hinreichen, der mäßigen Zahl, die darin Platz findet, Brod und Kartoffeln zu gewähren.

Der Graf ſagte ſogleich, ohne ſich zu beſinnen: Ich nehme Ihren Vorſchlag an.

Der Geiſtliche blickte ihn dieſer Bereitwilligkeit wegen betroffen an, aber dem Grafen ſchien die Forderung nicht ſo groß, wie ſeinem Oheim, weil er wohl wußte, daß, wenn er die letzten Trümmer des abgetragenen Schloſſes mit dem Garten zu einem ſo wohlthätigen Zweck ankaufe, die Regierung ihm einen äußerſt niedern Preis ſtellen werde.

Als der Graf nichts weiter hinzuſetzte, wandte ſich Thereſe und ſagte mit leiſer Stimme: So habe ich jetzt und während der Dauer eines ganzen Jahres nichts mehr in dieſem Schloſſe zu thun!

Sie wollte gehen, aber an der Thüre wandte ſie ſich um, und lebhaft auf den Geiſtlichen zugehend, ſagte ſie mit leuchtenden Augen:

Sie nehmen von hier die Ueberzeugung mit, mein ewiges Glück auf Koſten meines irdiſchen Glücks gegründet zu haben; ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen!

Nun, ſagte gerührt der Geiſtliche, in einem Jahre wird Ihr irdiſches Glück wieder hergeſtellt ſein!

Wenn ich es erlebe! ſagte Thereſe mit einem Lächeln, das dem Manne durch die Seele ſchnitt.

Er wandte ſich zu ſeinem Neffen und frug bittend:

Kann denn die Mutter nicht zuweilen ihr Kind ſehen?

Thereſe wäre beinahe vor ihrem Fürſprecher auf die Kniee gefallen, als der Graf mit der höflichen Kälte eines vornehmen Mannes ſagte:

Es iſt unmöglich, das könnte meiner Frau Alles verrathen.

Aber, frug nun Thereſe ſchüchtern, die Frau Gräfin gehen ſo früh zu Bett — könnte ich nicht wenigſtens des Abends dann im Schlaf mein Kind ſehen?

Seitdem ſie zurück von Oſtende iſt, muß trotz dem ausdrücklichen Verbot der Aerzte das kleine Bett dicht vor dem ihrigen ſtehen, und da Ihr Kind, ſetzte der Graf mit bitterm Lächeln hinzu, viel ruhiger ſchläft, als das unſere es gethan, ſo möchte ich meiner Frau dieſe Freude nicht verwehren!

Thereſe ging, nachdem ſie noch dem geiſtlichen Herrn einen dankenden Blick für ſeine Verwendung zugeworfen. Unten beſtieg ſie ihren kleinen beſcheidenen Wagen, und mit ſehnſüchtigem Blick nach den hohen Scheiben, hinter denen ſie ihres Herzens Liebling wußte, fuhr ſie von dannen.

## 6. Der Wohlthäter.

Sechs Wochen darauf verkündete der Pfarrer von der Kanzel, der hochgeborene Herr Graf von K. wolle in nicht genug zu würdigendem chriſtlichem Sinne das alte Schloß nebſt Garten und Feldern, das ihm die Verwaltung der königlichen Domänen verkauft, als Armenhaus der Gemeinde ſchenken, zum Dank möge nun hinfort die Gemeinde jeden Sonntag für ihren Wohlthäter beten.

Unten ſaß Bernhard in ſeinem Stuhle, und ein unendlich bitteres Lächeln glitt über ſein blaſſes Geſicht.

Als er bei dem Nachhauſekommen Thereſe die Nachricht mittheilte, ſagte ſie mit einem Anflug von Glück in ihren ſonſt ſo trüben Zügen:

Gott ſei Dank! Das freut mich, daß er Wort hält.

O jetzt wird er noch Wort halten, ſagte ſpöttiſch Bernhard.

Wie meinſt du das?

Nun, er wird dir noch manches Jahr abkaufen wollen, und darf doch deßhalb nicht gleich vom Anfang an im Handel unehrlich ſein.

Bernhard – Bernhard! Sprich nicht ſo! Sage ſelbſt, konnte ich Nein ſagen, verdiente ich dann auch nur den Namen einer Chriſtin?

Seit wann iſt Chriſtenthum mit Märtyrerthum ſynonym?

Seit je, ſagte die Frau feierlich, ſeit je! Wer den Namen des Herrn trägt, muß auch wie er für die Menſchen ſich zum Opfer bringen können!

Bernhard ſchwieg — wie er bei allen Mittheilungen ſeiner Frau über ihre Zuſammenkunft mit dem Grafen geſchwiegen hatte, denn obgleich er ihre Seelengröße einſah und würdigte, verdroß ihn doch die ganze Uebereinkunft im Innerſten der Seele, und ſelbſt des Geiſtlichen Mitwirkung, der freilich im Intereſſe des Grafen, aber doch durchaus nach ſeiner prieſterlichen Ueberzeugung gehandelt hatte, hielt er für eine bloße Intrigue zu Gunſten der vornehmen Dame.

Thereſe führte ein ſtilles und freudenloſes Leben. Bleich und ſchweigſam ſaß ſie in ihrem Zimmer; den Leuten, die nach ihrem Kind frugen, und denen ſie geſagt, es ſei bei ihren Verwandten in Berlin, antwortete ſie nur durch ein ſchmerzliches Lächeln. Um die Landwirthſchaft kümmerte ſie ſich gar nicht mehr, glücklicherweiſe beſorgte die alte Tante das Nothwendigſte. Für Arme gab es wenig zu thun, denn des Grafen Wohlthat hatte goldene Früchte getragen, überall wurde er gerühmt, die Zeitungen verkündeten ſein Lob, und der König ſchickte ihm ſogar einen Orden!

Ein Vierteljahr war qualvoll für die arme Mutter verfloſſen, da erhielt ſie vom Grafen einen Brief; er ſchrieb:

Seitdem ich auf Ihr edles und großmüthiges Fürwort hin den Armen der Gegend ein Aſyl beſchafft, kommen von allen Seiten Anforderungen an meine Opferfähigkeit, beſonders aber drängt mich der Geiſtliche Ihres Orts, der alten merkwürdigen Kirche eine neue Orgel zu ſchenken, damit man dort, wie er ſagt, würdiger für mich beten könne — wem dieſe Gebete im Himmel zu Statten kommen, wiſſen Sie am beſten.

Wollen Sie, großmüthige und reiche Frau, dem im Vergleich mit Ihnen ſo armen Manne das große Capital, das Sie ihm geliehen, noch ein halbes Jahr länger in Obhut und Genuß laſſen, ſo bin ich bereit, auch dies Opfer zu bringen.

Gewähren Sie bald eine Antwort Ihrem
dankbaren
Grafen K.

Thereſe reichte, ohne ein Wort zu ſagen, den Brief ihrem Manne, der, als er ihn geleſen, nach ſeiner Weiſe lachte:

Dieſen Brief kann man als Supplement zum Machiavell drucken laſſen! rief er aus. Der Graf giebt dir die Ehre, aber nur dir verſtändlich, denn er ſpricht klüglich nur von deinem Fürwort — unſer Kind nennt er ein einem armen Manne geliehenes Capital, hütet ſich aber wohl, deutlich zu ſagen, daß er ſelbſt der Schuldner iſt!

Was ſoll ich thun?

Ihm abſchreiben — denn ſonſt müßte ich im nächſten Herbſt allein nach Amerika gehen.

So bleibſt du wirklich dabei und willſt am Neujahr kündigen?

Gewiß, oder noch beſſer, ich thue es jetzt ſchon als Antwort auf dieſen Brief.

Wenn du nicht anders willſt, ſo bin ich natürlich bereit, dir zu folgen, aber nicht ohne das Kind; ſage ihm das.

Sogleich ſetzte ſich Bernhard an den Schreibtiſch ſeiner Frau, ſchrieb dem Grafen in ihrem Namen und kündigte ihm dabei in ſeinem Namen den Pachtvertrag.

Aber ſchon am folgenden Tage erhielt Thereſe wieder einen Brief vom Grafen, des Inhalts, daß, wenn ſie ſeinen Wunſch gewähren wolle, er außer dem beſprochenen Geſchenk für die Kirche auch bereit ſei, dem Gehalt des Schullehrers ihres Dorfes zweihundert Thaler zuzulegen, da ihm der Pfarrer geſagt, daß die Beſoldung ſo gering ſei, daß man bisher nie einen tüchtigen, befähigten Lehrer dafür habe erhalten können und die Kinder deshalb ſehr vernachläſſigt in ihrem Wiſſen ſeien; die künftige Generation werde ſie dann ſegnen, hatte der Graf hinzugeſetzt.

Oder ihn, ſagte Bernhard, der trotz Thereſens heroiſchem Zureden auf ſeinem Willen beharrte, im Herbſt Europa zu verlaſſen, obgleich er ſelbſt vom Grafen keine Antwort auf ſeine Kündigung erhalten hatte. Thereſe ſchrieb deßhalb diesmal dem Grafen ſelbſt, ſie könne nicht einwilligen, da ſie ihrem Manne mit dem Kinde folgen werde.

Nun ſchrieb der Graf zum drittenmal an ſie, und zwar, daß er bereit ſei, auch noch ein Krankenhaus der Gemeinde zu ſchenken, wenn ſie noch eine halbjährige Friſt zulegen wolle, und zwar ein Krankenhaus mit einer Dotation für ſechs Kranke.

Die arme Thereſe! Wie unglücklich machte ſie dieſer Brief, dieſer dritte und letzte Vorſchlag! — Konnte ſie ihn zurückweiſen, ohne eine ewige Sünde an den Alten und Kranken des Dorfes zu begehen? Sie klagte Bernhard ihr Leid; aber der war wie immer grauſam genug, ihr nicht mit ſeinem Rathe beiſtehen zu wollen. Er ſagte nur: Mach es, wie du willſt — aber ich gehe im Herbſte nach Amerika!

Thereſe entſchied ſich nach langem Kampfe. Auch noch dies Opfer entſchloß ſie ſich zu bringen, weil ſich die Stimme ihres Gewiſſens nicht anders beſchwichtigen ließ; daß Bernhard ohne ſie nach Amerika gehen werde, glaubte ſie glücklicherweiſe nicht!

Als ſie Bernhard das Reſultat ihrer Ueberlegungen mittheilte, ſchwieg er. Das war überhaupt das größte Unglück, welches das Scheiden des Kindes aus dem Pachthofe begleitete — die früher ſo innige Harmonie zwiſchen ſeinen Aeltern war verſchwunden, um — nicht Zank und Streit — ſondern einem kalten Nebeneinanderleben Platz zu machen. Wie ſchmerzhaft empfand das Thereſe, deren verwaiſ'tes Mutterherz doppelt der Liebe des Gatten bedurft hätte; aber Bernhard grollte ihr, daß ſie ſein Kind dem Grafen, den er haßte, hingegeben.

Und als die arme Frau damals vom Schloſſe gekommen war und ihm geſagt hatte, ſie habe ſich und ihn auf ein Jahr ihres Kindes beraubt um der Armen willen, da wußte er freilich dem Heroismus ſeiner Frau nichts entgegenzuſetzen, er war auch zu gewiſſenhaft, ihr noch ferner Vorwürfe zu machen, aber er grollte immer fort, und den Verluſt des Kindes, den er ſchmerzlich empfand, ließ er ſeiner Frau entgelten, die doch noch mehr darunter litt.

Die Winterabende, die ſie ſonſt ſo behaglich verbracht, gingen wie die Tage in melancholiſchem Schweigen vorüber. Thereſe, deren weiches weibliches Gemüth nach einem Halt ſuchte, den ihr ſonſt die Liebe ihres Mannes in ſo reichem Maße gewährt, gab ſich einer gewiſſen religiöſen Schwärmerei hin, die ſonſt gar nicht ihrem geſunden Sinne entſprach. Sie ging wenig oder gar nicht aus, denn Jedermann, den ſie ſah, erzählte ihr noch immer mit verwunderungsvollem Staunen von der plötzlich erwachten Wohlthätigkeitsliebe des Grafen, zu welcher der Bau einer neuen Orgel, die Inſtallirung eines größtentheils von ihm beſoldeten Schulmeiſters und das Krankenhaus, das im Bau begriffen, neue Beiträge lieferten. Die einzige Nachricht von ihrem Liebling erhielt die arme Mutter noch immer durch ihr treues Dienſtmädchen, dem das

Mitleid der Wärterin bereitwillig den Anblick des Kindes gönnte.

So kam der Frühling. Die neue Orgel ſollte am nächſten Sonntage zum erſten Male ertönen, und das ganze Dorf war in geſpannter Erwartung, denn der Herr Graf hatte verſprochen, zuſammt der Frau Gräfin dem Hochamt beizuwohnen.

Mit Tagesanbruch ſchon rannten die weißgekleideten Feſtſpalierkinder mit hochgeſchürzten Röckchen durch die ſchmutzigen Gaſſen; der Weg aus dem Hauſe des Paſtors nach dem des Küſters war fortwährend belebt mit Ornamente und Leuchter tragenden „Kirchenvätern“, denn ſo hieß der Ausſchuß frommer Bürger, die für das „leibliche Wohl“ des Gotteshauſes ſorgten.

Thereſe hatte ſich in ein großes Tuch gewickelt und ſtand an einen Baum des Kirchhofs gelehnt, um die Frau ankommen zu ſehen, in deren Augen ſie das Glück leſen wollte, das ihr Kind ihr bereitete.

Die Glocken läuteten, ſogar einige Böller waren gelöſ't worden; die Kinder, an ihrer Spitze der Schulmeiſter, bildeten die eine Seite des Spaliers, auf der andern Seite war die ſämmtliche Bauerſchaft, angeführt vom regierenden Bürgermeiſter, Alles gegenwärtig, die Wohlthäter des Dorfes, Ihre hochgräflichen Gnaden, zu empfangen.

Endlich kamen ſie! Die vierſpännige Caroſſe brauſ'te daher, bis ſie am Spalier angekommen war, wo ſie ſtille hielt, damit der Graf die Rede des Bürgermeiſters vernehmen und beantworten könne.

Als der Wagen an der Kirchthüre hielt, ſtellte ſich Thereſe auf einen Grabſtein, um zu ſehen, wer im Wagen ſei. Es war gut, daß Niemand ſie gewahrte, ſonſt würde am Ende die arme Frau um ihrer Neugierde willen noch geſcholten worden ſein, und als von einer Ketzerin würde man es gar noch als eine doppelte Profanation angeſehen haben. So aber blickte Niemand nach ihr, und alle Augen waren auf die Wohlthäter der Gemeinde gerichtet, den Grafen und die Gräfin, die allein im Wagen ſaßen.

Ein Gedanke ſchoß wie ein Blitz durch den Kopf der unglücklichen Mutter. Ihr Kind war alſo jetzt allein im Schloſſe! Welche Gelegenheit, es endlich einmal wiederzuſehen und an ihr Herz zu drücken! Sie hatte ja nicht verſprochen, dies zu unterlaſſen, Niemand wurde dadurch gekränkt, und die Wärterin, die eine gutmüthige Frau war, verſchwieg ſicher ihr Kommen. Aber ſchnell mußte es geſchehen, denn das Hochamt dauerte nur eine Stunde, und dann trugen natürlich die vier Renner das gräfliche Paar mit Blitzesſchnelle wieder nach Hauſe.

Athemlos flog ſie nach dem Pachthofe, um den Knecht zu bitten, ein paar junge, feurige Ackerpferde, die ihr Mann erſt kürzlich gekauft, einzuſpannen und ſie nach dem Schloſſe zu fahren.

Als ſie nach Hauſe kam, war Niemand da —

ſelbſt nicht ihr treues Mädchen, ja ſogar die alte Tante war zur Kirche, um den Aufzug, wie ſie es nannten, zu ſehen. Was ſollte ſie thun? Sie konnte den Knecht, der freilich gutmüthig genug war, um ihretwillen die Kirche und ihre Sehenswürdigkeiten zu verlaſſen, nicht von dort holen und auch nicht von dort holen laſſen, denn er ſaß neben ihrem Manne, und dann wäre dieſer unfehlbar mitgekommen und hätte vielleicht ihr Unternehmen verhindert!

Sie ging zum Stalle. Wie um ſie zu grüßen, blickten die jungen Pferde ſich nach ihr um. Konnte ſie nicht ſelbſt fahren? Wie oft im erſten Jahre ihrer Ehe hatte im Scherze ihr Mann ihr die Zügel gelaſſen, um ihr Talent zu erproben; und hingen nicht die Geſchirre neben den Pferden, hatte ſie nicht oft dem Knechte zugeſchaut, wie er ſie ihnen um den glänzenden Hals gehängt?

Sie entſchloß ſich raſch, und indem ſie ihre zierliche Geſtalt auf die Zehen erhob, nahm ſie das Lederzeug vom Nagel und warf es den Thieren, die freudig wieherten, über. Dann zog ſie eins nach dem andern in den Schober, wo das kleine Wägelchen ſtand; Alles gelang ihr vortrefflich; ſie nahm die Peitſche, und ohne das Haus wieder zu betreten, denn ſie fürchtete Jemand zu begegnen, ſchwang ſie ſich auf den Sitz, und raſſelnd flog der kleine Wagen über den gepflaſterten Hof, durch die Straßen des Dorfes, an der Kirche vorbei, in welche alle Menſchen ſich gedrängt hatten, hinaus auf die Chauſſee, die nach dem Schloſſe führte. Es waren zwei gute Meilen zurückzulegen, aber was kümmerte das die muthige Frau?

Ihre kleine zarte Hand peitſchte unbarmherzig auf die kräftigen Pferde, die bald im Galopp mit dem leichten Wagen davonflogen. So jagte die kühne Frau an mehren Landleuten auf der Chauſſee, die kopfſchüttelnd dem kühnen Beginnen der wohlbekannten ſchönen Pachterin zuſahen, vorüber.

## 7. Die beiden Väter.

Als Bernhard der Erſte aus der Kirche kam, war er ſehr verwundert, ſein Haus offen und leer zu finden. Seine Tante und die Magd, die bald nach ihm ſich einſtellten, wußten ihm nicht zu ſagen, wo Thereſe ſei.

Noch höher wuchs ſein Staunen, als der Knecht ihm meldete, daß die Pferde und der Wagen fehlten. Bernhard dachte ſich aber bald den Zuſammenhang; nur glaubte er nicht, daß Thereſe ſelbſt gefahren, ſondern er hoffte, daß ſie irgend Jemand gefunden, der ſich zu ihrem Kutſcher hergegeben. Ein eintretender Bauer belehrte ihn aber, daß er vor einer Stunde ſeiner Frau auf der Chauſſee begegnet, wie ſie in raſender Eile an ihm vorübergeſauſ't. Die Richtung, die ſie genommen, beſtätigte ihn in ſeiner Vermuthung, und er ließ nun ſchnell einen ſeiner Gäule ſatteln, um ihr, die er ſchon wieder auf dem Rückwege glaubte, entgegenzureiten, denn er war ſehr beſorgt, da er die Gefahr mit ſo jungen Pferden als Mann viel beſſer würdigte, wie ſeine kühne Frau.

Es läutete Mittag, als er aus dem Dorfe hinausritt, und ſein Herz ſchlug zum erſten Male ſeit langer Zeit mit Sehnſucht der armen Frau entgegen, mit welcher er um dieſe Zeit ſich immer zum einfachen Mahle geſetzt, und die er ſo lange vernachläſſigt. Er mochte etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt ſein, als ihm auf der Chauſſee unweit eines ländlichen Gaſthauſes ein ihm wohlbekannter Müller begegnete. Als der Mann Artmann's anſichtig wurde, lenkte er vom Fußpfade ab und winkte ihm zu halten.

Der Müller kam nun dicht zu ihm heran, und Bernhard erſchrak über deſſen ernſtes, trauriges Geſicht.

Reitet nicht weiter, Artmann, kehrt um und verfügt Euch nach Hauſe, ich will Euch begleiten.

Was iſt's — ſagt es mir, frug Bernhard, dem die fürchterlichſten Ahnungen die Kehle zuſchnürten und ihm nicht mehr als dieſe wenigen Worte hervorzubringen geſtatteten.

Geht nicht nach jenem Krug — dort giebt's einen ſchrecklichen Anblick! Kehrt um!

Ich will auch nicht dahin, ich will meiner Frau entgegen —

Eurer Frau? Die trefft Ihr nicht, die iſt ſchon zu Hauſe, kehrt mit mir um, dann werdet Ihr ſie finden.

Nein, ich kehre nicht um!

Wenn ich Euch aber ſage, daß es zu Eurem Beſten iſt!

Sagt mir die Wahrheit — iſt meiner Frau vielleicht etwas zugeſtoßen?

Ich will Euch Alles ſagen, wenn wir in Eurem Hauſe ſind.

Bernhard's Blut gerann — es mußte etwas Fürchterliches geſchehen ſein, daß der ſonſt nicht weichmüthige Mann es ihm nicht hier auf offener Straße zu ſagen wagte!

Mit einem Male ſchrie Bernhard, deſſen ſcharfes Auge die Trümmer ſeines Wagens vor dem Wirthshaus entdeckt hatte, auf:

Meine Frau liegt todt in jenem Hauſe!

So iſt's! ſagte nun lakoniſch der Müller; wenn Ihr es wißt, ſo hilft kein Leugnen!

Ohne weiter Etwas zu hören, ſprengte Bernhard voran, am Wirthshaus ſprang er vom Pferde und ließ es allein weiterlaufen, um ſtürmiſch die Hausthüre zu öffnen. Der Wirth, der ihm auf dem Flur entgegen kam, wollte ihn verhindern, weiter zu gehen, aber Bernhard ſchob ihn bei Seite und riß die Thür eines

Saales auf, in dem er, wie ihm eine Ahnung ſagte, die todte Märtyrerin finden werde.

Sie lag wirklich da! Auf das Gaſtbett hatte man ſie getragen, und die Tochter des Wirthes war beſchäftigt, das Blut von dem ſchönen lebloſen Geſicht zu waſchen.

Laut weinend ſtürzte Bernhard zur Seite des Bettes nieder.

Thereſe, Thereſe, verzeihe mir! Nur noch einmal ſchlage deine ſüßen blauen Augen auf, um mir zu ſagen, daß du mir nicht grollſt, daß ich in frevlem Starrſinn dich mit deinem armen Herzen ſo allein gelaſſen! Thereſe, o Thereſe!

Aber ſie ſchlug die Augen nicht mehr auf, nur ein unbeſchreiblicher Zug um den Mund deutete an, daß ſie trotz ihrem entſetzlichen Tode ſchmerzlos geſchieden.

Ihre Pferde, die nur im Schritt oder höchſtens im leichten Trab zu fahren gewohnt waren, hatten, von ihr mit athemloſer Eile getrieben und gejagt, in tollem Rennen den Wagen an einem Steinpfeiler zerſchellt. Thereſe, vom Wagen geſchleudert, hatte wahrſcheinlich ſchon im erſten Augenblicke ſich tödtlich verletzt, indem ſie mit dem Kopfe aufſchlug, denn an demſelben befand ſich eine breite Wunde, aus der ein Strom von Blut gequollen war. Die Pferde, ganz ſcheu geworden, waren mit den Trümmern des Wagens weiter gerannt, und erſt lange, nachdem man ſie eingefangen, fand man am Wege die Leiche, die man eben in den Krug gebracht hatte, als Bernhard ankam.

Es war vier Uhr, die gewöhnliche Speiſeſtunde im Schloſſe, und der Graf mit ſeiner Gemahlin ſaß bei der Tafel; zwiſchen ihnen auf einem hohen Stühlchen Thereſens Kind, das erſt ſeit einigen Tagen die Ehre genoß, mit ſeinen Aeltern zu ſpeiſen. Die Gräſin ſchob dem Kinde einige Süßigkeiten in den Mund, während der Graf lächelnd zuſah, denn es gab jetzt ſchon Stunden, wo er ganz vergaß, daß der kleine Bernhard eigentlich nicht des Pachters Namen, ſondern ſeinen eigenen, Clemens, trug und nicht ſein Kind, ſondern des Pachters Kind war!

Da hörte man im Vorzimmer auffallend raſche und ſchwere Schritte erſchallen, die beiden Lakaien, die bei Tafel aufwarteten, ſahen ſich verwundert an, als die Thüre aufgeriſſen wurde und bleich, mit entſtellten Zügen und loſe flatterndem Halstuch, Bernhard Artmann auf der Schwelle erſchien.

Indem er die Drei am Tiſche abwechſelnd mit irren, ſtieren Blicken anſah, blieb er wie ein Geſpenſt am Eingang ſtehen. Der Graf, von deſſen Wangen auch alle Farbe wich, erhob ſich und ihm entgegentretend frug er mit ſchwankender Stimme:

Was willſt du, Artmann?

Mein Kind! ſagte Bernhard drohend.

Der Graf wandte mit wiedereroberter Faſſung ſich um und bedeutete durch einen Wink die Gräfin, ſich zu entfernen. Bernhard ſah mit verſchränkten Armen ruhig zu, wie ſich die erſchrockene Frau erhob und ſich von einem der Bedienten ihre Mantille umhängen ließ; als aber auf ihren Befehl einer der Bedienten das Kind vom Stuhle nehmen wollte, um es ihr nachzutragen, ſtürzte Bernhard wie raſend hinzu, faßte den Lakaien an der Bruſt, ſchleuderte ihn weit von ſich und rief:

Wer das Kind wegbringen will, den erwürge ich. Niemand ſoll mehr mein Kind anrühren!

Der Graf blickte nach ſeiner Frau, die noch immer zitternd daſtand, und indem er mit dem Finger auf die Stirn deutete, gab er ihr ein Zeichen, daß Bernhard verrückt geworden; und ſagte dann: Geh, Agnes, ich will allein mit Artmann reden, und laſſe nur das Kind, hier unter meinem Schutze iſt es ſicher.

Nur widerſtrebend gehorchte die bebende Frau, weil ſie Bernhard wirklich für wahnſinnig und es für heilige Pflicht hielt, ihre Geſundheit ſelbſt zu ſchonen, da ſie neuen Mutterhoffnungen entgegenging. Als ſie draußen war, ſagte der Graf zu ſeinem Pachter:

Geh jetzt nach Hauſe, Bernhard, denn es würde mir leid thun, gegen einen alten Jugendfreund, wie du biſt, meinen Leuten zu befehlen, Gewalt zu gebrauchen.

Das heißt, ſagte Bernhard, Sie wollen mich die Treppe hinunterwerfen laſſen, weil ich mein eigenes einziges Kind holen will?

Ueber das Kind habe ich mit deiner Frau geſprochen —

So ſprich auch jetzt mit ihr, ſagte Bernhard mit gräßlichem Spott.

Wo iſt ſie?

Im Tönniskrug.

Warum haſt du ſie dort gelaſſen?

Weil ſie todt iſt!

Der Graf fuhr zuſammen, als habe ihn eine Viper geſtochen.

Todt? Unmöglich! Ich habe ſie noch heute Morgen auf dem Kirchhofe ſtehen geſehen, als wir in eure Kirche fuhren!

Eben deßhalb! Weil ſie euch in unſre Kirche fahren ſah, wollte die Arme die Zeit benutzen und ihr Kind ſehen — und ſpannte ſelbſt ein und fuhr, um euren gräflichen Roſſen zuvorzukommen, ſo raſend darauf los und peitſchte die Pferde, bis — o Gott — o Gott, ſei mir barmherzig!

Er barg ſein Geſicht in ſeine Hände und weinte wie ein Kind; der Graf, der tief erſchüttert war, trat neben ihn, und die Hand auf ſeine Schulter legend, ſagte er leiſe: Soll meine Frau auch ſterben, weil die deinige ſtarb — ſoll die fromme Lüge, die ich jetzt tief beklage, uns Beide zu Wittwern machen? Bernhard, laß mir das Kind, bis meine Frau ihrem zweiten Kinde das Leben geſchenkt hat — in einem halben Jahre kannſt du, bei meiner Ehre, es hier abholen.

Nein, nein! rief plötzlich Bernhard, ſich wild die Haare aus der Stirn ſchüttelnd, nein, ich laſſe es nicht — ich will nicht einſam verzweifeln, während ihr hier glücklich ſeid auf meine Koſten.

Und ich, Bernhard, gebe auch nicht nach, ſagte der Graf nun wieder eiskalt, indem er einen Bedienten rief und ihm befahl, das Kind wegzubringen, und als Bernhard es verhindern wollte, ihn ſelbſt mit eiſernem Griff am Arme hielt.

Noch einmal, Artmann, zwinge mich nicht zum Aeußerſten.

Bernhard wollte den Griff des Hausherrn abſchütteln, aber als dies der noch gegenwärtige Diener ſah, wollte er ſeinem Herrn zu Hülfe eilen. Der Graf winkte ihm aber zurückzubleiben und ſagte dann wieder weicher:

Geh, Artmann, geh jetzt!

Was ſollte Bernhard thun? Er hob nur die Hände zum Himmel und rief bitter anklagend:

Und du ſiehſt zu und duldeſt, daß man mir hier ſo begegnet?

Der Graf führte ihn mit ſanfter Gewalt zur

Thüre, ſchloß ſie hinter ihm ab, und ſagte beim Hinausgehen laut zu ſeinem Diener:

Der arme Artmann iſt verrückt geworden.

## 8. Die Kirchenväter.

In Thereſens Zimmer, das wir im Anfange unſerer Erzählung geſchildert haben, ſtand an der Stelle, die ſonſt das Sopha einnahm, der Sarg der jungen Frau. Er war noch offen, und im weißen Kleide, das ihr die alte ſorgſame Tante angezogen hatte, ſah ſie aus wie eine Braut.

Bernhard verließ, ſeitdem er vom Schloſſe zurückgekehrt, die Leiche nicht, und ſpendete ihr alle Liebe, die er in der letzten Zeit der lebenden Frau verſagt hatte.

Auch jetzt ſaß er vor der Leiche und hielt eine ihrer kalten Hände in den ſeinen, als es leiſe an die Thüre pochte und Jan Kortenſtiel, einer der Kirchenvorſteher oder „Kirchenväter“, eintrat. Als er die Leiche gewahrte, blieb er an der Thüre ſtehen, aber Bernhard winkte ihn herbei und frug apathiſch:

Was wollt Ihr, Jan? Sagt es mir und ſetzt Euch.

Aber der Bauer folgte der letzten Aufforderung nicht, ſondern verſetzte, indem er die Mütze zwiſchen den Fingern drehte:

Ihr habt ein Grab für ſie beſtellt, iſt's nicht ſo?

Gewiß! Und morgen wird ſie beerdigt.

Auf unſerm Kirchhof?

Gewiß!

Bernhard, ſagte nun der alte Bauer, indem er ſeine Mütze immer heftiger drehte, gebt den Gedanken auf und laßt doch lieber Eure Frau im nächſten Städtchen begraben — da ſind ja ſo viele Calviner!

Wollt Ihr ſie etwa nicht hier begraben laſſen? rief Bernhard, indem er aufſprang und vor den Kirchenvater trat.

Nein, ſagte lakoniſch der Bauer, wir wollen es nicht — nicht um Euch zu kränken, ſondern des Beiſpiels halber — es iſt noch Keiner bei uns verſcharrt, unſer Kirchhof iſt noch rein!

Bernhard faßte den alten Mann und ſagte mit lauter, vor Wuth bebender Stimme:

Wahnſinniges Volk! Eure Wohlthäterin, die für euch geſtorben, der ihr ein Armenhaus, eine Kirchenorgel, ein Krankenhaus und eure Kinder einen guten Unterricht verdanken, der gönnt ihr nicht ein Grab auf eurem Boden, damit er nicht verunreinigt werde!

Der Bauer ſah ihn erſchrocken an, denn indem Bernhard das Verdienſt aller Wohlthaten, die der Graf im letzten Jahre dem Dorfe erwieſen, für ſeine Frau in Anſpruch nahm, gab er ihm den ſichern Beweis, daß er verrückt geworden, und den Abend erzählte er Jedem, der es hören wollte, im Wirthshauſe: Artmann's Bernhard is unwies worn!

Bernhard aber ſprach zu ſich ſelbſt: So mußte es kommen! Mich will man die Treppe hinunterwerfen in dem Hauſe, das meinem Kinde ſein Glück verdankt; und meiner Frau verſagt das Dorf, deſſen Wohlthäterin ſie für ewige Zeiten war, ein Grab bei ſeinen Gräbern.

Am folgenden Tage fuhr Bernhard ſelbſt die Leiche ſeiner Frau nach dem nächſten Städtchen, wo ſie im Schooße der kleinen Gemeinde ihrer Glaubensbrüder aufgenommen wurde.

Er ſelbſt verließ den Pachthof, verkaufte Alles und bereitete ſich zur Ueberfahrt nach Amerika — — allein wollte er aber das Weltmeer nicht durchſchiffen und früher, viel früher, als die vom Grafen ihm abgedrungenen ſechs Monate abgelaufen waren, brachte ihm eines Abends der Graf ſelbſt ſein Kind auf die niedere Kammer, die er fürs Erſte im Dorfwirthshaus bezogen.

Wir ſind quitt, ſagte der Graf. Geſtern Nacht iſt meine Frau geſtorben, nachdem ſie ein todtes Kind geboren. Seit jenem Schrecken, den du ihr verurſacht haſt, als du damals dein Kind zu fordern kamſt, war ſie leidend — ich war Schuld am Tode deiner Frau, du biſt es am Tode der meinigen! Hier iſt dein Kind!

Bernhard hörte nichts! Jubelnd hob er ſein letztes Glück auf und preßte es an ſein Herz, bis das Kind ſchrie und ſich nach dem „Papa“ umſah, aber der war verſchwunden, und acht Tage ſpäter beſtieg Bernhard einen Wagen, der ihn nach Bremen zum Schiffe bringen ſollte, hinter ihm die alte Tante, die anfangs ſo gegen Amerika geſcholten hatte und nun doch mitging, um des mutterloſen Kindes willen, das ſie doch nicht dem „Mannsvoll“ überlaſſen wollte, denn da würde ja das „Thereschen“ aus dem Grabe kommen und übers Weltmeer wandern müſſen, um ihr Kind zu behüten, wie alle Mütter in Weſtfalen ſie nach dem Tode noch hüten, wenn ihre kleinen Kinder verlaſſen ſind — und „Thereschen“ ſollte die ewige Ruhe haben, ſagte die alte Frau. „Das hatte ſie doch verdient!“

# Der Müller vom Höſt.

Von Alfred Meißner.

Novellen von A. Meißner. Bd. 1. Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow. 1865.

Alfred Meißner, geboren den 15. October 1822 zu Teplitz, Enkel des Verfaſſers der einſt ſo berühmten „Skizzen", eröffnete 1846, nachdem er in Prag Medicin ſtudirt, ſeine literariſche Laufbahn mit dem Epos „Ziska", das mit großem Beifall aufgenommen wurde, dem Verfaſſer jedoch im damaligen Oeſterreich Verfolgung zuzog, ſo daß er ſich veranlaßt ſah, erſt nach Dresden, dann nach Paris zu gehen. 1848 kehrte er nach Böhmen zurück, verließ es aber wieder wegen der Nationalitätsconflicte und ging abermals nach Paris, das er jedoch 1850 nochmals mit Prag vertauſchte. In jüngſter Zeit hat er ſich in der Nähe von Lindau am Bodenſee angeſiedelt, wo er in unabhängiger Muße allein ſeinen literariſchen Aufgaben lebt.

Unter ſeinen Romanen, die ſich durch gewandte Form und geiſtigen Reiz auszeichnen, hat wohl die „Sanſara", die in Natur- und Landſchaftsbildern ihres Gleichen ſuchen möchte, das meiſte Aufſehen gemacht. Ueberraſchend und doppelt willkommen iſt es, von einem ſo weichen und biegſamen Talente — denn das iſt Meißner trotz der revolutionären Periode, die er durchgemacht — eine mit herber Kraft geſchriebene Volksgeſchichte geben zu können, die ſich einigermaßen zu Kleiſt's „Kohlhaas" ſtellen laſſen dürfte, ſofern ſie, wenn ſie ihn auch auf ſeiner ſtarken Seite nicht ganz erreicht, dafür von der beklagenswerthen Krankhaftigkeit ſeiner zweiten Hälfte frei geblieben iſt.

## I.

Der Küſter ſtand im Thurme und zog mit aller Macht die Glocke, daß ihr ſchwerer Schall weit hinaustönte in das Land, das in ſeinem erſten Frühlingskleide wellenförmig bis an das Meer hingebreitet dalag. Die Sonne war aufgegangen und beſchien mit hellen Strahlen die Dächer der alten Stadt Nienburg, aus deren Thor ſich eben ein ſchwarzer Zug hinausdehnte, ſo lang und breit, als wolle die Stadt auswandern bis auf den letzten Mann.

Ein Wagen, der einen Abhang raſch hinabgefahren, mußte plötzlich, knapp vor der Brücke bei den Weiden, ſtill halten unter anderen Fuhrwerken und Menſchen, die ſchon früher dageweſen und nun warten mußten; denn der Gerichtsdiener Süpple, den Dreimaſter martialiſch aufgepflanzt, ging, mit dem Stocke Ordnung haltend, umher und durfte Niemand vorlaſſen, bis der Zug vorüber. Plötzlich waren die Bäume am Wege wie mit einem Zauberſchlage mit Gaſſenbuben bevölkert, die wie Affen lärmten, und ein Geräuſch von Stimmen erſcholl, durchmiſcht von Pfeifen und Ziſchen. Sie kommen — er kommt! hieß es von allen Seiten.

Vom Rathhausthurme begann das Sterbeglöcklein zu läuten.

Der Mann, dem das „er kommt" galt, war kein Anderer, als der Henker, der zu Pferde ſaß und von einem Trupp Reiter begleitet war. Er trug eine rothe Weſte, eine Pelzmütze, einen Rock mit Schnüren verbrämt und ſchwarze Tuchhoſen, die in hohen Stulpſtiefeln ſtaken. Im ſcharfen Trab kam er daher, von Aller Blicken verfolgt, bis er in einer Staubwolke verſchwand.

Der ſtattliche Müller Reinbacher beugte ſich aus ſeiner Kaleſche hervor und ſagte zu ſeinem Knechte, der, um beſſer zu ſehen, ſich auf den Kutſcherbock geſtellt hatte: So komme mir noch einmal, Wendelin! Darum alſo haſt du dich in der Zeit geirrt und biſt nun wie toll den Berg hinuntergefahren, daß es uns das Leben hätte koſten können? Sieh, wie die Pferde ſchwitzen, Tollkopf!

Verzeiht, beſter Herr, antwortete Wendelin, um Alles in der Welt hätte ich das nicht verſäumen mögen. Hab' ich es doch in meinem Leben nie geſehen.

Wär' wohl auch kein Schaden, wenn du's nie geſehen hätteſt, erwiderte der Müller. Ich meinerſeits wäre am liebſten von der ganzen Geſchichte weggeblieben.

Ihr wolltet doch auch Euern Anwalt aufſuchen? meinte der Knecht.

Nun gut, gut, ſagte der Müller, jetzt ſind wir einmal da. Sieh nur, daß wir dann auch durch das Gedränge kommen.

Der Gerichtsdiener, der noch kurz zuvor ein paar Handwerksburſchen mit furchtbar ſtrenger Miene zurückgewieſen, trat an den reichen Müller ehrerbietig heran und rückte den Hut. Auch hierher gekommen, das Schauſpiel mit anzuſehen, Herr Gevatter?

Der Wendelin hat's gewollt, da muß ich mich ſchon fügen, erwiderte der Reinbacher gutmüthig.

Ja, ja, es iſt ein recht ergreifendes Schauſpiel, ſagte der Gerichtsdiener, und man bekommt da einmal wieder eine rechte Idee von der Größe und Herrlichkeit menſchlicher Gerechtigkeit. Jungen Gemüthern iſt das wohl zu gönnen. Ich ſage, es ſchreckt die Böſen ab und befeſtigt die Guten. O, es iſt ein großes Schauſpiel! — — Wendelin, fuhr der Gerichtsdiener leiſer fort, noch ein Stückchen darf Er vorfahren — aber nicht zu weit; wird auch von hier Alles recht gut ausnehmen können.

Der Wagen fuhr im Schritte weiter.

Es iſt eigentlich gar kein übler Menſch, den ſie da judiciren — ungefähr drei und zwanzig Jahre alt —, und couragirt iſt er, als ging' es zur Kirmeß. Würde einen prächtigen Soldaten abgegeben haben! Geſtern Vormittag hat er ein paar Stunden mit dem Geiſtlichen zugebracht, iſt dann im Gefängniß herumgegangen, hat mit Appetit gegeſſen, und der Kerkermeiſter hat ihn noch pfeifen hören. Sein größter Kummer war heute, daß er in ſeiner grauen Gefangenenjacke zum Galgen ſoll, wo er ſich dabei ſo vielen Menſchen zeigt.

So ſchwatzte der Gerichtsdiener, vertraulich an den Wagen gelehnt, mußte ſich aber plötzlich entfernen, denn der Zug war da.

Der Henkerkarren fuhr nicht gerade ſo ſchnell, als daß man den Delinquenten nicht genau in Augenſchein hätte nehmen können. Er war in der That ein hübſcher junger Mann, bleich, mit vollem, ſchwarzem Haar, kräftig und ſchlank gebaut. Seine Lippen kräuſelte ein wohl nur künſtlich aufrecht erhaltenes Lächeln — denn ſeine großen, ſchwarzen, funkelnden Augen waren mit verzehrender Unruhe auf einen dunkeln Punkt gerichtet, der auf einem der Gipfel des benachbarten Hügelzuges ſichtbar war. Ein Geiſtlicher, der ihm zur Seite ſtand, ſprach zu ihm, gewiß ohne daß er viel davon hörte.

Ein Piquet Dragoner mit blanken Küraſſen, die Zöpfe friſch gewichſ't, umgab den Wagen. Sie hatten die Degen gezogen und ſaßen mannhaft auf ihren ſtattlichen Holſteinern. Unmittelbar hinter ihnen ſchloß ſich die Menge compact zuſammen, und die ganze Maſſe ſchob, drängte, wälzte ſich vorwärts, um bei der Execution mit anweſend zu ſein. Wendelin blickte mit Wehmuth auf die Vorrückenden und ſchien zu rufen: Wär' ich mit dabei!

Der Müller verſtand ſeine Geberde und ſagte: Seltſame Neugier, die ich nicht begreife! Indeſſen, Wendelin, wenn es dir eine ſo große Freude macht, einen Menſchen hängen zu ſehen, ſo ſteige aus. Ich komme auch allein zum Anwalt. Im Hirſch finden wir uns.

Der Burſche ſah ſeinen Herrn groß und freudig an und händigte ihm raſch die Zügel ein. Mit einem Sprunge war er vom Bocke herab und war, während der Müller ſeinen Wagen in die Stadt lenkte, bereits in der Menge verſchwunden.

Der Advocat war zu Hauſe, aber die Nachrichten, die er dem Müller gab, taugten wenig. Es zeigte ſich wieder, welche mächtigen Feinde dieſer reiche und ſtolze Mann im Rathe der kurfürſtlichen Regierung habe.

Unmuthig kam Reinbacher nach langen Verhandlungen im Wirthshauſe zum ſilbernen Hirſch, dem Rathhauſe gegenüber, an, wo ihn Wendelin bereits erwartete. Die Wirthin, eine volle, noch gut ausſehende Frau, begrüßte Reinbacher aufs Freundlichſte und wies ihm vor einem gedeckten Tiſche den beſten Platz an. Aber der Müller war düſter und wortkarg. Wendelin, der den Kopf von Allem voll hatte, was er geſehen, wollte fortwährend eine Rede beginnen und hätte am liebſten Alles haarklein erzählt, aber er ſah ſeinen Herrn in ſchlechter Laune und ſchwieg verlegen.

Allmählich füllte ſich die Stube mit Gäſten. Der Morgen war nun doch einmal durch das Tagesereigniß unterbrochen, und die aufgeregten Geiſter forderten einen Trunk. Der Krämer, der Küſter, der Poſthalter, der Bäcker, lauter Bekannte des Müllers, traten herbei, und das Geſpräch über die Hinrichtung ward allgemein. Reinbacher konnte, ſo unlieb es ihm war, die Ohren der brennenden Tagesfrage doch nicht verſchließen und wurde zuletzt in den Strudel der Meinungen hineingeriſſen.

Merkwürdiger Weiſe ſtellten alle älteren Leute, die den Kornergeorg als Kind gekannt haben wollten, die Anſicht auf, daß ſie ihn eines Verbrechens, wie eines Raubmordes, nimmermehr fähig gehalten hätten. Dazu trat noch der Umſtand ein, daß in der Führung des Proceſſes allerlei kleine Willkürlichkeiten begangen worden waren, was von den erwähnten Perſonen als eine Beſtätigung aufgefaßt wurde, daß der Hingerichtete, wenn auch nicht ſchuldlos, doch ein Verbrecher aus Leidenſchaft und heißem Blute geweſen. Als ſich die Meinungen ziemlich einmüthig nach dieſer Seite geneigt hatten, erhob der Müller nach längerem Stillſchweigen die Stimme und ſagte:

Es iſt ſchlimm, wenn es ſo iſt; aber wäre das Gericht auch genau nach dem Buchſtaben des Geſetzes vorgegangen, eine Barbarei bleibt es doch, einen Menſchen, und zwar einen ſo jungen Menſchen, der kaum das zwanzigſte Jahr überſchritten hat, dem Henker zu überliefern. Iſt denn keine Ausſicht da, daß man einem Solchen durch Belehrung und Anleitung zum Beſſeren das Herz zurecht ſetze? Muß man ihm gleich den Kopf abſchlagen? Das iſt noch der alte Spruch: Aug' um Aug', Zahn um Zahn, der dem altjüdiſchen Geſetze angehört; eine ſpätere Zeit denkt bereits milder, und ſchon Ezechiel ſagt: Gott will nicht den Tod des Sünders, er will, daß er ſich beſſere.

Ihr ſeid alſo im Allgemeinen gegen die Todesſtrafe, Meiſter? rief der Krämer herüber. Von einem ſo geſcheidten Manne, wie Ihr, nimmt mich das Wunder.

Ich bin gegen die Todesſtrafe, erwiderte Reinbacher. Sie iſt eine Gewaltthat, ſie iſt nicht der Gerechtigkeit entſprungen, ſondern der blinden Wuth und Rache der Menſchen. Den Ermordeten bringt es nicht wieder zum Leben, daß man ihm den Mörder nachſchickt, und daß an einem Menſchenleben gefrevelt ward, iſt kein Grund, daß man an des Frevlers Leben freveln dürfe. Vor zweitauſend Jahren, wie ich in einem Buche geleſen, wurde der Mord von den Verwandten des Todten an dem Thäter mit dem Dolche gerächt. Jetzt ſtellt man einen Henker an, und der thut es, für die Verwandten, mit kaltem Blute, wie ein Holzſpalter, der auf einen Holzblock losſchlägt. Ich nenne das abſcheulich!

Der Müller hatte kaum zu Ende geſprochen, als gegen ſolche Milde und ſolchen Freiſinn eine allgemeine Oppoſition losbrach. Die Humanität, die die Todesſtrafe verwirft, iſt nämlich von neueſtem Datum, und dem verfloſſenen Jahrhunderte, in welchem noch die

Tortur und das Rad im Dienſte der Gerechtigkeit arbeiteten, war ſie geradezu fremd. Alles kam darin überein, daß, wer Blut vergießt, es wieder mit ſeinem Blute ſühnen müſſe.

Aber der Müller, wiewohl nur ein ſchlichter, einfacher Mann, hatte eine höhere Natur empfangen. Obwohl ihm keine Bildung zu Theil geworden, empfand er doch ſehr edel und hatte eines jener Gemüther, die einen gewiſſen Stolz und Ehrgeiz darein ſetzen, mild, gut, gerecht zu ſein, ſogar da, wo er ſelbſt Schaden erlitten. Zu ſolchem edlen Zuge iſt ein Grad von Schwärmerei vonnöthen. Dieſe beſaß er auch, und ſie hatte ſich an die großen, hochſinnigen Sprüche des Evangeliums angeklammert, welche ſie formten und leiteten.

An einer ſolchen Natur kann es nicht überraſchen, daß ſie gegen die Todesſtrafe ſtimmte. Reinbacher's milde Anſichten waren ja keine Frucht der Aufklärung, kein eingelerntes Prinzip, ſie waren von ſeinem Gemüthe wie von ſelbſt gefunden worden. Man würde ſehr irren, ihn für einen der Freigeiſter zu halten, von denen es gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts zu wimmelte. Im Gegentheil, er war ein ganz poſitiver Mann, dem das Althergebrachte heilig, dem die Bibel noch heilige Schrift war, und der nur darum edel zu empfinden und recht zu handeln glaubte, weil er ſich für einen wahren Chriſten hielt.

Natürlich ſtand er mit ſeiner Meinung allein, und von allen Seiten flogen ihm Widerſprüche zu. Da erhob der unter den Anweſenden fanatiſcheſte Schwärmer für Galgen und Rad, der Stadtſchreiber, ſeine Stimme und ſagte:

Man wirft dem Proceſſe Ungerechtigkeit vor. Zuletzt werde ich noch hören müſſen, daß der Hingerichtete ein guter junger Menſch geweſen iſt. Aber das weiß ich beſſer, als Stadtſchreiber, wie das Ausſehen trügt, und ich weiß auch, welch ein Vogel der Kornergeorg geweſen. Ein Galgenvogel war er, und zwar ſchon im Neſte. Als Kind war er ſchon verwahrloſ't und mit allen ſchlechten Eigenſchaften behaftet, hat ſeine Geſchwiſter übel behandelt und iſt zuletzt ſeinem Vater entlaufen. Jahrelang hat man nichts von ihm gehört, und der Himmel allein weiß, welche Streiche er in der Ferne verübt. Plötzlich iſt er wieder heimgekehrt und hat ſich als Knecht bei dem Fuhrmann Lorenz verdingt. Der Fuhrmann, das weiß Jeder, war ein redlicher, wenn auch jähzorniger Mann, und er konnte nichts dafür, wenn ſeine Frau nichts taugte. Mit dieſer hat der Kornergeorg es zu thun gehabt, und ſo kam er auf den Gedanken, den Lorenz zu ermorden. Die That iſt erwieſen, wenn auch der Verbrecher mit merkwürdiger Verſtellung Alles bis kurz vor ſeinem Tode geläugnet. Stimmt auch nicht Alles überein? Waren nicht Herr und Knecht mit einander im Kruge? Sind ſie nicht mit einander fortgefahren? Hat man nicht des Fuhrmanns Geld in ſeines Knechtes Taſche gefunden? Iſt es möglich, daß ein Anderer den Fuhrmann umgebracht, als Jener, der mit ihm auf Einem Wagen geſeſſen? Im friſchgefallenen Schnee haben ſich nirgends Schritte auffinden laſſen. Ein ſolches Subject, ſchloß der Stadtſchreiber, will nun der Müller Reinbacher der Geſellſchaft erhalten wiſſen, weil es noch jung ſei und ſich beſſern könne. Aber was ſo anfängt, bringt es wohl ſpäter kaum zu Beſſerem. Soll man ihn auf Landeskoſten füttern, indeß redlicher Leute Kinder darben? Oder würde er ſich im Zuchthauſe veredeln? Oder ſoll man ihn frei laſſen und warten, bis er einen Zweiten todtſchlägt?

Ich kann auf dieſe Einzelnheiten nicht eingehen, erwiderte der Müller, aber Manches in Euerm Proceſſe und in Euern Anſichten ſcheint mir doch nicht klar. Der Kornergeorg, ſagt Ihr, war ein verwahrloſ'ter Burſche. Iſt es ſeine Schuld, daß er keine Kirche beſucht, der Kirche und Predigt ſelten beigewohnt und im ganzen Leben wohl nie ein gutes Beiſpiel vor Augen gehabt? Weil man ihn aber als verwahrloſ't gekannt, wird ihm nun eine That ohne Weiteres aufgebürdet, die an ſich noch nicht aufgehellt iſt. Sein Verhältniß mit der Frau ſeines Dienſtherrn hat ihn nach allen Anzeichen ins Verderben geſtürzt. Oft hatte es wegen ihr zwiſchen Herrn und Knecht Streit gegeben, denn der Fuhrmann war eiferſüchtig und ahnte nichts Gutes. Iſt es aber erwieſen, daß Herr und Knecht mitſammen vom Kruge heimgefahren? Der Knecht behauptet, er ſei früher fort; das Gericht ſagt darauf, es ſind keine Fußſtapſen da. Der Knecht erwidert: es iſt inzwiſchen neuer Schnee gefallen. Die Pferde gingen ruhig ihren Weg weiter, eine Bauersfrau, die vor ihrem Hauſe ſtand, erkannte den Wagen, aber leider nicht den Kutſcher. Kurz, die Geſchichte iſt dunkel und wird wohl ewig dunkel bleiben; die Menſchen aber, aus lauter Unvollkommenheiten zuſammengeſetzt, richten ſtrenger als Gott, der Vollkommene. Dieſer kennt nur abbüßbare Schulden; der Menſch tödtet und ſpricht damit ein für allemal über ein Verbrechen ab. Täglich, ſchloß der Müller, beten wir: führe uns nicht in Verſuchung. Habt Ihr wohl einmal nachgedacht, was eigentlich dieſe Worte bedeuten? Sie ſagen: zeige uns nicht, weſſen wir in gewiſſen Lagen fähig ſind, ſtell uns nicht auf die Probe! Darum mahnt auch das Wort Gottes fortwährend zur Milde; und es iſt ein gar ſelten ſchöner Spruch, jener Spruch im Briefe an die Römer: Die Rache iſt mein, ich will vergelten! ſpricht der Herr.

Der Müller, der alles Dies mit volltönender Stimme und der Ruhe und Zuverſicht eines energiſchen Bewußtſeins geſprochen, ſchloß ſeine Rede und ſtand auf. Der Stadtſchreiber aber ſagte höhniſch: Nun, dieſer Spruch kann bei dem Kornergeorg noch immer in Erfüllung gehen. Zu dieſer Stunde ſteht er bereits vor dem ewigen Richter, und Der mag's ihm vergelten, wenn ihm die irdiſchen Richter zu weh gethan haben ſollten. Ich glaube es nicht, und damit Punctum.

Er hatte mit dieſem Worte die Lacher auf ſeiner Seite.

---

## II.

Als der Müller Reinbacher das Wirthshaus zum ſilbernen Hirſch verließ und in ſeinem Wagen davon fuhr — es war eine ſtattliche, himmelblau angeſtrichene Kaleſche, und zwei zwölf Fauſt hohe, ſtämmige, wohlgenährte Müllerpferde waren davorgeſpannt — dunkelte der Abend bereits. Schwere, an den Rändern noch vom Widerſchein der Sonne tiefroth funkelnde Wolken lagerten im Weſten, und der dieſen Gegenden eigene räthſelhafte Haarrauch zeigte ſich in den tieferen Gründen und legte ſich beklemmend, faſt erſtickend auf die Bruſt. Alles war ſtill. Nur zu Zeiten ließ ſich von fern das heiſere Geſchrei des Wachtelkönigs vernehmen, der in einem Saatfelde hin und her lief. Schweigend fuhren Herr und Knecht durch eine eintönig ebene, faſt düſtere Landſchaft. Am Ende des Geſichtskreiſes lief ein langer Höhenzug hin, baumlos und kahl, aus unfruchtbarem Sandſteingeröll beſtehend, öde, wie Golgatha. Auf einem der Gipfel desſelben war der Richtplatz.

Mit jedem Schritte kam der Wagen dieſem Punkte

Wendelin, die Zügel ſtarr in der Hand haltend, blickte ununterbrochen hin. Seine jugendlich rege Einbildungskraft war von dem Galgen, der ganz undeutlich in der Ferne zu ſehen war, wie gefeſſelt. Er ſah im Geiſte den Todten hoch oben hängen, ganz ſo, wie er ihn am Morgen geſehen, mit halb offenem Munde, dem bis an die Achſel herabfallenden Kopfe, an dem dünnen, doch feſten Strange, mit gefeſſelten Händen, in deren Gelenke die Stricke tief einſchnitten. Er ſchauderte zuweilen zuſammen und drehte ſich nach dem Müller um, wie um bei ihm Muth zu holen, ohne ein Wort zu ſagen, da er von ihm nur Vorwürfe über ſeine Neugier von heute Morgen erwarten konnte.

O, hätte ich den verwünſchten Kerl gar nicht geſehen! ſagte er ſtill zu ſich ſelbſt, Der wird mich noch plagen. Weiß Gott, Den ſehe ich noch lange auf Schritt und Tritt. Ich werde mich heute Nachts gar nicht in die Bodenkammer wagen.

Während dies in Wendelin's Gemüth vorging, beſchäftigte den Müller derſelbe Gegenſtand, nur in anderer Weiſe. Die düſteren Eindrücke des Tages traten mit Lebhaftigkeit in ihm hervor und weckten das ſchlummernde, ernſte tiefſinnige Weſen in ſeiner Bruſt. Seine ſonſt gleichmäßig heitere Laune ging in dieſem Brüten unter. Als er die Richtſtätte in der Ferne erblickte, tauchte plötzlich der Gedanke in ihm empor: er wolle den Gehenkten anſehen.

Bin ich doch, bei Gott, ſagte er zu ſich, weit kindiſcher, als Wendelin. Ich mache mir Vorwürfe im Stillen — und doch möchte ich ihn ſehen . . .

Die Luſt nach dem Geſpenſtigen, Todten, dem Leben Fremden und Feindlichen, ſiegte in ihm. Welchen vernünftigen Gedanken er auch gegen ſein Vorhaben anführte, wie zwecklos er auch den abſeits liegenden Weg zur Richtſtätte nannte, wie eitel, unnütz, ja abſcheulich ihm auch ſeine Neugier vorkam, er konnte ſich von der ſeltſamen Luſt nicht losringen, die ſich einmal hartnäckig und rückhaltslos, wie Alles in ihm, ſeiner bemächtigt hatte.

Er mußte den Kornergeorg ſehen. Das ſtand endlich bei ihm feſt.

Der Wagen kam inzwiſchen dem Galgenhügel ſehr nahe. Da rief Wendelin zuſammenſchaudernd:

Heiliger Himmel, da ſteht der Galgen, und der Menſch hängt noch immer!

Halt an! antwortete der Müller, wir wollen ihn uns jetzt ganz bequem anſehen.

Anſehen? ſagte Wendelin, von Furcht gepackt. Ich wollte, ich hätte ihn nie geſehen. Ihr aber ſpaßt —

Das fällt mir nicht ein, erwiderte der Müller trocken und ſprang aus dem Wagen; bleib du indeſſen hier. Du haſt Angſt, und ich verdenke es dir nicht.

Ehe Wendelin eine Antwort fand, war der Müller ſchon auf dem Wege. Jener ſah dem Herrn verdutzt nach, bis dieſer in dem ſchmalen gewundenen Wege des Sandhügels verſchwand.

Der hat Courage, ſagte Wendelin zu ſich. Ich fürchte mich hier beinahe. Es iſt aber auch ſo einſam rings herum, ſo öde. Und ſieh da — ſieh da — da kommen ſchon ein paar Raben gezogen! Gott, wenn nur mein Herr ſchon wieder da wäre!

Er ging zu den Pferden, ſtreichelte ſie und begann ſie anzureden, wie um einigen Muth zu erlangen.

Eine gute Weile verſtrich. Da kam der Müller wieder.

Da kommt er, ſagte Wendelin zu ſich. Gott Lob! Aber wie haſtig er läuft! Er hat wohl recht Angſt! Wie will ich ihn auslachen — aber nicht hier, erſt zu Hauſe! —

Er ſchwang ſich ſchnell auf den Kutſchbock, damit er, ſobald der Müller eingeſtiegen, gleich weiter fahren könne, um nur ſobald als möglich weiter zu kommen.

Wendelin! Wendelin! rief der Müller, einen Büchſenſchuß weit entfernt und beim Abenddunkel kaum zu erkennen, ſeinem Knechte entgegen.

Was giebt es? ſchrie Wendelin, von einem faſt abergläubiſchen Entſetzen ergriffen, und ſprang vom Wagen herunter — doch blieb er ſtehen, die Füße wollten ihn nicht tragen. Die Eile ſeines Herrn, ſeine Rufe kündigten ihm etwas Entſetzliches an.

Was kömmſt du nicht? donnerte ihn der Müller aus nächſter Nähe an. Der Menſch da oben — der Menſch iſt nicht todt — er lebt!

Was Euch doch einfällt! antwortete Wendelin aus Schrecken in einer anfahrenden Weiſe, ſich vor ſeinem Herrn ängſtigend.

Ich ſage dir, er lebt, rief der Müller, und ich habe ihn abgeſchnitten. —

Ihr ſeid von Sinnen! ſchrie Wendelin. Ich laufe Euch davon.

Haſenfuß! rief der Müller und faßte Wendelin mit ſeiner rieſigen Hand. Der Menſch iſt noch am Leben, ich ſah und fühlte ihn zucken.

Nun, ſo iſt's gut, ſagte Wendelin, er iſt abgeſchnitten und wird zu ſich kommen. Fahren wir nach Hauſe!

Indem er das ſagte, wollte er abermals auf den Kutſchbock ſteigen. Der Müller wies ihn mit den Worten zurück:

Eine Fügung Gottes hat mich dort an den Richtplatz hinaufgeſandt. Komm mit, wir wollen den Menſchen holen und ihn heimbringen.

Dieſe Worte betäubten Wendelin. Er ſtotterte kleinlaut und angſtvoll:

Bedenkt Euch — rührt nicht an, was des Henkers iſt —

Da ſagte der Müller voll Nachſicht mit ſolcher Schwäche: Die Zeit iſt koſtbar. Der Gedanke würde mich Zeitlebens foltern, daß ich einen Mitmenſchen in Todesnöthen wußte und ihm nicht beiſprang. Ich gehe allein.

Er ſagte es und ging in der Richtung zum Galgen mit großen Schritten fort.

Wendelin ging ganz troſtlos zurück. Eine dämoniſche Furcht laſtete erdrückend auf ſeinen Nerven. Er wußte nicht, ob er an eine Geſpenſtererſcheinung glauben, oder ſeinen Herrn für verrückt halten ſolle. Im erſten Augenblick wollte er mit den Pferden davonfahren, beſann ſich wieder, wollte ſeinem Meiſter nachrennen und ihn zurückhalten, oder, wenn es ſein müßte, mit ihm hinaufgehen, denn es ſchien ihm nirgendwo ſo ſchrecklich, als da, wo er ſich allein befand. Er lenkte den Wagen von der Straße ab, band die Pferde an einen Baum an und begann dem Müller aus Leibeskräften nachzulaufen. Neben der Furcht, die ihn zu dieſem Entſchluſſe gebracht, wirkte offenbar, jedoch ihm ſelbſt ganz unklar, eine innige Anhänglichkeit und bis zur Aufopferung reichende Treue zu ſeinem Herrn mit. Am Fuße des Galgenberges holte er den Müller ein.

Beſter Herr! rief er athemlos, kehrt mit mir um. Der Menſch dort oben iſt gerichtet, und wie — und wann er ſtirbt — iſt gleich.

Pack dich, fuhr der Müller Wendelin zornig an, ich brauche dich nicht, närriſcher Junge!

Wendelin blieb das Wort im Munde ſtecken. Er hatte einen Ton des Zornes vernommen, den der

Müller ſelten, aber nie vergeblich anſchlug. Er folgte ſtill und ängſtlich, bis er auf dem Gipfel ſtand.

Dort angekommen, eilte der Müller auf den Körper zu, der unter dem Galgenbalken hingeſtreckt dalag, begann ihn zu reiben und Geſicht und Augen von Zeit zu Zeit anzuhauchen.

Es bedurfte langer Sammlung, ehe Wendelin ganz nahe trat. Er ſagte leiſe: Nun, nun! Hoffentlich ſeht Ihr es jetzt ein. Der Mann iſt todt und alle Aerzte der Welt können ihm nicht helfen.

Er iſt nicht todt! rief der Müller. Er kömmt zu ſich, er lebt. Hierher — lege die Hand an ſein Herz! Raſch in den Wagen mit ihm, in der Mühle wird er beſſer zu retten ſein.

Er ergriff den Gehenkten unter den Achſeln, und Wendelin, von ſeines Herrn Blick und Stimme zu blindem Gehorſam gezwungen, faßte ihn bei den Füßen.

So trugen ſie ihn langſam hinab.

Und in der That, es war Alles ſo, wie der Müller geſagt, — der Menſch lebte. Schon auf der Heimfahrt entwand ſich ein leiſes, dumpfes Stöhnen ſeiner Bruſt. Er zitterte kaum merklich an den Händen. Nach einer kleinen Stunde erreichte der Wagen die einſam ſtehende Mühle.

## III.

Die Mühle Reinbacher's, die Mühle am Höſt*) genannt, ſtand auf einer Inſel, die der mächtige, ſtolze Strom, die Weſer, in ſeiner Krümmung zwiſchen Nienburg und Hoya bildet. Kam man von Nienburg die Straße daher, ſo ſah man zuerſt den Strom in zwei beinahe gleich große Arme auseinander weichen. Weiter hinauf kam man damals zu einem Wehr, welches ſchräg durch den linken Flußarm hindurchgelegt war, einem langen Bau aus übereinander geſtellten Holzroſten, und nun zeigte ſich die Inſel, lang, ſchmal und niedrig, von Pappeln und Erlen umſäumt, in deren Mitte, im Sommer kaum durch die Wipfel ſichtbar, die Mühle ſtand. Eine Brücke, dort angelegt, wo der Arm ſich bereits zurückkrümmte, führte zu ihr hinüber.

Auf der Inſel ſelbſt war Platz genug für eine Mahlmühle und die dazu gehörige Brettſäge. Die erſtere war ein ſehr anſehnliches Gebäude. Drei mächtige, ſchwarze Räder, oberhalb mit einer Bedachung verſehen, tummelten ſich kräftig. Der Hofraum vor dem Hauſe war nicht übergroß, doch geräumig genug, daß die Mühlgäſte mit ihren Getreidefuhren bequem zufahren, abladen und umkehren konnten. Tauben flatterten ab und zu, Hühner gackerten, von früh bis ſpät war's auf dem Hofe lebhaft. Vorräthige Stämme, Klötze und Bretter bildeten die Staffage rechts und links von der Bretterſäge, aus bloßem Sparrwerk erbaut, die am ſogenannten wüſten Gerinne arbeitete. Zur Mühle ſelbſt und zur Wohnung Reinbacher's führte eine alterthümliche, aus Stein gehauene Thüre; der Zugang war mit Mühlſteinen gepflaſtert.

---

*) Der Höſt heißt in der Schifferſprache eigentlich die hervorſpringende Spitze Landes, womit der Waſſerſtrich abgewieſen wird.

Zwei große Räume ſtießen an die Mahlſtube. Nach hinten zu lag die Knappenſtube, eine Werkſtatt mit allem Geräthe, deſſen ein Mühlbauer, Tiſchler oder Holzgeſchirrhauer benöthigt, nach vorn und mit der Ausſicht auf den Hof lag die Wohnung des Müllers. Doch dieſe beſchränkte ſich nicht auf dieſes Zimmer allein. Eine Reihe von Kammern war oberhalb der Mahlſtube und über dem Steigwerk angebracht. Ein hölzerner Gang lief außerhalb des gemauerten Theils der Mühle frei über die Schleußen und das ganze ſogenannte Waſſergebiet und communicirte mit der Stube des Müllers durch eine kleine Treppe. In dieſen Kammern hatte einſt die reiche Frau Sibylla, des Müllers Mutter, gewohnt; da ihr Sohn ein Hageſtolz geblieben, ſtanden ſie leer und waren nur beſtimmt, das mannigfache Gut zu wahren, das ihm von ihr überkommen war. So deutete Alles im Hauſe auf Wohlhabenheit, uralten Beſtand und vielfach ererbten Beſitz; die drei alten ſchwarzen Räder aber, die ſo thätig Tag und Nacht arbeiteten, kündeten ſo zu ſagen unausgeſetzt mit ihren Schaufelzungen das Lob des Mannes, der ſo treu, kräftig und von allen Nachbarn geachtet im Hauſe waltete.

Und doch ſollte dies Alles, wenn es nach der Anſicht des Landesherrn ging, kein Jahr mehr bleiben, ſondern wie mit einem Tuche weggewiſcht werden. Schon lange war die Regierung der Anſicht, das Wehr am Höft müſſe fallen und ſomit auch die Mühle, der linke Arm des Fluſſes müſſe ſchiffbar werden, wie der rechte. Es hieß, die Intereſſen der längs des Arms gelegenen Ortſchaften forderten es. Man würde, hieß es ferner, falls gehörige Baggerungsarbeiten vorgenommen würden, auf dieſer Seite eine kürzere und beſſere Waſſerſtraße gewinnen, als drüben. Schon vor ſechs Jahren war dem Müller der Antrag geſtellt worden, ſeine Mühle zu verkaufen, er hatte ſich deſſen geweigert. Neue Anträge liefen ein. Der Müller ſtützte ſich darauf, daß ſeine Mühle ſeit Menſchengedenken daſtehe und ſeit undenklicher Zeit im Beſitz ſeiner Familie ſei. Ein Proceß begann, ein Proceß ums Wehr; der Müller vertheidigte den Rechtsboden, auf dem er fußte, Schritt für Schritt. Nun war ihm zuletzt mit Anwendung des Expropriationsrechtes gedroht worden. Der Kampf verſtimmte ihn oft tief, aber er wurde nie an ſich irre, entſchloſſen, nur der Gewalt zu weichen und mit allem Nachdruck das Haus zu vertheidigen, das ſeine Vorfahren gebaut.

So viel von dem, was vor dem Zeitpunkte lag, an welchem unſere Geſchichte anhebt. Wir fahren nun, nachdem wir dies vorausgeſchickt und auch von der Lage der Mühle und ihren Räumlichkeiten etwas genaueren Bericht gegeben, um ſo ſicherer in unſerer Erzählung fort.

Der Raub des Gehenkten — oder ſoll man ſagen ſeine Rettung — war glücklich von Statten gegangen. Niemand, außer Wendelin, wußte, daß ein fremder Menſch in die Mühle gekommen war und nun im hinteren Zimmer ſchon den zweiten Tag wohne. In der That hatte Wendelin mit großer Gewandtheit die Knechte und Mägde zu beſeitigen gewußt, und ſo war der unheimliche Gaſt in die Mühle aufs Heimlichſte hineingeſchmuggelt worden. Dort wurde er mit Speiſe und Trank aufs Beſte verſehen und erhielt einen vollſtändigen Anzug aus des Müllers alter Garderobe. Die Kleidungsſtücke, die er am Galgen angehabt, und die aus Hemd, Beinkleid und Socken beſtanden, wurden auf den ausdrücklichen Befehl des Müllers von Wendelin im Ofen verbrannt, weniger aus Vorſicht, als um eine abſcheuliche Erinnerung zu vernichten.

Die Erklärung, die der Kornergeorg dem Müller über das Verbrechen gab, das ihn an den Galgen gebracht, war nun freilich eine, die ihn großentheils rein wuſch. Er geſtand, daß er mit der Frau des Fuhrmannes Lorenz in verbotenem Umgange geſtanden; das Geld aber, das man bei ihm gefunden, habe er von ihr ſelbſt erhalten, nicht dem Fuhrmanne geraubt. Seien nicht die Straßen voll Marodeurs und Nachzügler des Krieges? Er ſelbſt ſei unter einem Vorwande früher aus dem Kruge weggegangen, um noch eine Stunde mit der Frau, die er ſehr geliebt, zuſammen zu ſein. Den Fuhrmann aber müſſe Jemand, den er unterwegs auf ſeinen Wagen habe aufſteigen laſſen, auf dieſem Wagen ſelbſt ermordet und beſtohlen haben. Sein Unglück ſei, daß er von ſeiner frühen Rückkehr nach Hauſe Nichts ſagen dürfe, und damit der Frau nur ſchaden würde, ohne ſich ſelbſt zu helfen. Manchem Fußgänger ſei er auf dieſem Wege begegnet, habe ſich aber vor Jedem im Gebüſch, das den Weg einzäunte, verſteckt, damit dem Fuhrmanne Nichts berichtet werde. So habe er ſich ſelbſt um jeden Zeugen gebracht. Ein Zuſammentreffen von Umſtänden habe ihn tückiſch dem Henker überliefert.

Das hört ſich ganz gut an, ſagte Wendelin, als der Kornergeorg mit ſeiner Vertheidigungsrede fertig geworden war, aber Ihr habt doch den Mord des Fuhrmannes ſelbſt zuletzt eingeſtanden!

Ueber das Geſicht des Maleficanten fuhr ein böſes Lächeln, und er ſagte: Ja, aber wo? In der Torturkammer! Was würdet Ihr nicht geſtehen, wenn man Euch die Knochen aus dem Leibe herausdrehte? Daß Ihr mit des Teufels Großmutter geſtern zuſammen geweſen! Habt Ihr von der Leiter gehört? Könnt Ihr Euch einen Begriff machen, wie Einem iſt, wenn ſie die Kugel des Oberarms aus den Höhlen hervorzerren? Redet nicht von Dingen, die Euch Nichts angehen und von denen Ihr Nichts verſteht. Ich bin nur dem Müller Antwort ſchuldig, nicht Euch.

Wendelin biß ſich in die Lippen und rückte mit dem Stuhle. Der Müller war noch in die Erzählung vertieft und ſagte: Nun weiß ich noch weniger als je, ob ich einen Unſchuldigen gerettet oder einen Verbrecher befreit habe. Doch meiner Handlungsweiſe ſei das gleich. Ich traf Euch und wurde Euer Retter, und bereue Nichts. Ihr habt dem Tode ins Geſicht geſehen und ſeid ohne Zweifel Willens, ein anderer Menſch zu werden. Ich wäre kein Chriſt, wenn ich Euch dazu nicht nach Möglichkeit behülflich ſein wollte.

Und was denkt Ihr mit mir zu thun? fragte Kornergeorg. Wenn ſie mich finden, ſie laſſen ſich nicht die Mühe verdrießen, mich noch einmal zu hängen!

Mein Entſchluß iſt gefaßt, erwiderte der Müller. Morgen gegen Abend bringe ich Euch nach Bremen. Ich weiß, daß ein Schiff dieſer Tage die Anker nach den oſtindiſchen Beſitzungen der Holländer lichtet, um Angeworbene dorthin zu transportiren. Ich bin mit dem Steuermann bekannt. Es koſtet mich nur ein Wort, und Ihr kriegt ein Handgeld und werdet holländiſcher Soldat. Da iſt für Euch geſorgt, da kennt Euch Niemand. —

Der Kornergeorg kratzte ſich heftig den ſchwarzen kraushaarigen Kopf und leerte haſtig das Glas.

Oſtindien! Oſtindien! rief er, das iſt das Land, wo man Papageien und Affen und Meerkatzen zu ſehen kriegt, ohne daß man dafür einen Kreuzer zahlt. Das iſt allerdings ein Vortheil; aber das Land iſt teufelmäßig weit; man iſt wie aus der Welt — offen geſagt, alles Andere wäre mir lieber.

Wohin wollt Ihr? fragte der Müller. Glaubt Ihr nicht, die Polizei ſpürt Euch auf, wenn Ihr einfach über die Grenze in den Nachbarſtaat hinüberflüchtet? Glaubt mir, mein Plan iſt gut, glaubt mir!

Die Reiſe nach den holländiſchen Beſitzungen, warf der Kornergeorg hin, wäre ſehr ſchön. Doch, wie ich gehört habe, iſt das Klima dort mörderiſch. Soll ich dem Henker entgangen ſein, um dem gelben, grünen oder ſchwarzen Fieber zu unterliegen?

Meiſter! rief Wendelin dazwiſchen, Ihr ſeid ein gutherziger Menſch! Wenn Der da es nicht erkennt, wie ſchön Ihr an ihm handelt, ſo verdient er wahrlich, daß ſie ihn wieder fangen. Wißt Ihr wohl, Burſche, fuhr er, zum Kornergeorg gewendet, fort, daß der Meiſter hier, indem er das Geſetz hintergangen und Euch, dem Verfehmten, zur Flucht verhilft, ſich einer großen Strafe ausſetzt? Wollt Ihr ihm auf dem Halſe ſitzen bleiben, oder gar Conditionen machen, wie es Euch am bequemſten? Ihr dankt dem Manne das Leben, Ihr dankt ihm's einſt, wenn Ihr wieder ein ehrlicher Bürger werdet. Wahrlich, kein Menſch weit und breit hätte ein Gleiches an Euch gethan. Küßt ihm die Hände, er verdient es, und morgen ſei die Looſung: Aufs Schiff und den Soldatenrock angezogen!

Fahrt nur nicht ſo über mich her! rief der Kornergeorg, deſſen Ton bisher immer kühl war, im Affect Wendelin zu, während ein böſer Blick aus ſeinem Auge hervorblitzte. Ihr wißt, daß ich unſchuldig gehängt worden wäre, wenn ſich nicht Gott meiner erbarmt hätte. Ja, ja, Gott; der Müller iſt nur das Werkzeug in einer höheren Hand geweſen. Habt Ihr je gehört, daß etwas Aehnliches vorgekommen? Was iſt noch ein Wunder, wenn das, was ich erlebt, keines iſt? Miſcht Euch nicht ins Geſpräch, ich habe es mit dem Müller nur zu thun, nicht mit Euch. Ihr habt mich nicht gerettet. Wäre es nach Euerm Kopfe gegangen, ſo war ein Unſchuldiger gehängt.

Verzeiht ihm, meinte der Müller begütigend, er wollte Euch keine Kränkung anthun.

Das fehlte auch noch! ſagte Kornergeorg. Von ihm ließe ich es mir nicht gefallen. Ich bin wohl auch nur ein Knecht, aber Gott hat mir einen guten Kopf verliehen. Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn das Unglück nicht von Kindheit an hinter meinen Ferſen her wäre. Vielleicht iſt es jetzt mit meinem böſen Schickſale vorbei. Wer das beſtanden hat, was ich in den letzten Wochen beſtanden, wer ſolchen Todesſchweiß geſchwitzt — ja, ich kann ſagen, was Keiner ſagen kann, Keiner auf Erden — wer, wie ich, muthig den Tod erlitten, der hält ſich noch für Etwas beſtimmt, der bleibt nicht beim Schweinetrog ſitzen!

Dieſes Selbſtgefühl, das ſich ſo entſchieden in dem bisher beſcheidenen Menſchen ausſprach, frappirte den Müller und ſetzte ihn in Verwunderung. Er ſagte nach einer Weile: Es freut mich, daß Ihr auf Euch haltet. So ſehe ich, es ſteckt in Euch ein neuer Menſch. Laſſet den Wendelin, der hat noch Nichts erfahren.

Da trat Wendelin raſch zur Thür hinaus und ſchlug ſie heftig hinter ſich zu.

Er iſt Verweiſe nicht gewohnt, meinte der Müller, und fuhr ernſt fort: Wenn nun wirklich ein neuer Menſch in Euch ſteckt, ſo begreiſe ich nicht, warum Ihr meinen Plan nicht billigt. Wollt Ihr noch etwas werden, ſo könnt Ihr es nur, wo Euch Niemand kennt; und wo könnt Ihr leichter zu Etwas kommen, als dort, weit über dem Meere, wo ſich Alles dem Muthe, der Ausdauer, der Unternehmung von ſelbſt öffnet? Redet ſelbſt!

Ja, es iſt wahr, meinte der Kornergeorg. Ihr habt ganz Recht. Ich glaube aber, ich habe Nichts zum Soldaten in mir. Das wäre ſchlimm. Was dann in Oſtindien?

Alle Wetter! rief der Müller. In Euch Nichts zum Soldaten? Ihr ſeid ja wie geſchaffen dazu.

Glaubt Ihr, Meiſter? meinte der Kornergeorg, indem er, wie im Nachdenken oder wie auf einen andern Gegenſtand ſinnend, die Worte gedehnt ausſprach:

Glaubt Ihr? Ich weiß nicht — ich weiß nicht — wann geht das Schiff ab? fügte er lebhaft hinzu.

Dieſer Tage gewiß, erwiderte der Müller. Genau weiß ich es noch nicht. Wir müſſen jedenfalls morgen nach Bremen.

Schon morgen? rief Kornergeorg, wie es ſchien, ſehr unangenehm überraſcht. Würde nicht einige Wochen ſpäter ein zweites Werbeſchiff auslaufen?

Darauf kann man ſich nicht verlaſſen, ſprach der Müller. Uebrigens kann ich Euch keine ſo lange Herberge gewähren. Ihr könnt denken, wie ſich alle Welt den Kopf zerbricht, wohin der Gehenkte vom Galgen gerathen iſt. Alle Teufel, Ihr habt nicht viel Bedenkzeit!

Wahr, wahr! verſetzte Kornergeorg. Wohlan, es ſei! Alſo morgen nach Bremen. Gute Nacht, mein theurer Meiſter, gute Nacht!

Er drückte bei dieſen Worten dem Müller die Hand.

So früh ſchon heute? meinte der Müller. Ihr fühlt Euch wohl noch zuweilen ſchwach?

Ja, es iſt kein Wunder! ſagte der Kornergeorg. Es wird ſich aber bald geben. Gute Nacht!

Er nahm ein Licht und begab ſich in die Bodenkammer, die ihm zur Schlafſtätte angewieſen war. Der Müller folgte ihm und ſperrte die Treppenthüre hinter ihm ab.

## IV.

Nachdem der Kornergeorg hinausgegangen, blieb der Müller eine Zeitlang ſitzen. Sein Kopf war mit der Ausführung ſeines Planes beſchäftigt, wie er ſeinen Schützling glücklich auf das Werbeſchiff bringen werde.

Mitten in dieſen Gedanken wurde er durch das Eintreten Wendelin's unterbrochen; ſchon zwiſchen der Thüre begann er:

Der alte Gerichtsdiener, der Süpple, war ſoeben da —

Was? der Süpple? zu dieſer Stunde? fragte der Müller, vom Stuhl aufſpringend.

Ruhig, antwortete Wendelin, es iſt Nichts. Mir iſt es gerade ſo ergangen, wie Euch, als ich ihn in die Mühle treten ſah. Denkt nur, wie mir war, als er, kaum grüßend, ſagte: In dieſem Sturmwetter Dienſt haben und fünf Stunden weit laufen, und Alles das wegen des Gehenkten! Da glaubte ich nicht anders, als, ſie ſeien auf der Spur. Als er aber dann weiter ſprach, wurde ich ruhig. So viel aber iſt gewiß, daß ſich das Amt alle Mühe giebt, hinter das Geheimniß zu kommen, wie der Gehenkte verſchwinden konnte. Der Süpple trug auch eine verſiegelte Schrift auf das nächſte Amt und wollte nur bei uns ausſchnaufen. Ich hab' ihm ein Glas Liqueur eingeſchenkt. Eben iſt er zur Mühle heraus, als ich den Kornergeorg mit dem

Lichte am Bodenfenſter vorübergehen ſah. Iſt der ſchon ſchlafen gegangen?

Er fühlte ſich müde, gab der Müller zur Antwort.

Hört einmal, Meiſter, begann Wendelin, wir ſind jetzt unter uns. Ich kann mir nicht helfen: der Kornergeorg gefällt mir gar nicht.

Nichts als Scheu, lieber Wendelin, ſagte der Müller. Du kannſt dir jetzt den Menſchen nur mit dem Galgen und dem Henker zuſammen denken. Alles, was am Hinrichtungsplatze vorfiel, hat auf dich einen großen Eindruck gemacht. Erinnere dich nur, daß du dich wie ein Verrückter geberdeteſt, als ich mit der Nachricht kam, er ſei nicht todt, ſondern am Leben. Solche Eindrücke laſſen ſich nicht ſo leicht verwiſchen.

Nein, nein, erwiderte Wendelin, nicht das allein iſt's! Ich weiß nicht — ſoll mich Gott nicht dafür ſtrafen — ich kann von dem Menſchen nichts Gutes halten. Mögen wir es nur Beide nicht einmal bereuen, daß er wieder zum Leben kam!

Was iſt da zu bereuen? fragte der Müller mit der ſelbſtbewußten Ruhe, die eine menſchenfreundliche That verleiht.

Seht, ſagte Wendelin, wie hat er Euern Antrag, Soldat zu werden, aufgenommen? Das hat mir vollends gar nicht gefallen. Zu Füßen hätte er Euch ſtürzen ſollen, und iſt dageblieben, wie ein Klotz, und hat faſt nur Einwände gehabt gegen Eure vortrefflichen Abſichten.

Ach, Wendelin, verſetzte der Müller, du gehſt zu weit. Einiges Bedenken muß man Jedermann verſtatten, wenn man in ſein Leben eingreift, und wo es die ganze Zukunft und Alles gilt. Er iſt ein ganz fügſamer Geſelle. Du warſt kaum zur Thür hinaus, da ward er folgſam, wie ein Kind. Er ſah ein, wie gut ich es mit ihm meine, und fügte ſich in Alles. Morgen laß die Pferde ſtehen. Abends heißt's, den langen Weg nach Bremen machen.

Nun Gottlob, daß er aus dem Hauſe kommt! rief Wendelin. Ich werde nicht ruhig ſein, bis ich weiß, daß er fort iſt ſammt dem Schiff.

Schlag' dir die mißtrauiſchen Gedanken aus dem Kopfe, ſchloß der Müller, und gehen wir heute früher zu Bett. Morgen wird die ganze Nacht gefahren.

Der Müller ging in ſeine Schlafkammer, Wendelin leuchtete.

Iſt das einmal wieder eine ſtürmiſche Nacht! ſagte dieſer zum Fenſter flüchtig hinausſehend. Kein Stern am Himmel, und der Wind pfeift entſetzlich. Schlaft wohl, Meiſter, ſchlaft wohl!

Ein trefflicher Burſche, dachte Reinbacher, indem Wendelin aus dem Zimmer trat.

Ueber dem Land und der einſam ſtehenden Mühle lag die Nacht. Nur die Waſſer rauſchten, die Räder gingen ruhig arbeitend weiter, und der Wind ließ von Zeit zu Zeit ſeine eintönige Klage vernehmen. Dem Müller gingen, ehe er einſchlief, manche Gedanken durch den Kopf, denn Wendelin war ihm durch ſeinen Enthuſiasmus wieder werther als je geworden, und er fühlte aufs Neue wieder, wie innig er ihn liebe. Wendelin war des Müllers Sohn und ahnte es nicht. Er glaubte, er ſei nur ein zufällig angenommenes Kind. Der Reinbacher hatte ſeine Mutter geliebt. Wie oft, trotz ähnlich ſtürmiſcher Nacht, war der Reinbacher, damals um neunzehn Jahre jünger, hinausgezogen bis zur Wohnung des alten Thurmwächters, wo die Chriſtel wohnte, die ſchöne, blauäugige, blaſſe Chriſtel . . . . Ach, auch der Reinbacher hatte ſeine Schuld hinter ſich, eine ſchwere Schuld. Die Drohungen ſeines ſtrengen und ſtolzen Vaters ſchüchterten ihn allzu ſehr ein, und endlich, da die arme Chriſtel nach der Geburt ihres Kindes im Fieber lag — war Alles zu ſpät. Die Mutter ſtarb, das Kind war gerettet, der alte Thurmwächter erfuhr nie den Namen des Verführers.

Es war eine alte, oft dageweſene, aber ewig ſchmerzliche Geſchichte.

## V.

Der Müller lag im erſten Schlafe, als ihn eine fremde Hand wachrüttelte. Er fuhr auf — Wendelin ſtand vor ſeinem Bette, halb in der Dämmerung, nur von einem Lämpchen beleuchtet, das er zwiſchen der Thür auf die Erde geſtellt hatte. Er bewegte die Lippen wie in größter Gemüthsbewegung, brachte aber kein Wort hervor.

Nun, nun? was giebt es denn? fragte der Müller.

Meiſter, ſagte Wendelin, der Kerl, den Ihr vom Galgen heruntergeſchnitten —

Nun, was weiter? fragte der Müller, ſich aufraffend, während Wendelin ſtockte.

Das Rabenvieh hat ſich aufgemacht, hat eine Laterne angeſteckt und iſt in den Stall heruntergeſchlichen.

Ei, antwortete der Müller, das war wohl einer der Mühlknappen. Wie käme denn der Kornergeorg auch nur von der Bodenkammer herunter. Ich habe die Thür der Treppe abgeſperrt.

Dann hat er ſie aufgebrochen, ſagte Wendelin, noch immer in der Hitze der größten Erregung.

Was könnte er im Stalle ſuchen! warf der Müller hin, ſtand aber ſofort auf und ſetzte, ſeinen Schlafrock anziehend, gleich hinzu: Wir wollen gleich nachſehen.

Beide gingen. An der Treppenthür angelangt, griff der Müller mehrmals mit ſtarker Hand an das Schloß und ſagte: Dummes Zeug, du ängſtlicher Hans! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß du ſo furchtſam biſt, wie ich dich in der letzten Zeit geſehen. Es iſt Alles in Ordnung.

Während dieſer Worte gingen Beide wieder zurück. Wendelin kratzte ſich verdrießlich hinter dem Ohre. Sie kamen eben an dem Fenſter vorüber, das in den

Hof ging, der Schlafkammer gegenüber, in welche der Müller zu treten im Begriffe war, als Wendelin überaus lebhaft ausrief: Da ſeht, da ſeht!

Er zeigte auf eine Leiter, die gerade vor dem Fenſter ſtand.

Der Müller ſah ſie und blieb einen Augenblick lang ſtumm.

Da habt Ihr die Leiter! fuhr Wendelin fort; er hat ſie vom Boden herabgenommen. Und iſt ſie nicht an ſein Dachfenſter gelehnt? Iſt er nicht ein Schurke?

Der Müller blieb ſtumm und eilte in den Stall.

Wendelin folgte.

Als Beide in den Hof getreten waren, hielt Wendelin den Müller, der ſehr aufgeregt und aller Beherrſchung baar ſchien, mit der Hand zurück und flüſterte:

Nur leiſe, leiſe! Sehen wir, was er treibt.

Der Müller blieb zuerſt ſtehen, dann näherten ſich Beide geräuſchlos und langſam der Stallthüre.

Dieſe war halb angelehnt, und man konnte Alles im Inneren des Stalles ſehen.

Kaum hatte der Müller hineingeblickt, als ihm Sehen und Hören verging. Er mußte ſich ſeitab mit der Hand anlehnen.

Er ſah den Kornergeorg. Dieſer hatte die Kleider an, die ihm der Müller geſchenkt, eine Mütze auf dem Kopfe, ein Tuch um den Leib gewunden, in dem ein

Bund Schlüſſel und ein Meſſer ſteckte, und hohe lederne Waſſerſtiefel an den Beinen.

Seht nur, ſeht! flüſterte Wendelin, ſeht den Halunken! Er umwickelt die Hufe der Pferde mit Stroh, er will ſie ſtehlen — mit dem Braunen iſt er ſchon fertig.

Als der Müller das hörte, blickte er wie ein Automat flüchtig durch die Thüröffnung. In ſeiner Seele kochte eine ungeheure Wuth auf. Das alſo war der Menſch, dem er das Leben wiedergeſchenkt, den er auf ſeine Gefahr hin noch einmal retten, mit Geld verſorgen und in eine andere Welt bringen wollte. Der Menſch, deſſen Rechtfertigung er noch vor wenigen Stunden Glauben geſchenkt! Er hatte genug geſehen. Mit der Haſt eines Menſchen, der ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, ergriff er eine Hebeſtange, die in der Ecke lehnte, drückte mit ſeiner breiten Hand den Wendelin hinter ſich zurück und ſtellte ſich drohend auf die Lauer.

Wieder verging eine Zeit. Der Kornergeorg zäumte die Pferde, die ſich ängſtlich geberdeten, und hatte viel damit zu thun, ſie zu beruhigen. Manchmal blickte er um ſich und wiſchte mit dem Aermel den Schweiß von ſeiner Stirne.

Dem Müller ſchienen die Secunden Ewigkeiten. Endlich kam der Rabenvogel heraus, langſam ſchleichend, die Pferde am Zaume führend. Noch ein Schritt, und er ſtand dem Müller gegenüber.

Dieſer aber erhob die Hebeſtange.

Das für dich, du verdammter Hund, murmelte er zwiſchen den Zähnen hervor, und blitzſchnell ſank die Stange nieder.

Da durchſchnitt die Luft ein greller, entſetzlicher Schrei, die Pferde bäumten ſich, ein Körper fiel zu Boden, der Hund drüben im zweiten Hofe riß heftig an der Kette und that, heftig bellend, einige Sprünge hin und her. Die Pferde liefen, ſcheu gemacht, im finſteren Hofe umher.

Eine völlige Stille folgte und währte vielleicht eine volle Minute.

Wendelin war der Erſte, der ein Wort von ſich gab. Der iſt todt! ſagte er, maustodt! Und er hielt die Laterne über die Leiche hin, deren Kopf zerſchmettert war.

Todt! todt! todt! rief der Müller laut, vor Wuth über den rieſenhaften Undank ſchäumend und zugleich mit einer hölliſchen Freude lachend, während ihm die Stange, die er noch immer krampfhaft gehalten, aus der Hand fiel.

Wohin aber jetzt mit ihm? fragte Wendelin beſtürzt. Wohin ihn verſcharren, daß keine Seele etwas ahnt?

Du haſt Recht, erwiderte der Müller, augenblicklich der Beſinnung zurückgegeben. O, daß man es verheimlichen muß! Die ganze Welt ſollte dabei ſtehen und den Schandbuben daliegen ſehen — man müßte mir Beifall zujauchzen, daß ich die Erde von ſolch einer Beſtie befreit!

Da gerieth der Müller wieder in die volle vorige Wuth und rief, indem er mit dem Fuß nach der Leiche ſtieß:

Ihn noch verſcharren? Heimlich? Bin ich ein Mörder? Hat er nicht an mir ein Verbrechen begangen? Es war nicht Strafe genug, ihn nur todt zu ſchlagen — hinauf muß er wieder, woher er kam, wohin er gehört, wo ich ihn hätte hängen laſſen ſollen — fort mit ihm, wieder an den Galgen!

Schrecklich! flüſterte Wendelin, und, wieder zu Athem kommend, fügte er bei: Aber es iſt das Gerathenſte und Beſte.

Aber ſchnell, befahl der Müller, die Nacht iſt halb vorbei. Verwiſche die Blutſpuren, fange die Pferde ein und dann fort!

Eine Viertelſtunde ſpäter war das Geſagte gethan. Die Pferde waren angeſpannt und führten den Müller, Wendelin und den Leichnam in die Nacht hinaus. Niemand im Hauſe war wach geworden.

Der Sturm hatte ſich gelegt, die Sterne flimmerten da und dort zwiſchen bewegten Wolkenknäueln, der Mond, ſeiner Völle nah, ging hinter dem Buſchwald unter.

Der Müller, in ſeinen Mantel gehüllt, ſaß neben der Leiche. Er ſchwieg. Von Zeit zu Zeit wiſchte er ſich den Schweiß von der Stirne.

Keine menſchliche Seele war nahe.

Ohne ein Wort unter einander gewechſelt zu haben, erreichten Herr und Knecht den Galgen. Wendelin ſprang ab, aber zugleich auch der Müller. Er hatte die Leiche des Kornergearg auf ſeine Schulter geladen.

Wollt Ihr es thun? fragte Wendelin.

Ja, laß mich es thun, ich bin der Stärkere, entgegnete Reinbacher.

Und ſchon ſtieg er, die Bürde auf ſeiner Schulter, den Galgenhügel hinan.

Wendelin wartete. Es dauerte ihm lange. Sein Herz pochte hörbar.

Endlich kam Reinbacher zurück, bleich, verſtört, wie ein Betrunkener auf ſeinen Füßen taumelnd.

Iſt es geſchehen? fragte Wendelin.

Ja, ja, er iſt wieder am alten Orte, erwiderte der Müller, und nun nach Hauſe.

Der Mond, der dieſe letzte Zeit hindurch hinter Wolken verborgen geweſen, trat noch einmal bleich und groß hervor und ging unter.

Die Heimfahrt ging abermals ſtill von Statten.

Auch diesmal begegneten ſie keiner lebendigen Seele.

Als der Reinbacher ſein Haus hinter den Weiden erblickte, ſeufzte er tief auf und murmelte: Gott ſei gedankt, die Mühle geht noch, und Alles iſt beim Alten. Er aber iſt dort, wo er war. Das Alles iſt ein abſcheulicher Traum geweſen. Künftighin laſſ' ich hangen, was hängt.

Er ſtieg ab, ging in ſein Zimmer, wuſch ſich, und während Wendelin ſich im Hofe noch Allerlei zu ſchaffen machte, um jede Spur der That zu entfernen, ſank der Reinbacher in einen tiefen, langen Schlaf.

## VI.

Am Morgen, der dieſen Ereigniſſen folgte, ſaß der ehrenfeſte Bürgermeiſter von Nienburg, Ruprecht Scipio Balbus, mit Frau und Tochter beim Frühſtück. Er war in Hemdärmeln und bloßem Kopfe; ſeine Perrücke, das Symbol ſeiner Würde, hing unweit auf dem Perrückenſtock, und der kleine Barbier des Ortes war eben daran, die letzte Locke zu ordnen, denn es war heute Gerichtstag.

Dem Geſichte des Bürgermeiſters hatte das Bewußtſein einer hohen Stellung und eines unermeßlichen Einfluſſes unverwiſchliche Züge eingegraben. Er war ganz Würde, ganz Adel, ganz Decorum. Klein und dick, von apoplektiſchem Habitus, rothwangig und rothnaſig war der ehrenfeſte Herr, und ſobald eine Sache nicht ganz nach dem Wunſche des Amtes und der hohen Obrigkeit gehen wollte, brauſ'te eine choleriſche Natur hervor, die die Röthe ſeines breiten Geſichts bis ins Violette ſteigerte, was das Gemüth der Seinigen jedesmal mit den lebhafteſten Befürchtungen erfüllte.

Eben war der Bürgermeiſter daran, ſein Frühſtück, das aus einem kalten Capaun und einer Flaſche Franzwein beſtand, zu beendigen, als der Gerichtsdiener Süpple eintrat und ſalutirend ſtehen blieb.

Euer Ehren, meldete er nach einer Pauſe mit allen Zeichen großer Beſtürzung, ich komme von wegen des Kornergeorg's.

Sich verantworten? ſchrie der Bürgermeiſter, indem ſein Geſicht ſchon in Zorn zu erglühen begann, ſich verantworten? Eurer ſchmählichen Unachtſamkeit iſt es zuzuſchreiben, wenn es den Kameraden des Gehenkten gelang, ſeinen Leichnam zu ſtehlen. Doch das Alles iſt Unſinn. Was ſoll daraus werden?

Herr Bürgermeiſter — hob der Gerichtsdiener wieder an.

Nun, nun, davongeflogen kann er nicht ſein, fiel Scipio Balbus dem Gerichtsdiener in die Rede und fuhr gereizt fort: oder wollt Ihr mir einreden. der Teufel habe ihn davongetragen? Es giebt Leute, die dumm genug ſind, das zu glauben. Der Barbier zum Beiſpiel dort glaubt feſt daran — wir aber ſind aufgeklärte Beamte, wir wittern ein Complott von Spießgeſellen des Kornergeorg und werden die genaueſten Nachforſchungen anſtellen, um es herauszukriegen, welche verruchte Hand das gethan. Ja, wir wittern ein Complott, und Ihr ſelbſt mögt nachdenken, wer Euch Geld gab, um in die Schenke zu gehen und zu trinken, anſtatt auf Euerm Poſten zu bleiben und die Leiche zu bewachen.

Scipio, mein Gatte! rief die Frau Bürgermeiſterin, erhitze dich nicht!

Mir Geld gegeben, um ins Wirthshaus zu gehen? rief der Gerichtsdiener. Gott, mein Gott! wer ſoll mir Geld gegeben haben? Wer, wer? Niemand hat mir Geld gegeben. Wer aber hat auch je auf dieſer Welt gehört, daß man einen Todten ſtiehlt? Wäre der Galgen fort, wunderte ſich keine Seele, der giebt einen Bodenbalken oder Brennholz. Aber ich war nur ein Viertelſtündchen in der Schenke, um mich zu reſtauriren! Ich bin ein Mann von Gefühl, ich kann dergleichen nicht gut ſehen — kurz, ich mußte ein Glas darauf trinken. Der Teufel aber iſt klug, er benutzte die Zeit —

Der Teufel, der Teufel! rief Balbus; und was ſoll der mit der Leiche wollen? Die Seele hat er ja ohnehin.

Freilich, freilich! antwortete der Gerichtsdiener. Dem Teufel ſelbſt mochte der Kerl zu ſchlecht ſein, und darum hat er ihn auch wieder zurückgebracht.

Dem Barbier fiel das Brenneiſen aus der Hand.

Was zurückgebracht? Unſinn! rief Balbus.

Der Kornergeorg, Euer Ehren, iſt wieder da.

Der Bürgermeiſter ſprang auf die Füße. Lebendig? rief er.

Lebendig? wieder lebendig geworden? Das wäre ſelbſt dem Teufel zu viel! rief Süpple. Er iſt da, das heißt, er hängt wieder, wo er gehangen!

Geht, geht! Schon wieder betrunken am frühen Morgen!

Mein Gott, mein Gott! jammerte der Gerichtsdiener; ich ſage: der Kornergeorg iſt wieder da, wo er war.

Dann war er vielleicht gar nicht fort. O, ich wittere ein Complott, ein Complott!

Er war fort, flüſterte der Barbier im Tone der größten Beſtürzung herüber, ich habe mir ja ſelbſt die Stätte wiederholt angeſehen.

Er iſt fort und iſt wieder gekommen, ſprach Süpple.

Wieder gekommen? Eſel!

Beinahe wieder gekommen, Euer Ehren, erwiderte Süpple. Aber ſeine Kleidung iſt eine ganz andere. Man kann ſagen, er hat ſich umgekleidet. Er hat andere Hoſen an, eine Jacke, und ſtatt ſeiner Socken trägt er jetzt ſtarke Waſſerſtiefel.

Waſſerſtiefel? rief der Bürgermeiſter in äußerſter Verwunderung aus.

Dazu hat er am Kopfe eine Wunde, die Hirnſchale iſt ihm geſpalten.

Die Frau Bürgermeiſterin war einer Ohnmacht nahe.

Balbus rieb ſich heftig die Naſe, was bei ihm immer das Zeichen der Rathloſigkeit, großer Verwirrung und der Geiſtesanſtrengung war, ein ſchwieriges Problem löſen zu wollen.

Endlich rief er: Meine Perrücke! meinen Degen! Da muß ich ſelbſt hinaus, um nachzuſehen und einiges Licht in die Sache zu bringen.

Der Barbier und der Gerichtsdiener eilten durchs Zimmer, um den Herrn mit den Inſignien ſeiner Würde zu bekleiden.

Aber ſchon waren auffällige Schritte und Stimmen verſchiedener Menſchen im Hauſe hörbar.

Der Kornergeorg iſt unten! rief die gellende Stimme des Stadtſchreibers zur Thüre herein. Der Kopf, der dabei ſichtbar ward, war gleich wieder verſchwunden.

Der Kornergeorg war in der That, von einer zahlloſen Menſchenmenge, aus Kindern und Erwachſenen, Frauen und Männern, Bürgern und Plebs beſtehend, umringt, auf das Rathhaus gebracht worden. Noch am ſelben Tage fand die Unterſuchung durch den Stadtarzt und das Gerichtsperſonale ſtatt, und alle Organe der Juſtiz wurden aufs Neue in Bewegung geſetzt, um nach dem Räthſel des Verſchwindens des Kornergeorg's noch das viel wunderbarere des Wiedererſcheinens desſelben zu erklären.

## VII.

In der Mühle hatten ſich ſeit jener Nacht, in welcher die Leiche des Kornergeorg fortgebracht wurde, die Stimmung und Haltung zweier Bewohner ſehr verändert. Der Müller und der ſonſt ſo luſtige Wendelin gingen ernſt und beinahe düſter umher; den Müller beſonders ſah man oft lange ſinnend am Fenſter ſtehen oder brütend auf einem Stuhle ſitzen, was er früher bei ſeiner Gewohnheit, ſich ſtets zu beſchäftigen, nie gethan. Er hatte wohl ſeit jeher eine Anlage zum ſchwärmeriſchen Nachdenken und den verlockenden Hang, ſich in ſich ſelbſt zu vertiefen. Jetzt artete Beides augenſcheinlich in Tiefſinn und Schwermuth aus. Er empfand eigentlich keine Reue über ſeine raſche, blutige That, denn er glaubte zu ihr vollkommen berechtigt geweſen zu ſein; wohl aber erfüllte ihn eine Art von Zorn über den Weltlauf, der eine wohlgemeinte, aus dem edelſten Gefühle hervorgegangene That mit Grauen weiter geführt und eines rechtſchaffenen Mannes Hand plötzlich mit Blut befleckt hatte. Nicht der Todtſchlag war es, den er beklagte, ſo oft ſich in das unheimliche Gewühl ſeiner Empfindungen ein ſchweres, ſtechendes Reuegefühl miſchte. Er bereuete nichts, als daß er, von einer faſt ſchwärmeriſchen Herzensgüte verführt, an einem elenden, verworfenen Geſellen gut wie ein Vater hatte handeln wollen. So oft er ſich deſſen erinnerte, ſtieg ſein Blut kochend emvor; dieſelbe ſittliche Entrüſtung, derſelbe Schauder über menſchliche Heimtücke, die ihn an der Stallthür übermannt und ihm die Hebeſtange in die Hand gegeben, ſtellten ſich in ſeinem Inneren wieder ein; er fühlte, daß er ſo habe handeln müſſen, und daß er die That vorkommenden Falles, was er ſich auch im Voraus dagegen ſagen möge, wiederholen würde.

War demnach ſein Gewiſſen auch ruhig und ohne Vorwurf, ſo war doch die Hälfte ſeiner Seele umnachtet, verdüſtert, verſtört, in Zwieſpalt auseinander geriſſen. Es war ein gewaltiger Riß hineingekommen in die nicht mehr biegſame, feſtgewordene Weltanſchauung eines bejahrten Mannes.

Er ſagte einmal zu Wendelin:

Wie habe ich am Hinrichtungstage gegen die Todesſtrafe geſprochen, das heißt mit anderen Worten: wie habe ich dagegen gemurrt, daß man einen Kornergeorg an den Galgen gebracht! Durch eine wunderbare Fügung iſt es ſo geworden, wie ich wollte. Der Todte wurde belebt in meine Hand gegeben. Gräßliche Heimſuchung des Himmels oder der Hölle! Ich ſelbſt mußte die Todesſtrafe an ihm vollziehen, ich ſelbſt mußte eilen, ihn wieder zu hängen!

Das war die rein innerliche, pſychologiſche Seite, von welcher, freilich bis an den Kern des Daſeins, der Müller angegriffen wurde. Mitten hinein ſchlug auch noch oft eine ganz äußere Seite ein: die Betrachtung, was die Welt wohl ſagen würde, wenn ſie von den geheimnißvollen Vorgängen unterrichtet wäre. Damit iſt gar nicht geſagt, daß den Müller, was ſo natürlich geweſen wäre, gemeine Furcht vor Verantwortung beſchlich, trotzdem er wohl wußte, daß ſich im gegenwärtigen Augenblicke das Gericht und alle Welt den Kopf zerbreche, wie der Gehenkte fortgekommen und in anderer Geſtalt erſchienen. Dieſe Furcht hatte er nicht, obwohl er erfuhr, daß Alles aufgeboten werde, um hinter das Geheimniß dieſer Vorgänge zu kommen. Die ganze Auffaſſung ſeiner That widerſprach dieſer Furcht gänzlich; auch lag es nicht nahe, anzunehmen, daß durch irgend wen oder irgend was ein Verdacht auf ihn fallen könne. Die Kleidungsſtücke, die der Kornergeorg von dem Müller erhalten, und die er am Leibe gehabt, hätten allerdings auf die Spur führen können. Im vorigen Jahrhunderte aber lag dieſe Gefahr nicht ſo nahe. Die Criminalprocedur damaliger Zeit war roh und unwiſſend. Sie verſchmähte die Beihülfe der Wiſſenſchaft und richtete dort, wo ſie zum Beiſpiel Vergiftungsfälle annahm, mit dem Schwerte, ohne den Thatbeſtand durch die chemiſche Retorte erwieſen zu haben; ſie kannte auch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen nicht, die den Verbrechern ſpäter ſo gefährlich werden ſollte, indem ſie Zeugen hervorzauberte, wo ſie Niemand ahnte. Das ganze Gerichtsweſen ſtand auf einer niederen Stufe, und ſo iſt es erklärlich, wie ein ſchlichter Mann ſich nicht ängſtigte, durch ein paar Kleidungsſtücke verrathen zu werden, die abgetragen, gewöhnlich, nach dem Schnitte aller übrigen im Lande und ohne beſondere Kennzeichen waren.

So vergingen die Tage.

Wendelin's Benehmen ſeinem Herrn gegenüber blieb indeß das ſchönſte und theilnehmendſte. Er ſprach unaufgefordert kein Wort über das Vergangene, war aber, ſo oft in der Stille der Nacht das Geſpräch auf den wunden Punkt im Leben des Müllers gerieth, ſtets eifrigſt bemüht, dieſen zu tröſten, zu beruhigen und ihm den Ausgang günſtig darzuſtellen. Dabei war der arme Burſche innerlich mindeſtens eben ſo unruhig, als ſein Herr. Er machte ſich den Vorwurf, an dem ganzen Unglücke Schuld zu ſein, weil er ihn ganz wider deſſen Willen an jenem verhängnißvollen Morgen auf den Schauplatz der Hinrichtung geführt.

## VIII.

Vier Wochen nach jener verhängnißvollen Nacht ſaß der Müller mit Wendelin am Tiſche und ordnete allerhand Rechnungen, als plötzlich der Gerichtsdiener Süpple eintrat und, ehe er noch grüßte, zur Thüre hinausrief: Bleibt nur draußen! Dieſer Zuruf galt drei anderen Polizeidienern.

Wendelin erbleichte. Die Kniee verſagten ihm, als er aufſtehen wollte, den Dienſt. Der Müller aber erhob ſich und trat auf den Gerichtsdiener ruhig und gleichſam unbedenklich zu.

Lieber Herr Gevatter! hob der Süpple ſehr höflich, ja gemüthlich an, eine Geſchichte — o ich wollte, der Teufel hätte den Kornergeorg gar nicht wieder zurückgebracht —

O weh! rief Wendelin aus und fiel mit dem Kopfe auf die Arme.

Der Gerichtsdiener fand dies auffallend und ſagte zum Müller, deſſen Haltung ſich inzwiſchen ganz gleich geblieben war: Um Gotteswillen, ich will nicht glauben, daß Ihr Etwas darum wißt? Es thäte mir ſehr weh, als ob ich es ſelbſt wäre. Ich bitte Euch, ſagt mir, ob Ihr bei dem Verſchwinden des Kornergeorg ganz reine Hand habt? Denn ſeht, Euer Schuſter, der verfluchte Dornſtedt, behauptet, die Waſſerſtiefel, die der Kerl anhatte, ſeien die Eurigen.

Sie ſind meinem Herrn geſtohlen worden! ſchrie Wendelin herbeiſpringend auf.

Deſto beſſer, deſto beſſer! ſagte Süpple, zum Müller gekehrt, welcher, wie früher, ruhig und ſtill blieb.

Es ſind uns noch andere Sachen geſtohlen worden! rief Wendelin wieder und wollte fortfahren, als ihn der Müller bei der Hand nahm und bei Seite ſchob.

Miſche dich nicht darein! ſagte er. Dann fragte er wieder den Gerichtsdiener: Was wollt Ihr denn bei mir?

Lieber Herr Gevatter, war die Antwort, der Herr Bürgermeiſter hat den Befehl gegeben, daß wir Euch auf das Amt bringen, damit Ihr Euch verantwortet — oder — was ſage ich, verantworten? was kann's für einen Spectakel eines todten Lumpen wegen geben? — damit Ihr es aufklärt, ob die Stiefel Euch gehören, oder nicht!

Wendelin war außer ſich, in ſtarrer Verzweiflung.

Sei kein Narr, redete ihn der Müller an. Beſorge die Rechnungen. Ich will aufs Amt inzwiſchen.

Der Müller nahm Rock und Hut und wollte gehen. Da faßte Wendelin ſchmerzlich ſeine Hand, küßte ſie und fragte leiſe und ſchmerzlich: Kommt Ihr wieder?

Der Müller lächelte ſeltſam, antwortete: Beſorge die Rechnungen, und verließ, Wendelin troſtlos zurücklaſſend, mit Süpple die Stube.

Kaum war der Verhaftete auf das Rathhaus gebracht, ſo wurde er ſchon vor den Bürgermeiſter geführt.

Das Erſte, was dem Müller in der Amtsſtube in die Augen fiel, waren die Waſſerſtiefel, die an der Mauer ſtanden. Dieſer Anblick brach die bisherige düſtere, ernſte Ruhe ſeines Gemüthes. Er that den Ausruf:

Ja, das ſind ſie!

Was? fiel der Bürgermeiſter ein. So hat der Schuſter Recht? Sprecht, redet! Ihr kennt die Stiefel. Gott weiß, ich glaubte, der Menſch irrt ſich.

Es ſind meine Stiefel! ſagte der Müller.

Balbus richtete ſich auf. Reinbacher, ſagte er, indem ſich ſein ganzes Geſicht mit Purpurröthe übergoß, Ihr geltet im ganzen Lande für einen braven Mann — ſeid Ihr gar in die Geſchichte involvirt? — Geſteht Alles — läugnet Nichts — es hilft Nichts — wir kommen hinter Alles.

Der Müller, in ſtrammer Haltung, antwortete mit feſter Stimme: Ich komme nicht, um zu läugnen. Was ich gethan, war recht vor Gott, und ſo wird es wohl auch recht vor den Menſchen ſein. Ich habe den Gehenkten abgeſchnitten. —

Ihr habt den Gehenkten abgeſchnitten? rief der Bürgermeiſter. Ihr, ein ſo kluger Mann? Zu welchem Unfuge habt Ihr Euch hergegeben?

Der Müller antwortete:

Es geſchehe mir, was mir geſchehen kann. Ich will mich nicht durchwinden, will mich nicht durchſtehlen, ich bin ein redlicher Mann. Hört es, ich erkläre es feierlich: ich habe den elenden Mörder da abgeſchnitten, todtgeſchlagen und wieder aufgehängt.

Ihr? rief Balbus. O Graus! o Schrecken! Und zu welchem Zwecke? Todtgeſchlagen? Ihr redet irre!

Ganz und gar nicht, antwortete der Müller. Wollte der Himmel, ich redete irre und im Traume! Der Elende hat meinen Frieden mit fortgenommen, er hat mich zum Zweifler an der Vorſehung gemacht, er hat in mir Alles umgeworfen, was ich für gut hielt, Alles, was ich für den Nebenmenſchen empfand. Heute — heute könnte ich in der Mitte eines Kirchhofes ſtehen, wo ein Pochen und Winſeln der Todten aus allen Gräbern ertönte — ich mache keinem wieder auf!

Ihr ſeid überſchnappt! rief der Bürgermeiſter, dem der allerdings wunderbare Zuſammenhang noch nicht klar ſein konnte, ängſtlich aus.

Ich bin nicht überſchnappt! entgegnete der Müller mit einem bitteren Lächeln um den Mund, weil ich nicht lügen will, noch kann. Aber man muß an Wunder glauben, wenn man dieſe Geſchichte hört. Sie iſt aber darum doch wahr und doch geſchehen.

Hier erzählte der Müller die bekannten Ereigniſſe ſeit dem Hinrichtungstage bis zu dem Augenblicke, wo er die blutige Leiche an den Galgen gehängt. Er erzählte treu und genau nach dem Hergange und ſchloß: Sagen Sie nun, Herr Bürgermeiſter, ob Jemand an der Stallthüre anders gehandelt hätte, als ich! — Was hätten Sie gethan?

Der Bürgermeiſter, der die Erzählung mit Ausrufen der höchſten Verwunderung und zuweilen des Grauens unterbrochen hatte, antwortete in Bezug auf den Schlußſatz:

Was ich gethan hätte? Erſtlich den Lumpen hängen und zappeln laſſen, oder, wenn er ſchon abgeſchnitten war, ſofort Alles zur Anzeige gebracht. Das hätte ich gethan und ſomit alle Gräuel in der Mühle erſpart.

Der Bürgermeiſter lächelte ſich über dieſe überaus kluge und pfiffige Handlungsweiſe hoffärtig ſelbſt Beifall zu. Er war unfähig, die genialen Beweggründe einer größeren Natur aufzufaſſen. Dann ſagte er zum Müller, der ihn, faſt als ob er einen Affen vor ſich hätte, mit verächtlichem Schweigen betrachtet hatte:

Ihr habt Euch da in eine gräßliche Geſchichte geſtürzt! So weit alſo brachte Euch die Antheilnahme für einen Schurken, der Euch ſchon dereinſt an öffentlichem Orte, am Wirthstiſche, zum Tadel einer hohen Regierung und ihres Prozeßverfahrens verführte? Ja, ja, ſo führt uns Eines zum Andern; man beginnt mit ein paar frechen Bemerkungen und ſchließt mit Mord und Empörung! Uebrigens erzählt Ihr das Alles, wie es nur Euer Ankläger erzählen ſollte. Es giebt viel Auswege, wenn Ihr ſie nur zu benützen verſtändet! Ich, als Amtsperſon, kann Euch keinen Rath geben, Ihr werdet hoffentlich noch anders ſprechen, ſobald ſich die Aufregung legt, die man jetzt aus jedem Euerer Worte heraushört. Ich will deshalb das Verhör erſt in ein paar Tagen folgen laſſen. Eines aber ſage ich Euch: ein Todtſchlag liegt zum mindeſten vor. Bleibt Ihr aber dabei, daß Ihr die Hebeſtange längere Zeit gehalten und nicht gleich bei Entdeckung des Pferdediebſtahls, in der erſten Hitze der Aufwallung, ohne Beſinnung auf den Kerl losgeſchlagen — dann iſt es weit ſchlimmer — dann giebt es einen Mord.

Mord? rief der Müller, von Schrecken und Ueberraſchung bewältigt, und ſetzte gelaſſen hinzu: Der Kerl war doch vogelfrei!

Nun, nun — antwortete Balbus, ich weiß nicht — vielleicht doch nicht — läßt ſich nicht ſo leicht ſagen! — Ein ſolcher Fall iſt noch keinem Richter vorgelegen. Merkt Euch nur, was ich ſagte: es könnte Euch an — den Hals gehen!

An den Hals? wiederholte der Müller tonlos.

Ihr kennt die hochnothpeinliche Gerichtsordnung ſehr wenig, ſagte der Bürgermeiſter, das Geſicht auf das Ernſthafteſte und Bedenklichſte verziehend. Ja, an den Hals!

Dann aber, rief der Müller im höchſten Affect, dann aber wird auch die Himmelsdecke nicht ſo feſt ſein, daß ſie nicht über alledem einſtürzt.

Er verließ, von dem Gerichtsdiener begleitet, die Amtsſtube und wurde in feſten Gewahrſam gebracht.

---

## IX.

Die Ausſagen des Müllers über den Gehenkten, die ſich ſchon am folgenden Tage in der Stadt und deren Umgegend verbreitet hatten, konnten nicht verfehlen, einen unermeßlichen Eindruck auf das Publikum zu machen. Die Aufregung war fieberhaft groß. Das Schickſal des Müllers aber, den jedes Kind kannte, und der weit und breit allgemeiner Achtung genoß, war der Gegenſtand allgemeinen Antheils.

Was wird mit ihm geſchehen? war die allgemeine Frage.

Die untere Menge und alle Gefühlsmenſchen in den gebildeteren Sphären waren vom größten Mitleid erfüllt und erwarteten Strafloſigkeit, oder eine ſo geringe Strafe, die ebenſo viel wie Strafloſigkeit wäre. Selbſt Jene, welche die Handlungsweiſe des Müllers bedenklich, willkürlich und ſehr unaufgefordert fanden, neigten ſich zu einer ziemlich milden Anſicht.

Als aber einige Herren vom Rathhauſe da und dort die hochnothpeinliche Meinung ausſprachen, die der Herr Bürgermeiſter dem Müller bei deſſen erſter Vorführung kundgegeben, erſchrak Alles über die Strenge und barbariſche Starrheit des Geſetzes. Ein allgemeines Murren, das bis zum Schimpfen und bis zur Drohung ausartete, brach im Volke los, obwohl kein Urtheil noch gefällt war. Dieſe Stimmung des Volkes hielt andauernd mehrere Tage lang an, ſo daß der Herr Bürgermeiſter es für gut befand, bei der Landesregierung anzutragen, daß der gefangene Müller einem entfernteren Criminalgerichte zur Unterſuchung übergeben werde. Für den Fall, daß dieſer Antrag gutgeheißen würde, wurde das Amt Rehburg vorgeſchlagen, das zugleich ein feſter Ort war.

Dieſer Vorſchlag wurde höheren Orts gebilligt. Der Beſcheid der churfürſtlich hannoveriſchen Regierung langte kurz darauf an und befahl die Ueberſiedelung des Angeklagten nach dem Schloſſe Rehburg.

Am Abend desſelben Tages, an welchem dieſer Befehl eingetroffen war, fuhr ein offener Wagen, mit fünf wohlbewaffneten Soldaten beſetzt, in den Hof des Rathhausgebäudes ein. Der Müller, mit Ketten belaſtet, wurde herausgeführt und mußte in der Mitte der Soldaten ſeinen Platz nehmen. Bald bewegte ſich der Wagen und bog in ein ödes Seitengäßchen ein, um auf einem Umwege auf das Heimlichſte aus der Stadt herausgeführt zu werden.

Dieſe Anſtalten blieben aber nicht ſo ganz geheim, als man glaubte. Dem Rathhauſe gegenüber war ſeit Einbruch der Dämmerung ein junger Menſch auf den ſteinernen Stufen eines Brunnens in ſtiller Trauer geſeſſen. Es war Wendelin. Seitdem der Müller in Haft war, irrte er faſt täglich wie ein Geiſt in der Nähe des Rathhauſes umher; beſonders in der Dämmerung, bis tief in die Nacht hinein, hätte ihn ein aufmerkſames Auge oft erſpähen können. Da ihm verwehrt war, mit ſeinem Herrn zu ſprechen, war es ihm ſchon eine Beruhigung, den Schimmer ſeines Lämpchens durch das vergitterte Fenſter herabſtreifen zu ſehen, und allerhand Gedanken und Pläne der Befreiung beſchäftigten ihn fortwährend, ohne daß er es jedoch hierin zu irgend einem feſten Entſchluſſe [illegible]ringen konnte.

Nun ſah er den Wagen, die Soldaten, ſah die durch die Nacht geheimnißvoll umherirrenden Lichter, hörte leiſe gewechſelte Worte, endlich Schritte und den Klang von Ketten, ein nächtiges, ſeltſames Treiben. Das iſt er! Sie bringen ihn heimlich um! rief er, ſeiner Sinne vor Schrecken kaum mächtig, als er die ſtämmige Geſtalt ſeines Herrn langſam die Treppe herabſchreiten ſah. Seine geängſtigte Seele ſetzte ſogleich das Schrecklichſte voraus.

In der Gaſtſtube des „ſilbernen Hirſchen" waren noch alle Tiſche von den zurückgebliebenen Beſuchern des Morgens abgehaltenen Marktes beſetzt. Man hörte Lärm und Gelächter. Wendelin ſtürzte auf das Haus los, bleich, verſtört, athemlos, riß die Thüre auf und rief mit dröhnender Stimme: Heraus, Leute, heraus! Man führt den Müller heimlich zum Tode! Kommt, mir nach! mir nach!

Er verſchwand ſogleich wieder.

In wilder Bewegung erhob ſich Alles. Jeder ergriff als Waffe, was er nur konnte. Das Wirthshaus war in einem Moment von allen Gäſten geſäubert.

Mir nach, mir nach! rief Wendelin, und Alle folgten.

Der Umweg, den der Wagen durch das Seitengäßchen genommen, war verhängnißvoll. Noch innerhalb der Stadt, unfern dem Thore, wurde der Wagen eingeholt und plötzlich von einem Haufen umſtellt. Die Leute waren alle noch in der erſten Hitze des Affects, baar der Ueberlegung. Sie fielen den Pferden in die Zügel und riſſen den Kutſcher herunter. Die Soldaten ſtellten ſich, überraſcht herbeiſpringend, zur Wehre. Wendelin, bisher immer allen Uebrigen voran, wandte ſich zu dem Haufen, der immer mehr anſchwoll, und rief:

Leute, Freunde, ſprecht! Wollt Ihr Euern Mitbürger, einen Ehrenmann, ſo vieler Leute Freund und Wohlthäter, ſterben laſſen? Habt ein Herz, habt ein Erbarmen! Befreit ihn, gebt ihm Mittel zur Flucht!

Die Wuth, die in Wendelin brannte, ſchlug in die Herzen der jüngeren Leute ein. Alle drängten heran. Wendelin entriß ſofort einem der Soldaten den Säbel, ſtieß ihn bei Seite, während das Menſchengewühl rings heranſtürmte, ſo daß die Vorderreihe die übrigen Soldaten feſt an den Wagen drückte und wehrlos machte.

In dieſem Augenblicke erhob ſich der Müller im Wagen und begann zu ſprechen, ohne daß ſeine Worte bei den Zurufen, die ihm galten, und den Flüchen, die die Behörden trafen, vernehmlich wurden.

Du biſt frei! rief Wendelin, auf den Wagen ſpringend und die Hände ſeines Herrn faſſend.

Raſender! fuhr ihn der Müller an, was ſoll das? Und ihr unüberlegten Leute! Was ſoll mir das helfen? Fort, nach Hauſe! Stürzt euch nicht ins Unglück und vergrößert nicht das meinige!

Die ſo mit volltönender Stimme geſprochenen Worte brachten den zornigen Menſchenhaufen für einen Moment zur Beſinnung. Man wich zurück, der Lärm legte ſich etwas, aber Wendelin, ohne den Müller los zu laſſen, blieb auf dem Wagen ſtehen und ſchrie laut:

Er weiß nicht, was er ſpricht! Kommt, nehmt ihn, tragt ihn fort!

Da griff einer der Soldaten, die ſich bisher von der Uebermacht zurückgedrängt gefühlt, nach Wendelin und riß dieſen herunter. Wendelin aber ſprang empor und hieb mit dem Säbel nach dem Soldaten, daß er blutend zuſammenbrach. Auf den Schrei des Getroffenen hin erwachte die Wuth der Kriegsleute. Einer ſchoß ſeine Piſtole auf Wendelin ab, ſie traf ihn nicht, doch das Signal war gegeben. Ein wildes Handgemenge begann. Es dauerte nicht lange. Die Soldaten wurden umringt, zu Boden geworfen, geknebelt. Ihre Flinten, in die Luft abgefeuert, gaben der ganzen Scene den Charakter einer kleinen Schlacht.

Wendelin war in der Mitte des Kampfs wie durch ein Wunder unverletzt geblieben. Er war wie außer ſich. Er hatte mit dem Säbel, den er führte, manchen Hieb ausgetheilt und ſeine Kameraden fortwährend durch lauten Zuruf angefeuert.

Indeſſen hörte man vom Rathhauſe her Reveille blaſen. Macht, daß ihr fortkommt! rief eine barſche Stimme Wendelin und dem Müller zu. Gleich wird es, wenn ihr zaudert, euch nachknallen und nachblitzen!

Haſt Recht, Kamerad! rief Wendelin. Ich bringe den Müller in Sicherheit. Und wenn ein redlicher Kerl nach Allem, was heute geſchehen, eine Zufluchtsſtätte nöthig zu haben glaubt, er findet ſie in der Mühle am Höſt.

Er hatte Peitſche und Zügel erfaßt und ſauſ'te davon. Jetzt erſt, da er ſich ſeinem Herrn zukehrte, ſah er, daß dieſer ſtumm und todtenblaß in der Ecke des Wagens ſaß. Er war ohnmächtig geworden. War er verwundet? Hatte ihn die Kugel des Soldaten getroffen, die für Wendelin beſtimmt war? oder war nur die Gemüthsbewegung und der Wechſel der Luft nach langer Haſt Schuld? Wendelin konnte ſich vorerſt nicht darüber Gewißheit verſchaffen, er mußte die Pferde antreiben, um noch durchs Thor zu kommen und ſeinen Feinden zu entfliehen.

Es gelang.

## X.

Als der Müller aus ſeiner tiefen Ohnmacht erwachte, ſah er ſich wieder in ſeiner Mühle. Es war Nacht, das Waſſer rauſchte, eine Lampe brannte unfern, er lag ausgekleidet im Bette und hatte ein naſſes Tuch auf der Bruſt. Zu ſeinen Füßen ſaß Wendelin.

Nun erſt ſpürte der Müller einen ſtechenden Schmerz in der Schultergegend, und dieſer Schmerz rief ihm alles ſoeben Erlebte ins Gedächtniß. Er richtete ſich ein wenig auf, wodurch Wendelin aufmerkſam wurde, und ſagte zu dieſem im Tone milden Vorwurfs:

Was haſt du gethan!

Was ich jetzt wieder thäte, wenn es noch zu thun wäre, erwiderte Wendelin. Wart Ihr nicht dem Tode geweiht? Sollte ich Euch in den Tod führen laſſen?

Du haſt die Obrigkeit angetaſtet!

Mag ſein! rief Wendelin. Eine Obrigkeit, die an Euch ſchon ſo Unmenſchliches vollbracht und noch Aergeres vollbringen wollte, mag zum Teufel fahren!

Und du glaubſt, Narr, ihr auf die Länge Trotz bieten zu können? fragte der Müller mit ſchwacher, beinahe verlöſchender Stimme.

Warum nicht? rief Wendelin. Werdet nur heil und geſund, theurer Meiſter, dann ſollen ſie uns nicht einſchüchtern, dann ſoll noch Alles gut gehen! Doch ſprecht kein Wort, das bekommt Euch nicht gut — der Arzt wird gleich da ſein!

Du wirſt als Opfer deines tollen Kopfes fallen, lispelte der Müller ſchmerzlich.

Vor der Hand fürchte ich mich noch nicht, erwiderte Wendelin. Wir haben die Brücke abgebrochen und ſind nun auf unſerer Inſel ſo ſicher, wie in einer Feſtung. Schwer dürfte es ihnen fallen, wenn ſie uns aushungern wollten. Vorräthe ſind genug da: Korn Bier, Vieh in den Ställen. Wir könnten uns ſelbſt ohne Zufuhr vom Lande Monate lang halten. Meint Ihr, daß ſie eine Belagerung beginnen, die ihnen manchen Mann koſten dürfte? Die Mühlknappen vom Höſt ſind bewaffnet und gute Schützen. Ich ſtehe dafür, ſie bieten uns Capitulation an.

Der Müller, vom Blutverluſt erſchöpft, gab keine Antwort. Er war von der Größe der Kluft, die ſich vor ihm aufthat, ganz erſchreckt.

Die Thür ging auf, der Bader, den man aus dem nächſten Dorfe geholt und im Kahne herübergeführt hatte, war da. Er hatte ſeine Inſtrumente mitgebracht und unterſuchte die Wunde. Eine Kugel ſtak im Schulterknochen, hatte aber zum Glück die großen Gefäße im Achſelbug nicht getroffen. Das Blei wurde herausgezogen, und nachdem der Verband angelegt worden, ließ man den Müller allein. Bald ſank er in einen tiefen Schlaf, erſchöpft von Schmerz, Gemüthspein und Blutverluſt.

Inzwiſchen war es nur allzu gewiß, daß die Mühle am Höſt nicht lange in dieſem Zuſtande der

Ruhe bleiben werde. Es galt, ſich zu rüſten. Wendelin hatte bereits auf den beiden äußerſten Punkten der Inſel Schildwachen ausgeſtellt, welche auf Alles, was auf den Ufern ſich begeben würde, achten ſollten. Er vertheilte, was ſich an Waffen im Hauſe vorfand, Hakenbüchſen, Dreſchflegel, Senſen und zwei ganz kleine Kanonen.

Alles war vorerſt noch frohen Muthes und freute ſich, daß der Herr wieder da war. Der Arzt hatte gute Hoffnung gegeben. Alle verſprachen, die Mühle und des Müllers Leben und Freiheit, wenn es Noth thue, mit ihrem Blute zu vertheidigen.

Als der Morgen dämmerte, gaben die Wachen Meldung. Eine Gerichtsperſon, an ihrer ſchwarzen Tracht und mächtigen Perrücke kenntlich, erſchien, von einem kleinen Trupp Soldaten begleitet, am Ufer. Sie kamen von Nienburg. Da die Soldaten die Brücke abgebrochen fanden, ſuchten ſie einen Kahn, auf dem ſie überſetzen könnten. Da mochte der ehrenwerthe Mann vom Gericht, der ihr Anführer war, ein paar Flinten gewahr werden, die aus den Dachluken hervorguckten. Er ſtellte nun die Nachforſchungen nach einem Kahne ein, zog ſich in eine reſpectvolle Entfernung, entrollte ein Blatt und las etwas vor, was vermuthlich ein Befehl war, daß der Müller und Wendelin ſich dem Gerichte in Nienburg zu ſtellen hätten. Die Entfernung ließ kein Wort davon auf die Inſel gelangen; und als Niemand in der Mühle antwortete, entfernte ſich die

Gerichtsperſon, nachdem ſie ihrerſeits Poſten aufgeſtellt hatte, welche die Bewegungen und Vorgänge in der Mühle beobachten ſollten.

## XI.

In den zwei folgenden Tagen wurden von Seite der bewaffneten Macht zwei Angriffe unternommen, um den Müller Reinbacher und ſeinen Knecht in Haſt zu nehmen. Eine Landung wurde des Morgens, im Schutze eines dichten Nebels, eine andere im Schutze der Abenddämmerung verſucht; ſie wurden beide durch die Wachſamkeit und den Muth der Müllersknechte vereitelt, die ihren am Wundfieber darniederliegenden Herrn nicht preisgeben wollten. Die Kriegsleute wurden zurückgeſchlagen und verloren ſogar ihren Anführer. Er wurde von einer Dachluke aus mitten in die Stirn geſchoſſen und ſank, ohne auch nur einen Laut ausgeſtoßen zu haben, in den Sand. Die Müller ſind in der Regel gute Schützen. Die Waſſervögel, die zu gewiſſen Zeiten einfallen, laden zur Jagd ein, dabei übt ſich Auge und Hand. Die churfürſtliche Soldateska zeigte bei dem Verluſte ihres Anführers keinen beſonderen Heldenſinn. Anſtatt um ſo hartnäckiger vorzudringen, wichen die Reihen. Die Kriegsleute trugen die Leiche in ihr Schiff zurück und ſchlugen den Rückweg ein. Seitdem ward es ſtill um die Mühle herum, keine Gerichtsperſon und kein Soldat zeigte ſich, aber dieſe Stille war unheimlich und ängſtlich. Niemand konnte ſich's verhehlen, daß in den nächſten Tagen ein neuer Angriff zu erwarten ſei. Der erſte Muth, die erſte Kampfluſt der Knappen war vorbei. Der und Jener brütete ſtill, wie er ſich aus dem böſen Handel ziehen könne. Inzwiſchen hatten ſich ein paar Fremde, offenbar obdachloſes, landläufiges Geſindel, in die Mühle am Höſt gezogen, wo ſie freies Quartier und Koſt und ein Leben, wie es ihnen zuſagte, erwarteten. Ihre Art und Weiſe übte Einfluß auf den und jenen der Knechte, die nun anfingen, ſich durch Trunk und Geſang zu einer wilden, gezwungenen Luſtigkeit zu reizen. Es war Keinem Ernſt, und faſt Allen ſaß es wie ein Alp auf der Bruſt. Die Arbeit ſtockte ſchon lange.

So verging in Erwartung der Dinge, die der Morgen bringen werde, Tag um Tag.

Reinbacher war nach einem Wundfieber, das ſiebzig Stunden gedauert hatte, wieder aufgeſtanden. Seine kräftige Natur ſiegte. Bald ſaß er wieder im Lehnſtuhl am Fenſter, und Wendelin mußte ihm erzählen, was einſtweilen vorgegangen, indeß er in ſeinen Phantaſieen lag. Er ſchüttelte, als er den vollſtändigen Bericht gehört, traurig das Haupt, denn er ſah nur Böſes herankommen. Den Arm in der Binde, ließ er ſich am ſiebenten Tage aus dem Hauſe herausführen und ſetzte ſich, von ſeinem ganzen Hausgeſinde bewillkommt, auf die Steinbank im Hofe. Seine Hunde ſprangen herbei, liebkoſ'ten ihn und krochen an ihm empor, daß er ſich ihrer gewaltſam erwehren mußte.

Wie ſich doch, dachte er, als er wieder allein war, wie ſich doch Eins an das Andere knüpft, um eine grauſige Kette zu bilden! Zuerſt der Raub des Gerichteten, dann ſein Todtſchlag. Hierauf die lange, ſchwere, böſe Kerkerhaft, und unerwartet, da der Tod ſchon vor Augen ſtand, die gewaltſame Befreiung. Nun iſt der Krieg da gegen die beſtehende Gewalt. Die Sache wächſ't aus einem kleinen Funken, wie wenn Teufel hineingeblaſen hätten. Iſt man nicht oft verſucht, zu glauben, der Menſch mit ſeinem ganzen Streben werde manchmal der Spielball unheimlicher Mächte? Ich habe tadellos gelebt, und werde vielleicht wie ein Verbrecher umkommen. Zum Guten iſt's nimmermehr zu wenden; wie aber beugt man dem ganz Schlimmen vor?

Dazwiſchen fühlte er es doch noch wie eine Freude, da zu ſein, den blauen Himmel und die in Gold untergehende Sonne zu ſehen, die reine Luft zu athmen und ſeinen treuen, nur allzu raſchen Wendelin vor ſich zu haben.

Ich zürne dir nicht, ſprach er ihn an, ob die Dinge auch nur durch dich ſo arg wurden. Du glaubteſt mein Leben gefährdet und haſt, von einem edlen Drange geleitet, feſt entſchloſſen mich zu retten, das

Aeußerſte gethan. Du meinteſt es gut. Aber jener Schuß aus der Dachluke wird ſich rächen. Ich will nicht fragen, wer ihn abgefeuert; genug, daß ich weiß, daß du nicht der Schütze warſt.

In dieſem Augenblicke kam ein Weib in den Hof gelaufen; ſie hatte lange am Ufer geſtanden und Zeichen mit einem Tuche gemacht, bis man ſie herüberholte.

Meiſter, ſchrie ſie, mein Mathes ſoll mit mir heimkommen, Ihr müßt ihn fortlaſſen! Auf Eurer Inſel wirds bald nach Pech und Schwefel riechen; ich will nicht, daß der Vater meiner Kinder Euretwegen umkomme. Euch geſchieht Recht. Warum habt Ihr Euer Haus zum Zufluchtsorte für Spitzbuben und Galgenvögel gemacht? — Und du, flaumbärtiger Burſche, ſprach ſie zu Wendelin, wie kannſt du —

Ihr ereifert Euch nicht umſonſt, Gretel, ſagte der Müller ruhig. Nehmt Euren Liebſten zu Euch, ich halte Keinen. Wendelin, raſch, zahle dem Mathes ſeinen Lohn aus!

Mathes war bei der Stimme ſeiner Geliebten an der Thür erſchienen, und das Weib fiel nun über ihn her.

Nur zu lange, ſagte ſie, biſt du da geblieben, Unglücksmenſch! Schnüre dein Bündel und mache, daß du fortkommſt! Biſt du über dem Waſſer, ſo ſieh dich nicht um. Mögeſt du's nicht dein Lebtag bereuen, daß du in der Mühle am Höſt gedient haſt!

Der Knecht, von der dämoniſchen Suada des

Weibsbildes beherrſcht, entgegnete kein Wort. Er ſtahl ſich an der Mauer hin, drückte dem Müller die Hand und trollte ſich fort, von der Megäre begleitet.

Eulengekrächz! murmelte Wendelin, als ſie fort war.

Es wird Abend, ſprach der Müller. Man wußte nicht, ob es eine Antwort ſein ſollte. Mich fröſtelt. Ein Ueberreſt vom Wundfieber, komm; ins Haus! und die Lichter angezündet! Ich denke heute mit Dingen, die ich lange überlegt, zu Ende zu kommen.

Nachdem er wohl eine Stunde lang in Gedanken im Lehnſtuhle geſeſſen, ging der Müller in die Knappenſtube hinüber. Dort ſah es wie auf einer Wachtſtube aus, ſo zwar, daß der Müller, der den Raum ſeit ſeiner Geneſung nicht betreten hatte, ſich im erſten Augenblick darin kaum zurecht fand. Die Fenſter waren ausgehoben, die Laden geſchloſſen und zugenagelt und ins Holz Schießlöcher hineingeſchnitten. Ein Theil der Knappen lag ſchlafend auf den Bänken umher, andere ſaßen um einen Tiſch und ſpielten Karten. Reinbacher ſah Leute, die er nicht kannte; es waren Herbeigelaufene, welche angaben, ſie ſeien durch den Auflauf in Nienburg gefährdet. In einer Ecke auf dem Herde wurden Kugeln gegoſſen. Das Feuer, von Zeit zu Zeit mit dem Blaſebalge angefacht, warf einen grellen Schein über die dunkeln, angerauchten Wände. Speere ſtanden hie und dort in Haufen beiſammen, Büchſen und anderes Gewehr hing an der Wand.

Der Müller ſchritt langſam vorwärts, bis er an den Tiſch kam, der in der Mitte ſtand, und ſagte mit ſeiner vollen, kräftigen Stimme:

Die Gläſer ſtellt weg und legt die Karten bei Seite. Beides taugt nicht zu dem, was ich euch zu ſagen habe!

Die Leute thaten, wie er gebot, und erhoben ſich gleichzeitig. Der Müller ſtemmte die Hand des geſunden Arms auf den Tiſch und fuhr fort:

Ihr wißt, Freunde, daß ich wider meinen Willen in mein Haus zurückgebracht wurde, und daß ohne mein Wiſſen und Wollen inzwiſchen ein Krieg gegen die ordentliche Gewalt geführt worden iſt. Ich will nicht unterſuchen, ob wir befugt waren, ſo zu handeln, wie gehandelt worden iſt; genug, jetzt iſt's nicht zu ändern, es muß mit allen Folgen hingenommen werden. Ich danke Allen, die ſich aus Liebe und Treue zu mir ſo großer Gefahr ausgeſetzt haben. Sie haben es auf ihre Art gut gemeint. Aber das Alles kann nicht fortgehen, wie es bisher gegangen, und kann nicht dauern. Nur wer ſich ſelbſt was weiß macht kann glauben, daß wir im Stande ſind, der Macht draußen auf die Länge zu trotzen, oder ſie zum Frieden zu zwingen. Vor einer Woche ſchickte ſie zehn Leute, drei Tage ſpäter zwanzig, heute oder morgen können hundert da ſein. Doch das iſt's nicht allein. Empörung und Unrecht ſoll ſich nicht ausbreiten, wie ein böſes Geſchwür oder wie ein heimlich im Gebälk um ſich greifendes Feuer. Sollen wir hier wie Räuber niſten, von Allen draußen verfehmt, und dies Haus, in dem wir in Ehren gelebt, zu einer Mordhöhle machen, mit unſerm und mit fremdem Blute befleckt? Wohin kann das führen, als zu Aller Verderben? Fern ſei es von mir, daß ich noch mehr auf mein Gewiſſen nähme; was ſchon geſchehen, drückt mich ſchwer genug. Drum, Freunde, ein ernſtes Wort! Ich fordere euch auf, die Mühle zu verlaſſen. Denjenigen, welche glauben, etwas zu fürchten zu haben, will ich Mittel geben, ſich über die Grenze zu retten — unter ihnen biſt du, Wendelin, voran! Du wirſt in einen Kahn ſteigen, und kannſt morgen ſchon in Bremen ſein. Ihr Andern —

Und Ihr, Meiſter? ſcholl es dem Müller in die Rede, ehe er ſeinen Satz zu Ende geſprochen hatte, was ſoll aus Euch werden?

Ich ſtelle mich dem Gerichte! erwiderte Reinbacher gefaßt.

Er iſt von Sinnen! rief Wendelin.

Burſche, rief der Müller mit einer donnernden Stimme, wirſt du mir ſagen, was ich zu thun habe?

Eine lange, ängſtliche Pauſe folgte, da erhob ein wild und zerlumpt ausſehender Kerl, ein ehemaliger Schiffsknecht, der Schellenkaspar genannt, ſeine gellende Stimme.

Wollt Ihr mich hören, Meiſter Reinbacher? ſprach er. Ihr habt gar kein Recht, uns fortzuſchicken! So weit iſt die Sache eingetränkt, und ſo muß ſie weiter ihren Lauf haben. Ihr verabſchiedet uns, die wir unſer Leben gewagt haben, um das Euere zu retten, wollt Euch ſtellen und ſagt zu uns: ſeht, wie Ihr weiter kommt! Ein ſauberer Lohn das! Weil Ihr ein Narr Euerer Vorurtheile ſeid, ſollen wir darunter leiden? Weil Ihr den Krieg ſcheut, ſollen wir die Waffen aus der Hand legen, die noch unſere Freiheit und unſer Leben ſchützen! Wiſſet, daß Ihr, der einen Galgenvogel erſchlagen, jetzt weniger bedroht ſeid und weniger zu fürchten habt, als wir, die Euch befreit haben! Hier ſind wir; dies Haus iſt unſere Feſtung und Zuflucht, und wir wollen das Haus vertheidigen, bis ſie den letzten Balken zuſammenſchießen; ſeid Ihr dabei, mit Euch, ſeid Ihr nicht dabei, trotz Euch!

Einige Stimmen wollten, als der Schellenkaspar zu Ende geſprochen, in ein Hurrah einſtimmen, aber des Müllers gebietender Blick und donnerndes Wort ließ ſie mitten im Rufe verſtummen.

Lump, der nichts zu verlieren hat, rief er, du ſprichſt, wie du's brauchſt, und wenig kümmert's dich, ob du Andere mit dir ins Verderben fortreißeſt. Was haſt du hier zu reden, herbeigelaufener Burſch, den vielleicht ganz andere Streiche zu uns geführt? Es iſt nicht wahr, daß es bereits ſo ſchlimm mit uns ſteht, und daß es keinen anderen Ausgang gäbe, als auf einem Sündenwege weiter zu gehen. Der iſt für dich und deinesgleichen; wohin er dich führen wird, brauch' ich dir nicht zu ſagen. Meine Leute aber kenne ich, die werden nicht Räuber und Mordbrenner über Nacht, nachdem ſie Jahrelang brav und arbeitſam gelebt. Du gehörſt nicht unter ſie! Fort, hinaus aus dieſer Stube, wo ich zu reden habe! Und ihr, wandte er ſich zu den Anderen, habt Acht auf ihn, denn von Leuten ſeines Gleichen iſt das Aergſte zu erwarten.

Der Menſch ging ſchimpfend hinaus, zwei Andere folgten, die übrigen Knappen ſtanden ſchweigend da. Es machte ſich in ihnen die beſſere Einſicht geltend. Alle waren weiter gegangen, als ſie es von vornherein beabſichtigt, und vertheidigten ihre Stellung nur noch aus Liebe zu ihrem Herrn und eigentlich aus Verzweiflung.

Welche unter euch, fragte der Müller, halten ſich für ernſtlich bedroht?

Drei Leute traten hervor: der Mühlmeiſter, ein Knappe und ein uralter Müllerjunge.

Ich habe commandirt, ſagte der Erſte.

Ich hieb einen Soldaten über den Kopf, daß er zuſammenſank, ſagte der Zweite.

Ich, ſagte der Junge, ſchoß aus dem Dachfenſter —

Ihr erhaltet euern vollen Jahreslohn, ſprach Reinbacher, und ſeht, daß ihr aus unſerem churfürſtlichen Gebiete herauskommt. Die finſteren Nächte, die wir jetzt haben, und der Nebel, der jetzt auf dem Fluſſe liegt, werden euerer Flucht günſtig ſein. Habt ihr die Grenzen hinter euch, ſeid ihr im Hadeler Lande, ſeid ihr vorerſt geborgen. Da werdet ihr ſehen, was ſie gegen euch beginnen. Ich freue mich, daß ihr Alle, wie ihr da vor mir ſteht, kein Weib oder Kind hier zurücklaßt.

Und Ihr, theurer Meiſter, rief Wendelin, Ihr wollt bleiben? Nein, nein, nein! Ihr flieht mit uns!

Der Müller ſchüttelte ſeinen Kopf.

Der Himmel weiß es, rief Wendelin wieder, wenn Ihr bleibt, bleib' auch ich. Ich kann Euch nicht zurücklaſſen!

Thörichter, lieber Junge! ſagte der Meiſter, ſeine Hand ergreifend. Es muß ſein! Du wirſt mit den Uebrigen gehen. Laß bald von dir hören. Und nun — — leb wohl! — Er ging hinaus, während Wendelin jammernd und klagend hin und wieder lief und die drei Anderen ſtill von ihren Kameraden Abſchied nahmen. Nach einer kurzen Weile erſchien er wieder, in der Hand einen Sack mit Geld, und zählte nicht nur den Dreien, welche abreiſen ſollten, ſondern Jedem ſeinen Lohn auf den Tiſch.

*Die Mühle am Höſt*, murmelte er vor ſich hin, als er fertig war, hat zu arbeiten aufgehört.

Er war entſchloſſen, morgen mit dem früheſten aufs Amt nach Nienburg zu fahren.

Es iſt jetzt elf Uhr, ſagte Reinbacher nach einer Pauſe. In einer halben Stunde könnt ihr euer Bündel geſchnürt und die Kähne in Bereitſchaft haben. Lebe wohl, Wendelin, lebt wohl, ihr Alle!

Er verließ die Knappenſtube.

Es war eine ſchwarze, traurige, unheimliche Nacht. Von Zeit zu Zeit erhob ſich der Wind mit einer ſeltſamen Klage und beugte die bereits winterlich entlaubten Wipfel der Bäume. Kein Stern war am Himmel ſichtbar. Der Winter und eine düſtere Trauer ſchien allen Dingen im Herzen zu liegen. Der Müller öffnete ein Fenſter im erſten Stockwerk und blickte in die Dunkelheit hinaus. Er hörte wie Die, welche abreiſen ſollten, die Kähne bereit machten, und unterſchied in den wenigen Worten, die ſie unter einander wechſelten, die Stimme Wendelin's, des Mühlmeiſters, des erſten Knappen und des Müllerjungen. Da klirrte die Kette des Kahns, ſie ſtießen vom Lande.

Sie kommen durch! gewiß, gewiß! ſagte der Müller: in dieſer Nacht iſt's unmöglich, daß man ihnen auflauert. Gut, daß ich den Wendelin fortgebracht habe.

Er ging leiſe hinab und begab ſich bis auf die Spitze der Inſel. Vom Kahne war in der ſtockfinſtern Nacht Nichts zu ſehen. Der Wind kam vom Norden, er brachte keinen Laut. Kein Licht, Nichts, was beunruhigen konnte, war am Ufer zu ſehen.

Gerettet! ſagte der Müller und ging in ſeine Wohnſtube, ermattet durch die Auftritte dieſes Tages. Dort warf er ſich in ſeinen Kleidern aufs Bett.

## XII.

Reinbacher war kaum eingeſchlafen, als ihn ein Flintenſchuß weckte. Er ſprang auf die Füße und wollte Licht machen. In dieſem Augenblicke ſah er, daß der Morgen bereits dämmere. Ein Mühlknappe trat ins Zimmer.

Wer hat geſchoſſen? fragte der Müller.

Ich weiß nicht, erwiderte dieſer.

Ein anderer Burſche kam herbeigelaufen und rief: Es kommen Soldaten von Nienburg in einem großen Schiffe daher. Wollt Ihr Euch wirklich ihnen gefangen geben, Meiſter? O, daß Ihr doch mit den Uebrigen davon wäret!

Der Müller ging die Treppe feſten Schrittes hinab, ohne irgend ein Wort zu erwidern, und trat in die Knappenſtube. Der Flintenſchuß hatte Alle, die dort lagen, auf die Füße gebracht. Sie zauderten, ob ſie nicht doch nach den Waffen greifen ſollten.

Die Waffen bei Seite! rief der Müller.

In dieſem Augenblicke hörte man ein wildes Hurrah von vielen Stimmen ganz unſern vom Hauſe, Schüſſe knatterten, Trommeln wurden gerührt, die Thüre, die geſchloſſen war, wich krachend unter einem furchtbaren Schlage, der mit einem Balken geführt worden war. Ein Fenſterladen flog in Trümmer, und durch Thüre und Fenſter erſchienen Bewaffnete im Gemach.

Hier haben wir Alle! rief eine Stimme: die Waffen weg! Ergebt euch, Mordgeſindel!

Und von allen Seiten drangen Kriegsknechte auf den Müller und ſeine Knechte ein.

Hier bin ich! rief Reinbacher. Es war meine Abſicht, mich heute dem Gerichte zu ſtellen.

Zweier Hände langten nach ihm. Ein dritter Soldat brachte Handſchellen.

In dieſem Augenblicke war's dem Müller, als ob ihm ein Pfeil durchs Herz fuhr.

Ein Menſch brach durch die Soldaten und Mühlknechte und ſtürmte auf den Reinbacher los. Es war Wendelin.

Du biſt noch da? ſchrie der Müller. Unglückſeliger!

Ich konnte dich nicht verlaſſen, trotz deines Befehls. Dich nicht zurücklaſſen im Elend! rief der Burſche.

Der iſt der Aergſte von dieſen Teufeln! rief der Anführer der Bewaffneten und ſchoß ein Terzerol auf den kaum auf Armesweite von ihm ſtehenden Wendelin ab.

Wendelin fiel zu Boden, der Schuß hatte ihm den Arm zerſchmettert.

In dieſem Augenblicke fiel ein glühendrother Schein durch die aufgeriſſenen Fenſter. Es war nicht das Morgenroth, wie Die, die den Schein ſahen, zuerſt glaubten. Aus der Sägemühle, die gerade gegenüber lag, erhob ſich eine flammende Lohe.

Gerechter Gott! ſchrie der Müller. Mord und Brand in meinem Hauſe! Wendelin getroffen und mein Haus in Flammen!

Die Mühle am Höſt, ſagte der Anführer der Soldatesca, hat es längſt ſchon verdient, fortzukommen. Doch — wer hat das gethan?

Du! rief der Müller und wies mit der Hand, die mit der Handſchelle bereits belaſtet war, auf die wildausſehende zerlumpte Geſtalt eines Menſchen, der grinſend durchs Fenſter hereinſchaute. — Es war der Schellenkaſpar.

Reißt die Holzſchuppen nieder, daß das Feuer nicht weiter greift! herrſchte der Anführer ſeinen Leuten zu. Und Ihr, Reinbacher, vorwärts!.

Alles drängte ſich zur Thür hinaus und blieb vor dem Anblick des Feuers wie gefeſſelt ſtehen. In wenig Minuten ſtand die ganze, aus Sparrwerk erbaute Sägemühle in lichten Flammen. Anfangs wehte der Wind gegen die Uferſeite, bald aber drehte er ſich vollſtändig um und wendete die Flammen gegen das Hauptgebäude. Damit war das Loos der Mühle entſchieden. In wenigen Minuten bildeten Haus und Nebengebäude ein zuſammenhängendes Feuermeer. Mit Donnergekrach ſtürzte das Gebälk ein, theils aufs Land, theils ins Waſſer, daß es hoch emporziſchte. Trümmer desſelben trieben theils rothglühend, theils in hellen Flammen den Strom hinab, bis ſie allmählich verloſchen.

Der Himmel war weithin feurig geröthet, und in den vom Winde gejagten, eilig dahin jagenden Wolken ſpiegelte ſich die Gluth bald mehr, bald minder ſtark. Alle Rettungsverſuche blieben erfolglos.

Nach einer Stunde war der Dachſtuhl der Mühle ganz verzehrt. Bald ſchien der Flammenherd in ſich zuſammenzuſinken, bald ſchlug die helle Lohe mit erneuerter Wuth empor, dickes, ſchweres, dunkelſchwarzes Rauchgewölk über den Fluß hinſendend.

Der Müller, kaum noch von ſeiner Wunde geneſen, nun wieder von einem furchtbaren Schickſale getroffen, ſaß bleich, aber ruhig im Kahne, in der Mitte ſeiner Feinde, und ſah, wie ſein Haus niederbrannte. Dann wendete er ſich wieder ſeinem treuen Wendelin zu, den ſie der Länge nach hingelegt hatten. Erſt als die Feuersbrunſt ihrem Ende ſich näherte, ergriffen die Soldaten die Ruder und entfernten ſich von der Stätte des Unheils.

Stumm, finſter, ſtarr fuhr der ſchwergeprüfte Mann dahin, wie gefaßt darauf, daß Alles in Stücken gehe, was ihm bis zum heutigen Tage das Leben werth gemacht hatte.

Eine Stunde ſpäter war er wieder in ſeinem früheren Kerker.

Im Laufe des Nachmittags wurde er unter ſtarker Militärbedeckung nach Rehburg geſchafft.

Der Brand ſelbſt dauerte noch den ganzen Tag fort. Das Glimmen und vereinzelte Aufflackern des

Gebälks währte bis in die Nacht hinein, und aus den Trümmern wirbelte fortwährend Rauchqualm empor.

In zwei Reihen hinter einander ſtarrten die verkohlten Pilotenſtumpfe, Radüberreſte und Wellbaumtrümmer aus dem Waſſer empor; die Mühle ſelbſt bot einen grauſigen Anblick. Alles war niedergebrannt bis auf die Mauern, dazwiſchen erhob ſich hie und da ein riſſiger, halbzerſtörter Rauchfang.

Das war Alles, was nach einer ſchrecklichen Nacht von der ſchönen Mühle am Höſt übrig war.

## XIII.

Zwei Tage nach dem Antritte ſeiner Haft in Rehburg wurde der Müller wieder vors Gericht geſtellt. Es gab ein langes Verhör. Zum Schluſſe ſagte der Müller:

Ich glaube, meine Sache ſteht noch dort, wo ſie urſprünglich ſtand. Daß ich nicht die Brücke abgebrochen, die Verſchanzungen angeordnet, den Krieg gegen die Städtiſchen geführt, müßt ſelbſt Ihr, geſtrenger Herr, eingeſtehen. Der Bader, den man zu mir herübergeholt, kann Zeugniß ablegen, daß ich vier volle Tage lang im heftigen Fieber darniederlag.

Das wiſſen wir, entgegnete der Schöſſe. Und doch habt Ihr das Alles mittelbar veranlaßt. In Eurem

Hauſe wurde die Mißachtung der Obrigkeit, die Inſubordination und Verachtung des Geſetzes großgezogen. Ja, ja, Müller, rollt nur die Augen! Ihr habt einen ſtörriſchen Geiſt, das iſt im ganzen Lande bekannt, und wie der Herr iſt, ſo erzieht er die Knechte. Ihr habt Euch ſchon ſeit den Jahren, da es ſich um den Verkauf Euerer Mühle handelt, als ein trotziger, ja als ein unbilliger Mann erwieſen.

Ich unbillig? fragte Reinbacher. Keiner, ich darf es wohl ſagen, hat eine höhere Meinung von Recht und Obrigkeit, als ich.

Aber wenn Ihr davon ſprecht, iſt's immer, als meintet Ihr eine andere Obrigkeit, als die unſrige.

Auch das iſt nicht ſo, antwortete der Müller. Hätte ich mich, ohne nur den Arm zu heben, freiwillig geſtellt, wenn ich nicht den Glauben zu euch, als zu gerechten Männern, gehabt hätte?

Daß Ihr Euch geſtellt, oder vielmehr ſtellen wolltet, will wenig ſagen, antwortete der Richter. Ihr thatet es, da Ihr keine Wahl mehr hattet.

Hoho, rief Reinbacher, empört, daß die Richter ſein Verdienſt ſchmälern wollten. Ich traf meine Knechte, als ich mich von meinem Krankenlager erhob, noch feſt entſchloſſen, mich und mein Haus zu vertheidigen; denn das ungerechte Loos, das ich vordem erfahren, hatte ſie empört. Ich forderte ſie auf, die Waffen niederzulegen; es war ſogar Muth erforderlich, um Denen, die den Kampf fortführen wollten, entgegenzutreten.

Sie haben es mir mit Brandanlegung gelohnt. Ihr ſagt, Herr, mir ſei keine andere Wahl geblieben. Wenn die drei Knechte davonkommen konnten, konnte ich's nicht auch?

Ei, ei! ſagte der Schöffe. Wußtet Ihr davon? Habt Ihr gar ihre Flucht begünſtigt? ihnen die Mittel geſchafft? Sprecht die Wahrheit, denkt des Eides, den Ihr geſchworen habt.

Ich hab' die Flucht veranlaßt, ſagte der Müller ruhig, mit ſtolz erhobenem Haupte; denn ich kenne die Juſtiz, und nicht Jeder iſt gefaßt und geduldig wie ich.

Dies erſte Verhör verſchlimmerte den Stand der Sache; es blieb nicht das letzte. Wochen lang zog ſich der Prozeß hin. Reinbacher blieb immer derſelbe. Der Trotz auf ſeine That war eiſern; der Gedanke, ſich durch Lügen zu retten, erweckte in ihm einen ſchäumenden Zorn. Er ſah ein ſchweres Ende heranrücken, ein ſo ſchweres, daß er es Anfangs für unmöglich gehalten hätte.

Der Winter ging hin, ein langer, harter Winter; endlich kam ein warmer, ſchöner, ſonniger Frühling ins Land. Die Felder ſtanden grün, der Himmel war blau und hell; Reinbacher blickte durch das Gitter ſeines Fenſters und ſah die lichten Segel der Schiffe auf der Weſer daher kommen, nahen und verſchwinden — jedes wie eine falſche Hoffnung! Da ſtand er, der einſt reiche, wohlangeſehene, noch immer ſtolze Mann, gefangen im ſelben Schloſſe mit Räubern, Dieben und

Falſchmünzern. Wie hätte er ſich's je träumen laſſen, ſo elend zu werden, als er jetzt war! Verarmung durch Feuer, Krieg, Beraubung, Noth, Krankheit hatte er, wie jeder Menſch, als Möglichkeiten im Leben erwarten können — aber kein ſolches Loos! Und was war ſeine Schuld geweſen? Seine Menſchlichkeit urſprünglich, ſeine Empörung über Undank ſpäter, ſein raſches Blut, jetzt ſeine Wahrhaftigkeit! Mehr Herzenskälte und wieder mehr Fügſamkeit und weniger Wahrheitsliebe hätten ihn gerettet. Barbariſche Geſetzesparagraphen, todte Buchſtaben gruben ſein Grab.

Aber ihn kümmerte nichts mehr, ihm war, als ginge er ſich ſelbſt nichts mehr an. Er ließ ſie ſchreiben, verhören, verhandeln, urtheilen und fragte nichts darnach. Hatte er doch Alles verloren. Das Leben war nichts mehr für ihn. Hätte man ihm die Freiheit geſchenkt, dem Stolzen, Unbeugſamen, er wäre vermuthlich von irgend einer Klippe in den Strom geſprungen, ſich zu erſäufen.

Das Einzige, was Reinbacher noch am Herzen zu liegen ſchien, war Wendelin's Loos. Er erkundigte ſich täglich darnach. Man ſagte ihm, daß die Wunde ſeines treuen Geſellen, ſo gefährlich ſie auch durch mangelhafte Pflege in der erſten Zeit geworden war, doch nicht das Leben bedrohe, und bald vernahm er, daß Wendelin der Heilung nahe ſei. Nun begann die Sorge um das Schickſal, das ihn vor Gericht erwartete. Reinbacher hörte, daß die Richter auf Wendelin's Jugend und ſeine exaltirte Liebe zu ſeinem Herrn Rückſicht nehmen würden, ſo daß ihm wahrſcheinlich nur ein paar Jahre Kerker zugeſprochen werden würden. Der Müller, als er dies hörte, zeigte zum erſten Male ſeit ſeiner Verhaftung ein etwas heiteres Geſicht.

An einem Tage im April wurde es auf Rehburg ſchon am frühen Morgen lebendig. Die Sonne war kaum aufgegangen, als ſich bereits die Schöffen im Frohnhofe einſtellten. Sie waren mit ihrem Prozeſſe zu Ende gekommen; heute ſollte dem Müller das Urtheil publicirt werden.

Man erwartete nur noch den churfürſtlichen Commiſſarius, der zu der wichtigen Amtshandlung eigens von Hannover hergeſchickt worden war.

Endlich kam er an, ein bejahrter Herr mit ſtrengen Zügen, der von den verſammelten Richtern mit großer Reverenz empfangen wurde.

Ich wünſche Ihnen Glück, meine Herren, begann der Commiſſarius, als er die Treppe hinaufging, daß ſie Ihre Arbeit ſo raſch beendet haben. Die churfürſtliche Regierung erkennt gar wohl die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die der Gerichtshof in dieſem Prozeſſe zu überwinden hatte.

Der Prozeß des Müllers Reinbacher, erwiderte Einer der Rathsherren, hat uns in der That vielfach in Athem erhalten. Man war um ſo mehr aufgefordert, die Sache genau zu unterſuchen und nicht vorſchnell abzuſprechen, da ſie eine ungewöhnliche und

Aufſehen erregende war und das Loos des Mannes in vielen Claſſen des Volks eine ſonderliche Theilnahme erweckte. Wir wurden faſt täglich gefragt: wie ſteht's? was iſt entſchieden worden? Die Meinung unter den der Geſetze Unkundigen war ebenſo getheilt, wie urſprünglich im Gerichtshofe, und allmählich erſt hat ſich eine einheitliche Anſicht darüber feſtgeſtellt.

Nach meiner Anſicht, ſprach der Regierungscommiſſarius, iſt die Sachlage klar. Nach dem Geſetze hat der Müller ſein Leben verwirkt. Er hat damit angefangen, einen Maleficanten der verdienten Strafe zu entziehen, ihn erſchlagen und, wie zum Hohne, an den Ort, wo er die Strafe erlitten, zurückgebracht. Sein Knecht hat darauf noch weit Aergeres ſeinetwegen begonnen und einen wahren Kriegszuſtand herbeigeführt, wodurch wir mehrere Leute verloren haben. Der Müller, die Urſache der Rebellion, hat den Tod wohl verdient. Indeſſen wiſſen wir, daß er vorher als unbeſcholtener Mann lebte; er hat an ſeinem Vermögen großen Verluſt erfahren und an dem Aufruhr ſeiner Knechte keinen Theil genommen. Das Intereſſe für ihn iſt groß. In Betracht alles Deſſen wird man ihm das freilich ſehr ſchwere Urthel, wie es gefällt iſt, kund thun; andererſeits bin ich überzeugt, daß unſer hoher Landesherr Gnade für Recht ergehen laſſen wird. Man wird dem Reinbacher die Gefängnißhaft, den Verluſt an Habe und ſeine Todesangſt als genügende Strafe anrechnen und ihn auf dem Richtplatz pardoniren. So wird einerſeits der Buchſtabe des Geſetzes erfüllt, andererſeits aber dem Urtheile der Menge gewillfahrt, die ſich des Mannes lebhaft erbarmt.

Der geſammte Gerichtshof hatte dieſe Worte vernommen; das Wort des mächtigen und mit den Abſichten des Landesfürſten vertrauten Mannes beruhigte und befriedigte Alle. Sie hatten nicht ohne manches Bedenken ihren Richterſpruch gefällt und fühlten ſich ſelbſt von ſeiner Härte gedrückt.

Die ſechs Schöffen nebſt ihrem Vorſitzenden nahmen ihre Plätze im Halbkreiſe ein. Dem Regierungscommiſſarius war ſeitwärts ein Ehrenſitz eingeräumt. Der Amtsſchreiber, vorn an ſeinem Tiſchlein, ergriff ſeine Feder, und es ward Ordre gegeben, den Müller vorzulaſſen. Er trat, von zwei Hellebardieren begleitet, ein und ward bedeutet, auf dem Bänkchen Platz zu nehmen.

Der Müller Reinbacher war während ſeiner Haft ſtark grau geworden, hatte aber von der Kraft und Würde ſeines Auftretens nichts verloren. Seine Augen gingen ruhig von einem Richter zum andern, ruhten eine Zeitlang auf dem ihm unbekannten Regierungscommiſſarius und blieben dann auf dem Geſichte des Vorſitzenden haften. In ſeinem braunen, feſten, derben, wie aus Eichenholz geſchnitzten Geſicht rührte ſich keine Miene.

In den Herzen Des und Jenes unter den Richtern, ſo trocken und verknöchert ſie auch ſein mochten, regte ſich aber bei dem Anblicke des hartgeprüften Mannes eine ſtille Theilnahme, und Der und Jener hätte ihm zurufen mögen: Behalte Muth, Reinbacher! Erſchrick nicht allzu ſehr über das, was dir verkündet wird! Es iſt ein Spiel, um deinen ſtörriſchen, trotzigen Sinn zu brechen. Blicke nicht ſo, als ob dich die Welt nichts mehr anginge — du wirſt ihr wieder angehören.

Der Vorſitzende entrollte ein Papier, erhob ſich von ſeinem Platze und las inmitten eines feierlichen Schweigens folgendes Urtheil:

Weil Ihr, Inculpat Joſeph Reinbacher, durch höchſt freventliche, eigenmächtige Einmiſchung in die Pflege der Gerechtigkeit einen gerichteten Maleficanten der ihm zur wohlverdienten Ahndung und allen Andern zum Exempel verhängten Todesſtrafe zu entziehen Euch erfrecht, hierdurch Euch gegen göttliche und menſchliche Ordnung auf das Schwerſte vergangen, indem Ihr auf ſolche Weiſe Euch gegen die hohe Obrigkeit rebelliſch aufzulehnen gewagt, da Ihr hernachmals denſelbigen Maleficanten, über den Euch kein Recht zuſtand, ſelber und eigenmächtig vom Leben zum Tode gebracht und gleichſam zu Schimpf und Hohn ſelbſt wieder an ſeinen früheren Ort gehangen; da Ihr ferner, nachdem Euer Knecht Wendelin mit gewaltſamer Hand Euch befreit, mehrfacher, andauernder, freventlicher Rebellion Schuld und Urſache geweſen und deren Anführern, ſtatt zu ihrer Inhaftnahme und Beſtrafung die Hand zu bieten, ſelber zur Flucht behilflich geweſen: ſo, aus allen dieſen Gründen, habt Ihr das Leben verwirkt, und es wird die verdiente Strafe des Todes durch den Strang an Euch vollzogen werden. Bereitet Euch zu Euerem letzten Stündlein, und der Himmel ſei Euerer Seele gnädig.

Der Vorſitzende war zu Ende; in Reinbacher's Bruſt aber rief es wie mit einem gellenden Schrei: Den Tod durch den Strang! Den Tod der Ehrloſen! Denſelben Tod, den der Elende erlitt, der an Allem Schuld hat! Nicht einmal den Tod durchs Richtſchwert gönnen mir die Erbarmungsloſen!

Habt Ihr, fing der Vorſitzende dem Gebrauche gemäß wieder an, noch ein letztes Wort an uns zu richten, ſo ſei es Euch gegönnt.

Faſſe Muth, Reinbacher, faſſe Muth! wollte Der und Jener ihm zurufen. Es iſt eine Prüfung deines harten, trotzigen Sinnes, beſtehe ſie, und du biſt frei!

Der Reinbacher aber erhob ſich, blickte im Kreiſe umher und begann alſo:

Wohledle, ehrenfeſte und geſtrenge Herren! Ihr habt mir den Spruch verkündet und mir geſagt (ſeine Stimme ſtockte ein wenig), welches ſchmähliche Ende mich erwartet; erlaubt, daß ich euch ſage, wie ich die Sache anſehe. Wenn ich euch geſagt haben werde, was meine Rechtfertigung vor mir ſelbſt iſt, werdet ihr vielleicht mit euerem Gewiſſen Zwieſprache halten; euer Gewiſſen, das in einem abſonderlich tiefen

Schlummer liegen muß, wird vielleicht ſogar ein wenig aufgerüttelt werden.

Zuvörderſt wird mir vorgeworfen, daß ich mich freventlich in die Pflege der Gerechtigkeit gemiſcht und einen gerichteten Maleficanten der Todesſtrafe entzogen habe. Ich frage Euer Geſtrengen: wer, der auf dem Felde oder an der Straße ein verwundetes Thier, ſei's nun ein Pferd oder einen Hund, gefunden, wird ſich nicht deſſen erbarmen? Wer ſuchte einen Ertrunkenen, ſo er ihn, von den Wellen ausgeworfen, am Ufer liegend, bewußtlos träfe, nicht wieder zum Leben zu bringen, wenn er Leben an ihm gewahr würde? So bin ich durch Zufall auf den gerichteten Kornergeorg geſtoßen und habe nur einer Pflicht als Chriſt, wie als Menſch, zu genügen geglaubt. Ihr meint, geſtrenge Herren, ich hätte ihn euch zurückbringen ſollen. Aber er hatte ja ſeine Strafe ausgeſtanden, die man Keinem zweimal giebt, das Urtheil war an ihm vollzogen worden, und ihr Herren kümmertet euch nicht mehr um ihn. Ich wollte einen Menſchen aus ihm machen. Es war eine Thorheit, ich ſehe es jetzt ein; aber ſolche Strafe verdient es wohl nicht, daß man die Menſchen für beſſer gehalten, als ſie ſind. Als ich ihn niederſchlug, weil ſein Undank mich empörte, was hab' ich da gethan? Ich habe da nicht nur mein Eigenthum vertheidigt, mit dem er ſich davon machen wollte, ſondern auch mich meines Lebens gewehrt, da er, wie ihr wiſſet, ein Meſſer im Gurte trug. Sollte ich warten, bis daß er ſich aufs Pferd geſchwungen hätte, um mich über den Haufen zu reiten? Oder ſollte ich ihn bitten, mir in die Stadt zu folgen und ſich noch einmal hängen zu laſſen? Auf das hin ergrifft ihr mich, einen Mann, der in Ehren gelebt und Achtung genoß bei vielen Leuten, habt mich in einen Kerker gethan, Monate lang ohne Sonnenſchein, bei Waſſer und Brod, und mich wie einen gemeinen Maleficanten behandelt. Um mich dem Looſe zu entziehen, das mir zugedacht war, und das Alle, denen ein Herz im Buſen ſchlug, als ein unbilliges und ungerechtes verdammten, hat mein lieber, treuer Knecht Wendelin ſpäter ſeinen Arm erhoben. Er iſt jetzt von euch zum Verbrecher geſtempelt und ſchmachtet im Verließ. Aber wiſſet, ihr Herren, daß es Thaten giebt, die Euresgleichen Verbrechen nennen, und die doch Heldenthaten ſind und ein hohes, herrliches, das Herz erweiterndes Gefühl zum Urſprung haben! Solche Thaten treten wie Engel mit einem feurigen Schwerte und flammenden Schilde in die kleinmüthige, enge, herzensdürre Welt herein, ſchrecken die Böſen und erfüllen die Guten mit erhabener Freude. Empörung nennt man das, aber es iſt glorreich, ſolch ein Empörer zu ſein, den Tod nicht zu ſcheuen und im Bewußtſein des höheren Rechts, das mit uns iſt, das Leben ſelbſt für einen Andern zu wagen.

Die Stimme Reinbacher's hatte ſich immer voller und mächtiger erhoben, zuletzt dröhnte ſie wie ein Donner daher. Da er inne hielt, wollte ihn der Vorſitzende unterbrechen, Der und Jener hätte ihn gerne gewarnt, er aber ſagte:

Laſſet mich ausſprechen, Herr, ja, ſchreibt, wenn Ihr wollt, Alles auf, was ich ſage. Es möge nicht heißen, daß ich einen ſchändlichen Tod erlitten, ohne daß mir zuletzt ein Wort der Vertheidigung vergönnt geweſen. Ich hebe von da an, wo ich aufgehört habe.

Als die Hand meines lieben Wendelin mich befreite, weigerte ich mich, meine Freiheit anzunehmen, und bat Diejenigen, die mich umſtanden, ſich nicht ſo großer Gefahr auszuſetzen und mein eigenes Unglück zu vergrößern. Aber alle Menſchen handeln nicht immer ſo, wie es am Klügſten wäre, um dem Schaden auszuweichen und ihr Leben zu wahren. Ihr Herren thut es vielleicht. Die Menge war erhitzt und wie berauſcht und wollte meine mahnende Stimme nicht hören. Da erhielt ich einen Schuß in die Schulter, ich ward vor Blutverluſt ohnmächtig und ſah mich, als ich erwachte, wieder in meinem Hauſe. Nach euerer Anſicht wäre es ziemlicher geweſen, wenn meine Knappen ihren verwundeten Herrn dem Gerichte ausgeliefert hätten; aber ſeht nur, die Burſchen hätten das für eine Schandthat gehalten, ihr Gefühl ſträubte ſich dagegen, und den guten, thörichten Burſchen erſchien der Kampf gegen die Gewalt als etwas Ausführbares. Sie wollten mir Zeit verſchaffen, von meiner Wunde zu geneſen und zu entfliehen; Manche glaubten auch, ſie könnten euch mit bewaffneter Hand zum Frieden zwingen. Drei dieſer Verblendeten habe ich gerettet, und wenn ich ſehe, wie ihr heute wider mich verfahrt, da kann ich mich nur freuen, daß ich ſie euerer Juſtiz entzogen. Wohl muß ein Geſetz ſein in dieſer Welt, von Menſchen geſchrieben, aber es darf dem Geſetze, das wir, wofern wir nicht ganz verdorben und verhärtet ſind, lebendig in uns tragen, nicht zu grell widerſprechen. Ihr wiſſet nichts davon. Ihr richtet nach dem todten Buchſtaben, ſchreibt und ſchreibt, und richtet endlich, ohne Herz, ohne Einſicht und ohne Gefühl des Menſchlichen, ſo wie todte Maſchinen. Glaubt, ihr Herren, das wird nicht ewig ſo dauern. Eine Zeit wird kommen, wo man nicht mehr richten wird hinter düſteren Mauern, wo Niemand zugegen iſt, als der Richter ſelbſt, eine Zeit, wo man nicht mehr Geſtändniſſe erpreſſen wird durch Qual der Tortur, eine Zeit, wo Leiter und Daumſchrauben Nichts mehr gelten werden und das Rad nicht mehr ſein wird! Da werden die Menſchen richten nach dem Geſetze, das in ihren Gemüthern lebendig lebt. Und nun, ihr Herren, thut mit mir, was ihr wollt. Ich, der durch euch um Alles gebracht wurde, erbitte mir Nichts von euch. Ich wünſche, daß Jeder von euch ſeiner Sterbeſtunde ſo ruhig entgegenſehen möge, wie ich der meinigen.

Der Rede des Reinbacher's folgte eine lange Pauſe. Nun wandte er ſich kurz um und trat unter die Wachen.

Sein Schritt war kaum im Corridor verhallt, als der churfürſtliche Commiſſarius ſich zu dem Gerichtshofe wandte: Meine Herren, was ſagen Sie dazu?

Ein entſetzlicher Menſch! murmelte der Vorſitzende.

An dem wahrlich, ſagte der Commiſſarius, wäre Gnade übel verſchwendet. Es iſt eine Wohlthat fürs Allgemeine, wenn ein Menſch von ſolchen Grundſätzen umkommt! Man wird es bei dem gefällten Urtheil belaſſen.

Dieſe Anſicht des Regierungscommiſſarius fand allgemeine Billigung, und es war von dieſem Augenblicke an von Begnadigung keine Rede mehr.

---

## XIV.

Reinbacher war in ſein voriges Gefängniß zurückgebracht worden. Er ſetzte ſich dort auf die Steinbank und blieb im Nachdenken verloren. Das Mittagsmahl, das der Kerkermeiſter ihm brachte, ließ er unberührt.

Da öffnete ſich die Thür abermals, eine Gerichtsperſon trat ein und kündigte ihm an, daß er ſich morgen mit dem Früheſten zu ſeinem letzten Gange bereit zu halten habe. Er nahm dieſe Eröffnung gefaßt entgegen und bat ſich nur als letzte Gunſt vor ſeinem Ende ein Wiederſehen mit Wendelin aus.

Dies Geſuch wurde ihm gewährt.

Eine Stunde ſpäter klirrte die Thüre; Wendelin trat ein, und ſtumm fielen ſich Beide in die Arme. Beide weinten. Da ſank Wendelin ins Knie, umſchlang ſeinen Herrn inbrünſtig mit beiden Armen und bat ihn um Verzeihung, daß er durch ſeinen Befreiungsverſuch ſein Loos verſchlimmert habe, wie er denn überhaupt, vom erſten Tage her, an ſeinem Verhängniſſe Schuld trage.

Der Müller, tief bewegt von ſo viel Liebe und Treue, bat ihn, zu ſchweigen. Er rief den Gefängnißwärter und trug ihm auf, eine Gerichtsperſon zu holen, weil er ſein Teſtament aufſetzen wolle.

Wendelin ward nicht müde, ſeinen Herrn zu ſehen, ſeine Hände zu faſſen und zu drücken, ihn zu beklagen, ihn zu beweinen. Er war der feſten Hoffnung, daß die Herren vom oberſten Gerichtshofe, ja der Landesherr ſelber, ein Einſehen haben und noch in der letzten Stunde das Urtheil mildern würden. Daß er ſelbſt ſeine That, wenn auch nicht mit dem Leben, doch mit vielen Jahren Kerker zu büßen haben werde, ſchien er vergeſſen zu haben und war nur lebendig für das fremde Leid.

Reinbacher hörte ihn kaum, ſeine Seele war fern und ſchwärmte in vergangenen Jahren und anderen Orten, aber er betrachtete wehmüthig Wendelin's Geſicht.

Armer Knabe! ſagte er endlich, du ſagteſt einſt:

was hängt, laß hängen! Laß die Gerechtigkeit — o welch ein Wort! — ihr Werk thun! Du gabſt Anderen Lehren und hielteſt, Armer, ſie ſelbſt nicht! Warum ließeſt du das Geſetz nicht an mir vollenden? Dich brachte dein Herz zu Fall, wie mich das meinige!

Er hielt inne, betrachtete lange die blaſſen, abgehärmten, aber noch immer ſchönen Züge des jungen Menſchen, und ſagte dann: Warum ſoll ich dir's verhehlen? Warum ſchwieg ich ſo lange? Was ſchweig' ich noch jetzt, da dich deine eigene That mir ſo ähnlich macht? Wendelin, lieber Wendelin, mein Blut iſt in deinen Adern, du biſt mein Sohn!

Da ſtreckte Wendelin beide Hände vor, zaudernd, ſeinem alten Meiſter um den Hals zu fallen; dann ſagte er tonlos, indeß alle Züge ſeines Geſichts von unſäglicher Bewegung, einem Gemiſch von Freude, Trauer und Schmerz ſprachen:

Ihr, Meiſter, mein Vater?

Ja, dein Vater, Wendelin, dein alter Vater! Warum ließ eine thörichte Scheu vor den Menſchen mich ſchweigen, indeß mein Herz ſo laut für dich ſprach und ich dich ſo innig liebte? Ja, dein Vater bin ich! Komm her, komm an mein Herz!

Die Nacht war da, ſie verging in Geſprächen. Reinbacher erzählte Wendelin von ſeiner Mutter. Dieſer hörte tief bewegt, bald erblaſſend, bald erröthend zu.

Mit den herbeigerufenen Gerichtsperſonen ward das Teſtament aufgeſetzt, das Wendelin zum alleinigen Erben deſſen ernannte, was der Müller noch beſaß.

Der Morgen traf den Reinbacher wieder in ſeiner düſteren Faſſung. Nach einem kurzen Rauſche des Gefühls, der Erinnerung, der Hoffnung, war er wieder der ſtarrenden Wirklichkeit gegenüber erwacht. Sein eiſerner Trotz gegen einen furchtbaren Weltlauf ſtand wieder aufrecht.

Man holte ihn zum letzten Gange ab — er war bereit. Auf dem Wagen ermahnte ihn der Geiſtliche zur Buße und ſagte: er möge bedenken, daß er bald vor ſeinem Gotte Rechenſchaft abzulegen haben werde.

Der Müller, der den ganzen Weg hindurch ſtumm da geſeſſen und zu Boden geblickt hatte, antwortete:

Das iſt nicht möglich, daß Gott von alle dem was weiß. Er könnte es nicht zulaſſen.

Der Geiſtliche erſchrak über dieſe Worte, und machte alle Anſtrengungen, ihn zur Reue zu bewegen.

Reinbacher gab keine Antwort. Alles Drängen war vergebens. Oben auf dem Galgenhügel, ſchon vom Henker angefaßt, ſagte er zum Geiſtlichen, deſſen eindringliche Vorſtellungen noch immer nicht aufgehört hatten:

Laßt mich, hochwürdiger Herr! Der fühlt ſich nicht ſchuldig, der ſo leicht ſterben kann. Leicht iſt mir, wenn ich denke, daß ich ſo ſchnell aus der Welt fortkomme, ſo ſchnell! gleich! Ich wüßte nicht, was ich noch im Leben, wenn ich jetzt frei wäre, anfangen ſollte!

Einige Minuten ſpäter hing der Müller Reinbacher an demſelben Galgen, von dem er vor einem Jahre den Kornergeorg abgeſchnitten hatte.

Das war das Ende eines ſtarken, guten, redlichen Mannes. Wendelin ward nach drei Jahren haftfrei und erbte die Mühle. Aber er ſtarb frühe und kinderlos.

# Das Kind.

Von Herman Grimm.

Novellen von Herm. Grimm. Berlin. Wilhelm Hertz. 1856.

Herman Grimm, der Sohn Wilhelm Grimm's, des um die deutſche Sprachwiſſenſchaft in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Jacob hochverdienten Germaniſten, wurde am 6. Januar 1828 zu Caſſel geboren, ſtudirte 1846—49 zu Berlin und Bonn die Rechte, wandte ſich aber in der Folge ausſchließlich der Literatur und kunſthiſtoriſchen Studien zu. Sein wiſſenſchaftliches Hauptwerk iſt das „Leben Michelangelo's" (2 Bände, Hannover 1860—1863, 2. Aufl. 1864); ſeit 1865 gab er die Zeitſchrift „Ueber Künſtler und Kunſtwerke" heraus, hat ſich auch in neuerer Zeit als Privatdocent der Kunſtgeſchichte in Berlin habilitirt. Als Dichter trat er zuerſt mit dem Drama „Armin" (Leipzig 1851) vor die Oeffentlichkeit, welchem im Jahre 1854 die Dichtung „Traum und Erwachen" und außer mehreren im Manuſcript gedruckten und hie und da aufgeführten Dramen das Trauerſpiel „Demetrius", 1856 ſeine „Novellen" und 1867 ſein Roman „Unüberwindliche Mächte" folgten.

Ein gemeinſamer Zug läßt ſich durch alle Grimm'ſchen Dichtungen, ja zum Theil auch in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten und den geiſtvollen, lyriſch philoſophirenden Aufſätzen erkennen, die er unter dem Titel „Eſſay's" (nach Emerſon's Vorgang) im Jahre 1859 erſcheinen ließ: das kunſtvolle Bemühen, die Kunſt zu verbergen (L'arte che studia di non parere, nach Giuſti's Ausdruck). Dieſer bis zur Virtuoſität ausgebildeten Eigenart verdanken beſonders die Novellen Grimm's einen höchſt individuellen Reiz. Es iſt, als wäre es dem Erzähler überall darum zu thun, mehr auf Hörer als auf Leſer zu wirken, mit der reizenden Unſcheinbarkeit und nachläſſigen Munterkeit, die das geſprochene Wort vor dem geſchriebenen vorauszuhaben pflegt. Dieſes kunſtvolle Parlando, das alles Sonore, Pathetiſche und rhetoriſch Zurechtgemachte verſchmäht, iſt gleichwohl außerordentlich reich an wechſelnden Tönen, die ſich jeder Stimmung und Situation anſchmiegen, und in ergreifenden Momenten um ſo wirkſamer, weil es den Naturlaut nie verläugnet. Nur hie und da einmal ſcheint der natürliche Ausdruck allzu ſehr in das Zufällige herabzuſinken. Die Novelle aber, die wir uns freuen unſern Leſern hier mittheilen zu dürfen, iſt an Erfindung wie im Vortrag ein Muſter liebenswürdiger Feinheit und Klarheit, Vorzüge, zu denen in der Novelle desſelben Bandes „Der Landſchaftsmaler“ noch der Reiz trefflich geſchilderter Naturſtimmungen hinzukommt, ſo daß die Wahl zwiſchen beiden lange ſchwankte, bis die Herausgeber erfuhren, daß der Dichter, der lange der Poeſie entfremdet ſchien, die letztere Novelle zu einem größeren Werke auszubilden im Sinne habe. Im Uebrigen können wir getroſt „das Kind“ für ſich ſelber ſprechen laſſen.

Auf einem im nördlichen Deutſchland gelegenen Gute lebte Herr von —, ein angeſehener Landwirth, mit ſeinen beiden Töchtern, von denen die ältere, etwa zwanzig Jahre zählend, ſo ziemlich für ſein Ebenbild galt; denn ſie glich ihm in den Geſichtszügen, war mehr ruhig, praktiſch und verſtändig, während ihre jüngere Schweſter, lebhaft, neckiſch, unruhig und ein wenig extrem in ihren kleinen Neigungen, die Welt ſo recht aufforderte, den zwiſchen den beiden Mädchen beſtehenden Unterſchied zu bemerken und zu beurtheilen. So galt denn die gute Thereſe für kühl, zurückgezogen und haushälteriſch, Emma dagegen ward mit den Attributen kindiſch, ausgelaſſen und unpraktiſch belegt, und dennoch, lernte man die Schweſtern genauer kennen, ſo war der Abſtand nicht eben ſo groß, nur daß die eine mehr dem Vater ähnlich war, aus der andern aber die früh verſtorbene Mutter herausleuchtete. Ja, wären ſie beide in ihrer aufblühenden Schönheit nicht ſtets zuſammen geweſen, ſo hätte man vielleicht weder an der einen noch an der andern etwas beſonders Auffälliges gefunden und ſich damit begnügt, zu ſagen: welch ein angenehmes, liebenswürdiges Mädchen! ob ſie wohl Vermögen hat? ob ſie viel Geſchwiſter hat?

und was man bei ſolchen Gelegenheiten zu ſagen und zu fragen pflegt, ohne darum ein proſaiſcher Menſch zu ſein. Auf die letzte Frage ſei denn gleich bemerkt, daß Heinrich, das älteſte Kind, zu der Zeit, wo unſere Erzählung beginnt, ſich in Italien befand, wohin ihn ſowohl der Rath der Aerzte als ſeine eigene Zuneigung zum Studium der ſchönen Künſte getrieben hatten.

Es war am Ende eines heitern Herbſttages. Die untergegangene Sonne ließ die reine Luft noch nicht erkalten, aber aus dem Mooſe des Waldes ſtieg es kühl und feucht zwiſchen den Stämmen auf. Deßhalb eilte man, das freie Feld zu erreichen, und wenn wir zwei dunkle jugendliche Geſtalten quer durch die Büſche eilen ſehen, dem gelblich rothen Lichtſtreifen entgegen, der, zwiſchen Himmel und Horizont gelagert, immer offener durch die Verwirrung des Waldes ſchimmerte, ſo wiſſen wir, wer die beiden ſind. Auch den Vater erkennen wir, der mit gewichtigeren Schritten langſamer nachfolgt, den Herrn aber neben ihm, welcher zwar eben ſo feſt wie er, doch zu Zeiten vorſichtiger auftrat, denn oft verſank der Fuß im Boden, der ſumpfig und mit reichen Kräutern bedeckt zwiſchen den Wurzeln lag, nannten wir noch nicht. Es iſt ein langjähriger, aber jüngerer Freund des Gutsherrn, der zuerſt eine Reihe von Jahren Diplomat war, dann große Reiſen gemacht hat, wochenlang auf das Unterhaltendſte aus jedem beliebigen Erdtheile zu erzählen im Stande iſt und in ſeinen Koffern eine Menge überaus merkwürdiger Seltenheiten, die zuweilen fein und ſeltſam parfümirt ſind, mit ſich führt, denen gegenüber freilich kein gewöhnlicher Dieb, wohl aber ein Sammler von Curioſitäten in die bedenklichſten Gelüſte verfallen könnte. Doch ſeine Freigebigkeit wäre dem ſicherlich zuvorgekommen; er verſchenkte nach rechts und links, und ſeine Schätze blieben trotzdem unerſchöpflich wie ſein Gedächtniß, ſeine Skizzenbücher und ſeine Liebenswürdigkeit.

An dieſen drei Eigenſchaften zehrte man auf dem Gute nun bereits länger als vierzehn Tage. Die praktiſche Thereſe ließ ſich die indiſchen Hütteneinrichtungen bis auf den Nagel an der Wand expliciren; Emma, das gute Kind, führte ſtets die verſchiedenartigſten verzuckerten ausländiſchen Früchte in der Taſche mit herum und hing ſich auf den Spaziergängen vergnügt in den Arm des Freundes von Papa, den ſie zuerſt ohne Umſtände Onkel angeredet und geduzt haben würde, wenn nicht Thereſens Vernunft dieſe beiden Zutraulichkeiten gleich im Keime erſtickt hätte.

Man langte zu Hauſe an. Man hatte Thee getrunken und ſich müde geſprochen. Auf dem Lande ſind baldige Trennungen immer angenehm; Herr von R— packte ſeine chineſiſchen Malereien auf Reispapier zuſammen, die Mädchen huſchten fort, und Papa ging in ſeine Stube, in der alles Mögliche an den Wänden hing oder auf den Tiſchen und dem Boden umher lag, Büchſen, Piſtolen, Jagdtaſchen, Zündhütchen, Riemenzeug, Fruchtproben, Backſteine, Korbflaſchen, Cigarrenkiſten und Bücher über Gartenbau oder Pferdekrankheiten. Der wackere Mann ſuchte ſich aus verſchiedenen Packeten die beſte Cigarre heraus, zündete ſie an, und nach wenigen Secunden hörten die Mädchen ſeinen Schritt auf ihre Stube zukommen, und ſeine Stimme, welche „Emma“ rief.

Ach, um Gotteswillen, was iſt? rief dieſe, was iſt, Papa?

Komm noch auf einen Augenblick zu mir herüber, Kind.

Auf der Stelle.

Sie hatte ſchon den Kamm aus dem blonden Haar gezogen und die vollen Flechten aufgelöſ't, nahm aber flugs einen großen Shawl, hüllte ſich hinein und erſchien ſo bei ihrem Vater, welcher ſich in die dunkelſte Sophaecke geſetzt hatte und rauchte.

Hier bin ich, Papa. — Liebes Kind, da liegt ein Papier auf dem Tiſch, da, neben der Brieftaſche. — Ja, hier. — Es iſt ein Brief, Emma, den ich vorgeſtern bekommen habe. — Ja, ich ſehe, vorgeſtern. — Wie ſo? — Nun, ich habe in der Eile ein bischen das Datum geleſen, er iſt ja ganz offen. — Gut, ſo lies auch das Uebrige.

Sie ſetzte ſich auf die Tiſchkante, hielt den leichten ſilbernen Leuchter in der einen und den Brief in der anderen Hand und ſtudirte.

Ach, du allmächtiger Himmel! rief ſie plötzlich aus; die Emma hier bin ich doch nicht? Dabei lachte ſie hell auf, ward roth bis an den Nacken und las eifrig weiter. Nun kam ſie an die Unterſchrift: von R—, und warf das Blatt auf den Tiſch. — Papa! — Nun, mein Kind? — Will er mich denn auf der Stelle haben? — Auf der Stelle bekommt dich Keiner, erwiderte ihr Vater ruhig, dazu biſt du noch zu jung. Ich habe ihm das vorläufig gleich geſagt, du mußt erſt wenigſtens deine vollen neunzehn Jahre haben, ehe an dergleichen zu denken iſt, und du biſt erſt ſiebzehn. — Siebzehn und ein halbes, ſo gut wie achtzehn! rief ſie lebhaft.

Alſo du biſt es zufrieden, mein Kind? — Es iſt nur ſonderbar, antwortete ſie, nach einer Weile und ſetzte ſich auf einen Stuhl, der mitten in der Stube ſtand, daß es mir nie im Traum eingefallen wäre. — Dagegen habe ich gar nichts, das iſt recht gut, verſetzte der Papa, und fügte nach einigen Rauchwolken hinzu: das kann ich nur loben. — Ja, aber im Wachen auch nicht, Papa! Herr von R. hätte mich auf den Arm nehmen können, um mir auf einen Baum oder über eine Mauer zu helfen, und ich würde mir gar nichts dabei gedacht haben. — Nun, was hätteſt du denn auch denken ſollen? — Meinſt du denn, Papa, ich ließe mir das jetzt von ihm gefallen, nach dem Briefe? rief ſie. — Mir kommt es aber ſo vor, als könnteſt du die Hochzeit kaum erwarten.

Plötzlich ſprang ſie auf, nahm Leuchter und Brief und ſagte, an der Thür ſtehend: Ich muß durchaus erſt mit Thereſe ſprechen! Gute Nacht, Papa; morgen werde ich dir das Nöthige mittheilen. Dies fügte ſie mit einiger Gravität hinzu, um das Lachen zu unterdrücken, das wieder ganz vom ſchönen Kind Beſitz genommen hatte; denn ſie ſtand da, mehr wie ein Kind, dem beſchert worden iſt, als wie ein Mädchen, um deſſen Hand ein Mann angehalten hat. Die Idee, Thereſe den Brief zu zeigen, erfüllte ſie gänzlich, wie die Sonne einen Roſenbuſch, und ſie jagte durch die Zimmer hin, daß der Leuchter verlöſchte und ſie mit einem Donnerſchlage gegen die Thür ins Zimmer ſtürzte.

Lies, lies, lies! rief ſie, entfaltete das Papier und hielt es ihrer Schweſter hin. Lies! Dabei drehte ſie ſich drei Mal auf den Fußſpitzen um und um, ſprang zu gleichen Füßen auf den Sopha, kauerte ſich in die Ecke und folgte athemlos mit den Augen denen ihrer Schweſter, welche den Brief begierig durcheilte und dann mit einem Ausdruck zu Emma hintrat, der dieſer plötzlich alles Blut aus den Wangen verjagte.

Himmel, Thereſe, du nimmſt das wohl ernſthaft? — Wie ſoll ich es denn anders nehmen? O, weißt du — Das Kind ſah mit ſeinen guten braunen Augen empor, ſprang auf, fiel Thereſen um den Hals und rief: Ich nehme ihn nicht, auf keinen, keinen Fall!

Nein, Thereſe, niemals, ich ſchwöre dir, ich nehme ihn nicht!

Sie zog ſie neben ſich. Siehſt du, es wird mir jetzt ſchon immer ganz übel bei den Roſenperlen und den Sandelholzkaſten; wenn ich das nun mein ganzes Leben lang riechen ſollte, das wäre gar nicht zu ertragen. Gieb mir einen guten Rath. Nicht wahr, Thereſe, wir nehmen ihn auf keinen Fall?

Liebes Kind, ſagte ſie (ſie nannte Emma immer Kind), dazu kann ich nichts ſagen. Wenn du ihn lieb haſt, ſo nimm ihn, wenn du ihn nicht lieb haſt, nimm ihn nicht. — Ich habe ihn aber nicht lieb. — Dann nimm ihn alſo nicht. — Damit brechen wir das Geſpräch ab, das unendlich war und von Zeit zu Zeit von dem Refrain: Aber ich habe ihn nicht lieb — dann nimm ihn alſo nicht — unterbrochen wurde, bis ſie darüber einſchlieſen.

Am andern Morgen war Herr von R. nicht am Frühſtückstiſch erſchienen. Das Kind ſaß allein in der Stube, Thereſe war hinausgegangen, als er eintrat. Emma mit einem Sprunge auf und an die Thür.

Liebe Emma, ſagte er ruhig, ich ſehe, daß Ihnen der Papa geſagt hat, worüber ich ihm geſchrieben. Damit ging er langſam auf ſie zu, und das arme Kind hielt die Thürklinke mit beiden Händen ängſtlich feſt und konnte nicht los davon, wie ein Vogel an der Leimruthe.

Warum wollen Sie ſo raſch fort von hier, liebe Emma? redete er weiter. Sie brauchen ja nur Nein zu mir zu ſagen oder etwas Aehnliches, und ich werde dann fortgehen, wenn Sie es wünſchen, oder denken, es wäre nichts vorgefallen.

Das Kind ſchlug die langbewimperten Augen zu Boden und zitterte, aber der Griff der Thüre war unbarmherzig und ließ nicht los.

O, ſtotterte ſie, ich bekam nur ſo einen Schreck. — Vor mir? Setzen Sie ſich doch nur einen Augenblick da auf den Stuhl. Ich verſpreche Ihnen, daß ich mich dort am Fenſter halten und nicht einen Schritt zu Ihnen hin thun werde. — Er ging aufs Fenſter zu, und ſie ſchlich zu dem Stuhle, weil ſie einen unausſprechlichen Zwang fühlte, dem Manne gehorſam zu ſein.

Alſo Sie erſchraken, liebe Emma? — Nein, ſtotterte ſie faſt unhörbar und ſagte dann etwas freier: Ach, Herr von R., ich bin noch ſo jung. — Dies war eine Folge ungeheurer Anſtrengung; ſie wollte durchaus etwas ſagen, das ihm ihre Sclaverei verbergen ſollte, und ſprach es aus.

Ja wohl, antwortete er lächelnd, aber mit einem Accente von Wehmuth, und ich bin ſchon ſo alt? — Nein, fuhr er lebhaft fort, das wollten Sie mir nicht ſagen. Es iſt wahr, Sie ſind noch ſehr jung; deßhalb hat es auch noch zwei lange Jahre mit uns Zeit, und mehr, wenn Sie wollen. — Ach ja, antwortete ſie, und ſah voll der tiefſten Dankbarkeit zu ihm empor. Denn daß dieſer Mann, von dem ein bloßer Blick ſie vermocht hatte, wie ein furchtſames Hündchen in die Ecke zu kriechen, daß er von freien Stücken ihr zwei Jahre und mehr ſchenken wollte, dies kam ihr ſo gut und großmüthig vor, daß ſie Alles hätte vergeſſen und ihm dankbar die Hand küſſen können, wie ihrem Papa, der ihr eine unerwartete Freude machte.

Es wäre Unrecht, etwas gegen Herrn von N. zu ſagen. Er war in der Mitte der Dreißiger, er war gut und ſanftmüthig, war intereſſant, er hatte nichts in ſeinem Weſen, daß man ihm nicht gern die Hand gedrückt hätte. Seine Augen waren nicht unheimlich, ſeine Haare nicht ſorgfältig zuſammen gekämmt, um einen kahlen Kopf zu verdecken; nichts von alledem, aber doch Eins: man fühlte ihm das an, was er auch nicht verleugnete, daß er lange, lange in lauter Ländern geweſen war, die nicht ſein Vaterland waren, unter Menſchen gelebt hatte, die nicht ſeine Freunde oder Verwandten waren, Dinge vor Augen gehabt hatte, die er zuerſt neugierig betrachtet und hinterher gleichgültig verlaſſen hatte, und ſeine Seele trug den Stempel dieſer Heimathloſigkeit. Man ſieht einen engliſchen Koffer mit Vergnügen an, in welchen eine Menge der verſchiedenartigſten Bedürfniſſe ſo eingepaßt ſind, daß keines das andere drückt und jedes leicht zu finden iſt, daß Alles aufs Beſte, Feſteſte in einander eingreift und von einem einzigen kleinen blanken Schlüſſel verſchloſſen wird, den man an der Uhrkette tragen kann; man ſieht das gern an und möchte es auch wohl beſitzen, aber auf immer ſeine ganze Habe ſo zuſammengepreßt vor ſich ſtehn zu haben, das möchte doch Keiner. Man will ein paar Wände, ein ſonniges Fenſter und Blumen davor, die man aufkeimen ſah und deren Blüthe man erwartet. Daran hing es bei Herrn von R—; ſeine Seele war eines der gemüthlichſten Neceſſaires von allem, was man wiſſen und erfahren kann, blank und comfortabel; und ſein Herz, das ſich nie ganz ausgedehnt, nirgends in friedlicher Stille angeſiedelt hatte, das ſollte zum erſten Mal einem anderen völlig angehören! Ach, und das arme junge Herz, dem dieſes Glück zugedacht war, fühlte nichts als einen ungewohnten zitternden Reſpect vor Dem, der es ihm zu Füßen legte.

Er verließ nun doch das Fenſter, er ſetzte ſich erſt etwas fern von dem Kinde nieder, immer ſprechend, und ſaß dann neben ihm. Er ſprach natürlich, er geſtand frei, wie traurig er mit ſich allein gelebt, und welche Hoffnungen er auf ſie geſetzt hätte. Sie hörte, horchte; er ſprach ſo einfach, ſo beſcheiden, ſo reſignirt; ein Mitleid überkam ihre Seele, das grenzenlos war, ſie ſah ſeine Einſamkeit, ſie hätte Alles thun mögen, ihn ihr zu entreißen; ſie hörte zum erſten Mal, daß es in ihrer Gewalt ſtehe, eines Menſchen ganzes Leben glücklich zu machen: wie wäre es da möglich geweſen, ſeine Bitte abzuſchlagen? Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, bis ſie ihn ſchluchzend bat, innezuhalten, denn er erzählte von ſeinem Leben, nicht um ſie zu rühren, ſondern ſtellte ihr einfach ſeine ſonnenloſen Jahre voll Gedanken an die Heimath vor die Seele. Freilich, daß er einmal in Neapel in die franzöſiſche Geſandtin verliebt geweſen und ihretwegen ein Duell gehabt hatte, das erzählte er nicht, und einiges Andere dergleichen verſchwieg er gleichfalls, aber es war kein Unrecht dabei, und was brauchte das Kind das zu wiſſen? Emma aber, wenn ſie ſich in dieſem Augenblick erinnert hätte, auch nur aus der Ferne einen Bauernjungen zu freundlich angeſehen zu haben, ſie hätte es ihm jetzt geſtanden, als er neben ihr ſitzend ſtill fortſprach, ohne ſie anzuſehen. Es that ihr wohl, daß er vor ſich auf den Boden ſah, ſie hob ihre Blicke, und ſeine Stirn ſchien ihr vornehm zu ſein und ſein Haar auch, das ſo zwanglos an ihr hergeſtrichen war.

So alſo ſtanden die Dinge: der Schmetterling war gefangen. —

Die beiden Schweſtern lagen wieder in der dunkeln Kammer und ſprachen miteinander. Zuerſt aber ſchwiegen ſie ſtill. Thereſe löſchte das Licht aus, und Jede hörte, wie die Andere athmete. Da ſtand das Kind leiſe wieder auf und tappte zu ſeiner Schweſter, umarmte ſie und legte ſeine Wange an die ihrige. Emma war den ganzen Tag anders geweſen als ſonſt. Sie war mit ihrem Verlobten lange Zeit ſpazieren gegangen, dann hatte ſie ſchweigſam dageſeſſen; ſie ſah aus wie eine Roſe, die man gepflückt und eine Stunde in der Hand getragen hat, nicht verwelkt, aber weich und abgemattet.

Thereſe, ſagte ſie, du gehſt mit mir. Albert kauft ein Gut hier in der Nähe, und du gehſt mit mir. Er hat es mir ſchon verſprechen müſſen. Nicht wahr, du bleibſt bei mir? — Ja, Kind, antwortete Thereſe und ſprach mit gedämpfter Stimme; das trieb Emma die vollen Thränen in die Augen. Ach, Thereſe, rief ſie traurig, wenn ich denken ſoll, daß ich dich nur einen Augenblick nicht habe, dann ſterbe ich vor Sehnſucht. — Kind, du wirſt nicht ſterben. — Ja gewiß, du ſchwörſt mir, daß du bei mir bleiben willſt. — Ja, wenn du willſt. — Warum fragſt du, ob ich will? ſage ich es nicht? Biſt du traurig? biſt du mir böſe, Thereſe? Habe ich etwas Unrechtes gethan? Siehſt du, er iſt ſo gut, ſo einſam; er hat keine Geſchwiſter mehr und kaum eine Heimath. Ach, er iſt ſo gut, Thereſe! — Gewiß, Kind, er iſt ſo gut, und ich gehe mit dir, und nun ſchlaf' ein, damit du morgen nicht ſchlecht ausſiehſt.

Emma blieb aber bei ihr ſitzen. Plötzlich ſprang ſie auf, fing an zu ſchieben und zu rücken und ruhte nicht eher, als bis ihr Bett neben dem Thereſens ſtand. Sie legte ſich hinein und hielt ihrer Schweſter Hand in der ihrigen; ſo ſchliefen ſie ein.

Eine Woche verging. Das Leben ward ein wenig einförmiger, da die beiden Verlobten ſich mehr angehörten, als den Uebrigen, und Thereſe mit dem Vater die Sache praktiſch angriff. Mehr als zwei Jahre war freilich eine lange Zeit. Albert beredete den Vater zu einer Reiſe nach Rom, wo man den Winter mit Heinrich zuſammen zubringen wollte. Herr von —, der außer in Sachen der Landwirthſchaft ſelten Widerſpruch erhob und jetzt mehr als jemals in der Stimmung war, mit Allem zufrieden zu ſein, gab ſeine Einwilligung nach kurzen Debatten. Albert wußte die Reiſe himmliſch darzuſtellen; er war überall geweſen, kannte Weg und Steg im Süden und malte die Dinge lockend aus, die ihrer dort warteten, holte ſeine Skizzenbücher, zeichnete, verglich die Briefe des Bruders mit den Reiſehandbüchern; es war nicht zu Athem zu kommen vor Erwartung. Man wollte ſo bald als möglich fortgehen.

Vorher aber ſollte ein Gut in der Nachbarſchaft angeſehen werden, deſſen Beſitzer verkaufte, weil er ſich in einer anderen Gegend anſiedeln wollte. Auf die Ankündigung des Beſuches erfolgte eine Antwort, welche zugleich die Einladung zu einem Balle enthielt. Es war eine Art Abſchiedsfeſt. Das Erntefeſt war verſchoben und damit eine Zuſammenkunft der ganzen Umgegend verbunden; da das Schloß zudem viel Räumlichkeiten enthielt, ſo konnte die Mehrzahl der Gäſte dort übernachten.

Die beiden Schweſtern waren entzückt über dieſen glücklichen Zufall. Das Kind, das eigentlich den ganzen Tag nicht aus dem Tanztakte kam und nie eine Treppe hinabſtieg, ohne dies in Galopp, Walzer oder Mazurka auszuführen, lebte auf bei dem Gedanken an die Kleider, die man möglicherweiſe anziehen könnte. Nun ward berathen, gekramt, genäht, es war eine Aufregung, die unbeſchreiblich iſt. Dazu erſchien Albert mit einem geheimnißvollen Koffer, in dem prächtige türkiſche Stoffe lagen, leicht und mit Gold geſtickt, genug, um vier Schweſtern ſtatt ihrer zwei zu kleiden. Da probirte man, wählte, verwarf das Gewählte, ergriff es dennoch wieder, und als zuletzt Alles zuſammen gefunden war und die Schweſtern, eh der Anzug verpackt wurde, ihn zur Probe anlegten, das war ein Anblick, zu dem die geſammte Dienerſchaft andächtig ſich verſammelte, denn ſo etwas war ſeit Menſchengedenken nicht erlebt und geſehen.

Das Kind war unvergleichlich. Was für ein Hals, was für Schultern, welch ein Lächeln, welche Augen unter den vollen Flechten! Lieber Himmel, warum darf man nicht ſein Lebtage ſo einhergehen und den Göttern ähnlich ſein!

Man fuhr ab, kam an, man fand ein allerliebſtes Stübchen zum Ankleiden; es ging wie der Blitz. Wenn die Thür ſich öffnete, dröhnte die Muſik herauf, wenn ſie ſich ſchloß, ſchwieg wieder Alles. Nun war die letzte Nadel feſtgeſteckt. Sie glichen ſich beide wie zwei Strahlen aus einem Sterne, ſie faßten ſich an der Hand und traten ein. Alles war ſchon in voller

Bewegung. Albert hielt ſich etwas hinter dem Vater, weil von der Verlobung noch nichts declarirt war; eine ungemeine Zufriedenheit überkam ihn bei Emma's Anblick; es war kein Zweifel, ſo wie ſie da kam, konnte ſie in jedem Salon, an jedem Hofe auftreten, und dennoch war kein Titelchen Falſch an ihr.

Es dauerte nicht lange, ſo hatten ſie alle Tänze vergeben. Albert beanſpruchte beſcheidentlich nur einen Contretanz und hielt ſich überhaupt mehr unter den Zuſchauern. Auch war der Anblick kein übler, denn die Mehrzahl der jungen Damen, welche hier tanzten, hatten bereits ihre Schule in der Stadt durchgemacht und verſtanden aufzutreten. So ging es überall nach Wunſch; die Wangen wurden immer blühender, die Luſt immer größer, die beiden Schweſtern waren mit Herz und Seele dabei, und jeder andere Gedanke ward unbarmherzig bei Seite geworfen. Thereſe, wenn ſie umherſchwebte durch das Geräuſch, wußte weder, daß ihre Schweſter verlobt ſei, noch daß ſie nach Italien reiſen wollten, auch nicht, daß der Ball jemals ein Ende nehmen würde; das Kind aber war völlig im Taumel. All die ernſten Momente, die es erlebt hatte, flogen wie Spreu von ſeinem Herzen ab, und in einer Art Wonne, ſich frei zu fühlen, ging es dahin wie ein Schwimmer, der zum erſtenmal ins Meer kommt, wo die Wellen mächtiger ſind, wo ſie aber auch leichter tragen. Ihr Bräutigam galt ihr, als die Reihe an ihn kam, nicht mehr als jeder Andere;

er drückte ihr einmal loſe die Hand, ſie drückte ſie ihm wieder und ſah ihm ſelig in die Augen, aber dachte ſie an ihn dabei? —. ſie ſah die Lichter flimmern und hörte die Muſik.

Der Cotillon kam heran. Sie war zu dieſem Tanze mit einem jungen Manne engagirt, der ihr bei der erſten Vorſtellung kurz ſeine Bitte vorgetragen hatte und dann zurückgetreten war. Er kam nun und bot ihr den Arm, um ſie zu ihrem Sitze zu führen. Sie nahm ihn lächelnd, ſie ſahen ſich in die Augen, ganz unſchuldig Eines dem Andern, es war nicht anders als ſtände Jedes einſam an einem ſtillen See im Walde und fände im Spiegel ſeine eigenen Blicke wieder. Er ſchien höchſtens vier oder fünf Jahre älter als ſie. Die Muſik erneute ſich, die Paare eilten an ihnen vorüber, das Kind ſah ihnen nach und dachte an nichts.

Gnädigſtes Fräulein! ſagte ihr Tänzer und ſtand vor ihr; die Reihe war an ihnen. — Ach! rief ſie und ſprang auf, und als ſie dahintanzten, blickte alle Welt ihnen nach, bis die Tour vollendet war und ſie wieder auf ihrem Platze ſaßen.

Sie finden Vergnügen am Tanzen? ſagte der junge Mann. — Ich tanze für mein Leben gern, antwortete ſie. Wiſſen Sie, ſetzte ſie nach einem Weilchen hinzu, wir kommen ſo ſelten an die Reihe, wir ſollten uns einmal heimlich einſtehlen; wäre das nicht erlaubt? Und dabei warf ſie den Kopf übermüthig ein wenig zurück, ſah ihn etwas von der Seite an und lachte. — Auf der Stelle, gnädigſtes Fräulein! — Es hatte Niemand daran Anſtoß genommen, aber als ſie ſich wieder ſetzten, hörten ſie eine Stimme hinter ſich flüſtern: Tanzeſt du auch nicht zu unbeſonnen, liebſte Emma?

Sie ſahen ſich beide um. Albert hatte hinter ihnen Platz genommen, wie man im Theater hinter einander ſitzt. O nein, rief ſie lebhaft. — Was ſagte der Herr zu Ihnen? fragte ihr Tänzer und wußte ſelbſt nicht, warum er fragte. Er wird doch unſere Extratour nicht tadeln? — Emma antwortete freundlich: O, er meint, ich tanzte zu viel. Es iſt ein Freund von uns. Dabei ſah ſie Albert an und lachte wieder. Aber er irrt ſich. Der hat mich noch nicht tanzen ſehen; und mit Ihnen tanzt es ſich ſo gut, Sie walzen vortrefflich.

Seit langer Zeit hatte ſie ſich nicht ſo glücklich gefühlt. Sie zog eine Camelie aus ihrem Bouquet und reichte ſie Albert. Wer nicht tanzt, ſagte ſie, bekommt kein ganzes Bouquet, nur eine Blume aus beſonderer Vergünſtigung. Albert ſteckte ſie ins Knopfloch und war ſehr zufrieden.

O, wenn Sie Ihre Blumen vertheilen, gnädigſtes Fräulein — ſagte ihr Tänzer und ſtockte plötzlich, denn Albert ſah ihn an. Er wandte ſich nun gegen dieſen und fuhr fort: Ich hoffe, Sie erlauben, daß ich das Fräulein auch um eine Camelie bitte?

O, um das ganze Bouquet, antwortete höflich, aber eiskalt der Verlobte Emma's, ſobald Sie es erhalten.

Nun, alſo um das ganze Bouquet, gnädigſtes Fräulein; wollen Sie es mir ſchenken? — Emma zog ſchon die goldene Nadel heraus, mit der es angeheftet war, und hielt es in der Hand. Sie müſſen mir aber ein anderes dafür verſchaffen, ſagte ſie. — Ich bringe Ihnen hernach in der Blumentour das meinige, aber Sie dürfen dann die Schleife keinem Andern geben, denn ſonſt haben Sie zwei Herrn. — Ich werde mich ſchon hüten vor zwei Herrn! rief ſie; hier iſt es.

Sie hielt es noch feſt, er nahm es ihr aus der Hand, blickte auf Albert und ſteckte es darauf in dasſelbe Knopfloch, in welches dieſer ſeine Camelie geſteckt hatte. Eben tanzte Thereſe vorüber. Thereſe, rief Emma, biſt du vergnügt? Ihre Schweſter nickte ihr zu und war ſchon weit fort.

Aber die langen Kerzen waren endlich doch herunter gebrannt, und der Tag fing an durch die Bäume des Parkes in den Saal zu ſchimmern. Man trennte ſich, und es war ſchon Mittag, als manche müden Augen noch nichts vom Sonnenſchein wußten, in deſſen Wärme ſich die Gäſte allmählich wieder zu ſammeln begannen. Albert war mit dem Papa und dem Gutsherrn ſchon früh ausgefahren, um ſich in dem Felde umzuſehen. Thereſe und Emma gingen durch den Garten, und das Kind dachte nicht daran, daß es hier einſt als Frau von R. auftreten und befehlen ſollte.

Nicht eine Ahnung ſtieg ihm auf, es hatte noch lange nicht ausgeträumt und den Kopf noch voll Muſik und Tänze. Ein junger Mann kam auf die Schweſtern zu, er hatte ein Bouquet im Knopfloch, Emma erkannte ihn auf der Stelle.

Haben Sie gut geſchlafen, gnädiges Fräulein? Und Sie? zu Thereſe gewendet. Himmliſch! rief Emma; ich tanzte jetzt noch, wenn es die Muſik nur aushielte. Es iſt ſo Schade, wenn erſt die wahre Luſt kommt, iſt alles zu Ende. — Darauf eine Antwort, die eben ſo nach drei und zwanzig Jahren klang, wie die des Kindes nach ſiebzehn. Die Drei gingen umher, ſprachen, lachten und waren ſeelenvergnügt.

Der junge Mann beſaß ein ſchönes Gut in der Nachbarſchaft, war reich und noch unter Vormundſchaft, aber er konnte ſo ziemlich thun, wozu er Luſt hatte. Nachdem er einige Jahre ſtudirt und dann auf Reiſen gegangen war, kam er nun zurück, um ſein Eigenthum anzutreten.

Wer war denn der ältere Herr geſtern Abend hinter uns, dem Sie die Camelie gaben, gnädigſtes Fräulein?

Thereſe? rief Emma, blickte ihre Schweſter ſchelmiſch an und lachte laut auf. Sie lachte eigentlich immer, wie ſie immer tanzte, das heißt, ihr freundliches Geſicht war ſtets in Bewegung, und da ſie immer gut und glücklich war, ſchien ihr Ausdruck nur eine unendliche Variation deſſelben lieblichen Thema's; ſie lachte wie die Nymphen lachen, wenn ſie ſich im Walde jagen. Es war nicht Unbeſorgtheit, nicht Uebermuth, nicht Ausgelaſſenheit, aber es war, als hätten die Grazien von alledem ein paar leichte Fäden in den Schleier mit eingewebt, in den ſie des Kindes Seele hüllten. Und Emil's jugendliches Herz (Emil war der Name des jungen Mannes) ſchien ſein Gewand aus demſelben Stoffe empfangen zu haben, daß ſie ſich Beide erkannten und begrüßten, wie zwei Vögel, die dasſelbe Gefieder tragen und ſich doch im Walde zum erſten Male begegnen.

Thereſe ging mehr ſchweigend neben ihnen her. Sie ſetzten ſich endlich auf eine Bank, die unter einer breiten Linde ſtand. Bald ſprang das Eine auf, bald das Andere und kehrte wieder zurück, dann wollte Emil auf den Baum klettern und, nachdem er die niedern Aeſte betreten, das Kind überreden, auch herauf zu kommen, wogegen Thereſe proteſtirte, aber unſchuldig und ſo, daß ſie am Ende ſelbſt Luſt bekam, denn die Aeſte hingen tief bis zum Raſen herab und boten ſich auf das Bequemſte dar. Wie wenig bedarf es zur Unterhaltung, wenn junge Leute zuſammen ſind! Es iſt ein elektriſches Feuer in der Jugend, erquickender als die geiſtreichſten Gedanken. Was braucht es mehr als Wärme? was braucht die Sonne mehr, als die Erde, um ſie zu überſcheinen, und die Erde mehr, als erwärmt ihr Geſchenk zurückzuſtrahlen?

So ging eine Stunde hin; da zeigte ſich in der

Ferne ein Fuhrwerk. Es iſt Papa, rief Thereſe, ich erkenne ihn! und ſprang fort. Die beiden Andern blieben auf dem Platze zurück. Es war am Ausgang des Parks, wo er an das freie Feld grenzte und der Fußweg in ihn einlenkte.

Ihre Blumen hebe ich auf, ſagte Emil, als ſie allein waren. Das Kind ſchwieg eine Minute lang oder zwei, dann ſagte es plötzlich, als hätte er eben erſt geſprochen: Zum Andenken an den Ball? — Haben Sie die ganze Zeit darüber nachgedacht? ſagte er. — Warum nicht? Sie ſah ihn an. Es war doch ſchön geſtern Abend, ich will mein Leben lang daran denken. Und darauf, ein wenig verwundert über ſich ſelbſt, fügte ſie hinzu: denn es wäre doch undankbar zu vergeſſen, wo man vergnügt war. — Nun dann haben wir wenigſtens Beide dasſelbe, an das wir unſer Leben lang denken werden, erwiderte er.

Emma ſtand auf, denn der Wagen war ganz in die Nähe gekommen, und Emil ging dicht an ihrer Seite ihm entgegen. Albert ſah ſie jetzt erſt, ſprang heraus und kam raſch auf ſie zu. Der junge Mann grüßte ihn, er erwiderte kalt die Verbeugung, und indem er neben Emma trat, fügte es ſich, daß er ihn unſchuldigerweiſe von ihr fortdrängte.

Steh' ich Ihnen im Wege? fragte Emil ſo gleichgültig, daß die Frage ſcharf klang. Albert antwortete nicht, Emma nahm ſeinen Arm, ſie ſchritten abſichtlich ein wenig raſcher voran, um allein zu ſein, und Thereſe folgte mit Emil langſamer nach.

Iſt der Herr ein Onkel von Ihnen, gnädigſtes Fräulein? — Nein, ein Freund von Papa. — So? und von Ihnen beiden ebenfalls? — Natürlich. — Und von Ihrer Fräulein Schweſter noch etwas mehr als von Ihnen? – Thereſe pflückte eine kleine Blume am Wege ab und gab keine Antwort. — Es war wohl indiscret, ſo zu fragen, gnädigſtes Fräulein? — O nein. — Thereſe blieb ſtehen, ſah ihn an und ſagte: Ich will Ihnen etwas im Vertrauen mittheilen, eigentlich dürfte ich es nicht, aber Sie verſchweigen es auf Ihr Ehrenwort?

Sagen Sie es nicht! rief er aus und ergriff plötzlich die Hand des Mädchens. Nein, ſagen Sie es dennoch. Nicht wahr, ſie iſt mit ihm verlobt? fragte er mit leiſer Stimme. — Ja, das iſt ſie, antwortete Thereſe. — O, rief er leidenſchaftlich, ich hatte es geahnt! Aber da Sie mir ſo viel Vertrauen zeigen, will auch ich Ihnen etwas ſagen: ich verehre Ihre Schweſter ſo ſehr, wie ich nie in meinem Leben Jemand geliebt habe, nie Jemand lieben werde. Er ſprach es raſch und haſtig aus, und nachdem er es geſagt und Thereſe es ſchweigend aufgenommen, gingen ſie, ohne ein Wort weiter zu wechſeln, den Weg fort, bis ſie die Geſellſchaft erreichten.

Der Kauf war ſo gut als abgeſchloſſen. Nach dem Diner fingen die Equipagen an zu rollen, und

Abends war unſer vierblättriges Kleeblatt wieder zu Hauſe. Die Stuben ſahen zuerſt ein wenig triſt und leer aus, aber am andern Morgen war Alles wieder im alten Geleiſe. Albert ging fleißig mit ſeiner Braut ſpazieren, Thereſe nahm ſich des Haushalts um ſo eifriger an und bereitete die Reiſeeinrichtungen vor, denn die Zeit des Fortgehens rückte immer näher.

Ueber Emil hatten die Verlobten nicht geſprochen, nicht einmal der Name war genannt worden. Aber Emma war ſo offen und ſo bezaubernd freundlich gegen Albert, daß dieſer ihn bald vergaß. Nur Eines war ſeltſam. Es gab Zeiten, wo das Kind einſam im Garten ging, ſtehen blieb, weiterſchritt, ſich an einen Baum lehnte und in die Luft ſah oder einem Käfer lange mit den Augen folgte, der am Stamme hin und her kletterte. Thereſe ſchien das allein zu ſehen; auch bemerkte ſie, daß ihre Schweſter oft die Treppe ganz langſam hinaufſtieg und eben ſo hinab, während ſie ſonſt immer drei, vier Stufen auf einmal zu nehmen pflegte. Auch ſie hatten nur ein einziges Mal über Emil zuſammen geredet. Es mochte acht Tage nach dem Balle ſein, als Thereſe, die Nachts nicht ſchlief, Emma unruhig ſich bewegen hörte, bis dieſe ganz leiſe ihren Namen nannte. Thereſe, ſchläfſt du? — Nein, Kind, warum ſchläfſt du nicht? — Ich wachte nur zufällig auf; gute Nacht. Nach einer Weile: Thereſe! — Ja, Kind? — Weißt du, als wir damals am Morgen im Garten waren und Albert dazu kam, gingſt du mit dem Herrn hinter uns her. Habt ihr da noch lange geſprochen? — Nein, nicht lange. — Ich dachte, ihr hättet euch noch allerlei erzählt. — Was ſollten wir uns erzählt haben? wir waren ja gleich am Hauſe. — Nun, der Weg war doch lang. — Ja, aber er ſchwieg ſtill. — So, er ſchwieg ſtill?

Sie ſchwiegen wieder; darauf begann das Kind von Neuem: Weißt du, Thereſe — ? — Ja? — Weißt du, was mir immer ſo ſonderbar iſt? Als Albert im Cotillon plötzlich hinter uns ſaß, war mir das gar nicht recht zu Anfang, und doch bin ich nie ſo glücklich geweſen, als da ich ihm die Camelie gab und hinterher. Albert iſt ſo gut. — Gewiß, das iſt er. — Ich freue mich ſo auf Rom, ich wollte wir wären ſchon auf der Reiſe. — Das werden wir bald genug ſein. — Ja, recht bald; gute Nacht.

Diesmal ſchliefen ſie beide ein und träumten, die eine von Italien, die andere von ihrer Schweſter Ausſtattung.

Albert hatte bei ſeinen Reiſen in fremden Ländern einen ſcharfen Blick für die Dinge gewonnen. Wir nehmen es diesmal nur im äußerlichſten Sinne. Wenn er mit Emma ſpazieren ging, ſchien es ihm öfter, als rauſche ſeitwärts etwas in das Gebüſch, wie ein Wild, das aufſpringt und davon eilt, und doch meinte er, es wäre eine Männergeſtalt geweſen. Das Kind lachte und behauptete, die Bauernkinder ſtellten Sprenkel oder ſuchten Nüſſe, denn man war ja im Herbſte. Aber als er einmal allein durch das Feld ging, begegnete ihm Emil auf breitem Wege, ſah nach links ab und ging unbefangen an ihm vorüber. Was ſollte das bedeuten? Die Güter lagen doch faſt eine Meile auseinander. Eines Abends endlich, als Albert ſo im Zwielicht den Garten durchſtreifte, hörte er deutlich, daß etwas von der niedern Mauer, welche ihn umgrenzte, herabſprang, und plötzlich ſtand wieder der junge Mann vor ihm, that aber an ihm vorüber einige Schritte in einen Raſenplatz und rief laut, wie man einem Hunde ruft.

Herr von M . . ., ſagte Albert und trat an ihn heran, wenn ich nicht irre? — Ja, ganz recht, guten Abend. Mein Hund iſt da oben durch die Staketen in den Garten gerathen, ich hörte ihn plötzlich anſchlagen und ſprang raſch über die Mauer, um ihn herbeizulocken. Das Thier iſt oft, als kennte es meine Stimme gar nicht mehr.

Pflegen Sie hier in der Umgegend zu jagen? wenn ich fragen darf. — Nein; ich war hier in der Nähe und hatte da zu thun. Es fiel mir ein, den Rückweg zu Fuße zu machen, der Bediente mit den Pferden iſt voraus. Dies antwortete er nachläſſig und halb abgewandt, pfiff und drohte dem Hunde, der aus der Ferne herangeſprungen kam.

Sie haben wohl öfter hier in der Nähe zu thun? fragte Albert höflich, aber mit etwas zweifelndem Accent. — Warum? antwortete Emil und ſtreckte dem Hunde die Hand hin, an der er in die Höhe ſprang.

— Weil ich Sie öfter hier geſehen zu haben glaube. Gingen Sie nicht neulich oben bei der Buchenſchonung an mir vorüber? — Das iſt nicht unmöglich. — Es iſt Schade, daß Sie dann nicht einen Augenblick bei uns eingetreten ſind. — Ich werde das nächſtens einmal thun, wenn Sie nichts dagegen haben. — Leider werden Sie nur wahrſcheinlicherweiſe in dieſem Falle mich und die Familie meines Freundes nicht mehr zu Hauſe finden, denn wir reiſen übermorgen nach Italien. Gute Nacht. Mit dieſem Wunſche, dem eine äußerſt verbindliche Verbeugung folgte, wandte ſich Albert ab und ſetzte langſam ſeinen Weg fort.

Der junge Menſch ſtand einen Augenblick wie einer, dem ein Schuß dicht vor den Ohren unerwartet abgeſchoſſen wird. Er ließ Emma's Verlobten ein Dutzend Schritte thun, ſprang ihm nach und ſtellte ſich ihm in den Weg. Nach Italien reiſen Sie? — Ja, Herr von M . . . . Und die jungen Damen ebenfalls? — Auch die jungen Damen, deren Bruder bereits dort iſt, wie Sie vielleicht gehört haben. — Und Sie gehen auch mit ihnen?

Albert zögerte, hierauf zu antworten. Es war noch hell genug, um ſich erkennen zu können. Emil athmete, wie wenn er eine weite Strecke in raſendem Laufe zurückgelegt hätte. Er ſah ihm in die Augen, und Albert fixirte ihn durchdringend, ſein Blick ſchien mit dem ſeines Gegners kämpfen zu wollen, dieſer aber leiſtete ihm Widerſtand. Ja wohl, ich gehe gleichfalls dahin, und mit meinem Freunde, und mit ſeinen Töchtern, ſagte er langſam. — Warum? — intereſſirt Sie das? — In dieſer Ruhe lag etwas Schneidendes — denn ſie wußten beide genau, einer vom andern, was er dachte und wollte, — etwas beleidigend Herausforderndes. Emil beſann ſich nicht lange. Sie ſind mit Fräulein Emma verlobt? rief er aus. Er verſtand es nicht, auf Umwegen den Kampf zu beginnen, er ging gerade aufs Centrum los.

Albert war durchaus nicht aufgeregt, ſondern in der That ſo ruhig, wie er ſprach und auftrat. Kalten Blutes überlegte er mit ſich: Drehſt du ihm einfach den Rücken zu, wie einem jungen Menſchen, der dir gegenüber faſt noch ein Kind iſt, oder giebſt du ihm eine Antwort, auf die ein Paar Piſtolen folgt, oder endlich ſuchſt du ihn ſo ſanft als möglich bei Seite zu ſchaffen, wie man einem Bettler, den man beim Stehlen ertappt hat, doch ein Stück Brod giebt und ihn leiſe zur Thür hinausſchiebt, der Bequemlichkeit wegen? Dies ſchien ihm das Beſte zu ſein. Ja, ich bin mit Fräulein Emma verlobt, antwortete er milde. — Und Emma liebt Sie? — Das klang noch leidenſchaftlicher. Danach fragt man nicht! antwortete er ſchärfer. — Ich frage aber danach. — Ich höre es, Herr von M.! — Albert hätte auflachen können, ſo komiſch kam ihm das Geſpräch vor. — Und ich ſage, ſie liebt Sie nicht! rief Emil, den es in immer größere Aufregung ſetzte, daß man ihm ſo kühl und ruhig abwehrend Rede ſtand. Ueber den Accent aber, mit dem er diesmal geſprochen hatte, triumphirte das kalte Blut des Mannes nicht. Es durchfuhr ihn etwas und klopfte ihm in den Schläfen. Was giebt Ihnen das Recht, fuhr er auf, mir hier über eine Dame Aufſchlüſſe zu geben, die Ihnen unbekannt iſt, und von der Sie ſelbſt annehmen, daß ſie mir ſehr nahe ſteht? Glauben Sie, ich wäre der Mann, um mich auf dergleichen Geſpräche einzulaſſen? Gehen Sie. Werden Sie zehn Jahr älter als Sie ſind und antworten Sie dann ſelbſt in meinem Namen, was Sie als Erwiderung hier verdienten! Gute Nacht, Herr von M.

Mit dieſen Worten wollte er ihn ſtehen laſſen, aber es huſchte etwas Weißes heran; kein zahmes weißes Reh, das über den Weg ſprang, nein, das hätte nicht ſo unſchuldig ausgelaſſen aufgeathmet: das Kind war es, das ſich an Albert's Arm hing und wie durch Zauberei plötzlich zwiſchen beiden Männern ſtand.

Komm, liebſte Emma, ſagte ihr Verlobter und wollte kurz mit ihr umwenden. Aber das Mädchen ließ Albert's Arm los, unbewußt, als wollte ſie ihn nicht zurückhalten, und ſah den an, der ihr ſo nahe gegenüber ſtand. O, Sie ſind es! rief Emil, und die Thränen ſtiegen ihm in die Augen. Dann kniete er vor ihr nieder, ſo leicht, ſo ſchlank, als wäre es zum erſten Mal, daß ein Mann vor einer Frau kniete, als hätte niemals auf dem Theater ein Held vor ſeiner Dame dieſe Stellung angenommen.

Das Kind ſchwieg und ſah ihn an, und es war ihm, als wäre die von der Dämmerung verhüllte Geſtalt des Jünglings leuchtender als die untergehende Sonne, ſo geblendet ruhten ſeine Blicke auf ihm. Aber auch Albert ſah plötzlich klarer, als er vordem gethan; er fühlte, daß hier der Punkt war, wo eine Schlacht verloren wird, oder gewonnen. Seine Beſonnenheit blieb ihm treu; er ergriff ſtill des Mädchens Hand, legte ſie wieder in ſeinen Arm und ſagte mit gleichgültigem Ton: Wir gehen jetzt, liebe Emma; dann zu Emil gewandt mit befehlenderer Stimme: Sie erwarten mich hier, Herr von M., wir haben zuſammen zu reden.

Emil blieb unbeweglich auf ſeinem Platz, Emma wandte ſich mit Albert dem Hauſe zu, wo er ſie in das offen ſtehende erleuchtete Gartenzimmer führte und zu einem Seſſel geleitete. Ich gehe jetzt wieder zu Herrn von M. hinaus, begann er, und ſage ihm, du wünſchteſt, daß er fortginge. — Oder ſoll ich nicht? Soll er lieber bleiben? Du biſt frei; es kommt nur auf ein Wort von dir an.

Frei! Lieber Himmel, ſie ſaß da und dankte Gott, daß ihr der Athem nicht ausblieb, denn die Kehle wollte ihn durchaus nicht mehr durchlaſſen.

Soll ich ihm das ſagen, Emma? wiederholte er.

Ja.

Aber er ging noch nicht. Liebſte Emma, fragte er noch einmal ſanft, thut es dir nicht leid, daß ich ihn ſo fortſchicke? Sanft ſprach er das, ſanft, als wenn ein Wagen voll Federn über uns ausgeſchüttet wird, der uns erſtickt.

Nein, es thut mir nicht leid, antwortete ſie und ſagte mechaniſch nach, was er geſprochen hatte, denn ſie ſelber hatte keine Gedanken und keine Worte

Er ging alſo. Emil ſtand noch da, wo er vor Emma gekniet hatte, ſein Hund drückte ſich dicht an ihn. Tauſend Gedanken durchſchoßen ſeine jugendliche Seele, wie Blitze in einer ſchwülen Nacht ſich kreuzen, planlos hin und her. Er ſah Albert wieder erſcheinen und ſchwor ſich, keinen Zoll breit nachzugeben.

Gehen wir ein wenig auf und nieder, begann dieſer ruhig. — Wie es Ihnen angenehm iſt. — Und ſeien Sie ſo freundlich mich anzuhören, denn ich habe ziemlich weit auszuholen. — Deſto beſſer.

Emil war darauf gefaßt geweſen, lebhaftere Worte zu hören. Bedurfte er all des Muthes, mit dem er ſeinen Gegner hatte empfangen wollen? Nein, Herr von R. fing an von ſich ſelbſt zu erzählen, wie er damals dem Kinde von ſich geſprochen; Alles brachte er wieder vor, und wie er auf Emma ſeine ganze Zukunft gebaut hätte, wie Emil ihm nun Alles entreißen wolle, er, den er nie beleidigt. Er erzählte nur; kein Wort der Anklage, keine Bitterkeit, keine Ironie, nur die einfachen Begebenheiten. Und als er die Ereigniſſe des gegenwärtigen Abends eben ſo gemeſſen und ohne Leidenſchaft wiederholt hatte, da plötzlich brach er ab, ergriff des jungen Mannes Hand und fragte bewegt: Was würden Sie jetzt thun an meiner Stelle? Reden Sie offen, wie ich es gethan habe! Sie ſind viel jünger als ich. Ich kenne die Welt, ich bin unzähligen Charakteren begegnet, ich habe manchen Mann in Momenten geſehen, wo nichts verborgen bleiben konnte, jeder Nerv ſich anſpannte, jeder Gedanke ſeine Bewegung forderte: ſo lernte ich die Menſchen kennen, und es bedarf jetzt nicht erſt langen Studiums für mich, um Den zu enträthſeln, den ich mir gegenüber habe. Glauben Sie mir, ich bin nicht oft ſo rückhaltlos geweſen, wie heute gegen Sie, aber ich fühlte, daß ich an Ihr Edelſtes mich wenden durfte, daß ich Ihnen außerdem ſchuldig war, auch nicht eine vielleicht erlaubte Maſke anzunehmen, mich aufgebrachter zu ſtellen, als ich in der That bin. Ich bin es nicht. Ich begreife Sie; Alles was ich bis heute von Ihnen ſah und hörte, hat Ihnen nur meine Hochachtung erworben, und als Sie mir vorhin ſo leidenſchaftlich in den Weg traten, da ſprach Ihre Erregung eben ſo ſehr für Sie, als jetzt Ihre Ruhe, mit der Sie mich anhören. Ich habe Ihnen wörtlich wiederholt, welche Fragen ich eben dort im Zimmer an meine Verlobte geſtellt und wie ſie mir geantwortet hat. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Ihnen kein Wort vom Geſpräche verborgen blieb. Emma liebt Sie nicht. Urtheilen Sie jetzt frei: was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären — was werden Sie thun in der Ihrigen?

Emil fühlte das Beſchämende dieſer Worte, aber dennoch empfand er dunkel, daß es darauf abgeſehen war, ihn zu beſchämen, und ein leiſer Unwille darüber, daß auf dieſe Weiſe ſeine Ehre ins Spiel gezogen war, hielt den Reſt des Muthes aufrecht, der ihn ſonſt völlig verlaſſen haben würde. Und als eine Stille eintrat und er mit ſeiner Antwort zögernd neben ihm weiter ſchritt, da ward ihm immer mehr offenbar, daß dieſe Offenherzigkeit nichts geweſen als die klügſte Politik, und dieſer Mißbrauch des Gefühls erbitterte ihn. Würdeſt du zu ſo plötzlicher Sanftmuth umgeſprungen ſein? fragte er ſich, du? wenn es ſich um die Geliebte gehandelt? um Emma?

Ihre Antwort, ſagte Albert. — Gut, ich will offen ſein, rief jener aus; ſei dem allem wie ihm ſei, ich liebe ſie dennoch und Sie lieben ſie nicht!

Trennen wir uns hier, erwiderte nun ſchneidend ſein Gegner. Vielleicht kommt Ihnen einmal der Gedanke, wie ich gegen Sie war, und wie Sie mir vergolten haben. Er wollte ihn verlaſſen, aber Emil hielt ihn zurück. Sie haben die Wahrheit verlangt, ich habe ſie ausgeſprochen. Sie ſagen, daß ſie mich nicht liebt; ich aber liebe ſie, da giebt es kein Ende — kein Aufhören. Eher wollte ich mein Leben laſſen, als die Hoffnung, ſie einſt zu beſitzen. Sie ſind ruhig geweſen, Sie ſind kühl und gemeſſen, mir ſteigt das Blut zum Herzen und in die Stirn; es wäre wahrlich keine Kunſt, mir jetzt vorzuwerfen, daß ich wahnſinnig ſei — wenn ich's nicht wäre, das wäre ein Vorwurf!

Gute Nacht, mein Herr, antwortete trocken Albert, drehte ſich und ging in gewöhnlichem Gange auf das Haus zu. Nach ein paar Dutzend Schritten wandte er ſich um und ſah den jungen Menſchen noch immer da ſtehen, ſchwarz vom hellen Abendhimmel abſtechend.

Er wird zur Beſinnung kommen. Uebermorgen reiſen wir ab. Mit dieſen Gedanken trat er in den Saal, wo Thereſe und ihre Schweſter nähend bei der Lampe ſaßen und unſchuldig aufblickten, als er heran kam.

Am andern Morgen bat Thereſe Albert um einige Minuten und erzählte ihm, Emma habe ihr den Vorfall am vergangenen Abend mitgetheilt, und ſie ihr nun auch nicht verſchwiegen, was Emil ihr am Morgen nach dem Balle im Garten ſagte.

So, das hat er dir geſagt, und das haſt du ihr erzählt, Thereſe?

Ja, ich hielt es für meine Pflicht; denn wir nennen ſie freilich das Kind, aber ſie darf hier keines mehr ſein — ſelbſt wenn ſie eins wäre, ſetzte ſie hinzu.

Wie verſtehſt du das, liebe Thereſe: ſelbſt wenn ſie noch eines wäre? Wenn ſie eines iſt, ſo bleibt ſie eines, es mag nun das Gegentheil noch ſo nothwendig, und vorgefallen ſein, was da will.

Dann aber, antwortete das Mädchen und erröthete leiſe, könnten Dinge vorfallen, die ſie aufhören ließen ein Kind zu ſein, und es iſt die Frage, ob ſie dann eine Verpflichtung hätte, zu halten, was ſie als Kind verſprach, oder ob ſie als Kind überhaupt etwas verſprechen konnte.

Was ſind das für Philoſophieen? rief Albert und ward unruhig. Hat dir Emma Eröffnungen gemacht, zu denen dies die Einleitung ſein ſoll?

Nein.

Glaubſt du aber, daß ſie etwas verſchwiegen haben könnte, wozu dies die Einleitung wäre — möglicherweiſe?

Das weiß ich nicht.

Das heißt, du willſt es nicht ausſprechen.

Lieber Albert, du wirſt ernſthaft und ohne allen Grund. Sei gewiß, ſähe ich in dem, was geſchieht, ein Unrecht, ſo würde ich nicht darüber ſchweigen; dazu habe ich das Kind zu lieb. Was Emma denkt, weiß ich wirklich nicht, ſie ſagte kein Wort, als ich ihr erzählte, was ich dir geſagt habe. Auch ſtehſt du ihr darin jetzt ja viel näher als ich, und wenn du es für Recht hältſt, wirſt du ſie fragen. Und nun bin ich zu Ende.

Er hielt ihre Hand in der ſeinigen, wie man einen Bekannten beim Geſpräche am Rocke feſthält. Sie zog ſie los und ging fort. Man könnte es drucken laſſen, was ſie ſagt, dachte ihr Albert nach, und doch keineswegs pedantiſch. Ich muß auf den Grund kommen, dachte er weiter, und als es Abend war, hatte er einen langen Spaziergang mit dem Kinde gemacht.

Sie war vertrauungsvoll geweſen, hatte Alles eingeſehen, was er ihr klar und verſtändlich auseinander ſetzte; eingeſehen, daß ſie Emil nicht liebe, daß dergleichen oft bei jungen Männern vorkäme — man dürfe ſie freilich bemitleiden, aber es ginge vorüber — eingeſehen, daß ſie ihm nicht wieder begegnen dürfe, daß er ſich bald beruhigen und ſeiner Zeit mit einer andern Frau glücklich werden würde. Gewiß, das war Albert's Meinung, und war ſie es vorher nicht ganz geweſen, ſo war ſie es doch nun feſt und unumſtößlich, nachdem Emma ihn ſo treu angehört und ſo unſchuldig geglaubt hatte. Er war zu ſtolz, um zu lügen, und das Kind? Mit acht Jahren war es den Sperlingen mit einer Hand voll Salz nachgelaufen, weil man ihm geſagt, es könne ſie fangen, wenn ſie ſich's auf den Schwanz ſtreuen ließen: warum ſollte es mit ſiebzehn nicht glauben, daß ein junger Mann, der ſo gut und ſo ſchön war, nicht einſt glücklich werden ſollte? Und da Albert es ſo ſicher ausſprach! Wie ſollte es denken, ſein eigenes unſchuldiges Perſönchen ſei irgend Jemand zu ſeinem Glücke nothwendig, es könnte Jemand ſterben vor Sehnſucht nach ihm, oder nur Thränen vergießen? Wunderte es ſich doch immer wieder heimlich über Albert's Herablaſſung und konnte nicht recht begreifen, warum er alle Tage ſo lange Geſpräche mit ihm führte.

Man war in der Stadt; die Koffer ſtanden gepackt; am nächſten Morgen ſollte die Reiſe angetreten werden. Man logirte bei einer reichen alten Tante, einer Schweſter des Vaters. Am letzten Abend erklärte Thereſe, ſie werde bei ihr zurückbleiben. Eine Revolte entſtand. Des Vaters Gegengründe beſiegte ſie, Albert's Bitten wich ſie aus, Emma's Thränen überwand ſie, freilich mit ſchwerem Herzen, und am andern Tage, als der Zug abbrauſ'te, ſah ſie ihm einige Minuten nach und rollte dann neben ihrer Tante allein vom Bahnhofe in die Stadt zurück, ſaß Abends hinter der großen ſilbernen Theemaſchine und ſprach mit all den alten und jungen Herrn, welche der geiſtreichen alten Frau allabendlich die Cour zu machen pflegten, ſo behaglich und lebhaft, daß ein jeder von ihnen, wenn er ſie das nächſte Mal nicht wieder gefunden hätte, der Meinung geweſen wäre, es ſei Alles anders geworden und fehle etwas Langgewohntes, Anmuthiges und Unentbehrliches im Hauſe.

Als Emil an jenem Abende von ſeinem Streifzuge zurückkehrte, war es tiefe Nacht. Er hatte Umwege gemacht, er war noch einmal in den Garten gedrungen und hatte den Fleck aufgeſucht, wo Emma geſtanden, ſich da auf den Boden geſetzt und denken wollen. Er wollte fort, es zog ihn wieder zurück; oft meinte er, ſie riefe ſeinen Namen, er ſtand dann und lauſchte, aber es war der Wind, der durch die Gebüſche zur Seite des Weges fuhr, die aufrauſchten und dann wieder ſchwiegen, wie geheimnißvolle Weſen, die wohl ſprechen könnten, wenn ſie wollten, aber ſie wollzen nicht; und die Wolken gaben ihm keinen Troſt, die vor den Sternen vorüberglitten, wie troſtloſe Gedanken, formlos, trübe, verſchwommen, aber drückend und gewaltig.

Er kam zu Hauſe an. Das große Gebäude ſtand noch leer und uneingerichtet da; es hatte vor ihm Niemand da gewohnt, und er ſich abſichtlich dieſes etwas vernachläſſigte Gut ausgewählt, um Arbeit vor ſich zu haben. In ſeinem Zimmer lagen die Sachen noch wirr durcheinander. Sein Bedienter erwartete ihn; er ſchickte ihn zu Bett und dachte ſelbſt nicht an Schlafen. Er fing an Bücher zu durchblättern, hielt hier und dort mit den Augen ein Wort feſt, das ihn lockte, und ließ es wieder los. Wie kahl, wie jammervoll grauſam ſtanden die Buchſtaben da auf den Blättern! und alle die ſchönen Worte waren wie leere Flaſchen, oder wie unauflöslich feſt verpfropfte, kein Tröpfchen Troſt aus ihnen zu gewinnen.

Emma liebte ihn nicht. Er hatte keinen Grund, an Albert's Wahrhaftigkeit zu zweifeln, war ſie doch vor ſeinen Augen von ihm fortgegangen, und er ſah nicht, daß er ſie zwang; es war Wahnſinn, an ſie zu denken.

Am andern Morgen ſchien die Sonne hell. Er ging durch den Garten, wo ſchon die braunen Blätter in den Wegen lagen, während die grünen noch an den Zweigen hielten. Die Bäume ſtanden ſo ruhig da, keiner wich und wankte von ſeinem Platze, keine Sehnſucht, die ſie fortzog, und weit umher das flache Land, hier ſchattig, dort hell; es lag ſo todt da, er meinte, ein Erdbeben müßte aufbrechen und Alles durcheinander werfen.

Seine Geſchäfte unterbrachen dieſe öden Gedanken, aber ſie verſcheuchten ſie nicht. Es drängte ihn fort. Nicht die Verzweiflung, daß Alles verloren ſei, ſondern die Hoffnung, daß er dennoch ſiegen werde, ließ ihn nicht zu Athem kommen. Drei Tage hielt er den Kampf aus, am vierten ritt er hinüber, er mußte Emma noch einmal ſehen und ſprechen. Diesmal kam er direct vor das Haus; aber die Laden des untern Geſchoſſes waren dicht verſchloſſen, die Hühner irrten im Hofe umher, und eine Flucht Spatzen ſchnurrte vom Boden auf in die tief belaubten Kaſtanien. Das war Alles, was er von Leben ſah; es fiel ihm nun ein, daß ſie abgereiſ't ſein müßten. Die Haushälterin ſagte ihm, ſie würden wohl noch in der Stadt ſein, wo ſie ſich eine Woche hätten aufhalten wollen. Wie ſchoß ihm das freudig durch das Herz! Sie waren noch zu erreichen, er mußte ſie ſehen; es war kein Haltens mehr, halb im Trabe, halb galoppirend erreichte er ſein Haus wieder, traf die nöthigen Anordnungen, packte ſeine Sachen ein und war ſo ſelig, als hätte ihm Emma geſchrieben, daß er eilen ſolle, um ſie noch zu ſehen.

Angekommen in der Stadt, hatte er bald die Wohnung der Tante erfragt und gefunden. Es war noch am Vormittage, aber wäre er mitten in der Nacht gekommen, ſeine Eile ſchien ihm ein Recht gegeben zu haben, ungeſäumt anzuklopfen, als hätte er die wichtigſten Nachrichten zu überbringen. Er fragte ſogleich nach dem gnädigen Fräulein und wartete, denn man meldete ihn auf dieſe Frage ohne Weiteres an; er ward angenommen und die Thüre des Salons vor ihm geöffnet.

Als er eintrat, fand er Thereſe, welche den Kopf in die Hand geſtützt an einem Fenſter ſaß. Sie erhob ſich, er ging auf ſie zu und verneigte ſich. Es war der Tag nach der Abfahrt der Reiſenden. Emil hatte feſt erwartet, daß man ihn zu Emma führen würde; deßhalb blieb er plötzlich wie erſchrocken vor Thereſen ſtehen, und als ihn dieſe anredete, ſtotterte er: Ich hatte gehofft Ihre Schweſter zu finden.

Das thut mir leid, antwortete ſie, matt lächelnd. Sie ſind geſtern Morgen abgereiſ't.

O, ſie iſt abgereiſ't! murmelte er nach und trat an das Fenſter, von dem Thereſe einige Schritte zurückgetreten war. Es gingen unten die Leute ſo eilig vorüber; drüben ſah ein alter Herr heraus und ſein Hund neben ihm, und unten ſaßen ein paar Kinder neben einander auf der Schwelle der Hausthür und ſingen Steinchen. Er ſah das eine Weile mechaniſch an, ja es machte ihn lächeln, als zu den Kindern ein anderes kam, das ein Stück buntes Glas hatte, durch das ſie nun ſämmtlich nach der Reihe die Welt anſahen und ſtrahlend vor Vergnügen waren.

Gnädigſtes Fräulein, begann er, ſich zu Thereſen wendend, der ſein Stillſchweigen nicht auffiel, ſie ſind nach Italien gereiſ't, nicht wahr?

Ja, antwortete ſie, und ſtellte ſich neben ihn, die Stirn, wie er, den Fenſterſcheiben zugewandt; er war ihr angenehm in dieſem Augenblicke, weil ſie ihn ſo gut begriff. — Soll ich Ihnen einmal etwas ſagen, fuhr er fort, immer noch als führe er das Geſpräch nur in Gedanken, wie man oft in ſich Zwiegeſpräche führt und die Andern antworten läßt, was man am Treffendſten ſelber beantworten kann, ſoll ich Ihnen etwas ſagen, etwas das ſo wahr iſt, als daß Sie und ich hier ſtehen? — Als ſie nicht antwortete, fuhr er fort: Und dies iſt, daß Ihre Schweſter Herrn von R — nicht liebt und er ſie nicht. Ich will mein Leben laſſen, wenn das nicht die Wahrheit iſt!

Thereſe fand ſich vollkommen in ſeine Weiſe. Was hilft uns beiden das? antwortete ſie und ſah gerade aus.

Alſo Sie wiſſen es auch? Sie wiſſen es? rief er feurig. Sie wiſſen es? — Thereſe erwachte. Wozu nützt dies Geſpräch? ſagte ſie. — Ich werde Emma nicht loslaſſen, ich kann es nicht! rief Emil aus. Ich muß es wiſſen, ob mein Gefühl wirklich die Wahrheit iſt. Er ſoll mir ſo nicht fortnehmen, was mein iſt, ich reiſe ihnen nach! Ich muß die Wahrheit wiſſen!

Lieber Freund, ſagte Thereſe und behielt ſeine Hand, die er ihr reichte, als wolle er Abſchied nehmen, um auf der Stelle abzureiſen, — und wenn das Kind Albert nicht liebte, wäre es nicht vielleicht doch beſſer ſo, wie es iſt? Bedenken Sie das. Ich habe es auch bedacht.

O, ich weiß, daß das nicht Ihr tiefſtes Gefühl iſt, das Sie ſo ſprechen lehrt, rief der junge Menſch. Es iſt etwas Künſtliches in Ihnen, das ſo redet. Nicht wahr? Sie möchten, daß kein Unheil entſtände? Es ſoll keins geſchehen! Sie möchten, daß Ihre Schweſter glücklich wird; ſie ſoll es werden! Sie meinen, Emma wäre ſo jung, ſo biegſam, ein Mann wie ihr Verlobter würde ſie am ſicherſten durch das Leben führen. O, ich bitte Sie, wenn Sie jemals geliebt haben, giebt es eine Sicherheit, die größer wäre, als das Glück derer, die ſich lieben und ſich geſunden haben? Iſt nicht alles andere leere Berechnung, Schein, Jammer, zerbrechend, wenn das Schickſal wirklich kommt, ſtatt nur ſpielend heranzutreten? Sehen Sie mich an, es iſt keine Lüge; Sie glauben es, wie ich es glaube!

Das Feuer war ihm in die Wangen geſtiegen und glühte in ſeinen Worten. Thereſe wußte nur zu gut, was er meinte; ſie ſchwieg und er gefiel ihr unausſprechlich, er war ihr wie ein Bruder, und indem ſie ſeine Hand hielt, ſchien durch ſeine Fingerſpitzen ein Gefühl der Verwandtſchaft in ſie einzuſtrömen. Er ließ ſie nun los, ſchritt den Saal hinunter und kam zurück, ſah einige Bilder an und ſetzte ſich dann neben ſie auf den Divan, auf den ſie ſich geſetzt hatte. Sie ſprachen nicht weiter. Nach weniger Zeit nahm er ſeinen Hut und ſagte: Morgen reiſe ich. Ich kann mir bis dahin meinen Paß und das Uebrige beſorgen. — Sie fand es ganz natürlich. — Aber Sie kommen noch einmal, ehe Sie fortgehen? ſagte ſie an der Thüre, bis zu der ſie ihn begleitete. — Ja, rief er, und es beglückte ihn, daß ſie ſo ſtillſchweigend ſeine Pläne billigte, ich komme noch ein-, zweimal, ſo oft ich kann. Laſſen Sie mich abweiſen, wenn Sie mich nicht brauchen können, aber ich komme wieder. Damit trennten ſie ſich.

Thereſe fing an, ihr Zimmerchen in Ordnung zu bringen, das ſie ſich im Hauſe zu ihrem beſondern Verſteck ausgeſucht hatte. Sie ſtellte ſich alle Möbeln nach ihrem Geſchmack um, jedes Stück bekam eine andere Stelle, und als Alles zurecht gerückt war, ſah es aus, als hätte es nie anders ſtehen können. Sie packte ihre Schreibmappe aus und pflückte die welken Blätter aus den Blumentöpfen, die ſie ans Fenſter hatte tragen laſſen. Mitten aus dieſer Arbeit lief ſie ans Clavier, ſchlug es auf und fing an zu ſingen. Sie hatte mehr eine klare, weiche, als eine mächtige Stimme, und eine Nachtigall, die es gehört, wäre gern näher gekommen, um zu hören, ſtatt aufgeſcheucht davon zu fliegen.

So traf ſie auch am andern Tag Emil, den ſie ohne Weiteres allein in ihrem Zimmer annahm, weil ſie ſich mit einem Schlage ſelbſtſtändig fühlte in den neuen Verhältniſſen. Auch ſtand er ihr ja näher als Andere. Er lehnte ſich übers Clavier und ſprach, während ſie allmählich die Hände in den Schooß legte und ihm Antwort gab. Sein ganzes Weſen athmete Friſche, und es lag in ihm noch die jugendliche Erwartung der Zukunft, die Vielen ſo früh verloren geht. Er erzählte, wie er Emma zuerſt geſehen, wie die Umgebung um ſie immer mehr nebelhaft verſchwommen wäre und ihr Bild allein klar geblieben. Er hatte Alles bemerkt, was Schönes an ihr war, er ſprach voll Enthuſiasmus von ihr wie von einem ſchönen Bilde, und ſtockte dann wieder mitten in der Rede, weil er zu deutlich fühlte, daß ſie mehr als ein Bild ſei. Thereſe vergaß die Verlobung, die Reiſe, die Befürchtungen, ſie betrachtete Emil als wäre er in Wahrheit längſt mit Emma vermählt, als wäre das abgethan und hätte ſich dieſe Unruhe ſchon in die ſchönſte Gewohnheit aufgelöſ't. Und doch, welche Luftſchlöſſer, die ſie Beide erbauten! Erſt als er gegangen war, fühlte ſie es doppelt deutlich: die ſtolzen Gebäude löſ'ten ſich in Wolken auf, immer grauer und grauer, bis ein trüber Himmel einzig zurückblieb, unter dem ſie traurig allein ſtand.

Unterdeſſen eilten die Reiſenden ihrem Ziele entgegen. Es waren die erſten Tage des Novembers, das Wetter köſtlich, die Eiſenbahnen ſo pünktlich, die Reiſe ging von ſtatten, wie eine aufgezogene Uhr abläuft. Die beiden Herren befanden ſich vortrefflich in Emma's Geſellſchaft, die ſie auf das Reizendſte unterhielt, ohne ſie einen Augenblick zu geniren. Das Kind hatte an Allem Intereſſe, erröthete froh verwirrt, wenn ihm Fremde vorgeſtellt wurden wie einer großen Dame, ſprach aber doch ſehr gewandt und klug mit ihnen und erzählte Albert mit Wonne, was es beobachtete, war es nun ein Geſpann prächtiger Pferde, oder ein ſeltſamer Thurm, oder eine Katze auf der Gaſthaustreppe; jeder Regen, jeder Sonnenſchein entzückte es, und nur wenn es Abends allein an Thereſe dachte, fielen ihm die Thränen auf das Kopfkiſſen, bis es darüber einſchlief.

Auf dem Marcusplatze von Venedig fingen die Lichter an aufzublühen, und die Sterne über ihnen, die den reinen Himmel durchbrachen. Gelblich ins Grüne, Rothe, Violette ſchimmernd, aber feurig rein in einander übergehend, war ſeine Farbe, und ſie ſpiegelte ſich auf den Wogen des Meeres, die ſchaumlos anſchwellend in langen Reihen dahinzogen, zu den Marmorſtufen der Paläſte, die ſie anplätſcherten, zu den ſchwarzen Maſten der ſtillen Schiffe, an deren Schärfe ſie ſich theilten, und fern in die Weite zum Horizonte, der ſchwarz war und ſich in Duft verlor.

Die Drei fuhren in einer Gondel mitten durch die ſchweigende Pracht des Abends, weit genug von der Stadt, um ihrem Treiben entronnen zu ſein, und doch nahe genug, um die Muſik auf dem Platze wie ein liebliches Geſumme zu vernehmen, mit dem die Winde ſpielten. Die Gondel flog ſo ſicher dahin, das Kind war ſo glücklich. Seine Hand ruhte in Albert's Arm, in der andern hielt es einen Veilchenſtrauß, der ihm am Morgen von einem blumenverkaufenden Mädchen zugeworfen ward und deſſen Blüthen größer waren, als ſie bei uns wachſen. Seine Seele war frei und glatt wie der Himmel, in dem ſein Auge verſank, nur keine Sterne darin, doch auch keine Wolken.

Viele Gondeln fuhren umher, manche ganz nah vorüber, rechts oder links ausweichend, wie Schwalben, die über die Fläche huſchen, ſpitz, ſchlank und flüchtig. Plötzlich fühlte Albert, daß die Hand des Mädchens zitterte und ſich ſeinem Arm entzog. Eine Gondel ſtreifte an der ihren vorüber, ein paar dunkle Geſtalten ſaßen darin: es war nicht möglich, auch nur eine Spur ihrer Geſichter zu erkennen. Was iſt dir, Emma? fragte er. Sie ſchwieg. — Du zitterſt? — Ja, ich zitterte. Man merkte es ihrer Sprache an. — Gieb mir deine Hand wieder!

Doch ſie ſchlug die Arme untereinander, plötzlich aber warf ſie die Veilchen ins Meer und ſenkte den Kopf in ihre Hände. — Emma, fragte er wieder, was iſt dir? — Nichts, antwortete ſie und er fragte ſie nicht weiter.

Sie hatte dageſeſſen und die Welt ſchwamm vor ihren Augen ſehnſuchtslos und ſtill vorüber. Da kam die Gondel, ſie ſah die eine der dunklen Geſtalten, auf der Stelle erkannte ſie ſie, ſie leuchtete, wie damals Emil im Garten, als ſie von ihm gegangen war. Und als ſie ſo raſch verſchwand, da war es ihr, als dränge ein furchtbarer Schmerz in ihre Seele; ſie hätte ihren Vater, Albert, Thereſe, Alles hätte ſie verlaſſen können, nur um der dunkeln Gondel nachzuſchweben, ihn zu ſehen und ins Meer zu ſinken. Und der Schmerz zitterte ihr in allen Adern, die Thränen ſtiegen ihr unaufhaltſam auf, und als Albert redete, war ihr ſeine Stimme ſo unerträglich, daß ſie hätte ins Meer ſtürzen mögen, nur um ſie nicht mehr zu vernehmen. Und einer andern Stimme lauſchend, von der ſie nie etwas gewußt, die aus ihr ſelbſt zu ihr ſprach, hörte ſie von einer Zukunft, an die ſie nie gedacht, von einer Vergangenheit, die ihr niemals klar geweſen. Zum erſten Mal dämmerte es in ihr auf, als könnte ſie einen Willen für ſich haben und die Andern zwingen, ihn als das anzuerkennen, dem ſie allein gehorchen wollte.

So dachte das Kind. Sie legten am Ufer an. Albert bot ihr die Hand; ſie war ſchon ohne ſeine Hülfe auf die Stufen der ſteinernen Treppe geſprungen. Er bot ihr den Arm, ſie nahm ihn, aber ſie dachte: Du thuſt es, weil du mußt; wäre es möglich, daß du einſt nicht mehr müßteſt?

Unter ſolchen Gedanken ſchlief ſie ein. Aber ſeltſam: was ihr in der Gondel klar und leuchtend geweſen war, verſchwamm mehr und mehr am andern

Morgen, und als ſie Abends wieder an ihres Verlobten Seite über den lichterhellen Platz durch das Gedränge der fremden Menſchen ging, fühlte ſie ſich geſchützt neben ihm und erinnerte ſich dunkel der ſeltſamen Gedanken der vergangenen Nacht, der Gedanken, die ſie einſt gehabt. Geſtern nannte ſie einſt. Sie freute ſich auf Rom und auf ihren Bruder.

Albert hatte zuerſt ſonderbare Vermuthungen über den Vorfall, ihn dann aber ſo verſtanden, als ſehnte ſich Emma nach Thereſe, von der ſie oft ſprach. Im erſten Momente berührte ihn das energiſche „Nichts“ ſehr überraſchend, hernach glaubte er, daß er ſich getäuſcht hätte. Sie war am folgenden Tage ſo ganz wieder wie ſonſt geweſen; mochte da das Eine Wort unerklärlich bleiben, er vergaß es.

In Florenz wirkte die Nähe Roms ſchon allzu magiſch; man kürzte die Zeit ab, und als noch die ſchönen Tage ſich ungetrübt und warm folgten, war man ſchon in Rom angelangt und in der angenehmſten Wohnung heimiſch geworden. Albert's Genuß fing hier eigentlich erſt an. Er kannte jedes Haus, jeden Stein ſo zu ſagen. Emma's Bruder, Heinrich, der ſich ihm auf das Herzlichſte anſchloß, zeigte ihm was neu war und der letzten Zeit angehörte. Emma ging auf in der neuen Welt, die ſich ihr erſchloß, ſie war unermüdlich und, ohne es zu ahnen, bald der Mittelpunkt eines Kreiſes der liebenswürdigſten Leute, alle ohne Sorgen, nur bemüht, auch das geringſte Schöne von

Grund aus zu genießen, denn die meiſten erholten ſich von langjährigen Mühen, aus denen ſie endlich geflüchtet waren. Dies die älteren, die jüngeren aber ſammelten begierig für ein langes Leben Kenntniſſe und beglückende Erinnerung. Allen aber war Emma lieb, ſie wetteiſerten, ihr den unendlichen Vorrath der Dinge zu erklären, jedes liebliche Bild ſtrahlte aus ihr zurück, und ihre Augen lernten allmählich das Richtige finden.

Das dauerte vom Morgen bis zum Abend. Wie rollte es ſich leicht in den Wagen durch die Campagna, wie ritt es ſich luſtig durch die gebirgigen Wege, wie ging es ſich leicht in den Gärten, und Abends, welch ein Leben! Man ſprach, man hörte Muſik, man tanzte, oder die Säle mit den Statuen wurden bei Fackellicht betrachtet, und dann die Stadt ſelbſt im Mondſchein, und am andern Tage ſprangen ſchon früh Morgens die unermüdlichen Fontainen im Sonnenglanze und lockten ſie, ihrem Rauſchen zuzuhören.

Der Winter ging ſo hin, er war ungewöhnlich milde geweſen. Sie dachten, ſeine Strenge würde erſt in vollem Maße eintreten, als ſchon überall die Knoſpen wieder ſprangen und die Wärme zunahm.

Man war eines Abends in der Soiree bei einer franzöſiſchen Familie, welche an beſtimmten Tagen offenes Haus hielt, und zu der ſich die Welt drängte. Plötzlich ſah Heinrich ſeine Schweſter durch die Menge auf ſich zukommen und ſtill neben ſich ſetzen. Er hatte ein geräuſchloſes Zimmer aufgeſucht, wie das ſeine Art war. Emma drückte ſich ſchweigend an ihn und legte ihre Hand in die ſeine; ſie war eiskalt. Sie lehnte den Kopf an ſeine Schulter und ſah zu Boden, aber ſie ſprach kein Wort.

Kind, rief er, biſt du krank? — Ja, antwortete leiſe das Mädchen, ich glaube, mir iſt nicht ganz wohl; geh mit mir nach Hauſe. Aber ſag den Andern nichts. Laß uns ſo fortgehen. — Ich will's nur irgend jemand ſagen, damit ſie ſich nicht ängſtigen. Er verließ ſie, kam ſogleich wieder und ging bald mit ihr allein durch die dunkle Nacht. Ihre Wohnung war auf dem Capitol; als ſie die Stufen hinanſtiegen, hielt Emma in ihrer Mitte inne und ſetzte ſich auf einen Stein. Ich bin ſo müde, ſagte ſie, als hätte ich Blei in den Knieen. Er nahm ihre Hand und fühlte den Puls. Fieber haſt du nicht, Kind; iſt dir ſonſt etwas zugeſtoßen? — Ach, Heinrich, ſagte ſie, ich wollte, wir drei Geſchwiſter wären noch bei uns auf dem Lande, und du wärſt nicht fortgegangen, und es wäre nichts vorgefallen. Wir waren da ſo glücklich! Sie fing bitterlich an zu weinen.

Biſt du's jetzt nicht, Kind? Ich dachte doch, du wäreſt es? — Komm, ſagte ſie, wir wollen hinauf gehen. Sie ſtiegen die letzten Stufen hinan. Es dauerte nicht lange, ſo erſchienen Albert und der Vater, ein Arzt mit ihnen. Es ward examinirt und berathen, irgend etwas Unbedeutendes verordnet, und man beruhigte ſich vorläufig.

Andern Tags kam Emma wie gewöhnlich zum Frühſtück. Es hatten ſich ſchon einige Bekannte eingefunden. Sie ſetzte ſich ſtill hin, ihre Augenlieder ſahen matt aus und waren leiſe geröthet, die Wangen ein wenig bläſſer, und es ſchien, als wäre ſie größer geworden. Aber ſie aß und trank wie ſonſt, ſetzte ſich dann auf den ſonnigen Balkon und ſah hinab in die Orangen, die unter ihm in dichten Blättern wuchſen. Albert ging ihr nach und lehnte ſich neben ihr auf die Balluſtrade. Du biſt nicht wohl, Emma? ſagte er. Sie ſah ihn an, ganz fremd und kalt. O ja, ich bin ganz wohl. — Dann iſt dir vielleicht etwas Trauriges begegnet? — Nein. — Sie erhob ſich langſam, ging ins Zimmer zurück und ſtellte ſich ans Fenſter. Wiederum ging er ihr nach und ſtand neben ihr. Sie ſteckte die Hand in die Taſche ihres Kleides und ergriff ein gefaltetes Papier darin, aber ſie zog es nicht heraus; dann, nach einer Weile, ging ſie auf den Balkon zu ihrem alten Sitze zurück; diesmal blieb Albert am Fenſter ſtehen.

Was hat das Kind? fragte Heinrich. Der Vater trat zu ihnen, und alle Drei blickten vom Fenſter aus nach dem Balkon und ſahen das lichtbraune Haar und die Hand, auf die ſie den Kopf ſtützte, unbeweglich. Geh du zu ihr, ſagte endlich Albert zu Heinrich. — Laſſen wir ſie lieber, erwiderte dieſer, es läge auch in meiner Natur, mir nichts abdringen zu laſſen, das ich nicht ungefragt ausſpreche.

Zwei Tage gingen ſo hin; wie ein ermattender Wind flogen ſie über Emma, die Keiner fragte. Am Nachmittag des dritten trat Albert in das gemeinſchaftliche große Zimmer. Es war leer: nein, er hörte athmen, ſie lag auf dem Sopha und ſchlief. Er trat näher, die eine Hand lag unter ihrer Wange, die andere lang ausgeſtreckt; aber ſie hielt etwas, etwas Weißes, Gefaltetes. Albert ſah ſchärfer hin: ſie hielt einen Brief.

Emma's ſchweigendes Ausweichen hatte Albert aufgereizt; wäre nicht Heinrich geweſen, welcher ihn die Sache ſtill abzuwarten bat, er hätte den Schleier durchriſſen und wäre durchgedrungen, denn alles Zweifeln und Schwanken war ihm ſeiner Natur nach unerträglich. So hatte ihn der Zwang, den er ſich anthun mußte, gereizt, ohne daß er es wußte, und als er jetzt den Brief ſah, quoll ihm der Aerger dunkel zum Herzen; ſo that er, was er ſonſt nicht gethan haben würde, er zog leiſe das Papier aus Emma's Hand. Er mußte wiſſen was darin ſtand, ſie war ſeine Braut, er hatte ein Recht, die Geheimniſſe aufzuklären, die ihr Herz von dem ſeinigen getrennt hielten.

Aber der Brief war noch zwiſchen ihren Fingern, als ſie bemerkte, was geſchah. Mit einem Griff erfaßte ſie ihn wieder, ſprang auf und ſtand vor Albert; wahrhaftig ſie war gewachſen, größer als ſonſt!

Was willſt du? rief ſie, und eine dunkle Röthe überflog ſie. Der Schlaf hatte ihr das Haar in Unordnung gebracht, es hing ihr auf der einen Seite lang auf die Schulter herab. Ihre Augen ſchienen dunkler, ihre Lippen feſter, aber ſchön war ſie wie niemals. Du haſt mir den Brief nehmen wollen? fragte ſie drohend. — Ja, das wollte ich, entgegnete er in milderem Tone als gewöhnlich. Es ſchien mir dies eine unſchuldige Art, zu erfahren, was dich krank machte. — Ich war nicht krank, rief ſie; du haſt es mich ſchon einmal gefragt und ich ſagte nicht die Unwahrheit, als ich nein ſagte! — Was war das für ein Ton, in dem ſie redete? — Aber der Brief iſt Schuld, daß du ſo blaß umhergingſt! erwiderte er heftiger; und du hatteſt mir verſprochen, keine Briefe zu leſen, ohne daß ich es wüßte, Briefe — du weißt von wem, Emma! Und daher kommt der!

Ja, daher kommt der! und ich habe ihn nicht geleſen! Denkſt du, ich wäre ſo ſchwach, daß ich hinter deinem Rücken bräche, was ich dir offen verſprach? — Sie warf den Brief auf den Tiſch. Er war verſiegelt und unerbrochen. Albert griff nach ihm, aber ſie hielt ihn ſchon wieder in ihren Händen.

Nein, du rührſt ihn nicht an! — Und er kommt wirklich von ihm! — Ja, und ich bin ihm begegnet. Wir haben nichts Unrechtes geſprochen, aber den Brief hat er mir gegeben und ich habe ihn nicht geleſen, aber ich trage ihn mit mir; Keiner ſoll ihn berühren als ich, kein Anderer! Ich habe niemals gelogen, frage Thereſe und Papa, ob ich das je that. Unter mein Kopfkiſſen habe ich ihn Nachts gelegt, und in der Taſche trug ich ihn die Tage mit mir, manchmal faßte ich ihn heimlich an, und ich war glücklich, als ich ihn berührte. Ihre Augen glänzten von verhaltenen Thränen.

Emma! ſchrie ihr Verlobter auf und faßte ſie am Arm, das iſt Wahnſinn, was du da redeſt! — Sie riß ſich mit einer Bewegung los, ſetzte ſich nieder, ſchlug die Füße über einander, kreuzte die Arme und ſah ihn an.

Mach mir doch Vorwürfe, begann ſie wieder, ſag mir doch, ich ſei dir treulos geweſen. Ich habe den Brief nicht geleſen, aber geküßt habe ich ihn: habe ich dir je verſprochen, das nicht zu thun? — Die Gluth ihrer Stimme erſtickte in ihren Thränen, ſie warf ſich wieder hin und drehte das Antlitz der Wand zu.

Albert ſtand neben ihr. Einmal wollte er reden, doch er ſchnitt ſich das Wort ſelbſt ab. Er wollte gehen, aber er blieb ſtehn. Er wollte einen Entſchluß faſſen, aber wozu ſich denn entſchließen? Sollte er etwas thun, etwas ſagen, etwas ſchreiben? — Er ſtand da und hörte ſie ſchluchzen.

Emil war in Rom. Albert hatte ihn an jenem Abend in der Soiree wohl erkannt; es war ihm lieb geweſen, daß er ihm auswich und daß Emma ſo bald mit Heinrich fortging. Er glaubte damals nicht, daß ſie ſich geſehen hätten. Er wußte, daß ihn Emma eben nicht belogen hatte. Sollte er darum den jungen Menſchen fordern, erſchießen, oder ihn nur aufſuchen, mit ihm reden? Was hatte dieſer ſo Furchtbares verbrochen? Es konnte ja in dem Briefe möglicherweiſe nichts als die Erklärung enthalten ſein, daß er ſich zurückziehen werde. O, ſich zurückziehen, wenn er ſie jetzt hier geſehen und gehört hätte? Wenn er hier ſtände, und nun an ihm die Reihe geweſen wäre zu fragen: was würden Sie thun an meiner Stelle?

Da lag ſie, das lieblichſte Wild, das je gejagt wurde; eine Gazelle, die ermattet in der Wüſte auf den heißen Sand ſinkt; ein Schmetterling, dem die Regentropfen ſchwer auf die Flügel fallen, der taumelnd vergeblich ein Obdach ſucht; ein armes Kind, das zum erſten Mal ſeines Herzens inne wird und ſo große Laſten darauf empfindet, als hätte es einen koſtbaren Schatz entdeckt, aber ein Felsblock läge darauf, den es nicht bewegen könnte. Es ſetzt ſich daneben hin und weint; da kommen im Märchen wohl mitleidige Geiſter aus den Felsſpalten, ſtoßen und rollen die Laſt zur Seite, daß es mit vollen Händen zugreifen und in ſein Schürzchen ſammeln darf, was ſeine Augen begehren. Aber die Zeiten ſind vorüber, wo Thränen Steine erweichten.

Wieder wollte er ſie anreden; aber was ſagen, was fragen, was verlangen? Und ſo ließ er ſie allein, ging aus dem Hauſe, durchſtreifte nachdenklich die

Straßen der Stadt und hatte endlich, als er intereſſelos die Häuſer anſah, eine kleine Thüre vor ſich, die ihn frappirte. Er wußte nicht warum, aber es war ihm da etwas begegnet. Der Abend dämmerte ſchon. Auf dem Steine vor der Thüre ſaß eine junge Frau; auch dieſe fiel ihm auf. Sie hatte ein Kind im Schooße liegen, ein anderes krabbelte neben ihr auf dem Wege umher.

Albert blieb ſtehen und betrachtete ſie. Es war nichts Auffallendes daran; Künſtler pflegen das oft und überall zu thun, die Frau kümmerte das auch nicht viel, ſie war wohl ſchon öfter ſo beſchaut worden, wenn ſie daſaß. Aber verſtohlen ſah ſie den Fremden doch an, und als ſich ſo ihre Augen trafen, da fiel ihm plötzlich Alles wieder ein, und auch ihr ſchien es ſo zu ergehen, denn ihre Züge bekamen einen Ausdruck zweifelhaften Lächelns, das die Luſt, ihn anzureden, verrieth, und die Scheu, es zu wagen.

Vor drei Jahren war er eines Abends hier vorüber gegangen (er wußte es nun wieder, und um ſo lebhafter, als er ſich inzwiſchen nie daran erinnert hatte), in derſelben Hausthüre hatte ein zorniger Mann geſtanden; dieſe Frau, die damals noch ein Mädchen war, hielt er an der Hand und wollte ſie ins Haus zurückreißen, aber ein junger ſchöner Burſche hielt ſie an der andern, und es ſprühte eine Fluth von Worten zwiſchen den Dreien, hier drohend, dort bittend, und Verzweiflung zwiſchendurch, daß Albert dicht herantrat und hart fragte, worüber ſie ſich ſtritten. Die Sache war ſehr einfach; der Alte wollte ſeine Tochter mit dem Kaufmanne verheirathen, welcher an der Ecke ſeinen Kram hatte, und wies den Jüngling ab, der zwar kein Gut und Geld beſaß, aber der ſchönſte junge Römer war, den Albert je geſehen hatte. Kaum trat er dazwiſchen, als ſich augenblicklich jeder Einzelne an ihn wandte, und ſchließlich kam nun auch der Kaufmann aus dem Hauſe und ſchrie ſein Theil mit ein. Albert war in einer Geſellſchaft geweſen, wo man ihn gegen ſeinen Willen zu hohem Spiel verführt und wo er beide Taſchen voll Goldſtücke gewonnen hatte. Er wandte ſich an den Vater des Mädchens. Es iſt ſo leicht, moraliſch und gut zu ſein und für das Rechte in Eifer zu gerathen, wenn man ohne eigenes Intereſſe bei dem Handel iſt: er warf dem Manne ſeine Schlechtigkeit vor, und dem Kaufmanne, daß er ein ſo ſchönes blühendes Mädchen einem ſolchen Geliebten entreißen wolle, und zum Schluß hieß er den unglücklichen Liebhaber den Hut in beiden Händen herhalten und ſchüttete ihm das Gold hinein, das er aus der Taſche holte. Nie hatte er einen ſolchen Rollenwechſel erlebt; das Mädchen fiel ihm zu Füßen und küßte ihm die Hände, der Alte ſtand wie geblendet, und der junge Menſch ſtarr mit ſeinem Reichthum vor ſich. Der Krämer aber ſchielte ihm höhniſch von der Seite über die Schulter und ſchlich ſich fort.

Dieſes Mädchen war die Frau. Der Vater war geſtorben; ſie lebte mit ihrem Manne im Häuschen, ſie rief ihn heraus und eine Fülle von Segenswünſchen wurde Albert zu Theil. Es waren feurige Kohlen auf ſein Haupt; erſt allmählich fühlte er, daß ſie brannten, ſeine Stellung Emil und Emma gegenüber trat ihm vor die Seele, unwillkürlich ertheilte er ſich die Rolle des Krämers, der davon ſchlich, mochte er ſie nun verdienen oder nicht. Es übermannte ihn, er ſetzte das Kind, das er auf den Arm genommen, faſt böſe nieder, riß ſich von den Leuten los und ſuchte eine andere Gaſſe auf.

Und nun kam der Rückſchlag; er ſchwor ſich, keinen Finger breit zu weichen, Emil, der ſich zwiſchen ihn und ſeine Verlobte drängte, zurückzuſtoßen, ſei es wie es ſei, und ſeine Entſchlüſſe lagerten ſich wie eine finſtere Wolke auf ſeine Stirn. Es war nicht zum erſten Mal in ſeinem Leben, daß er durchgeſetzt hatte, was ſich gegen ſeinen Willen zu wenden Miene machte.

Emma ſchien ihn erwartet zu haben, als er endlich kam. Sie ging auf ihn zu und zog ihn in eine Stube, in der ſie allein waren. Ihre Züge waren traurig und ihre Stimme ſanft. Hier iſt der Brief Albert, ſagte ſie, ich hätte ihn dir gleich geben ſollen. Er dankte nicht, er wies ihn auch nicht zurück, öffnete ihn und las.

Gnädigſtes Fräulein

daß ich Ihnen nachreiſe, rechnen Sie mir nicht als

Sünde an; ich liebe Sie ſo ſehr und glaubte Sie wären unglücklich. Ich beobachtete Sie überall von ferne und in der Nähe, ohne daß Sie davon wußten. Aber Sie waren heiter und ſtrahlend wie am erſten Tage. Ich ſah Sie öfter mit Ihrem Verlobten, es ſchien mir kein Zug in Ihrem Weſen, der mir ein Recht gäbe, mich ferner auch nur mit einem Gedanken zwiſchen Sie und ihn zu ſtellen. Verzeihen Sie mir, wenn ich mir die letzte Genugthuung nicht verſage, Ihnen zu ſchreiben, daß ich jetzt bereue, was ich gethan habe. Ich wünſche Glück und Segen auf Ihr Leben. Daß ich Sie ewig lieben werde, iſt ein Geſtändniß, das Sie nicht mehr beläſtigen wird, und mich macht es ſo glücklich, nur daß Sie es wiſſen. Begegnen werden wir uns nicht mehr. Und auch dies noch hören Sie. Mein Herz iſt ſo beſorgt, daß es mir zuflüſtert: ſollte ich dennoch nicht von Ihnen vergeſſen ſein, ja ſollte all Ihr Weſen nur ein Schein ſein, den ich falſch deutete, ſollten Sie den Wunſch haben mich zu ſehen — ich werde jeden Morgen von heute ab im Coliſeum ſein und Sie erwarten. Belächeln Sie dies als eine Schwäche, ſo haben Sie ein Recht dazu, und ich ſchließe mit der herzlichen Bitte, ſie mir zu vergeben. Ihr Verlobter, der dieſen Brief dann leſen wird, wird ſo großmüthig ſein als Sie ſelber.

Emil von M.

Emma, hier iſt der Brief, ich habe geſehen was darin ſteht. Lies ihn und laß uns morgen darüber reden. — Mit dieſen Worten, die er ſo kalt redete, als legte er ſie kahl gedruckt vor ſie hin, wollte er aus dem Zimmer gehen. Aber im Umwenden ſah er ſie noch einmal an; ihre Augen trafen ſich wieder. Nichts von Furchtſamkeit, von Bewegung lag in Emma's Blicken, ſondern eine Ruhe, eine abweiſende Kälte, eine Kühnheit, die ihn in ſeiner unklaren Hitze aufs Aeußerſte ſteigerten. Hör' es jetzt! rief er aus, es ſteht in deiner Hand, mich von dir zu ſtoßen, aber erblicke ich ihn jemals da, wo ich geſtanden habe, neben dir, ſo giebt etwas Anderes die Entſcheidung als dein Wille!

Du willſt ihn herausfordern? fragte ſie kalt.

Ja, das will ich! Er hätte die Worte ſchreien können, aber die Stimme verſagte ihm, er ſtieß ſie tonlos beinahe heraus, und war verſchwunden. Er ſtürzte wie ſinnlos auf ſein Zimmer, verriegelte die Thür, riß die Fenſter auf, ſtand da und preßte die Hände gegen die Schläfen, gegen die das wilde Blut anſchlug. Darauf ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und tauchte die Feder ein. Mein Herr, ſchrieb er, Sie haben es für nöthig gefunden, noch einmal an Fräulein von —, meine Braut, Mittheilungen über die Gefühle zu machen, welche Sie ein Recht zu beſitzen glauben, für ſie zu hegen. Ich ſetze Sie hiermit in Kenntniß, daß, wenn Sie noch einmal den leiſeſten Verſuch machen, dieſe Verhältniſſe zu berühren, ich dies als eine directe Aufforderung an mich anſehen werde, unſerem Verkehr auf eine Weiſe ein Ende zu machen, die unter uns von nun an die einzige ſein wird.

Er ſiegelte das Blatt, ohne es nur durchzuleſen, rief ſeinem Bedienten und übergab es ihm zu augenblicklicher Beſorgung. Und Alles das ward mit einer Haſt gethan, die mit ſeiner gewohnten kühlbedächtigen Art auf das Heftigſte contraſtirte. Seit Jahren war ihm das Blut ſo nicht durch die Adern geflogen, niemals war ihm das Herz ſo ſchwer geweſen, denn tief in ihm war doch ein Fleck, der ruhig und ſtill war, wie ein dunkler, unbewegter See mitten in einem ſturmerfüllten Walde. Da tönte es leiſe: du biſt im Unrecht, du biſt im Unrecht! Und manchmal ging ihm das Bild des Krämers durch den Kopf und die Scene des Glücks, deſſen Zeuge er geweſen, folgte ihm nach.

Und wenn es ein Unrecht iſt, rief er aus und ſprang vom Seſſel auf, er ſoll nicht ſagen, daß er ſie mir entriſſen habe; mein Wort iſt gegeben, ich will es einlöſen! Unmöglich ſchien es ihm, ſich von ihr zu trennen. Sie war nicht mehr das, was ſie noch vor Kurzem geweſen, nicht mehr bloß ein reizendes Ding, nicht mehr bloß ein Edelſtein, ein Beſitz, welcher dem das Leben verſchönt, der ihn ſein eigen nennt, n | aber der es nicht beraubt, wenn er verloren wird, den man vermißt, aber den man nicht entbehrt. Gerade ihre erwachende Stärke, ihre Kühnheit verliehen ihr Reize, die ſie früher nie beſeſſen; er wollte ſie überwinden, lieben ſollte ſie ihn, daran er früher nie gedacht.

So mit ſich ſelbſt in ſtürmiſchem Verkehr hörte er nicht, daß an ſeine Thür geklopft wurde. Endlich ward er darauf aufmerkſam und ging, ſie zu öffnen. Heinrich trat ein. Er ſagte nichts, wie das oft ſeine Art war, ſondern trat an den Tiſch, auf dem allerlei ausgegrabene und aufgeleſene Antiquitäten lagen, die er in die Hand nahm, beſah und wieder hinlegte. Dabei blickte er nur manchmal flüchtig auf Albert, welcher mit geſenkten Augen haſtig auf und ab ging und ſich zuletzt auf einen Stuhl ſetzte, deſſen Rücken er von der Lampe abwandte, die dreiarmig und von blankem Meſſing ihre elenden Flammen leuchten ließ.

Sprachſt du nicht mit Emma allein, ehe du hinauf gingſt? fragte endlich ihr Bruder. Der Ton ſeiner Stimme klang gleichgültig; er war ein zarter, ſtiller Menſch, und wenn ihn etwas tief bewegte, ſo mußte er gemeſſen reden, denn er würde keine Worte gefunden haben, wenn er ſich dem Gefühl ganz hingegeben hätte. Weil er deßhalb da, wo es ſich um gleichgültigere Dinge handelte, wohl in Hitze gerathen und ſich lebhaft ausdrücken konnte, ſobald jedoch ſein eigenes Herz hineingezogen, angegriffen oder gar verletzt ward, kühl und ablehnend erſchien, ſo nannten ihn die Leute, die ihn nicht kannten, kalt und egoiſtiſch, die Leute nämlich, denen eine tüchtige Aufregung zu den angenehmen Vorfällen des Lebens gehört und welche Die nicht begreifen, die das Bedeutende, Unerwartete ſtumm betrachtend im Anfange hinnehmen, ſich langſam ſeiner Gewalt fügend, ſich aber dann auch nicht gleich nach der erſten Ueberraſchung von ihm abwenden und es vergeſſen.

Albert antwortete eben ſo ruhig, als Heinrich ihn gefragt hatte: Ja, ich ſprach mit ihr. Warum?

Als ich nach einem Weilchen in das Zimmer trat, das leer zu ſein ſchien, und durchgehen wollte, ſtieß ich mit dem Fuße an etwas, das auf dem Boden lag —

Plötzlich ſtand Albert vor ihm, todtenbleich ſeinen Arm faſſend, rief er aus: Um Gotteswillen, was iſt mit ihr? und zitterte, daß ſeine Bewegung den Andern durchbebte.

Sie war ohnmächtig, fuhr Heinrich fort; ich glaubte zuerſt etwas Schlimmeres. Ich machte natürlich keinen Lärm, hob ſie auf, trug ſie ins Zimmer daneben auf ihr Bett und rieb ihr die Schläfen mit Eau de Cologne. Sie kam bald wieder zu ſich; jetzt ſchläft ſie. — Albert hatte ihn athemlos angehört. Gott ſei gedankt! Gott ſei gedankt! rief er aus.

Als ſie dalag, erzählte Heinrich weiter, hielt ſie ein Papier in der Hand, einen Brief. Sie fragte augenblicklich darnach, als ſie die Augen aufſchlug, ich gab ihn ihr wieder. — Aber du haſt ihn geleſen, Heinrich? — Ja, allerdings; während ich neben ihr ſaß, nachdem ſie eingeſchlafen war, zog ich ihn leiſe unter dem Kopfkiſſen hervor, las ihn und ſteckte ihn wieder dahin. Es war nicht Recht im Grunde, aber es iſt am Ende doch verzeihlich, und leichtſinnige Neugier war es nicht.

Albert ſchwieg. Nach einer Weile fragte er gleichgültig: Kennſt du ihn? — Sehr gut. Ich wollte ihn längſt bei uns einführen, aber er verbat ſich das und verlangte, ich möchte ſeiner überhaupt nicht bei uns erwähnen. Er ſagte mir keinen Grund, und ich ahnte dieſen nicht im mindeſten. — Was hältſt du von ihm, ehrlich geſagt? — Ehrlich geſagt, Albert, da du es verlangſt, er iſt der erſte junge Menſch, der mir von Herzen lieb iſt. So urtheilte ich am erſten Tage über ihn, als wir uns ſahen. Ich ſpreche das aus, weil du es wiſſen wollteſt. — Albert fragte nicht weiter. Heinrich ſtand noch eine Zeit lang ſchweigend am Tiſche und ſah alle die Dinge, die da lagen, noch einmal genau an, als erwartete er eine Fortſetzung des Geſprächs. Dann wandte er ſich zur Thüre, ſagte hinausgehend einfach gute Nacht, und Albert blieb allein.

Um Mitternacht ſaß er noch da, wie Heinrich ihn verlaſſen hatte. Die Lampe ward immer kleiner und verlöſchte endlich. Als er einmal aus tiefen Gedanken aufblickend bemerkte, daß es dunkel ſei, zündete er ein Licht an, ſah auf die Uhr und verließ ſein Zimmer. Er ging hinunter, ſchlich durch die finſtern Stuben bis zu Emma's Thür und hörte ſie athmen. Dann zurückgehend lockte ihn die offenſtehende Thüre des Balkons, hinauszutreten. Die Nacht war warm und ohne Sterne. Erſt allmählich unterſchied ſein Auge die Linie, welche die undurchdringlich finſtere Maſſe der Häuſer vom matt dämmernden Himmel trennte. Unter ihm die Orangen rührten ihre ſtarren Blätter nicht, und kein anderer Ton ſtörte die Mitternacht, als das verworrene Geplätſcher einer Fontaine, die er nicht ſah. Manchmal ſchallte es aus der Ferne wie Geſang, der näher zu kommen ſchien, aber dann verging, ſtatt deutlicher zu werden. — Er lehnte ſich auf die Baluſtrade und ſah vor ſich hin. Alle böſen Gedanken löſ'ten ſich unmerklich von ihm ab, und eine Ruhe durchzog ihn, der ſich ſeine ermüdete Seele dankbar hingab. Noch einmal horchte er an Emma's Thür, hörte ihren ruhigen Schlaf und ſuchte ſein Zimmer wieder auf.

Es war gegen zehn Uhr am andern Morgen, als er herunter kam. Die Sonne ſchien auf die ausgeſpannten Rouleaux vor den offenen Fenſtern. Emma's Vater ſaß am Tiſche und las mit ſorgloſer Miene die deutſchen Zeitungen. Sie ſelbſt ging umher und ſah ein wenig blaß aus. Albert ſagte ihr guten Morgen, ohne ihr die Hand zu reichen, aber nicht unfreundlich, fragte, wie ſie geſchlafen, und darauf, ob ſie Luſt hätte, mit ihm einen kleinen Spaziergang zu machen. Sie ſah ihn erſt groß an, ſagte dann kurz ja, und ging, um ihre Sachen zu holen. Er ſah ihr nach, ihre ſchlanke Geſtalt ſchritt ſo ſicher dahin, nicht mehr wie ein Nymphchen, das durch die Baumſtämme ſchlüpft und nur die Grashalme mit den Fußſpitzen ſtreift, ſondern jetzt in feſtem Gange, und jede Falte ihres Kleides war ein Theil ihrer Schönheit.

Er führte ſie an ſeinem Arme das Forum hinunter. Die gefangenen Könige fielen ihm ein, als er durch die Triumphbögen ſchritt, es kam ihm eine Ahnung von dem, was ſie empfanden, als ſie gefeſſelt dem Wagen deſſen folgten, der ſie beſiegt. Kalt ſah er die Tempel und Bildſäulen am Wege ſtehen. Was waren ſie ihm, die er mit Enthuſiasmus zuerſt, mit Ehrfurcht ſpäter betrachtet hatte! Steine waren es, die nichts von ihm wußten; mochten rohe Menſchen an ihnen hämmern und kratzen, kein Gedanke wäre ihm aufgeſtiegen, es ihnen zu wehren.

Nun traten ſie in die weitausgedehnten Ringmauern, in deren Mitte einſt auf Leben und Tod gekämpft worden war. Jahrhunderte hatten den Platz von Mord gereinigt und ſeine Pracht herabgeriſſen. Von den hohen Pfeilern, die ſich düſter gewaltig über einander aufthürmten, wallte der ſtille Epheu hernieder, zarte Farrenkräuter ſproßten aus ihren Ritzen, Roſen und Feigen wurzelten auf ihren Vorſprüngen, friedliches Dunkel lag in den Vertiefungen, nur die Vögel flatterten da umher, und die Sonne ſtreckte ihre Hand weit aus und milde über die Trümmer.

Die Beiden gingen da einſam, es war Niemand zu erblicken. Nein, ſtand da nicht in der Ferne eine Geſtalt und kam auf ſie zu? Albert ſchrak zuſammen und es überlief ihn. Emma, ſagte er, willſt du dich ein wenig hier auf den Stein ſetzen? Ich ſehe dort Jemand, mit dem ich ein paar Worte ſprechen möchte.

Sie ließ ſeinen Arm los und ſetzte ſich nieder, ohne nur aufzuſehen. Anemonen ſproßten üppig auf dem Platze und drängten ihr ihre weißen Blüthen entgegen. Indem er ſie anſah, zögerte er einen Augenblick, dann aber faßte er ſich und ging Emil entgegen, den er wohl erkannt hatte. Aber als er ihm bis auf fünfzig Schritt nahe gekommen war, konnte er nicht weiter und lehnte ſich ans Gemäuer, um ihn zu erwarten. Er ſtand da und bedachte, was er ſagen wollte; er war klar und ruhig, aber es machte ihn matt, ſo geduldig zu warten.

Der junge Menſch, dem die Sonne in die Augen ſchien, erkannte ihn erſt, als er dicht an ihm vorüber gehen wollte. Er hielt ſeine Schritte an, trat ihm gegenüber und zeigte ihm die Bläſſe, die auf ſeiner Stirn lag.

Ah, Sie waren hier? rief er aus, Sie? Und doch hatte ich es nicht erwartet! Albert wollte das Wort nehmen. Oh, ſagen Sie nichts! rief er, nichts! Wir werden uns nicht ſtreiten hier! Sparen Sie der Mühe. Ich laſſe mich durch nichts reizen. Aber hören Sie das: nicht wahr, triumphirend erwarteten Sie mich hier? Sie hatten ein Recht dazu. Aber das weiß ich, habe ich unbeſonnen und unbefugt mich an Sie herangedrängt, ſo habe ich doch nicht ein unſchuldiges Kind, das nicht wußte, was das Leben war, gezwungen, meine Sclavin zu ſein! — Nicht meine Geliebte! Nichts von Liebe, es wäre ein Hohn! Sie hätten anders an mich geſchrieben, wenn Sie ſie liebten, oder wenn Emma Sie liebte! Und als das arme Kind unbeſonnen ſich verpflichtete, und dann erſt, als es gefeſſelt war, fühlte, daß es eine Freiheit gäbe, deren es nie genoß, da habe ich es nicht feſtgehalten mit Gewalt, wie Sie, als wäre das eine Pflicht, was ehedem ein Betrug war! So nenne ich es. Fordern Sie mich. Ich will da ſtehen und Ihrer Piſtole in den Lauf ſehen und lachen, ja, und denken, daß mich der Wahnſinn verleitete, Sie aber das kalte Blut, die kühle Berechnung, Sie das Verbrechen. Hier ſteh' ich!

Er ſchwieg und Albert war keines Wortes fähig. Leſen Sie das, fuhr Emil fort und holte ein Zettelchen aus ſeiner Bruſttaſche, das hat ſie mir geſchrieben heute! Ich ſoll nicht mehr an ſie denken, ſie nie wieder ſehen, aber ſie liebt mich! Haben Sie das gewußt? Sie liebt mich!

Laſſen Sie mich ſehen! rief Albert und ſtreckte die Hand aus. — Hier, aber Sie werden es mir zurück geben, es iſt mein Eigenthum!

Albert überlas die wenigen Zeilen. Er bedachte ſich in Blitzeseile. Dort war ſie, ohne ihn geſehen zu haben, hier Emil, ohne von ihr zu wiſſen. Er hatte auf ſie verzichtet, ſie auf ihn. Die Zeit konnte ausheilen, was ſo blutig zu zerreißen drohte, er durfte ſie an ſeiner Seite behalten: ſo war ihr Entſchluß, er las es von ihrer Hand geſchrieben, oder er glaubte es zu leſen. Nie war ſie ihm ſo ſchön vor die Seele getreten, nie ſo reizend; es war ihm, als hätte er ſie heute zum erſten Mal geliebt. Aber nur ein Moment ſolchen Bedenkens kam über ihn; er gab Emil das Papier zurück und ſagte milde: Wollen Sie hier ein wenig warten, bis ich wieder komme? Thun Sie's, ich bitte Sie darum. Damit ging er an ihm vorüber und eilte zu der Stelle, wo er Emma verlaſſen hatte. Dieſe war aufgeſtanden und kam ihm langſam entgegen; als ſie Beide eine kleine Strecke von Emil entfernt waren, hielt er ſie an.

Emma, ſagte er, ſieh dorthin! Geh' Dem entgegen, der da ſteht! Was er von dir verlangen wird, was du ihm gewähren möchteſt, ſchenk' es ihm aus vollem Herzen; vergiß mich, denke nicht an mich, wenn du bei ihm biſt, ich erlaube es dir, ich befehle es dir, wenn ich darf, und glaube mir, was daraus entſteht, bedürft ihr Beide einer Vorſorge, einer Vermittlung, wendet euch an mich; das iſt das Letzte, das ich von dir verlange.

Als er dies geſagt, wandte er ſich raſch um und verließ mit eilenden Schritten das Mädchen, das wie leblos vor ihm ſtand und keine Silbe zu erwidern vermochte. Am Thore des Gebäudes angekommen, zwang ihn doch etwas, ſich umzuſchauen, und er ſah, wie ſie Beide in der Sonne neben einander ſtanden; genug für ſeine Augen.

---

Fliegen wir hinweg aus dem ſchönen Lande, wo es ſchon Frühling war, fort über die Alpen, immer weiter, und mit uns die Zeit.

Es lag tiefer Schnee in den Straßen; die Sonne ging trübe auf und leuchtete bleich durch die kalte Luft. Das helle Feuer im Ofen beſiegte und überſtrahlte ſie; doch nicht ganz. Ein freundlicher Strahl blickte in ein Stübchen, vor deſſen doppelten Fenſtern Blumen ſtanden, lief quer über einen Tiſch, über einen offenen Brief, der darauf lag, und über den Scheitel eines jungen Mädchens, das ihn las und laut auflachte, als ſie ihn beendet.

Thereſe, ſagte die alte Tante, welche neben ihr ſtand, ich würde nun nicht gerade lachen, denn der junge Mann iſt von guter Familie und ſehr liebenswürdig.

Das bin ich gleichfalls, Tante, das alſo höbe ſich vorweg auf, antwortete ſie und lachte wieder.

Aber reich außerdem, liebes Kind, — Nun, ich hätte doch auch am Ende zu leben. — Kurz, du machſt dir nichts daraus? — Das will ich nicht ſagen. Aber es iſt doch kein Unglück, bei dergleichen Gelegenheiten ein wenig zu lachen? Es kann das ja ein Zeichen von Wohlgefallen ſein. Laſſen wir wenigſtens ein paar

Tage darüber hingehen. — Das brächte ſchon jedenfalls die Schicklichkeit von ſelbſt mit ſich, antwortete die alte Frau, küßte des Mädchens Stirn und ging leiſe über den Teppich hinaus. Thereſe blieb an ihrem Tiſche ſitzen. Sie hatte den Brief bei Seite geſchoben. Auf dem Schreibtiſche lagen nicht weniger als ein halbes Dutzend blanke, große Pinienzapfen, die ihr Emma geſchickt hatte. Sie nahm einen nach dem andern, roch daran, ſtreichelte ihn und legte ihn wieder an ſeine Stelle.

Ein Bedienter trat mit einer Karte herein. Der Herr wartete unten. Sie las den Namen und ſtieß einen Schrei aus. Gleich ſoll er herein kommen! Der Bediente ging, ſie ſprang auf nach der Thür und zog mit beiden Händen Albert herein. Er war ungemein freundlich und friſch von der Kälte, aber er ſah ein wenig anders aus; er hatte einen gewiſſen Zug über den Augen und einen um den Mund, die ſie ſogleich bemerkte und die ſogleich ihre Stimmung in der Gewalt hatten. Hier iſt ein Brief für dich, liebe Thereſe, ſagte er. Vor allen Dingen lies ihn erſt, ich wärme mich ſo lange dort ein wenig. Damit ſetzte er ſich in den großen Stuhl, welcher dem Ofen zugewandt war. Thereſe erkannte ihrer Schweſter Hand, brach auf und las, und da ſie im Stehen begonnen hatte, ſetzte ſie ſich während des Leſens nieder, und nach einer Weile ſtützte ſie den Kopf in die Hand und ſah über den Brief hinaus auf den glatten Tiſch, während eine

Thräne nach der andern auf das Papier tropfte. Sie ſchwieg, ſie ſah nach Albert, der Stuhl verbarg ihn, aber ſie hörte ſeinen Athem. Albert, ſagte ſie endlich, was ſoll ich dazu ſagen? — Daß es das Beſte war, liebe Thereſe. Sie ging auf ihn zu und ſtellte ſich neben ihn, aber er ſah nicht zu ihr auf.

Er war wie ſonſt und doch anders. Als er im Herbſte ankam, als er ſich verlobte, als er ſie dann verließ, lag auf ihm ein Schimmer, der etwas Beherrſchendes hatte, etwas, das im Accent ſeiner Rede durchklang, in ſeinem Gange lag, in ſeiner Handſchrift ſich ausſprach: Selbſtvertrauen; mehr noch, Gefühl von Unfehlbarkeit. Das war von ihm gewichen. Er ſaß da, wie jeder Andere. Sein Rang, ſeine Erfahrungen, ſeine liebenswürdige Art, die Menſchen zu feſſeln und zum Zuhören zu zwingen, alles war zu leerem Flitterkram zuſammengeſunken, und er nicht mehr ſtolz darauf. Er war ein Menſch wie alle andern und hatte ein Herz wie alle andern, eines, das ſich beleidigt in ihm hin und her drehte, wie ein losgeriſſenes Schiffstrümmer in den Wellen, die es nicht verſinken laſſen, aber dahin und dorthin werfen und endlich auf den öden Strand.

Gieb mir eine Hand, ſagte ſie. — Du biſt immer die alte Freundliche, antwortete er und reichte ſie ihr. — Ach, Albert, ſagte ſie wieder, ich ſehe Alles ein, es macht mich ganz traurig. Und du? was willſt du nun thun? — O, die Eiſenbahn geht ja alle Tage ab; ich gehe nach Paris, London, Madrid, Kairo, wohin du willſt. Man thut, was man gewohnt iſt, wenn man nichts Nöthigeres zu thun hat. Soll ich mich etwa auf das Land ſetzen und alle Sonntag zum Eſſen hinüber fahren zu Emil und ſeiner Frau? Er lachte. Dann aufſtehend und ſich den Rock zuknöpfend: Ich wollte dich nur noch aufgeſucht haben, Thereſe. — Bleib noch ein Weilchen, ſagte ſie. — Iſt es dir lieb? — Ja, ſehr lieb.

Er nahm ſeinen Platz wieder ein. Er ſah ſich um, die Stube heimelte ihn an, ſie war ruhig und behaglich. Draußen hörte er die Wagen im Schnee vorüber fahren, und die Räder pfiffen noch im Froſt; aber der Ofen ſtrahlte ſanfte Wärme aus. Seine Kiſten und Seltenheiten fielen ihm ein, als er auf einem Schränkchen Allerlei ſtehen ſah, das er Thereſen geſchenkt hatte. Ein Ekel überkam ihn vor dieſen Dingen, ein Ekel vor dem planloſen Umherſchwärmen durch die fremden Länder und die fremden Geſichter. Eine Leidenſchaft hatte er bis auf den letzten Tag zu Emma nicht gehabt, aber alle Gedanken an Glück und Zukunft mit Energie an ſie gekettet. Das war nun von ihm geriſſen; Jedermann war froh und an der rechten Stelle, er allein war überall zuviel; er konnte es nicht mehr ertragen, er mußte fort.

Thereſe, ſagte er, auf die Uhr ſehend, ich habe wirklich noch einige dringende Geſchäfte. Leb' wohl! — Du willſt durchaus fort — leb wohl! — Giebſt du mir vielleicht ab und zu Nachricht, wie es bei euch ſteht? ſagte er noch. Ich laſſe dir für verſchiedene Punkte meine Adreſſe hier, wenn du es erlaubſt? — Und das ſoll dein Abſchied ſein, und vielleicht für immer? Sie wandte ſich ab, um ihre Thränen zu verbergen.

Geht es dir wirklich ſo nahe? Lieber Himmel, was kann ich dir ſein? was ſoll ich hier ſitzen? was haben wir zu beſprechen? — Ja, du haſt Recht, rief ſie heiter; Adieu! Er drückte ihr die Hand und ſtand an der Thüre, ſie ſah ihm nicht nach.

Thereſe, ſagte er, thut es dir wirklich leid, daß ich fortgehe? — Sie antwortete nichts; ſie ſetzte ſich hin, ſtützte den Kopf in beide Hände und weinte. — Gutes Mädchen, du läßt mich ſchwerer los als die Andern, die ſich ſo leicht getröſtet haben, als ich ihnen die Sache plauſibel machte. Er ſtand neben ihr und ſtreichelte ihr das Haar. Adieu, rief er plötzlich, nahm ihre Hand, drückte ſie und war verſchwunden.

Er hatte vor ſeiner Abreiſe noch einmal zu ihr gehen wollen, aber es war ihm unmöglich, er wußte ſelbſt nicht warum; er ſchrieb ihr einige Zeilen und ſtieg in das Coupé, ohne ſie geſehen zu haben. Er ſaß in ſeinen Pelz gehüllt und war ganz allein. Die Landſchaft flog ſchwarz und weiß an ihm vorüber, der Dampf ſpielte über die Felder hin, oder zwiſchen den tanzenden Stämmen des Waldes; er ſah ihm nach und verfolgte die Krähen mit den Augen, die aus den dunkeln Gipfeln der Kiefernbäume aufſchwärmten.

Als er von Rom fortgereiſ't war, hatte ihn nicht ein ſo ödes, troſtloſes Gefühl beherrſcht, wie das war, das ſich ſeiner jetzt bemächtigte. Es erfaßte ihn plötzlich eine wahre Zuneigung zu Menſchen; er glaubte, ſie ließen ihn allein ſtehen, während er ihnen doch ſelbſt auswich. Auf der nächſten Station ſuchte er ein anderes, beſetzteres Coupé auf; es ſaß eine ganze Verwandtſchaft darin, welche eben erſt eingeſtiegen war und zu einer Hochzeit reiſen wollte. Sie verließen den Zug auf dem nächſten Anhaltspunkte wieder. Was für ein Gelächter und Geſpaße! Jeder war nothwendig und gehörte zu der Geſellſchaft. Als ſie davon gingen und er abermals allein zurückblieb, ſah er ihnen mit unendlichem Wohlgefallen nach; ich glaube, wäre eines an ihn herangetreten und hätte ihn eingeladen, mitzugehen, ſo hätte er ſeine große Reiſe nach Konſtantinopel unterbrochen, um in dem Städtchen eine Nacht im Wirthshauſe zu tanzen. Je weiter er kam, je unerträglicher ward ihm zu Muthe. Abermals wechſelte er den Sitz, fing, was er ſonſt nie gethan und ſtets vornehm abgelehnt hatte, mit den Leuten Geſpräche an, nahm ſich vor, liebenswürdig zu ſein, und brachte es wirklich dahin, daß ein alter Herr aus der Stadt, in der er übernachten wollte und wo man zeitig anlangte, ihn auf den Abend zu ſich einlud, was mit wahrhafter Dankbarkeit von ihm angenommen wurde.

Er kam um acht Uhr. Der Mann empfing ihn zuerſt allein, er ſaß rauchend behaglich in ſeiner Sophaecke, ſtand auf, bewillkommte ihn mit Herzlichkeit, und ein kleines blondes Mädchen, das ſtrickend hinter dem Tiſche ſaß, legte auf einen ſtummen Wink ſeinen Strumpf hin, bemächtigte ſich des Hutes und brachte dann eine geſtopfte Pfeife herbei. Albert dankte freundlich, er rauchte nicht. Nach einer Stunde ging die Stubenthür auf, es war der Sohn, der mit ſeiner Frau aus dem Theater kam. Sie erſchrak ein wenig über den unerwarteten Gaſt, für den nichts in Bereitſchaft war, Albert bewunderte ihre Schönheit und die ſtille Grazie, mit der ſie Allerlei beſorgte, ohne die Aufmerkſamkeit für ihn aus den Augen zu verlieren. Nun deckte die Magd den Tiſch, man ſetzte ſich, es kam noch ein kleineres Kind zur Sprache, aber nicht zum Vorſchein, zu dem die Frau nur dann und wann fortging. Albert aß und trank, fand alles köſtlich, erzählte, ſprudelte über von Heiterkeit und verbreitete ein ſolches Wohlſein in der Familie, daß ſie zuletzt daſaßen, als kennten ſie ſich von den älteſten Zeiten her, und endlich auf eine Weiſe von ihm Abſchied nahmen, die ihm ans Herz ging und ihn traurig machte.

Welch ein Gefühl, als er dann in ſein prächtig einen Tag warten, ihn dann, noch ohne Antwort zu haben, dem Briefe nachreiſen, und endlich ſehen wir ihn wieder in Thereſens kleine Stube eintreten, wo er ſie wieder allein trifft.

Die Tante, der dieſer Beſuch ſehr auffällig geweſen war, da ja Albert ſo weit hatte fortreiſen wollen und nun ſo bald wieder erſchien und ſo ſehr lange bei ihrer Nichte blieb, nahm ſich endlich ein Herz und trat ein. Thereſe ſaß diesmal am Ofen, die Hände im Schooß gefaltet, Albert an ihrem Schreibtiſche und ſo ſehr in ſeine Arbeit vertieft, daß er nichts bemerkte und ruhig fortſchrieb. So traf es ſich denn, daß er, ohne aufzuſehen zu Thereſe ſagte: Ich ſchreibe gleich, daß ſich deine Tante ſehr gefreut hat, es bleibt ihr ja gar nichts Anderes übrig, und ſie iſt eine ſo vortreffliche Frau — Hier brach Thereſe in lautes Lachen aus, und er ſah auf.

Bleiben Sie ruhig ſitzen, lieber Albert, rief die Tante und ihr ganzes Geſicht ſtimmte in Thereſens Heiterkeit ein, und da doch von mir die Rede iſt, ſo bemerken Sie nur gleich, daß die Tante ſich allerdings ſehr freute, aber die beiden Leute nicht beläſtigte, ſondern nur gratulirte und ſie allein ließ. Damit ging ſie fort. Albert aber ſtand doch von ſeinem Briefe auf und ſetzte ſich neben Thereſe, und die Zeit verging, als hätte ſie nie ſo große Eile gehabt. Und wenn ja noch der letzte Funke des alten Schimmers an ihm gehangen hatte, er war nun ausgelöſcht; wie er da neben ihr ſaß, war er nichts als ein guter Menſch, der ein Herz hat und eins gefunden, das ihn liebte.

# Novellenſchatz.

Zweite Serie.

Erſter Band.

(Der ganzen Reihe ſiebenter Band.)

Druck von C. R. Schurich in München

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite Serie.

Erſter Band.

(Der ganzen Reihe ſiebenter Band.)

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite
Der Notar in der Falle. Von Jeremias Gotthelf . . 1
Diethelm von Buchenberg. Von Berthold Auerbach . . 45
Johann Ohlerich. Von Adolf Wilbrandt . . . . . . 269

# Der Notar in der Falle.

Von

**Jeremias Gotthelf.**

Jeremias Gotthelf, Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. I. Band. Berlin 1850. Verlag von Julius Springer.

Albert Bitzius, geboren den 4. Oktober 1797 zu Murten, ſtudirte in Bern und nachher einige Zeit in Göttingen, wurde 1832 Pfarrer zu Lützelflüh im Emmenthal, wo er den 22. October 1854 ſtarb. Im Drange politiſch-religiös-ſocialen Wirkens veröffentlichte er unter dem Namen Jeremias Gotthelf jene allbekannten Schriften, die im reichſten Maße Freunde und Gegner gefunden haben. Gotthelf iſt eine mit großer dichteriſcher Kraft ausgeſtattete Kernnatur, der es jedoch ſelten einfällt, rein dichteriſch wirken zu wollen. Sein Streben iſt auf ſittliche und wirthſchaftliche Verbeſſerung ſeiner Bauern gerichtet, wobei er, der zum Sturze der Berner Ariſtokratie mitgewirkt, dem Radicalismus gegenüber Kehrt macht, um ſich dieſem als entſchloſſener, charaktervoller „Reactionär“ entgegenzuwerfen; und die Fülle von Poeſie, die er in ſeinen Schilderungen des Volkslebens entwickelt, iſt meiſt nur wie eine unwillkürlich nebenher laufende Temperamentseigenſchaft, die ihn nicht verhindert, Züge von gewaltiger Schönheit mit eben ſo unäſthetiſchen, ja ganz unleidlichen Auswüchſen zu miſchen. Nur in wenigen ſeiner kleineren Dorfgeſchichten iſt der lehrhafte Zug, der ſtellenweiſe an den Kanzelton erinnert und ſeine großen Volksbücher, „Uli der Knecht,“ „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters“ u. a. m., durchaus beherrſcht, bis auf ein gelegentliches Einmiſchen derber, ſprichwörtlicher Lebensweisheit gemildert. So ſteht Gotthelf in der Mitte zwiſchen ſeinem trefflichen Landsmanne Peſtalozzi, deſſen „Lienhard und Gertrud“ noch ganz als moraliſches Noth- und Hilfsbüchlein gedacht iſt, und den deutſchen Meiſtern der Dorfgeſchichte, in deren Sittenſchilderungen das Element der Sittlichkeit keine andere Rolle ſpielt, als in allen dichteriſchen Verklärungen des Lebens.

Leider iſt es uns verſagt, die Erzählung, der wir den Preis zuerkannt, „Wie Chriſten eine Frau gewinnt“, unſern Leſern vorzuführen, da die Verlagshandlung ſo eben dieſe und andere ausgewählte Dorfgeſchichten Gotthelf's in einer illuſtrirten Volksausgabe erſcheinen läßt. Indem wir uns aber vorbehalten, in einem der ſpäteren Bände eine ſehr merkwürdige und dem Charakter nach ganz alleinſtehende Dichtung G's., ſeinen „Kurt von Koppigen“, zu bringen, freuen wir uns, bei der Armuth unſerer Literatur an echt humoriſtiſchen Erzählungen, unſerem Novellenſchatz eine kleine „Stadtgeſchichte“ einfügen zu können, die von Allem, was G. geſchrieben, dem Begriff der eigentlichen Novelle am nächſten kommen dürfte und eine ſehr luſtige Erfindung in glücklichſter Weiſe durchführt. Zwar wirkt auch hier die unausbleibliche Säure gegen die liberale Richtung ſtörend mit, da der Speculant, um den es ſich handelt, der Naturwahrheit völlig unbeſchadet eben ſo gut ein Conſervativer als ein Radicaler ſein könnte; aber die behagliche Schalkhaftigkeit aller andern Partieen überwiegt glücklich dieſen unliebſamen tendenziöſen Zug, und der unerwartet verſöhnende und gutherzige Schluß entläßt uns mit dem heiterſten Eindrucke.

Noch erübrigt uns, die mundartlichen Ausdrücke, welche Gotthelf in ſein mitunter ziemlich krauſes Hochdeutſch einzuflechten pflegt, ſo weit als nöthig zu erklären:

Seimeiſterin: ſeien heißt im Berner Oberlande ein Gemeingut nach der Zahl der Kühe ſchätzen, die es ernähren kann. — Ihns (mit naſalem i geſprochen) iſt der Accuſativ des perſönlichen Es, das auf Diminutivnamen, z. B. das Vreneli, aber auch auf Thiernamen, die im Neutrum ſtehen, z. B. das Eichhorn u. dgl., ſich bezieht: kommt bekanntlich auch bei Hebel vor. — Währſchaft: entweder, was währt, oder, was gewährleiſtet werden kann: dauerhaft, tüchtig, derb. — Werweiſen: in der Irre gehen, unentſchieden ſchwanken, im Zweifel ſein. — Von wegen: denn. — Ringgeln: ſchnallen, feſtſchnüren. — Beſſern: beſſer werden. — z'Beſt; z'Sach: das Beſte; die Sache. — Wo wird auch für das Relativpronomen gebraucht.

Kleine Städtchen ſind in der Regel ganz allerliebſt. Gewöhnlich liegen ſie an einem Bache, dem es ſo wohl im Städtchen iſt, daß man nicht weiß, läuft er nach Weſten oder nach Oſten; ſie ſind ſtatt mit Wällen und Graben mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht vorzieht, dieſelben mitten im eigenen Schooße, d. h. im Städtchen ſelbſt zu behalten. Die Menſchen darin ſind allerliebſt, nicht über eine Form geſchliffen, ſondern jeder trägt ſein eigen Gepräge; allgemein iſt bloß, daß die Mädchen zumeiſt zärtlich ſind und guten Herzens, die jungen Herren aber etwas hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch ſchrecklich viel Liebe im Leibe, heirathen daher gewöhnlich ſehr jung; thun ſie es nicht, ſo müſſen ſie von Morgens früh bis Abends ſpät ſchrecklich viel Flüſſiges in den Leib gießen, um nicht zu verbrennen. Manchmal gießen ſie als Ehemänner die doppelte Portion ſich ein, wahrſcheinlich, damit die Frau an ihrer Liebe nicht verbrenne. Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, ſondern an einem Fluſſe, aber die Mädchen waren deßwegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durſtig. Das Städtchen hatte eine wunderſchöne Lage, mancher Düngerhaufen hatte einem ſchönen Hauſe Platz machen müſſen, auf die ſchönen Häuſer that man ſich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen, wenn ſie ſich eſſen und trinken ließ oder ſonſt was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden ſich ums Städtchen, waren allerdings auch ſehr geſucht und geſchätzt. Bekanntlich gehen zärtliche Mädchen gern mit jungen Herren ſpazieren, da werden auch die Hölzernſten warm, der Liebe Gold wird flüſſig, und wie manches zärtliche Herz wurde glücklich im Freien an der Sonne, wo das Holz Feuer fing. Alte Leute gehn auch gern ſpazieren in der Natur, wenn es nicht weit geht, ein guter Kaffee und delicate Fiſche oder ſonſt was Gutes in Ausſicht ſteht.

In dieſem Städtchen lebte ein Mädchen, Namens Luiſe. Nicht weniger zärtlich als die andern war die gute Luiſe, nicht weniger liebte ſie die Natur zum Spazierengehn; aber wie hölzern Einer auch war, Feuer fangen wollte Keiner, flüſſig ward nie die Liebe, wie heiß die Sonne auch ſchien, wie ſehr der junge Herr auch ſchwitzte. Ach, dem ſchönen Herzen voll Liebe entſprach Luiſens Aeußeres nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend einem Bohnenſtecken, noch einer Kegelkugel, ihr Geſicht war weder roth wie eine Klapperroſe, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber ſie war eben eigentlich gar nichts; ſie war eben eins von den unglücklichen Weſen, deren Aeußeres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Häßliches noch was Liebliches; die man wieder vergißt, wie oft man ſie ſieht, die gar keinen Widerhaken haben, welchen ſie einſchlagen können in ein ander Herz und daran ſich feſthalten, wie Flößer ihre Haken in Bäume oder Ufer, an denen ſie vorbei fahren. Nicht einmal die Stimme hatte etwas Angreifliches, ſie floß accurat wie ein Bächlein in einem kleinen Städtchen, welches verlegen iſt, ſoll es zum obern oder zum untern Thore hinaus. Zudem redete Luiſe noch leiſe, daß, wer nicht haarſcharf hörte, die Hände hinter die Ohren halten mußte, wenn er mit ihr converſiren wollte, eine Haltung, welche der Liebe nichts weniger als förderlich ſein ſoll. Das gute Kind war ſchüchtern, hatte gar keine Urſache, zum Selbſtbewußtſein zu kommen, wußte nicht, wenn ſie was ſagte, war es dumm oder war's geſcheidt; im erſten Fall war es alſo beſſer, man verſtand es nicht; zudem war es ihr oft, als müßte ſie weinen, wenn ſie lauter rede und den Mund weiter aufmache. Luiſe war keine Bürgerin des Städtchens, ſondern eine ſogenannte Hinterſäſſin, hatte alſo keine Bürgernutzung, weder Holz aus dem Wald, noch eine Pflanzſtelle auf der Allmend, was begreiflich ihr Anſehen auch nicht vermehrte. Sie lebte bei einer Tante, der Frau Spendvögtin; dieſe hatte Holz, Platz zum Kohl, ein eigen Gärtchen, ſonſt wenig Vermögen, aber Viele, welche darauf warteten. Von Luiſens Vermögen war nichts bekannt, man nahm alſo an, ſie hätte keins; wenn ſie welches hätte, würde ſie es ſchon ſagen. Der Schluß iſt ziemlich bündig und wurde noch beſtätigt durch Luiſens ſehr einfache Kleidung und das Verſäumen, zu gehöriger Zeit ändern zu laſſen, was nicht mehr in Mode war. So z. B. trug ſie noch wenigſtens drei Monate lang weite Aermel, als kein einziger im ganzen Städtchen zu finden war, ſo daß die Mägde bei den Brunnen aufmerkſam wurden und die arme Luiſe zur Zielſcheibe ihres Witzes machten.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte ſich wenig um Luiſe, war aber ſehr ſtolz auf ihren Mann ſelig, den Spendvogt. Wenn die andern Frauen, die Allmend-, Spital- und Seivögtinnen ihre Kindbetten erzählten, ſo gab ſie zum Beſten, wie ihr Mann Spendvogt geworden und ſie Spendvögtin.

Luiſe hatte viele Freundinnen, ſie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, ſo ward Luiſe die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte keinen Geliebten abſpenſtig, entweder aus bloßer Bosheit oder weil ſie ihn ſelbſt fangen wollte. Eine ſolche Freundin iſt unbezahlbar, ſie ſind aber auch ſelten. Daran gedachte aber keine, welche bittere Qualen die arme Luiſe erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr ſprach: O Gute, ich habe gefunden! — Jedes Kind weiß, wie es der Eva ging, als ſie die Schlange in den Apfel beißen ſah, daß es ſie nicht leben ließ, bis ſie ebenfalls hineingebiſſen; jedes Kind erfährt, wie es ihm im Munde ſo wunderlich wird, wenn es Andere was eſſen ſieht, und es hat ſelbſten nichts, und wie es nicht ruht, bis es ſelbſt auch zu etwas gekommen. Ja, unſere humanen Juriſten, welchen Diebe und Mörder weit lieber ſind als ehrliche Leute, ſintemalen ſie von Dieben und Mördern leben und um ſo beſſer, je mehr deren ſie pflanzen, beweiſen ja, daß nichts anſteckender ſei und laſterpflanzender, als wenn man Jemand hänge oder köpfe. Da wandle männiglich, ſtatt abgeſchreckt zu werden, die Luſt an, geköpft und gehängt zu werden, daher auch nie mehr Laſter begangen würden, als gerade an einem Hinrichtungstage. Die guten Juriſten treiben es wohl gut, wenn ſie es dahin bringen mit angeblicher Humanität, daß am Ende nichts überbleibt als Diebe, Mörder und — Juriſten; — ſo nimmt es uns Wunder, was die für Augen machen und den Dieben und Mördern vordemonſtriren und plädiren werden? Wird man nun nach den Juriſten unter einem Galgen galgenſüchtig, was meint man, was muß erſt an einer Hochzeit die ledige Mannſchaft werden? Factum iſt auch, daß bei einer Hochzeit andere Hochzeiten ſich machen, blaſirte Hageſtolze zu ſchmachten anfangen, Spröde aufſchauen, Unbefangene zu überlegen beginnen. Aber noch viel angreiflicher iſt es, abſonders für ein Mädchenherz, wenn eine Freundin kommt, — gewöhnlich kommt ſie auf den Fußſpitzen und ſchlägt die Augen nieder — und was erzählen will und nicht weiß wo anfangen, und wenn ſie angefangen, reuig wird und lieber nicht fortführe, und am Ende doch erzählt, wie ſie ſpazieren gegangen, und was er geſagt, und was ſie geſagt, und wie es dann weiter gegangen, und wie ſie jetzt einen Geliebten hätte, einer, wie keiner noch geweſen, und wie ſie jetzt glücklich ſei wie im Himmel, und dazu ſich die Augen wiſcht, vielleicht der Freundin noch um den Hals fällt und ſpricht: Ach Gott! wie glücklich, wenn du nur wüßteſt wie! — Ach Gott!, wie gerne wüßte ich es! denkt die um den Hals Gefallene und kann faſt die Thränen nicht verdrücken, wenn ſie herausſtottert: So, ſo, he nun, es freut mich für dich, wenn du glücklich biſt. Por so kennſt du ihn beſſer, er wird nicht ſein wie die Andern! Ach ja. Aber was mich dauert, iſt, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zuletzt bleibt man ganz iſolirt, alleine in der Welt! — Dann weint ſie ganz bitterlich, aller Troſt iſt umſonſt, wie die Freundin auch zuſpricht, ſie ſolle ſich doch nicht deſoliren, ſie bleibe da, und ihre Freundſchaft ſolle die gleiche bleiben ewiglich, alle Tage wollten ſie ſich ſehen; es wäre doch ſonderbar, wenn man wegen dem Mann keine Freundin mehr haben ſollte, ein ſo eng Herz hätte ſie doch wahrlich nicht. Begreiflich hatte die Freundin ſchon Erfahrungen über die Weite ihres Herzens gemacht und meinte nicht bloß a priori, ſondern wußte a posteriori, daß mehr als eine Perſon darin Platz hätten. Es giebt ja Herzen, in denen die Menſchen nicht bloß Compagnien-, ſondern Regimenterweiſe Platz haben. Habe erſt eine Anekdote der Art von einem alten Pferde geleſen. Iſt ein Roßherz ſo weit, wie weit muß erſt ein menſchlich Herz ſein, und zwar ein junges, welches noch elaſtiſch, nicht verknöchert iſt! Aber die Freundin tröſtet umſonſt, Luiſe weint immer bitterlicher, bis endlich die Freundin recht verlegen wird und ſagt, ſie müſſe gehen, ſie habe ein Rendezvous mit dem Geliebten. Ach, da weint Luiſe noch bitterlicher, ihr Lebtag hat ſie noch nie ein Rendezvous gehabt, als etwa mit ihrer Tante, der Frau Spendvögtin, wenn ſie in verſchiedener Geſellſchaft waren im Winter und doch nur mit Einem Laternchen heimgehen wollten. Ach, das Luiſe iſt doch herzgut, ſagt die Freundin, ich wußte gar nicht, wie lieb ich ihm war. Du glaubſt gar nicht, wie das arme Geſchöpf weinte, als ich ihm ſagte, ich ſei verſprochen, es hat mich recht können erbarmen. Es hätte dann Niemand mehr auf der Welt, wenn ich ihns verlaſſe, hat es gejammert. Es iſt wahr, verheirathen wird es ſich por so nicht, Geſchwiſter hat es keine, und wenn einmal die alte Spendvögtin weg iſt, ſo wird es wirklich nicht wiſſen wohin.

Aber Luiſe dachte weder an die Freundin, noch an die Spendvögtin, und darum weinte ſie nicht, weil ſie nicht in Ewigkeit ihr Haupt in ihren Schooß legen konnte; aber anders wohin hätte ſie dasſelbe für ihr Leben gerne gelegt, und weil ſie dieſes nicht konnte, darum weinte ſie ſo bitterlich. Ach, will mich denn Niemand lieben, und meinte ich es doch ſo gut; ach, und wie wollte ich Einen glücklich machen, o anders als die Andern alle, welche Egoiſtinnen ſind. An mich denkt Keiner! Eine nach der Andern findet Einen, ich Keinen, ich muß allein bleiben, Niemand hat mich lieb. Ai, ai! So jammert Luiſe, hält die Hand aufs Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es geſprungen ſein müßte. Und doch wurde Luiſe nicht neidiſch, ſtellte ſich nicht vor den Spiegel, verglich ſich nicht mit der Glücklichen, fand ſich nicht zehnmal hübſcher als ſie und unbegreiflich, wo der Schlingel, der ſie auserwählt, ſeine Augen gehabt, rupfte auch nicht der Freundin alle ihre Sünden auf, ſtellte die eigenen Tugenden daneben, ſagte nicht: He nun ſo dann, wenn ſie nicht mehr Verſtand haben, ſo iſt es ihnen zu gönnen, wenn ſie ſo recht getäuſcht werden! — lief ebenfalls nicht bei den Freundinnen herum, zählte an den Fingern die Laſter der Freundin her und ſchloß weinerlich: wie doch der arme Menſch ſie daure, der meine, er kriege einen Tugendſpiegel und habe die ſchrecklichſte Sündenbüchſe auf Erden. Wenn ſie nur Jemand wüßte, ſie ließe ihn im Vertrauen warnen, es ſei doch nicht recht, wenn man ſeinen Nächſten ins Unglück rennen ſehe und gebe ihm keinen Wink. Von dieſem Allem ſagte Luiſe nichts, ſie dachte nur: Will mich denn Keiner lieben? und wenn ſie unter die Leute kam, ſo ſchien ſie noch farbloſer, redete noch leiſer, und, wie geſagt, Worte, welche man mit den Händen hinter den Ohren auffangen muß, ſind eben nicht förderlich Liebe zu wecken und anzubrennen. Endlich hatte ſie nur noch eine Freundin, denn, wie geſagt, die Mädchen in dem Städtchen waren berühmt wegen der Zärtlichkeit, und eine herrlichere Ausſicht auf Erden kannten ſie nicht, als die Ausſicht, Spendvögtin, Seimeiſterin, Seckelmeiſterin oder gar Frau Rathsherrin zu werden. Für dieſe Ausſichten ſchwärmten ſie förmlich, während ſie die Ausſicht auf dem Rieſen ſehr fade fanden, dieweil kein Wirthshaus dort ſich findet. Auf dem Faulhorn iſt ein Wirthshaus, die Ausſicht aber dumm; man ſehe ja nur Berge, die könnten ſie vom Haus aus auch ſehen, und eigentlich wüßten ſie nicht, was man an den Bergen ſehe. Genau beſehen, ſei ein Berg wie der andere. Da gefalle ihnen eine ſchöne Promenade, auf welcher Herren und Damen ſpazieren gingen, viel beſſer. Wegen den Herren wollten ſie nun nichts ſagen, aber wo viele Damen und Töchter ſpazierten, abſonderlich, wenn Fremde da ſeien, ſehe man alleweil was Neues, neue Häubchen, neue Hüte, neuen Zeug, kurz immer was, das einem zu denken gebe, erſtlich, wie man wohlfeil dazu kommen könnte, und zweitens, wie ſchön es einem ſtehen müßte, ſo kalkulirten ſie. Die letzte der Freundinnen hatte den Wahlſpruch der alten Garde: die Garde ſtirbt, ergiebt ſich nicht, nicht zu dem ihren gemacht, ſie hatte von je für die Ausſicht, Vögtin oder gar Meiſterin über irgend welchen Zweig der bürgerlichen Verwaltung zu werden, ſtark geſchwärmt, aber fruchtlos, war indeſſen nicht in Verzweiflung darüber gerathen, denn Julie war ein zäh Ding, hielt ſich am Vers: Wenn Hoffnung nicht wär', ich lebte nicht mehr! Dieſe Hoffnung ließ ſie auch nicht zu Schanden werden. Endlich auf einem Spaziergange im vergangenen Jahre, an einem ſchönen Sonntage Nachmittags — in den Hundstagen war es — ging an ihrer Seite ein hölzernes Subject in Feuer auf. Es war ein Schreiber auf dem Amte mit großen Ausſichten. Julie ſchrie begreiflich nicht Fürio, ſie ließ brennen was brennen wollte, ihr Herz und des Subjects Herz, beide zuſammen gaben eine artige Flamme. In dieſen Flammen wurden beide eins, d. h. glücklich und räthig, Mann und Frau zu werden. Schon Montags in der Früh kam Julie zu Luiſe, ihr zu verkünden, weſſen ihr Herz voll war. Wie da

Luiſe weinte und troſtlos war, kann man ſich denken. Ihr Elend ging Julie zu Herzen, faſt hätte ſie mit geweint, ſie zeigte die herzlichſte Theilnahme, las in den hinterſten Winkeln die Troſtgründe zuſammen. Zwiſchen durch entrannen ihr Bruchſtücke ihrer Ausſichten und Gedanken, ob ſie ſich am Hochzeitstage ſchwarz oder weiß kleiden ſolle, mit einem Häubchen oder ohne Häubchen, den Blumenſtrauß in der Hand oder angeheftet? Endlich ſchloß Julie, da alle Troſtgründe bei Luiſe nicht anſchlagen wollten: Du mußt dabei ſein, denn ich bin gekommen, dich zu bitten, meine Brautführerin zu ſein. Mein Fritz hat mir geſagt, es müßte glänzend zugehn an unſrer Hochzeit, drei oder gar vier Fuhrwerke müßten es ſein. Näheres haben wir noch nichts abgeredet. Es hat geſtern ſich nicht Alles ergeben mögen, und immer kam Jemand dazwiſchen, hing ſich an uns, wenn unſere Herzen im beſten Zuge waren, und heute habe ich ihn noch nicht geſehen, meinen Fritz, den Spitzbuben! — das hölzerne Subject.

Luiſens Thränen verſiegten nicht auf der Stelle, aber doch ſchneller, als man hätte erwarten ſollen. Wie nach einem Gewitterregen wächſ't und blüht, was noch wachſen und blühen kann, ſo wuchs aus Luiſens Thränen eine Freude auf, die ſie noch nie gehabt, die Freude, Brautjungfer ſein zu können. Ganz wonniglich warm rieſelte es in ihrem Herzen, wenn ſie daran dachte, es war ihr halb und halb als wäre ſie ſelbſten Braut, Brautführerin war die gute Luiſe auch noch nie geweſen. Die einen ihrer Freundinnen dachten nicht an ſie, andere wollten ihr die Koſten nicht verurſachen, fürchteten, ſie möchte gar zu armſelig erſcheinen und die Leute ſagen: ob keine miſerablere Brautführerin zu finden geweſen, das Hochzeitpaar müſſe auch nichts Beſonderes ſein. Endlich lagen wohl auch der Auswahl von Brautjungfern und Brautführern heimliche Pläne zu Grunde, bald die Braut, bald der Bräutigam, bald beide zuſammen, wünſchten Die und Jenen in Berührung zu bringen, Bekanntſchaft zu vermitteln.

Wo war dazu beſſere Gelegenheit und wann die Herzen günſtiger geſtimmt, als an einer Hochzeit und bei den Brautführern und Brautführerinnen, wenn ſie, nachdem ſie ihre Pflicht gethan, Braut und Bräutigam zuſammen geführt, dieſe vom Pfarrer eingeſegnet, Arm in Arm die Kirche verlaſſen, ſich nun gegenſeitig die Arme geben, Paar und Paar hinter dem eigentlichen Paar herziehen: — da wäre es doch wunderlich, wenn ſie nicht auch Heirathsgedanken faßten und wenigſtens als halbe Ehepaare ſich vorkämen. Luiſe hatte nie daran gedacht, daß ſie auch Brautführerin ſein könnte, nun jetzt einmal war ſie erkoren, es war als ob ihr ein Licht angezündet ſei in der Seele. Gern würden wir erzählen, wie dieſes Licht, das da erſchien in der Finſterniß, leuchtete, den Funken folgen, welche aufſtiegen von dieſem Lichte, Raketen gleich und wunderherrlich ſchwammen hoch oben als wie im Himmel, aber wir hätten nicht Papier genug. Lärm machte Luiſe dabei nicht, plagte auch Tante Spendvögtin wenig wegen der Toilette, aber faſt kriegte ſie Glanz auf die Wangen, und wer die Muße genommen hätte, ſie zu beobachten, würde in ihren Augen ein ſüßes, ſeliges Träumen geleſen, geſehen haben, daß dahinten eine neue Welt aufgegangen ſei, von welcher die eigentliche Welt keine Ahnung hatte. Vergeßlich ward Luiſe, und darüber führte die Spendvögtin bittere Klagen: Aber Luiſe, was haſt auch? keinen Kreuzer biſt mehr werth, vergiſſeſt Alles unter den Händen. Ich glaube bald, es fehle dir im Hirn und werdeſt ganz einfältig, das Geſcheidteſt wareſt ohnehin nie; ſo redete die Spendvögtin. Tante Spendvögtin hatte keine Ahnung der eigentlichen Urſache von Luiſens Vergeßlichkeit, denn in ihrer Geſchichte, wie ſie den Spendvogt bekam, kam Vergeßlichkeit gar nicht vor.

Endlich rückte er heran, der hochwichtige Tag, und Luiſens Herz zitterte in freudigem Bangen. Es waren Hochzeitgäſte, welche am Abend vor demſelben ſtark den Barometer mißhandelten und alle Augenblicke ſagten: Wenn wir morgen nur ſchönes Wetter haben, aber es wird kaum ſein. — Allerdings machte der Himmel trübe Miene, und alle Regenzeichen waren ſo ſichtlich da, daß man vergeblich gegen ſie ein Auge zuzudrücken verſuchte. Luiſe dachte weder an Barometer, noch an Regen, noch an Sonnenſchein, das kümmerte ſie all nichts, wenn es nur bald fünf Uhr früh geſchlagen hätte, um welche Stunde man abfahren wollte. Frau Spendvögtin war auch aufgeſtanden aus Angſt wegen Luiſens Vergeßlichkeit, ſie wäre im Stande das Hemd über den Rock anzuziehen und die Nachthaube auf dem Kopf zu behalten, hatte ſie geſagt. Die Tante hatte nicht Unrecht. Marei, ſagte ſie zu der Magd, geh mit, ſonſt läuft ſie zum Bernthor ſtatt zum andern, und wart' bis ſie wirklich in der Kutſche ſitzt, ſonſt ſetzt ſie ſich hinten aufs Brett oder vornen auf den Bock. Wie es den ganzen Tag gehen ſoll, das weiß der himmliſche Vater, ich darf nicht daran denken. Wenn du nicht ſo mager wäreſt, ſo hätteſt müſſen zu Ader laſſen, und beſſert es nicht, ſo muß es mir wenigſtens geſchröpft ſein. — Der Regen kam bachweiſe vom Himmel, aber das kümmerte Luiſe hell nichts; ſo tapfer war die alte Garde nicht aus Rußland marſchirt, als Luiſe an dieſem Morgen durch Dick und Dünn. Auf dem Sammelplatz machten alle Ankommenden grämliche Geſichter, und ſo Mancher als kam, ſagte: Es regnet. Bei Jedem ging das Werweiſen von Neuem an, ob es den ganzen Tag regnen, oder am Mittag oder am Abend das Wetter ſich aufheitern werde? Luiſe allein hatte heute zum erſten Male etwas Ausgezeichnetes, ſie machte ein glückliches Geſicht, jammerte über den Regen nicht, zuckte beſtändig, wenn ſie reden wollte, mit den Füßen, als ſetzte ſie zum Tanzen oder Hüpfen an, und ſagte gewöhnlich, das Wetter dünke ſie nicht ſo ſchlimm, und ſei man einmal in der Kutſche, ſo merke man es nicht, regne es oder ſcheine die Sonne. Da trat ein ſchön geputzter Herr an ſie und ſagte: es ſei ſchön von ihr, daß ſie den Muth nicht verliere, und wenn es regne, ſei man eigentlich viel heimeliger beiſammen. Es freue ihn ihre Bekanntſchaft zu machen, er hätte die Ehre Brautführer zu ſein. Ach Gott! wie dies Wort Luiſe durchzuckte, und wie ſie plötzlich ihre Augen aufſchlug und in das Geſicht ſah, welches dieſes Wort geſagt hatte! Es war ein ſchönes, glattes Geſicht, roth und weiß mit blauen Augen, langer Naſe, ſüßem Lächeln, verziert durch ein blondes Schnäuzchen, welches etwas ſchamhaft unter der langen Naſe durchkroch. Das Halstuch war wohl eng gezogen, die Figur ſteif, ſpitz ſtanden die Ellbogen hinten aus, die Arme hatten ſich aus langer Uebung die rechtwinklige Haltung angewöhnt.

Der Herr war nämlich mehrere Jahre mit dem Hochzeiter-Subject in einer Amtsſchreiberei auf dem Lande geweſen, hatte ſich endlich nach zehnjähriger Lehrzeit zum Notar aufgeſchwungen und wollte ſich als ſolcher in dem Städtchen ſetzen, wo ſein Freund einſtweilen noch Subſtitut, ſogenanntes Subject war. Es ſchien Luiſe, als hätte ſie ſolche Holdſeligkeit und Schönheit noch nie in einer Menſchengeſtalt vereinigt geſehen, ſie fand kaum den Muth zur Antwort, liſpelte ſie endlich noch einmal ſo leiſe, als ſie ſonſt zu reden gewohnt war. Ihr Herz war ſo voll Seligkeit, daß es ihr bis vor die Luftröhre kam, denn nicht bloß das Reden, auch das Athmen ward ihr ſchwer. Endlich, eine Stunde ſpäter, als angeſagt war, nachdem man Boten nach allen Windgegenden ausgeſandt, die Kutſcher ſich faſt die Zungen aus dem Munde geflucht hatten, kam der Letzte angerannt. Es war auch ein Subject, es trug das Halstuch noch in der Hand; es hatte ſich erſtlich verſchlafen, zweitens ſich zu lang mit dem Kamm verſäumt und ſchließlich ob dem Wichſen der Stiefel, welche nie glänzend werden wollten. Er hatte vor wenig Tagen ſie mit Fett eingeſchmiert, weil er bei ſchlechter Witterung an eine Steigerung mußte, jetzt wollten ſie ihr Angeſicht nicht bald wieder ändern, waren conſervativer als viele Menſchen. Das gute Subject weinte faſt aus Angſt und Zorn über dieſes verfluchte conſervative Weſen. Und in der That, es hatte Recht. Was hilft es, wenn man mit dem Kopf radical iſt, ihn dreht, je nachdem von Oben geblaſen wird, und die Stiefel bleiben conſervativ, ſind es doch am Ende die Beine, mit welchen man ſeinen Weg machen muß. Nun konnte man endlich an das Einpacken gehen, was gewöhnlich bei derlei Anläſſen ein ſchwer Stück Arbeit iſt, weil man ſich die Kutſchen zu weit, die Menſchen zu dünn gedacht. Nun, wenn man recht ſtößt und drückt, der Kutſcher mit grimmigem Geſichte nachhilft, fluchend, man verſprenge ihm den Kaſten, findet am Ende doch Jedes ſein Plätzchen, und der Kaſten ſpringt nicht. An einem ſolchen Tage leidet und duldet Jedes gern, und die zarteſte Tochter ſchreit nicht, wenn ihr ein Herr ſchon halb auf dem Schooße ſitzt. Ja, währſchafte Töchter nehmen freiwillig ſchmächtige Freundinnen auf den Schooß, wenn ſie Gefahr laufen zu erſticken. Und je gepreßter man ſitzt, die Kutſche gerade ausſieht, wie eine Häringstonne; deſto mehr rühmt man, wie heimelig man ſich befinde, und wie man es nie beſſer wünſche. Etwas Moleſt entſteht freilich noch, wenn die Damen gnädig ſind und den Herren das Rauchen erlauben; vielleicht mit dem Beiſatz, ſie lebten erſt recht, wenn ſie Rauch röchen; es dünke ſie, ein Herr ſei kein Herr, wenn er nicht rauche. Bſonderbar wohl ſtehe Pfeife oder Cigarre einem männlichen Geſichte. Was das koſtet, bis in dieſer Preſſe die Herren das Rauchzeug bei der Hand haben! Was das für ein Winden und Biegen und Strecken iſt, und ohne weibliche Nachhilfe käme man doch nicht zu Stande. Und wenn man es endlich bei der Hand hat, ſo iſt noch kein Feuerzeug da, und was da alles verwunden werden muß, bis man endlich zu Feuer und endlich zu Rauch kommt, hat geſehen, wer mal dabei geweſen iſt.

Am Ende geht es uns in dieſem eigenthümlichen Preßzwang, wenn man nämlich weder Gift oder Ungeduld im Gemüth hat, wie in manch anderm Zwang: er ſcheint ſich allmählich zu erweitern, es wird uns behaglicher und zuletzt iſt es uns ſogar leid, wenn wir an Ort und Stelle ſind und wieder ausgepackt werden ſollen. Das iſt nun wieder mit Beſchwerden verbunden, indeſſen alle Glieder ſind ganz geblieben, ſogar die Haut, und wenn ſie ſchon ſtarke Eindrücke empfangen hat: wer ſagt uns, daß ſtarke Eindrücke immer unangenehm ſind? Freilich, die Garderobe der Damen iſt nicht mehr ganz ſo friſch, ſieht gerunzelt aus, wie alte Zigeunergeſichter. Indeſſen die Damen geben ſchon nicht mehr ſo viel darauf, die ſind überzeugt, die im Wagen entfaltete Liebenswürdigkeit bedeckt unendlich viele Falten, und mit Hauchen und Dämpfen kann man viel nachhelfen, Krummes gerade machen, Zerknittertes wieder blank. In unendlichem Glück war Luiſe neben dem Notar geſeſſen, die ganze Fahrt war ihr ein himmliſcher Augenblick. Sie ahnete, wie vor Gott tauſend Jahre wie ein Augenblick ſein können, jetzt da vier Stunden neben einem Notar zu einem Moment zuſammenſtoßen. Nun, wie es bei einer Hochzeit vor dem Kirchengehn zugeht, weiß Jedermann Es iſt der zweite Aufzug des Schauſpiels, welches beim Einſteigen aufgeführt wurde, es iſt eine reſpective Unordnung. Die Einen kommen nie zum Frühſtück, die Andern kommen nie davon, man wird nie fertig. Der Sigriſt würde aus der Haut fahren, wenn nicht die Neugierde, wie groß das ihm geſpendete Trinkgeld ſein würde, ihn zurückhielte. In der Kirche ging's ebenfalls wie üblich; einige Freundinnen der Braut weinten, die Freunde des Bräutigams dagegen blieben hölzern und unempfindlich, woran aber weder die Kirche noch der Pfarrer ſchuld ſind. Von wegen, jaget Kameele, Büffel, Biſonochſen, Elephanten, ja Rhinoceroſſe und Giraffen in eine Kirche und laßt einen Pfarrer beten und predigen, ſo ſtreng er mag: weder Giraffen, noch Rhinoceroſſe, noch Elephanten, noch Biſonochſen, Büffel, Kameele und anderes Hornvieh wird was Anderes denken, als wenn es nur wieder raus wäre, und nichts Anderes im Auge haben als das Loch, wo es hinein kam, und wenn das nicht mehr ſichtbar iſt, nach einem andern ſpähen, wo es wieder 'raus kann. Luiſe war unter den Weinenden, ihr

Schnupftuch wurde ganz naß, aber es waren ſelige Thränen, ſie rieſelten ganz weich und warm über die Wangen nieder. Der Notar dagegen weinte nicht, aber er machte einen ſteifen Hals und gab genau Acht, ob Alles pünktlich nach Geſetz und Propheten vor ſich gehe, nicht irgend ein Formfehler paſſire, daß er hintendrein ſagen könne: die Sache ſei zwar vorbei, aber wenn er wollte, er könnte den Pfaffen ringgeln, daß ihm die Schwarten wehe thäten, er möchte es aber ſeinem Freunde nicht zu Leide thun und deſſen Fraueli, die könnten ihn dauern. Der Notar war von Natur eine ganz gute Seele, d. h. eigentlich eine gute Haut. Ob er eine Seele hatte, das wiſſen wir nicht. Wenn er eine hatte, ſo beſtand ſie hauptſächlich in dem eminenten Vermögen, ein Gſätzlein nachzupfeifen und zwar ununterbrochen ſo lange, bis man ihm wieder ein anderes vorpfiff. Wahrſcheinlich hatte ſie ein ähnliches Eingericht wie trompetende Tabaksdoſen oder Kaſten eines Leiermannes. Nun, Alles auf Erden geht zu Ende, ſelbſt die Zeit, in welcher gepreßte Helden des Zeitgeiſtes und hölzerne Subjecte in der Kirche ſein müſſen. Aus dicken Wolken ſtrömte dicker Regen nieder, aber eben das war wieder unausſprechlich ſchön und heimelig. Nun kam der Herr Notar in ſeiner unausſprechlichen Holdſeligkeit, verbeugte ſich, ſo ſchön er konnte, nahm Luiſe nicht bloß untern Arm, ſondern auch unter ſeinen Regenſchirm, und zog dicht hinter dem Ehepaar mit ihr davon. Das war ſchön, und was das für Gedanken gab! Aber nicht bloß das war ſchön, ſondern der Notar entfaltete eine Sorglichkeit und Höflichkeit, welche Luiſe nie erlebt hatte. Er trat ihr nicht bloß nie auf die Füße, ſondern er leitete ſie ſogar auf die beſten Stellen des Weges; er hielt ſie nicht bloß nicht unter der Trauſe ſeines Regenſchirms, ſondern er gab ſich wirklich Mühe, ſie trocken zu erhalten, ſo daß ſeine linke Seite ganz naß wurde, was zu einem edlen Wettſtreit fortdauernd Anlaß gab, und welchen der Notar mit ſo ſchönen Manieren und Redensarten führte, daß Luiſe ein Mal über das andere denken mußte, die würde er bloß von den Engeln im Himmel erlernt haben, ja gar Angſt und Zweifel kriegte, er könnte plötzlich Flügel bekommen und ihr davon fliegen ſammt dem Regenſchirm, als ein wirklicher Engel. Zwiſchen der Kirche und dem Eſſen iſt für Viele eine langweilige Zeit, man weiß gar oft nicht, was mit einander machen, beſonders wenn man früh aufgeſtanden und der unterdrückte Schlaf ſeine Rechte geltend macht, wie ein ungeſtümer Unterthan. Ach, und es ſchien keine heiße Sonne, in welcher man ſpazieren, in welcher, was hölzern war, Feuer fangen konnte. Aber man weiß ſich zu helfen, man ſpielte, da die Geiger noch nicht da waren, Blindemaus im Saale und Verſteckens im ganzen Hauſe, man amüſirte ſich herrlich; abſonderlich Luiſe, welche der Notar immer ſorglichſt geleitete, ſie ſchützte, die beſten Verſtecke zu finden wußte, und Alles ſo zart, ſo zart, daß Luiſe immerfort denken mußte: Ach, das iſt Einer, das iſt Einer!

Ach und das: Ach, das iſt Einer, das iſt Einer! mußte Luiſe ſelben Tages ſich noch viel hundertmal wiederholen. So artig und ſo zart war noch nie Einer neben ihr geſeſſen, als der Notar, und noch nie hatte Einer ſo artig und ſo zart für alle ihre Bedürfniſſe geſorgt. Luiſe konnte ihm gar nichts abſchlagen, aß noch einmal ſo viel, als ſie ſonſt pflegte, und trank mehr als ein Schlücklein über das gewohnte Maß. Dieß hatte den glücklichen Erfolg, daß Luiſens Stimme ſich kräftigte, ſo daß der Notar ſie wirklich, ohne die Hände hinter den Ohren zu halten, verſtand. Nun erſt ging die Seligkeit an, d. h. Geſpräche, ſinnig, tief und hehr, wo der Notar Grundſätze zeigte, ach ganz herrliche! wie Luiſe nie geſehen. Seine Seele war ganz feurig und zwar freiſinnig-feurig, und ſo freiſinnig-feurig, wie er war, wollte er die ganze Welt machen, dann erſt ſei man glücklich und frei und habe die rechte Religion. Die Religion ſei das Höchſte, aber ganz freiſinnig müſſe ſie ſein; wenn ſie nicht freiſinnig ſei, ſo ſei ſie das Unglück der Welt und beraube die Menſchen der höchſten Güter. Das habe man erfahren, und jetzt wolle man die Menſchen glücklich machen und nicht bloß Einige, ſondern Alle, Alle. Seid umſchlungen, Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt! ſo rief der Notar begeiſtert, und Luiſe wurde roth und auch feurig im Herzen. Eine Andere wäre eiferſüchtig geworden auf die Welt, mit welcher ſie einen Kuß theilen ſollte, homöopathiſchen Küſſen früge ſie nicht viel nach, würde ſie geſagt haben. Luiſe war nicht ſo, ſie war ganz glücklich mit ihrem Tauſend-Millionſtel-Theilchen-Kuß und ſeufzte: Ach, welch herrlicher Menſch, für eine beſſere Welt geboren! Und als es erſt ans Tanzen ging, wie war es da Luiſe? Es war ihr, wenn ſie mit dem Notar tanzte, als ob zwei Engel durch den Aether ſchwebten. Er ragte über ſie empor, trug den Kopf nach hinten und ſchloß halb die Augen, wie ein Engel, der in ſeliger Verzückung gen Himmel fahren will. Ungeſtört konnte Luiſe zu ihm aufſehen, ungeſtört trinken die Wonne ſeines Anblickes; er ſah es nicht, er ſtörte ſie nicht, ſie konnte träumen, wie der Boden weiche und ſie auf Fittigen leiſe ſchwebten zu den Sternen empor, die in ſeligen Räumen wohnen. Aber Alles nimmt ein Ende auf der Welt, der glücklichſte Tag verrinnt dem unglücklichſten gleich. So ging es auch dieſem Tage, die Geiger mußten verſtummen vor dem Fluchen der Kutſcher, die keinen Augenblick mehr warten wollten, drohten mit Fortfahren; wer nicht mitkommen wolle, könne ins Teufelsnamen da bleiben. Nun, es blieb noch das Heimfahren, und das iſt manchmal das Schönſte von Allem, der Punkt auf dem J. Die Herzen ſind weich geworden, die Sehnſucht iſt groß geworden, die Zungen löſen ſich, mit traulichen Geſtändniſſen macht man ſich glücklich, verewigt den glücklichen Tag.

Es war Nacht, als man endlich den Befehlen der Kutſcher nachkam und in die finſtern Kaſten kroch, ach, wo es ſo heimelig war, wo das Gemüth ſich entfalten konnte, ſo ſchön als es war, ſo traulich es wollte, die Hände ſich drücken konnten, die Herzen ſich finden, ungehört und ungeſehen von Allen, welche es nichts anging. Alles war ſo recht, wie es ſein mußte, nur leider eines nicht: die Stimmung der männlichen Bevölkerung; dieſe unterlag leider dem Zeitgeiſte, war nicht ſentimental, nicht liebenswürdig, d. h. liebedurſtig, ſondern patriotiſch und freiſinnig. Es wurde geſungen und zwar ſtark, daß man das Raſſeln der Wagen, das Knallen der Peitſchen nicht hörte. „Ho, ho, ihr Schützenbrüder“ und „laßt die Fahnen wehen“, das ſind Lieder, welche Liebesmucken vertreiben, blutdürſtig machen und ſchlachtenſüchtig. Paff, Paff! jagte ein Lied das andere, und wenn man wegen dem Verſchnaufen Pauſe machen mußte, ſo brach der Muth in Proſa aus, und abſonderlich der Notar erzählte von ſeinen Heldenthaten, welche er zu verrichten gedachte, und wie er ſich lieber zu Kraut und Rüben verhacken, zu Pulver zerſtoßen ließe, als ſich gefangen geben. Schieße man ihm die Beine ab, ſo ſtelle er ſich an einen Baum und ſchlage mit dem Säbel drein; haue man ihm die Arme ab, ſo lade er Flinten und Piſtolen mit den Füßen und ſchieße fort wie's Wetter, oder renne mit dem Kopf die Leute vor die Bäuche; ſo könne man ganze Regimenter ſprengen. Er legte eine Geſinnung, eine Tapferkeit an den Tag, daß es Luiſe ganz kalt den Rücken auflief, daß ſie ausrief einmal über das andere: O nein doch, ach nein doch, ſchweiget doch, es wird mir weh! Sie ſah ihren ſchönen Notar ſchon ohne Beine, ohne Arme, mit dem Kopf im Bauche eines dicken Jeſuiten oder eines Oeſterreichers ſtecken wie eine Kanonenkugel in einer Mauer. In dieſer patriotiſchen Begeiſterung ging jede Privatſtimmung unter, wie billig, und dieſe Begeiſterung war ſo hartnäckig und ſchwunghaft, daß ſie nicht verflog, als man aus dem Wagen ſtieg, ſondern daß ſie in immer lichtere Flammen ausbrach, als der Notar Luiſe durch Dick und Dünn, Nacht und Graus zu ihrer Wohnung geleitete. Er erzählte Luiſen, wie er das Vaterland liebe, was er ſchon Alles für daſſelbe gethan und noch thun wolle, wenn daſſelbe auch noch nichts für ihn gethan hätte. Undank ſei der Welt Lohn. Aber es komme doch die Zeit, wo man ihn erkennen werde, er zähle feſt darauf, es komme nur darauf an, ob er dann annehmen wolle, was man ihm anbiete; jedenfalls wolle er ſich beſinnen. Ach, welch herrliche Geſinnung und wie ſelten in unſern Tagen! ſeufzte Luiſe. Sie iſt häufiger, als man glaubt, ſagte der Notar. Ich will nicht ſagen, daß ganz ſo wie ich Viele ſind, aber unter den Freiſinnigen iſt im Allgemeinen eine herrliche Geſinnung und Vaterlandsliebe, und wenn man ſchon begreift, daß das Vaterland nicht Alle auf einmal belohnen kann, ſo darf man doch erwarten, daß es nach und nach geſchieht und Unwürdige nicht den Würdigen vorgezogen werden. Ach, wie edel! ſagte Luiſe, faſt wird das nicht mehr geſchehen, wir leben ja in einer ſo ſchönen Zeit. Man kann nicht wiſſen, ſagte der Notar, aber es iſt nicht Alles, wie es ſein ſollte; es ſteht Mancher hoch, er that nicht die Hälfte, was ich, für das Vaterland. Aber ich will nicht klagen, ich bin im Stande mich ſelbſt durchzubringen, was bei Andern nicht der Fall iſt, das wird man gedacht haben. Wenn man mich nöthig hat, wird man mich ſchon finden. Ach, wie beſcheiden, ſagte Luiſe, wenn doch Alle ſo wären! Da ſtanden ſie vor der Frau Spendvögtin Häuschen, und ehe der Notar ſich noch gebührend über die Freude ausgelaſſen, Luiſens Bekanntſchaft gemacht zu haben, und die Hoffnung ausgeſprochen, das Vergnügen zu haben, ſie fortzuſetzen, ließ von hinten die Stimme der Frau Spendvögtin ſich hören, welche heftig ſchalt über das ſpäte Nachhauſekommen. Luiſe erſchrak, der Abſchied verwirrte ſich, die lieben Worte blieben ihr im Halſe ſtecken, und ehe ſie wußte, wie es geſchah, war der Notar verſchwunden, und ſie ſtand im Kreuzfeuer des Zornes der Frau Spendvögtin. Die ſchönſten Tage enden gerne mit einem Gewitter. Das erlebte Luiſe.

Tage vergehen, aber ſie hinterlaſſen oft Eindrücke, welche nicht bloß nicht vergehen, ſondern ein eigenes Leben erhalten, wachſen und, als Frucht, ein neues eigenthümliches Daſein bilden. Luiſe ſchwelgte die erſten Tage in der Rückerinnerung.

Wie oft des Tages ſie jenen Tag von vornen bis hinten wieder durchlebte, bis Tante Spendvöglin im Hausgang erſchien, wiſſen wir nicht. Aber wenn das Kind einen Weg bis zu einem beſtimmten Punkte mehrere Male gemacht hat, ſo ſtrebt es darüber hinaus, es nimmt ihns Wunder, wie es jenſeits desſelben ausſehe; das liegt in der Natur. Das lag auch in Luiſens Natur. Als ſie einige Mal bis zur Spendvöglin gekommen war, ſo gleichſam das Gitter hinter dem Paradieſe, nahm es ſie Wunder, was hinter dem Gitter ſtehe, d. h. was geſchehen wäre, wenn die Spendvöglin nicht gekommen wäre. Wie die Kinder thun, that Luiſe das Gitter nur ganz wenig, ganz leiſe auf, daß kaum das Näschen durchmochte, ſetzte ſchüchtern einen Fuß hinaus, den zweiten endlich auch, that einige Schritte, und wenn dieſer Anfang einmal gemacht iſt, weiß man wohl, wie es geht. Es geht Mädchen accurat, wie Mahomet ſeinen Arabern drohte, daß es ihnen ergehen werde, wenn ſie ſich unterſtünden, Bilder zu machen. Dieſe Bilder, drohte er ihnen, würden als Schatten ſie verfolgen, ſich an ihre Ferſen heften, Leben und Seele von ihnen fordern, ihnen nicht Ruhe laſſen. Pflanzen nun Mädchen Bilder in ihre Herzen, abſonderlich von Notarien oder ſelbſt bloßen Subjecten, machen dieſe Bilder feſt darin und beſchauen ſie alle Tage, ſo werden dieſe Bilder das Herz ſchwer plagen; das Herz aber, um der Plage los zu ſein, will das Bild, welches es plagt, aus dem Herzen heraus vor Augen haben, lebendig und als ſein eigen, ſo daß es dasſelbe anſehen und behandeln darf nach Belieben. Das empfand die arme Luiſe, welche der Notar im Herzen alle Tage ärger plagte, daß es eine ſtrenge Sache war. Es dünkte ſie, wenn ſie ihn nur ſehen könnte, es würde ihr ſchon beſſern, leichter im Herzen werden. Aber mit keinem Auge ſah ſie ihn, vernahm nichts von ihm, er war gleich einer himmliſchen Erſcheinung verſchwunden. Ihre Freundin Julie war abweſend auf einer Hochzeitreiſe. Luiſe war ganz ſchwermüthig, mußte immer ſtrenger an ihn denken, und wenn ſie am ſtrengſten an ihn dachte, ſo mußte ſie ſeufzen und denken, wenn ſie Flügel hätte, ſie flöge ihm nach! Mit der Spendvögtin durfte ſie über Mannsperſonen nicht reden, ausgenommen über den alten Spendvogt ſelig, es ſchicke ſich nicht für ſo junge dumme Dinger, meinte die Spendvögtin, und doch war Luiſe näher den Dreißigen als den Zwanzigen. Durch die Heirath ihrer Freundinnen war ſie nach und nach von der Welt ſo quasi getrennt worden, d. h. ſie machte ihre Schwingungen nicht mehr mit, glich ſo gleichſam einem Krebs, der bei einer Meeresfluth weit auf den Strand getrieben wurde, und als die Ebbe kam, in einer Pfütze einſam zurückgelaſſen worden war. Endlich vernahm ſie, Julie ſei wieder angelangt, ſie ſäumte nicht, der jungen Frau ihre Aufwartung zu machen. Sie fand dieſe voller Freuden, ſie hatte einen ganzen Himmel voll Hoffnungen, und zwar ganz ſolide, mitgebracht. Sie waren nicht weit gereiſ't, aber mehr als acht Tage hatten ſie ſich in der Hauptſtadt aufgehalten, wo Fritz, der Spitzbube, vornehme Bekanntſchaften hat, welche ihn verſicherten, daß er nicht länger bloßes Subject bleiben, ſondern die erſte beſte Stelle, welche brav eintrage, erhalten ſolle. Sie könnten ſich ganz beſtimmt darauf verlaſſen, die Herren hätten es ihr ſelbſt in die Hand verſprochen und ſie hätte verſprechen müſſen, dieſelben aufzunehmen und gut zu bewirthen, wenn ſie hinaus zu ihnen kämen; ſie wollten wiſſen, ob die junge Frau Fiſche backen und Mehlſuppen machen könnte. Es ſeien gar ſcharmante Herren, und wer bei ihnen den Fuß im Hafen hätte, könnte haben was er wolle, die ſorgten für ihre alten Freunde und Bekannten. Julie war ſo voll Freude und Hoffnung, daß es Luiſe viele Mühe koſtete, das Geſpräch ſo unvermerkt als thunlich auf ihren Notar zu bringen und ſo unverfänglich als möglich merken zu laſſen, was das für ein herrlicher Menſch ſei; ſie glaube nicht, daß es zwei von dieſer Sorte auf Erden gebe.

Da lächelte Julie ſchalkhaft und ſagte: Luiſe, nimm dich in Acht, der ſagt dir nicht Herr, der will oben aus, macht Anſprüche. Mein Fritz, der Spitzbube, ſagt, der Notar habe geſagt, er wolle entweder gar nicht heirathen oder reich; er glaube, dem Vaterland, welches feſte, grundſätzliche, unabhängige Männer nöthig hätte, auf dieſe Weiſe am Beſten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es ſei ihm nur Mittel zum Zweck. Er ſei gar feſt mit den Grundſätzen, der Notar, ſagt mein Mann, und werde es weit bringen, wenn man einmal mit Grundſätzen was machen könne. So ſpeiſ'te Julie die arme Luiſe ab und konnte ihr nicht einmal nähere Auskunft geben, was er treibe, der Notar. Es ging nicht lang, ſo kriegte Fritz, der Spitzbube, eine ſehr ſchöne Stelle, wurde aus einem Subject Präſident, oder noch mehr, und mußte über Hals und Kopf mit ſeiner Frau von dannen ziehen. Nun war die Brücke zwiſchen Luiſe und dem Notar vollſtändig abgebrochen, Luiſe troſtlos. Den Notar im Herzen ward ſie nicht los. Derſelbe ward ungeſtümer und plagte ſie alle Tage wilder, wollte hinaus, wollte Leben, Seele, wollte Luiſen Alles in Allem ſein! Die arme Luiſe, wie ſie ſich auch Mühe gab, kam nie zum Glück, mit dem Notar zuſammenzutreffen, ſie ſah ihn höchſtens zuweilen von ferne und von hinten. Wie ſehr ſie dieß für einen Augenblick auch glücklich machte, hintendrein ward ſie nur unglücklicher, das Bild in ihrem Herzen ungeſtümer. Sie hatte keine Freundin, welcher ſie ſich mittheilen konnte; der Frau Spendvögtin mußte ſie ſogar ihre Seufzer verbergen. Dieſe war ohnehin ſehr unzufrieden wegen Luiſens Vergeßlichkeit, klagte, es ſei gar nichts mit ihr anzufangen, und drang mit Ernſt darauf, daß Luiſe, wenn nicht zu Ader, ſo doch ſchröpfen laſſe. Die Spitalvögtin mißrieth dieß ſehr. Sie ſagte, ein Fall, wie der, daß man Perſonen von dieſem Ausſehen geſchröpft, ſei ihr nicht vorgekommen, das könnte ſie ja tödten. Sie habe augenſcheinlich zu wenig Blut und nicht zu viel, ſie wäre ſonſt nicht ſo blaß; ſie wette, Luiſe habe die Auszehrung, oder gar die galoppirende Bleichſucht. Da wäre nichts beſſer als ab Bocksbart zu trinken. Möchte nicht dabei ſein, möchte ab dieſem oder jenem Bocksbart ein abſonderlich Trinken ſein. Die Frau Seimeiſterin war anderer Meinung. Sie hielt dafür, die Koſt der Frau Spendvögtin ſei nicht gut für Luiſe, die ſollte nicht bloß Kaffee trinken, ſondern tüchtig Fleiſch eſſen, Brat- und andere Würſte, gebratene Kartoffeln, kurz ſo was Währſchaftes, Tüchtiges; die Krankheit liege ſicherlich im Magen, und wenn alle Glieder ſchwach würden, ſo wüßte ſie nicht, warum nicht auch das Hirn ſchwachen und das Gedächtniß abnehmen müßte. Andere hatten andere Meinungen, ſchlugen andere Mittel vor, und da alle Tage die Conſultationen von vornen anfingen, aber nicht zu Ende kamen, ſo blieb Luiſe einſtweilen mit Schröpfen und Bocksbart verſchont.

Dieſe Uneinigkeit kam Luiſe ſehr zu ſtatten, ſonſt hätte ſich an ihr das Sprichwort erwahren können: viele Köche verſalzen den Brei, und viele Hunde ſind des Haſen Tod. Wenn ſie der Reihe nach alle Mittel hätte gebrauchen ſollen, welche die Meiſterinnen, Vögtinnen und Herrinnen ihr verordnet, das Ding hätte ſchlimm kommen können. Luiſe war krank, aber ſie wußte allein, wo es ihr fehlte; aber wie helfen, das wußte ſie nicht, und doch trieb ſie der Inſtinct der Selbſterhaltung, Heilmittel zu ſuchen. Dieſer Inſtinct geht zuweilen über alle Doctoren, er fordert Dinge, welche der Arzt auf das ſchärfſte verboten hat; kalte Milch z. B. in heißen Fiebern, und zum großen Erſtaunen von männiglich weicht die Krankheit, und geſund wird der Menſch. Solcher Inſtinct ſtellt ſich aber zumeiſt nur ein, wenn die Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, die Kriſis naht, das Leben des Menſchen in der Schwebe iſt. So war es wirklich auch mit Luiſe, ſie war ein Schatten geworden, nur fiel es an ihr weniger auf, weil ſie nie eine blendende Erſcheinung geweſen. Und weiß Gott, wie manchen Tag Luiſe es noch gemacht hätte, wenn ſie nicht eines Morgens früh zu Marei, der Magd, welche ihr wohlwollte, geſagt hätte: Marei, willſt mir einen Gefallen thun, aber verſprechen, keinem Sterbens-

Menſchen was davon zu ſagen? Ja, wenn ich kann und es ſich mir ſchickt, warum nicht, ja freilich, antwortete Marei. — Du weißt, Tante geht dieſen Nachmittag zur Frau Seckelmeiſterin, aber ich darf dir nicht ſagen, was ich möchte, gewiß darf ich nicht, ſtotterte Luiſe. — Pah, ſagte Marei, thut nicht dumm und ſcheut Euch nicht; wenn Ihr wüßtet, was ich mein Lebtag ſchon Alles gehört habe, Ihr machtet nicht ſo lange Flauſen. — Aber willſt es dann Niemanden ſagen? fragte Luiſe. Ei nun ſo dann: wann du dieſen Morgen in die Metzg gehſt, ſo geh doch zum Notar Stößli, er hat ſeine Schreibſtube hinten am Waſchhaus, und ſage ihm, ich laſſe meine Complimente vermelden und ihn erſuchen, dieſen Nachmittag zu mir zu kommen, es ſei wegen Geſchäften, wenn ich wohl wäre, ſo wäre ich zu ihm gekommen. — Das kann ich machen, ſagte Marei trocken. Verdammt Wunder nahm es Marei, was ihre Jungfer mit Dem wolle, wenn die Tante nicht daheim ſei. Wie aber Luiſe zitterte und bebte, als Marei fort war, und wie gern ſie den Auftrag zurückgenommen hätte und wieder nicht warten mochte, bis Marei zurückkam und Beſcheid brachte, ob er komme oder nicht! Er laſſe ſein Compliment machen und werde, wenn nichts dazwiſchen komme, ſich einſtellen, brachte Marei zurück. Er hat mich gefragt, was er machen ſolle. Was ſollte ich ihm ſagen? Ich wiſſe es nicht, habe ich ihm geſagt; was habe ich anders ſollen? erörterte Mareili unwillig und erwartete als Trinkgeld und Botenlohn weitere Eröffnungen. Aber umſonſt. Luiſe ſeufzte nur, ward bleich und roth, und Marei mußte brummend ſich ſchieben. Beim Mittageſſen brachte Luiſe keinen Biſſen hinunter, ſo daß es der Frau Spendvögtin Angſt wurde. Ich ließe der Frau Seckelmeiſterin abſagen, ſagte ſie, wenn ich ihnen nicht die Partie verderben würde. Aber gewiß muß ernſtlich dazu gethan ſein. Sie mögen ſagen, was ſie wollen, ſicher wäre Schröpfen am beſten. Jedenfalls muß morgen der Arzt kommen. Marei, hörſt, gehe und ſage dem Doctor Habicht: ich laſſe das

Compliment vermelden, und morgen ſolle er kommen, wenn er könne. Louiſe proteſtirte umſonſt. Es werde ſchon beſſern, ſagte ſie, es ſei nur vorübergehend u. ſ. w. Die Tante bezeugte das Gegentheil und vertiefte ſich ſo in das Thema, daß es Luiſe katzangſt wurde, die Tante vergeſſe die Frau Seckelmeiſterin und die Partie Boſton, treffe mit Notar Stößli unter der Hausthüre zuſammen und frage barſch: Was wollt Ihr hier? Nun, dieſe Angſt ging glücklich vorüber, Tante ſegelte ab und zwar mit geſchwellten Segeln; die Andern ſaßen ſicher bereits hinter dem Spieltiſche, denn ſchon hatte es Ein Uhr geſchlagen. Die Spendvögtin wußte, welches ſcharfe Gericht von Vorwürfen über ſolch unverantwortliche Verſpätung ſich ergoß. Kaum war dieſe Angſt gehoben und die Tante verſchwunden, kam Luiſe die Angſt vor dem Erſcheinen des Notars und zwar ſo heftig, daß ſie zu erſticken meinte, und ihr ſonſt ſo ſtilles Herz polterte, als plumpste eine zweicentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Und wie das Herz am ſtärkſten plumpste, klopfte es an der Thüre. Die Stimme verſagte Luiſen, die Glieder zitterten, vom Sopha konnte ſie ſich nicht erheben. Da öffnete ſich die Thüre, und ein ſchönes Geſicht ſchob ſich durch die Spalte, eine ſchöne Figur kam nach, und leibhaftig ſtand Notar Stößli vor Luiſe, verbeugte ſich zierlich und fragte, womit er dienen könne, oder ob er etwa ungelegen komme? Nein, hauchte Luiſe, that einen tiefen Athemzug, zeigte auf einen Stuhl und ſagte endlich: Ihr ſeht, ich bin krank! Mit ſchönen Redensarten drückte der Notar ſein Bedauern aus und begann zu vermuthen, warum er gerufen worden. Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe, hauchte Luiſe und Herr Stößli mußte ſich ganz nahe ſetzen, um zu verſtehen, was Luiſe hauchte. Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein kleines Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie dieſes machen, ich habe mein Lebtag kein Teſtament geſehen und weiß nicht, wie eins ausſieht. Da habe ich gedacht, ich könnte Sie fragen, Sie wüßten es am Beſten. Zu Ihnen hätte ich das Zutrauen, mehr als zu Jemanden ſonſt. Tante ſoll Nichts davon wiſſen, es ſchmerzte ſie viel zu ſehr, wenn ſie wüßte, wie weit es mit mir iſt. Erſchöpft ſchwieg Luiſe, und dienſtfertig, nachdem er noch einmal erſt ſein Bedauern, daß ſie ſo unwohl ſei, und dann ſeine Hoffnung, daß ſie doch nicht ſo unwohl ſei, als ſie glaube, ausgedrückt hatte, begann Herr Stößli ihr die nothwendigen Formalitäten auseinanderzuſetzen, und wie ein Teſtament beſchaffen ſein müſſe, um gültig zu ſein. Das ſei keine ſchwere Sache, ſagte er; wenn man einmal wiſſe, wie man disponiren wolle, ſo ſei die Sache bald geſchrieben. Am Beſten freilich ſei es immer, wenn die Zeit es erlaube, man mache erſt ſeinen Aufſatz, gebe ſeinen Willen dem Notar kund, der könne die Sache gehörig zu Faden ſchlagen, es gehe dann um ſo ſchneller, wenn die Sache gültig ausgefertigt werden ſolle, und ſei für die Zeugen und den Teſtator äußerſt angenehm. Wenn es der Jungfer Luiſe wohl genug ſei und ſie das Vertrauen zu ihm habe, ſo könnte er ihr gleich einen flüchtigen Entwurf machen; wenn man es auf dem Papier habe, ſo komme einem das Eine oder das Andere in Sinn, man überſehe das Ganze beſſer. Der Notar wußte, daß, wenn man einen Fiſch vor dem Garn habe, es am Beſten ſei, nicht zu raſten, bis man ihn darin habe. Vielleicht nahm es ihn auch Wunder, worüber Jungfer Luiſe, von deren Vermögen er nie was gehört, eigentlich zu teſtiren habe. Der Vorſchlag hatte Luiſe ganz roth gemacht, wieder eng ward es ihr auf der Bruſt, mit Mühe ſagte ſie: Ach, wie gut Ihr doch ſeid; aber dieſe Mühe darf ich Euch nicht machen! Ei warum nicht? ſagte Herr Stößli, nahm aus ſeiner Brieftaſche das nöthige Schreibzeug und ſchrieb kürzlich den ſchönen Eingang, wie man ſeine Seele der Gnade Gottes empfehle, ſein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luiſe weinte, als er ihr das vorlas. Er wolle es noch ſchöner machen in der Ausfertigung, ſagte Herr Stößli, das ſei nur ſo oberflächlich hingeworfen. Jetzt muß ein Haupterbe ſein, mahnte Herr Stößli. Tante Spendvögtin, ſagte Luiſe. Und jetzt allfällige Vergabungen. Julie, meiner Freundin, mein Haus, ſtotterte Luiſe. Ja ſo, dachte Herr Stößli, alſo darum hat die mir nicht von Vermögen geſagt. Meinem Küher den Berg. Wie heißt der Berg? fragte Herr Stößli. Sie hätte ihm nie anders geſagt als Berg, ſagte Luiſe. Und weiter fragte Herr Stößli, und Luiſe, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung und zwar ſtattliche, daß Herr Stößli endlich ſagte, er müſſe mahnen, nach ſeiner Pflicht, der Armen zu gedenken, und alſobald bedachte Luiſe die Armen ihrer Gemeinde mit 2000 Gulden. Man müſſe ſich immer in Acht nehmen, ſagte Herr Stößli, daß man durch zu viele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit ſetze; dadurch könnten fatale Geſchichten entſtehen. Die Tante weiß, was ich habe, antwortete Luiſe. Ganz ehrerbietig ſagte Herr Stößli: So ſo! Wir wollen hoffen, das Alles ſei nicht nöthig, Jungfer Luiſe erhole ſich wieder, ſetzte er mit großer Theilnahme hinzu. Wenn ſie wolle, ſagte er, ſo wolle er ihr den Entwurf da laſſen; ſie könne ihn überſehen und bedenken und allfällige Aenderungen ihm ſpäter dictiren. Wenn es Jungfer Luiſe gelegen ſei, daß er wiederkomme? Luiſe beſtimmte den Tag; am ſelben war die Tante bei der Seckelmeiſterin, und ſie dankte herzlich Herrn Stößli für ſeine Gefälligkeit, ſtand auf, wie ſehr er auch bat, doch ja ſich zu ſchonen, und begleitete ihn bis zur Thüre, wo ein recht inniger und herzlicher Wettſtreit, welcher ſie um Vieles näher brachte, ſtattfand, wie weit die Höflichkeit gehen ſolle. So roſig und ſüß im Gemüthe war es Luiſe noch nie geweſen; was ſie im Herzen getragen, war nun vor ihr geſeſſen, ganz freundlich und herzig, und wollte wieder kommen; es war, als ob ihr Blut ein anderes würde, ein anderes Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herrn Notar ging eine Veränderung vor. Er machte ſehr ernſthafte Mienen, war zerſtreut, rechnete zu

Hauſe allerlei, ſein Subject wußte nicht was, ſchüttelte den Kopf, lächelte, kurz, er machte eine Menge Manövers, welche man an ihm zu ſehen ſonſt nicht gewohnt war. Er mochte den Tag gar nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Seckelmeiſterin war und er Luiſe beſuchen konnte. Er fand ſie viel beſſer, als das letzte Mal. Sie kam ihm entgegen, redete lauter, ſchien überhaupt an Kräften zugenommen zu haben. Das erfreute ſichtlich Herrn Stößli, gut wußte er ſeine Freude auszudrücken, eine innige Theilnahme an den Tag zu legen, ſchob ſelbſt das Berathen des Entwurfes für heute auf und füllte die Zeit ſo intereſſant aus, daß ſie unbemerkt vorüber rauſchte wie im Himmel. Das nächſte Mal, als Herr Stößli wieder kam, war man ſchon ganz heimelig, aber Luiſe huſtete mehrere Male. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache könnte doch fehlen. Er wurde noch viel liebenswürdiger, und in Luiſen gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie ſprach gut, machte ſelbſt Witz, und zu ſeinem Erſtaunen fand Herr Stößli ſie tief gebildet, nicht bloß ſo oberflächlich. Sie ſprach von Grundſätzen und Bildung, hatte die beſten Bücher geleſen, ſogar vom ewigen Juden von Sue gehört, redete von Lebenszwecken und vom Vorabend einer neuen Zeit, daß Herrn Stößli faſt Hören und Sehen verging. Eine ſolche Bildung, eine ſo innige Harmonie mit den Grundgedanken ſeiner Seele war ihm noch nie vorgekommen. Es war an Herrn Stößli, verlegen zu werden, gegenüber einem Mädchen von ſolchem Vermögen, ſolcher Bildung, ſolcher Beſcheidenheit obendrein, als er auch einen Lebenszweck erreichen wollte, als er Luiſens Hand ergriff, als er ſich zärtlichſt vor ihr beugte, als er ſagte: Ach, Jungfer Luiſe, ich wage es nicht. Schon lange ſuche ich umſonſt eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundſätzen, mit einer Seele, welche mich und die Zeit verſteht. Jetzt, wo ich eine ſolche finde, jetzt darf ich mich nicht ausſprechen, darf nicht hoffen, daß ſie mein beſcheiden Loos mit mir theilt. Luiſe — ach! — ſoll der glücklichſte Zeitpunkt meines Lebens, wo ich Sie kennen lernte, mein unglücklichſter werden!! Er zog mit der einen Hand das baumwollene Foulard, wiſchte die Augen; mit der andern Hand drückte er zärtlich Luiſens Hand. Luiſe entzog ihm ihre Hand nicht, und mit der andern griff ſie auch zum Schnupftuch, aber wiſchte ſich nicht bloß die Augen, ſondern begann zu weinen, ganz erbärmlich. Herr Stößli war ſehr erſchrocken und im Ungewiſſen, was das bedeuten ſolle; er tröſtete, er drückte, er ſchlang den Arm um ſie, ſo zart und artig, wie nur ihm gegeben war, und doch weinte Luiſe fort und zwar immer erbärmlicher, daß es faſt krampfhaft wurde und ſie nach Luſt ſchnappen mußte.

Endlich kam ſie zu Worten und ſchluchzte, ſie ſei ein armer Tropf. Niemand liebe ſie ihretwegen, ſondern bloß, wenn man meine, ſie hätte Geld. Sie wiſſe wohl, ſie ſei nicht hübſch, nicht jung, ſie hätte nichts als ein gutes Herz, meine es ſo wohl mit den Menſchen. Das thue ihr ſo weh, daß es Niemand gut mit ihr meine, Niemand ſie ſelbſt liebe. Das ſei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt ſo wehe thue. Da wiſchte Herr Notar Stößli noch einmal ſo kräftig und heftig ſeine Augen und ſagte: ſolch Mißtrauen werde ſie doch nicht in ihn ſetzen, und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele, welche er erſt jetzt kennen zu lernen das Glück gehabt habe, habe ihn überwunden; dieſe liebe er, mit dieſer wolle er durchs Leben gehen, ſie ſolle ihm Belohnung ſein für ſeine Verdienſte ums Vaterland. Ihr vertrauend ſein hohes Streben, wiſſe er, ſie verkenne ihn nicht und ihr könne er aufſchließen die Falten ſeines Herzens und werde von ihr verſtanden werden. Nein, ſolchen Verdacht ſolle ſie nicht haben, es ſei ſchrecklich; er verſichere ſie, ſo gewiß er Notar ſei, ans Geld hätte er nicht gedacht, er wollte lieber, ſie hätte es nicht. Er hätte Verdienſt und Ausſichten, welche ihn gar nicht aufs Geld ſehen ließen, er könne eine Frau ernähren ſtandesgemäß und Kinder erziehen. Aber, und wenn ich kein Geld hätte? fragte Luiſe kleinlaut. O bitte, bitte, kein Wort mehr, ſagte Herr Stößli, es beleidigt mich! Was denkt Ihr von mir! Wir Liberale haben es nicht wie die Ariſtokraten, wir fragen nach Geiſt, nicht nach Geld, darum ſind wir auch die Herren der Zeit; denn der Geiſt iſt es, der die Welt überwindet! rief er pathetiſch aus. Da that ſich plötzlich die Thüre auf, die Frau Spendvögtin trat herein mit zornigem Geſicht und ſagte: So! Wer ſeid Ihr, und was habt Ihr da zu thun? — Luiſe fiel vor Schreck ganz zuſammen, aber ein Notar faßt ſich, weiß manchmal ſogar dem Unerwarteten zu begegnen. Verzeiht, Frau Spendvögtin, ſagte er, es freut mich, unerwartet die Ehre zu haben, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen. — Ich danke für die Ehre, das wird eine ſaubere ſein! Wer ſeid Ihr? wiederholte die Spendvögtin. — Bitte um Vergebung, Frau Spendvögtin, ich bin der Notar Stößli, welcher ſein Büreau hinter dem Waſchhaus hat. — Was hat der da zu thun? fragte Frau Spendvögtin. — Verzeiht, Frau Spendvögtin, ich bin in ehrlichen Abſichten da. Ich ſuchte ſchon lange eine Frau nach meinem Sinn, endlich habe ich das Glück, Jungfer Luiſe zu finden; ich habe die Hoffnung, ſie ſei mir nicht ungeneigt, wenn die Frau Spendvögtin ihre Einwilligung giebt, ſo wird Jungfer Luiſe keinen Anſtand mehr nehmen, mir ihre werthe Hand zu geben und mich zum glücklichſten Menſchen zu machen. — Seid Ihr ein Narr, oder meint Ihr, ich ſei einer, oder ſeid Ihr gar ein Komödiant? Ins Haus zu fallen, wie der Teufel durchs Kamin, und da mir nichts dir nichts Eine zur Frau wollen, ſeit wann iſt das der Brauch? Iſt das die neue Mode, der Zeitgeiſt? eiferte die Tante. — Tante! Tante! ſagte endlich Luiſe, es iſt der Herr Notar Stößli, welcher mit mir Brautführer geweſen iſt bei Julie, er brachte mir Nachricht von Julie. — Ja, ſagte Herr Stößli, und hörte dort ſo viel Gutes von Jungfer Luiſe, und meine Neigung wurde ſo beſtärkt, daß ich ſo frei war um ihre Hand anzuhalten,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Kurz, H.
3-598-51566-9
FNr. 21108 / 030

und habe ſo viel Hoffnung, wenn Luiſens zweite Mutter mir nicht abgeneigt iſt, daß auch Jungfer Luiſe mich nicht verſtoßen wird. — Warum nicht gar heirathen! fuhr Tante auf, und erſt noch ſterben wollen, das würde mir eine ſaubere Hausfrau geben, welche ſiebenmal in den Keller geht, und wenn ſie unten iſt, nicht mehr weiß, was ſie holen ſolle. Ja wolle, heirathen! — Tante, ſagte Luiſe, erſt geſtern ſagteſt du, es hätte mir auffallend gebeſſert. — Frau Spendvögtin, ſagte Herr Stößli, der Verdacht witterte, Ihr werdet mich doch nicht an Leib und Seele unglücklich machen wollen? Uebrigens, wenn ich nicht irre, iſt Jungfer Luiſe majorenn. — Ihr ſeid ein dummer Menſch! Meint Ihr, ich wolle Einſprache machen? Ich rede ja Euretwegen. Was wollt Ihr mit ſo einer kranken, vergeßlichen Frau, und was ſoll Luiſe mit einem Mann, wo nicht viel Rares ſein muß, weil er keine Andere bekommt, hier einſchleicht wie ein Dieb in der Nacht? Wenn's erzwängt ſein muß, ſo erzwängt's, aber ich will nicht geplagt ſein, mich läßt in Ruhe. — O Frau Spendvögtin, ſagte Herr Stößli, wenn ich Jungfer Luiſe habe, ſo frage ich Niemanden anderm was nach! Ich bin Manns genug, dafür zu ſorgen, daß ſie Niemand weiter zu plagen braucht. — Selb iſt eben noch zu unterſuchen, ſagte Frau Spendvögtin. Da legte ſich Luiſe zwiſchen die Hadernden, beſänftigte die Tante, welche hauptſächlich das Unerwartete in Harniſch gebracht hatte, daß ſie endlich zum Beſcheid kam, man wolle ſehen, in einigen Tagen könne er den Beſcheid holen. Herr Stößli ließ ſich das gefallen, doch bat er dringlich, daß man ſein Geheimniß bewahren möchte. Der Menſch hatte ſehr Angſt, es könnte ihm Etwas dazwiſchen kommen, und der Frau Spendvögtin traute er am allerwenigſten, er wußte wohl, warum, ſollte ſie doch die Haupterbin ſein. Er war daher ſchon am folgenden Tage wieder da, fand die Tante geneigter und manierlicher, denn ſie hatte nichts Böſes von ihm vernommen. Er ſei arbeitſam, hieß es, weniger ausſchweifend als Andere, werde ſeinen Weg machen. Dagegen war Luiſe wieder ſchüchterner, zurückhaltender, hüpfte ihm nicht entgegen, fiel ihm auch nicht um den Hals, wie es einer halben Braut eigentlich geziemt hätte. Sie ſchlug die Augen nieder, huſtete viel und redete leiſe, leiſe wie Windeshauch.

Deſto feuriger und preſſirlicher war der Notar, daß die Frau Spendvögtin große Augen machte. Der Spendvogt ſelig ſei nicht einer von den Geduldigſten geweſen, aber ſo hätte er doch nie gethan, dachte ſie. Indeſſen konnte ſie nicht ſagen, daß ihr dieſes ſo übel gefiel; ſie dachte, wenn dies neue Mode ſei, ſo ſei es eine von denen, welche ſie ſich am Ende noch gefallen ließe, wenn es ſein müßte. Sie redete von Luiſens Kränklichkeit, und gut Ding wolle Weile haben, aber nicht mit dem Nachdrucke, welchen man ſonſt an einer Spendvögtin gewohnt iſt. Luiſe war ſeltſam, war wie ein Kind, welchem man darbietet, was es von ganzem Herzen gewünſcht, glüht vor Glut und Freude, und doch zittert und bebt und die Hand nicht darnach auszuſtrecken wagt. Aber Notar Stößli ſetzte nicht ab, ſetzte Leib und Leben ein für die Reinheit ſeiner Liebe, und daß es Luiſens Seele ſei, ihre Bildung und Grundſätze, welche ſeine Seele erfaßt mit Himmelsgewalt; entweder, oder! Entweder Luiſe, oder ſterben! Wir fragen, wer hätte da widerſtehen können? Wo wäre wohl auf Erden eine Luiſe ſo mörderiſch und grauſam, den Tod eines Menſchen zu wollen, und noch dazu eines ſo ſchönen und gutgeſinnten, wie Herr Notar Stößli war! Sie ſagte ja! und im lodernden Glück ihres Glücklichen verlor ſich ihr Zittern und Beben, ſie war glücklich, ſie glaubte an ſeine reine ſchöne Liebe; denn wenn dem nicht zu glauben war, wem ſollte man noch glauben auf der Welt? Und glücklich war Herr Stößli ſelbſt, bis in die Ellbogen ſchien das Glück zu fahren, die Steifheit auszutreiben, ſie in lieblichen, zarten Schwingungen auf und nieder, hin und her zu ſchaukeln. Aber ungeduldig war er nicht weniger, und wenn es irgend zuläſſig geweſen wäre, er hätte Luiſe noch ſelben

Tags an den Arm genommen, und der Pfarrer hätte ihn copuliren müſſen. Je größer das Glück, deſto größer ſei die Angſt, es zu verlieren, ſagte er; das ſei verzeihlich, ſagte er. Ja, ja, ſagte Frau Spendvögtin, ſie begreife es, ihr Spendvogt ſelig ſei jedoch nie ſo ungeduldig geweſen, es ſeien aber damals auch noch nicht ſo ſchlechte Leute geweſen, wie jetzt. Herr Stößli drängte, alsbald das Aufgebot zu beſtellen, und dreimal brauche es nicht zu geſchehen; er habe Bekanntſchaften, welche ſich eine Freude daraus machen würden, ihm für ein oder gar zwei Male Dispenſation zu verſchaffen. Alles, was man dagegen ſagte, widerlegte er bündig. Alle Vorbereitungen fand er überflüſſig, ihre Bedenken natürlich, aber nicht gegründet, und Luiſe mußte ſich fügen, mußte ſich verkünden laſſen, der Pfarrer mußte die Verkündigung in Luiſens Heimathsgemeinde beſorgen; der Notar ſorgte für Dispenſation, und die Spendvögtin wußte gar nicht, wo ihr der Kopf ſtand, und für was ſie ſorgen ſollte. Was der Narr eigentlich an Luiſe ſieht, weiß ich nicht, und wenn er meint, er kriege einmal einen großen Haufen von mir, ſo könnte er eine lange Naſe kriegen, das dachte ſie. Begreiflich machte dieſe Heirath großes Aufſehen. In der Kirche noch, in welcher das Aufgebot geſchah, ging das Reden an, und ſo lange ſelben Sonntag ein Auge offen war, eine Zunge ſich noch regte, ward die Luiſe und der Stößli verhandelt. Die Leute zerbrachen ſich die Köpfe, wie das zugegangen. Daß Luiſe ihn nehme, ſei begreiflich, aber daß der hochmüthige Stößli da angebiſſen, gehe über das Bohnenlied; entweder ſei er ein Narr, oder hineingeſprengt worden. Die Sage geht, am ſelben Sonntag, an welchem Luiſe aufgeboten worden, ſei manche Garderobe gemuſtert worden unter dem kurzen Selbſtgeſpräch: He nun ſo denn, wenn Die noch Einen bekommen, ſo iſt für mich die Hoffnung nicht verloren, bin doch noch eine Andere als Die. Ich muß friſch dran hin, helf', was helfen mag! Aber wiſſen möchte ich, was Die angefangen, vielleicht wäre das Mittel auch für Andere gut.

Die Freunde brüllten Herrn Stößli ohne viele Complimente an. Was zum † . . . kommt dich an, was ſiehſt du an dieſem vermilbeten Käslein? Biſt verhext worden? und wie es Fragen dieſer Art die Menge giebt. Dann machte Herr Stößli ein fein Geſicht und lächelte höhniſch. Jeder hätte ſeinen eigenen Geſchmack, ſagte er, und gerade Die gefalle ihm und keine Andere, ſie ſei häuslich und arbeitſam, und er hätte Freunde genug, welche durch ihre ſchönen Weiber in Schulden kämen, zu Bettlern würden ob goldenen Armbändern und ſeidenen Röcken. Die verſtehe die Haushaltung und werde nicht begehren, an jeder Partie zu ſein, und wenn ſie ſchon nicht ſieben ſeidene Röcke hätte, würde ſie doch zufrieden ſein. Wenn die Freundinnen ſich an Luiſe machten, ſo fanden ſie dieſe im Glücke ſchwimmend, und wenn ſie Aufſchluß begehrten: Aber, Luiſe, ſag doch um Gotteswillen, wie hat das ſich gemacht? was brachte euch zuſammen? was ſagte er, und was ſagteſt du? — ſo gaben Luiſens Antworten nicht genügenden Aufſchluß. Sie ſeien zuſammen an Juliens Hochzeit geweſen, ſagte Luiſe, daher die Bekanntſchaft. Daß ein Mann wie Herr Stößli ſie auserkoren, das begreife ſie ſelbſt nicht, ſie müßte das Gott zu verdanken haben. Sie könne nichts als ihm danken und ſich ſchämen über das unverdiente Glück. — Wenn ſie mit Schämen zu ſolchem Glück käme, dachte Manche, welche dieſe Antwort vernahm, ſo wollte ſie noch heute anfangen, ſich zu ſchämen, und zwar bis ins blutige Herz hinein und bis in den tiefſten Boden hinab.

Wie bekannt, geht, wenn Zwei zuſammen kommen, der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und ſucht, welchen er verſchlinge, oder kriecht herum und ſäet Unkraut in der Nacht, daß, wenn es Tag wird, voll Dornen und Diſteln das Liebefeld ſteht. Natürlich that er es hier auch, aber hell umſonſt, weder mit Brüllen noch Schleichen brachte er was ab, denn als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli ſeine Luiſe und die Frau Spendvögtin zur Hochzeit führte, — denn ſie wollten im Stillen Hochzeit haben, ganz heimelig, — waren ſie alle noch gleich glücklich, ja Luiſe ſchöner, als ſie in ihrem Leben je geweſen war. Ihr herrlicher Notar hatte ihr ſo oft geſagt, daß ſie ſein Ein und Alles, ſein Leben und ſeine Freude ſei, daß in dem guten Mädchen ein gewiſſes Selbſtbewußtſein erwacht war, welches ihr Muth und Haltung gab, ſichern Blick und feſtere Stimme. Sie war eine Andere, wenn man ſie anſah, erſt jetzt ſah man, daß ihr Geſicht auch Züge hatte, daß Augen darin waren und zwar nicht ſo üble. Katzen thun bekanntlich am neunten Tage die Augen auf. Luiſe war dreimal neun Jahre alt geworden, ehe ſie die Kunſt lernte. Hörte man ſie reden, ſo war Sinn in ihren Worten, worüber nicht bloß die Spendvögtin erſtaunte, ſondern auch der Notar, welcher von Amtswegen und ſonſt nicht gewohnt war, mit Worten umzugehen, welche allemal Sinn hatten. Man ſagt immer, Lebloſes könne den Menſchen nicht beleben, ſondern bloß Gott könne es, und doch war es der Notar Stößli, welcher Luiſe belebt hatte. Hatte er nicht Urſache, ſtolz zu ſein und zwar wie ein Gott?

Sie verbrachten einen hellen, glücklichen Tag, hatten große Freude an einander, keine Wolke ſtand am Himmel, kein Unfall begegnete ihnen, ſie hatten ein ſehr gut Mittageſſen, bekamen eine billige Zeche, und die Wirthin hatte der Frau Spendvögtin ihren Spendvogt noch gekannt, erzählte ihr, wie derſelbe ein braver Herr geweſen und allen Leuten lieb, und ſo ein Luſtiger! Gſpäßlein habe Keiner gewußt wie er; wie ſie Alle ſo ſein ſollten, aber nicht mehr ſo ſeien, abſonderlich jetzt. Der Tag verrann, ſie wußten nicht wie, viel kürzer, als wenn große Geſellſchaft geweſen wäre, wo es ſo oft geſchieht, daß, je größer die Geſellſchaft iſt, deſto weniger man was mit einander anzufangen weiß.

Da in der Eile Herr Stößli keine anſtändige Behauſung herſtellen konnte — bisher hatte er nur eine Schreibſtube gehabt und Koſt und Logis in einem Wirthshauſe, — ſo hatte Tante Spendvögtin, zum heilloſen Aerger der Verwandten, dem jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht für einſtweilen, und Marei, die Magd, große Freude daran gehabt. Sie hielt ziemlich reinen Mund, dafür aber machte ſie Augen, in welchen Jeder, der dieſe Schrift verſteht, leſen konnte: Jä gellet, was es gegeben, daran bin ich ſchuld, wäre ich nicht geweſen, wäre all nichts!

Sie waren jedoch eigentlich incognito daheim, die Welt glaubte ſie auf Reiſen, darum waren ſie auch ungeſtört, und Herr Stößli beſuchte ſein Büreau nicht, ſondern war ebenfalls daheim. Als ſie am folgenden Morgen gefrühſtückt in aller Behaglichkeit und ganz glücklich, jede Partie in ihre Appartements ſich zurückgezogen hatte, wie es in allen hohen Häuſern, namentlich in den engliſchen, Sitte iſt, die Frau Spendvögtin in die Küche, um mit Marei das Mittagsmahl abzurathen, und welches Kraut am nöthigſten zu brauchen ſei, das junge Ehepaar in ſeine zwei Stübchen, um etwas aufzuräumen und jedes Ding an ſeinen Ort zu thun, ſagte Herr Stößli, der das Büreau aufgeſchloſſen hatte und Schubfächer muſterte: Apropos, Fraueli, Schätzeli, was ich dich fragen wollte, wo haſt den Entwurf? Du weißt wohl, hätte heute Zeit, die Hausbücher in Ordnung zu bringen. — Potz Türk, das war ein Schlag nicht aus heiterm Himmel, Luiſe hatte ſchon lange davor gebebt, jedoch den Gedanken daran beſtmöglichſt in den Hintergrund geſchoben, ſich immer damit tröſtend, ihr Stößli frage ja gar nichts nach Geld und Gut, wie die gemeinen Notarien und andere Menſchen, er habe eine zu edle Seele und ſei viel zu hoch geſinnt, er habe es ja ſelbſt geſagt. Als aber jetzt die Frage ſo plötzlich kam, wäre doch die Luiſe in den Boden gefahren, wenn ſie nicht erſtarket geweſen wäre und zwar auffallend für ſo kurze Zeit. O liebes Mannli, denke doch nicht daran. Weiß nicht, wo ich ihn habe, und ein Teſtament iſt ja nicht mehr nöthig. Das wohl, ſagte Notar Stößli. Es iſt mir nur um eine Ueberſicht zu haben, du kannſt mir's ja aus dem Kopfe angeben. Von wegen, ich muß auch dem Vogt ſchreiben und ihn mahnen, daß er mir das Vermögen übergebe., Der hätte ſich ſchon lange rühren ſollen. Aber auf dem Lande nimmt man ſo was kaltblütig, und das Rechnunggeben wird ihm nicht preſſiren. Enfin, man kann ihm Beine machen! Komm, ſitz, Schatzeli, und gieb mir an, was du weißt. — Aber Stößeli, meine Sache iſt gar unbedeutend, es iſt nicht der Rede werth. Wenn der Vogt Rechnung giebt, ſo ſiehſt du dann, was es iſt. — Du guts Fraueli, biſt immer viel zu beſcheiden, ein Vermögen, wo Effecten wie Häuſer und Berge vorkommen, wird nicht ſo unbedeutend ſein. Kannſt mir ſagen, wie viel Kühe ſömmert der Küher auf dem Berge, oder wintert er ſogar noch auf demſelben? Da nahm ſich Luiſe zuſammen; einmal müſſe es doch ſein, dachte ſie.

Ich habe weder Haus noch Berg, ſagte ſie. Wa — was? ſtotterte Notar Stößli. Das wird nicht ſein, haſt es mir ja ſelbſt geſagt! Ja, ſagte Luiſe, aber nicht im Ernſte. Du ſagteſt, es wäre dir lieb, einen Entwurf zu machen, ſo lernte ich am beſten, was man in ein Teſtament thun müſſe. Ich durfte es nicht abſchlagen und ſchämte mich, meine Wenigkeit anzugeben, und weiß Gott, ich weiß nicht, wie mir die Sache in den Mund kam, ich begreife es noch jetzt nicht, gab nun an, was kam. Ich dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es dir ſchon öfters ſagen, aber dann kam immer Etwas dazwiſchen, und am Ende dachte ich, du hätteſt es vergeſſen, und ſo vergaß ich es auch. — Was vergeſſen, meinſt, ſolches vergeſſe man? Alſo zum Narren gehalten haſt du mich, hineingeſprengt! ſchrie Stößli, der Notar. Da kam es dick, daß es dem Herrn Stößli im Halſe ſtecken blieb und er faſt erſtickt wäre. — Ach mein Gott, verzeih mir das, ich meinte es ſicherlich nicht bös, und Geld hin Geld her, bin ja deine Luiſe, und wie oft haſt du mir nicht geſagt, du wollteſt den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, damit ich ſehen könnte, wie lieb ich dir ſei, und daß du mich nicht wegem Geld nähmeſt. Jetzt ſei doch auch nicht bös, du haſt einen ſchönen Verdienſt, ich habe nicht Nichts, und Tante Spendvögtin iſt ja ſo gut! — Alſo hineingeſprengt haſt du mich, mich, den Notar Stößli, mich gefangen wie einen Gimpel, haſt gelogen, geheuchelt; ein ſauber Weibsbild biſt, heute noch laſſ' ich mich ſcheiden und zwar wegem Vaterland, ſchrie Stößli, der Vaterlandsfreund. — Das iſt wahr, lieb warſt du mir, und zu ſterben glaubte ich, ſchluchzte Luiſe. Es war mir, wenn ich dich nur ſehen, mit dir reden könnte, wollte ich gerne ſterben. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als dich kommen zu laſſen wegen einem Teſtament, andern Vorwand hatte ich nicht. So kam es, wie es kam. Verzeih mir, Stößli, um Gottes willen! Sieh, ich will dich auf den Händen tragen, dir dienen beſſer als eine Magd, du ſollſt dich dein Lebtag nicht reuig werden, ſollſt glücklich ſein. — Geh mir vom Leibe, du Schlange, du Peſt! ſchrie Stößli; bin blamirt für mein Lebtag, und mit meinen Ausſichten iſt es aus, kann ein gemeiner Schreiber bleiben, während meine Kameraden Oberherren ſind! Laſſe mich fangen wie ein Eſel, und von wem! — Er war ſchrecklich in ſeinem Zorn, Notar Stößli, faſt wie Achilles, wenn es ihn recht ankam. Zu ihrem großen Erſtaunen hörte Tante Spendvöglin das zornige Getöne und ſagte: Ho, ho, der fängt früh an, mein Spendvogt ſelig wartete doch drei Wochen, ehe er ſein Hörnchen zeigen wollte, aber er war froh es einzuziehen. Die Hauptſache iſt immer die, daß man ſich nicht fürchtet. Will gehn und ſehn, vielleicht weiß dies Luiſe noch nicht recht.

Es ging lange, bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als ſie ihn endlich faßte, wußte ſie lange nicht, ſollte ſie ſchelten oder lachen. Du abſcheulich Mädchen du, was ſtellſt du an? Wie konnte dir das in Sinn kommen? Schämteſt dich nicht?! Kein Wunder, daß Herr Stößli plötzlich ſo verſeſſen auf dich war. Konnte nicht begreifen, wie du es ihm angethan; aber mit Speck fängt man die Mäuſe. Konnte das Preſſiren nicht begreifen; aber gedacht wird er haben, er wolle dich ſichern, ehe der Tod oder ſonſt Jemand dich ihm wegſchnappe. So, und mich ums Haupterb bringen wollte er. Eine ſaubere Geſchichte iſt das! Wie werden die Leute eine Freude haben, das iſt ein Freſſen für ſie. Jetzt was machen? — So redete die Spendvögtin, und die Andern redeten auch, und aus dem Knäuel der Worte tönte nur das Wort „Scheiden, Scheiden“ des Herrn Stößli. — Wollte mich doch beſinnen; geſchehenen Dingen ſoll man z' Beſt reden, ſagte die Frau Spendvögtin. Eher an den Tod hätte ich gedacht, als daß Luiſe ſo was einfiele, aber ſtille Waſſer ſind tief, heißt es. Wie es gemeint war, daraus wird der Kuckuk klug. Aber z' Sach iſt jetzt ſo, und drum würde ich mich drein ſchicken, ſo bös iſt es eigentlich nicht gegangen. — Nun ſetzte die Spendvögtin Herrn Stößli auseinander, wie er für ſein Lebtag zum Geſpött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Recommandation für ihn. Er habe ja auch gefehlt und heirathen wollen um zu erben oder doch ums Geld. So übel ſei es ihm auch nicht gegangen, ohne Geld ſei Luiſe nicht, allweg nicht dumm, wie er habe merken mögen, eine Haushälterin ſei ſie, wie ſelten Eine, wie es ſcheine viel geſunder, als man in der letzten Zeit hätte glauben ſollen. Mache er ein gut Geſicht zur Sache, ſo bleibe ſein Credit. Luiſe werde Alles aufbieten, ihn glücklich zu machen, und ſie wolle auch ein Einſehen thun. Herr Stößli war zu ſehr Notar, als daß ihn dieſe Rede nicht hätte zu Verſtand bringen ſollen. Nach einigen heftigen Ausrufungen begann er zu capituliren und zwar nicht unter gar erſchwerenden Beſtimmungen, da er begriff, daß Luiſe die Lacher auf ihrer Seite hätte. Luiſe, welche es ſchmerzte, den Schmelz von der edeln Seele ihres Stößli ſo ſchnell abgewiſcht zu ſehen und begreifen zu müſſen, daß nicht ſie, ſondern das vermeintliche Geld ihm die Hauptſache geweſen, begriff doch auch, daß ſie die erſte Schuld an der Geſchichte trage und gut machen müſſe mit ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Freilich legte der

Sturm ſich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiter zieht, hört man noch lange die Wolken grollen, aber es ging viel beſſer, als man hätte glauben ſollen, ein vollſtändiger Friede und gegenſeitige Zufriedenheit ſtellten ſich allmählich ein. Herr Stößli nahm zu an Credit, Luiſe an der Fähigkeit, ſich gehörig geltend zu machen. Herr Stößli kam zu bedeutenden Geſchäften, ſeine Freunde fanden Luiſe verflucht gebildet und ſchätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftig Wort reden könne. Sie ſtellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, ſo daß wirklich Stößli ſeiner Luiſe ſchon mehr als einmal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht ſo gegangen wäre; daß Luiſe, wenn ſie fragt: Bin ich dir auch lieb? immer zur Antwort erhält: Von ganzem Herzen, faſt wie das Vaterland!

Die Geſchichte

des

# Diethelm von Buchenberg.

Von

**Berthold Auerbach.**

Schwarzwälder Dorfgeſchichten von Berthold Auerbach, Bd. 3.
Mannheim, Baſſermann. 1853.

Berthold Auerbach's geſammelte Schriften, 5. Bd. Stuttgart
und Augsburg. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1858.

Berthold Auerbach, geboren zu Nordſtetten auf dem Schwarzwalde den 28. Februar 1812, jüdiſcher Abkunft und zum Rabbiner beſtimmt, beſuchte die Schule in Hechingen, dann die Gymnaſien in Karlsruhe und Stuttgart, ſtudirte 1832—1835 in Tübingen, (wo er in die Unterſuchung gegen die Burſchenſchaft verwickelt wurde), München und Heidelberg; nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien widmete er ſich ganz der Literatur; nahm ſeinen Wohnſitz abwechſelnd an verſchiedenen Orten Deutſchlands, neuerdings in Berlin.

Wir haben hier weder die reiche literariſche Thätigkeit Auerbach's zu ſchildern, noch die Stellung zu bezeichnen, welche die Dorfgeſchichte hauptſächlich durch ſein Verdienſt in unſerer Dichtung eingenommen hat. Auch iſt die ergreifende Erzählung, die wir ausgewählt haben, ohne jeden Commentar ihrer Wirkung gewiß. Daß wir aber gerade ihr vor ſo vielen den Vorzug gegeben haben, geſchah aus dem Grunde, weil ſie beſonders glücklich zwei Gefahren, die im Charakter der Gattung liegen, theils ſchon durch ihr Thema, nicht minder aber durch die meiſterhafte Behandlung entgangen iſt.

Im fünften Buch ſeines „Münchhauſen“ jagt der Vater der Dorfgeſchichten über den Charakter der Bauern: „Der Bauer iſt zwar viel im Freien, aber nichts weniger als ein Naturmenſch. Er hängt ſo ſehr von Convenienz, Herkommen, Standesbegriffen und Standesvorurtheilen ab, wie nur die höchſte Claſſe der Geſellſchaft. Im Mittelſtande allein gilt die Freiheit des Individuums, in dieſem Stande fließt einzig der Strom der Selbſtbeſtimmung nach Charakter, Talent, Laune und Willkür. Der Bauer denkt, handelt, empfindet ſtandesmäßig und hergebrachter Weiſe.“

Dieſes Ueberwiegen eines einförmigen, unverbrüchlichen Herkommens bringt es mit ſich, daß der Dichter, wenn er den Kreis der Hauptereigniſſe eines ſo eingeſchränkten Lebens durchlaufen und die typiſchen Grundzüge nach ihren localen Beſonderheiten geſchildert hat, ſeinen Stoff unerwartet ſchnell erſchöpft ſieht. Da er dem Boden, der ſo gleichgeartete Charaktere trägt, wie die Halme eines Kornfeldes, zwiſchen denen Blumen und

Unkraut wuchern, nichts Neues mehr abzugewinnen weiß, wird er entweder ſich wiederholen und ewig dieſelben Heirathsgeſchichten mit kleinen Veränderungen auftiſchen, oder er fühlt ſich verſucht, fremde Culturpflanzen einzuführen, unbildlich geſprochen: Stimmungen, Gefühle, Conflicte und Anſchauungen aus anderen Kreiſen in die bäuerlichen einzuſchwärzen. Er lockert, ohne es ſelbſt zu merken, die traditionelle Gebundenheit ſeiner Charaktere, die ihm ſelbſt unheimlich wird, und indem er die Culturbedingungen, die das bäuerliche Leben einengen, gleichſam nur als das äußere Gewand beſtehen läßt, da es doch nirgens ſo wahr wie hier iſt, daß Kleider Leute machen, ſtattet er ſeine Figuren mit all jener Freiheit aus, zu der die Menſchen nur durch überlegene Bildung und Kenntniß der Welt gelangen können.

Diethelm von Buchenberg dagegen iſt zugleich ein treues Culturbild im ſtrengſten Sinne der Dorfgeſchichte und ein Charakterbild von einer Schärfe und Feinheit, einem Reichthum individueller Züge, wie wir wenig Aehnliches aus höheren Kreiſen der Geſellſchaft beſitzen. Wäre es dem Dichter möglich geweſen, neben die tiefen Schatten auch eine lichtere Geſtalt zu ſtellen, ohne die Einheit ſeiner Compoſition zu gefährden, ſo würde man in dieſem Werk gleichſam einen Kanon aller Dorfnovelliſtik haben, welcher für Höhen und Tiefen und die behagliche Mitte dieſer ländlichen Welt den überall zutreffenden Maßſtab gäbe. Denn auch die Fäden, die zu andern bürgerlichen Zuſtänden hinüberleiten, ſind kunſtreich eingewoben, und ſomit das Gefühl der Grenzen deutlich wach erhalten. In der Darſtellung aber waltet ein ſo kräftiges Gleichmaß, eben ſo entfernt von tendenziöſer Rhetorik wie von allzu niederländiſcher Breite, daß auch in dieſer Hinſicht unſere Novelle als ein wahres Muſter ihrer Gattung bezeichnet werden darf.

## Erſtes Kapitel.

In dem freundlichen Städtchen G. war lebhaftes Marktgewühl, und mitten durch das auf und abwogende Menſchengedränge bewegte ſich, von zwei fetten, tief eingekreuzten Rappen gezogen, ein Bernerwägelein, auf deſſen niedergelaſſener Halbkutſche ein breitſchulteriger Mann ſaß. Der breitkrempige ſchwarze Hut mit handhoher Silberſchnalle im Sammtbande, der kragenloſe, einreihige ſchwarze Sammtrock mit den nahe zuſammengerückten flachen ſilbernen Knöpfen, die rothe Scharlachweſte mit den kugelförmigen ſilbernen Knöpfen zeigten den reichen oberländiſchen Bauern. Er hielt mit beiden Händen die Pferde ſtraff im Zügel, die Peitſche ſteckte neben ihm, und er rief nur manchmal den zögernd Ausweichenden ein Aufg'ſchaut! oder das einfache Hoho! zu. Die Pferde trugen die Köpfe mit dem meſſingbeſchlagenen Riemenzeug ſo ſtolz, als wüßten ſie, welch ein Aufſehen ſie erregten. Neben dem Manne ſaß ein junges Mädchen, ebenfalls in oberländiſcher Tracht, die ſich aber mehr im Schnitt als im Stoff zeigte, denn der braune Spenzer und die ſchwarze Schürze waren von Seide, nur die Haube war noch in der landesüblichen Weiſe, und aus den ſchwarzen, am Kinn geknüpften Bändern ſah ein blaſſes längliches Geſicht mit dunkeln Augen.

Die Leute im Gedränge gafften alle nach dem Gefährte und den überaus ſtattlichen Inſaſſen. Manche vergaßen darüber auszuweichen und mußten von Nachbarn angerufen werden, und bald da bald dort gab es ein heftigeres Gedränge, aber die Rappen ſtanden jedesmal auf einen Pfiff ihres Herrn ſtille. Oftmals auch grüßte dieſer einen Bekannten und rief ihm zu: Weißt ſchon, im Hirſch. In dem Marktgewühl ſtachen beſonders die Schäfer hervor in ihren weißen, rothausgeſchlagenen und mit rothen Einnähten verſehenen Zwillichröcken, auf denen noch, über die rechte Schulter gelegt, ſchärpenartig der lederne Gurt mit glänzenden Meſſingringen prangte; ihre Hunde liefen hart neben ihnen, denn ſie hatten ſie an die vielgelenkige Kette angekoppelt. Ueber das bartloſe runde Antlitz des Fahrenden zuckte oft ein Lächeln, denn er hörte die Staunenden am Wege fragen: Wer iſt das? worauf die Antwortenden immer ihre Verwunderung ausdrückten, daß man den nicht kenne: Das iſt ja der Diethelm von Buchenberg, hieß es dann, der hat mehr Kronenthaler, als die zwei Gäul' ziehen können, und ein Anderer ſagte wieder: Ich wollt', du und ich, wir hätten das mit einander im Vermögen, was der heut für Woll' und Schafe einnimmt. Wenn der Diethelm da iſt, geht der Markt erſt an, ſagte ein Dritter; die Engelländer warten Alle auf ihn, rief ein Vierter. Ein Mann, der mit mehreren anderen eine gute Strecke neben dem Wagen herging, berichtete: Ich bin von Letzweiler, und der Diethelm iſt auch von da gebürtig. Er hat einen grauſam mächtigen Familienanhang. Vor zwanzig Jahren ſind das lauter Krattenmacher (Korbmacher) und Bettelleut' geweſen, und der Diethelm hat ſie hingeſtellt, daß ſie capitelfeſt ſind. So ein Mann in der Freundſchaft, und ſie iſt glücklich.

Der Fahrende ſtieß manchmal die neben ihm Sitzende an, daß ſie auch hinhorche auf das, was man ſage; die üble Nachrede im eigentlichſten Sinn des Wortes ſchien der Fahrende nicht zu vernehmen, denn es gab auch Manche, die über die Ungebühr ſchimpften, mit Roß und Wagen mitten durch das Menſchengedränge zu fahren; Andere machten darob Witze, und einige gehobene Heldenſeelen fluchten hinter dem Wagen drein und ſchalten auf die Polizei, die ſo etwas dulde. Ein Bretzelverkäufer, der ſeinen Kram auf einem langen Stock aufgereiht trug, ſagte geradezu: es ſei nichts ſchlimmer, als wenn der Bauer auf den Gaul käme, der mache es ärger als die Herren.

Der Vielberufene fuhr aber ſtrahlenden Antlitzes wie ein Triumphirender dahin, und endlich war man beim Wirthshaus zum Hirſch, das eine ganze Wagenburg umſtellte, angelangt. Eine mächtige Glocke erſchallte im Hausflur, die Frau Hirſchwirthin, oder wie ſie lieber genannt war, die Frau Poſtmeiſterin, erſchien ſelber, reichte Diethelm die Hand, hieß die „Jungfer Tochter,“ die als ſchlanke, biegſame Geſtalt auf dem Wagen ſtand, willkommen, half ihr abſteigen und nahm ihr eine bunt geſtickte Reiſetaſche ab. Der Hausknecht, der heute ſeinen großen Tag hatte, war doch bei der Hand, und während er die Aufhaltketten der Pferde löſ'te, half ihm ein Schäfer dieſelben ausſträngen.

Iſt Alles in Ordnung, Medard? fragte Diethelm den Schäfer, indem er ſich neben die Pferde ſtellte; der Schäfer bejahte und eilte dem Mädchen nach und raunte ihm ſchnell zu:

Mein Munde (Raimund) iſt auf Urlaub auch hier.

Das Mädchen erröthete und antwortete nichts, es band ſich die Haube feſter, indem es in das Wirthshaus trat.

Der Schäfer Medard eilte zu ſeinem Herrn zurück und ſagte, daß er ſchon beim Einfahren von einem Händler angehalten worden ſei, wie theuer er verkaufe.

Wie ich dir geſagt habe, erwiderte Diethelm ruhig, ſiebzehn Gulden das Paar und keinen rothen Heller weniger. Sag nur, dein Herr ſei der Diethelm, und der laſſ' nicht mit ſich handeln. Wir nehmen unſer Vieh wieder heim, es iſt mir ſo lieb wie baar Geld.

Der Schäfer nickte, in ſeinem gerötheten Antlitze, das von einem langen, zottigen Backenbarte eingefaßt war, zuckte es; er ging davon, wobei man ein Hinken am rechten Fuße bemerkte.

Diethelm ſtreichelte die Rappen und lobte ſie, daß ihnen trotz des ſcharfen Fahrens kein Haar krumm geworden ſei, er ließ ſie deßhalb nicht ſogleich nach dem Stalle bringen, ſondern hielt ſie noch auf, bis ſich immer mehr Bekannte ſammelten, die ſein „Baronen-Fuhrwerk“ lobten und theils geradezu, theils auf Umwegen ſeinen Reichthum hervorhoben. Diethelm hielt die Hand auf den Sattelgaul gelegt, er war im Stehen kleiner als er auf dem Wagen erſchienen war, er maß kaum etwas mehr als ſechszehn Fauſt, wie die Rappen, und war auch ſo wohlgenährt und breit wie ſie. Er vernahm nun, wie das immer geht, von ſchlechten Marktausſichten, das Ausgebot ſei groß und die Nachfrage gering, da Händler und Fabrikanten den Preis ſehr drückten und überhaupt baar Geld knapp ſei, da Alles auf Zeit kaufen wolle.

Dann verkauf’ ich gar nicht und kauf’ ſelber, erwiderte Diethelm und ſchlug ſich dabei auf den Bauch, um den er eine umfangreiche leere Geldgurt geſchnallt hatte. Mehrere boten ihm nun ſogleich Wolle und Schafe an, aber er lehnte für jetzt noch ab, und als man ihn aufforderte, mit in die Stube zu gehen, ſchien er ſich ſchwer von ſeinem Gefährte zu trennen und aus ſeinen Mienen ſprach nur halb der ihn bewegende Gedanke: So wie man geht und ſteht herumlaufen, das hat kein Anſehen, da iſt man wie jeder Hergelaufene; ich wollt’ ich könnt’ mit meinen Rappen und meinem Kütſchle in den Stuben herum fahren, da zeigt ſich doch auch gleich, wer man iſt. Es war ein ſeltſames Lächeln, mit dem endlich Diethelm die Rappen in den Stall ſchickte. Die ſtattliche Rotte, die ihn umgab, konnte er mit Fug als ſein Geleite betrachten, und waren auch verkommene Leute darunter, ehemalige Schafhalter, die jetzt als Unterhändler dienten, Schmarotzer, deren ganzes Marktgeſchäft im Erhaſchen eines Freitrunkes beſtand: bah! große Männer haben immer auch ſolche in ihrem Geleite, und Diethelm ſchritt an der Spitze ſeines Troſſes breitſpurig einher.

Der Reppenberger, ein hagerer Bauer im zertragenen blauen Kittel, mit einem ſchmutzigen Wochenbarte auf dem liſtigen Geſichte, war ehemals ſelbſt wohlhabend geweſen, hatte ſich im Schafhandel „verſpeculirt“ und war jetzt der gewandteſte Unterhändler. Dieſer wollte ſich an die Seite Diethelm's drängen; er bot ihm eine Priſe aus ſeiner großen birkenrindenen Doſe und wollte ihm allerlei mittheilen, aber Diethelm vertröſtete ihn mit herriſcher Miene auf ſpäter und zog den Schultheiß von Rettinghauſen, einen mehr ebenbürtigen Genoſſen, an ſich, und ſo trat er in die Wirthsſtube, wo jetzt im halben Morgen ſchon voller Mittag gehalten wurde; denn an langer Tafel und an Seitentiſchen ſaßen Männer und Frauen und erlabten ſich an Sauerkraut und Speck und gedeihlichem Unterländer Wein, und was ſie nicht aufſpeiſ'ten, wickelten ſie in ein daneben gelegtes Papier und ſteckten es zu ſich. Da und dort war auch der Tiſch zu einer Rechentafel geworden, und mit Kreide wurde der Erlös zuſammengerechnet, denn es war ſchon Mehreres verkauft. Mancher vollgeſtopfte Mund nickte Diethelm zu, und manche Hand legte die Gabel weg und ſtreckte ſich ihm entgegen.

Je ſpäter der Markt, je ſchöner die Leut', rief ein Weißkopf Diethelm zu.

Kommſt ſpät.

Biſt alleine oder haſt die Frau bei dir?

Iſt das zimpfere Mädle dein' Fränz? (Franziſka).

Solche und viele andere Anreden beſtürmten Diethelm von allen Seiten, und manche Gabel deutete nach ihm, und mancher Kopf drehte ſich um, denn die, die ihn kannten, zeigten ihn den Fremden und eine Weile war alle Aufmerkſamkeit nach ihm gerichtet. Erregte der Duft der Speiſen einen ungeahnten Hunger, ſo gab dieſes allgemeine Anſehen eine andere Sättigung. Eine Kellnerin fragte Diethelm nach altem Brauche, was er befehle; aber die Wirthin, die eben durch die Stube ging, ſchnitt ihr das Wort ab und ſagte:

Der Herr Diethelm ſitzt in die Herrenſtube, der Advocat Rothmann ſind auch ſchon drüben und unterhalten ſich mit der Fränz.

Die Fränz ſoll da herein kommen, entgegnete Diethelm und ſo laut, daß es Alle hören konnten, wenn der Advocat Rothmann was von mir will, kann er zu mir kommen, ich lauf' ihm nicht nach, ich hab' Gottlob nichts mit ihm. Ich bleib' da unter Meinesgleichen.

Man ſprach davon, daß es einen harten Wahlkampf geben werde, wenn Diethelm gegen den Rothmann als Mitwerber um die Abgeordnetenſtelle auftrete; Diethelm lehnte mit halber Miene jede Bewerbung ab und ſtimmte ſelber in das Lob Rothmann's ein, der als „fadengrader" Ehrenmann geprieſen und oft bei ſeinem Beinamen „der Schweizertell" genannt wurde, denn er hatte nicht nur zweimal auf dem eidgenöſſiſchen Freiſchießen den Preis gewonnen, ſondern ſtand überhaupt in vielfachem Verkehr mit dem benachbarten Freiſtaate und war ſelber ein Charakter, als wäre er in der Republik aufgewachſen, ſchlicht, derb und unverbogen bei aller gelehrten Bildung.

Als er jetzt in die äußere Stube trat und ſeine hagere hohe Figur Alle überragte, ging ihm Diethelm zuerſt entgegen und reichte ihm die Hand, worauf faſt alle Anweſenden nach einander ihm zutranken.

Der Reppenberger kam haſtig, klopfte Diethelm auf die Schulter und ſagte ihm ins Ohr: man rede ſchon überall davon, daß der Diethelm einkaufen wolle, und juſt heute ließe ſich ein gutes Geſchäft machen. Der Krebsſteinbauer da hinten aus dem Lenninger Thal, der dort an der Ecke ſitze, den müſſe man zuerſt einfangen; er mache die Andern kopfſcheu und ſprenge aus, der Diethelm thäte nur ſo als wenn er einkaufen wolle, der habe gewiß ſchon verkauft und ſtecke mit den Händlern unter Einer Decke, und man könne überhaupt nicht wiſſen, was der vorhabe; der Steinbauer werde aber ſchon einen geringeren Preis angeben, als wofür man ihm abgekauft habe, wenn er nur baar Geld kriege, dafür wolle er ſchon als Unterhändler ſorgen.

Diethelm ſah dem Reppenberger ſteif ins Geſicht, als müßte er herausgraben, was er von ihm denke; ſchnell ſagte er aber ganz laut:

Es iſt nur Spaß, daß ich einkaufen will, das Futter iſt klemm, und ich brauch' Geld, ich hab's nicht in Säcken ſtehen, wie Ihr meint.

Alles widerſprach und ſchalt zutraulich auf ihn, daß ſo ein Mann ſage, er brauche Geld; man wiſſe ja, daß er Capitale ausſtehen habe, mehr als ſeinen Schuldnern lieb ſei.

## Zweites Kapitel.

Diethelm ging lächelnd die Stube auf und ab, ſein Kleinthun hatte mehr genützt als alle Prahlerei; er blieb bei dem Steinbauer ſtehen, gab ihm einen derben Schlag auf den Buckel und ſagte:

Wie, Steinbauer, kennſt mich noch?

Freilich, grüß Gott. Ich hab' nur warten wollen, bis ich geſſen hab'.

Ruck ein bisle zuſammen, ich will mich zu dir ſetzen. Fränz, da komm her.

Iſt das die Tochter? fragte der Steinbauer, etwas verwirrt an die Seite rückend; er erinnerte ſich nicht, daß er ſich mit Diethelm duzte.

Wenn du nicht ſo altbacken wärſt, könnteſt ſie heirathen, entgegnete Diethelm. Der Krebsſteinbauer grinſ'te nur gar ſeltſam und ſchwieg, er war überhaupt kein Freund vom vielen Reden und vorab beim Eſſen. Nur einmal wendete er ſich um, und auf das Haupt Diethelm's deutend, ſagte er: Auch grau geworden ſeit dem letzten Jahr.

Ja, der Eſel kommt heraus, ſagte Diethelm lachend, aber der Steinbauer ließ ſich nicht zu der doch rechtmäßig erwarteten höflichen Entgegnung herbei; er aß ruhig weiter, als hätte er nichts geſagt und nichts gehört.

Diethelm kannte die hinterhältige und ſelbſt mit Worten karge Weiſe dieſes Mannes wohl, und doch klammerte er ſich an ihn und that gar zutraulich. Der Steinbauer ließ ſich das gefallen, aber mit einer Miene, in der die Worte lagen: Mein Geldbeutel iſt feſt zu, mir ſchwätzt Keiner einen Kreuzer heraus, wenn ich nicht mag.

Als Diethelm ſich einen Schoppen Batzenwein beſtellte, ſchaute der Steinbauer nur flüchtig nach ihm um, aber er ſprach kein Wort der Verwunderung und des Lobes über die Sparſamkeit Diethelm's, und dieſem erſchien ſolch ein Benehmen noch ſaurer als der ungewohnte Halskratzer. Dieſe in ſich vermauerte Natur des Steinbauern, die über Thun und Laſſen Anderer kein Wort verlor und ſelber that, was ihm gutdünkte, ohne umzuſchauen, was man dazu denke oder ſage, dieſe verſchloſſene Sicherheit, die ihr Benehmen nicht änderte und von hundert Augen bemerkt dieſelbe blieb wie daheim auf dem einödigen Hofe, — Alles das erkannte Diethelm als Gegenſatz, und es reizte nothwendig ſein herausforderndes Gebaren zum Kampfe. Er mochte aber den Steinbauern anzapfen, wie er wollte, höchſtens ein Freilich, ein Jawohl oder ein kopfſchüttelndes Verneinen war aus ihm heraus zu bringen. Als Diethelm fragte, ob er auf des Steinbauern Stimme zählen könne, wenn er ſich um die Abgeordnetenſtelle bewerbe, ließ ſich der Steinbauer endlich zu den vielen Worten herbei: Ich wüßt' nicht, warum nicht. Nun lachte Diethelm über das ausgeſprengte Gerücht, daß er Landſtand werden wolle; er denke nicht daran, bei dieſen ſchlechten Zeiten könne man ein großes Anweſen nicht verlaſſen, da müſſe man jede Stunde und jeden Kreuzer ſparen, wenn man der rechte Mann bleiben wolle, es mögen andere Leute den Staat regieren, das gehe ihn nichts an.

Der Steinbauer wickelte gelaſſen das übrig gebliebene

Fleiſch in ein Papier und ſteckte es zu ſich, er hob und ſenkte nun mehrmals ſeine geſchloſſenen Lippen, ſei es zum Nachkoſten des Genoſſenen oder dem Gehörten beiſtimmend.

Diethelm ſetzte nun noch weiter auseinander, daß er ſich nichts um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern möge, und das gilt jetzt wieder unter vielen Menſchen, beſonders aber bei den Bauern, als großer Ruhm. Als er aber darauf hinwies, daß er in ſeinem Hausweſen vielerlei zu ſorgen habe, ſagte der Schultheiß von Rettinghauſen: Die Kläger haben kein' Noth und die Prahler kein Brod.

Der Steinbauer erhielt ſich noch immer in ſeiner unerſchütterlichen Theilnahmloſigkeit, methodiſch und langſam ſtopfte er ſeine Pfeife, ſchlug Feuer, öffnete den Deckel und verſchloß den Zündſchwamm und wollte nun aufſtehen. Diethelm aber hielt ihn noch feſt und fragte zuerſt, ob er nicht ſeinen Hof verkaufen wolle, ſein Schwager, der Schäuflerdavid, ſuche einen ſo herrenmäßig gelegenen für einen Ausländer. Der Steinbauer ſagte, daß er zwar nicht verkaufen wolle, aber wenn er ein rechtes Anbot bekäme, ließe ſich davon reden. Nun hatte ihn Diethelm doch flüſſiger, und indem er noch mehrmals von ſeinem Schwager, dem Schäuflerdavid, und ihren gemeinſamen Geſchäften ſprach, kam er endlich ans Ziel, zu erklären, daß er allerdings Willens ſei, wenn die fremden Händler nicht höher hinaufgehen, ſelber einzukaufen. Der Steinbauer, dem es erſichtlich Mühe machte, ſein ſaures Dreinſehen aufzugeben, ward plötzlich freundlicher, nahm ohne Widerrede das Glas an, das ihm Diethelm einſchenkte, und erklärte nun mit erſtaunlicher Redſeligkeit, welch einen Ausbund von Wolle und Schafen er habe, wie die alle ſo wolltreu ſeien, ein Haar dem andern gleiche und der Stapel vom beſten Fluß und gleich rund ſei, wie „viel Leib" ſeine Schafe hätten, daß er aber doch um einen annehmbaren Preis Alles verkaufe, weil er kein Glück in der Schafhalterei habe. Er legte das Zeugniß ſeines Schultheißen vor, darin nach einem Formular beurkundet war, wo ſeine Schafe geweidet und daß keine Krankheit dort und auch keine kranken darunter waren, und ſchloß endlich:

Neun und neunzig Schäfer hundert Betrüger, ſagt man im Sprüchwort, und es iſt noch mehr als wahr. Drum will ich nichts mehr davon.

Die Umſitzenden ſtimmten auch in die Klagen über die Schäfer ein, und Jeder hatte zu erzählen, wie man ſeit des Erzvaters Jakob Zeiten, um ihrer ſicher zu ſein, ihnen einige Schafe als Eigenthum bei der Heerde halten muß, wie ſie dieſe aber zu gewöhnen wiſſen, daß ſie den anderen ſtets das beſte Futter wegfreſſen, wie ſie den Hund abrichten, daß er nie ein Schäferſchaf beißt, wie ſie immer die beſten und ſchönſten Lämmer haben und den Mutterſchafen ihre nichtsnutzigen unterſchieben; kommt dann der Herr dazu, ſo heißt es, wie das auch bei der natürlichen Mutter ſein kann: es will noch nicht recht annehmen. Allerlei Schelmenſtreiche von Schäfern wurden erzählt, und das Geſpräch ſchien ſich faſt ganz hierin zu verlieren, bis es Diethelm wieder auf den Handel brachte, aber er zuckte zuſammen, als der Steinbauer, nachdem er das eingeſchenkte Glas ausgetrunken hatte, ruhig ſagte, er handle nur um baar Geld.

Bin ich dir nicht gut? fragte Diethelm trotzig.

Du biſt mir gut, und daß du mir's bleibſt, iſt baar Geld das beſte, ſagte der Steinbauer und ſchob ſeine Tabakspfeife in den linken Mundwinkel, während er aus dem rechten den Rauch blies. Er ſah dabei nochmal ſo liſtig aus.

Iſt dir mein Schwager, der Schäuflerdavid, auch nicht gut? fragte Diethelm.

Der Schäuflerdavid? Freilich, der iſt auch gut; wenn er ſich verbürgt, kann ich bis Faſtnacht mit dem Geld warten.

Diethelm hob haſtig beide Achſeln, wie wenn er etwas abſchütteln müſſe, dann lachte er laut und ſagte:

Komm jetzt, wir wollen 'naus auf den Markt.

Der Steinbauer zog einen ledernen Geldbeutel, der dreifach verknüpft war, bezahlte, nahm ſeinen hohen Schwarzdornſtock, der in der Ecke lehnte, und ging mit Diethelm.

Auf dem Schafmarkte ſtand in einer Doppelreihe Hurde an Hurde, darin die Schafe eng zuſammengedrängt theils lagen, theils ſtanden und wiederkauten. Alle aber waren lautlos, und das allezeit blöde Dreinſehen der Schafe hatte faſt noch etwas Geſteigertes. Knaben mit flüſſigem Zinnober in offenen Schüſſeln liefen umher und geſellten ſich zu Gruppen, wo mit lautem Geſchrei und heftigen Geberden gehandelt wurde. Händler ſtiegen in die Hurden, zogen den Schafen die Augenlider auf und ſchauten nach den Zähnen, Andere bezeichneten mit einer in Zinnober eingetauchten Schablone die Eingekauften und zählten dabei; dort ſprang eine Heerde luſtig aus der geöffneten Hurde, ſich in der wiedergewonnenen Freiheit überſtürzend, überall war buntes lebendiges Treiben. Der Schäfer Medard kam Diethelm entgegen und ſagte, daß er noch nicht verkauft, aber ſichere Hoffnung habe. Nun einigte ſich Diethelm ſchnell mit dem Steinbauer und kaufte ihm ſeine Zeithämmel (jährige) ab und nahm auch die Bracken dazu.

Er eilte mit dem Steinbauer in das Kaufhaus, ihnen vorauf lief das Gerücht, daß Diethelm bereits Schafe eingekauft habe und auch für die Wolle die beſten Preiſe bezahle. Diethelm war aber noch nicht zum Wolleinkauf entſchloſſen, er hatte dieſen Gedanken nur ſo in leichtfertiger Prahlerei hingeworfen, um zu verdecken, wie ſehr es ihn zum Verkaufen auf den Nägeln brenne; jetzt wurde ihm das Vorhaben immer genehmer, und mit ſeltſamem Blicke betrachtete er ſeinen Genoſſen mit dem mehr als mannsgroßen Stocke, mit dem ſchlichten Anzuge und der ſelbſtzufriedenen Miene; der wünſchte wohl nicht, wie er, mit Wagen und Pferd in den Stuben umherzufahren; wie weit zurück lag ihm jetzt die Zeit, wo auch er ſo ſtolz ſein konnte, ſtatt daß er jetzt, um ſich nicht zu verrathen, ſtolz thun mußte.

Haſt kein Fuhrwerk bei dir? fragte Diethelm, worauf der Steinbauer erwiderte:

Nein, ich bin noch gut zuweg, mit dem Fahren hat's Zeit, bis ich alt bin.

Im Kaufhauſe ſah Diethelm, daß die verpflichteten Wollſetzer ſeine Schepper (Vließe) gut aufgeſetzt hatten, ſie ſtanden an guter Stelle, nicht zu hell und nicht zu dunkel; ſeine ſpaniſche und ſeine Baſtardwolle durfte ſich ſehen laſſen. Sein nächſter Nachbar war der Steinbauer, der ſich darüber beklagte, daß er einen ſchlechten Platz habe, gerade neben der Feuerſpritze und dem großen Waſſerfaſſe, die unter der Treppe ſtanden. Diethelm ſtand mit übereinandergeſchlagenen Armen ruhig neben ſeiner Lammwolle, als haſtigen Schrittes der Reppenberger kam. Alles Blut ſchoß Diethelm zu Kopfe, indem er gedachte, daß er vielleicht einſt auch als Unterhändler hier ſich tummeln, ſich abweiſen und anfahren laſſen müſſe, während Alles jetzt ſeine Nähe ſuchte und um ſeine Freundſchaft buhlte. Diethelm war entſchloſſen, mindeſtens vom Steinbauern noch die Wolle einzukaufen. Zwar hatte er die Bürgſchaft des Schwagers zu leichtfertig verſprochen, aber der Steinbauer muß ihm vor der Hand glauben, und dann will er noch heute all das Mitgebrachte und das Erkaufte in der Stille verſilbern, es ſind dann drei Monate Zeit gewonnen, es gilt Luck auf und Luck zu zu machen, bis man den rechten Schick trifft, und der kann doch nicht ewig ausbleiben. Diethelm wurde auch hier ſchnell handelseins mit dem Steinbauer, und als nun Andere ſahen, daß dieſer ihm das Seinige übergab, beſtürmten ſie ihn ebenfalls mit Anerbietungen. Er wehrte Anfangs ab, er wollte nicht weiter gehen. Aber vielleicht läßt ſich gerade jetzt der rechte Schick machen, man darf ihn nicht aus der Hand laſſen, mit ſo viel Waare läßt ſich was Großes verſuchen — die Hand Diethelm's wurde brennend von dem öfteren Handſchlag, er wußte faſt gar nicht mehr, wie viel er eingekauft hatte, und der Reppenberger brachte neue und immer beſſere Gelegenheiten mit Zahlungsterminen auf Oſtern oder noch weiter hinaus. Wie berauſcht ging Diethelm von Stapel zu Stapel und wiederum hinaus auf den Schafmarkt von Hurde zu Hurde; ihm war's, als hätte alles Beſitzthum der Welt geſagt: ich will dein ſein, du mußt mich nehmen.

Das Lärmen und Rennen um ihn her, das ferne verworrene Brauſen des ſtädtiſchen Marktgewühls, aus dem bisweilen einzelne Accorde der Muſik, die jetzt zum Tanze aufſpielte, wie aus dem Stimmengedränge heraus ſchlüpften, Alles das machte einen ſinnverwirrenden Eindruck auf Diethelm; bald lächelte er Jedem, und ſein Antlitz war hochgeröthet, bald wurde es ſchlaff und verdroſſen, und alles Blut wich daraus zurück. Auf einem Wollſacke nicht weit von der großen Feuerſpritze, die im Hofe ſtand, ſaß er mit entblößtem Haupte und gekreuzten Beinen, und ſein Auge ſchaute hinein in die rothe Schreibtafel, in die er ſich ſeine Einkäufe nach Sorte u. ſ. w. eingezeichnet hatte, um ihn her lagen in verſchiedenen Papieren Wollproben. Diethelm fuhr ſich mit der Hand über das Haupt, und er meinte, er ſpüre es, wie ihm die Haare jetzt plötzlich grauer werden. Eben kam der Reppenberger wieder und brachte einen Mann, der eine überaus feine und haartreue Wolle habe, da ſei jedes Härchen von unten bis oben gleich und Alles im Bließ gewaſchen. Diethelm nebelte es vor den Augen, und er erſuchte den Reppenberger, vor Allem einen guten Trunk Wein herbeizuſchaffen; er fühlte ſich ſo matt, daß er auf keinem Beine mehr ſtehen konnte, und beſonders in den Knieen ſpürte er eine unerhörte Müdigkeit. Er gab den Umſtehenden wenig Beſcheid und ſtarrte hinein in ſeine Schreibtafel und ſprach mit den Lippen lautlos die Zahlen vor ſich hin. Vom Hauptthurm der Stadtkirche blieſen eben die Stadtzinkeniſten den althergebrachten Mittagschoral; ſie ſtanden eben auf der Weſtſeite der Thurmgallerie, und dieſe Poſaunen und Trompeten ſtrömten ihre langgezogenen Töne gerade zu Häupten Diethelm's nieder. Er zuckte zuſammen und ſchaute auf, als hörte er die Poſaune des jüngſten Gerichtes vom Himmel herab; er fuhr ſich mit der breiten Hand langſam über das ganze Geſicht, dann ſchaute er hell auf, der Reppenberger rief ihm. Der herbeigebrachte Wein richtete ihn bald wieder auf, und nun galt es die begonnene Rolle muthig fortzuſetzen. Die Stadtzinkeniſten blieſen eben nach einer anderen Himmelsgegend, und die Klänge ſchwebten wie verloren über dem lauten Marktgewühle. Einmal ſprach er eifrig und ganz allein mit einem fremden Händler, und es verbreitete ſich raſch die Sage, daß er im Auftrage dieſes, der noch gar nichts eingekauft hatte, die Händel abſchließe. Diethelm merkte bald, daß ſein Auftreten dem Markt eine ganz andere Wendung gegeben hatte; es kamen ſchon Unterhändler, die ſich im Auftrage Ungenannter nach dem Wiederverkaufe erkundigten. Eine Weile ſtockte er und gedachte mit mäßigem Gewinn darauf einzugehen, aber der Reppenberger hatte Recht: jetzt im hohen Verkehr, wo Alles im Trab geht, kann man nicht hufen und rückwärts fahren; wenn Alles vorbei iſt, dann läßt ſich ein guter Treffer machen, dann hat man die ganze Geſchichte allein in der Hand, drum jetzt nur muthig vorwärts. Und immer neue Zahlen ſtellten ſich in die Schreibtafel Diethelm's, er hatte ſchon dreimal die Schreibtafel in die Taſche geſteckt und die Hand darauf gelegt mit der Verſicherung, daß er ſie nicht mehr herausthue, und wenn er die Sachen halb geſchenkt bekäme, er gehe nicht weiter ins Waſſer, als er Boden habe; aber Alles ſchrie über ſeine Beſcheidenheit, ſo ein Mann, wie er, könne dreimal den Markt auskaufen. Dieſer Ruhm ſtachelte ihn immer wieder aufs Neue, denn er ſah, wie ſeine prahleriſche Beſcheidenheit ihm immer mehr Vertrauen an den Hals warf. Der Gedanke, wie ſehr er dieſes Zutrauen täuſche und vielleicht ganz betrüge, zuckte ihm wieder durch die Seele, aber jetzt fand er eine raſche Aushülfe: , da iſt der Steinbauer, der ſo heilig thut, wie ein friſch vom Himmel geflogener Engel, und ohne Widerrede giebt er einen geringeren Preis an, als er bekommt, und betrügt damit alle Anderen. Aller Handel und Wandel iſt auf Lug und Trug geſtellt, ein bischen mehr, ein bischen weniger: und es kann ja wohl ſein, es iſt ſo viel als ſicher, daß kein Menſch einen Heller verliert. — Die Leute zeigten einander, wie zuverſichtlich und froh der Diethelm dreinſah, und beneideten ihn um den Haupttreffer, den er heute mache.

## Drittes Kapitel.

Wieder kehrte Diethelm mit großem Geleite in das Wirthshaus zurück. Es waren nun wirklich ſeine Vaſallen, denn ihn umgaben alle die, denen er abgekauft hatte.

Unter dem Thore begegnete er ſeiner Tochter, die mit einigen Mädchen dort ſeiner harrte; ſie fragte ihn, ob er nun mitgehe, ihr, wie verſprochen, einen Marktkram zu kaufen. Diethelm ſagte, er habe keine Zeit, und gab ihr zwei Kronenthaler, daß ſie ſich ſelber etwas kaufe.

Mit dem Steinbauer mußte nun vor Allem glatte Rechnung gemacht werden. Diethelm nahm ihn zuerſt allein vor, aber er mochte reden, was er wollte, der Steinbauer blieb bei ſeiner Ausſage, er verlangte ein Viertheil des Kaufpreiſes als Anzahlung und binnen acht Tagen die Unterſchrift des Schäuflerdavid als Bürgen. Diethelm ſuchte das Ungerechte dieſer Bedingungen, die gar nicht feſtgeſtellt waren, darzuthun; der Steinbauer verzog keine Miene und blieb dabei, ſelbſt als Diethelm laut lachte und die Sache ins Scherzhafte ziehen wollte, blieb ſein Widerpart ohne Theilnahme und war, was man ſo nennt, ein beſtandener Bauer, der ſich nicht ſo leicht aus ſeinem Schritt bringen ließ. Schnell in Zorn überſpringend, ſchalt ihn Diethelm einen Betrüger, da er einen geringeren Kaufpreis angegeben habe, um die

Anderen zu hintergehen. Der Steinbauer läugnete dies und behauptete, er habe zur Angabe Diethelm's nur geſchwiegen, er könne aber jetzt auch reden und vielleicht mehr als lieb ſei.

Was meinſt? was? fragte Diethelm haſtig.

Ich mein' gar nichts, ich will mein Geld, und da bleibt ein Jeder wer er iſt.

Hältſt mich für ein Schuldenbäuerle? fragte Diethelm halbzornig.

Nein, b'hüt Gott, ich könnt' mit dir tauſchen, wenn's drauf ankäm', aber weißt: zahlen mit baar Geld, das zwingt die Welt. Du brauchſt ja nur pfeifen, da haſt's, und wenn ich mein Sach wieder an mich zieh', und das thu' ich, wenn du mich nicht baar bezahlſt, ich ließ' es aber nicht dabei, ich müßt' vors Amt damit, ſo hart es mich ankommt.

Diethelm fühlte, was es heißt, ſich in ſchwankender oder gar in verzweifelter Lage zu befinden, da muß man ſich ſo zu ſagen übers Ohr hauen laſſen und thun als ob nichts geſchehen wäre, nur um Aufſehen und genauere Nachforſchung zu vermeiden.

In einer Stunde haſt all dein Geld, rief Diethelm den ungerecht Bedrängenden überbietend.

So recht, ſagte der Steinbauer, wie viel Uhr iſt jetzt? Drei? Um viere bin ich wieder da. B'hüt dich Gott und zürn' nicht.

Die Uebrigen, die den zähen Steinbauer ſo zufrieden davon gehen ſahen, waren ſchnell befriedigt, und Diethelm drang ſelber drauf, daß ſie wegen „Leben und Sterben" eine Handſchrift von ihm nehmen mußten. Nun eilte er zu dem Advokat Rothmann und verlangte von ihm ein Darleihen für den Steinbauer; der Advokat beglückwünſchte Diethelm zu ſeinen guten Einkäufen und ſchloß eine eiſerne Geldkiſte, indem er ſagte: Das ſind Pfleggelder, Ihr ſeid ja ſelber Waiſenpfleger und wißt, daß ich ſolches Geld nicht ohne gerichtliche Bürgſchaft verleihen darf. Diethelm ging um die Kiſte herum wie die Katze um einen Wurſthäckler und ſah mit Schmerzen das alles verſchließen, ohne Miau zu machen; er blieb noch eine Weile harmlos plaudernd bei dem Advocaten und that als ob er nie ein Anliegen gehabt hätte, mit dem er abgewieſen war. Er verſicherte Rothmann, daß er weit davon entfernt ſei, ihn aus der Abgeordnetenſtelle verdrängen zu wollen; der Advocat entgegnete, daß er Diethelm Glück wünſche, wenn er als Candidat der ſich ſo nennenden Conſervativ-Liberalen durchdringe, die Herren möchten dann einmal ihre ſogenannte Möglichkeitspolitik verſuchen, um zu erfahren, daß das Schlechte leichter möglich ſei als das einfach Rechte.

Diethelm zeigte ſich eifrig in Darlegung ſeiner Geſinnungen, und doch dachte er jetzt an nichts weniger als an dies.

Offen und verſteckt laufen überall und allzeit die verſchiedenſten Intereſſen durch einander.

Als Diethelm das Haus verließ, traf er glücklich den Reppenberger vor demſelben; durch dieſen ließ er nun ein gut Theil des Eingekauften unter der Hand zu baar Geld machen, mit der Bedingung, daß nicht hier unter den Augen der Marktaufſeher, ſondern morgen auf dem eine Stunde entlegenen Dorfe oder noch beſſer in ſeiner eigenen Heimath abgeliefert werde. Bis dieſes Geſchäft abgemacht war, wollte ſich Diethelm verborgen halten, und dazu gab es kein beſſeres Verſteck als den Tanzboden im Stern, wo eben die Muſik aufſpielte; dort würde ihn gewiß Niemand ſuchen, und dorthin ſollte Reppenberger mit dem fremden Händler kommen.

Es war, als ob doch etwas von dem Wunſche Diethelm's, mit ſeinen zwei Rappen in den Stuben herum zu kutſchiren, erfüllt wäre; denn kaum war er auf dem Tanzboden, wo ſich eben in lärmender Pauſe die erhitzten Paare verliefen, als Alles ehrerbietig vor ihm auswich, und da und dort hörte er ſeinen Namen piſpern. Einige ältere Leute, die ihm zutranken und ſtolz darauf ſchienen, daß er das Glas annahm, fragte er nach dem Reppenberger, den er zu ſuchen vorgab; ſogleich erboten ſich mehrere Trinkgelds-Bedürftige, den Reppenberger aufzuſuchen. Diethelm hatte abzuwehren ſo gut er konnte, und glücklicherweiſe erlöſ'te ihn ein junger modiſch gekleideter Mann, der mit vielen Bücklingen auf ihn zu kam, ſich als älteſten Sohn des Sternwirths vorſtellte und Diethelm bat, in die Herrenſtube zu kommen.

Die Welt duldete es gar nicht mehr, auch wenn er es ſelbſt gewollt hätte, daß er in niederem Bereiche verweilte. Diethelm betrachtete ſich ſelbſt, um zu erkunden, was denn an ihm ſei, daß ihm Jeder ungefragt eine höhere Stufe anwies. Er folgte dem jungen Manne, der äußerſt ehrerbietig war, die Treppe hinab, und als er eben die Klinke zur Herrenſtube in der Hand hatte, hörte er einen Soldaten unter der Hausthüre ſagen: komm nur. Diethelm drehte ſich um, die Stimme war ihm bekannt, und der Soldat fuhr fort:

Tanz du nur einmal, während der Zeit wird dein Vater um ein paar tauſend Gulden reicher und ich krieg' dich immer weniger.

Ich weiß nicht, ob's recht iſt, ſagte eine Mädchenſtimme, und halb gezogen erſchien Fränz auf der Schwelle mit hochglühendem Antlitze.

Soll ich euch aufſpielen? rief Diethelm, ſich umwendend. Der Soldat und Fränz ließen vor Schreck die Hände los.

Der Soldat faßte ſich ſchnell wieder und grüßte Diethelm, dieſer aber ſagte:

Du biſt's? wie kommſt du daher, Munde?

Ich hab' Urlaub genommen, und es freut mich, daß ich auch meinen alten Herrn ſeh'.

So? Willſt eine Halbe trinken?

Freilich.

Seh, da haſt Geld, trink eine, und Diethelm reichte mit dieſen Worten dem über und über erröthenden Soldaten einen Sechsbätzner. Der Soldat, der nicht anders erwartet zu haben ſchien, als Diethelm würde ihn mit zum Wein nehmen, wußte nicht, ſollte er die Hand zum Fauſtſchlag ballen oder zum Empfang der Gabe darreichen. Beides ſchien gleich mißlich, offene Feindſeligkeit wie die beabſichtigte Demüthigung vor den Augen der Geliebten, es fand ſich aber noch ein Ausweg, und lächelnd ſagte der Soldat:

Dank' gehorſamſt, ich will warten, bis ich einmal ein' Halbe mit Euch trink', vor der Hand hab' ich ſchon noch, um von meinem Geld ein Glas auf Euer Wohlſein zu trinken.

Mit einem Gemiſch ſeltſamer Empfindungen reichte Diethelm dem Soldaten die Hand und ſtand von dem Vorhaben ab, dem Burſchen auf ſtrenge Weiſe zu zeigen, an welchen Platz er gehöre; dieſe geſchickte, höfliche Wendung und der Stolz, der darin lag, gefiel ihm. Das geſtand ſich Diethelm, nicht aber, daß er ſich in dieſem Augenblicke ſelber zu ſehr gedemüthigt fühlte, um die Unterwürfigkeit Anderer herauszufordern. Er ſagte daher nichts weiter, winkte dem Soldaten einen Abſchied zu und verſchwand mit Fränz hinter der Thüre der Herrenſtube. Der Soldat ging im Hausflur auf und ab, wie ein Wachpoſten, und ſeine Gedanken gingen mit ihm hin und her: ſollte er auch hinein in die Herrenſtube und ſich auftiſchen laſſen? Aber wer weiß, wozu das führt? Es ſind viele Fälle möglich. Der Schluß blieb jenes letzte Mittel, das Gelehrten und Ungelehrten gleich genehm iſt, nämlich: vor Allem und vor der Hand nichts thun — da macht man nichts gut und nichts böſe und kann getroſten Muthes und ruhigen Gewiſſens die kommenden Ereigniſſe abwarten..

## Viertes Kapitel.

Der Soldat ging nach dem Schafmarkt. Viele Hurden waren bereits leer, die noch zurückgebliebenen Schäfer hatten ihre Mäntel bereits loſe zuſammengerollt auf der Schulter hängen. Das Marktgewühl brauſ'te und toſ'te in der Ferne, hier aber war Alles ſo ſtill wie auf einſamer Höhe, an deren Fuß ein wildrauſchender Bach über Felſen brauſ't; nur bisweilen hörte man das klagende Blöken eines Schafes, dem ein Metzger durch einen Schnitt ins Ohr das Kennzeichen ſeines Eigenthums gab. Die alſo bezeichneten Schafe duckten die Köpfe und ſahen traurig und dumpf nieder, als wüßten ſie, daß die Tage ihres Weidganges gezählt ſind. Von einer Heerde führte ein Metzger eben einen Hammel weg, und das ſonſt ſo geduldige Thier war ſtörrig und mußte mehr gezogen und geſchoben werden, als daß es ging; es kümmerte ſich wenig um Bellen und Beißen des Hundes und blökte nur kläglich. Der Soldat ſchaute dem allem mit dumpfer Verwunderung zu; er war ſelber Schäfer geweſen, und doch war ihm alles das wieder neu und faſt ſeltſam. Er ſah die Hurde ſeines Bruders, des Schäfers Medard, den wir ſchon beim Ausſpannen geſehen haben, und ſchon von Ferne zerrte der falbe Hund an der Kette, die am Gurte ſeines Herrn befeſtigt war, und weckte dieſen aus ſtillem Niederſchauen, ſo daß er aufblickend rief:

Haſt ſie gefunden?

Der Soldat nickte mit dem Kopfe, und erſt als er bei ſeinem Bruder war und den Hund geſtreichelt hatte, erzählte er, wie er die Fränz allein auf dem Markte getroffen, wie ſie mit einander umhergeſchlendert und eben zum Tanze gehen wollten, als Diethelm dazwiſchen kam und ihn ſo ſonderbar davon ſchickte.

Der Schäfer dagegen berichtete, wie es ihm ſei, als ob die ganze Welt aus dem Leim ginge: daheim habe der Meiſter ſo nöthlich gethan, wie wenn Alles bei ihm auf Spitz und Knopf ſtehe, und kaum auf den Markt gekommen, laufe er wie beſeſſen ein und thue, wie wenn er fragen möchte, was koſtet das Schwabenländle da? Er habe die Hämmel verkauft und könne den Herrn nirgends finden, um ihm das Geld zu geben. Ueberhaupt, erzählte er, ſei der Meiſter ſeit faſt einem Jahre zweierlei Menſchen, bald ſtreichle er einen wie mit Sammtpfoten, bald ſei er ein borſtiger Igel, bald lobe er Alles, bald mache man ihm gar nichts recht. Die Brüder beſprachen ſich noch lange über das ſeltſame Weſen des Meiſters, denn auch der Soldat hatte ehemals bei Diethelm als Schäfer gedient.

Als der Schäfer äußerte, daß Diethelm vielleicht um ſo größer thue, je kleiner er geworden ſei, und vielleicht noch einen tüchtigen Raps mache, ſo lang man ihm traue, fuhr der Soldat dagegen los, als ob er ſelber beleidigt wäre, und es war noch mehr als das: denn da gilt ja gar nichts mehr, wenn man gegen ſolch einen Mann nur ſo was denken darf, worauf der Andere lächelnd erwiederte:

Büble, Büble, du wirſt dein Lebtag nicht geſcheidt, du glaubſt den Leuten, was ſie dir vormachen. Laß ſehen, was du für Tubak haſt, ſchloß er und nahm dem Soldaten die Pfeife aus dem Mund und rauchte ſie weiter; der Soldat ſagte kein Wort dazu.

Es war ein ſeltſames Brüderpaar, das da bei einander ſaß. Medard hätte dem Alter nach der Vater Munde's ſein können, aber ähnlich ſahen ſich die Brüder nicht. Medard hatte ein langes dürres Geſicht, das durch den zottigen Backenbart und die aufgeſträubten röthlichen Augenbrauen Aehnlichkeit mit dem Schäferhunde hatte, während Munde kugelrund ausſah und Angeſicht und Hals von dunkelbrauner Farbe war; er hatte kohlſchwarzes Haar und kleine, in fetten Augenlidern verſteckte braune Augen, aus denen ein ſtilles, ſanftes Gemüth ſprach. Medard ſah aus, als könnte er nie lachen, und Munde ſah noch jetzt in ſeiner Betrübniß aus, als könnte Schmerz und Zorn keine Heimath in ſeinem Geſichtsausdruck finden.

Medard war gerade um fünf und zwanzig Jahre älter als ſein Bruder, und dieſe Beiden und noch eine Schweſter, die dem alten Bruder in Buchenberg Haus hielt, waren von neun Kindern am Leben geblieben. Als der kleine Munde ſo verſpätet und plötzlich geboren wurde, verließ Medard unter Verwünſchungen das väterliche Haus und betrat ſechs volle Jahre deſſen Schwelle nicht mehr. Es war nicht Aerger wegen des Erbes — da war ja nichts zu theilen — aber Medard ſchämte und ärgerte ſich über den nachgebornen Sohn, daß er von ſeinen Eltern gar nichts mehr wiſſen wollte; er verdingte ſich weit weg und kam erſt nach ſechs Jahren wieder, als er aus dem Zuchthauſe entlaſſen wurde, wo er wegen einer Rauferei, in der er einen Nebenbuhler erſchlagen hatte, fünf Jahre gebüßt hatte. Es war ihm nun doch nichts übrig geblieben, als in das elterliche Haus zurückzukehren. Als er zum erſten Male wieder in des Vaters Stube trat — die Mutter war ſchon ſeit ſechs Jahren geſtorben und, wie der Vater ſagte, an den Folgen der Verheimlichung ihrer Schwangerſchaft, die ſie vor dem erwachſenen Sohne verbergen wollte — da war's, als ob der kleine Munde es dem Bruder wie mit Zauber angethan hätte, er umklammerte gleich beim Eintreten ſeine Füße und Medard ließ den ſchon ziemlich großen Bengel oft Stunden lang nicht vom Arm herunter und tollte mit ihm wie närriſch umher, die ganze verhaltene Bruderliebe ſchien auf Einmal ſich zu entfalten und eine Sühne für ſeine früher verübte Härte zu Tage zu fördern.

Diethelm that gerade um dieſe Zeit eine großartige Schäferei auf, und auf die Bitten des alten Schäferle und die Zureden ſeiner Frau nahm er den Medard in Dienſt, der nun von Georgi bis Michaeli im freien Felde war und ſtets den Munde bei ſich hatte und ihn mit einer Sorgfalt ohne Grenzen wartete und pflegte. Der alte Schäferle überließ ihm gerne das Kind; er war mit Allem zufrieden, wenn er nur hinlänglich Tabak hatte, um ſeine Holzpfeife in beſtändigem Brand zu erhalten. Medard verſorgte ihn jetzt mit Tabak, während er ſonſt oft hatte dürre Nußblätter rauchen müſſen.

Wenn Medard manchmal dachte, daß ihm das Kind ſterben könnte, fühlte er alle Haare zu Berg ſtehen. Stundenlang konnte er in das braune Antlitz und in die dunkeln Augen des Knaben ſchauen und ſich nur ärgern, daß dieſer ihn gewiß nicht ſo lieb habe, wie er ihn, es wenigſtens nicht darthun konnte; dann konnte er aber auch ſtundenlang vor ſich hin lächeln über eine einfältige oder kluge Bemerkung des Munde. Auf den falben Schäferhund, den Paßauf, war Medard oft eiferſüchtig, denn der Knabe war mit dem Hunde ſo zutraulich und verſchwendete an ihn ſo viel Liebe, die doch ihm gebührte. An Einer Sache hatte aber Medard ſtets ſeine ungetrübte Freude. Munde war nämlich äußerſt gelehrig in der Muſik. Vielleicht iſt es noch ein Ueberbleibſel aus den verklungenen Schalmeienzeiten, daß die Schäfer in der Regel kunſtfertige Pfeifer ſind, und Medard war hierin noch ein beſonderer Meiſter. Er verſtand nicht nur den nothwendigen Signalpfiff, der dem Paßauf als Commando galt, er konnte auch alle Vögel des Waldes nachahmen und hatte noch dazu eine unerſchöpfliche Quelle von Lieder- und Tanzweiſen, in denen er trillern konnte wie ein Kanarienvogel. Er lehrte nun den Munde dieſe Fertigkeit, und wenn der Knabe dann vor ihm ſtand und den Mund ſpitzte und hellauf pfiff, umfaßte Medard mit beiden Händen ſeine Schäferſchippe und bohrte ſie tief in den Boden vor Freude. Im Herbſte lockte Medard andere Knaben zu ſich aufs Feld, damit ſie mit dem Munde ſpielten, denn dieſer kam ihm manchmal ſo traurig und nachſinnend vor, ſo verlaſſen wie ein Schäfchen, das von der Heerde genommen iſt, und das einſam in ſich hinein jammert. Da däuchte es dann Medard, als ob ſein Munde über Alle herrſche, ſie beugten ſich ihm ungeheißen, und alte Sagen kamen ihm in den Sinn, wie ein Schäferknabe plötzlich zu einem König geworden und eine ſchöne Prinzeſſin im diamantenen Palaſte zum Ehegemahl erhielt. Er lächelte wohl über dieſe Sagen, er wußte ja, daß daran kein wahres Wort ſei, aber Munde war gewiß zu etwas Großem geboren, wenn auch juſt nicht zu einem König;

und dann wollte ſich Medard in ſeinen alten Tagen das Gnadenbrod bei ihm ausbitten und unter der Stallthür ſtehend glücklich ſein, wenn ſein Bruder in der Kutſche dahinfuhr oder auf einem ſchönen Apfelſchimmel daherritt. Was läßt ſich nicht alles ausdenken draußen bei den ſtill weidenden Thieren! Medard erſchien ſich oft ganze Wochen wie verzaubert, Alles, was er that, kam ihm ſo vor, als wäre das nur für einſtweilen, nur noch jetzt, in einer Stunde wird's anders; da kommt auf ein Mal ein groß Glück. Und manchmal konnte er es gar nicht faſſen, daß der Munde noch ſo klein und jung ſei und noch ſo lange zu wachſen habe, bis er ein großer Mann, mindeſtens ein reicher Graf ſei. Natürlich fehlte es auch nicht an Zeiten, wo ſich Medard vor die Stirne ſchlug und ſich ſelber auslachte über all die Narretheien, die er im Kopfe herumtrage; er war dann froh, daß Niemand davon wußte, und ſchlug ſich Alles aus dem Sinn; aber innerlich verborgen konnte er doch eine gewiſſe Hoffnung des Unerwarteten nicht ertödten, er wußte nicht was und wie, aber doch blieb's.

Als Diethelm ſeine Fränz geboren wurde, hatte Medard dieſer ſchon einen Ehemann beſtimmt, lange bevor ſie ein Wort ſprechen konnte.

Munde war acht Jahre alt geworden. Es war im hohen Sommer, im Thale war abgeweidet, und der Pferch begann noch nicht, Medard hatte ſeinen ſämmtlichen Schafen Schellen umgehängt, und es ging nun auf den Trieb ins hohe Waldgebirge. Das Schellengeläute währte unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend, denn die Schafe auf der Weide freſſen beſtändig im Gehen und ſtehen meiſt kaum ſo lange ſtill, um das Gras auszuraufen; Medard war immer in wunderſamer Aufregung, und er dachte mit ſchweren Sinnen, daß dieſes der letzte Sommer ſei, wo er den Munde bei ſich hatte; zu Oſtern mußte dieſer bei Strafe endlich in die Schule. Es iſt vorher gegangen, es muß nachher auch gehen, tröſtete ſich Medard, wenn er überlegte, wie er dieſe Trennung ertragen werde. An einem Mittag, an dem die Nebel nicht von Berg und Thal wichen, ſaß Medard am Waldrande, an dem ein ſchmaler Holzweg ſich hinzog, und vor ihm, den jähen Berghang hinab, weideten die Schafe; Munde ſtand weiter unten, juſt in der Biegung des Weges, in einer Brombeerhecke und erlabte ſich an der ſaftigen Frucht. Vom Walde oben vernahm man Hacken und Knacken der Holzhauer, und das Schellengeläute war ſo ſummend, daß Medard faſt in Schlaf verſinken wollte. Da hörte er über ſich etwas poltern, er ſchaute rückwärts — hat ſich ein Felſen aus ſeiner uralten Ruhe losgelöſ't? Da kommt es den Weg herab, ein in Schuß gerathener lediger zweirädriger Karren, Medard iſt ganz erſtarrt, er ſchaut auf und ſchaut hinab und ruft ſchnell: Munde, geh bei Seite, Munde, um Gottes Willen lug auf! Aber das Kind hörte nicht, und der Wagen iſt ſchon ſo nahe; kommt er bei Munde an, ſtürzt er die Halde hinab und zerſchmettert das Kind, es iſt kein Stein am Wege, nichts, womit man einhalten kann. All dies Schauen, Denken, Rufen, war das Werk eines Augenblickes, ſchon iſt das zermalmende Rad nahe, Medard kann ſich retten, aber das Kind! Schnell ſtreckt Medard halb träumend, halb wiſſend, was er thut, den rechten Fuß weit vor, es knackt, der Karren ſteht ſtill . . . Die Leute, denen der Karren entronnen war, kamen mit Geſchrei hinterdrein, ſie fanden Medard mit zerknicktem Fuße, leblos, ſie warfen ſchnell das Holz ab und luden Medard auf den Karren und führten ihn nach dem Dorfe, wo er Monate lang eingeſchindelt lag. Um ſo luſtiger aber ſprang Munde um ihn her, und das erquickte den Leidenden mehr, als all die guten Tränkchen, die der alte Schäfer bereitete, und als die ſorgſame Abwartung der Meiſtersfrau. Medard war nicht ſo großmüthig, ſeinem Bruder nie zu ſagen, was für ein Opfer er ihm gebracht. Das Kind verſtand deſſen Bedeutung noch nicht, und als er in ſpätern Jahren es erkannte, war die That eine längſt gewohnte, wenig beherzigte, wenn gleich Munde dem ältern Bruder mit kindlicher Hingebung zugethan war und es ihm nie in den Sinn kam, eine Einſprache dagegen zu erheben, daß ihn Medard ſtets „Büble“ hieß. Medard konnte, wenn auch mit einem lahmen Fuße, ſeinem Geſchäfte nachgehen; die Ruhe, die es mit ſich brachte, war ihm nun beſonders genehm. Munde war in der Schule, und Medard blickte auf die Tage, da es ihm das Kind wie mit einem Zauber angethan hatte, mit verwundertem Lächeln zurück; und doch war etwas eingetroffen, und wer wußte, was noch daraus wird. Munde lebte im Hauſe Diethelm's wie das eigene Kind, und es war nicht anders zu vermuthen, als Diethelm würde dem Munde gern ſeine Fränz zur Frau geben, denn Diethelm war wegen ſeiner Gutherzigkeit berühmt, die er allerdings zunächſt nur auf ſeine Freundſchaft (Verwandtſchaft) anwendete. Munde war und blieb eben der Schäferprinz, wie ihn Medard oft im Stillen nannte. Bei all ſeiner Zärtlichkeit für das kleine Brüderchen und deſſen große Hoffnungen verſäumte indeſſen Medard doch ſeinen einſtweiligen Vortheil nicht, er wollte für alle Fälle geborgen ſein, er verſtand es, wie man hier erſt recht ſagen kann, ſein Schäfchen ins Trockene zu bringen, und zwar mit ſo verſchlagener Liſt, daß Diethelm das unbedingteſte Vertrauen in ihn ſetzte, obgleich er es ihm noch manchmal vorrückte, daß er ein Sträfling ſei. Medard machte ſich nicht im Entfernteſten ein Gewiſſen daraus, das Vertrauen Diethelm's zu mißbrauchen; denn das iſt das Unergründliche in des Menſchen Bruſt, daß oft Betrügerei neben Treuherzigkeit, Verſtocktheit neben Zartſinn friedlich zu wohnen vermag. Als Munde confirmirt war, wurde er Schäfer, aber der ältere Bruder gab ſeine Hoffnung noch nicht auf, Munde mußte einſt die Fränz heirathen; und je mehr das Mädchen heranwuchs, um ſo größer wurde auch ſeine Liebe zu dem jungen Schäfer, immer hütete Medard ſeinen Bruder wie ſeinen Augapfel und diente ihm, als wäre er ſein angeborener

Herr. Erſt als Munde Soldat werden mußte und der Diethelm ihn nicht loskaufte, faßte Medard einen tiefen Haß gegen ſeinen Meiſter; es genügte ihm nicht mehr an den gewohnten kleinen Veruntreuungen, er wünſchte ſich eine gewaltige That, um Zorn und Rache loszulaſſen; nur die Meiſterin that ihm leid dabei, und wenn ſie nicht wäre, ſagte er oft, hätte er den Meiſter ſchon im Stall erwürgt.

Als Medard jetzt den Bericht ſeines Bruders hörte, ſagte er nichts, ſondern ſtieß nur den Rauch der Pfeiſe immer raſcher heraus.

Ich wollt', ſchloß der Soldat, der Diethelm würde über Nacht ein armer Mann, nachher könnt' ich die Fränz heirathen ungefragt.

Büble, du biſt ein Narr, rief Medard, du mußt ſie haben mitſammt ihrem Geld, und mag ſie noch ſo hoffärtig ſein, und ein Nickel iſt und bleibt ſie; aber freilich, da drüber darf man mit dir nicht reden. Wenn ich nur wüßt', wie's mit dem Meiſter ſteht; ſauber iſt's nicht, das glaub mir.

Und nun beſprachen die Brüder das Leben des Meiſters. Diethelm war ehedem ein wohlhäbiger, ſtill arbeitſamer Bauer geweſen, er war als Knecht nach Buchenberg gekommen und hatte die reiche Wittwe, die Schweſter des Schäuflerdavid's, gegen den Willen ihres Bruders und ihrer ganzen Familie geheirathet. Stolz war er von je, und ſelbſt ſeine vorherrſchende Tugend, die ihm einen großen Namen machte, ſchien davon nicht frei. Damals, als Diethelm die reiche Wittwe heirathete, lebten ſeine Eltern noch, aber ſie, wie ihre anderen ſechs Kinder, die theils dienten, theils ſelber Familien gegründet hatten, lebten in äußerſter Dürftigkeit. Das nahm nun ſchnell ein Ende, denn mit reicher Hand ſetzte Diethelm alle ſeine Angehörigen in Wohlhabenheit, und Alles, was Diethelmiſch hieß, ſtand plötzlich in Ehre und Anſehen. Hatte Diethelm im Allgemeinen eine freigebige Hand, ſo war dieſes noch beſonders für einen auffälligen Zweck. Er kleidete nämlich gern die Armen, und es war ſeine beſondere Luſt, daß Alles ſtattlich daher käme; und wurde er auch oft von Solchen mißbraucht, die fremder Gabe gar nicht bedurften, immer wieder fand ihn Jeder bereitwillig und hülfreich. Wenn unſer Meiſter nach Letzweiler kam, ſtand Alles ſtill, als erſchiene ein höheres Weſen, und die Lippen bewegten ſich wie zu Segensſprüchen, denn ſolch einen Wohlthäter hatte man noch nie geſehen, und Diethelm hatte nur abzuwehren, daß ihm nicht Kinder und Greiſe die Hände küßten. Seine hülfreiche Mildthätigkeit war aber auch ohne Grenzen, und man fabelte allerlei über ſeine unermeßlichen Reichthümer: er habe ein großes Loos in einer fremden Lotterie gewonnen, er habe einen Schatz gefunden und dergleichen mehr, und Diethelm gefiel ſich in dem Ruhm ſeines Reichthums und ſeiner Wohlthätigkeit. In den beſten, manneskräftigen Jahren, als er Schultheiß geworden war, fiel es ihm auf einmal ein, daß er genug gearbeitet habe. Er verpachtete daher ſeine Aecker und lief müßig und mit eingebildeten Krankheiten im Dorf umher; aber auch dies Leben verleidete ihm nach wenigen Jahren, zumal er mit den Pachtbeſtändern vielerlei Quengeleien hatte. Er wollte ändern, mochte aber nicht mehr zurück, verkaufte nun trotz heftigſten Widerſpruchs ſeiner Frau alle ſeine Aecker, nur die Wieſen behielt er und lebte von Zinſen. Bald aber fing er einen kleinen Kornhandel an, der nicht ohne Gewinn war, und nun ging er Tag und Nacht auf ſogenannte Speculationen aus, die ihm auch meiſt glückten.

Dieſes Verwenden der ganzen Lebensarbeit ſeiner Dorfbewohner als bloßen Werthgegenſtandes hatte ſchon in ſich etwas Herausforderndes, Feindſeliges. Der ewige Kampf zwiſchen den Hervorbringenden und denen, die ſolches mühſame Händewerk mit Reden und Schreiben zu eigenem Vortheil verwenden, iſt auf dem Lande naturgemäß ein Widerſtreit gegen die Kornhändler, der ſich je nach den Zeitläufen zu ausgeſprochenem Haſſe entwickelt. Das Vorhalten des Gedankens von dem großen Weltverkehre, und daß die Thätigkeitsergebniſſe der ganzen Menſchheit einander angehören, will bei dem, deſſen Auge auf der beſchränkten Stätte ſeiner Arbeit haften muß, nicht Eingang finden; in dieſer wie in mancher andern Beziehung arbeitet die Zeit noch überall an der Erhebung zum Gedanken der großen Weltgehörigkeit.

Auch Diethelm erfuhr in ſeinem Thun mancherlei Haß, und ſtatt ihn zu verſöhnen, reizte er ihn noch, indem er oft laut ſagte: Ihr arbeitet euch krumm und lahm, und ich ſchau' zum Fenſter hinaus und hab' meine grünen Saffianpantöffele an, und verdien' dabei in einer Stunde mehr, als ihr in drei Monaten. Das war aber nicht immer der Fall, und in demſelben Jahre, als Diethelm in ſeinem Handel eine große Schlappe erlitt, wurde er auch nicht mehr zum Schultheiß gewählt, und er begann nun das Schafhalten und den Wollhandel. — Die Umgegend von Buchenberg eignete ſich allerdings dazu, die Schafe ihre ſieben Monate auf dem Weidgange zu erhalten, aber auch Seuchen blieben nicht aus, die empfindliche Verluſte mit ſich führten.

Medard war gegen ſeinen Herrn voll Zorn und Haß, und wieder voll ergebener Abhängigkeit. Wenn er nun auch ſchon ſo viele Jahre bei ihm diente, ließ es ihn Diethelm gelegentlich doch noch immer fühlen, daß er ihn als Sträfling zu ſich genommen, und behandelte ihn oft mit tyranniſcher Willkür, gegen die auch nicht der leiſeſte Widerſpruch ſich erheben durfte. In der Seele des Schäfers ſetzte ſich daher eine Bitterkeit feſt, die ihn wünſchen ließ, daß ſein Herr einmal zu Falle kommen oder in ſeine Hand gerathen möge.

Munde dagegen war voll aufrichtiger Liebe gegen Diethelm, der ihm dafür auch mit beſonderer Freundlichkeit zugethan blieb.

## Fünftes Kapitel.

Während die beiden Brüder draußen vor dem Thor ſich über das Leben ihres Meiſters beſprachen, ſaß dieſer drinnen beim Sternenwirth im hintern Stübchen vor einer Flaſche vom Beſten, die der Sternenwirth zu Ehren ſeines Gaſtes auftiſchte und dabei ſeine Familienverhältniſſe darlegte.

Halb klagend, halb ruhmredig erzählte er, wie ſich die Zeiten ändern: er ſelber ſei noch Metzger geweſen und habe dabei gewirthet, jetzt aber müſſe ein Wirth alle Sprachen kennen, und ein Handwerk daneben zu treiben ſei gar nicht denkbar; ſein Wilhelm ſei aber auch in Genf und „auf der Univerſität von allen Kellnern, im Schwan in Frankfurt" geweſen.

Diethelm zeigte ſich dieſen Mittheilungen beſonders theilnehmend und aufmerkſam, denn es iſt dem bangenden Herzen oft nichts erwünſchter, als durch Aufnahme fremden Schickſals ſein ſelbſt zu vergeſſen. Während der Sternenwirth erzählte, hatte ſich eine von deſſen Töchtern und der Sohn angelegentlich mit Fränz beſchäftigt und waren oft in lauten Scherz ausgebrochen. Der Sternenwirth rückte nun, von der Theilnahme ſeines Zuhörers ermuthigt, weiter heraus: wie glücklich ein vermögliches Mädchen mit ſeinem Wilhelm werden könne, er wolle den Engel in der obern Stadt kaufen und ausbauen und ſei ohne Rühmens der geſchickteſte Wirth. Diethelm nickte einverſtändlich und bemerkte nur, daß der Wilhelm noch jung ſei und wohl noch ein paar Jährchen warten müſſe, und der Wirth ſtieß eben mit ihm an, als der Reppenberger eintrat. Diethelm nahm ihn bei Seite und vernahm, daß nichts zu verkaufen ſei und höchſtens ums halbe Geld.

Sag nur, ich behalt' den Poſten auch noch, rief Diethelm plötzlich laut und ſagte dann, daß es Alle hören konnten, leichthin zu dem Wirth:

Kannſt mir nicht auf eine Stunde fünfhundert Gulden geben?

Auf eine Stunde kann's ſchon ſein, erwiderte der Wirth, es hat mir ein Händler tauſend Gulden aufzubewahren gegeben. Nicht wahr, du bringſt mir's gleich wieder? Von wegen, wenn's mein wär', könnteſt's behalten ſo lang du willſt, wär' mir ſicherer als im Kaſten. Es iſt halb Silber und halb Papier. Was willſt?

Die Thaler; der Steinbauer hört das Geld gern klappern, er traut ihm eher.

Diethelm empfing ein graues Säckchen mit den Geldrollen, er übergab die kleine Laſt dem Reppenberger zum Tragen, befahl der Fränz, ihn hier zu erwarten, und ging mit ſeinem Geleite ſtolz durch das Marktgewühl. In der Poſt brach er alle Rollen auf und zählte und klimperte lange mit dem Gelde, das er dem Steinbauer einhändigte; das graue Säckchen betrachtete er dann eine Weile ſtill und ſteckte es endlich zu ſich, wobei er es an Spottreden auf den Steinbauer nicht fehlen ließ; dieſer zählte aber- und abermals die Häufchen ab und hörte auf Nichts.

Vor dem Hauſe athmete Diethelm tief auf und ſagte dem Reppenberger, daß er tauſend Gulden haben müſſe, und wenn er ſie aus dem Heiligenkaſten ſtehlen ſollte.

In dem Neſt muß Geld ſein, hilf's holen, ermahnte er den Reppenberger. Dieſer wußte auch Rath: der Kaſtenverwalter hatte einen großen Poſten bereit, aber nur auf Hypothek oder Wechſel. Von erſterer konnte bei Diethelm keine Rede mehr ſein, er hatte nichts Unbewegliches als ſein Haus und die Wieſen, und das war die letzte Sicherheit der Frau; und hätte er auch dieſe, wie er wohl wußte, zu einer Unterſchrift bewegen können, er durfte es für ſich ſelbſt nicht thun, denn mit Aufnahme einer Hypothek wäre all ſein Anſehen vernichtet; vor dem Wechſel aber hatte Diethelm eine Höllenſcheu, der Reppenberger mochte das einen albernen Bauernaberglauben ſchelten und darüber ſpötteln, wie er wollte. Vor der Thüre des Kaſtenverwalters ſtand Diethelm mit Reppenberger wie angewurzelt; er lachte zwar, wenn Reppenberger das „Haus Diethelm" aufforderte, zu verfahren wie ihm zukam, aber innerlich bebte ihm das Herz; endlich mußte doch ein Entſchluß gefaßt werden, und weil denn einmal das Unvermeidliche zu vollziehen war, entlehnte Diethelm gleich noch ein zweites Tauſend. Dennoch erhielt er nur mit großer Mühe ſechshundert Gulden baar, das Uebrige mußte er in fremden Staatspapieren zu hohen Tagespreiſen übernehmen. Noch nie zitterte die Hand Diethelm's ſo ſehr, als da er den Wechſel unterſchrieb. Auf der Straße war's ihm, als ſähe es ihm Jedermann an, daß er ſich dazu verpflichtet hatte, nach drei Monaten in ſchmähliche Gefangenſchaft zu gehen; aber die Leute waren ſo ehrerbietig wie je, im Stern fand man es nicht im Entfernteſten verwunderlich, daß Diethelm auf die Minute ſein Wort hielt, und als dieſer dem Wirthe die Staatspapiere aufzubewahren gab, kam ein neuer Stolz über ihn: Tauſende handeln ja nur mit Credit, warum ſoll ich es nicht auch? Ich kann auch mit einem Federſtrich Summen hin- und herſchieben.

Die Furcht vor einer Wechſelſchuld erſchien ihm jetzt in der That nur als ein Aberglaube, und der Wein erfriſchte ihm das Herz wie noch nie. Auf die Bitten der Wirthsleute und der Fränz verſprach er, über Nacht zu bleiben und den Honoratioren-Ball zu beſuchen. Das Haus Diethelm bleibt, ſagte er halb ſelbſtſpöttiſch, es wußte Niemand, was er damit meinte. Er ging nun hinaus vor das Thor, um ſeinen Schäfern Beſcheid zu ſagen und der Mutter Nachricht zu geben.

So traf Diethelm die beiden Brüder mitten im Geſpräche über ihn; er war voll guter Laune, als ihm Medard das Geld für die verkauften ſiebzig Paar Hämmel übergab, händigte ihm ein namhaftes Trinkgeld ein und befahl ihm ein Fuhrwerk zu nehmen und raſch nach Buchenberg zu fahren, dort der Meiſterin Beſcheid zu geben und Alles herzurichten zur Aufnahme der neuen Waaren und Schafe. Bald fuhr Medard mit ſeinem Bruder in die linde Nacht hinein, Buchenberg zu.

## Sechſtes Kapitel.

Diethelm wollte nun ſogleich von dem Kaſtenverwalter den Wechſel auslöſen, aber er überlegte, daß er dann ohne baar Geld ſei, und noch nie hatte er ſolche Freude an dieſem gehabt, wie heute.

Das Marktgewühl verlief ſich allmählich; die großen Leiterwagen, mit luſtigen Bauern und Bäuerinnen voll beſetzt, konnten ſchon in ungehemmtem Schritte durch die Straßen heimwärts fahren, in den Krämerbuden wurde bereits eingepackt und gehämmert, und die Pferde der Uebernachtenden wurden zur Abendtränke an den Marktbrunnen geführt. Es war Diethelm, der Allem in Gedanken verloren zuſchaute, als bliebe er zum erſtenmal in ſeinem Leben in einem fremden Orte über Nacht, und als ſei er fern in der weiten Welt und dieſe Stadt ihm nicht wohlbekannt und heimiſch. Er wartete noch, bis auch ſeine Rappen zur Tränke geführt wurden, dann ging er abermals nach dem Kaufhauſe, um die Beförderung der eingekauften Vorräthe nach ſeinem Heimathsort anzuordnen. Als begänne das eben am Himmel aufflammende Abendroth zu tönen, ſo war's, als jetzt die Stadtzinkeniſten den feierlichen Abendchoral vom Thurme erſchallen ließen. Diethelm achtete nicht lange darauf, und die Oedigkeit und Kühle, die jetzt in dem vor Stunden ſo menſchenvollen Kaufhauſe herrſchte, machte ihn eine Weile fröſteln; aber er ließ es dennoch nicht an Umſicht fehlen, und der Reppenberger verſah ſein Aufſeheramt meiſterlich. Fünf große Wagen fuhren nach Buchenberg, als Diethelm wieder in den Stern zu ſeiner Fränz zurückkehrte und zu neuem Aufſehen eine weitere Summe zum Aufbewahren übergab. Das Innere des Hauſes hatte in wenigen Stunden ein ganz anderes Anſehen gewonnen, und ein Mädchen lachte in der Stube Diethelm aus, weil er es lange anſtarrte und nicht erkennen wollte; es war Fränz, die in dem weißen Kleide der Wirthstochter mit veränderter Haartracht in der That ganz unkenntlich war. Diethelm ſchalt offen über dieſe Vermummung, denn theils regte ſich der Bauernſtolz in ihm, theils fühlte er auch wohl, wie ungemäß dieſe Erſcheinungsart für die Fränz war. Der Wirth ſuchte ihn zu beſchwichtigen, aber eine Stimme aus der Ecke rief:

Der Herr Diethelm hat ganz Recht: die gewohnte Tracht ziert den Bauersmann am beſten und iſt auch die nützlichſte, weil ſie nicht aus der Mode kommt.

Zu ſeinem Schrecken erkannte Diethelm den Kaſtenverwalter, und doch that er raſch freundlich zu ihm und rühmte ſich beim Glaſe ſehr viel, wie ſtolz er darauf halte, ein echter Bauersmann zu ſein.

Dreieckiger Hut, dreifache Verſicherung, hat ehemals bei uns gegolten, ſagte ein hagerer Stammgaſt mit langer Pfeife, der neben dem Kaſtenverwalter ſaß und ſich als den Kaufmann Gäbler aus der Stadt zu erkennen gab. Und wo Drei im Vaterlande heutigen Tages beiſammen ſitzen, ſprechen ſie über die fortſchreitende Noth und Verarmung des mittleren Bürger- und Bauernſtandes. So auch ging es hier.

Leicht aber nehmen ſolche Geſpräche eine ſelbſtiſche Wendung, die mehr oder minder ausdrücklich darauf hinausläuft, ſich am eigenen Wohlgefühl zu erquicken. Diethelm verſtand es dabei meiſterlich, eine beſcheidene Großthuerei an den Tag zu legen; und als der Kaſtenverwalter die ſichern Hypotheken lobte, gab Diethelm zu verſtehen, daß er deren auch manche habe, daß er ſie aber für den Handel nicht angreiſe. Das wäre ja, ſagte er, wie wenn man einen Balken aus dem Haus nähme, um damit Feuer auf dem Herd zu machen. Der Kaſtenverwalter fand das klug und lobte das Haus Diethelm, und dieſer fand ein eigenes Wohlgefühl darin, mit Prahlereien um ſich zu werfen, und ſie dünkten ihn bald nichts als pure Wahrheit; denn es iſt ja gleich, was man beſitzen mag, wenn nur die Menſchen daran glauben: der Glaube macht ſelig und der Glaube macht reich.

Endlich rückte der Kaufmann Gäbler mit ſeinem eigentlichen Vorſatz heraus, er war Agent einer Brandverſicherungs-Geſellſchaft, und Diethelm ſollte die eingekaufte Waare und all ſeinen Hausrath verſichern. Mit überlautem Widerſpruch verneinte Diethelm dieſe Anmuthung und hatte dafür allerlei unhaltbare Gründe vorzubringen, die der Kaſtenverwalter mit Siegesſtolz widerlegte, wobei er mit beſonderm Nachdrucke wiederholte, daß nicht der Bauer Diethelm, ſondern das Handlungshaus Diethelm verſichern müſſe. Als endlich auch der Sternwirth beiſtimmte, gab Diethelm nach, aber unweigerlich beharrte er gegen den neuen Vorſchlag, auch ſein Leben zu verſichern; ja er wäre vielleicht darob zu einem heftigen Streite mit dem Kaſtenverwalter gekommen, wenn nicht plötzlich ein Zwiſchenfall eingetreten wäre, der Diethelm im hellſten Glanze ſtrahlen machte. Ein junger Mann trat ein und fragte nach Diethelm; dieſer ging auf ihn zu und begrüßte ihn mit hoher Freude und zwang ihn, mit an den Herrentiſch zu ſitzen. Nach vielem Widerſtreben willfahrte der junge Mann, der ein Zeugweber aus der Stadt war, und ſo viel auch Diethelm abwehrte, bald ſprach Alles am Tiſch nur Lob und Preis über ihn, denn der junge Handwerker, Kübler mit Namen, war Bräutigam mit der Bruderstochter Diethelm's aus Letzweiler, und Diethelm allein war es, der das Mädchen ausſtattete, ſo daß zu Neujahr die Hochzeit ſein ſollte. Diethelm nickte bejahend, als der Kaufmann Gäbler ſagte: Wenn der Vetter Diethelm für Euch gut ſagt, Kübler, könnt Ihr bei mir holen, was Ihr wollt. Immer aufs Neue erhob ſich das Lob Diethelm's, der mit fürſtlicher Freigebigkeit ſeinen Verwandten aufhelfe, und der Sternwirth nannte ihn ſogar einen Napoleon. Anfangs war Diethelm dieſer Ruhm im Beiſein ſeines Gläubigers peinlich geweſen; als aber auch der Kaſtenverwalter einſtimmte, war es ihm, als wachſe er immer, und als endlich der Beginn des Honoratioren-Balls in der Poſt angekündigt war, trat Diethelm ſo breit in den Saal, daß die beiden Flügelthüren nicht vergebens aufgemacht waren.

Diethelm fühlte ſich bei all ſeinem Stolze doch bald nicht recht wohl bei dieſer Luſtbarkeit. So genehm es ihm auch war, mit Beamten an Einem Tiſch zu ſitzen, er machte ſich doch bald zu dem alten Sternwirth, der daheim in der unteren Stube geblieben war, und hier ging ihm eine neue Hoffnung auf. Der Sternwirth ſagte offen, daß er und Diethelm keine Unterhändler brauchten, und erklärte geradezu, daß ſein Wilhelm und die Fränz wohl für einander paßten; er verbreitete ſich ſehr über die wirthliche Tüchtigkeit eines klugen Bauernmädchens, und wie wohl angelegt hier eine reiche Mitgift ſei. Diethelm gab nur abgebrochene Antworten und hielt dabei immer der Art inne, daß der Sternwirth etwas einſchieben mußte. Immer wohlgemuther und zutraulicher wurden die beiden Genoſſen, denn der Sternwirth bewährte heute an ſich ſeine alte wirthliche Ermahnung: Der Wein hängt an einander. Mit dieſem Worte brachte er immer wieder volle Flaſchen auf den Tiſch.

Spät in der Nacht, als die Gäſte ſich bereits entfernt hatten, ſaßen Diethelm und Fränz noch bei den Wirthsleuten, und es war ihnen allen ſo vertraut zu Muthe, daß man ſich gar nicht trennen mochte; und doch ſprach man nichts von der neuen Familieneinigung, aber dieſe ſchien Allen in der Seele zu leben.

Um dieſelbe Zeit ſaß in Buchenberg noch die Frau Diethelm's harrend bei der einſamen Lampe. Es war eine Frau von großer hagerer Geſtalt und feinem, faſt vogelartigem Geſichte, ſie war erſichtlich älter als Diethelm; und wie ſie jetzt tief Athem holend vom Spinnen aufſchaute und in die Lampe hinein ſtarrte, ſah man, daß ein ſchwerer Kummer ſich in dieſem Antlitze heimiſch angeſiedelt hatte. Sie hatte heute alle heimkehrenden Marktgänger nach ihrem Manne ausgefragt; die Einen gaben nur halben Beſcheid, die Anderen verkündeten Dinge, die unglaublich waren. Freilich hielt Diethelm ſtreng darauf, daß ſie keine volle Einſicht in ſeine Handelſchaft hatte, ſo viel aber wußte ſie doch, daß er jetzt baar Geld brauchte, er konnte alſo unmöglich eingekauft haben. Mit den heimkehrenden Marktgängern, ihren mitgebrachten Lederſpangen, Gewandſtoffen, Kinderpfeifen und Kindertrompeten, mit der Muſterung der eingekauften Pferde und Kühe, vor Allem aber mit der lärmenden Laune der Angetrunkenen war etwas von dem geräuſchvollen Marktgewühl in das ſtille Dorf gedrungen, und die Heimgebliebenen ſahen dem verwunderlich zu; vor Allen aber betrachtete die Grobbäuerin — wie Martha Diethelm noch immer nach ihrem erſten Manne genannt wurde — das Alles, als wäre es etwas Unerhörtes. Da zeigten die Einen die neuen Schuhe und Stiefel, die ſie in der Hand trugen, und ließen um den Preis rathen, oder ſie übergaben den Kindern die für ſie eingekauften, die damit davon rannten; Andere ließen ihre neuen Hüte muſtern, die ſie auf dem Kopfe trugen, während ſie die alten in der Hand hielten, und mancher Spaßvogel ſtülpte den neuen Hut über den alten auf den Kopf. Der Schmied hatte ſeinen Weißdornſtock quer über den Rücken gelegt und die Arme als Haken darüber geſchlungen, Martha wußte nicht, war es die Weinlaune oder Ernſt, als er ihr berichtete, der Diethelm käme zehnmal ſo reich wieder heim. Als es wieder ſtille im Dorfe wurde, in den Häuſern die Lichter erflammten und ein Jedes im Kreiſe der Seinen erzählte, was ihm am heutigen wichtigen Tage begegnet war, ſaß Martha noch immer im Dunkeln in ihrer Stube; ihr war ſo bang, ſie war wie feſtgezaubert, daß ſie nicht der Magd nach Licht rufen konnte; und als dieſe endlich von ſelbſt damit kam, heiterte ſie ſich wieder auf; es war ja nichts geſchehen, worüber ſie zu bangen ein Recht hatte, und ſie ließ ſich gern von der Magd berichten, welche neue Kleider u. dgl. in das Dorf gekommen waren. Als endlich Schlafenszeit und noch immer kein Diethelm und keine ausdrückliche Nachricht von ihm kommen wollte, ſchickte ſie die Magd zu Bett und ſetzte ſich an ihren Spinnrocken, um ſich wach zu halten. Die Wanduhr ſchlug neun, die an Ketten hängenden Gewichte raſſelten nieder und pochten an den Uhrkaſten. Martha erhob ſich und zog die Uhr auf, ſie erinnerte ſich, wie in der erſten Zeit ihrer Ehe, als Diethelm noch „hauslich“ war, er jeden Abend ſelbſt zur beſtimmten Stunde die Uhr aufgezogen; ſie betrachtete das Zifferblatt: da ſtand mit großer Schrift ihr Name und der Diethelm's, ſo wie die Jahreszahl ihrer Hochzeit in einem Blumenkranze. Damals, als die Uhr zum Erſtenmal hier hing, war große Freude, und wie viel ſchwere Stunden hat ſie ſeitdem geſchlagen, und wie iſt ſie ſelbſt ein Erinnerungszeichen des Zerfalls geworden, denn dieſe einfache Uhr koſtet dreitauſend Gulden; Diethelm hatte für ſeinen Schwager, der ſich mit dem Uhrenhandel beſchäftigte, um dieſe Summe Bürgſchaft geleiſtet, der Schwager war in der Fremde geblieben, und man konnte noch von Glück ſagen, daß er ſeine Familie nachkommen ließ, nachdem man ſie mehrere Jahre ernähren mußte.

Ach! An Alles knüpften ſich traurige Erinnerungen.

Es war ſtill ringsum, denn das Haus Diethelm's lag weitab vom Dorf auf einer Anhöhe. Martha öffnete das Fenſter, horchte hinab und ſchaute hinein in die ſternglitzernde Nacht, dann ſetzte ſie ſich wieder zur wachhaltenden Arbeit, und ihr ganzes Leben zog an ihrem Sinnen vorüber. Jung verheirathet an einen grämlichem, bis zum Hungerleiden geizigen Mann, der nicht umſonſt der Grobbauer hieß, hatte ſie ein ſchweres Loos; ſie gebar drei Kinder, von denen ſie zwei begrub, und nur das älteſte, eine Tochter, war ihr geblieben, als auch ihr Mann ſtarb. Sie verfeindete ſich mit ihrer ganzen Familie, beſonders aber mit ihrem Bruder, dem Schäuflerdavid, als ſie ihren überaus ſchmucken Knecht, den Diethelm, heirathete. Die Leute ſagten, der Diethelm habe um die Tochter Martha's gefreit, die Mutter aber habe ihn für ſich behalten. Bald nachdem die Tochter auf den Kohlenhof, zwei Stunden von Buchenberg, verheirathet war, feierte Martha ihre Hochzeit mit Diethelm. Dieſer, obgleich zwölf Jahre jünger, ſchien überaus glücklich mit ſeiner rüſtigen, wohlhäbigen Frau, er ehrte und erfreute ſie, wo er es nur immer vermochte, und ſchien ſich noch immer faſt als Knecht zu betrachten, denn er verfügte über Nichts in Haus und Feld, ohne vorher die Frau darum zu befragen.

Buchenberg gehört noch zu jenen Dörfern, wo Alles mit einander verwandt iſt, weil die großen Bauern nur unter ſich heirathen. Um ſo glücklicher durfte ſich Diethelm ſchätzen, vom fremden Knechte zum reich angeſeſſenen Hofbauern erhoben zu ſein. Er ſchien das auch zu erkennen. Bald aber erhielt Martha die Kunde, wie er hinter ihrem Rücken über Großes verfügte und namhafte Summen ſeinen Verwandten ſchenkte. In ſeltſamer und doch ſo häufig vorkommender Verkehrtheit ging ſie Tage ja Wochen lang mit tiefem, immer ſich ſteigerndem Zorn in der Seele umher, und unverſehens, bei den geringſten Anläſſen, brach ſie in Verwünſchungen, in Schelten und Weinen aus, daß Alles zu Grunde gerichtet werde. Die Erwartung, daß Diethelm endlich ſelber ſeine geheime Schuld bekennen würde, konnte immer ſchwerer in Erfüllung gehen, denn Diethelm ſah nun auf Einmal in ſeiner Frau ein verändertes, zänkiſches Weſen, ſah ſich für ſein ganzes Leben ans Unglück geſchmiedet und freute ſich im Stillen doppelt, daß er in der Aufhülfe ſeiner Familie doch noch eine Freude habe, während ihm ſonſt nur Leid bevorſtand. Er wußte doch jetzt, wofür er das zu erdulden habe. Dem allzeit keifenden Weſen ſeiner Frau ſetzte er unverbrüchliches Stillſchweigen gegenüber; und als er dies endlich brach, da die Frau ihn im Beiſein des Metzgers über den eigenmächtigen Verkauf eines Kälbchens hart anließ, erfuhr er endlich die lange verhaltene Urſache vom Zorn ſeiner Frau. Jetzt aber war in ihm der gerechte Grund ihres Unwillens längſt vernichtet und abgebüßt, und mit ſchneidendem Spott erklärte er ſeiner Frau, daß er nicht, wie ſie, kein Herz für die ihm angehörige Familie habe.

So verkehrt es auch war, daß Diethelm ſeiner Frau ein Verhältniß zum Vorwurf machte, das doch nur um ſeinetwillen eingetreten war, ſo wirkte dies doch ſo erbitternd auf Martha, daß ſie, ohne ein Wort zu ſagen, mit hervorgequollenen Augen, mit knirſchenden Zähnen und zitternd gekrallten Fingern auf Diethelm eindrang, als wollte ſie ihn in Stücke zerreißen. Diethelm ſtand ſtarr und regungslos bei dieſem Anblicke. So hatte er ſich nie gedacht, daß ſeine Frau werden könne. Als ſie nun ihm ganz nahe war, verzerrten ſich ihre Mienen zur grimmigſten Fratze; aber ſie legte nicht Hand an ihn, ſondern ſtieß nur einen unarticulirten Schrei höchſter Verachtung aus und verließ die Stube.

Von jenem Tage an und gerade aus dem Ausbruch von ſo mächtigen Zorn- und Haßgedanken war eine ſeltſame und doch wieder ſo leicht erklärliche Einkehr in den Gemüthern der beiden Ehegatten vorgegangen. Diethelm erkannte und ſprach es aus, daß er ſeiner Frau Unrecht gethan, da ſie vollberechtigt ſei, in der Verwendung ihres Beſitzthums darein zu reden. Er erklärte ihr nun die Hülfloſigkeit ſeiner Angehörigen, und wie er ſich ſchämen müßte, ſelber im Ueberfluſſe zu leben, während ſeine Nächſten darbten. Auch Martha erkannte dies und daß ſie ungerecht gegen ihren Mann geweſen, aber ausdrücklich bekennen konnte ſie das nicht, obgleich ſie oftmals auf Diethelm's Gutherzigkeit zu ſprechen kam und dabei das zum Verzweifeln karge Weſen ihres verſtorbenen Mannes erwähnte. Sie ſchickte nun ſelbſt, ſo oft ſich Gelegenheit gab, Allerlei nach Letzweiler, und Diethelm, nun vollkommen gedeckt, wollte allen ſeinen Angehörigen gründlich aufhelfen. Ein wirklich ungewöhnlich mächtiger Familienſinn, dabei aber auch die Luſt, frei und offen über ein großes Beſitzthum zu verfügen, und vor Allem die Ehre und der Ruhm, der ihm dadurch ward, ließen ihn faſt keine Grenzen mehr kennen.

Das Haus des Grobbauern, das ehedem von den Bettlern gemieden war, zeigte ſich ſeit Diethelm's Zeiten als die reichſte Quelle der Wohlthaten, und es wurde viel gerühmt, daß Martha nie einem Armen eine abgerahmte Milch gab.

Eine Eigenſchaft zeigte ſich bei Diethelm in Allem: es war eine unerſättliche Ehrbegierde; er hätte lieber das tiefſte häusliche Elend ertragen, ehe er davon etwas in der Welt verlauten und ſo ſeine Ehre bloßſtellen ließ. Als nun nach fünf Jahren kinderloſer Ehe die kleine Fränz geboren wurde, war er voll ſteten Jubels, und an dem Kinde ſchien immerwährend ſein ganzes Leben zu hängen. Aus dem Geſpräche der beiden Schäfer iſt uns noch erinnerlich, welch eine ſeltſame Lebenswendung Diethelm einſchlug, und wie bald keine Spur mehr davon übrig war, daß er einſt das Beſitzthum ſeiner Frau wie ein Dienſtbote betrachtet hatte. Er ſchien fortan keine Ruhe mehr in ſeinem Hauſe und in ſeinem ganzen Leben zu haben; es kam hierüber zu heftigen Erörterungen, und Diethelm behauptete ein für allemal, er habe es verſäumt, ſeine jungen Jahre zu genießen, und müſſe das jetzt nachholen. Von jener Zeit an ſah Martha, welch ein Leben ihr geworden war, ſie ließ Alles ohne Widerrede geſchehen, den Güterverkauf, den Fruchthandel, die Schafhalterei; ſie hatte einen Mann, der ſie des Reichthums wegen geheirathet, und der nun, deſſen gewohnt, ihrer kaum mehr achtete und ſeine Freude außer dem Hauſe ſuchte. Das war aber nicht immer der Fall, denn Diethelm hatte Zeiten, da er voll Ehrerbietung gegen ſeine Frau war und ſie ſcherzweiſe Meiſterin nannte, und die Frau hatte bei all ihrem vergrämten Weſen doch oft Mitleiden mit dem Mann, der vielleicht mit einer jungen minder begüterten Frau glücklicher geworden wäre. So lebten dieſe Leute ſchon zwei und zwanzig Jahre in der Ehe und hatten noch ihre Einigung nicht gefunden, und doch ſtrebte eigentlich im Innerſten ein Jedes dem Andern zu Gefallen zu leben, und war auch viel Streit und Zank zwiſchen ihnen: war das eine vom andern entfernt, gedachten ſie mit inniger Sehnſucht einander, und die Frau beſonders war dann beſtrebt, gegen Jedermann ihren Diethelm zu preiſen. An Fränz, wenn ſie zu Haus war und nicht nach ihrer Gewohnheit den Vater überall geleitete, hatte ſie keine Stütze, denn das Mädchen hatte das hoffärtige Weſen ihres Vaters geerbt: Großthun, die Welt in Neid von ſich reden machen, war ihr ewiges Dichten und Trachten, und ſie ſchalt wie Diethelm die Grämlichkeit und das Schwarzſehen der Mutter eine Alterskrankheit, die ſie höchſtens bemitleidete.

Martha ſaß jetzt allein, rückwärts ſchauend in die Vergangenheit und vorwärts nach ihrer einzigen Sehnſucht, dem Tod. Da hörte ſie einen Wagen die Straße daherfahren, eine Männerſtimme rufen, und mit der Freude eines Mädchens, das den Bräutigam erwartet, rief ſie zum Fenſter hinaus in die Nacht: Willkommen, Diethelm! Es antwortete Niemand, ſie ſteckte ſchnell die Ampel in die Laterne, eilte hinab, und als ſie die Ankommenden ſah, ſchrie ſie jammernd laut auf.

Was habt Ihr, Meiſterin? fragte der Schäfer, dem ſein Bruder vorausgegangen war.

Was will der Landjäger? fragte die Frau.

Das iſt kein Landjäger, das iſt ja mein Munde, antwortete der Schäfer, und Munde faßte die Hand der Frau, die zitternd und kalt war.

Als Medard in der Stube die Vorgänge in der Stadt erzählte, preßte die Frau die Lippen, und ihre vogelartige Naſe wurde kreideweiß; ſie ſprach kein Wort und ſchüttelte nur mehrmals mit dem Kopf. Als ſie endlich in ihrer Kammer allein war, warf ſie ſich auf die Kiſſen und weinte hinein und ſchrie die Worte: Ausborger! Vergantet! Letzweiler Lump. Dann richtete ſie ſich wieder ſchnell auf, riß die Kiſſen vom Bette und ſchrie wie raſend: Das Alles wird verſteigert, Alles. Aufs Stroh, aufs Stroh bringſt du mich! — Und ſie warf ſich auf das Stroh, weinte lange, bis ſie endlich entſchlummerte.

## Siebentes Kapitel.

Von Trompeten- und Poſaunenſchall erweckt, ſchlug Diethelm am Morgen die Augen auf; es ſchien ihm faſt, als ob es die Stadtzinkeniſten gerade auf ihn abgeſehen hätten, und ihm war jetzt ſo ſchwer, als ob die ganze Laſt des Erkauften leibhaftig auf ihm läge; er überſchaute jetzt nochmals die Zahlen in ſeiner rothen Schreibtafel und erkannte, daß er mehr eingethan, als ins Mäß will. Jetzt galt es aber muthig einzuſtehen. Fränz war ſehr mißlauniſch, ſie hatte ſich in den vornehmen Kleidern doch ausnehmend gefallen und kam ſich wie erniedrigt vor in der gewohnten Tracht. Sie mußte nun den Vater zu dem Kaufmann Gäbler begleiten, wo man feines blaues Tuch zu einem Mantel für die Mutter einkaufte, und von den Zureden Gäbler's unterſtützt ließ ſie nicht ab, bis auch für ſie mehrere ſtädtiſche Kleider eingekauft wurden. Gäbler war überaus freundlich und ſagte, daß Diethelm mit Recht den Ruhm habe, daß gut mit ihm handeln ſei und er etwas an ſich verdienen laſſe. Als Diethelm die Waare bezahlen wollte, lehnte dieſes Gäbler mit dem höflichen Beiſatze ab, ſolche Kunden müſſe man feſthalten, denen ſtelle man Jahresrechnung, und Diethelm lächelte in ſich hinein; ſo klein auch dieſe Summe war, es zeigte ſich doch wieder, wie die ganze Welt ihm ihr Beſitzthum aufdrang und Vertrauen in ihn hatte. Warum ſollte er das ſelbſt nicht haben? Gäbler rief Diethelm noch auf der Straße nach, daß er in den nächſten Tagen mit dem

Brandſchätzungs-Commiſſär nach Buchenberg käme, um Alles aufzunehmen und zu verſichern, und er hoffe, daß das Beiſpiel Diethelm's ihm mehr Kunden im Oberlande verſchaffen ſolle. Diethelm hatte das eingekaufte Manteltuch im Arm, jetzt ließ er es plötzlich fallen, und als er ſich darnach bückte, fiel er nach der ganzen Körperlänge auf den Boden. Fränz und der herzugeeilte Gäbler hoben ihn raſch auf, und Diethelm behauptete mit ſchmerzverbiſſenem Antlitze, daß er über einen Pflaſterſtein geſtrauchelt ſei. Der Abſchied von den Wirthsleuten im Stern hatte etwas erzwungen Heiteres, der Sternwirth ſagte noch bei der letzten Handreichung: Es bleibt alſo, wie wir abgeredet. Diethelm nickte bejahend. Mit einem beſonderen Behagen legte er dann das Manteltuch in die Kutſchentruhe, er konnte ſeiner Frau damit doch beweiſen, wie er ihrer gedacht; und erſt als er ſchon fuhrfertig oben ſaß, kam Fränz mit hochglühenden Wangen und verweinten Augen. Die beiden Wegfahrenden ſprachen kein Wort mit einander, und Diethelm ſchaute immer rechts und links nach den Häuſern; ſein Blick haftete beſonders auf jenen Täfelchen, darauf im ſchwarzen Felde zwei rothe Hände in einander verſchlungen waren.

Erſt vor der Stadt nahm Diethelm die Peitſche auf und ſchlug fluchend und im heftigſten Zorn auf die beiden Rappen, daß ſie im wilden Trab dahin rannten. Es war ein ſchöner heller Auguſtmorgen, die Leute am Wege arbeiteten, als wäre nicht geſtern Markttag geweſen, und mancher ſchwere Garbenwagen, der langſam des Weges daherkam, hatte kaum Zeit dem pfeilſchnellen Gefährte auszuweichen, und Mancher im Felde drohte mit dem Garbenknebel, mancher Bauer fluchte mit geballter Fauſt hinter Diethelm drein, denn er war beim raſchen Ausweichen in einen aufgeſchichteten Steinhaufen am Wege oder gar in den Weggraben gefahren und konnte nun lange nicht mehr vom Fleck, während Diethelm raſch aus den Augen verſchwand. An der erſten Anhöhe begegnete Diethelm einem leeren Wagen, er hielt an, und erfuhr auf die Frage: woher? daß dies der Knecht des Steinbauern war, der ihm Wolle zugeführt hatte.

Haſt ein Trinkgeld bekommen? fragte Diethelm,

Wüßt' nicht von wem. Die Frau hat ſich gar nicht ſehen laſſen, ein Schäfer und ein Soldat haben die Ballen abgenommen.

In einem Gemiſch von Demuth und Stolz ſagte Diethelm, in die Taſche greifend: Ich bin der Diethelm, bin ſelber Knecht geweſen und weiß, was ein Trinkgeld iſt. Mein' Frau iſt krank. Seh, — und er warf buchſtäblich das Geld auf die Straße und fuhr davon.

Diethelm ſchimpfte gegen Fränz über die Mutter, die ihn gewiß wieder „mit ihrem Gruchzen in der ganzen Welt verbrüllt habe," und Fränz hatte darauf nichts zu erwidern, als daß das Verbleiben in der Stadt ja ſo ſchön geweſen ſei. Trotz der Erwähnung dieſes Säumniſſes dachte Keines von Beiden daran, wie es Pflicht geweſen wäre, alsbald ſelbſt heim zu eilen und die Uebernahme und Einräumung ſelbſt anzuordnen, ſtatt ſie der Mutter über den Hals zu ſchicken. Fränz und Diethelm waren wie zwei Menſchen, die, ohne es ſich offen zu geſtehen, daß ſie ein Unrecht begangen, und doch deſſen bewußt, gegen den losfahren, deſſen Leiden ihnen den Spiegel ihres Thuns vorhält. Diethelm ſchwur, daß er nun der Mutter das Manteltuch gar nicht gebe, ſie habe es nicht verdient, und nur hierin beſchwichtigte Fränz und deutete auf die Kränklichkeit und daraus folgendes grämliches Weſen der Mutter hin. Nun waren ſie wieder beide wohlgemuth, denn ſie konnten jeden kommenden Vorwurf mit mitleidigem Achſelzucken von ſich weiſen.

Am Waldrande in der Mitte des Weges erhob ſich eine Staubwolke, und als die Fahrenden näher kamen, zeigte ſich eine große Heerde Schafe. Der Schäfer kannte Diethelm und ſagte, daß er am Abend in Buchenberg ſein werde, und lobte überaus die eingekaufte Heerde. Diethelm empfahl ihm, ruhigen Trieb zu halten, und warf auch ihm ein Geldſtück zu.

Das iſt Alles unſer, ſagte Diethelm dann mit triumphirender Miene zu Fränz, und mit Stolz wies er weiter hinaus, wo wieder eine Heerde in einer Staubwolke ſich zeigte, und es war ihm, als ob nirgends Raum genug wäre und auf allen Wegen ſich ſein Reichthum ausbreitete, mit dem er Hohes, Unüberſehbares erobern wollte. Mit Behagen erzählte er zum hundertſten Male der Fränz, wie er vor dreißig Jahren mit dem Stab in der Hand und neun Kreuzer in der Taſche nach Buchenberg gekommen ſei, und wie er jetzt auftrete und noch höher hinaus müſſe. Und Alles nur für dich und für die Meinigen in Letzweiler, ſchloß er und redete nun Fränz ins Gewiſſen, daß ſie den Schäfer Munde, der jetzt daheim gewiß auf ſie warte, ein- für allemal aufgeben müſſe. Fränz erklärte ſich hiezu bereitwillig, ſie ſpottete über die Liebſchaft mit Munde als über ein Kinderſpiel, nannte ihn ein an Pfennigwirthſchaft gewöhntes Schäferle und ſagte geradezu, daß ſie nur noch in reichen Verhältniſſen leben und ſich nicht abplagen möge, wie eine Viehmagd.

An der ſogenannten kalten Herberge auf der Anhöhe ſtanden noch drei beladene Wollwagen. Diethelm ſtieg ab und hörte, daß dieſe Fuhren für ihn ſeien; er ließ nun den Fuhrleuten auftiſchen nach Herzensluſt, beſchenkte die Armen und Wanderburſchen, die ſich wie gerufen eingeſtellt hatten, und geberdete ſich überhaupt, als ob er einen großen Schatz gefunden und Geld für ihn gar keinen Werth habe. Er freute ſich des dankenden Lobes von den Fuhrleuten und horchte aus dem Verſchlage hinaus nach der großen Stube, denn er wußte wohl, daß die Leute dort den Ruf im Lande machen. Es war aber nicht allein dieſer Ruhm, der ihn erfreute, er hatte ſeine Luſt an der Freigebigkeit ſelbſt; dieſes Aufleben der Beſchenkten durch die Gabe, dieſes Erleuchten des Antlitzes gleich dem glänzenden Aufſproſſen einer Pflanze nach erfriſchendem Regen, das that ihm im Innerſten wohl.

Sinnliche Naturen, das heißt ſolche, die mit mächtigen Trieben ausgeſtattet ſind, neigen auch leicht zu Freigebigkeit und Wohlthätigkeit; das Mitgefühl iſt raſch erregbar, und jener dunkle Zuſammenhang mit der Außenwelt offenbart ſich in Leid und Luſt. Was man die Gutherzigkeit nennt und mit Recht hoch hält, iſt durch ſolchen Urſprung nicht aufgelöſ't, die Sonne freier Erkenntniß färbt die Frucht, der aus dunkelm Grunde der Saft zuſtrömt.

Diethelm empfand eine wahre Glückſeligkeit in der Anſchauung und in dem Gedanken, wie Viele er labte und erquickte.

Der Wein mundete vortrefflich, und da einmal aus Verſehen ausgeſpannt war und die Frau zu Hauſe gewiß kein Eſſen bereitet hatte, ließ ſich Diethelm ſolches, trotzdem es noch ſo früh am Tag war, trefflich ſchmecken; zankte nun die Frau daheim, ſo hatte er doch vorgeſorgt, und der Wein gab Muth zu Allem. Der Wirth äußerte in redſeliger Weiſe ſeine Freude über die Einkehr Diethelm's und erzählte, wie es ihn ſchon lang verdroſſen habe, daß er immer ohne anzukehren vorübergefahren ſei. Freilich, ſetzte er hinzu, früher hat das Haus kein Anſehen gehabt, aber jetzt, ſeit ich neu gebaut habe, beſuchen mich die Herrſchaften aus der Stadt.

Haſt deßwegen neu gebaut?

Nein, ich hab' müſſen, ich bin ja abgebrannt.

So? ſagte Diethelm und ſtürzte ein volles Glas hinab. Biſt verſichert geweſen?

Darüber könnt' ich nicht klagen, der Kaufmann Gäbler auf dem Markt hat mir den Schemel unterm Tiſch vergütet.

Diethelm ſchwieg während der weitläufigen Erzählung von dem Brand und dem Neubau. Er hörte mißtrauiſch die ganze Darlegung von der Anklage auf Brandſtiftung und der vollkommenen Freiſprechung von derſelben, und ſo heiter er in das Wirthshaus eingetreten war, eben ſo mißmuthig verließ er dasſelbe: der Mann und alle ſeine Habe, alle die Tiſche, Stühle, Thüren erſchienen ihm ſo verbrecheriſch, das ganze Haus ſo unheimlich, als ſpräche aus jedem Stein und Balken das Verbrechen, das es gegründet haben ſollte.

Als flöhe er vor einer verzauberten Behauſung, die ihn feſtbannen wolle, machte ſich Diethelm davon, und die Leute ſchauten ihm verwundert nach, als er in geſtrecktem Galopp über die Hochebene davonjagte.

Als es wieder bergab ging, hemmte Diethelm kein Rad, und die Rappen ſtemmten ſich rechts und links, und Diethelm fuhr immer hin und her, um dadurch eine Schlängelung des Wagens zu gewinnen; da krachte es plötzlich, der Sattelgaul ſtürzte und riß Diethelm mit ſich vom Wagen herab, daß Fränz laut aufſchrie. Herbeieilende Wegknechte halfen bald wieder auf, Diethelm hatte ſich nicht beſchädigt, nur hinkte er am linken Fuß. Die zerbrochene Deichſel wurde zuſammengebunden, und die wild gewordenen Pferde an der Hand führend, ging Diethelm mit der Fränz neben ihnen her. Eine gute Strecke gingen ſie lautlos dahin, jetzt hielt Diethelm an, nahm ſeufzend den Hut ab, ſeine Haare ſchienen in der That ſeit zwei Tagen ſehr gebleicht zu haben, und an das ſtaubbedeckte Pferd gelehnt ſagte er mit zitternder Stimme: Fränz, ich thät' ſterben, ich thät' mir ſelber den Tod an, wenn ich auf meine alten Tage in Noth käm'; wenn ich laufen müßt' und nicht mehr fahren könnt'. Guck, ich mein', ich geh' knietief im Boden, ſo ſchwer wird mir's. Wenn ich ſo weit 'runterkäme — nein, es darf nicht ſein. Ich bin nicht allein, ein ganzes Dorf ſtürzt mit mir. Wenn ich Niemand mehr was ſchenken könnt' — lieber möcht' ich geſtorben ſein.

Fränz tröſtete, ſo gut ſie konnte, und nannte dieſe Schwermuth nur eine Folge des Schreckens. In Unterthailfingen, kaum noch eine Stunde von Buchenberg, war Diethelm eigentlich ſchon zu Hauſe, denn hier hatte er einen Weidgang für vierhundert Schafe gepachtet. An der Schmiede wurde nun die zerbrochene Deichſel wieder feſtgenietet, und der Wein im Wirthshauſe feſtigte faſt eben ſo das geknickte Gemüth Diethelm's, ja er fühlte ſich ſo friſch geſtimmt, als ginge es zu einer beſondern Feſtlichkeit, und in ſeltſamer Laune ſchickte er nach dem Bader und ließ ſich von ihm mitten in der Woche die Bartſtoppeln abnehmen.

## Achtes Kapitel.

Mit Aufſehen erregendem Wagengeraſſel fuhr Diethelm in Buchenberg ein, aber es ſchaute Niemand nach ihm, denn eben läutete die große Glocke, die ſogenannte alte Kathrin', die nur bei Sterbefällen und in Feuersgefahr allein angezogen wurde. Diethelm fühlte, wie dieſer Klang ihm den Athem ſtellte. Wär's möglich, daß ſeine Frau ſich ein Leid angethan? Er mußte die Leute auf der Straße für die arme Seele beten laſſen und konnte nicht fragen.

Wer iſt geſtorben? fragte er beim Wirthshauſe zum Waldhorn anhaltend, und erhielt zur Antwort, daß man dem alten Küfermichel zum Verſcheiden läute. Diethelm knallte mit der Peitſche. Es war nicht der Mühe werth, um den alten Mann ſo viel Aufhebens zu machen.

Heitern Sinnes fuhr er das Dorf hinaus nach ſeinem Gehöfte. Im hellen Mittagsglanze lag Haus und Scheuer und Ställe ſtattlich da. Das Haus, mit der Giebelſeite nach der Straße gekehrt, von den Grundmauern bis zum Dache um und um mit graugewordenen Schindeln vertäfelt, die als Wetterpanzer dienten, öffnete jetzt ſo zu ſagen ſeinen Mund und erhielt große Brocken; denn in dem Vorbaue am Dache ſtanden zwei Männer und zogen an der Radwinde die Wollballen herein, die von unten hinaufgeſchrotet wurden. Aus dem Schornſtein ſtieg kein mittäglicher Rauch auf, und es war nun doppelt gut, daß in der kalten Herberge vorgeſorgt war. Während er den kleinen Hügel hinanfuhr, überlegte Diethelm, wie er dem keifenden Weſen der Frau begegnen ſolle, und es blieb ſchließlich dabei, daß er zu Allem lächeln und geheimnißvoll thun müſſe, als ob er einen großen Gewinn in der Taſche und noch einen größeren in Ausſicht habe. Als er anhielt und abſtieg, ließ ſich Niemand ſehen. Diethelm führte ſelbſt die Pferde in den Stall und ſchickte durch Fränz das Manteltuch der Mutter; dann ging er an der Stubenthür vorbei, drinnen er laut weinen hörte, hinauf auf den Speicher, und als er hier mit Medard zankte, weil er die verſchiedenen Sorten unter einander gelegt, erwiderte dieſer trotzig, das ganze Geſchäft ſei eigentlich nicht ſeine Sache, er ſei Schäfer und nicht Kaufmannsdiener. Zu jeder andern Zeit hätte Diethelm auf ſolche trotzige Art tapfer ausgeſchirrt, heute aber brummte er nur vor ſich hin „wart nur, krummer Spitzbub“, und ſprach kein lautes Wort. Er wollte es vor Allem vermeiden, vor den vielen ein- und ausgehenden Fremden im Hauſe irgend Zank laut werden zu laſſen; denn es konnte dabei Manches zu Tage kommen, was beſſer verborgen blieb, auch wußte er, wie große Stücke ſeine Frau auf den Schäfer und ſeine ganze Sippſchaft hielt. Als er wieder die Stiege herab kam, ſtand die Frau am Herd und zündete ein Feuer an. Er reichte ihr die Hand und fragte:

Warum haſt denn bis jetzt kein Feuer angemacht?

Ich hab' warten wollen, bis du's ſelber anzündeſt, erwiderte die Frau in ſchmollendem Tone. Diethelm ſtand erſtarrt und biß auf die Lippen. Was meinte die Frau mit dieſen Worten? Wie konnte ſie ahnen, daß heute ſchon zum Zweitenmale ein ſolcher Gedanke ihm wie ein brennender Funke in die Seele fiel? Die Frau aber ſchien dieſe Worte nur unbedacht als ſcharfe Widerrede geſprochen zu haben; denn ohne weiter darauf einzugehen, ſchalt ſie die Fränz:

Was läufſt ſo 'rum wie ein Schlittengaul? Zieh deine Sonntagskleider aus. Es iſt ja Sünd' und Schad'. Wirſt doch nicht ſo daheim 'rumlaufen wollen? Bei rechtſchaffenen Bauersleuten iſt's immer ſo geweſen: wenn man heim kommt, zieht man ſeine Werktagskleider an und legt die guten ordentlich in den Schrank. Aus dem Weg! Darfſt mir nichts anrühren. Fahr in der Welt herum oder zum Teufel, wohin du magſt!

Der Zorn gegen den Vater ging, wie ſchon ſo oft, auch diesmal an dem Kind aus; denn einerſeits hatte Martha nicht den vollen Muth gegen ihren Mann, andererſeits wußte ſie, daß eine Kränkung der Fränz ihm doppelt wehe thue. Fränz wollte laut aufweinen, aber Diethelm beſchwichtigte ſie und ſagte:

Die Mutter hat Recht, ganz Recht hat ſie, aber heut iſt eine Ausnahme, heut kommen noch viele Leut', und da darf man nicht ſo verhudelt 'rumlaufen.

Und ich? ich kann das Aſchenputtel ſein? frug die Mutter.

Du mußt dich auch beſſer anthun. Wie gefällt dir das Manteltuch? Frau, du wirſt dein' Freud' haben an dem Marktgang, ſagte Diethelm mit zutraulicher Stimme, während er klein Holz häckelte, eine Aufmerkſamkeit, die er ſeit den erſten Jahren der Ehe nicht mehr gehabt hatte.

Der Hausfriede war nun nothdürftig hergeſtellt, und Diethelm mußte bei Tiſche thun, als ob er noch nirgends geſpeiſ't habe; er würgte jeden Biſſen mit Mühe hinab, und ſein ganzes Heimweſen erſchien ihm auf einmal ſo düſter. Wie war's draußen in der Welt ſo hell und freundlich und Alles ſo zuvorkommend, und hier mußte er immer thun, als ob er das Gnadenbrod eſſe. Die freie Stimmung, die er aus der Ferne mitbrachte, war plötzlich gefängnißdumpf, und als er wieder hinabkam und ſeine Halbkutſche ſah, meinte er, er müſſe gleich wieder anſpannen und fort, immer weiter; auf der kalten Herberge, im Stern, in der Poſt, überall war's viel beſſer, ſonniger und luſtiger.

Wagen an Wagen kamen angefahren, Heerden hielten unten am Wege und blökten ſo kläglich, und Diethelm war's wieder, als ob ihn all das neue Beſitzthum erdrückte; er hatte außer Medard noch zwei Schäfer in Dienſt genommen, und noch hatte jeder mehr als die gewohnte Zahl Vierhundert zu hüten. Aber er that freundlich und wohlgemuth, er half ſelber die Ballen oben in der Luke einziehen, und einmal ſchrie Alles laut auf, denn Diethelm hatte ſich zu weit hinausgewagt, er hing frei in der Luft am Seil, es war ihm, als ſchwebte er über dem Abgrund; er wußte nicht, ſollte er feſthalten oder freiwillig hinabſtürzen, daß er zerſchmettere und Alles auf Einmal aus ſei; aber unwillkürlich hielt er feſt, und beſonders der Geiſtesgegenwart und dem entſchiedenen Commando des Schäferſoldaten Munde war es zu danken, daß vor lauter Staunen über den möglichen Unfall derſelbe nicht in der That eintraf. Die Männer unten ließen leiſe die Laſt wieder herabgleiten, und Diethelm ſtand ſchwankend auf dem Boden und fühlte, wie er aus Noth und Tod plötzlich wieder ins Leben geſtellt war. Die Gefahr, in der Diethelm geſchwebt, hatte plötzlich wieder all die Liebe Martha's zu ihm geweckt, ſie umhalſ'te ihn laut weinend und dankte Gott für ſeine Rettung. Vor einer Stunde noch voll Jähzorn und giftiger Verwünſchungen, verfiel ſie jetzt in die ganz entgegengeſetzte Stimmung, daß ſie ihren Diethelm „verkindelte", ſo daß dieſer einſt von ſolcher altmütterlichen Behandlungsart geſagt hatte: es fehle weiter nichts, als daß ihm ſeine Frau noch Kindchensbrei koche. Martha duldete es nicht mehr, daß Diethelm irgend Hand anlege; ſie beſorgte ſelber die Empfangnahme alles Eingekauften, Diethelm mußte in der Stube ſitzen, und wie er draußen lärmen und rufen hörte, kam er ſich vor, als wäre er im Fieber gefangen, und Alles ſtürmte auf ihn ein, und er konnte ſich nicht wehren und mußte ſtill Alles mit ſich geſchehen laſſen.

Endlich waren die leeren Wagen abgefahren, die Heerden in den weitläufigen, an das Haus angebauten Ställen untergebracht, es war Abend, und Diethelm fühlte ſich ſo wohl daheim, daß ihm die vergangenen Tage und das Hinausſehnen wie ein Traum erſchien. Hier allein war Friede und Glückſeligkeit. Er ließ den Munde in die Stube rufen, dankte ihm für ſeine entſchiedene Hülfe und ſchenkte ihm einen Kronenthaler. Munde nahm zaghaft das dargebotene Geld, aber er nahm es doch, und faſt ſtolperte er über Fränz, die am Spinnrocken ſaß, und verließ ohne ein Wort die Stube. Diethelm war ſo hingegeben, daß er faſt geneigt war, ſeiner Frau die ganze Lage ſeiner Verhältniſſe zu offenbaren; aber er hielt noch zeitig genug an ſich und erklärte ihr nur, daß er entſchloſſen ſei, nur noch diesmal die Handelſchaft zu treiben, dann wolle er wiederum hier oder anderswo ſich Aecker kaufen und ruhig bauern, wie ehedem. Dieſe tröſtliche Ausſicht, die das Antlitz der Frau faſt verjüngte, erfüllte Diethelm ſelbſt mit einer heitern Gemüthsruhe, und in ihm ſprach's: es muß Alles wieder gut werden, Gott darf eine ſo ſchöne Zukunft nicht zu Schanden werden laſſen. . . Eine andächtige Stille herrſchte in der Stube, und Diethelm zog die Uhr auf, das war das Zeichen, daß es Zeit zum Schlafengehen ſei.

## Neuntes Kapitel.

Fränz allein war voll Unruhe und Widerſtreit. Es war ein ſeltſam geartetes Kind, wie es in einer Ehe, die ſo oft von Zwietracht zerſtört war, kaum anders erwachſen konnte. Als ſie noch Kind war, ſcheuten ſich die Eltern anfangs noch, irgend einen Zerfall vor ihr laut werden zu laſſen; nach und nach aber verlor ſich dieſe Zurückhaltung, ja die häſſigen Reden des Einen und des Andern wurden immer an das Kind gerichtet, da hieß es oft: das Vermögen kommt alles von deinem Vater her, darum darf er's verlumpen, und andererſeits: dein' Mutter kann in ihren jungen Tagen nichts als gruchzen und flennen. Es fielen aber auch noch unumwundene und viel derbere Reden, und das Kind ſtand dazwiſchen, wie wenn wilde Vögel ihm ums Haupt ſchwirrten, und wußte nicht, wie ihm geſchah. Wenn der Zwieſpalt aufs Aeußerſte gediehen war und doch wieder ein Jedes innerlich fühlte, wie ſehr es an das Andere gebunden war, und nur den Weg zu dieſer Aeußerung nicht finden konnte, dann haſchte ein Jedes nach dem Kind und ſchwur auf ſein Haupt: Wenn du nicht wärſt, dann wäre ich ſchon lang ins Waſſer geſprungen, oder ich hätte mich an einen Baum gehängt u. dgl. Bei dieſen Reden ſtand das Kind wie ein Lamm da, und wie es die großen braunen Augen aufſchlug, ſprachen Worte und Gedanken daraus, die Niemand verſtehen konnte und wollte. Bisweilen wurde auch Fränz zum Friedensboten gemacht und von der Mutter nach dem Wirthshaus zum Waldhorn oder in den Stall geſchickt, dem Vater leiſe zu ſagen, wenn er Alles wolle aus ſein laſſen, möge er zum Eſſen kommen; oder auch umgekehrt: der Vater ſchickte Fränz nach der Mutter, die ſich in der Regel in das Haus des alten Schäferle, zum Vater von Medard und Munde flüchtete. Natürlich konnte hierbei von Kinderzucht gar keine Rede ſein, und es war nur dem guten Naturell des Mädchens zu danken, daß es nicht widerſpenſtig und höhniſch gegen die Eltern wurde. Die Kameradſchaft mit Munde, der ein aufgeweckter und äußerſt zartſinniger Knabe war, trug viel dazu bei, eine gewiſſe Milde in das herriſche und heftige Weſen des Mädchens zu bringen. Als Fränz zur Jungfrau zu reifen begann, war ſie oft unbegreiflich ſchwermüthig und ſtill. In jener Zeit begann aber der Fruchthandel und bald darauf die Schafhalterei Diethelm's; er nahm nun das Kind ſo oft als möglich mit auf ſeine Fahrten, und von da an lernte Fränz das Leben außer dem Hauſe als das allein ſchöne kennen und wurde Meiſterin einer weltläufigen Verſtellungskunſt; denn wenn man den Diethelm erinnerte, zu welcher Stellung er, der frühere Knecht, gekommen war, verfehlte er nicht, ſein häusliches Glück zu preiſen. Schon mit ihrem fünfzehnten Jahre merkte Fränz die bald offenen, bald verſteckteren Werbungen um ſie, und ſie verſtand es, dieſelben hinzuhalten, während ſie daheim den getreuen Munde am Bändel führte und ihn in der That von Herzen lieb hatte. Denn Fränz war bei alle dem doch kein durchaus verdorbenes Weſen, ſie war gutherzig und arbeitſam, nach Laune oft bis zum Uebermaß, ſie hatte die Luſt zu ſchenken, wie ihr Vater; nur erſchien ihr das, was man als Liebe pries, oft wie ein Poſſenſpiel, ſie ſah es ja vor ſich bei ihren Eltern; ſie glaubte nicht an einen Frieden, und Alles war nur der Welt wegen, damit Die draußen nichts merken. Wenn Zank und Hader zwiſchen den Eltern war, erging es ihr faſt noch am beſten, da wurde ſie von Jedem gehätſchelt und durfte thun, was ſie wollte; und wenn dann eine Verſöhnung ſtattgefunden hatte, in der ſich Jedes beſtrebte, dem Andern beſonders liebreich zu ſein, hätte ſie gerne vor Verachtung die Zunge gegen Beide herausgeſtreckt; ſie wußte ja wohl, daß keine Friedſamkeit von Dauer war. Fränz war in der That, wie ſie ſchon Medard auf dem Markte genannt hatte, ein Nückel. Ein Oberdeutſcher weiß gleich, was es heißen will, und es wird ihm doch ſchwer, dies zu erklären; denn damit, daß es ein Weſen voll Tücken und Nücken bezeichnet, iſt noch nicht Alles erſchöpft, iſt ja damit noch nicht dargethan, daß man dem Nückel auch gut ſein muß, man mag wollen oder nicht. Der Nückel kann bis zu einem gewiſſen Grade aufrichtig, treuherzig ſein, er kann es manchen Menſchen anthun, daß ſie ihm zu Willen leben müſſen, und wenn ſie ſich tauſendmal darüber ärgern, und dann hat der Nückel ſeine beſondere Freude, mit den Menſchen zu ſpielen, ſie gegen einander zu hetzen, und wenn die Händel ausgebrochen ſind, daneben zu ſtehen, als ob er kein Wäſſerlein trüben könne. Das einzige Beſtreben der Fränz war nur, recht bald aus dem Haus und in recht ſchöne reiche Verhältniſſe hinein zu kommen. Von den ländlichen Bewerbern, die ſie ehedem kaum angeſehen hatte, zeigte ſich auffallenderweiſe ſeit einem Jahre keiner mehr, und Fränz, die vielgewanderte, ſagte ſich auch, daß ſie keine Luſt habe, auf einem einſamen Bauernhof ihr Leben zu verbringen, wo man froh iſt, wenn eine Samenhändlerin kommt und einem von der Welt berichtet. Engelwirthin! das iſt das Rechte, aber nur bald, nur fort aus dem Hauſe, ſagte ſich Fränz, während ſie ſtill ſpann.

So verließ Fränz auch jetzt wieder die Stube, und ohne ſich deutlich zu machen, was ſie wollte, ging ſie vor das Haus, um vielleicht noch Munde zu ſehen, der faſt über ſie geſtolpert war, als er den Kronenthaler empfing. Die Liebe des ſchönen jungen Burſchen, der ſie mit den Augen verſchlingen wollte, that ihr wohl; ſie zeigte doch, was ſie noch vermöge, und wie ſie, wenn ſie nur wollte, an jedem Finger Einen nach ſich ziehen könnte. Am Stall hörte ſie drin ſprechen, das war die Stimme Munde's, der in Verwünſchungen ſeinem Bruder klagte, daß er nicht den Muth gehabt habe, dem Meiſter das Geldgeſchenk vor die Füße zu werfen; er betrachte ihn noch immer als Meiſter und wolle es auch wegen der Fränz nicht mit ihm verderben. Medard tröſtete ſo gut er konnte und ſchalt über die Meiſtersleute, die zu Grund gehen müßten, und eben zog er über Fränz los und ſagte, daß in ihr keine getreue Ader ſei; da trat Fränz unter die Stallthüre, und als hätte ſie nichts gehört, rief ſie dem Munde zu, ſie wolle ihm noch „bhüts Gott" ſagen, weil er wohl morgen früh abreiſe. Raſch trat Munde heraus und hielt zitternd die Hand der Fränz in ſeinen beiden Händen, er wollte eben ſprechen, als man vom Hauſe her Schritte vernahm, und halb widerwillig zog er die Fränz mit ſich fort in den Grasgarten hinter den Schafſtall. Richtig kam nochmals Diethelm und ſchärfte dem Medard ein, ja niemals bei Licht Heu vom Boden herabzuholen, es läge jetzt ein ganzes Vermögen auf dem erſten Speicher. Medard mußte ihm noch die Laternen zeigen, damit er wiſſe, daß keine beſchädigt ſei, und er befahl ihm, ſie morgenden Tages mit Drahtgitter überziehen zu laſſen; dann kehrte Diethelm wieder ins Haus zurück. Unterdeſſen war Munde in ſeliger Liebe bei Fränz, ſie neckte ihn damit, daß ſie wahrſcheinlich Engelwirthin in G. werde, aber Munde ſchalt ſie über dieſe Neckerei und glaubte nicht daran. Als ſie ihm ſagte, daß ſie ganz gewiß nach der Hauptſtadt käme, um dort das Kochen und Nähen zu lernen, war Munde voll Jubels und gab Fränz genau an, wo ſie ihm Nachricht geben könne, und Fränz neckte ihn nicht mehr mit der Engelwirthin. Als ſie ihm endlich den letzten Kuß gab und verſchwand, rief ihr noch Munde nach: aber nur für heut.

Fränz kehrte wohlgemuth ins Haus zurück. Wenn alle Stränge brechen, bleibt ihr noch der Munde, deſſen war ſie gewiß.

Als Munde neben ſeinem Bruder in der Stallkammer lag, ſagte dieſer: Und ich wette meinen Kopf, der Diethelm will das Haus anſtecken, um wieder reich zu werden, drum iſt er ſo ein Laternenviſitator, aber mich betrügt er nicht.

Sei ſtill, das darfſt nicht reden, oder ich muß dir aufs Maul ſchlagen, rief Munde in größter Heftigkeit.

Du mir, Büble? wer biſt denn du? rief Medard und paff! hatte der Bruder einen Schlag weg, aber ſteckte ihn ruhig ein und, ohne ein Wort zu ſagen, ſtand er auf und machte ſich mitten in der Nacht auf den Weg nach der Garniſon.

## Zehntes Kapitel.

Eine feſte Friedſamkeit lag in dem Weſen Diethelm's, als er am andern Morgen in ſeinen berühmten grünen Saffianpantoffeln im ſonnigen Hofraum umherſpazierte. Die Nacht, vor der es ihm ſo ſeltſam bange war, iſt glücklich vorüber, und ſo wird auch alles Sorgen und Zagen ein heiteres Ende nehmen, es gilt nur ruhig ſtillhalten und die günſtige Gelegenheit erfaſſen. Ein bedeutungsvolles Anzeichen kündigte ſich eben jetzt an. Der Metzger, mit dem Diethelm vorgeſtern nicht handelseins werden konnte, kam gerade den Hügel heran, hatte allerlei Ausreden, wie er zufällig daher komme, und begann nochmals einen geringen Kaufpreis anzubieten, aber Diethelm war klug genug, die Kaufluſt des Metzgers zu erſehen, und ſagte ſtolz und feſt: wenn nichts mehr geredet werde, halte er ſein Wort, und bleibe es bei dem auf dem Markte Beſprochenen, wo nicht, wenn er nicht, bevor die Heerde den Berg hinab iſt, in die Hand einſchlage, verlange er für jeden Hammel einen Gulden mehr. Der Metzger ſchlug ein, und Diethelm hatte ſchon am frühen Morgen dreihundert Hämmel verkauft und dabei eine namhafte Summe gewonnen. Diethelm ging mit dem Metzger ins Feld und übergab ihm die geſondert gehaltene Heerde, die ſogleich nach der Hauptſtadt getrieben wurde, und eben als er noch im Wirthshaus ſaß und dort die baare Bezahlung empfing, kam ein Wagen angefahren, und in die Stube trat bald darauf der Kaufmann Gäbler mit noch zwei Männern, die Diethelm als die Oberfeuerſchau vorgeſtellt wurden. Diethelm war ſichtlich betroffen, aber ſchnell ſagte er mit Entſchiedenheit: daß er es mit dem Verſichern nicht ſo ernſt gemeint habe, ſein Haus läge ſo einödig, und er könne ſchon ſelber jede Feuersgefahr abwenden und ſei überhaupt entſchloſſen, die erworbenen Vorräthe bald wieder loszuſchlagen. Der Kaufmann Gäbler widerſprach heftig, und die Feuerſchaumänner, der Metzger und ſelbſt der Waldhornwirth redeten Diethelm zu, er möge doch verſichern, da ſei man für alle Gefahren geborgen, und der Zins ſei ſo gering. Gäbler faßte ſchnell den Waldhornwirth beim Wort und hatte ihn bald gewonnen. Während nun die Fahrniß im Wirthshaus aufgenommen wurde, eilte Diethelm heim, um ſeine Frau gütlich vorzubereiten. Er übergab ihr zuerſt das eingenommene Geld für die Hämmel und zeigte ihr zum Erſtenmal in ſeiner rothen Schreibtafel den Einkaufspreis und ließ ſie den Gewinnſt ſelber ausrechnen. Die Frau nickte zufrieden und verſchloß eben das Geld in ihren Schrank, als Diethelm von der bald ankommenden Feuerſchau und der Fahrnißverſicherung ſprach. Wie gewaltſam gepackt kehrte ſich Martha um und ſah ihrem Manne, der am Fenſter ſtand, ſtarr ins Geſicht, dann ſetzte ſie ſich raſch auf einen Stuhl, legte die Hände gefaltet in den Schooß und jammerte vor ſich nieder: Iſt's ſo weit?

Was meinſt? Was haſt? fragte Diethelm.

Mußt du anzünden? fragte Martha ohne aufzuſchauen, und wild auffahrend erwiderte Diethelm:

Weib, daß du mich für ſo ſchlecht hältſt, hätt' ich doch nie geglaubt. Guck, aber nein, du trauſt mir ja nicht aufs Wort. Guck, mich ſoll die Sonn', wie ſie jetzt am Himmel ſteht, nie mehr beſcheinen, nie mehr warm machen, wenn ich nur einen Gedanken an ſo was hab'.

Und plötzlich fühlte Diethelm, wie es ihm froſtig den Rücken hinablief, als wären die Sonnenſtrahlen auf Einmal eiskalt, er ſchaute ſich um und verſchloß lächelnd das Fenſter, das er in der Heftigkeit aufgeſtoßen hatte, ſo daß durch die offen ſtehende Thür ein Luftzug ſtrömte.

Verzeih mir, was ich geſagt hab', und glaub mir, ich hab's nie gedacht, ſagte die Frau aufſtehend, ich will nur ein bisle Ordnung machen, daß nicht Alles ſo unters über ſich ausſieht, wenn die Herren kommen.

Raſch veränderte ſich der leidmüthige Ausdruck ihres

Geſichts, und es war leicht zu erkennen, daß ſie mit Stolz daran dachte, welche Augen die fremden Herren machen würden, wenn ſie über Kiſten und Kaſten kämen. Feſten Schrittes verließ Martha die Stube.

Diethelm ſtand wie gebannt an das Fenſterſims gelehnt, er rieb ſich die plötzlich ſo trocken und kalt gewordenen Hände und fühlte mit Behagen, wie die Sonne ihm den Rücken durchwärmte. Durch ſeinen Sinn zog die gräßliche Anmuthung, die ihn auf dem Marktplatze in G. zum Erſtenmale getroffen und niedergeworfen hatte, dann auf der kalten Herberge ſo verlockend und doch widerlich, und jetzt daheim ſo vorwurfsvoll an ihn gekommen war. Wie kann nur ein Menſch daran denken, und gar ihm ſolches zumuthen? Und doch, drängt ihn nicht Alles mit Gewalt dazu, und iſt das nicht die letzte Rettung, wenn er ſich in ſeinen Ausſichten betrogen und die Waare ihm auf dem Halſe liegen bleibt?

Diethelm war's, als ob die Mauer, daran er ſich lehnte, plötzlich morſch würde und zurückwiche, und ein Schwindel erfaßte ihn wie geſtern, als er oben in freier Luft zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte. Diethelm ſchob die Urſache hievon auf die brennenden Sonnenſtrahlen, die wie zu Zeugen angerufen ihm heiß auf Haupt und Rücken brannten. Wie mit traulichem Gruß an alle ſeine Habe ging er durch Stube und Kammern, durch Ställe und Scheunen; er gedachte der Zeiten, wie er als armer Burſch hiehergekommen war und nichts ſein genannt, als was er auf dem Leibe trug, und wie er ſo glücklich war, als das ganze Haus mit Allem, was darin war, ſein Beſitzthum wurde; jedes Meſſer, jede Senſe, jedes Feldgeräth bewillkommte er damals mit freudigem Blicke, das war jetzt alles ſein eigen. Das iſt doch ein ander Leben, in der Welt zu Haus zu ſein, Theil zu haben an ihr. Es war ihm damals, als hätte er an dem Hauſe und dem, was es erfüllte, einen neuen Leib gewonnen. Wer darf daran denken, das Alles in Staub zu verwandeln? Iſt das nicht wie ein Selbſtmord? Freilich ſind das nur lebloſe Dinge, die man neu viel ſchöner und beſſer haben kann, aber es ſind doch nicht die alten, treu gewohnten . . . Und wenn man ſich nicht anders helfen kann und Alles verbrennen muß, dann iſt's noch Zeit genug daran zu denken, dann drückt man die Augen zu und thut's — aber jetzt, jetzt darf man nicht daran denken. . .

So ging Diethelm in Gedanken hin und her und mußte gerufen werden, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß die Feuerbeſchau ſchon in der Wohnſtube verſammelt war. Nochmals lehnte er die Verſicherung ab und ſagte, auch ſeine Frau wünſche ſie nicht; aber Martha widerſprach, und nun ging's im Geleite nochmals treppauf und treppab, und Alles wurde aufgezeichnet und gewerthet. Diethelm that oft Einſpruch, daß man ihn zu hoch einſchätze, und ließ ſich nur von dem Waldhornwirth beſchwichtigen, der ihm die Nützlichkeit hievon immer mehr darlegte; Diethelm ſah ſchnell, daß die Unbefangenheit, mit der er Einſprache erhoben, ihm für jetzt und ſpäter ſehr zu ſtatten käme, und als es nun endlich an die Wollvorräthe und die Zahl der Heerde kam, gab er ſelbſt einen hohen Werth an, der in Betracht ſeines früheren Widerſtrebens ohne Einſprache angenommen wurde. Die Verſicherungsſumme belief ſich gegen zwanzigtauſend Gulden, und Diethelm ſchmunzelte, als die Feuerbeſchauer rühmend ſagten: man ſehe es einem beſcheidenen Bauernhaus gar nicht an, was darin ſtecke, beſonders die Ausſteuer der Fränz dürfe ſich ſehen laſſen. Staunend gab man Diethelm verneinende Antwort, als er zuletzt einen großen Pack Papiere holte, mehrere davon vorzeigte und die prahleriſche Frage ſtellte, ob man auch Staatspapiere und Unterpfandsſcheine nach dem vollen Werthe verſichere. Für ſo reich hatte den Diethelm doch Niemand gehalten.

Scherzhaft fragte er noch zuletzt: Wie hoch habt ihr die Wanduhr dort angeſchlagen? die koſtet mich keinen Heller mehr und keinen weniger, als achttauſend Gulden.

Er erzählte nun unter Lachen, wie ihn ſein Schwager betrogen, und da er die Summe faſt um das Dreifache zu hoch angegeben, vermied er es, dem Blicke ſeiner Frau zu begegnen, der, wie er zu ſpüren glaubte, zurechtweiſend auf ihm ruhte.

Endlich wurde das Täfelchen mit den zwei rothen Händen in Ermangelung eines Fenſterladens auf die Hausthür genagelt. Martha ſaß daneben auf der ſteinernen Hausbank. Diethelm ſtand bei ihr. Als der erſte Hammerſchlag geführt wurde, ſagte ſie leiſe vor ſich hin:

Mir iſt's, wie wenn ich den Nagel in meinen Sarg ſchlagen hörte. Diethelm blickte ſie nur ſcharf an, und ob dieſer Rede erzürnt, blieb er nicht zu Hauſe, ſondern ging mit den Männern hinab in das Waldhorn und blieb dort den ganzen Tag bis tief in die Nacht. Als die feinwolligen Schafe, die man nicht im Pferch übernachten ließ, am Abend heimkamen, ſchauten ſie, den Blicken ihres Führers folgend, verwundert nach dem hellfarbigen Täfelchen über der Hausthür. Heute kam Diethelm nicht zur Laternenviſitation, und noch ſpät in der Nacht trug Medard ſeine geringe Habe zu ſeinem Vater in das Dorf und übergab ihm noch ein Päcklein Tabak und einen Theil des Trinkgeldes, das er auf dem Kirchheimer Wollmarkt erhalten hatte. Der alte Schäferle, ein ſchweigſames, dürres Männchen, nickte froh, er bedurfte zu ſeinem Lebensunterhalte faſt nichts als ein paar Kreuzer zu Tabak, und ein Trinkgeld ließ er nicht gern altbacken werden. Vom Waldhorn herab tönte durch das ſtille Dorf Lachen und lautes Hin- und Herreden. Als der alte Schäferle in die Wirthsſtube trat, wurde er mit großem Halloh empfangen, und Diethelm ließ ihm ſogleich einen Schoppen einſchenken, denn Alles um ihn her ſollte luſtig ſein, wie er's ſelber war. Er hatte heute wieder ſeinen Hauptſpaß, er gab dem Lehrer und vielen Anderen ſchwere Rechnungsexempel auf, Räthſelrechnungen, die Niemand herausbrachte; und wenn Alles ringsum ihn lobte und ihm huldigte, rühmte er den alten Kopfrechner in Letzweiler, von dem er das gelernt, und die

Bewunderung und die Schmeichelreden Aller gingen Diethelm mit dem Weine leicht ein. Als man ſpät in der Nacht, nicht eben ſicher auf den Beinen, aufſtand, machte ein Witzwort des alten Schäferle noch auf der Straße viel Gelächter, denn er hatte geſagt: Diethelm, dir ſchadet ein Brand (Rauſch) nichts, du biſt ja in der Brandverſicherung.

Diethelm lachte laut und wurde auf einmal nüchtern, und auf dem ganzen Heimwege verließ ihn das Wort nicht.

Es war nun ſo hellgemuth daheim, daß Diethelm nur mit Schmerz daran dachte, auf Geſchäftsreiſen in der Ferne ſich tummeln zu müſſen. In der That kamen jetzt auch, von Reppenberger und Anderen angewieſen, mehrere Händler, beſahen die Vorräthe Diethelm's, konnten aber nicht handelseins mit ihm werden; und die Mahnung, wie ſehr die Wolle durch langes Lagern an Ausſehen und Gewicht verliere, wies Diethelm leicht von ſich, es war ihm zur Gewißheit geworden, daß der gute Schick, auf den er harrte und hoffte, nicht ausbleibe; er glaubte an ihn wie an eine Verheißung, und faſt noch mehr als an eine ſolche. Es fiel ihm dabei gar nicht ein, rückwärts dem Urgrund dieſer Zuverſicht nachzuſpüren, und mit einem allgemeinen Troſte beſchwichtigte er das Grübeln, wenn er ſich ausdenken wollte, in welcher Weiſe denn ſein zukünftiges Glück eintreten ſolle. Diethelm war jetzt auffallend weichmüthig und gutherzig gegen Jedermann, und faßte auch immer beſſere Vorſätze für kommende Tage; und ſolch ein Mann, ſagte er ſich dann oft, ſolch ein Mann darf nicht untergehen, wenn noch Gerechtigkeit bei Gott und im Himmel iſt. Ohne es auffällig zu machen, ging Diethelm öfters in die Kirche, und im Wirthshaus zum Waldhorn unterhielt er ſich viel mit dem Pfarrer, und dieſer ſagte oft zu den Wirthsleuten und zu Anderen: er habe den Diethelm gar nicht ſo gekannt, unter ſeinem ſtarkthueriſchen Gebaren ruhe ein demuthvolles und gläubiges Gemüth, und dabei ſei er ein guter politiſcher Kopf. Diethelm war kein Liberaler, er war zu ſehr monarchiſcher Natur und dünkte ſich zu erhaben über Alle unter ihm, als daß er eine Gleichberechtigung anerkannt hätte; nur in Sachen der Wahlen wich er davon ab; die Ehre von ſo Vielen erwählt zu werden, dünkte ihn faſt noch größer, als von der hohen Regierung ernannt zu werden. Manche ſchalten jetzt ſogar auf Martha, die mit ihrem zänkiſchen und ſchwermüthigen Weſen den braven Mann oft aus dem Hauſe treibe; es muß aber zur Ehre Diethelm's geſagt werden, daß er immer entſchiedene Einſprache that, wenn er Derartiges merkte. Er hielt es für eine Verſündigung, durch Ungerechtigkeit gegen andere erhoben zu werden; aber ſo ſehr war er bereits in inneren Wirrwarr gerathen, daß er dieſe einfache Ehrlichkeit für ein beſonderes Opfer hielt, wofür ihm der Gotteslohn nicht ausbleiben dürfe. Diethelm hielt ſich überhaupt viel im Waldhorn auf und kartelte. Hier war gewiſſermaßen ſein zweites Heimweſen, und ein noch viel willfährigeres als das eigentliche. Diethelm hatte eine Hypothek auf dem Wirthshauſe, und der ohnedies geſchmeidige und ſchmeichleriſche Wirth war ſein Neffe, dem er zum Ankauf dieſes Hauſes verholfen hatte; natürlich alſo, daß Diethelm hier unbedingte Botmäßigkeit fand, wie ſonſt nirgends, und er ließ ſich dieſe gern gefallen. Im Waldhorn wartete er nun jedesmal den Poſtboten ab; die Quittung für eine drängende Schuld, die er mit der erworbenen baaren Summe getilgt hatte, blieb nicht aus, aber auch andere Briefe kamen, in die er nur kurze Blicke warf und die er auf dem Heimwege in kleinen Stückchen verzettelte, welche der Herbſtwind luſtig davon trug. Ganz buchſtäblich ſchlug er alle Sorgen in den Wind, und wenn die Frau, die wohl tiefer ſah, mit ihm Alles beſprechen wollte, hatte er hunderterlei Ausreden und verſicherte Martha, ſie ſolle nur auf ihre Sache ſehen, er werde die ſeinige ſchon auseinander haspeln. Martha war wie alle Frauen vornehmlich aufs Erhalten bedacht, und dieſe durch die kleinlichen Hantierungen des Lebens bedingte Tugend, erſchien Diethelm in ſeinen weit ausgreifenden erobernden Planen als engherzig. Martha war ſchon zufrieden, daß er

BIBL. UNIVERS

ihrem Drängen nachgab, ſich nicht zum Abgeordneten wählen zu laſſen, was er eigentlich nie recht im Sinne gehabt; nur that er jetzt, als ob er damit ſeinen liebſten Wunſch opfere.

Fränz beſtürmte den Vater, ſie, wie er verſprochen, nach der Stadt zu bringen; die Mutter aber widerſetzte ſich unnachgiebig dieſem Vorhaben. Fränz ſchwieg und that, als ob ſie nicht mehr daran dächte; je mehr es aber Herbſt wurde, im Dorfe die Dreſchzeit begann und die Wege ſo grundlos wurden, daß man oft ganze Wochen kaum ins Dorf hinab kam, um ſo mächtiger wurde die Sehnſucht der Fränz nach dem Stadtleben; ſie war wie ein Wandervogel, der gewaltſam zurückgehalten wird vom Zuge. Trotz des Widerſpruchs der Mutter wußte ſie es dahin zu bringen, daß ſie den Vater auf einer Fahrt nach der Amtsſtadt begleiten durfte, und als Diethelm hier nicht, wie er gehofft hatte, Kaufluſtige für ſeine Vorräthe fand, ward es ihr nicht ſchwer, ihn zu beſtimmen, mit ihr nach der Hauptſtadt zu fahren. Wie ein Vogel, der angſtvoll von Zweig zu Zweig hüpft, bald ausſchaut, bald ruft: ſo wanderte Diethelm hier hin und her und verſtand ſich endlich zu dem ſchweren Entſchluß, ſelber Anerbietungen zu machen und durch Zwiſchenhändler verbreiten zu laſſen. Der Erfolg war aber ein geringer. Diethelm brachte nichts mit nach Hauſe, als Ausſichten auf den Verkauf der Staatspapiere, die er zu einem ſehr niedrigen Tagespreiſe abgeben ſollte; Fränz aber brachte er nicht wieder, denn ſie blieb im Rautenkranz, in dem Wirthshauſe, wo Diethelm ſtets ſeine Einkehr hatte, um hier die Koch- und größere Wirthſchaftskunſt zu erlernen.

In Buchenberg ging es nun gar ſtill her, wenn nicht dann und wann Fuhren mit Heu ankamen, von dem immer neue Vorräthe zur Ueberwinterung der Schafe gekauft werden mußten. Diethelm hatte eine wahre Kaufwuth; wo nur irgend etwas zu haben war, eignete er ſich's an, bezahlte Anfangs baar, gerieth aber auch nach und nach ins Borgen und behaftete ſich mit einer Anzahl ſogenannter kleiner

Klettenſchulden, ſo daß das einſame Haus von Drängern aller Art überlaufen wurde, die beſonders die bekümmerte Frau peinigten; denn Diethelm blieb jetzt mehr als je und ganz ohne Grund tagelang aus dem Hauſe, nur um der Anſchauung des auf ihn hereinbrechenden großen Unglücks und den kleinen Bedrängniſſen zu entgehen. Er ärgerte ſich jetzt über viele Menſchen und ſah erſt jetzt, wie er es hatte geſchehen laſſen, daß er von Jedem ausgeraubt wurde, der etwas an ihn zu fordern hatte. Menſchen, die ihm ſonſt brav und rechtſchaffen erſchienen waren, erkannte er nun in ihrer offenkundigen Schlechtigkeit und hatte vielerlei Streit und Gerichtsgänge. Noch böſer hatte es Martha daheim. Leute, die ſie ſonſt nicht lange bei ſich geduldet hätte, ſaßen jetzt oft tagelang auf der Ofenbank, denn ſie ließen ſich nicht damit abweiſen, daß Diethelm nicht zu Hauſe ſei, ſie wollten ſeine Rückkunft abwarten, und Martha, die vor Zorn und Kummer faſt vergehen wollte, mußte noch freundlich thun, mußte dieſen Leuten zu eſſen und zu trinken geben und ſich faſt entſchuldigen, wenn ſie etwas für ſich bereitete, denn ſie ſah nicht undeutlich die höhniſch frechen Blicke, als ob ſie vom Eigenthum fremder Menſchen lebte. Sie fürchtete ſich, die Stube zu verlaſſen, denn ſie wußte, wie hinter ihrem Rücken über den Verfall dieſes Hauſes geſprochen wurde, und wie bald die Kunde hievon landauf und landab ſich ausbreiten würde. Oft war es Martha, als ſollte ſie das ganze Haus mit allem was darin iſt verlaſſen und davon rennen; es war ja himmelſchreiend, wie ihr einziges Kind ſie ſo heimtückiſch verlaſſen hatte, und wie ihr Mann ſie dem Elende und der Schande preisgab, während er luſtig lebte. Dennoch war ſie wie feſtgebannt an das Haus, und endlich griff ſie ihren letzten Hort an: es war dies eine nicht unbeträchtliche Summe, die ſie verborgen hatte, und die man erſt nach ihrem Tode hatte finden ſollen. Mit dieſer erledigte ſie ſich nun der Klettenſchulden, und Diethelm war bei ſeiner Heimkehr überaus wohlgemuth, als er ſolches vernahm. Als ſie ihm den Reſt übergab, ſagte ſie:

Nur um Gotteswillen keine Schulden. Schau, wenn ſo Gläubiger über einen kommen, iſt's grad wie beim Dreſchen. Anfangs, wenn die Dreſchflegel auf die volle Spreite fallen, da geht's langſam, und man hört's nur wenig, je leerer aber das Korn wird, da geht's immer lauter und ſchneller. Verſtehſt mich?

Wohl, du biſt geſcheit. Aber haſt nicht noch mehr ſo geheime Bündel?

Martha verneinte, Diethelm aber glaubte es ihr nicht, und war wieder voll Liebe gegen ſie, wie in der erſten Zeit ihrer Ehe, ſo daß ſie gar nicht dazu kam, gegen ihn den Gram und Zorn über ſeine Fahrläſſigkeit auszulaſſen. Er vertröſtete ſie auf den großen Schick, der unfehlbar nächſtens eintreffe, und half nun ſelber für die laufenden Ausgaben Leinwandballen verkaufen, von denen Martha aus Zorn gegen Fränz ſchon mehrere verſilbert hatte.

Eines Tages kehrte Diethelm nach einer vergeblichen Umfahrt von mehreren Tagen wieder heimwärts, da ſah er am Wege im Walde an einem ausgehauenen Baumſtumpf eine große Schichte von Kienholz. Raſch, ohne ſich klar zu machen, was er wollte, hielt er an, ſprang ab, raffte einen Arm voll auf, riß den Sitz ab, öffnete das Kutſchentruckle, verſchloß das Kienholz in dasſelbe und fuhr raſch davon; bald aber ſtieg er wieder ab und wuſch ſich die harzigen Hände im Schnee.

Seltſam! Als er heute heimkam, fragte ihn Martha:

Haſt nichts im Kutſchentruckle?

Warum fragſt? erwiderte Diethelm erſchreckt.

Ich weiß nicht warum, ich mein' nur ſo.

Es iſt nichts darin, ſchloß Diethelm feſt.

Spät in der Nacht, als Alles im Hauſe ſchlief, ſchlich Diethelm noch einmal hinab, lauſchte, ob Medard in ſeiner Stallkammer ſchlief, ging dann nach der Scheune, öffnete den Kutſchenſitz, nahm das Kienholz heraus, trug es die Leiter hinauf nach dem Heuboden und verſteckte es unter einem Dachſtuhlbalken; aber kaum war er wieder die Hälfte der Leiter herab, als ihm gerade dieſes Verſteck beſonders gefährlich erſchien; er kehrte wieder um und fand am Ende nichts beſſeres, als das Kienholz wieder in den Kutſchenſitz zu verſchließen; er faßte dabei den Vorſatz, bei der nächſten Ausfahrt dieſes willfährige Brennmaterial wieder auf die Straße zu ſchleudern. Er ſchauderte vor ſich ſelber, indem er dachte, was ihm durch den Sinn gegangen war, und die Hand auf das Kienholz legend, ſchwur er vor ſich hin in ſtiller verborgener Nacht, jede Verſuchung von ſich abzuthun, und wie aus einem wüſten Traume erwacht, froh, daß es nur ein Traum war, ſchlief er ruhig und feſt.

Am andern Tage, es lag ein leichter Schnee auf dem Felde, fuhr Diethelm in Angelegenheiten ſeines Waiſenpflegeramtes wieder nach der Stadt. Er wollte unterwegs das Kienholz wieder wegwerfen, und zweimal hielt er an und öffnete den Kutſchenſitz, als jedesmal Leute daherkamen, ſo daß er in ſeinem ſeltſamen Thun geſtört wurde und wieder davon fuhr. Es war ihm, als ob er auf lauter Feuer ſitze, aber bald lachte er über dieſe alberne Furcht und wollte ſich nun gerade zwingen, ſie zu überwinden, und heiteren Blickes fuhr er in die Stadt ein. Am Stern wußte er nicht, ſollte er beſondere Achtſamkeit empfehlen, da er etwas im Kutſchenſitze habe, aber das konnte aufmerkſam machen, er müßte Red' und Antwort darüber geben, darum war's beſſer, er ſchwieg ganz, und ſo blieb's dabei. Als er auf dem Waiſenamte war, fühlte er mitten in den Verhandlungen plötzlich einen jähen heißen Schreck; er glaubte, er habe den Kutſchenſitz nicht recht verſchloſſen, es war ihm faſt ſicher, daß er offen war; wenn nun Jemand darüber kam und den wunderlichen Schatz fand, was konnte das für Gerede geben, welche Ahnungen mußten in den Menſchen aufſteigen? Ohne nachzuſehen unterſchrieb Diethelm Alles, was man ihm vorlegte, und eilte nach dem Wirthshaus; ſeine Vermuthung hatte ihn betrogen, der

Kutſchenſitz war wohl verſchloſſen, aber er wagte es nicht, ihn jetzt zu öffnen und nach dem verrätheriſchen Inhalte zu ſchauen.

Als Diethelm hierauf an dem Kaufladen Gäbler's vorüberkam, rief ihm dieſer zu und übergab ihm mit einigen halb höflichen Worten die Rechnung für die eigenen Einkäufe und für die des Zeugwebers Kübler. Diethelm verſprach zu Neujahr zu bezahlen, und Gäbler ſagte, er verlaſſe ſich darauf. Ueberhaupt ſchien es Diethelm, als ob alle Menſchen ein verändertes Benehmen gegen ihn hätten, ſelbſt der Sternwirth war wortkarg und ging ſeinem Geſchäfte nach, während er ſonſt unzertrennlich bei Diethelm ſaß und mit ihm über Allerlei aus Gegenwart und Zukunft plauderte. Was hatten denn die Menſchen, daß ſie auf Einmal ſo ganz anders waren? War denn Diethelm nicht noch immer derſelbe, der er von je geweſen? Damals am Markttag erglänzte ihm jedes Angeſicht und ſtreckte ſich ihm jede Hand entgegen. Was ging denn jetzt vor? Der Zeugweber Kübler, der „den Herrn Vetter und Familienfürſten“ aufſuchte und ſich ihm zu Beſorgungen erbot, konnte nicht begreifen, warum Diethelm über die ganze Welt fluchte und immer ſagte, der ſei ein Narr, der nur eine Stunde einem Menſchen glaube. Woher es kam, das wußte Diethelm nicht, aber offenbar ſchien es ihm, daß man Schlimmes von ihm dachte und ſeine Ehre angegriffen ſei, daß etwas wie eine Verſchwörung aller Menſchen gegen ihn in der Luft ſchwebe. Das von Zweifel und Bangen gepeinigte Herz verlangt beſonders huldreiche Zuneigung der Welt, und gerade da bleibt ſie aus, und das düſter blickende Auge des Bedrängten ſah Unfreundlichkeit der Menſchen, wo ſonſt gar nichts geſehen wurde.

Diethelm beauftragte Kübler, eine geweihte Kerze, ein vier und zwanzig Stunden haltiges ſogenanntes Taglicht zu kaufen, für den verſtorbenen Vater des Waiſenkindes, in deſſen Angelegenheiten er eben in der Stadt war. Kaum war Kübler weggegangen, als ein Briefchen vom Kaſtenverwalter kam, der

Diethelm daran erinnerte, daß er das Geld, das in ſechs Wochen fällig war, bereits anderweit verſagt hätte. Der hat auch was, knirſchte Diethelm, den Brief in die Taſche ſteckend, und hätte er in dieſem Augenblicke ein Verbrechen an der ganzen Welt begehen können, es wäre ihm eine Luſt geweſen. Er hielt noch die Hand auf dem Briefe des Kaſtenverwalters, als Kübler kam, aber er brachte ſtatt Einer Kerze ein Gebund, das vier ſolcher enthielt.

Ich hab' nur Eine gewollt, aber es iſt ſo auch recht, ſagte Diethelm und hielt in zitternder Hand die Kerzen. Es war ihm, als müßte er damit ſengen und brennen.

## Elftes Kapitel.

Der Schnee wirbelte um ihn her, und Diethelm fuhr durch die Nacht dahin heimwärts, ſeine Wangen glühten und die Schneeflocken, die darauf fielen, konnten die Glut nicht löſchen. Am erſten Berg hielt er an, öffnete den Kutſchenſitz, aber nicht um ſeinen Inhalt, verborgen vor jedem Späherauge, zu zerſtreuen; er legte drei der geweihten Kerzen noch zu dem Kienholz. Er fühlte einen Stich durchs Herz, und doch bewegte ihn ein freudiger erfindungsreicher Gedanke: dieſe Kerzen brennen eine volle Tag- und Nachtlänge, mit ihnen läßt ſich verdachtlos etwas bewirken.

Im Schritt den Berg hinanfahrend überdachte Diethelm ſein ganzes vergangenes Leben. Er ſpürte ein Jucken in den Augen, als er der unſäglich vielen Freuden gedachte, die er ſeinen Eltern und allen ſeinen Angehörigen bereitet hatte; und plötzlich ſtand es vor ihm, daß ſein Bruderskind in Elend verkomme, wenn er nicht dem Kübler zur Anſäſſigmachung verhelfe. Alles, was er thue, ſei ja zum Guten.

Und jetzt war es, als ſähe er ſeine Fränz, wie ſie unter den Menſchen herumgeſtoßen würde, die kein Erbarmen haben, und ſich ſelber ſah er ſterbenskrank und in Noth und verlaſſen. Es muß ſein . . .

Heute kehrte Diethelm freiwillig auf der kalten Herberge ein. Es war ihm hier nicht mehr wie in einem verzauberten Hauſe zu Muthe: Alles hatte einen freundlichen Anſchein, und das behäbige und wohlgemuthe Weſen des Wirthes ſprach es deutlich aus, daß man nach einer ſolchen That wieder friſchauf leben kann. Diethelm ſuchte ſich immer mehr einzureden, daß der böſe Leumund die Wahrheit verkünde und dieſer Wirth ein Brandſtifter ſei. So ſaß Diethelm in ſich gekehrt und mit glänzenden Augen umſchauend, als ein alter Bekannter, der Reppenberger, eintrat und ſeinen Glücksſtern pries, daß er ihm einen Weg erſpare, den er eben zu Diethelm machen wollte. Er berichtete, wie er endlich einen willigen Käufer gefunden, der den geſammten Wollvorrath zu einem Preiſe übernehme, bei dem für Diethelm noch ein mäßiger Gewinn ſich ergab. Reppenberger hatte ein ſo lebendiges Mundſtück und wußte es durch Weinzufuhr immer neu zu beleben, daß er gar nicht merkte, wie zerſtreut und ſtotternd Diethelm ſtets antwortete, wenn er nicht lautlos darein ſtarrte, als hätte er gar nichts gehört. Denn Diethelm war es in der That, als treibe der Teufel ſein Spiel mit ihm. Kaum giebt er ihm die Kerzen in die Hand und erregt in ihm die erfindungsreichen Gedanken: da kommt die Verſuchung und will Alles zum leeren Poſſenſpiel und zu nichte machen. Iſt darum alles Bedenken und alles innere Zagen überwunden, damit Alles ein eitles Spiel um Nichts ſei? Das Herz, das einmal den feſten Willen zur böſen That gefaßt, ſieht leicht dieſe ſchon als in ſich vollbracht an, und wie mit dämoniſcher Gewalt wird es immer wieder dazu gedrängt, und alle Ablenkungen erſcheinen nicht als das, was ſie ſind, ſondern als Hinderniſſe, die überſprungen und beſiegt werden müſſen. Denn das iſt das unergründliche Dunkel, daß das innere

Sinnen, ſei es gut oder böſe, alle Vorkommniſſe wie eine leibliche Speiſe verwandelt und ſich gleich macht. Was vor Kurzem noch in Kämpfen und Bedenken als freier Entſchluß ſich darſtellte, verkehrt ſich in unabänderliche Nothwendigkeit, und wie in einen Zauberkreis gebannt, aus dem nichts mehr zu wecken vermag, erfüllt ſich das Geſchick.

Darum muthete dieſe ſonſt frohe Kunde Diethelm jetzt mit Betrübniß an, und er knirſchte innerlich vor Zorn, wie ihm die Rechtfertigung vor ſich genommen war, daß ſonſt kein anderer Ausweg blieb. Wie zum Hohne öffnete ihm jetzt die ſchlechte Welt einen Ausweg, den er doch nicht mehr einſchlagen konnte. Einen großen Schick wollte er machen, und was ſoll jetzt ein kleiner Gewinn? Der ſpielte ihm die Möglichkeit einer völligen Rettung aus der Hand und überließ ihn fort und fort den tauſend kleinen Plackereien, deren Ende gar nicht abzuſehen war. Darum muß geſchehen was beſchloſſen iſt . . .

Als errieth er Diethelm's Gedanken, ſagte der Reppenberger jetzt:

Guck einmal den Wirth an, ſitzt er nicht da ſo unſchuldig und fromm wie der heilig Feierabend, und doch weiß er, was er gethan hat und hat ſein Haus angezündet und beim Brandlöſchen ſich einen naſſen Finger gemacht und Alles abgewiſcht, was angekreidet geweſen iſt. Jetzt hat er ein neues Haus und baar Geld ſtatt Schulden.

Wer weiß, wie es ihm zu Muth iſt, ſagte Diethelm, ſich mit der Hand hin und her durch das Halstuch ſtreifend, als wollten die Worte nicht heraus.

Der Reppenberger lachte laut und ſagte:

Hab' ſchon gehört, daß du fromm geworden ſeiſt, aber glaub mir, wenn alle Leute, die was Ungrades gethan haben, krumm gingen, da könnt' ſich ein Aufrechter ums Geld ſehen laſſen.

Ich will nichts mehr davon hören, ſagte Diethelm ſtreng verweiſend und ſprach nun von dem Verkauf, zu dem er ſich willfährig zeigte. Er wußte nicht recht, warum er das that, aber ſo viel war ihm klar, er mußte ſcheinbar darauf eingehen, um nicht Verdacht auf ſich zu lenken. Auf dieſe Rückſicht wollte er fortan alle Klugheit verwenden, und er war im Innern ſtolz darauf, wie weit er es bereits in der Verſtellungskunſt gebracht hatte. Diethelm nahm den Reppenberger mit nach Buchenberg, und da der abgehauſ'te Mann keinen Mantel hatte, gab er ihm eine Pferdedecke, in die ſich derſelbe behaglich wickelte. Diethelm aber fröſtelte es bei dem Gedanken, daß auch er einſt, wie Dieſer, einer geliehenen Pferdedecke ſich freuen könne, und wie er Peitſche und Leitſeil in die Hand nahm, ſprach es in ihm: Darum muß geholfen werden, ſo lang ich das noch feſthalte.

Der Reppenberger entſchlief bald, aber Diethelm wurde von mühſamen Gedanken wach gehalten. Zum Scheine verkaufen und vor den Leuten ſich höchlich darob freuen, aber vor der Ablieferung noch Alles in die Luft ſprengen und mit der hohen Verſicherungsſumme ſich wieder friſch flott machen — das war die Beſtimmung, die endlich ſo feſt ſtand, als wäre ſie gar nicht die Geburt ſeines eigenen Entſchluſſes; und ſo ruhig ward er dabei, daß er die Peitſche neben ſich ſteckte und die des Weges gewohnten Pferde laufen ließ und in Schlaf verſank wie ein Kind nach dem Nachtgebet. In Unterthailfingen vor dem Wirthshauſe hielten die Pferde an, und Diethelm erwachte; taumelnd ſchaute er auf und mußte ſich beſinnen, wo er war, und im erſten Augenblick erſchien die weißverhüllte Geſtalt neben ihm wie ein Geſpenſt. Im Dorfe ſchlief Alles, und Niemand bemerkte das Anhalten eines Fuhrwerks, nur Reppenberger erwachte, als Diethelm mit einem plötzlichen Ruck im geſtreckten Trab davonfuhr.

Wenn ich nur ſo ein Kütſchle hätt' wie du, ſagte der Reppenberger, wenn ich meine ſiebzig Jahre da hüben ſo 'rumfahren könnt', könnten ſie meinetwegen in der andern Welt mit mir machen was ſie wollen. Und wie nun Diethelm immer weiter ſein Glück preiſen hörte, und wie der Reppenberger erzählte, welch ein elendes Leben er führe, empfand Diethelm immer mehr ein Wohlgefühl, daß er den Muth und den rechten Weg gefunden habe, ſich eine heitere, ſorgenfreie Zukunft zu ſichern. Als der Reppenberger ſeine Pfeife geſtopft hatte und jetzt Feuer ſchlug, fiel Diethelm im Anſchauen der ſpringenden Funken der Traum ein, den er ſo eben gehabt: er ging über eine große weite Haide und es regnete Funken, ſie flogen ihm ins Geſicht und auf den blauen Mantel, aber ſie zündeten nicht, und er ging darunter hinweg als wären es Schneeflocken, und weiter hinaus in der Ebene ſtanden Funkenſäulen und ſtrömten auf und nieder, und plötzlich ſtand ſein Vater vor ihm und ſagte lächelnd: Es regnet Gold — da hielten die Pferde an, dahin war das Traumgeſicht.

Träume gelten zwar nichts, ſagte ſich Diethelm, aber dieſer hat doch eine gute Vorbedeutung.

Am Waldhorn in Buchenberg ſtieg der Reppenberger ab, und luſtig knallend fuhr Diethelm nach ſeinem Hauſe und erzählte der Frau, daß der gute Schick nun in dieſen Tagen eintrete und alle Wolle ſo viel als verkauft ſei.

Gott Lob und Dank! rief die Frau, die Hände in einander ſchlagend, ich hab' dir's nicht ſagen wollen, daß mir's immer geweſen iſt, wie wenn die Deck' und alles, was darauf iſt, mir auf dem Kopf liege.

Mir auch, ſagte Diethelm zutraulich, und ſchnell dachte er jetzt in dieſer heitern, argloſen Stimmung Vorſorge zu treffen und er fuhr fort: Ich hab' immer Bangen gehabt, es geht einmal ein Feuer aus, und der Teufel hat doch ſein Spiel, und wenn auch das Sach verſichert iſt, was nutzt das, wenn Eins von uns umkäm', und da hab' ich mir ſchon oft gedacht, da zu dem Fenſter 'nausſpringen thut man ſich keinen Schaden, weil der Dunghaufen da iſt.

Red ſo was nicht; das heißt Gott verſuchen, wehrte die Frau ab, und Diethelm erklärte, daß das nur ein vorübergehender Gedanke war; innerlich aber fühlte er ſich erleichtert, ſeiner Frau den Weg gezeigt zu haben, wenn er ſie nicht vorher aus dem Hauſe bringen konnte; denn durch ihn allein, von keiner andern Menſchenſeele gekannt, ſollte die That geſchehen.

Heute machte Diethelm keinen Verſuch mehr, den Inhalt des Kutſchenſitzes zu verſtreuen, er freute ſich des fallenden Schnee's, der die Halbkutſche in der Scheune ließ und den Schlitten zur Verwendung brachte.

Am Morgen fühlte Diethelm noch einmal ein Bangen über ſeinen Vorſatz, und doch war's ihm, als hätte er Jemanden das Verſprechen gegeben, ihn zu vollführen. Eben wollte er die geweihte Kerze in das Pfarrhaus ſchicken, als ſeine Bruderstochter aus Letzweiler ankam. Noch bevor ſie ein Wort reden konnte, weinte ſie laut und erklärte endlich, daß man in G. ſage, Diethelm werde ihr keine Ausſteuer geben, die Hochzeit nicht ſtattfinden und ſie im Elend bleiben. Man konnte nicht herausbringen, woher das Gerücht gekommen war, und das Mädchen, das immer auf der Bank ſitzen blieb und nicht aufſtand, ſchwur, daß ſie ſich ein Leid anthue, wenn das Gerücht wahr ſei. Diethelm ſtand lange ſtill vor dem Mädchen, betrachtete es ſcharf, ſo daß es die Augen niederſchlug, und ſich auf die Bruſt ſchlagend, daß es dröhnte, ſchwur Diethelm: Guck, mir ſoll die Kerze da auf der Seele verbrennen, wenn du nicht Alles von mir bekommſt, wie ich's verſprochen habe.

Er ging mehrmals mit ſchweren Schritten die Stube auf und ab und ſtand wieder vor dem Mädchen ſtill und ſagte:

Warum haſt denn ein ſo ſchlechtes Kleid an? Haſt keine beſſeren?

Freilich, ich hab' ja die zwei, die Ihr mir geſchenkt habt, aber ich will ſie ſparen.

Du weißt ja, fuhr Diethelm auf, ich kann nicht leiden, wenn eines von den Meinigen ſo verlumpt daher kommt.

Mein' Frau muß dir von der Fränz ein anderes Kleid geben. So darfſt du nicht durch das Dorf. Ich will der Welt zeigen, wer ich bin.

Wuth gegen die Welt, die ſeinen Ehrennamen ſo grundlos angriff, und ein freudiger Hohn, daß er es in der Gewalt habe, Rache zu nehmen, alle böſen Nachreden zu Schanden zu machen, kochten in ſeinem Herzen. Er ſtand gerechtfertigt vor ſich da, das Schlechteſte zu thun; traute man ihm ja das Schlechteſte zu, und Niemand hatte ein Recht oder einen Grund dafür. Das Mädchen, das ſich wohl auf einen ſcharfen Zank gefaßt gemacht hatte, ſchaute mit gefalteten Händen wie anbetend zu Diethelm auf, der ihm liebreich die Wangen ſtreichelte, denn ein freudiger Gedanke erhob ihn; ſichtbarlich zeigte es ſich ihm, er mußte die That thun, um die Stütze ſeiner Familie zu retten. Die ganze Macht ſeiner Familienliebe erwachte in ihm; nicht für ſich, für alle ſeine Angehörigen mußte er der bleiben, der er war, alles Verdammungswürdige in ſeiner That war nur verkannte Tugend.

Medard kam in die Stube und berichtete die Zahl der Lämmer, die in dieſen Tagen ſich zahlreich eingeſtellt hatten, indem er dabei bemerkte, der Meiſter möge doch auch wieder einmal in den Stall kommen und nachſchauen. Diethelm wies den Medard mit ſtrengem Blick ab und ſagte, er habe jetzt Anderes zu thun; als er aber dem ſtechenden Blick Medard's begegnete, ſagte er: ich komme gleich. Er überdachte ſchnell, daß er nichts auf ſich kommen laſſen dürfe, was als Fahrläſſigkeit gegen ſein Eigenthum erſcheinen könne. Sonſt hatte er im Winter immer ſeine beſondere Freude an den Schafen gehabt; im Sommer ſind ſie auf der Weide, dem Auge entrückt, im Winter aber giebt es oft täglich Junge, und Stundenlang war Diethelm im warmen Schafſtalle geſeſſen. Als er jetzt dahin kam, drängten ſich alle Schafe auf ihn zu, ſo daß ihm ganz ängſtlich zu Muthe wurde, er zählte die Lämmer kaum und machte ſich wieder davon.

## Zwölftes Kapitel.

Auch im Schickſal der Menſchen giebt es veränderliches Aprilwetter, wenn neue Keime aufgehen. Ein Brief des von Reppenberger beſtellten Käufers meldete einen Verſchub ſeiner Ankunft auf mehrere Wochen und erſuchte Diethelm, wenn er bälder verkaufen wolle, mit Proben nach der Hauptſtadt zu kommen. Diethelm ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, im Waldhorn prahleriſch ſeine günſtigen Ausſichten zu verkünden. Er lief dann hin und her und hatte für Alles die genaueſte Fürſorge, und doch war ihm jedes Thun nur wie ein Nebengeſchäft, wie ein gewaltſamer Zeitvertreib, bis es an die einzige wirkliche That ging. Als ihn der Waldhornwirth aufforderte, mit auf die Jagd zu gehen, ſchlug er es ab, und doch war ſein Antlitz froh geſpannt, denn er erinnerte ſich des bedeutenden Pulvervorrathes, den er im Hauſe hatte, und der ſich nun auch zu ſchicklicher Verwendung eignete. Als Diethelm beim Nachhauſegehen in der Nacht an der Kirche vorüberkam, erſchrak er plötzlich, da er hellen Schein durch die hohen Kirchenfenſter blinken ſah. Hat das eine Vorbedeutung, daß die Kirche brennt? Schon wollte Diethelm laut rufen, als es ihm einfiel, daß das ja die Weihekerze war, die er ſelbſt aus der Stadt mitgebracht; auf die Minute hin iſt berechnet, wie lang dieſes Licht brennt, und iſt es nieder und findet keine Nahrung ſeiner Flamme mehr, dann erliſcht es, findet es aber neue weithinziehende, dann ... Als Diethelm ſich endlich von den Knieen aufrichtete, ſah er wie verwirrt an ſich herab, er konnte ſich nicht erinnern, wie er niedergekniet war, es mußte das gegen ſeinen Willen geſchehen ſein. Haſtig verſcharrte er die Spuren ſeiner Kniee im Schnee, und wie er weiter ſchritt, verſcharrte er jede Fußtapfe zur Unkenntlichkeit, und doch wagte er es nicht, geradenweges heimzugehen; bald ängſtigte ihn der Gedanke, daß er entdeckt und verrathen ſei, bald hatte er eine

Angſt vor ſeinem eigenen Hauſe, als ob die todten Wände wüßten, daß er ſie in Aſche verwandeln wolle, und vorzeitig zuſammenſtürzen und ihn unter ihrem Schutte begraben würden. Eine ruheloſe Gewalt trieb Diethelm immer weiter, als müßte er entfliehen und hinter ſich laſſen Alles, was ihn kennt und nennt; die Verwandten werden ſich ſchon der Martha und der Fränz annehmen, wenn nur er nicht mehr da war, nur wehe that es ihm, daß er ihnen nicht Lebewohl geſagt, und Thränen traten ihm in die Augen über ſeinen eigenen ſo jähen Tod, den er doch ſuchen mußte.

In dieſer Nacht kämpfte zum Letztenmal der gute Geiſt Diethelm's mit ſeinen ſchlimmen Vorſätzen in gewaltigem Ringen, und eine überraſchende Wendung ſeines Denkens löſ'te auf Einmal allen Hader: Dir bleibt nichts als dich ſelbſt umbringen, das iſt eine ſchwere Sünde — oder Brandſtiften, das iſt auch ein Verbrechen, aber minder, und du haſt ſchon genug gelitten für das, was du thun wollteſt, du haſt deine Strafe vorweg empfangen, jetzt mußt du's auch thun, und du retteſt dich und all die Deinen.

An der Gemarkung von Unterthailfingen kehrte Diethelm um und kam, man kann faſt ſagen, als hartgefrorner Miſſethäter heim.

Drei Tage ging Diethelm einſam und in ſich gekehrt umher; er verſtopfte jede Luke und jeden Spalt auf dem Speicher und ſagte ſich innerlich Wort für Wort Alles vor, was er zur gefahrloſen Vollbringung zu thun habe; denn er gewahrte, wie ſein Athem ſchneller ging bei dem Gedanken an die endliche Ausführung, er wollte ſich vor ſich ſelbſt ſicher ſtellen, um mit Umſicht und ohne Leidenſchaft und Haß, die leicht das Wichtigſte überſieht, zu Werke zu gehen.

Am dritten Abend kam ein Bote vom Kohlenhof mit der Nachricht, daß die Kohlenhof-Bäuerin, die Tochter Martha's erſter Ehe, krank ſei und nach der Mutter verlange. Diethelm erfaßte dies ſchnell als eine erwünſchte Wendung und drang in ſeine Frau, daß ſie ſogleich abreiſe; er wußte aber allerlei Ausreden, daß er ſie nicht ſelbſt führte, er wollte dem Medard den Schlitten mit den beiden Rappen übergeben, aber dieſer klagte über Schmerzen in ſeinem gebrochenen Bein, und der Waldhornwirth war gerne bereit die Baſe zu führen. Diethelm empfahl ihm, bald zurück zu kehren, da er morgen auch verreiſen müſſe.

Als das Fuhrwerk mit Schellengeklingel davonrollte, hob Diethelm die Arme hoch empor und reckte ſich wie zum Ausholen für eine ſchwere Arbeit.

Spät in der Nacht, als Alles ſchlief, ging Diethelm ohne Licht hinab in die Scheune, öffnete den Kutſchenſitz, nahm die Kerzen ſorgfältig heraus, that das Kienholz in einen Sack, den er ſich über den Rücken band, und ſtieg auf der Scheunenleiter hinauf nach dem Speicher. In der Mitte der gradaufſtehenden Leiter, die er doch tauſendmal auf- und abgeſtiegen war, überkam ihn plötzlich ein Schwindel, daß er nicht vor- und nicht rückwärts konnte; er hing wieder wie über einem Abgrund zwiſchen Leben und Tod, und faſt ſchrie er laut auf nach Hülfe, aber noch hatte er Beſinnung genug zu überlegen, daß er ſich damit ins Elend ſtürze, und mit letzter Kraft in ſich hinein fluchend ſtemmte er ſich an und kletterte behende von Sproſſe zu Sproſſe und ſtand endlich keuchend auf dem obern Boden. Er legte jetzt Alles nieder, wo er ſtand, ja ſelbſt die Pulverſäckchen that er aus der Taſche. Er öffnete einen Laden, um das Mondlicht hereindringen zu laſſen, und ſaß lange ausruhend auf einem Wollballen. Endlich vertheilte er das Kienholz in einzelne Schichten, die er zwiſchen die Ballen legte, dabei ſprach er faſt laut vor ſich hin: Dorthin die eine, dort die andere Kerze und die dritte zwiſchen die aufgehobenen Bretter, daß kein Licht nach außen ſcheint. Ich muß ſie kürzen, ſie dürfen nur zwölf Stunden brennen. — Jetzt hatte er Kienholz zwiſchen zwei Ballen geworfen, aber es fiel ſo dumpf, er griff hinab und ein Schrei des Entſetzens ertönte, Diethelm hatte einen haarigen Kopf erfaßt, er zitterte, daß die Bretter unter ihm dröhnten, eine krallige Hand faßte nach ſeinem Munde: Der Teufel! der Teufel! ſchrie Diethelm und ſank lautlos zu Boden.

Meiſter, Meiſter, ich bin's, rief jetzt eine Stimme, und Diethelm ſetzte ſich auf. War das nicht die Stimme des Schäfers Medard? Wunderbar ſchnell war Diethelm gefaßt.

Was thuſt du da? Du haſt ſtehlen wollen, du Zuchthäusler? rief Diethelm.

Und wenn auch, was darnach? erwiderte Medard ſpöttiſch, die Brandkaſſe bezahlt's doch.

Raſch ſchnellte Diethelm empor, und mit den Worten: Ich erwürge dich, du krummer Hallunk, warf er ſich auf Medard, ſchleuderte ihn nieder und kniete ihm auf die Bruſt.

Ich will ja nichts ſagen, laſſet nur los, rief Medard mit halberſtickter Stimme, und Diethelm gewahrte plötzlich, daß er zum Mörder hatte werden wollen, und ließ ab. Wie anders war plötzlich Alles geworden, er hatte einen Mitwiſſer ſeiner That und war alle Zeit in der Hand eines Fremden.

Guck, ſagte er, und ihn ſelber ſchauderte vor dem, was er ſagte, ich bin einmal ſo weit, zurück kann ich nicht mehr, aber ich kann weiter gehen, ich muß es, wenn du mir nicht eine Sicherheit giebſt, daß du nie — nie was redeſt.

Es giebt nur Eine Sicherheit, nur eine einzige, erwiderte Medard, und die iſt feſter als tauſend Eide.

Heraus, heraus, was iſt's? ſagte Diethelm, die Hände des am Boden Liegenden feſthaltend, und dieſer erwiderte:

Der Munde heirathet Eure Fränz, und wenn mein Bruder all das Sach kriegt, da iſt die beſte Sicherheit, daß ich nie was red'.

Diethelm preßte vor Zorn die Hände des Medard zuſammen, daß dieſer laut aufſchrie, aber allmählich ließ er doch lockerer, und er ſagte endlich:

Meinetwegen, ja, ja, es ſoll ſo ſein, aber du mußt mitthun und, du mußt anzünden, wenn ich nicht da bin.

Das nicht, erwiderte Medard, aber mit thu' ich, und wir ſchaffen noch ein gut Theil fort, eh' es losgeht.

Haſt denn geſtohlen?

Was fraget Ihr jetzt darnach? Das iſt jetzt alles lauter Schwefelhölzle, und ich weiß noch was, was Ihr vergeſſen habt: ich komm' morgen ins Spritzenhäusle, ich will helfen die Spritze vom Rädergeſtell auf den Schlitten bringen, und da will ich nur zwei Schrauben an der Spritze losmachen, dann mag man löſchen.

Du biſt nicht dumm, du biſt geſcheidt, ſagte Diethelm, und mit dieſen Worten war der Friede zwiſchen den Beiden geſchloſſen. Diethelm führte den Knecht, den ſein kranker Fuß von dem Falle ſehr ſchmerzte, ſorglich die Treppe hinab und gab ihm Branntwein zum Einreiben.

Medard ſprach viel davon, wie albern es wäre, wenn man nicht noch ſo viel als möglich bei Seite ſchaffe, aber Diethelm wehrte ſtreng ab, er hatte das Wort auf der Zunge, aber er ſchämte ſich es zu bekennen, daß er nicht auch noch zum gemeinen Dieb werden wolle, er fühlte voraus den höhniſchen Spott ſeines Genoſſen und wies nur auf die Gefahr hin, die ſolches Beiſeiteſchleppen, ohne daß man's ahne, mit ſich führt. Medard hatte wohl zu vertheidigende Einwände, und Diethelm fühlte ſich geneigt, ſtreng zu befehlen, daß Alles nach ſeiner wohlbedachten Anordnung ausgeführt werde, aber indem er den Befehl ausſprach, verwandelte er ihn in eine Bitte, und es klang faſt wehmüthig, wie er den Medard bat, um ſeiner Beruhigung willen nichts hinterrücks zu thun und alle ſeine Anordnungen auszuführen.

Medard hatte ſich während deſſen gemächlich Knie und Wade eingerieben, und als jetzt Diethelm ſchloß:

Wir ſind doch eigentlich ganz gleich, ich thu' Alles wegen meinen Verwandten, und du thuſt Alles wegen deinem Bruder, da ſchaute Medard grinſend auf und ſagte:

Aber mein Bruder iſt jetzt Euer einziger und nächſter Verwandter, Eure Letzweiler Krattenmacher haben ſchon genug gekriegt, und für den Munde thun wir Alles, und ihm muß Alles bleiben.

Diethelm biß ſich die Lippe blutig über dieſe freche Rede, die ihm ins innerſte Herz griff, aber er ſchwieg; er ſah, wie der kecke Burſche ihn jetzt ſchon zu meiſtern begann, und ſchaute mit Grauen in die Zukunft. Er faßte einen tödtlichen Haß gegen den Geſellen und ſtampfte auf den Boden vor Zorn und Reue, daß er ihn nicht erdroſſelt hatte. Jetzt war das nicht mehr möglich, von der Stube aus hätten die Dienſtleute im Nebenbau den Hülferuf gehört. Welch ein ausgeſpitzter Böſewicht war es, an den er zeitlebens gefeſſelt war, auch nicht einen Augenblick hatte der ſich beſonnen, die That zu vollführen, während er ſelbſt doch ſo gräßlich mit ſich gerungen hatte. Diethelm knirſchte in ſich hinein, da er die Unterthänigkeit gewahr wurde, in die ſein immer noch weichmüthiges Naturell gegenüber dieſem verſteiften, hartgeſottenen Böſewicht gerieth; äußerlich aber war er freundlich und zuthulich und nickte zu dem Vorſchlage Medard's, man müſſe vom obern und zweiten Boden Bretter ausheben, daß die Flamme raſch einen Durchzug fände, bevor ſie hinausſchlage.

Schwer iſt oft die Verzweiflung, die einen Menſchen heimſucht, der einſam den Weg des Verbrechens wandelt; aber einen Genoſſen haben iſt höhere Pein: man kann den eigenen Mund hüten, daß er nicht rede, die eigenen Mienen, daß ſie nicht zucken, und es kann Tage geben, wo man Alles vergißt und ſich ausredet, was geſchehen iſt; in einem Genoſſen aber ſpricht bei ſeiner Begegnung die That ſich aus, ohne Wort, ohne Wink, und weilt er fern, wer behütet den Mund, wer wahrt die Mienen, daß ſie nicht den Ahnungsloſen ins Verderben reißen?

Das erkannte Diethelm, als er wieder allein war und es ihm vorkam, als kniſtere es ſchon in den Wänden. Als der Hahn krähte, erwachte Diethelm und ballte die Fäuſte; der Gedanke ſchnellte ihn empor, daß nichts übrig bleibe, als den verrätheriſchen Genoſſen, der ihn gewiß ſchon ſeit Jahren betrogen und mit zu ſeinem Elende verholfen, aus dem Wege zu ſchaffen; aber er bezwang ſich, und ſo ſeltſam geartet iſt das Menſchenherz, daß Diethelm aus dieſer Selbſtbeherrſchung einen friedlichen Troſt ſchöpfte: die That, die er begehen wollte, erſchien unſchuldvoll, faſt ein Kinderſpiel, da er das ſchwere Verbrechen, den Mord von ſich wies.

Mit ruhigem Gewiſſen ſchlief Diethelm abermals ein.

## Dreizehntes Kapitel.

Es läßt ſich kaum ſagen, was in dem beiderſeitigen Blicke lag, als ſich Diethelm und Medard am Morgen zum Erſtenmale im Tageslicht begegneten; nur mit Blitzesſchnelle ſtreiften ſich ihre Blicke, dann ſchaute Jeder vor ſich nieder. Medard aber war wieder ſchnell gefaßt, griff in die Taſche und ſagte, die Meſſingſchrauben zeigend, mit triumphirender Miene: Da, die hab' ich heut ſchon geholt.

Vergrab ſie, ſagte Diethelm und winkte dem Medard nach dem Stalle und fuhr hier fort: Du ſagſt doch deinem Vater nichts?

Nein, das iſt nichts für einen Sympathiedoctor. Der Ofen muß aber heut geheizt werden, denn brennt's an einem andern Ort, da merken ſie, daß die Schrauben und Kloben fehlen. Das Flugfeuer kann nicht zünden, die Dächer ſind mit Schnee bedeckt. Aber Meiſter, fuhr Medard fort, das Wort ging ihm ſchwer heraus, wie iſt's denn, wollen wir die Schaf' nicht an einen Ort thun? Ihr wiſſet ja wohl, die ſind blitzdumm und können das Fünkeln nicht leiden und laufen grad' drein 'nein!

Das geht nicht, das könnt' den Leuten verdächtig vorkommen, es muß Alles bleiben, wie es iſt. Ich ſag' dir's noch einmal, es muß Alles bleiben, wie es iſt.

So ſchloß Diethelm und ging nach dem Hauſe. Hinter ihm drein aber ſtreckte Medard die Zunge heraus und fluchte vor ſich hin: Du verdammter Scheinheiliger, wart', du Waiſenpflegerle, vopple du nur die ganze Welt an und thu, wie wenn du kein Thierle beleidigen könnteſt, dich hab' ich; ich halt' dich am Strick um den Hals, du ſollſt mir's theuer bezahlen, daß du die unſchuldigen Schafe verbrennſt, du ſollſt mir nimmer Mäh machen und nicht muckſen, wenn ich dich anguck'. — In der Seele dieſes Menſchen, bereit zum Verbrechen, empörte ſich noch das Mitgefühl für die Thiere, die er jahraus jahrein hütete, und dieſes Mitgefühl verwandelte ſich in neuen giftigen Haß gegen Diethelm, und dieſer war ihm ſo erlabend, daß er ſich auf die Vollführung der That wie auf eine Luſtbarkeit freute.

Diethelm aber, der nach dem Hauſe ging, lächelte vor ſich hin; die Meſſingſchrauben wurden zu ſichern Handhaben gegen Medard. Die Zerſtörung der Feuerſpritze, das war eine That, mit der er Medard gefangen halten konnte, er ſelber konnte jede Betheiligung leugnen, er konnte mindeſtens damit drohen, und wenn die Sache heraus kam, ſo wälzte dieſer Vorgang allen Verdacht auf Medard. Es galt nun, behutſam in dem Mitwiſſen des Waldhornwirths und vielleicht bei einem Andern feſtzuſtellen, daß und wie Medard beim Ueberheben der Spritze auf den Schlitten geholfen habe, und dann mußte Diethelm unter der Hand merken laſſen, daß er mit Medard unzufrieden ſei, und ihn aus dem Haus thun wolle. Aber alles war fein behutſam.

Du meinſt, du haſt mich, und ich hab' dich im Sack, ſprach Diethelm in ſich hinein, und freute ſich ſeiner klugen Benutzung der Umſtände. So hegten dieſe beiden Menſchen, die ſo einig ſchienen, im Innerſten den tiefſten Haß gegen einander, und während ſie noch gemeinſam die That zu vollbringen hatten und noch nicht der Beute habhaft waren, dachte ein Jeder ſchon daran, wie er dem Andern den Genuß verkümmere und ihn gefangen halte.

Unter der Thür traf Diethelm einen Boten vom Kohlenhof mit der Nachricht von Martha, daß ihr noch Mancherlei geſchickt werden ſolle, da ſie die Kranke noch mehrere Tage nicht verlaſſen könne. Der Bote ſah verwundert auf Diethelm, dem die Krankheit ſeiner Stieftochter gar nicht zu Herzen zu gehen ſchien, ja in ſeinem Geſichte drückte ſich ſogar eine Freude aus, und der Bote, ein armer alter Häusler, dachte darüber nach, wie hart der Reichthum die Menſchen mache, denn die Freude in dem Geſichte Diethelm's konnte gewiß nur von der Ausſicht auf die Erbſchaft herrühren. Diethelm aber dachte an nichts weniger als an eine Erbſchaft, er war froh, daß ſeine Frau noch länger wegblieb; in der nächſten Nacht mußte die unterbrochene Vorbereitung vollführt und Alles raſch zu Ende gebracht werden. Er ließ daher ſeiner Frau ſagen, ſie möge nur ruhig bei ihrer Tochter bleiben, da er ohnedies morgen verreiſe.

Im Waldhorn war heute Diethelm beſonders aufgeräumt, und als der Wirth ſein Geſchick lobte, das ihn immer mit unverhofftem und neuem Glück überhäufe, nickte Diethelm ſtill. Er freute ſich, daß man an den großen Gewinn glaubte, den er aus dem Verkauf ſeiner Vorräthe mache. Das ließ gewiß nie einen Verdacht aufkommen, geſchehe was da wolle. Dennoch erzitterte Diethelm innerlich, als der Vetter Waldhornwirth erzählte: Denk nur, was heut geſchehen iſt. Wie wir heute die Spritze abheben, iſt ein Rudel Schulbuben drum 'rum, der Schmied jagt ſie fort, aber die ſind wieder da wie Bienen auf einem blühenden Repsfeld. Und wie jetzt der Schmied eine Peitſch' nimmt und unter die Buben einhauen will, da ruft der alte Schäferle: Laß ſein bei ſo etwas darf man ſich nicht verſündigen, und die Kinder können Nichts dafür; ſie hören immer davon und ſehen das ganze Jahr die Spritze nicht, und da ſind ſie gewunderig froh, wenn ſie das einmal am hellen Tag und in der Ruhe ſehen. Könnet Euch denken, Vetter, was auf die Red' für ein Geſchnatter und Getrappel iſt, und wo man hinguckt, hängt ſo ein junger Malefizbub, und mit Müh' und Noth werden wir fertig, ohne ſo Einem die Finger abzutreten. Wie wir eben fortwollen und der Schmied das Thor in der Hand hat, um zuzuſchließen, da hören wir, wie die Spritze von ſelber zweimal pumpt, grad', als ob man's hüben und drüben heben thät'. Da ruft der alt Schäferle: Höret ihr? Eh drei Tage vergehen, brennt's im Ort. Der Schmied iſt ſo bös, daß er die Thüre zuſchlägt und faſt den alten Schäferle dazwiſchen klemmt. Dein Knecht, des Schäferle's Medard, hat ſich geſchämt, daß ſein alter Vater ſo dummes Zeug ſchwätzt und iſt davon, und die Schulbuben rennen durchs Dorf und ſchreien überall: In drei Tagen brennt's. Dem alten Schäferle ſollte man ſeine dummen Prophezeiungen verbieten, aber hier fürchtet ſich Alles vor ihm, und — ſollt' man's meinen? — wo man hört, glauben die Leut' alle an die Prophezeiung, und da ſind die Leut' hier noch ſtolz auf ihren Ort. Bei uns daheim in Letzweiler fände man keine zwei alten Weiber, die ſo was glauben thäten, und der Ort liegt doch nicht an der Landſtraß' wie Buchenberg.

Diethelm griff aus dieſer langen Mittheilung gern den letztangeregten Gegenſtand auf; der alte Wettkampf, der in Spott und Neckerei überall zwiſchen einem Dorf und dem andern iſt, hatte ihn ſchon viel erluſtigt, aber keiner der anweſenden Buchenberger ging heute darauf ein, und Diethelm ſchien es faſt, als ob er Mißtrauen errege, weil er von dem Schreckgeſpenſt gar nicht rede, er ſagte daher überlenkend:

Der alt' Schäferle hat nichts Beſonderes prophezeit. Jedesmal, wenn man was an den Spritzen zu thun hat, hält man das für ein Wahrzeichen, daß eine Feuersbrunſt auskommt, und da iſt's am geſcheidteſten, man macht den Aberglauben zu Schanden und giebt doppelt Acht, daß kein Unglück auskommt.

Alles ſchwieg. Nur ein fremder Mann, der auf der Ofenbank ſaß, ſagte halblaut vor ſich hin:

Abbrennen iſt nicht immer ein Unglück, im Gegentheil —

Wer iſt der Lump? fragte Diethelm ſeinen Vetter, und dieſer erwiderte:

Ein fremder Spindelnhändler. Ich hätt' gute Luſt und thät' den Kerl die Stiege 'nabwerfen.

Thu's nicht, beſchwichtigte Diethelm, das giebt ein unnöthiges Geſchrei in der Welt. Er beredete nun ſeinen Vetter, am morgenden Tage mit ihm nach der Hauptſtadt zu reiſen, wohin er mit Proben ſeiner Wollvorräthe gehen und dann ſeine Fränz abholen wolle, die ihm geſchrieben habe, daß ſie nicht mehr in der Stadt bleibe. Gerade der Waldhornwirth war ihm ſtets der liebſte Genoſſe, er war halb Kamerad, halb abhängiger Untergebener, und draußen, wo man dieſes letzte Verhältniß nicht kannte, war Diethelm immer beſonders hoch angeſehen, wenn der ſtattliche Waldhornwirth ihn überall mit unterwürfiger Ehrerbietung behandelte und hinter ſeinem Rücken ſein Lob verkündete. Der Waldhornwirth war ſchlau genug, dieſe unausgeſprochene Vaſallenſchaft zu erkennen; er that oft, als ob er ſich davon losmachen wolle, um den Vetter zu allerlei Nachgiebigkeiten und Vortheilen zu bewegen. Dies gelang ihm auch heute, denn Diethelm verſprach eine Entſchädigung für jegliche Verſäumniß.

In neuer verzweiflungsvoller Pein ging Diethelm wieder heimwärts. War es denn nicht, als ob plötzlich ſeine innerſten, geheim gehaltenen Gedanken ſich von unſichtbarem Munde verbreitet hätten, ſo daß jetzt Alles im Dorfe von einer Feuersbrunſt ſprach, an die man ſonſt das ganze Jahr nicht dachte? Wäre es nicht das Beſte, Alles zu verſchieben und zu hintertreiben, bis die Prophezeiung vergeſſen iſt? Aber wer weiß, wann die Frau wieder aus dem Hauſe ſein wird?

Im Stall traf Diethelm den Medard, der ein großes Seil mit Karrenſalbe einſchmierte, und auf ſeine verwunderte Frage erhielt er die Antwort, daß dieſes das Seil aus der Radwinde ſei, das mit Fett getränkt als Lunte dienen müſſe, um das Feuer blitzſchnell in den Nebenbau auf den Heuboden zu leiten. Diethelm konnte nicht umhin, auch dieſe erfinderiſche Klugheit zu loben; dennoch ſprach er davon, die Sache noch zu verſchieben, da man an die dumme Prophezeiung glaube; Medard aber erwiderte:

Juſt deßwegen müſſen wir gleich losſchießen. Weil Alle davon ſchwätzen, iſt Jeder verſorglich und glaubt Niemand dran, und geſchieht jetzt was, da heißt's: das hat ſein müſſen, das hat kein Menſch gethan, es hat ſein müſſen, weil's prophezeit geweſen iſt.

Wie doch Alles auch ſeine Kehrſeite hat, das erfuhr jetzt Diethelm; die Wendung, die Medard der Sache gab, war doch überaus ſinnreich und fein berechnet, und doch war Diethelm ſchwer beklommen, ſchwerer als je; ihm war's, als wäre die That nicht mehr ſein, ſie war in fremde Hand gegeben und mußte geſchehen, ſei er nun willfährig oder nicht.

Faſt die ganze Nacht hindurch war Diethelm mit Medard beſchäftigt, Alles herzurichten. Die Mäuſe liefen ohne Scheu wie toll hin und her, als ahnten ſie den Untergang des Hauſes. Diethelm zitterten oft die Hände, aber Medard war voll heiterer Laune, und wenn es Diethelm verſäumte, lobte er ſich ſelbſt über hundert kleine Erfindungen, die er noch machte, und kneiſte ſich ſelbſt in die Wangen. Diethelm ſchauderte als Medard über die geweihten Kerzen im Kirchentone einen wild närriſchen Feuerſegen ſprach.

Als der Morgen graute und ein luſtiger Wind pfiff, entzündeten ſie die Kerzen und verſchloſſen Alles ſorgfältig, daß kein Lichtſchein nach außen dringe. Diehelm ſagte nun, daß er verreiſe.

Bis wann kommſt du wieder? fragte Medard. Betroffen ſah Diethelm drein, daß ihn ſein Knecht duzte, aber er hielt an ſich und erwiderte:

Bis gegen Abend.

Drum, erwiderte Medard, wenn du nicht auch da biſt, wenn es losgeht, zeig' ich dich an, ſo wahr die Lichter da brennen; oder nimm mich mit, ich will nicht allein da ſein, daß Alles auf mich kommt.

Diethelm bebte vor Wuth, er ſah, in welche Hände er gegeben war, er griff ſich hin und her am Hals, denn er fühlte, wie es ihm die Kehle zuſchnürte; endlich brachte er unter Zähneklappern die Worte hervor:

Kannſt dich drauf verlaſſen, daß ich Abends wieder da bin, da, da haſt mein' Hand drauf.

Kaum hatte Diethelm die Hand Medard's gefaßt, als er ihm einen Stoß vor die Bruſt gab, daß er niederfiel, und jetzt kniete er auf ihn und band ihm mit dem Halstuch die Hände zuſammen, aber Medard biß ihm in den Arm, ſchnell raufte Diethelm eine Hand voll Wolle aus einem daneben ſtehenden Sack, ſtopfte ſie Medard in den Mund, band ihm die Füße mit Stricken zuſammen, betrachtete ihn einen Augenblick mit gehobenem Fuße, als wollte er ihn zertreten, und eilte hinab, Alles ſorgfältig hinter ſich verſchließend.

Vor dem Hauſe rief er abſichtlich laut nach Medard, aber die Magd kam und half ihm die Pferde eingeſchirren, und ſo ſchnell als der Wind, der den Schnee aufwirbelte, jagte Diethelm davon.

## Vierzehntes Kapitel.

Im Rautenkranz in der Hauptſtadt lebte indeß Fränz auch nicht ſo vergnügt, wie ſie es gehofft hatte. Das Wirthshaus war faſt wie eine kleine Stadt für ſich; der gepflaſterte

Hof war ſo groß wie der Marktplatz eines kleinen Städtchens, bequem konnten zwei Frachtfuhren darin wenden, und in den Scheunen und Ställen war allzeit ein reges Leben; Frachtfuhren, Stellwagen, Botenwagen, Reiter und Fußgänger von allen Gegenden des Landes gingen hier ab und zu, und Jeder wußte ſo vollkommen Beſcheid im Hauſe, daß das rührig bunte Treiben ſich doch wieder wie eine ſtille Regelmäßigkeit darſtellte. Wären nicht Gasröhren durch das Haus geleitet geweſen, man hätte in ihm nicht geglaubt, daß man ſich mitten in der Hauptſtadt befinde. Die weite, offen ſtehende Küche mit ihrem zahlreichen glänzenden Kupfergeſchirre an den Wänden und dem übermäßig breiten Herde in der Mitte, die ſteinernen Treppen mit ausgelaufenen Geleiſen zeigten, daß hier Alles von altem Beſtand war, und gleicherweiſe zeigte ſich's in der weitläufigen Wirthsſtube, wo nicht weit von dem mächtigen Kachelofen an der großen, mit neubackenem Brod überſchütteten Anrichte die Herrin des Hauſes, eine ſtattliche Wittwe, ſaß, nähte und ſich von den Ankommenden erzählen ließ und ihnen Beſcheid gab, ohne ſich zu irgend Jemand zu drängen. Es gab vielleicht keinen zweiten Menſchen im Lande, der deſſen innerſte Verhältniſſe ſo genau kannte, als die Frau Rautenwirthin, ſie machte aber von ihrer Wiſſenſchaft keinen Gebrauch, außer in ſeltenen Fällen, wenn ſie von alten Hausfreunden um eine Nachricht angegangen wurde; ſie wendete vielmehr ihre ganze Macht auf die Regierung ihres Hauſes, und dieſe gelang ihr vollkommen, denn ſie herrſchte unbedingt. Von ihren drei Töchtern hatte eine die Aufſicht in der Küche, während zwei die Gäſte bedienten, die beiden Söhne verſahen die Bäckerei und Metzgerei, und Alle gehorchten der Mutter mit unbedingter Unterwürfigkeit; ja die Söhne bekamen Sonntags von der Mutter ein Taſchengeld ausbezahlt und fanden dieſe Abhängigkeit vollkommen in der Ordnung. Und wenn die Rautenwirthin zwei, dreimal des Tages durch das Haus ging, konnte man ſich darauf verlaſſen, daß Alles vom Morgen bis zum Abend in feſter Ordnung ſich hielt; denn die Knechte und Mägde, durch das Beiſpiel der Kinder belehrt, waren ebenfalls voll Gehorſam und Pflichterfüllung, und wer aus dem Rautenkranze ſich anders wohin verdingte, konnte bei gutem Lobe zehn Dienſte in einer Stunde haben. Nie hörte man einen Zank im Hauſe, willfährig geſchah die Handreichung von Einem zum Andern, der Pflichtenkreis eines Jeden war feſt abgemeſſen, es konnte Niemand aus ſeiner Bahn abirren; auch wenn noch ſo viel Gäſte da waren, bemerkte man nie eine Haſt, nie aber auch war Unthätigkeit.

Fränz hätte wohl kein beſſeres Haus finden können, um die Wirthſchaftlichkeit im größeren Maßſtabe zu erlernen, und ſo erſchien es ihr auch Anfangs der gediegene Halt und die ſtetige Ordnung des Hauſes nöthigte ihr da eine hohe Achtung und willfährige Unterordnung ab; ja ſie griff um ſo freudiger zu, wenn ſie daran dachte, wie daheim bei den wenigen Menſchen Alles ſo kunterbunt durcheinander hing, daß man oft nicht wußte, wann Mittag und wann Abend iſt. Nach und nach fühlte ſich aber Fränz wiederum beängſtigt und gefeſſelt von dieſer Hausordnung; ſpät ſchlafen gehen und früh aufſtehen, den ganzen Tag arbeiten und nie eine Luſtbarkeit, ja kaum vor die Thüre kommen, dazu war ſie nicht nach der Stadt gegangen; ſie lebte ja hier faſt wie eine Magd. Sie verſuchte es, die Töchter und die Mägde zur Widerſpenſtigkeit aufzuhetzen, aber ſie fand kein Gehör, und die Rautenwirthin hatte ein ſcharfes Auge auf ſie. Fränz hatte dem Sohne des Sternenwirths von G. bald zu wiſſen gethan, daß ſie hier ſei; er kam auch mehrmals in der Dämmerung, wenn im Erbprinzen abgeſpeiſ't war, aber mit Schrecken und Ingrimm ſah Fränz, daß er faſt nur Augen für die älteſte Tochter der Rautenwirthin hatte und ſich oft ſtundenlang zu der Mutter ſetzte, die großen Gefallen an ihm zu haben ſchien. Nun behandelte ihn Fränz mit auffälliger Mißachtung, und ſie verſtand es bald mit dem älteſten Hausſohn, dem Metzger, einen kleinen Liebeshandel anzuzetteln.

Das dauerte aber auch nicht lang, und mit Einemmal war aller Verkehr abgebrochen, und Fränz erfuhr von einer vertrauten Magd, die gelauſcht hatte, daß die Wirthin ihrem Sohn jede Hinneigung zu Fränz ernſtlich verboten, und dieſer faſt ohne Widerſpruch nachgegeben habe. Fränz ſah von da an in dem Hauſe nur noch ein Sklavenhaus und verwünſchte Alles, was darin war, den Sohn, der ſich von dem Herrſchteufel, der Mutter, befehlen laſſe, und vor Allem dieſe ſelbſt; wenn ſie ſie hätte vergiften können, es wäre ihr erwünſcht geweſen. Nun aber blieb ihr nichts, als wo ſie konnte Unordnung und Unfrieden im Hauſe ſtiften, und alle ihre Obliegenheiten zu vernachläſſigen. Als die Wirthin ſie über Letzteres zur Rede ſtellte, erklärte Fränz voll Heftigkeit, ſie ſei keine Magd und noch viel weniger ein Sklav, ſie thue was ſie wolle, dafür bezahle ihr Vater Koſtgeld. Ohne ein Wort zu erwidern, ordnete die Wirthin an, daß Fränz nichts mehr im Hauſe zu thun habe, und daß ſie nur noch eine Koſtgängerin ſei, bis ihr Vater ſie abhole, und das je eher, je lieber. Darum ſchrieb Fränz den Brief an ihren Vater und wollte nun nach Laune frei und ledig in der Stadt umherlaufen; die Wirthin aber erklärte, daß das nicht angehe, ſo lange ſie bei ihr im Hauſe ſei; ſei ihr Vater da, könne ſie machen, was ſie wolle.

Munde hatte, ohne daß es ihm Fränz zu wiſſen that, doch bald erfahren, wo ſie war; er kam nun auch oft in den Rautenkranz und blieb übermäßig lang bei ſeinem Schoppen ſitzen, meiſt ſchweigſam und wenig theilnehmend an den Geſprächen um ihn her, nur ſeine Blicke folgten Fränz, wenn ſie durch die Stube ging, und er trommelte mit den Fingern auf den Tiſch, wenn ſie mit einem Gaſte freundlich that. Fränz aber lächelte ihm nur manchmal ſchelmiſch zu, und wenn er ſie heimlich auf einen ſogenannten „Ständerling“ vor dem Hauſe beſtellte, oder gar mit ihr zum Tanzen gehen wollte, wehrte ſie ſtrenge ab, da die Wirthin ſie bei dergleichen mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe jagen würde. Während ſie auf Habhaftwerdung des Sternenwirthsſohnes und dann des Hausſohnes ausging, verſtand ſie es, Munde doch ſo hinzuhalten, daß er treulich wiederkam, und dieſe ausdauernde Liebe that ihr einerſeits wohl, andererſeits hoffte ſie dadurch beſonders bei dem Hausſohne eine Eiferſucht und eine raſchere Entſchließung herbeizuführen. In der Küche und bei dem Wirthsſohne ſcherzte ſie oft über Munde und über ſeine närriſche Verliebtheit, wobei ſie ihn ſtets ihren Knecht nannte.

Schon ſeit mehreren Tagen erwartete Fränz ihren Vater, und als ſie von allen ankommenden Fuhrleuten vernahm, welch eine unerhörte Kälte draußen ſei, beklagte ſie, daß ihr Vater dadurch abgehalten werden könne, ſie zu holen. Gegen Abend kam Munde mit noch einem Soldaten und deſſen Vater, einem Bauer aus Unterthailfingen, der ſeinen Sohn beſucht hatte. Fränz that heute beſonders freundlich gegen Munde, bat ihn um Aufträge an die Seinigen, da ſie bald die Stadt verlaſſe.

Und du wirſt jetzt noch einmal ſo reich, ſagte Munde.

Wie ſo? Haſt du was gehört? Hat mein Vater verkauft?

Das auch, aber dein' Stiefſchweſter, die Kohlenhofbäuerin, liegt im Sterben, und da kriegſt du Alles.

Woher weißt das? fragte Fränz.

Da der Peter von Unterthailfingen erzählt's, dein' Schweſter wird ſchon geſtorben ſein.

Während Fränz ſich noch mit der Schürze die Augen abrieb, trat ein Poſtſchaffner vor Kälte heftig trappend ein. Es war ein ehemaliger Unteroffizier, den Munde kannte; er bot ihm nun das Glas zum Trinken an, und der Schaffner ſagte, ſich den Bart wiſchend:

Weißt auch ſchon, des Diethelm's Haus in Buchenberg iſt abgebrannt?

Herr Gott, unſer Haus? ſchrie Fränz in lauter Wehklage und ſtieß im Umſichſchlagen die Flaſche vom Tiſch, die klirrend auf den Boden fiel, ſo daß Alles im Zimmer ſich nach ihr wendete. Munde ſprang ſchnell auf und ſetzte die zitternde Fränz auf ſeinen Stuhl. Der Schaffner bedauerte ſeine Unvorſichtigkeit, da er nicht gewußt habe, daß das Diethelm's Tochter ſei. Fränz aber, leichenblaß und mit ſtierem Blick, wollte Näheres wiſſen. Der Schaffner aber hatte dies nur von einem Andern gehört, der am Morgen durch Buchenberg gefahren war, und wußte weiter Nichts, als daß kein Menſch dabei verunglückt ſei, nur einen Knecht, der das Haus angezündet habe, ſuche man noch vergebens. Alles verſammelte ſich nun um Fränz und tröſtete ſie; ja man wollte ihr ſogar die ganze Sache ausreden, es ſei vielleicht gar nicht wahr u. dgl. m. Fränz aber war raſch entſchloſſen, ſie wollte augenblicklich heim; ſie faßte beide Hände des Munde und bat ihn, ihr zu helfen, daß ſie fortkäme, ſie jammerte um ihren Vater und ihre Mutter und klagte ſich ſelber an, daß ſie von ihnen fortgegangen ſei, es ſeien gewiß Alle verbrannt, und man ſage es ihr nicht. Die Wirthin wollte ſie beruhigen und ihr ſolch wildes Raſen ausreden, aber Fränz ſtieß ſie heftig von ſich.

Munde, du biſt dein Lebtag gut zu mir geweſen, ich bitt' dich, Munde, guter Munde, hilf mir, daß ich fortkomm', rief ſie immer laut weinend, und Munde ſelber weinte mit und verſprach Alles zu thun. Der Schaffner ſah auf eine Uhr und ſagte, durch Buchenberg gehe erſt morgen wieder ein Eilwagen, in einer Stunde aber gehe ein anderer nach G. ab, und von dort aus könne Fränz leicht nach Buchenberg kommen. Fränz eilte ſchnell auf ihre Kammer, holte ihre Kleider, und trotz aller Einrede, daß ſie doch den Abgang des Wagens im Hauſe abwarten möge, blieb ſie nicht und ging, von Munde allein gefolgt, nach dem Poſthofe.

Wie träge ſchlug hier die Uhr, Fränz wollte faſt vergehen vor Haſt und Verzweiflung, und Munde, der ſie gar nicht beruhigen konnte, ſagte faſt unwillkürlich:

Wenn ich nur den böſen Gedanken aus dem Kopf bringen könnt'!

Was? Was haſt? fragte Fränz, ihn am Arme faſſend. Munde ſagte, daß es Nichts ſei, und er könne es nicht ſagen, es ſei ſchlecht, und ſie ſolle es ja nicht glauben, aber er ſag's ihr nicht.

Nun drang Fränz immer heftiger in ihn und ſchwur, ihr Leben lang ihn nicht mehr anzuſehen, wenn er nicht mittheile, was er im Sinne habe. Da ſagte Munde:

Es iſt einfältig, es wäre beſſer geweſen, ich hätt' dir gar nicht geſagt, daß ich was weiß. Aber ich ſeh' ſchon, ich komm' ſo nicht mehr los. Schwörſt du mir, es nicht zu glauben und keinen Haß auf mich zu werfen und mich gern zu haben, wenn ich dir's ſag'? Nein, nein, ich kann auch ſo nicht, ich bring's nicht auf die Zung', nie.

Ich ſchwör' dir Alles, ich bitt' dich, lieber lieber Munde, ich hab' dich ſo lieb, ich bitt' dich, ſag mir's, was iſt? Was weißt?

Es iſt eigentlich dumm, und du könnteſt meinen Wunder was es wär, drum will ich's ſagen, aber du darfſt's nicht glauben.

Nein, aber ſag's.

Mein Medard hat einmal im Rauſch geſagt, dein Vater woll' das Haus anzünden. Das iſt Alles. Nicht wahr, du glaubſt's nicht? Ich bitt' dich nur, gieb mir gleich Nachricht, wie es den Meinigen geht. Wenn ich Urlaub bekomm', komm' ich morgen nach. Was haſt? Warum redeſt denn nicht? Steh doch auf.

Ja, ja, ſagte Fränz wie träumend und erhob ſich von der eisbedeckten Staffel, auf die ſie ſich geſetzt hatte. So, jetzt kommen die Pferde, aber wie langſam die machen. Gott im Himmel! Ich ſterb', wenn das nicht ſchneller geht. Munde, was hab' ich ſagen wollen? Ich weiß nicht mehr. Ja, ſei mir nicht bös. Wenn nur meine Eltern noch leben, dann iſt Alles gut. Ich hätt's nie glaubt, daß ich ſo aus der Stadt weggeh', und da, Munde, da haſt du auch noch

Geld, das, was du geſagt haſt, iſt nicht geſagt und wird nie mehr geſagt. So, Gottlob, nun ade, ſchloß Fränz, als der Schaffner „Eingeſetzt!“ rief.

Der Poſtillon blies luſtig, der Wagen fuhr ab, und Munde ſchlug ſich davongehend auf die Stirne; es kränkte ihn, daß er ſo unbeſonnen herausgeredet und den Schmerz des Mädchens noch grauſam vermehrt hatte, und jetzt merkte er erſt, wie er ſo unbewußt Geld angenommen. Er kehrte in den Rautenkranz zurück, um noch Einiges zu beſorgen, das Fränz in der Eile vergeſſen hatte.

## Fünfzehntes Kapitel.

Unter klingendem Schlittenſchellen fuhr Diethelm nach dem Dorfe hinab, er athmete tief auf in der ſcharfen Morgenkälte und ſtarrte faſt bewußtlos vor ſich hin, beobachtend wie die Rappen ſo raſch und gleichmäßig die Füße hoben, und wie ſie ſo muthig die ſchellenumwundenen Köpfe warfen.

Während im Herzen ein jäher Schreck ausklingt oder wilder Schmerz raſ't, iſt oft der äußere Sinn verloren und gefangen in der Betrachtung eines Farbenſpiels, eines alltäglichen Ereigniſſes, und verfolgt ſeine Wandlungen mit einer Stetigkeit und geſammelten Kraft, als wäre ſonſt Nichts auf der Welt und müßte gerade dieſer Vorgang in ſeinem innerſten Weſen erforſcht werden. Erwacht dann das innere Bewußtſein aus ſolcher träumeriſchen Verſenkung, ſo fährt der Gedanke an das erlittene Unheil wie mit tauſend ſchneidenden Waffen aufs Neue durch alle Lebensnerven, durchzuckt das ganze Weſen, und ein lauter Aufſchrei ſpricht es aus, was über das ſelbſtvergeſſene Menſchenherz gekommen.

Diethelm fuhr ſo heftig auf, daß er mit dem Leitſeile die Rappen herumriß, ſo daß ſie ſich nur mühſam auf den Beinen hielten, während der Schlitten in den Graben abrutſchte. Diethelm ſprang heraus, und es gelang ihm bald, das Fuhrwerk wieder flott zu machen; er ſtieg aber nicht mehr ein, ſondern ging heftig trappend neben den Pferden her bis zur Schmiede im Dorfe, wo er die Pferde friſch griffen ließ, während er nach dem Waldhorn ging. Der Waldhornwirth war noch nicht zuweg, und als er kam, war er überaus übellauniſch über die heutige Ausfahrt.

Wir ſollten heut lieber daheim bleiben, ſagte er, alle Wege ſind verſchneit, der Wind treibt allen Schnee auf den Straßen zuſammen, und es iſt heute ſo ſträflich kalt, daß der Hungerbrunnen zugefroren iſt; das erinnern ſich die älteſten Leute nicht.

Diethelm ſah den Vetter ſtarr an, preßte die Lippen und ſagte endlich:

Wir müſſen fort, da iſt Nichts mehr zu reden.

Der Waldhornwirth holte ſich eine große Schale Kaffee aus der Ofenröhre, und während er auf das Erkalten wartete, dem Diethelm mit ſchnaubender Ungeduld zuſah, ſagte er:

Wenn heute das Unglück wollte, daß ein Feuer auskäme, man hätt' keinen Tropfen Waſſer zum Löſchen, das ganze Dorf wär' verloren.

Diethelm kam es vor, daß der Vetter ihn bei dieſen Worten ſo ſeltſam anſtierte, und er verfiel plötzlich in ein grinſendes Lächeln; er überlegte raſch, ob er auf das Gehörte antworten ſollte, aber Schweigen konnte Mißtrauen erregen; darum ſagte er aufſtehend:

Glaubſt du auch an die Prophezeiung?

Nein, aber möglich könnt' es doch ſein.

Das Zaudern und Trödeln des Waldhornwirths machte Diethelm alle Eingeweide kochen, er hielt es in der Stube nicht mehr aus, ſagte, er wolle nach der Schmiede gehen, und bis er zurück käme, müſſe der Vetter reiſefertig ſein.

Diethelm war entſchloſſen, wenn das Zögern noch länger dauerte, lieber allein abzureiſen, ohnehin war ja der Zweck erreicht, daß das ganze Dorf ſeine Abreiſe wußte. Als er aber vor die Thür kam, wo ihm ein Wind ſo ſtark entgegen wehte, daß es ihm den Athem benahm und er ſich umwenden mußte, ſpürte er plötzlich einen heftigen Schmerz im Oberarm von dem Biſſe Medard's, den er faſt ganz vergeſſen hatte. Mit Mühe arbeitete er ſich ſturmentgegen nach der Schmiede, und als er dort ankam, rief er dem Schmied zu:

Nimm dich in Acht vor dem zuderhändigen Rappen, der beißt. Weißt kein Mittel gegen einen Pferdebiß?

Laß einmal ſehen, erwiderte der Schmied,

Es iſt jetzt ſchon heil, beſchwichtigte Diethelm, in Furcht ſich zu verrathen, aber für's Zukünftige könnteſt du mir ein Mittel geben.

Da wendeſt du dich am Beſten an den alten Schäferle, der hilft dir, daß es in einer Stunde vorbei iſt.

Diethelm verſprach dies vorkommenden Falles zu thun. Während er am Feuer ſtehend den Schmerz verbiß, kam ein Trupp Männer und Burſchen wild lärmend nach der Schmiede, ſo daß Diethelm erbebte.

Komm, Schmied, hieß es nun, es iſt Befehl vom Amt da, daß wir mit dem Bahnſchlitten 'naus müſſen, der Poſtwagen kann nicht durch. Sollen wir gleich die Rappen da einſpannen?

Diethelm wehrte ab, und es gelang ihm, ſeine halb gegrifften Pferde zu behalten. Der Trupp eilte nach dem Spritzenhäuschen, wo der Bahnſchlitten ſtand.

Im ganzen Dorfe war jetzt eine wunderliche Aufregung. Die Nachricht, daß man von aller Welt abgeſchnitten ſei, durchdrang alle Häuſer, und die Menſchen, die ſonſt nie daran dachten, daß anderswo auch noch Leute wohnen, thaten auf einmal, als ob ſie allſtündliche Verbindung nach außen hätten und gar nicht leben könnten ohne deren ungeſtörten Beſtand. Ueberall in den verſchneiten Gaſſen ſah man mit dem Winde kämpfende Menſchen hin- und herrennen, Weiber grillten, wie ſie unverſehens in eine tiefe Schneewehe traten, Kinder jauchzten, Männer ſchrieen; man lief nach den Nachbarhäuſern zu Vettern und Verwandten, als müßte man ſich vergewiſſern, daß der Weg dahin noch offen ſei, und Vorſorgliche eilten zu dem Krämer, um ſich Salz zu holen, denn es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß der Salzvorrath bald erſchöpft ſei, und man lange keines von außen bekommen könne. Vor allen Häuſern wurde geſchaufelt und Eis gehackt und mancher Scherz dabei verübt und die Kinder thaten überall mit, denn in der allgemeinen Aufregung war ein glücklicher ſchulfreier Tag. In das verſchloſſene, lautloſe Winterleben des Dorfes war plötzlich ein buntes, lärmendes Straßentreiben gekommen, in dem das damit verbundene Ungemach faſt vergeſſen ſchien; der Wirrwarr hatte ſeinen eigenen Reiz, und die Erwachſenen ſind auch oft wie die Kinder, denen nichts lieber iſt, als eine tummelfreie Umkehr der gewohnten Ordnung.

Das meiſte Leben war bei dem Bahnſchlitten. Dieſes noch aus dem Urzuſtande herſtammende Werkzeug, aus ſtarken, in einen ſpitzen Winkel gefugten Borden beſtehend, einem in der Mitte zertheilten Schiffe gleichend, deſſen Kiel mit Eiſen beſchlagen, wurde mit ſechs Pferden beſpannt, und mindeſtens dreißig Mann ſtellten ſich als Beſchwerungslaſt auf denſelben, johlten und ſchrieen.

Diethelm ſah all dem Treiben mit unnennbarer Seelenangſt zu. Das Herz im Leibe drückte ihn wie ein Stein, bald ſchlug es ihm wie Flammen zum Geſicht heraus, bald überrieſelte es ihn eiskalt; den Schmerz am Arme ſpürte er kaum mehr. Am Bahnſchlitten hörte er mehrmals den Namen Medard's nennen, der ſonſt immer bei dieſer Ausfuhr geweſen war und ſich heute nicht ſehen ließ. Diethelm ſagte, der Medard müſſe daheim bleiben, da er verreiſe. Endlich fuhr das ſchwere Gefährt das Dorf hinaus, und es trat eine Weile Stille ein. Diethelm kehrte in das Waldhorn zurück. Der Vetter war froh, daß ſich die Reiſe noch verzögerte, während Diethelm vor Verzweiflung faſt vergehen wollte. Er ſtellte die Rappen im Waldhorn ein und wollte bis zur Abreiſe nur die Rückkunft des Bahnſchlittens abwarten, einſtweilen ging er wieder — nach Hauſe. Es ſchauderte ihn innerlich, da er dieſes Wort ausſprach, er hatte ja kein Haus mehr, es ſollte nicht mehr ſein. Dennoch ging er den Weg dahin, aber an der Anhöhe hielt er an und konnte ſich nicht dazu bringen, hinauf zu ſteigen. Es kam ihm der Gedanke, Medard zu befreien, und wie von einem Banne erlöſ't rannte er mehrere Schritte hinan; aber plötzlich hielt er wieder inne: wenn er nun Medard befreite, muß dieſer ihn nicht auf den Tod haſſen und ins Elend bringen?... Diethelm kehrte raſch wieder um. Aber noch einmal und noch einmal ſtieg er faſt dieſelbe Höhe des Berges hinan, und wieder ſtand er ſtill und fuhr ſich mit todtenkalter Hand über die heiße Stirne, denn er dachte: Medard iſt ſchon erſtickt, er muß ſchon erſtickt ſein. Was willſt du dir noch den grauſenvollen Anblick machen, der dich nie verlaſſen wird, ſo lang dir ein Aug' offen ſteht?... Der Wind im Rücken half Diethelm raſch den Berg hinabſpringen, und er kam eben ins Dorf, als der Eilwagen glücklich durchfuhr. Nun war die Bahn offen, und es galt, keine Zeit mehr zu verſäumen. Mit erheitertem Antlitze kam Diethelm ins Waldhorn zurück, aber er mußte doch noch dem Vetter nachgeben, daß man daheim Mittag machte. Diethelm trank zwei Flaſchen von ſeinem Leibwein und war überaus wohlgemuth, als man über alle Hinderniſſe hinweg endlich davonfuhr. Der alte Schäferle mit ſeiner dampfenden Pfeife ſtand am Wege, nickte Diethelm und ſeinem Trompeter zu und winkte mit der Hand, zeigend, daß er nach Diethelm's Haus zu ſeinem Medard gehen wolle. Diethelm wollte dies abwehren, aber die Pferde waren ſo raſch im Zuge, daß man unverſehens weit vom Schäferle weg war, und als Diethelm den Vetter zwang anzuhalten und ſich umwendete, war der Schäferle verſchwunden. Diethelm ließ ihm nun durch ein Kind am Wege ſagen, daß er den Medard über Feld geſchickt habe; er hatte nicht mehr Zeit, dies bereuend und eingedenk ſeiner widerſprechenden Ausſage beim Bahnſchlitten zu widerrufen, denn der Vetter fuhr heute im tollen Trabe. Dieſer Widerſpruch iſt auch gewiß ganz bedeutungslos, ſagte ſich Diethelm und nahm ſich nur vor, fortan recht genau auf Alles zu achten, was er ſage. Noch einmal wendete ſich Diethelm nach ſeinem Hauſe um, es tanzte ihm vor den Augen, als käme das Haus den Berg herab. Er nahm dem Vetter die Peitſche ab und hieb ſelber auf die Pferde ein, daß ſie in geſtrecktem Galopp davonrannten.

Man begegnete vor Unterthailfingen dem Bahnſchlitten, und der darauf ſtehende Trupp, der ſich im Nachbardorfe erluſtigt hatte, brachte Diethelm in wildem Schreien ein Hoch aus. Dem Trompeter ſchien heute ſein Mundſtück eingefroren, er redete kein Wort; die Kälte war aber auch zu ſchneidend, wie ſcharfe Meſſer fuhr ſie ins Geſicht und ſchlupfte unter dicken Schafpelzen durch, auf alles Eiſenwerk am Schlitten und Geſchirr ſetzte ſich immer ein haarigkrauſer Schneereif. Die Sonne war heute gar nicht erſchienen. Schneewolken jagten ſich am Himmel, aber es war zu kalt, als daß ſie niederfielen. An der kalten Herberge öffnete endlich der Vetter ſeinen Mund und ſprach von Einkehr, auch die Pferde ſchienen mit dem Vetter einverſtanden und wendeten ſich ab des Weges; aber Diethelm peitſchte ſie ingrimmig durch und jagte vorbei, es war ihm unmöglich, jetzt in dieſes Haus einzutreten, ja ſchon deſſen Anblick ſträubte ihm die Haare empor. Der Vetter ward nun noch verſchloſſener und letzte ſich nur bisweilen an dem mitgenommenen Kirſchengeiſt. Es war ſchon lange Nacht geworden, als man ſteif und ſtarr in G. im Stern angekommen war. Mit gekrümmten Fingern griff ſich Diethelm in die Taſche, um nach ſeinen Papieren zu ſehen. Plötzlich ſchrie er laut auf und ſchlug ſich auf die Stirne, er hatte die Staatspapiere vergeſſen, die er in der Hauptſtadt zu Geld machen wollte.

Der Vetter, ſeines Amtes eingedenk, tröſtete ihn in ſeiner unfaßlichen Verzweiflung.

Die Staatspapiere verſchimmeln Euch ja nicht, und Ihr habt ja noch Geld genug.

Diethelm konnte es ſonſt nie leiden, daß der Trompeter ſolche Reden an ihn allein verſchwendete, ohne daß ſie ſonſt Jemand hörte; heute aber nickte er ihm ſchnell gefaßt zu, denn er überlegte raſch, daß das Aufgehen dieſer Werthpapiere, deren Beſitz er nachweiſen konnte, bei etwaiger Unterſuchung entſchieden zu ſeinen Gunſten ſprechen müſſe. Er rieb ſich gewaltig die Hände und ſetzte ſich behaglich an den Tiſch.

Ihr habt's gut, ſagte der Vetter, deſſen Regiſter einmal aufgezogen war, Euch fliegt der Reichthum nur zu, wo man gar nicht dran denkt.

Diethelm beſtätigte den Gewinnſt, den er durch Verkauf der Wolle mache, und erholte ſich immer mehr an dem Zutrauen, das ſeine Vorkehrungen einflößten.

Das mein' ich ja gar nicht. Ihr machet ja die große Erbſchaft, entgegnete der Vetter.

Red nicht ſo. Von wem ſoll ich erben? Von den Unſrigen in Letzweiler?

Stellet Euch nur nicht ſo. Ihr wiſſet's wohl, und ich weiß nicht, warum Ihr ſo thut, als ob Ihr's nicht wüßtet, Eure Stieftochter auf dem Kohlenhof, die kommt nicht mehr auf, ſie ſagen ja, ſie ſei ſchon todt; Kinder hat ſie nicht, und da fällt wieder Alles an die Mutter zurück.

Gläſernen Blickes, mit offenem Munde und ausgeſpreizten Händen hörte Diethelm dieſe Worte.

Dann iſt ja Alles umſonſt! ſchrie er laut auf und faßte den Vetter an der Bruſt und ſchüttelte ihn, als wollte er ihn erdroſſeln. Der Vetter wehrte ab und ſagte:

Was habt Ihr denn? Ihr thut ja wie von Sinnen.

Ich bin's, komm, komm da fort, ſtöhnte Diethelm, nein, ich bin nicht närriſch, aber komm, einſpannen, ſchnell, heim, in mein Haus, mein Haus . . . Er richtete ſich auf.

ſank aber wieder zurück auf den Stuhl und ſchlägelte mit den Händen, als hätte ihn der Schlag gerührt. Der Vetter ſchüttete ihm ſchnell Wein hinab und Diethelm erholte ſich bald wieder, dann bat er mit weinender Stimme, daß ſie ſchnell wieder heimkehren ſollten, er müſſe zu ſeiner Frau. Der Vetter war gerührt, daß Diethelm der Tod ſeiner Stieftochter ſo nahe ging, er verſprach, Alles zu beſorgen, und eilte hinaus. Diethelm faltete die Hände vor dem Mund und ſprach etwas wie ein Gebet, und ſo zutraulich auch heute wieder der Sternenwirth war, er gab ihm keine Antwort und eilte hinaus in den Stall und weinte dort ſo laut, daß man meinte, es müſſe ihm das Herz abſtoßen. Er hatte den Arm auf den Hals des Handpferdes gelegt und weinte ſo heftig auf die Mähne und ſprach unverſtändliche und doch flehend klingende Worte, als wollte er die Pferde bitten, ihn mit ſchnellſter Macht heim zu bringen.

Er hatte Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, um ſeine Ehre zu retten, und nun war Alles unnöthig, die Erbſchaft von ſeiner Stieftochter ſtellte ihn ja hin, glänzender als je. Er zitterte am ganzen Leibe, und nur Ein Gedanke hielt ihn noch feſt, daß daheim die grauſe That noch gut zu machen ſei, und er faßte die beſten Vorſätze, die ſollten das Schickſal zwingen, daß die böſe That ungeſchehen ſei. Gewaltſam ballte er die Fäuſte und preßte die Lippen, um ſich nicht zu verrathen, wenn es doch zu ſpät ſei, aber nein, das darf nicht ſein, das kann nicht ſein. —

Jede Minute, die mit Feſtſchnallen eines Riemens, mit Anlegen eines Stranges verging, däuchte Diethelm eine Ewigkeit; er wollte Vorſpann, er wollte friſche Pferde nehmen, um mit Windesſchnelle heim zu eilen, aber er fürchtete wieder, daß ihn jedes Wort verrathe, und wagte nicht einmal mehr die Einſpannenden zur Eile zu drängen. Als der Vetter vorſorglich eine Laterne mitnahm und ſogar nach einem zweiten Licht als Erſatz ſchickte, erſchrak Diethelm, aber er hatte gelernt zu ſchweigen. Er mußte vor dem

Vetter Alles verbergen, er hatte ihn ja mitgenommen, um ihn zum Zeugen ſeiner Unſchuld zu gebrauchen.

Man fuhr wieder heimwärts, und Diethelm mußte davon ſprechen, daß er ſeine Frau in dem Schmerz um den Tod ihres Kindes nicht allein laſſen wolle.

Warum haſt mir denn nicht früher geſagt, fragte er, daß es ſo mit der Kohlenhofbäuerin ſteht?

Ich hab' gemeint, Ihr wiſſet's und wollet nicht davon reden; ich hab Euch ja oft darauf angeſpielt, daß Ihr wieder doppelt reich werdet.

Ja wohl, ja wohl, fahr nur ſchärfer, noch ſchärfer, und wenn die Gäul' morgen auch hin ſind, drängte Diethelm.

In dem Bannkreis des Verbrechens, in den er eingeſchloſſen war, hatte er nichts gemerkt von dem, was vielleicht alle Leute wußten und einander ſagten; mit ihm ſprach Niemand davon, und mitten in der Qual, die ihm die Bruſt zuſammenpreßte, dachte er immer wieder, wie ſchlecht die Menſchen ſind, ſie gönnten ihm ſein unverhofftes Glück nicht und redeten darum kein beſtimmtes Wort davon.

Der Wind hatte ſich gelegt, die Schneewolken entluden ſich, und Diethelm ſah nach den halbverſchneiten Bäumen am Wege und ſtreckte den Arm aus nach jedem, an dem man vorüber war, als ſchiebe er ihn damit zurück; war man ja der Heimath immer wieder um eine Strecke näher, aber es dauerte doch lang, und ein tiefer Froſt ſchlich Diethelm durch Mark und Bein. Er glaubte, das Herz im Leibe gefriere ihm zu Eis, während der Vetter doch ſagte, die Kälte ſei gebrochen. Diethelm dachte ſich die Pein Medard's aus, der gefeſſelt am Boden liegt, die Flamme immer näher kniſtern, die Schafe in der Ferne blöken hört, und wie die Flamme immer näher heranſchleicht, von allen Seiten nach ihm züngelt und ihn ſtill umfängt . . . wenn ſie zuerſt ſeine Bande verſengt — er hebt die gefeſſelten Hände den Flammen entgegen, er macht ſich frei . . .

Du lebſt, ſchrie er einmal unwillkürlich laut auf, und der Vetter wunderte ſich wieder über die ſo innige Liebe Diethelm's zu ſeiner Stieftochter; er hieß nicht umſonſt der Familienfürſt.

Wir kriegen wieder kalt, der Mond geht heute roth auf, ſagte der Vetter, als man auf der kalten Herberge angekommen war — ſeht, dort, Buchenberg zu.

Diethelm ſpie das Blut aus, das er ſich aus den Lippen gebiſſen.

Was iſt denn das? fuhr der Vetter nach einer Weile fort, ich höre die alt' Kathrin' brummen, und es riecht in der Luft ſo gräulich.

Diethelm erwiderte nichts.

Als man Buchenberg nahe war, ſchrie der Vetter: Herr im Himmel, Euer Haus brennt! — aber Diethelm hörte es nicht, und mit Mühe erweckte ihn der Vetter mit Schneereiben aus dem Schlage, der ihn getroffen zu haben ſchien.

## Sechzehntes Kapitel.

Lautlos und regungslos, weiß überſchneit ſtand die Menſchenmaſſe am Berge verſammelt, und wie ſie vom rothen Glutſchein übergoſſen war, erſchien ſie wie von einem Zauber feſtgebannt. Keine Menſchenſtimme ward hörbar, nur vom Thurme dröhnte die Sturm- und Sterbeglocke, die ſogenannte alte Kathrin', und aus der Flamme, die breit und ſtill, von keinem Winde bewegt, hochauf ſchlug, tönte ein tauſendſtimmiges Wehklagen, ſo dumpf und tief und wiederum ſo gräßlich röchelnd, als hätten die auflodernden Flammenzungen markerſchütternde Stimmen gewonnen, und über der Flamme glitzerte der fallende Schnee und verdampfte in ſeltſame Luftgebilde.

Zu Hilfe! Rettet! Rettet! ſchrie Diethelm vom Schlitten ſpringend, was ſteht ihr ſo müßig da? Rettet!

Wie aus dem Zauberbann erlöſ't, wendeten ſich Alle plötzlich nach ihm und umringten ihn.

Es iſt nichts zu helfen, ſagte der Schmied, dein Haus iſt an allen vier Ecken angegangen, eh' man's gewußt hat, und kein Menſch, als dein Medard, hat die Kloben aus der Spritze da 'rausgenommen. Wir können Nichts machen.

Wo iſt der Medard? fragte Diethelm.

Das weiß kein Menſch, er hat ſich heut vor Niemand ſehen laſſen, der hat gewiß angezündet und iſt vielleicht im Haus verbrannt; die, wo zuerſt kommen ſind, ſagen, ſie hätten ihn ſchreien gehört.

Rettet! Rettet! ſchrie Diethelm und eilte nach dem Hauſe, aber von dorther kam eine Rachegeſtalt mit weißen Locken und zerfetzten Kleidern und warf ſich auf Diethelm und wollte ihn erdroſſeln.

Mordbrenner! Mordbrenner! kreiſchte der alte Schäferle mit ſchäumendem Munde, wo haſt du mein Kind? Wo? Gieb mir mein Kind! Mordbrenner! Mein Kind! Mein gutes, braves Kind!

Mit Gewalt wurde der raſende alte Mann von Diethelm losgeriſſen, er hatte mehr als jugendliche Manneskraft und hielt Diethelm wie mit eiſernen Banden umklammert, und Diethelm ächzte laut auf, denn der Schäferle hatte ihn grade an der Armwunde gefaßt, und als fräßen ſich tauſend ſchneidende Spitzen durch Mark und Knochen ein, ſo ſchmerzte bei der Berührung der Vaterhand der vom Sohne eingepreßte Biß. Das Blut rannte Diethelm von der Hand herab, als er losgemacht war, er taumelte halb beſinnungslos umher, aber der Vetter ſtand ihm getreulich bei. Jetzt hörte man deutlich, woher das Wehklagen kam: die Schafe im Stall, deſſen Eingangswand bereits in Flammen ſtand, blökten ſo ſchmerzvoll klagend, daß es das Herz im Leibe erſchütterte, es war nicht anzuhören. Diethelm brachte es mit dem Vetter und dem Schmiede dahin, daß ſie eine Feuerwand einbrachen, um durch die Oeffnung die Schafe zu retten, und ſo viel auch die Umſtehenden abwehrten, Diethelm konnte es nicht ertragen, daß auf Einmal ſo viel Leben, und ſei es auch nur das der Thiere, draufging. Er drang ſelber durch die eingeriſſene Wand ein: wie in einen Knollen zuſammengepreßt ſtanden die Thiere, und von denen, die der Flamme nahe waren, ſprang bald eines, bald das andere wie aufgeſchnellt mitten in die Flamme hinein, that noch einen jämmerlichen Schrei, und die Unverſehrten blökten vor ſich nieder. Mit Gewalt drängte ſich Diethelm in die Mitte der Thiere und ſuchte ſie hinauszutreiben, aber ſie preßten ſich immer wieder zuſammen, und plötzlich fiel er nieder, und die Thiere ſtanden auf ihm und um ihn, und mit halb erſticktem Schrei konnte er nur noch um Hülfe rufen. Es gelang dem Vetter, ihn zu retten, und bewußtlos, aus unſichtbaren Wunden blutend, wurde Diethelm nach dem Dorfe in das Waldhorn getragen, während gerade das Haus zuſammenkrachte und der Dachſtuhl in die Umfaſſungsmauern ſtürzte. Ein unerträglicher Geruch benahm allen Menſchen faſt den Athem, ſo daß keiner ein Wort ſprach. Nur der alte Schäferle rief dem Davongetragenen nach: Mordbrenner! du darfſt nicht ſterben. Du mußt doch am Galgen verfaulen.

Er wurde erſt ruhiger, als eben Frau Martha kam.

Es war Tag, als Diethelm erwachte, und vor ihm ſtand ſeine Frau und hob die gefalteten Hände zum Himmel, als er die Augen aufſchlug.

Du da? frug Diethelm, iſt ſie todt?

Ach Gott, ja, und ſie hat noch im Sterben das Unglück geſehen.

Wer hat mir meinen Arm verbunden? Biſt du ſchon lang da? Hab' ich im Schlaf was geredet? frug Diethelm wieder in faſt zornigem Tone.

Der Doctor iſt mit mir herüber vom Kohlenhof, und der hat dir deinen Arm verbunden. Du biſt von einem Schaf gebiſſen, ich bin grad' kommen, wie ſie dich fortgetragen haben. Du haſt nichts im Schlaf geredet, als ein paarmal Medard gerufen.

Weiß man nichts vom Medard?

Ach lieber Gott, nein, der iſt gewiß verbrannt.

Diethelm ſchloß noch einmal die Augen und ſchärfte ſtill die Lippen, dann begehrte er aufzuſtehen, er ſei wohl und müſſe nach dem Schutthaufen ſehen. Die Frau ſuchte ihm einzureden, daß er noch krank ſei, und als er dies ſtreng abwehrte, erklärte ſie ihm, daß er dann vielleicht verhaftet und nach der Stadt abgeführt würde.

Iſt mir recht, ſagte Diethelm trotzig, dann nimmt die Geſchichte bald ein Ende. Sie können mir nichts thun. Wer klagt mich an?

Der alt' Schäferle.

Da hilft kein' Sympathie.

Wie ich hör', ſagte die Frau zögernd, will auch die Brandverſicherung dich anklagen.

Ho ho! lachte Diethelm, denen will ich's ſchon zeigen, die müſſen mir blechen. Ich ſteh' auf, ich bin hechtgeſund.

Trotz aller Widerrede vollführte Diethelm ſeinen Ausſpruch und zankte mit ſeiner Frau, daß ſie ſo eine herzbrechende Miene mache. Erſt als ſie mit halbunterdrücktem Weinen ſagte, ſie habe ja auch geſtern ihr Kind verloren, erwiderte er:

Ja ja, das iſt wahr. Zum Teufel, daß ich das auch immer vergeß'. Ich will gleich einen Boten an die Fränz ſchicken, ſie muß heimkommen.

Martha ſtand am Fenſter und weinte in den ſchneeigen Tag hinaus. Erſt als Diethelm leiſe vor ſich hinpfiff, wendete ſie ſich um und ſagte:

Um Gotteswillen, Diethelm, was machſt? Wie kannſt du nur auch ſo ſein? Was müſſen die Menſchen von dir denken, wenn du nach ſo einem Fall jetzt gar noch luſtig thuſt?

Haſt Recht, haſt Recht, red weiter nichts, haſt Recht, ſagte Diethelm haſtig. Er erkannte ſchnell, daß ſeine Frau ihn auf das Entſprechende hinwies; allzuviel Gleichmuth war wiederum verdächtig.

Eine gewaltige Veränderung war in Diethelm vorgegangen. Nun die That geſchehen war, mit all ihrem Schrecken, galt es mit gefeſtetem Muthe ihr Stand zu halten. Er verbannte alle Weichherzigkeit, und als er vor dem kleinen Spiegel ſtand und ſein flockſeidenes Halstuch umthat, hielt er die Zipfel desſelben eine Weile ruhig in der Hand und betrachtete die ſtolzſichere Miene, die er allen Vorkommniſſen gegenüber bewahren wollte.

In der Wirthsſtube, wo der junge Amtsverweſer mit ſeinem Actuar und zwei Landjägern und noch Viele aus dem Dorfe ſich befanden, ſchaute Alles verwundernd auf, als Diethelm freundlich grüßend und mit dem Ausſpruche eines ſchmerzlichen Bedauerns eintrat. Diethelm wollte dem Amtmann, mit dem er am Markttage an Einem Tiſche gegeſſen, die Hand reichen, aber der Amtmann wußte gewandt ſeine Hände mit einem großen vor ihm liegenden Bogen zu beſchäftigen, und Diethelm zuckte mit den Achſeln, als er die dargebotene Hand leer wieder zurückziehen mußte.

Ihr ſeid gekommen, nahm Diethelm das Wort, um mein Unglück in gerichtlichen Augenſchein zu nehmen. Helfet nur auch unterſuchen, wie das Feuer ausgekommen. Es iſt leider nichts gerettet.

Der Amtmann erklärte, daß alles das ſpäteren Verhandlungen vorbehalten bleibe; er ſchickte einen Landjäger nach dem alten Schäferle und erſuchte die Anweſenden, außer dem Schultheißen, das Zimmer zu verlaſſen.

Ich hätt' eine Bitt', die Ihr mir wohl willfahren könnet, wenn's nicht gegen das Recht iſt, ſagte Diethelm mit ruhiger und doch weicher Stimme, ich möcht', daß meine Mitbürger mit anhören dürften, worauf ich angeklagt bin. Das öffentliche Gericht, das uns verſprochen worden, iſt noch nicht eingeſetzt; drum möcht' ich bitten, wenn's möglich wär', daß Alle da blieben.

Der Amtmann willfahrte mit der Bemerkung, daß nur ein vorläufiges Protocoll aufgenommen werde. Ein Jeder ſuchte ſich nun einen guten Platz, und Mancher ſagte leiſe zu ſeinem Nachbar, wie der und jener ſich ärgern werde, daß er nicht auch dabei ſei und das mit anhören könne.

Der alte Schäferle trat ein, bleich, mit weißen Haaren und eingefallenen Wangen, eine bejammernswerthe Geſtalt. Alle Blicke waren auf Diethelm gerichtet, und dieſer wußte, daß dies geſchah; mit ruhigem Auge betrachtete er den Mann, in der Wunde am Arme zuckten Pulſe, als ſpürten ſie die Nähe des Rächers; in dem Geſichte Diethelm's wollte ſich's regen, aber er beherrſchte ſeine Züge, er ſah gewaltſam ſtarr drein, und kein Nerv bebte.

Sagt, was Ihr habt? ließ ſich Diethelm nach einer lautloſen Pauſe vernehmen, in der man nichts als das Winſeln von Medard's Schäferhund vor der Thüre vernahm.

Das iſt meine Sache, fiel der Amtmann ein, und oft von Weinen und Schluchzen unterbrochen erklärte der alte Schäferle, wie ſein Medard ihm ſchon im Herbſt geſagt habe, der Diethelm habe nur eingekauft und verſichert um anzuzünden; er habe ſichere Anzeichen davon; wie der alte Mann jetzt klagte, daß er nicht eimal die Leiche ſeines Sohnes habe, um ſie zu beſtatten, fuhr ſich Mancher mit der Hand über das Geſicht; auch Diethelm wiſchte ſich die Augen. Als aber der alte Schäferle ſchloß:

Wenn der Hund da draußen reden könnte, der wüßte mehr was vorgegangen iſt, da ſpielte ein Lächeln auf dem Antlitze Diethelms. Wieder entſtand eine Pauſe, in der man nichts als das Federkritzeln des Protocollanten und das Winſeln des Hundes hörte.

Soll ich was drauf antworten? fragte Diethelm in höflich ſtolzer Weiſe den Amtmann, und dieſer erklärte, daß er vorerſt gar nichts zu ſagen habe. Der Schäferle erwähnte nun noch, daß ihm Diethelm beim Wegfahren einen Knaben geſchickt habe, mit der Weiſung, er habe Medard über Feld geſchickt, und der Vater möge ihn nicht beſuchen, während Diethelm doch beim Bahnſchlitten geſagt habe, Medard müſſe zu Hauſe bleiben.

Alle Zuhörer in der Stube nickten einander zu und deuteten ſich mit den Fingern, wie wichtig das ſei.

Soll ich darauf auch nichts ſagen? fragte Diethelm, den Kopf zurückwerfend, man ſoll den Buben holen laſſen, er ſoll ſagen, was ich ihm aufgetragen hab', und da mein Vetter war bei mir im Schlitten, der hat Alles gehört.

Ich hab' nichts gehört, platzte der Vetter heraus.

Ruhe! gebot der Amtmann, ich weiß ſchon ſelbſt, wen ich zu verhören habe.

Er verkündete nun Diethelm, daß er verhaftet ſei und nach der Stadt abgeführt werde.

Gut, ſagte Diethelm aufſtehend, darf ich in meinem Fuhrwerk fahren? Ich hab' einen böſen Arm.

Der Amtmann bewilligte dieſes und jetzt trat Martha vor, die Allem ſtill zugehört hatte, und ſagte:

Ich weiß von Allem ſo gut wie mein Mann, ich will mit in den Thurm, ich bleib' bei dir, Diethelm. Wir ſind von Gott zuſammengegeben, kein Menſch kann dich von mir trennen.

Jetzt erſt ſah Diethelm tief traurig drein, wie ſeine Frau ſeine Hand faßte. Eine tiefe Bewegung bemächtigte ſich Aller, und der Amtmann erklärte, daß Martha nicht bei ihrem Manne bleiben, daß ſie aber mit ihm ſelbſt nachfahren könne, da man ihrer nur als Zeugin bedürfe.

Als Diethelm von dem Landjäger abgeführt wurde, legte er an der Thüre die Hand auf die Schulter des Schäferle, ſah ihn durchbohrend an und ſagte:

Du biſt ein Vater, ich nehm dir's nicht übel, was du thuſt, aber du wirſt's bereuen, was du an mir gethan. Wenn ich mit meinem halben Leben deinen Medard wieder aufwecken könnte, ich thät's; und da ſchwör' ich's vor allen Leuten: ich laß' dir's nicht entgelten, ich will dir helfen, wo ich kann, du haſt ja deinen Sohn verloren, und du könnteſt ja mein Vater ſein, ich will mich dünken laſſen, mein Vater lebt noch einmal.

Friedle, was haſt du an uns than? klagte die Frau, und der Schäferle weinte, man ſah es ihm an, wie weh es ihm that, ob dem was er angerichtet, zumal um den Schmerz der Frau Martha.

Selbſt der Landjäger behandelte Diethelm mit Freundlichkeit und redete ihm Troſt zu, daß Alles bald wieder aus ſei.

Als Diethelm an dem Berge vorüberfuhr, auf dem nur noch ein Schutthaufen rauchte, ſtieß er einen Schmerzensſchrei aus; dann ſchloß er die Augen wie zum Schlafe, aber ſeine Lippen bewegten ſich ſtets, als ſpräche er; in der That ſtand er auch in Gedanken dem Unterſuchungsrichter Red' und Antwort, und manchmal zuckte etwas wie ein Lächeln um ſeine Mundwinkel, wenn ihm eines der Beweismittel einfiel, das jeden Verdacht abwälzen mußte. Der Landjäger ſchaute oft verwundert in das Antlitz des Schlafenden, der nach ſo grauenvollen Ereigniſſen unter peinlicher Anklage ſo ruhig träumte. Als man der Stadt nahe war, ſchlug der Landjäger den Mantelkragen Diethelm's höher hinauf, ſetzte ihm die Pelzmütze tiefer ins Geſicht, und Diethelm dankte herzlich für die gutmüthige Vorſorge des gegen Mitleid abgehärteten Landjägers. Erſt am Gefängnißthore öffnete er die Augen, und jetzt erſt merkte er, daß der Paßauf, Medard's Schäferhund, ihm gefolgt war; der Landjäger ſcheuchte den Hund zurück, der Diethelm in die Stube des Gefangenwärters folgen wollte.

Zwei Stunden nach ihm fuhr der Amtmann mit Martha im verſchloſſenen Wagen nach der Amtsſtadt.

## Siebenzehntes Kapitel.

Die Sage vom Löwen und der Maus ſchien ſich wieder zu erneuen; das erſte fremde Menſchenbild, das Diethelm ſah, war der Zeugmacher Kübler, und jetzt erinnerte er ſich, daß dieſer ja der Sohn des Amtsdieners ſei. Mit welch hochmüthiger Gönnerſchaft hatte Diethelm immer dieſen armen Teufel betrachtet, und jetzt überdachte er ſchnell, daß er ihm Alles verdanken könnte, und wenn alle Mittel zu Schanden werden — die Flucht. Daran aber war noch lange nicht zu denken. Diethelm hob den Mantel von den Schultern in die Höhe nnd wartete ruhig, bis der dienſtbefliſſene junge Kübler ihm denſelben ehrerbietig abnahm; er ſtreckte nun dem Amtsdiener die Hand entgegen und ſagte mit heller Stimme in herablaſſender Höflichkeit:

Guten Morgen, lieber Amtsdiener. Wollt Ihr einen abgebrannten armen Verwandten nicht ein paar Tage bei Euch wohnen laſſen? Habt Ihr kein Zimmer frei? Ich nehme mit einem kleinen vorlieb.

Diethelm glaubte zu bemerken, daß dieſe Anrede den verkehrten Eindruck machte; Alles, was mit dem Criminalgericht zuſammenhängt, ſchien keinen Spaß zu verſtehen.

Wie ein gefangener Ritter empfahl nun Diethelm ſeine Roſſe der ſorgſamen Wartung. Waffen hatte er nicht abzuliefern, aber gewiß konnte Diethelm beſſer ſchreiben und leſen, und war mindeſtens ſo verſchlagen und ehrgeizig als je ein Mann, der im Harniſch raſſelte; daß man aber in anderen Zeiten war, zeigte beſonders der Ofen, der war ſo winzig und windig, und ein Ritter, wenn er von einem Raubzuge in eine Herberge kam, fand einen Baumſtamm im breiten Ofen praſſeln. Wäre nicht eine abgeſtumpfte Sandſteinkugel auf dem Ofen gelegen, Diethelm hätte ſich nicht einmal die Hände wärmen können, und doch fühlte er von innen heraus eine unbezwingliche Kälte, als ob nicht Blut, ſondern Eiswaſſer ihm durch die Adern rinne. Er bat nun mit einer gewiſſen Demuth, in der Stube bleiben zu dürfen, bis ſeine Zelle geheizt war. Der alte Gefängenwärter ging weg und ließ Diethelm mit dem Landjäger und ſeinem Sohn allein. Dieſem empfahl nun Diethelm nochmals ſeine Pferde und trug ihm auf, nach dem Waldhornwirth in Buchenberg zu ſchicken, damit er Roß und Schlitten abhole und gut im Stand halte.

Soll ich den Hund hier behalten? fragte der junge Kübler den abgewendet Sprechenden.

Diethelm ſchüttelte den Kopf verneinend, dann wendete er ſich um und ſagte in heiterm Tone:

Dein' Braut iſt vor ein paar Tagen noch bei mir geweſen, ihr könnt euch drauf verlaſſen, daß ich euch auf den Tag hin, wie's verſprochen iſt, Hochzeit mache, und Gevatter bin ich auch; dann wollen wir luſtig ſein, daß die Stern' am Himmel zittern; der Vergeltstag bleibt nicht lang aus.

Der Landjäger verbot eben Diethelm jedes weitere Reden, als der Gefangenwärter eintrat, mit der Kunde, daß Alles bereit ſei. Diethelm erzitterte jetzt vor Wuth, als man ihm Alles aus den Taſchen nahm, als man ihm das Halstuch abnahm und ſogar die Hoſenträger abneſtelte; dieſes letzte geſchah aus dem doppelten Grunde, damit der Gefangene nichts habe um ſich daran zu erhängen, und bei einem etwaigen Fluchtverſuche durch die Nöthigung, die Hoſen in der Hand aufzuhalten, gehindert ſei. Eine Minute lächelte Diethelm über dieſe Vorkehrungen, bald aber ward er des grauſamen Ernſtes bewußt und mühſam ſchleppte er ſich die Treppe hinan nach ſeiner Zelle; der junge Kübler trug ihm noch mitleidig ſeinen Mantel nach. Erſt als ihn der Landjäger verließ, ſagte er:

Ihr kennt mich wohl nicht. Ich bin von Grubenau bei Letzweiler gebürtig. Meinen Vater hat man den Schreinerhannesle geheißen, er iſt ein guter Freund von Eurem Vater geweſen. Ich hab' viel von Euch und Euren Gutthaten gehört, wie ich noch klein geweſen bin. Nun b'hüt Gott. Ich wünſch' alles Gute.

Dieſe Mittheilung des Landjägers machte einen eigenen Eindruck auf Diethelm; daß der Menſch ſich gedrungen fühlte, ſich ihm zu erkennen zu geben, und daß er von ſeinem Ruhme ſprach, wie traf das jetzt das Herz des Gefangenen.

Diethelm war nun allein. Er hatte ſich vor Niemanden mehr zu verſtellen. Auf dem Stuhl vor dem Ofen ſaß er, und es war ihm, als müßte ſein Körper in Stücke zerfallen. In dem Ofen brummte das Feuer, manchmal knallte ein Fichtenaſt und ziſchte langſam ein grünes Scheit. Diethelm fühlte, wie ihm alles Blut im Herzen zuſammen gerann, aber Wärme verſpürte er nicht, kalt, unendlich kalt war es ihm; er hüllte ſich in ſeinen Mantel und wickelte ſich in die wollene Decke, die auf der Pritſche lag, immer war es ihm, als ob er in der ſo wohl verſchloſſenen Zelle mitten in einem Luftzuge ſtehe, und plötzlich fuhr er wie emporgeſchnellt auf, die Wände dröhnten und ſchmetterten, zitternder Drommetenklang umrauſchte ihn von allen Seiten. Erſt nach geraumer Weile beſann er ſich, daß die Stadtzinkeniſten den Abendchoral blieſen, die Trompeten und Poſaunen ſchienen gerade nach ſeiner Zelle gerichtet, ſo unmittelbar, ſo gradaus ſtrömten die Töne in dieſelbe, und vor Allem ſtand jener Tag wieder vor Diethelm, an dem er ſich zum unmäßigen Einkauf verleiten ließ.

Was war ſeitdem aus ihm geworden? Ein Mordbrenner! Diethelm hielt ſich die zitternde Hand vor den ſchnell athmenden Mund, daß er das Wort nicht laut ausrufe. Er warf ſich auf die Kniee, und ein heftiger Thränenſtrom entlud ſich aus ſeinen Augen, er fühlte ſeine Wangen glühen, und plötzlich wurde es ihm warm. Mit dem Antlitze auf dem Boden liegend, ſprach es in ihm, daß er Alles bekennen müſſe, und er ſtreckte ſich weit aus, bereit, den Todesſtreich zu empfangen, zu ſterben . . . Er weinte aufs Neue um ſein verlorenes Leben; über ihm tönte der wehklagende Grabgeſang, ein ſchriller Drommetenton verwandelte ſich in die Klageſtimme ſeiner Martha und ein anderer in die ſeiner Fränz . . . Und die ſind verloren auf ewig, und du wirſt nicht gleich getödtet, du mußt Wochen und Monate lang, ja vielleicht deine ganze Lebenszeit auf deinen ſchandvollen Tod warten. Mußt du das ertragen in Gefangenſchaft und Elend, warum kannſt du es nicht auch in Freiheit und Ehre? . . . Diethelm richtete ſich auf, und als jetzt von einer anderen Thurmſeite der Choral erſcholl, ſang er die Töne laut mit, und ſeine Stimme tönte ſo voll, faſt wie Poſaunenſchall. Er ſang ſo laut am Fenſter, daß er nicht hörte, wie das Schloß hinter ihm knarrte, die Thür ſich öffnete und der Gefangenwärter eintrat, ihn zum Verhör abzuholen.

Um dieſelbe Zeit war Martha in der Stadt angekommen; ſie ging mit feſt zuſammengepreßtem Munde und thränenloſem Auge umher, das Schickſal ihres Mannes, der Tod ihrer Tochter, der ſie nun nicht einmal eine eiſige Scholle auf die Bahre werfen konnte, der gräßliche Tod des treuen Knechtes, das Verbrennen des Hauſes, in dem ſie ſo viele Jahre Freud' und Leid verlebt, Alles das beſtürmte ihr Herz und machte ſie dumpf und verwirrt. Ihrer Bitte, auch eingeſperrt zu werden, hatte man nicht willfahrt, und ſie lief wie ein verirrtes, verſtoßenes Bettelkind in den Straßen umher, als müßte ſie Jemand finden, der ihr den Weg aus dem Wirrwarr heimwärts zeigte. Es dämmerte, in den Häuſern wurden da und dort Lichter entzündet. Ach! Da wohnen überall Menſchen, die daheim ſind und wiſſen, wen ſie haben. Martha fuhr vor Schreck zuſammen, denn es ſprang etwas an ihr herauf, und ſie erkannte bald den vor Freude bellenden Paßauf.

Ach du biſt's, ſagte ſie, den Hund ſtreichelnd, gelt, armes Thierle, es geht dir auch wie mir, du weißt auch nimmer, wo du hin gehörſt. Bleib nur bei mir, komm mit, wir gehen zum Meiſter.

Eben als Martha an der Poſt vorüberging, kam der Eilwagen unter hellen Poſthorntönen angefahren. Was hat nur der Hund, daß er eine ausſteigende verhüllte Geſtalt anſpringt und dann mit Freudenbellen zwiſchen der Geſtalt und Martha hin und wider rennt? Wäre dort vielleicht der todtgeglaubte Medard, der von ſeiner Flucht zurückkehrt? Martha fühlte, wie ihr die Haare ſich emporſträubten, und wie ihr die Kniee faſt brechen wollten. Mit wankenden Schritten ging ſie auf den Poſthof zu, ſie hörte den Schaffner ſagen: Ich will Ihnen gleich ein Fuhrwerk nach Buchenberg verſchaffen. Sie näherte ſich der verhüllten Geſtalt.

Mutter! rief es ihr entgegen.

Du biſt's, Fränz?

Und mit wehklagendem und doch freudigem Schmerzensausruf lagen Mutter und Tochter ſich in den Armen. Jetzt erſt konnte Martha weinen. Fränz erholte ſich raſch wieder, und wenn auch ſchmerzvollen Klanges, ſagte ſie doch mit feſter Stimme:

Mutter! Gottlob, Gottlob und Dank, daß ich Euch hab'. Mutter, ich möcht' Euch Abbitte thun für Alles; ich hab' erfahren, was fremde Menſchen ſind, und da ſchwör' ich's unter freiem Himmel, nie, nie, ſo lang Euch ein Aug' offen ſteht, verlaſſ' ich Euch. Jetzt laſſet mich nur Eure Hand küſſen. Ich kann Alles wieder gut machen an Euch und am Vater. Ach Gott, wie geht's ihm denn?

Martha ſchwieg.

Iſt er verbrannt? ſchrie Fränz ſo grell, daß ſelbſt ein losgeſpanntes Pferd, das an ihr vorbei wollte, rückwärts wich.

Martha ſchüttelte den Kopf, und erſt mit ſchwerem Athem konnte ſie die Worte hervorbringen:

Er ſitzt im Criminal.

Die Poſtmeiſterin, die Fränz noch vom Markte her kannte, zog dieſelbe in das Haus, und hier erfuhr ſie nun Alles. Fränz küßte aber- und abermals die Hände der

Mutter, dann legte ſie ihre heiße Wange an die eingefallene kalte Wange der Mutter und ſagte:

Ach Gott, wenn ich nur mein warmes junges Blut da in Euch hinübergießen könnt'. Kommet nur jetzt gleich, wir müſſen ſehen, daß wir den Vater ſprechen können.

Martha erklärte, daß ſie nicht mehr gehen könne, ihr ſeien die Beine wie abgehackt, vom Todtenbette des Kindes weg in ſolch ein Elend hinein, das ſei zu viel. Fränz befahl ſchnell einen warmen Wein für die Mutter, ſie lief in raſchen Schritten im Zimmer hin und her, das dauerte ihr viel zu lang, bis das Befohlene kam, ſie wollte ſelber hinab und das Angeordnete bereiten, ſie verſtünden das hier nicht; aber die Mutter bat, ſie nicht zu verlaſſen, ſie könne nicht mehr allein ſein. Plötzlich kniete Fränz vor der Mutter nieder und ſah nach, ob ſie warme Füße habe; ſie ſprang raſch auf, als ſie fühlte, wie dieſelben eisſtarr waren, ſie klingelte nach Branntwein, aber raſch, raſch! befahl ſie, und es war ihr eine freudige Buße, als ſie nun der Mutter die Füße wuſch und rieb. Die Mutter ließ Alles mit ſich geſchehen wie ein Kind; ſie ſchlürfte dann den warmen Wein, den ihr Fränz an den Mund hielt, und mit ſchmerzlichem Lächeln ſagte ſie nach jedem Schluck: Ah, das thut gut. Verſuch's nur auch, Fränz. Fränz nippte, und die Mutter ſagte wie halb träumend:

Du biſt ſo ſchön geworden, Fränz, und ſiehſt mich ſo getreu an, ſo... ſo... ſo hab' ich dich lieb. Wenn nur der Vater auch ſo was Gutes hätt', und wenn er dich nur auch ſehen könnt'. Sein Herz hängt an dir, ach, und du biſt jetzt auch mein einzig Kind. Komm, leg' deinen Backen wieder an meinen Backen. So. Jetzt ſag, wie kommſt denn du daher? Wie iſt dir's denn gangen?

Fränz ſchluckte die Thränen hinab, da ſie die Mutter ſo beruhigt ſah und dieſelbe nicht wieder neu aufregen wollte. Sie erzählte mit möglichſter Umgehung alles Erſchütternden, wie ſie das Brandunglück erfahren, und ſagte zuletzt:

Den heutigen Tag, Mutter, den werde ich nie vergeſſen. Was ich da Alles gedenkt und erfahren hab'! O Mutter! und die Menſchen ſind ſo gut, wenn ſie einen im Unglück ſehen; Alle, wo mit gefahren ſind, und in allen Wirthshäuſern ſind ſie mir beigeſtanden und haben mich getröſtet und hätten mir gern in Allem geholfen. Kommet, legt Euch ein bisle aufs Bett, ich will Euch erzählen.

Fränz trug in ſtarken Armen die Mutter auf das Bette, dann ſetzte ſie ſich daneben, und ihre Hand haltend, begann ſie zu erzählen; aber bald merkte ſie, daß die Mutter ſchlief. Sie hielt noch lange ſtill die Hand der Schlafenden und wagte es nicht, ſich zu bewegen, endlich legte ſie die Hand auf das Kiſſen, und leiſe auf den Zehen ſchleichend, hatte ſie ſich der Thüre genähert, als die Mutter rief:

Kind, wohin willſt?

Zum Vater.

Da muß ich auch mit, ich bin ganz wohlauf.

Es half kein Abwehren, und nachdem Fränz die Mutter wohl eingemummt, verließ ſie mit ihr die Poſt.

## Achtzehntes Kapitel.

Die Wintertage waren ſo kurz, und der junge Amtsverweſer, der bald ſeinen Fehler erkannte, daß er die erſte Anklage gegen Diethelm in deſſen Beiſein vernommen, wollte ihm nicht Zeit laſſen, ſich ein Gewebe von Ausſagen zu knüpfen. Er nahm den Gefangenen daher noch am Abend ins Verhör, und Diethelm war es allerdings ſchauerlich, als er durch matterleuchtete ſchallende Gänge nach der Verhörſtube geführt wurde. Hier war es noch leer. Diethelm erhielt vom Landjäger den Befehl, ſich auf einen Stuhl an der Wand zu ſetzen, wo gerade hüben und drüben Wandleuchter mit brennenden Kerzen ihren Lichtſchein ihm ins Geſicht warfen; er wollte wegrücken, erhielt aber die Weiſung, juſt hier ſitzen zu bleiben. In der Stube waren nur noch zwei Lichter, am Sitze des Actuars hinter dem Actengeſtelle, an dem langen grünen Tiſche, und der Schatten des Geſtelles breitete ſich weithin in die Stube. Diethelm wollte dem Landjäger neben ihm ſagen, daß er ſeinen Vater wohl gekannt habe, aber der Landjäger wendete ſich ab und winkte ihm ſtill mit der Hand, nichts zu reden. So ſaß denn der Angeklagte, die Hände gefaltet, ſtumm vor ſich niederſchauend. Endlich näherten ſich Schritte aus der Nebenſtube, der Amtsverweſer und der Actuar traten ein, ihnen folgten die beiden Gerichtsſchöppen, und dieſe waren Niemand anders als der alte Sternenwirth und der penſionirte Kaſtenverwalter. Diethelm war aufgeſtanden und ſagte, mit dem Kopfe nickend: Guten Abend. Er erhielt keine Antwort, krampfhaft faßte er die Stuhllehne und ſeine Zähne klapperten, aber er biß ſie aufeinander, und als der Amtsverweſer ihm mit den Worten zuwinkte: Setzt Euch — that er dieſes, räuſperte ſich und rieb ſich haſtig die Hände. Nun begann ein kluges Verhör von Kreuz- und Querfragen, und Diethelm war es, als umgäben ihn von allen Seiten ſcharfe Schwertſpitzen: aber er hielt ſich ruhig, er antwortete ohne Haſt, aber auch ohne Zögern, es war faſt, als ob er dem ſchreibenden Actuar Zeit laſſen wolle, genau ſeine Worte aufzuzeichnen. Auf manche Fragen antwortete er ſogar mit ſpaßigem und herausforderndem Lächeln, und die Anweſenheit des Kaſtenverwalters gab ihm den glücklichſten unvorhergeſehenen Entlaſtungsbeweis an die Hand. Alles 'was er ſo klug vorher bedacht hatte, war minder durchſchlagend als das, was ihm eine unbedachte Vergeßlichkeit in die Hand ſpielte; der Kaſtenverwalter mußte ihm bezeugen, daß er Diethelm für ſechshundert Gulden inländiſche Staatspapiere geliehen habe; dieſe nun nebſt einem Hypothekenſchein auf das Wirthshaus zum Waldhorn waren verbrannt.

Ich weiß wohl, ſchloß Diethelm, daß das Verbrennen der Hypotheke nichts ſchadet, ſie iſt im Hypothekenbuch eingetragen; aber die Staatspapiere ſind verloren, und dieſe hätte ich doch gewiß leicht gerettet, wenn ich den ſchlechten Gedanken an Anzünden nur eine Minute gehabt hätte.

Als der Amtsverweſer erklärte, daß man die Nummern der Staatspapiere, die der Kaſtenverwalter noch in ſeinem Buche verzeichnet hatte, in den Zeitungen bekannt machen und die etwaigen Beſitzer bei Vermeidung der Amortiſation auffordern werde, da ſagte Diethelm:

Was das iſt, ich weiß es nicht, ich frag' auch nicht darnach, es wird ſich Alles zeigen; wie es ſcheint, glaubt man mir ja nicht mehr. — Und das, daß man ihm das Wahrhafte an ſeinen Angaben bezweifelte, gab ihm immer mehr den Muth, mit kecker, herausfordernder Zuverſicht aufzutreten. Zuletzt faßte er ſeine Ausſagen dahin zuſammen, daß er mindeſtens zehn Stunden abweſend war, als der Brand ausbrach, daß er gerade jetzt in der beſten Lage war, da er nicht nur einen ſchicklichen Verkauf machen konnte, ſondern auch durch den Tod ſeiner Stieftochter ihm eine reiche Erbſchaft ins Haus kam, er habe daher nach der Hauptſtadt reiſen wollen, um den Handel abzuſchließen und ſeine Fränz heimzubringen, damit die Mutter in ihrem Schmerz doch auch ein Kind um ſich habe. Dem Vorhalten, daß er über den Aufenthalt Medard's widerſprechende Ausſagen gemacht und wohl mit ihm im Einverſtande geweſen ſei, ſetzte Diethelm die Betheuerung entgegen, daß er im Gegentheil dem Knaben geſagt habe, der alt' Schäferle möge zu ſeinem Sohn hinausgehen, da er daheim bleiben müſſe und an ſeinem Beinbruche leide. An dieſer letzten neuen Zuthat fand der Richter eine Handhabe, um Diethelm noch eine geraume Weile hin und her zu zerren, aber Diethelm riß ſich endlich gewaltſam los und ſagte aufſtehend mit mächtiger Zornesſtimme:

Ein Ehrenmann, wie ich, braucht ſich eigentlich gar nicht zu vertheidigen. Ich bin ſeit fünfzehn Jahren Waiſenpfleger und habe für die Waiſen geſorgt wie ein Vater und nie auf meinen Vortheil geſehen. —

Diethelm hielt plötzlich mit einem Schrei inne, denn von der Höhe ſenkte ſich eine Flamme und brannte ihm ins Geſicht.

Was macht Ihr? ſchrie er plötzlich laut und fuhr weit zurück, ſank auf den Boden und ſtarrte drein als ſähe er ein Geſpenſt.

Was macht Ihr? ſchrie er nochmals.

Der Richter ſprang ſchnell von ſeinem Stuhle auf, faßte Diethelm an der Schulter und fragte mit gebieteriſchem Tone:

Habt Ihr mit ſolch einer Kerze das Haus angezündet?

Ich weiß nicht, was Ihr wollt! Iſt das erlaubt? Ich will das zu Protocoll genommen. Darf man mich brennen? ſchrie Diethelm ſich aufrichtend.

Der Richter befahl dem Kanzleidiener, die Kerze, die Diethelm beim raſchen Aufſtehen von dem Wandleuchter geſtoßen, wieder aufzuſtecken, und gebot Diethelm, ruhig auf ſeinem Stuhl zu bleiben und ſein Handfuchteln zu laſſen.

Sich am Stuhle aufrichtend, ſetzte ſich Diethelm auf denſelben und athmete laut.

Warum ſeid Ihr wegen der Kerze ſo erſchrocken, fragte der Richter nochmals, raſch und nahe auf Diethelm zutretend und die Hand gegen ihn ausſtreckend.

Nur gemach, nur gemach, wehrte Diethelm ab; ſind Sie vielleicht feuerfeſt, Herr Amtsverweſer? Thut's Ihnen nicht weh, wenn Ihnen ein Licht ins Geſicht brennt und noch dazu den Tag, nachdem ſo ein Unglück über Sie kommen iſt, und man jedem Licht bös iſt, weil es ſo was anrichten kann? Sie können, nein, beim Teufel, Sie müſſen mich frei ſprechen, Herr Amtsverweſer, aber die Schande, daß ich eingeſperrt geweſen bin, ich, der Diethelm von Buchenberg, und die Qualen, die man mir anthut, die könnet Ihr mir nicht wieder gut machen. Mich tröſtet nur eins: ich bin zu ſtolz geweſen, ich hab' mir auf meinen Ehrennamen vielleicht zu viel eingebildet, ich hab' gedemüthigt werden müſſen; aber ſo viel weiß ich, ſo gut gegen die Menſchen bin ich nicht mehr, wie ich geweſen bin. Fraget in Letzweiler nach mir, fraget überall nach mir, und man wird Euch ſagen, wer der Diethelm iſt. Ich ſoll geholfen haben anzünden? Ja, das Beſte vergeſſ' ich ja. Der Kaſtenverwalter da, und der Sonnenwirth und der Kaufmann Gäbler, die können mir alle bezeugen, daß ſie mich überredet haben zu verſichern, ich hab' nicht gewollt. Thut das ein Brandſtifter? Thut das ein Mordbrenner?

Sprecht nur leiſer, ermahnte der Richter und Diethelm fuhr fort:

Sie haben Recht, ja, aber ich möcht' laut ſchreien, daß es die ganze Welt hört, was man an mir thut. Jetzt will ich aber nicht mehr reden. Fragen Sie noch, was Sie zu fragen haben.

Der Richter ſtellte faſt nur noch der Form wegen einige Nachforſchungen an, dann fragte er Diethelm zuletzt, ob er in Bezug auf ſeine Haft noch etwas zu wünſchen oder zu klagen habe. Diethelm erwiderte, daß er den Advocat Rothmann ſich zum Rechtsbeiſtande nehmen wolle. Als der Richter hierauf entgegnete, daß dieſer im Auftrage der Fahrnißverſicherung ſein Ankläger ſei, ſchloß Diethelm:

Dann will ich gar keinen Advocaten. Ich hab' aber noch eine Bitt', ich ſchäm' mich faſt ſie zu ſagen; man hat mir die Hoſenträger genommen, damit ich mich nicht dran aufhänge, und ohne die Hoſenträger iſt mir's immer, als ob mir der Leib aus einander fallen thät'

Der Richter klingelte dem Amtsdiener und befahl ihm, das Gewünſchte Diethelm wieder zurück zu geben. Der Amtsdiener meldete leiſe etwas, und der Richter ſagte:

Diethelm, Ihr könnt Eure Frau und Eure Tochter ſehen, wenn Ihr verſprecht, nichts von Eurer Anklage mit ihnen zu reden.

Diethelm verſprach und blieb auf dem Stuhl ſitzen. Mit ſcheuen Bücklingen trat Martha ein, Fränz aber drang ihr vorauf und ſtreckte dem Vater beide Hände entgegen. Diethelm ſchüttelte ſie wacker und reichte dann die andere Hand ſeiner Frau, die er aber bald zurückzog, um ſich eine Thräne abzutrocknen. Fränz berichtete, daß ſie mit der Mutter in der Poſt wohne. Der Richter befahl, daß Diethelm abgeführt werde. Er ſprach kein Wort mit den Seinigen und ging von dannen.

Der Richter ſagte nun Martha, daß er ſie auch gleich verhören wolle, da ſie nun da ſei; er bot ihr den Stuhl an, den Diethelm ſo eben verlaſſen, ſie ſetzte ſich und legte die Hände in einander. Sie bat, ob nicht ihre Fränz bei ihr bleiben dürfe, der Richter verneinte dies mit Bedauern, Fränz könne indeß im Vorzimmer warten.

Martha preßte die gefalteten Hände wie zu einem Dankgebet zuſammen, als ihr der Amtmann die ſchönmenſchliche Geſetzesbeſtimmung erklärte, daß ein Angehöriger keinen Zeugeneid zu leiſten habe, und es überhaupt ſeinem Belieben anheimgeſtellt ſei, Zeugniß abzulegen oder zu verweigern. Martha erklärte ſich für erſteres, theils in der Hoffnung, ihrem Manne zu nützen, theils auch, weil ſie den Muth nicht hatte, ohne Red' und Antwort das beſtellte Gericht zu verlaſſen.

Martha war ſo offenbar ein Bild des aufrichtigen Jammers, daß der Richter ſie nicht mit verwickelten Fragen quälen zu wollen ſchien. Sie konnte mit Fug betheuern, daß ſie von der Handelſchaft ihres Mannes faſt gar keine Einſicht hatte, und als auf ihren Ehezwiſt wegen der Großthuerei und Verſchwendung Diethelm's die Rede kam, glaubte ſie, daß Gott es ihr verzeihen müſſe, wenn ſie das nicht unter die Welt kommen laſſe; ſie beſtritt daher jeden ehelichen Zwiſt und lobte ihren Mann aus Herzensgrund. Der Richter ging bald hievon ab und fragte:

Iſt nie zwiſchen Euch und Eurem Manne davon die Rede geweſen, daß er brandſtiften will?

Martha war's, als ſchlügen ihr Flammen ins Geſicht. Was ſollte ſie darauf antworten? Zwar hatte damals am

Verſicherungstage Diethelm die Sonne zum Zeugen angerufen, daß ſie ihn nie mehr erwärmen ſolle, wenn er einen ſolchen Gedanken habe, aber wenn ſie das bekannte, wer weiß, was daraus gemacht wird? Aber ſie hat doch verſprochen, die Wahrheit zu bekennen. Zweimal ließ ſich Martha die Frage wiederholen, und ſchon ſtand ihr das Bekenntniß auf der Zunge, aber ſie ſchluckte die Worte hinab und matt die Hände in den Schooß ſinken laſſend, ſagte ſie:

Nein, nie, niemals.

Ueber Medard befragt, erklärte ſie, daß er ihrem Manne ſchon lange gram war, weil er ihm manchmal im Zorn das Zuchthaus vorgeworfen, und der Medard ſei ohnedies aufſäßig gegen den Meiſter geweſen, weil er ſeinen Bruder, den er lieb hatte wie ſein eigen Kind, nicht vom Militär losgekauft habe; gegen ſie aber ſei er immer gut geweſen, er habe zwar manchmal Veruntreuungen gemacht, aber die könnten einmal die Schäfer nicht laſſen. Martha unterſchrieb das Protokoll und wankte hinaus zu ihrer Tochter. Im Amthauſe ſprach ſie kein Wort mehr, auf der Straße aber ſagte ſie:

Das ſind Seelenverderber, die Amtleute; da droben haben ſie mir das Herz ausgeſchnitten.

Fränz ſuchte die ungemein erregte Mutter zu beruhigen, ſo gut ſie konnte, aber noch im Schlafe ſchrie Martha oft wild auf und warf ſich im Bette hin und her. —

Diethelm war indeß mit triumphirendem Stolze in ſein Gefängniß zurückgekehrt. Von aller Unthat war keine Erinnerung in ihm; er gedachte nur ſeines Sieges, wie es ihm gelungen war, ſich ſo hinzuſtellen, daß der Richter ihm faſt Abbitte thun mußte. Seine Vertheidigung war nun feſtgegründet, dort ſtand ſie verzeichnet und konnte nicht mehr ausgelöſcht werden. Diethelm freute ſich über ſich ſelbſt, er hatte gar nicht gewußt und erſt jetzt erfahren, welch eine Macht ihm innewohnte. Du wärſt ein großer Mann geworden, ſagte er ſich, wenn du auf dem rechten Platze ſtündeſt, es haben Andere ſchon viel Aergeres gethan und ſind doch ruhmvoll durch die Welt gegangen. Jetzt fang' ich das Leben von vorn an. Ich will ihnen zeigen, wer der Diethelm iſt.

Der Amtsdiener, der das Gewünſchte Diethelm übergab, freute ſich ob ſeines Frohmuthes und erklärte ſchlau:

Ich hab' Euch nur wie einen gemeinen Verbrecher behandelt, damit man kein Mißtrauen in mich haben ſoll, weil wir ſo nah verwandt werden. Ich hab's wohl gewußt, daß Ihr ein unſchuldiger Ehrenmann ſeid, auf den wir ſtolz ſein können. Im Geſicht vom Amtsrichter iſt deutlich geſchrieben geſtanden: der iſt freigeſprochen. Es kann noch ein paar Tag' dauern, aber gewiß iſt's, da verlaßt Euch drauf. Ich verſteh' das.

Wie nach einer vollbrachten Großthat ſtreckte ſich Diethelm auf die Pritſche, er befahl noch tüchtig einzuheizen, denn es fror ihn noch immer ſo mörderlich; wollte ihm auch manchmal ein Gedanke deſſen kommen, was er gethan, er verſcheuchte ihn und entſchlief ruhig.

Tief in der Nacht aber wurde er aufgeweckt und im Scheine einer Blendlaterne ſtanden zwei Männer vor ihm.

## Neunzehntes Kapitel.

Diethelm hatte dem jungen Kübler geſagt, er möge den Vetter Waldhornwirth nach der Stadt entbieten, damit er die Pferde hole. Das konnte offenbar nichts als ein verſteckter Auftrag ſein, der eigentlich hieß: mach, daß ich den Vetter ſo bald als möglich hier habe und ſpreche. Mit fröhlicher Eilfertigkeit — denn es liegt im Hülfebringen für einen Leidenden oft eine Fröhlichkeit — eilte der junge Kübler ſelbſt nach Buchenberg, und unterwegs lächelte er oft vor ſich hin, indem er überdachte, wie klug er doch ſei, daß er ſolche vermummte Gedanken erkenne, und wie ihn Diethelm darob loben müſſe. Natürlich vergaß er dabei auch nicht, wie vielen Dank ihm Diethelm dadurch ſchuldig werde, und das war ein Capital, das gute Zinſen trägt. In Buchenberg war ſchon Alles zur Ruhe gegangen; nur bei der Brandſtätte, von der noch immer ein zum Erſticken übelriechender Rauch aufſtieg, wandelten einige Wachhaltende hin und her. Der Vetter Waldhornwirth mußte aus dem Schlaf geweckt werden, und unter Verwünſchungen machte er ſich endlich bereit, mit Kübler nach der Stadt zu fahren. Erſt draußen vor dem Dorfe hängten ſie dem Pferde das Rollengeſchirr um und fuhren dann mühſelig und verdroſſen nach der Stadt, wo ſie erſt gegen Morgen ankamen. Der junge Kübler zog ſeinem Vater die Gefängnißſchlüſſel unter dem Kopfkiſſen weg, führte den Waldhornwirth die Treppe hinauf, öffnete die Zelle Diethelm's, und jetzt ſtanden beide vor dem grimmig Fluchenden, der ſie nicht alsbald erkannte. Als ſie ſich zu erkennen gaben, und Kübler triumphirend berichtete, daß er nach den Andeutungen Diethelm's den Vetter geholt habe, rieb ſich Diethelm mehrmals die Stirn und fuhr dann zornig auf:

Verfluchtes blitzdummes Gethue! Kübler, was habt Ihr gemacht? Ihr bringt mich nur in neue Ungelegenheit. Ich bin freigeſprochen, Alles liegt ſonnenklar am Tag, und jetzt wenn's heraus kommt, und es kommt gewiß heraus, daß Ihr meinen Vetter zu mir gebracht habt, wird das wieder einen Verdacht auf mich werfen und es geht neu ans Protocolliren, und ich kann noch Tage und Wochen da hocken müſſen, und Euer Vater kann ſeinen Dienſt verlieren. Aber mich geht's nichts an, und wenn's darauf ankommt, ich kann's nicht anders machen, ich kann's beſchwören und ich thu's, daß ich Euch das nicht angelernt und nichts davon gewollt hab'.

Der junge Kübler ſtand wie vom Blitz getroffen, er hatte mit Klugheit Dank und Lohn zu erwerben geglaubt und mußte ſich nun ausſchelten laſſen und faſt noch bitten, daß man ihn nicht verrathe.

Diethelm rieb ſich vergnügt die Hände, er war ſtolz auf ſich; mitten aus dem Schlafe geweckt, hatte er ſeine Beſinnung behalten und gegen zwei Menſchen, deren er bedurfte, ſich ſo geſtellt, daß ſie ihm dienen mußten, ohne ihn dafür irgendwie in der Hand zu haben. Es durfte Niemand geben, der nicht an ſeine Unſchuld glaubte, oder gar Grund und Beweis gegen ihn habe; dürfte das ſein, ſo wäre ja Alles mit Medard umſonſt . . . Einlenkend reichte er nun dem Vetter die Hand und ſagte:

Thut mir leid, daß du dir ſo viel unnöthigen Braſt machſt, und Ihr habt's auch gut gemeint, Kübler, das weiß ich wohl und bin auch erkenntlich dafür, wenn ich's auch nicht brauch'. Ich mein', Vetter, es wär' am beſten wir reden gar nichts, ich hab' dir ja nichts zu ſagen, und du kannſt ruhig vor Gericht auslegen, was du weißt.

Der junge Kübler betheuerte wiederholt ſeine Wohlmeinenheit, und der Vetter ſagte:

Ja, ich kann mich mit Teufels Gewalt aber nicht mehr beſinnen, was Ihr zu dem Buben geſagt habt.

Kann mir's denken, lachte Diethelm, wenn du von deinem Uhlbacher ferndigen trinkſt, vergißſt du leicht, daß du Frau und Kinder daheim haſt, geſchweige was Anderes, und dann haſt noch Kirſchengeiſt darauf geſetzt, das thut nie gut. Laß mir aber von deinem Uhlbacher noch was übrig bis ich heimkomm', und da der Kübler muß in Buchenberg Hochzeit machen, ich zahl' Alles, und da trinken wir das Faß voll aus. Ja, was hab' ich ſagen wollen? Ich hab's ganz vergeſſen.

Von wegen dem Buben, bedeutete der Vetter.

Richtig, nahm Diethelm unbefangen auf, beſinn dich nur, du mußt noch wiſſen, daß ich dem Buben deutlich geſagt hab', der alt' Schäferle ſoll zu ſeinem Medard 'naufgehen, er müſſ' daheim bleiben und leide an ſeinem Beinbruch.

Vom Beinbruch, ja, das erinner' ich mich, das hab' ich deutlich gehört, guck, das fällt mir jetzt ein, das iſt das Wahrzeichen, frohlockte der Vetter und rieb ſich immer die linke Seite der Stirne, als weckte er ein Organ der Erinnerung.

Diethelm lächelte in ſich hinein, daß der Vetter gerade deſſen ſich erinnerte, was er erſt vor Gericht zu ſeinem eigenen Schrecken noch hinzugeſetzt, er fuhr aber leichthin fort:

Dann wirſt dich auch an alles Andere erinnern, und daß ich mein' Fränz hab' holen wollen, damit mein' Frau nicht ſo allein iſt, wenn ihre Stieftochter ſtirbt, aber ich brauch' dir ja nichts ſagen, du weißt Alles allein, und ſag du's nur frei.

So fuhr Diethelm fort und wußte nach und nach in der harmloſeſten Weiſe dem Trompeter ſein Stücklein auf Noten zu ſetzen, daß es eine Art hatte.

Der junge Kübler drängte zur Trennung, da es Tag zu werden begann. Diethelm reichte Beiden wohlgemuth die Hand, und der Vetter entſchuldigte ſich noch, daß er ſich nicht gleich auf Alles beſonnen habe; der Schrecken beim Brand habe ihm Alles weggeſcheucht, aber jetzt wiſſe er jedes Wort. Diethelm ſah dem Vetter ſcharf ins Geſicht, um zu erkunden, ob ihn der ausgefeimte Schelm nicht verhöhne, aber der Vetter ſah in der That mitleidig und treuherzig drein. Als die Beiden fort waren, ſtreckte Diethelm die Zunge hinter ihnen heraus und ſprach dann in ſich hinein: Neun Zehntel der Menſchen ſind nichts als Hunde und Papageien, ſie reden und thun, wie man ſie's anlernt, und ſchwören dann Stein und Bein, daß das aus ihnen ſelber käm'. Alle die oben dran ſind und über Andere herrſchen, verſtehen nur die Kunſt, die Menſchen glauben zu machen, was ihnen gut dünkt, und je mehr das einer vermag, um ſo größer iſt er und führt die Welt am Narrenſeil herum.

Mit einem erhabenen Heldengefühle legte ſich Diethelm abermals zum Morgenſchlafe nieder. Als die Stadtzinkeniſten wieder blieſen, ſuchte er ſich zu bereden, daß das eine Muſik zu ſeiner Unterhaltung ſei, und pfiff unausgeſetzt ihre Melodieen nach.

Diethelm glaubte ſchon am heutigen Tag freigelaſſen zu werden, aber vergebens. Er wurde Nachmittags noch einmal zum Verhöre geführt, der Trompeter hatte richtig ſein Stücklein getreu abgeſpielt, aber es war doch ein Ton darin, der Diethelm noch viel zu ſchaffen machte, nämlich die Kunde von ſeinem heftigen Weinen bei der Nachricht von dem Tode der Stieftochter und ſeine raſche, unmotivirte Umkehr. Diethelm hatte hieran wohl gedacht und hätte dem Vetter gerne Weiſung gegeben, aber er wußte nicht, wie er das verdachtlos bewerkſtelligen ſollte, und hoffte auch, daß davon gar keine Rede ſein würde. Anfangs ſchwankend, dann aber immer ſicherer erklärte Diethelm, daß er den Tod ſeiner Stieftochter nicht ſo bald erwartet habe und nun heimgeeilt ſei, um ſeine Frau nicht ganz allein zu laſſen und die Fränz ſpäter holen zu laſſen. Befragt, warum er dann nicht nach dem Kohlenhof gefahren ſei, erklärte er zuerſt, er habe ſich das nicht ſo klar gemacht, er ſei vom Schreck zu ſehr ergriffen geweſen; dann aber ſetzte er hinzu, er habe erwartet, ſeine Frau ſei gleich nach dem Tode heimgekehrt, und er habe ſie dort tröſten wollen. Weiter befragt, wie es komme, daß der Tod ſeiner Stieftochter ihn ſo furchtbar ergreife, ſah er eine Weile ſcheu vor ſich nieder, dann erhob er ſein Antlitz und ſagte:

Ich hätt' nicht geglaubt, daß man mich das fragen darf, aber ich ſeh' ſchon, wer einmal, und ſei er noch ſo unſchuldig, in Verdacht ſteht, muß auf Alles antworten. Nun denn, ſo ſei's — er athmete tief auf und fuhr dann fort: ſo wiſſet denn, ich hab' vor zwei und zwanzig Jahren mein' Stieftochter gern gehabt und hab' ſie heirathen wollen, aber mein' Frau hat's nicht zugeben und hat mich lieber ſelbſt genommen.

Eine Pauſe entſtand, der Actuar ſchrieb und der Richter, betroffen von dem ſchmerzvollen Tone Diethelm's, hielt eine Weile mit Fragen inne. Diethelm aber fühlte einen innern Schreck, als ob man ihm ein Stück aus dem Herzen reiße, es däuchte ihn, als ſchände er ſeine Hausehre und alle Schamhaftigkeit, da er auch dies dem Protocolle anvertraute; er hatte ſo ſorglich ſeine Hausehre gewahrt, und jetzt hatte er ſie preisgegeben und noch dazu mit einer gräßlichen Lüge, denn die Kohlenbäuerin war ſchon ſeit Jahren nicht mehr für ihn auf der Welt. Diethelm fühlte jetzt zum Erſtenmal, wie das Verbrechen keinen reinen Fleck an dem Menſchen läßt, wie es Alles mit ſich hinabzerrt; er erhob den Blick lange nicht, es war ihm, als ſtände ſeine Frau vor ihm und er könnte ſie nicht anſchauen. Hätte er erſt gewußt, daß er ſie auf demſelben Stuhle verrieth, auf dem ſie ihm zu Liebe ihr Gewiſſen geopfert!

Das thut mir am weheſten, daß ich das hab' ſagen müſſen, rief er endlich mit tiefſchmerzlichem Tone. Der Richter beruhigte ihn, daß das Niemand erführe, er war aber Inquirent genug, die weiche Stimmung Diethelm's zu benützen und mit veränderten Fragen noch einmal das ganze Verhör von vorn zu beginnen. Schlag auf Schlag gingen die Fragen. Der alte Schäferle war dieſen Vormittag auch wieder im Verhör geweſen, und im Schmerze um den Tod ſeines Sohnes, den er rächen zu müſſen glaubte, machte er ſich kein Gewiſſen daraus, ſeinen Ausſagen eine noch entſchiedenere Faſſung zu geben, und daß Medard geradezu die Woche bezeichnet, die Diethelm ausdrücklich zur Brandſtiftung feſtgeſetzt habe, wenn es ihm gelänge, ſeine Frau aus dem Hauſe zu bringen. Der alte Schäferle hoffte, daß es vielleicht gelingen werde, Diethelm zu einem Geſtändniß zu überrumpeln, wenn man ihm beſtimmte Thatſachen vorhielt, und Gleiches erwartete auch der Richter. Diethelm merkte bald, was vorging, und war wiederum ſchnell gewaffnet und berief ſich in den meiſten Antworten einfach auf ſeine geſtrigen Ausſagen.

Nicht mehr ſtolz, innerlich geknickt, ſaß Diethelm in ſeinem Gefängniß, er merkte wohl, daß ſich ein Punkt aufgethan, von dem er in den Grund geſtürzt werden konnte. Jetzt bat er den jungen Kübler, der in der Wartung der Gefangenen ſeinem Vater beiſtand, ihm noch eine Unterredung mit dem Waldhornwirth zu verſchaffen; aber der junge Kübler war deſſen eingedenk, wie Diethelm ihn mit Undank angefahren und ſogar gedroht hatte, ihn zu verrathen; er blieb allen Schmeichelworten unerbittlich, und Diethelm, deſſen Furcht vor einem Mitwiſſer noch größer war als die vor dem Gerichte, fand ſich endlich drein, Alles geſchehen zu laſſen, wie es ſich von ſelbſt machte, ja es gab Zeiten, in denen er ſo zerknirſcht war, daß er die Entdeckung wünſchte, nur um dieſer ſchwebenden Qual enthoben zu werden. So zerknirſcht er aber auch in der Einſamkeit des Gefängniſſes war, ſo kampfgerüſtet und feſt erſchien er jedesmal vor dem Richter, ſchon die Stimme desſelben erweckte ihn zu Muth und Trotz, und bald zeigte ſich, daß die urſächlichen Verbindungen zwiſchen allem Geſchehenen nur ihm klar waren, den Anderen zerfiel Alles zuſammenhanglos.

Dies ſtellte ſich beſonders heraus, als der Amtsverweſer die Fortführung der Unterſuchung dem neu beſtallten Richter übergab. Man hatte geglaubt, daß ein neuer, in Criminalſachen gewiegter Mann Diethelm verblüffen und verwirren würde; aber gerade das Gegentheil war eingetreten: dem fremden Manne gegenüber, der ihn nie weich geſehen hatte, fühlte ſich Diethelm doppelt ſtark, und bei manchen Fragen zeigte Diethelm ſein Uebergewicht, indem er ſagte: das hab' ich im Protocoll von dem und dem Datum ſchon angegeben; ſeine Gewandtheit im Kopfrechnen kam ihm jetzt in anderer Weiſe zu ſtatten. Diethelm dachte gar nichts mehr als ſein Verhör, er wendete es nach allen Seiten, und wenn er antwortete, ſprudelte er die Worte ſo ſicher hervor, als ſtünden ſie vor ihm geſchrieben.

## Zwanzigſtes Kapitel.

In der Poſt lebte Fränz mit ihrer Mutter ſtill und einſam. Früh Morgens gingen ſie täglich nach der Kirche, wo die Mutter immer ſo zerknirſcht betete, dann ging es jedesmal hinaus nach dem Gefängniß, um von dem alten Kübler zu erfahren, wie ſich der Vater befinde; er gab in der Regel einförmig guten Beſcheid, nahm bisweilen auch Geſchenke an, ließ ſich aber nicht herbei, Diethelm irgend eine Nachricht zu bringen, und ſo waren Mutter und Tochter von ihm wie durch Meere geſchieden. Von dem einzigen Ausgange abgeſehen, lebten ſie ſelber wie in Gefangenſchaft, die Mutter ſaß in der Mitte der Stube und ſpann, obgleich ſie immer klagte, daß ihre Spinnfinger wie abgeſtorben ſeien. Sie hatte nicht Luſt, bei der Arbeit manchmal hinaus zu ſehen nach den Vorübergehenden, ſie kannte Niemand und wollte Niemand kennen, und oft wenn ſie eine Spindel abſtellte, klagte ſie über die ſchöne Ausſteuer der Fränz und über die tauſende von ſelbſtgeſponnenen Spindeln, die da mit verbrannt ſeien. Fränz ſaß am Fenſter und ſtickte für den Vater ſehr bunte Pantoffeln, ſie hatte das in der Hauptſtadt trefflich gelernt; oft ſchaute ſie aber auch hinaus auf die Straße und machte allerlei Bemerkungen über die Vorübergehenden. Die Mutter verwies ihr das immer mit ſteter Wiederholung:

Wir haben gar nichts zu ſpötteln über andere Menſchen, wir müſſen froh ſein, wenn man nicht mit Fingern auf uns weiſ't. Nun verſchwieg Fränz meiſtens ihre Bemerkungen, ſie hatte, wie ſie glaubte, die unſäglichſte Geduld mit ihrer Mutter, die gar keine Zerſtreuung wollte und ſo gewiß als das Tiſchgebet jedesmal, wenn man ſich zum Eſſen ſetzte, ſagte:

Ach Gott! Jetzt muß der Vater allein eſſen, ich weiß, daß ihm kein Biſſen ſchmeckt, er hat nie was allein eſſen mögen, ohne dabei zu reden, und wenn er heimkommen iſt und ich ihm Eſſen hingeſtellt hab', hab' ich mich immer zu ihm ſetzen müſſen, und beim Tiſch hab' ich nie aufſtehen dürfen, und wenn was gefehlt hat, hat er immer geſagt: lieber kein Salz auf dem Tiſch, als daß du mir fehlſt. Ach Gott! Wir haben doch ſo gut mit einander gelebt, und wenn's auch manchmal ein bisle uneben gangen iſt, es giebt doch kein' beſſere Ehe auf der Welt, und alle Adern hätt' ſich Eins fürs Andere aufſchneiden laſſen.

Fränz hörte das immer geduldig an und ermahnte nur die Mutter, das Eſſen nicht kalt werden zu laſſen.

Fränz trauerte auch aufrichtig um das Schickſal des Vaters, aber ſie konnte dieſe immerwährende Trauer nicht aushalten und ſehnte ſich nach Zerſtreuung, ſie wollte von keinem Zweifel mehr wiſſen, daß dem Vater etwas geſchehen könne, und ſprach oft davon, daß ſie gar nicht mehr in das Dorf zurückkehren wollten; wenn der Vater frei ſei, müſſe er mit ihnen in der Stadt bleiben. Martha wollte nichts davon hören, und Fränz ſuchte ihr alle Schauer zu erregen, die man erleben müſſe, wenn man in einem Hauſe wohne, wo früher ein Menſch verbrannt ſei.

Wo nur der Paßauf hin iſt? fragte Martha ablenkend, und Fränz erwiderte:

Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, der iſt mit dem alten Schäferle, wie er zum Verhör in der Stadt geweſen iſt.

Haſt du den Munde in der Hauptſtadt nicht geſehen? fragte die Mutter wieder.

Freilich, erzählte Fränz, er iſt, wenn er nicht auf die Wacht gemußt hat, jeden Tag und jeden Tag in den Rautenkranz kommen, er thut noch immer ſo narret mit mir.

Martha erzählte nun, daß der Vater ihr den Munde zum Mann beſtimmt habe, aber Fränz wehrte ſich dagegen, daß ſie das „Opferlamm“ ſein ſolle; wenn ſie einen Mann nehme, ſo nehme ſie ihn für ſich und für Niemand anders. Sie ließ ſich nicht dazu herbei, zu erklären, was ſie mit dem Opferlamm gemeint habe, ſie behauptete, das ſei nur Redensart, in ihr aber erwachte wieder der Gedanke, den ſie auf der ganzen Herreiſe gehabt, daß ihr Vater doch ſchuldig ſei, und daß es nur gelte, ſich hinaus zu reden. An jenem letzten Tage in der Stadt hatte die Eröffnung Munde's, obgleich er ſie ſo klug zu verhüllen trachtete, einen gewaltigen Eindruck auf Fränz gemacht. Sie kannte durch ihre öftere Begleitung die Verhältniſſe des Vaters beſſer als irgend Jemand, ſie wußte, daß er tief in Verlegenheiten ſteckte, auch klagte ihr der Vater öfters; ſie gedachte während der Fahrt jenes Augenblickes, da der Vater auf dem Markte niedergefallen war, als ihm der Kaufmann Gäbler ſagte, daß er mit der Feuerſchau käme, ſie hatte den Vater dann auf der kalten Herberge beobachtet, wie er mehrmals die Farbe wechſelte und dann wie beſeſſen davon jagte, und jetzt war es ihr deutlich, warum der Vater ſo klagend davon ſprach, daß er Armuth nicht überleben würde, als die Deichſel gebrochen war; und als der Vater ſie zum Letztenmal in der Hauptſtadt beſuchte, war er wieder voll Jammer und Klage geweſen. Darum glaubte Fränz ſchon auf dem Wege an die Schuld des Vaters, und als ſie nachträglich erfuhr, daß er ihr den Munde zum Manne beſtimmt hatte, kam kein Zweifel mehr auf. An einen vom Vater begangenen Mord dachte ſie nicht, wohl aber, daß er mit Medard gemeinſam Feuer angelegt, und daß Medard dabei verunglückt war.

Von allen Menſchen auf Erden hatte Diethelm's einziges Kind allein eine gegründete Ueberzeugung von deſſen Schuld und erklärte ſich ihren Zuſammenhang, und Fränz allein war als durchaus unbetheiligt nie verhört worden.

Auf jener Nacht und Tag währenden Heimfahrt war eine große Wandlung mit Fränz vorgegangen, ſie ſah ſich ſchon verſtoßen und verhöhnt von aller Welt und war tief traurig und voll Demuth gegen Jedermann, und empfing darum überall eine Behandlung voll Theilnahme und Rückſicht, die ſie wiederum mild ſtimmte. Als ſie die Mutter ſah, warf ſie ſich ihr mit Inbrunſt entgegen, das war das einzige

Herz auf der Welt, das ſie nicht von ſich ſtieß, und die in Trotz und Rechthaberei verhüllte Kindesliebe brach gleichzeitig mit der demüthigen Milde gegen alle Menſchen auf, zwei Lilien gleich, in einer Wetternacht aufgebrochen.

Als ſie nun aber hörte, daß der Vater für unſchuldig galt, und daß es nur darauf ankam, dieſe Geltung aufrecht zu erhalten, verwelkten die in Schmerz erblühten Blumenkelche wieder. Wer weiß, in Schmach und Noth wäre vielleicht Fränz eine Heldin an Duldung geworden; jetzt war ſie wieder in der Welt voll Lug und Trug, wo Alles darauf ankam, ſich in ſeiner Rolle zu behaupten, und Fränz wurde wieder die hoffährtige, alle Welt verhöhnende Tochter Diethelm's; nur eine gewiſſe Umflorung, die aus dem Kummer um das noch nicht entſchiedene Schickſal des Vaters entſprang, dazu eine Nachwirkung von jener immer mehr verklingenden Trauerſtimmung, verhinderte, daß nicht mit Einem Wort der leibhafte Rückel wieder da war.

Fränz ertrug den Schmerz um die ſich in die Länge ziehende Gefangenſchaft des Vaters leichter als die Mutter, weil ſie ihn für ſchuldig hielt; von einem Morde an Medard ahnte ſie nichts, und für einen Brandſtifter gehalten worden zu ſein, dachte ſie, iſt am Ende keine Schande, wenn man nur freigeſprochen iſt.

Seit mehreren Tagen hatte Fränz jedesmal um Mittag geſagt: Jetzt iſt halb eins, und wenn die Mutter fragte: Warum? antwortete ſie lächelnd: Weil der Amtsverweſer da über den Markt herkommt, er iſt ein ſaubers Bürſchle, er ſpeiſ't unten an der Tafel. Die Mutter ermahnte ſie, vom Fenſter wegzugehen, ſie müſſe ſich ja ſchämen, wenn er ſie ſähe; Fränz aber behauptete, daß das gar nicht der Fall ſei, und bald bemerkte der Amtsverweſer, welche Augen nach ihm ausſchauten, und es entſtand ein regelmäßiges und immer entſchiedeneres Grüßen herauf und herab am Mittag. Die Mutter ward auch bald neugierig, den Mann zu ſehen, den ſie ſeit jenem ſchrecklichen Abend nicht mehr erblickt hatte, und von da an hatte Fränz gewonnen Spiel; ſie ließ nicht ab und hatte dabei willfährige Hülfe an der Frau Poſtmeiſterin, bis die Mutter ſich entſchloß, mit ihr an der Tafel zu ſpeiſen. Martha gab endlich nach, beſonders als ihr Fränz immer eindringlicher vorhielt, wie gut das für den Vater wäre, wenn man mit dem Amtsverweſer bekannt ſei, und wie man auch geſprächlich Manches von ihm erfahren könne über den Stand der Unterſuchung. Das leuchtete ein. Anfangs ſtand Martha oft viele Tage mit trockenem Munde auf, ſie konnte keinen Biſſen hinabbringen, wenn ſie den Herrn anſah, der ihr ſo ſchweres Herzeleid angethan, und der ihren Mann auf Zeitlebens ins Zuchthaus bringen konnte. Es war ihr immer, als ſäße ſie mit einem Henker am Tiſch, und ſie begriff gar nicht, wie er ſo ruhig Speiſe und Trank zum Munde führte, während er auf die Fragen ſeiner Tiſchnachbaren erzählte, daß heute Der und Jener eingebracht worden ſei, oder daß Dieſer oder Jener ins Zuchthaus abgeführt worden ſei. Martha ſah dann oft nach ſeinen Händen, ob die nicht vom Blute rauchten. Nach ſolchen Tagen hatte Fränz immer einen ſchweren Stand, denn die Mutter wollte durchaus nicht mehr an die öffentliche Tafel. Nun aber hieß es, das könnte dem Vater ſchaden, wenn man jetzt zeige, daß man ſich ſchäme, die Mutter verſtand ſich mit ſchwerem Herzen dazu, und Fränz hatte oft aufrichtiges Mitleid mit ihr, wenn ihr der Gang zu Tiſch ſo peinvoll wurde; aber ſie beredete ſich, es ſei nöthig, daß ſich die Mutter wieder an die Menſchen gewöhne, und ſie vermochte die Poſtmeiſterin, mit an den Tiſch zu ſitzen und die Mutter beſtändig im Geſpräch zu erhalten. Der Amtsverweſer lehnte auch fortan jede bezügliche Frage ſeiner Nachbarn ab, und man war faſt heiter. Die Mutter lebte ſichtlich wieder auf. Fränz war in der Wohnſtube der Poſtmeiſterin bald mit dem Amtsverweſer bekannt geworden, und dieſer theilte ihr freiwillig, aber unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, frohe Kunde über den Vater mit. Martha fand ihn nun gar nicht mehr henkergleich, ſondern grundmäßig gut, man ſähe es ihm ja an den Augen an; ſie ſegnete ihm jeden Biſſen und jeden Trunk, den er zum Mund führte. Von nun an kam der Amtsverweſer jeden Tag ſpäter als gewöhnlich in die Kanzlei, denn er trank ſeinen Kaffee und rauchte ſeine Cigarre in der Wohnſtube der Poſtmeiſterin und unterhielt ſich eifrig mit Fränz, die redegewandt und ſchelmiſch war und der die verhüllende Trauer noch einen beſonderen Reiz verlieh. Dennoch kam es nicht weiter als zu einer gewiſſen gefallſamen Annäherung zwiſchen Fränz und dem Amtsverweſer, denn beide hüteten ſich in Betracht der Umſtände vor jeder ausgeſprochenen Zuneigung. Was Wunder, daß unter ſolchen Verhältniſſen die Unterſuchung gegen Diethelm nur mangelhaft geführt wurde, zumal keine rechten Beweiſe vorlagen. Der Verweis, den der Amtsverweſer darob von dem neubeſtallten Richter erhielt, nützte nicht mehr viel, und der Richter verſuchte nun ſelbſt den rechten Haken zu finden.

In der Wohnſtube der Poſtmeiſterin war große Trauer, als der Amtsverweſer ſeine Verſetzung nach einem viel beſuchten Badeort ankündigte. Als er bald Abſchied nahm, reichte ihm Fränz mit einem vielſagenden Blicke die Hand; der Amtsverweſer bot nun auch Martha die Abſchiedshand, ſie reichte ſie und ſpürte dabei mächtig ein Jucken in der Hand, über das ſie ſeit Wochen ſchon oft geklagt hatte.

Fränz war nun ſelbſt damit einverſtanden, daß man von der Gaſttafel wegblieb, ſie war ungewöhnlich viel ſtill und ſinnend; ſie ſang oft ſtill vor ſich hin und unterbrach ſich dann plötzlich, wenn ſie dachte, in welcher Lage ſie war. Die Mutter ermahnte ſie nun ſelbſt oft, zur Wirthin hinabzugehen, während ſie einſam ſpann.

Eines Tages kam Fränz athemlos in das Zimmer geſtürzt.

Mutter, ſchrie ſie, Mutter, er iſt da!

Wer? Um Gotteswillen, der Vater?

Ja, der Vater, keuchte Fränz und wollte ſich eben wieder umwenden, um dem Kommenden entgegen zu gehen, als die

Mutter mit einem Schrei vom Stuhle auf den Boden fiel. Sie beugte ſich über ſie, als Diethelm eintrat, und kaum hatte er mit ſeiner klangvollen Stimme die Worte geſprochen: Was iſt der Mutter? als die Ohnmächtige die Augen aufſchlug und in ein krampfhaftes Weinen und Lachen ausbrach, daß Diethelm mit zitternden Händen daſtand und gar nicht wußte, was er thun ſollte; er fuhr ſeiner Frau mit der Hand über das Geſicht, und ſie faßte ſeine Hand und hielt ſie feſt an den Mund und konnte noch immer nicht ſprechen.

Martha, ich bin frei, ſagte Diethelm, ſie aufrichtend, nimm dich zuſammen und ſei froh. Es iſt ja Alles wieder gut.

Martha hielt immer noch ſeine Hand feſt, und das erſte Wort, das ſie ſprach, war:

Alles, was ich auf dem Leib trage, ſchenke ich einer armen Frau und meinen Mantel auch, und ich will Gutes thun an der ganzen Welt. Komm, Diethelm, komm, weißt was wir thun wollen? Wir wollen jetzt gleich in die Kirch' gehen, komm, Fränz, komm.

Du biſt jetzt ſo ſchwach, laß es auf ein andermal.

Nein, nein, jetzt gleich, ich bin nicht ſchwach, es hat mich nur ſo angewandelt. Ich bitt' dich, folg mir jetzt, ich will dir auch in Allem folgen, was du willſt.

Diethelm mußte willfahren und mit ſeiner Frau in die Kirche gehen. Es ſchauerte ihn und durchfuhr ihn eiskalt, als er in die hohe Halle eintrat; er warf ſich mit ſeiner Frau vor dem Altare nieder und bat Gott, ihn auf dieſer Welt um ſeiner Frau und ſeines Kindes willen zu verſchonen.

Als ſie aus der Kirche traten, wo ſich viele Menſchen verſammelt hatten, ſchenkte Martha ſogleich einer armen alten Frau ihren Mantel und gab nicht nach, daß ſie den Mantel nur noch bis zur Poſt behalten möge. Dieſe Schenkung, ſowie der auffallende Kirchengang überhaupt, verbreitete ſich ſchnell, und Diethelm hörte ſchon auf ſeinem Heimwege davon reden; viele Menſchen, die er ſtarr anſah, zogen den Hut vor ihm ab, und er ſah, daß er neue Ehre gewonnen habe, er war entſchloſſen, ſie zu behaupten.

Als ſie aus der Kirche zurückgekehrt waren und die Glückwünſchenden ſich entfernt hatten, ſaß Diethelm lange am Tiſch, auf den er die Arme geſtemmt und den Kopf in die Hände gedrückt hatte, und als ihn Martha bei der Hand faßte, ſchaute er zu ihr auf, und große Thränen rollten über ſeine Backen. Zum Erſtenmal in ihrem Leben ſah Martha ihren Diethelm weinen, und ſie ſchrie laut auf, er aber beruhigte ſie, und es war die volle Wahrheit, als er ihr ſagte, daß dieſe Thränen ihn erfriſcht und ihm hellen Muth gegeben hätten.

Martha drängte, daß man noch heute heim nach Buchenberg zurückkehre; Diethelm ſah ſie traurig an, da ſie vom Heimkehren ſprach, wo waren ſie daheim? Er fragte nach ſeinen Rappen, und als er hörte, daß ſie in Buchenberg ſtünden, blieb er feſt dabei, erſt morgen abzureiſen; er ſchickte ſogleich einen Boten nach ſeinen Pferden, das war das Einzige, was ihm lebendig von ſeiner früheren Habe geblieben war, und mit ihnen wollte er ſtolz in Buchenberg einziehen.

## Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nahezu zwei Monate hatte Diethelm im Gefängniſſe geſeſſen, es hatte mehrmals gethaut, aber auch immer wieder friſchen Schnee gelegt, und heute war ein heller, mäßig kalter echter Schlittentag. Diethelm hatte ſich gewundert, daß nicht der Vetter ſelber das Fuhrwerk gebracht, ſondern einen Knecht mit demſelben geſchickt hatte. Die Rappen ſchienen ihren Herrn nicht mehr zu kennen, ſie ſenkten die Köpfe, ſo ſehr auch Diethelm ſie klatſchte, mit ihnen ſprach und ihnen ſalzbeſtreutes Brod vorhielt, ſie hatten eben jenen gejagten Brandabend noch nicht vergeſſen und ſpürten ihn noch immer. Diethelm dachte, daß alle Welt verändert ſei, und gewiß waren alle Häuſer verſchloſſen, und Niemand drängte ſich zu ihm und reichte ihm die Hand, nicht einmal der Vetter war gekommen ihn abzuholen. Die Menſchen ſind alle falſch wie Galgenholz, ſie klagen und krächzen um einen Todten, und wenn er plötzlich wiederkäme, ſie wären voll Zorn auf ihn, weil er ſie um ihr Mitleid betrogen. So dachte Diethelm, als er mit der Wolfsſchur angethan auf dem Vorderſitze ſaß und die Pferde lenkte, hinter ihm ſaßen die Mutter und Fränz. Diethelm nahm ſich vor, nur noch Einmal nach Buchenberg zurückzukehren, Allen ſeine Verachtung zu zeigen und ſie dadurch zu züchtigen, daß er den Ort auf ewig verließ, ſie waren es nicht werth, einen Bürger zu haben, wie er, und er überlegte plötzlich, daß eigentlich Niemand in Buchenberg ſei, bei dem es ihm der Mühe werth war, was er von ihm denke; ſie ſollten aber einſehen, wer er war, wenn er nicht mehr in ihrer Mitte ſei. Es that ihm nur leid, daß er nicht eine wirkliche Rache an ihnen nehmen könne, der Vetter vor Allem aber ſollte es büßen, ſeine Hypothek war aufgekündigt.

Während er aber noch den Rachegedanken nachging, erhob ſich in ihm plötzlich der Zweifel, ob er ihnen Folge leiſten dürfe. Wohl war die ganze Welt ſein Feind, aber er durfte ihr nicht zeigen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen ſei, und wenn Alles ſtechende Blicke auf ihn richtete, ſo war es doch klüger, zu thun, als ob man das nicht bemerke — falſch ſein gegen die falſchen Menſchen, das iſt das Beſte, um unverſehens ihnen die Gurgel zuzudrücken; aber auch das muß vorſichtig und ſchlau geſchehen.

Hin und her warf es Diethelm in Gedanken, denn ſo argwöhniſch gegen ſich und gegen die Welt iſt ein Herz, das Arges in ſich verborgen hegt.

Eine Strecke ab von der kalten Herberge, Unterthailfingen zu, ſagte Fränz:

Vater, ich hör' Muſik den Berg herauf, horchet, ſie kommt näher, was iſt das?

Auch Diethelm hörte es, das Leitſeil ſchwankte hin und her, ſo zitterten ſeine Hände, er faßte es ſtraff.

Ich mein' immer, ſagte die Mutter mit verklärtem Antlitze, es ſei Alles nur ein Traum geweſen. O das wär' doch prächtig, wenn unſer Haus noch ſtünde und Alles wär' nicht wahr.

Weibergeſchwätz, es iſt Alles wahr, ſtill! ſagte Diethelm zornig; die Kälte, die er immer innerlich ſpürte, faſt wie einen gefrornen Punkt, ſo ſehr er ſich äußerlich erwärmte, rann ihm jetzt wieder durch Mark und Bein. Er hielt an und trank einen mächtigen Zug Heidelbeergeiſt. Die Muſik kam immer näher. Man ſah jetzt einen großen Trupp Reiter, und einer ritt im Galopp voran nach Diethelm zu, kehrte aber bald wieder um und ordnete die Zurückgebliebenen hüben und drüben an der Straße zu Spalier.

Was ſollte das ſein? Sollte Diethelm wieder gefangen genommen werden? Aber wozu war dann die Muſik? Die Rappen, von den Klängen erweckt, hoben die Köpfe hoch und rannten wiehernd davon.

Fränz hatte das beſte weitſichtige Auge, ſie erkannte bald den Vetter Waldhornwirth, der nun ein wirklicher Trompeter war; auch andere Buchenberger erkannte ſie, und Diethelm übergoß es wieder abwechſelnd flammend heiß und ſchauerlich kalt.

Dort, genau an der Stelle, wo im Sommer die Deichſel gebrochen war, dort ſcholl Diethelm ein Trompetentuſch und hundertſtimmiges Hoch entgegen. Alles was in Buchenberg beritten war und eine große Anzahl von Unterthailfingen, die ſich dazu geſellt hatten, hielt Diethelm einen feierlichen ſogenannten Gegenritt und holte ihn im Triumphe ein. Diethelm fand nicht Worte, ſeiner Empfindung Luft zu machen; es bedurfte deſſen aber auch nicht, denn unter beſtändigem Hochrufen und Trompetenblaſen und Peitſchenknallen ſetzte ſich der Zug alsbald in Bewegung. Die Mutter weinte, und Fränz ſah mit frohlockenden Augen drein, während Diethelm mit beſonderer Sorgfalt die Rappen lenkte; es war ſein einziges Denken, daß in dem Wirrwarr kein Unglück geſchehe, das alle Freude in Leid verkehre.

Wie war Diethelm ſo plötzlich verändert; er, der noch vor wenigen Stunden bittern Groll und Haß gegen ſeine Mitbürger in ſich erweckt hatte.

In Unterthailfingen ſtanden alle Leute am Fenſter und auf den Straßen und grüßten. An der Gemarkung von Buchenberg hielt neben einem Schlitten der Gemeinderath und Bürgerausſchuß und begrüßte Diethelm.

Wo iſt der Schultheiß? fragte Diethelm. Der Obmann des Bürgerausſchuſſes erwiderte, daß der Schultheiß ſchon vor vier Wochen geſtorben ſei.

Der Gemeinderathsſchlitten fuhr hinter dem Diethelm's drein. An der Anhöhe, wo einſt Diethelm's Haus geſtanden und jetzt nur noch verſchneite Trümmer ſich zeigten, bogen die Rappen plötzlich um, und Diethelm wurde an den ſtraffen Zügeln faſt vom Schlitten geriſſen, aber der Vetter hatte dies wohl vorausgeſehen und war zur Seite der Rappen geritten und drängte ſie auf den Dorfweg.

Nun erſt im Dorfe ging das Hochrufen von Neuem an, die Kinder ſchrieen mit, und die Weiber ſchlugen vor Freude weinend die Hände zuſammen. Am Hauſe des alten Schäferle wurde plötzlich der Schlitten Diethelm's geſtellt, der Paßauf war wie wüthend an die Köpfe der Pferde hinaufgeſprungen und ließ ſie nicht vom Platze, bis ihm ein Reiter mit der Peitſche eines überhieb, daß er winſelnd davonjagte. Drinnen in der niedern Stube, die Stirne an die Fenſterſcheiben gedrückt, ſtand der alte Schäferle, und aus ſeinem zerfallenen Antlitze ſprach Kummer und Klage, daß man einen Mann, wie Diethelm, wie einen Alles beglückenden Helden einholte. Diethelm ſah nur einen Augenblick unwillkürlich hinüber, und Martha grüßte den ſo ſchwer betroffenen Trauernden, dieſer aber blieb ſtarr und bewegungslos. Weiter ging der Zug und ordnete ſich noch einmal unter Trompeten- und Jubelſchall.

Als Diethelm am Waldhorn abſteigen wollte, ſtellte ſich der Wirth neben ihn und hielt ihn auf dem Schlitten. Er hatte als dienſteifriger Marſchall dieſe Huldigungen angeordnet und verlangte nun auch deren richtigen Verlauf.

Ihr müſſet ein paar Worte reden, lispelte er Diethelm zu und rief dann laut: Ruhe! Stille! der Herr Diethelm will reden.

Liebe Freunde und Mitbürger! begann Diethelm, und nochmals wurde Ruhe geboten, worauf er wiederholte: Liebe Freunde und Mitbürger! Ich danke euch von ganzem Herzen für die Ehre und Liebe, die ihr mir erweiſ't, ich werde ſie euch nie vergeſſen, ob zwar ich ſie nicht verdiene. Was hab' ich denn Großes gethan? Ich bin kein Brandſtifter, kein Mordbrenner, das iſt Alles. Mein Ehrenname ſteht wieder rein da. Ich will hoffen, daß ihr mich einſtmals eben ſo mit Ehren hinaustraget, wenn man mir ein eigen Haus anmißt. Haltet feſt.

Dieſer Gedanke ſchien Diethelm ſo zu übermannen, daß ſeine Stimme zitterte, der Vetter aber neben ihm brummte: Wie kommen die Rüben in den Sack? und Diethelm ſetzte noch hinzu:

Ich dank' euch, ich dank' euch viel tauſendmal.

Diethelm hielt inne, aber der Vetter drängte wieder:

Noch was, ſo kann's nicht aus ſein, ſaget noch was, und Diethelm fuhr fort:

Viele von euch haben gehört, was man mich angeklagt hat, aber meine Freiſprechung iſt hinter verſchloſſenen Thüren vor ſich gegangen. Freut euch, daß das bald ein Ende hat, wir bekommen das Schwurgericht, wo wir ſelber richten und Alles öffentlich.

Diethelm hielt wieder inne und wollte abſteigen, aber der Vetter ließ ihn nicht vom Platze und drängte: Das iſt nicht genug, ladet ſie wenigſtens zu einem Trunk ein. Diethelm fühlte, daß er jetzt keine Schmauſerei halten konnte, es war ſchon zu erdrückend viel an dem Geſchehenen, er ſchloß daher: In vier Wochen halt' ich meiner Bruderstochter hier Hochzeit, ich lad' euch heute Alle dazu ein auf meine Koſten. Nochmals ſage ich euch meinen herzlichen Dank.

Diethelm drängte den Vetter faſt zu Boden, als er abſtieg.

Unter den Reitern zeigte ſich aber eine offenbare Mißſtimmung. Es geht im Großen wie im Kleinen ſo, ein verſprochener Zukunftstrunk macht eher verdroſſen als luſtig, wer weiß, was dann iſt, wenn die verſprochene Zeit kommt; man will eben trinken, wenn Gemüth und Zunge einmal dazu vorbereitet ſind, heute, eben jetzt, und da hilft eine noch ſo ſichere Vertröſtung auf kommende Tage nichts.

Der Vetter ſah ſchon, daß er etwas auf ſeine Kappe nehmen mußte, er war der nachträglichen Beſtätigung ſicher; er ſagte daher jedem Einzelnen, daß es bei der Hochzeitseinladung verbleibe, daß aber heute Jeder ein Halbmaß Wein auf Diethelm's Koſten trinken könne, er habe das nur nicht laut ſagen wollen, weil er glaube, es ſchickt ſich nicht.

Nun war doch eine mäßige Beruhigung hergeſtellt, und im Waldhorn ging's hoch her in Schmauſen und Unterredungen. Die eine Halbmaß zog Kameraden nach, und der Vetter hätte nichts dabei verloren, wenn er die Schenkung wirklich auf ſeine Kappe genommen hätte. Diethelm ſaß indeſſen in der obern Stube und hielt beide Hände vors Geſicht, die Augen brannten ihm, aber weinen konnte er nicht. Mitten unter dem Ehrenjubel, der ihn neu ins Leben zurückführte, konnte er den Gedanken nicht los werden, daß das ein Leichenbegängniß wäre, ſein eigenes, er war ſcheintodt und er konnte nicht aufſchreien: ihr begrabt einen Mann, der lebt, nein, ihr begrüßt unter den Lebenden einen Todten. Hirnverwirrend drang es auf ihn ein, und er meinte, er ſei wahnſinnig, er hätte gerne geſprochen, um vor ſich ſelber ſicher zu werden, wie er ſei, aber der Lärm war ſo groß und Fahren und Reiten ſo wild. Darum freute er ſich Anfangs, als er ſeine eigene Rede vernahm, die ſo klug war, aber mitten in dieſelbe ſprang ihm unverſehens der Todesgedanke, und wie ein feſter Stern, der aus der Irre führt, erſchien plötzlich die Anrufung des Schwurgerichtes. Und doch war Diethelm eigentlich froh, daß dies noch nicht eingerichtet war.

Jetzt zum Erſtenmale fühlte Diethelm ganz deutlich, wie ein Scheinleben gewiß nicht minder gräßlich iſt, als ein Scheintod, aber er war entſchloſſen, ihm mit ſtarkem Willensmuth zu trotzen.

Die ganze Gemeindevertretung trat bald bei ihm ein, und der Obmann frug Diethelm geradezu, ob es wahr ſei, daß er, wie der Waldhornwirth geſagt, vom Dorfe wegziehen wolle.

Diethelm gab ausweichenden Beſcheid, denn er erkannte plötzlich, daß die Ehrenbezeigung nicht pure Huldigung war; man wollte ihn mit ſeinem Vermögen im Dorfe feſſeln. Der Obmann erklärte, daß man mit der Schultheißenwahl auf ihn gewartet habe, er werde einſtimmig gewählt, wenn er willfahre. Diethelm machte noch einige ſcheinbare Widerſprüche, daß er jetzt zuviel mit Ordnung ſeiner Angelegenheiten zu thun habe u. dgl.; auf vieles Zureden gab er indeß nach, er fühlte doch erſt im Dorfe und ſo zu ſagen in den niedern Stuben recht deutlich das Maß ſeiner Größe, und ihn erquickte der Gedanke, nun ein feſtes Ehrenamt zu bekleiden, bei deſſen jedesmaliger Benennung ihm ſtets klar vor Augen liegen mußte, in welchem Anſehen er ſtand, und wie kein Makel an ihm hafte. Er bedurfte deſſen jetzt doppelt, denn ſeitdem er wieder ins Dorf zurückgekehrt war, fühlte er ſich ſo bang, als ob ein Geſpenſt ihm auf dem Nacken ſitze und ihn bei allen Ehrenbezeigungen auslache und heimlich zwicke und quäle. Und doch wollte er erſt, wenn Alles vergeſſen war und ſeine Fränz ſich verheirathet hatte, das Dorf verlaſſen, vorher erſchien es ihm verdächtig.

Ein großer Hauſe Geld, wie ihn baar das Dorf noch nie geſehen hatte, kam andern Tages an, es war die volle Verſicherungsſumme für die Fahrniß. Der überbringende Kaufmann Gäbler war voll Unterwürfigkeit gegen Diethelm und empfahl ſich ihm zu jeglicher Vermittelung. Nun ging es an ein Abwickeln der Schulden und zwiſchen hinein an Uebernahme der Erbſchaft vom Kohlenhof, und im Waldhorn war allzeit ein reges Leben. Das Haus ſelbſt, das in der Staats-Brandkaſſe verſichert war, wurde erſt zur Hälfte bei Beginn und zur andern Hälfte bei Vollendung des Wiederaufbaues bezahlt. Diethelm ließ ſchon im Winter Steine brechen und fahren und verſchaffte dem Dorfe und der ganzen Umgegend geſegneten Verdienſt in einer ſonſt kahlen Zeit; aber weder er ſelbſt, noch Martha beſuchten je die Brandſtätte, nur Fränz war mehrmals dort geweſen. Es ſchien Alles wohl zu gehen, nur Martha klagte viel über das Leiden in ihrer rechten Hand; die Mittel des oft herbeigerufenen Arztes verſchlugen nicht, der Daumen, Zeige- und Mittelfinger waren wie abgeſtorben, leichenhaften Anſehens. Der Arzt behauptete, dieſe Finger ſeien durch zu eifriges Spinnen mit der Spindel abgetödtet, und Diethelm beſtätigte, daß ihm ſeine Mutter oft erzählt habe, Spindeln ſeien giftig; aber ſeine Frau habe nie nachgegeben und am Rädchen ſpinnen lernen wollen. Er klagte nun auch, nachdem er Frau und Tochter fortgeſchickt, ſein eigen Leid, wie es ihm ſtets mitten im Körper ſo kalt ſei und es ihn innerlich ſtets friere, wenn er am Ofen ſitze und faſt verbrate. Der Arzt bedeutete, daß das vielleicht ein innerlicher Rheumatiſmus ſei, und daß es ſich gerade ſchicke, Frau Martha müſſe im nächſten Sommer nach einem warmen Bade und der Herr Diethelm auch.

Als Diethelm dieſe Botſchaft ſeiner Frau verkündete, ſagte ſie:

Der Doctor verſteht mein Uebel nicht, aber ich verſteh's. Sei nur nicht bös, ich muß es aber doch zu einem Menſchen ſagen; guck, mir ſind juſt die drei Finger abgeſtorben, mit denen ich einen falſchen Eid geſchworen hätt', wenn ich hätt' ſchwören müſſen.

Du? Wo denn?

Ich hätt' vor Gericht geſchworen, daß nie vom Anzünden zwiſchen uns die Rede geweſen iſt, ich hab' gemeint, ich bring' dich damit in Ungelegenheiten, wenn ich's ſag'.

Dummes Zeug, das hättſt du wohl auch mit einem Eid ſagen können, ich hab' noch ganz andere Sachen zu Boden geſchlagen, polterte Diethelm; als er aber das ſchmerzzuckende Antlitz ſeiner Frau ſah, ſetzte er begütigend hinzu: Red dir nur nichts ein von einem falſchen Eid, du haſt ja gar nicht geſchworen, und hätteſt du auch, wär's auch nicht falſch geweſen, du haſt ja bloß etwas verſchwiegen, und wenn alle Menſchen, die falſche Eide geſchworen haben, todte Finger bekämen, es gäb' wenige, die eine Priſe nehmen könnten.

Martha ſchwieg, ein ſchwerer Gedanke ſtieg in ihr auf, den ſie aber mit aller Macht bannte. Wie verwildert, wie jähzornig und bald wieder ſo viel allein redend war ihr Mann!

Mehr als je ſtanden dieſe Menſchen in Reichthum und Ueberfluß, aber Kummer und Schmerz verließ ſie nie; Martha konnte nichts mehr arbeiten und wurde immer trübſinniger. Tagelang ſaß ſie in ſich zuſammengekauert und betrachtete ſtieren Blickes die todten Finger an ihrer rechten Hand; nur Fränz war glücklich, zumal da ſie hörte, daß man im Sommer nach dem Bade reiſ'te, und zwar gerade nach dem Orte, wohin der Amtsverweſer verſetzt war.

Martha hatte insgeheim und durch dritte Hand dem alten Schäferle manche Gabe zukommen laſſen, aber er wies Alles zurück; er war den ganzen Tag beim Abräumen des Schuttes und ſuchte nach den Gebeinen ſeines Sohnes, von denen er nichts fand, als den halbverbrannten Schädel und ein Stück des Oberarmes.

Martha wagte es eines Abends, den verlaſſenen Mann aufzuſuchen.

Ich will nichts von Euch, rief der alte Schäferle der Eintretenden entgegen.

Aber ich will was von dir, entgegnete Martha; da ſieh, was ich für todte Finger hab'. Du mußt mir helfen.

Der alte Schäferle, deſſen geheime Kunſt aufgefordert war, die er ſeinem Vater an Freund und Feind zu üben verſprochen hatte, näherte ſich, wenn auch langſam, betrachtete ſie lange, hauchte dreimal darauf und murmelte dabei unverſtändliche Worte. Martha bewegte ſchon die Finger beſſer auf und zu, und der Schäferle ſagte:

Der Hund da, der Paßauf, kann Euch helfen. Laſſet ihn nur bei Euch im Bett ſchlafen.

Martha wehrte ſich gegen dieſes Mittel, gerade der Hund des verbrannten Medard war ihr ein Schrecken, und ſie dachte nicht, daß ein anderer kurzhaariger eben ſo dienlich geweſen wäre; ſie verſtand ſich eher zu den anderen Mitteln, die darin beſtanden, Turteltauben im Zimmer zu halten und im Neumond drei Blutstropfen aus den drei Fingern auf Baumwolle aufzufangen und ſolche in eine junge ab dem Wege ſtehende Weide einzuſpunden.

In der That wurde Martha von nun an viel belebter und heiterer, und ſie rieth oft ihrem Manne, wegen ſeines Fröſtelns den alten Schäferle zu befragen, ja ſie befragte dieſen von ſelbſt über den Fall; aber der alte Schäferle, der wußte, wem es galt, behauptete, nicht helfen zu können, bevor der Mann ſelber zu ihm käme. Diethelm aber wollte ſich nicht dazu verſtehen, und wenn ihn ſeine Frau über ſeine unruhigen Nächte ausfragte, redelete er ihr ein, das viele Geld im Hauſe mache ihm bange; er durfte ihr ja nicht ſagen, wie nicht die Sicherung ſeines Geldes, ſondern die Wahrung ſeines Geheimniſſes ihn oft in der Nacht aufſchreckte, und wie es ihm oft war, als hörte er Peitſchenknallen, Wagenraſſeln, und als kämen plötzlich die Häſcher, um ihn aufs Neue einzufangen. Jedesmal in der Nacht, wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr, erwachte er; er hoffte wieder Ruhe zu finden, wenn er aus dem lärmenden Dorfe weg ſei und wieder auf ſeinem ſtillen Berge wohnte.

## Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

An der Hochzeit des jungen Kübler mit der Bruderstochter Diethelm's, die dieſer reichlich ausſtattete, zeigte ſich, was die berittene Mannſchaft zweier Dörfer verpraſſen kann, und noch dazu, wenn es auf fremde Koſten geht; dem Diethelm war nichts zu viel, und er ermunterte noch Jeglichen zu Eſſen und Trinken. Das Faß Uhlbacher wurde richtig ausgetrunken, und Diethelm, dem der Arzt ſeinen Leibwein verboten hatte, machte heute eine Ausnahme und half wacker mit, denn er verband mit dieſem Tage noch ein zweites Feſt.

Seit acht Tagen war Munde vom Militär heimgekehrt, er war frei und hatte nur noch durch drei Jahre die gewöhnlichen Herbſtübungen mit zu machen. Da Diethelm Schultheiß geworden war, mußte ihm Munde ſeinen Urlaubspaß übergeben; er wartete ab, bis Diethelm mit dem Gemeinderath auf dem Rathhaus war, und übergab dort das Schriftliche ohne aufzuſchauen und nannte ihn ſtets „Herr Schultheiß". Diethelm hielt gerade ein Anſchreiben vom Amte in der Hand, als Munde eintrat und ſprach. Von heftigem Schreck erfaßt, ſtarrte er eine Weile hinein in das Papier, auf dem die Buchſtaben ſeltſam in einander krochen. Der Klang der Bruderſtimme hatte Diethelm mächtig erſchüttert. Die Einbildungskraft kann ſich zu Leid und Freud' das ganze Weſen und Gehaben eines Verſtorbenen in die lebendige Erinnerung ſtellen, eines aber vermag ſie nicht aus ſich zu erwecken: es iſt der Klang der Stimme des Abgeſchiedenen, nur ein Ton von außen ruft ihn wach. Und wie jetzt Diethelm die Bruderſtimme hörte, drang ſie ihm ins Herz, ſo daß plötzlich alles Verborgene und gewaltſam Zurückgedrängte vor ihm ſtand.

Diethelm faßte ſich und ſagte endlich, das Papier niederlegend und ſich zurücklehnend:

Was willſt du jetzt anfangen, Munde?

Ich werd' ſchon ſehen, antwortete Munde und grüßte ſoldatenmäßig. Diethelm aber rief ihm noch nach:

Komm zu mir ins Waldhorn, Munde, ich hab' dir was Gutes zu ſagen.

Das Geſcheiteſte wär', du gäbſt ihm dein' Fränz, ſagte der Schmied hinter dem Weggegangenen, ſie haben ſich von je gern gehabt, und es ſchickt ſich g'rad für dich, Einem, der nichts hat, deine Tochter zu geben, und einen bräveren und ſchöneren Tochtermann kannſt du nicht kriegen.

Diethelm ſchwieg und nahm die Gemeindeverhandlungen wieder auf. Am Mittage erzählte er ſeiner Frau, daß er den Munde herbeſtellt habe, und es ſei wohl möglich, daß er ſeinen Vorſatz ausführe und ihm die Fränz gebe. Martha war glückſelig mit dieſem Vorhaben und ſagte, daß dann gewiß wieder Alles gut werde, und daß auch die Seele des verſtorbenen Medard Ruhe haben werde, wenn ſein liebſter Wunſch erfüllt ſei. Diethelm nickte zufrieden, aber drei Tage lang ließ ſich Munde nicht ſehen, und Diethelm war voll Zorn gegen ihn und verbot Frau und Tochter ein Wort „mit dem Bettelbuben“ zu reden. In ſich aber überdachte er, daß es wohl klüger ſei, dem Munde die Fränz nicht zu geben, dieſe Großmuth konnte leicht verdächtig erſcheinen und als Gewiſſensangſt gedeutet werden, und doch muthete ihn der Gedanke einer Sühne in Erfüllung des Verſprechens gegen den Todten tröſtlich an. Dann iſt ja nichts geſchehen — ſagte er ſich — als ein paar Jahre verkürzt, und das hätte ſich der Medard gerne gefallen laſſen, für das, was ſeinem Bruder zukommt, er hat ihn ja immer ſo gern gehabt. Ueberdem war es Diethelm unerträglich, daß noch irgend ein Menſch außer dem altersſchwachen Manne an ſeine Schuld glaubte. So lange noch ein ſolcher Menſch auf der Welt lebte, meinte er keine Ruhe zu finden.

Munde hatte ſeinem Vater erzählt, wie zutraulich Diethelm gegen ihn auf dem Rathhaus geweſen.

Ich weiß, was er vorhat, ſagte der alte Schäferle, er will dir ſeine Fränz geben.

Vater, was machet Ihr? rief Munde hochentflammt.

Kannſt dich drauf verlaſſen, fuhr der alte Schäferle gelaſſen fort, er will ſich loskaufen.

Munde mußte aber und abermals hören, wie unerſchüttert der Vater an die Schuld Diethelm's glaubte, er wehrte ſich mit aller Macht dagegen, aber der Vater blieb ſtandhaft und ſagte:

Ob er Blutſchuld auf ſich hat, weiß ich nicht gewiß, aber ſo gewiß als der Himmel über uns iſt und nichts auf der Welt verborgen bleibt, hat er mit angezündet. In alten Zeiten hat ein Bruder nicht geruht, bis er für das Blut ſeines Bruders Rache genommen hat. Kannſt du hingehen und die Tochter von Dem heirathen? Nein. Weißt was, komm her, ſagte der alte Schäferle aufſtehend, und holte einen Rock aus dem Schranke, von jenen Kleidern, die ihm Medard zur Herbſtzeit in der erſten Furcht übergeben hatte, da, komm her, zieh den Rock an und ſetz den Hut auf, und geh hin zum Diethelm und betracht dir ihn genau, was er macht. Du ſiehſt dem Medard gleich, wie er vor Jahren ausgeſehen hat, geh, mach's.

Munde ließ ſich nicht dazu bewegen, er faßte den weißen rothausgeſchlagenen Rock des Bruders und weinte bittere Thränen darauf, indem er dem Vater erzählte, daß auch gegen ihn Medard den Verdacht ausgeſprochen, und daß er mit einem Schlag ins Geſicht von ihm geſchieden ſei. Dieſes Letzte beſonders that ihm ſo weh, daß er ſo grimm zornig von ſeinem Bruder auf ewig geſchieden ſei. Munde hatte ſein weiches ſanftes Gemüth bewahrt, und er ſtreichelte den Rock, als deckte er noch den, der ihn einſt trug. Drei Tage kämpfte Munde einen ſchweren Kampf mit ſich und mit dem Vater. Der Gedanke, Fränz zu beſitzen, entflammte ihn! und wenn er wieder dachte, daß er ewig um den Mann ſein und ihn Vater nennen ſolle, der vielleicht am Tode ſeines Bruders ſchuld war — die Aſche des Bruders lag auf all dem großen Beſitzthum. Aber was kann Fränz dafür? Es iſt nur eine alte Dorfgewohnheit, daß das Kind die Schande erdulden muß, die auf dem Vater ruht, und iſt nicht Diethelm freigeſprochen und hoch geehrt?

Am dritten Abend als Munde das Dorf hinausging, begegnete er Fränz, ſie reichte ihm froh und innig die Willkommshand, aber es mochte ſeine ganze Gemüthsverfaſſung zeigen, daß das Erſte, was Munde ſprach, dahin lautete: er müſſe ihr das Geld wieder geben, das er ohne zu wiſſen bei ihrer Abreiſe aus der Hauptſtadt von ihr genommen habe. Er überreichte ihr das Geld, das er in einem Papiere wohl verwahrt hatte, ſie empfing es mit den Worten: Sonſt haſt du gar nichts zu ſagen?

Die trotz aller Tändeleien und Anknüpfungen nie völlig erſtorbene Liebe zu Munde erwachte in ihr, und dabei die Erinnerung an jenen Schreckensabend und etwas von der Milde und Demuth, die damals in ihr aufgeſproßt war. Nach einer ſtummen Pauſe ſetzte ſie daher hinzu:

Kannſt dir denken, wie hart es uns Allen zu Herzen geht, daß dein Medard dabei verunglückt iſt. Wir ſind ja alle zu ihm geweſen, als wenn er das Kind vom Haus wär', und dein Vater hat ſchweres Herzeleid über uns gebracht.

Mein Medard hat ihm das Gleiche geſagt, wie mir. Weißt wohl?

Und du denkſt noch daran? ſagte Fränz ſchaudernd. In ihrem Wiſſen um das Geſchehene fühlte ſie, daß noch nicht Alles geſühnt war, und auch in ihrem Herzen kämpfte nun Liebe zu Munde und Furcht vor ihm; ſie ſetzte aber ſchnell hinzu:

Mein Vater iſt freigeſprochen, und es darf Niemand mehr ſo was reden und denken. Sag das deinem Vater. Es ſteht Zuchthaus drauf.

Auch aufs Denken? fragte Munde, und Fränz erwiderte unwillig:

Ich hab' nichts mehr mit dir zu reden, wenn du ſo biſt. Ich glaub' an keinen Menſchen mehr, weil auch du ſchlechte Gedanken haſt. O Munde, ich könnt' mir die Augen ausweinen über dich. Ich hab' dich ſo gern gehabt. Jetzt darf ich's ſagen, es iſt ja vorbei.

Nein, es iſt nicht vorbei, rief Munde aufflammend, ja du haſt Recht, es iſt ſchlecht, ſo was zu denken. Gieb mir dein' Hand, komm, wir gehen zu deinem Vater, er hat mich kommen heißen. Fränz, haſt mich denn wirklich noch ſo gern?

Es kommt drauf an, wie du biſt. Allem Anſchein nach haſt du dich verändert. Du haſt doch immer ſo ein gutes Gemüth gehabt.

Und ich hab's noch, wenn du mich lieb haſt, komm, Fränz, komm.

Hand in Hand gingen beide in das Waldhorn zu Diethelm. Jede andere Empfindung wurde bei Fränz von dem Triumphe überragt, daß ſie den Munde hinter ſich drein ziehen könne, wohin ſie wolle.

Haſt dich beſonnen? fragte Diethelm nach den erſten Begrüßungen.

Auf was? erwiderte Munde ſtotternd, indem er ſchnell umherſchaute und vor ſich niederblickte. Diethelm ertrug jetzt ſeine Stimme ſchon gleichmüthiger und ſagte daher achſelzuckend:

Das iſt dein' Sach. Ich will dir nur ſagen, daß dein ... dein Medard noch vierzig Gulden Lohn bei mir ſtehen hat. Kannſt ſie jeden Tag holen, wenn du was damit anfangen willſt.

Damit kann ich nicht weit ſpringen. Der Herr Schultheiß hat mir ja aber auf dem Rathhaus geſagt, daß er mir was Gutes mitzutheilen hat.

Nun? Iſt denn vierzig Gulden Nichts? Und zwei Jahr Zins iſt auch dabei. Ich will dir's aber nur ſagen, ich hab' was Anderes mit dir vorgehabt, aber du haſt dich drei Tage beſonnen, bis du zu mir kommen biſt, und dieweil ſich der Geſcheite beſinnt, beſinnt ſich der Narr auch.

Munde ſah wohl, daß ihn Diethelm ſchrauben wollte; daran, daß er ihn tief zu demüthigen ſuchte, um ihn dann vielleicht großmüthig zu ſich zu erheben, dachte er nicht, er ſagte daher:

Ihr wiſſet, was ich denk', Ihr kennet mich ja.

Ich kenn' dich nimmehr. Du biſt zwei Jahre Soldat geweſen, da wird der Menſch ein anderer.

Wen ich damals gern gehabt, hab' ich noch gern.

Das iſt brav. Du haſt immer ein gut Herz gehabt. Jetzt muß ich aber da Schreibereien machen. Komm morgen wieder, Munde.

Schon beim Eintritte Munde's hatte ſich Fränz entfernt, und als dieſer jetzt auch wegging, begleitete ihn die Mutter und ſagte ihm noch auf der Treppe:

Munde, ſei nur heiter. Ich darf nichts ſagen, aber glaub mir, er hat's gut mit dir vor. Komm nur morgen wieder. Es fällt kein Baum auf Einen Schlag. Grüß mir deinen Vater und ſag ihm, es ging' mir viel beſſer, aber ſpinnen kann ich noch nicht. Und ſieh, daß du von deinem Vater ein Mittel kriegſt gegen böſe Träume und gegen das Frieren, darfſt aber nicht ſagen, für Wen es iſt.

Für Wen iſt's denn?

Es iſt beſſer, wenn du's nicht weißt, dann brauchſt du es nicht zu ſagen.

Munde wußte es aber jetzt, und die Anfangs tröſtliche

Zuſicherung der Frau Martha hatte einen bittern Nachgeſchmack. Diethelm hatte böſe Träume und fror, er war doch ſchuldig; er durfte es aber jetzt nicht mehr ſein, gewiß aber nicht am Tode Medard's. Munde hatte Luſt, Jeden zu Boden zu ſchlagen, der ſo etwas dachte, und protzte mit ſeinem Vater, der immer darauf zurück kam. Der alte Schäferle hatte bald heraus, wo ſein Munde trotz des Verbotes geweſen war, und blieb dabei, daß Diethelm ihm die Fränz geben wolle und ihn nur zappeln laſſe, um jeden Anſchein von ſich zu entfernen. Als Munde wie zufällig um ein Mittel gegen böſe Träume und Froſt fragte, frohlockte der alte Schäferle:

So? Hat er auch böſe Träume? So iſt er doch noch nicht los, wenn er auch freigeſprochen iſt. Der Stolz auf ſeine ſympathetiſche Heilkunſt verleitete ihn aber doch zu dem Zuſatze: Gegen böſe Träume giebt es ein altes untrügliches Mittel: man muß auf einem Schaffell ſchlafen und vor Schlafengehen Thee von Brenneſſelwurzel trinken, und gegen Froſt giebt es nichts Beſſeres als Morgens vor Tag ſich in Waſſer waſchen, das man vom Menſchenblut abgenommen hat, und dann drei Stunden vor die Sonne im Mittag ſteht und drei Stunden nachher ohne Ausſchnaufen Erlenholz ſägen, das man im Vollmond geſchlagen hat.

Diethelm war andern Tags viel zuthätiger und herablaſſender gegen Munde, er ſaß in ſeine Wolfsſchur gehüllt am Ofen und fror heftiger als je. Er hatte mit Fränz geſprochen, und in der Art wie ſie einwilligte, den Munde zu heirathen, und dabei das unerhörte Verlangen ſtellte, daß der Vater bei Lebzeiten ſein Beſitzthum ihr abtreten müſſe, erkannte er nicht undeutlich, daß ſie an ſeine Schuld glaubte. Er that, als ob er das nicht merkte, und doch fraß es ihm das Herz ab, daß ſein einziges Kind das Schlimmſte von ihm dachte. Beim Eintritte Munde's war er raſch aufgeſtanden und ſchritt ſtolz die Stube auf und ab, dann hieß er Munde ſich neben ihn ſetzen und fragte ihn, wie er ein großes Vermögen umwenden und zuſammenhalten wolle. Munde gab fröhlichen und zufriedenſtellenden Beſcheid. Als Diethelm jetzt plötzlich wieder fror, gab er ihm das Mittel an, das er vom Vater erfahren; Diethelm aber fuhr ſtolz auf:

Ich bin der Diethelm, ich hab' mein Bauerngeſchäft nicht aufgegeben, um Holzhacker zu werden. Ich brauch' kein Mittel.

Munde beging den Unſchick, mindeſtens die Anwendung des Mittels gegen böſe Träume anzurathen, aber kaum hatte er das Wort Schaffell geſagt, als Diethelm laut aufſchrie:

Ein Hund und ein Fuchs iſt dein Vater, rathet der mir das, weil er weiß, daß mir ſo viel hundert Schafe jämmerlich verbrannt ſind. Aber wer hat dir geſagt, daß ich bös träume?

Niemand, ich hab' nur ſo davon geſprochen, weil das beim Frieren iſt.

Bei mir nicht. Ich ſchlaf' wie ein neugeborenes Kind. Aber Munde, ich will dir auch gut betten, ſag's frei, was du willſt, wendete Diethelm, um alles Andere vergeſſen zu machen.

Munde brachte nun im glückſeligen Ueberſtrömen ſeine Bitte um Fränz vor. Diethelm ſolle freier Herr bleiben ſo lang er lebe, er wolle nur die Fränz. Diethelm nickte zufrieden, aber plötzlich ſagte er:

Ich nehm' gar nichts an, du haſt nichts geſagt, es muß beim alten Brauch bleiben; dein Vater muß für dich freiwerben, eher geb' ich kein Jawort. Verlaß dich drauf.

Das war nun aber ein ſchwer Stück Arbeit, den alten Schäferle zu dieſem Gange zu bewegen, er ließ ſich nicht erbitten, weder durch Munde noch, als Frau Martha ihn ſelber darum anging; er wiederholte ſtets: Munde könne thun was er wolle, er ſelber aber bleibe davon, er thue dem zu lieb nicht die Pfeife aus dem Maul und gehe auch nicht mit zur Hochzeit.

So kam in betrübter Unentſchiedenheit die Hochzeit des jungen Kübler heran, aber mitten im Schmauſen und Lärmen faßte Diethelm einen andern Gedanken, er überrumpelte Fränz mit ihrem unkindlichen Verlangen nach Güterabtretung, und Munde war ihm nicht nur eine Sühne für das Vergangene, ſondern auch der bequemſte willfährige Tochtermann, der ihn frei ſchalten ließ. Er verkündete daher plötzlich die Verlobung von Fränz und Munde, und Alles war voll Jubel und Lobpreis über Diethelm. Darum half er heute trotz ärztlichen Verbotes den Uhlbacher ferndigen rein austrinken.

Als man davon ſprach, daß Munde noch drei Jahre Soldat ſein müſſe, beklagte Diethelm, daß er nicht Landtagsabgeordneter geworden ſei, er hätte nicht geruht, bis die verdammte allgemeine Wehrpflicht wieder aufgehoben und das Einſteherweſen hergeſtellt ſei. Wer nichts habe, ſolle Soldat ſein. Die fetten Bauern ſtimmten mit ein, ſchimpften und klagten, wie ſehr ſie ihre Söhne vermißten, und mitten unter Schmauſen und Zechen wurde eine Eingabe an die verſammelten Stände um Wiederherſtellung des Einſteherweſens aufgeſetzt und unterzeichnet.

## Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Diethelm hatte auf den Abend die Stadtzinkeniſten zur Tanzmuſik beſtellt. Dieſe Menſchen mit ihren Trompeten und Poſaunen hatten ihn ſo oft erſchüttert, und nun ſah er, daß es keine Engel vom Himmel, ſondern nur arme Schlucker mit langgeſtrecktem und gewundenem Meſſingblech waren. Wußte er das auch ſchon vordem, ſo that es ihm doch wohl, es ſo deutlich vor ſich zu haben und die Zinkeniſten nach ſeinem Geluſt aufſpielen zu laſſen was er ihnen angab und manchmal ſogar vorpfiff. Mitten zwiſchen den Tänzen mußten ſie ihm ſogar einmal einen Choral blaſen, worüber viele Leute den Kopf ſchüttelten und ſich entſetzten; Diethelm aber ließ an den Schlußton ſchnell einen Tanz heften und tanzte mit ſeiner Martha den Siebenſprung wie ein junger Burſch. Es war ſpät in der Nacht, und Diethelm ließ allen Gäſten warmen Gewürzwein auftiſchen, er ſelber aber ſtand bald auf, es fehlte ihm noch Jemand, und der mußte herbei; alle Welt ſollte ſeiner Ehre voll ſein, Keiner ausgenommen.

Es war mondhell. In ſeine Wolfsſchur gehüllt, ging Diethelm das Dorf hinaus nach dem Hauſe des alten Schäferle. Vom Waldhorn herab, das glänzend in die Nacht hineinſchimmerte, klangen bisweilen noch verlorene Töne; hier war Alles einſam und dunkel. Das Haus des alten Schäferle ſtand am Ende der ſogenannten Luftgaſſe, die heute mit doppeltem Recht ſo hieß, denn der Wirbelwind tanzte gar luſtig mit dem Schnee und machte ſich ſelbſt Muſik dazu. Die Hausthür war offen, Diethelm ſchritt durch den Hausflur, der zugleich Küche war, in die Stube, auch hier öffnete ſich die Thüre, aber Niemand regte ſich, nur der Paßauf kam ſtill herangeſchlichen, und Diethelm fühlte erſchreckt die kalte Schnauze an ſeiner Hand.

Iſt Niemand daheim? rief Diethelm jetzt laut.

Ja freilich, ertönte eine dumpfe Stimme. Der alte Schäferle auf der Bank hinter dem Tiſche rauchte einſam, und die Pfeife im Mund haltend fuhr er fort:

Ich weiß, warum der Diethelm kommt, aber er kann unverrichteter Sache wieder fort gehen.

Diethelm ſetzte ſich auf die Bank und redete dem alten Manne zu, ſeinen einfältigen Haß fahren zu laſſen und glücklich zu ſein mit den Glücklichen.

Der alte Schäferle antwortete Nichts, legte die Pfeife auf den Tiſch, ging nach dem Schranke, brachte einen weiß eingebundenen Pack und legte ihn auf den Tiſch, auf den ein ſchräger Mondſtreif fiel.

Wenn du das nimmſt, geh' ich mit, ſagte er.

Was iſt's denn? fragte Diethelm.

Mach's auf.

Diethelm öffnete und ſchrie laut auf, daß der Hund bellte. Er hatte einen Schädel mit halbverbrannten Haaren gefaßt. Der alte Schäferle packte ihn am Arme und rief:

Da, da leg deine Hand drauf, das iſt mein Medard, da leg deine Hand drauf und ſchwör, daß du unſchuldig biſt an ſeinem Tode. Schwöre, ſchwöre, ſo wahr dir Gott in deiner letzten Stunde beiſtehen mag. Schwöre, und ich will dir Abbitte thun. Red! Jede Minute, die du ſchweigſt, ſchreit, daß du doch ein Mordbrenner biſt. Medard, ſprich, ſprich du, da iſt dein Mund. Schwöre, Diethelm, ſchwöre!

Diethelm war's, als ob alle Höllengeiſter ihn umzingelten, ſeine Hand war wie gelähmt, er konnte ſie nicht zurückziehen von dem Todtenſchädel des Ermordeten, aber plötzlich ſtieß er auf, daß der Schädel die Stube hinabkollerte.

Du biſt ein liederlicher Lump. Mich verhexeſt du nicht, ſchrie er, und ſeine ganze Kraft kehrte wieder.

Woher haſt du dieſe Sachen? Die Ueberreſte Medards müſſen ehrlich begraben werden.

Nimm ſie mit, nimm ſie mit, wenn du kannſt, knirſchte der alte Schäferle. Diethelm ſtand auf und ſagte mit feſter Stimme:

Ich hab' dir ſchon einmal geſagt, ich verzeihe dir, du haſt deinen älteſten Sohn verloren, ich mache deinen jüngſten glücklich. Ich verzeihe dir. Morgen ordne ich an, daß Alles begraben wird; gieb Acht, daß ſich Alles wiederfindet, oder du ſollſt ſpüren, wer ich bin.

Stark auftretend ſchritt er hinaus auf die Straße, und als er ſich mit der Hand über das Geſicht fuhr, merkte er einen Modergeruch. Er wuſch ſich die Hände lange im Schnee.

Im Waldhorn wunderten ſich die Leute, wie blaß Diethelm ausſah, und wie er große Gläſer warmen Weines hinabſtürzte, als wäre es kühles Quellwaſſer.

Freude und Trauer folgten ſich auf dem Fuße. Am andern Tage ließ Diethelm die Ueberreſte des Entſeelten, die der Vater willig hergab, feierlich begraben, und die Menſchen, die Diethelm immer als harten Mann gekannt hatten, lobten ihn ſehr, weil er bei dem Begräbniſſe ſo heftig weinte.

Die volle Kraft war wieder über Diethelm gekommen, er beſuchte die Brandſtätte und ordnete den Bau und fuhr oft mit ſeinen Rappen über Land. Draußen fühlte er ſich erſt recht wohl. Zwar blieb es eine Widrigkeit, daß er von jedem neu Begegnenden eine Beileidsbezeugung anhören und darauf mit einer ſchmerzvollen Miene oder auch mit einem Ausruf der Trauer dankend erwidern mußte; war aber dies vorüber, hatte man hin und her den Heuchlerzoll bezahlt, dann überließ man ſich ohne Scheu der Freude und dem Glückwunſche. Dieſe immer wiederkehrende Wahrnehmung, wie lügneriſch die ganze Welt ſei, da man Mitleid darlegte, wo man keines hatte und im Gegentheil faſt Neid empfand, da man Klagen ausſpreßte, wo man Freude vermuthen mußte, dieſes ganze jämmerliche Poſſenſpiel war für Diethelm faſt ein Labſal. Es war ihm recht, daß die ganze Welt ſchlecht war und es keinen ehrlichen Menſchen giebt.

Die ganze Welt verachten, das iſt im Bauernrock wie in der Gala-Uniform das beſte Mittel, um nicht zur richtigen Schätzung ſeines eigenen Werthes zu gelangen.

Diethelm gewöhnte ſich an das Bewußtſein ſeines Verbrechens, wie man ſich an ein untilgbares körperliches Leiden gewöhnt; Anfangs will ſich die geſunde Kraft nicht drein fügen, immerdar eine Behinderung zu finden, nach und nach aber ſetzt ſie ſich damit zurecht. Wir ſind allzumal gebrechlich und ſündhaft, das lernt der Stolz der übermüthigen Kraft einſehen, und es fragt ſich nur noch um das Maß des nothwendigen Mangels.

Während Diethelm ſich draußen tummelte, war Munde daheim viel beſchäftigt und viel bewegt. Er war gerade in entgegengeſetzter und doch nicht unähnlicher Lage wie Diethelm. Jedermann glückwünſchte ihm zu ſeiner ſo überaus günſtigen Lebenswendung, und er wollte dieſe gutherzige Freude der Menſchen nicht dadurch ſtören, daß er ihnen ſagte, wie tief er den gräßlichen Tod ſeines Bruders betraure, und daß ein ſo ſchwarzer Fleck auf ſeinem Andenken ruhe; er glaubte das nicht ausſprechen zu dürfen, da er, wie der Vater ihm täglich vorhielt, aus der Aſche ſeines Bruders ſich ſein Glück erbaue. Munde war ein ſeltſamer Bräutigam: es freute ihn, daß Diethelm wieder von Auswanderern ein ſtattliches Bauerngut zuſammen kaufte, aber wenn er Diethelm dann ſo im Gelde wühlen ſah, war es ihm oft, als müſſe er aus einer Verzauberung über alle Berge entfliehen, und ihm ſchauderte vor jedem Kreuzer, den er davon in die Hand nahm, als könnte er ſich plötzlich in brennende Kohle verwandeln. Er half den Bau leiten. Im Frühlingsthauen, das jetzt begann, wurden die Grundmauern gegraben, und es ſchien in der That, daß Diethelm nicht prahlte, wenn er ſagte, daß er ein kleines Schloß baue.

Wenn Diethelm über Land fuhr, ſpannte ihm Munde ein, hielt ihm oft eine Stunde lang die Pferde vor dem Hauſe und benahm ſich überhaupt wie ein Knecht, nicht aber wie der Sohn des Hauſes. Darüber hatte er viel bei Fränz auszuſtehen, die überhaupt jetzt die ganze Schärfe ihres Weſens offenbarte; ſie verlangte, daß er ſich gegen den Vater ganz anders ſtelle, der müſſe unterducken und dürfe nicht mehr den Herrn ſpielen, das Sach' gehöre jetzt den jungen Leuten und nicht mehr den alten; wenn Munde nicht den Muth und das Geſchick habe, ſolch ein großes Anweſen in die Hand zu bekommen, hätte er davonbleiben ſollen. Es gab oft die ärgerlichſten Auftritte zwiſchen Munde und Fränz, und wenn dann Munde das Waſſer in den Augen ſtand, lachte ihn Fränz ſchelmiſch aus, faßte ihn am Kopfe, küßte ihn wacker ab und ſagte: Munde, du hätteſt ſollen ein Kloſterfräulein werden, du biſt ſo windelweich; fluch einmal recht wetterlich, ich glaub's gar nicht, daß du's kannſt. Sei froh, daß du nicht in Krieg kommen biſt, du hätteſt Keinen erſchoſſen. Mach, fluch einmal ſo recht mörderlich. Ich hab' dich nachher noch einmal ſo lieb. In ſolcher Weiſe zerrte Fränz ihren Munde hin und her und machte aus ihm, was ſie wollte. Diethelm war oft jähzornig gegen ihn, weil er die Arbeitsleute beim Baue nicht ſcharf genug anhielt; nur die Mutter war ſtets liebreich und mild gegen ihn und erfreute ihn oft durch Vorzeigung der ſchönen Ausſteuer, die ſie für ihn und Fränz bereiten ließ.

Fränz hatte nicht nachgelaſſen, bis Munde einmal das Fuhrwerk für ſich nahm und mit ihr eine Luſtfahrt nach der Stadt machte.

Munde hatte ſich nie dazu verſtehen wollen. Jetzt aber ergab ſich eine beſondere Veranlaſſung; nicht Diethelm, ſondern das junge Brautpaar ſtand Gevatter bei dem Erſtgeborenen des Zeugmachers Kübler in G.

Es war ein linder Morgen des erſten Frühlings, als Munde mit ſeiner Braut dahinfuhr, er hatte an die ſchwanke Spitze der Peitſche und die Meſſingroſen der Pferdezäume rothe Bänder geheftet, als beſcheidene und doch kenntliche Fahnen ihres bräutlichen Glückes. An ſeinem väterlichen Hauſe wollte ihm der Paßauf folgen, aber der alte Schäferle pfiff ihm zornig, und er kehrte zu ihm zurück. Munde wußte, daß ſein Vater Niemand mehr um ſich haben wollte als den Hund des verſtorbenen Medard, mit dem er oft ſtundenlang ſprach. Munde kümmerte ſich deß nicht mehr und fuhr wohlgemuth hinaus in den frühlingsjungen Tag. Die Sonne ſtand nicht am Himmel, nebelhaft verſchwommene Wolken umzogen ihn, und ein leiſer Duft wob über den kaum ergrünenden Feldern, draus ſich einzelne Lerchen noch zaghaft zwitſchernd emporhoben, um bald wieder niederzuſinken.

Fränz, ich freu' mich doch, aber lach mich nicht aus, ſagte Munde.

Warum?

Guck, ich kann mir's gar nicht denken, daß das Fuhrwerk mein eigen ſein ſoll und daheim noch ſo viel, ich mein' immer, es ſei nur geliehen, ich bin bei euch zu Gaſt und ihr könnet mich morgen fortſchicken.

Du biſt ein ſchrecklich guter, aber auch zum Verzweifeln weichmüthiger Menſch. Du biſt ein gutes Schaf, aber du mußt anders werden. Wir Zwei haben unſern Alten am Bändel, er merkt wohl, was wir Zwei von ihm wiſſen.

Meinſt du, er hab's wirklich than?

Es iſt brav von dir, daß du mir's jetzt ausreden willſt, ſagte Fränz, aber ich weiß es nicht von dir allein. Ich könnt' auftreten, wenn ich wollt'! Das weiß er. Und ſo wirſt du doch nicht auf den Kopf gefallen ſein, daß du nicht merkſt, er hätt' uns nicht zuſammen geben, wenn ihm nicht das Gewiſſen ſchlagen thät'. Wir Zwei ſind unſchuldig. Uns geht's nichts an. Drum mußt du dabei bleiben, daß er vor der Hochzeit alles Vermögen an uns abtreten muß. Es ſoll ihm nichts abgehen, er iſt ja der Vater, aber wir ſind die Meiſterleut', ſo muß es ſein. Kinder haben nichts darnach zu fragen, woher die Eltern das Sach haben, in zweiter Hand iſt es redlich Gut, und es muß ihm auch recht ſein, daß er nichts mehr damit zu thun hat.

Die Raben, die im erſten Frühling immer ſo laut krächzen, flogen über den Weg hin und her, und Munde war's plötzlich, als ſchrieen ſie Rache und wäre die ganze Welt um ihn verkehrt. Er faßte ſich aber und ſagte endlich, nachdem er Fränz lange an ſich hatte hinreden laſſen:

Du willſt mir nur die Zunge heben. Es kann nicht ſein, daß du das glaubſt.

Ich erkenn' deine Gutheit wohl, erwiderte Fränz, aber wir Zwei brauchen uns nichts vor einander verhehlen. Es hat ſchon Mancher Aergeres gethan als mein Vater, und daß dein Medard verunglückt iſt, dafür kann er nicht. Aber dabei bleiben mußt, daß wir die Meiſterleut' ſind, er iſt mit ſeinem Großthun im Stand und ladet den Wagen noch einmal zu hoch, daß er umſchmeißen muß.

Munde hieb gewaltig auf die Pferde ein, als müßten ſie ihn ſchnell an dem Abgrunde vorüberführen, in den er plötzlich hinein ſah. So hatte der alte Schäferle Recht, und war vielleicht das Gräßlichſte wahr?

Hätten ſie nicht zu Gevatter ſtehen müſſen, Munde wäre vielleicht gleich umgekehrt. Aus allem dem nahm ſeine Gemüthsart eine unberechenbare Wendung.

Die Scheidekünſtler wiſſen zu beſtimmen, welche Wirkung ein Stoff auf den andern hervorbringt; welche Wirkung aber ein Wort in fremdem Gemüthe verurſacht, iſt nicht ſo leicht in ein Geſetz zu faſſen.

Das freut mich, du biſt nicht ſo ſtolz, wie ich glaubt hab', ſagte Munde endlich.

Warum? Wie meinſt? fragte Fränz verwundert.

Wenn du ſtolz wärſt, hätteſt du mir das nicht geſagt und hätteſt mich auf dem Glauben gelaſſen, daß mir eine beſondere Gnade damit geſchieht, des Diethelm's Tochtermann zu werden. Aber jetzt iſt mir's faſt lieb, daß du mir's geſagt haſt. Ich ſeh', ich geh' dir über Vater und Mutter, und du haſt mich an mir ſelber gern und willſt nichts vor mir voraus.

Fränz rieb ſich Anfangs betroffen die Stirne. Sie hatte mit ihrem loſen Herausplaudern, ſtatt dem Vater einen Fallſtrick zu legen, ſich ſelber gefeſſelt. Sie hatte nicht den Muth, zu thun, als ob ſie Alles nur im Spaß geredet, und als ſie zuletzt hörte, wie gut der Munde ihre Rede auslegte, bewältigte ſie dieſe Macht der harmloſen Treuherzigkeit. Der Munde war doch ſo ohne Falſch und ſo ſeelengut, daß ſie ihn in dieſem Augenblicke mehr liebte als je, und ſie gab ihm von ſelber einen Kuß.

Munde war ein finſterer Gevatter von gar nicht bräutlicher Laune, und als ihn der Geiſtliche um den Namen des Täuflings fragte, gab er nicht, wie verabredet, den Diethelm's an, ſondern rief zitternd: Medard! Er bebte in der

Kirche. denn er dachte, daß einſt ſeine eigenen Kinder einen Großvater liebkoſen ſollten, der ſo Arges gethan. Beim Taufſchmauſe ſchnitt es ihm Anfangs in die Seele, da man ihn als glücklichen Schwiegerſohn Diethelm's laut pries und der junge Kübler ihm ein Hoch ausbrachte, daß er ebenfalls ein Familienfürſt werden möge, wie ſein Schwäher. Nach und nach — die Huldigung hat allezeit ihren verführeriſchen Reiz -- beſchwichtigte Munde die Gewiſſensſchreie in ſeinem Innern, zumal er Fränz ſo überaus glücklich ſah. Fränz war es gewohnt, ſich in den Familien der von ihrem Vater Beglückten preiſen und erheben zu laſſen, und wie ſie Geſchenke ausbreitete und Alles voll Dank und Lob war, zeigte ſie wirklich eine hohe Freude und Gutherzigkeit; ſie ſuchte an ſich herum, ob ſie nichts mehr zum Verſchenken habe, und löſ'te ihre Korallenſchnur ab. Unter all dem verworrenen Geſtrüppe blühte doch in ihr die Blume wirklicher Milde und Freigebigkeit.

Im Nachhauſefahren umarmte Munde ſeine Fränz voll Glückſeligkeit, da ſie ſagte, wie gut ſie es doch hätten, da ſie ſo vielen Menſchen Gutes thun könnten. Das war jetzt auch für Munde ein Troſt, in dem er zu vergeſſen ſuchte, wie ſchreckenvoll Alles um ihn ſei.

Es ſollte ihm aber nicht ganz gelingen.

## Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Landſtände hatten glücklich das alte Einſteherweſen wieder hergeſtellt. Zum großen Pferdemarkte, der alljährlich in der Hauptſtadt abgehalten wurde, ſchnallte ſich Diethelm eine vollgeſtopfte Geldgurte um, er wollte ſich ein neues Geſpann und einen modiſchen ſogenannten Charabank kaufen und dann ſeinen Schwiegerſohn vom Militär losmachen. Munde verließ nur ungern jetzt ſeinen Vater, der faſt nicht mehr vom Bette herunterkam und zuſehends abfiel; der alte Schäferle wollte aber nichts von ihm wiſſen und ſagte immer: Laß du uns Beide — er meinte ſich und den Paßauf — nur allein, geh du deiner Wege, ſei glücklich ſo gut du's kannſt. Du biſt jung, bei dir verlohnt ſich's noch, der Diebshehler zu ſein, ich bin ſchon zu alt, ich wär' ein Narr, wenn ich erſt ſo ſpät anfangen thät'! Martha verſprach des kranken Mannes zu warten, Fränz ließ ſich nicht davon abbringen, mit nach der Hauptſtadt zu reiſen; was ſie einmal wollte, das mußte auch geſchehen.

Am Morgen, als Munde kam, ſchickte ſie ihn noch einmal nach Hauſe, er mußte die neuen Kleider anziehen, die ſie nach ſtädtiſcher Tracht für ihn beſtellt hatte. Als er wieder kam, knüpfte ſie ihm das Halstuch nochmals anders und ſagte dann frohlockend, ſich vor ihn hinſtellend:

So, ſiehſt du? ſo, jetzt biſt ein Mann, der ſich ſehen laſſen darf.

Schon beim Einſteigen gab es Streit. Fränz behauptete, ein Brautpaar gehöre zuſammen, und der Vater ſolle auf den Vorderſitz und kutſchiren; aber Munde willfahrte ihr nicht, und Fränz beruhigte ſich erſt, als ihr Munde ſagte, daß die Herren in der Stadt oft ſelbſt fahren. Draußen vor dem Dorfe gab es abermals Händel. Diethelm wollte, daß Munde die Geldgurte umſchnalle, und ſetzte ſelbſtverrätheriſch hinzu: In der Stadt kannſt mir ſie wieder geben.

Das leid' ich nicht, ſchrie Fränz, entweder — oder, entweder behaltet Ihr die ganze Zeit die Geldgurte, oder mein Munde behält ſie; er iſt nicht Euer Knecht, er iſt wenigſtens grad ſo viel wie Ihr. Ihr könnet ja das Geld ins Kutſchentruckle thun.

Das wollte aber Diethelm nicht, ſei es, daß er das Kutſchentruckle noch ſcheute, oder daß er ſein Geld auch zeigen wollte.

Wo man einkehrte, hatte Fränz bei der Ankunſt und bei der Abfahrt noch manchen Zank mit dem Vater und mit Munde. Sie wollte es nicht dulden, daß dieſer ſich als Knecht benahm, ja ſie weinte vor Zorn, als Munde ihr nicht nachgab, und ſprach oft Stunden lang kein Wort mit ihm.

Im Oberlande war es noch ziemlich rauh und kalt, je mehr man aber nach dem Unterlande kam, zeigte ſich der wonnige Frühling; man fuhr durch Buchenwälder, die in dem erſten ſo zarten knoſpenfeuchten Grün prangten, und bald fuhr man zwiſchen blühenden Obſtbäumen, die hüben und drüben am Wege ſtanden; aber in den Herzen der drei Menſchen, die da hinfuhren, war Widerſtreit und Trübſinn mancher Art. Dazu kam noch, daß es Diethelm nicht laſſen konnte, Munde über die Art, wie er die Pferde führte, zurecht zu weiſen, und es giebt vielleicht Nichts, was leichter zu Zorn aufreizt, als ein Dreinſprechen beim Pferdelenken. Wenn es einen kleinen „Stich“ hinabging, rief Diethelm jedesmal: Sperr die Mick[*] und fahr Trab, dreh noch beſſer. Munde ließ es an heftiger Widerrede nicht fehlen, peitſchte oft gefliſſentlich die Pferde und fuhr im Zorne in der That ungeſchickt, beſonders beim Ausweichen, ſo daß es mehrmals ein Unglück gegeben hätte, wenn ihm Diethelm nicht in die Zügel gefahren wäre. Fränz wartete immer darauf, daß Munde einmal tapfer aufbegehren und die ganze Geſchichte hinwerfen werde; als es aber immer nicht geſchah, biß ſie ſich auf die Lippen und murmelte ſtill vor ſich hin Schimpfworte auf Munde, die ſie hinter ſeinem Rücken ſprach.

Man kehrte in der Hauptſtadt im Rautenkranz ein und

---

[*] Mick nennt man den neuen Erſatz des Radſchuhs, wo man vermittelſt einer zugedrehten Walze die Räder hemmt. Es iſt erfreulich, daß das Volk die durch das Maſchinenweſen eingeſchleppten Benennungen ſich erfinderiſch mundgerecht macht. Das Wort Mick iſt eine Zuſammenziehung von Mécanique. Wäre es aus der Analogie von Bremſe entſtanden, müßte es im Oberdeutſchen wenigſtens Muck heißen.

Fränz war wenigſtens einigermaßen zufriedengeſtellt, als Munde beim Abſteigen ſagte:

So, jetzt beim Heimfahren könnet Ihr kutſchiren, Schwäher, nicht um ein Königreich fahr' ich noch einmal ſo. Komm, Fränz, wir Zwei wollen zuſammenhalten. Weißt noch, wie oft ich da bei dir geweſen bin? Ich freu' mich, grad hier zu zeigen, daß wir doch noch ein Paar geworden ſind.

Siehſt jetzt, daß ich Recht hab'? entgegnete Fränz, als ſie mit ihrem Bräutigam allein war Mit meinem Vater kommt kein Tochtermann aus, der ihm nicht den Meiſter zeigt.

Sie blieb ſtets bei dieſem Gedanken.

Im Rautenkranz war ſchon heute ein buntes Gedränge von Menſchen in Trachten aus allen Landesgegenden, und dazwiſchen ſah man Soldaten von allen Waffengattungen, die ſich hier bei Angehörigen und Bekannten gütlich thaten; aber mitten im Gewoge beharrte die ſtattliche Rautenwirthin an der Anrichte, wie ein Fels im Strome, und je lärmender und unruhiger es um ſie her wurde, um ſo bedachtſamer und gemeſſener ertheilte ſie ihre Befehle und zählte Alles genau nach, was aufgetragen wurde. Dazwiſchen fand ſie immer noch Zeit, auf Nachfragen der Gäſte bündigen Beſcheid zu geben. Als ſich Fränz mit Munde zu ihr hindurchgedrängt hatte, wurde erſtere mit beſonderer Freundlichkeit bewillkommt. Die Rautenwirthin ſagte, daß der Schaffner, mit dem ſie damals gefahren ſei, Fränz nicht genug habe rühmen können, und wie man ihr überhaupt viel Gutes nachſage, daß ſie Vater und Mutter ſo getreulich pflege. Fränz war ſtolz und hochfahrend, und doch war ihr das Lob der Frau Rautenwirthin, als ſetzte man ihr eine Krone auf. Dieſe Frau hatte es durch Schweigſamkeit und Zurückhaltung dahin gebracht, daß ſchon eine freie Anrede, um wie viel mehr ein Lob von ihr als Ehrenſchmuck galt, und ſammelte ſich hier gute Nachrede, ſo war man deren im ganzen Lande gewiß. Mit ſeltſamer Befangenheit ſagte nun Fränz, daß ſie mit

Munde verlobt ſei. Die Rautenwirthin zog nur ein wenig die Brauen ein und ſagte: Das iſt ſchnell gangen. Ich wünſch' Glück. Dann wendete ſie ſich um und gab anderen Gäſten Beſcheid.

Munde ſaß verdroſſen bei Fränz, die Eiferſucht hat einen raſchen Scharfblick, er behauptete, Fränz ſchäme ſich ſeiner, und durch dieſen offenen Ausſpruch wurde die noch halb ſchlummernde Empfindung der Fränz plötzlich geweckt.

Und wenn's wär', ſagte ſie aufbegehrend, wenn ich ein Mann wär', ich thät' mir eher die Zung' abbeißen, ehe ich einem Mädle ſagen thät', es kann ſich meiner ſchämen. Aber du, freilich, du biſt dageſtanden wie der Bub, der die Milch verſchüttet hat. Ich ſag' dir's noch einmal, du mußt ganz anders werden, oder du bringſt's dahin, daß ich mich deiner ſchäm', ja, dahin bringſt's, ja, daß du's nur weißt.

Munde behielt nur die erſten Worte der Fränz, und er fühlte, daß ſie Recht habe. Die gereizte Seelenſtimmung hat aber etwas wahrhaft Anſteckendes. Munde war von Fränz gedemüthigt worden, und nun mußte er ihr Gleiches entgelten; mit faſt ſchadenfroher Miene ſagte er: Mir hat's für dich einen Stich ins Herz geben, wie die Rautenwirthin dich gelobt hat, daß du ſo ein gutes Kind gegen deinen Vater biſt. Wenn die Leute wüßten, wie's eigentlich iſt . . .

Fränz knirſchte die Zähne über einander und ſah Munde mit einem zermalmenden Blicke an; hätte ſie ihn damit in Stücke zerreißen können, ſie hätte es gethan. Sie wollte aufſtehen, aber Munde hielt ſie feſt und ſagte begütigend: Die Fahrt mit dem ewigen Gezerr hat uns Alle mit einander dumm gemacht. Wir wollen gar nichts mehr reden. Ich geh' jetzt noch vor dem Appell ein bisle in die Kaſern' zu meinen Kameraden. Vergiß Alles und denk gut an mich. Gieb mir ein' Hand. So, b'hüt' dich Gott.

Munde ging nach der Kaſerne. Er war jetzt ein ganz anderer Menſch als vor wenigen Monaten, da er dieſen Weg ſo oft abgeſchritten. Zuerſt als ihm der Vater das

Erbe der Rache aufdrängen wollte, und dann, als er von Diethelm das Erbe des Verbrechens überkam, war in ſein träumeriſches, ſtill umfriedetes Weſen eine gewaltige Gährung gekommen, er war zaghafter und kraftloſer als je. Er war überhaupt nicht geſchaffen, ſich mit feſter Hand ein Schickſal zu bereiten: von Kindheit auf war Medard ſein Führer und Rathgeber in Allem, als Hirte führte er ein faſt gedankenloſes Leben, pfeifend und rauchend, und als er Soldat wurde, brachte auch dies keine bedeutſame Wandlung in ihm vor; er war anſtellig und pünktlich, als ſtiller, allzeit wohlgemuther Burſch beliebt, aber ohne ſich irgend eine beſondere Geltung zu verſchaffen; nur mit ſeiner Kunſtfertigkeit im Pfeifen hatte er ſich bei der Compagnie beliebt gemacht und daher den Beinamen Pfifferling erhalten. Jetzt, ſo plötzlich in die Erfüllung ſeines einzigen und höchſten Wunſches eingeſetzt, ging er oft wie traumwandleriſch umher, und nur der Gedanke an das geſchehene noch ſo dunkle Verbrechen ſchreckte ihn oft auf. Er freute ſich, daß er Fränz gewonnen und all das große Gut dazu, er wäre aber am liebſten Hirte geweſen, träumend wie in alten Tagen bei ſeiner Heerde. Das viele Gut und die tauſend Thätigkeiten dafür, die er übernehmen ſollte, erdrückten ihn faſt. Darum konnte er dem Wunſch der Fränz nicht nachgeben, ihm war es ja lieb, wenn Diethelm ſo lang als möglich Alles unter ſeiner Obhut behielt.

Jetzt auf dem Wege nach der Kaſerne ſagte er ſich, daß Fränz doch Recht habe, er müſſe anders auftreten, kecker und umſichtiger. Nicht nur ſeine Liebe zu Fränz ſtieg aufs Neue in ihm auf, er empfand auch eine große Hochachtung vor ihrem energiſchen Weſen, das, allzeit geweckt, den Dingen ſcharf ins Auge ſah und ſie frei beherrſchte. So kam er zu den Kameraden und erzählte ihnen, daß er ſich andern Tages vom Militär loskaufe, und was aus ihm geworden ſei; er wußte ſeine zukünftige Thätigkeit bereits ſo lebendig als wirkliche darzuſtellen, daß Alle ſtaunten, wie ſich der Pfifferling, der ſtille Munde, dem man das gar nicht zugetraut, verändert hatte. Als er zuletzt ſagte, daß er morgen auf dem Markte vier Pferde einkaufe, beſchloßen unter Jubel der Feldwebel und einige Kameraden, auch auf den Markt zu kommen, um zu ſehen, wie der Pfifferling das mache.

Stolz aufgerichtet mit geſpanntem Selbſtgefühle kehrte Munde in den Rautenkranz zurück, er wollte ſeiner Fränz Abbitte thun, daß er ſo bös gegen ſie geweſen ſei, und ihr ſagen, wie er ſich nun wacker ins Geſchirr legen wolle, daß es ihm landauf landab Keiner voraus thun könne.

Als er in den Rautenkranz trat, hörte er in der Küche die Stimme der Fränz, ſie ſagte:

Das iſt ja prächtig, daß Sie Kellner im Wildbad geworden ſind. Ich komme dieſen Sommer mit meinen Eltern auch dahin.

Aber Sie ſind Braut, ſagte eine Männerſtimme.

Ja, mit mir, ſagte Munde eintretend, er ſah einen Mann — es war der älteſte Hausſohn aus dem Rautenkranz — der die Hand der Fränz hielt.

Ich gratulire, ſagte der Nebenbuhler ſchnell, die Hand loslaſſend, und Munde erwiderte:

Dank' ſchön. Komm mit, Fränz, in die Stube. Er faßte ſie nicht eben zart am Arm, und Fränz machte große Augen, als er ihr allein ſagte, daß das Scharmuziren ein Ende habe, und ob ſie mit den Eltern ins Wildbad gehe, darein habe er auch noch ein Wort zu reden. Fränz widerſprach heftig, und Munde erklärte, daß er von dieſer Stunde zu regieren anfange über Alles, was ihm gehöre, und das ſei vor Allem ſeine Frau, es müſſe ja Fränz recht ſein, daß er ſich als Mann zeige.

Zeig's zuerſt beim Vater. Bei mir brauchſt nicht anfangen, ſtachelte Fränz, der dieſe Wendung gar nicht lieb war. Munde ſprach wiederholt und in verſtärkter Weiſe ſeinen Herrſcherplan aus, und der Abend dieſes unruhvollen, verhetzten Tages ſchien doch noch erwünſcht auszuklingen.

Schon am frühen Morgen hatte Munde einen gewaltigen Zank mit ſeinem Schwäher, er wollte ſich die Geldgurte umſchnallen, Diethelm aber lachte ihm ins Geſicht.

Dann reiß' ich ſie Euch auf öffentlichem Markt vom Leib herunter, wenn Ihr mich ſo gehen laſſet und ich Euch damit ſeh', drohte Munde und ging hinab in die Wirthsſtube.

Diethelm ſchaute hoch verwundert dem ſo plötzlich Veränderten nach, und Fränz ſah mit Schrecken die böſe Saat aufgehen, die ſie geſäet; ſie wußte aber den Vater noch dahin zu beſchwichtigen, kein Geld mit auf den Markt zu nehmen, die Leute könnten es für Prahlerei anſehen, und das müſſe man vermeiden nach ſo einem Unglück. In der Wirthsſtube übergab hierauf Diethelm der Rautenwirthin die Geldgurte zum Aufbewahren, und Munde lächelte vergnügt zu ſeinem Siege. Diethelm traf hier viele Bekannte, unter denſelben auch den uns noch erinnerlichen Reppenberger und den Steinbauer. Reppenberger war eben ſo zuthulich und redſelig, als der Steinbauer unachtſam und maulfaul; er erzählte, daß er einen umfangreichen Branntweinhandel betreibe, er habe den Vertrieb übernommen und fahre mit ſeinem Einſpänner im Lande umher, während ſein Geſchäftsgenoſſe das Brennen aus dem Grunde verſtehe.

Munde trat auf Diethelm zu, wiederholte in entſchiedener Weiſe einen früher gemachten Vorſchlag, daß man die Rappen gegen gute Ackerpferde vertauſche, ſie brauchten ja keine Kutſchenpferde mehr.

Diethelm widerſprach heftig, und der Steinbauer, der ſich ſonſt nicht in fremder Leute Sachen miſchte, ließ ſich doch zu den Worten herbei:

Dein Tochtermann hat Recht, Gäule, die gewohnt ſind, in der Kutſch' zu laufen, gehen zu Grund, wenn ſie wieder Zacker fahren müſſen.

Der Steinbauer ſagte das mit ſo ſchelmiſch zwinkernden Augen, daß eine Bezüglichkeit ſeiner Worte auf die Lebensweiſe Diethelm's kaum zu verkennen war. Diethelm merkte das auch, aber er that, als ob er's nicht verſtände; ihm war das verſeſſene Weſen des Steinbauern in der Seele zuwider, aber er vermied doch jede offene Feindſchaft mit ihm. Diethelm ſchüttelte lächelnd den Kopf und gab lang keine Antwort, bis er endlich zu Munde gewendet ſagte:

Das iſt mein' Sach', Punktum.

Der große Umzug der Marktpferde, der eben an dem Rautenkranz vorüberkam und Alles an die Fenſter und auf die Straße lockte, unterbrach den Streit. Munde folgte ſeinem Schwäher auf den Markt. Mitten im Gewühle wurde er von ſeinem Feldwebel und mehreren Kameraden angehalten, die, wie verſprochen, gekommen waren und nun aufs Neue ihr Verlangen ausſprachen, den Pfifferling einkaufen zu ſehen.

Iſt der bärenmäßige Bauer dein Schwäher? fragte der Feldwebel,

Ja, der iſt er. Aber Diethelm war verſchwunden. Munde ſuchte ihn mit ſeinem Geleite hin und her, ohne ihn finden zu können, und mußte manchen Spott darüber hören, daß er ſich nicht getraue, einen Pferdeſchwanz allein einzukaufen.

Munde ließ ſich dieſe Neckereien gefallen und ſchwieg, er wollte nicht weiter gehen, als ihm eigentlich zuſtand; und etwas von der alten Zaghaftigkeit ſeines Weſens kam wieder über ihn. Er verwünſchte es, daß er ſich im Uebermuth Wächter ſeiner Ehrenſtellung zugeſellt hatte, und hoffte ſie in guter Weiſe wieder los zu werden. Der Feldwebel war ein Pferdeverſtändiger und that ſich was darauf zu gute, er ſuchte ein Viergeſpann gleichgezeichneter Braunen aus, und Munde ließ ſie ſich hin und her vorführen, holte die Rappen aus dem Rautenkranz zum Vertauſchen und war eben daran, unter Bedrängen des Feldwebels und der Kameraden in die dargebotene Hand einzuſchlagen, als Diethelm herzutrat. Munde hielt ein und rief ihm zu:

Schwäher, ich hab' einen Handel gemacht.

Du? Haſt ein' Geis gekauft?

Munde ſchoß alles Blut zu Kopfe, und Diethelm fragte wieder:

Wie kommen die Rappen daher?

Ich hab' unſere Rappen vertauſcht, berichtete Munde.

Unſere? lachte Diethelm. Vor der Hand ſind ſie noch mein und iſt kein Red' von unſeren, was haſt du von unſeren zu ſagen?

Schwäher, was machet Ihr? Jeder Knecht ſagt zu ſeines Herrn Sach' unſer, und ich bin kein Knecht. Sehet nur das Viergeſpann an. Ich bin ſo viel als handelseins.

Du? Was nimmſt denn du dir 'raus? Wenn man dich auf den Kopf ſtellt und es fällt dir ein Guldenſtückle 'raus, ſoll man mir die Augen mit ausſtechen. Und du willſt vier Roß kaufen?

Schwäher, das geht über den Spaß, redet nicht ſo. Ich hol' gleich unſere Geldgurt aus dem Rautenkranz. Beſehet Euch nur die vier Roß.

Daß ich ein Narr wär'. Wenn du allein Meiſter biſt, ſo bezahl's auch.

Schwäher, ich weiß nimmer, was ich thu', wenn Ihr ſo fort machet.

Das glaub' ich. Du haſt keinen Groſchen zum Einkaufen. Ich will dir zeigen, wer die Geißel in der Hand hat.

Schwäher, kreiſchte Munde heiſer vor Wuth und ballte beide Fäuſte, Schwäher, redet anders oder ich . . .

Weg da, führ die Rappen in den Stall und red kein Wort mehr.

Ich will nichts von deinem Brandgeld, nichts von deinen Sachen, du biſt unterm Galgen weggelaufen, aber du bleibſt doch noch einmal d'ran hängen! Laſſet mich los, ſchrie Munde, den ſeine Kameraden feſthielten, daß er nicht auf Diethelm eindrang.

Eine große Menge Menſchen hatte ſich um die Streitenden verſammelt, Diethelm hatte ſich raſch entfernt, Munde riß ſich von ſeinen Kameraden los und mit geballten Fäuſten und ſchäumendem Munde eilte er nach dem Rautenkranz: Fränz mußte ihm Genugthuung verſchaffen für die unerhörte Schmach, die ihm der Vater angethan, und dann mußte ſie noch zur Strafe ihren Vater verlaſſen, Nichts von ſeinem Sündengute annehmen, und er wollte Tag und Nacht arbeiten, um ſein Brod in Ehren zu verdienen. — Als er in die Wirthsſtube trat, ſah er Fränz, die Hand in Hand neben dem Rautenwirthsſohne am Tiſche ſaß. Sie heftig ſchüttelnd, fuhr er auf:

Lumpenpack! Hundebagage ſeid ihr Alle. Da ſitzſt du bei einem Andern, dieweil dein Vater mich vor aller Welt beſchimpft. Der Zorn gab ihm plötzlich hölliſche Gedanken ein und er fuhr fort: Du haſt mich angeſtiftet, ich ſoll deinem Brandſtifter-Vater Widerpart thun, und ihn haſt du angeſtiftet, daß er mich beſchimpfen ſoll, damit du mich los wirſt. Du haſt ſchon einen Andern. Jetzt ſeh' ich, du biſt das ſchlechteſte — ich kann's gar nicht ſagen was. Aber warte nur, du haſt mir ſelber geſagt, was du von deinem Vater weißt. Verflucht iſt dein ganzes Haus. Ich will nur ſo lang leben, bis du mit deinen Kindern vor meiner Thür um Brod bettelſt. Ich bin froh, daß ich nimmer ſo ſchlecht bin und von eurem Sündengut was mag. Freſſet's allein und erſticket dran!

Fränz ſtieß den Munde weit von ſich, und er ſtürmte fort die Stadt hinaus der Heimath zu. —

So unverhofft als die Verlobung geknüpft war, ebenſo ſollte ſie auch zerriſſen werden.

Mit dem Abſchiede vom Militär hatte Munde heimkehren wollen, jetzt rannte er dahin wie aus der Welt verſtoßen, er wußte gar nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Die blütenduftigen Bäume ſtanden ſo ſtill ſelig im Sonnenſchein und ließen die Bienen in ihren Blütenkelchen ſich erlaben, die Vögel ſangen ſo wonnig und Alles freute ſich des Daſeins, nur ſein Herz war zum Tode betrübt. Stundenlang war er unaufhaltſam gerannt, immer vor ſich hin fluchend und Alles verwünſchend; als er jetzt durch das Dorf Breitlingen ſchritt, ſtand er vor dem Wirthshaus ſtill, ſuchte in allen Taſchen nach Geld und fand in der That keinen Heller; mit einem ſelbſtverachtenden Lachen ſchritt er weiter und legte ſich draußen vor dem Dorfe unter einen blühenden Birnbaum am Wegrain. Beim Niederlegen gedachte er der ſchönen Kleider, die er anhatte, und er ſchämte ſich derſelben, ſie waren von Diethelm's Geld, und Fränz hatte ſie ihm gegeben. Er wollte nur noch heim, den Brandſtiftern die Kleider mitſammt der Trau*) ſchicken und dann fort, weit fort.

Die Bienen ſummten und ſchwirrten im Baume, und Munde ſpielte mit dem Brautringe, den er vom Finger gezogen, und ein abgeriſſener Klang aus dem alten Liede vom Teufel, der die untreue Braut holt, zog Munde durch den Sinn:

So komm nur her, du ſchöne Braut,
Du haſt deinen Himmel in die Hölle gebaut.

Er nahm ſie bei der linken Hand
Und führte ſie in den feurigen Tanz.

Bald aber hörte Munde weder eine Stimme im Innern noch etwas um ſich her.

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die beiden Rappen waren zu großer Verwirrung los und ledig auf dem Markt umhergelaufen, der Schmied von Buchenberg, der ein Pferd eingekauft hatte und eben davon reiten wollte, fing ſie ein und brachte ſie dem Diethelm, der darob ganz verwundert ſchien; er übergab dem Reppenberger die Pferde, um ſie nachzubringen, und eilte voraus durch Nebengäßchen und Durchhäuſer nach dem Rautenkranz. Als er hier von Fränz hörte, was geſchehen war, erſchrak er anfangs, ſo weit hatte er's mit Munde nicht treiben, er hatte ihm nur den Daumen aufs Aug halten wollen. Bald aber ſagte er: es hat ſein müſſen, drum iſt's beſſer heut als morgen. Fränz war nicht ſo leicht zu beruhigen, ſie nahm den Vater aus der Wirthsſtube fort nach dem ſtillen Zimmer und ſagte hier, daß man nicht wiſſen könne, was Munde vorhabe, er wiſſe Alles, Medard habe ihm das Gleiche geſagt wie dem alten Schäferle.

---

*) Verlobungsgeſchenk.

Das iſt vorbei, beruhigte Diethelm, davon bin ich freigeſprochen; was gemäht iſt, iſt gemäht. Red mir heut nichts mehr von der Geſchichte.

Ja, Vater, aber er wird mich deßwegen vor Gericht fordern.

Dich? Warum? Was haſt denn du dabei?

Ich hab' ihm Alles geſagt, erwiderte Fränz mit niedergeſchlagenem Blicke.

Was? Was haſt ihm geſagt? Was weißt denn du? Ich verſteh' den blauen Teufel von all deinem Geſchwätz.

Vater, ich hab' gemeint, er ſei mein Mann, und ihm darf ich Alles ſagen, und da hab' ich ihm erzählt, wie Ihr damals auf der kalten Herberge die Farb' gewechſelt habt, wie der Wirth erzählt hat, und wie Ihr mir hier in dieſem Zimmer vier Wochen vor dem Brand geſagt habt, Ihr wiſſet nicht mehr wo aus noch ein. Vater, ich hab's ja nicht bös gemeint, ich hab' ja nie daran denken können, daß uns der Munde verrathen könnt'.

Diethelm ſchnaubte wild vor Zorn und Schreck, er ballte die Fauſt, als wollte er Fränz zu Boden ſchlagen: ſein eigen Kind wußte um ſeine Schuld und hatte ſie preisgegeben, aber ſchnell entballte er ſeine Fauſt wieder, ſpielte in der Luft mit den Fingern wie auf Claviertaſten und ſagte bitter lächelnd:

So? Alſo du biſt ſo geſcheit und willſt deinem Vater was zuſammenzwirnen? Aber du biſt zu dumm, daß dich die Gänſ' beißen. Ich ſollt' eigentlich kein Wort mehr mit dir reden und dir die Peitſche anmeſſen. So denkſt du von deinem Vater? Du biſt's nicht werth, daß ich dir einen Groſchen hinterlaſſe. Geh nur vor Gericht. Kannſt Alles ſagen, Alles. Aber gedenken will ich dir's, was du gethan haſt. Jetzt weiß ich, warum der Lump ſo frech gegen mich geweſen iſt. Mein eigen Kind, mein einzig Kind hat's ihm eingeben. Ich will hinaus und will die ganze Welt fragen, ob das noch einmal vorkommt, ſo weit der Himmel über der Erde ſteht.

Vater, verzeihet mir. Ich denk's ja gewiß nicht mehr, bat Fränz weinend.

Schlecht genug, daß du's Einmal gedacht haſt. Wenn du von heut an — hör zu, was ich ſag', und guck nicht unter ſich, ſieh mir ins Geſicht, ſag' ich, knirſchte Diethelm, ſeine Tochter ſchüttelnd, — wenn du von heut an nicht demüthig und gehorſam biſt, wie's einem Kind zukommt, nein, ich will dir nicht ſagen, was ich thu', ich behalt's bei mir, aber vergeſſen werd' ich's nicht, verlaß dich drauf. Jetzt komm, hinter mir drein gehſt und machſt ein heiter Geſicht, das ſag' ich dir, und red mir kein Wort mehr davon.

Diethelm war es gelungen, den ſchlimmen Sinn ſeiner Tochter zu bezwingen, ſie ging hinter ihm drein wie ein Lamm und erſchrak bei jedem ſeiner Blicke, wenn er ſich umwendete. Was war aber damit gewonnen? Handhaben für erneute Anklagen waren in fremde Gewalt gegeben und noch dazu in die eines aufs Aeußerſte Erbitterten. Soll denn die That nie ruhen? Brennt das Feuer immer wieder auf? Nur Eines tröſtete Diethelm, und dies war der weichmüthige Charakter Munde's. Aber hatte er ſich nicht ſeit geſtern ſo auffallend verändert? Nein, er iſt noch derſelbe, ſonſt wäre er ja nicht davon gelaufen, ſtatt Diethelm und Fränz ſogleich den Gerichten zu überliefern. Dennoch ſchickte Diethelm ſogleich den Reppenberger nach Buchenberg, theilte ihm oberflächlich mit, was geſchehen war, und gab ihm den dringenden Auftrag, zu erforſchen, was Munde vorhabe, und es ihm durch einen Eilboten nach der Stadt mitzutheilen. Der Reppenberger verſtand den Vorgang, wenn auch nur halb, und ſagte:

Ich hab's bald gemerkt, das thut kein gut. Man kann ein Roß und ein Schaf nicht zuſammenſpannen. Diethelm lachte über dieſen Vergleich und gab dem Reppenberger ein gutes Zehrgeld mit auf den Weg. —

Beim Namen angerufen erwachte Munde unter dem Birnbaum bei Breitlingen, der Schmied von Buchenberg hielt mit ſeinem Pferde neben ihm und hieß ihn aufſitzen, wenn er müd ſei. Munde nahm das gern an. Der Schmied wußte nur von Händeln, die Munde mit ſeinem Schwäher gehabt, und Munde war nicht geneigt, viel zu ſprechen. Nur als der Schmied ſein Glück rühmte und ihm anrieth, klug zu ſein, die paar Jahre noch den Diethelm den Herrn ſpielen zu laſſen, ſagte er:

Ich bin nicht klug und will nicht reich ſein.

Die ganze Nacht hindurch raſtete man nicht, und bald ſaß der Eine, bald der Andere zu Pferde.

Es war bald Mittag, als man ſich Buchenberg näherte. Es hatte hier im Oberlande geregnet, und Blüten und Blätter waren an den Bäumen hervorgebrochen, ſo plötzlich wie ein bereit gehaltenes Feuerwerk, das nur des zündenden Funkens wartet.

Munde war ganz ausgehungert, denn er hatte ſich geſchämt, dem Schmied zu bekennen, daß er keinen Heller Geld bei ſich habe.

Als er in die väterliche Stube eintrat, rief ihm der alte Schäferle, die Pfeife im Mund haltend, vom Bette herab zu:

Grüß' Gott, Munde, ich weiß, wie's dir gangen iſt. Komm her, gieb mir die Hand.

So zutraulich war der Vater ſeit lange nicht geweſen, und die Hand reichend ſagte Munde:

Was wiſſet Ihr? Von wem? Sind ſchon Marktleute vor uns angekommen?

Kein Menſch. Ich weiß es von mir. Du haſt mit dem Mordbrenner Händel gehabt. Ich weiß das ſo gewiß, als wenn ich dabei geweſen wär.

Munde ſtarrte drein vor dieſer prophetiſchen Sehergabe des Vaters, und dieſer fuhr fort:,

Ich hab's ſchon lang kommen ſehen. Es iſt mir aber lieb, daß ich's noch erlebt hab'. Ich treib's nimmer lang. Von heut in ſieben Tagen ſeh' ich meinen Medard, und der muß mir ſagen, wie er ſo ſchnell von der Welt kommen iſt, und wenn ich dir's berichten kann thu' ich's. Setz dich zu mir aufs Bett. Gelt, jetzt biſt wieder mein? Gelt, jetzt biſt wieder mein? Gehſt nicht mehr zu dem Mordbrenner? Ich kann dir auch was geben, daß du nicht mehr an die Fränz denkſt. Und ich ſag' dir all' meine Mittel. Ich hab' dem Medard ſchon viele geſagt gehabt, und ihm gehören ſie auch, aber du biſt jetzt mein Einziger.

Munde weinte laut und erzählte dann Alles, wie es ihm ergangen. Der alte Schäferle richtete ſich auf, nahm die Pfeife in die linke Hand, hob die Rechte in die Höhe und rief:

Ich ſchwöre, ſo wahr ich bald vor Gott komm', der Diethelm iſt nicht unſchuldig an dem Tod deines Bruders, wie, das weiß ich nicht, das weiß Gott allein. Munde, leg' deine Hand auf meine Herzgrube, dir vererb' ich's, daß du nicht ruhſt, bis der Diethelm ſeine Strafe hat. Willſt du mir ſchwören, nicht zu ruhen und nicht zu raſten, bis der Tod deines Bruders gerächt iſt?

Ich kann's nicht, Vater, ich kann's nicht, ich thät' Euch ja Alles ſo gern, rief Munde, dem plötzlich davor graute, dieſe ſchwere Laſt auf ſich zu nehmen, aber das ſag' ich, ich will dem Diethelm, ſo lange ich lebe, zeigen, daß ich ihn für einen ſchlechten Menſchen halte.

Gut, das iſt mir genug, du haſt ein weiches Herz, du kannſt nicht mehr.

Der alte Schäferle begann nun, Munde alle ſeine ſympathetiſchen Mittel zu ſagen, wie er ſie vom Vater ererbt; er wollte es anfangs nicht dulden, daß Munde ſie aufſchrieb, das ſei gegen das Herkommen und tödte vielleicht ihre geheime Kraft, aber Munde behauptete, nicht Alles ſo ſchnell behalten zu können. Das Zaubermittel gegen angethane Liebe ſchrieb Munde nicht auf. Er ſaß nun bei ſeinem Vater, wie in einem Zauberberg, umgeben von geheimnißvollen Mächten, und wußte nichts mehr von der Welt, bis Martha mit dem Reppenberger kam.

Munde that es wehe, auch gegen die Meiſterin feindſelig zu ſein, der Reppenberger ſprach von einer Abſtandsſumme, die Diethelm dem Munde bezahlen wolle, wenn er ſich zur Auswanderung entſchließe, aber Munde wies alle Anerbietungen von ſich, und der alte Schäferle war glücklich, als er hörte, daß ſein Sohn die erledigte Stelle als Gemeindeſchäfer in Unterthailfingen annehmen wolle.

Auf den Tag hin, wie er es vorausgeſagt, ſtarb der alte Schäferle. Als ihm Munde noch am Morgen die geſtopfte Pfeife übergeben wollte, ſchüttelte er den Kopf verneinend und ſagte: Es iſt vorbei.

Munde überließ Alles ſeiner Schweſter und nahm ſich nur die Kleider des Medard.

Er ſaß am Wege und hütete die Schafe, als Diethelm vierſpännig mit ſeiner neuen Kaleſche daherfuhr; er ſchaute auf, und blitzſchnell durchzuckte ihn der Gedanke, welch ein großes Leben er hätte führen können; aber er drückte den Hut ins Geſicht und pfiff dem Paßauf, während Diethelm und Fränz raſch vorbeirollten.

Nicht ohne Befriedigung hörte Diethelm, daß der alte Schäferle geſtorben und begraben ſei, und daß der Geiſtliche an deſſen Grabe ſagte, Gott möge ihm vergeben, wie ihm der vergeben habe, dem er ſo ſchweres Leid angethan. Den Munde fürchtete Diethelm nicht mehr, weil er nicht im erſten Zorn gehandelt hatte, in dieſem war er des Schlimmſten von ihm gewärtig, jetzt in Ruhe, dachte er, wird die Schafſeele es nie dazu bringen, als Ankläger aufzutreten. So fühlte ſich Diethelm von dieſer Seite gedeckt, aber der Geiſt der Widerſpenſtigkeit und Aufſätzigkeit, den er in Fränz niedergerungen hatte, ſchien in Martha jetzt neu zu erwachen, wenn gleich gemildert von ihrem an Ergebung gewöhnten Weſen. Mit Ruhe ertrug es Diethelm, daß ſie ihm heftige Vorwürfe machte, weil er mit Fränz in der Welt umherfuhr und ſeine Frau daheim vergaß, „wie ein im Stall angebundenes Stückle Vieh". Er verſprach, ſie nie mehr allein zu laſſen.

Eines Tages ging er mit ihr nach dem Baue, der ſtaunenswerth raſch vorrückte, die Sonne brannte ſtechend und gewitterverkündend nieder, und Diethelm ſagte:

Ich weiß nicht, wie mir's iſt, ſeitdem ich im Gefängniß geweſen, bring' ich eine Kellerkälte nicht aus mir heraus; es iſt mir, wie wenn ich einen Eisklumpen im Herzen hätt'. Ich hab' gemeint, im Sommer wird's beſſer, aber es iſt nicht. Du ſagſt jetzt, dir ſei heiß, und ich werde die Gänshaut nicht los.

Herr Gott! das ſind meine todten Schwurfinger, ſchrie Martha gellend und ſtreckte die leichenhaften Finger Diethelm ins Geſicht.

Was haſt? Was machſt? fragte Diethelm erſchrocken, und Martha erklärte, indem ſie ſich auf einen Steinhaufen am Wege ſetzte:

Diethelm, was haſt du gemacht? Weißt du's denn nicht mehr? Du haſt ja geſchworen, die Sonne ſoll dich nicht mehr erwärmen, wenn du ans Brandſtiften denkſt, dort am Fenſterſims haſt's geſchworen, und jetzt iſt's ja wahr geworden, die Sonne wärmt dich nicht, und ich hab' einen falſchen Eid auf mich nehmen wollen, und meine Finger ſterben mir ab. O gerechter Gott, was machſt du aus uns? Gerechter Gott, was ſoll aus uns werden?

Diethelm ſuchte zu tröſten ſo viel als er vermochte, er wollte jetzt leugnen, daß ihn friere, und behauptete, die Wunde an ſeinem Arme ſei noch nicht völlig geheilt; da faßte ihn

Martha gerade an der wunden Stelle, daß er laut aufſchrie, ſie aber ſagte:

Geſteh ehrlich, beichte, nur mir ſag's, nur mir, woher du das haſt. Der Doctor hat immer geſagt, das ſäh' aus wie ein Biß von einem Menſchen. Wer hat dich gebiſſen?

Diethelm hatte Geiſtesgegenwart genug, ſeine Frau tapfer auszuzanken, mit dem Zuſatz, daß wenn ſie noch ein einzig Mal von todten Schwurfingern rede, er ſie auf immer verlaſſe, möge daraus werden, was da wolle.

Martha ſchwieg, aber ihre ſchweigend trauervollen Mienen, ihr ſtilles, ſtundenlanges Betrachten der abgeſtorbenen Finger ſagte Diethelm, was ſie für ſich ſinne und was ſie von ihm denken möge.

Als das Haus gerichtet war und der bänderverzierte Tannenbaum vom Giebel prangte, machte ſich Diethelm mit den Seinen auf nach dem Wildbad, die warme Quelle ſollte Diethelm von ſeinem Froſt und der Wunde heilen und ſollte die todte Hand Martha's neu beleben. Am hoffnungsreichſten aber war Fränz, ſie bedurfte der warmen Quelle nicht: ihrer harrte dort der Rautenkranzſohn und, nicht zu vergeſſen, auch der Amtsverweſer.

## Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Der ſtattliche reiche Bauer von Buchenberg mit ſeiner Familie und ſeinem eigenen Gefährte war wochenlang eine der bemerkteſten Erſcheinungen im Wildbad. Schon der frappante Gegenſatz, den man ſich von ihm erzählte, daß er ſich beim Brande eine ſchwer zu heilende Erkältung zugezogen, machte ihn zum Gegenſtand des Geſpräches, dazu ſein gemeſſenes Benehmen, weder zudringlich noch ſchüchtern, machte ihn zu einem Urbild jenes ſtolzen, ſelbſtbewußten Bauernthums, das man ſogar in der ſogenannten guten Geſellſchaft anziehend findet, ſo lange es in äſthetiſcher Buchferne verharrt und der eigenen Ueberhebung nicht zu nahe tritt. Martha und Fränz waren weniger bemerkt. Martha hielt ſich vorzugsweiſe zu einigen alten Frauen, die im Armenbad eine Freiſtelle genoßen, und ließ ſich von ihnen ihre Leiden und ihre Schickſale erzählen, Fränz aber war ſeltſam verſcheucht und zurückgezogen. Wir werden bald erfahren, warum. Wir müſſen nur noch erzählen, daß Diethelm die Spitze ſeines Ruhmes erreichte, als eine regierende Fürſtin in der Allee durch den erſten Kammerherrn ſich ihn vorſtellen ließ. Diethelm war beſeligt durch dieſe Auszeichnung, er gab auf alle Fragen beſcheidene und, wie es ſchien, genehme Antworten; er widerſprach nicht, als man ihn für einen großen Hofbeſitzer hielt, und nahm ſich nur vor, dieſe Vorausſetzung zu einer Wahrheit zu machen; dabei ſchaute er oft wie verlegen um, er wollte ſehen, ob Niemand bemerke, welche Ehre ihm zu Theil wurde. Es gingen aber Menſchen vorüber, die ihn nicht kannten. Dennoch ſah er wohl, daß ſie in der Ferne ſtehen blieben. Als er entlaſſen wurde, ging er aufgerichtet durch die Alleen heimwärts, die Bäume waren noch einmal ſo grün, der Himmel noch einmal ſo blau, und die Vögel ſangen ſo luſtig wie noch nie. Zum Erſtenmal ſpürte er die Wirkung des Bades, eine wohlthätige Wärme überſtrömte ſein ganzes Weſen und als er zu Frau und Tochter kam, war er glückſelig und wiederholte immer und immer, daß dieſer Tag ſein höchſtes Glück ſei. Er mußte ſich niederſetzen, ſo hatte ihm die Freude faſt wie ein Schreck die Kniee angegriffen, dieſe Ehre ſchien zu ſchwer für ihn, und als jetzt ein erwünſchter Beſuch, der Vetter Waldhornwirth, eintrat, blieb Diethelm auf ſeinem Stuhle ſitzen und ſagte mit verklärtem Lächeln:

Wärſt du nur um eine Stunde früher gekommen, da hätteſt du ſehen können, wie die Fürſtin von ** mit mir geſprochen hat, grad ſo wie ich jetzt mit dir, ſo freundſchaftlich, ſo herztreu. Ich hätt' einen Finger von der Hand drum geben, wenn ich ganz Buchenberg hätt' daneben ſtellen können. Aber erzählen mußt's. Sie müſſen's alle wiſſen.

Der Vetter verſprach zu erzählen, andern Tages aber wurde er auch von der Wahrheit überführt, denn vor dem Kurhauſe, vor allen Leuten winkte die Fürſtin Diethelm zu ſich und unterhielt ſich lange mit ihm. Sie fragte nach ſeiner Unterſuchungshaft, und Diethelm, der Anfangs erſchrak, richtete ſich an einer alten Erinnerung auf und betheuerte, wie er ein treuer Unterthan ſei und nichts von den Grundrechten wolle, aber das Schwurgericht, das ſei doch gut, da werde man auch öffentlich freigeſprochen. Mit einem freundlichen Lächeln entließ ihn die Fürſtin, und der Vetter Trompeter, der von Ferne zugeſehen, faßte ſeine Hand, als er zu ihm trat, und rief:

Was meinet Ihr, Vetter, wenn das Euer Vater geſehen hätt', der Krattenmacher von Letzweiler? Diethelm ſchien dieſe Erinnerung nicht genehm, denn er erwiderte:

Was redeſt du wie ein Mann ohne Kopf? Der Vetter verſtand und fuhr fort:

Ich hab's nicht allein geſehen, dort ſteht der Kaſtenverwalter von G. Gucket, er kommt ſchon her und will Euch Glück wünſchen.

In der That geſchah dies auch, und nicht nur der abgeſtellte Kaſtenverwalter, viele andere hohe und niedere Beamte, ja ſogar Adelige behandelten Diethelm mit Auszeichnung, und zum darauffolgenden Ball im Kurhauſe erhielt Diethelm mit ſeiner Familie eine Einladung. Martha ſagte ſogleich, daß ſie daheim bleibe, ſie ſei krank und nicht zum Tanzen da, Fränz aber hüpfte vor Freude, als hörte ſie ſchon die luſtigen Tanzweiſen.

Fränz war, wie geſagt, während des Badeaufenthaltes noch nie zu rechter Freude gekommen, ſie fühlte ſich nicht recht heimiſch in dieſen Umgebungen, ſie hatte zwar die Bauernhaube abgelegt, die kaum zu bewältigenden Haarflechten aufgeſtellt und ſich einen farbenſchillernden Sonnenſchirm angeſchafft, aber erſt durch einen Geiſtlichen erhielt ſie eine geſellſchaftliche Firmelung. Ein junger Miſſionär aus der Schweiz, der in einem zierlichen Rollwagen umhergeführt wurde, war bald der Schützling aller Frauen und Mädchen, auch Fränz wurde durch eine prieſterlich zuvorkommende Anſprache in ſeinen Kreis gezogen und verlor bald jede äußere Schüchternheit, indem ſie gleich den Uebrigen dem Kranken, der noch dazu ein geweihter Prieſter war, ſich dienſtgefällig erwies. Die Hülfloſigkeit des Kranken ließ jede Scheu verſchwinden, man durfte ihm die Hand reichen und gefällig ſein wie einem Kinde. Der junge Mann, ein wirklich eifervoller Prieſter mit ſeinem blaſſen Antlitze, das durch die beſtändige weiße Halsbinde noch gehoben wurde, war eine anziehende Erſcheinung, und ſein brennendes Auge, das er wunderſam zu heben und zu ſenken verſtand, zeugte von innerem Feuer, das auch hervorbrach, wenn er an ſtillen ſchattigen Plätzen dem Frauenkreiſe vorlas. Er hatte eine wohltönende, ins Herz dringende Stimme. Fränz hatte in der Stadt die Kunſt gelernt, Pantöffelein zu brodiren, und ſie ſaß nun mit den anderen Frauen mit ihrer Arbeit um den heiligen Mann und hörte die ergreifenden Vorleſungen und eifervollen Vorträge; ſie verſtand es, wie die Andern, mitunter aufzuſchauen, einen verſtändnißreichen Blick zu thun, bedeutſam mit dem Kopf zu nicken oder gar die Hände in einander zu legen und unverwandt auf den Redner zu ſchauen. Mitunter war ſie auch wirklich ergriffen, und der Spruch: Rette deine Seele! ſchauerte ihr durch Mark und Bein. Sie erkannte mit Schrecken, wie ſie ihr Seelenheil bisher verwahrloſ't, und war geneigt, dem Jungfrauenbunde, für den ſchließlich geworben wurde, beizutreten, aber ein äußerlicher Grund half ihr, ſich von den ſchweren Opfern zu befreien. Sie glaubte zu bemerken, daß einige und zwar die Vornehmſten und Manierlichſten, von dem weihevollen Manne vorgezogen wurden, die Eitelkeit regte ſich, und gewohnt, daß Alles in der Welt nur zum Schein geſchehe, forſchte ſie auch hier den Täuſchungen nach und glaubte ſolche immer mehr zu finden. Dennoch war ſie bereits ſo ſehr im Bannkreiſe des jungen Prieſters, daß ſie ihm reuig und zerknirſcht dieſe ihre Sünde offen beichtete, aber die Mahnung, ihre Eitelkeit zu beſiegen, machte ſie ſtumm und im Innerſten widerſpenſtig, zumal dieſe Aufforderung gerade mit der Ehre zuſammentraf, die ihrem Vater durch die Fürſtin von ** geworden war.

Die Leichtigkeit, mit der ſich ein Verhältniß im Badeleben knüpft, zeigt ſich auch im Löſen desſelben. Fränz hatte immer mehr Abhaltungen, im Schatten der wilden Kaſtanien unter dem andächtigen Zuhörerkreiſe des Miſſionärs zu erſcheinen. Wenn ſie dorthin ging, hatte ſie den ſtillen beſcheidenen Gang und den niedergeſchlagenen Blick, wenn ſie aber bei den Muſiken im Freien erſchien, hatte ſie, man kann faſt ſagen, etwas ſchäkernd Hüpfendes, wobei ſie den Kopf in den Nacken warf.

Und dieſe letzte Haltung gewann die Oberhand, als der Prieſter bald geheilt im blumenbekränzten Wagen abreiſ'te.

Fränz wollte, rund heraus geſagt, ſich hier einen Mann erobern.

Den Munde bei ſeinen Schafen hatte ſie längſt vergeſſen, ja, ſie ſah jetzt, daß er nie zu ihr gepaßt habe; aber hier that ihr die Wahl weh zwiſchen dem Rautenkranzſohn, der hier Kellner war, und dem Amtsverweſer. Der Kellner war eine gutartige und heitere Erſcheinung, aber es hatte doch etwas Abſtoßendes, daß er hier Jedermann bediente und gegen alle Welt freundlich und unterwürfig ſein mußte. Das behagte dem hoffährtigen Weſen der Fränz durchaus nicht. Wenn er ihr bei Tafel eine Schüſſel reichte und dabei einige freundliche Worte ſprach, ſchämte ſie ſich faſt, ihm zu antworten; zwar erinnerte ſie ſich wieder, was er daheim zu bedeuten habe, und wie er mehr ſei, als Viele, die er hier bediente; aber eben dieſes Bedienen gefiel ihr nicht, und dann konnte der Kellner nie einen Spaziergang, wie viel weniger eine Ausfahrt mitmachen, er mußte froh ſein, wenn er eine Stunde von fünf bis ſechs Nachmittags erübrigte, um an den Hauspfoſten gelehnt eine Cigarre zu rauchen, die er ſchnell verbarg, wenn ein Gaſt kam. Dennoch hatte Fränz nicht recht den Muth, ſich von ihm abzuwenden, ja ſie dachte ſich aus, wie Alles ſchon anders würde, wenn ſie einmal ein eigenes Wirthshaus hätten. Der Amtsverweſer war äußerſt zurückhaltend, obgleich er mit an derſelben Tafel ſpeiſ'te; er ſchien mehreren Damen den Hof zu machen, die er oft auf Spaziergängen begleitete. Glücklicherweiſe aber — man konnte nun nicht ſagen, daß die Anſprache der Fürſtin von ** daran ſchuld ſei — hatte der Amtsverweſer ſie und den Vater juſt den Tag vorher begleitet und viel mit Fränz gelacht; er ſetzte nun dieſe Annäherung mit großer Beſtändigkeit fort, überbrachte ſelbſt die Einladung zum Kurhausball und ſchickte am Abend desſelben den erleſenſten Blumenſtrauß, eine Aufmerkſamkeit, mit der ihm jedoch der Rautenkranzſohn zuvorgekommen war. Es waren Beide wohl zu beachtende Bewerber. Der Rautenkranzſohn war jünger und farbiger, in ſeinem vollen wohlgekämmten braunen Haare ſah man ſtets die friſchen Furchen der Bürſte und den weißen Scheitel, der Amtsverweſer war blaſſer und mit einer avancirenden Glatze verſehen. Fränz hielt die beiden Sträuße der Bewerber in der Hand und betrachtete ſie lang, ſie überlegte, welchem Strauß und welchem Geber ſie den Vorzug gönnen ſolle, ihre Wangen glühten, ſie war nicht dem Zufall ergeben genug, um eine Blume mit „Liebt mich" und „Liebt mich nicht" zu zerzupfen, ſie überlegte, daß der Rautenkranzſohn allerdings ſeine Vorzüge hatte, er ſtand ihr näher, ſie kannte ſeinen Lebenskreis genau und konnte ſich frei darin bewegen, auch war er gut geartet und leicht zu beherrſchen, nicht ſo ſehr wie Munde, aber doch lenkſam genug, und ſie hatte ſich's ja einſt als ſchönſtes Ziel gedacht, Frau Rautenwirthin zu werden; aber Frau Amtmännin und in Zukunft Frau Regierungsräthin — das iſt doch ſchöner, und ein Narr iſt, wer das Höhere erreichen kann und ſich mit Geringerem begnügt. Fränz war entſchloſſen, den Blumenſtrauß des Amtsverweſers zu nehmen; aber während des langen Beſinnens hatte ſie vergeſſen, ob der in der Rechten oder der in der Linken von ihm kam, ſie waren ſo ähnlich. Jetzt erinnerte ſie ſich, daß der in der Rechten der gültige war, aber in der Verwirrung hatte ſie die Sträuße niedergelegt und dieſes Merkmal zerſtört. Wenn aber kein rechtes Kennzeichen war, ſo konnte ja der Amtsverweſer nichts merken? Wer weiß indeß, ob er nicht doch ein geheimes Kennzeichen hat. Fränz war ganz berauſcht von der blumenduftigen Werbung, ſie eilte die Treppe hinab und wollte den Kellner fragen, welcher Strauß von ihm ſei, aber nicht der Gedanke, welch eine tückiſche Härte hierin lag, hielt ſie plötzlich feſt, ſondern die Erinnerung, daß ſie ja dann eine offenbare Entſcheidung machen müſſe und einen Freier aus der Hand gebe, bevor ſie des andern gewiß ſei, und jetzt that ſich ein neuer und glücklicher Ausweg auf, ſie wollte gar keine Blumen mitnehmen und dem Amtsverweſer ſagen, ſie habe deren ſo viele von unbekannten Verehrern bekommen, daß ſie Alle daheim gelaſſen. Das wird ihn kirren und raſch zugreifen machen, und dann iſt die Entſcheidung da.

Und ſo geſchah es auch.

Wieder unter rauſchender Muſik wurde Fränz zum Zweitenmal verlobt. Der Amtsverweſer hatte in unerklärlicher Zaghaftigkeit gewünſcht, daß die Verlobung noch einige Zeit geheim gehalten werde, mindeſtens bis er ſeine täglich erwartete Beſtallung als vertretender Staatsanwalt erhalten habe, aber Diethelm war nicht gewillt, nur einen Tag der Ehre verluſtig zu gehen, die ihm aus dieſer Verlobung ſeiner Tochter entſprang; er faßte den Einwand ſeines Schwiegerſohnes, daß er wegen des neu. zu übernehmenden Amtes vor kommendem Frühling nicht heirathen könne, dahin feſt, daß Fränz während dieſer Zeit noch in ein Erziehungs-Inſtitut, eine „Schnellbleiche“, wie er es ſpöttiſch bezeichnete, gethan werde, um ihrer neuen Stellung gerecht zu ſein. Bis dahin wollte er auch ſein neues Anweſen in Buchenberg verkaufen, und, wie er doch ſchon lang vorhatte, nach der Kreisſtadt ziehen.

Die warme Quelle hatte weder Diethelm von ſeinem Froſte, noch ſeine Frau von der Abgeſtorbenheit ihrer Finger befreit, man getröſtete ſie der Nachwirkung.

Nur Fränz hatte erreicht, was ſie wollte, und die Eltern erfreuten ſich bei der Heimfahrt im Sprechen über das Glück ihres Kindes und vergaßen darüber alle Körperleiden und alles Leid in der Seele.

## Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Menſch aus höheren Regionen, der ſich beſcheidentlich herabläßt, mit niederen Erdgeborenen zu verkehren, ſo ging Diethelm durch Buchenberg; er hatte mit fürſtlichen Perſonen, mit hohen Staatsmännern verkehrt, und ein Staatsanwalt — denn ſolches war er geworden — war ſein Schwiegerſohn! Es dünkte ihn wie ein Traum, daß er ſein einziges Kind einſt einem armen Schäfer hatte geben wollen. Wenn er ſeiner That gedachte, war ſie ihm wie längſt abgethan, und die Gunſt der Großen, denen er ſo nahe geſtanden, erſchien ihm als Schild und Schirm, daß nie mehr auch der leiſeſte Verdacht ſich gegen ihn erheben dürfte. Wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr und bald darauf Briefe kamen, ſah Diethelm immer, ob keiner mit einem großen Siegel darunter ſei, der ihm einen Orden zubrächte oder irgend eine andere unverhoffte Auszeichnung. Es kamen aber meiſt Bettelbriefe von allen Orten, von den entfernteſten Verwandten, von Schulmeiſtern geſchrieben, die in hochtrabendem Tone den hochverehrten Herrn Vetter um Gaben und Darleihen baten. „Diethelm glaubte genug gethan zu haben und ließ ſie unbeantwortet. Am erfreulichſten waren noch die Briefe von Fränz; zwar waren ſie in ſteifer, ungelenker Redeweiſe, aber dieſe erſchien Diethelm grade recht ſchön und erbaulich, und von Brief zu Brief ward die Schrift zierlicher und geläufiger. Diethelm konnte nicht umhin, manche davon, beſonders aber auch die Briefe des Staatsanwalts, durch den Vetter im Waldhorn vorleſen zu laſſen.

Die Verehrung im Dorfe ſchien ihm indeß doch minder bedeutend, als die in der Stadt ſich darthat. Mit Martha, die er nun nicht mehr allein ließ, fuhr er oft dahin, um allerlei Hausrath zu kaufen. Er richtete ſich nur nothdürftig ein, da er ja bald wieder verkaufen wollte.

Alles ließ ſich zu größter Beruhigung an, nur Martha war nicht aus ihrer beſtändigen Trauer und Kümmerniß zu reißen, und wenn Diethelm ſie damit abwies, ſagte ſie klagend:

Ich hab' ja ſonſt Niemand, dem ich mein Herz ausſchütten kann, und mir bangt vor dem neuen Haus, wo der Medard verbrannt iſt.

Diethelm hörte ſie geduldig an, aber dieſes ewige Klagen machte ihn ſtumpf gegen die Vorherſagung der Frau, daß ſie den Einzug ins Haus nicht erleben werde.

Nur nicht prophezeien, war ſeine beſtändige Rede, das iſt das Schlechteſte was man thun kann. Ich hab' dir verſprochen, daß ich dich nie mehr allein laſſe, aber du treibſt mich aus dem Haus, wenn du ſo fort machſt.

Martha hatte in der That falſch prophezeit: der Sommer ging zur Rüſte, und im Herbſte zog ſie, abgeſehen von ihrem beſtändigen Leid, wohlbehalten in das wochenlang durchheizte neue Haus ein, und nachdem das erſte Mißbehagen überwunden, ſchien ſie ſich deſſen zu freuen; zumal da Diethelm die junge Frau Kübler mit ihrem Kinde während der Abweſenheit der Fränz zu ſich ins Haus genommen hatte.

Nun erlaubte er ſich auch allmählich, ſeinem Verſprechen untreu zu werden, und buchſtäblich hielt er es doch, wenn er wieder Tage und Nächte über Land blieb: Martha war ja nicht allein, die junge Frau mit dem Kinde war bei ihr. Wenn Martha ihn dennoch an ſein Verſprechen gemahnte, war er ungehalten und voll Jähzorn über dieſe unerträgliche Sklaverei und über dieſes ewige Erinnern an ein Verſprechen, das er ſchon von ſelbſt halte und viel lieber, wenn er nicht daran gemahnt werde. Er blieb nun mehr als gewöhnlich zu Hauſe, und jetzt erkannte er deutlich, was er ſchon oft flüchtig wahrgenommen: wenn er im lebhaften Verkehr mit Menſchen, und zwar mit recht vielen war, wich das Fröſteln von ihm, in der Einſamkeit aber war es immer wieder da, unabwendbar. Diethelm knirſchte über die neue Gefangenſchaft, in der er ſich befand, und jetzt fiel ihm das Mittel des alten Schäferle ein. Er kaufte Erlenholz und ſägte Tage lang, als müßte er ſein Brod damit verdienen. Der ſtolze, in grünen Saffianpantoffeln ſtolzirende und alle ſchwere Arbeit verhöhnende Diethelm war in das Loos eines armen Tagelöhners verfallen, aber er war dabei doch froh, denn er fühlte in der That eine lange nicht empfundene Wärme; das Holz, das, haufenweiſe in den Ofen geſteckt, ihn nicht von ſeinem Fröſteln befreit hätte, erwärmte ihn jetzt bei deſſen Verarbeitung. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er im Schuppen und lauſchte dann oft ſelbſtvergeſſen den wunderlichen Tönen der Säge; wie das klingt und ſchrillt beim erſten Einſchnitt und dann zum Kern des Scheites gelangend ſo dumpf tönt und wieder ins Schrille, Kurzathmige übergeht beim Ende des Durchſchnittes. Mochte es aber klingen wie es wollte, wohlige Wärme durchſtrömte den Körper. Die Leute ſagten, der Diethelm ſei geizig geworden, ſeitdem ſein Reichthum geſtiegen ſei; er ließ ſich dieſe Nachrede, die ihm wieder zukam, gerne gefallen, denn auch im Geiz liegt ein gewiſſer Ruhm, da ſeine unbezweifelte Vorausſetzung der Reichthum iſt.

Wenn er manchmal einen Tag in ſeiner mühſeligen Arbeit ausſetzen wollte, kam wiederum das Fröſteln über ihn, als wollte ſich alles Zurückgedrängte auf Einmal geltend machen; er mußte aufs Neue wider Willen an die unſcheinbare und doch ſo mühſelige Arbeit, als hätte ein Zauber ihn darin feſtgebannt. Es half nichts Anderes.

Da kam ein neues Ereigniß, das ihn von dieſer Arbeit und ſeiner häuslichen Gefangenſchaft befreite, ohne daß Martha zu einer Einſprache berechtigt war.

Das Schwurgericht, das man in ſtürmiſchen Zeiten verheißen hatte, wurde jetzt nach Herſtellung der nöthigen Bauten in der That eingeſetzt. Der veränderten Zeitrichtung zufolge wurden aber die Geſchwornen nicht nach allgemeinem Wahlrechte frei gewählt, ſondern die Amtsverſammlung, beſtehend aus den meiſt gefügigen Schultheißen und einem Theil der Obmänner des Gemeindeausſchuſſes, wählte einen ſogenannten Siebenerausſchuß, und dieſer ernannte die Geſchwornen aus der Zahl der Höchſtbeſteuerten und Nichtdemokraten. Eines Tages kam der Vetter Waldhornwirth haſtig mit der Landeszeitung in der Hand und ſagte zu Diethelm:

Da kommet Ihr in der Zeitung, Vetter.

Ich? Wie? erwiderte Diethelm ſich verfärbend und nahm mit Zittern das Blatt in die Hand. Er las die Liſte der Geſchworenen, und als Dritter ſtand ſein Name. Lange ſtarrte er darauf hin und rieb ſich mehrmals die Stirn, er wollte den Schreck vergeſſen, den er gehabt hatte, und jetzt war es ihm doch eine Freude, ſich gedruckt zu leſen; er äußerte dies aber nicht, ſondern ſagte nur, daß er um Diſpenſation bitten werde, da er in ſeinem Anweſen noch viel zu thun habe, und daß er auch ſeine Frau nicht verlaſſen dürfe. Martha entgegnete raſch:

Meinetwegen kannſt du's ſchon annehmen, im Gegentheil, mir iſt's lieb, wenn du auf ein paar Wochen fortgehſt, lieber, als wenn du ſo all' Ritt' verſchwindeſt, wie in den Boden geſunken.

Der Vetter ſagte, daß Diethelm gar nicht ablehnen dürfe; man wiſſe nicht, was die Menſchen denken könnten, wenn er ſich davon losangle; das ginge ihn zwar nichts an, aber er dürfe es auch ohnedies nicht, er habe das Schwurgericht zu allen Zeiten geprieſen, und jetzt müſſe er auch dabei ſein.

Diethelm ſchäumte innerlich vor Wuth. So hatte ſeine Freiſprechung, alle die hohen Ehren, die er genoſſen, nichts genützt; die Menſchen, die ſo unterwürfig waren, hegten noch immer einen Verdacht gegen ihn, der allzeit bereit war, loszubrechen. Der erſtickte Argwohn in den Gemüthern glich der Flamme in einem niedergebrannten Hauſe, die immer wieder aufſchlägt, ſobald man einen Balken weghebt. Diethelm verfluchte die ganze Welt und zankte mit dem Vetter, als dieſer entſchuldigend ſagte, er habe noch nichts gehört, von Niemand, er habe nur ſo gemeint.

Was haſt du vorzudenken, was andere Leute denken können? oder biſt du ſchlecht genug und blaſeſt den Leuten ſelber ein, daß ſie mich verunehren?

Ihr wiſſet ja, wie ich zu Euch bin, ſagte der Vetter mit ſchelmiſch bedeutungsvollem Blick. Diethelm ſah das, und wieder kam ihm die Vermuthung, daß der, den er ſich am nächſten glaubte, ſchlimmen Verdacht gegen ihn hegte; aber das Klügſte war doch, immer zu thun, als ob er das nicht glaube; er ſagte daher:

Wenn's nicht anders iſt, nehm ich's an. Haſt Recht, Vetter, es kann mir eins ſein, was die Leut' denken, und ich freu' mich auch, bei meinem Schwiegerſohn zu ſein. Weißt was, Frau? Geh mit.

Martha verneinte, und Diethelm wiederholte ſeinen Vorſchlag nicht. Denn wie Alles in der Welt ſeine vielfachen Gründe hat, ſo ging es auch hier. Diethelm wollte nicht nur zeigen, daß er keinen Gerichtshof ſcheue, er wurde auch der Oede im Hauſe und den ewigen Klagen ſeiner Frau erledigt, wenn er ſich davon machte.

Diethelm hatte bei der bald darauf folgenden Amtsverſammlung die Genugthuung, vom Amtmann Niagara — der ſo genannt wurde, weil er im Geſpräche immer ein mächtig ſchätterndes Gelächter erhob — mit beſonderm Ruhme erwähnt zu werden, während den Anderen mit Recht vorgehalten wurde, daß ſie gerne freie Staatseinrichtungen hätten, aber dafür keinen Tag aufwenden wollten, ja daß ihnen ſchon jedes Wählen zu viel Mühe ſei.

Diethelm ſah ſtolz und ſelbſtbewußt drein, und bei dem gemeinſamen Mahle, das nach der Amtsverſammlung gehalten wurde, erhielt Diethelm den Ehrenplatz neben dem Amtmann Niagara und half ihm tapfer lachen. Es gab beſonders viele Witzreden über Diejenigen, die da gehofft hatten, daß den Geſchworenen reiche Taggelder aus der Staatskaſſe ausgeſetzt würden; der Steinbauer vor Allem mußte ſich viele Neckereien gefallen laſſen, weil er auf ſein Dispenſationsgeſuch einen abſchlägigen Beſcheid erhalten hatte. Der Angegriffene wagte es nicht, den Späßen des freundlichen Amtmanns entſprechenden Widerſtand zu leiſten, und ohne ſich auf eine nähere Erklärung einzulaſſen, behauptete er, daß er doch noch frei werde.

Noch nie kam Diethelm frohgemuther nach Hauſe als von der heutigen Amtsverſammlung, und er wünſchte ſich, daß die Gerichtsſitzungen nur bald beginnen möchten. Die Ehrenbezeigungen von den Beamten thaten ihm gar wohl.

Als der Tag der Abreiſe kam, wollte es Diethelm wiederum bange werden, es erſchien ihm als ein gefährliches Spiel, das er mit ſich treibe. Er nahm ſein eigen Gefährte nur bis G. mit, dort geſellten ſich im Eilwagen die anderen Geſchworenen zu ihm, der Sternwirth und der Steinbauer waren auch dabei.

Es war das erſte Schwurgerichtstagen ſeit undenklichen Zeiten, und alle Mitwirkenden waren in feierlich gehobener Stimmung, der der Vorſitzende des Gerichtshofes und der Staatsanwalt wie der Altmeiſter der Rechtsanwälte beredte

Worte gaben. Beſonders ein Wort des Vorſitzenden drang Diethelm ins Herz, denn er hatte geſagt: Ein Verbrechen, das ungeſühnt in der Seele ruht, gleicht dem Brande in einem Kohlenbergwerke; man ſtopft es zu und will das Feuer erſticken, aber es brennt weiter, unterirdiſch, ungeſehen, und eine Oeffnung, die ſich aufthut, läßt die Flamme emporſchlagen.

Diethelm fühlte bei dieſen Worten, wie es wirklich in ſeinen Eingeweiden brannte, er hätte laut aufſchreien mögen vor Schmerz, aber er bezwang ſich. Als jetzt die Rechtsgelehrten der verſchiedenen Stellungen geſprochen hatten, trat eine Pauſe ein. Man erwartete eine Anſprache aus der Mitte der Geſchworenen. Einer ſtieß den Andern an, er möge reden, und doch hätte Jeder gerne ſelbſt geſprochen, die Pauſe dauerte peinlich lange, da erhob ſich Diethelm. Er glaubte gerade beſonders zeigen zu müſſen, wie ſehr er die Bedeutſamkeit der neuen Einrichtung erkenne, die Worte des Amtmanns bei der Wahlverſammlung kamen ihm wohl zu ſtatten, und hatte er ſich vordem nicht geſcheut, mit fremdem Geld und Gut groß zu thun, ſo hatte es mit einem fremden Gedanken gewiß viel weniger auf ſich. Anfangs bebend, dann aber mit feſter Stimme wiederholte er, in ſeine Weiſe übertragen, jene Worte, und Alle ſtanden auf, als er plötzlich ſtotternd abbrach und die Hände faltend mit gehaltenem Tone das Vaterunſer ſprach.

Bevor die Namen der Geſchworenen verleſen wurden, ließ der Vorſitzende durch den Gerichtsſchreiber ein ärztliches Zeugniß vortragen, das der Steinbauer beigebracht hatte, und das ihn befreien ſollte. Nach kurzer leiſer Berathung erklärte der Schwurgerichtshof, daß die Befreiungsgründe nicht zureichend ſeien. Diethelm ſchaute mit triumphirendem Lächeln auf den Steinbauer, der aber keine Miene zuckte.

Nun ging es an das Verleſen der Namen. Der Vorſitzende nahm bald rechts bald links die Zettel auf, die ihm die beiden Schwurrichter reichten, und warf ſie in die

Urne. Dieſes Aufraffen, Ausrufen und Verſenken der Namen hatte für Diethelm etwas Eigenthümliches, bang Räthſelvolles, es war ihm, als wäre er wie ſein Name in fremde Gewalt gegeben.

Als jetzt die Namen aus der Urne gezogen wurden, ballte Diethelm bei jedem, der ausgerufen wurde, die Fäuſte, um keinen Schreck zu zeigen, wenn er den ſeinigen hörte, aber er kam nicht. Beim Namen des Steinbauern ſprachen Staatsanwalt und Vertheidiger zugleich: Abgelehnt! worüber ein Lächeln in der Verſammlung entſtand, und der Vertheidiger mit höflicher Handbewegung die Ablehnung dem Staatsanwalt überließ. Der Steinbauer ſchaute herausfordernd auf Diethelm, ſeine Mienen ſagten: ich hab's gewußt, daß ich frei werde.

Die zwölf Männer waren ernannt, Diethelm war nicht unter ihnen; er athmete frei auf. Nun aber erklärte der Vorſitzende, daß er noch zwei Erſatzgeſchworene auslooſe, und der erſte Name, der jetzt erſchien, war der Diethelm's. Als er mit ſchweren Schritten nach der Geſchworenenbank an dem dichtgefüllten Zuhörerraume vorüberging, hörte er dort ſagen: Schade, daß der nur Erſatzgeſchworener iſt, das wäre ein tüchtiger Obmann geworden. Diethelm ſchloß die Augen, als er in ſeinem Armſtuhl ſaß: der Ehrenzuruf aus den Zuhörern hatte ihm ſein faſt ſtille ſtehendes Herz freudig bewegt. Durch ein Geräuſch wurde Diethelm aus ſeiner inneren Verſunkenheit erweckt, die Stühle rutſchten und brummten, die ganze Ruhe der Verſammlung kam plötzlich in Bewegung, dort auf der Erhöhung, wo das Gericht ſaß, war es dunkel geworden, denn die Mitglieder des Gerichtshofes, hinter deren Rücken die Fenſter waren, hatten ſich erhoben, und nun ſprach der Vorſitzende den Geſchworenen mit feierlicher Stimme ihren Eid vor, und Einer nach dem Andern erhob die Hand und ſprach: Ich ſchwör' es, ſo wahr mir Gott helfe. Es waren ruhige überzeugungsfeſte Stimmen, und Jeder, der es hörte, wie hier die innere Wahrhaftigkeit ſich laut betheuerte, mußte ergriffen und erſchüttert werden; es war eine rechtſprechende Gemeinde, darin ein Jeder aus Herzensgrund ſein Bekenntniß ausſprach, und über der ganzen Verſammlung ruhte eine ernſte Gehobenheit, denn die Heiligkeit des Beginnens, der Geiſt der Wahrhaftigkeit ſchwebte darüber.

Diethelm ſprach den Eid, und wie er die Hand emporhob, fühlte er's, wie wenn eine unſichtbare Macht ſeine Hand faßte, er ſenkte ſie nicht, bis er ſich niederſetzte und jetzt erſt eine Müdigkeit fühlte, als wären ihm die Kniee zerbrochen.

Auf der Anklagebank ſaßen zwei junge Männer, des Complott-Diebſtahls beſchuldigt. Der verleſenen Anklage gemäß erſchien dennoch der Eine mehr als Verführter. Der Staatsanwalt begründete in ſcharfſinniger Weiſe die Anklage, ſeine Stimme hatte etwas zitternd Melancholiſches, und dieſes ſowohl wie ſeine Beweisführungen hatten ſo viel Beſtimmendes, daß der Nachbar Diethelm's, der Schultheiß von Rettinghauſen, ihm zuraunte: Die ſind ſchuldig. Diethelm antwortete nicht. Mit eingekniffenen Lippen und weit aufgeſperrten Augen betrachtete er die Angeklagten: dieſe finſter blickenden Augen, die nur bisweilen zuckten, dieſe ſtarren Züge, dieſe in einander gelegten Hände, dieſe Geſtalten mit ihrem ganzen Leben ſind in fremde Gewalt gegeben. Dort hinter den Angeklagten ſitzt der Landjäger, das gezückte Schwert in Händen. Wie es ſo gierig blinkt! Das iſt das Schwert der Gerechtigkeit über den Angeklagten ſchwebend. Immer und immer mußte Diethelm denken, wie es dieſen Menſchen zu Muthe ſei; wie die Blicke der Anweſenden ſie treffen müſſen wie ſcharfe Schwerter, er konnte dieſe Gedanken nicht los werden, bis er endlich die Hände zuſammenpreßte, ein Schauer durchrieſelte ihn, und zum Erſtenmale betete er in innerſter Seele voll Reue über das Geſchehene. Vor ſeinen dreinſtarrenden Augen verſchwammen die Menſchengeſtalten, nur das blanke Schwert dort an der Wand blinkte und die Stimme des Staatsanwalts tönte. Da erklärte der

Vorſitzende die Verhandlung für dieſen Morgen als geſchloſſen und beraumte eine zweite Sitzung auf Nachmittag.

Als jetzt Alles ſich erhob, rieb Diethelm ſich lange die Stirn, und wie taumelnd verließ er den Saal und drängte ſich dann hinaus, als würde er feſtgehalten. Erſt in freier Luft fand er ſich ſelber wieder, er trat feſt auf und ſchaute zurück nach dem Gerichtsſaal, wie ein Angelandeter dem ſchwankenden Schiffe nachſchaut, das er eben verlaſſen.

Die Mehrzahl der Geſchworenen hatten ſich einen gemeinſamen Mittagstiſch in einem ihnen genehmen Wirthshauſe angeordnet, und wie von ſelbſt war Diethelm hier der Vorſitzende, zumal da die wenigen „Herren“ unter den Geſchworenen ſich in einen vornehmeren Gaſthof begeben hatten. Diethelm fühlte ſich ganz wohlgemuth: er war feſt überzeugt, daß er heute alles Peinliche ſeiner Lage überwunden habe, und daß nichts mehr über ihn kommen könne.

Es waren hier die gewichtigſten Bauern eines ganzen Kreiſes verſammelt, die ſich zum Theil noch nicht perſönlich kannten, ſie fanden aber ſchnell eine Einigung und ſogar ein allgemeines Geſpräch; denn nichts vereinigt die Menſchen ſo leicht als eine Anhänglichkeit oder ein Widerſpruch gegen eine Perſönlichkeit. Gegen den Steinbauern, der ſich bald nach ſeiner Erledigung heim gemacht hatte, brannte wie beim Scheibenſchießen ein Jeder ſeine Kugel los. Man erzählte ſich, daß der Steinbauer das Gerücht verbreitet habe, er werde Jeden unbedingt für ſchuldig erklären, und darum werde er ſtets abgelehnt werden und könne daheim ausdreſchen. Diethelm fand in dem Schultheiß von Rettinghauſen und in einem jungen Manne zierlichen Angeſichtes, es war der Gemeindeſchreiber von Reindorf, fertige Beihülfe, die mit ihm die Gewiſſenloſigkeit und Niedrigkeit eines ſolchen Gebarens brandmarkten, und ſchon jetzt zeigte ſich die unverwüſtliche Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters, die nur der rechten Erweckung bedarf: ein Jeder betheuerte mit aufrichtigen Worten, daß er ſich nicht um Vieles von einer ſo ſchönen Ehrenſache losmachen möchte, und wenn nur die Schwurgerichte beſonders zur Winterszeit wären, möchten ſie immer dabei ſein.

Das Geſpräch verlief ſich nach allen Seiten, und Diethelm ärgerte ſich, daß ſeiner Rede bei Eröffnung des Schwurgerichtes gar keine Erwähnung geſchah; er war nicht der Mann, der eine glorreich vollbrachte That gern unbeachtet ſah. Nach Tiſche hatte er indeß die Genugthuung, daß ſein Schwiegerſohn, der als Aſſeſſor bei dem Gerichtshof war, zu ihm kam und ſich zu ihm ſetzte; bald drängte ſich eine große Menſchenmenge aus allen Gegenden zu ihm, theils alte Bekannte, theils neue, die ihn wegen ſeiner ergreifenden Rede kennen lernen wollten. Diethelm klagte indeß ſeinem Schwiegerſohn, daß ihn die Sache doch mehr angreife, als er erwartet habe; beſonders das lange ruhige Sitzen werde ihm peinlich; der Aſſeſſor getröſtete ihn aus eigener Erfahrung, daß er ſich ſchon daran gewöhnen werde, und Diethelm lächelte, als er hörte, daß er als Erſatzgeſchworener nicht mit zu urtheilen habe.

So bin ich nur Vorſpann für die Gefahr, ſagte Diethelm, und dieſes Wort ſetzte ſich feſt, und ſeit jener Zeit nennen die Geſchworenen die Erſatzgeſchworenen den Vorſpann.

Als man am Nachmittag wieder in den Gerichtsſaal kam, war die Weihe des erſten Eindruckes zwar verſchwunden, aber der Ernſt des Unternehmens blieb. Diethelm fühlte ſich noch beſonders beruhigt, da er nicht zu urtheilen hatte; er lehnte ſich bequem in ſeinem Stuhle zurück, er betrachtete ſich den Saal, der ſich in einem alten Deutſchmeiſterhauſe befand, aber aus den übereinanderpurzelnden Genien und halbnackten Kriegern an dem Deckengemälde, ſowie aus den Stuckarbeiten an den Wänden konnte man nicht klug werden. So oft ein neuer Zeuge beeidigt wurde, ſchreckte Diethelm zuſammen, dieſes plötzliche geräuſchvolle Sicherheben der ganzen Verſammlung machte immer von Neuem einen gewaltigen Eindruck. Ueber die Zeugen aber war Diethelm meiſt ſehr ungehalten; das war ein unbehülfliches Hinſtellen und ein

Stottern, als ob ſie nicht drei Worte zuſammenhängend ſprechen könnten. Diethelm fühlte, daß er mit Recht eine bevorzugte Stellung in Anſpruch nahm. Hätte der Vorſitzende nicht mit Milde und Klugheit und unverwüſtlicher Geduld, ſowie beſonders durch Erfragen unverfänglicher Gegenſtände die Zeugen zum Sprechen und zur Sicherheit des Sprechens gebracht, man hätte kaum etwas erfahren.

Dem Benehmen der Angeklagten widmete Diethelm dabei eine beſondere Aufmerkſamkeit; bald der Eine, bald der Andere vergaß ſich und ſchaute ſorglos und keck darein, bis er ſich oft plötzlich beſann und ſich faßte, und während des Zeugenverhörs ſchärfte ſich oft der Hauptangeklagte die Lippen, indem er mit der Zunge dazwiſchen hin und her fuhr, ſtemmte die Hand in die Seite, raffte ſich zuſammen und richtete ſich auf.

Was geht in dieſen Menſchen vor?

Mitten durchs Herz fühlte Diethelm einen Stich, als er hörte, wie die beiden Angeklagten, die doch Genoſſen bei der That geweſen, jetzt vor Gericht als die bitterſten Feinde einander gegenüberſtanden und ſich wechſelſeitig anklagten.

So wären Diethelm und Medard einander gegenübergeſtanden. Diethelm zuckte zuſammen und fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht. Er ſchaute frei umher und dann auf ſeine Mitgeſchworenen, er erinnerte ſich, wo er ſaß.

Drei volle Tage mit doppelten Sitzungen dauerte die erſte Verhandlung, und bei aller ehrenhaften Anhänglichkeit an das Gerichtsverfahren klagten die Mitgeſchworenen doch auch manchmal über das fremde Leben in fremder Stadt. Sie fühlten ſich unbehaglich, beſtändig in Sonntagskleidern und der Handarbeit ledig umher zu gehen; dennoch betheuerte Jeder, daß er nicht davon ſein möchte, und Diethelm hatte nur gegen die Behauptung Einſprache zu erheben, daß man die Sache zu weitläufig behandle. Der Schultheiß von Rettinghauſen, der gleich Anfangs ſich für ein Schuldig entſchieden hatte, erklärte jetzt, daß dieſes genaue Erörtern doch einem erſt die Augen öffne, und jene ſeltſame Seelenſtimmung trat in Vielen zu Tage, wo man bald mit Beſtimmtheit ein Schuldig ausſprechen möchte, bald zweifelvoll iſt und wiederum ein Nichtſchuldig ſich herausſtellen will.

Der Schultheiß erwarb ſich das Lob eines gutherzigen Menſchen, da er darlegte, daß man ſich nicht, um zeitig zu ſeinem Mittageſſen oder zu ſeinem Schoppen zu kommen, verleiten laſſen dürfe, über das ganze Lebensſchickſal eines Menſchen raſch den Stab zu brechen.

Diethelm wurde ſtaunend angeſehen, als er ſagte, ihm gehe es jetzt, wie ihm der Doctor von G. einmal erzählt habe. Als dieſer zum Erſtenmal von der Anatomie kam, ſah er immer nichts als aufgeſchnittene Menſchen vor ſich, und ſo gehe es ihm jetzt auch.

Als endlich am dritten Abend die Verhandlung geſchloſſen wurde und die Geſchworenen ſich mit den Fragen zurückzogen, war Diethelm froh, daß er nur Vorſpann geweſen war und zurückbleiben durfte. Die Geſchworenen kamen bald zurück. Der Schultheiß von Rettinghauſen war Obmann, er erklärte die beiden Angeklagten für ſchuldig.

Als die Verbrecher abgeführt wurden, machte ſich Diethelm raſch davon; aber unverſehens war er an den unrechten Ausgang gekommen und ſah plötzlich den Landjäger mit bloßem Schwerte hinter ſich. Glücklicherweiſe klopfte ihm ſein Schwiegerſohn auf die Schulter und nahm ihn mit durch die Gerichtsſtube.

Am andern Tage bei einer neuen Verhandlung blieb der Name Diethelm in der Urne, und der Steinbauer wurde richtig wiederum abgelehnt.

Diethelm wußte zwar nicht, was er zu Hauſe beginnen ſollte, aber weil er auf mehrere Tage frei war, kehrte er doch heim. Verwundert ſah er auf dem Wege, wie das Leben der Menſchen draußen, die das nicht miterlebt haben, ſeinen geregelten Gang fortgeht; ſie alle dachten nicht an die drohenden Gerichtsverhandlungen, und wie jetzt zwei Männer auf Jahrzehente aus der Mitte der Menſchen geriſſen waren.

Still und in ſich gekehrt weilte Diethelm daheim, und nur Abends beim Spiel war er lebendig. Die Leute wunderten ſich, warum er ſo wenig vom Schwurgericht erzählte, er aber wollte es ſich aus dem Sinne ſchlagen und kehrte mißmuthig wiederum am zweiten Dienſtag nach der Kreisſtadt zurück.

## Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Der erſte Mann, der Diethelm begegnete, war der Steinbauer, er ſchien ihn nicht mehr zu kennen, und in der That hatte ſich die Erſcheinung Diethelm's auffallend verändert. Er trug jetzt einen dunkelblauen Rock mit Kummetkragen, Batten und dunkeln ſeidenbeſponnenen Knöpfen, dazu eine ſchwarze, bis an den Hals geſchloſſene Atlasweſte und lange dunkelblaue Hoſen, nur der Hut war der alte geblieben. Theils um ſelber die kennzeichnende Bauerntracht los zu ſein, theils auch, um, wie er hoffte, ſich ſeinem Schwiegerſohne genehmer darzuſtellen, hatte Diethelm ſeine Erſcheinung verändert; überhaupt aber wollte er in jeder Weiſe ein anderer Menſch ſein, er hatte ſich genugſam über die Weichmüthigkeit geärgert, die ihn an dem Schickſal der abgeurtheilten Diebe ſo beſondern Antheil nehmen ließ, daß er noch tagelang dachte, wie ſie auf den Schub gebracht, im Zuchthaus eingekleidet und in ein fremdes Daſein gebracht werden. Er ſuchte gewaltſam ſeinen alten Stolz wieder hervor und ſtellte ſich hoch über „das Lumpenpack, das nichts hat und nichts vermag.“

Als er zu ſeinem Schwiegerſohn kam, bedauerte dieſer, daß Diethelm ſeine ihm wohl anſtehende Tracht abgelegt habe. Er ging aber bald davon ab und berichtete mit dem freudigen Bangen, das ein Offizier vor der erſten Schlacht empfinden mag, daß er andern Tages ſtellvertretender Staatsanwalt ſein werde, und zwar in der Angelegenheit Reppenberger's, der erſt vor Kurzem eingebracht, aber noch in dieſer Gerichtsperiode abgeurtheilt werde, ſowohl um ihn nicht noch auf ein Vierteljahr im Salz liegen zu laſſen, als auch um raſch ein abſchreckendes Beiſpiel für das überhand nehmende Verbrechen zu geben.

Ich kenn' den Reppenberger, was hat er denn? Ich hab' noch gar nichts davon gehört, ſagte Diethelm.

Die Sache war ſchlau angelegt, erwiderte der ſtellvertretende Staatsanwalt, er hat eine Branntweinbrennerei, hat ſie hoch verſichert, angezündet und ſich davon gemacht; er hat aber nicht an den Zugwind gedacht, und das Feuer iſt zu früh ausgebrochen, am hellen Tag, und man hat gelöſcht und gefunden, daß die Fäſſer, in denen Branntwein ſein ſollte, nichts als Waſſer enthielten. Zwölf Jahre Zuchthaus ſind ihm gewiß. Es iſt Brandſtiftung und Defraudation.

Das iſt ein ſchöner Spaß.

Wie ſo Spaß?

Ich hätt' nicht glaubt, daß Sie mit mir ſo einen Spaß machen. Das laſſen Sie ſich geſagt ſein, das iſt ein Punkt, wo man mich nicht anfaſſen darf, da bin ich kitzlich und hau' um mich, ſei es wer es wolle, da verſteh' ich keinen Spaß.

Der Schwiegerſohn betheuerte, daß er nur ernſte wirkliche Thatſachen berichtet habe, und ſah Diethelm verwundert an; dieſer erkannte ſchnell, daß er ſich anders gebaren müſſe, und ſeine geübte Verſtellungskunſt kam ihm zu ſtatten, er that als ob er den Vorgang mit Reppenberger ſchon längſt kenne und nur darüber geſcherzt habe, da der Schwiegerſohn vorausſetzen könne, daß er ſich von dieſer Sache dispenſiren laſſe; denn dieſe Verhandlungen griffen ihn überhaupt zu ſehr an, und zumal die bevorſtehende gegen den Reppenberger, der ein alter Bekannter von ihm ſei. Der Schwiegerſohn bemerkte, daß es Aufſehen machen werde, wenn ſich Diethelm gerade hievon dispenſiren laſſe, er ſolle vielmehr ihm zu lieb dabei ſein.

Warum Euch zu lieb? Habt Ihr auch noch was im Hinterling gegen mich? fragte Diethelm, und ſeine Augen rollten.

Ich meine, mir zü lieb, weil ich gern möcht', daß mein Schwiegervater dabei wär', wenn ich zum Erſtenmal im Feuer ſtehe.

Ich kann ja auch als Zuhörer dabei ſein, ſchloß Diethelm, brach ab und plauderte mit ſeinem Schwiegerſohne über allerlei voll heiterer Laune.

Am Abend machte ſich Diethelm auf zu dem Rechtsanwalt Rothmann, der der beſtellte Vertheidiger Reppenberger's war; dieſer mußte ihm den Gefallen thun und von ſeinem Rechte Gebrauch machen, die ihm nicht genehmen Geſchworenen abzulehnen und dafür aus der Ueberzahl einen anderen zu nehmen. Erſt im Zimmer Rothmann's fiel ihm ein, daß ſolch eine Bitte gefährlich und nutzlos ſei. Gerade weil er ein alter Freund Reppenberger's war, mußte deſſen Vertheidiger ihn feſthalten. Er ſprach daher auch mit Rothmann allerlei, aber nichts eigentlich über die Angelegenheit Reppenberger's. Nur beiläufig bemerkte er, daß die Geſchworenen bös geſtimmt werden, wenn man Sachen, die nicht daher gehören, anbringe. Er hoffte, daß ihn Rothmann verſtanden habe, und von dem ihn betroffenen Fall nichts erwähnen werde. Rothmann nickte ſtill. Es kam Diethelm der Gedanke, zu dem Vorſitzenden zu gehen und ihm zu ſagen, daß er heim müſſe, ſeine Frau ſei todtkrank, aber er wagte es doch nicht, dies auszuführen. Er ging noch in das Wirthshaus, wo ſich in der Regel die Geſchworenen verſammelten, und hier kam es endlich zu heftigem Streit zwiſchen ihm und dem Steinbauer, deſſen ſicherer, aber auch boshafter und gern verurtheilender Charakter ihm ſtets zuwider geweſen war.

Mit beſonderm Behagen und liſtigem Augenzwinkern ſpielte der Steinbauer wiederholt darauf an, daß ſie morgen einen Schwarzkünſtler (ſo nannte er ſtets ſpöttiſch die Brandſtifter) einthun wollten, damit die Brandſteuer nicht immer wachſe.

Anfangs hörte Diethelm ruhig zu, bis er glaubte, daß Stillſchweigen ihm mißdeutet würde, und bald war er mit dem Steinbauer im heftigſten Streite. Der Steinbauer, der ſtets ſo kaltblütig und wortkarg war, zeigte ſich unbändig wild, wenn er in Zorn gebracht wurde. Er ließ es an gedeckten und doch bitter häſſigen Reden gegen Diethelm nicht fehlen, und nur dem Schultheiß von Rettinghauſen gelang es, Thätlichkeiten zu vermeiden.

Als trüge er noch all das Lärmen und Schreien im Kopf, ſo wirr kam Diethelm endlich in ſeinem Quartier an und faßte den feſten Vorſatz, noch das Letzte zu thun und ohne ein Zeichen der Betroffenheit den morgigen Verhandlungen beizuwohnen.

Mitten in der Nacht erwachte er, er war an einem Schrei aufgeſchreckt, den er noch wachend zu vernehmen glaubte. Er hatte im Traume ſeine Frau krank geſehen, und ſie rief ihm mit ſo jammervoller Stimme, daß ſein Herz noch laut pochte. Er machte ſich raſch auf, verließ das Haus und die Stadt und eilte heimwärts. Immer feſter glaubte er daran, daß ſeine Frau mit dem Tode ringe und nicht ſterben könne, bis er bei ihr ſei, und daß ſie noch im Tode ihn ſo ſehr liebe, daß ſie ihn wegrufe von all den Schrecken, die ſeiner harrten, und denen er vielleicht doch nicht Trotz bieten könne. Die nie ganz erloſchene Zuneigung zu ſeiner Frau flammte in ihm auf, und weinend wie ein Kind rannte er dahin. Am Herbſthimmel ſchoßen Sternſchnuppen in weiten Bogen hin und her, und mit vertrauender Innigkeit ſprach Diethelm beim Aufblicke den Wunſch aus, daß ſeine Frau leben bleiben und Alles mit ihnen gut ſein möge.

Kaum eine Stunde war Diethelm gegangen, als er vor einem Berge wie feſtgewurzelt ſtand. Wehe! Von der Bergesſpitze herunter kam wie aus dem Himmel heraus eine Heerde Schafe, die blökten ſo jämmerlich, wie damals in den Flammen. Diethelm ſetzte ſich nieder und wuſch ſich die Augen mit dem Thau, der auf dem Graſe lag, er wollte gewiß ſein, daß er nicht träume. Er ſchlug die Augen auf, aber immer näher, immer näher kam es wie ein Hirt und eine Heerde, und aus der Bruſt Diethelm's rang ſich der Schrei los:

Was willſt du?

Keine Antwort. Im Laub auf dem Wege raſchelten Schritte. Iſt das der Gang des Geiſtes? Es nahte ſich, und jetzt ſtand es vor ihm.

Seid Ihr's, Diethelm? ſprach eine Stimme.

Biſt's du's, Munde? rang Diethelm heraus.

Ja. Wie kommt Ihr daher? Was habt Ihr? Aber das geht mich nichts an. Eure Frau ſchickt mich zu Euch, Ihr ſollet gleich heim kommen, ſie liegt ſchwer krank. Jetzt hab' ich's ausgerichtet, und nun red' ich kein Wort mehr mit dem Diethelm, ſo lang er lebt.

O Himmel! O Himmel! Ich hab's geahnt, daß meine Frau todtkrank iſt, ſchrie Diethelm. Hilf mir auf, Munde, ich kann ja nicht aufſtehen.

Meinetwegen. So, ſagte Munde, ihn aufrichtend, Ihr ſeid mein Feind, aber ich will's doch thun.

Ich bin nicht dein Feind, gewiß nicht, gewiß nicht, Munde, glaub mir. Meine Frau weiß das auch. Warum hat ſie juſt dich geſchickt?

Sie hat mich grad' in der Stunde, wo ich zum Manöver fortgewollt hab', rufen laſſen und hat mich noch gebeten, Euch gut Freund zu ſein. Ich hab's ihr aber nicht verſprechen können. Nie, nie werde ich Euch gut Freund, ſo gern ich auch Eurer Frau noch was Gutes gethan hätt'. Ich muß meinem Vater vor Allem Wort halten, und lügen kann ich nicht, auch nicht zu Einem, das ſtirbt. Ich hab' Eurer Frau verſprochen, Euch gleich zu melden, daß Ihr heimkommen ſollet. Ich hab' mein Verſprechen gehalten und will nicht darnach forſchen, warum Ihr in einſamer Nacht da umherlauft. Daneben leg' ich Euch nichts in den Weg, vor mir kann der Diethelm ruhig ſein, wenn er's vor ſich auch kann.

Schnell eilte Munde davon und hörte nicht darauf, daß ihm Diethelm noch nachrief, er möge ihn begleiten.

Wie traumwandelnd ging Diethelm in die Stadt zurück. Im Umſchauen gewahrte er wieder die zerſtreuten weißen Punkte auf dem Berge, und jetzt erinnerte er ſich, daß das ja nur Kreidefelſen waren, die hier zu Lande auf den Bergen liegen gelaſſen werden, um die Dammerde vor Abſchwemmungen zu wahren. Im Wirthshaus ſchrieb er einen Brief an den Vorſitzenden und ſchickte ihn doch nicht ab; er wartete mit Ungeduld auf den Morgen und eilte in aller Frühe zu dem Vorſitzenden, ihm ankündigend, welche Botſchaft ihm ein Soldat gebracht, den er genau bezeichnete. Der Vorſitzende entließ ihn, und Diethelm hörte kaum, daß heute ohnedies keine Sitzung ſei. Noch einen Augenblick ſah er ſeinen Schwiegerſohn und bat ihn, Fränz von dem Geſchehenen zu benachrichtigen, dann fuhr er mit Extrapoſt heimwärts, er fand aber ſeine Frau nicht mehr am Leben und hörte nur von der Frau Kübler, wie innig ſie ſeiner gedacht und immer gerufen habe: Du biſt unſchuldig! Du biſt mein braver Diethelm!

In ſeinem aufrichtigen Schmerze tröſtete ihn der Gedanke, daß ſie mit dieſem Bewußtſein geſtorben war. Er machte eine namhafte Stiftung zu ihrem Andenken und war überaus mild und freigebig.

## Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Von Fränz war ein Brief aus der Kreisſtadt gekommen; ſie hielt ſich dort bei den Eltern ihres Bräutigams auf, hatte die Todesnachricht erfahren und fragte, ob ſie nun dennoch heimkommen ſolle, und wenn dies der Vater wünſche, möge er ihr Jemand zum Geleite ſchicken, da es nicht mehr für ſie paſſe, allein zu reiſen. Dieſer Brief war für Diethelm voll Betrübniß, er ſah darin aufs Neue die Herzloſigkeit ſeines Kindes, das nicht über Alles hinweg zu ihm eilte, um ihn nicht allein ſeinem Schmerze zu überlaſſen und am Grabe der Mutter mit zu weinen. Ja, Diethelm fühlte, daß er in ſeiner Frau nicht nur eine treue Ehegenoſſin, ſondern auch eine mütterliche Sorgfalt verloren, die allezeit feſt und unbeirrt ihm ſich zuwendete. Er ging im Dorfe mitten unter den Menſchen umher wie ein in Waldesdunkel verirrtes Kind, ſo verlaſſen, ſo hülflos erſchien er ſich. Was nützte ihm all die Ehrerbietung und zuthuliche Theilnahme der Menſchen? Das waren doch nur Bettelpfennige, die man dem Hülfloſen am Wege zuwirft, und ein Jedes ging ſchließlich doch ſeinem eigenen Lebenskreiſe und ſeiner Luſtbarkeit nach und ließ ihn mit ſich allein. Mit der jungen Frau Kübler zankte Diethelm ſtets, ſie machte ihm nichts recht, das war Alles anders geweſen zu Lebzeiten der Meiſterin.

Der Vetter Waldhornwirth hatte ihn gar noch gekränkt, denn als ihm Diethelm über das herzloſe Weſen der Fränz Klage führte, hatte er geſagt:

Ich wüßt', was ich thät', das hoffährtige Mädchen bekäme mir eine junge Mutter. Ihr ſeid ein Mann in den beſten Jahren, und ich will für Euch freiwerben, ich weiß, wo ich anklopfe, wird mir aufgemacht, ein neues Haus und eine neue Frau.

Diethelm ſchrieb der Fränz, ſie ſolle an einem beſtimmten Tag in der Kreisſtadt ſeiner warten, und er bereitete nun

Alles vor, um Buchenberg auf ewig zu verlaſſen; einſtweilen, bis er einen ſchicklichen Käufer gefunden, übergab er dem Vetter Waldhornwirth Alles zur Ueberwachung. Es gingen aber doch noch Tage darauf, bevor er fortkam, da waren noch hunderterlei Sachen abzuwickeln, und dieſe Tage wurden zur höchſten Pein; der Geiſt, der aller gewohnten Umgebung bereits Ade geſagt, und doch noch mitten in ihr ſteht, erſchien wie ein ruheloſes Geſpenſt, das noch umwandeln muß. Endlich am zehnten Tage nach ſeiner Rückkehr fuhr Diethelm allein mit ſeinen Rappen davon. Er drückte den Hut tief in die Stirne und ſchaute nicht rechts und nicht links, und erſt als er die kalte Herberge hinter ſich hatte, athmete er frei auf.

Das Reiſen im friſchen Herbſttage, das Fahren im eigenen Gefährte belebte ihn wieder neu, und am zweiten Mittage kam er wohl gekräftigt in der Kreisſtadt an. Fränz, die er bei den Schwiegereltern traf, klagte und weinte viel, und doch ſchien es Diethelm, als ob ſie Manches nur erkünſtle, um vor den Schwiegereltern als gute Tochter zu erſcheinen; ſie ging ſo ſtraff und aufrecht umher, ihre Trauerkleidung war ſo wohlgeordnet, ſie erſchien darin ſchöner als je und trug gekräuſelte Scheitelhaare. Diethelm betrachtete ſie oft ſtill forſchend, als wäre ſie gar nicht ſeine Tochter, und in der That war Fränz eine zierlich ſchlanke Dame geworden; nur die breiten Hände, die ſich noch durch Flormanſchetten beſonders hervorhoben, zeigten die ehemalige Bäuerin. Als ſie einen Augenblick mit dem Vater allein war, ſagte ſie ſchnell:

Der Munde iſt auch in der Stadt, er iſt beim Manöver, ich hab' ihn geſehen.

Was geht dich der Munde an? entgegnete Diethelm zornig, und noch ehe etwas erwidert werden konnte, trat der Schwiegerſohn ein; er trug einen Flor um den Hut und ſprach aufrichtige Worte des Mitgefühls um den Tod der Schwiegermutter.

Diethelm ſchwieg, und lange redete keines der Anweſenden ein Wort. Der Staatsanwalt hielt ſtill die Hand der Fränz, die auf dem Tritt am Fenſter ſaß. Diethelm fragte endlich nach den Gerichtsverhandlungen, von denen er gar nichts mehr gehört, und wie die Sache Reppenberger's ausgegangen ſei.

Die iſt noch nicht aus, erhielt er zur Antwort, ſie iſt die letzte Tagesordnung für morgen. Der Schelm hat ſich krank gemacht, er hat den Kalk von ſeinen Gefängnißwänden abgefreſſen, ſo daß er ganz ſchwarz wurde; es iſt möglich, daß er ſich tödten wollte, es kann aber auch ſein, daß er nur ſeine Unterſuchungshaft noch um ein Vierteljahr hinaus zu ziehen hoffte; aber wir haben ihn ſo hergeſtellt, daß er morgen vor die Bank der Zwölf Männer kommt, und Sie müſſen dabei ſein, Schwäher, Sie müſſen.

Diethelm preßte die Lippen feſt zuſammen und träppelte mit den Füßen raſch auf den Boden. Hatte denn der Teufel ſein Spiel mit ihm, daß er ihm dieſe Geſchichte aufbewahrte und ſie ihm wie einen Fallſtrick abermals vor die Füße warf?

Ich muß? Warum muß ich? Wer kann mich zwingen? Ich bin diſpenſirt. Wer will mich zwingen? ſagte er endlich und bebte in allen Gliedern.

Der Staatsanwalt erwiderte, es ſei gut, daß das Niemand anders gehört als er; er ließ die Hand der Fränz los und fuhr fort zu berichten, daß der Advocat Rothmann, der Vertheidiger Reppenberger's, darauf beſtehen werde, Diethelm auf der Schwurbank zu ſehen; laſſe er es darauf ankommen, daß der Gerichtshof darüber entſcheide, ſo mache das großes Aufſehen und rühre Altes, Eingeſchlummertes wieder auf, das ohnehin ſich ſchon wieder geregt habe, drum ſei es am Beſten, Diethelm melde ſich freiwillig.

Das thu' ich aber nicht, ſagte Diethelm aufſtehend, ich nehm' meine Fränz mit und reiſe noch in dieſer Stunde nach Buchenberg. Was redet man von mir? Saget's frei heraus.

Mit der größten Behutſamkeit erzählte der Staatsanwalt, daß ſchon, als Diethelm ſo raſch abreiſ'te, ſich von Böswilligen ein verdächtiges Gerede über ihn kundgegeben habe, für deſſen erſten Urheber er den Steinbauer halte. Als ſich nun herausgeſtellt, daß die Schwiegermutter wirklich geſtorben ſei, habe Alles geſchwiegen. Wenn er aber jetzt abreiſe, gerade bevor man die Thüre zu dieſer Verhandlung öffne, werde ſich der Verdacht wieder regen, und er ſei es ſich und ſeinen Kindern ſchuldig, gerade zu zeigen, daß er jeder Oeffentlichkeit ſich mit freier Stirn bloßſtellen könne. Diethelm weigerte ſich noch immer, und Fränz ſtellte ſich auf ſeine Seite, indem ſie zu ihrem Bräutigam ſagte:

Guſtav, du biſt ſonſt ſo lieb und gut und biſt ein Herzenkenner, aber du kannſt nicht ermeſſen, wie ſchwer das Gericht halten dem Vater ankommt. Du biſt es das ganze Jahr gewöhnt.

Ja, ihr ſeid Menſchenmetzger und habt kein Mitleid mehr, fuhr Diethelm auf.

Der Staatsanwalt ſchluckte den Aerger über dieſen Vorwurf hinab und ſagte, die Hand Diethelm's faſſend:

Jetzt ſag' ich wirklich, thun Sie es mir zu lieb, ich kann es um Ihrer und meiner Ehre willen nicht dulden, daß nur ein Augenblinzeln meiner Collegen Den beleidige, den ich Vater nenne. Thun Sie es, ſo hart es Sie auch ankommt, um unſerer Ehre willen. Ich bitte dringend.

Brauchet nicht ſo bitten, ſagte Diethelm mit gepreßter Stimme, denn es wollte ihn bedünken, daß ſein Schwiegerſohn auch nicht frei von Verdacht war, brauchet nicht ſo bitten. Ich thu's, ich thu's.

Der Staatsanwalt wollte ihn umarmen, aber Diethelm wehrte ab.

Alles war nun ſo heiter, als es die Trauerpflicht zuließ, und ohne noch irgend ein Bedenken in ſich aufkommen zu laſſen, ging Diethelm zu dem Vorſitzenden und meldete ſich freiwillig. Es wird ja noch immer geloos't und kann frei werden, und iſt es nicht, ſo wollte er ſich als Mann zeigen, beſchwichtigte er ſich. Seine ganze trotzige Kraft war wieder in ihn zurückgekehrt.

Am Morgen, als die Gerichtsverhandlungen begannen, wurde Diethelm von ſeinen Schwurgenoſſen herzlich bewillkommt; nur der Steinbauer blickte vor ſich nieder, und Diethelm heftete ſeinen Blick ſo lange auf ihn, bis er aufſchaute und dann wie getroffen das Haupt wieder ſenkte. Das war ein Triumph, der ſchon viele Beſchwerden aufwog. Auch der Rechtsanwalt Rothmann bewillkommte Diethelm herzlich und lobte ihn wegen ſeines Wiederkommens. Bei jedem Namen, der aus der Urne gezogen wurde, war Diethelm voll Spannung, und er hatte die wirkliche Freude, daß ſchon die Zahl elf voll und er noch nicht unter den Gezogenen war; aber nun machte Rothmann von ſeinem Ablehnungsrechte Gebrauch und verwarf ſechs der Ausgelooſ'ten, bis Diethelm endlich als Letzter doch noch unter die Zahl der Geſchwornen kam. Er nickte ruhig und ſetzte ſich auf ſeinen Platz.

Im Gerichtsſaale war der Zuhörerraum, der nur durch ein Gitter abgeſchieden war, gedrängt voll, und in der Loge der Schwurbank gegenüber ſaß ein Mädchen in Trauerkleidern: es war Fränz, die mit doppelt bangen Gefühlen Vater und Bräutigam in öffentlicher Wirkſamkeit ſah.

Sie hatte ſich kindiſch gefreut, als dieſer am Morgen bei ihr eingetreten war in der ſchönen Uniform, ſie hatte den blauen Militärfrack mit amaranthrothem Kragen, das Bandelier mit dem goldgefäßigen Degen und den Treſſenhut mit wahrem Jubel bewundert.

Die Anklageſchrift wurde verleſen, und der Staatsanwalt ſchilderte mit hinreißender Beredſamkeit die Verruchtheit eines Verbrechens, das immer mehr überhand zu nehmen drohe, Eigenthum, öffentliches Vertrauen und öffentliche Moral zerſtöre: und beſchwor die zwölf Männer aus dem Volke, durch ihr Schuldig dieſer Alles- verheerenden Ruchloſigkeit einen Damm zu ſetzen. Fränz beugte ſich weit heraus, die glänzende Rede ihres Bräutigams, ſowie ſeine Erſcheinung mußten ihr ſehr gefallen. Reppenberger benahm ſich klug und gewandt mitten in allem Kreuzverhör und wußte Alles auf die unſchuldigſte Weiſe zu erklären, ja er verſtand es ſogar, mehrere Zeugen durch Fragen, die er an ſie ſtellte, zu verblüffen. Den Betrug ſchob er auf ſeinen Geſchäftsgenoſſen, der, vor Kurzem entflohen, ihn betrogen habe, und nun hätten ſchlechte Menſchen ihm Feuer angelegt. Gegen Diethelm und die Geſchworenen überhaupt ſchaute der Reppenberger kaum auf, er hielt den Blick faſt ausſchließlich auf die Richter gewendet, und nur manchmal beugte er ſich hinter die Brüſtung nieder und nahm eine Priſe aus ſeiner bekannten birkenrindenen Doſe. Eine große Zahl von Belaſtungs- und Entlaſtungszeugen wurde verhört, und Diethelm ſtellte an dieſe ſogar ſelbſt einige ſachgemäße und entſcheidende Fragen.

Mittag war längſt vorüber, als das ſogenannte Plaidoyer begann. Rothmann ſchilderte in ergreifender Rede das Loos des Angeklagten, der ſich redlich wieder emporgearbeitet habe und nun, weil er einmal im Elend verſunken geweſen war, dem lauernden Verdacht und der boshaften Schadenfreude nicht entgehe. So eifrig auch Rothmann ſeinen Schützling vertheidigte, er ließ ſich doch nie zu jener heilloſen, alle Sittlichkeit verkehrenden Weiſe verleiten, wo es immer heißt: „Es iſt meine heiligſte, innigſte Ueberzeugung", während dies keineswegs immer der Fall iſt. Er verhielt ſich ganz gegenſtändlich und ſuchte nur die Möglichkeit eines andern als verbrecheriſchen Vorganges ins Licht zu ſetzen. Es war nicht minder klug als ehrenhaft, daß er die überhandnehmende allgemeine Entſittlichung durch die muthwilligen Brandlegungen ſchilderte: wie der erſte Gedanke beim Vernehmen der Sturmglocke nicht mehr Mitleid, ſondern im beſten Falle Zorn ſei, in der Regel aber ein teufliſches Frohlocken, daß es gelinge, den Staat zu Gunſten eines Schurken zu betrügen, wie da Alles müßig umherſtehe und oft die Zimmerleute noch in Hoffnung auf Verdienſt durch den Neubau und den Dank des Abgebrannten dem Feuer Luft machen.

Vom aufrichtigen Beklagen dieſer Entſittlichung ging er auf die Unſchuld ſeines Schützlings über, und jetzt wendete er ſich an die Schwurbank und rief „den Ehrenmann“ dort, der ſelbſt einmal unter ſo nichtiger Anklage geſtanden, auf, bei ſeinen Mitgeſchwornen auf eine leidenſchaftsloſe Prüfung der vorliegenden Umſtände hinzuwirken.

Der Staatsanwalt unterbrach den Vertheidiger und verlangte von dem Gerichtshof, ſolche unangemeſſene Anrufung als unerlaubt zurückzuweiſen und dem Verheidiger eine Rüge zu ertheilen. Rothmann widerſprach, und der Gerichtshof zog ſich zurück; es entſtand eine Pauſe, in der Diethelm ſtarr dreinſchaute, keine Miene zuckte. Der Gerichtshof trat bald wieder ein und erklärte, daß dem Vertheidiger für das Geſagte keine Rüge zukäme, daß er aber ſolche perſönliche Anrufung fortan unterlaſſen müſſe. Rothmann fuhr nun fort, mit großem Geſchick die Schuld von dem Angeklagten zurückzuweiſen. Der Staatsanwalt entgegnete mit geſteigertem Eifer, und beſonders eine Hinweiſung machte Diethelm den Kopf ſchütteln, da der Staatsanwalt ſagte: Der Angeklagte hat gleichſam als Sühne für ſein Verbrechen an einer Menſchenwohnung ſich aus den Kerkerwänden den Tod geben wollen.

Der Vorſitzende faßte endlich Alles klar und überſichtlich zuſammen, worauf er die Fragen ſtellte. Rothmann griff die Faſſung derſelben an, und es begann bereits zu dämmern, als die zwölf Männer ſich in ihr Berathungszimmer zurückzogen. Einſtimmig und vom Steinbauer zuerſt vorgeſchlagen, wurde Diethelm zum Obmann gewählt. Er widerſprach und verlangte, daß ein Anderer für ihn einſtehe, da er ſelbſt in die Verhandlung gezogen ſei; aber der Steinbauer widerſprach mit lauernd frohlockendem Blick. Diethelm wollte den Gerichtshof entſcheiden laſſen, er wollte hinaus, er hatte vergeſſen, daß die Thüre hinter ihnen geſchloſſen blieb, wenn ſie nicht über die Frageſtellung ſich eine Erklärung holen wollten. Plötzlich war es ihm, als wäre er mit wilden Thieren eingeſperrt, die ihn zerfleiſchen wollten. Er verlangte nach einem Schluck Wein, nach einem Biſſen Brod, aber dies war den Schwurrichtern verſagt, bevor ſie ihr Amt vollendet. Diethelm fühlte ſeine Wangen brennen, ein Hungerfieber machte ihn zittern. Sich aufrichtend und mit gewaltiger Stimme las er die aufliegenden Anweiſungen für die Geſchworenen vor und leitete die Verhandlung. Auf dem Tiſche lagen die Acten des Verweiſungserkenntniſſes. Der Steinbauer ſagte, man möge doch wenigſtens die Actenſchnur aufmachen, damit es nicht den Anſchein habe, als ob man ſich gar nichts um die Acten gekümmert habe. Es war Diethelm gelegen, dieſe kindiſch-heuchleriſche Anforderung zu züchtigen, er erklärte, daß man nur nach dem zu urtheilen habe, was man ſelbſt gehört. Die Verhandlung war bald geendet, und Diethelm ſammelte die Stimmen, er ſelber ſprach: Schuldig.

Nach einer gräßlichen halben Stunde trat er an der Spitze der Geſchworenen in den Gerichtsſaal. Er war erleuchtet und Alles ſah doppelt feierlich aus; ein Ziſcheln ging durch die Zuhörer, der Gerichtshof trat von der anderen Seite ein, und der Angeklagte wurde wieder vorgeführt; hinter ihm blitzte das blanke Schwert. Todtenſtille herrſchte, Diethelm ſtand, die rechte Hand auf das Herz gelegt, und wollte eben ſprechen. Da drängte ſich ein Schäfer im weißen, roth ausgeſchlagenen Zwillichrock an das Gitter der Zuhörer; er erhob den Arm weit hinüber über das Gitter, und auf Diethelm deutend hörte man ihn laut ſagen:

Ich will ſehen, wie der Diethelm einen Brandſtifter verurtheilt.

Mit einem Schrei des Entſetzens rief Diethelm: Du da? Du da? Medard? Ja, ja, Ich; — er ſchlug ſich auf die Bruſt, daß es dröhnte. Ich, ich, ich bin ſchuldig, hab' dich verbrannt, Alles verbrannt. Ich, ich, ich bin ſchuldig!

Er brach in die Kniee, die Schwurgenoſſen wichen von ihm zurück; von oben hörte man einen Hülfeſchrei, eine Frauengeſtalt in Trauerkleidern wurde ohnmächtig weggetragen.

Die Schwurbank wurde zur Bank der Angeklagten.

Der Vorſitzende erklärte die Verhandlung aufgelöſ't, und zwei Angeklagte wurden abgeführt, es waren der Reppenberger und Diethelm.

## Dreißigſtes Kapitel.

Das Herbſtmanöver war zu Ende, und Munde hatte ſeinen Schäferrock angezogen, ohne daran zu denken, daß ihm ſein Vater einſt befohlen, in dieſen Kleidern des ermordeten Bruders vor Diethelm hinzutreten und ihm das Geſtändniß abzupreſſen. Er hatte gehört, daß eben die letzte Gerichtsverhandlung ſtattfinde, und ſich zu derſelben gedrängt. Faſt unwillkürlich hatte ſich ſein lang verhaltenes feindliches Grollen in jenen Worten Luft gemacht, die Diethelm ſo plötzlich zum Geſtändniß ſeiner Schuld brachten. Er mußte nun in der Stadt bleiben, um bei der wieder aufgenommenen Unterſuchung gegen Diethelm als Zeuge zu dienen. Er machte nur die Angabe von dem, was ihm ſein verſtorbener Bruder geſagt, von den Mittheilungen der Fränz ſchwieg er; denn er hatte trotz des ſympathetiſchen Gegenmittels noch Liebe genug zu ihr, um nicht auch ſie ins Elend zu ſtürzen und ſie zu zwingen, gegen den Vater Zeugniß abzulegen.

Fränz erhielt noch am Abend einen Beſuch von ihrer Schwiegermutter, ihr Bräutigam ließ ihr auf die ſchonendſte Weiſe, die aber doch nicht minder ſchmerzte, Lebewohl ſagen. Der in Diethelm ertödtete Haß gegen die Welt ſetzte ſich nun in Fränz feſt.

Diethelm geſtand im erſten Verhöre ſeine ganze That mit allen ihren wechſelnden Stimmungen bis in die Einzelumſtände hinein, aber manchmal ſprach er doch verworrene

Worte, über die er jedoch bald wieder hinwegkam. Er klagte jämmerlich über die unvertilgbare Kellerkälte, die ihn ſo ſehr plage, und verlangte den rothausgeſchlagenen Rock Medard's, der ihm allein warm machen könne, und in dem er zum Richtplatze gehen wolle.

Die ſcheinbare Geiſtesverwirrung Diethelms löſ'te ſich wieder. Er verzichtete ausdrücklich auf die Verhandlung vor dem Schwurgericht, wurde aber, da dieſer Theil der Grundrechte noch galt, nicht zum Tode, ſondern zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt.

Im Zuchthauſe zu M. ſaß drei Jahre lang ein zuſammengeſchnurrtes Männchen, dürr und gebeugt, das immer fror und ſich die Hände rieb und mit den Zähnen klapperte; es war ſchwer in dieſem Männchen den einſtigen ſtattlichen Diethelm wieder zu erkennen. Dumpf und lautlos verhielt ſich der Sträfling, und nur manchmal bat er mit aufgehobenen Händen um die Gnade, Holz hacken zu dürfen, da dieſe Arbeit allein ihn vom Froſt erlöſe. Erſt nach drei Jahren des Wohlverhaltens wurde ihm dieſe Gnade gewährt, und nachdem er die erſten Splitter von den zähen Baumſtümpfen gelöſ't und die Keile eingetrieben hatte, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn und betrachtete frohlockend die Schweißtropfen, die er abgewiſcht hatte. Aufs Neue erhob er mit Macht die Axt, und die zuſammengeſchrumpfte Geſtalt wurde bei jedem Schlage größer und gewaltiger. Das war wieder der Diethelm von Buchenberg. Plötzlich ſchrie er laut auf: Heraus, heraus will ich! und zerſchmetterte ſich mit dem Beile das Hirn.

Eine Leiche ſank unter die Splitter der Baumſtümpfe.

Der anfängliche Wahnſinn Diethelm's gab dem Advocaten der Fränz Gelegenheit, die Anſprüche der Feuerverſicherungsgeſellſchaft in Frage zu ſtellen, und ein langwieriger Rechtshandel ſchien ſich daran zu knüpfen, den Fränz mit eiſerner Unbeugſamkeit und mit Tranſetzen eines großen Theils ihres Muttergutes fortführte.

Sie wohnte allein mit einer Magd in dem großen neuen Hauſe in Buchenberg, kleidete ſich wieder in Landestracht und that luſtig; ſie behielt die Rappen ihres Vaters und fuhr oft damit nach der Stadt zur Betreibung ihres Rechtshandels.

Rothmann brachte noch vor der Wiederherſtellung Diethelm's einen Vergleich zu Stande, der Fränz noch immer zu einer der reichſten Erbinnen im Oberlande machte. Man ſagte, daß ſie doch noch den Munde heirathe. Dies trat aber nicht ein.

Die Miſſionen kamen in das Oberland und wühlten alle Herzen auf. Ergreifend vor Allen wirkte jener Miſſionär, den Fränz im Wildbade kennen gelernt hatte. Fränz ward die Stifterin eines Jungfrauenbundes in Buchenberg und die erſte Schweſter deſſelben.

Auf den Bahnhof in Friedrichshafen am Bodenſee kam eines Tages ein großer Zug von jungen Burſchen und Mädchen, ſie weinten alle beim Abſchiede von einer abgehärmten Mädchengeſtalt, die eine Nonne geleitete, und ſchauten ihr noch lange traurig nach, als ſie mit dem Dampfſchiff nach der Schweiz fuhr.

Das ſchöne Haus in Buchenberg gehört jetzt dem Kloſter Einſiedeln in der Schweiz. Wer weiß, welche Beſtimmung es haben ſoll!

# Johann Ohlerich.

Von

**Adolf Wilbrandt.**

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt, Verlag von Wilhelm Hertz.
Berlin 1870.

Adolf Wilbrandt wurde am 24. Auguſt 1837 in Roſtock geboren, wo ſein Vater, ein angeſehener Philologe und Profeſſor am Gymnaſium, um ſeiner charaktervollen politiſchen Haltung willen jahrelanger Verfolgung von Seiten der Reaction ausgeſetzt war. Der Sohn, das dritte von zehn Geſchwiſtern, ſtudirte in Roſtock, Berlin und München Jurisprudenz, Philoſophie und Geſchichte, war von 1859 bis 1861 als Karl Brater's Mitredacteur an der Süddeutſchen Zeitung thätig und ging, nachdem er ein treffliches Buch über Heinrich von Kleiſt und einen etwas jugendlich überſchwänglichen Roman geſchrieben hatte, auf ein Jahr nach Italien. Die erſte größere literariſche Arbeit, die den nach München Zurückgekehrten beſchäftigte, war eine mit Rückſicht auf die moderne Bühne unternommene Ueberſetzung der Hauptwerke des Sophokles und Euripides in fünffüßigen Jamben und mit Auflöſung der Chorgeſänge in die Handlung und den Dialog (2 Bände, Nördlingen, C. H. Beck), ein Verſuch, der ſich bereits mehrfach in höchſt wirkſamen Aufführungen bewährt hat. In die nächſtfolgenden Jahre fallen ſeine Novellen (2 Bände, Berlin, W. Hertz 1869 und 70), ſein Antheil an der neuen, bei Brockhaus erſchienenen Shakeſpeare-Ueberſetzung (Coriolan und Viel Lärmen um Nichts), endlich ſeine Luſtſpiele „Unerreichbar,“ „Jugendliebe,“ „die Vermählten,“ „die Wahrheit lügt,“ „die Maler,“ ein Schauſpiel „der Graf von Hammerſtein“ und ein Trauerſpiel „Gracchus der Volkstribun.“ Seit Kurzem iſt A. W. nach Wien übergeſiedelt.

Ein Talent zu charakteriſiren, das ſein letztes Wort noch nicht geſprochen hat, vielmehr mitten im reichſten Schaffen und immer neuen Entfaltungen begriffen iſt, würde ſo ſchwierig als voreilig ſein. Und vielleicht ſcheint es auch verfrüht, unter Wilbrandt's Novellen ſchon jetzt diejenige auszuwählen, die ihn als Erzähler von ſeiner eigenthühmlichſten Seite zu zeigen vermöchte. Obwohl er ſich, durch vorwiegende Begabung und das ſchönſte Gelingen beſtärkt, in neuerer Zeit ausſchließlich der Bühne zugewendet hat, ſteht doch zu hoffen, daß er gelegentlich eben ſo wohl zur Novelle, wie zu pſychologiſch-kritiſchen Arbeiten im Stil ſeines H. v. Kleiſt und ſeiner tiefſinnig anziehenden Studie über Hölderlin (im Hiſtoriſchen Taſchenbuch) zurückkehren werde. Für dieſen Fall ſei ihm in unſerer Sammlung ein Platz offen gehalten, um auch von der zu erhoffenden seconda maniera des Erzählers A. W. eine Anſchauung zu geben. Die erſte Periode glauben wir nicht beſſer vertreten zu können, als durch den hier mitgetheilten „Johann Ohlerich.“ In dieſer liebenswürdigen Geſchichte wird unſeres Erachtens die ganze Scala novelliſtiſch wenigſtens angedeutet, die auch der Dramatiker Wilbrandt beherrſcht, von der ſpielenden Grazie, dem barocken Humor, der ihn raſch zu ſo unbeſtrittenen Erfolgen im Luſtſpiel gebracht hat, bis zu der gemüthvollen Wärme, die ſein Schauſpiel „Graf Hammerſtein“ beſeelt, und der leidenſchaftlichen Energie, der ſittlichen Kraft und Tiefe, die ihn als Tragiker auszeichnen.

## I.

Es giebt Gegenden, die wir lieben, weil ſie ſchön ſind, und Gegenden, die nur ſchön ſind, weil wir ſie lieben. Wenn du, der du dieſe Geſchichte leſen willſt, vielleicht in dieſem Augenblick mit deinen Gedanken am Golf von Neapel verweilſt, ſo iſt es ein ſehr undankbares Unternehmen, dich an die Einfahrt von Warnemünde zu verſetzen und dir die Sanddünen meiner Heimat zu zeigen. Weite Wieſen, platt wie dieſer Tiſch; rothe Ziegeldächer, lange Reihen kleiner, gleichförmiger Häuſer, über denen die Schiffsmaſten wie lange Nadeln in den Himmel wachſen; dunkle Wälder am flachen Horizont, wie große Schlangen, die unbeweglich in der Sonne liegen; eine Kette unfruchtbarer, bleicher Sandhügel am Strande hin, wie ein Gebirge zum Spielen; und hinter dir das grüne, unbegrenzte Meer. Du wirfſt einen halben Blick über das alles hin und willſt wieder gehen; nur ein unklarer Sinnenreiz hält dich noch zurück. Der feuchte, kräftige Salzgeruch, der dich umweht, das Singen der Flut am Bollwerk, das Flattern der Seemöven über dir fängt an, ſeine träumeriſche Wirkung auf dich auszuüben. Ein Fiſcherboot ſegelt langſam zwiſchen den beiden Hafendämmen in den Fluß herein; du ſiehſt ihm gedankenlos nach, bis es zwiſchen den großen, ſchwarzen Dreimaſtern verſchwindet. Dort auf dem größten von ihnen hißt man die Segel auf, Ankerketten klirren, das eintönige „Ahoi“ der arbeitenden Matroſen ſchwimmt dir behaglich ans Ohr. Dein Geiſt wird ſchläfriger, deine Sinne ſchärfer: der Geruch des Theers, der dicken Taue, der Netze, die am Ufer in der Sonne trocknen, des Seetangs, der unten auf dem ſteinernen Bollwerk fault, des feuchten Meerſands, den die Frauen in ihren tiefgehenden „Jöllen“ vorüberfahren, — Alles wird dir bewußt. Du hörſt den hellen Klang der Pantoffeln neben dir auf den Steinen, ſie klingen an dir vorbei, du blickſt auf und ſiehſt die ſchlanke Geſtalt, die in dieſen Pantoffeln vorüberſchreitet. Es fällt dir auf, wie elaſtiſch ſich dieſe junge Seemannsfrau dahinbewegt. Wie gut der ſonderbare Strohhut ihr ſteht, wie angenehm die langen ſchwarzen Hutbänder über ihre grüne Jacke herunterflattern. Es iſt nichts Bäuriſches an ihr, keine plumpen Schultern, keine eckigen Arme; auf ihren kleinen Pantoffeln geht ſie ſo ſicher und ſo leicht, wie eine Städterin, nur majeſtätiſcher. Eine eigenthümliche Würde liegt in jedem Schritt, in der Art, wie ſie die Schultern hält und den Kopf zurücklegt. Sieh da — warum huſteſt du? Sie hat es gehört, ſie wendet ſich mechaniſch um — ohne zu wiſſen, daß du das eben wollteſt, — und zeigt dir ihr Profil. Dich überraſcht dieſer ſcharfe Schnitt; die ſchön gewölbte Stirn, die kühne, etwas gebogene Naſe, der feſtgeſchloſſene Mund und das ſtarke Kinn. Sie wirft dir aus ihren großen blauen Augen einen gleichgültigen Blick zu, der dich faſt kalt überläuft. Das iſt keiner von den Blicken, die man als Netze oder als Schlingen auswirft. Sie wendet ſich wieder ab und geht davon. Du ſiehſt ihr nach, hörſt wieder ihre Pantoffeln auf den Steinen, verwunderſt dich, was für Geſtalten hier aus dem Boden wachſen, und weißt nicht mehr, wie öde die Gegend iſt.

Die Warnemünder ſind ein beſonderes Geſchlecht; in Geſtalt und Weſen nicht von der gewöhnlichen Mecklenburger Art um ſie her, auch in der Sprache haben ſie ihre Eigenheiten für ſich. Wie richtige Hafenſtädter leben ſie nur aufs Meer hinaus: die Männer in der Jugend als Seefahrer, hernach als Fiſcher oder Lootſen; die Frauen ſieht man Ballaſt tragen, Sand fahren, fiſchen, zur Stadt hinauf ſegeln; ſie ſind auf dem Waſſer ſo gut zu Haus, wie ihre Väter und Herren. Wie oft leben ſie auch lange Jahre auf ſich ſelbſt geſtellt, als Wittwen vor ihrer Männer Tod, mit den Kindern allein, deren Väter auf „langer Fahrt“ im chineſiſchen Meer oder in der Südſee kreuzen. Wohl ihnen, wenn ſie dann wenigſtens ein leichtes, harmloſes Herz haben, wenn ihnen kein eiferſüchtiges Blut in den Adern fließt. Und wohl den fahrenden Männern, wenn ihre Gedanken Phlegma genug haben, an der Treue ihrer Frauen nicht herumzutaſten. Denn dieſe Frauen ſind zwar ein hartes, arbeitſames, treues Geſchlecht; aber doch iſt's nicht Jedem gegeben, ſein hübſches junges Weib für eine Penelope zu halten. Ich kenne Einen — und er wird der Held dieſer Geſchichte ſein — der immer mit felſenfeſtem Vertrauen hinausſegelte, aber immer mit ſchweren Sorgen wiederkam; der in ſeiner ehrlichen Bruſt Kämpfe erduldete, die wir ſonſt nur hinter der ſchwarzen Haut eines Othello ſuchen. Er war Steuermann auf einem Dreimaſter, der bereits die Welt umſegelt hatte; in der allerbeſten Lebenszeit, fröhlich und jähzornig, wie es gerade kam, bald voll guter Laune, bald voll Trübſinn, aber der beſte Kamerad auf ſeinem Schiff und der beſte Schiffer unter den Kameraden. Wenn auch nicht ſo hoch und wohlgebaut, wie ſein Schwiegervater, der noch im Alter einer der ſchönſten Männer war, die ich zu nennen weiß, gefiel er doch ſogleich durch ſeine behaglich würdevolle, männliche Geſtalt. Die hohe Stirn, die blauen, wetterfeſten, Alles durchdringenden Augen, die mäßige Adlernaſe, und dazu der humoriſtiſch freundliche Mund konnten ihm nicht bloß gute Kameraden, ſondern auch Frauenherzen gewinnen. Er hatte denn auch eins der drei ſchönſten Mädchen ſeines Orts zum Weib bekommen, und ein Jahr ſpäter einen flachshaarigen Buben dazu, der ſeinen ehrlichen Namen Johann Ohlerich weiter vererben ſollte; und ſo wäre er, Alles in einander gerechnet, vielleicht der glücklichſte Mann zwiſchen den beiden Wendekreiſen geweſen, wenn ſich nicht der Othello in ſeinem Herzen gerührt hätte.

Er war eiferſüchtiger als die Andern, aber freilich hatte er auch mehr als die Andern zu verlieren. Sein junges Weib, Liesbeth, hatte die großen, majeſtätiſchen Züge ihres Vaters und die Schlagfertigkeit ihrer kleinen Mutter geerbt; bei aller Strenge des Profils und der blauen Augen — wie der Leſer ſie vorhin bei ſeinem Eintritt geſehen — war ihr Geiſt ſo anmuthig, daß auch die „großſtädtiſche“ Roſtocker Jugend ſich an ihrem Witz verſengen und Kopf und Herz an ſie verlieren konnte. Es ſah, ging und ſtellte ihr Mancher nach, der dem wackeren Johann Ohlerich nicht gefiel, und in gut gelaunten Stunden machte es ihm wohl Vergnügen, ſein Weib mit dem Warnemünder Leuchtthurm zu vergleichen, an dem ſich in Herbſtnächten die Zugvögel, vom Licht verführt, ſo oft die Köpfe zerſtoßen. Aber die gutgelaunten Stunden waren nicht immer da, und Liesbeth, als ihres Vaters Kind, von viel zu trotziger Art, um ſich ſeinen mißtrauiſchen Grillen ſanft zu unterwerfen. Sie hatte ihn genommen, weil ihre Eltern es wünſchten, und gleich am Hochzeitstag zeigte ſie ihm, wie wenig ſie Willens war, ſich von ſeinem Eiferſuchtsteufel plagen zu laſſen. Sie waren getraut und es wurde getanzt, und einer der jungen Burſche, den ſie vordem mit günſtigen Augen angeſehen hatte, forderte ſie, mit vielleicht etwas unbillig verliebten Augen, zu einem „Zweitritt“ auf, in dem ſie als Mädchen berühmt war. Johann Ohlerich bemerkte dies kaum, ſo nahm er ſein junges Eheweib bei Seite und, von dem Glühwein und ſeinen neuen Hausherrnrechten erhitzt, befahl er ihr, ſich von dieſem unerfreulichen Burſchen nicht herumſchwenken zu laſſen. Sie ſah ihm ins Geſicht, ließ ihn ſtehen, wo er ſtand, und in dem zornigen Gefühl, daß ſie ihn bei Zeiten kuriren und ihre eigenen Rechte wahren müſſe, ging ſie auf den Andern zu und ſagte ihm, daß ſie mit ihm tanzen werde, ſo lange es ihm und ihr nur irgend gefiele. Und ſo tanzten ſie mit einer Ausdauer und Leidenſchaft, daß Alt und Jung ſie bis tief in die Nacht bewunderten, und ſo tanzte ſich die ſchöne Liesbeth in die Ehe hinein, in der ſie, nach der Meinung des Geiſtlichen und des Johann Ohlerich, ihrem Manne in allen Stücken gehorchen ſollte.

Indeſſen kam ihr nach und nach — wie in jeder guten Haushaltung — auch die Liebe ins Herz, und es hätte gewiß ihr größtes Glück ausgemacht, ihm treu zu ſein, wenn ſeine Eiferſucht nicht immer wieder ihren Trotz und ihr Trotz ſeine Eiferſucht erregt hätte. Es war ihr nicht zu verargen, daß ſie zur Sommers- wie zur Winterszeit in Mußeſtunden in ihrer Mutter Haus ging, und an ihr lag nicht die Schuld, wenn die Mutter im Sommer Miethgäſte aus der Stadt in ihre Wohnung nahm, und zwar immer dieſelben, mit denen Liesbeth ſchon ſeit ſechs Jahren auf vertraulichem Fuße ſtand. Auch konnte es ihr nicht angerechnet werden, daß der junge Julius, der Sohn dieſer Sommergäſte, an dem allgemeinen Wachsthum der Menſchen theilgenommen hatte, daß aus dem Knaben, den ſie vor Zeiten im Krabbenfangen unterrichtet hatte, ein akademiſcher Jüngling mit ſchwachem Schnurrbart und ſtarken Ausdrücken geworden war. Für ſeine ſchönen Augen konnte ſie ſo wenig verantwortlich gemacht werden, wie für ſein feuriges, verliebtes Temperament; und in ihrem unſchuldigen Herzen war ſie überzeugt, daß ſie ihn nicht ermuthigt hatte, die Strahlen ſeines feurigen Temperaments grade auf *ſie* zu werfen. Nichts führt leichter zur Vertraulichkeit, als das ſichere Gefühl, daß geſellſchaftliche Unterſchiede die volle Vertraulichkeit unmöglich machen. Liesbeth war plattdeutſch, Herr Julius hochdeutſch aufgewachſen. Sie machte ſich im früheſten Morgengrauen zum Sandfahren auf, wenn Julius, vom Champagnertrinken ausruhend, im erſten Schlaf von ihr träumte. Sie kämpfte in ihrem Fiſcherboot, bis auf die Haut durchnäßt, gegen die Spritzwellen an, wenn Julius im Dünenſand auf dem Rücken lag, um Heine'ſche Verſe auf ſie zu machen. Sie war ſeit ſeiner Geburt vier Jahre älter als er, hatte alſo, nach Frauenart, das beruhigende Gefühl, faſt ſeine Mutter zu ſein. Kurz, mochte es nun gekommen ſein, wie es wollte: er war zwanzig Jahre alt geworden und in ſie verliebt, und ſie hatte ſich im Laufe des Sommers in das Schickſal gefunden, von ſeinen ſcherzenden Anſpielungen ſchüchtern verfolgt und von ſeinen ſeelenvollen Studentenliedern angeſungen zu werden.

Johann Ohlerich ſegelte unterdeſſen auf dem atlantiſchen Ocean, von Rio de Janeiro nach London, dann von London nach Hamburg, und fand bei der friedlichen Fahrt leider Zeit genug, ſich in ſeine zweifelſüchtigen Gedanken zu vertiefen. Nach London hatte ihm ſein munteres Weib geſchrieben, daß Herr Julius wieder da ſei und ſich inzwiſchen auf der Univerſität ein Herz angeſchafft habe; — ein unglückſeliges Wort, das, in Verbindung mit der ungewöhnlichen Fröhlichkeit ihres Briefs, dem wackeren Steuermann manche unmuthsvolle Stunde machte. Das irdiſche Daſein des Herrn Julius war ihm ſchon lange nicht recht; die unbillige Einrichtung der Natur, daß ihn ſein Schifferleben früheſtens im Winter, den Herrn Julius ſeine Studentenferien im Sommer nach Warnemünde führten, kam ihm vollends wie eine feindſelige Veranſtaltung vor. Zum erſten Mal hatte ſich jetzt der Zufall ins Mittel gelegt und ſein Schiff zur Sommerszeit mit Kohlen nach Hamburg geführt, von wo er ſeinen häuslichen Herd leicht [illegible] konnte, wenn er ſich nur das Wort gab, in ſpäteſtens fünf Tagen wieder an Bord zu ſein. Er machte ſich ohne Weiteres auf, beſtieg in Hamburg den nächſten Eiſenbahnzug und freute ſich bei ſich ſelbſt, wie er ſein gutes Weib überraſchen werde; während er verſtohlener, gleichſam hinter ſeinem Rücken, dachte, wie gut es ſei, unangemeldet nach dem Rechten zu ſehen. So kam er nach Roſtock, ſtieg auf einen der Flußdampfer, die zwiſchen Roſtock und Warnemünde fahren, und ſchwamm auf der Warnow ſeinem Hafenſtädtchen zu. Es war Vormittag, die warme Auguſtſonne wanderte über das Verdeck. Die grünen Uferhügel, weidende

Kühe, langgeſtreckte Dörfer zogen vorbei, die Tannen am nahen Lande ſchienen hinter einander fort zu gehen, die weißen Möven flogen darüber hin, — und ſo im Gefühl der allgemeinen Bewegung, die ſeine Ungeduld dämpfte, ſtand er am Bugſpriet, ohne ſich zu rühren, wie für das Gallion aus Holz geſchnitzt, und ſuchte ſich gleichzeitig vorzuſtellen, daß ſeine Frau ihm treu ſei, und daß er ſie gleichwohl mit dem Herrn Julius finden und dieſen Jüngling mit einem Fauſtſchlag niederſtrecken werde.

Die kurze Fahrt ging mittlerweile ihrem Ende zu: der Fluß, der ſich vor ſeiner Mündung zu einem ſtattlichen See, dem „Breitling", erweitert, zog ſich auf einmal in einen Waſſerfaden zuſammen, und die kleinen, ſpitzgiebeligen Häuſer von Warnemünde, die bis ans Meer neben ihm her gehen, wuchſen heran. Johann Ohlerich ſah die Wellen ſeines Dampfers gegen das Bollwerk ziehen, die alten Lootſen vor den Hausthüren auf den Bänken ſitzen und ihre Pfeife rauchen, die Kinder am Waſſer ſpielen, die Frauen mit übereinandergelegten Händen nach dem Dampfſchiff ſehn; es wurde ihm heimathlich und weich zu Muth. Nun kam auch ſein Häuschen hervor, das nicht weit von dem des Schwiegervaters in der langen Uferreihe lag, und er ſpähte, ob er ſeine Liesbeth nicht entdecken werde. Doch außer einigen Geraniumtöpfen an den Fenſtern und einem neuen Anſtrich der Thür und der Bank war nichts Hübſches zu ſehen. Nur ſeinen kleinen Jungen glaubte er herzhaft, mit der bekannten Ohlerich'ſchen Stimme, ſchreien zu hören; das that ihm wohl. Sie dampften nun auch am Haus des Schwiegervaters vorbei; hier war Alles leer und ſtill. Das Schiff legte an, Johann Ohlerich ſtieg aus, mit dem etwas unſicheren Seemannsgang, der an künſtlichere Aufgaben für das Gleichgewicht gewöhnt iſt. Er grüßte hier und dort, ohne ſtill zu ſtehen, und in der warmen Sonne und gelinder Aufregung hinträumend, wanderte er dem Wiederſehen zu.

Das Haus ſeines Schwiegervaters kam zuerſt, eines der größten im Ort, weiß angeſtrichen, die grüne Thür in der Mitte, rechts und links davon je zwei Fenſter und eine Bank. Das ganze Vorderhaus war, wie es Sitte iſt, an die Sommergäſte vermiethet; im kleinen Hintergebäude wohnte der alte Hausherr mit ſeiner Frau. Es war vormittagsſtill, Alles ſchien ausgeflogen zu ſein, auch durch die offene Hausthür verlautete nichts. Trotz alledem hatte Ohlerich ſo ein dunkles Gefühl, als werde er ſeine Frau hier finden und nicht daheim, und der unglückſelige Kitzel überkam ihn, ſie zu beſchleichen. Zwiſchen je zwei Häuſern iſt ein ſchmaler Durchgang, den eine Thür verſchließt und der nach hinten auf den Hof und zum Garten führt. Johann Ohlerich trat an dieſe Thür, drückte die Klinke auf und ging zwiſchen den Mauern auf den Zehen fort, bis er mit vorgeſtrecktem Kopf den kleinen Hof überſehen konnte. Hier lagen unter einem Birnbaum geflickte Netze herum, und die farbigen Hemden und grauen Leinwandhoſen des Schwiegervaters ſchwankten an einer Leine im leichten Wind auf und ab. Dann erſchien die kleine Schwiegermutter vom Garten her, ohne ihn zu ſehen, und lachte mit ihrer männlichen Stimme laut auf, als habe ſie da hinten irgend ein luſtiges Wort gehört. Auch vom Garten herüber hörte er lachen. Es war Liesbeth's Stimme. Die alte Frau fuhr auf ihren klappernden Pantoffeln in die Küche hinein. Johann Ohlerich, ohne ſich nun länger zu beſinnen, ging über den Hof, öffnete die Gartenthür, ſo geräuſchlos er konnte, ſchlich hinter das Gebüſch, das in der Nähe ſtand, und ſah nun wirklich das Paar, das ihm die Träume ſeiner Nächte verſtört hatte.

Unter einem Apfelbaum neben dem Gurkenbeet, auf einem Brettſtuhl, der ſich gegen den Baumſtamm lehnte, ſaß ſein junges Weib, friſch und hübſch wie je, und hielt ein Meſſer in der Hand und eine Schüſſel mit langen Bohnen im Schooß, doch ohne ſie abzuziehen. Ihr zwanzigjähriger Anbeter ſaß ihr gegenüber, den Strohhut über die Stirn zurückgeſchoben, mit geöffneter Weſte — es ſchien ihm hinter der Stirn und unter der Weſte am heißeſten zu ſein — und auf ſeinen Knieen ein Schachbrett, auf dem die Figuren von Zeit zu Zeit merklich erzitterten. Er war eben beſchäftigt, ihr die Bedeutung der Figuren zu erklären und dabei in ihre Augen zu ſehen, und ſie lachte ihm herzlich ins Geſicht.

Ach Gott, wozu machen Sie ſich all die Mühe! ſagte ſie; ich bin ja doch viel zu dumm dazu.

Er ſah ſie aufgebracht an. Ich wollte, meine Schweſtern wären ſo klug, wie Sie, Liesbeth! Sie wollen nur nicht Acht geben; da, ſehen Sie her. So zieht der Läufer, — und ſo ſpringt der Springer über ihn weg.

Laſſen Sie ihn nur ſpringen! — Sie ſind gerade ſo ein Springinsfeld, wie er, wollen auch über Alles wegſetzen. Wozu müſſen Sie eine alte Frau, wie mich, noch Schachſpielen lehren? — Er lachte laut und ergriff ihre warme Hand; aber ſie zog ſie zurück. Laſſen Sie mich an die Arbeit! ſagte ſie eifriger. Warum gehen Sie ſchon wieder nicht zum Baden, Julius? (Seit ſechs Jahren nannte ſie ihn ſo bei ſeinem Namen; aber ſie hatte vor, damit ein Ende zu machen, ſobald er's zum Doctor gebracht hätte.) Ich muß Ihnen nur ein bischen die Leviten leſen: warum laufen Sie mir immer hinter der Schürze her, wenn Sie mit Ihrem Bruder Guſtav ins Bad gehen ſollen?

Der junge Mann wurde dunkelroth, ſah ſie aber dreiſt an und ſuchte wieder zu lachen. Weil das Baden keine Eile hat, antwortete er, — weil's aber Zeit wird, Liesbeth, daß ich was für Ihre Bildung thue. Ich bin ja doch ſo eine Art Bruder von Ihnen! — Liesbeth ſchwieg und lächelte vor ſich hin. — Und es könnte Ihnen nichts ſchaden, wenn Sie Ihren hübſchen Kopf ein bischen anſtrengen wollten: ſo könnten Sie nachher an den langen Winterabenden mit Ihrem Johann Ohlerich Schach ſpielen.

Ach Gott, mein Johann Ohlerich! ſagte ſie und that einen Seufzer. Es regte ſich hinter dem Gebüſch. Sie drehte unwillkürlich den Kopf zurück, ſah aber nichts. Mein Johann

Ohlerich! wiederholte ſie. Der ſpielt nur ſchwarzen Peter oder armen Schäfer. Wenn der uns hier ſähe, wie wir mit der Zeit umgehen!

Warum haben Sie ihn eigentlich geheirathet, Liesbeth? fragte er plötzlich und ſah ſie gleichſam vorwurfsvoll an.

Warum? — — Sie wußte nichts weiter zu erwidern, ſo ſonderbar kam ihr die Frage vor. Julius legte ſeine Hand wie zufällig auf die ihre. Liesbeth! ſagte er. Warum haben Sie nicht noch ein wenig gewartet, — auf die paar Jahre kam's ja gar nicht an. Sie hätten noch keinen Jungen, das iſt wahr; aber es wäre ja noch Zeit genug. Ich würde Sie heirathen, Liesbeth.

Sie ſtand auf und ſtellte die Schüſſel mit den Bohnen auf ihren Stuhl. Einen Augenblick ſchien ſie ſich zu beſinnen, wie ſie darauf antworten ſollte; dann machte ſie ein ſchalkhaft ernſtes, trockenes Geſicht. Das hab' ich nicht einmal gedacht, daß es Ihnen ſo ernſt wäre! ſagte ſie. Dann hätt' ich natürlich gewartet, und wir könnten nun mit einander auf die Univerſitäten gehen und Collegi hören — oder wie das Ding heißt. Ja, das iſt nun vorbei! Ich hab' meinen Jungen, und meinen Mann noch dazu, und die Leute in Warnemünde ſagen ja alle, ich wär' eine Steuermannsfrau.

Ich hätte Sie was lernen laſſen und eine Frau Doctorin aus Ihnen gemacht! ſagte er mit tragiſchem Humor. Sie ſind ja viel zu geſcheidt für eine Steuermannsfrau. Man muß ſich ſchon Glück wünſchen, wenn man ſich neben Ihnen halten kann! — Sie ſah zu Boden und lächelte ein wenig. — Und das Leben hier! Wenn Sie beim Sandholen ſo lange mit den nackten Füßen im Waſſer herumwaten, ſo bekommen Sie Zahnſchmerzen, wie neulich; Sie ſind zu zart, Liesbeth. Mit dem Ballaſttragen verderben Sie ſich Ihre ſchöne Figur; von dem fürchterlichen Rudern werden Ihre Arme zu muskulös —

Und die Hand feſt! fiel ſie muthwillig ein und hob ihre rechte Hand, als ſchwenke ſie den Pantoffel. Aber wo haben

Sie heute Morgen all das Süßholz her, Julius? Sind Sie ſchon ſo früh beim Kaufmann geweſen? — Sie ſah ihn mit einem Blick über die Achſel an, der, ſo ſpöttiſch er war, ſeine ganze Begehrlichkeit in Brand ſteckte. Es iſt nichts ſo verführeriſch, wie ein muthwilliger Blick: vielleicht, daß ſie doch eine Ahnung davon hatte.

Was reden Sie von Süßholz, Liesbeth? Ich will es wiſſenſchaftlich beweiſen, daß Sie für dies Leben hier zu gut ſind! Sie machen zwar jetzt ſo ein ſtrenges Geſicht wie Ihr Vater, ſo ein Lootſengeſicht; aber im dunkelſten Kämmerlein Ihres Herzens ſieht es doch anders aus. Sie haben Gefühle, Liesbeth. Leugnen Sie es nicht ab. Sie haben zuweilen lyriſche Gefühle —

Was heißt das? unterbrach ſie ihn. Er ließ ſich dadurch nicht ſtören, ſondern rief aus: Für Johann Ohlerich war auch eine Andre gut genug; warum mußte er Sie gerade heirathen?

Hinter dem Gebüſch raſchelte es wieder. Liesbeth und Julius hörten es alle Beide; aber der junge Mann horchte nur flüchtig auf, Liesbeth ſah ſich um, ohne etwas zu ſehen. Sie reden ſo ſchöne Sachen! ſagte ſie dann mit drolliger Ironie; ſchade, daß ich allein davon profitire, daß mein Mann es nicht hört! Er hat ſich wohl damals die Sache nicht überlegt, nun könnt' er ſich ein großes Licht von Ihnen aufſtecken laſſen!

Er ſollte nur kommen! rief Julius zuverſichtlich aus. Was ich da ſage, iſt eine ewige Wahrheit, und wenn er Verſtand hat, muß er's ja ſelber begreifen. Man könnte das Alles — — er ſtutzte einen Augenblick vor dem, was er ſagen wollte, doch ſogleich fuhr er muthig fort: Man könnte das Alles von der Kanzel herunter wiederholen, was ich da eben geſagt habe!

Nun, ſo warten wir bis zum Sonntag! erwiderte ſie lachend, nahm ihre Bohnenſchüſſel und wollte gehen. Es ſchien ihr bei dieſen ſonderbaren Erörterungen doch etwas unheimlich zu werden. Julius ſtand auf, ſeine Wangen waren feurig geworden, er ſah ihr mit offenſter Verliebtheit ins Geſicht. Was ich noch ſagen wollte, Liesbeth, eh Sie wieder davonlaufen: ſind Sie nun wieder zur Vernunft gekommen, haben Sie Ihre Photographie für mich mitgebracht?

Sie blieb noch einmal ſtehen. Er ſah ſehr hübſch aus, indem er das ſagte; aber ſie that vor ſich ſelbſt, als merke ſie es nicht. Mit möglichſt grauſamem Lächeln antwortete ſie und griff dabei in die Taſche: Hier hab' ich eine, — aber nicht für Sie. Für einen ganz Andern.

Warum nicht für mich?

Weil Sie nicht artig ſind.

Was thu' ich denn? Wollen Sie ſchon wieder ein bischen Mutter ſpielen?

Sie reden ſo viel dummes Zeug, Julius; das müſſen Sie nicht mehr thun. Ich will Ihnen mal was ſagen: Sie ſind entweder ſchon zu alt, oder noch zu jung dazu. Wollen Sie mir das glauben?

Er war einen Augenblick ſtumm, — betroffen, aus dem Munde dieſer Frau dieſe Worte zu hören. Ich will Ihnen das glauben, ſagte er dann leichtſinnig lächelnd; aber nun ſeien Sie auch artig und geben Sie mir dieſe Photographie.

Uebers Jahr! ſagte ſie kopfſchüttelnd und zog dabei das Kärtchen ein wenig hervor, um ihm zu zeigen, wie ſie mit ihm ſpiele. Er wollte danach greifen, aber nun fuhr ſie mit der Hand hinter ihren Rücken, ließ die Photographie noch einmal um die Ecke gucken und trat dann zurück. Sie ſtand ſchon neben dem Gebüſch, als Julius ſie einholte und in ſeinem Feuer ihren Arm ergriff. So kommen Sie nicht fort! ſagte er aufgeregt. Liesbeth, geben Sie her! Dieſe Photographie muß noch heut' über meinem Schreibtiſch hängen, oder ich ſpringe ins Waſſer.

Da wird's Ihnen Mühe machen, in den Stiefeln zu ſchwimmen! ſpottete ſie. Laſſen Sie mich los! Wir haben hier ſtädtiſche Polizei, mit Gewalt wird hier in Warnemünde nichts ausgerichtet.

Liesbeth! ſagte er und hielt ſie feſt. Mit dreiſter Vertraulichkeit legte er ſeinen Arm um ihre Schulter, um ihr den Raub beſſer zu entwinden. Doch ſowie ſie das fühlte, ſtieß ſie ihn zurück. Eine andere, ſchwerere Hand faßte ſie plötzlich am Arm, und wie ein breiter Schatten trat es zwiſchen die Beiden. Sie ſah hin, erkannte ihren Mann, Johann Ohlerich, und ſtieß in der unſäglichen Ueberraſchung einen halben Schrei aus.

Nun ja! ſagte Johann Ohlerich mit grimmigem Humor; was iſt da weiter zu ſchreien: ich wollte nur mal wieder guten Tag ſagen und ein Bischen nach dem Rechten ſehen. Guten Tag auch, Herr Julius! Hier werden ja ſehr hübſche Spiele geſpielt — und er ſah auf den Jüngling und auf die Photographie —; da kann ich freilich nicht mitmachen: ich hab' nur ſchwarzen Peter und armen Schäfer gelernt! — Warum wirſt du denn roth, Liesbeth? Was iſt dabei roth zu werden, wenn dein Mann, Johann Ohlerich, nach Hauſe kommt? Die Leute in Warnemünde ſagen ja alle, du wärſt meine Frau, und ſo werd' ich dich doch auch einmal beſuchen dürfen?

Du haſt hier geſtanden und gehorcht! ſtieß ſie auf einmal hervor und ſah ihn ſehr zornig an. Hier hinterm Buſch haſt du geſteckt, Ohlerich, haſt gehorcht wie ein Spion!

Es kommt mir ſelber ſo vor, antwortete er mit böſem Lächeln; wenigſtens hab' ich Allerlei gehört, das ich vordem nicht gewußt hab'. Wenn wir's richtig theilen, ſo krieg' ich den Jungen und du den Herrn Julius: dann wär' Alles in Ordnung! — Goddam! Hätt' ich mich nicht in Hamburg ſo ſchnell auf den Wagen geſetzt, ſo hätt' ich die ganze Buſchpredigt verpaßt und wär' noch der dumme Johann Ohlerich von geſtern — ſo ein dummer Kerl, der ſich 'ne feine Frau nimmt, die viel zu gut für ihn iſt! — Nun, was ſtehſt du da — ſag's doch gleich heraus! Wenn du dir die Sache jetzt anders überlegt haſt, ſo kann ich ja gleich wieder gehen, mich für das freundliche Wiederſehen bedanken und mir eine Andere ausſuchen! Ich bin ja nicht ſo, daß ich mich aufdränge —

Du ſprichſt lauter unſinniges Zeug! unterbrach ihn die junge Frau mit harter Stimme, ohne ſich daran zu kehren, daß ihm allmählich mehr und mehr die Zornader anlief. Iſt das die Art, wie man ſeine Frau wiederſieht? Du ſchämſt dich nicht, da hinter dem Buſch zu ſtecken, als wär' ich ein ſchlechtes Weib, dem man bei Tag und bei Nacht auflauern muß? Lauf' ich dir nach China und Braſilien nach, um hinter deinem Rücken zuzuhören, was du den Chineſinnen vormachſt? — Wozu haſt du mich denn geheirathet, wenn du mir nicht trauſt?

Johann Ohlerich ward durch dieſe Frage etwas außer Faſſung geſetzt, erröthete über ſein ganzes wetterbraunes Geſicht, — doch dann auf einmal brach die Wuth bei ihm aus. Wozu — wozu ich dich geheirathet habe? Damit ich 'ne ordentliche Frau im Hauſe hätte, die mir meinen Jungen aufzieht, ſtatt mit ſo jungen Herren Bruder und Schweſter zu ſpielen! Blitz und Hagelſchlag! Und ſtatt ſo vornehm zu thun und ſich eine halbe Stunde lang vorreden zu laſſen, daß ſie für einen Warnemünder Steuermann zu gut iſt — und ſtill dabei zu ſitzen, wenn man ihr Heirathsanträge macht — — Herr Gott! — — Es war, als wenn die Wuth ihn erſticken müßte, er ſpuckte aus, um ſich Luft zu machen. Dazu komm' ich nach Haus! fahre Tag und Nacht! und ſteh' hier nun wie ein Narr! wie ein — — Er ſuchte mit nutzloſer Bemühung nach dem rechten Wort, warf ſeinen Hut auf die Erde und ließ ihn den Gang zwiſchen den Beeten hinunterrollen.

Du ſagſt ſelbſt, wie du hier ſtehſt! nahm Liesbeth wieder das Wort, mit einem Blick, aus dem ihr ganzer beleidigter Stolz ihn bedrohte. Du weißt nicht mehr, was du thuſt; komm erſt wieder zu dir! Wenn du da hinter dem Buſch deine Ohren aufgemacht haſt, ſo weißt du auch, daß nichts Unrechtes geſchehen iſt, daß ich mit keinem Wort — — Aber ſo ſteht's nicht zwiſchen uns, daß ich für mich reden muß! Keine Silb' ſag' ich mehr, bis du mir's abgebeten haſt, daß du — daß du von Hongkong nach Warnemünde fährſt, um mich in meines Vaters Garten wie ein ſchlechtes Weibsbild zu belauſchen! Wenn ich zu Etwas auf der Welt zu gut bin, Ohlerich, dazu bin ich zu gut. Laß mich ausreden, fall' mir nicht ins Wort! Von deiner Eiferſucht hab' ich genug. Damals bei der Hochzeit hättſt du's merken können, daß ich mir's vorgenommen hatte, dir das abzugewöhnen. Aber du haſt's nicht gelaſſen. Wenn du mir jetzt nicht abbitteſt, Ohlerich, ſo ſeh' ich dich nicht mehr an — ſo weiß ich gar nicht, daß du nach Hauſe gekommen biſt — ſo thu' ich, was mir grad einfällt. Warum ſiehſt du mir ſo ins Geſicht? Ich ſage das nicht zum Spaß. Du kennſt mich nun doch ſchon lange! Entweder machſt du das Alles wieder gut, oder ich thue, was mir in den Sinn kommt.

Johann Ohlerich antwortete nichts, blieb vor ihr ſtehen und ſah ihr ſteif in die Augen. Indeß ſie erwiderte ſeinen Blick eben ſo feſt. Die ſcharfen blauen Augen ihres Vaters, die aus ihrem blaß gewordenen Geſicht hervorblitzten, hielten es länger aus. Nach einer Weile fing Ohlerich an, ſich auf die Lippe zu beißen, in die Luft zu ſtarren. Das fehlte mir noch! murmelte er endlich. Abbitten! Vor dem jungen Herrn da — — Er ſah Julius von der Seite an, der möglichſt bewegungslos daſtand und mit nichts Anderem beſchäftigt war, als nach einer zugleich würdigen und nichtsſagenden Geberde zu ſuchen.

Vor wem ſonſt? fiel Liesbeth ein, ohne Julius anzuſehen. Vor ihm haſt du mir das Alles angethan — vor ihm ſollſt du's abbitten.

Nein! nein! nein! rief Ohlerich plötzlich wild aus, durch ihren Ton gereizt. Ich will's nicht! Ich thu's nicht! Ich bin der Herr — nicht du! Zwiſchen meinen eigenen vier

Wänden wollen wir weiter reden; komm nach Haus, Liesbeth! dahin, wo du hingehörſt!

Haſt du weiter nichts zu ſagen? antwortete ſie kalt.

Nein! — Nur daß ich wieder da bin, und daß wir nach Hauſe gehen!

Du vielleicht; ich nicht. Ich bleibe hier — und ſie ſah nach der Hofthür zurück, in der mittlerweile die kleine, aufgeregte Geſtalt ihrer Mutter erſchienen war — bis du zur Vernunft kommſt und ich zu meinem Recht.

Du gehſt mit mir, Liesbeth!

Sie ſchüttelte nur den Kopf. Johann Ohlerich ſchien ſie bei der Hand ergreifen zu wollen; aber ihr leidenſchaftlicher Blick verwirrte ihn. Er bewegte die Lippen, doch ohne etwas zu ſagen. Seine Augen ſahen umher, als ſuchte er ſeinen Hut. Endlich entſann er ſich, daß er ihn vorhin hatte fallen laſſen. Er ging an den Apfelbaum, hob ihn dort auf, und ohne ſein Weib oder den Andern noch anzuſehen, ſchritt er den Garten hinunter, öffnete die Thür, die nach den Wieſen hinausführte. Man konnte ſeine dumpfen Tritte noch hallen hören, als er hinter den Nachbargärten ſchon verſchwunden war.

Liesbeth! rief die Mutter jetzt von der Hofthür her. Die junge Frau horchte auf, warf einen Blick über Julius hin, der ihn nicht zu bemerken ſchien, und griff mechaniſch nach der Schüſſel auf ihrem Stuhl. Dann lief es ihr roth über das Geſicht, und ſie ging davon. Die vier Pantoffeln klapperten über den Hof. Julius verfolgte den Ton noch eine Weile, endlich ſah er tiefathmend auf und ſah ſich im Garten allein.

## II.

Es iſt ohne Zweifel ein ſonderbares Gefühl, zum erſten Mal in ſeinem Leben durch ſeine Perſönlichkeit ein eheliches Unglück angerichtet zu haben; doch ein nicht minder ſonderbares, ſo ohne alle Gefahr daraus entronnen zu ſein. Julius mußte ſich ausdrücklich die Thatſache ins Gedächtniß rufen, daß man ihn in keiner Weiſe bedroht oder angefochten hatte; und er beſaß viel zu viel Ehrgefühl, um nicht die Beleidigung, die darin lag, zu empfinden. Er ging über den Hof und verließ das Haus; Niemand hielt ihn auf. Am Strom entlang wanderte er in der Sonne fort, in der Aufregung ſeiner zwanzig Jahre, aber mißvergnügt für vierzig; die Hand in der Rocktaſche geballt und den Strohhut tief ins Geſicht gedrückt, wie um zu verhindern, daß man ihn erkenne. Es lag ihm ein eigenthümlicher Druck auf der Bruſt, daß er einen ſo tragiſchen Zwieſpalt zwiſchen ſo wackeren Leuten herbeigeführt;. aber noch mehr bedrückte es ihn, mit zwanzig Jahren noch ſo wenig gefährlich zu ſein. Er wiederholte ſich Alles, was er Liesbeth geſagt hatte, und mit einer gewiſſen ſorgenvollen Beklemmung freute er ſich doch, daß er ihr ſo ſtarke Sachen geſagt. So ging er am Waſſer hin, bis er an den „Durchſtich“ kam, wo die Häuſer zu Ende ſind. Er ſah nur noch das weite Wieſenland zur Seite, den „Breitling“, vor ſich, hinter dem die Thürme von Roſtock in den Himmel wuchſen. Hier warf er ſich auf das ſonnenwarme Gras, ſah in die blaue Luft und dachte nach, wie er die unglückſelige Geſchichte wieder gut machen könnte. Er ſtellte ſich Liesbeth's Benehmen gegen Johann Ohlerich vor, freute ſich über ſie und wurde doppelt verliebt. Wie ſie ihren Stolz, ihre Frauenwürde vertheidigt hatte — man mußte ſie bewundern. Dann ſah er Ohlerich's finſteres, drohendes Geſicht; ſein ganzes Gefühl bäumte ſich empor. Wie um die ſchöne Liesbeth gegen ihn zu ſchützen, legte er in Gedanken wieder ſeinen Arm um ſie und gerieth darüber in eine Aufregung, daß er ſich nicht mehr zu faſſen wußte. Mit einem furchtbaren Blick und einigen hingedonnerten Worten ſchlug er den eiferſüchtigen Ohlerich in die Flucht, beugte ſich dann liebreich zu ſeiner Beſchützerin vor — und gab ihr einen Kuß. Ein tiefer Seufzer weckte ihn aus dieſer Vorſtellung auf. Es kam ihm vor, als habe ein Anderer neben ihm geſeufzt; er richtete ſich auf, — doch er war ganz allein. Der ſchwere Ton kam aus ſeiner eigenen Bruſt. Sonſt war Alles ſo ſtill, daß er die kleinen Fiſche ſchnalzen hörte. Das Waſſer ſpielte kaum vernehmbar gegen den Uferrand; es klang wie das verhaltene Kichern eines Kobolds, der in der heißen Mittagsglut die Gedanken der Menſchen zu verwirren ſucht. Die Luft war ſo warm geworden, daß ſie die Haut wie ein laues Bad umfloß. Julius glaubte zu fühlen, wie das Blut in ſeinen Adern ſich allmählich erhitzte. Er ſah die hellen Bläschen in der Luft, ſah dann die ſchläfrigen Kühe, rothe und braune, auf dem kurzgeſchorenen Sammetgrün der Wieſen hingelagert. Ueber dem Waſſerſpiegel ſchwebten einige Segel in der Ferne, die ſich bei der Windſtille nicht zu bewegen ſchienen; ſie kamen ihm wie Schwäne vor, die im Schilf auf ihren Neſtern brüten. Das alte Märchen vom Pan fiel ihm ein, der um dieſe Mittagsſtunde, vom Jagen ermüdet, ſchläft, und den dann zu ſtören nicht gerathen iſt. Auf einmal umſpann ihn ein unheimliches Gefühl, wie es am heißen Mittag, in der hellen, brütenden, regungsloſen Stille, den träumeriſchen Menſchen leicht beſchleichen kann. Es ward ihm faſt geſpenſtiſch, dieſe ſtumme Welt um ſich her zu ſehen. Wie zur Gegenwehr drückte er die Augen ein, lehnte ſich zurück und ſtellte ſich wieder Liesbeth's Bild vor die Seele. Ihr zorniges Geſicht von vorhin tauchte vor ihm auf; dann lächelte es ihn an. Die wunderſame Stille rief ihm die eben ſo ſtillen Abende zurück, an denen er vor fünf Jahren — damals knabenhaft verliebt — mit Liesbeth unter dem dunklen Nachthimmel im Kahn geſeſſen, um mit Korb und „Keſcher" die kleinen Krabben zu fangen. Wie die grauen, kaum erkennbaren Thierchen in der ſchwarzen Flut am Bollwerk dahinſchwammen, um aus dem Fluß in die See zu gehen; und wie Liesbeth zuweilen durch die Nachtſtille lachte. Damals lachte ſie noch wie ein Mädchen, das keinen eiferſüchtigen Herrn über ſich hat! — Der Jüngling ſeufzte; fing dann an — mit immer geſchloſſenen Augen — aufgeregt zu murmeln. Seine Empörung gegen Ohlerich wachte wieder auf. Es kitzelte ihn, dem Mann gefährlich zu werden. Ihm ſehr ernſt zu zeigen, wohin die Eiferſucht führt; ſich gegen ihn als Mann zu bewähren, — und wenn es auch tragiſch ausginge. Liesbeth's rothe Lippen kamen ihm plötzlich ſo ſonderbar nah, er brauchte ſich nur ein wenig zu regen, um ſie zu berühren. Ganz ſchwach, wie ein blaſſer Schatten, flatterte noch einmal ſein erſter Gedanke vorbei, wie er dieſe unglückſelige Geſchichte wieder gut machen könnte. Er flatterte vorüber, und gleich dahinter kam Liesbeth, lachend, Arm in Arm mit ihm ſelbſt, während Johann Ohlerich in der Ferne die Hände ballte, und ſein wüthendes Geſicht wie ein Nebel zerfloß. Julius fühlte, wie Liesbeth ihn in ihre Arme drückte, lächelte triumphirend — und ſchlief ein.

Die Sonne weckte ihn endlich wieder auf, die inzwiſchen nach Weſten zu geſunken war und ſich bemühte, unter dem Strohhut weg in ſein Geſicht zu ſehen. Es erſtaunte ihn ſehr, daß er das Mittageſſen verſchlafen hatte; das begegnete ihm heut zum erſten Mal. Er ſtand auf, und von der Sonnenglut ermattet ſchlich er langſam nach Haus. Hier empfingen ihn die Seinen mit gerechter Verwunderung. Er fragte, wo Liesbeth ſei; man wußte ihm nur zu ſagen, daß ſie ſich wieder nach Hauſe begeben habe. Ein ſeltſames Gefühl ging ihm durch die Bruſt; es gefiel ihm eigentlich nicht, daß ſich die Beiden, wie es danach ſchien, wieder ausgeſöhnt hatten. In ſich gekehrt aß er, ließ ſich zerſtreut erzählen, daß am Abend eine „Stromfahrt“ mit Muſik, bunten Lampen und Feuerwerk ſein werde. Das berührte ihn nicht. Ihm ſchwebte fortwährend eine tragiſche Verwickelung vor, bei der er ſich als Mann bewähren werde. Endlich ging er wieder aus, auf möglichſt einſamen Umwegen dem Meere zu. Die große Waſſerfläche war ihm zu ſtill; ſtatt der hohen Sturmwogen, die er ſich wünſchte, zitterten nur ſpielende Sonnenfunken auf den kleinen Strandwellen dem Ufer zu.

Der ſchöne Sommertag war nicht für wilde Wallungen, nur für Liebe gemacht. Von der allgemeinen Zärtlichkeit der Natur um und um gewühlt, hielt er's zuletzt nicht mehr aus, ſo für ſich allein dahinzuſchlendern. Er kehrte wieder um, ſtrich im Rücken des Orts über die Wieſen hin und trat in Johann Ohlerich's kleinen Küchengarten ein, der an deſſen Häuschen ſtieß. Er überließ es dem Schickſal, was daraus werden ſollte. Klar vor dem Bewußtſein ſtand ihm nichts, als das Verlangen, Liesbeth wiederzuſehen. Der Garten war leer, der Hof desgleichen. Er trat links in die Küche ein und fand hier die junge Frau am Herd, einen Winterſtrumpf ſtrickend; in einer ſanften Dämmerung, denn der Tag ging ſchon dem Ende zu, und mit nachdenklichem, etwas finſterem Geſicht.

Guten Abend, Liesbeth! ſagte er verlegen. Sitzen Sie hier allein?

Sie ſah auf, erkannte ihn und betrachtete ihn mit ſeltſamem Lächeln. Es ſchien faſt, als wenn ſie ihn erwartet hätte. Ja, ich ſitze hier allein! ſagte ſie kurzweg, aber nicht unfreundlich.

Wo iſt Johann Ohlerich?

Fort.

Wohin?

Nun, wohin? — Nach der Stadt hinauf; nach Roſtock.

Julius machte ein überraſchtes Geſicht. Da kommt er ja eben her! Was hat er in Roſtock zu thun?

Nun, er wird's ja wohl wiſſen!

Liesbeth, haben Sie ſich — — Sind Sie wieder gut mit ihm?

Die junge Frau ſchwieg eine Weile; dann antwortete ſie: Nein. Iſt er denn gekommen, hat er abgebeten?

Oh! — Sie haben ihn alſo noch nicht wiedergeſehen?

Wann ſoll ich ihn denn geſehen haben? Durch die alte Rieke hat er mir ſagen laſſen, daß er in Roſtock zu thun hätt', und mit dem letzten Schiff käm' er wieder zurück. Und nun ſitz' ich hier und ſtricke Strümpfe für mich.

Nun, das iſt auch eine Beſchäftigung! ſagte Julius, um etwas zu ſagen. Darf ich Ihnen dabei etwas zuſchauen, Liesbeth?

Da ſteht ja ein Stuhl! antwortete ſie und ließ wieder dasſelbe ſeltſame Lächeln ſehn. Julius nahm den Stuhl, der mit Leder gepolſtert und ſchon tief eingeſeſſen war, und ſtreckte ſich möglichſt unbefangen darin aus. Das war eine ſonderbare Geſchichte heute Morgen! fing er endlich mit verlegener Heiterkeit an. Ich hoffe, Sie ſind wieder guter Laune, Liesbeth?

Da fehlt's nicht dran, antwortete ſie.

Sie haben ſich einen etwas wilden Mann ausgeſucht, Liesbeth!

Der wird noch zahm werden, ſagte ſie ganz ruhig. Dann lief ihr irgend ein trotziger Gedanke über das Geſicht; ſie ließ die Unterlippe ſinken und ſchien in Bedenken zu ſtehen. Plötzlich griff ſie neben ſich nach der Kommode, auf der ein Buch und ein Kärtchen lag, nahm das Kärtchen und hielt es ihm hin. — Wenn Sie meine Photographie noch haben wollen — da iſt ſie.

Ich danke Ihnen, Liesbeth! ſagte er verwirrt. Damit nahm er die Photographie etwas zaghaft zwiſchen zwei Finger, wie wenn es ein gefährliches Ding wäre, das in ſeiner Hand explodiren könnte. Doch gleich darauf ſah er die junge Frau wieder um ſo muthiger an. Sie hatte ihren Strickſtrumpf in den Schooß fallen laſſen, und ihre Augen leuchteten in der Dämmerung ſo aufgeregt, daß er nicht umhin konnte, es zu bemerken. Sie murmelte etwas vor ſich hin, das er nicht verſtand. Er ſoll ſich wundern! ſagte ſie endlich halblaut.

Wer ſoll ſich wundern? fragte Julius.

Sie antwortete nicht.

Sprechen Sie von Ihrem Haustyrannen, Liesbeth?

Sie warf die Lippen zu einem gereizten, herausfordernden Lächeln auf. Ach was! ſagte ſie. Warum haben Sie ſich noch keine Cigarre angeſteckt? Sie rauchen ja ſo gern.

Ja, das könnte ich thun! Ich dachte nur — — Er ſah ſich um, als mache es ihn um ihretwillen bedenklich, daß Johann Ohlerich bei ſeiner Heimkehr hier den Tabaksdunſt finden und ſich nicht daran freuen werde. Sie errieth ſeine Gedanken und lachte kurz auf. Was thut das? Wenn ich's nun ſo will. Ich könnte mir ja ein Dutzend Mannsleut' hier zuſammenbitten, kein Menſch ſollte mich hindern.

Nun, ein Dutzend ſind nicht ſo ſchlimm wie Einer! dachte Julius, doch er ſprach es nicht aus. Er zog ſein Feuerzeug aus der Taſche und ſetzte eine Cigarre in Brand. Der rothe Schein glühte dabei über ſein junges, blühendes, angenehmes Geſicht.

Sie kriegen ja nachgerade einen wirklichen, ordentlichen Mannsbart! ſagte Liesbeth in aufgeregter Munterkeit. Sie werden noch ein ſchmucker Menſch, Julius; wer hätte das gedacht! — Warum ſind Sie eigentlich ſo ein Stubenhocker und Gelehrter geworden? Das paßt gar nicht zu Ihnen.

Ein „Gelehrter"! wiederholte Julius lachend. Mit der Gelehrſamkeit ſieht es noch traurig aus. Ich bin ſo faul, Liesbeth; ich thue ja nichts.

Nun, da werden Sie Ihren Eltern viele Freude machen! Warum thun Sie denn nichts?

Weil Sie Recht haben: weil ich zum Stubenhocker nicht geſchaffen bin. Da ſitz' ich bei meinen ſchweinsledernen, kalbsledernen Scharteken und krieg' ſie nicht in den Kopf, — denke ans Segeln, an die See — an Liesbeth Ohlerich. Ich glaube, ich bin eigentlich als Waſſerratte auf die Welt gekommen, aber man hat dann künſtlich eine Landratte aus mir gemacht! Das iſt der tragiſche Humor meines Lebens, Liesbeth.

Das verſtehe ich nicht; — aber Ihre Cigarre geht aus.

Ja, allerdings; weil ich ſie nicht in den Mund ſtecke.

Weil Sie mich anſehen!

Er lachte. Ja, allerdings: weil ich Sie anſehe, Liesbeth. Doch ich ſehe eigentlich nichts mehr, als die beiden Abendſterne in Ihrem Geſicht: ſonſt iſt Alles Nacht. Hören Sie da etwas? Das klingt, wie wenn eine Rakete in die Höhe praſſelt. Das Feuerwerk, Liesbeth! Feuerwerk und Stromfahrt! — Wollen wir wieder mit einander ſpazieren gehen, wie fünf Sommer früher, und die Komödie mit anſchauen?

Er ſah ihr nach den Augen, doch in der Erwartung, daß ſie ihn auslachen, ihn an die veränderte Zeit erinnern werde. Statt deſſen ſtand ſie auf, nahm ein Tuch und ſchlang es ſich um den Kopf. Ja, das wollen wir thun! ſagte ſie haſtig. Alles wollen wir thun! — Oh! — — Sie ſprach den Gedanken nicht aus, der in dieſem Ausruf lag. Eine zweite Rakete ließ ſich von Weitem hören, und es war, als elektriſire ſie das. Einen Augenblick ſtand ſie noch und horchte; — mein Junge iſt ſtill, murmelte ſie, und die alte Rieke iſt da. Warum haben Sie die Thür noch nicht aufgemacht, Julius? Gehen Sie doch voran!

Der Jüngling öffnete, und ſie traten hinaus. Liesbeth fing an, leiſe ein Lied zu ſingen, ein Schifferlied, das aus ihrem Mund ſonderbar übermüthig klang. Ihr ganzes Weſen erſchien ihm verwandelt. Sie ging ſo frei neben ihm her, als gehöre es ſich ſo, als kenne ſie es nicht anders. Draußen am Strom empfing ſie die laue, ſchwüle Nachtluft, nur durch den Waſſerdunſt ein wenig gekühlt; die junge Frau öffnete die Lippen, wie um dieſe Schwüle eifriger einzuathmen. Hier und da ſtand ein Stern am Himmel, doch mit gedämpftem Schein zwiſchen loſem Gewölk. Weiter unten am Strom aber, den man von dieſen Häuſern aus in ſeiner ganzen Biegung überſah, nicht weit von der Mündung, ſtiegen die Feuerpfeile lang in die Höhe, löſ'ten ſich oben am Himmelsgewölbe auf und fielen als blaue, grüne, rothe Sterne geräuſchlos wieder herab. Schwärmer praſſelten hinter ihnen her, Feuerräder ſchienen ſich unten am Ufer zu drehen; man konnte ſie von hier aus wegen der dunkeln Schiffe im Strom, wegen der auf und ab ſchwimmenden Kähne nur undeutlich erkennen. Plötzlich entflammte ſich dann irgend ein bengaliſches Licht und warf ſeine phantaſtiſche Farbe über den gekrümmten Strom, die Ufer, die Menſchenmaſſen, die ſich in den Böten und am Lande drängten. Die ganze Bevölkerung, Einheimiſche und Fremde, ſchien dort unten, wie die Motten ums Licht, verſammelt zu ſein. Liesbeth und Julius ſtanden nicht weit von Johann Ohlerich's Haus am Bollwerk, neben einer Yacht, die hier vor Anker lag, ganz mit ſich allein und wie in den Mantel der Nacht eingehüllt, aus deſſen Kapuze ſie in den künſtlichen Tag hineinſtarrten, ohne von den Tageskindern geſehen zu werden.

Wollen wir auch näher gehen? fragte Julius.

Sie ſchüttelte den Kopf. Eine gewiſſe Furcht vor den Menſchen, vor der Helligkeit ſchien ſie doch zu befallen. Ohne etwas zu ſagen, ſetzte ſie ſich auf der hölzernen Einfaſſung des Bollwerks nieder, die ſich nur wenig über den Boden erhob. Julius folgte ihr, ſetzte ſich neben ſie. Während ſie den farbigen Sternen der Raketen nachſtarrte, ſah er auf ihr Profil, das ſich in ſeiner ganzen ſcharfen Kühnheit in den Nachthimmel hineinzeichnete, und freute ſich, daß ſie ſo friedlich und ſo romantiſch ihm zur Seite ſaß. Nach einer Weile horchte ſie plötzlich auf; ein dumpfes Schüttern in der Luft weckte ihr ſcharfes Ohr. Es wuchs heran; nun erkannte auch Julius, daß es Räderſchlag auf dem Waſſer war. Eine dunkle Maſſe wälzte ſich hinter ihnen ſtromabwärts, oben auf dem Verdeck ſchwach erhellt. Sie rauſchte an ihnen vorbei und dem Landungsplatz zu.

Der Dampfer! ſagte Liesbeth vor ſich hin.

Johann Ohlerich! dachte Julius, blieb aber ſtill. Es war das letzte Schiff, das heute von Roſtock kam, alſo brachte es Johann Ohlerich zurück. Unwillkürlich nahm der junge Mann eine andere, ſtolzere, faſt drohende Stellung ein, als müſſe er ſich rüſten, ſeine Rolle als Liesbeth's Beſchützer durchzuführen. Er zog den Hut ein wenig tiefer in die Stirn herein und legte die Beine, lang ausgeſtreckt, über einander. Dann hörte er, wie Liesbeth's Athem raſcher und ſchwerer ging. Es ward ihm ſehr zärtlich und heroiſch zu Muth; er legte ſanft einen Arm auf ihre Schulter, wie um ſie ſeiner Nähe zu verſichern. Sie zuckte etwas zuſammen, ließ es aber ruhig geſchehn.

Liesbeth! Liesbeth! ſagte er nach einer Weile und drückte ſie in ſeiner Aufregung leiſe an ſich heran. Sie ſchien es nicht zu bemerken, denn mit geſpanntem Blick ſtarrte ſie in die Dunkelheit hinein, und auf einmal hörte er, wie ihre Zähne heftig zuſammenſchlugen. Auf der unbeleuchteten Uferſtraße ſchritt eine Geſtalt daher, die Julius nicht erkannte; er ſah nur den breiten Umriß und vernahm den feſten, ſchallenden Schritt. In der Nähe der Beiden blieb die Geſtalt einen Augenblick ſtehen, als ſuche ſie etwas; dann ging ſie eben ſo feſten Schrittes vorüber. Liesbeth hatte faſt das ganze Geſicht in ihr Tuch gehüllt. Nach einer Weile murmelte ſie dumpf vor ſich hin: Das iſt mein Mann! — Julius hörte, daß ſie etwas ſagte, die Worte verſtand er nicht. Er ſah ihr fragend in die Augen, doch ſie war wieder ſtill. Ihr Geſicht war blaß geworden, und eine faſt wilde Aufregung flog darüber hin.

Der Beginn der Muſik, die ſich in der Ferne auf dem Waſſerſpiegel in einem der Kähne erhob, zog ſeine Augen wieder den Strom hinab. Mit phantaſtiſcher Schnelligkeit tauchten überall Schiffchen mit bunten Lampen, mit hin und her ſchwankenden Fackeln auf, die in die dunkle Flut feurig hinuntertrieften. Die kleinen Fahrzeuge, mit halb beleuchteten Menſchen angefüllt, ſchienen in luſtiger Unordnung durcheinander zu fahren. Lachen, Rufen, Schreien tönte bis hier herauf; dazwiſchen die ernſthaft gleichmäßige Muſik der Trompeten. Liesbeth that, als höre ſie dem Allem ſo andächtig wie ihr Begleiter zu; ſie ließ ein Lachen vernehmen, das indeſſen nicht luſtig klang. Ihr Ohr horchte in Wirklichkeit nur hinter ſich. An ihrem Haus ging die Thür, ſie hörte Johann Ohlerich auf die Schwelle treten, in den Flur hinein. Dann nach einer Weile klang die Thür von Neuem, derſelbe männliche Schritt tönte über das Holz, über die Steine, kam wieder auf die Straße und ging den Weg an den Häuſern hin zurück, den er gekommen war. Sie hörte Johann Ohlerich dumpf mit ſich ſelber ſprechen, als er in ihrer Nähe vorüberſchritt. Diesmal ſchien er nichts von den Beiden zu ſehen. Zuletzt verſank ſeine Geſtalt in die allgemeine Nacht, und nur die bunten Lichter auf dem Strom füllten ihr noch die Augen.

Was haben Sie, Liesbeth? fragte Julius, da die Schulter der jungen Frau unter ſeiner Hand leiſe zu zittern anfing. Wie, Sie frieren doch nicht?

O, mir iſt warm genug! antwortete ſie mit Doppelſinn, der aus dem herben Ton ihrer Stimme wiederklang. Ich finde es ſehr ſchön hier draußen, und hier will ich bleiben.

Die ganze Nacht, Liesbeth?

Warum nicht? antwortete ſie kurz. Was ſoll ich zu Hauſe thun?

Sie fürchten ſich vor Ihrem Tyrannen!

Ich mich fürchten! ſagte ſie mit einer ſtolzen Bewegung. Aber er ſoll mich nicht wiederſehen, bis er mir mein Recht gegeben hat. Er ſoll's erleben, daß ich noch bin wie damals.

Sie haben Recht, Liesbeth! ſagte Julius jetzt feurig aufgeregt. Bleiben Sie hier; ich beſchütze Sie!

Sie antwortete nichts.

Wie kann man ſo ein Unmenſch ſein, Ihnen Unrecht zu thun! Sie haben ihn verwöhnt. Sie ſind zu gut gegen ihn. Wenn Sie nur auch einmal gegen mich ſo gut ſein wollten — gegen mich, Liesbeth.

Sie ſind ein Narr, Julius! ſagte ſie ſanft.

Wenn ich einer wäre, ſo ſind Sie ſelbſt daran ſchuld! — Hören Sie doch die Muſik — dieſe ſchöne Muſik! murmelte er mit aufgelöſ'ter Stimme. Die ganze Flotte der beleuchteten Schiffchen ſchwamm ſtromauf, nahe an ſie heran, und die Horniſten blieſen: „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten," in die Nacht hinaus. Dann kehrten Muſik und Lampen wieder um, und in langſamem Verklingen zog ſich die weichherzige Melodie in die Ferne zurück, nach dem Meere zu. Liesbeth's Wangen fingen an zu glühen, die ſtarre Bläſſe hatte ſie verlaſſen. Julius nahm ihre Hand; ſie ließ ſie ihm. Er fühlte, wie raſch ihr Puls auf und nieder zuckte. Ach, Liesbeth! ich wollte, ich könnte Sie entführen! flüſterte er mit einem ſcherzenden Seufzer.

Wohin? fragte ſie.

Wohin? — In eine Gegend, wo es immer ſo ſchön iſt, wie heute. Wo es keine Johann Ohlerichs und keine Tyrannen giebt.

Sie antwortete nur durch ein bitteres Lachen.

Sie ſollen nicht mehr unglücklich ſein; ich geb' es nicht zu! — Ich will Ihnen zeigen, daß ich auch ein Mann bin! — Liesbeth, ſagte er dann weich und drückte ihre Hand, — ich bin in Sie verliebt!

Ach Gott! murmelte ſie mit kaum vernehmlichem Lächeln.

Und ich halt' es nicht länger aus! flüſterte er, plötzlich vor Aufregung zitternd. Liesbeth! — — Er drückte ſie an ſich, ſeine beiden Hände hatten ſie auf einmal umſchlungen. Ich beſchütze Sie! — Indem er das ſagte, ſuchte er ihren Mund und küßte ſie ſo ungeſtüm, daß er ihr den Schrei zwiſchen den Lippen erſtickte. Ich muß es thun, Liesbeth! ich muß es thun! flüſterte er, ohne mehr zu wiſſen, was er ſagte. Und damit drückte er wieder ſeine Lippen auf ihren Mund.

Herr mein Gott! ſagte ſie endlich und machte ſich von ihm los. Nun ſah er erſt ihr Geſicht und erſchrak. Sie war aufgeſprungen, eine plötzliche Angſt hatte ſie entfärbt, ihr einen verzweifelten Ausdruck gegeben, der ſie entſtellte.

Ihr Blick flog umher, ſie rang heftig nach Luft. Herr mein Gott! wiederholte ſie dann und trat zurück. Julius! Laſſen Sie mich gehn!

Nein! flüſterte er, ſprang in die Höhe und ſtreckte die Hände nach ihr aus, um ſie zu halten. Doch ſie war zu ſchnell. Das Kopftuch war ihr bei ſeiner Umarmung in den Nacken geglitten; in der Aufregung riß ſie es ſich vom Halſe, ſchlug damit nach ſeiner Hand und lief davon. Er wollte ſie noch bei ihrem Namen rufen, aber Stimmen und Schritte, die ſich näherten, brachten ihn zur Beſinnung. Mit halb geöffneten Lippen blieb er ſtehen. Liesbeth, wie wenn er ſie verfolgte, lief durch die Nacht weiter bis an ihr Haus, riß die Thür auf und warf ſie hinter ſich zu. Dann hörte er, wie der Schlüſſel ſich im Schloſſe drehte. Er ſah ihr nach wie einem Nachtgeſpenſt, das vor ſeinen Augen zerflattert war, und glaubte ſie doch noch in ſeinen Armen, an ſeinen Lippen zu fühlen.

## III.

Die junge Frau athmete erſt wieder auf, als ſie in ihrem Zimmer neben der Lampe ſtand. Sie hatte ſie angezündet, die angſtvolle Dunkelheit erhellte ſich, ſie ſah wieder alle die gewohnten Dinge um ſich her. Das Bettchen ihres Knaben ſtand neben dem ihren. Sie hörte den Kleinen in ruhigem Schlummer athmen, und das Blut ſtieg ihr vor innerer Verwirrung ins Geſicht. Die Muſik von vorhin klang ihr wieder im Ohr, ſie ſah ſich in Julius' Armen, fuhr von Neuem zuſammen und fühlte doch die Aufregung aller ihrer Sinne. Es war etwas in ihr erwacht, vor dem ſie ſich fürchtete. Sie hatte ſich nie ſo gekannt. Ein Geſangbuch lag neben ihr, — das Buch, von dem ſie vorhin ihre Photographie genommen, in dem die alte Rieke inzwiſchen geleſen hatte, die nun ſtill auf dem Hof in der warmen Nachtluft ſaß. Sie ſchickte die Alte fort, nahm das Buch und fing an mit halblauten Lippen darin zu leſen, indeß ihre Gedanken um den unverſtandenen Sinn der Worte herumflatterten. Sie konnte ſich nicht faſſen, es rührte ſich ſo fieberhaft in ihrem Blut. Endlich legte ſie das Buch auf den Stuhl, kleidete ſich aus und ging zu Bett. Durch die Fenſter drang eine wachſende Helligkeit herein: der Mond war aufgegangen und beſchien ihren Hof. Aber ſie konnte ſich dennoch nicht entſchließen, die Lampe auf dem Nachttiſch auszulöſchen. Es verlangte ſie ſo ſehr nach hellem Licht. Die Muſik ſummte ihr noch fort und fort im Ohr, und ſie fühlte doch, daß es eine Täuſchung ihrer Sinne war. Sie glaubte ſogar Julius neben ſich flüſtern zu hören, — aufgeregte, verführeriſche Worte. Als könne ſie dieſen Einbildungen ſo beſſer ein Ende machen, richtete ſie ſich auf. Nun klang die Thür, die durch den Durchgang nach dem Hofe führte, und deutliche Schritte — keine Einbildung mehr — kamen laut heran. Es war Johann Ohlerich's Schritt. Sie legte ſich wieder in ihr Kiſſen zurück, in tiefer Beklemmung. Die Thür nach dem Hof ging auf — ſie hatte nicht daran gedacht, ſie zuzuſchließen, — und nicht lange darauf trat die hohe Geſtalt ihres Mannes herein, den Hut auf dem Kopf.

Das iſt heut ein böſes Wiederſehen, nach ſo langer Trennung! dachte ſie.

Johann Ohlerich ſagte nichts, ging in dem kleinen Zimmer mehrmals auf und ab, blieb vor dem Bett ſeines Jungen ſtehen, der ruhig fortſchlief, und murmelte nur etwas vor ſich hin. Sie blickte ihn von der Seite an, er hatte ein geröthetes Geſicht; ſie errieth, daß ihn irgend ein heißes Getränk ſo geröthet hatte. Denn ſeine Haut färbte ſich allemal, wenn er haſtig trank. Die Brauen hatten ſich über der Naſe ſtark zuſammengezogen, auch ſah ſie die blaue Ader auf ſeiner Stirn. Dieſer Anblick machte ihr Furcht; doch ſowie ſie das fühlte, erwachte der alte Trotz, der die Furcht vor ihm nicht dulden wollte. Er hat es ſo gewollt! dachte ſie, obwohl ihr noch die Beklemmung auf dem Herzen lag. Er hat es ſelber gewollt!

Es verging noch eine Weile, bis er ſich zu ihr wandte. Liesbeth! ſagte er dann und blieb vor ihr ſtehen. Wo biſt du geweſen, als ich nach Hauſe kam?

Sein Ton war ruhig, und ſogleich regte ſich auch ein weiches Gefühl in ihr. Wo ich geweſen bin? antwortete ſie ſanft. Das Feuerwerk und die Stromfahrt hab' ich mir angeſehen.

Mit wem?

Sie war einen Augenblick ſtumm. Mit dem Herrn Julius, ſagte ſie dann und erröthete wider ihren Willen.

Ihr zwei Beide allein?

Nun ja; wir Beide allein.

Es war natürlich noch helllichter Tag?

Ihr Geſicht wurde bei dieſer ſtachelig böſen Frage flammendroth. Sie ſah ihn erbittert an und ſchwieg.

Antwort! rief er plötzlich mit losgelaſſener, jähzorniger Stimme. Antwort, oder ich weiß nicht, was ich thue! — Was iſt zwiſchen euch geſchehn?

Wenn du ſo ſchreiſt, ſage ich kein Wort. Ich bin auch ein Menſch, wie du; du ſollſt mich nicht anfahren wie einen Hund, ich krieche auch nicht vor dir. Heute Morgen hab' ich dir's geſagt, daß ich etwas thun würde, was dich nicht freut —

Was iſt zwiſchen euch geſchehn? ſchrie er ſie wieder an. Herr Gott Sakrament — was iſt zwiſchen euch geſchehn? — Er ergriff ihren Arm und drückte ihn ſo heftig, daß ſie einen Schrei ausſtieß. Durch dieſen Laut wieder ein wenig zur Beſinnung gebracht — denn er war außer ſich — ließ er nach zu drücken, aber er behielt ihren Arm in ſeiner Hand. Ich ſag' dir, ich will die Wahrheit wiſſen, oder ich bring' dich um!

Liesbeth richtete ſich mit ihrem freien Arm im Bette auf. Ihr ganzer Widerſtand war durch ſeine Mißhandlung entflammt. Du weckſt das Kind auf! ſagte ſie mit ilder

Kälte. Laß meinen Arm los, oder kein Wort geht mehr über meine Lippen. Ich fürchte mich nicht vor dir!

Er ließ ſie los. Was habt ihr mit einander zu thun gehabt, draußen in der Nacht? rief er wieder aus.

Nichts, daß ich dir drum nicht mehr ins Geſicht ſehen könnte! ſagte ſie und blickte ihn ruhig an. Ich weiß, was ich mir ſelber ſchuldig bin; brauch's von Niemand zu lernen. Aber nun ſag' ich nichts mehr. Mit Gewalt zwingſt du mir nichts ab! Zieh doch dein Meſſer und bring mich um; ſo fühl' ich's wenigſtens nicht mehr, wenn du mir den Arm zerbrichſt und mir ins Geſicht ſchreiſt.

Liesbeth! ſagte er mit gedämpfterer Stimme, durch ihre Worte in Verwirrung gebracht. Wer iſt Schuld daran, als du? Warum machſt du mich toll?

Ich mache Niemand toll, der's nicht von ſich ſelber wird! — — Sie hörte das Kind weinen, das aus dem Schlaf geſchreckt war, ſtand auf und ſetzte ſich neben ihren Knaben ans Bett. Ihr Geſicht, ihr wenn auch erzwungenes Lächeln wirkte beruhigend auf den Kleinen. Er hielt zwar die Augen noch offen, lag aber wieder ſtill, mit einer von ſeinen Händen die der Mutter ſtreichelnd.

Johann Ohlerich ging von Neuem im Zimmer auf und ab, mit gedämpftem Schritt. Endlich ſtand er vor Liesbeth, die auf den Knaben ſah, und murmelte ihren Namen. Sie wandte ein wenig den Kopf. Du willſt mir alſo nicht ſagen, Liesbeth, fing er halblaut wieder an, was heut Abend geſchehen iſt.

Was du zu wiſſen brauchteſt, hab' ich dir geſagt! Nun iſt's aus.

Das iſt dein letztes Wort?

Sie gab keine andere Antwort als ein kurzes Nicken. Darüber ließ das Kind die Augen wieder zufallen und ſchlief ein. Johann Ohlerich ſah dieſem Vorgang zu, als ſei es das Wichtigſte, was er jetzt zu thun hätte. Dann warf er auf Liesbeth einen leidenſchaftlichen, zornig zärtlichen Blick.

Sie erwiederte ihn nicht. Nun, ſo hab' ich auch noch ein letztes Wort! ſagte er nach einem langen Schweigen.

Sie that, als hörte ſie nicht.

Ich bin der Herr im Haus! — Morgen fahr' ich nach Hamburg zurück, Liesbeth — und du fährſt mit mir.

Ueberraſcht ſah ſie ihn an. Was ſoll das heißen? fragte ſie nach einer Weile.

Das ſoll heißen, daß ich der Geſchichte hier ein Ende machen will! daß ich es ſatt habe, dich mit deinem jungen Herrn allein zu laſſen! daß ich dir nicht traue — verſtehſt du! Und daß du mir gehorchen ſollſt, oder es giebt ein Unglück!

Er ſagte das mit wachſender Leidenſchaft, ſie hörte aus jedem Wort, wie es ihn durchwühlte. Er ſtand ſtill und ſprach nicht laut, um das Kind nicht zu wecken, aber der Ton, die Augen ſprachen Alles aus. Es kam ſie ein Zittern an; doch ſie überwand es. Ohlerich! ſagte ſie dann aufgeregt. Du weißt, daß ich meinen Willen habe, ſo gut wie du. Ich laſſe mich nicht länger von dir behandeln wie ein ſchlechtes Weib! Wenn du mich zwingen willſt, ſo lauf' ich davon, ſo bin ich dein Weib nicht mehr, und mit aller Lieb' iſt's vorbei.

Ich traue dir nicht! knirſchte er zwiſchen den Zähnen.

Wann hättſt du's auch je gethan? ſagte ſie mit aller Bitterkeit. Was Vertrauen heißt, das weißt du ja nicht. Jetzt laß mich ſchlafen gehen! — Sie trat wieder an ihr Bett.

Liesbeth! ſagte er außer ſich, doch mit immer verhaltener Stimme; — ſie ſprachen beide kein lautes Wort — Liesbeth! du fährſt morgen früh mit mir nach Hamburg, oder es giebt ein Unglück, ſo wahr ich lebe.

Ich bleibe hier bei dem Kind! antwortete ſie.

Du ſollſt dieſen Menſchen nicht wiederſehen — jetzt nicht! Ich will's nicht! Morgen früh um Vier ſtehſt du auf, wir ſegeln nach Roſtock hinauf. Du giebſt jetzt dein Wort, daß du mit mir gehſt, oder ich thue was, das mich reut, — das ich nicht laſſen kann.

Thu's! — Sie ſollen hier nicht mit Fingern auf mich zeigen, wie auf eine nichtsnutzige Frau, der ihr Mann nicht traut, die er wie ein havarirtes Schiff hinter ſich her ſchleppen muß! Noch bin ich ein ehrliches Weib — ſie ſah ihn finſter drohend an: treib's nicht ſo weit, daß mir's leid wird! Treib's nicht ſo weit, Ohlerich! Es weiß kein Menſch, was aus ihm werden kann!

Nun, da hör' ich ja, wie es ſteht! ſagte er mit einer Art von Lachen. So weit verlaufen ſich deine Gedanken ſchon! — Goddam, da muß ich ein Ende machen, oder ich fahr' auf den Grund. Du ſegelſt morgen früh mit mir nach Hamburg ab: gieb Acht, Liesbeth, jetzt ſag' ich's zum letzten Mal.

Ich bleibe hier! antwortete ſie kurz.

Ich thue, was mich reut! — Er oder ich! — Liesbeth, ich mach' ein Ende!

Sie ſah ihn plötzlich angſtvoll an, richtete ſich etwas auf, aber ſie ſchwieg. Johann Ohlerich wartete auch nicht mehr, ob ſie noch etwas ſagen werde. Seine Augen ſahen offenbar verſtört umher, dann griff er mit der geballten Fauſt in ſeine Taſche, in der er das Dolchmeſſer trug, rückte ſeinen Hut und ging mit raſchen Schritten zur Thür hinaus. Sie rief ſeinen Namen, doch er hörte nicht. Er war ſchon draußen im Mondſchein. Durch den Durchgang trat er auf die Straße, ſo haſtig, wie wenn hier keine Zeit mehr zu verſäumen ſei. Dann ſchloß er die Thür von außen wieder zu, murmelte ein paar verſtörte Worte — er war faſſungslos in ſeiner Wuth — und ging an den Häuſern fort, ſtill vor ſich hin.

Die nächtliche Beleuchtung auf dem Strom war mittlerweile erloſchen, Muſik und Gondelfahrt hatten aufgehört. Doch am Ufer entlang war noch nicht Alles ſtill. Die warme Mondnacht ſchien die Menſchen länger als gewöhnlich feſtzuhalten; aus dem nächſten Wirthshaus lärmte es hervor. Matroſen von den Schiffen, die an beiden Stromufern lagen, hatten ſich dort unter dem luftigen Vordach angeſiedelt, ſangen ein ausländiſches Lied, während Andere dazwiſchen lachten und ſchrieen. Johann Ohlerich hörte es mit dumpfem Ohr, indem er dem Geräuſch näher und näher kam. Doch er war noch nicht weit gegangen, als ein anderer Lärm ihm die Straße kreuzte. Eine junge Dirne aus dem Ort, die ein trunkener ſchwediſcher Matroſe um den Leib gefaßt hatte, machte ſich ſchreiend von ihm los und lief davon; der Andre hinter ihr her. Sie wollte in das nächſte Haus hinein; in demſelben Augenblick trat aus der Thür ihr Vater, ein eisgrauer alter Lootſe, hervor, eine lange Stange in der Hand, mit zornrothem Geſicht, um den frechen Menſchen niederzuſchlagen. Doch da ſeine altersſchwachen zitternden Arme die ſchwere Stange nicht regieren konnten, hatte der Schwede ſchnell das andere Ende gepackt, zog den Lootſen ſammt der Stange an ſich heran und holte mit ſeinem langen Matroſenmeſſer gegen ihn aus. Es war für Ohlerich ſchon zu ſpät, zu Hülfe zu eilen. Der Alte ſchien verloren, als plötzlich ein junger Mann herzuſprang, den man bisher nicht geſehen hatte, und ſich mit ſeinen unbewaffneten Händen vor den Bedrohten hinſtellte. Das Meſſer des Matroſen fuhr nun nach deſſen Hand. Doch gleich darauf hatte der junge Mann ſeinen Gegner an der Bruſt, und während das Blut aus der Wunde lief, warf er ihn ſo heftig zurück, daß der trunkene Menſch zu Boden fiel. Der Boden ſchütterte, ſo ſchwer fiel er hin. Auf ſeinen Ruf ſprangen ſogleich ein paar ſeiner Landsleute aus dem Wirthshaus hervor, ſchrieen dem jungen Mann in gebrochenem Deutſch drohende Worte zu und traten ihm mit ihren Dolchmeſſern entgegen.

Nichts da! rief nun Johann Ohlerich dazwiſchen, der mittlerweile auch herangekommen war. Steckt eure alten Käſemeſſer wieder ein; hier wird nicht ſo zugeſtochen! Wenn ihr nicht eben ſo betrunken ſeid, wie der Lump da auf der Erde, ſo hebt ihn auf und bringt ihn wieder an Bord, oder es geht ihm ſchlecht! Und wenn all ſeine Rippen noch heil ſind, ſo kann er ſich Glück wünſchen, daß er ſo davon kommt. Bringt ihn an Bord, ſag' ich!

Die fremden Matroſen, durch Ohlerich's wildes Geſicht eingeſchüchtert, vielleicht auch in dem Glauben, daß er hier am Ort zu befehlen habe, murmelten nur noch etwas vor ſich hin, hoben ihren Kameraden vom Boden auf und trugen ihn in ein Boot, das unten am Bollwerk lag. Der Betrunkene ſuchte ſich von ihnen loszumachen, drohte bald mit dem einen, bald mit dem andern Arm nach der Straße herauf. Doch die Matroſen ſetzten ihn auf eine Bank, ſtießen vom Lande ab und ruderten nach einem der dunklen Schiffe am andern Ufer hinüber. Im Mondſchein ſah man noch das aufgeregte Geſicht des Schweden, der mit ſeinem Meſſer in ohnmächtiger Wuth ins Waſſer ſchlug, daß die Tropfen verſilbert aufſpritzten. Er ſtieß mit unſicherem Arm ſo heftig zu, wie wenn er dem Fluß den Bauch aufſchlitzen wollte. Endlich landete das Boot drüben am Schiff, und man ſah ihn nicht mehr.

Pfui, es ſieht häßlich aus, — ſo ein wüthiger Menſch! murmelte Johann Ohlerich vor ſich hin.

Hat der Hundsfott tüchtig zugeſtoßen? fragte er dann und wandte ſich zu dem jungen Mann, deſſen Geſicht er noch nicht geſehen hatte. Doch jetzt fuhr ihm ein unwillkürlicher Laut der Ueberraſchung aus der Kehle. Es war Julius, der neben ihm ſtand. Der Jüngling hatte ſein Taſchentuch gezogen und fing das Blut damit auf, das ihm noch tropfenweiſe zwiſchen den Fingern hervorquoll. Zugleich betrachtete er die Wunde aufmerkſam, — weil ihm wenig daran lag, Johann Ohlerich ins Geſicht zu ſehen.

Ah! Sie ſind es alſo! ſagte dieſer endlich ſehr gedehnt und nicht ohne Mühe.

Ja, ich bin es, antwortete Julius.

Wie kamen Sie denn hieher?

Ich wollte noch einen Spaziergang machen, — in der ſchönen Nacht! ſagte Julius in unverhehlbarer Verwirrung.

Was für einen Spaziergang Der wohl machen wollte! dachte Ohlerich und blickte den Jüngling äußerſt argwöhniſch an. Dann ſah er wieder das Blut und fragte mit einer Gutmüthigkeit, die er beim beſten Willen nicht unterdrücken konnte: Hat er gut getroffen?

O nein; herzlich ſchlecht! ſagte Julius lachend. Es that ihm ſehr wohl, daß er einen Anlaß hatte, zu lachen. Dabei ſchwenkte er die Hand geringſchätzig und ließ den nächſten Tropfen den Finger hinunterlaufen. Es iſt ein elender Schmiß! Mit einem kleinen Stück Heftpflaſter macht man der Sache ein Ende!

Nun, ſo ein paar Blutstropfen kann man zur Noth entbehren, wenn man ſo viel davon in Vorrath hat, ſagte Ohlerich gutmüthig, mit einem Blick auf Julius' blühendes Geſicht. Es fiel ihm auf einmal in die Sinne, wie hübſch und ſtattlich dieſer junge Menſch ausſah. Die ſchönen braunen Augen regten ihn auf. Dazu der junge, kriegeriſche Bart, wie er ſelbſt ihn nicht hatte. Es ward ihm wieder heiß in der Bruſt. Er dachte an Liesbeth, und wie natürlich es ſei, ſich in ſo einen Menſchen zu verlieben, — Alles in ihm bäumte ſich wieder auf. Unterdeſſen zog Julius ein Stück Heftpflaſter aus ſeiner Bruſttaſche hervor und klebte es auf den langen, aber ſchmalen Riß. Dann fragte er, um nicht länger ſtumm zu ſein: Und Sie — wo wollten Sie hin?

Wo ich hinwollte? — Nun, ins Wirthshaus! antwortete Johann Ohlerich.

In das nächſte da?

Wahrſcheinlich!

Man hat da gutes bayriſches Bier! fiel Julius ein zu bemerken.

Und guten Porter, ſetzte Ohlerich hinzu. Ich für meine Perſon ziehe Porter vor; er hat mehr Gewalt, er geht beſſer ins Blut.

Wenn ich ihn mit Ale miſchen kann, iſt er mir noch lieber, warf Julius möglichſt behaglich hin. Indem er das ſagte, bekam er lebhaften Durſt. Er ſah Johann Ohlerich zuverſichtlicher an, und unfähig, ſeine menſchenfreundlichen Wallungen länger zu unterdrücken, ſetzte er hinzu: Ich habe Ihnen übrigens noch nicht einmal gedankt, Ohlerich, daß Sie mir einen zweiten Meſſerſtich erſpart haben. Kommen Sie, laſſen Sie uns etwas Porter mit Ale trinken!

Johann Ohlerich wollte den Kopf ſchütteln, aber ſeine Gefühle miſchten ſich ſonderbar durch einander. Danken! — Sie haben mir nichts zu danken, antwortete er.

Doch, ich hab' Ihnen zu danken. Womit hätt' ich mich gegen die Kerle wehren ſollen? Ich hatte ja nichts, als die beiden Hände.

Warum liefen Sie denn mit Ihren nackten Händen ſo auf das Meſſer los?

Nun, da beſinnt man ſich doch nicht lange, wenn man helfen muß? antwortete Julius.

Johann Ohlerich ließ ein beifälliges Murmeln hören. Dann ärgerte er ſich wieder über dieſes Murmeln und ſuchte nach irgend einer unfreundlichen Wendung, die ſeine feindſelige Stimmung ausdrücken ſollte. Doch über dem Anblick von Julius' blutiger Hand fiel ihm keine ein. Endlich ſagte er nur: Porter mit Ale iſt gut.

Ja, Porter mit Ale iſt gut! wiederholte Julius. In ſo 'ner warmen Sommernacht hab' ich immer Durſt. Und wenn einem das Wirthshaus ſo vor der Naſe liegt — — Und damit ging er vorwärts, um die letzten Schritte bis zum Wirthshaus zu machen. Johann Ohlerich ging in demſelben gemeſſenen Tempo neben ihm her. Er hatte Luſt, ſtehen zu bleiben oder umzukehren, aber es fiel ihm nicht ein, was für einen Beweggrund er dafür angeben ſollte.

O ja, Porter mit Ale iſt gut, ſagte er endlich noch einmal und trat unter das Vordach, wo noch etwa ein halbes Dutzend Gäſte an den Tiſchen ſaß. Peter Jungmann, der Wirth, kam ſogleich auf ihn zu. Hier ſteht ja ein leerer Tiſch! ſagte Julius, dem nun auf einmal etwas beklommen ward. Ja, der Tiſch iſt leer, beſtätigte Ohlerich. So ſetzten ſie ſich und fingen an, Porter mit Ale zu trinken.

## IV.

Als Liesbeth in der nächſten Morgenfrühe, nach kurzem Schlaf und qualvollem Wachen, mit ſchwerem Herzen erwachte, wunderte ſie ſich ſehr, daß ſie an der verſchloſſenen Hausthür klopfen hörte. Sie ſtand auf und ſah nach der Uhr; es war zwiſchen Vier und Fünf. Das Klopfen wiederholte ſich im Takt, wie nach einer luſtigen Melodie. Sie verwunderte ſich noch mehr, fuhr in ihre Kleider und ging über den Flur, um zu öffnen. Draußen ſtanden die Beiden, an die ſie die ganze Nacht, im Traum und im Wachen, gedacht hatte; aber nicht als Gegner mit gezogenen Meſſern, ſondern äußerſt friedlich, Jeder gegen einen der Thürpfoſten gelehnt. Sie ſchienen etwas zu frieren, ein friſcher Morgenwind ging ihnen durch die wirren Haare. Aber ſie ſummten Beide ein Lied vor ſich hin und warfen heitere Blicke aus ihren überwachten, großen Augen. Bei dieſem gänzlich unerwarteten Anblick fuhr Liesbeth zurück, und da ſie nicht begriff, was ſie dazu ſagen ſollte, ſagte ſie kein Wort.

Du könnteſt uns einen Kaffee machen, Liesbeth, fing Ohlerich an, als wäre nichts zwiſchen ihnen vorgefallen, mit einem eigenthümlich humoriſtiſchen Ausdruck um die Lippen. Mit dem Kaffee muß man allemal abſchließen; und du machſt ihn ja gut, ſagt der Herr Julius. Das iſt ein Mann, der es wiſſen muß! Alſo Kaffee, vom beſten.

Ja du mein Gott, wo kommt ihr denn aber her? fragte die junge Frau immer noch faſſungslos.

Weißt du denn nicht mehr, wer Peter Jungmann iſt? antwortete Ohlerich.

Liesbeth griff ſich vor Verwunderung an den Kopf. Wie, ſeid ihr denn die ganze Nacht im Wirthshaus geweſen?

Julius nickte ihr heiter zu, ſchlug dann aber auf einmal die Augen verwirrt vor ihr nieder und ſah ſie nicht wieder an.

Ja, die ganze Nacht, erwiderte Ohlerich.

Und habt immerfort — ?

Getrunken? Nein, immerfort getrunken haben wir nicht. Erſt haben wir uns in Porter und Ale verſucht; die waren beide gut. Dann ſind wir der Nacht näher auf den Leib gerückt, und als die „Abendwache" aus war, haben wir während der „Hundewache" mit dem Schiffer Albrecht ſchwarzen Peter geſpielt. Und zwiſchen der Hundewache und der Morgenwache ſind wir auf den Bänken eingeſchlafen.

Was! Unter dem Vordach, in der freien Luft?

Peter Jungmann, der junge — nicht der alte — hat uns Decken über den Leib gelegt. Und jetzt ſind wir hergekommen, um hier Kaffee zu trinken.

Herr du mein Gott! — Liesbeth ſah bald den Einen, bald den Andern an, ſie verſtand von alledem noch immer kein Wort. Es fiel ihr auf, wie ſonderbar vergnügt Johann Ohlerich wieder lächelte; dann ſpitzte er die Lippen und pfiff eine echte Schiffermelodie in den Morgen hinaus. Sie ſah wohl, daß er nicht betrunken war; ein viel zu ſicherer, überlegener Humor blickte ihm aus den Augen. Endlich hielt ſie es nicht mehr aus, dieſen räthſelhaften Menſchen anzuſehen, und ging in die Küche an den Herd.

Von Zeit zu Zeit hörte ſie ihren Mann etwas vor ſich hin ſummen; der Andre war ſtill. Als ſie mit dem fertigen Kaffee wiederkam, fand ſie die Beiden auf der Bank vor der Thür, Julius fröſtelnd und mit zugeknöpftem Rock in eine Ecke gedrückt, einſtweilen bemüht, ſich durch eine Cigarre zu erwärmen und munter und zuverſichtlich dreinzuſehen. Ein runder Tiſch ſtand vor ihnen, den Ohlerich aus dem Wohnzimmer herausgetragen hatte. Die friſche Morgenluft iſt gut! ſagte er und warf ſich behaglich auf die Bank, in die andere Ecke.

Liesbeth ſtellte den Kaffee auf den Tiſch; nun bemerkte ſie, wie ſcharf beobachtend Ohlerich's Augen in aller Stille auf ihr und Julius ruhten. Es ward ihr unheimlich zu Muth. Ohlerich! nahm ſie endlich das Wort und ward dabei feuerroth: warum biſt du die ganze Nacht im Wirthshaus geweſen?

Warum? — Wenn etwas Beſonderes vom Stapel läuft, Liesbeth, ſo wird allemal der Kiel heiß und fängt an zu brennen: da muß viel Feuchtigkeit aufgegoſſen werden. Das hab' ich heut Nacht gethan, ſetzte er lachend hinzu.

Ich verſteh' dich nicht! murmelte Liesbeth verwirrt. Ohlerich antwortete nicht. Er nahm den Kaffee und ſchenkte ſeinem Gaſt und ſich ſelber ein. Julius dankte und trank haſtig aus. Sein morgenbleiches Geſicht fing wieder an ſich zu färben, gleichſam aufzuthauen. Mein Alter wird ſich wundern, wenn ich erſt heute Morgen nach Hauſe komme! ſagte er mit unwillkürlicher Heiterkeit vor ſich hin.

Er wird ſich wohl noch ganz anders wundern! brummte Ohlerich leiſe.

Es war mittlerweile voller, ſonniger Tag geworden, und auf der Yacht, die ihnen zunächſt am Bollwerk lag, entſtand Geräuſch und Bewegung. Zuerſt ſteckte ein Schiffsjunge ſeinen Kopf aus der Luke vorn am Bug, neben dem Anker, hervor; dann ſtieg der Schiffer, ein etwas beleibter, jovial ausſehender Mann, aus dem Mittelraum aufs Verdeck und hielt ſich die Hand vor die Augen, um nach der Wind- und Sonnenſeite zu ſehn.

Sieh da, das iſt der Schiffer Albrecht, mit dem wir heute Nacht Karten geſpielt haben! ſagte Julius, der es noch immer vermied, Liesbeth anzublicken.

Ein luſtiger Kamerad! bemerkte Ohlerich mit ſeinem heimlichen Lächeln.

O ja! Er erzählt ſehr gute Geſchichten; rechte Seemannsſchnurren.

Nun, er war auch nicht immer Oſtſeefahrer; als Matroſe iſt er zweimal um die Welt geſegelt, erwiderte Ohlerich.

Plötzlich wandte ſich der Schiffer Albrecht herüber, machte ein ſonderbar pfiffiges Geſicht, winkte mit der Hand und rief aus: Guter Wind, Johann Ohlerich.

Guter Wind, ho! rief dieſer ſogleich zurück. Der laute Ton durchfuhr Liesbeth, als höre ſie irgend einen geheimen Sinn heraus, den ſie nicht verſtand. Sie wollte auf ihres Mannes Geſicht zu leſen ſuchen; aber Julius' Nähe und Ohlerich's Heiterkeit beklemmten ſie allzu ſehr. Es lief ihr heiß und kalt über die Haut. Hör' ich da nicht etwas? ſagte ſie endlich. Ich glaube, mein Junge iſt ſchon aufgewacht! — Sie ging ſcheinbar horchend in das Haus hinein und machte die Thüre zu.

Johann Ohlerich ſah ihr nach. O ja! fing er dann gemüthlich wieder an, er erzählt gute Geſchichten, der Schiffer Albrecht! Und er trägt ſie gut vor. Aber nun ſollten Sie nur mal die Bilder ſehen, die er aus China und Japan mitgebracht hat; — die ſpaßhaften Bilder, wiſſen Sie, wovon er heut Nacht bei Peter Jungmann erzählte. Für Frauensleut' iſt das nichts; aber für Mannsleut' iſt es ſehr poſſirlich anzuſehn.

Kann man die Sachen einmal zu Geſicht bekommen? warf Julius nachläſſig hin.

Warum nicht? Er hat ſie immer an Bord, — der alte Schwede. Albrecht! rief er zu dem Schiffer hinüber, der auf ſeinem Verdeck auf und ab ſchlenderte, während der Schiffsjunge ſich an den Segeln zu ſchaffen machte, — haſt du eine halbe Stunde Zeit, kannſt du uns deine japaneſiſchen Kunſtſchätze zeigen?

Ich hab' 'ne ganze Stunde Zeit und dann noch 'ne halbe! rief der Schiffer zurück. Es wird mir eine große Ehre ſein, — das verſteht ſich! — Johann Ohlerich ſtand ſogleich auf und winkte ſeinem Gaſt mit den Augen, das Gleiche zu thun. Indeſſen Julius ſich reckte und in die Sonne trat, um ans Schiff zu gehen, zog Ohlerich ſeine Brieftaſche hervor, riß ein Blatt heraus und fing an, am

Kaffeetiſch ein paar Worte zu ſchreiben. Nur ſo 'ne kleine Geſchäftsſache! rief er Julius zu, als dieſer ſtehen blieb und fragend zurückſah. Gehen Sie nur an Bord, ich komme! — Damit ſchrieb er haſtig fort. Julius ſtieg vom Bollwerk aufs Verdeck hinauf, begrüßte den Schiffer, und ſie waren eben erſt auf der kleinen Treppe, die zur Kajüte führte, als auch Ohlerich hinter ihnen erſchien.

Ein nicht ſehr einladender Geruch und eine dumpfe Luft kam dem hinunterſteigenden Julius entgegen; doch er war von früheren Schiffsbeſuchen, ſeit ſeinen Knabenjahren, an dieſe Luft gewöhnt. Unten ſah er ſich in einem höchſt beſcheidenen, engen, leidlich reinen Raum, mit zwei Kojen über einander, einem in die Holzwand eingelaſſenen Schrank, einem kleinen Tiſch und den einfachſten Seſſeln. Etwas blauer Dampf zog noch die Treppe hinauf und zeigte, daß Schiffer Albrecht hier unten ſchon eine erſte Morgenpfeife geraucht hatte. Das iſt meine Kabuſe! ſagte der Schiffer mit Humor. Die Welt iſt groß, Herr, und die Kajüte iſt klein! — Er ſchloß ſeinen Wandſchrank auf und holte eine uralte Ledermappe hervor, in der er ſeine „Kunſtſchätze" verwahrte. Dann zog er bedächtig einen Haufen einzelner Blätter und einige lange Papierrollen aus der Mappe, legte ſie auf den Tiſch, erſuchte ſeine Gäſte, Platz zu nehmen, und ſtieg nach einer nachdenklichen Pauſe wieder das Treppchen hinauf.

Die Beiden hatten ſich mittlerweile ſchon in die burlesken Zeichnungen aus Yeddo und Kanagawa vertieft, die Ohlerich, ſo gut er es verſtand, zu erklären ſuchte; von Zeit zu Zeit erſcholl ein herzhaftes Lachen. Nicht wahr, das iſt luſtiges Zeug? fragte Ohlerich mit Genugthuung. Hin und wieder ſah er von den Blättern auf und warf durch den Dampf, mit dem ihre Cigarren die Kajüte durchwölkten, einen halben Blick zum Fenſter hinaus. Endlich ſtand er unruhig auf und ging, ſo gut es möglich war, in der Kabuſe umher. Er qualmte immer gewaltiger. Julius ſaß noch eine Weile ſtill, ſein Humor hatte ſich ganz in dieſe tollen aſiatiſchen Phantaſieen vertieft. Doch zuletzt fühlte er die dicke Luft vor ſeinen gereizten Augen, erhob ſich auch, wandte ſich um und ſah nun Johann Ohlerich mit einem eigenen, unbeſchreiblichen Lächeln hinter ſich ſtehen. Es fiel ihm zugleich auf, wie unſicher ſeinen Beinen zu Muthe war. Der Boden bewegte ſich unter ihm hin und her. Er mußte ſich an dem Brett der Koje halten, um nicht zu fallen, und hörte ein dumpfes, ſchluchzendes Geräuſch, das von außen gegen die Schiffswand ſchlug.

Was iſt das für Wellenſchlag? fragte er erſtaunt. Fährt eben ein Dampfer vorbei?

Kann wohl ſein! erwiderte Ohlerich. Kann wohl ſein!

Nun, jedenfalls muß ich endlich nach Hauſe! ſagte Julius und griff nach ſeinem Hut. Meine Leute werden Augen machen! Und ich werde gleich in mein Zimmer gehen und ein bischen nachſchlafen; denn ich werde jetzt hölliſch müde.

Das wird wohl das Beſte ſein! entgegnete Ohlerich.

Der junge Mann ſtieg die Treppe hinauf, klammerte ſich oben an den Maſtbaum an, weil ihn eine plötzliche Bewegung des Schiffes taumeln machte, und ſtieß einen Schrei aus. Seine Ueberraſchung war zu groß. Die Yacht fuhr eben mit vollen Segeln in das Meer hinaus. Sie hatte ſchon die beiden Hafendämme hinter ſich, und breite Seewellen, von der friſchen Briſe aufgewühlt, rollten heran, während das große Segel ſich bauſchte, und das Bugſpriet mit dem dreieckigen Klüver ſich nach Weſten drehte. Julius ſah die Einfahrtthürme noch ſo nah, daß ein Flintenſchuß ſie erreicht hätte, die Häuſer am Strom entlang, den Leuchtthurm auf der Anhöhe, die Badehütten am Ufer. Es faßte ihn eine Art von Schwindel an, dieſe tollſte Phantaſie — wofür er das Alles zu halten Luſt hatte — leibhaftig vor ſich zu ſehen. Was ſoll das heißen? ſtieß er endlich hervor.

Johann Ohlerich kam hinter ihm die Treppe herauf, ſtellte ſich an den Schiffsbord und ſah ihm mit ehrlich triumphirendem Lächeln ins Geſicht. Sehn Sie, es läßt ſich nun nicht mehr ändern! ſagte er ſo gemüthlich, als ihm bei der zitternden Aufregung ſeiner Stimme möglich war. Daß ich's nur ganz kurz ſage, Herr Julius: es ging wirklich nicht an, daß ich Sie und meine — meine Liesbeth noch länger zuſammenließ. Ich hab' mit ihr zu Land nach Hamburg fahren wollen; aber ſie hat nicht gewollt. Nun müſſen Sie mit mir zu Waſſer nach Hamburg; — ſo oder ſo.

Julius ſtarrte dem Steuermann ſo verwirrt ins Geſicht, daß ihm alle Worte verſagten.

Sehn Sie — laſſen Sie mich ausreden! fing Ohlerich wieder an. Es mußte etwas geſchehen, Herr Julius, — oder es gab ein Unglück. Ich hielt's ſo nicht mehr aus! Ich bin ein wilder, hitzköpfiger Kerl! Da hab' ich geſtern Abend geſehen — an dem Schweden da, mein' ich — wie häßlich ſo ein nichtswürdig wüthiger Menſch iſt, der wie ein blindes Unwetter dreinfährt, ohne zu wiſſen, wie es enden wird. Und dann haben wir Porter mit Ale getrunken — und danach iſt mir etwas beſſer geworden. Laſſen Sie mich ausreden; es dauert ja nicht mehr lange. Sehn Sie, da iſt mir ein Gedanke gekommen — er lächelte wieder — wie ich Sie ſo unter der Hand aus meiner Bucht hinausbugſiren könnte! Während Sie bei Peter Jungmann auf der Bank geſchnarcht haben, hab' ich's mit dem Schiffer Albrecht ausgemacht, daß er uns heute Morgen mitnehmen ſollte, — weil er grade nach Hamburg fährt. Das iſt ſo eine kleine unfreiwillige Seereiſe, Herr Julius; — Sie ſind ein junger Kerl von zwanzig Jahren, Sie verſtehen ja Spaß! Nehmen Sie's Johann Ohlerich nicht übel, daß die Sache ſo gekommen iſt: ich hab' ſelber keine Freud' d'ran — ich laß' Weib und Kind zu Haus, um mit Ihnen auf der Oſtſee herumzuſegeln. — Goddam! Sie haben's nicht anders gewollt!

Er ſetzte dieſe letzten Schlußworte eifriger und etwas zornig hinzu, da er Julius bleich und bleicher werden und auf deſſen Geſicht gar keine Neigung ſah, die Sache heiter zu faſſen. Doch der Jüngling blieb ſtill. Er hielt ſich nur immer am Maſtbaum feſt und ſah ſtarr vor ſich hin, auf Schiffer Albrecht's Rücken, der breit und unbeweglich vorne am Burgſpriet ſtand. Johann Ohlerich wartete eine Weile, ob der Sturm, der im Anzug ſchien, ausbrechen werde. Es erfolgte nichts. Sehen Sie, Herr Julius, fing er dann langſam wieder an — wenn ſo ein Teifun weht! ſo ein Teufels-Wirbelwind, der einem das Herz im Leibe durcheinander wirbelt! Iſt da der Schiffer geſcheidt, hat er was gelernt, ſo weiß er, wo der Teifun hinaus will, und ſegelt ihm aus dem Weg. So, dacht' ich, ſollſt du's auch machen! Haſt du 'nen Sturm im Haus, ſo nimm einen andern Kurs und ſegle ab! Und ſo hab' ich's gemacht. Und da ſchwimmen wir nun herum, immer weſtwärts fort, — und wer dabei den Humor verliert, dem iſt nicht zu helfen.

Aber was iſt Ihnen? ſetzte er auf einmal lauter hinzu. Julius war grün geworden, wie junges Gras, und ſtatt den klugen Gedanken ſeines Reiſegefährten zu folgen, verſuchte er nur noch durch ein mattes Lächeln gegen die ſonderbare Verſtörung ſeiner Züge anzukämpfen. Fehlt Ihnen etwas? rief Ohlerich und trat auf ihn zu.

O nein — mir iſt nur ſehr übel, antwortete Julius. Dabei ſah er nach der Kajütentreppe zurück, wie um dort unten gegen ſeine Haltloſigkeit Schutz zu ſuchen. Der kräftige, geſalzene Wind, der ihm um die Ohren blies, das Wühlen der Wellen, der immer auf und ab ſchwankende Maſtbaum hatten ſchnell ihr Werk an ihm gethan. Johann Ohlerich begriff nun endlich die Sachlage und nahm Julius' Arm, um ihn hinunterzuführen. Goddam! rief er aus, warum ſagten Sie das nicht früher?

Ich mochte nicht ſprechen, antwortete Julius. Er kam unten an, ſtreckte ſich auf Ohlerich's Wink in der unteren Koje aus und überließ ſich nun wortlos ſeinen unausſprechlichen Gefühlen.

Das Schiff ſchwankte ſtark. Johann Ohlerich ſchien es nicht zu ſpüren. Er ging in der Kajüte umher, ſetzte ſich ſeinem Kranken gegenüber, ſah ihn bald kopfſchüttelnd, bald ermuthigend an und ſuchte ſich durch alle möglichen Handreichungen nützlich zu machen. Von Zeit zu Zeit ſtieg er die Treppe hinauf, um ſeinen Kopf einen Augenblick in den Wind zu ſtecken, kam aber gleich wieder zurück und ſetzte ſich in irgend eine Ecke. Dann ſaß er da, wie eine Mutter, die ihr Kind bewacht. Er ſchien keinen anderen Gedanken mehr zu haben, als ſeinen Kranken zu hüten. Wird Ihnen ſchon beſſer? fragte er in gemeſſenen Pauſen, als ginge es nach der Uhr. Ich glaube, antwortete Julius, es ſcheint ſo, — und ward dann durch einen neuen Anfall ſeiner Leiden zum Verſtummen gebracht. Auch Johann Ohlerich war dann eine Weile ſtill. Zu gebührender Zeit fing er wieder an zu lächeln und murmelte irgend ein aufmunterndes Wort: Ja, bei ſo einem ſteifen Oſtnordoſt! — Wenn man ſeine erſte Seefahrt macht! — Die Oſtſee iſt nur klein, aber ſie iſt ein ſchlimmes Waſſer, Herr Julius! — — Unterdeſſen lag Julius mit grünem Geſicht und heroiſchem Schweigen da. Er fand es zu ſchwer, ſich der Ereigniſſe, die ihn in dieſe Koje geführt hatten, genau zu erinnern. Er nahm die Thatſache hin. Er wunderte ſich nur, wie viel Kopfſchmerzen und wie wenig Gemüth er hatte. Es war ihm unendlich gleichgültig, ob eine Frau hübſch oder häßlich ſei, ob ſie Amalie oder Liesbeth heiße. Alles lag hinter ihm. Nur hin und wieder wandte er ſich auf die Seite und ſah dann immer wieder Johann Ohlerich's wetterbraunes, theilnehmend lächelndes Geſicht. Es tröſtete ihn. Trotz ſeiner Schwäche fühlte er ſich gerührt, verſuchte zu lächeln, — und fiel dann wieder mit ſtarrem Geſicht in ſein Elend zurück.

Gegen Abend ward es endlich ſtiller, die See ging nicht mehr hohl. Er verſank in den Schlaf, den er ſich den ganzen Tag vergebens gewünſcht hatte. Als er wieder zu ſich kam — er hatte nicht lange geſchlummert — fand er zu ſeinem Erſtaunen, er ſei wunderbar wohl. Es hungerte ihn, aber es war ihm nicht mehr weh und übel zu Muth. Die Nacht ſchwankte nur noch gelind. In der Dämmerung, die ſich inzwiſchen um ihn her verbreitet hatte, erkannte er Ohlerich und den Schiffer Albrecht die ihm mit Vergnügen in die aufgefriſchten Augen ſahen und ſein erſtes geſundes Wort zu erwarten ſchienen. Der geneſene Patient richtete ſich auf. Johann Ohlerich lachte, als er ihn in der Kajüte noch etwas herumtaumeln ſah; drückte ihm dann die Hand mit einem ſtrahlenden Blick, und fragte, ob er ſchon Sinn dafür habe, Speck zu eſſen. Julius ſchüttelte wehmüthig den Kopf. Ob es ihm dann vielleicht Vergnügen machen werde, ſich einſtweilen mit engliſchem Zwieback und Roſtocker Weißbier zu vernüchtern; es ſei auch Stockfiſch zu haben. Bei dieſen Worten fühlte Julius, daß ihm die ganze Welt der Genüſſe wieder aufging. Aber er ſehnte ſich ſehr nach friſcher Luſt. Sowie er ein halbes Wort darüber geſprochen hatte, nahm Johann Ohlerich ihn unter den Arm und führte ihn wie einen jüngeren Bruder der Treppe zu. Sie kamen hinauf; Julius erſtaunte, wie die Welt ſich während ſeiner Leidenszeit verändert hatte. Das Meer hob und ſenkte ſich nur noch in langen, ſchaumloſen, nichtsbedeutenden Wellen, wie wenn es regelmäßige, geſunde Athemzüge thäte. Der Himmel war rein gefegt, vom Wind nichts mehr zu ſpüren als ein erfriſchender Hauch, der die Dünſte des Meeres über das Verdeck hinüberwehte. Hier und da blinkte ſchon ein Stern in der helldunklen Höhe auf, und die niedrige Küſte dämmerte in der Ferne.

Was für eine wundervolle Reiſe das iſt! ſagte Julius in ſeiner überfließenden Lebensfreude, um Johann Ohlerich etwas Angenehmes zu ſagen.

Nun, wie man's nimmt! ſagte dieſer und lachte.

Der Schiffsjunge erſchien auf des Schiffers Ruf, und in zwei Minuten ſtand ein gedeckter Tiſch mitten auf dem Verdeck, drei Stühle herum, eine Reihe von Bierflaſchen in geſchützter Lage gegen den Bord gelehnt. Wir haben ja wieder feſtes Land unter uns! ſagte der Schiffer heiter, und die Luft geht mild! Jetzt möcht' ich doch auch dabei ſein und ſehen, was Ihr Magen wieder leiſten kann! — Julius ſaß ſchon und griff nach den Wunderwerken menſchlicher Erfindung, die man ihm aufgetiſcht hatte. Alles erſchien ihm neu und wunderbar. Sie ſetzten ſich zu Dritt (der Schiffsmaat ſtand am Steuer), und Johann Ohlerich, in ſeiner beſten Laune, warf die Korkſtöpſel, die er aus den Flaſchen zog, rechts und links über Bord. Dann wurden die Flaſchen mit ſeltener Geſchwindigkeit leer, und Schiffer Albrecht mußte den Steuermann mit ſanfter Gewalt verhindern, ſie gleichfalls den Stöpſeln nachzuwerfen. Es dauerte nicht lange, ſo fing Julius, vom Eſſen und Trinken begeiſtert, zu ſingen an, daß der Maat am Steuer und der Schiffsjunge am Klüverbaum herüberhorchten. Herr Gott, es geht nichts übers Schifferleben! rief er endlich aus.

Nun das verſteht ſich! ſagte Ohlerich lachend. Wie's im Liede heißt:

Matroſenleben,
Und das heißt luſtig ſein!
Wenn andre Leute ſchlafen,
Da muß ich wachen,
Am Steuer ſtehn,
Am Steuer ſtehn!

Das iſt Alles Eins! ſeufzte Julius. Ich hab' meine ſchöne Jugend verlumpt, — hätt' ein Seemann werden ſollen, ſtatt mich hinter den Büchern feſtzuſetzen! Alle Seeleute ſollen leben! — Er hob ſein Glas mit etwas elegiſchem Ausdruck und ſtieß mit den Beiden an.

Nun, Sie ſind ein junger Kerl — und was für ein ſtrammer junger Kerl! — und Ohlerich ſah ihn mit herzhaftem Wohlbehagen an; — 's könnt' ja Alles noch werden! Mit der Seekrankheit das nimmt auch ein Ende — wie Alles auf dieſer Welt! So ein richtiger Matroſe, das iſt doch etwas: das weiß doch, wozu es ſeine Arme und Beine hat, und wozu die Erde rund iſt. Denn nach der einen Seite fährt er ab, und von der anderen kommt er wieder zurück! Und dann hat er mittlerweile was geſehen, — Goddam! — und er fing an, Seemannsgeſchichten zu erzählen. Julius hörte zu, Schiffer Albrecht trank. Endlich begannen ſie alle Drei luſtige Schifferlieder durch die Nacht zu ſingen.

Es war tief dunkel geworden, aber der ſpäte Mond ging nun auf und wanderte über die kleinen Waſſerkämme, indem überall von ſeinem Silber etwas hängen blieb, zum Verdeck herüber. Sein elegiſches Licht hatte noch nicht lange geleuchtet, als Julius ſtille ward und der Einfluß des Nachtgeſtirns auf ihn zu wirken ſchien. Er legte ſeine erloſchene Cigarre auf den Tiſch, fing an zu träumen und ſtarrte ins Meer hinaus. Das Sonderbare ſeiner Lage ward ihm plötzlich bewußt. Auch Johann Ohlerich neben ihm verſtummte. Schiffer Albrecht ſang allein noch eine Weile fort; dann hörte er gleichfalls auf, klopfte am Bord ſeine Pfeife aus, ſah nachdenklich in den Mond, wie auf eine Uhr, und ging ans Steuer, um Peter Jürß, den Schiffsmaat, abzulöſen. Auf dem ganzen Verdeck war Alles ſtumm. Eine Weile ſtarrten Julius und Ohlerich beide ſtill vor ſich hin.

Endlich nahm Julius ſeine Cigarre wieder in die Hand, ſteckte ſie aber nicht an, ſondern ſagte nur: Das iſt eine merkwürdige Nacht! — — Ich wollte mich noch über etwas zu Ihnen ausſprechen, Johann Ohlerich.

Da bin ich gerne dabei! murmelte Ohlerich, ohne ſeinen Blick zu verändern.

Ich wollte Ihnen nur ſagen, Johann Ohlerich: Sie ſind ein ganzer Kerl, und ich habe alle Achtung vor Ihnen.

Nun, das kann mich freuen, brummte Ohlerich vor ſich hin.

Ich möchte gern, daß wir uns wie gute Freunde verſtändigten, Johann Ohlerich! Was meine Perſon betrifft, — ſo hab' ich mich in dieſer Sache nicht ſo gut benommen, wie Sie. Ich habe Ihrer Frau — — Die Junge ſtockte ihm eine Weile. Ich habe Ihrer Frau mehr dummes Zeug geſagt, als ich verantworten kann.

Ach was! Davon reden wir ja nicht mehr. Das iſt abgemacht.

Doch; ich rede davon. Ich fühle das dringende Bedürfniß, davon zu reden. Johann Ohlerich — ich bin nun einmal ein verliebter Kerl! Und ſo kam die verwünſchte Geſchichte — — Aber jetzt bin ich kurirt.

Sie ſind noch ein junges Blut, Herr Julius! Da kommt Allerlei vor. Und wenn Sie kurirt ſind — doch er ſah dem jungen Mann etwas ungläubig ins Geſicht — nun ſo iſt's ja gut.

Ja; Sie haben mich kurirt, Johann Ohlerich! — Aber ſagen Sie nicht mehr „Herr Julius", das hat keinen Sinn. Sagen Sie meinetwegen „Julius!" — So wahr ich hier ſitze, ich nehm' es Ihnen nicht übel, daß Sie mir dieſe — dieſe Vergnügungsreiſe arrangirt haben. Ich weiß nun, daß Sie ein ganzer Kerl ſind, Johann Ohlerich. Sie haben ſich ſelbſt überwunden; — nun, das iſt leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Es iſt jetzt an mir, daß ich dasſelbe thue! Und ich wollte Ihnen nur noch mein Ehrenwort geben, daß das geſchehen ſoll.

Nun, das wird mich freuen! ſagte Ohlerich, doch ohne ein beſonders kräftiges Zutrauen zu verrathen. Er ſah dabei vor ſich nieder auf den Tiſch.

Sie meinen, mit dem Ehrenwort iſt's noch nicht gethan! Wenn der Geiſt auch willig iſt, das Fleiſch iſt ſchwach! — Sehn Sie, Johann Ohlerich, ich verſtehe ſehr gut, was Sie eben denken. Sie haben mich in dieſes „Rettungsboot" gelootſ't — er lächelte unwillkürlich — um über einen ſehr kritiſchen Moment hinüberzukommen: denn es war ein kritiſcher Moment, das gebe ich zu. Ich war ein verrückter Narr! Aber wenn wir nun morgen oder übermorgen nach Hamburg kommen, und ich von da als guter Sohn nach Warnemünde zurückfahre, — ſo kann ich wieder verrückt werden. Nicht wahr, das haben Sie eben bei ſich gedacht?

Es wär' wohl möglich! murmelte Ohlerich; konnte dabei nicht umhin, zu lächeln und dem treuherzigen jungen Menſchen mit einem ehrlichen Wohlgefallen ins Geſicht zu ſehen.

Johann Ohlerich! Ich könnte Ihnen einen Vorſchlag machen — — Julius erröthete über das ganze Geſicht, indem er das ſagte. Ich könnte Ihnen einen Vorſchlag machen, mit dem die Sache wohl zu Ende käme. Jeder Menſch hat doch irgend einen Ehrenpunkt, von dem er nicht losläßt! Wenn ich z. B. mit Jemand verbrüdert bin, wenn ich ihm Freundſchaft zugeſchworen habe, ſo kann ich doch unmöglich mit ſeiner Frau — — das ſehen Sie ein. So kann ich doch gar nicht mehr daran denken, wieder verrückt zu werden! — Ich habe geſtern und heut mit Ihnen getrunken, Johann Ohlerich; — doch das bedeutet noch nicht viel. Ich habe alle Achtung vor Ihnen gewonnen; ich habe — — Wär' ich nicht ein Mann, ſo würd' ich gradheraus ſagen, daß ich mich in Sie verliebt habe. Wenn's nur auf mich ankäme, ich könnte gleich dieſes Glas nehmen und — und mit Ihnen Brüderſchaft trinken; — und dann ſollte kein Menſch auf der Welt mehr ſagen, Johann Ohlerich, daß ich mich je wieder an Ihrem Lebensglück vergreifen könnte! —

Er wartete eine Weile auf Antwort. Johann Ohlerich nickte mit dem Kopf, ſtand dann auf und ſah dem jungen Redner gerührt ins Geſicht. Julius! fing er endlich an; ich hab' doch nicht Unrecht gehabt! Sehn Sie, ein richtiger Seemann muß aus einem einzigen Stück Rundholz errathen können, wie groß das ganze Schiff iſt. So hab' ich mir geſtern Abend gleich gedacht, Sie ſind ein Kerl auf dem Platz! und mit dem muß ich in Frieden fertig werden! — — Stoß an, Junge; warum ſollen wir nicht Brüderſchaft trinken, und warum ſoll ich mir nicht den letzten Span, der da drin noch ſteckt, aus dem Herzen reißen! —

## V.

Es war wohl Mitternacht geworden, als Julius endlich, trotz aller Aufregung und Freudigkeit zum Sterben müde, in ſeine Koje ſchlich. Ueber ſich hörte er Muſik; Johann Ohlerich ſaß noch auf dem Verdeck, hatte die Handharmonika des Schiffers Albrecht genommen und ſpielte allerlei Weiſen darauf, ſo gut er's gelernt hatte. Es waren weichherzige Melodieen, ſie klangen ſehr heimwehmüthig und verliebt in die Nacht hinaus. Darüber ſchlief Julius ein, und ſchlief bald ſo feſt, als wollte er nie wieder erwachen.

Gegen Morgen fing er endlich zu träumen an; ein Traum immer glücklicher als der andere. Alles ging ihm gut aus. Er ſah ſich mit zwei großen ſchweinsledernen Büchern unter dem Arm, die er in den Warnemünder Strom warf und mit herzlichem Vergnügen unterſinken ſah. Dann donnerten auf einmal alle Kanonen, und die norddeutſche Flotte — denn der Strom hatte ſich unvermerkt in den Kieler Hafen verwandelt — zog in Schlachtordnung auf. Er befand ſich unter den Offizieren, gleich ihnen den dreieckigen Hut auf dem Kopf, im dunkelblauen Frack mit den großen, zweireihigen Ankerknöpfen; der breite Goldſtreifen blitzte an ſeiner Hoſe hinunter. Es verwunderte und freute ihn, daß doch noch ein Seemann aus ihm geworden ſei. Gleich darauf ſah er, wie alle Schiffe im Hafen ihre Flaggen ſtrichen und unter Kanonendonner und Muſik die Admiralsflagge am großen Topp in die Höhe ging. Er hörte die Leute in ſeiner Nähe ſagen, das geſchehe, weil der Admiral Julius das Kommando übernommen habe. Indem ihm das noch ſchmeichelte, ward der Traum undeutlich und verlor ſich in eine Schlacht, wie man ſie noch nie geſehen hatte. Der Sieg war errungen, der Admiral Julius kam zurück und fuhr mit der ganzen Flotte, er ſelbſt auf „Wilhelm I." voran, den Strom hinauf und an Johann Ohlerich's kleinem Hauſe vorbei. Liesbeth ſtand auf dem Bollwerk, grüßte ihn mit einem Kopfnicken und legte ein Brett, auf dem er ans Ufer ſtieg. Er reichte ihr die Hand und wollte ſie auf den Mund küſſen; aber ſie gab ihm eine Ohrfeige, — und indem er eben einige Worte der Entſchuldigung ſtammeln wollte, wachte er auf.

Johann Ohlerich ſtand vor ihm, mit lächelndem Geſicht. Willſt du nicht aufſtehen, Junge? Du haſt ja einen prächtigen Schlaf! Aber ich muß dem Vergnügen doch ein Ende machen. Gegen Morgen zu hat der Wind wieder ein Bischen nachgeholfen, und nun liegen wir hier in der Kieler Bucht. Der Schiffer Albrecht hat hier etwas zu thun, — und ich denke, wir beide laſſen ihn allein mit ſeiner alten Yacht und fahren per Dampf nach Hamburg und Altona! Es wird dir wohl nicht viel daran liegen, den Eiderkanal und die ſchwarzen und weißen Elb-Tonnen zu ſehen, und vielleicht noch einmal in hohle See zu kommen, wie am geſtrigen Tag.

O, das thäte mir nichts! ſagte Julius, der noch etwas von dem Admiralsgefühl ſeines Traums verſpürte. Aber es iſt freilich beſſer, bald nach Hamburg und nach Hauſe zu kommen! Es giebt eine Familie, die ſich ſchon ſehr über mich verwundern wird.

Nun, dann arbeite dich aus der Koje heraus! Gleich nach ſieben geht der Zug. Eine halbe Stunde haben wir noch. Dann können wir in Hamburg ein paar Beefſteaks zu Mittag eſſen! — Damit ſtieg Johann Ohlerich wieder die Treppe hinauf. Julius warf ſich in ſeine Kleider und folgte ihm bald. Er ſah ſich hart am Bollwerk des Kieler Hafens, allerlei Maſten und Flaggen um ſich her. Weiter abwärts lag ein gewaltiges, ſchwarzes Ungeheuer von der deutſchen Flotte, in deſſen Nähe die ſchlanken Kanonenboote dampften, — wie es ſchien, um ſich zu einer Uebungsfahrt ſeefertig zu machen.

Nun, das iſt doch ſchon etwas, murmelte Ohlerich bei dieſem Anblick mit halb zurückgedrängtem ſchmunzelndem Wohlbehagen. So weit haben wir's doch endlich einmal gebracht!

— Wie der große Kerl daliegt; wie eine alte Eule, um die die Schwalben herumſitzen.

Julius erwiderte nichts. Es war ihm ſonderbar ernſt zu Muth geworden; ſeine wachen Gedanken gingen hinter ſeinen Träumen her und dachten daran herum. Er ſah ſtill auf die Schiffe, zählte mechaniſch ihre Kanonen, ſo viele er ſehen konnte. Endlich trieb Johann Ohlerich zum Aufbruch an. Sie nahmen vom Schiffer Abſchied, der behaglich neben dem Steuer ſaß und rauchte, wanderten zum Bahnhof und rollten in der Morgenfriſche nach Hamburg zu.

Ein Jeder von ihnen hatte ſich bald in ſeine Gedanken vertieft. Johann Ohlerich ſchien mit jeder Stunde melancholiſcher und ſtiller zu werden; ſein Heimweh nach Warnemünde war erwacht, Alles, was er dort zurückgelaſſen hatte, lag ihm auf der Seele. Doch er ſagte nichts. Sie kamen in Hamburg an, Ohlerich führte ſeinen Gaſt — denn als das erſchien ihm Julius hier in der Seeſtadt, in der er zu Hauſe war, wie in ſeiner eigenen Seele — durch allerlei enge Straßen vor Allem dem Hafen zu. Ihr Weg führte ſie zuerſt am Binnenhafen entlang. Hunderte von Elbkähnen lagen hier ſo wunderbar in einander gedrängt, daß es unmöglich ſchien, den hölzernen Knäuel auseinander zu wickeln. Julius ſtarrte das Phänomen mit weit aufgeriſſenen Augen an. Das iſt noch nichts! ſagte Ohlerich ſtolz und zugleich geringſchätzig und zog ſeinen Freund vorbei, nach dem Elbufer zu. Wenn wir erſt an den Rummel-Hafen kommen, und ſo weiter!

Sie wandelten Arm in Arm, ein ungeheurer Maſtenwald ragte jetzt näher und näher vor ihnen auf. Das iſt freilich etwas Anderes, als bei uns zu Hauſe! ſagte Julius, von einer Art ſchiffsjungenhafter Ehrfurcht ergriffen. Aber was für eine hübſche Figur dieſes Weibchen hat! — Seine Bewunderung für die hohen Maſtenſpitzen hinderte ihn nicht, auch das Schöne zu ebener Erde zu ſehen. Eine ſtattliche, jugendliche Geſtalt in ehrbarem ſchwarzem Kleid, aber von höchſt angenehmem Wuchs, ging vor ihnen auf, ein wenig raſcher als ſie. Julius fing an größere Schritte zu machen und ſeinen Kameraden mit ſich fortzuziehen. Nun, wozu laufen wir ſo? fragte dieſer endlich, als er merkte, daß er im Schlepptau war. Denkſt du, mein Junge, daß uns die Indienfahrer da ſo plötzlich davonſegeln?

Wir ſollten der jungen Perſon ein wenig nachgehen! antwortete Julius und zeigte auf die, die er meinte.

Wozu?

Wozu? Wenn man in fremden Städten iſt, muß man auch die Menſchen betrachten, Ohlerich. Ich will wetten, ſie hat ein hübſches Geſicht!

Nun, das kann ſie wohl haben; aber da hätten wir in Hamburg viel zu thun. Und da geht ſie ja eben rechts um die Ecke.

Eben um dieſe Ecke ſollten wir auch gehen! entgegnete Julius. Ich bin doch neugierig — — Und er zog den Andern um die Ecke herum.

Johann Ohlerich lachte. Du biſt ja wohl 'ne rechte Magnetnadel, ſagte er, die immer nach der Windrichtung Frauenzimmer zeigt! Ich hab' mir die Dirne noch nicht einmal angeſehen. Oho! da geht ſie eben in das Wirthshaus hinein.

Eben in das Wirthshaus ſollten wir auch hineingehen! ſetzte Julius ſogleich hinzu. Abgeſehen davon, daß ich nachgerade hölliſchen Appetit verſpüre — — Und damit zog er Ohlerich nach der Wirthshausthür.

Wenn das meine Frau wüßte, murmelte Ohlerich lachend, daß ich hier dem erſten beſten Unterrock nachlaufe! Sie traten ein; das Gaſtzimmer lag gleich links neben dem Flur. Es ſchien eine ſtille, unbeſuchte Wirthſchaft zu ſein. Das ganze, mit Tiſchen und Stühlen angefüllte Zimmer war leer, auch nicht ſehr von Tabaksdünſten heimgeſucht. Nur die junge Perſon hatte ſich eben geſetzt, ein zuſammengeknüpftes

Bündelchen auf den Tiſch gelegt und ſah, ihnen den Rücken zuwendend, zum Fenſter hinaus.

Nehmen wir nur vor Allem Platz! ſagte Julius und warf ſich auf einen Stuhl am nächſten Tiſch. Du mußt ohnehin noch eine Flaſche Rothſpohn mit mir trinken, Ohlerich; heut Nacht haben wir die Brüderſchaft nur mit Roſtocker Weißbier begoſſen!

In dieſem Augenblick ſah die junge Frau verwundert zu ihm herüber, und die beiden Männer zu ihr. Alle Drei ſtarrten einander an. Liesbeth — nicht in ihrer Warnemünder, ſondern in ſtädtiſcher Tracht — zeigte ihr Geſicht, auf das ſich mehr Erſtaunen drängte, als es faſſen wollte, während Ohlerich die Farbe wechſelte, und Julius endlich in ein verlegenes, lautes Lachen ausbrach.

Hatt' ich nicht Recht, Ohlerich, rief er aus, dich hereinzuſchleppen? Hatt' ich nicht Recht? — Plötzlich aber beſann er ſich, wie es hier noch ſtand, glaubte ſehr zur Unzeit gelacht zu haben und ward feuerroth. Guten Tag, Liesbeth! ſtammelte er, mit einem Blick auf Ohlerich's ernſtes Geſicht. Ich will — — ich will etwas zu eſſen beſtellen! — Das iſt gut! Das wird das Beſte ſein! ſetzte er hinzu, indem er ſeinen ſtillen Gedankengang verrieth. Niemand antwortete ihm etwas. Er nahm ſeinen Strohhut wieder auf, den er hingelegt hatte, ſuchte die Thür nach der Küche und ging ſchweigend hinaus.

Die beiden Eheleute ſahen ſich allein. Guten Tag, Ohlerich! ſagte Liesbeth nach einer Weile, mehr erſtaunt als beklommen. Ich höre ja, daß ihr euch duzt!

Ja, wir duzen uns, entgegnete Ohlerich ſanft.

Daß ihr heut Nacht bei Roſtocker Weißbier Brüderſchaft mit einander getrunken habt!

Ja: da haſt du ganz richtig gehört, Liesbeth: das iſt geſchehen. Warum ſollten wir Beide auch nicht Brüderſchaft trinken? Das kommt zwiſchen Mannsleuten vor, wenn ſie luſtig ſind.

Ohlerich! rief die junge Frau aus und ſah ihm wie einem Räthſel ins Geſicht.

Johann Ohlerich, ohne eine Miene zu verziehen, gab ihr den Blick zurück. Uebrigens, wo kommſt du her, Liesbeth? fragte er möglichſt ernſthaft.

Ich? — Von Hauſe! antwortete ſie kurz.

Du willſt dir wohl Hamburg ein bischen anſehen?

Ja, das will ich. Und dann — — Sie blickte mit verlegener Liebe zu ihm auf, ſchlug aber die Augen ſogleich wieder nieder und bohrte ſie in den Tiſch. Und dann hatt' ich auch am Fenſter, auf meinem Nähtiſch, einen Zettel gefunden; einen Zettel mit etwas Geſchriebenem drauf.

So! — Ih was!

Ja. Und weil auf dem Zettel ſtand, daß Johann Ohlerich, mein Mann, mit einem jungen Menſchen aus meiner Bekanntſchaft, Umſtände halber, nach Hamburg abgeſegelt wäre — — Sie zog den Zettel aus ihrem Buſen hervor.

Das Alles ſtand auf dem Zettel! ſagte Ohlerich in tiefſter Verwunderung.

Ja; und da ſteht's auch noch! Und weil ich dann Schiffer Albrecht's Yacht draußen beim Mol um die Ecke ſegeln ſah — ſo dacht' ich, Ohlerich, daß ich mich aufmachen und auch ein bischen nach Hamburg fahren ſollte.

Um es dir anzuſehen!

Ja, um es mir anzuſehen. Und um mich an Bord, bei unſerm Kapitain, zu erkundigen, ob der Steuermann Johann Ohlerich ſchon da wäre — ſie ſtockte — und ob er wirklich von ſeiner Frau nichts mehr wiſſen wollte.

Und was haben ſie dir denn an Bord geſagt? fragte Ohlerich, der nun einen erſten zärtlichen, verſtohlenen Blick nicht länger zurückhalten konnte.

Daß, wenn er nicht bei ſeiner Frau in Warnemünde wäre, — ſo wüßten ſie nichts von ihm und könnten mir auch nichts ſagen. Und da hab' ich mich entſchloſſen, auf ihn zu warten — und vorläufig hier etwas zu eſſen, denn vom Reiſen wird man nicht ſatt.

Nein, das wird man wohl nicht! — Aber was iſt das, Liesbeth? Dein Herr Julius iſt ja ein ganz treuloſer Menſch? Vorgeſtern will er dich noch heirathen, und heute läuft er hier in Hamburg hinter dem erſten hübſchen Mädchen her, das über die Straße geht? Und wenn dieſes hübſche Mädchen nicht zufällig Liesbeth Ohlerich geweſen wäre —

Ohlerich! fiel ſie ihm ins Wort, roth bis an die Schläfen. Ich — ich hab's nicht beſſer verdient! ſetzte ſie dann nach einer Pauſe hinzu. Ich hab's dir ſchlimm genug getrieben, Ohlerich! Du mußt dich recht ſchämen, daß du ſo eine Frau haſt.

Nun, es trägt Jeder ſeinen Packen! antwortete er mit ernſthaftem Humor. Mir thut's nur leid, daß ich dir von dem Herrn Julius überhaupt gar nichts Angenehmes berichten kann! Heute Nacht hat er mir geſagt, er wäre in mich verliebt; aber von Madame Ohlerich wollte er nichts mehr wiſſen.

Hat er das wirklich geſagt? — Liesbeth fing auf einmal an, glückſelig zu lächeln, und hob ihre leuchtenden Augen zu Ohlerich auf. Das iſt — — Es wundert mich gar nicht, daß er in dich verliebt iſt!

So? — Es kommt ſonſt nicht alle Tage vor, daß ſo ein junger Menſch den Mann lieb hat ſtatt der Frau. Es iſt ja auch wohl nicht immer ſo geweſen — Er ſah ſie mit humoriſtiſchem Mißtrauen von der Seite an.

Ohlerich! fiel ſie ihm wieder in die Rede. Sie ging auf ihn zu, ganz aufgelöſ't, und wollte ſich ihm an den Hals werfen, aber ein verlegenes Schamgefühl hielt ſie noch zurück. Was für ein Menſch du biſt! Kein Andrer auf der Welt hätte das ſo gemacht wie du! — Ohlerich, ſo gut haſt du mir im Leben noch nicht gefallen; — wenn ich nur das Eine wüßte, ob du mich noch lieb haben kannſt!

Sie war ſo nahe an ihn herangetreten, er brauchte nur die Arme auszuſtrecken, wenn er ſie wieder an ſein Herz drücken wollte. Sanftmüthig und geduldig wartend, wie ein Kind, blickte ſie ihn an. Ohlerich ſuchte noch nach einem Wort, das er ihr auf dieſes verliebte Bekenntniß erwidern wollte. Aber da ihm keines einfiel, das ihm die Hälfte von Dem zu ſagen ſchien, was er zu ſagen wünſchte, zog er ſie einfach auf ſeinen Schooß, hüllte ſie ganz in ſeine beiden Arme und küßte ſie ſtumm, mit einem Kuß ohne Ende, auf den Mund. — —

Der Wirth trat, als es im Zimmer ſo ſtill geworden war, nach einer tiefen Pauſe behutſam herein, lächelte und ging endlich auf das zärtliche Paar ſtillſchweigend zu. Er hatte ein Billet in der Hand, das mit einer Oblate verklebt war. Indem er Johann Ohlerich ſanft auf die Schulter klopfte, hielt er ihm das Billet vor die Augen; dann legte er es ihm auf die flache Hand, wie auf einen Teller.

Was ſoll ich damit? fragte Ohlerich.

Leſen! antwortete der Wirth. Ein hübſcher junger Menſch hat es draußen bei mir in der Küche geſchrieben. Ich ſollte Sie die erſte Viertelſtunde lang nicht ſtören, hat er geſagt; aber nach Verlauf dieſer Viertelſtunde ſollte ich hereingehen — ſeine Hand klimperte unwillkürlich mit Julius' Trinkgeld in der Hoſentaſche — und Ihnen das Stück Papier da in die Hand drücken.

Siehſt du, es iſt an mich und nicht an dich! ſagte Ohlerich mit ſpaßhafter Heiterkeit zu ſeiner Frau, indem er die Aufſchrift las. Er öffnete das Billet. Der Wirth ſtand noch auf demſelben Fleck; er ſchickte ihn hinaus, das Mittageſſen zu bringen, und hielt ihr das Blatt ſo von der Seite zu, daß ſie mit hineinſehen konnte. Sie laſen ſtumm zu gleicher Zeit, Liesbeth mit den Lippen.

„Ich kann nicht mit euch zu Mittag eſſen, Ohlerich; es geht mir gegen die Natur; — lebe wohl! Noch heute Nachmittag fahr' ich nach Kiel zurück, um von da meinem Vater zu ſchreiben, daß ich ihm nicht helfen kann, — ich trete in unſre Marine. In dieſen zwei Tagen hat ſich viel entpuppt; ich bin eine Art von Mann geworden, Ohlerich! Ich will Admiral werden oder Kajütenjunge, mir iſt Alles gleich, aber die Waſſerratte will ſchwimmen, und ich werde ſchwimmen.

Leben Sie wohl, Liesbeth! — Ich muß dir noch einmal ſagen, Ohlerich, daß du ein ganzer Kerl biſt. Machen Sie ihn glücklich, Liesbeth — machen Sie ihn glücklich! Ich werde mich faſſen wie ein alter Philoſoph; es wird ſchon gehen; — nur kann ich nicht heute Mittag mit euch Beefſteak eſſen! Auf Wiederſehen übers Jahr, — wenn wir ein Jahr älter ſind, einen Backenbart tragen und keine Gefühle mehr haben.

Ohlerich, ich achte dich! — Leben Sie wohl!“ — —

Sie hatten zu Ende geleſen, Ohlerich legte das Blatt wieder zuſammen. — Ein ſtilles Lächeln ging ihm übers Geſicht. Und vorgeſtern Abend — murmelte er — überlegte ich mir's noch, wie ich ihm am Beſten das Lebenslicht ausblaſen könnte, und mir hinterdrein! — Wo kein Humor mehr iſt, da iſt keine Vernunft! — Liesbeth, ich ſollte mich einen ganzen Tag lang wundern, was für ein Narr ich war.

Mein Liebſter, mein Schatz biſt du, Ohlerich, und weiter nichts! ſagte die junge Frau, und legte ihre Lippen wieder auf ſeinen Mund, um ihn nicht reden zu laſſen. Sie dachte an ihre *eigene* Narrheit, und er an die ſeine; und ſo ſaßen ſie ganz ſtille da und hielten ſich umſchlungen.

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite Serie.

Zweiter Band.

(Der ganzen Reihe achter Band.)

München.
Rudolph Oldenbourg.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

# Inhalt.

Seite.

Die Engel-Ehe. Von C. Spindler . . . . . . 1

Jörg Muckenhuber. Von W. H. Riehl . . . . . 67

Eine Verlorene. Von Leopold Kompert . . . . . 95

# Die Engel-Ehe.

### Von Spindler.

Winterzeitvertreib von K. Spindler. Bd. 2. Stuttgart,
Hallberger. 1844.

Karl Spindler, geboren den 16. October 1796 zu Breslau, wurde zu Straßburg erzogen, wo ſein Vater Organiſt am Münſter war, begab ſich, um dem franzöſiſchen Militärdienſte zu entgehen, nach Deutſchland zu einem Oheim, trat aber dann in jenes unſtete Theaterleben ein, das er nachmals ſehr anſchaulich geſchildert hat. Seinen Ruf als Romanſchriftſteller begründete er durch die Romane „Baſtard“, „Jude“ und „Jeſuit“, die trotz des Mangels an künſtleriſcher Bildung von einer wunderbaren Naturgabe in Auffaſſung und Darſtellung des Lebens, ja bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſt des geſchichtlichen Lebens, zeugen. Durch Vielſchreiberei — ſeine „ſämmtlichen Werke“, die wohl nicht einmal vollſtändig ſein werden, umfaſſen 102 Bände — hat er ſein glänzendes Talent zerſplittert und iſt großentheils vergeſſen; doch enthalten auch die an Werth untergeordneten Nachfolger jener erſten bedeutenderen Werke manchen meiſterhaften Zug, der in beſſerer Umgebung zu ſtehen verdiente. Er ſelbſt hat über ſeine Werke den Ausſpruch gethan, er beneide den Epigonen, der dieſen Schacht von Erfindung, wenn derſelbe einſt verſchüttet ſei, wieder entdecken und ausbeuten werde. Spindler ſtarb den 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach. Seine zahlloſen kleineren Erzählungen ſind meiſt flüchtig gearbeitet, wie denn überhaupt die Novelle dieſem auf Maſſenentwickelung angelegten Talente keine gemäße Form war. Deſto erfreulicher iſt es, aus der großen Menge denn doch eine Erzählung geben zu können, die zu den erleſeneren gezählt werden darf, ſoferne ſie ein altes, oft und verſchiedentlich von Dichtern ergriffenes Motiv in eigenthümlicher, bedeutender und edler Weiſe behandelt.

Wo der Arlberg ſteil niedergeht ins Land an der Iller, am Rhein und am Bodenſee, liegt der kleine Ort Stuben. Das Poſthaus daſelbſt iſt wenig beſſer als die umher zerſtreuten Wohnungen der Bauern, was ſein Aeußeres anbelangt. In ſeinem Innern dagegen hat es eine Stube, die an Traulichkeit ſchwerlich ihres Gleichen findet. Wohl erhellt durch mehrere Fenſter und ſauber aufgeputzt mit Schränken und Geräthſchaften aller Art, iſt ſie der Aufbewahrungsort aller Glas- und Porzellanſchätze, die das Haus beſitzt. Ein paar reinliche aber altväteriſche Tiſche füllen, mit den dazu gehörigen Seſſeln und dem breiten Kanapee, den innern Raum; eine hübſche Hecke von Kanarienvögeln iſt an einem der Fenſter, Käfiche mit andern Vögeln ſind an den übrigen zu ſchauen; an dem getäfelten Plafondgeſimſe laufen grüne Ranken, feſtgehalten von weißen Bändern, hin und beſchatten die Sänger des Waldes. In der Ecke gegen die Straße iſt das Bild des Gekreuzigten aufgerichtet, umgeben von Heiligenbildern; an der Decke ſchwebt die hölzerne Taube, die Verſinnlichung des heiligen Geiſtes. Die geſchnitzten Frieſe der Schränke ſind mit Porzellan- und Thonfiguren beſetzt, unter welchen die eines kaiſerlichen Soldaten mit der Fahne in der Hand, beſonders hervorſticht. Spiegel und Vorhänge, der Kalender an der Wand, die Rechentafel an der Thüre, die Eſſig- und Branntweingefäße auf dem mächtigen Ofen, ſtimmen vollkommen zu dem Uebrigen und malen ein heiteres Bild genügſamen Stilllebens vor dem Beſchauer aus. — Auch vor dreißig und noch mehreren Jahren mag dieſes behagliche Zimmer gerade ſo ausgeſehen haben wie heute; nur waren die Gäſte darinnen ſchwerlich ſo friedlich, wie die heutigen. Es war Krieg im Lande. Die Vertheidiger des letztern und die Schwärme des Feindes zogen hin und her, auf und ab. In ihrem Gefolge war bald Sieg, bald Niederlage; aber ſtets der Mangel, ſtets die Noth des Volkes, das unter der Geißel der Waffen leiden und bluten mußte. — Er hatte eine ſchlimme Zeit zur Reiſe gewählt, der alternde Mann, der eines Abends im Sturmwetter mit ſeinem Weibe und zwei Kindern, von denen das eine ſehr krank, in dem Wirthshauſe ankam. Sein beſcheidenes Fuhrwerk vermochte kaum noch von den abgetriebenen Gäulen geſchleppt zu werden. Seine Habſeligkeiten waren durchnäßt, ſo wie er ſelbſt und die Seinigen. Mit großer Mühe hatte er vor der Raubgier des Feindes ſeine Thiere und das Gepäcke über den Berg gerettet. Er verlangte ein Nachtlager und Erquickung für ſeine Familie von den gutmüthigen Wirthsleuten. Wenn mein Bub' nicht krank geworden wäre, ließ er ſich vernehmen, es hätte mich Nichts abgehalten, trotz der elenden Witterung noch in der Nacht meine Reiſe fortzuſetzen. — Und als die Wirthin voll Mitleids hinging, nach dem kranken Kinde zu ſehen, das auf dem Schooß ſeiner ſtarrblickenden und ſtummen Mutter lag, fuhr der Mann fort: Ihr habt wohl ſeit manchen Jahren keine ſo betrübte Familie beherbergt, liebe Frau. Laßt Euch ſagen: Wir ſind im Frieden aus Mähren davon gereiſ't und mußten hier im Lande den Krieg finden! Iſt das nicht ein Unglück? Doch würde das nichts ausmachen, denn ich fahre ja meiner Heimath entgegen, und meine Sehnſucht nach ihr iſt ungemeſſen; aber da hat im Salzburgiſchen der Tod zwei meiner Kinder ins Himmelreich geführt, und das war ein harter Schlag für mich: ein doppelt harter für die Mutter. — Die Genannte erhob die dunkeln, ſchwermuthsvollen Augen wie mit einem bittern Vorwurf gegen ihren Mann, ſagte aber kein Wort und verſank wieder in die Betrachtung des von Gichtern geſchüttelten Knaben. — Der Mann ſtrich ſich die ergrauenden Haare verlegen aus der Stirne und ſprach zum Wirth, abſeits tretend: Iſt kein Doctor im Ort? Der kleine Johann kommt mir wunderlich vor, und auch die Frau könnte eine zweckmäßige Hülfe wohl brauchen. Der Wirth verneinte, die Achſeln zuckend. In Bludenz ſei ein Wundarzt, meinte er. — So laſſen wir's bis dorthin, verſetzte der Reiſende; mir blutet das Herz, weil der Knab' ſo leidet, und weil die Mutter ſich ſchier hinterdenkt; aber ich kann's in

Gottes Namen nicht ändern. Die Pferde wollen kaum mehr fort, und dem Kind wär' eine weitere Reiſe ein ſicherer Tod. Wäre der Bube nur halb ſo friſch und flott, wie ſein Schweſterchen . . . . Vreneli, komm her und küſſe mich! — Das Mädchen kam luſtig herbei, ſtrich des Vaters Wangen und ſtammelte — es konnte erſt unvollkommen plaudern: Hanſel wird nicht ſterben, Papa! — Behüte, behüte, verſicherte der Vater, obſchon ihm nicht allzuwohl ums Herz war. Da rief die Mutter mit ausländiſcher Betonung: Verena, Verena! komm zum Bruder; ſpiele mit ihm. Ich will eine Suppe für euch kochen. — Sie ließ den Kranken in den Armen der halberwachſenen Wirthstochter und ging mit hängendem Kopfe nach der Küche, wohin die Hausfrau ſie begleitete.

Wie nun der Gatte ihr kopfſchüttelnd nachſchaute, begann der Wirth voll biederer Theilnahme: Das Unglück hat das gute Weib recht angegriffen. Von Mähren, ſagten Sie, lieber Herr? Aber aus Ihrer Sprache zu ſchließen, ſind Sie dort nicht zu Hauſe. Ich glaube eher einen Nachbar in Ihnen zu erkennen, einen Schweizer. — So iſt's, mein Freund, entgegnete der Fremde, indem ihm die helle Freude aus den Augen blitzte; ein Appenzeller, bei Gott, und ich kann's nicht erwarten, bis ich mein Vaterland wieder ſehe. Das Vaterland, braver Mann, iſt auch das Höchſte in der Welt, und das Heimweh hätte mich dort innen aufgezehrt, obgleich mir's gut ging, fürwahr. Ich hab' im

Leben viel erfahren, bin eines Bauern Sohn, hab's dann im Militär bis zum Hauptmann gebracht, und bin ſchließlich, nachdem ich invalid geworden, zum Verwalter auf eines Fürſten Gütern an der ſchleſiſchen Grenze avancirt. Der Fürſt gab mir ein gut Salär, Nebenverdienſt fand ich auch und, was das Beſte, ein treffliches Weib, von polniſchen Eltern zwar, doch in Mähren geboren. Ich hätte als ein glücklicher Vater von vier lieben Kindern mit dem Kaiſer ſelbſt nicht getauſcht; da kam das Heimweh plötzlich über mich, und es litt mich nicht mehr im fremden Lande. Leider hat mich der Durſt nach der Heimath die Halbſchied meiner Kinder gekoſtet. Er wiſchte ſich einige Thränen aus dem Auge. Die Faſſung ſtellte ſich jedoch bald wieder ein, daß er ruhig ſagen konnte: Nun, wie Hiob ſprach: der Herr hat's gegeben, und ſo weiter. Wenn ich nur einmal wieder meinen Geburtsort betreten habe, ſoll Alles gleich beſſer gehen, und wir haben von hier aus nicht mehr weit; nicht wahr? — Nicht allzuſehr. Seien Sie überzeugt, daß ich Alles thun werde, um Ihnen die Reiſe zu erleichtern, wenn Sie etwa in Verlegenheit ſein ſollten. Was bei dieſen ſchlechten Zeiten in meinen geringen Kräften ſteht . . . — Nicht doch, nein, wahrlich nicht, guter Freund, rief der Reiſende mit Lächeln, indem er ſeine Weſte aufſtreifte und darunter eine wohlgefüllte Geldkatze ſehen ließ: da iſt ſchon zu leben; da ſtecken noch Kremnitzer und ungariſche Thaler die Hülle und Fülle. Auch hat mir der Fürſt eine kleine Penſion zugeſagt. Ich werde daheim einen wohlhäbigen Mann vorſtellen. Seid daher bedankt, lieber Freund, und ſpart Eure Kräfte für die ungebetenen Gäſte, die Euch morgen etwa ſchon über den Hals kommen dürften. Jenſeits des Berges wimmelt es allenthalben von feindlichen Soldaten, die den Aufbruch mit Schmerzen erwarten. Ich will jedoch flink davon fahren, ehe ſie da ſein können. — Sie ſind glücklich, ſeufzte der Wirth voll Sorgen: Sie eilen Ihrem ruhigen Land entgegen, und wir müſſen im Drangſal bleiben, wohin uns Gott geſetzt hat. — Glücklich? fragte der Reiſende mit einem Anflug von Schmerz: mein appenzelleriſches Herz jubelt, aber mein Vaterherz iſt bis zum Tode betrübt. Gott geb's beſſer. In der Alpenluft ſoll mein Weib und das mir gebliebene noch einmal ſo theuer gewordene Kinderpaar wieder aufblühen und gedeihen, ſo der Himmel will. Das Geſchehene iſt freilich nicht mehr anders zu machen!

Die fremde Familie genoß ihr frugales Abendbrod und ſuchte alsdann die ſtille Kammer. Der Vater küßte das vor Ermattung eingeduſelte kranke Kind, und betete: Gott erhalte dich! Gelt, Johann, du biſt morgen wieder geſund, du kleiner unartiger Bube? — Der Knabe plauderte halb im Schlafe allerlei unverſtändliches Zeug. — Laß ihn, Hagenbach, ſagte die Mutter, das Kind zudeckend: es wird ſein letzter Schlaf auf Erden ſein. — Warum nicht gar, Scholaſtika!

Das iſt freventlich geſprochen. — Die Frau warf dem Gatten wieder den beſondern unheimlichen Blick zu, der ſeit dem Tode ihrer Kinder ſich bei ihr eingeſtellt hatte, und erwiderte kurz, aber bitter: Du wirſt ſehen, wir bringen den Jungen nicht davon; wendete ſich gegen die Wand und ſtellte ſich, als ob ſie einſchliefe. Der Vater, nach einigen Seufzern und einem herzlichen Gebete, entſchlief wirklich, müde wie er war vom Kutſchiren, von den Mühſeligkeiten und Sorgen jeglicher Art. —

Und als der Morgen gekommen und die Pferde angeſchirrt waren, und der mit den Zurüſtungen zur Abreiſe fertig gewordene Vater hinaufging, um die Seinigen zum Aufbruch zu mahnen, fand er die Kammer angefüllt von allen Weibsleuten des Hauſes. Scholaſtika war in laute Verzweiflung gerathen, denn Johann hatte wieder ſeine Gichter bekommen, und kein Beſänftigungsmittel wollte mehr anſchlagen. Vergebens riethen die Weiber Das und Jenes; vergebens verſuchte die Mutter, was die Angſt ihr eingab, an dem kleinen Kranken. Der Anfall der Krämpfe wurde immer heftiger, des Leidenden Athem immer kürzer, und der Vater hatte ihm kaum einen Kuß auf die blauen Lippen gedrückt, ſo ſtreckte ſich das Kind zum ewigen Schlafe aus und war todt; das dritte, das die Eltern binnen acht Tagen hatten verlieren müſſen. — Das Wehklagen der Mutter, und wie ſie ihr ſchwarzes Haar zerraufte und ſich die Bruſt und Stirne zerſchlug, iſt nicht zu beſchreiben. Die entſetzliche Lage der Fremden wurde noch peinlicher durch das Heulen der anweſenden Weiber und durch die Hiobspoſten, die von Minute zu Minute vom Berge eintrafen. Die Feinde hatten in der Morgendämmerung die Höhen beſetzt, und waren mit Schützen und Landſturm in heftigen Kampf gerathen. Man hörte das Schießen, den Lärm des hartnäckigen Gefechts immer näher und näher. Vorübereilende Flüchtlinge weiſſagten Mord und Brand, alle Schreckniſſe des Sieges der vorwärtsdringenden Feinde. Was noch zu bergen war in den armen Hütten, mußte jetzt geborgen oder geflüchtet werden. Der Wirth rief ſein Geſinde und ſeine Kinder zuſammen; für Alle gab es Arbeit. Bei der kleinen Leiche blieb Niemand zurück als die troſtloſen Eltern und das ſtille, ſtaunende Breneli. Scholaſtika glich bald einer Raſenden, bald einer zu Eis erſtarrten Perſon. Hagenbach begriff indeſſen trotz ſeines Leidens, daß längeres Verweilen das größte Unheil nach ſich ziehen würde. Der ſtärkere Mann läßt ſich nicht vom Elend in dem Maße niederſchmettern, daß er vergäße, was der Augenblick gebietet. Komm, liebes Weib, ſagte der Hauptmann; die Stunde drängt. Noch können wir dem Gräuel der Plünderung und Mißhandlung entrinnen. Komm, wir ſind um Geld, Pferde und alle Habe gebracht, wenn wir an dieſem Orte die Zeit verſäumen. — Geh, geh! hieß die Antwort des Weibes; ich bleibe bei meinem todten Kinde. — Unkluges Geſchöpf! Dein eigenes Leben willſt du wagen? Und warum? Gott wird dieſe Reſte ſchützen, ſowie er die Seele, die darinnen gewohnt, zu ſich genommen. — Sein Zureden war umſonſt. Da ſetzte er ſchnell entſchloſſen das kleine Vreneli auf ſeinen Arm und ſchleppte die Frau mit Gewalt hinunter, ungeachtet ihres Geſchrei's und ihrer heftigſten Gegenwehr. Der Wirth begegnete ihnen an des Hauſes Schwelle. Helft mir, dieſe Wüthende, deren Vernunft dahin iſt, auf den Wagen zu ſetzen, bat Hagenbach, und der Wirth leiſtete die verlangte Hülfe. Erſt nachdem ſich der Schweizer ſeines Weibes völlig verſichert und ſein einziges Kind im Wagen geborgen, rief er dem braven Wirth zu, die Zügel und die Peitſche erfaſſend: Legt meinen kleinen Todten zur Seite, daß die Klauen des Feindes ihn nicht entweihen, und begrabt ihn, ſobald der erſte Tumult vorüber. Ich will Euch gern erkenntlich ſein. Warum nicht gar? entgegnete der Wirth: ich will auch ohne Lohn thun, wie Sie es wünſchen. Bin ich doch ſelbſt Vater und weiß, wie Ihnen zu Muthe ſein muß. Seien Sie verſichert, daß ich die Leiche berge und ſie im erſten ruhigen Augenblick zur Erde beſtatte. Reiſen Sie aber jetzt in Gottes Namen, und der Herr ſtärke Ihre Frau in ihrem ſchweren Leiden!

Der traurige Todesfall im Poſthauſe mußte ſo weitläufig erzählt werden, weil in ihm die Wurzel der unſeligen Geiſteswirrniß, die in Scholaſtika überhand nahm, zu finden iſt. Ein Jammer, wie der ihrige, betrifft wohl ſelten eine Mutter ſo plötzlich, ſo unaufhaltſam. Von reger Einbildungskraft und nicht überflüſſig ausgebildetem Verſtande, den Gebräuchen ihrer Kirche, der katholiſchen, ſklaviſch zugethan, ohne deßhalb den milden, duldenden und verſöhnlichen Geiſt des Chriſtenthums je begriffen zu haben, war Scholaſtika von Jugend auf nicht geſchickt geweſen, den Aufwallungen ihrer Leidenſchaften zu gebieten und ihren Kopf im Zaum zu halten. Sie war von Herzen gut, treu ergeben ihrem Manne, eine zärtliche Mutter ihren Kindern. Aber die Macht irgend eines Vorurtheils konnte oft für lange Zeit ihr Herz verſtocken; ihre Ergebenheit in die Beſchlüſſe des Gatten war häufig nur eine knechtiſche, die da insgeheim mißbilligt und verabſcheut, was ſie vor der Welt dem Anſchein nach mit Freuden vollbringt. Die Reiſe nach Hagenbach's Geburtsland war ein ſolcher von ſeiner Gattin im tiefſten Herzen gehaßter Beſchluß geweſen. Für Scholaſtika hatte freilich die ihr unbekannte Schweiz keine Reize; dagegen hatte ſie ſelber ein Vaterland und Freunde und gewohnte, zum Bedürfniß gewordene Verhältniſſe zu verlaſſen. Sie war nur mit ſchwerer Bekümmerniß von den Gräbern ihrer Eltern geſchieden, und die Trennung vom heimiſchen Lande galt ihr als ein tödtlicher Streich, den ſie dem Urheber nicht vergab. Sie hatte ihren Widerwillen nicht ausgeſprochen, aber um ſo freigebiger genährt. Ihr Verdruß hatte die Liebe und das Vertrauen zu Hagenbach niedergetreten. Die

Abſchiedsklagen und Beileidsbezeugungen ihrer Landsleute waren geſchäftig geweſen, den Aberglauben der mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathenen Frau fürchterlich aufzuwecken. Demzufolge ſah ſie nichts als Unheil und Verderben vor ſich, und zwar als eine gerechte Strafe des Uebermuths ihres Gatten, der, um ſeiner Laune — wie ſie ſein Heimweh nannte — zu fröhnen, Stand und Erwerb aufgeben und ſeine Familie zwingen konnte, den Herd zu verlaſſen, an dem ſie entſtanden war. — Darum ſchlug der Tod ihrer älteren Kinder, der bald zu Anfang der Reiſe erfolgte, wie ein Blitzſtrahl in ihr Gehirn und verſengte es, während ihr Gemüth vertrocknete. Sie fing an den Mann zu haſſen, der nach ihren unvollkommenen Begriffen vom Leben und vom Schickſal in ihren Augen nichts Geringeres war, als der directe Mörder ſeiner eigenen Kinder. Darum packte beim Hinſcheiden des dritten, des geliebteſten Söhnleins der Wahnſinn die Unglückliche, um ſie von Stund' an nicht mehr loszulaſſen. — Es war ein trauriges Schauſpiel, die armen Reiſenden unaufhaltſam den Schweizerbergen entgegen rennen zu ſehen: Hagenbach, all ſein Mißgeſchick vergeſſend, beflügelt von patriotiſcher Freude; ſein Weib darniedergeſchmettert unterm Verluſt ihrer Heimath und ihrer liebſten Schätze; die kleine Verena, die nicht mit dem Vater lachen, nicht mit der Mutter weinen konnte, weil ſie Beider Freud' und Leid nicht faßte, und weil ihr Beide ſo ſeltſam und ungewohnt erſchienen. Hinter den flüchtigen Pilgern endlich ſegte der ungeſtüme Krieg ſeine Wetterwolken hin, gleich hitzigen Jägern, die das ſchweißende Wild unbarmherzig, ohne ihm Raſt zu geben, verfolgen!

Aber nicht lange, und vor den Fliehenden strömte der Rhein, und ſie ſchwammen hinüber auf der rettenden Fähre; und wieder nicht lange, ſo wehte ihnen entgegen die alpenfriſche Luft der Freiheit, und Hagenbach küßte an ſeines Kantons Grenzen die Erde und pflückte aus dem würzigen Graſe die ſchönſte Blume, ſie als Kokarde auf den Hut zu ſtecken, und den erſten Appenzeller, der ihm entgegen kam, nacktarmig und krauſen Haars, die Milchbutte auf dem Rücken, den Pfeifenſtummel im Munde und das Pechkäppel auf dem Kopfe, den umarmte er als ſeinen Bruder. — Mit einem lauten Vivat umarmte er auch ſein im ſtillen Wahnwitz brütendes Weib und rief: Sei wacker, Scholaſtika. Hier iſt meine ſchöne Heimath, und ich bin ſchon wieder geſund. Laß aber auch dir dieſe herrlichen Berge, dieſe himmliſche Luft, den ſtillen Frieden auf dieſen Höhen behagen, und vergiß einmal, was hinter uns liegt, und ſchaue vorwärts! — Da richtete ſich Scholaſtika auf, blickte trüb um ſich, deutete über die waldleeren Hügel in die weiße Luft, und dann hinunter ins kahle Thal, wo nicht der breite Strom rann, deſſen die Fremde in ihrem Vaterlande ſich ſo oft gefreut hatte. Hierauf ſagte ſie kurz: Lauter Grabhügel; darunter ſchlafen unſere Kinder. Laß mich bei ihnen einſcharren und zwar bald. — Herbe Thränen unterlieſen das Auge des alten Soldaten; er drückte Verena in ſeine Arme und ſagte zum Kinde ſchmeichelnd: Vreneli! ſei du wenigſtens lieb und gut mit deinem Papa. Gefällt's dir hier im grünen Lande, wo die Ziegen klettern und die Kinder fröhlich ſpielen? — Ei ja, erwiderte das Mädchen; wo iſt aber der Hanſel, um mit mir zu ſpielen? Gelt, er bleibt nicht mehr lang aus? den Friedrich und den Joſeph brauch' ich nicht, aber der Hanſel iſt mir lieb, und ich will bei ihm ſein. Willſt du auch, Papa? — Auch du, mein Kind? ſeufzte der Vater beklommen und ſetzte, die Thränen nicht mehr zurückhaltend, das Kind zur Erde. Dann nahm er ſchweigend die Blume vom Hut und warf ſie von ſich, und zu des Säntis rauhem Eis- und Felſenrücken ſchaute er empor mit dem ſtillen Wunſche: Lägſt du doch auf mir, du alter Berg! Kann's denn möglich ſein, daß mir in deinem Angeſicht die Augen übergehen, und zwar nicht vor Freude? daß mir das Herz zerſpringt vor Kummer im Angeſicht des lang entbehrten Vaterlandes? —

Es ſtand ihm der Bitterkeit noch viel bevor. Der Flecken Appenzell, wo Hagenbach geboren, war ihm ganz fremd geworden. Neue Häuſer waren gebaut worden, alte waren verſchwunden. Die Zeit und die Revolution hatten zerſtört, hatten Schöpfungen gegründet. Mit den Menſchen war es natürlich noch wunderlicher durch einander gegangen. Hagenbach hatte

Jugendfreunde gehabt; er fand ſie meiſtens nicht mehr auf Erden oder im Lande; die wenigen, die geblieben, kannten ihn nicht, wußten ſich ſeiner nicht mehr zu erinnern. Hagenbach hatte Verwandte gehabt; mehrere von denſelben lebten zwar noch, aber ſie empfingen ihn abſtoßend und unfreundlich, denn ſie meinten, er komme, um ſich von ihren Almoſen zu nähren als ein bettelhafter Vetter. Das ältere Volk glotzte den Fremden an, wie ein ſeltſames Thier, und plagte ihn mit ſeiner unerſättlichen Neugierde; das jüngere verſpottete ſeine Frau und deren ſonderbare Reden und Geberden. Der alte Hauptmann ſah ſich überall getäuſcht und beleidigt. Er hatte geglaubt — ſo rechnen gewöhnlich die fern vom Vaterlande Lebenden — mit Freuden daheim empfangen zu werden; aber nicht ein einzig Herz ſchlug ihm entgegen. Erſt, nachdem ruchbar geworden, daß Hagenbach's Peter als ein reicher Mann, wie ihn die Genügſamen nannten, aus der Fremde gekommen, wollte ſich eine Annäherung verſpüren laſſen; der Hagenbach, gekränkt und aus ſeinen patriotiſchen Träumen erwacht, trotzte nun ſeinerſeits und wäre bald auf und davon gefahren, um ſein Land mit dem Rücken anzuſehen. Da kam er eines Tags auf den Platz der Landsgemeinde, und die uralte Linde daſelbſt fiel ihm in die Augen, und er mußte weinen, denn unter dieſer Linde war er ſo zu ſagen aufgewachſen, und von der Zeit an hatte er wieder keinen andern Gedanken und Wunſch, als unſern von der Linde zu wohnen und zu ſterben, unſern von ihr zur ewigen Ruhe gelegt zu werden.

Demzufolge kaufte er ein Haus mit Garten und Matten, ſchaffte ſich einen kleinen Viehſtand an und ſperrte ſich in ſeinem neuen Eigenthum ein, den Herrenrock an den Nagel hängend und zum Bauer werdend. Aber das Glück lächelte ihm nicht auf der eignen Hufe. Die Gattin geſundete nicht und wurde von Tage zu Tage mehr ein Bild troſtloſer Geiſteszerrüttung. Hagenbach führte ſie, das Geld nicht ſchonend, von Heilquelle zu Heilquelle umſonſt. Der Wahnſinn der Armen wurde zwar ſtill, aber um ſo unheilbarer. Bald that ſie nichts mehr, als am Tiſche ſitzen, vor ſich hinſchauen, die Hände unters Kinn geſtemmt; und wenn ſie ſprach, ſo redete ſie mit den Geiſtern ihrer ſeligen Kinder. Breneli, der ſie alle Aufmerkſamkeit entzog, wuchs neben der unglücklichen Mutter wie eine wilde Pflanze empor, und Hagenbach mußte noch Gott danken, daß aus einem entlegenen Winkel des Landes die Letztlebende ſeiner Schweſtern herbeikam, um das Mädchen in Aufſicht zu nehmen. Die alte Perſon war jedoch eine ſchlimme Erzieherin, von böſen Launen voll, hartherzig und rauh. Ihre Pflege nützte nicht; aber ihrer Härte gegenüber entwickelte ſich wunderbarer Weiſe Verena's Charakter als ein Muſter von Nachgiebigkeit, Geduld und Sanftmuth. Das Mädchen hatte die Kinderſchuhe noch nicht völlig abgelegt, als ſchon die Sorge für die erkrankende und bald darauf ſterbende Baſe ſo wie für die blödſinnige Mutter auf ihre ſchwachen Schultern allein fiel. Verena's Schultern waren indeſſen ſtärker, als man geglaubt hatte. Sie ertrug Alles mit unermüdlicher Ausdauer, drückte der Baſe die Augen zu und ließ nicht nach, als ein frommes Kind die Mutter zu heben und zu legen.

Der letzte Verſuch, den Hagenbach mit Scholaſtika angeſtellt hatte, war ſo wie die frühern fruchtlos geblieben. Auf ihr plötzliches Begehren, die Gräber ihrer Kinder zu beſuchen, hatte der Gatte ſeine kranke Frau dahin begleitet. In Stuben war die Weiterreiſe unnöthig geworden. Denn nachdem der Wirth im Poſthauſe die Gäſte mit beklommenem Antlitz auf den Kirchhof geführt und ihnen das kleine, ohne Kreuz und Kranz verbliebene Grab des armen Johannes gezeigt hatte, wendete ſich Scholaſtika plötzlich um, mit den trockenen Worten: Das iſt nicht wahr; mein Bub' iſt nicht todt. Die böſen Leute verſtecken ihn vor mir! — ging auf dieſes hin, trotz der Beſtürzung und der Zureden ihrer Begleiter, wieder ins Haus, und da ſie einem jungen Knecht von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren in den Weg kam, warf ſie ſich an deſſen Hals und ſchluchzte: Behüt' dich Gott, du lieber Johann. So alt mußt du heute ſein, das weiß ich gewiß, und gelt, du biſt es ſelber? Der arme Menſch hatte gut ſich ſträuben und betheuern, er ſei der Michl, nicht der Hans, und ſeine Mutter ſei von Dallaas gebürtig und lebe de dato noch; — Scholaſtika wollte nimmer von ihm ablaſſen, küßte ihn einmal übers andremal, weinte an ſeiner Bruſt, verſicherte ihm, ſie ſei nicht närriſch, und ſie kenne ihn wohl. Um ſeine Brüder im Salzburgerland ſei ihr nicht zu thun; jene ſeien wohl aufgehoben, aber ihn, den Hanſel, habe ſie ſtets vor Allen geliebt, und ſie werde ſich nicht von ihm trennen. Der Wirth und ſeine Frau konnten das erſchütternde Schauſpiel nicht ertragen und flohen in ihre Kammer. Hagenbach vermochte die Bethörte kaum von dem jungen Menſchen zu bringen; denn ſie wich nur auf die Verſicherung hin: der Hans müſſe ſich erſt ſauber ankleiden und zu Pferde ſetzen, um der Kutſche ins Appenzell nachzufolgen, und er werde dann gleich bei ſeinen Eltern ſein. Auf dieſe Weiſe ließ ſich Scholaſtika wieder in den Wagen bringen; aber natürlich kam Johann nicht nach. Vergeblich ſchaute die irre Mutter wohl tauſendmal aus der Kutſche, dem geliebten Sohn entgegen. Ihr habt mich belogen, ſagte ſie endlich zornig, aber er wird euch zum Trotz nachkommen. — Sie verfiel abermals in ihr ſtilles Brüten und blieb darinnen für alle Zeit; ihre Thränen verſiegten auf immer, und wenn ja einmal ein Wort aus ihrem Munde ging, ſo bezog es ſich auf Johann und ſeine baldige Ankunft. —

So wie die Sachen nun einmal ſtanden, war Hagenbach's Muth gebrochen, und er legte die Hände verzagt in den Schooß, ein hoffnungsloſer Zuſchauer ſo vielen Elends. Denn die Haushaltung, betrieben durch eine alte Magd — da Verena dazu nicht ſtark genug war und mit der Mutter hülfloſer Kindheit zu viel zu thun hatte — ging nicht allzu fein. Die Landwirthſchaft, des regen hausväterlichen Fleißes und der beſonnenen Ordnung der Hausmutter entbehrend, gedieh nicht; Viehſterben und Futtermangel kam hin und wieder dazu. Die Vettern, die ihren Blutsverwandten bei ſeiner Heimkunſt als einen Bettler von ſich gewieſen, entblödeten ſich jetzo nicht, ſelbſt gleich Bettlern an der Habe des ſogenannt reichen Hagenbach zu ſaugen und zu rupfen. Sein Wohlſtand verminderte ſich daher von Jahr zu Jahr, und gar oft ruhten ſeine Blicke voll ängſtlicher Sorge auf der herangeblühten Tochter, die von des Vaters Bedrängniſſen nichts wußte und ihren Pflichten nach Kräften oblag. Die wenige Zeit, die ihrer Mutter Beſorgung der Verena übrig ließ, vertrieb ſie ſich mit der Arbeit, die von den St. Galler Fabrikanten in das Appenzeller Land gebracht worden war. Verena hatte auf Mouſſeline ſticken gelernt und ſich eine große Fertigkeit in dieſer Kunſt eigen gemacht.

Einſt ſaß ſie emſig ſchaffend an dem Tambour, da nahte ſich ihr der Vater unverſehens und ſagte nach kurzer Einleitung zu ihr: Vreneli, willſt du nicht heirathen? — Ihr erſchreckt mich, Vater. Das iſt wohl nicht Euer Ernſt. — Warum denn nicht? Biſt alt genug dazu. — Ich will noch nicht, Vater. Ich will niemals heirathen. — Wie das? Warum das? — Die

Mutter braucht mich nothwendig. — Deine Zukunſt iſt deßwegen nicht außer Acht zu laſſen. — Wie meint Ihr das? — Du mußt verſorgt werden; es iſt hohe Zeit. — Warum denn? Bin ich nicht bei Euch verſorgt? es geht mir ja nichts ab. — Das wird nicht ſo bleiben. — Bin ich nicht genügſam, Vater? O laßt mich friedlich und ruhig leben wie bisher, Euch zu Dienſten ſein, Euch und der Mutter bis an Euer Ende, wenn's einmal Gott ſo haben will. — Hm; wir können noch lange leben, die Mutter und ich. — Ei, deſto beſſer, das iſt ja mein Wunſch. — Du würdeſt indeſſen eine alte Jungfer. — Was thät's? — Und wenn deine Eltern einmal geſtorben ſind ... was wollteſt du dann beginnen? — In dieſem Hauſe fortleben, von dem, was Eure Güte mir laſſen wird, leben, ſtill und frei. — Wenn alsdann aber dieſes Haus einem Andern gehörte, wir dir nichts hinterließen als den Bettelſtab? — Da bei dieſer Rede das Mädchen verwundert in die Höhe ſchaute und lächelnd in des Vaters Augen ſtudirte, fuhr Hagenbach, wiewohl ſchweren Herzens, fort: Herzliebes Kind, ich will mich zuſammen nehmen, um dir zu geſtehen, was du wiſſen mußt. Wie ich in meiner Wirthſchaft gehindert bin, iſt dir bekannt; ſie geht den Krebsgang, nicht erſt ſeit geſtern. Wie gut ich gegen meine habſüchtigen Blutsfreunde geweſen, iſt dir auch nicht fremd. Ich habe — mit einem Wort — von Anfang her allzuviel auf mein Erworbenes und auf meine Kräfte gebaut. Beide reichen nicht mehr aus. Keine Frau mehr, um Alles zuſammenzuhalten; keine Söhne mehr, die mit der Zeit ihre Hände zu meiner Unterſtützung hergegeben haben würden ... wenig Erträgniß von meinem Eigen, dagegen viel Verzehrung und Unglück — nach ein paar Jahren ſtehen wir an der Gant; ich kann's nicht mehr länger verhehlen. — Armer Vater! Ihr ſeid nicht zum Glück geboren. Gäb's aber nicht ein Mittel, das drohende Unheil aufzuhalten? — Ein einziges nur. Heirathe einen wohlhabenden Mann, der dir eine ſorgenfreie Zukunft zu bereiten und mir mit Gelde unter die Arme zu greifen im Stande iſt. — Ach, was ſagt Ihr da? Ich ſollte heirathen? Ich habe keinen Sinn dafür. Alle Mannsperſonen ſind mir gleichgültig, ob alt oder jung. Ich liebe die Kinder nicht, bin gern für mich allein und mag nicht für einen groben Mann Sorge tragen. Die Weiber, die von ihrem Haushalt plaudern und von ihren Mutterfreuden großes Weſen machen, ſind mir zuwider. Die Frauen im Kloſter haben mir auch geſagt, ich ſei nicht zum Heirathen beſtimmt; am liebſten würd' ich ſelber eine Kloſterfrau und fürchte die grobe Kutte der Kapuzinerinnen weniger, als das Joch des Eheſtandes.

Da jedoch der Vater nicht unterließ, der Tochter begreiflich zu machen, wie irrig ihre Anſichten ſeien, und da er namentlich darauf beſtand, daß er keines Dinges auf Erden ſo nothwendig bedürfe, als gerade eines reichen Schwiegerſohns, ſagte die Gehorſame nach langem Kampfe, mit ahnungsvollen Thränen und manchem Seufzer: Wohlan denn; wenn ich auch — um Euch das ſchwerſte Opfer zu bringen, das einem Kinde zugemuthet werden kann — wenn ich auch ſagte: Es geſchehe Euer Wille!... wo fände ſich der reiche Bräutigam zur armen Braut? — Der wäre ſchon gefunden, meinte der Vater, ſich behaglich die Hände reibend: des Landweibels Rüttimann älteſter Sohn begehrt dich zu freien, und da meine ſchwankende Lage noch ein tiefes Geheimniß, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß Rüttimann's Vorſchüſſe meine Verluſte ausgleichen und mir zum erwünſchteſten Wohlſtande verhelfen werden. Verena wurde blaß wie ein Tuch. Liebſter Vater, ſtammelte ſie mit der größten Bangigkeit, mein ganzes Leben opfern, und den Argloſen betrügen? — Betrüge ich denn, da ich ſicher weiß, mich zu retten und ihm mit Zinſen Alles zu vergüten; ſicherer als daß ich lebe? Dein Leben opfern, wenn ich dich zur reichen Frau mache? Du träumeſt, mein Kind, und betrübſt mich, ſtatt mit Freuden deine Pflicht zu thun und mir zu gehorſamen. — Meine Pflicht? fragte mit leicht empörtem Herzen Verena, und es wollte ſchon ein hartes Wort ihrem Munde entſchlüpfen; doch preßte ſie es zurück, floh in ihre Kammer, betete und weinte die ganze Nacht hindurch und ging in der früheſten Morgenſtunde zur Kirche und zur Berathung mit der Oberin des Kloſters. Zurückgekehrt von ihrem frommen Gange, warf ſie ſich an des Vaters Bruſt und rief, wenn ſchon der Schmerz wie ein Meſſer ihr Herz durchſchnitt: Ihr habt geſagt, Vater, daß Euch in Allem zu gehorchen meine Pflicht ſei; ... ich will ſie erfüllen. Möge es zu Euerm Heil ſein; auf mein Glück ſoll's nicht ankommen. —

In Folge dieſer Erklärung, ohne ſich zu kümmern um den Preis, den ſie der fügſamen Verena koſtete, ging der Vater raſch ans Werk und ließ dem Landweibel die nöthigen Eröffnungen machen. Sie wurden mit Freuden aufgenommen, und der junge Freier ſtellte ſich bald in Hagenbach's Hauſe ein, um durch einige Beſuche die Verlobung vorzubereiten. Er war von außen nicht ungefällig gebildet, von innen ein ganz gewöhnlicher Menſch, der, auf ſein zu hoffendes Erbe und das Anſehen ſeines Vaters pochend, ſein Hauptaugenmerk auf ſeine eigene Perſon zu richten pflegte. Er verehrte in ſeinem Ich den Mittelpunkt aller Dinge; die Welt war nur da für ihn. Er mochte wohl zugeben, daß es Andern leidlich ging, wenn er nur ſich ſelber vor Allen am beſten bedacht ſah. Dieſes Wenige genügt zu Rüttimann's Schilderung. Er machte dem hübſchen Vreneli den Hof, eben weil ſie hübſch war und den Ruf einer reichen Erbin für ſich hatte. Es focht ihn nicht an, daß ſich auf Verena's Seite diejenige Zutraulichkeit nicht einfand, die eine Hauptbedingung guten Verſtändniſſes iſt. Das würde ſich ſchon mit der Zeit geben, meinte er. Indeſſen behagte ihm, als ein beneideter Freiersmann mit ſeiner Holdſchaft ſpazieren gehen zu dürfen, ſich mit ihr in Gais und Weißbad an einem Sonntag ſehen zu laſſen. Er ſpielte den Freigebigen, tractirte und ſcherzte nach ſeiner Weiſe. Die froſtige Art, womit Verena alle ſeine Artigkeiten aufnahm, machte nicht ihm, wohl aber ſeiner Mutter Sorgen. Da jedoch der Landweibel ſelber ſeines Sohnes Freierei billigte und ſich mit Hagenbach auf den vertraulichſten Fuß geſetzt hatte, ſo wurden die Bedenklichkeiten der Frau Rüttimann nicht berückſichtigt, und an einem ſchönen Sonntag gab der Freiwerber ſeiner Schönen den goldenen Ring als ein Zeichen und Pfand baldiger Verbindung und tauſchte dagegen den ihrigen ein, der ohne auffallendes Sträuben, aber zögernd gegeben wurde. — Die Hochzeit ſollte binnen drei Wochen ſein.

Ringe binden, und die Verkündigungen des Prieſters von der Kanzel halten feſt, pflegt man zu ſagen. Eine ſehr weitläufige Anverwandte des Landweibels, Frau Trümpy, eine wohlbegüterte raſche Wittwe in den beſten Jahren, die ſelber gern geheirathet worden wäre, glaubte nicht ſo zuverſichtlich an die Unauflöslichkeit eines Ringewechſels. — Als die nächſte Nachbarin des Brautvaters, und in beſtändigem Winkelverkehr mit der Magd des Hagenbach'ſchen Hauſes, war Frau Trümpy zu einer gewiſſen Vorahnung gelangt, die den Projecten Hagenbach's nicht günſtig lautete. Sie theilte ihre Ahnungen und Muthmaßungen dem Bräutigam ſelber mit; er wollte anfänglich nicht glauben. Sie trug ihre

Beſorgniſſe ins Haus ihrer Verwandten, der Frau des Landweibels, und fand dort ein geneigteres Ohr. Hagenbach's ſtehn nicht wohl, warnte der ſüße Mund der Wittwe; „das merkte ich ſchon lang aus dieſem und jenem; zum Ueberfluß ſteckte mir die Magd dies und das. Sieh dich vor, du liebſter Vetter; du verdienſt ein beſſeres Weib als eine junge Schnauferin, die nichts hat. Seht Euch vor, allerliebſte Frau Baſe, und thut Euerm Mann die Augen auf: der Hagenbach iſt ein Filou und will Euch aufs Eis führen, da Euch zu wohl iſt. — Und die Landweibelin ſegnete ſich, und ihr Sohn kratzte ſich hinter den Ohren und fing an zu glauben, was ihm die Trümpy mit verführeriſchen Blicken vorſagte. Dennoch war nicht viel vom Landweibel zu erwarten. Sein Eigenſinn war ein Fels, und ſchwer zu ändern, was er beſchloſſen. Aber — ein unfreiwilliger Bundesgenoſſe der Wittwe Trümpy that ſchon Hagenbach ſelber das Nöthige, den Fels zu untergraben und die eiſernen Beſchlüſſe des alten Rüttimann zu zertrümmern. Allzufeſt bauend auf die Unverletzlichkeit des Eheverſprechens, wagte er eines Abends, da er in fröhlicher Weinlaune mit dem Landweibel unter vier Augen war, ſein Anliegen wegen Geldes und dergleichen auftreten zu laſſen. Wenn ſchon ſein Begehren nicht förmlich ausgeſprochen, wenn ſchon eine Summe nicht benannt, wenn gleich nur von einer fernen Möglichkeit und keineswegs von der Drängniß des Bedürfens geredet wurde, ſo hatte dennoch der Landweibel, als ein Mann von Erfahrung in Staatsſachen und gemeinen Händeln, bald genug gehört. Er zog ſich mit einigen glatten, in Dämmerung gehaltenen Bereitwilligkeitsverſicherungen vor der Hand aus der Schlinge, aber, in den Schooß ſeiner Familie zurückgekehrt, war ſein erſtes entrüſtetes Wort: Wißt ihr, daß uns der alt' Hagenbach über den Löffel barbiren will? Wißt ihr wohl, daß ich glaube, daß der alt' Lump nichts hat? — Und des Weibels Gattin und ſein Sohn und die getreue Nachbarin Trümpy antworteten als ein dreifach verſtärktes Echo dem Zürnenden, der ſodann mit ſich zu Rathe ging, was er zu thun habe, als vierte höchſte Autorität im Stande Appenzell Inner-Rhoden. Der Weibel erkannte nur den Landammann, den Landsfähndrich und den Landſchreiber über ihm.

Hagenbach hatte ſchon längſt ſeine voreiligen Mittheilungen bereut; Verena ſtand ſo eben, als eine blaſſe und betrübte Verlobte, neben ihrer Mutter und ſagte der vor ſich Hinſtarrenden: Liebe Mutter, wißt Ihr ſchon? ich werde heirathen. — Scholaſtika erhob den Kopf, ſchaute ihrer Tochter zerſtreut ins Auge. Ich verſtehe nicht, Verena, ſprach ſie ſcharf. — Verena zeigte ihr den Ring und wiederholte: Ich ſoll, ich werde heirathen. — Thu es nicht! lautete die Antwort. Dabei wies die Irre auf ihren eigenen Trauring und ſetzte hinzu: Es iſt nur Glanz, nicht Heil im Golde. — Ja wohl, ja wohl, ſeufzte die Tochter ergriffen, und wendete ſich von der Kranken, die wieder in ihre Apathie zurückſank. Da blickte das Mädchen ins Angeſicht eines Gaſtwirths aus dem Flecken, der mit Rüttimann's nah verwandt war und als ein ſteifer gleichmüthiger Abgeſandter anhob: Jungfer Hagenbach, der Landweibel hat viel von Euerm Vater gehört, das ihm nicht gefällt, und weil's noch Zeit iſt, ſchickt er Euch den Ring zurück, den Ihr ſeinem Sohn gegeben, und ich ſoll des Bläſi ſeinen mitbringen, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, ihn abzuthun. — Nach einigem Stutzen des überraſchten Mädchens flog das unliebe Kleinod geſchwinde in die Hand des unhöflichen Mahners. — Verena's erſtes Gefühl war das der Freude; einem vom Tode Begnadigten kann nicht wohler ums Herz ſein. Ihre erſte Handlung war, auf die Kniee zu ſinken und Gott inbrünſtig zu danken. — Aber, bei näherer Ueberlegung . . . ſo eng ſchmiegen ſich die Ketten des Brauchs und Herkommens ſelbſt um das nach Freiheit lechzende Herz . . . beim nähern Anſchauen ihrer Lage weinte ſie vor Schmerz! Denn nur eine unendliche Kränkung, eine Demüthigung, im Lande ſchier ohne Beiſpiel, hatte ſie von der gefürchteten Sclaverei errettet. Willkommener wären ihr die Feſſeln geweſen, als die Entlaſſung, welche ſie dem Spott des Volkes, den Unbilden aller geſchwätzigen Zungen preisgab. — Was ihr Vater bei dem Anlaß empfand und unverhohlen ausſprach, war nicht geeignet, ſie zu beruhigen. Er ſah ſich im Kinde entehrt, alle ſeine Hoffnungen, Verena's ganze Zukunft vernichtet. Er knirſchte vor Zorn, er ängſtigte ſich bis zu Thränen; vergebens grübelte ſein Geiſt nach einem herſtellenden Auskunftsmittel. Hin und wieder ſchoß ihm die Hitze ſeines ehemaligen Soldatenſtandes zu Kopfe; er ſprach von Genugthuung, von exemplariſcher Züchtigung des wortbrüchigen Landweibels. Aber ſein böſes Gewiſſen einerſeits, anderntheils ein Blick auf ſein krankes Weib, auf ſeine hülfloſe Tochter und ſeine eigene zerrüttete Lage brachte ihn ſchnell zur Beſinnung. Er begriff, daß er nicht wagen durfte, durch irgend eine grobe Thätlichkeit ſeine Ehre und der Seinigen Loos noch freventlicher aufs Spiel zu ſetzen. —

Die Nemeſis, die ſomit an dem Landweibel ſchonend vorüberging, verrichtete dagegen an dem Sohne ihr rächendes Amt. Der junge Mann, der eines Tags ſich nicht enthalten konnte, im Wirthshauſe prahlend und ſpöttiſch zu erzählen, wie ihn Hagenbach habe betrügen wollen, und wie er zur Vergeltung die Tochter habe ſitzen laſſen, wurde von zweien ſeiner Altersgenoſſen, welche die Vertheidigung der geſchmähten Unſchuld übernahmen, wacker zur Rechenſchaft gezogen. Beleidigt und thätlich mißhandelt, mußte Rüttimann das Gaſthaus verlaſſen. Frau Trümpy ſelber, die im Grunde dem ſtolzen Bläſi die fühlbare Zurechtweiſung gönnte, weil er ſein weiteres Augenmerk nicht auf die Wittwe, ſondern auf eine Bräuerstochter von Altſtätten geworfen hatte, war die Erſte, die den Vorfall mit giftiger Junge der Nachbarin Verena hinterbrachte. An Hagenbach's Gartenzaun vorübergehend, ſagte ſie zu dem unſern davon beſchäftigten Mädchen: Ihr könnt nichts als Unheil anrichten, Jungfer. Um Eurer Larve willen iſt mein Vetter ſchier todtgeſchlagen worden. — Und als Verena beſtürzt aufhorchte, fuhr die Schlange fort: Stellt Euch nicht unwiſſend und erſchrocken, falſche Dirne, mit Euern verhexten Augen. — Warum ſcheltet Ihr mich, Frau Trümpy? — So? Warum? mich geht's etwa nicht an, wenn Ihr meine Knechte gegen meinen Vetter aufhetzt? Der Gallus und der Görg haben den Bläſi geſchlagen, und ich jage ſie ſtehenden Fußes auf und davon.

Dieſes war nun nicht wahr. Die Wittwe fürchtete den Gallus, der ebenfalls weitläufig mit ihr verſchwägert war, gar ſehr, und den Görg, der vor Kurzem erſt mit dem Gallus aus fremdem Soldatendienſt zurückgekommen, liebte ſie wie thöricht, obgleich der junge Mann ihren Winken und Lockreden gar kein Gehör ſchenkte. Um dieſen Liebling einem etwaigen Sturm von Seiten des Landweibels zu entrücken, ſchickte ſie ihn auf ihre Alp am Wildſee. Der Gallus dagegen, der nicht ein Fremder war, wie Georg, wollte nicht von dannen weichen, ſondern alle Folgen der raſchen That abwarten und die Schuld ſeines lieben Regimentskameraden ganz auf ſich nehmen.

Ob nun die Trümpy bei dem Landweibel ihre Knechte entſchuldigt und Alles auf Hagenbach und ſeine

Tochter geſchoben, oder ob Bläſi eine fernere Rache von Seiten der hitzigen Burſche beſorgte, im Fall er ſie geradezu vor Gericht angriffe, gleichviel: — der alte Rüttimann beſchloß, den Hagenbach zur Verantwortung zu ziehen, und ließ ihn als vorgeblichen Anſtiſter des ganzen Vorgangs vor den Richter laden.

Die Vorladung, die an einem Nachmittag dem Vater Verena's überbracht wurde, machte auf ihn und auf ſeine Tochter einen ganz verſchiedenen Eindruck. Das unerfahrene Mädchen, das weder die Gewalt und Ränke beharrlicher Verleumdung, noch den Einfluß eines reichen Großhanſen auf die von Landleuten beſetzte Gerichtsbank kannte, ſah in der Citation nur einen willkommenen Anlaß, vor aller Welt die Unſchuld ihres Vaters und ihre eigene ſonnenklar darzuthun. Hagenbach im Gegentheil fürchtete Alles von der Feindſeligkeit ſeiner erbitterten Gegner. Es war überhaupt in dem Manne ſeit weniger Zeit eine ganz beſondere Veränderung eingetreten. Der jammervolle Zuſtand ſeines Weibes, den er unabläſſig vor Augen haben mußte, und als deſſen Urheber er ſich vor ſeinem zagenden Gewiſſen oft angeklagt, ſeines Vermögens Verfall und die neuerliche ihm und der Tochter widerfahrene Kränkung hatten ſeines Charakters Unſchmiegſamkeit gebrochen und aus dem Selbſtherrn einen Kleinmüthigen gemacht: einen Rathloſen, Furchtſamen, der mit der Hoffnung ſich ſelber aufgegeben. Die Ausſicht, in einen drohenden Gerichtshandel verwickelt, vielleicht, wenn auch unſchuldig, mit einer Strafe an Leib und Geld belegt zu werden, machte ihn ſchwindeln, raubte ihm alle moraliſche Haltung. Er redete nicht, er weinte und lachte nicht; aber den Hut und Stock ergreifend, ging er, gleichſam die volle Bruſt im Freien zu erleichtern, aus ſeinem Hauſe, nachdem er ſeinem Weibe, wie ſchon lange nicht geſchehen, die Hand geſchüttelt, nachdem er ſein Breneli mit ungewöhnlicher Wärme umarmt hatte.

Verena ſah ihm verwundert nach; doch blieb ſie ruhig. War doch ihr Vater in den letzten Jahren gar oft ſtill, nachdenklich, oder unwirſch vor ſich hinbrütend geweſen und immer nach einem Spaziergange heiter und gefaßt heimgekehrt. Heute, ſo hoffte ſie, würde es auch nicht anders ſein. Sie lag daher ihrer häuslichen Arbeit ob, wie ſie im Brauch hatte, und ahnte nichts Schlimmes, obgleich der Abend hereinbrach und Stunde auf Stunde verging, ohne daß der Vater zurück gekommen wäre. Endlich rückte die Eſſenszeit heran, und ſelbſt die kranke Scholaſtika ſah ſich plötzlich nach dem abweſenden Gatten um und fragte kurz: Wo iſt er? Kommt er nicht mehr wieder? — Verena erſchrak vor dem Unglück weiſſagenden Tone der Irren und verſetzte: Ei ja doch, Mutter; bald, bald, denke ich. — Worauf die Alte den Kopf ſchüttelte, mit beiden Händen zugleich verneinend, und, wie eine Einſchlummernde den Kopf neigend, ſagte: Nein, nein, Verena. Er iſt zum Johann gegangen. Mein Hans hat ihn geholt. — Jeſus! ſeufzte das Mädchen, denn in ihrem krampfhaft zuſammengeſchnürten Herzen wollte das Blut gerinnen, und ihre matten Pulsſchläge drohten ihr mit einer Ohnmacht. Zum erſtenmale überraſchte ſie der Gedanke: ihr Vater möchte einen plötzlichen Tod gefunden haben.

Juſt in demſelben entſetzlichen Augenblick pochte Jemand ans Fenſter der Wohnſtube. Verena fuhr zuſammen; ihre Lebensgeiſter blitzten wieder hell auf. Sie horchte; es wurde zum zweitenmale etwas lauter gepocht. Wer iſt draußen? fragte ſie hinter den geſchloſſenen Laden mit klappernden Zähnen. — Macht auf, ſagte eine vertrauliche Stimme; die Thür iſt verriegelt, thut ſie auf. Ich bringe Euern Vater. — Heilige Mutter Gottes! den Vater? — Geſchwinde, macht auf! —

Die Lampe in der Hand, flog das Mädchen zur Hausthüre und öffnete. Sie war gewärtig, des Vaters Leiche hereintragen zu ſehen. Doch war es nicht ſo ſchlimm. Wenn gleich erbleicht bis zur Todtenfarbe und ſchwach, daß er ſich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte, ſo lebte doch der Vater und ſchwankte, von Georg, dem Knechte der Trümpy, geführt, über ſeines Hauſes und ſeiner Wohnſtube Schwelle. Niedergeſunken in ſeinen Lehnſtuhl, gegenüber der in gewohnter Stellung verharrenden Scholaſtika, brach der alte Mann in bitteres, anhaltendes Weinen aus und ſtammelte nur dann und wann ein unverſtändliches

Wort. Um Gotteswillen, Vater, was fehlt Euch? — Keine Anwort, lautes Schluchzen ausgenommen. Mein Gott, Vater, was bedeutet dieſes? Georg, wo habt Ihr ihn gefunden? — Unfern von unſerer Alp, am See, liebe Jungfer. — Ach, in welchem Zuſtand! — Der Zuſtand war nicht der beſte; doch wird's nicht ſchaden. Der Weg heimwärts hat den Mann ermüdet, obſchon ich ihn die erſte Hälfte auf meinem Rücken getragen habe. Doch wurde er mir zu ſchwer, um ihn vollends heim zu ſchleppen; auch waren wir im ebenen Wege. Legt ihn ins Bett und gebt ihm Stärkung. Es wird keine Folgen haben. — Georg, Ihr ſagt mir nicht Alles redlich heraus! — Der junge Mann machte ein verlegen Geſicht; indeſſen griff Hagenbach jammernd an ſeinen Hals. Da thut's weh, ſehr weh, klagte er. Verwundet? ſchrie Verena. Der Knecht verneinte und wollte das Hemd des Alten ſelber öffnen; indeſſen hatte ſchon die Tochter es gethan und gewahrte mit dem heftigſten Entſetzen eine um den ganzen Hals tief eingeſchnittene, roth unterlaufene Strieme. Was iſt das, um Alles in der Welt? rief die Tochter. — Ei, wenn ich's doch ſagen muß . . . Jungfer . . . antwortete der Knecht mit Widerſtreben: ich hab' den alten Mann gefunden, da er an einem Baum hing. Er hatte ſich ſelbſt mit ſeinem Halstuch . . . — Verena taumelte. ohnmächtig in die Arme des mitleidigen Burſchen. Der gute Menſch brachte ſie wieder zu ſich und ſagte ihr tröſtend: Seid doch vernünftig. Ich hab' ihn ja noch zur rechten Zeit losſchneiden können. Bis morgen oder übermorgen iſt er wieder friſch und geſund. Ich verſteh' was vom Doktern und will ſelber nach ihm ſchauen, damit kein Menſch von dem Handel das Geringſte erfährt.

Der Zufall wollte, daß in derſelben Nacht der Landweibel einen bedenklichen Anfall von Aſthma hatte, der ihn bewog, an ſein Seelenheil zu denken und nach dem Sacrament des Altars zu verlangen. Der neue Pfarrer, ein Mann von duldſamer und ächtchriſtlicher Geſinnung, nahm dem Kranken die Beichte ab und gab ihm auf, allen ſeinen Feinden zu vergeben und jeden nichtigen und eiteln Groll fahren zu laſſen. Der Leidende gehorſamte, empfing das Abendmahl, und von Stund an ging's mit ſeinem Uebel beſſer, und binnen kurzer Friſt genas er gänzlich. Seine erſte Handlung war geweſen, die Klage gegen Hagenbach zurückzunehmen und allen Theilnehmern der an ſeinem Sohn verübten Unbill völliges Vergeſſen ihrer That zuſichern zu laſſen. Dieſer günſtige Umſtand beſchleunigte die Wiederherſtellung des alten Exhauptmanns und erlaubte dem Retter Georg, ſeinen Schlupfwinkel auf der Alp zu verlaſſen und jeden freien Augenblick im Dienſte bei Hagenbach zuzubringen, wo er verordnete und hantierte, wie ein Heilkünſtler. — Während ſich in Folge dieſes Verkehrs ein vertrauliches Verhältniß zwiſchen ihm und dem Geretteten herſtellte, konnte Georg's öfteres Verweilen in Hagenbach's Hauſe ſeiner Brodherrin kein Geheimniß bleiben. Was machſt du denn in Gottes Namen beim Nachbar drüben? fragte die Zürnende eines Tages. Der Knecht nahm dieſe und jene Ausrede. Es iſt all' erlogen, rief die mehr und mehr Erbitterte hierauf: du biſt ein Tuckelmauſer. Ich will dir ſagen, was du mir nicht ſagſt: du biſt in das Mädel vernarrt, in die boshafte, einfältige, heuchleriſche Dirne, und du wirſt noch ins größte Unglück rennen. — Georg lächelte ruhig und erwiderte: Weil Ihr's denn doch einmal wißt, ſo will ich Euch unverholen ſagen, daß mir Vreneli recht gefällt, und daß ich ſie recht lieb habe; denn ſie verdient's. — Der Wittwe blieb faſt der Athem aus, da ſie Georg's Sprache hörte: Blinder Tropf, ſchalt ſie: ein Weibsbild, das ſchon Einer ſitzen gelaſſen? — Eben darum, Frau. Ich kann mir denken, — ſprach Georg mit ſchwermüthigem Ausdruck — wie weh das Verlaſſenwerden thun muß. — Eine Prinzeſſin Habenichts, auf die alle Welt mit Fingern zeigt! — Eben darum. Was geht mich die böſe und dumme Welt an? — Die nichtsnützige Tochter einer blödſinnigen Mutter, eines bettelhaften Landſtreichers! — Oho, Frau Trümpy! macht's nicht zu arg. Das Vreneli iſt brav, die Mutter iſt krank, und der Vater iſt mir ſchon recht, und wenn Ihr ihn tauſendmal nicht leiden könnt! — So?

fuhr die Trümpy fort, indem ſie ihrer Galle die Zügel ſchießen ließ, ſo? Proſit! Ich aber leide das Zuſammenſtecken nicht. Ich duld' es nicht. Meine Dienſtboten müſſen chriſtlich und keuſch leben. Ich bin eine unbeſcholtene Frau; ich behalte keinen Knecht, der in andern Häuſern, bei ſchlimmen Dirnen herumſitzt. Verſtehſt du mich nun? — Ja freilich, Frau Trümpy. Ich hab' Euch ſchon ſagen wollen, daß ich aus Euerm Brod gehe. — Undankbarer! wohin? — Zum Hagenbach. —

Die Wittwe lachte wie ein Teufel auf, während ihr Herz vor Verdruß ſchwach wurde. Sie antwortete heiſer und ſich ermüdet auf die Bank niederlaſſend: Proſit, ſage ich. Du hergelaufener Burſch, den ich nur dem Gallus zu lieb und aus Mitleid in meinen Dienſt genommen! das iſt mein Lohn? — Frau, ich bin kein hergelaufener Burſche. Meine Eltern waren rechtſchaffene Leute; ich habe eine Heimath, wo ich ſchon eine Unterkunft fände, wenn ich wollte; hört Ihr? Wir ſind aber geſchieden, Frau. — Das ſind wir; du haſt nicht hören wollen, haſt mich beleidigt, eine Frau, die ihre Batzen hat, die dich etwa noch glücklich gemacht hätte! Geh hin; du ſtimmſt recht zuſammen mit den Hungerleidern drüben, hätteſt es ſo gut haben können; wirſt es bald bereuen. Geh nur hin; ich will nichts mehr von dir wiſſen. — Gottlob; haltet Wort, Frau Trümpy; haltet Wort auch ferner. Adje, Frau. Zuvörderſt müßt Ihr mir wohl erlauben, daß ich mein Bündel von der Alp hole. — Wird bald bei einander ſein, hohnlachte die Ergrimmte und warf dem Fortgehenden ihren Schlüſſelbund nach. Das Geſchoß traf indeſſen nur die Thüre, und Georg machte ein großes Kreuz, da er außer dem Hauſe ſtand. Zu dem Gallus, der daherſchlenderte, ſagte er: Adje, Gallus. Mit der Alten bin ich fertig, und geh' meiner Wege. Leb wohl. — Haſt Recht, wenn du gehſt. Aber wohin? Willſt du zurück zu deinem Vater? — Halb lachend, halb verdüſtert ſchüttelte Georg den Kopf. Noch iſt's nicht Zeit, entgegnete er. Er trägt lang nach und iſt gewiß noch nicht gut geworden. Red nichts davon, hörſt du? — Sapristi! einem alten Militär das zu ſagen! So gehſt du alſo zum Hagenbach? — Ja. — Recht; laß dir das Breneli gefallen. — Verſteht ſich. — Sie iſt mir juſt begegnet; ſie iſt mit dem Alten ins Weißbad gefahren. Sie wollen aufs Wildkirchle; der Alte hat, denk' ich, ein Gelübd gethan; ich weiß aber nicht, wofür. — Dann ſeh' ich ſie dort oben, die neue Herrſchaft. Ich geh' zur Alp, den Havresac zu holen. — Glück zu, und gute Nachbarſchaft, Bruderherz. — Allemal. —

Wie ſchnell auch der junge Mann ſeine Schritte förderte, ſo war ihm doch unmöglich, Hagenbach und ſeine Tochter einzuholen. Dieſe Letzteren fuhren mit einem raſchen Pferde geſtreckten Trabs in das Weißbad und verweilten daſelbſt nur die Zeit, die unumgänglich nöthig war, um einige Erfriſchungen einzunehmen. Sie machten ſich hierauf alsbald auf den Weg, der an ſelten Alpen vorüber in die felſige Einöde des Wildkirchleins führt. Hagenbach, kaum erſtanden von der ſchweren Alteration, der er beinahe zum Opfer gefallen, ſchritt langſam, von der Tochter unterſtützt. Aber je höher ihn ſeine Füße trugen, um ſo freier wurde ihm Kopf und Bruſt, um ſo kräftiger ſein Gang. Als die Wanderer endlich um die Ecke der hochgethürmten Felſen bogen, in deren Höhlen das Wildkirchlein und des Klausners Wohnung ruhen, wie Adlerneſter, als vor ihnen plötzlich der Säntis rieſig aufſtieg in wilder Eiſespracht, während tief unter ihnen der Smaragd des Alpſees blitzte, da wurden Beide, Vater und Tochter, von den kräftigen Schauern jener Wunderwelt ergriffen und mit Schnelligkeit über die gefährliche Brücke, die nach der Felſenkirche führt, als wie von eifrigen Engelhänden gezogen und geleitet. — Wahrlich! ſprach Hagenbach mit tiefer Andacht, hätte Gottes Majeſtät dazumal wie heute mein Herz erfüllt, ich hätte mich nicht vom Verſucher, vom Teufel des Kleinmuths hinreißen laſſen und nicht geſtrebt, mein unſterblich Theil mit der ſterblichen Hülle zugleich zu vernichten. — Denkt nicht mehr daran; redet nicht mehr davon, bat die Tochter flehentlich. Der Vater fuhr mit einer gewiſſen Heiterkeit fort: Das Uebel ſchlägt jedoch immer zum Guten aus. Ohne meine verdammliche Vermeſſenheit hätte ich auch den wackerſten Menſchen nicht kennen gelernt, der mir jemals vorgekommen iſt: den Georg. Wir ſind ihm den größten Dank ſchuldig. — Allerdings, verſicherte Verena. — Den größten Dank, wiederholte Hagenbach; ſowohl für das, was er gethan, als auch für das, was er noch thun wird, zu unſerm Beſten. — Ich freue mich, Vater, einen Hausgenoſſen in ihm zu erhalten. — Ich wollte, Kind, er würde uns Beiden mehr als ein Hausgenoſſe und Knecht. Ich darf ihn zwar nicht eigentlich einen Knecht heißen, da wir ihm unſern erhöhten Wohlſtand zu verdanken haben werden. Er hat mir vorgeſchlagen, einen Handel zu errichten, einen Handel mit Kräutern und Balſam. Der Menſch hat Kenntniſſe in der botaniſchen Wiſſenſchaft. Mein übrig Geld ſoll dienen, den Handel einzuleiten; Georg wird den Sammler und zugleich den wandernden Hauſirer abgeben. Das Project iſt gut und neu. Wir werden den Klötzen, meinen Landsleuten, aufzurathen geben. Und wenn's geglückt iſt, wie ich nicht zweifle, daß es glücken wird, ſo wäre der brave, hübſche, thätige, junge Menſch nicht uneben zu einem Schwiegerſohn. Was meinſt du, Breneli? — Reden wir noch nicht davon, lieber Vater. — Meinetwegen; aber zu den himmliſchen Mächten, denen ich zum Dank für meine Rettung aus Satansklauen dieſe Wallfahrt gelobt habe, zu ihnen will ich beten, daß meine Wünſche in Erfüllung gehen, und daß du dich alsdann nicht weigern mögeſt, den wackern Georg für die Erhaltung meines Lebens zu belohnen. — Verena hing den Kopf; dennoch war ihr die Vorſtellung einer Heirath mit Georg weniger unangenehm, als es die Ausſicht, dem rohen Bläſi anzugehören, geweſen war. In die Verhängniſſe, die ihr Gott ſchicken würde, ergeben, betrat ſie die Kapelle, verrichtete ſie ihr Gebet. Da Hagenbach noch längere Zeit vor dem Altar verweilte, ſetzte ſich Verena alsdann in den Sonnenſchein vor der heiligen Grotte nieder und hing, in die Wildniß des Abgrundes niederſehend, ihren Träumen nach. Sie hörte nicht, daß eilige Füße über die Brücke ſchritten, daß der Klausner einen Ankömmling begrüßte; ſie blickte erſt auf, als Georg's Stimme ſie anredete: Find' ich Euch doch endlich hier, liebſte Jungfer? — Schönen Dank. Woher des Wegs, Georg? — Der verlegene Burſche verſetzte: Da ich auf der Trümpy Alp geweſen, ſah ich Euch des Wegs ziehen, den Vater und Euch, und dachte, Euch guten Tag zu ſagen. Wenn's Euch freut, will ich Euch heimbegleiten und zum erſtenmal unter Euerm Dache ſchlafen. Ich bin ſchon aus dem Dienſt der Nachbarin. — Das ging ſchnell, Georg. — Wär's Euch allzu ſchnell? Dann thät' mir's leid. Ich konnte kaum erwarten, um Euch zu ſein, Vreneli. — Wie redet Ihr? Habt Ihr die glatten Worte unter den Soldaten gelernt? Laßt das für Andere, die Euch glauben. — Ihr macht mir Schmerz, wenn Ihr mir nicht glaubt. — Thut doch nicht verliebt, wie ein Herr aus der Stadt. — Verliebt? Hm, ich bin nicht verliebt in Euch, Vreneli. Ich hab' Euch gern, lieb von Herzen, aber zum Verlieben wär's noch zu bald. Vielleicht kommt's dazu ... ich weiß nicht recht. Erlaubt indeſſen, daß ich Euch gut ſei. — Recht gern, da Ihr ſo vernünftig ſprecht. — Und ſeid auch gut mit mir, Jungfer. — Das verſteht ſich. Erſtens hält der Vater viel auf Euch ... — Er ſoll's nicht bereuen, bei Gott! — Zweitens habt Ihr ihm das Leben erhalten ... — Das freut mich mehrentheils um Euretwillen. — Endlich kann ich Euch nicht vergeſſen, Georg, daß Ihr, ohne mich noch zu kennen, mein Recht gegen den Rüttimann vertheidigt habt. — Ohne Euch zu kennen? Ei ja doch! ich hatte Euch ſchon oft geſehn; am Morgen, ſo oft Ihr die Leinwand auf dem Graſe netztet; am Mittag, wann Ihr die Hühner füttertet; am Abend, wann Ihr bei Eurer Arbeit unterm Baume ſaßt und fleißig war't, bis die Sterne langſam kamen, bis die Gletſcher verglühten. Geſehn und wohlgefallen und gedacht, ich möcht' bei Euch ſein mein Lebelang, das war eins bei mir, und der Himmel, Gott ſei Dank, hat ſchon den Anfang dazu erlaubt. —

Breneli hörte mit freundlichem Lächeln die ſchlichten und ungeſchmückten Reden des Burſchen an, fragte aber plötzlich in einen fremdern Ton übergehend: Gefällt's Euch in Appenzell? — Es hat mir darinnen nie beſſer gefallen, als heute. — Könnt Ihr denn Eure Heimath vergeſſen, und wie heißt Euer Geburtsland? — Ich bin ein Berner, wißt Ihr's nicht ſchon? bin in Pruntrutt daheim. Vor langen Jahren iſt mein

Ort des Biſchofs von Baſel geweſen, und hat dann lange den Franzoſen gehört, und iſt jetzt zum Kanton Bern geſchrieben. Wir ſind Schweizer mit Herz und Blut und Hand. — Ich glaub's. Was hat Euch jedoch hieher geführt? — Mit einiger Verlegenheit antwortete Georg: Vater und Mutter ſind geſtorben; Verwandte hätt' ich zwar noch zu Delſperg. Landenberger gibt's dort genug. Aber mir hat's gefallen, in die Welt zu gehen. Darauf bin ich unter die Soldaten nach Welſchland gekommen und hab' den Gallus beim Regiment kennen gelernt. Als unſere Capitulation um geweſen, und weil ich lieber ein Bauer geworden wäre, als ein Scheerer*), wie mein Vater ſeliger, und mir der Gallus immer vorgeſagt, wie ſchön es in Appenzell ſei, und daß allhier Milch und Honig fließe, ſo bin ich mit ihm gegangen, und habe jetzo mehr gefunden, als ich glaubte; nämlich Euch, liebſte Jungfer, die mir beſſer gefällt, als alle Milch und aller Honig in der ganzen Welt. — Der Vater ſagt aber, Ihr ſeiet zu einem Bauer zu gut; Ihr ſeiet ſtudirt in allerlei Künſten? Der Knecht lachte verſchlagen, indem er ſagte: Ho, das Salbenkochen, Schröpfen und Aderlaſſen und die Wiſſenſchaft von den Kräutern hab' ich aufgeſchnappt, da ich auf der Barbierſtube lernte. Es iſt nicht viel damit; doch hat Mancher mit noch viel weniger ſein Glück gemacht, und wenn ich einmal mit einer Trage voll Kräuterthee ins Deutſchland und Welſchland wandern kann, will ich ſchon meine Waare an den Mann bringen. Die Leute ſind überall gar leichtgläubig, und wer ihnen alle Krankheiten auf den Hals diſputiren und wiederum für eine jegliche ein Mittel anhängen kann, der hat gewonnen Spiel. Vreneli lachte über die Unbefangenheit, womit der Georg ſeine quackſalberiſchen Grundſätze ausſprach, und ſagte: Ihr habt treffliche Anlagen. Die Zunge geht Euch, wie einem Faſtenprediger. — Wenn ich mich nur einmal in Euer Herz predigen kann, ſchön' Vreneli, dann hat's keine Noth mehr! erwiderte der Pruntrutter ſcherzend, aber hinter dem Scherz lauerte der Ernſt, den das Mädchen gar wohl verſtand, da es den Blick zur Erde ſenkte. — Hagenbach jedoch, der indeſſen hinter die traulich Schwatzenden getreten war und Alles vernommen hatte, ſagte plötzlich zu ihnen: Die Geduld und Beharrlichkeit geht niemals fehl, lieber Görg. Sei treu und redlich, und führe, was wir ausgemacht haben, zum guten Ende. Dann wird auch das Vreneli vernünftig ſein und dem Bläſi und der Trümpy zum Trotz eines braven Mannes Gattin gerne werden.

---

*) Barbier.

Die Wallfahrt zum Wildkirchle ſchien gute Früchte getragen zu haben. Von dem Tage an gewann Hagenbach's Hausſtand ein ganz anderes Anſehen. Fleiß und Rührigkeit kehrten unter ſeinem Dache ein. Große Vorräthe an Kräutern mannichfacher Art, von Georg's

Händen eingeſammelt, erfüllten die Räume des Hauſes. Der Vater und die Tochter gewannen neue Freude am thätigen Leben, die Pflanzen trocknend, ſortirend, nach Georg's Vorſchriften miſchend, einpackend und überſchreibend. Sobald der Winter herannahte, verließ der Knecht als Hauſirer, des Sommers und des Herbſtes Beute auf dem Rücken tragend, den Flecken, und wanderte in die benachbarten Länder. Mit vielen Beſtellungen und leerem Tragkorb kam er bald zurück und ging zum Zweitenmale ins Weite. Sobald der Frühling eintrat, war er wieder daheim, verwandelte ſich in den Botaniker, und ſchon konnte Hagenbach ihm helfen, Verena ihm gewandter beiſtehen. Zu Anfang des Sommers verſchickten die Aſſociés bereits einige Träger, die ihren Wunderthee den ſehnlichſt harrenden Abnehmern zuſchleppten; Georg, in einem halbſtädtiſchen Anzuge und fortan Herr Landenberger geheißen, kutſchirte in Hagenbach's Einſpänner in weiter entlegene Gegenden und etablirte daſelbſt Depots, erwarb ſich Agenten und Correſpondenten. Noch ehe der Herbſt kam, ſammelten viele Dutzend Hände den marktſchreieriſch geprieſenen Thee für Hagenbach und Compagnie; andere preßten für dieſelbe Firma den vortrefflichen Wunderbalſam, das unvergleichliche Haaröl, womit Handel getrieben wurde nach Wien und Rußland, nach Paris und Spanien, wie auch in der Folge nach Amerika und nach der Levante. — Das Reſultat all dieſer glücklichen Operationen war das Aufblühen des Hagenbach'ſchen Hauſes, der Neid ſeiner ſämmtlichen Landsleute und die Verehelichung Georg's mit der dankbaren Verena, die zwar ohne Widerwillen, aber auch nicht mit allzuherzlicher Beiſtimmung über ihre Hand verfügen ließ.

Die Trauung hatte am frühen Morgen, bald zu Anfang des Winters Statt. Im Begriff, mit ſehr geringem Geleit zur Kirche zu gehen, trat Verena an der Hand ihres Bräutigams vor die Mutter, deren Zuſtand ſich bis dahin nicht im Mindeſten geändert hatte, und ſagte gerührt: Liebe Mutter, ſegnet Eure Tochter. — Segnet auch mich, ſetzte Georg freundlich hinzu: ich werde fortan Euer Sohn ſein. — Scholaſtika ſchaute das Paar mit blinzelnden Augen an. Was machſt du, Verena? fragte ſie. — Ich heirathe, liebe Mutter; ich heirathe dieſen Mann, Herrn Landenberger. — Wo bleibt denn mein Johann? fuhr die Kranke fort: du mußt nicht heirathen, wenn er nicht dabei iſt. Laß es bleiben. — Verena konnte vor Wehmuth nicht antworten. — Nehmt mich für den Johann, gute Mutter, und habt mich lieb, ſagte der ebenfalls tief ergriffene Georg. — Die Alte horchte eine Weile, dann ſagte ſie: Die Stimme könnte es wohl ſein, aber ich ſehe meinen Johann nicht. — Ich ſehe euch Alle nicht mehr, ſetzte ſie trocken hinzu und zog mit den Fingern ihre Augenlider in die Höhe, und die aufmerkſam gewordenen Umſtehenden nahmen mit Beklommenheit wahr, daß die Unglückliche zu all ihrem Elend noch obendrein blind geworden! —

Das war eine traurige Hochzeit! Der Vater ſtill in ſich gekehrt, die Braut an Thränen reich und arm an Freude, der Bräutigam ernſt, wortkarg und leidend mit der Braut, die Zeugen und das Gefolge verſtimmt oder ſchadenfroh. Das Mahl, das der Trauung folgte, verfloß einſilbig, ſteif und geſtört. Die Gäſte gingen gern heim in ihre Häuſer; der Vater begleitete den Pfarrer, Georg führte Verena in die für beide hergerichtete Stube. Sei getroſt, Vreneli, ſagte er theilnehmend; ein alter Aberglaube will, daß der ganze Eheſtand ſei wie der erſte Tag desſelben. Es iſt aber nur ein Aberglaube. Wir weinen zwar heute, aber die luſtigen Tage werden nicht ausbleiben. Schau: reiner und fleckenloſer als du iſt ſicherlich noch keine Braut vor dem Altar geſtanden! Hoffe darum alles Gute, ſo wie ich's hoffe. Du biſt noch kalt gegen mich, aber die warme Freundſchaft, die ich für dich fühle, wird ſchon mit deiner Kälte ein Abkommen treffen, ſo Gott will. — Verena lächelte durch ihre Thränen, indem ſie ſprach: Du redeſt ja heute wie ein Buch, Georg. Seit du ein Handelsmann geworden, kennt man den Knecht gar nicht mehr aus dir heraus. — Hm, 's iſt nicht anders. Der Knoten im Kopfe iſt mir etwas aufgegangen, und du ſollſt das Beſte thun, mich zu einem andern Menſchen zu machen. Das Schlimmſte an mir iſt mein Jähzorn und meine flinke ſchlagluſtige

Hand. Deine Geduld wird mir aber ſchon, wie's heißt, den Giftzahn ausbeißen. Mein Jähzorn hat mir viele böſe Stunden gemacht. Beim Regiment ſaß ich nur zu oft wegen Händel auf der Wacht. Und wie ich zum Regiment gekommen bin, daran iſt wieder meine Raufluſt Schuld geweſen. — Du haſt doch nicht Jemand todt geſchlagen? — Behüte; aber ein Auge hat's dem Kameraden immerhin gekoſtet, und ich hatte Angſt vor Strafe und Gefängniß und vor des Vaters Zorn, und bin daher davon und unter die Soldaten gelaufen. — Der arme Vater! haſt du ihn nimmer vor ſeinem Tode geſehen? — Georg lachte etwas verſchmitzt und entgegnete ſchmeichleriſch: Lieb Breneli, verzeih' daß ich dich bis zu dieſer Stund' angelogen habe; aber mein Vater lebt noch, ich denke, in der beſten Geſundheit. — Er lebt noch? und warum haſt du gelogen? — Sei nicht böſe, Breneli. Der Alte iſt eben zornig, wie ich, nur verraucht der Zorn bei ihm nicht ſo geſchwinde. Er kann ſeinen Unwillen ſchier nicht verwinden. Ich hab' ihm vom Regiment ein paarmal geſchrieben, aber immer keine Antwort erhalten. Ich ſchämte mich vor euch, Alles zu erzählen, wie ich davon gelaufen bin. Und dann — hätten der Ammann und der Rath die Einwilligung zur Heirath vom Vater begehrt, ... er hätte mir ſie gewißlich nicht ertheilt, und ich wäre zu Appenzell abgewieſen worden. Darum ließ ich mich als eine Waiſe gelten, und mit ein paar neuen Thalern hab' ich's bei den Herren durchgedrückt, daß ſie mit meinen Regimentsſchriften zufrieden geweſen ſind. Das iſt nun abgemacht, wir ſind Mann und Frau, und gelt, du verzeihſt mir? — Ich weiß nicht, ob ich's ſoll. Wer ſeinem Vater ſo viel Herzeleid bereiten kann, wie wird der erſt mit ſeinem Weibe umgehen? — Dich auf den Händen tragen — das will ich, Vreneli. Vergiebſt du mir auch dann nicht, wenn ich dir ſage, daß ich dem Alten vor Kurzem erſt geſchrieben habe? Ich hab' ihm erzählt, wie glücklich es mir hier ergangen, welch eine Braut ich an dir gefunden, wie ich ganz nahe daran ſei, ein vermöglicher Mann zu werden. Das Geld hat der Vater immer gern gehabt, und ſein einzig Kind wird er ins Himmels Namen doch nicht auf ewig verſtoßen wollen? Ich habe ihn um Pardon gebeten, ihm geſchrieben, daß ich nicht als ein Taugenichts hätte vor ihn kommen wollen, daß ich aber jetzt ein gemachter Kerl ſei, und er möchte endlich ſeinen Groll fahren und mir ſeinen Segen zukommen laſſen. Ich hab' mich als ſeinen reumüthigſten Sohn darunter geſchrieben, und zweiſle nicht, er werde ſich erweichen und mir ein paar Buchſtaben ſchicken, die mich freuen und beruhigen. — Ich wünſche es dir, Georg, ſagte Verena gerührt; der Eltern Segen baut Häuſer.

Indem tippte Jemand ans Schiebfenſter, und der kleine Ruodi, das Briefträgerlein, rief von der Straße: Herr Landenberger, ein Brief! Der Poſthalter hat geſagt, er ſei franzöſiſch, aber Ihr ſeid doch damit gemeint. — Georg öffnete flugs, riß mit fröhlicher Ahnung den Brief an ſich und jauchzte: Victoria! hab' ich nicht geſagt, Vreneli, daß ich allen Hexen zum Aerger unſer Leid in Freud' verkehren werde? Der Brief iſt von daheim, der Vater hat ihn geſchrieben. Da, Bube, da haſt du einen Laubthaler; 's iſt nicht zu viel für eine ſolche Botſchaft! Auch Ruodi jubelte ein Victoria und lief als ein glücklicher Prinz davon. — Georg las mit Stolz und funkelnden Augen: A Monsieur George Landenberger, marchand etcetera, à Appenzell! Dann öffnete er das Schreiben, und inwendig war es deutſch mit fingerlangen Buchſtaben gefertigt. — Ein langer, langer Brief! ſagte er mit Herzklopfen, und ſeine Hände zitterten, denn er las mit erlöſchender Stimme die nicht erbauliche Anrede: Undankbarer, pflichtvergeſſener Georg! — Der Leſer wiſchte ſich die Augen, als wären ſie trüb angelaufen, und ſagte zur neugierigen Verena: Seh' ich recht, oder iſt's ein hölliſcher Trug? Das klingt nicht wie Verzeihung. Lies du, was im Brief ſteht. Es ſchwimmt mir vor den Augen. Lies, Vreneli, und tröſt' uns Gott!

Das war ein trauriger Morgen, der nächſte, der das junge Ehepaar beſchien. Sein Strahl fiel auf Verena's dickverweinte Augen, auf Georg's verſtörtes, zerknirſchtes Angeſicht. Hagenbach, den ſeines Weibes Unglück abermals von der Höhe wachſender Zuverſicht zur bangen Kleinmüthigkeit herabgeſchleudert hatte, ſuchte vergebens eine Beruhigung in den Zügen ſeiner Kinder. Auf alle Fragen, die ihm die Beſorgniß eingab, wurde ihm nur die Antwort, daß Scholaſtika's Zuſtand wohl der Kinder Niedergeſchlagenheit rechtfertige, und der bekümmerte Vater mußte ſich mit dem Beſcheid begnügen. Dafür ſagte er um ſo öfter — laut und in ſeinen Gedanken: Das wahre Glück will dennoch nicht bei uns einkehren, und meine paar Lebensjahre ſollen in Trübſal verfließen! ſo ſteht's geſchrieben. — Tochter und Eidam umarmten ihn freilich alsdann mit den Betheurungen der innigſten Liebe; Georg verdoppelte ſeine Bemühungen, ſowohl dem Vater als der Mutter mehr zu ſein, als ein Fremder; aber der Stachel des Grams blieb in des Alten Herzen nur allzuquälend zurück. — Die Verſtimmung der kleinen Familie konnte natürlich den Nachbarn nicht verborgen bleiben. Die Wittwe Trümpy vor allen frohlockte unverhohlen darüber. Da haben wir's, ſagte ſie zu ihren Klatſchſchweſtern, ungerechtes Gut und falſcher Mund bringen nie das Glück ins Haus. Was ſie zuſammengeſchlagen haben, indem ſie der Welt ihren eiteln Kram für Wunderarznei verkaufen, nützt den Hagenbach's nicht eines Broſams werth, und der Landenberger, der in die Schüſſel tappte und die hochmüthige Verena ohne Ueberlegung mit Roſen und Dornen genommen hat, mag ſich jetzt die Nägel von den Fingern kauen. Das Geld, du lieber Gott, macht nicht Heil, nicht Seligkeit. Ein gutes Gewiſſen und der Friede darinnen ſind mehr als Schätze. Gott beſſere es, aber wir werden von den Leuten noch erbauliche Dinge erleben! — Die Mißgünſtigen und Schadenfrohen ſprachen aus voller Kehle allenthalben den frommen Wunſch und die böſe Prophezeihung nach. — In der That gab das Leben, wie es ſich jetzo bei Hagenbach's geſtaltete, zu mancherlei Nachreden Anlaß. Der Vater bezog mit Scholaſtika ein kleines Gebäude, das, zum Ruheſitz beſtimmt, von ihm dicht neben dem größern Hauſe errichtet worden war. Die jungen Leute walteten und ſchalteten in dem letztern ganz allein. Die Thätigkeit in den Magazinen und Geſchäftskammern ging ihren alten Schritt, aber in den Wohngemächern wurde eine faſt klöſterliche Ordnung eingeführt. Das Ehepaar ſah blutwenig Leute bei ſich, bewohnte weit getrennte Stuben und behandelte ſich gegenſeitig freundſchaftlich, aber ohne eine Spur von inniger Vertraulichkeit. Georg kam und ging, ohne daß Verena ſonderlich darauf geachtet hätte. Er reiſ'te ab, und ihr Auge blieb trocken. Er kam nach mehreren Monaten zurück, und ein einfacher Handſchlag der Gattin bewillkommte ihn. Es fiel zwiſchen ihnen nicht ein unſchönes Wort, aber ſogar das lauerhafteſte Geſinde war nicht vermögend, ſie in einem vertraulich-behaglichen Beieinanderſitzen zu überraſchen. Sie gingen ſelten zuſammen aus; wenn ſie's thaten, herrſchte eine zwar ungezwungene, aber kühle Freundlichkeit unter ihnen vor. Kein Scherz, wie er auf die Lippen eines jungen Ehemanns kommt, entſchlüpfte dem Georg; kein Blick, wie eine junge Gattin deren oft, ſelbſt in Geſellſchaft Anderer, dem Gatten halb verſtohlen zu ſchenken pflegt, war jemals in Verena's Auge zu ertappen. Wo Beider Zärtlichkeit zuſammentraf, das war der Eltern Haupt. Dieſe zu lieben und zu ehren und zu pflegen, ſchien der Kinder eigentliches Geſchäft, ſie ſparten ſich, ſo zu ſagen, die ihnen ſelbſt zukommende Liebe vom Munde ab, um ſie den Eltern zuzuwenden. — Sehr natürlich wurde auch dieſe Aeußerung ihrer Gefühle von den Aufpaſſern verunglimpft. Die Herzloſeſten unter den Letzteren ſagten ſich in die Ohren: Die Landenberger haben kein Herz; er liebt nicht ſie, ſie liebt nicht ihn. Wären ſie ſchon zehn Jahre verheirathet, ſie könnten ſich nicht gleichgültiger begegnen. Aber auch die Liebe zu den Alten, die ſie zur Schau tragen, iſt nur Heuchelei. Die Alten müſſen brav Batzen geſpart haben, und die Jungen warten ſchmerzlich auf der Alten Tod. Die Tochter iſt der pure Geiz, und der Schwiegerſohn möchte gern Alles haben, der Schwamm, der Pilz, der nackt auf die Welt gekommen und mit Hagenbach's Geld ſich bereichert hat. —

Denn es galt ſeit geraumer Zeit — trotz des ehemaligen Lärms von Hagenbach's bevorſtehendem Bankerott — im Flecken für eine ausgemachte Wahrheit, daß der Exhauptmann ein rieſenhaftes Vermögen von jeher ſein genannt und damit nur hinterm Berg gehalten habe, um ſeine Freunde auf die Probe zu ſtellen. — Der Landweibel, deſſen Sohn die Bräuerstochter geheirathet, aber dadurch in eine verſchuldete Wirthſchaft gerathen war, hatte ſich ſchon öfters vor den dicken Kopf geſchlagen und geſagt: Wie dumm war ich, den Hagenbach's den Stuhl vor die Thür zu ſetzen! Um wie viel beſſer ſtände jetzt mein Bläſi; und Niemand iſt an der Aufhetzerei ſchuld geweſen, als die Baſe Trümpy; und ſie ſoll mir nicht mehr über die Schwelle kommen! — Die Baſe lachte dazu; war doch ihr Herz voll Freude, daß der Bläſi, der ſie verſchmäht hatte, in ſchlimme Schuhe gekommen war! — Auch zu Landenberger's, wie ſie ſich ausdrückte, mißrathenem Eheſtand lachte ſie; doch konnte ſie den ſchmucken ehemaligen Knecht nicht völlig aus ihrer Seele reißen und widmete ſeinen häuslichen Angelegenheiten eine Aufmerkſamkeit, die ihr bald ſelber nicht Ruhe ließ. — Oft, am ſpäten Abend, wenn alle Lichter in den Häuſern ringsum ausgelöſcht waren und in Landenberger's Wohngemach allein noch die Kerze brannte, ſchlich die neugierige, ſelbſtquäleriſche Schlange an des Undankbaren Haus und horchte an demſelben Schiebfenſter, in welches der kleine Briefträger am Hochzeittage ſeine Depeſche gereicht hatte. Bis daher war die Lauſchende nur Ohrenzeuge von den gleichgültigſten Geſprächen der Eheleute geweſen; ſobald Georg mit einem ruhigen: Gute Nacht, Breneli! ſeine Lampe genommen, um ins obere Stockwerk ſeinem Lager zuzuwandern, ſobald Verena mit einem gähnenden: Schlaf wohl, Georg! ihre Thüre verriegelt hatte, mußte die aufpaſſende Trümpy den Rückzug antreten, und zwar immer unbefriedigt, um bald wieder deſto neugieriger auf ihren Poſten zurückzukehren. Eines Abends jedoch — eine gewiſſe kribbelnde Unluſt und Reizbarkeit ließ die gute Nachbarin nicht einſchlafen — ſprang ſie aus dem Bette, kleidete ſich nothdürftig an, wie's die Sommernacht erlaubte, und ſchlüpfte in ihren kleinen Horchwinkel, da noch heller Lichtſchimmer durch die ſauber ausgeſchnittenen Herzen des Landenberger'ſchen Fenſterladens ſtrahlte. Mit unruhig pochender Bruſt, auf die Zehen ſich ſtreckend, vernahm die Trümpy zu ihrer innigſten Genugthuung, daß ein ungewöhnlich lebhafter Zwieſprach von den Ehegatten geführt wurde. Ihre Neugierde ahnte Wunderdinge.

Georg war ſo eben von einer Reiſe zurückgekommen und ſprach, heftig auf und ab gehend, mit dem Ton der Selbſtanklage: Ich wollte, ich wär' im Himmel; mir wäre wohl. Das Fegfeuer iſt aber ſchon von dieſer Welt! — Freilich, antwortete Verena mit Ruhe und Stolz, 's geht nicht anders, wenn man den böſen Gelüſten nachgiebt. Du haſt da etwas Schlimmes von der Reiſe mitgebracht, Görg. — Lieb Vreneli, der Satan hat mich hinters Licht geführt. Wär' ich doch lieber in die Hölle, als zu den Schweſtern ins Haus gegangen! Wie ich dir ſage, um etwas Anders, als um den Enzian, den ſie zu verkaufen hatten, iſt mir's nicht geweſen; aber die Jüngere war ſo hübſch, und das Häuschen ſo ſauber . . ſie ſind blutarm, doch reinlich und apart, beſſer, als die Andern, die im Gebirge wohnen. Kurz, ich bin wiedergekommen, wann die Eltern nicht zu Haus geweſen . . . die Einſamkeit der Alpe hat auch geholfen . . . ſchilt mich nicht ſo derb aus, Vreneli. Wir ſind alleſammt gebrechliche Menſchen . . . — Das weiß der liebe Gott, verſetzte Verena nicht ohne Weichheit; was ſoll aber aus dem Würmlein werden, das jetzo zu hoffen ſteht? — Ich will mich ſeiner allerdings annehmen, ſagte Georg raſch und gutmüthig, ich will ihm freilich Vater ſein, rathe mir aber, wie ich's anſtelle. Schon um deinetwillen möchte ich nicht in die Mäuler der Leute kommen. — Was ſoll ich rathen? Wenn die Mutter am Leben bliebe . . . — Das iſt aber nicht, fiel Landenberger ein, es kann ſie gerade nur ein Wunder retten. Der Gram, da ſie erfuhr, daß ich nicht mehr ledig ſei, und die Neigung, die ſie zum Zehrfieber hat, ihre jetzige Schwäche . . ! gewiß, gewiß, ich darf meinem Blick trauen . . . ſie ſtirbt, dem Kinde das Leben gebend, oder das Kind ſtirbt mit ihr zugleich. Ich Unglücklicher! wär' ich doch um ſein halbes Jahr jünger! ich wollte klüger ſein. — Was ſoll ich rathen? wiederholte Verena mit Bewegung. Ich wüßte wohl allenfalls eine Auskunft . . . ob nicht die Schweſter . . . ? — Nein, der Leichtſinnigen laſſ' ich das Kind nun und nimmermehr . . . — Nun, ſo faſſe dich einmal, Georg. Was geſchehen, iſt nicht ungeſchehen zu machen. Deine Pflicht iſt's, dem armen Wurm, ſo ihn Gott erhält, ein Vater zu ſein ... und, ſo ſchwer 's mich ankommt und welche Ueberwindung mich's auch koſtet ... ließe der liebe Gott das arme Weib nicht am Leben ... das Kind ſollte nicht verſtoßen — ich ſelbſt wollte ihm Mutter ſein. — Ach, du Engel! frohlockte Georg, ich hab' mich vor deinen Vorwürfen, vor deinem Zorn gefürchtet, und du biſt mein lebendiger Troſt geweſen! — Was helfen denn Vorwürfe? Iſt's nicht hingegen unſere Sache, den Makel unſerer Lieben mit dem Mantel Chriſti zuzudecken? — Georg küßte die Milde heftig auf Stirn und Wangen und ſprang dann ans Fenſter. Ich muß Luft haben; ich erſticke in der ſchwülen Stube! rief er und ließ den Laden nieder. — Kaum vermochte die lauſchende Nachbarin einen kleinen Vorſprung zu gewinnen. Bei einem Haare wäre ſie verrathen geweſen. Indeſſen entkam ſie unbemerkt, ſtreckte ſich, glühend vor Haſt und Unruhe, ins Bett und murmelte einmal und tauſendmal: Saubere Geſchichten! Ein ſeliger Lebenswandel von den Beiden! Der Bruder Liederlich! die heuchleriſche Hehlerin! Pfui! nicht einen Funken von Ehre hat ſie im Leibe! Aber nur Geduld! mäuschenſtille Geduld! Wir wollen abwarten, wie der ſchmutzige Handel abläuft, und dann, erſt dann Lärm geſchlagen, wie ſich's gehört.

Des böſen Weibes Nachbegier war ſo gewaltig, daß ſie ſogar der geſchwätzigſten Zunge des Kantons

Feſſeln anlegte. Die Wittwe gewann es über ſich, von dem, was ſie gehört, zu ſchweigen und des Verlaufs geduldig zu harren. Sie begnügte ſich, ringsum verſtohlen auszubreiten, daß ſie von Landenberger's ganz entſetzliche Dinge erfahren, und daß ſie ſchon zur gelegenen Zeit erzählen werde, was ſie wiſſe.

Und da auf einmal ganz unverhofft die Kunde umherging, Verena ſtehe in der Hoffnung, Mutter zu werden, ſchüttelte die Trümpy boshaft den Kopf und meinte, das ſei ein eitel Vorgeben, und man werde ſchon ganz etwas Anderes erfahren. — Sie ſchwieg noch immer und harrte der Stunde der Vergeltung.

Und als es auf einmal hieß, Verena ſei mit ihrem Manne in die Fremde gereiſ't, was noch niemals geſchehen, ſagte die Trümpy wieder: Der Haber wird reif und das Brod wird aufgehen, daß es eine Freude iſt.

Und als nach recht langer Abweſenheit das Ehepaar Landenberger wiederkehrte und Verena einen Säugling in den Armen trug, den ſie auf der Reiſe geboren; als die Verwunderung im Lande und das Entzücken in Hagenbach's Herzen ausbrach, und ſelbſt Scholaſtika mit einer dunkeln Ahnung von großmütterlicher Freude das Geſchrei des kleinen Enkels anhörte und das zappelnde Kind ſegnend betaſtete — da konnte die Trümpy nicht mehr an ſich halten. Zwar ſchwatzte ſie noch nichts den Freunden und Freundinnen, dem Markte und der Spinnſtube, aber ſie packte, nach ihrer

Meinung, die Sache beim rechten Ende an und lief zum Pfarrer und erzählte ihm Alles, was ſie erhorcht und erlauſcht, und beſchwor bei ihrer Seligkeit, Landenberger's Kind ſei nicht Verena's, und die Kirche wie die Obrigkeit müſſe das Aergerniß beſtrafen. — Der Pfarrer, wenn gleich zweifelnd, ſtutzend und zögernd, wenn gleich die verächtliche Horcherin derb abkanzelnd, hielt es für ſeine Pflicht, der argwöhniſchen Gemeinde gegenüber, einen dreiſten Blick in Landenberger's Familie zu thun; und darum begab er ſich am ſelben Abend in das ihm als verdächtig bezeichnete Haus.

Sein ungewohnter Beſuch befremdete natürlich. — Landenberger empfing ihn jedoch mit Zuvorkommenheit; Verena bewillkommte ihn herzlich. Längere Zeit drehte ſich das Geſpräch um gleichgültige Gegenſtände. Der Pfarrer glaubte zu bemerken, daß die Eheleute ſich gegenſeitig mit Blicken der Erwartung anſahen. — Aber weder auf der Stirn des Mannes, noch auf dem Antlitz der Frau war eine Spur von böſem Gewiſſen zu erforſchen. Der Pfarrer wußte daher nicht recht, wie er ſein kitzliches Verhör zu beginnen habe. — In derſelben Minute trat die Amme mit dem Kinde auf dem Arm herein und meldete, es ſei Jemand da und frage nach Herrn Landenberger. Um des Pfarrers Beſuch abzukürzen oder zu ſeinem eigentlichen Ziel und Reſultat ſo geſchwind als möglich zu führen, antwortete Landenberger, der Fremde möchte indeſſen beim Vater eintreten und warten. Er ſelber würde kommen, ſobald der Herr Pfarrer ſich entfernt haben würde. — Die Amme, den Auftrag auszurichten, ließ das Kind auf dem Schooße der Mutter und ging hinaus. Der Pfarrer ſeinerſeits, wohl einſehend, wie Landenberger's Beſcheid zu verſtehen, beſchloß, ehrlich und gerade mit der Sprache herauszugehen. — Dies Euer Kind, liebe Frau? fragte er. Verena bejahte. — Euer Kind, wahrhaftig und wahr? — Verena erröthete. Der Herr fragt ſo dringend und ſonderbar, Georg. Sage ihm doch . . . — Ich will redlich ſein, fiel ihr der Pfarrer ins Wort. Dieſes und Jenes — er erzählte den Bericht der Angeberin — hat mir Jemand als die reinſte Wahrheit hinterbracht. Ich bin es mir und euch ſelbſt ſchuldig, euch auf euer Gewiſſen zu befragen. Wenn Ihr, Frau Landenberger, durch Euern Edelmuth Euch habt überreden laſſen, Eures Mannes Schwachheit im Dunkel zu begraben und ſein Kind das Eurige zu nennen, ſo habt Ihr etwas gethan, das zwar an ſich eher zu loben als zu ſchelten iſt, das aber nichts deſto weniger in ſeinen Folgen verderblich werden kann. Der frömmſte Betrug iſt immer nur Betrug. Wenn er ans Licht kommt — und er wird's — wie könnt ihr euch beide vor dem weltlichen Richter verantworten? Wenn eure Ehe dereinſt mit Kindern geſegnet würde . . . was wolltet ihr mit dem Eingedrungenen beginnen? Oder ſollte er mitzehren am Erbe der rechtmäßigen Sprößlinge, und könntet ihr zugeben . . .?

Verena unterbrach den Pfarrer, indem ſie zu Georg lebhaft ſagte: Der geiſtliche Herr hat den Ruf, ein braver Mann zu ſein. Als ein ſolcher wird er uns nicht unglücklich machen, wenn wir ihm Alles ſagen. — Ich mein's auch, antwortete Georg, plötzlich getroſt werdend: Nehmt's als eine Beichte, würdigſter Herr. Dieſes Kind iſt wirklich nicht Vreneli's, es iſt mein Kind, das ſein Leben der Verſuchung und dem Zufall zu verdanken hat, und deſſen Mutter geſtorben iſt. Das Einfachſte ſchien uns, es für unſer eheliches Kind auszugeben. Stört uns nicht in dem Beſitz, hochwürdiger Herr, wenn Ihr ein menſchliches Herz habt. Macht uns nicht um meiner Schwäche willen zu Schanden. Macht unſern Vater nicht unglücklich, der einen Enkel zu wiegen glaubt und ſich verjüngt in dieſer Freude. — Ich will nicht jetzo, in dieſem Augenblicke, eurer Sünde Richter ſein, ſagte der Pfarrer ſchwankend, bedenkt aber, daß euerm Vater noch gegönnt ſein wird, aus den Armen ſeiner Tochter einen Enkel zu empfangen, der . . . — Nimmermehr! rief Verena vorſchnell, mit einer Geberde des Unwillens. — Nein, o nein! ſetzte Georg eben ſo heftig hinzu. Der Geiſtliche ſchüttelte den Kopf. Wie verſteh' ich euer Betragen, eure Reden? Wie könnt ihr wagen, der Zukunft den Stab zu brechen? Schon iſt viel Sonderbares von eurer Ehe laut geworden. Mir war aber vorbehalten, das Sonderbarſte aus euerm Munde ſelbſt zu vernehmen.

Er iſt ein ächter Diener Gottes! . . . bat Verena ihren Gatten, mit einem Blick auf den Pfarrer. Sag ihm Alles. — Das Sonderbarſte freilich ſollt Ihr hören aus unſerm Munde, der ſchon ſo lange und ſo ungern ſchwieg, hob Georg an, indem er ſich den Schweiß von der Stirne trocknete. Nehmt unſern ehrlichen Namen in Eure Obhut, Herr Pfarrer. Dieſe Verena iſt mir zwar von Euch ſelber angetraut worden . . . aber ſie iſt nicht mein Weib . . . ſie iſt meine Schweſter, Herr!

Der Pfarrer fuhr zurück und ſchlug voll Schrecken die Hände zuſammen. — Georg lief nach ſeinem Schreibkaſten und brachte in ſeinen zitternden Fingern den Brief herbei, den er am Hochzeittage empfangen. Bevor ich dieſen Brief erhalten, ſagte er weinerlich, war ich ohne Ahnung, ohne Furcht, voll von Zuverſicht und Glück. Leſ't aber, was mein zürnender Vater darinnen geſchrieben hat: er hat mich nur aus Mitleid erzogen, hat mich zu ſeinem Erben beſtimmt, da ſeine Gebrechlichkeit ihm verboten, ein Weib zu nehmen; mein Davonlaufen hat mich jedoch aus ſeinem Herzen geriſſen, jeden Anſpruch meinerſeits an ihn getilgt; er überlaſſe mich meinem wohlverdienten Schickſal, ſchreibt er, und würde mir auch ſeinen Namen zu tragen verbieten, wenn er denjenigen meiner Eltern wüßte . . . Ach, ich hätte ihm den theuern Namen, gleich nachdem ich ſeinen erſchrecklichen Brief geleſen, wohl ſagen können!!... Leſ't weiter, Hochwürdiger.

Und der Geiſtliche las, die Sätze halb verſchluckend vor Haſt und Neugier: „Am neunundzwanzigſten Auguſt . . . da ich Chirurg bei der Armee geweſen . . . im Verfolgen des Feindes . . . im Poſthauſe am Arlberg . . . in meiner Stube’ verborgen einen Knaben gefunden, der eine Leiche ſchien . . . indeſſen noch Zeichen des Lebens verſpürte . . . nachgeholfen . . . von dem langgedauerten kataleptiſchen Anfall und Starrkrampf befreit . . . darüber geſtört worden durch des Feindes neues Vordringen . . . Alles aus dem Hauſe entflohen, kein Menſch zu finden geweſen . . . das Kind, in der Ambülance wohl eingepackt, mitgenommen . . . dann auf langen Märſchen heimgekehrt . . . ohne, wie ich gehofft, in jenes Haus zurückzukehren . . . ich war an den Knaben ſo gewöhnt . . . erſt nach manchen Jahren in jenem Poſthauſe nachgefragt . . . es waren andere Leute auf der Wirthſchaft; war gar nichts mehr zu erfahren. — Suche jetzt deinen leiblichen Vater, da du, undankbarer Raufhahn, deinen Pflegevater mit Füßen von dir geſtoßen!“ —

Der Pfarrer blickte mit naſſen Augen gen Himmel. Deine Vorſehung, o Herr! ſtammelte er. Dann fragte er raſch: Trifft, was der Chirurg ſchreibt, mit Euers Vaters mir wohlbekanntem Unglück zuſammen, Verena? — Auf Tag und Stunde und Ort; viele Hundertmal hat der Vater die traurige Geſchichte erzählt, erwiderte Vreneli, ihr kummervolles Geſicht hinter dem Kinde verbergend. — Als ich den Unglücksbrief da leſen hörte, fügte Georg bei, hab' ich mit Einemmale lang eingeſchlafene Bilder wieder in meinem Hirn aufgehen geſehen. Als Bube war mir oft, als ſei ſchon früher, ehe ich von meinem Pflegevater etwas gewußt, allerlei mit mir vorgegangen, aber es ſcheint, daß nach der Starrſucht mein Gedächtniß lange ſchwach geblieben, daher ich auch nicht viel gelernt. O ſtellt Euch unſer Herzeleid vor, würdiger Herr, und dann wieder unſere Freude, daß die böſe Poſt ſo ſchnell und nicht erſt ſpät gekommen! Wir ſind unſchuldige Leute, Herr! das heißt, ich bin wohl ein Sünder, wie dieſes Kind beſagt, aber 's Vreneli iſt ein Lamm, ein Engel! — Warum aber ſchweigen? ſprach der Geiſtliche mit freundlichem Vorwurf. — Das Gerede, Herr, und weil der junge Rüttimann meine Schweſter ins Geſchrei gebracht . . . verſetzte Georg haſtig. Und noch haſtiger ergänzte Verena: Vor Allem, Würdigſter, des Vaters Leben und Seelenheil! Hätt' er die Schreckensnachricht, daß ſein Sohn und ſeine Tochter ſich geehlicht, hingenommen, ohne zu Grund zu gehen, er, der um eines mindern Unfalls willen Hand an ſich ſelbſt gelegt? — O ihr frommen Kinder!. rief der Geiſtliche aus, ſeine Thränen nicht mehr verbergend.

Da ſprang die Thüre auf. Wie einſt an Georg's Hand, ſchwankte an eines Fremden Arm der alte Hagenbach in die Stube. — Mit Ungeſtüm und Schmerz und Freude . . . unterbrochen von heftigen Athemzügen, ſtöhnte er ſeinen Kindern entgegen: Iſt's wahr, iſt's wahr, was dieſer Mann mir ſo eben erzählt hat? — Bei Gott! das iſt mein Pflegevater! ſchrie Georg, ſich in des Chirurgen Arme ſtürzend. — Ich kam, reuig und liebevoll, dir zu verzeihen, ſagte der alte Landenberger zitternd; ohne es zu wollen, habe ich durch die Erzählung deiner Herkunft dieſen Mann bis auf Mark und Bein erſchüttert. Geh, tröſte ihn; geh, tröſte deinen Vater und ſag ihm tauſendmal, du ſeiſt ſein Sohn, bis er's glaubt. — Mein Sohn! jubelte der alte Hagenbach an Georg's Halſe; aber mit herzzerreißendem Ausdruck ſetzte er bei: Verena, meine Tochter, dein Weib? O Verena, geh, labe deine Mutter, denn ſie hat gehört, was dieſer Mann erzählte, und hat's verſtanden, und ſie liegt drüben wie todt in Liſi's Armen!

Verena flog hinüber. Dieſe dein Weib? fragte der Alte weiter mit ängſtlicher Spannung, der Eilenden nachdeutend. — Seine Schweſter, ſeine liebevolle Schweſter! betheuerte der Geiſtliche, indem er den Enkel an Hagenbach's Bruſt hob. Dieſer Knabe iſt aber Euers Sohnes, Euers braven Sohnes Kind. — Nachdem ſich Hagenbach etwas vom Sturm des Entzückens erholt, ſagte der edle Pfarrer zu Georg: Die Schlange der Verleumdung wird nicht ruhen. Ich werde aber ſprechen, daß ich euch rein erfunden. Indeſſen ſammelt, was ihr habt, und gehet in ein ander Land, damit ihr Ruhe findet. Ich ſelbſt will ſorgen, daß euer

Band getrennt und einem Jeden von euch die Freiheit wiedergegeben werde.

So geſchah es auch. Der Pfarrer hielt Wort, die Kirche that ihre Pflicht. Im Bernerland, im Hauſe Landenberger's, ließen ſich die Verkannten nieder, und Hagenbach vermißte ſeine Heimath nicht mehr. Er lernte noch das ſeligſte Glück kennen, das ihm blühte, in Landenberger's, des Erretters, Freundſchaft, in den Armen ſeiner Kinder und ſeiner Scholaſtika, deren inneres Auge ſich wunderbar bei der Auffindung ihres Sohnes wieder aufthat und offen blieb, wenn auch ihr äußeres Auge beſtändig von den Schleiern der Nacht verſchloſſen gehalten wurde. — Doch entſchädigt ja das innere warme Leben für die äußere bunte Welt. Nur ſeufzte die Geneſene manchmal: Wie manches Unheil hätt' uns der Wirth am Arlberge erſpart, wenn er uns geſtanden hätte, daß ihm die kleine Leiche entwendet worden; wenn er nicht aus Angſt und falſchem Mitleid geſchwiegen hätte! Aber ſein Schweigen und Landenberger's und Georg's Schweigen hat Alles böſe gemacht. Doch iſt Georg ja nicht mehr vorhanden, und meinen Johann hab' ich ſo lieb, daß ich ihm von Herzen Alles vergebe! — Hierauf küßten und drückten Sohn und Tochter die ſo mild gewordene Mutter und pflegten ſie nebſt dem Vater als ein Paar von Kleinodien, und ſchworen ſich's zu, niemals ſich zu verehelichen und zuerſt den Eltern, dann dem Kinde Johannes ihr ganzes Leben zu weihen. — Sie haben Wort gehalten.

# Jörg Muckenhuber.

Von W. H. Riehl.

Geſchichten aus alter Zeit von W. H. Riehl. 1863.
Sämmtliche Geſchichten und Novellen von W. H. Riehl.
Volksausgabe. Bd. 1. Stuttgart 1863. J. G. Cotta'ſche
Buchhandlung.

Wilhelm Heinrich Riehl, geboren den 6. Mai 1823 zu Biberich, ſtudirte in Marburg, Tübingen, Bonn und Gießen Theologie, Philoſophie und Geſchichte, in Gießen vornehmlich Cultur- und Kunſtgeſchichte, wurde 1845 Mitredacteur der Oberpoſtamtszeitung in Frankfurt, dann der Karlsruher Zeitung und des Badiſchen Landtagsboten, redigirte ſeit 1848 in Wiesbaden die Naſſauiſche Zeitung, trat dort in die Commiſſion zur Reorganiſation des Hoftheaters, wurde 1851 als Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung nach Augsburg berufen, wo er hauptſächlich wiſſenſchaftliche und kritiſche Abhandlungen für die Beilage ſchrieb, bis er 1854 von König Maximilian II., der ihm ſeine beſondere Neigung zuwendete, an die Univerſität München gezogen wurde. 1859 trat er an die Spitze der Commiſſion, welche die ſeitdem vollendete „Bavaria“, eine ſehr zweckmäßig angelegte Beſchreibung der bayriſchen Lande, herausgegeben hat, und 1862 wählte ihn die Münchener Akademie zu ihrem Mitgliede. Seine bedeutenden Leiſtungen als culturgeſchichtlich-ethnographiſcher und als muſikaliſcher Schriftſteller ſind bekannt. Ein rüſtiger Wanderer, durchpilgerte er viele Gaue Deutſchlands und ſchilderte Land und Leute, wie er ſie überall mit eigenen Augen geſehen und mit eigenthümlichſter Beobachtungsgabe aufgefaßt hatte. Dieſe Schriften haben ſowohl Beifall als Widerſpruch gefunden, aber von beiden Seiten wird ihnen gleichmäßig bezeugt, daß ſie geiſtreich, lebendig, voll feiner Züge und auch für den Gegner in hohem Grade anregend ſeien. Im Anſchluß an dieſe Schilderungen von Volk, Geſellſchaft und Familie gab er „Culturgeſchichtliche Novellen“, die ihnen gleichſam als illuſtrirende

Bilder zur Seite gehen ſollten. In freierer Bahn der Dichtung, doch immer auf culturhiſtoriſchem, deutſchgeſchichtlichem Boden, gehen ſeine „Geſchichten aus alter Zeit", welchen er ſpäter noch ein „Neues Novellenbuch" folgen ließ.*) Diejenige, die wir hiemit unſerer Sammlung einverleiben dürfen, wird ſicher nicht verfehlen, durch ihre Originalität und körnige Friſche, durch ihre warme Darſtellung einer aus tiefſter Lebensfinſterniß ſiegreich hervorbrechenden gemüthlich-ſittlichen Tüchtigkeit auch jene Leſer, welchen ſie nicht mehr neu iſt, aufs Neue zu gewinnen.

---

*) Dieſe ſämmtlichen Erzählungen erſcheinen jetzt (Ende 1871) geſammelt in einer zweibändigen Volksausgabe.

# Erſtes Kapitel.

Im Jahre 1594 hatte der Stadtſchreiber von Nördlingen einen ſeltſamen Beſuch. Ein etwa zwanzigjähriger, baumſtarker fremder Burſche, verwahrloſ't und zerlumpt, kam eines Morgens auf die Amtsſtube, pflanzte ſich ohne Gruß dem Schreiber gegenüber und ſtarrte ihn ſchweigend an.

Auf die barſche Frage: Was willſt du? antwortete er eben ſo barſch: Einen Strick!

Der Stadtſchreiber ſagte, da ſei er fehlgegangen, der Seiler wohne links um die Ecke. Der Burſche aber erwiderte, den Seiler brauche er nicht, ſondern den Henker; er wolle gehenkt ſein. Dem Stadtſchreiber gruſelte es, denn er glaubte, der fremde Kerl ſei verrückt. Er rief daher einen handfeſten Knecht herbei, ehe er das wunderliche Geſpräch weiter führte.

Der Fremde bekannte ſich nun als einen heimathloſen Landſtreicher, von ſeinen Genoſſen Jörg Muckenhuber geheißen, und da ſeine Sprache aus eben ſo vielen Lappen von allerlei Mundart zuſammengeflickt war, wie ſein Rock aus alten Tuchlappen, ſo mußte man ihm auch wohl ohne Heimathſchein glauben, daß er überall und nirgends zu Hauſe ſei.

Er erzählte dann kurz und kalt, daß er vor mehreren Wochen einen reiſenden Krämer auf Nördlinger Gebiet ermordet, auch zwiſchen Augsburg und Kaufbeuern einen wälſchen Juden umgebracht habe. Der Jude und der Krämer ließen ihm aber Nachts keine Ruhe mehr: darum wolle er gehenkt ſein, und da er den letzten Mord auf Nördlinger Grund und Boden begangen, ſo könne ſich der Rath dieſer Reichsſtadt auch nicht weigern, ihn an den Nördlinger Galgen zu hängen.

Der Stadtſchreiber ſchimpfte gewaltig und meinte, da könne Jeder gelaufen kommen; die Stadt habe ihren Galgen für ihre eigenen Bürger gebaut und nicht für fremdes Geſindel, ließ aber doch den Muckenhuber in Gewahrſam führen und trug den Handel dem Rathe vor.

Der Rath in corpore konnte zwar anfänglich auch nicht daraus klug werden, ob der Burſche ein Narr ſei oder ein verzweifelnder Böſewicht. Da man aber damals Verrückte ohnehin in dasſelbe Loch zu werfen pflegte, in welchem Diebe und Mörder ſaßen, ſo lag Jörg Muckenhuber einſtweilen gut und ſicher im Thurm, und die Sache war jedenfalls richtig eingefädelt, mochte auch weiter ans Licht kommen, was da wollte.

Der Folterknecht, der Pfarrer und der Feldſcherer, welche den Gefangenen der Reihe nach beſuchten und Jeder nach ſeiner Weiſe ſondirten, erklärten einmüthig, daß der Burſche zwar äußerſt roh und verwahrloſ't ſei, allein von ſehr klarem Verſtande, und daß er bei ſeinem Geſtändniß beharre.

Inzwiſchen durchlief die Neuigkeit natürlich raſch die Stadt, und die guten Bürger ſtritten heftig darüber, ob man auch Einen auf ſein bloßes Geſtändniß und dringendes Begehren hängen könne, ſelbſt wenn ſich die That, deren er ſich anklage, weiter gar nicht erweiſen laſſe. Denn nirgends war eine Spur von dem angeblich an dem reiſenden Krämer verübten Morde aufzufinden.

Auch als man den Muckenhuber unter ſtarker Wache und großem Zulauf hinausführte, daß er den Ort bezeichne, wo er den Krämer erſchlagen und die Leiche verſcharrt, wußte er zwar durch die feinſten Gründe und Ausreden ſeine Richter zu verwirren und ſtutzig zu machen, allein eine thatſächliche Urkunde des Frevels entdeckte man nicht. Der Gefangene aber blieb ſteif und feſt bei ſeinem Satz, daß er den fremden Krämer auf Nördlinger Boden umgebracht habe und alſo am Nördlinger Galgen gehenkt werden müſſe.

Obgleich die deutſchen Reichs-Kleinſtädter zu jener Zeit an hochgewürzte kriminaliſtiſche Dramen gewöhnt waren wie ans tägliche Brod, ſo wuchs doch die Spannung über dieſen unerhörten Fall von Tag zu Tag; namentlich konnte man die Antwort des Augsburger und Kaufbeuerner Magiſtrates kaum erwarten, denen das Nördlinger Gericht die Acten zugeſandt hatte mit dem freundnachbarlichen Erſuchen um genaue Forſchung nach dem angeblich zwiſchen beiden Städten an einem wälſchen Juden verübten Mord. Allein auch hier hatte man weder von einem wälſchen Juden noch von einem Morde das Mindeſte aufgeſpürt.

Weil nun aber im peinlichen Verfahren des ſechzehnten Jahrhunderts das eigene Geſtändniß hoch über jedem anderen Beweiſe ſtand, ſo konnten ſich die Richter nicht beruhigen, zumal der Burſche mit immer neuen Gründen den Mangel aller äußeren Anzeichen zu erklären wußte.

Man ſchritt alſo zum ſchärfſten Prüfſtein der Wahrheit, zur Folter. Hatte man ſchon ſo oft bei Leuten, die keine Verbrecher ſein wollten, das Geſtändniß der Schuld herausgefoltert, warum ſollte man nicht auch einmal umgekehrt bei einem Manne, der ſchlechterdings ein Verbrecher ſein wollte, das Geſtändniß der Unſchuld herausfoltern können?

In der Folterkammer aber kam der Nördlinger Rath erſt recht vom Regen in die Traufe. Denn bei den Daumſchrauben blieb Jörg Muckenhuber bei ſeinem alten Lied, und als man ihm zur Steigerung weiter die ſpaniſchen Stiefel anlegte, begann er ſogar noch eine Liſte von Räubereien dazu zu bekennen, von denen jede einzelne für ſich ſchon den Galgen verdient hätte. Der Unterſuchungsrichter hatte zwar auch noch einen Ritt auf dem ſcharfkantigen Eſel für den Inquiſiten in Ausſicht genommen, allein aus Furcht, der unbeugſame Jörg möge dann wohl gar noch etliche Brandſtiftungen als Zugabe drein ſchenken, ließ man's bei den zwei erſten Graden der peinlichen Frage bewenden und führte den triumphirenden Burſchen wieder in ſein Loch zurück, indeß der Rath rathloſer war als zuvor.

Denn obgleich den Klügern nun ein ziemlich helles Licht aufging, daß Jörg Muckenhuber die ganze Reichsſtadt zum Beſten habe, ſo war doch ein ſolcher Galgenhumor ganz beiſpiellos. Auch konnte Niemand einen Grund erſinnen, weßhalb der ſtruppige Geſell mit einem Muth und einer Willenskraft ohne Gleichen ſeinen Hals dem Strick und ſeine Glieder der Folter darbot. Das war doch ſelbſt für den boshafteſten Spaß zu viel. Dazu kam, daß nicht bloß das angebliche Verbrechen, ſondern auch die ganze Perſon dieſes Muckenhuber wie über Nacht aus dem Boden gewachſen erſchien. Denn von ſeiner Herkunft ließ ſich eben ſo wenig eine Spur auffinden, wie von ſeinen Verbrechen. Einige behaupteten kurzweg, es ſei der Teufel ſelber, der ſich den Spaß mache, in dieſer Maske ganz Nördlingen an der Naſe herumzuführen.

Allein hiermit war der ſchwierigſte Theil der Frage doch nicht gelöſ't, nämlich, was man denn überhaupt nun mit dem Landſtreicher anfangen ſolle?

Die öffentliche Meinung neigte damals ſo ziemlich zu dem Satze, daß es im Zweifelfalle beſſer ſei, drei Unſchuldige zu hängen, als einen Schuldigen laufen zu laſſen. Und überdies war Jörg Muckenhuber unter allen Umſtänden ſchuldig. Denn hatte er jene Mordthaten verübt, dann verdiente er den Galgen; hatte er ſie aber nicht verübt, dann verdiente er erſt recht den Galgen, weil er den ganzen Rath einer Reichsſtadt ſo fabelhaft zum Narren gehalten hatte. Da man ſich aber durchaus nicht einigen konnte, auf welche von dieſen beiden Arten er den Galgen verdient habe, ſo ließ man ihn einſtweilen ruhig in ſeinem Loche ſitzen.

## Zweites Kapitel.

Dort ſah es nicht gar freundlich aus. Die Zelle war halb über, halb unter der Erde in einem kleinen Thurm, der nach drei Seiten in einem ſumpfigen Waſſergraben ſtand; an Licht hatte das Gemach gerade keinen Ueberfluß, doch fiel durch ein ſchmales Fenſterchen wenigſtens ſo viel Helldunkel herein, daß man an einem ſonnigen Mittage einen Tiſch von einem Stuhl hätte unterſcheiden können, wenn nämlich derlei Luxusgeräthe vorhanden geweſen wären. Deſto beſſer war die Nachbarſchaft. Unter der Fenſterſcharte ſangen die Fröſche im Sumpfgraben ſehr mannigfaltig und vollchörig. Zur Seite aber grenzte ein anderes Gefängniß, von einem alten Weibe bewohnt, welches hartnäckig läugnete, daß ſie eine Hexe ſei. Ihr ſogenanntes Fenſter ging gleichfalls auf den Graben, und wenn beide Nachbarn zu ihren Fenſtern hinausſprachen, ſo konnten ſie ſich recht gut unterhalten, doch ohne einander zu ſehen, und Niemand, außer den Fröſchen, belauſchte ihr Zwiegeſpräch.

Auf ganz eigene Art hatte dieſer Verkehr begonnen. Jörg erhielt nämlich die erſte Kunde von ſeiner Nachbarin, indem er ſie laut beten hörte. Es war kein weiches, demüthiges Beten, ſondern heftig, faſt ſtürmiſch, als ob die Alte eher Befehle als Bitten an unſern Herrgott zu ſchicken habe. Jörg hatte nie beten gelernt, weder laut noch leiſe, und anfangs däuchte ihm die Andacht der Alten ſehr wunderlich; allmählich aber imponirte es ihm, daß ein altes Weib ſo nachdrücklich mit Gott zu ſprechen ſich getraue, und er meinte, die da neben müſſe wohl baumſtark ſein und zehn Männer im Zaum halten können.

Er gab übrigens ſeinerſeits nicht das erſte Wort zum Geſpräch, ſondern wartete, bis die Nachbarin ſeine Anweſenheit erlauſchte und ihn anredete. Auch heroiſche Weiber plaudern gern. So brachte eine Rede die andere, und bald waren die beiden Leidensgenoſſen recht vertraut mit einander, ohne daß ſie ſich jemals geſehen hatten. Das Ohr mußte zugleich Auge ſein. Anfangs warf Jörg der Nachbarin manchen trotzigen und ſpöttiſchen Satz in die freundliche Anſprache; allein die Alte antwortete immer ſo mild und doch ſo überlegen, daß Jörg's Uebermuth bald gezähmt war.

Die vorher verhöhnte Zwieſprach mit der Unbekannten ward ihm zum ſüßen Bedürfniß. Drei Dinge begannen ihm das harte Herz zu bewegen: die Stille des Kerkers, in welcher er ſich ſelber fand, die Stimme der Natur, tief unten herauf von den Fröſchen im Graben, die ihm manchmal wie ein Lockruf zur verlorenen Waldesfreiheit des Landſtreichers klang, und die Stimme nebenan aus mitfühlender Menſchenbruſt.

Doch blieb er feſt bei ſeinem Satze, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden wolle.

Nach etlichen Tagen kannte Jörg ſchon haarklein die Schickſale ſeiner Nachbarin, doch ſchwieg er immer noch hartnäckig über ſein eigenes.

Die Alte war die reiche, kinderloſe Wittwe des Kronenwirths, Maria Hollin. Mit ſechzig Jahren mußte ſie den Jammer erleben, als Hexe angeklagt zu werden. Eine reiche Hexe iſt eine Rarität. Man hatte aber in Nördlingen ſeit fünf Jahren faſt alle häßlichen und armen Weiber weggebrannt, und da jede Hexe Mitſchuldige angeben mußte und der Eifer der Hexenrichter mit der Zahl der Scheiterhaufen wuchs, ſo kam die Reihe zuletzt auch an die ſchönen, jungen und reichen Frauen. Unglückliche Frauen gab es da genug, aber ſo unglücklich und ſo heldenhaft zugleich, wie Maria Hollin, war keine zweite. Sie hatte achtundfünfzig Mal auf der Folterbank gelegen und doch nichts geſtanden! Wohl hatte Jörg Muckenhuber aus dem Ton ihres Gebetes richtig herausgehört, daß ſie zehn Männer im

Zaum halten könne. Die Richter waren in Verzweiflung; denn eine achtundfünfzig Mal Gefolterte freizuſprechen, das ging doch nicht an, und ſie ohne Geſtändniß zu verurtheilen, eben ſo wenig.

Dazu kam, daß die Kunde von der Standhaftigkeit der Hollin ins Volk gedrungen war und ihr viel verſtohlene Theilnahme erweckt, auch ein leiſe anwachſendes Murren gegen die gefürchteten Hexenrichter erregt hatte. Bisher war Alles ſo glatt und nett abgelaufen. Zweiunddreißig Weiber waren angeklagt, gefoltert, überführt, verbrannt worden: keine hatte große Umſtände gemacht. Höchſtens daß man die Eine oder Andere einmal mit Fußgewichten ſo lange am Strick ausgerenkt mußte ſchweben laſſen, bis die Richter gefrühſtückt hatten. Kamen ſie dann vom Frühſtück zurück, ſo erfolgte allemal das offenſte Geſtändniß. Und nun war durch die Halsſtarrigkeit dieſer Hollin der ganze ſchöne Rechtsgang auf einmal ins Stocken gerathen! Denn außer ihr war noch eine große Zahl verdächtiger Frauen eingeſperrt. Bei dem wachſenden Mißvergnügen des Volkes wagte man aber nicht, neue Proceſſe auf den Rocken zu ſtecken, bevor nicht der alte abgeſponnen war.

Nun mußte gar noch obendrein der Scandal mit dem Muckenhuber aus blauer Luft herunterfallen!

Die Eine wollte ihre Schuld nicht bekennen, und man hätte ſie doch ſo gern verurtheilt; den Andern hätte man ſo gern laufen laſſen, aber ſelbſt auf der

Folter gab er ſeine Unſchuld nicht zu! Der Stadtſchreiber meinte, wenn nur der Jörg Muckenhuber auch ein Weibsbild wäre, dann könnte man durch einen kühnen Mißgriff jenen als Hollin verbrennen und dieſe als Muckenhuber laufen laſſen, ſo hätte ein Jedes ſeinen Willen und das Gericht ſein Recht.

Das Aergerlichſte drohte aber dem Rath zu alle Dieſem von fernher. Am ſüdöſtlichen Horizont, von Regensburg herüber, ſtieg nämlich ein ſchweres diplomatiſches Unwetter auf. Maria Hollin war nicht von der Gaſſe aufgeleſen, ſondern eines Ulmer Amtmannes Tochter, und ihre angeſehene Verwandtſchaft in jener Reichsſtadt, von der Unſchuld der Beklagten überzeugt, hatte den Ulmer Magiſtrat vermocht, beim Nördlinger Rathe Fürſprach einzulegen. Doch das half nicht viel. Denn der Stadtſchreiber meinte, es ſei gefährlich für die Reputation eines Gerichtes, Jemand achtundfünfzig Mal zu foltern und ihn ſchließlich nicht einmal etwas anbraten, geſchweige verbrennen zu dürfen. Die Ulmer gaben aber keine Ruhe. Zu Regensburg war im ſelbigen Jahre ein wichtiger Reichstag und Kaiſer Rudolf II. in Perſon gegenwärtig; der Geſandte von Ulm erhielt von ſeiner Stadt den Auftrag, bei dem Geſandten von Nördlingen zu Gunſten der Hollin zu intercediren, und da er auch hier anfangs abfuhr, ſo drohte er, Kaiſer und Reich gegen die Nördlinger Rechtspflege in Harniſch zu ſetzen.

Kannte die Hollin dieſen Stand der Sache auch nicht genau, ſo wußte ſie doch, daß mächtige Freunde für ſie thätig waren, und dieſe Ueberzeugung machte ihren Muth erſt recht ſtahlhart. Um ſo genauer kannten dagegen die Richter den Stand der Sache, und weil ſie nicht vorwärts gehen konnten und nicht rückwärts gehen wollten, ſo blieben ſie ſtehen, ließen den Proceß hängen und ſämmtliche Arreſtanten ſitzen. Durch ein diagonales Entgegenwirken der verſchiedenſten Kräfte gab es plötzlich unfreiwillige Rechtsferien in Nördlingen.

Auf den Jörg Muckenhuber machte die Geſchichte der Hollin einen gewaltigen Eindruck. Vor ſeinen Richtern hatte er ſich bisher einen Helden gedünkt, vor dieſer wahren Heldin dagegen kam er ſich vor wie ein böſer Bube. Aus Trotz und Stolz hatte er vor Jenen ſeine wirkliche Geſchichte verſchwiegen; vor dieſem Weibe ſchwieg er aus Scham. Doch konnte er der feſten, theilnehmenden Stimme der unſichtbaren Genoſſin auf die Dauer nicht widerſtehen. Sie klang ihm manchmal wie eine Stimme vom Himmel, denn es war eine ächte Menſchenſtimme, und die war ihm zur Zeit noch ſo neu wie der Himmel ſelber.

So ward er endlich zahm und begann der Alten ſeine wahre Geſchichte zu beichten, und ob er wohl wußte, daß die Unterſucher gern Gefangene anſtiſten, um verſtockte Mitgefangene auszuhorchen, ſo wußte er doch auch, die Hollin werde ſein Geſtändniß ſo treu bei ſich behalten, wie die Fröſche, welche unten im

Sumpf lauſchten. Nur fand er ſchwer den rechten Anfang.

Zuerſt fragte er, ob ſie nicht einmal ein Paar verbiſſene Hunde geſehen, die ihre Zähne ſo feſt in einander geſchlagen hätten, daß ſie ſich immer feſter packten, je mehr man ſie aus einander prügeln wollte? Er und ſeine Richter ſeien ein Paar ſolcher verbiſſener Hunde. Der Stadtſchreiber allein habe geſcheidten Rath ertheilt, indem er gleich am erſten Tag auf Daumſchrauben angetragen. Dann hätte er wohl geſtanden. Als er aber einmal verbiſſen geweſen ſei mit den Richtern, da habe die Folter ſo wenig genützt, wie der Prügel, den man auf einen verbiſſenen Hund wirft. Doch nein, das ſei nicht der rechte Anfang.

Nachdem ſich Muckenhuber hierauf lange wieder beſonnen, erzählte er der Hollin, daß er von Kind auf mit ſeinen Eltern das frechſte Landſtreicherleben geführt habe und alle die wilden Freuden eines ruhelos ſchweifenden Tagediebs ausgenoſſen, aber auch alle Mühſal, Entbehrung und Schmach. Gemordet habe er nie, auch nie geraubt oder geſtohlen, ſondern nur mitgenommen, was er gebraucht. Solch ein Treiben werde man bald ſatt. Er ſei zerfallen mit ſeinen Verwandten und Freunden und mit ſich ſelbſt. Herumſtreifen wollte er nicht länger, und feſtſitzen konnte er auch nicht. Das Leben war ihm entleidet, allein ſich ſelber umzubringen, daß man ihn aus dem Waſſer gefiſcht oder im Wald gefunden hätte wie ein crepirtes Vieh, das war auch nicht nach ſeinem Geſchmack.

Nun hatte er oft den Tod am Galgen als den ſchönſten preiſen hören, und wenn ſeine Genoſſen von den „beſten Männern" und „Helden" erzählten, ſo waren dieſe Helden immer Leute, welche auf der oberſten Sproſſe der Galgenleiter die höchſte Stufe ihrer Laufbahn erſtiegen hatten. Sich hängen laſſen, hieß bei den Genoſſen Hochzeit halten: der Delinquent war der Bräutigam, der Galgen die Braut, der Henkersknecht der Kranzelherr und der Henker der Pfarrer, welcher mit der ſtärkſten Copula, dem Strick, copulirte; der Tanz in der Luft der Hochzeitstanz.

Um dem Leben, welches ihm reizlos geworden, ein glänzendes und ehrenvolles Ende zu machen, ging Jörg nach Nördlingen, als einer wegen hurtiger Juſtiz damals berühmten Stadt, und meldete ſich.

Uebrigens, ſagte Jörg, er würde ſelbſt dann keinen Menſchen, ja nicht einmal einen Juden umgebracht haben, wenn er auch vorher gewußt hätte, daß man hier ſo viel Umſtände mache. Zuletzt ſchloß er dann wieder mit dem Satze, womit er begonnen: er habe ſich nun verbiſſen mit den Rathsherren und wolle Recht behalten; hätte man ihn gleich am erſten Tage peinlich gefragt, ſo würde man die Wahrheit herausgepreßt haben, ja, es hätte damals nur eines Buckels voll Schläge bedurft, aber eines recht tüchtigen Buckels voll. Jetzt möge man ihn mit glühenden Zangen zwicken, und er werde ſeine gelogenen zwei Mordthaten aufrecht halten. Dieſe gehörten ihm jetzt eigen, ſie ſeien ſein unantaſtbarer Beſitz, den er mit ſeinen Schmerzen gekauft und bezahlt habe.

Die Hollin hielt dem Jörg hierauf eine fürchterliche Bußpredigt. Er glaubte nach dem Ton ihrer Stimme, ſie müſſe jetzt wie der Engel mit dem feurigen Schwert in ihrer dunkeln Zelle ſtehen. Trotzdem rührte ihn dieſe Predigt nicht beſonders. Viel tiefer zerknirſchte es ihn, wenn er in der ſchweigenden Nacht den Heldenmuth der Hollin und ihre Todesverachtung mit ſeiner eigenen Geſchichte verglich, denn ſein ſtarrer Trotz dünkte ihm dann nur die Fratze jenes edeln Muthes. Darum gab er auch der Frau Nachbarin in allen Stücken Recht, wenn ſie ihm mit derber Hand am Gewiſſen rüttelte; nur den anderen Leuten konnte er nicht Recht geben. Und wenn ihn die Hollin verdammte, ſo ſchreckte ihn dies faſt, als ob er beim jüngſten Gericht verdammt werde; allein vor dem jüngſten Tag wollte er doch erſt noch den Nördlingern den Poſſen ſpielen und an ihrem Galgen gehenkt ſein.

Inzwiſchen verſtrichen Monate. Die beiden Nachbarn kamen ſich ungeſehen immer näher. Jörg hatte nie einen Menſchen ſo lieb gehabt wie Frau Hollin, vor der er ſich doch ſo tief ſchämte, und die ihn ſo erbärmlich abkanzeln konnte, und die alte Frau entdeckte ſo manch vergrabene Tugend in dem Gemüth des wilden Naturburſchen, daß es ihr faſt Gewiſſensangſt machte, ſie höre des Guten zu viel aus dem böſen Buben heraus. Zum Troſt gelang es ihr, der verſtockten Hexe, ihm, dem vor Gericht ſich ſelbſt anklagenden Büßer, wenigſtens ein klein Stück Chriſtenthum beizubringen, ſo viel nämlich durch zwei ſchmale vergitterte Kerkerfenſter ſich hindurchzuzwängen vermag. Jörg nahm alle Glaubensartikel willig an, blieb aber auch bei ſeinem eigenen Glaubensartikel, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden müſſe.

## Drittes Kapitel.

Jörg hatte ſich mit dem Rathe verbiſſen und der Rath mit Jörg: aber der Rath hatte ſich auch in ſich ſelbſt über den Jörg verbiſſen.

Es beſtanden zwei Parteien, die ſich dermaßen ſtritten, daß der Gegenſtand des Streites über dem Streit als ſolchem ganz vergeſſen ward. Die Einen wollten, wie ſchon oben erwähnt, den Jörg hängen, weil er gemordet, die Anderen, weil er nicht gemordet habe. Nur der Stadtſchreiber bildete — aber ganz im Stillen und für ſich allein — eine dritte, vermittelnde Partei. Er wollte den Jörg laufen laſſen. Denn, ſo ſprach er zu ſich ſelber, hätte man den Inquiſiten gleich am erſten Tage torquirt, ſo wäre wohl die

Wahrheit ans Licht gekommen; jetzt iſt es zu ſpät; warten wir aber ab, bis die beiden Parteien ſich geeint haben, aus welchem Grund der Muckenhuber gehenkt werden ſolle, ſo kann er inzwiſchen im Thurm an Altersſchwäche ſterben. Den Schaden aber hat die Stadt, welche dem hergelaufenen Kerl ſo lange frei Koſt und Obdach giebt. — Da nun der Stadtſchreiber mit ſeiner Menſchenkenntniß weiter ſchloß, Jörg möge nach ſo vielen Wochen wohl mürbe und die ſchmale Küche des Eiſenmeiſters ſatt geworden ſein, ſo däuchte ihm die beſte Löſung, dem Burſchen ſo ganz von ungefähr die Thür offen zu laſſen, daß er davonlaufen könne. Mit dem Gegenſtande des Streites werde dann auch der Streit verſchwinden, ja, Jedermann werde ſich wundern, wie man ſich über ſolch einen Hallunken ſo lange habe den Kopf zerbrechen können, die Ehre der Juſtiz ſei gerettet und die Rechtfertigung des nachläſſigen Eiſenmeiſters wolle er, der Stadtſchreiber, ſchon auf ſich nehmen.

So veranlaßte er es denn, daß die Riegel an Jörg's Kerkerthür zum öftern nicht vorgeſchoben wurden. Jörg merkte es wohl, blieb aber doch ſitzen; er wollte auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt ſein.

Als er jedoch eines Tages ſeiner Nachbarin von der wachſenden Nachläſſigkeit des Eiſenmeiſters erzählte, kam die Sache in ein anderes Geleis. Mit dem bloßen Gedanken der offenen Thür (wenn auch nicht des eigenen Gefängniſſes) erwachte bei Frau Hollin die ganze mächtige Liebe zur Freiheit. Wenn ich hinaus könnte! rief ſie, nicht entfliehen wollte ich; ich wollte fortgehen, um wiederzukommen, um meinen Ulmer Freunden alle die erlittene Schmach zu erzählen, wiederzukommen mit den Zeugniſſen und Zeugen meiner Unſchuld, — ich will gar nicht einmal die Freiheit, ich will nur meine Ehre und Reputation retten — —! Sie brachte den Satz nicht recht zu Ende, doch hatte ihn Jörg verſtanden.

Schon lange arbeitete er daran, die dünne Scheidewand zwiſchen den beiden Kerkern zu durchbrechen; er war bisher, bloß mit einem kleinen Stückchen Eiſen bewehrt, nur langſam vorgeſchritten; nach jenem Ausruf der Hollin aber ſchaffte er Tag und Nacht mit Rieſenkraft, und in der dritten Nacht konnte er's verſuchen, durch das Loch, welches er im dunkelſten Winkel geöffnet, hindurchzukriechen.

Da war keine Zeit zu verlieren. Heute Nacht ſtand Jörg's Thür wieder offen: alſo gab es kurzen Abſchied. Frau Hollin kroch herüber in des Nachbars Zelle. Da umfaßte Jörg, am ganzen Leibe zitternd, des alten Weibes Knie und rief — als wolle er in dieſes einzige Wort die ganze Fülle ſeines Gehorſams und ſeines Dankes ſchütten —: Mutter! — und ſie fuhr ihm mit der Hand übers Geſicht, im ſchwarzen Dunkel ſeine Züge befühlend, und rief: Mein armer, unglücklicher Sohn!

Dann trennten ſich die beiden Freunde, die ſich nie geſehen und doch ſo nahe geſtanden. Die kinderloſe Wittwe hatte in dieſer Stunde zum erſten Mal mit der vollen Empfindung einer Mutter den Kindesnamen ausgeſprochen, und der Landſtreicher, welcher nie ſeine Mutter gekannt, zum erſten Mal den Mutternamen in tiefſter kindlicher Ehrfurcht.

Frau Hollin verbarg ſich in derſelben Nacht noch bei treuen Freunden, um mit dem nächſten Tage nach Ulm zu entkommen. Jörg aber ſchlüpfte hinüber in das leere Hexenkämmerlein, und als am Morgen der Eiſenmeiſter an die Thür kam, um die karge Speiſe durch einen Schieber herein zu befördern, kauerte er ſich, in den zurückgelaſſenen Mantel der Frau gehüllt, in die hinterſte Ecke, und als der Mann dann weiter zu der Thür ſeines eigenen Kerkers ging, ſchlüpfte er geſchwind durch das Mauerloch hinüber und nahm nun als Jörg Muckenhuber die andere Portion in Empfang. So trieb er es faſt eine Woche mit vielem Geſchick und ſtillem Vergnügen, wenn ihm nicht der Gram über den Verluſt der treuen Nachbarin die Freude erſtickt hätte.

Eines Tages öffnete ſich jedoch nicht bloß der Schieber, ſondern die ganze Thür, und herein trat der Stadtſchreiber mit dem Eiſenmeiſter und forderte die Hollin auf, ihm zur Gerichtsſtube zu folgen. Jörg ſpielte ſeine Rolle weiter, ſo lange es gehen wollte, drückte ſich wie aus höchſter Angſt in den dunkeln Winkel und wies die Andringenden mit ſtummer Geberde zurück. Als aber der Stadtſchreiber ermunternd rief: Weib, folge uns getroſt, ich führe dich nicht mehr zur Folter, ſondern zur Freiheit! da vergaß der Muckenhuber völlig ſeine Maske, warf den Mantel weg, ſprang trotzig hervor und erwiderte, die Fäuſte in die Hüften geſtemmt, dem erſchrockenen Stadtſchreiber: Das werdet Ihr wohl bleiben laſſen, gehenkt will ich ſein, und zwar auf Nördlinger Grund und Boden!

Der Stadtſchreiber zerraufte ſich das Haar vor Wuth und Aerger, als er ſah, daß die Hexe davon gelaufen und der Landſtreicher ſitzen geblieben war. Er wollte in der That die Hollin zur Freiheit führen, aber zur Freiheit unter gewichtigen Bedingungen, und nun war ſie ganz bedingungslos verſchwunden, Jörg dagegen, der bedingungslos hätte verſchwinden ſollen, ſaß dem Rathe nun wieder auf dem Nacken. Kerl, du biſt gar nicht umzubringen! ſchrie der Stadtſchreiber dem Muckenhuber in ſchäumendem Zorn entgegen. Dieſer aber erwiderte ganz kalt: Das eben iſt ja meine Klage, daß Ihr's niemals probiren wollt!

Mit dem Proceß der Hollin ſtand es nun aber folgendergeſtalt. In Regensburg drängte und drohte man ſo gewaltig, daß die Mehrheit des Rathes ſtutzig wurde und gegen die drei Mitglieder, welche die ganze Hexentragödie aufgebracht und ſeit fünf Jahren als wahre Schreckensherrſcher fortgeſpielt hatten, Front zu machen begann. Die immer ſtürmiſcheren Beſchwerden des Volkes, welches wie aus einem Fiebertraum erwachte, ermuthigten jene Mehrheit, und die Hexenrichter ſahen nur zu klar, daß ihr Regiment zu Ende gehe, und daß ſie an ihre eigene Sicherheit denken müßten. Sie wollten daher die Hollin freigeben unter der Bedingung, daß ſelbige eine Urkunde unterſchreibe und beſchwöre folgenden Inhalts: Sie nehme ihre Freiheit als Gnade für Recht, wolle niemals anderweit Klage erheben gegen ihre Richter, noch ſich perſönlich an ihnen rächen, die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden verlaſſen, dazu gelobe ſie über den ganzen Verlauf des Proceſſes ewiges Stillſchweigen. Von einem geängſteten alten Weib, welches hinter ſich die Folter hatte und vor ſich den Scheiterhaufen ſah, glaubte man leicht Schwur und Unterſchrift zu ſo billigen Bedingungen erhalten zu können. Groß war daher der Schreck, als man hörte, die Hollin ſei entflohen; denn nun konnte ſie von außen her Beſchwerde führen und das Volk aufhetzen, ſo viel ſie wollte.

Der Stadtſchreiber ſtand wie ein begoſſener Pudel vor ſeinen Amtsbrüdern, als er ihnen ſtatt der Alten den Jörg Muckenhuber auf die Gerichtsſtube brachte. Die Rathsherren machten ſich gegenſeitig die bitterſten Vorwürfe, erſt leiſe, dann lauter, zuletzt wuchs der Sturm, und Alle ſchrieen durch einander, wie in der Judenſchule. Da ſchaffte der Stadtſchreiber, mit ſeinem tiefen Baß das ganze Stimmengewirr übertönend, plötzlich Ruhe und einigte die Zänker durch ein Wort wie mit Einem Schlag. Er rief: An alle dieſem Unheil iſt nur der Muckenhuber Schuld. Hängt ihn auf, wenn er nicht augenblicks ſeine alten Geſtändniſſe widerruft! Jörg entgegnete: Ich widerrufe nicht! und als ihn der Stadtſchreiber zum zweiten Mal fragte: Jetzt widerruf' ich erſt recht nicht! und zum dritten Mal — —

Da ſtand, wie aus dem Boden gewachſen, die alte Hollin in der Stube, geführt von zwei der angeſehenſten Bürger aus Nördlingen und Ulm. Sie ſah dem Muckenhuber ſcharf ins Auge und ſagte ihm mit feſtem Ton: Jörg, du wirſt dein falſches Geſtändniß widerrufen! Die Stimme traf den verbiſſenen Burſchen wie ein Donnerſtreich. Er ſchwieg lange und ſchlug die Augen nieder. Alles ſchwieg; man hörte nur die leiſen Athemzüge — dann ſprach er: Keine andere Macht der Welt hätte mich zum Widerruf bringen können, aber dieſer Frau kann ich nicht ins Geſicht lügen; — ich widerrufe!

Inzwiſchen wuchs von außen das Getümmel der Menge, welche unter den wildeſten Drohworten gegen den Rath die augenblickliche Freilaſſung der Frau Hollin begehrte. Die Herren ſpürten Gefahr auf dem Verzug. Nach kurzem geheimen Wortwechſel las daher der Stadtſchreiber der Alten im artigſten Ton jene Urkunde vor, welche ſie beſchwören ſollte. Frau Hollin aber erwiderte, ſie fordere Recht und keine Gnade, ſie habe ſich auch nur geſtellt, damit man ihren Proceß in aller Form zu Ende führen könne; dieſe Schrift beſchwöre ſie nicht.

Die Herren vom Rath machten ſehr lange Geſichter und wollten ſich aufs Ueberreden legen, wußten aber ſchon von früher, daß bei dieſer Frau Ueberreden nicht viel verfange.

Da ſah die Alte, daß der Eiſenmeiſter dem Muckenhuber ſchwere Ketten anlegte, um ihn in feſteren Gewahrſam zurück zu bringen, und der gebrochene Blick, mit welchem er zu ihr herüberſchaute, fiel ihr ſchwer aufs Herz. Nach kurzem Beſinnen ſprach ſie zu den Richtern: Ihr Herren habt euch bei mir aufs Unterhandeln gelegt, ihr ſeid alſo gar keine ordentlichen Richter mehr; denn Richter unterhandeln nicht. Seid ihr aber keine Richter, ſo könnt ihr mir auch kein Recht mehr ſchaffen. Wohlan, auch ich lege mich aufs Unterhandeln: gebt mir dort den böſen Buben frei, ich will ihn an Kindesſtatt annehmen und mit mir nach Ulm führen und ſehen, ob ich ihn beſſer erziehen kann, als ihr. Mein Vermögen hat todt gelegen während der elf Monate, da ich im Thurme ſaß, ihr ſolltet mir wohl die Zinſen vergüten, die ich inzwiſchen verloren habe: gebt mir dieſen böſen Buben mit, ich will ihn als den Zins nehmen, welchen Gott während meines Leidens meinem Beſitzthum hat zuwachſen laſſen. Unter dieſer Bedingung beſchwöre und unterzeichne ich Eure Schrift.

Schon ſtürmten drohende Volkshaufen in die Vorhalle des Hauſes. Dem Rath wäre keine Wahl geblieben, auch wenn die Hollin ganz andere Dinge begehrt hätte.

Als ſie die Urkunde unterzeichnete, fand ſie noch die Rechnung beigelegt über ihre Verköſtigung während der elfmonatlichen Haft. Sie reichte jedoch das Blatt mit artigem Lächeln dem Stadtſchreiber zurück, und da die Menge bereits an der Thür pochte, ſo zerpflückte derſelbe die intereſſante Beilage möglichſt geſchwind und ſtreute die Stückchen unter den Tiſch.

Dem Jörg hatte man derweil die Ketten wieder abgenommen; er ſchaute umher wie im Traum und ließ ſich Alles ſchweigend gefallen.

Frau Hollin nahm ihn bei der Hand und ging zur Thür, wo Beide von der hereindrängenden Menge jubelnd empfangen wurden. Der Stadtſchreiber wollte auch jetzt noch zeigen, daß er doch nicht gar aufs Maul geſchlagen ſei, und rief halblaut den Abgehenden nach: Nun findet dies edle Pflegkind in Ulm doch wenigſtens einen Galgen, an welchem es heimathberechtigt iſt.

Frau Hollin hatte ihn wohl verſtanden, darum kehrte ſie ſich in der Thür noch einmal zurück und rief mit erhobenem Ton: Stadtſchreiber, man ſollte Euch auch einmal elf Monate einſperren, damit Ihr des Menſchen Herz kennen lerntet. Ihr würdet dann vielleicht finden, es giebt Leute, die verachten den Tod und begehren ihn zugleich, ſo öd und reizlos iſt ihr rohes Leben, Andere dagegen haben die wahre Herrlichkeit des Lebens ſo reich geſchmeckt und ſo gewaltigen Lebensmuth dadurch gewonnen, daß ſie darum den Tod verachten, den ſie nicht geſucht. Jene ſchreckt der Tod nicht, weil ſie noch gar nicht leben gelernt haben; dieſe aber ſchreckt er noch viel minder, weil ſie ſo ganz zu leben verſtehen. Ich will dieſen meinen Sohn nun leben lehren, damit er den Tod, welchen er in der erſten, wilden Weiſe ſo wohl zu verachten gewußt, auch in der anderen, ſeinen Weiſe eines wahren Chriſten verachten lerne.

Die Alte hielt Wort. Jörg ward in ihrem Hauſe ein redlicher und tapferer Mann, der ſeiner neuen Vaterſtadt Ulm im erſten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges große Dienſte leiſtete, daß man dort ſeines Namens noch lange in Dank und Ehren gedachte. Die Nördlinger Hexenrichter aber mußten ihr Amt niederlegen, der ganze Magiſtrat ward gereinigt und erneuert, und auf jene fünf Jahre des Schreckens folgte ein beſſeres Jahrzehnt, in welchem Recht und Gerechtigkeit wieder herrſchten in der altehrwürdigen Reichsſtadt.

# Eine Verlorene.

Von Leopold Kompert

Böhmiſche Juden. Geſchichten von Leopold Kompert.
Wien. Jasper, Hügel & Manz. 1851.

Leopold Kompert wurde zu Münchengrätz in Böhmen am 15. Mai 1822 von jüdiſchen Eltern geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Jungbunzlau und ſpäter, unter vielfachen Kämpfen und Entbehrungen, da der Wohlſtand der Familie zurückgegangen war, die Univerſität Prag, wo er ſich philoſophiſchen Studien widmete. Nachdem er ein Jahr lang in Wien eine Hauslehrerſtelle verſehen, ſiedelte er nach Ungarn über, verdiente ſich in Preßburg die literariſchen Sporen als Mitarbeiter an der „Pannonia“, dem belletriſtiſchen Beiblatt der Preßburger Zeitung, und erregte durch ſeine Dichtungen die Aufmerkſamkeit des Grafen Andraſſy, der ihm als Erzieher ſeiner Kinder eine Stellung in ſeinem Hauſe gab. Im Jahre 1847 erwachte der Drang, die unterbrochenen Univerſitätsſtudien fortzuſetzen, ſo lebhaft in ihm, daß er den Plan faßte, in Wien Medicin zu ſtudiren. Das Jahr 1848 vereitelte dieſen Vorſatz, indem es Kompert wieder in die journaliſtiſche Thätigkeit zurückwarf. Bis 1852 widmete er ſeine Kraft dem „Oeſterreichiſchen Lloyd“ (ſpäter „Conſtitutionelle öſterreichiſche Zeitung“) und legte dann die Redaction nieder, um wieder als Erzieher zu wirken. Nachdem er fünf Jahre im Hauſe des preußiſchen Conſuls Goldſchmidt gelebt hatte, heirathete er 1857 die Tochter des ehemaligen Vorſtandes der Peſther israelitiſchen Gemeinde und lebt ſeitdem ausſchließlich hiſtoriſchen und literarhiſtoriſchen Studien und ſeiner reichen dichteriſchen Production.

Kompert's Novellen bilden eine beſondere Domäne auf dem gemeinſamen Boden der Culturnovelle, dem auch die

Dorfgeſchichte angehört, indem er faſt ausſchließlich das Leben im Ghetto und in den jüdiſchen Dörfern ſeiner Heimath ſchildert. Auf den erſten Blick möchte dieſes Stoffgebiet noch beſchränkter erſcheinen, als der Kreis der bäuerlichen Zuſtände, wie Gotthelf, Auerbach, Meyr u. A. ſie novelliſtiſch ausgebeutet haben, und bei der Abneigung, die ein großer Theil der Gebildeten und Ungebildeten immer noch gegen alles jüdiſche Weſen empfindet, wäre es kaum auffallend, wenn ein Dichter, deſſen Heimathsgefühl ihn immer wieder zu den Verkannten und Gemiedenen zurückzieht, nicht ſonderlichen Anklang fände. Obwohl aber dieſe Dichtungen,*) die beinahe ſämmtlich ins Franzöſiſche, Engliſche, Ruſſiſche, Holländiſche und Däniſche überſetzt worden, in Deutſchland lange noch nicht nach Verdienſt verbreitet ſind, ſo haben ſie doch überall Aufſehen erregt und warme Freunde gefunden. Und freilich iſt nichts geeigneter, altgewurzelte Vorurtheile zu beſiegen, als dieſe Bilder des jüdiſchen Lebens, wie Kompert ſie mit ergreifender Innigkeit, dabei ohne Verhüllung oder Beſchönigung der Schroffheiten und Verkehrtheiten ſeiner Stammesgenoſſen, in unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit entworfen hat. Nur auf den erſten Blick nämlich möchte es ſcheinen, als eb auch die reichſte Dichterphantaſie in einer Culturſphäre, deren traditionelle Schranken durch den Bann des Geſetzes noch ſtarrer aufgerichtet ſind, als die Convention der Sitte, die das Leben weſtphäliſcher, Schwarzwälder und Rieſer Bauern einengt, bald um neue Motive verlegen ſein müßte. Dagegen iſt zu bedenken, in wie viele Uebergänge und Abſtufungen die moderne chriſtliche Bildung dieſe abgeſchloſſene Welt zerklüftet hat, wie mannigfaltig unter dem Einfluſſe verſchiedenſter Berufe und ſocialer Stellungen die Charaktere ſich ausprägen konnten. Vor Allem aber iſt Kompert nachzurühmen, daß er als ein wahrer Dichter ſich dieſer Fülle von Motiven bemächtigt hat, daß die äußeren Formen und Formeln der merkwürdigen Zuſtände, die er ſchildert, ihm nicht die Hauptſache, ſondern nur die Bedingungen ſind, unter denen er ſeine ſittlichen und geiſtigen Probleme entwickelt. Die von uns ausgewählte Novelle, nur eine unter vielen muſterhaften, wird dafür zeugen, daß der Verfaſſer, ſo ſehr ihm das Wohl und die Zukunft ſeines Volkes am Herzen liegt, ein Vorwiegen tendenziöſer oder moraliſirender Zuthaten ſorgfältig vermeidet und vor Allem danach ſtrebt, Menſchenſchickſale uns menſchlich nahe zu bringen.

---

*) Geſchichten aus dem Ghetto (1848); Böhmiſche Juden (1851); Am Pflug (2 Bde., 1853); Neue Geſchichten aus dem Ghetto (2 Bde., 1860) und Geſchichten einer Gaſſe (1865).

## 1. Dorf-Sabbat.

Wir treten mitten in die Heiligkeit eines eben zur Neige gehenden Dorfſabbats ein. Aber vergebens wird das unkundige Auge dem Tag des Herrn, wie er ſonſt ſo auffallend ſein königliches Gewand über die Blößen des Ghetto's wirft, auch hier begegnen wollen; er tritt uns nirgends entgegen, und umſonſt ſtreckt ſich die Hand aus, auch nur den Saum ſeines Gewandes zu erhaſchen. Straße auf, Straße ab, durch das ganze Dorf kann man gehen, ehe man inne wird, daß es auch hier ſtille Augen und ſelige Herzen giebt, um die der Sabbat die Zauberkreiſe ſeiner Gewalt gezogen hat.

Faſt müſſen wir die Wegweiſer machen: Wir bleiben vor einem Hauſe ſtehen, das nur ungefähr zwanzig Schritte von der Pfarrei entfernt liegt. Es nimmt ſich faſt fremdartig neben den anderen Bauernhäuſern aus, als gehörte es nicht ihrer Gemeinſchaft an. Auf den erſten Anblick erkennt man, daß darin Leute wohnen müſſen, die in ihrem Leben niemals einen mit Garben hochaufbelaſteten Wagen durch das weit geöffnete Hofthor gelenkt haben — die niedere

Hausthür iſt breit genug, um im äußerſten Falle einen Menſchen durchzulaſſen, deſſen Rücken eine ſchwere Laſt trägt. Die Fenſter ſind hoch und hell; denn die Augen, die da hervorlugen, müſſen klar ſehen, wer die Straße daherkömmt. Kein Baum verengt die Ausſicht; die Vögel des Himmels, die da vorüberziehen, müſſen noch die zwanzig Schritte, wo die Bäume der Pfarrei ſtehen, weiter fliegen, bis ſie einen Ruheort finden. Der dieſes Haus einmal gebaut, muß traurigen Gemüthes geweſen ſein, daß er den Keim in die Erde zu legen vergeſſen hat, aus dem dann ein ſchöner Baum werden konnte! Oder war er zu heiteren Sinnes, wenn er bedachte, daß er für ſich und ſeine Kinder eine ſichere Wohnſtätte gefunden, die Fuchs, Marder und Taube nicht erſt zu ſuchen hatten, und darüber der Vögel vergaß, die kein Nachtquartier hatten?

Wir ſtehen vor der Wohnung des Dorfjuden. Es liegt heute eine wunderſame, faſt beengende Stille da herum, als wäre es von irgend einem Banne umfangen. Die niedere Hausthür iſt zugelehnt, als ſollte da heute Niemand ein-, Niemand heraustreten. Auch eine andere Thür mit ſchwarzen Läden iſt feſt verſchloſſen; man begreift nicht, was das hölzerne Schild, das darüber hängt, mit ſeinen verwitterten und verwiſchten Worten: „Gemiſchte Waarenhandlung“ heute bedeuten ſoll. Es kommt Niemand kaufen, und die verkaufen ſollen, ſchrecken vor dem Berühren des blanken Geldſtückes zurück. Kluge Bachſtelzen und ſchwänzelnde Schwalben kommen bisweilen herbei, ſtreifen auch mit ihren Flügeln zuweilen an den Fenſtern vorüber, aus denen Niemand herausſchaut, aber ſie verweilen nicht lange und ziehen zu der Pfarrei hin, wo ſie Geſellſchaft und Converſation finden. Hier aber iſt Alles ſtill und unthätig, keine Hand regt ſich und kein Ohr lauſcht, daß es vernehmen könnte, was die Vögel des Himmels von ihrem Daſein im Reiche der freien Lüfte erzählen.

Wunderbare Gegenſätze! Morgen um dieſelbe Stunde werden die ſchwarzen Läden jener verſchloſſenen Gewölbethür weit offen ſtehen, und das Aushängeſchild wird wieder etwas zu bedeuten haben. Zu den hellen hohen Fenſtern werden ſcharfe Augen hervorlugen, wer die Straße daherkömmt. Wenn dann die Bachſtelzen und die Schwalben ſehen werden, wie viel Menſchen da aus- und eingehen, werden ſie vielleicht auch nicht zögern, dem Zuge ſich anſchließen und gleichfalls kommen. Dann wird der zauberhafte Bann gelöſ't ſein, der jetzt über dieſem Hauſe liegt — und wird über andere Häuſer ſich gelagert haben. Denn der Tag des Herrn kehrt nicht zu gleicher Zeit bei den Menſchen ein. Wie ſprechen ſie doch [illegible] von Verſtändigung zwiſchen Völkern und Fürſte [illegible] Harmonie der Geiſter und des Wiſſens! Aber haben ſie es noch erreicht, daß, wenn zwei Hände, die das Gottesgebot der Unthätigkeit feiern wollen, ſchlaff herunter hängen, nicht tauſend Andere den ſchweren Hammer auf den Amboß dröhnen laſſen? Haben ſie dem Munde geboten, das unzüchtige Lied nicht zu pfeifen, wenn ein Anderer die Feſttagsgebete des Herrn vor ſich hinſpricht? Mit Elle und Waarenpack geht der Mann an der Kirche vorüber, aus der die ſonntägliche Orgel ihre Töne herausſchickt. Machen ſie ihn ſtille ſtehen? Beflügeln ſie nicht vielmehr ſeinen Schritt?

Könnten ſie Alle, die um Freiheit ringen, ſich dazu verſtehen, den Tag des Herrn, als den Tag innerer und äußerer Befreiung, zugleich zu feiern, wären ſie dann nicht frei? . . .

Aus ſolcherlei Gedanken heraus werden wir durch den mahnenden Ruf geriſſen, uns mit den Bewohnern dieſes Hauſes näher zu befreunden. Treten wir hinzu.

Auf der hölzernen Bank, die ſich zwiſchen den zwei mittleren Fenſtern befindet, ſitzt ein altes Mütterchen. Grüßt ſie mit eurem beſten Gruße, tretet leiſe und andächtig zu ihr hin, denn das Alter hat ſie geheiligt! Wie ſie daſitzt mit in einander gefalteten Händen, den Kopf, der das Aufrechtſehen verlernt hat, nach der Bruſt geneigt, über ſich eine volle Glorie verſchwenderiſch flutender Sonnenſtrahlen ausgebreitet, daß das runzlige Antlitz oft von einer wunderbaren, nicht mehr irdiſchen Durchſichtbarkeit erſcheint, iſt ſie nicht ein rührend ſchönes Bild? Und ihr würdet mein Mütterchen noch viel tauſend Mal ſchöner finden, wenn ihr ſie ſo kennen würdet, als die goldigen Sonnenſtrahlen, die ſeit fünfzig und mehr Jahren über dieſelbe Bank vor der Thür und über dasſelbe liebe Antlitz hinſtreifen! Was nützt es, daß ſie oft vor einem kecker auf ſie fallenden Strahle verſchämt die Augen ſchließt? Sie kommen doch wieder und laſſen ſich nicht abweiſen und behaupten den liebgewordenen Platz. Es iſt ſchwer zu errathen, welche Gedanken an dieſem Sabbatabende durch den Kopf der alten Frau gehen, ſie nickt in Einem fort, ſie lächelt beſtändig. Ein hochaufbelaſteter, von Garben ſtrotzender Wagen fährt vorüber; oben auf der vollen Frucht ſitzt ein Burſche; dem muß in dieſem Augenblick ein eigener Gedanke durch den Kopf fliegen, daß er den mächtigen Strauß, aus blauen Kornblumen geflochten, der alten Jüdin zuwirft. Und habt ihr nicht geſehen, wie ein flüchtiges Erröthen die Wangen überflogen hat, als wären es die erſten Tage der Liebe und der würden die Blumen vor die Füße geſchüttet?

Warum hat der Burſche ihr den Kranz nicht in den Schooß, warum hat er ihn zu ihren Füßen geſchleudert? Sie muß ſich nun bücken und kann es nicht, und möchte doch den friſchen Felddufſt der blauen Blumen mit allen Sinnen einziehen. Die alte Frau muß ihren Enkel drei Mal rufen, ehe ein rothwangiger Junge auf der Thürſchwelle erſcheint, zu dem ſie ſagen kann:

Komm her und buck dich und heb mir die Blumen auf. Du kannſt mir zehntauſend baare Gulden unter meine Füße herlegen, und ich bin nicht im Stand, mich drum zu bucken.

Auch ohne die zehntauſend Gulden hätte ſich der Knabe um den Strauß gebückt; er legte ihn der alten Frau in den Schooß.

Sie betrachtete ihn mit ſtillem Entzücken und nickte mit ſeligem Lächeln auf die blauen Blumen herab. Nach einer Weile ſagte ſie faſt grollend mit ſich ſelber:

Geh! geh! man vergißt auf ſich ſelber, wenn man alt wird und ſchwach. Hätt' ich da nicht bald an den Blumen geſchmeckt, und weiß doch ganz gut, daß des Bauers Sohn ſie am heiligen Schabbes ausgeriſſen hat auf dem Feld? Werd' Einer nur alt und ſchwach! Mit offenen Augen und offenen Ohren begeht er Sünden auf Sünden, man weiß ſchier nicht, wie man dazu kommt. Gott aber, der Allmächtige da oben im ſiebenten Himmel, der hat alleweil ſein groß Rechenbuch vor ſich liegen und ſchreibt ein, und wenn Einen der Malloch hamowes (Todesengel) abholt, hat man eine Rechnung vor ſich da, wie ein Trunkenbold, der nicht weiß, wie viel man ihm hat geliehen.

Während dieſes in halb flüſterndem, halb grollendem Tone mit ſich geführten Geſpräches war ihr der Kranz wieder vom Schooß entglitten. Der Knabe hob ihn auf, aber, anſtatt ihn zurückzuſtellen, führte er die ſchöne Gottesgabe an ſeine Naſe und zog den friſchen Feldduft der Blumen herzhaft ein.

Was ſtellſt du an, Fiſchele? rief erſchrocken die Großmutter, indem ſie ſich umſonſt bemühte, ſich vom Platz zu erheben und ihrem Enkel den Kranz zu entreißen.

Babe, was willſt du denn? meinte er verwundert.

Nicht ſchmecken ſollſt du dazu, ſchrie ſie mit einiger Anſtrengung, am heiligen Schabbes hat ſie des Bauers Sohn draußen abgebrochen auf dem Felde; welches Jüdenkind wird hingehen und wird dazu ſchmecken? Haſt du vergeſſen, wer dein Vater, wer dein Dede (Großvater) iſt geweſen? und erſt dein Urdede, den du gar nicht haſt gekannt?

Mit einer Art Grauen hatte ſich der Knabe des ſchönen Kranzes entledigt, der das Unglück hatte, am heiligen Sabbat geflochten worden zu ſein; weit weg hatte er ihn von ſich geſchleudert, als wäre ein giftiges Ungeziefer daraus hervorgeglitten, und der nächſte Wagen, der des Weges daherkam, mußte mit ſeinen Rädern über die blauen Blüten hinweg! Gedemüthigt, mit brennenden Wangen, die an der kaum gekoſteten Sünde ihre Glut entzündet hatten, ſtand der Enkel vor der alten Frau.

Sie aber richtete ſich auf und rief ihn zu ſich.

Mein lieb Kind Leben, ſagte ſie zu ihm und ſtrich ihm mit der knochendürren Hand über das rothwangige Antlitz, mein lieb Kind Leben, der Menſch muß ſich noch manches Andere gefallen laſſen, als wegzuwerfen ein Blümele, zu dem er nicht darf ſchmecken. Was willſt du haben, wenn's Gott nicht will? In der Gemera ſteht's, und was in der ſteht, das iſt Wahrheit. Frag alle Rabbiner in der Welt, was werden ſie dir für eine Antwort geben?

Ein eigenthümlicher Gedankengang ſchien jetzt den Kopf der alten Frau zu durchziehen. Als ſie den Knaben ſo ſtill und nachdenkend an ihrer Seite ſitzen ſah, zuckte aus ihren braunen, faſt jung gebliebenen Augen ein Strahl, der aus einer anderen Welt zu ſtammen ſchien; auch überkam es den Knaben gar ſeltſam, als ſie im Tone eines tiefen, nur zwei Menſchenherzen angehörigen Geheimniſſes zu ſprechen begann:

Haſt du dir das Bild von deinem Urdede, wie er drin über meinem Bette hängt, ſchon gut angeſehen? Wie du ihn anſiehſt, hat der ſchon in ſeinem dreißigſten Jahre über zehn Bücher gehabt geſchrieben, Gott der Lebendige weiß, was da drin Alles iſt geſtanden. Ich ſeh' ihn noch vor mir, wie wenn's heut wär; er war ein gewaltig großer Mann, und hat Tag und Nacht gelernt; getragen hat er ein dreieckig Hütel, und darunter ſind die ſchwarzen Haar in Locken hervorgegangen, du kannſt dir nicht denken, was das für ein Frommer und Gelehrter iſt geweſen. Und doch, und doch —

Der Knabe rückte näher, die Augen unverwandt auf die Großmutter gerichtet.

Soll ich dir ſagen, was geſchehen iſt mit den zehn

Büchern, die dein Urdede in ſeinem dreißigſten Lebensjahre hat geſchrieben?

Das Kind fragte nicht, aber ſein Schweigen und die geſchloſſenen Lippen verriethen mehr.

Meine Mutter, was ſeine Tochter war, hat mir's einmal erzählt. An einem Erew Jom Kippur*) iſt draußen vor der Schul' ein großes Feuer angemacht worden, das Holz dazu hat man von den Leuten zuſammengetragen, und dadrauf hat man die Bücher verbrannt.

Verbrannt? ſchrie der Knabe mit gellender Stimme.

Still, ſtill, rief die alte Frau erſchrocken, und ſah ſich Minuten lang um, du biſt noch nicht fertig. Währenddem man hat die Bücher verbrannt, iſt dein Urdede drin in der Schule auf der bloßen Erd gelegen, neben ihm iſt der Schames (Schuldiener) geſtanden und hat ihm mit einem ledernen Riemen vierzig Hieb' auf den nackten Rücken geſchlagen. Meine Mutter, die ſeine Tochter iſt geweſen, hat mir noch weiter erzählt; wie Alles fertig war, haben ihm die Leut' ins Geſicht geſpieen.

Geſpieen, Babe? rief der Knabe mit Entrüſtung, das thut man ja keinem Hund!

Daher weiß Gott der Lebendige, ſagte die alte Frau, wie ſie einen Menſchen, der zehn Bücher hat geſchrieben, haben anſpeien können wie einen Hund;

---

*) Vorabend des Verſöhnungstages.

ich hab' das meine Mutter, die ſeine Tochter iſt geweſen, hundert Mal gefragt, meinſt du, ſie hat mir eine Antwort gegeben? Nämlich du mußt wiſſen, wie dein Urdede noch gelebt hat, hab' ich von dem Allem nichts gewußt; erſt wie er ſchon lang geſtorben war und ich ſchon eine große „Mad“ war, zu der die jungen Leut ſind auf die Beſchau gekommen, erſt da hat ſie mir's erzählt. Erſt da iſt mir Manches eingefallen, was ich, wie ich noch ein Kind war, an meinem Dede nicht hab' verſtehen können. Soll ich dir etwas ſagen: dein Urdede war gar nicht fromm.

Haben ſie ihn denn nicht wie einen Hund angeſpieen? ſagte Fiſchele zornig und gleichſam zur Entſchuldigung des todten Urahnen.

Wie kommt das dazu? ſprach die alte Frau kopfſchüttelnd; meinſt du denn, wenn ich ſage: er iſt nicht fromm geweſen, daß er vielleicht am Jom Kippur nicht hat gefaſtet, oder daß er bei den Chriſten hat gegeſſen, oder daß er iſt nicht in Schul' gegangen und hat ſich ſein Geſpött gemacht aus Gott und aus den Menſchen? Das glaub ja nicht; er war ein merkwürdig frommer Menſch, du haſt ihm nicht können vorwerfen, was auf ein Quentchen gegangen wär', und was anbelangt das Jüdſein, hätt' er's mit dem erſten Landrabbiner in der Welt aufnehmen können. Einmal, das weiß ich aber, wie wenn's heut' geſchehen wär', da hat mein klein Brüderl aus einem Topf, in dem man Fleiſch gekocht hat, Milch getrunken. Da iſt meine Mutter vor

Schrecken faſt umgefallen und hat geſchrieen und gejammert. Dein Urdede aber, der dabei geſtanden iſt, hat gelacht und geſagt: Narrele, was ſchreiſt du da und jammerſt? Iſt dir ein Haus eingefallen? Nicht ſollt'ſt du wiſſen, was man Alles thun darf . . .

Das Antlitz der Großmutter hatte in dieſem Augenblicke einen eigenthümlichen Ausdruck; man hätte es verklärt genannt, ſie wollte weiter ſprechen, doch die Stimme verſagte. Auf den Knaben hatten die letzten Worte offenbar einen tiefen Eindruck gemacht, wiewohl ihm das rechte Verſtändniß abging. Die Großmutter hatte ihm nach Art alter Leute ein Geheimniß anvertraut, deſſen innerſter Kern und Wurzeln in ihren eigenen Kindertagen lagen. Warum ſollte ſie, die Hochergraute, Grabumfangene, es ihm nicht anvertrauen? Gab es oder giebt es eine Kluft zwiſchen dem hohen Alter und der blühenden Kindlichkeit? Sie beide reichen ſich die Hand hinüber und faſſen ſich und ſchütten ihre Seelen in einander, daß ſie zuſammenklingen in einen Ton, in einen Glauben, in ein Märchen! Gebt im Hauſe Acht, wo alte Leute einhergehen! Das kleinſte Kind weiß um ihre Heimlichkeiten und ihre Geheimniſſe; Vater und Mutter müſſen ſich erſt bei ihm erkundigen und errathen ſpät, was in der Seele des Kleinſten im Hauſe ſchon längſt als trauliches Pfand verborgen liegt.

Darum auch fuhr die alte Frau ſo erſchrocken zuſammen, als ſie im Augenblicke, wo ſie ein ſiebenzigjähriges Geheimniß wie einen Blütenkern in die Seele ihres Enkels legte, daß er da aufſchieße und vielleicht auch Früchte trage, als ſie in dieſem Augenblicke durch das Kommen ihres Sohnes, des Knaben Vater, geſtört ward.

Es war ein ſtämmiger, hoher Mann, der langſam mit auf dem Rücken gekreuzten Händen des Weges daher kam. Er ward zuerſt den Knaben anſichtig, der bei ſeinem Anblick ausrief: Guck, Babe, der Vater kommt! daß die alte Frau wie durch ein wunderbares Machtgebot ſich erhob, um gleichfalls nach ihm zu ſehen.

Um dieſen Augenblick begann die Abendglocke zu läuten. Von der anderen Seite des Weges kamen Männer und Frauen des Dorfes, ſie alle blieben bei den heiligen Klängen, die die ſtille Abendluft durchzitterten, eilig ſtehen und machten über ſich das Zeichen des am Holze zu Tode geſchlagenen Säemannes der Menſchheit! Den Zug beſchloß eine junge Bäuerin, die ſchwerer belaſtet ſchien, als die anderen Weiber. Sie trug eine Haue in der Hand, in der anderen einen vollen Sack; ſie mußte beides von ſich legen, ehe ſie die Hände frei bekam; dann machte auch ſie das Kreuz. Es war eine Gruppe ſtiller Beter, das Dorf in dieſem Augenblicke eine große Kirche, der blaue Himmel als mächtige Kuppeldecke darüber geſpannt.

Siehſt du ſie dort, Babe? flüſterte der Knabe faſt unhörbar zur Großmutter, indem er mit dem Finger auf die letzte Bäuerin in der betenden Gruppe hinwies.

Um Gotts Willen, ſagte dieſe erſchrocken, weiſ' nicht mit dem Finger hin, du weißt, wie ſie ſind; ſie meinen hernach, man macht ſich ein Geſpött aus ihnen. Iſt ſie denn auch dabei? fragte ſie flüſternd; der Knabe ſtockte eine Weile mit der Antwort, dann ſagte er raſch: Ich hab's gut geſehen, ſie hat's gemacht wie die Anderen.

Ein dumpfer Ton, unbeſchreiblich in ſeiner Höhe und Tiefe, kam aus der Bruſt der alten Frau hervor.

Die betende Gruppe hatte ſich indeſſen aufgelöſ't; das Läuten endigte mit einem kräftigen Schlage des Klöppels an die eherne Glocke, da begann es nach einer kurzen Raſt wieder zum zweiten Male. Wieder ſammelten ſich die Beter.

Jetzt hab' ich's gut geſehen, ſchrie Fiſchele mit gewaltſam unterdrücktem Laut.

Was haſt du geſehen? ſprach die Großmutter mit zitternder Stimme.

Sie hat das Kreuz über ſich gemacht, ſagte der Knabe, und es ſchien, als hätte der Schauer, in den ſich dieſe Worte kleideten, die geheimſten Nerven in ſeinem Leibe zum Aufruhr gebracht. Das Kind war blaß geworden wie ein weißes Linnen.

Die alte Frau ſaß ſtumm und lautlos da; der Kopf war ihr auf die Bruſt herabgeſunken. Die Glocke begann ihr drittes Geläute; diesmal ſprach der Knabe gar nichts; ſeine Augen ſtarrten magnetiſch gebannt nach der Betergruppe hin, in der er nur Eine Perſon wahrnahm, und dieſe Eine ſchlug wieder das Gotteszeichen des Gekreuzigten über ſich.

Einzeln kamen ſie jetzt herbei. Hie und da erſcholl ein Abendgruß herüber, auf den die Großmutter nur mit leiſem Kopfnicken antwortete. Sprechen konnte ſie nicht, und wenn Gott ſelbſt in himmliſcher Majeſtät vorübergewandelt. Zuletzt kam auch ſie; Fiſchele ſtieß unwillkürlich mit dem Ellenbogen die Großmutter an, daß ſie aufſchaue.

Wer den geheimen Zug ergründen könnte, der vom Herzen zu den Augen aufſtrebt, daß ſie ſich öffnen müſſen und zuſehen, wovor ſie ſich ſonſt auf ewig ſchließen wollten! — Die Bäuerin, man ſah es ihr an, wollte an der Großmutter und dem Knaben raſch vorüber; ſie haſtete ihre Schritte, indem ſie ſich ſo nahe als möglich an der anderen Häuſerreihe hielt. Aber für dieſes Beginnen ſchienen ihr die Kräfte zu mangeln. Faſt im Angeſichte der alten Frau mußte ſie die Haue und den ſchweren Sack weglegen; ſie verſank faſt unter der Laſt.

Die alte Frau fragte leiſe: Guckt ſie herüber? Ich kann's nicht ausnehmen.

So kommt's mir vor, antwortete der Knabe, über deſſen Antlitz ein Zug tiefen Mitleids ging.

Die Bäuerin ſtand noch immer da; ſie fuhr ſich zuweilen mit der Schürze über die ſchweißbedeckte Stirn, dann bückte ſie ſich wieder zu der Haue und dem ſchweren Sacke nieder, um ſie aufzuleſen und fortzueilen; es drängte ſie mit Sturmgewalt aus der Nähe der vier Augen, die wie glühende Kohlen auf ihr brannten. War es allzu große Ermattung, war es eine andere Empfindung, ſo oft ſie ſich niederbeugte, um die ſchwere Laſt aufzuheben, ſo oft mußte ſie davon abſtehen, kaum daß ſie die Haue ergreifen konnte.

Babe, ſagte mit ſtockendem Athem der Knabe, ſie kann ja gar nicht fort.

Seh' ich's denn nicht? ſagte dieſe mit wunderſam bewegter Stimme.

Ich helf' ihr, ſagte Fiſchele raſch und ſtand auf.

Fiſchele! war der einzige Ausruf der alten Frau. Sie konnte es ihm nicht verbieten.

Während dem hatte die Bäuerin es aufs Neue verſucht, die beiden am Boden liegenden Laſten zu ſich aufzuheben; als ſie die Abſicht des Knaben bemerkte, der über den Weg daher gelaufen kam, verdoppelte ſie ihre Anſtrengung und ſpann'te ihre Muskelkraft zu unmenſchlicher Arbeit an. Umſonſt, jede Kraft ſchien in ihr wie mit eiſernen Banden gefeſſelt, und das gerade hier, gerade im Angeſichte der alten Frau! Ein Bild fürchterlicher Verzweiflung ſtand ſie da, rath- und thatlos!

Hinter der Kirche kam jetzt ein Mann hervor, er hatte dort während des ganzen Läutens verharrt. Der haſtige Knabe rannte ihm in den Weg: es war Rebb Joſſeph, ſein Vater.

Was willſt du? wo laufſt du hin? fragte er ihn ſtreng.

Fiſchele erbleichte, zwei harte Augen ruhten furchtbar, ſein Inneres durchforſchend, auf ihm.

Meinſt du, ich weiß nicht, was dir die Babe anbefohlen hat? rief er mit grauſamem Hohne.

Der da, ſagte er, indem er ſich gegen die Bäuerin wandte und mit dem Finger ſie bezeichnete, der da ſollſt du helfen? Ich brech' dir aber ender den Hals und das Genick, wenn du nur einen Finger aufhebſt. — Fort, fort, wenn ſie ſich der [illegible] hat aufgelaſt', kann ſie ihn auch ſchleppen.

Er riß den Knaben haſtig weg und ging mit ihm auf das Haus zu.

Die Bäuerin mußte um dieſen Augenblick die Gewalt einer Löwin empfangen haben, mit einem einzigen Rucke hatte ſie die eiſerne Haue und den ſchweren Sack vom Boden aufgeholen; raſch ging ſie von dannen, die Laſt ſchien federleicht in ihren Händen geworden; hinter der Kirche entſchwand ſie den Blicken. — —

Zwei Thränen, die aus den Augen der alten Frau ſchwer und langſam fielen, folgten ihr nach. Wir werden dieſe Thränen zu deuten wiſſen! —

---

## 2. Ein Kind iſt aus dem Hauſe gegangen.

Die Nacht, die dieſem Tage folgte, war eine der traurigſten, die je in dem einzigen Judenhauſe des Dorfes verlebt worden. Es war, als ginge ein in den Lüften klagendes Wimmern, ein unterdrückter, unausgeſprochener Jammer auf ſtillen Socken durch alle Räume. Die Großmutter hatte ſich früher, als ſie ſonſt pflegte, zur Ruhe begeben; mitten in der Nacht wachte ſie auf, und man hörte ſie über unſägliches Wehe klagen. Auf die Frage ihres Sohnes: wo es ihr fehle, gab ſie lange keine Antwort, bis ſie auf ſein inſtändiges Bitten und Drängen in ein krampfhaftes Weinen ausbrach. Das ſchnitt ihm durchs Herz, doch bewältigte er dieſe Regung und faſt zornig fuhr er ſie mit den harten Worten an:

Weinſt du nicht ihr nach? Zehn Jahr ſind vergangen, daß ſie fort iſt aus dem Haus, die Verſchwarzte, und grad heute verſtörſt du mir und dir die Nacht?

Gerad heut, gerad heut, klagte die alte Frau, die ſich im Bett aufgerichtet hatte, mir iſt ja, als wär' ſie erſt heut aus dem Hauſe gegangen. Haſt du ſie auch recht betrachtet, Joſſeph, wie ſchlecht ſie ausſieht? Gott, Lebendiger im Himmel! Sie hat ja mehr kein Fleiſch auf ſich, ein jung Weib, und iſt noch keine dreißig Jahr alt! Das heißt ſich abgeplagt und abgezehrt!

und der ſchwere Sack mit Erdäpfeln dazu, mit dem ſie nicht hat fort können! Wo ſoll ihr das auch herkommen? Iſt ſie denn das gewöhnt?

Gewöhnt ſoll's ſie auch noch ſein? entgegnete drauf Joſſeph mit einem bitteren Beigeſchmack von Hohn. Hat ſie's denn anders gewollt? Sie hat ja müſſen eine Bäuerin werden! Haſt du ſie dazu gezwungen, daß ſie aufs Feld hinaus muß, daß ſie ganze Tage dort ſtehen und graben und ackern muß, wenn auch die Sonn' vom Himmel herunter brennt, daß ſie darüber könnt' vergehen? Ihr Mann, der Bauer, ſitzt im Wirthshaus und ſpielt und trinkt, kann ſie was Beſſeres thun, als Erdäpfel aus dem Feld graben, damit ſie und ihre Kinder nicht verhungern? Sie hat ja den Kuchen nicht gewollt, den ſie im Vaterhaus hätt' haben können — ſoll ſie Erdäpfel eſſen. — Dafür ſtraft ſie — —

Gott, willſt du ſagen, ſprach die alte Frau kopfſchüttelnd, miſch da Gott nicht hinein; ich weiß nicht, was Gott dazu ſagt, daß du als ihr Bruder ſo redſt. Du biſt ja doch ihr Bruder.

Eine bange Stille folgte dieſem ſchmerzlichen Ausrufe, wie ſie Ausbrüchen verhaltener Wuth voranzugehen pflegt.

Mamme, rief Joſſeph mit geballter Fauſt, wenn du nur das eine Wort nicht in den Mund nehmen möch'ſt, ihr Bruder! und ſie meine Schweſter! Wenn ich im Grab werde liegen und die Würmer werden an mir zehren, und Einer grabt mich auf und gemahnt mich, daß ich ihr Bruder bin, glaubſt du nicht, daß ich meine Gebeine zuſammenklaub' und mich hinlege, wo mich keiner mehr finden kann? Drin im Gewölb haſt du Vitriol ſtehen, man kann damit wegbrennen und wegätzen, Blutfleck' ſogar, wenn Einer einen Andern hat todtgeſchlagen; das will mir aber kein Menſch wegnehmen vom Herzen, was mich ſeit zehn Jahren brennt und plagt. Du biſt ihr Bruder, ſagſt du, frag anders: War ſie meine Schweſter? Du haſt alſo ſchon vergeſſen, wie ich mir hab' die Kriſe*) ſchneiden müſſen vor zehn Jahren, wie ich hab' müſſen Schiwe**) ſitzen, weil ich damals ihr Bruder war? Jetzt bin ich's nicht mehr. Der Narr, der ich wär'!

Es war erſichtlich an dem Schweigen der alten Frau, die die zornige Wucht dieſer Worte wie ein ſchweres Gewitter über ihr Haupt hingehen ließ, daß ſie der Rede Joſſeph's kein Gegengewicht entgegenzuſetzen hatte. Sie hatte in ihr Wunden aufgeriſſen, die noch nicht ausgeblutet. Wie ſchweres Leid bei altgewordenen Menſchen es zu thun pflegt, nickte ſie beſtändig mit dem Kopfe, als geſtehe ſie die Wahrheiten ein, die in ſo furchtbarer Geſtalt aus dem Munde ihres Sohnes kamen. Dennoch ſprach ſie, nachdem ſie lange genug geſchwiegen, mit einer gewiſſen Milde:

---

*) Das Kleid zerriſſen, aus Trauer um die Geſtorbenen.

**) Sieben Tage trauern.

Deſſentwegen hätteſt du dem Jüngel doch nicht wehren ſollen, wie er ihr hat helfen wollen. Du haſt ihn ja fortgejagt, und ſie hat doch nicht fort können.

Mamme, ſagte er darauf mit fürchterlicher Ruhe, mit der Hand, die ich da aufhebe, hätt' ich ihm das Genick gebrochen, wenn ihm eingefallen wär', ihr nur ein leicht Federl von der Erd' aufzuheben. Erlebt hätt' er's nicht.

Joſſeph, Joſſeph, ſchrie die alte Frau und ſah ihm entſetzt in das wild aufgeregte Geſicht, verſündig dich nicht an Gott.

Heißt das auch verſündigen? gab er zur Antwort; wegen der werd' ich mich verſündigen?

Warſt du denn blind und haſt nicht geſehen, daß ſie ein ſchwanger Weib iſt? kreiſchte die Mutter auf.

Es muß in dieſen Worten eine geheimnißvolle Gewalt liegen, daß ſie den Zorn Joſſeph's faſt augenblicklich bändigen konnten. Er war ſichtbar erſchrocken; eine Weile lang blickte er der alten Frau, beinahe zweifelhaft über das Geſtändniß, das den geſegneten Zuſtand ſeiner Schweſter betraf, in das noch immer aufgeregte Antlitz. Dann wandte er ſich von ihr ab; er löſchte die Kerze aus, als hätte er damit das Wehe ſeiner Mutter, vielleicht auch ſein eigenes auslöſchen können. Zu Bett ging er nicht; er ſtellte ſich zum Fenſter hin und ſtarrte in die Nacht hinaus.

Es war mit einem Male in der Stube ſtill geworden, die alte Frau klagte nicht mehr und ſchien entſchlummert. Hatte ſie ſich von ihrem Weh losgeſprochen? War es ihr leichter geworden? Aber ſie ſchlief nicht. Spät in der Nacht war's, als Joſſeph das Fenſter verließ, aber nicht, um die Ruhe zu ſuchen. Die Mutter hörte ihn leiſe nach der Thür tappen und ſie faſt unhörbar öffnen. Sie konnte ihn nicht mehr fragen, wohin? und was er beginnen wolle. Das Morgengrauen blickte bereits in die Stube, als Joſſeph von ſeinem nächtlichen Gange zurückkehrte. Er warf ſich ermüdet aufs Bett; die Großmutter ſchlief noch nicht.

Wir werden das geheimnißvolle Walten dieſer noch unverſtändlichen Natur ſpäter zu enthüllen haben. Die ſchwache Feder iſt keine Fackel, daß ſie ein Weſen, wie es ſich in Joſſeph darſtellte, plötzlich in allen ſeinen Tiefen und Höhen aufhellen könnte.

Das kleinſte Kind im Dorfe wußte es, daß die Bäuerin Madlena die Tochter der „alten Jüdin“ und die Schweſter des „Juden“ ſei; für uns iſt es ſeit jenem nächtlichen Geſpräch, das wir ſo eben zwiſchen Mutter und Sohn gehört haben, ſchon längſt kein Geheimniß mehr. —

Es iſt ſchauerlich, eine Leiche zu berühren, wenn ſie daliegt, die Schale eines Kernes, die geboren ward, um zerbrochen zu werden; wenn den eigenen lebendigen Leib der Schauer überfliegt, was er ſelbſt ſei, und wie er ſich für etwas ausgebe, was er eigentlich doch nicht iſt; wie er ſtolz iſt auf das thieriſche Leben, das in ſeinen Adern brauſ't, und wie wenig es bedürfe, um dieſe hochmüthig aufgeworfenen Lippen auf ewig zu ſchließen. Dennoch, wenn die Leiche hinweg iſt aus dem Bereiche weinender Augen und gebrochener Herzen, wird ſie vergeſſen und zu all den Todten eingethan, denen die menſchliche Seele von ihrem erſten Ahnen bis zu ihrem letzten Athmen als Leichenhof dient.

Es giebt noch eine andere Art zu ſterben; ſie iſt nicht minder ſchauerlich, als das Berühren einer wirklichen Leiche. Die Menſchen haben ſie erfunden, nicht das ewig waltende Naturgeſetz, das ſein geheimnißvolles Netz ſchon um die erſten Augenblicke unſerer Geburt gelegt hat. Man lebt dann und iſt doch geſtorben, man liegt bei den Todten und geht doch aufrecht unter den Lebenden einher. Man iſt herausgeriſſen aus dem Verband einer Familie, in der es für ein Verbrechen gilt, wenn man ſeiner mit einem Liebeswörtchen gedenkt, und in derſelben Familie giebt es vielleicht nicht ein Glied, das ſein vergeſſen könnte. Ein wirklicher Todter liegt längſt im Grunde der kühlen Erde, und ewiges Schweigen webt um ihn ſeine geheimnißvollen Kreiſe. Für ſolche Geſtorbene ſorgt nur der Haß und der Groll, daß ſie nicht vergeſſen werden.

Es iſt ein Kind aus dem Hauſe ſeiner Eltern hinweggegangen und hat zwiſchen ſich und ihnen einen anderen Gott aufgepflanzt; dieſelben Lippen, die einſt gelehrt ward, das „Schmah Jisroel" zu beten, werden jetzt freilich in einer anderen Sprache das „Vater Unſer“ oder den „Engelsgruß“ zum Himmel richten! Blut wird nicht zu Waſſer, ſagt man ſonſt, aber das eigene Fleiſch und Blut, nur weil die Seele, die ihm innewohnende, nicht dieſelben Wege geht, wie die unſere, ſich zu verſauern und zu vergällen, die Fauſt gegen es zu ballen, es als Todten einzuſcharren — das war eine leichte Erfindung jener ſchwarzen Stunden, wie ſie die Geſchichte des Menſchenſclaventhums ſo oft überſchlich. — —

Wir wiſſen aus dem Geſpräche zwiſchen Mutter und Sohn, was ein ſolcher Todter für die Familie zu bedeuten hat, und doch waren die Ausbrüche bitterer Gereiztheit, wie wir ſie ſo eben erlebt, nichts Seltenes in dem einzigen Judenhauſe des Dorfes. Dieſe „Todte“ war ſeit zehn Jahren geſtorben, aber noch ſtreckten ſich die Schatten des Zornes lang und breit über das Haus, und es bedurfte nur eines unbedeutenden Steinchens, das hinein geworfen ward in die ſonſt ſo ſtille Flut ihres Daſeins, daß der ziſchende Giſcht des Grolles hoch aufbrauſ’te!

Wer die Menſchen kennt und ihre Eigenthümlichkeiten, beſonders die der Juden, den wird es nicht in Verwunderung ſetzen, daß die Bewohner jenes Hauſes, die wir unter ſo eigenthümlichen Umſtänden haben kennen gelernt, in der Bäuerin Madlena nicht ſo ſehr die Katholikin und die vom Glauben ihrer Väter Abgefallene haßten; ſie haßten ſie, wie man einen Selbſtmörder haßt, der mit eigener Hand in die Lebensadern ſchneidet, um daran zu verbluten, der ſich ſelbſt den Stein umhängt, um in der Flut ein Leben zu begraben, das nicht ihm gehört, und auf das Andere faſt noch mehr Anſpruch hatten, als er ſelbſt. Sie grollten ihr wie Einer, der man jahrelange Liebeswerke des Mitleids und der Gnade angethan, und die bei der nächſten Gelegenheit, wo man ihr begegnet, als Dank dafür eine häßliche Grimaſſe zurückſchneidet.

Als die einzige Tochter des Hauſes vor zehn Jahren einem jungen Bauer zu Liebe, dem ſie anhing, ganz unverſehens, faſt in nächtlicher Stille aus der Familie entwich, als ſie trotz aller Bitten ſich nicht abhalten ließ, in der Kirche das Glaubensbekenntniß abzulegen, daß ſie die Religion ihrer Väter wie ein böſes Geſchwür anſehe, deſſen ſie ſo eben durch das heilige Waſſer der Taufe los und ledig geworden — da gab es einen ungeheuren Schmerz in dem einzigen Judenhauſe des Dorfes. Der Vater war vor Gram geſtorben, aber die Mutter ſetzte ſich hin auf einen niederen Fußſchemel und weinte ſieben Tage und ſieben Nächte. Joſſeph zerriß ſeine Kleider von oben nach unten und that wie ſeine Mutter. Aber er weinte nicht; er trug ſich mit Rachegedanken in der giftgeſchwellten Seele, er ſah funkelnde Meſſer vor ſeinen Augen auf und nieder gehen, er ſah geſchliffene Aexte in ſeiner Hand und andere Mordwerkzeuge; er dachte wirklich an Mord. Wollte er ſich, wollte er ſie, deren

Name nicht mehr genannt werden durfte, dem Tode weihen? Er ſah es als etwas Gottgefälliges an, wenn die Erde, auf der ein ſo ungeheures Verbrechen begangen, durch ein anderes, nicht minder grauenhaftes gleichſam wieder geheiligt würde.

Erſt ſpät, ſehr ſpät, als Zeit, Gewohnheit und tägliche Gewerbsmühen wieder in ihre alten Rechte traten, hatte ſich dieſer blutige Hintergrund ſeiner Seele verflüchtigt, um einem Niederſatze verſäuerten Grolles, der bei der geringſten Gelegenheit in giftigen Blaſen aufſtieg, Raum zu gönnen. — Der große leidenſchaftliche Haß hatte ſich im Laufe der Jahre in tauſend kleine Leben zerſtückelt; aber jedes zuckte ſchmerzhaft auf, wenn es in die leiſeſte Berührung mit der Außenwelt gerieth.

Umſtände der kleinſten Art wirkten dazu mit, daß die Wunden, die der Abfall des Mädchens dem Hauſe geſchlagen hatte, nie verharrſchen konnten. Es mag ſonderbar dünken, wenn wir erzählen, wie die Nennung ihres Namens allein eine Reihe der ſchmerzlichſten Gefühle erwecken konnte. Sie hatte in der Taufe den Namen Madlena angenommen; im Hauſe war man an das heimliche „Dinah" gewöhnt. Den Leuten aus dem Dorfe konnte natürlich nicht das Zartgefühl zugetraut werden, daß ſie mit den in der Taufe angenommenen Klängen des Namens ſparſamer umgingen; im Gegentheil, ſie nannten ihn bei jeder Gelegenheit, ſie gebrauchten ihn, wie man glaubte, mit einer gewiſſen Schadenfreude. Er verirrte ſich oft unwillkürlich auf Lippen, die ihn vielleicht freudig zurückgenommen hätten, wenn ſie die Schmerzen ermeſſen konnten, die er verurſachte.

Hätt'ſt du dein Leben gedacht, ſagte einſt die Mutter zu Joſſeph, daß ſich ein jüdiſch Kind ſo einen Namen kann beilegen? Ein Menſch ſoll Madlena heißen!

Willſt du vielleicht, entgegnete er damals darauf, daß ſie ihren ehrlichen jüdiſchen Namen hätt' behalten ſollen? Du weißt doch, wer Dinah war? Dinah war die Tochter Jaikew's und Lea's, und willſt du, daß ſie heißen ſoll, wie das Kind von Jaikew, unſerem Vater? Wie kann ſie denn noch einen jüdiſchen Namen haben?

Ich heiß' ja aber doch ſelbſt auf deutſch Maria, meinte die Mutter, wenn ich auch auf jüdiſch Marjim heiß'. Weißt du denn nicht — — —

Auch verſteh' ich's nicht, warum die Rabbonim den Namen nicht längſt abgeſchafft haben. Wenigſtens heißt du noch Marjim; warum hat ſich die Verſchwarzte aber Madlena geheißen? Der Geiſtliche wird ihr geſagt haben, wie er das Waſſer auf ſie geſchüttet: Heut hat die Heilige ihren Namenstag, und da iſt aus dem jüdiſchen ſchönen Dinah zum Unterſchied Madlena geworden.

Es dauerte lange, daß ſich die Mutter dieſem Troſte Joſſeph's fügte, der dazu nicht aus ſeinem

Herzen kam. Arme Mutter Marjim! Du wollteſt dir Stück für Stück von dem Leben aus der Seele reißen, das einſt unter deinem Herzen dem Lichte des Tages entgegengepocht hatte; aber die zerriſſenen Theile fügten ſich immer wieder zu einem Ganzen zuſammen, und ſtatt der katholiſchen „Madlena" blieb die jüdiſche „Dinah" immer auf deinen Lippen, in deinem Herzen! Sie kränkte ſich darüber, daß ſie „zu deutſch" wie die gebenedeite und gnadenreiche Mutter des Heilands hieß, als wenn keine Maria geweſen wäre! —

Die alte Marjim hatte ſich im Laufe der Jahre an manches Andere gewöhnen müſſen, was ſie nie für möglich gehalten hätte. In ihr ſtritt die Mutter und die Jüdin einen verzweiflungsvollen Kampf, der ſich ſtets zu Gunſten der Letzteren entſchied. Marjim erging es, wie es allen jenen Müttern ergeht, die ſich zu ſehr unter die Gewalt eines ihrer Kinder beugen. Dinah war von ihr abgefallen, dafür hatte Joſſeph alle Herrſchaft an ſich geriſſen. Seiner gewaltſamen Natur war es gelungen, jeden ihrer Gedanken, der ſich der getauften Tochter zuwandte, in die innerſten Räume ihrer Seele zurückzubannen; er hatte es dahin gebracht, daß ſie ſich vor ihm fürchtete. Marjim mußte es erleben, daß ſie bei der Nachricht von der erſten Niederkunft ihrer Tochter — Schrecken empfand, ſie mußte es erleben, daß Joſſeph entſetzt die Hände zuſammenſchlug und in die Worte ausbrach: Jetzt glaub' ich's erſt recht, daß ſie beim Gallech geweſen. Sie mußte es erleben, daß nebenan in der Kirche die Glocke geläutet ward, als man das Kind ihrer Tochter zur Taufe trug; ſie ſah das Tuch mit dem darauf geſtickten Kreuz, das über dem Sprößling aus jüdiſchem Blut lag, und ihre Sinne vergingen dennoch nicht, als ſie den Geiſtlichen aus der Kirche kommen ſah, hinter ihm die Hebamme mit dem getauften Kind, über das nicht die Worte des altgeſchichtlichen, ſchon von Abraham bekräftigten Bundesvertrags mit Gott, ſondern die heilige Dreifaltigkeit ihre Schwingen gebreitet hatte.

Es wird Viele ſonderbar bedünken, wenn wir für die alte Marjim das Geſtändniß ablegen, daß ſie keines von ihren Enkelkindern kannte; ſie wußte wohl, wie groß der „Familienſtand“ ihrer Tochter ſei, aber von Angeſicht zu Angeſicht hatte ſie noch keines geſehen. Wenn ſie durchs Dorf ging, getraute ſie ſich nicht, eines der ihr begegnenden Kinder um ſeinen Namen zu fragen, oder wem es angehöre. Wie oft kam ſie an dem Hauſe der Bäuerin Madlena vorüber und ſah dort ſpielende Kinder vor dem Thore — und trippelte eiligſt vorbei, ohne ſich aufzuhalten. Wie oft kam ſie entſetzt und erſchöpft nach Hauſe, daß man ſie fragen mußte: Mamme, iſt dir was paſſirt, was iſt dir über den Weg gekrochen? daß ſie dann bitterlich weinend in die Worte ausbrach: Kann ich dafür, daß ſie nicht hundert Meilen von hier wohnt? Wenn ſie geſtorben ſein wird, werd' ich Ruh' von ihr haben. —

Es war leicht geſagt, aber ſchwer geändert, daß dieſes traurige Verhältniß mit der Zeit ein ungerechtes geworden war, und daß die Getaufte unter der Laſt des Haſſes, den ihr die Familie nachtrug, ihr ſchweres Unrecht beinahe gebüßt hatte. Solche einfache Naturen laſſen ſich nie beurtheilen nach dem, was ſie thun ſollen: wie man den Baum nicht fragen kann, warum er in dem einen Erdreich beſſer gedeiht, als in dem anderen.

In Joſſeph hatte ſich mit der Zeit der Bruch faſt unheilbar geſtaltet, er haßte in der katholiſch gewordenen Madlena auch — die Bäuerin. Es iſt dies traurig, aber wir müſſen es geſtehen. Durch die Taufe war ein furchtbarer Riß in der Familie entſtanden, der ſich mit den Jahren vielleicht geſchloſſen hätte; ſie wäre dem Hauſe langſam abgeſtorben, und man hätte ihrer nur als einer Todten gedacht; ſie aber war auch Bäuerin geworden und darum ſein Stolz aufs Tiefſte gedemüthigt. Wann hatte Jemand aus ſeiner Familie auf freiem Felde gearbeitet? wer war auf den Acker hinausgegangen, um Erdäpfel auszugraben? weſſen Hände hatten je einen Spaten gefaßt? Er konnte es nicht begreifen, wie Madlena, ein bloßes Tuch um den Kopf herumgeſchlagen, in bloßen Füßen, ausgeſetzt dem Sonnenſtiche, dem Sturme und Regen, Tage lang auf dem Felde bleiben konnte. Ihm, dem die Gaben der Erde nur aus zweiter Hand zukamen, ihm war es dunkel, wie man ſich mit dem Schmutze der Erde beflecken konnte. Auf die Bauern angewieſen und auf den Erlös der Waaren, die er ihnen verkaufte, ſah er ſie tief unter ſeiner Würde. Madlena ſchien ihm in bäuerliche Rohheit verſunken, erniedrigt, weit unter ihrem Stande. Er haßte in ihr die doppelt Gefallene; ſie hatte nicht nur die Religion ihrer Väter verlaſſen, ſondern auch ihre Sitten verläugnet; ſie war ihm in jeder Hinſicht ſchlechter geworden.

Siehſt du, ſiehſt du ſie, ſagte er immer zu ſeiner Mutter, wenn er die Getaufte bei einem ihrer Tageswerke bemerkte, zu dem hat ſie müſſen das Waſſer über ſich ſchütten laſſen? Ein Jüd hätt' ihr's nicht gethan, wo ſie hätt' können daheim ſitzen in der Stub', eine Bäuerin hat ſie werden müſſen, in den Stall muß ſie gehen und die Küh' melken? Wo hat das ein rechtſchaffen Kind aus unſerer Familie erlebt?

Sah er ſie vom Felde heimkehren, mit irgend einer ſchweren Laſt, etwa einem Bunde friſchen Graſes beſchwert, ſo lachte er gewöhnlich bitter in ſich.

Hat ſie zu dem den Bauer ſich genommen, ſagte er dann, daß ſie ſich abmartern und das Fleiſch abzehren muß, wenn er im Wirthshaus ſitzt und ſauft? Laßt das ein Jud zu? Er vergreift ſich ender an ſich ſelbſt, als daß er ſein Weib ſich ſo plagen läßt. Wo ſoll aber dem Bauer das Mitleid herkommen mit dem Weib? Weinen habe ich ſie ſchon geſehen bittere Thränen, wenn ihnen die Kuh im Stall oder der Ochs auf dem Feld iſt umgefallen, das Weib aber iſt ihnen nichts, die können ſie ſterben ſehen, und es wird ihnen kein Aug' davon naß.

Machte ihm die Mutter dann Einwürfe, daß Madlena ſich nur in ihr Schickſal füge, wenn ſie den Beruf einer Bäuerin vollſtändig ausfülle, daß ſie eben darin einen Beweis ihrer guten Abſtammung aufſtelle, wenn ſie ſich des Hausweſens tüchtig annähme, ſo lautete die Gegenrede aus Joſſeph's Munde gewöhnlich:

Das hätt' ſie nicht werden müſſen. Hätt' der Vater ſie nicht beim Geborenwerden ſchon verflucht, wenn er gewußt hätt', daß ſein Kind einmal Miſt auf den Wagen legen, die Küh' melken oder Erdäpfel aus dem Felde ausgraben wird? Red mir nichts von den Bauern, und was iſt aus ihr, Gott ſei's ewig geklagt, geworden, Gott hat uns und ſie geſtraft.

Wie wunderbar muß die Wandlung in dem durch zehn Jahre vergrollten Gemüthe Joſſeph's geweſen ſein, als ihm die Mutter Meldung that von der Frucht, die ihre alten Augen unter dem Herzen Madlena's entdeckt hatten! Marjim hatte ihn nicht gefragt, wohin er in der Nacht gegangen war, warum er erſt mit dem Morgengrauen wieder zurückgekommen.

Wir aber können jenen nächtlichen Gang verrathen.

Er war an zwei Stunden vor der Wohnung ſeiner Schweſter geſtanden.

## 3. Ein alter und ein neuer Menſch.

Als Joſſeph am frühen Morgen nach dieſer denkwürdigen Nacht die den Sabbat über verſchloſſene „gemiſchte Waarenhandlung“ wieder öffnete, fand er auf den äußeren Thüren des Gewölbes einige mit Kreide geſchriebene Worte in böhmiſcher Sprache ſtehen, die zu deutſch lauteten: „Ahasverus, du verfluchter Jude.“

Der Sinn dieſer nur von einer Bauernhand hingezeichneten Schriftzüge war für den Dorfjuden dunkel. Er lächelte darüber und wunderte ſich, wie der Schreiber dieſer Worte ſo einfältig ſein konnte, den Ahasverus für einen verfluchten Juden anzuſehen. Das weiß das kleinſte jüdiſche Kind, murmelte er vor ſich hin, daß Ahasverus ein König iſt geweſen von hundertundzwanzig Provinzen, wie es in der Geſchichte Eſther's heißt. Die Königin Eſther iſt eine Jüdin geweſen, das iſt wahr, aber Ahasverus? Der das geſchrieben hat, muß in der Thora nicht gut beſchlagen ſein.

Gleichſam zur Strafe für die Unkenntniß des Schreibers ließ er dieſe Worte auf der Thür ſtehen und verlöſchte ſie nicht, wie er's ſonſt mit den vielen Kreuzen that, die ihm die Kinder des Dorfes zum Aerger hinzeichneten. Ohnehin las ſie kein Menſch, weil die Thüren des Gewölbes den Tag über an die Wand angelehnt waren. Was verſteckt war, darum kümmerte er ſich nicht, aber bei guter Gelegenheit nahm er ſich vor, den Schreiber jener Worte, für die er das ganze Dorf verantwortlich machte, über deſſen Unkenntniß der heiligen Schrift aufzuklären.

Noch an demſelben Tage ſollte ihm ſelbſt ein Aufſchluß über ſeine eigene Unkenntniß werden. —

Trotz des Sonntags, an dem die alte Marjim ſich ſonſt auch im Gewölbe zu ſchaffen machte, weil es da viele „Kunden“ zu bedienen gab, blieb ſie heute länger im Bette und ſchien zu ſchlafen. Während dem ſchlich Fiſchele auf den Zehen in der Stube umher, um die Großmutter nicht zu ſtören. Plötzlich verrieth ein leiſes Huſten, daß ſie aufgewacht ſein mußte. Faſt unhörbar rief ſie den Namen ihres Enkels, der zu ihrem Bette hinflog.

Haſt du ſchon geort (gebetet), Fiſchele Leben? fragte ſie flüſternd.

Ich hab' nur noch das letzte Stückel zu ſagen, ſprach Fiſchele laut.

Um Gott's Willen, red nicht ſo hoch, rief die alte Marjim, indem ſie ängſtliche Blicke nach der Thür hinwarf, die in das Gewölbe führte.

Der Knabe ſah erſtaunt die Großmutter an; er begriff nicht, warum er eine ſo einfache Frage und die man faſt täglich an ihn ſtellte, nicht laut beantworten ſollte.

Sind Leut im Gewölb drin? fragte ſie dann leiſe, es kommt mir vor, als wär' kein Menſch drin.

Der Knabe mußte auf den Zehen leiſe zur Thür ſchleichen und das „Vorhängl“ vor dem Guckfenſterchen zurückziehen, durch das man in das Innere des Gewölbes blicken konnte.

Ich ſeh' den Vater im Handel mit einem Bauern, der eine Lederhaut kaufen will, lautete die Antwort des ſpähenden Knaben.

So iſt's gut, ſagte Marjim und ſchien durch dieſe Nachricht von einer drückenden Sorge befreit, denn wenn man mit einem Bauern etwas zu thun hat, wird man mit ihm vor drei, vier Stunden nicht Handel Eins. Ender läßt ſich der Bauer todtſchlagen, als daß er den Juden einen „Pehm“ an ſich verdienen läßt. Der Bauer iſt jetzt klüger als der Jüd ſelbſt, er hat jetzt einen Kopf auf ſich, wie von Eiſen, und läßt ſich nicht ſo leicht mehr aufſitzen. Ich ſag's ja immer, es wird zuletzt noch dahin kommen, daß der Jüd wird müſſen auf dem Feld ackern und ſäen, und daß der Bauer wird im Gewölb ſtehen und wird dem Jüden verkaufen. Leider Gottes! die Welt wird Tag für Tag ſchlechter. . . .

Plötzlich ſtockte der Redefluß dieſer dem Knaben nur allzu bekannten Gedanken. Die Großmutter hob den Kopf auf, der ſich in dieſem Augenblicke ſo unfähig gezeigt hatte, gerade dasjenige zu tragen, was der Mund ausſprechen ſollte; ſie ſah aufs Neue mit ängſtlicher Miene nach der Gewölbthür hin.

Guck noch einmal, ſagte ſie flüſternd, ob der Vater drin iſt.

Fiſchele ſchlich wieder zum Vorhängel hin und ſchob es leiſe zurück. Marjim folgte dem Thun des Knaben zitternd vor innerer Aufregung.

Was ſiehſt du? fragte ſie mit faſt ſtockendem Athem.

Ich ſeh', daß der Vater noch nicht iſt Handel Eins mit dem Bauer, lautete aufs Neue die Antwort des Knaben, der Vater hält noch immer die Lederhaut in der Hand.

Gott Lob und Dank, ſagte die Großmutter mit freudigem Antlitze, und es trat eine lange Pauſe ein, während welcher der Knabe die räthſelhafte alte Frau halb neugierig, halb mitleidig anſtarrte.

Fiſchele Leben! rief ſie aufs Neue.

Er ſtand hart an ihrem Bette. Da richtete ſich die Alte auf und fuhr ihm mit der Hand über Stirne und Wangen. Eine wunderbare Röthe, faſt anzuſehen, wie die verſchämte Züchtigkeit eines jungen Mädchens, lag auf dem Antlitze der alten Frau. Sie ſprach:

Lang' mir das hervor, was ich da liegen hab' unter meinem unterſten Kopfkiſſen; ich kann nicht mehr recht dazu.

Fiſchele griff nach dem bezeichneten Orte, und ein ziemlich ſchweres Päckchen kam in ſeine Hand; die Großmutter nahm es ihm ſogleich ab und bedeckte es, gleichſam um es vor ſich ſelbſt zu verbergen, mit beiden Händen.

Und auf dem biſt du gelegen, Babe? fragte verwundert der Knabe, die ganze Nacht durch, und das hat dir nicht weh gethan?

Ich ſag' dir, Fiſchele Leben, nicht geſpürt hab' ich's die ganze Nacht, antwortete Marjim, ich bin drauf gelegen, als hätt' ich noch ſechs Kiſſen unter dem Kopf gehabt.

Aber warum?

Wieder entſtand eine lange Weile; die Großmutter hüſtete verlegen, dann blickte ſie wieder ängſtlich nach der Thürklinke, ob ſich die nicht bewege, ob dort Niemand lauſche.

Red' nicht ſo hoch, mahnte ſie und neigte ſich zu ſeinem Ohr:

Weißt du, was da drin iſt?

Ich weiß nicht.

Zucker und Kaffeh iſt drin, aber ich muß das vor deinem Vater verſtecken.

Zucker und Kaffeh?

Fiſchele blickte ſie zweifelhaft an, als ob der Verſtand der alten Frau irregegangen wäre.

Nicht ſollte dein Vater wiſſen, ſagte ſie kopfnickend, wem ich das ſchicken will, es drückt mir ja genug das Herz ab, daß ich's ihm nicht ſagen darf. Geſcheidter, wie ich's gemacht, kann nicht einmal ein ausgelernter Dieb es anfangen, daß dein Vater davon hat nichts geſehen.

Vor Fiſchele dämmerte es wie ein fernes Licht; mit jener, Kindern, die lange mit alten Leuten umgehen, eigenthümlichen Intelligenz begriff er allmählich, welches Ziel die langen Vorbereitungen und Rüſtungen der Großmutter verfolgten.

Babe, flüſterte er ſchüchtern, ſoll ich dir ſagen, wem du den Zucker und Kaffeh ſchicken willſt?

Marjim zitterte am ganzen Leibe, Schauer, wie die eines nahenden Gottesgerichtes, durchflogen ſie; krampfhaft bebten die Hände der alten Frau auf dem kleinen Päckchen, das ſie bedeckten.

Nu? ſagte ſie faſt unhörbar.

Fiſchele zögerte mit der Antwort. Endlich brachte er mühſam hervor: Das willſt du ſchicken der Muhm' — der Muhm' Dinah.

Hab' ich's errathen? fragte er dann nach einer Weile, da die Großmutter, noch immer mit dem Kopf nickend, keine Antwort zu geben vermochte. Sie aber brach in ein ſo heftiges Schluchzen aus, daß es Joſſeph gewiß vernommen hätte, wenn er mit dem Bauer ſchon Handel Eins geworden wäre.

Als ſie der Sprache wieder mächtig wurde, glich ſie in der That einem ſiebenzig Jahre alt gewordenen Kinde, das eben ſo ſchnell ſeine Thränen zu trocknen, als ſie zu weinen gelernt hat. Statt des Schmollens lag aber eine eigenthümliche Reſignation auf ihrem

Antlitze; die Laſt, die dieſes Herz gedrückt hatte, mußte aber auch unausſprechlich geweſen ſein. Sie ſelbſt meinte:

Kann Einem, der einen Menſchen todtgeſchlagen hat, anders zu Muthe ſein, wie mir iſt? Ich hab' gehört, ſo Einer, wenn er das ganze Jahr Alles geläugnet hat, was man ihm vorwirft, ſoll oft mitten in der Nacht um den Richter ſchicken, und da ſchüttet er ſein Herz vor ihm aus und ſagt ihm Alles, was ihm wie ein Centner 'drauf gelegen iſt. Merkwürdig ſoll aber ſein, wie ſo Einem dann zu Muth iſt; es iſt ihm, als hätt' er etwas ſehr Gutes und Gottgefälliges gethan, und er weiß doch, daß er ſich ſelber hat geſchadet, denn jetzt werden die Büttel kommen, und der Galgen wartet auf ihn.

Babe, rief, erſchreckt durch das grauenhafte Gleichniß, das er nur halb verſtand, der Knabe, wer hat denn einen Menſchen todtgeſchlagen?

Wer redet von dem? entgegnete die alte Frau, faſt ſelbſt erſchrocken. Fiſchele! einen Menſchen todtſchlagen, wo fallſt du auf dem aus? Hab' ich von dem geſprochen?

Inſtinctmäßig begriff der Knabe, um was es ſich eigentlich hier handle; er that keine Einſprache mehr; er wußte aus langer Gewohnheit, daß man die Großmutter einen Umweg durch das Gedankengebiet müſſe machen laſſen, bis ſie wieder dahin zurückkehre, woher ſie ausgegangen.

Weiß ich denn nicht, Gott, Lebendiger im Himmel! begann ſie wieder wehklagend, daß ich eine Sünde begeh', und hab' ich denn die ganze Nacht ein Aug' können zumachen, wie mir die Sünd' iſt eingefallen? Was ſoll ich aber thun? Was ſoll ich anfangen? Haſt du ſie geſtern geſehen, wie ſie gekeucht hat unter dem ſchweren Sack, wie ſie nicht hat aufſtehen können? Ich bin ja doch die Mamm' und ſollt' kein Mitleid mit ihr haben?

Stillbewegt lauſchte Fiſchele auf die eigenthümlich verworrene Rede der Großmutter, die vielleicht nur er verſtand.

Mein alter Kopf ſoll das unterſcheiden können, fuhr ſie fort, ob ich da eine Sünde begeh' oder nicht? Hab' ich Gemahra gelernt, daß ich das wiſſen ſoll? Nicht einmal Fragen kann ich Einen, und dein eigener Vater, Fiſchele, möcht' Feuer und Flamm' werden, könnt' er nur das kleinſte Wörtchen davon erfahren! Sag aber ſelbſt, Fiſchele Leben, du biſt ja auch ein Menſch, ſoll ich's thun oder ſoll ich's nicht thun?

Was denn? fragte erſtaunt der Knabe.

Dieſe unſchuldige Frage mußte der alten Frau ihr ganzes Bewußtſein zurückgegeben haben; ſie mußte mit aller Klarheit, die der gereiften Seele eigen iſt, ihre Lage überſchauen, ſich fühlen aufs Neue als die Großmutter des Kindes, das ſie zu ihrem Rathgeber erwählt hatte! Ein namenloſer Zug zuckte um ihre dünnen, blaſſen Lippen; aber mit großer Feſtigkeit im

Töne, wie ſie der Knabe aus ihrem Munde noch nie gehört, ſprach ſie nun:

Da, nimm den Zucker und Kaffeh und trag ihn zu ihr hin. Verſteck' ihn aber gut, daß dich der Vater nicht ſieht, denn er möcht' gleich Alles errathen. Sag auch keinem Menſchen davon und thu, wie ich dir heißen werde. Sag ihr: die Mamm' ſchickt ihr das, und ſie ſoll ſich nicht ſo plagen und abzehren, und ſie ſoll ſich lieber ſchonen, damit ihr nichts Böſes geſchieht. Du kannſt ihr auch ſagen, ſie ſoll ſich damit etwas Gutes anthun, und wenn ſie mehr braucht, will ich ihr wieder ſchicken. Und ſag ihr noch, ſie ſoll ja den ſchweren Sack nicht mehr auf ſich packen; ſie könnt' ſich etwas zerreißen in ihrem Leib, daß ſie auf einmal todt umfällt, wie man das ſchon oft hat gehört. Und vergiß nicht, daß du ihr ſagſt, wenn ſie noch etwas auf ihre Mamme hält, ſo ſoll ſie nie barfüßig auf dem Feld ſtehen, und ſoll nicht trinken, wenn ſie erhitzt vom Feld heimkommt, und ſie ſoll auf ſich ſehen, daß ſie ſich nicht verkühlt und, Gott behüt'! krank wird. Denken ſoll ſie auf ſich, ſag ihr, und daß ſie Kinder hat, und daß, wenn ſie krank wird, Keiner da iſt, der den Kindern auch nur einen Löffel Waſſer reicht.... Und jetzt geh, Fiſchele Leben. . . .

Die Stimme verſagte ihr; erſchöpft ſank ihr das Haupt auf den Polſter zurück, nur die Augen hielt ſie weit offen, aber ſie glänzten von der leuchtenden Freudigkeit glorreich beſiegten Mutterſchmerzes. So lag ſie eine lange Weile da, anſcheinend in einer Art Verzückung, daß ſie den Knaben nicht bemerkte, der, das Päckchen in der Hand, unſchlüſſig daſtand und mit dem Fortgehen zögerte.

Babe, rief dieſer leiſe.

Die alte Marjim fuhr auf:

Biſt du noch da? fragte ſie faſt grämlich, ich hab' gemeint, du biſt ſchon über alle Berge.

Babe, wirſt du nicht bös ſein, begann Fiſchele kleinlaut — — ich fürcht' mich.

Fürchten? gehſt du denn mitten unter Räuber, entgegnete Marjim lächelnd, ich mein', es wird dir Keiner was zu Leid thun.

Babe, begann wieder der Knabe, der kaum die Augen aufzuſchlagen ſich getraute, Babe, was mach' ich aber, wenn ſie das Kreuz über mich macht?

Dieſe Einwendung ſchien auf die alte Frau nicht die gehoffte Wirkung hervorzubringen; ein eigenthümliches Lächeln ſchwebte um die dünnen Lippen, als Glorie eines wahnbefreiten Gemüthes.

Narrele, ſagte ſie, weißt du, was dein Urbede immer geſagt hat, wenn mir meine Mutter etwas verwieſen hat, was nicht jüdiſch war? „Narrele," hat er geſagt, „nicht ſollſt du wiſſen, was man Alles thun darf."

Wenn ſie aber doch das Kreuz über mich macht? entgegnete der unüberzeugte Knabe.

Da will ich dir einen guten Rath geben, Fiſchele

Leben, und der wird dich vor allem Böſen bewahren. Weißt du das erſte Kapitel Thillim (Pſalmen) auswendig, ich meine wenigſtens, du haſt's oft genug gelernt.

Babe, das kann ich —

So ſag's.

Fiſchele begann in hebräiſcher Sprache: Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottloſen, noch wandelt auf dem Weg der Sünder, noch ſitzet da, wo die Spötter ſitzen.

Die Großmutter nickte Beifall und „weiter!“ erſcholl es aus ihrem Munde.

Sondern hat Luſt zum Geſetz des Herrn, und redet von ſeinem Geſetz Tag und Nacht. Der iſt wie ein Baum, gepflanzet an den Waſſerbächen, der ſeine Frucht bringet zu ſeiner Zeit, und ſeine Blätter verwelken nicht, und was er macht, geräth wohl.

Und was er macht, das geräth wohl, wiederholte Marjim, deren Augen im Wiederſcheine jener heiligen, aus dem Munde des Knaben kommenden Worte faſt überirdiſch glänzten.

Aber ſo ſind die Gottloſen nicht, erhub Fiſchele lauter ſeine Stimme, ſondern wie Spreu, die der Wind verſtreuet. Darum bleiben die Gottloſen nicht im Gericht, noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten — —

Weiter! befahl Marjim, der dieſe letzten Worte anſcheinend ſehr wehe thun mußten.

Denn der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottloſen Weg vergeht, ſchloß der Knabe. Selah!

Amen, Amen! tönte es leiſe von den Lippen der alten Frau nach.

Es trat eine leiſe Stille in der Stube ein; nur das Pochen dieſer beiden Seelen, wovon die eine das letzte Glied einer langen Lebenskette hielt, während die andere kaum aus dem Erdreich ihres Daſeins hervorragte, vernahm ſich gegenſeitig.

Fürchteſt du dich noch? fragte endlich die Großmutter.

Ich geh' ſchon, Babe, rief Fiſchele faſt freudig aus und ſchob vorſichtig das Päckchen mit Zucker und Kaffeh unter den Rock, dann ſchlich er leiſe zur Thür hinaus. —

Der iſt ein Baum, gepflanzet an den Waſſerbächen, der ſeine Frucht bringt zu ſeiner Zeit, und ſeine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl. Amen.

So ſprach die alte Marjim noch lange vor ſich hin, als der Knabe ſchon zum Hauſe hinaus war. Dann ſchloß ſie die Augen wie zum Schlafe.

Wir können Fiſchele nicht auf ſeinem Gange zur „Muhm' Dinah" begleiten; andere Vorgänge halten uns in dem einzigen Judenhauſe des Dorfes zurück.

## 4. Ahasver.

Im Menſchengewühle ſind die Wandlungen eben ſo wunderbar, wie die draußen in der Natur, faſt noch unerklärlicher, faſt noch eigenthümlicher. Die Wiſſenſchaft faltet es ſich aus einander, warum auf heiteren Sonnenſchein ſich oft ſchwere Regenwolken wälzen, ſie prophezeit die Störungen voraus, die im Laufe des Tages, des Monats und des Jahres eintreten müſſen. Hat ſie aber euch jemals die Stürme eines verſtörten Gemüthes voraussagen können?

Ein ſonderbares Gedankenleben wogte um dieſe Stunde durch Joſſeph's Seele. Es war ſchon eine geraume Zeit verſtrichen, daß er das Geſchäft mit dem Bauer abgethan, und nun ging er, da kein anderer Kunde eben kommen wollte, in dem engen Raume des „Gewölbes" auf und ab.

Es war nicht Ein Gedanke, der ihn da beſchäftigte; wie losgelaſſene Bienen umſchwärmten ſie ihn zu Tauſenden. Er fühlte, daß etwas an ſeinem Leben einen kranken Theil haben müſſe, er ſah es faſt mit leiblichen Augen, wie irgend ein Ungemach, deſſen Namen er nicht anzugeben wußte, ihm nachſchlich wie ein düſteres Geſpenſt; es beunruhigte dieſe ſtarke, haſſende Natur etwas, das ſie wie einen in Holz eingetriebenen Keil nicht auszuſtoßen vermochte. —

Er mußte an den geſtrigen Vorfall mit der Schweſter denken und begriff es nun nicht, wie er ſich zum „Nachgeben“ habe verleiten laſſen; er hatte die Regungen des Mitleides vergeſſen, die ihn ſelbſt ergriffen hatten, als ihm die Mutter den geſegneten Zuſtand Madlena's berichtet, jene Regungen des Mitleides, die ihn in finſterer Nacht hinausgetrieben hatten, um an dem Fenſter eines Hauſes die Athemzüge — einer Schweſter zu belauſchen.

Er fing an darüber nachzudenken, warum die Mutter ſelbſt jetzt weicher und milder gegen die gefallene Tochter geſtimmt ſei; er war es ſich dunkel bewußt, daß die Gewalt, die er ſo lange über das Gemüth der alten Frau ausgeübt hatte, von ihm gewichen ſein mußte, — oder hatte er ſie nie beſeſſen? —

Etwas mußte vorgefallen ſein, kam er endlich zum Schluſſe, ſo von mir nichts dir nichts iſt das der Mamme nicht angekommen. Das Ganze iſt, die Mamme iſt wie alle Weiber und hat mit ihr Mitleid gehabt, wie ſie es mit Jeder hätte, die in der Hoffnung iſt. Etwas Anderes iſt's gar nicht geweſen. Und endlich, wenn das Kind, das ſie jetzt unter dem Herzen trägt, wirklich wird geboren ſein, was iſt dann vorgefallen? Wird man ſich in meinem Haus darüber freuen? Wird es einen jüdiſchen Namen bekommen? Wird die Mamme die Hand können legen auf den Kopf des Kindes, um es zu benſchen? Hat denn der Gallech (Geiſtliche) nicht ſchon ſeinen Wedel bereit und das Waſſer, und hätt' ihr Name nicht ſchon ſollen ausgelöſcht werden in der anderen Welt, daß die eigene Mutter ſich nicht freuen darf, wenn die Tochter ins Wochenbett kommt? Gott hat ſich vielleicht einen Spaß machen wollen, wenn er ſagt: Ein Jeglicher fürchte ſeinen Vater und ſeine Mutter. Haltet meine Feiertage, denn ich bin der Herr, euer Gott. Sie aber hat Vater und Mutter gefürcht', daß Gott erbarm', und die Feiertage hält ſie, daß es mir noch heut in den Gedärmen wie Gift ſchneidet, wenn ich ſie am heiligen Schabbes muß ſehen.

Durch eine ſonderbare Gedankenverbindung mußten ſeine Blicke hinaus auf die Gaſſe fallen. Er war es ſeit zehn Jahren gewohnt, daß er um dieſe Stunde gewöhnlich ſeine Schweſter Madlena mit ihrem Manne Pawel zur Kirche gehen ſah. Seit zehn Jahren hatte ihn dieſe Stunde immer auf dem nämlichen Flecke gefunden, jeder Sonntag trieb über das haſſende Herz dieſes Menſchen die ſchwerſten Donner des Zornes zuſammen. Dennoch mußte er ſie ſehen; er fand ein Wohlbehagen daran, die Abgefallene den Weg des Unheils und der Verderbniß gehen zu ſehen und ſich jeden Sonntag ſagen zu können: Verſchwarzt ſoll ſie liegen; ſie iſt nicht werth, daß man ausſpeit vor ihr!

Heute ſah er Madlena's Mann allein zur Kirche gehen, und er erſchrak faſt.

War ſie krank? Hatte ſie ſich vielleicht überhoben (zu ſehr angeſtrengt)? Und er, der vielleicht Schuld daran trug, daß ſie jetzt wimmernd und ächzend zu Hauſe lag, hatte er ihr nicht in demſelben Augenblicke geflucht? — —

Es befiel dieſen ſtarken Menſchen eine ungeheure Seelenangſt, er hätte um Hülfe ſchreien mögen, um ſich von ihr zu befreien. In der That wollte er anfangs um Fiſchele rufen; er fürchtete ſich faſt vor ſich ſelbſt. Weßwegen er den Knaben ſehen wollte, das wußte er ſelbſt nicht; aber eine gewaltige Sehnſucht nach dem Schauen eines Menſchenantlitzes hatte ihn ergriffen.

In dieſem Augenblicke war es ſich Joſſeph bewußt worden, welches Unrecht er geſtern an der Schweſter begangen; er fühlte, wie es mit tauſend ſpitzigen Stacheln in ſein eigenes Fleiſch gefahren war.

Seine Bruſt hob ſich aber, wie befreit von einer ſchwarzen That, als er Madlena langſam, aber doch aufrechten Ganges eine Weile ſpäter auf die Kirche zukommen ſah. Zum erſten Mal ſeit zehn Jahren, daß ſie ihm nicht angethan mit den Schrecniſſen der Gehennims erſchien, daß er ohne Fluch und Zorn ſie unter dem Geläute der ſchrecklichen Glocke in das Gotteshaus eintreten ſah! Zum erſten Male ſeit einer ſo langen Zeit, daß ihn Madlena's Anblick mit einer Art Freude überkam!

Sie war alſo nicht krank! Sie hatte ſich alſo nicht überhoben!

Müde von innerer Erſchütterung mußte er ſich auf eine Bank niederlaſſen.

Wer weiß, ſprach es in ihm, ob ſie gar ſo ſchlecht iſt; man meint oft nur, man hat einen ſchlechten Menſchen vor ſich, und wenn man ihn in einer rechten Stunde antrifft, ſo ſieht man erſt, wie man ſich betrogen hat. Und woher ſollt' denn das Schlechte ihr auch kommen? Hat ſie keine jüdiſche Ader in ſich? Hat ihr Vater nicht Reb Schmul geheißen? Ich möcht' nur das Eine gerne wiſſen, ob ſie in den zehn Jahren, die ſie fort iſt aus dem Haus, einmal zu Gott gebetet hat. Ich kann mir das nicht denken; jüdiſch kann ſie und darf ſie ja nicht beten, alſo muß ſie's böhmiſch thun. — Gott, Lebendiger! und welcher Menſch könnt' mir einreden, daß ſie dort in der Kirche mit den Bauern und vor dem Johann von Nepomuk auf der Brücke, oder vor der heiligen Maria ſo mit ganzer Seele, mit Leib und Leben ſich ausbeten kann und ihr beſchwertes gedrückt' Herz ausſchütten? — Dinah, Rebb Schmul's Tochter! Wenn ſie alſo nicht beten kann, wie ſie will, was muß da herauskommen? Was wird aus einem blanken Stück Silber, was ich in der Erd' vergrab'? Es kömmt der Roſt darüber und verzehrt's faſt. Und Madlena ſollt' den Roſt nicht ſchon auf ihrer Seele haben? Der Wein wird dumpf, wenn man den Keller nicht lüftet, und das ſchönſte Kleid zerfällt, wenn man's nicht anzieht — — und Madlena ſollt' gut geblieben ſein? Schlecht, grundſchlecht und verfault wie ein wurmiger Apfel muß die ſein, die zehn Jahre ſchon fort iſt aus einem jüdiſchen Haus, und wie einen wurmigen Apfel muß man ſie auch weit weg von ſich ſchleudern. Eine Sünd' lad ich mir auf den Kopf, wenn ich weiter an ſie denk'; ſie muß mir heraus da aus dem Herzen; ich ſeh', es iſt noch zu viel von ihr darin. Heraus muß ſie, heraus! —

Die letzten Gedanken hatten eine finſtere Wandlung in ſeinem anfangs ſo mild geſtimmten Herzen hervorgebracht; wieder lag es wie ein düſterer Wolkenflor über ſeiner Seele. Mit geballten Fäuſten, die den inneren Sturm kundthaten, Schweiß auf der Stirne, unter der es heftig arbeitete, ſaß er da.

Ein Geräuſch, das vor dem Gewölbe entſtand, weckte ihn aus ſeinen nächtigen Gedanken auf. Er blickte auf und bemerkte zwei Knaben, die einen flüchtigen Blick in das Gewölbe warfen und dann eben ſo ſchnell über die Gaſſe liefen. Er hörte noch, wie ſie die Worte riefen: Ahasverus, du verfluchter Jud. Dann waren ſie entſchwunden.

Waren das nicht die nämlichen Worte, die er heute früh mit Kreide auf der Gewölbthüre geſchrieben gefunden hatte? Sie erſchreckten ihn auf eine wunderbare Weiſe.

Welcher Zuſammenhang beſtand hier zwiſchen dem Geſprochenen und dem Geſchriebenen?

Joſſeph wollte auf und den Knaben nach, als er ſich zur Zeit erinnerte, daß er einer an und für ſich lächerlichen Sache dadurch einen Anſtrich von Bedeutſamkeit verleihen würde. Dennoch war er über den zweimal an einem Tage ſich wiederholenden Vorfall ſehr verlegen; er legte ihm eine Wechſelwirkung unter, von der er nur nicht wußte, wo er ihre lenkenden Kräfte ſuchen ſollte.

Kamen ſie von Madlena?

Er hatte dieſen Gedanken gleich erfaßt. Oder hatte ſie ein Anderer aus dem Dorfe erſonnen, um ihm einen Schimpf anzuthun? Er lebte ja ſonſt mit den Leuten in Frieden und Einigkeit; er drückte Niemanden, und wenn auch keine Freunde, ſo glaubte er wenigſtens keinen Feind im Dorfe zu beſitzen. Je mehr er darüber nachdachte, deſto unerklärlicher waren ihm jene von den Knaben zugerufenen Worte; er ſah darin nicht mehr bibliſche Unkenntniß, er legte ihnen die verworrenſten Erklärungen unter, die aber nicht im Entfernteſten dazu paßten!

Zuletzt wunderte er ſich über ſich ſelbſt, warum er die Sache nicht los werden konnte.

Als Joſſeph ſo in Gedanken über die eigenthümliche Lage daſtand, in die ihn drei Worte geſtürzt hatten, wurde er durch einen rauhen Morgengruß, der über die Gaſſe herüberſchallte, aufgeweckt. Dieſer Gruß lautete nicht wie der gewöhnliche auf dem Lande: Gebe Gott einen guten Morgen; was Joſſeph vernahm, waren die Worte: Gott gebe dir Freiheit und Ruhe von allen Teufeln.

An dieſer ſonderbaren Sprechweiſe erkannte Joſſeph eine Perſon aus dem Dorfe, die ihm in dieſem Augenblicke wie vom Himmel zugeſchickt dünkte. Es war der Bauer Stepan Parzik*) aus dem Dorfe. — —

So ſind die Menſchen! In jedem andern Augenblicke hätte Joſſeph Anſtand genommen, ſich mit einem „Bauer", der nicht im beſten Rufe ſtand, ſo vor dem ganzen Dorfe „herzuſtellen", jetzt überwog der Gedanke, bei ihm ſich Rath erholen zu können, jedes Bedenken, er ging ihm ſogar die Hälfte Weges entgegen und reichte ihm die Hand, die er ſonſt früher in einen ſtechenden Dornbuſch lieber, als in die Rechte des Bauers Stepan Parzik gelegt hätte.

Parzik war im Dorfe als ein wilder, händelſüchtiger Menſch bekannt, wie wohl ſich ihm eigentlich Böſes nicht nachſagen ließ. Er war im Dorfe mehr gefürchtet als gehaßt, und eine dunkle Sage erzählte von dem beinahe ſechzigjährigen Manne, er habe in ſeiner Jugend vierzehn Schulen ſtudirt und hätte in dem biſchöflichen Seminar in Königgrätz Geiſtlicher werden ſollen. Wie es aber gekommen war, daß Parzik wieder Bauer geworden und in das weltliche Leben zurückgekehrt war, das wußte Niemand mit ſchlagenden Gründen anzugeben. Die ganze Erſcheinung des vierſchrötigen, breiten Mannes mit ſeinen weitſpurigen Schritten, der rauhen Sprache, dem ſlaviſchen Typus in den ſtark heraustretenden Zügen ſeines Antlitzes erinnerte ſehr wenig an den einſtigen Beruf ſeiner

---

*) Lies: Parſik.

Jugend; er war ganz böhmiſcher Bauer geworden, nur ſchien er eine gewiſſe Unabhängigkeit in „geiſtlichen“ Sachen, als Erbtheil ehemaliger Studien, gerettet zu haben. Er lag Jahr aus Jahr ein mit dem Pfarrer im Streit; ſo oft der Zehent abzuliefern kam, konnte man gewiß ſein, daß in des Bauern Hauſe der Geiſt des offenen Aufruhrs nur durch die Diener der Gewalt gebändigt werden konnte.

Im Dorfe kannte man dieſe wilde Natur nur unter dem Namen der „Dechant“! man hatte ihm, der ſich der geiſtlichen Gewalt gegenüber als gleichbedeutende, immer rege Macht betrug, mit richtigem Verſtändniß die Stola über den Bauernkittel geworfen.

Seit dem März des Jahres 1848 war dieſer Bauer noch wilder, noch unbändiger geworden. Man fand eines Tages eine brennende Schwefellunte auf der Schwelle der Pfarrei, und kein Menſch im Dorfe zweifelte, daß ſie von dem „Dechant“ dorthin gelegt war.

Er war der Erſte, der die Flinte ergriff und das Wild der Herrſchaft in dem Walde niederſchoß, der Erſte nach jenen Tagen, der vor dem Oberamtmann mit bedecktem Haupte ſtehen blieb, der dem Geiſtlichen noch vor dem Robbotgeſetz Zehent und Robbot verweigerte, der in einer Nacht die Sturmglocke läutete und die Bauern zuſammenrief, um ihnen das „Neueſte“ vom Wiener Reichstage vorzuleſen. Es war die Robbotfreiung, die in jener Nacht Hunderte von Menſchenherzen wie mit Peitſchenhieben aufjagte, daß ſie aufjauchzten und aufbrüllten, halb Fluch, halb Segen, Haß und Jubel, Gift und Freude vor ſich ausgießend.

Man konnte nicht ſagen, daß Stepan Parzik irgend einen Anhang im Dorfe hatte, er war eine jener Lebensgeſtalten, wie wir ſie in der Geſellſchaft allein und unbegriffen ſtehend finden, wie ſie auch das Dorf erzeugt. Es war ihm Keiner wild und aufrühreriſch genug, und darum zeigte er ihnen Verachtung, wo er nur konnte.

Zu dem Judenhauſe ſtand er in einem eigenthümlichen Verhältniſſe; ſeine Tochter war nach dem Abfalle Madlena's als zehnjähriges Kind ins Haus gekommen und diente dort als Magd; ſie war bei den Juden gleichſam erzogen worden. Mit zärtlicher Liebe hing das Mädchen an ihrem Dienſtherrn, und war nie zu bewegen geweſen, in ihres Vaters Haus zurückzukehren. Seinerſeits betrachtete Stepan dieſes Mädchen als eine Abgefallene und nannte ſie eine „Jüdin“; aber er hatte ſich mehr als einmal geäußert, es ſei ihm im Grunde das gleichgültig, und wenn ſie gleich als Jüdin geboren worden, ſo wäre ihm das noch lieber, denn die Juden hätten's gut, müßten an ihre Pfaffen keinen Zehent zahlen, brauchten nicht zur Beichte zu gehen und hätten das ganze Geld der Erde.

Wer eine Natur, wie die Joſſeph's, begreift, wird den Schluß leicht finden, warum ihm Stepan Parzik mit ſeiner Freigeiſterei ein innerlicher Abſcheu war, warum es ihn graute, wenn dieſe wilde, ungeſchlachte

Natur, dieſer „Rebell gegen Gott und Menſchen", wie er ihn nannte, in ſeine Stube trat. Zwiſchen ihm und dem Bauer lag ein unergründlich tiefer See, der ſie meilenweit aus einander hielt und jedes innigere Herannahen verhinderte. — —

Wir treffen dieſe beiden Männer heute unter ganz anderen Umſtänden. Joſſeph mußte ſonſt eine Art Grauen überwältigen, ſo oft ſich ihm dieſer wilde Bauer nahte, heute trat er ihm gleichſam furchtlos entgegen, als hätte er ein Mittel zur Hand, dieſe unbändige Natur zu zähmen. Auf den Gruß Stepan's: Gott gebe dir Freiheit und Ruhe vor allen Teufeln! rief er lächelnd über die Gaſſe hinüber: Stepan! ich weiß nichts von deinen Teufeln.

Joſſeph wußte es aus alter Erfahrung, daß der Bauer einem Eingehen in ſeine „politiſchen" Anſichten, wie er es nannte, nie aus dem Wege ging; ſonſt wäre dem Gruße Stepan's ein ſtilles Kopfnicken gefolgt, heute war es dem Juden darum zu thun, daß der „Dechant" Stand hielt.

Joſſeph täuſchte ſich nicht. Stepan kam langſam und weit ausſchreitend auf das Gewölbe zu. Im Näherkommen konnte Joſſeph ſich nicht enthalten, das „merkwürdige" Geſicht des Bauern zu bewundern; es lag ein trotzig ſtarker Ernſt darauf; zum erſten Male in ſeinem Leben wurde es ihm klar, daß auf dem Antlitze Stepan Parzik's ein Strahl höherer Intelligenz leuchtete, als ſonſt auf den Geſichtern der anderen Dorfbewohner zu ſehen war.

Du weißt nicht, wer meine Teufel ſind? begann der „Dechant“, der auf der Schwelle des Gewölbes ſtehen geblieben war. Lebſt ſchon ſo lange im Dorfe und weißt nicht, wer meine Teufel ſind?

Man vergißt viel auf der Welt, entgegnete Joſſeph mit ſchlauem Lächeln.

Die Geiſtlichen ſind's, rief der Bauer mit ſo gewaltiger Stimme, daß Joſſeph meinte, der Pfarrer müßte dieſe Worte auf ſeiner Kanzel gehört haben; die Pfaffen ſind von jeher die Teufel der Welt geweſen. Wie ich neunzehn Jahre alt war, hätt' ich auch ein ſolcher, wie ſoll ich ſagen? meinetwegen: Geiſtlicher werden ſollen, aber ich hab' mir die Sache überlegt.

Hör an, Parzik, ſagte Joſſeph, du meinſt, du kannſt mir ein Kalb für einen Ochſen verkaufen? Du wirſt dir doch nicht einreden, daß du, wie Einer von deinen Heiligen, gerade aus, mit ausgeſpannten Flügeln in den Himmel hineinfliegen kannſt? „Das laß dir ja nicht einfallen.

Stepan ſchien dieſen Witz mit Wohlgefallen aufzunehmen; er ſchmeichelte ſeiner Kraft und Selbſtſtändigkeit.

Nein, Bruder, ſagte er, ein Engel bin ich nicht, Flügel hab' ich auch nicht, um damit in den Himmel zu fliegen, aber zwei Hände hab' ich, und mit dieſen werde ich mich herumſchlagen, ſo lang ich leb'. Könnte ſo eine Hand zwei von ihnen auf einen Schlag niederwerfen, ich möcht' meine eigene Hand in der Kirche aufhängen und wie vor einem Heiligenbild davor knieen.

Geiſtliche muß es geben, entgegnete Joſſeph ernſt, es kann ſich nicht der Erſte Beſte auf die Kanzel hinaufſtellen und den Leuten erklären, wie ſie's machen ſollen. Es kann auch nicht Jeder Lateiniſch und Griechiſch lernen, dazu müſſen ſich beſondere Leut' finden. Geht's bei uns anders zu? Auf zehntauſend Menſchen kommt oft Einer, der in unſerer heiligen Schrift ſich auskennt.

Red mir nichts von deiner heiligen Schrift, ſchrie Parzik zornig, ich meine ſonſt, du biſt gar kein Jud, und biſt bei unſeren Pfaffen in die Beichte gegangen. So reden nämlich die Geiſtlichen immer, wenn ſie beweiſen wollen, daß das Volk dumm iſt. Als wenn die heiligen Schriften da wären, damit die Geiſtlichen davon leben, das beſte Bier trinken und alle Tage Haſenbraten auf dem Tiſch haben. Unſer Herr und Heiland ſitzt etwa darum zur Rechten Gott Vaters und die heilige Taube ſchwebt über ihm, damit der Geiſtliche in Gold und Silber geht, daß ſeine Haushälterin wie eine Königin das Mark der Bauern in die Küche hinausträgt? Es braucht keine Pfaffen zu geben, und du möchteſt ganz anders reden, wenn dir eure Teufel Ruh' gelaſſen hätten.

Meine Teufel? Ich weiß von keinen Teufeln, ſagte Joſſeph unruhig, denn das Geſpräch mit dem wilden Bauer überkam ihn mit dem gewohnten Grauen. —

Du weißt nicht, wer deine Teufel ſind? rief Parzik mit lautem Gelächter.

Nein.

So will ich dir's ſagen. Die Herren Rabbiner mit den langen Bärten, das ſind deine Teufel, und von dem, was ich jetzt geſagt, zwacken mir zehntauſend Pfaffen nicht einen Biſſen ab.

Joſſeph verſuchte zu dieſen Worten zu lächeln. Wie jedem gläubigen Gemüthe war ihm wohl die Kraft nach innen, aber keine nach außen gegeben, um ſich im Kampfe gegen Spott und Unglauben aufrecht zu erhalten.

Wie kommen unſere Rabbiner zu euren Geiſtlichen? fragte er und lächelte dabei, ſo ſiegesbewußt!

Alles Eins, Alles Eins! ſchrie der Bauer heftig. Wenn du mir einen Pfaffen zeigſt in der ganzen Welt, du kannſt auf und ab wandern, bis du einen finden wirſt, wenn du mir einen Pfaffen zeigſt, der nicht eben ſo gut Rabbiner bei den Juden ſein könnte, ſo laſſ' ich mich auch von der Brücke hinunterwerfen in die Moldau, und die Menſchen machen mich vielleicht dann auch zum Heiligen. Jetzt halten ſie mich ohnedies für einen Teufel. Wer weiß, wie man's anfangen muß, damit die Menſchen einen nach dem Tode für einen Engel und Heiligen halten. Der dort auf der Brücke hat auch in einer Kutte geſteckt, und hat's auch verſtanden!

Mit jedem Worte, das bleiern und ſchwer wie ein Knüttel aus dem Munde des Bauern drang, ſtieg Joſſeph's inneres Grauen vor ihm. Er ſtand hier einem Menſchen gegenüber, den er in ſeinem eigenen Fleiſche wühlen ſah, und er vermochte es doch nicht, ihm das ſcharfe Meſſer zu entreißen. Er ſagte bloß:

Wenn man gut und rechtſchaffen iſt, hat einen Gott im Himmel und die Menſchen auf der Erde gern.

Parzik ſchlug ein lautes Gelächter auf.

Laß das gut ſein, Bruder, ſagte er vertraulich, und legte dabei die ſtarke Hand auf die Schulter Joſſeph's, laß das gut ſein, Bruder; wenn die Pfaffen nicht wollen, wird doch kein Menſch heilig geſprochen, und wenn er ſich noch ſo gut mit Gott und ſeinen Engeln ſtellt. Sie leiden's nicht.

Als läge eine giftige Raupe auf ihm, ſchüttelte Joſſeph die Hand des Bauern von ſich herunter und trat von ihm weg. Es ſollte ein Raum zwiſchen ihm und dem Bauer ſein, der, ſo klein und eng er war, in dieſem Augenblicke mehr als eine Welt betrug.

Biſt noch immer der Alte, meinte er, indem er Parzik ruhig anſah.

Und werd' es auch bleiben bis an mein ſelig Ende, entgegnete der Bauer lachend, wenn überhaupt der Pfaff mir ein ſelig Ende gönnen wird. Will er einmal das Sterbeglöckchen nicht läuten laſſen, ſo weiß ich, wie man's machen ſoll. Man fragt nicht lange, und macht ſich auch ohne dieſe Dummheiten auf den langen Weg. Es iſt doch ſo Alles Eins.

Joſſeph ſprach kein Wort; es that ihm in innerſter Seele weh, die gewaltſame Natur des „Dechanten" über ſeine Schwelle geladen zu haben; es war ihm in dieſem Momente, als ginge der Hauch einer zerſtörenden und zerfreſſenden Kraft an ſeinem Leben vorüber, als hörte er über und unter ſich Meſſer ſchleifen, die die unſichtbarſten Punkte ſeines Daſeins mit ſcharfer Schneide trafen. Innerlich fühlte er ſich von einer großen Laſt befreit, als Parzik Anſtalten zum Fortgehen machte.

Erſt als der Bauer ſich entfernt hatte und ſeine breitſpurigen Schritte über die Schwelle hinausgetragen, fiel es Joſſeph ein, daß er über dem Geſpräch mit ihm den eigentlichen Zweck, warum er den „Dechant" gerufen, ganz vergeſſen hatte.

Faſt unbewußt, ob er dem Bauer wirklich nachgerufen habe, entrang ſich ihm ein Laut, den die Angſt und ſein Seelenleiden erzeugt haben mochten. Als Parzik ſich wieder umwandte und langſam auf das Haus zuging, war es Joſſeph, als müßte er vor Scham vergehen; er fühlte ſich gedemüthigt, daß er bei einem Bauer ſich Raths erholen mußte.

Mit einer haſtigen Geberde riß er die angelehnte Gewölbthür auf und fragte bebend, als gälte es die

Löſung eines Lebensräthſels: Lies das da und ſag mir dann, wie ich's verſtehen ſoll?

Parzik las, dann ſpie er giftig aus, pfiff gellend, daß es ſchauervoll durch Joſſeph's Seele drang.

Da haſt du's, ſagte er, da haſt du's. Kein Kaiſer kann ſchneller bedient werden, wie du, und biſt doch ein Jude. Kaum haſt du gefragt, und jetzt antwortet man dir ſchon.

Joſſeph ſah ihn verblüfft an.

Parzik ſchien mit ſeinen Augen die Thür, darauf die verhängnißvollen Worte ſtanden, gleichſam durchbohren zu wollen; ein unheimliches Feuer ergoß ſich daraus über ſein ganzes Weſen, und wie er ſo daſtand neben dem zagenden, ungewiſſen Dorfjuden, kam er dieſem größer, faſt über ſich ſelbſt hinausgehoben vor.

Fangt ihr wieder an? redete der Bauer, der Minuten lang ſeine Blicke von den Schriftzügen nicht abwandte, als hätte er eine Figur aus Fleiſch und Blut vor ſich, gegen die er die Fauſt ballen konnte. Fangt ihr ſchon wieder an? Kein Wunder wär's; ſie machen ihnen den guten Hafer ſo wohlfeil, daß die Pferde nicht mehr wiſſen, ſollen ſie ſich an den Wagen ſpannen laſſen oder ins freie Feld hinauslaufen? Aber wart' nur, du übermüthiger Gaul! Kommt wieder einmal ſo ein Herr, wie der vor ſiebenzig Jahren, über dich, ſo ſperrt er dich wieder in den Stall. Ich ſag's ja immer, ſie laſſen den Hafer zu hoch wachſen und geben ihnen nicht Stroh genug zu eſſen.

Ich verſteh' nicht ein Wort von dem, was du da ſprichſt, ſagte Joſſeph, den das unheimliche Treiben des Bauern immer mehr entſetzte.

Parzik erwachte aus ſeiner wilden Verzückung. Willſt du wiſſen, Jude, ſprach er ohne Bitterkeit, faſt als ob die Richtigkeit ſeines Ausſpruches über allem Zweifel erhaben ſtünde, willſt du wiſſen, wer das auf die Gewölbthür hat ſchreiben laſſen?

Joſſeph nickte ein ängſtliches Ja.

Der da drüben, ſagte der Bauer, indem er ruhig mit dem Zeigefinger auf die Pfarrei hinwies.

Der Pfarrer? lallte Joſſeph, zum Tod erblaſſend.

Parzik hatte ſich nach dieſem Aufſchluß eiligſt entfernt; noch lange nachher ſtarrten die Augen Joſſeph's nach den Fenſtern der Pfarrwohnung hin.

Alſo dort lebte der Feind?

---

## 5. Die Sendung.

Seltſame Erſcheinung! Daß man ſich vor dem Zorne der beleidigten Kirche mehr fürchtet, als vor dem drohend aufgehobenen Finger der Staatsgewalt! Ein dunkles Gefühl, dem Joſſeph nur keinen Ausdruck zu geben wußte, ſagte ihm, daß der Rächer eines gekränkten Gottes unſichtbar, aber deſto ſicherer treffend das Geſchoß der Vergeltung auf ihn gerichtet habe. Der Pfarrer mußte ſich an ihm rächen, meinte er, ſeine Religion habe ihn ja dazu beſtellt, daß er die Feindſeligkeiten vergelte, die Andersglaubende gegen ſie erſinnen!

O heiliger Traum der Menſchheit! Gedanke, der du leuchtend aus den ſterbenden Augen der größten Männer drangſt! Die Einen glauben dich bereits verwirklicht, wenn ſie dich den allein ſelig machenden Gedanken nennen, der in dem Manne zu Rom ſeinen körperlichen Ausdruck bereits gefunden; die Anderen knüpfen die weichſten Fäden ihres Denkens an die Erſcheinung eines Meſſias, der, um ſie innerlich und äußerlich zu befreien, kommen ſoll, wenn es Zeit iſt, daß die Menſchen in einen Kreis treten, und auf Millionen Zungen nur eine Sprache lebe!

Heiliger Traum der Menſchenverſtändigung! Iſt dieſes Auseinanderdrängen der Geſellſchaft nach den verſchiedenſten Richtungen, dieſes planloſe Aufgeben früher betretener Wege, dieſes Schwanken und Beugen, als hätte der Weltgeiſt ſeine Luſt daran, das Schiff der Menſchheit auf ſturmbewegter See faſt umkommen zu laſſen, iſt das Alles nur der verhüllte Ausdruck deiner unſichtbar nahenden Verwirklichung?

Wenn ſich Vater und Sohn, Bruder und Bruder gegenüber ſtehen, auf Jedes Lippen ein anderer Wahlſpruch, jeden Augenblick bereit, um des Gottes und des Wahlſpruchs willen ſich den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen: ſchwebt über dieſen wilden Gewäſſern immer höher ſchwellender Fluten der Geiſt des Friedens und der Erlöſung?

Aus Millionen wählt euch dieſen einzigen Dorfjuden heraus und ſtellet ihn von Angeſicht zu Angeſicht dem ewigen Traume von Menſchenverſtändigung gegenüber. Er hat ein ſchweres Unrecht an ſeinem eigenen Blute begangen — welche finſtere Mächte weben ihre geheimnißvollen Ringe um ſein Haupt, daß er zum Erkennen ſeiner Schuld nicht gelangt?

Er fürchtet die beleidigte Kirche mehr, als die Thränen ſeiner Mutter, als den Zorn ſeines eigenen Gewiſſens. — O unbegreifliches Walten der Menſchennatur!

Joſſeph war der lebendigſten Ueberzeugung, kein Anderer als Madlena ſelbſt könne ihn beim Pfarrer verklagt haben; wer könne und würde ſich ihrer angenommen haben, als der Pfarrer ſelbſt, der ihr ſeinen Schutz geben mußte!

Wie wenige Menſchen hätten in einer ähnlichen Lage anders gedacht! —

Es traf ſich an dieſem Tage gut, daß Joſſeph den Sterbetag ſeines Vaters mit Faſten beging, er brauchte darum keinem Menſchen unter die Augen zu treten, am allerwenigſten ſeiner Mutter; er konnte ſo ungeſtört ſich dem peinlichen Gedankenleben hingeben, das ſich an dieſem Tage über ſein ganzes Leben wie ein dichter Nebel gelagert hatte.

Treten wir wieder zur Großmutter ein.

Die alte Marjim hatte unterdeß eine nicht minder qualvolle Stunde verlebt, als ihr Sohn; ſie wartete noch immer auf den heimkehrenden Enkel, und da er ſo lange ausblieb, meinte ſie, ob ihm die Kinder oder der Mann Madlena's nicht ein Leid angethan? Dann zweifelte ſie wieder, ob Madlena das Geſchenk nicht mit Widerwillen zurückgewieſen, und berechnete dann, was ſie dazu geſagt haben werde.

Dieſer ungewiſſe Zuſtand wirkte auf die alte Frau ſo lähmend ein, daß ſie ſich aus dem Bette nicht zu erheben vermochte; es war ihr immer, als hielte ſie ein ſtarker Arm mit kräftiger Fauſt zurück und ließe ſie nicht eher los, bis Fiſchele zurückgekommen und ihr Kunde von ſeiner Sendung gethan hätte.

Endlich kam der Knabe. Mit der nämlichen Vorſicht, die er beim Weggehen gebraucht, ſchlich er jetzt wieder in die Stube. Sein Eintritt benahm der alten Frau faſt die Sprache; ſie erhob ſich zwar mit einer Kraft, die man ihrer Schwäche nicht zugetraut hätte, von ihrem Kiſſen, aber ſprechen konnte ſie nicht. Sie winkte ihn zu ſich ans Bett. Fiſchele hatte ſeine Stimme zum tiefſten Lispeln herabgedrückt.

Babe, ſagte er, indem er ſich zu ihrem Ohre neigte, ſie hat's nicht über mich gemacht — —

Red hecher (lauter), begann mit einem Male die alte Marjim, auf deren Antlitze der Kampf mit der wieder gewonnenen Sprache eine dunkle Röthe hervorgebracht hatte. Red hecher und thu mir nichts verſchweigen. Meinſt du denn, ich fürcht' mich vor deinem Vater?

Fiſchele blickte die Großmutter verwundert an; wie war ſie während einer Stunde ſo ganz anders worden! Was mußte in der Seele dieſes alten Weibes vorgegangen ſein, daß es jetzt kühn und herausfordernd ſich einer Gefahr entgegenſtellte, die es vor kurzer Zeit, wie ein Kind die ſtrafenden Augen ſeines Lehrers, gefürchtet hatte?

Fiſchele beſaß Verſtändniß genug, daß er trotz der veränderten Stimmung ſeiner Großmutter keinen Augenblick daran vergaß, daß der Vater nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt ſei.

Er wiederholte darum eben ſo leiſe ſeine erſten Worte: Babe, ſie hat's nicht über mich gemacht —

Was hat ſie nicht gemacht? fragte die alte Frau.

Weißt du denn nicht, daß ich mich hab' gefürcht'? — das was die Bauern machen, mein' ich, wenn Abends die Glocke läutet, oder wenn ſie an der Kirche vorübergehen?

Das Kreuz, willſt du ſagen.

Babe, rief der Knabe erſchrocken.

Narrele, ſagte dieſe lächelnd, wie ich klein war, wie du, da bin ich auch ſo erſchrocken, wie du, und hab' gezittert am ganzen Leib, wenn man das Wort hat vor mir ausgeſprochen. Ich weiß noch jetzt nicht, ob ich recht handle, wenn ich's in meinen Mund thu' nehmen, aber ich ermahn' mich immer, was mein Urdede geſagt hat, wenn ſo etwas iſt vorgeſallen: Narrele, hat er geſagt, nicht ſollſt du wiſſen, was man Alles thun darf. Und mein Urdede war doch ein gewaltig großer und gelehrter Mann! Und willſt du noch etwas wiſſen, Fiſchele Leben? Es iſt mir ſchon manchmal eingefallen, daß es gar keine Sünd' ſein muß, wenn man keinen Haß hat gegen das, was tauſend Menſchen vor unſeren Augen thun. Ich hab' mir ſchon oft gedacht: Millionen und Millionen von Menſchen gehen, Gott weiß ſchon, wie viel Jahr auf der Welt herum, der Eine macht ſo, der Andere ſo, und meint, er hat's damit gut gemacht, und Gott ſieht das Tauſende und Tauſende von Jahren ſchon zu und läßt alle die Menſchen wachſen und gedeihen. Hab' ich's denn geſchrieben und mit rothem Triefwachs verſiegelt und einen Stempel darauf, daß ich Gott damit einen Gefallen mache, wenn ich mich jachte (ärgere) über das, was Millionen und Milliaſſen von Menſchen eine Freud' macht? Vielleicht hab' ich nicht Recht, und weil ich das nicht weiß, ſoll ich aus mir machen eine Maſchin', die man hinſchiebt und herſchiebt und in der keine Seele iſt?

Red nicht ſo hoch, Babe, mahnte jetzt ſelbſt der Knabe, an dem die Rede der Großmutter wie ein unſichtbarer Strom mit geheimnißvollem Rauſchen vorüberging.

Der ganzen Welt könnt' ich's jetzt ſagen, wie mir ums Herz herum iſt, ſagte die alte Frau mit ſtarker

Stimme, vor wem ſollt' ſich denn Marjim auch fürchten? Meinſt du, und wenn heut' der Mallech Hamoves (Todesengel) kommt und ſagt mir: Marjim, du mußt mit, es iſt Zeit, meinſt du, ich werd' nur mit den Augenwimpern zucken? Ich hab' lang genug gelebt — und ausgeſtanden hab' ich, daß Gott ein ganz Buch damit voll haben muß.

Durch die eigenthümlichen Reden der Großmutter, die er noch nie mit ſolcher Klarheit und Ordnung ſich hatte ausdrücken hören, war Fiſchele ganz verwirrt worden; er war es früher gewohnt, den Gedankengang der alten Frau wie die Zeiger einer Uhr zu richten, jetzt war er ſelbſt ein willenloſes Werkzeug; das Kind fühlte es, wie eine höhere Intelligenz ihm hier gegenüberſtand, und beugte ſich ſchüchtern davor.

Aber, Babe, willſt du denn nicht, daß ich thu' erzählen, was ich ausgericht' hab'? wagte er endlich vorzubringen.

Schmah Jisroel, ſchrie Marjim auf und griff mit ihrer Hand nach der des Enkels und ſchaute ihm mit allen Anzeichen tiefſter Seelenangſt in das Antlitz, iſt dir, Gott ſei davor, nichts geſchehen? Hat man den Hund nicht auf dich gehetzt? Hat er dich gebiſſen und wo? Und die Hack' hat ſie nicht aufgehoben gegen dich, und hat dich damit erſchlagen wollen? Mein Kind, mein Kind Leben, wo hab' ich dich hingeſchickt, und wie kommſt du nur lebendig noch daheim? — —

Es lag eine ſo aufſchreiende Angſt in dieſen Worten, daß das Kind, von innerem Grauen gepackt, zu zittern anfing.

Babe, ſagte er weinerlich, du ſiehſt ja, ich ſteh' lebendig vor dir da.

Ich ſeh's, ja ich ſeh's, lallte die alte Frau, erſchöpft von dem letzten Sturme ihrer wildbewegten Einbildungskraft. Schwach ſank ihr Haupt auf das Kiſſen zurück. Ihre Lippen zitterten leiſe, nur ein Engel hätte es gehört, wie die unausgeſprochenen Worte: Gott ſei Lob und Dank! darüber hinwegglitten.

Der Knabe begann nach Kindesart zu erzählen, ergriff erſt das Fernliegende, kam dann auf das Nahe zurück, verband oft willkürlich Beides mit einander und gab bei dem Allen doch ein Geſammtbild ſeiner Sendung. Doch begriff ihn die Großmutter.

Er erzählte, wie er unter dem Geleite des erſten Pſalmes, den er alleweil vor ſich hergeſagt, glücklich aus dem Hauſe und über die Straße zur Wohnung der „Muhm' Dinah“ gelangt war. Vor dem Hofthor lag der große ſchwarze Hund und fletſchte ihn mit den weißen Zähnen an; dem Unthier war er mit dem erſten Verſe des Pſalmes vorbeigehuſcht und ſtand nun, er wußte nicht wie, in der großen Stube. Wie es ihm da vorkam! Wie ihm die Haare, ſagte er, auf dem Kopfe brannten! Merkwürdig war es nach ſeinen eigenen Worten, daß er mit dem Betreten des Hauſes ſeiner Muhme die Bannungsformel des erſten

Pſalmes rein vergeſſen hatte. Auch nicht das leiſeſte Wörtlein wollte ihm einfallen.

Was ſagſt du dazu, Babe? fragte er die regungslos Daliegende.

Merkwürdig, ſprach ſie vor ſich hin.

In der Stube fand er außer zwei Kindern weder die Muhme noch ihren Mann; und das war ihm ganz recht, denn er hätte ſich ſonſt zu ſehr gefürchtet. Schnell wollte er ſich wieder entfernen und das Päckchen mit Zucker und Kaffeh auf die Ofenkachel legen, damit die Augen der Muhme, wenn ſie heimkehrte, ſogleich darauf fielen, als ihn ein ſonderbarer Umſtand von dieſem Vorhaben abgehalten. Das Kind in der Wiege erwachte und ſchrie; ſein Weinen drang durch alle Räume des Hauſes, ſo daß er immer meinte, die Muhme müßte es in der Kirche gehört haben und werde nun auch augenblicklich da ſein, um das nach ihr begehrende Kind zu ſtillen.

Allein läßt ſie das Kind? fragte ſich die alte Marjim faſt unvernehmbar, und ein Zug von Bitterkeit legte ſich um ihre dünnen Lippen; er verſchwand jedoch wieder, als Fiſchele weiter erzählte, wie ſich noch ein älteres Mädchen da befunden, das zum Schutze des Kindes zurückgelaſſen worden.

Umſonſt hätte dieſes aber verſucht, das weinende Brüderchen in Schlaf zu bringen, hätte Schmeicheleien, ſüß wie Zucker und Honig, gebraucht, das Kind ſei aber nicht zu beruhigen geweſen, vielleicht darum, meinte der Knabe, weil „wer Fremder“ in der Stube ſich befunden; denn er habe immer gehört, daß das die Kinder ſehr gut wiſſen.

Ein Fremder! that Marjim einen Ausruf, aber ſo leiſe, daß der ſchmerzliche Ausdruck dem Knaben entging.

Zuletzt, berichtete er weiter, ſei ihm das Weinen des Kindes ſchon zu ſchwer aufs Herz gefallen; das ältere Mädchen habe für ſich ſchon keinen Rath gewußt und wollte ſchon in die Kirche laufen, um die Mutter zu rufen. Da ſei er ſelbſt zur Wiege gegangen und habe das Kind gewiegt, das allmählich ſtiller und ſtiller geworden ſei. So ſeien ſie Beide, er und das Mädchen, ſich gegenüber geſeſſen und hätten das Kind gewiegt und gewiegt, aber auch nicht ein „Bröſele“ mit einander geſprochen. — —

Um das Kind nicht zu wecken? fragte die alte Frau.

Um das Kind nicht aufzuwecken! wiederholte ſchnell der Knabe, deſſen Antlitz bei dieſen Worten eine unerklärliche Röthe überflog.

Weiter! verlangte Marjim.

Weiteres wußte Fiſchele eigentlich nur ſtockend anzugeben. Sie hätten das Kind ſo fortgewiegt; da plötzlich, er wiſſe noch jetzt nicht, wie das gekommen, ſei die Muhm' vor ihm geſtanden. Wie er da erſchrocken ſei! Er habe auf und davon wollen, habe durchbrechen wollen, wie durch ein Haus, das von allen Seiten bereits brennt, aber es ſei ihm nicht gelungen. Den erſten Pſalm habe er ſagen wollen, aber auch nicht das kleinſte Wörtchen ſei ihm eingefallen. Geweſen ſei es ihm in dieſem Augenblicke, als hätte er in ſeinem Leben kein jüdiſch Wort gelernt gehabt, als wiſſe er gar nicht, wo Gott wohnt! Ob das vom Schrecken herrühre, oder was es ſonſt geweſen wäre? Merkwürdig ſei ihm bei dem Allen die Aehnlichkeit aufgefallen, die die Muhm' mit ſeinem Vater habe; wer ſie nur ein Mal angeſehen, der könne gar nicht zweifeln, daß ſie ſeine Schweſter ſei!

Und geſagt was hat ſie? Das möcht' ich wiſſen! rief die alte Frau faſt heftig.

Sie habe ihn bei der Hand gefaßt und feſt gehalten. Mit Augen habe ſie ihn angeſehen, die voller Thränen ſtanden. Fiſchele, hätte ſie zu ihm auf Böhmiſch geſagt, warum willſt du ſchon fort?

Auf Böhmiſch! nicht auf Jüdiſch? ſchaltete die Großmutter ein. Gewiß wegen der Kinder! ſetzte ſie ſogleich hinzu. Zum erſten Male in ſeinem Leben, fuhr der Knabe fort, ohne die Einwendung der alten Marjim zu beachten, habe er die Stimme ſeiner Muhme gehört, habe er mit ihr geſprochen; er wiſſe zwar nicht mehr, was ſie alles geſagt, aber es ſei ihm vorgekommen, als ob er ſchon öfters mit ihr ſich unterhalten, es ſei ihm Alles ſo bekannt und gar nicht fremd geweſen. Hundert Jahre, wenn ſie ſchon im Hauſe geweſen, wären ihm nicht ſo vergangen, als dieſer einzige Augenblick, wo er mit ihr zum erſten Male in ſeinem ganzen Leben geſprochen.

Und?

Was?

Haſt du ihr's gegeben?

Er habe darauf ganz vergeſſen gehabt, ſo viel hätte ihn die Muhm' Dinah ausgefragt: was die Babe mache? ob ſie ihre gute Abwartung habe? ob ſie in der Nacht gut ſchlafe und nicht vom Huſten geplagt werde? ob er, Fiſchele nämlich, ihr in Allem folge, kein Leidweſen ihr anthue, ſie nicht jachte (ärgere)? Alle dieſe Fragen hätte er ihr umſtändlich beantworten müſſen, ein Wort hätte das andere gegeben, und ehe eine Viertelſtunde vergangen, wären ſie ſo bekannt mit einander geweſen, als hätten ſie ihr Lebtag es nicht anders gekonnt; alle Furcht wäre von ihm gewichen, und jetzt hätte er, ſelbſt wenn der erſte Pſalm ihm wieder eingefallen, ihn nicht mehr geſprochen, ſelbſt nicht vor dem hölzernen, rauchangeſchwärzten Johann von Nepomuk, der in einem Winkel der Stube hinge, und vor dem er ſich anfangs ſo gefürchtet habe — —

Alles erzählſt du, unterbrach ihn hier die Großmutter, nur nicht —

Was er ihr weiter erzählen ſolle? entgegnete hierauf Fiſchele mit einem Anfluge von Aergerlichkeit, ob die Babe nicht genug habe an dem bereits Berichteten? ob er ihr erzählen ſolle, wie die Muhm' Dinah gegangen und geſtanden ſei? was ſie für ein Kleid angehabt?

Unverſtändiger Knabe! Du hatteſt das Unglück gehabt, deine Mutter in den erſten Tagen deiner Kindheit zu verlieren; du kannteſt ſie nicht, ſonſt hätteſt du nicht ſo harte Reden gebraucht!

Thränen drängten ſich zu den Augen der alten Frau hervor, ſie fielen wie ziſchende Tropfen auf das ſonſt fühlende Herz des Knaben. Er ahnte faſt, welch ſchweres Unrecht er begangen.

Babe, rief er flehend, ich hab' dir ja Alles erzählen wollen.

Weiter! gebot ſie mit plötzlich ruhigem Tone.

Er habe ſich alſo beſonnen, daß er das Geſchenk der Großmutter an die Muhm' Dinah abzugeben habe. Schüchtern habe er es aus der Taſche gezogen und ihr überreicht, und dabei geſagt: das ſchicke ihr ihre Mutter. Meine Mutter, habe ſie ausgerufen, *meine* Mutter ſchickt mir das? Foppſt du mich nicht, Fiſchele? Er habe bei ſeinem Leben geſchworen, daß dem ſo ſei, und daß ihm die Babe wirklich dieſen Auftrag gegeben. Da habe ſie aufgeſchrieen aus der Tiefe ihrer Seele, daß es ihm durch Mark und Bein gedrungen; drei Worte hätte ſie ausgerufen — — — aber er wage ſie nicht zu wiederholen.

Narrele, lächelte die Großmutter, was kann ſie geſagt haben?

Babe, rief der Knabe entſetzt, ich kann und darf dir's nicht ſagen, und wenn du mich todt ſchlägſt —

Die alte Marjim beſtand nicht mehr auf der Antwort; ihr klarer, zum vollſten Bewußtſein gereifter Verſtand wußte ſich dieſes Entſetzen, das in religiöſen Motiven wurzelte, zu deuten.

Und?

Dann iſt ſie zum hölzernen Johann von Nepomuk, der in einem Winkel der Stube aufgehängt iſt, hingegangen und hat vor dem die Hände aufgehoben. Hörſt du, Babe?

Nun?

Und hat zu ihm gebetet.

Gebetet! murmelte Marjim nach.

Das habe ich für meine Mutter gethan, hat ſie dann zu mir geſagt, wie ſie fertig war; richt' ihr aus, daß ich gebetet habe für meine Mutter, für dich und für deinen Vater. Und ihre Augen ſind dabei von Thränen überfloſſen, und ſie hat ſo heftig geſchluchzt, wie ich's noch von keinem Menſchen gehört. — — —

Hörten die Beiden um dieſen Augenblick die Flügelſchläge eines Engels, der unſichtbar, licht goldig durch die enge Stube rauſchte? Sahen ſie den leuchtenden Glanz ſeiner Fittige, den milden Ernſt ſeiner auf ſie ſchauenden Augen, daß ſie Beide ſo ſtille wurden, ſich ſo beſeligt anſahen? Verſtändigung in dem Auge des Einen, Verklärung in dem Antlitze der Andern.

Draußen im Gewölbe ſaß um dieſe Stunde Einer, in finſtere Gedanken vertieft, der nicht ahnte, daß nach zehn Jahren langen Entbehrens Mutter und Tochter ſich wiedererkannt hatten.

## 6. Der Sturm iſt ausgeſäet.

Der Abend dieſes merkwürdigen Tages war gekommen; drei Sterne blitzten am tiefblauen Grunde des Himmels auf, aber ſie waren für Joſſeph nur die geſetzlichen Zeichen, daß ſein Faſten zu Ende, daß er den Leib mit Speiſe und Trank wieder laben dürfe — nicht freundliche Tröſter in der Noth, nicht goldene Augen, die ihm weit und tief in die Seele ſchauten!

Auf Joſſeph's Stimmung war der Faſttag gerade von entgegengeſetzter Wirkung geweſen; er machte ihn ſonſt milde und weich, ein Berg war überſtiegen, und der Menſch freuet ſich immer des gelungenen Werkes, das mit Entbehrung verbunden war! Diesmal war er bitter, faſt gereizt worden; er hatte um ſeinen Vater gefaſtet, der vier Wochen nach Madlena's Abfall vor lauter Gram in die Grube gefahren war, und dieſe Erinnerung, geſellt zu dem Erlebniſſe des Tages, trieb allen Haß und Groll wie glimmende Funken, in die der Wind bläſ't, auf einen finſtern Winkel ſeiner Seele zuſammen, in dem es nun ſchrecklich brannte.

Er hatte dieſen Vater nie geliebt, in Streit und Hader mit ihm gelebt, ſo lange ſie mit einander auf Erden verkehrten; dennoch hielt Joſſeph den Todestag ſeines Vaters hoch und heilig, faſt wie den Jom Kippur; er beging ihn mit Faſten und Kaſteien und hatte ihn nie verſäumt. Um Madlena's willen war er ja geſtorben.

Welches Herzeleid, und ſei es noch ſo innig und brennend, ſitzt tief genug, daß es den Einflüſſen leiblichen Begehrens auf die Länge ſich entziehen könnte? Als die drei geſetzlichen Sterne am Himmel erſchienen, war Joſſeph hungriger als je und begehrte zu eſſen. — —

Wir haben bereits erzählt, daß die Tochter des Bauern Stepan Parzik im Hauſe als Magd diente. Das Mädchen war in ſeinem zehnten Jahre zu der Judenfamilie gekommen und konnte faſt als ein Glied des Hauſes betrachtet werden. Sie hatte Fiſchele auf den Armen getragen, ihn faſt erzogen, da ſeine Mutter kurz nach ſeiner Geburt geſtorben war, und mit rührender Zärtlichkeit hing die Bauernmagd an Allem, was zu Joſſeph's Hauſe gehörte. Im Laufe der Jahre, als ſie mit den Sitten und Gewohnheiten der Familie ganz vertraut worden, hatte ſich das dienende Verhältniß der Tochter des „Dechanten" zu einem wahrhaft beneidenswerthen geſtaltet. Es iſt dies das Eigenthümliche in ſolchen Häuſern, daß man den Dienſtleuten, die ein Kind des Hauſes haben zur Welt kommen geſehen, gleichſam aus Dankbarkeit eine bevorzugtere Stelle in der Familie anweiſ't. Sie hatten das meiſte Ungemach zu ertragen, hatten bei Tag nicht Ruhe, bei Nacht nicht Schlaf, ſollen ſie nun ſpäter, wenn das Kind ihrer Aufſicht ſich entzogen hat, dafür nicht entſchädigt werden? Mit reichlichen Zinſen wurde dies der Bauernmagd von Joſſeph's Familie wieder zurückgegeben; namentlich war ſie der Großmutter lieb und werth; ſie hielt nach ihren eigenen Worten große Stücke auf das Bauernmädchen. Parzik's Tochter waltete auch in dieſem Hauſe, als wäre ſie daraus hervorgegangen. Man vertraute ihrer Einſicht und Anſtelligkeit Alles, was ſich nur immer anvertrauen ließ, denn man war feſt überzeugt, daß Anezka, ſo hieß die Tochter Stepan's, nur unbewußt, aber nie mit böſem Willen ihrem Dienſtherrn eine Kränkung verurſachen würde.

Die alte Marjim, wenn man ihr Vorwürfe machte, daß ſie einer Chriſtin ſo unbedingt das ganze Haus überantwortet hatte, ſchüttelte ſtets den Kopf und meinte: bei der hat ſich Gott vergriffen, er hat wollen aus ihr eine Jüdin machen, und nur zufällig iſt ſie als Parzik's Tochter zur Welt gekommen. Die hat ein Herz und einen Kopf, ſie könnt' des Nikolsburger Landrabbiners Tochter ſein. Auf mein' Anezka laſſ' ich nichts kommen. —

Seit einiger Zeit jedoch, es war nicht lange her, etwa ſeitdem der neue Pfarrer ins Dorf gekommen, ſchien mit der Bauernmagd eine gewaltige Veränderung vorgegangen zu ſein. Sie verrichtete ihre Hausgeſchäfte in einer Art träumeriſcher Zerſtreutheit; ſie pflegte die Großmutter nicht mehr ſo aufmerkſam; oft fand man ſie mit verweinten Augen. Fragte man ſie, woran es ihr gebreche, ſo gab ſie gewöhnlich ſtörriſche Antworten, die mehr verletzten als aufklärten. Im Hauſe hatte man die Wandlung, die im Leben der Magd vorgegangen, bald herausgefühlt, denn die Familie iſt ein lebendiger Organismus, der jede Störung in ſeinem gewohnten Daſein mit tauſend zuckenden Nerven empfindet. Joſſeph war der Meinung, ſie müſſe einen Liebhaber haben, denn ſie ſei bereits in die Jahre gekommen; die alte Marjim aber proteſtirte gegen dieſe Anſicht, was ſie nur konnte. Wenn man einen Liebhaber hat, lautete einer ihrer Beweisgründe, ſo ſehe man ganz anders aus. Weinen thue man ſehr oft, aber lachen noch viel öfter; man ſei eben ein ganz anderer Menſch in jener Zeit. Auch wüßte ſie keinen Bauernjungen im ganzen Dorfe, mit dem Anezka ſich in eine Liebſchaft einlaſſen könnte. Geld habe ſie ſo keines, und bloß, damit ſie Einen habe, der ſie Sonntags in das Wirthshaus führe, dazu habe ſie einen zu „jüdiſchen“ Kopf. Nichts deſto weniger blieb Joſſeph der einmal vorgefaßten Meinung getreu, daß mit Anezka etwas vorgegangen ſein müſſe, denn ſie ſei wie „ausgewechſelt“. —

Dieſe Auswechſelung äußerte ſich vorzüglich darin, daß die Magd ſeit einiger Zeit öfter aus dem Hauſe blieb, um dann gewöhnlich ſtörriſch, unluſtig zurückzukehren. Faſt kam kein fröhliches Lied mehr aus ihrem Munde, ſtatt des:

Hora, hora, vysoka sji
Ma panenko, vzdalena syi

ſang ſie jetzt düſtere katholiſche Lieder, wie ſie die Wallfahrer auf den Proceſſionen zu ſingen pflegen, und erregte dadurch Joſſeph's argwöhniſcher Seele manches Aergerniß. Die alte Marjim machte zu dieſem Umſtande die richtige Bemerkung, daß ſie erſt jetzt überzeugt ſei, wie Anezka gar keinen Liebhaber ſich könne angeſchafft haben. Möcht' ſie denn, ſagte ſie, ſo traurige Lieder ſingen, wenn ſie herzfreud wär'? Ich laſſ' mir ender mein klein Fingerl wegſchneiden, ehe ich das thu' glauben. Es muß etwas Anderes mit ihr vorgegangen ſein. —

An dieſem Tage war Anezka unwirſcher als ſonſt früher. Sie war am Nachmittage fortgegangen, um, wie ſie zu Fiſchele ſagte, doch auch einmal zu wiſſen, wie es bei anderen Leuten, als bei den Juden, ausſehe. Das hatte ſie zu dem Knaben zwar mit lachendem Munde geſagt, nichts deſto weniger ſchnitt ihm eine ſolche Rede tief durchs Herz. Die Großmutter meinte, die Magd habe vor ihrem Weggehen das Eſſen für den heute faſtenden Joſſeph vorbereitet; als aber der Abend kam und Joſſeph nach ſeinem Mittagmahle begehrte, da fand ſich, daß die Magd für gar nichts vorgeſorgt hatte. Der Feuerherd ſtand unberührt und Anezka — vielleicht im Wirthshaus!

Das brachte in Joſſeph einen gewaltigen Zorn hervor; Fiſchele mußte das ganze Dorf durchſtreichen, ins Wirthshaus unter die Tanzenden ſich miſchen und der Magd den gemeſſenen Befehl, augenblicklich nach Hauſe zu kommen, bringen. Zu ſeiner Mutter aber ſagte er mit aller Bitterkeit eines verſauerten Gemüths:

Da ſiehſt du, was man davon hat, wenn man ſein Herz an ſie wegſchenkt. Ender ſoll man ſich's herausreißen und in tauſend Stück' zerſchneiden. Wo iſt denn jetzt dein „jüdiſcher" Kopf, deine Anezka? Die weiß vielleicht nicht, daß ich heute gefaſtet habe, daß ich hungrig bin? Aber wo ſie dem Juden nur ein Herzeleid anthun können, da bleiben ſie ſtehen. Trau' du Einem von ihnen, mich wirſt du in meinem ganzen Leben nicht dazu bringen.

Die milde, fromme Marjim konnte trotz dieſer Rede nicht überzeugt werden, daß man ihrer Anezka nicht trauen dürfe.

Sie iſt noch jung, ſagte ſie, und auf dem Tanzplatz vergißt man ſich bald.

Ein Wolf, hab' ich in meiner Kindheit gehört, iſt auch einmal jung geweſen, ſagte Joſſeph drauf mit höhniſchem Lachen, und hat doch die Kinder gefreſſen. —

Endlich kam die Magd in Begleitung Fiſchele's. Er hatte ſie im ganzen Dorfe vergeblich geſucht; im Wirthshaus war ſie gar nicht geweſen. Endlich, als er auf dem Rückwege an der Pfarrwohnung vorüber kam, fand er ſie im Vorhauſe in tiefem Geſpräche mit der Haushälterin des Pfarrers, und dort rief er ihr die Meldung, die ſie nach Hauſe verlangte, zu. Fiſchele hatte mit ſeinen Ohren gehört, wie des Pfarrers Haushälterin zu Anezka ſagte: Du wirſt dir doch nicht von ſo einem Juden befehlen laſſen? Gerade möcht' ich's nicht thun. Aber auch das hatte der Knabe gehört und geſehen, wie die Magd darauf antwortete: Es iſt heute das letzte Mal, daß ich's thue.

Die Großmutter ſchüttelte zu dieſem Berichte den Kopf; in Joſſeph loderte aber der Zorn gewaltig auf. Er rief nun die Magd, die indeſſen heimgekehrt war; ſie erſchien aber nicht und blieb draußen in der Küche, wo ſie ſich allerhand zu ſchaffen machte. —

Um Gott's willen, bat ihn die alte Marjim, er möchte ſich doch nicht ſo herunterſetzen, daß er ſelbſt in die Küche hinaus ginge, um mit der Magd zu ſchmälen. Fiſchele mußte hinaus gehen, um ſie noch einmal zu rufen.

Nach einer Weile kam der Knabe und ſagte, Anezka ſitze draußen auf der Schwelle und hätte laut aufgelacht, wie er ſie zum zweiten Male gerufen.

Was ſagſt du nun zu deiner Anezka? ſprach Joſſeph mit vor innerer Bewegung zitternden Lippen. Er wollte ruhig erſcheinen, aber Zorn, Entbehrung und das Seelenleiden des erlebten Tages ließen einen furchtbaren Ausbruch erwarten.

Weiß ich, was ihr geſchehen iſt? klagte die alte Frau; ſie iſt ja gar nicht zu erkennen. Aber im Böſen wirſt du mit ihr nichts herausbringen. Laß mich mit ihr reden.

Möcht' ſie ſich das unterſtehen, ſagte Joſſeph ingrimmig, wenn ſie nicht beim Juden wär'? Der ſchlechteſte Bauer hätte ſie halb todt geſchlagen; ich aber, ich muß mir das von einer Bauernmagd gefallen laſſen, die ich zehn Jahr' im Hauſe hab'! Sind ſie nicht ſtark und gewaltig?

In dieſe nur mühſam dem aufſchreienden Zorne fern gehaltenen Worte klang mit einem Male ein luſtiges Lied, das Anezka draußen, wie zur Antwort, mit lauter Stimme vor ſich hinſang.

Grimmig ballte Joſſeph die Fauſt; er war kreidebleich geworden.

Die hat Einer angeſtiftet, und ich weiß, wer, ſagte er mit fürchterlicher Kälte, ſie ſoll mir aber nicht lebendig aus der Hand.

Mit einer haſtigen Bewegung wollte er zur Thür hin, aber Marjim kam ihm zuvor, indem ſie ſich mit gewaltſamer Mühe im Bette aufraffte und den Namen der Magd ſo laut rief, daß Joſſeph ſelbſt vor der ungeahnten Kraft, die in dieſem Aufſchrei lag, zurückbebte und ſtill ſtand. —

Gleich darauf erſchien Anezka in der Stube.

Welch eine wunderbare Machtvollkommenheit muß in dem bloßen Erſcheinen eines bekannten Menſchenantlitzes liegen! Wir haben gegen einen Abweſenden uns erzürnt, wir haben Fäuſte gegen ihn geballt — und ein traumhaftes Aufleuchten ſeiner Züge, ein flüchtiges Erfaſſen ſeiner Erſcheinung hat ſchon das Gute, daß wir milder werden und der Strom des Zornes ſeinen erſten und ſichern Damm findet.

Bei Anezka's Eintritt rief die alte Marjim in einem Tone, der wie ein liebevoller Vorwurf klang:

Anezka Leben, was iſt denn mit dir geſchehen? Du biſt ja heut ſo verändert, daß ich dich gar nicht wieder erkenn'? Warſt ja ſonſt ſo gut und treu und biſt mit einem Male ſo ganz anders geworden? Haſt du ein beſchwertes Herz, drückt dir etwas deine Seele ab, warum ſagſt du mir's nicht, warum läßt du es an mir aus?

Der zitternde Klang dieſer Stimme ſchien auf die Magd erſchütternd zu wirken; ein krampfhaftes Zucken ihres Körpers verrieth die innere Bewegung, die ſie nur mühſam beherrſchen konnte. Sie that niedergeſchlagenen Blickes einen Schritt vorwärts gegen das Bett der Großmutter, faſt, als wollte ſie reuig um Verzeihung bitten. Dann ſagte ſie leiſe, doch daß ſie es alle in der Stube vernahmen:

Ich bin nicht länger eure Magd ... und morgen früh werde ich aus dem Hauſe gehen.

Anezka, rief Marjim erſchrocken, die zitternde Hand gegen die Magd ausſtreckend, du willſt nicht länger bei uns dienen? Findeſt du auf der ganzen Welt einen beſſern Dienſt, wie bei uns? Das eigene Kind im Hauſ', kann es beſſer behandelt werden, wie du?

Das weiß ich Alles, Großmutter, ſagte die Magd, noch immer mit am Boden wurzelnden Blicken ſtockend, das weiß ich Alles und werde es auch immer wiſſen . . . aber ich darf nicht länger bei euch dienen, nicht eine Stunde länger.

Bei dieſen Worten fuhr es dem bis dahin mit ſeinem Zorne kämpfenden Joſſeph ſiedendheiß durch alle Glieder. Mit einem haſtigen Satze war er zur Magd hingeſprungen.

Du darfſt nicht länger bei uns dienen? rief er; der Schaum ſtand ihm vor dem Mund, und er packte die Magd bei der Schulter, du darfſt nicht länger unſere Magd ſein? Jetzt ſagſt du's ſchnell, wer dich dazu angeſtiftet hat, denn der Gedanke iſt nicht in deinem Kopfe gewachſen.

Anezka riß ſich mit einem fürchterlichen Schrei von ihm weg. Mit drohenden Blicken, die wie glühende Kohlen glänzten, ſtand ſie ihm dann gegenüber und maß ihn vom Scheitel bis zum Fuße.

Mit Euch, Herr Joſſeph, ſagte ſie, habe ich gar nichts zu ſchaffen.

Joſſeph's Grimm ſchoß wie eine jähe Lohe wieder auf.

Wirſt du's ſagen, rief er, ob man dich angeſtiftet hat?

Er wollte aufs Neue an Anezka, um ſie zu ergreifen.

Laßt mich, ſchrie dieſe, ich bin ja nicht Eure Schweſter!

Wie vernichtet ließ Joſſeph den aufgehobenen Arm ſinken und taumelte zurück. Es durchrieſelte ihn eiskalt; die eigene Magd, die Dienerin ſeines Hauſes hatte den Muth, mit der Anklage ſeines Lebens vor ihn hinzutreten. Blitzſchnell erkannte er, wie hier Urſache und Wechſelwirkung ſich gegenſeitig gefolgt waren. Er vermochte nicht den Blick der Magd zu ertragen.

Die alte Marjim erhob ihre jammernde Stimme:

Das iſt nicht recht von dir, Anezka, ſagte ſie ſtockend, daß du mit deinem Herrn ſo ſprichſt. So ſag mir's wenigſtens, warum du aus dem Hauſe gehen willſt? Hab' ich dir etwas Böſes gethan? So ſag's nur, mich wirſt du nicht aufbringen.

Der Magd quollen bei dieſen weichen Worten die heißen Thränen aus den Augen; das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſagte ſie ſchluchzend:

Großmutter, es giebt keinen Menſchen auf der weiten Welt, den ich lieber hätte als Euch . . . aber ich kann's Euch nicht ſagen.

Du kannſt nicht, Anezka Leben, rief Marjim mit wunderbar bewegter Stimme, ſag lieber, du willſt nicht. Anezka, fuhr ſie mit ſteigender Bewegung fort, mußt du vielleicht fort? Kannſt du vielleicht nicht länger im Dorfe bleiben, wo die Kinder auf der Gaſſe mit Fingern auf dich weiſen möchten? Anezka, meine Anezka, haſt du etwas angeſtellt, daß du dich vor deinem Vater fürchteſt? Gott behüt' dich, wenn du etwas gemacht haſt, daß ſich dein alter Vater darüber könnt' die Haare ausreißen.

Großmutter, rief die Magd und richtete ſich aus ihrer gebückten Stellung gerade auf; mit ſtolzen Augen blickte ſie um ſich. Großmutter, Ihr meint doch nicht, daß ich . . . als Amme werde in die Stadt gehen müſſen?

Eine ſtarke Röthe, die trotz des Abenddunkels und der düſtern Beleuchtung der Stube ſichtbar ward, lag nach dieſen Worten auf dem ſchönen Antlitze der Magd.

Marjim hatte mit weiblichem Zartſinn augenblicklich begriffen, daß ſie dem jungfräulichen Gefühle Anezka's mit ihrer Frage weh gethan; ſie begriff es auch ſogleich, wie ungerecht ihr Verdacht die Magd getroffen. Beſänftigend ſagte ſie:

Du mußt das nicht ſo nehmen, ich hab' das anders gemeint, und wenn man ein altes Weib iſt, kommen einem ganz andere Sachen unter. Ich hab' dich auch darum gefragt, weil ich nicht möcht', daß meine Anezka Schande erlebt. Das vergiß alſo und red mir nicht davon. Wie kommt's aber doch, daß du fortgehen willſt? Warum ſagſt du mir's nicht?

Großmutter, ich kann's nicht, ſagte die Magd, in Thränen ausbrechend.

Marjim ſchüttelte ſchmerzlich den Kopf; ſie vermochte nicht mehr weiter zu dringen.

Sag lieber, ſie darf nicht, ſprach Joſſeph, der dem bisherigen Vorgange mit einer Art dumpfer Faſſung angewohnt hatte, ſag lieber, ſie darf nicht, frag ſie lieber, wer ſie hat angeſtiftet. Oder frag ſie lieber nicht, denn ich weiß, wer ſie hat angeſtiftet. —

Die Großmutter erhob noch einmal ihre Stimme:

Anezka, fragte ſie erſchöpft, hat dir Jemand angerathen, daß du aus unſerem Hauſe gehen ſollſt? Hat dich Einer angeſtiftet? Der hat dir wirklich keinen guten Rath gegeben.

Mir hat Keiner einen Rath gegeben, ſagte die Magd ſtockend, Keiner; — was ich thue, das muß ich thun.

Du kannſt's alſo nicht ſagen?

Nein, Großmutter.

Eine minutenlange ſchwüle Stille war dieſem Auftritte gefolgt. Anezka ſtand, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, weggewandt von der Großmutter, die jeden lichten Punkt in dieſem Vorgange verloren zu haben ſchien. Plötzlich richtete ſie ſich auf und befahl mit einer merkwürdigen Entſchloſſenheit in Stimme und Geberde, daß Fiſchele um den Bauer Stepan Parzik gehen ſollte.

Dein Vater, ſagte ſie zu Anezka, hat dich mir gegeben, wie du erſt zehn Jahre alt warſt, dein Vater muß auch drum wiſſen, wenn du aus unſerem Hauſe gehſt.

Weiter wurde kein Wort geſprochen. Marjim war müde auf den Kiſſen zurückgeſunken, während

Anezka ſtill vor ſich hinweinend in der Mitte der Stube ſtand. Mit ſtummer Leidenſchaft ſchritt Joſſeph auf und nieder, aber ſeine Gedanken waren nicht alle in der Stube.

Es währte nicht lange, ſo erſchollen draußen in der Nacht die ſchweren Tritte des Bauern Stepan Parzik. Ohne ſeinen gewöhnlichen Gruß von der „Freiheit und ihren Teufeln“ trat er in die Stube, und ohne auf die Tochter einen Blick zu werfen, ging er gerade auf das Bett der Großmutter zu.

Was wollt Ihr, Jüdin? fragte er ohne Umſchweif.

In kurzen, nur mühſam aus keuchender Bruſt hervorgebrachten Worten berichtete ihm die alte Marjim, was ſich ſo eben zugetragen. Sie habe es für ihre Schuldigkeit gehalten, ihn rufen zu laſſen, damit er als Vater doch auch wiſſe, was ſeine Tochter zu beginnen ſich vorgenommen habe. Zwingen wollte ſie Anezka nicht zum Bleiben, denn wenn einer nicht Luſt mehr habe, auf einem Orte zu bleiben, ſo könnten zehntauſend Pferde ihn nicht halten; aber der Vater müſſe doch auch wiſſen, was mit der Tochter vorgehe; und daß man ſie nicht bei Nacht und Nebel aus dem Dienſte gejagt habe, das wolle ſie ihm insbeſondere ſagen.

Mit Kopfſchütteln hatte der Bauer dieſe Rede der Großmutter vernommen; als ſie geendet, wandte er ſich zu ſeiner Tochter um. Sie weinte noch immer, es ſchien aber ihre Lage keinen Eindruck auf den harten Mann zu machen.

Finſtern Blickes fragte er ſie:

Iſt's wahr, daß du aus dem Dienſte gehen willſt?

Die Magd ließ ihre Hände ſinken und ſagte vernehmbar: Es iſt wahr.

Und warum willſt du gehen? Wiſſen muß ich doch, wer meiner Tochter dieſen guten Rath gegeben hat. Red, oder ich vergreiſ' mich noch an dir, ſagte Stepan mit kalter Strenge, die jedoch ahnen ließ, daß ſeine Drohung kein leeres Spiel war.

Väterchen, ſchrie Anezka mit überquellendem Gefühl und ſtürzte zu dem Bauer hin, deſſen Hand ſie erfaßte, Väterchen, ſchlagt mich nur gleich lieber todt, es iſt mir dann beſſer, aber ſagen kann ich's Euch nicht.

Du kannſt nicht, du Verfluchte, rief er wild und ſtieß ſie mit einem Stoße vor die Bruſt weit weg von ſich, daß ſie zurücktaumelte; haſt du vielleicht geſchworen? Wirſt du reden?

Anezka hielt ſich mit beiden Händen die geſchlagene Bruſt feſt, als ob ſie das Herz, das darunter ſchlug, vor dem Zerſpringen wahren wollte.

Schluchzend, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, ſagte ſie: Schlagt mich nur todt, Väterchen; ich ſag's aber doch nicht.

Damit der da drüben, rief der Bauer mit wildem Grimme, damit der Pfaff ſich freuen kann, wenn man den Stepan Parzik in gottverfluchter Erde vor der Kirchhofsmauer begräbt? Sag nur, daß du ihm's geſchworen haſt; er hat dir die Hoſtie gegeben, und du haſt darauf ſchwören müſſen, du wirſt ihn nicht verrathen. Verſprochen hat er dir vielleicht, daß er dich als Magd ins Haus nehmen will, dir ſchöne Kleider und Geld geben wird; und die Leute im Dorfe werden ſich dann freuen können, wenn der eigene Vater vor der gebenedeieten Haushälterin des Pfarrers den Hut abziehen muß! Haſt du geſchworen?

Dem harten Manne verſagte zuletzt die Stimme; er brachte nur gebrochen heulende Laute hervor.

Zum Pfarrer werde ich nicht gehen, ſagte Anezka; laßt mich nur fort, ich will ſchon gehen, ſo weit mich meine Füße tragen.

So geh in die Hölle, rief Parzik mit neu ausbrechender Wuth, indem er mit geballter Fauſt zu einem Schlage ausholte, dem Anezka ſich nur durch ein ſchnelles Ausweichen entzog. Was die Pfaffen verdorben haben, das iſt in Grund und Boden hinein verdorben, und dem hilft nicht einmal der Teufel mehr auf. —

Anezka war zur Stube hinaus gewankt. Parzik wollte ihr nach, nur mit Mühe wurde der Wüthende von Joſſeph und dem Geſchrei der alten Frau zurückgehalten, die nicht anders meinte, als der Bauer wolle ſich an ſeiner Tochter vergreifen. Mit aufgehobenen Händen bat ſie um Stille und Begütigung, und daß man einem ſo jungen Kopfe, wie Anezka ſei, nicht Alles ſo wild und ungeſchlacht anrechnen könne. Sie werde einen beſſern Dienſt und bei beſſeren Leuten gefunden haben, als ſie ſeien, aber ſie ſei nur etwas ſtarrſinnig, und wenn man gut mit ihr geſprochen, hätte man vielleicht Alles aus ihr herausbringen können. Aber ſo ſeien alle Männer, auch ihr Joſſeph ſei ſo, ſie müßten Alles verderben, was ſie angriffen, und man habe an ihnen zu tragen, ſo lange man lebe. —

Ja, ja, höhnte der Bauer mit verbiſſener Wuth, das weiß ich beſſer, als Ihr, alte Jüdin. Der drüben hat ſie auf ihr ganzes Lebenlang verdorben, ich geb' keinen Schuß Pulver für meine Tochter. Was ſoll man aber thun? Ihn todtſchlagen oder ſie? Beſſer wär's, ich könnte Beide aus der Welt ſchaffen.

Ohne Gruß, dumpf und düſter ſchritt der Bauer zur Stube hinaus. — —

Und Madlena? tönte es in Joſſeph's Innern und ließ ihm ſelbſt den Biſſen Brot, den er an dieſem Abend in Ermangelung jeder andern Speiſe verzehrte, wie Gift munden, und Madlena? War die Magd von ihr angeſtiftet?

Ein Kind im Mutterleibe hätte ja daran nicht gezweifelt!

## 7. Hindurch.

Eine neue Magd war ins Haus gekommen — ſie war nicht Anezka. Die alte Marjim hatte es gleich am andern Tag nach dem räthſelhaften Weggehen Anezka's geſagt, ſo eine wäre nicht zum zweiten Male auf der Welt zu finden, die hätte einen Kopf gehabt und ein Geſchick, ſie müſſe das ſtets wiederholen, als wär' ſie des erſten Landrabbiners Tochter geweſen. Man habe mit ihr alle Weisheit der Erde können ausreden, und namentlich, was das Hausweſen betrifft, das habe ſie geleitet nicht anders wie ein geboren Judenkind. Die neue Magd war auch gleich mit einem unrechten Fuße in das Haus getreten; trotzdem ſie bereits im benachbarten Ghetto eine Zeitlang gedient hatte, kam ſie der Großmutter viel zu unwiſſend und einfältig vor; ſie verdarb viele Küchengefäße, die ſie wirr durch einander brauchte, ohne zu bedenken, daß der Fleiſchtopf nicht auch zur Aufnahme der Milch dienen könne. Auch fragte ſie in religiöſen Dingen zu viel, worüber ſich die alte Frau, die das ſeit langen Jahren nicht gewöhnt war, nicht wenig aufhielt. Hatte Anezka je gefragt? —

Dem Anſcheine nach war es im Hauſe jetzt ganz ruhig. Es vergingen oft Tage, wo Mutter und Sohn kein vertrauliches Wort mit einander ſprachen. Die alte Marjim konnte ſich in das räthſelhafte Weggehen der Magd noch immer nicht zurechtfinden; in ihrem alten Kopfe jagten ſich die wunderlichſten Vorſtellungen auf und ab und gönnten ihm keine Ruhe. So wachte ſie in der Nacht eines der darauf folgenden Tage plötzlich auf und weckte Joſſeph mit der Frage, ob er nicht meine, daß Anezka deßhalb weggegangen ſei, weil man ihr beim verfloſſenen Weihnachtsabend vielleicht weniger Zwetſchgen und Nüſſe gegeben habe, als im früheren Jahre? — — Auch auf Joſſeph hatte das unter ſo eigenthümlichen Umſtänden erfolgte Austreten der Magd aus einem zehnjährigen Verhältniſſe einen faſt erſchütternden Eindruck hervorgebracht. Er ahnte es mehr, als daß es ſich ihm mit aller Klarheit aufdrängte, daß Anezka's ſchleunige Dienſtkündigung mit irgend einem Punkte ſeines Lebens in Berührung ſtand. War ſie von Madlena wirklich dazu angeſtiftet worden? Hatte ſie vom Pfarrer den Befehl erhalten? Welche Feinde lauerten noch in der Nähe und warfen aus ihren glühenden Augen ſpitzige Meſſer in ſein ruheloſes Gehirn? Warum kamen ſie nicht? Warum ließen ſie auf ſich warten und marterten ihn durch den ſengenden Athem der Ungewißheit, die wie ein heißer Wind vor dem Gewitter Staub aufwirbelte, während die Blitze erſt am äußerſten Rande des Horizontes zuckten? —

Der Sabbath war wieder gekommen; wie immer war Joſſeph auch diesmal in die Synagoge des benachbarten Ghetto gegangen. Beim Vorleſen des Wochenabſchnittes aus der Bibel fielen ihm einige Stellen wie brennende Tropfen geſchmolzenen Eiſens auf die Seele. Er erſchrak faſt, daß ſeine ganze Lage, ſein Leben von einer ganzen Woche her darin mit den wahrhaftigſten Ausdrücken verzeichnet ſtand. Wörtlich hieß es in der Bibel, wo Moſes, dem Tode nahe, noch einmal all ſeinen Segen über die Gläubigen ſeines Geſetzes ausbreitet und in eine Schale auch den Fluch gegen die Verächter desſelben ſchüttet — wörtlich hieß es in dem heiligen Buch:

Dazu wirſt du unter denſelben Völkern kein bleibendes Weſen haben, und deine Fußſohlen werden keine Ruhe haben. Denn der Herr wird dir daſelbſt ein bebendes Herz geben und verſchmachtete Augen und eine verdorrte Seele, daß dein Leben wird vor dir ſchweben. Nacht und Tag wirſt du dich fürchten und deines Lebens nicht ſicher ſein. Des Morgens wirſt du ſagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte! Des Abends wirſt du ſagen: Ach, daß ich den Morgen erleben möchte! Vor Furcht deines Herzens, die dich ſchrecken wird, und vor dem, das du mit deinen Augen ſehen wirſt. (5. B. M. C. 28, 65. 66. 67.)

Waren dieſe heiligen Worte nicht buchſtäblich eingetroffen? Jeder Buchſtabe darin war eine Minute ſeines Lebens. Hörte er nicht den bibliſchen Fluch auf allen Schritten und Tritten ihm nachſchleichen wie einen Dieb, der das Geheimſte ausforſcht, um es dann in unbewachter Stunde ſich anzueignen? Gab es ein ſchrecklicheres Leben als das ſeine?

Aber nicht immer hatte dieſer finſtere Geiſt der Unruhe Gewalt über ihn. Es gab Stunden, wo er, wenn der bibliſche Fluch ſich ihm mit aller Schwere aufbürdete, plötzlich mit aller Entſchiedenheit einer glaubensſtarken Seele ſich ſelber fragte: und paßt denn das Alles auch ganz ſo, wie es da geſchrieben ſteht, auf *dich*? In der Thora iſt die Red' nur von denen, die der Stimme des Herrn, ihres Gottes, nicht gehorchen, die nicht halten und befolgen alle ſeine Gebote und Rechte; über die kommen alle die Flüche. Wer aber kann von mir ſagen: Joſſeph, du biſt ein ſchlechter Jud, du fahrſt und reitſt am Schabbes; du legſt keine Tephilim an, du faſteſt nicht am Jom Kippur, du betrügſt Wittwen und Waiſen? Kann ein Menſch gegen dich aufſtehen und dir das ins Geſicht ſagen, und der Donner ſchlägt ihn nicht gleich in die Erd'? Ein Kind meiner Mutter iſt von uns abgefallen, iſt hingegangen und hat ſich leider Gottes vergeſſen, ſich und uns und ihre Väter im Grab; ich aber bin geblieben bei meiner Mutter und bei meinem Gott. Wo ſteckt da die Sünde? — —

Für Fragen ſolcher Art giebt es keine Antwort; eine unruhige Seele giebt keinen feſten Standpunkt, und der Wiederhall ſolcher Gedanken iſt ein täuſchendes Echo: es ruft uns gerade entgegengeſetzte Laute und Antworten zurück, die wir nicht gefordert haben.

Joſſeph erfuhr es bald, daß ihm um die Seele nicht leichter ward. Dennoch wich nicht die Furcht ſeines Herzens, die Furcht, die ihn aufſchreckte bei Tag und Nacht vor dem, was er mit ſeinen Augen ſah.

Dieſe eigenthümliche Natur ging auf ſonderbaren Wegen; je mehr die Worte der heiligen Schrift, bald als Segen, bald als vernichtender Mehlthau auf ſie niederſanken, deſto mehr glaubte ſie darin zu finden. In ihnen ſchien ihr die Löſung zu liegen.

Hat denn der Jude etwas Anderes, als die beſchriebenen Blätter der Thora? Iſt ſie nicht ſein lebendiger Quell, der Baum ſeines Daſeins? —

Zu Fiſchele kam aus dem Ghetto ein Lehrer heraus, der den Knaben im „Deutſchen" ſowohl, als im „Jüdiſchen" unterrichten ſollte. Sonſt wenig beachtet im Hauſe, ging Julius Arnſteiner, ſo nannte ſich der Lehrer, ſeit Jahren dort aus und ein, ohne eine merkliche Spur ſeiner häufigen Anweſenheit zurückzulaſſen. Bei der Großmutter war er in nicht hoher Gunſt; es wird Vielen eigenthümlich dünken, wenn wir als die Urſache dieſer Abneigung die hochdeutſche Sprache des Lehrers bezeichnen. Sie konnte ſich mit ihm nicht „ausreden", und dann kränkte es ſie jedesmal, wenn der Lehrer jedes „jüdiſch" Wort, das dem Knaben während des Unterrichts zuweilen entfuhr, mit unnachſichtlicher Strenge zur Rede ſtellte. Das Kind, klagte ſie öfters, werde ſie ja bald gar nicht verſtehen. Bei Joſſeph lag ein gewiſſes Fernhalten von dem Ghettolehrer viel tiefer; er war ihm zu „aufgeklärt“, ihm ſchien es, als ob Julius Arnſteiner es mit Gott zu leicht nehme; in gewiſſen Dingen erſchien er ihm geradezu als ein Narr. Arnſteiner ſprach immer in hochdeutſchem Dialekte von den Reformen, die im Judenthume eingeführt werden müßten, ſpottete über die Orthodoxen, und lange bevor, ehe die Stürme der vergangenen Tage eine neue Ordnung der Dinge begründeten, hörte Joſſeph aus dem Munde des Lehrers die Worte „Emancipation“ und „Glaubensfreiheit“ — zwei Worte, die Joſſeph nur dunkel begriff. Namentlich war es das letztere, was er trotz Arnſteiner's hochdeutſchen Erklärungen nicht durchdringen konnte.

Haben wir Jüden denn nicht einen freien Glauben, ſagte er einmal zu dem Lehrer aus dem Ghetto, wer hält mich ab, ein Jüd zu ſein? Steht Einer mit geladenem Gewehr vor meiner Thür und will mich todtſchießen, wenn ich Tephilim anleg' oder wenn ich oren (beten) will, oder wenn ich drei Mal im Tag in Schul' will gehen?

Der Staat, der Staat! hatte damals Julius Arnſteiner mit kläglichem Geſichte geantwortet. Können Sie nur das mindeſte Schreiberl beim Amte werden? Können Sie Profeſſor werden? Wohin hätte ich es ſchon gebracht, wenn mir nicht der „Jude“ im Wege ſtünde!

Der ſogenannte „gemeine Mann“ ſieht nur ſelten den Kniff ein, den der Flachgebildete ihm gegenüber gewöhnlich anwendet. Dieſer Kniff beſteht darin, daß man ihm ſeine Sache als von der des Gebildeten himmelweit unterſchieden darſtellt. Die Wenigſten haben eine klare Ahnung davon, daß ſie, die einzeln, verſprengt, auf dem Schlachtfelde nach Errungenſchaften des Sieges forſchen, tauſend Andere dem Feinde bloßſtellen, der die Abweſenheit ihrer Häupter wohl kennt.

Trotz dieſer geiſtigen Verſchiedenheit ſah man Joſſeph ſeit jenem denkwürdigen Sabbatabende, wo er Madlena vor ſeinem Hauſe begegnet war, ſich viel inniger und vertraulicher dem Lehrer aus dem Ghetto anſchließen; er ließ ſich mit ihm öfter, als früher, in religiöſe Geſpräche ein und fand an deſſen Aufklärung nicht mehr ſo viel auszuſetzen, als in früheren Tagen. Dieſer Seele ſchien es ein Bedürfniß geworden, auf die Gedanken einer andern zu horchen; auszuſpähen, ob nicht ein entfallenes Wort, eine loſe hingeworfene Bemerkung ſeinem Leiden zu Hülfe kämen, ob nicht eine Perle zu Boden fiele, die er dann aufheben und triumphirend als Schmuck ſeiner guten Sache verwenden könnte.

Joſſeph war jedes Mal zugegen, wenn Julius Arnſteiner ſeinem Kinde Unterricht aus der Thora ertheilte. Es waren dies ſeine freudigſten, aber auch zugleich ſeine ſchrecklichſten Stunden. Fluch und Segen, Verwirrung und Aufklärung, Troſt und Angſt strömten ihm gleichmäßig aus den Lebenswellen des heiligen Buches zu. Wie auch anders!

In dieſer Woche war der Lehrer an den Schluß des 5. B. M. gekommen. Schon in der Synagoge hatte Joſſeph dieſen letzten Wochenabſchnitt, der groß und gewaltig wie ein ſtolzer Siegesgeſang tönt, gehört; mit geheimnißvoller Gewalt drängte es ihn heran, ihn noch einmal zu vernehmen; alle Schauer des gottgegebenen Wortes noch einmal über ſein Haupt hinrauſchen zu laſſen.

Der Knabe lernte die Stelle:

Daß nicht vielleicht ein Mann oder ein Weib, oder ein Geſinde oder ein Stamm unter euch ſei, deſſen Herz ſich heute von dem Herrn, unſerem Gotte, gewandt hat, daß es hingehe und diene den Göttern dieſer Völker, und werde *vielleicht* eine Wurzel unter euch, die da Galle und Wermuth trage.

Vielleicht? murmelte Joſſeph drin in ſeinem Gewölbe, durch deſſen offene Thür er den ganzen Unterricht belauſchen konnte.

Was iſt das für eine Wurzel, Herr Lehrer? fragte Fiſchele, nachdem er den hebräiſchen Urtext in hochdeutſche Worte gebracht hatte. Was iſt das für eine Wurzel, die Galle und Wermuth trägt, und wie iſt das zu verſtehen?

Joſſeph horchte auf; alle ſeine Sinne waren auf der Lauer.

Das iſt nur ſinnbildlich gemeint, erklärte der Lehrer; derjenige, hat Moſes geglaubt, der abfällt vom Judenthume und zu den Heiden übergeht — denn wie du weißt, hat es damals mit Ausnahme der Juden lauter Götzenanbeter gegeben — derjenige alſo oder diejenige, die vom Judenthume abfallen, ſind wie eine bittere und gallige Wurzel mitten unter ſüßen Früchten. Haſt du das verſtanden?

Doch? rief es drin in Joſſeph's Seele, ſo wenig ihn eigentlich die flache Verſtändigung des Lehrers befriedigte. Doch? und ſeine Bruſt hob ſich.

Weiter! befahl der Lehrer.

Der Knabe las:

Und ob er ſchon höre die Worte dieſes Fluchs, dennoch ſich ſegne in ſeinem Herzen und ſpreche: es geht mir wohl, wie es mein Herz dünket, auf daß die Trunkene mit der Durſtigen dahinfahre.

Die Trunkene mit der Durſtigen? fragte ſich Joſſeph ſelbſt, und er begann wieder unruhiger zu werden. Geht es ihr denn ſo wohl? — —

Was hätte er darum gegeben, wenn das Kind eingeſtanden hätte, daß es den Sinn dieſer Worte nicht begriff, den er ſelbſt nicht zu faſſen wußte! Der Lehrer hatte keine Antwort zu ertheilen; die Blätter der Bibel rauſchten fort, Satz kam auf Satz, Fluch auf Segen, nur bei gewiſſen dunkeln Stellen wurde ſtille gehalten und Auskunft gegeben, ohne daß die Aufklärungen Julius Arnſteiner's den drin im Gewölbe Sitzenden über Dinge aufhellten — die über ſein Leben entſchieden.

Lehrer und Knabe waren endlich in raſcher Aufeinanderfolge dem wunderbaren Schlußgeſange Moſes' zugeeilt.

Die verkehrte und böſe Art fällt von ihm ab; ſie ſind Schandflecken und nicht ſeine Kinder; lautete der fünfte Vers.

Da ſteht's! jauchzte drin im Gewölbe Joſſeph, da ſteht's, und jetzt geh' einer hin und ſage: es ſteht nicht in der Thora; Schandflecken ſind ſie und nicht ſeine Kinder.

In der Stube war nach dieſem Satze eine minutenlange Stille eingetreten. Joſſeph horchte wieder auf. Wollte der Knabe fragen?

Fiſchele ſprach: Zu wem ſpricht er denn eigentlich? Man hört ja keinen Namen?

Zu den Heiden und zu denen, die es werden wollen, lautete die Antwort.

Nur zu den Heiden? fragte ſich drin die Gewölbſtimme. Joſſeph begann an der Unfehlbarkeit des Lehrers zu zweifeln, und gewaltig ärgerte es ihn, daß ſich Julius Arnſteiner mit der Erklärung dieſes Satzes, über den ſich ſo Vieles ſagen ließ, nicht mehr Mühe nahm. Nach der Stunde gedachte er den Lehrer darüber zur Rede zu ſtellen, denn wofür zahlte man ihm ein ſo großes „Stück Geld", als daß er den Knaben aufhellte, und nicht, daß er ihn in der Finſterniß ließ? — —

Der Lehrer wollte an dieſem Tage an das Ende des fünften Buches kommen; er beeilte ſich und gab ſich nicht viel mit dem Antwortertheilen ab; zudem „wiederholte“ er nur mit dem Knaben und hatte ihn bereits in früheren Stunden über „Alles“ aufgeklärt, was nur irgend einen dunklen Sinn hatte!

Ein Satz war es wieder, der Joſſeph's Aufmerkſamkeit in hohem Grade weckte und alle ſeine Sinne wie mit brennenden Neſſeln aufjagte. In ſeinen Abſchiedsworten an die Stämme Iſraels ſagt Moſes zu Lewi:

Wer zu ſeinem Vater und zu ſeiner Mutter ſpricht: ich ſehe dich nicht; und zu ſeinem Bruder: ich kenne ihn nicht; und zu ſeinem Sohne: ich weiß nichts von ihm; die halten deine Rede und bewahren deinen Bund.

Joſſeph mußte ſich mit beiden Händen an der Wand ſtützen, ſo bewältigend wirkten dieſe Worte auf ihn. Konnte man ihm deutlicher Recht geben, als es hier Gott und in deſſen Namen ſein Prophet ſelbſt that?

In der Stube war wieder eine bedeutſame Stille eingetreten.

In Joſſeph's Herzen hätte man den auf und nieder ſteigenden Strom der Blutwellen vernehmen und den Schlag des fiebernden Pulſes erlauſchen können. Ihm ſchien die ganze Natur mit Allem, was darin leibt und lebt, auf eine Antwort, auf eine Löſung aus dem Munde des Lehrers zu harren.

Lehrer, begann der Knabe, das verſteh' ich nicht. Welches Kind wird denn zu ſeinem Vater oder zu ſeiner Mutter oder zu ſeiner Schweſter ſagen: ich kenne dich nicht, ich weiß nichts von dir; geh fort. Und doch ſoll ein ſolcher Menſch fromm ſein und Gott ſoll dem ſich wohlgewogen erweiſen?

Während dieſer Frage war Joſſeph ſtill in die Stube getreten und hatte ſich hinter den Stuhl, auf dem der Knabe ſaß, geſtellt. Sein Auge hielt er wie ein Richter, der in dem Antlitze des Verurtheilten ſpäht, feſt auf die Lippen des Lehrers geheftet.

Das iſt auch nicht ſo zu verſtehen, begann der Lehrer, und wenn ich dir's auch erkläre, ſo bekommſt du doch nicht den rechten Sinn heraus. Wart', bis du älter biſt.

Warten? entgegnete lachend der Knabe.

Macht es ihm wenigſtens mit Hilfe des Verſtandes begreiflich, Herr Lehrer, ſagte Joſſeph anſcheinend ruhig, Fiſchele iſt ſchon geſcheidt genug und Kopf hat er auch genug.

Julius Arnſteiner begriff es ohne Mühe, daß hier dem Vater die Aufklärung der dunklen Bibelſtelle eben ſo noth that, als dem Sohne.

Weißt du, was ein Geiſtlicher iſt? fragte er.

Wie ſoll ich das nicht wiſſen? Der Pfarrer.

Gut! Hat der Pfarrer Weib und Kind?

Er darf ja nicht.

Willſt du wiſſen, warum? Wenn der Pfarrer Weib und Kind hätte, meinen die Leute, könnte er kein guter Geiſtlicher ſein.

Wie ſo?

Die Leute meinen, der Geiſtliche ſei Gottes Stellvertreter auf Erden; dem Geiſtlichen iſt nämlich die Macht gegeben, einen Menſchen von der Sünde freizuſprechen, und ſie iſt dann wie weggewiſcht von ihm. Derjenige alſo, dem eine ſo große Gewalt iſt übertragen worden, der, wie die Chriſten ſagen, binden und löſen kann, muß, weil er gleichſam für Gott auf der Erde arbeitet, auch mehr als ein Menſch ſein.

Mehr als ein Menſch? fragte Fiſchele verwundert.

Das heißt, er darf nicht die gewöhnlichen Wege gehen, die Andere gehen. Gott muß ihm mehr ſein, als alles Andere auf Erden, er ſoll ſein Herz nicht an das hängen, was Andere erfreut; er muß gleichſam herausragen wie ein Wegweiſer auf der Heerſtraße, damit ihn die Anderen ſehen können.

Der Lehrer wurde hier von einem zornigen Rufe Joſſeph's unterbrochen.

Verzeiht mir, Herr Lehrer, ſagte dieſer mit heftiger Geberde, man kann, Gott ſei davor, wahnſinnig werden, wenn man Euren Reden da länger zuhört. Wie kommt da Eines zum Andern? Ihr macht's wie die Schalksnarren, die Eines aufs Andere reimen, wenn's auch nicht geht. Wie kommt denn der Geiſtliche da auf einmal zum Chumeſch (Bibel)? Lernt Ihr meinem Kinde, daß es ein Geiſtlicher wird und weiß, was die Geiſtlichen thun?

Mit jenem überlegenen Lächeln, das Menſchen ſo eigen iſt, die es faſt unter ihrer Würde halten, die Irrthümer ihres „ungebildeten" Bruders zu widerlegen, ſagte der Lehrer, ohne im Geringſten durch die auffallende Bemerkung Joſſeph's verletzt zu ſcheinen:

Guter Rebb Joſſeph, warum laſſen Sie mich nicht ausreden? Ich habe Ihrem Sohne auseinanderſetzen wollen, daß die katholiſchen Prieſter ſich auf dieſen Satz in der Bibel berufen, wenn ſie beweiſen wollen, daß ſie gleichſam außer allem ſtaatlichen Verbande, außer allen Pflichten und Verbindlichkeiten ſtehen. Dieſer Satz, habe ich erklären wollen, iſt gleichſam der Schlußſtein in dem Gewölbe der katholiſchen Kirche, denn er iſt das Prieſterthum ſelbſt; und ſo lange dieſes den Satz mit Conſequenz behauptet — —

Laßt mich in Ruh, ſchrie Joſſeph wieder zornig und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch. Laßt mich in Ruh mit Euren Geiſtlichen, mit Eurem Schlußſtein und Gewölb. Wenn ich ein Gewölb machen will, ſo ſchick' ich um den Maurer und nicht um Euch.

Guter Rebb Joſſeph, unterbrach der Lehrer beſchwichtigend den Zornigen, es iſt mir ja gar nicht eingefallen — —

Tauſenderlei iſt Euch eingefallen, ſagte mit immer höher ſchwellendem Grimme Joſſeph, nur das Rechte iſt Euch ausgeblieben. Mein Kind iſt ein Jüdenkind, und ſein Vater iſt auch eines Jüden Kind, Ihr müßt alſo mit ihm „teutſch" ſprechen. Wenn das Kind fragt: wie kann Gott verlangen, daß man zu ſeinem Vater oder zu ſeiner Mutter oder zu ſeiner Schweſter ſagt: ich kenn' dich nicht, ich weiß nichts von dir, ſo müßt Ihr darauf antworten: ja, ja, das kann Gott verlangen; ſagen müßt Ihr ihm: wenn dein Vater oder deine Mutter oder deine Schweſter Gott nicht mehr kennen wollen, wenn Eines hingeht und ſich und Gott und die ganze Welt verräth, das iſt die böſe Art, von der geſchrieben ſteht, daß ſie von Gott abgefallen iſt, das ſind die Schandflecken, und zu einem ſolchen Vater oder Bruder oder Schweſter muß man ſagen: ich kenn' dich nicht, ich weiß nichts von dir; aber mit Euren Flauſen müßt Ihr einem jüdiſchen Kind nicht kommen. So hab' ich mir den Satz erklärt, und da beißt Ihr mir mit Euren Geiſtlichen und mit Eurer Philoſophie nicht ein Bröſele herunter.

Erinnerte ſich der Lehrer erſt jetzt der Geſchichte dieſes Hauſes, die durch Joſſeph's Rede eine ſo eigenthümliche Färbung erhielt? Oder fühlte er ſich verletzt durch die harten Worte des „gemeinen“ Mannes, dem zu entgegnen ſeine „Bildung“ nicht geſtattete? Er ſchwieg und nach einer Weile ſagte er zu dem Knaben:

Weiter.

Fiſchele las:

Herr, ſegne ſein Vermögen und laß dir gefallen die Werke ſeiner Hände; zerſchlage die Rücken derer, die ſich wider ihn auflehnen, und derer, die ihn haſſen, daß ſie nicht aufkommen.

Da habt Ihr's, da könnt Ihr's ſehen, ob das auf Eure Geiſtlichen paßt. Da iſt nur von Jüden die Red', von keinem Prieſter und von keinem Kirchengewölb. Ja, gebenſcht iſt der, der ſeinen Vater und ſeine Mutter und ſeine Schweſter nicht kennt, gebenſcht bis ins hundertſte Glied, und der Herr zerſchlägt den Rücken derer, die ſich wider ihn auflehnen, und derer, die ihn haſſen, daß ſie nicht aufkommen. — —

Der Lehrer ſchlug nach dieſen Worten Joſſeph's die Bibel zu und endigte den Unterricht. Gab es da eine Verſtändigung? Wer von den Beiden war da im Recht?

## 8. Auf freiem Felde.

So hatte denn Joſſeph wieder eine Art Ruhe für ſich gewonnen, jenes Gefühl ſtolzer Siegestrunkenheit, wie es Naturen ſeines Schlages erringen müſſen, um überhaupt zu beſtehen. Mehr als ſonſt war er jetzt zur Thätigkeit aufgelegt; ſein Haß hatte nun ſein geſchriebenes Zeugniß, und der das Siegel darauf gedrückt hatte, war Gott ſelbſt!

Mit Blut und Leben hätte er nun ſein Recht zum Haſſe aller Welt bewieſen; er hatte die geiſtige Gewähr dafür gefunden, die leibliche wollte er ſelbſt zur Schau tragen, wo und wann ihm die Gelegenheit ſich bot. Naturen ſolcher Richtung, eben ſo ſtark im Haſſen wie im Lieben, begnügen ſich nicht lange mit dem Verharren bloßer Gedankenthätigkeit; ſie möchten eingreifen und thatſächlich darthun, was ſie bewegt, was ſie von ſich zu werfen wünſchen; entweder die geballte Fauſt oder das offene Herz; — ein Anderes, Vermittelndes kennen ſie nicht.

Von einem Vogel erzählt den Kindern die Sage, daß er die hungerigen Jungen mit ſeinem eigenen Blute letzt. Das iſt der Siegesmuth ſolchen Kampfes, wie ihn Joſſeph mit ſich, mit ſeiner Schweſter und der ganzen Welt rang. Das Gleichniß bedarf nicht erſt erklärt zu werden.

Wen wird es wundern, wenn dieſe Seele noch Wandlungen durchzukämpfen hat, die ſie jetzt in ihrem eigenen Blute erſtickt glaubt? —

Schritt auf Schritt müſſen wir nun dieſe ſeltſame Natur begleiten, keinen Augenblick ſie außer Acht laſſen. Könnten wir die Athemzüge ſeines Schlafes belauſchen, die Tropfen perlenden Schweißes zählen, die unruhige Träume auf ſeiner Stirne hervorrufen, wir könnten dann vorausſagen, ob Löſung oder völliger Bruch in naher Ausſicht ſind. Wir aber vermögen nur zu beobachten, wo Joſſeph ringend mit wirklichen Verhältniſſen zuſammentrifft; ein anderer Einblick iſt uns nicht gegönnt.

Wir treffen ihn eines Tages auf der Wandelung nach einem entfernten Dorfe begriffen, wohin er beſtellt war, um dort Wolle und Ochſenhäute bei einigen

Bauern in Empfang zu nehmen. Auf der Straße geſellte ſich zu ihm ein alter Bauer, der denſelben Weg nach dem Dorfe ging, woher er gebürtig war. Im Geſpräche mit dem Bauer erfuhr Joſſeph, daß auch bei ihm eine „Partie Wolle“ zu erhandeln ſei, und es währte nicht lange, ſo war das Geſchäft in Richtigkeit gebracht. Joſſeph ſollte nur kommen, wann und wie er wolle, die Waare liege alle Zeit bereit, im Dorfe möge er nur nach Waczlaw Smetana fragen, jedes Kind im Dorfe werde ihm ſagen können, wo Waczlaw Smetana wohne.

Der ſeid Ihr? fragte Joſſeph und ſah faſt erſchrocken zu dem Bauer auf.

Aber dieſer Ausruf mußte beleidigend, irgend wie verletzend geklungen haben, denn der Bauer fixirte ihn ſcharf und ſagte dann übellaunig:

Warum? Iſt das vielleicht der Name eines Spitzbuben? Eines, der vom Galgen heruntergefallen iſt?

Wie könnt Ihr nur ſo reden? betheuerte Joſſeph, ich fragte nur, weil mir Euer Name ſo bekannt ſchien.

Wie ſo?

Ich kenne Einen in unſerem Dorfe, der ſo heißt, ſagte Joſſeph kleinlaut.

Da kennt ihr meinen Sohn Pawel Smetana. Ihr meint doch den, der die Tochter der Jüdin geheirathet hat?

Erſt nach einer langen Weile brachte Joſſeph ein mühſames Ja hervor; er war bleich bis zum Tode geworden; kaum daß die faſt unvernehmliche Antwort über die zuſammengekniffenen Lippen hinaus wollte.

Welch ein Zufall! War es nicht der Schwiegervater Madlena's, mit dem er da ging? Im erſten Augenblicke der Ueberraſchung wollte Joſſeph unter irgend einem Vorwande weit weg von dem alten Bauer gehen, dennoch führte er dieſes Vorhaben nicht aus; es war ihm, als ob er bleiben müßte, als hinge das Geſchick eines Menſchendaſeins davon ab.

Nun ſchritt er neben dem alten Bauer her, der noch Mancherlei von ſich und ſeinem Sohne ſprach, ohne daß Joſſeph ſonderlich darauf zu achten ſchien. Mit einem Male blieb der Bauer auf der Straße ſtehen, ſo daß auch der vorwärts eilende Joſſeph anhalten mußte.

Die beiden Männer ſtanden ſich eine geraume Weile ſprachlos gegenüber.

Seht Ihr mir's an, begann der alte Bauer, der die Geſichtszüge Joſſeph's in dieſem Augenblick ſcharf wie eine Beute im Wald auf's Korn nahm, ſeht Ihr mir's an, daß ich einen Sohn im Dorfe wohnen habe, was nur ein paar Stunden von mir liegt, und — — und daß ich dieſen Sohn in zehn Jahren nicht aufgeſucht habe? Ein ſchlechter Vater, werdet Ihr ſagen, nicht wahr? Ich ſeh's Euch ſchon an, das wollt Ihr auch ſagen.

Das kann ich ja nicht ſagen, antwortete Joſſeph beklommen, bevor ich nicht weiß, warum Ihr das gethan habt.

Mein Sohn hat ſich die Tochter der Jüdin zum Weib genommen, ſagte der Bauer kurz, als hätte er mit dieſen wenigen Worten die Geſchichte von zehn Jahren zeichnen wollen!

Wieder gingen die Männer eine Weile ſtillſchweigend ihren Weg weiter.

Und Ihr habt das für eine Schande angeſehen? fragte Joſſeph mit zitternden Lippen und ſeltſam bewegtem Herzen.

Euch kann ich's ſagen, meinte der Bauer, wenn Ihr auch Einer von dem Volke meiner Tochter ſeid. Ja, ich habe mich geſchämt und hab' meinen Pawel todtſchlagen wollen. Wenn er mir das Haus über dem Kopf angezündet hätte, mich fortgetrieben aus Haus und Hof, und ich mich hätte ſtellen müſſen an die offene Straße hin, damit mir die Leute etwas in den Hut werfen, das Alles hätt' mich nicht ſo fuchswild gemacht. Aber der Junge hat mir damals geſagt, wenn ich nicht wollte, daß er ſich zwei ſchwere Steine um den Hals binde und ſich in die Iſer werfe, da, wo ſie am tiefſten iſt, da ſolle ich nur Nein ſagen. Den einzigen Sohn hab' ich doch nicht verlieren wollen, und ſo iſt gekommen, was gekommen iſt.

Wie nachtwandelnd ging Joſſeph neben dem alten Bauer einher: plötzlich, nachdem dieſer geendigt, fuhr er fort:

Zehn Jahre, ſagt Ihr, Herr Smetana, habt Ihr Euren Sohn nicht geſehen?

So lange, als der Sohn mit der Tochter der Jüdin verheirathet iſt. Gekommen iſt er öfters, beſonders in der erſten Zeit, hat geweint und iſt auf die Kniee gefallen vor mir, aber er hat mehr als einen Stoß vor die Bruſt von mir bekommen, dann bin ich ihm immer aus dem Weg gegangen; ich habe ihn nicht wollen ſehen. Geflucht hab' ich wie ein Räuber, den man zum Galgen führt, wenn die Leute mir ein Wort von meinem Pawel erzählt haben.

Und wie iſt es doch gekommen? fragte Joſſeph, den eine unbezwingliche Neigung drängte, Alles zu erfahren. Er unterbrach ſich ſelbſt, als hätte er bereits zu viel gefragt.

Hört an, wie das geſchehen iſt, entgegnete der Bauer. Ich bin ſchon ein alter Mann, die Vögel auf dem Dache wiſſen das ſchon längſt, und der Cantor in unſerem Dorfe, der freut ſich ſchon auf den Tag, wenn ſie den todten Waczlaw Smetana bei ſeinem Weib einſcharren werden. Die wartet ſchon zwanzig lange Jahre auf mich. Dazu hab' ich einen ſchweren Huſten, und wenn der kommt, ſo mein' ich immer, die Stimme meiner Alten zu hören, warum ich ſie denn ſo lange warten laſſe. Darauf könnt Ihr ſicher rechnen, was ich Euch da jetzt ſage: noch in dieſem Jahre wird der Cantor die Glocke zu läuten haben, und die Muſikanten werden ihr Trinkgeld bekommen. Der Waczlaw

Smetana iſt ein altes Haus, an dem nichts mehr zuſammenhält, als die vier Wände, inwendig ſieht's aber aus, als hätten ſie Alles ausgepfändet; es liegt nichts mehr auf dem alten Flecke, Alles iſt umgekehrt und durch einander; der Doctor kann das nicht mehr zuſammenhalten.

Mit jenem Gefühle, das uns faſt immer antreibt, ſolchen Todesgedanken tröſtend entgegenzutreten, wenn wir auch von ihrer Berechtigung überzeugt ſind, verſuchte es auch jetzt Joſſeph, dem alten Bauer zuzuſprechen, daß er gar zu trübe von der Zukunft denke; doch der ſagte mit einem unheimlichen Todeslächeln auf den Lippen:

Ich hab' einen alten Birnbaum vor meinem Fenſter ſtehen, der iſt ſchon älter, als die älteſten Leute im Dorfe. Der hat heuer zum erſten Male nicht ausgeſchlagen; ich weiß ſchon, was das zu bedeuten hat.

Daß der Baum zum Umhauen reif iſt, rief Joſſeph unbedacht.

Alſo da ſagt Ihr's ja ſelbſt, ſprach der alte Bauer, für den die Todesgewißheit allen Schreck verloren zu haben ſchien. Nun, von dem will ich Euch nicht weiter erzählen. Hört, wie es mir in vergangener Woche ergangen iſt. Da wache ich auf einmal in finſterer Nacht, von meinem Huſten geweckt, auf; ich habe geglaubt, der Krampf läßt mich keine Viertelſtunde mehr am Leben; aber es muß noch etwas in meinem Leibe ſein, was noch nicht ganz zerbrochen und zerſtückelt iſt, und da iſt auch der Krampf vorübergegangen. Wie ich mich wieder als Lebendigen geſehen habe, es hat mich ſelbſt gewundert, da iſt mir, ich weiß nicht wie, der Birnbaum draußen vor dem Fenſter eingefallen, daß der heuer nicht blühen will. Was meint Ihr, was mir in jener Nacht für ein Gedanke auf und zugegangen iſt? Der Baum will nicht blühen, weil er gut weiß, daß Waczlaw Smetana noch heuer in die Grube fahren wird, und dann iſt kein Menſch da, außer Einem, und der wird ſich freuen, daß ich geſtorben bin. Da hab' ich mir vorgenommen: wie der Morgen kommt, da machſt du dich auf den Weg und gehſt zu deinem Sohn! So ſchlecht wird er nicht ſein, daß er den alten Vater nicht ins Haus laſſen wird, weil der ihn zehn Jahre nicht in ſein Haus gelaſſen hat. Und endlich iſt mir noch eingefallen, wie mein Pawel ſo gar ſchlecht nicht leben kann, wenn er mit der Judentochter ſchon zehn Jahre beiſammen iſt, und man hört nichts Beſonderes von ihr. Es hat noch kein Menſch ſagen können, was denn eigentlich mit meiner Schwiegertochter iſt, nichts im Guten und nichts im Böſen.

Sie iſt ja doch getauft, unterbrach ihn Joſſeph, forſchend den Bauer anblickend.

Was hat mich denn vom erſten Augenblick an ſo aufgebracht, daß man Waczlaw Smetana auf zehn Meilen in der Runde es hat angeſehen, daß ſein Sohn eine Jüdin zum Weibe hat? Müſſen denn die Leute mit Fingern auf einen zeigen? Wahr iſt, meine Schwiegertochter iſt keine Jüdin mehr, aber die Leute ſagen doch immer: die Jüdin! Und ſie geht doch ſeit zehn Jahren ſchon in die Kirche, hat die heilige Taufe erhalten und iſt das Weib meines Sohnes. —

Eine ſtarke Röthe — war es die des Zornes oder der Scham? — ward in dieſem Augenblick auf Joſſeph's Antlitz ſichtbar. Er ſprach kein Wort.

Am andern Tage da hab' ich mir den Birnbaum erſt recht angeſehen, fuhr der Bauer fort, und da hab' ich gefunden, dem könnt' nur ein Wunder Gottes helfen, daß er wieder Blüten ausſchlägt. Denn Ihr müßt wiſſen, das kann zuweilen auch geſchehen. Bäume ſtehen da Jahre lang wie ſtumm, und man hebt ſchon die Axt gegen ſie auf, um ſie bis auf die Wurzel niederzuhauen. Da fällt es ſo einem Baum wieder ein: früh kommt Ihr in den Garten, da iſt er Euch ganz mit weißen und rothen Blüten bedeckt. Ich hab' mir alſo meinen Birnbaum angeſehen, der iſt Euch ausgehöhlt von oben bis unten, zwei Männer könnten darin Platz haben, und vom Saft, da weiß der Baum gar nichts mehr zu erzählen. Drauf geh' ich in meine Stube zurück, nehme meinen Stecken und mach' mich auf den Weg.

Zu wem? fragte Joſſeph zerſtreut.

Zu meinem Sohn Pawel! Zu wem denn anders? entgegnete drauf Waczlaw etwas gereizt. Hab' ich denn mit einem Andern etwas auf der Welt abzumachen, bevor ſie mich begraben? Schuldig bin ich nichts, mir ſind Andere auch nichts ſchuldig, aber zwiſchen mir und meinem Sohn Pawel da hat es noch eine Rechnung gegeben, und die habe ich zahlen wollen, ehe es zu ſpät war. Früh Morgens bin ich weggegangen, und am Abend bin ich erſt ins Dorf gekommen. — Der alte Birnbaum hat keine Kräfte mehr. Ich komme in das Haus meines Pawel's, da iſt der nicht zu Haus, nur Weib und Kinder treffe ich da, und die kennen mich nicht. Ich hab' auch nicht gleich geſagt, daß ich der Großvater bin, und ſpreche zu meiner Schwiegertochter: ich möchte auf ihren Mann warten, bis der käme, ich hätte mit ihm zu ſprechen. Meines Pawel's Weib ſagt drauf, da könnte ſie nichts einwenden dagegen, ich ſollte mich indeſſen ſetzen, damit das Kleinſte in der Wiege bei Nacht ſchlafen könne, und ſchickt ihr älteſtes Kind weg, damit es Bier und Brot und Butter holt. Da ſetzt ſie ſich nun zu mir hin und ſtellt ſich vor mich, daß ich ihr ganzes Weſen hab' anſehen können. Von Minute zu Minute iſt ſie mir lieber geworden; denn das hab' ich gleich bemerken können, wie ſie eine gar gute Mutter ſein muß; die Kinder waren ſo ſauber und wohl erzogen, wie ich das ſeit Langem nicht geſehen, und wenn eines nicht folgte, da hat ſie es nicht geſchlagen oder hat, wie es die Mütter gewöhnlich thun, geſagt: Wart' nur, bis der Vater heim kömmt, ſondern das Kind hat gleich gefolgt, und mir hat das außerordentlich gefallen. Das zweite Mädchen, die haben ſie taufen laſſen, wie meine Alte geheißen hat, nämlich Marianka —

Marianka? rief Joſſeph verwundert.

Marianka, ein gar prächtiges Kind, das läuft Euch zwiſchen meine Füße und hält ſich da feſt und ſchaut' mich an, als wär' ich ihr ſeit ihrer Geburt bekannt. Stellt Euch vor, wie ich erſchrecke, als das Kind mit Gewalt auf meinen Arm hinauf will, und ſagt: Großvater, Großvater! Meines Pawel's Weib lacht drob und meint zu dem Kinde: das iſt ja nicht dein Großvater, du Närrchen, aber ausſehen mag er ſchon wie dieſer da, und will das Kind mir wegnehmen; das aber hält feſt an mir und ſchreit: ich bleibe bei meinem Großvater. Juſt läutet die Glocke in dieſem Augenblicke den Abendſegen, da ſeh' ich, was ich nicht erwartet habe. Meines Pawel's Weib kniet nieder vor dem Heiland, die anderen Kinder, das älteſte Mädchen und der jüngere Knabe, knieen zu ihr hin, und mit lauter Stimme ſagt ſie ihnen das Vaterunſer vor, und die Kinder beten es ihr nach. Ich hab' ihr zugehört, wie wenn ich, der ich ſiebenzig und etliche Jahre alt geworden bin, das zum erſten Male in meinem Leben gehört hätte. Iſt das eine Jüdin geweſen? hab' ich mir gedacht, die hat ja ſchon am erſten Tage, wie ſie geboren wurde, das heilige Waſſer der Taufe erhalten.

Namenloſe Qualen im Herzen bergend, vermochte Joſſeph dieſer Erzählung, die alle ſeine Lebensgeiſter wie mit Neſſeln aufpeitſchte, nur ein ſtummes Kopfnicken entgegen zu ſetzen.

Ich halt' das Kind noch auf dem Arme, und Madlena, meine Schwiegertochter, die kniet noch mit den anderen Kindern auf dem Boden und beten, da geht die Thür auf, und mein Sohn Pawel tritt herein. Das Weitere brauch' ich Euch nicht zu erzählen; ich hab' die Rechnung mit ihm abgemacht, er bleibt mein Sohn Pawel und ich bleibe ſein Vater Waczlaw Smetana. Jetzt ſind wir wieder die beſten Freunde. Wenn ihm nur Gott ſeine Madlena lange erhält! Das iſt ein Weib, gar nicht wie die anderen, das läßt ſich gar nicht ſagen, was die für Eine iſt. Mein Sohn iſt durch ſie ein anderer Menſch geworden, das hab' ich an tauſend Sachen gleich erkannt. Ich hab' meinem Pawel, wie er gegen meinen Willen ſich die Tochter der Jüdin genommen hat, gar nichts mitgegeben, als ſein Muttertheil, und habe doch ſelbſt über achtzig Strich Feld; da hat er aber durch Sparſamkeit, und weil ſein Weib dazu geſehen hat, ſich in den zehn Jahren doch durchgeholfen; keinen Groſchen hat er von mir gebraucht, und wie mir Madlena ſelbſt geſagt hat, ſind ſie nicht ſchuldig, in was man einen Löffel Salz ſchüttet. Jetzt geh' ich nach Haus; länger als vier Wochen wird's nicht dauern, da ſchick' ich um meine Kinder und geb' ihnen Alles, was ich hab'. Unſer Herrgott wird mir's verzeihen, wenn ich zehn Jahre ſo ſchlecht mit meinen Kindern umgegangen bin —

und vielleicht wird die Hölle doch nicht ſo brennen, wenn ich weiß, daß eine Madlena für mich auf Erden betet. — —

Unerkannt trennte ſich Joſſeph, als ſie das Dorf erreicht hatten, von dem Schwiegervater ſeiner Schweſter. Auf deſſen Anfrage, ob er kommen werde, ſich die Wolle anſchauen, antwortete Joſſeph zerſtreut. Es war ein verlorener Tag; er that die Geſchäfte ab, als ob er noch ein Junge wäre, den man zum erſten Male ins Dorf ſchickt. Zu Waczlaw Smetana ging er nicht. Er fürchtete ſich vor dem alten Bauer!

## 9. Auch eine Abrechnung.

Sabbat war wieder gekommen, der Tag des Herrn. Diesmal ging Joſſeph nicht in die benachbarte Gemeinde zur Synagoge, wie er ſonſt pflegte; den weißen Talis um den Leib geworfen, das Gebetbuch vor ſich, verrichtete er ſeine häusliche Andacht. Seine Mutter fragte ihn zwar, warum er diesmal den Schulgang unterlaſſe, aber er gab nur nichtige Ausflüchte. Drauf ward ſie beſorgt und meinte tiefbekümmert: man glaubte ſtets, ſelbſt ſei man krank, wie es kein Menſch mehr auf Erden iſt, immer finde man aber Einen, der noch kränker wäre. Sie fürchte ſehr, daß es ihm wo fehle: ſchlecht genug ſehe er ohnehin aus.

Soll ich etwa ausſehen, wie das Leben, wenn man mir mein Leben verbittert? mußte Joſſeph ſich im Beten unterbrechen.

Gott, Lebendiger! rief die alte Frau bekümmert, wer verbittert dir's? Leb' ich dir vielleicht zu lang?

Und auf das ſoll ich dir eine Antwort geben? ſagte Joſſeph ruhig und fuhr eifrig in ſeinem Gebete fort.

Nach dem Gebete mußte Fiſchele die Bibel herbeiholen und mit dem Vater zuſammen den Wochenabſchnitt der Thora, den er ſchon dieſer Tage mit dem Lehrer vorausgelernt hatte, noch einmal mit dem Tropp*) durchſingen. Das dauerte wohl an die zwei Stunden, während welcher Joſſeph, der nur zuweilen einen Fehler des Knaben verbeſſerte, aus einer andern Bibel las, die er vor ſich aufgeſchlagen hatte. Wunderbar! es war derſelbe Wochenabſchnitt, aus dem er bei dem neulichen Unterrichte des Lehrers ſo viel Muth und Erhebung geholt, derſelbe Brunnen, der ſeinem Haſſe ſo viel Recht und Nahrung zugetragen hatte, und doch machten dieſelben Sätze heute weniger Eindruck auf ihn, kaum daß ſie ihn zu einem minutenlangen Nachdenken aufforderten. Das, was da in der Bibel ſtand, hatte Moſes vor tauſend und tauſend Jahren zu einem Volke geſprochen, auf deſſen Zuſtand jedes Wort, jeder

---

*) Der Geſang, mit dem das Vorleſen der Bibel begleitet wird.

Fluch und Segen wie eine Handhabe an ein Gefäß paßte; was gingen ſie ihn an?

Nach dem Bibelleſen ſagte Joſſeph zu ſeiner Mutter, faſt, als ob heute noch kein ſchneidender Vorwurf zwiſchen Beiden gefallen wäre:

Mamme, was meinſt du, mit wem ich dieſe Woche, wie ich aufs Dorf bin gegangen, auf offener Straße bin zuſammen gegangen?

Vielleicht gar mit ihr? fragte die alte Marjim mit freudigem Ausdrucke.

Joſſeph's Stirne verfinſterte ſich wieder.

Mit der, ſagte er finſter, mit der nicht! Aber mit ihrem Schwär (Schwiegervater) bin ich zuſammengetroffen.

Nu? forſchte die Mutter, indem ſie ihrem Sohn lauſchend ins Geſicht ſah.

Wollte er der alten Mutter keine freudige Stunde gönnen, daß ſie aufjauchze aus tiefſtem Herzen, daß der Troſt mit ſeinem lindernden Athem um dieſe Seele fächle, die ſeit zehn Jahren ſo viel gerungen und gelitten hatte, daß kein Lichtſtrahl auf ein in zehnjähriges Dunkel gehülltes Wehe falle, wenn er ihr die Erzählung von ſeinem Zuſammentreffen mit dem Bauer Waczlaw Smetana vorenthielt? Woher ſonſt der ſcharfe, zugeſpitzte Ton, mit dem er, nachdem die Mutter auf eine Antwort ſo forſchend gelauſcht, zu ihr ſagte:

Gegangen ſind wir wohl ſelband, haben auch Mancherlei zuſammen geſprochen, der Bauer hat mir ſogar ein Geſchäft angetragen, aber ich bin ihm nicht nachgegangen. Ich will von Keinem wiſſen, der nur an ihr anrührt. Ich hab' ihn auch ſtehen laſſen. —

Arme Marjim! Sie hatte ſo viel erwartet.

Sabbatnacht, wenn die Hawdala oder die ſinnbildliche Scheidung der Woche von dem Ruhetag des Herrn durch Anzünden und Verlöſchen der geweihten Kerze vorüber war, begab ſich Joſſeph gewöhnlich ans Rechnungsgeſchäft der Woche; er ſchrieb und zählte da eingenommenes und wegzugebendes Geld, zeichnete ſich die Bauern auf, die in dieſer Woche gemahnt werden mußten, wie überhaupt Alles, was das Geſchäft anging. Fiſchele hatte dabei die Verrichtung, daß er die Geldrollen nach ihren verſchiedenen Klaſſen aufſtapelte, ſo daß der Tiſch bei ſolchen Gelegenheiten faſt zu klein ward für den Leuchter, der ſeine Flammen dazu herlieh. Der Knabe ſollte, wie dies Joſſeph faſt allwöchentlich wiederholte, lernen, was Geld ſei, und damit er nie in die Lage komme, wenn er einen Gulden zum Wechſeln auf fünf Groſchen erhielte, nicht zu wiſſen, wie viel er heraus zu geben habe. Diesmal verbat er ſich jedoch die Dienſte Fiſchele's. Er befahl ihm, ſich heut Abend nicht zu muxen, denn er habe da eine Rechnung zu machen und Zinſen von Zinſen eines Capitals auszudenken, daß ihm der Kopf groß wie ein Haus würde. Aus dem letzten Fache eines Schreibtiſches holte er dann alte und vergilbte Papiere hervor, die er, um ſie genauer zu leſen, mit der Brille durchforſchte. Er rechnete und rechnete, ſchien ſich oft zu irren, löſchte dann die Ziffern, die er mit Kreide auf den Tiſch hingezeichnet hatte, wieder aus, um von Neuem zu beginnen. Perlender Schweiß kam auf ſeiner Stirne hervor, die unter der angeſtrengteſten Kopfarbeit wohl heftig hämmerte. Mutter und Sohn ſahen dieſem Gebahren mit einigem Staunen zu. Fiſchele muxte ſich wirklich nicht, und in der Stube webte eine Stille, daß man nur das ſchrille Pfeifen der Kreide auf dem Holze vernahm.

Endlich ſchien er fertig. Mit einem gewaltſam ſich hervordrängenden Seufzer ſchob er dann die vergilbten Papiere zur Seite, beſah ſich noch einmal die lange Zifferreihe auf dem Tiſche, die er jetzt für richtig befunden haben mußte. Wieder ging er zu dem alten Schreibtiſch, aus deſſen verſchwiegenſter Lade er Geld herbeitrug, das theils in Silber, theils in Papier beſtand. Das Zählen dieſer Summe nahm wieder eine geraume Zeit in Anſpruch. Mit großen Ziffern zeichnete er endlich an den Rand des Tiſches, gleichſam das Endreſultat des ganzen Abends, eine Summe auf; Fiſchele las ſie über den Tiſch hinüber und fand, daß ſie gerade 578 fl. und 35 kr. betrug.

Joſſeph ſtarrte, die Hände ſtraff an den Rand des Tiſches geſtemmt, erſt das aufgeſtapelte Geld, dann die geſchriebene Summe an.

Fertig mit ihr, murmelte er, doch ſo vernehmbar, daß es Marjim und Fiſchele verſtehen konnten.

Die geſprochenen Laute ſchienen den Beiden ein Zeichen zu ſein, daß ſie aus der während dieſes Abends ſo ſtrenge befohlenen Unbeweglichkeit ſich wieder hervorwagen dürften.

Merkwürdig, ſagte Fiſchele, erſt war der ganze Tiſch mit Kreide bedeckt, jetzt ſtehen fünf Ziffern darauf.

Und wirſt du jetzt nicht dein Nachteſſen wollen? Kopf zerbrochen haſt du dir genug, meinte die alte Marjim.

Joſſeph ſtarrte noch immer das Geld an.

Das ſind da gerade fünfhundert und achtundſiebenzig Gulden und fünfunddreißig Kreuzer, ſprach er nun laut zur Großmutter hin, ohne jedoch die Augen vom Tiſche zu wenden. Es fehlt kein Groſchen daran, die nimmſt du und ſchickſt ihr's durch die Dienſtmagd hin, die ſoll aber ja nicht ender fortgehen, bis ſie nicht eine Quittung in der Hand hat, daß das Geld richtig iſt übergeben worden.

Wie ſoll ich das verſtehen? fragte mit gerechtem Erſtaunen Marjim. Wem ſoll ich das Geld ſchicken?

Ihr.

Dinah vielleicht?

Ich hab' nachgerechnet, ſagte Joſſeph, ohne noch immer den Blick von den auf dem Tiſche aufgeſtapelten Geldſummen wegzuwenden, ich hab' nachgerechnet, es kommen ihr noch 578 fl. 35 kr., wenn ich Zinſen von Zinſen des Capitals dazuſchlage. Für die zehn Jahre, wo das Geld bei mir geſtanden iſt, kommen gerade 578 fl. 35 kr.; da darf kein „Pehm" daran fehlen.

Der alte Kopf der Großmutter begann von dieſer Mittheilung, die ihr ſo unerwartet kam, zu ſchwindeln.

Schmah Jisroel! rief ſie, für was biſt du ihr's denn ſchuldig? Das iſt ja ein gewaltig groß Stück Geld.

Das iſt das Geld, was ihr von Vaterswegen kommt, ſagte Joſſeph mit eiſiger Kälte. Zehn Jahre iſt's bei mir geſtanden, ich halt' mir keinen „Pehm" davon, Zinſen von Zinſen des Capitals zahl' ich ihr auch zurück, mit fünf Procent berechnet. Ehrlicher kann doch kein Bruder gegen ſeine Schweſter handeln.

Haſt du ihr denn damals das Geld nicht ausgezahlt? fragte Marjim nach einer minutenlangen Pauſe, während welcher ſich alle Lebenskräfte ihres Verſtandes auf einen Punkt hindrängten, um nur diesmal nicht zu unterliegen.

Weißt du denn das nicht? entgegnete Joſſeph mit merkwürdiger Unbefangenheit. Ich hätt' ihr etwa noch aus des Vaters Erbſchaft ihr Theil abgeben ſollen? Wie wäre ſie dazu gekommen? Erſt hat ſie ihn in die Grub' gebracht, und hernach will ſie noch ihr Theil? Ich hätt' keinen Kreuzer herausgelaſſen, und wenn ſie vor meiner Thür umgefallen wär'!

Joſſeph, Joſſeph! rief die alte Marjim vorwurfsvoll.

Milder ſagte er dann:

Sie hat ja damals zu mir geſchickt und hat ihr Erbtheil heraus wollen. Was hab' ich ihr aber ſagen laſſen? Sie ſoll mich verklagen beim Amt und beim Kreisamt und beim Gubernium, ſie könnt' ſelbſt zum Kaiſer auf Wien gehen, hab' ich ihr ſagen laſſen, und ſich den beſten Advocaten auf der Welt nehmen. Sie ſollt' ſchon ſehen, wie ich noch einen beſſern Kopf auf mir hab', als der beſte Advocat auf der Welt.

Und hat ſie dich denn verklagt? meinte faſt abſichtslos die Mutter.

Dieſe einfache Frage ſchien einen wunderbaren Eindruck auf Joſſeph zu machen. Er ſtarrte die Mutter eine lange Weile, faſt verblüfft, faſt geblendet von den wenigen Worten an, die ſo gewichtigen Inhalts waren.

Verklagt ob ſie mich hat? ſtammelte er mehr, als er ſprach. Nein, das hat ſie nicht gethan.

Und warum erſt jetzt? Wie iſt dir das eingefallen?

Bedachte Joſſeph nicht, daß in dieſem Augenblicke eine Lebensfrage von ſeinen Lippen beantwortet werden ſollte?

Mit einem verdrießlichen Achſelzucken ſagte er:

Ich will mit ihr einmal fertig werden. Von Rechtswegen kommt ihr das Geld doch, und wenn ſie mich hätt' verklagen wollen, hätt' ich nur zu ſagen gebraucht: ich hab's nicht, und hält das aus den Büchern bewieſen. Fertig werden will ich; dann ſeh' ich, ſie bekommt wieder ein Kind um's andere ins Haus, da hab' ich mir gedacht, ſie wird das Geld nöthig haben, kann ein Stück Feld dafür kaufen und ein Kind drauf einſchreiben laſſen.

Welche ungewohnte Sprache tönte heute zum erſten Mal nach zehn Jahren an die Ohren der alten Frau! Hörte ſie Himmelsharmonieen, Chöre engelhafter Stimmen, die ihr auf Schwingen des Geſanges die Kunde zutrugen, welche Veränderung mit ihrem Sohne vorgegangen?

Joſſeph, Joſſeph, rief ſie ſchluchzend, Gott ſoll dir's zahlen!

Sage nur der Dienſtmagd ſcharf ein, ſprach er auf dieſen Ausbruch mütterlicher Zärtlichkeit mit überlegter Kälte, ſag ihr's nur ſcharf ein, ſie darf nicht weggehen, bis ſie nicht die Quittung in der Hand hat.

Joſſeph, Joſſeph! weinte die alte Frau.

Er ſtand vom Tiſche auf, ſchob das Geld auf einen Haufen und trat dann zum Fenſter; leiſe pfeifend blickte er eine lange Weile in die finſtere Nacht hinaus. Dachte er an etwas, was wir nicht errathen können? Vom Fenſter ging er dann wieder zum Tiſche und ließ noch einmal den Blick auf den geſchriebenen 578 fl. 35 kr. haften. Mit einem heftigen Rucke der Hand löſchte er ſie dann aus.

So, ſagte er halblaut für ſich, das Beſte iſt, ich bin mit ihr fertig geworden.

Die alte Marjim war eine feinfühlende Natur.

Ihr war das „Fertigwerden“ Joſſeph's, das wiederholt aus ſeinem Munde gekommen, nicht nach dem Sinn. Zehn Jahre lang, dachte ſie, läßt er das Geld bei ſich liegen, läßt Zinſen auf Zinſen anwachſen, und da meint er nun, er iſt fertig geworden mit ihr? Dennoch dankte und lobte ſie Gott aus tiefſter Seele, denn, war ſie der Hoffnung, Joſſeph hat doch wenigſtens einen Anfang gemacht.

Wie ſchlecht kannte dieſe Mutter denjenigen, den ſie unter ihrem Herzen getragen und mit ihrem eigenen Blute genährt hatte, wenn ſie an dieſen „Anfang“ glaubte.

Joſſeph's Haß gegen die Schweſter war jetzt gefährlicher als je; er hatte ihm ſelbſt die Spitze abgebrochen, indem er ein altes Unrecht wieder gut zu machen ſuchte. Dafür war dieſer Haß breit und ſtämmig geworden, wie ein abgehauener Baum im Walde. — Das grüne Laubwerk fehlt, aber der verſtümmelte Stamm ſteht faſt drohend da, daß man ihn ſeines Schmuckes zu berauben gewagt hat.

ſolle. Joſſeph hatte Alles gehört; mit dem Scharfblicke eines Falken überſah er ſogleich den ganzen Verrath, der an ihm begangen.

Weiber, Weiber! knirſchte er zwiſchen den Zähnen, und ein gewaltiger Ausbruch des Zornes ſtand bevor.

Die kluge Marjim aber kam ihm zuvor, daß ſie die Magd fragte, ob Madlena ſich auch bedankt habe, und ob ſie beſonders des „Herrn“ nicht gedacht habe (ſie meinte Joſſeph), der das Geld doch eigentlich geſchickt habe.

Darauf könne ſie ſich nicht mehr erinnern, ſagte die Magd, den Namen des Herrn hätte ſie nicht gehört, es ſei immer die Rede von der Babe geweſen.

Nu, Mamme, meinte Joſſeph mit fürchterlichem Hohn, willſt du der noch Zucker und Kaffee ſchicken?

Die kluge Marjim wandte in dieſem Augenblicke die feine Kriegsliſt an, daß ſie gleichſam in die gerechten Vorwürfe Joſſeph's einzuſtimmen ſchien.

Das ſei nicht ſchön, ſagte ſie, daß Madlena ſich nicht ordentlich habe bedanken laſſen, denn es ſei doch nur Joſſeph's gütigem Willen beizumeſſen, wenn er ihr das väterliche Erbtheil mit Zinſen von Zinſen des Capitals ausgefolgt hätte. Namentlich das Letztere, nämlich die Zinſen auszuzahlen, ſei er gar nicht verpflichtet geweſen, genug hätte er gethan, wenn er's nur beim Capital gelaſſen hätte — und nun ließe ſie ſich nicht einmal bedanken!

In ihrem Herzen nahm ſie aber entſchieden Partei für die Tochter gegen den Sohn. Wofür ſich Madlena etwa noch hätte bedanken ſollen, ſprach es in ihr, ob vielleicht dafür, daß man ihr das, was ihr von Rechtswegen komme, endlich nach zehn Jahren geſchickt habe?

Das Eine hatte aber die alte Frau durch ihre feine Kriegsliſt erreicht, daß Joſſeph's Zorn ſich nicht mehr wie wildes Bergwaſſer verheerend und vernichtend Bahn brechen konnte: einen Theil ſeines Grimmes hatten andere Schultern auf ſich geladen, und bedürfen derartige Naturen etwas Anderes, als zu wiſſen, daß ſie mit ihrem Haſſen und Lieben nicht allein daſtehen in der Welt? —

Am wenigſten kannte Joſſeph ſelbſt ſeine eigene Lage, wenn er das Facit ſeiner Rechnung mit Madlena zum Schluſſe gediehen glaubte. Zwar fühlte er einige Erleichterung, wenn er dachte, daß ihn nichts mehr band, nicht einmal ein zu ſühnendes Unrecht mehr; denn er hatte ja Alles gethan, um den Begriffen gewöhnlicher Rechtlichkeit Genüge zu leiſten. Er glaubte „fertig" geworden zu ſein, und der Gedanke überkam ihn zuweilen mit aller Freudigkeit, wie „ſie" nun ihn ſo gar nichts mehr angehe und wie er ſie jetzt abgeſchüttelt habe, „wie ein Ungeziefer, das einem vom Baum auf den Rock gefallen". Aber die böſen Stunden ſollten dennoch nicht ausbleiben, und wen wird es wundern, daß ſie wieder zurückkehrten?

Sie kamen noch in dieſer Woche.

Der 16. Mai war gekommen — das Feſt des heiligen Johann von Nepomuk. Gleichzeitig mit dem achttägigen Bittgange zu dem böhmiſchen Landespatron war auch das holde Feſt Sebuoth, die jüdiſchen Pfingſten, in das einzige Judenhaus des Dorfes eingekehrt. Während Fiſchele zur Ehre der zehn Gebote, was nur immer in der Stube ſtichhältig war, mit grünem Laubwerk und Blumen bekränzte, damit die Babe, meinte er, doch auch wiſſe, wie es an dieſem Tage in der Synagoge ausſehe, waren draußen auf der Brücke andere Hände geſchäftig, den Heiligen zu ſchmücken, der alle Flüſſe und Bäche dem Volke geheiligt hat, ſeitdem ſie von der Prager Brücke in die ſtillen nächtlichen Fluten der Moldau jenen ſchweigſamen Prieſter geworfen haben.

Unter allen Heiligen der katholiſchen Kirche iſt St. Johann von Nepomuk's Glorienſchein der am weiteſten hin leuchtende; aus den ſtillen Fluten der Moldau hat ſich vor Jahrhunderten ein Lichtſchimmer ergoſſen, der noch jetzt von den fünf Sternen, mit denen das Volk den Kopf des Heiligen umgiebt, in tauſend Seelen ſich ergießt. Der Strahlenglanz, der von ſeinem Haupte ausgeht, legte ſich einſt nicht prächtiger um die Krippe des bethlehemitiſchen Kindes — das Volk ſelbſt hat ihn zu ſeinem Heiligen gemacht. Die Menſchennatur hat hier im dunkeln Drange den rechten Weg gefunden. Jener bleiche Prieſter, der ſelbſt um den Preis eines grauenhaften Todes die anvertrauten Geheimniſſe einer Menſchenſeele nicht entheiligen wollte, hat dem Volke das Schweigen vergöttlicht. Unter zehn leidenden Herzen giebt es nur eines, das geneigt iſt, ſeinen Jammer laut und vor aller Welt auszuſprechen, die anderen ſuchen ſich „auszuſchweigen“, oder der heilige Prieſter mit dem Sternenkranze um das Haupt — tröſtet ſie.

Tauſend Hände ſind jederzeit geſchäftig, den Heiligen zu ſchmücken, ihm Blumenſträuße darzubringen, farbige Lämpchen anzuzünden, grünes Laubwerk in verſchlungenen Zierathen um ſeine Bildſäule zu ſchlingen; denn tauſend Herzen bewegt es in trauriger Ahnung, daß ſie im Laufe des Jahres leidens- und ſchmerzvoll vor dem bleichen Prieſter ſchlagen werden, und die Lieder, die ſie ihm am Jahrestage ſeiner Heiligwerdung ſingen, die Blumen, mit denen ſie ihn bekränzen, halb hat ſie die Ehrfurcht, halb die Beſtechung dargebracht.

Das Feſt des heiligen Johann von Nepomuk kam als eine böſe Stunde für Joſſeph.

Die Proceſſion, die aus der Kirche nach der Brücke zu ſich bewegte, ging an ſeinen Fenſtern vorüber. Schallende und weithin läutende Glocken, flatternde Kirchenfahnen, brauſende Geſänge, die über Wieſe und Feld hinüber tönten und die Lerche herausforderten aus dem Blau des Himmels, wo ſie verborgen ihr ſchmetterndes Lied ſang! — Und in der langen Reihe der frommen Schaar, die lobpreiſend und ſingend zu dem Heiligen auf der Brücke zog, — auch Madlena!

Fertig glaubte er geworden zu ſein mit ihr, und nun brachte jedes höher ſich ſchwingende Weihrauchwölkchen, das aus den Rauchfäſſern der Knaben aufwirbelte, jeder verirrte Laut, jedes Flattern der in den Lüften wallenden Kirchenfahnen Sturm in ſein Blut, machte ſeine Fauſt ſich ballen und ſein Auge funkeln!

Der Heilige, dem all dieſe Feier galt, all dieſe Ehre entgegenging, St. Johann von Nepomuk vergällte ihm nicht die Stunde, aber ſwas wollte Madlena dabei? dachte er bei ſich. War St. Johann von Nepomuk für ſie von der Prager Brücke in die Moldau geworfen worden? Gehörte ſie zu ihm? Und mußte ſie gerade mit der Proceſſion an ſeinem Fenſter vorübergehen? Gab es keine andere Art, als „Getaufte“ zu erſcheinen, als Mutter und Bruder offen vor aller Welt Hohn zu ſprechen?

Darum war das heurige Johannifeſt einer der trübſten Tage ſeines Lebens. Nichts geſchah im Hauſe recht, Alles ſtrebte ihm entgegen, um ihm ſein Daſein zu verkümmern. Die forſchenden Augen der alten Mutter lagen oft minutenlang auf ihm, mit tauſend Ohren vernahm er die unausgeſprochene Frage: was ihm denn wieder fehle, ob er denn noch nicht fertig geworden? Manches harte Wort ließ er gegen die treue ſiebenzigjährige Frau fallen, deren einziges Vergehen darin beſtand, daß ihn ihre Augen zu fragen ſchienen. Um Allem zu entgehen, ſchützte er am Nachmittage einen Gang ins nächſte Dorf vor; in der That aber wollte er ſich ſelbſt entrinnen. —

Es trieb ihn ruhelos über Feld und Wieſe, und wenn er einem Menſchenantlitze nicht zu begegnen brauchte, wich er ihm lieber aus. In ſinkender Nacht kehrte er wieder heim. Als er an ſein Haus kam, erwartete ihn dort eine hohe, finſtere Geſtalt, in der Joſſeph trotz der Finſterniß den Bauer Stepan Parzik erkannte. Seit dem räthſelhaften Verſchwinden Anezka's war der „Dechant“ nicht geſehen worden. Joſſeph erſchrak, als er ſich wieder dieſem wilden Bauer gegenüber ſah.

Parzik, rief er, was willſt du hier?

Ich habe mit Euch noch etwas zu ſprechen, Herr Joſſeph, ſagte dieſer dumpf, aber hier bei Euch kann's nicht ſein.

Und das muß jetzt ſein? fragte Joſſeph erſtaunt; iſt morgen nicht auch ein Tag?

Es muß noch heute ſein, entgegnete der Bauer, deſſen Stimme ein ungewöhnliches Zittern nicht verbergen konnte.

Es muß das etwas ganz Merkwürdiges ſein, ſprach Joſſeph halblaut vor ſich; zu Parzik aber ſagte er: Kommt alſo in die Stube herein und bringt da vor, was Ihr habt.

Das geht nicht, Herr Joſſeph, entgegnete kopfſchüttelnd der Bauer, nicht hier und nicht in der Stube kann ich mit Euch ſprechen, Ihr müßt heute um elf

Uhr auf die Brücke kommen, nur da kann ich's Euch vertrauen, anderswo nicht, wollt Ihr kommen?

Joſſeph ſann eine lange Weile, es ſchien ihm faſt nicht räthlich, mit dem wilden Parzik in ſo ſpäter Stunde auf einem und demſelben Fleck Erde zu athmen, dann fragte er raſch:

Muß ich dabei ſein?

Lieber wär's mir, ſagte der Bauer; ich muß Euch etwas von meiner Tochter erzählen.

Wißt Ihr denn noch nicht, wo Anezka hingekommen?

Gott weiß es, ſagte Parzik mit bebender Stimme, und der da drüben.

Er zeigte mit der Hand nach den hell erleuchteten Fenſtern der Pfarrei.

Ein ſeltſamer Gedanke fuhr durch Joſſeph's Gehirn.

Ich komme, ſprach er, heute um elf Uhr.

Sicher? fragte Parzik düſter.

So wahr ich lebe. —

Gebt mir Eure Hand drauf.

Joſſeph ſchlug in die dargereichte Rechte Parzik's ein. Ohne ein Wort weiter an ihn zu richten, verlor ſich der Bauer in der Nacht des Dorfes. —

Als Joſſeph um elf Uhr Nachts den Weg nach der Brücke einſchlug, wo ihn Parzik erwartete, mußte er an Madlena's Wohnung vorüber gehen. Er ſah noch Licht darin brennen, und wie damals, als er nach der Kunde der Mutter von dem geſegneten Zuſtand ſeiner Schweſter in tiefer Nacht an ihren Fenſtern gehorcht hatte, trieb es ihn auch jetzt, dort zu lauſchen ... zu erfahren, warum in ſpäter Stunde noch Licht bei ihr brenne. Ein einziger Blick zeigte ihm ein ganzes, rührend ſchönes Bild. Madlena ſaß an der Wiege ihres Kindes mit nickendem, ſchläfrigem Kopfe, die eine Hand an das Spinnrad gedrückt, deſſen Rad nicht ging, die andere unbewußt die Wiege ſchaukelnd. Das Licht auf dem Tiſche ließ das Alles ſehr deutlich erkennen.

Iſt das Kind krank? überkam es ihn mit wunderbarer Gewalt des empfangenen Eindruckes.

Dann ſchlich er leiſe fort, faſt fürchtend, als ob ein ſchwerer Tritt Madlena aufwecken könnte.

Als er zum Dorfe hinaus kam, fiel ihm erſt das nächtliche Stelldichein mit Parzik ein, ſo mächtig war der vorhergehende Moment für dieſe ſo ſtürmiſch bewegte Seele geweſen. Mit dem Bauer fiel ihm auch ſogleich die angebliche Urſache dieſer Beſprechung ein. Anezka ſollte der Gegenſtand ſein, die unter ſo eigenthümlichen, mehr als räthſelhaften Umſtänden verſchwundene Magd. —

Ob ſie von Madlena doch iſt angeſtiftet worden? fragte er ſich jetzt, und ob Parzik etwas davon weiß?

Mit Herzklopfen eilte Joſſeph nach der Brücke, kein Augenblick ſchien ihm zu verlieren.

Als er die Brücke betrat, kam ihm Stepan Parzik, gleichſam erſt geboren aus der rings lagernden Nacht, plötzlich entgegen. Ein Grauen überkam ihn.

Herr Joſſeph? fragte leiſe der Bauer.

Ich bin's, Parzik. Was wollt Ihr? fragte Joſſeph zagend.

Kommt.

Parzik ging voraus, nur zögernd folgte Joſſeph. Sie ſchritten noch über die ganze Länge der Brücke, unter der das Waſſer lautlos, faſt abſichtlich ſchweigſam dahin strömte. Mond, Sterne und Wellen hatten ſich das Wort gegeben, im Einverſtändniſſe — zu ſchweigen.

Aus dem Dunkel der Nacht leuchtete die weiße Kapelle des heiligen Johann von Nepomuk, hervor; ein einfaches Lämpchen in einer farbigen Papierlaterne brannte vor dem bleichen Prieſter aus Holz, der mit Blumenkränzen, Bändern und Laubwerk ſo verdeckt war, daß nur das matt beleuchtete todesſelige Antlitz dazwiſchen hervorblickte.

Hier blieb Parzik ſtehen. Minutenlang ſtanden die beiden Männer ſich ſprachlos gegenüber. Endlich begann der Bauer:

Da ſteht ein Chriſt und ein Jud vor dem heiligen Johann von Nepomuk, und Keiner von Beiden zieht den Hut vor ihm ab. Woher kommt das?

Ich verſteh' Euch nicht, Parzik, ſagte Joſſeph beklommen.

Das verſteht ein jedes Kind, entgegnete der Bauer rauh auflachend: der Chriſt will von dem heiligen Geiſtlichen da nichts wiſſen und der Jud weiß ohnehin nichts von ihm. So iſt's, Herr Joſſeph.

Dem graute vor dieſer wilden Stimmung des Bauers, die er aus dem täglichen Umgange mit ihm nur zu ſehr fürchtete.

Bin ich deßwegen hergekommen? ſagte er und wandte ſich zum Fortgehen.

So wartet doch nur, Herr Joſſeph, rief Parzik und erfaßte den Vorwärtsſchreitenden an der Hand.

Was wollt Ihr, Parzik? ſagte nun Joſſeph ernſt, einen Spaß treiben laſſe ich mit mir nicht.

Hört mich an, Herr Joſſeph, ſprach der Bauer und ließ deſſen Hand los, Ihr wißt, mir liegt viel gegen die Pfaffen auf dem Herzen; wenn der Herrgott ſelbſt herunterkommt, ich ſag' ihm das frei ins Geſicht.

Und was geht mich das an? fragte Joſſeph ruhig.

Euch geht's ſchon an, ſagte Parzik, ſehr ſtark geht Euch das an. Der Pfaff im Dorf hat's gemacht, daß meine Anezka aus deinem Hauſe fortgegangen, der Pfaff iſt Schuld daran, daß Anezka verſchwunden iſt, kein Menſch weiß, wohin. Aber gebt Acht, nach einigen Wochen, vielleicht erſt nach einigen Monaten, da kommt ſie wieder, und da wird, der dort in der Pfarrei ſitzt, ſie zu ſeiner Wirthſchafterin machen, zu ſeiner Wirthſchafterin! Und Stepan Parzik ſoll der Vater von des Pfarrers Wirthſchafterin ſein.

Die Stimme des Bauers klang faſt wie unterdrücktes Schluchzen, ſie berührte Joſſeph's Seele gewaltig; er konnte ſich einen Stepan Parzik nicht weinend vorſtellen.

Und wenn's nicht wahr wäre? meinte er mit tröſtend weichem Laute, wenn Anezka doch wieder käme?

Der da ſteigt eher aus der Kapelle heraus, meinte der Bauer mit ſeinem früheren rauhen Lachen, als daß die zurückkommt. Die iſt in Grund und Boden hinein verdorben: es ſcheert ſich keine Katz' mehr um ſie.

Joſſeph entgegnete nichts.

Aber der im Dorfe, fuhr Parzik zähneknirſchend fort, ſoll ja nicht meinen, ich kann ihm nicht ſeinen Wolfszahn herausreißen. Ich hab' einen Hund, den hetz' ich auf ihn, und der muß ihm ins Bein beißen, daß er für immer krumm und lahm geht.

Trotz des Dunkels der Nacht konnte Joſſeph den leuchtenden Blitz ſehen, der aus des Bauers Augen herausbrach.

Kommt, Parzik, ſagte er mitleidig, Ihr ſeid heute zu wild, ich ſelbſt will mir Mühe geben, daß Euch Eure Tochter wieder zurückkommt.

Was wißt Ihr davon, ſchrie der Bauer wüthend, wenn's Zeit iſt oder nicht? Heute iſt's Zeit, gerade heute, ich bin dazu aufgelegt, nicht zehntauſend Pferde könnten mich mehr von dieſem Flecke da wegbringen.

Was willſt du denn eigentlich anfangen? fragte Joſſeph mehr erſtaunt als neugierig.

Parzik trat der Kapelle näher. Er zeigte mit dem Finger nach dem bleichen, nur matt beleuchteten Antlitz des böhmiſchen Märtyrers. Er wollte ſprechen, aber ein gewaltiger Krampf ſchien ihm die Kehle zuſammenzuſchnüren. Nur mühſam entrang ſich ihm ein Laut.

Sieh, ſagte er mit gedämpftem Tone, den ſie da mit Blumen und Laub und Bändern geſchmückt haben, das iſt auch Einer von denen geweſen, den die Pfaffen dem Volke beſchert haben. Es iſt aber kein wahres Wort daran, daß ſie ihn einmal von der Brücke in die Moldau geworfen haben. Das haben die Pfaffen ſelbſt erfunden, und Einer hat's nachgeſchrieben, und Millionen Menſchen haben ihnen das geglaubt.

Ein Heiliger! rief Joſſeph entſetzt, wie ſprecht Ihr doch, Parzik?

Was Heiliger! ſchrie der Bauer; es giebt keine Heiligen. Meinſt du, wenn ſie ihn auch wirklich in die Moldau geworfen haben, ſo ſind dann die fünf Sterne um ſeinen Kopf erſchienen? Du Narr, du abergläubiſcher Narr! Oder man hat die Zunge gefunden, und es iſt Blut herausgefloſſen? Du abermals Narr und Abergläubiſcher! Das Alles haben die Pfaffen erfunden, und das Volk hat's ihnen geglaubt. Die Pfaffen haben Einen gebraucht, daß ſie dem Volke einreden könnten: ihr müßt eure Sündenſchuld Tag für Tag im Beichtſtuhl abthun, ſonſt könnt' ihr nicht ſelig werden, und da haben ſie nun, um zu zeigen, wie treu der Geiſtliche die Beichte behält, den heiligen Johann von Nepomuk erfunden. Aber es iſt kein wahres Wort daran.

Fluch' nicht, ſagte Joſſeph ernſt, du weißt das nicht beſſer, als dein Vater, dein Großvater und dein Urgroßvater, und die haben auch an ihn geglaubt, haben ihn auch für einen Heiligen gehalten.

Die waren auch von den Pfaffen verdorben, rief Parzik grimmig. Könnten die nur die Erde abſchütteln, die auf ihnen liegt, du möchteſt erfahren, ob der ihnen auch ein Heiliger iſt.

So red doch nicht ſo, meinte Joſſeph ärgerlich.

Was ſoll ich aber thun, wenn's ſo iſt? Ich will dir auch gleich den Beweis geben, daß der da kein Heiliger iſt.

Was willſt du thun, fragte Joſſeph ſchaudernd.

Dem da, ſagte Parzik rauh lachend, haben ſie zu viel Blumen und Laub und Bänder angethan, es iſt das Alles zu viel für einen Heiligen, und der braucht das nicht. Ich weiß, der Pfaff wird ſich ärgern, wenn er morgen da herauskommt und findet, daß man ſeinem Heiligen die Kleider ausgezogen hat.

Das willſt du thun? ſchrie Joſſeph.

Parzik faßte bereits mit einer Hand nach einer mit Laub umwundenen Säule. Joſſeph fiel ihm in den Arm.

Das wirſt du nicht thun, ſagte er ernſt.

Warum nicht? entgegnete faſt ruhig der wilde Bauer.

Weil man's nicht thun darf, ſagte Joſſeph mit Feſtigkeit in Stimme und Geberde.

Das ſagſt du? rief Parzik rauh lachend.

Weil man ſich an dem Heiligen nicht vergreifen darf, weil das Sünde iſt.

Er iſt aber kein Heiliger.

Hör mich an, Parzik, ſagte Joſſeph, den die ganze Gewalt ſeiner tiefen religiöſen Ueberzeugung überkommen hatte, hör mich an. Wenn tauſend und zehntauſend und Millionen Menſchen an etwas Heiliges glauben, ſich vor ihm bücken und beugen, ihm Blumenkränze und grünes Laubwerk darbringen, um es zu ehren, und Einer glaubt nicht daran, meinſt du, der Eine darf aufſtehen und ſagen: ich glaub' nicht daran, ſchafft mir das Heilige aus den Augen, denn es ärgert mich? Meinſt du, der hat das Recht dazu? Tauſend und zehntauſend und Millionen Menſchen müſſen aufſtehen und kommen, müſſen ſagen: wir haben uns geirrt, wir haben etwas für heilig gehalten, was nicht heilig iſt. Gott ſei davor, wenn das aber nur ein Einziger thun will; ich ſag' dir, Parzik, es giebt gar keine größere Sünde!

Du biſt auch einer von den Pfaffenfreunden, ſprach der Bauer dumpf, ohne die Hand von der umlaubten Säule abzulaſſen, an dir iſt Einer verloren gegangen, der möcht' den einzigen Löffel im Hauſe verkaufen, um ihn dem Geiſtlichen zu geben.

Sag, was du willſt, erwiderte Joſſeph feſt, ich leid's nicht, daß du an den Heiligen da nur mit einem Finger anrührſt.

Du? lachte der Bauer.

Ich, ſagte Joſſeph und ſtellte ſich drohend dem Gottesſchänder entgegen.

Parzik hatte die Hand von der Kapellenſäule fahren laſſen, die Männer maßen ſich mit ſtummen Blicken.

Ich will doch ſehen, wer mir das wehren kann, ſagte Parzik mit grauenhafter Ruhe. Ein Lichtſtrahl aus der farbigen Papierlaterne, die vor dem Heiligen brannte, fiel auf Joſſeph's Antlitz, auf dem der Muth einer höheren Sache lag; ſeine Wimper zuckte nicht.

Eben ſo kalt, aber mit mehr Feſtigkeit in der Stimme, als der wildbewegte Bauer, entgegnete Joſſeph: Unterſteh dich.

Statt aller Antwort packte Parzik die Laubſäule mit der ſtarken Fauſt, daß ſie unter dieſer ſchweren Wucht in ſich zuſammenwankte. Aber ſchon lag auch der Arm Joſſeph's auf ſeinem Nacken, und der Bauer ſtürzte zu Boden; es dröhnte faſt, als ſei ein mächtiger Baum im Walde vom Sturm niedergeriſſen worden.

Parzik ſuchte ſich loszumachen und ſchlug mit der freien Hand auf Joſſeph los, der hielt ihn aber wie mit Eiſenbanden feſt. Kein Wort, als die unterdrückten Laute der beiden Ringer, tönte durch die ſtille Nacht. Dieſer ſtumme Kampf hatte etwas Grauenhaftes, wie es die Sprache nicht auszudrücken vermag.

Zwei ſtarke Männer, jeder bedacht, das Uebergewicht zu erlangen, keiner eigentlich den Andern haſſend und doch bemüht, ihm ſelbſt ans Leben zu gehen, wie es die Noth erforderte! Dem Bauer war es faſt gelungen, ſich von ſeinem Gegner loszuringen; er biß Joſſeph in den rechten Fuß, daß dieſer vor Schmerz laut aufſchrie und wegtaumelte.

Du Pfaffenfreund! . . . du Pfaff, ſchrie Parzik, und raffte ſich auf, wart', dir will ich auch zeigen . . . du Pfaff!

Es geht ums Leben, Parzik! rief bebend vor Kampf und Erſchöpfung Joſſeph. Einer geht nicht lebendig fort von hier.

Parzik wollte mit dem Blicke eines Habichts, der ſeine Beute in nächſter Nähe bemerkt, auf Joſſeph mit einem Sprunge losfahren, als hinter der Kapelle ein furchtbarer Schrei ertönte, der den beiden Ringern das Blut im Leibe gefrieren machte. Gleich darauf ſtürzte eine Geſtalt hervor, die an Joſſeph zuſammengeknickt darniederſank. Es war ein Weib.

Schlagt ihn nicht todt, bat ſie mit hochaufgehobenen Händen, ſchlagt ihn nicht todt, es iſt ja mein Vater!

Aus der Laterne vor dem blumenbekränzten Heiligen fiel ein dürftiger Strahl auf die knieende Geſtalt. Die Männer erkannten ſie.

Es war Anezka.

## 11. Ein Blütenkelch geht auf.

Als der Bauer ſeine Tochter erkannt hatte, war ſein gewaltiges Weſen tief erſchüttert worden. Beide Hände vor das Geſicht geſtemmt, ſah er faſt aus, als ſchäme er ſich, der wilde Stepan Parzik, vor ſeiner Tochter! Ohne mehr zu fragen, wie Anezka ſo urplötzlich herkomme, was ſie hergebracht, ging er fort. Er ſchlug den Weg nach dem Dorfe ein; auf der Brücke ſchallten noch ſeine Schritte eine Weile fort, bis Alles, was an das Daſein des Bauern gemahnte, in der Stille der Nacht verſchwand.

Zu Joſſeph's Füßen weinte noch immer die hingeſunkene Anezka.

Was um ihn her vorgegangen war, dünkte ihn ſelbſt ſo wunderbar, daß er nicht zu Worte kommen konnte. Jetzt erſt, nachdem Parzik den Schauplatz dieſes Ereigniſſes verlaſſen, ſanken ihm die bis dahin ſo gewaltig aufgeregten Kräfte ſeines Körpers, die Hände waren ihm ſchlaff geworden, es war ihm faſt, als ſeien ſie ihm vom Rumpf abgehauen. Dunkel ſchwamm es vor ſeinen Augen.

Um nicht vor Ermattung umzuſinken, mußte er ſich an eine der Säulen lehnen, die die Kapelle des heiligen Johann von Nepomuk trugen. Er fühlte ſich zum Sterben matt.

So erbarmenswerth die Lage des Mädchens war, das wimmernd vor ihm im Staube lag, er konnte ihr nicht helfen, denn ihn ſelbſt hätte in dieſem Augenblick ein Kind umwerfen können, ſo vernichtet war ſein eigenes Weſen. Die kühle Nachtluft erfriſchte ihn allmählich; er fühlte, wie das Blut immer wärmer wurde in ihm; wie die Lebenskräfte zurückkehrten.

Anezka, rief er leiſe, ſo erzähl doch, wie biſt jetzt auf einmal hergekommen?

Die Magd richtete ſich auf den Knieen vom Boden auf. Joſſeph erſchrak über den furchtbaren Anblick, der ſich ihm in dem mattbeleuchteten Antlitz des Mädchens darbot. Es war das einer Todten, die vor dem letzten Athemzug noch irgend ein ſchweres Leid durchgekämpft hat. Das Kopftuch war zurückgefallen, die ſchwarzen Haare lagen über der bleichen hohen Stirne.

Anezka, ſagte der tieferſchütterte Mann, was machſt du? Wie kommſt du her? Biſt du krank geweſen? Keine Antwort.

Noch einmal mußte Joſſeph mit den lindeſten Tönen einer erbarmungsvollen Seele ſeine Fragen an die Unglückliche richten, bis ſie endlich aus ihrem Schmerz zu einem verſtändigen Worte ſich ermannen konnte.

Redet nur nicht mit mir, rief ſie ſchluchzend, ich bin nicht werth, daß Ihr mich anſpeit, redet nicht mit mir!

Red, Anezka, ſagte Joſſeph ſanft, was iſt dir?

Ich hab' jetzt Alles vergeſſen, was du uns angethan haſt. Die Babe beſonders, die kann dich nicht aus dem Sinn bringen, und es vergeht faſt kein Tag, wo ſie nicht deiner gedenkt.

Die Babe, die gute Babe! rief Anezka und rang verzweiflungsvoll die Hände. Schlagt mich nur gleich todt, Herr Joſſeph, es geht ſo nichts Gutes an mir verloren.

Närriſches Kind, ſagte Joſſeph theilnehmend, du weißt vielleicht gar nicht, was du gethan haſt. Warſt ja immer ein ſo gutes Mädchen, und in unſerer Familie biſt du ja wie das Kind im Hauſe gehalten worden.

Joſſeph ahnte nicht, daß gerade dieſe linden, ſanften Worte wie Gifttropfen in die Seele dieſes armen Geſchöpfes fielen.

Schweigt, ſchweigt, rief ſie, ſonſt thu' ich mir vor Euren Augen ein Leides an. Ich bin's ja nicht werth, daß ein Menſch zu mir ſagt: pack dich, du Schelmin. Wenn nur Einer käme und ſchlüg' mir die Hacke vor den Kopf, daß ich nicht mehr zu leben brauchte!

Unwillkürlich mußte Joſſeph an die „Wirthſchafterin“ des Pfarrers denken, die Stepan Parzik zu dem verruchten Entſchluſſe, das Heiligenbild zu verſchänden, getrieben hatte. Die Frage ſtand ſchon auf ſeinen Lippen, als Anezka ſchluchzend wieder begann:

Es wäre ſchon Alles beim Alten geblieben, und ich hätt' meine gute Babe nimmer und nimmer verlaſſen, bis an ihren Tod, und ſelbſt da hätt' ich mir die Augen ausgeweint, wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß. So aber iſt Einer dazwiſchen gekommen, und jetzt iſt Alles aus.

Was weißt du jetzt? fragte Joſſeph.

Daß Ihr kein Feind unſerer Religion ſeid —

Das bin ich auch nicht, ſagte Joſſeph mit dem vollen Bewußtſein einer glaubensſtarken Seele, das bin ich auch wirklich nicht, ſetzte er wie bekräftigend hinzu.

Wer weiß das beſſer als ich, entgegnete die Magd mit wunderbar feierlichem Ton, wer weiß das beſſer als ich? War ich nicht dabei, als Ihr den Vater von der Hölle gerettet habt? Der Vater hat ſeine Hand ausgeſtreckt gegen den Heiligen, und da habt Ihr ſie zurückgehalten, und er hat's nicht ausführen können. Der Pfarrer hat immer geſagt: der Vater kommt in die Hölle, weil er an den Heiland und die Heiligen nicht glaubt, aber er wird doch nicht dahin kommen, denn er hat den Heiligen nicht berührt, und die Flammen werden ihn nicht verzehren. —

Aufmerkſam hatte Joſſeph dieſen leidenſchaftlichen Ausbruch einer ihm faſt fremden Seele vernommen. In leiſen Umriſſen dämmerte das Bewußtſein ſeiner vollbrachten That vor ihm auf, und faſt glaubte er in dieſem Augenblicke, er habe das wirklich gethan, was Anezka mit ſo feuriger Zunge als ſein Werk ausgab.

Anezka, ſagte er nach einer Weile, wer hat dir denn geſagt, daß ich ein Feind von eurer Religion bin?

Der neue Pfarrer, verſetzte die Magd ohne Zögern.

Der? Wie kann der das wiſſen? Er hat mit mir noch keine zehn Worte geſprochen.

Er hat's doch immer geſagt, entgegnete die Magd, die ruhiger geworden war. Geſagt hat er's, und ich hab's ihm endlich geglaubt.

Wie hat der Pfarrer nur das wiſſen können? ſprach Joſſeph wie träumeriſch vor ſich hin. Unbegreiflich ſchien es ihm und ſchwer erfaßbar, daß man ſein perſönliches Verhältniß zu Madlena für Religionshaß anſehen konnte. Die Magd hatte die leiſe vor ſich hingeſprochenen Worte Joſſeph's vernommen; ſie ſagte:

Er hat Alles gewußt, wie wenn er in unſerem Hauſe aus- und eingegangen wär'. Er hat dort Jemand gehabt, der hat ihm Alles ausſpionirt und es ihm wieder erzählt. So hat er's leicht wieder wiſſen können.

Und das warſt du? fragte Joſſeph ſanft.

Schluchzend rief Anezka:

Seht Ihr, daß ich nicht werth bin, daß Ihr nur ein Wort mit mir ſprecht? Ihr habt mich mit zehn Jahren in Euer Haus genommen, meine Mutter war todt, und ich ein Waiſenkind. Die gute Babe hat mich aufgezogen wie ein eigenes Kind, aber ich bin eine Schelmin geworden, nicht werth, daß ſie der Boden trägt. Ich hab' euch alle verkauft und verſchimpft und verrathen. Das kann mir Gott nicht mehr verzeihen.

Laß gut ſein, Anezka, ſagte Joſſeph mild, der Menſch weiß nicht immer, was er thut. Es iſt auch Alles ſchon vergeſſen, und wenn du heute wieder zur Babe kommſt, ſo ſchickt ſie die Andere wieder fort. Alle Tage meint ſie, es fehlt ihr die rechte Hand. Sag nur das Eine, wer hat dich denn angeſtiſt't, daß du ſo auf einmal, ſo ohne alle Vorbereitung aus unſerem Hauſe gegangen biſt? Das hat uns viel Kummer und Herzweh gemacht. Sag's aber ohne Falſch und lüg nicht.

Der Pfarrer hat mir's befohlen, ſagte die Magd ſtockend.

Wieder der? ſchrie Joſſeph zornig. Warum? Und befohlen gar?

Wegen Eurer Schweſter —

Was geht die ihn an?

Er hat mir's doch befohlen, erzählte die Magd mit jenem Tone trockenen Schmerzes, der im unumwundenen Geſtändniß ſeine Linderung ſucht. Am Sonntag vor drei Wochen, da hat er mich durch ſeine Wirthſchafterin zu ſich rufen laſſen; ich hätte mein ewiges Seelenheil verwirkt, ſo hat der Pfarrer geſprochen, und müßte lebendig zur Hölle fahren mit all meinen Sünden, wenn ich nur eine Minute länger in dem Judenhauſe bleiben werde. Schon, daß ich bei Juden in Dienſt bin, ſchon das ſei eine große Sünde, beſonders aber bei ſo einem, wie Ihr, Herr Joſſeph. Es wäre nicht erhört, wie Ihr Eure Schweſter behandelt, bloß weil ſie eine Katholikin geworden iſt, und wenn ich nicht wollt', daß ſich meine Mutter im Grabe umkehrt, ſo ſollt' ich machen, daß ich fortkomme. Allerwärts ſei es beſſer, und ſelbſt wenn ich Hunger leide, als bei ſo Einem, der ſeine eigne Schweſter, die niederfällt vor ſeinem Hauſe und faſt umkommt unter der Laſt, im Staub liegen läßt und ihr nicht aufhilft und das Kind fortjagt, welches ihr helfen will. Der Pfarrer hat geſagt: das hätt' nur der Ahasverus gethan, als ſie den Herrn und Heiland zum Kreuz geſchleppt haben, der hätt' aber auch ſeine Strafe bekommen.

Schmah Jisroel, murmelte Joſſeph vor ſich, das iſt's alſo! Und auch das, was auf der Gewölbthür geſchrieben ſtand, fragte er tonlos, iſt das auch vom Pfarrer gekommen?

Das hab' ich in der Nacht ſchreiben müſſen, wie Alles geſchlafen hat.

Du? rief Joſſeph überraſcht. Und der Pfarrer hat dir's befohlen?

Er hat zu mir geſagt, das Haus des Juden muß bezeichnet werden als die Wohnung eines Menſchen, der nicht beſſer gethan hat, als Ahasverus gegen unſeren Herrn und Heiland.

Selbſt daß die Magd ſich beim Ausſprechen des

Gottesnamens bekreuzte, überſah Joſſeph in dieſem Augenblicke; ſeine Augen brannten noch immer auf der vor ihm im Dunkel der Nacht knieenden Geſtalt; ſeine Lebensgeiſter ſtanden alle auf der Lauer.

Anezka, ſagte er leiſe, faſt mit Scham, ich habe das Geſchriebene damals nicht verſtanden.

Ich auch nicht. Mir hat's erſt der Pfarrer erklären müſſen, verſetzte die Magd, dann hab' ich's auch geſchrieben.

Sag mir's! rief Joſſeph bebend.

Nur die Nacht konnte ſo dichte Schleier um ein Menſchenantlitz weben, daß nicht ſichtbar ward, wie es vor innerer Aufregung zuckte, und dann wieder ſo ſtumpf wurde, als wäre es von Starrkrampf befallen.

Wie ſie den Herrn und Heiland, 'hat mir der Pfarrer geſagt, zum Sterben hinausgeführt haben, da hat er ſein eigenes ſchweres Kreuz mit ſich ſelbſt auf dem Rücken ſchleppen müſſen. Da könnt' Ihr Euch leicht denken, was das für eine Laſt haben muß, wenn darauf ein Menſch hat zu Tode gekreuzigt werden ſollen! Er aber war ſchwach, denn ſie hatten ihn ſo gepeinigt, daß ihm keine Kraft mehr geblieben war. Jeden Augenblick iſt er auf dem langen Weg zuſammengeſunken, und das Blut iſt mit dem Schweiß über ſeine Stirne gefloſſen, denn auch eine Dornenkrone hat er angehabt. Am Hauſe eines Schuſters, da hat der Herr und Heiland nicht einen Schritt mehr weiter machen können; er iſt umgeſunken wie Einer, der vor

Müdigkeit die Seele aufgiebt. Der Schuſter iſt draußen geſtanden, und wie der Herr und Heiland ſo im Staube liegt und zu vergehen meint, bittet er den Schuſter, er möchte ihm doch helfen oder doch Waſſer ihm reichen. Der aber, was meint Ihr? der hat den Herrn und Heiland mit dem Fuße von ſich geſtoßen, den armen, todtmüden Herrn und Heiland! Mit einem Blicke, der iſt dem Schuſter bis in die innerſte Seele gedrungen, hat ihn der Sohn Gottes angeſehen und geſagt: Ahasverus, ſo hat der Schuſter geheißen, du ſollſt nicht leben und nicht ſterben können, und wirſt herumwandern auf der Erde bis an das letzte Ende aller Tage. Und wie der Herr und Heiland geſagt hat, ſo iſt's auch geſchehen. Der Schuſter hat ſeitdem keine Ruh' gehabt.

Schwer ließen ſich die Worte zuſammenfinden, um die Seelenlage eines Mannes zu ſchildern, über den die einfache Erzählung der Magd wie ein Feuerregen ſich ergoß. Die Haare ſtanden ihm zu Berge, es durchrieſelte ihn etwas, wie der Schauer eines kommenden Gerichtes. Minutenlang ſtand oft der Schlag ſeines Herzens ſtille, dann mußte er es wieder mit den Händen halten, daß es die Hülle nicht zerſprenge. So hätte er ſich jene verhängnißvollen Worte, die vor drei Wochen auf der Gewölbthür geſchrieben ſtanden, nicht gedeutet! Und er ließ ſie noch dort und wuſch ſie nicht ſieben Mal hinter einander ab mit ſcharfer Lauge! Unendliche Seelenangſt hatte ihn befallen.

Gott, großer Gott, wo haſt du mich hingebracht! ſprach er leiſe vor ſich hin. Und ich hab' doch geglaubt, ich thu' recht, und daß ich eine Sünde begeh', iſt mir ja nicht eingefallen. Aneʒka, ſagte er laut, hat dir der Pfarrer weiter nichts geſagt?

Er hat noch geſagt: Viele giebt es auf der Welt, und die wiſſen nicht, daß ſie ſelbſt der Ahasverus ſind. Sie laſſen Menſchen umkommen an ihrer Seite, wenn ſie nur den Finger auszuſtrecken brauchten. Das ſind beſonders die Juden, wenn Einer von ihnen aus ihrer Mitte geht und ſich als Chriſten bekennt! Möchten ſie dem nicht gerne die Augen aushacken, ihn tauſend Mal ans Kreuz ſchlagen, ſeine Glieder in ſiedendes Blei werfen und die Aſche ins Meer ſtreuen, daß keine Spur davon bleibt? Aber von ihnen gilt, was der Herr und Heiland geſagt hat: was ihr Einem von den Meinigen gethan habt, das habt ihr mir gethan, und darum werden die Juden noch lange keine Ruhe haben.

Aneʒka, rief Joſſeph mit flammenden Wangen und mit geballter Fauſt, denn die letzten Worte der Magd hatten wieder alle ſeine Lebensgeiſter zum Aufruhr gebracht; Aneʒka, wie hat dich der Pfarrer gefoppt, was hat er dir da nicht eingeredet, und du haſt ihm geglaubt, als ob's ein Heiliger oder Gott ſelbſt dir geſagt hätte! Tret' Einer auf und beweiſe mir das, ich könnt' meiner Schweſter nur einen Finger anrühren, oder ich könnt' zuſehen, wie man ſich an ihr vergreiſt! Lügen hat er dir eingeredet, dein Pfarrer, daß ſie nicht größer ſein könnten. Der Jud iſt gar nicht ſo, mir kannſt du es ſo gut glauben, als deinem Geiſtlichen, ſo nicht. Meinſt du denn wirklich, ich könnt' das meiner Schweſter thun? Nicht ein Haar auf ihrem Kopfe könnt' ich ja anrühren!

Die letzten Worte ſprach er mit jenem ſtockenden Tone, der die innere Selbſtanklage ſchwer übertäubte; er ſtammelte ſie faſt; indem er ſie ſprach, ſchrillte eine andere Stimme in ihm, die ganz anders lautete. Aber konnte er denn anders ſprechen?

Wie wunderbar mußte es dieſen Mann überkommen haben, daß er vor ſeiner eigenen Magd, die ihm gedient, und der er ein Herr geweſen, ſein innerſtes Leben ſo darthat, daß er ſich demüthigte vor ihr, und es für nöthig hielt, Entſchuldigungsgründe vor ihr zu ſtammeln! Ja, wunderbar muß es ihn überkommen haben, und der Geiſt dieſer Stunde muß ein gewaltiger geweſen ſein, daß er ſich erheben konnte aus dem Staube, in den ihn eine einfache Erzählung der Magd geworfen hatte, ſich aufrichten aus dem Drangſal, das mit feuriger Zunge zu ihm redete, und dennoch ſagen: das iſt nicht wahr, es iſt eine ungeheure Lüge.

Als die Magd nach dieſer Erklärung ſtumm und verwirrt zu ihm aufblickte, fühlte er erſt und wußte es, was er zu ihr geſprochen.

Glaub's ja nicht, Anezka, rief er noch einmal, glaub's ja nicht, der Pfarrer hat dir nicht das Rechte verkündet. So iſt der Jud nicht, ſo wirklich nicht, mir mußt du glauben.... So iſt es nicht.

Schluchzend, aus tiefinnerſtem Herzen weinend, ſprach die Magd:

Ich hab's ja doch geſehen, Herr Joſſeph, wie Ihr meinen Vater zurückgehalten habt. Zur Hölle wär' er gefahren, wenn Ihr nicht dabei geweſen. Es iſt jetzt Alles wie herausgewaſchen aus mir, ich könnt' mich eher umbringen laſſen, als Euch jetzt ein böſes Wort nachſagen. Der Pfarrer hat gelogen, und wer ihm nicht hätt' glauben ſollen, das war ich. Jetzt glaub' ich Euch mehr als ihm.

Und doch, und doch! —

Joſſeph wollte noch ſprechen; er wußte, daß er die Magd mit einer zweiten Lüge belaſtet habe, die nicht leichter wog, als die andere. Warum ſprach er nicht, warum hielt er das Wort zurück? Fiel es ihm ſo ſchwer, ſich noch einmal zu demüthigen, der Magd noch einmal zu ſagen: Sieh, ſo ganz unwahr hat der Pfarrer doch nicht geſprochen? Vieles iſt unwahr und trifft mich nicht, aber der Kern ſeiner Rede breitet ſich in meiner Seele wie ein Giftbaum aus und droht ſie mit ſeinen ſtämmigen Wurzeln zu zerſprengen. Warum ſprach er nicht? —

Anezka hatte ſich aufgerichtet und wandte ſich zum Fortgehen.

Wohin gehſt du jetzt, Anezka? rief er leiſe.

Ich geh' in die Stadt, ſagte ſie, und da will ich die ganze Nacht durchgehen, dort will ich mich in Dienſt verdingen. Es iſt doch Alles, Alles aus, und wenn man einen Menſchen verrathen hat, da iſt kein Baum ſo klein, an den man ſich nicht hängen ſoll.

Willſt du denn die Babe nicht mehr ſehen?

Tiefathmend ſagte die Magd nach einer Weile: Nein, ich komm' nicht eher, als bis zu ihrem Begräbniſſe, da will ich aber kommen.

So geh! — — —

Als Joſſeph von ſeinem nächtlichen Gange wieder an Madlena's Haus vorüberkam, brannte noch immer das Licht darin. Sie ſchlief alſo noch nicht? Mußte ſie noch immer an der Wiege ihres Kindes wachen?

## 12. In der elften Stunde.

Die alte Marjim ahnte nichts von den Erlebniſſen dieſer furchtbaren Nacht; ſeit langen Jahren war ſie nicht in einem ſo tiefen Schlafe gelegen, als gerade diesmal. Als ſie ſpät am Morgen die Augen aufſchlug, ſah ſie Joſſeph in dem Winkel der Stube, der gegen Sonnenaufgang liegt, im andächtigen Gebete ſtehen. Er war gerade bei jener Stelle in den achtzehn Segnungen, deren eine Gott, den König der Welt, lobpreiſ't, daß er die Sünden vergiebt. Mit kräftiger Fauſt ſchlug dabei Joſſeph an ſeine Bruſt, daß es in der Stube wiederhallte und die Großmutter nur durch den Umſtand, daß ihr Sohn nicht antworten durfte, von der Frage zurückgehalten wurde, ob denn heute Jom Kippur wäre? Ueberhaupt wollte es ſie bedünken, habe Joſſeph noch nie ſo lange geort, wie gerade heute; ſelbſt nachdem er ſchon die Gebetriemen vom Kopfe und dem linken Arme herabgenommen, holte er erſt die Pſalmen herbei. Ein tiefer, aus innerſter Bruſt heraufſteigender Seufzer beſchloß die lange Reihe der königlichen Klagegeſänge, die für dieſen Tag beſtimmt waren. Wohl niemals hatten ſie ein verwandteres Menſchenherz berührt, und der heiße Schmerz, der in ihnen ſeine abgehärmten Wangen dem Himmel zeigt, war er nicht auch Joſſeph's?

Kaum hatte Joſſeph das Pſalmenbüchlein auf den beſtaubten Kleiderkaſten gelegt, wo es ſeinen gewöhnlichen Ort hatte, ſo brach die alte Frau, gleichſam als wenn ſie es vorbereitet hätte, in ein kicherndes Gelächter aus, daß Joſſeph ſich verwundert umſah, im erſten Augenblicke wähnend, die Mutter müſſe nicht recht „ſinnedig" ſein.

Guckſt mich an? ſagte ſie noch immer kichernd, als ob die alte Marjim auf einmal wär' von ihren Sinnen kommen? Soll ich dir aber etwas Schönes verzählen, und wer heut' Nacht zu mir iſt gekommen?

Faſt erſchrocken ſah nun Joſſeph nach der Mutter hin, doch ſie ſagte:

Heut' Nacht iſt dein Urdede, wie er leibt und lebt, zu mir gekommen und hat zu mir geſprochen. Er iſt dir da an meinem Bett geſtanden, als wenn ich ihn noch jetzt ſehen möcht'. Marjim, hat er zu mir geſagt, dein Mann läßt dich grüßen, auf Schabbes wird er von Prag zurückkommen, da läßt er dich bitten, du ſollſt dort beim „guten Ort“ auf ihn warten. Gut, hab' ich geſagt, Dede Leben, ich werd' warten auf ihn, und ich laſſ' ihn wieder grüßen. Der Urdede hat ganz ſo ausgeſehen, wie ich ihn noch gekannt hab' als Kind, er hat ſein dreieckig Hütel aufgehabt, und in der Hand hat er ſeinen Stecken mit dem großen ſilbernen Knopf gehalten. Ich ſag' dir, Joſſeph, daß mein Urdede ſich die Mühe genommen hat und iſt zu mir gekommen, das will etwas zu bedeuten haben, was, weißt du vielleicht ſelbſt nicht.

Was iſt da Merkwürdigs dran? meinte drauf mit ärgerlichem Achſelzucken Joſſeph, willſt du dir das vielleicht nicht in den Kopf ſetzen?

Das ſag ja nicht, verſetzte die alte Frau drauf ernſt, daß das nichts zu bedeuten hat. Meine Mutter und mein Mann ſind zu mir oft in der Nacht gekommen, und ich bin doch, Gott ſei gelobt und gedankt, geſunderheit auf meinen Füßen, wenn die auch nicht recht mehr fort wollen. Aber daß der Urdede iſt zu mir gekommen, red du, was du willſt, meinetwegen, ich bin nicht mehr ſinnedig, — daß der zu mir iſt gekommen, das heißt ſo viel als: Marjim, laß dir dein Wanderbüchel geben, die Herberg iſt aufgemacht; Zehrgeld haſt du genug in der Taſche.

Narrethei, nichts als Narrethei, fuhr Joſſeph auf, wegen einem leeren Traum machſt du dir den Kopf voll.

Heißt das ein Gelärm machen, verſetzte Marjim eifrig, wenn ſo ein alt' Weib, wie ich eins bin, von der Welt ſoll! Ich bin vielleicht ein jung Mazel, und die Jungen kommen zu mir noch auf die Beſchau? Siebenzig Jahr, ſo ſteht's im Siderl, währt unſer Leben, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig. Meinſt du denn, der Mallech Hamowes (Todesengel) führt nicht ſein gut Rechenbüchel?

Babe, wie alt biſt du denn ſchon? fragte Fiſchele.

Mein Kind Leben, ſagte ſie ſchalkhaft, ſo auf einmal ſagen kann ich's dir nicht. Aber darauf kannſt du dich verlaſſen, wie mein klein Fingerl.

Ohne ſich dann an die Vorwürfe Joſſeph's zu kehren, der grollend über die Narrethei der Mutter in der Stube auf und ab ſchritt, ſagte ſie zu ihrem Enkel:

Nach dem Anbeißen*) wirſt du ſo gut ſein und wirſt mir das kleine Büchel mit dem ledernen Rücken vom Kaſten herunterlangen. Es muß ſchon viel Staub darauf liegen, denn wie ſie meinen guten Mann haben fortgetragen, war es das letzte Mal, daß ich drin hab' geſagt. Aber ſeitdem der Urdede iſt gekommen, iſt Zeit, daß ich wieder drauf denk'! Was haben wir heute für einen Tag?

---

*) Frühſtück.

Heut' iſt Mittwoch, Babe, antwortete ſchnell der Knabe.

Schon Mittwoch? fragte Marjim faſt verwundert. Grade drei Tage früher iſt er zu mir gekommen, ganz wie es ſich ſchickt. Mittwoch iſt eins, Donnerſtag zwei, Freitag drei, und auf Schabbes, hat der Urdede geſagt, wird mein Mann von Prag zurückkommen. Alſo kann's nur zwiſchen Freitag und Schabbes ſein.

Dieſe Worte hatte ſie als ein Alleingeſpräch mit ſich ſelbſt gehalten. Laut rief ſie dann: Fiſchele, lang' mir nur mein Wanderbüchel her.

Was für ein Büchel, Babe?

Mein Wanderbüchel, mein Wanderbüchel! ſchrie ſie faſt. Biſt ein Jüdenkind, und weißt nicht einmal, was ein Meiwer Jabok*) iſt?

Zornig ging Joſſeph zur Stube hinaus; er konnte die Reden der Mutter nicht anhören, die ihm lauter Narrethei waren, die nichts aus und nichts eintragen, und die im Grunde des Herzens ihm doch ſo unendlich wehe thaten. Heftig ſchlug er die Thür hinter ſich zu.

---

*) Zu deutſch: der Führer ins Jenſeits, eine Sammlung von beim Sterben und nach dem Tode üblichen Gebeten.

Die Großmutter ſchüttelte bedenklich den Kopf; ihren Blick unverwandt an der Thür haftend, durch die Joſſeph ſo zornig gegangen, ſprach ſie zu ihrem Enkel:

Was iſt dein Vater doch für ein Narr! Macht er da nicht ein Gelärm, als ob ich ein fünfmonatlich Wickelkind wäre? Und wenn die Welt um ein alt Weib weniger wird? Mein Mann hat ſchon lang genug auf mich gewart't —

Laut weinend ſtürzte der Knabe an das Bett ſeiner Großmutter. Narrele, ſagte ſie unter wunderbarer Rührung, meinſt du denn, der Menſch iſt auf der Welt da, damit er ſich alle Woch' einen guten Schabbes macht? Gott der Allmächtige im ſiebenten Himmel droben, der weiß nur zu gut, wenn der Uhr, die in uns ſteckt, ein Rädel ausgebrochen iſt. Was thäten denn ſo viele Menſchen auf der Welt? Daß man noch mehr Leid und Kummer vor ſich ſieht? Ich ſag' dir, Fiſchele Leben, die zwei Augen, die ſich einmal zugemacht haben, die machen ſich nicht wieder auf, und wenn du eine ganze Kiſte mit Gold und Perlen vor ſie hinſtellſt. Daher lang' du mir nur mein Wanderbüchel her, ich hab' noch drei Tag' vor mir, die möcht' ich gern für den großen Weg mich gehörig vorbereiten und zurichten, denn man weiß nicht, zu welchem großen Herrn man jetzt kommt. —

Der Jäger im ſtillen Walde hat es ſchon oft erfahren, wie das Wild, dem er nachgeſetzt, mit der

Todeswunde in ſich noch Tage lang umherirrte, wie es dann plötzlich unvorgeſehen zu ſeinen Füßen zuſammenſtürzte, die thränenden Augen zu ihm aufrichtete und dann ſtill dalag. So trug auch Joſſeph das Erlebniß dieſer Nacht wie eine große Todeswunde in ſich, die er ſorgſam aller Welt verhüllen wollte, damit dieſe nicht gewahr werde, daß auch über ihn die Gewalt einer lange verſchobenen Stunde gekommen war. Die ſichere Ueberzeugung, daß der Traum ſeiner Mutter etwas zu bedeuten habe, daß ihr Ende wenigſtens nahe bevorſtehe, kam wie ein Sturm in dieſe heimlich unterdrückten Flammen und fachte ſie zu einer Lohe auf, die in manchen Augenblicken über ſeiner Seele zuſammenſchlug.

Was ſollte er auch thun? Und daß etwas gethan werden mußte, hörte Joſſeph in allen Pulſen ſeines Körpers hämmern. War es die Löſung ſeines Seelenzuſtandes, der einem Ende entgegenſchlug? Waren es verſöhnliche Stimmen, die ſich nicht mehr beſchwichtigen laſſen wollten? Dieſe ſtarke Natur ſtand rathund thatlos da und mußte ſich im Laufe des Tages die Selbſtanklage mehr als einmal vorſprechen laſſen: Und du haſt gemeint, du biſt fertig mit ihr geworden? Das Rechte iſt erſt jetzt gekommen, jetzt wird die Mamme ſterben, und Madlena wird nicht dabei ſein.

Trug er, trug ſie die Schuld davon? mußte er ſich ſchon fragen.

Seltſam, namentlich dieſer letzte Gedanke war es, der ihn an dieſem Tage nicht mehr verließ. Wohin er immer blickte, folgten ihm die todgebrochenen Augen ſeiner Mutter nach; ſtets ſah er ſich an ihrem Sterbebette allein, Madlena ſtand nicht neben ihm! Plötzlich, fürchtete er, werde die Mutter verlöſchen, ſie werde vielleicht nicht einmal ſo viel Zeit haben, um ſeinen Namen zu rufen — und Madlena wird nicht dabei ſein!

Nur zuweilen überſchlichen ihn die Geiſter der alten Stunden. Ob denn Madlena auch das Recht habe, am Sterbebette ihrer Mutter zu erſcheinen? Ob es nicht eine Sünde wäre, ſie in dieſem Falle zu rufen?

Ein heftigeres Huſten der Mutter, das aus der Stube zu ihm drang, ein lauter geſprochenes Wort aus dem Sterbebuche, in welchem die alte Marjim faſt den ganzen Tag „ſagte“, verſcheuchten dann dieſe nagenden Geiſter, nur um ihn andern zu überliefern, denen er eben ſo wenig Antwort ſtehen konnte.

Es wird vielleicht Manchen ſonderbar bedünken, daß ſich in die wildſtürmenden Gedanken Joſſeph's im Laufe des Tages der „Ahasverus“ ſo ſelten mengte. Aber von einer Natur, die einer gewaltſamen Löſung entgegengeht und die Krankheitsſtoffe überwältigen ſoll, deren innerſte Wohnung das geheimnißvolle Reich des Gemüthes iſt, kann man nicht fordern, daß ſie ein Gedanke ausſchließend allein beherrſche; nach hundert Ausgangsthoren drängen ſich die gelöſ'ten und ſich löſenden Geiſter, und wehe der Seele, die es nicht vermag, das letzte Wort zu behaupten!

So war der Abend gekommen, ſo die Nacht, vor der er ſich heute unerklärlich fürchtete. Was hatte er den ganzen Tag gelitten, und welches Ergebniß brachte ihm die Nacht? Lag ein beſtimmter Gedanke vor ihm, an den er ſich anklammern konnte?

Die alte Marjim hatte an dieſem Tage unausgeſetzt in dem „Wegweiſer des Jenſeits" geſagt und faſt kein anderes Wort, weder mit Joſſeph noch mit Fiſchele, geſprochen. Als Joſſeph ſpät am Abend, nachdem er das Gewölbe geſchloſſen, in die Stube trat, lag die Großmutter in einem leichten Schlummer, das Sterbebüchlein neben ſich auf dem Bette. Sie mußte vor Müdigkeit entſchlummert ſein. Joſſeph trat zu ihr hin und betrachtete ſie lange und anhaltend. Im fahlen Glanze des Kerzenlichtes, der auf ihr Antlitz fiel, kam es ihm beinahe vor, als ſähe er eine Todte vor ſich: ſchon leuchtete darauf jener unendliche, in Gott ruhende Friede, mit dem dieſes Leben einmal ſchließen mußte. Und in zwei Tagen ſchon? Wie kurz, wie unhörbar ging bereits der Athem, wie dünn und durchſichtig war ſchon das Geſicht!

Joſſeph ſchlich dann leiſe herbei und nahm das Sterbebüchlein hinweg, in der frommen Abſicht, daß ſich die Mutter mit dem Leſen dieſer ſo aufregenden Gebete nicht noch mehr abmatte. In demſelben Augenblicke aber wachte Marjim ſchon auf und langte mit fieberhafter Eile nach der Stelle, wo das Sterbebüchlein gelegen hatte.

Wo iſt's, wo iſt der Meiver Jakob, ſchrie ſie angſtvoll, wer hat das angeſtellt und hat mir's genommen?

Aber Mamme, ſagte Joſſeph, laß dir das doch aus dem Kopf bringen, du redeſt dir da eine Narrethei ein und du wirſt doch noch über hundert Jahre leben.

Gieb mir nur mein Wanderbüchel, ſprach ſie mit ſo feſter und reiner Stimme, wie ſie Joſſeph nur in ſeinen Kindertagen gehört hatte, mein Vater und König hat ſeinen Boten zu mir geſchickt, und das iſt mein Urbede geweſen. Jetzt kannſt du thun, was du willſt; du kannſt mir am Freitag um die frommen Weiber*) ſchicken, du kannſt es auch unterlaſſen; aber einen großen Gefallen möchteſt du doch deiner alten Mamme thun, wenn du gleich morgen einen Boten auf Bunzlau ſchickſt.

Sie wurde nicht eher ruhig, bis Joſſeph mit blutendem Herzen das Verſprechen geleiſtet hatte, gleich am frühen Morgen einige „fromme Weiber“ in Bunzlau zu benachrichtigen.

---

*) Frauen, die ſich um den Sterbenden befinden und die letzten Gebete verrichten. Sie beſorgen auch die Waſchung, das Anziehen der Todten u. ſ. w. Bei den Männern beſorgt dieſe milde Angelegenheit die Geſellſchaft der Todtengräber (Kabronim).

Und jetzt, Fiſchele Leben, ſprach ſie zu ihrem Enkel, thu Kriſchme leinen (den Abendſegen beten) und geh in dein Kämmerl und leg' dich ſchlafen. Morgen früh iſt Donnerſtag und übermorgen iſt Freitag. —

Sie konnte nicht weiter ſprechen, laut weinend küßte ihr der Knabe die blaſſe abgemagerte Hand. Die ahnungsvolle Seele des Kindes ging diesmal mit Todesſchauern an das Nachtgebet und in den Schlaf.

Als der Knabe ſich entfernt hatte, entſtand eine lange ungeſtörte Pauſe zwiſchen Mutter und Sohn.

Joſſeph ſaß am Tiſche und ſtarrte düſter in das Kerzenlicht, allen Qualen des Augenblickes hingegeben. Alles, was ſeine Mutter ihm war, wie er ſie ſo oft hart behandelt, gar nicht wie ein Sohn ſeine Mutter, ging jetzt an ſeinem Geiſte vorüber. Was hatte er ihr für all ihr Lieben, Dulden und Bekümmern geboten?

Joſſeph, rief Marjim plötzlich, komm' doch einmal her zu mir.

Er folgte dieſem Rufe und ſtellte ſich ſchweigend an ihr Bett.

Weißt du, Joſſeph, begann ſie, ich kenn' dich ſeit einiger Zeit gar nicht mehr. Du gehſt im Haus herum nicht anders, als hätteſt du einen Menſchen draußen auf der Heerſtraße erſchlagen! Weißt du, daß mir das mein Herz ſtark beſchwert macht? Ich mein' doch, in deinem Geſchäft iſt, Gott behüt', nichts vorgefallen, oder iſt dir wirklich etwas ſchief gegangen, und du verſchweigſt mir's?

Das Geſchäft geht gut, antwortete er leiſe, da kann ich dir drauf ſchwören, möcht' alles Andere ſo gut gehen!

Und das trägſt du in dir und verzehrſt dich daran? ſagte ſie im Tone eines milden Vorwurfs, du biſt ja ſeit einiger Zeit, als ob dir deine Mamme nicht erſt in drei Tagen wird ſterben, als ob ſie ſchon ſeit zwanzig Jahren geſtorben wär'? Meinſt du, das iſt nicht auch eine Sünde, wenn man an ſeiner Mamme vorbeigeht, als ob ſie gar nicht da wär' in der Welt? Verſündige dich nicht, Joſſeph, es giebt nur Eine Mutter, und wenn die fort iſt, kannſt du lange ſuchen, bis du eine findeſt.

Das weiß ich, Mamme, ſagte Joſſeph ſtockend, aber was mir fehlt, das kann ich dir doch nicht ſagen.

Er kann nicht, er kann nicht! rief die alte Frau mit einem Anfluge von Groll. Da ſeh' mir Einer den Menſchen an, der zu ſeiner Mutter ſagt: ich kann nicht. Und meinſt du denn, deine Mamme, wenn ſie auch alt und ſchwach iſt, hat keine Augen im Kopf gehabt und hat nicht geſehen bis auf den Grund von deiner Seele? Lern du nur nicht einer Mutter ihr Kind ausforſchen; die iſt von Gott und für Gott eingeſetzt. Gott hat ſich gedacht: ich kann nicht überall ſein, und da hat er dem Menſchen eine Mutter gegeben.

Joſſeph vermochte vor tiefer Bewegung nicht zu ſprechen, er ſtarrte nur die alte Frau an, die heute ſo eigentlich verſtändig ſich geberdete.

Du ſchweigſt noch immer? ſagte ſie nach einer Weile. Muß ich dich aufſchließen, wie man eine verſperrte Thür aufſchließt? Dir geht im Kopf Madlena — Dinah, will ich ſagen, herum, die läßt dir keine Ruh', du haſt Unrecht an ihr gethan, und jetzt weißt du nicht, wie du mit ihr fertig werden ſollſt. Und fertig möchteſt du mit ihr gerne werden, du weißt nur nicht, wie du's anfangen ſollſt. Hab' ich's errathen?

Das iſt's auch, Mamme, entgegnete er hoch aufathmend; zehn Centner ſchwer wenn man auf mich legen möcht', die könnten mich nicht ſo drücken.

Nu, ſiehſt du, daß deine alte Mutter auch Augen im Kopf hat? ſagte Marjim.

Eine verſchloſſene Quelle ſchien plötzlich des Steines, der kalt und finſter auf ihr gelegen, entledigt zu ſein, als Joſſeph nun zu reden begann. Raſch ſchloß ſich jetzt Wort an Wort; mit kurzen Worten ſchilderte er der Mutter ſeine Qualen; wie er ſich berechtigt halte zu ſeinem Haſſe gegen Madlena. Sie habe den Vater in die Erde gebracht, und wenn die Mutter, was Gott behüte, weil es doch ſein müſſe, aus dem Hauſe werde getragen werden, ſei nur ein Sohn und keine Tochter da, der um ſie ſieben Tage Trauer ſitzen würde. Daran ſei Madlena allein ſchuld, er trage dieſen Kummer ſchon zehn Jahre mit ſich herum. Er könne der Mutter nicht ſagen, was er Alles gelitten, es ginge nicht auf zehn Bücher zu ſchreiben. Geſtorben wenn ſie wäre, nämlich Madlena, er hätte vielleicht geweint um ſie, ſo lebte ſie aber und ſei ihm zur täglichen Qual. Er habe oft darüber nachgedacht, ob es nicht Sünde wäre, ſo an ſeiner eigenen Schweſter zu handeln, aber Gott ſelbſt, der da ſpricht: Wer zu ſeinem Bruder und zu ſeiner Schweſter ſagt, ich kenne dich nicht, ich weiß nichts von dir, habe ihm Recht gegeben. Was der Menſch thun ſolle, wo Gott ſelbſt ſo deutlich ſpreche? Noch vor drei Wochen ſei dieſer Haß gegen Madlena in ein großes Unrecht, das er wohl fühle, ausgebrochen, aber er ſei einem dunkeln Drange gefolgt, der ihn nicht habe anders handeln laſſen. Und doch, ſo gut er wiſſe, wie er das vollſte Recht habe gegen Madlena, ſo und nicht anders zu thun, ſei er mit ihr doch nicht fertig, immer mahne ihn etwas an ſie, er werde nicht eher Ruhe vor ihr haben, bis nicht entweder ſie oder er geſtorben wäre und in der Erde liege. —

So hatte Joſſeph geſprochen und in einer Viertelſtunde all die Säure des Lebens von ſich abgeworfen, die zehn lange Jahre in ihm aufgehäuft. Als er geendigt, ſah er ſeiner Mutter forſchend, faſt ängſtlich auf die Lippen, welche Gegenrede ſie ihm bringen würden. Die alte Marjim lag aber regungslos da; nicht das leiſeſte Zucken eines Geſichtsmuskels ward offenbar; der ganze Redeſtrom ſchien ungehört an ihrem

Ohr vorübergerauſcht zu ſein. Es ſchnitt dies Joſſeph bitter durchs Herz.

Weißt du, Joſſeph, fuhr ſie plötzlich wie aus einem Traume auf, was dein Urdede, von dem meine Mutter die Tochter iſt geweſen, immer geſagt hat: nicht ſollt ihr wiſſen, was man Alles thun darf.

Entſetzt ſah Joſſeph ſeine Mutter an. War der Augenblick bereits gekommen, wo der Geiſt, nicht mächtig mehr, den zerfallenden Leib zu beherrſchen, verrätheriſch ihn verläßt und aus ſeinen Bahnen tritt? Noch mehr erſtarrte er, als die alte Frau fortfuhr:

Weil ich gerad von meinem Urdede höre, da iſt mir eingefallen, daß ich noch etwas von ihm hab', was ſchon vielleicht über hundert Jahre muß alt ſein. Du mußt nämlich wiſſen, und als Kind hab' ich dir's verzählt: dein Urdede iſt ein gewaltig frommer und großer Mann geweſen, ſie haben ihm aber alle zehn Bücher, die er hat geſchrieben, am Erew Jom Kipur draußen vor der Schul' verbrannt. Es iſt nicht ein Blatt zurückgeblieben, haben die Leut' gemeint, aber meine Mamme, die war ein geſcheidt Weib, hat auf ihrem Sterbebette mir's doch verrathen, ich hab's nur Keinem ſagen dürfen, daß noch etwas da iſt von dem guten, frommen Urdede. Dort im Kaſten, in der unterſten Schublade, gerade dort, wo meine Tachrichim (Sterbekleider) liegen, da wirſt du's finden; es ſind nur ſo ein paar beſchriebene Blätter. Wenn ich jetzt zu meinem Urdede werd' kommen, und er mich fragt:

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21109 / 031**

Marjim, was haſt du denn von mir aufbewahrt gehabt? Da muß ich doch wiſſen, was ich ihm für eine Antwort ſoll geben.

Joſſeph ſchloß den Kaſten auf; er that es mit jener ſtillen Ergebenheit in den Willen einer Sterbenden, für die man einen Stern vom Himmel herunterreißen würde. Er war überzeugt, daß er nichts finden würde. Die Sterbekleider fand er wohl am bezeichneten Orte, auch konnte er mit einer gewiſſen freudigen Traurigkeit bemerken, wie ſie in ſchöner Ordnung aufgeſchichtet in der Schublade lagen, aber von dem Nachlaſſe des Urdede fand er keine Spur.

Ich ſeh' nichts, Mamme, ſagte er endlich nach langem Suchen.

Es muß auf dem unterſten Grund liegen, rief Marjim mit großer Beſtimmtheit, gerade unter den Tachrichim.

Joſſeph erſchrak faſt, als er auf der angegebenen Stelle wirklich ein kleines Bündelchen beſchriebener Papiere fand. Er trat damit zum Lichte; der Moderduft der Verwitterung wehte ihn daraus an. Nur mit äußerſter Vorſicht konnte er die faſt ſchon ganz zerfallenen Blätter von einander löſen; die wenigen, die ſich unverſehrt erhalten hatten, waren mit jüdiſcher Kleinſchrift bedeckt, wie man ſich deren im gewöhnlichen Leben bedient, aber ſelbſt auf dieſen waren viele Stellen ganz unleſerlich und die Tinte ganz verblaßt worden.

Iſt die Schrift wirklich von unſerem Urdede? fragte er.

Wenn ich dir ſag', daß mir's die Mamme auf ihrem Sterbebette übergeben hat, entgegnete Marjim faſt verletzt durch dieſen Zweifel an der Aechtheit ihres Manuſcriptes.

Merkwürdig, ſagte Joſſeph, was der Urdede für eine eiſerne Schrift gehabt hat.

War er denn nicht ein großer und merkwürdiger Mann? rief Marjim mit großem Stolze. Jetzt red aber nicht lange und lies vor, was da drin geſchrieben ſteht, ich muß doch wiſſen, um antworten zu können. —

Es war ſpät in der Nacht, als Joſſeph zu leſen begann. Er nahm die noch leſerlichen unverſehrten Blätter; die Schrift war deutlich und wie „gedruckt" und ließ ſich ohne Anſtrengung durchfliegen.

Joſſeph las:

So hat geſprochen Jiſchai, der Sohn Joſſeph's und der Marjim, als er das Volk ſah, und iſt auf einen Berg gegangen und hat ſeinen Mund aufgethan, auf daß er es lehre.

Geſegnet ſind diejenigen, die da geiſtig arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihr.

Geſegnet ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden.

Geſegnet ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen.

Geſegnet ſind, die da hungert und dürſtet nach der Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden.

Geſegnet ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.

Geſegnet ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.

Seid fröhlich und getroſt, es wird euch im Himmel wohl gehen, und ihr werdet belohnt werden. Denn alſo haben ſie verfolgt die Propheten, die vor euch geweſen.

Joſſeph hielt inne. Die eigenthümliche Redeweiſe und die ſonderbaren Segnungen, die er noch in keinem Gebetbuche gefunden, verwirrten ihn; er hatte von dem Manuſcripte ganz Anderes erwartet. Der erſte Eindruck dieſer herrlichen Sätze war bei ihm Ueberraſchung.

Der Urdede ſoll das wirklich geſchrieben haben? fragte er.

Du hörſt ja, wie er ſchreibt, daß ſie ihn verfolgt haben gleich wie die Propheten, die vor ihm geweſen ſind, erklärte Marjim, es iſt gar von keinem Andern die Red' als von ihm.

Joſſeph las weiter; wieder mußte er einige verwitterte Blätter zur Seite legen.

Denn ich ſage euch, es ſei denn eure Gerechtigkeit beſſer, denn der Schriftgelehrten und Phariſäer, ſo werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.

Wieder unterbrach ſich Joſſeph und begann ungläubig zu werden.

Wen meint denn der Urdede damit? fragte er, die Stirne in Falten legend.

Daß du das nicht verſtehſt! rief die alte Marjim mit klarer Stimme, da red't er wieder von ſich ſelbſt, er hat viel von den Rabbonim ausgeſtanden, denn die haben ihm ſeine zehn Bücher verbrannt. Das meint er unter den Schriftgelehrten.

War Joſſeph durch dieſe ſinnreiche Erklärung der Mutter beruhigt? Er las weiter:

Ich aber ſage euch: wer mit ſeinem Bruder zürnet, der iſt des Gerichtes ſchuldig, wer aber zu ſeinem Bruder ſagt: Racha, der iſt des Raths ſchuldig; wer aber ſagt: du Narr, der iſt des Gehennims*) ſchuldig.

Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altare opferſt und wirſt allda eingedenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe;

ſo laß allda vor dem Altare deine Gabe und gehe zuvor hin und verſöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe.

Sei willfährig deinem Widerſacher bald, dieweil du bei ihm noch auf dem Wege biſt, auf daß dich dein Widerſacher nicht dermaleinſt überantworte dem Richter und der Richter-überantworte dich dem Knecht und werdeſt in den Kerker geworfen.

Ich ſage dir: wahrlich, du wirſt nicht von dannen herauskommen, du habeſt denn deinen letzten Heller bezahlt.

---

*) Hölle.

Joſſeph konnte nicht weiter leſen. Entſetzt, mit rollenden Augen ſprang er vom Tiſche auf, ſchob die Blätter weit weg von ſich, als ob ihr bloßes Daſein allein ihn mit Schauer überfiele.

Sprachlos, überwältigt von der geheimnißvoll wirkenden Kraft der geleſenen Sätze, ſchritt er in der Stube auf und nieder.

Mamme, rief er endlich, da laſſ' ich mich ender umbringen, als daß ich glaube, der Urdede hat das geſchrieben.

Im wunderbaren Glanze leuchtete das Antlitz der alten Frau. Sie hatte Himmelsmuſik gehört, war im herrlichen Gan Eden*) geweſen, während um Joſſeph's Ohren die Trümmer zuſammenſtürzender Welten krachten, Donner rollten und ſchwere Sturmwinde über die Erde brauſ'ten, als wollten ſie eine alte Schöpfung aus ihren Angeln heben und Raum ſchaffen für eine neue, noch nie dageweſene!

War er denn nicht auch ein merkwürdiger, ein großer Mann, du Narr, wiederholte ſie lächelnd, ohne im Entfernteſten die Lage ihres Sohnes zu ahnen, und wer denn ſollte das geſchrieben haben? Hätten ſie ihm denn ſeine zehn Bücher verbrannt, wenn er ſo was nicht hätt' geſchrieben? Gott der Lebendige weiß, was Alles in dieſen Büchern muß ſein geſtanden, denken kann ich mir's aber leicht, und daß es muß ſchön geweſen ſein, das haſt du jetzt erlebt.

---

*) Paradieſe.

Schön! rief Joſſeph wild, da läßt ſich gar kein Wort dafür finden, es reißt mir das Herz heraus.

Kann da dein Urdede dafür, du närriſcher Menſch? entgegnete die alte Frau mit einem Tone, der faſt ſtrenge klang. Sie hatte ſich im Bette aufgerichtet; eine innen wirkende Kraft ſchien ſie zu beleben.

Da, ſtell dich her zu mir, und ſag, wenn du ein Lügner ſein willſt, ob nur ein Wort in dem, was der Urdede geſchrieben hat, nicht wahr iſt? Gold und Perlen iſt Alles, was er ſagt; jetzt weiß ich erſt, was der Urdede für ein Frommer iſt geweſen. Verbrannt haben ſie ihm ſeine Bücher, weil er ihnen die Wahrheit geſagt hat; die können die Leut' nicht hören, und daß er immer geſagt hat: nicht wiſſen ſollt's ihr, was man Alles thun darf! Die Leut' wollen auch nicht wiſſen, was man Alles thun darf.

Mamme, rief Joſſeph mit gefalteten Händen, hör auf, himmelhoch bitt' ich drum, der Urdede thut mir ſchon genug wehe.

Mein lieb Kind Leben, ſagte Marjim mit plötzlich verändertem Tone, milde und einſchmeichelnd, weh thun hab' ich dir nicht wollen, ich bin ja doch deine Mutter und heiß' Marjim. Ich will nur, daß du weißt, was dein Urdede für ein Mann iſt geweſen. Sagt er denn gar nichts mehr? Fertig mußt du mit dem Geſchriebenen doch noch nicht ſein.

Faſt willenlos ſetzte ſich Joſſeph wieder zum Tiſche und nahm die vergilbten Blätter wieder zur Hand. Er las:

Darum, wer dieſe meine Rede hört und thut ſie, den vergleich' ich einem klugen Manne, der ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat.

Da nun ein Platzregen fiel und ein Gewäſſer kam und wehten die Winde und ſtießen an das Haus, fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felſen gegründet.

Und wer dieſe meine Rede hört und thut ſie nicht, der iſt einem thörichten Manne gleich, der ſein Haus auf den Sand gebaut hat.

Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewäſſer und wehten die Winde und ſtießen an das Haus, da fiel es und that einen großen Fall.

Und es begab ſich, da Jiſchai, der Sohn Joſſeph's und der Marjim, dieſe Rede vollendet hatte, fürchtete ſich das Volk über ſeine Lehre.

Denn er predigte gewaltig und nicht wie die Rabbonim. —

Nicht der leiſeſte Athemzug ging nach dieſen Worten durch die enge Stube; nach einer Weile ſagte die alte Frau, die ſtill vor ſich hinweinte:

Siehſt du, ſie hat auch Marjim geheißen, wie ich, und hat auch einen Sohn gehabt, und das war kein Anderer, als mein Urdede. Ich heiß' ja deſſentwegen auch nach ſeiner Mutter.

Was Joſſeph in dieſem Augenblicke dachte, war ein wirres Durcheinanderjagen ſich widerſprechender Empfindungen. Er fühlte ſich mehr körperlich als geiſtig abgeſpannt, ſeine Augen ſchmerzten ihn, ſein Herz pochte gegen die Bruſtwand. Er war wie einer, der ſich unter der Hand eines Gewaltigen fühlt, unfähig, ſeinen Blick zu ihm aufzurichten.

Genug, genug, Mamme, rief er mit gepreßter Stimme, ich mein' ſchier, daß ich ſterben muß, wenn du noch ein Wort ſprichſt.

Du Narr, ſagte ſie lächelnd, ich werd' ſterben und du wirſt leben und wirſt denken all die Tag' deines Lebens an den Urdede und die alte Mamme, wenn ſchon lang nichts mehr da iſt von ihr. Sei du kein Narr, und leg dich lieber ſchlafen. Ich werd' ja morgen noch nicht ſterben. —

Und ſo ſchnellem Wechſel iſt das Menſchengemüth unterordnet, daß Joſſeph keine halbe Stunde darauf im tiefſten Schlafe lag. Marjim aber wälzte ſich ſchlummerlos in ihrem Bette; ſie mußte ja daran denken, was ſie ihrem Urdede am Freitage, wenn ſie zu ihm kommen werde, für eine Antwort geben ſolle!

## 13. Kapitel 5. 6. 7.

Früh Morgens am andern Tag, der ein Donnerſtag war, erwachte die alte Marjim ſo friſch und wohlauf, als ob ſich ihre trübe Vorausſage für jetzt nicht bewahrheiten ſollte. Sie verlangte mit heller Stimme, daß man ihr das „Anbeißen" bringe und hernach ihr „Wanderbuch". Faſt ſchöpfte Joſſeph wieder friſchen Muth, als er die Mutter ſo heiter und lebenskräftig aus ihrer Todesſchwäche ſich erheben ſah; er ſagte es ihr auch, daß ſie gewiß noch hundert Jahre alt werden müſſe; mit keiner Andern als mit ihr wolle er auf Fiſchele's Hochzeit einmal den Vortanz eröffnen. So ſuchte er ſich ſelbſt im Glauben und Troſt aufrecht zu erhalten.

Sie aber ſagte lächelnd:

Laß du den Apfel fallen, wenn er nicht mehr auf dem Baum bleiben will; es hilft zu nichts, wenn man ſich unter den Baum ſtellt und zu dem Apfel ſagt: du Aepfele, unterſteh dich nicht, ſchon herunter zu fallen! Es bleibt doch nicht oben, wenn's Gott einmal ſo beſtimmt hat. Darum, wenn du mir einen Gefallen thun willſt, ſo mach dich ſelbſt auf und geh auf Bunzlau, mir die frommen Weiber zu beſtellen. Sehr lange dauert's ſo nicht, und ob ſie um ein paar Stunden früher mit mir „ſagen", das wird Gott mir nicht übel nehmen.

Joſſeph trug aber Bedenken, die alte Frau, der die Todesgedanken nicht aus dem Sinne wollten, zu verlaſſen. Er gab deßwegen allerlei Ausflüchte vor; wenn man ſterben ſolle, habe es immer Zeit, und die Mutter werde ſehen, daß die frommen Weiber ſich „jachten“*) würden, daß man ſie gerade auf den Freitag, wo ſie am meiſten zu thun hätten, herausbeſtelle; denn ſie würde es ſchon erleben, wie Recht er habe.

Ich weiß ſchon, du willſt nicht gehen, weil du meinſt, es könnt' mir während dem etwas zuſtoßen, ſagte die alte Frau mit einer merkwürdigen Beſtimmtheit. Recht könnteſt du ſchon haben, und ich möcht' dich auch nicht fortlaſſen, wenn ich's von meinem Urdede nicht ganz ſicher, wie geſchrieben und geſiegelt, hätte, daß es erſt zwiſchen morgen und übermorgen ſein wird. Da ſei ganz ruhig und geh nur. Ich geb' dir mein Wort drauf, du wirſt mich noch antreffen, wenn du daheim kommſt.

Wirklich beruhigte ihn dieſe Zuſage. Er verſprach der Mutter, ſich ſogleich auf den Weg zu machen, aber nicht deſſentwegen, meinte er, denn er ſei überzeugt, ſie werde die frommen Weiber noch lange nicht zu ſehen brauchen, ſondern der Schrift wegen, die vom Urdede noch da ſei. Er trage ein heftiges Verlangen darnach, zu wiſſen, was damit eigentlich ſei; er werde deßwegen gerade zum Lehrer gehen, der ſich auf ſo was verſtehen müſſe, dem werde er die Schrift vorlegen.

---

*) Aergern.

Geh nur, geh nur, ſagte kopfſchüttelnd die alte Frau, ich weiß gar nicht, was du da erfragen willſt? Vom Urdede iſt die Schrift, auf das kannſt du dich verlaſſen, was du aber weiter willſt, das ſeh' ich nicht ein.

Trotz dieſer Abmahnung, die aus dem gerechten Stolze der Großmutter auf den Urdede entſprang, nahm Joſſeph die vergilbte Nachlaſſenſchaft mit und machte ſich auf den Weg nach Bunzlau. —

Nachdem er dort die traurige Beſtellung bei den frommen Weibern verrichtet hatte, die ihm mit ihrem Handſchlag verſprachen, ſich morgen in aller Frühe im Dorfe einzufinden, ſuchte er den Lehrer Julius Arnſteiner auf.

Julius Arnſteiner ließ ſich bei dem Eintritte Joſſeph's nicht den Witz entgehen, ob er die Ofenkachel einſchlagen ſolle, weil ein ſo frommer Menſch, wie Rebb Joſſeph einer ſei, es für werth gehalten habe, zu einem ſolchen Poſche Jisroel*) zu kommen. In kurzen, gedrängten Worten trug Joſſeph dem Lehrer ſein Anliegen vor, und wie ihm außerordentlich viel daran gelegen ſei, zu wiſſen, was denn eigentlich an der Schrift ſei. Die ſei ganz merkwürdig, gar nicht wie andere Sachen, und man könne daraus viel lernen.

---

*) Abtrünniger von Israel.

Auf welche Art und unter welchen Umſtänden ſie in ſeine Hände gelangt war, davon hütete er ſich, ein Wort zu verrathen.

Was wird es ſein? ſagte der Lehrer achſelzuckend, indem er die vergilbten Papiere vor ſich ausbreitete, eine Katz hat an einem Fleiſchtopf genaſcht und gleich darauf Milch getrunken, und da hat Euer Urdede ein ganzes Buch darüber geſchrieben, was denn mit der Katze eigentlich anzufangen iſt. Das wird's ſein.

Leſet nur, Herr Lehrer, meinte Joſſeph nachdrücklich, Ihr werdet ſehen, es iſt etwas ganz Anderes.

Julius Arnſteiner antwortete mit einem verächtlichen Achſelzucken. Hierauf durchblätterte der Lehrer das Manuſcript, während dem er jenen ſingenden Ton, den man während des Lernens der Gemarah anſtimmt, vor ſich hinſummte.

Joſſeph ſtarrte ihn mit unverwandten Blicken an; er ſah, wie ſich die Aufmerkſamkeit des Lehrers, je weiter er in der Schrift kam, ſteigerte; das verächtliche Achſelzucken hatte aufgehört, der ſingende Ton auch; man ſah es Julius Arnſteiner an, daß ihn das Geleſene in hohem Grade feſſelte.

Mit einem Male ſprang er auf, ſchlug ſich an die Stirn und rief:

Gott, Gott, mir iſt das ſo bekannt, ich muß es irgendwo ſchon geleſen haben.

Sinnend ſtand er dann eine Weile da; dann riß er einen ſeiner Bücherkaſten auf, aus deſſen hinterſtem

Schranke, verſteckt unter anderen, er ein bedeutend dickes Buch hervorholte. Mit zitternder Haſt ſchlug er Blatt für Blatt zurück, las auch oft mit ſchnell überfliegenden Blicken ganze Seiten, bis er plötzlich, faſt athemlos, rief:

Hab' ich's doch gewußt, daß ich das irgendwo muß geleſen haben. Da ſteht's, da ſteht's! und Wort für Wort.

Erſtaunt fragte Joſſeph, was er denn eigentlich gefunden habe.

Ihr Urdede, ſagte der Lehrer mit ſtrahlendem Anblick, muß ein merkwürdiger Menſch geweſen ſein. Ich begreife erſt jetzt, woher die Spinoza's und Uriel Acoſta's gekommen ſind. Wollen Sie wiſſen, was die Schrift eigentlich iſt?

Um deſſentwillen bin ich ja zu Ihnen gekommen, entgegnete ruhig Joſſeph.

Sie werden aber erſchrecken, ſagte Arnſteiner zögernd.

Erſchrecken kann ich nicht mehr, verſetzte Joſſeph, weil ich ſie ſchon geleſen hab'. Sie hat mir genug mein Herz herausgeriſſen.

Hat ſie das? meinte der Lehrer mit einem ſonderbaren Lächeln. Es kann auch nicht anders ſein. Jahrhunderte lang quält ſich die Menſchheit damit; Ströme Blutes ſind vergoſſen worden, Kriege hat man geführt, dreißig und mehr Jahre lang, und warum? Weil man um den rechten Sinn dieſer Schrift herumſtritt;

und da ſollte ein einzelner Mann ſich nicht getroffen fühlen? — Soll ich es Ihnen alſo wirklich ſagen, Rebb Joſſeph?

Bin ich denn ein Kind? ſagte dieſer.

So hören Sie, rief Arnſteiner, Joſſeph ſcharf fixirend, die Schrift Ihres Urdede — iſt eine Ueberſetzung des Evangeliums Matthäi, wie es geht und ſteht.

Wer iſt das? fragte Joſſeph ruhig.

Das wiſſen Sie nicht? rief der Lehrer, in lautes Gelächter ausbrechend. Da, leſen Sie in dem Buche, was ſteht da, worauf ich mit dem Finger hindeute?

Joſſeph las: Das fünfte Kapitel. Chriſti Bergpredigt, von der Chriſten Seligkeit und Verſtändniß des Geſetzes. Evangelium am Tage aller Heiligen.

Das geht ſie an, meinte er, zu dem Lehrer aufblickend; er hatte Madlena's Kirchengenoſſen im Sinne.

Julius Arnſteiner lachte wieder hell auf.

Warum leſen Sie nicht weiter, Rebb Joſſeph? rief er.

Faſt um dem Lehrer einen deutlichen Beweis zu geben, daß er ſich vor dem Berühren der „verbotenen Bücher“ nicht ſcheue, las Joſſeph weiter:

Da er aber das Volk ſah, ging er auf einen Berg und ſetzte ſich und ſeine Jünger traten zu ihm hin. Und er that ſeinen Mund auf, lehrte ſie und ſprach: Selig ſind, die da geiſtig arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihr; ſelig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden —

Nu, Rebb Joſſeph, wiſſen Sie ſchon, wie es mit Ihrem Urdede iſt? rief Julius Arnſteiner mit überflüſſigem Hohn, und wer bei ihm Jiſchai, der Sohn des Joſſeph's und der Marjim iſt?

Joſſeph zitterte unter der unbarmherzigen Laſt dieſer Frage. Sein erdfahles Antlitz zum Lehrer emporhebend, ſagte er tonlos:

Das iſt eine Strafe Gottes, Herr Lehrer! Mein Herz hat ſich überhoben, hat gepocht, weil ich im Chumeſch habe Sätze gefunden und mich hab' auf dieſe hin berufen. Da muß nun etwas Anderes kommen, was vielleicht auch wahr iſt. Gott hat mir ſeit einiger Zeit Mancherlei zugeſchickt, ich muß auch das dazulegen. Und zuletzt, ob's der oder mein Urdede geſchrieben hat, es fragt ſich nur, ob er nicht Recht hat.

Julius Arnſteiner traute ſeinen Ohren kaum, als er dieſe milde Faſſung in Wort und Geberde Joſſeph's gewahr wurde. Es war ihm unbegreiflich, wie einer, der ſeinen Commentar zu der Bibel ſo übel aufgenommen hatte, ſo ruhig, ſo faſt ohne alle Ueberraſchung die für jeden Andern ſo ſchreckliche Kunde hören konnte: daß, was er für das Werk ſeines Großvaters gehalten, aus dem Herzen des blonden Rabbi von Nazareth gekommen war! Er kannte die Geſchichte dieſer Seele nicht; — wir wollen ihm dieſe Unkenntniß verzeihen.

Faſt um ſein Unrecht gut zu machen, ſagte er tröſtend:

Freilich haben Sie Recht, Rebb Joſſeph, wenn Sie meinen, daß es gleichgiltig iſt, wer das geſchrieben hat, Ihr Urdede oder Chriſtus oder der Evangeliſt Mathias. Ich frage Sie nur: wer war Ihr Urdede? ein Jude; wer war Jeſus oder, wie Ihr Urgroßvater geſchrieben hat, Jiſchai, der Sohn des Joſſeph und der Marjim? ein Jude; wer war der Evangeliſt Mathias? auch einer —

Mit dem kommen Sie mir nicht, Herr Lehrer, entgegnete Joſſeph mit verfinſtertem Antlitz, mit dem nicht. Mit Ihrer Philoſophie iſt bei mir nichts auszurichten, ich weiß jetzt ſelbſt, was zu thun iſt.

Damit empfahl er ſich dem Lehrer und ging.

Julius Arnſteiner hatte nichts Eiligeres zu thun, als im ganzen Ghetto umherzulaufen und mit lachendem Munde den Leuten zu erzählen, wie der Landjüd etwas für das Werk ſeines Urdede gehalten, was eigentlich das Evangelium Matthäi geweſen ſei.

Joſſeph ſchritt indeß raſch auf das Dorf zu: er ſchaute niemals zurück; ſein früher erdfahles Geſicht war mit hoher Röthe bedeckt. War ſeine Bruſt frei? Fühlte er, daß die alte Kraft wieder gewonnen war? Er gedachte noch heute mit Madlena zu ſprechen.

## 14. Madlena.

Wie einen aus ſiegreichem Kampfe Hervorgegangenen im Augenblicke, wo ihm unſer Dankeswort entgegenſchallt, der Gedanke faſt zu Boden drückt, wie viele Leichen in die kühle Erde ſich legen mußten, damit er hoch aufgerichtet und herrlich geſchmückt unter den Lebenden einherſchreite, faſt übermüthig mit dem Leben prunkend, das er Anderen genommen, ſo war's unſerem Joſſeph, als er mit dem reinen Entſchluſſe, heute wirklich „fertig“ zu werden, den Weg zur Heimath ging.

Wenn die Mutter indeß geſtorben? Wer hatte dann ihren letzten Athem belauſcht, die Hand auf ihr ſtummes Herz gelegt, ob es noch ſchlage? Er nicht, aber auch ſie nicht. Wie er nur ſo lange zögern könne, fiel ihm ein, warum er nicht wie ein Vogel fliege, ihr die Kunde zu bringen, daß ſie hintreten dürfe an das Bett der Mutter, ſich ausweinen dürfe über dem ſtille ſtehenden Herzen derjenigen, der ſie ſeit zehn Jahren ſo nahe und doch ſo ferne geſtanden.

Faſt athemlos kam er an den erſten Feldern ſeines Dorfes an. Es war heißer Mittag, und die Sonne brannte lothrecht vom Himmel herab. Auf den Aeckern ſtand die Natur ſtill, kein Lufthauch bewegte das goldene Saatenmeer, kein Bauer ward auf dem weiten Umkreiſe ſichtbar, ſo weit auch das Auge reichte. Er ſchritt immer raſcher vorwärts; ein anderer Umkreis öffnete ſich ſeinem Blicke, — auf einem Felde, abwärts von der Straße, ſah er ein weibliches Weſen emſig arbeiten. Sie war ihm mit dem Rücken zugewandt, aber er kannte das Feld ...

All ſein Blut drängte ſich gegen den Kopf. Sollte es Madlena ſein?

Er bog querfeldein von der Straße. Auf dem weichen, grasbewachſenen Raine, auf dem er zu dem Acker gelangen konnte, wurden ſeine Schritte nicht gehört, aber je näher er kam, deſto mehr ſchwankten ſeine Füße; es war ihm, als drehten ſich die Felder im Kreiſe rings um ihn. Er ſtand ſchon hinter Madlena, als dieſe, die den Nahenden nicht gehört hatte, noch immer in ihrer Arbeit fortfuhr. Die Haue, womit ſie die Erdäpfelſtauden aus der lockern Erde hervorholte, ſenkte ſich, fuhr wieder auf. Madlena ahnte nicht, wer hinter ihr ſtand.

Nur einige Schritte von ihr ſtand Joſſeph, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, und ſchaute ſprachlos dem Thun Madlena's zu. Plötzlich, ließ Madlena die Haue fallen; ſie richtete ſich auf und ſah um ſich. . . .

Ein gellender Schrei, der Joſſeph's innerſtes Leben traf, und eine Bewegung, als wenn ſie fliehen wollte, war das Einzige, was dieſer erſte Augenblick ihr entlockte. Dann bedeckte ſie mit beiden Händen das todtbleich gewordene Antlitz.

Dinah! ſagte Joſſeph in den weichſten Klängen ſeiner Stimme und ſtreckte ſeine Arme gegen ſie aus.

Als Madlena ſich bei ihrem eigentlichen Namen angerufen hörte, ließ ſie die Hände von ihrem Angeſichte ſinken; ſie wankte einige Schritte vorwärts gegen ihn, faſt ohnmächtig, leblos beinahe; er fing ſie in ſeinen Armen auf....

Eine lange Weile weinte ſich Joſſeph an ihrem Halſe aus. Madlena war keines Wortes mächtig. Als ſie Joſſeph wieder aus der Umarmung ließ, ſtand ſie ihm mit gefalteten Händen wie bittend gegenüber, noch immer vor Schrecken bleich ihn ſprachlos anſtarrend.

Kein Wort des Verſtändniſſes ward zwiſchen Beiden in dieſen erſten Augenblicken gewechſelt. Joſſeph hatte ihr nichts zu ſagen, er ſchaute die Wiedergewonnene mit leuchtenden Augen an; ſein ganzes Weſen zitterte vor tiefſter Erregtheit.

Wie wenig bedarf's doch, um einen jahrelang behaupteten Groll, um eine verjährte Säure des Gemüthes von ſich abzuwerfen; wie raſch ſagt es ſich hier ein Blick dem andern, was man Alles vergeſſen kann und in den Strom der Vergangenheit geworfen hat!

Joſſeph geleitete Madlena zu dem Raine, auf den ſie ſich ermüdet, wie ſie war, niederlaſſen mußte; er ſetzte ſich neben ſie. Erſt jetzt kam es zwiſchen den Geſchwiſtern zu einem Geſpräche.

Frag mich nicht, ſagte er, wie ich ſo auf einmal meinen Sinn gegen dich geändert habe, ich könnte dir's doch nicht ſagen, wie das gekommen iſt. Du weißt, ich hab' gegen dich viel auf dem Herzen gehabt; und nicht wie ein Bruder gegen ſeine Schweſter handeln ſoll, hab' ich gehandelt. Das wird mir auf der Seele immer liegen wie eine Centnerlaſt; das kann kein Jom Kippur, kein Faſten und keine Reue mir herunterbringen. Aber auf den Händen könnt' ich dich jetzt tragen durch die ganze Welt, und möcht' mich nicht ſchämen. Ich hab' dir ſo viel abzubitten, daß mir's nur Gott verzeihen kann.

Madlena ſagte: Denk nicht dran, Joſſeph, dir dieſe Stund' zu verbittern. Mir iſt's ja, als wenn ich nicht auf der Erden wäre.

Dann fuhr er mit der flachen Hand ihr über das Geſicht.

Sag mir nur, Dinah Leben, bemerkte er beſorgt, wie kannſt du dir's nur einfallen laſſen in der Hitze da, auf dem Felde zu arbeiten? Nimmſt du kein Bedacht auf dich, ſo denk doch an deine Kinder. Kein Bauer arbeitet jetzt, ſie liegen alle irgendwo im Schatten und ruhen ſich aus. Nur du allein mußt eine Ausnahme machen? Haſt denn du's ſo nöthig?

Das will ich dir ſagen, entgegnete ſie erröthend, es iſt noch gar nicht lange, daß mein Mann zu dem Seinigen gekommen iſt. Sein Vater hat mit ihm geſchmollt und hat ihn enterben wollen, weil er mich zu ſeinem Weib genommen hat. Jetzt iſt er wieder gut mit ihm, aber während dem haben wir zu unſerem Hausweſen ſehen müſſen, wie es eben gegangen iſt. Wo wären wir hingekommen, wenn wir hätten unſere Hände ſinken laſſen? Kinder hat man auch, und wenn man nicht will, daß die einmal fremder Leute Koſt eſſen ſollen, muß man zu ſich ſehen und darf ſich nicht auf Andere verlaſſen. Gott Lob und Dank! Wir haben's aber jetzt doch ſo weit gebracht, wir könnten auch ohne den Vater beſtehen.

Joſſeph hörte nach zehn Jahren zum erſten Mal wieder die Schweſter ſprechen, es kam ihm vor, als hätte ſich die Stimme gar nicht verändert; nur klang ihm die ganze Redeweiſe etwas fremdartig; Madlena ſprach das Jüdiſche wie eine Chriſtin, die im Hauſe eines Juden lange geweilt und die Sprache ſich zu eigen gemacht hat.

Und dein Mann hilſt dir nicht? fragte er.

Der, gab Madlena zur Antwort, arbeitet noch mehr, als ich, der kümmert ſich ganz gewaltig ums Haus, der trinkt nicht, der ſpielt nicht, wie die Andern, und bringt jeden Kreuzer zurück, den er verdient. Da wär' ich aber ein ſchlecht Weib, wenn ich dem nicht helfen wollte. Der Mann iſt doch immer eigentlich derjenige, welcher das Haus erhält; das Weib vermag nur wenig auszurichten, wenn der Mann nicht will. Aber helfen muß ſie ihm doch, wo ſie kann, und das thu' ich auch redlich, und es ſchad't mir, Gott ſei Lob und Dank, gar nichts.

Das iſt halt die jüdiſche Ader, die in dir ſteckt, bemerkte Joſſeph eifrig, die läßt dir nicht Ruh' und nicht Raſt; denn der Jüd muß ſich immer plagen, wo Andere ſich einen guten Tag machen. Hat er keine Plag', ſo muß er auf eine ſinnen; ſich eine Freud' gönnen, ins Wirthshaus gehen und ſich da beluſtigen, das iſt er nicht im Stand. Wiſſen möcht' ich, wo das herkommt, und ob das einmal anders werden wird? Ich ſag' dir aber, in dir ſteckt noch die jüdiſche Ader.

Madlena ſchaute lächelnd zu dem eifrig ſprechenden Bruder auf.

Da haſt du Recht, ſagte ſie dann mit geſenkten Augen; das Schlechteſte wär' das eben nicht an mir.

Biſt du auch ganz glücklich? fragte er ſie nach einer Weile; ich meine, ſo ganz zufrieden? ſetzte er ſtockend hinzu.

Mein Mann, gab Madlena ohne Zögern die Antwort, hat mich gern und ich ihn auch.

Und behandelt er dich gut?

Ich ſag' dir ja, er iſt nicht wie Andere, der iſt gerade ſo, als wenn er von euch herſtammte.

Verzeih, verzeih, rief er ſchmerzlich lebhaft, und ergriff ihre Hand, ich hab' ihn immer für Einen gehalten, der nicht beſſer iſt, als die Andern, und darum hab' ich dich gehaßt und veracht't.

Fangſt du ſchon wieder an? ſagte ſie, ihn ernſt anſehend.

Ganz glücklich biſt du alſo? wiederholte er noch einmal.

Wie's nur Eine ſein kann, entgegnete ſie ruhig. Mein Mann und meine Kinder ſind mein Alles auf der Welt.

Joſſeph fuhr ſeufzend mit der Hand über die Stirne.

Das hab' ich nicht gewußt, ſagte er ſtockend.

Ganz am Anfang, erzählte Madlena, wie ich zu meinem Manne gekommen bin, da iſt das freilich ganz anders geweſen. Es hat mir das Herz geblutet und geweint, daß ich euch habe ſo viel Leid anthun müſſen; ich habe nicht glücklich ſein können. Aber auf das kannſt du dich verlaſſen, Joſſeph: wie du haſt kommen müſſen zu mir und dich ausſöhnen mit mir und kannſt nicht weiter böſe ſein auf mich, ſo habe ich zu meinem Manne gehen müſſen; es war das meine Beſtimmung, und ich hab's nicht anders machen können.

Joſſeph blickte nach dieſen Worten verwundert die Schweſter an. Sie fuhr fort:

Das ſag' ich dir nur, weil du nicht meinen ſollſt, ich wäre aus Leichtſinn oder weil ich euch habe kränken wollen, aus dem Hauſe gegangen. Tauſendmal hab' ich mich gefragt: mußt du Pawel's Weib werden? und tauſendmal hab' ich zu mir ſelbſt geſagt: du ſtirbſt ja, Dinah, wenn du ſein Weib nicht wirſt. Alles Andere iſt mir, wie das einmal in mir ſich feſtgeſetzt hat, als Nichts vorgekommen; kein Menſch auf der Welt, kein Kaiſer und König hätten mich davon abbringen können. Es war mir Alles gleichgültig, das ſag' ich dir jetzt, denn wo ich gegangen und geſtanden bin, da hat es mir nachgeklungen und nachgeſchrieen: Pawel muß dein Mann werden.

Joſſeph hörte mit ſprachloſem Staunen die Geſtändniſſe der Schweſter an. Madlena fuhr nach einer Weile fort:

Erſt wie mich der Pfarrer getauft gehabt, da iſt mir ſchwer auf die Bruſt gefallen, was ich euch gethan, daß jetzt Alles wie mit einer Scheere zwiſchen mir und euch abgeſchnitten und zerriſſen war. Keine Mutter, keinen Bruder mehr! Sie kennen mich nicht, ſie wollen nichts wiſſen von dir! Wenn mich mein Mann getröſtet hat, ſo war mir gut, aber es hat Stunden gegeben, wie mir ſie Gott nicht weiter zuſchicken ſoll. Aber Gott muß mit mir es gut gemeint haben — er hat mir meine Kinder gegeben.

Hätten es nicht jüdiſche ſein können? unterbrach ſie Joſſeph, indem er ſein Auge faſt vorwurfsvoll auf Madlena richtete.

Tröſten wir uns, es war die Neige der Bitterkeit, die zum letzten Male zur Oberfläche eines noch nicht beruhigten Gemüthes als Schaum emporſtieg.

Madlena ſah lächelnd zu ihrem Bruder auf.

Da ſieht man, ſagte ſie, was ihr Männer ſeid.

Wenn ihr die Kinder möchtet gebären, ihr müßtet da anders reden. Da denkſt du nicht daran, was du geweſen biſt; du willſt nur, die Kinder ſollen gut und rechtſchaffen werden, ob als Chriſten oder als Juden, das iſt dann gleichgültig. Eine Mutter ſieht nur immer auf den Vater von ihren Kindern. Wie der iſt, ſo werden auch die Kinder. Iſt der Vater ein ſchlechter Jud oder Chriſt, ſo werden's die Kinder auch. Darauf kannſt du dich verlaſſen.

Biſt du vielleicht darum eine ſo gute Chriſtin geworden? fragte Joſſeph etwas ſpitzig.

Ich bin, was mein Mann iſt, entgegnete ſie raſch; das Weib ſoll auch gar keine andere Religion haben als der Vater. Es kommen nur Streitigkeiten zwiſchen Beiden heraus, das nicht gut iſt, und was ſoll erſt mit den Kindern geſchehen? Nimm an, Joſſeph, ich hätt' meinen Pawel genommen und wär' eine Jüdin geblieben. Meinſt du, es hätt' ihn nicht geſchmerzt, wenn ich ſeine Kinder auf jüdiſche Art, wie ich's im Haus bei euch hab' geſehen und gelernt, aufgezogen hätt'? Mein Mann iſt gewohnt, von ſeiner Kindheit auf an die Mutter Gottes zu denken, ſie anzurufen in allen Nöthen; meinſt du, ich hätt' den Kindern ſagen ſollen: ſtoßt euch nicht daran, wenn der Vater den Namen der heiligen Mutter Gottes ausſpricht; er kann ja nichts dafür, daß er als Chriſt iſt geboren worden? Oder wenn ihr eure Feiertage habt, meinſt du, ich ſollt' da zu meinen Kindern ſagen: heute darf man nicht arbeiten, darf man nicht aufs Feld hinausgehen, kein Holz hacken? Schön würden mich die Kinder anſehen; ihr Vater arbeitet ja doch, geht aufs Feld hinaus und hackt Holz, und hat doch keinen Feiertag!

An das hab' ich nicht gedacht, ſagte Joſſeph zögernd.

Du möchtſt ſchon darauf denken, wärſt du ein Weib wie ich. Ich hab' gehört, es ſoll Länder geben, wo Chriſten und Juden ſich nehmen dürfen, und braucht keines von beiden ſeine Religion zu wechſeln. Schön iſt das, das muß man ſchon ſagen, wenn weder der Mann noch das Weib den Ihrigen das Herzeleid anzuthun und ſie zu kränken braucht. Denn traurig iſt die Sache doch immer, wenn man, um einen Mann oder ein Weib zu bekommen, ſeine Religion vertauſchen muß! Aber ich kann mir vorſtellen, wie die Beiden das anfangen; ich höre, ſie machen vor ihrer Verheirathung einen Contract, und da ſteht drin: wenn das Kind ein Knabe iſt, ſo wird's ein Chriſt, wie der Vater, iſt's aber ein Mädchen, ſo bleibt's bei der Religion der Mutter. Oder auch umgekehrt, wie ſich das gerade trifft. Was möcht' man denn vor der Hochzeit nicht Alles ausſtellen und unterſchreiben? Glaub mir aber: wenn die Zwei ſich genommen haben, da wird die Sache ganz anders, und erſt, wenn ihnen Gott Kinder giebt! Den Vater ſchmerzt's doch, daß nicht alle ſeine Kinder von ſeinem Glauben ſind, und er wird einige darunter immer lieber haben, als die anderen, ohne es zu wiſſen. Meinſt du, daß eine Mutter dem zuſehen kann? Es ſind ja doch alle ihre Kinder, und ſie hat ſie doch alle geboren, geſäugt und aufgezogen. Eine Mutter ſoll neun Monate mit ihrem Kinde ſchwanger gehen und mit Schrecken auf die Geburt warten, weil ſie nicht weiß, ob denn der Vater nicht ſagen wird: ſchon wieder ſo eines, was ich nicht nach meinem Glauben aufziehen darf? Neun Monate ſoll alſo die Mutter nicht wiſſen, ob der Vater dem Kind ein Vater ſein wird? Wie kann ſo eine Mutter das nur aushalten und ſtirbt nicht vor Angſt und Sorge? Ich wär' ſchon hundert Mal geſtorben.

Joſſeph ſtarrte der Schweſter in das hochgeröthete Geſicht; es lag ein wunderſames Licht innerſter Begeiſterung darauf.

Und dann, fuhr ſie fort, es iſt auch nicht gut, wenn die Kinder wiſſen, daß zwiſchen Vater und Mutter nicht Alles gleich iſt. Sie richten ſich darnach, und der Streit geht im Hauſe gar nicht aus. Man macht ſich und Andere dadurch unglücklich, die Mutter nimmt für dieſes, der Vater für jenes Kind Partei, auf die Letzt wird einem das Leben ſauer, und man bereut's, daß man ſich genommen hat. Joſſeph! Mann und Weib werfen ſich's dann vor und ſchlagen mit bitteren Worten um ſich, wie mit ſpitzigen Meſſern, daß ſie ſich einmal genommen haben! Gott behüt' das Weib und den Mann vor ſo einem Leben! Beſſer wär's, ſie werfen ſich Beide in einen Teich, da, wo er am tiefſten iſt.

Tief erſchüttert bedeckte Joſſeph mit der Hand ſein Antlitz.

Und ich hab' dich vor meiner Thür niederfallen laſſen und hab' meinem Kind verboten, dir zu helfen! rief er mit gebrochener Stimme.

Joſſeph! ſagte Madlena vorwurfsvoll.

Alſo deinem Mann zu Liebe haſt du Alles gethan? fragte er ruhiger nach einer Weile.

Wie hätt' ich anders können? ſagte ſie. Jüdiſch hab' ich meine Kinder doch nicht aufziehen können, und eine Religion haben ſie doch haben müſſen! Eine Mutter muß ihren Kindern immer mit dem Beiſpiel vorangehen, vom Vater ſehen ſie das weniger. Hätt' ich mir alſo mein Geſpött aus Gott gemacht, was hätten dann die Kinder gethan? Meine Kinder ſind die frömmſten im Dorfe, und wenn der Pfarrer in der Schul' ausfragt, ſo weiß mein älteſter Knabe den Katechismus am beſten. Ich halt' ihn dazu auch an.

Beide ſchwiegen dann eine geraume Zeit, endlich ergriff Joſſeph Madlena's Hand und ſagte:

Ich verſteh' dich jetzt ganz; ich hab' nicht wiſſen können, was du Alles weißt; ich geſteh' dir ein, ich hab' groß Unrecht gehabt, und wenn du mir nicht verzeihen willſt, Gott kann's nicht.

Madlena ſaß ſtill da, ſie wagte durch kein Wort ihre innere Bewegung zu verrathen, aber die ſchweren

Thränen, die über ihr Angeſicht ſchlichen, ſagten mehr alles Andere.

Plötzlich ſtand Joſſeph ſtraff auf. Er dachte an die Mutter, die auf ſeine Rückkehr harrte. Seltſamer Weiſe war ihrer zwiſchen den Geſchwiſtern mit keinem Worte noch erwähnt worden, als ob Aufklärung nur zwiſchen Beiden nöthig geweſen wäre.

Dinah, rief er, du mußt gleich mit mir zur Mamme, ſie wart't ſchon lange auf dich. Nicht wahr, die iſt nicht ſo gegen dich geweſen, wie ich?

Ach, meine Mutter, meine gute Mutter! ſchrie Madlena mit der tiefſten Inbrunſt eines kindlichen Herzens.

Willſt du gleich mit?

Fragſt du noch?

Die Mamme wird vor Freuden faſt ſterben, meinte Joſſeph gedrückt, wenn ſie dich ſieht. Sie red't ſich ohnedies ein, ſie wird den morgigen Tag nicht überleben.

Iſt ſie krank? Und das ſagſt mir erſt jetzt! ſchrie Madlena voll Seelenangſt.

Krank iſt ſie nicht, ſagte Joſſeph düſter, aber ſie red't ſich ein, ſich wird zwiſchen morgen und übermorgen ſterben. Sie hat einen Traum gehabt, und ſeitdem läßt ſie ſich ihren Tod nicht ausreden. Ich fürcht' aber, ſie wird Recht haben.

Um Gott's Willen, rief Madlena, laß uns da nicht länger ſtehen. Die Mutter liegt im Sterben, und ihre Kinder ſind nicht bei ihr!

Raſch ergriff ſie die Haue und ſtand auf.

Auf dem Wege ſprachen die Beiden kein Wort. Madlena war immer um einige Schritte vörwärts. Je näher ſie dem Dorfe zukamen, deſto leuchtender wurde das Geſicht Joſſeph's, während ſich auf Madlena's tiefe Bekümmerniß ausprägte. Sie hatte in dieſem Augenblicke eine Mutter zu verlieren, er hatte eine Schweſter wiedergewonnen.

Als die Beiden mit einander durch das Dorf gingen, ſah ihnen manches Auge verwundert nach. Viele ſchüttelten den Kopf.

Beim Hauſe angelangt, bat Joſſeph die Schweſter, eine kleine Weile zu gedulden, damit die Mutter durch ihre plötzliche Erſcheinung nicht in jähen Schrecken verſetzt werde. Nur mit Mühe konnte Joſſeph ſie zu dieſem kurzen Aufenthalt vermögen.

Bei ſeinem Eintreten in die Stube rief Joſſeph:

Mamme, du wirſt ſtaunen, wen ich dir hab' mitgebracht!

Weiß ich's denn nicht? fragte die alte Marjim mit heller Stimme. Dinah haſt du mir mitgebracht!

Madlena hatte draußen im Vorhauſe ihren Namen gehört. Sie riß die Thür auf, und Mutter und Tochter hatten ſich wieder gefunden.

### 15. Ueber einem Grab.

Zwiſchen den beiden Frauen bedurfte es keiner Verſtändigung, kaum daß mit einem Worte der letzten Jahre Erwähnung geſchah.

Dafür mußte Madlena all ihre Kinder herbeiholen laſſen, ſogar den Säugling in der Wiege, um ſie den Augen der Großmutter vorzuführen, die mit unendlicher Seligkeit auf ihnen ruhten. Von dem älteſten Mädchen Madlena's ſagte ſie, ſie habe viele Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Mutter, der Knabe dagegen hatte ganz die Augen und den Mund vom Großvater, und daß der Säugling einmal ganz Fiſchele ſein werde, da könne nur ein Blinder daran zweifeln. Sonderbar, nach ihrem Schwiegerſohn Pawel erkundigte ſie ſich nicht, ſo oft auch Madlena mit Abſicht ſeiner erwähnte. Ging er die Großmutter nichts an, oder genügte es ihr, daß ſie die Tochter wieder hatte?

Als die Nacht herankam, wurden die Kinder Madlena's nach Hauſe geführt; ſie ſelbſt blieb; auch wäre ſie von dem Bette ihrer ſterbenden Mutter nicht zu entfernen geweſen. Marjim verrieth übrigens durch kein irgendwie auffallendes Symptom, daß die letzte Stunde ihr ſo nahe ſei. Sie war aller ihrer Sinne mächtig, in überirdiſcher Aufregung leuchtete ihr Verſtand, und mehr als einmal trafen aus Madlena's und

Joſſeph's Augen ſich verſtändigende Blicke über die merkwürdigen Aeußerungen, die faſt wie Prophezeiungen aus dem Munde der alten Frau hervorkamen.

Die ganze Nacht ſaßen die Drei in traulichen Geſprächen beiſammen, und nie gingen die Engel des innerſten Verſtändniſſes mit leuchtenderen, ſchöneren Fittigen durch die engen Räume einer Menſchenwohnung, als in dieſer Nacht durch die ſtille Stube des einzigen Judenhauſes im Dorfe.

Kein Auge ſchloß ſich in dieſer heiligen Nacht.

Erſt gegen Morgen wurde Marjim auffallend ſchwächer; ihre Augen verloren allen Glanz, auch ſtockte ſie ſchon im Sprechen. Ein leiſes Fröſteln durchzitterte ihren ganzen Körper; man mußte ſie mit zweifachen Decken wärmen, dennoch ſchauerte ſie vor tiefinnerſter Todeskälte.

Gegen acht Uhr Morgens kamen die frommen Weiber aus Bunzlau; die Eine von ihnen, eine ſtämmige große Geſtalt, bekannt unter dem Namen „Fradel die Seelenchapperin", die ſich aus langer Uebung auf den Tod verſtand, ſagte ſogleich, als ſie der alten Frau anſichtig wurde, leiſe zu Joſſeph: Sie hält's noch bis gegen Abend aus.

Trotzdem dieſe Worte für jedes andere Ohr faſt unvernehmbar geſprochen wurden, hatte ſie die alte Marjim doch gehört. Mit faſt verdrießlichem Tone rief ſie von ihrem Lager: Da braucht man eben kein

Prophet zu ſein, um das zu wiſſen. Mein Urbede hat mir's ja geſagt. —

Im Hauſe wurde nur leiſe geflüſtert, ſeit man gewiß war, daß eine Sterbende darin lag. Die frommen Weiber ſetzten ſich nun an das Bett der Großmutter und begannen ihr die Todesgebete vorzuſagen; ſie ſelbſt war bereits zu ſchwach, um das Wanderbüchel zu halten. Im namenloſen Schmerz ſtand Madlena zu ihrem Haupte, und ihre Thränen floßen unaufhaltſam. Joſſeph ſelbſt vermochte es nicht, in der Stube zu verbleiben.

Gegen Mittag ſprach Marjim den Wunſch aus, man möge ſie jetzt allein laſſen, da ſie Schlaf in ihren Augen verſpüre. Nur Madlena mußte zurückbleiben und ſich ans Bett ſetzen. In ihrem Anſchauen waren der alten Frau die Augen zugefallen; ſie ſchlief.

Madlena weinte bald ſtill vor ſich hin, bald überkam es ſie ganz ſchauerlich, daß die Mutter noch nicht ihren Pawel zu ſehen begehrt habe. Sie hätte aufſchreien und die Schlafende aufrütteln mögen. Oft dünkte es ſie, jetzt müſſe ſie einen Schrei ausgeſtoßen haben, daß das Haus davon erzitterte, und war dann erſchrocken, wenn ſie auf die Mutter hinſah und bemerkte, daß ſie noch immer ruhig ſchlummere. Wenn ſie jetzt ſtürbe? dachte ſie ſich. Nimmermehr konnte ſie ſich dann vorſtellen, daß die Mutter ſich vollſtändig mit ihr ausgeſöhnt, wenn ſie nicht auch ihren Pawel zu ſich gerufen hätte.

Es war Abend geworden und die Sonne hatte ſich von dem Hauſe entfernt, in dem eine Sterbende lag, die ihres Strahlenlebens nicht mehr bedurfte. Da erwachte die alte Frau, faſt um denſelben Augenblick, als das letzte Gold der ſcheidenden Himmelsflamme über die Fenſter glitt.

Ihr erſtes Wort, das ſie an Madlena richtete, war:

Laß mir jetzt deine Kinder und deinen Pawel kommen, der iſt doch auch mein Schwiegerſohn, und ich möcht' den auch ſehen, lang dauert's ohnehin nicht mehr.

Madlena ſchrie laut auf und fiel, die niederhängende Hand Marjim's ſtürmiſch küſſend, am Bette nieder. Sie verſtand dieſes letzte Liebeswerk der Mutter, das in Erfüllung ging, noch ehe ſie es ausgeſprochen!

Die Kinder kamen, auch Pawel. Als dieſer mit einiger Befangenheit an das Bett der Sterbenden trat, ſah ihn Marjim einige Augenblicke ſcharf an, als wollte ſie in das Innerſte ſeiner Seele einen prüfenden Blick werfen, dann ſagte ſie mit heller Stimme:

Du ſcheinſt mir ein guter Menſch zu ſein, Pawel, aber was für ein Weib haſt du auch bekommen!

Joſſeph mußte dann herantreten.

Wir zwei, ſagte ſie zu ihm mit leuchtenden Blicken, wir zwei kennen uns, ich hab' dir nichts weiter zu ſagen.

Sie fragte ihn dann, ob er nichts dagegen habe, wenn ſie Madlena's Kinder früher benſchen würde, als ſein Fiſchele; denn jene bekämen doch jetzt nur zum erſten und letzten Male ihren Segen; auch würde es dem Kinde von keinem Schaden ſein.

Als Joſſeph, der die Mutter gar wohl verſtand, bejahend nickte, ließ ſie die Kinder näher herankommen und legte auf jedes Haupt ihre zitternde Hand, leiſe Worte vor ſich hinmurmelnd. Madlena reichte ihr auch ihren Säugling hin; auch auf deſſen Haupt ſprach die alte Frau ihren Segen. Dann richtete ſie ſich im Bette auf, und indem ſie über Madlena's ganzes Weſen einen vielſagenden Blick warf, ſagte ſie mit lauter Stimme: Das Kind, das noch nicht geboren iſt, wird von Gott und von den Menſchen gern geſehen ſein; denn das Kind hat dich mir zurückgebracht, meine Dinah, und du mußt noch viel Freud' von ihm erleben. Ich benſch' auch das ungeborene Kind. —

Als Fiſchele an die Reihe kam, brach Marjim in ein krampfhaftes Weinen auf. Sie umfaßte den Kopf des Knaben mit beiden Händen und konnte lange nicht von ihm laſſen. Dann küßte ſie ihn und ſprach: Von dir geh' ich ſehr ungerne fort, für dich hätt' ich noch gerne hundert Jahre gelebt; du biſt der Bote zu meiner Tochter geweſen — auf dir muß Gottes Segen liegen.

Sie hatte hierauf noch die Kraft, zu Joſſeph zu ſagen: Jetzt zünd die Schabbeslamp' an, ich möcht' ſie noch einmal brennen ſehen, in einer Stund' iſt der Schabbes da.

Mit leuchtenden Blicken ſah ſie dann in die heiteren Flammen, die von den ölgetränkten Dochten der ſiebenzinkigen Lampe ausgingen. Sie hatte ſie ſo lange ſelbſt entzündet, und nun mußte ein Anderer ſie in ſeine Hut nehmen. Von Minute zu Minute wurden jetzt ihre Lebensgeiſter ſchwächer; die ſcheidende Seele hatte bereits ihre Fittige zum Fluge ausgeſpannt.

Fradel, das fromme Weib, rief jetzt: Es dauert keine Sekund' mehr; und mit lauter Stimme begann ſie den letzten Spruch für Sterbende:

Höre, Israel, der Gott, dein Gott iſt ein einziger Gott, was ſie und die zwei anderen Weiber drei Mal wiederholten. Die Lippen der alten Marjim bewegten ſich leiſe dazu; ſie ſchlug noch einmal die Augen auf, um ſie für immer zu ſchließen. —

Während Madlena ſich verzweiflungsvoll über die Leiche warf, betete Pawel mit ſeinen Kindern ein dreimaliges Vater unſer. Fiſchele und Joſſeph ſtanden in ſtummem Schmerz daneben.

Eine Viertelſtunde hierauf läutete das Sterbeglöcklein für die geſtorbene Jüdin. Der Pfarrer, der ihren Tod vernommen, hatte es ſo angeordnet. Die hat's ſo verdient, ſagte er, daß man ihr eine Ehre anthut!

* * *

Am Begräbnißtage der alten Marjim, die man nach dem ſtillen Bunzlauer Friedhof an der Prager Straße trug, erſcholl in aller Frühe vor dem Leichenhauſe ein ſo heftiges Wehklagen und Weinen, daß Joſſeph beſtürzt auf die Gaſſe hinausging. Da ſtand Anezka, die Magd, das Geſicht von Thränen übergoſſen, und darauf die Spuren eines ſo namenloſen Schmerzes, daß Joſſeph ſelbſt tiefes Mitleiden mit ihr fühlte. Schluchzend fragte ſie ihn, ob es ihr erlaubt ſei, noch einmal ihre gute, treue Babe zu ſehen. Joſſeph ließ ſie in die Stube eintreten; dort lag die Leiche der guten alten Marjim, in weiße Leintücher gehüllt, am Boden. Vorſichtig, als ob ſie fürchtete, die Todte aus ihrem ewigen Schlafe zu wecken, kniete Anezka nieder, zog leiſe das Tuch von dem Antlitze der Todten hinweg und ſah ſie dann lange unverwandt an. Mit derſelben Vorſicht ließ ſie das Tuch wieder fallen und ſchlich dann leiſe zur Thüre hinaus.

Man hat ſie in dem Dorfe ſeit dieſem Augenblicke nicht geſehen. —

Als der Leichenwagen durch das Dorf fuhr, ſtand an ſeinem Hauſe der Bauer Stepan Parzik. Er ſchlug andächtig das Kreuz und blickte dann der dahinziehenden Todten lange nach. Der Dechant war ſeit einer Woche faſt ein Greis an gebrochener Kraft und weißen Haaren geworden. —

Es drängt Alles dem Ende zu.

Joſſeph hat die gemiſchte Waarenhandlung aufgegeben und iſt Bauer geworden. Es bedarf keines weitſehenden Verſtandes, um zu begreifen, was ihn zu dieſem Entſchluſſe bewogen hat. Seine Aecker liegen hart an den Aeckern ſeiner Schweſter. Er wird heuer zum erſten Male die goldene Frucht vom eigenen Felde heimführen.

Sein ganzes Leben iſt nun ein einiges. Zwiſchen ihm und Madlena waltet das tiefſte Verſtändniß. Wenn der Herbſt kommt, wird er draußen im Felde ſein und Samenkörner in die friſche, aufgedüngte Erde ſtreuen. In das Korn wird ein friſches Leben dringen, Regen und Thau werden darauf fallen und es befeuchten mit zarten Lippen; es wird aufſprießen und Gottes Windhauch wird als Segen durch die goldenen Saaten wehen.

Auch andere Saaten, die noch unter der Schneedecke liegen, werden aufgehen!

# Novellenſchatz.

Zweite Serie.

Dritter Band.

(Der ganzen Reihe neunter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite Serie.

Dritter Band.

(Der ganzen Reihe neunter Band.)

München.
Rudolph Oldenbourg.

Druck von C. R. Schurich in München.

# Inhalt.

Seite

**Mammon im Gebirge.** Von Moriz Reich . . . . 1

**Der Sieg des Schwachen.** Von Melchior Meyr . 47

**Eine Malerarbeit.** Von Theodor Storm. . . . . 257

# Mammon im Gebirge.

Von

## Moritz Reich.

An der Grenze. Aus dem Nachlaſſe von Moritz Reich.
Herausgegeben durch Alfred Meißner. 2. A.
Prag. Carl Bellmann's Verlag. 1859.

Moritz Reich, geboren den 20. April 1831 zu Rokitnitz an der böhmiſch-preußiſchen Grenze, aus einer israelitiſchen Familie ſtammend, wurde nach Reichenau in das Gymnaſium geſendet, ging 1817 auf die Univerſität nach Prag, wo er, arm und krank, in Ahnung eines frühen Todes den Entſchluß faßte, ſich ohne Zeitverluſt ganz der Poeſie zu widmen, und 1853 nach Wien, wo er, zu ſehr Poet, um Journaliſt zu ſein, gleichwohl mit ſeltener Ausdauer das traurigſte Literatenleben führte. Es iſt hier nicht der Ort, dieſes ergreifende Bild auszumalen: wir verweiſen auf die Schilderung Alfred Meißner's, der ſich ſeiner im Leben warm angenommen und nach ſeinem den 26. März 1857 durch eigene Hand erfolgten Tode ſeine Erzählungen herausgegeben hat. „Eine weiche, träumeriſche Natur", ſagt dieſer ſein Biograph, „voll überquellender Empfindung, waffenlos gegen die Bosheit und die Mißgunſt der Menſchen, ohne andere Erfahrung als die ſeines Herzens, verbrannte er raſch, wie in reinem Sauerſtoff, und machte in ein paar Jahren ein Unglücksleben durch, wie kaum die Unglücklichſten in Decennien. Wenn ſeine Gefühlswelt oft überhitzt, ſeine Phantaſtik grell und gewaltſam iſt, wenn ſeine Menſchen, in ſeinen ſpäteren Erzählungen namentlich, dämoniſch über ihr Maß hinauswachſen, dürfen wir nicht vergeſſen, welche Geier an ihm fraßen, und wie jung und erfahrungslos er war. Seine Seele war keuſch und rein und lebte nur für die Kunſt. Er hatte eine ideale Sehnſucht, die Höhen zu erfliegen, die nur erklommen werden können, und ſein Herz brach, wie das eines jungen Adlers. aus Schmerz darüber, daß ſeine Schwinge durchſchoſſen war.“ Noch lauter, als dieſer ſchöne Nachruf, ſagt die folgende Erzählung — von ſeinen übrigen Erzählungen allerdings durch einen weiten Abſtand ausgezeichnet —, was wir an dieſer ſo frühe gebrochenen Kraft verloren haben.

Die Welt iſt außen ſchöne weiß, grüne und roth,
Und innen ſchwarzer Farbe, finſter wie der Tod.
Walther von der Vogelweide.

Wer iſt wohl jener Mann in der zerriſſenen Jacke, welche faſt einer Karte von Deutſchland ähnlich iſt durch ihre mannigfaltigen Farbenmuſter? Seine ſchmutzige hirſchlederne Hoſe reicht nicht weit unter das Knie, das untere Bein iſt nackt und ſehr gebräunt, ſein Halstuch ſieht einem Strick nicht unähnlich, ſo lange her iſt es, ſeit er es auf dem Reichenauer Wochenmarkt endlich unter Seufzern gekauft, nachdem er zehnmal von der Bude weggelaufen und ſogar das unermüdliche Mundſtück der Schnittwarenhändlerin verachtungsvoll ſtillgeſtanden, als er verzweiflungsvoll den ledernen Beutel zog und nach einer halben Stunde Herumwühlens das alte Lied ſang, man ſolle ihm einen Groſchen nachlaſſen; — ja, und der Hut, welcher ſeinen kleinen Kopf bedeckt, bietet dem Geometer, der ſeine Form beſtimmen ſollte, große Schwierigkeiten, denn von jeder Seite ſieht er ſich anders an — meine Leſer werden mir eine weitere Detailſchilderung erlaſſen, da ich durchaus nicht gewillt bin, ein ſchwarzes Buch zu ſchreiben, wohl aber eine düſtergefärbte Novelle, in welcher dieſer abgeſchilderte Bauer, welcher eben in jenes einſame Gehöfte ſchleicht, das eher einer Räuberhöhle als einem Bauernhofe gleicht, eine Rolle ſpielen wird. Schenken wir alſo dem Leſer reinen Wein ein: dieſer nicht ſo verſchwenderiſch, noch weniger modern oder geſchmackvoll gekleidete Mann heißt Sommer Hans und iſt wirklicher Beſitzer vorbeſagten Bauernhofes, der zwar noch ſchmutziger ausſah, als ſein Herr, aber ſo und ſo viel Morgen Landes (man denke ſich doch ja recht viele!) zu ſeinem Departement zählt. Dies Gut war ehemals eine Schulzerei, als der erſte Gatte von Sommer's Frau, noch jetzt gewohntermaßen „Frau Schulzin“ genannt, noch lebte. Der ehemalige Schulze war ein halber Juriſt und ein ganzer Narr; er war im Stande, heute wegen fünf Groſchen einen Prozeß zu führen und morgen die ſchönſte Kuh aus dem Stalle einem pfiffigen Schmeichler zu ſchenken — heute ſeine Frau zu prügeln, morgen ihr ein halbes Dutzend ſeidener Kleider anzuſchaffen, welche er freilich übermorgen wieder in den Ofen zu ſchmeißen im Stande war, wenn ſeine Frau zur ungehörigen Stunde nieſ'te — ſie ertränkte den Kummer über ſeine Launen im Wein, Bier und Branntwein, welche Spirituoſen allezeit ſich im Hauſe befanden, da es zugleich eine Schenke war. Endlich endete des Schulzen Leben — närriſch! er ſollte nämlich mehre Monate im Kriminal ſitzen, weil er einen mißliebigen Menſchen in ſeinem Hauſe halb todt prügeln ließ — das hatte er nicht erwartet! er kam vom Amte krank nach Hauſe gefahren, behauptete die Cholera zu haben, ſchrie und wand ſich vor Schmerzen wie ein Wurm, und in zwei Tagen war er todt. Man ſagte allgemein, er habe ſich vergiftet! — Und die Wittwe? Heirathete! Wen? Den Sommer Hans! Wer war der? Ein liederlicher Schlingel, welcher, nachdem er ſeines Vaters Vermögen durchgebracht, im Städtchen N. einen Laden eröffnete, um ein Dutzend Kaufleute um ihre Waare zu prellen, ſich aber von Ladenjungen beſtehlen ließ, während er Wilddieberei trieb, aus Preußen Dinge herüber paſchte, welche hier wohlfeiler zu kriegen waren, im Buſch und an der Grenze erwiſcht ward, wacker Strafe blechen mußte, den Laden von Gläubigern geſchloſſen bekam, welche Wind von ſeinem Lebenswandel hatten, hierauf nach Strick, Flinte, Meſſer blinzelte, ſich den Garaus zu machen und endlich — an der Schulzin oder vielmehr ihrem Gute hangen blieb — erſtere verſprach nämlich bald zu ſterben; leider erfüllen ſich derartige Verſprechen noch ſeltener als die Ehegelöbniſſe am Altare, und die wackere Schulzin zapfte noch Jahre lang im Weinkeller Seidel in die Gläſer und Maße in die Gurgel. Sommer war auf einmal reich geworden; die ganze Umgegend prophezeite der Schulzerei nun bald ein ſeliges Ende — aber ſie hatte ſich gründlich getäuſcht! Sommer's Verſchwendung war nicht nur ſeiner Jugend, ſondern auch der Verzweiflung des Nichtbeſitzenden zuzuſchreiben — weil er keinen Gulden hatte, wollte er auch keinen Kreuzer haben; er war eine trotzige Natur, er hatte ſich ruinirt der Welt zum Trotz, und aus Trotz ward er jetzt mehr als ſparſam, er ward geizig; was ſeine Frau verſchwendete, wollte er erſparen, und wie unter dem ewigen Wunſche, ſie möchte nun einmal ſterben, ſeine Seele ſich abmarterte, die ſchönſten Jahre freudlos dahinſchwanden, ſcharrte er das Geld zuſammen, gleichſam als Garantie einer ſchöneren Zukunft — wie ſollte ihm das Geld nicht theuer ſein, da er ſeinetwegen ſich an ein ſolches Weib gekoppelt? — Endlich warf ſie die Gicht ins Bett, ſie kam wieder auf, vermochte aber die Luft nicht zu ertragen und ſchlich in der Stube umher wie ein Geſpenſt; zum zweitenmale packte es ſie ſtärker, ſie konnte das Bett nicht mehr verlaſſen, unter welchem deſſenungeachtet die Flaſche funkelte. So lag ſie wieder mehre Jahre — armer Hans! wer ſieht es dir an, daß du ein guter Vierziger biſt? dein gelbes Geſicht, deine Runzeln, dein gebückter Gang, dein aſchfarbiges Haar laſſen einen Sechziger vermuthen! Zu Weihnachten wird es zehn Jahre, daß die Hochzeiter in dreißig Schlitten mit Schellengeläute und Peitſchenknall zur Schulzerei fuhren, da haſt du noch gejauchzt, um die Stimme tief in deiner Bruſt zu übertäuben und die Leute glauben zu machen, du ſeiſt luſtig! da biſt du mit „deiner Lene,“ wie du die alte Säuferin nannteſt, Allen vorangefahren, und beim Hochzeitstanze biſt du höher geſprungen, als alle die andern Burſche, du haſt mehr getrunken, als deiner Gäſte jeder — und nun? was trägſt du in dem Sacke da? die Kuchen, welche fremdes Vieh auf der

Gaſſe hinter ſich gelaſſen! Huſte, huſte! drinnen ächzt deine Lene!

An einem ſchwülen Sommertage, da die Steine auf der Klauſe Grund ſichtbar wurden und die Blumen auf dem Felde matt ihre Köpfchen ſinken ließen, da die Heumähder den Schatten der Bäume ſuchten, während der würzige Duft des Klee's ihre trüben Sinne einſchläferte, die Luft vor Wolluſt zitterte, der Schäferhund mit lang heraushängender Zunge ſich zum ſtockenden Bache ſchleppte, um mit heißer Gier das Waſſer zu ſchlucken — da trat Sommer Hans aus dem Hofe, um nach ſeinen Leuten zu ſehen, ſie zur Arbeit anzutreiben; an der Schwelle des Hofthores wäre ſein nackter Fuß beinahe über ein Mädchen geſtrauchelt, das, in Lumpen gehüllt, das runde Geſichtchen dunkelgebräunt von Luft und Sonne, das Köpfchen auf den Arm gelehnt, im kargen Schatten des Thores ſchlummerte; Sommer Hans blickte zuerſt unwillig drein, dann immer milder und milder, als ſich ſein Auge in das Antlitz der Schlummernden vertiefte, bis ein Anflug von Seele in ſeinem Angeſichte aufging, wie der Mond über Ruinen gleitet — mit verſchränkten Armen ſtand er ſelbſtvergeſſen da und konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem Bilde der Unſchuld im Gewande tiefſter Dürftigkeit — er bückte ſich zu ihr und ſah, daß ihre Schürze etwas verhüllte, ihr Athem wehte in ſein Geſicht, er neigte ſich tiefer und küßte ſie auf den Mund, wobei er zu knieen kam; hierauf ſah er in die Schürze — es waren einige Stücke weißen und ſchwarzen Korn- und Haferbrodes darin — alſo ein Bettelkind! Als er die Schürze wieder zuſammenwickelte, ſchlug das Mädchen zwei dunkle Augen auf, welche ihn anſtarrten, als beſännen ſie ſich, was ſie ſähen, wo ſie wären. — Sommer richtete ſich ſchnell auf, ſeine hagere Geſtalt reichte faſt ſo weit als das Thor; das Kind ſprang furchtſam auf und wollte davonrennen, aber Sommer hielt es am Röckchen feſt, das kaum ſeine runden Wädchen bedeckte. Was wollt Ihr? — ſchrie ſie ihn an, laßt mich gehn, ich hab' noch keine Schüſſel voll Brod! — Kannſt ſchon kriegen! ich habe auch Brod! ſag mir, wie heißt du? — Trude! — Wie noch? — Ich weiß nicht! — Wie heißt dein Vater? — Ich habe keinen! ſagte das Mädchen und ſtarrte den Bauer mit großen Augen an. — Und wie heißt deine Mutter? — Die Bettelthreſe! — Wer heißt ſie ſo? — Die Leute! — Haſt du deine Mutterr gern? — Nicht ein Grümpchen! — Warum nicht? — Sie ſchlägt mich ſo ſehr! — Warum ſchlägt ſie dich? — Weil ich die Schüſſel nicht voll aufbring'! — Haſt du Geſchwiſter? — O ja! ſechſe! ſie laufen alle betteln 'rum wie ich; der Kerle geht ins Wirthshaus! — Wer iſt der Kerle? — I nu der Kerle! — Wer iſt der Kerle? — Der bei der Mutter ſchläft. — Sommer Hans lachte, Trude wollte wieder ausreißen. — He Trude! bleib, haſt ja noch nichts kriegt! Sag mir, möchteſt bei mir bleiben? — er ergriff ſie beim Händchen, das er zärtlich drückte. — O ja! rief Trude, wenn Ihr mich nicht ſchlagt! — Wird dir die Mutter nicht nachkommen? — O nein! die wird gar froh ſein! — Wie alt biſt du! — Zwölf, dreizehn, vierzehn Jahre! lachte Trude. — Du weiß es nicht? — Bei meiner Seele, nein! — Haſt Hunger? — Nein, aber Durſt, viel Durſt! — So komm herein! Er nahm ein Deckelglas, welches noch mit rother Farbe numerirt war, zum Zeichen, daß es ſich noch des Schulzen und des alten, luſtigen Lebens erinnere, ging zum Troge, welcher im Hofe ſtand, füllte es mit kriſtallhellem Waſſer und gab ihr zu trinken, während er das Glas am Henkel hielt; ſie ſchlürfte mit langen, durſtigen Zügen, und er ſah jedem Zuge mit Wohlbehagen bis in die Kehle nach. Zahl's Gott! ſagte ſie gewohntermaßen, ohne viel Innigkeit im Ausdruck. — Gieb mir das Brod, das du da in der Schürze haſt! meinte der Bauer. — Ich darf nicht! muß es der Mutter bringen! — Haſt denn vergeſſen, Trudchen, daß du bei mir bleibſt? du kriegſt Butter aufs Brod, früh Milch, Mittags Fleiſch — er erſchrak bei dem Worte, da er ſich erinnerte, ſelbſt kaum an Sonntagen einmal Fleiſch zu eſſen; als ſie noch immer unſchlüſſig und zweifelnd ſann, fuhr er fort: Und ſchöne Kleider auf den Leib, Strümpfchen und Schühlein. — Trude blickte auf Sommer's nackte Füße und ſagte naiv: Ihr habt ja ſelber keine Schuhe! — Blitzmädel! brummte Sommer vor ſich hin, der ſich auf einer Inconſequenz ertappt fühlte. Haſt Recht, ſagte er laut, ich bin ſtark und geh' lieber ſo, du ſollſt aber Schuh' und Strümpfe haben! — Wie die Fritze Juliane? fragte

Trude kindlich. — Ja, wie die Fritze Juliane! ging der Bauer auf ihre Frage ein. — Und werd' ich auch wie ſie in einem Bettchen ſchlafen? — Ja, und dazu bei mir! — Das mag ich nicht! rief ſie friſchweg. — Warum nicht? — Weil — weil — weil Ihr ſo garſtig ſeid, ich möchte mich fürchten! — Sommer lachte laut auf, das war ihm ſchon lange nicht geſchehen. — Sollſt ein eigenes Bettchen haben! beſchwichtigte er die Ahnungsvolle. — Und eine Tocke wie die Fritze Juliane? — Ja eine Tocke ſollſt auch haben mit wunderſchönen, rothen Kleidern und geſticktem Kragen! — So bleib' ich bei dir! klatſchte Trude in die Hände und hüpfte ausgelaſſen im Hofe umher, daß die Hühner von ihrer Stange aufflogen und der Kettenhund in ſeiner Hütte knurrte. — Ja, du bleibſt mir! —

Und ſo geſchah's auch. Und was noch merkwürdiger iſt: Sommer hielt alle ſeine Verſprechungen! Sie ſah recht zierlich aus in ihren neuen Kleidern und wußte gar nicht, wie ſie gehen ſollt', die Betteltrude. — Sommer gab ſie dem neugierigen, verwunderten Geſinde für eine Pathin aus, „ſeiner Lene“ aber durfte ſie nicht nahe kommen, ohne etwas an den Kopf zu kriegen. Trude wollte bisweilen zugreifen, wenn's Arbeit gab, aber Sommer Hans gab's nicht zu, ſie ſollte müßig gehen „wie die Fritze Juliane“, alle Liebe, welche in ſeinem Herzen begraben lag, häufte er auf das Haupt des fremden Mädchens, welche ſeine Wohlthaten pflichtſchuldigſt hinnahm, denn wer oft „Zahl's Gott!“ geſagt hat, verlernt die Dankbarkeit, welche ſich nicht ausſpricht, aber um ſo wahrer und tiefer empfindet. —

Sie ward bald ſchmuck und reif, die Knoſpe der Jungfräulichkeit ſchwoll, mit eigenem Wohlgefallen ruhte Sommer's Auge auf ihr und funkelte ſonderbar. Wenn es ihr in der Schulzerei zu unheimlich wurde, beſonders gegen Abend, wenn die Sonne hinter den weſtlichen Bergen verſchwand und der Mond im Oſten emporſtieg, ſchlüpfte das ſchlanke Mädchen zum Thore hinaus wie ein Pfeil oder Mondesſtrahl, hinüber in das arme Häuschen des Schuſters Ignaz, der auf ſeinem Dreifuß ſaß und den Draht wichſ'te. Sie ſetzte ſich auf den andern Dreifuß und half ihm wohl auch; dabei erzählte ihr der Schuſter Ignaz von ſeinem Sohne Martin, welcher in der „Kavallerie zu Pferde" diene, und jetzt wohl in Italien oder Hungarn ſtehen mochte. — Da, ſagte der Alte, wo du jetzt ſitzeſt, ich bleibe beim Du, wenn du auch aufſchießeſt wie ein Flachsſtengel nach einem guten Regen, da, wo du ſitzeſt, ſaß er immer und arbeitete und ſang. Der Alte ſeufzte. — Schreibt er Euch wohl auch? — O ja! rief der Schuſter, ich hab' nur ſeinen letzten Brief verlegt, ſonſt möcht' ich dir ihn wohl zeigen! Er wandte ſich um und murmelte: wenn's wahr wär', der Lump! — Kömmt er denn nicht bald heim? — Kömmt Zeit, kömmt Rath! Siehſt, Mädel, ich war auch Soldat! — Wie lange? — Nu, vierzehn — Tage! — So lange! und habt's Handwerk nicht verlernt? — Wart' nur, du Kruzmaleſiz! ich werd' dich lehren, mich zum

Beſten haben! Wenn ich ein Narr geweſen wäre, hätte ich graue Haare unter der Pickelhaube kriegt! Na, horch, ich werde dir's erzählen, wie ich mich davongemacht habe, aber was ich ſagen werde, daran kannſt du glauben, wie ans Evangelium! Ich bin ein geborner Preuße! ſperr's Maul nicht ſo auf, es fliegt dir doch kein Bräutigam hinein! Drüben muß jeder dienen, außer den Buckligen und Lahmen — du ſiehſt, ich war ein geſchlacker Burſch, ich mußte einrücken, da half kein Donnerwetter! — In den vierzehn Tagen habt Ihr's Schimpfen und Wettern recht gut erlernt! ſpottete Trude. — Horch, Malefizin! ich kam gleich ins Gefecht! ſei ruhig, ich habe keine Seele auf mir! meine Hände ſind rein. — Seht nur beſſer drauf! lachte Trude, 's hat Pech dran! — Von Blut rein, von Menſchenblut, mein' ich! wir ſtanden in Peiker, der Feind hatte ſich plänkelnd zurückgezogen, 's waren nur ſtreifende Franzoſen-Marodeurs. — Was ſind das für Leute? — Räuber und Plünderer; ſchöne Mädel ſind ihnen noch lieber als gebratene Gänſe! Ich ſtand unter den Vorpoſten, drüben ſah ich die ſchwarzgelbe Brücke, die Kameraden ſchnarchten unter den Zelten, 's war taubſtummſtockblindſchwarze Nacht, ein Vorpoſten konnt' den andern nicht ſehen, nur hören, wenn er den Kolben anſtieß, da nahm ich die Füße über die Schulter und ſagte: Ade, Vaterland, ade guter König! wie eine Kugel ſo ſchnell war ich drüben. Denk dir den Schrecken, Mädel, ich plumpſe gerade in einen Mann hinein, der mich mit beiden Armen packt, ich packte ihn auch, beide ſchrieen wir: Laß mich los! Wer biſt? Was willſt? Beide verlegten wir uns aufs Bitten — kurz! wir waren beide zugleich ausgeriſſen, 's konnt' Einer den Andern Deſerteur heißen und brauchte keinen Rippenſtoß zu fürchten. Ja und ſeitdem bin ich hier im Oberdorfe anſäßig und nähre mich redlich — mein Sohn hält länger aus. — Und was iſt mit dem Andern? — Drüben deines Pflegevaters Vater, der Gerber im Niederdorfe iſt's — oder war's — er iſt ja ſchon todt, der gute Sommer! — Jeß! ſeid Ihr denn ſchon ſo alt? — Ich bin gerade ſo alt wie mein linkes Bein! — Aber mein Pflegevater muß ja ſchon ſelber ſechzig auf dem Buckel haben? — Da irrſt du, das gehört in ein anderes Kapitel! den hat die Schulzin und der Geiz alt gemacht! — Trude ſann eine Weile, dann ſagte ſie: Warum mag er denn für mich alleine ſo viel Geld ausgeben? — Du haſt ihn verhext! das iſt nicht anders! o, deine ſchwarzen Augen haben's ihm angethan! — Jeß, Maria, Joſef! 's iſt ſchon zehne! das Thor wird bald zu ſein! gute Nacht, Herr Soldat! ich werde von Eurem Sohne träumen! — Das laß bleiben! der bringt ſich eine Frau Corporalin oder Feldweblin mit. — Ihr wißt nicht, was er eigentlich iſt? hat er's Euch nicht geſchrieben? — Ich hör 's Thor knarren, lauf Mädel, ſonſt zerreißt dich der Hund! — Sie lief davon. Schuſter Ignaz dachte über die Lüge und den Teufel nach und gerieth ins Nicken.

Als Trude nach Hauſe kam, fand ſie das Thor noch weit offen, es mußte etwas Außerordentliches vorgehen, es brannte eine Kerze auf dem Tiſche anſtatt der Schleiße auf der Ofenbank. Als ſie ins Vorhaus kam, ſtieß ſie auf eine Laterne, bei deren Lichte ſie den Pater aus dem Städtchen erkannte, der zu ihr ſagte: Zu ſpät zu ſpät! ſie iſt hin! — Wer? iſt die Schulzin todt? — Ja, auch ich kam zu ſpät, ſie iſt unverſöhnt geſtorben. Gott geb' ihr die ewige Ruhe! — Und der Pater ging aus dem Hofe. — Ein Schauer kam über Truden, ſie wollte dreimal in die Stube treten und immer trat ſie wieder zurück, endlich lief ſie in den Hof hinaus, aus dem Thore, wie gejagt, und ſchreckte Schuſter Ignaz aus ſeinem Schlummer auf; er hatte eben geträumt, ſein Martin ſei als General, die Bruſt voll Orden und Sterne, nach Hauſe gekommen. Teufel! du ſiehſt ja aus wie die Wand! Hat dich Packan gehetzt? — Nein, Meiſter, die — Schulzin — iſt — geſtorben! — Crep — Trude verhielt ihm den Mund, er konnte nicht ausreden; ſie bat ihn, über die Nacht da bleiben zu dürfen, nach allerlei Späßen ſagte er Ja. Früh wurden die Beiden aus dem Schlafe getrommelt, Schuſter Ignaz eilte im Negligé ans kleine überlaufene Fenſterchen und ſchob es zurück, denn es hatte keine Flügel zum Oeffnen. — Sommer Hans ſteckte ſein gelbes Geſicht herein und fragte: ob nicht Trude da wäre, ſie ſei nicht heimgekommen. Der Meiſter wies auf das Bett hin, wo ſie nur halb entkleidet noch tief im Schlafe lag. Ich gratulire — das heißt, ich bedaure ſehr — die

Schulzin iſt todt! ſcherzte der Schuſter. — Sommer Hans ſeufzte und lächelte dabei. Sagt ihr, ſie ſolle ja zum Frühbrod heimkommen! rief er dringlich, warf einen verſchlingenden Blick auf das ſchöne Mädchen, deſſen Buſen ſich hob, und ging — zum Schuſter herein.

Als er eintrat, erwachte Trude und ſprang erſchrocken empor. Schöne Führung! ſagte er zärtlich ſchmollend, bei Nacht in fremde Häuſer ſchlafen gehen — zu einem alten Soldaten. — Hört! rief der Schuſter, indem er mit dem Fuße in den Stiefel fuhr, mit Euch nehm' ich's noch auf! — Sommer Hans erblich und ſchwieg betroffen, während er ein Lächeln erzwang.

Als er mit Truden heimtrabte (es war ein prächtiger Frühlingsmorgen, die Vögel ſangen, Thauperlen bedeckten die Wieſe, die Sonne ſtand rein am blauen Himmel), ſprang ſie ihm ſorglos voraus, er hatte Mühe nachzukommen und war faſt athemlos, er ging mit ſich zu Rathe, ob er ihr ſchon jetzt ſeine Abſicht entdecken ſolle, aber ſo oft er anfangen wollte, blieb ihm das Wort in der Kehle ſitzen, er verſchob's bis nach dem Begräbniß. Und als es nach dem Begräbniſſe war, er allein von der Kirche nach Hauſe ging (denn ein Leichenmahl hatte er nicht veranſtaltet, Niemand begleitete ihn, auch Trude war ihm entſprungen), da klopfte ſein Herz gewaltig. In der Thüre kam ihm Trude zu Geſichte, ſie ſtand mit dem Rücken gegen ihn, ein weißes Kleid umfloß ihre ſchlanken Glieder, und in zwei mit Roſabändern durchflochtenen Zöpfen hing ihr üppiges Haar faſt bis auf den Boden herab. Sommer ſchlich leiſe heran, er hörte, wie ſie ein Lied vor ſich hinſummte: „Die Thür iſt geſchloſſen, die Fenſter ſind zu — wer ſtört mich in meiner nächtigen Ruh'? Es klopft an der Kammer, es raſchelt im Stroh — es ſinkt mir's Herze, und ich war doch ſo froh!“ — Da hielt ihr Jemand von hinten die Augen zu, ſie ſchrie: Das iſt der Martin! und riß ſich los — als ſie Sommern erblickte, ſagte ſie ärgerlich: Ihr ſolltet jetzt nicht an ſolche Späße denken! und zerriß die Roſe vorn an ihrem Buſen und ſtreute ſie in den Wind. — Närrlein! ſagte Sommer demüthig, der Martin iſt wer weiß wo in der Welt, oder gar gefallen — und du kennſt ihn ja gar nicht — laß dir vom Schuſter drüben kein X für ein U vormachen! — 's geht Euch nichts an, ich kann denken an wen ich will! rief Trude gereizt und wollte fort. — Sommer hielt ſie am Kleide zurück und bat ſie recht demüthig, auf ihn zu hören. Nun gut, ich höre ſchon! ſagte ſie barſch und ſtellte ſich ſtramm auf die Beine. So nicht! bat Sommer, komm herein und laß uns recht vom Herzen reden! —

Widerſtrebend folgte ihm Trude in die Stube, er ſchloß die Fenſter, hieß das Mädchen feierlich niederſitzen, ſetzte ſich auch, ihr gegenüber, und begann: Ich bin zu Oſtern zweiundvierzig Jahr' alt geworden. — Das glaub' ich nicht! unterbrach ihn Trude, Ihr ſeid zum wenigſten ſechzig! — Sommer zog eine bereitgehaltene Schrift aus der Schublade. — Da ſieh! hiemit hielt er ihr ſeinen

Taufſchein unter die Naſe. — Ich glaube dem Geſicht mehr als dem Gekritzel! rief Trude, ſeine Abſicht errathend. Sommer legte die Schrift ruhig zuſammen und in die Lade zurück, ſetzte ſich wieder und begann zum zweitenmal: Ich bin reich, Trude, ſehr reich! Haus und Hof und Feld und Vieh und Wald iſt das Geringſte — ich habe einen reichen Schatz an baarem Gelde da drinnen in meiner Kammer — der iſt mehr werth als Alles — die Schulzin iſt todt — ſie hat mir mein Leben verwüſtet, ich habe eine traurige, ſehr traurige Zeit mit ihr verbracht — Gott der Herr ſelbſt hat dich an meine Schwelle geſchickt, daß wir einander helfen ſollen — ich habe ſeinen Ruf in meinem Herzen gehört; er rief: nimm dieſes Kind, es wird dir zur Freude erwachſen! — Du biſt nun groß und ſchön worden, und die Schulzin iſt todt — verſtehſt du, was ich meine?

Trude ſchlug ihr Auge auf und ſah ihn an, er weinte — ſie ward gerührt — ein flüchtiges Gefühl für den Mann, dem ſie alles zu danken hatte, trat in ihr Auge, er ergriff ihre Hand und ſagte unter Thränen: Trude, ich bitte dich, um aller Welt willen, ſag mir ein gutes Wörtchen. — Nun ja, ich — hab' Euch ja lieb! ſagte Trude. — Haſt du? rief Sommer entzückt und ſprang in die Höhe vor Freude, haſt du? O du mein Engel, du Goldene, haſt du? Er kicherte unheimlich. Trude erſchrak vor ihrer Aeußerung und ſetzte abkühlend hinzu: Wenn Ihr nur nicht ſo geizig wäret! — Geizig? war ich's gegen dich? ſagte Sommer ernſt — 's iſt wahr, das Geld war ſeit meiner Hochzeit mit der Schulzin meine einzige Freude, mein einziger Troſt, aber für dich möchte ich ſtatt Samen Dukaten ſäen; verſprich mir deine Hand, und ich thu' was du willſt, mag's noch ſo viel koſten. — Truden fuhr ein Gedanke durch den Sinn, wie ſie die Entſcheidung verſchieben und Friſt gewinnen könne, am Ende ſchmeichelte ihr der Gedanke, Beſitzerin ſo großer Reichthümer zu werden, aber ihre Gedanken hatten ſich an den fernen Martin feſtgeſtellt; wenn er nun käme — einen Säbel an der Seite, in prächtiger Uniform, ſtolz und ſchön — und du Sommer's Weib — nein! Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Kömmt er bis dahin nicht, nun, dann bin ich Frau Sommerin! — Gut! ſagte ſie zu Sommer, der an ihrem Munde mit dem Blicke eines Hundes hing, welcher einen Brocken erwartet; ich will Euch auf die Probe ſetzen! Die Fritze Juliane iſt Müllerin in Schönwalde geworden — baut mir auch eine Mühle drunten am Bach. — Und wenn ſie fertig iſt? — Dann — Nun dann? — Dann wird ſich's ſchon machen! — Wird ſich's? wird ſich's machen? o du — er wollte ſie umarmen, aber ſie ſtieß ihn weg — o du Grauſame! Himmliſche! Gute, Böſe! du ſollſt eine Mühle haben, bei meiner Seele! ich gehe gleich Leute beſtellen! —

Und ſo geſchah's auch. Bald wimmelte es in der Nähe des Hofes unten am Bach von Bauleuten und Taglöhnern, Sommer Hans immer mitten unter ihnen, antreibend, befehlend, anordnend; ſein Anzug war weit prächtiger als im Anfange unſerer Erzählung, wenn auch noch ſehr grob; ſein Gang war munterer, ſein Geſicht belebter, wenn er auch keine Nacht recht ſchlief, bald an die Kammerthür ſchlich, um auf Trudens Athemzüge oder auf die Worte zu lauſchen, welche ſie im Schlafe ausſtieß (während ſie ihrerſeits den Riegel vorgeſchoben hatte), bald das Fenſter öffnete und in die warme Sommernacht auf ſeine Mühle hinausſah, welche noch unvollendet im Mondſcheine dalag. Je höher die Mühle wuchs, deſto zudringlicher wurde Sommer, deſto finſterer und launiſcher Trude. Sie blieb Abends oft aus, und wenn Sommer ans Fenſterlein des Schuſters Jgnaz pochte, legte ſich Trude aufs rechte Ohr, der Meiſter aufs linke, und ſeufzend bald, bald fluchend mußte der Pflegevater allein nach Hauſe gehen, wo er ſeine Thür öffnete, den ſchweren Sack heraushob und ſeine Abbilder, die gleißenden Dukaten, im Mondenlichte überzählte, bis fern im Oſten der Tag und der Morgenſtern einander lächelnd begrüßten.

So geſchah's auch in einer Herbſtnacht, daß Trude im HäusChen des Schuſters geblieben war, wieder klopfte es an die Scheiben — vergebens — beide ſchnarchten um die Wette, aber der Klopfer dünkte ſich ſtärker als der Schlaf drinnen und ließ nicht nach mit dem Pochen, daß die Scheiben klirrten, und als doch kein Mäuschen im Häuschen ſich rührte, da droſch's an die Thür. Jetzt ward es dem Schuſter Jgnaz zu bunt, er kroch hervor aus ſeinem harten Lager, ſchob das Fenſter bei Seite und rief hinaus: Siehſt du, ich hör's, ich mach' dir doch nicht auf! ſchob das Fenſter wieder zurück, ſprang wie ein Jüngling in die Hühnerfedern ſeines Bettes und ſchnarchte weiter; der Pocher aber ſprang jetzt wieder zum Fenſter und rief ein paar Worte, welche der Herbſtwind übertönte; er rief ſie noch einmal und aus allen Kräften — jetzt pochte dem alten Schuſter im Bette das Herz, er erkannte die Stimme, es war nicht Sommer Hans — es war — doch der Meiſter brummt: Warum klopft er auch ſo? ich hab's geſagt, ich mach' nicht auf und dabei bleibt's! Nicht ſo Trude; ſie ſprang aus dem Bette, warf mit zitternden Händen das Kleid über, ſchlüpfte aus der Thür und öffnete leiſe den Riegel draußen — der Pocher hatte ſie nicht gehört, ſie glitt auf den Fußſpitzen über den Raſen zur Hecke hin, hinter welcher verborgen ſie mit heller Stimme rief: 's iſt ja ſchon offen! Der Soldat, denn er war's, drehte ſich nach der Geiſterſtimme um und ſah keine lebende Seele, mit einem Fluch ging er nun zur offenen Hausthür, drehte ſich aber noch einmal um — eben trat der Mond hinter einer pechſchwarzen Wolke hervor, und er ſah fern über die Wieſe ein weißes Kleid flattern, wie das mondſcheingewebte einer leicht hinſchwebenden Fee. Er ſtarrte hin, bis der Mond wieder hinter die Wolke zurücktrat, dann ſchritt er in Gedanken über den ſeltſamen Empfang über die ausgetretene Schwelle und umarmte den alten Vater, welcher eben ſein Lämpchen angezündet hatte; hierauf legte er den Czako ab, warf die ledernen Handſchuhe, die er ſonſt nur an Sonntagen trug, vornehm hinein, zog den ledernen Gurt, an welchem ein abgeſchraubtes Bajonnet hing, aus und hängte ihn an einen Pflock in der Wand, gerade dem Fenſter gegenüber, das Gewehr aber legte er vorſichtig aufs Bett.

Während ſich Martin ſo häuslich einrichtete, ſchürte ſein Vater mit der Ofengabel von draußen in dem ungeheuern Kachelofen, welcher die Hälfte des Stübchens einnahm, die noch glimmenden Kohlen zu neuem Leben an und ſetzte eine Pfanne mit gebackenen Forellen ins Rohr, wobei er unbemerkt auf ſeinen ſtattlichen Sohn, welcher majeſtätiſch, voll Selbſtgefühl mit drei großen Schritten das Zimmer maß und ſich lächelnd am Thürpfoſten das eingeſchnittene Zeichen ſeines vormaligen Wuchſes anſah, neugierige Blicke voll Ehrfurcht warf; hatten ja die Militärjahre einen prächtigen, blonden Schnurrbart auf die Lippe und ein Gefreitenſchnürchen auf den Czako ſeines Sohnes gepflanzt, gegen den er ſich vornahm, anfangs wegen der langen Vernachläſſigung „verflucht einſilbig“ zu ſein. Martin fragte endlich — und ſah dabei gegen die Decke, welche ſeit ſeiner Einberufung viel ſchwärzer und ſeinem Haupte näher gerückt war, — den emſigen Vater, was er ſchüre? — Forellen! brummte Schuſter Ignaz kurzgebunden. Was der Tauſend! wie kommt Ihr, Vater, zu Forellen? — Der Alte machte ſich nichts hören und holte das Brod aus dem Wandſchrank; Martin ſchüttelte den Kopf, und dabei funkelte an ſeinem linken Ohre ein goldener Ring. Warum ließt

Ihr mich denn ſo lange klopfen, Vater, und wer hat mir denn eigentlich aufgemacht? — Schuſter Ignaz ſtellte ſich zornig. Fragen! Fragen! lauter Fragen! Er meint wohl, weil er Gefreiter iſt, er kann da ſeinen alten, ehrlichen Vater viel quäſtioniren? Setz dich dorthin auf deinen Schemel — nun, wird's? und jetzt laß mich einmal fragen, du Vagabund, du ſchlechter Kerl, du ehrvergeſſener Sohn! Meinſt du, weil ich um zehn Pfunde weniger wiege und meine Haare mit Aſche beſudelt ſind, ſeit du in die weite Welt gezogen biſt, ich hätte dich nicht erzeugt? wie? bin ich keines Briefes werth? Schweig! red mir nicht! ſchweig, ſag' ich! Ein Blick von einem jungen Mädel, und vergeſſen iſt Vater und Mutter und Alles!

Martin wollte reden, aber ſein Vater ſtieß die Pfanne mit wohlriechenden, gebackenen Forellen vor ihn hin und rief: Stopf dir damit 's Maul — du — du — du — er konnte nicht ausreden, die Thränen liefen ihm über die dürren Backen, und er umhalſ'te ſeinen verblüfften Sohn recht inniglich, ſtreichelte ihn mit der einen Hand und wiſchte ſich mit der andern die Thränen ab, hieß ſeinen Martin immer eſſen, immer zugreifen und ließ ihn ſelber nicht dazu kommen, bis Martin ſagte: Ihr ſeid ja recht närriſch vor Freude, Vater! — Der Alte ließ ab, und Martin verzehrte die Fiſche mit großem Appetit.

Als die Forellen faſt mit den Gräten verzehrt waren, wiſchte ſich Martin den Mund und fragte: Na, woher habt Ihr doch die Fiſche? — Von der Waſſernixe! — Jetzt erinnerte ſich Martin der Erſcheinung draußen und fragte, auf ſein Bett losgehend, auf das er ſchon lange ſehnſüchtige Blicke geworfen hatte, denn er war ſehr müde, wer denn das geweſen wäre? Hierauf öffnete er das Bett und rief: Ei, ei, Vater! hier hat ja ſchon Jemand gelegen? Ihr habt wohl nicht wieder geheuert? — Schuſter Ignaz ſah ihn pfiffig an und fingerte ihm eins an die Naſe! Martin ſchlüpfte in die Federn — Teufel! 's iſt ja noch warm! Ich will durch dreihundert Mann Spießruthen laufen, wenn nicht vor einer Viertelſtunde ein Mädel hier gelegen hat! — Der Alte lachte: Na, du haſt Prax! ja, ein Mädel war's! und was für eins! Na, nimm deinen Kopf zuſammen, Martin, daß ſie dich nicht verruckt macht, ſie iſt eine Hex'! — Er löſchte die Lampe aus und ſchwatzte noch im Bette buntes Zeug durcheinander, leider redete er für die Fliegen, welche ſich an der Pfanne einen guten Tag machten, denn der Martin war hinüber. —

Anders erging es dieſe Nacht Truden; als ſie ſich auf öder Wieſe ſo mutterſeelenallein ſah, der Himmel umwölkt, kein Haus nah und ferne, nur Wald, Bach und Wieſe, welche der Wind bald heftig toſend, bald leiſe wehend durchzog, da ward ihr gar ſehr bange, ſie fühlte ſich ſo recht verſtoßen, ſo recht ein verlorenes Kind; da war ſie zufällig in die halbfertigen Gemäuer der Mühle, ihrer Mühle gerathen, aus welchen bei ihrer Annäherung das Nachtgevögel kreiſchend ausflog;

ſie ſetzte ſich auf einen Steinhaufen nieder, der Wind ſeufzte durch die Lücken und Oeffnungen des Gemäuers, das Mädchen empfand ungeahnte Schauer, unheilverkündend tönte ihr Alles, die Stimme des Waſſers, der Luft, des Gevögels und die ihrer eigenen Bruſt — ſie floh, als jagten ſie die Schrecken der Hölle; die eben erſt ſchweren Füße ſchienen nun beflügelt, athemlos lief ſie, ohne zu wiſſen, wohin, nicht wagend, hinter ſich zu blicken, ſie wollte ſchreien und konnte nicht, die Kehle war ihr zugeſchnürt.

Sie mochte ſo eine Meile in einer Stunde zurückgelegt haben, rein dem Zufall oder einem gewiſſen magiſchen Zug der Seele hingegeben, als ihr auf einem Hügel ein Licht entgegenſchimmerte; jetzt erſt hielt ſie an im Laufe und trocknete das vom Schweiße triefende Geſicht mit der von Dornſträuchen zerfetzten Schürze. Mühſam kroch ſie faſt den Hügel hinan, öffnete die Thüre der Hütte, indem ſie an der Schnur zog, und ſtürzte halb beſinnungslos in eine kleine Brechſtube, welche kein Vorhaus hatte. Als ſie ihr irres Auge aufſchlug — erkannte ſie ihre Mutter, welche bleich vor Hunger und Noth ihr jüngſtes Kind wiegte und zerfetzte Hemdchen beim trüben Scheine der Lampe zuſammenflickte. Die Mutter ſah ſie mit hohlen Augen an und ſchrie, ohne von ihrer Arbeit zu laſſen: Hat er dich fortgejagt, und kommſt du jetzt zu deiner vergeſſenen Mutter, weil du nichts zu freſſen haſt? Sieh her, was wir im Hauſe haben! Sie deutete auf die Kinder, welche auf Stroh umherlagen und ſchliefen.

Trude fiel auf einen Schemel zurück und ſuchte ſich zu ſammeln. Ein eigenes Schickſal hatte ſie heimgeführt in dieſer Nacht, welche gleichſam der Wendepunkt ihres Lebens werden ſollte — ſie hatte auf ſtrengen Befehl Sommer's von ihrer Familie keine Notiz mehr genommen, er wollte keine Bettelgevatterſchaft dulden — auch war ſie in ihrer Kindheit von der Mutter ſo arg behandelt worden, daß ſie kein Gefühl für ſie hatte und, wenn ſie einmal zu ihr kam oder ſchickte, ſie mit einer geringen Gabe und der dringenden Aufforderung, ja nicht wieder zu kommen, er wolle es durchaus nicht, abfertigte und fremd that. Jetzt fühlte ſie Erbarmen mit dem elenden Weibe, das ihr Mann mit ſo vielen Kindern allein zurückgelaſſen hatte und — da er nicht ehelich mit ihr verbunden — in die Welt gegangen war. Sie bereute im Angeſichte dieſes Elends ihre Härte, und ihr tiefaufgeregtes Gemüth machte ſich in Strömen von Thränen Luft.

Haſt du nun gar eins unter dem Herzen? ſagte die Mutter faſt gleichgültig, zu entkräftet zum auffahrenden Zorne. Nein! rief Trude entrüſtet, ich bin ein braves Mädchen, und Ihr ſollt das von heute erfahren — mag er noch ſo ſehr wüthen, kommt nur, ich werde Euch ſchon geben! — Haſt du denn was zum Geben? biſt du nicht ſelbſt ausgejagt? — Nein! — ich weiß nicht, was dieſe Nacht mit mir vorgegangen iſt — Mutter, der Herrgott muß mich ſelber zu Euch hergeführt und mir für Euch ein Herz gegeben haben — ich weiß nicht, wie ich hergekommen bin!

Sie ſetzte ſich an der Mutter Seite und nahm ihr die Flickerei aus der Hand, da ſie ſah, wie ihr der Schlaf in den Augen ſaß. Kannſt denn nähen? fragte die Mutter und ließ ſich gerne bereden, die Schlafſtätte zu ſuchen. — Die Großmagd drüben hat mir ſchon manchmal was gezeigt! — Bald ſaß ſie an der Arbeit und hörte mit einem niegekannten Gefühl der innerſten Zufriedenheit mit ſich ſelber den Athemzug ihrer armen, verlaſſenen Familie, für welche ſie wirkte und wachte, bis Ermüdung gegen ihren Willen die Augenlider ſchloß und die matte Lampe immer düſterer und düſterer brannte, bis ſie, noch einmal aufflackernd, wie um das Familienbild zu beleuchten, ganz erloſch und friedliche Nacht drinnen wie draußen webte. —

Diesmal galt es ein ſcharfes Examen, als ſie früh bleich und ſanft, ſtill und beſcheiden nach Hauſe kam. Denn Sommer Hans hatte zeitlich früh, als er wie immer nach der Mühle ging, zu ſehen, ob die Bauleute ſchon da wären, den Gefreiten Martin getroffen, der es nicht erwarten konnte, ſich ſeinem Dorfe in Uniform, geſtiefelt und geſpornt, die Waffe an der Hüfte, zu zeigen. Trude ſagte die Wahrheit und bat den Pflegevater, die Noth ihrer Familie erleichtern zu dürfen. Sommer war nie geneigter, ihren Wünſchen, die ihm ja ſtets für Befehle galten, nachzukommen, denn es freute ihn, daß Martin mit ihrem Ausbleiben nicht zuſammenhing; ſie ſolle ihnen hinüber ſchicken, ſo viel ſie wolle, nur möge ſie die Leute nicht ins Haus ziehen! — Für dieſes große Zugeſtändniß nahm er es ſich heraus, ſie im Fluge auf die Wange zu küſſen — ſie ward feuerroth, Zorn funkelte plötzlich in ihren Augen, aber ſie ſchwieg — dieſer geraubte Kuß zerſtörte alle Gefühle der Dankbarkeit, welche im Herzen des Mädchens noch ſo eben entbrannt waren — denn ſie fühlte, daß alle Güte, welche ihr Sommer bezeigte, der Selbſtſucht entſtammte, ſie kam ſich in ſeinen Augen vor wie ein ſchöngeſchnittener Dukaten, den zu erwerben er keine Mühe, kein Opfer ſcheute, ſeine Liebe zu ihr erſchien ihr als Geiz in Maske. Die Bauleute hatten Sommer noch nie ſo luſtig geſehen, er machte die tollſten Späße! Der Arme! Der Kuß ſollte ihm theuer zu ſtehen kommen! — Trude wuſch die Wange am Troge mit friſchem Waſſer und rieb den welken Kuß aus allen Kräften weg, ſo ſehr ekelte ihr davor; dann trat ſie vor das Hofthor, an dem eben Martin vorbeiſtolzirte; er grüßte militäriſch, indem er zwei Finger der beſchuhten Hand an den Czako legte — Trude ward feuerroth und ſagte unwillkürlich: Willkommen, Martin! Der Gefreite blieb bei der zutraulich Grüßenden ſtehen und dankte für die Forellen, lachte über die Art, wie ſie ſich geſtern davongemacht habe, — und fragte mit zärtlichen Blicken, ob ihr ein Soldatenrock ſo ſchrecklich fürchtig mache? Darauf meinte Trude mit niedergeſchlagenen Augen: O nein! ſie habe ihn ſchon lange erwartet, Vater Ignaz habe ſo oft mit ihr von ihm geſprochen, daß ſie ſich ihn ſchon ordentlich leibhaftig habe vorſtellen können. — Martin fragte beſcheiden, ob's auch ſo eingetroffen? Nicht ſo ganz! antwortete Trude, Sie ſind viel herriſcher, man kriegt ordentlich Reſpect! Martin lachte ſelbſtgefällig und ſtampfte die Steine, auf denen er ſtand, mit dem Abſatze, daß es Funken gab. Ja man lernt's! ſagte er beſcheiden; wenn man mit Hauptleuten und Majors rapportirt, da fährt einem was in den Rücken — he, he, ja, man ſieht dann ein bischen ſteif drein! —

So ging's weiter, bis ſie von einem kleinen in Lumpen gehüllten Mädchen geſtört wurden, in welchem Trude mit Schrecken ihre Schweſter erkannte; wie gern wäre ſie hineingerannt ins Haus, aber der Gefreite hielt ihre Hand in der ſeinigen, und ſie wagte es nicht, ſich loszumachen; indeſſen war das Mädchen da und ſtammelte: die Mutter ließe ihr ſagen, ſie möchte einen Laib Brod und ein paar Eier ſchicken! — Das Blut ſtrömte Truden zum Herzen, ſie ward ganz bleich, und ihre Hand zitterte in der des Gefreiten. Wer iſt denn das Mädel? fragte Martin. — Droben aus den Feldhäuſern! antwortete Trude ausweichend, machte ſich los und bat um Verzeihung, weil ſie mit dem Mädchen hineingehen müſſe.

Martin legte Trudens Gemüthsbewegung zu ſeinen Gunſten aus; er glaubte, die Störung ihrer gemüthlichen Unterhaltung und die bevorſtehende Trennung mache ſie ſo aufgeregt, und wagte es daraufhin, zum

Abſchiede ihren Mund zu küſſen, nach Soldatenbrauch — wie ſüß ſchmeckte dieſer Kuß nach dem des alten Sommer! ſie riß ſich zwar verſchämt los und drohte mit dem Finger, als ſie aber Martin recht ſehr bat, doch ja Abends zum Vater Ignaz zu kommen wie früher, da ſagte ſie nach kurzem Bedenken: Ja! und war in den Hof entſprungen. Sie gab nun dem Schweſterchen das Gewünſchte in ein blaues Tuch eingewickelt und entließ es mit dem Auftrage, nicht wiederzukommen, ſie werde ſchon Alles hinaufſchicken. Ihr Gewiſſen entſchuldigte Trude mit dem Befehle ihres Pflegevaters. —

Abends fand ſie ſich ihrem Verſprechen gemäß beim Schuſter Ignaz ein; Martin war auch ihretwegen früher heimgekommen; er war den ganzen Tag bei ſeinen ehemaligen Kameraden herumgeſtiegen, ſich ihnen zu zeigen und an ihrem Staunen ſowohl als auch an ihren eigenen verkommenen, arbeitgeſchwärzten Geſtalten zu ergötzen, denn Martin's Hauptcharakterzug war unmäßige Eitelkeit. — Beim Picken des altergeſchwärzten Seigers, beim lautloſen Bohren der väterlichen Ahle ſaß Martin auf dem vornehmen, rothangeſtrichenen Schemel unterhalb der Schuſterbank, Trude aber ihm gegenüber auf ihrem Dreifuß; er war noch ganz in Uniform, die Knöpfe funkelten im Lampenlichte, ſeine blauen Augen leuchteten, während er ſich den blonden Schnurrbart ſtrich und vor geneigten Ohren die Scene Othello's vor Desdemona aufführte, mit dem Unterſchiede, daß er, als guter Chriſt, dem der Himmel pflichtgemäß offen ſtand, ſich hin und wieder eine Lüge, eine Prahlerei erlaubte, um die Speiſe zu würzen: ſo wollte er Scharmützel zu Schlachten, Plänkeleien zu Attaken erheben, von Andern Gehörtes gab er für Selbſterlebtes aus, kurz, er erreichte ſeinen Zweck — jede Kugel hörte Trude durch die Lüfte pfeifen, von der er erzählte, ſie ſei an ſeinem Kopfe vorbeigeflogen, ſie ſtürmte, ſie focht mit, wenn er von eingenommenen Feſtungen ſprach, welche er zuerſt erklommen. Als er fertig war, oder ſich zu neuen Erzählungen ſammelte, warf Vater Ignaz, welcher ſchweigſam und emſig fortarbeitend zugehört und nur hie und da mit dem Kopfe geſchüttelt hatte, die Bemerkung hin: Und doch nur Gefreiter? Martin ſchoß das Blut ins Geſicht, er antwortete aber ſchnell: In einer Armee, wo jeder Gemeine verdiente, Oberſt zu werden, iſt ein Gefreiter mehr als Gefreiter, mehr als anderwo ein Hauptmann! — Schuſter Ignaz ſchwieg; Trude war von der geſchickten Antwort ganz hin vor Begeiſterung, ſie glaubte an Martin wie an den Heiligen gleichen Namens. Als ſie nach Hauſe ging, begleitete ſie Martin, er nahm ihren Arm unter den ſeinigen und drückte ſie feſt an ſich, er ſpürte ihr Herz klopfen, vor dem Thore des Gehöftes ſtanden ſie noch lange und wiſperten, bis von innen die ſchweren Schritte Sommer Hanſens mit den hölzernen Pantoffeln ſchallten; jetzt drückte Martin einen heftigen Kuß auf Trudens Lippen, ſie gab ihn ihm zurück und legte ihre Hände dabei auf ſeine Schultern, dann riß ſie ſich los und Martin trat in die Nacht zurück, um von dem Thorſchließer nicht bemerkt zu werden, deſſen ſchmeichelnde Grüße an Trude er noch hören mußte.

Verwünſchungen gegen „den alten Geizdrachen", wie er Trudens Pflegevater zartſinnig nannte, ausſtoßend, kam der Gefreite heim, wo ihn ein unangenehmes Zwiegeſpräch mit dem Vater Ignaz erwartete, das wir nicht vorenthalten können. Als nämlich Martin ſeine Uniform abgelegt hatte, um ſich, innerlich müde und zerriſſen von der Mühe des Aufſchneidens, zu Bette zu begeben, ſagte Vater Ignaz in ſeiner raſchen Weiſe: Gieb ſie nur auf die Bühne! (den Boden.) — Warum denn? morgen iſt ja auch ein Tag! — O ja, aber ein Werktag! — Was meint Ihr damit, Vater? — Was ich meine? daß ſechs Tage zum Arbeiten ſind und nur Einer zum Ruhen! — Aha! eſſ' ich Euch ſchon zu viel?! murrte der Gefreite und warf ſich ins Bett. — Meinetwegen iß ſo viel du willſt, wenn du nur was zu eſſen haſt. — Ihr ſeid immer ſo ein Knicker geweſen, könnt mit dem Sommer in Einer Scheune dreſchen. — Da biſt du der Erſte, der ſo was von mir ſagt — ich bin kein Krentopfgucker — aber ehrlich währt am längſten! — Ja, auf dem Dreifuß! knirſchte Martin, den der Gedanke ſchmerzte, den Staat ausziehen und morgen ſich mit Pech beſudelt Truden zeigen zu müſſen; er hatte Urlaub auf unbeſtimmte Zeit, möglich war's, daß er Jahre lang zu Hauſe bleiben mußte, vielleicht auf immer; da half kein Pardon, Martin mußte auf den Dreifuß.

Da ſaß er des andern Tages finſter und ſtumm, mit zuſammengebiſſenen Zähnen, und flickte die Schuhe der Dörfler, gegen die er ſich wie ein Gott vorkam; er ſchob Mittag die Brodſuppe bei Seite und ließ den Vater allein eſſen und beten, letzteres kam ihm geradezu lächerlich vor; er hätte gern aus vollem Halſe geflucht. — Schuſter Ignaz redete des Tages oft recht ſänftiglich zu ihm, auch warf er verſtohlenerweiſe mitleidige Blicke auf den armen Kerl, der ſich ſo erniedrigt vorkam durch die Arbeit, aber das half Alles nichts, Martin wollte nicht freundlicher werden. Abends warf der alte Meiſter zornig die Schürze ab, zog den langen Rock an, welchen man nicht eigentlich Sonntagsrock nennen konnte, da er für die Woche keinen zweiten hatte, und lief ins Städtchen hinab, ſich in der Schenke einen Rauſch zu trinken. —

Kaum war er fort, als Trude Martin überraſchte; ſie hatte rothgeweinte Augen und ſah recht verſtört aus. In ihrem Kummer bemerkte ſie faſt gar nicht oder nur leicht die Veränderung, welche mit Martin vorgegangen war; das hinderte ihn aber nicht, ſchamroth zu werden, die Schürze abzulegen, Ahle, Draht und Pech wegzuſchleudern und Truden entſchuldigend zu verſtehen zu geben, er habe „aus Jux" ſeinem Vater helfen wollen. Als er ihr ins Geſicht ſchaute, um zu ſehen, ob ſie ihm auch glaube, bemerkte er erſt ihren traurigen Zuſtand. Du haſt geflennt! was hat's denn? fragte er. — Du lieber Herrgott! die Mühle kriegt in acht Tagen den

Strauß! — Und darum weinſt du? — Ja, wenn Sie wüßten, antwortete Trude, welcher das „du“ Martin's heiß machte. — Sag mir auch „du“! bat er und zog ſie an ſich, nachdem er ſeine Hände mit warmem Waſſer gereinigt hatte. Ach, wenn du wüßteſt! wiederholte Trude und kam dem Martin auf den Schooß zu ſitzen. — Sag's heraus! was hat's denn mit der Mühle? fragte er und küßte ſie heißer als geſtern, als wollte er durch Wärme erſetzen, was er an äußerem Werthe verloren zu haben glaubte. Sie erzählte ihm von Sommer's Antrag, ihrem Abſcheu, von den Schätzen, die er ihr verſprochen, wie ſie auf den Gedanken kam, er ſolle ihr eine Mühle bauen, um Zeit zu gewinnen; da ſah ſie ihn liebevoll an und geſtand erröthend, ſie habe ſeiner ſo oft gedacht, und daß er ihr von Gott beſtimmt ſein müſſe — in Martin aber war ein Gedanke entflammt, welcher ihn gar ſehr aufregte. — Wo hat er denn ſeinen Schatz? fragte er zerſtreut, da ſeine Sinne an dem Worte Trudens hängen geblieben waren und das Spätere daran ſpurlos vorübergegangen war. — In ſeiner Kammer! ſagte Trude und ſah Martin beſtürzt an, welcher ſich von ihr losgemacht hatte und ſtürmiſch bewegt im Stübchen auf und ab lief. Was haſt denn? fragte ſie den Geliebten — keine Antwort! was haſt denn? — Mädel! rief der Soldat und ergriff ihre Hand, haſt du mich auch lieb? — Ich muß ja, ſonſt käm ich ja nicht 'rüber! — Gut. So wirſt du fleißig horchen auf das, was ich dir jetzt ſagen werde. — Ich horch' ſchon!

Sag mir, Trude, wen hältſt du für das nichtsnutzigſte Weſen unter Gottes Sonne? — Trude beſann ſich. — Ich weiß nicht! ſagte ſie lächelnd. — Ich werde dir's ſagen: es iſt ein Geizhals! er kömmt mir vor wie eine dicke Wand, welche die Sonne aufhält, daß ſie gute Leute nicht erwärmen kann und ſelbſt doch kalt bleibt! Der Sommer iſt's! — Trude ſchwieg. Martin maß noch immer mit gewaltigen Schritten die Stube. Dann blieb er wieder vor Truden ſtehen, welche ihm ängſtlich mit den Blicken folgte. Haſt du ihn gern, willſt ihn heuern? — Wen? — Nun wen? den Sommer! — Nein! lieber ſtürz' ich mich ins Waſſer! — Du wirſt ihn aber doch heuern! Siehſt du, Mädel, ich hab' gar nichts! Ich bin ein blutarmer Kerl, ich kann dich nicht heuern! — Truden war das Weinen ſehr nahe, aber ſie bezwang es. Siehſt du, wie ſchön das Leben wär', wenn wir reich wären! Wir kauften uns eine Wirthſchaft und arbeiteten zuſammen und wären glücklich, wenn's auch in Amerika wäre! Trude ſeufzte: Ja, wenn wir reich wären! — Ich ſag' dir aber, wir könnten reich werden! — Wie denn? — Wenn du nur wollteſt! — Ich? — Ja, du! aber du mußt mir nicht mit deinem Gewiſſen kommen, das iſt Altweibergerede! Wer gegen den Feind einmal gefeuert hat und zweimal ſein Hab' und Gut geplündert — der ſpricht anders. Haſt du den Sommer gern? — Nein, weil er mich heuern will! — Alſo iſt er dein Feind! iſt er's? — Trude beſann ſich. Iſt er's? fragte Martin dringender; er ſteht deinem Glücke entgegen und will dich unglücklich machen, iſt er's? — Nun ja, freilich iſt er's. — Sag' mir, war's recht, daß ich auf meine Feinde geſchoſſen hab'? — Muß wohl recht geweſen ſein, ſonſt wärſt du nicht Gefreiter worden. — Und iſt Sommer nicht unſer Beider Feind? — Du erſchreckſt mich! du willſt ihm doch nicht gar etwas zu Leide thun? — Nein, ſei ruhig! an dem wär's Pulver verſchwendet, aber ſein Geld möcht' ich! — Trude ſchrie auf, als er bei dem Worte Geld auf den Tiſch ſchlug, daß Alles auf dem Geſimſe klirrte; ſie hatte Furcht vor ſeinen wilden, rollenden Augen und ſah immer nach der Thür, ob Schuſter Ignaz nicht kommen wolle. — Er hat an der Wirthſchaft genug, wir wären mit ſeinem Geld ſo glücklich, ohne das — Bettler! — Aber es iſt ja eine Sünde! meinte Trude ſchüchtern. — Alſo war es eine Sünde, daß ich im Felde meinem Feind die Taſchen plünderte — war es Sünde, daß ich ihm den Schädel einrannte? — Trude wußte auf dies Kunſtſtückchen nichts zu erwidern, als: Ja, die hätten dir's auch gethan, wenn ſie gekonnt hätten, aber — Aber der Sommer thut's nicht? ſetzte Martin heftig fort, hält er nicht ſo viel Geld unter ſeinen Krallen, was er nicht braucht, mit dem andere Leute glücklich gemacht würden? Daran hat er nicht genug, er will auch dich! Und ſo ein armer Teufel, wie ich, muß leer ausgehen und da auf der Schuſterbank verkrummen! — Herbe Thränen floßen in ſeinen Schnurrbart hinab, Trude drehte es das Herz um, ihn weinen zu ſehen. Aber er hat mich erzogen und thut mir, was er mir nur an den Augen abſieht! ſagte ſie und ſtreichelte ihn. — Ja, fuhr er auf, weil er dich haben will! Der Teufel hat dem Herrn auch vom Berge alle Herrlichkeiten der Welt gezeigt, um ihn herumzukriegen! Werde nur ſein Weib, dann wird er andere Saiten aufziehen! — Trude konnte nichts dagegen ſagen, ihr ſchwaches Herz ward nicht von Grundſätzen unterſtützt, ſie ſchwankte. Martin, dies bemerkend, nahm die letzte Kraft zuſammen, den Balken ins Rollen zu bringen und ſagte: Sei nicht närriſch, Trude! gehorche meinem Rath! mach ihm Angſt, Diebe wären drüben in Klöſterle eingebrochen, rath' ihm, ſeinen Schatz zu vergraben. — Und was dann? — Wir graben ihn aus und gehen über die Grenze! — Hier wurde ihre Verhandlung durch Schuſter Ignaz unterbrochen, welcher ſingend hereintaumelte:

„'s war ein Soldat, der hatt' 'nen Schatz, juchhe!
Bewacht von einer ſchwarzen Katz', juchhe!
Die hatte grüne Augen — “

Das Paar erſchrak über dieſe treffenden Worte und entfernte ſich aus der Stube, wo Schuſter Ignaz noch einen Höllenlärm beging. — Als Martin wieder eintrat, lag kunterbuntes Zeug auf dem Boden umher und ſein Vater obendrauf; er fühlte, daß er Schuld ſei an dem Zuſtande des alten Mannes, und legte ihn ordentlich ins Bett, wo er gemüthlich ſchnarchte, ohne von den weiteren Vorgängen dieſer Nacht etwas zu hören, bis ihn der Morgen ſchrecklich weckte.

Erhitzt von Martin's feurigen Küſſen kam Trude heim; es war dunkel in der großen Stube; ſie wollte ſich auf die Ofenbank ſetzen, um vor dem Schlafengehen noch über die Vorgänge des Abends nachzudenken, fuhr aber mit einem Schrei empor, als ſie ſich von zwei Armen rückwärts umſchlungen und auf die Bank niedergezogen fühlte. Ga mer a Guſchla! (Gieb mir einen Kuß!) bat Sommer Hans mit halberſtickter Stimme. Trude wollte ſich loswinden, ward aber mit großer Gewalt auf Sommer's Schooß niedergezogen — da, in der größten Noth der Selbſthülfe, ergriff ſie Martin's Vorſchlag und ſagte: Ihr ſpaßt und drüben in Klöſterle haben ſie heute Nacht eingebrochen! — Sommer's Hände ließen nach. Wer ſagt's? rief er erſchrocken. — Das ganze Dorf iſt ja voll davon! ſagte Trude, der die Finſterniß, welche in der Stube herrſchte, ſehr zu ſtatten kam. Der Alte fing an zu zittern; er ging in ſeine Kammer, öffnete die Lade und griff hinein — der Schatz lag noch da. Er malte ſich den Gedanken ſchrecklich aus, wenn er eines Morgens erwachte und der Sack voll Dukaten wäre verſchwunden! Herzensmädel! rief er zur offenen Thür hinein, was iſt da zu thun, daß man die Schelme nicht zu fürchten hätte? — Trude ſchien ſich eine Weile zu beſinnen und fragte dann: Wie iſt's denn doch mit der Mühle? — O, die iſt bis zum Dachſtuhl fertig – die Huchſt (Hochzeit) könnte in vierzehn Tagen ſein. — Und wieder ging er mit offenen Armen auf ſie los. — Mir fällt's ein, rief Trude jetzt, vergrabt das Geld, vergrabt's! — O du geſcheidtes Köpfchen! ſagte Sommer ſchmunzelnd, du haſt recht! Vergraben! Vergraben!

Und er hob den Sack aus der Truhe; Trude machte Licht und ſteckte es in die Laterne; Sommer folgte mit Spaten, Haue und dem Schatze, ſie ging voran mit der Laterne. Fern im Schuſterhäuschen ſteckte Martin den blonden Kopf durch das kleine Fenſter, er konnte nicht ſchlafen. Jetzt ſah er das Laternenlicht durch die Hecken ſtreifen, welche ſich um den Hof zogen, ſeine erweiterten Pupillen glaubten auch zwei Geſtalten zu ſehen, der Nachtwind trug aber keinen Laut herüber, ja, jetzt — jetzt – die Haue ſchallt, wenn ſie an Steine ſchlägt, regelmäßig kehrt der Wurf des Spatens wieder, Martin's Bruſt arbeitete ſchwer, drinnen ſchnarchte ſein benebelter Vater, blickt er auf dieſen ſo oft hinein? nein! auf das Gewehr, welches an der Wand hängt — bald wandelt die Laterne wieder in den Hof zurück – jetzt, jetzt iſt es Zeit! Doch hörte man noch hie und da nach Hauſe taumelnde Betrunkene ſingen, der Nachtwächter bläſ't erſt elfe. —

Martin macht das Fenſterchen leiſe zu und legt ſich in ſein Bett. Er macht ſeinen Plan für die Zukunft, kauft ein Gut, ſieht ſchon die Füllen mit den Böcklein ſpringen auf den braunen Aeckern, dort wandelt der majeſtätiſche Stier, mit dem herabhangenden Halſe und dem mächtigen Nacken, hinter ihm her die ganze Heerde, deren Glocken läuten, die Leute bleiben ſtehen und fragen: Wem gehört denn das Vieh? — Dem Martin Reiſer! antwortet der peitſchende Hirte; drüben pirſcht er ſelbſt in ſeinem Buſch, während die Aexte der Holzmacher den ſtillen Wald durchhallen — unten rauſcht ſein Bach, in welchem ſeine Kinder fiſchen, am Bache ſeine ſchöne, weiße Mühle, aus welcher Trude eben, mit Mehl beſtäubt, aber um ſo ſchöner hervortritt — o, welche Zukunft! — Kehren wir zu Sommer Hans zurück. Trude ſchläft bereits, heute hat ſie vergeſſen, den Riegel vorzuſchieben, ſo ſehr war ſie ermüdet und aufgeregt. Hans dreht ſich in ſeinem Bette hin und her und kann nicht ſchlafen, draußen heulen die Katzen, daß ihm die Haare zu Berge ſtehen, er ſchaut zum Fenſter hinaus, ihm iſt's, als züngelten Flammen aus der Mühle unten, er reißt das Fenſter auf, die Nachtluft ſtrömt kalt herein, Alles iſt ſtill und dunkel, er hört den Bach rauſchen, ſchließt beruhigter das Fenſter und ſteigt wieder ins Bett. Jetzt glaubt er in der Stube drinnen Geräuſch zu hören, er geht an die Thür und horcht, er verſucht dieſe leiſe zu öffnen, es geht, ſie hat diesmal zu ſchließen vergeſſen — oder hat ſie's gefliſſentlich gethan? horch! ſie ſpricht wieder einmal aus dem Schlafe, er bleibt wie eingewurzelt ſtehen, ſie ſchreit: Martin! Martin! hinter der Hecke! hinter der Hecke! — Sommer wankt in ſeine Kammer zurück, macht Licht, nimmt die ſtaubige, ſtets geladene Piſtole, welche immer über ſeinem Bette hängt, herab, öffnet die Thür leiſe, ſchleicht auf den Fußſpitzen an Trudens Bett heran und weckt ſie ungeſtüm — nie war ſie ihm noch ſo reizend erſchienen, die Bruſt wallte, ihre Wangen glühten, die ſchwarzen Augen leuchteten magiſch, das dunkle Haar fiel über die nackten Schultern in reicher Fülle herab, ſie ſah ihn, in der Linken den Leuchter, in der Rechten die Piſtole, vor ihrem Bette ſtehen; ſie richtete ſich jäh empor, daß ſie im Bette zu knieen kam. Was wollt Ihr? ſchrie ſie. — Das Fragen iſt an mir! ſagte Sommer düſter, ſeine Geſtalt richtete ſich majeſtätiſch auf, er ſchien ihr bis an die Decke zu reichen. Seine kleinen Augen funkelten aus dem gelblichen Angeſicht wie Irrlichter im Moor, er zückte die Mündung der Piſtole nach ihr und ſagte mit feſter, aber doch innerlichſt bebender Stimme: Du ſtehſt nicht lebendig auf, wenn du nicht bekennſt! — Was ſoll ich bekennen? rief Trude händeringend. — Die Wahrheit! ſprich, warum riethſt du mir, den Schatz zu vergraben? — Weil's ſo am beſten iſt! ſagte Trude ſich ſammelnd. — Für mich oder für dich, oder für noch einen Dritten? — Trude ſah ſich verrathen, ſollten ſie belauſcht worden ſein? — Sie ſchwieg; Sommer ließ grauſam den Hahn knacken und ſagte: Geſteh! oder — ich weiß Alles! — Wißt Ihr's? nun gut, ſo will ich reden! Ich hab' den Martin lieb, und Euch haſſ' ich wie die Nacht! — Schön! ſagte Sommer ruhig; Trude fuhr fort: Ich konnte Eure Liebeleien nicht vertragen, lieber die einer Katze! — Schön! — Seine teufliſche Ruhe regte Truden immer mehr auf, ſie fuhr fort: Ja, der Martin ſollte Euern Schatz finden, Ihr habt genug, und wir wären auch glücklich! — Schön! ſagte Sommer und athmete tief auf; er verließ jetzt ihr Bett und ging in die Kammer zurück, aus der er nach einigen Secunden mit einem Bündel wiederkam. Trude war unterdeſſen aus dem Bette geſprungen, hatte einen Rock und ein Tuch umgeworfen und war eben auf dem Sprunge, aus der Stube zu fliehen, als Sommer ihr das Bündel vor die Füße warf und: Geh nur, geh! und nimm deine Bettelkleider mit! ihr nachrief; aus Angſt that ſie, wie er befohlen, nahm das Bündel unter den Arm und entſprang; Sommer verbarg das Geſicht mit den Händen und ſchluchzte; dann zündete er die Laterne wieder an, nahm wieder die Haue und den Spaten, dazu die geladene Piſtole, welche er erſt ſorgfältig unterſuchte, und ging der Stelle zu, wo er den Schatz vergraben hatte.

Trude war indeſſen bei Martin's Häuschen baarfuß angelangt, klopfte zitternd vor Kälte und Seelenangſt mit aneinanderſchlagenden Zähnen an das Fenſter, Niemand hörte; ſie rief: Martin! — Niemand meldete ſich; jetzt ſtieg eine Ahnung in ihr auf, ſie verließ die Hütte und lief querfeldein dem Scheine der Laterne nach, welche die Haſelnußhecken beleuchtete; athemlos, mit zerſtochenen blutigen Füßen kam ſie gerade zurecht, um den ſchrecklichſten Auftritt zu erleben; ſie ſah Martin graben, neben ihm lag ein Gewehr; ſie winkte, ſie rief; Martin blickte hinter ſich und ſah Sommer Hanſen ganz in der Nähe, ein Stück hinter ihm her keuchte Trude, er griff raſch entſchloſſen nach dem Gewehr, Sommer hatte ſeine Bewegung ſcharf fixirt; als jener ſich niederbeugte, drückte er ſeine Piſtole ab, es knallte, und Martin lag in ſeinem Blute; mit einem entſetzlichen Jammergeſchrei ſank Trude zuſammen; Sommer leuchtete dem Gefallenen mit der Laterne in das brechende Auge, nahm dann das Gewehr vom Boden, drückte es in die Luſt ab und legte es neben Martin's Leiche; eben trat der Mond hinter dem Berge hervor, das Gewehr glitzerte in ſeinem Lichte; Sommer löſchte die Laterne aus, nahm Martin's Werkzeuge auf und grub weiter, bald lag der Schatz wieder zu Tage; Sommer ſchlug eine grelle Lache auf und füllte die Grube ruhig mit dem Erdreich wieder aus. Hierauf nahm er den Sack mit dem Gelde auf die Schulter, er wuchtete ſchwer, nahm ſeine Haue, den Spaten und die Laterne in beide Hände und ging an Truden vorbei in ſein Gehöfte, wo ihn der Kettenhund heulend empfing. — Früh fand man Truden wahnſinnig lachend neben Martin's Leiche kauern, man fragte ſie aus, ſie gab tolle Antworten; als man auf die ausgefüllte Grube ſtieß und ſie darnach fragte, ſagte ſie: Da haben wir heut Nacht beiſammen gelegen, der Wolf kam und grub uns aus! —

Bald eilte der nüchtern gewordene Schuſter Ignaz herbei und brach in ein Jammergeheul aus, als er ſeinen blutigen Sohn neben dem tollen Mädchen liegen ſah —

er machte ſich die bitterſten Vorwürfe, ihn zur Arbeit gezwungen zu haben.

Das Gericht nahm an, Martin habe ſich ſelbſt entleibt, wofür das Gewehr ſprach; nach damaligem Geſetz ward er nicht auf dem Kirchhof, ſondern an der Stelle, wo er gefunden ward, in der Grube beerdigt, welche für den Schatz aufgeworfen worden war.

Oft ſieht man in Mondnächten die tolle Trude unten auf dem Gemäuer der noch immer unfertigen Mühle herumklettern; dann geht um Mitternacht ein langer hagerer Mann hinab und trägt ſie auf ſeiner mächtigen Schulter in das nahe Gehöfte, ſie ſchlingt traulich ihre weißen Arme um ſeinen Hals — jetzt ſcheint ihm der Mond in das geiſterhafte Angeſicht — es iſt Sommer Hans.

# Der Sieg des Schwachen.

Von

**Melchior Meyr.**

Melchior Meyr. Neue Erzählungen aus dem Ries.
Stuttgart 1861. Verlag von A. Kröner (jetzt Verlag von
F. A. Brockhaus in Leipzig).

**Melchior Meyr**, geboren den 28. Juni 1810 in dem Dorfe Ehringen bei Nördlingen im ſchwäbiſchen Riesgau. Sohn eines wohlhabenden und für Bildung empfänglichen Landmanns, beſuchte die Schule in Nördlingen, die Gymnaſien in Ansbach und Augsburg, und ſtudirte, früh vom juriſtiſchen Fache zu philoſophiſchen und literarhiſtoriſchen Studien übergehend, in Heidelberg und München. Gedichte, die er in der Handſchrift an Goethe ſandte, trugen ihm einen der letzten Briefe des Dichterfürſten mit einem ermuthigenden Worte ein. In Rückert's Nähe verlebte er ein Jahr zu Erlangen. Vom Kronprinzen Max mit Unterſtützung zu einer Reiſe nach Norddeutſchland ausgeſtattet, kam er 1840 nach Berlin, zu jener Zeit, als die Berufung von Schelling, Rückert und Cornelius ein neues Geiſtesleben verhieß. Er blieb daſelbſt, für den Unterhalt auf ſeine Feder angewieſen, im Umgang mit den Genannten, vornehmlich auch mit Lachmann und Kopiſch. Im Anfang der fünfziger Jahre, als König Max ſich mit Dichtern und Gelehrten umgab, kehrte Meyr nach München zurück und bezog einige Jahre einen Gehalt aus der Cabinetscaſſe, vermied aber die ihm winkende Anſtellung im Staatsdienſt oder an der Hochſchule, da ihm, dem Unverheiratheten, ſein Schriftſtellerhonorar neben den Erträgniſſen eines kleinen Capitals und einer Rente der Schillerſtiftung genügte, um in voller Unabhängigkeit ſeinen philoſophiſchen und dichteriſchen Arbeiten leben zu können, aus denen ihn am 22. April 1871 der Tod hinwegnahm.

Es würde eine pſychologiſch intereſſante Aufgabe ſein, bei einer ausführlichen Charakteriſtik dieſes trefflichen Mannes im Einzelnen zu ſchildern, wie die zwei Seelen, die in ſeiner Bruſt wohnten, ſich durch eine lange Schriftſtellerlaufbahn mit einander vertragen, ſich geſtört, überhaupt auf einander eingewirkt haben, wie der Dichter dem Philoſophen Flügel gab, um ſich über die Abgründe ſchwer zugänglicher Probleme hinwegzuſchwingen, während der Denker häufig den Schritt des Dichters vorſichtig mäßigte und ihn da zu verweilen zwang, wo ein raſcherer Fortgang oder Sprung erwünſcht geweſen wäre. Hier, wo wir es nur mit dem Erzähler zu thun haben, müſſen wir vor Allem die heitere Klarheit, den Seelenadel, die unverfälſchte Innigkeit ſeiner Muſe hervorheben, deren gewinnende Anmuth dadurch kaum beeinträchtigt wird, daß es ihren Gebilden bei aller Naturkraft mitunter ein wenig an dreiſter, unreflektirter Friſche gebricht, daß es ſcheint, als liege dem Dichter daran, ſeine Geſchichten nicht bloß zu erzählen, ſondern zu beweiſen. Um ſo mehr freuen wir uns, aus dem beliebteſten ſeiner dichteriſchen Erzeugniſſe, aus den Rieſer Erzählungen — die erſten erſchienen, mit allgemeinem Beifall begrüßt, im Morgenblatt, hierauf als Sammlung (jüngſt in dritter Auflage), und wurden ſpäter durch die „neuen“ E. a. d. R. vermehrt — eine ausheben zu können, die ein ſolcher Vorwurf auch nicht von ferne trifft. In dieſem ganzen Gewebe iſt kein Faden, der nicht von echtem Zeuge wäre: treue Schilderung des Volkslebens ohne alle fremde Beimiſchung, anmuthende Friſche, meiſterliche Einfachheit und von Anfang bis zu Ende ein geſunder Humor. Die Scene, welche an Eginhard und Emma anſtreift, darf wohl den beſten Erfindungen beigezählt werden; von noch größerer aber und nicht bloß komiſcher Wirkung iſt die Hauptſcene, die den Sieg des Schwachen über den Starken darſtellt — wobei der Dichter die Haltbarkeit der veränderten Geſinnung des Beſiegten, an welcher denn doch gezweifelt werden könnte, durch heimathfrohe Berufung auf die Landesart ſehr glücklich verbürgt.

## I.

Unter den Handwerkern iſt der Schneider von Alters her eine humoriſtiſche Figur geweſen; die Thatſache iſt unleugbar und nicht ſchwer zu erklären. Die ſitzende Lebensart und die Beſchäftigung mit der Nadel ſind nicht geeignet, die Gliedmaßen imponirend auszubilden und dem Körper jene Derbheit und Schlagkraft zu geben, die in rohern Zeiten vor allem Reſpect einflößen. Die verhältnißmäßige Feinheit und Friedlichkeit der Arbeit begünſtigt die Reflexion, und wenn der Mangel an tüchtiger Bewegung eine Schwächung des Leibes zur Folge hat, ſo pflegt der Schneider ſich auch gewöhnlich noch „des Gedankens Bläſſe anzukränkeln.“ Das Metier weiſ't ihn endlich darauf hin, ſeiner Erſcheinung etwas Zierliches zu geben und ſich ſelbſt den höhergeſtellten Perſönlichkeiten, die er durch ſein Talent ſtandesmäßig auszuſtaffiren hat, nach Möglichkeit anzunähern. In Folge von alledem wird der Schneider in der Regel eine ſchmächtige, bläßliche, reizbare, nette und putzige Figur mit einer überwiegenden Tendenz zur Vornehmheit in Haltung und Benehmen. Wie leicht er damit der komiſchen Nemeſis verfällt, ſieht man. Seine Reizbarkeit und ſeine Meinung von ſich ſelbſt verwickeln ihn in

Händel, die ſeine Gliedmaßen ſiegreich durchzufechten außer Stande ſind. Das Bewußtſein, den Willen ſeines Herzens nicht durchſetzen zu können, giebt ſeinem Weſen ein eigenthümliches Gepräge von Reſignation, einen Ausdruck, der Jedermann verräth, daß ein etwaiger Anlauf ſeinerſeits nicht gar ſchwer in einen Rückzug umzuwandeln iſt. Gleichwohl kann er ſeine Anſprüche nicht ganz verbergen, und der böſe Feind treibt ihn zuweilen an, vermeſſen damit hervorzutreten. — Ein trefflicher Gegenſtand offenbar für die heitere Laune, das Necken und das Hänſeln, womit die gute alte Zeit, die vor Allem Spaß verſtand, die Zeit abzukürzen pflegte.

Die Wirklichkeit hat ſtets für eine gute Zahl rühmlicher Ausnahmen geſorgt; aber die Ausnahme beſtätigt nur die Regel, und ſo iſt der Schneider als ſolcher für den Humor im Leben und in der Kunſt ein Typus geworden und hat die Sprache mit charakteriſirenden Ausdrücken bereichert. Wenn in einer Erzählung ein Schneider auftritt, ſo denken wir uns nothwendig eine Figur, die der oben gegebenen Schilderung entſpricht. Hätte der Poet nun die Abſicht, durch einen Vertreter dieſes Handwerks gewaltige Thaten thun zu laſſen, ſo müßte er ſeine Fähigkeit dazu ganz beſonders nachweiſen. Der Hufſchmied kann ohne Weiteres ein halbes Dutzend Schneider in die Flucht ſchlagen; wenn aber ein Schneider ein halbes Dutzend Hufſchmiede niederſtreckte, ſo wäre das eine That, über deren

Möglichkeit wir uns eine nähere Erklärung ausbitten müßten.

Auf dem Dorfe erleidet dieſes Verhältniß eine naturgemäße Abänderung. Der Schneider iſt hier zugleich Beſitzer einer kleinen Oekonomie und legt die Nadel vielfach weg, um den Pflug, die Senſe, den Dreſchflegel in die Hand zu nehmen. Dies erhält ihn friſcher und läßt zwiſchen den Geſtalten ſeiner Nachbarn und der ſeinigen keinen allzu großen Unterſchied aufkommen. Dennoch äußert das Metier auch hier ſeine Einwirkung, und zumal auf dem jungen Schneider pflegt im Punkte des Muthes und der Körperſtärke für die andern Burſche eine levis notae macula zu ſitzen. Der Name bezeichnet weder einen Goliath noch einen David, und wenn der Träger desſelben dem alten Vorurtheil nicht mit Geduld oder guter Laune begegnen will, ſo muß er es für ſeine Perſon durch Thaten entkräften. Es kommt nun auch wirklich vor, daß zu irgend einem gefährlich ſcheinenden Unternehmen juſt ein Schneider ſich meldet, der den Verdacht der Feigheit von ſich abwälzen will; ſein Entſchluß erweckt aber bei den Uebrigen ſtets eine gewiſſe Verwunderung, und unter Umſtänden Heiterkeit.

Ein Dorf, das im mittlern Rieſe gelegen iſt, beſaß in ſeinem Hauptſchneider — neben ihm exiſtirte noch ein geringerer für die geringeren Leute — eine der ehrenvollſten Ausnahmen, die je das Metier zierten. Balthaſar Eber war nicht nur der Starken einer im Orte, ſondern geradezu der Stärkſte ſelber, groß, von tüchtigem Knochenbau und einer Muskelkraft, der ſchon in ſeiner Jugend keiner ſeiner Altersgenoſſen zu widerſtehen vermochte. Er wurde Schneider, weil es ſein Vater war, trieb aber das Handwerk in geſunder Abwechſelung mit der Landwirthſchaft, und es bekam ihm, und er behauptete den Ruf, den er ſich als lediger Burſch im Meiſtern und ernſtlichen Fauſtkampf erworben hatte, bis in ſein reiferes Alter. Als einſt ein reicher Bauer aus dem untern Ries, den ein Geſchäft ins Dorf und der Durſt ins Wirthshaus geführt hatte, nach Vertilgung der zweiten Maß Braunes den Mann mit einem gewiſſen Hochmuth anredete und, von der rückſichtsloſen Erwiderung beleidigt, ihn verächtlich als „Schneider" behandelte und ſchmähte, erhob ſich unſer Mann, packte ihn und warf ihn zur Thüre hinaus. Schäumend vor Wuth, obſchon etwas hinkend, drang der Bauer wieder herein und wollte auf den Frechen losgehen; Bekannte traten dazwiſchen. Was, ſchrie der Gedemüthigte, von einem Schneider ſoll ich mir ſo was gefallen laſſen? — Ja, das iſt halt einmal ein ſolcher, entgegnete man ihm, und der Bauer konnte nichts thun, als ſchimpfend einſpannen laſſen und davon fahren, während Eber ſchmunzelnd ſeine Maß austrank und noch eine zweite kommen ließ „auf den Schrecken." Das Siegesgefühl, das aus ſeinen Mienen ſprach, hatte nun doch einen beſondern Charakter. Ein Schmied oder Zimmermann hätte durch eine ſolche That nur das Ordentliche gethan, der Schneider that das Außerordentliche, und das Bewußtſein, durch eine ſolche Leiſtung ſeinen Stand gerächt zu haben, verſtärkte den Ausdruck des Triumphes auf ſeinem Geſicht durch einen Zuſatz von Schelmerei, der ihn förmlich pikant erſcheinen ließ. Die Dorfgenoſſen beobachteten ihn mit großem Vergnügen, und auch ein paar „Vettern“ des Bauern konnten's nicht laſſen, ihn lächelnd einen „verfluchten Kerl“ zu nennen.

Balthaſar Eber war zweimal verheirathet und begrub die zweite Frau noch in den Dreißigen ſeines Lebens. Die erſte war durch Sanftheit und Gutmüthigkeit faſt ein Engel zu nennen, zartgebaut, hübſch und von Herzen fromm; die andere, von derber Conſtitution und ſelbſtſüchtiger Gemüthsart, nöthigte den Mann zuweilen, ihr die Fauſt zu weiſen, und einmal, ſeine Oberherrlichkeit thatkräftig feſtzuſtellen, wurde aber als tüchtiges Hausweib von ihm nicht weniger betrauert, als die Gute. Jede hatte ihm einen Sohn geſchenkt. Der ältere, Tobias, war das Abbild der Mutter, der jüngere, nach dem Großvater Kaſper genannt, ließ Vater und Mutter gleichmäßig erkennen.

Tobias iſt im Ries kein gewöhnlicher Name. Der Schneiderſohn hatte ihn von einem nahen Verwandten ſeiner Mutter, der im „Württembergiſchen“ anſäſſig war, woſelbſt er zu den „Frommen“ gehörte. Dieſer wackere Mann beſuchte die Familie auch nach dem Tode ſeiner Baſe jährlich ein paarmal und arbeitete, nachdem die Bekehrung des alten Schneiders und ſeiner zweiten Ehehälfte ſich als unmöglich erwieſen hatte, an der geiſtlichen Erziehung ſeines Pathen, der ihm gutartig zuhörte und mit häufigem „Ja, ja“ beiſtimmte. Wäre er nicht geſtorben, ſo würde er den Burſchen vielleicht ganz zu dem Seinen gemacht haben. Vielleicht! denn in Tobias, als er heranwuchs, trat immer mehr ein Charakterzug hervor, den wir nicht anders als „weltliche Eitelkeit“ nennen können. Von ſeinen Kameraden einmal wegen ſeines Vornamens verſpottet, beklagte er ſich darüber gegen den „Doten“ und ſprach ſein Bedauern aus, keinen „ſchönern“ zu haben. Der Fromme, der dadurch nicht nur den Tobias der Schrift, ſondern auch ſich ſelber beleidigt und einen gefährlichen ſündlichen Hang in dem Burſchen zu Tage treten ſah, ereiferte ſich gewaltig und hielt ihm eine Strafpredigt, in welcher er ſeine gewöhnliche Sanftmuth ganz bei Seite ſetzte und ihm die fleiſchliche Dummheit mit einer fleiſchlichen Heftigkeit vorhielt, deren ſich ein tüchtiger Naturmenſch nicht hätte ſchämen dürfen. Der gute Junge ſtand höchſt betroffen da und bekannte, niedergedonnert, ſein Unrecht einzuſehen; gleichwohl flüſterte eine Stimme in ſeinem Innern, daß es eben doch viel beſſer wäre, wenn er Fritz hieße. — Als der Pathe geſtorben war, ſtand dieſem Hang kein frommer Zuchtmeiſter mehr entgegen, und ſeine Bildung und ſein Schickſal nahmen einen andern Verlauf, den ich eben hier zu erzählen habe.

Tobias lernte von dem Vater das Handwerk und wurde ein Schneider im reinſten Sinne des Worts.

Um einen halben Kopf kleiner als der Alte, die Gliedmaßen zart, das Geſicht hübſch und zierlich, die Farbe hell, die ganze Perſon leicht und fein, ſchien er von dem Starken nichts geerbt zu haben, als das Selbſtgefühl, das bei ihm aber einen vorherrſchend mädchenhaften Charakter annahm. Er war ein guter, ein ungewöhnlich guter Menſch, unſer Tobias, wohlmeinend gegen alle Welt, und begriff nicht, wie man ein Vergnügen daran haben könne, Andere ohne Noth zu vexiren und zu plagen. Von Natur leicht erregbar und phantaſiebegabt, konnte er unſchwer ſeine Faſſung verlieren, desgleichen in jene Gemüthslage kommen, wo einem nach dem Rieſer Ausdruck „alle ſeine Sünden einfallen." Er pflegte ſich dann nicht beſonders aus der Affaire zu ziehen und ſich über ſein Mißgeſchick, auch über ſeine Dummheit, bedeutend zu ärgern, bis ihn ſein leichtes Blut Alles wieder vergeſſen ließ. Sein Element war der Friede, und im Frieden glücklich zu ſein, hatte er alle Eigenſchaften. Leider beſaß er aber auch ein paar, die recht darnach angethan waren, ſeine Ruhe zu ſtören und ihn in die Aufregung und Unluſt des Kampfes zu verwickeln.

Wer die Menſchen kennt, der weiß, daß man eigentlich nur auffallend gutmüthig zu ſein braucht, um den Geiſt der Bosheit gegen ſich in Bewegung zu ſetzen. Iſt der Gutmüthige noch ſelbſtgefällig und empfindlich, dann iſt das Maß der Anziehungskraft voll, und es ſcheint, als ob Niemand ein anderes Geſchäft hätte, als ſo Einem den Humor zu verderben und Verdruß zu bereiten. Tobias hatte als Inhaber dieſer Eigenſchaften bereits als Schuljunge viel zu leiden. Es war, als ob die andern Buben kein größeres Vergnügen finden könnten, als ihn zu „trätzen"; und wenn ein Schlingel den Anfang machte, ſo hatte er augenblicklich Genoſſen, und was dem einen nicht einfiel, wußte der andere. Fing der Geärgerte in der Verzweiflung endlich an zu ſchimpfen oder gar zu ſchlagen, ſo machte er ſeine Sache nicht beſſer. Er bekam die Hiebe zehnfach wieder, und wenn er zuletzt heulend davonging, ſo wurde ihm noch ein boshaftes Gelächter nachgeſchickt. Nach und nach fing er an zu fühlen, was für ihn das Geeignetere ſei, und hütete ſich, es ſo weit kommen zu laſſen: er zog es vor, lieber gleich Geduld zu haben und die Spottreden der kleinen Böſewichter, wie ſehr ſie ihn kränkten und ſchmerzten, mit Reſignation auszuhalten, bis ſie aus Mangel an Wirkung verſiegten.

Als er herangewachſen war und mit den ledigen Burſchen ins Wirthshaus und auf die Gaſſe ging, wurde dasſelbe Stückchen, nur in einer andern Tonart, weiter geſpielt. Es waren ja meiſt die nämlichen Menſchen, die ihn als Buben geplagt und erfahren hatten, wie ſehr er ſich dazu eigne, und wie trefflich man an ihm den Uebermuth, der ein Opfer haben muß, auslaſſen könne. Lange hielt er an ſich oder antwortete mit Entgegnungsverſuchen, womit er's nach ſeiner Meinung den unverſchämten Menſchen tüchtig hinausgab, die aber im

Grunde bloße Empfangsbeſcheinigungen der erhaltenen Stiche waren und als ſolche erheiternd nur zu geſteigerten Angriffen reizten. Eines Tages verließ ihn aber die Geduld. Am Wirthstiſch von den boshafteſten Burſchen des Dorfes in die Mitte genommen und durch anzügliche Reden über ſeine Perſon und ſeinen Stand endlich raſend gemacht, griff er in dem inſtinktmäßigen Gefühl, daß ſeine Fauſt auch im Schwunge des Zorns nicht gewichtvoll genug ſein möchte, nach dem Bierkrug und ſchlug den Aergſten, der ihm eben am weheſten gethan, mit „'ner höllenmäßigen Geſchwindigkeit" hinter die Ohren, daß die Folgen ſogleich ſichtbar wurden und Blut mit Bier vermiſcht von dem dicken Schädel herabfloß. Das war unerhört, und recht eigentlich empört mußten die Kerle über den unverſchämten Schneider ſein, der nicht einmal Spaß verſtand und ihnen ſo einfältig ihre Freude verdarb. In gerechter Entrüſtung fielen ſie über den Armen her, zerdroſchen ihn jämmerlich und ſchleuderten ihn, der im höchſten Grimm ſich wehrte und auch ſeinerſeits noch ein paar unangenehme Stöße austheilte, in die Nacht des Wirthshaushofes hinaus. Genau genommen war es für den Einen und Feinen keine Schande, von vier Lümmeln überwältigt zu ſein, vielmehr der Umſtand, daß Viele gegen Einen beſchäftigt waren, eine Ehre; aber ſo groß war die Ungerechtigkeit ſchon in Bezug auf ihn, daß am andern Tag die Leute, die ihm begegneten, doch Spottmienen zeigten und ſeine etwas prahlende Verſicherung gegen einen Bekannten, daß vier Kerle nöthig geweſen ſeien, ihn aus dem Wirthshaus hinauszuwerfen, nur ein vergnügtes Lachen hervorrief. So von mehreren Seiten zum Nachdenken gemahnt, erkannte er wieder das Rathſamere und faßte den Entſchluß, zum böſen Spiel höhnender Worte gute Miene zu machen und ſich hauptſächlich auf das zu legen, worauf er am Ende doch von der Natur am meiſten angewieſen war — auf die Geduld.

Er hatte die Kraft, dieſem Entſchluß, äußerlich wenigſtens, nachzuleben. Er ſetzte dem hie und da wiederkehrenden Geſtichel ein ruhiges Geſicht oder ein ſtilles Achſelzucken entgegen, bis es endlich ganz aufhörte. Erneuerte Attaken, die an fernere Gelegenheiten anknüpften, ſuchte er mit Repliken abzuweiſen, die er bei Andern wirkſam geſehen hatte, und den ſtärkſten gelang es nur, ihm jenes ſchmerzliche Lächeln abzunöthigen, wodurch verletzte Seelen einen Theil ihrer innern Bewegungen verrathen. Denn die Verletzlichkeit ſelbſt konnte er freilich nicht ablegen; — immer mußte es ihn verdrießen, daß er, der durch Feinheit und guten Charakter offenbar weit über den groben Burſchen ſtand, von dieſen ſich begegnen laſſen ſollte, als ob er tief unter ihnen ſtände. — Aber konnte er ſich nicht auf andere Weiſe helfen? Konnte er die Menſchen nicht in ſeinen Gedanken heruntermachen und ihnen die Titel geben, die ihnen gebührten? Ja, konnte er ſie hier nicht auch thatſächlich behandeln, wie ſie's verdienten? — Er machte denn zuletzt, wie es mancher ehrliche Deutſche thut, eine Fauſt in der Taſche und regalirte ſeine Feinde mit ideellen Schlägen, denen zu ſeinem vollſtändigen Triumph nichts abging, als eben die gemeine Wirklichkeit. Hatte man ihm eines Abends übel mitgeſpielt und er ſaß zu Hauſe und arbeitete mit der Nadel, ſo ſtach er dieſe nicht ins Tuch, ſondern ins Fleiſch irgend eines Unverſchämten, daß es Blut gab und der Tropf zuckte und Ach und Wehe ſchrie. Wenn er den Schneiderhammer ſchwang, ſo klopfte er nicht eine Falte, ſondern den breiten Rücken eines boshaften Spötters aus, wobei ihn namentlich deſſen klägliche Widerſtandsloſigkeit innig erfreute. War er beſonders erzürnt und handhabte er die Senſe auf der Wieſe, ſo mähte er ſtatt des Graſes ſeinen Widerſachern die Beine weg, daß ſie jämmerlich um und um purzelten und dalagen, daß es eine Schande war. Eine ſolche Strafe war indeſſen für bloße Worte, ſo impertinent ſie auch geweſen ſein mochten, doch etwas ſtark; die Rachbegierde des Guten war hier ſchneller geſättigt, und indem er die Handlung nun ſelber grauſam fand, war es ihm zuletzt lieb, daß er eigentlich doch nicht die Beine von Menſchen, ſondern bloß Gras entzweigeſchnitten hatte, worüber der Augenſchein keinen Zweifel ließ. Er konnte dann auch über ſich ſelbſt lächeln, der gute Tobias; aber die Senſe wetzte er doch mit Behagen und ſchritt mit aufgehellter Miene zur Fortſetzung der Arbeit.

Die Natur mit ihrem ſichern Takt findet in allen Verhältniſſen die entſprechende Arznei für die Wunden des Lebens, und ſo lernte auch unſer Freund die Mängel des irdiſchens Daſeins, die ihm oft ſo ſchweren Verdruß bereiteten, durch die Phantaſie heben und ſich das in der Wirklichkeit für ihn nicht Exiſtirende wenigſtens einbilden. Das gute Hausmittel half bei ihm wie bei Andern; er wurde heiterer und nach und nach in der That fähig, die Unbilden leichter hinzunehmen, die ſich ihm nun auch weniger andrängten. Ganz nach ſeinen Vorſätzen kann freilich Niemand leben, und Rückfälle giebt es immer und überall. Bei Tobias führten aber dieſe wenigſtens nichts Außerordentliches mehr herbei. Er war eben der „junge Schneider" oder der „Schneiders-Tobies" und ſpielte als ſolcher eine Rolle im Dorf, an die ſich die Leute und endlich er ſelber gewöhnten.

Die Geduld, die zur Durchführung derſelben immerhin erforderlich war, hatte er indeß nicht nur unter den Leuten, ſondern auch zu Hauſe nöthig, und da zeitweis mehr als draußen. Sein Vater mochte ihn nicht. Einem Mann, den Keiner zu vexiren wagte und der, wenn's darauf ankam, eher Unrecht thun als leiden konnte, dieſem mußte es natürlich ſehr fatal ſein, einen Sohn zu haben, der von Andern Kränkungen hinnahm. Wie komm' ich zu dieſem Menſchen? fragte er ſich manchmal im Unmuth über irgend einen ihm zugegangenen Bericht. Die Antwort, daß er eben der Mutter nachſchlage, lag freilich nahe; aber er ſagte dann: Was ſich für ein Weib ſchickt, das iſt für einen Mann eine Schande. Sich ſo etwas gefallen laſſen! Aus dem wird nie etwas, nicht einmal ein rechter Schneider! Wenn

Tobias folgſam war und ehrbar ſeine Arbeit that, ſo half ihm das nicht viel; denn in den Augen des Alten that er damit nur ſeine verdammte Schuldigkeit, und am Ende, was war er denn, wenn er nicht einmal das konnte? Machte er aber zufällig einen Fehler, oder ließ er ſich gar eine Anwandlung von Selbſtändigkeit beikommen, dann loderte in dem Alten der Verdruß über den Wicht um ſo raſcher und heftiger auf, und die Verachtung ſchärfte die Strafe, welche die väterliche Gerechtigkeit dictiren zu müſſen glaubte. Der Gedemüthigte konnte ſich dann nicht einmal an dem Bruder erholen, und die ſchönen Titel, die er erhielt, an dieſen weitergeben; denn Kaſper, obwohl zehn Jahre jünger, war ein trotziger Burſch, der ſich gegen ihn ſtellte und um ſo kecker wurde, je mehr er wahrnahm, wo es bei Tobias eigentlich hoppte, und daß er im Nothfall mit Sicherheit auf den Beiſtand des Alten rechnen konnte.

Eine Entſchädigung gewährte dem Schneider doch auch die wirkliche Welt — in dem Wohlwollen des ſchönen Geſchlechts. Der hübſche, feine Menſch mit der geraden, zierlich kleinen Naſe, wie es im Dorf keine zweite gab, hatte den Beifall der Mädchen; und das Unrecht, das man ihm anthat, flößte den guten Seelen keine Geringſchätzung, ſondern ein gewiſſes Mitgefühl ein, das dem, der es erregt, ſtets nützlich zu werden pflegt. Sie lächelten zwar gelegentlich auch über ihn, aber mit Freundlichkeit und mit einem Blick, als ob ſie an dem Angefochtenen gar viel Gutes wüßten, wo

Andere froh ſein könnten, wenn ſie's hätten. Tobias tanzte vortrefflich, ſchwätzte, wenn er in Laune war, nicht übel; konnte als Schneider, der in allerlei Häuſer kam, ſo Manches erzählen und war eben ein ſeelenguter Menſch, dem man nicht bös ſein konnte. Hie und da nahm ſich eine Wohlmeinende, die zugleich etwas älter war, ſeiner mütterlich an und führte einen Angreifer durch luſtig eifrige Vorhaltung der Tugenden ab, die den Tobias vor ihm auszeichneten. Und wenn es nun freilich nicht ſehr ſchmeichelhaft war, daß ein Mädchen für ihn einſtehen mußte, ſo lag in der Lebhaftigkeit des Beiſtandes doch auch wieder etwas Angenehmes für ihn, und er konnte behaglich vor ſich hinſehen oder durch eine gelungene ſpöttiſche Bemerkung gar die Niederlage des Gegners vollenden.

Auch zu Hauſe hatte er einen Rückhalt an einem weiblichen Weſen — an der ältern Verwandten, die dem Vater die Wirthſchaft führte. Dieſe, die ehemalige Schuſterin Walpurg, war froh, als arme Witwe ein ſolches Unterkommen gefunden zu haben, und hütete ſich wohl, den alten Schneider durch Widerſpruch zu erzürnen. Sie erfreute aber den jungen Vetter im Geheimen durch gute Reden und gute Biſſen, die ſie ihm zuſteckte; und wenn's der Alte nach ihrer Meinung gar zu arg machte, ſo wagte ſie auch, ihn beſcheiden inſtändig zur Nachſicht zu ermahnen und ihm die unläugbare Thatſache vorzuhalten, daß Tobias — kein böſer Menſch ſei.

Bei der Gunſt, welche dieſer bei den Schönen des

Ortes fand, konnte es auffallen, daß er mit keiner in ein Verhältniß verflochten wurde. Das lag aber in einer Eigenheit ſeines Weſens, die er nur ganz im Geheimen pflegte: in einem beſonders feinen Geſchmack und in ungewöhnlichen Anſprüchen, die er machen zu können glaubte. Er wollte zum Schatz und zum Weib etwas Apartes, ein Mädchen, das ihm ganz und gar gefiel und in jeder Beziehung Ehre machte — und ſo Eine konnte er unter den Dorfkindern, ſo weit ſie für ihn erreichbar waren, dermalen nicht finden. Durch Reden Erfahrener, durch Lieder und durch Erzählungsbücher, wie ſie auch dem Bauer in die Hand gelangen, hatte er einen höhern Begriff von der Liebe erhalten, und er ſetzte nun bei ſich feſt, nur eine Solche zu nehmen, die er liebte, wie es im Buche ſtand. Die Freundlichkeit der Mädchen mit Artigkeit erwidernd, freute er ſich ihrer und that ſich in munterer Stimmung an der Seite der guten Geſchöpfe recht von Herzen gütlich; aber er band ſich nicht, weil ihm eben am Ende doch Keine gut genug war. So täuſchte er hie und da eine Hoffnung, ſtürzte indeſſen keine der Enttäuſchten in Verzweiflung, weil die Liebesdeſperation auf dem Lande, des vorherrſchend geſunden Sinnes und der Leichtigkeit des Erſatzes wegen, überhaupt nicht ſehr üblich iſt.

Eine indeß richtete ihr Abſehen länger auf ihn und hatte von ſeiner Kaltſinnigkeit auch zu leiden, weil er ihr beſonders anſtändig war und ein Anderer, der ſie hätte tröſten können, ausblieb. Es war die Tochter eines nicht unbegüterten Webers, die, in der Taufe Sibylle genannt, mit Tobias einen ungewöhnlichen Vornamen gemein hatte, ſonſt aber keine ungewöhnliche Eigenſchaft beſaß, es müßte denn die ſein, daß bei einer etwas kurzen Statur die eine Schulter ein wenig mehr, in die Höhe ſtrebte als die andere. Ein reguläres Dorfgeſicht mit einem regulären Bauernverſtand, die ſich beide durch entſchiedene Einfachheit und eine gewiſſe Mannesähnlichkeit auszeichneten. So Eine konnte einen Tobias freilich nur um ſo weniger einnehmen, obwohl ihre Arbeitſamkeit und Sparſamkeit über allen Zweifel erhaben waren und der Alte ihr eine gänz annehmbare Ausſteuer zu geben vermochte. Die gute Sibylle, die ſich nach jahrelangem Hoffen und Bemühen keines Erfolges rühmen konnte, empfand dies in Augenblicken, wo die Beſorgung des Hausweſens ihr Muße zum Nachdenken ließ, recht bitter, ließ ſich aber nicht abhalten, ihrem Herzen mit erneuter Hoffnung zu ſchmeicheln.

Unter ſolchen Erfahrungen und Beziehungen wurde Tobias vierundzwanzig Jahre alt. Troß dem höhern Streben, das in ihm lag, war er ſtets im väterlichen Hauſe geblieben. Auf die Wanderung hatte er ſich nicht begeben, weil der Vater ihn nicht entbehren konnte, und in die Reihen der Landesvertheidiger war er nicht eingetreten, weil er ſich freigeſpielt hatte. Nun handelte es ſich aber darum, an das Scheiden aus dem bisherigen Verbande gleichwohl zu denken: er mußte die Frage der künftigen Exiſtenz ins Auge faſſen. Das

Haus des Schneiders war Kaſper beſtimmt, Tobias mußte ſich einen eigenen Herd erheirathen oder mit Hülfe einer wohldotirten Hochzeiterin kaufen. Durch die Sorge der Mutter war ihm eine beſtimmte Summe ausgemacht worden, aber keine ſehr bedeutende, und wenn ſie der Vater nicht großmüthig ergänzte (was wenig Wahrſcheinlichkeit hatte), ſo mußte Tobias, ſofern er weiſe handelte, entweder unverheirathet bleiben, oder ſich nach einem Mädchen umſehen, die ein ordentliches Vermögen hatte.

Die Alternative war vor ihn geſtellt; und indem er ſie reiflich erwog, ging in ſeinem Innern eine gewiſſe Veränderung vor.

Erfahrene wiſſen, daß die poetiſchen Träume recht ſchön ſind für die Jugend, daß aber nach und nach eine Zeit herankommt, wo ſie weniger befriedigend erſcheinen und ſehr an Werth verlieren, während etwas Reelles, das man bisher für unannehmlich, ja in ſtolzen Momenten für unwürdig gehalten hatte, ein freundlicheres Anſehen bekommt und im Preiſe ſteigt. Das wirkliche Leben tritt mit den Idealen des Herzens in Kampf, und dieſer endet in der Regel damit, daß die ätheriſchen Mächte weichen müſſen und der große Begriff der Verſorgung das Feld behauptet. Wenn dies feinerzogenen und zartgeſinnten Stadtkindern begegnet, um wie viel mehr dem Dorfſohn, dem praktiſcheres Weſen angeboren iſt und der nur ausnahmsweiſe ſtädtiſcher Idealität etwas näher treten kann. Tobias hatte ſich freilich immer ein Mädchen gewünſcht, die nicht nur ausnehmend ſchön und angenehm, ſondern auch bedeutend reich war, die er über Alles liebte, die ihn durchaus wollte, und von der auserwählt er alle ſeine Neider und Feinde und ſogar ſeinen Vater, der ihn ſo ſehr verkannte, tief beſchämen konnte. Allein bis jetzt hatte ſich eine Solche nicht gezeigt, und es war nicht viel Ausſicht vorhanden, daß ſie ſich demnächſt finden werde. In einzelnen Momenten ſtellte ſich ihm nun der Gedanke dar, daß er am Ende gar keine kriegen könne! Und in dem bänglichen Gefühl, welches dieſe Vorſtellung in ihm erweckte, mußte Jede gewinnen, die, von andern Eigenſchaften abgeſehen, mindeſtens den Vortheil hatte, daß ſie Eine war.

Als er ſechs Wochen ins fünfundzwanzigſte Jahr ging, ſah es aus, als ob juſt das geſchehen ſollte, was von Allem das Unwahrſcheinlichſte geweſen war. Seine Gutmüthigkeit hatte dem Schneider einen Streich geſpielt. Bei einem Geſchäftsbeſuch, den er im Hauſe des Webers machte, hatte Sibylle die Wünſche ihres Herzens wieder ſo deutlich merken laſſen und ihn dabei mit ihrem halb männlichen Geſicht ſo weiblich verlangend angeſehen, daß er, geſchmeichelt und gerührt, den Blick viel freundlicher erwiderte, als er's je für möglich gehalten hätte. Ihre Hoffnungen wurden dadurch ungemein belebt und traten im Lauf des Geſprächs in einer Anſpielung hervor, die Niemand mißverſtehen konnte. Ein zufällig Anweſender theilte ſeine Vermuthung bei der nächſten Gelegenheit dem alten Eber mit, und dieſer fand die Sache nicht unerwünſcht. Er ſprach den Sohn gleich darum an; und als Tobias bemerkte, daß er Die freilich haben könnte, wenn er ſie wollte, verſetzte der Alte: Schön iſt ſie nicht, und gar ſo viel wird ſie auch nicht mitkriegen; aber ein rechtes Mädchen iſt ſie ſonſt, und du darfſt auch nicht hoffärtig ſein. Ich glaub', du thätſt gut, wenn du's richtig machteſt mit ihr; denn eine Andere, die was hat, kriegſt du doch nicht! — Oho! entgegnete Tobias im Gefühl der Beliebtheit, deren er ſich bei den Mädchen immer noch erfreute. — Der Alte ſah ihn ſpöttiſch lächelnd an. Ja, in deiner Einbildung kannſt du Alle haben, das weiß ich ſchon! — Nun, überleg dir die Sach'! — Dieſer letzte Satz war mit einem Blick begleitet, der einen Befehl enthielt; und Tobias, dort gelockt, hier getrieben, fing an, die Sache näher zu betrachten. In Kurzem war er mit der Vorſtellung ſchon vertraut und ein paar Tage darauf beinahe damit befreundet.

Die Sache war: der Alte hatte recht mit ſeiner Ironie. Sibylle war gegenwärtig ohne Mitbewerberinnen; denn Tobias hätte zwar in früherer Zeit Andere haben können, dermalen aber war Jede, die er der Sibylle hätte vorziehen müſſen, verſehen, und dieſe die einzig Mögliche. Der Gedanke, durch die Heirath der Zuchtruthe des Alten zu entgehen und ſein eigener Herr zu werden, hatte unvermerkt auf die Geſtalt des Mädchens eine modificirende Einwirkung geübt. Die hohe Schulter war niedriger, ſo niedrig geworden, daß man ſie von der andern kaum mehr unterſcheiden konnte; das robuſte Geſicht, letzthin ſchon von Wunſch und Sehnſucht erweicht und durchglänzt, erlangte in der Verliebtheit, die er ſich immer größer denken mußte, einen beinahe ſchönen Ausdruck. Noch eine Zuſammenkunft und dazu die Beihülfe guter Geiſter — und Sibylle war glücklich, der Schneider gefangen.

Da geſchah es, daß die bisherige Pfarrmagd ihren Dienſt verließ und an ihre Stelle ein Mädchen kam, die, aus dem benachbarten Keſſelthal gebürtig, das letzte Jahr in Ulm gedient hatte und der Pfarrerin von dort recommandirt worden war. Tobias, der dem geiſtlichen Herrn einen ausgebeſſerten Rock heimzutragen hatte, ſah ſie, ſprach ſie — und kam als ein Verwandelter nach Hauſe.

Barbara, rieſeriſch Bäbe, war aus einem proteſtantiſchen Dorfe jenes Thals, das von bewaldeten Anhöhen eingeſchloſſen, von der kleinen, mühlentreibenden Keſſel durchſtrömt iſt, und deſſen Bewohner, obwohl ſie einzelne Ausdrücke und Manieren für ſich haben, im Ganzen von den Rieſern wenig unterſchieden ſind. Das Kind unbemittelter Eltern, hatte ſie früh dienen müſſen, aber gute Häuſer gefunden und als regſames Mädchen endlich in der Stadt ihre Geſchicklichkeit vervollkommnet. Bei dem Ruf in das Dorf war ihre Neigung zum Landleben wieder erwacht, und ſie gab ihr nach — vielleicht getrieben von dem Geſchick, das eben hier eine Lebenswendung für ſie bereit hatte.

Das Mädchen gehörte zu den glücklichen Geſchöpfen, die mit Geſundheit und Tüchtigkeit an Leib und Seele eine gewinnende natürliche Anmuth verbinden. Stattlich, wohlgebaut und von gedrungenen Formen, in ihrem Benehmen ſicher und ruhig, flößte ſie auf den erſten Anblick Vertrauen ein. Der Kopf war mehr rund als oval, die Stirn nicht ſehr hoch, weil die urkräftigen, dunkeln Haare etwas tiefer als gewöhnlich heruntergingen. Mit dunkelbraunen Augen und einem Geſicht, deſſen friſches Roth ſich ins Bräunliche verlief, war ſie, was man auch im Ries „a ſchwarzbrauns Deandel" zu nennen und ſehr zu ſchätzen pflegt.

Die Anmuth in ihrem Weſen beruhte in angeborner Gutmüthigkeit und einer natürlichen Schlauheit, die ſie in ihren verſchiedenen Dienſtverhältniſſen ausgebildet hatte. Sie half gern, nahm ſich gern der Bedrängten an, erreichte aber auch gern ſelber ihre Zwecke, die weſentlich praktiſch waren und am Ende darauf hinausgingen, in einem guten Dienſt bei ſtetigem Fleiß das bisher erſparte Sümmchen Jahr für Jahr zu vermehren, um endlich, wenn's Gottes Wille wäre, einen braven Mann damit glücklich zu machen. Vergnügten Sinnes von Natur, wurde ſie leicht heiter und zeigte beim Lachen hinter friſchen, ſinnlich behaglichen Lippen ſchöne mittelgroße Zähne. Wenn ſie Eines leiden mochte, ſah ſie es mit unverhohlenem Wohlwollen und einer Art von mütterlichem Ausdruck an; hatte ſie aber entſchiedenes Gefallen an Jemand und wollte ſie ſelber gefallen, ſo gewann ihr Geſicht einen Glanz bis zum Roſigen, ihre Stimme eine Weichheit bis zum Süßen.

Ich glaube durch dieſe naturgetreue Schilderung unſern Tobias gerechtfertigt zu haben, wenn er aus dem Pfarrhaus mit Empfindungen heimging, die ihm durchaus neu waren, die er aber ſogleich als die „rechte Liebe“ erkannte und mit freudigem Schreck als langerſehntes Glück begrüßte, trotzdem daß ein lebhaftes Beben ihn auch ſchon das damit verbundene Verhängnißvolle ahnen ließ. Zu ſeiner Bezauberung mochte das dunkle Gefühl beigetragen haben, daß dieſes Mädchen eben an ſich hatte, was ihm fehlte, daß er ihr ſich anvertrauen und an ihr eine Ergänzung finden konnte. Die Bäbe gab ſich allerdings nicht viel mit Einbildungen und Erwägungen ab. Sie war von denen, die wiſſen, was ſie wollen; und was ihr recht und gut ſchien, das führte ſie mit geräuſchloſer Feſtigkeit aus, ohne ſich durch den Gedanken, was wohl andere Leute dazu ſagen möchten, allzu viel beunruhigen zu laſſen. Ihre Faſſung zu verlieren, lag nicht in ihrem Weſen, vielmehr konnte ſie im Nothfall entſchloſſen auftreten und kräftig ihre Rechte wahren. Von alledem erhielt der junge Schneider eine Ahnung, als er ſie in Abweſenheit der Pfarrleute vor ſich ſtehen ſah und nach den erſten Fragen und Antworten in ein kleines Geſpräch mit ihr kam. Er freute ſich ihrer Statur, ihrer ſchönen Rundheit und ihrer theilnehmenden Reden. Als aber der nette Burſch, das gute, feine, an ihr mit offenbarem Wohlgefallen hängende

Geſicht auch vor ihren Augen Gnade fand und ſie ſich nicht erwehren konnte, ihn mit liebevollen Blicken anzuſehen und ihrer Stimme dabei einen holdern Klang zu geben — da war er fertig.

Die erſten Stunden nach der Zuſammenkunft vergingen dem erregbaren Herzen in einem förmlichen Rauſche. Als die Wogen der Gefühle zu ſinken begannen, fing er an zu überlegen — und erkannte klar das Aengſtliche ſeiner Lage. Sibylle erſchien ihm jetzt fatal, ja, ſofern ſie ihn zum Mann begehrte, recht eigentlich anmaßend. Wie konnte er eine ſolche Perſon heirathen — er, den die Bäbe angelächelt hatte, die Bäbe, die Schönſte, die er je geſehen, die in ihrem ſtädtiſchen Kleid etwas Vornehmes hatte und ausſah wie ein Frauenzimmer? Aber die Sibylle wollte der Vater und hatte, wie es ſchien, ſeinen Kopf darauf geſetzt; und die Bäbe, das wußte er aus dem kurzen Geſpräch, hatte nur noch eine Mutter und einen Stiefvater, die ſich kaum ſelber durchbringen konnten, und von ihnen ſo gut wie nichts zu hoffen. Die ſtädtiſche Tracht, in ſeinen Augen ein Vorzug, war dem Alten zuwider; denn dieſer war ein ganzer Bauernſchneider, fand nur die Rieſer Tracht ſchön, legte ſelber die kurzen Lederhoſen nie ab, und hatte auch dem Sohn lange tuchene nicht früher geſtattet, als bis der junge Schuſter des Dorfs ihm darin vorangegangen war. Das gab einen böſen Handel, wenn er dieſem Mann ſagte, er wolle nicht Sibylle, ſondern die Pfarrmagd! Aber es mußte gleichwohl heraus aus ihm, wenn’s einmal nicht anders ging; denn die Sibylle nahm er nicht — um die ganze Welt nicht.

Fürs Erſte konnte er freilich Ruhe haben. Er brauchte ja dem Alten nichts zu ſagen, konnte ſein Glück für ſich behalten und mit der Sibylle die Sache hinziehen, ſich durch Ausreden helfen! — Unterdeſſen fiel etwas vor; ihm oder der Bäbe ſtand unverhofft ein Glück an, und Alles machte ſich endlich von ſelber -- wer wußte das? — Er wollte die ſchöne Pfarrmagd vor der Hand im Stillen lieben, ganz im Geheimen, ſo daß Niemand etwas davon wußte, als ſie Beide. Aber dazu mußte er natürlich vor Allem erfahren, ob denn ſie auch wirklich ihn mochte. —

Zwei Begegnungen, zwei kurze Unterhaltungen ohne Zeugen, die ihm ſein gutes Glück beſcherte, gaben ihm in dieſer Hinſicht Gewißheit. In der erſten redete er von gleichgültigen Dingen, aber ſeine Augen ſprachen mit einer Deutlichkeit, daß die Bäbe ſeinen ganzen Zuſtand erkannte. Es ſah ordentlich komiſch aus, wie er ſie anguckte, als ob er gar nicht genug bekommen könnte; aber die Bäbe fand das nicht komiſch, ſondern dieſe Liebe rührte ihr Herz, und zum erſtenmal zuckte auch in ihr der holde Blitz auf, der uns bezeugt, daß wir fortan nicht mehr uns ſelbſt, ſondern demjenigen angehören, der uns angehört.

Das Zweitemal grüßte er ſchon munterer und ſprach ſie vertrauter an. Da ſie gar ſo gut und freundlich herſah, begann er ſie zu loben, wie ſie ſo ſchön ſei und ſo geſchickt, und daß es kein Mädchen im ganzen Dorf gebe, wie ſie. Darauf konnte ſie das begreiflich nur ablehnen und ihrerſeits ihn loben, und das machte ſich der Schneider zu nutze. Ja, entgegnete er, wenn er ſo Einer wäre, und wenn ſie wirklich ſo von ihm dächte, das wäre eine Red' werth; denn ſo ein Mädchen, wie ſie, hätte er ſein Lebtag nicht geſehen, und wenn ihn ſo Eine möchte, dann würde er mit dem König nicht tauſchen. Hierauf lächelte die Bäbe gar nicht abſchreckend, und Tobias rief in aller Treuherzigkeit der Hoffnung und der Freude: Könnteſt du mich gern haben, Bäbe? Könnt's möglich ſein? Sag's! — Und die Bäbe erwiderte mit Holdſeligkeit: Ich ſag' nicht nein! Aber ſo ſchnell geht das doch auch nicht; wir müſſen uns doch erſt näher kennen lernen! — Was braucht's da näher kennen lernen, rief der Schneider heroiſch; wir ſind ein Paar — komm, gieb mir deine Hand darauf! — Als der Schneider die ſeine hinſtreckte, zögerte das Mädchen; aber er drängte, und ſie gab ihm ihre Hand, indem ſie ſagte: Nun, in Gottesnamen — weil du's nicht anders thuſt!

Der Bund war geſchloſſen — der Schneider im höchſten Aufſchwung der Freude. Als er wieder heimkam und in die Stube trat, mußte er ſich ordentlich Gewalt anthun, um die Luſt, die ihn durchwogte und ihm wie Feuer aus dem Backen ging, nicht ſo auffällig werden zu laſſen, daß zuletzt der Alte etwas merkte und ihn durch Fragen in Verlegenheit ſetzte. Dieſer hielt ihn aber bloß für erhitzt und trug ihm eine Arbeit auf, ohne ihn weiter anzuſehen; und nach und nach lernte der Gute in ſein Glück ſich finden und empfand die Seligkeit jener heimlichen Liebe, die bekanntlich heißer brennt, als eine glühende Kohle, eine Reihe von Tagen — den ſchönſten ſeines Lebens. Ohnehin war's im Monat Mai, wo Alles in Blüte ſtand, die Vögel in Lüften und auf Bäumen wonniglich ſangen und auch der gewöhnliche Bauernburſche die Welt „lieble" findet, um wie viel mehr ein liebender Schneider, der ſchon an ſich zarter empfinden konnte, als irgend Einer im Dorfe! Die Beiden wußten es einzurichten, daß ſie ſich wenigſtens flüchtig ſahen — und was brauchten ſie zunächſt mehr? Sie hatten ja die Gefühle der erſten Liebe, die herrlicher ſind als Alles, was die Welt bieten kann. In dem Licht der Freude war es dem Schneider, als ob es kein Hinderniß gäbe für ihn und er Alles durchſetzen müßte, was er nur ernſtlich wollte; und darum belebte fröhliche Hoffnung ſein Herz, und er ſah in die Zukunft, als ob er das Wünſchhütlein beſäße und nur ſagen dürfte, das möcht' ich — ſo hatt' er's!

Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, das ihn aus dem Paradies, in welchem er ſich und die Welt vergeſſen hatte, gewaltſam herausriß, indem es von ihm eine Entſcheidung und, ſtatt holder und beglückender Vorſtellungen, eine That verlangte.

## II.

Der Weber hatte außer der Sibylle noch zwei Kinder, einen Sohn, der Soldat war, eine jüngere Tochter, die noch in die Schule ging. Dem Sohn war natürlich die Sölde zugedacht, und da er im letzten Dienſtjahre ſtand, ſo hätte er ſie um ſo früher übernommen, als er dadurch auch den Wünſchen des nicht mehr ganz rüſtigen und etwas bequemen Vaters entgegenkam. Da traf eines Tages die Meldung ein, daß er in der Garniſon an einer dort graſſirenden Seuche plötzlich geſtorben ſei. Durch dieſen Todesfall war der Stand der Dinge mit Einemmal verändert; und nachdem eine Woche in aufrichtiger Trauer und Theilnahme verfloſſen war, konnten die Betheiligten nicht umhin, ihn zu betrachten und ihre Entſchließungen darnach einzurichten.

Sibylle war jetzt nicht nur eine beſſere Partie, ſondern hatte auch Ausſicht, Hauserbin zu werden, und eine ſolche hat für den Bauern ſtets einen eigenthümlichen Werth, indem ſie das Herumſuchen nach einem Anweſen überflüſſig macht und als der Vogel, der im Neſte bleibt, auch bei der Theilung am beſten wegzukommen pflegt. Bei der Geſinnung des Alten hatte es alle Wahrſcheinlichkeit, daß er die Sölde an die ältere Tochter abgab, ſofern ſich ein Mann fand, der ihm beſonders erwünſcht ſein mußte.

Dieſen Umſtand erwogen vor Allen Sibylle und der alte Schneider. Das Mädchen behielt ihre Gedanken für ſich und beſorgte ruhig ihre Geſchäfte, indem ſie annahm, daß ſich der Tobias nun ſchon bald ſelber einſtellen werde. Der alte Schneider, für den der Handel nachgerade ernſthaft zu werden anfing, wollte nichts verſäumen, ihn ſo bald als möglich zur Entſcheidung zu bringen.

Eines Tages, als er ſich mit dem Sohn allein in der Stube ſah, faßte er dieſen ins Auge und ſagte: Nun, wie ſtehſt du mit der Sibylle? Haſt du mit ihr geſprochen? Tobias, der bei der unerwarteten Frage ziemlich „verhofft" war, entgegnete mit angenommenem Ernſt: Noch nicht. In der Zeit, hab' ich gedacht, wird ſich's doch nicht ſchicken — — In der Zeit, fiel der Alte ein, ſchickt ſich's grad, daß du mit dem Mädchen die Sach' richtig machſt. Wenn jetzt Einer kommt und iſt der Mann darnach, dann giebt ihm der Weber das Haus; das wiſſen Andere ſo gut wie ich, und drum ſorg' ich, wer jetzt nicht bald vorwärts macht, der hat das Nachſehen. — Nun, wagte Tobias einzuwenden, gar ſo arg würd' ich mich dann auch nicht kränken! — Der Alte ſah ihn befremdet an, und Tobias, dem die Liebe den Muth zu einer Art von Widerſpruch gab, fuhr fort: Ich muß dir ſagen, Vater, die Sibylle — ich weiß nicht — aber ſie gefällt mir nicht. — Das ſind Redensarten, entgegnete der Alte, indem er die Stirn runzelte. Und ganz ernſthaft ſetzte er hinzu:

Was fehlt dem Mädchen? — Nun, ſagte Tobias mit halbem Lächeln, zum Lieben iſt ſie doch wahrhaftig nicht gemacht. Und wenn man Eine heirathet und man ſie haben muß ſein ganzes Leben lang, da ſollte man ſie doch auch gern haben, ſollt' ich meinen. Die Eh' iſt am End' eine heilige Sach', und da geht's hernach doch nicht ſo mir nichts dir nichts.

Das Befremden des Alten war bei dieſen Worten in einem Grade geſtiegen, daß er den Sohn braunern Geſichts mit großen Augen anſah und ihn unterbrechend rief: Was ſind das für Einfäll'? Steckt dir von deinem Doten noch was im Kopf? Die Sibylle iſt brav, iſt geſchickt und fleißig bei der Arbeit, und ich hab' in meinem Leben gar Manche geſehen, die lang' nicht ſo ſchön geweſen iſt und doch einen Mann gekriegt und gut mit ihm gehauſ't hat. Willſt du etwa gar heikel ſein und den Vornehmen ſpielen und aus dummem Stolz dein Glück verpaſſen? Oder — haſt du vielleicht eine Andere? — Tobias erröthete bei dieſer Frage, rief aber ſchnell mit ſo tiefer Empfindung: Ach, wie ſollt' ich zu einer Andern kommen! daß der Vater bei der geringen Meinung, die er überhaupt von ſeinen Fähigkeiten hatte, die Röthe falſch deutete und ſpöttiſch erwiderte: Ja, das möcht' ich auch wiſſen! Ernſthaft ſetzte er hinzu: Alſo laß dieſe Späß' jetzt und mach vorwärts! Du weißt, lang Streiten iſt meine Sach' nicht. Ich hoff', ich hör' die Woch' noch, daß du im Reinen biſt! — Aber ſo ſchnell, Vater — — 's iſt ſchon ausg'red't jetzt, verſetzte der Alte und kehrte ihm den Rücken zu.

Die Sache ſtand ſchlimm für Tobias. Der Vater hatte einen feſten Beſchluß gefaßt und ihm, obwohl er jetzt noch gar nichts wußte, ſchon eine Miene gezeigt, die ihn erſchreckte; was war erſt von ihm zu erwarten, wenn er die Wahrheit erfuhr? — Das mußte Jeder einſehen: dieſe ihm jetzt zu ſagen, war unmöglich! Eben ſo unmöglich war es aber, ſeinen Willen zu thun und die Sibylle zu heirathen. Und was konnte ſonſt geſchehen?

Nach einiger Ueberlegung erhielt das erbangte Geſicht des Guten einen getröſteteren Ausdruck. Es war ihm ein ſchon früher erwogenes Mittel eingefallen. Ging's nicht mit der Wahrheit, ſo ging's mit dem Schein. Konnte er dem Alten nicht wirklich folgen, ſo konnt' er ſich doch anſtellen, als ob — und das beſchloß er. Er wollt' es klug machen und in Bezug auf den Fortgang der Bewerbung Hinderniſſe erfinden, die ihn eben nicht zum Zwecke gelangen ließen; ſo hoffte er wenigſtens für die nächſten Tage Frieden und zum Ausdenken von Rettungsgedanken Zeit zu gewinnen.

Obwohl er den Webersleuten rechtzeitig condolirt hatte, ſprach er jetzt doch wieder bei ihnen ein und drückte mit ernſtem Geſicht und würdiger Haltung ſein Bedauern aus über das Unglück, das ſie betroffen, indem er die gewöhnlichen Troſtgründe anfügte, die man auf dem Lande zu wiederholen nicht müde wird. Der alte

Weber dankte, und Sibylle ſah ihn mit Augen an, als ob ſie nun wenigſtens eine Anſpielung erwartete, die zu dem Heirathsantrag hinüberführte. Tobias behielt aber eine Miene, deren Ernſt zu ſagen ſchien, daß man jetzt an nichts Anderes denken könne, als an den Trauerfall; und Sibylle, die ſicherer geworden war, fand ſich auch nicht bewogen, ihm entgegenzukommen. Man ſprach nur noch Einiges vom Wetter, das einige Tage trocken geweſen war, kam darin überein, daß jetzt „a kloes Regale“ (ein kleiner Regen) nicht ſchaden könnte, und Tobias verabſchiedete ſich.

Heimgekehrt und vom Vater befragt, erzählte er, wo er geweſen, fügte jedoch hinzu, die Leute wären noch ſo traurig, daß es ihm jetzt nicht möglich geweſen ſei, ihnen mit einem Heirathsantrag zu kommen. Er habe indeſſen geſehen, wie es ſtände, und die Sache habe wirklich keine Eile. Bei der Sibylle werde ihm Keiner den Weg verlegen, das wiſſe er nun genau. — Der Alte war beruhigt und prägte ihm nur noch ein, die nächſte paſſende Gelegenheit ja nicht zu verſäumen. —

Tobias lächelte ſchlau für ſich hin. Er fühlte zum erſtenmal den Reiz, den es hat, einen Despoten, der auf ſeine Herrſchaft losſündigt, durch Liſt zu bekämpfen und ihn tüchtig anzuführen. — Was einmal gegangen war, konnte öfter gehen. Auch ſollte ihm ſchon wieder etwas Neues einfallen, womit der Alte wieder zufrieden war; unterdeſſen wurde die Sibylle, die ihm ſchon diesmal nicht mehr ſo eifrig geſchienen hatte, ungeduldig, es kam ein Anderer an ſie und nahm ſie ihm weg, — er hatte von dieſer Seite mindeſtens Ruhe und konnte daran denken, die Heirath mit der Bäbe eben ſo fein durchzuſetzen.

In dem ſüßen Bewußtſein, für ſeine Liebe etwas gethan zu haben, wollte er ſich nun auch durch ihr Anſchauen belohnen. Er wußte, daß die Bäbe heute in der Dämmerung Milch holen mußte, und fand ſich rechtzeitig in dem Gäßchen ein, durch das der Weg zur Verkäuferin führte. Und richtig, ſie kam daher mit dem leeren Gefäß, und ſchon von Weitem, als ſie ihn erkannte, blinkten ihm ihre holden Augen entgegen! Nachdem ſie ſich vorſichtig nur wie Bekannte, nicht wie Liebende, gegrüßt, blieb Tobias doch um ſo muthiger bei ihr ſtehen, als er in der von Gartenhecken eingeſchloſſenen Gaſſe Niemand gewahrte. Und nun ſahen ſie ſich wenigſtens an wie Liebende, und Seligkeit füllte das Herz des Schneiders. Was war das, mit der Sibylle verglichen, für ein Mädchen! Wie ſchaute ſie her, wie glänzte ihr Geſicht, wie lachte ſie ihn an! — Ach, ihr nur die Backen zu ſtreicheln, muß ja beſſer ſchmecken, als Zucker! Ihr nur die Hand zu drücken, muß ein Glück ſein für Kaiſer und Könige! Und dieſes Mädchen, das ihn liebte, ſollte er nicht zum Weibe haben? Er ſollte die „Wilde" nehmen und die Schöne einem Andern laſſen? Nein, dies geſchah — dies litt er nicht, und wenn er in Stücke zerriſſen würde!

Das Pärchen wurde in ein Geſpräch verwickelt, das wir nicht weiter verfolgen wollen, da es den Leſern ſchwerlich ſo wunderſchön vorkommen möchte, wie ihnen, und nichts zur Geſchichte Gehöriges darin verhandelt wurde. Sie fragten ſich, rühmten ſich und fragten ſich noch einmal, wußten eigentlich ſelbſt nicht, was ſie ſagten, und fühlten nur, daß es köſtlich war, und daß man ſo fortreden könnte ohne aufzuhören. Und beide gefielen ſich beſſer als je vorher. Der Bäbe kam das Geſicht des Tobias heute entſchloſſener, männlicher vor; und ſie ſchien dem Tobias ſogar bei der Liebeserklärung nicht ſo lieb geweſen zu ſein wie jetzt „zwiſcha' Liecht" (zwiſchen Licht, in der Dämmerung). — Endlich hörten ſie ſtarke Schritte von Weitem und ſchraken auf, — Tobias, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, etwas lebhafter, als die Bäbe. Ein Mann kam die Gaſſe herauf. Bäbe ſagte mit gedämpft ſüßer Stimme Gutenacht und ging mit ruhigem Schritt und unbefangener Haltung den Weg zur Bäuerin. Tobias eilte in die Hauptgaſſe zurück und begab ſich heim.

Es war das letzte reine Glück, welches unſerm Paar das Schickſal gönnte. Der Mann, der die Gaſſe heraufkam, war jener Bekannte des alten Schneiders, der ihm ſchon ſeine Beobachtung wegen der Sibylle mitgetheilt hatte. Den jungen Schneider ſo vertraulich bei der Pfarrmagd ſtehen zu ſehen, fiel ihm auf; und ſo unbefangen die Bäbe an ihm vorüberging, ſo merkte der alte Praktikus doch aus einem gewiſſen Leuchten des Geſichts, daß es keine gewöhnliche Anſprache geweſen ſein konnte, welche die Beiden mit einander gehabt hatten.

Als Tobias am andern Morgen in die Stube trat, bemerkte er in dem Geſicht des Alten einen Ernſt, und zumal in den hängenden Lippen eine Strenge, die ihm ſehr verdächtig vorkam. Augenblicklich fielen ihm ſeine begangenen Sünden ein, und er harrte mit Bangigkeit auf die erſte Rede. Sie kam ſchneller und ſchlimmer, als er gedacht. Mit der Miene des Anklägers fragte der Alte barſch: Was haſt du denn des Abends um Betläuten mit der Pfarrmagd zu reden? — Tobias fuhr zuſammen und erblaßte. Ich? brachte er endlich mit Mühe hervor. — Ja du! entgegnete der Vater. Von dir iſt die Sprach'! — Nun, erwiderte der Gute, der ſich einigermaßen geſammelt hatte, wie man eben in eine Anſprach' kommt mit einander. Ich hab' gefragt, wo ſie hinginge, und ſie hat geſagt: ins Wirthshaus; und wie eine Red' die andere giebt —. — Der Alte, der aus dieſer Erklärung und der ganzen ſchuldbewußten Haltung des Burſchen geſehen, daß die hübſche Pfarrmagd ihm nicht gleichgültig ſei, fiel ihm ins Wort und verſetzte: Loſ' (höre), wir wollen Deutſch mit einander reden. Du haſt mir verſprochen, daß du's mit der Sibylle ſo bald als möglich richtig machen willſt; — iſt's ſo oder nicht? — Ja, erwiderte der Ueberführte mechaniſch. — Du haſt nichts gethan in der Sach'! Dafür muß ich hören, daß du mit der Pfarrmagd vertraut diſcurirſt, und daß ſie ausſieht, als ob du ihr, Gott weiß was, in den Kopf geſetzt hätteſt. Willſt du mich hinters Licht führen? Willſt du deinen Vater für'n Narren haben? — Ach, rief der erſchreckte Tobias, warum nicht gar! Wie kannſt du nur —! — Gut, verſetzte der Alte. Wenn du's nicht willſt, ſo zeig's! Die Pfarrmagd hat nichts und paßt nicht für dich; bei der Sibylle biſt du verſorgt, bleibſt im Dorf und kannſt einen rechten Mann machen. Ich verlang', daß du zwiſchen heut und morgen mit den Leuten redſt, oder — ich red' ſelber! — Aber mein Gott, rief der Unglückliche, ſo übers Knie kann man die Sach' doch nicht abbrechen? — Ich hoff' doch, entgegnete der Vater, indem er den Widerſtrebenden argwöhniſch betrachtete, daß du's kannſt. Sonſt könnt' ich am End' dich übers Knie nehmen und —. Er machte eine deutliche Bewegung. — Tobias war in verzweifelter Lage. Er mußte ſich ſagen, daß ſein Vater nur verlangte, was er ihm verſprochen; er hatte ſich ihm nie widerſetzt und wußte gar nicht, wie er ſich dazu anſtellen ſollte; ſein Kopf war überdies in einer Verwirrung, daß Alles, was er vorbringen würde, nothwendig ungeſchickt herauskommen mußte: — aus allen Gründen konnte er ihm jetzt nicht mit der Wahrheit entgegentreten. Inſtinctmäßig trachtete er nur darnach, einige Friſt zu erlangen, und rief mit dringlichem Ton: So laß mir nur wenigſtens noch acht Tage Zeit! Ich will ja Alles thun, was ich kann! Es eilt ja nicht ſo! Man kann ja ſo eine Sach' nicht in jeder Stund' vorbringen! Man muß ja doch auch im rechten Humor dazu ſein! — Der Alte war kein böſer Mann; er fühlte, daß er am Ende nichts gut machte, wenn er den Sohn mit Gewalt zum Weber hinnöthigte, und von dem wahren Verhältniß mit der Pfarrmagd hatte er noch keine Ahnung; daher ſagte er nach kurzem Bedenken: Nun gut; ich will zeigen, daß ich auch dir deine Weiſ' laſſen kann. Acht Tag' will ich warten. Aber dann hab' ich die Antwort? — Dann haſt du die Antwort, erwiderte der Sohn. — Mit Nachdruck, obſchon in etwas milderem Ton, ſetzte der Alte hinzu: Das Reden mit der Pfarrmagd laß jetzt unterwegs. Ein junger Menſch kann wohl einmal einen Unterhalt haben mit ſo Einer — ich weiß wohl, wie man in den Jahren iſt; für dich aber ſchickt ſich's jetzt nicht mehr. So! Ich geh' hinaus aufs Feld — und du mach das „Leible“ (Weſte) fertig. Wenn du verſtändig biſt und mir folgſt, dann ſollſt du ſehen, daß auch ich als Vater an dir handeln kann. Willſt du mir aber was vormachen und gehſt mit Lügen um, dann ſei dir unſer Herrgott gnädig! — Nachdem er dies mit entſprechendem Schwingen des Zeigefingers geſagt, ſetzte er den Schaufelhut auf und verließ die Stube.

Tobias fühlte ſich tief niedergeſchlagen, oder, beſſer zu reden, vernichtet. Das letzte Mittel, wodurch er die Sache glaubte hinziehen zu können, bis irgend eine rettende Wendung eintrat, war ihm genommen. Er mußte ſich entſcheiden, mußte entſchloſſen mit der Farbe herausgehen — aber das war ja gerade das Unmögliche! Wenn er nach Allem, was bisher geſchehen und was er jetzt wieder verſprochen hatte, vor ſeinen Vater hintrat und ihm erklärte, er wolle die Pfarrmagd heirathen — den Auftritt, den es da gab, wollte er nicht einmal denken, geſchweige denn erleben! Wenn er's aber doch that, ſo half es nichts, denn der Alte gab nach einem ſolchen Auftritt nur um ſo weniger nach. — Es war ihm, als ob ihm Hände und Füße mit Stricken gebunden wären und er nichts thun könnte, als ruhig daſitzen und Alles über ſich ergehen laſſen. Eine Zeitlang gab er ſich ſtillem Brüten hin und koſtete das Gefühl der Rettungsloſigkeit von Grund aus. Dann raffte er ſich auf und arbeitete an dem Leibchen, und nähte haſtige Stiche und riß wiederholt den Faden ab. Es war zu arg, wie es ihm ging! Sein Lebelang war er ſchlecht behandelt worden, und während Andere ihr Glück machten, hatte er nur Verdruß und Unehr' gehabt ni der Welt. Und jetzt, wo auch er glücklich werden konnte, ſollte er dies expreß nicht, nein, ſondern unglücklich ſollte er werden! Das war ja doch, um ins Waſſer zu ſpringen. Wahrhaftig, wenn er ein rechter Kerl war, lief er jetzt fort und machte ſeinem Leben ein Ende! Gab's noch einen Menſchen wie er einer war? Der Teufel hatte ſein Spiel mit ihm ganz extra! Nur ihm ſollte alles conträr gehen — ſonſt Niemand! — Der gute Tobias, auf dieſer Höhe des Zorns angekommen, ſtieß einen Fluch aus, der einem Stärkern Ehre gemacht hätte, ſtrampfte mit dem Fuß und warf die Arbeit auf den Tiſch, daß es klatſchte — zum Glück für den Eigenthümer des Leibchens, der ein kläglich genähtes Stück auf den Leib erhalten hätte.

Nach und nach legte ſich der Sturm ſeiner Aufregung. Er begann wieder zu nähen und ſuchte in accurater Arbeit die Qualen ſeines Innern zu vergeſſen. Als er ſo mit ſtillgefaßtem Duldergeſicht daſaß, kam die Walpurg von der Küche herein und ſah ihn von der Seite an. Sie wußte nichts von der Bäbe, kannte aber den Plan mit der Sibylle und hatte als erfahrenes Weib ihre Gedanken. Mitleidig ſagte ſie: Ja, ja, Tobias, ich glaub' ſchon, daß du nicht dran willſt! Die Schönſt' iſt ſie freilich nicht, die Sibylle; aber du mußt halt ein Aug' zudrücken. In der Eh' geht's manchmal gar curios, und es hat ſchon Manchem Eine nachher beſſer gefallen als vorher. Dir kann's wohl auch ſo gehen! — Tobias ſtarrte ſie an; 's mag ſein, erwiderte er und nähte weiter.

Er hatte einen elenden Tag, unſer Schneider; aber das Elend, die andauernde Geſunkenheit ſeines Weſens, machte ihn müde, und er ſchlief beſſer, als man's hätte denken ſollen. Frühmorgens erwachend, fühlte er ſich erfriſchter, geſtärkter, und als er im Schein der Morgenſonne die Situation überdachte, kam ſie ihm ſchon viel weniger deſperat vor; ja, zuletzt begann ſogar ſchüchtern, aber ſüß, die Hoffnung ſich wieder zu regen. Er freute ſich, daß er ſeinem Vater noch acht Tage Zeit abgewonnen, und war ſich deſſen als einer Art von That bewußt. In acht Tagen — was konnte da nicht Alles geſchehen! Welche Auskunftsmittel konnten ihm da nicht einfallen! —

Für ſich war er entſchloſſen. Das Geſicht der Bäbe, wie er es zuletzt geſehen, glänzte wieder ſo wunderſchön vor ſeiner Seele — von ihr zu laſſen konnte ihm nicht einen Augenblick in Gedanken kommen! Er wollte das auch ſeinem Vater ſagen, wenn's Noth that — nur jetzt nicht. Jetzt wollte er eben warten und das Glück der achttägigen Friſt auch wirklich benützen. Er wollte ſinnen und denken, wie er möglicherweiſe am beſten und leichteſten zu ſeinem Zwecke und zunächſt um die Sibylle herumkomme.

Zwei Tage ſann er nach, und kein Gedanke bot ſich ihm dar, welcher brauchbar geweſen wäre. Endlich hatte er einen Einfall — augenſcheinlich den beſten, den er haben konnte, und den er auch ohne Weiteres ins Werk ſetzen mußte. Er wollte mit der Bäbe eine Zwieſprach halten, ihr wollte er Alles entdecken, wie es ſtand — und ſie ſollte ihm rathen, was nun zu thun ſei. — Dieſer Gedanke mehrte das Vertrauen, das ihn wieder zu beleben angefangen hatte, mit Einemmal um das Doppelte. Die Bäbe, die in verſchiedenen Dienſten herumgekommen, die ſogar in Ulm geweſen war, die überhaupt ausſah, als ob ſie durch Nichts in Verlegenheit gebracht werden könnte — ſie mußte eine Auskunft wiſſen.

Er überlegte, an welchem Tag, zu welcher Tageszeit er ſie ſprechen könne, ohne daß es Jemand ſah und ſie ſtörte, und kam endlich mit ſich überein, ſie für den nächſten Sonntag Abends zu ſich in ſeinen Garten einzuladen. Sonntag Abends war der Alte regelmäßig im Wirthshaus, der Kaſper trieb ſich mit ſeinen Kameraden herum, und die Walpurg benützte ſehr häufig die Gelegenheit, mit einer Bäuerin, die einige hundert Schritte weiter ihren Hof hatte, auf der Hausbank zu ſchwätzen. Der Garten ging, wie die meiſten dörflichen, aufs Feld hinaus, hatte eine Hecke und neben alten Obſtbäumen eine zu dichtem Buſchwerk verwilderte Laube, hinter der man ſich wohl verbergen konnte, falls auch Eines auf dem Feldweg vorbeiging, das über die Hecke ſah. Gegen die Gaſſe ſchützte das eigne Haus und der Stadel des Nachbars, nebſt einer kurzen, aber hohen Mauer, die beide verband. Es war freilich hier nicht vollkommen ſicher, möglicherweiſe konnte man ſie doch ſehen — aber das mußte eben riskirt werden! — Den Eingang konnte die Bäbe vom Feld aus durch ein zerriſſenes Eck der Hecke nehmen, das man glücklicherweiſe noch nicht ausgebeſſert hatte; und ſie mußte eben ſo geſcheidt ſein und nur hineingehen, wenn Niemand um den Weg war!

Als er ſich das Alles ausgedacht hatte und lebhaft vorſtellte, wie's gut ging, war er ordentlich erheitert. Er wollte ſich um Nichts kümmern, bis er mit der Bäbe geſprochen hatte; denn am Ende — wurde es anders, wenn er ſich abſorgte? Als er mit ſeinen Leuten zu Mittag aß, betrachtete ihn die Walpurg und dachte: er hat ſich drein gefunden. Und der Vater ſagte ſich im Stillen: der Humor ſcheint ihm zu kommen. Laut ſagte er nichts; denn er hatte dem Sohn acht Tage Friſt gegeben, und die ſollte er ungeſtört haben bis zur letzten Stunde. Dann wollte er ſchon mit ihm abrechnen. —

Tobias hatte zunächſt die Einladung zu machen. Dieſe ging nicht wohl ohne eine vorläufige Aufklärung der Bäbe über den Stand der Dinge, alſo nicht ohne ein kleines Geſpräch bei irgend einer Begegnung, und das war jetzt in keiner Art rathſam. In der Noth, in welche ihn dieſe Frage verſtrickte, hatte er eine Idee, auf die bis jetzt noch kein Liebender im Dorf gerathen war: er ſetzte ſich in ſeiner Kammer hin, ſchrieb mit Bleiſtift nieder, was er der Geliebten zu ſagen hatte, ging dieſer in der Abendſtunde zu Gefallen und drückte ihr im Vorbeigehen nach leichtem Gruß das Briefchen in die Hand. Die Bäbe nahm es, ohne überraſcht zu ſein und ohne ſich etwas merken zu laſſen. So gut wußte ſie ſich in allen Verhältniſſen zu benehmen.

Wie ſie zu Hauſe das Schreiben las, gerieth ſie doch in große Aufregung. Solche Gefahr drohte ihrer Liebe? Der Tobias ſollte gezwungen werden, eine Andere zu heirathen? Und die Sibylle, die letzte von den Mädchen im Dorfe, — dieſe Sibylle ſollte den lieben Menſchen haben? Da wollte ſie doch auch ein Wort mitreden! Das wollte ſie doch erſt ſehen, ob man ihr nehmen könnte, was ihr gehörte von Gott und Rechtswegen!

Daß Tobias ihr geſchrieben und ſie zu einer geheimen Unterredung einlud, freute ſie herzinnig. Sie hatte ſchon vernommen, daß er nicht gerade der Herzhafteſte ſei und ſich aus Gutmüthigkeit Manches gefallen laſſe, was Andere zum Beißen und Kratzen brächte: um ſo mehr ſchmeichelte ihr die Entſchloſſenheit, um ihretwillen etwas zu wagen und dem Vater ſich entgegenzuſtellen. Die Gefahr, das treue Herz zu verlieren, machte ihr ihn nochmal ſo theuer — und als ſie am andern Tag wieder an ihm vorüberging, ſagte ſie nach dem lauten, gewöhnlichklingenden Gutentag, mit gedämpft entſchloſſener Stimme: ich komm'!

Dies war am Samstag. Der Sonntag brach herrlich an und verſprach das ſchönſte Juniwetter. Am Freitag hatte nicht nur „a kloes Regale“ die Wünſche der Landleute erfüllt, ſondern ein echter Landregen, der Abends begann und die Nacht durch währte, ſie übertroffen. Nachdem am Samstag bei aufgeklärtem Himmel die Trocknung begonnen hatte, war am Sonntag von den Wirkungen des Erguſſes nichts mehr übrig als die Staubloſigkeit und die allgemeine Friſche der Natur. Die Vögel ſangen mit Jubel, und die Landleute grüßten ſich mit jenen halbfeierlichen, tiefzufriedenen Mienen, die ihnen am heiligen Tage eigen ſind, wenn die Sonne ſcheint und der Stand der Saaten eine ergiebige Ernte verheißt.

Tobias war in guter, ja heiterer Stimmung. Das allgemeine Vergnügen der Natur und der Menſchen wirkte magiſch auf ihn, und eine Hoffnung belebte ſein Herz, die zur förmlichen Zuverſicht wurde. Des Abends ging Alles nach Wunſch. Man aß früher als gewöhnlich, und Kaſper eilte ſogleich hinweg. Als die Walpurg mit dem Geſchirr in die Küche gegangen war, ſah der Alte den Erſtgeborenen mit einem eigenen Lächeln an und ſagte: Nun, gehſt du nicht auch ins Wirthshaus? — Tobias, die Frage verſtehend, zeigte ſich der Situation gerecht und erwiderte mit einem täuſchend ſchlauen Ausdruck: Vorderhand nicht; ich hab' erſt noch ein Geſchäft abzumachen. Der Vater, der nichts Anderes denken konnte, als daß er ſich bei dem Weber das Jawort holen wollte, meinte mit freundlichem Geſicht: So, ſo! Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: Nun, ich wünſch' viel Glück, und verließ behaglich das Haus. Die Walpurg folgte ihm, nachdem ſie noch den Kühen etwas aufgeſteckt hatte, wenige Minuten ſpäter — und Tobias war allein.

In der Einſamkeit überkam ihn ein wunderſames Gefühl. Es begann in ihm zu beben, erſt leiſe, dann ſtärker; aber dieſes Beben hatte etwas Süßes, das Bangen vor dem Unternehmen war gepaart mit der Luſt der Heimlichkeit und mit dem Reiz der lieblichen Erwartung. Er hätte ordentlich noch länger ſo daſitzen mögen! Doch die Zeit war gekommen, er mußte der Geliebten den Weg bereiten; mit ſachten Tritten begab er ſich in den Hof und von hier in den Garten. Möglichſt unbefangen ging er zu der ſchadhaften Stelle der Hecke, machte ſie durch Knicken und Zurechtbiegen hindernder Aeſte zum Eingehen noch etwas bequemer und kehrte zurück, um ſich hinter die Laube zu ſtellen. Und in Kurzem vernahm er ein feines Geräuſch; ein freudiger Schreck durchfuhr ihn; er lugte vor und ſah die Bäbe leicht und raſch übers Gras, durch die Bäume herwandeln.

Mit leiſem Gruße, kurz Athem holend, ſtellte ſie ſich zu ihm. Die Bewegung, in die das Wagniß am noch hellen Tag auch ihr Gemüth verſetzt hatte, gab ihr eine feinere Röthe und ließ ihr ganzes Weſen ätheriſcher erſcheinen — Tobias war von ihrer Schönheit ordentlich geblendet. Sie reichte ihm zärtlich lächelnd die Hand, er drückte ſie, die Augen Beider erglänzten — halb zog ſie ihn, halb ſank er hin — und auf einmal hingen ſie im erſten, brennenden Liebeskuſſe zuſammen. Ach, ſo ein Kuß, im Augenblick des innigſten Verlangens gegeben und empfangen, iſt ſicher das höchſte Glück, das den Sterblichen auf Erden vergönnt iſt, und wenn auch nur von der Dauer eines Blitzes, dennoch werth, daß Alles dafür gewagt und Alles dafür erduldet werde! —

Tobias, die Geliebte betrachtend, die im hübſchen Sonntagskleide wunderbar vor der grünen Laube ſtand, rief in tiefgefühltem Flüſterton: O Bäbe, wie kann man dich mir nicht laſſen wollen? Geld und Gut iſt ja gar nichts gegen das Glück ſo ein Weib zu haben! — Geſchmeichelt, erfreut entgegnete das Mädchen: Ja, ſo redſt du, Tobias; aber die Leut' ſehen das ganz anders an, und die Leut' —. — Die Leut', fiel Tobias mit einer Art von Geringſchätzung ein, was gehen mich die Leut' an? Ich hinder' ihnen nicht, was ſie wollen, und ſie ſollen mir nicht hindern, was ich will! Und ich will einmal dich, Bäbe, und keine andere! Die Bäbe erwiderte dieſe Worte mit einem ſüßen Blick und einem unmerklich wehmüthigen Zug um den Mund. Du guter Tobias, ſprach ſie und faßte ſeine beiden Hände. — Tobias gerieth über dieſe Liebe ganz außer ſich, und indem er ſie feſt anſah, rief er: Mädle, ich laß dich nicht! Weiß Gott, ich laß dich nicht! Mag mein Vater anfangen was er will — er kennt mich nicht! Ich bin freilich ein guter Menſch und geb' lang nach; aber auf einmal, da —. Er konnte den Satz nicht vollenden. Ein Getöſe, wie von einem Schlag oder Stoß, vom Hof her, war in ſein Ohr gedrungen, er fuhr zuſammen und horchte mit dem ebenfalls betroffenen Mädchen in athemloſer Spannung. Plötzlich richtete er ſich auf, bedeutete der Bäbe ſtill zu bleiben, und ging klopfenden Herzens, aber die Unruhe bezwingend und für den Vater, wenn er ihm entgegenkam, auf eine gute Ausrede ſinnend, vor gegen den Hof. Im Garten ſah er Niemand. Ermuthigt trat er zu der Thüre, die in den Hof ging, öffnete ſie und erblickte auf der Gaſſe den Kaſper, juſt bevor er hinter dem Hauſe verſchwand. Hatte dieſer ſie geſehen und wollte ſie verrathen? — Es konnte nicht ſein. Er war nur im Hof, nicht im Garten geweſen — und wie hätte er ſie hinter dem Gebüſch wahrnehmen können? Offenbar hatte er nur etwas vergeſſen gehabt, was ihm ſchon öfters paſſirt war, und ſuchte jetzt wieder die Kameraden auf.

Tobias kehrte zurück. Es iſt nichts, ſagte er zu der Bäbe. Auch auf dem Feld iſt Niemand — wir können ganz außer Sorge ſein. — Erheitert ſchaute das Mädchen den Wackern an, der bei erneuter Röthe des Geſichts und entſprechendem Selbſtgefühl wegen bewieſener Geiſtesgegenwart ein ſtattlicheres Anſehen erlangt hatte. Sie freute ſich, daß er der Gefahr ſo beherzt entgegengegangen war, um ſie zu beruhigen, und belohnte ihn mit einem Blick voll Erkenntlichkeit. Dann fragte ſie: Du biſt ſo gut, Tobias; — haſt du mich denn wirklich ſo gern? — Wie kannſt du nur ſo fragen, rief Tobias. Ins Feuer thät' ich gehen für dich, wenn's nöthig wär'! Umbringen ließ' ich mich — auf der Stell'! — Nun, entgegnete die Bäbe, ſo weit wird's nicht kommen! Lächelnd ließ ſie ihren Blick auf ihm ruhen. Sie ſah, daß er viel verſprach, aber ſie ſah auch, daß er's aus Liebe und aus ganz ehrlichem Herzen that. Sie fühlte, daß er ihr gehörte, und gab ſich ſchweigend der Luſt dieſer Empfindung hin. Nach einer kleinen Weile rief ſie kindlich erfreut und empordeutend: Ei ſieh! — Eine Grasmücke hatte auf dem nächſten

Baum ihren holden, heimlichen Sang begonnen; eine zweite, durch ſie angeregt, antwortete ihr aus benachbarter Baumkrone. Die Liebenden horchten mit Ausrufungen des Vergnügens. Sie hörten nun auch den Lerchenſang, der fern und hoch herab ertönte, eine Himmelsmuſik, die feiner, ätheriſcher und allſeitig erſcholl, ſo daß die ganze Welt von Klängen umfaßt ſchien und die fernen die nahen nicht ſtörten, ſondern recht eigentlich dazu ſtimmten.

Der Abend war köſtlich. Die ungewöhnlich klare Luft hatte von den Strahlen der tiefſtehenden Sonne einen goldenen Ton erhalten, der ihr Blau lichter und wärmer erſcheinen ließ, und die grünen Bäume hoben ſich in reinſter Friſche davon ab. Es war Alles verſchönt und wahrhaft verklärt. Die Blumen von dem kleinen Beet hinter dem Hauſe leuchteten aus dem Schatten mit auffallendem Schein; ſogar das Unkraut im Winkel ſah fett und behaglich her, und den Neſſeln ſchien es wohl in ihrer ſtachelgeſchützten Haut zu ſein.

Die Bäbe fühlte ſich ſo glücklich, daß ſie das ernſte Geſpräch, um deſſentwillen ſie gekommen war, nicht ſogleich beginnen, ſondern lieber noch den Augenblick genießen wollte. Sie ſah umher und ſagte zu Tobias: Wie ſchön iſt's jetzt im Garten! Sieh nur, ſo hell iſt mir der Himmel nie vorgekommen, wie heut, und ſo ſchön hab' ich die Vögel noch nie ſingen hören, mein' ich. Jetzt horch nur! — Tobias horchte ein wenig, ſah aber hauptſächlich dem Mädchen ins Geſicht und meinte: Nun, 's freut mich, daß es dir gefällt! Aber ich hab's doch noch beſſer, als du! — So? — Ja; denn ich ſeh' das Allerſchönſte! — Die Bäbe lachte über das Compliment, das der Gute halb wohlgefällig, halb geſchämig vorgebracht hatte, und erwiderte neckend: Du biſt ein rechter Schmeichler und Lügner! Sei ſtill mit ſolchen Reden, oder ich geh' fort! — Tobias hatte ihre Hand gefaßt und rief: Das probir' einmal! Sie zog ein wenig, er drückte ſtärker, und ſie ließ ſich gerne drücken und den Geliebten, den Mann, ſeine Kraft an ihr beweiſen. Ach, rief ſie, wer hätte geglaubt, daß du ſo ſtark biſt! Hör auf, oder ich ſchrei'! — Tobias, dem das Lob ſeiner Stärke wohler that, als alle Schönheit des Abends, ſteigerte das Drücken zum förmlichen Preſſen, und die Bäbe that den Mund auf, als ob ſie ſchreien wollte. Er aber kehrte ſich nicht dran und leiſtete nochmals das Allerbeſte, dann erſt ließ er ſie los. Die Bäbe, mit der Miene jenes Schein-Vorwurfs, der die beſte Anerkennung enthält, ſagte: Du biſt aber bös! Wenn ich jetzt geſchrieen hätt', und man hätt's gehört und uns hier getroffen? — Bah, rief Tobias in ſtolzer Sicherheit; ſo hitzig geht's nicht! Und am Ende — was wär's dann? — Sie, die muthige Weiſe ihm laſſend, verſetzte mädchenhaft: Ja, das glaub' ich, du haſt gut reden! Aber wenn man mich bei dir im Garten träfe, da würde es ſchön über mich hergehen! — 's hat keine Gefahr, entgegnete Tobias. Kein Menſch iſt um den

Weg, 's iſt ordentlich, als ob's ſo ſein ſollt', daß wir hier ungeſtört beiſammen ſind. Schau doch herum — ſiehſt du was? — Das Mädchen ſah und hörte Niemand; aber ſie ſah, daß die Helle ſich gemindert hatte, daß die Sonne untergegangen und die Friſt beinahe ſchon verſtrichen war, die ihr die Pfarrerin ausnahmsweiſe zum Beſuch einer Kamerädin vergönnt hatte. Sie ſagte: 's wird dunkel, Tobias, und die Zeit vergeht. Wir müſſen jetzt von dem reden, warum wir zuſammen gekommen ſind!

Tobias war ernſthaft geworden. Die Mahnung hatte ihn mit einem Ruck aus dem heitern Gebiete der Phantaſie in die wirkliche Welt verſetzt, wo man ſich nicht ſo frei und ſchön bewegen kann, ſondern vor Hinderniſſen ſteht, die aus dem Wege geräumt ſein wollen. Bedeutſam nickend, ſagte er: 's iſt wahr! — Die Bäbe begann: Du haſt mir geſchrieben, daß du die Sibylle heirathen ſollſt und nicht weißt, wie du's anfangen ſollſt, um von ihr am beſten loszukommen. Nun ſag mir vor Allem Eins: haſt du mit ihr, eh' du mich kennen gelernt haſt, vom Heirathen geſprochen? — Nein! verſetzte Tobias, froh, dieſe Antwort geben zu können. — Auch mit ihrem Vater nicht? — Nein, wiederholte er. Ich hab' wohl geſehen, daß ſie mich gern hätt' und ſich vielleicht auch einbildet, ich wolle ſie; aber gered't iſt nichts worden in der Sach'! — Nun, das iſt gut, ſagte die Bäbe. Wir haben's alſo nur mit dem Vater zu thun! — Ja, verſetzte Tobias;

nur mein Vater will's haben! Aber das iſt ein gewaltthätiger Mann, der ſich nicht weiſen läßt, und wenn der ſich einmal was in den Kopf geſetzt hat, dann meint er, es muß 'nausgeführt ſein, bieg's oder brech's. Darum hab' ich dir eben geſchrieben, ob du mir keinen Rath geben kannſt, wie wir auf irgend eine Weiſ' — Er hielt inne und ſchaute ſie fragend an. — Nach kurzem Bedenken entgegnete ſie: Wir können Zweierlei thun. Wenn's dir wirklich ernſt mit mir iſt und du etwas wagen willſt für mich — — Bäbe! rief Tobias mit der Miene des Vorwurfs, kannſt du daran noch zweifeln? Alles wag' ich für dich — Alles, was du willſt, gar Alles! — Nun, erwiderte das Mädchen, dann hat's keine Noth, und die Sach' iſt einfach. Du gehſt zu deinem Vater, ſagſt, du kannſt die Sibylle nicht nehmen, und er ſolle und er müſſe ein Einſehen haben; du würdeſt unglücklich ſein dein ganzes Leben lang — es ginge nicht und du könnteſt's nicht thun — um die ganze Welt nicht!

Tobias hatte betroffen gehorcht und ſah nun ſehr betreten vor ſich hin. Um ein ſolches Geſpräch mit ſeinem Vater zu vermeiden, hatte er ja gerade an ſie geſchrieben und von ihr einen Rath gewünſcht — und jetzt war das der Vorſchlag, den ſie machte? Nun, den hätte er ſich auch wohl ſelber machen können und nicht nöthig gehabt, deßwegen an ſie zu ſchreiben und mit ihr im Garten zuſammenzukommen! — Er hatte gedacht, ſie wüßte eben ein Mittel, wo er mit ſeinem

Vater gar nicht mehr zu reden brauchte! So ein Mittel, wo die Sache auf irgend eine andere Weiſe ging, ohne einen Auftritt, und ohne daß er – –! —

Kleinlaut fragte er: Iſt das der Rath, den du mir giebſt? — Ja, verſetzte die Bäbe; und ich weiß keinen geſcheidteren. Das iſt der gerade Weg, und der iſt immer der beſte. Friſch gewagt und geſagt, wie die Sach' iſt, und wenn's nicht gleich durchgeht, wie zu vermuthen iſt, dann Stand gehalten! — Tobias nickte bedenklich. Dieſem Mann ſo was ſagen, erwiderte er, — meinem Vater! Grad weil's dein Vater iſt, verſetzte das Mädchen, mußt du vor allen Dingen mit ihm den Verſuch machen und ihm die Ehr' anthun! — Ja, entgegnete der Burſche mit einem kurioſen Lächeln, dann wird aber er mir auch die Ehr' anthun — fürcht' ich! —

Die Bäbe verſtand dieſe ironiſchen Worte nur halb; in der Meinung, Tobias befürchte nur heftigen Widerſpruch und Schimpfreden, fuhr ſie fort: Nun, den erſten Zorn mußt du eben aushalten. Du haſt ja vorhin geſagt, daß du etwas wagen wollteſt für mich — oder hab' ich nicht recht gehört? — Ja, erwiderte Tobias, das hab' ich ſchon geſagt! — Und ganz im Ernſt und in beſter Meinung hatte er's geſagt. Er wollte etwas, er wollte Alles wagen für die Bäbe; aber es mußte etwas Außerordentliches, Unausſprechliches ſein, und beſonders etwas, das weit vom väterlichen Hauſe weg vor ſich ging. So etwas, hoffte er, würde die

Bäbe wiſſen; und jetzt wollte ſie juſt das gewagt ſehen, welches zu vermeiden er gerade alles Andere wagen wollte.

Ja, begann er nach einer Pauſe aufs Neue, wagen will ich etwas, ganz natürlich, und recht gern will ich's thun; aber — Er hielt wieder inne. — Die Bäbe wurde ungeduldig. Mit einem Ton, der ihre Empfindung verrieth, bemerkte ſie: Es ſcheint, du willſt juſt das wagen, was Niemand von dir verlangt; das, was man verlangt und was nöthig iſt, aber gerade nicht! — Nicht ſo, erwiderte Tobias; aber ſiehſt du, Bäbe, vor meinen Vater hintreten, nach Allem, was jetzt geſchehen iſt, und nachdem er glaubt, ich ſei mit ſeinem Plan einverſtanden — Er ſtellte ſich vor, wie er das machen ſollte, dachte ſich das Geſicht des Vaters, ſeine erſten Reden und Antworten — und es war ihm, als ob's eben nicht ginge. Er ſtand rathlos da.

Die Bäbe fühlte ſich ernſtlich gekränkt. Sie verzog den ſchönen Mund und ſagte mit dem Nachdruck eines verletzten Herzens: Nun, ich ſeh' ſchon, daß du trotz deiner ſchönen Reden nichts für mich thun willſt, daß du mir nur was vorgemacht haſt, und daß es mit deiner Lieb' zu mir nichts iſt. Ich bin recht dumm geweſen, daß ich geglaubt hab', du hätteſt mich ſo gern, wie ich dich! Jetzt ſeh' ich, wie's ſteht, und jetzt will ich ſchnell gehen, eh' man uns hier bei einander ſieht und ich mit dir in's Geſchrei komm' wegen nichts und wieder nichts! Sie drehte ſich, um fortzugehen; Tobias hielt ſie am Arm. Aber Bäbe, rief er vorwurfsvoll, wie kannſt du mir ſo unrecht thun! Hab' ich denn ſchon geſagt, daß ich's nicht thun will? Ich hab's ja nur überlegt — und das wird man doch dürfen? Nun gut, ich will mit meinem Vater reden — wenn du's durchaus haben willſt!

Das Mädchen war begütigt, und aus dem dunkelbraunen Auge ging ein Strahl auf ihn, der Lieb' und Lob ausdrückte. Das laſſ' ich mir gefallen, rief ſie freundlich. Und ſieh, das iſt auch bei weitem das Beſte, was wir thun können! Man ſucht oft etwas in der Ferne und hat's ganz in der Nähe. Ich ſag' dir, Tobias: reden, aushalten, und auf ſeinem Sinn bleiben — das führt zum Ziel. — Nun, verſetzte Tobias mit Ergebung, in Gott's Namen! — Aber — du haſt ja vorhin geſagt, du wüßteſt noch etwas! Möchteſt du mir nicht vorher auch noch ſagen —? — Nein, rief die Bäbe mit Nachdruck. Es wäre ſündhaft, wenn wir etwas Anderes thäten, eh' du mit deinem Vater geſprochen haſt, und eh' wir's mit ihm verſucht haben. Wenn's da nicht geht, und wenn Alles nicht hilft, dann iſt's immer noch Zeit! — Tobias machte ein Geſicht, das zu ſagen ſchien: Alles gut; aber man könnte doch auch das andere Mittel vorher noch überlegen! — Die Bäbe, die ſeine Gedanken errieth, fuhr fort: Wenn man zu etwas kommen will in der Welt, muß man ſich reſolviren können und friſchweg thun, was man ſich vorgenommen hat. Dann ſetzt man dem Andern was in den

Weg, und er mag dann zuſehen, wie er damit zurecht kommt. Wenn dein Vater ſo gewaltthätig iſt, wie du ſagſt, dann wird er freilich meinen, was er im Kopf hat, das müſſ' durchgehen. Aber du ſagſt eben: ich kann nicht und ich mag nicht — und was will er dann machen? Freſſen wird er dich nicht; und vielleicht ſchimpft und tobt er nicht einmal ſo arg, wie du meinſt. — Ja, ja, Bäbe, bemerkte Tobias mit dem Ausdrucke tieferer Einſicht, arg wird's wohl werden! — Nun, dann mag's arg werden! erwiderte die Bäbe entſchloſſen. Wenn man haben will, was man gern hat, und was einem das Liebſte iſt, da muß man auch was dafür dulden können. Aber, ſetzte ſie in ermuthigendem Tone hinzu, bedenk, Tobias, wie ſchön wird's ſein, wenn wir uns haben und glücklich ſind, und du kannſt dir ſagen: daran bin ich ſelber ſchuld, weil ich kuraſchirt geweſen bin und ausgehalten hab' und mein Vater ſeinen harten Sinn hat brechen und nachgeben müſſen! Da ſchmeckt ja Alles noch tauſendmal beſſer, wenn man ſo was ſagen kann!

Tobias hatte hoch aufgehorcht und fand dieſen Gedanken ſehr ſchön. Lebhaft erwiderte er: Ja, das iſt wahr! — Das Mädchen, den Erfolg ihrer Rede bemerkend, fuhr fort: Und wenn's dann bekannt wird — denn verſchwiegen bleibt nichts in der Welt! — daß dein Vater dich zur Sibylle hat zwingen wollen, und hat gemeint, es ging' ganz leicht, weil du eben ſo gutmüthig biſt und gern nachgiebſt — hat aber ſeinen Mann in dir gefunden und ſelber die Segel ſtreichen müſſen —

was meinſt du, daß man da für einen Reſpect haben wird vor dir? Das iſt ein Anderer, wird man ſagen, als wir gedacht haben! Und wenn's ihm jetzt gut geht, ſo gehört's ihm auch, denn er hat ſich's ſelber gut gemacht! — Tobias war ergriffen. Seine Wangen färbten ſich höher, ſeine Augen glänzten, und mit Selbſtgefühl nickend, rief er: Ja wahrhaftig, ſo wird man ſagen müſſen!

Nun, fuhr die Bäbe fort, und was iſt's denn, was du dafür thun ſollſt? Eine Zunge haſt du und reden kannſt du, alſo haſt du nichts mehr nöthig als ein bischen Kuraſche. Kann dich dein Vater denn nöthigen, ein Mädchen zu heirathen, die du nicht magſt? Wie ſollt' er's denn anfangen? Kann er dich in die Kirch' ſchleppen und dich zwingen, Ja zu ſagen? — Tobias zuckte die Achſel und ſagte: Das wär' eine neue Manier! Das wird er wohl nicht verſuchen! — Ein Einſehen wird er haben, verſetzte das Mädchen, ſtill wird er ſein, wenn er ſieht, was bei dir die Glocke geſchlagen hat! Wer ſich zu Klei' macht, den freſſen die Schwein'; aber wer die Zähne weiſ't, dem geht man aus dem Weg!

Der Schneider, von der Wahrheit dieſer Worte getroffen, war entzündet bis zur ausbrechenden Flamme. Ja, rief er mit einer Art von Entrüſtung über ſich ſelbſt, du haſt Recht! Ich bin ein Narr geweſen, daß ich mir ſo viel aus dem Mann gemacht und mich vor ihm gefürchtet hab' wie ein kleines Kind! Was kann er denn anfangen mit mir? Wenn er mir was zu Leid thut, ſo iſt's ſein eigener Schaden, er wird ſich wohl hüten! Und dann ſoll er erſt ſehen, wie ich bin, wenn ich Ernſt mach'! Kreuz Donner und 's Wetter! Wenn ich vor ihn hintret' und ſag': ich will nicht, geh zum Henker mit deiner buckligen Sibylle! Heirath' ſie ſelber, wenn du ſie mit Gewalt haben willſt! Ich bin zu gut dafür — ich halt' zu viel auf mich, als daß ich ſo Eine möcht'! Pfui Teufel! Eine mit einer hohen Schulter! 's iſt eine Sünd' und eine Schand', daß du von deinem Sohn verlangſt, er ſoll ſo Eine nehmen, wo er die Schönſte haben kann und die Geſchickteſte und die Geſcheidteſte! — Er holte Athem und fuhr dann in erhöhtem Tone fort: Ja, ich will ihm den Kopf zurecht ſetzen, dieſem bockbeinigen Mann; ich will ihm ſagen, was er noch von Keinem gehört hat, ich will ihm —

Plötzlich hielt er inne. Wie durch einen Zauberſpruch gelähmt, weiß wie Kreide ſtand er da und ſtarrte mit halboffenem Munde nach rechts, als ob er dort etwas Entſetzliches erblickte. Die Bäbe ſah erſchreckt auf ihn; ſie meinte, es hätte ihn der Schlag getroffen, und wollte ihn halten. Da rief neben dem Buſch eine Stimme voll Grimm und Hohn: So! Das willſt du thun? und der alte Schneider trat hervor und heftete ſeinen Blick auf den Unglücklichen.

Es war kein Ungefähr, das ihn hieher geführt. Kaſper hatte in der Alltagsjuppe den Tabak vergeſſen gehabt, den er in Geſellſchaft zweier Kameraden heimlich zu rauchen pflegte; auf dem Weg nach Hauſe ſah er die Pfarrmagd, und von dem Alten ſchon früher beordert, auf ſie und Tobias ein Auge zu haben, ſchlich er ihr nach. Als er ſie in ſeinen Garten ſchlüpfen ſah, ging er in den Hof und beſtieg eine an die Schupfe angelehnte Leiter, um zu ſehen, was dort geſchehen ſollte. Bei der Begrüßung der Bäbe hatte Tobias einen Arm neben dem Gebüſch hervorblicken laſſen, und der feindliche Bruder wußte genug. In der Freude ſeines Herzens riß er die Leiter um, ſtürzte ſelber mit ihr und begab ſich erſt, nachdem er ſich erholt und geſäubert hatte, ins Wirthshaus. Es verging einige Zeit, ehe er den in behaglichem Discurs begriffenen Vater dazu bringen konnte, ihm in den Wirthshof zu folgen und ſeine Zeitung zu vernehmen. Um ſo heftiger wirkte dieſe. Mit dem größten Zorn über den heimtückiſchen Verräther ging der Alte nach Hauſe, grimmige Gedanken ſchoſſen auf dem Weg in ihm auf, aber ſein ſtarker Geiſt blieb Herr der Situation. Vorſichtig öffnete er die Gartenthüre am Hof, leiſe ſchlich er ans Gebüſch und kam eben recht, die letzten Reden des Sohnes zu vernehmen.

Wie er daſtand vor Tobias, hätte er auch einem Andern, der ſich gegen ihn vergangen, ſchrecklich erſcheinen können. In dunklem Gewand, die Pelzkappe auf die Stirn gedrückt, die Augenbrauen zuſammengezogen und ſtarrend, die Naſenflügel in Bewegung, die Lippen auf einander gepreßt, das ganze Geſicht in dem unheimlichen Schein zurückgehaltener Wuth glänzend, ſchien er ein böſer Geiſt zu ſein, der aus der Erde emporgeſtiegen war, um ein Opfer zu holen. In der Rechten hielt er ſeine Tabakspfeiſe, einen großen Ulmerkopf, der in ſeiner Hand genügt hätte, einem Widerſpenſtigen den Garaus zu machen. Doch er bediente ſich dieſes Inſtrumentes nicht, ihm genügte der Blick ſeiner Augen; mit dieſen, die feſt auf ihn gerichtet waren, durchbohrte er den Ertappten und Erſtarrten und ſchien ihn völlig vernichten zu wollen.

Tobias hatte nur das fürchterliche Bild vor Augen und die Strafen, die ihn jetzt wegen des verübten Frevels unausbleiblich treffen müßten. Alle anderen Kräfte waren aus ihm gewichen, er konnte nichts mehr denken und ſich vorſtellen, er hatte keinen Willen und kein Gedächtniß mehr, er war nichts mehr als ein Gefäß der Sündenangſt und der Gerichtsfurcht. Aber plötzlich machte er eine Anſtrengung. Es ſchien, als wolle er ſich aus der Betäubung reißen, in die ihn das überraſchende Phantom verſetzt hatte; als wolle er ſich ermannen, den Zauber brechen, der auf ihm laſtete, und ein Menſch dem Menſchen entgegentreten. Seine Glieder bewegten ſich, er erhob den Kopf, wendete ſich und — lief davon. —

Die Bäbe hatte ſich nach einem kurzen Moment der Betroffenheit gefaßt; aller Muth war ihr gekommen und damit der Gedanke, daß man dieſen Ueberfall benutzen müſſe, um die Sache ſogleich zur Entſcheidung zu bringen. Als Tobias ſich aufrichtete, hatte ſie gehofft, er wollte in dieſem Sinne handeln und ſeine Verzagtheit, welche durch die Ueberraſchung erklärlich war, gutmachen — und jetzt ſah ſie ihn Reißaus nehmen, wie einen Schulbuben, und ſie, ſeine Geliebte, auf die feigſte Manier im Stich laſſen! In tief ſchmerzlicher Verachtung zuckte ſie die Lippe, unendliche Bitterkeit erfüllte ihr Herz! — Sie wußte nicht, wie ein plötzlich ſich darſtellendes „Ungeheures“ auf gewiſſe Nerven und Gemüthseigenſchaften wirken kann! Sie wußte nicht, daß in einem Menſchen von ſolcher Beſchaffenheit die Mannheit unter Umſtänden ſuspendirt werden kann, ſo daß er nichts mehr iſt, als ſeine ſchwache, willenloſe Hälfte, die dann eben handelt, wie's ihr zukommt! Sie beurtheilte den Schneider nach ſich, und er kam ihr über alle Maßen erbärmlich vor.

Auch der Alte ſah ihm verachtungsvoll nach und ließ ihn laufen, denn er war ſeiner Sache ſicher. — Mit Strenge wendete er ſich zu dem Mädchen und ſagte, indem er ſie mit geringſchätzigen Blicken maß: Was hat die Jungfer hier in meinem Garten zu thun? Wie komm' ich zu der Ehr'? Hab' ich ſie eingeladen?

Wenn er glaubte, die Bäbe einſchüchtern zu können, wie den Tobias, irrte er ſich. Die Geringſchätzung ſeines Blickes mit dem ihrigen übertrumpfend, entgegnete die Beleidigte: Er nicht — aber Sein Sohn hat mich eingeladen; und ich bin gekommen, weil ich geglaubt hab', ſein Sohn ſei ein Mannsbild und hab' ein Herz und wiſſe was er wolle! — Sie hat meinen Sohn verführt, rief der Alte, und ihn aufgehetzt gegen ſeinen

Vater! — Das iſt verlogen! verſetzte das Mädchen mit Entrüſtung. Ich hab' ihm gerade geſagt, was ſeine Schuldigkeit iſt gegen ſeinen Vater. Aber er, anſtatt ſie zu thun, iſt davongelaufen wie ein Tropf. Nun, daran bin ich unſchuldig. Mein Sohn iſt er nicht, und ich hab' ihn nicht aufgezogen.

Der Alte ſah ſie betroffen an. Fühlend, daß er mit Der da nicht fertig würde, ſprach er: 's iſt genug. Geh' Sie aus meinem Garten 'naus jetzt, und komm' Sie mir nicht wieder! — Mein Sohn iſt nicht für ſo Eine — das laſſ' Sie ſich geſagt ſein. — Die Bäbe zuckte verächtlich die Achſeln. Hab' Er keine Sorg', Herr Schneidermeiſter, rief ſie ihm entgegen, daß ich von Dem noch was wiſſen will. Ich bin nicht darauf aus, einen ſo armſeligen Menſchen zum Mann — und einen Grobian zum Schwiegervater zu haben! So! Adieu, Herr Eber! — Mit einem Blick voll Ueberlegenheit und Stolz und mit einer Haltung, deren ſie ohne die Ausbildung in Ulm nicht wohl fähig geweſen wäre, ſchritt ſie an ihm vorüber und ging auf die Thüre zu, die in den Hof führte, um aufrecht die „Ewend" des Schneiders zu verlaſſen.

Dieſer ſchaute ihr erſtaunt nach. Er konnte ſich eines gewiſſen Reſpects, ja einer gewiſſen Anerkennung ihres Auftretens nicht erwehren. Das iſt eine Perſon! rief er aus. Die hat das Maul am rechten Fleck! Tauſendſapperment! Zugleich fühlte er ſich aber höchlichſt erleichtert. Das Gefühl, daß es jetzt aus ſei mit den Beiden, ließ die Zornwogen in ſeinem Herzen ebben und gab ſeinem Geſicht für den Moment beinahe den Ausdruck der Zufriedenheit. — Des Sohnes gedenkend wollte er ſehen, wohin Der ſeinen Lauf genommen habe. Er ging einige Schritte in der Richtung, die der Flüchtige eingeſchlagen, ſah umher — und ein trauriges Schauſpiel bot ſich ihm dar!

Tobias war in der Angſt ſinnlos weggelaufen und ſeine Beine hatten ihn an etlichen Zwetſchgenbäumen vorüber in den Winkel zwiſchen ſeinem Haus und dem Nachbarſtadel gebracht. Hier befand ſich eine Grube, in welche durch eine Oeffnung, die unten am Mauerſtück angebracht war, von der Goſſe das Regenwaſſer floß; ein anderer Zufluß kam aus dem Kuhſtall, und die Miſchung war trefflich zum Bewäſſern des Graſes und zum Begießen der Pflanzen. In ſeiner Gemüthsverfaſſung hatte der Burſche an die ihm ſo wohlbekannte Grube, die gegenwärtig allerdings auch durch üppig herumwuchernde und überhängende Brenneſſeln faſt verdeckt war, nicht gedacht, er ſprang hinein, ſtürzte nach vorne, beſudelte ſich ſchlimm und verbrannte ſich Geſicht und Hände. Durch den Unfall zur Beſinnung gebracht, erhob er ſich mit einem Weheruf, trat auf das Unkraut heraus, ſchüttelte ſich und ging endlich mechaniſch einige Schritte vorwärts. Was er gethan, wie er gehandelt, ſtand plötzlich im klarſten Licht vor ſeiner Seele. Die Flamme der Scham ergriff ihn und brannte ihn ſtärker als die Neſſeln. Mit einem Innern, das noch ſchlimmer zugerichtet war, als durch den Sturz in die Grube ſein Aeußeres, bot er ein Bild des Jammers, wie es nicht vollkommener geſehen werden kann. Der Vater, als er ihn erblickte, wußte ſogleich was. Gegen einen ſo beſtraften Sünder noch Unwillen zu fühlen, war unmöglich. Spöttiſch lächelnd rief der Sieger ihm zu: Du willſt mir den Kopf zurechtſetzen? Du? Ja, du biſt der rechte Mann dazu! — So, nun geh hinein und waſch dich. Morgen reden wir weiter!

## III.

Die Bäbe war von dem Stelldichein mit dem Gefühl nach Hauſe gekommen, daß es mit ihr und dem Schneider aus ſei und aus ſein müſſe. In der Aufregung ihres Zorns hatte ſie all ihre Selbſtbeherrſchung nöthig, um ſich nichts anmerken zu laſſen; ſie ging zu Bette, ſobald es möglich war, konnte aber lange nicht einſchlafen und hätte Thränen vergießen mögen, aus bloßem Verdruß über den Menſchen, den ſie ſo gern gehabt, und der ſich ſo kläglich benommen hatte.

Am andern Morgen war die Entrüſtung nicht mehr in erſter Stärke vorhanden, aber ihrem Spruch mußte der erwägende Verſtand beitreten. Wer ſeinen Vater ſo fürchtete, wie der Tobias, der wagte und that nie etwas gegen ihn und konnte alſo nie ihr Mann werden. Aber angenommen, ſie bekäme ihn doch noch, ſo oder

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſo, was hätte ſie für eine Gutthat als ſein Weib? Schande mußte ſie ausſtehen mit ihm und ärgern mußte ſie ſich über ihn — weiter nichts.

Nach einer ſo ruhigen Erwägung, wie das verletzte weibliche Selbſtgefühl und die Geringſchätzung eines Mannsbilds ohne Herz irgend zuließ; beſchloß die Bäbe, den Schneider ohne Weiteres aufzugeben — ihn ſeinem Vater und der ſchönen Sibylle zu überlaſſen. Sie traute ſich am End' auch noch Einen zu kriegen, und das einen Andern, als ſo Einen!

Wenn das Verhältniß damit in ihren Augen zu Ende war, ſo konnte es doch noch üble Folgen für ſie haben. Ein Vorfall, wie der geſtrige, pflegt im Dorfe nicht leicht verſchwiegen zu bleiben, und die Bäbe mußte annehmen, daß außer den beiden Schneidern noch irgend ein ſchlechter Menſch davon wußte, der die Zuſammenkunft dem Alten verrathen hatte. Kam es auf, daß ſie bei Tobias heimlich im Garten war, dann hatte ſie einen ſchlimmen Stand im Pfarrhaus und verlor vielleicht den Dienſt, der ihr lieb geworden war, und für welchen den Eheſtand einzutauſchen ſie nun keine ſo nahe Hoffnung mehr hatte.

Indem ſie von Tobias den Blick mit Fleiß wegwendete, richtete ſie ihn um ſo mehr auf die Pfarrleute und forſchte wiederholt in ihren Mienen, ob ſie ſchon etwas erfahren hätten, oder nicht.

Der geiſtliche Herr und ſeine Gattin führten zuſammen ein ſtilles, friedliches und in ſeiner Art glückches Leben. Er, ein geborner Franke, ſtand hoch in den Fünfzigen und war nicht von rüſtiger Geſundheit, ſah darum etwas bejahrter aus, litt aber an Unpäßlichkeiten, bei denen man alt werden kann, zumal wenn man der Pflege einer Frau genießt, wie die Pfarrerin eine war. Dieſe ſtammte aus der Umgegend von Ulm und gehörte zu jenen Schwäbinnen, deren Herzensgüte durch eine bedeutende Gabe von Klugheit geſchützt iſt. Damit paßte ſie vortrefflich zu dem Geiſtlichen, deſſen natürliche Gutmüthigkeit im Umgang mehr mit ſich ſelbſt und mit Büchern, als mit der Welt, einen kindlichen Charakter behalten hatte und dem im Punkte der praktiſchen Gewandtheit, die zur Führung eines Hausweſens doch auch gehört, eine Ergänzung nicht ſchaden konnte. Beide waren dermalen allein; ein Sohn und eine Tochter waren verſorgt, und ihre Beſuche brachten nur zuweilen ein geräuſchvolleres Leben ins Pfarrhaus.

Daß die Bäbe ſich in dieſer Familie wohl fühlte, begreift ſich um ſo mehr, als die Leute auch eigenes Vermögen hatten und die Pfarrerin, die einen geordneten Haushalt führte, an nichts zu kargen brauchte, auch nicht am Lohn und an der Beköſtigung der Magd. Beide hatten ſich aber auch ſchon an die Bäbe gewöhnt und würden ſie ungern vermißt haben. Ihr guter Humor, ihre unverdroſſene Art zu arbeiten und ihre natürliche Schmeichelkunſt, gegründet auf die ſchnelle Erkenntniß deſſen, was den Menſchen angenehm war, hatte ſie bald beliebt gemacht, und da ſie auch die Probe der

Zeit beſtand und in ihren Tugenden ſich gleich blieb, ſo war das Gefallen wechſelſeitig. — Kein Wunder, daß das Mädchen jetzt, wo ſie den Schneider verloren hatte, wenigſtens ihren guten Ruf und den Dienſt zu behalten wünſchte.

Acht Tage vergingen, und ſie bemerkte keine Aenderung in dem Betragen ihrer Herrſchaft. Durch vielfache Erfahrung belehrt, wie derartige Vorgänge im Dorf aufzukommen pflegen, mußte ſie diesmal im Punkte der Geheimhaltung an ein Wunder glauben. Das Wunder war allerdings geſchehen; aber es hatte einen natürlichen Grund.

Der alte Schneider, der nach dem Abgang der Bäbe das ſeinem Plan entgegenſtehende Hinderniß weggeräumt ſah, erkannte vor Allem die Nothwendigkeit, dafür zu ſorgen, daß Tobias mit dem Mädchen nicht ins Geſchrei komme, damit nicht zuletzt die Sibylle empfindlich wurde und von ihm abſtand. Er unterſagte dem Kaſper und der Walpurg, die zur Waſchung des Tobias heimgekommen war und ebenfalls eingeweiht werden mußte, das Ausplaudern der Geſchichte mit harter Drohung, daß Beide ſich hüteten, auch nur davon zu „ſchnaufen". — Daß der Burſche ſelber und die Pfarrmagd die erlebte Schande für ſich behalten würden, nahm der Alte mit Recht an; und auf dieſe Art geſchah es, daß ein Skandal, ſo köſtlich zu vernehmen und weiter zu verbreiten, wie ein vergrabener Schatz unbenutzt liegen blieb, und Dorf und Umgegend um die angenehmſte Unterhaltung gebracht wurden.

Gegen Tobias verfuhr der Alte anders, als er in der erſten Aufregung gedacht hatte; that aber das Beſte, was zunächſt geſchehen konnte. Er theilte ihm die Ausdrücke mit, deren ſich die Bäbe über ihn bedient hatte — und überließ ihn dann ſich ſelbſt.

Wer die Eigenthümlichkeit des jungen Schneiders erfaßt hat, der denkt ſich, in welchem Gemüthszuſtand er ſich befand. Die Natur, die keinen Widerſtand hat für das erſchreckende Annahen feindlicher Gewalten, hat auch keinen für die Angriffe der Reue über die Folgen jenes Mangels; der Eigenſchaft der Furchtſamkeit entſpricht in der Regel das Talent der Selbſtquälerei. Wenn aber phantaſiebegabte Menſchen ſich eine Zeitlang über ſich ſelbſt täuſchen können, ſo öffnen ihnen gewiſſe Erfahrungen um ſo grauſamer die Augen, und es beginnt die Schmerzensepoche der Selbſterkenntniß. — Dies bewahrheitete ſich nun auch in unſerm Burſchen.

Nachdem derſelbe die Nacht in dumpfer Verzweiflung und kurzem Schlummer voll quälender Träume zugebracht hatte, zerfleiſchten ihn am folgenden Tage die Furien der Selbſtanklage, daß es eine theilnehmende Seele erbarmen mußte. Er konnte nicht begreifen, wie es möglich war, ſo jämmerlich zu handeln, wie er gehandelt hatte. Und doch war's geſchehen — nicht zu läugnen und nicht mehr zu ändern. Er war der erbärmlichſte Geſell, der auf der Erde herumwandelte — daran war gar kein Zweifel! Konnte es noch einen Menſchen geben, der, anſtatt das Maul aufzuthun und zu reden, wie ſich's gehörte und wie er noch im Augenblick vorher verſprochen hatte, ſchmählich durchging und ſeinen Schatz verließ, wo man ihr den ärgſten Schimpf anthun konnte? Es war unmöglich, ſo einen gab's nicht mehr. Wenn er früher geglaubt hatte, er ſei auch Etwas und er bedeute Etwas, ſo war er nur ein Eſel und ein eingebildeter Narr! —

Die Bäbe mußte ihn verachten von Grund ihres Herzens; wenn ſie es that und wenn ſie ihn jetzt mit keinem Aug' mehr anſchaute, ſo hatte ſie vollkommen Recht. Und wenn der Vater ihn behandelte wie einen Buben, ſo hatte er auch Recht. Denn ſo einem Menſchen, wie er einer war, mußte man's ſo machen; je ärger, je beſſer!

Die Wuth über ſeine Feigheit, die ihn um Alles brachte, ſteigerte ſich eines Abends, wo er allein in der Kammer war, zu einer ſolchen Höhe, daß er auf ſich ſelber losſchlug. Er fühlte aber bald, daß er damit nichts beſſer machen konnte, und hörte auf mit ſchmerzlichem Lächeln über ſeine Tollheit.

Einen Menſchen, der nach dem Rieſer Wort „ausſah, als ob ihn die Hexen geritten hätten," konnten Blutsverwandte, wie ſehr ſie gegen ihn eingenommen waren, nicht mehr höhnen. Man behandelte ihn als einen Kranken, wofür ihn der Vater gegen Andere, um ſeine Bläſſe und ſeine Zurückgezogenheit zu erklären, auch ausgab. Sogar Kaſper trug Scheu, eine gewiſſe Schadenfreude, die er doch noch empfand, merken zu laſſen; die Walpurg gab ihr Mitgefühl in Blick und Ton unverhohlen kund, wenn ſie auch nicht wagte, die verfängliche Sache zu bereden. Sie, die Erfahrene, begriff, daß ihm die Pfarrmagd lieber war, als die Sibylle; ſie begriff auch, wie der plötzlich vor ihm ſtehende Vater mit ſeinem „fürchterlichen Geſicht“ ihn erſchrecken konnte, daß er in der Angſt fortlief und an das Mädchen nicht mehr dachte, obwohl er ſie gern hatte. Was der Tobias ſich ſelbſt nicht denken konnte, das konnte ſie, das gute Weib, ſich denken; aber ſie konnte ihm leider nicht helfen.

Die Hoffnungen, die der Alte auf die letzten Reden der Pfarrmagd ſetzte, gingen übrigens nur zum Theil in Erfüllung. Tobias ſah dadurch beſtätigt, was er ſchon vorher wußte: daß das Band der Liebe zerriſſen ſei, und daß er nicht wagen könne, in dieſer Beziehung noch irgend etwas zu unternehmen. Allein der Geliebten die Schmähworte übel zu nehmen und ihr böſe zu werden, wie ſie ihm, das verhinderte ſeine Denkweiſe. Im Gegentheil, er gab ihr auch bei ruhiger Ueberlegung durchaus Recht und ſchätzte ſie nur um ſo mehr, weil ſie auch bei dieſer Gelegenheit that, was ihr zukam. — Die Bäbe hatte in allen Stücken gehandelt, wie ein rechtes Mädchen, er dagegen hatte miſerabel gehandelt über alle Begriffe, und wenn ſie ihm nun die Titel gab, die ihm gebührten, und nichts mehr von ihm wiſſen wollte, ſo machte ihr das nur Ehre.

Nach Verfluß einiger Tage wurden die Angriffe, womit unſer Schneider ſich ſelbſt befehdete, weniger heftig und kehrten ſeltener wieder. Der Zorn, den er über ſein Betragen empfand, und die Qualen ſeines Bewußtſeins legten ſich, und eine ſtille Niedergeſchlagenheit, die Trauer der Entſagung, trat an ihre Stelle. Seine Arbeiten im Haus und Feld that er nachgerade wie ſonſt, ſprach mit den Leuten und beantwortete ihre Fragen wegen ſeiner Geſundheit ſchicklich, indem er ihnen verſicherte, daß es jetzt beſſer ginge und er von dem Fieber, welches er gehabt habe, wenig mehr verſpüre, ſo daß er hoffe, es werde bald Alles vergangen ſein.

In der Verfaſſung, die er erlangt hatte, kam ihm ſeine Schuld, auch wenn er ſie genau betrachtete, doch nicht mehr ſo ganz unverzeihlich vor. Was konnte er dafür, daß er ſo ein Menſch war? Er hatte ſich dieſe Gemüthsart nicht gegeben; wenn er vorher gefragt worden wäre, hätte er ſich ſchon eine beſſere beſtellt! Er war eben, wie ihn Gott geſchaffen hatte, und konnte ſich ſo wenig anders machen, wie andere Leute. — Wenn ſolche Gedanken dazu dienten, ihn ruhiger zu ſtimmen, ſo bewirkten ſie doch nicht, daß er neue Forderungen erhob. Er konnte nicht dafür, daß er ſo war, aber weil er ſo war, ſo hatte er auch kein Recht auf Ehre und Glück in der Welt; er mußte darauf gefaßt ſein, zu Nichts zu kommen, weil er eben nicht der Mann war, ſich Etwas zu verſchaffen.

Die Ergebung iſt jedoch in der Regel auf dem Wege zur Beſſerung. In ihrem Frieden kommt über die Seele, wenn nicht das Licht der Sonne, doch der Schein des Mondes, jene ſanfte, melancholiſche Klarheit, die gleichwohl etwas Tröſtliches hat und wenigſtens das allgemeine Gedeihen wieder fördert. Tobias bekam ſeine Farbe wieder; der Ausdruck der Entſagung ließ ihm gut, und wenn er nicht mehr ſo friſch und munter ausſah, wie vor dem Ereigniß, ſo war er doch in ſeinem ſtillen Weſen ebenſo hübſch und — intereſſanter als vorher.

Der alte Schneider ſah dieſen Fortſchritt mit Befriedigung. Da er den Burſchen jetzt in der Hand hatte, ſo wollte er ihn noch nicht drängen, die Sache mit der Sibylle richtig zu machen. Für einen Freier ließ er noch immer zu ſehr den Kopf hängen. Aber das mußte in wenigen Tagen aufhören, und dann ſollte der Handel raſch abgemacht ſein.

Zehn Tage waren verfloſſen ſeit jenem tragiſchen Auseinanderkommen, und Tobias und die Bäbe hatten ſich auch nicht aus der Ferne geſehen. Endlich geſchah doch, was auf dem Dorf unvermeidlich iſt — ſie begegneten ſich; und zwar in dem Gäßchen zwiſchen Hecken, das ſie früher ſo liebend und glücklich geſehen. Wie der Burſche das Mädchen von fern erblickte, gab es ihm einen Stich ins Herz; aber er faßte ſich und ging mit dem Ausdruck ernſter Entſagung an ihr vorüber. Nur von weitem hatte er ihr Geſicht ſo roth wie früher, aber ſtolz und gleichgültig geſehen; als ſie ihm näher kam, lenkte er den Schritt etwas auf die

Seite und ſah gerade vor ſich hin. Die Gelegenheit, ihn ungehindert zu betrachten, blieb von dem Mädchen nicht unbenutzt. Sie glaubte in ſeinem Geſicht Reue zu erkennen und fand es gut und lobenswerth, daß er wenigſtens einſah, wie er ſich gegen ſie verfehlt hatte! —

Zwei Tage darauf begegneten ſie ſich wieder — in der Hauptgaſſe des Dorfs — in ſchöner, milder Abendſtunde, die das Herz unſeres vereinſamten Burſchen weich geſtimmt hatte. Das erſtemal war ihm das fremde Weſen des Mädchens natürlich und in der Ordnung erſchienen; als er ſie aber jetzt mit ſeinem guten Auge wieder ſo gegen ihn herankommen und dadurch ihre Unverſöhnlichkeit an den Tag legen ſah, that es ihm doch weh. Ihm hatte ſein Fehler ſo leid gethan, er hatte ſo viel ausgeſtanden, er hatte ſie ſo gern und ſchätzte ſie ſo hoch — und ſie that, als ob ſie ihn nie gekannt hätte und er gar nicht in der Welt wäre. Die Augen wurden ihm feucht, als ſie mit unveränderter Miene näher kam; und als ſie an ihm vorübergegangen war, hatte er Mühe, ſeine Thränen zurückzuhalten. Das hieß einen Menſchen, wie er war, doch gar zu ſehr verachten! Daß ſie ihn nicht grüßte, war natürlich; aber daß in ihrem Geſicht gar nichts zu ſehen war von der alten Liebe, gar keine Spur, daß ſie mit einander bekannt geweſen, das war nicht ſchön, — und er hätte gedacht, daß ſie ein beſſeres Herz hätte!

Würde der Burſche in dieſes Herz geſehen haben, ſo wäre ſein Schmerz um ein Gutes linder worden. Ein

Blick auf ihn hatte das Mädchen erkennen laſſen, was in ihm vorging; er dauerte ſie, ſeine Traurigkeit rührte ſie, und als ſie einige Schritte weiter gegangen war, ſagte ſie leiſe für ſich: Es iſt Schade! —

Zu Hauſe bei einer einſamen Arbeit hing ſie den in ihr rege gewordenen Gedanken weiter nach. Er hatte ſie wirklich geliebt, der gute Tobias, und liebte ſie noch — das war augenſcheinlich. Wenn er ein rechtes Mannsbild wäre, ja nur ein bischen mehr Kuraſche hätte, einen Beſſern, was die Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit betrifft, könnte ſie nicht leicht bekommen. Daß er gar ſo wenig Schneid' hatte, war doch recht ärgerlich! Sie würde ihm ja den Fehler von jenem Sonntag verzeihen, wenn ſie nur ſähe, daß er ihn wieder gut machen könnte. Manchmal geht's einem freilich ſehr kurios; es iſt einem wie angethan und man macht eine Dummheit, die man gar nicht für möglich gehalten hätte; aber dann handelt man das nächſte Mal mit Fleiß geſcheidter und arbeitet ſich wieder heraus. Dem Tobias iſt aber das nicht zuzutrauen! Er hätte ein Mädchen werden ſollen, ſo ſchön und ſo gutmüthig, wie er war. — Sie lächelte über den Gang, den ihre Gedanken nahmen, und ein Ruf der Pfarrerin ſchnitt ihn vorläufig ab.

Ein paar Tage ſpäter traf ſie mit einem Dorfmädchen zuſammen, die mit ihr bekannt geworden war und ſich vertraulich an ſie angeſchloſſen hatte. Auf die Frage, was es Neues gebe, verſetzte die rüſtige Dirne mit einer Art von Duckmäuſerei: Nicht viel! Beim Schneider hat's was gegeben; der Alte und der Junge haben Streit gehabt mit einander. — Die Bäbe war betroffen und erwiderte, ohne einen gewiſſen ſchlauen Zug um den Mund der Freundin zu bemerken, haſtiger als gewöhnlich: Streit? Und wann denn? — Heut früh. — Und warum denn? — Der Alte will haben, daß der Tobias des Bach-Webers Sibylle heirathe, aber der Burſch mag ſie nicht und thut's nicht. — Die Bäbe hatte eine ſonderbar angenehme Empfindung. Er thut's nicht? rief ſie, indem ſie unvorſichtig ihre Freude blicken ließ. Nach einem Moment ſetzte ſie gleichgültig hinzu: Wenn aber ſein Vater durchaus will, dann wird er doch daran müſſen. Das ſoll Einer ſein, der ſeinen Kopf hat! — Ja, ſagte die Andere, dasmal richtet er aber doch nichts aus, wie's ſcheint. Meine Schweſter iſt grad im Hof geweſen, wie ſie an einander gerathen ſind, und hat das Meiſte mit angehört. — Dieſe bedenkliche Nachricht ſetzte die Bäbe einigermaßen in Verlegenheit, ſie mußte ſich zuſammennehmen, um mit dem Ton einer Unbetheiligten zu ſagen: Der Tobias iſt nicht geſcheidt; die Sibylle hat Geld und kriegt vielleicht das Haus; warum will er denn nicht? — Ja, erwiderte die Kamerädin, er ſoll eben eine Andere im Sinn haben, eine Schönere, Geſchicktere, Feinere. — Dabei ſchaute ſie die Bäbe ſchelmiſch lächelnd an. Dieſe erkannte, daß in der Stube des Schneiders ihr Name genannt worden und das Geheimniß verrathen ſei; ſie erröthete und ſchaute einen Moment verwirrt für ſich hin. Aber eine ſehr wohlthuende Empfindung durchdrang ſie; und ſchnell gefaßt und lächelnd wendete ſie ſich zu dem Mädchen und ſprach: Nun, ich weiß jetzt genug von der Geſchichte. Aber ich glaube, dem Tobias und der, welche er im Sinn haben ſoll, geſchähe ein Gefallen, wenn du dafür ſorgen würdeſt, daß die Sache nicht weiter auskäme. Und mit ihrem holdeſten Schmeicheltøn ſetzte ſie hinzu: Willſt du das? Biſt du ſo gut? Gieb mir deine Hand! — Nun, verſetzte die Andere, indem ſie einſchlug, weil du ſo ehrlich biſt und bekennſt — da haſt du meine Hand darauf.

Die Freundin wünſchte nun ihrerſeits zu erfahren, wie die Bäbe mit dem Tobias denn eigentlich ſtände. Aber darauf entgegnete dieſe: Das kann ich dir nicht ſagen, lieb's Mädle. Wir ſtehen eigentlich gar nicht mit einander, und weiß Gott, was noch geſchieht. Wenn die Sache ein Geſicht bekommt, ſollſt du's erfahren. —

Die Nachricht der Kamerädin war gegründet. Der alte Schneider hatte von einem Bekannten gehört, ihm ſcheine es, als ob der junge Schuſter ein Aug' auf die Sibylle habe; dies hatte ihn aufgeregt und beſtimmt, den Angriff auf Tobias früher zu unternehmen, als er im Sinn gehabt. Zu ſeinem Erſtaunen fand er den Burſchen widerſpenſtig. Er ſei jetzt nicht in der Laune, um ein Mädchen anzuhalten; wenn der Schuſter ſein Glück verſuchen wolle, könne er ihn nicht hindern, und wenn er ſie kriege, werde er ſich darum auch keinen Tod anthun. — Der Alte machte Vorſtellungen, er ereiferte ſich, er drohte — Tobias blieb bei ſeinem: Es geht nicht, ich kann nicht. Nun fing der Gewaltige an zu ſchmähen und ſtellte ihm nicht undeutlich Schläge in Ausſicht. Der Sohn, mit dem Duldermuthe der Reſignation, erwiderte: Das wird die Sach' auch nicht anders machen. — Der Alte ſtand rathlos da; er fühlte, daß er jetzt doch nicht gleich zur That ſchreiten könne, und nachdem er ihn einen Moment angeſehen, ſagte er: Was iſt denn nun mit dir auf einmal? Iſt am Ende die Pfarrmagd wieder an dich gekommen, trotz ihrer Reden? — Darauf aber verſetzte Tobias mit Würde: Zu ſo etwas hat die Bäbe viel zu viel Charakter! Du weißt recht gut, wie ich und das Mädchen mit einander ſtehen, und daß ich ſie gar nicht werth bin. Sie hält mich für einen elenden Menſchen, und ſie hat Recht, und ich geb' ihr Recht. — Und denkſt am End' doch noch an ſie, du Dummkopf! rief der Alte. — An ſie denken thu' ich, bemerkte Tobias mit Ruhe; aber weiter auch nichts. — Der Alte, der nicht mehr wußte, was er entgegnen ſollte, verſtummte, und nur ein gewiſſes Schnaufen ließ ahnen, was in ihm vorging. Unter dieſen Umſtänden fand es der Sohn für gerathen, den Auftritt zu beendigen; er ſagte: Plag mich jetzt nicht, Vater; denn jetzt geht's einmal nicht. Es kann wohl ſein, daß es mir in Kurzem anders iſt, und dann will ich dir nicht entgegen ſein. Der Schuſter wird mir die Sibylle ſo ſchnell nicht wegnehmen.

Der Alte fand nun auch für gut, abzubrechen und mit einer Art von Knurren die Friſt zu gewähren. Ein Troſt war es für ihn, daß der Schuſter zwar ein derber Burſche war, aber lange nicht ſo ſchön wie ſein Tobias; daher es allerdings keine Wahrſcheinlichkeit hatte, daß er dieſen bei ihr, die ihn liebte, ſo geſchwind ausſtechen werde.

Dieſer erſte Beweis von Selbſtändigkeit gegenüber ſeinem Vater, die Ermannung wenigſtens zu „paſſivem Widerſtand", trug unſerm Burſchen ſehr gute Früchte. Die Bäbe kam verwandelt nach Hauſe: ſie ſah plötzlich Alles umgekehrt. Der gute Tobias! So brav war er, ſo treu hing er ihr an, obwohl ſie ihn gekränkt und ſich angeſtellt hatte, als kennte ſie ihn nicht! Er ſtemmte ſich gegen den Vater und riskirte ſeinen Zorn um ihretwillen! Und was hatte ſie gethan? Sie hatte ihn verachtet und verlaſſen, weil ihm einmal in ſeinem Leben etwas begegnet war, das ihr nicht gefiel. Kann das nicht auch andern Leuten geſchehen, wenn ſie plötzlich erſchreckt werden? Hat noch Niemand den Kopf verloren? Iſt es noch Keinem paſſirt, daß er ſich nicht mehr „verwißt" und eine Dummheit gemacht hat, daß es eine Schande war? — Sie hatte wenig Liebe bewieſen bei dieſer Gelegenheit, und wenig Geduld! Sie hatte dem braven Menſchen Unrecht gethan, großes Unrecht! Aber ſie wollt' es auch wieder gut machen, — ſobald als möglich!

Am andern Morgen erhielt der junge Schneider einen Brief durch die Kamerädin zugeſteckt, folgenden Inhalts: „Liebſter Tobias! Du wirſt dich wundern, daß ich an dich ſchreibe, wo ich doch geſagt hab', ich wolle nichts mehr von dir wiſſen, und zweimal an dir vorbeigegangen bin, ohne dich anzuſehen und zu grüßen. Aber da hab' ich eben unrecht gegen dich gehandelt, und ich ſchäme mich, daß ich's gethan hab'. Wie mir geſagt worden iſt, haſt du mit deinem Vater Streit gehabt, weil du die Sibylle nicht willſt und mir treu biſt trotz meines ſchlechten Benehmens gegen dich. O liebſter Tobias, du biſt beſſer als ich! Was du gefehlt haſt, das iſt geſchehen ohne alle Ueberlegung; aber ich hab's überlegt, was ich gethan hab', und das iſt eben das Schlechte. Du haſt den Schwur der Liebe gehalten, und ich hab' ihn gebrochen, weil ich dir nicht verziehen hab', ſondern gleich bös geworden und bös geblieben bin! Aber wenn du wüßteſt, wie leid es mir thut, und wie ich mir jetzt Vorwürfe mache, du würdeſt mir gewiß vergeben und mich wieder gern haben! — Vergieb mir, Tobias — mein Auserwählter! Vergib deiner dich ewig liebenden Bäbe! —

„Wenn du das Geſchehene vergeſſen kannſt, und wenn du noch immer der Alte biſt gegen mich, ſo komm heut Abend eine halbe Stunde nach Betläuten in die Nähe des Pfarrhofs; ich hab' mir was ausgedacht, wie wir ungeſtört mit einander reden können, trau mir's aber nicht aufs Papier herzuſchreiben und will dir's lieber ſagen. Ich hoff', wir können dann in aller Ruhe überlegen, was wir anfangen ſollen. Dein Vater läßt uns in Güte nicht zuſammen, das ſeh' ich nun ſchon auch ein, wir müſſen an etwas Anderes denken, und wir wollen über etwas einen Rath halten, woran ich ſchon früher gedacht hab'. Ich will nach Betläuten an den Zaun kommen bei unſerm Stadel. Man kann uns da vom Pfarrhaus aus nicht ſehen, wegen des Holderbaums, der davor ſteht und deſſen Aeſte faſt bis an den Boden gehen. Auf dem Wege draußen wird um die Zeit wohl auch Niemand ſein; du mußt dich eben umſehen! –

„Auf Wiederſehen, liebſter, beſter Tobias! — Ich mein' halt, es kann nicht anders ſein und du wirſt mir doch wieder gut und kommſt zu mir. Du wirſt dich dann überzeugen, wie ich bin, und wie ernſt es mir iſt mit meiner Lieb' zu dir, und was ich für dich thun kann, weil ich dich liebe! —

Liebe fürchtet keine Noth,
Scheut auch nicht den bittern Tod.
Wahrer Lieb' iſt nichts zu viel,
Denn ihr winkt das höchſte Ziel!

Auch wir werden zuſammenkommen, gewiß, und es wird uns noch wohl gehen in dieſem Leben! — Ich verbleibe deine bis in den Tod getreue Bäbe."

Die Wirkung dieſes Briefs auf Tobias iſt ſchwer zu beſchreiben. Er fühlte ein Entzücken, wie er nicht geglaubt hätte, daß es menſchenmöglich wäre. Die Bäbe bat ihn um Verzeihung! Die Bäbe ſchrieb, er habe den Schwur der Liebe gehalten, und ſei beſſer als ſie! Die Bäbe liebte ihn ewig und war ihm treu bis in den Tod — ihm, der geglaubt hatte, er ſei ein Menſch, von dem ein rechtes Mädchen gar nichts mehr halten könne! — Die wiedergewonnene Liebe, die wiedergewonnene Ehre — es war zu viel auf einmal! — Wie ſchön, wie herrlich war es, daß ſie ihm nun den andern Vorſchlag machen wollte, auf den er ſo viel Vertrauen geſetzt hatte, bevor er ihn nur kannte! Nun gab es gewiß etwas ganz Beſonderes zu wagen, etwas gegen den Vater, ohne daß er ahnen konnte, was! Und das geſchah ihm recht, dem gewaltigen, „zähbäſtigen“ Mann, der ihm immer wieder mit dieſer Sibylle daherkam und ihm keine Ruhe gab, und dem man zeigen mußte, daß ſolche Leute auch noch ihren Meiſter finden!

Liebe fürchtet keine Noth,
Scheut auch nicht den bittern Tod!

Das läßt ſich hören! Das kann man ſich gefallen laſſen! Er fühlte Muth für Zehne, der Glückliche, von der Geliebten Geprieſene! Er wollte mit dem Teufel „reißen“ (raufen), wenn's drauf ankam — um ein Mädchen wie die Bäbe! —

Dieſen Gedanken, ſtillen wie lautwerdenden, gab ſich unſer Schneider nur in geſicherter Einſamkeit hin. Vor ſeinen Leuten mäßigte er ſeine Freude zu dem Ausdruck heiterer Zufriedenheit; und in dieſer, die man ſo lange nicht an ihm geſehen hatte, gefiel er dem Vater und der Walpurg und erweckte neue Hoffnungen für die Zukunft.

Abends zu der beſtimmten Zeit näherte ſich Tobias umſichtig dem Zaun des Pfarrhofs. Nicht lange, ſo kam die Geliebte angewandelt. Mit leiſer Stimme, in der aber doch die innigſte Freude ſehr merkbar ſich kundgab, ſagte ſie: Guten Abend, Tobias, ich dank' dir für dein Kommen! — Und erſt ich dir, rief der Gute, ordentlich zerknirſcht von ſeinem Glück. O Bäbe, wie gut biſt du! Was thuſt du Alles für mich, für einen Menſchen, der dich — — Still, entgegnete das Mädchen, dazu iſt jetzt keine Zeit! Du willſt alſo etwas wagen um meinetwillen, Tobias? Du biſt entſchloſſen? — Zu Allem, Bäbe! Sag's, und auf der Stell' — Fürs Erſte handelt es ſich um was Anderes. Wenn ich dir meinen Plan auseinanderſetzen ſoll, müſſen wir Zeit dazu haben und Ruhe, und die haben wir jetzt nur an Einem Ort. Wirſt du aber auch kommen, wann ich dir ihn ſage? — In die Hölle geh' ich für dich, rief Tobias. In die Hölle — zum Teufel ſelber, wenn's ſein muß! Nur heraus damit! — Die Bäbe lächelte. In die Hölle ſollſt du nicht, im Gegentheil, du ſollſt an einen ganz andern Ort! — Alſo ins Paradies! verſetzte der Schneider mit Feinheit. — Wenn du's dafür nehmen willſt! entgegnete das Mädchen erheitert. Kurz von der Sach': ins Pfarrhaus ſollſt du kommen, wann Alles ſchläft — zu mir — in meine Kammer!

Dieſe Wort trafen den Burſchen wie ein Donnerſchlag. Das Entgegenkommen war ſo über alle Erwartung, daß es ihn förmlich blendete. Zu gleicher Zeit fühlte er aber auch unwiderſtehlich, was er dabei riskirte und — verübte. Die Wohnung des Geiſtlichen war für den wohlgezogenen Burſchen ein Ort, vor dem er eine heilige Scheu trug. Er hatte ein dumpfes Gefühl von etwas Verbotenem, Nichtſeinſollendem, ja Frevelhaftem, was er begehen ſollte, um dafür die grauſamſte Strafe zu empfangen. Von entgegengeſetzten Gefühlen bewegt, erwiderte er erſt nach merklicher Pauſe und das Wort hinausdehnend: Ins — Pfarrhaus? — Nun ja, verſetzte die Bäbe. Um elf Uhr ſchlafen ſie feſt. Dann kommſt du, ich laß' dich ins Haus, wir gehen ſachte in meine Kammer, und ich ſage dir in aller Ruhe, was wir thun müſſen, um zuſammenzukommen und glücklich zu werden. — Bäbe, rief der geängſtete Schneider, deſſen Phantaſie bei den Worten des Mädchens lebhaft gearbeitet hatte, ich muß dir geſtehen — wenn du einen andern Ort wüßteſt — — Nun, fragte die Bäbe, ſchreckt dich denn der? Du wollteſt ja vorhin in die Hölle gehen, wenn's darauf ankam! — Ja, meinte der Tobias, in die Hölle lieber, als ins Pfarrhaus! — Aber warum denn? fragte das Mädchen, indem ſie ihre Ungeduld zu bemeiſtern ſuchte. — Wenn man was hörte, wenn man uns beiſammen träfe — der Teufel hat ſein Spiel! — Die Schande! — im Pfarrhaus! —

Die Bäbe mußte ihr von Unmuth gedrücktes Herz durch einen Seufzer erleichtern. Aber ſag mir doch, erwiderte ſie mit dem Ton des Vorwurfs und der Klage, wie du zu dieſen Einbildungen kommſt? Wollen wir denn zuſammenkommen, um was Unrechts zu thun? Wir wollen ja mit einander ausmachen, wie wir's anfangen ſollen, damit wir Mann und Frau werden; und eine andere Gelegenheit giebt's nun einmal hier nicht! — Das wohl, verſetzte Tobias; aber — — Aber? wiederholte das Mädchen. Nun, ich ſeh' ſchon, wie viel die Glocke geſchlagen hat. Du trauſt dir wieder nichts und haſt mir wieder nur was vorgeprahlt! In Gott's Namen! Ich hab' das Meine gethan; wenn du nicht willſt, iſt's deine Sach'! Gutnacht! — Sie drehte ſich um und wollte gehen; aber ein leidenſchaftlich geflüſtertes „Halt!" hemmte ihren Schritt. Halt! wiederholte Tobias; ich komm' ohne Weiters — und wenn der Teufel Alles holt! — Das Mädchen hatte ſich ihm wieder zugewendet und konnte nicht umhin zu lächeln. Wann ſoll ich kommen? fuhr der Burſche fort. — Morgen Nacht; die Hofthür' wird auf ſein, und nach elf Uhr ſchließ' ich die Hausthür auf. — Gut, ich komme, rief der durch die zweite Furcht von der erſten befreite und zum Heroismus aufgeſtachelte Schneider. Kreuzſchwerenoth! Du haſt Recht, ich bin ein Narr, daß ich mir ſolche Scrupel mach', wo wir doch gar nichts Unrechtes im Sinn haben! — Du guter Tobias, erwiderte die Bäbe mit einem Lächeln, halb mitleidig, halb ſchalkhaft. Dieſer fuhr fort: Es iſt ja wahr! Soll ich mich ſcheniren, wo ſich's um unſer Glück handelt? Das wär' ja der größte Unſinn! Scheniren ſich denn ander' Leut'? — Seiner Lebtag nicht, verſetzte die Bäbe. Jeder braucht halt das Mittel, das ihn zu ſeinem Zweck führt, und wenn er's dann hinausgeführt hat, lobt ihn alle Welt. Aber jetzt muß ich fort. Gutnacht, ſchlaf wohl! — Du auch, rief Tobias, ihr nachſehend. Langſam ging er in die Gaſſe zurück, entſchloſſen trat er den Rückweg nach Hauſe an.

Der Geſichtspunkt, den er in Bezug auf ſein neues Unternehmen gewonnen hatte, bewährte ſich nicht nur am ſelben Abend noch, ſondern auch am andern Tage. Er war heiter erwacht und machte ſich im Laufe des Vormittags die ſchönſten Vorſtellungen von der Zuſammenkunft und ihrem Ergebniß. In Folge davon erlangte er eine Munterkeit, die endlich zum förmlichen Uebermuth gedieh. Beim Mittageſſen blieb er keine Rede ſchuldig und hatte Einfälle, worauf die Andern entweder lachen oder ſchweigen mußten. Wie ſchnell ſich doch jung' Leut' wieder tröſten! ſagte die Walpurg in der Küche für ſich, als ſie das Geſchirre ſpülte.

Der Alte hatte einen ähnlichen Gedanken, knüpfte aber einen Vorſatz daran. Er ſchickte den Kaſper in den Hof und ſagte dann zu Tobias: Nun, du ſcheinſt dein trauriges Weſen jetzt ganz ausgeſchwitzt zu haben. — Iſt endlich die Zeit gekommen, wo du dein Verſprechen halten kannſt? — Dieſe Frage hätte den Tobias zu einer andern Zeit in Verlegenheit gebracht. Jetzt, im

Vorausbeſitz eines Rettungsmittels, das die Babe ihm heut Nacht an die Hand geben mußte, fragte er ruhig: Was denn für ein Verſprechen? — Nun, daß du mit der Sibylle reden willſt! — Ja ſo, erwiderte der Burſche. Und in dieſem Augenblick ſtieg ein Gedanke in ihm auf, ein vortrefflicher Gedanke. Er konnte Nachts fortgehen und braucht' es nicht zu verbergen; er konnte ausbleiben, ſo lang er wollte; er erſparte ſich einen Streit, der üble Folgen haben konnte, und machte den Vater gläubig und ſorglos — wenn er jetzt zum Schein auf ſeine Anſichten einging. — Mit einem Lächeln, deſſen Schlauheit einem feinern Beobachter, als der alte Schneider war, verdächtig vorgekommen wäre, fuhr der zum Schelm gewordene Burſche fort: Nun am End', ein Weib muß ich doch haben! In Gott's Namen — heut Nacht will ich mein Glück einmal verſuchen.

Heut Nacht? fragte der Alte, indem er das letzte Wort betonte. — Ja wohl, erwiderte der Sohn; bei den Mädchen richtet man da am meiſten aus. Ich will's friſch angreifen und der Sach' mit Einemmal ein End' machen. — Ei, rief der Alte, indem ein Schmunzeln über ſeinen Ernſt ſiegte, du haſt dich aber gebeſſert! Seht, ſeht! Am End' erleb' ich noch meine Freud' an dir! — Ich hoff's, verſetzte Tobias. An mir ſoll's wenigſtens nicht fehlen!

Dieſe ſchöne, muthige Stimmung währte mit leichten Schwankungen den ganzen Tag. Als es zu dunkeln begann, trat der Burſche vor ſeinen Vater und ſagte: So, ich geh' jetzt ins Wirthshaus. — Der Alte ſchmunzelte wohlwollend und ſagte: Willſt du dir Kuraſche trinken? — Dann ſetzte er hinzu: Halt noch ein wenig, ich geh' auch mit! — Während er die Juppe anzog und die Pelzkappe aufſetzte, lächelte Tobias für ſich hin, und Beide wandelten dann in einer Eintracht, wie man ſie nie bei ihnen geſehen hatte, der Schenke zu. Dort angekommen, ſetzte ſich der Sohn zu einigen Ledigen, der Vater zu älteren Männern, und beide Tiſche unterhielten ſich gemüthlich über das Wetter, die zu erwartende Ernte und andere ländliche Geſprächs-Gegenſtände. Als der Zeiger der Wirthsuhr zehn und ein Viertel wies, leerte Tobias den Reſt ſeines „Krügle's“, trat zu ſeinem Vater und ſagte mit einem Blick, der ſeine Worte Lügen ſtrafte: Ich bin müd und will einſtweilen heimgehen. Du ſcheinſt dich hier ſo gut zu unterhalten — — Geh nur zu, fiel der Alte in behaglichem Brummton ein, ich brauch' dich nicht zum Heimgehen! — Tobias wünſchte allerſeits Gutnacht und verließ die Stube.

Er ſchlug den Weg zum Hauſe der Sibylle ein. Dieſe Vorſicht war ſehr nöthig. Der Alte, plötzlich von einem Gedanken beunruhigt, verließ bald nach ſeinem Abgang die Stube, um vom Hof die Gaſſe hinabzuſehen, die zum Weber führte. Als er den Sohn langſam darauf hinſchlendern ſah, freute ſich ſeine Seele; er ging ins Wirthshaus zurück, beſtellte noch eine Maß Braunes und pflanzte ſich in die Ecke mit einem Behagen hin, als ob er heute die Polizeiſtunde nicht zu beachten gedächte.

Tobias ging bis zum Hauſe des Webers. Die Fenſter waren dunkel — die Leute zu Bette. Da er noch Zeit herumzubringen hatte, ſo folgte er einem Gelüſten, das plötzlich in ihm aufgeſtiegen war. Er ging ums Haus und ſtieg über den niedern Zaun in den Garten, auf welchen das Kammerfenſter der Sibylle hinaus ging. Hier war noch Licht. Der Burſche näherte ſich demſelben bis auf einige Schritte, blieb dann ſtehen und weidete ſich an der Möglichkeit, etwas thun zu können, was er zu unterlaſſen entſchloſſen war. Du gute Sibylle, dachte er: dir könnte ich eine Freude machen — wenn ich möcht'! Aber Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. — Das Licht erloſch. Sie geht zu Bett, ſagte er zu ſich. Nun, ſie mag ſchlafen! — Er ging vorſichtig zurück, ſtieg auf den Waſen hinaus und ſchlug den Weg ein, der zum Pfarrhaus führte.

Auf dem Gang zur Sibylle war er ruhig; als er aber langſam dem Ziel des Abends entgegenwandelte, fing ſein Herz an zu ſchlagen. Er verwunderte ſich über die erneuerte Bangigkeit, wo er doch ganz entſchloſſen geweſen war, und ärgerte ſich darüber; aber das bewirkte nicht, daß ſie nachließ. Das Herzklopfen und Beben dauerte fort und gerieth in einen Gang, als ob es heute nicht leicht mehr aufhören wollte. Am Zaun des Pfarrhofes angekommen, machte er Halt und verlor ſich wartend in dumpfes Sinnen. Auf einmal ſchlug die Glocke auf dem nahen Kirchthurm ſo ſtark, wie er nie geglaubt hätte, daß es möglich wäre. Nach leichtem Schreck ſich faſſend, zählte er die Schläge. Es waren elf. — Die Zeit war gekommen — es mußte gewagt ſein!

Indem er ſich vorſichtig umſchaute und zu ſeinem Troſte Niemand gewahrte, ſchlich er zu der Hofthüre, öffnete ſie, lehnte ſie wieder an und zog ſich hinter den Holderbaum zurück. Hier konnte er nicht geſehen werden, aber auf den Ruf der Geliebten gleich erſcheinen.

Die Stille des Grabes umgab ihn. Die dunkle Nacht, die nur von einzelnen, zwiſchen Wolken vorblickenden Sternen erhellt war, der heilige Bezirk, in dem er ſich befand, und der ganze feierliche Umkreis ſtimmten ihn ernſt und ernſter. Er begann zu überlegen, was er eigentlich im Sinn habe, und wie es ausfallen könnte. Bei tieferregter Empfindung, bei einem Geiſt, der durch Furcht und Sorge geſchärft und zu lebhaften Vorſtellungen befähigt war, ſah er die Größe ſeines Wagniſſes in hellem Licht und wurde beſonders durch diejenige Seite des Unternehmens getroffen, wonach es als eine Entweihung des Pfarrhauſes angeſehen werden konnte. Zur Nachtzeit, heimlich wie ein Dieb, drang er in die Wohnung des Geiſtlichen! — Wenn es nun unglücklich ablief? Wenn die Pfarrleute erwachten und ihn bei dem Mädchen trafen, was dachten dieſe von ihm? — Daß er der unverſchämteſte und gottloſeſte Menſch ſei auf der ganzen Welt! Und ſie behandelten ihn, wie er's nach ihrer Meinung verdiente — die Sache kam auf, kam im Dorf herum — und ſein Vater, den er auf alle Weiſe angelogen hatte, ſchlug ihn zum Krüppel! Die Bäbe verlor den Dienſt und mußte aus dem Dorf — Alles war aus und Alles verloren! — Wer konnte gutſtehen, daß es nicht ſo ging? Alte Leute haben keinen feſten Schlaf; — und es giebt Dinge, wo der Teufel Heu 'runter wirft und alle Vorſicht zu Schanden macht, weil's eben nicht ſein ſoll, daß ſie durchgehen.

Dieſe Gedanken und Vorſtellungen erzeugten ſich unaufhaltſam nach einander in ihm und verſetzten ihn in eine Beſorgniß, eine Angſt, daß er unwillkürlich hinter dem Baume vortrat und ſeinen Blick nach der Hofthüre richtete. Es war der böſe Feind, der die Bäbe bewogen hatte, ihm dieſen Vorſchlag zu machen und ihn und ſie zu Grunde zu richten! Das war ja grade das Allerſchlimmſte und Allergefährlichſte, was ſie unternehmen konnten! — Und mußte er ihr nun folgen, bloß weil er's verſprochen hatte? War es nicht vielmehr ſeine Pflicht, für ſie geſcheidt zu ſein und ſich in die Gefahr, worin ſie umkommen würden, gar nicht zu begeben? War es nicht jetzt, wo es noch Zeit war, das Allerbeſte für Beide, wenn er den Pfarrhof ſachte verließ und ruhig nach Hauſe ging?

In dem Augenblick, wo er dieſe Erwägung machte, drehte ſich ein Schlüſſel im Schloß der Hausthüre, und wie von ſelber trug ihn ſein Fuß hinter den Baum. Die Thüre ging auf, die Bäbe trat auf die Schwelle und ſah umher. Wie ſie den Erwarteten nicht erblickte, entſchlüpfte ein aus der tiefſten Bruſt kommendes „Ah" ihrem Mund. In dieſem „Ah" lag ſo viel Bedauern, ſo viel getäuſchte Hoffnung, ſo viel Gekränktheit, daß es den Burſchen in die Seele traf. Er ging vor und richtete ſeine Schritte nach der Thüre. Und nun folgte ein anderes „Ah", das Freude, Liebe, Beifall ausdrückte und auf ſeine Seele noch ergreifender wirkte. An dem Auftritt angekommen, bot er ihr leiſe guten Abend; die Bäbe rief in kräftigem Flüſterton: Komm! und winkte ihm energiſch. In denſelbem Moment glaubte er von der Gaſſe die Schritte eines Vorübergehenden zu vernehmen — haſtig ſtieg er hinan und trat über die Schwelle.

Es war geſchehen. Der Pfad war ihm gewieſen, er konnte nicht mehr zurück und mußte vorwärts — zum Heil oder zum Verderben. Aber wie ſollte er vorwärts? Die Bäbe hatte die Thür wieder zugemacht und eingeklinkt — tiefes Dunkel umfing ſie. In der ſchauerlichen Finſterniß wurde ihm das Schwarze ſeiner That wieder recht fühlbar, und das Herzklopfen begann aufs Neue. Er ergriff die Hand der Bäbe mit dem Inſtinct der Furcht, die nach der Verbindung mit dem Muthe trachtet, und drückte ſie — die gute Bäbe meinte, aus Liebe! Aber gleich ſollte ſie enttäuſcht werden. Bäbe, flüſterte der Schneider, eh' wir weiter gehen, laß uns überlegen! In dem Haus iſt's fürchterlich dunkel, ich ſeh' nicht einen Stich und bin nicht ſo bekannt hier, daß ich blind hin und her gehen könnt'. Wenn ich falſch treten und an etwas anſtoßen thät' und die Pfarrleut' würden aufwachen — Ein Beben ſeiner Hand ergänzte den Satz. — Das Mädchen hatte überlegt. Um in ihre Kammer zu gelangen, mußte man die Stiege hinauf und oben im Gang an der Schlafſtube der Herrſchaft vorbei. Eben im Gang ſtanden aber zwei Käſten, an die ein Unkundiger ſich wohl ſtoßen konnte. Tobias war in einer Gemüthsverfaſſung, in der man nicht ſicher zu gehen pflegt — er hatte Angſt, der gute Burſch, und ein Fehltritt war möglich, auch wenn ſie ihn führte. Sie mußte ein Uebriges thun, das ſah ſie ſchon, und er, der ungeachtet ſeiner Furchtſamkeit gekommen war, um von ihr einen kühnen Vorſchlag zu hören, verdiente es auch.

Mit dem Wohlwollen halb einer Liebenden, halb einer Mutter, ſagte ſie: Du haſt Recht. Weißt was? Ich kenn' mich um ſo beſſer aus hier, und ich „gock'" dich hinauf (trage dich Huckepack). — Ah, entgegnete der Schneider, durch dieſen Vorſchlag höchlich überraſcht, Gocken! — was fällt dir ein! — Nun, verſetzte die Bäbe mit einem Lächeln, das Tobias nicht ſah, wohl aber aus dem Ton entnehmen konnte, — glaubſt etwa, du biſt mir zu ſchwer? — In dieſer Frage und in der muntern Art, womit ſie geſtellt war, ſchien dem Burſchen ein Stich auf die Schmächtigkeit ſeiner Figur zu liegen; ein gewiſſer Schneiderſtolz rührte ſich in ihm und geſellte ſich zu der Furcht, und mit dem abweiſenden Ton eines Verletzten erwiderte er: Geh doch! Gocken! Mich! Wie ein kleines Kind! — O, verſetzte die Bäbe mit Heiterkeit, das wär' nicht das Erſtemal, daß man ein Mannsbild gockt! In der Noth greift man eben zu dem was hilft! Und ernſter ſetzte ſie hinzu: Was bleibt uns ſonſt übrig? Die Leut' aufwecken wollen wir nicht, und hier ſtehen bleiben können wir auch nicht. Alſo? — Wir könnten aber doch noch was Anderes thun, meinte Tobias zögernd. — Nun? — Wir könnten's uns geſagt ſein laſſen, daß es nicht ſein ſoll, was wir vorhaben, und — Er hielt inne. — Und du, ergänzte das Mädchen, könnteſt wieder gehen, meinſt du? Allerdings, das könnteſt du; und du kannſt es auch wirklich. Geſehen und gehört hat dich bis jetzt Niemand, und die Thür iſt gleich wieder aufgemacht; ich für meine Perſon will dich aber durchaus nicht aufhalten! — Tobias, der aus dem Ton, in dem ſie dieſe Worte ſprach, die Geſinnung des Mädchens errathen hatte, ſagte: Wir könnten ja ein andres Mal zuſammenkommen, an einem Ort, wo — Nein, verſetzte die Bäbe mit Ernſt und Entſchiedenheit, dafür bedank' ich mich! Mit uns Zweien iſt's dann aus für immer! So einen „Ich möcht gern und trau' mir nicht" kann ich nicht brauchen — da käm' ich nie zu etwas! Ich hab' dir bis jetzt vieles nachgeſehen, Tobias; aber zuletzt hat Alles ein End'. Was zu miſerabel iſt, das iſt zu miſerabel! —

Der Unmuth hatte ſie die letzten Worte etwas kräftiger betonen laſſen, als es urſprünglich ihre Abſicht geweſen. Tobias ſah ſie erſchreckt an und flüſterte: Nur nicht ſo laut! Du biſt immer gleich ſo hitzig! — mir iſt's mehr um dich geweſen, als um mich, wenn ich gemeint hab', ich könnt' wieder gehen! Am Ende, was frag' ich darnach? Aber du biſt hier im Dienſt — Ich fürcht' mich aber nicht, mein lieber Tobias, entgegnete die Bäbe. — Nun, verſetzte der Burſche, aus der Noth eine Tugend machend, nach einer kleinen Pauſe, wenn du dich nicht fürchteſt, dann fürcht' ich mich auch nicht. In Teufels Namen — ſo gock' mich! — Das Mädchen, welches die Zeit verſtreichen ſah, ſtellte ſich zurecht, rief mit einem gewiſſen Commando-Ton: Mach! — und nach einer Secunde ſaß Tobias wie Eginhard oder wie die Männer von Weinsberg, ſeine glücklichen Vorgänger.

Die rüſtige Bäbe trug den eben ſo geliebten wie leichten Schneider ohne Schwierigkeit die Stiege hinan. Da ſie in Strümpfen ging, ſo war ihr Tritt faſt unhörbar, und mit Sicherheit wurde eine Stufe um die andere überſchritten. Tobias hatte die ſeltſamſten Gefühle. Ihm war's, als ob er träumte — und doch war's keine Einbildung, was ihm widerfuhr. Er hielt mit ſeinen Armen den Hals der Geliebten umſchlungen und fühlte an ſeinen Händen den Hauch ihres Mundes. — Wie mußte ſie ihn lieben, die gute Bäbe, daß ſie das für ihn that und für ihn riskirte! Ja, ſie hatte ihn wirklich gern! Sie war brav, ſie war herzhaft und entſchloſſen, — ſie war das beſte Weib, das er finden konnte!

Die letzte Stufe war überſchritten. Oben auf dem Gang war es heller, als ſie hätten erwarten können. Der abnehmende Mond war aufgegangen, die Wolken im Oſten hatten ſich verzogen, und der Schein fiel durch das hintere Fenſter. Mit um ſo größerer Sicherheit getraute ſich die Bäbe geräuſchlos an der Thüre des Schlafzimmers vorbeizukommen, das auf der Gartenſeite lag. Sie wendete ſich und ging vorwärts. Als ſie aber noch zwei Schritte von der Thüre entfernt war, fing es drinnen an zu huſten. Es war der geiſtliche Herr, der an ſolchen Anfällen zu leiden pflegte. Er huſtete ſtark, nachhaltig, und mußte völlig wach ſein. Die Möglichkeit, gehört und entdeckt zu werden, ſchreckte einen Moment auch das Herz des Mädchens.

Den Schneider überkam eine unausſprechliche Angſt. Bei dem erſten Laut in der Kammer hatte er mit ſeinen Händen inſtinctmäßig den Kopf der Bäbe zurückgezogen, wie ein Reiter die Zügel anzieht, und ſein Herzklopfen war ſo ſtark geworden, daß es die Trägerin an ihrer Schulter ſpürte. Schnell ergriff ſie ſeine rechte Hand und gab ihr einen Druck, der die Bedeutung hatte: Um Gotteswillen, ſei ruhig! — und ſtand. Und Tobias ermannte ſich; er ließ ihren Kopf und Hals in Frieden, hielt ſich gelaſſen feſt und blieb ſtumm. Das Schlagen ſeines Herzens und das Athmen der Angſt zu verhindern, ging natürlich über ſeine Kräfte.

Nach zwei peinlichen Minuten wurde das Huſten ſchwächer, und endlich hörte es ganz auf. Die Bäbe ſetzte ſich wieder in Marſch. Sie ſchritt beherzt an der Thür vorüber und unaufhaltſam weiter in dem Gang, bis ſie an das entgegengeſetzte Fenſter kam. Dann öffnete ſie links an der Wand eine Thüre, die geräuſchlos aufging, weil die Kluge ſie vorher geölt hatte, bückte ſich, trat ein und ließ den Schneider vorſichtig herunter. Unverweilt machte ſie die Thüre wieder zu und ſchob ſachte ein kleines Riegelchen vor. Ein wenig Quieken des Eiſens bei dieſer Gelegenheit ging dem Burſchen noch durch die Seele. Doch — der Hafen war erreicht, die Fracht geborgen.

Die Kammer der Bäbe machte auch bei der gegenwärtigen Beleuchtung den Eindruck der Sauberkeit und Nettigkeit. Auf der Seite gegenüber der Thüre ſtand das Bett, das ſchön gemacht war, und davor ein Stuhl, auf welchem ein Oberkleid lag. Hinter dem Bett erhob ſich ein Tiſch mit Leuchter, Waſch- und Trinkgefäß. An der Thürſeite lag ein Schrein, der die Habſeligkeiten des Mädchens enthielt, und die Wand zierte ein Spiegel mit einem kleinen Bild, dem Präſent einer Ulmer Freundin. Das Alles war ſehr einfach, aber anſprechend vertheilt und ein Beweis für die Ordnungsliebe des Mädchens.

Tobias, der ſich nach dem Vorſchieben des Riegels von ſeiner Bangigkeit erholt hatte, ſah beim Schein der Sterne, die zum offenen Fenſter hereinblickten, umher und ſog die erquickende ſommerliche Nachtluft ein. Der Zauber, mit der Geliebten in geſichertem Raum allein zu ſein, ergriff ihn und tilgte den letzten Reſt der Furcht und Sorge aus ſeinem Herzen. Er faßte die Hand des Mädchens und drückte ſie wiederholt; er ſah ihr ins Geſicht und ſein Herz begann wieder zu klopfen, aber diesmal aus ſchönern Gründen. Beide ſetzten ſich auf den Schrein.

Mit den Armen ſich umfaſſend und Wang' an Wange gelehnt, ſaßen ſie ein Weilchen ohne zu ſprechen. Es dünkte den Burſchen hier ſo ſchön und ſo reizend, daß er ſein Sträuben, herauf zu kommen, ſchwer begreiflich fand. In dem Glück, das ihn erfüllte, wurde ſein Herz gerührt durch die Liebe und den Muth, welchen die Bäbe bewieſen hatte, damit ſie ſo weit kamen, wie ſie waren. Er fühlte, daß er ihr Alles zu danken hatte, daß ſie ihn glücklich gemacht habe trotz ſeines Widerſtrebens, und indem ſie für ihre Perſon Alles aufs Spiel ſetzte. Sein Herz zerſchmolz in Dankgefühl, und der Strom desſelben ſtieg endlich empor und öffnete ihm unwiderſtehlich die Lippen.

O Bäbe, rief er mit der Innigkeit eines bewegten Herzens, o Bäbe, was biſt du für ein Mädchen! Du unternimmſt ſo viel und riskirſt ſo viel für mich, als ob ich der Fürnehmſt' wär' in der Welt! Und weiß Gott, ich bin's nicht! Wenn ich noch ſo gute Vorſätz' faſſ', immer gerath ich wieder in meine Dummheiten und benehme mich — nein, ich bin's nicht werth, was für mich geſchieht! — Der Bäbe war der Ton, den der Burſch anſchlug, zu ernſthaft; ſie erwiderte munter und wohlwollend: Laſſen wir jetzt die Dummheiten Dummheiten ſein! Ich hab' dich nun einmal gern mit ſammt deinen Dummheiten! — Dem Burſchen gefiel dieſe Entgegnung ungemein; aber ſeine im Glück bereuende und nach Abſolution ſtrebende Seele ging unwillkürlich weiter. 's iſt merkwürdig, fuhr er fort, daß man ſo ſein kann, wie ich bin! Einmal iſt's mir, als könnt' ich Alles thun, und es müßt' mir Alles durchgehen! Und wenn's nun drum und dran kommt, läuft mir plötzlich Alles davon, und es iſt mir, als ob ich gar nichts könnt'! — Er hatte bei dieſer Selbſtbeurtheilung den Arm von dem Mädchen niederſinken laſſen auf den Schrein und ſchüttelte ſeinen Kopf ſo bedenklich, daß die Heitere faſt gelacht hätte. Sie fand es auch jetzt „merkwürdig, daß man ſo ſein konnte, wie er war", und verſetzte mit freundlicher Ungeduld: Mach dir doch keinen Kummer! Das ſind menſchliche Dinge, die du ſchon ablegen wirſt. — Ich hoff's, erwiderte Tobias; und Mühe will ich mir geben. Aber ich ſag' dir's voraus, Bäbe, ſo ſchnell wird das nicht anders werden. Es kommt über mich, wie ein großes Waſſer, auf einmal, ſo daß Alles erſäuft wird. — Uebertreib's doch nicht, entgegnete die Bäbe. So etwas ſteckt in jedem Menſchen, und es kommt nur darauf an — — Ja, fiel der unbeugſame Tobias ein, in mir ſteckt aber mehr davon, als in andern Menſchen. Red' mir's nicht aus und mach mich nicht beſſer als ich bin! Es iſt einmal ſo, und ich will nicht haben, daß man ſagt, ich ſei anders als ich bin. 's iſt mir halt angeboren, fuhr er mit einem Seufzer fort, und von Jugend auf hat man auch ſo gegen mich gehandelt, daß ich eben geworden bin, wie ich bin! Ganz wird das nie aus mir herauskommen!

Das Mädchen, deſſen Ungeduld bei dieſen Reden begreiflich gewachſen war, erkannte, daß ſie einen andern Ton anſchlagen mußte; ſie erwiderte reſolut: Nun, ſo mag's drin bleiben in dir! Wenn wir einmal Mann und Frau ſind, dann ſtehen wir zuſammen, und wenn's bei dir fehlt, dann bin ich da! — Ja, rief Tobias, das iſt auch mein Troſt! du biſt für mich geboren, und wenn ich dich hab', dann trau' ich mir ſelber etwas zu. Daß du mich nur magſt, das iſt das Wunderbare! Aber du biſt halt ein gutes, liebes Mädchen, — und haſt das beſte Herz in der ganzen Welt!

Während dieſer Erwiderung hatte er den Arm um ſie geſchlungen und ſtreichelte mit der andern Hand das Haar und die Wange der Geliebten ſo zärtlich als nur möglich. Gott ſei Dank, ſagte ſich dieſe erfreut, er wird wieder vernünftig! Und liebevoll entgegnete ſie: Warum ſoll das ein Wunder ſein, daß ich dich mag? Du biſt der beſte Menſch, der mir in meinem Leben vorgekommen iſt, und haſt mich ſo lieb und hältſt ſo viel auf mich — wo könnt' ich denn einen beſſern Mann finden, als dich? Und was du auch an dir haben magſt, ſieh, wenn ich jetzt die Wahl hätt' unter allen

Burſchen, die ich kenn', hier und anderwärts — ich würde nie und zu keiner Zeit einen Andern wählen, als dich!

Das war zu viel für den Schneider. Von einem Wonneblitz durchzuckt ſtand er auf, zog die Bäbe mit empor, und die Liebenden, für einander Geborenen, fielen ſich in überquellender Zärtlichkeit in die Arme und küßten ſich nach dem Bedürfniß ihres Herzens. Der Kopf des Tobias fing an zu wirbeln; im Rauſche der Glückſeligkeit ward jeder Blutstropf in ihm ein Mann; er fühlte ſich von einer Kraft und einem Muthe durchgoſſen, daß es ihm eine Kleinigkeit gedünkt hätte, nun ſeinerſeits die Geliebte zu tragen, wohin ſie wollte. Mit einer gewaltigen Stärke preßte er ſie an ſich, als wollte er ſie nie wieder loslaſſen; die Bäbe hauchte bittend: Tobias! und ſuchte ſeine Glut zu mäßigen —

In demſelben Momente pochte es an die Thüre. Das Liebespaar fuhr zuſammen, ſtand und horchte athemlos. Bäbe, rief es draußen. Das Mädchen, unwiſſend, was ſie antworten ſollte, ſchwieg. Bäbe! wiederholte es ſtärker. — Es war die Pfarrerin. — Hatte ſie etwas gehört? — bedurfte ſie ihrer ſonſt? — Was es ſein mochte: die Bäbe hatte ihre ganze Geiſtesgegenwart wieder. Nach einem ſchläfriggedehnten „Ah“, als ob ſie etwa erwachte, fragte ſie: Wer — ruft? — Ich, die Pfarrerin, — erwiderte es draußen. Kennſt du meine Stimme nicht mehr, oder biſt du noch im Schlaf? — Der Ton dieſer Worte hatte etwas Eigenthümliches, was der zur Bildſäule gewordene Tobias nicht herausfühlte, wohl aber das Mädchen. Es lag etwas Spottendes darin, was der Frau ſonſt nicht eigen war, und die Bäbe fühlte ſich bei dem Gedanken durchſchauert, daß ſie wiſſen oder ahnen könnte, wer bei ihr war. Trotzdem ſpielte ſie ihre Rolle beherzt fort. Ah ſo, rief ſie, indem ſie die Decke von dem Bette zurückſchlug, vor dem ſie ſtand, Sie ſind's! Befehlen Sie was? Soll ich aufſtehen? — Allerdings, war die Antwort, ich muß dich ſchon bitten! Der Herr hat einen Anfall von Huſten und kann nicht mehr einſchlafen. Geh hinunter und mach ihm den Thee! — Im Augenblick, Frau Pfarrerin. — In zehn Minuten komm' ich und hol' ihn! Sorg, daß Alles in Ordnung iſt bis dahin! — 's wird Alles recht werden! — Soll mich freuen, verſetzte die Pfarrerin und ging feſten Schritts zurück in die Schlafſtube.

Die Bäbe ſtand mit wogendem Buſen und glühenden Wangen da. Die Stimme der Frau hatte denſelben Klang behalten — ſie konnte faſt nicht mehr zweifeln, daß die Schlaue geſehen oder gehört hatte, was geſchehen war. Möglich, daß ſie ſich doch irrte, und daß nur das böſe Gewiſſen ſie den Spott heraushören ließ! — Möglich, aber nicht wahrſcheinlich! — Nach einem Moment der Ueberlegung faßte ſie einen Entſchluß nach dem Gebot ihres Argwohns — und ſie that wohl daran.

Die Pfarrerin wußte allerdings, wer im Hauſe war. Die gereizten Worte der Bäbe, mit denen ſie im Hausſtennen dem Burſchen ſeine Zaghaftigkeit verwieſen hatte, waren in ihr Ohr gedrungen und hatten ſie aus leichtem Schlummer erweckt. Sie beſaß ein feines Ohr, die kluge Pfarrerin, und indem ſie es anſtrengte, vernahm ſie ein Gewisper, das ſie die Sachlage augenblicklich errathen ließ. Sie ſtand auf, ging im Nachtkleid ſachte zur Thür und hörte, wie's die Stiege herauf kam und in den Gang einbog. Sie legte das Aug' ans Schlüſſelloch, wartend der Dinge, die da kommen ſollten, ungeſtört ſogar durch das Huſten des Gemahls. Und es ſetzte ſich wieder in Bewegung, und ſie ſah die ſeltſamſte aller Cavalcaden an ſich vorüberziehen! —

Im erſten Moment konnte ſie ſich nicht enthalten, das eigenthümlich Lächerliche derſelben und eine gewiſſe Freude über die Entdeckung zu empfinden. Aber dieſe Regung wich alsbald der Entrüſtung über die Dreiſtigkeit des Mädchens und über den ihrem Haus angethanen Schimpf. — Was ſollte ſie beginnen? Wenn ſie die Thür öffnete und das Paar überraſchte, verſuchte der Burſche zu entſpringen, es gab Lärm, und der Herr, den ſie ſich mindeſtens halb wach denken mußte, vernahm den Skandal! Er, der ſolchen Unfug gar nicht für möglich hielt, gerieth außer ſich, kam in Amtseifer — und der Skandal wurde öffentlich. Konnte ſie ſich aber ruhig verhalten und dem Leichtſinn, der Frechheit das Feld überlaſſen? Unmöglich! — Das Huſten des Gatten, das ſich endlich, wenn auch minder ſtark, erneuerte, gab ihr eine Idee. Sie trat an ſein Bett und ſagte: Du haſt's heut wieder ſtark, lieber Mann; ich will dir deinen Thee machen laſſen! — Der Pfarrer, durch die Anrede völlig munter geworden, glaubte, es wäre nicht mehr nöthig, weil es ſich ſchon gemindert habe. Die Frau drang aber ſo zärtlich in ihn, ſie hielt ihm die Nothwendigkeit, einem möglichen heftigern Ausbruch durch das erprobte Mittel zuvorzukommen, ſo lebhaft vor, daß er ſich fügte. Sachte verließ die Kluge das Schlafzimmer, über ihr Verfahren mit ſich einig. Sie wollte durch den Ton ihrer Stimme dem Mädchen zu verſtehen geben, daß ſie Alles mit angeſehen, und ihr eine Friſt beſtimmen, damit ſie in derſelben den Liebhaber aus dem Hauſe ſchaffte. Wurde ſie nicht verſtanden und blieb der Burſche, ſo wollte ſie ein anderes Mittel ausdenken, das Aergerniß nicht weiter gehen zu laſſen. — Wir haben geſehen, daß ſie verſtanden wurde.

Nach gefaßtem Entſchluß wandte ſich die Bäbe zu dem Burſchen. — Dieſer hatte in der kurzen Zeit die ſeltſamſte Reihe von Gefühlen durchlaufen. Als er in dem Zuruf die Stimme der Pfarrerin erkannte, wirkte dieſelbe, namentlich in der verſtärkten Wiederholung, wie ein Poſaunenſtoß des jüngſten Gerichts. Die Blutstropfen in ſeinen Adern, die noch eben krafterfüllt und angriffsmuthig wie Löwen ſich erhoben hatten, rannten und taumelten durch einander, wie eine vom Wolf angefallene Schafheerde; mit Mühe hielt er ſich aufrecht. Die Geiſtesgegenwart des Mädchens, das täuſchende Spiel des Aufwachens und Aufſtehens erfüllte ihn mit Staunen über ſolch unbegreifliche Geſchicklichkeit; er traute ſeinen Augen und Ohren kaum; aber ſeine Seele wurde erhellt durch einen Schimmer von Hoffnung, aus der ſchrecklichen Falle zu kommen, in der er ſich gefangen hatte, und ſeine Gefühle nahmen in dieſem Schein eine ruhigere Bewegung an. Es war möglich, daß er nicht als frecher Entweiher des Pfarrhauſes entlarvt und gebrandmarkt wurde! Es war möglich, daß er mit der Angſt davon kam, daß ihm die ärgſte Strafe erlaſſen wurde! Hatte er ungeſehen die Kammer erreicht, ſo konnte er auch ungeſehen den Hof und die Gaſſe erreichen! —

Der Abgang der Pfarrerin ſtärkte dieſe Hoffnung bedeutend. Um ſo inniger trachtete ſeine Seele nun, aus dem Hauſe zu kommen, und er war eben im Begriff, der Bäbe einen Vorſchlag zu machen, als dieſe zu ihm ſprach: Tobias, wir können nicht länger beiſammen bleiben, du mußt fort! — Sag nichts dagegen, ſetzte ſie hinzu, als dieſer ſich anſchickte, ſeine vollkommenſte Beiſtimmung auszudrücken, es geht nicht anders, du mußt aus dem Hauſe! — Ich hab' ja gar nichts dagegen, erwiderte der Schneider lebhaft; ich ſeh's ein, es geht nicht anders! — Das iſt mir lieb, verſetzte das Mädchen. Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie mit weicher, trauriger Stimme fort, indem ſie die Hand liebevoll auf ſeine Schulter legte: O Tobias, es iſt recht ſchade, daß wir nicht beiſammen bleiben können! Wir haben bis jetzt wenig Glück mit einander gehabt; aber ich hoff', es wird ſich eine andere Gelegenheit finden.

— Sie wird ſich finden, entgegnete Tobias. Aber jetzt — — Du haſt Recht, verſetzte die Bäbe, zog leiſe den Riegel zurück, öffnete die Thüre und ſagte mit einem Lächeln, das aber nicht umhin konnte, eine gewiſſe Schelmerei auszudrücken: So, jetzt nimm deinen alten Platz wieder ein, weil's doch nicht anders hat ſein wollen! — Tobias faßte mit einer Art von Gewandtheit Poſto, das Mädchen trat hinaus und ging vorwärts im Gang, leiſe, aufs Leiſeſte. Und der getragene Schneider gerieth zwar aufs Neue in Aufregung, wie ſie gegen die Thüre der Schlafſtube kamen, aber doch in eine gelindere, als beim Hinaufgehen. Als es die Stiege hinabging, wurde es ihm leichter und freier mit jeder Stufe.

An der Hausthüre machte das Mädchen Halt, ließ ihre Bürde langſam auf den Boden gleiten und öffnete die Thüre. Ihrer Meinung nach hatte ſich der Liebhaber in der zweiten Hälfte des Unternehmens doch ganz wohl benommen und ſeine anfängliche Zaghaftigkeit wieder gut gemacht. Als ſie ihn nun wiederum entlaſſen ſollte, ohne mit ihm zur Sache gekommen zu ſein und ſeine Seele durch Mittheilung ihres Plans beruhigt zu haben, fühlte ſie einen Antrieb, ihn zu entſchädigen; ſie umfaßte ihn und gab ihm einen Kuß voll inniger Zärtlichkeit, machte ſich auch nichts daraus, daß er ein wenig hörbar endete — was fragte ſie nach den Leuten? Dem Schneider hätte dieſer Kuß bei anderer Gelegenheit wunderſam gemundet; jetzt würdigte er ſeine Süßigkeit nur halb, denn noch immer waltete in ihm der Drang, hinauszukommen in die Freiheit! — Er gab der Geliebten raſch die Hand, ſagte Gutnacht und ſchritt vorſichtig über die Stufen in den Hof.

Die Bäbe ſchloß die Thüre, ging in die zu ebener Erde befindliche Küche, machte Feuer, und bei der Ankunft der Pfarrerin war der Thee fertig. Als ſie derſelben die Gefäße überreichte, glaubte ſie durch den Ernſt ihres Geſichts eine gewiſſe Schadenfreude durchblicken zu ſehen. Dies beſtärkte ſie in ihrem Argwohn, und ſie machte ſich auf eine bezügliche Anrede gefaßt. Die Pfarrerin ſagte indeß nichts als: Gut, nun kannſt du wieder zu Bett gehen, und entfernte ſich. Während der alte Herr trank, wandelte die Bäbe ſtill in ihre Kammer zurück; und nach Verfluß einer halben Stunde herrſchte die vollkommenſte Ruhe im Hauſe. Dem Pfarrer hatte der Thee die Wohlthat des Schlummers verſchafft, der Pfarrerin die gelungene Verhinderung des Aergerniſſes, der Bäbe ihre geſunde Natur und der Entſchluß, muthig Allem zu begegnen, was das Geſchick gegen ſie im Schilde führen mochte.

Anders endete das Abenteuer für den Schneider. Als dieſer durch das Hofthor unangefochten auf die Gaſſe gelangt war, athmete er tief auf und koſtete von Grund aus das Glück der Rettung. Daß das Aergerniß ſeines Betroffenwerdens bei der Pfarrmagd vermieden worden war, konnte er nicht dankbar genug bewundern und preiſen. Er ging vorwärts und ſog in durſtigen

Zügen die friſche Luft ein. Mit jedem Schritte fühlte er ſich ruhiger, geſicherter, glücklicher. Der abnehmende Mond ſchien ihm ins Geſicht; aber das unter gewiſſen Umſtänden ſo ſeltſam wirkende, tiefromantiſche Gefühle ins Innere ſchauernde Licht machte auf den Erlöſ'ten nur einen erfreulichen Eindruck.

In die Hauptgaſſe einbiegend und im Schatten der Gebäude hinſchlendernd, ward er frei von den letzten Spuren der Erregtheit, und ſeine Seele ging zurück in die Erlebniſſe des Abends. Er vergegenwärtigte ſich dieſe ſo deutlich, daß er ſie ordentlich wiedererlebte. Er kam an im Hof und im Pfarrhaus; er ward in die Kammer getragen; er ſaß neben der Geliebten auf dem Schrein! — Hier blieb die Phantaſie haften. Es war doch ſchön, als er ſo neben ihr ſaß! — und daß ſie ſo geſtört wurden, fatal, über alle Maßen fatal! — Am Ende — was hatten ſie denn vor? — Sie wollten ſich heirathen; und weil man ſie nicht zuſammenließ, wollten ſie berathen, was ſie zu thun hätten, um doch ans Ziel zu gelangen! — Kann man etwas Beſſeres thun, als ſich heirathen? — Wenn man ſich aber heirathen will, dann muß man doch nothwendig vorher ein paarmal zuſammen kommen und mit einander reden, und zwar allein und ungeſtört mit einander reden! —

Als ſeine Gedanken dieſen Lauf genommen hatten, fand es Tobias ſchwer begreiflich, daß die Menſchen zweien Liebenden aus ihrem heimlichen Zuſammenſein ein Verbrechen machen wollten. Ja, er fand es impertinent und lächerlich. Daß man ſich heirathe, und zwar aus Liebe heirathe, das verlangt man! Wenn aber dann Zwei, die ſich gern haben, das thun, was nothwendig geſchehen muß, damit das Heirathen vor ſich gehen kann, dann ſoll das eine Miſſethat ſein, als ob man einen hätte umbringen wollen! — Ein offenbarer Unſinn! —

Unſer Burſche, auf dieſer Höhe der Betrachtung angelangt, empfand die von den Liebenden aller Zeiten beklagte Anmaßung der Welt ſo tief — er war von der Wahrheit, daß andere Leute hier eigentlich gar nichts drein zu reden haben, ſo gänzlich überzeugt, er war ſo voll von ſeinem Recht, die Bäbe zu lieben und zu ihr zu gehen und glücklich zu ſein, daß er ſich nicht mehr begnügen konnte, bloß ſtille Gedanken zu bilden, ſondern laut und mit kräftiger Betonung ausrief: Donnerwetter! ich möcht' wirklich wiſſen, wen das was anging'!

Auf einmal bekam er von hinten eine Ohrfeige, daß ihm für den Moment Hören und Sehen verging. Raſch folgten zwei andre nach, und eine Stimme voll Wuth und Hohn rief: Da, du Racker! Ich will dir zeigen, wen das was angeht! — Es war der alte Schneider. —

Tobias, durch die Stimme wieder zu ſich gebracht, fühlte über die erlittene Beſchimpfung einen Zorn, der ſogar über ſeinen Schrecken Herr wurde; ſich ſchnell umdrehend, ſtreckte er dem Alten, der die Hand wieder erhob, den Arm entgegen, ſtieß ihn ſeinerſeits unter das Kinn und rief ergrimmt: Ich bin kein Bub' mehr! Ich laß' mich nicht ſchlagen! — So, rief der Alte, durch dieſe Abwehr völlig raſend gemacht, du läßt dich nicht ſchlagen? Das wollen wir ſehen! — Und, ſeinem tiefſten Gefühl nach doppelt und dreifach zu einer exemplariſchen Abſtrafung berechtigt, fiel er über den rebelliſchen Sohn her, faßte ihn, warf ihn zu Boden und zerdroſch ihn aufs Jämmerlichſte. Tobias, von der ungeheuern Uebermacht bewältigt, konnte nichts thun, als in ohnmächtigem Grimm und Schmerz dumpf ſtöhnen — und leiden als der ärmſte aller Menſchen. —

Der alte Schneider hatte in der Freude ſeines Herzens im Wirthshaus fortgetrunken und war bis nach elf Uhr geblieben. Als er gemüthlich heimging, begegnete ihm ein junger Menſch, der mit ihm verwandt war, und den er in ſeinem Behagen ſcherzend fragte: Nun, Hans, was ſtreichſt denn du noch auf der Gaſſ' herum? Kriegt etwa die Ev' noch eine Viſit'? — Das könnt' ich nicht ſagen, Vetter, entgegnete der Burſch, indem er ihm ſpöttiſch lächelnd ins Geſicht ſah; es ſind nicht alle Leut' ſo keck, wie Euer Tobias! Wißt Ihr, wo der iſt? — Nun, verſetzte der Schneider, ich kann mir's denken. Er macht's halt wie die Andern! — So? erwiderte der Burſch, es iſt Euch alſo recht, Vetter, daß er zu der Pfarrmagd geht?

Was, rief der Schneider auffahrend, bei der Pfarrmagd iſt er? — Allerdings; ich hab's mit meinen eigenen Augen geſehen, wie ſie ihn zur Hausthür hineingelaſſen hat! — 's kann nicht ſein, ſchrie der Alte. Du haſt dich verſehen! — Nun, entgegnete der Burſche ruhig, Ihr könnt ja paſſen, bis er wieder herauskommt — wenn's Euch nicht zu lang dauert. Gutnacht, Vetter! Er ging behaglich weiter. Der Alte war durch den Gedanken, von dem Sohn aufs Neue und mit ſo ausſtudirter Tücke genarrt zu ſein, faſt bis zur Sinnloſigkeit aufgebracht. Er faßte den Entſchluß, auf den Schändlichen zu warten, wenn er auch bis zum lichten Morgen warten und daſtehen ſollte, und ihm dann das Bad ordentlich zu geſegnen.

Doch es ging beſſer, als er dachte. Ueberraſchend bald ſah er von der Ecke der Haupt- und der Quergaſſe, wo er ſich aufgeſtellt hatte, Tobias aus dem Pfarrhof ſchleichen, wodurch ſeine Wuth freilich nicht gemindert wurde. Er eilte voraus, ſtellte ſich in einem Winkel hinter ſeinem Nachbarhaus auf und lauerte mit geballten Fäuſten, um auf ſein Schlachtopfer hervorzuſtürzen.

Er ſchlug, bis der Zorn in ihm völlig ſatt war — mehr als genug für Tobias. Als er endlich nachließ, erhob ſich der Gezüchtigte mit Mühe und ſtieß, vor Wuth und Scham heulend, die Worte aus: Das iſt ſchändlich! Ich geh' nie mehr in dein Haus! Fort! Laß mich fort! — Du gehſt mit mir, verſetzte der Alte mit dem Tone der Allgewalt, faßte ihn mit ſeiner Rechten, wie mit einem eiſernen Haken, und zog ihn mit ſich. Anfangs ſtemmte ſich der Arme, dann ließ er ſich zerren, und endlich ging er wie ein Lamm ins Haus. Todtmüde, in jedem Betracht gemartert und zerſchlagen, hatte er kein anderes Verlangen mehr, als zu Bette zu gehen, und tappte und taumelte in ſeine Kammer. Nachdem er noch eine Weile ſchmerzlich athmend ſein ganzes Elend empfunden hatte, erbarmte ſich der Schlaf über ihn und tauchte ihn und ſein Leid ins Meer der Bewußtloſigkeit.

## VI.

Es giebt Menſchen, denen Alles hingeht; ſie wagen unbedenklich das Keckſte, und es gelingt ihnen; ſie greifen rückſichtslos durch, ohne ſich im Geringſten um die Anſprüche Anderer zu kümmern, und werden nicht zur Rechenſchaft gezogen. Während ihre Ueberſchreitungen ohne Ahndung bleiben, iſt ihre Kühnheit zuletzt mit Genuß und Ruhm gekrönt. Müßten ſie Strafe leiden, ſie würden ſich nichts daraus machen — aber ſie werden nicht geſtraft; es iſt, als ob ſie einen Freibrief erhalten hätten oder die ausübende Macht der Gerechtigkeit Scheu trüge, ſich mit ihnen einzulaſſen.

Andere dagegen verfolgt die Nemeſis unerbittlich. Die geringſte Abweichung von der Linie des Geſetzes wird gerächt; eine kleine Schelmerei wird als Vergehen, ja als Verbrechen behandelt; erdreiſten ſie ſich aber einmal eines kühnern Wagniſſes, dann wirft die Göttin, gleichſam empört über ſolche Anmaßung, ihre ſchärfſten Geſchoſſe gegen ſie und ſtürzt ſie erbarmungslos in den Abgrund der Schmach und der Schmerzen. Und ſie begnügt ſich nicht mit der einmal verübten Rache; ſie läßt aus dem Leid ſich Leid erzeugen, ſie weidet ſich an dem Opfer und ſcheint der Verfolgung gar nicht ſatt werden zu können. —

Tobias ſchlief ununterbrochen bis zum hellen Morgen. Als er erwachte, hatte er ein dumpfes Gefühl von körperlichem und geiſtigem Weh. Er erinnerte ſich, die Erlebniſſe der vergangenen Nacht traten vor ſeine Seele bis zum letzten, und die erlittene Schmach ging ihm ſiedendheiß durch den Leib. Er athmete ſchwer und ſah, aufs Tiefſte gekränkt und gequält, vor ſich hin.

Von den Empfindungen, die in ſchmerzender Verwirrung durch ſeine Seele gingen, blieb zuletzt eine ſtehen. Er hatte etwas erfahren, das ſich Niemand gefallen laſſen darf, wenn noch ein Funke von Ehrgefühl in ihm iſt. Eine ſolche Behandlung durfte nicht mehr vorkommen, er durfte ſie nicht dulden — und wenn Alles zu Grunde ging! — Aus der Pein und der Entrüſtung erhob ſich ein Geiſt des Trotzes in ihm; ein Durſt nach Rache erfaßte ihn, und er befriedigte ſein Gemüth nur durch den feſten Entſchluß: nun auf keinen Fall nachzugeben, ſondern der Bäbe treu zu bleiben, und wenn ſich die ganze Welt darüber zu Tod ärgerte!

Das Aergſte war geſchehen. Der Vater hatte ihn gezüchtigt wie einen Buben, hatte ihn über alle Begriffe ſchmählich tractirt. Was konnte ihm jetzt noch widerfahren? Was hatte er noch zu verlieren? — Jetzt ging's in Einem hin, was noch geſchah. Auf etwas mehr oder weniger Schande, und auf etwas mehr oder weniger Schläge kam's jetzt nicht mehr an.

Die Wahrheit war an den Tag gekommen und nicht mehr zu vertuſchen. Keine Ausrede, keine Lüge half mehr. Jetzt galt es, bei der Wahrheit zu bleiben und auszuhalten und gradaus vorwärts zu gehen.

Für ihn gab es jetzt nur noch Eine Pflicht in der Welt. Die Leute hatten ihren Spott mit ihm und ärgerten ihn; der Vater und der Bruder verachteten ihn und thaten ihm Böſes an, ſo viel ſie konnten; nur die Bäbe hatte ihn gern — ſie hielt Alles auf ihn und ſchätzte ihn ſo hoch mit allen ſeinen Fehlern. Sie war die einzige Seele, die's wirklich gut mit ihm meinte — die einzige auf der ganzen Welt! Von ihr nicht zu laſſen, ihr anzuhangen und ihr alles Liebe und Gute zu thun, was er nur vermochte, das war das Einzige, was er jetzt noch zu thun hatte.

Thränen füllten die Augen des guten Burſchen, als er in der Hülle und Fülle ſeiner Schmach an die Liebe der Bäbe dachte, an die Freundſchaft und die Güte, die ſie ihm bis jetzt bewieſen hatte. In der Rührung ſeines Herzens erneuerte er das Gelöbniß der Treue mit feierlichen Betheuerungen und faßte wiederholt den Entſchluß, um ihretwillen Alles zu dulden, was der Teufel ihm auch noch anthun mochte! Und nun, in dieſer Verfaſſung, ſchämte er ſich nur der Scham und der Furcht vor den Leuten. Daß er im Pfarrhauſe ſolche Angſt hatte, und daß er ſo froh war, es im Rücken zu haben, — das war elend von ihm! Die Bäbe riskirte ſo viel für ihn, und er ſelbſt wollte nur immer gut wegkommen und trachtete, wenn's gefährlich wurde, nur immer danach, weit davon zu ſein! Nicht dafür, daß er den Vater angelogen, wohl aber für dieſes ſchlechte Benehmen hatte er die Schläge gar wohl verdient.

Solche Gedanken und Empfindungen übten ſchließlich auf den Burſchen eine tröſtende, ſtärkende Wirkung. Der Vorſatz, unbedingt Alles auszuhalten um der Geliebten willen, und das Gefühl, ihrer dadurch immer würdiger zu werden, warfen einen veredelnden Schein auch auf die bisher erduldete Schmach; ſie beruhigten ihn und gaben ihm Haltung, ſogar eine Art von Würde. — Er kleidete ſich an und ging hinunter in die Stube.

Bei dem Vater, der auf der Bank ſaß, ſtand die Walpurg; Tobias konnte, ohne ſich etwas zu vergeben, guten Morgen ſagen, und er that es mit ruhigem Ernſt, und möglichſt in der hergebrachten Weiſe. Die Haushälterin dankte freundlich, und ſogar der Alte gab mit geſchloſſenen Lippen eine Art Laut von ſich, der als eine Erwiderung gelten konnte. Man rief den Kaſpar von der Kammer und aß die Morgenſuppe.

Der alte Schneider, als er frühmorgens neben dem ſchnarchenden Kaſpar erwachte, hatte doch eine gemiſchte Empfindung gehabt. Der Sohn hatte eine Züchtigung verdient, das war augenſcheinlich; aber die Art, wie er ſie ihm angedeihen ließ, war doch ſehr ſtark. Er hätte ihm ein Glied abſchlagen können und mußte jetzt nur froh ſein, daß es nicht geſchehen war. Ein verwünſchter Handel, und ein Elend, ſo einen Menſchen zum Sohn zu haben! — In den Tiefen ſeiner Seele über den Ungehorſam und den Betrug entrüſtet, andererſeits aber von der Thatſache erfüllt, daß er's ihm doch infam eingetränkt habe, wußte er jetzt nicht recht, was er thun ſollte, und griff auch ſeinerſeits zu dem Auskunftsmittel, ſeine Gefühle hinter tiefernſten Mienen zu verbergen.

Daß der Alte und Tobias „ſolche Geſichter machten", fiel der Walpurg auf; allein ſie hatte, im erſten Schlafe liegend, von dem Auftritt auf der Gaſſe ſo wenig vernommen wie Kaſpar, und wenn ſie nun auch denken mußte, daß die Beiden wieder einen Stuß mit einander gehabt, ſo war ihre Seele doch weit entfernt, die Wahrheit zu errathen.

Nachdem die Löffel am Tiſchtuch abgewiſcht und in die Tiſchlade gelegt waren, ordnete der Vater die Arbeiten des Tages an, und die ganze Familie begab ſich auf die Wieſe. Hier führte Tobias ſeinen Theil regelmäßig aus, indem er den Ernſt und die würdige Ruhe, die er angenommen hatte, zu behaupten wußte. Der Alte, nachdem er ihn einmal prüfend von der Seite angeſehen, ſchüttelte den Kopf. Er begriff nicht, wie der Burſch zu einem Geſicht kam, das mit ſich und ſeinem Schickſal zufrieden ſchien. Er hatte gemeint, er würde heute noch viel ſchlimmer ausſehen, als nach dem Auftritt im Garten; und jetzt ſchien er völlig getröſtet zu ſein! Sogar eine geſunde Farbe hatte er und bewegte ſeine

Glieder ganz leicht — an nichts konnte man ſehen, was ihm geſtern paſſirt war. — Nach dem letzten Gedanken erhellte ſich übrigens das Geſicht des Alten mit einem eigenen Lächeln. Es war ihm eingefallen, daß er nach den erſten Ohrfeigen dem zu Boden Geworfenen hauptſächlich die Schultern und den Rücken der ganzen Länge nach bearbeitet hatte und demgemäß die Folgen der Züchtigung von den Kleidern bedeckt ſein mußten. —

Während in der Schneiderfamilie die Beziehungen ſo hinliefen, hatte im Pfarrhauſe eine entſcheidende Scene Statt.

Die Bäbe war früh aufgeſtanden und zur Bereitung des Frühſtücks in die Küche gegangen. Das Bewußtſein, ſich etwas Ungewöhnliches herausgenommen zu haben und deßwegen zur Rede geſtellt werden zu können, äußerte ſich in einer eigenen Miſchung von Ergebung und Gefaßtheit. In ihrem Bette erwachend, hatte ſie die Vorgänge der geſtrigen Nacht erwogen, und es war ihr möglich, ja wahrſcheinlich vorgekommen, daß die Pfarrerin nichts Beſtimmtes wußte, ſie nicht wirklich geſehen, ſondern nur etwas gehört und etwas geargwöhnt hatte. In dieſem Falle war ihr nicht nur im eigenen Intereſſe, ſondern auch um des Geliebten willen ein beſtimmtes Benehmen vorgezeichnet, und ſie beſchloß es genau einzuhalten.

Wie ſie dem geiſtlichen Ehepaar den Kaffee in die Stube brachte, grüßte ſie wie ſonſt, und nur die Pfarrerin, deren Augen durch Einſicht geſchärft waren, bemerkte im Ton eine größere Weichheit und im Geſicht einen Schein von Wehmuth. Der alte Herr war aufgeräumt. Er befand ſich körperlich wohl, und in dieſem Zuſtand war er nicht nur munterer, ſondern auch noch gutmüthiger als gewöhnlich, namentlich aufgelegt, Andere durch Lob zu erfreuen. Mit der würdigen Freundlichkeit eines Herrn und Seelenhirten begann er: Der Thee iſt dir geſtern gerathen, Bäbe; er iſt mir ganz gut bekommen; ich habe vortrefflich darauf geſchlafen, und vom Huſten iſt keine Spur mehr da. — Mit einem Erröthen, das der Geiſtliche für die Wirkung ſeiner Anerkennung nahm, erwiderte das Mädchen: Das freut mich, Herr Pfarrer! Mühe hab' ich mir gegeben! — Haſt aber auch aufſtehen müſſen, fuhr der alte Herr fort, aus dem erſten Schlaf! — O, verſetzte die Bäbe, das iſt meine Schuldigkeit. Und für den Herrn Pfarrer würd' ich mit Freuden ganze Nächte durch wachen, wenn's ſein müßt'! — Durch dieſe Huldigung befriedigt, nickte der Geiſtliche, während die Pfarrerin mit ſonderbaren Augen vor ſich hinſah.

Nach dem Frühſtück begab ſich der Herr in ſeine Studirſtube, recht erheitert durch den Gedanken, daß es eben doch noch gute, wackere, aufmerkſame Leute und treue Dienſtboten gebe. — Die Pfarrerin dagegen ſagte zu der Gerühmten, als ſie das Geſchirr hinaustragen wollte: Ich hab' mit dir etwas zu reden, Bäbe. — Das Mädchen ſtellte das Kaffeebrett wieder auf den Tiſch und bot Alles auf, den Effect dieſer Worte auf ihr Gemüth nicht ſichtbar werden zu laſſen. Die Frau ſtellte ſich vor ſie hin, ſah ſie an und begann: Nun, ſagt dir dein Gewiſſen nichts? — Mein Gewiſſen? entgegnete die Bäbe mit großer Verwunderung. — Ich ſollt's meinen, verſetzte die Frau. Und mit ſtrengem Ausdruck fuhr ſie fort: Du haſt geſtern Nacht einen Burſchen ins Pfarrhaus gelaſſen! Das Mädchen zuckte unmerklich, faßte ſich aber im Moment und ſchien höchlich überraſcht und ſchmerzlich befremdet zu ſein. Mit der Miene einer unbegreiflich Angeklagten erwiderte ſie: Frau Pfarrerin, wie können Sie denken — — Läugn' es nicht, unterbrach ſie die Frau; ich weiß es! — Noch hielt die Bäbe Stand. Die Sorge für den Geliebten und für ihr Verhältniß ſchien ihr eine viel höhere Pflicht zu ſein als Aufrichtigkeit, und muthig antwortete ſie: Ach, Frau Pfarrerin, das muß Ihnen geträumt haben! So wahr ich — — Schweig, ſprach dieſe mit heftigerm Ton, und lüg nicht! Ich habe es durchs Schlüſſelloch mit meinen eigenen Augen geſehen, wen du in deine Kammer getragen haſt. — Das machte freilich dem Läugnen und zunächſt auch dem Reden ein Ende. Von Röthe übergoſſen, mit athmendem Buſen, aber trotzdem noch mit einer gewiſſen Haltung ſtand die Entlarvte da und ſchwieg. Bekenn es, rief die Pfarrerin gebieteriſch, mit leuchtenden Augen, — oder du mußt mir im Augenblick aus dem Haus! —

Nun ſah die Bäbe den Moment gekommen, wo die Verſicherung der Unſchuld nicht mehr am Ort, vielmehr ein offenes Bekenntniß in jeder Hinſicht erfordert war. Mit reuigem Geſicht, mit feuchten Augen und weichem Ton begann ſie: Frau Pfarrerin, ich will's Ihnen geſtehen, ich hab' mich vergangen und bitte Sie um Verzeihung! Aber mein Fehler iſt nicht ſo groß, wie Sie vielleicht denken. Der Tobias hat mich gern in allen Ehren, er will mich heirathen, aber ſein Vater will's nicht leiden, und wir haben eben keine andre Gelegenheit gewußt, wo wir uns ruhig über dieſe Sache berathen können. Sie dürfen mir's glauben, Frau Pfarrerin, es iſt nichts geſchehen — — Ich glaub' dir's ſchon, fiel die Frau ein, indem ein kaum merkbares Lächeln um ihre Lippen ſpielte. Mit erneuter Strenge fuhr ſie dann aber fort: Was du gethan haſt, iſt unrecht genug. Wenn es nun der Herr geſehen hätte? Du kennſt ihn. Dieſer Unfug in ſeinem Haus wäre für ihn die größte Kränkung geweſen — er hätte vor Zorn und Kummer gar nicht gewußt, was er anfangen ſollte. Und wenn's nun Jemand anders geſehen hätte, und es würde bekannt, daß die Pfarrmagd des Nachts Liebhaber zu ſich einläßt — was würde man im Dorf ſagen, und was würde man von uns denken? — Das Mädchen war durch dieſe Worte ernſtlich getroffen, und mit aufrichtiger Bewegung erwiderte ſie: Ach ja, Frau Pfarrerin, ich ſeh's ein, ich hab' recht gefehlt! Aber man überlegt halt nicht Alles! — Das ſeh' ich, entgegnete die Frau. Nach kurzem Bedenken ſagte ſie: Nun horch! Ich will kein Aufſehen machen und kein Gerede veranlaſſen. Du bleibſt bis zum Ziel und ſuchſt dir unterdeſſen einen andern Dienſt — in einem andern Ort. Die Bäbe ſah wehmüthig ergeben vor ſich hin. Ich ſeh's ein, daß Bitten mir jetzt nicht mehr helfen würden. Es ſoll geſchehen. — Bis dahin, fuhr die Pfarrerin fort, kommt ſo etwas in meinem Hauſe nicht mehr vor. — O Frau Pfarrerin, rief das Mädchen, ich verſprech' Ihnen — — Ich will ſchon auch ſelber ſorgen, verſetzte die Frau. Der Hausſchlüſſel bleibt künftig in meiner Verwahrung. — Ein leichtes ſchmerzliches Lächeln flog über die Züge der Magd, die aber alsbald ruhige Faſſung zeigten.

Die Pfarrerin fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: Es iſt mir unlieb, daß ein Mädchen, die durch mich ins Dorf gekommen iſt, einen jungen Burſchen verlockt und Unfrieden in eine Haushaltung gebracht hat. Der alte Schneider will ſeinen Sohn mit der Tochter des Bachwebers verheirathen — ich weiß es von guter Hand. Und nun kommſt du und machſt den Sohn ungehorſam gegen den Vater und ſtifteſt Händel an zwiſchen ihnen! Du würdeſt wohl daran thun, dieſen Liebeshandel ganz und gar aufzugeben. Der Eber iſt nicht der Mann, dem Tobias ſeinen Willen zu laſſen, und Der, obwohl er geſtern gezeigt hat, daß er auch frech ſein kann, wird nicht im Stande ſein, etwas gegen ihn durchzuſetzen. Du ſollteſt das einſehen und den jungen Menſchen überhaupt gehen laſſen, nicht nur ſo lange du noch bei mir biſt, wo ſich's von ſelber verſteht! — Frau Pfarrerin, erwiderte die Bäbe mit beſcheidenem Ernſt, nehmen Sie mir's nicht übel — aber das kann ich Ihnen nicht verſprechen. Ich will Alles thun, was Sie verlangen. Ich will dem Tobias nicht nachgehen, und in das Pfarrhaus und in den Pfarrhof ſoll er um meinetwillen nicht mehr kommen. Aber wenn er mich zum Weib haben will, dann kann ich nicht zu ihm ſagen: geh und heirathe die Weberstochter, weil's dein Vater verlangt! Der Vater meint, weil die Andere mehr Geld hat, darum wär' ſie beſſer. Aber ich kann etwas, das auch Geld werth iſt, und es iſt ſehr die Frag', ob er mit mir nicht weiter kommt, als mit der Andern, — von der Lieb', die er nun einmal zu mir hat, gar nicht zu reden. Ich muß mir jetzt Alles gefallen laſſen, was mir geſchehen iſt; aber was mein Verhältniß zum Tobias angeht, Frau Pfarrerin, da will ich nichts dran ändern, weder ſo noch ſo. Vielleicht geht's doch noch anders, als man jetzt denkt! — Die Frau verſetzte: Ich kann dich nicht zwingen, meinen Rath anzunehmen, und will mich in deine Angelegenheiten nicht miſchen. Handle, wie du's vor deinem Gewiſſen glaubſt verantworten zu können. Aber ſo lang du bei mir biſt, kommſt du mit dem Burſchen nicht mehr zuſammen, weder im Pfarrhaus noch anderswo. Das verlang' ich von dir. Später kannſt du's halten, wie dir's beliebt. — Nach einem Moment ſetzte ſie hinzu: Trag das Geſchirr jetzt hinaus — die Sache iſt abgemacht.

Die Bäbe ergriff das Kaffeebrett und wollte die

Stube verlaſſen. Noch eins! rief die Frau. Ich brauch' dir nicht erſt zu ſagen, daß von dem, was paſſirt iſt, nichts bekannt werden darf! — O, antwortete das Mädchen, ich habe keine Urſach', davon zu reden! — Aber der Burſch? — Der wird nicht davon ſchnaufen, erwiderte die Bäbe mit halbem Lächeln; dafür ſteh' ich gut. — Um ſo beſſer, verſetzte die Frau. Dann können wir hoffen, daß es für jetzt aus iſt. —

Der alte und der junge Schneider gingen den ganzen Tag um einander herum, indem ſie nur das Nöthigſte mit einander ſprachen und dabei möglichſt vermieden, ſich ins Geſicht zu ſehen. Beim Abendeſſen war die Familie ſtumm: jedes machte ſich ſeine Gedanken. Das Geſicht des Alten drückte Unſchlüſſigkeit und Unzufriedenheit aus; man ſah, daß ihn etwas plagte. Nach dem Tiſchgebet ging er in den Hof, Kaſpar folgte, die Walpurg begab ſich in die Küche, und Tobias war allein. Von der Arbeit müde, lehnte er ſich in eine Ecke und gab ſich ſeinen Gedanken hin. Er hatte eine Empfindung, die faſt ans Angenehme ſtreifte. Mit ſeinem Verhalten den Tag über konnte er nur zufrieden ſein. Er war nicht davon gelaufen — was er ſchon der Bäbe wegen nicht durfte! — aber er hatte ſich nicht ſchwach gezeigt, und es war ihm, als ob jetzt der Alte ſich ſchämte und ſich vor ihm ſcheute. Die Sache konnte nun von ſelber eine ganz andere Geſtalt bekommen. Und wenn das geſchah, war ihm doch eigentlich aus den Schlägen das Heil erwachſen! — Allerdings war die

Lage, in der er ſich befand, noch ungewiß und dunkel; aber in das Dunkel fiel der Schein begründeter Hoffnung, und darum füllte ſein Herz ein düſterwohles Gefühl, dem er ſich in der Dämmerung gern hingab.

Aus dem traumhaften Zuſtande weckte ihn der alte Schneider, der allein zurückkam. Dieſem war es ſchon ſeit einigen Stunden im Kopf herumgegangen, daß die Sache ſo nicht bleiben könne, und daß er mit dem Burſchen reden müſſe, um zu ſehen, wie ſie nun eigentlich mit einander ſtänden. Einen Theil des Tages hatte er wirklich Scheu getragen, den wunden Punkt zu berühren; aber nach und nach war ihm das Gefühl der väterlichen Gewalt wiedergekommen; er ſagte ſich, daß dem Burſchen geſtern nur recht geſchehen ſei, und daß er das begonnene Werk, wenn auch mit andern Mitteln, heute fortſetzen müſſe.

Als er den Sohn in der dunkelnden Stube ſah, ſchien ihm der rechte Moment gekommen. Durch keine Erinnerung mehr befangen, trat er gegen ihn vor und ſagte: Es iſt gut, daß ich dich allein treff'. Wir Zwei haben noch was mit einander auszumachen. — Tobias erhob etwas betroffen den Kopf; aber die Wirkung der Anrede war nicht, wie ſie der Vater erwartete. Mit einem gewiſſen Humor erwiderte der Burſche: So? Noch was? — Der Alte, die Entgegnung verſtehend, lächelte ſpöttiſch. Du meinſt, verſetzte er auf ihn herabſehend, ich wär' ſchon fertig mit dir? — Allerdings! antwortete der Sohn. Vorderhand hätt' ich gemeint —.

— Weder vorderhand noch nachderhand, unterbrach ihn der Alte mit Schärfe. Was dir geſtern paſſirt iſt, das iſt nur die Strafe geweſen für deine unverſchämte Heimtücke. Hat man je ſo was geſehen? Mir ſagen, daß es mit der Perſon aus ſei, zum Schein folgen, zur Sibylle gehen und ums Haus herum zur Pfarrmagd ſchleichen — iſt das nicht ſchändlich? — Du willſt's ja nicht anders haben, entgegnete Tobias ſeinerſeits anklagend. Du weißt, daß ich die Sibylle nicht mag, und doch nöthigſt du mich zu ihr hin und willſt mich freſſen, wenn ich nicht gleich geh'! Was bleibt mir da anders übrig, als dir was vorzumachen? — Sauber, das muß ich ſagen! erwiderte der Alte. Alſo wenn der Vater nicht gleich thut, was der Sohn in ſeiner Dummheit verlangt, dann darf ihn der für'n Narren halten und an der Naſe herumführen? — Er kann eben dann nicht anders, verſetzte Tobias, und es geſchieht eben! — Halt's Maul, rief der Alte entrüſtet, und laß das einfältige Geſchwätz! — Nach einer Weile fuhr er fort: Ich habe alſo doch recht gehabt neulich: die Perſon iſt wieder an dich gekommen, trotz ihrem Schimpfen? Der „miſerable Kerl" iſt ihr nun wieder gut genug? Das iſt die rechte Waar'! — Die Bäbe, entgegnete Tobias mit dem Ernſt eines verletzten Gemüths, hat gehandelt wie ein braves Mädchen. Sie hat mir verziehen, weil ſie erfahren hat, daß ich ihr im Herzen doch treu geblieben bin, wie's auch wahr iſt. Die Bäbe iſt das beſte Mädchen von der Welt, ſie hat mich lieb, ſie thut Alles für mich — ſie allein meint's gut mit mir, ſonſt Niemand. Und das Mädchen laſſ' ich nicht, die muß mein Weib werden, und wenn die ganze Welt des Teufels wird. Ich laſſ' mir's nun einmal nicht nehmen, ich thu's nicht anders — und damit Punktum!

Der Alte hatte dieſe Rede, in welcher ſich Tobias zum Gipfel des Muthes und Trotzes hinaufſteigerte, mit einer Anwandlung von Schrecken gehört, wie man ihn empfindet, wenn man Jemand plötzlich gegen alle bisherige Gewohnheit und Natur handeln ſieht. Er betrachtete ihn mit immer größer werdenden Augen von oben bis unten, und nur durch Schnaufen erleichterte er ſein Herz. Endlich fand er Worte und rief: Dahin iſt's gekommen! Ich hab' dir alſo die Narrheit noch nicht ausgetrieben? — Im Gegentheil, erwiderte der jetzt im Zuge befindliche und von der Wirkſamkeit ſeines Verfahrens überzeugte Burſch, hineingetrieben haſt du's in mich, nicht ausgetrieben! — Das war zu viel — es war nicht nur Trotz, ſondern Hohn! Bebend vor Zorn ſtellte ſich der Alte vor den Rebellen hin und rief: Jetzt horch, ich will dir was ſagen! Ich hab' dir geſtern gezeigt, wie man's ungerathenen Buben macht, auch wenn ſie ſo alt ſind, wie du biſt. Aber das iſt noch nicht das Beſte geweſen, ich kann's noch ganz anders! Und wenn du mich erzürnſt —! Seine rechte Hand ballte ſich und ſeine Augen ſprühten Feuer, als ob er den Burſchen verbrennen wollte. Dieſer, der ſich erhoben hatte, entgegnete jedoch feſt und nachdrücklich: Du biſt mein Vater, du biſt ſtärker als ich, und du kannſt mich ſchlagen. Ich kann nichts dagegen thun und muß es mir gefallen laſſen. Aber das ſag' ich dir: wenn du mich todtſchlägſt, laſſ' ich die Bäbe nicht! Dann erſt recht nicht! — Dies war mit einem Ausdruck von Märtyrer-Entſchloſſenheit geſprochen, daß der Alte erſtarrte und verſtummte. Er ſah ihn an wie einen, mit dem's nicht richtig iſt, gegen den man aber ebendeßwegen vorderhand nichts machen kann, und erwiderte nur: Gut, das wollen wir ſehen! — Und Tobias verſetzte keck: Ja, das wollen wir ſehen!

Die Walpurg erſchien mit der brennenden Ampel — eine Unterbrechung, die dem Alten lieber war, als dem Sohn. Das Weib machte ein ſonderbares Geſicht. Sie hatte die zankenden Stimmen gehört und war halb aus Neugierde, halb um einen ſchrecklichen Auftritt zu verhindern, in die Stube gegangen, ſtellte ſich aber nun, als ob ſie von nichts wüßte. Sie ſuchte den Alten durch häusliche Fragen auf andere Gedanken zu bringen, verlor die Geduld nicht, als dieſer ſie anſchnauzte, und erlangte es endlich, daß er ihr Gehör gab. Nach einer Weile erhob ſich Tobias, der ſich wieder geſetzt hatte, wünſchte gelaſſen und wohlwollend Gute Nacht und ging in ſeine Kammer.

Ein erhebendes Gefühl durchdrang ihn. Er hatte mit ſeinem Vater gekämpft und — geſiegt. Er hatte nichts mehr verheimlicht, ihm nichts vorgeſpiegelt, ſondern ganz ehrlich Alles geſagt, wie's war — und der

Alte hatte nichts darauf machen können! — Sinnend ſtand er da, plötzlich glänzte er in einem Lächeln, wie ein Menſch, der aufs Angenehmſte überraſcht iſt. Was die Bäbe von ihm verlangt und er für ganz und gar unthunlich gehalten, das war ja nun doch geſchehen — und ohne daß er's drauf angelegt hatte! Er hatte dem Vater geſagt: die Sibylle mag ich nicht, ich will die Bäbe — und der Vater hatte zwar gethan, als ob er ihn freſſen wollte, aber es zuletzt doch ſchön bleiben laſſen! — Ja, die Bäbe hatte Recht, die war geſcheidt und kannte die Menſchen! Aber er hatte ſich auch viel beſſer benommen, als er ſich's zugetraut: er war denn doch der armſelige Kerl nicht, für den er ſich ſelber gehalten, ſondern es ſteckte noch was ganz Anderes in ihm! — Der Anfang war gemacht, er war auf dem rechten Weg, und nun ging's weiter ans Ziel — da war kein Zweifel mehr.

Er legte ſich vergnügt zu Bette und ſchlief bis zum lichten Morgen.

Als er erwachte, hatte ſich die Sonne, durch dünne Wolken ſcheinend, bereits eine ziemliche Strecke über den Horizont erhoben. Es war indeß Feiertag, er konnte ſich noch im Bette dehnen, und er that es. Seine Glieder waren von Schmerzen beinahe ganz frei, und ein Lächeln entlockte es ihm, als er zwei Mäler an ſeinem Oberarm, die geſtern noch blau geweſen waren, heute ſchon ins Grünliche übergehen ſah. Er wußte aus Erfahrung, daß ſie dann bald ganz verſchwinden und nichts mehr übrig bleiben würde, als die guten Folgen.

Während er ſich anzog, kam ihm der Gedanke, ob er nicht ſeine günſtige Stellung benutzen und dem Alten ſogleich die Einwilligung zur Heirath mit der Geliebten abnöthigen ſolle. Es kam ihm nicht ganz unmöglich vor, daß er am Ende nachgab, wenn er ſah, wie viel bei ihm die Glocke geſchlagen hatte. — Mit Entſchloſſenheit ging er hinunter in die Stube.

Der Alte ſaß allein hinter dem Ofen, und das war günſtig. Tobias ſagte Guten Morgen und trat näher. Wie er ihm aber in das erhobene Geſicht ſah, fühlte er gleich, daß die rechte Zeit für ſein Unternehmen noch nicht gekommen ſei. Der Alte ſah gefährlich aus. Die Schlappe, die er geſtern erlitten hatte, nagte an ihm, er war in tiefen Unmuth verſunken. Ruhig ſaß er da; aber es war eine Ruhe, die ein einziges ſchiefes Wort in den wildeſten Sturm verwandeln konnte. — Nachdem der Sohn dies erkannt, wandte er ſich, ſtimmte ſein Triumphgefühl herab und ging ſtill mit ehrbarer Miene hin und her, indem ſeine Stimmung wieder eine bedrückte zu werden begann.

Die Glocken erſchollen vom Thurm. Er zog ſeinen Tuchrock an und ſetzte ſeinen Schaufelhut auf, um in die Kirche zu gehen. Sein Inneres erfüllte ſich mit reſignirtem Ernſt, und er war ſehr geneigt, andächtig zu ſein wie irgend einer der ledigen Burſche. Auf dem Wege begegnete ihm jedoch ein Bekannter, der auf ſeinen

Gruß mit auffälliger Miene dankte. Es war ein guter Menſch, aber jetzt lächelte er faſt ſo, als ob er ihn auslachte. — Nicht lange, ſo ging einer ſeiner frühern Widerſacher an ihm vorüber. Dieſer zeigte ein Geſicht, aus welchem die Schadenfreude ordentlich leuchtete, und Tobias ſagte ſich augenblicklich: man weiß es!

Darauf war er nicht vorbereitet. Sein Herz fing an zu pochen, Schamröthe übergoß ihn. Wenn es die Zwei wußten, dann wußte es das ganze Dorf — und dann war Spott und Schande nicht zu vermeiden. — Es half nichts, daß er ſich die Möglichkeit vorhielt, ſeine Vermuthung könnte doch irrig ſein. Ein drittes Geſicht von einem ältern Verwandten ſprach viel zu deutlich. Er täuſchte ſich nicht. Es war ausgekommen — Gott weiß wie! — Die Leute wußten, daß er Schläge bekommen und warum, ſo ſahen ſie aus! —

Mit Gefühlen, die wenig Kirchliches hatten, trat er in das Gotteshaus ein und ging auf die „Vorkirche“ (Emporkirche) an ſeinen Platz unter den Ledigen. Er fürchtete, Aller Augen würden ſich auf ihn richten, ſah daher grad vor ſich hin und gab ſich die größte Mühe, ſeine Verlegenheit hinter einer feierlichen Miene zu verbergen. Mit dieſer ſeiner Furcht ging er indeß zu weit; denn ſo wichtig erſchien er im gegenwärtigen Augenblick der Gemeinde doch nicht, daß ſie nur Augen für ihn haben ſollte. Einige mitleidige Blicke von Seiten junger Burſche — das war Alles, was er erreichte; und das dauerte nur einen Moment.

Als das Lied begann, dachte Niemand mehr an den Schneider.

Er fing an, ſich zu gewöhnen, und ſang kräftig mit. Plötzlich traf ihn ein anderer Gedanke. Wenn der Pfarrer ſelbſt etwas wußte und von der Kanzel her ſeinen Blick auf ihn richtete — oder gar in der Predigt eine Anſpielung auf ihn machte, wie das ſchon vorgekommen war? Und wenn dann erſt recht Alles auf ihn ſah und er daſtand wie ein Gerichteter? — Aengſtlich und bekümmert folgte er dem Gange des Gottesdienſtes. Bei Leſung des Textes ging ihm ein Stich durchs Herz: es war die Parabel vom verlorenen Schaf! Wie leicht war da eine Hindeutung auf ihn! — Er bebte merkbar, und nur mit der größten Anſtrengung gelang es ihm, die Empfindungen, die ihn in Bewegung ſetzten, nicht ganz deutlich werden zu laſſen. — Die zweite Sorge war indeſſen noch unnützer als die erſte. Der Pfarrer hielt eine warme, herzliche Rede, die ſich durchaus im Allgemeinen bewegte, und Tobias fing an zu begreifen, daß, wenn ſeiner darin gedacht worden wäre, dies für ihn nur ehrenvoll hätte ſein können.

Viel ruhiger, als er ſie betreten, verließ er die Kirche. Auf dem Heimwege ſah er zwar noch einige lächelnde Geſichter, aber die Heiterkeit derſelben ſchien ihm doch viel weniger boshaft zu ſein, und er empfand ſie denn auch viel weniger peinlich. — In einer mittleren Stimmung kam er nach Hauſe und behauptete dieſelbe während des Mittageſſens. Später lockte ihn das ſchöne Wetter in den Garten. Er ging hin und her, ſetzte ſich auf eine Bank unter den dickſten Baum, und in der friſchen Luft, unter dem freundlichen Himmel wurde er ruhiger und heiterer. Die Geſchichte konnte auch leichter vorübergehen, als er ſich dachte; ja, ſie konnte ſogar zu ſeinem Nutzen ausſchlagen — wer wußte das! —

Eine geraume Zeit verging. Als es vier Uhr ſchlug, erhob ſich in ihm die Frage, ob er ganz zu Hauſe bleiben oder noch unter die Leute gehen ſollte. Das erſte war gefahrlos, aber auf die Dauer langweilig; das zweite gewagt, aber ehrenvoller und ſo oder ſo unterhaltender. Nach kurzem Beſinnen rief er: Was da! — ich geh' ins Wirthshaus!

In dunkelblauer Juppe, die Pelzkappe ein wenig aufs rechte Ohr geſetzt, ging er muthig die Gaſſe hinab. Er ſuchte munter auszuſehen und grüßte ein paar Mädchen, die am Wege ſtanden, luſtig, ſo daß ſie ihm verwundert dankten. Als er das Wirthshaus erblickte, wurde er ernſter. Die Gefahr, der er entgegenging, kam ihm zum Bewußtſein, und er waffnete ſich darauf.

Im Tennen traf er das Wirthsmädchen. Dieſe ſah ihn gemüthlich an und ſagte: Die ledigen „Burſcht“ ſind im Garten. — Tobias überlegte einen Moment, ob er nicht lieber in die Stube gehen ſollte; aber der Muth ſiegte, und er ging durch die Hinterthür zu Seinesgleichen.

Eine friſche, heitere Scene bot ſich ihm dar. Rechterhand vor einem Kegelplatz ſtanden junge Leute und verſuchten auf der unbedeckten, von den Wirthsleuten ſtiefmütterlich behandelten Bahn mehr ihr Glück als ihre Kunſt, vollführten aber dabei nur einen um ſo fröhlichern Lärm. Links an einer Tafel ſaßen ältere Burſche, die ſich mehr ans Trinken des kräftigen braunen Biers und an ergötzliches Geſpräch hielten. Die Sonne war über die zarten Wolken, die ſie Vormittags ſchleierartig umzogen hatten, völlig Herr geworden, der Garten ſtand im herrlichſten Frühſommerglanz, Laub und Gras leuchteten in den warmen Strahlen erluſtigten ſich Käfer und Fliegen und oben in der Luft weißbauchige Schwalben, die zwitſchernd hin- und herflogen und auf- und abtauchten, wie in einem Bade. Die Natur war glücklich und die Menſchen ſo vergnügt, wie es Bauern am Sonntag nur irgend ſein können.

In der Unterhaltung der Trinker war eine kleine Ebbe eingetreten; aber im Schweigen ſaßen die tüchtigen Burſche ſo behaglich da wie vorher im Discurs. Als ſie des Tobias anſichtig wurden, belebten ſich die braunen Geſichter plötzlich, und mehrere Stimmen riefen wie aus Einem Munde: Ah, der Schneider! — Es war eine eigene Miſchung von Bosheit und Wohlwollen, womit ſie den Ankömmling betrachteten; man konnte ſagen: ſie empfanden Wohlwollen gegen den, der ihrer Bosheit als Opfer entgegenkam! — Als Tobias die Mienen ſah, erkannte er ſein Schickſal und lenkte ſeinen Schritt gegen die Kegelbahn. Da öffnete ein breitköpfiger, urgeſunder, grundvergnügter Kerl an der Schmalſeite der Tafel eine Art Wolfsrachen und rief ſo gutmüthig als möglich: Schneider, Bruderherz! Da komm her und ſetz dich zu uns! — Tobias zauderte, denn der Burſch, Namens „Leard“ (Leonhard), war ein bekannter „Uhzer“; aber dieſer fuhr fort: Laß die Buben kegeln und ſetz dich zu deinen Kameraden. Komm, da neben mir iſt noch Platz! — Tobias, in Ermangelung einer Ausrede, folgte willenlos und ſetzte ſich.

Aller Augen wandten ſich nun auf Tobias und Leard. Dieſer hatte dem Schneider mit ſeinem Krug aufgewartet und ſah, während er trank, vor ſich hin. Dann begann er: Nun ſag mir, Schneider, wie geht's allweil? Ich hab' dich lang nicht geſehen! Und indem er ihn betrachtete, fuhr er theilnehmend fort: Du biſt ein wenig bleicher als ſonſt; — iſt dir vielleicht etwas zugeſtoßen? — Tobias, der allerdings etwas bleicher war als ſonſt, aber nur, weil er merkte, was der Leard mit ihm vorhatte, verſetzte trotzig: Bah, was ſollt' mir zugeſtoßen ſein? Ich wüßt' nicht was! — Dieſer Antwort folgte ein Ausbruch von Heiterkeit, der den Humor des Burſchen nicht heben konnte. Leard verſetzte: Nun, nun, zuſtoßen kann einem immer etwas — für Unglück kann kein Menſch. Man kann verſchreckt werden, man kann hinfallen, gefährlich hinfallen — — Beſonders bei der Nacht, warf ein feiner junger Burſch ein, wann's finſter iſt. — Ja wohl, fuhr Leard fort; bei der Nacht iſt viel möglich, da hat der Teufel ſein Spiel, namentlich wenn man auf Wegen geht, die man noch nicht recht gewohnt iſt. Und den Tobias betrachtend, der nun in der That wie ein armer Sünder daſaß, rief er plötzlich: Schneider, Schneider, ich hab's getroffen! Dir iſt etwas paſſirt, und das was recht Widerwärtiges! Sag's, Tobias! Sag's deinen Kameraden! — Dieſe Aufforderung war mit aller Theilnahme eines echten Freundes geſprochen, und Tobias, der vergebens nach einer paſſenden Entgegnung ſuchte, fühlte ſich in der unbehaglichſten Lage. Da es mit ſeinem Humor gänzlich vorbei war, legte er ſich auf den Aerger und rief: Was habt ihr denn aber heut? Ich weiß ja gar nicht, was ihr wollt! Laßt mich gehen — oder ich geh'! — Ah, entgegnete Leard mit vorwurfsvoller Miene, das wirſt du uns doch nicht thun? Fortgehen von deinen beſten Kameraden? Und zu den Andern gewendet, rief er: Haben wir uns nicht alle gefreut, wie er gekommen iſt? — Ja wohl! Freilich! war die Antwort. — Siehſt du? fuhr Leard fort. Und da kommt ohnehin dein Bier!

Das Wirthsmädchen kam übers Gras gegangen mit einem Maßkrug und ſetzte ihn vor Tobias. Sie trat einen Schritt zurück und blieb ſtehen; denn ſie wollte auch ihren Antheil am Vergnügen haben.

Leard nahm ſeinen Krug, ſtieß an den des Tobias und rief munter: Sauf, Bruder, und ſag uns dann, was dir paſſirt iſt! — Tobias trank und verlängerte den Zug ſo viel er konnte, in der Hoffnung, dadurch der

Antwort überhoben zu werden. Aber ſein Quälgeiſt war nicht gemeint, ihn in Ruhe zu laſſen. Nachdem er ſelber einen tüchtigen Schluck zu ſich genommen, begann er: Nun alſo, — was iſt dir geſchehen? Sag's! — Jetzt verlor Tobias die Geduld. So ſei doch geſcheidt rief er mit hohem Verdruß, und laß mich gehen mit deinen einfältigen Fragen! Nichts iſt mir geſchehen!

Leard ſchüttelte den Kopf und verſetzte: Du biſt nicht höflich, Tobias, und vergiltſt mir meine Freundſchaft ſchlecht. — Ein vierſchrötiger Burſch ergriff jetzt das Wort und ſagte: Ich hab' bis jetzt geſchwiegen; aber weil der Schneider gar nicht bekennen will, ſo muß ich doch reden. Geſtern in der Früh bin ich in meinem Garten geweſen und hab' ihn ſechs Schritt hinter ſeinem Vater nach der Wieſe gehen ſehen. Das Geſicht, das er da gemacht hat, wird mir im Gedächtniß bleiben. Wie ſoll ich nur gleich ſagen? Er hat ausgeſehen, als ob ihn die „Wura'moeſa'“ (Ameiſen) aufm Brachacker 'rumg'ſchleift hätten! — Da haben wir's, rief Leard. Alſo geſtern? Dann muß ihm das Unglück am Freitag Nachts zugeſtoßen ſein! — Und vor ſich hinſehend, fragte er ſich: Was iſt's jetzt wohl geweſen? — Der feine junge Burſch ſagte lachend: Ich glaub', er iſt aufm Geißbock ſpazieren geritten und der hat ihn 'runtergeworfen! — Leard entgegnete: Nichts da! Das iſt eine alte Sag'! Heutzutag reiten die Schneider nicht mehr auf Geißböcken, ſie ſind auch aufgeklärter geworden und ſuchen ſich jetzt ſchon andere Rößlein! — Heiteres Lachen erſcholl um die Tafel, und ein entfernter Schein von Lächeln flog ſogar über das verlegene Geſicht des Gehöhnten. Das mag ſein, erwiderte der Feine; wie iſt er dann aber zu dem Geſicht von geſtern gekommen? — Nun, wie geht's nicht? verſetzte Leard gemüthlich. Wenn einem ein rechtes Glück angeſtanden iſt, dann wirft der Teufel immer Heu 'runter! Iſt's etwa das Erſtemal, daß Einer, der juſt von ſeinem Schatz herkommt, tüchtige Prügel kriegt? Und den Schneider betrachtend, ſetzte er hinzu: Nun, nun, du brauchſt dich nicht zu ſchämen, Tobias. Von ſeinem Vater kann man am End' noch Schläg' annehmen, und daß dich der Alte gezwungen hat, das nimmt dir kein Menſch übel.

Der Schneider ſaß da mit den peinlichſten Empfindungen. Alles war heraus, Alles — ſogar die Art, wie er in die Kammer der Bäbe befördert worden! — Wie konnte man das wiſſen? Hatte das Mädchen geſchwätzt? Hatte man ſie im Pfarrhauſe geſehen? — Er wußte nicht, was er denken ſollte; rathlos ſah er auf den Tiſch, der Schweiß ging ihm aus. — Wenn er noch einige Hoffnung gehabt hätte, die geheimſten der geſtrigen Vorgänge könnten doch noch unbekannt ſein und er möchte nur falſch gerathen haben, ſo wäre er gleich enttäuſcht worden.

Der Feine richtete ſeinen Blick auf ihn und ſagte: Freund Tobias, du nimmſt dir die Geſchichte mehr zu Herzen, als nöthig iſt. Geh, ſei g'ſcheidt! Ein Glied hat er dir nicht abgeſchlagen, und für ſo einen Schatz, wie die iſt, kann man ſchon was aushalten! — Das mein' ich auch! rief Leard. Das ſchönſte Mädchen im Dorf — ſogar die meine nicht ausgenommen! — Und ſolch ein Einfall! Gocken! — So geſcheidt ſind ſie nur im Keſſelthal — bei uns thät' keine drauf kommen! Und zu der Kellnerin gewendet, rief er: Nicht wahr, Mädle? — O wahrlich nein, entgegnete dieſe mit einem Geſicht, das vor Vergnügen leuchtete. Im Ries ſind wir nicht ſo g'ſtudirt! — Leard ergriff den Maßkrug und rief: Nun, ſo ſtoß an, Schneider! Sie ſoll leben! — Tobias verſuchte noch auszuweichen und entgegnete mit der wankenden Stimme eines ſchlechten Gewiſſens: Aber was willſt du denn? Ich weiß ja gar nicht, wen du meinſt? — In das neue Gelächter hinein rief aber Leard: Nun, wir wiſſen's ſchon. Komm, ſtoß an! — Tobias, gedrängt und in Ermangelung einer beſſern Auskunft, nahm den Krug, ließ den andern anſtoßen und that einen großen, weit hinausgedehnten Zug. — Leard, nachdem er ebenfalls keinen ſchlechten gethan, rief: Bravo! Nun haſt du gehandelt wie ein rechter Burſch! Seinen Schatz muß man nicht verleugnen, am wenigſten, wenn man ſo einen hat wie du! — Tobias erwiderte hierauf nichts, und auch die Andern, die einigermaßen genug zu haben ſchienen, ließen ihre Zungen in Ruhe. Der Geplagte hoffte es überſtanden zu haben.

Dieſe Hoffnung hätte ſich vielleicht erfüllt und die Burſche beliebt, einen andern Gegenſtand vorzunehmen und den Schneider für heut in Ruhe zu laſſen. Aber nun fuhr der böſe Feind in ihn ſelber und bewog ihn, ſich ein unbefangenes Anſehen gebend zu fragen: Giebt's nichts Neues? — Das Gelächter, das auf dieſen ſchwachen Verſuch, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ſich hören ließ, war nicht das ſchlechteſte, und Leard rief mit angenehmer Verwunderung: Wie, haſt du noch nicht genug an dem, was geſchehen iſt? Kott's Tauſend, bei uns kann nicht jeden Tag ſo was paſſiren! Seit geſtern ſpricht man von nichts Anderm im ganzen Dorf, und in vier Wochen haben wir noch genug daran! — Der Feine bemerkte: Das Neueſte, Tobias, mußt du machen! Du biſt jetzt im Schuß — mach vorwärts und ſorg dafür, daß wir bald auf die Hochzeit gehen können! Wenn auch der Alte nochmal wild wird und die „Ehlamäß" (das Ellenmaß) nimmt! Das kommt jetzt auf Eins heraus! — Ja freilich, rief Leard. Etliche Schläg' mehr oder weniger, das bedeutet nichts; aber ſeinen Schatz heimführen, das muß ein rechter Kerl, bieg's oder brech's! Wenn ich die Keſſelthalerin kriegen könnt', hol mich der Teufel, ich ließ' mir eine Woch' lang jeden Tag aufmeſſen! So ein Mädchen bekommt man nicht umſonſt! Eine „Langrockete" und rund wie ein Apfel! Ein Kreuz und ein paar Schultern, die noch einen ganz andern tragen könnten, als einen Schneider, und die geſchickteſten Manieren, und einen Gang, den ſich Jede im Dorf zum Muſter nehmen könnt'. — Tobias, Tobias, du haſt doch den Beſten gezogen und lachſt uns noch Alle aus! — Ja, ja, warf der Vierſchrötige ein, wenn er ſich nicht abſchrecken läßt, dann glaub' ich's ſelber! — Abſchrecken? rief Leard. Der Tobias? Die Schneider ſind von je die bockbeinigſten Kerle geweſen, und das iſt natürlich! Der führt die Sach' 'naus, das werdet ihr ſehen! Und mit aller Theilnahme, welche die lachende Bosheit aufkommen ließ, fragte er: Wann wirſt du Hochzeit machen, Tobias? Fällt's noch in den nächſten Monat?

Tobias zitterte vor Verdruß. Er hatte das Gefühl eines angeſpannten Roſſes, das von Bremſen bedeckt und umflogen iſt und, trotz alles Schüttelns, des Geplagtwerdens von Seiten des blutgierigen Ungeziefers kein Ende ſieht. Seine Seele trachtete hinwegzukommen: er nahm ſeinen Krug, ſetzte an und leerte den Reſt auf Einen Zug. Der Uhrer hatte ihn beobachtet; ſeine Abſicht errathend faßte er ſchnell den Krug und rief: Mädle, da iſt's leer! — Der Schneider ergriff den Krug ebenfalls und ſchrie: Nichts da! Ich muß fort! — Wie, entgegnete Leard, du willſt fort, jetzt, wo wir in der beſten Unterhaltung ſind? Laß mit dir handeln! Eine Halbe! — Er lenkte den Krug nach der Kellnerin und rief: Geſchwind, Mädle! Nimm und lauf! — Nein, rief Tobias ergrimmt, indem er ſich nun mit dieſer um den Krug ſtritt; ich trink' nichts mehr, Kott's Himmelſakerment! Er war aufgeſtanden, ſetzte die Pelzkappe feſt auf den Kopf und ſagte: Ich bin nicht hergekommen, um mich von euch für'n Narr'n halten zu laſſen, das könnt ihr mir glauben! — Wir glauben's auch, verſetzte Leard, und drum fällt's uns gar nicht ein. Bleib da! — Ja, bleib da! riefen mehrere Burſche. — Das Mädchen, die nun im unbeſtrittenen Beſitz des Kruges war, fragte: Wie iſt's, ſoll ich einſchenken? Das Bier iſt fürnehm, grad hat man angeſtochen! — Nein, entgegnete der Schneider energiſch, ich mag nichts! — — Komm, rief Leard, ſeine Hand faſſend, gieb nach! Setz dich wieder! Wir haben dich ſo gern! — Ihr könnt mich auch gern haben! rief der Schneider, ſeine Hand losreißend, Alle mit einander! — Und unter allgemeinem Gelächter ſchritt er von dannen.

Bevor wir ihn weiter begleiten, müſſen wir auf eine Frage antworten, die auch der Leſer aufgeworfen haben wird. Daß der nächtliche Beſuch im Pfarrhauſe und die darauf erfolgte Scene durch jenen Vetter Hans, der die letztere mit angeſehen haben konnte, verrathen worden ſei, wird man ſich ſelbſt geſagt haben. Es war auch in der That ſo. Wie konnte aber auch der eigenthümliche Liebesdienſt bekannt geworden ſein, den die Bäbe dem Schneider erwieſen hatte? Dieſer, wie ſein Staunen gezeigt, hatte ihn keiner Seele mitgetheilt. Außer ihm war aber die Thatſache nur der Bäbe und der Pfarrerin bekannt — der Pfarrerin, welche die Geheimhaltung befohlen, der Bäbe, die ſie zugeſagt hatte!

Der Autor muß bekennen, daß er eine beſtimmte Erklärung in dieſer Frage ſelbſt nicht abzugeben vermag.

Er kann nur auf Möglichkeiten hinweiſen und bittet den Leſer, ſeine Entſcheidung ſelber zu treffen.

Die Bäbe hatte eine Kamerädin, und dieſe eine Schweſter. Es iſt denkbar, daß ſie der Getreuen, die ohnehin ſchon Mitwiſſerin geworden, in der Bedrängniß ihres Herzens, nach dem abgenommenen Verſprechen einer vollſtändigen Geheimhaltung natürlich, den Handel erzählt, und dieſe wirklich keiner Seele davon geſagt, ausgenommen ihrer Schweſter, die dann, durch ihre gleichfalls ertheilte Zuſage ſchon weniger beengt, das Weitere ſich erlaubt hatte. Auf der andern Seite ſtand aber die Frau Pfarrerin in einem Verhältniß wechſelſeitiger Mittheilungen mit der Frau Lehrerin, und dieſe hatte wieder eine Beziehung zur Frau Wirthin. Es iſt möglich, daß die gute und im Grund ihres Weſens heitere Dame dem Reiz nicht widerſtehen konnte, die ihr noch nie vorgekommene und darum höchſt pikante Thatſache unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit der Vertrauten zu ſchildern, da nach der ſtrengen Juſtiz, die ſie gegen die Uebelthäterin geübt hatte, doch auch die komiſche Seite derſelben ausgebeutet ſein wollte. Daß dann die Frau Lehrerin die prächtige Geſchichte nicht ganz und gar für ſich behalten, ſondern ſie unter der nämlichen ſichernden Bedingung der Wirthin vertraut, wäre ihr kaum zu verdenken geweſen. Um ſo weniger aber der Wirthin die Mittheilung an irgendeinen ihrer Gäſte, für deren Unterhaltung zu ſorgen ja zu ihren Pflichten gehörte! — Genug, die Sache war ausgekommen, ging wie ein Lauffeuer im Dorfe herum, und der Schneider hatte die Folgen zu dulden.

Mit welchen Empfindungen dieſer den Wirthsgarten verließ, kann man ſich denken. Das ihm angeborene Ehrgefühl, durch die übelſten Erfahrungen nicht unterdrückt, war nach dem geſtrigen Sieg über ſeinen Vater mächtig emporgelodert; ſeine Anſprüche auf Achtung hatten ſich erneuert, und er glaubte ſich durch die Erreichung ſeines Zweckes, die er für gewiß annahm, allgemein in Anſehen bringen zu können. — Nun war Alles wieder zu Waſſer geworden. Das heutige Geſicht des Alten hatte ihn belehrt, daß er ſeine Einwilligung in die Heirath mit der Bäbe weniger als jemals hoffen könne — daß er die Schläge fruchtlos erduldet hatte! Und zu alledem war ſeine Schmach öffentlich geworden — er, der Geſchädigte, war dem Spott und der Mißhandlung preisgegeben, wer weiß auf wie lange! — Der Boden brannte unter ihm, er fürchtete ſich unendlich, Jemand zu begegnen, und eilte auf dem kürzeſten Wege aus dem Dorfe ins Feld, wo er den am wenigſten betretenen Fußpfad aufſuchte.

Als er hier weitherum Niemand gewahrte, entlaſtete er das gepreßte Herz und brach in laute Verwünſchungen aus. Er ſagte ſich in wilder Leidenſchaft vor, was er erduldet, ſchmähte, daß ihm — grad ihm das begegnen ſollte, malte ſich aus, was er ferner werde zu leiden haben, und wühlte ſich immer tiefer in ſein Elend hinein. Die Worte gingen ihm endlich aus, aber nicht das Wallen und Sieden des Herzens, dem ſie entſtiegen waren. Er lief zwiſchen herrlichen Saatfeldern hin, aber er nahm ſie nicht wahr, ſo wenig als er die Lerchen hörte, die nach und nach die Luft zu beleben anfingen. Sein Geiſt war der Außenwelt entnommen, ſeine Füße trugen ihn nur mechaniſch weiter.

Ein Markſtein, an den er ſtieß, brachte ihn wieder zur Beſinnung. Er ſah auf und bemerkte, daß er in die Feldung des Nachbardorfes eingetreten und dieſem näher war als dem ſeinen. Das ſtimmte ihn ruhiger. Es war ſicherer hier und darum für ihn heimlicher. Einen Seitenpfad einſchlagend ging er langſamer, aber um vieles gemüthlicher vorwärts. Nach und nach legte ſich der innere Aufruhr ganz, der Muth kam ihm wieder, und die Kraft der Vertheidigung regte ſich in ihm. Die Phantaſie, die große Tröſterin, erhob ſich, fühlte ſich und begann ihr Geſchäft, die erlebten Unbilden umzubilden und das, was geſchehen war, ſo darzuſtellen, wie es hätte geſchehen *ſollen*.

Er dachte ſich die Kerle im Garten, wie ſie an der Tafel ſaßen und von ihm ſprachen. Es gab ein Gerede hin und her, und mancher dumme Spaß wurde über ihn gemacht. Wenn er jetzt käme, rief einer der Lümmel, dem ſollt' es gutgehen! — Und ſiehe da, er kam, er ſetzte ſich zu ihnen — aber die Sache ging anders, als ſie gedachten! — Das Trätzen fing an, einer half dem andern. Eine Zeitlang hörte er es ruhig an, indem er nur dieſem und jenem eine Red' hinſchmiß, daß er daran zu ſchlucken hatte. Endlich kriegte er's genug, und er rief zum Leard: Halt's Maul jetzt! Ich hab' das dumme Gered' ſatt! Der Leard gab nicht nach. Nochmal rief er ihm zu: Halt's Maul, oder es reut dich! Der Leard lachte laut und fing wieder an. Da war's mit ſeiner Geduld zu Ende; um nicht lange herumzufackeln, ergriff er den Maßkrug, holte aus und ſchlug den Kerl auf den Kopf, daß er ins Gras hinpurzelte. — Alle ſprangen auf und ſchrieen: Auf ihn! Er hat den Leard todtgeſchlagen! Haut ihn nieder! — Aber ſolch Geplärr konnt' ihn nicht aus der Faſſung bringen; er trat zurück, ſchwang den Krug und rief: Drei Schritt' vom Leib! Wer mich anrührt, iſt des Todes! — Die Bosheit und die Wuth trieben doch ein paar Burſche vorwärts, obwohl ihnen der Schrecken aus dem Geſichte ſah; grimmig gingen ſie auf ihn los, der Kampf begann — und ihm gelangen die größten Thaten ſeines Lebens.

Den Erſten ſchlug er ins Geſicht, daß er rückwärts auf die Andern ſtürzte und das Blut ihm aus der Naſe lief. Dem Andern gab er eins hinter die Ohren, daß er taumelte, mit dem Geſicht auf den Boden fiel und Ach und Weh ſchrie. Nun wurden die Uebrigen raſend, einer hetzte den andern, und auf einmal ſtürzten ſie Alle zugleich gegen ihn. Da half kein Feiern! Er ſetzte mit der Schnelligkeit des Blitzes und mit ungeheurer Kraft den Krug in Schwung, daß er umging wie ein Triebrad und es ganz unmöglich war, ihm anzukommen.

Wer am weiteſten vorkam, der kriegt' es mit fürchterlicher Gewalt an den Kopf, an die Arme, daß er beiſeitegeſchleudert um und um torkelte. So ging's fort, bis ſie Alle zu Boden lagen und ſtöhnten, ſogar flennten, ausgenommen die zwei Jüngſten, die ſich hinten gehalten hatten und ihn zitternd baten, ihnen nichts zu thun! — Während dies geſchah, waren die übrigen Gäſte herbeigekommen, hatten zugeſehen und ihm Lob zugerufen. Er ſetzte den blutigen Krug auf den Tiſch, ſchnaufte ein Paar Mal und rief: So geht's den Kerlen, die mich für'n Narr'n haben wollen! Wem ich gut zum Rath bin, der läßt's bleiben! — Die Umſtehenden ſchauten ſich an und ſagten: Wer hätt' dem Schneider das zugetraut? Das iſt ja ein Hergottſakkerment! — Er aber griff in die Taſche, warf dem Wirthsmädchen einen Zwölfer hin und ſchritt triumphirend durch die Leute, die ihm rechts und links Platz machten! — —

Als er mit dieſem idealen Gebilde ſo weit gekommen war, hörte er Fußtritte. Ungern wendete er den Blick von der ſchönen Scene auf die gemeine Wirklichkeit, und vorwärts blickend erkannte er einen Bauer vom Nachbardorf, der in Begleitung eines Buben gegen ihn herankam. Schon von Weitem nahm er in dem Geſicht des Alten das unangenehme Lächeln der Schadenfreude wahr, und eine Ahnung erregte ſein Herz. Der Bauer grüßte ſchmunzelnd und ſagte: Nun, Tobias, haſt du's zu Hauſe nicht mehr aushalten können? Es geht dir wohl recht ſchlecht bei euch, daß du zu uns herüberkommſt? —

Er hatte recht gerathen — der alte Eſel wußte die Geſchichte auch ſchon — der Teufel hatte in dieſer Sache noch ein Uebriges gethan. Allein jetzt war er im Zuge, und ſchnell gefaßt erwiderte er: Bei euch, wenn ich deßwegen gekommen wär', thät' ich auch nicht viel profitiren; denn da giebt's ſo große Narren, wie ich ſeh', als bei uns! Und rüſtig ſchritt er vorüber, während der Alte und der Bube zuſammen lachten. — Seine Wanderung hatte indeſſen ihr Ziel erreicht. Wenn es ſo ſtand, dann war's hier nicht beſſer als bei ihm, und er konnte wieder nach Hauſe gehen. Die Sonne neigte ſich ſchon gegen Nordweſten — er drehte ſich und ging langſam heimwärts. Gehend und zeitweiſe ſtehend und umherſchauend, wußte er es ſo einzurichten, daß er juſt zur Dämmerzeit ins Dorf kam.

Auf dem Rückwege hatten ſich Wolken erhoben, die den Schein der untergegangenen Sonne verdeckten — es war ziemlich dunkel, als er die Hauptgaſſe entlang ging. Dennoch erkannte er ſogleich eine Geſtalt, die langſam gegen ihn heranwandelte, und die ihm Gott entgegenſandte — die Bäbe. Nach gewechſelten Grüßen begann das Mädchen in melancholiſchem Ton: Es iſt gut, daß ich dich treff': uns iſt das Aergſte paſſirt, was hat paſſiren können! — Was? rief Tobias auffahrend, geht das ſo fort? Nun? — Die Bäbe verſetzte: Wie ich dich im Pfarrhauſe den Gang hintergetragen hab', ſind wir geſehen worden — von der Pfarrerin. — Von der Pfarrerin! wiederholte Tobias. Alſo daher kommt's!

Und mit dem Humor der Verzweiflung ſetzte er hinzu: Nun — und was weiter? — Den andern Morgen hat ſie mir's vorgehalten und mir den Dienſt gekündigt. — So! erwiderte der Schneider. Und mich hat mein Vater aus dem Pfarrhauſe kommen ſehen, hat mir aufgepaßt und mich geſchlagen, bis er genug gehabt hat! — Ach du armer Tobias! rief die Bäbe und faßte ihn mitleidig bei der Hand. — Und die Leute wiſſen Alles, die Ledigen haben heut ihren Spott mit mir gehabt im Wirthshaus und haben mich beinah aus der Haut geärgert — in drei Tagen wird man im ganzen Ries davon reden! — Da haben wir's, verſetzte die Bäbe. Wer hätte gedacht, daß es uns ſo unglücklich ginge! — Im Tone ſeines deſperaten Humors fuhr der Schneider fort: Was kann uns denn jetzt eigentlich noch paſſiren? — Nicht viel mehr, antwortete die Bäbe. — Das mein' ich auch, ſagte der Burſche.

Schweigend ſah er vor ſich hin. Nach einer Weile richtete er ſeinen Kopf empor, ſeine Augen erweiterten ſich, und er rief: Nun paß auf, was ich dir ſag'! Ich hab' um dich Angſt ausgeſtanden; ich hab' Schläg' ausgehalten und Schande verſchluckt an allen Ecken und Enden. Jetzt bin ich fertig mit der Welt — und jetzt ſag' ich dir: du, die Bäbe, die hier vor mir ſteht — du wirſt mein Weib und keine Andere! — O du guter Tobias, rief die Bäbe, halb anerkennend, halb nicht zu glauben wagend. — Bäbe, rief der Schneider, ich verlang', daß du mir glaubſt! Meine Geduld iſt am

End' — kein Menſch geht mich jetzt mehr was an, als du, und um keinen Menſchen kümmer' ich mich jetzt mehr was! Ich bin vierundzwanzig Jahre alt, ich hab' mein eigenes Vermögen, wenn's auch wenig iſt, und kann thun, was ich will. Und ich ſag' dem Alten auf, ich verlang' mein Geld heraus, und wir gehen mit einander fort in die weite Welt!

Die Augen des Mädchens richteten ſich freudig und liebend auf den Schneider. Wenn du das könnteſt, entgegnete ſie, dann wär' noch nichts verloren. Du weißt, daß ich mir noch was ausgedacht hab', was ich dir noch immer nicht hab' ſagen können. Wenn du wirklich ſo denkſt, dann können wir's mit einander thun und die Leut' hier auslachen. — Bravo, rief Tobias. Hier meine Hand! Was ich geſagt hab', geſchieht! — Die Bäbe drückte ſeine Hand und rief: Ich dank' dir! Aber dort kommen Leute, und ich ſoll noch Milch holen. Gutnacht! Für heut iſt's genug! —

## V.

Die Wolken, die ſich erhoben und das kurze Geſpräch unſers Liebespaares begünſtigt hatten, brachten ein nächtliches Gewitter, und dieſes hatte eine Reihe von Regentagen zur Folge. Die Bauernfamilien ſahen ſich auf Arbeiten in Stube und Stadel angewieſen und lebten jede möglichſt für ſich. In ſolcher Zeit bietet das Dorf einen öden, ungeſelligen Anblick. Man ſieht nur ſelten Leute über die Gaſſe gehen, und dieſe nicht im vortheilhafteſten Aufzug; Weiber, die den veralteten Oberrock wie eine Kapuze über den Kopf gezogen haben, Männer in abgebleichtem Zwilchkittel und bräunlich gewordenem Schaufelhut. Die grauſchmutzigen Wege und Plätze mit größern und kleinern Regenlachen gewähren kein ſehr erfreuliches Bild, und das regelmäßige Praſſeln und „Pflatſchen" macht auf die Dauer einen kaum anders als langweilig zu nennenden Eindruck. Glücklich diejenigen, die ihr Vergnügen nicht außen zu ſuchen haben, ſondern in ſich ſelbſt und bei den Ihrigen finden! Solchen freilich klingt der fallende Regen wie Muſik, und das beſcheiden graue Tageslicht thut ihren Augen wohl; denn wer bei ſich ſelbſt daheim iſt, dem wird Alles heimlich.

Unſer Burſche ſaß am Schneidertiſch und nähte. Er war nicht glücklich; aber infolge des gefaßten Entſchluſſes und des Abſchluſſes mit der Welt hatte doch eine gewiſſe Zufriedenheit in ihm Platz genommen. Der dunkle Himmel und das eintönige Gepraſſel harmonirten mit ſeiner Stimmung und ſchufen ihm ein düſteres Behagen. Ergebung und Hoffnung erfüllten ſein Herz; er wußte, was er zu thun hatte, und brauchte ſich darum auch nicht zu eilen, ſondern konnte ſich vorderhand noch ganz ruhig gehen laſſen. Zuweilen ſah er von ſeiner Arbeit auf und betrachtete gedankenvoll die herabſtürzenden Tropfen, die ihn wie ein bewegtes Gitter von der Außenwelt ſchieden und einfriedigten.

Wenn er die Ausführung ſeines Entſchluſſes vertagte, hatte er nicht ganz Unrecht. Einen Bruch mit ſeinem Vater gab's zwar immer; aber es war doch nicht einerlei, ob er unter gelindern oder heftigern Formen ſtatthatte. Dermalen war für die Antragſtellung in der That die ungelegenſte Zeit. Der Alte zeigte ſich in den tiefſten Unmuth verſunken und ging mit einem Geſicht herum, das auch einem Andern ſcheugebietend vorgekommen wäre. Er hatte ſeinerſeits erfahren, daß man die Streiche des Burſchen und ſeine Abſtrafung kannte, und daß ſie Beide in den Mäulern der Leute herumgetragen wurden. Er mußte ſich denken, daß auch die Sibylle unterrichtet ſei, und daß die Hoffnung, den Burſchen mit ihr zu verheirathen, auf den ſchwächſten Füßen ſtehe. Die Schande der Familie war dem Mann, der nach außen eine Art von Würde behauptet hatte, eben ſo empfindlich, wie der mögliche Verluſt eines ſchon beſeſſenen Vortheils ärgerlich und die Ungewißheit der Lage peinlich. Wer hätte an eine ſolche Perſon Worte richten mögen, welche die gährenden Stoffe zur Eruption bringen mußten? Tobias konnte froh ſein, daß der Alte nicht anfing; und er war es auch. Mit der Zeit wurde der Erboſ'te ja doch anders — dann konnte man „in der Art“ mit ihm reden, und er nahm Raiſon an.

Vater und Sohn bedienten ſich im unumgänglichen Verkehr der äußerſten Einſilbigkeit und ſaßen meiſt beiſammen oder liefen um einander herum, als ob ſie ſich gar nichts angingen. Tobias nähte mit immer größerm

Eifer und ſchien an nichts Anderes zu denken, als an die Stoffe, die unter ſeiner Künſtlerhand Form gewinnen und Leute machen ſollten. Auch durch Anreden von den übrigen Hausgenoſſen wurde er nur wenig geſtört.

Kaſpar, in alle Vorgänge und übeln Erfahrungen des Tobias eingeweiht, fühlte ein entſchiedenes ſtiefbrüderliches Vergnügen, das er nicht umhin konnte auf ſeinem Geſicht merken zu laſſen. Die gute Walpurg dagegen empfand Mitleid, herzliches Mitleid. Der Streich, den Tobias gewagt, der Betrug, den er dem Vater geſpielt hatte, ſchadete dem Burſchen bei ihr nicht, ſondern nöthigte ihr im Geheimen ein beifälliges Lächeln ab. Nach ihrer Meinung war er völlig im Recht; und wenn ſie die Härte des Alten auch begriff, ſo wünſchte ſie doch lebhaft, der Streit möchte damit enden, daß der Tobias ſeinen Willen durchſetzte und die ſchöne Pfarrmagd kriegte. Zunächſt ſuchte ſie ihn durch die Theilnahme ihres Blicks, die Sanftheit ihres Tons beim Morgen- und Abendgruß und, wenn ſie mit ihm allein war, durch Anſpielungen zu tröſten, die ihn das Beſte hoffen ließen.

Dem Regenwetter folgte ein „Saumwetter“, d. h. eins, das vorbereitende Arbeiten auf der Wieſe geſtattete, aber mit der Einheimſung der Frucht zu ſäumen gebot, weil kleinere Regenſchauer die völlige Trocknung verhinderten. Die Nothwendigkeit, das ſchon ziemlich verdorbene Heu noch ein paarmal umzukehren, war nicht geeignet, den Humor des Alten zu verbeſſern und ſein Geſicht aufzuklären; der Sohn fand für gut, das entſcheidende Geſpräch noch weiter zu vertagen und in jeder Beziehung erſt gutes Wetter eintreten zu laſſen.

So verging beinahe eine Woche, in der unſere Geſchichte um keinen Schritt vorwärts rückte. Tobias ſah weder die Bäbe noch die Sibylle, und Bekannte, die ihm begegneten, verriethen lange nicht mehr das Intereſſe der ſonntäglichen Schadenfreude, ſondern gingen meiſt theilnahmslos an ihm vorüber. Die Ruhe ſeines reſignirten Herzens wurde durch nichts geſtört als an einem der letzten Tage durch eine Begegnung der Pfarrleute. Dieſe kamen mit einander, ohne daß ſeine Seele daran dachte, hinter einer Hausecke hervor, und der überraſchende Anblick verſetzte den Unvorbereiteten in eine Aufregung, die ihn faſt ganz aus der Faſſung brachte. Auszuweichen und zu thun, als ob er ſie nicht ſähe, war unmöglich; er mußte ihnen entgegen- und an ihnen vorübergehen. Nach einem flüchtigen Blick in das Geſicht der Pfarrerin, deſſen Ernſt ihm nichts Gutes ankündigen ſchien, zog er die Kappe und legte in Ton und Geberde des Grußes die demüthigſte Verehrung zur Schau, während der Tumult ſeines Herzens den höchſten Grad erreichte. — Zehn Schritte weiter erkannte er, was ihm trotz aller Vorſätze wieder begegnet war. Er ſagte zu ſich: Hilft alſo gar nichts an mir? Traurig ſchüttelte er den Kopf.

Am Samſtag, bei lebhaftem Nordoſt, trennten ſich die Wolken in weißliche Haufen, und der kundige Bauer hoffte auf ſchöne Tage. Als die Schneiderfamilie beim Mittageſſen ſaß, begann der Alte zur Walpurg: Ich ſollt' eigentlich heut noch in die Stadt (d. h. nach Nördlingen); ich brauch' allerhand Sachen; aber ich hab' keine rechte Luſt dazu. — Die Meinung war, daß die Haushälterin ſtatt ſeiner die Einkäufe machen ſollte. Tobias bemerkte ruhig und beſcheiden: er wolle hineingehen, denn er habe auch für ſich etwas anzuſchaffen. Nach kurzem Beſinnen erwiderte der Alte: Meinetwegen. Er nannte ihm die Bedürfniſſe für Handwerk und Landwirthſchaft, zählte ihm Geld vor, und Tobias machte ſich auf den Weg.

Auf dem hübſchen Fußpfad, der ſchon wieder trocken war, durch Wieſen und durch Felder, auf denen das üppige Getreide, durch den Regen gebeugt, ſtreckenweiſe am Boden lag, wanderte der junge Schneider der Zierde des Rieſes, dem großen, ſchönen, grauen Thurm der Hauptkirche von Nördlingen entgegen, jetzt ſtill gedankenlos, dann wieder ſinnend. Den Gegenſtand ſeiner Erwägung bildete der Vorſatz und deſſen mögliche Folgen. Wenn er ſeinem Vater aufſagte und ſein Vermögen herausbekam, brachten ſie wenig zuſammen — ſehr wenig, zum Hauſen faſt zu wenig; denn die Bäbe hatte bis jetzt nur etwas über hundertundfunfzig Gulden erſpart. Freilich war ſie geſchickt, arbeitſam und brauchte wenig; aber mit dem gemeinſamen Vermögen konnten ſie auch nicht eine mittelmäßige Sölde kaufen, ohne bedeutende Schulden zu machen; und wenn dann Kinder kämen —! — In ſeinem Innern ſtieg der lebhafte Wunſch auf: er möchte mit dem Vater gütlich auseinanderkommen und ihn bewegen, ein Uebriges zu thun; denn das konnte der Alte, wenn er wollte. — Die Nothwendigkeit, mehr Geld zuſammenzubringen, erſchien ihm ſo dringend, daß er bei ſich ausmachte, ſein Geſuch beſcheiden vorzutragen, etwaige harte Reden ſich gefallen zu laſſen und Alles zu verſuchen, um das väterliche Herz zu erweichen. Es handelte ſich um das Glück der Bäbe, und da war es keine Schande, zu thun, was die Klugheit gebot! Der Auftritt konnte arg, ſehr arg werden — der Alte konnte ſich lange „ſpreißen"; aber Ausſicht auf endlichen Erfolg gab unſtreitig auch der Umſtand, daß der Plan mit der Sibylle durch das Bekanntwerden ſeiner Geſchichten doch gewiß einen bedeutenden Riß erhalten hatte.

Die Stadt lag vor ihm. Der Gang durch die auch Nachmittags noch immer belebten Straßen und der Beſuch der verſchiedenen Kaufläden, nebſt Fragen, Sehen und Feilſchen zog ihn von den bisherigen Gedanken ab und machte ihn ganz zum praktiſchen, ſeinen Vortheil erwägenden Bauer. Nachdem er Alles möglichſt wohlfeil eingekauft hatte, ſchlenderte er zufrieden durch die Straßen, grüßte und wurde gegrüßt und freute ſich der Stadtleute wie der Bauern, die ein gemüthliches Wort für ihn hatten. Endlich empfand er einen ſoliden Durſt, und da er erfragt hatte, daß gegenwärtig das beſte Bier der Lammwirth ſchenke, lehrte er bei dieſem ein.

Er ſetzte ſich in eine Ecke und bemerkte mit Vergnügen, daß kein Menſch aus ſeinem Dorf in der Stube war, den die Langeweile vielleicht getrieben hätte, ihn durch Aufziehen aus ſeiner Ruhe zu ſtören. Das Bier war vortrefflich, ebenſo ſtark als angenehm ſchmeckend, und er leerte ziemlich ſchnell ſeinen Maßkrug. Während des Laufens hatte ſich auch das Mittageſſen wieder in ihm „geſetzt", er fühlte nach Stillung des Durſtes Appetit, aß zwei Groſchenwürſte und einen „Kemmicher" (Weißbrod mit Kümmel beſtreut), ließ ſich noch eine Maß geben und hatte ein Wohlgefühl wie ſeit langer Zeit nicht.

Als er ſo daſaß, kam eine Perſon aus ſeinem Dorf, aber eine ungefährliche — ein gutes altes Weiblein. Tobias rief ihr gleich freundlich zu, ſie möge ſich zu ihm ſetzen. Die Alte zeigte ſich von einem ungewöhnlichen Vergnügen belebt, und wie ſie am Tiſch ankam, rief ſie: Ach, Tobias, es iſt gut, daß ich dich treff'! Aber ich hab' eine Freud'! — Nun, fragte der Schneider die Wittwe, die ſich neben ihn ſetzte und ihre Röcke auf der Bank zurechtzog, was iſt denn Gut's angekommen? — Die Alte langte in ihre Seitentaſche, zog ein zerknittertes Papier heraus und ſagte: Was meinſt jetzt, daß ich da hab'? — Einen Brief, erwiderte Tobias. — Ja, aber von wem und woher? — Nun, vielleicht von Eurer Rebeck' aus Augsburg! — Nein, von meinem Andres aus Amerika! — Was nicht noch! rief Tobias. Und der ſchreibt alſo gut! — O ganz gut, verſetzte die Alte; er verdient ſich ein ſchönes Geld und lebt wie ein Graf. Da, lies ſelber! — Der Schneider, theilnehmend und neugierig, nahm, entfaltete bedachtſam und fing an zu leſen, und zwar, für ſich und das Weib, mit halblauter Stimme.

Der Brief war aus einem kleinern Ort in Michigan. Der Schreiber, der im Ries Bauernknecht geweſene Andreas Holl, meldet, daß er endlich einen Platz gefunden habe, ganz nach Wunſch, und giebt zunächſt eine Schilderung der Ueberfahrt. Für den Sohn des Rieſes, wo auch die geringern Leute verhältnißmäßig nicht ſchlecht leben und insbeſondere auch die Ehehalten ihre Anforderungen zu ſteigern beginnen, iſt es charakteriſtiſch, daß er ſich über die Schiffskoſt aufhält und von Erbſen und Bohnen ſagt, man hätte mit ihnen ſchießen können! Die Fahrt, ohne beſondere Abenteuer, währte lang. „Sechsundſiebzig Tage mußten wir auf dem Waſſer herumſchwimmen, aber dann kamen wir nach Quebec in der Früh, wo die Sonne aufging; das ſchaute uns herrlich entgegen, da war Freude auf dem ganzen Schiff!" Nach einer Schilderung ſeiner weitern Erlebniſſe, woraus hervorgeht, daß er erſt nach Verſuchung mehrerer den ihm entſprechenden Dienſtherrn gefunden hat, fährt er fort: „Nun geht's mir ſo gut, daß ich's fürs Erſte gar nicht beſſer wünſche. Aber in Amerika denkt man nicht dran, immer zu bleiben, wo man iſt;

denn da kann's einem immer beſſer gehen, und Gott weiß, wie weit man's noch bringen, und was man da am Ende noch werden kann. Denn da iſt kein ſolches Lumpenleben wie bei euch in Deutſchland!"

Als Tobias ſo weit gekommen war, hielt er inne. Der Andres war in der Schule einer der Beſten geweſen, obwohl nicht ſo fleißig, wie er — ein geſcheidter, luſtiger, ſpäter indeß zum Leichtſinn, zum „Prangen" (Prahlen) und Rechthaben geneigter Burſch, der nicht überall gutthat und ſchon im Ries mehrfach die Plätze gewechſelt hatte. Daß er nun ſo ſchreiben konnte, war doch auffallend! Das hatte Alles Händ' und Füß' und klang ſo vornehm! Der Stolz namentlich in der letzten Zeile flößte ihm Reſpect ein und erregte ſein ganzes Weſen. Er ſah mit Ernſt auf den Tiſch. Die Alte, die aus dem Bisherigen nur das Geſchick und Glück ihres Sohnes herausgehört hatte, war erfreut, gerührt, und ermunterte, nach Mehr begierig, zum Weiterleſen.

Tobias las eine Schilderung des Dienſtes. Wie er an die Summe kam, welche der Andres täglich erhielt, entfuhr ihm ein Schrei der Ueberraſchung — es war viermal ſo viel, als er im beſten Fall mit der Nadel verdiente! Was muß das für ein Land ſein! murmelte er und las weiter. „Das Leben iſt freilich auch theurer, als bei euch; aber man lebt beſſer und kann ſich doch noch etwas erſparen. Wer etwas gelernt hat und brav arbeitet, der muß hier vorwärts kommen, es kann ſich gar nicht fehlen — beſonders, wenn Einer ein Handwerk verſteht und die Landwirthſchaft dazu! Dann iſt ſein Glück ſo gut wie gewiß!

Der Schneider hielt wieder inne. Die letzten Zeilen waren ihm wunderbar durch die Seele gegangen — er verſtand ja ein Handwerk und die Landwirthſchaft dazu! Er war ja derjenige, deſſen Glück in dem Lande gewiß war; denn fleißig und arbeitſam war er ja auch! — Sein Geſicht erhielt einen muthigen Ausdruck, er erhob den Kopf, und zu der Alten gewendet rief er nachdrücklich: Euer Andres hat den Geſcheidten gemacht — das ſag' ich Euch! — Ja du lieb's Gottele, erwiderte das Weib, wenn's nur Alles ſo iſt, wie er ſchreibt! Nun, wir wollen das Beſt' hoffen!

Tobias, den Umſtand benützend, daß ſie an ihrem Tiſch allein ſaßen und auch der benachbarte leer geworden war, las den Schluß des Briefes mit erhöhtem Ton und einem Ausdruck, der dem Inhalt entſprach. Er lautete:

„Ja, ein anderes Leben hat man ſchon hier, wie bei den Bauern in Deutſchland. Wie ſich mancher Dienſtbote von früh Morgens bis in die Nacht plagen muß um ſeine etliche Kreuzer, wo er verdient, es iſt wirklich bedauernswerth, wenn man zurückdenkt. Dem Pfarrer und Beamten muß der Bauersmann das Geld hintragen, wo er das ganze Jahr mit ſeinem Schweiß verdienen muß. Das iſt in Amerika nicht; da leben wir ſo gut jede Mahlzeit, wie die Herren Beamten in Deutſchland. So lange der Bauer bei euch noch einen Kreuzer im Beutel hat, ſo lange iſt er immer zufrieden und giebt her, was er hat; da kann man freilich dem Dienſtboten nicht ſo viel Lohn geben. Bei uns, was einer ſich mit Rechtem erworben hat, das gehört ihm, und er läßt dann ſeinen Dienſtboten ſo viel zukommen, daß ſie mit der Zeit auch Herren werden können. Wo will bei euch daheim Einer weiter kommen? Wenn Einer ein armer Teufel iſt, dann bleibt er es eben ſein Lebtag! — Hier iſt auch keine Polizei und kein Schandarm; wenn wir gerade beiſammenſitzen des Nachts, gehen wir heim, wenn es uns freut, manchmal ſpät, auch manchmal früh. Hier giebt's keinen Unterſchied unter den Menſchen, Einer iſt ſo gut wie der Andere. Mein Herr muß mir die Ehr' anthun, wie ich ihm; er zahlt mir den Lohn, ich thu' ihm die Arbeit, und im Uebrigen ſind wir gleich, wie's auch recht iſt. Der Beamte iſt hier unſer Beamter und muß thun, was uns zum Nutzen iſt und was wir gerne ſehen; und grad ſo der Pfarrer auch. In Amerika hat man keinen Reſpect vor ſo einem, als ob's unſer Herrgott ſelber wär'! Man läßt ſich von ihm unterrichten, aber nichts dreinreden und befehlen. Wenn der Bauer in Deutſchland zum gnädigen Herrn aufs Gericht muß, da ſchlottern ihm die Kniee; und wenn ihn der Pfarrer einmal krumm anſieht, da meint er, er hätt' ein Verbrechen begangen und er wär' ein ſchlechter Kerl. Wie können die Menſchen nur ſo einfältig ſein! Iſt nicht Einer den Andern werth, und muß ſich nun Einer fürchten vor dem

Andern und ſich abängſtigen aus lauter Dummheit? Solch elende Leut' ſollte man nach Amerika ſchicken, da würden ſie bald anders werden! Ich hab' die Herren grad nicht ſo arg gefürchtet, wie mancher Andere, aber doch noch viel zu viel, und ich kann jetzt gar nicht begreifen, wie ich ſo ein Narr hab' ſein können! Was der Menſch aus ſich macht, das iſt er! Wer ſeinen Charakter nicht behauptet, iſt ein Tropf und an ſeinem Elend nur ſelber ſchuld! — Liebe Mutter und Geſchwiſter, ich zweifle daran, Deutſchland noch einmal zu ſehen; ich wüßte nicht, was ich draußen thun ſollte. Den Herren einen Sklaven machen? — Nein, das thu' ich nicht, und ich danke Gott, daß er mir dies eingeprägt hat. Lebt Alle wohl und geſund; mit dem nächſten Brief will ich euch ein Päckchen Thaler ſchicken, und lang wird's nimmer dauern, ſo kann ich euch auf mein Gut nach Amerika einladen!" —

Dieſer im erſten Amerika-Stolz geſchriebene und ſchon eine gewiſſe Journalbildung verrathende Brief übte auf unſern Schneider die tiefſte Wirkung. Das Selbſtgefühl des Andres erhob ſeine Seele, die verachtungsvollen Ausdrücke über die Furchtſamen trafen ihn ins Herz; aber er las ſie nicht kleinlaut, ſondern mit Kraft, denn er wollte ſich ja ſtrafen durch die Wahrheit! Indem er die Schwäche ſeines Weſens mit dem neuen Amerikaner verdammte, tilgte er ſie weg und konnte völlig Eins werden mit ihm. Die letzten Sätze las er mit einer Miene, als ob er der Andres ſelber wäre, und als ob ſich die Herren im Ries nun vor ihm zu verkriechen hätten. Nachdem er eine Minute bedeutſam geſchwiegen, gab er der Wittwe den Brief zurück und ſagte: Der Andres iſt ein Mann, vor dem man Reſpect haben muß. So iſt's, wie er ſagt, und nicht anders! — Nicht wahr? verſetzte die geſchmeichelte Mutter; er ſchreibt beinah ſo ſchön wie ein Pfarrer! — Bah, entgegnete Tobias verächtlich, wie ein Pfarrer! Die wann ſo ſchreiben könnten, ja, dann wär's gut! Aber ſo kann man nur in Amerika ſchreiben, ſonſt nirgends in der ganzen Welt! — Er ergriff den Krug, dem er ſchon während des Leſens zugeſprochen hatte, und leerte ihn mit Einem Zug, heroiſch wie ſeine Empfindungen. Dann zahlte er und fragte die Alte, ob ſie mit ihm nach Hauſe gehen wollte. Dieſe war mit der Halben, die ſie ſich hatte bringen laſſen, gleichfalls zu Ende und freute ſich, auf dem Heimweg „einen Unterhalt" zu haben.

Wie ſie hinter einander den Fußweg hingingen, der ſie nach Hauſe führte, war die Unterhaltung doch nicht ſo groß, wie das Weib gehofft haben mochte. Den Geiſt des Schneiders beſchäftigte das Geleſene. Er ſah mit rothem Geſicht ſchweigend vor ſich hin; zuweilen erhob er den Kopf, blickte ſtolz und wild in die blaue Luft und nickte gewichtig. Schon hatten ſie die Hälfte des Weges hinter ſich, als er endlich den Mund öffnete und ſeine Gedanken verrathend ſagte: Das muß ein merkwürdiges Land ſein, das Amerika! Euer Andres hat mit der Sprach' gut fortgekonnt, ſchon wie er noch hier geweſen iſt; aber ſo einen Brief ſchreiben! — ſolche Dinge ſagen! Das muß ja eine Luft dort ſein, wo einem die Dummheit von ſelber vergeht, und wo man geſcheidt und kuraſchirt wird im Schlaf! — Ja, ja, 's iſt wahrhaftig wahr, erwiderte die Alte; wer hätte das geglaubt? — Tobias fuhr fort: Und Geld verdient man ſich auch mehr als der Brauch iſt! Kreuzſakkerment — da begreift man ja gar nicht, warum noch ein Menſch bleiben mag in dem Deutſchland da! — 's iſt ſchier ſo, verſetzte das Weib; aber es kann halt auch nicht gleich Jedes ſo fort, wie's will. — So iſt's, bemerkte der Schneider. Mancher könnt' aber wohl fort und ging' auch fort, wenn er wüßt', wie's wär'! Ich glaub', es werden noch Viele hineingehen von unſerer Gegend. — 's kann wohl ſein, verſetzte die Alte. Tobias verſtummte wieder und verharrte in ſeinem Schweigen, bis ſie ans Dorf kamen.

Als ſie in die Gaſſe einbogen, kam ihnen der geiſtliche Herr entgegen, der den ſchönen Abend zu einem Spaziergang benutzen wollte. Tobias beſchloß ſogleich zu handeln, wie es ſeinen jetzigen Anſichten entſprach; vorübergehend rückte er nur ganz leicht den Hut und ſagte: Guten Abend, Herr Pfarrer! — in einem Ton, als ob er einen Kameraden grüßte. Der alte Herr war zufällig in Gedanken und konnte alſo die Großthat gar nicht würdigen; den Burſchen laufen laſſend, dankte er der Wittwe, die ſich vor ihn hingeſtellt und ihn mit einem förmlichen tiefen Knicks geehrt hatte, freundlich und richtete, bevor er weiter ging, einige wohlwollende Fragen an ſie, die ſie demüthig beantwortete. Tobias wartete und ſah die Nachkommende mit einem Blick an, als wollte er ſagen: O du gute Alte — wie wenig haſt du den Brief deines Sohnes begriffen! — Auf dem Wege, den ſie noch mit einander zu machen hatten, fand er ſeinen ruhigen Ernſt wieder, gab dem Weibe zum Abſchiede die Hand und ſagte: Ich dank' Euch, daß Ihr mich den Brief habt leſen laſſen. Ihr habt mir einen Gefallen gethan, wie mir kein Menſch einen größern hätte thun können. —

In ſeine Stube eintretend, fand er den Vater allein. Er grüßte ihn leicht, zeigte ihm die gekauften Sachen und empfing dafür ſeine Anerkennung, denn ſie waren gut und billig erworben. Nachdem der Alte das Lob geſpendet, verrieth er eine eigenthümliche Unruhe und eine Verlegenheit, als ob er nicht recht wüßte, was er nun thun, ja nicht einmal, was für ein Geſicht er machen ſollte. Er rückte mehrmals an der alten Pelzkappe, die er im Hauſe trug, ſtellte ſich dann zum Fenſter und ſah durch zwei Geranienſtöcke, womit der Sims geziert war, auf die Gaſſe hinaus. Tobias betrachtete ihn und ſchüttelte den Kopf; er war ſeinerſeits mit einem Vorſatz gekommen, überlegte nun, wie er die Sache einleiten ſollte, und war eben daran, das Wort zu ergreifen, als der Alte ſich umdrehte und entſchloſſen begann: Hör, wir müſſen heut noch ein ernſthaftes Wort mit einander reden. Ich hoff', du kannſt etwas Vernünftiges anhören? — Das ſchon, erwiderte Tobias verwundert. Grad heut! — Das iſt gut, verſetzte der alte Schneider. Alſo kurz von der Sach' g'red't! Der junge Schuſter hat heute Vormittag um die Sibylle anhalten laſſen, die hat aber nicht Ja geſagt, ſondern ſich drei Tage Bedenkzeit ausgebeten, weil ſie dich immer noch lieber hat und hofft, daß du jetzt, wenn du den Ernſt ſiehſt, deinen dummen Handel mit der Pfarrmagd laſſen und zu ihr kommen wirſt. Das hat mir Einer geſagt, der von dem Weber dazu den Auftrag gehabt hat. Der Weber giebt auch das Haus ab, und noch dazu weit billiger, als ich gedacht hab'. Alſo entſchließ dich kurz, zieh dich an, und wir machen den Handel heut noch richtig. — Tobias hatte mit ſteigender Verwunderung gehorcht; jetzt verzog er den Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln und erwiderte ſpielend: Ich glaub's nicht! Das machſt du mir nur vor! — Ich mach' dir nichts vor, entgegnete der Vater ſtreng. Was ich ſag', iſt die lautere Wahrheit!

In der That verhielt es ſich ſo. Die Sibylle, die von dem Verhältniß des jungen Schneiders zur Bäbe keine Ahnung gehabt und immer hoffend gewartet hatte, war freilich tief beleidigt durch die Streiche, die ſie von ihm erfuhr, und verachtete ihn drei Tage lang von ganzem Herzen. Nach und nach trat aber doch die alte Neigung wieder hervor, ſie dachte ſich das Zuſammenleben mit dem hübſchen, böſen Menſchen angenehmer als jemals und freute ſich, daß die Anfrage des jungen Schuſters ihr Gelegenheit gab, gegen die hergelaufene Perſon noch mit allen ihren Vortheilen ins Feld zu rücken. Sie ſprach kräftig mit dem Vater, hielt ihm namentlich den wichtigen Umſtand vor, daß Tobias wenigſtens zweihundert Gulden mehr Heirathsgut bekommen werde, als der Schuſter, daß die Geſchichte mit der Pfarrmagd eine Dummheit ſei, wie ſie der Schuſter wohl auch ſchon gemacht haben werde, daß man ſolche Sachen verzeihen müſſe, beſonders weil der gute Menſch gewiß nur von der Perſon verführt worden ſei, und daß Tobias, wenn man ihn wieder ins rechte Gleis bringe, der beſte Ehemann ſein werde. Sie überredete den Weber, das Haus abzugeben, wie ſie's für billig fand, indem ſie die ſchönſten Verſprechungen machte — kurz, ſie lenkte den Handel ſo praktiſch, wie man es von einem Dorfmädchen gewöhnlichen Schlags nur immer erwarten konnte. Den Unterhändler, der zum Schneider gehen ſollte, belehrte ſie ſelbſt und hoffte um ſo mehr auf einen guten Ausgang, als ſie doch glauben mußte, daß es am Ende Vater und Sohn lieb ſein würde, auf dieſe Art mit einem Mal aus dem wüſten Gerede und aus der Schande zu kommen. — Bei dem Alten traf ſie es. Dieſer athmete auf, als er die Kunde vernahm, die der Mittelsmann natürlich nur als von ihm ausgehend brachte, ohne indeß dem Schneider die Wahrheit verbergen zu können. Er ſprach mit würdigem Ernſt ſeinen Dank aus und beſchloß augenblicklich, zur Erreichung dieſes guten Zwecks von allen Mitteln ſeines väterlichen Anſehens Gebrauch zu machen. Wie gewaltthätige Menſchen ſich an eine beinahe ſchon verlorene Sache um ſo hartnäckiger anklammern und meinen, gerade jetzt müſſe ſie noch gewendet und gerettet werden, ſo empfand der alte Schneider eine förmliche Wuth, ſeinen Willen durchzuſetzen und ſich durch den Sieg über den Burſchen für allen Verdruß der letzten Zeit ſchadlos zu halten.

Als Tobias auf die erſte Erklärung nicht gleich antwortete, fragte der Alte: Nun, werd' ich was hören? — Der Sohn zuckte die Achſeln und erwiderte lächelnd: Vater, du haſt's heut ſchlecht getroffen. — Wie ſo? rief der Alte, indem er ihn ſtaunend anſah, ſchlecht getroffen? — Ja, verſetzte Tobias; weil du mich heute weniger als jemals dazu bringen wirſt, dieſe einfältige Perſon zu heirathen. — Der Vater betrachtete ihn von oben bis unten, trat dann einen Schritt näher und ſagte mit tiefem Ernſt: Tobias, ich rath' dir's in Gutem, mach mich nicht zornig. Ich verſteh' heut gar keinen Spaß, und du haſt mich noch lange nicht kennen lernen, wie ich eigentlich bin! Das kann ich dir ſagen! — Tobias, der ſeinen Kopf erhoben, entgegnete: Und du haſt mich auch noch nicht kennen lernen, wie ich eigentlich bin! — Der Alte machte ein Geſicht wie Einer, den ſeine bisherigen Begriffe zu verlaſſen anfangen. Was iſt denn aber das? rief er endlich. Wo nimmt denn der Menſch auf einmal die Unverſchämtheit her? — Ja, erwiderte Tobias mit halbem Lachen, das glaub' ich ſchon, daß du dich darüber wunderſt! Ernſter ſetzte er hinzu: Ich hätt' mich eben früher ſchon ſo benehmen ſollen gegen dich. Es iſt eine Dummheit geweſen, daß ich mich vor dir gefürchtet hab', ein reiner Unſinn! Das hat aber jetzt ein Ende! — Das Staunen und die Entrüſtung des Alten erreichten den höchſten Grad. Auf einmal ihn von der Seite betrachtend, rief er verächtlich: Haſt du ein Glas Bier zu viel getrunken und ſpielſt jetzt den großen Hanſen? Dem will ich abhelfen! Mit heftig ſtrengem Ton und den Arm gebieteriſch ausſtreckend, rief er: Zieh dich an! Es iſt die höchſte Zeit, daß wir hingehen. Schnell! Auf der Stell'! — Tobias erwiderte ruhig und beſtimmt: Ich mag nicht!

Jetzt verließ den Alten die bisher mühſam behauptete Geduld. Wie, rief er mit Wuth und mit aller Verachtung der Wuth, wie, du willſt dich gegen deinen Vater ſtemmen? Du elender Menſch! Du erbärmlicher Kerl! Du Tropf! Du Garnichts! Du willſt — — Tobias war einen Schritt zurückgetreten und blaß geworden wie die Wand. Die ſo unſägliche Geringſchätzung ausdrückenden Schmähreden waren wie vergiftete Pfeile in ſein Herz gedrungen; bebend vor Entrüſtung ſah er den Alten an und rief: Schimpf' nicht ſo! Es iſt eine Schand', wenn ein Vater ſo zu ſeinem Sohn red't! Pfui, was iſt das für ein Benehmen! Was ſind das für gemeine Manieren! Da ſieht man ſchon —! —

Weiter konnte er nicht reden. Der Alte, aufs Höchſte erzürnt über die Widerſetzlichkeit und über die Vorwürfe, die er von „ſeinem Buben“ zu hören bekam, ging auf ihn los, um die ultima ratio der Despoten gegen ihn anzuwenden; aber Tobias trat raſch weiter zurück, ergriff ſchnell wie der Blitz die auf dem Tiſch liegende große Tuchſcheere, erhob ſie und ſchrie mit flammenden Augen: Schlag' mich nicht — oder es giebt ein Unglück!

Der Alte hielt inne und ſtarrte ihn an. Er war erſchreckt — nicht von der Scheere, obwohl die an rechter Stelle ſehr gut treffen konnte — ſondern von dem Anblick des Tobias. Bleich bis in die Lippen, ſchnaubend und zitternd ſtand er vor ihm. Aus den Augen blitzte raſender Grimm, und aus dem Geſicht ging der tiefunheimliche Glanz eines bis zum Wahnſinn gereizten und rachewüthigen Menſchen. Der Vater, obwohl erzürnt, war doch nüchtern und ſonſt bei geſunden Sinnen — er trat zurück, wie der Vernünftige vor dem Tollen, indem er nur mit gedämpfter Stimme gleichſam für ſich ausrief: Das muß ich ſagen! — Mit ordentlicher Spannung ſah er den Burſchen an, mit dumpfer Neugier, was er nun beginnen werde.

Tobias ließ den mit der Scheere bewaffneten Arm ſinken, aber nur ſo weit, daß er gegen einen erneuerten Angriff immer gerüſtet war, und mit einem Ton, der halb wüthend, halb klagend und weinend klang, begann er: Nein, es iſt zu arg — es iſt eine Sünd' und eine

Schand', wie man mit mir umgeht! Von Jugend auf hat man mich verſpottet, geärgert und geſchlagen, und Alle ſind zuſammengeſtanden gegen mich! Daheim, wo man eine Hülf' haben ſollte, macht man mir's ärger als draußen — mein leiblicher Vater verachtet mich und ſchimpft und ſchlägt und ſtößt mich, wenn's ihm einfällt. Und ich bin der gute Eſel und laſſ' mir's gefallen und geb' nach, und was iſt der Dank? Daß man ein Recht draus macht, daß man mich commandirt wie einen Hund und tractirt wie einen Hund und auf mir herumtrampelt, als ob ich von unſerm Herrgott extra dazu geſchaffen worden wär'! Wenn ich Alles thu', dann hab' ich Nichts gethan; und wenn ich einmal mucke, dann iſt's ein Verbrechen, daß ich augenblicklich todtgeſchlagen werden muß! Jetzt, wo ich ins fünfundzwanzigſte Jahr gehe, ſoll ich ein Mädchen heirathen, das ich nicht leiden kann, wegen ſeinem Bettelgeld, bloß weil's ein Anderer haben will! Ich werd' gar nicht drum gefragt, ob ich ſie auch mag oder nicht, ich bin der Garnichts und muß! Jeder hat ein Recht und eine Ehr' und einen Willen in der Welt, nur ich allein nicht! Ich bin alſo wirklich die erbärmlichſte Creatur auf Gottes Erdboden? Ein Kerl, der nichts kann und nichts darf, der nur zu thun hat, was Andere haben wollen, und dafür Schläg' und Verachtung annehmen muß? Ein elender Menſch — ein Tropf? Ei, da ſoll ja gleich das Donner und d's Wetter Alles zuſammenſchlagen! Kreuz Herrgott Millionen —

Mit einem bis zur Sinnloſigkeit geſteigerten Grimm und einem Rachegefühl, das ſich nur durch Vertilgung genügen konnte, ſah er ſich um und hieb mit der Scheere in den Spiegel an der Wand, daß er in tauſend Trümmer zerſprang. Heiſer ſchrie er: Alles muß hin ſein! — ging über das benachbarte Kantenbrett her, und die Scherben von Krügen, Tellern und Schüſſeln flogen klirrend auf den Boden. Er war förmlich raſend geworden. In einer Erregtheit, als ob alle Furien in ihm tobten, Schaum auf der Lippe, die Augen rollend, fuchtelte er mit ſeinem Inſtrument, ſchlug blind um ſich, ſchlug die Hand in einen Splitter, daß das Blut heruntertroff, ſchimpfte und fluchte. — Die Maßloſigkeit des Gebarens, der giftige Blick, das Schäumen des Mundes und das Zucken der Glieder machte förmlich den Eindruck des Gräßlichen.

Der Alte hatte während der Rede nichts einzuwenden gefunden — er war von der Wahrheit, die in den Vorwürfen lag, getroffen. Als Tobias immer leidenſchaftlicher wurde und endlich um ſich ſchlug wie ein Beſeſſener, erſchrak er zu Tode, — er hielt ihn für wirklich verrückt und ging, kein Auge von ihm verwendend, rückwärts und rückwärts. Der Burſche drang nach und fuchtelte wild — der Alte ſprang hinter den Ofen, ergriff einen Stuhl und hielt ihn als Schild vor.

So hatte ſich denn das Blatt unerwartet, aber begreiflich, gewendet. In dem entſetzten Alten waren Stolz und Zorn ſo ganz und gar der Angſt gewichen, daß er nicht dazu kam, den Sohn in ſeinem Vertilgungswerke zu ſtören, obwohl der dadurch angerichtete Schaden ihm ſehr empfindlich ſein mußte. Nur als Tobias endlich auch die in der Nähe des Ofens aufgeſtellten Milchſcherben (Töpfe) zerſchlug, daß die geflockte Milch in der ganzen Stube herumflog, da rief er dringend, ja flehentlich: Um Gottes willen, Tobias! Hör auf! Biſt du denn ganz raſend? Hör doch auf! Ich bitte dich!

Dieſer Zuruf brachte den Fürchterlichen wieder zu einiger Beſinnung. Durch die letzten Thaten gekühlt, mit geſtilltem Vernichtungsdurſt, hielt er inne. Die Zornwogen ſanken, und Vernunft kehrte wieder in ſein Haupt zurück. Als er nun aber umherſchauend die Splitter und die Milchflocken auf dem Boden und den Vater ſeinen Stuhl vorhaltend hinter dem Ofen erblickte, da empfand er nicht Scham und Reue, vielleicht gar Schreck über das verübte Werk, nein, Stolz, höchſten Stolz — und die Süßigkeit der vollgeſättigten Rache. Endlich hatte er ſeine Rede wahr gemacht und ſeinen Willen behauptet, nicht wie ein Eſel, der ſich ſchlagen ließ, ſondern wie ein Löwe, der auf ſeine Gegner losgeht und Alles in die Flucht jagt! Ein Gefühl durchdrang ihn, ſo herrlich wie niemals in ſeinem Leben — die Seligkeit eines durch Muth und Schlagkraft errungenen vollſtändigen Sieges! Und in dem Bewußtſein des Geleiſteten erhellte ein Genius ſeinen Geiſt und gab ihm die Fähigkeit, den Sieg auch zu benutzen. Hatte die Springflut des Zornes ihm vorhin den Sitz des Verſtandes überſchwemmt, weggeſtößt hatte ſie dieſen nicht; und als die Wellen ſich verliefen, erhob er ſich, wie von dem Bade geſtärkt, mit erneuter Kraft, um das, was er ſeit Jahren verſäumt, mit Einem Schlage wieder gut zu machen.

Auf den nochmaligen Zuruf des Alten: Hör auf, ich bitte dich! trat er, die Scheere in der blutenden Rechten, zum Ofen und verſetzte: Ich will aufhören, — weil du mich drum bitteſt! Aber die Bäbe muß ich heirathen dürfen! Mein Geld muß ich herauskriegen — was ich von der Mutter hab' und was mir von dir gehört! Und thun muß ich dürfen, was ich will, nicht was andere Leut' wollen! Kreuz Herrgott! — Der Alte, der ihn bei dieſen Worten aufs Neue die Augen verdrehen ſah und immer noch nicht ſicher war, daß er's nicht mit einem wirklich Tollen zu thun hatte, entgegnete: Alles, Alles! Heirath', wen du magſt, nimm, was dir gehört, und thu was du willſt! — Schwörſt du mir's? rief Tobias. — Ich ſchwör' dir's, erwiderte der Alte. — Nun, dann iſt's gut, verſetzte der Burſch und ließ den Arm mit der Scheere niederſinken. Mit Stolz fügte er hinzu: Ich bin alt genug, um ſelber einen Mann zu machen; ich hab' meinen Verſtand (Daß Gott erbarm'! dachte der Alte) und werde dir beweiſen, was ich für ein Kerl geworden bin! — Indem er ihn dabei anſah, fuhr er lächelnd fort: So, geh jetzt nur wieder vor — ich thu' dir nichts!

Der Alte, der den Stuhl in die Ecke geſetzt, ging langſam vor, indem er ihn ſcharf im Auge behielt; denn die Veränderung an dem Burſchen war ſo vollſtändig, daß er noch immer nicht wußte, was er von ihm denken ſollte. Tobias, mit einer Sicherheit, als ob er unnahbar geworden und ihm keine Gewalt der Erde mehr was anhaben könnte, legte die Scheere weg. Seine Geſichtszüge milderten ſich, ſeine Augen blickten in ſchönem Glanze immer verſtändiger, und das angenehmſte Selbſtbewußtſein ſprach aus dem hübſchen Geſicht. Ruhig ging er in die Küche, brachte eine Schüſſel mit Waſſer zurück, wuſch ſich die Rechte, nahm aus dem Wandſchränkchen ein Pflaſter heraus und beklebte die Wunde. Dann ergriff er die Scheere, betrachtete die Waffe, mit der er ſo große Dinge gethan hatte, einen Moment wohlgefällig, wuſch auch ſie und legte ſie ſorgfältig getrocknet auf den Tiſch. Der Alte ſah ihm ſchweigend zu; er ſah das Vernünftige, Bedachtſame ſeine Thuns, er ſah, daß er nicht nur nicht verrückt, ſondern mehr als jemals bei geſundem Verſtande ſei. — Er hatte verſpielt.

Wer das menſchliche Herz kennt, weiß, daß der Streit damit in der That aus war. Der Alte hatte ein Verſprechen gegeben, einen Schwur gethan. Durch die Klagrede des Sohnes über ſein eigenes Unrecht aufgeklärt, fühlte er zugleich, daß ein Menſch, der ſich ſo benahm, ihm in dieſer Sache nicht mehr nachgeben, und daß die Erneuerung ſeiner Gewaltſamkeit ihn zu nichts führen würde, als allenfalls zu häuslichem Unglück. Was aber die Hauptſache war — der Burſch hatte ihm Reſpect eingeheizt; er hatte gezeigt, daß er ſich auch rühren konnte, wenn man's ihm zu arg machte — daß er doch nicht bloß der Mutter nachſchlug, ſondern auch was von ihm hatte. Dieſer Gedanke ſchmeichelte dem Vater, und er konnte nicht umhin, gegen den „verfluchten Kerl“ ſogar eine gewiſſe Neigung zu empfinden. Zu alledem kam noch die Anmuth des Sohnes, die Folge der wiedereroberten Ehre — die ſchöne Sicherheit, der kindliche Glaube, der aus ihm ſprach, daß er ſein Glück ein für allemal geſchmiedet und von jetzt an nur gute Tage möglich ſeien. Wer hätte ſo brutal ſein können, gegen den Unbewaffneten die phyſiſche Uebermacht zu gebrauchen und ihn aus dem Himmel ſo ſchöner Freude wieder herabzuſtürzen? Ein normaler Rieſer wenigſtens nicht! In einem Solchen ſtieg jetzt der Humor auf, der zu denken vermochte: Hol' die ganze Geſchichte der Teufel!

Während Tobias die abgetrocknete Scheere weglegte, ſah der Alte mit tragikomiſchem Lächeln in der Stube umher. Auf die Splitter und Scherben deutend, ſagte er: Da kann ich mir jetzt eine neue Einrichtung kaufen. — Der Sohn entgegnete mit Würde: Das geht dich nichts an, Vater! Ich hab' die Sachen zerſchlagen, und ich ſchaff' ſie auch wieder an — von meinem Geld! — So ſo, verſetzte der Alte. Nun, du kannſt freilich zahlen — du biſt jetzt ein Kapitaliſt! — Tobias ſah ihn auf dieſe Rede zugleich ſchelmiſch und gutmüthig an und ſagte: Vater, nimm die Sach', wie ſie iſt. Du haſt deinen Willen oft genug durchgeſetzt, die

Reih' hat auch einmal an mich kommen müſſen. Bedenk, daß ich vierundzwanzig Jahr' alt bin, und daß es für dich eine größere Ehr' iſt, wenn dein Sohn Haar auf den Zähnen hat, als wenn er ein Tropf wär' und ſich Alles gefallen ließe. Beim Teufel! Kuraſche muß man haben, dann ſetzt man ſeine Sachen durch! Du ſollſt ſehen, wie's mit mir nun vorwärts gehen wird, und nicht reuen, ſondern freuen wird es dich, daß du mir nachgegeben haſt! — Der Vater zuckte die Achſeln und ſagte: Wir wollen ſehen!

Die beiden Schneider waren ſo ausſchließlich mit ſich beſchäftigt, daß ſie einen Trupp Menſchen, der ſich auf der Gaſſe angeſammelt hatte, durch die freilich kleinen, etwas trüben und überdies von Geranien verdunkelten Fenſter entweder nicht wahrnahmen, oder wenigſtens nichts darauf gaben. Jetzt aber mußten ſie emporſehen — die Thür ging auf, und die Walpurg trat ein, mit allen Zeichen des Schreckens in ihrem Geſicht.

Die Haushälterin war bei dem Krämer des Ortes, der am andern Ende des Dorfes ſein Haus hatte. Wie ſie eben nach abgeſchloſſenem Kauf mit dem Weibe desſelben noch eine gemüthliche Plauderei begann, ging ein Bauer vorbei, ſah die unter der Thür Stehenden und rief: Walpurg, macht, daß Ihr nach Hauſe kommt, ſonſt ſchlägt Euer Alter den Tobias noch gar todt! Es geht fürchterlich zu bei Euch! — Um Gottes Himmels willen, rief das gute Weib und eilte, was ſie eilen konnte. Wie ſie den Haufen Menſchen vor ihrem Hauſe ſah, erſchrak ſie dermaßen, daß ſie beinahe nicht mehr gehen konnte. Nun, rief ſie einer Alten zu, was iſt's denn? — Jetzt iſt's wieder ruhig, ſagte dieſe, aber, fügte ſie mit einem Schauerton hinzu, da iſt's arg hergegangen! Weiß Gott, was du ſehen wirſt da drinnen! — Die Walpurg bebte am ganzen Leibe; aber Pflichtgefühl und Neugier ſiegten über ihre Furcht, und ſie ging ins Haus.

Wie ſie den Tobias daſtehen ſah, athmete ſie auf: es war wenigſtens nicht zum Todtſchlag gekommen! Aber ſie ſah die Zerſtörung in der Stube, ſie ſah Milch und Blut auf dem Boden, ſah das Pflaſter an der Hand des Tobias — das Verbrechen des Alten war klar! Und nun mochte es gehen, wie es wollte — ſie mußte reden und dem Alten ſagen, was er für ein Menſch ſei. Indem ſie die tiefſte Mißbilligung auf ihrem Geſicht ausdrückte, rief ſie: Iſt jetzt das auch recht, ſein eigenes Kind ſo zu behandeln — einen Menſchen in dem Alter ſo zu ſchlagen, daß das Blut in der Stube herumläuft? Das iſt gottvergeſſen! Und wenn Ihr mich gleich aus dem Haus jagt, ſo muß ich Euch ſagen — — Das Angeſicht des Tobias hatte ſich bei dieſen Worten erheitert, und der Alte fiel mit humoriſtiſchem Unmuth ein: Sei ruhig mit deinem dummen Geſchwätz! Ich bin froh, daß er mich nicht todtgeſchlagen hat, der Blitzkerl! — Ja, ja, Baſ', fügte Tobias lächelnd hinzu, dasmal iſt's anders gegangen, als Ihr meint. Ich hab' den Spieß umgedreht! — Ach, das iſt nicht möglich! rief ſie. —

Nicht möglich? fragte Tobias, indem er die Stirn runzelte. Warum nicht möglich? — Nun weil — entgegnete das Weib, indem ſie lächelnd ihren Blick von ihm zum Vater gleiten ließ. — So, verſetzte Tobias, Ihr glaubt, daß ich nichts durchſetzen kann? Ihr haltet mich für einen elenden Kerl? — Gieb dich drein, Walpurg, rief der Vater, und mach ihn nicht bös, ſonſt geht es über mich her! — Ja, du lieber Himmel, verſetzte das Weib immer noch zweifelnd, da muß ſich ja dann die ganze Welt verwandelt haben! — Die ganze Welt nicht, bemerkte der Sieger wieder freundlich, aber ich hab' mich verwandelt, Baſ'! Ich hab' endlich gethan, was ich ſchon lang hätte thun ſollen! — So? verſetzte die Walpurg, indem ſie den Blick auf die Verwüſtung richtete; das muß ich ſagen! — Tobias, ihre Gedanken errathend, entgegnete: Darauf kommt nichts an. Mit einer Karlin iſt der Schaden wieder gut gemacht; was es mir aber genutzt hat, das würd' ich nicht um tauſend Karlin hingeben! So, klaubt die Scherben zuſammen und macht dann, daß wir eine Suppe kriegen!

Während das Weib die Trümmer auflas, öffnete die Thür ſich wieder, und Kaſper trat ein, von einem Gange herkommend, den ihm der Vater aufgetragen. Auch er hatte die Leute vor dem Hauſe gefragt, aber ſchon eine weniger tragiſche Antwort erhalten, und er ging in die Stube mit der Ausſicht auf die gänzliche Demüthigung des Bruders. Als er dieſen ſtolz und zufrieden neben dem Vater ſtehen ſah, gaffte er ihn an. Tobias rief: Ah, du kommſt grad recht! Und mit dem Blick eines Gebieters fügte er hinzu: Hilf der Baſ' die Sachen zuſammenklauben. Mach! — Der Bube, mit entrüſtet trotziger Miene, ſagte: Klaub du nur ſelber zuſammen! — Da ging Tobias auf ihn zu, erhob die Rechte und rief: Willſt du gleich helfen, dummer Bub, oder ich geb' dir eine Ohrfeig', daß du den Himmel für eine Baßgeig' anſiehſt! — Kaſper, der den Bruder entſchloſſen, den Vater unbeweglich ſah, bekam eine Ahnung von dem Stand der Dinge, ging knurrend beiſeite und gehorchte. Nachdem ſo ziemlich aufgeräumt war, eilte die Walpurg aus der Stube. Bald ließ ſich auf der Gaſſe ein Gemurmel hören nebſt Ausrufungen der Verwunderung, und der Haufe zerſtreute ſich. Die Alte kam dann mit einem Kübel voll Waſſer und einem Waſchlappen zurück und begann die völlige Reinigung der Stube.

Nach einer guten halben Stunde ſaß die ganze Familie friedlich beim Abendeſſen. Alle Spuren der Zerſtörung waren verwiſcht — die Stube friſcher als vorher und ſo heimlich als jemals. Tobias hatte die Zeit zu ſeiner Execution inſofern gut gewählt, als am Samſtag Boden, Tiſch und Bänke ohnehin geputzt werden mußten; es machte kaum beſondere Arbeit nöthig, und die Haushälterin konnte noch am Tage die Suppe auftragen. Die gute Alte war nach ihm am vergnügteſten. Ueber die Ereigniſſe des Abends in der Hauptſache unterrichtet, freute ſie ſich herzinniglich, daß ihr geheimer Liebling den böſen Alten ſo „gekriegt“ hatte und ſeinen lieben Schatz zum Weibe haben ſollte. Einen ganz beſondern Spaß machte es ihr, daß der Kaſper, der auch ſie durch grobe Reden ſchon öfters geärgert hatte, lächerlich verdutzt dreinſchaute und nicht „Mau'“ zu ſagen wagte. Sie betrachtete ihn und den Vater, und eine Schadenfreude umſpielte ihre Lippen, ſo tief und friſch und doch ſo gutmüthig, daß ſie dem alten Geſicht ordentlich etwas Anmuthiges gab.

Gegen das Ende des Eſſens veränderte ſich die Miene des Alten, und er machte ein ſeltſames Geſicht. Nachdem der Auftritt in jedem Betracht geendigt war, hatte er ihn doch wieder überdenken müſſen und ſtaunte nun hinterdrein über ſeine Möglichkeit. Das Ganze erſchien ihm wie ein toller Traum, lächerlich und deſſenungeachtet über die Maßen ernſthaft. Soll ich dem Burſchen jetzt wirklich nachgeben müſſen? Soll ich verloren haben? Dieſe Frage erhob ſich noch einmal in ihm, und er überlegte. Aber alle beſſern Gründe ſprachen fürs Nachgeben — die Quelle gewaltſamer Thaten ſprudelte nicht mehr in ihm — er beſchloß, mit guter Manier ſich zu fügen.

Tobias erhielt eine Ahnung von dieſen innern Vorgängen und fühlte ſich durch Gutmüthigkeit und Klugheit getrieben, den Ueberwundenen durch freundliche Reden munterer zu machen und ihm namentlich durch kindliche Beſcheidenheit wohlzuthun. Er war, wie geſagt, erleuchtet

— und hatte noch einen Zweck; er wollte, das Eiſen ſchmiedend, ſo lang es noch warm war, heute noch die Geldfrage erledigen.

Als die Walpurg in die Küche, Kaſper aus der für ihn höchſt unheimlichen Atmoſphäre in den Hof abgegangen war, ſagte er: Vater, ich glaub', es iſt das Beſte, wenn wir heut auch gleich ausmachen, was ich von dir zum Heirathsgut bekomme. — Der Alte, das Praktiſche dieſes Antrags erkennend, erwiderte mit kurioſem Lächeln: Ja, das glaub' ich ſchon auch, daß dies das Beſte iſt! — Nun, rief unſer Burſche treuherzig, ſo ſag mir gleich, was du über das mütterliche Vermögen von dir noch geben willſt! — Der Alte beſann ſich und nannte ihm endlich eine Summe, die nach Verhältniß ſeines von Tobias nicht ganz gekannten Vermögens gering war, ſodaß der geliebtere Kaſper immer noch um ein Gutes beſſer bedacht werden konnte. Der Sohn erkannte wohl, daß der Vater ihn keineswegs begünſtigte, aber er war in höherm Schwung der Seele — nebenbei geſagt auch um dieſes froh! — und verſetzte: Damit bin ich zufrieden und dank' dir ſchön! — Er reichte dem Alten die Hand, und dieſer, von ſolcher Beſcheidenheit und Bravheit beinahe gerührt, drückte ſie ihm väterlich.

Nach einer Pauſe begann derſelbe mit theilnehmend zweifelndem Ausdruck: Was willſt du denn aber jetzt eigentlich thun? Wenn das Mädchen hundert Gulden hat, wird's Alles ſein; oder hat ſie mehr? — Tobias erwiderte groß: Darnach frag' ich gar nicht. — So! meinte der Alte mit ironiſcher Bewunderung. Aber auf die Art bringt ihr nicht viel über tauſend Gulden zuſammen, und du biſt das nöthige Leben nicht gewohnt. — Noth werden wir nicht leiden, warf Tobias beſtimmt ein. — Wo wollt ihr denn aber hin? fragte der Alte. Im Dorfe iſt nichts frei. Und als Dritter könnteſt du von der bloßen Schneiderei ohne ein ordentliches Anweſen hier gar nicht leben. — Im Dorfe will ich auch nicht bleiben, verſetzte der Sohn. — Wo denn? fuhr der Alte fort. Weißt du etwas in der Nachbarſchaft? Oder, ſetzte er etwas ſpöttiſch hinzu, im Keſſelthal?

Tobias zeigte ein Geſicht, wie Einer, der ſeiner Sache gewiß iſt, und erwiderte: Vater, ich mein', wir haben heut genug mit einander ausgemacht. Laſſen wir's dabei bewendet ſein, morgen iſt auch noch ein Tag. Ich weiß, wo ich hingehör' und wo ich mein Glück machen muß — und wenn ich das ſag', dann iſt's genug. — Der Alte ſchaute ihn an und ſchüttelte den Kopf. Darf's der Vater nicht wiſſen? — Jetzt noch nicht, verſetzte der Burſche, und da er im Geſicht des Alten tiefen Unglauben erkannte, ſtand er auf und ſagte: Vater, vertrau mir! Ich hab' dir heut gezeigt, daß ich etwas kann, was du mir vorher nicht zugetraut hätteſt (Unverſchämter Menſch! dachte der Alte) — und jetzt ſoll's immer ſo fortgehen (Gute Ausſichten!). Vom heutigen Tage hebt für mich ein neues Leben an. Ich werde glücklich, ich werde, und das in nicht gar zu langer Zeit, ein reicher und angeſehener Mann ſein — und du wirſt deine Freude an mir haben. — Der Alte war verſucht, ihm ins Geſicht zu lachen; er begnügte ſich indeſſen mit einer Geberde, die ungefähr ſagte: Ich muß dich jetzt gehen laſſen! Wenn du ein Narr und Bettler wirſt, iſt's deine Sache.

Tobias beachtete dieſe Bewegung um ſo weniger, als es unterdeſſen dunkel geworden war und die Glocke bedächtig neun Uhr ſchlug. Der Glückliche hätte nun zur Bäbe gehen und der Guten, Lieben und Treuen den Erfolg mittheilen können; aber er hatte ſich etwas Anderes ausgedacht, was ihn ſchöner dünkte; und da ihn die Ereigniſſe des Tages doch ermüdet hatten, ſagte er dem Vater herzlich Gute Nacht und ging zu Bette.

## VI.

Am andern Morgen war unſer Schneider der Löwe des Tages. Der Abend des Samstags iſt auch für den Bauer eine Ferienzeit; man beſucht ſich mehr als ſonſt in der Woche, das Wirthshaus hat größern Zuſpruch, und man überläßt ſich mit reinerm Behagen der Luſt des Geſprächs. Daß nun ein Auftritt, wie der zwiſchen Tobias und ſeinem Vater, mit der größten Schnelligkeit im ganzen Dorf herumkam, iſt bei dem Intereſſe, das die Familie ſchon auf ſich gezogen hatte, nicht zu verwundern. Aus den Vermuthungen des Trupps, der vor dem Hauſe ſtand, aus der Nachricht der Walpurg, die den Streit als nicht der Rede werth darſtellte, und endlich aus den Zuſätzen phantaſiebegabter Erzähler bildeten ſich verſchiedene Lesarten, die ſich zum Theil ſtark widerſprachen. Nach den Anſichten der Meiſten hatte es in dem Schneiderhauſe eine „ſchreckliche Geſchichte" gegeben; denn die Walpurg mochte ſagen, was ſie wollte — daß weder der alte noch der junge Schneider ins Wirthshaus kamen, was ſie ſonſt an dieſem Tage nie verſäumten, das war deutlich genug. Nach den Einen jedoch hatte der Vater den Sohn halb todtgeſchlagen, nach den Andern der Sohn den Alten mit einem Hammer oder Beil auf den Kopf getroffen, daß das Blut in der Stube herumlief — daß er einen „Treff" hatte auf ſein Lebtag und am Ende noch das Gericht einſchreiten mußte. — Sonntags in der Früh klärten ſich die Meinungen. Die Anſicht Vieler kam der Wahrheit ziemlich nahe; nur blieb das letzte Ergebniß des Streits unbekannt. Daß der junge Schneider diesmal über den alten Herr geworden, das ſtellte ſich eine halbe Stunde vor der Kirche bei den Meiſten als gewiß heraus. Und dieſe Thatſache erſchien Allen ungemein ſpaßhaft, wenn man auch noch nicht wußte, was nun daraus werden ſollte.

Als zur Kirche geläutet wurde, ſah man den alten Schneider allein aus dem Hofe treten und ſtill und ernſt dem Gotteshauſe zugehen. Weder auf dem Wege noch in der Kirche ſelbſt konnte man an ſeinem Kopfe die geringſte Spur einer Verletzung wahrnehmen; diejenigen, die noch daran gehalten hatten, mußten ihre Meinung verbeſſern. Von der Kirche ging er erbaut und, ſo weit es die andächtige Stimmung zuließ, heiter nach Hauſe. Er war aber zugleich ſo in ſich gekehrt, daß ihn auch nähere Bekannte nur grüßten und nicht zu fragen den Muth hatten.

Im Pfarrhauſe war das Ereigniß erſt kurze Zeit vor dem Beginn des Gottesdienſtes bekannt geworden. Der Grund war, daß ſich die Frau Lehrerin am Samstag unpäßlich fühlte, Abends nicht mehr ausging und auch am Sonntag erſt ſpät ſich erheben konnte. Die Lesart, die durch ein Bauernweib an die Pfarrerin kam, meldete arge Händel zwiſchen Vater und Sohn, wobei ſie ſich wechſelſeitig beſchädigten und viele Geſchirre zu Grunde gingen. Alſo wieder! ſagte ſich die Frau mit Ernſt und Unmuth, wie ſie allein war. Nun wird's bald unmöglich, den Scandal vor meinem Mann länger zu verbergen! — Daß er von der letzten Geſchichte nichts erfahren hat, iſt ſchon ein Wunder (übrigens aus dem Charakter des Geiſtlichen und aus ihren eigenen Vorkehrungen zu erklären). Aber jetzt, wo die Sache wieder aufgerührt iſt, wird am Ende doch etwas an ihn kommen, und es wird vielleicht nothwendig werden, ihm Alles zu ſagen. Wollte Gott, das Mädchen hätte mein Haus nie betreten! — Das Zuſammenſchlagen der Glocken mahnte ſie, die ſonntägliche Toilette zu vollenden und ſich ins Gotteshaus zu begeben. Hier konnte ſie von ihrem Stuhl den alten Schneider nicht ſehen, und auf dem

Heimwege fragen wollte ſie nicht; ihre bedenkliche Stimmung erfuhr daher keine Milderung.

Sie war in der untern Stube allein — der Geiſtliche erquickte ſich in der Gartenlaube —, als die Bäbe von der Küche hereinkam, um eine Frage wegen des Mittageſſens an ſie zu richten. Das Mädchen zeigte das gefaßte, ſtillhoffende, ſanft melancholiſche Geſicht, das man ſeit dem entſcheidenden Geſpräch im Hauſe an ihr gewohnt war. Die Frau gab ihre Anweiſung und fuhr dann mit der Miene des Bedauerns, ja der Anklage fort: Bei dem Schneider hat's geſtern wieder Streit gegeben! Haſt du ſchon was davon gehört? — Ja, verſetzte die Bäbe mit dem Ton der Ergebung; aber nichts Genaueres. Man hat mir nur geſagt, daß Vater und Sohn hintereinandergekommen ſind. — Die Pfarrerin fuhr fort: Mir iſt dieſer ewige Unfriede fatal, ſehr fatal! Ich wüßte nicht, was ich drum gäbe, wenn ich nichts mehr davon hörte! — Ich bedaur' es auch, erwiderte die Bäbe, aber ich kann nichts dafür. — Wirklich nicht? verſetzte die Frau. Haſt du dir keinen Vorwurf zu machen? Haſt du das Wort, das du mir gegeben, nicht gebrochen? — Nein, Frau Pfarrerin, entgegnete das Mädchen. Einmal, vor acht Tagen, Abends gegen neun Uhr, ſind wir uns zufällig auf der Gaſſe begegnet; aber wir haben kaum eine Minute mit einander geſprochen und uns nur unſer Leid geklagt. — Und du haſt nicht an ihn geſchrieben? Haſt ihn nicht durch Klagen dazu gebracht, daß er ſeinen Vater mit Zumuthungen erzürnte? — Nein, war die entſchiedene Antwort. So wahr ich vor Ihnen ſtehe!

Die Frau ſchwieg. Nach einer Pauſe begann ſie: Der Handel iſt um ſo unangenehmer, als man in dem Fall, daß Tobias auf ſeinem Kopf bleibt, kein Ende davon abſehen kann. Den alten Eber bringt ihr nicht dazu, daß er euch nachgiebt. Den kenn' ich beſſer! — Es mag ſein, verſetzte die Bäbe. Ich muß es eben annehmen, wie's kommt. — Das Geſicht der Pfarrerin erhellte ſich, wie durch eine Anwandlung von Laune, und ſie ſagte: Das Geſcheidteſte wär', wenn für dich jetzt eine gute Partie auskäm'! So ein reicher Wittwer etwa, der oft froh iſt, wenn er ein tüchtiges Hausweib kriegt zu ſeinem Geld und ſeinen Kindern. Und das würdeſt du abgeben, dafür könnt' ich einſtehen! — Die Bäbe ſchüttelte unwillkürlich den Kopf und ſah zu Boden. — Wie, rief die Pfarrerin, du würdeſt ſo einen Antrag ausſchlagen? — Ja, Frau Pfarrerin, erwiderte das Mädchen. Solang der Tobias keine Andere heirathet, heirath' ich auch nicht! — Das iſt ja ernſthafter, als ich gedacht hab', rief die Frau. Aber, ſetzte ſie nach einer Weile hinzu, was findeſt du denn nur ſo Beſonderes an dem Menſchen? Ein nettes Bürſchchen iſt er; aber, ſo lang' ich ihn kenne, der Spott des Dorfes, furchtſam wie ein Haſe und doch wieder eitel und prahleriſch — kurz, ein Schneider, wie's nur einen geben kann! Haſt du denn das nicht auch gehört und geſehen? — Allerdings, Frau Pfarrerin, entgegnete die Bäbe mit

Ernſt; aber das macht mir nichts, ſeitdem ich ihn beſſer kennen gelernt hab' und weiß, wie er's in ſeinem Herzen meint. Seine Fehler ſind Kleinigkeiten, die er ablegen wird mit der Zeit. Und wenn ihm auch was davon bliebe — meinen Sie, Frau Pfarrerin, daß ich nicht im Stande wär', mich ſeiner anzunehmen? In meinem Beiſein würd' ihm Niemand etwas thun — dafür ſtänd' ich gut!

Die Wangen des Mädchens hatten ſich höher gefärbt und ihre Augen einen ſo muthigen Schein bekommen, daß die Frau ſich nicht enthalten konnte, ſie beifällig anzuſehen und zu nicken, als ob ſie ſagen wollte: Du wärſt's im Stande! — Die Bäbe fuhr fort: Der neue Streit zwiſchen Vater und Sohn iſt zu bedauern, und ich kann ganz ehrlich ſagen, daß er mir ſo unlieb iſt wie Ihnen. Aber was wird dran Schuld ſein? Daß der Vater ihn wieder hat zwingen wollen, die Andere zu nehmen, und daß er ſich nicht dazu hat bringen laſſen. Und das muß mir doch auch wieder gefallen an ihm, und ich muß denken: wenn ihm auch Manches fehlt zu einem rechten Mann — die Hauptſach' hat er doch! Wenn er ſo furchtſam geweſen iſt von jeher und ſich nichts getraut hat und nun einem ſo ſtarken und gewaltthätigen Mann, wie ſein Vater iſt, doch nicht nachgiebt, ſondern ſich gegen ihn ſtellt und lieber Alles aushält, als von mir läßt — muß ich ihm nicht auch lieber ſein, als Alles? Und ſo einen Menſchen ſollt' ich laſſen? Lieber ſterben, Frau Pfarrerin, — gleich auf der Stell'!

In die Augen des Mädchens waren Thränen gekommen, die ſie nicht zu verbergen bemüht war. Die Pfarrerin ſchwieg, denn hierauf war nichts mehr zu ſagen. Zu rechter Zeit ließ ſich aus der Küche ein Gepraſſel hören, wie von einem überlaufenden Hafen. Die Bäbe wiſchte ſich die Augen mit ihrer Schürze und eilte hinweg.

Das Mittageſſen verlief ruhig; für den Geiſtlichen, der auf den Ruf der Bäbe ſchon ſehr vergnügt vom Garten gekommen war, ungemein heiter. Der würdige Herr befand ſich dermalen ganz und gar *wohl* und damit fähig, ſich an Allem aufs Innigſte zu freuen. Die Blumen im Garten hatten ihn nie ſo glücklich gemacht wie heute, und an dem Schatten in der Laube hatte er ſich noch nie ſo wunderſam gelabt wie bis zu dem Augenblick, wo man ihn zum Eſſen rief. Ein friſchgedeckter Tiſch am Sonntag, mit blankem Tiſchtuch, blanken Servietten, Reinheit und Reinlichkeit ſtrahlend und duftend, und dazu die ſichere Ausſicht auf ungewöhnlich gute Speiſen, können die Laune eines Mannes nicht niederſchlagen, der ſich bei höherem Wohlſein auch eines ſtärkeren Appetits erfreut. Unſer Geiſtlicher, liebevoll, wie er war, unterhielt das Geſpräch wieder mit Loben; nach den Blumen und der Laube pries er die Suppe, das Rindfleiſch und den Braten — und ſchwer war es zu ſagen, welche Anerkennung gefühlter klang. Er nickte dankbar der Gattin zu, und ein paar freundliche Blicke fielen auch auf das Werkzeug, das die Gebote der Anordnerin vollſtreckend den zweiten Preis errungen — auf die ab- und zugehende Bäbe. Nach Tiſch zog er ein Cigarrentäſchchen, das er für ſeltene Gelegenheiten bei ſich führte, aus der Taſche des Ausgehrocks — er wollte heute ſogar rauchen! Die Frage der Pfarrerin: Wird es dir nicht ſchaden, liebes Männchen? mit einer Hinweiſung auf ſeine völlig huſtenfreie Kehle beantwortend, zündete er an und war mitten im behaglichſten Dampfen, als die Bäbe den Kaffee brachte.

Auf einmal, wie ſich auf etwas beſinnend, rief er: Mein, Frau, wie ich aus der Kirche gegangen bin, iſt mir's geweſen, als hätt' ich hinter mir ſagen hören, beim Schneider Eber hätt's Händel gegeben zwiſchen Vater und Sohn. Haſt du was erfahren? — Das Mädchen konnte, wenn auch jede ſonſtige Bewegung, doch ihr Erröthen nicht verhindern; die Frau bemerkte: Ja wohl, unſere Nachbarin hat mir dasſelbe geſagt. — Was haben denn aber die auf einmal mit einander? fragte der Pfarrer ernſthafter. Sie ſind doch immer ganz gut ausgekommen? — Man ſagt allerhand, verſetzte die Gattin. Der Vater will, daß Tobias die älteſte Tochter des Bach-Webers heirathe — — Und der mag ſie nicht? fiel der alte Herr ein. — So ſcheint's, bemerkte die Frau. — Hm, hm, verſetzte der Pfarrer. Das Mädchen iſt nicht die Schönſte, aber ordentlich und fleißig, und der Weber iſt ein Mann, der gut ſteht

Iſt er wirklich ſo heikel, der junge Burſch — oder hat er ſein Aug' auf eine Andere geworfen? —

Die Pfarrerin ſchwieg hierauf, weil ihr nicht gleich eine in ihren Sinn paſſende Antwort einfiel; die Bäbe fühlte, daß ihr Geſicht hochroth war, und wendete ſich ab, um in die Küche zu gehen. Die Verlegenheit dauerte indeß nur einen Moment; denn nach kurzer Pauſe klopfte es ſtark an die Thüre, wie Herren nicht zu klopfen pflegen, und auf das „Herein" des Geiſtlichen traten durch die geöffnete Thür der alte Schneider und Tobias.

Beide waren in ihrem beſten Staat; ihre Mienen ernſt, feierlich, namentlich die des Alten. Etwas ungelenk, aber doch mit jener Würde, die der Bauer bei Gelegenheit anzunehmen pflegt, verneigte ſich dieſer und ſagte: Guten Tag, Herr Pfarrer! Guten Tag, Frau Pfarrerin! — Guten Tag, Eber, erwiderte der überraſchte Herr, indem er die Beiden verwundert betrachtete. Was führt Euch zu mir? — Der Alte trat einen Schritt näher und ſprach: Eine eigene Sach', Herr Pfarrer — mein Sohn will heirathen. Tobias ergriff jetzt ſeinerſeits das Wort und ſagte mit einigem Erröthen: Ja, Herr Pfarrer, das will ich.

Die Pfarrerin ſah ſtaunend auf die zwei Leute, die offenbar einig waren, und wußte nicht, was ſie denken ſollte. Die Bäbe ſtand an der Seite wie angewurzelt, ihr Geſicht brannte, und ihre Bruſt bebte. Tobias hatte ihr keinen Blick zugeworfen — der Vater war zufrieden, durchaus zufrieden — der Sohn hatte ſich ihm gefügt — ſie war aufgeopfert!

Mit dem reinſten Vergnügen erwiderte der alte Herr: Alſo der Tobias hat nachgegeben und heirathet die Tochter des Bach-Webers? Ihr ſeht, ich weiß ſchon Alles! — Der alte Schneider zauderte zu reden, indem er beſcheiden für ſich hinlächelte. Der Pfarrer erinnerte ſich, daß die Magd in der Stube war, und in der Meinung, daß der Vater vor dieſer nicht mit der Sprache herauswolle, winkte er ihr und ſagte: Bäbe, geh in die Küche!

Das Mädchen hatte geſehen, wie Tobias auf die Rede des Pfarrers höher geröthet vor ſich hinſchaute, juſt wie Einer, der ſich ſchämt! Mit dem ſchwerſten Herzen von der Welt, mit unendlicher Bitterkeit und kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermögend, ſchickte ſie ſich an, die Stube zu verlaſſen. Da rief aber der alte Schneider: Ja, Herr Pfarrer, Die darf nicht fort — Die gehört zur Sach'! — Die Bäbe? rief der alte Herr verwundert. — Ja, Herr Pfarrer, verſetzte der Schneider. Die iſt's ja grad', die mein Sohn heirathen will! — Ja wohl, Herr Pfarrer, rief Tobias, Die will ich heirathen!

Nun war die Reihe, zu ſtaunen und nicht begreifen zu können, an dem alten Herrn. Die Pfarrerin hatte ein „Ah" ausgeſtoßen, in welchem eben ſo viel Vergnügen als Ueberraſchung lag; denn ſie war gut und freute ſich des Ausgangs nicht um ihret-, ſondern um der Bäbe willen. Dieſer hatte ſich im eigentlichen Verſtande das Herz im Leibe umgedreht. Die plötzliche Verſetzung aus dem Abgrunde der Pein in den Himmel des Glücks wirkte auf ſie wie ein Schreck; aber ſchnell erholte ſie ſich und ſtrahlte nach der erſten Verwirrung die Seligkeit ihres Innern um ſo ſchöner aus den ſchwarzbraunen Augen, in die jetzt zum Ueberfluß noch ein liebevoller und ſtolzer Blick des Burſchen fiel.

Der alte Herr, Alles dies nicht gewahrend, weil er nur auf den alten Schneider ſah, rief endlich mit der herzlichſten Verwunderung: Die Bäbe? Ja, wie kommt er denn auf Die? — Die vollkommene Unſchuld dieſer Frage hätte die Pfarrerin beinahe lachen gemacht. Wenn ſie aber die Verlautbarung ihrer Heiterkeit unterdrückte, ſo konnte und wollte ſie doch den Schein auf ihrem Geſichte nicht zurückhalten; ſie ſah mit wahrem Vergnügen, mit der angenehmſten Frauenſchelmerei vor ſich hin.

Der alte Schneider antwortete: Du lieber Gott, — wie geht's nicht in ſolchen Sachen? Sie gefällt ihm halt, und er meint eben, nur Die könnt' ſein Glück machen! — Ja, fügte Tobias hinzu, das iſt auch wirklich meine Meinung, Herr Pfarrer. 's iſt nicht nur darum, weil ſie mir von Perſon am beſten gefällt, ſondern weil ſie ſo geſchickt iſt und ſo fleißig und alle Arbeit ſo gut kann, wie ich geſehen hab'; deßwegen hab' ich ſie gewählt!

Ueber den Vater kam jetzt der Schalk. Ueberzeugt, daß der alte Herr von dem Vorgange in ſeinem Hauſe keine Ahnung hatte, und verlangend, der ſo ſehr gerühmten Bäbe, allenfalls auch der Frau Pfarrerin, etwas hinauszugeben, fuhr er fort: Und dann, Herr Pfarrer, denkt man eben auch: im Pfarrhauſe lernt man gute Sitten und einen frommen Lebenswandel — und das iſt am End' doch die Hauptſach'! — Die Pfarrerin warf einen Blick auf ihn, als ob ſie ſagen wollte: Du impertinenter Spitzbube! während das Mädchen ein wenig betroffen zu Boden ſah. Der alte Herr dagegen nickte, wie zu einem Ausſpruch, dem er aufs Innigſte beiſtimmte. Ja, ja, Eber, verſetzte er würdig, da habt Ihr Recht! Und es iſt wahr, die Bäbe hat bei uns etwas gelernt, ſo kurze Zeit ſie da iſt, und macht jetzt dem Pfarrhauſe Ehre. Sie iſt brav, thätig, gehorſam, gutwillig — und hat ſich immer muſterhaft aufgeführt.

Das war der Pfarrerin denn doch zu bunt; unfähig, ihr Gerechtigkeitsgefühl länger zurückzuhalten, bemerkte ſie: Nun, nun, ſo ganz ohne Geſchichten, die man gern anders gewünſcht hätte, iſt's doch nicht abgegangen! Fehler hat ſie ſchon auch gemacht, und ein ganzer Engel iſt ſie grad' nicht! — Der alte Herr, mit dem wohlwollend ſatiriſchen Lächeln eines Mannes, der ſeine Hälfte necken will, entgegnete: Ja freilich, ihr Frauen wißt immer was und habt immer was zu klagen. Euch kann man nie genug thun! Aber, ſetzte er gegen die beiden Schneider gewendet hinzu, gegen mich iſt ſie immer gut und dienſtwillig geweſen, und ich hab' nie was Unrechtes von ihr geſehen. Was wahr iſt, muß man ſagen.

Tobias und die Bäbe hatten ſich während dieſer Reden unbemerkt vergnügte Blicke zugeworfen, womit ſie ſich wechſelſeitig erklärten: Wir bedauern's doch nicht! Nach den letzten Worten trat das Mädchen ein wenig vor und ſagte, das Haupt ſenkend mit einer reizenden Miſchung von Ernſt und Scheinheiligkeit: Ach, Herr Pfarrer, die Frau Pfarrerin haben die Wahrheit geſprochen! Es iſt Allerlei geſchehen, was nicht hätte geſchehen ſollen, und ich hab' mich gar mancher Fehler anzuklagen! Ich bin lange nicht ſo gut, wie Sie meinen, Herr Pfarrer, — nein, ich hab' meinen Theil Sünden trotz der Mühe, die ich mir gebe, beſſer zu werden. Aber Sie halten eben andere Leute für gut, weil Sie ſelber ſo gut ſind, Herr Pfarrer, und in Ihrer Güte nur das Schöne an Andern ſehen und Tugenden, die Sie am Ende nur ſelber haben. Ich dank' Ihnen für Ihre Meinung von ganzem Herzen; aber leider, ich verdiene ſie nicht!

Der geiſtliche Herr war im Innerſten befriedigt. Dieſe Geſinnung machte dem Mädchen eben ſo viel Ehre, wie ihre Art, ſich auszudrücken, und er konnte nicht umhin, ſie aufs Freundlichſte dafür anzuſehen. Dann wendete er ſich zu den Brautwerbern und ſagte mit heiterer Würde: Ja nun — ich hab' durchaus nichts gegen dieſe Heirath, obwohl ich nicht ſo leicht wieder ein Mädchen ins Haus bekommen werde, wie die Bäbe. Wenn

Vater und Sohn einig ſind — — Das ſind wir, Herr Pfarrer, fiel Tobias ein, und der alte Eber ſtimmte mit Nicken zu. — Dann fehlt nichts mehr als die Einwilligung der Erwählten und ihrer Aeltern! — Nun, fragte er das Mädchen, deren Miene die Antwort ſchon gegeben hatte, mit freundlichem Lächeln, — nun, Bäbe, ſagſt du Ja dazu? — Mit Freuden, mit Dank und Freuden, Herr Pfarrer, rief die Glückliche. — Dann, fuhr der Geiſtliche mit beinahe väterlichem Wohlwollen fort, welches das Mädchen nach ſeiner Anſicht durch ihr Benehmen verdient hatte, — dann reicht einander die Hände!

Die Liebenden, durch dieſen Zuruf von den Rückſichten, die ſie bisher gebunden hatten, befreit, gingen auf einander zu, gaben ſich die Hände und drückten ſie wiederholt mit größter Zärtlichkeit. Sie ſahen ſich dabei ſo gerührt und doch ſo verſtändnißinnig an, daß auch dem Geiſtlichen, der ſich die Freude des Mädchens bis jetzt aus der angetragenen guten Partie erklärt hatte, der Gedanke kam, es möchten zwiſchen Beiden doch ſchon nähere Beziehungen obgewaltet haben.

Die Bäbe ging von Tobias zu ſeinem Vater, reichte ihm die Hand und ſagte: Herr Eber, ich dank' Euch! Ich weiß nicht, wie ich zu dem Glück komme, daß Ihr ſo gut gegen mich ſeid und mich zur Schwiegertochter wollt; aber ich nehm's in Demuth an, und ich verſprech' Euch, es ſoll Euch nicht reuen! — Der Alte betrachtete ſie mit Wohlwollen, erwiderte indeſſen nicht ohne merkbare Schalkheit: Es iſt mir eine Freud' und eine Ehr', ein Mädchen zur Schwiegertochter zu bekommen, die von dem Herrn Pfarrer wegen ihrer Tugenden ſo gerühmt worden iſt! — Ein Druck ſeiner Hand und ein Blick ſeines Auges gaben dafür eine um ſo ernſtere Antwort.

Das Mädchen, die ihren Takt auch in der Fülle des Glücks nicht verleugnete, trat wieder zurück und nahm die Haltung einer Magd an, indem ſie nur ihre Augen die einer Braut ſein ließ. Die Pfarrerin, dies bemerkend, gab um ſo eher den Regungen ihres guten Herzens nach. Frauen pflegen gewiſſe Vergehungen bekanntlich nachſichtiger zu beurtheilen, wenn ſie in die Vergangenheit gerückt ſind; der Ehebund, der nachfolgt, hat eine ſanctionirende Macht, und es heißt auch hier: Ende gut, Alles gut! Mit wahrhaft froher Theilnahme gratulirte die Frau der Bäbe, indem ſie hinzufügte: Das Glück iſt bis jetzt mit dir geweſen, Mädchen, es wird auch ferner mit dir ſein!

Tobias hatte während deſſen nachdenklich dageſtanden. Jetzt wendete er ſich zu dem Geiſtlichen und ſagte: Herr Pfarrer, ich bitt' um Verzeihung, aber ich muß noch etwas zur Sprach' bringen, denn es gehört nothwendig zur Sach'. Ich will eine Frau, nicht um mit ihr hier im Dorf zu bleiben, auch nicht in der Nachbarſchaft — — Willſt du aus dem Land? fiel der alte Herr verwundert ein. Ins Würtembergiſche? — Nein, Herr Pfarrer, erwiderte Tobias, indem er mit

Selbſtgefühl den Kopf ſchüttelte; ich will weiter. Und entſchloſſen ſetzte er hinzu: Ich geh' nach Amerika! — Nach Amerika? rief der Pfarrer, indem er ihn überraſcht und befremdet anſah. — Nach Amerika! ſetzte die Pfarrerin etwas gedämpfter hinzu, während die Bäbe mit der ſeltſamſten Miene von der Welt vor ſich hinſah.

Ja, Herr Pfarrer! wiederholte Tobias mit Nachdruck, nach Amerika! Wir bringen nicht ſo viel zuſammen, daß wir hier gut fortkommen könnten; aber dazu reicht's, daß wir mit einander hinüberfahren und auch für den Anfang dort etwas haben. Es iſt mir berichtet worden von einem alten Bekannten, daß es mir in Amerika beſonders gut gehen muß, weil ich nicht nur ein Metier gelernt hab', ſondern auch das Bauernhandwerk verſtehe. Was ich nicht kann, das kann meine Braut; und da hab' ich keine Sorg', daß es mit uns nicht vorwärts geht. Und alle Achtung vor unſerm Ries, Herr Pfarrer; aber wenn man von Haus aus nicht viel hat, dann kommt man hier nicht gar weit; da drüben aber, da läßt ſich noch ein Glück machen, wenn man ſeine Sachen verſteht und Kuraſche hat! Da kann man reich werden — Gott weiß, wie! — Aber auch um Alles kommen, wenn man Unglück hat, bemerkte der Geiſtliche warnend. — Ich hab' was Gut's im Sinn, verſetzte Tobias mit Ernſt, und ich vertrau' auf Gott! Meinem Vater habe ich die Sache ausgelegt; er hat zugeben müſſen, daß ich Recht hab', und willigt ein. — Das thu' ich, Herr Pfarrer, bekräftigte der Schneider mit dem Ernſt eines Ueberzeugten. — Nun, rief der gute alte Herr, dann in Gottes Namen! Aber, ſetzte er halb lächelnd hinzu, was wird die Jungfer Braut dazu ſagen? — Das möcht' ich ſie eben fragen, erwiderte Tobias, mit Ihrer Erlaubniß! Nun, Bäbe, rief er zu dieſer gewendet, mit herzlichem Ton, aber ſchon mit zärtlicher Gewißheit im Auge, gehſt du mit hinüber?

Das Mädchen war mit hochrothem Geſicht dageſtanden, und aus ihrer Miene ſprach eine Freude, die noch auf etwas ganz Beſonderes deutete. Ich geh' mit dir, wohin du willſt, antwortete ſie, und wenn's ans Ende der Welt wäre; am liebſten aber da hinüber! Ich hab' ja zwei genaue Freunde dort, meines Vaters Bruder und ſeinen Schwager, und hab' ſelber ſchon daran gedacht, wenn es hierzulande nicht mehr ginge, dort mein Glück zu verſuchen. Und indem ſie den Geliebten mit feuchten, aber ſchelmiſchen Augen anſah, fügte ſie leiſer hinzu: Das iſt's ja eben, was ich gemeint hab' —. Sie hielt inne, um ſich vor dem Geiſtlichen nicht zu verrathen. Aber Tobias brauchte nicht Mehr: er hatte im Nu den vielberührten, aber ſtets ein Myſterium gebliebenen zweiten Plan erkannt! Dieſes Zuſammentreffen erfüllte ſein Herz mit der feinſten Luſt, die nicht umhin konnte, ſich in einem tiefempfundenen „Ah“ auszuſprechen. Das Mädchen theilte dieſes Gefühl und rief: Nun muß es uns gut gehen da drüben! — Ja, entgegnete der Burſche, das muß es und das wird es auch!

Mit Selbſtgefühl, aber zugleich mit dankbar gerührter Seele ſtellte er ſich vor den Geiſtlichen. Der blinde Amerika-Hochmuth von geſtern war aus dem guten und im Grunde ſeines Weſens rechtlich denkenden Burſchen gewichen. Er fühlte die ganze Liebenswürdigkeit des ehrwürdigen Herrn, und in dieſem Gefühl ſprach er: Herr Pfarrer, ich dank' Ihnen für Ihre Güte. Wir laſſen uns hier noch zuſammengeben — von Ihnen, Herr Pfarrer — anders würd' ich's nicht thun. Und wenn ich hinübergehe, werd' ich den Unterricht, den ich von Ihnen erhalten habe, nie vergeſſen und immer bedacht ſein, ihm Ehre zu machen. — Brav, mein Sohn, rief der alte Herr. Mit dieſer Geſinnung wirſt du überall glücklich ſein, wohin du auch kommen magſt. — Auch Ihnen, Frau Pfarrerin, dank' ich — für Alles! Den Ton, womit der Burſche die zwei letzten Worte ſprach, würdigend und den kleinen Stich erkennend, verſetzte die Frau mit Lächeln: Nichts zu danken! — es iſt Alles gern geſchehen! — Vater und Sohn verabſchiedeten ſich.

Auf dem Heimwege dachte der in den Tiefen ſeiner Seele befriedigte junge Schneider, daß der Andres in ſeinem Briefe wegen der geiſtlichen Herren doch ſehr übertrieben habe. Denn wenn es auch welche gäbe, die ungefähr ſo wären, wie er meine, ſo gäb's doch auch wieder andere, die nicht wackerer ſein könnten. Und daß die gleichſam gar nicht nöthig wären und ihr Brot umſonſt verdienten, das war doch, genau genommen, eine

Dummheit. Der gute Tobias hätte dieſe gerechte Unterſcheidung vielleicht auch in Bezug auf die übrigen Herren gemacht, wenn nicht plötzlich eine bekannte Stimme in ſein Ohr gedrungen wäre, die nicht ohne den Accent der Verwunderung den Gruß der Tageszeit rief.

Es war der Leard, der mit jenem feinen Burſchen, den wir auch vom Wirthsgarten her kennen, aus einer Seitengaſſe kam. Nun, begann der erſtere nach erhaltenem Dank, indem er Vater und Sohn mit den Augen maß, ihr geht ja mit einander ſo einträchtig, als ob ihr Ein Herz und Eine Seele wärt? — Das ſind wir auch, verſetzte Tobias mit Selbſtgefühl. Wir ſind eben beim Pfarrer geweſen und haben um die Bäbe angehalten, die jetzt meine Hochzeiterin iſt. — Ah! Wahrhaftig? riefen die beiden Burſche wie aus Einem Munde. — Allerdings, erwiderte der Alte mit Ernſt, ſo iſt's.

Das breite Geſicht des Uhzers, der nur zum Spaß ein böſer, ſonſt aber ein guter Kerl war, erhellte ſich in wahrer Theilnahme, die aber natürlich durch einen Schein von Satire belebt blieb. Das freut mich, rief er, und ich wünſche von Herzen Glück! Dann des jungen Schneiders Hand ſchüttelnd, ſetzte er lächelnd hinzu: Nun, was hab' ich geſagt? Gelt, ich hab' dich beſſer gekannt, als du ſelber? Ich hab' dir angeſehen, was du für ein Teufelskerl biſt, wenn du einmal anfängſt! Zum Alten gewendet, ſagte er ſchon mehr in ſeiner bekannten Art: Schneider, Ihr ſeht, man muß nur warten können!

Mit der Zeit kommt Alles. Aus Kindern werden Leute, und aus einem jungen Schneider kann immer noch ein Mordkerl werden — wenn er einen Vater hat, wie Ihr ſeid! — Während der Alte hierauf mit einem Grinſen antwortete, begann der Feine: Nun giebt's gleich zwei Paare. So eben hat der Schuſter das Jawort von der Sibylle davongetragen, und die beiden Leute ſehen aus, als ob jedes das Fürnehmſte gekriegt hätte im ganzen Dorfe! — So! verſetzte Tobias erheitert. Und indem er auf ſeinen Vater einen bedeutſamen Blick warf, ſetzte er hinzu: Laſſen wir ihnen ihr Vergnügen! —

Als ſie wieder allein waren, begann der Sohn, um einem allenfallſigen Gedanken des Alten zu begegnen: Nun, Vater, haſt du dir heut die Bäbe recht betrachtet? Wie meinſt du? Iſt das Mädchen nicht werth, daß man ihretwegen einige hundert Gulden mehr oder weniger nicht anſieht? — Der Alte, von der Schönheit der Erwählten, die heute freilich im höchſten Glanze geleuchtet hatte, ſelber eingenommen — denn er war ein Kenner und ſeinerzeit ein Verehrer des Geſchlechts! — durch die guten Ausſichten in Amerika nicht nur beruhigt, ſondern gehoben, verſetzte lächelnd: Menſch, du haſt mehr Glück gehabt, als du verdienſt! Meiner Lebtag hätt' ich nicht geglaubt, daß du ſo ein Weib zu kriegen verſtändeſt. — Nicht nachgeben, lieber Vater, erwiderte Tobias heiter, nicht nachgeben! Das iſt's!

Wenn der Erzähler ein Liebespaar im Ries zur Hochzeit befördert und auf einem Bauerngut oder einem Söldgut untergebracht hat, dann kann er mit gutem Gewiſſen ſchließen. Für das Wohlſein der Geprüften iſt geſorgt und ihr Leben, ſofern nicht außerordentliche Zufälle eintreten, nimmt den gewöhnlichen dorfmäßigen Verlauf, den ſich Theilnehmende beliebig ausmalen können. Iſt aber ein Paar in dem Fall, ſein äußeres Glück — das unter Umſtänden zu dem innern ſo weſentlich gehört — in fernem Lande erſt ſuchen zu müſſen, dann hat die Erzählung kein Ende, wenn nicht gezeigt wird, daß ſie es auch gefunden, wenigſtens den Grund dazu gelegt haben.

Schreiber dieſes iſt glücklicherweiſe in dem Fall, ſeiner Geſchichte, nachdem ſeit der letzten Scene im Pfarrhauſe Jahre verfloſſen ſind, durch den Hinweis auf Thatſachen das erforderliche Ende geben zu können.

Tobias und die Bäbe machten ſo bald als möglich Hochzeit, verlebten die Honigwochen unter Zurüſtungen auf die große Wanderung und traten dieſe, verſehen mit Geld und Segenswünſchen, noch im Laufe des Sommers an. Ohne beſondere Erlebniſſe in der neuen Heimat angekommen, ſuchten ſie die Verwandten der Bäbe in Wisconſin auf, trafen glücklich dort ein und nahmen Dienſt bei einer engliſchen Familie. Dies meldete Tobias dem Vater, indem er allerlei Tröſtliches und Hoffnungsreiches beifügte, ohne indeß, ähnlich dem Andres, in Lobeserhebungen über das neue Land auszubrechen. Nach dem erſten Schreiben kam lange kein zweites, und der Vater mußte den Freunden und Dorfgenoſſen, die ſich nach dem Paare erkundigten, beſorgte Antworten geben. Endlich langte ein großer Brief an von der Bäbe. Er enthielt Aufklärung und Nachrichten, die den alten Schneider um ſo mehr erfreuten, als die Schwiegertochter noch während ihres Hierſeins durch ihr liebenswürdiges Benehmen ihn ganz einzunehmen gewußt und er ſie förmlich in ſein Herz geſchloſſen hatte. Die Hauptſtellen ſind folgende:

„Ich hab' Euch beim Abſchied verſprochen, keine Lüge zu melden; und ſo dachte ich, ich wollte mit dem Schreiben warten, bis es uns beſſer hier gefiele. Mir hat es im Anfange ſehr „and gethan", und meinem Mann auch. Es iſt hart für eins, wenn es gleich zu engliſchen Leuten kommt und verſteht ihre Sprache nicht; wenn man aber ſprechen kann mit ihnen, dann hat man es gut, und als wir dieſes lernten, befanden wir uns gleich viel beſſer. Jetzt brauch' ich Niemand mehr zu fragen, was das Engliſche bedeutet; ich kann ſo gut Engliſch, wie Eins von den Deutſchen hier, und jetzt gefällt es mir und meinem Mann ganz gut, und es geht uns auch gut, beſſer als wir denken konnten.

„Wir ſind nämlich jetzt nicht mehr in Dienſten, ſondern haben eine Farm angenommen. Wir haben uns

Vieh angeſchafft und Samenkorn, auch einen Wagen um funfzig Dollars, und unſer Herr, der kein Kind und zuſammen über dreihundert Acker Land hat, läßt uns machen, was wir wollen; er nimmt nur einen Theil, und zwei Theile von Allem, was wir bauen, gehören uns.

„Es iſt noch nicht lange her, da überfiel den Herrn plötzlich eine Krankheit; der Tobias mußte einen Arzt holen, und ich war allein bei ihm; ich machte ihm warmes Waſſer für ſeine Füße und pflegte ihn, und er wurde beſſer. Nun ſagt er, ich hätte ihm ſein Leben errettet und er habe mich in ſeinem Teſtament bedacht mit eintauſend Dollars, macht nach bayriſchem Gelde zweitauſendfünfhundert Gulden; das bekomme ich, wenn er ſtirbt.

„Aber nun muß ich Euch doch das Beſte ſchreiben! Ich bin ſchon vor einem halben Jahr niedergekommen mit einem Buben, der dem Tobias gleichſieht, aber nach meiner Anſicht „ſtockhafter" wird. Nach ſeinem Großvater hab' ich ihn Balthaſar taufen laſſen. Mein Mann hat eine außerordentliche Freude an ihm, und ſeit wir das Kind haben, iſt es uns erſt, als ob wir hier daheim wären. Wir ſind jetzt vollkommen zufrieden. Tobias iſt gut gegen mich und ich gegen ihn, und wenn man geſund iſt und ein geſundes Kind hat und vorwärts kommt, was kann man ſonſt noch verlangen? Unſer Herrgott iſt gnädig gegen uns geweſen, das müſſen wir anerkennen, und wir thun's auch. Wir haben jetzt ein paar Ochſen, drei Kühe, ein Joch Stiere, ein Kalb und ein Pferd. Wir werden aber bald mehr bekommen. Unſer alter Herr mag noch lange leben, wir erwerben uns jetzt ſchon ſelber immer mehr.

„Wenn Ihr Euern Tobias jetzt ſehen würdet, thätet Ihr Euch gewiß verwundern. Er hat ſeinen Bart ſtehen laſſen, und ſein Kopf iſt röther und runder als ſonſt. Gedanken macht er ſich nicht mehr ſo viel wie ſonſt, und die Schneiderei treibt er nur ſo viel wir's für uns nöthig haben; er geht ſeinen Gang fort und iſt ein ganzer Bauer geworden. Zuweilen, des Abends oder auch des Nachts, reden wir von den alten Zeiten und freuen uns über die närriſchen Sachen, die uns begegnet ſind, und lachen laut mit einander.

„Wenn ich manchmal wünſche, noch einmal nach Deutſchland zu kommen, iſt's nur, weil ich Euch nochmal ſehen möchte, lieber Schwäher. Ihr habt mich ſo gut leiden können in der letzten Zeit und habt mich ſo freundlich behandelt, wie wir's Beide nicht geglaubt hätten nach dem erſten Diskurs, den wir mit einander gehabt haben in Eurem Garten — wißt Ihr's noch? Es iſt Alles viel beſſer gegangen, als wir gedacht haben! — Nun lebet wohl und gebt uns Nachricht von Euch und grüßet unſere ganze Freundſchaft von uns und auch den Herrn Pfarrer und die Frau Pfarrerin. Sie ſind doch recht gut geweſen gegen mich, und ich werd' es ihnen mein Lebtag nicht vergeſſen.“

Daß dieſe Meldungen dem alten Eber in der Seele wohlthaten, kann man ſich vorſtellen. Aber es kam noch beſſer. Der letzte Brief, von Tobias geſchrieben, berichtet, daß der alte Herr gleichwohl geſtorben, daß ſie das Ausgemachte bekommen haben — daß er Eigenthümer des Gutes und überdies Vater eines Mädchens geworden ſei, ſo ſchön, wie er noch kein Kind geſehen habe! Nach dieſen ausgezeichneten Neuigkeiten folgt das Geſtändniß, daß er ſich zuerſt freilich über die Maßen nach Deutſchland heimgeſehnt und weiß nicht was darum gegeben hätte, wenn er nur eine Stunde bei den Seinigen oder im Wirthshauſe bei ſeinen Kameraden hätte zubringen können! Denn es ſei ihm in Amerika eben gar nicht heimlich vorgekommen, und wenn er die Bäbe nicht gehabt hätte, wäre er verzweifelt. Nun ſei's aber grad umgekehrt, und es gefalle ihm jeden Tag beſſer. — Eine eigene Notiz in dem Briefe war: daß der Andres bei ihnen ſei und ihnen als Knecht diene!

Dieſem ſcheint die Geſinnung, die ihn in dem Schreiben an die Seinigen Amerika unbedingt erheben und Deutſchland herunterſetzen ließ, in Amerika ſelber Schwierigkeiten bereitet zu haben. Er wechſelte mehrmals die Herren, ohne ſich zu verbeſſern, erſparte nichts und iſt jetzt froh, bei ſeinem Schulkameraden ein Unterkommen gefunden zu haben. Tobias, in dankbarer Erinnerung an die Anregung, die er durch ſeinen Brief empfangen, hält ihn wie einen Freund, giebt ſich Mühe, ihm ſein prangendes, mehr aufs Wort als auf die That gerichtetes Weſen abzugewöhnen, und „hofft noch einen rechten Mann aus ihm machen zu können!“ — „Ja, lieber Vater“, heißt es zum Schluß, „ich tauſche jetzt nicht mit dem reichſten Bauern im Ries. Vergeſſen kann ich die Heimat und die guten Leute darin freilich nicht. Wir reden hier oft mit einander davon, und wenn wir vergnügt ſind, ſagen wir zu einander: wenn jetzt nur Der und Der auch dabei wär'! — Ich hab' auch einen Garten angelegt mit einer Laube, grad wie der unſre; und wenn auch die Bäume noch nicht ſo groß ſind, ſo iſt's doch in der Laube ſchon recht pläſirlich. In Amerika iſt einmal jetzt meine Heimat, und daß ich wieder nach Deutſchland komme, daran iſt vorderhand nicht zu denken. Nun will ich Euch deſto mehr im Gedächtniß behalten, von Zeit zu Zeit Nachricht hinüberſchicken und mich hier ſo betragen, daß die Leute in Amerika Reſpect kriegen vor den Rieſern.“ —

# Eine Malerarbeit.

Von

**Theodor Storm.**

Theodor Storm's Sämmtliche Schriften. Erſte
Geſammtausgabe in 6 Bänden.
Braunſchweig. Druck und Verlag von George Weſtermann.
1868. Band IV.

---

Theodor Storm, geb. d. 14. Sept. 1817 zu Huſum, mußte in Folge ſeiner Betheiligung an der deutſchen Bewegung 1853 ſeine Heimath verlaſſen, trat in preußiſchen Juſtizdienſt, zuerſt als Aſſeſſor in Potsdam, dann als Kreisrichter in Heiligenſtadt und lebt jetzt als Amtsrichter in ſeiner Vaterſtadt, wohin er 1864 von ſeinen Landsleuten zurückgerufen wurde.

Wir wüßten die Novellen Theodor Storm's in der Kürze nicht beſſer zu bezeichnen, als wenn wir ſagen, daß ſie Novellen eines Lyrikers ſind. Mit der gleichen innigen Feinheit und Anmuth, die ſo liebenswürdig aus jeder Zeile ſeines Liederbüchleins hervorblickt, ſind die kleinen Geſchichten erzählt, in denen es ſich meiſt um die verſchwiegenen Herzenskämpfe und äußerlich unſcheinbaren Schickſale ſinniger Menſchen, um prunkloſe Siege der Pflicht und den ſpätnachwirkenden Frieden der Entſagung handelt. Dann wieder zuckt durch die gedämpften Stimmungen ein Blitz heftigerer Leidenſchaften, und auch die ſinnlichen Mächte, die hier wie in allen echten Dichterwerken ihr Weſen treiben, verrathen ihre Kraft, aber mehr in verhaltenen Tönen und verſtohlen durchbrechenden Naturlauten. Nach der Seite des Humors, ſeiner Hinneigung zum Volksliede und Volksmärchen iſt Storm mit Mörike verwandt, auch in der liebevollen, faſt miniatur- oder email-artigen Ausführung, in dieſer aber noch mehr mit Stifter, vor dem er freilich das größere künſtleriſche Gleichmaß voraus hat, ſo daß ſeine Figuren niemals vor der überreichlich ausgemalten Scenerie zu verſchwinden drohen; das Charakterbild oder das ſittliche Problem, um das es ſich handelt, bleibt denn doch immer der Mittelpunkt, auf den ſich alles Umgebende bezieht.

Die Novelle „Auf der Univerſität“, die wir für unſere Sammlung ausgewählt hatten, war leider von dem Verleger, bei dem ſie in einer Einzelausgabe erſchienen, nicht zu erlangen. Die hier mitgetheilte, wenn auch jener nicht völlig ebenbürtig, ſcheint uns gleichwohl die weſentlichen Vorzüge der Storm'ſchen Erzählungskunſt hinlänglich zu entfalten, um in einer Muſterſammlung ihn vertreten zu können.

Wir ſaßen am Kamin, Männer und Frauen, eine behagliche Plaudergeſellſchaft. Der Menſch gab wie immer den beſten Unterhaltungsſtoff, und endlich waren wir bei einem abweſenden Bekannten angelangt, der aus Mißfallen an ſeiner übrigens frei gewählten Gattin ſein Familienleben faſt eigenſinnig zu zerſtören ſchien. Es wurde hin und wieder geſprochen und Partei genommen: Mit Der iſt nicht zu leben, riefen Einige, man kann's ihm nicht verdenken!

Der bisher ſchweigſame Hausarzt, der ſich erſt ſeit einigen Jahren in unſerem Städtchen niedergelaſſen, räuſperte ſich und nahm eine Priſe. Man muß ſein Leben aus dem Holze ſchnitzen, das man hat, ſagte er, und damit baſta!

Wenn's aber nichts taugt? wurde dagegen geſprochen.

Und wenn es krumm und knorrig wäre, erwiderte er.

Doctor, rief die jugendliche Hausfrau, ich merke ſchon, dahinter ſteckt wieder eine Geſchichte, aber die Contes moraux ſind aus der Mode gekommen.

Nun, verſetzte er, Sie wiſſen, wir Aerzte liegen oft im Streite mit dieſer Göttin.

Laßt unſeren Doctor erzählen, entſchied eine junge Dame. Wenn's nur eine Geſchichte iſt; es kommt auf die Moral nicht an!

Erſt ein paar Scheite noch in den Kamin! ſagte der Doctor. So! — und nun — ich weiß nicht, ob Einer der verehrten Anweſenden den kleinen Maler Edde Brunken kennt?

Die Meiſten aus der Geſellſchaft hatten wohl von ihm gehört, auch einzelne ſeiner Bilder geſehen, perſönlich kannten ſie ihn nicht. Nur Einer ſagte:

Ich habe ihn lange nicht geſehen, aber wir ſind aus derſelben Stadt gebürtig. Obwohl gänzlich verkrüppelt, hatte ich keinen tolleren Kameraden als ihn. Er war der Sohn eines Seecapitäns, und manches Mal bin ich mit dem kleinen Teufel auf ſeines Vaters Brigg umhergeklettert; ich ſehe ihn noch, wie er gleich einem Klümpchen Unglück oben in dem Takelwerke hing.

Den alſo meine ich, fuhr der Doctor fort. Auch als ich ihn kennen lernte, obgleich ein Mann an die Dreißig, galt er noch immer für einen ziemlich wilden Burſchen; es war ſo recht ein Stückchen der erbarmungsloſen Mutter Natur, ein ſolches Temperament auf dieſes Körperchen zu pfropfen. Aber er beſaß jenen hülfreichen Freund, den Humor, mit dem er ſchließlich Alles überwand. Dagegen war ihm, vielleicht weil er die körperlichen Hemmniſſe ſtets nur jenſeits der äußerſten Grenze reſpectirt hatte, weniger jener ſchlagfertige Spott eigen, der ſich ſonſt faſt bei Allen auszubilden pflegt, welche mit der Natur in Zwieſpalt leben. Zuweilen, wenn ſein Herz ins Spiel kam — und dieſer Muskel war bei ihm ſehr ſtark vertreten — ließ er ſich zu einem für ſeine äußere Erſcheinung bedenklichen Pathos hinreißen und konnte dadurch einem wohlgewachſenen Gegner die gefährlichſten Blößen geben.

Bei einer ſolchen Gelegenheit lernte ich ihn kennen.

Wir ſaßen eines Abends, eine bunte Geſellſchaft von Künſtlern, jungen Juriſten und Regierungsbeamten in einem Kaffeehauſe, und wie gewöhnlich bildeten Politik und ſociale Fragen das Thema des Geſpräches. An meiner Seite ſaß der mir damals noch wenig bekannte kleine Maler, ihm gegenüber ein Regierungsaſſeſſor, ein junger Mann mit einer Brille und einem blonden Fuchskopf, den ich mitunter in dem gaſtfreien Hauſe meines Onkels geſehen hatte. Dieſer — er iſt ſeitdem übrigens mein Vetter geworden — ſchien auf die eifrigen Verhandlungen der Andern nur wie auf eine Art Komödie herabzuſehen, die ihn in einem müßigen Augenblicke unterhalten durfte. Im Laufe des Geſpräches kam man auf den Paß- und Reiſezwang, vermöge deſſen die jungen Handwerker noch immer als präſumtiv verdächtige Subjecte von einem Polizeiamt an das andere geſchickt würden; und es erhob ſich ein lebhafter Sturm dagegen. Als auch mein kleiner Nachbar ſeine ſittliche Entrüſtung in gleichem Sinne kundgegeben, bemerkte der Aſſeſſor, nachdem er ihn erſt eine Weile durch ſeine Brillengläſer fixirt hatte: Aber, ſo viel ich weiß, Herr

Brunken — und er ſprach den Namen, als faſſe er ihn mit einer Zange an — ſind die Kunſtmaler dieſem Zwange nicht unterworfen.

Der Kleine ſah mit einem raſchen Blicke zu ihm auf. Wenn Sie damit mein Intereſſe zur Sache bezeichnen wollen, erwiderte er und ſeine Stimme wurde ſcharf, ſo bin ich in der Lage, Ihnen mitzutheilen, daß ich ein ganzes Jahr als Stubenmalergeſelle gewandert bin.

Das wäre, meinte der Andere. Da ſprechen Sie denn freilich aus Erfahrung.

Aber der Kleine war noch nicht zur Ruhe. Indem er ſich in ſeiner ganzen nicht eben beträchtlichen Höhe aufrichtete, fiel er in ein ſchwunghaftes Pathos, wobei ihm die Stimme ins Falſett überſchlug. So ſprach er von verletzter Menſchenwürde und dergleichen erhabenen Dingen.

Was half es ihm, daß er die Wahrheit ſprach! Der Aſſeſſor behielt ruhig ſeine Hände in den Hoſentaſchen und betrachtete den kleinen aufgeregten Mann ihm gegenüber, als ob er etwas höchſt Amüſantes vor ſich habe. — So, ſagte er endlich, nachdem Jener ſich erſchöpft auf ſeinen Platz geſetzt hatte, Herr Brunken, halten Sie ſo viel auf Menſchenwürde?

Die Sache war weit genug gediehen; der kleine Maler, indem ihm der Athem mühſam aus der Bruſt hervorkeuchte, erwiderte mit einem Worte, das ſelbſt der Aſſeſſor nicht kaltblütig zu hören vermochte, und am anderen Morgen gab es ein Piſtolenduell, bei dem ich ſelbſtverſtändlich als Arzt zugegen war. Trotz der geringeren Schußfläche, die er zu bieten hatte, wurde der Maler in der linken Schulter verwundet, und da die übrigens ungefährliche Verletzung eine ſorgfältige ärztliche Behandlung nöthig machte, ſo wurden wir dadurch näher mit einander bekannt und bald befreundet. Noch während ſeiner Geneſung, wo ich darauf denken mußte, ſeinen ungeduldigen Arbeitstrieb zu zügeln, hatte ich ihn in das Haus meines Onkels eingeführt, mit deſſen einziger Tochter Gertrud ich vetterlich und kameradſchaftlich aufgewachſen war.

Der Onkel, der es liebte, ſich mit jungen Leuten zu umgeben, lernte bald den Menſchen wie den Künſtler in meinem Freunde ſchätzen, und es dauerte nicht lange, ſo ſaß Gertrud vor ſeiner Staffelei und ließ ihr blondes Köpfchen von ihm auf die Leinewand bringen. Sie war eine heitere Natur, dazu nur eben über die Kinderſchuhe hinaus, und ſo kamen die Beiden in den wiederholten Sitzungen bald auf einen Neckfuß, der für das Mädchen zwar nur eine harmloſe Unterhaltung, für das reizbare Temperament meines Freundes aber, wie ich bald bemerkte, nicht ohne tiefere Folgen war. Ich ſagte ihr wohl einmal: Laß unſeren Künſtler nur nicht zu tief in deine leichtfertigen Augen gucken! Dann lachte ſie mich aus, oder ſie ſagte: Aber du biſt äußerſt komiſch! und begann eins ihrer Schelmenlieder zu trillern, mit denen ſie im Hauſe treppab und auf zu fliegen liebte.

So ſtand die Sache, als mein Onkel eines Tages in der ſchönen Junizeit auf Gertrud's Antrieb eine Wald- und Bergpartie veranſtaltete, zu der ich außer Anderen auch unſeren Maler einzuladen hatte. — Als ich am Tage vorher in ſein Zimmer trat, fand ich ihn arbeitend vor ſeiner Staffelei; aber ſie war vor den Spiegel gerückt, wo des einfallenden Lichtes wegen augenſcheinlich ein ſchlechter Platz zum Malen war, und wo ich ſie nie zuvor geſehen hatte. Laß dich nicht ſtören! rief ich ihm zu.

Nur — ein paar Striche noch! erwiderte er, und ſein Athem ging keuchend aus der Bruſt hervor, wie es in Aufregung oder Anſtrengung bei ihm zu geſchehen pflegte. Unter dem Malen bog er den Kopf zur Seite und blickte eine Weile gegenüber in den Spiegel und gleich danach auf eine Statuette der Venus von Milo, die ſeitwärts auf einem Tiſchchen ſtand. Dann, mit einem kurzen ſcharfen Lachen, das wie ein Hohn aus der Tiefe des gebrechlichen Leibes hervorbrach, ließ er wiederum den Pinſel eifrig auf der Leinwand arbeiten. Ich ſah eine Weile zu, dann aber fragte ich: Was zum Henker treibſt denn du da?

Ich, Verehrteſter? — Ich arbeite in Contraſten.

Das iſt eine ſchlechte Kunſt.

Es iſt gar keine Kunſt, erwiderte er, indem er den Malſtock auf den Boden ſtützte und den Körper wie erſchlafft in ſich zuſammenſinken ließ. Keine Spur von Kunſt, Arnold, eitel nichtswürdige Abſchrift der Natur. Das kleine borſtige Ungeheuer dort im Spiegel iſt in ſeiner Art eben ſo vollkommen, wie die Göttliche ohne Arme neben ihm. Mein Gehirn vermag weder hier noch dort etwas hinzuzuthun.

Ich war aufgeſtanden und hinter ſeinen Stuhl getreten. Ein kleines aber faſt vollendetes Bild in kräftigen Farben ſtand auf der Staffelei. Es war eine ſonnige Parkpartie in altfranzöſiſchem Gartenſtil; auf dem freien Platze im Vordergrunde erhob ſich aus einem blühenden Roſengebüſch die Statue der Venus; ihr zu Füßen, zu ihr emporſchauend, ſtand in zierlicher Roccocokleidung die Geſtalt eines verkrüppelten Mannes, in der ich, unerachtet der ſtruppige Vollbart hier raſirt und das Haar des unbedeckten Hauptes mit Puder beſtreut war, ſogleich den Maler ſelbſt erkannte. Die langen Finger der beiden Hände, welche aus breiten Spitzenmanſchetten hervorſahen, hatten ſich um die goldene Krücke eines Bambusrohrs gelegt, auf welche der kleine Mann im veilchenfarbenen Wamms ſich mühſelig zu ſtützen ſchien. Er hatte augenſcheinlich zuvor auf der Bank geruht, welche im Schatten der hohen Buchenhecke der Statue gegenüber ſtand; denn das dreieckige Hütchen lag noch dort. Weßhalb er aber jetzt in die heiße Sonne hinausgetreten war und ſo finſter zu dem Antlitz der Liebesgöttin emporblickte, wurde erſt verſtändlich, wenn man im Mittelgrunde des Bildes den ſonnigen Laubgang hinabſah, durch den ſich im traulichſten Behagen ein Liebespaar entfernte. Der Cavalier zeigte nur den Rücken und die eine lebhaft geſticulirende Hand, das zierliche

Puderköpfchen des Dämchens aber, das an ſeinem Arme hing, war zurückgewandt und ſchaute übermüthig lachend nach dem Krüppel, an dem ſie ſo eben vorübergegangen ſein mochten. Ich hätte faſt den Namen meines Mühmchens ausgerufen, aber die Aehnlichkeit, ob abſichtlich oder zufällig, war doch nur eine flüchtige.

Mein kleiner Freund hatte mich geſpannten Blickes angeſehen, während ich dies ſeltſame Bild betrachtete. Du haſt ihr Arme gegeben, bemerkte ich endlich, um nur etwas zu ſagen, indem ich auf die Geſtalt der Venus zeigte.

Freilich, verſetzte er haſtig, ſchöne, hülfreiche Arme, und ſie hilft auch Jedem, nur nicht ſolchen Creaturen, deren eine dort zu ihren Füßen kriecht.

Für wen, unterbrach ich ihn, haſt du denn eigentlich dies Bild gemalt?

Nur eine Studie zur Selbſterkenntniß, Verehrteſter.

Freilich, ſagte ich, einige Selbſtkenntniß iſt darin. Du haſt ſehr wohl gewußt, daß du etwas beſitzeſt, das ſelbſt der Königin der Schönheit fehlt, zu der du dort ſo mißvergnügt hinaufſchauſt.

Er ſah mich fragend an.

Du haſt in der That, fuhr ich fort, unerachtet du dir ſonſt eben nicht geſchmeichelt, deine ohnehin nicht üblen Augen in das beſte Licht zu ſetzen gewußt.

Mein kleiner Freund lächelte. Meinſt du? ſagte er. Aber was nützen mir die Augen?

Nun, ich weiß nicht; aber ſie haben ſchon Manchem genützt. — Wir ſprachen weiter in dieſes Thema hinein, und es gelang mir nach und nach, das Antlitz meines Freundes aufzuhellen. Als ich dann mit meinem Auftrage zum Vorſchein kam, war er ſogleich bereit, die Partie mitzumachen. Nur wie beiläufig fragte er noch: Iſt auch der Aſſeſſor eingeladen? Und ich antwortete: Ohne Zweifel; aber Brunken, der hat ja keine Augen, wenigſtens nur ſo etwas wie eine Andeutung davon; und im Uebrigen, ihr verſteht es ja vortrefflich, ohne alle Berührung um einander herumzugehen.

Mein Freund lächelte wieder; ich glaube ſogar, er zupfte ſich die Cravatte zurecht und warf dabei verſtohlen einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel.

* * *

Am andern Tage leuchtete der hellſte Sonnenſchein. Zu Leiterwagen, in denen man ſich auf langen Brettern gegenüber ſaß, ging es die erſte Meile durch den Wald; alle Altersklaſſen waren vertreten, Gertrud hatte ſogar ein ganzes Rudel Kinder mit zu verpacken gewußt. Unter der Direction des lebensluſtigen Onkels ging dergleichen immer vortrefflich, und ſo war denn auch heute Alles guter Dinge, und die Droſſeln im Tannicht ſangen nicht heller, als das junge Volk auf den Leiterwagen. Zumal mein kleiner Brunken war heiterer, als ich ihn lange geſehen; wenn die Anderen ſchwiegen, ſang er mit ſeiner ſtarken, aber freilich etwas ſcharfen Tenorſtimme holländiſche Volkslieder, die er von der Antwerpener Akademie mitgebracht hatte. Er war in ſolchen Dingen unerſchöpflich. Endlich langte man in einem Dorfe unterhalb des Gebirges an, von wo aus es zu Fuße nach der Teufelskanzel hinaufgehen ſollte, einem breiten Felſenvorſprunge, zu dem ein ziemlich ſteiler Weg etwa eine Stunde lang durch niedriges Gebüſch hinaufführte. Die Sonne brannte, und da ich das Bergſteigen unter ſolchen Umſtänden für meinen Freund nicht räthlich hielt, ſo beſtieg er eines unſerer Wagenpferde, einen alten mageren Urhengſt, und, dieſen Reiter in der Mitte, zog nun die luſtige Schaar in der Bergſchlucht aufwärts; zwei Bauernburſchen folgten mit wohlgepackten Körben, die ein gutes Frühſtück am Ziele alles Mühſales verhießen.

Aber wer konnte ſo lange durſten! Auf der Mitte des Weges wurde Halt commandirt; die Mädchen ſchenkten Wein, Alles trank, und auch dem Maler wurde von Gertrud ein großer Humpen hinaufgereicht. — Man mußte es ſehen, wie die kleine Geſtalt mit dem rauhen, mächtigen Kopf auf der hochbeinigen Mähre huckte, wie er das Glas emporhob, daß die Sonne durch den rothen Wein funkelte, und mit den ſcharfen ſchwarzen Augen darnach hinblinzte. Flüſſiger Rubin! rief er. Auf das Wohl aller ſchönen Erdenkinder! Und dabei goß er den rothen Wein hinab.

Sehet da, der Herr des Gebirges! rief Gertrud.

Nur der Kobold, ſchöne Dame! entgegnete der

Maler und ſetzte ſeinem Hengſt die Ferſen in die Weichen.

Rübezahl, Rübezahl! ſchrieen die Kinder, und lachend ſetzte ſich der Zug aufs Neue in Bewegung. Endlich war die Teufelskanzel erreicht. Sie war nicht unbefugt, dieſen Namen zu führen; lothrecht ſchoß der Fels über hundert Klafter in die Tiefe, wo ſich unten im Sonnenglanz die lachendſte Landſchaft ausbreitete. Durch grüne Wieſen, an Dörfern und Wäldern vorbei, floß in vielen Krümmungen ein glänzender Strom, deſſen Rauſchen in der Mittagsſtille zu uns heraufklang, und drüber her, in gleicher Höhe mit uns, ſtanden die Lerchen flügelſchlagend in der Luft und miſchten ihren Geſang in die Muſik der Wellen. Wer deſſen noch fähig war, der mußte hier von Lebens- und Liebesluſt beſtürmt werden. Brunken, deſſen Mähre einem der Bauerburſchen zur Obhut übergeben war, ſtand neben mir und ſtarrte wie verzaubert in die Tiefe.

Arnold, ſagte er und drückte mir die Hand, das Leben iſt doch ſchön!

Nach dem Frühſtück ſtieg der Aſſeſſor mit einigen anderen Herren auf einem Umwege den Berg hinab, um eine von unten heraufſchimmernde Marmorader zu unterſuchen, die Uebrigen blieben noch auf der Lagerſtelle; Brunken und ich ſchenderten in den Wald hinein. Während ich mich hier an einer freien Stelle ins Moos warf, befiel ihn die Kletterluſt ſeiner Jugend; ich ſah ihn über mir an einer jungen Buche wie eine große

Spinne von Aſt zu Aſt hinaufrücken, und nicht lange, ſo ſchaukelte er ſich im höchſten Wipfel und ſang laut über den Wald hinaus. Er war ſchon mitten in ſeinem holländiſchen Lieblingsliede: „Jck ſee din Bild in de Fonteyn", oder wie es in der ſeltſamen Sprache heißen mag, als er plötzlich verſtummte. Statt deſſen hörte ich Kindergeplauder durch die Bäume, und bald ſah ich auch Gertrud mit der ganzen Schaar heranziehen. Auf meine Einladung lagerte ſich Alles neben mir auf die weichen Moospolſter, und die Kinder riefen: Geſchichten erzählen!

Was denn erzählen? fragte Gertrud.

Und die Einen wollten von Schneewittchen hören, die Andern vom dummen Hanſel, bis ſich endlich Alles in der Geſchichte von dem Ungeheuer und der weißen Roſe vereinigte. Aber Gertrud kannte die Geſchichte nicht. Da, während ſie aufs Neue die Titel ihres Märchenſchatzes auskramte, ſchwang ſich plötzlich Freund Brunken von einem Baumaſt zur Erde. Die Geſchichte, ſagte er, noch ſtoßweiſe mit dem Athem kämpfend, iſt meine Domäne, ſchöne Dame, ich bitte um die Erlaubniß, ſie zu erzählen. Dann, unter dem Händeklatſchen der Kinder, verbeugte er ſich tief vor dem jungen Mädchen.

Und wie, Meiſter Brunkenius, ſagte dieſe, der Sie ſo unverhofft wie eine reife Frucht vom Baume fallen, wie kommen Sie zu einer ſolchen Domäne?

Ich, verſetzte der Maler, bin mit dieſer Geſchichte aufgewachſen, und da ich bekanntlich das normale Maß nicht zu erreichen vermochte, ſo bin ich niemals über ſie hinausgekommen; derohalben glaube ich, ſie gründlicher verſtehen gelernt zu haben, als ihr anderen großen Menſchenkinder. Er ſprach dieſe Worte mit aufgeregter, unſicherer Stimme; die Wendung, welche die Gedanken unſeres Freundes zu nehmen ſchienen, wollte mir keineswegs gefallen.

Gertrud ſagte: Dieſe tiefſinnigen Reden gehen freilich über meinen Horizont, aber ſie flößen mir hinlänglich Reſpect ein; erzählen Sie, ich trete meine Rechte ab.

Nachdem der Maler hierauf zwiſchen uns im Mooſe Platz genommen hatte, begann er zu erzählen. Anfänglich war es die bekannte Geſchichte: Das ſchöne Königstöchterlein, in der richtigen Erkenntniß, daß die Welt ſich ihr zu fügen habe, verlangt beim erſten Schneefall eine weiße Roſe; und als der gute König ſelbſt ſie endlich in einem verzauberten Garten gefunden und ſelbſtverſtändlich auch gepflückt hat, tritt ihm — wie das ſchon eher in ſolchem Fall geſchehen — wider alles Erwarten ein Ungeheuer entgegen, dem er als Entgelt Das geloben muß, was bei ſeiner Heimkehr ihm zuerſt entgegenkommen werde. Leider geht es ihm, wie dem alten Richter von Iſrael; das Erſte, was ihn vor ſeinem Schloſſe begrüßt, iſt ſeine Tochter, und am dritten Tage kommt das Ungeheuer, und holt ſich die Prinzeſſin.

Gertrud unterbrach den Erzähler. War es denn wirklich ſo ſchlimm, Meiſter Brunkenius? ſagte ſie. Wie ſah denn das Ungeheuer aus?

Entſetzlich ſah es aus!

Aber wie denn entſetzlich?

Ich weiß nicht; meine Mutter, die mir die Geſchichte erzählte, hat es mir nie beſchreiben wollen. Aber ſahen Sie denn nie ein Ungeheuer, Fräulein Gertrud?

Sie lächelte. Was reden Sie doch!

Ich weiß wohl, was ich rede, beſinnen Sie ſich nur! Und dabei ſtützte er den borſtigen Kopf in ſeine ausgeſpreizten Finger, als wolle er ſich von ihr betrachten laſſen.

Das Mädchen erröthete. Erzählen Sie doch weiter! ſagte ſie, und: Weiter, weiter! riefen die Kinder, indem ſie näher zu ihm herankrochen.

Er warf einen Blick auf die kleine Geſellſchaft.

Ja ſo, ſagte er, ihr ſeid auch noch da. So hört denn! — Und nun begann er ſeine Scenen auszupinſeln: Es war eine unabſehbare Wildniß, die ſie durchwanderten. Immer höher wucherten Ginſter und Haidekraut, aber kein Vogel ſang und keine Biene ſummte; die ſeidenen Schuhe der Prinzeſſin zerriſſen an den harten Wurzeln, mit denen der Boden überſponnen war. Todtenſtill lag es über der Steppe, nur dort aus der Ferne, wo eben die Sonne glutroth hinter der ſchwarzen Haide hinabgeſunken war, kam es jetzt herangefahren; das war aber der Nachtwind, der ſich aufgemacht hatte, er riß der Prinzeſſin die weiße Roſe aus ihrem blonden Haar und wehte ſie fort in die Nacht, die hinter ihnen heraufſtieg. Einen Augenblick ſtand ſie ſtill und ſchloß ihre ſchönen blauen Augen, und als das Ungeheuer ſeinen ungeſtalten Kopf nach ihr umwandte, ſah es nur die langen ſchwarzen Wimpern auf ihren zarten Wangen liegen. Da ſtreckte es ſeine Tatze aus und zupfte damit an ihrem weißen Kleide. — Machen Sie nicht ſo entſetzte Augen, Fräulein Gertrud! Das arme Ungeheuer hatte ja nichts als ſeine Tatzen. — Aber freilich, als die Prinzeſſin aufſah, da ſchauderte ſie und grub, wie ſie zu thun pflegte, mit ihren weißen Zähnchen in die Lippe, daß ſie blutete.

Die Kinder ſahen alle auf Gertrud; denn, wie ſie mir ſpäter vorplauderten, hatten ſie gemeint, daß die Prinzeſſin mit jedem Züge ihrer jungen Freundin ähnlicher würde. Auch ſchien der Erzähler, obgleich er vor ſich in das Moos blickte, ſeine Worte nur an ſie zu richten. — Das, fuhr er fort, erbarmte das Ungeheuer, und es wollte ihr ein tröſtliches Wort zuſprechen; denn ihr wißt es wohl, es war ſelbſt nur ein armer verwünſchter Prinz. Aber der Laut, der aus ſeiner Seele fuhr, war ſo heiſer, als hätte die ſchwarze Wildniß ſelbſt das Geheul ausgeſtoßen. Da fiel die Prinzeſſin vor ihm in die Kniee und ſah ihn mit entſetzten Augen an, und das Ungeheuer ſtieß abermals ein Geheul aus, weit grauſenhafter als vorhin; denn es war der Schrei einer armen Seele, die nach Erlöſung ringt. Es fühlte die innere Wohlgeſtalt und den edlen Klang der Stimme, die eigentlich ſein eigen waren, aber es ſuchte vergebens die abſchreckende Hülle zu ſprengen, die Alles in böſem Zauberbann verſchloß.

Der Erzähler hielt erſchöpft inne, eine unheimliche Erregung brannte in ſeinen Augen.

Brunken, ſagte ich, beſinne dich! Iſt das ein Kindermärchen, was du da erzählſt?

Es gilt wenigſtens dafür! erwiderte er.

Aber ehe wir Zeit fanden, unſer Geſpräch fortzuſetzen, bemerkte ich, daß Gertrud aufgeſtanden war und zwiſchen den Bäumen fortging. Ich ſprang auf. Erzähle den Kindern deine Geſchichte zu Ende! ſagte ich und folgte dem Mädchen, die ſchon hinter dem niederhängenden Gezweig verſchwunden war. Auch fand ich ſie bald; in einer kleinen Lichtung ſah ich ſie am Boden liegen, ihr Geſichtchen in das Moos gedrückt; ich hörte, wie ſie wimmernd vor ſich hin ſprach: Was fang' ich an, was fang' ich an! — Als ich hinzutrat und ihren Arm berührte, ſprang ſie auf und ſchüttelte die erhobenen Hände, ganz wie ein verzweifeltes Kind..

Gerte, was iſt? fragte ich.

O Gott, rief ſie, ohne von ihrem kindlichen Gebahren abzulaſſen, er liebt mich, o, es iſt ganz gewiß, daß er mich liebt!

Wer denn? Iſt denn das ſo fürchterlich?

Sie antwortete nicht, ſondern ſah mich nur mit großen hülfloſen Augen an. Da ich aber Miene machte, fortzugehen, ergriff ſie meine Hand. Bleib, Arnold! Ich will's dir ja ſagen, hab doch nur Geduld!

Nun ſo ſprich, Gertrud.

Aber ſie ſchlug die Hände vors Geſicht: Nein, ich kann's nicht! rief ſie.

Weßhalb nicht? Bin ich nicht dein alter Kamerad?

Arnold — ich ſchäme mich. — Nein, bleib, geh nicht, ich erſticke ſonſt daran.

Nun, Gertrud, wer iſt es denn, der dich ſo erſchrecken kann?

Sie ſah mich eine Weile unentſchloſſen an, dann, mit einer raſchen Bewegung zu mir tretend, brachte ſie den Mund dicht an mein Ohr und rief mit einem Ton des Abſcheues: Der Bucklige!

Mein armer Freund! Ich wußte weiter nichts zu ſagen, obgleich es mir ſeit der letzten halben Stunde nichts Neues war, was ich erfuhr.

Gertrud nickte: Er hat ſo gute Augen! ſagte ſie. O, ich weiß es ja, es iſt ſo ſchlecht von mir! und dabei fing ſie bitterlich zu weinen an.

Nachdem ich ſie etwas beruhigt hatte, bat ich ſie, noch ein paar Augenblicke hier zu verweilen; ich wollte, ehe ſie dorthin zurückkehrte, den kleinen Maler aus dem Kinderkreiſe zu entfernen ſuchen. Gertrud war damit einverſtanden. Als ich aber kaum ein paar Schritte in die Bäume hinein gethan hatte, ſah ich nicht weit von mir eine arme gebrechliche Geſtalt an einen Baum gelehnt.

Brunken, rief ich, was machſt du hier?

Nicht eben viel, erwiderte er, die Kleine da hat mir das Ende meiner Ungeheuergeſchichte erzählt; eigentlich freilich hat ſie es wohl nur dir erzählen wollen, aber ich habe ſcharfe Ohren. Dann ergriff er meine Hand. Arnold, ſagte er und ſeine Stimme klang auf einen Augenblick faſt weich, es iſt ein ſchwer Exempel; meine Seele und meine Kunſt verlangen nach der Schönheit, aber die langfingerige Affenhand des Buckligen darf ſie nicht berühren.

In ſolchem Augenblick vermag ein Anderer nicht viel; was wir noch geſprochen, deſſen erinnere ich mich nicht mehr; eben ſo wenig, wie der Reſt des Tages verlief. Nur das weiß ich noch, daß bei der Rückfahrt der unglückſelige Aſſeſſor neben Gertrud auf der Leiterbank und Brunken den Beiden gegenüber zu ſitzen kam. Er hatte während einer ganzen Stunde hinlänglich Gelegenheit, ſich das Herz voll Gift und Leidenſchaft zu trinken; denn auch mir entging es nicht, daß jene Beiden nicht ungern neben einander ſaßen, wie ich es denn auch geſtehen muß, daß ſie ſpäter durch den Segen der Kirche ſo feſt als möglich mit einander verbunden worden ſind.

Als wir in der Stadt und vor meines Onkels Hauſe angekommen waren, ſprang Brunken vom Wagen und rannte, ohne Einem von uns „Gute Nacht“ geboten zu haben, die Straße hinab; ſein kleiner Radmantel, den er umgebunden hatte, ſchwebte wie ein Dach über den dünnen Beinen.

Heiſa! Freue dich, Chriſtel! hörte ich einen Jungen einem alten Weibe zurufen, das ſich mit einem Korb voll Wäſche über die Straße ſchleppte. Die Schildkröten laufen herum, heute Nacht giebt's Regen! Und Beide ſchlugen ein ſchallendes Gelächter auf.

Nachdem ich die ſämmtlichen Damen und Kinder hatte vom Wagen herabheben helfen, nahm ich von meinen Verwandten Abſchied und ging in Brunken's Wohnung. Aber ich erfuhr nur, daß er dort geweſen und ſogleich, ohne Beſcheid zurückzulaſſen, wieder fortgegangen ſei. Nicht beſſer ging es mir ein paar Tage darauf; es hieß, Brunken habe ſagen laſſen, er ſei auf den Dörfern in der Umgegend, um dort Studien zu machen; einiges Geräth und Farben zum Aquarellmalen hatte er ſich nachkommen laſſen. Nach etwa vier Wochen erhielt ich aber einen Brief von ihm aus einer größeren Stadt des mittleren Deutſchlands, worin er mir erzählte, daß er dort ſeinen bleibenden Aufenthalt nehmen werde; der Brief enthielt zugleich die Bitte, ihm ſeine Habſeligkeiten dorthin nachzuſchicken. Ich beſorgte das Alles, und ſeitdem verging eine lange Zeit, während welcher jede Beziehung zwiſchen uns aufgehört hatte.

* * *

Es mochte vier Jahre ſpäter ſein, als ich auf einer größern Reiſe eines Vormittags auch in jene Stadt gelangte. Von dem Wirthe des Gaſthofs, in dem ich abgetreten war, erfuhr ich, daß mein Freund in einem kleinen Landhauſe vor der Stadt wohne. Als ich mich dann nach dem Wege dahin erkundigte, meinte er, der Pflegeſohn des Herrn Profeſſors ſei vor einer halben Stunde hier vorbeigegangen und werde bald zurückkommen. Wenn's gefällig, ſetzte er hinzu, könnten Sie ja mit dem jungen Herrn hinausgehen.

Ich machte große Augen. Pflegeſohn, Herr Wirth? — Ich ſpreche von dem Maler Brunken!

Ohne Zweifel, mein Herr, erwiderte dieſer, der Herr Profeſſor ſind mir wohl bekannt; ſie haben zu Anfang ihres hieſigen Aufenthalts ein Vierteljahr in meinem Hotel zu Mittag geſpeiſ't.

Ich gab mich zufrieden und ging auf mein Zimmer, um mich umzukleiden. Es dauerte auch nicht lange, ſo wurde angeklopft, und auf mein „Herein" trat ein kräftiger, faſt unterſetzter junger Mann von etwa neunzehn Jahren in das Zimmer. Herr Doctor Arnold? ſagte er, indem er mich begrüßte.

Ich betrachtete ihn näher. Auf ſeinen breiten Schultern erhob ſich ein kleiner blaſſer Kopf, in deſſen tiefliegenden Augen ein eigener, faſt melancholiſcher Reiz lag. Sie wollen die Güte haben, entgegnete ich, mich zu meinem Freunde zu führen?

Es wird meinem Lehrer eine große Freude ſein; erwiderte er, er hat mir oft von Ihnen geſprochen.

Sie ſind auch Maler? fragte ich.

Ich ſuche es zu werden, verſetzte er.

Wir gingen nun zuſammen fort. Unterwegs erzählte mir mein junger Begleiter, der auf meine Fragen beſcheiden aber ohne Geſprächigkeit antwortete, daß er ſeinen erſten Unterricht von Brunken erhalten, mit dem er ſogleich das derzeit von dieſem erkaufte Haus bezogen habe. Aus ſeinen Aeußerungen mußte ich entnehmen, daß er dort ſeine eigentliche Heimath finde; denn er war auch jetzt nach einem dreijährigen Beſuch der Akademie dahin zurückgekehrt.

Unter ſolchen Geſprächen hatten wir bald die Stadt im Rücken und gingen nun im Schatten einer langen Lindenallee, an deren beiden Seiten ſich eine Reihe von zum Theil prächtigen Landhäuſern entlang zog. Nach kurzer Zeit bogen wir in eine Seitenſtraße, wo die Architektur beſcheidenere Formen anzunehmen begann; und hier, auf der Terraſſe eines einſtöckigen Hauſes, erblickte ich die groteske Geſtalt meines trefflichen Freundes. Er ſtand in der vollen Mittagsſonne und beſchattete die Augen mit der Hand; das mächtige Haupt war noch wie einſt mit dem braunen ſtruppigen Vollbart geziert; aber als wir die Thür des Gartengitters öffneten, ſah ich, daß er friſch und kräftig ausſchaute, wie ich ihn nie gekannt.

Wen bringſt du mir da, mein Sohn Paul? rief er uns entgegen, während wir um einen kleinen Raſen herum dem Hauſe zugingen.

Paul lächelte. Keinen Fremden, denke ich!

Und ſchon war Brunken die Stufen in den Garten hinabgekommen und hatte meine beiden Hände ergriffen. Nein, keinen Fremden! rief er. Bei allen Göttern, die den Wanderer beſchützen! Sei mir tauſend Mal geſegnet, Arnold, daß du endlich bei mir einkehrſt!

Ich konnte nicht zu Worte kommen; denn ſchon war er wieder die Stufen hinauf und rief durch die offene Flügelthür ins Haus: Martha, Marie, wo ſteckt ihr denn? Und dabei ſchlug ihm die Stimme in ſeine höchſte Fiſtel über; aber dennoch klang es ſchön und herzerquickend; und herzerquickend war auch das, was auf ſeinen Ruf erſchien; zuerſt, wie ein Vogel herangeflogen, ein ſchlankes, etwa vierzehnjähriges Mädchen; und dann, ihr ruhig folgend, eine ältere Frau mit den ſchönen Augen meines Freundes, aber ohne die Gebrechen ſeines Körpers.

Dies, ſagte Brunken, indem er ihre Hand ergriff, iſt meine liebe Schweſter Martha; wir hauſen hier zuſammen; den Paul haſt du dir ſchon ſelber aufgefiſcht; aber dieſe meine Nichte muß ich dir noch vorſtellen; es iſt ein junges, thörichtes Geſchöpf, das den hehren Namen Maria noch keineswegs verdient hat. Und dabei zupfte er die kleine Schöne ein paar Mal derb an ihren braunen Flechten. Nicht wahr, fuhr er zu mir gewendet fort, du trittſt hier in ein kinderreiches Haus! Und ſind ſie auch nicht ſo ganz mein eigen, ſo hab' ich doch ein gutes Theil an ihnen.

Er mußte inne halten, der Athem fing ihm endlich an zu fehlen. Und es brauchte auch keiner weitern Auseinanderſetzung; das Mädchen hatte die Arme auf dem Rücken zuſammengeſchränkt und ſah mit den glücklichſten Augen in das geröthete Antlitz des kleinen aufgeregten Oheims.

Aber Edde? bemerkte jetzt die Schweſter, indem ſie fragend von ihm zu mir herüberblickte.

Er hatte ſie ſogleich verſtanden. Ja ſo, wer das iſt? rief er. Den kennt ihr alle; das iſt der Arnold, der Doctor; er kommt grade, da die Roſen blühen; und nun ſoll es auf der Villa Brunken ein paar ſeelenfrohe Tage geben!

Und in der That, heiter war es auf der Villa Brunken. Nach dem herzlichſten Willkommen ſaß ich bald unter dieſen lieben Menſchen an einer wohlgedeckten Mittagstafel in dem freundlichen Gartenſaal, deſſen Flügelthüren auf die Terraſſe hinaus geöffnet blieben; und während wir plauderten und genoſſen, wehten von Zeit zu Zeit die vorbeiziehenden Sommerlüfte eine ganze Wolke von Roſenduft zu uns herein. — Nachher verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich zur Mittagsruhe in ein kühles Gaſtzimmerchen verwieſen wurde, das man bei Kündigung der Freundſchaft mir auferlegte mindeſtens für drei Tage als meine Wohnung anzuſehen.

Ich mußte ſchon nachgeben; und während ich nach der auf der Eiſenbahn verwachten Nacht einen erquickenden Schlaf that, war Paul zur Stadt geweſen und hatte mein Gepäck aus dem Gaſthof herüberſchaffen laſſen.

Als ich mit Brunken wieder in den Gartenſaal trat, wo uns Frau Martha am Kaffeetiſch erwartete, klopfte er mich leiſe auf den Arm und zeigte nach der Terraſſe hinaus, zu der auch jetzt die Thüren offen ſtanden. Dort, wo jetzt ſchon der Schatten des Nachmittags vorgerückt war, wurde augenſcheinlich eine Zeichenſtunde gegeben. Das hübſche ſchlanke Mädchen ſaß eifrig mit dem Bleiſtift arbeitend an einem Tiſchchen, während Paul, an ihren Stuhl gelehnt, der kleinen regſamen Hand aufmerkſam mit den Augen folgte.

Nun ſeh' mir einer dieſe Hexe! rief Brunken, mir läuft ſie immer aus der Schule; und ſeit der Paul da iſt, wird Tag für Tag gezeichnet. Verſteht er's denn wirklich ſchon beſſer, als ich?

Der junge Mann erröthete; Marie aber ſagte ohne aufzublicken: Paul iſt ſo hübſch geduldig, Onkel!

Brunken drohte mit dem Finger. Ich muß wohl eiferſüchtig werden! ſagte er, und dabei warf er einen Blick des innigſten Behagens auf das junge Menſchenpaar.

Nach dem Kaffee luſtwandelte ich mit Brunken in ſeinem Garten, der ſich in beträchtlicher Tiefe hinter dem

Wohnhauſe erſtreckte. Nachdem wir den Duft der Rebenblüte in einem Glashauſe eingeſogen, auch eine Weile von einem Anberge aus nach der Stadt hinübergeſehen hätten, von wo das Glockenläuten des morgenden Sonntags zu uns herüberwehte, ließen wir uns ſchließlich in einer kühlen Laube nieder. Ich bot meinem Freunde eine Cigarre, die er wie immer verſchmähte, und zündete mir dann ſelbſt einen Stengel dieſen edlen Krautes an. So begannen wir von der vergangenen gemeinſam verlebten Zeit zu plaudern und kamen endlich auch an jenen Abend, wo er uns auf Nimmerwiederkehr entflohen war. Ich ſprach darüber mein Bedauern aus; aber Brunken ſchüttelte, wie er zum Zeichen der Verneinung zu thun pflegte, ſeinen langen Finger vor der Naſe. Halt, Doctor, ſagte er, das war eine heilbringende Nacht!

So erzähle! verſetzte ich. Was haſt du damals denn getrieben?

Kennſt du die Fabel aus Campe's Kinderbibliothek: Es war einmal ein dicker fetter Mops?

Freilich, der Mops bellte den Mond an.

Ich habe auch den Mond angebellt, oder, unbildlich geſprochen, ich habe mit dem Herrgott geſcholten, daß er mich ſo ungeſchickt nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen. — Es war damals ein toller Lebensdrang in mir, und dazu dies Gemengſel von Gliedmaßen, vor dem die Mädel ſich graueln, wie vor einer Kreuzſpinne; Verehrteſter, das iſt keine Bagatelle!

Aber, unterbrach ich ihn, wo war denn der Schauplatz dieſes Drama's?

Mein kleiner Freund legte beide Hände in die Seite und ſah mich mit dem Ausdruck einer tragikomiſchen Verzweiflung an. Ich war über Feld gerannt, ſagte er, immer grad' zu, durch Korn und Dorn, über Wälle und Gräben; endlich ſaß ich am Rande einer Trinkgrube. Wie ich ſpäter erfuhr, war einige Stunden vorher ein junger Burſche daraus aufgefiſcht, der in dem ſchwarzen Wäſſerchen dort unten die Noth des Lebens und nebenbei ſich ſelber zu ertränken verſucht hatte. Der Mond ſchien hell; ich konnte Alles um mich her betrachten. Das Gras an meiner Seite war noch mit ſchwarzem Schlamm überzogen; mitten darin ſtand ein grober Lederſchuh, naß und beſudelt. Ich glaube noch jetzt, daß dieſer Schuh mich damals über Waſſer gehalten hat; denn auch ich war ſchon dem böſen Zauber verfallen, der in ſolch einſamen Gewäſſern ſpuken geht. Es war nicht düſter dort; ein Stern nach dem andern drang aus der Tiefe, und immer mehr, je länger ich hinſtarrte. Mich überfiel jenes nichtswürdige Mitleid mit dem lieben Ich; und ſchon dachte ich: Verſuch' es einmal mit der Welt dort unten; Verluſt iſt keinenfalls dabei; — da traf mein Blick auf jenen groben Schuh, und geſegnet ſei er, er fing an mir Räthſel aufzugeben. Erſtens, es gehörte doch ein zweiter noch dazu; wo mochte ſein Kamerade ſein? Und dann, er konnte doch nicht allein hierher gegangen ſein; wo wanderte ſein

Herr jetzt mit dem zweiten Schuh? — Unter mir in den Binſen ſaß freilich ein großer Froſch mit ſeiner ganzen Geſellſchaft und ſuchte mir die Geſchichte vorzuſingen. Ich merkte wohl, daß ſie von Allem Beſcheid wußten. Aber du weißt, ich bin immer ein ſchlechter Linguiſte geweſen; ich verſtand die Kerle nicht. Doch wie nun Alles in der Welt zu Ende geht, ſo ging auch dieſe Nacht dahin; der Morgenwind fuhr über die Felder und weckte alle Creaturen; und als die erſten Lerchen aufſtiegen, erſchien auch die Sonne am Horizont und beleuchtete mich in all meiner Unſauberkeit; ich konnte es nun deutlich an meinen Kleidern nachbuchſtabiren, daß ich nicht bloß durch Hecken und Dornen, ſondern auch durch Sümpfe und Gräben hierher gelangt ſein mußte. Es ſchauderte mich ein wenig, ich weiß nicht mehr, ob vor Kälte oder Schaur, und ich machte mich daran, die Spuren meiner Thorheit nach Möglichkeit zu vertilgen. Dann ſtieg ich auf den Wall des Grundſtücks, um eine vernünftige Landſtraße zu erſpähen; und nachdem ich nicht nur dieſe, ſondern zu Ende derſelben auch ein Dorf unter grünen Bäumen entdeckt hatte, marſchirte ich bald zwiſchen wohl numerirten Chauſſeeſteinen wie ein verſtändiger Mann, der die Kühle der erſten Frühe zu ſeiner Wanderung benutzt.

In dem Dorfe, das ich dann erreichte, war eben das Tagesleben angebrochen; ich hörte in den Gehöften die Leute zu ihren Pferden reden, die zur Heufuhr an die Wagen geſpannt wurden. Mitten in der Dorfſtraße, in dem Gärtchen vor ſeinem Hauſe, ſtand ein ältlicher Mann und rauchte behaglich ſeine Morgenpfeife, in dem ich ſogleich den Schulmeiſter des Dorfes erkannte. Auf einen „Guten Morgen“ erhielt ich freundliche Erwiderung und auf meine Frage, wo ich hier ein Frühſtück bekommen könne, die Einladung, ins Haus zu treten und mit ihm und ſeiner Frau den Morgenkaffee einzunehmen. Das that ich denn, und da die Frau nicht weniger zutraulich war, ſo ſaßen wir Drei bald im ſchönſten Plaudern neben einander.

Das Erſte, was ich erfuhr, war die Geſchichte jenes Schuhes, bei der mein gütiger Wirth ſelbſt in gewiſſer Weiſe betheiligt war. — Als eines Stubenmalers Sohn hielt er die väterliche Kunſt noch ſo weit in Ehren, daß er ſeinen Schülern wöchentlich eine Stunde Zeichenunterricht ertheilte. Er verdiente damit, wie er meinte, freilich weder bei den Eltern noch Kindern beſondern Dank; nur der Sohn eines wohlhabenden Bauern, welcher dem Schulhauſe gegenüber wohnte, hatte ſo viel Geſchick und Eifer gezeigt, daß er bald nicht nur allerlei Dinge, die der Lehrer ihm vorgelegt, nach der Natur gezeichnet, ſondern auch zu Hauſe und auf eigene Hand Alles abconterfeit hatte, was ihm grade in den Weg gekommen. — So weit war Alles leidlich gut gegangen, wenn auch der alte Bauer bisweilen über die dumme Kritzelei geſcholten hatte. Da mußte das Unglück, erzählte der Lehrer weiter, meinen jüngſten Bruder, welcher bei dem Berufe unſeres Vaters geblieben iſt, auf ein paar Wochen zum Beſuch hierher führen. Er verſteht ein wenig mehr, als was zum bloßen Handwerk gehört, und pflegt auch in ſeinen Mußeſtunden allerlei Blättchen mit Waſſerfarben anzufertigen. Ein paar Zeichnungen des Knaben, die ich ihm zeigte, erregten ſeine Theilnahme, und ſo dauerte es nicht bis in den dritten Tag, daß die Beiden die dickſten Freunde waren. Jeden Abend haben ſie hier am Tiſch geſeſſen, zu zeichnen und zu pinſeln, und da mein Bruder dem Jungen einen Theil ſeiner Farben zum Geſchenk machte, ſo ſetzte dieſer das Geſchäft nach deſſen Abreiſe fort. Seitdem war nichts mit ihm anzufangen, und endlich erklärte er rund heraus, er wolle Maler werden. Sie können ſich den Lärm denken; der Vater, der außer ihm nur eine verheirathete Tochter hat, hatte ſich immer der ſtarken Gliedmaßen ſeines Sohnes gerühmt. Nun wurde er confirmirt und ſollte mit an die Feldarbeit; aber er wollte nicht. Manches Mal hat der Alte ihn mit der Peitſche drüben aus dem Walde geholt, wo er irgend einen ſchönen Baum zu Papier brachte, und ihm ſeinen Zeichenkram vor der Naſe entzwei geriſſen. Aber es half Alles nichts; ich redete vergebens zum Frieden; der Junge mit ſeinen Knochen ſollte Bauer werden, der Alte wollte nicht für Fremde ſo viele Acker Haide urbar gemacht haben. Endlich, vorgeſtern Nachmittag beim Heufahren, wurde dem Faß der Boden ausgeſtoßen. Der arme Burſche vergaß unſers Hergotts Gebote und ſprang in die Trinkgrube; zum Glück waren ſeines Vaters Leute in der Nähe, die ihn noch zu rechter Zeit herausholten. Mich ſelbſt und meine Zeichenſtunde, ſo ſchloß der Schullehrer ſeinen Bericht, wird dieſe Geſchichte auf lange um allen Credit gebracht haben.

Er ſtand auf und holte ſich eine neue Pfeife aus der Ecke; ich blieb nachdenklich ſitzen. — Was hatte denn mich an jenes Wäſſerchen hinausgelockt? Die ſolide Deſperation des armen Jungen verſetzte mich in die tiefſte Beſchämung. So viel ſtand feſt, ich mußte ihn kennen lernen; vielleicht daß ich ihm helfen konnte.

Schulmeiſter, ſagte ich endlich, ich bin krank geweſen, es würde mir gut thun, ein paar Wochen auf dem Lande zu leben. Könntet Ihr mir wohl Quartier geben?

Daß ich ein Maler ſei und allerlei für meine Mappen einzuſammeln gedachte, verſchwieg ich wohlweislich noch; und ſo war denn auch bald, wenn ich nur fürlieb nehmen wollte, ein Kämmerchen bei den kinderloſen Leuten für mich bereit. Freilich ließ ich mit einigen Kleidungsſtücken auch mein Aquarellkäſtchen aus der Stadt kommen; aber das blieb vorläufig in dem Reiſeſack verborgen; auf meinen erſten Streifereien behalf ich mich mit dem Bleiſtift, womit ich denn noch am ſelben Nachmittage die Trinkgrube mit dem rettenden Lederſchuh zum dankbaren Gedächtniß in mein Taſchenbuch eintrug. Am Abend wagte ich mich unter die Dorfleute und endlich auch zu dem alten Kunſtfeinde gegenüber, der rauchend in der großen Thorfahrt ſeines Hauſes ſtand. Ich begann ein Geſpräch über den Stand der Ernte, ging dann auf die neue Steuer über, ſchimpfte etwas Weniges auf die Regierung, und ſo wurden wir bald bekannt. Es iſt ein alter knorriger Kerl; du ſollſt ihn nachher in meiner Mappe ſehen, worin er ohne Wiſſen und Willen hat Platz nehmen müſſen. Von dem Sohne ſah ich nichts und hütete mich auch wohl, ſeiner zu erwähnen. — Am Abend darauf, nachdem ich den Tag im nahen Walde in Geſellſchaft gehöriger Butterſchnitte der Frau Schulmeiſterin verbracht hatte, war ich wieder zur Stelle, und ebenſo am dritten und am vierten Abend; der Alte ſchien diesmal in einer nachdenklichen Stimmung; er ſaß ohne ſeine Pfeife auf dem Stein vor ſeinem Hauſe und antwortete kaum auf meine noch ſo wohl überlegten Geſprächseinleitungen.

Wer weiß, dachte ich endlich; vielleicht iſt's juſt der rechte Augenblick. So fragte ich ihn denn geradezu nach ſeinem Sohn. Iſt er nicht zu Hauſe? fügte ich hinzu. Ich habe ja noch nichts von ihm geſehen.

Da brach's hervor; mit der geballten Fauſt drohte er nach dem Schulhauſe hinüber: Der Haſelant mit ſeinen hergelaufenen Faxen! rief er. Und nun klagte er mir ſeine Noth, während zwiſchen durch immer Flüche auf den armen Schulmeiſter fielen. Der hätte die Prügel haben ſollen, die der Junge gekriegt hat; denn bei dem hat's nicht geholfen.

Was macht Euer Sohn denn jetzt? fragte ich.

Der Alte ſchob die Pudelmütze übers Ohr. Das iſt' ein wunderlich Spiel, verſetzte er, ſeit er die Dummheit da begangen, iſt er mir wie ausgewechſelt; als ich ihn gefragt habe: Was willſt du denn nun eigentlich, Paul? hat er geantwortet: Was Ihr wollt, Vater, mir gilt's gleich! Aber geſprochen hat er kein Wort, und nach dem Abendbrode geht er auf ſeine Kammer; ob er dort ſchläft oder wacht, ich weiß es nicht. Seht — dies Weſen will mir eben ſo wenig gefallen. Was meint Ihr, wenn Ihr einmal ein vernünftig Wort mit ihm zu reden ſuchtet? Ihr könntet mir einen rechten Dienſt erweiſen; ich ſelbſt verſtehe die Worte nicht ſo zu ſetzen.

Der Mann ſah erwartungsvoll zu mir auf; die Sorge um ſein Kind ſtand leſerlich in ſeinen harten Zügen.

Aber, erwiderte ich, wenn er nun wieder von ſeiner Malerei beginnt?

Solch dummes Zeug müßt Ihr ihm eben auszureden ſuchen!

Aber weßhalb denn ſollte er nicht Maler werden?

Weßhalb? — Er hat eine volle Hufe; er braucht ſo brodloſe Künſte nicht zu treiben.

Ich wagte einen kühnen Schritt. Als ich meine Wohnung verließ, hatte ich in dem Gedanken, ſofort in die weite Welt zu laufen, meine paar Kaſſenſcheine in mein Taſchenbuch geſteckt. Jetzt zog ich es hervor und ſchlug es vor dem Alten auf.

Was ſoll's? ſagte er, das iſt ein Päckchen zigthalerſcheine.

Das, erwiderte ich, iſt mit der brodloſen Kunſt verdient.

Wie meint Ihr das?

Ich meine, daß dieſe dreihundert Thaler der halbe Preis meines letzten Bildes ſind; denn ich bin eben auch nur ein Maler.

Der Alte ſah mich faſt erſchrocken an. Ihr? ſagte er; da wäre ich ja an den Rechten gekommen! Im Uebrigen, ſetzte er hinzu, indem er mich mitleidig von oben bis unten muſterte, iſt das ein ander Ding; mein Junge hat geſunde Gliedmaßen.

Nun, gute Nacht, Nachbar! ſagte ich und machte Miene fortzugehen.

Aber er rief mich zurück. Auf ein Wort noch, Herr Brunken, begann er wieder, dreihundert Thaler, ſagtet Ihr? Und nur die Hälfte? Wie lange macht Ihr denn an ſolch' einem Bild? — Wird wohl langſame Arbeit ſein?

Als ich ihn über dieſes Bedenken beruhigt hatte, ſtützte er erſt den Kopf in die Hand; dann zog er ſeine Pfeife aus der Taſche, ſchlug Feuer und rauchte eine ganze Weile eifrig, aber ſchweigſam fort. Hierauf folgte eine lange Auseinanderſetzung zwiſchen uns; der Alte meinte, der Junge ſei für den Acker da, und ich meinte, der Acker ſei für den Jungen da; endlich, als ich ihm auch noch die pausbackige Nachkommenſchaft ſeiner im Dorf verheiratheten Tochter zu Gutserben deſignirt hatte, erhielt ich die Erlaubniß, nach meinem Guthalten mit ſeinem Sohne zu ſprechen. Nun macht's wie Ihr könnt, ſchloß der Alte dieſe Verhandlung; und damit hopp und holla! Ich führ' ſelbſt in die Grube, wenn ich dem Jungen ſein todt Geſicht noch länger anſehen ſollte.

Eine Stunde ſpäter, während welcher die Arbeiter vom Feld zurückgekehrt waren, ſtand ich vor dem Schulhauſe und blickte nach des Nachbars Garten hinüber, wo trotz des Johannisabends noch eine Nachtigall in den Hollunderbüſchen ſchlug. Da verſtummte mit einem Mal der Vogelgeſang; ſtatt deſſen hörte ich Kinderſtimmen, und bald ſah ich auch ein paar Knaben und ein kleines Mädchen durch die Gartenpforte auf den Weg hinaus rennen. Draußen blieben ſie ſtehen und wieſen mit den Fingern auf kleine Papierblättchen, von denen jedes mehrere in Händen hatte; dann gingen ſie wieder eine Strecke fort und ſetzten ſich unweit unter einen Zaun am Wege, wo es an ein neues Zeigen und Beſchauen ging.

Ich konnte den Zuſammenhang dieſes Vorganges leicht errathen; und richtig, als ich zu ihnen gegangen, ſah ich, daß es lauter bunte Bilderchen waren. Wer hat euch die geſchenkt? fragte ich.

Sie glotzten mich ſcheu von der Seite an; nur das kleine Mädchen antwortete endlich auf meine wiederholte Frage: Paul Werner!

Ich ſah mir die Sachen an. Es war ungeſchicktes Zeug aus allen vier Naturreichen; eine Kuh, die mit dem Schwanze ſich die Bremſen wegpeitſcht; ein alter Felsblock; ein Bienenſtand mit einem Hund davor und dergleichen mehr; aber aus allem blickte in kleinen Zügen, was ich ſelber nie ſo ganz beſeſſen, jenes inſtinctive Verſtändniß der Natur; es war Alles, ſo unbehülflich es auch war, dennoch, ich möchte ſagen, über das Zufällige hinausgehoben.

Du weißt, der Menſch iſt nun einmal eine Canaille; und ſo begann ſich denn auch in mir ein ganz lebenskräftiger Neid gegen dieſen Bauernburſchen zu regen. Da ich mich aber mit Naturdämonen ſchon hinlänglich behaftet fühlte, ſo entſchloß ich mich kurz dieſen neuen Kameraden ſofort in der Geburt zu erſticken.

Zum Glück hatte ich einige blanke Münzen bei mir, mit denen es mir bei den Knaben ſofort gelang, ihnen einige der Blätter abzuhandeln. Nachdem mir beim Nachhauſekommen auch der Schulmeiſter beſtätigt hatte, daß die Bilder von der Hand ſeines jungen Schülers ſeien, verbarg ich für dieſen Abend die eroberten Schätze in meinem Skizzenbuch.

Am andern Morgen trat ich früh mit der Sonne meine gewöhnliche Wanderung an. Als ich an der Kirchhofsmauer entlang ging, ſah ich jenſeit derſelben einen jungen Mann auf einem Grabe ſitzen. Während ich durch das Kreuz der Kirchhofspforte trat, wandte er den Kopf zu mir, und ich ſah nun zum erſten Mal in jenes blaſſe Antlitz mit den tiefliegenden Augen, welche das Weſen der Dinge einzuſaugen ſcheinen; mit Einem

Wort, ich ſah den Jungen, in deſſen aufſtrebender Kunſt ich jetzt faſt mehr lebe, als in meiner eigenen. Aber während ich auf ihn zuging, ſtand er auf und entfernte ſich nach der andern Seite des Kirchhofs; er überſchritt den Fahrweg jenſeit desſelben und entſchwand meinen Augen zwiſchen den Bäumen eines anliegenden Gehölzes. Ich ging zu dem Raſenhügel, den er ſo eben verlaſſen, und da ich hier auf dem Grabſteine den Familiennamen unſeres Nachbars las, ſo wußte ich auch, daß ich Paul Werner auf dem Grabe ſeiner Mutter geſehen hatte. Jetzt machte ich lange Beine; du weißt, daß ich dieſe Fähigkeit beſaß, die mir auch bis jetzt noch nicht abhanden gekommen iſt. Als ich meinen Flüchtling drüben auf dem Fußſteige des Wäldchens wieder zu Geſicht bekommen hatte, rief ich ihm ſchon von Weitem meinen „Guten Morgen“ nach. Er blickte um, erwiderte meinen Gruß und ging dann nur um ſo ſchneller vorwärts.

Ich ſtrengte alſo noch einmal meine Lungen an. Paul Werner! rief ich. Warte, ich habe mit dir zu reden!

Jetzt blieb er ſtehen. Ich kenne Sie nicht, Herr, ſagte er; — übrigens, Dank ſeinem alten Schulmeiſter, in reinem Hochdeutſch.

Aber ich möchte dich kennen lernen, erwiderte ich.

Mich? fragte er befremdet.

Dich, Paul! verſetzte ich, denn ich höre, du willſt Maler werden.

Ich will kein Maler werden, Herr.

Aber der Schulmeiſter ſagt es doch.

Er ſchüttelte den Kopf. Das iſt vorbei, ſagte er.

Ich nahm nun die erhandelten Bilderchen aus meinem Skizzenbuch. Sind das deine Malereien? fragte ich.

Er nickte.

Wie haſt du denn das zu Stande gebracht?

Ich habe es ſo geſehen, erwiderte er.

Recht ſo! rief ich. Und es iſt auch ſo; es iſt nur ſeltſam, daß nicht auch die Andern — faſt hätte ich geſagt: wir Andern — es ſo ſehen.

Er blickte mich fragend an, er verſtand das nicht. Aber ich ſchrie ihm zu: Und du willſt kein Maler werden, Junge? Was in aller Welt denn ſonſt?

Eine Weile zupfte er ſchweigend an ſeinen Fingern; dann ſagte er: Ich werde ein Bauer, wie mein Vater.

Und doch, Paul, begann ich noch einmal, haſt du nicht leben wollen, weil du nicht malen durfteſt.

Eine jähe Röthe ſchoß über das blaſſe Antlitz. Weßhalb ſagen Sie mir das? ſagte er zitternd.

Weil ich dir helfen möchte, Paul, erwiderte ich; denn bei den Todten iſt nun einmal keine Hülfe.

Er ſchlug langſam die Augen zu mir auf und blickte mich faſt angſtvoll an. Ich ſuche einen tüchtigen Schüler, fuhr ich fort. Was meinſt du, willſt du es mit mir verſuchen? Dabei gab ich ihm das Skizzenbüchlein aufgeſchlagen in die Hand.

Es war doch, als wenn es plötzlich in den dunklen Augen blitzte; wie auf eine Offenbarung ſchaute er auf die kleine Aquarellſkizze. — Und doch, ſage ich dir, iſt die Zeit nicht fern, daß meine Augen eben ſo an ſeinen Blättern haften werden; denn er iſt einer von Jenen, nach deren Tode man noch die Papierſchnitzel aus dem Kehricht ſammelt, auf welchen ihre Hand einmal gekritzelt hat.

Mein Freund war aufgeſtanden und ſtützte ſich mit beiden Händen auf den vor uns ſtehenden Gartentiſch; auch in ſeinen Augen blitzte es jetzt von Liebe und Begeiſterung.

Doch, fuhr er fort, damals war er noch ein Bauerburſche und konnte ſich nicht ſatt ſtaunen an meinem Machwerk. — Was ſoll ich dir das lange noch erzählen! Als ich ihm Alles, was ich beabſichtigte und was ich Tags zuvor mit ſeinem Vater verhandelt, mitgetheilt hatte, da habe ich ihn wie einen Trunkenen heimgeführt; denn wir gingen gradeswegs zum alten Werner. Und nachdem ich dieſem noch einmal eine Stunde lang tüchtig Stand gehalten, war endlich Alles, ſo wie ich es wünſchte, abgemacht.

Mein alter Schulmeiſter ſtaunte nicht ſchlecht, als ich nach dem Frühſtück Farben und Palette auspackte und nun mit beiden Beinen als ein fix und fertiger Maler vor ihn hinſprang; und gar als er von der Bekehrung ſeines Widerſachers hörte. Da käme ich ja auch wohl wieder zu Ehren! rief er lachend. — Und wirklich, die Verſöhnung der beiden langjährigen Nachbarn war denn noch die Krone meines Werkes. Freilich, als dabei der Schulmeiſter ſo etwas wie einen Triumphton anſtimmen wollte, fuhr der Bauer auf: Red't nicht ſo viel, Schulmeiſter! Es könnt' mir leid werden! Und ſeitdem genoſſen wir weislich unſeren Sieg im Stillen.

Schon am erſten Morgen hatte ich beſchloſſen, der Verfolgung des Dämon Amor durch raſche Flucht ein Ziel zu ſetzen. Nun ſchrieb ich meiner Schweſter, die ſeit Kurzem Wittwe war, und ſchlug ihr vor, mit mir hierher zu ziehen; und als ihre Zuſtimmung nach einigen Tagen erfolgte, ſo war das Fundament dieſes wackeren Hauſes damit gelegt.

Noch acht Tage blieb ich in dem Dorfe und ſtreifte mit meinem neuen Schüler, der nun plötzlich in reiner Lebensluft athmete, plaudernd und arbeitend durch Berg und Wald. Ich wurde mit jedem Tage geſunder; die freie Luft, das derbe praktiſche Leben um mich her thaten mir wohl. Hier war einmal eine Welt ohne jene bethörende Liebe; die Mädchen heiratheten, je nachdem, eine ganze, halbe oder viertel Hufe; die reſpectiven Beſitzer gingen mit in den Kauf; — ſcheußliche Kerle, ſag' ich dir, mitunter. Mein Bauer war auch mit einem ſolchen Schwiegerſohn verſehen; der Menſch war überdies ein Trunkenbold,

Am letzten Abend meiner dortigen Sommerfriſche kam die Frau, die übrigens nichts mit ihrem Bruder Paul gemein hat, zu dem Hauſe ihres Vaters, wo ich mit dieſem auf den großen Steinen vor der Thorfahrt ſaß. Sie hatte eines ihrer Kinder auf dem Arm, bei deſſen Entſtehung auch nicht die Grazien geholfen, dem ſie aber doch mit mütterlichem Behagen das Näschen mit der Schürze ſchnäuzte. — Die Frau ſtellte ſich grade vor den Alten hin. Vater, ſagte ſie, 's iſt nicht mehr zum Aushalten!

Der Alte blieb ruhig ſitzen, that einen Zug aus ſeiner Pfeife und fragte: Wo ſteckt's denn ſchon wieder einmal?

Wo es ſteckt? rief das Weib; der Kerl iſt alle Tage dick und voll!

Sonſt Nichts? meinte der Alte. Das haben wir ſchon allzeit gewußt.

Macht keinen Spaß, Vater; das paßt ſich nicht dazu!

Ei was, rief der Bauer, indem er aufſtand und ins Haus ging. Du mußt ihn eben ſchleißen; ich hab's dir vorher geſagt; 's hat Alles ſein End' in der Welt!

Ich fiel über dieſe Worte in einen Abgrund der Betrachtung. Wem denn, als mir ſelber, lag die Verpflichtung näher, meine eigene werthe Perſon zu ſchleißen? — Freilich, wenn es vollbracht war, ich konnte keine Hufe dabei gewinnen; wenigſtens keine irdiſche zu zehntauſend Thalern Steuerwerth. Aber dennoch! — Und am Ende, war denn das Körperchen wirklich ſo übel? Hatte es mir nicht ſchon einen weſentlichen Dienſt geleiſtet? Ich dachte an die Prügel des armen Paul. Hätte mein Vater mich nicht unzweifelhaft zum Schiffsmaal geprügelt, wenn ich mit ſolchen Gliedmaßen auf die Welt gekommen wäre?

Als ich aus der Tiefe dieſer Schlußfolgerungen auftauchte, ſah ich das Weib ſchon wieder ruhig plaudernd bei einer Nachbarin ſtehen; und auch der Alte ſaß wieder, ſeine Pfeiſe ſchmauchend, neben mir. Was ſimuliret Ihr denn, Herr Brunken? ſagte er, als ich mit der Hand mir die Gedanken aus den Augen wiſchte.

Ich ſimulire, erwiderte ich, Vater Werner, man ſoll ſein Leben aus dem Holze ſchnitzen, das man hat.

Da habt Ihr wacker Recht, ſagte der Alte und nickte dazu ein paar Mal derb mit ſeinem harten Kopfe. — Und ſiehſt du, Arnold, ſo ſchloß Freund Brunken ſeine Erzählung, dieſe gute Lehre, die ich zuletzt noch auf den Weg bekam, habe ich feſtgehalten; ich würde mich jetzt ohne Gefahr ſogar den ſchönen Augen deines Mühmchens ausſetzen können.

Vielleicht um ſo mehr, verſetzte ich, wenn du erfährſt, daß ſie inzwiſchen deinen Freund, den Aſſeſſor, geheirathet hat.

Er ſtutzte doch einen Augenblick. Ich laſſe ihr Glück wünſchen, ſagte er dann, mögen ſie es nie vermiſſen! Denn, nichts für ungut, dein Herr Vetter gehört denn doch zu jener Sorte — nun, wir kennen ſie ſattſam; verderben wir uns die gute Stunde nicht!

Ich lachte.

Gehen wir lieber einmal in meine Werkſtatt, die du noch nicht geſehen haſt, fuhr er fort, dort kann ich dir auch die Illuſtration zu meiner Geſchichte zeigen.

Und ſo ſchlenderten wir durch den blühenden Garten nach dem Hauſe zurück, und betraten bald im oberen Stockwerk ein geräumiges Zimmer mit der ganzen Ausſtattung eines rüſtigen Malerlebens. Als Brunken die grünen Fenſtervorhänge zurückgezogen hatte, entwickelte ſich eine reiche Bilderſchau; aber er faßte meinen Arm. Das nachher, ſagte er, und führte mich vor ein kleines Bild, das ſeitwärts auf einer Staffelei lehnte.

Es war faſt dasſelbe, wie jene bittere Caricatur ſeines eigenen Lebens, an der ich ihn einſt ſo eifrig hatte arbeiten ſehen; derſelbe ſonnige Park und im Vordergrunde, aus dem blühenden Roſengebüſch emporſteigend, die Statue der Venus, nur die Stellung der Figuren war eine andere. Das junge Paar, das ſich früher mit übermüthigem Lachen in dem Laubgange entfernt hatte, ſah man jetzt in harmloſer Weltvergeſſenheit zu den Füßen der huldreichen Göttin. Das Mädchen, wie ruhig athmend hingeſtreckt, lehnte ihr Köpfchen an das Poſtament, während der jugendliche Cavalier, welcher dem Beſchauer jetzt ebenfalls ſein Antlitz zeigte, damit beſchäftigt war, eine rothe Roſe in ihrem Haar zu befeſtigen, die er augenſcheinlich eben friſch vom Strauch gebrochen hatte. — Im Hintergrunde des Bildes aber, in beſcheidener Ferne, ſo daß ſie nur bei genauerer Betrachtung bemerkt wurde, ſaß auf einer Bank die Geſtalt meines Freundes. Bequem in die Ecke gelehnt, die

Krücke ſeines Stöckleins unterm Kinn, ſchaute er unverkennbar in heiterer Behaglichkeit den Spielen zu, die bei dem warmen Sonnenſchein unſeres Herrgotts Gezieſer vor ihm in den Lüften aufführten.

Nun, Arnold? fragte Brunken, der während meiner langen Betrachtung des Bildes neben mir geſtanden.

Ich drückte ihm die Hand. Da iſt Friede, ſagte ich.

Du ſiehſt, verſetzte er, es galt nur die Kleinigkeit, das liebe Ich aus dem Vorder- in den Hintergrund zu prakticiren. — Ihr großgewachſenen Menſchen verſteht es freilich nicht, was für Arbeit dem kleinen Kerl die kurze Strecke Wegs gekoſtet hat.

Als ich noch einmal auf das Bild blickte, ſah ich auch jetzt wieder eine Aehnlichkeit, aber eine andere, als in der erſten Auflage desſelben. Du biſt auch hier meinem Mühmchen untreu geworden, ſagte ich lachend; und wenn vor vier Jahren, da er noch den Laubgang hinabwandelte, der Cavalier ſich umgeſehen hätte, ſo würde auch er uns wohl ein anderes Geſicht gezeigt haben.

Haſt du mich richtig ertappt, Doctor! rief mein kleiner Freund.

Paul und Marie! ſagte ich leiſe.

Brunken lächelte. Still, Arnold! du ſiehſt, ich habe noch immer meine Träume. Möge das Leben einſt deutlicher reden als das Bild!

Noch drei heitere Tage verweilte ich auf der Villa Brunken; dann reiſ'te ich ab und beſorgte meine Ueberſiedlung in dieſe wohllöbliche Stadt. — In den zwei Jahren, die ſeitdem verfloſſen, haben Brunken und ich uns nicht wieder vergeſſen; nach ſeinen letzten Briefen muß ich annehmen, daß ſeine ſelbſtloſen Hoffnungen einer frohen Ernte entgegengehen.

* * *

Der Arzt ſchwieg, und es trat eine kurze Stille ein. Dann aber rief die Hausfrau: Doctor, Ihr Freund war ja nicht verheirathet. Wie paßt denn das auf unſern Fall?

Glauben Sie, erwiderte der Doctor, indem er wieder eine Priſe nahm, daß man ſich ſelber leichter ſchleißt, als ſeine Frau? — Unter Umſtänden können Sie Recht haben.

# Novellenſchatz.

Zweite Serie.

Vierter Band.

(Der ganzen Reihe zehnter Band.)

# Deutſcher

# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Zweite Serie.

Vierter Band.

(Der ganzen Reihe zehnter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Druck von C. R Schurich in München.

# Inhalt.

Seite

Samuel Brink's letzte Liebesgeſchichte. Von Schreyvogel . . . . . . . . . . . . . . . . 1

Herr von Sacken. Von Wilibald Alexis . . . . 95

Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Von Robert Waldmüller . . . . . . . . . . . . 203

# Samuel Brink's letzte Liebesgeſchichte.

Von

**Schreyvogel.**

(Geſammelte Schriften von Thomas und Karl Auguſt Weſt.
1. Theil (Braunſchweig, Friedrich Vieweg. 1829.)

Joſeph Schreyvogel, der abwechſelnd als Thomas und K. A. Weſt geſchrieben hat, iſt geboren zu Wien 1768, hielt ſich in den neunziger Jahren zu Jena auf, wo er anonym in Schiller's Thalia ein Luſtſpiel und in die Jenaer Literaturzeitung Recenſionen lieferte; wurde 1802 in Wien an Kotzebue's Stelle Hoftheaterſecretär, vertauſchte jedoch dieſe Stelle mit einer geſchäftlichen und einer publiciſtiſchen Thätigkeit und kehrte erſt 1814 zu ihr zurück, wo er unter Dietrichſtein ſeine bekannte Leitung des Burgtheaters antrat, das ihm ſeine Blüte und ſeinen Ruhm zu danken hatte. Dietrichſtein's Nachfolger in der Intendanz, Graf Czernin, vertrug ſich nicht mit der Alleinregierung des Secretärs-Dramaturgen, der im Mai 1832 penſionirt wurde und am 28. Juli desſelben Jahres als eines der erſten Opfer der Cholera ſtarb.

Die Liebesgeſchichte ſeines „Samuel Brink“ iſt nicht bloß die beſte Erzählung, die wir von ihm bieten können, ſondern ſie verdient wohl auch eine der muſterhafteſten Leiſtungen aus der Epoche der älteren Erzählungsweiſe genannt zu werden. Die Einfachheit, mit welcher ſie ſich bewegt, iſt nicht ſo künſtleriſch vollendet, wie man dies von der heutigen Novelle erwarten darf: es iſt vielmehr eine Schlichtheit, die ſich unbedenklich gehen läßt, ohne übrigens im raſch dahin gleitenden Fluſſe des Erzählens jemals an das Gewöhnliche anzuſtreifen. Die Herzenskämpfe, die ſich ergeben, ſind mit edler Wahrheit geſchildert, und es iſt dem Verfaſſer, Angeſichts der Zeit, worin er ſchrieb, beſonders anzurechnen, daß ſich in ſeine Darſtellung kein falſcher Blutstropfen ungeſunder Sentimentalität eingeſchlichen hat. Vielmehr ſchwebt über dem Selbſtbekenntniſſe des Helden fortwährend ein leiſer Humor, der im Voraus die Entwicklung vorbereitet, ſo daß zuletzt nur ein leichter Anflug von Wehmuth, der die Heiterkeit nicht trüben kann, zurückbleibt. Die Lebensrettung am Schluſſe möchte man faſt entbehren; aber in dieſem Falle würde denn doch ein vertiefteres Seelengemälde erforderlich ſein, und ſo wird man ſie als zur Löſung des Knotens dienlich gelten laſſen müſſen.

---

## 1.

Die Achſe hält den Weg noch zweimal aus, ſchrie Paul, macht nur den Riemen geſchwind zurecht, daß wir fortkommen! — Ei, wenn Er's beſſer verſteht, brummte der Schmied, meinetwegen!

Was giebt's denn, Paul? ſagte ich, aus der Kaleſche zurückſehend. — Unnöthigen Aufenthalt, erwiderte Paul: der Schaden könnte längſt ausgebeſſert, und wir ſchon auf der Station ſein, wenn der wunderliche Mann nicht ſo viele Bedenklichkeiten hätte. — Nun, nun, wir haben ſo große Eile nicht, ſagte ich, indem ich aus dem Schlage ſtieg; mach' Er ſeine Sache fein ordentlich, Meiſter Schmied! — Das iſt etwas Anders! hörte ich jetzt Paul brummen; ſonſt währt dem Herrn gleich Alles zu lange.

Ich ließ meinen Paul ſtehen und ging in den Hof der Dorfſchenke, wo ich ein hübſches, ziemlich wohlgekleidetes Mädchen mit der Wirthin ſprechen ſah. Das Mädchen trug einen kleinen Bündel unter dem Arme und ſchien ihren Weg, den ſie dem Anſehen nach zu Fuße gemacht hatte, eben fortſetzen zu wollen. In anderthalb Stunden, hörte ich die Wirthin zu ihr ſagen, können Sie auf der Station ſein; ob Sie aber den Poſtwagen noch antreffen werden, weiß ich nicht; er geht gewöhnlich früher durch. — Das Mädchen erwiderte einige Worte, die ich nicht verſtehen konnte, und kehrte ſich dann mit dem Geſichte gegen mich. Ich war überraſcht, denn jetzt erſt ſah ich, wie ſchön ſie war. Mehrere junge Leute, die ſich an einem Seitentiſche bei ſchlechtem Weine luſtig machten, ſchienen, nach ihrer Art, nicht weniger Wohlgefallen an dem Mädchen zu finden. Zwei von ihnen waren aufgeſtanden und machten Miene, ſich dem ſchönen Kinde zu nähern. Sie hatte es bemerkt und ſuchte ihnen auszuweichen; aber die muthwilligen Burſche vertraten ihr den Weg, und einer faßte ſie ziemlich tölpiſch an. Unwillig riß ſie ſich los und verdoppelte ihre Schritte, um über den Hofraum zu kommen. Als ſie an mir vorbei ging, ſah ich Thränen in ihren großen blauen Augen; ihre Wangen glühten, ſie wandte das Geſicht hinweg, als ſchäme ſie ſich, einen Zeugen der ihr widerfahrenen Beleidigung zu haben. Unwillkürlich folgte ich der anziehenden Erſcheinung, die, durch das Thor an meinem Wagen vorbei eilend, meinen Blicken bald entſchwand. Paul, als er ſie gewahr wurde, ſtutzte und ſah ſchalkhaft lächelnd nach mir um. War's das? Ja, dann freilich! hörte ich ihn murmeln, als ich ihm näher kam.

Nun, iſt der Wagen fertig? fragte ich. — Das geht ſo geſchwind nicht, Herr! Aber der Meiſter macht es recht ordentlich. — Sieh, wo der Poſtillon iſt, erwiderte ich ernſthaft. Paul ging, mit drollig-bedenklichem Kopfſchütteln. — Ich ſah mich nach den zwei Burſchen um, deren ungeſchliffenes Betragen das ſchöne Mädchen erröthen gemacht und mir, ohne ihr Verdienſt und Wiſſen, einen ſo reizenden Anblick verſchafft hatte. Sie waren zu ihrem Tiſche zurückgekehrt und riefen lärmend die Wirthin. Nach kurzem Wortwechſel warfen ſie Geld auf den Tiſch und taumelten an mir vorbei, denſelben Weg einſchlagend, auf dem ſich das Mädchen entfernt hatte. Sie ſchienen ziemlich betrunken; ihre erhitzten Geſichter hatten einen Ausdruck von Rohheit, der mir ſehr widrig auffiel.

Wo bleibt denn der Poſtillon? rief ich meinem Paul entgegen, indem ich in die Kaleſche ſtieg. — Er kommt ſchon, Herr! und der Meiſter Schmied iſt auch bald fertig, wie ich ſehe. Wir holen die flinke Dirne ſchon noch ein. — Ich glaube, du träumſt, Alter? ſagte ich; aber mach fort! Hier iſt Geld; und knickere mit dem Schwager nicht! Er ſoll fahren, wie recht iſt. — Es war angeſpannt. Paul ſchwang ſich, mit etwas ſteifer Haſtigkeit, auf den Sitz des Poſtillons, und fort rollte der Wagen, in der Richtung hin, welche „das flinke Mädchen“ und die zwei wilden Burſche genommen hatten.

### 2.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Die untergehende Sonne übermalte den leichtbewölkten Himmel mit ihren ſchönſten Farben. Die fruchtbare Landſchaft, von Hügeln und Thälern durchſchnitten, ruhte, wie ihre Bewohner, von dem Geräuſch und den Mühen des Tages. An beiden Seiten der Straße lagen, in ziemlicher Ferne, einige Dörfer, zu denen die Heerden und hin und wieder einzelne Arbeiter zurückkehrten. Kein Fuhrwerk war auf der Straße zu ſehen, kaum von Zeit zu Zeit ein Fußgänger. Wir fuhren eine Anhöhe hinauf, deren bewachſene Spitze der Anfang eines ziemlich beträchtlichen Waldes iſt. Als wir die Höhe erreichten und die Straße ſelbſt durch das dichter werdende Gehölz bedeckt wurde, ſah Paul etwas beſorgt zurück. — Fahr zu, Schwager! rief ich, Paul's beſorgtem Blicke gleichſam antwortend. Die Roſſe liefen bergab, was ſie konnten.

Jetzt lichtete ſich das Gehölz; ein Theil der Straße wurde ſichtbar. Mir däuchte, ich erblicke die Geſtalt, die mein unruhiges Auge ſuchte: aber Baumgruppen deckten die flüchtige Erſcheinung wieder. Bald ſchien mir, ich ſehe die Geſtalt noch einmal, nicht weit von uns, und die zwei rohen Geſellen hinter ihr. — Sie ſind's! ſchrie Paul, als wir ſie beinahe erreicht hatten. — Die Burſche mochten den Wagen bemerkt haben; ſie blieben ein wenig zurück, deſto raſcher ging das Mädchen vorwärts. Ich rief dem Poſtillon zu, ſeine Pferde etwas anzuhalten, was ihm aber nicht ſogleich gelang. Als wir an dem Mädchen vorbeifuhren, ſchien ſie mich und Paul zu erkennen; ſie verdoppelte ihre Anſtrengung, um uns nachzukommen. Da wendete ſich der Weg, und ein Gebüſch verbarg ſie uns aufs Neue.

Plötzlich vernahmen wir einen Schrei hinter uns. Der Poſtillon hatte die Pferde eben zum Stillſtehen gebracht. Ich ſprang aus der Kaleſche und flog dem Orte des Angriffes zu, den mir ein wiederholtes Zuhülferufen bezeichnete. Als ich durch das Gebüſch gedrungen war, ſah ich das Mädchen mit den zwei Buben ringen. Meinen Knotenſtock in der Fauſt, ſtürzte ich auf die Elenden los. Sie wurden mich nicht gewahr, bis meine wiederholten Streiche ſie aus ihrer brutalen Zerſtreuung aufweckten. Die Schurken waren im Begriff, ſich zur Wehre zu ſetzen, als ich ſie plötzlich, von einem paniſchen Schrecken überfallen, entfliehen ſah. Paul, mit meinen Piſtolen bewaffnet, und der Poſtillon waren mir zur Seite; drohend und lärmend ſetzten ſie den Flüchtigen nach. Das Mädchen, jetzt erſt ſeiner Rettung gewiß, warf ſich in heftiger Bewegung an meinen Hals. Wie aufgelöſ't von Angſt und Freude, lag ſie einen Augenblick in meinen Armen; aber ſchnell ſchien ſie ſich zu beſinnen, und indem ſie, über und über erröthend, ſich aus meiner Umarmung wand, drückte ſie meine Hand an ihre glühenden Lippen.

Paul und der Poſtillon kamen lachend auf uns zu. Sie hatten die Flüchtlinge nicht erreichen können und mußten ſich begnügen, ſie waldeinwärts verjagt zu haben. Das Mädchen ward nun erſt ihren zerſtörten Anzug gewahr; verſchämt entfernte ſie ſich von uns, um ihn ein wenig zu ordnen und ihren zerſtreuten Bündel zu ſuchen, der etwa fünfzig Schritte zurück am Wege lag. Paul ſah ihr mit innigem Vergnügen nach, und der Poſtillon, deſſen glotzende Augen der ſchlanken Geſtalt gleichfalls nachſtarrten, murmelte ſchmunzelnd: Blitz! 's iſt eine hübſche Dirne! — Ich dächte, Herr, ſagte Paul, wir hingen dem lieben Kinde Ihren Staubmantel um; ſie ſcheint ſehr erhitzt und könnte, bei dem kühlen Abend, ſich im Fahren leicht erkälten. — Du meinſt alſo, Paul — ? — Daß Sie das Mädchen nicht in Nacht und Wald ſchutzlos zurück laſſen werden; wohl mein' ich das, oder ich müßte Herrn Samuel Brink nicht mehr kennen. Ich will nur gleich vorausgehen und den Staubmantel aus dem Magazin hervorſuchen. — Thu das, guter Paul, und du, Schwager, ſieh zu deinen Pferden; ich komme gleich nach. — Heißa, Schwager! rief Paul, ihn mit ſich fortziehend, jetzt giebt es eine luſtige Fahrt und Extra-Trinkgeld!

Ich ging dem Mädchen, das ſich langſam näherte, einige Schritte entgegen und bot ihr meinen Arm. Sie hatte ſich ziemlich gefaßt und nahm meinen Antrag, ſie auf die nächſte Station zu führen, mit beſcheidenem Danke an. Paul ſtand ſchon mit ſeinem Staubmantel da, als wir zu der Kaleſche kamen, und nöthigte ihn meiner Begleiterin ohne Umſtände auf. Dafür nahm er ihr das Bündelchen ab und brachte es in dem Wagenſitze unter. Von dem Poſtillon hörten wir jetzt zum großen Schrecken des Mädchens, daß die Diligence, auf welcher ſie einen Platz nach der Hauptſtadt hatte nehmen wollen, ſchon vor mehreren Stunden weiter gefahren ſei; ſie war um ſo mehr beſtürzt darüber, weil ſie ihren Koffer vorausgeſendet hatte, und dieſer, wie ſie fürchtete, verloren ſein möchte. — Das wird ſich Alles finden, rief Paul in beſter Laune; wer weiß, Mamſellchen, wozu der kleine Unfall gut iſt! Hierauf hob er ſie zierlich in den Schlag und hüpfte ſelbſt ganz behende auf den Kutſcherbock. Der Poſtillon trieb ſeine Pferde an und blies ein munteres Stückchen dazu.

## 3.

Der Vollmond ſtieg aus dem Waldesgrund empor und erhob die Abenddämmerung zu einem zweifelhaften Tageslichte. Ich lehnte behaglich in meiner Wagenecke, aus der ich von Zeit zu Zeit einen Blick auf meine ſchöne Nachbarin warf, welcher ihr Staubmantel den Reiz einer drolligen Vermummung gab. Da ich darüber ſcherzte, ſah ſie ſich flüchtig an und lachte ſehr anmuthig ein paar Mal auf. Allmählich ward ſie heiter und ziemlich geſprächig. Ich erfuhr nun, daß ſie Margaretha Berger heiße und die Tochter eines Forſtbeamten auf den Gütern des Grafen von * * ſei, wo ſie bis in ihr vierzehntes Jahr eine recht glückliche Jugend verlebt habe. In dieſem Alter habe ſie ihren Vater und ein Jahr ſpäter auch ihre Mutter verloren, ohne daß ihre Eltern ihr einiges Vermögen hinterlaſſen hätten. Die Schweſter ihrer Mutter, ſelbſt Wittwe eines herrſchaftlichen Rentmeiſters, habe ſie dann zu ſich genommen und ihre Erziehung mit Liebe und Sorgfalt vollendet. Da jedoch ihre Tante ſelbſt nur von einer geringen Penſion gelebt und mit den Verwandten ihres verſtorbenen Mannes in Erbſchaftsſtreitigkeiten verwickelt worden, habe ſie Gretchen, zu ihrem beſſeren Fortkommen, in einem anſtändigen Hauſe der Hauptſtadt unterbringen wollen. In dieſer Abſicht habe die Tante vor vierzehn Tagen mit ihr die Reiſe nach der Reſidenz angetreten, ſei aber auf halbem Wege in eine gefährliche Krankheit verfallen und in dem nahen Landſtädtchen, wo ſie liegen geblieben, am ſiebenten Tage geſtorben.

Ein Strom von Thränen unterbrach hier Gretchens Erzählung. Sie verbarg das Geſicht an der Seite des Wagens und weinte eine Zeitlang heftig. Verzeihen Sie, mein Herr! ſagte ſie dann; ich beſitze die Kunſt noch nicht, mich vor Fremden gehörig zu benehmen. Wiewohl eine vater- und mutterloſe Waiſe, fand ich doch in dem Hauſe meiner Tante die mütterliche Nachſicht und Zärtlichkeit wieder; ich durfte weinen und mich laut freuen: — unter fremden Menſchen, weiß ich wohl, ſchickt ſich das nicht. — Was ein ſo gutgeartetes Geſchöpf empfindet, ſagte ich, indem ich Gretchens Hand ergriff, darf es auch äußern. Und bin ich Ihnen denn fremd, liebes Kind? Mir ſind Sie es nicht mehr. — Mein Ton oder meine Worte mußten Gretchens Herz getroffen haben, denn ſie ſah mir mit ihren großen blauen Augen ſo mild und vertrauensvoll ins Geſicht, daß ich verſucht war, das holde, hülfebedürfende Weſen an meine Bruſt zu drücken. Aber ich bezwang mich, indem ich ſie fragte, warum ſie nach dem Unglücke, das ihr begegnet, nicht in ihre Heimath zurückgekehrt ſei, wo ſie doch noch einige Bekannte haben müſſe? — Keine, die etwas für mich thun könnten oder wollten, erwiderte Gretchen. Die

Verwandten meines Oheims kamen, auf die Nachricht von dem wahrſcheinlichen Tode der Tante, in dem Städtchen an, wo dieſe krank geworden und eben geſtorben war. Sie ließen die Leiche ſchnell begraben und legten Beſchlag auf den Nachlaß der Verſtorbenen. Mir wurden meine wenigen Kleider und ein karges Reiſegeld verabfolgt. Was blieb mir übrig, als nun allein den Weg nach der Reſidenz anzutreten, wo ich einige Hoffnung habe, in dem Hauſe aufgenommen zu werden, für das meine gute Tante mich beſtimmt hatte?

Ich fragte um den Namen der Familie, an welche ſich Gretchen in der Reſidenz wenden wollte. Sie nannte mir eine Frau von Reichard, Banquiers-Wittwe, welche ich einige Mal geſehen, und von der ich viel Gutes gehört hatte. Das Haus hat den beſten Ruf, ſagte ich; vielleicht, Gretchen, finden Sie da einen Theil deſſen wieder, was Sie verloren haben. Ich will Sie in die Stadt bringen, liebes Kind; ſeien Sie guten Muthes! — Die lebhafteſte Freude glänzte in Gretchens Augen; ſie drückte fühlbar meine Hand und war im Begriff, ſie noch einmal gegen ihre Lippen zu führen. Das verwirrte mich; mit einiger Haſt zog ich meine Hand zurück, ſo daß Gretchen mich betroffen anſah. Ich glaube, ich ward roth; unwillkürlich ſchlug ich die Augen nieder. Zum Glücke fuhr der Wagen eben in das Poſthaus, und Paul ſtand ſchon vor dem offenen Schlage. — Wir bleiben doch hier? ſagte er, indem er mir heraushalf. — Ja, Paul; beſorge ein abgeſondertes Zimmer für Mamſell Berger.

Kommen Sie, Mamſellchen! rief der Alte; wir wollen uns gleich nach Ihrem Koffer umſehen. — Sie werden doch nicht böſe, Herr, ſetzte er leiſe mit einer Schalksmiene hinzu, wenn auch ich ein wenig mit dem hübſchen Mädchen charmire? — Geh, Narr! ſagte ich, ziemlich verdrießlich, daß der Alte meinen Empfindungen ſo nahe auf der Spur war.

Ich ſpazierte über den Hof zum Thor hinaus, um mich noch ein wenig im Freien zu ergehen. Es war inzwiſchen Nacht geworden. Der Arktur ſtand am nordweſtlichen Himmel, im Zenith funkelte die Lyra, und oſtwärts ſtrahlte, wie zu ihr aufſchwebend, der Adler. Aber vor mein Gemüth traten zwei milde Augenſterne, und meine Blicke wandten ſich von dem Glanz der Himmelslichter dem ſanften Scheine des irdiſchen Geſtirnes zu, das mir ſo unvermuthet aufgegangen war. Wie ſteht es mit dir, Samuel? ſagte ich zu mir ſelbſt. Biſt du nicht zu Jahren gekommen und halb und halb ein Philoſoph? Doch hier unten, wie dort oben, wirkt die Natur nach ihren ewigen, einfachen Geſetzen. Die Bahn der Geſtirne altert nicht, eben ſo wenig der mächtige Trieb der Herzen. Was haben wir voraus mit unſerer Erfahrung und Weisheit, als die Fähigkeit, unſere Wünſche und Neigungen früher zu verſtehen und — darüber zu lächeln? — Bedenke deine Jahre, Samuel! bedenke deine Jahre! —

Als ich langſam gegen das Poſthaus zurückging, kam mir Paul daraus entgegen, um mir zu ſagen, daß

Gretchen mit dem Eſſen auf mich warte. Sie wendete ſich mit großer Heiterkeit zu mir, da ich ins Zimmer trat. Ihr Anblick ergriff mich aufs Neue. Das Herz ſchlug mir merklich; ich winkte Gretchen, neben mir Platz zu nehmen, und ſetzte mich ſelbſt geſchwind, um meine Unruhe weniger auffallend zu machen. Das harmloſe Mädchen erzählte mir ſehr vergnügt, daß ſich ihr Koffer gefunden habe, was ihr beſonders ihrer Papiere wegen lieb ſei. Ueberhaupt ſprach ſie gern und lebhaft, auch von der Stadt, von deren Verhältniſſen ſie ziemlich unterrichtet ſchien, denn ihre Tante war dort geboren und erzogen worden. Ich hörte meiſt ſchweigend zu, während ich ziemlich eifrig aß und mich mehr und mehr in das Anſchauen der lieblichen Geſtalt vertiefte. Da ich abgeſpeiſ't hatte und Gretchen mich eine Weile ſtill ſitzen ſah, ſtand ſie auf, um ſich zu entfernen. — Morgen um vier Uhr die Pferde, Paul! fuhr ich endlich aus meiner Zerſtreuung auf. — Mit einem freundlichen: Gute Nacht, lieber Herr! ſchlüpfte ſie aus der Thür. Gute Nacht, Gretchen! rief ich ihr nach.

Bedenke deine Jahre, Samuel! ſagte ich noch einmal zu mir ſelbſt, nachdem ich meinen Paul ſtumm verabſchiedet und mich halb ausgekleidet auf das Bett geworfen hatte, worin endlich der Schlaf meinen umherſchwärmenden Gedanken ein Ziel ſetzte.

## 4.

Wie viel iſt die Uhr, Paul? fragte ich, indem ich aus dem Bette ſprang, ſo leicht wie ein Fahnenjunker, der die erſte Parade beziehen ſoll. — Gleich ſechs, Herr! ſagte Paul. — Was? rief ich. Und warum haſt du mich nicht um vier Uhr geweckt, wie ich dir befahl? — Ei, Herr, erwiderte Paul, Sie ſchliefen ſo wunderfeſt, daß ich Sie noch vor einer Stunde nicht wecken mochte, wo ich ſchon zum zweiten Male hereinkam. — Ich glaube, du treibſt deine Kurzweil mit mir, alter Träumer. — Ich träume nicht, Herr. — Da ſchläfſt wohl Gretchen auch noch, fuhr ich nach einer Weile fort, indem ich meine übernächtige Figur im Spiegel betrachtete. — O, ſagte Paul, die treibt ſich ſchon ſeit anderthalb Stunden im Garten, im Hühnerhof und draußen im Felde herum; das Mädchen iſt lauter Leben, und die Wirthſchaft ſcheint recht ihr Element zu ſein. Das wäre ein anderes Ding, Herr, als unſere alte Sibylle im Hauſe. — Meinſt du? ſagte ich zerſtreut. Aber laß das Frühſtück bringen, Paul, und bitte Gretchen, dazu herauf zu kommen.

Ich hatte große Luſt, mir ſelbſt ins Geſicht zu lachen, wie ich ſo vor dem Spiegel da ſtand, — ſobald Paul aus der Thür war. Das hat ein Liebhaber von zwei und fünfzig Jahren vor einem von zwanzig voraus, ſagt' ich, daß er mit Appetit eſſen und, wenn's glückt, ſeine acht oder neun Stunden ſchlafen kann. Ich hätte das geſtern kaum gedacht, als ich da unten dem Arktur mein Herz eröffnete.

Das Frühſtück kam, und Gretchen trippelte herein, mir einen guten Morgen bietend. Sie ſah aus wie der Morgen ſelbſt nach einer erfriſchenden Sommernacht. Fand ich ſie geſtern lieblich und anziehend, ſo erſchien ſie mir heute in dem vollen Glanze des blühendſten Jugendreizes. — Es iſt doch eine köſtliche Gottesgabe um ein Alter von achtzehn Jahren! dacht' ich, oder ſagt' es vielmehr laut. So alt ſind Sie wohl eben, Gretchen? — Bald neunzehn, erwiderte ſie. — Kommen Sie, Kind! Ich will mir einmal einbilden, ich wäre, was das betrifft, Ihresgleichen. Setzen Sie ſich zu mir! Sie müſſen die Converſation der Stadtherren doch ertragen lernen; ich will Ihnen eine Probe davon zum Beſten geben.

Das gute Kind wußte nicht, was ſie von meiner Laune denken ſollte; aber ich ließ mich nicht irre machen. Ich ſchwatzte, lachte, tändelte, mit ſo viel Anſtand und natürlicher Lebhaftigkeit, daß Gretchen endlich ſelbſt mit fortgeriſſen wurde. Lachend und ſchäkernd begleitete ſie mich zu dem Wagen, in welchen ich ſie diesmal hob, zum ſichtbaren Verdruſſe Paul's, der ſich dieſe Galanterie nicht wollte nehmen laſſen. Meine Stimmung dauerte die halbe Station über, zu Gretchens nicht geringem Ergötzen. Ein wenig verliebte Geckerei, mit etwas wahrer Empfindung verſetzt, unterhält die Weiber immer, die unerfahrenſten wie die klügſten; denn ſie iſt ein Tribut der Ueberlegenheit, welche ihnen die Natur in dem Verhältniſſe der Geſchlechter über uns einräumte. — Herr Brink kann recht liebenswürdig ſein, hörte ich Gretchen mit vieler Unbefangenheit ſagen, als mache ſie die Bemerkung für ſich.

Nach und nach verrauchte indeß der galante Humor, der mir mit Gretchens Eintritt an dieſem Morgen, wie ein leichter Champagner-Rauſch, zu Kopfe geſtiegen war. Ich wurde ſtiller, bemerkte auch wieder, was ſonſt außer uns vorging, und vertiefte mich endlich in die Betrachtung der herrlichen Landſchaft, durch die wir hinfuhren. Gretchen hatte ſchon früher viel Antheil an den Gegenſtänden gezeigt, welche uns umgaben. Sie bemerkte die Verſchiedenheit des Bodens und der Wirthſchaft, in Vergleichung mit denen ihrer Heimath, und verbreitete ſich dabei recht ſinnig und lehrreich über die Eigenheiten des Gebirgs- und Forſtlebens. Ich fing an, Intereſſe an dem Geiſte des Mädchens zu nehmen, deſſen Geſtalt und Schickſal mich ſchon ſo ſehr angezogen hatten. Ueberall verrieth ſie eine lebhafte Auffaſſung und eine Reife des Verſtandes, welche ihrem Alter und ihrer einfachen Erziehung vorauszueilen ſchienen. Zwar kannte ſie manches gute Buch, deſſen beiläufig erwähnt wurde, aber ihre Urtheile waren auf eigene Anſicht und Ueberlegung gegründet. Wir unterhielten uns auf ſolche Weiſe ſehr angenehm und ungezwungen von nahen und entfernteren Dingen; ich erfuhr immer mehr von Gretchens früherer Geſchichte, und das Vertrauen, welches mir das liebenswürdige Mädchen bewies, ſchien nach und nach erſt das rechte Verhältniß zwiſchen uns herzuſtellen.

So kam der Mittag heran, den wir in einem wohleingerichteten Gaſthofe, auf dem halben Wege unſerer Fahrt nach der Hauptſtadt, zubrachten. Ich ſpeiſ'te mit Gretchen an dem Wirthstiſche. Es gefiel mir wohl, die Augen der Gäſte öfters auf meine ſchöne Nachbarin gerichtet zu ſehen, welche in ihrem einfachen, faſt ärmlichen Anzuge als die Königin der Tafel erſchien. Ein junger Offizier, der uns gegenüber ſaß, ſuchte ſie endlich ins Geſpräch zu ziehen. Ich bewunderte die Gewandtheit und den feinen Tact, womit Gretchen den nach und nach zudringlich werdenden Fragen und Anſpielungen des jungen Kriegsmannes auszuweichen wußte, ohne ſich durch ein verlegenes oder auffallend froſtiges Betragen zum Augenmerk der Geſellſchaft zu machen. Als wir von der Tafel aufſtanden und ich mich nach einem abſeits liegenden Zeitungsblatte umſah, trat der Offizier ganz dreiſt zu Gretchen und begleitete ſeine Anrede mit einer ziemlich vertraulichen Geberde, indem er ſie zierlich an beiden Ellenbogen anfaßte. Sie zog ſich mit einer Achtung fordernden Miene zurück, worüber der junge Herr, leicht auflachend, ſich in die Bruſt warf. Ich war indeſſen zwiſchen ſie getreten und ſah den Offizier ernſthaft an. — Steht die junge Perſon vielleicht unter Ihrem Schutze? fragte er ſpöttiſch, Ihre Frau oder Tochter ſcheint ſie nach dem Aeußern nicht zu ſein. — Wenn es darauf ankommt, ſie gegen Zudringlichkeiten ſicher zu ſtellen, antwortete ich in entſchloſſenem Tone, ſo ſteht das junge Frauenzimmer allerdings unter meinem Schutze; das kann erfahren, wer Luſt dazu hat. — Gehorſamer Diener! ſagte er, etwas verblüfft, und wandte mir den Rücken zu. — Ich nahm Gretchen unter den Arm und ging mit erhobenem Haupte langſam durch den Saal, mich nach beiden Seiten umſehend, ob Jemand hier ſei, der gegen meine Erklärung etwas einzuwenden habe.

## 5.

Wir ſaßen wieder in unſerem Wagen. Der kleine Aerger hatte mein Blut in Bewegung gebracht, und ich ſah es gern, daß der Schwager, ein munterer Burſch, ſeine Pferde in ſcharfem Trabe laufen ließ. Die Straße zog ſich durch einen üppigen Getreideboden hin, deſſen hochſtehende Saaten von einem friſchen Winde bewegt wurden. Ich überließ mich dem angenehmen Spiele der Vorſtellungen, welches einen ſolchen Anblick gern begleitet, und ſaß längere Zeit ſchweigend neben meiner Reiſegefährtin, die ſeit dem Auftritt in dem Speiſeſaale ſelbſt ſehr ſtill und nachdenkend geworden war. Als ich ſie aus meiner zurückgelehnten Stellung ſeitwärts anſah, begegneten ihre Blicke den meinigen. Sie ſchlug die Augen nieder, in denen ich den Ausdruck einer mehr als gewöhnlichen Aufmerkſamkeit geleſen zu haben glaubte. Woran denken Sie, Gretchen? fragte ich, mich zu ihr neigend. — An die großen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen habe, erwiderte ſie nach kurzem Beſinnen, leicht erröthend. — Sie rechnen doch den lächerlichen Auftritt mit dem jungen Bramarbas nicht dazu? ſagt' ich ſcherzend. — In der That, das thu' ich, antwortete ſie ernſthaft; dieſer junge Offizier hatte etwas unbeſchreiblich Beleidigendes in ſeinem Blick und ſeinem ganzen Weſen. Mein Innerſtes empört ſich, wenn ich nur daran denke. — Ich hielt Gretchens Hand, welche in der meinigen zu zucken ſchien; über ihre Wangen flog der Wiederſchein einer inneren Aufwallung von Scham und Unwillen, der mich auf eine ſeltſame Weiſe ergriff. Es war ein Reiz von ganz eigener Art, worin alle Zauber der Weiblichkeit vereinigt ſchienen.

Es kann Ihnen, ſagte ich mit merkbarer Beklemmung, im Guten wie im Schlimmen nicht an Gelegenheit gefehlt haben, den Eindruck zu beobachten, welchen Sie auf Männer von dem verſchiedenſten Charakter machen müſſen. — Gretchen hörte mir etwas zerſtreut zu; ſchien aber die Folge meiner Rede zu erwarten. — Hat man Ihnen nie geſagt, fuhr ich zögernd fort, daß Sie — ein ſchönes Mädchen ſind? — Sie lächelte, als hätte ich etwas ſehr Gleichgültiges geſagt. Das wohl, erwiderte ſie; aber ich habe eben nicht viel darauf gehört. — Hatten Sie nie einen Liebhaber, Gretchen? fragte ich lebhafter. — Was man eigentlich ſo nennt, — nein! — Gretchen! ſagt' ich, indem ich einen Kuß auf ihren Arm drückte; Sie wiſſen nicht, wie unendlich liebenswürdig Sie ſind! — Sie wurde roth, und zog ihren Arm zurück. — Gretchen! wiederholt' ich leiſe, ihr näher rückend. —

Haben Sie donnern gehört? rief Paul, indem er ſich herum wandte; wir bekommen ein ſtarkes Ungewitter. — So wollt' ich —! — Wie meinen Sie, Herr? — Es iſt gut! fuhr ich ihn an; du fürchteſt doch den Donner nicht? — Ich nicht, aber die Mamſell vielleicht. — Gretchen verſicherte, daß ſie das Gewitter vielmehr liebe.

In dem Augenblick hörten wir den Donner von ferne rollen. Mächtige Wolkenmaſſen entwickelten ſich auf der ganzen Fläche des Horizontes; der Wind wehte ſtärker und jagte Staubwolken über die jetzt lebhaft befahrene Landſtraße. In Kurzem war der Himmel ringsum bedeckt, und ein zuckendes Wetterleuchten durchlief das düſtere Grau der Wolken. Einzelne Regentropfen fielen auf und neben dem Wagen nieder, da ſchlängelte ſich ein Blitzſtrahl weithin durch das Gewölbe des Himmels; rauſchend ſtrömte der Regen herab, und ein paar ſchmetternde Donnerſchläge hallten mit dumpfem Gerolle aus weiter Ferne wieder.

Iſt's ſo recht? fragte Paul Gretchen. — Es wird! erwiderte ſie, indem ſie mit ſinnigem Ernſt in die wohlthätig aufgeregte Natur hinausblickte.

Das große, allmählich ſich entfaltende Schauſpiel der bewegten Außenwelt brachte den kleinen Aufruhr in meinem Innern zum Stillſtand. Als die erſte Aufwallung vorüber war, lächelte ich ſelbſt über die ſeltſame Unterbrechung, die meiner unvorſichtigen Zunge, gerade noch zu rechter Zeit, Schweigen auferlegt hatte. Meiner ſelbſt wieder völlig mächtig, genoß ich ruhig des zwiefachen herrlichen Anblicks, der vor mir aufgethan war, und beobachtete mit wechſelnder Theilnahme bald die prächtige Naturerſcheinung außer uns, bald Gretchens liebliches Angeſicht, woraus dieſe in gemildertem Lichte zurückſtrahlte.

Das thut doch nicht gut, ſagte Paul, ſich noch einmal zurückwendend; es regnet gar zu toll! Das Waſſer ſchlägt in die Kaleſche. Ich will das Spritzleder herablaſſen, Herr! — Er that es, eh' ich es mit Anſtand hindern konnte. Es war, als ob mich Paul oder der Zufall necken und meine Standhaftigkeit auf die Probe ſetzen wollte.

Die Kaleſche war von allen Seiten geſchloſſen. Das ſchwache Licht, welches durch ein paar handgroße Fenſterchen in den ſchmalen Raum des Wagens fiel, reichte eben hin, mir Gretchens Geſtalt in einem magiſchen Helldunkel zu zeigen. Der Wiederſchein der Blitze erhöhete von Zeit zu Zeit den wunderbaren Reiz dieſer Beleuchtung. Wir ſaßen ſo enge, daß ich nicht die geringſte Bewegung machen konnte, ohne ihren Arm, ihren Fuß, die ſchwellende Fülle ihres jugendlichen Wuchſes zu berühren. Ich glaubte, ſie athmen zu hören; die Luft, die ich einſog, ſchien von dem Hauche ihres Mundes durchwürzt. Es war, als ſäh' ich Funken zwiſchen uns hin und her gehen, den elektriſchen Entladungen ähnlich, welche außerhalb unſerer kleinen Welt die Atmosphäre erſchütterten. — —

Ich will, ſagte ich nach einem ziemlich langen Kampfe zu mir ſelbſt, ich will dieſer reizenden Verſuchung nicht unterliegen! — und indem ich mich in meinem Winkel zuſammenſchmiegte, ſchloß ich die Augen, mit dem feſten Vorſatze, ſie nicht eher wieder zu öffnen, bis ſich das Wetter in und außer mir völlig abgekühlt hätte und ich mich ganz ſo ruhig fühlte, als in dem Augenblicke, wo Paul das verwünſchte Spritzleder herabgelaſſen hatte.

— Das thaten Sie wirklich, Herr Samuel Brink? — Mit Ihrer Erlaubniß, lieber Leſer! ja, das that ich; und wenn Sie in meinen Fall kommen ſollten, ſo rathe ich Ihnen, dasſelbe zu thun. Es iſt ein einfaches Mittel und hilft gewiß, wenn es Ihr Ernſt iſt, es zu rechter Zeit anzuwenden. — Und was that Gretchen während der angenehmen Unterhaltung, die Sie ihr in der verſchloſſenen Kaleſche machten? — Vermuthlich das Nämliche, wiewohl aus einer anderen Urſache. Denn als Paul, bei unſerer Ankunft auf der Station, die Kaleſche aufmachte, fand ich ſie, in ihre Wagenecke gelehnt, ſo ſanft ſchlafend, als das liebe Kind, ſeitdem ſie aus der Wiege kam, nur jemals geſchlafen haben konnte.

## 6.

Wer auf einer ſchlüpfrigen Bahn ſich einige Mal glücklich aufrecht erhalten und an einer beſonders gefährlichen Stelle die Beſonnenheit nicht verloren hat, ſetzt endlich ſeinen Weg mit Zuverſicht und ſogar behender fort, als wenn er ſich auf einem ganz ebenen, ſicheren

Boden befände. Der Reſt unſerer Reiſe ging ſchnell und ruhig von Statten, ohne ſolche kleine Unfälle und Fährlichkeiten, als ich bisher zu berichten hatte. Es war beinahe Nacht, da wir bei meinem Hauſe in der Stadt ankamen. Ich hatte bei mir ſelbſt überlegt, daß es wohl ſchicklicher ſein würde, Gretchen in einem benachbarten Gaſthauſe unterzubringen, als ſie in meine Junggeſellenwirthſchaft aufzunehmen. Gretchen ſelbſt erwartete nichts Anderes; denn als wir ausgeſtiegen waren, dankte ſie mir herzlich für die Güte, ſie bis hierher geführt zu haben, und bat Paul, ihr den kleinen Bündel zu geben, den er in Verwahrung genommen; ihren Koffer wolle ſie morgen früh abholen laſſen.

Die Mamſell, ſagte Paul, wird doch nicht in eitler Nacht herumwandern ſollen, um eine Schlafſtelle in der großen fremden Stadt zu ſuchen? Da iſt ja das ledige Bett in Jungfer Brigittens Zimmer, worin ſie die Nacht recht gut zubringen kann. — Paul hat Recht, unterbrach ich Gretchen, die etwas erwidern wollte; ich dachte nicht gleich daran. Sie dürfen den Vorſchlag nicht ablehnen, Gretchen; die Anſtändigkeit ſelbſt könnte gegen eine Schlafſtelle in dem Zimmer meiner alten Haushälterin nichts einzuwenden haben. Aber, — meinte Gretchen. — Keine weiteren Umſtände, Kind! ſagte ich, und faßte ihre Hand, um ſie die Treppe hinauf zu führen; morgen früh wollen wir dann ſehen, wo Sie etwa ſonſt wohnen können, wenn es Ihnen in dem Hauſe eines ehrbaren alten Junggeſellen nicht länger gefällt.

Jungfer Brigitte machte große Augen, als ich mit Gretchen in die Wohnung trat. Ich bringe Ihr Geſellſchaft, Brigitte, ſagte ich; Mamſell Berger wird heute Nacht in Ihrem Zimmer ſchlafen; ſorge Sie für ein reines Bett und eine freundliche Aufnahme. — Die Alte ſchielte das holde Mädchen von der Seite an, mit einer Miene, die wenigſtens die letztere nicht verſprach; aber Gretchen ſchloß ſich mit einer ſo gemüthlichen Unbefangenheit an die mürriſche Hausregentin an, daß ſich die Wolken auf der runzeligen Stirn nach und nach verzogen. Meine Einladung zum Nachteſſen lehnte Gretchen beſcheiden ab, weil ſie mit Jungfer Brigitten auf ihrer Kammer zu bleiben wünſche. Die Frauenzimmer verließen mich, bald auch mein alter Paul, der noch eine Menge Dinge für unſere ſchöne Hausgenoſſin zu beſorgen hatte.

So hatte ich denn, beinahe ohne mein Zuthun, das liebenswürdige Geſchöpf unter meinem Dache, mit dem ich ſeit zwei Tagen ſo lebhaft beſchäftigt war! Die Vorſtellung hatte etwas überaus Anmuthiges für mich, ungeachtet des kleinen Beiſatzes von Schwermuth, der ſie begleitete. Morgen, ſagte ich ſtill zu mir ſelbſt, morgen geht ſie hin, ſich ihrer künftigen Herrſchaft zu zeigen. Man wird ſie annehmen; wer thät' es nicht mit Freuden? — Gut, dann iſt Alles vorbei, — die Erinnerung ausgenommen, die, wie angenehm ſie auch iſt, mich hoffentlich nicht im Schlafe ſtören wird.

Am andern Morgen erzählte Paul, als er mir das Frühſtück brachte, daß Mamſell Gretchen ſchon ausgegegangen ſei, ihren Beſuch bei Frau von Reichard zu machen. Es verdroß mich faſt, daß ſie weggegangen war, ohne mir zuvor guten Morgen zu ſagen; aber ich beſann mich, daß dies jetzt ohnehin aufhören müſſe. — Paul ſtörte hier und da in meinem Zimmer herum und konnte nicht fortkommen. Das iſt ſeine Art ſo, wenn er etwas auf dem Herzen hat.

Es iſt doch Schade, fing er endlich an, daß ſo ein liebes, gutes Mädchen bei wildfremden Leuten dienen ſoll. Man dient meiſt bei fremden Leuten, ſagte ich; es iſt ein anſtändiges Haus und ein ziemlich leichter Dienſt, wie ich von Gretchen ſelbſt weiß; ſie wird mehr zur Geſellſchaft einer erwachſenen Tochter als zur Bedienung in dem Hauſe ſein. — Wer weiß, fuhr Paul fort, was für eine widerwärtige Zierpuppe das iſt! Sonſt freilich könnte ſie von Gretchen lernen, wie ſich ein junges Mädchen zu betragen habe, um Gott und aller Welt angenehm zu ſein. — Dir wenigſtens, Paul, erwiderte ich lächelnd, iſt das Mädchen wirklich ſehr angenehm, wie es ſcheint. — Ei, das geſteh' ich! war ſeine Antwort. Und Ihnen, Herr, iſt ſie's auch; das merkt man wohl. An Ihrer Stelle ließe ich das liebe Kind gar nicht mehr aus dem Hauſe. — Aber was willſt du denn, Paul, daß ich mit dem Mädchen anfange? Ich werde doch in meinen Jahren nicht noch eine Gouvernante für mich aufnehmen ſollen? — Es wäre vielleicht ſo übel nicht, erwiderte er lachend; ſo eine hübſche, junge Gouvernante käme mit uns alten Knaben wohl auch noch zurecht. — Ernſthaft, Monſieur Paul, wenn ich bitten darf! — Und die Wirthſchaft, fuhr er fort, verſteht ſie aus dem Fundament. Fragen Sie nur Jungfer Brigitten, die ſonſt nicht leicht einem anderen Frauenzimmer, beſonders einem ſo jungen und hübſchen, Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Ich ſoll doch nicht etwa Brigitten wegſchicken, um Gretchen an ihrer Statt zu behalten? Hat das die wackere alte Perſon um uns verdient, Paul? — Das will ich eben nicht ſagen, erwiderte Paul; aber ſehen Sie, Herr! da hätte ich einen andern Gedanken. Draußen auf Ihrem Gute iſt doch keine rechte Aufſicht, in der inneren Wirthſchaft, meine ich, was Haus, Küche, Milchkammer, Hühnerhof und dergleichen betrifft. Ihr Vetter, der junge Herr Max, den Sie als Oekonomen hinausgeſetzt haben, iſt wohl ein tüchtiger Menſch; aber der treibt ſich den ganzen Tag in Feld und Wald herum; da thut denn indeſſen das Geſinde, beſonders das weibliche, eben was es will. Nun meine ich, wenn Sie Gretchen draußen zur Beſchließerin machten, ſo wäre dem Uebel abgeholfen; und wenn wir dann von Zeit zu Zeit hinauskämen, ſo brauchten wir Brigitten nicht mitzunehmen, und hätten dort die angenehme Geſellſchaft noch in den Kauf obendrein.

Sieh, ſieh, was der Paul für artige Projecte macht, ſagte ich, dem Einfall nachſinnend, und ging zur Thür hinaus, um einige Bekannte in der Stadt zu beſuchen.

## 7.

Als ich an den ausgeſchmückten Kaufmannsbuden vorüberging, fielen mir einige Läden mit Modewaaren und Stoffen zur weiblichen Kleidung, mehr als ſonſt, in die Augen. Ich blieb dabei ſtehen und betrachtete manches Stück genauer, um ſeine Beſtimmung zu errathen, oder ſeinen Werth näher kennen zu lernen. — Es wäre doch eine Artigkeit, dachte ich, und könnte dem lieben Mädchen gerade jetzt wohl auch gelegen kommen, wenn ich einige nützliche und hübſche Sachen für ſie einkaufte und ihr ein Geſchenk damit machte. — In dieſer Abſicht trat ich in ein Gewölbe und ſuchte Allerlei aus, mit dem Auftrag, es in mein Haus zu bringen. Es war ſo ziemlich Alles, was zu einem vollſtändigen weiblichen Anzuge gehört; als ich aber gleich darauf an einem eleganten Schuhladen vorbei kam, fiel mir ein, daß ich dieſes intereſſante Kleidungsſtück vergeſſen hatte. Unerwartet machte ich die mich ſelbſt beluſtigende Bemerkung, daß ich mir einbildete, das Maß ihrer niedlichen Füßchen, welches ich nur beim Aus- und Einſteigen in den Wagen etwas näher erwogen hatte, beſtimmt genug zu kennen, um die paſſendſten Schuhe für ſie herauszufinden. Auf die Gefahr, es recht getroffen zu haben, ließ ich einige Paar Schuhe und das zierlichſte Paar Pantöffelchen zuſammenpacken und nahm ſie gleich ſelbſt mit mir.

So beladen machte ich geſchwind meine Beſuche, zum Glück nur bei ein paar Männern, denen ſo etwas weniger auffällt. Einer von ihnen, ein Herr, der in der ſchönen Welt gelebt hat, konnte ſich dennoch nicht enthalten, das Packet, welches neben meinem Hute lag, in der Zerſtreuung des Geſpräches etwas näher zu unterſuchen. Er fuhr mit unterdrücktem Lachen zurück, als er den Inhalt gewahr wurde. — Es iſt richtig! hörte ich ihn bei Seite murmeln. — Was iſt richtig? fragte ich ziemlich barſch; denn ich hatte zugleich ſeine unſchickliche Neugierde bemerkt. — Daß Sie eine Liebſte von der Reiſe mitgebracht haben, antwortete er lachend; man hat mir das heute ſchon am früheſten Morgen erzählt. — Ueber die Krähwinkler! rief ich aus. Ich wette, es ſteht morgen ſchon in allen Unterhaltungsblättern. Wenn Sie wiſſen wollen, was es mit dieſer Liebſten für eine Bewandtniß hat, ſo ſpeiſen Sie dieſe Tage bei mir; da will ich Ihnen die große Stadtneuigkeit vom Anfang bis zum Ende erzählen. Mit dieſen Worten nahm ich mein Packet und ging unwillig meines Weges.

Ich kam gegen Mittag noch ziemlich ärgerlich nach Hauſe und erfuhr, daß Gretchen indeſſen da geweſen ſei und dem ehrlichen Paul, auf ſein Andringen, mit großem Leidweſen entdeckt habe, ihre Hoffnung, bei Frau von Reichard angenommen zu werden, ſei vereitelt. Die näheren Umſtände würde ſie mir ſelbſt ſagen, wenn ſie wiederkäme. Jetzt ſei ſie auf die Polizei gegangen, um ihren Paß vorzuzeigen und eine Sicherheitskarte zu erhalten, was man ihr als nothwendig zu ihrem längeren Aufenthalt vorgeſtellt habe. — Paul jubelte beinahe, als er mir Gretchens Unfall erzählte. Ich wußte ja, rief er, daß es ſo kommen müßte! Gretchen kann gar nirgends bleiben als bei uns; das war da oben ſchon vom Anfang her ſo beſtimmt. — Seltſam! ſagte ich, halb für mich, faſt möchte ich es ſelbſt glauben. Aber das würde einen ſchönen Lärm in der Stadt geben! — Poſſen! fiel mir Paul ins Wort; was brauchen wir uns um das Gerede der Stadt zu bekümmern? Iſt ſie etwa kein ehrbares Mädchen? Für die legte ich die Hand ins Feuer. — Das thät' ich nöthigenfalls auch, Paul! Nun, wir wollen ſehen! — Da, lege dies Packet zu den übrigen Sachen, die indeſſen gekommen ſein müſſen. — Ja wohl ſind ſie gekommen, ſagte Paul mit lachendem Munde; aber wiſſen Sie, Herr, was geſchah? Brigitte hat die ſchönen Zeuge und Bänder geſehen und gleich vermuthet, daß ſie für Mamſell Gretchen beſtimmt wären. Das hat denn gewaltig böſes Blut gemacht, wie ich merke. Sie hätte dem Mädchen ihr artiges Geſicht allenfalls verziehen, aber die hübſchen Hauben und Bänder verzeiht ſie ihr in ihrem Leben nicht. — Das mag ſie, Paul! Laß es gut ſein.

Es währte lange, ehe Gretchen zurückkam. Endlich trat ſie ein, ſichtbar verſtört, und bat, mit mir allein reden zu dürfen. — Was iſt geſchehen? fragte ich beſorgt, als wir allein waren. — O, mein Herr! erwiderte ſie, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen, ich bin ſehr unglücklich; — ich muß fort von hier; und weiß nicht, wohin ich mich wenden ſoll. — Wie das? Reden Sie, liebes Gretchen! — Sie erzählte mir nun, Frau von Reichard habe ſie zwar gütig empfangen, ihr jedoch geſagt, daß der Zweck, zu welchem ſie Gretchen hätte in das Haus nehmen wollen, aufgehört habe, indem ihre Tochter in wenig Wochen heirathen würde, hiervon habe ſie auch Gretchens Tante ſchon vor vierzehn Tagen benachrichtigt, aber der Brief ſei während der Reiſe der letztern wahrſcheinlich verloren gegangen. Auf Gretchens Bitte, ſie einer anderen Dame zu empfehlen, habe Frau von Reichard ſie an eine Madame Miller gewieſen, welche viele Bekanntſchaften in der Stadt habe und ſich mit ſolchen Geſchäften abgebe. Mad. Miller habe ihr gerathen, ſich fürs Erſte mit einer Aufenthaltskarte zu verſehen und dann wieder bei ihr anzufragen. Sie ſei deßhalb auf die Polizei gegangen, wo man ihr jedoch erklärt habe, der Aufenthalt in der Stadt könne ihr nur geſtattet werden, wenn ſie ſich über die Mittel ihres Erwerbes und eine anſtändige Beſchäftigung hinlänglich ausweiſen könne. Man habe ihr Mißtrauen blicken laſſen, und ihr endlich unverhohlen geſagt, daß ſie die Stadt innerhalb dreier Tage längſtens wieder verlaſſen müſſe. Sie habe es nicht gewagt, mit dieſer Nachricht zu Mad. Miller zurückzukehren, und getraue ſich auch nicht, die kleine Stube in der Vorſtadt zu beziehen, die ihr Jungfer Brigitte empfohlen habe; denn auf dem Wege hierher ſei ſie von zwei Männern verfolgt und ſehr zudringlich um ihre

Wohnung gefragt worden; ſie fürchte ſehr, dieſe Herren führen nichts Gutes gegen ſie im Schilde.

Das wäre leicht möglich, ſagte ich lächelnd. Sein Sie ruhig, Gretchen! Das Alles hat wenig zu bedeuten. Ihre Sache bei der Polizei nehme ich auf mich. Sie ſollen die Stadt nicht verlaſſen, wenn Sie nicht ſelbſt wollen; dafür ſteh' ich Ihnen.

## 8.

Diesmal mußte Gretchen meinen Willen thun und tête-à-tête mit mir ſpeiſen. Sie war zu muthlos, um auf ihrem Verlangen, bei Brigitten bleiben zu dürfen, lange zu beſtehen. Ich that, was ich vermochte, um ſie aufzuheitern. Paul, der ſich beim Aufwarten um uns geſchäftig machte und ſo einen Theil von Gretchens Beſorgniſſen erfuhr, unterſtützte mein Vorhaben aus allen Kräften. Er ſpottete gutmüthig über ihre Furchtſamkeit und machte ſich beſonders über die Herren von der Polizei luſtig, die ſich auf der Straße ſo angelegentlich um Gretchens Wohnung erkundigt hatten. Solcher Polizeiſpione, ſagte er, haben wir zehn bis zwölf Tauſend hier, deren Hauptgeſchäft es iſt, hübſchen Mädchen auf allen Wegen und Stegen nachzuſpüren. Ja, Mamſellchen, die machen Ihre Wohnung ausfindig, und wenn Sie in einem Winkel der ſchmutzigſten Vorſtadt verſteckt wäre. — Gretchen wurde feuerroth; ſie errieth, daß ſie die Abſicht der beiden Männer mißverſtanden habe, und fing an, ſich ihrer zu großen Aengſtlichkeit überhaupt zu ſchämen. Allmählich wurde ſie ruhiger, doch blieb immer noch eine Spur von Nachdenken und Sorglichkeit auf ihrem ſchönen Geſichte.

Als uns Paul auf einige Augenblicke verließ, machte ich ihr den beſtimmten Antrag, noch einige Tage in meinem Hauſe zu bleiben, wo ſie vollkommen ſicher wäre. In der Zwiſchenzeit fände ſich vielleicht eine andere Ausſicht, wobei ja auch Mad. Miller zu Rathe gezogen werden könnte. Gretchen hörte mir mit geſenkten Blicken zu; endlich ſah ſie auf, und mit dem Ausdrucke großer Innigkeit, worein ſich einige Wehmuth miſchte, ſagte ſie: Was ſoll ich Ihnen antworten, theurer Herr? Ich kann Ihre Güte nicht entbehren, und ich muß fürchten, ſie ſchon gemißbraucht zu haben. Alles, was mir ſeit Kurzem begegnet, ſcheint darauf abgeſehen, mein ganzes Schickſal in die Hände eines großmüthigen Mannes zu legen, dem ich vor zwei Tagen noch völlig fremd war. In allem Dem iſt etwas ſo Außerordentliches, daß ich mich nicht zu faſſen weiß und vor dem Glücke, welches mich Sie finden ließ, beinahe nicht weniger erſchrecke, als vor den Unfällen, die mich betroffen haben. — Wie, Gretchen! ſagte ich, ſollten Sie mir mißtrauen? Ich Ihnen mißtrauen? rief ſie. Wäre ich dann noch Ihres Schutzes und der ſichtbaren Vorſorge des Himmels werth, der Sie mir, in meiner größten Trübſal, als einen ſeiner Engel geſandt hat? Aber ach, mein Herr! es iſt ein ſo drückendes Gefühl, ſo ohne alle Selbſtändigkeit, und blos von fremder Hülfe abhängig, in der Welt zu ſein!

Ich wollte antworten; da brachte Paul den Kaffee, welchen mir Gretchen einſchenkte. Während ich zerſtreut daſtand und meine Taſſe ſchlürfte, war ſie an das Fortepiano getreten und machte ſtehend ein paar Gänge auf den Taſten. Wie? rief ich; Sie ſind muſikaliſch? — Ein wenig, war ihre Antwort; meine Tante liebte die Muſik und gab mir ſelbſt Unterricht darin. — O, ſpielen Sie doch dem Herrn etwas vor, ſagte Paul, ihr einen Stuhl ſetzend; er hat das gar zu gern. — Sie ſpielte einige bekannte Melodieen mit vieler Präciſion und Leichtigkeit. Ich ſchlug eine Sonate auf, die eben auf dem Pulte lag. — Das iſt wohl etwas ſchwer? ſagte ſie, lächelnd zu mir aufſehend, aber ich will verſuchen, wie weit ich darin fortkomme. — Sie machte, vorſpielend, einige Paſſagen, fing dann die Sonate zuerſt etwas unſicher an, kam aber bald in den Gang und überraſchte mich endlich durch die Richtigkeit und den Ausdruck ihres Spieles, das beſonders am Ende einige recht glänzende Momente hatte. Braviſſimo! rief Paul. — Wirklich, ſehr brav! ſagte ich; aber Sie kannten die Sonate ſchon früher? — Nein, gab ſie zur Antwort; von neuer Muſik bekamen wir ſelten etwas zu ſehen. Meine Tante hielt mich vorzüglich an, die Werke von Bach, Scarlatti und Mozart zu ſpielen, die ſie noch von ihrer Jugend her beſaß. — Nun, Gretchen, ſagte ich, mit dieſem Talent ſchon allein ſind Sie hier nicht ohne Stütze. Faſſen Sie Muth, liebes Kind! Sie ſind nicht ſo hülflos und abhängig in der Welt, als Sie ſich vorſtellen.

Dieſer Gedanke ſchien beſonders wohlthätig auf Gretchens Gemüthsſtimmung zu wirken. Die letzte Spur von Trübſinn war aus ihren Geſichtszügen verſchwunden. Sie blätterte unter meinen Muſikalien herum und legte Einiges davon bei Seite. Wenn ich es erlaube, ſagte ſie, wolle ſie Abends noch ein paar Stücke durchſpielen. Darauf machte ſie mir ihren anmuthigſten Knix und hüpfte zur Thüre hinaus.

Charmantes Mädchen! murmelte Paul, und ich mußte mir Gewalt anthun, um es nicht laut zu wiederholen. — Wiſſen Sie, Herr, fuhr er, ſich vertraulich zu mir wendend, fort, was ich ausgedacht habe? — Nun? — Ich habe den Frauenſchneider aus dem oberen Stockwerk herabbeſtellt, um die ſchönen Sachen zu übernehmen, die Sie für Gretchen gekauft haben. Er verſprach mir, in der Nacht aufzuſitzen, damit der Anzug bis morgen fertig werden könne. — Welch ein Einfall! ſagte ich halb unwillig; es iſt jetzt nicht Zeit, von dieſer Armſeligkeit mit Gretchen zu reden. — Sie ſoll es ja noch gar nicht wiſſen, antwortete er haſtig; das iſt eben das Feine von der Sache. Ich habe dem Schneider das Kleidchen gewieſen, das Gretchen geſtern Abends auszog; er braucht nun weiter kein Maß zu nehmen, wie er ſagt. — Nun, wenn's ſo iſt! — Ja wohl, Herr! Und ich will die Sachen nur gleich ſelbſt hinauftragen, ſo merkt die Alte nichts davon; die verdürbe uns ſonſt den ganzen Spaß.

Ich ſetzte mich an Gretchens Stelle an das Fortepiano und durchlief, nicht ohne ſympathetiſche Empfindung, die Taſten, die ihre Finger berührt hatten. Ein Satz aus der Sonate, welche ſie geſpielt hatte, wurde unvermerkt das Thema, worüber meine Phantaſie ſich in unregelmäßigen Variationen ergoß. Die Ideen ſtrömten mir in ungewöhnlicher Fülle und Klarheit zu; ich habe vielleicht nie ſo gut geſpielt, wenigſtens nicht mit ſo lebendigem Ausdruck. Als ich von ungefähr aufſah, glaubte ich im Spiegel Gretchens Köpfchen, mit ſchalkhafter Neugierde durch die Thür horchend, wahrzunehmen. Warte, Schelm! rief ich, mich umwendend. Sie war es wirklich, zog ſich aber ſchnell zurück und ſchlug die Thür zu. Nun war es um mein ruhiges Phantaſiren geſchehen. Ich ſprang auf und ergriff meinen Hut, um meinen aufgeregten Gefühlen durch einen Gang im Freien Luft zu machen.

## 9.

Es war ein ziemlich heißer Tag. Das Gewühl in den Straßen ſchien mir läſtiger als gewöhnlich. Ich ſtieg in einen Fiaker, der am Wege ſtand. Wohin, Ew. Gnaden? fragte freundlich der Kutſcher, den Schlag offen haltend. — Ja ſo! Wohin du willſt. In den S**iſchen Garten meinetwegen!

Wohin du willſt, ſagte ich, in den ſanft ſchaukelnden Wagen zurückgelehnt, wohin du willſt, freundlicher Fährmann, Zufall! Hab' ich denn einen anderen Weg, als den du mich führteſt, bis hierher, und der jetzt lockender als je durch blumige Auen und friſchbelaubte Hügel ſich hinzieht? Wo das Ziel iſt, ob wir's erreichen — ich weiß es nicht. Aber ihm zu folgen, ſo weit Natur und Unſchuld uns begleiten, — wer könnte ſich's verſagen?

Der Garten war beinahe leer von Menſchen. Ich ſchlenderte, mich meinen Gedanken überlaſſend, in den ſchattigen Gängen umher und ſetzte mich endlich vor einem blühenden Roſengebüſche, welches ein Kranz von Pinien umfaßte. Die ſinnige Zuſammenſtellung, welche in ihrer ſymboliſchen Bedeutung den Reiz des Lebens durch den Ernſt der Betrachtung zu erhöhen ſchien, machte, wiewohl kein neuer Gedanke der Gartenkunſt, Eindruck auf mich und däuchte mir Beziehung auf meine und Gretchens Lage zu haben. Die Roſen gedeihen in dieſer Nachbarſchaft, ſagte ich zu mir ſelbſt; ſie finden Schutz unter dem befreundeten Baume, deſſen melancholiſchen Ernſt ſie erheitern, und der, nach oben ſtrebend, der Luft und dem Lichte Zugang zu ihnen läßt, aber nicht den Stürmen und der brennenden Hitze des Tages.

Warum, wenn ihr unbefangenes Herz der Neigung nicht widerſtrebt, die ſtill und mächtig mich zu ihr hinzieht, warum wär' es denn Thorheit, dem ſüßen Hange zu folgen? Will ich nicht ihr Glück, und beſitz' ich nicht, was es ihr ſichern kann? — Die Jugend? — Elender Nothbehelf der Gemeinheit! Wird ſie vermiſſen, wovon ihre reine Seele nichts ahnet? — Und bin ich denn ein Greis? Klopfen dieſe Pulſe nicht oft noch allzu raſch? Trag' ich mein ungebleichtes Haupt weniger frei und aufrecht, weil es nicht ſo leer an Urtheil und Erfahrung iſt, als der ſchwindelnde Kopf eines Jünglings? — Laß uns den Zweck der Weisheit nicht verlieren, Samuel, aus eitler Furcht vor der Thorheit! Nicht erzwingen will ich das Glück des Lebens, nicht mit Liſt und Mühe erjagen; aber es fröhlich hinnehmen, wenn es von ſelbſt ſich mir darbietet.

Raſch erhob ich mich und ging auf das Roſengebüſch zu, um die jüngſte und ſchönſte der erſt entfalteten Knospen zu pflücken und ſie zum Andenken dieſer Stunde an meine Bruſt zu ſtecken. Mit munteren Schritten durchſtreifte ich noch einmal die verſchiedenen Partieen des Gartens; da ſtieß mir unvermuthet ein alter Bekannter auf, der, wie ich wußte, vor Kurzem eine Frau genommen hatte. Der Mann iſt wenig jünger als ich, und ich habe ihn ſtets für einen recht verſtändigen Menſchen gehalten. Er erzählte mir, wie glücklich er in ſeinem neuen Stande ſei, fragte nach meiner ländlichen Beſitzung und war ſehr verwundert, daß ich ſo ſelten dahin käme; er ſeines Theils, verſicherte er, habe keinen ſehnlicheren Wunſch als den, ſeine übrigen Tage mit ſeinem jungen Weibchen auf dem Lande zubringen zu können. — Wir trennten uns nach einer ziemlich langen Unterhaltung, welche für mich mehr Intereſſe hatte, als mein Geſellſchafter wußte oder vermuthen konnte.

Es war beinahe Abend, als ich nach Hauſe kam. Paul, der mir in der Thür begegnete, gab mir lächelnd ein Zeichen, daß ich ohne Geräuſch in mein Zimmer treten möge. Ich that es, und ſah Gretchen an meinem Schreibtiſche ſitzen. Leiſe näherte ich mich und faßte ſie ſanft an den Schultern. Sie ſah etwas erſchreckt zurück, lächelte aber, als ſie mich erkannte, ſo anmuthig zu mir empor, daß ich nicht umhin konnte, einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. Darf ich wiſſen, was Sie ſchreiben, liebes Kind? ſagte ich. — Sie reichte mir das Blatt hin. Es war ein Brief an den Gerichtshalter ihrer Heimath, der, wie ich erfuhr, zugleich ihr Vormund war, aber ſich ſtets ſehr wenig um ſie bekümmert hatte. Der Brief betraf die Erbſchaftsſache ihrer Tante; er war zweckmäßig und mit einer ſehr zierlichen Hand geſchrieben. Sie könnte, bemerkte ich, Schreib- und Muſikmeiſterin ſein, ſobald ſie wollte. — Glauben Sie wirklich, ſagte ſie vergnügt, daß ich geſchickt genug wäre, als Lehrerin oder Gouvernante in einem kleinen bürgerlichen Hauſe einzutreten? — Hätten Sie denn Neigung zu einem ſolchen Geſchäfte? erwiderte ich. Es iſt eben nicht das harmloſeſte. — Auf ihre Neigung, meinte ſie, komme es hierbei wohl nicht an; dieſe habe ſie auch nicht in die Stadt geführt; ſie wäre lieber auf dem Lande geblieben: aber ſie müſſe für ihren Unterhalt ſorgen, und man habe ihr geſagt, auf dieſe Weiſe könne es hier vielleicht am eheſten geſchehen.

Wie aber, ſagte ich nach einigem Stillſchweigen, wenn ſich eine Stelle für Sie fände, frei von den läſtigen Rückſichten, welche den Aufenthalt in den ſogenannten guten Häuſern oft ſo unangenehm machen, mit einer einfachen, Ihrer ehemaligen Lebensweiſe angemeſſenen Beſchäftigung, wobei Sie zugleich mehr von ſich ſelbſt als von Anderen abhängig wären, nicht in der Stadt, ſondern auf dem Lande und in einer der ſchönſten Gegenden, die man ſehen kann? — Gretchen wurde ſehr aufmerkſam. Und worin beſtände dieſe Beſchäftigung? fragte ſie. — In der Aufſicht über das Innere einer kleinen Landwirthſchaft, antwortete ich, die — einem meiner Freunde gehört; einem Manne ungefähr von meiner Art und meinem Alter, der Sie mit der größten Achtung behandeln und Ihre Einſamkeit ſelten oder nie durch ſeine Gegenwart ſtören würde, es wäre denn, daß Sie es ſelbſt wünſchen ſollten. — Das liebe Mädchen war abwechſelnd blaß und roth; ſie ſchien meine Gedanken zu errathen und auch wieder zweifelhaft darüber zu werden. Und glauben Sie, ſagte ſie, daß es ſich für mich ſchickte, dieſe Stelle anzunehmen? — Wie ich das Haus und die Geſinnung meines Freundes kenne, allerdings! war meine Antwort. — Sie ſah eine Zeitlang ſtill vor ſich hin. — Nun, Gretchen? ſagte ich, indem ich ſie leicht umfaßte. — Muß ich mich ſogleich entſchließen, mein väterlicher Freund? fragte ſie, mit kindlichem Vertrauen zu mir aufblickend. — Nein, Liebe! Sie ſollen es überlegen. — Tauſend Dank! erwiderte ſie ſchnell; und nun gute Nacht, lieber Herr! — Schon fort? und keinen herzlicheren Abſchied von Ihrem Freund? — Unbefangen reichte ſie mir die Wange hin. Meine Lippen ſuchten die ihrigen. Es war eine geiſtige Berührung, rein und innig. — Sanft machte ſie ſich los, und, mit einem holdſeligen Blick auf mich, eilte ſie aus dem Zimmer. — Gute Nacht, Gretchen! rief ich ihr nach. — Gute Nacht! hört' ich, kaum vernehmbar.

## 10.

Wo bleibſt du, Paul? rief ich meinem Alten am andern Morgen entgegen; ich habe ſchon dreimal geſchellt. — Herr, es iſt noch nicht fünf Uhr; ich bin erſt aufgeſtanden. — Warum nicht gar? ſagt' ich und ſah nach meiner Uhr. Sie ſtand ſtill; ich hatte vergeſſen ſie aufzuziehen. — Was befehlen Sie, Herr?

Nun, wenn es noch ſo früh iſt! — Ich wollte dich fragen, ob der Schneider Gretchens Anzug gebracht hat. — Nein, Herr! Doch, ob er fertig iſt, kann ich gleich ſehen; er iſt gewiß wach, und ſitzt an ſeiner Arbeit. — Laß ſein, Paul! es könnte Aufſehen im Hauſe machen. — Nicht im geringſten! Brigitte war ſchon auf den Beinen und wollte eben ausgehen, als ich herein kam. — Hören Sie? Die Hausthür wird auf- und zugeſchloſſen. — Die Alte iſt fort, und Gretchen ſitzt vermuthlich bei ihrer

Nätherei; die merkt nicht auf uns. — Ich bin gleich wieder da, Herr!

Ich warf mich geſchwind in einen Ueberrock. Die Thurmuhren ſchlugen fünf. Lächelnd trat ich vor meine Spieluhr und zog ſie auf. Wenn wir die Zeit vergeſſen, ſagte ich, ſind wir am glücklichſten. Sollten wir ſie aber vergeſſen? — Die Roſe fiel mir in die Augen, die neben der Uhr in einem Glaſe Waſſer ſtand; ſie war über Nacht friſch aufgeblüht. Unwillkürlich neigte ich mich zu ihr herab. Es iſt der Hauch ihres Mundes, ſagte ich, und meine Lippen berührten leiſe die zarten Blätter, aber es iſt nicht ihre Seele, was mir darin begegnet!

Paul kam voll Freude mit dem fertigen Anzuge. Soll ich ihn ihr bringen? fragte er haſtig. — Ja, Paul! Aber nimm dort das feinſte Paar Schuhe dazu; ſie werden ihr paſſen, denk' ich. Sag ihr, ich ließe ſie bitten, dies zu meinem Andenken zu tragen und, wenn es ihr nicht unbequem wäre, die Schuhe ſogleich anzuziehen. Das ſoll ſie wohl, Herr! erwiderte Paul und eilte davon.

Nach einer kleinen Weile erſchien Paul wieder unter der Thür, die er offen ließ, mir heimlich und vergnügt zuwinkend, daß ich herauskommen und ihm folgen möchte. Er ging vor mir her mit großen Schritten, aber auf den Zehen, und gab mir drollig zu verſtehen, es ihm nachzuthun. So kamen wir vor Gretchens Kammerthür, welche gleichfalls offen ſtand. Sehen Sie einmal, flüſterte er mir zu; das liebe Mädchen ſchläft noch. Ich habe ihre alten Kleider weggenommen und die neuen dafür hingelegt; nun muß ſie wohl die unſrigen anziehen. — Sie lag, den ſchönen Kopf etwas zurückgebeugt, züchtig in ihre Decke eingehüllt, in gerader Stellung, nur das rechte Knie ein wenig heraufgezogen, wodurch, unter der ſtraff anliegenden Hülle, die zierliche Form ihres Beines ſichtbar wurde. Ich warf einen faſt eiferſüchtigen Blick auf den Alten, der das reizende Schauſpiel mit mir theilte. — Jetzt ſchien ſie ſich zu regen; ſchnell ergriff ich Paul's Hand, und indem ich ihn mit mir fortzog, ſchloß ich die Thür ziemlich laut hinter uns. In dem Augenblick hörten wir ein Geräuſch in der Kammer und ſchlichen auf den Zehen davon, wie wir gekommen waren.

Du magſt ſehen, ſagt' ich etwas ernſthaft, wie du deinen Einfall bei Gretchen gut machſt; denn ſchwerlich wird ſie auf eine angenehme Weiſe davon überraſcht ſein. Sobald ſie ſichtbar iſt, melde ihr, welchen Auftrag ich dir gab, und daß alles Uebrige deine eigene Erfindung war. — Ei, erwiderte Paul ziemlich trotzig, das will ich ſchon noch ausfechten; war es doch in allen Ehren gemeint.

Ob nicht der kleine Teufel Asmodi in den alten Kerl gefahren iſt? ſagte ich zu mir ſelbſt, als er fort war. Was er ſeit drei Tagen thut, ſcheint ganz darauf angelegt, mich Hals über Kopf in ein Meer von Liebe hineinzuſtürzen, während ich nichts anderes im Sinne hatte, als an ſeinen blumigen Geſtaden in aller Unſchuld und Freiheit zu luſtwandeln. Wenn ich dies unruhige Herzklopfen recht verſtehe, ſo mengt ſich etwas in meine Empfindungen, wogegen meine horaziſche Weisheit ſchwerlich wird Stand halten können. Nimm dich in Acht, Samuel! nimm dich in Acht! Ich fürchte, du wirſt bald gar nicht mehr wiſſen, wie es an der Zeit iſt; deine Jahre haſt du ſchon halb und halb vergeſſen.

Nun, Herr, Alles iſt gut! rief Paul, als er, nach geraumer Zeit, munter hereintrat. Aber Sie hatten Recht; Gretchen fand meinen Einfall gar nicht fein. Mit genauer Noth hab' ich verhindert, daß ſie unſere neuen Kleider wieder ablegte, ſobald ſie die ihrigen zurück erhalten hatte. Bloß die Vorſtellung, welche Freude es Ihnen machen würde, ſie in dem Anzuge zu ſehen, ſchien ſie nach und nach zu beſänftigen. Sie wird kommen, glaub' ich, Ihnen für das Geſchenk zu danken. Nu, ich will nichts verrathen: aber ſie ſieht aus — wunderſchön! und die Schuhe paſſen auf ein Haar; darnach hab' ich gleich geguckt.

Asmodi! murmelte ich zwiſchen den Zähnen, — hebe dich hinweg, Verſucher! Da ging die Thür auf, und Gretchen trat mit dem Frühſtück herein. Meine unſicheren Blicke glitten von der reizenden Geſtalt ab und blieben am Boden haften, ſo daß die netten Füßchen das Erſte waren, was mir in die Augen fiel. Paul hatte Recht; die Schuhe paßten wie angegoſſen. — Gretchen lispelte einige Worte von Dank. Ich ſah auf und fühlte, daß mir das Blut ins Geſicht ſtieg, während ſie ſelbſt über und über glühte. Ich danke Ihnen, Gretchen, ſtotterte ich, daß Sie meinem Wunſche nachgegeben haben; wenn ich jedoch ganz zufrieden ſein ſoll, ſo bitte ich Sie, dieſer unbedeutenden Sache nicht mehr zwiſchen uns zu erwähnen.

Mamſell Gretchen! Mamſell Gretchen! rief Brigitte durch die halb geöffnete Thür. — Was giebt's denn, Jungfer Brigitte? brummte Paul. — Es iſt ein Frauenzimmer hier, ſagte die Alte gar freundlich, das mit Mamſell ſprechen will. Kommen Sie doch heraus, liebes Kind!

Liebes Kind! äffte Paul der Alten nach, als ſie mit Gretchen fort war. Haben Sie das Fratzengeſicht geſehen, Herr, das die alte Trude dazu machte? Ich bin doch begierig, was das für ein Beſuch iſt.

Paul ging, und kam nach einiger Zeit ſehr übellaunig zurück. Eine Mad. Miller ſei da, erzählte er, und ſchon eine gute Weile mit Gretchen eingeſchloſſen. Nach Brigittens Aeußerungen, welche ſehr vergnügt ſcheine, vermuthe er, daß von einem Dienſtantrage für Gretchen die Rede ſei. Er wolle wetten, die ganze Sache ſei von der Alten angeſtiftet und ſtehe mit ihrem heutigen frühen Ausgange in Verbindung. Sie werde auch nicht ruhen, ſetzte er hinzu, indem er wieder wegging, bis ſie das liebe Mädchen aus dem Hauſe vertrieben habe.

Paul's Vermuthungen ſchienen nicht ungegründet. Nach einigen Minuten trat Gretchen ſelbſt in mein Zimmer, etwas nachdenklich und, wie ich mit Verwunderung bemerkte, zum Ausgehen bereitet. Sie beſtätigte mir, daß Mad. Miller da geweſen und ihr einen Dienſt angeboten habe; zugleich habe ſie ihr gemeldet, daß Frau von Reichard ſie noch dieſen Vormittag zu ſprechen wünſche. — Und was werden Sie thun, Gretchen? fragte ich, nicht ohne Beſorgniß. — Hören, was mir die gnädige Frau zu befehlen hat, erwiderte ſie ganz ruhig. — Und wegen des Dienſtantrages? — Ich habe der Mad. Miller geſagt, daß ich ihr noch keine beſtimmte Antwort geben könne. — Gutes, liebes Gretchen! Sie dachten alſo meinem Vorſchlage nach? — War es denn wirklich Ernſt damit? ſagte ſie, mit lächelnd prüfender Miene. — So vollkommen Ernſt, liebes Kind! daß Sie Ihre Stelle antreten können, *ſobald* Sie wollen. — Und der Herr, dem die Wirthſchaft gehört, wird er auch ſo viel Vertrauen in mich ſetzen, als Sie, und kann *ich* es — in *ihn*? — Ich denke, ja! — Wenn das iſt, ſagte ſie nach kurzem Beſinnen, ſo beſtimmen Sie über mich, wie Ihnen gut däucht, — und fort war ſie.

Sie iſt ein Engel! rief ich, — und iſt *dein*, Samuel! Dein! Haſt du das verdient, Ungläubiger? — — Ich klingelte Paul, um mich vollends anzukleiden; denn ich wollte einen Gang durch die Stadt machen. Gieb Acht, ſagte ich zu ihm, was Brigitte etwa Neues ausheckt; das Erſte, worüber ſie brütete, waren Windeier. — Wiſſen Sie das ſo gewiß, Herr? Die alte Katze ſieht mir ſo lauernd und unheimlich aus; ich glaube, die ärgſten Tücken hat ſie noch im Hinterhalt. — Bah! bah!

Was können ihre Tücken uns am Ende ſchaden? — Uns nicht, aber dem armen Gretchen! Ich bleibe dabei: Sie ſollten die Mamſell auf Ihr Gut ſchicken; da wäre ſie auf einmal geborgen. — So! Höre, Paul, du haſt doch Gretchen nicht von deinem Projecte vorgeplaudert? — Bewahre, Sie weiß kaum, glaub' ich, daß wir ein Gut haben. — Deſto beſſer! ſagt' ich, ihm lächelnd auf die Schulter klopfend. Adieu, alter Projektmacher!

## 11.

Ich trieb mich eine halbe Stunde in der Stadt herum. Als ich wieder zu meinem Hauſe zurückkam, ſah ich den Baron S** im Thore ſtehen, einen alten Wüſtling, der mir zuweilen die Ehre erweiſ't, mich ſeinen lieben Freund zu nennen. — Eh, lieber Freund! rief er mich an, da er mich auf die Treppe zugehen ſah, ſind Sie in dem Hauſe bekannt? — So ziemlich. Was ſteht zu Dienſten, Herr Baron? — Sagen Sie mir, liebſter Freund, erwiderte er mit einem vertraulichen Lächeln, kennen Sie das wunderhübſche Mädchen, das hier im Hauſe wohnt? Sie iſt, wie ich höre, erſt vor ein paar Tagen angekommen und ſoll einem alten Grillenfänger Geſellſchaft leiſten, der vermuthlich gar nicht weiß, was er an ihr hat. — Wie ſieht das Mädchen ungefähr aus? fragte ich, an mich haltend. — Er beſchrieb mir Gretchen ganz genau. — Und wo haben Sie das Wunderſind geſehen? fragte ich. — Hier auf der Straße, Freund! ſchon zweimal; aber ſie iſt mir immer ſo ſchnell entwiſcht, daß ich nicht entdecken konnte, in welchem Stockwerke ſie wohnt. — Ich kenne das Mädchen, Baron, ſagte ich trocken; und, um es kurz zu machen, der Grillenfänger, dem ſie Geſellſchaft leiſten ſoll, bin ich. Verlangen Sie ſonſt noch etwas, mein Herr? — Liebſter Freund! rief der Geck mit erzwungenem Lachen, ich bitte tauſendmal um Vergebung! Das war dumm, ich geſteh' es, aber auch drollig; wie? Ha, ha, ha! — Ich ließ ihn mit einem verächtlichen Blicke ſtehen und ging raſch die Treppe hinauf.

Das Erſte, was ich beim Eintritte in meine Wohnung hörte, war, daß Herr von Ebert, derſelbe, welcher mir den Poſſen mit Gretchens Schuhen geſpielt hatte, ſich zum Mittageſſen habe anmelden laſſen. — Sind denn heute alle Narren und Pflaſtertreter in Bewegung, rief ich zornig, um mich aus den Thoren zu treiben? Geh ſogleich hin, Paul, und ſage Herrn von Ebert, daß ich heute unmöglich die Ehre haben könne, ihn zu bewirthen. — Wenn er aber nicht zu finden iſt und geraden Weges herkommt? — So — verwünſcht! — ſo — beſtelle Pferde, Paul, Pferde! Wir gehen aufs Land, Alter! — Juchhe! So iſt's recht! rief Paul. Gleich will ich Ihre Aufträge beſorgen, die Pferde zuerſt. Sehen Sie indeß, Herr, wie Sie das liebe Mädchen tröſten können, das in ihrem Kämmerchen ſitzt und weint. — Sie weint, Paul? Was hat man ihr gethan? -- Ich weiß nicht; aber ich ſagte Ihnen wohl, Herr, daß die alte Katze Brigitte ihre ärgſten Tücken noch im Nacken hätte.

An Brigitten vorbei, die eben herausging, eilte ich in Gretchens Zimmer. Sie kam mir mit einer freundlichen Begrüßung entgegen; aber ihre Augen und Wangen zeigten die friſche Spur von Thränen. Sie haben geweint, theures Gretchen! ſagte ich, Verhehlen Sie mir nichts! Was iſt geſchehen? — Nichts, was mich erniedrigen, oder das Vertrauen, das Sie mir einflößen, mindern könnte, erwiderte ſie mit großer Ruhe. — Alſo doch etwas, das darauf abgeſehen war? Sprechen Sie, liebes Kind; ich beſchwöre Sie! — Sie erzählte mir nun, daß Frau von Reichard ſie Anfangs mit einer befremdenden Rückhaltung und Feierlichkeit aufgenommen, ſie an ihre brave Tante erinnert und den Antheil, welchen ſie an Gretchen nehme, durch die freundſchaftliche Verbindung, worin ſie mit der Tante geſtanden, gerechtfertigt habe. Hierauf habe ſie verſchiedene Fragen über Gretchens Bekanntſchaft mit mir und über die Verhältniſſe meines Hauſes an ſie geſtellt. Da ihr Gretchen Alles umſtändlich und aufrichtig erzählt, was ſie ſelbſt davon wiſſe, ſei Frau von Reichard nach und nach zutraulicher und endlich re[illegible]reundlich und offen geworden. Die Dame habe [illegible] Rufe und Charakter Gerechtigkeit widerfahren laſſen. ſie aber doch ermahnt, gegen die Männer überhaupt auf ihrer Hut zu ſein. Zum Schluſſe habe ihr Frau von Reichard unverhohlen geſagt, man habe ihr Gretchens Aufführung verdächtig machen und ſie als Werkzeug zu ihrer Entfernung aus meinem Hauſe gebrauchen wollen; ſie halte es für ihre Pflicht, das allzu günſtige Zeugniß zurück zu nehmen, welches ſie der Mad. Miller ertheilt habe, auch müſſe ſie Gretchen vor einer andern Perſon warnen, die dabei hauptſächlich im Spiele ſei.

Abſcheulich! rief ich; die boshafte Brigitte! — Verzeihen Sie der Verblendeten, erwiderte Gretchen; ich habe ihr verziehen. Sie fürchtet wahrſcheinlich, durch mich von ihrer Stelle verdrängt zu werden, und fürchtet es vielleicht mehr aus Anhänglichkeit für Ihre Perſon, als aus Eigennutz. — Die Elende! ſagte ich; was hat ihr Küchenregiment mit Ihnen und mit den Abſichten gemein, welche ich in Betracht Ihrer haben kann? Es giebt nur eine Stelle in meinem Hauſe, die — doch an dieſem Orte nichts davon! Kommen Sie, edles Mädchen! Wenigſtens ſoll der Rang, der Ihnen in meiner Meinung gebührt, nicht länger durch eine niedrige Umgebung zweifelhaft gemacht werden. Sie haben mir Vertrauen bewieſen; ich will zeigen, daß ich deſſen werth bin. — Mit dieſen Worten führte ich ſie aus Brigittens Zimmer in das meinige, worin ich ſie bat, ſich bequem zu machen, indeſſen ich in meinem Cabinette einige Schreibereien zu beſorgen hätte.

Paul kam zurück, mir zu melden, daß er meinen Auftrag bei Herrn von Ebert ausgerichtet habe, und daß der Wagen in einer Stunde längſtens hier ſein werde.

Laß geſchwind etwas zum Eſſen richten, ſagte ich, dann packe das Nöthigſte zuſammen, was wir zu einem kurzen Sommeraufenthalte brauchen. Den Brief hier trägſt du zu meinem Freunde, dem Doctor Morbach; ich werde künftige Woche auf ein paar Tage in die Stadt kommen, um das Weitere mit ihm zu beſprechen. — Gut, Herr! — He, Paul! Kein Wort zu Gretchen; und vergiß nicht, ihre übrigen Sachen aus meinem Schranke mitzunehmen, — auch die Pantöffelchen! — Ich glaube, der alte Kerl lachte, wie mir das Wort entwiſchte; aber er nickte ſo treuherzig zurück, daß ich es gut ſein ließ.

Das Mittageſſen war bald vorüber. Ich beſchäftigte Gretchen am Klavier, bis Paul mir einen Wink gab, daß angeſpannt ſei. Liebes Kind, ſagte ich, wenn Sie es zufrieden ſind, ſo fahren wir jetzt nach dem Landſitze meines Freundes. In dritthalb Stunden ſind wir dort. Gefällt es Ihnen nicht, ſo bringe ich Sie heute noch in die Stadt zurück. — Sie war überraſcht, aber, wie ich zu bemerken glaubte, auf keine unangenehme Weiſe. Ich habe mich in Herrn Brink's Hände gegeben, ſagte ſie mit Anmuth und Würde, und will ſeinen Planen nicht entgegen ſein. In drei Minuten ſaßen wir in dem Wagen und fuhren, ohne uns nach Jungfer Brigitten, die ganz beſtürzt am Fenſter ſtand, noch nach den Gaffern auf der Straße umzuſehen, zu dem Stadtthore hinaus.

## 12.

Ein froherer Emigrantenzug, als der unſrige, ward nicht leicht geſehen. Mir ging das Herz auf unter dem freien, heiteren Himmel; Gretchens liebliche Geſichtszüge wurden immer ſprechender und lebendiger, und Paul lachte und geſticulirte auf dem Kutſcherbock, als ob er unklug werden wollte. — Der Weg wendete ſich von der Hauptſtraße ab, gegen das Gebirge zu, an deſſen Fuße er eine geraume Strecke hinläuft. Zwiſchen zwei Bergrücken, die von ferne ſich zu decken ſcheinen, öffnet ſich ſeitwärts der Eingang in ein breites Thal, in deſſen Tiefe meine kleine Beſitzung liegt. Die Landſchaft wird, wie man weiter hineinfährt, von hundert zu hundert Schritten romantiſcher und bilderreicher, bis der Eingang des Thales ſich wieder zu ſchließen ſcheint und man ſich in einem Keſſel von terraſſenförmigen Wieſengründen und waldigen Gipfeln befangen ſieht. Gretchen, mit dem neuen Anblicke beſchäftigt, war eine Zeitlang ſtill; jetzt rief ſie aus: O wie ſchön iſt's hier! und die Gegend hat Aehnlichkeit mit meiner Heimath! — Wir ſind dem Orte unſerer Beſtimmung nahe, ſagte ich; das Gebäude am Abhang jenes Birkenwäldchens iſt das Haus meines Freundes. — Gretchen blickte mich mit freudeſtrahlenden Augen an; ſie ließ ihre aufgehobene Hand auf meinen Arm ſinken, und ich glaubte einen leiſen Druck zu empfinden. Es ſchien mir die Weihe meines

Landhauſes zu ſein; jetzt erſt hatte ſein Beſitz einen Werth für mich.

Der Wagen fuhr langſam auf dem nach und nach beſchwerlich werdenden Wege hin, durch das kleine Dörfchen, ein paar ſchöne einzelne Bauernhöfe vorbei, bis an die Mühle, welche hart an meinen Garten ſtößt. Paul, von mir unterrichtet, ſtieg ab und ging voraus, um, wie er ſagte, Herrn Max Spohr, dem Verwalter des Gutes, unſern Beſuch zu melden. Wir mußten den ziemlich breiten, vom Regen ſtark angeſchwollenen Waldbach durchfahren, über welchen einige Schritte oberhalb der Mühle ein leichter Steg für Fußgänger gebaut iſt. Als wir am Hausthore hielten, kam uns Paul mit der Nachricht entgegen, Herr Max habe Geſchäfte beim Holzrechen und werde erſt morgen wieder kommen; doch ſeien die Schlüſſel zu den Zimmern vorhanden, und er werde, da er hier Beſcheid wiſſe, ſchon die Honneurs des Hauſes machen. Gretchen ſah mich lächelnd an, als ob ſie erwartete, daß ich nun das Räthſel löſen würde. Aber ich ſtieg ganz ernſthaft aus und hob, eben ſo ernſthaft, ſie aus dem Wagen. Geh voran, Paul! ſagte ich, und mache dem Hauswirth Ehre.

Das Haus iſt von meinem Vorgänger in einem launenhaften, aber nicht unangenehmen Geſchmacke gebaut und ſtellt von außen ein Mittelding von ſchweizeriſcher und holländiſcher Herrenwohnung dar. Das Erdgeſchoß hat neben der Küche und den Geſindeſtuben ein paar artige Zimmer, die mein Vetter Max, der Oekonom des

Gütchens, bewohnt. Das obere Stockwerk iſt durch einen gegen den Garten offenen Salon in zwei Hälften getheilt, wovon die eine für den Eigenthümer, einen alten Junggeſellen, wie ich, die andere für eine Freundin beſtimmt und eingerichtet war, welche aber nie darin gewohnt hat. Beide Abtheilungen ſind bequem und anſtändig eingerichtet, ohne überflüſſigen Aufwand; ich habe ſie größtentheils gelaſſen, wie ich ſie fand, ſogar das Porträt des ehemaligen Beſitzers iſt in einem Cabinete hängen geblieben.

Ich führte Gretchen zuerſt in die Zimmer, die, wie ich ihr ſagte, für ſie beſtimmt wären. Das iſt viel zu vornehm und weitläufig, ſagte ſie, nachdem ſie ſich ein wenig umgeſehen; hier könnte ja eine kleine Familie Platz finden. Wer weiß, wozu das in der Folge gut iſt! erwiderte ich ſcherzend. Gretchen ſah faſt etwas finſter darein, weßhalb ich für gut fand, ſie ohne weitere Bemerkungen in den Hof und den Garten zu führen. Was ſie dort und in den Wirthſchaftsgebäuden ſah, hatte ihren ganzen Beifall. Es iſt hier Alles im beſten Stande, bemerkte ſie; ich wüßte wenig, was ſich anders oder zweckmäßiger einrichten ließe. Das macht Alles unſer Herr Max, fuhr Paul heraus — o, er iſt ein tüchtiger Wirthſchafter! — Wer iſt Herr Max? fragte Gretchen neugierig. — Ih, der liebe junge Vetter, erwiderte Paul — meines Freundes, ja! fiel ich ihm ins Wort, und nahm Gretchen unter den Arm, um ihr auch die Wohnung des Hausherrn zu zeigen.

Mit Vergnügen bemerkte ich, daß Gretchen der bequemen und artigen Einrichtung meiner Wohnzimmer eine beſondere Aufmerkſamkeit widmete, und daß ſelbſt die etwas zu weit getriebene Sorgfalt für die Geſundheit und Bequemlichkeit des Beſitzers, welche hin und wieder ſichtbar war, ihr nicht mißfiel. Sie ſchien ganz eingenommen von der Vorſtellung einer behaglichen Häuslichkeit und ſchwatzte überaus gemüthlich und angenehm von den hundert kleinen Genüſſen, welche das Familienleben auf dem Lande darbietet. Nie hatte ich ſie offener und liebenswürdiger geſehen; es war das Hausmütterchen, in der Geſtalt und mit dem Betragen einer Grazie. — Nun, Gretchen, ſagte ich, nachdem ich ihr lange zugehört, darf ich dieſem Hauſe zu Ihrem Beſitze Glück wünſchen? Werden Sie gerne hier bleiben? — Wer ſollte das nicht! erwiderte ſie recht freudig. Ich ſtand neben ihr, den Arm um ihren Leib geſchlungen, als ſie dieſes ſagte, und drückte ſie mit einer Regung inniger Zärtlichkeit an mich. — Gleichſam um mich zu zerſtreuen, warf ſie einen Blick auf das Porträt, deſſen ich vorhin erwähnte. Weſſen Bild iſt dies? fragte ſie. — Das Bild des Beſitzers, — erwiderte ich ohne Abſicht. — Wie? fiel ſie mir ins Wort, ſo wär' es doch? — Ihre Verwirrung ergötzte mich; ich wollte ſehen, wie weit es damit kommen könnte. — Allerdings, ſagte ich ernſthaft, es iſt der Freund, von dem ich mit Ihnen ſprach; er hat dieſes Haus gebaut und Alles, was Sie hier ſehen, ſo eingerichtet. — Sie ſchwieg und ſchien eine innere

Bewegung unterdrücken zu wollen; plötzlich wandte ſie ſich hinweg, um mir ein paar Thränen zu verbergen, die ſich in ihre Augen drängten. — Nein! rief ich, meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, es iſt nicht ganz ſo, liebſtes Gretchen! Jener Mann lebt nicht mehr, — ich ſelbſt bin der Beſitzer! — Sie ſah mich an mit einem Blicke, worin ein Vorwurf mit einer Aufwallung der Freude kämpfte. Böſer Mann! ſagte ſie, mit dem Finger drohend, mich ſo zu necken! und als ich ſie beſänftigend in meine Arme ziehen wollte, machte ſie ſich, mit einer halb ſtrafenden, halb verzeihenden Miene, los und eilte davon.

Sie iſt dein, rief ich entzückt; das liebenswürdige, bezaubernde Geſchöpf iſt dein! Ihr Herz hat für dich entſchieden; es hat ſich wider den Gedanken aufgelehnt, dieſen Aufenthalt, der ihr ſo lieb iſt, mit einem Andern als mit dir zu theilen! — Still, aber ſelig träumend, ging ich in meinen Zimmern umher, Gretchen erwartend, die zum Nachteſſen wieder kommen ſollte. — Sie hatte ſich bequem gemacht und ein weißes Corſett angezogen, welches ihr ein noch vertraulicheres Anſehen gab. Unwillkürlich ſchielte ich nach den Pantöffelchen, welche Paul auf mein Geheiß in ihre Schlafkammer gelegt hatte; aber die Füßchen waren mit züchtiger Strenge beſchuht. Nie habe ich die Sittſamkeit ſo liebenswürdig und ſo entfernt von aller Prüderie geſehen. Gretchen war an dem Abend beſonders geſprächig; ich vergaß mich ſelbſt und meine Wünſche, indem ich, ihrem ſinnigen Geplauder zuhörend, an ihrer Seite ſaß. Die kindliche Unbefangenheit ihres Gemüths theilte ſich unvermerkt dem meinigen mit, ich genoß das Vergnügen eines freundlichen Beiſammenſeins, das durch keinen Affect und keine Regung der Selbſtſucht geſtört wird. Ruhig ſah ich das holde Mädchen ſich in ihr Schlafgemach zurückziehen und hörte ſie nach einer Weile die Thür abſchließen, welche von ihrer Seite in den gemeinſchaftlichen Salon führt.

Keine Abſicht und keine Befürchtung ſtört den Frieden dieſer reinen Seele, ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich allein war. Wär' es nicht Sünde, ſie durch das Geſtändniß einer Leidenſchaft zu beunruhigen, die ſie jetzt noch kaum verſtehen, gewiß nicht erwidern kann? Die Zeit mag vollenden, wofür der Zufall in Kurzem beinahe ſchon zu viel that. Sind wir doch aus dem wilden Treiben der Welt in die ſtille Befriedigung der Einſamſamkeit gerettet! Der ſchöne Baum der Hoffnung, mit ſeinen Knospen und Blüten, hat Wurzel in dem Boden deiner Wünſche geſchlagen; laß ihn Kraft gewinnen und zur Zeitigung gelangen! Iſt es nicht auch ein Genuß, die goldenen Früchte wachſen und reifen zu ſehen, bis ſie, in ſüßer Fülle ſchwellend, ſich ſelbſt von den Zweigen löſen und uns freiwillig in den Schooß fallen? — Mit dieſen Gedanken legte ich mich zur Ruhe, und mit einem leiſen: gute Nacht, Gretchen! ſank ich dem Schlaf in die Arme.

## 13.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als Paul mich mit der Nachricht weckte, daß Max im Vorzimmer ſei, um mir ſeine Aufwartung zu machen. — Iſt er da? Wie ſieht der Junge aus? ſagt' ich, mich ermunternd. — Wie die Geſundheit und der Frohſinn ſelbſt, Herr! Er iſt noch etwas männlicher geworden; — man kann wohl ſagen: ein Bild von einem jungen Menſchen! Sie werden eine rechte Freude an ihm haben. — So! Gieb mir meinen Schlafrock, Paul, — und laß ihn hereinkommen. — Er hat auch unſre Mamſell Gretchen ſchon geſehen, fuhr Paul fort, und ein Langes und Breites mit ihr geſprochen. Die jungen Leute, denk' ich, werden ſich gut mit einander vertragen; Herr Max kann nicht Rühmens genug davon machen, wie klug und beſcheiden das Mädchen iſt. Ja, das wußt' ich wohl; alle Welt muß dem lieben Kinde hold ſein! — Gut, gut, Paul! Mach ein Ende, und führe den Max herein.

Es iſt doch wunderlich, ſagt' ich zu mir ſelbſt, als Paul fort war, daß mir bis in den Augenblick das gar nicht einfiel!

Die Thür flog auf, und Max eilte auf mich zu, mich offen und herzlich willkommen heißend. Ich dachte ſchon, ſagte er, wir wären ganz von Ihnen vergeſſen, ſo lange iſt's, daß Sie uns nicht beſucht haben. — Ich bemerkte, daß ich erſt ſeit ein paar Tagen von der Reiſe zurück gekommen ſei. Uebrigens iſt hier Alles auch ohne mich recht gut gegangen, wie ich ſehe; und du — ſagte ich, ihn in die rothen Backen kneipend, — haſt dich, Gottlob! auch nicht abgekümmert. — Dazu, meinte er, habe man auf dem Lande weder Zeit noch Anlaß; zugleich gab er mir mein Compliment zurück, denn er fand, ich ſei während der Zeit um zehn Jahre jünger geworden. — Findeſt du das? ſagte ich lächelnd; halb und halb kommt es mir ſelbſt ſo vor, Max.

Ich erklärte ihm nun, daß ich den Reſt des Sommers auf dem Gute zubringen würde, worüber er ſehr vergnügt ſchien. Ich habe auch an deine Erleichterung gedacht, fuhr ich fort; das junge Frauenzimmer, das du ſchon kennen gelernt haſt, wie ich höre, — wird künftig die innere Wirthſchaft führen. Du biſt es doch zufrieden, Vetter? — Er habe immer gewünſcht, antwortete er, daß eine weibliche Aufſicht im Hauſe wäre; Mamſell Berger ſcheine dazu alle Eigenſchaften zu beſitzen. — Nicht wahr, Max? Und wie gefällt ſie dir ſonſt? Man kann ſie wohl in den Augen leiden; nicht? — Sie iſt ein ſchönes Mädchen, ſagte der Junge ganz ruhig und wurde nicht einmal roth. Ich fand aber doch für gut, das Geſpräch auf etwas Anderes zu bringen, wozu es nicht an Stoff fehlte, indem mir Max über den Zuſtand des Gutes und über ſeine Anſtalten zur Verbeſſerung desſelben umſtändlich Bericht zu ertheilen hatte.

Maxens Ankunft und der neue Wirkungskreis, worin

Gretchen von dieſem Morgen an trat, machten auch in meiner Tagesordnung und in meinem gewohnten Umgange mit dem lieben Kinde eine bedeutende Veränderung. Ich ſah das fleißige Mädchen jetzt beinahe nur an dem gemeinſchaftlichen Tiſche, wo ich mich außerdem, meines jungen Vetters wegen, nicht ſo frei wie bisher mit ihr unterhalten konnte. Gretchens Betragen gegen Max war natürlich und offen, ſo auch das ſeinige gegen ſie; eine beſondere Theilnahme, wie man zwiſchen zwei ſo jungen und ausgezeichnet hübſchen Perſonen oft ſchnell genug entſtehen ſieht, konnte ich nicht wahrnehmen. Gretchen ſchien bloß für ihr neues Geſchäft Sinn und Aufmerkſamkeit zu haben, und Max hatte mir ſo viel zu berichten, zu zeigen und zu erklären, daß auch ihm keine Zeit für ſeine ſchöne Hausgenoſſin übrig blieb. Es war viel Bewegung, aber fürs Erſte noch keine recht geſellige Zuſammenſtimmung unter uns.

Ich brachte den größten Theil des Tages damit zu, in Maxens Begleitung meine ziemlich weitläufigen Grundſtücke in Augenſchein zu nehmen, die ſich wirklich in einem trefflichen Zuſtande befanden. Nachmittags ritten wir in den Wald, auf welchen Max ſein Hauptaugenmerk bei ſeinem Wirthſchaftsplane gerichtet hatte. Auf dem Wege dahin geſellte ſich der landesfürſtliche Oberförſter zu uns, ein würdiger Mann, den ich ſchon früher kennen gelernt hatte. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie freundſchaftlich und achtungsvoll der wackre Mann meinen Vetter behandelte. Er ſprach mit Beifall von den Einrichtungen und neuen Anlagen, welche Max in den Wäldern gemacht, und mit Wärme von den Verdienſten, die er beim Ausbruch der Viehſeuche im vorigen Herbſt ſich um die ganze Gegend erworben habe. Ich halte ſonſt nicht viel von gelehrten Oekonomen, ſagte er, aber das Geld, Herr Brink, das Sie auf den wiſſenſchaftlichen Unterricht des jungen Mannes da verwendet haben, trägt Ihnen und wird einſt noch dem Lande gute Zinſen tragen. Für die drei Jahre, die er hier iſt, hat er viel geleiſtet. Sehen Sie zu, Herr, wie Sie Ihren Vetter feſt halten; denn ich habe große Luſt, ihn Ihnen für den landesfürſtlichen Dienſt abwendig zu machen. — Nun, wenn es zum Glücke meines Vetters ausſchlägt, — ſagte ich; aber Max unterbrach mich mit einer Heftigkeit: Der Herr Oberförſter ſcherzt nur; er weiß recht gut, wie ich in dieſem Punkt denke. — Ja, ja, ich weiß es, ſagte der Alte lächelnd. Den macht man Ihnen nicht abwendig, Herr Brink! Er hat ein dankbares Gemüth und hat mir zu oft ſelbſt geſagt, was er Ihnen ſchuldig iſt. Damit verließ uns der Oberförſter, und wir ritten tiefer ins Holz.

Alles, was ich in dem Walde ſah, beſtätigte das rühmliche Zeugniß des Oberförſters. Die Pflanzungen hatten ſeit einem Jahre beträchtlich gewonnen, der Holzſchlag war im beſten Gange, und die neue Verbindung mit den Schleuſen verdiente muſterhaft genannt zu werden. Zugleich war das Nützliche überall mit dem Schönen verbunden; mein kleiner Forſt hatte beinahe das Anſehen eines wohlgepflegten Parkes. Um ſo auffallender war mir eine noch ganz verwilderte Stelle, ungefähr in der Mitte des Waldes. Ich war im Begriff, nach der Urſache dieſer Erſcheinung zu fragen, als ich Max mit düſtern und ſcheuen Blicken ſich hinweg wenden ſah und mich erinnerte, daß dies der Ort ſei, den er ſich von mir zu einem Denkmal für ſeinen armen Vater erbeten hatte. Der Unglückliche war vor zwölf Jahren verloren gegangen und hatte, man weiß nicht wo, ſeinem verworrenen Leben wahrſcheinlich ſelbſt ein Ende gemacht. Es ſcheint, daß Max noch immer nicht mit ſich einig werden konnte, auf welche Weiſe er ein ſo theures und ſchmerzliches Andenken hier, in ſeiner übrigens ſo heiteren Schöpfung, erhalten ſollte.

Wir fanden am Ausgange des Waldes einen Knecht, dem wir unſere Pferde übergaben, um den Rückweg zu Fuß über die Wieſen zu nehmen, auf welchen in der künftigen Woche die Heuernte anfangen ſollte. Es ward ziemlich ſpät, bis wir zu unſerem Hauſe kamen; zur Abkürzung des Weges gingen wir daher durch des Müllers Garten über den Steg, deſſen ich ſchon einmal gedacht habe. Nicht ohne ein kleines Grauſen und ohne mich an Max zu halten, konnte ich den gefährlichen Steg zurücklegen; denn unter ihm brauſ'te der Waldſtrom und ſtürzte mit reißender Gewalt auf die Mühlräder, von deren lauten Schlägen der morſche Bau erzitterte.

Eine kurze Abendunterhaltung an dem gemeinſchaftlichen Tiſche beſchloß dieſen geſchäftigen Tag. Die Rede ſiel auf die Waldcultur, die mir auf einmal intereſſant zu werden anfing. Gretchen miſchte ſich beſcheiden in das Geſpräch und überraſchte Maxen durch die Richtigkeit ihrer Bemerkungen. Du weißt noch nicht, ſagte ich, daß Gretchen eine geborene Forſtmännin iſt; ſie hatte mich ſchon halb und halb zu deinem Lieblingsfache bekehrt, eh' ich hierher kam. Dieſe Entdeckung, ſo wie mancher Zug, den ich von Gretchen erzählt hatte, ſchien einige Annäherung zwiſchen den jungen Leuten zu bewirken, was mir nicht entging, aber bei der Offenheit ihres Benehmens ganz unbedenklich vorkam. Weil am nächſten Tage Sonntag war, erbot ſich Max, Gretchen in die eine halbe Stunde entfernte Kirche zu führen; ich verſprach, ihnen dahin zu folgen, und entließ, ziemlich ermüdet und ſchläfrig, meine Geſellſchaft.

### 14.

Der Kirchgang war belebter und feierlicher, als ich vermuthet hatte; denn als ich den jungen Leuten in meiner Kaleſche nachgefahren kam, zeigte ſich, daß eben *Kirchweihe gefeiert wurde. Um ſie dem Gedränge zu* entziehen, nahm ich Gretchen auf dem Rückwege in meinen Wagen. Ich war in vier und zwanzig Stunden nicht ſo eng und vertraulich mit ihr beiſammen geweſen und fühlte um ſo lebhafter, wie nahe ſie mein Herz anging. Sie war freundlich, beinahe weich, ſchien aber zuweilen zerſtreut, was ich dem uns umgebenden Gewühle zuſchrieb.

Auf einige hingeworfene Fragen gab ſie mir nur halbe oder unpaſſende Antworten; da ich ſie darüber halb ſcherzend zur Rede ſtellte und dabei tändelnd ihre Hand drückte, entſchuldigte ſie ſich leicht erröthend und erwiderte, kaum merklich, meinen Händedruck.

Hat Sie Max ſo ernſthaft geſtimmt? fragte ich, ohne Arges darin zu ſuchen. — Ein wenig mag er wohl Urſache davon ſein, erwiderte ſie. — Wie, Kind? ſagte ich, ziemlich betroffen. — Sie erzählte mir nun ſehr treuherzig, daß ſie auf dem Gange nach der Kirche einen Theil von Maxens Jugendgeſchichte erfahren habe: — von dem unglücklichen Ende ſeines Vaters; von der Hülfloſigkeit ſeiner früheren Jahre; von dem, was nachher ich für ſeine Erhaltung und ſeinen Unterricht gethan; von ſeiner Anhänglichkeit an mich und von ſeinen jetzigen glücklichen Verhältniſſen. Sie ſei durch die Aehnlichkeit ihrer Schickſale innig gerührt worden, und ſie leugne nicht, daß ihr Max durch dieſes Alles recht lieb geworden, aber — noch lieber der, dem er und ſie ſo viel zu verdanken hätten. — Sie zog, indem ſie dieſes ſprach, meine Hand an ihr Herz, und aus ihren überquellenden Augen fielen ein paar Thränen darauf. — Mein Kind! ſagte ich, innigſt bewegt, Sie wiſſen nicht, daß dieſer Augenblick mich reicher belohnt, als Alles werth iſt, was ich je für Sie und ihn thun kann.

Die Zweifel, welche über Gretchens Geſinnung augenblicklich in mir aufgeſtiegen waren, verſchwanden eben ſo bald wieder; vielmehr glaubte ich meines Glückes mehr als jemals verſichert zu ſein. Max ſelbſt war ja ein neues Band zwiſchen uns geworden; und ſo beſtand mein Vertrauen in die beiden Lieblinge meines Herzens neu befeſtigt und völlig hergeſtellt.

Der Mittag gehörte zu den froheſten, welche ich, in lieber, kleiner Geſellſchaft, jemals zugebracht habe. Max war anfangs etwas ſtill, nahm aber bald an meiner und Gretchens aufgeweckten Laune Theil. Ich ſchlug vor, daß wir gegen Abend auf das Kirchweihfeſt fahren, und daß Gretchen mit Max einen ländlichen Tanz machen ſolle. Nach Tiſche ſetzte ſich Gretchen an das Klavier. In meiner humoriſtiſchen Stimmung fiel mir ein, meinem Vetter, der eben kein ſtarker Violinſpieler iſt, zuzumuthen, ſie bei einer Sonate zu accompagniren. Er that es nach einigem Widerſtreben. Es ließen ſich bald einige falſche Griffe und kratzende Töne vernehmen. Gretchen ſah ein paar Mal gutmüthig verweiſend auf Max zurück; als aber ich und er ſelbſt darüber zu lachen anfingen, ſtimmte ſie munter in unſere Luſtigkeit ein und ſpielte unbekümmert fort, bis das drollige Concert unter allgemeinem Gelächter ein Ende nahm. — Ich habe mich ſelbſt zum Beſten gegeben, fing Max nach einer Pauſe an, weil ich ſah, daß meine Ungeſchicklichkeit Sie wirklich beluſtigte; aber von heute an bitte ich, die Violine nicht mehr anrühren zu dürfen. — Was fällt dir ein? ſagte ich. — Ich würde fürchten, fuhr er fort, Mamſell Gretchens ſeelenvolles Spiel mit jedem Striche zu verderben, ja ihr die Muſik ſelbſt zu verleiden, und ſchon dieſe Furcht macht es mir unmöglich, die Geige je wieder in die Hand zu nehmen. — Nicht doch! rief Gretchen lächelnd. — Ich weiß, was ich ſage! antwortete Max ſehr beſtimmt; die disharmoniſchen Töne, die uns heute ſo viel zu lachen machten, werden oft noch recht ernſthaft in mir nachklingen. — Sieh, ſieh! ſagte ich leiſe für mich, das iſt eine Zartheit, die ich dem jungen Forſtmanne kaum zugetraut hätte!

Wir fuhren ſchon frühzeitig zum Kirchweihfeſt. Max hatte ſeine Forſtuniform angezogen und ſaß, neben unſerer Kaleſche herreitend, recht ſtattlich auf ſeinem Pferde. Auf halbem Wege kam uns ein Zug von Bauernjungen mit einer bunt ausgeſchmückten Kirchweihſtange entgegen, um welche ſie fröhlich herumſprangen, lärmten und muſicirten. Der Weg war nicht der beſte und verengte ſich gerade, wo wir mit dem Zuge zuſammentrafen. Max wollte ausweichen und über einen Graben am Fahrwege ſetzen. Da wurde ſein Roß ſcheu und machte einen falſchen Sprung, ſo daß er zu ſtürzen drohte. — Ach! hörte ich Gretchen erſchreckt ausrufen; aber der Angſtſchrei löſ'te ſich in ein Lächeln der Zufriedenheit auf, denn der junge Mann ſaß feſt und ſicher und ſah von ſeinem beruhigten Gaule munter nach uns zurück. — Er iſt ein geſchickter Reiter, ſagte ſie mit merklichem Wohlgefallen. — Und ſieht recht gut aus, ſetzt' ich hinzu; nicht wahr, Gretchen? — Sie wurde roth, oder ich bildete es mir wenigſtens ein. — Paul hat Recht, dachte ich; der verdammte Junge iſt wirklich bildſchön!

Max hob Gretchen und dann auch mich aus dem Wagen, als wir vor dem Wirthshauſe ankamen. Aus dem geräumigen, feſtlich verzierten Hofe ſchallte uns die Tanzmuſik und das frohe Getümmel der Landleute entgegen. Unſer Eintritt erregte Aufmerkſamkeit, denn wir waren die erſten Städter, die bei dem Feſte erſchienen. Aber noch mehr Bewegung entſtand, als Max von einigen der Umſtehenden erkannt wurde. Herr Max iſt hier — Willkommen Herr Max! hörte ich von mehreren Seiten rufen. Alte und junge Leute kamen auf ihn zu und ſchüttelten ihm treuherzig die Hände. Mir und meiner Begleiterin ward viele Ehre erwieſen, als er uns den Leuten vorſtellte; Gretchen beſonders gewann bald die allgemeine Theilnahme, denn man ſchien ſie für Maxens Geliebte zu halten.

Es half kein Weigern, Max mußte die erſte Menuet mit ihr eröffnen. Alles ſtand umher, das ſchöne Paar tanzen zu ſehen; ich ſelbſt mußte geſtehen, daß Max, auch ſeiner reizenden Tänzerin gegenüber, ſich noch ganz wohl ausnahm. Die Muſik ging in das Tempo der Deutſchen über, und Max flog mit Gretchen an mir vorbei unter dem lauten Jubel der Zuſchauer. Die jungen Paare ſchloßen ſich an, bald war die Luſt und die wirbelnde Bewegung allgemein. Nach einigen Touren, welche Gretchen mit Max gemacht hatte, gab ſie einem jungen Bauernburſchen die Hand, der jauchzend nach Ländlerart mit ihr zu drehen anfing. Es war der Lieblingstanz ihrer Heimath; mit grazienhafter Leichtigkeit führte ſie die kühnen, oft muthwilligen Figuren und Wendungen aus, aber die Sittſamkeit ſchien jede ihrer Bewegungen und ſelbſt den Faltenwurf ihrer Kleidung zu bewachen, indeß der kindlichſte Frohſinn aus ihrem offenen Geſichte lachte. Ich war in den Anblick verzückt; ungern ſah ich, daß Max mit ernſtem Lächeln ſie anhielt, indem er ſagte: es iſt zu viel! — Gretchen kam, von der Bewegung und von Freude glühend, auf mich zu und hing ſich an meinen Arm. Das Herz ſchlug mir mächtig; ich führte ſie aus dem Gedränge, um mich und ſie durch einige Züge friſcher Luft in dem Garten zu erquicken.

Max war uns gefolgt. Er ſcherzte über Gretchens übertriebene Neigung zum Tanze, konnte aber, als wir uns der Muſik wieder näherten, ſich dennoch nicht enthalten, ſie noch zu einem Walzer mit ihm aufzufordern. Lachend gab ſie ihm die Hand und hüpfte in die Reihen. Nach wenig Augenblicken ſah ich ſie, von Max umſchlungen, unter den Tanzenden dahin ſchweben. Sie ſchienen beide von der Muſik getragen zu werden; Gretchens Auge hing an den Feuerblicken des kräftigen Jünglings, der, ſich ſelbſt und ſeine Umgebung vergeſſend, fünf bis ſechs Mal die ganze Länge des Tanzbodens mit ihr durchflog.

Es iſt genug, Kinder! rief ich ihnen zu, als ſie an mir vorbei kamen; und, wie aus einem tiefen Traume geweckt, traten ſie ſchnell und etwas betroffen aus dem Kreiſe. — Es wird dunkel, fuhr ich fort; wir wollen nach Hauſe, Max! — Ohne Widerrede ging er, unſern Kutſcher zu ſuchen, und ließ ſein Pferd vorführen. Ich ſtieg mit Gretchen in die Kaleſche, und ſtiller, als nach ſo lebhaften Eindrücken zu vermuthen war, kamen wir vom Kirchweihfeſte wieder auf meinem Landhauſe an.

### 15.

Es iſt natürlich, ſagte ich mir ſelbſt, als ich Nachts allein auf meinem Zimmer war, daß die jungen Leute Gefallen an einander finden. Liebe kann noch nicht im Spiele ſein, aber es würde geſchehen, wenn es ſo fortginge; auch das iſt natürlich. — Du mußt ein Ende machen, Samuel, ohne weitern Verzug. Die Unbeſtimmtheit der Verhältniſſe taugt überall nicht. — Sie iſt dir gut; Dankbarkeit und Pflicht werden der Neigung zu Hülfe kommen, und gegen dieſe dreifache Schutzwehr wird ein flüchtiger Geſchmack, eine Regung der unverwahrten Sinne kaum anzukämpfen wagen. — Mach ein Ende, Samuel! du haſt dich lange genug beſonnen.

Am andern Morgen befahl ich Paul, Anſtalt zu machen, daß wir gleich nach Tiſche in die Stadt fahren könnten. Ich ſah Gretchen den ganzen Vormittag nicht; ſie hatte in der Wirthſchaft zu thun. Max war auf dem Felde, wo der Anfang mit der Heuernte gemacht wurde. Bei Tiſch erſchien Gretchen allein. Ich fand ſie ſo unbefangen als jemals, und vergaß über ihren heiteren Geſprächen beinahe den ernſthaften Zweck, der mich auf einen oder zwei Tage von ihr trennen ſollte. Als ſie hörte, daß ich in die Stadt ginge, bat ſie mich, ihr, nebſt ihren übrigen Kleidern, die Papiere zu bringen, die ſie in ihrem Koffer zurückgelaſſen hätte. — Was für Papiere ſind das? fragte ich. — Einige Schriften, welche zum Prozeß ihrer Tante gehörten, war die Antwort, mehrere Briefe, die ihr beſonders intereſſant wären, und ihr Taufſchein. — Ihr Taufſchein? rief ich; das iſt mir lieb! aber ich faßte mich ſchnell und ſetzte lächelnd hinzu: Soll ich das Alles durchſtöbern? Fürchten Sie nicht, Gretchen, mir Ihre Geheimniſſe zu verrathen? — Ich habe keine Geheimniſſe vor Ihnen, erwiderte ſie mit dem Tone des herzlichſten Vertrauens, indem ſie mir die Schlüſſel zu ihrem Koffer übergab. — Ich war innig gerührt. Möge es immer ſo bleiben, liebes, liebes Kind! ſagte ich, indem ich ihre Hand an meine Lippen drückte, und ging ſchnell fort, um mich in meinen Wagen zu werfen.

Ich ſtieg in der Stadt bei meinem Freunde, dem Doctor Morbach ab, den ich erſucht hatte, Brigitten in meiner Abweſenheit zu verabſchieden und ihr einen Jahreslohn unter der Bedingung auszuzahlen, daß ſie ſogleich auf vierzehn Tage in ihre Heimath reiſ'te und vor ihrer Zurückkunft weder meinen noch Gretchens Namen vor einem Menſchen ausſpräche. Er lachte, als ich zu ihm kam, und verſicherte, mein Auftrag ſei pünktlich vollzogen. — So iſt die Luft in meinem Hauſe rein, ſagte ich, und ich kann meine Braut in die Stadt bringen, wann ich will. — Ihre Braut? rief der Doctor im höchſten Erſtaunen; Braut! Iſt's möglich? — Keine Ausrufungen, lieber Doctor, wenn ich bitten darf, und keine juriſtiſchen Schwierigkeiten! Seien Sie ſo gut, mir einen bündigen Ehe-Contract aufzuſetzen. Hier ſind die Hauptpunkte, Heirathsgut und Witthum betreffend. Der Name der Braut iſt Margarete Berger. — Berger? Margarete Berger? Derſelbe Name, den Jungfer Brigitte nicht nennen ſollte? — Derſelbe! Und den ich auch Sie bitte nicht zu nennen, ſo wenig als meiner Heirath Erwähnung zu thun, bis ſie vorbei iſt. — Brink! Lieber Freund Brink! ſagte Morbach, den Kopf ſchüttelnd — Liebſter Doctor! war meine Antwort, ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich habe mir die Sache überlegt; vielleicht hätte ich beſſer gethan, vor fünf und zwanzig Jahren daran zu denken: aber damals kannte ich Gretchen Berger nicht, oder vielmehr war ſie noch nicht in der Welt. — Eben deßwegen, Freund! — Genug, fiel ich ihm ins Wort und wandte mich zum Weggehen; wenn Sie den Contract nicht aufſetzen wollen, ſo thut es ein Anderer; auf Ihre Verſchwiegenheit rechne ich. — Warten Sie doch, Freund! Sie vergeſſen die Schlüſſel zu Ihrer Wohnung, die ich Brigitten abforderte.

Morbach brachte mir lächelnd die Schlüſſel; zugleich erklärte er ſich bereit, die Eheſtiftung zu entwerfen. Wann ſoll denn die Trauung ſein? fragte er. — In acht Tagen, Herzensdoctor! — Da brauchen wir Dispenſation wegen des Aufgebots; die Einwilligung des

Vormunds muß ſchriftlich vorliegen. — Ich ſchreibe ihm heute noch. Einwendungen ſind nicht zu erwarten; in vier Tagen kann die Antwort hier ſein. — Gut! ſagte Morbach ziemlich ernſthaft; den Taufſchein der Braut, und was ſonſt noch nöthig iſt, hole ich mir morgen ſelbſt bei Ihnen ab.

Ich verließ den Doctor ſehr vergnügt und fuhr eiligſt nach Hauſe, um ſogleich an Gretchens Vormund zu ſchreiben. Paul war ſeit dem frühen Morgen in einer drolligen Unruhe. Er hätte gern gewußt, was ich vorhatte, ſcheute ſich aber doch, mich danach zu fragen. Als er indeß ſah, daß Brigitte abgezogen ſei, wurde er ſehr aufgeräumt und that unverlangt, was er mir nur an den Augen abzuſehen glaubte. Soll ich nicht die Stube gleich ſcheuern und ein wenig hübſcher ausmalen laſſen? fragte er; es kann ein recht artiges Zimmer für das liebe Mädchen werden, wenn ſie zuweilen zu uns in die Stadt kommt. Laß das noch, Paul! ſagte ich; es wird ſich ſchon ein Zimmer für Gretchen finden.

Den Abend brachte ich ſehr angenehm mit Gretchens Papieren zu, welche ich aus ihrem Koffer zu mir genommen hatte. Ich fand mehrere Briefe ihrer Tante und drei oder vier von ihrem verſtorbenen Lehrer darunter, einem alten Geiſtlichen, von welchem ſie mir einige Mal mit großer Liebe und Dankbarkeit geſprochen hatte. Beide ſchienen treffliche Menſchen geweſen zu ſein; ich erkannte nun um ſo deutlicher, wie das ſeltene Mädchen in ſolcher Umgebung werden konnte, was ſie war. Endlich fiel mir auch der Taufſchein in die Hände; er war in weißes Papier eingeſchlagen und mit Gretchens Namen, von ihrer eigenen zierlichen Hand, überſchrieben. Nie habe ich eine Urkunde mit größerer Theilnahme, ja mit einer ſo andächtigen Empfindung, betrachtet. Es ſchien mir eine Anweiſung auf meinen Antheil irdiſchen Glückes. Als ſie ins Daſein trat, ſagte ich zu mir ſelbſt, erneuerte und verjüngte ſich das meinige; ſie ward geboren, damit ich nicht umſonſt gelebt hätte.

Am andern Morgen währte es mir zu lange, bis der Doctor kam. Ich ging alſo, ihn in ſeiner Wohnung aufzuſuchen, wodurch es geſchah, daß wir einander verfehlten. Als ich wieder nach Hauſe kam, hörte ich, er ſei inzwiſchen da geweſen und habe die Nachricht hinterlaſſen, daß ein dringendes Geſchäft ihn auf das Land rufe, von wo er nicht vor dem nächſten Mittage zurückkehren werde. — Was blieb mir zu thun übrig, als mich in Geduld zu faſſen, ſo ſchwer es mir auch fiel? Paul konnte nicht begreifen, worüber ich ſo übellaunig war, und warum ich nicht geraden Weges auf unſer Gut zurückfuhr, nach welchem ich einige Mal überlaut geſeufzt hatte. Damit nur die Zeit verginge, trieb ich mich in zwanzig Fabriken und Kaufläden herum, ließ mir eine Menge Dinge zeigen, die ich nicht nöthig hatte, und kaufte Manches, mitunter auch Unnützes, zu Gretchens Ausſtattung. Mein Seel, Herr! ſagte Paul, als ich mit der dritten Ladung angefahren kam, ich glaube, Sie wollen eine Krambude oder eine Lotterie von Putzſachen anlegen; das kann ja Mamſell Gretchen in zehn Jahren nicht gebrauchen. — Schweig, Paul! ſagte ich kurz und verdrießlich; denn ich fühlte, daß ich dem Alten nicht viel Kluges zu antworten hätte.

Der ſehnlich erwartete Mittag kam, und Morbach brachte den Entwurf der Eheſtiftung, in beſter Rechtsform aufgeſetzt. Nun gab es aber neue Schwierigkeiten wegen der Dispenſation. Ich mußte mich entſchließen, noch einen Tag in der Stadt zu bleiben. Meine Ungeduld ſtieg aufs Aeußerſte. Am dritten Nachmittage ſeit meiner Trennung von Gretchen ward endlich die Bewilligung zur Trauung ausgefertigt; ich nahm von meinem Freunde Morbach Abſchied und fuhr, mit Allem verſehen, was meinen Wünſchen günſtig ſein konnte, wieder zu den Thoren der Stadt hinaus.

## 16.

Das Dach meines Landhauſes blinkte mir im Strahl der Abendſonne entgegen. Ein armer Hirtenknabe blies, ſo gut er konnte, den Kuhreihen, indem ich vorbeifuhr, und wiederholte ſein Kunſtſtück, zum Dank für die Scheidemünze, welche Paul ihm zuwarf. Aus der Ferne klang die Weiſe ziemlich angenehm und ſtimmte harmoniſch zu den Gefühlen der Sehnſucht, die meine Bruſt bewegten. Als wir zu der Waſſerfuhrt nah an meinem Hauſe kamen, ſahen wir Bauersleute aufwärts am Bache ſtehen, noch mehrere am Steg oberhalb der Mühle. Der Steg, wie wir bemerken konnten, war zur Hälfte eingebrochen. Ich erinnerte mich augenblicklich an den gefährlichen Gang, den ich vor ein paar Tagen darüber gemacht hatte. Vor meinem Hauſe, in deſſen Thor wir eben fahren wollten, ſtanden auch Landleute, meiſt Weiber und Kinder. Eine meiner Mägde kam weinend zu ihnen heraus.

Da iſt ein Unglück geſchehen! rief Paul; und ich, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, ſprang aus dem Wagen, eh' er noch ſtill hielt. Was iſt's? Was iſt's? rief ich, mich durch die Leute drängend. — Ach! hört' ich Jemand ſagen, Mamſell Gretchen iſt mit dem Steg in den Bach geſtürzt. — Und iſt doch gerettet? ſtammelte ich; — meine Knie brachen mir, ich war auf dem Punkt niederzuſinken. — Herr Max, ſagte die Magd weinend, hat ſie mit Gefahr ſeines Lebens herausgezogen, eh' der Schwall des Waſſers ſie in die Mühlräder riß. Wir haben ſie hinauf in ihr Bett gebracht, aber ſie giebt kein Lebenszeichen ſeit einer Viertelſtunde ſchon.

Paul und ein junger Bauer führten, oder trugen mich vielmehr über die Treppe nach Gretchens Zimmer, wohin ich verlangte. Sie lag ausgeſtreckt auf ihrem Bette, in warme Tücher eingeſchlagen, farblos und ohne ſichtbares Lebenszeichen. Max ſtand am Haupt des Bettes, ihre Geſichtszüge mit geſpannter Aufmerkſamkeit betrachtend und ihre Schläfe ſanft ſtreichelnd, während zwei Mägde damit beſchäftigt waren, ihr die Füße zu reiben. — Sie iſt nicht todt, ſagte Max, da er mich, auf Paul geſtützt, leichenblaß vor ſich ſtehen ſah. Sie kann nicht todt ſein, ſetzte er leiſer hinzu; ihre Hände und Schläfe ſind warm, und ich glaube von Zeit zu Zeit eine leiſe Regung ihres Pulſes zu fühlen.

In dem Augenblicke trat der Arzt aus dem nächſten Marktflecken in das Zimmer. Er beſtätigte, nach der erſten Unterſuchung, Maxens Vermuthung und ordnete Einiges zur weiteren Behandlung der Scheintodten an. Ich hatte mich auf einen Stuhl niederlaſſen müſſen und erwartete mit unbeſchreiblicher Bangigkeit den Ausgang der Sache. Plötzlich hörte ich Max aufſchreien: Sie lebt! Sie ſchlägt die Augen auf. — Ich ſtürzte auf ihn zu und drückte ihn ſprachlos in meine Arme.

Der Arzt bedeutete uns, ſtill zu ſein, weil die Kranke noch nicht ganz zur Beſinnung gekommen wäre. Wir zogen uns behutſam zurück, indem wir unſere Freude ſo viel als möglich unterdrückten. Gretchen lag eine Weile mit offenen, gerade aufwärts ſtehenden Augen; ihre Wangen fingen an, ſich zu färben; endlich wandte ſie Geſicht und Blicke nach unſerer Seite. — Max! rief ſie, ihm ihre Hand freundlich entgegenſtreckend. Der junge Menſch eilte auf ſie zu und küßte die ihm dargebotene Hand mit großer Innigkeit. Auch ich war näher getreten; ſie wurde mich gewahr und reichte mir die andere Hand hin. Er hat mir das Leben gerettet, ſagte ſie, mit dem Kopf gegen Max nickend; es war ein grauſer Tod, der mir drohte, lieber Herr Brink! — Sie leben, ſagte ich, ihre Hand an meine Lippen drückend, Sie ſind uns wiedergegeben, theures Gretchen! Er hat

Anſpruch auf Alles, was ich beſitze; nie kann ich ihm lohnen, was er heute that. — Gretchen wurde wieder bläſſer; ihr Athem ſchien noch nicht frei. Der Arzt verlangte, daß wir uns entfernten; eine Stunde Ruhe ſei für Gretchen nun das Nöthigſte. Ich nahm Maxen mit mir und ließ den Arzt mit den Mägden bei der Kranken zurück.

Von Max erfuhr ich jetzt, wie der Unfall begegnet, und durch welches Wunder er ſelbſt im Stande geweſen ſei, das holde Geſchöpf zu retten. Die Mäher waren ſeit Tagesanbruch auf der großen Wieſe beſchäftigt, welche jenſeits des Baches, ein paar hundert Schritte über der Mühle liegt. Max hatte den Arbeitern verboten, über den Steg zu gehen, von deſſen gebrechlichem Stande er neuerdings überzeugt worden, und hatte dem Müller, wie vorher ſchon oft, noch heute früh dringend angelegen, den gefährlichen Bau ſogleich abtragen zu laſſen. Nach Mittag war Gretchen über die obere Brücke auf die Wieſe gekommen, und dort geblieben. Später hatte indeſſen Max, von einer unerklärbaren Unruhe getrieben, die Wieſe verlaſſen, und war noch einmal in die Mühle gegangen, wo er den fahrläſſigen Mann endlich vermochte, ihm zu folgen, um den Schaden ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Als ſie aus der Mühle traten, erblickte Max zu ſeinem Schrecken Gretchen auf dem ſchwankenden Steg, und einen Moment nachher ſah er ſie mit den morſchen Brettern in die Tiefe ſtürzen. Einige Augenblicke war Gretchen, welche Maxen noch im Fallen bemerkt zu haben ſchien, und der er, nur den Rock von ſich werfend, ſchnell nachſprang, über dem Waſſer ſichtbar: aber bald riß der Strudel ſie hinab, ſo daß ſie Max, der ſich ſelbſt nur mit großer Anſtrengung über dem Strom erhielt, ein paar Minuten gar nicht ſah und ſchon verloren glaubte. Endlich tauchte, unfern von ihm, eine Hand empor; mit Mühe erreichte er ſie, und ſeine letzten Kräfte aufbietend, gelang es ihm, ſie ſchwimmend ans Ufer zu ziehen. Hier halfen ihm die Knechte des Müllers, deſſen Geſchrei ſein ganzes Haus um ihn verſammelt hatte, Gretchen auf einen nahen Raſenplatz bringen, bis ſie ſpäter, noch ganz leblos, von Max und den herbeieilenden Mägden auf ihr Zimmer getragen wurde.

Ich fiel dem wackeren Jungen noch einmal um den Hals und überhäufte ihn mit Lobſprüchen und Liebkoſungen. Aber meine eigenen Kräfte waren durch die furchtbare Gemüthsbewegung erſchöpft; ich mußte mich auf mein Ruhebett legen, um mich zu erholen. Nach einer Stunde ungefähr ſagte man mir, daß Gretchen nach mir und Max verlangt habe. Ich traf den letztern ſchon an ihrer Seite, ihre Hand in der ſeinigen haltend. Gretchen rief mir zu, als ſie mich eintreten ſah, und nöthigte mich freundlich, auf ihrer anderen Seite Platz zu nehmen. Die ganze Heiterkeit und Energie ihrer himmliſchen Seele waren zurückgekehrt, aber ihre körperlichen Kräfte ſchienen noch etwas ſchwach und niedergedrückt, was beſonders an dem öfteren Wechſel ihrer zarten Geſichtsfarbe merkbar wurde. Mit großer Ruhe ſprach ſie von dem erlittenen Unfalle und entwickelte ſehr deutlich den Gang ihrer Vorſtellungen und Empfindungen, ſo weit ſie ſich derſelben bewußt war. Sie glaubte, ihre volle Beſinnung erſt verloren zu haben, als ſie an das Ufer gebracht wurde. Ich war gewiß, ſagte ſie, daß mir Max nahe ſei, und daß er mich retten würde. Das furchtbare Brauſen der Mühlräder habe ſie übrigens auch unter dem Waſſer vernommen, und dies ſei der letzte Eindruck vor ihrer Ohnmacht, deſſen ſie ſich erinnere. Ehe ſie ihrer äußeren Sinne wieder mächtig geweſen, ſei ſie ſich bewußt geworden, daß ſie gerettet ſei und in ihrem Bette liege; es ſei ihr vorgekommen, Max ſtehe über ihrem Haupte und ſie höre ihn von Zeit zu Zeit ſprechen; auch meinen Eintritt habe ſie bemerkt und ſei durch meinen ſtummen Schmerz ſehr geängſtigt worden, aber ſie habe ſich weder regen, noch ihre inneren Anſchauungen mit Worten oder Zeichen ausdrücken können. Lieber Herr Brink! ſagte ſie, indem ſie meine Hand ergriff, ich habe auch nachher geſehen, wie tief Sie von meinem Unfalle ergriffen waren. Sie ſind ſo gut; bin ich denn Ihrer Theilnahme werth? — Ich konnte nicht ſprechen, ſondern ließ mein Angeſicht auf ihren Arm ſinken, den ich unbemerkt mit zärtlichen Küſſen bedeckte.

Nach einer Weile ſtand ich auf. Das Alles, ſagte ich, greift Sie zu ſehr an, liebes Gretchen! Wir wollen Sie für heute der Ruhe überlaſſen. Morgen früh, wenn Sie gut geſchlafen und ſich ganz erholt haben, werde ich Sie beſuchen. Ich habe Allerlei für Sie aus der Stadt mitgebracht, was ich Ihnen zeigen will. Gute Nacht, liebes Kind! Zugleich gab ich Max einen Wink, mir zu folgen, und verließ mit ihm Gretchens Schlafgemach.

## 17.

Iſt deine Mamſell aufgeſtanden? fragte ich die Magd, die eben aus Gretchens Zimmer kam, da ich früh am Morgen über den Vorſaal ging. O ja, Herr! war die Antwort; und ſie befindet ſich recht wohl. — Ich pochte leiſe an der Thür und trat hinein, da ich nicht antworten hörte. Gretchen ſtand in ihrem Nachtcorſett am offenen Fenſter, mit dem Rücken gegen den Eingang gekehrt, und trillerte ein Liedchen in den Garten hinaus. Sie hatte mich nicht kommen hören, ſondern blieb nachläſſig im Fenſter gelehnt, indem ſie mit dem einen Fuße den Takt zu ihrer Melodie leiſe anſchlug. Ich ſah, daß es meine Pantöffelchen waren, mit denen ſie auf dem Boden klapperte. Alle meine heiterſten Gedanken und Wünſche wurden in dem Augenblick rege, und indem ich mich ihr unbemerkt genähert hatte, umfaßte ich ihren ſchlanken Leib, ſo daß ſie, ſich umwendend, gerade in meinen Armen lag. — Sie haben mich wirklich erſchreckt, ſagte ſie, über und über erröthend, indem ſie ſich von mir losmachte; ich bin noch kaum angezogen. — Kein Anzug kleidet Sie beſſer als dieſer, Gretchen! erwiderte ich, und glücklich der, welcher ein Recht hat, Sie immer ſo zu ſehen. — Sie ging vom Fenſter weg und bat mich, zu ſitzen, während ſie ſelbſt in einiger Entfernung von mir ſtehen blieb. — Wiſſen Sie, fing ſie nach einer Weile an, daß mir heute Nacht von Ihnen geträumt hat? Wir machten wieder eine Reiſe mit einander, und zwar eine ſehr weite, denn wir gingen ſogar über See und fuhren durch Klippen und Stürme hin; aber am Ende war Alles gar ſtill und freundlich, und wir kamen in ein ſchöneres Land, als ich mir je eines vorgeſtellt habe. — Dieſer Traum, erwiderte ich, könnte erfüllt werden; ja, ich hoffe gewiß, er wird es, und ich nehme ihn als eine gute Vorbedeutung an. Setzen Sie ſich zu mir, liebes Gretchen! — Sie that es. Ich möchte doch nicht, ſagte ſie, daß der Traum in Erfüllung ginge; denn ich bin gerne hier, wo ich Alles um mich habe, was mir lieb iſt. — Deſto beſſer, mein Kind! Auch brauchen Sie Ihre Stelle nicht zu verlaſſen; die Reiſe, die Ihnen im Traume vorkam, iſt — die Lebensreiſe, und hier können Sie ſie vollenden. Wollen Sie mich heirathen, liebes Gretchen? — Ach Gott! rief ſie, — darauf war ich nicht gefaßt, mein theurer Herr!

Sie wurde abwechſelnd blaß und roth und ſah mich mit ſcheuen, aber nicht untheilnehmenden Blicken an. Eine mächtige Empfindung ſchien ihr Inneres zu bewegen; ſie wollte einige Mal ſprechen, vermochte es aber nicht. Nach einer längeren Stille ſagte ich: Geliebtes Mädchen! Ich wollte Sie nicht überraſchen; eben ſo wenig möchte ich Sie zu etwas überreden, was nur das Werk Ihrer freien Entſchließung ſein darf. Wie ich bin, haben Sie geſehen; was ich Ihnen ſein kann, muß Ihnen Ihr Herz ſagen. Gehen Sie mit ſich ſelbſt zu Rathe; in einigen Tagen geben Sie mir Antwort. Nehmen Sie dies, ſetzte ich hinzu, indem ich einen Ring mit einem einfachen Smaragde hervorzog, zum Andenken dieſer Stunde. Er trägt die Farbe der Hoffnung, aber er verbindet Sie zu nichts. Sie werden dieſen Ring, der nun der Ihrige iſt, einſt mir, oder — einem Andern geben; wer ihn von Ihnen erhält, wird glücklich ſein. — Mit dieſen Worten ſtand ich auf und ging fort, ohne eine Antwort abzuwarten.

Paul ſah mich forſchend an, als ich auf mein Zimmer zurückkam. Die heftige Erſchütterung, worin er mich bei Gretchens Gefahr erblickt hatte, ſchien ihm unerwartet Aufſchluß über Alles, was um ihn vorging, gegeben zu haben. Er errieth meine Abſicht und ſchien ſelbſt nicht ruhig dabei zu ſein. Obgleich ich nicht gern beobachtet bin, war mir Paul's Zuthätigkeit doch nicht unangenehm, denn ich glaubte, ihn milder und theilnehmender zu finden, als ſonſt. Wollen Sie nicht ein wenig um die Felder reiten, Herr? ſagte er, da er mich unbeſchäftigt und ziemlich ernſt in meinem Zimmer herumgehen ſah; es iſt ein herrlicher Morgen, und die Leute ſind recht fröhlich draußen beim Heumachen. — Du haſt Recht, Paul; laß mir den Braunen ſatteln. —

Als ich in den Hof hinab ſtieg, kam mir Max entgegen, der ſchon vom Felde zurückkehrte. Er grüßte mich recht munter, und da ich fragte, wo er hingehe, antwortete er offen, er wolle ſehen, wie Gretchen geſchlafen habe. — O, ſehr gut, erwiderte ich, grüße ſie von mir; und nachdem ich mich auf meinen Gaul geſchwungen, ritt ich zum Thore hinaus.

Der ſchöne Morgen und die Heuernte, obſchon ſich das Volk rüſtig genug dazu anſtellte, wollten keine rechte Wirkung auf mich thun. Ich ließ mein Roß ziemlich zerſtreut und nachläſſig gegen den Wald hinſchlendern, als mir der Oberförſter aufſtieß und mich durch einen wackeren Waidmannsgruß aus meiner Träumerei weckte. Er fragte mich nach Gretchens Befinden; denn er hatte das Mädchen während meiner Abweſenheit kennen gelernt, und ihren geſtrigen Unfall erfahren. Der gute Max, ſagte er, muß außer ſich geweſen ſein; denn ich habe wohl gemerkt, daß die jungen Leute einander lieb haben. — Das iſt natürlich! erwiderte ich ſchnell. — Ja wohl! war ſeine Antwort. Da ſollten Sie ein Einſehen haben, Herr Brink, und ein Paar aus den hübſchen Kindern machen. Mamſell Berger iſt ganz dazu geſchaffen, die Frau eines braven Forſtmannes zu werden. — So? ſagt' ich. — Ja, ja! erwiderte er lachend; ich habe ſie vorgeſtern Abends eine ganze Stunde examinirt und mich an ihren kunſtfertigen Antworten recht ergötzt. Sie könnte zur Noth ſelbſt einem kleinen Forſte vorſtehen. Und das Mädchen iſt guter Leute Kind, Herr! Ich habe ihren Vater in jüngeren Jahren gekannt; er war ein Ehrenmann. — Das freut mich, Herr Oberförſter! — Nun, wie geſagt, Herr Brink! Sie ſollten das Mädchen Ihrem Max zur Frau geben. Heirathen muß er doch bei Zeiten; das geht auf dem Lande nicht anders. — Hat Max mit Ihnen von der Sache geſprochen, Herr Oberförſter? — Kein Wort; es war bloß mein Einfall, aber er däucht mir gut, und Sie ſollten im Ernſte daran denken, Herr Brink! — Gut, gut; ich will mir's überlegen. Adieu, Herr Oberförſter! — Ich lenkte um und gab meinem Braunen die Sporen, um geſchwind nach Hauſe zu kommen.

Iſt Max noch bei Mamſell Gretchen? fragte ich Paul, als ich ihm auf der Treppe begegnete. — Er verließ ſie vor einer kleinen Weile, Herr, und iſt eben wieder aufs Feld gegangen. — Und wie ſah er aus, Paul? Sage mir's ehrlich! — Paul ſchüttelte den Kopf. Nicht wie ſonſt, Herr! Seit einer Stunde haben ſich alle Geſichter im Hauſe verändert; auch Gretchen ſieht ganz traurig aus und hat ſogar geweint, glaub' ich. — Bring mir eine geſtopfte Pfeife in mein Kabinet, Paul, und laß Niemand zu mir; ich will allein ſein, Alter!

Ich hatte Stoff genug zum Nachdenken, aber die Ruhe der Ueberlegung fehlte mir. Die Pfeife war verdampft, ohne daß ich mehr wußte, als zuvor. Es war etwas von ſchlimmer Vorbedeutung im Hintergrunde meiner Seele, aber ich ſcheute mich, das Dunkel aufzuhellen. Am Ende ſind es Vermuthungen und Einfälle von Leuten, ſagte ich zu mir ſelbſt, die von der eigentlichen Lage der Sachen weniger wiſſen, als nichts. — Da kam Paul, mich zum Eſſen zu rufen.

Gretchen ſtand bei ihrem Stuhle, Max, ein wenig abgewandt, bei dem ſeinigen. Wir ſetzten uns ſchweigend. Ich warf einen Blick auf Gretchen, die, mit dem Vorlegen beſchäftigt, ziemlich ernſt, aber ruhig ſchien. Max ſah auf ſeinen Teller und mußte ſich anreden laſſen, um Gretchen ſeine Suppe abzunehmen. Ich ſelbſt war wenig geſtimmt, die Unterhaltung anzufangen, doch that ich einige Fragen an Max, die er beantwortete, ohne aufzuſehen. Gretchen ſuchte öfters ein Geſpräch in Gang zu bringen, aber die Worte wollten ihr nicht fließen, und der Verſuch hatte keine Folge. Sie vermied es ſichtbar, die Rede an Max zu richten. Dagegen ließ dieſer zuweilen einen Blick auf ſie fallen, worin ich die Glut einer mühſam verhehlten Leidenſchaft zu erkennen glaubte. — Er liebt ſie, ſagte ich zu mir ſelbſt, und weiß, was zwiſchen ihr und mir vorgegangen iſt. — Die unerfreuliche Tiſchgeſellſchaft ward endlich aufgehoben; wir verließen alle Drei faſt zugleich das Speiſezimmer.

Meine Unruhe trieb mich bald wieder ins Freie. Diesmal wollte ich meiner Stimmung Meiſter werden; ich machte einen weiten Spaziergang, von dem ich erſt Abends ziemlich ermüdet zurückkehrte. Als ich in mein Zimmer treten wollte, öffnete ſich die Thür auf Gretchens Seite, und Max kam heraus. Er war beſtürzt und blieb ſtehen, als wollte er abwarten, bis ich wegginge. — Max! ſagte ich, mich zu ihm wendend, du biſt jetzt oft hier oben. — Er näherte ſich mir einige Schritte. — Du haſt dir geſtern, fuhr ich mit gemäßigtem Ernſte fort, große Anſprüche auf meine Dankbarkeit erworben. Was ich für deine Erziehung gethan habe, iſt kein Erſatz dafür; — ich möchte nicht, lieber Max, daß Etwas zwiſchen uns träte. — Seine Blicke, welche bisher am Boden gehaftet, erhoben ſich jetzt und begegneten den meinigen. Ich ſah Thränen darin; er ergriff meine Hände, drückte ſie gegen ſeine Bruſt und entfernte ſich ſchnell.

Einen Augenblick ſtand ich, ihm nachſehend, dann ging ich in Gretchens Zimmer. Ich ſah ſie am Fenſter ſitzen, den Kopf in die Hand geſtützt. Sie ſtand auf und kam mir langſam entgegen; ihre Augen waren verweint. — Max ging eben von Ihnen? ſagte ich, in möglichſt ruhigem Tone. — Ja! war ihre Antwort. — Er ſchien ſehr bewegt, — und auch Sie haben geweint. — Sie ſchwieg. Ich ſetzte mich und winkte ihr, es auch zu thun. — Es iſt nicht mehr, wie es war, ſagte ich nach einer Pauſe; während meiner kurzen Abweſenheit hat ſich viel verändert. — Sie wollte reden, ſchlug aber die Augen nieder und ſchwieg. — Max liebt Sie. — Es iſt ſo, antwortete ſie, vor ſich hinſehend. — Und Sie lieben ihn! — Sie zögerte. — Reden Sie, Gretchen! — Ich glaub' es faſt, ſagte ſie, mit kaum vernehmbarer Stimme. — Ich ſtand auf und ging ein paar Mal auf und ab. — Gute Nacht!

ſagte ich und ging gegen die Thür. — Herr Brink! rief ſie mir nach. — Was verlangen Sie, Gretchen? — Er hat mir entſagt, und ich ihm, ſagte ſie, ſtill weinend. — Gute Nacht, Gretchen!

## 18.

Still ging ich an Paul vorbei, in mein Cabinet. Der Alte kam in einer Weile nach, und da er ſah, daß ich in der Abendkühle ausgekleidet da ſtand, nöthigte er mir ſchweigend meinen Schlafrock auf. — Soll ich Ihnen Ihre Pfeiſe bringen, Herr? — Nein, Paul! — Iſt Ihnen nicht wohl, lieber Herr? — Ich bin nicht krank, Paul; aber bringe mir ein Glas Wein, und ſage den Kindern, wenn ſie ins Speiſezimmer kommen, ſie möchten nur allein eſſen. — Ach Gott! ſeufzte Paul fortgehend; ich dachte wohl, daß es nicht gut enden würde.

Er hat ihr das Leben gerettet, ſagte ich zu mir ſelbſt; und doch iſt's nicht das, wodurch er ſie mir abgewann: ſeine Jugend iſt's, und eine Entfernung von drei Tagen! — So wenig gilt der Menſch, der innere. — Deine Jahre, Samuel, — warum vergaßeſt du deine Jahre! — Ich ſetzte mich an mein Schreibepult. Gretchens Papiere fielen mir in die Hände; ihr Taufſchein, die Eheverſchreibung und die Dispenſe. Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt. — Was man ein Kind iſt! ſagte ich, und wie die Natur uns verlockt und täuſcht, bis an den Rand des Grabes!

Paul brachte mir Wein und Brod. Gretchen ſei ſehr bekümmert, erzählte er, daß ich nicht zum Nachteſſen käme; und Max hab' es ſich gleichfalls verbeten. Er ſei unten in ſeiner Stube und arbeite an ſeinen Wirthſchaftsbüchern; nach meinem Befinden habe er ſehr theilnehmend gefragt, Gretchens aber nicht erwähnt. — Ich laſſe den Kindern eine gute Nacht wünſchen, ſagte ich nach einer Weile; — und geh du nun auch, Paul, heute bedarf ich nichts mehr.

Ich ſchlief wenig, fühlte mich aber ziemlich geſtärkt und beruhigt, als ich am andern Morgen aufſtand. Da trat Paul herein und übergab mir einen Brief. — Von wem? — Ach, von dem armen Max! Er iſt fort, Herr, und ich glaube, wir ſehen ihn nicht wieder. — Was ſagſt du, Alter? — Ich erbrach ſchnell den Brief, und las einen förmlichen Abſchied, voll von Ausdrücken der wärmſten Dankbarkeit. Er hoffe, ſchrieb er, ſeine Entfernung werde für die Wirthſchaft keinen bedeutenden Nachtheil haben, da Alles in guter Ordnung ſei, und Mamſell Berger die Oberaufſicht recht wohl führen könne; auch empfehle er mir den Oberknecht als einen ſehr brauchbaren Menſchen. Er bat mich um Verzeihung, daß er, unbekannt mit meinen Abſichten, dem Wunſche meines Herzens einen Augenblick entgegen getreten ſei; mit der innigſten Theilnahme werde er in der Ferne von meinem Glücke hören. Wegen ſeines Fortkommens bitte er mich, außer Sorgen zu ſeyn; er habe durch meine Unterſtützung genug gelernt, um überall ſein Brod zu finden. Uebrigens denke er ſich wegen einer Anſtellung in den landesfürſtlichen Forſten an ſeinen Freund, den Oberförſter, zu wenden, an welchen er mich auch bitte ihm von ſeinen Sachen nachzuſenden, was ich ſelbſt für gut finde, vor Allem aber ein Zeichen der Vergebung und der Fortdauer meines Wohlwollens. — Braver Junge! rief ich aus; er hat ſie mit Gefahr ſeines Lebens dem Tod in den Mühlrädern entriſſen und geht in die weite Welt, um meinem Glücke mit ihr nicht im Wege zu ſtehen! — Laß dir ſogleich einen Klepper ſatteln, Paul, und reite hinüber zum Oberförſter. Ich laſſe ihn bitten, heute Mittag zum Eſſen zu kommen und den Max mitzubringen! — Warte! — Nein; beſorge ſchnell das Pferd und komm dann wieder. Ich will dir ein paar Zeilen mitgeben. Aber verrathe nicht im Hauſe, am wenigſten vor Gretchen, wo du hin reiteſt.

Ich ſchrieb das Billet an den Oberförſter und ſchärfte Paul, der es abholte, ein, ſich gegen Max nicht merken zu laſſen, was ich zu ſeinem Briefe geſagt habe. Der Alte war ſchwindelig vor Freude, und ſchwur, entweder gar nicht, oder mit Max wieder zu kommen. — Mit leichterem Herzen und freierem Blick, als ich ſeit zehn Tagen gehabt hatte, trat ich ans Fenſter, von welchem ich Gretchen eben aus dem Garten kommen ſah. Sie bemerkte mich nicht, ſondern ging ernſt und ſinnend mit ihrem Körbchen voll Kirſchen über den Hof die Treppe herauf und erſchrak, als ich ihr unvermuthet aus meiner Thür entgegen trat und ihr einen guten Morgen bot.

Sind es ſaure Kirſchen? fragte ich, mich ihr nähernd. Sie reichte mir das Körbchen her. Alles iſt ſüß, was von Ihnen kommt, ſagte ich, nachdem ich ein paar Kirſchen gekoſtet hatte, — ſelbſt ein Korb. Gretchen war ſo verlegen, daß mich mein ungeſchickter Scherz bald reute. Ich fragte nun ernſthaft, ob ſie um die Flucht unſers Max gewußt habe? Sie nickte: ja! — Und wozu ſoll das führen? ſagte ich. — Zu Ihrer Ruhe und der ſeinigen, antwortete ſie mit beſcheidener Würde. — Sie trauen mir alſo wenigſtens zu, erwiderte ich, daß ich mich des Vortheils nicht überheben werde, den mir ſeine Entfernung zu geben ſcheint. — Ich traue Ihnen Alles zu, ſagte Gretchen, deſſen ein edles Herz fähig iſt. Aber es ziemt mir nicht, von dem zu reden, was Sie zu thun oder zu laſſen für gut finden werden. — Haben Sie keinen Wunſch für ſich, Gretchen? — Zu bleiben, wie ich bin, erwiderte ſie mit großer Milde, und in dem harmloſen Geſchäfte, für das Sie mich anfangs beſtimmten, ſo nützlich zu ſein, als es mir möglich iſt. — Ich unterdrückte die Antwort, die mir auf den Lippen ſchwebte, und indem ich Gretchen freundlich zuwinkte, ging ich auf mein Zimmer zurück.

Es war eine ſchöne Phantaſie, ſagte ich zu mir ſelbſt; der Fehler war nur, daß ich ſie für Ernſt nahm. Fahre hin, holder Traum meines Nachſommers! Ward ich doch in früherer Zeit oft unfreundlicher geweckt, und nicht immer, wie jetzt, ohne Reue! — Mit voller Heiterkeit ſetzte ich mich an meinen Schreibtiſch und nahm

Gretchens Papiere wieder zur Hand. Ohne Beimiſchung einer bitteren Empfindung blätterte ich nur darin und legte die Stücke bei Seite, von denen ich Gebrauch zu machen dachte. Der Taufſchein des lieben Kindes, ſagte ich, indem ich lächelnd das Datum betrachtete, kam zwar um zwanzig Jahre zu ſpät, aber nur für mich; — den haben wir nöthig. Die Dispenſation — lachen wirſt du, ehrlicher Morbach! — iſt jetzt überflüſſig; aber die Eheverſchreibung — mit einigen Abänderungen kann ſie auch ſo noch ihre Dienſte thun. — Ich machte dieſe Abänderungen und legte den Contract zu Gretchens Geburtsſchein. — Glückliche machen zu können, ſagte ich, indem ich aufſtand, iſt ja doch das reinſte Glück; und wie ſollten wir verſtehen, es Anderen zu bereiten, wenn wir nicht ſelbſt dafür empfänglich wären? Habe Dank, gütige Natur, für dieſen letzten Frühlingsſchein in meinem herbſtlichen Leben! Dem ſanften Zuge der Neigung glaubte ich zu folgen, und es war eine höhere Hand, die zwei ſchuldloſe Weſen durch mich vereinigen wollte.

Ich machte einen Gang durch die Felder, um die Zeit bis zum Mittagseſſen hinzubringen. Kaum war ich zurück, ſo traten der Oberförſter und Max herein. Mit treuherziger Munterkeit führte Jener den ſehr verlegenen jungen Menſchen auf mich zu, indem er ſprach: Hier haben Sie den Ausreißer. — Iſt es recht, Max, ſagte ich, daß du auf und davon gehſt, ehe du mir einen Nachfolger geſtellt haſt, und ſogar, ehe wir noch Gretchens wunderbare Erhaltung gefeiert haben? — Richte den Tiſch drüben, Paul, in Mamſel Gretchens Zimmer; wir ſind heut' ihre Gäſte.

Was meinen Sie, Herr Oberförſter, redete ich nun Dieſen an, da mich der Junge mit der Wirthſchaft ſitzen läßt, wenn ich mein Gütchen in Pacht gäbe? — Dazu rath' ich nicht, erwiderte der Oberförſter ſchnell. — Aber der Mann iſt tüchtig, gab ich zur Antwort, und hat ſelbſt Ihren Beifall. Denn, kurz, weil Max das Gut nicht mehr für meine Rechnung verwalten will, mag er's für ſeine thun; ich geb' es ihm für einen billigen Pachtzins, jedoch unter einer Bedingung. — Die wäre? fragte der Oberförſter aufhorchend. — Daß er die Anſprüche befriedige, die ich einer gewiſſen Perſon auf mich und einen Theil meines Eigenthums eingeräumt habe. Die Sache iſt hier ſchriftlich aufgeſetzt; ſieh ſelbſt, Max, ob du die Bedingung erfüllen kannſt. — Max ſtarrte mich und die Eheſtiftung an, die ich ihm hinreichte. — Wahrhaftig, rief der Oberförſter, der einen Blick in die Schrift that, das iſt ein Heirathscontract, und Ihr Name, Max, ſteht hier neben Gretchens Namen. — Max war noch immer wie ohne Bewußtſein. — Nimm doch, Max! ſagte ich, ihm das Papier aufdringend; du haſt dich nicht ſo lange beſonnen, als du das Mädchen aus dem Waſſer zogſt. — O mein Wohlthäter! mein Vater! rief er nun, und lag an meinem Hals. — Geh hin, Glücklicher! unterbrach ich ſeinen Freudentaumel, und hole dir ihr Jawort ſelbſt. Ich will es ihr erſparen, vor meinen Augen roth zu werden, ſo gern ich ſie auch erröthen ſehe. — Er flog zur Thür hinaus.

Das iſt brav, Herr Brink! ſprach der Oberförſter, und wahrlich noch mehr, als ich von Ihnen erwartete, was doch nicht wenig geſagt iſt. — Loben Sie mich nicht, Freund! erwiderte ich; er wollte für mich viel mehr thun. Was iſt der Wunſch eines Mannes, der von dem Leben beinahe ſchon Abſchied nimmt, gegen die erſte Liebe zwei ſolcher Herzen?

Gretchen kam, an Maxens Arm geſchmiegt, zur Thür herein. Es war, als ſollte ich für meine Selbſtverläugnung durch den lieblichſten Anblick belohnt werden, denn ihre ganze Geſtalt glühte von dem Ausdruck der holdeſten Schamhaftigkeit. Die Farbe Ihrer Wangen, rief ich ihr entgegen, giebt mir Antwort auf Maxens Werbung. Ich habe nur noch Eins beizuſetzen: in drei Wochen muß Hochzeit ſein; Alles iſt vorbereitet, ſogar die Einwilligung Ihres Vormundes. — Und nun, Gretchen, geben Sie mir den Arm als Brautvater, weil es nicht als Bräutigam geſchehen konnte. Wir wollen heute Ihre jungfräuliche Wohnung zu dem glücklichen Aufenthalt einer kleinen Familie einweihen. Sie ſchien Ihnen zu weitläufig; hatte ich nicht Recht, als ich ſagte: wer weiß, wozu das in der Folge gut iſt?

# Herr von Sacken.

Von

**Wilibald Alexis. (W. Häring.)**

K. Büchner's „Deutſches Taſchenbuch für das Jahr 1837.“
(Berlin. Dunker und Humblodt.)

G. Wilhelm Heinrich Häring, geboren zu Breslau den 29. Juni 1798, aus einer Refugié-Familie der Bretagne ſtammend, erlebte als Knabe 1806 die Belagerung Breslau's, wurde nach dem Tode des Vaters nach Berlin verpflanzt, wo er das Werder'ſche Gymnaſium beſuchte, machte als Freiwilliger 1815 den Feldzug und die Belagerungen der Ardennenfeſtungen mit, ſtudirte ſeit 1817 in Berlin und Breslau die Rechte und trat in den Staatsdienſt, aus welchem er aber ſchon als Kammergerichtsreferendarius zur Literatur (unter dem Namen Wilibald Alexis) überging.

Nachdem er durch den unter Walter Scott's Maske geſchriebenen, wirklich ebenbürtigen und überall als echt aufgenommenen, von Scott ſelbſt für die kühnſte Myſtification des Jahrhunderts erklärten Roman „Walladmor" (welchem „Schloß Avalon" folgte) ſeinen Ruf weithin begründet, verdiente er ſich durch die ſelbſtſtändigen großen Romane aus der Geſchichte Brandenburg-Preußens, „Cabanis", „Roland von Berlin", „Der letzte Waldemar", „Dorothee", „Die Hoſen des Herrn von Bredow" ꝛc. ꝛc., den Namen des „preußiſchen Walter Scott". Allgemeine Verbreitung erlangte ſeine mit Hitzig unternommene Sammlung von Criminalfällen: „Der neue Pitaval".

Am 16. December 1871 nahm ihn der Tod aus einem durch ſechzehn Jahre in voller Heiterkeit des Gemüthes erduldeten Leidenszuſtande hinweg.

Aus ſeinen zahlreichen Novellen, worin er die Tieck'ſche Schule allmählich mit einer ihm durchaus eigenthümlichen Kunſtweiſe vertauſchte, eine einzelne auszuwählen, iſt keine leichte Aufgabe. Häring iſt nicht eigentlich Novelliſt im ſtrengen

Sinne. Seine Neigung zu breitangelegter Handlung und behaglicher Schilderung hiſtoriſcher Perſonen und Zuſtände, ſeine Liebe zu allem Detail der Culturformen vergangener Zeiten werden durch die knappe Technik der Novelle beengt und machen ſich dann oft zum Schaden des Eindrucks in allerlei wunderlichen Gewaltſamkeiten geltend. Manche dieſer kleineren Erzählungen, die er für Taſchenbücher ſchrieb, ſind nichts als ſehr ungleich durchgeführte Skizzen zu Romanen, in denen das große Talent des Verfaſſers oder vielmehr ſein Talent für das Große ſich überall verräth, etwa wie ein Meiſter im Symphonieenſtil auch in der Sonate ſtets intereſſant bleibt, wenn er ſich auch in der engeren Form nicht immer zu ſeinem Vortheil bewegen ſollte.

Die von uns hier mitgetheilte Novelle zeichnet ſich vor andern durch gleichmäßigen Fluß und eine ſorgfältigere Beobachtung des novelliſtiſchen Contrapunktes aus. Ueberdies glauben wir mit der Aufnahme derſelben eine jener räthſelhaften Unbilden des Zufalls zu ſühnen, der über literariſche Werke unverantwortlich regiert, da dieſe treffliche Arbeit, völlig verſchollen, in keiner der ſpäteren Sammelausgaben wieder abgedruckt, ja den nächſten Freunden des Dichters unbekannt geblieben war.

Die Sarmaten feierten den Abgang ihres Seniors von der Akademie. Halb Königsberg war auf den Straßen und an den Fenſtern, als Zuſchauer eines reichen Comitates, welches die Landsmannſchaften dem jungen Prinzen gaben. Polen, Kurländer, Liefländer und Eſthländer wetteiferten in Pracht der Kleidung, der Pferde, Geſchirre, Wagen und einer Dienerſchaft, deren goldbeſä'te Livréen noch die ausgewählt phantaſtiſchen Ordenstrachten ihrer Herren überſtrahlten. Die gezogenen Hieber, die Federbüſche auf den deutſchen Hüten und ſarmatiſchen Mützen und die ſtolzen Reiherbüſche auf den Köpfen der Pferde blinkten um die Wette mit den Standarten und Fähnlein im Scheine der hellen Nachmittagsſonne. Der Held des Tages, im ſchwarzſammtenen ſarmatiſchen Rocke, von Goldſchnüren ſtrotzend, ſaß zurückgelehnt in der prächtigen Caroſſe. Ihm gegenüber die erwählten Marſchälle, während die Senioren der Landsmannſchaften, die blinkende Waffe in der Fauſt, um den von ſechs Schimmeln gezogenen Wagen als Ehrenwache ritten. In dem dunkeln Auge des blaſſen Jünglings ſchien ſich noch einmal der flüchtige Wiederſchein des ſchnell vergangenen Jugendrauſches zu ſpiegeln; aber in demſelben Auge lag auch das bleierne Gefühl der Sättigung, und um die aufgeworfenen Lippen ſpielte ein Hohn, der wenig zu dem Schaugepränge und dem Schmettern der Pauken und Trompeten ſtimmte.

Der Advokat Behrend antwortete ſeinem Nachbar, der ihn darauf aufmerkſam gemacht: Was wundert uns dies, mein werther Herr Lauſon? Unſer Staroſtenſohn ſieht nunmehr anderem Schaugepränge, anderen Kämpfen und Ehren entgegen, die ihn vielleicht bis neben, wo nicht auf den Thron ſetzen, daß ihm die Auszeichnungen, ſo unſere akademiſche Jugend ihm erweiſ't, dagegen unbedeutend dünken mögen. Was hindert den polniſchen Edelmann, ſein Auge bis zum Diadem zu erheben, zumal in dieſen Tagen der Republik? Wenn unſer Prinz die Goldrollen dort ſo geſchickt ſpringen läßt, wie er ſie hier leichtſinnig verſtreute, hat er darauf beſſere Anwartſchaft als der arme Stanislaw Leszinski, der wohl noch auf dem Throne ſäße, wenn er, ſtatt mit ſchwediſchem Eiſen, mit eigenem Golde Stimmen geworben hätte.

Einige meinten, wenn der glückliche Fall ſich ereigne, werde es der Stadt zu Ehre und Vortheil gereichen. Der Advocat lächelte: Was kann ein König von Polen der Stadt unſeres allergnädigſten Monarchen Nutzen bringen! Und wenn er es könnte, meine verehrten Nachbarn, ſo würde der dereinſtige König es Königsberg's Bürgern wenig Dank wiſſen, daß ſie Zeugen ſeiner Jugendthorheiten waren. Wenn Niemand gern daran erinnert wird, ſo am wenigſten die kühnen und ehrgeizigen Männer, welche hohe Stufen des Glückes erklimmen. Erinnerung und Dankbarkeit ſind Tugenden, welche in unſerm entarteten Zeitalter abnehmen. — Man ſprach von den vielen verwegenen Abenteurern, welche in Rußland, Frankreich, Corſica und der Türkei ihr Glück gemacht und gern mit dem Schleier des Geheimniſſes ihr früheres Leben, oder gar ihre Geburt umhüllten.

Glücklich, wem in dieſen Zeiten der Verwirrung ein beſcheidenes Loos fiel, mit dem er zufrieden iſt, ſprach Behrend. Wer ſagt uns, welche Leidenſchaften und Entwürfe unter dieſen jungen Köpfen da unten gähren, an welche Klippen der Ehrgeiz Dieſen verſchlägt, und an welcher fremden Höhe Jener plötzlich, uns allen zur Verwunderung, empor klimmt. Seit ein chriſtlicher Baron Großvezier, ein Paſtetenbäckerjunge Premierminiſter und eine Pfarrerstochter Zaarin werden konnte, verſchwör' ich's nicht, daß der trübſinnige Herr von Sacken, der bei mir wohnt, nicht einſt Dalai Lama wird. Erwarten mögen wir Alles, nur nicht Dank, meine Freunde, von Denen, die wir klein gekannt, wenn ſie groß wurden.

Lauſon ſchüttelte lächelnd den Kopf: Nicht das Kind mit dem Bade verſchüttet, mein Herr Advocat. Dort da hingeſchaut auf den kecken jungen Reiter, der die blitzenden Schelmaugen allen hübſchen Geſichtern zuwendet. In dem Burſchen glüht ein Feuer des Ehrgeizes, ſo ſtark, als ſeine Mittel ſchwach ſind, und der Sinn möchte ſo hoch hinaus, daß die Stirn immer gegen meine niedrige Decke fährt. Er wird auch noch etwas, in Indien oder in Rußland, drauf verlaßt Euch, und er vergißt mich nicht, wenn er Nabob iſt oder Großvezier, ſo gewiß ich Lauſon heiße.

Der Advocat lachte gegen ſeine Gewohnheit laut auf: Gute Nachbarn und ſchöne Frau Muhmen, wißt ihr, woher Gevatter Lauſon ſo viel auf ihn hält? Weil der Burſch ihm noch keinen polniſchen Groſchen Miethe für die Erkerkammer gezahlt hat; darum hofft er von ihm etwas. Weil er unſern lieben Gevatter aber einmal, als er ihn mahnte, zur Thüre hinaus warf, und ich glaube gar, die Treppe hinunter, darum iſt ſein Angedenken ihm unvergeßlich. Endlich iſt er ihm einmal, als er vom Commers kam und Lauſon mit der Laterne die Hausthür öffnete, um den Hals gefallen, denn im Rauſch hielt er unſern Vetter für ſeine hübſche Magd; darum meint Lauſon, er liebe ihn.

Die Frauen hatten den ſchönen Reiter bewundert, der ſein Pferd auch vor ihrem Fenſter tummeln ließ. — Da ſeht Ihr's, Advocat, ſagte Lauſon, unſere Frauen hat er ſchon gewonnen, trotz Euren Läſterungen. Wer ſich auf Weiber und Pferde verſteht, hat den Weg gefunden, auf dem man ſteigt.

Wohlgeſprochen, fiel Behrend ein. Es iſt die Leiter, auf der man auch bis zum Galgen kommt.

Uebrigens thut Ihr ihm Unrecht, fuhr Lauſon fort. Uebermüthig iſt er, das lieb' ich an der Jugend; flott lebt er, dafür iſt er Student, und was er mir ſchuldig bleibt, braucht Niemand zu wiſſen, als ich. Aber er wirthſchaftet mit dem Wenigen, was er von Haus erhält, wie unſer König, den Gott erhalte. Und wenn er nichts hat, ſcheint er doch immer etwas zu haben. So müſſen es die Leute anfangen, die gelten wollen. Toll, leichtſinnig, eitel, verliebt; aber ſein Wort hält er, drauf gebe ich meines.

Wie unſer Lauſon in ſeinen Kurländer verliebt iſt! ſagte ein Dritter.

Ich habe mehr Grund dazu, fuhr der aufgeräumte Wirth fort, als Ihr, Vetter, mit Eurem. So vornehm zu ſein, und ſo wenig es verſtehen, ſich geltend zu machen; ſo reich, und mit dem Gelde nichts anzufangen wiſſen; ſo gelehrt und klug, als Ihr ſagt, und ſo duckmäuſerig. Pfui! Das iſt kein Menſch, kein Cavalier und kein Student. Schlüge er nicht eine ſo ſcharfe Klinge, Euer Herr von Sacken, in deſſen Temperament Ihr Euch vernarrt habt, er würde gehänſelt werden, wie er's verdient. Solche Temperamente ſind mir auf allen Wegen zuwider, vor Allem aber bei einem Königsberger Studenten. Was gilt die Wette, aller ſeiner Schätze, Schönheit, Klugheit, Gelahrtheit und Vettern ungeachtet, er bringt's nicht weit. Denn er verſteht keine Oekonomie, und unter Oekonomie verſtehe ich, daß jeder ſeine Gaben ſcheinen läßt und auf den Markt bringt, wo ſie gelten.

Der Zug war vorüber, die Trompeten und Pauken ſchallten nur noch aus der Ferne, und die Menge verlor ſich. Viele folgten dem Comitate vors Thor. Behrend ſagte im Nachhauſegehen, indem Lauſon ihn begleitete: Ihr habt Recht, Gevatter, es liegt in der Oekonomie, was wir Glück nennen. Wer nicht auf dem rechten Markt feil bietet, was er hat, führt die Fortuna nicht nach Haus.

Wie's ſchon geſchrieben ſteht, fiel Lauſon ein: Du ſollſt dein Licht leuchten laſſen vor den Leuten, und nicht im Keller.

Der Sarmate bringt es zu nichts, fuhr Jener fort, anſcheinend mehr ſeinem Gedankenlaufe folgend, als daß er ſich um die Fortſetzung des Geſprächs mit dem Freunde kümmerte. Er giebt nur aus und ſammelt nichts, und wie reich er auch iſt, an Talenten, Geld, Muth, Land, es geſtaltet ſich zu nichts. Wir Handvoll Deutſche hier, die der Zufall, der Handelsgeiſt, oder der Fanatismus unſerer Vorväter an dieſen Küſten ausſä'te, wurden gezwungen, unter der ſarmatiſchen, lettiſchen, finniſchen Bevölkerung zuſammenzuhalten; der Oekonomie, mit der wir zu Werke gingen, verdanken wir unſere Exiſtenz, unſern Wohlſtand. Nun aber ſcheinen wir berufen, durch das genaue Wirthſchaften mit unſern Kräften nicht uns allein zu ſchützen und erhalten, ſondern auf die Andern einzuwirken. Der germaniſche Einfluß erſtreckt ſich von den baltiſchen Küſten durch unermeßliche Landſtriche bis in das ferne Aſien. Zwei deutſche Reiche blühen hier unmittelbar im Lande der alten Preußen und Kuren, ein Deutſcher ſitzt auf dem Throne der Polen, und mehr und mehr erheben ſich deutſche Köpfe neuordnend, ſchaffend, regierend, im weiten Rußland.

Bis ſie — abfliegen, unterbrach Lauſon, mit einer Bewegung der Hand die Worte begleitend.

Ein Kopf erſetzt den andern. Wer glaubte nicht, daß die deutſche Herrſchaft mit dem Fall von Dieſem und Jenem zu Ende ſei, und immer tauchte ſie wieder auf, wie etwas Nothwendiges, Unvermeidliches. Dort iſt das Feld für die wild gährende Kraft unſerer Jugend, für die die Formen im Vaterlande zu kalt, ſteif und unbequem wurden. Da werden ſie wirken, ſchaffen, und ohne Feuer und Schwert durch ihr Ingenium unſerer Sitte und Sprache ein neues, unermeßliches Reich erobern.

Lauſon lächelte: Ei, ei, Gevatter, wohin fliegen Eure gelehrten Gedanken! Ihr ſeid nicht Soldat und wollt erobern und, ohne Profeſſor der Philoſophie zu ſein, Discurſe halten, was in der Welt geſchehen ſoll und kommen muß! — Als ob Euch die Luft ſchon angeſteckt hätte, von der jener Italiener ſagte, ſie röche ihm hier ſo philoſophiſch. Und auf all die Sprünge ins Blaue hat Euch nichts als mein geweſener flotter Miethsmann gebracht, weil ich von ihm ſagte, daß er trotz ſeiner luſtigen Sprünge ein vortrefflicher Wirthſchafter iſt. Wenn die Polen und Ruſſen und Finnländer, wie Ihr ſagt, mehr ausgeben als ſammeln, ſo bin ich für meine Perſon mit dem Profit, der uns dadurch zufällt, vollkommen zufrieden und überlaſſe Jedem, der da Luſt hat, die Einflüſſe, von denen Ihr redet, auf die kurioſen, unſaubern Nationen. Wollt' es Euch übrigens auch gerathen haben, Gevatter, ſintemal pro primo Ihr in das Privilegium unſeres allergnädigſten Königs Friedrich Wilhelm eingreift, pro secundo aber Eure Clienten ſehr den Kopf ſchütteln würden, wenn der fleißige Advocat Behrend um das Wohl von Nationen ihr eigenes vergäße.

Behrend ſchüttelte dem Freunde die Hand: Wieder habt Ihr Recht. Deutſche ſollten immer zuſammenhalten, zunächſt nur an ſich denken: dann ſtünde es um unſere Angelegenheiten, um unſer deutſches Reich beſſer.

Beſter Gevatter, Ihr werdet mir durchaus Philoſoph; denn beim einfachſten Wort, was von meinen Lippen fällt, macht Ihr Schlüſſe auf Gott weiß was, woran ich nicht gedacht. Wie ſteht's um unſere Wette, wegen meines Kurländers? Ein Fäßchen Ungerwein! Ehe wir es uns verſehn, wird aus ihm etwas Großes.

Gelüſtet's Euch ſo ſehr, lächelte der Advocat, das Faß in meinen Keller zu rollen? Ein Fäßchen Franzwein dagegen, wenn der Burſch nicht in dieſem Semeſter wegen eines dummen Streiches bei Nacht und Nebel aus der Stadt muß, und am Morgen ſein Name am ſchwarzen Brette ſteht.

Topp! rief Lauſon und ſchlug ein. Vorerſt verſuchen wir aber ein Gläschen von dem Unger, damit Ihr lüſtern auf das Fäßchen werdet, für das ſich kein Platz in Eurem Keller finden wird.

Behrend ging es unter der Bedingung ein, daß

Lanſon am folgenden Tage ſeinen Franzwein probire, der eben ſo wenig Luſt ſpüre, ſeinen bisherigen Platz zu vertauſchen.

* * *

Nicht ſo mäßig, als in dem Flurſtübchen der ehrenwerthen Bürger, ging es in der Schenke vor dem Thore zu, wo beim Abſchiedsgelage der Studenten mächtige Humpen mit demſelben feurigen Getränke kreiſ'ten. Aus einem Faſſe auf dem Ecktiſch wurde gezapft, und die Kugelgläſer flogen, wenn ſie den Kreislauf gemacht, zum Fenſter hinaus, ohne daß man ſich die Mühe nahm, die Flügel zu öffnen. Geſang und rauſchende Geſundheiten, von lärmender Muſik begleitet, wechſelten; Brüderküſſe und Schwüre ewiger Freundſchaft wurden über die Tiſche geſchleudert, und auf die Bänke ſprang, wer, was er in ſich fühlte, den Drang empfand, von ſich zu geben, zu Allen, die es noch hören konnten, oder wollten. Das feierliche Gaudeamus war längſt verhallt, die Hüte durchſtochen, die Hieber rollten in den Ungerſtrömen auf den langen Tiſchen hin und her, und die Mützen lagen von den lockigen Häuptern gefallen unter den Bänken. Die wilde Natur mit fremden Erinnerungen und alter Wuth miſchte ſich als barockes Spiel in den Ernſt des wehmüthigen Abſchiedsfeſtes. Die Präſides hatten ihr Geſchäft, Ordnung zu erhalten, aufgegeben. Auf einem Tiſche thronte der blaſſe Jüngling, in deſſen ſchwarze Augen die Ströme Weines und die Aufregung der vorangehenden Auftritte wieder ein wildes Feuer gegoſſen, und ſang mit unſicherer Stimme das Zechlied:

Ich bin der Fürſt von Thoren,
Zum Saufen auserkoren!
Ihr Andern ſeid erſchienen,
Mich fürſtlich zu bedienen.

Warum bloß von Thorn? — König von ganz Polenland ſoll er ſein, unſer Bruder Oginski!, rief ein junger Sarmate, des Deutſchen vermuthlich noch nicht mächtig genug, um das Narrenreich von der Stadt der Pfefferkuchen zu unterſcheiden. Aber das Mißverſtändniß zündete blitzartig. — König von Polen! Rex Polonorum! hallte es durch den Saal. Hatte man ſich doch vorher in überträufende Begeiſterung für den Abreiſenden hinein geſprochen, geſchrieen und getrunken. Man wollte das Leben laſſen für ihn, den Herrlichen, Großmüthigen, deſſen Eigenſchaften auf Flammenſtrahlen zu den Sternen gefahren waren, warum ihm nicht die Krone geben, Polen war ja ein Wahlreich, und ſie alle freie Männer!

Mit gezücktem Säbel ſprang Einer auf den Tiſch und, ihn ſchwingend über dem Haupte des Sitzenden, hob er mit der linken Hand das gefüllte Glas: Pro Patria, Landsleute, und ein Schuft, wer Oginski ſeine Stimme weigert! — Rex noster! hallte ein wilder Jubel, und Mehrere folgten dem erſten Jünglinge mit blanken Säbeln auf den dröhnenden Tiſch. — Was die ehrbaren Königsberger am Fenſter als möglich beſprochen, wurde von den weinglühenden Jünglingen in der Schenke als Wirklichkeit parodirt. Doch war es kein verabredetes Spiel, auch mochte keine beſtimmte Abſicht hinter der von der Weinlaune eingegebenen Farce liegen; der Ernſt hatte ſich nur vermöge der Leidenſchaftlichkeit, mit welcher der ſarmatiſche Charakter jede Rolle auffaßt, ins Spiel geſchlichen. Des Zufalls Stimme machte aber die berauſchte Stimmung zu einem Omen. Alle gezückten Säbel huldigten dem Piaſten. Die erhitzten Stimmen ſchrieen ſeine Erhebung durch Balken und Wände in die Lüfte, obſchon die draußen Verſammelten wenig mehr als einen chaotiſchen Lärm mit einzelnen Namen hörten.

Wahlkönig! Nun zur Sache. Quidnam promittis et quidnam dabis Confoederatis? brüllte ein bärtiges Angeſicht, ein gewaltiger Schläger, der ſchon mehr als drei akademiſche Lebensalter den Commerſen präſidirt und in der allgemeinen Erhitzung eine Ruhe behalten hatte, die nicht vom minderen Genuſſe, nur von der mehreren Uebung herrühren mochte. Der Prinz erhob ſich und ſchleuderte einige flammende Worte hin von der Herrlichkeit der Republik und ſeinem glühenden Haß gegen die Fremden. So wahr du das Glas leerſt, machſt du Polen rein! rief Einer, ihm das gefüllte Kelchglas reichend. — Er trinkt, der König trinkt, rex noster bibit! ſchrie der verworrene Chor, ob der trunkene Jüngling doch nur die Hälfte über die Lippen gebracht, und das Glas mit dem Reſte fallen ließ, daß es zerbrach. Reinen Tiſch gemacht! jubilirte der Chor, und Gläſer und Flaſchen flogen über die Köpfe und Tiſche gegen die Wände.

Warum ſteht deines noch ganz vor dir? rief das bemooſ'te Haupt einem Jünglinge zu, der im Winkel zurückgezogen ſaß, die breite Hand auf ſeine Schultern legend. — Weil ich noch trinken will, entgegnete Dieſer, und ſchüttelte ſie ab. — Was! will der Kurländer nicht huldigen? rief ein Anderer. Der Zuruf eines Beſonnenern, es ſei der melancholiſche Sacken, der über Plato und Seneca vergeſſe, was drei Schritte von ihm vorgehe, wurde überſchrieen durch den Tumult der Stimmen: Kurland muß huldigen! — In dem Prinzen ſchien in dieſem Augenblicke der Rauſch auf dem Gipfelpunkte. Er ſprang auf, ſtieß den Seſſel mit dem Fuß um und ſchrie: Es muß — ich ſchwör' es euch, Brüder, es muß — ſo wahr Piaſtenblut mir in den Adern rinnt: keine Provinz, keinen Flecken, kein Dorf, die uns gehörten, laſſen wir los. — Wir laſſen ſie nicht los, wiederholte der Chor. Sie ſind unſere Lehnsmänner! Kuronia heran! Auf die Kniee vor unſerm erwählten Könige. Sie ſollen aufs Neue um Belehnung bitten! oder —

Ein junger Burſch von blühendem Geſicht und kräftiger, aber gedrängter Figur arbeitete ſich über die Schultern zweier Polen durch einen kecken Satz auf den großen Tiſch. Der Wein glühte auch in ſeinem blonden

Geſicht und den ſchwarzen runden Augen, die halb ſchelmiſch, halb herausfordernd blitzten. Die Hand in die Seite geſtemmt, rief er trotzig die Wortführenden an: Was, oder?

Auf die Kniee, Kurone! ſchrieen dieſe.

Die Kuronia will nicht knieen, die Kuronia mag um nichts bitten, was ſie ſchon hat, rief mit höhnendem Blicke der Jüngling: Wir ſind deutſcher Nation. Die Independenzia, ſo unſre Väter, ohne Euch darum mit einer Frage zu moleſtiren, ſich ſelbſt procurirten, werden ihre Enkel zu conſerviren wiſſen, ohne ſich um Eure krummen Säbel und Worte zu ſcheren.

Was meint ihr zu dem Milchbart? rief der Prinz. — Sie haben zu lange nicht geknieet, ein Anderer. — Lehrt ſie wieder das Verlernte, ein Dritter.

Bei allen Wundern von Czenſtochau, ſchrie ein Vierter auf, er ſoll deinen Stiefel küſſen und mit der Rindsſohle auf ſeinen Rücken die Belehnung empfangen.

Küß den Stiefel! jauchzte der Prinz und ſtreckte den Fuß aus.

Der Tumult überbot ſich ſelbſt, als der junge Menſch, ſtatt, was ihm geboten, zu thun, durch eine raſche Bewegung das Bein des Beleidigers faßte und ſich zu den Landsleuten umwendend fragte: Landsleute, den Stiefel habe ich, und den Fuß dazu. Probiren wir, ob er die Polonaiſe mit dem andern allein tanzen kann!

Es wäre dem Verwegenen übel ergangen — die

Säbel der erhitzten Sarmaten zückten ſchon unter wildem Geſchrei über ſeinem Haupte, — wenn nicht der Senior der Kurländer raſchen Sprunges auf dem Tiſche geweſen wäre. Er ſchleuderte den jungen Menſchen zurück, und ſeine lange Geſtalt und ein kräftiges Halt hemmten für den Moment die Wuth der Bewaffneten. Mehr noch that es ſein zornſchnaubender Anruf an Jenen:

Brandfuchs! in dein Loch, oder mein Fußtritt lehrt dich, wie man nicht mit adligen Männern verkehrt. — Viri nobiles und freie Leute! wandte er ſich an die Polen, das fehlte noch, daß Einer vom Pack, ein glebae adscriptus, uns verträte. Wollt ihr mit Kurland reden, hier ſteht Kurland. Wenn ihr mit uns etwas auszumachen habt, bei unſern Vätern, wir werden euch Rede ſtehen, wie es unter nobiles und guten Burſchen Sitte iſt, aber der Wiedehopf kann ſo gut für den Adler Herold ſein, als Der für uns.

Haut ihn in Stücke, ſchrie der taumelnde, ſeiner nicht mehr mächtige Held des Tages, von Zweien gehalten. — In Stücke ihn, er hat die Republick gehöhnt! toſ'te ein Meer verwirrter Stimmen.

Das wäre zu Viel um Nichts! rief der Senior mit aufgehobener Hand. Sonſt trocknet dem Brandfuchs das naſſe Geſicht, wie euch beliebt. Uns ſchiert es nicht.

Wer iſt's, wie heißt er? fragte es.

Was kümmert mich ſein Name, entgegnete hochmüthig der Senior. Birne oder Bier, glaube ich, nennt er ſich, und wenn er deutſches Blut prätendirt, iſt's ein verlorenes Korn, das eine Schwalbe von einem deutſchen Miſthaufen auf unſern Weizenboden fallen ließ. Weil es aufging, eh wir's zertraten, darum hat es noch nicht gleiches Recht mit unſern alten Stämmen.

Sein Großvater war ein Stallknecht, ſein Vater ſchacherte! rief der zweite Senior der Kurländer.

Der, um den es ſich handelte, wollte ſprechen, wild rollten ſeine ſchwarzen Augen, aber die Wuth der erzürnten Mehrheit ließ es nicht zu. — Zur Thür hinaus mit ihm! — ſchrie ein Theil. Das Fenſter iſt näher und bequemer! — ein anderer. Der junge Menſch, umringt, gedrängt von den Tobenden und daher unfähig, ſeinen Hieber zu gebrauchen, flog, ehe ſeine Landsleute einig ſchienen, welche Partei ſie ergreifen ſollten, zum Fenſter hinaus. Der Sprung war indeſſen nicht unbedingt gefährlich, und wer noch Beſinnung dazu hatte, konnte ſehen, daß er unverſehrt, wenigſtens nicht bedeutend beſchädigt, den Boden erreichte.

Damit war die Aufregung jedoch keineswegs beſchwichtigt. Die Polen tobten um Genugthuung, die ihnen die Mehrzahl der Kurländer auch auf der Stelle zu geben bereit geweſen wäre, wenn nicht unter den Senioren der Rauſch noch ſo viel Beſinnung gelaſſen hätte, um einzuſehen, daß beiden Theilen dazu die Kräfte abgingen. Man beſchloß, auf der Stelle in die Stadt zurück zu galopiren. Dort ſoll pro patria geſchlagen werden. Noch heute! tobte der Prinz. Wir wollen ſehen, ob ihre ſteifen Kniee und geraden Degen ſich nicht knicken laſſen. — Drinnen, drinnen auf der Menſur, meine Brüder, ſprach das bemooſ'te Haupt, den Arm um die Schulter des Prinzen legend, daß er nicht umſinke, oder um einem ungeziemenden Ausfall auf Gegner vorzubeugen, die er kaum mehr zu unterſcheiden fähig ſchien. Schielen ſie nach Moskau, oder nach den Brandenburger Sandpilzen — ich will ihre Augen gerade richten. — Auf Seiten der Gegner war die Aufregung kaum geringer, und auch ihre Senioren hatten Mühe, die Erhitzten zurückzuhalten. Man trank aufs Neue, um ſich zu der blutigen Entſcheidung vorzubereiten, vielleicht auch, weil die noch Ruhigeren im Uebermaß des Weines ein letztes Mittel gewahrten, um die andere Gährung für den Augenblick niederzuſchlagen. Wirklich ſah man nach ſo heftigen Auftritten wieder geſchüttelte Hände, Brüderküſſe, und in Unordnung und Haſt, mit eben ſo umgedrehten Gedanken, als der Auszug in eine Rückkehr umſchlug, warfen ſich Alle auf ihre Pferde und ſprengten bunt durch einander mit wildem Halloh dem Thore wieder zu.

Der Herr von Sacken, welcher auf unſchuldige Weiſe zu dem Auftritt den Anlaß gegeben, kam neben dem Senior ſeiner Landsmannſchaft, der in demſelben eine ſo entſchiedene Rolle geſpielt, zu reiten. Sie blieben, wie es ſchien, abſichtlich hinter dem ſich überſtürzenden Schwarme zurück. Ich begreife dich nicht, Keyſerlingk, was du damit wollteſt? ſagte er.

Sollte es zu einem Gemetzel kommen, entgegnete Jener, einer niederträchtigen Schlägerei, die, wie die Polen waren, und wir zum Theil auch, in dem engen Raum mit zerſchlagenen Hirnſchädeln und einem Dutzend gebrochener Arme und Beine geendet hätte? Hatteſt du Luſt, der Criminaljuſtiz dieſes Königs in die Hände zu fallen, der um den lumpigſten Todtſchlag einen Edelmann ſo leicht hängen läßt, wie einen Zigeuner? Die Ehre des Corps war ſo oder ſo gefährdet. Dem Maulaffen aufs Maul zu ſchlagen, war die leichteſte Art herauszukommen.

Der Burſch, entgegnete Sacken, muß es alſo ausbaden, was er in gratiam Unſerer ſprach. Das iſt hart.

Regt ſich wieder einmal deine philoſophiſche Milzſucht? Hier iſt ſie am Schlechteſten angebracht. Grade weil ich es Dieſem gönnte und er es verdient, kam mir die Affaire zu Paß.

Wer iſt es? Ich erinnere mich nicht, ihn geſehn zu haben.

Keyſerlingk lachte auf: Das kann abermals nur mein Freund Theoſophus Sacken ſein, der den aberwitzigen, neugierigen, vorlauten, eitein Burſchen noch nicht kennt, einen, bei dem es mich in den Fingern juckt, wenn er mir in den Weg läuft. Spreizt er ſich nicht mit ſeinem glatten Kinn, ſeinen franzöſiſchen Hacken, ſeinem geſalbten Haar und ſeinen Katzenaugen, wie eine Krähe mit Pfauenfedern, drängt er ſich nicht in unſere

Convivien, als duftete ſein Taufſchein von tauſendjährigem Modergeruch, und möchte mit dem Scheitel in die Wolken zurück, ob er doch nichts aufzuweiſen hat, als daß ſein Vater, der ein treuer Lakay bei den Kettler's war, ſich ein Pfandrecht auf das Vorwerk Clangallen erknauſert und erbettelt hat. Die Groſchen ſind ihm zugezählt, und er wirft die Gulden um ſich, um zu prahlen. Vor Frauen iſt er ein Held, und ſeine Allodien und Benefizien ſind Schürzenſtipendien.

Gewiß kam er dir in die Quere.

Wenn das wäre, ſagte Keyſerlingk, hätte ich ihm einen Riegel vorgeſchoben, über den er ſpringen müßte, und ich meine, er wäre ſo auf ſeine weiße Naſe gefallen, daß er das Aufſtehn vergeſſen hätte. Nein, es war heut das erſte Mal, daß uns die Fortuna auf die Art zuſammenbrachte. Es giebt Phyſiognomieen, die einem von Geburt aus zuwider ſind, wo die Natur den Widerwillen ins Blut legte, und der erſte Blick thut es. Der iſt abgefertigt, und auf den großen Steinen wird er mir nicht wieder in den Weg treten.

Sacken ſchwieg eine Weile: Bei alledem geſchah ihm Unrecht. Ob aus Eitelkeit oder aufrichtigem Gefühl, — was er that, that er doch für uns, für die Ehre des Corps und des Vaterlandes. In dieſen zerrütteten, drohenden Zeitläufen ſollten wir ſelbſt zuſammen halten, eng gegliedert, und um kleinen Zwiſt nicht den größern Hader wecken.

Wer ſind denn Wir! fuhr der Senior auf. Rechneſt du den zu uns? Für die Kameradſchaft dank' ich. Wir ſind gegliederte Männer, da haſt du Recht. Eine Kette mit feſtgeſchloſſenen Gliedern, wir brauchen keines von fremdem Guß hinein. Und was iſt denn für uns Vaterland? Der Streifen Landes, den unſere frommen, ſchwertumgürteten Väter an einem wilden Strande, unter noch wilderen Barbarenvölkern ſich erſtritten, noch jetzt durch Seeen, Steppen, Wälder unerreichbar getrennt von der Wiege unſerer Väter, iſt das Vaterland? Die Erinnerung an unſere Abſtammung, das iſt Vaterland für uns, daß wir eng und ſtolz zuſammen halten, in reinem Blut, in reiner Sprache, in derſelben Sitte. Durch dieſe Abſonderung ſchützten wir uns allein vor dem Looſe, das ſo viele Deutſche traf, aufgelöſ't, verſchmolzen, endlich unterjocht und eins zu werden mit den Barbaren. Wenn wir nicht mehr Erz am Leibe tragen, ſo ſei es Oel, wovon die fremden Stoffe, die uns berühren möchten, abgleiten. Darum Keinen aufgenommen, der nicht zu uns gehört. Auch ſie nicht herangelaſſen, denn Gewöhnung frißt edle Sitten, wie der Roſt das Eiſen. Das Pferd hat einen angebornen Widerwillen gegen den Eſel, aber wenn man ſie lange in Einen Stall ſperrt, freſſen ſie wohl aus Einer Krippe. Darum bei Zeiten jede Anmaßung niedergeſchlagen, und wenn uns auch nicht ſo zu Muthe wäre, den Kopf hoch getragen und dem Pack imponirt.

Ihr Geſpräch ward durch einen Tumult unterbrochen. Statt des verabredeten Kampfes der beiden

Landsmannſchaften war es am Thor zu einem zwiſchen den Studenten und der Stadtwache gekommen. Die vorderſten, toll und blind anſprengenden Reiter hatten der Schildwacht nicht Rede und Antwort geſtanden. Die nächſten, den gefeierten und ſeiner Sinne am wenigſten mächtigen Jüngling in ihrer Mitte, fanden ſchon einen Auftritt, der ihrer Raufluſt willkommen war. Der Prinz herrſchte in dem Tone, zu welchem ihn die vorgehenden Scenen zu berechtigen ſchienen, die Stadtratzen an, ihnen Platz zu machen. Sie machten nicht Platz, und mit Gewalt preſchten die Trunkenen hindurch. Sacken und Keyſerlinkg kamen unangehalten durchs Thor, denn der Schauplatz des Tumultes hatte ſich tiefer in die Stadt gezogen, und hier wirbelte die Trommel, Hieber wetzten auf dem Pflaſter, und der Ruf: Lichter aus, Burſche 'raus! dröhnte durch die Gaſſen. Ueber den Zuſammenhang der Ereigniſſe dieſes ſtürmiſchen Abends iſt auch bei der ſpätern Unterſuchung nichts Genaueres ermittelt worden. Vielleicht ließ man aus Rückſichten manche Fäden fallen. Es hieß, der Fürſt von Thoren habe mit ſeinem Säbel den ſchwarzen Adler von einem Pfeiler der Kneiphöfiſchen Wache gegenüber heruntergehauen, indem er ſeinen Landsleuten zuſchrie, der weiße gehöre dahin. Er ſelbſt war darauf vom Pferde gefallen. Die Kneiphöfiſche Wache hatte ihn mit ſeinen Anhängern umringt und gefangen genommen. Bald darauf war ein ſtarker Haufe deutſcher und polniſcher Studenten mit Hiebern auf die Wache eingedrungen; es kam zu einem ernſten Gefecht, bei dem Blut floß. Ein junger Kurländer hatte die Studenten angeführt. Die Polen wurden befreit, die Studenten zogen ſich fechtend mit Häſchern und Wachen durch die Gaſſen.

So ſtanden die Sachen, als Lauſon und Behrend, durch den Lärm aufgeſchreckt, beriethen, ob es ſich für gute Bürger zieme, nach Hauſe zu gehn, oder ſtill beiſammen zu bleiben, bis der Tumult vorüber. In dem Augenblicke ſtieß eine Hand von außen das Fenſter, welches nach dem Seitengäßchen ging, auf, und athemlos, blutend, den Degen in der Hand, ſprang ein junger Menſch in das Zimmer. — Retten Sie mich, verſtecken Sie mich — ich bin verloren, ſie ſind hinter mir.

Es war derſelbe Kurländer, deſſen Wortführer Lauſon vorhin gemacht, und in dem kaum beendeten Geſpräche ſchien er ebenfalls der Gegenſtand desſelben geweſen zu ſein. Es war auch derſelbe, welcher die muthwillige Urſach zu dem Tumult in der Schenke geworden, und aus ſeinen eigenen Worten erfahren wir, daß er an dieſem Abende eine noch bedeutendere Rolle geſpielt hatte.

Ernſt Gottfried! ſprach Lauſon, was haſt du wieder gemacht?

Ich glaube, ich habe Einen todtgeſchlagen, ſagte der Jüngling, auf ſeine blutige Klinge blickend.

Lauſon ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen: Habe ich dich nicht wie ein Vater geliebt?

Zum Moralpredigen iſt nicht Zeit, alter Papa, unterbrach ihn der junge Menſch. Es war nur ein beſeſſener Pudel; aber zum Hängen hab' ich noch nicht Luſt. — Den Gartenſchlüſſel! Sie ſahn mich um die Ecke biegen.

Sie ſind ſchon an der Thür, ſagte Behrend.

Allmächtiger, was iſt da zu thun! Ernſt Gottfried, das war zu arg! rief Lauſon.

Den Degen weg! ſchrie der Advocat, das iſt zu thun, und riß dem Studenten den Hieber aus der Hand. Mit einem geſchickten Wurf ſchleuderte er ihn zum andern Fenſter hinaus in den Garten, wo er in einem Krautfelde verborgen liegen blieb.

Die Thür war aufgeriſſen, die Häſcher eingedrungen; an Flucht war nicht mehr zu denken. Der junge Menſch hatte ſchnell wieder die keckе Miene angenommen, die das Herz ſeines ehemaligen Hauswirths gewonnen hatte. Da führen ſie mich fort, Papa Lauſon, weil ich ein braver Burſch geweſen, der nichts auf ſich darf ſitzen laſſen. Immerhin! ein Paar Wochen Carcer ſind keine Ewigkeit, und wie mancher Prinz ſtieg aus dem Gefängniß auf den Thron. Wenn meine Ranzion Geld koſtet, ſo weiß ich, iſt Papa Lauſon zur Hand. Und wenn ich in Goldgruben greifen könnte, ich nähme es lieber von ihm an, um dem ehrlichen alten Philiſter zu zeigen, wie ich ihn äſtimire. Lebe wohl einſtweilen, altes Haus, ich werde im Carcer nicht viel ſchlechter wohnen, als dazumal in deiner wurmſtichigen Erkerſtube, bis dir der Geiſt eingab, daß man Meinesgleichen nicht in ſolch Mäuſeneſt quartiren darf. Accordire mit meinen Gläubigern, das erlaube ich dir, aber vergieb nichts meinen Rechten, das ſage ich dir auch. Außerdem kannſt du die ſchönſten Grüße beſtellen an die ſchmucke Käthe, an das allerliebſte Jettchen und die hübſche adlige Wittwe drüben, du weißt doch? — Sie ſollen nicht zu viel weinen, denn ich liebe keine rothe Augen. Nun führt mich fort, ihr Diener der Gerechtigkeit, die da blind iſt.

Lauſon wiſchte eine Thräne aus dem Auge, als der Student fortgeführt war: Sagt nun ſelbſt, Gevatter, iſt es nicht ein prächtiger Junge, eine Munterkeit und eine Keckheit, die einem das Herz im Leibe umdreht, und ein Vertrauen zu mir, das Felſen des Unglaubens erſchüttern könnte. Was bin ich ihm, was habe ich für ihn gethan, daß er mit einer ſolchen Ergebenheit mir lohnt!

Ein alter Narr, würde ich ſagen, entgegnete Behrend, wüßte ich nicht, daß Ihr mein Gevatter und Vetter und außerdem die kreuzbravſte Seele in allen Landen meines allergnädigſten Königs ſeid. Der Burſch aber iſt ein Prahlhans, ein leichtſinniger Geck, der im Augenblick, wo eine Blutſchuld auf ſeiner Seele laſtet, der Eitelkeit noch fröhnen kann und eine unwürdige Komödie aufführt, wann es um Kopf und Kragen geht.

Das darf es nicht, das darf es nicht! rief eifrig der Bürger Lauſon. Ihr habt recht, Vetter, ich bin manchmal nicht geſcheidt, wenn mir das Blut zu warm durch die alten Glieder rollt. Darum verderb' ich's, wenn ich Einem helfen will. Aber ihm muß geholfen werden, und koſtete es mich Haus und Hof; der Goldjunge iſt zu was Anderm berufen, als zu Galgen und Rad. Er muß, er muß frei werden, und Ihr, immer geſcheidter, beſonnener Mann und beſter Advocat, müßt ihn losmachen, ich laſſe Euch nicht eher aus der Thür, bis Ihr's mir mit Handſchlag und Wort gelobt habt. Ich bezahle, ich lohn' es Euch.

Lauſon drang ſo eifrig, bis der Advocat, der die Art des ehrenwerthen Freundes kannte und wußte, daß er Tag und Nacht keine Ruhe vor ihm hätte, das Verſprechen gab.

Aber iſt es nicht Jammer und Schade, daß ſo viel um einen Taugenichts geſchehen ſoll, während ſo mancher Ehrenmann, der das edelſte Herz und den reinſten Willen hat, untergeht, weil der Wille und die Kräfte, ſo leichtſinnig anderwärts verſchwendet, grade da nicht zur Hand ſind?

Nicht philoſophiren! ſprach Lauſon und ſtreichelte des Advocaten Wange. Sagt doch die Schrift ſchon, daß uns ein verlornes Schaf lieber iſt, als die neun und neunzig auf dem rechten Wege. Bin nun mal ein alter, curioſer Mann, habe nicht viel lieb auf der Welt, laßt mir den Burſchen, den hab' ich lieb. Und wenn er mir's auch nicht lohnte, ſo bleibt mir's doch, daß ich etwas für ihn gethan habe, was kein Anderer thun konnte.

Wunderlicher, wackrer Freund! Sollte man nicht glauben, es gäbe wirklich noch Liebestränke, und der Kurländer hätte Euch einen beigebracht, ſo Euch um Euren Verſtand bringt? Aber, wie dem auch ſei, verlaßt Euch darauf: was der Advocat Behrend einmal zuſagte, hält er, und nicht wie ein bezahlter Sachwalter, ſondern wie ein Mann, dem's Ehr' und Gewiſſen iſt, eine fremde Sache zu ſeiner eigenen zu machen.

---

Behrend's Aufgabe war indeſſen nicht leicht. Ein Stadtſoldat war wirklich an den im Gefecht erhaltenen Wunden geſtorben. Alle Ausſagen deuteten auf Lauſon's Liebling, der zwar dieſe That in Abrede ſtellte, aber ſich in den Verhören zu dem thätigen Antheil an der Befreiung der Gefangenen bekannte. Ja, in ſeiner Eitelkeit brüſtete er ſich, die Commilitonen in dem, was er ihr Recht nannte, angeführt zu haben. Seine Landsleute ließen ihm diesmal kluger Weiſe eine Ehre, zu der ſie ihm unter andern Verhältniſſen, wie wir wiſſen, die Befugniß abgeſprochen hätten. Dem akademiſchen Gericht lag freilich wenig an einem hartem Urtel gegen einen Univerſitätsbürger, aber Friedrich Wilhelm's ſtrenger Blick hätte jede Nachſicht gegen einen Todtſchläger kaum weniger hart als die That ſelbſt geſtraft. Um deshalb ſuchte Büren's oder Biern's Vertheidiger auf geſchickte Weiſe allen Verdacht auf den über Nacht von ſeinen

Landsleuten aus der Stadt geſchafften Prinzen zu wälzen. Dieſer konnte ſich nicht, und die Andern mochten ihn nicht vertheidigen. Auch der Vorfall in der Schenke vorm Thor ward, nicht ganz zu des Inculpaten Zufriedenheit, ins Licht geſtellt, um auf einer Seite zu beweiſen, wie geringen Einfluß der unbedeutende Kurländer auf die Landsmannſchaften übe, ſeine Angabe, ſie zum Sturm auf die Wache geführt zu haben, deßhalb unwahrſcheinlich ſei. Auf der andern Seite ſuchte er dadurch ein ſtraffälliges Attentat gegen die preußiſchen Hoheitsrechte hervorzuheben, bei welchen ſein Client nicht allein nicht betheiligt, ſondern ſelbſt in Oppoſition geweſen ſei gegen die polniſchen Anmaßungen, ein Benehmen, welches ihm den verderblichen Haß ſeiner Gegner zugezogen habe. Ihre Zuſtimmung zu ſeiner prahleriſchen Angabe ſei daher von gar keinem Gewicht. Alles dies konnte indeß die Ausſagen der vielen Zeugen, die ihn im Gefecht mit dem Erſchlagenen geſehen hatten, nicht entkräften, und die Anführung, daß er den preußiſchen Adler ſchützen wollen, wurde durch kein Zeugniß unterſtützt. Dagegen ward in der actenmäßigen Verhandlung, welche in Königsberg noch exiſtirt, auf den erwieſenen Umſtand viel Gewicht gelegt, daß er ohne Waffe ergriffen worden, auch ſich dieſelbe, alles Nachſuchens ungeachtet, nirgend aufgefunden hatte.

Mit Ungeduld hatte Theoſophus Sacken den Ausgang der Unterſuchung abgewartet, nicht weil er ſelbſt darein näher verwickelt geweſen, ſondern weil die Akademie Stadtarreſt über alle Studirende verhängt hatte. Nach vierjährigen Studien wollte er in die Heimath. Die Erlaubniß war jetzt gekommen, ſeine Sachen gepackt, er hielt das zehnjährige Kind ſeines Hauswirths auf den Knieen und ſtrich ſeinem Lieblinge die blonden Locken von der Stirn: Wirſt du mich auch nicht vergeſſen, Benigna?

Wenn du mich nicht vergiſſeſt, werde ich dich auch nicht vergeſſen, antwortete das Kind.

Schon eigennützig, murmelte der Kurländer für ſich. Gewährung nur, wo Gegendienſte geboten werden; ſo rechnet die Natur bereits im unſchuldigen Kindesalter.

Sprichſt du wieder ſo häßlich, dann habe ich dich gar nicht lieb, ſagte Benigna. Wenn du mich nicht lieb hätteſt, warum ſollte ich dich denn lieb haben? Du biſt ja immer ſo finſter, und ſiehſt ſo ſchwarz aus.

Alſo biſt du mir eigentlich, ich meine von Grund der Seele, bös, und machſt mir nur darum ein freundlich Geſicht, weil ich dir dann und wann ein buntes Band, oder ein Spielzeug brachte. Und wenn ich dir keines mehr brächte, würdeſt du eben ſo finſter ausſehen wie ich. Nun gehe ich fort, aus iſt es mit der Liebe, und wenn ich dir kein Spielzeug ſchicke, dann ſuchſt du zuerſt mich zu vergeſſen, alsdann ärgerſt du dich, daß du überhaupt noch an mich denkſt. Darauf wird aus dem Aerger Widerwillen, aus dem Widerwillen Haß, und ſchließlich wünſcheſt du mir alles Ueble auf den Hals.

Benigna lachte: Ach, Onkel Sacken, was biſt du doch närriſch! lernſt du denn das dumme Zeug aus den Büchern? Vater redet auch bisweilen ſo, daß Onkel Lauſon meint, er ſpreche es nicht aus ſich, ſondern aus den Büchern; aber du ſprichſt doch noch viel häßlicher. Mutter ſagt, wenn du zu deiner Braut auch ſo wärſt, wie zu allen andern Menſchen, ſo begriffe ſie nicht, warum ſie's mit dir aushielte. Sie hätte dir ſchon längſt den Valetbrief ſchreiben ſollen.

Wer weiß, meine kluge Benigna, ob deine Namensſchweſter es nicht wirklich thut. Vielleicht liegt er ſchon geſchrieben, und ſie wartet nur auf den Augenblick, wo er mich recht ſchmerzt.

Liebt ſie dich denn nicht? fragte das Kind.

Mich liebt Niemand.

Warum iſt ſie denn aber deine Braut?

Weil ihre Eltern es wollen, weil kein Beſſerer kam, weil ſie arm iſt, und ich reich bin.

Pfui! Herr von Sacken, ſagte der eintretende Behrend. Was freut es Sie, dem Kinde irrige Vorſtellungen von Ihrer Braut beizubringen? Schämen Sie ſich nicht der Lüge vor ſich und der Verleumdung des hochverehrungswürdigen Fräuleins? Theilten Sie mir nicht ſo viel Vortreffliches von ihrem Charakter mit, ließen Sie mich nicht ſelbſt aus ihren Briefen leſen, damit ich Ihre Freude über den klaren Geiſt des klugen Mädchens theile?

Ja, ſie iſt klug, entgegnete Sacken, darum iſt ſie meine Braut; klug wie das ganze Geſchlecht, das ſeine genauen Berechnungen, wo Vortheil zu erwarten iſt, und wo nicht, geſchickt in die Maske von Gefühl oder Gleichgültigkeit zu kleiden weiß. Ihre Tochter, mein theurer Behrend, hat dies ſelbe Erbtheil der Elternmutter Eva. Machen Sie ſich im Voraus darauf gefaßt, oder freuen Sie ſich vielmehr. Dieſe klugen Geſchöpfe begehen keinen dummen Streich, der die Speculationen ihrer vorſichtigen Eltern zu Schanden macht.

Speculire ich etwa, mein Herr von Sacken?

Machen Sie eine Ausnahme von dem Menſchengeſchlecht? — Vielleicht bilden Sie ſich ein, mich zu lieben, Sie lieben mich auch wohl, ſo weit Sie es vermögen, ich bin Ihnen werth; Sie meinen meiner Eigenſchaften wegen, im Grunde genommen aber iſt es, weil ich Ihnen regelmäßig eine hohe Miethe bezahlt, die Ihnen ſchwerlich ein anderer Student giebt. Ich habe auch manche Geſchenke in Ihrem Hauſe gemacht. Nun iſt es Ihnen unangenehm, daß das aufhört; allein die Ausſicht, daß ich Ihre Wohnung, Ihren Tiſch in meinem Vaterland empfehle, daß ich Ihnen einen noch reichern Landsmann zuſende, auch vielleicht, wie es Sitte iſt, ein hübſches Angedenken, tröſtet Sie doch, wenn Sie es ſich auch ſelbſt nicht geſtehen. — Keine Worte, keine Worte, mein Freund. Expellas naturam furca. Einer iſt wie der Andre.

Mein theurer Herr von Sacken, ſagte nicht ohne Rührung der Advocat, wir kennen uns nun durch vier

Jahre, und ich weiß, was hinter dieſer rauhen Hülle ſteckt. Aber nicht Jeder, mit dem Sie zuſammentreffen, wird dieſen Kern entdecken. Sie wollen thätig werden in Ihrem Vaterlande, vielleicht Reiſen unternehmen, man wird Sie verkennen, und Sie werden die Menſchen nicht kennen lernen.

Deſto beſſer, entgegnete Sacken; je einſamer der Menſch iſt, um ſo ſicherer iſt er vor der Täuſchung, die in jedem Winkel lauert. Jahrelang ohne Gemeinſchaft, und er müßte ſich doch am Ende kennen lernen. Wenn das möglich wäre, ich wünſchte es.

Und ich wünſchte, ſagte Behrend, daß Sie in Ihrer Heimath angelangt keinen Augenblick ſäumten, das kluge, klar blickende Fräulein von Trotha vor den Altar zu führen. Eine ſolche verſtändige Frau, die in ihrer Art für Sie rechnete, thäte Ihnen noth. Sie würden ſich ſelbſt und die Menſchen kennen lernen. Wie lange wollen Sie noch zögern? Sie ſind reich, warten auf nichts, Sie waren kein Jüngling mehr, als Sie die Univerſität bezogen; es iſt Zeit, Herr von Sacken.

Worauf ich warte? antwortete dieſer. Ei, mein Freund, ich bin uneigennützig. Ich warte, ob für meine Benigna kein Freier kommen will, der ihr mehr anſteht, als der alternde, grämliche, ſchwarzblickende Theoſophus Sacken. Nicht wahr, ſteht es nicht in einem ihrer Briefe, daß ſie mich mit ſtiller Sehnſucht erwartet? Das Papier iſt geduldig, die Feder gehorſam. Auch ihr Auge ſpricht vielleicht ſo, möglich, daß ſie zittert, wenn ich ankomme.

Aber traue du der Lüge. Wenn dann der Rechte erſcheint! Darum, Herr Advocat des Menſchengeſchlechts, das um kein Haar beſſer wird, als es war von Anbeginn, halte ich für beſſer, zu zögern, damit er nicht erſcheine, wenn es zu ſpät iſt. — Habt Ihr mir etwas aufzutragen nach Mitau?

Behrend hatte ein ſolches Anliegen. Ihm war heute gelungen, einen günſtigen Beſchluß für ſeinen Clienten zu erwirken. Gegen eine ſtarke Caution, die Lauſon beſtellte, war er aus dem Carcer entlaſſen und ein Hausarreſt verfügt. Dennoch ſah der Advocat ein bedenkliches Urtel voraus und hielt es für gerathener, wenn Lauſon die Caution opfern wolle, daß Büren ſich heimlich auf und davon mache. Auch dies war nicht ohne Schwierigkeiten, und Sacken ward um Beihülfe für ſeinen Landsmann angegangen.

Haben Sie wieder Einen losgebettelt vom Galgen? ſagte Theoſophus. Es muß ein ſchönes Gefühl ſein, einem Taugenichts das Leben zu retten.

Herr von Sacken, den Menſchen liebe auch ich nicht. Doch iſt er Ihr Commilitone, Ihr Landsmann.

Viel Ehre für mich.

Sie mögen nichts für ihn thun?

Nein.

Wenn wir ihn über Nacht aus der Stadt ſchafften, möchte er morgen früh in Ihrem Wagen am ſicherſten über die Grenze und am ſchnellſten in ſeine Heimath kommen.

Im Wagen ſitze ich; wen der Kutſcher auf dem Bocke zu ſich nimmt, geht mich nichts an.

Behrend lächelte und drückte Sacken's Hand. In der Nacht war die Familie geſchäftig, dem Abreiſenden hülfreich zu ſein und ihm alle Annehmlichkeiten zu der beſchwerlichen und in jener Zeit gefährlichen Reiſe vorzubereiten. Er ſchien es ihnen nicht zu danken, denn er war mit Allem unzufrieden. Auch der Abſchied entſprach nicht einer ſo langen, vertrauten Bekanntſchaft. Nur Benigna erhielt einen Kuß, aber kein Geſchenk. Mit einem kurzen Händedruck ſchwang ſich der Freiherr in den Wagen und blickte nicht ein einziges Mal nach ſeinen Wirthen zurück, welche in der Hausthür mit bewegtem Blick dem Fortrollenden nachſahen. In ſeinem Zimmer fand man aber in ein Packet verſchloſſen ein bedeutendes Geſchenk, welches er der Kleinen zurückließ.

Nach Sonnenaufgang ſtürzte Lauſon in das Haus ſeiner Freunde, und ſein Geſicht ſtrahlte von Seligkeit wieder, denn ſein ungerathener Schützling war gerettet. Aber, Gevatter, die Wette habt Ihr doch verloren, ſagte Behrend.

Einſtweilen, Advocate, einſtweilen, jubelte Lauſon, und mein Fäßchen aus Tokay rollt ſchon auf der Karre heran; aber nur um Eurem Stückfaß von der Garonne höflichſt zu ſagen, daß es über kurz oder lang ſeinen Platz einnehmen ſoll.

Als der Wagen des Herrn von Sacken über die Vorſtadt hinaus war, hatte ein in einen dicken Schifferrock eingehüllter Menſch den Kutſcher um die Erlaubniß erſucht, zu ihm aufzuſteigen. Dies war ohne Umſtände gewährt worden. In der nächſten Schenke hatte Sacken, als er ſein Frühſtück verzehrt, von der Anweſenheit dieſes Fremden Notiz genommen und ihn beim Wiedereinſteigen aufgefordert, im Wagen ſeinen Platz zu nehmen, weil er beim Schnellerfahren den Kutſcher auf dem Bock hindern möchte. Der Fremde folgte ohne Umſtände der Einladung; als er ſich indeß neben Herrn von Sacken niederſetzen wollte, wies ihn dieſer auf den Rückſitz, denn jener Platz ſei für ihn allein. Der Fremde ſchwang ſich leicht hinüber, und indem er mit lächelnder Miene einen Blick zum Kutſchenfenſter hinaus warf, bemerkte er, wie er von dieſem Platze auch eine beſſere Ausſicht genieße. Ueberhaupt, ſagte er, muß man zuweilen den Blick nach rückwärts frei behalten, wenn man vorwärts will.

Eine ſehr weiſe Bemerkung, entgegnete Sacken, um die ich ſie indeſſen nicht erſucht habe. Er ſchlug ein Buch auf und las. Der Fremde ſah zum Fenſter hinaus und richtete, zur Abwechſelung eine Melodie trällernd, Fragen an den Kutſcher. Als dies nicht aufhören wollte, und die rührige Lebendigkeit des Menſchen ihn ſtörte, ſuchte ſich Sacken auf der breiten Bank ein Lager wie es ging zu bereiten und erklärte dem Andern, er wolle ſchlafen. Vortrefflich! ſagte dieſer, das will ich auch, und ſchwang ebenfalls die Beine auf ſeine Bank. Obwohl dieſe ſchmaler und kürzer war, hatte doch Sacken den Verdruß, ſeinen Gegenfüßler nach wenigen Augenblicken feſt eingeſchlafen zu ſehen, und ſein Schnarchen ſtörte ihn ſo, daß er ſelbſt kein Auge zuthun konnte und wieder zur Lectüre greifen mußte.

Dieſer Antritt einer Reiſe, welche in jenen Zeiten eine langwierige war, eignete ſich nicht, ſie für Theoſophus Sacken zu einer angenehmen zu machen. Faſt Alles, was der junge Menſch vornahm und ſprach, gereichte zu ſeinem Verdruß. Seine Zunge ahmte dem Vögelgeſange nach, wenn ſie im Walde fuhren, dem Knarren der Räder, wenn der Wagen ſich erhitzt hatte, dem Blöken des Viehes, dem ſie begegneten. Das that er freilich um ſich zu unterhalten, weil ſein Reiſegefährte ſeinerſeits nichts dazu that. Aber wo ſich nur Gelegenheit fand, mußte er Geſpräche anknüpfen, mit des Weges ziehenden Bauerfrauen und Handwerksburſchen, mit den Fährleuten oder den Schmieden, wo die Pferde beſchlagen oder der Wagen reparirt wurde. Ueberall benahm er ſich, als ſei er der Reiſende. In den Wirthshäuſern warf er, wenn Sacken die Rechnung abgemacht, den Mädchen und Knechten Trinkgelder zu, welche ſelbſt über deſſen Verhältniſſe gingen, und erntete durch dieſe Freigebigkeit Achtungsbezeugungen, während er es nicht für nöthig hielt, auch nur ein Wort des Dankes gegen

Jenen zu verlieren, der doch alle weſentlichen Ausgaben für ihn berichtigte. Ja ſelbſt mit dem eigenen Kutſcher des Freiherrn hatte er ſich ſo in Rapport geſetzt, daß er mehr als Letzterer die Reiſe zu regieren ſchien.

Dies lag in der Natur der Sache; denn Sacken ſprach wenig oder gar nichts, der Kutſcher fühlte aber dies Bedürfniß, und gelegentliche Rückſprachen wegen des Weges und der Einkehr waren nothwendig. Mit jeder Stunde wurde ihm die immer lächelnde Miene des Andern, in der alles Andere eher zu leſen war, als ein Gefühl für die Verhältniſſe, unter denen er im Wagen ſaß, widerwärtiger. Er fühlte ſich in ſeiner Freiheit gebunden. Es war nicht ſowohl die Anweſenheit des Fremden, als daß ſeine Gedanken ſich unaufhörlich mit ihm beſchäftigen mußten. Die Grenze war glücklich zurückgelegt. Dichtere Wälder, wüſtere Steppen, ein unwirthliches Land und ſchlechte Wege durch die weiten Haiden verſtärkten die Monotonie der Reiſe. Ein unfreundlicher, kalter Herbſtnebel hüllte am nächſten Morgen die Gegenſtände ein. Die Beiden waren daher unausweichlich auf ſich verwieſen.

In gewiſſen Momenten fühlt auch der Menſchenſcheueſte ſich gedrungen, durch das Mittel der Sprache der Bangigkeit oder der Leerheit in ſich zu Hülfe zu kommen. Ein ſolcher trat an dieſem naßkalten Morgen für Theoſophus Sacken ein. Er knüpfte ein gleichgültiges Geſpräch mit dem ungelegenen Gefährten an. Hatte er erwartet, daß dies des Andern Verwunderung und

Dank anregen würde, ſo war er getäuſcht. Mit derſelben Unbefangenheit und Gleichgültigkeit, wie bisher, ging er darauf ein. Die Beſchaffenheit des Landes, welches ſie betraten, führte auf deſſen politiſche Lage und das europäiſche Welttheater, welches um wenig Jahre zuvor zwei ſeiner größten Heldenſpieler, Czar Peter und der Schwede Karl, verlaſſen hatten. Wider Abſicht ließ ſich der Freiherr verleiten, ſeine düſteren Anſichten auszuſprechen, und ſchloß mit der Verſicherung: Die Welt geht rückwärts.

Der Andere lachte: Umgekehrt, vorwärts! Zurück bleibt nur, wer den Muth verliert, vorzurücken.

Aergerlich fuhr Jener fort: Alle Thaten haben ihren Kreislauf. So geht's mit Individuen und mit Geſchlechtern. Scheinbar rückt man vor, um unvermerkt, wenn der Höhepunkt erreicht iſt, zum Anfange zurück zu gleiten. So endete der zwölfte Karl, ſo ſaß Peter ſterbend auf ſeinem zuſammenbrechenden Rieſenbau. Kein Menſch bringt es weiter.

Es kommt darauf an, wie die Menſchen ſind, ſagte der Andere.

Wie weit denkt Ihr es denn zu bringen, mein Herr Biere, oder Büre, ſo heißt Ihr ja wohl?

Auf Namen kommt es nicht an, antwortete Dieſer.

Freilich, ſagte Sacken, um Euren kann Euch nicht viel gelegen ſein. Ihr gäbt etwas darum, wenn er in Königsberg am ſchwarzen Brett zurückbliebe und Ihr unterwegs einen andern fändet.

Der Student lachte auf: Was hindert, mich Paläologus oder Montmorency, Brahe oder Dolgorucky zu nennen?

Wenn es die Welt Euch glaubt!

Die Welt glaubt, Alles, wenn man verſteht, es ihr auf die rechte Weiſe vorzutragen. Sagt ſelbſt, wenn ich Euch allein zum erſten Mal hier in der Wüſte begegnete, und ich nennte mich Dalberg, würdet Ihr mir's nicht glauben müſſen?

Mit der Piſtole auf der Bruſt, vielleicht.

Die Welt iſt im Grunde genommen auch eine Wüſte. Nur die Namen ſchwimmen obenauf, die ſich geltend zu machen wiſſen.

Ihr habt einen guten Anfang gemacht.

Alles Große fängt klein an, ſagte der Student. Oſtermann war ein armer Theolog in Jena. Die Fortuna wollte, daß er im Duell einen Andern erſtach, und nun iſt er allmächtig in Rußland. Was war Jaguſchinsky? Eines Küſters Sohn. Was Mentſchikow? Eines Paſtetenbäckers Junge. Was die Czarewna ſelbſt? Eines Pfarrers Tochter und eines Dragoners Liebſte. Man kommt vorwärts, mein lieber Baron von Sacken, wenn man ſein Talent nicht in den Sack ſteckt.

Man muß denn doch zuweilen darauf rechnen, daß uns ein Anderer mitnimmt; ſonſt bleibt man auch wohl am Wege liegen.

Ein höhniſches Lächeln zuckte um des Studenten Lippe, und die gleichgültigen Augen ſchoſſen einen böſen Blick auf den Freiherrn: Eine Gefälligkeit iſt der andern werth. Wer heute fährt, geht morgen vielleicht zu Fuß, und wer heut einen Andern mitnimmt, bittet wohl morgen darum, mitgenommen zu werden.

Ihr ſprecht ſehr zuverſichtlich für Einen, der eben dem Staupbeſen entlief. Noch glänzen nicht Grafenkronen für jeden relegirten Studenten.

So hoch fährt auch noch nicht mein Sinn, ſagte der Student. Nur wünſchte ich Euch die Gefälligkeit zu vergelten, die Ihr mir jetzt erweiſ't, und ich muß Euch noch einmal eine Strecke Weges fahren, wo ich den Wagen bezahle, und ſollte ich als Kutſcher aufſitzen, da Ihr mich neben Euch doch nicht gern ſehen werdet.

Je ferner Ihr mir bleibt, um ſo lieber wird es mir ſein, ſagte Theoſophus.

Dazumal vor der Kneiphöf'ſchen Wache ſchient Ihr doch andrer Meinung, warf Büren hin, die Arme unterkreuzend. Man ſollte Niemand beleidigen, wenn man nicht weiß, was man von ihm erwarten kann, und noch weniger, wenn man weiß, was man ihm ſchuldig iſt.

Schuldig! fuhr Sacken auf.

Büren lächelte: Ei, ich will Euch nicht daran erinnern, da Ihr ſchon auf der Rückwärtstour ſeid, wo man von ſelbſt zur Erkenntniß kommt. Mein Weg geht vorwärts, in der Erwartung liegen meine Güter, die mir, ſo hoffe ich, Ausbeute genug geben werden, daß ich nicht nöthig habe, die kleinen Schulden einzukaſſiren.

Deutlicher! Ich möchte auf der Stelle, was ich Euch ſchulde, bezahlen.

Freilich, als ich mit Worten in der Schenke unſere Ehre gegen den Uebermuth der Polen vertheidigte, ſchwiegt Ihr, mein Herr von Sacken. Es war auch klug; denn ob es Euch zumal anging, war doch nicht viel mehr zu holen, als Schläge und Stöße, und Ihr wolltet aus Uneigennützigkeit nicht mit mir theilen. Nachher, als es auf dem Markt um Blut, Beulen und Ehre ſich handelte, überließt Ihr mit edler Selbſtbeſcheidung Dem vom Pack, Euch vor den Spießen zu vertreten. Wißt Ihr, wer die Häſcher aufſäſſig machte? Wißt Ihr, wer den Adler herunter ſchlug? — Ich. Nicht um den Adler und nicht um das friedliebende Geſetz und den Univerſitätsfrieden, ſondern um die Schädel und Arme an einander zu bringen, die Polen zu züchtigen, Euch zu beſchämen, den Stadtwachen eine Lection zu geben und Kurland's Ehre zu retten. Ihr nahmt Reißaus, Ihr ducktet unter, Ihr ſalvirtet Euch unter den Fittigen der Nacht. Aber ich hab's gethan; mit dem Degen habe ich meinen Mann geſtanden, und wenn Ihr mich angeben wollt, ſo braucht Ihr nur den Kutſcher umkehren zu laſſen. Ein hundert Gulden ſind, glaub' ich, zu gewinnen.

Sacken ließ den Kutſcher halten und den Wagenſchlag öffnen. Er ſprach:

Mit einer ſo ausgezeichneten Perſon, die es allein mit zwei Nationen aufnahm und ſelbſteigen eine dritte vertrat, verbietet mir meine Beſcheidenheit in demſelben Wagen zu fahren. — Ihr oder ich, Herr Bürn! ſprach er, als der Student, über deſſen Geſicht eine ſchnelle Röthe ſchoß, ihn verwundert anblickte.

Büren ſchien zu erkennen, daß es trotz der ihm geſtellten Wahl hier keine gäbe. Er warf ſeinen Capot um, nahm ſein kleines Bündel und ſprang hinaus. Indem er die Thür zuſchlug, ſagte er: Wir rechnen ein andermal ab, Herr von Sacken. Den Kutſcher fragte er, wie viel Meilen ſie zurückgelegt, und notirte ſich die Antwort. — Wenn ich's Euch tauſendfältig vergelten will, was Ihr an mir gethan, ſo weiß ich doch jetzt die Zahl. Zugefahren, ich hole Euch ſchon ein! rief er und verſchwand, indem der Wagen auf Sacken's Befehl fortrollte.

So lange er die leichtfertige Weiſe hörte, die Büren ſich zum Troſte oder ihm zum Trotze ſang, kochte in dem Herrn von Sacken der Aerger über den unverſchämten Prahler fort. Als ſie ſchwächer wurde und endlich verſtummte, ſchien auch in ſeiner Bruſt die Aufregung ſchwächer zu werden. Er hieß den Kutſcher langſamer fahren und gab ſich Mühe, die verhaßte Stimme wieder zu vernehmen. Es war ganz ſtill auf der weiten grauen Haide, aber er hörte keinen Laut. Auch der Kutſcher hörte nichts mehr. Er ließ ihn halten. Sacken ſtieg aus; die Einöde der lithauiſchen Haide trat ihm in ihrer ganzen Schauerlichkeit entgegen. Kein Geräuſch als das Aechzen der windgeworfenen Kiefern; der naßkalte Nebel rieſelte durch Pelz und Rock; der moosbewachſene Weg war kaum zehn Schritt weit zu entdecken. Der Kutſcher zuckte die Achſeln auf ſeine Frage, ob nicht Nebenwege abgingen und der Menſch ſich verirrt haben könne? Es kreuzten wohl hundert Wege, und er, des Ortes kundig, habe ſchon Mühe den richtigſten zu halten. Er ließ mit der Peitſche knallen und pfeifen. Es kam keine Antwort. Der Kutſcher, der überhaupt auf Seiten des blinden Paſſagiers zu ſein ſchien, warf eine Bemerkung hin, die nicht zur Beruhigung ſeines Herrn diente, wie mancher einzelne Reiſende ſchon in dieſen ausgedehnten unwirthlichen Strichen, von Wölfen, Bären, Auerochſen, Elennthieren und anderm Raubgezücht bevölkert, umgekommen ſei. Er rügte die Grille ſeines Herrn, die ihn keinen Diener weiter mitnehmen ließ, und meinte, die Vorſicht, die er, für ſolche Gegenden nothwendig, anzuwenden vergeſſen, ſei noch glücklich durch den Zufall, der den Studenten ihnen zugeführt, ausgeglichen geweſen.

Sacken ſchnürte ſich raſch den Pelz zu und hieß den Kutſcher die Pferde hüten, er wolle nachſehn, ob der junge Menſch nicht irgend wo am Wege liegen geblieben. — So iſt er immer, dachte der Mann bei ſich, als ſein Herr ihn verlaſſen: während er alle Menſchen quält, quält er ſich am meiſten. Wer nur Geduld hat, ſich von ihm anfahren zu laſſen, hat es gut, denn er vergilt es ihm nachher hundertfach, aber weil es allemal zu ſpät kommt, haben Die nichts davon, und er noch weniger. Jetzt iſt er im Stande, dem tollen Burſchen drei Meilen nachzulaufen, und bietet ihm wohl noch eine Belohnung, daß er nur das annimmt, was er ihm vorher abgeſchlagen hat.

Der Kutſcher hatte den Kopf geſchüttelt, als ſein Herr dem Studenten nachging. Denn wiewohl er dieſem nicht abgeneigt war, hielt er es unter den obwaltenden Umſtänden doch für angemeſſener, daß Büren ſeinem gnädigen Herrn, als daß dieſer Büren nachlief. Allein er wußte, daß jede offenbare Einrede den Melancholiker in ſeinem Eigenwillen nur beſtärkte. Um deßhalb erwartete der philoſophiſche Kutſcher jetzt mit überſchlagenen Armen die Rückkehr ſeines Gebieters. Nur dann und wann knallte er in die Lüfte und pfiff durch die hohle Hand; aber als keine Antwort kam, und Viertelſtunden, ja Stunden verſtrichen, machte er ſich auch keine Sorge. Denn er war der Meinung, daß Niemand ſeinem Schickſal entgeht, wie er es auch anfängt; und wenn es ſchon Thorheit ſei, ſich ſelbſt dagegen zu ſperren, um ſo unvernünftiger, wenn ein Zweiter, was dem Andern krumm geht, grade rücken wolle. Er lachte über die Meinung des tollen Studenten, — denn er hatte auf Alles, was im Wagen geſprochen wurde, gehorcht — daß Alles in der Welt vorwärts gehe! — Es geht nicht vorwärts und nicht rückwärts, monologiſirte er, es bleibt Alles, wie es geweſen iſt. Wie die Menſchen von Anfang an eingetheilt waren, ſo bleiben ſie auch. Wer zu einer Familie gehört, die von Anfang an prügelte, der wird immerfort prügeln, und wer zu einer gehört, die Prügel bekam, wird ſein Lebtag lang, und ſeine Kinder und Kindeskinder auch, geprügelt werden. Wie Viele verſprachen uns, was ſie Verbeſſerung unſerer Lage nannten, die gnädigen Herzöge, die Kettlers, die Schweden, die Ruſſen, der und jener von unſeren Herren; aber es blieb immer beim Alten, die prügeln und wir werden geprügelt. Der iſt unvernünftig, der da meint, er könne ändern, was einmal iſt; und darum ſind die Menſchen eigentlich die unvernünftigſten Geſchöpfe, weil ſie ſich noch immer Mühe geben, was ſchief iſt, in die Richte zu ſchieben. Durch alle die Verbeſſerungsverſuche wird es eher noch ſchlimmer, denn was dabei drauf geht, macht die Leute ärmer und ärgerlicher, und wer anders muß es ausbaden, als wir, auf die Alles zurückfällt. Wir müſſen mehr arbeiten, mehr ſchwitzen und ſchaffen. Unſere Großväter ſaßen wärmer und hatten mehr zu eſſen. Warum? Weil ſie nie daran dachten, daß es ihnen beſſer gehn und die Welt beſtehen könnte, wenn ſie weniger Schläge kriegten, als an die ſie von Kind an gewöhnt waren.

Eigentlich ſind die Thiere die vernünftigſten Geſchöpfe, ſagte er nach einer langen Pauſe, während der er dem Spiel der Vögel zugeſehen. Eins hetzt und jagt das Andere. Sie wiſſen recht gut, daß ſie einmal gefreſſen oder geſchoſſen werden, der Käfer vom Sperling, der Sperling vom Habicht, der Habicht vom Adler und der Adler vom Jäger, und doch kümmert ſie's nicht. Sie ſind luſtiger als wir. Der Haſe ſpielt im Kohlfeld, die Eichkatze klettert auf den Aeſten, das Reh ſpringt übers Grün ſo froh, wie als die Welt geſchaffen wurde, und es kümmert ſie nicht, daß im nächſten Augenblick Fuchs und Wolf ihnen wie ihren hunderttauſend Vätern und Großvätern das Garaus machen werden. Ihnen fällt's auch gar nicht ein, daß es einmal anders werden könnte, was ſie bei uns Ordnung, Cultur oder Gerechtigkeitspflege nennen. Allein der Menſch bildet ſich ſo etwas ein, und weil das nie zu Stande kommt, was er ſich denkt, iſt Jeder unzufrieden. — Wiſſen möcht' ich nur, weßhalb die Canaillen, die Krähen, immerfort ſchreien. Es geht ihnen doch nicht ſchlechter, als den andern Beſtien. Ueberall ſind ſie zu Haus, auf den Gaſſen, den Höfen, am Meeresſtrand und im Walde, haben immer Geſellſchaft und vollauf zu freſſen, denn überall bleibt für ſie übrig, und doch ſind ſie die lauteſten in der ganzen Compagnie und machen ein Weſen, als gehörte ihnen die Welt, ob ihnen doch nur das Aas zukommt. Kurz, ſie haben, was ſie nur verlangen können, kein Menſch und kein Thier iſt ihnen beſonders feind, und wenn es nicht müßige Buben thun, ſo ſtellt ihnen kaum Einer nach. Was muß ein Pferd ausſtehen, was ein Hund lernen, wie viel Schläge kriegt der Ochs, bis man ihm den letzten auf die Stirn giebt und das Leder abzieht; und dieſe Krähen wiſſen nichts von Arbeit, Noth und Sorge, könnten die allerzufriedenſten Geſchöpfe ſein unter Gottes Sonne, und ſind's nicht. Warum? Weil's ihnen zu gut geht. Daran ſollte der Menſch ein Exempel nehmen. Aber er thut's nicht. Warum? — Weil er meint beſſer zu ſein. Als ob das Thier, das frißt, wenn es hungrig iſt, ſäuft, wenn es durſtet, ſchläft, wenn's müde iſt, läuft, wo Gefahr iſt, und ſtehn bleibt, wo es ſich ſeiner Haut wehren kann, dümmer wäre, als mein ſtudirter Herr, der zu alledem ſich erſt beſinnt, hierbei ein Buch nachſchlägt und dabei erſt ſeine Freunde fragt, und am Ende doch nur thut, was die Grille ihm eingiebt.

Der philoſophiſche Kutſcher meditirte ſo lange, bis die Ungeduld ſeiner Pferde ihn aufmerkſam machte, daß die Sonne ſich bedeutend hinter den hohen Kiefern zu neigen anfing. Ob der Nebel ſich gleich verloren, zeigte ſich doch von ſeinem Herrn noch keine Spur. Wir können nicht ſagen, daß der Kutſcher ungeduldig wurde, das lag nicht in ſeiner Natur, und er knallte in ſo gemeſſenen Zwiſchenräumen, wie bisher, mit der Peitſche; aber ein Entſchluß kam in ihm zur Reife, der kein anderer war, als ſeinen Herrn im Stich zu laſſen. Er fiel dabei nicht aus ſeiner Philoſophie: Denn, argumentirte er, ich bin angeſtellt für die Pferde, und nicht für meinen Herrn. Mein Herr würde mich übel anlaſſen, wenn ich für ihn dächte; er prätendirt, ein vernünftiges Geſchöpf zu ſein, was für ſich ſelbſt ſorgt.

Die Pferde können nicht für ſich ſelbſt ſorgen, für die muß ich denken und handeln. Wenn ich noch über eine Viertelſtunde hier warte, finde ich den Weg nicht mehr, der uns an die nächſte Schenke bringt. Eine Nacht in dieſem Walde, wenn die Wölfe kommen, und es iſt um die Thiere geſchehen; und wenn auch keine Wölfe erſchienen, da ſind Moräſte, Irrlichter, Abgründe und die Unſicherheit ſelbſt. Von mir, wenn ich nach Hauſe komme, fordern ſie nicht meinen Herrn, ſondern meine Pferde. Alſo — und nachdem er noch einmal vergebens geknallt, gab er ſeinen Thieren das willkommene Zeichen zum Aufbruch.

Sie liefen vortrefflich, als wenn ſie nie einen Herrn gehabt, den ſie jetzt verloren hatten. — Sie würden eben ſo laufen, tröſtete ſich der Kutſcher, auch wenn ich, den ſie doch lieb haben, und der ihnen ſo viel Gutes gethan, vom Bock fiele und die Räder über mich weg gingen. Vieh und Menſchen thun nichts, als was ihnen angeboren iſt; mehr muß man nicht prätendiren.

Der Kutſcher fuhr Tag um Tag, wie es vor der Abfahrt beſtimmt war. Aber ſchon am nächſtfolgenden fuhr er nicht mehr allein, ſondern während er auf dem Bocke, ſaß im Wagen das uns wohlbekannte Geſicht des Studenten, um deſſen willen die Reiſe ihren eigentlichen Zweck verfehlte. An der Straße hatten der Wagen und der Ausgewieſene ſich begegnet, ohne daß dieſer dem Kutſcher andere Nachricht geben können, als daß er, nachdem er es ſeiner Geſundheit zuträglich gefunden, zu Fuß zu gehen, der Naſe lang gewandert ſei und dabei ſei ihm alles Andere eher aufgeſtoßen, als der Herr von Sacken. Jetzt, erklärte Büren, fände er es ſeiner Geſundheit wieder zuträglicher, wenn er ſich in den Wagen ſetze, und der Kutſcher hatte nichts dagegen. Denn ſein Herr hatte ja dem Studenten die Wahl geſtellt, ob er oder Büren darin ſitzen bleiben ſolle; nur daß Beide zuſammen führen, dagegen hatte er ſich beſtimmt erklärt. Alſo, da jetzt Sacken nicht drin ſaß, warum ſollte Büren nicht fahren? Dagegen, als ſich Büren in den Fond ſetzen wollte, proteſtirte der Kutſcher ernſtlich, indem der Wille ſeines Herrn, ob er nun todt oder lebendig, ſo lange für ihn Befehl bleibe, bis er einen neuen Herrn erhalten. Alſo mußte der Student, wenn er es nicht mit dem Kutſcher verderben wollte, auf der ganzen Reiſe rückwärts ſitzen, während der Vorderſitz leer blieb.

Ihr Geſpräch war ſo munter, als das zwiſchen Sacken und Büren einförmig und traurig geweſen. Nur wenn er ſich mit ſeinen Thieren und den Vögeln in der Luft unterhielt, eine Unterhaltung, von der der Kutſcher verſicherte, man lerne mehr, als mit Menſchen, und finde ſich bequemer dabei, brach jenes ab. Sie ſahen in der Ferne Zigeunerfeuer, die zerlumpten Geſtalten kreiſelten ſich durch die Rauchwirbel, wie großes Gewürm. Der Kutſcher behauptete, die Zigeuner ſeien eine Mittelſorte zwiſchen Thieren und Menſchen. Und deßhalb wüßten ſie Vieles, was kein Verſtand erräth. Büren ſchlug vor, ihre Wahrſagekunſt zu prüfen, indem man ſie nach dem Schickſal des Verlornen frage. Der Wagenlenker hatte nichts dagegen, und ſie näherten ſich mit Vorſicht dem Kreiſe der Wegelagerer. Eine gewitzigte Zigeunermutter, in ekelhaften Lumpen und einer abſchreckenden Geſichtslarve, wußte ihre Neugier durch ausweichende Antworten zu beſchwichtigen: Was frägſt du, blanker Burſch, ſagte ſie, nach altem Roſt? Nebel iſt dunſtig, Luft iſt flüchtig, Grab iſt modrig; wer noch ſo viel lernt, erfährt doch nur, daß er nichts weiß, wer noch ſo weit läuft, kommt immer wieder hin, wo er auslief. Sie ſagen, die Erde iſt rund. Schier dich nicht drum, blanker Burſch. Weiſ' mir deine glatte Hand. Willſt nicht wiſſen, was drin ſteht? Eine halbe Krone nur, blanker Burſch, und ich zeig' dir Schätze.

Er hielt die Hand hin. Die welke verwitterte des Zigeunerweibes ſtreichelte und tippte in der glatten, weißen des Jünglings. — Blut ſteht da. Thut nichts; kannſt's abwaſchen. — Gold, Gold, viel Gold, wirſt mir ſtolz werden. Laß nicht hängen die armen Romnitſchel; thun dir nichts zu Leide. Wirſt zu hoch ſtehn. Hu, wie hoch, vornehm und mächtig — eine Baronenkrone! — Sie machte ein Zeichen der Verwunderung. Der Chor der Kinder umher ſchrie, auf unterkreuzten Beinen hüpfend und mit den Zeigefingern nach oben weiſend: Mehr, mehr! Wirſt einſt Graf ſein! ſagte die Mutter. — Mehr, mehr! ſchrieen die Kleinen. — Wirſt ein Herzog! — Mehr, mehr! ſchrieen die Kleinen. — Noch mehr? fragte wie ärgerlich die Mutter und ſchaute tiefer und kopfſchüttelnd in die Handfläche. — Blanker Burſch, biſt hoch genug, reich genug. Quäl' nicht arme Leute. Was haben die Romnitſchel dir gethan? — Noch mehr? Ei, du Nimmerſatt. — Sie ſchlug die Hände über den Kopf, und die Kinder ſchrieen, im Kreiſe hüpfend: Wehe! Wehe! Die Mutter warf die Lumpen über den Kopf und kauerte ſich eine Weile auf die Erde, bis ihr ſchlaues Auge wieder zum Jünglinge aufſchielte. Bange nicht, blanker Junge, müſſen Alle Roſt und Staub werden. Wirſt noch lange glänzen. Viele Kronen! Gieb mir eine dafür.

Der Jüngling ſchüttelte den Reſt ſeines Geldbeutels in den Schooß der Zigeunerin, der Kutſcher aber für ſich den Kopf, und Beide verließen ſchnell den Ort. Noch lange ſchallte das Geſchrei der geſpenſterartigen Weſen, die mit ausgeſtreckten Armen ihnen: Heil, Heil! nachriefen. In einiger Entfernung ſagte der Kutſcher! Das klingt doch faſt, wie die Krähen ſchreien. Von da ab war Beider Unterhaltung viel einſilbiger. Der Student hatte ſich, in Gedanken verloren, in den Vorderſitz geworfen, und der Kutſcher ließ es diesmal zu.

In Mitau war ein ſo trauriges Feſt begangen, als je eines dieſe Hauptſtadt gefeiert hatte. Statt des blühenden Jünglings, der auszog nach Petersburg, um an der Hand der ſchönen Kaiſernichte in ſein Herzogthum einzuziehen, war eine Leiche zurückgekehrt. Auf der Reiſe war der achtzehnjährige Herzog in den Armen der jungen Gattin erkrankt und geſtorben. Anna Iwanowna, Peter des Großen Nichte, zog in die Thore Mitau's als Wittwe ein. Ihr Brautgefolge war ein Leichenzug. Ihr erſter Regierungsact die Beſtattung Deſſen, der durch ſein Leben allein ihr ein geſetzliches Recht zum Herrſchen mittheilen konnte. Der Letzte aus dem Herzoggeſchlecht der Kettler war in die Gruft gelenkt; was vom Stamme noch übrig blieb, waren dürre Aeſte, deren Rechte unbeachtet blieben, weil ihnen die Kraft abging, ſie geltend zu machen. Trauerflor, gedämpfte Muſik und matter Fackelſchein erfüllte die Hauptkirche, und Volk aus allen Ständen drängte baarhäuptig, ſtumm, um den prachtvollen Katafalk. — Die Blicke ſchienen ſich zu fragen, was nun aus ihnen, was aus dem Lande werden ſolle? Laut ſprach es Keiner aus. Die geſpornten Tritte der moskowitiſchen Begleiter der Herzogin mochten die Antwort unterdrücken oder ſie ſelbſt geben. — Einer, mit verſchränkten Armen am Pfeiler ſtehend, ſchien nicht zu bemerken, daß die Menge ſich ſchon verloren hatte. Er trat jetzt vor, und einen Zipfel vom Sargtuche abreißend, ſprach er: Das alſo der Schatz, den ich aus den Händen ließ! Wahrlich ein größerer, als ich wähnte, denn mit dem Sarge verſinkt in die Vergeſſenheit unſere Freiheit, Selbſtändigkeit, vielleicht unſer Vaterland! — Es war Theoſophus

Sacken, der nicht in der Heide umgekommen, ſondern nur den Weg verloren und erſt ſpät auf beſchwerlichen Umwegen die Straße, Mitau jedoch erſt an dem Tage erreicht hatte, als der Leichenzug ſeines Herzogs zum andern Thore einzog.

Was geſchehen wird, was man thun muß? ſagte er zu ſeinen Freunden. Sich in ſein Schneckenhaus zurückziehen, die Fühlhörner nur ausſtrecken nach dem, was uns zunächſt ankriecht. Weiter hinaus wirken zu wollen, wäre Thorheit. Wenn ein Orkan in die Flotte fährt, hören des Admirals Befehle auf, Jeder darf nicht mehr denken, als wie er ſein Schiff vor dem Zuſammenſtoß mit den andern bewahrt. Unſer Admiralſchiff ging unter, der Stamm, an den wir uns hielten, iſt entwurzelt. Die Fremden werden die Hände nach uns ausſtrecken. Abfall, Zerſplitterung wird eintreten. Der Pole prätendirt ſein lehnsherrliches Recht, der Brandenburger ſchielt herüber, was er dabei gewinnen mag, der Moskowite wird uns erdrücken, bis wir nicht mehr athmen.

Seine Freunde dachten nicht ſo: — Wenn ein Sturm die Flotte auseinandertrieb, ſuchen die Schiffe einen Nothhafen, wenn die Hauptfahne ſank, folgt man einer anderen Standarte. Ein Kluger giebt nicht um eine verlorne Schlacht den Feldzug verloren. Unſere Lunge war nie ſo gewaltig, daß wir damit in andere Fahrzeuge blieſen, wir mußten immer laviren, und von fremdem Winde Nutzen ziehn; um deßhalb, wie wir auch ſcheinbar erdrückt werden, werden ſich noch immer

Löcher finden, um zu athmen. Statt des Abfalls und der Zerſplitterung wird die Ritterſchaft ſich unter dem ſanften Fittigſchlag der jungen Herzogin behaglich fühlen, und die hohe Verwandtſchaft, die ihre ſchwachen Rechte ſtark macht, wird uns wenigſtens vor ungebührlichem Einfluß von Polen und Preußen her ſchützen. Ihr Trauerkleid wird ſie bald ablegen, und ihr froher Sinn verſpricht, wenn ſie hier ihre Reſidenz behält, dem Lande und der Stadt Vortheile und ein heiteres Anſehen. Um deßhalb iſt es an uns, ihr das Leben hier angenehm zu machen, während die Klugheit uns gebietet, uns bei ihr zu empfehlen. Du haſt ihr Herz gewonnen beim erſten Anblick, nutze die Gunſt des Schickſals, das ſelten zweimal winkt, und nimm die dir dargebotene Stelle als Hofdame an.

So ſprach der Freiherr von Treyden zu ſeiner Nichte Benigna von Trotha, welche zu dem ihren auch ſeinen Namen hinzugefügt hatte. — Und was wird mein Bräutigam dazu ſagen? entgegnete das verſtändige Mädchen, mit ihren großen klugen Augen lächelnd den Pflegevater anblickend.

Er wird ſich tröſten, wie er ſich die ſechs Jahre über getröſtet hat, mit Seneca und Ariſtoteles. Wie ſehr dieſe Partie auch mein Betrieb war, ſo habe ich doch nicht Luſt, noch andere ſechs Jahr zu warten, bis ſeine Melancholie alle Bedenken beſeitigt hat, und du eine alte Jungfer biſt.

Er haßt den Hofdienſt und die Moskowiter. Der Schritt wird ihn erzürnen.

Um das zu verhindern, ſo weit es geht, biſt du ein kluges Mädchen. Anfangs mögen wir es ihm verhehlen, dann ein heftiges Andringen der Herzogin vorſchützen, unter Thränen uns gezwungen ſehn, es anzunehmen, um ſie nicht zu erzürnen. Iſt er dann bei Sinnen, ſo greift er zu. Oder aber, wenn er zögert, und du merkſt, daß die Flamme im Verborgenen glüht, ſtelle es als deinen Wunſch, als das Ziel deines Ehrgeizes vor, Hofdame zu werden. Dies wäre noch beſſer. Er wird dadurch zu wünſchen gezwungen und ſelbſt in eine Lage der Ungewißheit verſetzt, welche leider jetzt auf unſerer Seite iſt.

Benigna wollte dies unwürdig finden. Der Oheim beſtritt es: — Wenn wir ein Lebensziel vor Augen haben, iſt keine Vorſicht, durch die wir es zu erreichen ſuchen, unwürdig. Heutzutage, was man denkt, ohne Umſchweif auszuſprechen und auf etwas, was man begehrt, gerade loszuziehen, iſt eben ſo wenig gut als klug. Czar Peter und König Karl ſcheiterten beide, und allein an dieſem Fehler. Der Kluge wird ein doppeltes Ziel vor Augen behalten, um, wenn das eine fehlſchlägt, ſich am andern zu halten. Gewiſſe Lebensregeln werden für alle Fälle ausreichen! Beleidige Niemand durch eine abſchlägliche Antwort, aber verſprich auch nichts ſo gewiß, daß du nicht eine Hinterthür behältſt, wenn du andern Sinnes wirſt. Sei ſittſam, denn die Sitte wird überall gelten; aber leihe dein Ohr, wo es gewünſcht wird, auch dem leichtfertigen Spaße, und ein Lächeln um deinen Mund muß mehr andeuten, als deine Zunge jemals ausſprechen darf. Unſern jungen Cavalieren, die ihr Glück im Auslande verſuchen, empfehle ich Takt, Feinheit und Mäßigung; durch dieſe müſſen wir überall uns auszeichnen. Aber um deßhalb ſollen ſie doch in Petersburg zeigen, daß ſie Wein und Branntwein zu trinken verſtehen, und in Potsdam Taback und Bier vertragen. So gieb du als Hofdame dein eigenes Urtheil gefangen, und zeige doch, daß du eines haſt; rechne im Stillen ab mit deiner Sitte, und nimm öffentlich die an, welche deine Herzogin dir gern anpaſſen möchte. Sie iſt ſchwach, gutmüthig und bequem. Durch die größte Folgſamkeit kannſt du einen Charakter der Art dir unterthänig machen, ſobald du es nur verſtehſt, indem du regierſt, den Schein des Gehorchens zu bewahren. Auf die Weiſe ſtieg das Mädchen von Marienburg bis zu des Czaren Gattin, und iſt nun Selbſtherrſcherin und Kaiſerin. Niemand weiß jetzt, welcher Ehrenplatz für ihn offen ſteht; darum ſollte jeder mit der Vorſicht handeln, daß, wenn ihn das Glück erhebt, keine Rückerinnerung ihm ſchaden kann.

Benigna entgegnete: Wir haben an unſerm Hofe ſchon eine Czarentochter zu viel und keinen Czaren dafür.

Um die junge Fürſtin wird ſehr bald eine Freierſchaar ſich ſammeln, ſagte der Alte. Wenn Einer, kann doch nur Einer ſie erobern. Man weiß nicht im Voraus, welche Verhältniſſe aus der Concurrenz von Fürſtenſöhnen ſich entſpinnen. Um einen gefährlichen Bewerber mit Schonung zu entfernen, könnte die Herzogin andre ſüße Feſſeln ihm wünſchen. Je mehr Käufer um eine Waare ſich drängen, um ſo lebhafter wird der Markt, und auch die andere Waare ſteigt im Preiſe. Unter dergleichen Liebesintriguen, galanten Abenteuern, Doppelneigungen ſiegt immer Der, der ſich ſelbſt beherrſcht und verſchwiegen iſt. Ein Schweigender iſt ſtets im Vortheil. Die Andern mühen ſich ab, ihn zu errathen, während er ausruhen und beobachten kann. Einfalt kann für Klugheit gelten, Theilnahmloſigkeit für ernſtes Erwägen. Das Schweigen läßt ſich nachher deuten, wie man will, als Haß und Liebe. Nichts wird von den Mächtigen theurer bezahlt als ein ſtummer Mund, und einer, der ſo das Vertrauen gewinnt, hat außerdem den Vortheil, daß ſein Gönner ihn fortwährend ſchonen muß, weil er einſt die Lippen öffnen könnte. Ahnen laſſen, daß dies wohl möglich, billige ich; aber niemals, daß man es wirklich thut. Denn der Verräther wird nirgend geachtet, und Niemand ſteht ſo ſicher, daß er nicht auch einmal des Vertrauens bedürftig wäre.

Benigna lächelte ſchlau, als ihr Pflegevater ging: Wenn ich Sacken dieſe goldnen Sprüche mittheilte, würde er nicht meinen, die Welt ſei noch um eins ſo ſchwarz, als ſie ihm ſchon dünkt? — Aber das Fräulein theilte die Sprüche ihm nicht mit, ſondern hörte ſo gelaſſen, ſchweigend und lächelnd, wie dem Vater, dem Bräutigam zu, der ihr bewies, wie Gerechtigkeit, Treue und Vertrauen immer mehr aus dieſer Welt der Argliſt verſchwänden und der ſchwarze Egoismus zu einem Ungeheuer anwachſe, derweil er ſeine lachende Faſchingsmaske immer bunter ausſchmücke. Er bewies es durch tauſend Exempel aus der alten Geſchichte bis herunter zu der ſeines eigenen Kutſchers, der ihn in der lithauiſchen Heide verlaſſen. Aber der Menſch, auf den er bis da Häuſer gebaut, ſei nicht ſchlimmer, als alle vom Weibe Gebornen; ſie folgten alle nur dem innern dunkeln Drange, der auf die Vernichtung alles Großen, Edlen, Zuſammenhängenden hinſteuere. Wer noch in ſich den Organismus der edlen Naturkräfte erhalten wolle, habe nichts ſchleuniger zu thun, als ſich von der Maſſe zu iſoliren, und, ſeinen Ameiſenbau betreibend, zu ſchaufeln und bauen, bis das letzte Haus fertig, auf das der Menſch ein Recht hat.

Benigna fühlte für Sacken die Zuneigung, deren ihre ruhige Seele fähig war. Sie glaubte, er deute auf eine nahe Verbindung, und äußerte einſtimmend: Wenn dann nur zwei Seelen ſich verſtehen, ſo mag dieſe Zurückgezogenheit ihnen ſo reich dünken, daß ſie die Welt dafür aufgeben.

In der ganzen Welt durchdringen ſich nicht zwei Seelen, erwiderte er rauh. Sie belügen ſich, wenn ſie verſichern, ſich zu verſtehen, und wenn ſie ſich für einander aufopfern, denkt Jeder daran, den Andern zu hintergehen. Da iſt keine Ausnahme. Auch du betrügſt mich in dieſem Augenblick, deine Wünſche ſchweifen anderwärts hin, die plötzliche Röthe verräth es mir. O gieb dir keine Mühe, keine Betheuerungen! Ich erwartete dich und ich verlange dich nicht beſſer. Du liebſt mich, weil es die Natur mit ſich bringt, daß das Weib Einen lieben muß, ich dich, weil ich es mir von Jugend auf vorgeſagt; und wir ſind uns beide treu, wir verrathen uns nicht, weil die Motive zu der Umwandlung fehlen. So mögen wir auch glücklich werden, weil eben zu dem, was wir Glück nennen, nichts mehr gehört, als unſere Mangelhaftigkeit mit etwas Einbildung ausgeſtattet.

Er hatte nicht bemerkt, wie auf ihrem immer ruhigen Antlitz die Röthe der Scham mit der Röthe des Zorns wechſelte. — Wird es da nun nicht unſere Pflicht, ſprach ſie, als er gegangen, mit Schreck die Anzeichen ihrer Aufregung im Spiegel wahrnehmend, die Männer, die betrogen ſein wollen, wieder zu betrügen? Wenn ſie Tugend von uns nicht erwarten, weßhalb ihnen ein Geſchenk aufdringen, das ſie nicht zu würdigen wiſſen? — Sie wiſchte eine Thräne aus dem Auge. Es ſoll die letzte geweſen ſein. Mein Oheim verlangt für ſeinen klugen, gefühlloſen Rath keine Empfindungen des Dankes; er iſt ſchon belohnt, wenn man ihm folgt. Wenn wir mit den Männern unterhandeln müſſen, ſo iſt es doch am geſcheidteſten, mit Denen zu thun zu haben, die am wenigſten fordern und, was wir ihnen gewähren, am höchſten ſchätzen, als mit den unerſättlichen, die unſere Gefühle verſchlingen, wie heiße Steine den Regentropfen, und trocken bleiben wie vorhin.

Anders waren die Wirkungen, welche die Unterredung auf Theoſophus Sacken hatte. Er fühlte, daß er zu rauh geweſen, er geſtand ſich ſein Unrecht und wollte es ihr geſtehen; er fühlte, daß er aufrichtig das kluge Mädchen liebe, daß der Königsberger Freund Recht gehabt, der ihn gewarnt, er möge den ſeltenen Schatz je eher, je lieber heben. Er ſchrieb einen langen Brief der Reue, der Bitte um Vergebung und um Beſchleunigung ihrer Verbindung. Aber er ließ den Brief über Nacht liegen, und am andern Tage ſchickte er ihn nicht ab; denn am Morgen erhielt er die Nachricht, daß das Fräulein Treyden zur Hofdame der Herzogin ernannt ſei. Statt des langen herzlichen Briefes erhielt Benigna einen kurzen bittern, und die Fürſtin, welche ihn freundlich auffordern laſſen, ihren Hof zu beſuchen, da ſie glaube, daß derſelbe einen Schatz für ihn bewahre, eine kalte, faſt unhöfliche Antwort: er ſei von einem Metall, das der Roſt bereits überzogen, und ganz unwürdig für Schätze, welche beſtimmt wären, zu glänzen.

Er zog ſich auf ſeine entfernteſten Güter zurück. Doch auch hierhin drangen die Töne und Lichtſtrahlen, die er vermeiden wollte. Vergebens ſtrebte er, wie er dem Lärme des Hofes ſich entzogen, ſich auch frei zu machen aus dem geſelligen Geräuſch, das eine kurländiſche Haushaltung mit ſich bringt. Die Geſellſchaft von

Verwandten und Freunden verfolgte ihn in dem Maße, wie er ſie floh, bis in die ſtillſten Winkel. Man drängte ihm Nachrichten auf, vor denen er gern die Ohren verſtopft hätte: von dem Jubelleben in Annahof, den Günſtlingen, Bewerbern um die Herzogin. Im ſelben Grade, wie man ſie um ihn lobte, empfand er einen Widerwillen gegen dieſe Fürſtin. Seine Neigung zum Fräulein Treyden ging in Erbitterung über, als er vernahm, in wie hoher Gunſt ſie bei ihr ſtand. Täglich verdrießlicher ward ihm der Aufenthalt im Vaterlande, und er beſchloß, auf einer Reiſe durch Europa die peinliche Gegenwart zu vergeſſen zu ſuchen.

Ein Neffe, den er liebte und zu ſeinem Erben ernannt, für den Fall, daß er kinderlos ſtürbe, begleitete ihn bis an die Grenze. Theoſophus ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, denen ſeine eigene bittere Stimmung ſich beimiſchte. Vor Allem ſei auf der Hut vor Denen, welche ſich dir durch Zuvorkommenheit verpflichten wollen. Sie lauern nur auf den Gegengewinn, und fordern, was ſie dir geben, mit Wucherzinſen zurück. Geiz und Verſchwendung machen uns zu Sklaven, dieſe zu denen der Andern, jener zu einem von uns ſelbſt; aber ſchlimmer als Geiz und Verſchwendung iſt die Eitelkeit; ſie macht uns zum Sklaven unſerer und Anderer zugleich. Dies der Anker, an dem uns das Weib ködert. Ein Lächeln, ein verführeriſcher Blick zündet in uns alle von der Vernunft gebändigten Geiſter des Hochmuths, und dieſen Silberblick aufgeregten Selbſtgefühls nennen wir Liebe. Wir lieben nur uns im Weibe; aber das Weib kann gar nicht lieben. In der Leidenſchaft iſt es Bacchantin; ohne Leidenſchaft kann es nur rechnen. Darum fliehe die Weiber, wenn du dir nicht Muth zutraueſt, ſie zu beherrſchen. Es iſt kein Kinderauge ſo unſchuldig, daß du nicht ſchon darin die Katzentücke wahrnehmen wirſt, das ſchlaue Hinhorchen auf das, was gilt. Nur Die, welche nichts zu verlieren haben, ſind zur Aufopferung bereit. Am fürchterlichſten ſind die Weiber, welche herrſchen, und unſelig die Reiche, wo Frauen auf dem Throne ſitzen, weil in dem Schwanken zwiſchen tyranniſchen Launen und nachgiebiger Schwäche jede Sicherheit aufhört. Siehe dieſes England, wohin ich gehe, wie ſeine Königin Anna es vom Gipfel der Macht an den Rand des Abgrundes gebracht hat, und wehe dem armen Lande, das wir jetzt verlaſſen, wo eine neue Anna regieren ſoll, um ſelbſt regiert zu werden von Furcht, Kitzel und den wechſelnden Launen ihrer wechſelnden Günſtlinge.

Sie waren ausgeſtiegen, um ſich zu trennen. Als der Neffe auf ſein Pferd wollte, um den Rückweg anzutreten, bemerkte er eine vorüberziehende Zigeunerbande. Theoſophus' Blicke verdüſterten ſich, und ein bittres Lächeln zuckte über die Lippen, indem er ausrief: Ibi veritas! — Was wollt Ihr damit ſagen, verehrter Ohm? — Anfragen, mein Neffe, in die Wolken, woher, was den Weiſeſten der Weiſen mit dem Schleier von Sais verdeckt bleibt, dieſem Geſindel ohne Abkunft, ohne Zukunft und ohne Gegenwart, ſelbſt Spreu im Winde der Zeit gleich ihren Lumpen, die die hagern Skelette umflattern, woher es denen eröffnet ward! — Der Neffe ſah verwundert den Philoſophen an: Glaubt Ihr an die Hexenſprüche? — Auf ſeine Schulter gelehnt ſagte der Freiherr: Als ich neulich von Königsberg zurückkehrte, verirrte ich mich im Nebel der Heide. Ich lief thöriger Weiſe einem Taugenichts nach, den ich aus dem Wagen gewieſen, weil ich fürchtete, er möchte durch meine Schuld in der Wüſte umkommen. Statt deſſen hatte ich faſt dies Schickſal, eine deutliche Anweiſung desſelben, daß wir nicht für Andere ſorgen ſollen. Unſere Natur weiſ't uns auf uns ſelbſt zurück. — Nach langem Umherſchweifen, gelockt von der Stimme des ſingenden Burſchen, den ich übrigens doch nicht wiederſah, gerieth ich in ein Zigeunerlager. Ich mußte daſelbſt übernachten. Ich theilte ihre ekle Koſt, ihr ſchlechtes Lager. Wider meine äußerſte Anſtrengung, denn ich hatte wohl Grund zu fürchten, übermannte deinen Oheim der Schlaf. Da weckte mich eine Berührung, ein heißer Athem. Auf meiner entblößten Bruſt kniete die Zigeunermutter, und unter dem blauen, ſternenbeſäeten Firmamente grinſ'te mich das widerwärtigſte gelbe Geſicht an. Willſt du mich morden, Hexe? rief ich. — Aber ſie ſchlug die Hände über den Kopf, und ihr Blick drückte Staunen, Verwunderung und Entſetzen aus: Ach, du biſt viel zu arm! ſagte ſie. Blanker Herr! welchen Schatz hatteſt du, und du ließeſt ihn laufen. Fort, fort! mit dir iſt nicht gut ſein. Wer das Gold nicht greift, was ſie ihm zuwerfen, die blanken Sterne, dem ſchleudern ſie nachher Koth hin. Wer dir was nimmt, nimmt Unglück! — Wie Nebelgerieſel war die Verſammlung am grauenden Morgen, ehe ich es mich verſah, verſchwunden. — Ich deutete damals — ſolche Phantaſieen nähren den Aberwitz — den verlornen Schatz auf den Burſchen, den ich laufen ließ. Nachher meinte ich, es ſei der Tod des Herzogs, und jetzt weiß ich, mein lieber Neffe, was der Schatz iſt, den ich fahren ließ: es war das einzige edle Weib, deſſen Werth ich erſt erkennen ſoll, nachdem ich es muthwillig verſtieß!

Der Neffe kannte den Oheim, er lächelte nicht. Aber er winkte die Zigeuner heran; denn ſie ſahen ihm ſo vergnügt aus, daß ſie diesmal gewiß für ſeinen Oheim beſſere Nachricht aus den Sternen hätten. Sacken ſtreckte gedankenlos die Hand hin, während der Neffe ſagte: Hexe, ſieh, ob der blanke Herr eine ſo glückliche Reiſe haben wird, als er wünſcht. Wenn du's heraus ſiehſt, ſollſt du ein eben ſo blankes Geldſtück haben, als dein Spruch es iſt. — Die Alte ſah und überſchlug ſich: Chriſte Wunder, großer Herr, ſo lang und krumm wirſt du reiſen, und unterwegs Alles treffen, wie du es wünſcheſt. — Dann muß ich keinem Menſchen begegnen, murmelte Sacken, denn die glücklichſte Reiſe für mich wäre die, wo ich auf Niemand ſtoße. — Die Alte nickte mit grinſender Miene: Die Sterne lügen nicht. Sie ſind gut gegen reiche Leute. Kriegen einmal Alles, was ſie wünſchen. — Dann, als ſie die Hand des Neffen ergriff, denn der Freiherr wollte es, verzog ſich ihr Geſicht zu einem noch freundlichern Lächeln: O Tag des Glücks — Schelm, Schelm, du fängſt den Schatz, den der Andere laufen läßt — wie bunt und luſtig und ſchwer — eine ſchmucke Frau im Netz — zieh zu, wie er auch grimm ausſieht, es thut nichts; du führſt die Braut nach Haus!

Ein Glück, ſagte der Freiherr, indem er der Wahrſagerin ein Geldſtück zuwarf, daß du erſt ſechszehn Jahre zählſt, mein lieber Neffe, die dich vor der Hand noch vor der Gunſt bewahren, welche die Hexe dir verheißt. — —

Auf ſeiner Reiſe, die viele Jahre dauerte, fand Theoſophus Sacken ſehr Vieles, nur das nicht, was ihm die Zigeunerin verkündet. Denn überall traf er auf Menſchen und ihre ſchwache Seiten, und kein Land, keine Stadt, kein Dorf, wo er nicht Stoff zum Aerger ſammelte. Er ſtudirte in England, Frankreich und Italien die Intriguengeſchichte der Zeit und fluchte dem Kitzel, der ihn an die Höfe geführt, ſo lange er auf dem glatten Boden ſich bewegte; aber wenn er auf dem Lande war, trieb es ihn wieder zu neuen Studien dahin zurück. Den tiefſten Verdruß erregten ihm aber die Nachrichten aus der Heimath. Denn während er daſelbſt nichts vom Gange der öffentlichen Ereigniſſe wiſſen wollte, ſog er in der Fremde die geringſte Notiz darüber gierig ein. Er wußte ſo genau, als habe er hinter der

Gardine gelauſcht, die Geſchichte der ritterlichen Abenteurer, welche zu werben kamen um Anna's Hand und als Mitgift Kurlands Herzogshut in den Kauf nehmen wollten. Ihn freute, daß der kecke Marſchall von Sachſen, ſchon ſo nahe dem Siege, nachdem er durch Muth Polens und Rußlands Einſprüche überwunden, durch die Neigung zu einer Zofe ſcheiterte, welche die gereizte Anna dem Unwiderſtehlichen nicht verzeihen konnte. Eine lange Krankheit hatte ihn gehindert, das Aufgehen eines neuen Geſtirns zu verfolgen. Der Kammerherr, Baron, bald Graf Biron ſtand ſchon in der Blüte der Gunſt, als Sacken von ſeinem Einfluß zuerſt erfuhr. Zugleich faſt kam eine Nachricht, die ihn auf das Krankenlager zurück zu werfen drohte: Biron hatte Anna's Favoritin, die Hofdame Benigna von Trotha, genannt von Treyden, geheirathet. Um die Wunde zu vergiften, fügte die Nachricht das Gerücht hinzu, Benigna's Ehe mit dem mächtigen Günſtlinge ſei nur der Deckmantel, den die Convenienz über das innigere Verhältniß Biron's zur Herzogin geworfen. Seine tugendhafte Braut hatte ihr Lebensglück, ihren guten Namen hingegeben zum Aushängeſchilde für die verſtohlene Luſt zweier Andern!

Das war zu viel. Er wollte nichts mehr aus Kurland wiſſen. Den verhaßten Namen Biron, die Namen Anna, Benigna nicht mehr hören. Er ſuchte die von Fremden unbeſuchteſten Gegenden, und gerade da ſtieß er auf Stammverwandte aus dem Norden, die ihn mit Neuigkeiten daher wider Willen überſchütteten. Es waren gewichtige darunter. Dem Mädchen von Marienburg war auf Rußlands Throne Peter der Zweite gefolgt, und nach dem frühen Tode des Jünglings hatten moskowitiſche Große, näher Berechtigte übergehend, unerwartet Anna von Kurland zur Kaiſerin des unermeßlichen Reiches berufen. Sie war gekommen und herrſchte, und an ihrer Seite Biron. Keine Intrigue, keine Gewalt vermochte ihn zu ſtürzen, ſeinen Einfluß wankend zu machen. Vor dem Zorn des allgewaltigen Günſtlings, dem die Ritterſchaft noch vor Kurzem die Aufnahme in ihre Adelsmatrikel ſtolz verweigert, zitterte das große Rußland und das kleine Kurland. Ein Wink von ihm ſandte nach Sibirien, eine Zeile mit ſeinem Namen auf das Schaffot.

Und wer iſt er? wo ſtammt er her? fragte Sacken in einer Geſellſchaft Kurländer, die ſich in Paris verſammelt. Bedenkliche Blicke, ein vorſichtiges Achſelzucken antwortete ihm. — Wie, Mengden, Sternberg, Recke! fuhr Theoſophus auf, iſt es unter Gliedern der Ritterſchaft nicht mehr erlaubt, nach der Herkunft Eines zu forſchen, der ſich unter uns drängt, wir, die wir ſeit Jahrhunderten der Reinheit des Blutes ſogar die Intereſſen des Vaterlandes ſelbſt opferten? —

Mengden entgegnete: Er ſchreibt ſich und führt das Wappen der franzöſiſchen Biron, ob doch Einige ſeinen Großvater als Stallknecht gekannt haben wollen. — Sternberg ſagte: Der witzige Chef der Familie, der Duc Charles Armand de Gontault hat ihn in einem

Briefe gefragt: wie er zur Ehre der Verwandtſchaft mit ihm komme? Und Biron hat ſich gehütet, zu antworten.

Sacken ging deßhalb den Marſchall ſelbſt an, als ihn einige Tage darauf der Zufall mit ihm zuſammen führte. Der alte Edelmann ſah den Fragenden ſchlau an, indem er ſich tief verneigte: Ich rechne es mir zur höchſten Ehre, daß Seine Durchlaucht die Gnade haben will, mit uns verwandt zu ſein.

Durchlaucht! rief Sacken verwundert.

Mein werther Baron, Sie wiſſen vermuthlich noch nicht die heut angekommene Neuigkeit, daß Graf Biron zum Herzog von Kurland erwählt worden iſt. Es geſchah ſo einſtimmig von der Ritterſchaft in der Hauptkirche von Mitau, daß die Dragoner, welche um die Kirche hielten, nicht einmal nöthig hatten, ihre Stimmen mit abzugeben. — Er iſt nun ein ſouverainer Fürſt, fuhr der Duc fort, und Ihr gnädiger Herr, mein lieber Baron von Sacken, weßhalb ich Ihnen angelegentlichſt rathe, ſo wenig, als ich, daran zu zweifeln, daß er aus der Familie Biron iſt. Sie müſſen doch eingeſtehen, daß unſer Name ein guter iſt, wenn ſo illuſtre Perſonen einen Appetit darauf empfinden.

Sacken wollte es unverſchämt finden, der alte Marſchall aber beruhigte ihn: Man muß ſich niemals über Namen erzürnen. Namen ſind Lufterſcheinungen, ſie gehören Niemand oder Dem an, welcher die Geſchicklichkeit beſitzt, ſie ſo an ſeinen Leib zu paſſen, daß die Leute glauben, ſie gehören zuſammen. Da Niemand weiß, wer ſein Vater iſt, warum ſoll der Herzog von Kurland nicht eben das Recht haben, wie ich, ſich für den Ururenkel meines Urgroßvaters zu erklären? Es kommt nur auf die Mittel an, es die Leute glauben zu machen. Und Sie müſſen bekennen, daß achtzigtauſend Bajonette, funfzigtauſend Koſakenpiken und fünfhundert Feuerſchlünde, die ihm zu Gebote ſtehen, beſſere Mittel ſind, als die Pergamentblätter meines Stammbaums. Weit entfernt, es ihm beſtreiten zu wollen, bin ich ſchon zufrieden, wenn er mir nicht damit beweiſ't, daß ich kein Biron bin. Wahrhaftig, mein lieber Baron, ich müßte es ihm glauben, wenn er es mit den Gründen verſicherte.

Empört über den Leichtſinn des alten Franzoſen verließ Sacken den Marſchall. Sein Entſchluß war gefaßt. Er übertrug ſeinem Schweſterſohne, welcher, in Königsberg gleich dem Oheim in Behrend's Hauſe freundlich aufgenommen, eben ſeine Studien vollendet hatte, ſeine Güter. Er ſelbſt wollte ſich an den Küſten der Bretagne ankaufen, eine öde Wohnung zwiſchen den Kreidefelſen, die ihn nichts ſehen ließen, als die Brandung des Meeres. Nie wollte er wieder in die verhaßte, entwürdigte Heimath zurück. Und doch änderte er ſchon am folgenden Tage, nachdem der Beſtallungsbrief abgegangen, dieſen Entſchluß und ſaß am nächſten im Reiſewagen, auf dem Wege nach den grünen Geſtaden der Oſtſee.

Sein Neffe hatte ihm gemeldet, daß er ſich mit einer reizenden jungen Dame in Königsberg verlobt habe und nicht zweifle, wenn er ihren Namen nenne, daß ſein Oheim ein freudiges Ja zu der Hochzeit, zu der er ihn herzlichſt einlade, ſenden werde. Die Geliebte ſei keine Andere, als die Tochter des alten Freundes aus ſeinen Univerſitätsjahren, Benigna Behrend. Hätte noch etwas gefehlt, den Zorn des Freiherrn zu ſteigern, ſo war es die hinzugefügte Nachricht, daß Sacken's Freunde ſich lebhaft für die Partie intereſſirten, und unter dieſen vor Allen der Herzog.

Theoſophus hatte ſich bei ſeinem Haß gegen das ganze Menſchengeſchlecht eine kleine Neigung für die deutſche Nation erhalten. Er meinte, hier ſeien noch Reſte der aus der Welt verſchwundenen Ehrlichkeit zu entdecken. Die Erinnerung an die Zeit, die er in Königsberg verlebt, gaukelte zuweilen wie ein Roſenſchein durch die ſchwarzen Wolken, welche ſeinen Horizont umdüſterten. Mit mehr Wärme, als der Neffe je an dem Oheim wahrgenommen, hatte er von der uneigennützigen Theilnahme geſprochen, die er im Hauſe des Advocaten Behrend gefunden, und auch des Kindes erwähnt, deſſen unſchuldige und doch kluge Fragen ihn oft erheitert. Jetzt war auch dieſer letzte Lichtſchein an ſeinem Himmel verdunkelt. Ihm kam es vor, während er Deutſchland haſtig durchreiſ'te, als ſei die Nation ausgetauſcht; ſo widerwärtig, lieblos, habſüchtig blickten ihn alle Geſichter an. Er wünſchte ſich aus der Cultur hinaus in die lithauiſchen Steppen und ſtieg ſo ſelten, als es ſich thun ließ, aus dem Wagen.

Alſo daher die fuchsartige Freundlichkeit, der biedere Ton, die ſchlichte Sitte, monologiſirte er, womit der deutſche Mann mich gefangen nahm! Er war nichts als ein ſchlauer Advocat in re propria. Die Uneigennützigkeit, mit der er meine Rechnungen ſchrieb, waren nur ein Aviſo auf Mehr, und ſchon damals mußte das Kind mit dem Oheim liebäugeln, damit es einſt den Neffen fangen ſollte. So gehören nicht mehr Jahre, täglicher Umgang, es gehören Jahrzehnte dazu, um die Menſchen kennen zu lernen; und auch dann vielleicht nicht. Der Neffe hintergeht den Ohm, der Bruder den Bruder, der Sohn den Vater. Scheue vor Allen den Stempel der Biederkeit an der Stirn; aus dem der Falſchheit, weil ſie ſich ſelbſt nicht treu bleiben kann, mag doch vielleicht noch Ehrlichkeit hervorgehn.

Mit einer Wolke voll Ungewitter in der Bruſt, die von jedem Verdruſſe, den er auf der Reiſe erlitt, dunkler anſchwoll, ſtieg der Freiherr in Königsberg vor dem Hauſe des Advocaten Behrend aus. Entladen ſollte es ſich gegen den Heuchler, den unverſchämten Speculanten; niederdonnern wollte er ihn, zerſtören die eitle Hoffnung und dann — was dann geſchehen ſollte, wußte er noch nicht, aber das Donnerwetter entlud ſich ſchon, indem er an der Klingel riß. — Der Advocat war nicht zu Haus, die Gattin auch nicht, die Tochter mit den Eltern verreiſ't. Wohin? — Nach Kurland, zur Hochzeit, antwortete ein Nachbar aus dem Fenſter. — Um in dieſe Hochzeit wie der Blitz in den Pulverthurm zu fahren, mußten erſt die Pferde gewechſelt werden. Der Weg zur Poſt führte ihn vor des Bürger Lauſon's Hauſe vorbei. Der mußte ja um das Complot wiſſen. In dem neu geweißten Flure war es auch ſtill. An der Wand ſtand folgender Vers mit Kohle geſchrieben:

Juchheißa, mein Faß Ungerwein bleibt doch in dem Keller,
Der Kurländer hat bezahlt bei Pfennig und Heller.
Vivat der Herzog von Kurland, und der es geworden,
Und auch der Königlich Preußiſche ſchwarze Adlerorden!

Von einem tauben alten Manne, der eine Art Hausknecht- oder Verwalterſtelle im Hauſe verſah, konnte der Freiherr über das tolle Gedicht nicht mehr erfahren, als daß ſein Herr es ſelbſt in der Freude an die Wand geſchrieben, und daß der Herr Advocat Behrend und ſeine Freunde herzlich darüber gelacht. Die letzte Zeile ſei aber erſt nachher hinzugeſchrieben, denn des Herrn Lauſon Freunde hätten es bedenklich gefunden, wenn er, als guter Preuße und brandenburgiſcher Patriot, einen fremden Potentaten allein in ſeinem Hauſe leben laſſe, und es möchte ihm in Potsdam übel angerechnet werden. Um deßhalb habe ſein Herr Lauſon, ſagte mit Wohlgefallen der Menſch, auch den ſchwarzen Adlerorden leben laſſen, den dazumal gerade Seine Excellenz der Herr Gouverneur aus der Reſidenz erhalten. Und daran habe er ſehr klug gethan, und es ſei ſehr gelobt worden von Allen. — Wo iſt Sein Herr? fragte Sacken ungeduldig. — J zur Hochzeit in Kurland, war die Antwort.

Das wird ja eine recht luſtige Hochzeit, dachte der

Freiherr, indem er wieder im Wagen ſaß, es ſind ihrer genug jetzt, die ſich ſatt eſſen und trinken wollen bei mir. Mich ſollte aber nicht wundern, wenn noch mehr Vettern, Baſen nachkämen, vielleicht halb Königsberg als Sippſchaft, um das hocherfreuliche Ereigniß, daß ein Bürgermädchen in meine Familie heirathet, ſtandesmäßig mit zu feiern. Eine herrliche Verwandtſchaft! Schade, daß ich ſchon genug an Denen habe, welche die Geburt mir gab, um das Glück dieſes celebren Zuwachſes zu ſchätzen!

Theoſophus Sacken glaubte, um ſeinem Einſpruch Wucht zu geben, gerichtliche Anordnungen in der Hauptſtadt nöthig zu haben. Um deßhalb eilte er zuerſt nach Mitau. Die Ritterſchaftsbehörde zeigte ſich ſehr bereitwillig, und man billigte die Abſicht des Freiherrn, ſeinen gerichtlichen Einſpruch vor der Hand geheim zu halten, um damit am angeſetzten Hochzeitstage wie ein Blitz aus heiterer Luft vorzubrechen. Denn eine ſolche Kränkung der Familienehre fordere eine publike Genugthuung. Aber zu den Maßregeln, welche Theoſophus forderte, wünſchte man, daß er die Beiſtimmung, wenigſtens das Vorwiſſen Seiner Durchlaucht des Herzogs beibringe. — — Wie! rief er entrüſtet, dürfen wir uns nicht mehr ſelbſt regieren? Steckt der — frei Gewählte die Naſe in unſere freien Familienangelegenheiten? — Man zuckte die Achſeln; man lenkte das Geſpräch ab auf den und jenen alten Bekannten, der ähnliche Gedanken mit Sacken gehegt, und nun — der Eine im Auslande, der Andere

— im fernſten Aſien, Einer wohl gar bei der Zobeljagd, naturhiſtoriſchen Studien nachhänge.

Sacken's Ingrimm barg ſich in die Maske des Trotzes. Er eilte nach dem Palaſt; der Herzog war grade in Mitau. Im Vorzimmer begegnete ihm ſein Jugendfreund Keyſerlingk, von dem er ſeit Jahren kaum mehr erfahren, als daß derſelbe, nicht weniger mißvergnügt, als er, ſein Vaterland auf längere Zeit gemieden. Die Verwunderung, ſich hier wiederzuſehen, war auf Sacken's Seite größer. Keyſerlingk zog ihn bei Seite und ſprach in einem Tone, den er an dem gewaltigen Senior der Kuronen nicht gewohnt war: Du thuſt recht daran. Wie die Sachen liegen, blieb uns kein anderer Ausweg. Man muß verſtehen, die Träume der Jugend von der Wirkſamkeit des Mannesalters zu unterſcheiden. Er iſt heftig, eitel, aber darin vernünftig: er denkt nicht zurück, wenn wir ihn nicht daran erinnern. Ich ſchloß meinen Frieden mit ihm. Verſuche du es auch. Er iſt zur Verſöhnung geneigt, und du triffſt ihn in einer guten Stunde. Er wird thun, als ob er dich zum erſten Male ſähe; ſei auch du klug und ſetze nicht um einer auftauchenden Jugendgrille wegen das Glück des Lebens aufs Spiel.

Keyſerlingk eilte fort. — Was ſollte der Herzog, den er nie geſehen, mit dem er nie verhandelt, ihm vergeben? dachte Sacken. An ihm war es, ob er dem Manne verzeihen wolle, der ihm ſeine Braut geraubt, der ſich in ſeine Familienangelegenheiten unberufen miſchte.

Höhnend ſah ihn das glänzende Wappen der Biron über den Portalflügeln an; er verglich den brillanten Goldfirniß mit der altersgrauen Färbung desſelben Wappens am Kamin des Duc de Gontault. Eine innere Wuth durchzuckte ihn; da öffneten ſich die Flügelthüren, und des Kammerherrn Stimme rief ſeinen Namen.

Warum durchrieſelte ihn jetzt eine nie gekannte Bangigkeit? Der menſchenſcheue Reiſende war nicht fremd geblieben an den Höfen der Fürſten; ſeine Füße hatten ſich auf dem glatten Boden mit um ſo mehr Freiheit bewegt, als er die auf demſelben Wandelnden glaubte überſchauen, verachten gelernt zu haben. Er hatte nicht gezittert vor dem Throne der Bourbonen und des Hannoveraners; weßhalb fühlte er jetzt eine ſolche Bewegung beim Eintritt in den Audienzſaal eines Emporkömmlings? — Was durchzuckte ihn plötzlich die Erinnerung an ein unbedeutendes Abenteuer, an die Rückfahrt aus Königsberg, warum ſtand das Bild des eitlen Burſchen, den er aus dem Wagen ſtieß, mit hellen, ſcharfen Farben vor dem Spiegel ſeiner Seele, jetzt, wo ſein Fuß über die Schwelle glitt?

Er ſtand im Audienzſaale. Vor ihm im vollen Lüſtre und Geſchmack der Zeit, und doch der Gold- und Brokatglanz der reichen Kleider noch überſtrahlt durch das ſchwarze Auge, Biron, Herzog von Kurland. Biron weidete ſich an der Verlegenheit, ja Beſtürzung, welche den Freiherrn ergriff, als er in dem Herzog den eitlen Studenten aus Königsberg erkannte. Er war es, unzweifelhaft. Die Natur ſchafft nicht zwei ſolche Copieen deſſelben Urbildes. Und wenn die Züge gelogen hätten, das war derſelbe zornige, freche, lächelnde Blick aus dem kugelrunden, blitzenden Auge, den Büren ihm zuwarf, als er, aus dem Wagen geſtoßen, rief, ſie würden dereinſt abrechnen. Sie rechneten in den Secunden, wo keiner die Lippen öffnete, mit einander ab. Die Augen ſagten ſich Alles, was auszuſprechen war. Die Worte nachher waren nur der formelle Deckmantel für das, was vorher ſchweigend und vollſtändiger geſprochen worden.

Man ſagt, Herr von Sacken, ſprach der Herzog, Sie wären ein Aſtrologe und fragten Zigeunerweiber über die Zukunft aus. Ein Wunder, wenn ein Philoſoph an Wunder glaubt.

Die Wunder kommen von ſelbſt, entgegnete Sacken. Ich verlange nicht mehr, als ich jetzt ſehe.

Glauben Sie noch, daß die Welt nicht vorwärts geht? Ich hörte, Sie ſollten der Meinung ſein.

Ein alter Spruch, Durchlaucht, meint, man ſolle den Tag nicht vor dem Abend loben.

Sie haben weite Reiſen gemacht. Ich billige es, wenn meine Cavaliere ihre rauhen Sitten im Auslande abſchleifen. Aber Sie ſollen ein Menſchenhaſſer geblieben ſein.

Ich fand keinen Grund, meine Anſichten über das Geſchlecht zu ändern.

Glauben Sie nicht, daß es in meiner Macht ſteht, Ihnen andere zu verſchaffen?

Vielleicht, wenn Euer Durchlaucht die Macht hätten, mir ſelbſt über mich andere Begriffe beizubringen.

Es käme darauf an, lächelte der Herzog. Die Welt iſt noch groß. Sie lieben ohne Geſellſchaft zu reiſen, ich würde Ihnen eine Reiſe in Gegenden empfehlen, wo Sie wenig Menſchen anträfen. Sibirien ſahen Sie noch nicht. Es iſt reich an Naturmerkwürdigkeiten. Mancher kehrte mit ganz andern Anſichten zurück, als er hinging.

Das Blut pulſ'te heftiger durch des Freiherrn Adern: Wenn Euer Durchlaucht ſelbſt dieſe Reiſe unternehmen wollten, würden Sie gewiß für das Glück Ihrer Unterthanen ſorgen.

Die doppelſinnigen Worte waren Sacken entſchlüpft; er bemerkte ihre Wirkung in der plötzlichen Bläſſe, die des Herzogs Geſicht überzog. Doch kehrte ſchnell die Röthe zurück, und er lächelte:

Ich bin Ihnen noch einigen Dank ſchuldig, Baron, für eine Gefälligkeit, die Sie einſt einem meiner entfernten Verwandten erwieſen. Sie ſollen mich nicht undankbar ſchelten. Vorläufig gratulire ich zu der Heirath in Ihrer Familie. Es iſt lobenswerth von Ihnen, daß Sie, um bei der Hochzeit zu ſein, die weite Reiſe in ein Land nicht ſcheuten, wohin ſonſt Sie nichts zurückzieht.

Es thut mir leid, wenn Euer Durchlaucht ſich für dieſe Hochzeit intereſſiren; aber ſie unterbleibt.

Wollen Sie Einſpruch thun?

Ich.

Weßhalb? Ich finde die Braut reizend. Mich dünkt, auch Sie müſſen ſie kennen von früher. Oder lieben Sie durchaus nicht, an frühere Verbindlichkeiten erinnert zu werden?

Ich widerſpreche, weil mein Neffe ohne meine Zuſtimmung heirathen will, der ich ſein Oheim, Vormund und Familienſenior bin; weil die Verlobung hinter meinem Rücken geſchah, wider meinen Willen, weil es mir zuwider iſt, wenn gemeines Blut ſich in edle Familien drängt. Darum widerſpreche ich und werde es nicht dulden.

Hm! hm! ſagte der Herzog mit unterſchlagenen Armen, ich liebe die Männer mit Grundſätzen. Schade nur, die jungen Leute freuten ſich ſo ſehr, Sie als Hochzeitsgaſt zu ſehen. Aber als Pathe beim erſten Kindtaufen darf man doch auf Sie hoffen?

Theoſophus ließ ſich aus ſeiner Ruhe durch die des Fürſten bringen. Dazu wird und ſoll es nicht kommen, denn ich verbiete unbedingt meinem Neffen die Heirath.

Wie mögen Sie das?

Er iſt mein Erbe; ohne meinen Willen hat er nichts.

Sie vergeſſen, Baron, daß er Ihre Schenkung ſchon in Händen hat; es iſt durch meine Fürſorge Alles einregiſtrirt. Ihr Widerſpruch kommt darin zu ſpät.

Aber nicht der des Seniors. Die Statuten unſerer Familie ſprechen beſtimmt und deutlich in dieſem Falle. Es giebt kein Geſetz, meinen Willen zu brechen. Und ſo wenig ich Euer Durchlaucht bewegen kann, Ihren Herzoghut niederzulegen, werden Euer Durchlaucht mich bewegen, ihn zu ändern. Hier iſt Alles bebrieft und beſiegelt, die Ausfertigung der Gerichte, und ich zweifle nicht, daß ein ſo gerechter Souverain, als Euer Durchlaucht, einen gekränkten Mann in Wahrung deſſen unterſtützen werden, was ſein unverbrüchliches Recht iſt.

Der Herzog hatte die Papiere durchblättert und reichte ſie freundlich dem Freiherrn zurück. Warum pudern Sie ſich und tragen eine Perrücke, Baron? Stoiker Ihrer Geſinnung kann ich mir eigentlich nur denken im ſchwediſchen geſchornen Kopf. Ja, es war ein gewaltiger Kopf, dieſer Karl. Er rannte eichene Thüren ein. Wir, in einem Zeitalter der Verweichlichung und Entkräftung, können das nicht mehr. Aber Ihre Papiere ſind in vortrefflicher Ordnung. Kurland kann ſich freuen, einen ſo geſetzlichen Mitbürger wiedergewonnen zu haben. Steht noch ſonſt etwas zu Ihren Dienſten?

Sacken verneigte ſich tief, der Herzog ſchellte; er war entlaſſen. An der Thüre rief ihm Biron's Stimme nach: Baron Sacken, haben Sie ſich nicht beſonnen? — Sacken antwortete: Nein! — Aber Sie ſind mir

Laune. Wie toll vor Freude kreiſelte ſich in den Gängen der alte Lauſon. Er war um Vieles dicker geworden, und ſein Weſen hatte einen vornehmen Anſtrich, der dem ſchlichten Bürger ſonſt fremd geweſen. Behrend dagegen konnte kaum die ernſte Würde, die ihm eigen, aufrecht erhalten; ſo blitzte die Freude aus ſeinem Vaterauge. Ja, Gevatter, ſagte Lauſon, wer hätte das damals erwartet! Dem Verdienſte wird doch ſeine Krone, und die Welt iſt ſchön und gut. — Ich kann noch immer eine gewiſſe Aengſtlichkeit nicht unterdrücken, entgegnete Behrend. Noch immer iſt die Einwilligung des Freiherrn nicht da. Sein Schweigen iſt bedenklich, wenn man ſeinen Charakter erwägt. — Was bedenken, rief Lauſon, er muß, er muß! Wofür haben wir unſern durchlauchtigen Herzog, meinen dankbaren Herzensjungen. Wenn er nicht will, ſchicken wir ihn zum Zobeljagen. Deiner muß tanzen nach meiner Pfeife. Dein Franzwein iſt ſauer, Nichts iſt aus ihm geworden. Wir erheben ihn erſt, durch uns kann er es zu etwas bringen. Pereant die Duckmäuſer!

Pack! murmelte der Ergrimmte in die Zähne. Die Brautleute kamen den Gang herauf. Seligkeit in den Blicken der Umſchlungenen. Benigna war ſehr ſchön geworden, der Liebreiz umfloß ihre zarte Geſtalt. Sie wiſchte eine Thräne aus dem Auge: Und mir iſt doch noch bange, hauchte ihre klangvolle Stimme, wenn er ſo plötzlich vor uns träte, wie ich ihn oft ſah — der zornige Blick vor ſich hinſtarrend aus dem bärtigen Geſicht, und er ſpräche — — Könnte er Nein ſagen? fiel der feurige Liebhaber, ihr den Mund ſchließend, ein; — nimmermehr, wenn er dich ſähe, wie ich jetzt.

Leider konnte der Gemeinte die Züge des ſchönen Mädchens nicht mehr ſo klar ſehen, als er wünſchte. Die eingebrochene Dunkelheit verhinderte es. Eine leiſe Berührung am Arm ſtörte ihn aus der Beobachtung auf. Ein Mann im Mantel, den er für einen der von ihm mitgebrachten Gerichtsdiener hielt, winkte ihm mit verſtohlenen Zeichen. Als er ihm in das Birkenholz folgte, verdreifachte ſich die Zahl der Männer im Mantel. Sacken fühlte ſich ergriffen. Keinen Laut, oder! — war der einzige Laut, den er hörte, und, von kräftigen Armen gefaßt und geſtoßen, ward er in einen Wagen gehoben. Der Schlag flog zu, man ſchloß und hämmerte daran, und im nächſten Augenblicke rollten die Räder über den Kiesdamm fort.

Nach einer Weile glaubte er aus der Ferne die Muſik zu hören, welche den frohen Abend auf ſeinem Schloſſe einleitete. Immer ſchwächer, verhallten die Töne bald. Der Wagen fuhr, nachdem die Pferde einige Zeit getrabt, im Schritte fort, ohne anzuhalten. So ging es die Nacht durch.

Sacken kannte ſein Schickſal. Ein Andrer würde nach dem erſten Schrecken unruhig geworden ſein, vielleicht getobt und auf Mittel gedacht haben, aus der unwillkommenen Lage ſich loszuringen. Er hüllte ſich, nachdem er ſeine Lage überlegt, ruhig in den Mantel und verſuchte zu ſchlafen. Dieſer erſte Verſuch mißlang. Eine Möglichkeit durchzuckte ihn. Außer dem Einen hatte er in Kurland keine Feinde. Nur von Dieſem konnte der Gewaltſtreich ausgehn; dann war keine freundliche Löſung denkbar. Aber möglich war eine Verwechſelung der Perſon, denn er war nicht der erſte Edelmann, den man nächtlich aufgegriffen hatte. Um deßhalb, als der Wagen durch tiefen Sand fuhr und es ringsumher todtenſtill war, rief er mit lauter Stimme: Die ihr draußen dieſen Wagen escortirt, könnt ihr mir Antwort geben, Wen ihr Ordre habt in der Art zu behandeln, wie es mit mir geſchieht? Nicht daß ich mich widerſetzen will, es möchte jedoch ſein, daß ihr einen Falſchen aufgegriffen habt, was euch weniger als mich unnöthigerweiſe in Ungelegenheit brächte. Alſo Antwort, wenn ihr dürft, und ich verſpreche euch, ſo ich der bin, den euer Auftrag nennt, fürder mich ſo ruhig zu verhalten, daß ihr auf der Reiſe, ſei ſie nun lang oder kurz, wenig Sorge meinetwegen haben ſollt.

Es blieb ſo ſtill als vorhin. So dürft ihr mir doch ein Zeichen geben, wenn euch das Reden unterſagt iſt. Ich bin der Freiherr Theoſophus Sacken. Wenn es der iſt, den ihr gefangen nehmen ſolltet, ſo ſchlagt auf die Kutſche!

Ein dreimaliger Peitſchenſchlag auf das Leder des Kutſchendeckels antwortete. Nun war der Gefangene beruhigt. Er ſchlief den übrigen Theil der Nacht. Der Morgenſchein drang, als er erwachte, durch die Bretter, mit denen das Kutſchenfenſter verſchloſſen war. In einem Korbe auf dem Rückſitz ſtand, was für ihn zum Frühſtück beſtimmt ſchien. Sonſt war Alles, wie in der Nacht, der Wagen blieb in Einem Fahren, bald langſam, bald ſchneller. Durch die Ritzen ließ ſich nichts entdecken, kaum ein Streifen des Horizonts. Nur wenn die Aeſte am Leder ſtreiften, oder am würzigen Harzgeruch der Kiefern erkannte er, daß es durch einen Wald ging. Befahrnere Wege ſchien man zu vermeiden, doch hörte er, wie der Wagen über Fähren ſetzte und Brücken paſſirte.

Schnitter auf dem Felde ſangen ein eſthniſches Lied. Er hatte es wohl ſchon gehört; noch nie hatten die einfachen Töne ihm indeß ſo rührend geklungen:

Wo im Staub die Räder rollen,
Fährt der gnäd'ge Herr von dannen;
Möcht' er doch recht lange reiſen.
Unſre Hände ſind voll Schwielen,
Und geritzt die heißen Sohlen,
Wollt' er doch nicht wieder kehren!
Immer heißer brennt die Sonne,
Immer trockner ſchmeckt das Leibbrod,
Aerntebier iſt immer ſaurer,
Wenn der gnäd'ge Herr uns zuſieht. —
Ach! eh' bleibt im Meer die Sonne,

Eher frißt der Wolf den Vollmond,
Eher bleibet aus der Frühling,
Und die Schwalbe kehrt nicht wieder,
Als er nicht zu uns zurück kehrt,
Unſer böſer gnäd'ger Herr.
Schwielen ſind für arme Leute,
Polſter für die gnäd'gen Herren.
Arme Leute, arme Leute
Bleiben immer arme Leute!

Nun, nun! brummte Sacken, ich werde ja nicht wiederkehren. Die Reiſe nach Sibirien dauert Jahre, aus Jahren werden oft Jahrzehnte, aus Jahrzehnten ein Lebensalter. Was der Menſch endlich nöthig hat, trifft er auch dort, ſechs Fuß Erde, und mich dünkt, man müſſe in den Einöden beſſer ausruhen, als in unſern eng gedrängten Landſtrichen, wo der hungrige Blick ſelbſt auf den ſchmalen Bodenſtreif neidiſch blickt und ausrechnet, wie viel Hafer ſtatt der Trauerbirke wachſen möchte. Das Vieh mag das Gras nicht freſſen, das auf Kirchhöfen wächſ't, ſagte mir neulich verdrüßlich der deutſche Küſter. Wenn man die Leute, damit ſie ſterben, nach den aſiatiſchen Steppen ſchickt, warum ſendet man nicht auch die ſchon Geſtorbenen dahin? Raum iſt genug. Die Adler rauſchen über die kleinen Hügel, der Haſe, der Hiſch graſet ſie ab, der Bär ſchweift darüber fort, der Fuchs wühlt ſeinen Bau dazwiſchen. Wir ſtören dort Niemand und werden von Niemanden geſtört.

Er überſchlug die Zahl bekannter Männer, welche unfreiwillig in den letzten Jahren dahingegangen. Vom

Gipfel der Macht in die frierende Entbehrung verſtoßen — wie Viele hatten ſchon im Kampf mit Raubthieren, mit Hunger und Kälte ihr klägliches Leben geendet. Statt in der mit Sammet und Gold verſchlagenen Halle, von Kerzenduft umhüllt, lag ihr gefrorner Leichnam in einer ſchlecht gezimmerten Bretterſcheune und wartete Monate lang, bis die Erde aufthaute, die müden Glieder zu empfangen. Er dachte an Mentſchikow's Töchter, an wie vieler anderer Gewaltigen, wie ſie die Pelze um den todten Vater, Bruder, Gatten hüllten, einen letzten, ohnmächtigen Liebesdienſt dem Dahingegangenen. — Ein Glück! ſprach er, daß ich nicht verheirathet bin. Um mich wird keine Thräne unnöthig fließen. Man kann mich, wenn ich ausgeathmet, zum Fenſter hinauswerfen, und die Wölfe ſorgen, daß meine Leiche keinem Lebensfrohen ein Aergerniß wird.

Schon war ein zweiter, ein dritter Tag verſtrichen. Man hatte ihn mit dem, was zur Nothdurft des Lebens gehört, verſorgt. Er fand regelmäßig beim Erwachen aus dem unruhigen, unbequemen Schlafe die Nahrungsmittel in einem Korbe hingeſtellt. Im Verlauf der Reiſe legten ſeine Wächter von der anfänglich beobachteten Scheu etwas ab, und man reichte ihm auch im Wachen, was er bedurfte, in die Kutſche. Anfänglich ließ man ihn nur des Nachts ausſteigen, ſpäter geſchah es wohl auch des Tages, immer jedoch nur in der Mitte dichter Wälder, oder auf öden weiten Ebenen, wo kein lebendes Weſen, kein Kirchthurm ſich dem Auge zeigte. Bisweilen hielt man auch dann es für nöthig, ihm zuvor die Augen zu verbinden. Die dabei Betheiligten waren, ſo viel er Gelegenheit fand, ſie anzuſehen, fremde, bärtige Geſichter. Sie wandten, in ihre dichten Mäntel und Pelze gehüllt, ihm den Rücken. Noch entfuhr keine Sylbe ihren Lippen. Durch Zeichen ward ihm angedeutet, wenn er einſteigen ſollte. Die Thüre ward wieder feſt verſchloſſen und geprüft.

In den erſten Tagen mußten die Pferde nur dann ausruhen und gefüttert werden, wenn auch er ſchlief; der Wagen blieb wenigſtens in beſtändiger Bewegung, und er bemerkte nicht, daß die Pferde gewechſelt wurden. Später hörte er ſie einkehren und ausſpannen. Aus dem Wechſel des Lichtes und dem Holzgeruch entnahm er, daß man ihn in eine Scheune oder einen Stall geſperrt. Er konnte indeß wahrnehmen, daß dies ſtets nur in entlegenen Schenken geſchah. Nur ſelten wurden dabei Worte gewechſelt, welche er verſtand, noch ſeltener hörte er den Branntweinjubel ſeiner in der entfernten Zechſtube zechenden Wächter. Trotz ihres ſtandhaft beobachteten Schweigens blieb dennoch zwiſchen ihnen eine Art Verſtändigung. Es war ihm nicht verſagt, ſeine Wünſche zu äußern, und er erhielt darauf durch Zeichen, oder durch die Erfüllung Antwort. Auf dieſe Weiſe entſpann ſich zwiſchen ihnen eine Art ſymboliſche Sprache, und er ſchloß daraus, was ihm angenehm war, daß die Wächter dieſelben blieben.

Ueberhaupt ließ man in der ſtrengen Vorſchrift nach, je mehr die Reiſe aus den Gegenden ſich entfernte, wo noch Deutſch verſtanden und geſprochen wurde. Jetzt fuhr man ſchon Wochen lang durch das eigentliche Rußland. Sacken kannte ſo viel von der Sprache, um dies zu erkennen. Man übernachtete in Dörfern, und das Geraſſel des Wagens auf Steinpflaſter ſagte ihm, daß man durch Städte fuhr. Hier geſchah Mehreres zu ſeiner Bequemlichkeit, nur war man noch taub gegen den Wunſch, daß ihm einmal ein Nachtlager, ſei es auch die nackte Erde, außerhalb des Wagens vergönnt werde. Erſt als nach Monaten auch dieſes weiten Reiches Grenzen hinter ihnen liegen mochten und ganz fremde aſiatiſche Laute, von denen man nicht vorausſetzen konnte, daß der Deutſche davon etwas verſtand, wechſelten, gab man auch darin nach. Man ließ ihn am heißen Mittag oder in lauen Nächten einige Stunden im Mooſe ſchlafen; in Gehöften durfte er dagegen niemals ausſteigen.

Faſt hätte er alle dieſe Gunſt durch eine Unbeſonnenheit verſcherzt. Der Wagen fuhr wieder auf Straßen; ein Geſchwirrr von viel tauſend Menſchenſtimmen wogte durch einander, er war auf einem großen Markte. Das ſagte ihm das Kreiſchen und Zanken der Weiber, die ihre Waare ausboten, das Gebrüll der Kühe und Ochſen, das Piepen und Flattern des Federviehs, der Geruch der Früchte und Kräuter. Der Wagen konnte kaum Schritt für Schritt fort; jetzt hielt er an. Auf dem Knie liegend, das Ohr an das Leder gedrückt, lauſchte er, ob er keinen verwandten Laut auffange. Vergebens. Das mochten baskiriſche, kalmuckiſche, tatariſche und ſamojediſche Sprachen ſein; kein Wort darunter, das er verſtand. Und doch, in einiger Entfernung hörte er ſchlechte polniſche Worte. — Es war ein Jude. Er hätte ihn ans Herz drücken mögen, und hätte er von Schmutz geſtarrt. — Gütiger Gott! was war das für ein Ton? — Ein deutſcher Mund, deutſche Worte, nur zwei, ein Schritt von ihm, deutlich klang es: Du lieber Himmel, da bringen ſie wieder Einen nach Sibirien! — Ein Schrei des Entzückens brach unwillkürlich aus der Bruſt, ſtrömte über die Lippen, er weinte, er ſtreckte die Arme aus, er küßte das Leder des Wagens. — Die Stimme war verſtummt, keine Entgegnung, die Peitſche knallte, und der Wagen rollte über die Steine. Bald war das Steinpflaſter, bald das ſummende Marktgewühl verſchwunden.

Die Strafe folgte nach. Ueber Monatsfriſt ward der Gefangene kaum aus dem Wagen gelaſſen. Vermuthlich mied man abſichtlich wieder die große Straße. Die monotone Stille gewann durch die eintretende Kälte an drückendem Gewicht. War es der Winter allein, oder die Nähe des furchtbaren Beſtimmungsorts? Eine unſichtbare Hand reichte ihm einen großen Fuchspelz, ſich darin vor Kälte zu ſchützen, es war das erſte Zeichen der Verſöhnung von Seiten ſeiner unſichtbaren Gewalthaber. Aber konnten Pelze, Mützen, Fußſäcke, wärmende, ſtarke Getränke die Lichtloſigkeit ſeines Käfichs heller machen, konnten ſie mit ihm reden? Ach, der Winter verſcheuchte auch die letzte Geſellſchaft, die Letzten, mit denen er Geſpräche pflog, die Sperlinge, die Amſeln, den Kukuk, die Schwalben, die Störche. Das Heulen der Wölfe ſchreckte ihn nur zu oft aus dem Schlafe; er bemerkte die Angſt, welche ſie auch ſeinen Begleitern einflößten, wenn die hungrigen Schnellläufer die Kutſche umſchwärmten. Die Pferde wurden unruhig, man brannte Piſtolen und Feuerwerke auf die Läſtigen ab. Alles deutete auf die unwirthbaren Gegenden, in die ſie vorgedrungen: magere Koſt, Haferbrot, gedörrte Fiſche, ſchlechtere Wege. Man ließ ihn häufiger aus dem Wagen ſteigen, der oft in ganzen Tagen kaum Meilen zurücklegte, und gönnte ihm die Bewegung, welche bei der Beſchaffenheit der Gegend nicht gefährlich war. Weite, überglaſ'te Schneeflächen, nur unterbrochen von nacktem, röthlichem Felsgeſchiefer; kümmerlicher Kniewuchs, oder vereinzelte Birken, die traurig ihre nackten Zweige in die eiſige Luft ſchüttelten, verriethen dem Reiſenden, in welche nördliche Regionen er ſchon vorgedrungen war. Die Schneehühner waren ſchon länger ſeine Begleiter geweſen, jetzt ſchweifte auch das Rennthier einſam und in Gruppen über die Felder. Noch deutlicher redete der nächtliche Sternenhimmel, mit den veränderten Figuren. Ihm war die Nacht willkommener. Freundlicher, wärmer, menſchlicher ſprachen zu ihm die Millionen flimmernder Welten in den Bildern, die er ſo oft auf der Karte verfolgt, deren Namen ihm geläufig waren, an deren fabelhafte Geſtalten die vorweltliche Mythe, ausgeſchmückt von dem Schönheitsſinn hochgebildeter Völker, die Geſchichte des Heroenalters der Menſchheit geknüpft. Was ſprach dagegen zu ihm der Tag, der ein eiskaltes Sterbekleid über die Schöpfung ausbreitete; und wäre die Sonne ſo mächtig geweſen, die Schneedecke fortzuziehen, es lag doch nur eine ausgeſtorbene Welt darunter. Wie augenblendend die Sonne auf die Felder ſtrahlte, es war doch nur ein matter höhnender Schimmer; ſelbſt der einzelne Raubvogel, der Nahrung ſuchend über die weißen Flächen dahinflatterte, dünkte ihm des kühnen Fluges, des rauſchenden Fittichwurfs, des zornigen Blicks eines Alpenadlers zu entbehren.

Sacken ſaß feſt verſchloſſen im Wagen, als ein Sturm ihn aus ſeinen Träumen weckte. Der Orkan, der ſchneidend durch das Leder drang, wälzte Schneemaſſen heran. Er ſchwieg, oder rollte über die unermeßlichen ſibiriſchen Ebenen fern gen Abend. Der Himmel war verdunkelt. Anfangs glich es einer Erleichterung, einer wohlthätigen Löſung der Natur nach einer entſetzlichen Beängſtigung. Aber die Wolken ſchüttelten nicht allmählich ihre Fülle aus. Dick zuſammengepeitſcht, borſten ſie auf einmal, die Atmoſphäre war ein Schnee, er fiel nicht mehr, er wälzte, preßte ſich herab. Bis über die Leiber ging er den Pferden, bis über die Räder wuchs er am Wagen. Das Fuhrwerk blieb ſtehen, denn kein Peitſchen und Fluchen half mehr. Nach einer bangen halben Stunde hörte er ſeine Wächter abſteigen und die Pferde losſchirren. Es war feuchte Nacht um ihn. Sie wechſelten Worte, die er verſtand, ſie verließen ihn, anderwärts Rettung zu ſuchen, vielleicht nur für ſich, für die Thiere. Ihn ließ man allein, verſchloſſen, hülflos, in der Nacht, der Wüſte, dem ſibiriſchen Schneemeer zurück. Er ſchrie, er klopfte an die Bretter, er beſchwor ſie bei Gott und allen Heiligen, ihn nicht zu verlaſſen, ihn mitzunehmen. Umſonſt. Sie hörten ihn nicht, oder wollten ihn nicht hören. Die Pferde mit ihren Reitern arbeiteten ſich durch den Schnee, jetzt hörte er nichts mehr, und war allein, eingekerkert, dem Verderben geopfert.

Er war nicht mehr allein, denn durch die Schneemaſſen arbeiteten ſich die Ungethüme der Wüſte. Von weit her gaben ſie ſich Signale, daß ſie ihre Beute wieder gefunden, eine Beute, von den Wächtern ſelbſt ihnen preisgegeben. Nie hatte ihm das Heulen der Wölfe ſo entſetzlich geklungen, ſo lang ausholend, ſo teufliſch lächelnd, das Symbol des Hungers und der Höllenfreude zugleich. Nun ſtürzten ſie heran in wilden Sprüngen. Das Heulen wurde lauter, heller, freudiger, es war die Witterung des Menſchenfleiſches. Preisgegeben war er den Beſtien, zerriſſen von ihnen, verſchlungen, beſtimmt, ſpurlos zu verſchwinden, ohne Abſchied von der Welt, ohne Lebewohl von irgend einem Weſen, wahrſcheinlich ohne daß eine menſchliche Seele von ſeinem Untergange Kunde erhielt. Er war auf ſeine Kniee geſunken, er preßte die Hände, er verſuchte zu beten. Da fuhr das erſte Ungethüm über den Kutſchendeckel, drüben im tiefen Schnee wieder unterſinkend. Ein zweites krallte an das Leder. Jetzt verſuchte es oben, jetzt unten Eingang. Er glaubte den warmen Hauch des Rachens durch die dicke Decke zu fühlen, indeß der gräßliche Schrei heißhungriger Wuth ſeine Nerven zerfleiſchte. Jetzt waren ſie unter, über ihm, jetzt kratzten ſie an dem Leder, jetzt nagten ſie an den Brettern, rüttelten an der Deichſel. Er pries ſeine erſten Peiniger, die ihm einen ſo feſten Käfich gebaut. Aber wie lange konnte das Menſchenwerk, das doch auch durch die lange Reiſe gelitten, der wilden Naturkraft der hungrigen Beſtien Widerſtand leiſten. Er war ohne Waffen; aber was hätten Waffen in der Hand des einzelnen geſchwächten Mannes vermocht! Auf das Sterben war er vorbereitet; aber darum betete er, daß ſein letzter Augenaufſchlag noch einem menſchlichen Weſen ins Geſicht blicke. Da ergriff er krampfhaft ſeine Brieftaſche und kritzelte mit dem Stifte ſein Teſtament auf die Tafel. Man mußte es ja leſen können, wenn gleich in tiefem Dunkel geſchrieben, denn ein Lichtſtrahl, der ſeine Seele durchzuckte, dictirte es ihm: Vergebung allen meinen Feinden. Vergebt auch mir, der ich euch ohne allen Grund quälte. Mein Neffe, ſei glücklich an der Hand deiner Benigna, der ich alle meine Habe —

Der Griffel entfiel ihm. Denn von Neuem wüthete der Sturm. Der Orkan heulte um die Wette mit den Wölfen. Die Schneemaſſen wurden zu Bergen aufgehäuft, und der nächſte Stoß trieb wieder die Berge auseinander. Die Ungethüme ſelbſt mußten, geworfen, geſchleudert, mit dem Wetter kämpfen. Da riß ein neuer Stoß den Wagen um, und krachend ſtürzte er auf die Seite. Jetzt waren die Breſchen für den Feind da. Zum zweiten Male gab ſich Sacken verloren. Verhüllt in den Pelz, die Augen zugedrückt, erwartete er, am Boden liegend, das Unvermeidliche. Aber die Hülfe war mit dem Sturm gekommen. Mehrere Schüſſe, Peiſchenknall, Pferdewiehern, Hundegebell und das Hallo vieler Menſchenſtimmen verſcheuchte die grimmigen Thiere im Augenblick, wo der Zahn eines Wolfes die ſchwächeren Bretter des Kutſchenbodens, der jetzt frei zur Seite lag, durchgeriſſen hatte. Er war gerettet, ſeine Wächter waren mit friſchen Pferden und dem Aufgebot einer ganzen Dorfſchaft zurückgekehrt. Aber er ſah wenig mehr, als den erſten Totaleindruck, den das Nachtbild einer aſiatiſchen Dorfſchaft, in wildfremden Trachten, angeleuchtet von Kienbränden, auf ſeine angegriffenen Nerven verurſachte. Einem, deſſen weitgeſchlitzte Augen und aufgeriſſener Mund unter der plattgedrückten Naſe ihn zu anderer Zeit mit Entſetzen erfüllt hätte, fiel er um den Hals. Denn es war ein Menſch.

Dann verſank er in Bewußtloſigkeit und ſah nicht mehr, wie man den Kutſchenkaſten auf einem Schlitten befeſtigte; auch erfuhr er nicht, daß man ihn in dem Dorfe zu Bette brachte und ſo lange pflegte, bis die Weiterreiſe ohne Gefahr wieder angetreten werden konnte.

— Er hatte bis da genaue Zeitrechnung gehalten und wußte beſtimmt, daß er ſchon über ſechs Monate unterweges war. Von jetzt an ward er an dem Kalender irre, denn ſeine Krankheitszufälle erneuerten ſich, ohne doch bedenklich zu werden. Auch wußte er nicht mehr, in welchen Gegenden er ſich befand. Er glaubte bis da, als tüchtiger Geograph, den Strich der Reiſe im Allgemeinen genau verfolgt zu haben. Die Völkerſchaften, die Producte der Länder, wie die Himmelszeichen verwirrten ſich; aber er hatte auch nicht mehr wie früher darauf Acht. Er wußte nur, daß man, wahrſcheinlich um ſeine Qual zu ſteigern, ihn auf dem längſten Wege nach dem Ort ſeiner Beſtimmung führte. Ihm war es gleichgültig geworden, denn er beſchäftigte ſich mit ſich ſelbſt. Seine Zukunft war einförmig; bewegter die Vergangenheit, auf die er zurückblickte; und je ernſter er das Auge darauf richtete, um ſo unzufriedener ward er mit ſich. Wie anders ſah er in dem dunkeln Wagen Vieles an, wie vordem, als das Licht der Sonne, der Schatten der Verhältniſſe darauf fiel. Wie Vielen hatte er Unrecht gethan, wie oft aus ungegründetem Argwohn Andern und ſich geſchadet. Warum hatte er den Handlungen ſeiner Nebenmenſchen immer die unlauterſten Beweggründe untergelegt; und wenn er darin richtig geblickt, wer gab ihm ein Recht, auf die Motive allein zu ſehen, und nicht auf die Wirkung, auf die That, wie ſie geworden. Wie Vieles hatte er danach zu bereuen, um wie viel milder beurtheilte er die, welche ihn gekränkt hatten. Was hatte er ein Recht, was ſein Neffe als Lebensglück betrachtete, aus nichts Anderm als einer ſchwarzen Grille zu hintertreiben, wie tyranniſch war er dabei gegen ſeinen uneigennützigen Königsberger Freund und deſſen unſchuldige Tochter verfahren! Und durfte er danach Biron, wenn er es war, der ihm die Qual bereitet, nur tyranniſch nennen? Bei der Erinnerung an Benigna Trotha gährte noch einmal der Kelch bitter auf; allein freundlich blickte ihn ihr kluges Auge wieder an, und ſie reichte ihm über die ſibiriſchen Wüſten die Hand zur Verſöhnung. Wer war hier der Tyrann geweſen, wer hatte das Glück von ſich geſtoßen? Nicht ſie. Aber ſie, die er ſo ernſt geliebt, die er ſo hoch geſchätzt, daß er ihren Werth durch Prüfungen läutern wollen, zu denen er nicht berufen war, ſie jetzt ſittlich entwürdigt, zur Scheingattin, mit Verleugnung ihrer eigenen Würde, ihrer heiligen Rechte, einem andern ſinnlichen Bunde den Deckmantel der Decenz umwerfend! Trug er auch da die Schuld? — Er gedachte des Tatarchans, in deſſen Filzzelt er während eines zweiten Fieberanfalls einige Tage ausgeruht, der zwei Frauen zugleich hatte, eine alternde und eine jugendliche. Er hatte jene gefragt: ob ſie mit der Rivalin zufrieden ſei? Sie hatte geantwortet: Wenn nur mein Herr zufrieden iſt.

Der Winter war vorüber, die Lerchen ſangen wieder, der würzige Duft friſcher Kräuter drang erquickend in ſeinen Käfich. Aber grauſamer Weiſe ſchloß man dieſen jetzt abermals viel behutſamer. Nur in dunkeln Nächten, in Waldesſchatten ward er auf Augenblicke herausgelaſſen. Auf den Frühling folgte der Sommer, aber noch immer nicht das Ziel ſeiner Reiſe. Er meinte nach ſeiner Berechnung jetzt in der Nähe des chineſiſchen Reiches zu ſein. Damit ſtimmten mehrere Anzeichen: ein kräftiger, aromatiſcher Thee, ein Lieblingsgetränk, welches er lange entbehren müſſen, wurde ihm häufiger gereicht; er hörte wieder Glocken läuten, ein Ton, der ihm faſt wie eine Menſchenſtimme willkommen klang. Ja man nöthigte ihn eines Morgens ſich die Augen verbinden zu laſſen, und während deſſen ward eine Operation an ihm vollzogen, welche ein ganzes Jahr lang unterblieben war: man nahm ihm den Bart ab, und die Scheere wühlte auch in ſeinen langen Haaren. Das war das Symbol der Verdammung; ſo wußte er ſich denn am Ziele ſeiner mühſeligen Fahrt. Er glaubte auf eine menſchliche Behandlung hoffen zu dürfen, vielleicht nur auf den anſtändigen Bann innerhalb beſtimmter Grenzen; denn man hatte ihm weder Ketten noch den gewöhnlichen Verbrecherkittel angelegt, im Gegentheil war er wieder in den europäiſchen Kleidern, welche er halb zu ſeiner eigenen Bequemlichkeit während der Reiſe abgelegt. Und doch fühlte er eine Bangigkeit, daß dieſe nun aufhören ſollte. Wie läſtig auch, es war doch nun ein alter Bekannter, eine Gewöhnung, von der kein Weſen von Gefühl ohne eine gewiſſe Wehmuth ſich trennt.

Die Sonne brannte heiß auf das Kutſchenleder

Der Wagen fuhr langſam. Er hörte das Streifen der Senſen, das Fallen der Mahd. Die Schnitter ſangen. — Die Chineſen, dachte der Freiherr, ſollen das gedrückteſte Volk ſein, und doch mögen ſie ſingen! Alſo es giebt Stoff zur Heiterkeit in der ganzen Welt. — Er drückte die Augen zu, ſanft geſchaukelt von der lauen Luft, von dem ſandigen Wege. Angenehme Bilder von Glück und Friede gaukelten ihm vor. Da hörte er ſie ſingen, in kuriſcher Sprache:

Wieder iſt er, aus der großen
Stadt, zurückgekehrt, der Herr.
Bringt der Gnäd'ge Honigkuchen,
Bringt er Zuckerbrod für uns?
Honigkuchen nicht und Zucker,
Schlimme Mienen, ſauren Blick,
Arbeit doppelt, böſe Worte.
Schelten kann er wie Zweihundert,
Böſe ſehen wie Dreihundert,
Und die Schläge zählt er nicht.
Wenn er doch recht gnädig wäre,
Und in ſammtnem Handſchuh ginge,
Wollte Weizenbrod dem Prieſter
Opfern, und zwei Kannen Meth.

Was war das? — Er wachte; es war kein Traum. Wie kamen kurländiſche Bauern an die Gränze von China? — Der Wagen ſtand ganz ſtill. Die warme, ſtille Nachmittagsſonne drang durch die Ritzen, der Sonnenſtaub wirbelte ſo befreundet, der Harzgeruch der Kiefern, das Rauſchen der Lüfte in den Zweigen, Alles klang ihm ſo bekannt. Er rief hinaus. Keine Antwort, kein Zeichen; die Pferde ſtampften und wieherten nicht. Hatte man ihn abermals verlaſſen? Hier waren keine Wölfe, keine Einöde. Eine luſtige Inſtrumentalmuſik präludirte. Er rüttelte an der Thür; ſie ging auf. Er ſprang hinaus. Weder Roſſe, Kutſcher noch Wächter waren zu ſehen. Das Fuhrwerk ſtand in einem kleinen Birkenbuſch, den er kennen mußte. Schnell wandte er ſich um. Das Portal mit den hölzernen Stufen kannte er auch. Es war ſein Landhaus. Dort die Hecke, hinter der er lauſchend vor einem Jahre ſtand, bis ſie ihn in den Buſch lockten. Er rieb die Augen. Es war keine Täuſchung, die helle, klare Juliſonne neigte ſich über den Spitzen des Föhrenwaldes. Er ſchlich vorſichtig ans Thor. Jubel und Muſik. Der Neugeborne lebe hoch! ſchallte ein munterer Chor, Gläſerklang, Trompeten. Eine andere Stimme brachte eine andere Geſundheit aus: Unſer guter Oheim Theoſophus Sacken, daß es ihm wohlgehe und er bald heimkehre!

Nun hielt er ſich nicht länger. Er ſtand im Saale, wo der Kindtaufſchmaus ungefähr dieſelben Gäſte verſammelt hatte, welche ein Jahr zuvor bei der Hochzeit waren, Vettern aller Art, Lauſon, Behrend, ſeine Tochter Benigna, eine blaſſe junge Mutter. Nur an ihrer Seite ſaß ein anderer, ſtolzer Gaſt, deſſen Gegenwart den Eintretenden zurückgetrieben hätte, wenn es ſich noch thun laſſen — der Herzog. Doch grade Dieſer hatte ihn ins Auge gefaßt, die kugelrunden Glasaugen hatten einen ſo ſchlauen, fragenden, durchbohrenden und triumphirenden Blick auf ihn geworfen, daß er wie eingewurzelt ſtehen blieb. Biron war an der Rede: Sie thun ihm Unrecht, meine werthen Freunde. Er hatte nur Gründe, bei der Hochzeit auszubleiben, und ſie waren gewichtig, das verſichere ich Sie. Dagegen hat er mir ſein Ehrenwort gegeben, bei der Taufe zu ſein, und er wird ſeinem Fürſten doch nicht wortbrüchig werden. Meine Ehre darauf: er kommt. — Nein, er kommt nicht, rief er, wie plötzlich überraſcht, er iſt ſchon da. Willkommen, werther Freiherr!

Sacken fühlte ſich umringt, die Hände geſchüttelt, bewillkommt. Man zog ihn an die Tafel, er war ein willkommener Gaſt; aber der Grad von Ueberraſchung, den er erwarten mußte, war nicht da. Man hatte ihn wirklich erwartet, man dankte ihm, man ſchien nicht einmal davon etwas zu wiſſen, daß er der Verheirathung ſeines Neffen entgegen geweſen und mit dem Einſpruch in der Taſche vor einem Jahre an derſelben Thüre geſtanden, durch die er heut zum Kindtaufſchmaus eintrat. Ja, er erfuhr jetzt erſt, daß es gerade der Jahrestag der Hochzeit und ſeines Verſchwindens war. Von dieſem letzten aber wußte man nichts. Man überſtürmte ihn mit Fragen, wo er ſo lange geblieben, wie er ſich dem gerührten Danke ſeiner Kinder ein Jahr durch entziehen können? Lauſon, in deſſen Kopfe ſchon der Wein ſpukte, drückte ihm über Tiſch die Hand: er habe ihm Unrecht gethan, ihn für einen ſauertöpfiſchen Neidhans zu halten;

jetzt ſehe er ein, ein wie raffinirt braver Kerl er wäre, indem er zuerſt auf ſo herzliche, großmüthige Weiſe eingewilligt und dann noch ſo nobel gehandelt, auf und davon zu gehen, um den Kindern den Dank zu erſparen. Der Herzog nahm das Wort, bevor der von ſo viel Unerwartetem Betäubte es ergreifen konnte: Meine Freunde, wozu unſern nobelgeſinnten Freund durch ungeſtüme Fragen in Verlegenheit ſetzen? Wo er inzwiſchen war; geht uns nichts an, und er wird vermuthlich, wenn er ſchweigt, Gründe haben, weßhalb er ſchweigt. Uns genüge ſeine freundliche Wiederkehr, und gerade um dieſe Stunde. Ich namentlich habe ihm zu danken, daß er mein eingeſetztes Wort gelöſ't hat, und trinke ihm deßhalb dies Glas zu mit dem Wunſche: Vergeſſenheit für alles Unangenehme, was hinter uns liegt!

Sacken hatte einige Gläſer getrunken: war es die Erhitzung der Reiſe oder die Ungewohnheit; es glühte ſiedendheiß ihm durch die Adern. Aufſpringend warf er, ſtatt dem Fürſten Beſcheid zu thun, das Glas zu Boden, und rief: Nimmermehr! — Jetzt erſt war man betroffen und ahnete etwas Ungewöhnliches, und Sacken ließ die Verſammelten nicht lange ahnen. Denn in unbeſonnenem Eifer, mit ſtolpernden Worten und Zorneshaſt erzählte er, was ihm begegnet, ohne Namen zu nennen, was er freilich, da er ſie ſelbſt nicht wußte, auch nicht füglich konnte. — Während alle Geſichter bis auf Sacken's eigenes, blaß geworden, erhob ſich Biron ruhig und ging auf ihn zu: Baron, Sie erzählen uns

Dinge, welche, wenn ich ſie nicht aus Ihrem Munde hörte, ich für unglaublich erklärte. Wem darf ich ſolche tolle Gewaltthätigkeiten gegen einen reſpectablen Edelmann zutrauen? Bedenken Sie wohl, daß ſchon der Verdacht eine ſtrafbare Beleidigung iſt. Aber unterſucht ſoll die Sache werden, und aufs Strengſte, wenn Sie verlangen. Um deßhalb, ſobald Sie mir ſchriftlich die Thäter nennen, bitte ich Sie um alle Beweismittel, und Sie ſollen erſtaunen, wie ich Jemand verfolgen kann, der ſo meine Autorität compromittirt. Gehen Sie inzwiſchen, ſchlafen aus, und überlegen. Ich meine, auf einer ſo langen Reiſe lernt man klug werden, — ſetzte er mit leiſem Tone hinzu.

Als Sacken fortgegangen war, um zu überlegen — und das Reſultat entſprach nachher den Erwartungen des Prinzen —, äußerte dieſer im vertraulichen Kreiſe der ihm zunächſt Sitzenden: Wie ſchade, daß der wackere Freund noch immer dergleichen Phantaſieen ausgeſetzt iſt. Sie ſcheinen es zu bezweifeln und für Komödie zu halten, aber ich bin feſt überzeugt, er ſelbſt glaubt allen Ernſtes an die Geſchichte, die er ſich auf der einſamen Reiſe, Gott weiß wohin, ſelbſt gebildet hat. So ſind die Gelehrten, die ſich von der Welt abſchließen und nur ihrem Ideenkreiſe leben. Er nährte ſchon lange die fixe Idee, Alles in der Welt gehe im Kreislauf, und alle Beſtrebungen kehrten reſultatlos auf den Punkt zurück, von wo ſie ausgingen. Dieſe Idee ſcheint er in ſeiner Art verwirklicht zu haben, und er hat eine Reiſe um die Welt gemacht, um nichts zu ſehen, als die Thür, wo er in den Wagen ſtieg und wieder ausſtieg. Bei alledem iſt er ein Ehrenmann, ich verſichere es Sie, und wünſche nicht, daß Jemand daran zweifelt. Man ſoll ſich nicht über ihn luſtig machen, er ſteht unter meiner Protection. Laſſen Sie ihm ſeinen Wahn, ſo lange er daran Gefallen hat. Es könnte gefährlich werden, ihm denſelben ausreden zu wollen. — Gefährlich ſage ich, wiederholte der Prinz mit Nachdruck, und ſein herrſchender Blick traf überall auf ehrerbietig geſenkte Häupter.

Als derſelbe ſeine Prachtkaroſſe beſtieg, nickte er noch gnädig zu Sacken und ſagte ihm: Die Herzogin intereſſirt ſich für Sie, mein Herr von Sacken. Danken Sie es ihr, wenn Ihre Reiſe früher zu einem glücklichen Ziel gelangte, als Ihre Wißbegier vielleicht, nach Verdienſt, befriedigt ward. Sollte ſie es noch nicht ſein, und Sie wünſchten neue Reiſen, ſo rechnen Sie auf meine Beihülfe!

Sacken verneigte ſich tief, und ſchwieg.

Unterweges in der Haide unterhielt ſich Biron mit dem reich gallonirten Leibkutſcher, welcher ſeinen Wagen lenkte. Dieſen Dienſt hatte derſelbe erſt vor Kurzem angetreten, dennoch ging aus der Vertraulichkeit hervor, daß ſie ſich ſchon länger kennen mußten. Auch uns muß das Geſicht bekannt ſein.

Du meinſt alſo, Philoſoph, ſagte der Herzog, daß die Kur geholfen hat?

Ausgetauſcht iſt er, Durchlaucht, antwortete der

Kutſcher, ſich zu ihm herüber lehnend. Pur ausgetauſcht. Sie hätten nur ſehen ſollen, wie er ſich Mühe gab, ein menſchliches Wort mit einer Menſchenſeele zu ſprechen, und wie zuletzt er aufjauchzte, wenn er nur ein paar tunguſiſche oder karaibiſche Silben hörte, oder wie die Race da heißt. Reden mußte er nun durchaus, und da's mit Menſchen nicht ging, parlirte er mit den Vögeln, brummte mit den Bären und heulte mit den Wölfen. Lieber Gott, er fing ſogar mit einem Maikäfer, der um den Wagen ſummte, Converſation an. Durchlaucht kamen mir immer da in den Sinn, als wir bei Tauroggen fuhren, und Sie nicht ſprechen ſollten mit ihm, und dafür pfiffen und grunzten und quiekten. Ja, ſo bleibt Alles in der Welt beim Alten. Es heißt nur: heut mir, morgen dir. Aber wahrhaftig, das Herz blutete mir bisweilen im Leibe, daß ich ihn nicht anſtoßen und ihm ſagen konnte, was für ein Eſel er geweſen.

Du haſt deinem Herrn treu gedient, auch als ſein Gefangenwärter. Und entſchädigt, denk' ich, biſt du durch deinen neuen Dienſt.

Durchlaucht, fuhr der Kutſcher auf, das bin ich. Und ich wünſchte nichts, als daß ich es Ihnen auch mal ſo vergelten könnte. Wenn Sie einmal nach Sibirien müßten, den Weg kenne ich jetzt.

Unverſchämter! rief der Herzog und riß das Fenſter herunter. Der Kutſcher murmelte: Na, na, nur nicht ungebärdig. Ich weiß auch, was mein kleiner Finger mir ſagt. Das Sibirien iſt ein Land, wo noch viele Menſchen Platz haben, und Herzogthümer dazu, größer wie zehn Kurlande. Und es ſah mir grade ſo aus, als ſollte ich noch mal auf längere Zeit dahin reiſen, ob mit einem Herzog oder einem Baron, das iſt in unſerer Zeit Alles gleich. Eine Glaskutſche oder eine Kibitke, ſie brechen beide, wenn man umwirft. Und die glücklichſten Geſchöpfe bleiben doch die Krähen; denn ſie waren in Sibirien ſo laut und froh, als in England und Frankreich.

Theoſophus Sacken hatte die Luſt verloren, eine zweite Reiſe zu unternehmen. Er zog ſich, nachdem er mit dem Neffen ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, nach Königsberg zurück und miethete ſich aufs Neue beim Advokaten Behrend ein. Der Verkehr jetzt war viel freundſchaftlicher; auch mit dem wunderlichen alten Lauſon hielt er gern zuſammen, und er täuſchte die Vorausſage des philoſophiſchen Kutſchers in ſofern nicht, als er verſicherte, mit lieben Menſchen zuſammen zu ſein, wäre ein Genuß, um den es ſich ſchon zu leben lohne. Er war geduldig und zufrieden. Nur auf Etwas ſchien er zu warten, und das mit Ungeduld. Er meinte, auch für Biron von Kurland müſſe die Stunde der Vergeltung ſchlagen, ohne daß er ſie grade heranwünſchte. Aber Biron's Macht wuchs mit Jahr um Jahr, er war allmächtig, Europa's Fürſten bewarben ſich um ſeine Gunſt, und die franzöſiſchen Birons gratulirten ihm förmlich für die Ehre, die er ihnen erzeigt, ihr Verwandter ſein zu wollen. Ja, nach Anna's Tode ſchien er, als erklärter Regent des ruſſiſchen Reiches, anerkannt von Europa und der ruſſiſchen Nation, unantaſtbar in ſeiner Macht zu ſtehen. Da warf eine Nacht das Gebäude des Glückes um. Ein kühner Abenteurer genügte, ihn zu ſtürzen. Noch ſpeiſ'te er zu Abend freundlich mit dem Feldherrn Münnich, und nach Mitternacht ließ derſelbe Münnich ihn nackt in Ketten ſchlagen; und von Allem entblößt, unter ſchrecklichern Umſtänden wie er ſelbſt damals Sacken, ſandte ihn der Undankbare nach Sibirien. Dieſer empfand eine Genugthuung, es war nicht Rachegefühl, es war nur Befriedigung für ſein Thema, daß der Menſch doch den Kreislauf machen müſſe, und keine Gunſt des Schickſals den Geſchaffenen ſo hoch ſchnelle, daß er nicht vom Höhenpunkte des Glückes dem Ausgangspunkte wieder nahe komme.

# Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.

Von

**Robert Waldmüller (Duboc).**

Novellen von Robert Waldmüller (Edouard Duboc).
Berlin 1860. Verlag von Julius Springer.

Charles Edouard Duboc wurde am 17. Sept. 1822 zu Hamburg geboren, wohin ſein Vater, ein franzöſiſcher Kaufmann, im Jahre 1816 aus ſeiner Heimath, dem Havre, übergeſiedelt war. Derſelbe heirathete die Tochter eines angeſehenen Hamburger Kaufmannshauſes, zog ſich aber bald vom Geſchäft zurück, um ſich in ländlicher Stille ſeinem Lieblingsſtudium, der Philoſophie, und der Erziehung ſeiner vier Kinder zu widmen. Der Dichter, der dritte Sohn dieſer Ehe, begann zuerſt im Jahre 1850 Poetiſches zu veröffentlichen („Unterm Schindeldach", „Dichters Nachtquartiere", „Irrfahrten", „Berlins Feiertage"); Proſaiſches zuerſt im Jahre 1858, und zwar iſt die von uns mitgetheilte Novelle wohl ſo ziemlich ſein erſter derartiger Verſuch. Später folgten die „Dorf-Idyllen" (in Verſen), „Lascia passare", „Wanderſtudien", die Tragödie „Brunhild", die Romane „Unterm Krummſtab", „Gehrt Hanſen", „das Vermächtniß der Millionärin" u. ſ. w. — Seit 1854 lebt Duboc in glücklicher Ehe und hat ſich 1856 dauernd in und bei Dresden niedergelaſſen.

Wenn ein ſo eigenthümliches, reiches und kraftvolles Talent, wie es uns überall in Duboc's Dichtungen entgegentritt, von vielſeitiger Bildung unterſtützt und tiefem ſittlichen Ernſt getragen, gleichwohl noch nicht nach ſeinem vollen Werthe anerkannt iſt, ſo erſcheint es als eine lockende und lohnende Aufgabe, tiefer in die Natur dieſes Phänomens einzudringen und in ausführlicherer Charakteriſtik nachzuweiſen, was hier Schuld der Zeit, was vielleicht aus der Eigenart des Dichters, einem Zuwenig oder Zuviel ſeiner ſchöpferiſchen Kraft, zu erklären wäre. Wir müſſen aber dieſer Verſuchung im Hinblick auf das wünſchenswerthe Gleichmaß unſerer einleitenden Notizen widerſtehen und uns mit der Hoffnung begnügen, daß die vorliegende Novelle, unſeres Dafürhaltens eines der liebenswürdigſten humoriſtiſchen Charakterbilder, die wir überhaupt beſitzen, den Leſer zu eigner näherer Bekanntſchaft mit dem Dichter anregen werde.

# Erſtes Kapitel.

## Beim Glaſe Mumme.

Lieben und geliebet werden,
Iſt das Beſte von der Welt,
Iſt, was bloß dies Haus der Erden
Frei vor allem Fall erhält.
Was nicht lieben will noch kann,
Wozu taugt es umb und an?

Simon Dach.

In den Krug von Hedeper kam er und zwar zu ungewohnter Stunde. Aber es wird unentſchieden bleiben, ob das ſtörende Knarren der Nachbarthüre, oder ein Ueberfall Seitens der ſcheuernden Marga, oder gar eine jener unerklärten Anwandlungen, welche mit dem Herkömmlichen im Krieg liegen und den ehrbarſten Menſchen zu Zeiten von der geheiligten Straße der Gewohnheit abziehen, — es wird unentſchieden bleiben, ſage ich, welche Urſache Herrn Florian Habermus, Küſter zu St. Gertrauden in Hedeper, Morgens neun Uhr am 26. Auguſt des Jahres 1825 aus ſeiner kaffeebraunen Hinterſtube fort in den Krug zu Hedeper trieb. Nicht daß er ſelbſt über dieſe Urſache einen Schleier gebreitet und ſolcher Art eine der wichtigſten Begebenheiten ſeines Erdenwallens in Dunkelheit gehüllt hätte; im Gegentheil, er hat ſich in ſeinen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines herzoglich Braunſchweig-Lüneburgiſchen Küſters“ mit großer Ausführlichkeit über die mögliche Veranlaſſung jenes Wirthshausganges verbreitet, ſchließt aber nach Erſchöpfung aller denkbaren, ſeinem Gedächtniſſe ſeitdem zweifelhaft gewordenen Urſachen mit dem Troſtſpruch: „und ſo mag es denn eine jener himmliſchen Fügungen geweſen ſein, welche, uns Sterblichen nicht immer ſichtbar, den Menſchen gleichſam an die Hand nehmen und ihn dahin führen, wo ſich eine neue Straße ſeiner irdiſchen Wallfahrt aufthut.“

So viel ſcheint gewiß, daß bei ſeinem Eintreten die Stube des Krugs leer war, daß Frau Dorothee, des Wirths hinterlaſſene Wittib, ihn durch das Küchenfenſter gewahrte, ſich eilig eine Haube mit grüner Schleife aufſtülpte, und der Magd zornig das Glas Mumme aus der Hand nahm, welches dieſe dem Gaſte bringen wollte; daß ſie ferner dieſes ſelbige Glas dem Herrn Florian Habermus auf einem hölzernen Teller in höchſt eigener Perſon in die Stube trug und ſich die Hände mit der Trellſchürze abtrocknete, als beim Niederſetzen des Glaſes einige Tropfen des klebrigen Trankes verſchüttet worden waren.

So weit laſſen die Aufzeichnungen des Herrn Florian aus Hedeper keinen Zweifel zu. Da er aber über das folgende Geſpräch ſich mit einiger Zurückhaltung äußert und namentlich den Eingang desſelben nur lapidariſch behandelt, ſo wird es zum Verſtändniß des Vorganges nöthig ſein, einen näheren Blick auf die Verhältniſſe der Betheiligten zu thun.

Wer in dem Oertchen Hedeper geweſen iſt, wird ſich eines rauch- und altergeſchwärzten Strohdaches erinnern, das, etwa dreimal ſo hoch wie die darunter ſichtbare Backſteinmauer, die Hauptſache der ganzen Baulichkeit zu ſein ſcheint, während in der That der Backſteintheil des Gebäudes allein bewohnt wird, das Uebrige aber höchſtens den Mäuſen zum Tanzboden dient. Zu der Zeit, wo Herr Florian Habermus die Mumme der Frau Dorothee trank, hatte der Krämer gegenüber noch kein modiſches Haus aufgeführt, und die Küſterei mit dem altergeſchwächten Rieſen-Strohdach galt für eine der anſtändigſten Behauſungen in ganz Hedeper. Die Böden dienten damals dem Pfarrherrn zum Aufſpeichern ſeines Getreides, denn der ehrwürdige Herr liebte es, ſein Korn nicht zu gleicher Zeit mit den Bauern zu verkaufen. Zuweilen gerieth er durch dieſes Verzögern mit ſeinen vollen Vorräthen in Zeiten der Theuerung hinein, wo er dann ohne ſeine Schuld den Lederbeutel mehr füllte, als Mancher es ihm gönnen mochte. Es gab Leute, die, als er ſtarb, ihn einen Kornwurm nannten und ſeiner Wittwe und ihren fünf Kindern alles das wünſchten, was nach einem aufrichtigen Fluch auf den Hingeſchiedenen ihnen noch an Wünſchen auf dem Herzen blieb.

Er war etwas über ein Jahr todt, als Herr Florian die Mumme in der Gaſtſtube der Frau Dorothee zu der ungewohnten Morgenſtunde trank. Man verdachte der Wittwe des Pfarrers, daß ſie noch immer Korn auf der Küſterei liegen habe, da ſie doch nicht daran denken werde, mit ihren fünf und dreißig Sommern und ihren fünf Waiſen einen neuen Gatten zu beſchenken, der große Kornvorrath aber manchem Freier, dem ſich blanke Thaler eben nicht füglich unter die Augen bringen ließen, den Kopf behexen konnte, während ſonſt ihr Hab' und Gut wohl vergeſſen worden wäre. Was den Küſter von Hedeper betrifft, ſo findet ſich in ſeinen Denkwürdigkeiten nichts, was über ſeine perſönliche Anſicht über dieſen Punkt Licht verbreiten könnte. Seine Stellung war übrigens eine ausnahmsweiſe, und zwar aus folgenden Gründen:

Das Geſchlecht der Habermus ſchrieb ſich aus einer Zeit her, welche von Einigen ins Heidenthum, von Anderen auf die Doppelregierung Otto und Wilhelm's mit dem langen Beine, alſo ins vierzehnte Jahrhundert, verlegt wurde. Noch Andere waren der Meinung, Otto der Lahme habe den erſten Habermus zum Küſter gemacht; zum Kaplan des im Jahre 1400 auf dem Heimwege von Frankfurt ermordeten Friedrich's von Braunſchweig erhob ihn eine unverbürgte Nachricht von abermals anderer Seite. Auch gab es einige Habermus, welche behaupteten, einer ihrer Vorfahren habe die heimliche Ehe zwiſchen Heinrich II. und dem Hoffräulein Eva

Trott, vielbekrittelten Andenkens, eingeſegnet. Genug, die Angaben ſchwankten in ſolchem Grade, daß es kaum ein größeres hiſtoriſches Ereigniß in den vielen braunſchweigiſchen Seitenlinien gab, bei dem nach Anſicht der Habermus nicht irgend einer ihrer Altvordern betheiligt war; ob auf rühmliche Weiſe, darauf kam es zuletzt kaum noch an.

In Ermangelung eines Stammſchloſſes hatte ſich ein Brauch in der Familie Habermus vererbt: die Eheloſigkeit eines ihrer Glieder und deſſen Anrecht auf die Küſterſtelle zu Hebeper. Es gab in der Küſterei ein vergilbtes Buch, das als die Familienchronik der Habermus angeſehen werden durfte. Es ging bis auf das Jahr 1697 zurück, galt als Fortſetzung einer noch weit umfangreicheren, angeblich in den Grundſtein der Kirche St. Gertrauden mit vermauerten Sammlung ähnlichen Inhalts und enthielt die Aufzeichnungen lauter ehelos geſtorbener Habermus. Von 1730—1735 fand ſich eine Lücke, erklärt durch eine Stelle des nächſtfolgenden Chroniſten, des Inhalts: der Teufel habe Herrn Baſtel Habermus, Küſter zu St. Gertrauden, im Jahre des Heils 1730 bethört, daß ſich derſelbe einem Weibsbilde zu eigen gegeben habe, ſelbigeswelches aber ſchon nach fünf Jahren beim Glockenläuten durch den Blitz erſchlagen worden und mit garſtigem Pech- und Schwefelgeſtank in die Hölle gefahren ſei, allen Nachlebenden zur Warnung. Seit jener Abirrung eines Habermus hatte die Küſterei nur noch Hageſtolze dieſes Namens beherbergt, und der einſame Hahn, der ſich als Windfahne auf dem Strohdache drehte, durfte nicht minder für ein Wappenſchild des uralten Küſtergeſchlechts gelten, als dies die Aufgabe des lebendigen Hahns war, der als Junggeſelle die Stube des Küſters mitbewohnte und allemal durch einen Nachfolger erſetzt wurde, ſobald er ausgekräht hatte. Er pflegte ſchwarz von Federn zu ſein. Auf dem Meierhofe der Habermus jenſeits des Erlenkamps hielt man immer ſchwarze Hähne als Erſatz in Bereitſchaft, und nur ein einziges Mal (im Jahre 1699) war man, in Folge eines Fuchseinbruchs, genöthigt geweſen, acht Tage lang ſich mit einem roth und grün geſcheckten Spornträger zu behelfen, bis der aus Bevern verſchriebene ſchwarze Erſatz eingerückt war.

Inzwiſchen hatte der Zeitgeiſt auch in Hedeper neue Farben an die Häuſer, Laternen- und Verordnungspfähle gemalt, hatte den Hedeper Stadt- und Landanzeiger bis zu dem Format eines Pulsnitzer Groſchenkuchens ausgeweitet, hatte an die Stelle der Nachthüterin mit dem Kuhhorn einen vierſchrötigen Nachtwächter mit Schnarre und Pike geſetzt, hatte dem Thurm von St. Gertrauden eine vergoldete Krone als Vermächtniß der älteſten Jungfrau des Oertchens verſchafft, hatte den Schlagbaum mit einer Vorrichtung zum Aufwinden und Niederlaſſen verſehen und gar mancherlei Neuerungen eingeführt, welche auf den Geiſt der Einwohner von Hedeper nicht ohne Einfluß blieben. Fand auch manche ſolcher Neuerungen Anfangs entſchiedenen Widerſtand, namentlich ein von dem Prediger beim Kirchenvorſtand eingebrachter Vorſchlag, den Thran für die Sakriſteiampel nicht mehr von Braunſchweig, ſondern aus einer Hamburger Thranbrennerei zu verſchreiben, ſo ſetzte der Zeitgeiſt doch die Widerſtrebenden von Jahr zu Jahr mehr zwiſchen Thür und Angel, bis ſich zuletzt eine Art Fortſchrittspartei bildete, welche ohne äußeren Zuſammenhang ſich doch in vielen Fragen allgemeiner Art an der Freiſinnigkeit erkannte, mit der ſie ihre Antworten gab.

Hedeper iſt kein London, kein Paris. In dieſen Städten würde es nicht bemerkt werden, wenn ein Einzelner, wie Herr Florian Habermus, ſein kaffeebraunes Zimmer nach und nach immer einſamer zu finden beginnt und zu einer Stunde ins Wirthshaus geht, zu welcher in jenen großen Städten eben erſt die Stühle auf die Wirthshaustiſche geſtellt und die Erinnerungszeichen der Gäſte vom Tage vorher mit dem Birkenbeſen ausgekehrt werden. Hedeper iſt ein kleines Oertchen und theilt die Eigenheiten derſelben, von dem Gebahren jedes Einzelnen Kenntniß zu nehmen, ſich durch eine Beurtheilung dieſes Gebahrens daran zu betheiligen, jeden Vorfall in gewiſſem Sinne zu einem Ergebniß der Geſammtſtimmung zu machen. Es könnte z. B. pſychologiſch nachgewieſen werden, daß der ins Wolfenbüttler Gefängniß transportirte Gänſehirte nur deshalb des Phyſicus fünf Ferkel ſtahl, weil ganz Hedeper, der ſelige Pfarrer obenan, der Ueberzeugung war, an den Galgen werde der Gänſehirte doch noch einmal kommen. Daß der Apotheker ſeine Nichte heirathete, obſchon er ſie aus der Taufe gehoben und ſich ſelbſt ſeitdem nicht verjüngt hatte, geſchah einzig in Folge der allſeitig geäußerten Vermuthungen über die Wahrſcheinlichkeit dieſer Verbindung; die allgemeine Meinung, wenn ſie gleich ſich gegen ihn erklärte, ließ ihn nicht eher los, bis er ihrem Ahnungsvermögen Recht gegeben hatte. Auch der Muſicus, links von der Kirche St. Gertrauden, ließ ſich nicht eher einfallen, ſeinen Bruder zu enterben, bis man in ganz Hedeper erzählte, ſo werde es kommen. Und was der jüngeren Tochter des Siebmachers auf der Kirchweih begegnete, wußte ſchon jedes weibliche Mitglied des Hedeper'ſchen Freundſchaftkränzchens vier Wochen vor dem erſten Nudeln der Kirmeßgänſe. Man hatte es eben berufen.

So gab es ſeit ein paar Jahren Stimmen unter der Fortſchrittspartei, die da vorausſagten, der Küſter zu St. Gertrauden werde nicht als Hageſtolz ins Grab ſteigen. Mit jedem Geburtstage des Herrn Florian Habermus kamen mit den hergebrachten Honigkuchen, Tauben und Blumenſträußen der Schuljugend zugleich neugierige Gratulanten, die ſich auch beiläufig in Redensarten über jene Vermuthung ergingen und auf dieſe oder jene ihres Widerparts noch nicht habhaft gewordene Ledige das Augenmerk des Geburtstagskindes zu lenken ſuchten. Es fanden ſich, ſeit die angedeutete Meinung an Anhängern gewann, an ſolchen Tagen auch die zwei älteren Schweſtern des Küſters ein, beide, wie ſie gern hervorhoben, ledig geblieben, um ihrem Bruder als Beiſpiel vorzuleuchten, und ſehr gereizt in ihren Ausdrücken, wenn der böſen Zungen gedacht wurde, welche des Einſamen Zukunft als eine nicht lange mehr einſame verkündigten. Der verheirathete Bruder auf dem Meierhofe am Erlenkamp vermied gern den Geburtstagsgang, um nicht über ſeine Meinung befragt zu werden; ſeine kugelrunde Ehefrau aber fand ſich mit ihrer Kuchenſpende regelmäßig ein und führte, in ihrer äußern Erſcheinung wie in ihren ehefreundlichen Aeußerungen, dem Küſter ein ſo überzeugendes Exempel von den Wohlthaten jener älteſten Paradiesesſtiftung vor, daß er noch wochenlang nachher in ſeinem Herzen Gewiſſensbiſſe über die in ihm wachgerufenen Gedanken empfand.

Denn theilten ſich ſchon in dem Oertchen die Stimmen ſehr zwiſchen verdammenden und entſchuldigenden, wenn von der möglichen Küſterehe die Rede war, ſo kämpften in ihm ſelbſt noch viel heftigere Widerſacher und beunruhigten ihn oft ſogar, wenn er an des Pfarrers Stelle in St. Gertrauden Kinderlehre hielt, oder wenn er die Kerzen am Altar anzündete und dabei zufällig zu weit nach den Weiberſtühlen hinüber ſah, oder wenn er gar bei Hochzeiten fungiren, den Gottespfennig von der Braut einholen und Tags darauf die Gebühren von dem jungen Eheherrn einfordern mußte. Was ihm da das Roßhaar unterm Sitze glühte, wenn die junge Frau ihn zum Ausruhen genöthigt und ihm einen Herzogskuchen vorgeſchnitten hatte, der, verlockend wie die Ehe ſelber, ihm mit der bunteſten Ueberzuckerung in die Augen lachte, als ſeiner Gewürzduft durch die Naſe ins Gehirn ſtieg und mit Mandeln, Citronat und Zibeben ihm Geſchmäcke aller Art auf die Zunge zauberte, wie ſie nur ſeine Auffaſſung der Hochzeit zu Cana und des Gaſtmahls im Hauſe Levy ihn je hatten ahnen laſſen. Schloß ſich dann aber wieder die Thüre des kaffeebraunen Zimmers hinter ihm, kam der ſchwarzbefiederte einſame Hahn ihm feierlich entgegen, ſurrte im großen Kachelofen die derbe Koſt, mit welcher ihn die alte Haushälterin Marga ſchon ſo manches Jahr hindurch bei guter Geſundheit und friedlich beſcheidener Sinnesart erhalten hatte, ja grüßte gar die Habermus'ſche Küſterchronik vom Bücherbrette herab, als wolle ſie ſagen: Jahre wie die von 1730 bis 1735 möchte ich nicht noch einmal erleben, da ſtrich ſich der Küſter wie erwachend über die Augen, ſprach auch wohl ein kurzes Herre Chriſte, bleib bei uns! und war, wenn er zum einſamen Eſſen niederſaß, mit ſeinen Gedanken ſo ſicher im lange bewährten Gewohnheitshafen vor Anker, daß er ſein Schläfchen nach Tiſch ohne irgend ſtörende Träume halten und bei dem nachfolgenden Schälchen Cichorienkaffee die wunderbare Geſchichte von den Reiſen Marcus Paulus, des hornhäutigen Venezianers, an der er ſeit zwanzig Jahren las, ohne Zerſtreuung weiter verfolgen konnte.

Es iſt mir leid, das Alter des Küſters von St. Gertrauden durch zwanzigjährige Lectüre annäherungsweiſe verrathen zu haben. Mehr als eine achtzehnjährige Leſerin wird ihm ihr Intereſſe entziehen, wenn ſie erfährt, daß hie und da ein Haar von zweifelhafter Farbe unter ſeinem Sammetkäppchen hervorguckt. Füge ich hinzu, daß als Napoleon, der Artillerielieutenant, den akademiſchen Preis zu Lyon über die Frage: Welche Grundſätze ſoll man den Menſchen einprägen, um ſie glücklich zu machen? erwarb, daß zu jener Zeit, ſage ich, die Eltern des einjährigen Küſtercandidaten über die Frage beriethen, ob er wirklich geſchickt erſcheine zum geiſtlichen Stande, oder ob der ohne Geſchrei zur Welt gekommene ältere Bruder nicht beſſer für die Nachbarſchaft des ſchweigſamen Hahns tauge; füge ich dieſe Fingerzeige über das jetzige Alter des Herrn Florian Habermus hinzu, ſo hoffe ich, daß man mir weitere Indiscretionen erläßt und ſich auch des Nachſchlagens geſchichtlicher Tabellen überhebt, wo etwa eine Gedächtnißlücke hier oder da dem Küſter von St. Gertrauden zu Statten kommen ſollte. Genüge die Verſicherung, daß ſeine Geſtalt ſich zwiſchen der Fülle des Fleiſchers am Schlagbaum und der Hagerkeit des Drellwebers an der Wolfenbüttler Straße in richtiger Mitte hielt; daß kein Bartgeſtrüpp die Aehnlichkeit beeinträchtigte, welche nach der alten Marga Verſicherung zwiſchen ihm und einem Kreidebilde beſtand, dem ſeinen aus der Knabenzeit nämlich, neben dem Thonpfeifenſtande im kaffeebraunen Stübchen; daß endlich ſeine Haltung erſt angefangen hatte minder ſteil zu werden, ſeit der von ſeinem Vorgänger auf ihn vererbte Mantel einen neuen Plüſchkragen erhalten hatte, einen Kragen, auf deſſen Sauberkeit die Haushälterin des Küſters große Stücke hielt, und der, wie ſie ſagte, nicht lange vorhalten würde, wenn der Herr Florian ſich nicht gewöhnen könne, den Kopf weniger als bisher im Nacken zu tragen.

Und was bedeuten denn auch am Ende die Jahre eines Menſchen? Hier bei Zwanzigjährigkeit — Ueberſättigung, Siechthum, Müdigkeit; dort bei der doppelten Anzahl von Jahren — Fülle der Kraft und Geſundheit, Lebensluſt, innere Jugend. Zuweilen täuſcht eine Runzel der Haut, die dem jüngeren Lebensüberdrüſſigen noch fehlt und dem älteren Lebensfrohen ſchon die Wange furcht, über das innere Mißverhältniß zwiſchen Beiden; aber eine kleine Weile noch, und die äußere Jugend verfliegt, und man fragt ſich erſtaunt: was bedeutet am Ende das Mehr oder Minder an Lebensjahren? Wenig genug! Nun, ſo mag man denn auch erfahren, daß Herr Florian Habermus ſo eben den Reigen der Vierziger zu vermehren im Begriff war. Verüble es ihm, wer da ſein Kindergeſicht nicht geſehen hat oder ſich's nicht vorſtellen kann, meinen Verſicherungen zum Trotze.

## Zweites Kapitel.

### Eine Traube, welche zu hoch hängt.

Frau Dorothea, die verwittwete Krugwirthin zu Hedeper, rieb noch mit der Drellſchürze den klebrigen Gerſtenſaft von ihren Fingern, als der Küſter ſchon einen herzhaften Zug gethan hatte. Was zwiſchen Beiden ſeit Herrn Florian's Eintreten geſprochen worden war, verſchweigt der Verfaſſer der Denkwürdigkeiten, und wir vernehmen nur, daß die blanke Stirne der Frau Dorothee dem Küſter noch nie ſo glänzend erſchienen war, wie eben heute. Auch die Bergobzoom-Jacke der Wirthin ſchien ihm von eigenthümlich ſilberner Farbe. Ohne ſich daran zu erinnern, daß ein Trunk handfeſter Mumme zu ſo ungewohnter Stunde ſein leicht erregbares Wahrnehmungsvermögen für geſteigerte Eindrücke noch empfänglicher gemacht haben mochte, ließ er die behäbige Erſcheinung der Frau Dorothee ihren ganzen Zauber auf ſich üben, und mit Verwunderung ertappte er ſich auf Vergleichen zwiſchen ihr und der alten Marga oder einer ſeiner ledig gebliebenen Schweſtern. Wie ſpitznaſig dieſe letzteren waren, fiel ihm erſt jetzt beim Anſchauen der ſtumpfnaſigen Hebe ein. Er meinte um eine werthvolle Beobachtung reicher zu ſein, als er zu dem Schluß gelangte, eine ſehr ſpitze Naſe würde ihm auf die Länge

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21110 / 032**

nicht diejenige friedliche Stimmung bereiten, welche er für den Grundton ſeiner Eheſtandsplane hielt. Der Gedanke an dieſe Plane ging indeſſen nicht ohne einen gelinden Gewiſſensſchauder durch ſeine Seele, und er ſchüttelte ablehnend den Kopf, als die Wirthin den delicaten Gegenſtand in ihrer gewohnten geraden Weiſe berührte.

Ganz Hedeper, ſagte ſie, redet davon, Ihr ginget auf Freiersfüßen. Nun, Ihr wäret nicht der Erſte und nicht der Letzte, der ſich fangen ließe. Treffet Ihr's gut, warum ſolltet Ihr da auch nicht freien? Aber der Treffer giebt's nur nicht ſo viel wie der Nieten. Da ſitzt der Knoten! Viel Stroh und wenig Körner! Es iſt ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen einem reifen und einem faulen Apfel, oder gar einem, der noch den Mund zuſammenzieht. Dirnen giebt's genug in Hedeper, Seinſtedt und Wolfenbüttel, ſchockweiſe könnt Ihr ſie nach jeder Kirmeß zuſammenleſen. Aber findet mir Eine, die da ſaubere Fäden ſpinnt, die den Zwirn beim Nähen nicht zehnmal aus dem Nadelloch ſchlüpfen läßt, ehe ein einziger Saum fertig iſt, die nicht ſchwach im Leibe wird, wenn ſie einen Keſſel vom Feuer heben oder am Brunnen von früh zwei Uhr bis Mittag waſchen ſoll; findet mir Eine, die Morgens ihre Schuhe nicht niedertritt, ihre Decke nicht übers Lager wirft, ſtatt ſauber ihr Bette zu machen, ihre Haare nicht mit den Fingern unter die garſtige Haube zwängt, weil der Kamm voll Haare ſitzt oder ins Waſchbecken gefallen iſt, findet mir Eine, die nicht vorm Spiegel ſteht, ſo oft ein fremder Beſuch erwartet wird, den Kaffee aber überkochen und die Milch verbrennen läßt, ſo oft nur der Herr Gemahl zu bedienen iſt; findet mir Eine heutigen Tags, die das Alles nicht thut, und Ihr habt mehr Glück, als der Schützenkönig Geſchick braucht, um den Vogel herabzuſchießen.

Frau Dorothee ſetzte ſich nach Abfeuerung dieſes Salutſchuſſes dem Küſter gegenüber und ließ ihre runde Hand in dem Sonnenſtrahle hin und her gleiten, der die blanke Tiſchplatte beſchien. Der vermeintliche Freier erwog im Herzen die von der erfahrenen Wirthin vorgebrachten Bedenken und fand ſie ſo gerechtfertigt, daß er es für einen Anfall von Narrheit hielt, ſich überhaupt in ſeiner Lage noch mit ſolcherlei Planen herumzutragen.

Er wollte ſo eben ſeine Beiſtimmung ausdrücken, als die Wirthin, mit der zweiten Ladung fertig, von Neuem in Schußlinie vorrückte und ihm das Wort von der Lippe ins Herz zurückfeuerte.

Ich kann über dergleichen mitſprechen, ſagte ſie und trommelte mit den Fingern die Begleitung, denn als Wirthin lernt man Menſchen kennen. Was an den Mägden heut zu Tage iſt, weiß eine Wirthin, wie keine Andere. Darüber iſt ſchon einmal nicht zu ſtreiten. Es geht nicht mehr in Zucht und Ordnung zu, wie zu der Zeit, da ich aufgewachſen bin. Die nicht in Dienſt treten, taugen noch weniger. Fragt in der Wolfenbütteler Leihbibliothek nach: man wird's Euch ſchon ſagen, wer die Eſelsohren in die Bücher hinein lieſ't. Zu meiner

Zeit gab's außer Bibel und Geſangbuch kein ander bedrucktes Papier im Hauſe, als den ewigen Kalender. Dafür weiß unſereins aber auch, was man werth iſt, und wirft ſich nicht an den Erſten Beſten weg, wie's heute Brauch iſt. Ich hätte ſchon zwanzigmal wieder freien können. Da kommt gar Mancher nach Hedeper, dem es wohl ſchmecken würde, Krugwirth zu werden und eine Frau, wie mich, in den Kauf zu bekommen, aber unſereins iſt nicht billig. Es müßte närriſch zugehen, wenn ich noch einmal Hochzeit machen ſollte, nachdem ich weiß, was die Männer taugen, und wie eine tüchtige Frau heut zu Tage im Preiſe ſteht. Ja, proſit die Mahlzeit!

Ja proſit die Mahlzeit! wiederholte der Küſter, völlig überzeugt. Ich verſtehe wenig von ſolchen Dingen, aber Ihr habt gewiß Recht. Und er begriff nicht, wie er in ſeinen Jahren auf ſo tolle Gedanken verfallen könne.

Nicht daß ich mich deßhalb verſchwören will! hob die Wirthin von Neuem an, den eingeſchüchterten Ton ihres Gaſtes gewahrend. Was Gott zuſammen fügt, das ſoll der Menſch nicht trennen. Wir wiſſen Alle nicht, wie das Schickſal es noch mit uns im Sinn hat, und unſere Weisheit reicht nicht weit. Allein ſteht ſich's im Leben auch nicht zum Beſten; an zwei Bäumen zauſ't der Wind minder, als an einem, und wo ein Feuer auf dem Herde brennt, da laſſen ſich zwei Töpfe nicht ſchwerer unterbringen, als einer. Kommen die Tage, von denen es geſchrieben ſteht — — Sie gefallen uns nicht, ſchob der Küſter ein — — da iſt's auch nichts werth, fuhr die Wirthin fort, wenn nur zwei Augen da ſind, um nach dem Rechten zu ſchauen. Einſam Leben, iſt ein elend Leben.

Der Küſter ſeufzte.

Und am Ende, ſchloß die Wirthin, geht man aus der Welt, und hat kaum Einen daheim gelaſſen, der das Sterbezimmer aufräumt und ſäubert, eh' die Condolenzviſiten beginnen.

Sie wiſchte bei dieſen Worten mit dem Bergobzoom-Aermel über die Augen, und der Küſter, dem das Augenwaſſer ohnehin leicht durch die Schleußen brach, bemühte ſich, möglichſt gefaßt in anderer Richtung zu blicken, um nicht in ſo früher Stunde die Herrſchaft über ſich zu verlieren.

Wie wahr jedes Wort, das die verſtändige Frau geſprochen hatte! Wie begreiflich, daß bei ſo weichen Gemüthsſaiten ſie zu Zeiten ihre Vereinſamung beklagen mußte! Wie unwahrſcheinlich aber auch, daß ihr noch ein gleichtüchtiger Lebensgefährte auf ihrem Lebenspfade begegnen werde, und wie verwandt Beider Loos, inſofern auch ihm wohl nicht mehr beſtimmt zu ſein ſchien, Roſen hienieden zu pflücken. Eine Verbindung mit der Wirthin lag ſeinen Gedanken nach der heutigen Zwieſprache noch ferner als ſonſt. Nicht daß die Küſterei ihm überhaupt je mit einer Krugwirthſchaft vereinbar erſchienen wäre: über dieſen Punkt hatte er noch nicht nachgedacht, da Ehegedanken nun einmal zu dem verbotenen Wild in ſeinem Geiſtesgehäge zählten und nicht regelrecht „geſtellt“ wurden. Aber die Ueberlegenheit, die Unerreichbarkeit der Frau Dorothee war ihm gleich nach den erſten beiden Salven ſo unerſchütterlich zum Bewußtſein gekommen, daß er ſich durchaus unberechtigt fühlte, ſeine Wünſche nach ſo fernem Ziele ſchweifen zu laſſen. Vielleicht auch miſchte ſich in dieſes Verzichten ein Gefühl, von dem er nichts ahnte und das recht füglich unter dem Geſchützfeuer der Frau Wirthin, ihm unbewußt, erwacht ſein konnte — eine Ahnung nämlich von der untergeordneten Stellung, welche der Freier einer ſo bedeutenden Frau auszufüllen haben würde. Er hatte nie ſo ſehr die eigene Unfähigkeit geſpürt, neben einer beredt ausgeſprochenen Meinung noch ſelbſt eine Meinung zu haben. Sprach Frau Dorothee, ſo ſagte Alles in ihm ohne Unterlaß Amen, Amen! und ohne daß ihm dieſes weibliche Uebergewicht klar war, kam er ſich doch noch mehr ſeinem eigentlichen Lebenselement entfremdet vor, als das jemals früher der Fall geweſen war.

Die Wirthin hatte ſich entfernt, um der draußen am Küchenfenſter lauſchenden und bei einer Kopfwendung ihr zu Geſicht gekommenen Magd eine Schelle zu verabreichen, und der Küſter war im Begriff, einem dunklen Fluchtdrange nachzugeben, als ſein Blick auf ein Exemplar der Braunſchweigiſchen Anzeigen fiel, ein Blatt, das nach dreitägigem Ausliegen in der Gaſtſtube für die Honoratiores von Hebeper, welche allabendlich in der Ofenecke zum Tarock zuſammenkamen, die Fidibuſſe abgab. Die Augen des Küſters überliefen die gerichtlichen Bekanntmachungen. Sie ſuchten nichts, blieben aber durch den magiſchen Reiz gefeſſelt, den ein bedrucktes Stück Papier auf Leute ausübt, welche wenig Derartiges zu leſen bekommen und doch die Fähigkeit dazu nicht verlernen möchten. Da wurde ein Großbauerhof zum Verkauf angeboten, deſſen Zubehör in der Berechtigung beſtand, jährlich vierzehn Malter nebſt zwei Schock Waaſen-Brennholz zu beanſpruchen. Da gab es eine Brennerei zu pachten, bei welcher forſtzinsfreies Bauholz geliefert wurde. Da ſollte ein Großkothhof mit nicht weniger als 87³/₄ Ruthen Gartenland verſteigert werden. Zwei Wohnhäuſer wurden ausgeboten, bei denen ein Antheil an den ſogenannten achtundzwanziger Wieſen abfiel. Da gab es Edictalvorladungen, Concurseröffnungen, Präcluſivbeſcheide, Steckbriefe.

Dem ſtillen Bewohner der Küſterei ſchwindelte es vor den Augen, wie allemal, wenn er in eine Zeitung ſah und die Weltgeſchichte ſich in ihren nächſtliegenden mikroskopiſchen Aeußerungen an ihm vorüber bewegte. Und er hatte ſich aus ſeiner unbemerkten Klauſe hinaus begeben wollen, hatte auf Unternehmungen geſonnen, die ſich mit dem weitſehendſten Blick nicht überſchauen ließen, die ſeinen Namen vielleicht über Jahr und Tag in dieſes ſelbe Staatsblatt bringen und ihn aus ſeinem ſichern Hafen auf die ſtürmiſche See des lauten Lebens hinaus verſchlagen konnten! Das Glas Mumme ſteigerte die Bilder, welche vor ſeiner Phantaſie aufſtiegen, ins Ungemeſſene. Das Blatt zitterte in ſeiner Hand, als er von Neuem hineinſah und eine Anzeige fand, die ihn nicht ſtärker außer Faſſung gebracht haben könnte, wenn ſie dem Abbruch des Rieſendaches mit der Wetterfahne über ſeiner Küſterzelle gegolten hätte. War doch das Korn auf ſeinem Boden dasjenige des ſeligen Herrn Pfarrers, und floßen doch für ihn die Begriffe von Küſterei und Pfarreigenthum ſo in einander, daß es ihm ſchwer war, ſich eines von dem andern geſondert zu denken. Die verhängnißvolle Anzeige lautete aber wörtlich wie folgt:

Amtsgericht Wolfenbüttel. Auf den Antrag des Herrn Paſtors Klepp zu Seinſtedt, als Bevollmächtigten des Conſiſtoriums, iſt auf den 10. September d. J. zehn Uhr Morgens im Kruge zu Hedeper Termin angeſetzt, um das Pfarrwittwenhaus sub. No. 97 zu Hedeper nebſt Scheuer und Stallgebäude und dem dazu gehörigen, mit Obſtbäumen bepflanzten und einen halben Morgen enthaltenden Garten als Anbauerweſen mittelſt Meiſtgebots zu verkaufen, wozu ſich Kaufluſtige zeitig einfinden wollen. — Wolfenbüttel, den 26. Aug. 1825.

Erſt nach dreimaliger Leſung hatte der Küſter von Hedeper ſich mit dem Inhalt dieſer Anzeige hinlänglich vertraut gemacht, um über ihren Zweck und ihre Veranlaſſung eigene Gedanken zu finden. Schon als ſein Oheim noch in dem kaffeebraunen Hinterſtübchen ſaß, war einmal die Rede davon geweſen, das alte Pfarrwittwengehöft ſolle eingehen und die Wittwe durch eine vergrößerte Jahresrente entſchädigt werden. Es iſt wahr, dem Hauſe fehlte Alles, was auch äußerlich die Kirchenkaſſenverwaltung vor übler Nachrede ſchützen konnte. Während ringsum Ziegeldächer das träumeriſche Strohdachanſehen der alten Häuſer zu verwiſchen ſtrebten, während die Mauerwände weiß getüncht und die Einfriedigungen der Gärten durch moderne Holz- oder Eiſenzäune verdrängt wurden, während ganz Hedeper im ſichtlichen Verjüngungsprozeß begriffen war, beharrte das uralte Pfarrwittwenhaus in ſeiner zweihundertjährigen Zuſammengeſunkenheit und machte jedem vorbeikommenden Handwerksburſchen und jedem durch Hedeper paſſirenden Fremden die entſetzlichſten Einſturzgrimaſſen. Selbſt der viſitirende Herr Conſiſtorialrath hatte ſeit manchem Jahre ſich nicht tiefer als auf den Hausflur des mürriſchen Baues gewagt, ſo wenig traute er dem bedrohlich überhängenden Giebel, an welchen ſich noch obendrein ganze Waldungen wilden Weinlaubs feſtgeklammert hatten, unverſtändigen Kindern gleich, die eine Ehre darin ſuchen, Gefahren ſich auszuſetzen, von denen ſich Erwachſene fern halten. Auch der Wolfenbütteler Candidat, welcher nach Antritt und bald darauf erfolgter Erkrankung des neuen Pfarrers vier Wochen lang allſonntäglich die Kanzel zu St. Gertrauden beſtiegen und ſeine Beköſtigung in dem Wittwenpfarrhauſe zu beanſpruchen gehabt hatte, war nur einmal in Hedeper geblieben, die anderen Male aber unter allerlei Vorwänden der bedrohlichen geiſtlichen Herberge ausgewichen. Freilich hatte die Wolfenbütteler

Braut des Candidaten noch andere als Einſturzbefürchtungen im Hinterhalte, als ſie ihm das Gelöbniß abnahm, nicht wieder im Wittwenpfarrhauſe zu ſpeiſen.

Die letzten Anſtrengungen, dem ärgerlichen Kirchenzubehör ein anſtändigeres Kleid anzuziehen, waren von dem vorletzten Kirchenvorſtande zu St. Gertrauden gemacht worden. Man hatte den Braunſchweiger Stadtbaumeiſter in der Chaiſe des ſeligen Krugwirths herüber geholt und ihn nach einem guten Frühſtück in den noch zugänglichen Räumen des Methuſalem herumgeführt. Der moderne Mann aber war nicht zu bewegen geweſen, Reparaturpläne vorzuſchlagen. Ihm galt das aus der Lothlinie gewichene Haus nicht viel mehr, als dem Schuhmacher ein Stiefel zu gelten pflegt, der nach dreimaliger Verſohlung von ſeinem Beſitzer ihm zu abermaliger Reparatur mit der Verſicherung übergeben wird, es gehe ſich ſo bequem darin, einmal werde ſich's wohl noch thun laſſen. Auch in dem Wittwenpfarrhauſe wohnte ſich's bequem, weit bequemer als in den weißen, gerade ſtehenden Häuſern ringsum. Aber dafür hatte der Stadtbaumeiſter keinen Sinn. Als er verdrießlich fortkutſchirt war, den Beſichtigungsducaten in der Taſche und den nicht durchgedrungenen Neubauplan in der Mütze, fand ſich der Wolfenbütteler Rathszimmermann gemüßigt, dem Braunſchweiger zum Schabernack zu erklären, der alte Kaſten könne noch hundert Jahre ſtehen, wenn nur nicht daran gerührt werde. Da nun anzunehmen war, daß in einem Wittwenpfarrhauſe Stille und Frieden herrſche, auch nicht getanzt oder gedroſchen werde, ſo drang die conſervative Partei durch, und Nr. 97 war abermals für einige Zeit fernerer Duldung verſichert.

Die jetzt plötzlich erfolgte Verurtheilung des zählebigen Baues war durch ein Gerücht verſchuldet, das ein müßiger Zeitungscorreſpondent als Lückenbüßer in die Luft geworfen und das ſich ſolcher Art bis unter die Naturperrücke des vortragenden Conſiſtorialſchreibers verirrt hatte: der Landesfürſt ſelbſt werde auf einer Jagdpartie Hedeper berühren. Schon war dem Holzbilde der heiligen Gertraude, das noch aus katholiſcher Zeit her das Portal des Gotteshauſes ſchmückte, die vor Urzeiten abhanden gekommene Naſe durch Wolfenbütteler Schreinerhand wieder angeſetzt worden, etwas zu ſpitzig freilich, wie der Küſter meinte. Auch das tiefe G der Orgel hatte unter Herrn Florian's eigener Leitung der Kupferſchmied aus Hedeper wieder aus ſeiner Fis-Lage in die Höhe geklopft. Jetzt kam das Pfarrwittwenhaus an die Reihe. Beſchloſſen war, Kirchengut könne es nicht länger bleiben. Wollte ſich's ja Einer über dem Kopfe zuſammenbrechen laſſen, ſo möge er's für eigene Rechnung thun.

Der Küſter konnte bei dreimaligem Ueberleſen der Verkaufsanzeige die Chronik des alten Hauſes hinlänglich in ſeinem Gedächtniß auffriſchen, um die Erklärung des jetzigen Beſchluſſes ſich ſelbſt zu machen. Immer aber blieb das Ereigniß von erſchütternderer Bedeutung für ihn, als irgend eines, das die letzten Jahre mit ſich gebracht hatten, den Tod des vorigen Herrn Pfarrers etwa ausgenommen. Das Wittwenhaus lag der Küſterei ſchräg gegenüber. Die Obſtgärten grenzten aneinander. Das braune Hinterſtübchen hatte den Blick auf den weinumrankten, vielgefürchteten Giebel. Das ganze Leben des Herrn Florian Habermus, je weniger die Außenwelt es berührte, hing mit unzähligen Gefühls- und Gewohnheitsfäden mit ſeiner nächſten Umgebung zuſammen. Schmerzte es ihn ſchon, wenn im Herbſt das Obſt im Wittwengarten von den Bäumen geſchüttelt wurde, einzig, weil dieſe Leſe eine plötzliche Ausſichtsveränderung mit ſich brachte, ein wie viel größeres Stück gewohnter Behaglichkeit wurde ihm entriſſen, wenn das Wittwenhaus plötzlich fremde Bewohner, nie geſehene Geſichter bekam, oder wenn man etwa Anbaue, Stützungen, Veränderungen an dem alten Giebelhauſe vornehmen ſollte! Die Möglichkeit, ein modiſches Haus an die Stelle des alten treten zu ſehen, mochte er gar nicht in ſeinen Gedanken aufkommen laſſen.

Als er das Blatt mit der verhängnißvollen Anzeige wieder auf den Tiſch gelegt hatte, klappte er das Bierglas zu, zog einen Groſchen mit darauf geprägtem galoppirendem Pferde aus dem Tabacksbeutel und ging, ohne der Wirthin Rückkehr abzuwarten, aus dem Kruge.

# Drittes Kapitel.

## Ausſprechen.

Bei dem Pfade, der über die Gänſeweide nach dem Wittwenhauſe führte, ſtand der Küſter nachdenkend ſtill. Die Nachricht in dem Anzeigeblatt war nagelneu. Kaum ein anderer Gaſt mochte vor ihm im Kruge geweſen ſein. Er ſchwankte, ob es ſich für ihn zieme, der Nächſtbetheiligten die Kunde zu hinterbringen. Seit des Pfarrers Tode hatte er nur in Berufsgeſchäften hin und wieder das Wittwenhaus betreten; in den letzten drei Monaten gab es auch deren nicht mehr, und ſo ſchien ihm der Gang bedenklicher, als er in Wirklichkeit ſein mochte. Nicht daß er das Auge der ihm etwa nachblickenden Krugwirthin fürchtete, oder die Wachſamkeit der Seifenſiederstochter gerade neben dem Spritzenhauſe, oder den mit Hanf in der Schürze hin- und hergehenden Seiler, der über alle Vorfälle in Hedeper Buch führte. In ſeiner Zurückhaltung gegen die Wittwe ſeines ehemaligen Vorgeſetzten lag eine andere Art Scheu, theils durch den auf ſie übertragenen Reſpect vor dieſem ſeinem Vorgeſetzten veranlaßt, theils durch eine höfliche, entfernt haltende Weiſe der Wittwe ſelbſt, einen gegen ihn nie veränderten Ton, der nach und nach dem Küſter ganz aus der Erinnerung brachte, daß er vor Zeiten als älteſter Knabe des Meierhofs am Erlenkampe manches Mal mit der damals fünf- oder ſechsjährigen Pfarrerstochter — der jetzigen Wittwe ſelbſt — Sand und Steine in des Großvaters zerbrochener Geige ſpazieren gefahren hatte. Seitdem waren drei Jahrzehnte in die Vergangenheit hinabgerollt. Der Sohn des Meierhofs hatte beim Wolfenbütteler Magiſter den kleinen Zumpt rück- und vorwärts auswendig gelernt, um nach des Oheims Tode die lateiniſchen Floskeln in Tauf- und Trauſcheinen richtig ſchreiben und auf einen etwaigen Witz des Herrn Kirchenviſitators mit der herkömmlichen grammatikaliſchen Phraſe antworten zu können. Er hatte den Blaſebalg auf dem Chor getreten, bis ihm der Oheim ſein Lederkiſſen auf dem Orgelſtuhl und zugleich das Organiſtenamt abtrat, das mit der Küſterſtelle vererbte. Er hatte die Wachskerzen allſonntäglich am Altar angezündet und von Mariä Heimſuchung bis Martini jeden Morgen ſein: „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern" über das ſchlafende Hedeper geblaſen, hatte ſich an die alternde Marga und den ledigen Hahn im kaffeebraunen Hinterſtübchen gewöhnt und die kurze Beklemmung vergeſſen, die ihn zum erſtenmal im Leben beſchlich, als die im alten Giebelhauſe aufgewachſene Pfarrerstochter, ſeine langjährige Nachbarin, vor zehn Jahren von ſeinem damaligen Vorgeſetzten als Braut heimgeführt wurde. Er hatte ſich an Alles gewöhnt, was des Gewohntwerdens bedurfte, hatte Alles vergeſſen, was ein Küſter von St. Gertrauden, dem 1730 bis

1735 warnend im Geſtändniß ſtanden, vergeſſen mußte, war Kind geblieben, ungeachtet die alte Marga von Jahr zu Jahr mehr Bartſeife von Wolfenbüttel verſchreiben mußte, war immer ſtiller und immer friedfertiger geworden, je mehr die Möglichkeit einer Doppelexiſtenz in das Reich der Jugendphantaſieen hinabſank, und ſpann ſich allmählich in jenes Traumleben harmloſer Naturen hinein, das in heiterer Unbedeutendheit und auf der ebenen Straße des Nichterlebens faſt dasſelbe Glück ſchon erreicht zu haben ſcheint, nach welchem ſtürmiſche Naturen auf gefahrdrohenden Wegen noch erſt jagen.

Der Küſter von St. Gertrauden wäre nicht ſo bald zum Entſchluß gekommen, ob er nach Hauſe gehen oder ob er die Pfarrwittwe benachrichtigen ſolle, hätte ſich nicht von fern auf der Landſtraße ein „fechtender" Handwerksburſche gezeigt, der ihn aus ſeinen Betrachtungen aufſtörte. Sein Herankommen abzuwarten, das ſchien ihm ein zu großer Zeitverluſt — er hätte den Werth der Zeit nimmer bedacht, wenn es nicht auf einen Andern zu warten galt; — ſich davonzumachen, das ſah einer durch Geiz eingegebenen Flucht gleich. Er zog ſeinen Tabaksbeutel und holte einen kupfernen Dreier hervor; dann fiel ihm aber ein, wie er ſelbſt ſchon heute früh einen Groſchen vertrunken hatte, und wie unchriſtlich es ſei, einen dürftigen Bruder nach eigener Sättigung ſo kärglich zu bedenken. Er nahm deshalb einen Groſchen heraus, wickelte ihn in Papier und machte dem noch Entfernten durch Zeichen verſtändlich, daß ein Reiſepfennig für ihn auf dem Chauſſeeſteine liege.

Jetzt beſann er ſich nicht länger. Durch die Almoſenreichung aus ſeiner Unentſchiedenheit aufgerüttelt, faßte er ſich ein Herz und ging auf das jenſeits der Weidenbäume gelegene Wittwenhaus mit feſten Schritten zu. Er überſchaute es der ganzen Front nach. Sechs Fenſter in der Breite, drei unterm Giebel, durch Weinranken verſperrt und wohl ſeit manchem Jahre aus Beſorgniß vor dem Einſturz der wetterbraunen Spitze nicht mehr geöffnet; in dem anſtoßenden Stallgebäude zwei mit Blumentöpfen ausgeſtattete Fenſter, einer Stube angehörend, welche als Erſatz für die verlaſſenen Giebelräume wohnbar gemacht worden war; zur Linken, in den Obſtgarten vorſpringend, die ſeit Langem nicht mehr benutzte Scheune, grün bemooſ't, von Johanniskraut überwuchert, ihrer großen Flügelthüren beraubt und den freieſten Einblick geſtattend auf die lehmgeebnete Tenne, den Spielplatz mancher vergeſſenen Kindergeneration. Die Morgenſonne ſchien voll hinein und beleuchtete die ſchillernden Farben der auf der Tenne behaglich ſich ſonnenden Hühner. Ein ſchöner, goldſtrahlender Hahn klappte mit den Flügeln, daß rings Stroh- und Futterreſte umhertanzten, und ließ mit geſchloſſenen Augen ſeine Stimme erſchallen. Von Weitem klang eine etwas melancholiſche Antwort: der Küſter glaubte den ſchwarzen Einſiedler der Küſterei an der Stimme zu erkennen, und ihm ward in des Eingeſperrten Seele gar weich zu Muthe. Auch

Tauben flogen über die Tenne hin und her, einige auf beſtändiger Flucht, andere in unermüdlicher Verfolgung begriffen. Ein röthlich gelbes Kätzchen ſaß mit halb geſchloſſenen Augen auf der ſonnigen Scheunenſchwelle und nahm ſpielend das Köpſchen zwiſchen beide Vorderpfoten, wie um dem ſtehen gebliebenen Küſter anzudeuten, daß ſie nichts dagegen habe, wenn er mit ihr anbinden wolle. Ein kleiner unbeholſener Hund kam kläffend zum Vorſchein, blieb einen Augenblick in ſicherer Ferne ſtehen, erſchrak aber, als der Fremde die Hände in einander legte, und überſchlug ſich beim Davonlaufen, was neuen Schrecken und ängſtliches Quiekſen zur Folge hatte.

Der Küſter wollte weiter gehen, aber er ließ ſich immer wieder von Neuem Zeit, mit den Blicken auf der ſonnigen Tenne umherzuwandern. Was ihm durchaus nicht einfiel, war, daß er im Grunde lauter längſt vergeſſenes Spielzeug wieder beiſammen hatte, Hund, Katze, Tauben, Hühner, gute Gefährten ſeiner Kinderjahre, immer aufgelegt mit ſich ſpielen zu laſſen, eines Bauernkindes beſte Kameraden, für die alles Nürnberger Spielzeug ein Stadtkind nur dürftig entſchädigt. Wenn das Stadtkind der Blechtrompete überdrüſſig wird, wenn das Schaukelpferd Mähne und Schwanz einbüßt und dadurch ſeine Hauptreize verliert, wenn der Hampelmann Arme und Beine ſchlaff hängen läßt und die Bleiſoldaten nur noch zum Einſchmelzen tauglich ſcheinen, da hat das Bauernkind ſein lebendiges Spielzeug noch im beſten Stande, und wo ein richtiger Hof iſt, giebt's ohn'

Unterlaß Neues und immer Neues: heute junge Kaninchen, morgen poſſierliche Friſchlinge, übermorgen ein ſteifbeiniges Kalb und überübermorgen gar ein Füllen, das wie auf Stelzen geht und weder wenn es ausſchlägt, noch wenn es zu galoppiren verſucht, gefährlich iſt. Ja, die Dorfkinder haben's gut mit ihrem fröhlichen Spielzeug, das mit ihnen aufwächſ't, mit dem ſie ſelbſt groß und verſtändig werden, und das ſie nicht nach der Einſegnung über die Achſel anzuſehen brauchen, im Gegentheil, deſſen Werth und Nutzen ſie dann erſt begreifen lernen, und deſſen ſtete Nähe ihnen immer ein Stück ſeliger Kinderzeit vor Augen bleiben läßt. Fragt ſo manchen Bauern, warum er ſich mit dem Viehſtand plagt, ſtatt ſich zur Ruhe zu ſetzen und Rahm und Käſe gleich den Städtern von Andern zu kaufen. Er weiß es nicht, aber er bleibt doch dabei, und wir errathen leicht, um welcher geheimen Ideenverbindung willen. Fragt den Küſter von Gertrauden, warum er ſeinen Blick nicht von der Tenne läßt. Er weiß es nicht, oder er meint doch, weil er ſich fürchte, ins Giebelhaus zu treten und die Wittwe ſeines ehemaligen Vorgeſetzten ohne Berufsgeſchäfte aufzuſuchen. Aber drinnen auf der Tenne hat er vor drei Jahrzehnten mit der damaligen Pfarrerstochter getanzt, und ſind die Schuhe beider Tänzer auch längſt vertreten und den Weg alles Leders gegangen, wenn ja die kleinen Füße beſchuht waren, es trippelt doch noch etwas in der Erinnerung des Küſters herum, auf das er ſich nicht beſinnen kann, das ihm aber beim

Anſchauen der ſonnigen Tenne faſt wieder deutlich vor die Seele tritt und die Hauptſchuld trägt, daß er ſich in dem lächelnden Anſchauen des alten Spielplatzes von der Wittwe ſelbſt überraſchen läßt.

Frau Paſtor Anna Malter iſt es in der That, die eben aus der Thür des Giebelhauſes tritt und den fremd gewordenen Beſucher einen Augenblick von ferne muſtert, ungewiß, ob es der Nachbar aus der Küſterei oder der ihr durch ein unverſtändliches Gerichtsſchreiben angekündigte Wolfenbütteler Amtsbote ſei. Sie iſt zart von Wuchs und blaß von Farbe. Die Krugwirthin würde ſie zu Denjenigen gezählt haben, welche ſchwach im Leibe werden, wenn ſie einen Keſſel vom Feuer heben oder von zwei Uhr früh bis Mittag am Brunnen Zeug waſchen ſollen. Und mit Recht. Ihre Geſundheit hat gelitten, ſeit ihr plötzlich die Sorge für Unterhalt und Erziehung fünf unerwachſener Kinder allein auf die ſchmalen Schultern geladen worden iſt, ſeit ihr ein Rechnungsweſen zugefallen iſt, von dem ſie nichts begreift, und ein Rathgeber entriſſen ward, deſſen Unentbehrlichkeit ſie jetzt erſt zu ahnen beginnt. Drei Kinder ſind ihre eigenen, zwei ſind die der erſten Frau des ſeligen Herrn. Da giebt es abgeſagte Gelder, vormundſchaftliche Anfragen, geſteigerte Verantwortlichkeit ſchon um der vorausgeſetzten Parteilichkeit willen, deren bloßen Schein es zu vermeiden gilt. Sie ſoll einen Curator wählen, und hat doch kein Vertrauen zu den ihr vorgeſchlagenen. Von einem Monat zum andern hat ſie ihren

Entſchluß verzögert, und durch die Verſchleppung iſt die Klärung des Nachlaſſes nur noch ſchwieriger geworden; ſie mag kaum noch daran denken.

So hatte die Bedrängniß der Wittib des wohlſeligen Herrn, heißt es in den Denkwürdigkeiten, diejenige Höhe erreicht, von welcher der Prophet Eliſa redet, und die der König von Syrien verſpottete, als er dem Weibe antwortete: hilft dir der Herr nicht, woher ſoll ich dir helfen? Von der Tenne oder von der Kelter?

Der Küſter hatte indeſſen zu jener Zeit wenig Ahnung von der Stimmung, in welcher er die Pfarrerswittwe fand. Er brauchte ſogar eine Weile Sammlung, um ſich auf die Veranlaſſung ſeines Beſuchs zu beſinnen. Als er den Inhalt der Verkaufsanzeige endlich zuſammengefunden und in möglichſt amtsmäßiger Weiſe vorgetragen hatte, wartete er auf eine Aeußerung ſeiner Zuhörerin, die ihrerſeits aber durch das Vernommene ſo ſehr betroffen worden war, daß ſie keine Antwort zu geben vermochte.

Das Haus iſt alt, ſagte er endlich, um nur etwas zu ſagen, und ich thue vielleicht Unrecht, wenn ich es erhalten wünſche. Nur habe ich mich ſeit manchem Jahr an ſeine Nachbarſchaft gewöhnt und kann mir nicht vorſtellen, wie die Küſterei drüben ſich ausnehmen wird, wenn hier abgeriſſen und aufgeräumt werden ſollte. — Er machte Anſtalten, ſich zum Rückzuge vorzubereiten, immer mehr der Vermuthung Raum gebend, er habe ſich eine fremde Sache zu Herzen genommen, ohne dazu berufen zu ſein. Aber die Wittwe nöthigte ihn ins Haus und in die Fremdenſtube. Sie habe Niemanden, der ihr rathe, ſagte ſie, den Küſter zum Sitzen einladend, und da komme Eins über das Andere — ſie wiſſe gar nicht mehr aus noch ein. Ein Mann habe Erfahrungen mancher Art und könne ſich durch Formen und Geſchäfte durchhelfen. Was verſtehe ſie davon? Sie habe ſchon mehrere Male daran gedacht, ihn über die Nachlaßbeſorgungen befragen zu wollen — warum es unterblieb, ſagte ſie nicht — er könne ihr einen großen Dienſt leiſten, wenn er zu ihren Angelegenheiten ſchauen wolle. Es liege wie ein Alp auf ihr. Sie möchte am liebſten auf und davon gehen — ſetzte ſie, die letzte Faſſung verlierend, hinzu und bedeckte ihre Augen mit der Schürze, aufgeregt und erleichtert zugleich durch das begonnene Aufſchließen ihres Innern, von welchem ſeit einem Jahr und wohl noch eine gute Weile länger der Riegel nicht zurückgezogen worden war.

Der Küſter ſchlug die Augen nieder, völlig unfähig, ſich in die ihm plötzlich aufgenöthigte Stellung zu finden. Nie war ihm etwas Aehnliches begegnet. Die Wittwe ſeines ehemaligen Vorgeſetzten in Thränen, rathlos, ihm ſich aufſchließend, ihm, der ſich vor Zeiten und noch vor einer Viertelſtunde kaum getraute in ihrer Gegenwart niederzuſitzen, nicht etwa weil ſie hochmüthig oder herriſch gegen ihn geweſen wäre, aber um eines von ihm empfundenen Abſtandes willen, über den er ſelbſt nie ganz klar geworden war! Verlegenheit, Bedrängniß, Noth wohl gar in dem Hauſe Derjenigen, deren goldene Hafergarben noch ungedroſchen auf dem Boden der Küſterei lagen und die Mäuſe über ſeinem Kopfe bei guter Laune erhielten! Abermals entfaltete ſeine Einbildungkraft ihre ungemeſſenen Flügel. Er ſah nicht nur das Giebelhaus verſteigern, auch den Hausrath, auch den Bücherſchrank des ſeligen Herrn, ſeine Meerſchaumpfeifen, ſeine drei Brillen, die goldumrahmten Confirmandenwünſche, die im Glasſchrank aufgeſtapelten Weihnachtsſtickereien ſeiner erſten und ſeiner zweiten Gattin, die mit Geburtstagsgedichten bedruckten Atlasbänder — die eigenen darunter wußte der Küſter noch auswendig — das Gypspantheon über dem Kachelofen mit lädirten Statuen der Diana, Apoll's und einer namenloſen Muſe, den lackirten Papierkorb, von deſſen Inhalt die Heizung der Sakriſtei in milden Wintern beſtritten wurde, die zwei Bronzeleuchter, die einzigen in Hedeper, in denen überdies noch die vor zehn Jahren während der Trauung benutzten Wachskerzen prangten, die aufgenagelten falſchen Geldſtücke, auf die der ſelige Herr bei Privatreprimanden gern bildlichen Bezug nahm, die in der Gemeinde confiscirten ungeſtempelten Spielkarten, eine Sanduhr, ein Todtenkopf, ein Hahnenſchweifwedel — draußen krähte der ſtattliche Hahn, und von fern antwortete der melancholiſche Einſiedler der Küſterei; Herr Habermus konnte des alten Kameraden Stimme deutlich erkennen. Er fuhr mit der Hand über die Augen, und als er fand, daß kein Traum ihn betrüge, daß die Wittwe ihm rathlos gegenüber ſitze und von ihm Beiſtand in ihrer Verlegenheit erwarte, da nahm er zu ſeinem gewöhnlichen Schutzheiligen, einem dehnbaren Bibelſpruche, ſeine Zuflucht und ſchloß mit der Verſicherung, daß er mit Gottes Beiſtand ihr über alle Noth wegzuhelfen gedenke.

Die bedrängte Frau hatte inzwiſchen wieder hinreichende Faſſung gewonnen, um die Gefühlsſeite dem geſchäftlichen Theile dieſes Vorgangs unterzuordnen und die Hauptſachen, welche erledigt ſein wollten, einigermaßen in Reihe und Glied zu bringen. Die Nachlaßangelegenheiten wurden erſt oberflächlich berührt, dann eingehend und mit zunehmender Ausführlichkeit zuſammengetragen, wobei freilich weder ſie noch der in ſolchen Dingen völlig unbewanderte Rathgeber Abſchweifungen vermieden, die zur Aufhellung der Sachlage nicht nöthig waren und der Wittwe immer wieder Thränen in die Augen brachten. Ueber allgemeinen Betrachtungen, die ſich der Küſter hierbei nicht verſagen konnte, ging dann der eben gewonnene Ueberblick Beiden von Neuem verloren. Doch floß jedes ſolches dem weichen Herzen des Küſters entquellende Wort wie mildes, beſänftigendes Oel in die bewegte Bruſt der Pfarrerswittwe, und die balſamiſche Wirkung des Verſtandenſeins that ihrer Seele wohler, als wenn der geſchickteſte Braunſchweiger Notar in fünf Minuten ihr aus dem chaotiſchen Papier- und Zettelgewirr ihrer Buchführung eine regelrechte Bilanz mit ſtattlichem Ueberſchuß der Einnahmenſeite zuſammengetragen hätte. Immer rückhaltloſer that ſie die Geheimfächer — nicht ihres Inneren, denn dem Küſter fehlte für ſolche Wahrnehmungen jede Anlage, und ihm gingen daher alle naheliegenden Auslegungen verloren — wohl aber ihres Haus- und Rechnungsweſens auf, und was ſie in der erſten Viertelſtunde ungenau angegeben hatte, wie man gern durch einzelne Verſchweigungen und Unrichtigkeiten ſich über zu raſche und zu weit gegangene Mittheilungen andererſeits ſelbſt beruhigt, das berichtigte ſie in der zweiten Viertelſtunde, um in der dritten nochmals mit neuen Zuſätzen darauf zurückzukommen. Weder ſie noch Herr Habermus hatten von dem wirklichen Verhältniß der Nachlaßmaſſe eine Anſchauung gewonnen, als die Mittagſtunde ſchlug und er zum verſpäteten Läuten eiligſt aufbrach. Aber in dem Auge der Frau Anna leuchtete es zum erſtenmale wie zurückkehrende Geſundheit, nun ſie zu den Kindern trat, die auf des Hauſes anderer Seite im Lindenſchatten mit Hanfbrechen beſchäftigt worden waren. Eine Wolke, die ihre Stirne lange umflort hatte, begann langſam, langſam zu verfließen. Sie hatte einen Rathgeber gefunden, hatte ihr Herz erleichtert, hatte ſich ausgeweint, und zwar mit anders nachhaltiger Wirkung, das fühlte ſie, als während der erſten fünf thränenreichen Jahre ihres Eheſtandes, ja als während der fünf thränenarmen, welche jenen folgten, und des langen, dumpfen Wittwenjahres, das eben zu Ende ging.

# Viertes Kapitel.

## Anſtoß.

Kleinigkeiten ſind die endloſen Urſachen von Weltereigniſſen. Das vermeintlich zu große Fenſter in Trianon ward zur Pforte des Janustempels und ſpie Brand und Verwüſtung über Deutſchland aus. Ein Glas Waſſer, verſicherte Voltaire, löſchte die erbittertſte Kriegesfackel, welche je zwiſchen Frankreich und England geſchwungen worden iſt. Das Spottlied eines alten Tuchmachers, das derſelbe unter Otto des Großen Denkmal in Magdeburg ſang, blies den dortigen Biſchof und ſeinen ganzen Anhang von ihren Sitzen und eroberte dem evangeliſchen Glauben eine ihrer Hauptveſten. Ein unerklärter Schuß, vor dem Pariſer Miniſterium des Innern abgefeuert, ſetzte die ſchon verglimmenden Kohlen der franzöſiſchen Februarrevolution wieder in helle Flammen, ſtürzte einen Königsthron und wiederhallte ſo mächtig durch ganz Europa, daß ſeine Gehörnerven noch jetzt die Luftſchwingungen des Echo's zu ſpüren behaupten.

Kleinigkeiten ſind die endlichen Urſachen von Weltereigniſſen. Nicht daß wir den Horizont dieſes Abriſſes plötzlich ins Unermeßliche zu erweitern beabſichtigten; nicht, daß wir aus dem ſtillen Küſter von Hedeper zur Ueberraſchung unſerer Leſerinnen einen jener trefflichen

Männer zu entwickeln gedächten, deren Predigtſammlungen an regneriſchen Sonntagsmorgen ihnen die Hausandacht ſo manches Mal erbaulich gemacht und ſie vor naſſen Füßen behütet haben; nicht daß wir aus der Anſpruchsloſigkeit einer Idylle in die ſchönredneriſche Untrüglichkeit einer akademiſchen Biographie überzulenken und ein für allemal feſtzuſtellen wünſchten, was bis dahin als ſagenhafte Nachricht von einem bedeutenden Charakter der weiteſten Auslegung fähig war. Verſchollen iſt der Küſter von Hedeper, und ſelbſt ſeine Denkwürdigkeiten, die uns als Anhalt für dieſe Schilderung dienen, liegen nur in wenigen ſchlecht erhaltenen, wenn auch ſauber geſchriebenen Papierſtreifen vor uns, koſtbare Reſte einer zu Schneidermaaßen verſchnittenen Lebensſkizze, in welche des ſeligen Herrn Pfarrers älteſte Tochter bei ihrer Verheirathung die getrockneten Blumenangebinde ihres Bräutigams wickelte und die ſolcher Art den Weg in die Schneiderſtube der Wolfenbütteler Bürgermeiſterin fanden, wo ich ſie unlängſt auflas, während die Frau Bürgermeiſterin meinen Reiſepaß viſirte. Verſchollen iſt der friedliche Küſter von Hedeper. Die Welt ſpricht nicht von ihm, und Weltereigniſſe knüpfen ſich nicht an die Fußſpuren, die er im Hedeper'ſchen Torfboden hinterlaſſen. Aber was waren ihm Weltereigniſſe? Nicht der Sturz Carl's X., nicht die Entdeckung der auſtraliſchen Goldlager, nicht die Erfindung der Dampfwagen, des elektriſchen Telegraphen konnten ihm dafür gelten. Seine Welt begrenzten die Meilenſteine der Hedeper Chauſſee, ſeine

Weltereigniſſe waren Viſitationen Seitens des Conſiſtoriums, Thurmknopfvergoldungen, Kanzeldeckengeſchenke, Anſchaffung neuer Zifferbretter, Kirchenſtuhlvermiethungen, Grabverkäufe, Nothtaufen, Armeſünderbeerdigungen, und vor allem ſolche Vorfälle, welche geeignet ſchienen, die überlieferte Eheloſigkeit der Hedeper Küſter in Gefahr zu bringen.

Und hier müſſen wir zweier Kleinigkeiten Erwähnung thun, welche ein Weltereigniß ſolcher Art verſchulden konnten: einerſeits des in Papier gewickelten Groſchens, andererſeits des Wittwenzaun-Erkletterns, deſſen ſich der Küſter ſchuldig machte, als er zum verſpäteten Mittagsläuten den kürzeſten Weg einzuſchlagen für gerechtfertigt hielt. Der eingewickelte Groſchen wurde von der ledigen älteſten Habermus entdeckt, ehe der Handwerksburſche herbeikam, führte zu Auseinanderſetzungen zwiſchen dieſem und der ältlichen Jungfrau und leitete ſie auf die Spur des geiſtlichen Bruders, der ihrer Kurzſichtigkeit ohne dieſen Wegweiſer entgangen wäre. Sie beſchloß ſogleich in dem kaffeebraunen Hinterſtübchen Poſto zu faſſen und, ſo gut die in der Küſterei aufbewahrte Brille des verſtorbenen Oheims es zuließ, die Vorgänge im Giebelhauſe auf künſtlich optiſchem Wege zu überwachen. Nachdem bei dieſem Geſchäfte ihre Geduld über die Gebühr auf die Probe geſtellt worden war, erſchreckte ſie plötzlich der Anblick des Zaunkletterers, in dem ſie Anfangs einen Kirchendieb witterte, bis ſie, roth vor Beſchämung und Entrüſtung, ihren geiſtlichen Bruder erkannte. Während des folgenden Läutens abſolvirte ſie ſich von dem ſonſt ihr geläufigen Mittagsgebet, auf die paſſendſte Anrede bedacht, mit der ſie ihren Bruder zu empfangen habe. Als ſie ihn endlich eintreten hörte, richtete ſie ſich möglichſt feierlich auf und wartete mit abgewandtem Geſicht des günſtigſten Moments, in welchem ſie ihn durch den Blick ihrer kleinen Augen und durch das gleichzeitige Entgegenſtrecken ihrer ſpitzen Naſe außer Faſſung bringen könnte.

Kaum ſpürte der Küſter die oft ſchon an ihm erprobte Wirkung, als ihm der ganze Umfang der von ihm begangenen Ungebührlichkeit auf die Seele fiel und ſeine gehobene Stimmung mit Gewalt niederdrückte. Was ſollten die Leute ſagen? Stunden lang ohne zwingendes Amtsgeſchäft im Wittwenhauſe zu verweilen, war ſchon ein Verſtoß gegen die Ehrbarkeit eines Hedeper Küſters. Aber nun noch das Fortſchleichen auf heimlichen Wegen, das Ueberklettern des Zauns zwiſchen ſeinem und dem Wittwengarten, eines Zauns, der, wie das Apfelverbot im Paradieſe, allen bisherigen Bewohnern der Küſterei für heilig gegolten haben mochte, und der nun plötzlich um ſeine makelloſe Unberührtheit gebracht worden war. Der Küſter legte ſeinen ſchwarzen Filzhut geräuſchlos hinter den ungeheizten Ofen und ſtellte ſich mit dem Rücken gegen dieſen, in der Verlegenheit vergeſſend, daß ſeit fünf Monaten kein Kienſpahn hinein gethan worden war, und daß draußen eine Auguſthitze von etlichen zwanzig Grad auf den Dächern brannte.

Du thuſt Recht, begann endlich die Schweſter, nicht zu nahe ans Fenſter zu treten und deiner Schweſter nicht ins Geſicht zu ſehen. Die Beſchimpfung des Namens Habermus ſteht dort in Flammenſchrift zu leſen.

Friederike . . . ſtammelte der Bruder und faltete rathlos die Hände.

Du ſchämſt dich! hob ſie abermals an, bleibe nur in deinem Hinterhalt ſtehen, und laß die Reue den Flecken fortbrennen, der unſern Namen von heute an beſchmutzt hat.

Friederike! ſagte der Küſter von Neuem.

Nenne mich nicht! wiederholte die Schweſter, mit wachſender Heftigkeit die Brille des Oheims in die Höhe haltend. So wahr ich jetzt in jungfräulichem Schmerz dieſe Reliquie deines untadeligen Vorgängers gen Himmel hebe, ſo wahr wird, was ich durch ſie erblicken mußte, gegen dich zeugen und Wehe über dich rufen, wenn du einſt dahin berufen ſein wirſt, wo — ſie ſchloß ihre Rede mit einer Geberde, die dem Küſter bedeutete, ihr verſage der Athem, und ſie werde die Schmach nicht überleben.

Ehe indeſſen ſeine Antwort auf der Zunge war, hatte ſie von Neuem Kraft genug, um ihre Meinung über ſeine ewige Verdammniß, über das wuchernde Unheil, das er angerichtet habe, über den Fluch, den er auf alle ſeine Geſchwiſter lade, über die Entweihung des kirchlichen Kleides und das Heraufbeſchwören des göttlichen Zorns mit ſo lebhaften Farben dem Gemüthe des

Bruders vorzuführen, daß er zerknirſcht in ſeinen Lehnſtuhl ſank und dem ſchwarzen Hahn kaum Zeit ließ, ſeinen Lieblingsplatz auf dem Stuhlkiſſen in Haſt zu räumen.

Dann ſchlug ſie heftig mit ihrem Strickbeutel auf den Tiſch, verſchwor ſich, die Küſterei nie wieder zu betreten, ließ eine Verwünſchung gegen alles Weibervolk los, das nach ledigen Mannsperſonen angle, verſetzte mit ihrem Schirm dem ängſtlich umhertrabenden Spornträger einen Seitenſtoß und entfernte ſich mit lauteren Schritten, als die Küſterei ſeit manchem Jahrzehnt vernommen hatte.

Sie war ſchon eine Viertelſtunde fort, ehe der Küſter die Faſſung wiederfand, um welche ihn der ſchweſterliche Zorn und ſein eigenes Schuldgefühl gebracht hatten. Marga vervollſtändigte bei ihrem Erſcheinen die Gedanken der grollend Fortgegangenen in einer Weiſe, daß eine Verabredung zwiſchen der Letzteren und der alten Haushälterin dem Küſter nur zu unzweifelhaft ſchien. Während des Tiſchdeckens verſuchte er vergebens dem Redeſtrome durch begütigende Vorſtellungen eine andere Wendung zu geben; da er indeſſen aus langjähriger Erfahrung wußte, daß ſeine Hausgenoſſin von Zeit zu Zeit ſolcher Gelegenheiten zum Austoben bedurfte, ſo begnügte er ſich bald, über der verſalzenen Bohnenſuppe und dem angebrannten Rindfleiſch ſeine Umgebung zu vergeſſen, ſo gut ſich's eben thun ließ. An ein Schälchen Kaffee war heute nicht zu denken. Man hatte Tags vorher, hieß es bei ſolchen Gelegenheiten, den Reſt gebraucht, und die neue Sendung aus Lüneburg müſſe erſt abgewartet werden. So ſchwer ſich der Küſter auch den gewohnten Nachmittagstrank verſagte, ſo fand er ſich doch ins Unvermeidliche und ſuchte im Marcus Paulus Troſt für das, was ihm an häuslicher Behaglichkeit fehlte. Aber mit dem Leſen wollte es heute nicht gehen. Der Unmuth Marga's donnerte noch zwiſchen den Töpfen und Schüſſeln in der Küche; der Hahn hinkte auf einem Bein und ließ die Flügel kläglich hängen; des Oheims Brille ſtarrte mit Argusblicken vom Fenſterbrett herüber; das Kreidebild aus ſeiner Jugendzeit, das neben dem Pfeifenſtande hing, und auf das die Geberden der Schweſter wie auf ein verlorenes Land der Unſchuld und Paradieſesreinheit hingedeutet hatten, guckte aus dem geſteiften Knabenkragen wie ein lebendiger Vorwurf heraus und ſchien im fortwährenden Stirnrunzeln begriffen; das ganze kaffeebraune Stübchen ſchaute mürriſch und verdrießlich aus; ja die Mäuſe über der Zimmerdecke verhielten ſich ſo ungewöhnlich ſtill, als ſei ihnen der Appetit an dem goldenen Haſer vergangen, ſeit die Eigenthümerin desſelben ihren Nachbar ins Vertrauen gezogen hatte.

Wohl eine Stunde ſaß der Küſter ganz unſchlüſſig und rathlos im Lehnſtuhl, den Eindrücken ſeiner Umgebung ſich wehrlos hingebend und ſeine Lage nur dann verändernd, wenn einer derſelben ihm zu mächtig werden und ihn völlig um ſeinen Gleichmuth bringen wollte. Er wagte nicht aus dem Fenſter zu ſchauen, aus Furcht, er werde den Zaun und ſichtbare Spuren von deſſen Entweihung erblicken. Als er einmal bei einer Kopfwendung den überhängenden Giebel gewahrte, glaubte er denſelben deutlich wackeln zu ſehen. Er fühlte ganz klar, daß ihm ein plötzlicher Einſturz des Giebels in dieſer Minute auch nicht die geringſte Ueberraſchung bereiten würde, obſchon er ſonſt immer zu den Anhängern des Wolfenbütteler Zimmermanns gehört und an die Unverwüſtlichkeit des Wittwenhauſes geglaubt hatte.

Am Ende entſchloß er ſich zu einem Gange nach dem Meierhofe am Erlenkamp. Er wollte ſeinem Bruder vorſtellen, wie die Verhältniſſe im Wittwenhauſe beſchaffen ſeien, wollte ihn bitten, ſich der Frau anzunehmen, Curator der Wittwe, Vormund der Kinder zu werden und wegen des Hausverkaufs diejenigen Schritte zu thun, welche etwa im Intereſſe der Bewohner des Giebelhauſes rathſam erſcheinen könnten.

Mit dem Vorſatz, ſich ſolcher Art der eingegangenen Verpflichtungen zu entledigen und zugleich den Ruf der Wittwe, ſo wie ſeinen eigenen, vor Nachreden zu wahren, holte er ſeinen Filzhut hinter dem Ofen hervor und machte ſich auf den Weg.

# Fünftes Kapitel.

## Sie hat's gut!

Der Meierhof lag in behaglicher Ruhe vor dem Küſter, als er, aus dem Erlenkamp biegend, an dem Teiche entlang dem Ziele ſeiner Wanderung zuſteuerte. Auf dem grün blühenden Waſſer ſchwammen ſchnatternde Enten, und goldgelbe Entchen platſchten hinterdrein, bald die Hälſe untertauchend und mit den Füßen hoch oben mühſam das Gleichgewicht bewahrend, bald mit den Flügeln klappernd und ſich ganz aus dem Waſſer hebend. Ein Nachen voll Waſſer lag noch am Strande; der Küſter kannte ihn aus guter alter Zeit; bei einem Ferienaufenthalt des Wolfenbütteler Scholaren war zuletzt darin gefahren worden, und ſeitdem diente er nur noch im Winter den Schlittſchuhläufern als Platz zum Anſchnallen und Ausruhen. Wie manches Mal hatte er auf dieſem Teiche, wenn der Winter glatte Bahn und rothe Naſen brachte, ſeine ältere Schweſter im Schlitten umherkutſchirt, oft länger, als ihm's Freude machte, bis ihm die Hände ſtarr und die Füße lahm waren, aber immer ihrem Willen gefügig, kaum je ſich einfallen laſſend, daß es anders ſein könnte.

Ihm kamen neue und wieder neue Vorgänge ins Gedächtniß, die ſeine Schweſter als herriſch befehlend ihm vorführten. Hatte er eigentlich je einen eigenen Willen ihr gegenüber gehabt? War er je im Stande geweſen, dauernd Widerſtand zu leiſten, wenn ſie nicht ſeiner Meinung war? Und hielt der Grund ewig vor, den ſie für ſeine Unterordnung geltend machte, immer, immer wieder, daß ſie nämlich an ſeiner Wiege ihre Jugendtage verſäumt und ſeinetwegen nicht geheirathet habe? Der Küſter rückte den Filzhut aus der Stirne. Wie lange in aller Welt hatte er denn in der Wiege gelegen? Es kam ihm zum erſtenmal in ſeinem Leben der Gedanke, daß das nicht ſo viele Jahre geweſen ſein konnte, als ein junges Mädchen zum Blühen braucht. Er dachte Anfangs, über fünf Jahre habe er doch ſchwerlich in dem Korbmacherbette verträumt; dann ſchienen ihm vier Jahre noch mehr, als aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeine Wiegenzeit gedauert hatte. Endlich fiel ihm ein, ſein jüngſtes Schweſterchen habe er ſelbſt gewiegt und im zweiten Jahre ſei es ſchon ins Holzbett gekommen. Er war über die Kürze der ihm als endlos vorgehaltenen Opferjahre ſo außer Faſſung gebracht, daß er ſeinen Filzhut abnehmen mußte, um ſich Luft und Erleichterung zu verſchaffen. Aber freilich, was folgte daraus, wenn er auch die Schuld ſeiner Dankbarkeit gegen die Schweſter um eine runde Summe verminderte? Blieb deßhalb weniger wahr, daß er Küſter zu Hedeper geworden, daß ein Küſter zu Hedeper ſeit Menſchengedenken zur Eheloſigkeit verurtheilt und als ein Weſen betrachtet war, über deſſen Thun und Laſſen aus dieſem

Grunde der ganze Ort vormundſchaftliche Aufſicht zu führen hatte? Hielt er nicht ſelbſt dafür, daß ein Chriſt, der zum Islam übertritt, nicht viel tiefer ſinkt, als ein Küſter Namens Habermus, der gegen den Brauch des Cölibats verſtößt?

Er blieb ſinnend ſtehen, denn es kam ihm vor, als halte auch dieſer traditionell gewordene Vergleich nicht mehr Stich, und als ſei die Zeit vorüber, wo er zu dergleichen Glaubensartikeln Amen ſagte. Noch brannte in ihm das ungefährliche Feuer der Entrüſtung über die fälſchliche Verlängerung ſeiner Wiegenzeit, und er war nicht abgeneigt, alles von der Schweſter Behauptete um jener einen Fälſchung willen zu bekämpfen. Je näher er aber dem alten Meierhofe kam, deſto mehr fiel er in die ſtrengere Auffaſſung ſeines Standes zurück, die ihm hier ſeit ſeiner früheſten Zeit anerzogen worden war. Drüben hinter dem Wagenſchuppen hatte er ſeinen Platz gehabt, wenn die Geſchwiſter Kirchgang ſpielten. Nur er durfte dort ſtehen und die große Kuhglocke läuten, die vor uralten Zeiten dort zu dieſem Spiele aufgehängt worden war. Das Holzdächlein über der Glocke ſtammte aus ſeiner früheſten Zeit. Er hatte nicht leiden wollen, daß Spatzen ſich auf die Glocke ſetzten und ſie zum Läuten brachten. Der Vater ſelbſt war dem Kinde mit dem abwehrenden Dächlein zur Hand geweſen, froh darüber, daß es auf ſeine Privilegien halte.

Wo jetzt der Weizenſchober ſtand, hatte er früher auf leeren Biertonnen ſeinen Ehrenplatz, ſo oft die Geſchwiſter Ringelreihen tanzten. Leere Tonnen waren ſeine Orgelpfeifen, ein alter Hammer erſetzte die Taſtatur; kein Anderer als er hatte das Recht droben zu ſitzen und zu orgeln, und der Vater hatte es ſehr übel vermerkt, als die Geſchwiſter einmal einen Leiermann zum Aufſpielen herbeigeſchleppt hatten. Und war's ihm nicht auch dafür verboten geweſen, mitzutanzen, Blindekuh, Topfſchlagen, Bergmann mitzuſpielen? Blieb ihm nicht, eben dieſer Abſonderung wegen, das Abenteuer mit der Sandfuhre in der väterlichen Geige im Gedächtniß, bei welchem Abenteuer die jetzige Pfarrerswittwe einen Theil der ihm zugedachten Schläge mit auf den Weg bekam? Hatte er nicht — jetzt erſt fiel's ihm wieder ein — mit ihr auf der ſonnigen Tenne des Giebelhauſes getanzt und, als Anna's Vater herbeikam, wohl eine Stunde lang unter einem umgeworfenen Holzkorbe verborgen geſeſſen, mäuschenſtill, die Anna neben ihm, beide durch das Geflecht nach dem alten Pfarrherrn blinzelnd, der wegen Regenwetters ſeine Nachmittagspromenade auf der geſchützten Tenne hielt und dabei die nächſte Sonntagspredigt memorirte? Ihm ward bei dem Gedanken an dieſen Jugendſtreich ganz warm ums Herz, und es ſchoß ihm durch den Sinn, als ſei er noch heute nicht zu alt zur Wiederholung desſelben, als ſei er jung geblieben, und als liege die Grenze noch fern, die er in ſo mancher kleinmüthigen Stimmung ſchon als längſt überſchritten betrachtet hatte.

Schönen Gruß, Herr Schwager! klang ihm beim

Betreten des Hofs jetzt eine helle Stimme entgegen. Die kugelrunde Gattin des Bruders ſaß, Rübchen ſchabend, auf der Steinbank vor der Thür, den Jüngſtgeborenen auf dem Schooß, die zwei kleinen Töchter neben ſich, beiden abwechſelnd neue Rüben zureichend, ſo oft eine ihren Vorrath abgethan hatte. Setzt Euch und ſagt, was uns die ſeltene Ehre verſchafft, fügte ſie hinzu, indem ſie einen Sitz auf der Bank frei machte.

Der Küſter dankte und ließ ſich mit gewohnter Würde nieder. Wo iſt mein Bruder? fragte er nach Erledigung der näher liegenden Erkundigungen.

Weiß nicht, verſetzte die Meierin, in der Arbeit fortfahrend. 's wird wohl nicht gar lange dauern. Er hat nur den Knechten beim Heuumlegen nachſchauen wollen.

Sie hatte eine Menge Wirthſchaftsgedanken auf dem Herzen, die ſie den Kindern nicht vorplaudern konnte, und die jetzt der Schwager hören mußte. Im Korn ſei diesmal noch mehr Mutterkorn als im letzten Jahr; die Katze habe ſechs Junge geworfen, zwei ſchwarze, die anderen vier habe der Schwager wohl im Teiche ſchwimmen ſehen? Steinobſt gebe es diesmal ſehr wenig, Kernobſt ſo ſo. Zwiſchen den Tauben ſei geſtern der Marder geweſen; der Knecht wolle ihm mit der Flinte auflauern. Sie gebe es aber nicht zu, ein Marderſchuß habe ſchon manches Strohdach in Brand geſteckt. Mit dem Schleußenbau werde man's nun doch nicht länger anſtehen laſſen können. Die Kuhmagd habe ein Unglück gehabt. Butter koſte in Wolfenbüttel ſieben Groſchen. Schinken geben ſie dieſes Jahr nicht weg — — und was dergleichen Wirthſchaftsreden mehr waren.

Der Küſter nickte zuſtimmend, je nachdem in dem Vorgetragenen ein Ja oder Nein vorausgeſetzt war. Dazwiſchen ſtreichelte er wohl einem der Mädchen ein loſes Haar aus dem Geſicht oder blinkte dem Jüngſten zu, der mit den waſſerblauen Guckern Himmel und Erde belugte und die nackten Füße unabläſſig bewegte, im dunklen Naturdrange des Ausarbeitens der kleinen Gliedmaßen begriffen.

Ja, trample nur, du armer Schelm! ſagte die Meierin, als ſie einen dem Säugling geltenden Blick des Schwagers auffing. Iſt's nicht hart zu denken, daß der arme Tropf in die Küſterei muß und es dermaleinſt gerade ſo ſchlecht haben ſoll, wie Ihr es habt?

Das Amt hat auch ſeine guten Seiten, verſetzte der Küſter kleinlaut und wenig überzeugt von dem, was er vorbrachte. Man lebt ſtill und friedlich ſeinen Berufsgeſchäften und hat wenig Gelegenheit, Böſes zu ſehen und nachzuthun.

Macht mir das nicht weiß! ſagte die Frau, ihre Schürze von Neuem mit Rüben füllend. Der katholiſche Brauch, wonach der Kirchendiener ledig bleiben muß, iſt nicht viel beſſer als die Schwierigkeit, die das dienende Volk findet, wenn ſich's ehrbar zuſammenthun will. Was geſchehen ſoll, geſchieht doch. Meiner Seel', lehrt mich doch die Welt nicht kennen!

Dem Küſter ſtieg das Blut in die Wangen. Er gedachte des heutigen Schleichwegs, des Zaunkletterns, des ſchweſterlichen Unwillens, und er wagte nicht auf eine Lauterkeit zu pochen, gegen die ſich gerade heute ſo mancher Verdacht geltend machen ließ.

Die Küſterei in Ehren! hub ſie nach abermaligem Rübenaustheilen wieder an. Ich will nicht behaupten, was ich nicht weiß. Eure Vorgänger mögen brave Leute geweſen ſein, obſchon die alte Marga nicht immer ſo vertrocknet und verhotzelt war, wie ſie es ſeit Eurer Amtsthätigkeit iſt. Wo ſie herſtammt, weiß ich nicht, was Andere darüber wiſſen wollen, geht mich nichts an. Euer Großoheim iſt längſt vermodert, und ich will ihm nichts Böſes nacherzählen.

Der Küſter deutete mit ängſtlichen Blicken auf die kleinen Mädchen hin, deren Anweſenheit die Mutter übrigens nach Bauernart noch niemals abgehalten hatte auszuſprechen, was ihr gerade in den Mund kam, weßhalb ſie auch diesmal des Schwagers Vorſicht nicht theilte.

Aber das weiß ich, fuhr ſie fort, indem ſie dem kleinen Küſterei-Aſpiranten ein trocknes Tuch unterſchob, daß mir immer derjenige Eurer Vorgänger der liebſte geweſen iſt, von dem die Chronik meldet, der Teufel habe ihn mit einem Weibe bethört.

Der von 1730 bis 1735 im Amte geweſene? fragte der Küſter, nicht ohne Scheu.

Derſelbe, ſagte die kugelrunde Schwägerin. Wenn's der Herr Doctor Martin Luther für eine Sünde gehalten hätte, ein Weib zu nehmen, da hätt' er's hübſch bleiben laſſen und ſein Küſter nicht minder. Es iſt ein dummes Geſchwätz, was ſie von der Schlange im Paradieſe erzählen. Geben ſie ihr da im Kalender ein Weibergeſicht, und auf dem Sakriſteibilde nicht minder! Als ob Weib und Schlange eins wären, während die Bibel doch ausdrücklich das Gegentheil ſagt und der Herr ewige Feindſchaft zwiſchen dem Weib und der Schlange ſetzte! Die Sache verhielt ſich ganz anders. Die Kraft hatte der Herr dem Adam gegeben, die Klugheit wollte er für das Weib im Hinterhalt behalten. Deßhalb verbot er dem Adam, von dem Baum der Erkenntniß zu eſſen; dem Weib verbot er's nicht, ſie war noch gar nicht erſchaffen. Aber die Schlange kam dem Herrn ins Gehege. Sie verrieth der Eva, daß der Baum klug mache, und wußte wohl, das Weib werde ſeine Weisheit nicht für ſich behalten, wenn's einmal gegeſſen habe. So bekam der Mann auch ſein Theil Klugheit ab, und da nur auf Eine Portion gerechnet war, ſo ſind ſie Beide nicht geſcheidt davon geworden. Daß hernach der Herr ſie nicht mehr in ſeinem Paradies um ſich haben mochte, iſt mir ganz begreiflich. Der Adam war feig genug geweſen, ſein Weib vorzuſchieben; das verdroß den lieben Gott. Es fiel ihm ein, daß der Adam an die Arbeit müſſe, und da ihm die Eva mit ihrer halben Portion Klugheit auch nicht mehr recht war, ſo hat er ſie eben Beide ausgetrieben und ſich im Paradieſe mit Thier- und Pflanzengeſellſchaft begnügt.

Ihr gebt da eine wunderbare Bibelerklärung, verſetzte der Küſter, nachdem die Meierin ſich wieder zu ihren Rüben gewendet und die Antwort ihres mit offenem Munde daſitzenden Zuhörers nicht abgewartet hatte. Meine Vorgänger aber müſſen anderer Meinung geweſen ſein, und ich möchte den Lärm nicht erleben, wenn's in Hedeper ruchtbar würde, der Küſter wolle freien.

Verlaßt Euch darauf, Schwager, ſagte die Frau aufſtehend, wenn dieſer hier — ſie zeigte auf ihren Kleinen — wenn dieſer hier dereinſt Euer Nachfolger wird, ſo führe ich ſelbſt ihm ein Weib zu. Der ſoll nicht ledig und elend in die Grube gehen, ſo wahr mir Gott helfe! Sie legte etwas in ihre Worte, was dem Küſter die Haare unter dem Filzhute auftrieb, etwa als habe ſie den Zuſatz: „An Euch iſt freilich wenig mehr verloren", nur mühſam verſchluckt. Da kommt mein Mann, rief ſie zurück, indem ſie beim Gehen ſich nochmals umwandte, und dem Küſter ſchien's abermals, als habe ſie das Wort „Mann" betont, um ihn fühlen zu laſſen, er ſei keiner.

Der Küſter war von der letzteren Auslegung ſo empfindlich betroffen worden, daß er Zeit brauchte, um zu überlegen, was ihm eigentlich zu thun obliege, und ob es nicht an der Zeit ſei, ſich fürs Eine oder das Andere mit Beſtimmtheit zu erklären. Er wollte noch des Bruders Meinung erforſchen, ehe er ſich ſelbſt entſchied, und ging dem von fern Kommenden mit gewohnter Feierlichkeit entgegen.

Rike hat dir den Kopf warm gemacht, ſagte der Meier, nachdem ihm der Küſter den Zweck ſeines Beſuchs vorgetragen hatte. Ich weiß ſchon Alles. Du biſt ein Thor, daß du ihr nicht das Haus verbieteſt. Mir ſollte ſie mit ihrem Strickbeutel keine Beulen auf den Tiſch ſchlagen. Im Uebrigen mußt du dir ſelbſt rathen können. Mit Curatel- und Vormundſachen geb' ich mich nicht ab. Meine Knechte und Mägde würden's bald merken, wenn ich ihnen nicht mehr auf dem Dache ſäße. Ums Giebelhaus iſt's kein Schade, wenn eine Aenderung geſchieht. Willſt du den alten Schmaucher kaufen, ſo thu's in Gottes Namen. Hoch in die Hunderte wird er nicht abgehen. So viel ſteht wohl noch von dir auf dem Meierhof.

So viel ſtand allerdings von des Küſters Erbantheil auf dem Hof. Hätte man die Zinſen hinzugerechnet, ſo wäre wohl das Doppelte herausgekommen; aber Zinſen wurden nicht gezahlt. Das war einmal bei den zur Küſterei Beſtimmten nicht Sitte.

Und du meinſt alſo, begann der Küſter nach einigem Nachdenken, ich ſolle die Geſchäfte der Wittwe ſelbſt zu ordnen ſuchen?

Da magſt du dir ſelbſt rathen, verſetzte der Bruder, ſeine Schuhe ausziehend und ſie durchs Fenſter ins Schlafgemach ſchiebend. Andern Leuten Rath geben, iſt ein undankbar Geſchäft. Jeder ſetze ſeinen Topf ſelbſt aufs Feuer. Willſt du einen Trunk mit auf den Heimweg? Und er langte nach einem Kruge, der neben ſeinem Bett im Schlafzimmer ſtand, hielt ihn dem Bruder zum Trunke hin und ſetzte ihn erſt wieder an ſeine Stelle, als der darin verwahrte Mummevorrath zwiſchen Beiden redlich getheilt worden war.

Es iſt bei ihm fixe Idee, Niemandem Rath zu geben! ſagte der Küſter zu ſich ſelbſt, indem er wieder am Teich entlang und auf den Erlenkamp zutrollte. Ich hätte mir's ſelbſt ſagen können, war er doch nie anders, ging er doch immer ſeinen eigenen Weg, der ihn zu Glück und Segen führte, weil er nicht links noch rechts ſah.

Er ſchlich geſenkten Kopfes am Teiche weiter und ſtand nur einen Augenblick nachdenkend ſtill, als er die vier erſäuften Kätzchen entdeckte, die der Wind an den Strand getrieben hatte und bei denen ſich Krähen und Elſtern zu ſchaffen machten.

So geht's im Leben, ſeufzte er, indem er weiter ſchritt. Dem Einen will's wohl, den Andern läßt's zu Schanden werden, und böſes Gezücht findet ſeine Atzung daran. Die vier da ſind Küſter geworden und verkommen, wie ich, die andern ſitzen auf dem Meierhof, und man ſtreichelt ihnen den glatten Pelz. Könnt' ich nur herausbringen, was mein Bruder gethan hätte, wenn er ganz in meiner Stelle geweſen wäre, da hätte ich gleich einen Wegweiſer.

Er ſtutzte, denn der alte verwitterte Wegweiſer, der beim Eingang des Erlenkamps in zwei Richtungen deutete, ſtand eben am Wege und reckte die Holzfinger ohne lesbare Inſchrift nach entgegengeſetzten Seiten, als wolle er ihm ſagen: ſuche deinen Weg ſelbſt! Des Küſters Blicke ſchweiften in den Richtungen, wohin der hölzerne Rathgeber zeigte. Ein Strohmann, der im Kartoffelfelde ſeine Zeuglappen im Winde flattern ließ, ſchien der eine Gegenſtand, worauf die Holzfinger deuteten. Die andere Holzhand wies auf die Straße nach Hedeper. In der Ferne erkannte der Küſter eine vom Felde heimkehrende Bäuerin, die ihr kleines Kind in der Hucke auf dem Rücken trug und ihm dabei ein Lied vorträllerte. Eine Weile ſtand der Küſter in Gedanken. Als er die Vogel- und die Haſenſcheuche nochmals anſah, meinte er ſein eigenes Geſicht unter dem randloſen Filzhut des Strohmanns hervorgucken zu ſehen. Ein Schauder ſchüttelte ihn, und er machte, daß er in den Erlenkamp kam, wo ihm die ſingende Bäuerin noch eine Weile in der Ferne voraufging. Als ſie ſeitwärts abbog, folgte ihr ſein Blick. Sie war in eine Hütte getreten und kam nicht wieder zum Vorſchein; das Fortklingen des Liedes verrieth ihm indeſſen, daß ſie in ihrer eigenen Behauſung war.

Sie hat's gut! dachte der Küſter und ſetzte ſeine Wanderung langſameren Schrittes fort.

# Sechſtes Kapitel.

## Sehr bedenklich!

Dies war der traurigſte Tag meines Lebens, heißt es in den Denkwürdigkeiten beim Rückblick auf die eben erzählten Begebenheiten, aber auch der zukunftsreichſte.

Im Propheten Ezechiel las ich bis tief in die Nacht und fand eine auf mich anwendbare Stelle, die mir viel zu denken gab. Du ſollſt dich auf deine rechte Seite legen, heißt es da, und ſollſt tragen die Miſſethat des Hauſes Juda vierzig Tage lang; denn ich dir hier auch je einen Tag für ein Jahr gebe. — Mir fiel mein naher Geburtstag ein, allwelcher mein vierzigſtes Prüfungsjahr beſchließen und mir meine Freiheit wiedergeben ſollte. Ich ſchnitt die ſchöne Stelle aus der Bibel und klebte ſie auf den Wandkalender, der über meinem Bette hing, hart dem Tage zur Seite, auf welchen mein Geburtstag fiel.

Die nächſtfolgenden Aufzeichnungen ſind leider unleſerlich geworden; wir müſſen mehr als vierzehn Tage überſpringen und holen nur noch eine abgeriſſene Notiz nach, welche am Rande eines Gürtelmaßes ſich erhalten hat, und nach welcher der Küſter an einem der folgenden Spätabende durch das Nichtverlöſchen eines Lichtes im gegenüberliegenden Giebelhauſe ſich verleiten ließ, noch kurz vor Mitternacht eine Latte aus dem trennenden Zaun zu heben und bis unter das erhellte Fenſter hinanzuſchleichen, in Sorge, wie er ſagt, eine Erkrankung veranlaſſe das ſpäte Brennenlaſſen des Lichts. Er ſcheint dann an dem Weinſpalier bis zur Fenſterhöhe hinaufgeklommen zu ſein und die Wittwe, den Kopf in die Hand geſtützt, am Schreibtiſche ſitzen geſehen zu haben, vor ſich ausgebreitet die ſämmtlichen von ihm dem ſeligen Pfarrer verehrten, mit Gedichten bedruckten Atlasbänder. Das eine habe ſie, heißt es weiter, zu wiederholten Malen ganz ſonderbar angeſchaut, was ihn ſo „conſternirte“, daß er den Halt am Spalier fahren ließ und mit Geräuſch auf die unter dem Fenſter wuchernden Küchenkräuter hinabglitt. Die Hand des Herrn, ſetzt er hinzu, wachte indeſſen über mir, und ich kam unverſehrt wieder durch den Zaun in den Schutz der Küſterei.

Es iſt anzunehmen, daß die verloren gegangenen Tagebuchblätter von den weiteren Geſchäftsbeſprechungen zwiſchen dem Küſter und der Wittwe Bericht geben. Mindeſtens wird auf einem Kragenmuſter der Endſatz: „und ſomit ward nach mancher Sitzung der Stand der Rechnungen in gehöriger Form feſtgeſtellt“, nicht wohl anders zu deuten ſein. Ein Aermelausſchnitt erwähnt eines Nachmittags, an welchem der Küſter den fünf Kindern der Frau Anna eine Düte mit Süßigkeiten überbrachte, die er ſich heimlich von Wolfenbüttel verſchrieben hatte, von welcher Sendung in Hedeper jedoch Einiges ruchtbar wurde. Die Krugwirthin wenigſtens ſandte eine ſchöne Empfehlung, und ob der Herr Küſter nichts in den hohlen Zähnen behalten habe? eine Anfrage, welche den Küſter zu der nicht unerfreulichen Randbemerkung veranlaßt: er habe damals erſt einen einzigen hohlen Zahn und im Uebrigen ein ſehr ſtattliches Gebiß gehabt.

Noch findet ſich ein zuſammengenähtes Längenmaß, deſſen nicht ganz verſtändliche Inſchriften hier der Vollſtändigkeit wegen zuſammengeſtellt werden mögen: — „ . . zum Händedrucke . .“ — „derweil die Zeit noch nicht gekommen war, und ſomit . . .“ — „doch verſagte die Zunge . . .“ — „fünf vaterloſe Waiſen . . .“ — „es geſchehe der Wille des Himmels . . .“

Endlich laſſen ſich verſchiedene Papierſchnitzel in ſolcher Weiſe zuſammenlegen, daß fünf Faſttage herauskommen, durch welche die alte Marga die im Herzen des Küſters entzündete Flamme zu löſchen verſuchte; daß ferner die kugelrunde Schwägerin ihm während dieſer Hungerzeit alle Mittag einen Topf mit Suppe und Fleiſch durch eines ihrer kleinen Mädchen zuſandte; daß die Schweſter Friederike den Pfeifenſtand ſammt darauf verwahrten Thonpfeifen „am letzten des Monats Auguſti“ zertrümmerte, den Marcus Paulus durch die regenbogenſpielenden Scheiben der Küſterei ins Grüne hinausreiſen ließ und das Kreidebild mit dem Steifkragen, als zu gut für die entweihte Stätte, in ihrem Strickbeutel entführte; daß endlich der gelähmte Hahn, die Reiſeroute des Marcus Paulus benutzend, ins Freie entkam und ſich in die Scheune zu den Hühnern des goldgefiederten Nachbars begab, wo er, nach erwieſenen friedfertigen Geſinnungen, als ungefährlicher Familienbeirath geduldet wurde.

So ſtanden die Sachen, als die Morgenſonne des 10. September die Kirchthurmſpitze von St. Gertrauden vergoldete und dem Küſter ins ſchwindelhohe Schallloch ſchien, aus welchem er eben ſeine Clarinette zum Abblaſen des Morgenchorals hinausſtecken wollte. Unten begann das erſte vereinzelte Leben des ſtillen Oertchens. Beim Küſter öffneten ſich die Läden; in der Mühle klang das Glöckchen, das zu neuem Aufſchütten mahnt; der Nachfolger des diebiſchen Gänſehirten blies auf ſeiner Schalmei durch die Hauptſtraße, und Gänſe, deren Leiberfülle ſchon den nahenden Herbſt verkündete, watſchelten aus mancher halb geöffneten Pforte oder klemmten ſich unter den Hofthüren durch, wo immer eine verſchlafene Magd den Riegel noch nicht zurückgeſchoben hatte. Dann kam der Schweinehirte, der nicht muſikaliſch war, ſich aber um ſo beſſer darauf verſtand, Peitſchenſchnüre zu drehen und ſchläfrigen Betthockern die Ohren gellen zu machen; quiekende Ferkel vermehrten den Lärm ſeines Durchzugs, grunzende Speckträger ſchloſſen ſich an. Das war kein ſchöner Morgengruß, und manchem Träumer führte die über- und doch auch wieder nicht übernatürliche Symphonie Wurſt- und Schinkengedanken zu, um ihm dafür die Ambroſia und den Nektar des Traumlebens zu entführen. Eine Weile darauf ſchallte das Kuhhorn der kleinen Ochſenhüterin, die übrigens auch die Hut der Milchkühe für ein Neujahrsgeſchenk mit beſorgte. Der Küſter hatte ſie manchen Sommer lang aus dem Schallloch beobachtet. Sie wuchs nicht mehr, war, wie man in Hedeper ſagte, ſtehen geblieben, mochte Jedem gern eins nachrufen und zählte zu den ausrangirten Töchtern des Orts, die wohl noch manches Enkelkind dereinſt beim Ochſenhüten ſehen werden. Ihr Hund hatte ſich's in den Kopf geſetzt, auch nicht mehr wachſen zu wollen, und vor ſeinen kurzen Beinen und ſeiner heiſeren Stimme hatte kaum das jüngſte Kalb Reſpect.

Der Küſter ſetzte wiederholt die Clarinette an den Mund, aber immer ſtörte ihn noch das ferne Knallen, das verklingende Kuhhorn, das Brüllen der Kühe. Er nahm das Mundſtück von Neuem aus den Lippen und blickte nach dem fern im Wieſendampf liegenden Meierhof hinüber, wo ihm über die erſte Mutter der Menſchen eine ſo eigenthümliche Bibelauslegung geworden war. Er ließ, was er von dem andern Geſchlecht kannte, an ſeinem innern Blick vorüberziehen und verweilte gern bei dem Gedanken an die kugelrunde Schwägerin, die ihn nicht mehr verachten werde, wenn ſich ſein Schickſal heute erfüllen ſollte; denn heute war der Verſteigerungstag. Das hingeworfene Wort des Bruders hatte Früchte getragen. Der Küſter ward, wenn Alles nach Wunſch ging, an dieſem ſelbigen Tage noch eigenthümlicher Beſitzer des Giebelhauſes, und ſein Auge ſchweifte nach dem alten Bau hinüber, der ſo manches Jahr ihm ins kaffeebraune Hinterſtübchen geguckt hatte und in deſſen Räumen ſeine Gedanken ſeit Kurzem bei Tag und Nacht ihr Weſen trieben, — er wußte ſie kaum mehr hinaus zu bringen.

In dieſem Augenblick rollte ein grünwollenes Rouleau an einem der Giebelhausfenſter in die Höhe; das Fenſter öffnete ſich, und eine weibliche Geſtalt, die Nachthaube noch auf den Locken, die Wangen vom Schlafe noch geröthet, wurde ſichtbar. Sie ſog mit langen Zügen die friſche, erquickende Morgenluft ein, faltete die Hände und blieb im dankbaren Genhimmelblicken ſtehen. Der Küſter hatte ſchon beim erſten Geräuſch des Fenſters ſich ins Schallloch zurückgebogen. Als ein zweites ſcheues Hinabſchauen ihn die Züge der Betenden erkennen ließ, da zog auch er ſein Käppchen vom Kopfe und bat den Himmel um Segen und Gedeihen, wenn ſein Vorhaben preiswürdig ſei, um ein warnendes Zeichen, wenn er auf dem betretenen Wege inne halten ſolle.

Er wartete in banger Spannung, ob nicht eine Krähe ins Schallloch hinein fliegen oder eine Eule den alten Thurm mit Geheul verlaſſen werde. Aber es blieb Alles ſtill. Als er zum dritten Mal hinabſchaute, war das Fenſter leer. Er nahm ſeine Clarinette zur Hand, klopfte mit ſeinem Kammerſchlüſſel das Mundſtück zurecht und ſtand in Gedanken, über den Choral nachſinnend, der eben dem heutigen Tage zieme. Ein altes Buch, das in der Tiſchſchieblade des Thurmſtübchens lag und Choräle aus früheren Jahrhunderten enthielt, ſetzte ihn durch die reiche Auswahl in Verlegenheit. Die wenigſten waren ihm heute fröhlich und feſtlich genug. „Verzage nicht, du Häuflein klein“, wurde ohne weiteres verworfen, ſo gern er's auch als den Schlachtgeſang Guſtav Adolph's an andern Tagen vom Thurm geblaſen hatte. „Ach Gott, vom Himmel ſieh darein!“ paßte ihm heute eben ſo wenig; die Tage, wo er den alten Choral aus eigner bedrängter Bruſt anſtimmte, waren hoffentlich für alle Zeit vorüber. Lange verweilte er bei Paul Gerhard's

„Auf, auf, mein Herz, mit Freuden,
Nimm wahr, was heut geſchicht!
Wie kommt nach großen Leiden
Nun ein ſo großes Licht!“

Aber der Nachſatz:

„Mein Heiland ward gelegt
Da, wo man uns hinträgt“

wollte ihm nicht gefallen. Er hatte es nie früher bemerkt, wie viel Grabgedanken die meiſten Kirchenlieder enthalten. Endlich meinte er das rechte gefunden zu haben. Riſt's altes Kraftlied: „O fröhliche Stunden, o herrliche Zeit!“ war ganz ſeiner Stimmung gemäß. Er nahm die Clarinette zur Hand und wollte eben anſetzen, als ihm die zweite Zeile: „Nun hat überwunden der Herzog im Streit" beſchämt das Inſtrument wieder von den Lippen brachte.

„Der Löw hat gekrieget,
Der Löw hat geſieget,
Trotz Feinden, trotz Teufel,
Trotz Hölle und Tod".

Das wäre Vermeſſenheit geweſen. Bei Leibe! Er ſchlug das Buch zu; für ihn ſtand nichts darin. Aber während er im eigenen Gedächtnißſchatz umher ſtöberte, kam ihm das alte Liebeslied des Doctor Martin Luther in die Erinnerung. Bei Hochzeiten hatte der Küſter es wohl einmal auf der Orgel zum Beſten gegeben und ſein eigen Theil dabei gedacht, da von der Gemeinde es kaum Einer kannte; der ſelige Herr Pfarrer war der Einzige, der ihm je darüber etwas ſagte, es aber doch als Choral gelten ließ, wenn auch nur bei hochzeitlichen Feſten. Es ging nach der Melodie „Ach Lieb mit Leid", die über dreihundert Jahr alt war, und es lautete:

„Sie iſt mir lieb, die werthe Magd,
Und kann ihr nicht vergeſſen.
Lob, Ehr' und Zucht man von ihr ſagt,
Sie hat mein Herz beſeſſen.
Ich bin ihr hold,
Und wenn ich ſollt'
Groß Unglück han,
Da liegt nicht dran,
Sie will mich deß ergötzen
Mit ihrer Lieb und Treu an mir,
Die ſie zu mir will ſetzen".

Als der Küſter das alte Liebeslied zu Ende geblaſen und den letzten Ton lange angehalten hatte, immer, immer fort, ſo weit nur der Athem reichte, ſtreckte er zum Schluß den Kopf noch einmal aus dem Schallloche und gewahrte, daß ſich die Gardine des im Giebelhauſe geöffneten Fenſters bewegte, als ob ſo eben erſt eine andächtige Zuhörerin zurückgetreten ſei. Der Gedanke, daß ſie allein vielleicht in der ganzen Gemeinde den Text des Liedes kennen werde, trieb ihm das Blut in die Wangen, aber auch ein Lächeln auf die Lippen, und fröhlicher bewegt, als je in ſeinem Leben, ſchloß er das Schallloch, um aus ſeiner Höhe in die Küſterei hinabzuſteigen. Es hatte ſich zwiſchen dem Laden des Schalllochs und der Thurmbekleidung etwas eingeklemmt, das beim Schließen frei ward und hinab fiel. Er blickte hinterdrein, hörte indeſſen nur einen hellen Metallklang, veranlaßt durch das Niederfallen des Gegenſtandes auf die Grabſteine unterhalb des Thurms. Beim Nachſuchen vermißte er den Kammerſchlüſſel, den er zum Zurechtklopfen des launenhaften Mundſtücks mit auf den Thurm zu nehmen pflegte. Eine Bangigkeit beſchlich ihn, dies könne das vom Schickſal erbetene Warnungszeichen ſein. Hatte er zu früh gefrohlockt und etwas Unziemliches begangen, als er das Liebeslied vom Thurm herabblies, daß ihm jetzt die Gräber unten Antwort ſandten? Mit ſchwerem Herzen ſtieg er die knarrende Treppe hinab und las unten auf dem Kirchhof ſeinen platt gefallenen Kammerſchlüſſel auf. Wie war ihm doch mit einem Male ſeine ganze Hoffnungsſaat ſo troſtlos verhagelt! Er hatte kaum Muth, in die Küſterei zurückzukehren, aus Sorge, der Warnungszeichen möchten mehr werden.

## Siebentes Kapitel.

### Glück damit!

Inzwiſchen war die Verſteigerungsſtunde näher gerückt, und Frau Dorotheens Krug wimmelte von Gäſten. Der Gerichtsauctionar hatte einen Mahagonihammer mitgebracht, der alte Schreiber eine Mappe voll Papiere und dazu eigenes Schreibgeräth; eine Stange Siegellack, ſo lang wie des Apothekers Thonpfeife, lag zinnoberroth auf dem ſeitwärts frei gemachten Tiſche und zog wechſelsweiſe mit der etwas erhitzten Naſe des goldbebrillten Auctionars die bewundernden Blicke der Kruggäſte auf ſich. Der Schreiber erhielt Mumme, ſein Vorgeſetzter Bordeauxwein. Der erſtere ſchnitt unabläſſig Federn und zog von Zeit zu Zeit die ſteife Roßhaarcravatte zurecht, deren Schleife ſich's nicht nehmen ließ, alle fünf Minuten nach des Schreibers linkem Ohr hinüberzurutſchen. Da er ſeit funfzig Jahren als Schreiber fungirte, hatte er noch aus dem vorigen Jahrhundert Vorliebe für fließendes Papier mit herübergebracht, brach auch die Bögen in einer längſt abgekommenen Weiſe, nach welcher der Rand genau neun Zehntheil der ganzen Bogenbreite einnehmen mußte, legte zu des Auctionars Verdruß Tabacksdoſe und Schnupftuch immer neben ſich auf den Tiſch und brauchte mehr Streuſand, als hundert Schreiber heutigen Tags, ſo daß, wo er vom Schreiben aufſtand, allemal genug Vorrath nachblieb, um bei Glatteis eine ganze Straße von der Länge Hedeper's damit zu beſtreuen. Auch der Auctionar hatte ſeine Angewohnheiten, wohin unter Anderem das Sauerſehen nach jedem Trunk gehörte, nicht minder das übermäßige Aufziehen der Brauen, ſo oft er durch ſeine goldene Brille ſich die Umſtehenden anſah, und in letzter Reihe das Räuspern vor jeder amtlichen Aeußerung, zu der er den Mund aufthat. Aber dieſe nämlichen Angewohnheiten hatte ſein Vorgänger gehabt. Sie wurden lange mühſam nachgeahmt, endlich glücklich erlernt und als weſentliches Auctionatszubehör im Amte vererbt. Der Vorgeſetzte bemerkte deßhalb nur die verdrießlichen Angewohnheiten des alten Schreibers, von denen dieſer ſeinerſeits nie und nimmer zu laſſen für die Hauptaufgabe ſeines Lebens und für das einzige ihm verbliebene Selbſtſtändigkeitsmerkmal zu halten ſchien.

Punkt zehn Uhr erhob ſich der Auctionar, ſah ein paar Mal mit hoch gehobenen Brauen durch die goldene Brille umher räusperte ſich, ſtieß drei, vier Mal an, ſchob des Schreibers Schnupftuch mit dem Mahagonihammer vom Tiſch herab, lächelte mit, als die Nächſtſtehenden den Witz ſehr luſtig fanden, und rief endlich die Bedingungen aus, unter welchen das „baufällig gewordene“ Wittwenhaus verſteigert werden ſollte. Es waren deren nicht viel andere als die üblichen, doch pflegten die letzteren ſchon unter der Zunge des Auctionars zu einer ſo anſehnlichen Breite verklopft zu werden, daß die für noch nöthig erachteten Zuſätze dem Vortrage des Redenden kaum mehr zu Statten kamen.

Während dieſer langen Vorbemerkungen thaten ſich die Kaufluſtigen mit ſchlechten Reden über den „alten Rumpel“ hervor. Ihrer waren nicht viele, aber hätte man ihnen glauben dürfen, ſo mußte, der ſich daran wagte, noch Gottes Lohn verdienen. Nur zum Niederreißen tauge der Kaſten; kaum die Stricke, die man dabei abnutze, würde er bezahlt machen. Wär's nicht eine Schande für den ganzen Ort, Niemand würde ſo feige ſein, ſich die Finger dabei ſchmutzig zu machen. Thue es ja Einer, der müſſe ſchon ein guter Patriot ſein, und was der Reden mehr waren.

Solcher Patrioten fanden ſich nach und nach drei. Anfangs ſagte der Eine, es ſei ihm nur um das Obſt im Wittwengarten zu thun, der Andere, den Wein am Spalier werde er noch reif werden laſſen, wenn er ja mit ſeinem Angebot hängen bleibe, der Dritte, er habe eben nichts um die Hand und werde ſich ſo bei Kleinem ſelbſt ans Abdecken machen. Nach und nach wurden aber dieſe Liebhabereien den Reflectanten ſo werth, daß ſie einander zu ganzen Zehnthalern in die Höhe trieben, bis der Eine, in der Hoffnung, mit den anderen Beiden gemeinſchaftliche Sache machen zu können, um fünf Minuten Pauſe bat, während welcher Zeit die Reflectanten ihre Köpfe zuſammenſteckten, der Schreiber verlangend in ſein leeres Bierglas ſah, der Auctionar aber der neben ihm ſtehenden grünen Bordeauxflaſche mit ſauerem Geſichte zuſprach.

Der Küſter hatte ſich zur rechten Zeit eingefunden, war jedoch nicht bis an den Tiſch durchgedrungen und fühlte auch, daß ſeine Stellung eine ſelbſtändige Betheiligung an dieſem öffentlichen Verkauf ſehr auffallend erſcheinen laſſen würde. Nicht nur waren die Kaufluſtigen mit Sticheleien aller Art bei der Hand, ſobald ſich ein Neuer mit einem Gebot vorwagte, und auch der Küſter wäre als ſolcher nicht verſchont worden; es ſtörte ihn noch eine andere Rückſicht, diejenige auf die Krugwirthin nämlich, denn ſie hatte ſchon bei ſeinem Eintritt auf die Wolfenbütteler Süßigkeiten angeſpielt, und es konnte nicht fehlen, daß man ihn hier öffentlich mit der Pfarrerswittwe ins Gerede brachte, wenn man ſeine Betheiligung überhaupt gewahr wurde. In ſeiner Noth kam ihm die Pauſe wie ein helfender Engel von oben. Nach vielen mißverſtandenen Finger- und Augenzeichen gelang es ihm, dem Schreiber verſtändlich zu machen, es warte ſeiner ein Auftrag zum Mitgebot. Dergleichen Geſchäftchen wurden ihm nicht oft, fanden auch nicht immer Gnade vor ſeinem Vorgeſetzten, warfen aber doch ſo wie ſo eine kleine Gratification ab, um derenwillen ſich ſchon ein nachträglicher Ausputzer hinnehmen ließ. In eine Ecke des Gaſtzimmers ſich zurückziehend, nahm der Schreiber demnach des Küſters feierliche Anweiſung entgegen und verſprach, ſo lange Herr Habermus nicken würde, immer den Uebrigen um einen Thaler vorauf zu ſein.

Als der Mahagonihammer dann von Neuem zur Aufnahme des Meiſtbietens zuſammenrief, miſchte ſich des Schreibers ſchnarrende Stimme unter die der anderen Käufer, Anfangs zu deren großem Verdruß, nach und nach als gleichberechtigt angeſehen und nur allemal mit einem Witze aufgenommen, da der Schreiber ungleich den anderen nur thalerweiſe aufſtieg. Unglücklicherweiſe ſtand aber vor dem fern im Gedränge ſteckenden Küſter ein Stuhlgaſt auf, ſo daß der zeichentelegraphiſche Zuſammenhang zwiſchen Küſter und Schreiber unterbrochen ward und trotz allem Halsrecken des Letzteren und allem Zehenſpitzen des Erſteren nicht wieder hergeſtellt werden konnte.

Statt des Küſters trat ein anderer Käufer in der Perſon des Auctionars auf, und zwar ſofort mit einem runden Zuſchlag von hundert Thalern, welcher den übrigen Kaufluſtigen den Muth zum Höherbieten benahm und nach dreimaligem Rufen: „Niemand mehr?“ das ſchließliche „Glück damit!“ zur Folge hatte.

Neben dem betroffen und ſprachlos daſtehenden Küſter ſagte ein Hedeper Zimmergeſelle: Für den Meiſter in Wolfenbüttel wird's ein gefundenes Freſſen ſein! Dacht' mir's ſchon, daß er's nicht fahren ließe!

Für den Wolfenbüttler Zimmermeiſter? fragte der Küſter, noch kaum faſſend, was er verſäumt hatte, und daß nun Alles zu ſpät ſei.

I freilich! gab der Geſelle zur Antwort. Der würd' ſich auch ſolch Geſchäft aus der Naſe gehen laſſen; fünf Fuhren brauchbar Holz ſind in dem alten Kaſten und mindeſtens zweimal ſo viel an Backſteinen. Wer's zum Abbrechen verkauft, kann ſich einen neuen Rock dabei anziehen. Garten und Obſtbäume hat er dann noch umſonſt. Der Meiſter weiß aber ſchon, daß ein neu Haus noch mehr Grütze abwirft. Ihr ſollt das blaue Wunder kriegen. Der macht eine ganze Straße daraus.

Des blauen Wunders bedurfte der Küſter nicht mehr. Der Pfeifenqualm erſtickte ihn faſt. Ohne das ſpöttiſche Geſicht der Frau Dorothee zu bemerken, bahnte er ſich den Weg ins Freie und fühlte erſt ganz, mit welcher Geſchäftsunerfahrenheit er ſich an eine wichtige Sache gewagt hatte, als der Giebel voller blauer Trauben ihn von fern durch die Obſtbäume grüßte, als wolle er fragen: Nun, wie ſteht's? warſt du ein ganzer Kerl und zur rechten Stunde in der Breſche? Hundert Jahr halt' ich den Nacken noch brav, verlaß dich darauf! Komm herein und laß die Frau Anna nicht in ungewiſſer Sorge.

Ja, ſo redete ihn der „alte Schmaucher“ an und ſteifte ſich, meinte der Küſter, daß es ſchier ausſah, als habe er ſich nach langem Bücken aufgerichtet, wie jener Papſtgewordene Cardinal, der die Schlüſſel Petri geſucht hatte.

Da lag die Tenne, die ſonnige, erinnerungsreiche Tenne mit der Hühnerfamilie und dem lahmen Spornträger aus der Küſterei, zu dem ſich ſchon eine verſtoßene Henne des Goldgefiederten geſellt hatte. Da ſpielte wieder das Kätzchen in der Sonne, und der unbeholfene Hund lief klaffend den Fliegen nach, die ſich auf dem warmen Lehmboden umhertrieben. Da ſtand das Fenſter mit dem grünwollenen Rouleau offen, das nämliche Fenſter, auf das er heute Morgen ſo herzensvergnügt aus dem Schallloche hinabgeblickt, das nämliche, durch das er die nächtliche Leſerin der Altasbandgedichte belauſcht; und darunter ſtand der ſchön gerundete Salat, auf den er hinabgeglitten war, der in Saat geſchoſſene rothbeerige Spargel, der ihm ſchon in Vorahnung künftiger Tafelfreuden den Mund hatte wäſſern machen, der gewürzige Eſtragon, zu deſſen Einthun die alte Marga nie zu bewegen geweſen war, und deſſen Wohlgeruch ihm Nachts bei jenem Falle zuerſt erfriſchend in die Naſe gezogen war.

Das Alles war zwar nichts gegen das Zertrümmern der übrigen Kartenhäuſer ſeines neuen Glücks; aber ſo heftig war der Schlag geweſen, daß er den Verluſt nur in ſeinen unbedeutendſten Atomen zu begreifen vermochte. Als er der Frau Anna ſelbſt gedachte und des Riſſes, den der Hausverkauf in das ganze Gedanken- und Hoffnungsnetz der letzten Tage gebracht hatte, da gingen ihm die Augen über, und er hörte im Geiſte die Stimme ſeiner kugelrunden Schwägerin, wie ſie, den Gegenſatz zu ſeiner Unſelbſtändigkeit, Halbheit, Unmännlichkeit ſcharf betonend, auf ſeinen Bruder mit den Worten deutete: Das iſt mein Mann!

Die Worte waren's freilich nicht, die eben jetzt zu ſeinem Ohre klangen, aber die nämliche Stimme war's. Als der Küſter aufſchaute, kam die Meierin keuchend heran, die Wangen geröthet und die Stirn voll Schweißperlen.

Lauft Ihr doch wie ein Faßbinder! rief ſie, und habt die Ohren unter dem Filzhut, daß man ſich die Lunge nach Euch ausſchreien möchte! Was habt Ihr nicht gewartet, bis der Käufer genannt wurde? Botet Ihr denn nicht mit, oder that's der Zimmergeſelle neben Euch?

Fragt nicht, Schwägerin! ſagte der Küſter, ſeine Bewegung mühſam meiſternd. Der Wolfenbütteler Meiſter hat mich überboten. Alles iſt zu Ende.

Ihr verdient's nicht beſſer, verſetzte die Meierin, ihr Oberkleid aufnehmend und ſich auf einen Stein am Wege ſetzend. Vom Thurm blaſen und zur Predigt orgeln, das könnt Ihr; aber was Ihr weiter könnt, das hab' ich noch nicht herausgebracht. Ihr ſeid, weiß Gott, ein abſchreckend Exempel für Jeden, der, wie Ihr, mit einem alten Weibe neben ſich und einer kärglichen

Verſorgung vor ſich, zu verſauern in Gefahr iſt. Meiner Seel', ich weiß nicht, was ich zu thun fähig wär', käm's darauf an, ein Kind von mir vor ſolchem Elend zu bewahren!

Diesmal hatte der Küſter nicht den Muth, die guten Seiten ſeines Amts hervorzuheben. Er antwortet nichts. Was lag ihm noch an den Vorwürfen der Schwägerin? Das Giebelhaus, das jedes Wort vernehmen konnte, blickte ihm ganz andere Vorwürfe ins Geſicht.

Ich hab' vorgeſtern den Knecht fortjagen müſſen, der mit der Kühmagd zuſammen hielt, hob die Meierin wieder an, denn ich darf dergleichen auf meinem Hof nicht einreißen laſſen. Aber da ſteckt doch Uebermuth dahinter, und wo Uebermuth iſt, giebt's meiſt auch Kraft. Am rechten Fleck kommt ſchon was Rechts heraus, beſteht's auch anfangs aus ein paar Topfſcherben. Aber Ihr — —! Sie ſchüttelte den Kopf, und der Küſter ſah zum Glück nicht die Miene, welche die unwillige Geberde begleitete.

Geht jetzt heim, begann die Meierin von Neuem, geht heim und hütet Euch, je wieder anderer Leute Geſchäft in die Hand zu nehmen. Die Frau Anna wird's früh genug erfahren, daß ihr das Dach überm Kopfe abgedeckt werden ſoll. Verſöhnt Euch mit Eurem Drachen in der Küſterei und ſchlagt Euch Freiergedanken aus dem Kopf, wenn Ihr überhaupt jemals ſolche hattet; denn aus Euch, Schwager, werde ein Anderer klug.

Ihr ſeid rechtſchaffen hart mit mir in die Schule gegangen, verſetzte der Küſter, durch die letzte Anſpielung der Schwägerin zu einer Erwiderung gereizt, und ich hab' mir's gefallen laſſen, weil ich weiß, daß Ihr aus gutem Herzen ſo bös redet. Aber mit nachträglichem Vorhalten macht Ihr keine Dummheit ungeſchehen. Ich bin von Kindheit an nur für die Küſterei erzogen worden, hab' an die fünfundzwanzig Jahre unter dem alten Strohdach geſeſſen und mein Lebtag kein Haus gekauft, noch nach einem Mädchen zum Freien ausgeſchaut. Jetzt ſoll ich mit Einem Mal Beides fertig bringen, und nun ich Lehrgeld zahlen muß, macht Ihr Euch noch einen Feſttag, um mich mit meiner Unerfahrenheit ausſpotten zu können.

Geht, ſagte die Meierin halb begütigend, Ihr wißt ſchon, wie ich's meine.

Euer Mann hätte mir nicht den Heimtrunk aufnöthigen ſollen, fuhr der Küſter ſich erwärmend fort, da ich ihn um Rath bat. Aber er redet auch lieber hinterdrein, als wenn's Zeit iſt. Hernach iſt's ein Leichtes, meiſtern, wenn man den Geſellen wirthſchaften ließ, wie er's eben verſtand.

Schwager, ſagte die Meierin, Ihr ſprecht wie ein aufſätzig Kind. Gegen meinen Mann laſſ' ich nun ſchon nichts aufkommen, es ſei denn, er hör's mit eigenen Ohren. Habt Ihr ihn um Rath gefragt, ob Ihr freien ſollt?

Das nicht, verſetzte der Küſter, ungewiß, wie er das wiederholte Berühren dieſes empfindlichen Punkts aufnehmen ſolle, und ob die Schwägerin ſich nicht unberufen in ſeine Sachen miſche.

Und ich wette, ſagte die Schwägerin, ihre Arme in die Seiten ſtemmend, Ihr wißt noch heute nicht, ob Ihr freien wollt, oder nicht!

Laßt das, bat der Küſter, ſich verlegen nach dem Giebelhauſe umſehend.

Ihr meint, das gehe mich nichts an, fuhr die Meierin fort; aber ich hätte mir den Weg vom Erlenkamp wahrlich nicht zugemuthet, wär' nicht Anderes in Hedeper auszurichten geweſen, als hier vor Euch auf dem Stein zu ſitzen und Euch Predigten zu halten. Ihr ſollt ſchon erfahren, warum ich Euch nachgekeucht bin. Doch erſt muß ich reinen Wein koſten. Wollt Ihr freien, ja oder nein?

He, ſagte der Küſter, ſo hat mich noch Keiner gefragt. Zum Freien gehören Zwei.

Ihr ſollt nur für Euch ſprechen.

Ihr redet, mit Verlaub, wie man von einem Jahrmarkthandel redet, verſetzte der Küſter, dem bei der nüchternen Gradheit der Schwägerin der ganze poetiſche Duft ſeiner Eheſtandsbilder zu zerfließen begann. Wenn ich Jemanden glücklich machen könnte, ſo glaub' ich ſchon die Leute ſchwatzen laſſen zu ſollen.

So gefallt Ihr mir ſchon beſſer, erwiderte die Meierin; aber Ihr ſeid mir noch nicht wild genug, wenn Ihr von Eurem jetzigen Elend ſprecht. Seht Ihr denn nicht ein, daß Ihr eigentlich gar nicht lebet, wie Euch ſo ein Jahr nach dem andern hinſchleicht? Wem könnt Ihr nützlich ſein? wem frommt's, wenn Ihr ein fröhlich Geſicht macht, wenn Ihr bei Tiſch derb einhaut, wenn Ihr einen geſcheidten Einfall habt? Da iſt's doch ein ander Ding, wenn die eigene Frau am Herd ſteht und beim Sieden und Pretzeln denkt: Heut' wird's ihm aber ſchmecken! Von eigenen Kindern will ich noch gar nicht einmal reden — da giebt's im Leben ſchon nichts, was dagegen Stich hält, und Ihr ſeid doch noch kein alter Abraham — aber ſitzt denn nicht manche brave Wittwe da, ohne Verſorger und männlichen Rathgeber, und die armen Kinder ſind ihre Noth und Angſt, ſtatt ihre Luſt und Freude ſein zu können, wenn ſich ein rechtſchaffenes Mannsbild ihrer annähme? Wozu iſt denn der Mann in allen Dingen des Erwerbs und Verkehrs gegen das Weib im Vortheil? warum lernt er mehr und ſtößt ſich im Leben herum, als weil die Weltordnung darauf Rechnung macht, er werde dem ſchwächern Theile mit durchhelfen?

Der Küſter faltete die Hände und nickte unwillkürlich zuſtimmend.

Ein lediger Mann, fuhr die Meierin fort, iſt ein elender Mann. Geht's ehrbar bei ihm zu, ſo ſchrumpft er allmählich ein, wird alt und kalt, und ſchaufeln ſie ihn ein, da iſt er vergeſſen. Geht's nicht ehrbar bei ihm zu, ſo wird er ein Taugenichts, der noch obendrein dem Teufel in die Hände arbeitet. Kein Baum im

Walde iſt ſicher, daß er nicht dereinſt an ſolch einem Wüſtling zum Galgen werde.

Wißt Ihr doch trotz dem Herrn Pfarrer zu reden, ſagte der Küſter, ſich den Schweiß von der Stirne trocknend. Gott bewahre einen Jeden vor ſolch einem Armſünderende.

So nehmt Euer Herz in die Hand, verſetzte die Meierin, und ſagt der Wittwe drinnen, wie Ihr vom Freien denkt. Mir habt Ihr's nicht ſagen wollen, und das machtet Ihr recht. Sie wird's aber wiſſen wollen, denn ich will nicht geſund nach dem Meierhof heimkommen, wenn ihr's nicht ſchon mit der Vorrede zu lange dauert.

Aber Ihr vergeßt das Haus, ſagte der Küſter, zwiſchen Freude und Angſt ſchwankend und die Hauptſache nicht mehr von der Nebenſache unterſcheidend.

Davon reden wir nachher, erwiderte die Meierin, von Neuem niederſitzend. Jetzt geht hinein, denn es rückt ſtark auf Mittag, und ich möcht' heim ſein, eh' der Mann nach der Suppe fragt. Geht! ſagte ſie, ihn fortſchiebend, geht und laßt mich nicht lange ſitzen.

Der Küſter zog ſeinen Rock zurecht, ſteckte ſein Taſchentuch, das im Filzhute lag, in die Rocktaſche und entfernte ſich zögernd in der Richtung des Wittwenhauſes. Nahe vor dem Gitter des Gartens pflückte er eine Hand voll wilder Nelken, die er Anfangs ins Knopfloch ſteckte, dann aber, um ſeinen Worten mehr Feierlichkeit zu geben, als zu überreichendes Angebinde in die Hand nahm.

Nachdem er die verfallene Steintreppe erſtiegen, pochte er an die Thüre des Fremdenzimmers. Niemand antwortete. In der Küche warf die Magd eben einen Eierkuchen in die Höhe und ließ ihn, durch des Küſters Eintritt geſtört, in die Aſche fallen. Daß ihm trotzdem eine höfliche Antwort ward, dieſe Selbſtbezähmung hätte ein minder argloſes Gemüth, als dasjenige des Küſters, auf gewiſſe Aeußerungen der Hausfrau ſchließen laſſen, durch welche dieſe ihre Umgebung auf den dem Küſter ſchuldigen Reſpect vorbereitet hatte. Als er ſich nach der Rückſeite des Hauſes wandte, wo die ſchattige Linde ſtand, ſah er die Pfarrwittwe beſchäftigt, mit Hülfe der Kinder ein großes Netz auszubeſſern, das um die Zeit des Traubenreifens zum Schutze gegen die Spatzen über das Spalier gehängt zu werden pflegte. Der ganzen Länge nach war's auf dem Raſen ausgebreitet; die drei älteſten Kinder ſaßen lachend drunter und banden Spagatfäden über die ſchadhaften Stellen, die zwei jüngſten mußten fürs Straffhalten ſorgen. Frau Anna überwachte die Arbeit und half nach. Als ſie des Küſters Schritt vernahm, wandte ſie ſich nach ihm um, die Wangen vom Bücken geröthet, und ſtand auf, um ihm den Hut aus der Hand zu nehmen.

Die feuerrothen Nelken hatten ſeinen Worten mehr Feierlichkeit geben ſollen; die Worte fanden ſich aber nicht gleich, und ſo mußten die Nelken allein die Einleitung machen. Die Röthe der Frau Anna wurde dadurch nicht vermindert; dem Küſter fiel das heutige Thurmlied ein und ſeine Vermuthung über die Textkenntniß ſeiner wahrſcheinlichen Zuhörerin. Er fühlte ſeine gehobene Morgenſtimmung wiederkehren und führte die Hand der Wittwe an ſeine Lippen.

Nie in ſeinem Leben war ihm das begegnet. Wie es kam, wußte er ſelbſt nicht, ſie nicht viel mehr, doch ließ ſie's geſchehen und wandte ſich nur mit einem Blicke ſeitwärts, der Kinder gedenkend, die ohne Ahnung der bedeutungsvollen Minute an ihren Spagatfäden fortknüpften.

Was auf ſeinen Lippen ſchwebte und doch nicht zu Worte kam, verſtand ſie mit dem liebegeſchärften Blick eines weiblichen Auges. Ihr war, als fahre ein thränenfeuchter Schwamm über die Schickſalstafeln ihrer letzten zehn Jahre, als ſei ſie noch einmal jung und dürfe diesmal ihr Herz frei verſchenken, ohne eine Binde um die Augen zu haben. Sie warf einen flüchtigen Blick in des Jugendgeſpielen Auge und ſchlug das ihre dann nieder. Nicht mehr der Worte bedurft' es; wie ſie zu ihm ſtand, wie er zu ihr, war Beiden in dieſem Einen Blicke deutlicher geworden, als alle Reden der Welt ihnen es hätten deutlich machen können. Klangen ja Worte durch ihre Seelen, ſo waren's die des alten Liebesliedes!

„Und wenn ich ſollt' groß Unglück han,
Da liegt nicht dran!“

Da liegt nicht dran, da liegt nicht dran! klang's fort und immer fort; denn woran iſt in Gottes weiter Welt noch etwas gelegen, wenn zwei Herzen zum erſten Mal inne werden, ſie wollen zu einander halten?

Aber iſt die Seele zu bewegt geweſen, als daß der Mund reden konnte, ſo fühlt die Bruſt doch endlich das doppelt dringende Bedürfniß, in Worten aufzuathmen, und das Ohr will auch ſein Theil haben, nachdem Aug' und Hand den Bund ſchloſſen. Iſt es nicht mehr das Ungeſtüm des Jugendblutes, das im Herzen pocht, ſo iſt es die ewige verjüngende Kraft der Liebe, die nach Ausdruck ringt, ſei auch das Gefäß noch ſo armſelig, aus dem ſie ihre Opferdüfte gen Himmel ſteigen läßt. Die Meierin auf ihrem Steinſitz vernahm es nicht, und die Kinder hörten's nicht, und auch die Magd mit dem Eierkuchen in der Aſche hat's nicht vernommen; aber der Garten des alten Wittwenhauſes, die Roſenbüſche und das Geisblatt rechts und links, der Kiesweg und der Fliederbuſch an dem verhängnißvollen Zaune — ſie alle haben belauſcht, was die Auf- und Abwandelnden einander zu ſagen hatten, Dinge, die ihnen zum Theil erſt heute ganz ins Bewußtſein gekommen waren, und deren Wurzeln ſich nach allen Seiten hin verfolgen ließen, nach den erſten Morgenliedern, die vom Thurm herab ins Ohr der Pfarrerstochter klangen, nach dem erſten und einzigen Blick, den ſie vor langen Jahren in die einſame Küſterei that, nach den ſpäteren kurzen Begegnungen, die ihr das Blut in die Wangen und die Kälte auf die Lippen trieben, nach den beklemmenden Empfindungen, die ſie beſchlichen, als von der Orgel der Choral:

„Meine Liebe hängt am Kreuz . . .“

an ihrer Hochzeit ihr ins halb betäubte Ohr klang.

Und auch er — beſann auch er ſich nicht auf jene nämliche bange Stunde, über die er damals nicht nachzudenken wagte? Kamen ihm nicht kalte Decembermorgen ins Gedächtniß, an denen er lange in Gedanken am Fenſter ſtand, hinüberblickend nach dem Giebelhauſe, wo die Pfarrerstochter nicht mehr zu ſehen war, und von dem Gefühl ſeiner Einſamkeit ergriffen, wie es nur im troſtloſen Winter ganz ſo heftig möglich iſt? Erinnerte er ſich nicht der Februarpredigten, die er einen Monat lang an des ſeligen Pfarrers Stelle abgeleſen hatte, weil dieſem die Kälte zu arg geweſen war, und der regelmäßigen Zuhörerin im Pfarrbetſtuhl, die ohne Feuertöpfchen von Anfang bis Ende andächtig aushielt? Waren denn die Weihnachtskuchen zu vergeſſen, welche am heiligen Abend die einſame Küſterei mit Duft erfüllten, und die ſeine Vorgänger noch nicht gekannt hatten, die erſt des polternden Herrn Pfarrers junge Gatttin einführte? Hatte es nicht zu Pfingſten, wenn Kanzel, Orgel und Altar bekränzt wurden, auch allemal für die Küſterei einen Kranz gegeben, der bis Martini über dem Kreidebilde hängen blieb und dem kaffeebraunen Hinterſtübchen einen Feſtanſtrich verlieh? Verſchüttete der Küſter nicht an einem Charfreitag einmal vom heiligen Wein, als er dem Herrn Pfarrer ſecundiren mußte und unerwartet hinterm Altar hervor die Frau Pfarrerin unter den Communicanten ihm zu Geſicht kam?

Alles das und noch vieles Andere hatte von Zeit zu Zeit den Schleier zu lüften verſucht, der zwiſchen beiden Seelen trennend und verhüllend hing. Aber es war nur ein vorübergehender Lufthauch geweſen. Der Schleier hatte Stand gehalten, Beider Blicke umflorend, Beiden verbergend, was im eigenen Grunde des Herzens nur des Bei-Namen-Rufens wartete, um aus dem Schlummer zu erwachen. Jetzt war es bei Namen gerufen worden und ſtand mit hellwachen Augen da.

„Und wenn ich ſollt' groß Unglück han,
Da liegt nicht dran!“ — —

Noch ſchritt der ſtille Küſter an der Seite der Pfarrerswittwe den ſauberen Kiesweg auf und ab, als die kugelrunde Meierin, des langen Wartens müde, ſich von ihrem Steinſitze erhob. Was ihr im Sitzen wegen des Zauns entgangen war, ſah ſie jetzt beim Aufrechtſtehen: die zwei im Garten Luſtwandelnden, Hand in Hand, bald Worte, bald Blicke wechſelnd, und Beide, ſo ſchien's, mit ihren Gedanken weit ab von der geduldigen Wächterin draußen.

Da hätte ich bis zum Abend warten können, ſagte ſie halb mürriſch vor ſich hin und war im Begriff, ſich gekränkt zu fühlen. Aber es kam nicht dazu, die Gutmüthigkeit überwog. Sie dachte ihres Säuglings daheim, und wie ihm der heutige Tag eine Gewähr mehr ſein werde gegen die durch kein Geſetz vorgeſchriebene und doch als alter Brauch vererbte Eheloſigkeit der Küſter zu Hedeper. Um meines Toni willen, ſprach ſie ihre Hände faltend, mög's ihnen gut gehen, hier und in Ewigkeit, Amen!

Sie wollte ſich eben, um nicht zu ſtören und auch den Mann nicht mit der Suppe warten zu laſſen, auf den Heimweg nach dem Erlenkamp begeben, als eine Wendung der im Wittwengarten Wandelnden die Schwägerin dem Auge des Küſters verrieth. Er hob die Hand ſeiner Begleiterin vielbedeutend in die Höhe und rief die Meierin herbei, indem er ihr die künftige Frau Küſterin entgegenführte.

Gottes Segen! ſagte die Meierin, näher kommend und mit Thränen in den Augen der neuen Schwägerin die Hand ſchüttelnd. Es lohnte ſich ſchon, in Geduld zu warten, nun Alles zu fröhlichem Bunde gediehen. Sie meinte das Warten auf dem Steinſitz, aber die Wittwe verſtand ihre Worte anders und konnte vor Bewegung keine Antwort geben. Nur die Hand der Meierin hielt ſie feſt und drückte ſie, daß ſelbſt die arbeitgehärtete Haut den Druck durch und durch ſpürte.

Um nicht gleich von dem geſchäftlichen Theile ihres Verweilens zu reden, beſann die Meierin ſich in der Geſchwindigkeit auf ein paar taugliche Bibelſprüche, zu denen der Küſter aus eigenem reichen Gedächtnißſchatze beiſteuerte, während die Wittwe mit Kopfnicken und Amenſagen die Pauſen ausfüllte. Als aber das Pulver der Meierin verſchoſſen war, glaubte ſie die Frage wegen des künftigen Hauſes nicht länger unbeſprochen laſſen zu müſſen. Sie erwähnte des Hausverkaufs und ließ dem Küſter Zeit, dieſen allem Anſcheine nach ihm faſt entfallenen Gegenſtand von dem rathloſen Standpunkte aus zu beleuchten, den er ihr gegenüber zuletzt eingenommen hatte. Sie verrechnete ſich indeſſen. Der Bräutigam war noch ſo voll des ſüßen Weines, ſo ganz von dem Glücke erfüllt, welches ihm plötzlich aufgegangen war, daß ihm für alles Andere der Maßſtab verloren gegangen ſchien. Die Küſterei wuchs in ſeiner Einbildung ins Ungemeſſene. Für dreimal ſo Viele finde ſich noch Platz darin; des leicht ausweitbaren Kornbodens nicht einmal zu gedenken, laſſe ſich das Hinterſtübchen durch Hinausſchaffen überflüſſiger Stühle und Tiſche jeden Augenblick nach Belieben vergrößern; auf die Kammern vorn hinaus wolle er gar nicht Rückſicht nehmen. Die Wittwe nickte zuſtimmend, von dem Gefühle beherrſcht, daß auch in engem Raum Glück und Zufriedenheit Platz finden. Aber die Meierin verneinte rundweg die Möglichkeit, daß die Küſterei bei Ausdehnung des Haushalts ausreichen könne. Auch hielt ſie es nicht für paſſend, daß eine Pfarrerswittwe ſich in die Küſterei hinab begebe. Man werde ſchon genug Verſtandes brauchen, um gegen Nachbarn und böſe Leute den Kopf oben zu behalten. Man dürfe ſich nicht noch Blößen geben, ſtatt gleich Trumpf anzuſagen und zu zeigen, welches Blatt man in der Hand habe.

Da ſie nur mit Einwänden, nicht mit Auskunftsmitteln herausrückte, gewann die Rathloſigkeit endlich die Ueberhand, und der Küſter fühlte ein Nachwehen des bedrückenden Gefühls, mit dem er dem Tabaksqualm des Krugs entflohen war. Selbſt der warnende Kammerſchlüſſel fiel ihm ein, und er wendete den Kopf mechaniſch dem Thurme zu, nicht ohne eine gewiſſe Sorge, ihm werde aus dem Schallloche noch ein weiteres Warnungszeichen werden.

Aber die Schwägerin konnte es nicht übers Herz bringen, die Freude länger als vorübergehend zu dämpfen. Vielleicht ließe ſich Rath finden, ſagte ſie, das eine Auge pfiffig zukneifend und abwechſelnd den Küſter und die Wittwe anblickend, als gäbe es was zu errathen. Der Schwager hat einen Bock geſchoſſen, das iſt wahr, und mit dem Giebelhauſe iſt ein Anderer durchgegangen. Aber hinterdrein iſt er ein beſſerer Schütze geweſen. Euch, Frau Anna, hat er ins Herz geſchoſſen, und das thut ihm ſo leicht kein Anderer nach. Nun, da ſcheint mir's, darf ihm der Fehlſchuß nicht ſo ſchlimm nachgetragen werden. Zur guten Stunde ſtand ich hinter dem Auctionar, und als der Schreiber nicht mehr am Bot war, zupfte ich den Auctionar am Aermel. So hab' ich den alten Schmaucher unverſehens am Hals behalten. Ihr könnt ihn von mir kaufen, Schwager, wollt Ihr ihn? Schlagt ein! Für den Kaufpreis iſt er Euch feil. Der Zimmermeiſter aus Wolfenbüttel kam fünf Minuten zu ſpät. Ihm war ein Wagenrad gebrochen.

Schwägerin, ſagte der Küſter, mit feierlicher Miene in die ihm hingehaltene Hand ſchlagend, ich hab' Euch immer für eine Frau gehalten, die auch ohne Hammer einen Nagel einzuſchlagen verſteht; aber heute habt Ihr Euch ſelbſt übertroffen. Er ſah ſich nach dem Giebelhauſe um, das er ſchon gering zu ſchätzen verſucht worden war und das ihn dennoch keinen Augenblick ganz aus ſeinem Behaglichkeitsbann losgelaſſen hatte. Alter Freund, fuhr er fort, ſein neues Eigenthum überblickend, alter Kopfhänger, ſtehe noch lange feſt, wie du mir's heute verſprochen haſt! Es ſoll auch ferner ein ſtill ehrbar Leben unter deinem ſchützenden Dache geführt werden. Wir wollen feſt zu einander halten! Falle nicht aus dem Text! Und zu der künftigen Frau Küſterin gewendet, ſagte er: Der Zaun, der die Küſter von Hedeper ſo lange gefangen hielt, iſt eingeriſſen; auch der Zaun zwiſchen den zwei Gärten wird jetzt verſchwinden. Im alten Giebelhauſe ſoll gewohnt, in der alten Küſterei geamtet werden. Führt uns zu Euren Kindern, Frau Anna. Mir wird ſo weich ums Herz, ich muß die Kinder küſſen.

Die Wittwe hatte ſchon das nämliche Verlangen auf den Lippen gehabt. Sie ging dem Küſter und der Meierin voranf, zupfte den Kindern in Haſt die verſchobenen Kleider zurecht und flüſterte ihnen etwas zu, das keines ganz verſtand, das ſie indeſſen gehorſam in Reih und Glied brachte und dem herankommenden Küſter die Mühe erſparte, ſie einzeln aus den Netzmaſchen hervorzuholen. Während er ihnen einem nach dem anderen feierlich den erſten Verſorgerkuß gab, wiſchte die Meierin wiederholt mit der Schürze über die Augen und ſagte zuletzt, mit einem Blick auf die ſaubere Kinderreihe: Ihr ſeid eine brave Mutter. Gott ſegne Euch! —

Und Euch! antwortete die Wittwe. Ich werd' noch oft Euren Rath brauchen. Seid mir eine treue Schweſter!

Wie ſich dergleichen ſagen, hören, anſehen ließe, ohne endlich vom Händedrücken zum Kuſſe zu führen, iſt nicht wohl abzuſehen, und ſo kam denn auch richtig dieſes beſte Bundesſiegel zu Stande. Daß auch der Küſter ſeine Schwägerin küßte, verſteht ſich am Rande; ſie reichte ihm ſelbſt den Mund hin, vielleicht um der Frau Anna einen Gefälligkeitsdienſt zu leiſten, denn jetzt erſt erhielt auch ſie den feierlichen Weihekuß. Dies waren des Küſters erſte Wagniſſe, und wir haben keinen Grund, ihm zu mißtrauen, wenn er in ſeinen Denkwürdigkeiten verſichert, daß er erſt am Hochzeittage den zweiten Kuß erbat und erhielt.

Was ihm über das Warnungszeichen hinweg half, iſt nur andeutungsweiſe ausgeſprochen. Es ſcheint, daß er noch an jenem Verlobungstage, als die Schwägerin endlich nicht mehr bleiben zu können erklärte, ſich an den Kammerſchlüſſel erinnerte und ihre Meinung über die Bedeutung dieſes Warnungszeichens erfragte, worauf die Meierin, auf die künftige Frau Küſterin deutend, erwiderte, die werde ihm ſchon ſagen, was es künftig mit dem Kammerſchlüſſel auf ſich habe.

Und ſo mögen denn die Manen des ſtillen Küſters von Hedeper nicht zürnen, wenn der wichtigſte Wendepunkt ſeines Lebens ohne Arg und Spott, einfältig, wie Herr Florian Habermus im Bibelſinne ſelbſt war, und ohne künſtlichen Redeaufwand hier nacherzählt worden, „zu Nutz und Frommen“ — um mit den letzten Worten ſeiner Denkwürdigkeiten zu ſchließen — „zu Nutz und Frommen Jeglichem, der ſich noch in der eilften Stunde des alten, wahren Paradieſeswortes erinnern will:

„Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

---

## Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe** und **Hermann Kurz.**

Preis eines Bandes von ca. 20 Bogen
elegant broſchirt: 15 Sgr. oder 54 kr.,
fein gebunden: 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. ſüdd. W.

**Jeder Band wird auch einzeln verkauft.**

* * *

Die unterzeichnete Verlagshandlung hofft mit dem deutſchen Novellenſchatz dem Leſepublikum eine werthvolle und willkommene Gabe zu bieten. Je weniger, bei der wachſenden Fülle der Romanzeitungen, der Wochen- und Monatsſchriften, an Unterhaltungslectüre Mangel iſt, um ſo mehr macht ſich das Bedürfniß geltend, das künſtleriſch Werthvolle aus der Maſſe herauszuheben, Maßſtäbe zu gewinnen, nach denen das Urtheil ſich bilden kann, endlich auch über den neueren Namen die älteren nicht völlig zu vergeſſen. Im Gegenſatz zu den Franzoſen und Engländern, die mit Vorliebe den Roman ausgebildet haben, iſt die deutſche Literatur gerade an jenen kleineren Erzählungen reich, die wir mit dem Gattungsnamen der Novelle zu bezeichnen pflegen, und deren Geſchichte und äſthetiſche Charakteriſtik die Herausgeber — auf dieſem Gebiete durch eigene Arbeiten ſeit Jahren heimiſch — in ihrer Einleitung mit raſchen Zügen entworfen haben. Ueber den Plan dieſer ihrer Sammlung und die Grenzen, die ſie ſich bei der Auswahl geſteckt haben, äußern ſie ſich ebendaſelbſt folgendermaßen:

„Der Gedanke, das Beſte, was in dieſer Gattung geleiſtet iſt, nach Art der lyriſchen Anthologieen zu ſammeln und in überſichtlicher Folge herauszugeben, bedarf wohl kaum der Rechtfertigung. Wer dieſes ſo breit angebaute Gebiet unſerer Literatur von den fernſten Grenzen her durchwandert, wird ſeltſame Erfahrungen machen. Ehemals hochgefeierte und vielgeleſene Novelliſten erſcheinen ſo veraltet und ungenießbar, daß man ihnen ihre heutige Verſchollenheit für immer gönnen würde, wenn nicht unter dem werthloſen Haufen hie und da eine Perle hervorglänzte, die ein beſſeres Loos verdiente. Andere, die nie zu Namen gekommen ſind, aus einer Laune ihres Talentes oder jener Göttin, die über den Schickſalen der Bücher waltet, hätten gerechten Anſpruch darauf, daß die Unbill der Zeitgenoſſen ihnen vergütet würde. Dann die nicht ſeltenen Fälle, daß Lyriker oder Dramatiker von einem bedeutenden Motiv angeregt, ſich auch einmal in der Novelle verſucht und Eigenthümliches geleiſtet haben, das im Schatten ihrer berühmteren Werke als gelegentlicher Nebenſchößling unbeachtet blieb. Und nun die Menge der Dilettanten beiderlei Geſchlechts, die gerade die Novelle zum Tummelplatz ihrer „Verſuche und Hinderniſſe“ zu machen pflegen! Ihrer haben Kritik und Literaturgeſchichte nicht Acht, und ihre Namen und Werke verſchwinden meiſt ſpurlos in den Spalten illuſtrirter Blätter und Familienjournale. Und doch taucht auch in dieſen Kreiſen hin und wieder ein Talent auf, dem zu guter Stunde ein glücklicher Griff gelingt, ein Stoff in die Hände kommt, der an ſich ſchon dankbar genug iſt, um auch von einem mäßig begabten

Naturell in eine erfreuliche Form gebracht zu werden. Für all' ſolche Fälle ſcheint es wünſchenswerth, einen Sammelpunkt zu gründen, wo aufbewahrt wird, was unter der Maſſe des Eintagslebendigen Dauer verſpricht und des Aufhebens werth iſt.“

## Inhalt der erſchienenen Bände.

### Erſte Serie.

### I. Band:

**Die neue Meluſine.** Von Goethe.
**Die Verlobung auf St. Domingo.** Von H. v. Kleiſt.
**Geſchichte vom braven Kaſperl und dem ſchönen Annerl.** Von Clemens Brentano.
**Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau.** Von Achim v. Arnim.
**Das Fräulein von Scudery.** Von E. T. A. Hoffmann.

### II. Band:

**Die Gemälde.** Von L. Tieck.
**Der kühle Havello.** Von C. Fr. Rumohr.
**Brigitta.** Von Adalbert Stifter.
**Der Stein der Schönheit.** Von Auguſt Wolff.

### III. Band:

**Des Lebens Ueberfluß.** Von L. Tieck.
**Die Glücksritter.** Von Joſeph v. Eichendorff.
**Die katholiſche Mühle.** Von Adolph Widmann.
**Romeo und Julia auf dem Dorfe.** Von Gottfried Keller.

### IV. Band:

**Irrwiſch-Fritze.** Von Franz Berthold.
**Phantaſieen im Bremer Rathskeller.** Von Wilhelm Hauff.
**Margret.** Von Gottfried Kinkel.
**Mozart auf der Reiſe nach Prag.** Von Eduard Mörike.

### V. Band:

**Ein Carnevalsfeſt auf Iſchia.** Von Auguſt Kopiſch.
**Die Entſcheidung bei Hochkirch.** Von Friederike Lohmann.
**Der Carneval und die Somnambüle.** Von Carl Immermann.
**Der arme Spielmann.** Von Franz Grillparzer.

# Deutſcher Novellenſchatz.

### VI. Band:

**Nordiſche Freundſchaft.** Von L. Kruſe.
**Eine fromme Lüge.** Von Luiſe v. Gall.
**Der Müller vom Höft.** Von Alfred Meißner.
**Das Kind.** Von Hermann Grimm.

## Zweite Serie.

### I. Band. (Bd. VII.)

**Der Notar in der Falle.** Von Jeremias Gotthelf.
**Die Geſchichte des Diethelm von Buchenberg.** Von Berthold Auerbach.
**Johann Ohlerich.** Von Adolf Wilbrandt.

### II. Band. (Bd. VIII.)

**Die Engel-Ehe.** Von Spindler.
**Jörg Muckenhuber.** Von W. H. Riehl.
**Eine Verlorene.** Von Kompert.

## Zweite Serie.

### III. Band. (Bd. IX.)

**Mammon im Gebirge.** Von Moriz Reich.
**Der Sieg des Schwachen.** Von Melchior Meyr.
**Eine Malerarbeit.** Von Theodor Storm.

* * *

Die folgenden Bände werden Auserwähltes bringen von: **Wilibald Alexis**, E. v. Dincklage, Claire v. Glümer, Jerem. Gotthelf, Karl Gutzkow, Moritz Hartmann, Hermann Hauff, Edmund Höfer, Karl v. Holtei, L. A. Kähler, Kansler, Johanna Kinkel, Franz Kugler, Ferd. Kürnberger, Fanny Lewald, J. Ludwig, Melchior Meyr, Theodor Mügge, W. Raabe, Moritz Reich, Otto Roquette, Leopold Schefer, Hermann Schmid, Levin Schücking, Theodor Storm, Robert Waldmüller (Duboc), K. A. West, Zschokke und vielen Anderen.

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes.

Herausgegeben

von

**Paul Heyſe** und **Hermann Kurz.**

**Preis eines Bandes** (von ca. 20 Bogen) **15 Ngr.**

**oder 54 kr.**

Jeder Band wird einzeln verkauft.

Die günſtige Aufnahme, welche der „deutſche Novellenſchatz“ fand, veranlaßte die Verlagshandlung, an die Herren Herausgeber desſelben die Einladung zu richten, eine gleiche Sammlung von Novellen des **Auslandes** zu übernehmen. Die Verlagshandlung glaubt, mit derſelben der Leſerwelt eine gleich werthvolle Gabe zu bieten; denn obgleich wir in Deutſchland keinen Mangel an Ueberſetzungen, namentlich aus dem Gebiete der Erzählungsliteratur haben, ſo erwächſt gerade aus dem Maſſenhaften dieſer Erſcheinungen, abgeſehen von ihrer oft zweifelhaften Qualität, das leicht erklärliche Verlangen, jenes Gebiet an der Hand bewährter Führer zu betreten.

Die Herausgeber nun ſprechen ſich über die Geſichtspunkte, die ſie bei der Auswahl und Redaction des Unternehmens leiteten, in dem Vorwort zum erſten Bande folgendermaßen aus: „Wenn Romane, an denen das große Publikum doch zumeiſt nur ſeinen gröberen Stoffhunger zu ſtillen ſucht, eine oberflächliche Ueberſetzung noch eher vertragen — obwohl gerade die beliebteſten engliſchen Humoriſten ſich eines Salzes bedienen, das bei dem herkömmlichen Umkochen dumm zu werden pflegt — ſo ſind Novellen, und insbeſondere die künſtleriſch gelungenſten, von zu empfindlicher Art, um nicht unter der üblichen nachläſſig rohen Behandlung zu leiden. Man hat Ueberſetzungen mit umgekehrten Tapeten verglichen. Nun, ein großer Gobelin kann immerhin noch, von der Kehrſeite betrachtet, durch die Umriſſe der Compoſition im Großen und Ganzen und die Farben ſeiner Arabesken einen gefälligen Eindruck machen, während die Rückſeite einer feinen Handſtickerei das Auge beleidigt Nur eine feinfühlig liebevolle Nachdichtung vermag in der kleineren Form, wo oft die leiſeſten Schattirungen und Farben-Uebergänge für die Wirkung entſcheidend ſind, das Original davor zu bewahren, daß es bei der Uebertragung gerade ſeinen eigenſten Reiz, die Unmittelbarkeit des perſönlichen Ausdruckes und den gleichſchwebenden Ton des Ganzen, einbüßt.

Ein mit ſolchen Anſprüchen begonnener **Novellenſchatz des Auslandes** wäre demnach trotz alledem immer noch kein müßiges Unternehmen, abgeſehen davon, daß hier dieſelben Gründe mitſprechen, die den Gedanken des deutſchen Novellenſchatzes eingegeben und demſelben zu einer ſo günſtigen Aufnahme verholfen haben: die immer wachſende Schwierigkeit, das Werthvolle aus der Menge herauszufinden, und der Wunſch ſo vieler Leſer, ſich bei der Wanderung durch dieſe Ueberfülle einer kundigen und ſorgſamen

Führung anzuvertrauen. Freilich ſteigert ſich auch dieſe Schwierigkeit, die ſchon bei der heimiſchen Novelliſtik nicht klein war, ſich vor Mißgriffen in der Auswahl zu hüten und die hervorragendſten Autoren wo möglich immer durch ihre bedeutendſten Leiſtungen zu vertreten, für die Herausgeber ſelbſt, bei einer Sammlung, die das ganze Gebiet der novelliſtiſchen Weltliteratur in charakteriſtiſcher Auswahl umfaſſen ſoll, in einem faſt entmuthigenden Grade.

Hier nun kommt es uns in noch höherem Maße als bei dem deutſchen Novellenſchatze zu Statten, daß wir uns der Hülfe trefflicher Mitarbeiter erfreuen, die auf dem Gebiete derjenigen Literaturen, welche uns im Original nicht zugänglich ſind — die ſlaviſchen und nordiſchen insbeſondere — durch umſichtige Auswahl unſer Geſchäft erleichtern, es überhaupt erſt ermöglichen. Die beiden erſten Bände, die wir hier vorlegen, bringen Novellen aus dem Franzöſiſchen, Ruſſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen und Engliſchen. Die folgenden werden auch die ungariſchen, däniſchen, ſchwediſchen, norwegiſchen und holländiſchen Novelliſten in ihren Kreis ziehen. Dabei iſt es zwar nicht unſere Abſicht, wie es im deutſchen Novellenſchatz aus äußeren Gründen nothwendig war, jedem Autor nur einmal das Wort zu ertheilen, doch aber, eine möglichſt gleichmäßige Vertheilung des Raumes an die verſchiedenen Nationen durchzuführen, wohlverſtanden: nach Maßgabe und Verhältniß der größeren oder geringeren Verdienſte, die ſie ſich um die Pflege der Gattung erworben haben" u. ſ. w.

## Novellenſchatz des Auslandes.

Der Umfang der Bände wird dem der ſchon vorliegenden ſtets annähernd gleich bleiben.

### Inhalt des I. Bandes.

Colomba. Von **Prosper Mérimée.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Fauſt. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

### Inhalt des II. Bandes.

Eine abenteuerliche Nacht. Von **Anton Giulio Barrili.** Aus dem Italieniſchen von Johannes Kugler.

Das Schönpfläſterchen. Von **Alfred de Muſſet.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Schweigen im Leben, im Sterben vergeben. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner.

Der Schuß. Von **Alexander Puſchkin.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Das Heimchen auf dem Herd. Von **Charles Dickens.** Aus dem Engliſchen von R. R.

Im Auguſt erſcheint:

### Band III.

Wolfert Webber oder Goldene Träume. Von **Waſhington Irving.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

Utballa. Von **Helene Hahn.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Der Teufelsſumpf. Von **Georges Sand.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

München, im April 1872.

**R. Oldenbourg,**
Verlagsbuchhandlung.

# Die Naturkräfte.

Eine
## naturwiſſenſchaftliche Volksbibliothek
herausgegeben
von einer Anzahl von Gelehrten.

Erſcheint in ca. 33 Lieferungen oder 11 Bänden, reich illuſtrirt.
Preis einer Lieferung von 6—7 Bogen 8 Sgr. oder 28 kr. —
Preis eines Bandes von drei Lieferungen 24 Sgr. oder fl. 1. 24 kr.
Preis eines Bandes elegant gebd. 1 Thlr. 2 Sgr. oder fl. 1. 52 kr.
Jeder Band wird auch einzeln verkauft.

Indem die Verlagshandlung auf den ausführlichen **Proſpectus** verweiſt, welcher dem erſten Bande des Werkes vorgeheftet iſt, bemerkt ſie hier nur Folgendes:

Das Unternehmen hat ſich den Zweck geſetzt, dem Publikum in einer Darſtellungsweiſe, welche ſich gleich weit entfernt hält von dem trockenen Tone ſchulmeiſterlicher Belehrung als von verſtändnißloſer Verflachung, die Naturkräfte vorzuführen, welche der Menſch ſich unterworfen hat, oder mit denen er ſich noch im Kampfe befindet; es will dem Publikum anſchaulich machen und zum Verſtändniß bringen, was die Wiſſenſchaft von ihnen weiß und die Technik nutzbar gemacht hat.

Die Kenntniß der Naturkräfte und ihre Anwendung greift heute in tauſendfältiger Weiſe in unſer tägliches Leben ein, und doch, wie wenig iſt von dieſem Wiſſen bisher in Beſitz auch des gebildeten Publikums übergegangen! Wie gering das Intereſſe an dieſen wunderbaren Naturkräften! Das Unternehmen hat ſich vorgeſetzt, bei dem gebildeten Publikum dies Intereſſe zu erwecken und zu befriedigen.

Nach dem **einſtimmigen Urtheil der Kritik** iſt in den bisher erſchienenen Bänden dieſer Vorſatz **auf das Glänzendſte ausgeführt,** und haben ſich die **„Naturkräfte“** ſchnell als eine wahre **„naturwiſſenſchaftliche Volksbibliothek“** eingebürgert.

Bisher erſchienen 9 Bände mit folgendem Inhalte:

**Erſter Band: Die Lehre vom Schall.** Gemeinfaßliche Darſtellung der Akuſtik von **R. Radau.** 21 Bogen Text mit 114 Holzſchnitten.

**Zweiter Band: Licht und Farbe.** Eine gemeinfaßliche Darſtellung der Optik von Prof. Dr. **Fr. Joſ. Piſko** in Wien. 28 Bogen Text mit 130 Holzſchnitten.

**Dritter Band: Die Wärme.** Nach dem Franzöſiſchen des Prof. **Cazin** in Paris deutſch bearbeitet. Herausgegeben durch Prof. **Dr. Carl.** 19 Bogen Text mit 92 Holzſchnitten und einer Farbendrucktafel.

**Vierter Band: Das Waſſer** von Prof. Dr. **Pfaff** in Erlangen, mit 21 Bogen Text und 57 meiſt größeren Holzſchnitten.

**Fünfter Band: Himmel und Erde.** Eine gemeinfaßliche Beſchreibung des Weltalls von Prof. Dr. **Zech** in Stuttgart. 19 Bogen Text mit 45 Holzſchnitten und 5 Tafeln.

**Sechſter Band: Die electriſchen Naturkräfte.** Der Magnetismus, die Electricität, der galvaniſche Strom. Mit ihren hauptſächlichſten Anwendungen gemeinfaßlich dargeſtellt von Prof. Dr. **Ph. Carl.** 20 Bogen Text mit 110 Holzſchnitten.

**Siebenter Band: Die vulkaniſchen Erſcheinungen.** Von Prof. Dr. **Pfaff** in Erlangen. 20 Bogen Text mit 37 Holzſchnitten.

**Achter und neunter Band: Aus der Urzeit.** Bilder aus der Schöpfungsgeſchichte. Von Profeſſor Dr. **Zittel** in München. 2 Theile. 37 Bogen Text mit 172 Holzſchnitten.

Die Bände 10—11 werden enthalten:

**Wind und Wetter,** von Prof. Dr. **Lommel** in Erlangen.

**Der Zuſammenhang der Naturkräfte.** Von Privatdocent Dr. **Weber** in Berlin.

**Die Verlagsbuchhandlung.**

# Novellenſchatz.

Zweite Serie.

Fünfter Band.

(Der ganzen Reihe eilfter Band.)

# Deutſcher

# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Zweite Serie.

Fünfter Band.

(Der ganzen Reihe eilfter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite.

Die drei Schweſtern. Von L. A. Kähler. . . . . 1

Der todte Gaſt. Von Heinrich Zſchokke. . . . 59

Das Schloß im Gebirge. Von Moritz Hartmann. 221

Der Drache. Von Ferdinand Kürnberger . . . 263

# Die drei Schweſtern.

Vom Verfaſſer des Hermann von Löbeneck (L. A. Kähler.)

Minerva für das Jahr 1811. Leipzig, bei
Gerhard Fleiſcher dem Jüngeren.

**Ludwig August Kähler**, geboren den 6. März 1775 zu Sommersfeld in der Neumark, ſtudirte in Erlangen Theologie, wurde 1796 Hauslehrer, dann Paſtorsadjunct, 1809 Archidiakonus in Kottbus, 1819 Profeſſor und Conſiſtorialrath in Königsberg, 1843 zur Ruhe geſetzt, ſtarb am 5. November 1855 in Wogenab am Haff. Sein Roman „Hermann von Löbeneck“, 1808, fand zu jener Zeit großen Beifall. Aus ſeinen kleineren Erzählungen haben wir die gegenwärtige ausgewählt, die der heutigen Leſewelt zeigen möge, wie leichtgeſchürzt, heiter und anſpruchslos in ihren glücklicheren Stunden unſere erzählende Muſe zu Anfang dieſes Jahrhunderts mitten unter den herbſten nationalen Drangſalen ſich noch zu bewegen vermochte.

## 1.

Ich ritt von Sir Drunkner nach Hauſe. Sir Drunkner hatte Energie; ein gewöhnliches philoſophiſches Räuſchchen widerſtand ihm, wie dem Löwen der Sieg über eine Maus; der Wein mußte mit ſeinem Verſtande ſo gewaltig und nicht ſelten glücklicher als die Giganten mit den Göttern kämpfen, wenn er ſich wohlbefinden ſollte. Wir hatten uns auf dem Kaffeehauſe kennen gelernt; er hatte mich nach Altona eingeladen, und ich mit dem kräftigen Britten ſo heldenmäßig getrunken, daß mir gerade noch ſo viel Gleichgewicht blieb, auf meinem Falben zu hängen, und ſo viel Beſinnung, den Weg nach Hamburg ohne Boten zu finden.

Es war ein ſchöner, kühler Maimorgen; ich ſog begierig die ſtärkende Luft, die mir entgegen duftete, in meine erhitzte Lunge ein, während mein Falber in kurzem Galopp mich forttrug, und ahndete Schlaf bis an den hellen Mittag, und Träume ſo hold und erquickend, wie der dämmernde Tag um mich her. In meines Vaters Comtoir war Licht. Es nahm mich Wunder, weil es erſt um drei war, und ich ging hinein. Mein Vater ſaß vor ſeinem Schreibtiſch; neben ihm ſtand Schiffer Claſſen, ſein alter Freund und Diener. Sie ſahen mich beide verwundert an und winkten ſich, wie mir's ſchien; ich bot einen guten Morgen und wollte gehen.

Guten Morgen, Heinrich, ſagte mein Vater, es iſt mir lieb, daß du da biſt; ich habe Geſchäfte mit dir. Claſſen, es bleibt dabei, Punkt zwölf Uhr Mittags — es ſoll alles beſorgt werden.

Claſſen ging. Auf Wiederſehen, junger Herr, brummte er im Gehen und ſchüttelte mir die Hand mit einem Lächeln, welches auf meinen Körper die ſchauderhafte Wirkung hatte, als wenn Jemand in einen Aepfelſtiel ſchneidet, oder an den Fenſtern ſchnirpſ't.

Heinrich — ſagte mein Vater, als er fort war, ohne die Feder wegzulegen — richte dich ein, zu Mittag nach Frankreich zu reiſen.

Nach Frankreich, lieber Vater? — und in welchen Geſchäften?

Du ſollſt heirathen.

Heirathen? — wiederholte ich kleinlaut, denn ich ſah mich ſchon im Geiſte im Bratenrock mit dem Myrtenkranz geſchmückt, an meiner Seite eine reich vergoldete, ſauber geſchnitzte Jungfrau, die, an mein Herz aſſignirt, Zeit meines Lebens als Ladenhüter darin bleiben ſollte, und die frohen Tage der Jugend flohen weg, wie ſpielende Kinder, wenn ein Soldat oder ein Prediger kommt — natürlich fror mich noch ſtärker, als vorher. —

Ja — eine Tochter des Kaufmanns Gerſon aus Bordeaux.

Wie, mein Vater? eine Braut, die ich nicht kenne?

Es iſt ein gutes Haus — und du haſt die Wahl unter drei Schweſtern.

Und wenn mir keine gefällt?

Keine Narrheiten, Heinrich! ſagte mein Vater ſehr ernſt; alles Ding hat ſeine Zeit, und ich habe den deinigen Zeit genug gelaſſen.

Wenn ich ein Fürſt wäre —

Und wenn du ein Kaiſer wäreſt, fiel er mir hitzig ins Wort, ſo wäreſt du nur ein lockerer Zeiſig, der eines Vormundes bedarf, und mein Sohn. Hier iſt der Brief von Herrn Gerſon, daß er deine Ankunft erwartet, und hier iſt meine Antwort. Zu Mittag reiſeſt du.

Einige Abſchiedsbeſuche —

Sind nicht nöthig. Hier iſt ein Packet Karten. Du darfſt nur die Namen darauf ſchreiben.

Ich nahm die Karten und ging auf mein Zimmer. Heirathen? — murmelte ich bei mir ſelbſt — und eine kleine, gelbe, magere Franzöſin, mit plattem Buſen und unverſchämten brennenden Augen, die keine Minute ſtill ſein und keinen Tag leben kann, ohne einmal für deinen Kopfputz geſorgt zu haben? — und warum denn nicht in Hamburg, wenn es denn einmal ſein ſoll? etwa die lange blonde Mamſell Sörgel?

oder die kurze, runde, braune Mamſell Watermann? oder die reiche, einäugige Mamſell Funk? oder die ſchöne, einfältige Mamſell Adler? oder — die — witzige —

Meine Gedanken verloren ſich, und der Schlaf neigte meinen Kopf, wie Blei; ich war im Begriff, aus einer ſenkrechten Linie ziemlich ſchnell eine wagerechte zu bilden, als ich erwachte und klug genug war, mich aufs Bett zu werfen, wo ich bald in den Armen des Schlafes die Schönen in Bordeaux, wie die in Hamburg vergaß.

## 2.

Heinrich! — ſchallte es in meine Ohren. Ich ſprang auf, rieb mir die Augen und ſah ſtarr vor mich hin; mein Vater ſtand vor mir.

Willſt du dich nicht anziehen? es iſt elf Uhr, dein Koffer iſt gepackt, und das Eſſen iſt fertig. Der Wind ſteht gut, es iſt um jede Minute Schade.

Ich ſah mich dämiſch um — auf einem Stuhle lagen Reiſekleider — mein Vater ging, und Georg, mein Bedienter, kam und half mich aus- und wieder anziehen.

Kömmſt du mit? fragte ich ihn.

Ja, Herr Waltmann.

Das iſt gut! rief ich getröſtet; denn es gab keinen größeren Schelm, aber auch keine treuere Seele, als meinen Georg. Mein Vater bezahlte ihn, daß er ihm meine Unbeſonnenheiten erzählte — was er unbedenklich thun konnte, weil ich ſelbſt kein Geheimniß daraus machte — ich, daß er mir ſie ausführen half. Die Ausſicht auf die Reiſe fing mich an zu ergötzen, und wenn ich einmal zur Strafe für meinen Leichtſinn, wie ein Wilddieb an den Hirſch, an eine Frau gefeſſelt werden ſollte, ſo war es doch angenehmer, ſie in Frankreich unter drei Schweſtern zu ſuchen, als wenn ſie mir hier aus dem Magazin der Kaufmannstöchter fix und fertig, und gut conditionirt, ohne weiteres Vorſpiel zugeſtellt worden wäre.

Ich aß zu Mittag mit beſſerem Appetit, als meine Eltern und meine Schweſter, und nahm ihre Glückwünſche, Thränen und gute Lehren beim Abſchiede mit gleicher Gelaſſenheit auf. Schiffer Claſſen wartete mit Schmerzen. Er nahm ſich nicht die Zeit mich zu bewillkommnen — kaum war ich ins Schiff getreten, ſo gab er das Signal; und unter dem durchdringenden Geſchrei der Matroſen hoben ſich die Maſten, die Wimpel flatterten, die Segel dehnten ſich, vom Winde gebläht, und allmählich verſchwand Hamburg und die Küſte des geliebten Vaterlandes aus unſern Augen.

### 3.

Es war meine erſte Seereiſe nicht; ich hatte einigemal in Handelsgeſchäften England beſucht. Folglich fühlte ich keine Beſchwerden, als die der Langenweile, welche ein ſo plötzlicher Wechſel der unterhaltendſten Debauche mit der platteſten Einförmigkeit mir allerdings doppelt fühlbar machen mußte.

Freund Claſſen that das Seinige, dieſen Dämon zu bannen, und machte den Wirth auf gut ſeemänniſch, indem er mir tüchtig zutrank. In der That, Sir Drunkner und alle meine lockern Geſellen ſchwelgeriſcher Nächte waren armſelige Buben gegen den alten runzeligen, eiſenfeſten, mit Kupfer ausgeſchlagenen Schiffspatron. Sein geräumiger Mund ſchien das Spundloch eines wandelnden Weinfaſſes, und ich ſah mit ſchreckenvollem Erſtaunen die Bouteillen franzöſiſcher und ſpaniſcher Weine ſich zu Dutzenden allmählich darin ausleeren, bis mir endlich die Kraft mitzutrinken, wie zu ſehen, gebrach, und Claſſen und Georg mich auf meine Hängematte brachten, wo ich ſchlief, daß der Sturm des jüngſten Gerichtes mich durch ſein Schütteln nicht hätte erwecken können.

Ich liebte den Wein als ein Mittel, den Reiz einer intereſſanten Geſellſchaft zu erhöhen, und hatte, ſelbſt bei dem übermäßigen Gebrauche dieſes Mittels, den Zweck nie aus den Augen verloren. Dieſe Schiffsſauferei empörte mich, als ich erwachte, mit einer Empfindung, als hätte ich einen betäubenden Schlag empfangen, und keine neubelebenden Erinnerungen hatte, als die des Satyrgeſichts mir gegenüber und der Anzahl von Flaſchen, die in ſeine unergründliche Kehle gefloſſen waren. Ich war verdrießlich und weigerte mich ſtandhaft, wieder von vorn anzufangen, wozu Claſſen mich dringend einlud.

Er bequemte ſich zu einer andern Unterhaltung, weil mir dieſe nicht anſtand, und erzählte viel von Bordeaux, von Mr. Gerſon und ſeinen drei Töchtern. Auch dieſes Geſpräch verdroß mich; ich zwang mich, nichts zu hören, und ging endlich in mein Kabinet, um meinen Grillen nachzuhängen.

Mein Koffer fiel mir in die Augen; ich hatte ihn noch nicht unterſucht, und beſchloß es jetzt zu thun, mehr zum Zeitvertreib, als aus Neugier. Meine beſten Kleider, meine feinſte Wäſche — Briefe an verſchiedene Handlungshäuſer — ein Käſtchen mit einem koſtbaren Ringe und dergleichen Armbändern — — ich errieth die Beſtimmung, und ſchob es unwillig auf die Seite — ſieh da! wie eine muthwillige Geliebte lauſcht in die Ecke gedrückt ein Beutel — ich hob ihn auf, und mein Herz pocht vor Freude, während meine Hand ihn prüfend wiegt — ich öffne, und finde eitel Gold, an der Zahl richtige dreihundert Louisd'ors.

Ich hatte an manchem Abend ſo viel und mehr verloren und hätte noch am letzten Abend mit Sir Drunkner unbedenklich die doppelte Summe gewettet, daß ich heute keinen Fuß aus Hamburg ſetzen würde; aber in der letzten Zeit hatte das Geld dem Fehler ſeiner runden Geſtalt etwas zu ſehr bei mir nachgegeben, und es war am Morgen kein Louisd'or in meiner Taſche, der nicht am Abend ſich in einer andern befunden hätte. Natürlich war die Ebbe ſtärker, als die Flut, und trotz der freigebigen Unterſtützung meines Vaters war ich ſicher, auf jeder der zahlreichen Straßen Hamburgs einem Gläubiger zu begegnen. Wie viel meine Hüte dabei litten, verſteht ſich von ſelbſt; doch waren ſie zufrieden, wenn ſie mich ſahen, und auf ihr Befragen hörten, daß ich mich wohl befände. Es machte mir in dieſem Augenblick unbeſchreibliches Vergnügen zu denken, wie dieſe unglückliche Horde von Mäklern, Juden, Weinhändlern, Cafetiers, Roßkämmen u. ſ. w. ihre Schuhe jetzt um meinetwillen eben ſo ſtark, aber vergeblicher anſtrengen würde, als ich meine Hüte um ihretwillen; und ich hätte einem klugen Manne, der dieſer geldgierigen Zunft im Zauberſpiegel meine Geſtalt, wie ich hier im Schiff in froher Sicherheit meine Goldſtücke zählte, gezeigt hätte, den dritten Theil davon mit Vergnügen geben wollen.

Allmählich verlor ich den Geſchmack an dieſer Scene und ſann ernſtlich nach, was ich mit dem Gelde anfangen möchte. Ein böſer Geiſt lockte mich, ein Spielchen mit Freund Claſſen zu verſuchen, bei dem ich eine reiche Börſe vorausſetzen mußte — aber der Henker traue den alten Sündern! Ich fürchtete, meinen Mann hier ſo gut, als bei der Flaſche, und einen elenden Zeitvertreib mit ſchweren Koſten zu finden. Ein beſſerer Geiſt lenkte meine Gedanken auf Paris; ich hatte London geſehen, und ſollte ihre Nebenbuhlerin vorübergehen? Georg wurde gerufen, und ich ſagte ihm, was nöthig war.

Legen wir nicht bald an? fragte ich Claſſen, als ſich die Küſte von Frankreich zeigte.

Wo? fragte er verwundert.

In Boulogne.

Warum?

Wiſſen Sie nichts, Freund? Hat Ihnen mein Vater nichts geſagt?

Kein Wort.

Daß ich hier ans Land ſteigen und über Paris nach Bordeaux reiſen ſoll?

Ach Poſſen, Finten, faule Fiſche, lieber Sohn! rief er und lachte, daß er ſich den Bauch hielt.

Ich hoffe, Herr Claſſen, ſagte ich ernſthaft, daß Sie mich nicht als einen Gecken anſehen und behandeln werden. Georg, ſage du, war das nicht der Befehl meines Vaters?

Georg zauderte etwas — ein finſterer Blick von mir, welchen Claſſen nicht bemerken konnte, weil er ihn forſchend anſtarrte, ſtärkte ſeinen Eifer, und er bekräftigte meine Ausſage.

So, ſo! — hm! hm! — brummte Claſſen und faßte mich ſchief mit einem prüfenden Blick ins Auge, den ich aber mit unveränderlicher Faſſung aushielt — das habe ich nicht gewußt — bitte um Vergebung!

Er ſteuerte nach Boulogne; in wenig Stunden waren ich und Georg ſammt dem Koffer am Lande und einige Stunden ſpäter auf dem Wege nach Paris.

## 4.

Ich jauchzte laut auf, als ich die Spitze von Notredame und bald darauf das Häuſermeer rund herum erblickte. Jetzt, im Angeſichte der erſten Stadt in der Welt, fiel mir ein zu bedenken, was ich da wollte.

Genießen? — was ſonſt? — aber wie am beſten? nach einer kaufmänniſchen Eintheilung? — und wäre das der Mühe werth? — ich wollte nicht vergebens dreihundert Louisd'ors und zum erſten Male in meinem Leben volle Freiheit haben. Nach meiner Ankunft miethete ich eine Chambre garnie, nahm den Titel eines Lord Johnsbury an und tummelte mich vierzehn Tage lang, zu ſehen, zu hören und zu ſchmecken, was ſich nur immer Ausgeſuchtes ſehen, hören und ſchmecken ließ. Mein brittiſcher Name und noch mehr mein brittiſches Gold machte mir leichtes Spiel, und Alles neigte ſich, mir zu dienen.

Ich trug den Solitair, der meiner Braut beſtimmt war. Er war locker geworden, und ich trat in den Laden eines Juweliers, ihn ſeiner Cur zu übergeben. Zwei Damen kamen bald darauf. Die eine war bejahrt, die andere jung und ſchön, ſo ſchön, daß ich das erſte Mal in meinem Leben mich von einer ſcheuen Bewunderung ergriffen fühlte und ehrerbietig Platz machte. Sie handelte um ein Paar Ohrengehänge; der Juwelier bot ihr zu viel, und ſie gab ſie zurück. Ich bezahlte den geforderten Preis und bat ſie, ſie zum Andenken anzunehmen.

Sie ſind ſehr großmüthig, mein Herr, ſagte ſie erröthend und heftete ihre ſtrahlenden Augen ſo forſchend auf mich, daß ich vor Furcht und Vergnügen zugleich erzitterte — und dieſe Juwelen ſind recht artig; aber wenn ſie noch ſchöner wären, dürfte ich ſie nicht von einem Unbekannten annehmen.

Ich bat vergeblich. Unwillig über dieſen Widerſtand wandte ich mich endlich an die Aeltere und bot ihr die Ohrengehänge an, indem ich ſie erſuchte, mir wenigſtens die Genugthuung zu verſchaffen, daß ich die Unerbittliche in ihrer Freundin verbinden dürfte. Sie betrachtete meine Gabe mit vor Begierde funkelnden Augen und griff darnach, nach einigem Zaudern. Die Andere ſah ſie ſtrafend an und ſchüttelte leicht den Kopf, als ſie mein Geſchenk nahm.

Sie gingen wieder, und ich unglücklicher Lord war einfältig genug, ſie nicht weiter zu fragen. Erſt zu Hauſe erwachte ich, wie aus tiefem Traum; das Bild des liebenswürdigen Mädchens ſchwebte mir vor, und ich hätte gern noch einmal dreißig Louisd'ors gegeben, um ſie nur noch einmal zu ſehen.

Das Glück begünſtigte meine Wünſche. Im théatre français ſah ich meine Damen in einer Loge. Ich eilte zu ihnen und hatte die Genugthuung, von meiner Alten recht zärtlich und von meiner Erkorenen nicht unfreundlich empfangen zu werden. Ich wollte nicht vergebens ein Lord, und in Paris ſein. Mit ſo eitler Geſchwätzigkeit, als ich zu erkünſteln vermochte, unterhielt ich die junge Dame, die mir von ihrer Hüterin augenſcheinlich preisgegeben wurde. Ich war mit der Schilderung meiner Flammen ſo zudringlich, daß ſich allmählich der Sonnenſchein ihres bezaubernden Geſichtes verlor und ihre Mienen ihr Mißfallen ſo unverkennbar ausſprachen, daß ich mich gedrungen fand, ſie mit Theilnahme zu fragen, was ſie betrübte.

Nichts, mein Herr, erwiderte ſie, und ſah mich ſo ruhig ernſt an, daß ich die Augen niederſchlug — als daß wir uns Beide verkannt haben.

Dieſe Antwort nahm mir mit meiner Zuverſicht die Sprache. Ich wandte mich endlich wieder an die Alte, ſagte ihr meinen Namen, und wie ſehr ich ihre nähere Bekanntſchaft wünſchte. Sie war zurückhaltender, als ich geglaubt hatte. Ich mußte die ganze Litanei von der Unzuverläſſigkeit junger Männer und von der Vorſicht junger Mädchen anhören, wie ſie nur eine taktfeſte Dueña ableiern kann, eh' ich zur Nachricht erhielt, daß ſie bei gutem Wetter mit ihrer Nichte — wie freute ſich mein böſes Princip über dieſe Benennung — in den Tuilerien zuweilen ſpazieren ginge.

Ich hatte vergeſſen, nach der Stunde zu fragen, und das Gewicht des Wörtchens zuweilen nach meinen Wünſchen geſchätzt. Die vornehme Welt ſchlief noch, als ich ſchon in den Tuilerien revierte. Meiner Kaſſe, aber nicht meinem Magen zum Vortheil trieb ich mein Umherlaufen, bis der Abend einbrach und Niemand zurückblieb, als elende Nachtſchwärmer und Schwärmerinnen. Das ging vier Tage ſo fort — es ließ ſich keine Tante und Nichte blicken, und ich hätte vor Zorn und vor Sehnſucht vergehen mögen.

Schon neigte ſich am fünften die Sonne, und ich verfluchte in toller Hitze mich und alle Damen in und außer Paris, als meine Erſehnte mit ihrer Sauvegarde erſchien. Sie erſchrak über meinen Anblick, ich weiß nicht, ob über mich ſelbſt, oder über die Empfindungen, die ſich unſtreitig in meinem Geſicht ausdrückten. Ich vermochte ihnen nicht länger zu gebieten und beſtürmte ſie mit ſo ernſtlichen Fragen, Bitten und Verſicherungen, daß ihre vorſichtige Gelaſſenheit ſich allmählich in Theilnahme zu verwandeln ſchien. Ich nahm deſſen wahr, ihr den Solitair, den ich wieder am Finger hatte, anzubieten; und er ſaß an dem ihrigen feſt, eh' ſie noch die Gegengründe recht überlegen konnte.

Sie machen mich zum Kinde, ſagte ſie nach vergeblicher Gegenwehr; ich thue ſo großes Unrecht, Sie anzuhören, als dieſen Diamant anzunehmen. Sie ſelbſt aber verbinden ſich eine Undankbare, die es nicht einmal ahnden laſſen ſollte, daß ſie es wider ihren Willen iſt.

Umſonſt beklagte ich mich über dieſe Härte — ich erfuhr nicht mehr. Doch ſchnitt ſie mir nicht alle Hoffnung ab, und in einer günſtigen Minute bat ich die Tante heimlich um ihren Beiſtand und um den Namen ihrer Wohnung.

Ich habe meiner Nichte verſprochen, ſagte dieſe, Ihnen auf keine Weiſe zu helfen. Folglich kann ich Ihnen auch die verlangte Nachricht nicht geben. Doch, ſetzte ſie lächelnd hinzu, wundert es mich, daß Sie erſt der Frage bedürfen.

Ich erſtaunte über meine Einfalt. Ohne Sorge ließ ich ſie gehen und ſandte meinen Lohnbedienten nach, ihnen von ferne bis in ihre Wohnung zu folgen. Er brachte mir bald die Nachricht, daß ſie in der Nähe des Palais Royal wohnten.

## 5.

Ich fürchtete mich zu ſehr vor meiner Geliebten, als daß ich gewagt hätte, noch heute dieſe Kenntniß zu benutzen. Innere Unruhe trieb mich von einem Orte zum andern. Ich konnte nirgends, ſelbſt im Theater nicht, aushalten; Talma's Lebhaftigkeit ſchien mir heute froſtig, und das gefühlvolle Spiel der Demoiſelle Georges leere Affectation. Endlich ging ich ins Palais Royal, um wenigſtens in ihrer Nähe zu ſein.

Der Zufall führte mich in ein Zimmer, wo geſpielt wurde. Es war mir eben recht. Ich pointirte, gewann — verlor — gewann wieder — verlor wieder — und nach zwei Stunden hatte ich keinen Sou mehr in der Taſche.

Die vierzig Louisd'ors, welche emigrirt waren, kümmerten mich wenig; doch mußte ich nach Hauſe gehen. Georg, ſagte ich, als er mich auszog, und reichte ihm die leere Börſe, fülle ſie morgen wieder.

Haben Sie noch Vorrath? fragte er.

Wie? was ich dir gegeben habe —

Iſt hin, bis auf zwanzig Louis, wovon der Wirth noch drei zu fordern hat.

Kerl, du haſt mich betrogen!

Belieben Sie meine Rechnung zu ſehen?

So ſchaffe Rath!

Zum Reiſegelde?

Ich gehe nicht aus Paris, und wenn ich auf der Straße ſchlafen ſollte, rief ich mit Hitze.

Die Jahreszeit iſt recht angenehm, ſagte er ſpöttiſch lächelnd, ein Verliebter kann es allenfalls ohne Holz aushalten, und für den Magen wird der Himmel ſorgen, der ihn gemacht hat.

Was fällt dir ein?

Nichts — ich ging heute in den Tuilerien, und Ihr Solitair blitzte durch die Hecke, die mich von Ihnen trennte, ſo gewaltig — aber, Gott ſteh' uns bei, Sie haben ihn ja verloren.

Geh! — du biſt ein lauernder Schelm! — das Mädchen iſt ein Engel.

Vom Palais Royal.

Der Menſch ſagte das mit einer ſo tückiſchen Miene, daß ich ihn betroffen anſtarrte. Ich will nicht hoffen, ſagte ich ernſthaft —

Daß ich ſcherze? ſagte er wie vorhin. B'hüt mich Gott! Sie iſt die ehrbare Nichte einer frommen Tante, und ſie verſtehen ſich beide recht gut auf Juwelen — à propos, es ſind ja noch ein Paar Armbänder da, die zum Solitair gehören —

Schweig! rief ich finſter. — Die Ausſicht, in einer Stadt, wo ich Niemand kannte, in die bitterſte Armuth verſetzt zu werden, und mich vielleicht einer verächtlichen Dirne aufzuopfern, war nicht die angenehmſte — ihr Bild, das ſich in den edelſten Zügen tief in meine Seele geprägt hatte, ſtrafte den Argwohn Lügen — und doch, wenn ich Alles, beſonders das Benehmen der Tante erwog, ſchien Georg nicht ganz Unrecht zu haben. — Unſchlüſſig maß ich mit großen Schritten die Stube, als Mr. Brelon, mein Hauswirth, eintrat.

## 6.

Monſeigneur verzeihen, ſagte Mr. Brelon, ein echter Pariſer, daß ich ſo ſpät Ihre Ruhe ſtöre aber ich ſchätze Monſeigneur ſo hoch, daß ich nicht umhin kann, Ihnen eine Nachricht von großer Wichtigkeit mitzutheilen.

Ich bin Ihrer Gefälligkeit höchſt verbunden, Mr. Brelon; haben Sie die Güte, zu ſprechen.

Meine jüngſte Tochter ſteht in der genaueſten Verbindung mit Mr. Grosbaton, dem Kammerdiener des General Joubert; Mr. Grosbaton hat eine Schweſter, welche die Gunſt eines Polizeibedienten beſitzt, der eine Tochter hat, welche mit dem Portier des Lord Whitworth einigen Umgang hat; der Portier iſt der genaue Freund einer Soubrette von Mylady, und die Soubrette die Geliebte des Tafeldeckers Sr. Excellenz des Geſandten —

Sie führen mich in eine unſichtbare Loge der Freundſchaft, Mr. Brelon, welche für das gute Herz der Pariſer einen neuen Beweis giebt; aber wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, mir die wichtige Nachricht mitzutheilen —

Den Augenblick; Monſeigneur ſollten nur erſt die Quelle kennen lernen, um aus eigener Einſicht zu beurtheilen, in welchem Grade ſie authentiſch iſt.

Sehr klug, vortrefflich, Mr. Brelon, Sie verbinden mich unendlich.

Ich thue meine Schuldigkeit, Monſeigneur, eine Schuldigkeit, welche mir die ehrerbietigſte Ergebenheit gebietet.

Ohne Complimente, Mr. Brelon.

Ich gehorche Ihren Befehlen, Monſeigneur; der Tafeldecker Sr. Excellenz hat der Soubrette erzählt, und dieſe dem Portier, und dieſer weiter, wie Monſeigneur die Güte haben werden, ſich noch zu erinnern —

Vollkommen, Mr. Brelon — fahren Sie nur fort.

Daß Se. Excellenz bei Tafel die anweſenden Herren engliſcher Nation gefragt hätten, ob Sie das Glück hätten den Lord Johnsbury zu kennen; nämlich Sie ſelbſt, Monſeigneur.

Ganz wohl, Mr. Brelon, ſagte ich ſo herzhaft als ich konnte, und zwang mich auf eine nichtsſagende Weiſe zu lächeln, um ihm glaublich zu machen, daß ich nichts dächte.

Die Herren hätten erwidert, ſie hätten dieſe Ehre nicht; darauf hätten Se. Excellenz erzählt, daß ſie heute bei dem Lever des erſten Conſuls geweſen wären — der erſte Conſul hätte ſie ſelbſt gefragt, ob ſie Monſeigneur kennten, und warum Sie ihm noch nicht vorgeſtellt worden wären — Se. Excellenz hätten erwidert, daß ſie keinen Lord Johnsbury kennten, doch an ſeiner Exiſtenz nicht zweifeln wollten, und Monſeigneur könnten vielleicht wichtige Gründe haben, ſich nicht öffentlich zu zeigen. — Darauf hätte der erſte Conſul geſagt: ein Menſch, der ſich ſo nennt — Monſeigneur verzeihen, daß ich ſo unhöflich bin, ſeine Worte zu wiederholen — macht ſeit einigen Tagen die Runde in den Tuilerien, und ich wünſchte genau zu wiſſen, ob er auf Ihren Schutz Anſprüche hat.

Ich warf einen Blick auf Georg und las in ſeinen Mienen gleiches Schrecken, als durch meine Adern erſtarrend lief.

Das wird ein Wildpret für die Polizei ſein, ſind die letzten Worte Sr. Excellenz geweſen.

Ich betheure, Monſeigneur, fuhr er fort, als ich ſtumm blieb, bei meiner Ehre und der Achtung, welche ich gegen Sie trage, daß ich nicht ſo niedrig bin, den mindeſten Verdacht gegen einen Mann zu faſſen, deſſen edelmüthiges Betragen jeder Nation Ehre machen würde; ſollten Sie aber auf die Vermittlung Sr. Excellenz nicht rechnen können — Monſeigneur verzeihen meine Dreiſtigkeit — aber Ihre Sicherheit — die meinige —

Haben Sie keine Furcht, Mr. Brelon, ſagte ich ſo ruhig als möglich und drückte ihm dankbar die Hand; ich hoffe, es iſt ſo ſchlimm nicht, und im ärgſten Fall wird es mir nicht an Mitteln fehlen, meine Unſchuld zu beweiſen. Ich habe vielleicht etwas unvorſichtig darauf gerechnet —

Er zuckte die Achſeln.

In England iſt es ſo Sitte, und es fällt ſchwer, bequeme Sitten zu ändern. Ich danke Ihnen herzlich, und bitte Sie um Ihr gütiges Andenken. , Georg ſoll meine Schuld berichtigen und noch in dieſer Stunde Poſtpferde beſtellen.

Er verbeugte ſich tief, unter wiederholten Entſchuldigungen, und nahm ſeinen Abſchied.

## 7.

Die Ausſicht, meinen Sommeraufenthalt im Temple oder Bicêtre angewieſen zu erhalten, oder eine Spazierfahrt nach Cayenne zu machen, hatte ſo wenig Reizendes, daß ich Georg auf der Stelle nach Poſtpferden fortjagte und ſelbſt eiligſt einpackte. Während dieſes Geſchäftes überlegte ich, wohin. Mit fünfzehn Louisd'ors — denn Herr Brelon hatte ſeine Rechnung, die nach Georg's Meinung drei Louis betrug, auf fünf geſtellt, pour prendre congé — ließ ſich keine Reiſe um die Welt machen; auf meine Geige durfte ich auch nicht reiſen, ſo ſehr mein Spiel immer im Liebhaberconcert gerühmt worden war; und ich hatte mich daheim zu wenig um die Handlung bekümmert, um mich eines Handlungsfreundes von meinem Vater zu erinnern, deren es in Paris unſtreitig mehrere gab, die mich unterſtützen konnten. Nach Bordeaux, ſagte ich endlich halblaut; wir wollen ſehen, was der Schwiegerpapa und die bräutliche Dreifaltigkeit macht; ohne Geld kann doch der Alte den Schwiegerſohn nicht laſſen, und ich will ſo lange zwiſchen den Reizen ſeiner drei Töchter ſchwanken, bis ſich eine Gelegenheit, ihnen glücklich zu entwiſchen, findet.

Die Pferde kamen, und es ging ohne Aufenthalt nach Orleans. Mein Reiſegeld war ſehr geſchmolzen, und ich wollte bei Mr. Gerſon nicht als ein Bettler einziehen. Die Armbänder meiner unbekannten Braut kamen mir wie gerufen; ich ſchickte Georg in Orleans zu einem Juwelier, ſie zu verkaufen. Sie waren zweihundert Louisd'ors werth — Georg brachte mir achtzig dafür, die er unter der Bedingung genommen hatte, daß er erſt um meine Einwilligung fragen wollte. Ich ſchüttete ſie in meine Börſe und reiſ'te ab.

Die Fahrt nach Bordeaux ging ſchnell und angenehm. Zuweilen flog mein Herz wieder nach Paris zurück zu der ſchönen Unbekannten; aber mein ganzes Leben zu Paris glich einer Erſcheinūng im Traume, wie viel mehr dieſe Liebe von wenig Tagen? Allmählich verloren ſich die Eindrücke, welche ſie auf mich gemacht hatte, und als ich vor dem Hauſe des Mr. Gerſon abſtieg, fühlte ich die beſte Laune von der Welt, mich in jede ſeiner Töchter der Reihe nach zu verlieben und dann nach Hamburg ſo ſchnell und frei und fröhlich zurück zu reiſen, als von Paris nach Bordeaux.

## 8.

Das Haus meines prädeſtinirten Schwiegervaters machte keine üble Miene. Mein Name ſchien dem Bedienten, der an den Wagen kam, ſo melodiſch zu klingen, als ein Dutzend Goldſtücke; er überhäufte mich mit Höflichkeit und führte mich zu Mr. Gerſon.

Mr. Gerſon war noch einen Kopf unter Pariſer Maß, breitſchulterig, mager und etwas ſchief gewachſen. Eine ſtarke Platte verlängerte ſeine an ſich hohe Stirn, und ſeine eingefallenen, lederfarbigen Wangen ſeine an ſich rieſenförmige ſpitze Naſe. Um ſo kleiner hatte die Natur ſeine Augen und ſeinen Mund gebildet; aus jenen blitzte die Lebhaftigkeit eines Franzoſen, wie die Strahlen der Sonne durch eine Glinze, und dieſer ſpitzte ſich wie eine Roſenknoſpe, auf gelben Grund geſtickt. Er umarmte mich feurig, was ihm bei meiner anſehnlichen Figur nur durch einen Sprung gelang, welchen nur ein Franzoſe mit Anſtand machen kann; und zu meiner Verwunderung ſtrömten aus der Oeffnung, die ihm ſtatt des Mundes diente, ſo viel verbindliche Worte, daß ich meine Theilnahme durch nichts, als ein abwechſelndes Monsieur! — ah — pardonnez — an den Tag legen konnte.

Es war ungefähr die Zeit des Abendeſſens, und nach einer Viertelſtunde ſervirte ein Bedienter zu zwei Couverts. Gewiß, dachte ich bei mir ſelbſt, hat dieſer wackere Mann ſeine drei Töchter unter Schloß und Riegel, um dir für gute, aufrichtige Waare ſtehen zu können. Aber, wenn ſie ihm ähnlich ſind, werden ihre Bildniſſe nie in der Gallerie des Louvre hängen, und ſie könnten vor Liebhabern nie ſicherer ſein, als wenn ſie geſehen werden.

Zu meiner Zufriedenheit hatte Mr. Gerſon ſo ausgeſuchten Wein, daß ich bei der zweiten Flaſche vergaß, ich ſei nach Bordeaux gekommen, der Venus und den Grazien, nicht dem Bacchus zu opfern. Er ſelbſt trank trotz einem neuen Franzoſen und einem alten Deutſchen. Allmählich glühten ſeine Wangen ſtellenweiſe wie Nordſchein, und ſeine Augen zogen ſich in demſelben Maße zu einem faſt unerkennbaren Punkt zuſammen, als ſein Herz ſich zu unbegrenzter Liebe und Vertraulichkeit auszudehnen ſchien.

Ihr Herr Vater, ſagte er, iſt gewiſſermaßen der Urheber meines Glückes. Sie wiſſen wohl, daß ich bei ihm in Condition geweſen bin.

Mein Vater hat mir davon geſagt.

Er empfahl mich an Mr. Pigeonneau, den ehemaligen Beſitzer dieſes Hauſes und dieſer Handlung. Ich hatte das Glück, ihm und ſeiner einzigen Tochter zu gefallen —

Ich finde das ſehr natürlich, Mr. Gerſon.

Sie ſind ſehr verbindlich, Mr. Waltmann — und ſo wurde ich der Erbe ſeines Vermögens. Meine Frau ſchenkte mir drei Töchter und ſtarb, als ſie mit der dritten im Kindbett lag.

Ich fühle die Schmerzen, die Sie ausgeſtanden haben.

Die Hölle kennt nichts Aehnliches; glücklicherweiſe fand ich eine weitläufige Verwandte, eine gute, leidliche Perſon, die ſich nach meinem Charakter bequemte —

Welches Glück für einen ſo unglücklichen Wittwer!

Und mir die Laſt der Erziehung und der Haushaltung abnahm, die ſich mit meinen ausgebreiteten Geſchäften nicht vertrug. Sie erwies mir dieſen Dienſt, bis meine Töchter herangewachſen waren; dann verſorgte ich ſie an einen meiner Commis, dem ich ſtatt der Ausſtattung eine kleine Handlung etablirte.

Sie war dieſer Belohnung würdig. Doch konnten Ihre Demoiſelles Töchter Ihnen dieſen Verluſt erſetzen?

Ach, Mr. Waltmann, ſie hatte ſie aufs Beſte erzogen, und zu Hausfrauen ſo gut, als zu Damen von gutem Ton gebildet. Ich vermißte nichts, was meine Zufriedenheit befördern konnte, wären ſie nur weniger ſchön, oder wenigſtens nicht alle drei gleich liebenswürdig geweſen.

Ein ganz außerordentliches Unglück, Mr. Gerſon.

Ich geſtehe Ihnen meine väterliche Schwachheit, ich hielt es anfangs für mein größtes Glück und war ſtolz darauf, daß ganz Bordeaux, ja die ganze Provinz nichts Aehnliches aufweiſen konnte. Es fehlte nicht an Liebhabern —

Das verſteht ſich von ſelbſt, und ich wundere mich nur, die Mauern Ihres Hauſes noch in ſo gutem Stande zu ſehen.

Die bald die eine, bald die andere ſich geneigt zu machen ſuchten. Aber meine Töchter waren zu klug, zu geſetzt und der Lehren ihrer Pflegemutter zu eingedenk, um ſich in ein Spiel von Empfindungen einzulaſſen, das wohl zu Abenteuern, aber nicht zu einer ehrenvollen Verſorgung führt.

Wie alle Spiele, Mr. Gerſon.

Sie äußern für Ihr Alter ſehr lobenswürdige Geſinnungen, Mr. Waltmann. — Sie wollten ihre künftigen Männer erſt kennen, und dann lieben; und Jeder, der ſich um ſie bewarb, erhielt Zutritt in meinem Hauſe, um meine Töchter gleichfalls näher kennen zu lernen, während er ſelbſt ſich der Prüfung bloßſtellte.

Welche Weisheit! Gewiß, Ihre Töchter, Mr. Gerſon, ſind nicht bloß die Grazien, auch die Minerven von Frankreich!

In Wahrheit ſehr gute Mädchen, Mr. Waltmann — aber dieſe lobenswürdige Vorſicht hatte ſehr unangenehme Folgen. Kein junger Mann von Geſchmack und Empfindung kam in mein Haus, der nicht bei näherer Bekanntſchaft immer unſchlüſſiger in ſeiner Wahl geworden wäre. Sie wurde um ſo ſchwieriger, weil meine Töchter ſich gegenſeitig verbunden hatten, keinem eher die mindeſte Aufmunterung zu geben, und jedes Gefühl von Liebe in ſich ſelbſt zu erſticken, bis eine von ihnen unter den angeführten Bedingungen die Wahl getroffen hätte.

Unglaublich, Mr. Gerſon.

Ich würde ſelbſt daran zweifeln, hätte ich nicht die Erfahrung ſelbſt gemacht; aber, auf das Wort eines ehrlichen Mannes, wenigſtens dreißig anſtändige Partieen ſind auf dieſe Weiſe für meine Töchter verloren gegangen.

Das macht zehn für jede; aber Sie betrüben mich tief, Mr. Gerſon, durch eine Erzählung, die mich erwarten läßt, ich ſei von Hamburg nach Bordeaux nur darum gereiſ't, einen neuen Beitrag zur Ausfüllung des vollen Schocks zu gewähren.

Erlauben Sie — in einem freundſchaftlichen Briefe an Ihren Herrn Vater beklagte ich mich darüber und ſchilderte ihm meine ganze Lage. Er antwortete mir, er hätte einen einzigen Sohn, einen talentvollen, gutgearteten —

Ich verneigte mich.

Aber etwas unordentlichen und ſeinem feurigen Temperamente ſich zu ſehr überlaſſenden jungen Mann —

Pardieu! rief ich, und kratzte meinen Tituskopf, mein Vater ſchmeichelt ſeinen Kindern nicht!

Und es würde ihn ſehr freuen, ihn mit einer meiner Töchter verbunden zu ſehen, wenn er ihr Herz und meinen Beifall gewinnen könnte. Ich antwortete ihm, daß mir nichts angenehmer ſein könnte, als eine ſo genaue Verbindung mit dem Hauſe meines alten Freundes und Wohlthäters — daß ich einem Manne von ſolchen Eigenſchaften, als er ſeinem Sohne beilegte, meinen Beifall nicht verſagen würde, weil ich die Unbeſonnenheiten der Jugend gehörig zu würdigen wüßte.

Sehr verbunden, Mr. Gerſon! da ſieht man was Weisheit aus eigener Erfahrung vor gelernter voraus hat.

Ach! Mr. Waltmann! ein Franzoſe berührt und verbindet ſtets die Extreme.

Ich dachte im Stillen an den Vater und ſeine drei Töchter.

Und geht durch die Unordnung zur Regelmäßigkeit, und durch die Ausgelaſſenheit (libertinage) zu den Tugenden eines Familienvaters über.

Die Deutſchen thun ein Gleiches, Mr. Gerſon; nur wird ihnen der Uebergang nicht ſo leicht.

Was aber das Herz meiner Töchter anbeträfe, ſo dürfte ich auf ihre kindliche Ergebenheit zu ſehr rechnen, um zu fürchten, daß ich zu viel verſpräche, wenn ich ſeinen Sohn meinen künftigen Schwiegerſohn nennte.

Sie entzücken mich durch Ihre Güte, Mr. Gerſon.

Schiffer Claſſen brachte mir die Antwort, die ſich auf Sie ſelbſt bezog. Der Frachtzettel war richtig, aber die Waare fehlte.

Ich holte zu einer Entſchuldigung aus.

Still, ſtill! — Sie haben einen Abſtecher gemacht, der noch auf die alte Rechnung kömmt. Im vollen Sprunge ſteht ſich's nicht gut auf einmal. Mein alter Freund hatte Recht, und ich ſehe ſo ehrliche Schelmengeſichter, wie das Ihrige, gern.

Mr. Gerſon war feiner, als ich geglaubt hatte. Sein Lob gewann ihm mein Herz, und ich wurde ernſthaft.

Es würde mich unendlich kränken, wenn dieſer Plan, welchen mir die freundſchaftlichſte Geſinnung eingegeben hat, mißglücken ſollte. Ich habe mir ein Mittel dagegen ausgedacht, und ich theile es Ihnen mit; denn ich bin offenherzig, und es iſt gut, wenn Sie meine Maßregeln kennen. Sie ſollen meine Töchter nicht auf einmal kennen lernen. Ich habe meine beiden jüngern weggeſchickt und die älteſte allein für Ihre Bekanntſchaft zurückbehalten. Ihrem Alter gebührte dieſes Vorrecht. Sie iſt die Ihrige, ſobald ſie Ihnen anſteht. Ich werde die beiden andern nicht eher zurückrufen, als bis Sie ſich erklärt haben und ich glauben darf, daß Ihre Liebe ſtark genug iſt, um keine Gefahr zu laufen. Sie ſind deßwegen an dieſe nicht gebunden — denn Jeder hat ſeinen Geſchmack; und wollte Gott, meine Töchter hätten dieſes Sprichwort beſtätigt und nicht umgeſtürzt. Morgen ſollen Sie ſie ſehen; denn nach einer ſo ermüdenden Reiſe iſt man nicht ſehr geſchickt zur Einleitung in die Liebe — trinken Sie, Mr. Waltmann, auf die Geſundheit Derjenigen, welche Sie wählen werden; meine väterliche Zuneigung iſt die Mitgift einer jeden.

Ich trank, und nach dieſer Erzählung und nach ſo manchem Zuge aus vollem Becher mit wahrer Theilnahme, und als wir uns trennten, um zu Bett zu gehen, ſchlief ich mit recht erfreulichen Gedanken ein.

## 9.

Als ich in der Morgenſtunde im Bette nüchternen Muthes weiter dachte, kamen mir allerdings wieder einige Zweifel. Es ſchmeichelte mir, daß ich der Held ſein ſollte, welcher den Zauber dieſer Unzertrennlichen zu löſen und ſo viel getäuſchte Männerherzen zu ſöhnen beſtimmt wäre. Aber ich traute dem alten Satyrgeſichte des Vaters nicht recht, es verdroß mich, daß ſie nicht alle drei vor mir erſchienen, wie die Göttinnen auf dem Berge Ida vor dem Hirten; und ich that das Gelübde, nicht eher aus meiner Gleichgültigkeit zu treten, bis die beiden andern aus der Fremde herbeigelockt wären.

Georg kam, und ſein Angeſicht leuchtete wie von einem erfreulichen Geheimniß. Ich fragte ihn, ob er vielleicht in Bordeaux ſchon jetzt in der Liebe glücklicher gegen die Franzoſen wäre, als die Deutſchen daheim im Felde?

Ich denke nicht an mich, erwiderte er. Sie haben die glückliche Beſtimmung, die Ehre der Deutſchen zu retten. Ich habe Mamſell Conſtance geſehen —

Wer iſt dieſe Conſtance?

Die älteſte Tochter von Mr. Gerſon.

Du haſt ſie geſehen? nun, iſt ſie der Reiſe werth?

Werth, und wenn Sie auf den Knieen hätten herrutſchen ſollen, wie ein Pilger auf der heiligen Treppe — aber, was nützen meine Worte? Stehen

Sie auf — Sie verlieren jede Minute, wo Sie ſie nicht ſehen —

Potz Velten! rief ich, ſprang auf und ließ mich ankleiden. Wenn ein Kenner vom Hamburger Fiſchmarkt, wie du, in Ekſtaſe geräth, wo ſollen meine fünf Sinne bleiben?

Mr. Gerſon machte mir den Morgenbeſuch. Sie werden vergeben, Mr. Waltmann, ſagte er, wenn ich mich den Tag über nicht um Sie bekümmere, als bei Tiſche. Meine Tochter wird Ihnen Geſellſchaft leiſten, ſo oft Sie ſie wünſchen und ſuchen.

Ich bat ihn, ſich nicht zu geniren. Er ging, und ich ließ mich bei Conſtancen melden, ſobald meine Toilette fertig war.

Ach mein armes Herz! — Es pochte gewaltig, als ich in dieſen Lichtkreis trat, um mir, gleich ſo vielen Andern, die Flügel zu verbrennen. Mich armen Sünder überfiel vor dieſer hohen, blendenden Geſtalt eine Ehrfurcht, die ich noch nie, außer in Paris beim Anblick meiner Unbekannten, gefühlt hatte. Sie ſtand da, wie ein überirdiſches Weſen, und auf ihrem ſtrahlenden Geſichte dünkte mir ein mitleidiges Lächeln über den Verwegenen, der ſich bange erzitternd ihr darzuſtellen wagte, zu ſchweben.

Das Erſtaunen, ohne welches Niemand Ihre Reize ſehen kann, iſt Ihnen, Mademoiſelle, nicht neu; aber neu iſt mir ein Anblick, der jedes Malers Ideal befriedigen würde.

So viel künſtelte ich ſtotternd heraus; ſie antwortete mir mit einem leichten Compliment und ſprach mit vieler Lebhaftigkeit und Fertigkeit von gleichgültigen Dingen. Ihre Ruhe gab mir allmählich die meinige wieder, und ich konnte ſie mit prüfender Aufmerkſamkeit betrachten.

Ich habe die Feder nicht ergriffen, um eine Anweiſung für Zeichner zu ſchreiben, was zu einer vollendeten Geſtalt gehört. Mag Conſtance ſich zu dem Behuf in Kupfer ſtechen laſſen, wenn ihr die Kunſt ſo am Herzen liegt. Aber ich fand keinen, durchaus keinen Tadel — dieſe Formen, dieſe Taille, dieſe Farbe, gehörten keinem Lande als dem der Schönheit an, und nur das braune Haar, das in üppigen Locken um den weißen Nacken floß, und die braunen flammenden Augen konnten für ein Zeichen der Verwandtſchaft mit Frankreich gelten.

Wie bereute ich die Schmähungen, die ich in Hamburg ausgeſtoßen hatte, als ich erfuhr, daß mir eine Franzöſin beſtimmt ſei! Wie ſchmähte ich jetzt auf die Demoiſelles Sörgel, Wattermann, Funk und Adler, welche ſo unglücklich waren, mir damals zur Vergleichung einzufallen! Meine Bewunderung vermehrte ſich, als ſie, ohne Prahlerei und Affectation, mir allmählich ihre Geſchicklichkeiten enthüllte. Sie ſang, ſie ſpielte, ſie zeichnete meiſterhaft.

Es währte einige Tage, eh' ich in ihrer Geſellſchaft ohne Beklommenheit ſein konnte. Allmählich half ſie mir ſelbſt ins Geleiſe. Sie blieb ſich gleich — ſie war in jeder Minute entzückend, aber in keiner mehr als in der andern, und ich gewöhnte mich an ihren Anblick, wie an den eines vortrefflichen Gemäldes.

Mit meiner Ruhe kam mein luſtiger Jünglingsmuth wieder, und ich ſcherzte mit ihr über die Anſprüche, welche ihres Vaters Einwilligung mir auf ſie vergönnte. Meine Augen haben geprüft, ſagte ich, und Gott, der mein Herz kennt, weiß am beſten, wie verſengt es dabei weggekommen iſt. Aber ich bin der Sohn eines Kaufmanns, und ſelbſt dazu beſtimmt. Wir Kaufleute prüfen jede Waare mit allen Sinnen ſo genau, als wir dürfen, ohne ſie zu verderben. Sie dürfen ſich nicht weigern, ſchöne Conſtance, mir den Verſuch zu erlauben, ob dieſe Lippen ſich ſo gut küſſen, als ſie ſich anſehen.

Sie war zu ſehr Franzöſin, um einen ſolchen Scherz abzulehnen. Ich küßte ſie — aber dieſe trügeriſchen Lippen fingen die meinigen, wie die Leimruthe den ſorglos hüpfenden Zeiſig — ich konnte mich nicht davon losreißen — und als es geſchah durch ihr Zurückdrängen, war meine frohe Laune weg, und mir fehlte, ich wußte ſelbſt nicht was.

Ich hatte bisher kein Mädchen geliebt, ja keines berührt, die Unbekannte ausgenommen. In den unſchuldigen Knabenjahren hatte leidenſchaftliche Liebe zur Muſik, und in der wilden Jünglingszeit bis jetzt

Pferde, Spiel, Flaſche, Jagd und witzige Geſellſchaften meine Neigungen erfüllt. Ich ſah in Hamburg alle Demoiſellen und Jungfern ſo gleichgültig an, als die bereits erwähnten, und konnte in dieſer Hinſicht höchſtens in Worten für einen Lustigk gelten.

Der erſte Kuß von dieſen Lippen goß Feuer in mein Blut. Ich ſah, ich dachte nichts, als Conſtance; ich hungerte und dürſtete nach nichts, als nach dem Nektar ihres Mundes. Und da es nur von mir abzuhängen ſchien, ſie für meine Braut zu erklären und mich jedes Genuſſes zu verſichern, den ſie gewähren konnte, war es ſo wunderbar, daß ich die Stufenleiter der Wolluſt in Gedanken erſtieg und von jener Minute an an jedem ihrer Reize nicht mit entzücktem Erſtaunen, ſondern mit reger ungeſtümer Begierde hing?

Das Uebel wuchs, je öfter ich ſie ſah — ſie ſelbſt wurde unruhiger, als zuvor — ich brauchte alle Künſte der Welt, um wieder zu genießen, was mein Verlangen nur reizte, ohne es zu befriedigen — und vierzehn Tage nach meiner Ankunft ging ich zu Mr. Gerſon und erbat mir die Hand ſeiner Tochter.

Der alte Mann hüpfte auf einem Beine vor Freuden. Er führte mich ſelbſt zu ſeiner Tochter und drückte ſie in meine Arme. Ich ſchloß die Unvergleichliche mit dem feurigſten Entzücken an meine Bruſt. — Es iſt richtig! rief er, indem er uns zuſah, ſchnippte mit den Fingern und tanzte in der Stube herum, es iſt vortrefflich, ſo iſt es recht! — ich erinnere mich deſſen noch — und morgen, Conſtance, ſchreibe ich an deine Schweſtern; denn bei der Hochzeit müſſen ſie ſein, um Luſt zu bekommen! — —

## 10.

Und mein Gelübde, zu warten, bis ich wie ein Sultan unter drei Houri's der Schönſten das Schnupftuch zuwerfen könnte? Ach, lieben Brüder und Schweſtern, wißt ihr noch nicht, wie wenig dergleichen Ballaſt einem Herzen hilft, deſſen Segel die Leidenſchaft gefaßt hat? Die Geliebte hebt mit Einem Blick alle Gelübde!

Angelique, die zweite Tochter von Mr. Gerſon, kam in wenig Tagen an. Sie war in Rochelle bei Verwandten geweſen. So ſchön ſie war, ſo ſchien ſie es weniger neben ihrer Schweſter, und ich wünſchte mir Glück, ohne es zu wiſſen, wenigſtens unter Zweien die beſte Wahl getroffen zu haben.

Victoire, die dritte, blieb aus. Statt ihrer kam nach acht bis zehn Tagen ein Brief an ihre Schweſter Angelique, daß ſie mit der Tante, bei welcher ſie ſich aufhielt, verreiſ't wäre und bald zurückkommen würde.

Das verzögerte die Hochzeit, und ich hatte hinlängliche Muße, die beiden Schweſtern in ihrer Verſchiedenheit kennen zu lernen. Angelique war um einen Zoll kleiner, ihre Taille um einen Zoll ſtärker, ihre Haut um einen Grad gefärbter, ihre Zähne waren nicht ganz ſo klein und weiß, mit Einem Worte, jeder weibliche Reiz war ihr um ein Kleines geringer als Conſtancen zugetheilt worden. Sie ſang, ſie ſpielte, ſie ſtickte und malte auch, aber gegen Conſtancen immer nur wie eine talentvolle Schülerin gegen den Meiſter. Alle dieſe Bemerkungen machten mir in den erſten Tagen viel Vergnügen. Sie hatte überdies etwas Niedergeſchlagenes in ihrem Weſen, was ihr nicht vortheilhaft war.

Allmählich verlor ſich dieſer anſcheinende Trübſinn, und es lebte ein Geiſt in dem reizenden Körper auf, den die Natur mit unwiderſtehlichem Intereſſe ausgeſtattet hatte, und der gegen Conſtancens Gelaſſenheit wie ein helles Bild auf dunkelm Grunde abſtach. Eine Fülle von witzigen Einfällen ſtrömte über ihre Lippen — in dem Augenblick, wo man die Pointe des erſten bewunderte, riß eine zweite die Aufmerkſamkeit ſchon an ſich. Sie unterdrückte oft ihren Witz, aber nie konnte ſie die allerliebſte ſatyriſchfröhliche Phyſiognomie des Witzes unterdrücken, womit ihre Gedanken ihr blühendes Geſicht verſchönerten. Ihre Handlungen, ihre Vergnügungen hatten dasſelbe Gepräge. Ihr Geſang ſprach die verſchiedenſten Gefühle mit gleicher Lebhaftigkeit aus — ihre Gemälde hatten eine höchſt pikante Originalität, und ihre Stickerei übertraf, nicht in der Ausführung, aber in der Anlage, weit die ihrer Schweſter.

Meine natürliche Luſtigkeit fand an der ihrigen Behagen; wir wurden allmählich vertrauter, und ich theilte Conſtancen meine Küſſe und Seufzer, Angeliquen meine Unterhaltung zu. Aber jene Küſſe, ſo ſehr ſie mich entzückten, jene zärtlichen Seufzer, ſo ſanft ſie meine Bruſt beklemmten, blieben bei der Wiederholung immer dieſelben; Angeliquens Unterhaltungen im Gegentheil nahmen ſtets eine neue und angenehmere Wendung. So oft ich Jene anſah, hob ſich meine Bruſt von zärtlichem Verlangen; ſo oft ich Dieſer zuhörte, flog meine ganze Seele der reizenden Schwätzerin zu. Einige Zeit blieb das Gleichgewicht — allmählich fing die Schale an, wechſelsweiſe zu ſinken und zu ſteigen — und abermals nach vierzehn Tagen ſeit meiner Verlobung liebte ich die ſchöne Conſtance nur, wenn ich ſie ſah; aber das Bild der einnehmenden Angelique beſchäftigte mein zärtliches Andenken in der Einſamkeit ſo gut, als in ihrer Nähe. Was mich dabei am meiſten Wunder nahm, war, daß Conſtance das Abnehmen meiner Neigung nicht mit Mißfallen, und Angelique das Zunehmen nicht mit merklichem Wohlgefallen aufzunehmen ſchien.

## 11.

Mr. Gerſon ſagte zu alledem nichts. Er arbeitete den Tag auf ſeinem Comtoir und war nur Abends in unſerer Geſellſchaft. In dieſen Stunden häuslicher Freude überließ er ſich der ſeinigen ganz, indem er an unſern Scherzen und Spielen Antheil nahm; und ich fand, daß der kleine Aeſop, wie er ſich ſelbſt oft nannte, dem alten Fabelhelden an Geiſt nicht viel nachgab.

Er empfahl mich mehreren ſeiner Bekannten in und um Bordeaux und zog mir dadurch eine Menge Einladungen zu, die mich zu meinem Verdruß häufig vom Hauſe entfernten und mir zuweilen wenig Erſatz gewährten. Die Liebe hatte mich umgeſchaffen, und die feine Schwelgerei und Jovialität der Einwohner von Guienne hatte keine Reize mehr für ein Herz, das ihre Freuden gekoſtet hatte.

Eines Abends kehrte ich vom Lande zeitig zurück und ſtieg am Garten meines Schwiegervaters ab, weil ich wußte, daß die Familie heute dort ſein würde. Ich ging auf einen Pavillon zu, wo ich die Geſellſchaft vorausſetzte. Als ich mich näherte, hörte ich Stimmen und ging leiſer, mehr aus Inſtinct, als aus Vorſatz. Noch näher unterſchied ich deutlich die geſangvolle Stimme meiner Braut, in wetteifernder Rede mit einer männlichen.

Es thut mir leid, ich leide ſelbſt dabei, ſagte Conſtance; aber es iſt nicht zu ändern.

Wenn Sie nur wollten, Conſtance! ſagte die männliche Perſon, deren Ton mir bekannt ſchien.

Aber ich darf nicht wollen, Mr. D'Argenet.

Mr. D'Argenet war ein Commis des Hauſes, den ich nie anders als bei Tiſche geſehen und als einen ſtillen, höflichen, wohlgebildeten Menſchen kennen gelernt hatte.

Es iſt hart, es iſt unerträglich, ſagte er, von der liebenswürdigſten Perſon auf Erden ſo ſtarke Verſicherungen ihrer Liebe erhalten zu haben und ſich doch getäuſcht zu ſehen.

Sie wiſſen, ich kann nichts dafür.

Ich glaube es kaum.

Pfui, ſchämen Sie ſich! Sie kränken mich mit Abſicht; Sie wiſſen ſo gut als ich, wie nachdrücklich mein Vater uns allen jede Verbindung unterſagt hat, weil er ſich dem Vater des Herrn Waltmann verbindlich gemacht hatte.

Eine thörichte Verbindlichkeit!

Das iſt *ſeine* Sache. Sie verfolgten mich mit Ihrer Liebe — der Wahlherr blieb aus, und da glaubte ich ſelbſt wählen zu dürfen, und wählte Sie, weil Sie mir gefielen. Endlich kam er doch.

O daß er ewig weggeblieben wäre!

Ich würde ihn nicht vermißt haben. Dieſer große blauäugige Deutſche iſt ſo keck, aber nicht ſo höflich, wie ein Franzoſe; ſeine Liebe iſt gebieteriſch, und wenn er mit meinem Vater getrunken hat, muß man ſich vor ihm fürchten. Aber ſoll ich meinen Vater deßwegen erzürnen? Sie wiſſen, wie feſt er auf ſeinem Sinn beſteht, und ich muß zufrieden ſein, wenn nicht einem liebenswürdigen, doch einem erträglichen Manne zuerkannt zu ſein.

Ach, welche Qualen laſſen Sie mich ausſtehen! Dieſe Reize, die ich anbete, ſollen das Eigenthum eines

Andern ſein, wie eine Waare ſollen ſie ihm verhandelt werden? Conſtance! ich ertrage das nicht — am Tage Ihrer Hochzeit fliehe ich aus Frankreich, oder ich tödte mich oder ihn!

Sie ſind ein Narr, Mr. D'Argenet, und würden es am wenigſten ſein, wenn Sie davon lieſen.

Der Liebhaber ergoß ſich nach dieſer Antwort, welche die ſchöne Conſtance ſo melodiſch, aber auch ſo ruhig, wie Alles was ſie ſprach, von ſich gab, in ſo feurige Klagen und ſprach ſo ſchnell, daß ich nur einzelne Stichwörter ſeiner tragiſchen Exploſionen weghaſchen konnte. Ich hatte genug und ſchlich mich eben ſo heimlich fort, als ich gekommen war.

### 12.

Sie hätten mich ſchön angeführt, ſchöne Conſtance, ſagte ich halblaut, als ich mich nach einer halbſtündigen Promenade auf dem Walle niederlegte. Aber Sie haben ſich ſelbſt betrogen; ich bin Ihre reizende Unveränderlichkeit ſatt, und die einnehmende Angelique wird mir mehr erſetzen, als ich verloren habe.

Früh ging ich zu Mr. Gerſon. Ich ſpielte den Großmüthigen und verſicherte ihm, daß ich mir nie den entfernteſten Anſpruch auf die Hand eines Mädchens, deſſen Herz ſchon verſchenkt wäre, erlauben würde. Er wurde ſo wild, daß ich Mühe hatte, ihn zurück zu halten. D'Argenet war arm. Ich ſtellte ihm vor, daß ein Frauenzimmer von achtmalhunderttauſend Livres, wie ſeine Tochter, ſehr füglich einen Mann ohne Vermögen, zumal einen Kaufmann, heirathen könnte, deſſen Induſtrie dieſe Summe in kurzer Zeit zu verdoppeln vermöchte. Es war ihm nur um meinetwillen. Um mir nicht gänzlich zu widerſprechen, beklagte ich allerdings den Verluſt der ſchönen Conſtance, verſicherte indeſſen, daß die reizende Angelique ſelbſt den unglücklichſten Liebhaber zu tröſten vermöchte, und daß ich gar nicht zweifelte, ſie in kurzer Zeit leidenſchaftlich zu lieben, ſobald ich dazu berechtigt wäre. So wurde endlich der Handel geſchloſſen, und wir gingen zu den beiden Mädchen, um ihnen, die von nichts wußten, ihr Schickſal anzukündigen.

Mir wurde bange, als ich ihnen gegenüber ſtand — nicht vor der ſchönen Conſtance, deren geheime Wünſche befriedigt werden ſollten, aber wohl vor dem kecken Geſichte meiner neuen Geliebten, welches die meinigen etwas ſtark zu ſalzen verhieß. Vorher hatte ich ihr immer Gleiches mit Gleichem vergolten — heute gab ich mich der Unbarmherzigen mit dem Gefühle der Wehrloſigkeit hin.

Schöne Conſtance, nahm ich nach unſerer Verabredung das Wort, als Mr. D'Argenet eintrat, den wir hatten rufen laſſen, dieſer junge Mann hat früheres Recht auf Ihre Hand, als ich, und verdient Sie unſtreitig mehr, da Sie ihm ſelbſt dieſe Rechte gegeben haben. Ich breche mein Herz, indem ich die Bande breche, die bisher zwiſchen uns ſtattfanden;

aber ich will das höchſte Glück meines Lebens nicht mit der Ruhe Derjenigen erkaufen, die es mir verſchaffen ſollte, und habe Ihren Herrn Vater gebeten, zu Ihrer Verbindung mit Mr. D'Argenet ſeine Einwilligung zu geben.

Mr. Gerſon beſtätigte, was ich ſagte, und die beiden Liebenden vergaßen bald die Ausbrüche des Dankes über der Freude, welcher ſie ſich überließen. Es war das erſte Mal, daß ich die ſchöne Conſtance durch den Ausdruck des Gefühles verſchönert ſah, und ich bemerkte im Stillen, daß ich ſie um keinen Preis hingegeben hätte, wäre ſie jemals ſo ſchön für mich geweſen.

### 13.

Das Schwerſte war übrig; mit verſtellter Heiterkeit, aber innerlich ſcheu, wie ein Miſſethäter, ſtellte ich mich vor Angeliquen hin, die nicht ein Wort geäußert, aber uns alle mit ſcharfen Blicken gemuſtert hatte.

Sie ſind ſehr edelmüthig, ſagte ſie mit verbiſſenem Lächeln und einer ſo ſchlauen Miene und ſo durchdringendem Blicke, daß mir zu Muth war, als läſe ſie jeden Gedanken in meiner Bruſt.

Wenn es ſo iſt, meine engliſche Angelique, ſo rechne ich darauf, daß Sie mich dafür belohnen werden.

Nach Verdienſt; verlaſſen Sie ſich darauf.

Sie ſchrecken mich zurück, indem Sie mir ſchmeicheln.

Das iſt meine Abſicht.

Aber der Zug Ihrer Reize iſt mächtiger.

Ich wünſchte deren weniger zu haben.

Ich würde dann weniger leiden.

Das iſt nicht die Abſicht, warum ich es wünſche.

Ich bin jetzt verlaſſen.

Ich beklage jeden Verlaſſenen (abandonné).

Um ſo eher hoffe ich, ſagte ich, und bog ein Knie vor ihr, daß Sie meinen Jammer anſehen und mich heirathen werden.

O, ich bitte, mein Herr, verrichten Sie das ſtehend. Das iſt der Mühe nicht werth; heirathen? das iſt ſehr wenig; von Herzen gern. Ich fürchtete in Wahrheit, Sie wollten mir zumuthen, Sie zu lieben.

Ich ſetze das voraus.

Sie thun mir einen großen Gefallen, wenn Sie das immer vorausſetzen. Sie erſparen mir eine ſehr beſchwerliche Mühe.

Sie zwingen mich zu zweifeln, um ein ſo koſtbares Beſtreben nicht zu verlieren.

Sie werden auf jeden Fall nichts verlieren.

Ich fühle, wie wenig ich ein ſolches Kleinod verdiene, und werde mich bemühen, Sie wenigſtens an Zärtlichkeit zu übertreffen.

So werden Sie ſehr große Vorzüge vor mir haben.

Mr. Gerſon, ſagte ich zu dem Vater, ich muß Sie um Ihre Vermittlung bitten. Angelique ſagt mir zu, mich zu heirathen, aber ſie beißt, kratzt und ſchlägt um ſich, wie eine tatariſche Braut, und ich brauche Hilfstruppen.

Laſſen Sie ſie gehen — ſie iſt ein närriſches Mädchen, ich kenne ſie wohl, aber eine gute Tochter. Hier — indem er ihre Hand nahm und in die meinige legte — ſie iſt die Ihrige.

Sie gab ihre Hand ohne Widerrede und betrachtete mich, während ich ſie hielt, ſo zuverſichtlich, als wollte ſie ſagen, ich habe dich und will ſchon fertig mit dir werden. Mir ſchien es ſelbſt ſo, und ſtatt mich dem neuen Entzücken zu überlaſſen, ſprach ich mit D'Argenet, der es gern gethan hätte, über den amerikaniſchen Handel eine halbe Stunde und verließ dann ziemlich mißvergnügt die Geſellſchaft.

## 14.

Angelique blieb in dieſem Ton, und ich bereute tauſendmal, ſie aus einer liebenswürdigen Schwägerin in eine qualbegierige Braut verwandelt zu haben. Sie marterte mich recht ausgeſucht; denn wenn ſie mich durch unzählige Beleidigungen ſo empört hatte, daß mein Zorn dem Ausbruche nahe war, ſchmeichelte ſie mir wieder und war ſo zärtlich, daß ich Alles vergaß und thöricht genug war, zu hoffen, ſie werde ſich anders benehmen. Nicht genug, daß ich unmittelbar dadurch litt, ich hatte den Verdruß, zu ſehen, daß die ganze Familie ſich an unſern Kriegen ergötzte, und mußte ihr Gelächter auf meine Rechnung nehmen, weil ich zu deutlich fühlte, daß ich der verlierende Theil war.

Noch hatte ich nicht den letzten Grad der Folter erfahren. Der Onkel aus Rochelle, in deſſen Hauſe Angelique geweſen war, kam mit einem jungen Menſchen, der auch ein Couſin ſein ſollte, zum Beſuche. Angelique umarmte Beide, und mein ſcharfes Bräutigamsauge glaubte in den Blicken des Couſins einen Grad zärtlicher Bewegung zu leſen, der für einen Couſin zu ſtark ſchien.

Es freut mich recht, daß Sie da ſind, Couſin, ſagte ſie zu ihm; hier iſt mein Bräutigam, Mr. Waltmann aus Hamburg. Ich habe ihn noch wenig anders, als mit Worten, kränken können; jetzt will ich mich durch Sie für alles Unheil rächen, das er mir nach der Trauung anthun wird.

Der junge Mann erröthete und erwiderte einige nichtsſagende Complimente.

Ich erkläre Sie hiermit feierlich für meinen Cicisbeo; denn die italieniſche Sitte gefällt mir, ſeit wir in Frankreich deutſche Bräutigams hab'en. Sie ſollen über unſere Streitigkeiten entſcheiden, weil ich vorausſetze, daß Sie mir alle Mal Recht geben werden. Sie ſollen den Schlüſſel zu meinem Zimmer haben, Sie ſollen neben mir ſtehen und ſitzen, um mich gegen ihn zu vertheidigen. Er heirathet mich nur aus Rache, weil ihn meine Schweſter nicht mag; und ich handle großmüthig, indem ich ſie ihm erſchwere; denn die Rache iſt um ſo ſüßer, je ſchwerer ſie geworden iſt.

Du biſt ein Herold des Teufels, Mädchen! rief Mr. Gerſon, und drohte ihr mit der Hand.

Laſſen Sie mich, Väterchen; die Deutſchen haben gegen unſere Nation immer viel Geduld bewieſen, und ich glaube ſelbſt, daß ich kein Lamm von Franzoſen fände, der es mit mir aushielte.

Ich kochte innerlich, doch machte ich gute Miene zu ſchlechtem Spiel. Meine Geduld ging zu Ende, als ſie aus Scherz Ernſt machte und dem Couſin gütig, ja zärtlich begegnete, während ſie mich mit der größten Strenge zurückwies. Bloß um Sie auf die Probe zu ſtellen, mein Herr, ſagte ſie, als ich mich beklagte.

Das heißt, Sie ſchneiden mir den Leib auf, um zu ſehen, ob mein Herz noch ſchlägt, rief ich entrüſtet; aber ich werde Mittel finden, dieſen Mißhandlungen zu entgehen.

Ich verließ haſtig das Zimmer, und ſie ſchickte mir ein ſchallendes Gelächter nach. Höchſt aufgebracht ging ich zu Herrn Gerſon und klagte ihm meine Noth.

Sie ſagen mir etwas ganz Neues, erwiderte er, ich habe unter Ihnen beiden das beſte Einverſtändniß vorausgeſetzt. Ja, ja, es iſt wahr, ſie iſt ein kleiner Satan, aber mit dem beſten Herzen. Ich verſichere Sie, ſie würde am jüngſten Gericht dem lieben Gott ins Geſicht lachen, wenn er ihr Sündenregiſter vorleſen ließe, und der Teufel wäre ſelbſt doppelt verdammt, dem ſie zur Verdammniß übergeben würde. Aber das ſchadet nicht; ſie hat keine falſche Ader, und wenn Sie ihre Laune nicht durch Empfindlichkeit erbittern, werden Sie die luſtigſte Frau auf der Welt haben. Doch will ich mit ihr ſprechen.

Er that es, meines Widerſpruches ungeachtet; aber ich weiß nicht, ob aus Mangel an Nachdenken, oder aus Bosheit, in Gegenwart Aller. Das Lächeln der Anweſenden, als Mr. Gerſon mit vieler Paternität ſeine Worte vorbrachte, verkündigte mir mein Schickſal.

Wie? ſagte Angelique, ſind die Nerven eines Nordländers ſo empfindlich? Sie können es nicht vertragen, daß ich hüpfend und tanzend durchs Leben gehe? Sie faſſen meine Laune nicht; kein Wunder, daß Sie auch meine Liebe nicht faſſen.

Schöne Angelique —

Sagen Sie das meiner Schweſter; ich bin die Böſe, die Unausſtehliche, und liebe Sie doch ſo zärtlich, wie irgend eine Dame ihren Mops oder ihren Papagai.

Wollten Sie nicht die Rolle des Mopſes übernehmen? Denn dieſe Thiere, bei der innigſten Liebe gegen ihre Gebieterin, knurren und beißen gern.

Sie lachte und gab mir die Hand, die ich dankbar küßte. Aber es dauerte keine Viertelſtunde, ſo marterte ſie mich wieder ſo, daß ich hätte Blut ſchwitzen mögen.

### 15.

Zufälliger Weiſe fand ich in meinem Koffer einen Brief meines Vaters, überſchrieben: „An die geliebte Braut meines Sohnes“. Die herzliche Sprache eines frohen Vaters wird ſie rühren, dachte ich und brachte ihr den Brief.

Nicht an mich, ſagte ſie, denn Sie lieben mich nicht. Keine Betheuerungen — — aber ich will den Brief erbrechen, weil ich doch die Stelle einer Geliebteren erſetze.

Schön, vortrefflich! rief ſie aus, als ſie ihn geleſen hatte. Sie haben einen ſehr wackeren Vater — und ſeine Güte überraſcht mich; er muß wiſſen, daß ſich Mädchen gern und Bräute am liebſten putzen. Wollen Sie mir die Juwelen nicht zeigen?

Ich blickte ſie betroffen an; das Gefühl meiner Unbeſonnenheit fiel mir ſo ſchwer aufs Herz, daß ich kein Wort ſagen konnte.

Nun, Sie haben ſie doch nicht verloren?

Mein Vater muß ſie vergeſſen haben; wollen Sie mir den Brief erlauben?

So unheiligen, räuberiſchen Händen ſollte ich dies Document vertrauen? Couſin, leſen Sie ihm den Brief vor.

Der Couſin las: „den Solitair und die Armbänder, welche mein Sohn Ihnen mit dieſem Briefe übergeben wird, bitte ich —“ u. ſ. w.

Ich ſtand wie vernichtet und verwünſchte im

Herzen tauſend Mal die Stunde, wo ich Mr. Gerſon's Haus betreten und dieſe Schweſtern kennen gelernt hatte, die ihre Vollkommenheiten nur mir zur Plage beſaßen.

Ich bitte Sie, Couſin Cicisbeo, ſagte Angelique und deutete mit dem Finger auf mich, betrachten Sie dieſen armen Sünder. Sein Vater ſchickt ihn aus Hamburg, weil ihn die Weiber dort ſo genau kennen, daß ihn keine mag. Drei Schweſtern, die Kleinode von ganz Frankreich, harren auf den Hamburger Meß- und Märzbräutigam, wie Sklavinnen in Smyrna auf den Käufer. O, denkt er, die danken Gott, wenn ich komme, früh oder ſpät — und macht einen Abſtecher von drei Wochen, um ſich erſt noch ein Mal recht auszutoben, eh' er ein Hausvater wird. Das Reiſegeld iſt weg, und er iſt klug genug, ſtatt des Hungertodes in Paris die fette Küche und den reichen Keller des unbekannten Schwiegervaters zu erkieſen. Aber wie hinkommen? Der Brautſchmuck muß aushelfen, ſo viel die Pariſer Freundinnen davon übrig gelaſſen haben.

Guter Gott! rief ich —

Schweigen Sie. Dieſer Herr ſoll Sie kennen lernen. Er kömmt, und ſieht die Erſte. Sie gefällt ſeinen Augen wohl, und die Schönſte in ganz Bordeaux wird ſeine Braut. Ich komme, er hört mich. Durch ſeine Ohren faſſe ich ihn.

Wie ungerecht!

O mein Gott, ſchweigen Sie doch! er giebt der Erſten einen charmanten, recht wohlgeſetzten, reſpectabeln Abſchied — und wer ihn nicht beſſer kennte, hätte denken ſollen, er ſäße vor lauter Großmuth mit dem Herzen, das vor Liebe platzen wollte, auf dem Stuhl mit eiſernen glühenden Zacken, und er wendete ſich an mich als die zweite bloß aus Mitleid, daß ich nicht vor Gram über ſeine Verachtung, oder als alte Jungfer ſtürbe. — Ich nehme in Demuth das Geſchenk ſeiner durch ſo vieles Schenken ſo ſehr abgenutzten Liebe an, laſſe mich geduldig von ihm anfahren, von meinem Vater ausſchelten, und jetzt bringt er mir ſtatt der verkauften oder verſchleuderten Juwelen den Brief mit der leeren Anweiſung, als wollte er mir ſagen, meine Hand ſei ſo nackt und bloß nicht gut genug, ich ſolle ſie erſt ſelbſt mit Brillanten ausſtaffiren, ehe er es für nöthig fände —

Theure Angelique —

Ich bitte, nennen Sie mich nicht! Mein Name klingt mir ganz abſcheulich, ganz diaboliſch aus Ihrem Munde; wahrhaftig, Sie verdienen es, daß ich Sie heirathe — zur Strafe. Ich wette, meine Schweſter Victoire drückt Ihnen vollends das Herz ab; denn ſie iſt ſo ſchön, wie Conſtance, ſo klug, wie ich, und gefühlvoll, wie wir alle Beide nicht ſind, und trägt den Namen mit der That. Aber hoffen Sie ja nicht, daß Sie etwas von ihr ſchmecken werden. Sie haben um mich angehalten, und dieſer Brief Ihres Herrn

Vaters, auch ohne Juwelen, iſt mein Privilegium auf Ihre Perſon, das ich nie weggeben werde.

Gewiß die angenehmſte Verſicherung.

Sparen Sie die Schmeicheleien bis zu der Zeit, wo ich wünſchen werde, ſie zu hören.

Ihre zürnende Miene war ſo unverkennbar verſtellt, daß ich ſie doppelt reizend fand und ihre Hand ergriff, ſie zu küſſen.

Nicht doch, ſagte ſie und zog ſie zurück, die Stunde hat noch nicht geſchlagen, wo ich Ihnen meine Zärtlichkeit nach Pflicht und Gewiſſen in Portionen und Rationen zutheilen werde.

### 16.

Endlich kam Nachricht von Victoiren, daß ſie den Tag darauf eintreffen würde. Der ungeduldige Vater beſtimmte die Hochzeit für beide Töchter auf den Tag nach ihrer Ankunft. Angelique hatte nichts dagegen. Die nahe Ausſicht, ganz die Meinige zu werden, ſchien ihr mildere Gefühle einzuhauchen, und ich freute mich darüber.

Victoire kam Abends ſpät. Ich wollte ihr noch meine Freude über ihre Ankunft bezeugen. Angelique haſchte mich auf. — Dachte ich's doch, ſagte ſie; aber Sie ſehen ſie nicht. Erſt wenn ich mit Ihnen vor dem Geiſtlichen ſtehe, ſollen Sie den Schatz betrachten, den Sie ohne Prüfung verworfen haben, um ſich eine Plage, wie ich bin, an den Hals zu ziehen.

Ich geſtehe, der Morgen, wo ich den Uebergang von genialiſcher Unordnung zu weiſer Regelmäßigkeit machen ſollte, war mir ſehr peinlich. So ſchön, reich und geiſtvoll Angelique war, ſo bedachte ich, daß der erſte Vorzug bald vergehen würde, der zweite mir wenig nützte, und der dritte mehr Dornen als Roſen gewähren könnte. Und wo blieben jene luſtigen Stunden, wo ich mich ſo oft mit Vorſatz der Ausgelaſſenheit und Thorheit überlaſſen hatte?

D'Argenet kam, umarmte mich als ſeinen Schwager und führte mich in das Zimmer, wo die Trauung geſchehen ſollte. Der Vater, die beiden Schweſtern, der Onkel und Couſin, nebſt dem Geiſtlichen, waren da. Victoire fehlte.

Sie putzt ſich noch, ſagte Angelique. Sie gönnt keiner ehelichen Braut, ſelbſt am Hochzeittage nicht, die Freude, ſchöner zu ſein. Ein großer Fehler, nicht wahr, mon cher?

Ich bejahte ihre Frage lächelnd; ſie war ungemein reizend in dieſer Lebhaftigkeit.

Nun, danken Sie Gott, daß ich ſolider bin.

Jetzt traten zwei Damen durch eine Nebenthüre ein — und ich erſtaunte gewiß lebhafter, als der Leſer, der es längſt errathen hat, als ich in Beiden die Tante von Paris mit ihrer ſchönen Nichte erblickte.

### 17.

Endlich! rief Angelique und zog mich bei der Hand zum Tiſch, wo der Geiſtliche ſtand, mit Gewalt; aber mein Geſicht war zu Victoiren hingewandt, die hocherröthend und unendlich ſchöner, als ſie mir je erſchienen war, ihre Augen ernſthaft auf mich heftete.

Ihre Liebe ſcheint der Peitſche zu bedürfen, ſagte Angelique. Fangen Sie nur immer an, Mr. La Tournelle.

Ich erwachte aus meiner Betäubung; ohne zu wiſſen, was ich that, entriß ich Angeliquen meine Hand und blickte erſchrocken den Geiſtlichen an, der lächelnd ſchwieg.

Victoire ſtand unbeweglich. An ihrem Finger blitzte mein Solitair, und die Armbänder, die ich in Orleans verkauft hatte, an ihrer Hand. Aller Augen waren auf mich gerichtet, und ich glaubte unter die Erde ſinken zu müſſen.

Ich bitte Sie, Couſin, rief Angelique, laſſen Sie ſich mit Victoiren trauen. So lange mein Bräutigam noch eine Schweſter ledig ſieht, denkt er, es ſei Schuldigkeit, an ihr auch ſeine Liebe zu verſuchen.

Der Couſin ging zu ihr hin. Länger hielt ich mich nicht — ich flog vom Tiſche weg, zu Victoiren, und ergriff ihre Hand, die ſie mir, erröthend, mit einem zärtlichen Blicke überließ. Iſt es möglich? ſagte ich, ich habe keine Anſprüche auf Ihre Verzeihung, aber mit den mächtigen Gefühlen, die Sie mich zuerſt kennen lehrten, leben alle Hoffnungen wieder auf, die jetzt nicht mehr chimäriſch ſind, ſo bald Sie wollen.

Ich bin nicht mehr mein, erwiderte Sie lächelnd und zeigte auf die Juwelen; ich trage den Kaufpreis an meiner Hand.

Es iſt zu toll, ſagte Angelique, ſo ungezogen iſt noch kein Bräutigam geweſen. Gott ſchütze mich vor einem ſolchen Ehemanne. Kommen Sie, Couſin, Sie haben eine ſanfte treue Seele, ich will es mit Ihnen verſuchen. Mag er machen, was er will.

Meine Verlegenheit war vorüber. Ich blickte den Vater fragend an, er konnte vor Rührung nicht ſprechen, legte unſere Hände zuſammen und führte uns zu den beiden andern Paaren. Mr. La Tournelle fing ungeheißen an, und nach zehn Minuten waren die drei Schweſtern in drei Frauen verwandelt.

## 18.

Georg hatte in Orleans meine Armbänder in den nächſten anſehnlichen Kaufladen, ſtatt zum Juwelier, der am andern Ende der Stadt wohnen ſollte, getragen. Der Handelsherr, dem er ſie anbot, fragte bedächtig, wem ſie gehörten. Georg fand kein Bedenken, meinen Namen und die Abſicht meiner Reiſe anzugeben. Zu Mr. Gerſon nach Bordeaux? um ſein Schwiegerſohn zu werden? Ich kenne Mr. Gerſon genau und mache mir ein Vergnügen daraus, Herrn Waltmann eine Summe auf dieſe Armbänder zu leihen, die gewiß eine andere Beſtimmung haben, als in Orleans verkauft zu werden.

Dieſes Anerbieten kam Georgen erwünſcht. Ein Wort gab das andere, und mein Schelm von Diener, der an meinen Pariſer Streichen großen Anſtoß genommen hatte, erzählte Alles, was er von meiner dortigen Lebensart wußte, und pries ſich glücklich, daß die Noth mich endlich triebe, eine ſo angenehme Zuflucht zu wählen. Mir aber verſchwieg er aus guten Gründen Alles.

Victoire, die mit der Frau desſelben Kaufmanns in Paris war, erfuhr bei ihrer Zurückkunft, welche Nachrichten von dem deutſchen Bräutigam eingegangen waren, und wußte ſich nun das ſchnelle Verſchwinden Lord Johnsbury's, den ſie, wider ihr dem Vater gegebenes Verſprechen, lieb gewonnen hatte, zu erklären. Sie ſchrieb ſo eilig als verlegen an ihre Schweſter Angelique, weil ihr die Neuigkeit von meiner Verlobung mit Conſtancen gemeldet worden war.

Angelique durchſchaute Alles, rieth ihr, noch einige Zeit zurückzubleiben, und entwarf den Plan zu meiner Züchtigung, den ſie zur Unterhaltung der ganzen Familie — denn ſeit ich ſie ſelbſt zur Braut erkoren hatte, hatte ſie den Vater und die Uebrigen in das Verſtändniß gezogen und zugleich ihre eigene Neigung gegen den Couſin erklärt — ſo nachdrücklich durchführte.

Konnte ich über eine Rache zürnen, die ich ſo wohl verdient hatte, und deren Ziel mein eigenes Glück war? Ich hatte wieder den Muth, mit meiner geiſtreichen Schwägerin zu ſtreiten, ich konnte wieder die ſchöne Conſtance mit Unbefangenheit küſſen. Vier Wochen flogen mir in dem liebenswürdigſten Familienkreiſe wie vier Stunden hin.

Da kam Claſſen und gebot Trennung. Ich bat meinen Schwiegervater um ſeinen Segen.

Ich habe keinen Segen für Sie, als den Sie ſelbſt genommen haben, ſagte er. Sie führen mir das liebſte Kind hinweg; und doch danke ich Ihnen, denn ich bin erſt durch Sie ein vollkommen glücklicher Vater geworden.

Claſſen führte uns ſchnell und unverletzt nach Hamburg zurück. Die herzliche Umarmung meines Vaters ſagte mir, daß der Engel, der mir zur Seite ſtand, auch ſein Vaterglück vollendet hätte. Und ſie, die mir auch in dieſem Augenblick lächelnd zur Seite ſteht, zweifelt nicht mehr, daß ſie eben ſo glücklich meine Beſſerung vollendet habe.

# Der todte Gaſt.

## Von Heinrich Zſchokke.

Heinrich Zſchokke's ausgewählte Schriften. 18. Theil.
Aarau, 1825. Bei Heinrich Remigius Sauerländer.
2. Auflage. 1856.

Joſeph Heinrich Daniel Zſchokke, geb. 22. März 1771 zu Magdeburg, entfloh von dem Gymnaſium zu der Bühne, ſtudirte dann, eroberte durch ſein (vorrinaldiniſches) Schauſpiel „Abällino, der große Bandit“ die bereits rinaldiniſche Bildung des damaligen Publicums, übernahm eine Erziehungsanſtalt in Graubünden, wurde in Folge der Ereigniſſe von 1798 ſchweizeriſcher Staatsmann (deſſen hochverdientes politiſches Wirken als bekannt vorausgeſetzt werden muß), verſah eine Reihe höherer Aemter im Forſt-, Berg-, Schul- und Kirchenweſen und entwickelte bis zu ſeinem Tode — 27. Juni 1848 — eine der vielſeitigſten Thätigkeiten, die je ein Menſch ausgeübt hat, nicht bloß im praktiſchen Leben, ſondern auch mit der Feder, und zwar als Geſchichtſchreiber, Volksſchriftſteller, Fachſchriftſteller, Erbauungsſchriftſteller („Stunden der Andacht“), Roman- und Novellendichter. Zwar einen Dichter im eigentlichen Sinn des Wortes kann man ihn kaum nennen; vielmehr iſt es auch hier vornehmlich ſein bewundernswürdiges praktiſches Geſchick, was ihn in den Stand ſetzte, jeder augenblicklichen Geſchmacksrichtung des Publicums entgegen zu kommen. Beſonders in den kleineren Erzählungen zeigt er ein ſehr mannigfaltiges Talent, rührend, nachdenklich oder luſtig, aber immer behaglich zu unterhalten, eine Gewandtheit, die verſchiedenſten Töne, von der Art des Vicar of Wakefield bis zu Clauren'ſcher Manier hin, anzuſchlagen. Wenn in letzterer Hinſicht der ſonſt ſo gediegene Mann mitunter etwas frivol erſcheint, ſo kommt dies faſt mehr auf Rechnung der Zeit, als auf ſeine eigene, iſt aber zugleich ein äußerſt merkwürdiger Spiegel jener Zeit, die einem ſonſt ſo gediegenen Manne dergleichen Anforderungen ſtellen konnte. Vor Allem lehrreich iſt es, ſein

„Tantchen Rosmarin“ mit H. v. Kleiſt's „Marquiſe von O.“ zu vergleichen: beide Erzählungen behandeln einen ähnlichen häßlichen Stoff, die eine in erſtaunlich leichtem, die andere im ernſthafteſten Sinn; und ſiehe, von dem ehrbaren Geſchmack jener Tage wurde das leichte „Tantchen“ mit Entzücken, die herbe, tiefgründige „Marquiſe“ aber mit ſittlicher Entrüſtung aufgenommen! — Den meiſten Beifall, wenn wir nicht irren, trugen von Zſchokke's Novellen die „Abenteuer einer Neujahrsnacht“ davon, die jedoch heutzutage eine weit ſorgfältigere Durchführung erfordern, dieſelbe aber auch in der That verdienen würden. Ebenfalls mit guter Laune erfunden und weniger an Unwahrſcheinlichkeiten leidend iſt die Erzählung, die wir ausgewählt haben. Auf dieſe paßt ganz, was Tieck von Zſchokke's Art zu erzählen ſagt: „Er erzählt gut und leicht, bisweilen ſogar anmuthig und nicht ohne Humor; er iſt überhaupt ein leichtes und bewegliches Talent, aber kein tiefes.“ Trotz dieſes nicht abzuleugnenden Mangels darf Zſchokke in einer Muſterſammlung deutſcher Novelliſten nicht fehlen.

## Die Thusnelde.

Einer meiner Freunde, er hieß Waldrich, hatte die hohe Schule kaum ſeit zwei Jahren verlaſſen und ſich in einer Provinzialhauptſtadt als überzähliger und unbeſoldeter Gerichtsaſſeſſor oder dergleichen herumgetrieben, da eben in die Poſaune des heiligen Krieges geſtoßen ward. Es galt die Befreiung Deutſchlands vom Joche des franzöſiſchen Eroberers. Ein frommer Eifer bemächtigte ſich alles Volks, wie man weiß. Freiheit und Vaterland war das Feldgeſchrei in Städten und Dörfern. Tauſend und tauſend Jünglinge flogen freudig zu den Fahnen. Es galt Deutſchlands Ehre und die Hoffnung, dann auch auf Hermanns Boden vielleicht ein edleres Leben zu finden, in geſetzlich geregelten, des gebildeten Zeitalters würdigern Verhältniſſen. Mein lieber Waldrich hatte an dem frommen Eifer und der ſchönen Hoffnung ſeinen guten Theil. Kurz, er empfahl ſich ſeinem Gerichtspräſidenten zu Gnaden und wählte ſtatt der Feder das Schwert.

Weil er noch nicht das volle Alter geſetzlicher Mündigkeit beſaß, ſchrieb er, da er keine Eltern mehr hatte und Reiſegeld doch in allen Fällen wohlthut, an ſeinen Vormund um Erlaubniß, den Zug fürs Vaterland mitthun zu dürfen, und erſuchte um hundert Thaler Reiſegeld. Sein Vormund, Herr Bantes, ein reicher Fabrikherr in der Stadt oder im Städtchen Herbesheim an der Aa, der ihn, wenn man ſo ſagen will, erzogen hatte (Waldrich hatte nur als Knabe, bis zur Hochſchule, bei ihm im Hauſe gelebt) — Herr Bantes war ein alter, wunderlicher Herr.

Dieſer ſchickte ihm einen Brief mit fünfzehn Louisd'or in Gold, folgenden Inhalts: „Mein Freund, wenn Sie noch ein Jahr älter ſind, können Sie über ſich und den kleinen Reſt Ihres Vermögens nach Belieben verfügen. Bis dahin bitte, Dero Zug fürs Vaterland einzuſtellen und Ihren Geſchäften obzuliegen, um einſt Amt und Brod zu bekommen, denn das wird Ihnen ſehr nöthig ſein. Ich weiß, was ich meiner Pflicht und Dero Vater, meinem Freunde ſel., ſchuldig bin. Laſſen Sie endlich Ihre Schwindeleien alle einmal fahren, und werden Sie ſolid. Ich ſchicke daher keinen Kreuzer. Bleibe Dero u. ſ. w."

Die in ein Papier gewickelten fünfzehn Louisd'or ſtanden mit dieſem Briefe in ſeltſamem, doch gar nicht unangenehmem Widerſpruch. Waldrich hätte ſich ihn noch lange nicht und vielleicht nie erklärt, wäre ſein Blick nicht auf das zu Boden gefallene Papier gerathen, worin das Geld eingeſchlagen geweſen. Er nahm es. Es hieß: „Laſſen Sie ſich nicht abſchrecken.

Ziehen Sie hinaus für die heilige Sache des armen deutſchen Landes. Gott ſchütze Sie! Dies wünſcht Ihre ehemalige Geſpielin Friederike."

Dieſe Geſpielin Friederike war nun keine Andere, als die junge Tochter des Herrn Bautes. Der Himmel weiß, wie ſie zum Briefverſiegeln ihres Vaters gekommen war. Waldrich ſtand ganz begeiſtert da, mehr über das Heldenherz des deutſchen Mädchens als über das Gold entzückt, welches Friederike vermuthlich aus ihrem eigenen Sparhafen dazu gelegt hatte. Er ſchrieb auf der Stelle nach Herbesheim an einen Freund, ſchloß ein paar dankbare Zeilen für das kleine Mädchen ein (er hatte aber vergeſſen, daß das kleine Mädchen wohl ſeit vier Jahren etwas gewachſen ſein konnte), nannte es ſogar ſeine deutſche Thusnelde und wanderte ſtolz, wie ein zweiter Hermann, dem Rheine und den Heeren zu.

## Das Incognito.

Ich möchte hier gar nicht umſtändlich Waldrich's Hermannsthaten erzählen. Genug, er war dabei, wenn's galt. Napoleon ward glücklich entkaiſert und nach Elba geſchickt. Waldrich kehrte nicht zurück, wie die übrigen Freiwilligen, ſondern ließ ſich gefallen, als Oberlieutenant in ein Linien-Infanterie-Regiment zu treten. Das Leben gefiel ihm im Felde beſſer, als hinter den Actenſchanzen der ſtaubigen Schreibſtube.

Sein Regiment machte auch den zweiten Zug gegen Frankreich mit und kehrte endlich, nach vollbrachtem Werke, unter Paukenſchlag und Sing und Sang in die Heimath zurück.

Waldrich, der in zwei Schlachten und mehreren Gefechten geſtritten hatte, war ſo glücklich geweſen, ohne alle Wunden davonzukommen. Er ſchmeichelte ſich, als einer der Vaterlandshelden zur Belohnung bald vorzugsweiſe eine bürgerliche Anſtellung zu erhalten. Er war beim Regimente wegen ſeiner Liebenswürdigkeit und vielen Kenntniſſe ſehr geachtet. Allein mit der Anſtellung ging es nicht ſo ſchnell, als er hoffte. Es waren zu viele Söhne und Vettern von Geheimräthen, Präſidenten u. ſ. w. zu verſorgen, welche ſo klug geweſen waren, zu Hauſe zu bleiben und den Zuſammenhang zu behalten; auch hatten ſie wohl vor ihm das Anſehen der Geburt voraus. Denn Waldrich ſtammte von bürgerlichen Eltern.

So ließ es ſich nicht ändern. Er blieb Oberlieutenant, und um ſo lieber, weil ihm Herr Bantes, ſein geweſener Vormund, längſt den winzigen Reſt ſeines väterlichen Erbtheils ausgehändigt hatte, und dieſes längſt zu allen Heiden ausgewandert war. Er trieb ſich alſo in der Beſatzung umher, machte in den Wachtſtuben Gedichte und auf den Paraden philoſophiſche Betrachtungen. Dies gab ihm bittere Langeweile, bis einmal die Truppen verlegt wurden. Da traf es ſich ganz unerwartet, daß ſeine Compagnie Befehl erhielt, nach Herbesheim in Beſatzung zu gehen.

An der Spitze ſeiner Compagnie — denn der Hauptmann, ein reicher Baron, war auf Urlaub — rückte er als Commandirender in ſein Vaterſtädtchen ein. O, wie ward ihm beim Anblick der zwei ſchwarzen, hochgeſpitzten Kirchthürme und des alten, wohlvertrauten, grauen Thorthurms! Vor dem Rathhauſe ſchwieg die Trommel. Ein paar Rathsherren brachten die Quartierbillets. Der Commandirende, verſteht ſich, ward ins vornehmſte, das iſt, ins reichſte Haus der Stadt einquartiert, alſo zu Herrn Vantes. Angenehmeres hätte ihm der geſammte löbliche Stadtrath nicht erweiſen können.

Die Compagnie ſchied gar vergnügt aus einander, denn es war um die beliebte Mittagsſtunde, und die ehrſame Bürgerſchaft, von der Einquartierung zeitig belehrt, hatte ſich auf den Empfang der neuen Gäſte vorbereitet. Waldrich, der die beiden Rathsherren noch von ſeiner Knabenzeit her wohl kannte, bemerkte, daß er ganz unkenntlich geworden ſein müſſe, denn ſie behandelten ihn ganz fremd und ehrerbietig und führten ihn, obwohl er es ablehnte, ſelbſt zum Hauſe des Fabrikherrn. Hier empfing ihn Herr Vantes eben ſo fremd und führte ihn gar höflich in ein ſehr artiges Zimmer.

Herr Commandant, ſagte Herr Vantes, dieſes und die anſtoßenden Zimmer hatte auch Ihr Herr

Vorfahr; nehmen Sie vorlieb. Machen Sie ſich's bequem, und dann erwarten wir Sie zum Eſſen und dergleichen. Thun Sie, als wären Sie zu Hauſe.

Unſern Waldrich beluſtigte ſein unerwartetes Incognito. Er nahm ſich auch vor, es erſt bei irgend einer paſſendern Gelegenheit aufzuheben, um dann die Ueberraſchung zu vermehren. Sobald er die Kleider gewechſelt hatte, ward er zu Tiſche gerufen.

Er fand da, außer Herrn Bantes und deſſen Frau Gemahlin und einigen alten Schreibern und Fabrikaufſehern, die er noch alle recht gut kannte, auch ein junges Frauenzimmer, das er nicht kannte. Man ſetzte ſich. Man ſprach vom Wetter; vom heutigen Tagmarſch der Compagnie; von dem Bedauern der ganzen Bürgerſchaft, daß die bisherige Garniſon, mit der man ungemein zufrieden geweſen wäre, in eine andere Stadt verlegt worden ſei.

Ich hoffe indeß, ſagte Waldrich, Sie werden mit mir und meinen Leuten nicht unzufriedener ſein. Laſſen Sie uns nur heimiſch werden bei Ihnen.

Um nun heimiſch zu werden, war es natürlich, daß der Commandant, der ſich ſchon gewundert hatte, daß ſeine Jugendgeſpielin Friederike im Hauſe fehle, der er immer die fünfzehn Louisd'or ſchuldig geblieben war — daß er, ſag' ich, ſeine Wirthe fragte, ob ſie keine Kinder hätten.

Eine Tochter! antwortete Frau Bantes und zeigte auf das junge Frauenzimmer, welches beſcheiden die Augen zum Teller niederſenkte.

Waldrich's Augen aber gingen voller Verwunderung über Gebühr weit auf. Hilf, heiliger Himmel! welch ein höheres Weſen iſt das kleine Riekchen geworden! So rief Waldrich nun eben nicht, aber er dachte es doch bei ſich, wie er jetzt die Beſcheidene aufmerkſamer anſah. Er ſagte den Eltern etwas Verbindliches, ſo gut er es in der erſten Beſtürzung aufzubringen wußte, und war herzlich zufrieden, als der alte Papa rief: Noch einen Löffel Sauce und dergleichen, zu Ihrem trockenen Braten da, Herr Commandant!

Frau Bantes ſprach von einem Sohne, der ihr ſchon als Kind früh verſtorben war, und noch immer ſprach ſie mit bewegtem Mutterherzen.

Laß gut ſein, Mama! rief der Papa, wer weiß, er wäre am Ende vielleicht auch ein Windbeutel und dergleichen geworden, wie der Georg.

Jetzt war die Reihe an Waldrich, die Augen beſcheiden auf den Teller niederzuſenken; denn mit dem Windbeutel Georg meinte man keinen Andern, als ſeine eigene Wenigkeit.

Aber wiſſen Sie denn, Papa, ob Georg wirklich ſolch ein Windbeutel geworden, wie Sie ihn ſich vorſtellen? ſagte Friederike. Die Frage erwärmte den Commandanten durchdringender, als das Glas alten Burgunders, welches er eben angeſetzt hatte, um ſeine

Verlegenheit zu verbergen. In der Frage lag noch eine Spur ehemaliger Jugendfreundſchaft, die nicht ganz vergeſſen zu ſein ſchien. Eine ſolche intereſſante Frage, die über ſo intereſſante Lippen floß, und zwar mit einer ſo weichen, herzrührenden Stimme gefragt, konnte billig als Honigſeim gelten, dem armen Waldrich die bittern Pillen zu verſüßen, welche Herr Bantes in vollem Maße ſpendete.

Denn dieſer erzählte, um ſein Urtheil zu rechtfertigen, dem Gaſte, als wenn der nun Schiedsrichter ſein ſollte, deſſen eigene Lebensgeſchichte von der Wiege an bis zum Zuge für das Vaterland. Hätte der Burſch, ſo ſchloß die Hiſtorie nutzanwendend, auf der Univerſität etwas Rechtſchaffenes gelernt, ſo wäre er nicht unter die Soldaten und dergleichen gegangen. Wäre er nicht Soldat geworden, ſäße er jetzt irgendwo als Gerichtsrath, Kriegsrath, Kanzleirath, Hofrath und dergleichen; hätte ſein gutes Brod und Auskommen.

Ich weiß nicht, entgegnete die Tochter, ob er auf der Univerſität fleißig geweſen; aber ich weiß, daß er wenigſtens mit gutem Herzen ging, ſich für eine heilige Sache zu opfern.

Komm mir doch nicht immer mit deiner heiligen Sache und dergleichen! rief Herr Bantes, wo ſitzt denn das heilige Zeug, frage ich? Die Franzoſen ſind fortgejagt. Nun ja. Aber das heilige Reich iſt trotz dem zum Kukuk und zum Küſter gegangen. - Die alten Steuern ſind proviſoriſch beibehalten, und neue ſind proviſoriſch zugefügt. Die verdammten Engländer mit ihren Waaren läßt man wieder zu, wie vorher, und bekümmert ſich nicht darum, wenn wir heilige Deutſche darüber zu heiligen Bettlern werden. Alles ging auf der letzten Meſſe wieder flau. Die Miniſter und dergleichen eſſen und trinken wieder, machen wie ſie es wollen, verſtehen den Handel nicht, laſſen die Fabrikanten bankerott werden, und hilft kein Ach und kein O. Die Welt liegt wieder im Alten, und noch ärger als im Alten. Thut eine ehrliche Seele, die es vielleicht beſſer verſteht, den Schnabel auf, will ein anderes Lied pfeifen, als die Excellenzen da mit dem Kreuze überm Knopfloch und der Gleichgültigkeit unterm Knopfloch — haſt du nicht geſehen, kurz angebunden! flugs mit der armen Seele in ein Loch, abgeſetzt, abgeſetzt, inquirirt, abgeſchmiert, iſt ein demagogiſcher Umtreiber und dergleichen. Ich ſage dir, ſchweig, Mädel, davon verſtehſt du nichts. Du mußt nicht weiter über deine Theekanne ſehen, als in die Taſſe; dann ſchütteſt du nicht nebenbei.

Waldrich merkte aus dieſer Unterhaltung, daß der alte Bantes noch immer der ehemalige lebhafte, aufflammende, wunderliche Mann war, dem man doch bei allen ſeinen Eigenheiten nicht böſe werden konnte. Da nun in dieſem Streite zwiſchen Vater und Tochter ein ſchiedsrichterlicher Spruch gefällt werden mußte, war der Commandant ſo klug und gefällig, erſt dem Vater vollkommen Recht zu geben, im Punkte der heiligen

Sache nämlich. Und das ward ſeinem Verſtande allerdings zur Ehre angerechnet. Dann aber, weil er ſich doch auch ſelbſt nicht geradezu verdammen wollte, mußte er auch ſeiner Fürſprecherin Recht geben, nämlich im Punkte des guten Herzens, mit dem ſich Georg für die vermeinte heilige Sache geopfert habe.

Merke ſchon! rief der Alte, der Herr Commandant iſt pfiffiger, als Hans Paris bei den drei thörichten Jungfrauen von Troja und dergleichen. Macht's ſich bequem; ſchneidet den Apfel in zwei Hälften und giebt Jedem einen Biſſen, ſagt: wohl bekomm's!

Nein, Herr Vantes, Ihr Georg irrte, wenn er irrte, wahrſcheinlich wie mehrere Tauſend anderer deutſcher Männer, und wie zum Beiſpiel ich ſelbſt. Auch ich machte den Kriegsgang für die Befreiung Deutſchlands mit und ließ Alles im Stich. Unſere Armeen, Sie wiſſen es, waren aufgerieben. Das Volk mußte aufſtehen und ſich ſelbſt helfen, weil die Armeen nicht mehr helfen konnten. Da mußte man nicht rechnen und fragen, ſondern zuſchlagen, Gut und Blut daran ſetzen und die Ehre der Nation, den Thron unſerer Monarchen retten. Das haben wir gethan. Jetzt wollen wir das Heil erwarten. Unſere beſſer geſinnten Staatsmänner können auch nicht zaubern und das verlorene Paradies durch ein Taſchenſpielerſtückchen ſogleich wieder verjüngen. Ich wenigſtens bereue meinen Schritt noch nicht.

Allen Reſpect, ſagte Herr Bantes mit tiefem Verbeugen, allen Reſpect, Herr Commandant, für Ihre Ausnahme von der Regel. Die Ausnahmen ſind in dieſer Welt immer das Beſte von den Regeln. Dünkt mich übrigens ſpaßhaft oder ernſthaft, daß wir Bürger, Bauern, Kaufleute und Fabrikanten zwanzig Jahre lang unſer Geld hergeben müſſen, um im Frieden eine Armee von einigen hunderttauſend müßigen Beſchirmern des Thrones zu ernähren, zu kleiden in Sammet, Seiden und Gold, und daß wir Andern dann im einundzwanzigſten Jahre, wenn die Beſchirmer des Thrones zuſammengehauen ſind, ſelbſt aufſtehen und das Rad wieder ins Geleiſe bringen müſſen und dergleichen.

In ſolchen Geſprächen ward man ſchon beim erſten Mittagsmahl vertraulicher unter einander. Herr Bantes ſelbſt gab dazu den Ton, denn er war ein Mann, und ſetzte einen Werth darauf, es zu ſein, der kein Blatt vors Maul nahm, wie er ſich gern auszudrücken pflegte. Dem Commandanten war ſein Incognito zuweilen ganz behaglich dabei, doch wünſchte er ſehr, es zu enden.

## Die Entdeckung.

Es war aber ſchon geendet, ehe er es wußte. Frau Bantes, eine ſtille, fein beobachtende Frau, die wenig ſprach, viel ſann, hatte am Tiſche, ſobald ſie

Waldrich's Stimme hörte, ſich ſeiner Knabenzüge erinnert, ſie mit dieſen männlichern verglichen und ihn erkannt. Seine ſichtbare Verlegenheit, als die Rede auf den Windbeutel Georg gekommen war, konnte, was ſie vermuthete, nur beſtätigen. Dennoch ſagte ſie weder den Andern noch ihm ein Wort von ihrer Entdeckung. So pflegte ſie immer zu thun. Keine Frau hatte ſo wenig die frauenhafte Art, ihre Gedanken auf der Zunge zu tragen, als ſie. Alles ließ ſie gehen und reden, wie man gehen und reden wollte; ſie hörte, verglich und zog daraus ihre Folgerungen. Daher wußte ſie immer mehr, als die Uebrigen im Hauſe, und leitete unvermerkt alle Geſchäfte und Unternehmungen, ohne viele Worte; ſelbſt der lebhafte, feurige Greis, ihr Mann, der ihr am wenigſten gehorchen wollte, gehorchte ihr, ohne es zu ahnen, am meiſten. Daß ſich Waldrich nicht entdeckte, war ihr etwas verdächtig. Sie wollte ſchweigend davon den Grund erforſchen.

Waldrich hatte in der That keinen Grund, ſondern ſuchte nur einen Anlaß, die Familie mit ſeinem Namen zu überraſchen. Da er Abends zum Thee gerufen wurde, fand er im Zimmer Niemanden, als Friederiken. Sie kam eben von einem Beſuche heim und warf ihren Shawl ab. Waldrich trat zu ihr.

Fräulein, ſagte er, ich muß Ihnen noch Dank für den Schutz ſagen, den Sie meinem Freunde Waldrich gewähren wollten.

Sie kennen ihn, Herr Commandant?

Er dachte Ihrer oft, aber gewiß nicht ſo oft, als Sie es verdienten.

Er iſt in unſerm Hauſe erzogen worden. Ein wenig undankbar iſt es aber doch, daß er, einmal von uns weg, nie, auch nur zum Beſuch, zu uns kam. Beträgt er ſich gut, iſt er geſchätzt?

Man hat nicht über ihn zu klagen; Keiner hat ſo ſehr über ihn zu klagen, als Sie, mein Fräulein.

Dann muß er ein guter Menſch ſein, denn ich habe nichts gegen ihn.

Aber er iſt ja noch, ich weiß es, Ihr Schuldner.

Er iſt mir nichts ſchuldig.

Aber er ſprach von einem Reiſegelde, das er damals zu ſeiner Einrichtung gebrauchte, als er zur Armee gehen wollte, und ſein Vormund ihm verweigert hatte.

Ich habe es ihm ja gegeben, nicht geliehen.

Iſt er darum Ihnen weniger ſchuldig, Thusnelde?

Friederike ſah den Commandanten bei dieſem Namen ſtarr an, und es ging ihr wie ein Licht auf, und ſie erröthete, da ſie ihn erkannte.

Es iſt nicht möglich! rief ſie freudig überraſcht.

Wohl, liebe Friederike, wenn ich Sie noch ſo nennen darf — ach, das ſchöne Du darf ich nicht mehr ſagen — der Schuldner, der Sünder ſteht vor Ihnen — verzeihen Sie ihm. Ja, hätte er früher gewußt, was er nun weiß, er wäre ſchon tauſendmal für einmal nach Herbesheim gekommen. — Er nahm ihre Hand und küßte dieſelbe.

In dem Augenblicke trat Frau Bantes herein. Friederike eilte ihr entgegen: Wiſſen Sie, Mamachen, wie der Herr Commandant heißt?

Das blaſſe Antlitz der Frau Bantes ward von einem milden Roth überflogen. Sie ſagte ſanft lächelnd: Georg Waldrich.

Wie, Mamachen, Sie wußten es und verſchwiegen es? ſagte Friederike, die ſich noch immer nicht von ihrer Ueberraſchung erholen konnte und nun den hochgewachſenen, feſten Kriegsmann im Heerkleide mit dem ſchüchternen Schulknaben der Vorzeit verglich. Ja, wahrhaftig, ſagte ſie: er iſt es! Wo ich auch nur meine Augen hatte! Da hat er ja auch noch die Schramme am linken Auge, die er ſich vom Falle holte, als er mir eine Citronenbirne vom höchſten Baume im Garten brach. Wiſſen Sie noch?

Ach, was weiß ich nicht noch Alles! ſagte Waldrich, und küßte ſeiner ehemaligen ehrwürdigen Pflegemutter die Hand und bat auch bei ihr um Verzeihung, nie ſeit ſeiner Mündigkeit zum perſönlichen Beſuch gekommen zu ſein. Er behauptete, es ſei eigentlich nicht wirkliche Undankbarkeit geweſen, denn er habe oft mit ehrfurchtvoller Erkenntlichkeit an dieſes Haus zurückgedacht; noch weniger Leichtſinn und Gleichgültigkeit, — aber er wiſſe ſelbſt nicht, was ihm immer im Gemüthe widerſtanden habe, daß er nie nach Herbesheim zurückkehren mochte.

Ungefähr wohl dasſelbe, erwiderte leiſe die Mutter, was die ſeligen Geiſter abhalten mag, ſich nach dem Raupenſtande ihres elenden Menſchenthums zurückzuſehnen. Sie waren in Herbesheim eine Waiſe, und als Waiſe, ohne Mutter und Vater, ein Fremdling. Das konnten wir Sie nie vergeſſen machen. Sie waren Knabe, abhängig, oft fehlbar. Es zogen Sie keine reizenden Kindheitserinnerungen an die Stadt, die mehr Ihre Schul- als Vaterſtadt geweſen iſt. Sobald Sie frei, Jüngling, Mann geworden ſind, fühlten Sie ſich aller Orten glücklicher, als Sie bei uns ſein konnten.

Waldrich blickte mit einer Thräne im Auge auf die Rednerin: Ach, Sie ſind noch immer die liebe, fromme, weiſe Mutter, wie ſonſt. Sie haben Recht. Es iſt mir aber doch jetzt in der That heimathlicher in Herbesheim, als ich ſelbſt erwartet habe; und ich geſtehe, der Gegenſatz meiner ehemaligen und jetzigen Verhältniſſe mag dazu etwas beitragen. Wäre ich nur früher gekommen! Geben Sie mir in Ihrem herrlichen Herzen die Rechte des Pflegeſohnes wieder.

Frau Bantes konnte auf die Frage nicht antworten, denn Herr Bantes trat raſch herein und ſogleich zum Theetiſch. Wie ihm Friederike erklärte, wer ihr Gaſt ſei, ſtutzte er, ſtreckte dann plötzlich die Hand gegen den Commandanten und ſagte: Seien Sie mir ſehr willkommen, Herr Waldrich. Waren ein Knirps und ſind mir ganz aus den Augen gewachſen, Herr Waldrich. Ja, nun heißt es nicht mehr Georg, ſondern Herr Waldrich, oder wohl gar Herr von Waldrich und dergleichen? Sind Sie von Adel?

Nein.

Und der Bandzipfel da im Knopfloch? Bedeutet nichts?

Daß ich mit meiner Compagnie eine feindliche Schanze nahm und gegen drei, vier Stürme ſie behauptete.

Wie viel Mann koſtete das?

Zwölf Todte, ſiebenzehn Verwundete.

Alſo neunundzwanzig Menſchenkinder für eine Achtelselle Seidenband. Verdammt theure Waare, die der Fürſt verkauft, und doch in jedem Kramladen um ein paar Kreuzer einhandelt. Setzen wir uns; trinken wir. Friederike, bediene! Viel Beute gemacht? Wie ſtehen die Finanzen?

Waldrich zuckte lächelnd die Achſel: Wir zogen aber auch nicht der Beute willen ins Feld, ſondern des Vaterlandes willen, daß es nicht die Beute der Franzoſen bleibe.

Schön, ſchön. Ich liebe ſolche Geſinnungen, und es iſt gut, daß man auch bei leeren Säcken darauf hält. Und Ihr väterliches Capitälchen, ſicher und ſolid angelegt?

Waldrich ward roth und ſagte dabei lächelnd: Ich bin ſicher, es geht mir nicht wieder verloren.

## Der todte Gaſt.

Kaum war im Städtchen laut geworden, wer der Commandant ſei, ſammelten ſich die alten Bekannten wieder zu ihm. Waldrich ward in alle Geſellſchaften der beſten Häuſer gezogen, und war in allen der beſte Geſellſchafter, geiſtvoll, witzig, brav, ein angenehmer Erzähler, mit den Gelehrten gelehrt, mit den Kunſtfreunden Künſtler; er zeichnete gut, ſpielte Flügel und Flöte mit Fertigkeit, tanzte allerliebſt, und die Frauen und Töchter gaben zu, er ſei ein ſchöner, flüchtiger, aber eben darum äußerſt gefährlicher junger Mann. Was die Gefährlichkeit betrifft, wußte eigentlich keine der Schönen bei ſich ins Klare zu bringen, ob er durch ſein beſcheidenes Weſen die Gefahr vermindere oder vergrößere.

Indeſſen war es eben damals im Städtchen keiner Schönen und keiner Häßlichen ſehr darum zu thun, weder Eroberung zu machen, noch ſich erobern zu laſſen. Jede vielmehr verwahrte ihr Herz mit ungewöhnlicher Sorgfalt. Die Urſache dieſer Enthaltſamkeit wird, wer nicht zu Herbesheim wohnt oder die handſchriftlichen Chroniken der Stadt kennt, ſchwerlich errathen; wer ſie nun aber kennen lernen wird, ſchwerlich glauben; und doch iſt ſie unläugbar wahr, je unwahrſcheinlicher ſie iſt.

Es war nämlich dies Jahr die hundertjährige Jubel- oder Jammerfeier des ſogenannten todten Gaſtes, der beſonders allen Bräuten in der Stadt ein böſer Geſelle zu ſein ſchien. Niemand wußte genau, welch eine Bewandtniß es mit dieſem Gaſte habe. Aber man erzählte ſich, es ſei ein Geſpenſt, das alle hundert Jahre einmal in die Stadt Herbesheim wieder komme, vom erſten Advent bis zum letzten Advent darin hauſe, zwar kein Kind beleidige, aber richtig jeder Braut den Hof mache, und damit ende, ihr das Geſicht in den Nacken zu drehen. Des Morgens finde man ſie, das Antlitz im Rücken ſtehend, todt im Bette. Was dies Geſpenſt aber noch von allen Geſpenſtern in der Welt auszeichnet, iſt, daß es nicht etwa nur in der geſetzlichen Geiſterſtunde, Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr, ſein Weſen treibt, ſondern es ſoll am heitern, lichten Tage in wahrer Menſchengeſtalt auftreten, ganz modiſch wie andere Erdenſöhne gekleidet einhergehen, überall hinkommen und ſich einführen. Dieſer Gaſt ſoll Geld vollauf haben und, was das Aergſte iſt, wenn er keine Braut eines Andern findet, ſelbſt die Geſtalt eines Freiers annehmen, die armen Herzen der Mädchen behexen, bloß um dieſen nachher, wenn er ihnen mit Liebesgrillen das Köpfchen ein wenig verrückt hat, des Nachts den Kopf umdrehen zu können.

Niemand konnte angeben, woher dieſe Sage entſtanden ſei. Im Kirchenbuche der Pfarrei las man noch die Namen von drei Jungfrauen, welche zur Adventzeit im Jahre 1720 plötzlich geſtorben waren. Als Gloſſe lieſ't man daneben die Worte: „Mit dem Angeſicht im Nacken, wie vor hundert Jahren. Gott möge ihren armen Seelen gnädig ſein.“ Wenn nun auch dieſe Anmerkung auf dem Rande des Kirchenbuches keinem vernünftigen Manne ein Beweis der Thatſache war, ſo bewies ſie doch wenigſtens, daß die Sage ſchon älter als hundert Jahre geweſen ſei, ja daß vielleicht vor zweihundert Jahren irgend etwas Aehnliches begegnet ſein müſſe, weil ſich das Kirchenbuch darauf beruft. Die ältern Kirchenbücher ſind leider nicht mehr vorhanden. Sie gingen bei einer Feuersbrunſt im ſpaniſchen Erbfolgekrieg verloren.

Wie dem nun auch ſei, Jedem war die Sage bekannt; Jeder behauptete, ſie ſei ein lächerliches Geſpenſter- und Ammenmärchen, und faſt Jeder dachte doch mit, ich möchte ſagen, neugieriger Aengſtlichkeit an die bevorſtehende Adventzeit, um zu erfahren, was an der Sache ſei. Denn, meinten bei ſich im Stillen ſelbſt die aufgeklärteſten Köpfe, es gibt ja, laut Hamlet's Zeugniß, am Ende noch vielerlei Dinge zwiſchen Erde und Himmel, von denen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt. Der alte Stadtpfarrer, zu dem man nun häufiger beſuchsweiſe kam, um die wunderliche Stelle im Kirchenbuche mit eigenen Augen zu leſen, äußerte ſich auch etwas zweideutig, obwohl er ſonſt ein ſehr verſtändiger Herr war. Entweder ſagte er: Es will mich wundern, ob . . . . aber ich glaube es doch nicht. — Oder: Gott verhüte, daß ich ſo etwas ins Kirchenbuch eintragen müſſe!

Am ungläubigſten waren die jüngern Herren Sie machten ſich bei jeder Gelegenheit darüber tapfer luſtig. Die Jungfrauen ſtellten ſich zwar auch ſtark, aber ſie ſtellten ſich auch nur ſo. Heimlich dachte gewiß Jede: Ihr jungen Herren habt gut lachen; es geht das Spiel am Ende nicht um eure Köpfe, ſondern, und das iſt abſcheulich, nur um unſere!

Die Wirkung dieſer Sage und des Glaubens oder Aberglaubens bemerkte Niemand beſſer, als der alte Pfarrer; denn wo irgend eine Liebſchaft, irgend eine Brautſchaft in der Stadt war, Alles tummelte ſich, die Hochzeit noch vor dem erſten Advent abzuthun; und wo keine Hoffnung zur baldigen Vermählung ſein konnte, ward Liebſchaft und Brautſchaft von Grund aus abgebrochen, und hätte das Herz darüber brechen mögen.

Nun kann man ſich erklären, was die ſchönen Herbesheimerinnen unter Gefahr verſtanden, wenn ſie den Commandanten wider ihren Willen einnehmend fanden. Es war ihnen im buchſtäblichen Verſtande ums Köpfchen und vor dem Beſuche des todten Gaſtes bange. Man muß ihnen daher gern den etwas unnatürlichen ſtillen Schwur verzeihen, vor Advent und während der Adventzeit nicht im mindeſten zu lieben, und käme ein Engel vom Himmel, ihn nicht freundlicher anzuſehen, als jeden Andern.

## Häusliches Glück.

Es iſt mir nicht genau bekannt, ob die ſchöne Friederike Bantes ungefähr etwas Aehnliches geſchworen haben mochte, wie die übrigen Adventsnonnen zu Herbesheim. Doch ſo viel iſt gewiß, ſie ſah Waldrichen nicht freundlicher an, als jeden Andern; denn ſie war Jedem huldreich.

Der Commandant lebte im Bantes'ſchen Hauſe einen wahrhaften Paradiesſommer. Er ſtand wieder da wie der Sohn in der Familie. Die alten Verhältniſſe ſeiner Kindheit, nur etwas behaglicher, ſtellten ſich unerwartet ſo ganz wieder ein, daß er den Herrn und die Frau Bantes, wie ehemals, Vater und Mutter hieß; daß Herr Bantes ihn von Zeit zu Zeit abkanzelte (ſo nannte es Herr Bantes, wenn er ſeinem Verdruſſe oder ſeiner übeln Laune in Sittenſprüchen Luft machte); daß Frau Bantes jedesmal, wenn der Commandant einen Schritt aus dem Hauſe that, zuvor ſeinen Anzug muſterte, für ſeine Kleider und Wäſche ſorgte, ihm das Mangelnde gab, als wäre er noch Mündel, wie ſonſt; ſogar Rechnung über ſein Taſchengeld hielt und ihm, wenn er ſich ſchon Anfangs ſträubte, den Geldbeutel zu kleinen Ausgaben allmonatlich mit kleiner Münze verſah. Waldrich commandirte nicht nur in der Stadt, ſondern auch im Hauſe; gab zu allen Angelegenheiten ſein Wort und half entſcheiden, wo man ſtritt. Auch zwiſchen Friederiken und ihm, wie ſie ſich allmählich zu einander gewöhnt und gleichſam vergeſſen hatten, daß ſie groß geworden waren, erneuerte ſich ganz unabſichtlich der Ton der Kindheitszeit. Sie lebten einander, wie damals, gefällig; zankten aber auch, wie damals, nicht ſelten mit einander, und zwiſchen dem höflicheren Sie ſprang oft ganz unberechnet ein Du hervor, nichts weniger als das Du der Zärtlichkeit, ſondern das mürriſche Du des Vorwurfs.

Zwar in der Stadt machten alte und junge Frauen, auch alte und junge Mädchen, wie es ſo zu geſchehen pflegt, ihre frauen- und mädchenhaften Anmerkungen über Waldrich's Verhältniſſe. Denn die Herbesheimerinnen hatten ein Vorurtheil, das ſonſt in andern Städten dem weiblichen Geſchlechte gar nicht eigen iſt: daß nämlich ein junger Mann von achtundzwanzig und ein hübſches Mädchen von zwanzig Jahren ſchlechterdings keine vier Wochen mit einander unter Einem Dache wohnen könnten, ohne zuletzt, wenn ſie einander ſähen, Herzklopfen zu haben. Unter dem Dache des Herrn Bantes war aber ſo wenig vom Herzklopfen die Rede, daß man Tage lang beiſammen oder getrennt ſein konnte, ohne zu empfinden, wo das

Herz ſei. Dies war auch ſo auffallend, daß ſich ſelbſt die Herbesheimerinnen zuletzt überzeugten, hier gelte ſtatt der Regel die Ausnahme; denn kein Blick, kein Mienenzug, keine Bewegung, keine eigene Betonung der Stimme, und was die Liebe ſonſt für Buchſtaben in ihrem Alphabete haben mag, verrieth etwas Anderes, als einen reinen geſchwiſterlichen Stand der Dinge aus der Knaben- und Kleinen-Mädchen-Zeit.

Am früheſten würde der Feinblick der Frau Bantes allfälligen Herzensunfug erlauſcht haben (Frauen haben dafür einen eigenen Sinn, der den Männern fehlt), aber ſie erlauerte nichts und blieb beruhigt. Herr Bantes dachte an ſolche Möglichkeiten gar nicht. Er ſelbſt hatte in ſeinem Leben von dem, was man Liebe nennt, keine Vorſtellung gehabt, und würde eben ſo leicht gefürchtet haben, ſeine Tochter könne einmal wahnſinnig werden, als ſie könne einmal irgend einen jungen Mann um ſeines Selbſtes willen leidenſchaftlich lieben. Er wußte, daß Frau Bantes ſchon ſeine Braut geweſen, ehe ſie ihn nur von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatte. Und er war Bräutigam geworden und hatte dem Vater ſein Jawort gegeben, ſobald er wußte, ſeine Zukünftige ſei ein braves Mädchen, Tochter eines ſoliden Hauſes, bringe dreißigtauſend Thaler mit und habe noch weit mehr durch Erbſchaft zu erwarten.

Dies Verfahren in Eheſtands- und Verlobungsgeſchäften, von dem ihm ſeine Erfahrung den unleugbarſten Beweis der Güte gegeben (denn er war einer der glücklichſten Ehemänner und Hausväter), ſchien ihm daher das Vernünftigſte. Er hätte ſeine Tochter längſt vermählen können; an Freiern fehlte es nie. Allein theils mochte er ſich nicht gern von dem Mädchen trennen, denn er hing mehr an ihm, als er ſich bewußt war; theils gab es bei den Abrechnungen mit den Freiern oder Werbern Anſtößigkeiten. Er behauptete, die Welt beſtehe lediglich durch das Gleichgewicht ihrer Beſtandtheile, ſonſt wäre ſie ſchon vor Jahrtauſenden zuſammengefallen, und eben darum ſtellte er das Gleichgewicht des gegenſeitigen Vermögens als weſentlichen Grundſatz einer ehelichen Verbindung auf. Sowohl Frau Bantes als Friederike hatten dies bisher vollkommen billig gefunden.

Nun aber war Friederike bald volle zwanzig Jahre alt. Der Alte bedachte, daß er ſeine Gattin bekommen, da ſie noch weit jünger geweſen, und er dachte ernſter an die Verheirathung ſeiner Tochter. Frau Bantes hatte eingeſtimmt und Friederike es ebenfalls ganz billig gefunden. Denn die Zahl Zwanzig hat für ein junges Mädchen einen unausſtehlich breiten Ton. Eine junge zwanzigjährige Frau — der Ausdruck läßt ſich hören; es iſt etwas Zartes darin. Allein ein junges zwanzigjähriges Mädchen — man kann dies kaum ſagen, ohne in Gedanken zu fragen: wie lange will denn das jung bleiben? Herr Bantes fühlte dies ſehr gut, und traf darnach ſeine Anſtalten.

## Der Geburtstag.

Im Hauſe des Herrn Bantes pflegten viele Familienfeſte gefeiert zu werden, und zwar nur von und in der Familie. Bloß am Hochzeittagsfeſte des Herrn und der Frau wurden auch Fremde aus der Stadt eingeladen. Auch der alte Buchhalter, der Fabrikaufſeher und Caſſierer, welche die Ehre genoßen, am Tiſche des Herrn Bantes zu ſpeiſen, waren der Familie zugezählt, und ihre Geburtsfeſte wurden förmlich begangen. Kein Wunder alſo, daß das Jahresfeſt unſers Oberlieutenants ſtattlich gefeiert werden mußte.

An einem ſolchen Tage durfte, ſo war's Geſetz, keine Seele im Hauſe dem Gefeierten eine böſe Miene machen, Keiner ihm eine billige Bitte abſchlagen. Jeder mußte ihm ein Geſchenk bringen, es mochte groß oder klein ſein. An dieſem Tage war des Mittags die Mahlzeit reicher und ausgewählter; nur an dieſem Tage ſpeiſete man von Silber, brannten des Abends ſilberne Kerzenſtöcke, und der Gefeierte ſaß am Tiſche auf der Ehrenſtelle, das heißt, an dem gewöhnlichen Platze des Hausvaters. Die Geſchenke und Angebinde wurden jedesmal überreicht, ehe man ſich zum Mittagseſſen niederſetzte; dem Gefeierten allein wurden Geſundheiten mit gefüllten Gläſern zugebracht; nach aufgehobener Tafel empfing er von jedem der Anweſenden Umarmung und Kuß. Herr Bantes hatte die löbliche

Sitte noch aus dem elterlichen Hauſe herübergeerbt und beibehalten.

Das Alles ging nun auch an Waldrich's Geburtstag in altbeſtandener, ihm wohlbekannter Ordnung vor ſich. Wie er ins Speiſezimmer trat, waren die ſämmtlichen Tiſchgenoſſen ſchon verſammelt. Herr Bantes kam ihm mit ſeinem Glückwunſche entgegen und überreichte ihm ein Blättchen in Seidenpapier eingeſchlagen. Es war ein ſchöner Wechſel, von Herrn Bantes auf ſich ſelbſt ausgeſtellt, a vista zahlbar. Frau Bantes folgte. Sie trug ihm eine äußerſt feine, vollſtändige Hauptmannsuniform entgegen, mit allem Zubehör. Darauf nahte Friederike mit einem Silberteller; auf einem halben Dutzend feinen, von ihrer eigenen Hand geſtickten Halstüchern lag ein Brief mit großem Siegel des Regiments und der Adreſſe: An den Hauptmann Georg Waldrich. Hier ſtutzte der Oberlieutenant, als er aufbrach und ein Hauptmannspatent für ſich erblickte Auf Beförderung hatte er lange gewartet, aber ſie ſo bald nicht zu erleben gehofft. Er war Hauptmann ſeiner Compagnie geblieben, ſein auf Urlaub befindlicher Vorgänger zum Major vorgerückt.

Aber, mein gnädiger Herr Hauptmann, ſagte Friederike mit ihrem ihr eigenen anmuthigen Lächeln, gelt, Sie werden mir doch nicht böſe? Ich will nur bekennen, der Brief kam ſchon vor acht Tagen während Ihrer Abweſenheit an, und ich unterſchlug ihn, um ihn für heute aufzuſparen. Geſtraft genug bin ich ſchon durch meine achttägige Todesangſt, Sie möchten die Ernennung noch von wo anders her erfahren und dann dieſen Brief vermiſſen.

Waldrich war gar nicht in der Laune, zu zürnen; auch konnte er in der Beſtürzung kaum ein Wort hervorbringen und den Uebrigen danken, die ihm Glückwünſche und Angebinde brachten.

Hauptſache iſt, rief Vater Bantes fröhlich, daß man den neugebackenen Hauptmann bei uns und ſeiner Compagnie läßt. Ich hatte die acht Tage durch auch ſo eine Gattung Todesangſt und dergleichen im Leibe, der Georg müſſe fort. He, Herr Buchhalter, marſch, in den Keller. Marſch, ſag' ich, zu Numero Neun, zum alten Neckar. Auf der Stelle den Herren Offizieren der Compagnie ein Dutzend Flaſchen, jedem Unteroffizier, Feldwebel, Corporal und Admiral eine Flaſche und einen halben Gulden dazu, und jedem Gemeinen einen halben Gulden. Und der Herr Oberlieutenant wäre ihr Hauptmann! Sollen eins auf ſeine Geſundheit trinken, aber ihm heut mit Complimenten und dergleichen vom Halſe bleiben. Morgen ſo viel ſie wollen, nach Herzensluſt! — Der Buchhalter gehorchte.

Man ſah bei Tiſche offenbar, wie lieb dem Herrn Bantes ſein ehemaliger Mündel war. Er ſprudelte von ausgelaſſener Fröhlichkeit in einer Menge drolliger Einfälle. So hatte ihn Waldrich nie geſehen, und er ward recht gerührt dadurch.

Nun, mein Haupt- und Capitalmännchen, rief ihm über Tiſche der muntere Greis zu, ich meinte, weiß Gott, der Wechſel, den ich Ihnen da gab, werde wohl für Sie als Reiſepfennig gut ſein müſſen. Dazu war er auch beſtimmt. Nun ärgert's mich, daß ich ſo kleinmüthig war. Sie brauchen ihn nicht; hätte was Beſſeres geben ſollen. Vergeſſen Sie nicht das Hausgeſetz. Sie können eine Bitte thun, ich muß ſie gewähren. Alſo, ohne Umſtände heraus mit der Sprache. Verlangen Sie, was Sie wollen, ich gebe es, und müßte es ſelbſt meine neue, ſchöne, weiße Perrücke ſein und dergleichen.

Der Hauptmann hatte feuchte Augen. Ich habe nichts mehr zu bitten.

Ei, geſchwind beſonnen! Der Augenblick kommt vielleicht übers Jahr nicht wieder! rief der Alte.

So erlauben Sie mir, Papa, Ihnen einen herzlichen, dankbaren Kuß zu geben.

Je, du Herzensjunge, das haſt du wohlfeil! rief Herr Vantes. Beide ſprangen zugleich von ihren Sitzen, fielen einander um den Hals, und Beide ließen erſt mit bewegterm Herzen von einander los. Es entſtand eine tiefe Stille. Die Rührung Beider hatte ſich über Friederike, ihre Mutter und alle Tiſchgenoſſen verbreitet; daß Herr Vantes dem Hauptmann das Du gegeben, war Allen eine unerhörte Erſcheinung.

Herr Vantes ſammelte ſich aber ſchneller als die Andern, machte ſein ernſtes Geſicht und brach das

Schweigen. Nun genug mit den Poſſen da! Laſſet uns wieder etwas Vernünftiges reden. Er hob ſein Glas und befahl zu füllen. Dann ſtieß er mit Waldrich an und ſprach: Wo ein Mann iſt, muß auch eine Männin ſein, und folglich im höhern Chor: wo ein Hauptmann iſt, darf noch weniger die Frau Hauptmännin fehlen! Alſo ſie lebe, blühe, grüne und dergleichen hoch!

Waldrich konnte ſich des Lachens nicht erwehren.

Sie möge fromm, gut und häuslich ſein! ſagte Frau Bantes, indem ſie mit dem Glaſe anſtieß.

Mama, wie Sie! antwortete der Hauptmann.

Und die Liebenswürdigſte unterm Monde! ſagte Friederike anklingend.

Fräulein, wie Sie! antwortete er dankend. Friederike ſchüttelte den Kopf und drohte halb böſe, halb ſchalkhaft lächelnd mit dem Finger zu ihm herüber: Man muß ſich heute von dem Geburtstags-Prinzen viel gefallen laſſen, das zu andern Zeiten mit .... (ſie machte mit der Hand ein Zeichen, wie man unartigen Kindern Strafe giebt) vergolten wird!

Buchhalter, Caſſierer, Fabrikaufſeher und Schreiber machten bei dieſer ſonderbaren Tiſchſcene ihre unſchuldigen Bemerkungen. Erſt das kecke Anerbieten, welches Herr Bantes dem Hauptmann gethan hatte, ihm Alles zu gewähren, was er bitten würde — ein Anerbieten, das Waldrich ſo übel verſtand; — dann die ausgebrachte Geſundheit zu Ehren der künftigen Frau Hauptmännin — wahrlich, der Günſtling des Glücks mußte blind ſein, daß er nicht begriff, was ihm Papa Bantes begreiflich machen wollte.

Und ich glaube doch, ſagte der Fabrikaufſeher leiſe zum Caſſierer, als man vom Tiſche aufſtand, die Sache iſt heute richtig gemacht. Was meinſt du? Es giebt ein Paar.

Der Caſſierer erwiderte eben ſo leiſe: Mir graut's. Ich denke an den todten Gaſt. Ich kann nicht anders.

Die Formalität des Geburtstagskuſſes begann. Man ging rings um den Tiſch, ſich geſegnete Mahlzeit wünſchend, einander entgegen. Waldrich empfing von Jedem Umarmung und Kuß. Er traf auf Fräulein Bantes. Unbefangen höflich näherten ſie ſich einander und gaben ſich einander den Kuß. Aber nachdem ſie ihn gegeben hatten, ſahen ſie einander auf ſonderbare Weiſe in die Augen, wie Perſonen, die ſich ganz unerwartet als alte Freunde erkannt hätten. Beide ſchwiegen, ſahen Aug' in Auge, wie in den Herzensgrund, neigten ſich noch einmal mit den Lippen zuſammen und wiederholten den Kuß, als wenn der erſte gar nicht gegolten hätte. Ich weiß nicht, ob das Jemand bemerkt hatte; aber das weiß ich, Mama Bantes ſenkte beſcheiden ihre Augen nieder auf den Brillantring an ihrem Finger. Und Waldrich ließ ſich nach dieſem vom Caſſierer und Buchhalter u. ſ. w. küſſen; er fühlte keinen andern Kuß mehr; verlangte keinen zweiten mehr, ſondern ließ den erſten jedesmal gelten. In der That aber ſah er aus, als hätte er den Athem verloren, als wäre ihm die breite Bruſt zu enge geworden. Und Fräulein Bantes ging ebenfalls mit einer Miene zum Fenſter hin, als wäre ihr etwas angethan.

Doch das zerſtreute ſich bald. Die Heiterkeit nahm ihr voriges Recht wieder ein. Zwei Chaiſen ſtanden draußen angeſpannt, und man fuhr aufs Land, den lieblichen Herbſtnachmittag im Grünen zuzubringen.

---

## Noch ein Geburtstag.

Den folgenden Tag war Alles wieder beim Alten. Der neue Hauptmann hatte vielerlei Geſchäfte abzuthun. Er hatte Erlaubniß empfangen, ſeinen General zu beſuchen. Er hatte mit ſeinem Vorgänger mancherlei in Sachen der Compagnie zu verrechnen. Das machte eine Abweſenheit von einigen Wochen nöthig. Er reiſ'te vom Hauſe Bantes ab, wie aus einem Vaterhauſe; man entließ ihn, wie einen Sohn, mit freundlichen Ermahnungen, mit guten Lehren, mit wohlwollenden Wünſchen, wie Einen, deſſen man ſicher iſt, ohne Trauer und Wehmuth um ſolch eine Trennung. Waldrich und Friederike ſchieden eben ſo, wie ſonſt, wenn ſie etwa in eine Geſellſchaft, oder er zur Parade ging. Nur erinnerte ſie ihn noch, daß er nicht zu ihrem Geburtsfeſte fehlen müſſe, am zehnten November. Auch hatte ich das Vergnügen, meinen Freund auf jener Reiſe einige Tage bei mir zu ſehen. Er freute ſich ſeiner Beförderung, zweifelte aber, wie er aus den Worten ſeines Generals ſchließen konnte, daß er mit der Compagnie noch lange zu Herbesheim bleiben würde.

Das ſagte er auch ganz unbefangen bei ſeiner Rückkunft im Hauſe Bantes. Man bedauerte, ihn wieder verlieren zu müſſen. Doch, ſetzte der Alte hinzu, laſſen wir uns kein graues Haar darum wachſen. Spät oder früh ſchickt uns Alle der droben in andere Beſatzung. Hier auf dem Erdbällchen ſitzen wir einander, ob in dieſer oder jener Stadt, immer nahe genug, oft einander nur allzu nahe. Die verdammten Engländer und dergleichen ſitzen meiner Fabrik, zum Beiſpiel, gerade auf dem Nacken.

Es verſteht ſich, Friederikens Geburtstag ward in gewohnter Ordnung und Feierlichkeit begangen. Waldrich hatte ihr aus der Reſidenz eine neue Harfe, ein zierliches Meiſterwerk, und ausgeſuchte Muſikalien mitgebracht. Beides überreichte er ihr, als die Reihe an ihn kam. Ein breites, roſenfarbenes Seidenband flatterte um das glänzende Saitenſpiel.

Vater Bantes war hochſelig. Er ging ſtillvergnügt und raſch umher im Speiſeſaal und rieb ſich ſo heimlich lächelnd die Hände, daß Frau Bantes, die ihm verwundert mit den Augen folgte, ſich nicht enthalten konnte, dem Commandanten leiſe zuzuflüſtern: Der

Papa hat für uns noch eine artige Ueberraſchung im Hintergrunde.

In der That, die kluge Matrone irrte nicht.

Man ſetzte ſich nach vollendeten Glückwünſchen und Angebinden zum Tiſche. Als Friederike, wie die Andern, ihre Serviette vom Teller hob, fand ſie auf dieſem ein koſtbares Halsband von orientaliſchen Perlen, einen prächtigen Brillantring und einen an ſie gerichteten Brief. Das Fräulein erſtaunte freudig und hob die glänzende Schnur und den blitzenden Ring mit mädchenhaftem Wohlgefallen. Herr Bantes ſah ſie mit freudefunkelnden Augen an und weidete ſich an ihrer und aller Anweſenden Ueberraſchung. Ring und Perlenband gingen darauf auf dem Teller an der Tafel umher, daß Jeder die Pracht bequemer ſchauen könne. Friederike hatte inzwiſchen den Brief erbrochen und las ihn. Ihre Geſichtszüge verriethen noch mehr Erſtaunen, als ſie ſchon vorher bei den Geſchenken geäußert hatte. Herr Bantes ſchwamm in Seligkeit. Die Mama ſtudierte mit einer ängſtlichen Neugier die geſpannten Geſichtszüge der Tochter.

Friederike ſchwieg lange, indem ſie ſinnig das Blatt betrachtete. Endlich legte ſie es nieder.

Laß auch den Brief herumgehen! rief der entzückte Vater. Sie gab den Brief verlegen und ſtumm an die neben ihr ſitzende Mutter.

Nun, Riekchen, rief der Alte, hat dir die Ueberraſchung den Athem und dergleichen geſtohlen? Gelt, der Papa weiß es anzuſtellen?

Wer iſt der Herr von Hahn? fragte Friederike mit dunkler Miene.

Wer anders denn, als der Sohn meines alten ehemaligen Aſſocié Hahn, des berühmten Banquiers? Könnteſt du für dich einen Andern erwarten? Der Alte hat beſſere Geſchäfte gemacht, als ich hier mit meiner Fabrik. Nun ſetzt er ſich in Ruhe. Sein Sohn, der junge Hahn, übernimmt die ganze Sache des Alten, und du wirſt die Henne des jungen Hahn.

Frau Bantes gab, indem ſie mit dem ſich ſanft hin und her bewegenden Kopfe eine ſtille Mißbilligung äußerte, den Brief an den Commandanten. Der Inhalt war folgender:

„Zu Ihrem Geburtsfeſte, mein ſchönes Fräulein, drängt ſich, leider diesmal im Geiſte nur, weil der Arzt bei rauher Witterung die Reiſe unterſagt hat, ein Ihnen Unbekannter. Ach, daß ich ſagen muß: Unbekannter! daß ich nicht ſtatt dieſer Zeilen ſelbſt nach Herbesheim fliegen und dort um Ihre Hand flehen, und das, was unſere guten Väter in der Herzlichkeit ihrer Jugendfreundſchaft wegen unſerer Verbindung beſchloſſen haben, und was meine Sehnſucht ſo ungeduldig verlangt, vollenden kann! O, mein angebetetes Fräulein, mit der erſten mildern Witterung, wenn auch noch etwas kränklich, eile ich nach Herbesheim. Ich ſegne mein Schickſal. Ich mache es zur Aufgabe meines Lebens, daß auch Sie einſt unſer vereintes Schickſal ſegnen ſollen. Nur um die Hand darf ich flehen; ich weiß es, nicht um das Herz. Dieſes kann ſich nur frei hingeben. Aber laſſen Sie mir wenigſtens die Hoffnung, es verdienen zu können. Wenn Sie wüßten, wie glücklich nur eine kleine Zeile von Ihrer Hand mich machen, — wie die mich wunderreicher, als die Kunſt meines Arztes, heilen und ſtärken würde — Sie ließen mich nicht vergebens bitten. Erlauben Sie, daß ich mich, in Verehrung und Liebe, nennen darf Ihren Verlobten

Eduard v. Hahn."

Der Commandant ſah ernſt und ſtarr auf den Brief. Er hatte gar nicht das Anſehen eines Leſenden, ſondern eines Denkenden, oder, ich möchte lieber ſagen, eines Träumenden. Inzwiſchen wollte Vater Bantes durchaus, Friederike ſolle ihre mädchenhafte Ziererei abthun und ihm einmal recht offen und ehrlich bekennen, daß ſie ſich freue.

Aber, Papa, wie kann ich das? Ich habe dieſen Herrn Banquier von Hahn in meinem Leben nicht geſehen.

Närrchen, ich verſtehe dich, natürlich. Aber ich kann dir darüber Troſt und Frieden geben. Er iſt ein feiner, ſchlanker, großer Jüngling, ein hübſches Milchgeſicht. Etwas ſchwächlich war er ſchon ehemals;

das iſt vermuthlich vom plötzlichen Wachſen gekommen. Er war gewaltig in die Höhe geſchoſſen.

Wann ſahen Sie ihn denn, Papa?

Als ich das letztemal in der Reſidenz war. Laß ſehen, es mögen zehn, zwölf Jahre ſein. Ich brachte dir damals die ſchöne Puppe mit, wie hieß ſie doch? Sie war faſt ſo groß, wie du. Die Babette, Roſette, Liſette oder dergleichen. Nun weißt du's. Der junge Hahn mochte kaum viel über zwanzig haben. Ein rechtes Milchgeſicht, ſag' ich dir. Du ſollſt ihn nur ſehen.

Papa, ich hätte erſt ihn lieber geſehen, als ſeinen Brief mit ſolchem Antrag geleſen.

Ein dummer Streich iſt's, daß er, wie wir Alten es abgemacht hatten, nicht ſelbſt zu deinem Geburtstage kommen konnte. Als ich mit der Mama verlobt war, kam ich ſelbſt. Nun, Mama, und du? Gelt, du haſt die Aeuglein aufgeriſſen? Das Geheimniß brannte mir faſt die Seele ab. Hätt's dir gern gleich Anfangs mitgetheilt. Allein ich kenne euch Frauen. Da wäre das Geheimniß ſchon vor dem Geburtstage verrathen worden und alle Ueberraſchung in die Brüche gegangen.

Frau Bantes erwiderte etwas ernſthaft: Du haſt wohl gethan, Papa, mich, als Mutter, nicht zu Rathe zu ziehen. Es iſt nun geſchehen. Segne der Himmel dein Werk.

Aber, Mama, ich ſage, die Wahl! Für ſeinen Adel zwar geb' ich keinen rothen Kreuzer. Doch, ſolch ein Mädel nimmt's eben auch nicht übel, wenn es gnädige Frau getitelt wird. Aber der reiche Banquier! Sieh, Mama, wir Fabrikanten ſind am Ende mit unſerm Plunder nur gemeiner Plunder. Aber ein Banquier iſt in der Handelswelt allezeit ein Superlativus und dergleichen. Krümmt der alte Hahn den Finger und winkt nach Wien, flugs iſt da am Hofe Alles in Bewegung und fragt: was befehlen der Herr von Hahn? Nickt er mit dem Kopfe nach Berlin, flugs beugt ſich Alles bis zur Erde. Solch Einem können der Teufel und die Engländer und dergleichen nichts anhaben. Davon, Mama, ſprech' ich. Was ſagſt du dazu?

Ich finde die Wahl, eben wie du ſie machen konnteſt, vortrefflich! ſagte Frau Bantes ernſt und ſenkte die Augen auf ihren Suppenteller.

Friederike ſah düſter ſeitwärts nach ihrer Mutter und ſeufzte: Mama, auch Sie?

Der Commandant ſtierte noch immer den Brief an, während man ſo fortſprach. Donner, Hauptmännchen, können Sie ſich nicht ſatt leſen? Ihre Suppe wird kalt! rief Herr Bantes.

Waldrich erwachte, ſah noch einmal das Papier an und warf es haſtig vor ſich hin, als ſäße Peſtgift daran. Er aß; ein Anderer nahm den Brief.

Papa Bantes ärgerte ſich, daß Friederike nicht fröhlicher ward. Er ſchob Anfangs Alles auf die jähe Ueberraſchung, daß das arme Mädchen keine Worte finden konnte. Inzwiſchen ließ er nicht ab und trieb ſeine Scherze weiter, wie ſie ein frohſinniger alter Herr bei ſolchen Anläſſen wohl zu treiben pflegt. Aber von keiner Seite wollte es anklingen. Nur Buchhalter, Caſſierer und Inſpector lächelten freundlichen Beifall.

Verdrießlich ſagte er endlich zu Friederiken: Mädchen, rede mir endlich einmal frei von der Leber weg, hab' ich's getroffen, oder nicht? einen klugen oder dummen Streich gemacht? Sag's nur dem Papa. Uebrigens wirſt du ſchon anders pfeifen, Vögelchen, wenn der junge Hahn kommt.

Es kann ſein, lieber Papa! erwiderte Friederike. Wie ſollte ich Ihre freundliche, wohlwollende Abſicht im Mindeſten bezweifeln? Dieſe Erklärung beruhige Sie.

Nun, das iſt aller Ehren werth, Rieckchen. So muß ein vernünftiges Mädchen zur Sache denken. Mama hat mir's ſelbſt geſtanden, ſie habe zu ihrer Zeit auch ſo gedacht. Alſo, die Gläſer gefüllt! Die Braut ſoll leben, und der Bräutigam daneben!

Der Papa ſtieß mit ſeiner Tochter an. Die Andern folgten. Die frohe Laune ſchien zurückzukehren.

Dummen Streiches kein Ende, daß der junge Hahn uns gerade heute fehlen muß! fuhr Herr Vantes wieder fort. Ein ſchöner, hübſcher Mann, ſag' ich dir. Sehr gefällig, ſehr geſellig; hat mehr Schulen durchgemacht, als ſein Vater. Ich wette, du kommſt nicht wieder los von ihm, wenn du ihn einmal geſehen haſt. Ich wette, du fällſt dem Papa um den Hals und dankeſt ihm.

Es iſt möglich, Papa. Wenn's dann ſo iſt, werd' ich's gern thun. Aber bis ich ihn geſehen, bitt' ich — und Sie wiſſen, lieber Papa, ich habe am Geburtstage das Recht der billigen Bitte! — und ſo bitte ich, kein Wort mehr von ihm, bis ich dieſen Unbekannten geſehen habe.

Herr Bantes runzelte die Stirn und ſagte endlich; Mit Erlaubniß, Fräulein Tochter, das war einmal eine einfältige Bitte! — Indeß ſie gilt. Die Mama that zu ihrer Zeit nicht ſolche Bitten.

Schatz, ſagte Frau Bantes zu ihrem Manne, keine Vorwürfe für Friederike. Du mußt nicht vergeſſen, daß ihr Geburtsfeſt iſt; es darf ſie Niemand kränken.

Haſt Recht, Mama! erwiderte der Alte. Er kommt gewiß bald. Der Neumond iſt nahe; dann ändert das Wetter.

Damit nahm die Unterhaltung, freilich Anfangs etwas gezwungen, andere Wendung, und ſie ging endlich auch in die alte Unbefangenheit und Gemüthlichkeit über. Nur beim Hauptmann blieb unter allen Scherzen etwas Froſtiges zurück. Frau Bantes ſchien es zu bemerken und füllte ihm, wider ihre Gewohnheit, öfter das Glas. Friederike ſah einigemal mit ſtarrem, forſchendem Auge auf ihn hinüber. Und wenn ſich Beide zufällig mit den Blicken begegneten, war ihnen, als thäten ihre Seelen geheime Fragen an einander; in Waldrich's Auge lag etwas, wie ein ſtummer Vorwurf, und in Friederikens Gemüth ward es, als vernähme ſie von dieſem Blicke eine angenehme Antwort.

Die Andern plauderten anders, unterhielten ſich wohl, und der Papa erreichte wieder die volle Höhe ſeiner guten und muthwilligen Laune. Es traf ſich eben, als man nach aufgehobener Tafel um den Tiſch ging, um der ſchönen Königin des Feſtes den geſetzlichen Kuß zu geben, daß Waldrich und Friederike einander vor dem Vater Bantes begegneten.

Höre, Riekchen, ſagte der muthwillige Vater, denke dir jetzt, unſer Georg da ſei' nun ein gewiſſer Jemand, den ich bei Leibes- und Lebensſtrafe nicht nennen darf, bis er hier iſt. Denke dir das, dann wird der Kuß anders als ein gemeiner werden; verſuch's nur, du Närrchen.

Waldrich und Friederike ſtanden vor einander. Er nahm ihre Hand. Sich, Aug' in Auge verloren, ernſt, faſt wehmüthig anſchauend, neigten ſie zum Kuſſe gegen einander. Der Alte ſprang mit einer komiſchen Bewegung auf die Seite, den Kuß zu ſehen. Er ward gegeben. Beide, indem ſie ſich zurückzogen, ſchloſſen ihre Hände feſter zuſammen. Waldrich erblaßte, Friederikens Augen verdunkelten ſich von einer Thräne. Sie neigten noch einmal die Lippen zuſammen. Nach dieſem Kuſſe ſchienen Beide von einander gehen zu wollen. Raſch noch einmal flogen Beider Lippen zuſammen. Dann laut weinend eilte Friederike fort; Waldrich wankte gegen ein Fenſter und zeichnete gedankenlos mit dem Finger im angelaufenen Glaſe desſelben.

Der Alte ſah links und rechts mit dem Kopfe, während er übrigens ſteif und wie verſteinert ſtand. Was, zum Kukuk, iſt denn los? Was hat denn das Mädchen? rief er. Was iſt ihm begegnet?

Frau Bantes ſenkte ihre Augen ſchweigend nieder auf den Brillantring ihrer Hand; ſie wußte, was Friederiken begegnet war, und ſagte zu Herrn Bantes: Papa, ſchone jetzt des Mädchens. Laß es erſt ausweinen.

Aber, aber, aber . . . rief der Alte haſtig, und lief zu Friederiken, was haſt du, Kind? Was weinſt du?

Sie weinte und erwiderte, ſie wiſſe es ſelbſt nicht.

Ah, Flauſen und dergleichen! rief der Vater. Dir iſt etwas geſchehen. Biſt du gekränkt worden? Hat etwa die Mama . . . .

Nein.

Oder der Hauptmann dir etwas geſagt?

Nein.

Donner, doch ich nicht? Was? Rede doch, ich? Wegen des Spaßes? Darum weinſt du?

Frau Bantes zog ihn ſanft an der Hand von Friederiken zurück und ſagte: Papa, du haſt dein Wort gebrochen und ſie gekränkt. Du haſt ihre Bitte verletzt und wieder, du weißt es wohl . . .

An den Jemand erinnert? — Haſt Recht, ich hätte es nicht thun ſollen. Laß gut ſein, Rieſchen; es geſchieht nicht wieder. Wer nimmt aber dem Papa dergleichen auch auf der Stelle ſo hoch auf?

Friederike beruhigte ſich. Frau Bantes führte ſie zur Harfe. Waldrich mußte ſtimmen. Die Flöte ward geholt. Man verſuchte die neuen Notenſtücke. Friederike ſpielte die Harfe unter Waldrich's Flötenbegleitung vortrefflich. Es ward noch ein ſchöner, genußvoller Abend.

## Berathungen.

Papa Bantes hielt Wort. Mit keiner Silbe mehr geſchah Erwähnung von dem gewiſſen Jemand. Eitles Treiben. Deſto mehr dachte nun Jeder im Hauſe an ihn.

Regelmäßig Morgens, Mittags und Abends ging Herr Bantes zum Barometer, klopfte an, um das Queckſilber ſteigen zu machen und für reiſende kränkliche Leute ſchönes Wetter zu erzwingen. Friederike, wenn es Niemand bemerkte, klopfte auch, um das Queckſilber fallen zu machen. Waldrich, nicht minder Frau Bantes, ſchielten auch öfter als ſonſt nach der weiſſagenden Röhre Torricelli's.

Das Wetter beſſert offenbar! ſagte eines Tages Herr Bantes, da er ſich mit der Mama allein im Zimmer befand. Die Wolken zertheilen ſich. Ich denke, er iſt ſchon unterwegs.

Das verhüte Gott, Papa. Mir ſchiene überhaupt gerathener, du würdeſt Herrn von Hahn ſchreiben, nicht vor Weihnachten nach Herbesheim zu kommen. Und wenn ich auch nicht an das alberne Geſchwätz glauben mag, ſo kann man ſich doch nicht erwehren, ängſtlich zu ſein.

Ei, ei, Mama! denkſt du an den todten Gaſt? Poſſen! Schäme dich.

Ich geb' es zu, lieber Mann, es iſt Thorheit. Allein, es dürfte unſerm Kinde in der Adventszeit begegnen, was wollte, man würde immer ... ja, bloß der Gedanke daran könnte, wenn etwa Riekchen nur unpäßlich würde, das Uebel verſchlimmern. Und wenn ich auch nicht an Geſpenſter glaube, und wenn auch Friederike darüber lacht, möchten wir doch z. B. nicht Nachts in der Kirche herumgehen. Der Menſch iſt nun ſo. Verſchiebe die förmliche Verlobung bis nach der fatalen Zeit. Nach Advent haben die jungen Leute noch hundert Jahre Muße, einander zu ſehen, Verlobung und Hochzeit zu machen. Warum denn eben jetzt geeilt? Was ſchadet ein Verzug von wenigen Wochen?

Schäme dich, Mama! Muthe mir nicht Narrheiten zu. Eben deßwegen gerade, weil der Pöbel ſein Larifari mit dem todten Gaſte hat, muß Friederike jetzt Braut werden, muß jetzt Verlobung ſein. Man muß ein Beiſpiel geben. Es iſt für uns Pflicht und dergleichen. Sehen die Leute in der Stadt, daß wir uns um keinen todten Gaſt bekümmern, daß wir unſere Tochter verloben, allem Geſchwätze zum Trotz, daß Rieckchen den Kopf behält und ihr Keiner den Hals umdreht, ſo iſt dem tollen Aberglauben der Hals umgedreht auf immer. Den Leuten bloß predigen: ſeid einmal geſcheidt! thut Buße! werdet fromm! das hilft nichts; ſondern hübſch voran, Herr Pfarrer, voran!

Geſetzt aber, Papa, dein Kind iſt dir doch auch lieb, geſetzt nun.... ſiehſt du, vor hundert Jahren muß doch, laut dem Kirchenbuche, etwas Unglückliches begegnet ſein, ſei es geweſen, was es wolle; vielleicht waren damals auch Menſchen, die ſich über die uralte Sage hinwegſetzten; — nun, wir wollen es auch thun. Aber wenn du die Verlobung eben in die böſe, verrufene Adventzeit dieſes hundertſten Jahres legſt, und, was Gott verhüte, es geſchähe dann, daß ...

Halt! du willſt doch nicht ſagen, Friederikens Geſicht im Nacken? Ich mag den Teufelseinfall nur nicht denken. Bleib mir damit vom Leibe, ſag' ich.

Nein. Aber, zum Beiſpiel, Herr von Hahn käme in dieſen berüchtigten Tagen, bei dieſem winterlichen Wetter zu uns, — denke nur, kränklich iſt er, wie er ſchreibt. Es könnte doch die Witterung auf weiter Reiſe, bei ſchlechten Wegen, ſein Uebel verſchlimmern. Geſetzt, wir hätten einen kranken — vielleicht zuletzt einen todten Gaſt; es graut mir, es auszuſprechen! Und dann die vom Aberglauben ausgezeichneten Advente dieſes Jahres, — durch deinen Eigenſinn dieſen

Aberglauben beſtätigt .... Freund, bedenk es doch wohl.

Herr Vantes ſchien nachdenkend zu werden und brummte endlich: Mama, ich begreiſe nicht, wie du immer auf Einfälle geräthſt, die ſonſt in keines Menſchen Gehirn kommen. Wie machſt du's auch? Könnteſt Poet werden und dergleichen. Spür's übrigens euch Allen an, daß ihr vom Popanz der Herbesheimer Adventstage lebendig beſeſſen ſeid. Alle ſeid ihr's; du, Friederike, ſogar der Hauptmann, der doch Soldat ſein will, der Caſſierer, Buchhalter, Inſpector, Alle, ſag' ich! Aber Keiner will das Wort haben. Pfui!

Wenn es wäre, woran ich aber doch faſt zweifle, ſo iſt es Pflicht des klugen Hausvaters, glimpflich eines Vorurtheils zu ſchonen, das eben Keinem ſchadet.

Alle Narrheit ſchadet. Darum keine Schonung; Krieg, offener Krieg! Seit Friederikens Geburtstag geht und ſteht hier im Hauſe Jeder ſo verblüfft, als wäre das jüngſte Gericht unterwegs. Der Teufel hat das Märchen vom todten Gaſte erfunden. Es bleibt, wie geſagt, beim Alten, Mama. Nichts wird geändert. Ich bin unbeweglich!

So ſagte Herr Vantes und lief aus dem Zimmer.

Inzwiſchen blieb es doch bei ihm nicht ſo ganz beim Alten. Das Geſpräch hatte in ihm einen Dorn zurückgelaſſen. Er fand, daß es um des lieben Hausfriedens willen beſſer ſein könne, die förmliche Verlobung auf Weihnacht hinauszuſtellen. Er liebte ſeine

Tochter zu ſehr, und dieſe Liebe brachte ihn auf allerlei Beſorgniß, der Teufel könnte doch auf irgend eine Art ſein Spiel treiben, und dann würde man es dem todten Gaſte zuſchreiben. Je näher der erſte Advent rückte, je unheimlicher ward ihm dabei, und zwar wider ſeinen Willen. Er wünſchte, ſein zukünftiger Schwiegerſohn möchte einſtweilen noch ausbleiben. Es jagte ihm einen Schrecken ein, als ſich das Wetter völlig aufklärte und der volle warme Sonnenſchein über die Welt floß, als wolle der Spätherbſt noch einen ſchönen Nachſommer zum Geſchenk bringen. Er ging nun eben ſo fleißig zum Barometer und klopfte, das Queckſilber wieder fallen zu machen.

Zu ſeiner Verwunderung bemerkte er, daß die Mama, daß Friederike die ehemalige gute Laune mit dem guten Wetter wieder bekommen hatten, der Commandant ebenfalls, und daß zuletzt alle Hausgenoſſen den ehemaligen Ton wieder fanden. Nur er konnte ihn nicht ſogleich wieder finden.

## Gutes Wetter.

Frau Bantes hatte wohl bemerkt, daß Rickchen mancherlei in ihrem Herzen gegen den reichen Banquier einzuwenden hatte; daß der Stadtcommandant in dieſem Herzen, mehr als es ſein ſollte, Commandant geworden war. Nicht um den Commandanten, ſo lieb er ihr auch war, zu begünſtigen, ſondern jede Uebereilung und das daraus mögliche Unglück zu verhüten, trachtete ſie nun, die förmliche Verlobung des Banquier mit ihrer Tochter zu verſpäten. Sie wünſchte, die jungen Leute ſollten ſich erſt kennen lernen, Friederike ſollte ſich erſt an ihr beſtimmtes Schickſal in Gedanken gewöhnen. Nebenbei war doch auch erſt näher zu erfahren, ob Herr von Hahn durch ſein Herz das Herz Friederikens verdiene. Daher hatte die ſorgliche Mutter dem Herrn Bantes, obwohl er ihr das auch für ſie hochwichtige Verfügen über die Hand ſeiner Tochter bis zum Geburtstage verheimlicht hatte, nie in ſeiner Wahl widerſprochen, keinen Vorwurf gemacht. Sie kannte Herrn Bantes zu gut: Widerſpruch würde ihn noch erpichter auf ſeine Sache gemacht haben. Darum ſpann ſie jenes Geſpräch mit ihm an und ſchob ſie ihm den Dorn ins Gewiſſen und freute ſich, als ſie wahrnahm, es ſei nicht ohne Wirkung geblieben. Darum hatte ſie auch, ſchon am Geburtstage ſelbſt, an eine Freundin in der Reſidenz um Erkundigung über den ſittlichen Werth des Herrn von Hahn geſchrieben. Die Antwort traf an demſelben Tage ein, als das ſchöne Wetter dem Herrn Bantes Schrecken machte. Herr von Hahn ward in dem Briefe der Freundin als einer der rechtſchaffenſten Männer geſchildert, der Jedermanns Achtung und bisher auch Jedermanns Bedauern genoſſen hätte, nicht nur, weil er immer ſehr kränklich, ſondern bisher auch in faſt ſklaviſcher Abhängigkeit von ſeinem alten, mürriſchen, wunderlichen und geizigen Vater geweſen wäre. Seit einigen Wochen aber habe der junge Mann die ſämmtlichen Geſchäfte des Alten übernommen. Der Alte zöge ſich nun auf ein Landgut zurück, weil er ſchon die Altersſchwächen zu ſehr fühle, ſchwer höre und ſelbſt durch die Brille nicht mehr gut ſehe.

Dieſe angenehmen Nachrichten machten der Frau Bantes gutes Wetter.

Ein anderer Umſtand brachte das gute Wetter für Friederiken und den Commandanten an demſelben Tage.

Waldrich war nämlich aus Auftrag der Frau Bantes in Rieckchens Zimmer getreten. Das Mädchen ſaß am Fenſter, die Stirn auf die neue Harfe gelehnt, die ſie vor ſich hatte.

Fräulein, Mama wünſcht zu wiſſen, ob Ihnen gefällig wäre, mit uns beim ſchönen Wetter eine Fahrt ins Freie zu machen?

Rieckchen antwortete nicht, ſondern drehte das Geſicht noch ein wenig mehr von ihm ab, gegen das Fenſter.

Ihro Gnaden ſind ungehalten? fragte Waldrich, der da glaubte, ſie wolle mit ihm Scherz treiben. Hab' ich zum Frühſtück nicht, auch wider Neigung, eine Taſſe Chocolade mehr getrunken, bloß weil Ihro Gnaden befahlen? Bin ich nicht pünktlich und zu rechter Zeit von der Parade zum Eſſen gekommen?

Hab' ich bei Tiſche nicht zu Allem mein ehrerbietiges Ja geſagt?

Es erfolgte keine Antwort. Er ſtand eine Weile ſchweigend da, ging dann zur Thür, als wolle er fort, kehrte dann wieder um und ſagte ungeduldig: Kommen Sie, Rieckchen, das Wetter iſt herrlich.

Darauf ertönte ein dumpfes Nein. Er erſchrak bei dem Tone; denn dieſer verrieth, daß er unter Thränen hervorgegangen ſei.

Was fehlt Ihnen? ſagte er ängſtlich und nahm die unter ihrer Stirn ruhende Hand von der Harfe, und zwang ſie, aufzuſehen.

Will die Mama ihm vielleicht mit uns entgegenfahren? Soll er heut ankommen? Hat ſie etwas geſagt? fragte Friederike haſtig und trocknete mit dem weißen Tuche ihre rothgeweinten Augen.

Waldrich's Blick verdunkelte ſich. Halb unwillig ſagte er: O Friederike, es iſt nicht recht von dir, daß du ſo fragſt. Glaubſt du, ich möchte dich noch einladen, wenn ich ſo etwas nur ahnen könnte? Wollte Gott, er käme nicht, ehe ich davon wäre.

Wie, davon?

In eine andere Garniſon. Ich habe dem General ſchon an deinem Geburtstage geſchrieben und gebeten, und noch keine Antwort.

Rieckchen ſah ihn verdrießlich an, ſtand auf und ſagte: Georg, nimm mir's nicht übel, das war einmal wieder einfältig von dir.

Ich kann, ich will, ich darf aber nicht bleiben.

Waldrich, iſt das Ihr Ernſt? Sie werden machen, daß ich Ihnen zeitlebens böſe werde.

Und Sie wollen meinen Tod, wenn Sie mich zwingen, Ihr Hochzeitsgaſt zu ſein.

Sie ſollen nie zu meiner Hochzeit eingeladen werden. Wer hat Ihnen geſagt, daß ich mein Jawort ſchon gegeben?

Sie dürfen es nicht verweigern.

Und, ach Gott, ich kann es doch nicht geben! ſchluchzte das Fräulein und verhüllte ihr Geſicht. Auch Waldrich ward von ſeinem geheimen Schmerz übermannt. Dies war das erſtemal, daß Beide unter ſich dieſen Gegenſtand berührten, obgleich er ihnen nie aus dem Sinn gekommen war. Am letzten Geburtstage, als Beide zum erſtenmal von der Gewißheit oder Möglichkeit erſchreckt wurden, ſich in Zukunft nicht mehr ſein zu können, was ſie bisher in unbefangener Fortſetzung jugendlicher Zuſammengewöhnung geweſen waren, hatten ſie zum erſtenmal in ſich erkannt, mit welcher Liebe ſie an einander hingen. Beide betrachteten ſich ſeit jenen verrätheriſchen drei Feſttagsküſſen mit ganz andern Augen. Beide verſtanden ſich; wußten, daß ſie liebten und geliebt wurden, ohne es weiter einander mit Worten zu ſagen. In Beiden war plötzlich das ruhige alles verſchönernde Licht der Freundſchaft zur Flamme geworden. Beide wollten dieſe vor

BIBL. UNIVERS. LIPS.

einander verbergen, und erhöhten damit nur die innere Macht derſelben.

Nach einer Weile trat Waldrich wieder zu ihr und ſagte in treuherzigem Tone: Rieckchen, dürfen wir noch mit einander bleiben, wie es bisher war?

Waldrich, können wir denn gegen einander anders werden, wie bisher?

Können? ich? Das iſt unmöglich. Ach, ich wußte ſelbſt nicht, Rieckchen, was mein Glück geweſen. Nun ich dich verliere, weiß ich erſt, daß ich verloren bin.

Verlieren, Georg! Sage mir das nicht, und mache mich nicht unglücklich. Es iſt ein entſetzliches Wort, das! Nenn' es nicht wieder.

Aber wenn er kommt?

Dann wird Gott ſorgen. Da, nimm meine Hand, Georg, zehntauſendmal lieber verlob' ich mich dem todten Gaſte. Aber du ſagſt das weder dem Papa noch der Mama. Ich will es ihnen ſagen, wenn es Zeit iſt. Nimm auf dies Wort meine Hand und ſei ruhig für mich.

Er nahm die Hand und bedeckte ſie mit heißen Küſſen. Es iſt ein Lebenswort, Fräulein! ſagte Waldrich. Ich durfte es kaum erwarten. Aber ich nehme es von Ihnen. Brechen Sie es, ſo brechen Sie mein Leben.

Und ſind Sie nun wieder froh und glücklich?

Ach, ich war's noch nie ſo, wie dieſen Augenblick! rief er.

Fort, rief Friederike, die Mama wird dich erwarten. Fort, ich mache meine Toilette und fahre mit euch. Sie ſtieß ihn zurück und drängte ihn zur Thür; aber an der Thür gab ſie ihm einen Abſchiedskuß. Wie ein Trunkener ging er und meldete der Frau Bantes Friederikens Entſchluß. Sich ſelbſt nicht empfindend, ſank Friederike auf einen Seſſel hin und verging im Traume ihrer Seligkeit und vergaß die Spazierfahrt. Der Wagen wartete. Frau Bantes ging endlich ſelbſt, die Tochter zu holen. Dieſe ſaß träumend da, das Köpfchen von blonden Locken umringelt auf die Bruſt geſenkt, die gefalteten Hände im Schooß.

Was ſinneſt du? oder beteſt du? fragte die Mama.

Ich habe mit Gott geſprochen.

Iſt dir wohl?

Wie einem Engel bei Gott.

Dein Ernſt, Rickchen? Du ſcheinſt geweint zu haben?

Ja, ich habe geweint. Aber ich bin nun glücklich, Mama. Kommen Sie zum Wagen. Ich nehme nur noch den Hut.

Sie nahm den Hut und ſtellte ſich vor den Spiegel, unter welchem das roſenrothe Seidenband lag, welches Waldrich um die Geburtstagsharfe geſchlungen hatte. Sie nahm es und band es um ihren Leib als Schleife.

Frau Bantes ſchwieg; aber ſie beſchloß, dem Commandanten nie wieder einen Auftrag an das Mädchen zu geben.

## Die Sage vom todten Gaſte.

Am folgenden Abend war im Hauſe des Herrn Bantes die gewöhnliche erſte Wintergeſellſchaft; ſo hieß in Herbesheim, was in andern Städten auch Kränzchen, Soirée, Thee u. ſ. w. genannt wird. Unter den beſten Familien der kleinen Stadt ging es nämlich der Reihe nach herum, ſich jede Winterwoche einmal freundlich und einfach zu bewirthen und mit Muſik, Geſang, Geſpräch, Spiel und Scherz den langen Abend zu erheitern. Zu bemerken iſt übrigens im Vorbeigehen, daß unter Spiel kein Kartenſpiel verſtanden ward, wie es gewöhnlich die armſelige Unterhaltung von Leuten zu ſein pflegt, die zwiſchen Mediſiren und Langeweilehaben keinen Mittelweg durch ein anderes erheiterndes Geſellſchaftsſpiel kennen.

Dieſen Abend beim Herrn Bantes war aber weder an Geſang noch Muſik, weder an Spiel noch Scherz zu denken. Man ſah ſich in dieſem Kreiſe und dieſen Winter das erſte Mal. Man hatte ſich einander ſehr viel zu ſagen, und weil in drei Tagen der erſte Advent war, kann man denken, daß der todte Gaſt die Koſten der Unterhaltung beſtreiten mußte. Die jungen Frauenzimmer rümpften die Näschen, oder ſtellten ſich doch etwas ungläubig. Manche war froh, daß ſie keinen Bräutigam hatte, den ſie aber vielleicht nach der Adventzeit nicht verſchmäht haben würde; in Mancher zog ſich das arme Herz bange zuſammen, wenn ſie an Jemanden dachte, der dem armen Herzen angehörte. Die ältern Frauen, nach reiflicher Ueberlegung, ſtimmten ſo ziemlich überein, daß die Geſchichte vom todten Gaſte nicht ganz aus der Luft gegriffen ſein möge. Die jungen Herren waren alle ohne Ausnahme ungläubig. Einige wünſchten, der todte Gaſt möge kommen und ihren Heldenmuth verſuchen. Ein paar ältliche Herren drohten den jungen Großſprechern warnend mit den Fingern. Einige junge Frauenzimmer ſtimmten ein, und es gab manche Neckerei, manches Witzſpiel und muthwilliges Gelächter.

Aber, rief Herr Bantes mit drolligem Zürnen, was iſt das für Wirthſchaft? Wohin ich den Kopf ſtecke: todter Gaſt, links und rechts. Iſt das auch eine Unterhaltung für meine lebendigen Gäſte? Fort damit, ſag' ich. Lebendigere Unterhaltung! Keine Winkelplaudereien, kein Geflüſter von den Todten!

Der Meinung bin ich auch! ſagte der Kreisſteuereinnehmer. Lieber das gemeinſte Pfänderſpiel. Wenn Herbesheim von den lebendigen Gäſten ſo wenig zu fürchten hätte, als vom hundertjährigen Beſuche des todten Gaſtes, ſo würden wir ſicher ſein, daß unſern jungen Schönen nie das Köpfchen verdreht würde.

Ich möchte eigentlich nur wiſſen, wie das alberne Hiſtörchen in die Welt hineingekommen wäre! ſprach ein junger Rathsherr. Die Sage iſt auch ſo dürr, wie ein Gerippe; kein näherer Umſtand davon bekannt, daß ſich daraus allenfalls eine Romanze oder Ballade ſchaffen ließe, damit es doch zu etwas tauge.

Umgekehrt, entgegnete Waldrich, die Sage vom todten Gaſte, wie man ſie ehemals kannte, und wie ich ſie in meiner Kindheit einmal von einem alten Jäger erzählen hörte, iſt zu lang und für unſere heutigen Tage zu langweilig; darum hat man ſie vergeſſen, und recht daran gethan.

Wie, wiſſen Sie die Geſchichte noch? fragten ſchnell Mehrere.

Ich erinnere mich ihrer noch dunkel! erwiderte Waldrich.

O, Sie müſſen uns erzählen! riefen die Mädchen, und drängten ſich zu ihm. Bitte, bitte, Sie müſſen uns erzählen!

Da half kein Widerſtand, kein Entſchuldigen. Zu den Frauenzimmern traten die Herren und baten. Man rückte die Stühle zuſammen.

Waldrich, gern oder ungern, mußte ſich bequemen, die Sage mitzutheilen, wie er ſie vom alten Jäger empfangen hatte. Er ſchmückte, um damit einigermaßen zu unterhalten, die Geſchichte ſo gut aus, als er es ſogleich aus dem Stegreiſe konnte.

Es ſind nun wirklich, fing er an, zweihundert Jahre voll, als der dreißigjährige Krieg angefangen und der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz die Krone des Königreichs Böhmen auf ſein Haupt geſetzt hatte. Der Kaiſer aber und der Kurfürſt von Bayern, an der Spitze der Katholiken Deutſchlands, brachen auf, die Krone wieder zu erobern. Die große, entſcheidende Schlacht am weißen Berge bei Prag ward geliefert. Der Kurfürſt Friedrich verlor die Schlacht und die Krone. Wetterſchnell flog die Botſchaft von Mund zu Mund durch Deutſchland. Alle katholiſchen Städte jubelten über den Untergang des armen Friedrich, der ſeinen Thron nur wenige Monate beſeſſen hatte, und den man deßwegen ſchlechthin den Winterkönig zu nennen pflegte. Man wußte, daß er in Verkleidung mit geringem Gefolge aus Prag entflohen ſei.

Das wußten auch unſere lieben Vorfahren in Herbesheim vor zweihundert Jahren. Sie plauderten damals ſchon eben ſo gern von Stadt- und Staatsneuigkeiten, wie wir, ihre würdigen Enkel; ſie waren aber damals, ich darf nicht ſagen religiöſer, wohl religionswilder. Die Freude über Niederlage und Flucht des Winterkönigs war alſo ungefähr eben ſo ausgelaſſen, ja weit ſtürmiſcher, als bei uns vor einigen Jahren über Niederlage und Flucht des Kaiſers Napoleon.

Drei bildſchöne Jungfrauen ſaßen einſt, vom Winterkönig plaudernd, beiſammen. Sie waren alle

Drei gute Freundinnen, und alle Drei hatten einen Bräutigam, das heißt, Jede einen beſondern für ſich, weil ſie ſonſt nicht Freundinnen geweſen wären. Die eine hieß Veronika, die andere Franziska, die dritte Jacobea.

Man ſollte den König der Ketzer nicht aus Deutſchland entwiſchen laſſen! ſagte Veronika. So lange er lebt, wird das Ungeheuer der Lutherei leben und nicht ruhen, Verderben auszuſpeien.

Ja, rief Franziska, wer Den todtſchlägt, hat eine große Belohnung vom Kaiſer, vom Kurfürſten von Bayern, von der ganzen heiligen Kirche und dem Papſte zu erwarten; ja er hat auf den Himmel zu zählen!

Ich wollte, fiel Jacobea ein, er käme in unſere Stadt, o ich wollt' es! Er müßte durch die Hand meines Liebſten ſterben. Mein Liebſter bekäme wenigſtens eine Grafſchaft zum Lohn.

Es iſt die Frage, ſagte Veronika, ob dich dein Liebſter zur Gräfin machen möchte; denn er hat kaum Herz genug zu ſolcher Heldenthat. Der meinige würde, ich dürfte nur mit den Augen winken, das Schwert anlegen und den Winterkönig zu Boden ſchlagen. Und die Grafſchaft wäre dir vor der Naſe weg erobert.

Macht euch Beide nur nicht ſo breit! ſagte Franziska. Mein Liebſter iſt doch der Stärkſte von Allen. Iſt er nicht ſchon im Kriege geweſen als Hauptmann? Und wenn ich ihm geböte, den Großtürken auf dem

Throne niederzuhauen, er ginge. Freut euch auf die Grafſchaft nicht zu ſehr.

Indem die Jungfrauen noch um die Grafſchaft ſtritten, entſtand ein heftiges Getrappel jagender Roſſe auf der Straße vom Thore her. Flugs alle drei Mädchen zum Fenſter. Es war aber ein ſchreckliches Wetter draußen; der Regen ſchoß in Strömen auf die Gaſſe von allen Dächern und Rinnen. Der Sturmwind ſauſete und trieb die Fluten des Regens gegen Häuſer und Fenſter.

Daß ſich's Gott erbarme! rief Jacobea. Wer bei ſolchem Wetter noch unterwegs iſt, der reiſet gewiß nicht aus Luſt.

Den treibt die wilde Noth! ſagte Veronika.

Oder das böſe Gewiſſen! ſetzte Franziska hinzu.

Gegenüber vor dem Wirthshauſe zum Lindwurm hielten dreizehn Herren zu Pferde ſtill und ſtiegen eilfertig ab. Zwölf blieben bei den Roſſen, der dreizehnte in weißen Kleidern ging in das Haus des Wirthes. Bald kam der Wirth mit den Knechten. Die Pferde wurden in den Stall, die Herren ins Wirthshaus geführt. Trotz dem Regen lief Volk in der Gaſſe zuſammen, die fremden Reiter und Pferde zu ſehen. Das ſchönſte Roß gehörte dem weißen Herrn; es war ein ſchneeweißer Schimmel mit prächtigem Geſchirr.

Wenn das der Winterkönig wäre! riefen die drei Jungfrauen, wie ſie ſich von den Fenſtern abwandten, im erſten Augenblicke, und einander bedenklich mit großen Augen anſtarrend.

Da polterte es auf der Treppe. Siehe, herein traten die drei Bräutigame der Jungfrauen. Wiſſet ihr ſchon, rief der eine, der flüchtige Winterkönig iſt in unſern Stadtmauern.

Da wäre ein Fang zu machen! ſagte der zweite.

Die Angſt liegt dem langen, hagern Weißrock im Angeſicht! rief der dritte.

Ein froher Schauder überfloß die Mädchen. Sie ſtarrten ſich wieder mit großen, forſchenden Augen an. Es war, als redeten ſie mit den ſtarren Blicken zuſammen, als verſtänden ſie einander. Plötzlich reichten ſie einander die Hände und ſagten: Ja, es gilt! es gilt! Alle drei mit einander und ungetheilt. Dann ließen ſie die Hände los und Jede drehte ſich hin zu ihrem Bräutigam.

Veronika ſprach zu dem ihrigen: Läßt mein Liebſter den Winterkönig lebendig aus unſern Stadtmauern ziehen, ſo will ich lieber des Winterkönigs Metze, als meines Liebſten ehelich Gemahl ſein. So wahr mir Gott helfe mit ſeinen Heiligen.

Franziska ſprach zu dem ihrigen: Läßt mein Liebſter den Winterkönig dieſe Nacht überleben, will ich eher den Tod, als meinen Liebſten küſſen, und mein Liebſter ſoll ewig die Hochzeit umſonſt erwarten. So war mir Gott mit ſeinen Heiligen helfe.

Jacobea ſprach zu dem ihrigen: Der Schlüſſel zu meinem Brautkämmerlein iſt nun und ewig verloren, bringt morgen der Herzallerliebſte mein nicht purpurroth ſein Kriegsſchwert vom Blute des Winterkönigs.

Die drei Bräutigame erſchraken; doch ſammelten ſie ihre Geiſter bald wieder, indem ſie die ſchönen Jungfrauen liebreizender, denn jemals, vor ſich ſtehen und der Antwort gewärtig ſahen. Keiner wollte zurückbleiben, jeder der Erſte ſein, die Inbrunſt ſeiner Liebe durch ein Heldenſtück zu beurkunden. Alſo verhießen ſie, der Winterkönig ſolle die Sonne nicht wieder ſehen.

Sie beurlaubten ſich von den Bräuten, die nun frohlockend zuſammenſaßen und von dem ewigen Ruhm ihrer Geliebten, von deren Muth und Zärtlichkeit und zuletzt von der Grafſchaft plauderten, wie ſie dieſelbe unter ſich theilen wollten. Die drei jungen Männer aber beredeten ſich, gingen alsbald ins Wirthshaus zum Lindwurm, forderten einen Trunk, forſchten geſprächig den Fremden nach, und wer der König ſein möge und wo er ſchlafe, und ob er ein ſchönes Zimmer habe. Sie kannten aber Alle jeden Winkel des Hauſes wohl. Und ſie zechten bis tief in die Nacht.

Vor Tagesanbruch ritten eilfertig zwölf der fremden Gäſte fort bei Sturm und Wetter. Der dreizehnte lag todt im Blute ſchwimmend auf dem Bette. Er hatte drei Todeswunden. Niemand konnte ſagen, wer er ſei; doch verſicherte der Wirth, der König ſei es nicht. Und er hatte Recht; denn der Winterkönig entkam, wie bekannt, glücklich nach Holland und lebte noch manches Jahr. Der todte Gaſt wurde noch deſſelben Tages begraben, aber nicht auf dem Kirchhofe in geweihter Erde zu den Gebeinen anderer katholiſchen Chriſten, ſondern, als ein vermuthlicher Ketzer, auf dem Schindanger ohne Sang und Klang.

Aengſtlich warteten indeſſen die drei Bräute auf die Ankunft ihrer Liebſten, um ihnen ſüßen Lohn zu zollen. Aber ſie kamen nicht. Sie ſchickten wohl nach ihnen aus in alle Gaſſen und Häuſer; aber es hatte ſie Niemand mehr, ſeit der Mitternachtsſtunde, geſehen. Selbſt der Wirth und deſſen Frau, Mägde und Knechte wußten nicht zu ſagen, wohin ſie gegangen und was aus ihnen geworden.

Da härmten ſich die armen Mädchen bitterlich, und ſie weinten Tag und Nacht und bereuten den frevelvollen Befehl, welchen ſie ſo treuen und ſchönen Männern gegeben.

Am meiſten jammerte heimlich die reizende Jacobea, denn ſie hatte zuerſt den gefährlichen Anſchlag auf das Leben des Winterkönigs vor ihren Geſpielinnen laut gethan. Zwei Tage waren ſeit der Unglücksnacht verfloſſen, der dritte faſt verfloſſen. Noch wußten die Bräute, noch die bekümmerten Eltern nichts über das Schickſal der Jünglinge.

Da ward an Jacobea's Thür gepocht, und es trat ein fremder vornehmer Mann herein und fragte nach dem Mägdelein, das weinend neben dem Vater und der Mutter ſaß. Der Fremde überreichte einen Brief, den er unterwegs von einem Jüngling empfangen und zu beſtellen verſprochen hatte. O, wie freudig erſchrak Jacobea! Das Briefchen kam vom Geliebten.

Es war hier faſt dunkel. Die Mutter eilte und brachte zwei brennende Lampen, den Brief zu leſen und den Fremden beſſer zu ſehen. Es war ein Mann bei dreißig Jahre alt, von hoher, magerer Geſtalt, ganz ſchwarz gekleidet, doch nach Sitte damaliger Zeit mit großem, von ſchwarzen Federn umwehtem Hute, ſchwarzem Wamms mit weit überliegendem Spitzenkragen auf den Achſeln, ſchwarzen Unterkleidern und weiten Stiefeln, an der Seite ein Schwert, deſſen Griff mit Gold und Perlen und blitzenden Steinen ausgelegt war. Funkelnde Edelſteine ſah man mit allerlei Licht von ſeinen Fingerringen ſtrahlen. Doch ſein Angeſicht, zwar regelmäßig und edel, war, trotz dem Feuer ſeines Blickes, blaß und erdfarben, und der ſchwarze Anzug machte ihn noch bleicher. Er ſetzte ſich, und der Vater las bei der Lampe den Brief. Er lautete: „Wir haben den Unrechten getroffen! drum, Liebchen, lebe wohl, dieweil ich den Schlüſſel zum Brautkämmerlein verloren. Ich zieh' in Krieg gen Böhmenland und ſuche mir eine neue Braut, die nicht fordert vom Liebſten ein purpurrothes Schwert. Tröſte dich, wie ich mich. Da ſend' ich dir den Ring zurück.“ Der Ring fiel aus dem Briefe.

Als Jacobea Solches verleſen hörte, ward ſie ſchier ohnmächtig, und ſie weinte und fluchte dem Ungetreuen. Vater und Mutter tröſteten das arme Kind, und der Fremde redete viel holdſelige Worte: Hätt' ich gewußt, daß der Schalksknecht mich zum Ueberbringer ſolcher Verzweiflung mache, ſo wahr ich bin der Graf von Gräbern, ich hätt' ihm den Johannisſegen mit meinem guten Schwert ertheilt. Trocknet Eure ſchönen Augen, holdes Fräulein; eine einzige Thränenperle, die über Eure roſenrothen Wangen rinnt, iſt genug, alle Flammen Eurer Liebe auszulöſchen.

Aber Jacobea konnte nicht aufhören zu weinen. Der Graf entfernte ſich endlich und bat um Erlaubniß, die ſchöne Leidende am folgenden Tage noch einmal beſuchen zu können.

Er hielt auch Wort und kam, und da er mit Jacobea allein war, ſprach er: Ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können, indem ich immer Eurer Schönheit und Eurer Thränen gedachte. Ihr ſeid mir wohl ein Lächeln ſchuldig, daß meine von Schlafloſigkeit blaſſen Wangen wieder Röthe gewinnen.

Wie kann ich lächeln? ſagte Jacobea. Hat nicht der Ungetreue mir den Ring geſandt, das Herz umgewandt?

Der Graf nahm den Ring und warf ihn hinaus zum Fenſter: Weg mit dem Ring! rief er. Wie gern erſetzt' ich ihn mit einem ſchönern! und er legte den prächtigſten Reif von ſeinen Fingern vor ihr auf den

Tiſch: wie gern mit allen dieſen Ringen, und an jedwedem hängt eine reiche Herrſchaft!

Jacobea erröthete. Sie ſchob den prächtigen Ring zurück. Seid nicht ſo grauſam, ſprach der Graf; denn nun ich Euch einmal geſehen, kann ich Euch nimmer vergeſſen. Hat Euch Euer Liebſter verſchmäht, verſchmäht ihn wieder. Das iſt ſüße Rache. Mein Herz und meine Grafſchaft liegen zu Euern Füßen.

Zwar Jacobea mochte nicht davon hören, aber doch fand ſie in ihrem Herzen, der Graf habe mit der Rache Recht, und der Treuloſe müſſe vergeſſen ſein. Sie ſprachen noch Vieles mit einander. Der Graf redete ſehr beſcheiden und einnehmend; nur war er nicht ſo ſchön, wie der verlorene Bräutigam, ſein Geſicht auch gar zu bleich und erdfarben. Doch wenn er anmuthig redete, vergaß man die Farbe leicht. Und da Alles ſeine Zeit hat, ſo hörte auch Jacobea auf zu weinen, und ſie mußte wohl zuweilen zu den Scherzen des Grafen lächeln.

Die Anweſenheit des reichen Herrn in Herbesheim ward bald in der ganzen Stadt ruchbar, denn er hatte prachtvoll gekleidete Dienerſchaft und machte viel Aufwand. Auch daß er Jacobea einen Brief von dem verſchwundenen Bräutigam gebracht, erfuhr bald Jeder. Als dies Veronika und Franziska hörten, eilten ſie zu ihrer Freundin und fragten, ob der vornehme Graf nichts von den übrigen Beiden gewußt habe, und baten, danach zu forſchen.

Solches that auch Jacobea; und da der Graf ſagte, er wolle die leidtragenden Freundinnen ſelbſt aufſuchen, um nach den Beſchreibungen zu urtheilen, wer ihre Liebſten wären, dankte ihm das Mägdlein ſehr. Auch that ſie ihm ſchon gütiger, denn ſie hatte Nachts bei ſich ſelber Mancherlei überlegt und den koſtbaren Ring viel betrachtet und gedacht: Da darf ich ja nur die Hand ausſtrecken und die Grafſchaft nehmen, ohne ſie mit Veronika und Franziska theilen zu müſſen. So hat mir doch die That des Ungetreuen zur Grafſchaft geholfen. Und ſie zeigte den Eltern das Juwel, welches der Herr auf dem Tiſche hatte liegen laſſen, und von ſeinen ehrbaren Anträgen erzählte ſie Alles, und von ſeinen weitläufigen Herrſchaften, was ſie wußte. Die Eltern erſtaunten ſehr und wollten lange nicht daran glauben. Wie aber der Graf wieder kam und die Eltern geziemend bat, ihrer Jungfrau Tochter eine Kleinigkeit zum Sonntagsſchmuck verehren zu dürfen, und wie er aus koſtbarem Käſtlein ein Diamantenkreuz an ſiebenfacher Perlenſchnur zog, bekamen ſie den Glauben. Da beredeten ſich Vater und Mutter und ſprachen: Der Eidam ſteht uns wohl an. Den müſſen wir fahen!

Nun redeten ſie ihrer Tochter viel zu, ließen ſie auch viel im Kämmerlein mit dem Grafen allein und bewirtheten ihn mit Leckerbiſſen und edeln Weinen oft noch ſpät in der Nacht. Er aber nahm nichts ohne Dank, und die Eltern erfreuten ſich ſeiner ſchönen

Geſchenke. Jacobea freute ſich im Geiſte, als Gräfin von Gräbern den Neid und die Bewunderung der ganzen Stadt zu erregen, und ward gegen den Ungeſtüm des neuen Liebhabers nachgiebiger.

Dieſer aber war doch ein böſer Vogel. Denn als er zu Veronika kam, fand er ſie noch ſchöner, als die ſchöne Jacobea; und wie er endlich gar die blondlockige Franziska ſah, däuchten ihm die Andern faſt häßlich. Er ſagte aber der blondlockigen Franziska und der rabenlockigen Veronika, einer jeden insbeſondere, von ihren Liebſten faſt die gleiche Geſchichte. Er habe unterwegs die drei Junggeſellen in einer Herberge gefunden, mit zwei jungen Mädchen gar ausgelaſſen ſcherzend, bei vollen Weinbechern. Alle hätten in den Krieg nach Böhmenland ziehen wollen, und die Dirnen mit ihnen. Als ſie von ihm im Geſpräch vernommen, er werde auf ſeiner Reiſe durch das Städtlein Hersheim ziehen, habe der Eine an Jacobea den Brief geſchrieben und ihn gebeten, ſolchen mitzunehmen. Die Andern hätten aber geſpottet und geſagt: Wir haben wohl hier bei luſtigen Mädeln Beſſeres zu thun, als Briefe zu ſchreiben; wollet Ihr Euch für uns beſchweren, ſo ſaget ihnen, wir zögen nach Böhmenland, weil wir auf ihr Geheiß ein übles Werk gethan. Und wir ſchicken ihnen ſtatt des Briefes den Brautring zurück. Sie ſollen ſich durch den Mann tröſten laſſen, dem er beſſer, als ihnen, an den Finger paſſe.

Schon bei Veronika behauptete der Graf, der

Ring paſſe ihm vortrefflich; aber bei Franziska fand er, der Ring wäre wie ausſchließlich für ihn gemacht. Und er tröſtete Jede gar beredt und fragte ſie: ob ein Bräutigam ſolche Thränen verdiene, der ſein Liebchen ſo ſchnöde verlaſſen und an der Seite einer leichtfertigen Buhlin Ring und Herz wegwerfen könne? Und er ſpielte ſeine Rolle bei Jeder ſo gut, wie bei Jacobea, und wußte zuletzt Jede zu tröſten; Jeder machte er Geſchenke, Jeder bot er ſein Herz und die Grafſchaft, und Jede gewöhnte ſich bald an ſein blaſſes Geſicht.

Die drei Freundinnen aber machten ſich gegenſeitig aus ihrem Umgange mit dem Grafen und aus ihren Entwürfen ein Geheimniß; denn Eine fürchtete die Andere, daß ſie ihr Netz nach dem reichen Liebhaber auswerfen möchte. Sie beſuchten ſich nicht mehr, wie ſonſt, und ärgerten ſich ſehr, wenn ſie zufällig erfuhren, daß der Graf auch die Bekanntſchaft der andern unterhalte. Eine auf die Andere eiferſüchtig, wollte es den Uebrigen zuvorthun, ließ ſich anfangs Liebkoſungen gefallen und erwiderte endlich dieſelben, um den Anbeter enger zu feſſeln.

Niemand freute ſich dieſer Eiferſucht mehr, als der loſe Graf. Denn vermittelſt derſelben gewann er in kurzer Zeit immer größere Vortheile über die drei Schönen. Zwar betheuerte er Jeder, bei Allem was heilig im Himmel iſt, daß er die Uebrigen häßlich und albern fände, aber doch müſſe er ſie von Zeit zu Zeit, Höflichkeit willen, noch beſuchen. Auch dieſe Ausrede half ihm zuletzt nicht mehr. Wie aber Jede nun von ihm als Beweis wahrer Liebe begehrte, er müſſe die andern Beiden gänzlich meiden, ſtellte er ſich ſehr betroffen. Und er machte eine Gegenbedingung: förmliche Verlobung und Ringwechſel in Gegenwart der Eltern, und nach dieſem eine ſtille Stunde in der Nacht, wo Liebende ungeſtört von der Hochzeit, von der Reiſe und von den Einrichtungen im gräflichen Palaſte koſen könnten. Auch das gab jede der drei Schönen zu, und das Wort ward mit einem Kuſſe verſiegelt. Aber im Küſſen ſagte jede: Liebſter Graf, wie ſeid Ihr doch ſo gar bleich? Leget das ſchwarze Gewand ab, es macht Euch noch bläſſer. Dann antwortete er immer: Ich trage ſchwarz, um ein Gelübde zu erfüllen. Am Hochzeitstage erſcheine ich roth und weiß, wie, Herzallerliebſte, deine Wange.

Alſo hielt der Graf Verlobung mit Jeder, das geſchah am gleichen Tage. Dann ſchlich er im Finſtern zu Jeder ins Schlafkämmerlein. Das geſchah in der gleichen Nacht. Als des andern Morgens die Mädchen zu lange ſchliefen, gingen die Eltern, ſie zu wecken.

Da lag jede der Jungfrauen eiskalt im Bette und den Hals umgedreht, das Geſicht im Nacken.

Zetergeſchrei fuhr aus den drei Häuſern über die Gaſſen. Alles Volk rannte erſchrocken zuſammen. Mord! Mord! ward geſchrieen; und weil der Verdacht auf den Grafen von Gräbern fiel, ſammelten ſich die

Menſchen vor dem Wirthshauſe zum Lindwurm, und die Stadtweibel und Hartſchiere drangen hinein. Da wehklagte im Hauſe der Wirth, ſein Gaſt ſei verſchwunden mit all ſeinen Knechten, und Niemand habe ſie ſehen fortwandern. Alles Gepäck, deſſen ſo viel geweſen, ſei davon, und habe es doch Niemand von hinnen getragen; aus dem wohlverſchloſſenen Stalle ſeien die vielen prächtigen Roſſe entkommen, und Keiner auf den Straßen, kein Wächter an den Thoren habe von ihnen gehört.

Da erſchrak alle Welt, und Jeder ſchlug ein Kreuz und ſegnete ſich, wer an den Häuſern der unglücklichen drei Bräute vorüberging. Drinnen heulte Jammer und Schmerz, und bedenklich mußte Jedem vorkommen, daß die reichen Geſchenke, die prächtigen Brautkleider, die der Graf ſchon gegeben, die Perlenſchnüre, Steinringe und Diamantenkreuze nicht mehr gefunden werden konnten.

Es war nur ein kleines Leichengefolge, welches den Särgen der drei Jungfrauen zum Thor hinaus nachwandelte, in ſchwarze Mäntel gehüllt. Und als die Särge auf dem Gottesacker bei der Sebalduskirche niedergeſetzt worden waren und das Gebet verrichtet werden ſollte, ſah man einen langen Mantel aus dem Gefolge hinweggehen, den man bisher nicht bemerkt hatte. Und wie man ihm nachſah, wunderte ſich Jeder, wie er, obgleich er vorher ſchwarz gekleidet geweſen, allmählich ganz weiß ward. Und es erſchienen drei rothe Flecken auf dem weißen Wamms, und das Blut träufelte ſichtbarlich über die Schöße des Wammſes herunter. Und der lange bleiche Mann ging zum Schindanger.

Jeſus Maria! ſchrie der Wirth vom Lindwurm, das iſt der todte Gaſt, den wir vor einundzwanzig Tagen dort einſcharren ließen.

Entſetzen ergriff, die auf dem Kirchhof waren, und Alle liefen mit Grauſen davon, und die Hacken wurden ihnen unter den Füßen lang. Ein Sturmwind mit Schnee und Regen blies in heftigen Stößen ihnen nach. Drei Tage und drei Nächte blieben die Särge unbeerdigt ſtehen neben den offenen Grüften.

Als die Obrigkeit endlich befahl, ſie einzuſenken, und die Eltern viel Geld an herzhafte Männer boten, das letzte Liebeswerk zu leiſten, verwunderten ſich dieſe Männer gar ſehr. Denn wie ſie die Särge aufhoben, fanden ſie dieſelben ſo leicht, als wenn ſie leer wären, und doch ſah man noch die Deckel feſt vernagelt. Einer faßte Muth, holte Stemmeiſen und Hammer, und ein Anderer mußte den Herrn Pfarrer und Capellan rufen. Wie die Särge geöffnet wurden, fand man dieſelben ganz leer, und auch kein Todtenkiſſen, kein Leintuch, keinen Strohhalm darin. Alſo wurden die leeren Särge vergraben.

Hier machte Waldrich eine Pauſe. Es war todtenſtille im Zimmer. Alle Kerzen brannten dunkel und warfen falbes Halblicht auf den Kreis der Horchenden. Die Männer ſaßen und ſtanden ernſthaft umher; die jungen Frauenzimmer hatten ſich unvermerkt paarweiſe enger an einander gedrängt, und die betagten Frauen horchten noch, da Waldrich ſchon lange ſchwieg, mit gefalteten Händen und verlängerten Geſichtszügen.

Vor allen Dingen putzt die Lichter! rief Herr Bantes, und redet wieder, daß man warme Menſchenſtimmen höre, ſonſt lauf' ich davon. Das Teufelszeug könnte einem Grauen machen.

Das war Jedem aus der Seele geſprochen. Man lief zu den Kerzen. Man ſtand auf. Man bot Erfriſchungen umher. Man gefiel ſich, recht laut zu plaudern und laut zu lachen und ſich mit der Furchtſamkeit zu necken, die Einer am Andern bemerkt haben und Keiner geſtehen wollte. Man nannte die Sage vom todten Gaſte das tollſte Märchen, was je eine Ammenphantaſie ausgebrütet habe, und meinte, wenn eine Miß Anna Radcliffe oder ein Lord Byron darum wüßte, die Welt noch ein Meiſterſtück des Schauerlichen zu erwarten hätte.

Sobald aber der Stadtcommandant vom Reden und die Geſellſchaft vom Hören ausgeruht hatten, ward das Bitten um den zweiten Theil der Sage, oder um die Geſchichte von der andern Erſcheinung des todten Gaſtes, begonnen. Man ſetzte ſich im Halbkreiſe um den Erzähler, ohne ſeine Erklärung abzuwarten, ob er fortfahren wolle. Mit furchtſamer Neugier richteten ſich Aller Augen auf ihn, als er endlich ſeinen Platz einnahm. Gruppenweiſe rückten gleich Anfangs die Mädchen die Stühle enger zuſammen; eben ſo die Matronen unter einander. Es ward neue Stille.

Das heutige Becker'ſche Gut vor der Stadt gehörte ehemals, wie Sie wiſſen, einer freiherrlichen Familie von Roren, erzählte Waldrich, die es aber ſchon ſeit hundert Jahren nicht mehr bewohnte, ſondern in Pacht gab, bis es vor ungefähr zwanzig Jahren in den Kriegsunruhen an den verſtorbenen Herrn Hofrath Becker kaufsweiſe kam. Der letzte Baron, welcher dieſes Gut, zu dem noch ein großer Theil unſerer Stadtwaldungen gehörte, mit ſeiner Familie zuweilen ſelbſt bewohnte, war ein ungeheurer Verſchwender. Er zog freilich nur hierher, wenn er nach ſeinem Aufwand, den er zu Venedig oder Paris getrieben, wieder Kräfte ſammeln wollte. Allein ſelbſt ſeine ökonomiſchen Erholungszeiten auf dem prächtigen Edelſitze waren meiſtens nur Fortſetzungen der gewohnten Luſtbarkeiten in verjüngtem Maßſtabe. Noch jetzt ſehen wir da die Spuren der alten Größe und Pracht an den weitläufigen Ruinen des ehemaligen Schloſſes und der Nebengebäude, die ſchon vor ſiebenzig Jahren ein Raub der Flammen geworden ſind, und an deren Seite ſich jetzt das ſchöne, bürgerlich beſcheidene Landhaus erhebt, welches der Hofrath Becker zu ſeiner Zeit aufführen ließ. Weit umher, wo jetzt der Pflug geht, war ehemals Alles Garten.

Als der Baron das letztemal zu ſeinem Edelſitze kam, war es zu ganz ungewöhnlicher Zeit und in ganz ungewöhnlich großer Geſellſchaft, nämlich ſpät im Herbſt und mit fünfzehn bis zwanzig jungen Edelleuten und deren Dienerſchaft. Seine Tochter war damals die Braut des Vicomte de Vivienne, eines reichen und liebenswürdigen Wildfangs, der die deutſchen Höfe mit Aufträgen des Cardinals Dubois bereiſet hatte. Dubois war der allmächtige Miniſter des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, und Vivienne ſein beſonderer Günſtling.

Man kann ſich denken, der Baron von Roren ließ es an nichts fehlen, ſeinem Gaſte den Aufenthalt im ländlichen Palaſte neben einer kleinen Stadt ſo angenehm als möglich zu machen. Die Freuden der Tafel, die Freuden der Jagd in den benachbarten Forſten, die Freuden des Hazardſpiels um aufgeſchichtete Goldſummen, wechſelten mit Luſtreiſen, mit Aufführung kleiner franzöſiſcher Schauſpiele u. ſ. w. unabläſſig ab. Graf Altenkreuz, ein junger reicher Lebensluſtiger, der Sohn einer der vornehmſten Familien am Niederrheine, machte in dieſer frohen Bande den Freudenmeiſter. Er war ein Erzſpieler, kannte das Treiben aller damaligen Höfe und hatte an allen die koſtbare Kunſt gelernt, die Tage im möglichſten Wechſel der Luſtbarkeiten zu verjubeln. Nichts kam darin ſeinem erfinderiſchen Witze gleich. Der Baron von Noren hatte erſt kurz vorher, ehe er nach Herbesheim ging, ſeine Bekanntſchaft gemacht und ihn als einen wahren Schatz mitgenommen, vermuthlich wohl auch deßwegen, weil Altenkreuz gern und hoch ſpielte, aber nicht immer glücklich. So war von ihm, zur Herſtellung zerrütteter Finanzen, mancher ſchöne Beitrag zu hoffen.

Eben dieſer junge Wüſtling war es auch, der, wie die Wintertage anrückten, auf den Einfall gerieth, man müſſe einmal Maskenbälle geben, und zwar alſo, daß ſich Jeder ſeine Schöne dazu aus der Nachbarſchaft oder aus der Stadt, ohne Rückſicht auf Stand und Geburt, wählen könne. Denn in der That fehlte es den Geſellſchaften und Feſten der Herren an Frauenzimmern. Die junge Baroneſſe Noren und einige ihrer Freundinnen verloren ſich zu ſehr in der zahlreichen Menge der Herren. Wozu denn, wo man Freuden ſucht, nach dem Stammbaum ſchauen? ſagte Altenkreuz. Die Schönheit iſt jedem Stande, ſelbſt den Königinnen, ebenbürtig, und unter den Griſetten zählt man Schönheiten, die auch kein Hof verſchmäht.

Alles klatſchte Beifall, wenn ſchon die Fräulein ein wenig die Naſe rümpften. Nun wurden Putzmacher und Schneider des Städtchens in Bewegung geſetzt, ſogar aus andern Städten verſchrieben, um Maskentrachten von allerlei Art zu bereiten. Der Vicomte de Vivienne wollte auch hier an Geſchmack vor Allen ſich auszeichnen, und Altenkreuz auch hier, wie immer, den

Franzoſen überglänzen. Er ſuchte ſich in Herbesheim den geſchickteſten Schneider und das hübſcheſte Mädchen, um es zum Ball zu führen. Beides fand er unter einerlei Dach beiſammen. Meiſter Vogel war der beſte Schneider, welcher ſogleich die Vorzeichnungen des Grafen verſtand, und ſeine Tochter Henriette in der erſten Blüte ihrer Reize, die den Grafen bald mehr, als ſie ſollten, bezauberten.

Der Graf fehlte nur ſelten im Hauſe des Meiſters. Er hatte beſtändig nachzuſehen, damit nichts verdorben würde. Beſonders hatte er der fleißigen Henriette bei ihrer Arbeit viel zu erinnern. Auch ein Paar köſtliche weibliche Anzüge ließ er verfertigen für den Maskenball, die mußte Henriette nicht nur nähen, ſondern der Vater ihr auch nach ihrem eigenen Körper anmeſſen, weil der Graf ſagte, daß ein Fräulein von einem benachbarten Edelſitze, welches er zum Ball führen würde, vollkommen Henriettens ſchlanke Geſtalt habe. Dabei war er ſehr freigebig; bloß die kleinen Geſchenke, die er machte, waren zuletzt ſo viel werth, als der wirklich bedungene Arbeitslohn. Daß Henriette die ausgewählteſten Geſchenke bekam, verſtand ſich von ſelbſt, und daß er ihr, wenn er ſie allein traf, viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit ſagte, ja zuletzt ſogar von Liebe ſprach, war bei ſeiner Leidenſchaft vorauszuſehen. Henriette mochte nun freilich von dieſen Zärtlichkeiten nichts hören, denn ſie war ein ehrbares Mädchen und noch überdies ſchon mit einem Geſellen ihres Vaters verſprochen; aber ſie hörte doch auch die Süßigkeiten eines ſo vornehmen und gütigen Herrn nicht mit Verdruß, denn ein Mädchen kann ſelten auf Den böſe werden, von dem es verehrt wird.

Wenige Tage vor dem Balltage — ſchon waren die Maskenkleider fertig — kam Altenkreuz ſehr düſter und verſtimmt in Meiſter Vogel's Haus. Er bat den Meiſter, ein Wort mit ihm allein zu reden, und ſie entfernten ſich.

Meiſter, ſagte er, ich bin in ſchwerer Verlegenheit. Ihr, wenn Ihr wollet, könnet mir aus der Noth helfen, und ich will es Euch beſſer lohnen, wenn Ihr mir den Gefallen erweiſet, als wenn Ihr mir das ganze Jahr Ballkleider nähtet.

Ich bin Ew. Gnaden allzeit gehorſamer Diener! verſetzte mit Verbeugung und lächelnder Miene der Schneider.

Denkt nur, Meiſter, ſagte Altenkreuz ferner, mein Fräulein, das ich zum Tanz führen ſollte, iſt krank geworden und läßt mir abſagen. Alle andern Herren haben ihre Tänzerinnen, und, Ihr wißt es, meiſtens Bürgerstöchter aus der Stadt. Nun ſteh' ich da, ohne meine andere Hälfte. Ich könnte ſie wohl noch in den Familien der Rathsherren und Kaufleute finden, aber welcher paſſen die Ballkleider? Ihr ſeht, Meiſter, ich muß Euch ſchlechterdings um Eure Tochter bitten. Ihr ſelbſt habt ihr ja die Anzüge auf den Leib gemeſſen. Ihr müßt ſie bitten.

Der Schneider ſtutzte anfangs. So viel Ehre hatte er nicht erwarten können. Er verbeugte ſich vielmals und konnte kein Wort hervorbringen.

Henriette ſoll es nicht bereuen, fuhr Altenkreuz fort; die Kleider, in denen ſie tanzt, bleiben ihr Eigenthum, und ich will ihr, was in einer glänzenden Geſellſchaft noch nöthig ſein mag, um würdig zu erſcheinen, mit Freuden anſchaffen.

Ew. Gnaden ſind allzu gütig! rief Meiſter Vogel. Ich muß Ew. Gnaden auch noch ohne Selbſtlob ſagen, das Mädchen tanzt vortrefflich. Sie ſollten ſie nur an der Hochzeit meines Nachbars, des Zinngießers, geſehen haben. Ich bin ſtarr und ſteif geworden, wie ich das Mädchen ſo tanzen ſah. Es hat nichts zu ſagen. Bleiben Ew. Gnaden nur im Zimmer hier. Ich will das Mädchen herſchicken. Tragen's Ew. Gnaden vor und an mir ſoll's nicht fehlen.

Aber, Meiſter, verſetzte Altenkreuz, Henriettens Bräutigam iſt vielleicht eiferſüchtig, woran er ſehr Unrecht hätte. Ihr müſſet ihm ein gutes Wort geben.

Oh! rief Meiſter Vogel, der Lümmel darf mir nicht muckſen.

Er ging. Nach einem Weilchen trat Henriette erröthend ins Zimmer. Der Graf bedeckte ihre Hand mit ſeinen Küſſen. Er ſagte ihr ſeine Wünſche, ſeine Verlegenheiten, und daß er ſie bäte, auf ſeine Koſten Alles anzuſchaffen, was ſie für unentbehrlich halte, um gleich dem geſchmückteſten Fräulein zu erſcheinen. Sie erröthete von Neuem, beſonders als er ihr zuflüſterte, ſie werde die erſte Schönheit des Balles ſein, und als er ihr ein Paar der prächtigſten Ohrringe überreichte.

Das war für ein ſchwaches, eitles Mädchen faſt zu viel. Henriette dachte ſich in einem flüchtigen Augenblicke den Glanz des Feſtes, ſich darin glänzend und bewundert, vom Kopfe bis zum Fuße den erſten Fräulein gleich gekleidet.... aber ſie blieb verlegen und ſtammelte etwas von ihrem Vater her, wenn er es erlauben würde.

Altenkreuz beruhigte ſie über dieſen Punkt. Und da ſie nun nicht anſtand, ſeine Einladung dankbar anzunehmen, ſchloß er ſie entzückt in die Arme und ſagte: Henriette, was ſoll ich's dir leugnen? Du, und kein anderes Fräulein, warſt vom erſten Augenblicke an meine Auserwählte. Dich hatte ich ſchon erſehen, als dein Vater dir den Maskenanzug auf deinem ſchönen Leibe maß. Nur zur Tänzerin wählte ich dich damals. Ach, Henriette, ich möchte dich zu mehr wählen; denn ich bete dich an. Du biſt nicht ſo wunderlich geſchaffen, um das Eheweib eines rohen, armen Schneidergeſellen zu ſein. Du biſt zu Höherem beſtimmt. Verſtehſt du mich, willſt du mich verſtehen?

Sie antwortete nichts, zog ſich aus ſeinem Arm und verſprach nur, ſeine Tänzerin zu werden, wenn der Vater nichts dagegen habe. Beide gingen in die Arbeitsſtube zurück. Hier liſpelte Altenkreuz dem Meiſter ins Ohr: Sie iſt es zufrieden. Sorget, daß ihr das Nöthige angeſchafft werde, um anſtändig zu kommen. Hier nehmet dies zur Beſtreitung der Auslagen. Und er drückte dem Alten eine Rolle Goldſtücke in die Hand und ging.

Jetzt aber gab es ſtürmiſche Auftritte in dem Hauſe des Schneiders; denn Chriſtian, der Geſelle, Henriettens Verlobter, ward faſt toll, als er vernahm, wovon die Rede ſei. Weder die tauſend Liebkoſungen des weinenden Mädchens, noch die Flüche und Schwüre des Alten konnten ihn wieder zur Vernunft bringen. Das dauerte den ganzen Tag. Henriette hatte eine ſchlafloſe Nacht. Sie war dem Chriſtian in vollem Ernſte gut, aber ſie konnte ihm doch unmöglich, wie er es trotzig forderte, die Gelegenheit aufopfern, einmal an einem Maskenball unter allen Vornehmen der Stadt und der Nachbarſchaft, im höchſten Schmuck, wie ſie ihn in ihrem Leben nicht getragen hatte, Bewunderung zu ernten. Er verlangte in der That auch beinahe das Unmögliche. Ja, ſie konnte nicht anders, als glauben, er liebe ſie nicht wahrhaft, weil er ihr eine ſolche Freude, die an ſich höchſt unſchuldig war, mißgönnen mochte.

Am andern Tage war Chriſtian wohl etwas ruhiger, das heißt, er tobte nicht mehr ſo erſchrecklich; aber doch wiederholte er immer drohend und warnend ſein: Und du gehſt nicht zum Ball! dem Henriette gewöhnlich eben ſo mürriſch entgegenſetzte: Und ich gehe doch! worauf der Vater hinzuzuſetzen pflegte: Und ſie ſoll gehen, dir zum Trotz, ich befehl' es. — Tanzſchuhe, Seidenſtrümpfe, feine Schnupftücher, Spitzen u. ſ. w., Alles aufs Koſtbarſte, ward angekauft.

Wie aber der Balltag kam und aus der Sache Ernſt ward, ſchnürte Chriſtian ſein Bündel und trat vollkommen reiſefertig herein und ſprach: Gehſt du, ſo geh' ich auch, und wir ſind auf ewig geſchiedene Leute. Henriette erblaßte. Der Alte, der ſchon vorher heftig mit Chriſtian gezankt hatte, ſprach: Packe dich, wenn du willſt. Ich will doch ſehen, wer von uns hier Meiſter iſt! Henriette bekommt noch alle Tage einen Mann, zehnmal beſſer, als du biſt. — Aber Henriette weinte. Da trat ein Bedienter des Grafen Altenkreuz mit einer Schachtel herein, die er im Namen ſeines Herrn abgab. Sie enthielt, ſagte er, noch einige Kleinigkeiten zum Anzuge der Jungfer Vogel. Es war ein koſtbarer Schleier; es waren prächtige Rollen breiten Seidenbandes; es war eine zierliche Korallenſchnur zum Halsbande; es waren zwei Brillantringe. Henriette ſah ſeitwärts nach den Herrlichkeiten, die der Vater hervorzog, und durch ihre Thränen funkelten die Diamanten der Ringe noch ſonnenhafter in allen Farben. Sie wankte zwiſchen Eitelkeit und Liebe.

Und du gehſt nicht! rief Chriſtian.

Und ich gehe! ſagte Henriette mit ſtolzer Entſchloſſenheit: du biſt nicht werth, daß ich ſo viel um dich weine; du biſt nicht werth, daß ich dich ſo lieb habe. Denn nun ſehe ich deutlich, daß du mir ſo viel

Freude und Ehre nicht gönneſt und mir nie gut geweſen biſt.

Meinethalben! ſagte Chriſtian, ſo geh! Du brichſt ein treues Herz. Er warf ihr den von ihr empfangenen Ring vor die Füße und ging und kam nicht wieder.

Henriette ſchluchzte laut, wollte ihn zurückrufen, allein der Vater tröſtete ſie. Der Abend kam. Sie kleidete ſich zum Ball an. Die Zerſtreuungen des Putzes machten ſie bald des davongelaufenen Liebhabers vergeſſen. Ein Wagen rollte vor das Haus. Altenkreuz kam, ſie abzuholen. Man fuhr davon. Ach, Henriette! ſagte er im Wagen, du biſt unendlich ſchöner, als ich glaubte. Du biſt eine Göttin. Du biſt für ſolchen Putz und nicht für deinen niedrigen Stand geboren!

Das Feſt war glänzend. Altenkreuz und Henriette erſchienen dieſen Abend ſchwarz, in altdeutſcher Tracht. Beide zogen durch ihre Pracht Aller Augen an ſich; denn ſie übertrafen ſelbſt die Pracht des Vicomte de Vivienne und der jungen Baronin von Roren, die ſich durch die bunten Reihen, als Perſer und Perſerin, bewegten.

Der Schwarze iſt kein Anderer, als der Graf! ſagte der Vicomte zu ſeiner Geliebten. Wozu nur der Narr die Larve vornimmt! Er kann doch ſeine Stangenfigur nicht verkürzen, mit der er eines Kopfes Länge über Alle wegragt. Um ſich kenntlicher zu machen, bedarf dieſer Ritter von der traurigen Geſtalt wahrhaftig ſeiner Leibfarbe nicht, in der er ſich alle Tage wie ein Pariſer Abbé zur Schau ſtellt, Schwarz auf Schwarz. Aber neugieriger bin ich, wer ſeine Tänzerin ſei. Wahrhaftig, ſie hat ſchönen Wuchs und tanzt allerliebſt.

Ich wette, ſagte die Baroneſſe, irgend ein gemeines Ding aus der Stadt. Man ſieht es der gezwungenen ungelenken Haltung an.

Der Ball dauerte tief in die Nacht, ehe man zum Gaſtmahl ging, bei dem man natürlich die Masken ablegte. Da gab es beim Erblicken ſo vieler reizenden fremden Geſichter neue, angenehme Ueberraſchungen. Der Vicomte konnte ſich an der lieblichen Altdeutſchen nicht ſatt ſchauen. Er ſaß bei der Tafel neben ihr, ſo wie Altenkreuz bei der jungen Baronin. Die beiden Herren ſchienen hier ganz ihre Rollen zu wechſeln; ſo viel Artigkeiten, die faſt mehr als Artigkeiten waren, der Vicomte ſeiner freudetrunkenen Nachbarin ſpendete, eben ſo viel der Graf der Geliebten des Vicomte. Dieſe Vertraulichkeiten ſetzten ſich auch nach aufgehobener Tafel fort.

So wahr ich lebe, ſagte der Vicomte zum Grafen, ich kapere Ihnen Ihre Tänzerin, und wenn Sie mir darüber todfeind würden.

Ich habe die Rache in Händen, lieber Vicomte, erwiderte Altenkreuz, ich kapere Ihnen Ihre liebenswürdige Baroneſſe.

Der Vicomte, den die neue Leidenſchaft und der alte Wein am Tiſche allzu lebhaft gemacht hatten, ſagte unbeſonnen genug und ohne darauf zu achten, daß die Baroneſſe in der Nähe ſtand und es wohl hören konnte: Ein Dutzend meiner Baroneſſen für die einzige Venus im altdeutſchen Coſtüm!

Vicomte, rief der Graf finſter, beſinnen Sie ſich, was Sie ſagen. Wie artig meine Tänzerin ſei, der erſte Preis der Schönheit gebührt immerhin der Königin dieſes Feſtes, Ihrer Braut.

Titularkönigin! Titularkönigin! Ich halte es mit der wirklichen Macht! rief der Vicomte. Der Graf gab ihm vergebens durch Blicke und Winke, wegen der Nähe der Baronin, zu verſtehen, daß er ſich mäßigen ſolle; redete zuletzt entſchloſſener und gebot dem Vicomte, keine Beleidigung weiter, wegen der Baronin, die ſich zornig entfernte, auszuſtoßen. So kam es zum Wortwechſel. Umſonſt ſuchte der Graf wieder zum Gütlichen einzuleiten. Der Vicomte, von Liebe, Wein und Aerger entflammt, betrug ſich immer unanſtändiger. Die Gäſte traten zuſammen. Der Graf ſuchte durch Schweigen größeres Aufſehen zu verhüten. Als der Vicomte aber ſagte: Graf, ich hätte nicht geglaubt, daß ein ſo abgezehrter Wüſtling, wie Sie, noch Kraft genug zur Eiferſucht habe; denn nur ohnmächtige Eiferſucht ſpricht aus Ihnen! — da konnte ſich auch Altenkreuz nicht länger mäßigen.

Vicomte! rief er, Wüſtling? Ich? Wer ſagt das?

Ihr eigenes bleifarbenes Geſicht! lachte höhniſch der Vicomte.

Wenn Sie keine Memme ſind, Vicomte, ſagte der Graf, ſo geben Sie mir Rechenſchaft über Ihre Albernheit. Einer von uns wird dies Haus verlaſſen müſſen. Sie ſind ein Geck.

Baron von Roren hatte ſeine Tochter in einem Nebenſaale weinend angetroffen und von ihr die Ungezogenheiten des Vicomte erfahren. Er ſuchte ihn auf. Er hörte noch die letzten Reden des Grafen. Alle Anweſenden waren gegen den Vicomte empört. Der Baron faßte zornig die Hand des Vicomte und führte ihn auf die Seite: Sie haben meine Tochter öffentlich beſchimpft; Elender, haben wir das um Sie verdient? Mir geben Sie dieſen Augenblick, nicht erſt morgen, Genugthuung. — Damit verließen Beide den Tanzſaal. Während ſich hier die Paare von neuem reiheten, um im Tanze die geſtörte Freude herzuſtellen, waren der Baron und der Vicomte in einen erleuchteten einſamen Nebenſaal getreten. Ihnen auf dem Fuße aber war der Graf gefolgt. Er brachte zwei Degen und bot einen dem Vicomte dar, indem er ſich zugleich an den Baron wandte und ſagte: Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die Ehre der göttlichen Baroneſſe und meine eigene an dieſem Nichtswürdigen räche!

Der Vicomte rief wüthend: Nun denn, du Aſchengeſicht, zieh! Und damit zog er den Degen, ſchleuderte die Scheide weg und fiel den Grafen an. Dieſer vertheidigte ſich mit vieler Kaltblütigkeit. Es währte der Zweikampf keine drei Minuten, da ward dem Vicomte der Degen mit gewaltiger Macht aus der Hand geſchleudert, daß die Klinge weit weg in einen großen Wandſpiegel flog, der in tauſend Stücken zerſplitterte.

Erbärmlicher Menſch! rief der Graf, dein Leben iſt in meiner Macht. Ich möchte mich nicht mit deinem verächtlichen Blute beſudeln. Fort aus dieſer Atmoſphäre und erſcheine mir nicht wieder. Damit gab er dem Vicomte einen flachen Hieb über den Rücken und warf ihn mit Rieſenſtärke zur Thür hinaus.

Noch in derſelben Nacht verließ der Vicomte de Vivienne mit ſeinen Leuten das Schloß.

Wie ſchwer gekränkt auch die junge Baronin durch die Unanſtändigkeiten des Vicomte geweſen, hatte ſie doch in der Ehre, daß man ihretwillen die Degen gezogen, volle Entſchädigung gefunden. Zwar hatte ſie den Vicomte eigentlich nie geliebt, aber jetzt haßte ſie ihn; — hingegen der Graf, der ihr vorher nicht hübſch genug geweſen, ſchien ihr nun wirklich viel Angenehmes zu haben. Man muß ſich über die plötzliche Verwandlung eben nicht wundern. Iſt es doch bekannt: Liebe macht blind. Und die Selbſtliebe der Eitelkeit iſt ja auch eine Liebe.

Wie ſie alles Vorgefallene von ihrem Vater erfahren hatte, ſuchte ſie den Grafen mit einer freilich nur angenommenen Aengſtlichkeit auf. Sie wußte ſehr gut, daß von beiden Seiten Alles blutlos abgelaufen war.

Aber, rief ſie, beſter Graf, was haben Sie begonnen? Sie ſind doch nicht verwundet? Um Gotteswillen, wie Sie mich erſchreckt haben!

Meine Gnädige, und wenn ich nun für Sie verwundet wäre, wie ſtolz würde ich ſein! Fürchten Sie nichts; mich verwundet ſolch ein Geck, wie der Vicomte, nicht leicht. Wollen Sie aber doch ein wenig Mitleiden mit mir haben, ſo haben Sie es immerhin, denn verwundet bin ich doch, an gefährlicher Stelle; — in dieſem Herzen — und noch dazu durch Sie. Aber dafür haben Sie kein Mitleiden.

Tändler! Bis jetzt hat Ihnen die ganze Welt noch keinen Wundenſchmerz angeſehen.

Ich ſchwieg und litt, und wollte gern eines der vielen Opfer Ihrer Reize ſein. Ich ſchwieg und war glücklich, Sie mit Hinwagen meines Lebens an einem Frevler zu rächen. Ich werde ſchweigen, und werde einſt mit Freuden für Sie ſterben.

Schweigen Sie, ſagte die Baronin lächelnd und vergalt ſeine Worte mit einem leiſen Händedruck: führen Sie mich lieber zum Tanz.

Sie tanzten. Beide wurden nun vertraulicher, da er das ſchwere Geſtändniß, das ſchwerſte für jeden Liebenden, ſchüchtern ausgeſprochen, und ſie es nicht verworfen hatte. Als ſie ihn ihren vielgetreuen Kämpen und Ritter im Scherze nannte, verlangte er auch auf Ritterweiſe den Ehren- und Minneſold. Den nun freilich verweigerte die junge Baronin, ob er gleich nur in der Erlaubniß eines Kuſſes auf ihre glühende Wange beſtehen ſollte; aber die Eroberung war ihr darum nicht minder angenehm.

Noch freudeberauſchter war Henriette. Sie ſah ſich als den Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. So viel Schönes war ihr in ihrem Leben noch nicht über ihre Schönheit geſagt, wie hier von den vielen jungen Edelleuten auf dem Balle. Als der Graf ſie gegen Morgen wieder im Wagen zum väterlichen Hauſe zurückführte und ſie wieder zum nächſten Balle einlud, verdoppelte ſich ganz natürlich ihr Entzücken. Ach, Henriette, ſeufzte er, wirſt du mich nie ein wenig lieben? Du hatteſt heute einen frohen Abend; willſt du nicht immer dieſe Abende, dieſe Tage, dieſe Nächte? Es hängt von dir ab. Als Gräfin von Altenkreuz iſt dein ganzes Leben ein fröhlicher Balltag.

Sie ſchwieg. Er raubte ihr einen Kuß, indem er ſie an ſeine Bruſt drückte. Sie zitterte und ſchwieg, und duldete den zweiten.

Des andern Tags fehlte der Graf nicht, ſich nach dem Befinden beider Tänzerinnen zu erkundigen und bei Beiden ſeine Bewerbungen fortzuſetzen. Beiden machte er glänzende Geſchenke; beider Mädchen Eitelkeit begeiſterte er ſo, daß beide ſich zuletzt einbildeten, ſie liebten ihn wirklich. Die Väter, der Schneider wie der Baron, wurden auf gleiche Weiſe von ihm geblendet. Der Schneider glaubte ſich bald reich genug, ſein Handwerk aufgeben zu können, und der Baron konnte den Grafen nicht genug loben und ſchmeicheln, denn dieſer hatte ihm, der in bedeutender Geldverlegenheit war, wirklich beträchtliche Summen vorgeſchoſſen.

Altenkreuz hatte alſo leichtes Spiel, als er, um zum Ziel zu kommen, beim Schneider um Henriettens Hand, beim Baron von Roren um deſſen Tochter anhielt. Ohne daß Einer vom Andern wußte, gaben ihm Beide das Jawort, wie er es endlich auch ſchon von den beiden hoffärtigen Mädchen herausgelockt hatte. Ja, was das Aergſte war, dieſer unerſättliche Verführer hatte dasſelbe Spiel noch im Hauſe eines Beamten in der Stadt getrieben, durch ſeine Künſte die Tochter des Hauſes von ihrem Geliebten getrennt und dann deſſen Stelle eingenommen. Förmlich ward die Verlobung mit Allen abgeſchloſſen.

Der Baron feierte den Verlobungstag ſeiner Tochter mit Gaſtmahl, Spiel und Ball. Auch Henriette ward wieder dazu eingeladen, und Altenkreuz empfing Erlaubniß von ſeiner Braut, die Schneiderstochter, jedoch erſt Abends, zum Tanze abzuholen. Es war aber ein fürchterlicher Tag in der Natur; Sturm, Regen und Schnee wütheten. Sogar Blitz und Donner fanden ſich mit Hagelſchauern ein. Von den Dächern raſſelten die Ziegel; viele Bäume ſtürzten gebrochen. Deſſen ward man jedoch im Tanzſaal nicht gewahr.

Hier glänzte von hundert Kerzen ein heller, warmer Tag, und Liebe, Wein und Spiel herrſchten ungeſtört unter den Schrecken der empörten Außenwelt.

Die junge Baronin und Henriette ſchwammen in Seligkeit. Der Graf weihte ſich Jener mit geſteigerter Zärtlichkeit faſt ausſchließlich; nur ſelten tanzte er mit Henrietten, die ſich indeſſen mit den Anbetungen ſchadlos hielt, die ihr von andern Tänzern wetteiſernd dargebracht wurden. Die junge Baronin, die in wirklich königlicher Pracht ganz in die verſchwenderiſchen Geſchenke ihres Verlobten gekleidet war, tanzte mit ausgelaſſener Luſt und weidete ſich ſtolz an der neidiſchen Bewunderung der übrigen Frauenzimmer. Viele der reichſten Edelfräulein der ganzen Nachbarſchaft mußten dieſen Abend Zeuginnen ihres Reichthums ſein, und ſie ließ mehreren empfindlich fühlen, daß ſie, als Braut des reichſten Grafen von Deutſchland, nicht mehr Ihresgleichen kennen möchte.

Früh ermüdet verließ ſie den Ball gegen Morgen, ehe der Ball ſelbſt geendet war. Der Graf, liebetrunken, führte ſie unbemerkt hinweg. Im Nebenſaale fanden ſie eine der Kammerfrauen, die ihr zum Schlafgemach folgen wollte. Die junge Baronin, am Arm ihres Verlobten, ſagte hocherröthend: Macht Euch luſtig, ich will Euern Dienſt nicht, und will mich ſelbſt entkleiden. Sie ging durch den Corridor, der Graf folgte ihr ins Schlafgemach.

Als er zurückkam, war die Geſellſchaft eben bereit zum Aufbruch. Die Wagen fuhren vor. Altenkreuz führte Henrietten zum Wagen und begleitete ſie bis nach Hauſe. Alles ſchlief. Leiſe öffnete ſie. Vergebens ſträubte ſie ſich vor dem Hauſe. Der Graf hieß den Kutſcher zurückfahren. Er folgte Henrietten.

Folgenden Morgens ſchon früh durchlief ein entſetzliches Gerücht die Stadt, man habe die Tochter eines Beamten todt im Bette gefunden, den Hals umgedreht. Man drängte ſich zu dem Hauſe hin; Aerzte und Polizeibeamte eilten dahin. Die ſchreckliche Wehklage aus dem Trauerhauſe ſcholl weit durch den Haufen der hinzugeſtrömten Neugierigen. Jetzt fiel Mehreren die Begebenheit ein, welche ſich ſchon vor hundert Jahren, ebenfalls in der Adventzeit, zu Herbesheim ereignet hatte. Die Sage vom todten Gaſte lebte wieder auf. Todesſchrecken kam über alle Familien.

Auch der Meiſter Vogel hörte davon. Da dachte er mit heimlichem Grauſen an Henrietten; doch befremdete ihn ihr langes Schlafen nicht, da ſie erſt ſpät vom Balle zurückgekommen war. Aber wenn er des todten Gaſtes gedachte, wie ihn die Sage ſchilderte, und dann an den Grafen Altenkreuz dachte — an ihn, den großen, langen Mann, an ſein bleiches Geſicht, an die ſchwarze Kleidung, in der er immer zu gehen pflegte — dann ward es ihm doch, als wolle ſich ſein Haar aufwärts ſträuben. Indeſſen er glaubte an die Sage nicht, weil die ganze Stadt an das Geſchwätz nie geglaubt hatte. Er machte ſich ſelbſt über ſeine abergläubige Einbildung Vorwürfe und ging zum Schränkchen, eine kleine Herzſtärkung gegen ſeine Schwäche zu nehmen, ein Gläschen Madera, von des Grafen Geſchenken. Zu ſeiner Verwunderung fehlte die Flaſche; noch mehr ſtaunte er, als er, in andern Schränken nachſuchend, Eins ums Andere Alles fehlen ſah, was er oder ſeine Tochter jemals durch die Freigebigkeit des Grafen empfangen hatten. Er ſchüttelte den Kopf.

Ihm ward nicht wohl. Er ahnete Böſes. Allein und ſtill ſchlich er die Treppe hinauf zu Henriettens Kämmerlein, daß im ſchrecklichſten Fall kein anderer Zeuge vorhanden wäre und er nicht das Gerede der Stadt würde. Leiſe öffnete er die Thür. Er ging zum Bett der Tochter und hatte doch nicht das Herz, aufzublicken. Und als er endlich die Augen flüchtig dahin richtete — dunkel ward es ihm vor ſeinen Sinnen — da lag ſie todt, das ſchöne Geſicht im Nacken. Betäubt, wie vom Blitzſtrahl, ſtand er da. Mitten in der Betäubung nahm er den blaſſen Kopf der Verſtorbenen und legte denſelben in ſeine natürliche Lage. Ohne zu wiſſen, was er that, eilte er davon zum Arzte und meldete ihm den jähen Tod ſeines Kindes. Der Arzt betrachtete die ſchöne Leiche und ſchüttelte den Kopf. Meiſter Vogel, der um Alles in der Welt die Wahrheit nicht verrathen wiſſen wollte, meinte, Erhitzung auf dem nächtlichen Balle, dann der kalte Windſturm bei der Heimkehr möge die Urſache des ſchnellen Todes ſein. Er heulte ſeinen Schmerz ſo laut aus, daß alle Nachbarn erſchrocken zuſammenliefen.

Noch ſprach Alles in Straßen und Häuſern vom Unglück der beiden Mädchen, als ſich dazu ein neues Gerücht vom ſchnellen Hinſcheiden der einzigen Tochter des Barons von Noren miſchte. Zwar die Aerzte, welche vom Hauſe des Barons in die Stadt zurückkamen, verſicherten, das Fräulein habe noch am Morgen gelebt, oder lebe noch; ein Schlagfluß, Folge nächtlicher Erkältung, Folge des Balles, habe das zarte Leben zerſtört; allein wer hätte das glauben mögen? Jeder war überzeugt, die junge Baronin habe das Schickſal der Uebrigen gehabt und der Baron ehrenhalber das Geld nicht geſpart, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wirklich war das Haus des Barons plötzlich aus einem Wohnſitze rauſchender Freuden in ein Trauerhaus verwandelt; der unglückliche Vater untröſtlich. Sein Entſetzen, wenn es möglich geweſen wäre, zu vergrößern, mußte er noch die Entdeckung machen, daß alle Geldwechſel und Goldrollen, alle Halsbänder, Ringe, Juwelen, die der Graf von Altenkreuz dem Vater oder der Tochter gegeben, zugleich mit dem Leben der jungen Baronin verſchwunden waren. Ja, der Graf ſelbſt, den man aller Orten ſuchte, zu dem man aus mehreren Häuſern ſchickte, hatte ſich auf die unbegreiflichſte Weiſe unſichtbar gemacht. Seine Zimmer ſtanden ſo leer, aufgeräumt und ſauber da, als hätte er nie darin gewohnt. Mit Kiſten und Kaſten, Dienern und Pferden, Wagen, Allem, was ihm angehörte, war er davon, daß man auch kein Fädchen und Stäubchen mehr von ihm entdeckte.

So wurden an einem und demſelben Tage die drei Leichen der unglücklichen Bräute zur Erde beſtattet. Die Särge mit ihren Trauerbegleitungen trafen zu gleicher Zeit auf dem Kirchhofe vor der Stadt zuſammen. Der Pfarrer hielt für ſie insgeſammt das Gebet. Da ging einer der Leidtragenden, in ſeinen ſchwarzen Mantel gehüllt, noch ehe das Gebet vollendet ward, ſeitwärts; und kaum wenige Schritte war er entfernt, ſah man ihn, wie in veränderter Geſtalt, in uraltmodiſcher, ſonderbarer Tracht, ſchneeweiß, mit weißer Feder auf dem Hut, und auf dem Rücken wie auf der Bruſt, wenn er ſich wandte, ſah man drei dunkle rothe Flecken und ganz deutlich Blutstropfen niedertröpfeln über das weiße Wamms und die weißen Beinkleider. Er wandelte gegen den Schindanger und ward nicht mehr geſehen. — Während Grauſen die Betenden ankam, die ihm nachſahen, überfiel Grauſen die Sargträger, als ſie die Särge heben wollten, um ſie in die Gruft zu ſenken. Denn dieſe ſchienen ihnen auch gar zu leicht, als wenn ſie leer wären. Aber ſie, voller Schrecken, ſtürzten die hohlen Kaſten in die Grüfte und ſchütteten eilfertig Erde nach. Wolkenbruchartige Regenſchauer mit Sturm fuhren herein ins Land. Alles flüchtete mit Furcht und Schrecken dem

Thore der Stadt zu. Ein ſchneidender Wind ſauſete ihnen im Nacken.

Wenige Tage nach Dieſem, im traurigſten Wetter, verließ der Baron von Noren ſein Landgut. Nie kehrte aus ſeiner Familie Einer wieder hierher zurück. Die Gärten verwilderten. Das Schloß ſtand unbewohnt und verlaſſen, bis es, der Himmel weiß wie, ein Raub der Flammen ward.

## Gegenſeitige Erklärungen.

So ſchloß Waldrich ſeine Erzählung. Es war ſichtbar, daß die aufmerkſamen Zuhörer und Zuhörerinnen diesmal weniger von der Erzählung ergriffen ihre Plätze verließen, als das erſte Mal, und ſich mit ungezwungener Munterkeit unter einander miſchten. Indeſſen ſchien der zweite Theil der Sage doch auch nicht ohne Eindruck geblieben zu ſein; denn man unterhielt ſich den ganzen Abend davon, und Einige gar ernſthaft über die Möglichkeit ſolchen Spuks. Am keckſten jedoch ſpottete der alte Herr Bantes über das Märchen. Sein Witz und Spott aber wirkte bei den Wenigſten; denn man kannte ihn ſchon als eine Art Freigeiſt, und man wußte, daß der ehemalige alte Pfarrer deutlich auf ihn gezielt habe, wenn in der Predigt von Arianern, Naturaliſten, Deiſten, Atheiſten und Socinianern Rede geweſen war.

Wie mächtig die Erzählung Waldrich's die allgemeine Theilnahme angeregt hatte, ward ſchon daraus klar, daß ſie ſich in den folgenden Tagen die ganze Stadt wieder erzählte, und daß ſie, natürlich, mit mancherlei Zuſätzen reich ausgeſtattet, herumgeboten ward. Zu einer andern Zeit hätte ſie kaum hingereicht, den Abend einer hörluſtigen Wintergeſellſchaft auszufüllen. Jetzt aber, da die Rede von der hundertjährigen Wiederkunft des todten Gaſtes an der Tagesordnung war, beſchäftigte es allerdings die Neugier auch der Ungläubigſten oder Gleichgültigſten, was für eine Bewandtniß es mit dem todten Gaſte habe.

Waldrich ſelbſt erfuhr erſt ſpäter, welches unbeabſichtigte Schickſal ſein Geſchichtchen hatte. Denn er mußte Herbesheim in Geſchäften ſeines Regiments auf einige Wochen verlaſſen. Das hätte er nun gern abgelehnt, nicht nur wegen des häßlichen Winterwetters, das ſich früh einzuſtellen drohte, ſondern auch Friederikens, oder vielmehr ſeiner ſelbſt willen. Denn nun erſt, da ſeiner Liebe Gefahr drohte, war dieſe zur Leidenſchaft geworden. Er zweifelte zwar nicht an der Treue ihres Herzens, noch weniger an ihrem Muth, auf keine Weiſe in den kaufmänniſch berechneten Heirathsplan ihres Vaters einzugehen; aber — doch ängſtigten ihn Gedanken von hunderttauſend Möglichkeiten. Und hätten ſie ihn nicht geängſtigt, würde ihm doch die Trennung von der ihm heimlich Verlobten, deren ganzes Weſen ſich ihm in der Glut ſeiner

Leidenſchaft vergöttert hatte, unerträglich geweſen ſein. Allein der Befehl war da, und der ſoldatiſche Gehorſam konnte nichts einwenden.

Friederike, ſagte er am Abend vor ſeiner Abreiſe, da er zufällig mit dem Fräulein im halbdunkeln Zimmer allein beiſammen war, Friederike, nie, nie bin ich mit ſo ſchwerem Herzen von Herbesheim und von Ihnen gegangen, als diesmal. Und iſt es gleich nur für wenige Wochen, iſt es doch, als wäre es für ewig. Es ſteht etwas vor mir, wie ein dunkles Unglück, das ſich durch Ahnungen verkündet. Mir wäre leichter, wenn ich beſtimmt wüßte, es ginge in den Tod.

Friederike erſchrak über ſeine Worte. Sie ergriff ſeine Hand und ſagte: Macht dir etwa der Herr von Hahn Sorgen, daß er während deiner Abweſenheit eintreffe? Oder iſt dir wegen meiner Standhaftigkeit bange? Fürchte doch nichts, ich bitte dich, fürchte nichts. Sorge doch nicht für mich, ſondern für dich, für deine Geſundheit, für dein Leben bei dieſer ungeſunden Jahreszeit. Denn ich geſtehe dir, auch mir war noch bei keiner unſerer Trennungen ſo übel zu Muth, wie diesmal. Ich weiß nicht zu ſagen, warum; aber ich zittere, du kommeſt gar nicht wieder.

Beide fuhren fort, ſich ihre Bangigkeiten und Beſorgniſſe auszuſprechen, — und was ſie nicht öffentlich durften, thaten ſie jetzt: ſie ſagten ſich unter Umarmungen, Thränen und Küſſen ihr Lebewohl, Beide mit dem ſchweren Gefühl, es ſei das letzte. Da trat eine

Magd herein mit dem brennenden Lichte. Waldrich eilte fort und aus dem Hauſe, um ſeine Thränen zu verbergen und ſeinen Schmerz im Freien auszuhauchen. Friederike ging in ihr Zimmer und ſchützte Kopfweh vor, um ſich ins Bett legen und den ganzen Abend ungeſtört ſein zu können.

In der Nacht reiſete der Hauptmann ab. Herr Bantes hatte vorher ihn noch gezwungen, einen guten, wärmenden Punſch mit ihm zu trinken. Aber der Punſch erheiterte das Gemüth des Scheidenden nicht, ob er ſich gleich in Gegenwart des Herrn Bantes Gewalt that, fröhlich zu ſcheinen. Frau Bantes bemerkte es wohl. Und als ſie folgenden Morgens zu Friederiken ans Bett trat und fragte: Wie haſt du geſchlafen? Iſt dir beſſer? ſah ſie wohl, daß das arme Mädchen blaß war und rothgeweinte Augen hatte.

Kind, ſprach ſie, ich merke, du biſt krank. Warum verhehlſt du der Mutter dein Leiden? Bin ich deine Mutter nicht mehr? Liebe ich dich weniger, denn ſonſt, oder liebſt du mich weniger, ſeit Waldrich deine Liebe iſt? Warum wirſt du roth? Errötheſt du vor einem Unrecht? Daß du ihn liebſt, darin finde ich eben nichts Sündhaftes; aber daß du mit deinem Herzen nicht, wie ſonſt, klar vor mir, wie vor Gott, ſteheſt, das iſt zu tadeln.

Friederike richtete ſich auf, breitete ihre Arme aus und drückte laut weinend die Mutter an ſich: Ja, ich lieb' ihn. Ja, ich bin ihm zugeſagt. Sie wiſſen es.

Ich hatte Unrecht, gegen die gute Mutter zu ſchweigen; aber ich wollte ihr ja nur mein Unglück verſchweigen, um ſie nicht zu früh mit in mein Leiden zu ziehen. Das muß endlich doch, aber ſo ſpät als möglich, geſchehen, wenn es der Vater erfahren wird, daß ich lieber unvermählt ſterbe, als ſeinem für mich Erwählten die Hand gebe. So dachte ich und ſchwieg.

Kind, ich bin nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen. Ich verzeihe deinem Mißtrauen gegen ein Mutterherz, das ſich dir noch nie verleugnet hat. Alſo davon ſtill. Und was deine und Waldrich's gegenſeitige Neigung betrifft, hatte ich ſie längſt befürchtet. Ja, es konnte nicht anders kommen. Ihr konntet Beide nichts ändern. Doch ſei ruhig. Hoffe! bete! Wenn Gott will, wird er's lenken. Er iſt deiner werth, ob er gleich nicht hat und iſt, was der Vater dir beſtimmt hat. Ich werde es dem Vater entdecken, wie ihr Beide mit einander ſteht.

Um Gotteswillen, noch nicht, nur jetzt noch nicht!

Ja, Friederike, jetzt. Es wäre beſſer geweſen, ſchon früher. Ich muß es ihm entdecken, denn ich bin ſeine Frau. Als ſolche will ich und darf ich kein bedeutendes Geheimniß vor dem Manne haben; habe du dergleichen auch nie im Leben vor deinem künftigen Gemahl. Das erſte Geheimniß, welches Mann oder Weib in der ſonſt glücklichſten Ehe vor einander hegen, bringt den Untergang alles Glücks, bringt Mißtrauen und Spannung. Wir mögen jemals recht oder unrecht handeln, Offenheit thut zu Allem wohl, hindert das Erſcheinen vieles Böſen und macht ſelbſt das Fehlerhafte minder ſchuldvoll.

Aber was ſoll ich thun? ſagte Friederike.

Du? was du? Weißt du's nicht? Wende dich im ſtillen Gebete zu deinem Gott. Die Unterhaltung mit dem, der die Sonnen droben und die Sonnenſtäubchen hier unten leitet, wird dich erheben, dich heiligen, beruhigen. Du wirſt beſonnener, edler denken und thun. Und dann wirſt du nie Uebles thun. Und thuſt du das Rechte und ſagſt du das Rechte, glaube mir, ſo wird's nicht unrecht gehen.

So ſprach ihr Frau Bantes zu und verließ ſie, um ſich zu ihrem Manne ans Frühſtück zu ſetzen.

Was fehlt dem Mädchen? fragte er.

Vertrauen zu dir und mir, aus allzu großer Liebe zu ihren Eltern.

Krummes Zeug und dergleichen! Mama, du haſt wieder etwas im Hintergrunde. Geſtern hatte ſie Kopfweh und heute kein Vertrauen.

Sie hat Furcht, dich zu kränken; darum wird ſie krank.

Poſſen und dergleichen!

Sie fürchtet, du werdeſt ihr den Herrn von Hahn aufzwingen, auch wenn ſie ihn nicht will.

Sie hat ihn ja noch nicht geſehen.

Sie möchte ihn lieber nicht ſehen. Ihr Herz hat ſchon entſchieden. Sie und Waldrich haben Neigung für einander. Du hätteſt es längſt bemerken können.

Halt! rief Herr Bantes und ſetzte die Kaffeetaſſe nieder; beſann ſich, hob die Taſſe wieder auf und ſagte: Weiter?

Was weiter? Daß du behutſam gehen, daß du mit der Verlobung nichts übereilen mußt, wenn du nicht Unglück anrichten willſt ohne Noth. Es iſt möglich, daß Friederike den Herrn von Hahn, wenn ſie nur weiß, daß er ihr nicht aufgedrungen werden ſoll, nach und nach recht angenehm findet. Es iſt möglich, daß der Commandant in eine andere Garniſon verlegt wird, daß Trennung und Zeit die erſte Leidenſchaft ſchwächt, .... dann —

Richtig! das iſt auch mein ganzer Sinn. Ich ſchreibe ſeinem General. Er muß in andere Garniſon. Zum Kukuk und Küſter, Friederike wird doch nicht Frau Hauptmännin werden wollen? Ich ſchreibe mit nächſtem Poſttag. Das ſind mir Teufelsſtreiche!

Jetzt hatte Frau Bantes angebahnt. Es gab freilich ſehr lebhafte Unterredung; Vater Bantes ſtürmte nach ſeiner Art ein wenig und ſprach ſeinen Willen entſchieden genug aus; doch gab er zu, man müſſe behutſam gehen, keinem Strom einen Damm entgegen bauen und keiner Leidenſchaft Gewaltgebote geben; Waldrich müſſe mit guter Art von Herbesheim fort, Friederikens Neigung nicht offen widerſprochen werden, damit ſie ſich beruhige, und ſo müſſe dem Ziele unvermerkt zugeſteuert ſein.

Bei dem allem bleibt's ein dummer Streich! ſagte Herr Bantes ärgerlich. Das ſagte er auch, als er ſich mit Friederiken unter vier Augen verſtändigt hatte. Siehſt du, ſprach er zu ihr, du biſt ein vernünftiges Mädchen und ſollteſt dich da nicht, wie ein anderes Gänschen, verplempern. Aber, wie geſagt, ich habe nichts dagegen; meinethalben liebt euch — nur an Heirath denkt nicht! Daraus wird nichts. Du biſt zu jung. Nichts überhaſpelt! Lerne alle Männer kennen. Es hat jeder ſein Gutes. Denke dann, was ſich für dich ſchickt. Lerne den Herrn von Hahn kennen. Taugt er nicht für dich, dann marſch mit ihm. Ich zwinge dich zu nichts; aber zwinge mich auch zu nichts.

So ward der innere Friede der Familie wieder hergeſtellt, und durch weiſe Leitung der Frau Bantes ein drohendes Ungewitter in einen ſtillen, trüben Regentag verwandelt. Die alte Heiterkeit, ſo gut es ging, kehrte zurück, und Alles nahm den gewohnten Gang ein. Friederike, vollkommen beruhigt, dankte dem Himmel, daß es ſo weit gediehen ſei, und erwartete von der Zukunft vertrauensvoll das noch Beſſere. Mit Zuverſicht erwartete auch Herr Bantes das Beſſere. Er freute ſich, daß Friederike ihren bisherigen Frohſinn wieder annahm, und entwarf indeß das Schreiben an den General. Frau Bantes, die ihren Gemahl, wie ihre Tochter, mit gleicher Zärtlichkeit im Herzen umſchloß, hoffte wenig, fürchtete wenig; ſie überließ die Entſcheidung dem Himmel. Waldrich war ihr lieb, wie ein angenommener Sohn; aber auch der Herr von Hahn war ihr durch die erhaltenen Anzeigen und durch die Vorliebe ihres Gatten ſchätzbar. Sie wollte nur ihrer Tochter Glück, gleichviel, durch weſſen Hand es gegeben werden könne.

## Die Ueberraſchung.

Ach, der arme Waldrich! ſagte Friederike am Sonntage, da ſie mit ihrer Mutter aus der Kirche gekommen war und nun plaudernd mit ihr im warmen Zimmer am Fenſter ſaß und auf die öden Straßen hinabſah, die von Regenſtrömen rauſchten: Wenn er nur jetzt nicht unterwegs iſt! Es wäre bisher das ſchönſte Wetter zur Reiſe geweſen, und nun er fort iſt, muß auch das übelſte eintreffen.

Ein Soldat ſoll Alles ertragen können! antwortete Frau Bantes, und willſt du eines Soldaten Frau werden, ſo gewöhne dich zeitig an den Gedanken, daß dein Mann dem König mehr als dir, der Ehre mehr als der Liebe, dem Feldlager mehr als dem Hauſe gehört, und daß, wenn andern Männern nur ein Tod nachlauſcht, dem Soldaten hundert Tode aufpaſſen. Darum wäre ich nie eine Soldatenfrau geworden.

Aber ſehen Sie auch hinaus, Mama, wie es in der Luft wüthet! wie ſchwarz der Himmel! Sehen Sie doch, zwiſchen dem Regen große Hagelſteine!

Frau Bantes lächelte, denn es kam ihr ein Einfall, von dem ſie anfangs nicht wußte, ob ſie ihn mittheilen ſollte. Endlich ſagte ſie: Friederike, weißt du's? Heut iſt der erſte Adventsſonntag, wo die Regierung des todten Gaſtes beginnen ſoll. Der wüſte Prinz meldet ſich, ſcheint's, immer mit Sturm an.

Ich wette, Mama, der Regenſturz macht unſern Herbesheimern himmelangſt. Die verriegeln vielleicht ſchon am hellen Mittag die Hausthüren, damit das lange, bleiche Geſicht nicht eindringe.

In dieſem Augenblicke trat Herr Bantes eilfertig mit einem lauten, doch etwas ſonderbaren Gelächter in die Stube; ſonderbar war es, weil man nicht wußte, ob es ein willkürliches oder unwillkürliches Lachen war.

Tolles Zeug und dergleichen! rief Herr Bantes. Geh in die Küche, Mama, und bringe die Mädel in Ordnung, ſonſt werfen ſie dir den Braten in die Suppe, die Suppe ins Gemüſe, das Gemüſe in die Milchcrême.

Was giebt's denn? fragte Frau Bantes verwundert.

Wiſſet ihr nichts? Die ganze Stadt ſagt, der todte Gaſt ſei angekommen. Zwei Fabrikarbeiter kommen mir da athemlos und pudelnaß von der Gaſſe in die Zahlſtube geſprungen und erzählen, was ihnen an zehn Orten ſchon erzählt worden iſt. Mag von dem tollen Zeug kein Wort hören; gehe an der Küchenthür vorbei; die Mägde drinnen lärmen. Ich ſtecke den Kopf hinein, zu ſehen, was es giebt; ſchreien die dummen Dinger beim Anblick meiner ſchwarzen Perrücke laut auf und rennen die Närrinnen ſeitwärts, meinen, ich ſei der todte Gaſt. Seid ihr Alle unklug? rief ich. — Ach Gott! ſchrie die Käthe, ich will's nicht leugnen, Herr Bantes, ich bin abſcheulich erſchrocken. Mir zittern die Kniee. Und ich brauchte mich eigentlich gar nicht zu ſchämen, daß ich mich mit dem Schornſteinfeger Max eingelaſſen und verſprochen habe. Aber nun es ſo kommt, wollte ich, ich hätte den Max in meinem Leben nicht geſehen. — So ſchrie die Käthe, und wie ſie ſich die Angſtthränen abtrocknen will, läßt ſie die Pfanne mit den aufgeſchlagenen Eiern aus der Hand fallen. Die Suſanne ſitzt hinter dem Feuerherd und weint hinter ihrer Schürze. Die alte unſchuldige Lene mit ihren fünfzig Jahren ſogar ſieht ganz verſtört drein und ſchneidet ſich richtig mit dem Küchenmeſſer in die Finger, da ſie es abwiſchen will.

Hab' ich's nicht geſagt, Mama? rief Friederike, indem ſie ausgelaſſen lachte.

Stelle Ordnung in der Küche her, Mama! fuhr Herr Bantes fort, ſonſt iſt die erſte Teufelei des todten Gaſtes in Herbesheim, daß wir am lieben Sonntage verhungern müſſen.

Friederike hüpfte lachend hinaus zur Küche und rief: So arg ſoll er's uns doch nicht treiben!

Das ſind, ſagte Herr Bantes, die ſaubern Früchte des Aberglaubens, der Pöbelweisheit. Alles Pöbelweisheit, von unten bis oben, vom Stallknecht bis zum Miniſter! Da ſchimpfen mir jetzt Schulknaben und Prieſter, Hebammen und Profeſſoren, geheime Räthe und geheime Speichellecker auf die Aufklärung, ſagen, ſie bringe Inſubordination, Irreligion, Revolution, und wollen das Volk wieder in die alte Dummheit zurückkleckſen. Und die Eſel von modiſchen Verſemachern yahnen ihre Wunder- und Heiligenlieder dazwiſchen, und die Eſel von Bücherfabrikanten machen ſich mit Ammenmärchen breit, und wollen Heiden und Türken katholiſch machen, den Papſt zum Herrgott der Könige, den Staat zum Nothſtall. Lumpenpack! Da geben ſie kaum einen rothen Kreuzer für Verbeſſerung der Schulen, aber Millionen für die Soldaten hin, und für Ueppigkeit; da ſchnüren ſie vernünftigen Leuten das Maul zu, wo nicht den Hals; aber wer Unſinn und Knechterei und Schlächterei lobpreiſet, den behangen ſie mit Orden, Titeln und Treſſen. Da haben wir's nun. Aberglaube oben und unten. Erſter Advent, Winterwetter — ſieh da, kriechen die Narren in die Winkel und kreuzigen und ſegnen ſich, meinen, der todte Gaſt mache den Sonntagsregen und dergleichen.

Frau Bantes lächelte ſanft und ſprach: Papa, nicht ſo eifrig, nicht ſo böſe! die Sache verdient's nicht.

Verdient's nicht? He, du ſelbſt haſt wurmſtichigen Glauben, Mama! Nimm mir den Aberglauben nicht in Schutz; nimm mir keinen Unſinn in Schutz! Ich will, wenn ich ſterbe, zehntauſend Gulden Legat ausſetzen, bloß zur Beſoldung eines Lehrers an der Schule, der geſunde Vernunft lehren ſoll. Wer ſolche wahnſinnige Einbildungen von Geſpenſtern, Teufeln, Todtenerſcheinungen und todten Gäſten dulden kann, der kann auch dulden, daß die ganze Welt ein Tollhaus und jedes Land ein Sklavenloch werde, worin die eine Hälfte des Volks leibeigen frohnen, die andere mit Musketen und Kanonen die gehorchende im Zaum halten muß.

Aber, aber, Papa, wohin verirrſt du dich?

Verflucht ſei der Aberglaube! Aber, ich merke wohl, man will ihn. Nur zu, das iſt den Engländern recht. Je dummer die Völker, je leichter ſaugen ſie uns aus. Es wird nicht eher beſſer, bis einmal wieder ein Hans Bonaparte mit eiſerner Ruthe kommt und Schule hält mit den Narren.

Indem Herr Bantes noch fortfuhr, in vollem Ernſte ſo zu donnern, während er haſtig die Stube auf und ab ging und von Zeit zu Zeit mitten im Laufe ſtehen blieb, trat leiſe der Buchhalter herein.

Es iſt doch richtig, Herr Bantes.

Was iſt richtig?

Er iſt wirklich angelangt. Er logirt im ſchwarzen Kreuz.

Wer logirt im ſchwarzen Kreuz?

Der todte Gaſt.

Narrheit! Müſſen Sie, als ein verſtändiger Mann, denn Alles glauben, was Ihnen alte Weiber ſagen?

Aber meine Augen ſind keine alten Weiber. Ich ging aus Neugier ins ſchwarze Kreuz; der Herr Gerichtsſchreiber war, ſo zu ſagen, mein Gefährte. Wir nahmen ein Gläschen Goldwaſſer, ſo zu ſagen, nur zum Vorwand. Da ſaß er.

Was?

Ich erkannte ihn auf der Stelle. Der Wirth ſcheint ihn auch zu kennen. Denn wie der zur Thüre hinaus ging, wandte er dem Herrn Gerichtsſchreiber ſeitwärts das Geſicht zu, machte große Augen, zog den Mund und die Augenbraunen in die Höhe, als wollte er, ſo zu ſagen, andeuten: der da ſitzt, bringt nichts Gutes.

Larifari!

Der Zolleinnehmer, der ihn ſchon am Thore erkannte, hat ſich auf der Stelle zum Herrn Polizeilieutenant gemacht. Der Zolleinnehmer hat es uns geſagt, als wir wieder aus dem ſchwarzen Kreuz kamen.

Der Zolleinnehmer iſt ein abergläubiger Narr; ſchämen ſollte er ſich in die Seele hinein!

Ganz wohl; aber erlauben Sie, wenn's nicht der todte Gaſt iſt, ſo iſt's ſein Zwillingsbruder. Ein bleiches Geſicht. Vom Kopf bis zum Fuß rabenſchwarz. Eine Geſtalt, vier, fünf Ellen lang. Eine dreifache goldene Kette über die Bruſt zur Sackuhr. An den Fingern funkelnde Brillantringe. Prächtige Equipage. Extrapoſt.

Herr Bantes ſah den Buchhalter lange mit ſtarrem Blick an, worin Unglauben und Befremden zu kämpfen ſchienen; lachte endlich laut und übermäßig, und rief: Treibt denn der Teufel ſeinen Spaß mit uns, daß der gerade am erſten Adventsſonntage einpaſſiren muß?

Und gerade wie die Kirche aus war, ſagte der Buchhalter, gerade wie die Leute über die Gaſſe liefen und Wind und Regen, ſo zu ſagen, am allerſchrecklichſten ſtürmten.

Wie heißt denn der Fremde? fragte Herr Bantes.

Mir nicht bekannt, antwortete der Buchhalter: der aber giebt ſich am Ende Namen, wie er will. Bald iſt er ein Herr von Gräbern, bald ein Graf von Altenkreuz. Es iſt mir, ſo zu ſagen, bedenklich, daß er geradezu ins ſchwarze Kreuz einkehrt. Der Name ſcheint ihn angezogen zu haben.

Herr Bantes ſchwieg eine Zeit lang ganz ernſthaft und nachdenkend, fuhr ſich endlich mit der Hand raſch über das Geſicht und ſagte: Iſt nichts, als Zufall, ſonderbarer Spaß des Ungefährs. Denkt doch nicht an den todten Gaſt und dergleichen. Poſſen! Aber ein eigener Zufall iſt es, ein toller Streich! Gerade am Adventsſonntag, im ſchrecklichſten Wetter, lang, ſchwarz, blaß, die Fingerringe, die Equipage, — ich würde kein Wort davon glauben, Buchhalterchen, wenn

Sie nicht ein vernünftiger Mann wären. Aber, nichts für ungut, Sie hörten das Märchen vom todten Gaſt, ſahen einen Fremden; hatte ſchwarze Kleider; flugs ſpielt Ihnen die gottloſe Einbildungskraft einen Hexenſtreich und ſetzt Ihnen, was noch fehlt, hinzu.

Dabei blieb es. Herr Vantes ließ ſich auf keine anderen Gedanken bringen.

## Die Erſcheinung.

Der todte Gaſt war nun das Geſpräch über Tiſche bei der Mahlzeit. Man freute ſich, bald mehr über ihn zu vernehmen und gewiſſe Auskunft über den Fremden in der heutigen Winterabendgeſellſchaft beim Bügermeiſter zu erhalten, und, wenn nicht aus offiziellem Munde des Stadthauptes, doch durch die Frau Amtsbürgermeiſterin, welche, ohne Hülfe geheimer Polizei, ununterbrochen eine wahre Tag- und Nachtchronik von Herbesheim hielt. Die Frauenzimmer fuhren ſogleich nach Beendigung des nachmittäglichen Gottesdienſtes zu ihr. Herr Vantes verſprach, ſobald es dunkel werden wolle, nachzukommen; er hatte noch einige Geſchäfte mit Leuten aus ſeiner Fabrik abzuthun, die er gewöhnlich an Sonntagsnachmittagen zu ſich kommen ließ.

Er war eben im Begriff, den Letzten dieſer Leute abzufertigen und ſich auf den Weg zur Wintergeſellſchaft zu machen, als plötzlich ein durchſchneidender weiblicher

Schrei geſchah. Herr Bantes und der Fabrikarbeiter erſchraken heftig. Es war tiefe Stille.

Sieh doch einmal nach, Paul, was begegnet iſt! ſagte Herr Bantes zum Arbeiter.

Dieſer ging, kam aber nach wenigen Augenblicken mit ganz verſtörter Miene zurück und konnte kaum halblaut mit bebender Stimme ſprechen: Es verlangt Sie Jemand zu ſehen.

Nur herein! ſagte Herr Bantes ärgerlich. Paul öffnete die Thür, und es trat ganz langſam ein Fremder herein. Es war ein hagerer, langer Mann, in ſchwarzen Kleidern; das Geſicht zwar von angenehmen, feinen Zügen, aber bleich. Durch das dicke, ſchwarze Seidentuch um den Hals war die Bläſſe noch geſteigert und recht todtenhaft. Die ſaubere Kleidung, die äußerſt feine Wäſche, deren Schneeglanz unter der ſchwarzen Seidenweſte hervorſtach, die reichen Ringe, welche von den Fingern blitzten, der Anſtand in allem Aeußern verrieth den Fremden als einen Mann von höherm Stande.

Herr Bantes ſtarrte den Unbekannten an. Er ſah den todten Gaſt vor ſeinen Augen; faßte ſich aber, ſo gut er konnte, und ſagte, indem er ſich mit etwas erſchrockener Höflichkeit gegen den Eintretenden verneigte, zum Arbeiter: Paul, du bleibſt hier! Ich habe dir nachher noch etwas zu ſagen.

Es freut mich das Glück, Herr Bantes, Ihre Bekanntſchaft zu machen! ſagte der Fremde leiſe und langſam. Ich würde meine Aufwartung ſchon am Morgen gemacht haben, hätte ich nicht Ruhe von der Reiſe nöthig gehabt, und Furcht gehabt, Sie und die Ihrigen ſogleich nach meiner Ankunft unangenehm zu beläſtigen.

Viel Ehre, viel Ehre! erwiderte Herr Bantes mit einiger Verlegenheit. Aber . . . Es überfiel ihn ein unwillkürliches Grauſen. Er traute ſeinen Augen kaum. Er rückte dem Fremden einen Stuhl hin, und wünſchte ihn hundert Meilen weit von ſich.

Der Fremde verneigte ſich langſam, nahm Platz und ſprach: Sie kennen mich nicht; aber errathen ohne Zweifel, wer ich bin?

Es ward dem Herrn Bantes, als ſträubten ſich unter ſeiner Perrücke alle Haare bergan. Er ſchüttelte höflich und ängſtlich den Kopf und ſagte mit erzwungener Freundlichkeit: Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

Ich bin Hahn, der Sohn Ihres alten Freundes! ſprach der todte Gaſt mit hohler Stimme und lächelte den Alten an, dem das Lächeln das Herz erſtarrte.

Sie haben keinen Brief von meinem alten Freund? fragte Herr Bantes. Jener wickelte eine prächtige Brieftaſche auf und übergab ein Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen zur Empfehlung und die Bitte, dem Ueberbringer Alles zur Eroberung des Herzens der Braut zu erleichtern. Die Schriftzüge hatten wohl viel Aehnlichkeit mit der Hand des alten Banquiers; doch ſchien etwas Fremdartiges darunter.

Herr Bantes las lange und las wieder, nur um Zeit zu gewinnen und zu überlegen. In ihm war ganz natürlich Alles Widerſpruch und Kampf. Er wollte, als ein aufgeklärter Mann, trotz dem unwillkürlichen Grauen nicht glauben, daß er den berüchtigten todten Gaſt vor ſich habe; aber eben ſo wenig wollte er und konnte er ſich überzeugen, daß der Sohn ſeines Freundes eben genau in Weſen und Geſtalt der aus Sagen vielbekannten Geſtalt des entſetzlichen Gaſtes gliche. Hier war weder Gaukelei der Einbildungskraft noch des Zufalls gedenkbar. Er ſprang geſchwind auf, bat um Verzeihung, er müſſe ſeine Brille ſuchen, die Augen wären ihm etwas dunkel, und entfernte ſich, um nur in dieſer Verlegenheit zur Beſonnenheit zu kommen. Wie Herr Bantes ins Nebenzimmer ging, griff auch Paul nach dem Schloſſe der Stubenthür. Der todte Gaſt wandte langſam ſein blaſſes Antlitz gegen dieſen, und mit einem Sprunge, an allen Gliedern bebend, war Paul zur Stube hinaus und kam nicht wieder, bis er Herrn Bantes vom Nebenzimmer zurückkehren hörte.

Herr Bantes hatte wirklich in der Eile überlegt und in der Eile einen verzweifelten Entſchluß gefaßt. Noch ungewiß, welchen Gaſt er vor ſich habe, wollte er wenigſtens die arme Friederike nicht geradezu in die Hände des Zweideutigen ausliefern. — Er trat demſelben nicht ganz ohne Herzklopfen näher und ſagte mit Achſelzucken und Bedauern: Hören Sie, mein wertheſter Herr von Hahn, ich hege für Ihre Perſon alle Hochachtung. Indeſſen haben ſich hier Dinge ereignet, äußerſt fatale Dinge, die ich nicht vorausſehen konnte. Hätten Sie doch uns die Ehre erwieſen, früher zu kommen! Seitdem hat ſich zwiſchen meiner Tochter und dem Commandanten der hieſigen Beſatzung ein Liebeshandel entſponnen — Verlobung und dergleichen; — das vernahm ich erſt vor wenigen Tagen. Der Hauptmann iſt mein Pflegeſohn; er war einſt mein Mündel. Was konnte ich thun? Gern oder ungern, ich mußte mein Ja ſagen. Ich hatte mir vorgenommen, morgen Ihrem Herrn Vater die Widerwärtigkeit zu melden, ihn zu bitten, Sie nicht zu bemühen. Es ſchmerzt mich ſehr. Was wird mein alter Freund von mir denken!

Weiter konnte Herr Bantes nicht reden, denn die Stimme ging ihm vor Entſetzen aus. Der ihm gegenüberſitzende Gaſt hatte nicht nur, wider alle Erwartung, ganz kalt und ruhig zugehört, ſondern die Miene desſelben, vorher ſtill und düſter, heiterte ſich ſogar bei dem Worte Liebeshandel — Verlobung ſichtbar auf, als wenn es ihm eben recht um ein Mädchen zu thun wäre, das einem Andern ſchon Hand und Herz verſchenkt hätte. Auch entging Herrn Bantes nicht, daß das bleiche Geſicht, als hätte es ſich verrathen, ſchnell wieder den vorigen Ernſt, wie mit ſich ſelbſt unzufrieden, herzuſtellen ſuchte.

Beunruhigen Sie ſich deßwegen nicht! ſagte der

Herr von Hahn: weder meines Vaters noch meinetwillen nicht!

Herr Vantes dachte bei ſich: Ich verſtehe dich ſchon! Aber nun war es ihm doppelt darum zu thun, den aus der Sage wohlbekannten ſchrecklichen Verführer für immer von Friederiken abzuhalten.

Ich ſollte Sie, ſprach er, freilich nicht im Wirthshauſe laſſen und Sie bitten, bei mir im Hauſe vorlieb zu nehmen. Allein eben jene Geſchichte mit dem Commandanten und meiner Tochter und dergleichen, Sie begreifen, wie es da geht — einen zweiten Bräutigam in Abweſenheit des andern, und dergleichen — und dann, Sie begreifen wohl — die Leute in einer ſo kleinen Stadt ſchwatzen gleich mehr als ſie wiſſen. Auch hat meine Tochter . . .

Ich bitte, keine Entſchuldigung! ſagte der Sohn des Banquiers; ich bin im Gaſthofe nicht übel. Ich verſtehe Sie. Wenn Sie mir nur erlauben, dem Fräulein Vantes meine Aufwartung machen zu dürfen.

Aber, Sie . .

Denn in Herbesheim geweſen zu ſein, und die Braut, die mir beſtimmt geweſen, nicht geſehen zu haben, ich könnte es nicht vor mir ſelbſt verantworten.

Allerdings, Sie ſind . . .

Ich ſollte den Herrn Commandanten beneiden. Alles, was man mir von der ſeltenen Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins . . .

Sie ſind zu gütig.

Mir wäre allerdings die größte Ehre widerfahren, in Ihre herrliche Familie aufgenommen worden zu ſein und der Sohn eines Mannes geheißen zu haben, von dem mein Vater nie ohne zärtliche Rührung reden kann.

Gehorſamer Diener.

Darf ich bitten, dem Fräulein wenigſtens vorgeſtellt zu werden?

Thut mir leid, ſehr leid. Sie iſt mit meiner Frau für dieſen Abend in großer Geſellſchaft, und — es iſt Geſetz da, daß man keinen Fremden, unter keinerlei Vorwand, einführen darf. Alſo . . .

In der That liegt mir für dieſen Abend wenig daran, ich fühle mich noch ermüdet; noch weniger, ſie in großer Geſellſchaft zu ſehen, wo man mehr oder minder beengt und beſchränkt iſt. Gern ſähe ich ſie in ihrem häuslichen Weſen.

Herr Bantes machte eine ſtumme Verbeugung.

Noch lieber, und das gewähren Sie mir doch gütigſt? möchte ich dem Fräulein einmal unter vier Augen, wenn ich ſagen darf, vertraulich Manches mittheilen, was . . .

Herr Bantes erſchrak. Er dachte bei ſich: Da haben wir's, der marſchirt in gerader Linie auf ſein Ziel los! — Er räuſperte ſich. Der Fremde ſchwieg nun und erwartete, ob Herr Bantes reden wolle; da dies nicht geſchah, fuhr Jener fort: Ich hoffe durch meine Mittheilungen das Fräulein vielleicht in Betreff meiner auf richtigere Anſichten zu leiten und vielleicht, indem ich ſie über Verſchiedenes beruhigen kann, mir ihre Achtung zuzuſichern, die mir durchaus unter gegenwärtigen Umſtänden nicht ganz gleichgültig bleibt.

Herr Bantes verſuchte mancherlei Wenn und Aber zu entgegnen, um dies wahrſcheinlich von Folgen begleitete vertrauliche Unter-vier-Augen abzulehnen. Er ſprach in der Angſt viel, aber verworren und aus Höflichkeit dunkel. Der todte Gaſt aber verſtand ihn gar nicht, oder ſchien ihn nicht verſtehen zu wollen, und ward immer zudringlicher. Deſto peinlicher war die Stellung des Herrn Bantes, der ſein ſchönes Kind ſchon von jener Scheingeſtalt und ihren verruchten Künſten umgarnt und mit umgedrehtem Köpfchen ſah.

Ueber dieſe Unterredung, welche ziemlich lange dauerte, war es dunkel geworden. Da der Gaſt ſich ſchlechterdings nicht entfernen wollte, ſtand Herr Bantes jählings auf und erklärte unter großem Bedauern, daß er ihn verlaſſen müſſe, weil unaufſchiebbare Geſchäfte ihn abriefen. — So erzwang er den Abſchied. Der Gaſt, etwas finſter, empfahl ſich, bat aber um Erlaubniß, wiederzukommen.

Herr Bantes eilte in die Wintergeſellſchaft zum Bürgermeiſter, war aber auffallend ſtill und nachdenkend. Man ſprach von nichts, als vom todten Gaſte. Man wollte wiſſen, er führe eine ganze ſchwere Kiſte voller Gold bei ſich; er kenne ſchon alle Bräute von Herbesheim; er ſei ein ſehr angenehmer Mann, doch ſpüre man ihm etwas Verweſungsgeruch an. Alles, was hier geredet wurde, ſtimmte meiſtens nur zu ſehr mit dem überein, was Herr Bantes an dem, der vor ihm die Geſtalt des reichen Banquiers angenommen, bemerkt hatte.

Sobald Herr Bantes mit ſeiner Frau und Tochter wieder zu Hauſe war, erzählte er von dem Beſuche des todten Gaſtes, und wie er ihn hoffentlich ein- für allemal abgefertigt zu haben glaube. Anfangs erſtaunten beide Frauenzimmer, oder vielmehr ſie erſchraken; dann lächelten Beide verwundert ſich an, als ſie den Namen des Bräutigams aus der Reſidenz hörten; zuletzt lachten ſie hell auf, als ſie hörten, der Vater habe Friederiken förmlich zur Verlobten des Commandanten erklärt.

O Papa, ſüßer Papa! rief Friederike und fiel ihm um den Hals: ich bitte Sie, halten Sie auch Wort.

Zum Kukuk und Küſter! ſchrie der Alte, ich werde doch wohl Wort halten müſſen.

Auch dann, liebſter Papa, wenn der todte Gaſt zuletzt der Herr von Hahn wäre?

Meinſt du, ich habe keine Augen? Er iſt es nicht. Eine Scheingeſtalt iſt's. Wie käme der junge Hahn auf den Teufelseinfall, ſich in die Figur des todten Gaſtes zu vermummen, von deſſen Geſchichte er wahrſcheinlich in ſeinem Leben nichts gehört hat!

Den Frauenzimmern war das Ereigniß freilich etwas unbegreiflich; aber doch wollten ſie lieber glauben, der Papa habe mit ſeiner regen Phantaſie etwas hinzugefügt, oder der Zufall diesmal drolligen Scherz getrieben, als daß ſie an der Perſönlichkeit des angekommenen Herrn von Hahn gezweifelt hätten. Gerade dieſe Hartnäckigkeit der Mutter und der Tochter, ſich durchaus keines Beſſern bereden zu laſſen, ängſtigte den Herrn Bantes nur noch mehr.

So muß es kommen, gerade ſo! rief Herr Bantes ärgerlich und zaghaft: ſo hat er euch Beide ſchon halb in ſeinen Krallen, hat euch ſchon betäubt! Ich bin doch wahrhaftig ſonſt nicht abergläubig und auch diesmal kein altes, wunderſüchtiges Weib; aber was mir begegnet iſt, das iſt mir begegnet. Es iſt ein hölliſcher Spuk, der mich verrückt machen könnte. Die Vernunft begreift's nicht. Aber es mag Vieles ſein, das die Vernunft nicht begreift. Und ſollte ich euch in den Keller ſperren, ich ſperre euch ein, nur daß ihr mir Beide nichts mit dem Teufelsgeſpenſt zu ſchaffen habt!

Schönſter Papa, rief Friederike, ich gebe Ihnen ja gern die Sache wohlfeiler. Möge der todte Gaſt Herr von Hahn ſein, oder nicht: ich ſchwöre Ihnen, ich will ihn nicht lieben, ich will Waldrichen nie vergeſſen. Aber geben Sie mir Ihr Vaterwort, daß Sie Waldrichen nicht von mir trennen, es möge nun der Herr von Hahn oder der todte Gaſt um mich werben.

Wahrhaftig, lieber gäb' ich dich dem ärmſten Bettler auf der Gaſſe — iſt's doch ein lebendiger Menſch! — als dem Geſpenſt, dem Satan.

## Gute und ſchlimme Wirkungen.

Friederike ſchlief unter ſchönen Träumen die Nacht, Herr Bantes äußerſt unruhig. Die ſchwarze, bleiche Figur, deren Mondgeſicht durch das ſchwarze Kopfhaar und den ſtarken ſchwarzen Backenbart ihm ſo fürchterlich hervorblickte, ſchwebte ihm auch vor verſchloſſenen Augen ſichtbar. Friederike hegte hingegen für den geſpenſterhaften Unbekannten recht dankbare Geſinnungen, daß er ihren Vater ſo ſchleunig bekehrt und in der Angſt dem lieben Waldrich zugewandt hatte.

Am andern Morgen, ſobald Herr Bantes mit den Seinigen gefrühſtückt hatte, begab er ſich zum Amtsbürgermeiſter — dies war das Ergebniß nächtlicher Ueberlegungen — und bat dieſen, gegen den Unbekannten Polizeimaßregeln zu verſuchen, um ihn aus der Stadt zu entfernen. Er erzählte ihm nun offen, was ſich geſtern, ehe er in die Abendgeſellſchaft gekommen, in ſeinem Hauſe zugetragen habe, und wie ſeine Frau und Tochter ſchon halb und halb in ihren Sinnen benebelt wären; daß ſie den todten Gaſt für den angekündigten Sohn des Banquiers Hahn hielten, ungeachtet der junge Banquier, um Bräutigamsrollen zu ſpielen, nicht dazu das Aeußere des bekannten Geſpenſtes wählen würde und, wenn er ſie aus Narrheit oder Spaß hätte wählen wollen, ſie gewiß nicht gekannt haben würde.

Der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf bedenklich. Er wußte nicht, was er zu der Sache ſagen ſollte, verſicherte aber, er wolle ernſte Unterſuchung anſtellen, denn die ganze Stadt ſei von dieſer unangenehmen Erſcheinung beunruhigt.

Wie Herr Vantes nach einigen Stunden (denn auch mit dem Polizeilieutenant und andern Freunden hatte er ſich berathen) nach Hauſe ging, ſah er von ungefähr ſeitwärts durch ein Fenſter ins Erdgeſchoß ſeines Hauſes. Das Fenſter gehörte zu einem ſchön geſchmückten Zimmer, welches ſonſt der Commandant Waldrich zu bewohnen pflegte. Herr Vantes glaubte ſeinen Augen nicht trauen zu dürfen. Er ſah den wüſten todten Gaſt da im tiefen, ja es ſchien, im leidenſchaftlichen Geſpräch mit Friederiken. Das Mädchen lächelte ihm freundlich zu und ſchien gar nichts dagegen zu haben, als er ihre Hand ergriff und küſſend an ſeine Lippen drückte.

Jetzt ſchwankte Alles vor den Augen des Greiſes, oder vielmehr er ſchwankte. Anfangs wollte er geradezu hinein in des Commandanten Zimmer, um die zärtliche Unterredung zu unterbrechen und den unüberwindlichen Verführer aus dem Hauſe zu jagen: dann beſann er ſich, daß dies üble Folgen für ihn oder Friederiken haben könnte. Er erinnerte ſich des Duells zwiſchen dem Grafen von Altenkreuz und dem Vicomte vor hundert Jahren. Er eilte todtenbleich ins Zimmer ſeiner Gemahlin, die vor ſeinem Anblick erſchrak.

Als ſie die Urſache ſeines Zuſtandes erfahren hatte, ſuchte ſie ihn zu beruhigen, verſicherte, das vermeinte Geſpenſt ſei in der That der erwartete Bräutigam, ein liebenswürdiger, beſcheidener Mann, mit dem ſie und Friederike ſich lange unterhalten habe.

Ich glaub's ſchon, Mama, der iſt mit dir in deinen Jahren ganz beſcheiden. Aber geh hin und ſieh, wie weit er mit Friederiken in kurzer Zeit gekommen iſt. Sie küſſen ſich.

Das iſt nicht möglich, Papa!

Da, da, dieſe Augen ſtrafe du nicht Lügen. Er hat ſie; ſie iſt verloren! Warum ſind Die allein? Dir iſt auch ſchon der Verſtand vergiftet! ſonſt würdeſt du ſie Beide nicht allein gelaſſen haben.

Lieber Papa, er bat um Erlaubniß, ſich allein gegen Friederiken erklären zu dürfen. Laß doch deine Einbildung fahren! Wie iſt es möglich, daß du, eben du, aufgeklärter, Alles verſpottender Mann, deinen Glauben ſo bethören laſſen kannſt und plötzlich der abergläubigſte aller Menſchen wirſt?

Ueberrumpeln? abergläubig? Nein, vorſichtig, behutſam und dergleichen gegen dies Teufelsblendwerk! Sei es, was es immer wolle, man ſoll ſich auf keine Weiſe prellen laſſen. Das Mädchen iſt mir theuer.

Ich befehle ein- für allemal, ihr ſollt mit euerm ſogenannten Herrn von Hahn allen Umgang abbrechen.

Aber was wird ſein Vater ſagen?

Oh, der Alte wird nichts ſagen. Und wie ſollte er? Und in Gottes Namen, ſag' er, was er wolle. Geh, ich bitte dich, ſchicke den Verführer fort!

Frau Bantes ward verlegen. Sie trat freundlich zu ihm hin, legte ihre Hand traulich auf ſeine Schulter und ſprach leiſe mit bittendem Tone: Lieber Mann, bedenke, was du aus eitler Furcht thuſt! Wegen eines blaſſen Geſichts und eines ſchwarzen Kleides wegen iſt ja ein Fremder noch kein Geſpenſt. Wenn du aber befiehlſt und darauf beharrſt und es zu deiner Ruhe beiträgt, ſo werde ich dir gehorchen. Doch bedenke: Friederike und ich haben ihn ſchon zum Mittageſſen eingeladen.

Da könnte einen ja der Schlag rühren! ſchrie Herr Bantes. Nun gar zum Mittageſſen! Der muß einen Zauberdunſt und dergleichen in ſeinem Odem haben, daß er euch behext, wie die afrikaniſche Schlange die kleinen Vögel, die ſich ihrem offenen Rachen gern oder ungern nähern müſſen. Fort, fort, fort! Ich will nichts von ihm!

In dem Augenblicke trat ſehr heiter Friederike herein. Wo iſt der Herr von Hahn? fragte die Mutter mißmuthig.

Nur auf einen Augenblick in ſeine Wohnung. Er kommt ſogleich zurück. Es iſt wahrlich ein guter, edler Menſch!

Da haben wir's! rief Herr Bantes: In einer Viertelſtunde Geſprächs hat ſie es ſchon weg, daß er ein guter, edler Menſch iſt. Wie? du den Waldrich lieben? O, daß Waldrich hier wäre! Wenn er . . . kurzweg: ich will nichts davon wiſſen. Laß ihm abſagen. Laß ihm eine Lüge ſagen, eine ehrliche Nothlüge, ich ſei krank geworden; wir bedauerten ſehr; könnten ihn heut nicht bei Tiſche ſehen, und dergleichen.

Friederike erſchrak über die Heftigkeit ihres Vaters. Hören Sie mich doch, Papa; Sie ſollen Alles wiſſen, was er mir geſagt hat. Es iſt gewiß ein vortrefflicher Mann, und Sie werden . . .

Halt! rief Herr Bantes; ich will nichts hören; habe ſchon zu viel gehört. Sieh, Kind, laß mir jetzt meinen Willen. Nenn' es Wunderlichkeit, nenn' es wie du willſt; höre mich an. Gleicht der todte Gaſt dem Herrn von Hahn, oder der Herr von Hahn dem todten Gaſt, ſo iſt das Alles Ein Teufel. Ich mag und will nichts von ihm. Kannſt du deinen edeln, vortrefflichen, guten Menſchen und dergleichen bewegen, daß er Herbesheim noch heute verläßt, auf immer verläßt: ſo geb' ich dir mein Ehrenwort, ſollſt den Waldrich behalten, und wenn der wirkliche Sohn meines Freundes dann auch ankäme. Ich verſpreche dir, auf der Stelle an ſeinen Vater zu ſchreiben, alles mit ihm Abgekartete ganz ehrenhaft rückgängig zu machen, ſobald ich weiß, der Schwarze iſt fort. Da, nimm meine Hand darauf.

Nun ſage mir, kannſt du ihn bewegen, einzupacken und ſich aus dem Staub davon zu machen?

Wohl! rief Friederike freudeglühend; denn, ſehen Sie, er wird gehen. Erlauben Sie mir, ihn nur noch einige Augenblicke zu ſprechen, unter vier Augen.

Da haben wir's wieder! Nein, fort, fort! Schreib' ihm ein paar Zeilen. Nicht zum Eſſen! Fort mit ihm!

Es half kein Widerreden. Aber der Preis, welcher Friederiken geboten war, hatte zu viel Werth. Sie ſchrieb an den ihr lieb gewordenen Banquier; entſchuldigte, durch Krankheit ihres Vaters, die Einladung zum Mittagsmahl widerrufen zu müſſen; bat ihn ſogar wenn er einige Achtung und Freundſchaft für ſie habe, die Stadt ſo bald als möglich zu verlaſſen, denn von ſeiner Entfernung hänge ihr Glück und der Frieden ihres Hauſes ab. Sie verhieß ihm, mit nächſter Poſt in einem Briefe die ſonderbaren Urſachen dieſer ſonderbaren, unartigen, aber höchſt dringenden Bitte zu entwickeln.

## Unterhaltungen mit dem todten Gaſte.

Ein Hausknecht trug Friederikens Brief ins Wirthshaus und fragte dem Banqier von Hahn nach. Der Kerl war ſchnell gegangen; er hoffte den vielbeſprochenen todten Gaſt bei dieſer Gelegenheit etwas aus der Ferne zu ſehen. Indem er aber die Thür vom Zimmer des Banquiers öffnete, wie man ihn angewieſen hatte, fuhr er plötzlich zuſammen, als er den langen, ſchwarzen, blaſſen Herrn gegen ſich zuſchreiten ſah und fragen hörte mit hohler Stimme: was willſt du? Die Geſtalt ſchien ihm jetzt noch ſchwärzer, länger und bleicher zu ſein, als er ſich gedacht hatte.

Halten zu Gnaden, ſagte der Erſchrockene mit einem Geſichte, worin ſichtbar die Todesangſt lag, ich wollte nicht zu Ihnen, ſondern zum Herrn Banquier von Hahn.

Der bin ich.

Sie ſelbſt? ſagte der arme Menſch zitternd, weil ihm zu Muthe ward, als klebten ſeine Fußſohlen feſter am Boden; um Gotteswillen, laſſen Sie mich wieder gehen.

Ich halte dich nicht. Wer hat dich geſchickt?

Fräulein Bantes.

Weßwegen?

Dieſen Brief ſollen Sie .... Mit dieſen Worten, die er nicht vollendete, weil der Banquier einen Schritt näher kam, warf er demſelben den Brief vor die Füße und lief in vollem Sprunge davon.

Der Banquier ſagte halblaut für ſich: Sind die Leute hier zu Lande alleſammt närriſch? Er las Friederikens Zeilen, runzelte die Stirne, nickte mit dem Kopfe und ging pfeiſend im Zimmer auf und ab.

Indem ward wieder leiſe an die Thür gepocht. Schüchtern trat der Wirth herein, ehrerbietig die Mütze in der Hand, unter vielen Verbeugungen.

Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Wirth; iſt das Eſſen fertig? ſagte der ſchwarze Herr.

Das Eſſen bei uns wird Ihrer Gnaden ohne Zweifel zu ſchlecht ſein.

Nichts weniger, als das. Es iſt gut gekocht. Ich freilich eſſe nie viel, aber das ſoll keinen Vorwurf gelten.

Man ſpeiſet im goldenen Engel beſſer.

Ich mag nichts vom Engel, ich bleibe beim Kreuz. Sie ſind beſcheidener, als ich je einen Wirth geſehen habe. Laſſen Sie bald decken.

Der Kreuzwirth rieb die Mütze in den Händen herum und ſchien verlegen, wie er noch etwas anbringen ſollte, das ihm auf dem Herzen lag. Der Schwarze bemerkte es anfangs nicht, ſondern ging, vertieft in Gedanken, her und hin. So oft er aber dem Wirthe zu nahe kam, wich dieſer ſorgfältig auf vier Schritte aus.

Wollen Sie noch etwas, Herr Wirth? fragte der Banquier endlich.

He ja! Ew. Gnaden wollen es doch aber ja nicht übel deuten.

Nicht im Geringſten. Friſch heraus mit der Sprache! rief der todte Gaſt, und ſtreckte den Arm aus, um dem Wirth freundlich auf die Schulter zu klopfen. Dieſer aber verſtand die Bewegung unrecht, und vermuthete das Aergſte. Er mochte ſich wohl gar einbilden, der Gaſt wolle an ſeinem Kopfe und Genicke den Verſuch machen, den derſelbe vor hundert und zweihundert Jahren an manchem Mädchen gemacht hatte. Drum duckte der ſich bedroht Glaubende wetterſchnell mit ganzem Leibe nieder, drehte ſich um, nahm einen Satz und war mit einem einzigen Sprunge zur Thür hinaus.

Herr von Hahn konnte ſich, wie ärgerlich ihm dies Betragen auch vorkommen mußte, doch des Lächelns nicht erwehren. Er hatte dieſelbe wunderliche Schüchternheit an allen Hausgenoſſen bemerkt; ſie war ihm beſonders erſt ſeit dem heutigen Morgen aufgefallen. Hält man mich denn, ſprach er bei ſich ſelbſt, für den zweiten Doctor Fauſt?

Es ward abermals an die Thüre gepocht, dieſe nur halb und leiſe geöffnet, und ein martialiſcher Kopf mit einer Römernaſe und dem kräftigſten Schnurrbarte ſchob ſich mit der Frage herein: Bin ich hier recht? beim Herrn von Hahn?

Allerdings.

Ein großer baumſtarker Mann in Polizei-Livrée kam nun hinter der Thür hervor ins Zimmer: Der Herr Amtsbürgermeiſter läßt Ihro Gnaden bitten, ſich auf einige Augenblicke zu ihm zu verfügen.

Verfügen? Das klingt etwas polizeimäßig. Wo wohnt er?

Am Ende der Straße, gnädiger Herr, im großen Eckhauſe mit dem Balkon. Ich werde die Ehre haben, Sie hinzuführen.

Nun, das wäre eben nicht nöthig, guter Freund. Ich liebe weder militäriſche noch polizeiliche Escorten.

Der Herr Amtsbürgermeiſter hat es ſo befohlen.

Gut, und Ihr gehorcht unbedingt. Nicht ſo, Ihr ſeid Soldat geweſen?

Beim dritten Huſarenregiment.

Aus welchem Treffen habt Ihr die ſchöne Narbe auf der Stirn?

Hm, gnädiger Herr, aus einem Treffen mit Kameraden um ein ſchönes Mädchen.

Da wird Eure Frau die Narbe nicht gern ſehen, falls ſie nicht ſelbſt das ſchöne Mädchen war.

Ich habe keine Frau.

Nun, gleichviel, alſo ein Liebchen. Denn wer ſolche Ehrennarbe für das ſchöne Geſchlecht zur Schau trägt, der bleibt nicht unempfindlich. Aber nicht ſo, Eure Auserwählte wird jetzt, wenn ſie nun Alles weiß, etwas widerſpenſtig ſein?

Der Schnurrbart runzelte die Stirn. Den Frager beluſtigte, in den Mienen des Helden eine Art Beſtätigung ſeiner Vermuthung zu leſen, und er fuhr daher fort: Ihr müßt nur nicht den Muth verlieren. Gerade mit Eurer Narbe bringt Ihr Eurer Geliebten den Beweis, was Ihr für einen einzigen Blick ihrer großen ſchwarzen Augen, ja für eine einzige Locke ihrer braunen Haare wagen würdet.

Der Polizeibediente verfärbte ſich und riß die

Augen weit auf. Ihro Gnaden, ſtammelte er, kennen Sie das Mädchen ſchon?

Warum nicht? Iſt's doch gerade das niedlichſte Kind in der ganzen Stadt! verſetzte Herr von Hahn lächelnd, den es kitzelte, durch zufälliges dreiſtes Forſchen die Liebeshändel der Polizei ſo ſchnell zu errathen. Den Polizeibedienten aber kitzelten die Fragen gar nicht; beſonders däuchte ihm das ſchalkhafte Lächeln des bleichen, todtenhaften Antlitzes etwas Gräßliches, Hölliſch-Boshaftes zu haben.

Ihro Gnaden kennen Sie ſchon? Wie iſt das möglich? Seit geſtern erſt ſind Sie in der Stadt! Ich habe die Hausthür der Putzmacherin mit keinem Auge verlaſſen, und war ich nicht da, hatte ein Anderer Acht. Sichtbarer Weiſe kamen Sie nicht ins Haus.

Guter Freund, ein artiges Mädchen iſt leicht zu kennen, und die Häuſer haben auch Hinterthüren.

Der Schnurrbart ſtand mit verblüfftem Geſichte da, weil er ſich in der That einer Hinterthüre erinnern mochte. Herr von Hahn dagegen ward durch die Verlegenheit des Polizeimanns immer muthwilliger und legte es darauf an, ihn ein wenig eiferſüchtig zu machen. Alſo ſie ſpielt nun, ſagte er, die Spröde gegen Eure Zärtlichkeiten? Dacht' ich's doch! Die Narbe!

Nein, gnädiger Herr, nicht die Narbe! Nichts für ungut, Sie ſelbſt!

Was, ich? Laßt Euch das nicht von mir träumen.

Pfui, Ihr ſeid doch nicht ſchon eiferſüchtig? Machen wir Beide einen Bund mit einander, verſteht mich wohl . . . .

Ich verſtehe nur zu gut. Daraus wird diesmal nichts! Gott bewahre mich!

Ihr führet mich bei Eurer jungen Putzmacherin ein, und ich verſöhne ſie mit Eurer Narbe.

Der Polizeibeamte machte eine Bewegung, als ginge ihm ein Schauer über den Leib. Dann lud er mit trockener Amtsmiene den Herrn von Hahn ein, ihm zum Bürgermeiſter zu folgen.

Ich werde kommen; aber Eure Begleitung durch die Stadt verbitt' ich mir.

Ich habe Befehl ſo.

Und ich befehle das Gegentheil. Alſo geht und meldet's dem Herrn Bürgermeiſter. Macht Ihr die geringſten Umſtände, ſo zählet keinen Augenblick mehr auf Euer Mädchen!

Herr, um Gotteswillen! ſagte der ehrliche Schnurrbart in großer Beklemmung. Ich gehorche, laſſen Sie, gnädiger Herr, um Gotteswillen das unſchuldige Blut am Leben!

Ich hoffe, Ihr traut mir doch nicht zu, ich werde Euch das Mädchen aus purer Liebe freſſen?

Ihr Ehrenwort, gnädiger Herr, Sie verſchonen das arme Kind; dann will ich für Sie thun, was Sie befehlen, und ſollten Sie meinen eigenen Tod begehren.

Seid ruhig. Ich geb' Euch gern mein Ehrenwort, das artige Mädchen am Leben zu laſſen. Aber ſagt mir, wie ſpringt Eure Furcht gleich zum ärgſten Stück über? Wer in aller Welt will denn einem ſchönen Kinde gleich ans Leben?

Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, gnädiger Herr. Ich bin zufrieden. Was kann Ihnen auch daran liegen, dem guten Kätherle das Genick umzudrehen? Ich gehe, und laſſe Sie allein gehen. Auch die Hölle muß Wort halten.

Mit dieſen Worten war der arme Menſch zur Thür hinaus. Er hörte hinter ſich den todten Gaſt laut lachen. Das Lachen drang ihm ſchneidend durch die Ohren. Es kam ihm wie ein Hohngelächter des Satans vor. Er lief zum Amtsbürgermeiſter und erzählte zum Erſtaunen desſelben ſeine ganze Geſchichte.

## Das Verhör.

Herr von Hahn nahm Hut und Stock und ging. Noch mußte er heimlich über die Herzensangſt des Polizeibeamten lächeln, deſſen Eiferſucht er erregt zu haben glaubte.

Er bemerkte bald, wie er über die Straße ging, daß er in einer kleinen Stadt ſei, wo man jeden Fremden wie ein Wunderthier angafft und mit Begrüßtwerden und Wiedergrüßen im Jahre ein Dutzend

Hüte verdirbt. Wo er ging, rechts und links, wich man ihm höflich aus mit tiefer Verbeugung. Schon von Weitem zogen die ihm Begegnenden Hüte und Mützen tief ab. Keinem Könige konnte mit mehr Ehrfurcht begegnet werden. Rechts und links in den Häuſern, wo er vorüberkam, ſah er hinter den ungeöffneten Fenſtern eine Menge neugieriger Köpfe durch die Glasſcheiben nach ihm ſchauend.

Das Aergſte aber widerfuhr ihm, als er dem bezeichneten Eckhauſe mit dem Balkon näher kam. Unweit dem Hauſe befand ſich auf dem Platze ein Brunnen, der aus ſieben Röhren ſein Waſſer in ein weites Steinbecken goß. Um den Brunnen ſtand eine Schaar Mägde mit Eimern und Zübern emſig plaudernd. Einige ſchabten Fiſche, andere wuſchen Salat, andere ſetzten ihre leeren Eimer unter die Röhre, andere trugen ihn ſchon gefüllt auf dem Kopfe. Herr von Hahn, der Wohnung des Bürgermeiſters ſicher zu ſein, trat ſeitwärts, um eine dieſer geſchäftigen Mägde zu fragen, die ihn in der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung anfangs nicht bemerkt hatten. Wie er aber den Mund öffnete und Alle jetzt die Augen nach ihm wandten — hilf heiliger Himmel! welch ein Zetergeſchrei, welch eine Verwirrung! Alle prallten mit Entſetzen aus einander. Die Eine ließ die Fiſche in das Brunnenbecken fahren, die Andere ſchüttete den gewaſchenen Salat auf den Erdboden, der Dritten ſtürzte der Waſſereimer vom Kopfe, daß ſie wie eine Gebadete troff. Alle rannten bleich und athemlos davon. Nur eine Alte, deren Fußwerk nicht mehr gehorchen mochte, drängte ſich mit dem Rücken hinterwärts gegen den hohen Brunnenpfeiler, als wollte ſie ihn umſtürzen, ſchlug mit der dürren Hand vor ſich Kreuze über Kreuze, ſperrte die Lippen von einander und ſtierte ihn mit Augen der Verzweiflung auf eine ſtechende Weiſe an, während ihr Haar auf dem Kopfe emporſtieg. So ſieht man eine vom Hund angebellte Katze, den krummen Rücken ganz in ſich hineingezogen, das Haar geſträubt, das Maul offen, mit durchbohrenden Blicken jeder Bewegung des Bellenden folgend.

Verdrießlich über die närriſchen Leute wandte Herr von Hahn ſich ab und ging geradezu in das Haus mit dem Balkon. Er war am rechten Orte. Der Bürgermeiſter, ein kleiner, feiner, gewandter Mann, empfing ihn ſehr artig oben an der Treppe und führte ihn ins Zimmer.

Sie haben mich zu ſich rufen laſſen, ſagte Herr von Hahn, und in der That, ich komme gern, denn ich hoffe, bei Ihnen mir Räthſel löſen zu können. Ich bin erſt ſeit geſtern in Ihrer Stadt und geſtehe, hier habe ich ſchon mehr Abenteuer erlebt, als ſonſt auf allen Reiſen.

Ich glaub' es! ſagte lächelnd der Bürgermeiſter. Ich habe davon gehört, und einigemal ſogar das Unglaubliche. Sie ſind der Herr von Hahn, Sohn des Banquier aus der Hauptſtadt; haben Verbindungen mit dem hieſigen Hauſe Bantes; kamen, weil Fräulein Bantes . . .

Richtig Alles. Soll ich mich bei Ihnen legitimiren, Herr Bürgermeiſter? Herr von Hahn zog bei dieſen Worten einige Papiere aus der Brieftaſche. Der Bürgermeiſter lehnte es nicht ab, ſie flüchtig durchzuſehen, gab ſie aber mit den verbindlichſten Aeußerungen ſeiner Zufriedenheit zurück.

Ich habe Ihnen nun Alles geſagt und beurkundet, Herr Bürgermeiſter, worüber Sie irgend von mir Auskunft begehren können. Nun bitte ich hingegen Sie um Auskunft über allerlei Seltſamkeiten Ihrer Stadt. Herbesheim liegt doch nicht ſo gar weit von der übrigen Welt getrennt; es werden doch zuweilen auch Fremde hierher kommen; wie geht's nun zu, daß man mich . . .

Ich weiß, was Sie ſagen wollen, Herr von Hahn. Sie ſollen Alles erfahren, wenn Sie die Güte haben, mir ein paar Fragen zu beantworten.

Ich ſtehe zu Befehl.

Zählen Sie einſtweilen meine Fragen nur auch zu den Seltſamkeiten von Herbesheim, die Ihnen aufſtießen; hintennach werden Sie den Grund davon ohne Mühe ſehen. Kleiden Sie ſich gewöhnlich ſchwarz?

Ich bin in Trauer um eine meiner Tanten.

Waren Sie ſchon in Herbesheim?

Nie.

Haben Sie früher ſchon Bekanntſchaft mit Perſonen aus dieſer Stadt gehabt, oder zufällig etwas von den Geſchichten dieſer Stadt, nämlich von alten Geſchichten, Märchen, Volksſagen der Herbesheimer geleſen oder gehört?

Ich kannte perſönlich Niemanden von Herbesheim und wußte von dieſer Stadt nichts, als daß hier das Haus Vantes ſei, und daß Fräulein Vantes ein äußerſt liebenswürdiges Frauenzimmer wäre, was ich nun mit Vergnügen beſtätigen will.

Haben Sie vielleicht nie ein Geſchichtchen vom todten Gaſte der Herbesheimer geleſen oder davon gehört?

Ich wiederhole, die Hiſtorie von Herbesheim, zumal die alte — ich muß es zu meiner Schande ſagen, Herr Bürgermeiſter — iſt mir ſo fremd, wie die Hiſtorie des Königreichs Siam und Pegu.

Nun, Herr von Hahn, und Ihre Abenteuer bei uns, die ich mehr vermuthe, als kenne, ſtammen in gerader Linie aus unſern hieſigen alten Geſchichten her.

Wie komme ich mit Ihren alten Geſchichten zuſammen? Dergleichen iſt mir in meinem Leben nicht begegnet. Sagen Sie doch.

Der Bürgermeiſter lächelte und erwiderte: Man hält Sie für den todten Gaſt, für ein Geſpenſt aus unſern Volksmärchen; wie ſpaßhaft mir auch die lächerliche Einbildung unſerer Spießbürger iſt, kann ich doch — Sie nehmen mir Offenheit nicht übel — ſelbſt meine Verwunderung nicht bergen, wie Sie mit dem Helden aus unſerer Herbesheimer Schreckenshiſtorie eine ganz eigene Aehnlichkeit haben. Vorausgeſetzt, Sie haben mit mir nicht etwa einen allfälligen Scherz fortſetzen wollen und wiſſen durchaus nichts von der Geſchichte des todten Gaſtes, will ich ſie Ihnen ſo erzählen, wie ich ſie mir habe von Mehreren erzählen laſſen.

Herr von Hahn gab die lebhafteſten Aeußerungen ſeiner Neugier. Der Bürgermeiſter ſagte: Es iſt wohl das erſte Mal, daß man ein Ammenmärchen ganz officiell vorträgt. Und nun hob er lachend die Erzählung vom todten Gaſte an.

Jetzt erklär' ich mir Alles! ſagte lachend Herr von Hahn, als die Geſchichte beendet war: den ſchönen Herbesheimerinnen iſt um ihre Hälſe bange.

Scherz bei Seite, Herr von Hahn, mir iſt noch Mancherlei dunkel. Ich glaube zwar auch an die bunteſten Spiele des Zufalls; aber hier ſpielt dieſer launenhafte Schickſalsgott faſt zu grob, als daß ich nicht wirklich einen kleinen Verdacht gegen Sie faſſen ſollte.

Wie, Herr Bürgermeiſter, Sie ſind doch nicht in der Stimmung, mich für den Mann Ihrer Fabel zu halten, der Herbesheim nur alle hundert Jahre beſucht, um arme Täubchen zu ſchlachten?

Das wohl nicht. Aber etwas von dem Geſpenſtermärchen könnten Sie doch zufällig gehört und Ihre Geſtalt benutzt haben, um ſich an dem Schrecken unſerer leichtgläubigen Schönen zu beluſtigen. Warum, zum Beiſpiel, wählten Sie eben den erſten Adventsſonntag zu Ihrer Ankunft und eben den Augenblick des ärgſten Sturms und Regens, wenn Sie nichts gewußt hätten von der Fabel?

Sie haben Recht, Herr Bürgermeiſter, er iſt auffallend, dieſer Zufall; er überraſcht mich ſelbſt. Indeſſen darf ich Sie verſichern, daß ich im Kalender ſo unerfahren bin, daß ich eben jetzt erſt das Vergnügen habe, zu erfahren, ich ſei am erſten Advent hergekommen. Auch kann ich mit einem Eide betheuern, daß ich den Regen vom Himmel gar nicht beſtellt hatte; umgekehrt, ich hätte ihn gern abbeſtellt, weil das Wetter mir ſehr übel zuſchlug.

Wie aber, Herr von Hahn, erklären Sie mir den Griff. welchen Sie dieſen Morgen ſo ſchalkhaft nach dem Nacken Ihres Wirthes machten? Wußten Sie nichts von unſerm Gaſte und ſeinem berühmten Griff?

Herr von Hahn lachte laut auf: Aha, darum duckte ſich der arme Teufel tief unter mir weg! Der Wirth hielt meine unſchuldige Handbewegung — ich wollte ihm auf die Schulter klopfen — für verdächtig.

Noch Eins, Herr von Hahn. Kennen Sie die Jungfer Wieſel?

Manche Wieſel, Herr Bürgermeiſter, aber keine Jungfer dieſes ſchönen Namens.

Man will doch behaupten, Sie wären mir ihr, und ſogar bis auf die Hinterthür, bekannt.

Hinterthür der Jungfer Wieſel? O, nun verſteh' ich. An der Hinterthür erkenn' ich jetzt die Abgöttin Ihres Polizeidieners. Nun werden mir auch die Reden und Bitten dieſes Menſchen erſt klar.

Noch Eins, Herr von Hahn. Sie werden bemerken, daß ich von allen Ihren Schritten unterrichtet bin, und die geheime Polizei von Herbesheim der beſten von Paris aus den Zeiten der Spionenmeiſter Fouché und Savary nichts nachgiebt. Wenn ich mir nun im Nothfall auch alles Bisherige ſehr natürlich erklären kann, ohne Sie im Verdacht zu haben, unſer frommes Völkchen durch abſichtliches Spielen der Todten-Gaſt-Rolle ängſtigen zu wollen — muß ich doch eine Frage noch thun. Wenn Sie dieſe Rolle wirklich nicht ſpielen konnten oder wollten, ſagen Sie mir denn — und dieſe Frage richte ich weniger aus mir ſelbſt, als für Jemand anders, an Sie — wie war es möglich, daß Sie mit Fräulein Bantes, welche Sie vorher nicht kannten, dieſen Morgen binnen wenigen Minuten, binnen einer Viertelſtunde ſo jählings, ſo innig vertraut wurden, daß Sie — daß Sie das Fräulein — ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll . . .

Alſo auch das ſchon haben Sie erfahren? ſagte der Herr von Hahn ganz betroffen, und über das bleiche, doch lebhafte Geſicht verbreitete ſich eine Röthe, die dem Scharfblick des Bürgermeiſters nicht entging.

Ich bitte Sie noch einmal wegen meiner Neugier um Verzeihung! ſetzte der Bürgermeiſter hinzu; Sie wiſſen ja, Polizeibeamte und Aerzte haben das Vorrecht, indiscrete Fragen zu thun. Und bekannt iſt Ihnen, daß der todte Gaſt ganz beſonders im Rufe ſteht, Frauenzimmer wetterſchnell zu bezaubern; eine Kunſt, die ich Ihnen übrigens gerne zutraue, ohne Sie für todt zu halten.

Herr von Hahn ſchwieg ein Weilchen; endlich ſagte er: Herr Bürgermeiſter, ich fange bald an, mich vor Ihnen mehr zu fürchten, als ſich Ihre ganze löbliche Bürgerſchaft vor meinem ſchwarzen Rock fürchten kann. Ihnen müſſen die Wände ausplaudern können; denn ich war dieſen Morgen mit dem liebenswürdigen Fräulein Vantes nur eine kurze Zeit allein, wenn Sie mit dem Worte Vertrautwerden darauf anſpielen. Erlauben Sie mir aber, eben über dieſen Punkt zu ſchweigen. Entweder Ihre Wände haben Ihnen den Inhalt meiner Unterredung ausgeplaudert, dann kennen Sie ihn; oder nicht: dann geziemt es mir nicht, darüber den Vorhang wegzuziehen, falls Fräulein Vantes es nicht mit eigener Hand thun will.

Der Bürgermeiſter zeigte mit einer ſanften Neigung des Hauptes an, daß er nicht weiter in ihn dringen wolle, ſondern wandte das Geſpräch: Bleiben Sie noch lange bei uns, Herr von Hahn?

Ich reiſe ſchon morgen wieder ab. Meine Geſchäfte ſind hier beendigt, und wahrhaftig, es iſt doch auch gar zu unluſtig, den Poltergeiſt ſpielen zu müſſen. Der Zufall hat wohl noch keinen Sterblichen übler mißhandelt, als mich, daß ich gerade auserwählt ſein mußte, dem todten Gaſte Ihrer hundertjährigen Stadtſage oder Stadtchronik auf ein Haar ähnlich zu ſein.

Dieſe Erklärung der plötzlichen Abreiſe kam dem Bürgermeiſter ſehr gelegen. Er verlor alſo darüber kein Wort mehr und unterhielt ſich über andere Dinge mit ſeinem Inquiſiten. Dieſer empfahl ſich endlich.

Der Bürgermeiſter fand die Sache ſonderbar. Denn für ein ungefähres Zuſammentreffen der Umſtände, die den Herrn von Hahn zum todten Gaſte ſtempeln wollten, war es im gewöhnlichen Gange der Dinge hier zu viel. Und von der andern Seite hatte ſich auch gar kein Grund gezeigt, an der Redlichkeit der Ausſagen des Fremden zu zweifeln. Dies erwog der Bürgermeiſter her und hin, indem er zum offenen Fenſter hinaus auf die Straße ſah. Er war, gleich nachdem ſein Beſuch aus dem Zimmer verſchwunden, an dies Fenſter getreten, um zu ſeiner Beluſtigung Acht zu haben, mit welchen Augen die Leute auf der Gaſſe den todten Gaſt betrachten würden. Allein zu ſeiner großen Verwunderung verließ dieſer das Haus nicht. Er wartete noch lange; es verging faſt eine Viertelſtunde, und er wartete vergebens. Er zog die Klingel. Der Bediente kam und ward vom Bürgermeiſter befragt. Der Bediente ſchwor, ſeit einer Stunde unter dem Balkon vor der Hausthür geſtanden, aber keinen Herrn in ſchwarzer Kleidung geſehen zu haben.

Der Bediente ward entlaſſen. Das ſieht mir doch etwas geſpenſtig aus! brummte der Bürgermeiſter verlegen lächelnd vor ſich hin und lag wieder im Fenſter. Nach einiger Zeit trat der Bediente ungerufen herein und meldete, das Kammermädchen ſitze todtenblaß und weinend in der Küche und erzähle, der todte Gaſt ſei beim Fräulein Tochter des Herrn Bürgermeiſters. Das Fräulein thue mit der ſchrecklichen Geſtalt ſehr bekannt; der Unbekannte habe dem Fräulein ein Paar prächtige Armbänder überreicht und dazu etwas leiſe mit dem Fräulein geſprochen. Das Kammermädchen habe zwar Alles geſehen, aber nichts verſtanden; es wäre auch vom Fräulein ſogleich aus dem Zimmer fortgeſchickt worden.

Der Bürgermeiſter lachte zuerſt; dann verging ihm bei den Armbändern, bei dem Leiſemiteinanderreden, bei dem Fortſchicken des Kammermädchens, alle Neigung zum Lachen. Er hieß den Bedienten ärgerlich ſich fortmachen. Armbänder? Flüſtern mit meinem Minchen? Woher kennt er ſie? Jeſus Maria! Wie wird das Mädchen mit dem Manne ſo ſchnell vertraut? Wahrhaftig, der legt's darauf an, den todten Gaſt zu machen. So ſprach er bei ſich. Bald lief er zur Stubenthür, öffnete und wollte hinaus, um ſeine Tochter und den Fremden zu überraſchen; bald ſchämte er ſich ſeines keimenden Aberglaubens, und legte er ſeiner Aengſtlichkeit Zaum und Gebiß an. Darüber verging eine Viertelſtunde. Endlich ward ihm die

Zeit zu lang. Er ging zu ſeiner Tochter, deren Zimmer nicht weit vom ſeinigen entfernt war. Sie ſaß am Fenſter allein und betrachtete die köſtlichen Armbänder.

Was haſt du da, Minchen? fragte er mit ungewiſſer Stimme.

Minchen antwortete ganz unbefangen: Ein Geſchenk des Herrn von Hahn für Rieſchen Vantes. Er reiſet morgen früh ab und hat ſeine Gründe, ſelbſt nicht mehr in das Haus des Herrn Vantes zu gehen. Er iſt mir unbegreiflich. Bräutigam, und ſchon wieder davon reiſen! Nun ſoll ich's ihr geben.

Und woher kennſt du ihn oder er dich?

Als ich dieſen Morgen bei Rieſchen und ihrer Mutter war, machten wir Bekanntſchaft. Es durchſchauerte mich, als ich ihn zum erſtenmal ſah. Der leibhafte todte Gaſt! Aber er iſt ein ſehr guter Menſch. Wie er von Ihnen ging, Papa, trat ich eben aus meinem Zimmer. Wir erkannten uns, und er brachte ſogleich ſein Geſuch an.

Minchen erzählte dies ſo unbefangen, daß dem Bürgermeiſter, bis auf Nebenſachen, Alles klar ward. Doch folgenden Morgens mußte der Polizeidiener ſogleich nachſpüren, ob der Fremde wirklich, ſeinem Worte gemäß, abgereiſet ſei.

## Neuer Schrecken.

Der Bürgermeiſter, durchaus ein Mann ohne Vorurtheil und Aberglauben, hatte eine etwas ſchlafloſe Nacht gehabt. In der Nacht aber, beim Monden- oder Sternenſchein, oder beim Mangel alles Lichtes, hat nicht nur die Geſtaltung der äußern Welt ein anderes Ausſehen, ſondern auch die innere Welt des Menſchen. Man iſt religiöſer, zum Glauben an Ungewöhnliches, Seltſames, Abenteuerliches und Wunderhaftes geneigter, was auch die altkluge Vernunft dagegen einzuwenden habe. Die Vernunft iſt die Tagesſonne des Gemüthes, Alles wird hell und klar durch ihren Schein; der Glaube des Gefühls und der Phantaſie iſt der nächtliche Mond des Gemüths, Alles wird in deſſen zweifelhaftem Schimmern und zauberhaftem Helldunkel fremdartig. — Durchlief der Bürgermeiſter nun die ganze Geſchichte, mit der ſich die Stadt vom todten Gaſte trug, und verglich damit Zeit und Stunde, in welcher der Herr von Hahn erſchien, ſeine Geſtalt, ſein bleiches Geſicht, ſeine Kleidertracht, ſeine verſchwenderiſchen Geſchenke, ſein ſchnelles Vertrautwerden mit Bräuten — denn auch Minchen war auf dem Sprunge, verſprochen zu werden, und das Geſchichtchen von der Jungfer Wieſel hatte in der That etwas Verdächtiges — ſo mußte das Alles wenigſtens auffallen. Jungfer Wieſel hatte dem Polizeidiener wirklich noch am Abend geſtanden, der ſchwarze Gaſt ſei bei ihr im Putzladen geweſen, habe eine Kleinigkeit gekauft; doch erſt in der Abenddämmerung ſei er erſchienen, und nie vorher; noch weniger wollte ſie von der berüchtigten Hinterthür etwas wiſſen. Dies hatte der Bürgermeiſter von ſeinem Polizeidiener wieder vernommen, und es machte ihm allerlei ſonderbare Gedanken.

Für einen bloßen Spaßvogel konnte er den ſchwarzen langen Herrn unmöglich halten; dazu ſah er zu ernſthaft aus. Auch waren ſeine Geſchenke viel zu koſtbar geweſen, als daß er nur einen Scherz mit den lieben Herbesheimern getrieben haben ſollte. Herr Bantes, ſonſt ein Todfeind alles Aberglaubens, hatte aber dem Bürgermeiſter ſo viel Seltſames erzählt und geklagt, daß dieſer allerdings eine unruhige Nacht haben konnte, indem er das Für und Wider in ſeinem Kopf umherwarf.

Ehe noch der Polizeidiener folgenden Morgens zum Kreuz kam, erzählten ihm ſchon die Leute auf der Straße, daß der todte Gaſt und ſein Diener Knall und Fall verſchwunden wären, man wiſſe nicht, wohin. Er hätte weder Wagen noch Pferde, noch Extrapoſt genommen, wäre zu keinem Stadtthor hinaus, und doch nirgends zu finden. Dies beſtätigte auch die Ausſage des Kreuzwirthes, der den Polizeimann in das Zimmer führte, wo der angebliche Herr von Hahn gewohnt hatte. Da war noch Alles in der beſten Ordnung, als hätte Niemand darin gewohnt; die Betten ſtanden unangetaſtet, die Stühle an ihrem Ort; kein Koffer, kein Kleid, kein Bändchen, kein Stückchen Papier — nichts Hinterlaſſenes, keine Spur! Nur auf dem Tiſche lag die volle Zahlung des Wirthes in harten Thalern, die er aber wohlweislich nicht anrühren mochte. Nehme das Teufelsgeld, wer will! ſagte der Kreuzwirth: man weiß ja, dabei iſt kein Segen. Leg' ich's in meine Truhe, wird es mir zu ſtinkendem Unrath. Ich will es den Armen im Stadtſpital ſchenken; ich mag es einmal nicht. Er übergab die harten Thaler dem Polizeidiener, der ſie dem Spitalpfleger bringen mußte.

Das Gerücht vom plötzlichen Verſchwinden des todten Gaſtes war mit allen Nebenumſtänden ſogleich durch ganz Herbesheim verbreitet. Auch Herr und Frau Bantes, da ſie kaum das Bett verlaſſen hatten, vernahmen es von ihren Mägden, bald auch von dem Buchhalter und Kaſſierer.

Wunderbar! ſagte Herr Bantes zu ſeiner Frau: nun, was ſagſt du denn dazu? Ich freue mich, daß er fort iſt. Du wirſt doch glauben, daß es da nicht ganz mit rechten Dingen zuging? Ich ſage dir, das war mir nimmermehr der Sohn meines alten Freundes Hahn. Wer hätte jemals an ſo tolle Märchen, an ſolchen Unſinn und dergleichen glauben ſollen, wenn man nicht mit leiblichen Augen Zeuge geweſen wäre!

Frau Bantes brachte gegen die Ausſagen der Mägde und des Buchhalters einige beſcheidene Zweifel vor. Man ſchickte den Kaſſierer zum Kreuzwirth; aber auch dieſer kam bald mit der vollen Beſtätigung zurück. Frau Bantes lächelte befremdet zu Allem und wußte nichts mehr zu erwidern. Sie meinte nur, das müſſe ſich noch anders aufklären, denn ihren geſunden Verſtand wolle ſie doch nicht bei dieſer Geſchichte preisgeben.

Plötzlich fuhr Vater Bantes mit wahrhaftem Todesſchrecken auf, und er ward ſo blaß, daß Frau Bantes für ihn zu zittern anfing. Denn lange konnte oder wollte er nicht reden.

Endlich rief er mit einer matten, ungewiſſen Stimme: Mutter, iſt das Eine wahr, ſo könnte auch das Andere wahr ſein.

Was denn, um Gotteswillen?

Glaubſt du, Friederike ſchlafe noch? Wir ſind doch ſchon lange wach geweſen in unſern Betten, haſt du denn von ihr im Nebenzimmer auch nur den geringſten Ton, nur einen Fußtritt, nur das Rücken eines Stuhls gehört?

Rede doch, Papa, du wirſt doch nicht argwohnen, das Kind ſei . . .

Aber wenn das Eine wahr iſt, kann auch das Andere — es wäre doch entſetzlich! Mama, ich habe nicht den Muth, nachzuſehen.

Wie denn? Glaubſt du, ſie ſei . . .

Nun ja, den Kopf im Nacken!

Mit dieſen Worten ſprang der Alte, von den ſchwerſten Ahnungen gefoltert, zu Friederikens Schlafkabinet. Aengſtlich trippelte Frau Bantes ihm nach. Er legte ſeine zitternde Hand an das Schloß der Thür; er öffnete dieſe leiſe; er wagte kaum zu athmen, und da ihm keine Stimme entgegen tönte, getraute er ſich lange nicht, zum Bett hinzublicken. Sieh du hin, Mama! ſprach er und war in ängſtlicher Beklemmung.

Sie ſchläft ja ſanft! ſagte Frau Bantes. Er richtete die Augen dahin. Da lag Friederike harmlos im Bette, das zarte Geſicht mit den vom Morgenſchlummer geſchloſſenen Augen noch an der gehörigen Stelle. Aber lebt ſie? fragte Herr Bantes und hielt mißtrauiſch das Steigen und Fallen der athmenden Bruſt ſeines Kindes für eine Täuſchung der Augen. Erſt wie er ihre warme Hand berührte, ward ihm wohl, und noch mehr, als ſie, davon erwachend, ihre Augen aufſchlug und ihr Erſtes ein freundliches, doch verwunderungsvolles Lächeln war. Die Mama erklärte ihr nun den Beſuch und erzählte das geheimnißvolle Verſchwinden des Herrn von Hahn und die daraus entſtandene neue Angſt des Papa. Und alleſammt waren ſie nun zufrieden und fröhlich.

## Ende gut, Alles gut.

Noch zufriedener und fröhlicher aber wurden ſie, da alleſammt an demſelben Tage des Abends beim Nachteſſen ſaßen und ein Wagen raſch durch die Straßen rollte und plötzlich vor dem Hauſe hielt.

Friederike, horchend, ſprang auf und rief: Waldrich! — Er war's. Alles eilte ihm entgegen. Vater Bantes ſchloß ihn zum Willkommen herzlicher, denn jemals, in ſeine Arme. — Da hatte man ſich nun tauſend Dinge zu fragen und zu antworten und wieder zu fragen. Vater Bantes machte endlich dem Lärmen ein Ende und pflanzte den Commandanten auf den gewohnten Platz zu ſich an den Tiſch. Da aber ging das lebhafte, freudige Geſchwätz von Neuem an. Und denken Sie nur, rief Herr Bantes, denken Sie nur, Schätzchen, Hauptmännchen, wir haben den Teufelskerl, den todten Gaſt und dergleichen leibhaftig in Herbesheim, leibhaftig im Hauſe hier gehabt. Was ſagen Sie dazu? Ja, was ſagen Sie dazu, er hatte ſchon wieder ſeine drei Bräute binnen kaum vierundzwanzig Stunden aufgefiſcht; da war voran das Mädchen Friederike dort, dann Bürgermeiſters Minchen, und zum Dritten die Jungfer Wieſel bei der Putzmacherin. Wir haben uns hier Alle in der Stadt gefürchtet, wie die kleinen Kinder und dergleichen.

Der Commandant lachte hell auf und ſagte: Ich aber habe mit ihm heut im Poſthauſe von Odernberg zu Mittag geſpeiſet. Sie werden doch den Herrn von Hahn meinen, denk' ich, und keinen Andern?

Herr Bantes lächelte ärgerlich: Herr von Hahn hin, Herr von Hahn her! Sei er geweſen, wer er wolle, er war der todte Gaſt, wie er leibt und lebt, und der bekommt meine Friederike nicht, auch wenn's der Herr von Hahn wäre und dergleichen. Denn ich möchte nicht erleben, daß ich einen kalten Schauer bekäme, ſo oft ich meinen Schwiegerſohn erblicken würde. Iſt es der Sohn meines Freundes wirklich geweſen, deſto ſchlimmer für ihn, denn er ſah beſtimmt aus, wie Sie den todten Gaſt beſchrieben haben.

Ah! rief der Hauptmann: daran iſt er ſehr unſchuldig. Als ich jenen Abend die alte Sage vom todten Gaſte in der Wintergeſellſchaft erzählen mußte und ſein Aeußeres beſchreiben ſollte, fand ich in der Eile zu meiner Figur kein Original, als eben unſern Herrn von Hahn. Der gerade fiel mir ein, weil er mir eben damals doppelt zuwider war. Als ich mit meiner Compagnie nach Herbesheim verlegt und auf dem Marſch hierher nur wenige Meilen von der Reſidenz entfernt war, machte ich unterwegs einen kleinen Abſtecher dahin. An d Wirthstafel im König von Portugal fiel mir unter vielen Gäſten, die da zu Mittag ſpeiſeten, die über Gebühr lange Geſtalt des Herrn von Hahn auf, welche um eine Kopflänge über alle Sterbliche hinwegragte, zugleich ſein ſchwarzes Haar, ſein erdfahles Geſicht und die ſchwarze Kleidung dazu. Ich vernahm, er ſei der Sohn des berühmten Banquiers. Er war mir damals ſehr gleichgültig, aber ich konnte doch die Geſtalt nicht vergeſſen; und noch weniger vergeſſen konnte ich ſie, da er mir aufhörte gleichgültig zu ſein, weil er — Sie erlauben mir doch, es zu ſagen? — weil er um Fräulein Friederiken warb.

Donner! rief Herr Bantes lachend aus und rieb ſich und klopfte ſich die Stirn: Phantaſieſtreich eines Nebenbuhlers! Weiter nichts! Daß das Keinem in Sinn kommen mußte, ſelbſt dem allwiſſenden, klugen Bürgermeiſter und ſeiner Polizei nicht! Hätte ich nicht, ſobald ich den Herrn von Hahn ſah, gleich darauf fallen ſollen, daß der ſchelmiſche Commandant ihn wahrſcheinlich gekannt und aus ihm den todten Gaſt geſchnitzelt habe? Wir Alten bleiben doch einfältige Kinder und dergleichen bis ins graue Haar. — Aber, Herr Commandant, Sie ſind an fatalen Geſchichten Schuld. Der junge Hahn wird entſetzlich aufgebracht ſein; wird wettern und fluchen, wie man ihn hier behandelt habe; wird mich einen alten Hans Kaſpar heißen und dergleichen.

Nichts weniger, Papa, als das! ſagte Waldrich. Vielmehr, er iſt ſehr mit der Wendung der Dinge und dem Gange des Schickſals zufrieden. Freundlich empfiehlt er ſich durch mich Ihnen, der Mama und Fräulein Friederiken. Er und ich ſind heute wirklich Freunde geworden. Denn wir haben uns einander alle Geheimniſſe der Herzen gebeichtet. Anfangs, da wir allein bei Tiſche ſaßen und unſere Suppe verzehrten, ging es unter uns trocken zu. Er war finſter und ſtill, ob er mich gleich nicht kannte. Ich war finſter und ſtill, eben weil ich ihn kannte und glaubte, er ſei auf der Bräutigamsfahrt nach Herbesheim. Zufällig, als wir aus Höflichkeit einige Worte über Tiſche wechſelten, vernahm ich nun, daß er von Herbesheim komme und heimreiſe. Da brannte mich eine verzeihliche Neugier, mehr zu erfahren. Natürlich konnte ich nun nicht läugnen, ich ſei in Herbesheim wohlbekannt, ſei der Stadtcommandant. Aha! rief er lachend und reichte mir über den Tiſch die Hand: mein glücklicher Nebenbuhler, dem ich für ſein Glück noch dankbar ſein muß! — Da war die Bekanntſchaft gemacht und die Offenherzigkeit an der Tagesordnung. Denken Sie, Papa, er behauptete, Fräulein Friederike ſelbſt habe ihm erklärt, ſie ſei ſchon mit mir verſprochen, und habe ihn gebeten, ſie und mich nicht unglücklich zu machen. Und er hingegen habe dem Fräulein die Hand geküßt und geſagt: er habe zwar unbedingt dem Willen ſeines alten Vaters gehorchen, nach Herbesheim reiſen und um das Fräulein werben müſſen; doch ſei es ihm nur halber Ernſt und in ihm ſogar Hoffnung geweſen, Alles durch ſein Betragen rückgängig zu machen. Denn er habe ſchon in der Reſidenz eine geheime Liebe, die Tochter eines dortigen Profeſſors, der aber außer ſeinen Geiſtesſchätzen wenig irdiſche beſitze, was dem alten Banquier Hahn ein Aergerniß und Gräuel wäre. Der alte Herr hätte ihm alſo, unter Strafe der Enterbung, alle Gedanken an das arme Profeſſormädchen unterſagt; der junge Herr habe ſeiner Geliebten Treue gelobt und ſei feſt entſchloſſen, ſie nach dem Tode ſeines Vaters dennoch zu heirathen.

Was? rief Herr Bantes erſtaunt, und du, Friederike, haſt das von Alles ihm ſelbſt gewußt? – Kinder, es will mir zu Sinnen kommen, ihr habet mich alle zum Beſten. Warum haſt du mir davon keine Silbe, keinen Buchſtaben geſagt?

Friederike küßte die Hand ihres Vaters und ſagte: Beſinnen Sie ſich wohl, Väterchen, und machen Sie Ihrer Friederike keine Vorwürfe. Wiſſen Sie wohl, als ich ſo froh von meiner Unterhaltung mit Herrn von Hahn zu Ihnen kam und Ihnen ſein Lob verkündigte und Ihnen Alles haarklein erzählen wollte, wie böſe Sie geworden ſind? Wiſſen Sie, wie Sie mir zu reden verboten und mir zur Belohnung meines ſtummen Gehorſams verſprachen, den Waldrich da drüben für Herrn von Hahn auszuwechſeln? Wiſſen Sie noch?

So? Hab' ich das gethan? Es geht doch in der Welt nichts über den Gehorſam, wenn man ſich damit ein Vortheilchen machen will!

Mußt' ich denn nicht gehorchen? Drohten Sie nicht, die liebe Mama und mich in den Keller ſperren zu wollen, wenn . . .

Ganz gut, du Plappermaul! Rücke mir nicht noch meine Sünden vor. Da du aber doch mit dem jungen Hahn, weißt du's, ohne mein Vorwiſſen geplappert haſt, konnteſt du ihm nicht gleich damals ſagen, welches wunderliche Vorurtheil gegen ihn aufgekommen war? Er wäre gewiß im Stande geweſen, uns ſogleich anders zu belehren. Wenigſtens hätteſt du ihm einen anſtändigen Grund und dergleichen ſagen ſollen, warum wir uns ſo und nicht anders gegen ihn betrugen.

Das hab' ich gethan. Sobald er vernahm, bei mir im Herzen ſei kein Kämmerchen mehr zu vermiethen, freute er ſich und erzählte mir das gleiche Geſchichtchen von ſeinem Herzen. Ein anſtändigerer Grund zur Trennung ließ ſich nicht finden. Sie wiſſen ja, wir, Mama und ich, hatten ihn zum Eſſen eingeladen, allein . . .

Schweig! Commandantchen, weiter erzählt! Er war alſo gar nicht zornig auf uns? Was muß er auch von uns ehrlichen Herbesheimern denken! Glaubt er nicht, wir wären ſammt und ſonders am Adventstag Narren geworden und dergleichen?

Waldrich antwortete: Ungefähr ſo etwas Aehnliches glaubte er wirklich. Das Benehmen aller Leute in Herbesheim muß ihm aufgefallen ſein, denn er erzählte mir drollige Auftritte von der allgemeinen Furchtſamkeit. Als er aber durch den Amtsbürgermeiſter die Sage vom todten Gaſte und zugleich erfahren hatte, daß man ihm die unverdiente Ehre erweiſe, ihn für einen Hofcavalier des vor zweihundert Jahren hochſelig verſtorbenen Winterkönigs zu halten, kam ihm Alles noch toller vor, und er beluſtigte ſich an dem Aergerniß und Schrecken weidlich, das er mit ſeiner Perſon unſchuldigerweiſe verurſacht hatte.

Und woran Sie mit Ihrer gottloſen Erzählung — rief Friederike — allein Schuld ſind, Herr Commandant; daß Sie's nur nicht vergeſſen! Wer wußte denn vor dem erſten Wintergeſellſchaftsabend, wie der todte Gaſt ausgeſehen habe? Am folgenden Tage ſagten ſich's ſchon alle Kinder auf der Gaſſe wieder.

Nun, ich war ehrlich genug, dem Herrn von Hahn meine Sünde zu bekennen, ſobald mir nach einem viertelſtündigen Lachen der Gebrauch der Stimme wieder kam. Daß mir närriſcher Weiſe eben ſeine Figur bei der Erzählung vorgeſchwebt hatte, war verzeihlich. Doch ließ ich mir damals eher den Einſturz des Himmels als eine ſolche Wirkung meiner unſchuldigen Geſchichte träumen. Herr von Hahn lachte aus Leibeskräften mit mir. Er erzählte mir nun dagegen, daß er, um die aufgeklärten Herbesheimer noch mehr zu ängſtigen und in ihrem frommen Glauben zu beſteiſen, allerlei Schwänke getrieben. Einen verliebten Polizeidiener zu plagen, habe er deſſen Braut bei einer Putzmacherin beſucht; um ſeinen erſchrockenen Kreuzwirth noch mehr in Furcht und Erſtaunen zu ſetzen, habe er vorgegeben, früh ins Bett gehen und am andern Tage abreiſen zu wollen, habe aber in der Dunkelheit des Abends durch ſeinen Bedienten den Reiſekoffer zum Thor hinaustragen laſſen, den Spaziergang bis zum nächſten Dorfe zu Fuße bei Mondſchein gemacht und dort bis zur nächſten Poſtſtation Fuhre genommen, nachdem er ausgeſchlafen. Genug, nicht leicht in der Welt haben zwei Menſchen das unauslöſchliche Gelächter der Homeriſchen Götter über

Vulcan's Geſchäftigkeit im Olymp ſo treu nachgelacht, als wir Beide in unſerm Gelächter über die Geſchäftigkeit der Herbesheimer mit dem todten Gaſte. Bei einer Flaſche Champagner ſchloßen wir zwei verſöhnte Nebenbuhler unſern Freundſchaftsbund und ſchieden ſpäter von einander, als wir anfangs dachten, da wir noch bei der Suppe geſeſſen waren.

Vater Bantes ſchien, trotzdem er zu Waldrich's ferneren Erzählungen lächelte, mit ſich ſelbſt im Kriege zu ſein. Verdruß und Frohſinn waren in ſeinen Mienen wunderlich vermiſcht zu ſehen. Friederike ſchmeichelte ihm zärtlicher, denn ſie ſah wohl, was in ihm vorging, und küßte ihm die Falten von der Stirn weg, ſo oft die ſich zeigen wollten.

Kinder, ſagte Herr Bantes, da ſeht ihr nun, welche Schleppe von Narrheiten und Albernheiten der Aberglaube hinter ſich zieht. Und ſogar ich alter Philoſoph habe noch die Schellenkappe aufſetzen und mittraben müſſen. Möchte mich gern ſchämen, aber find' es doch auch lächerlich, ſich ſeiner armen menſchlichen Natur geradewegs zu ſchämen. Alſo bleibt's dabei, dünke ſich Keiner hoch, feſt, ſtark auf den Füßen, ſondern ſehe ſich lieber vor, daß er nicht falle. Mama, laß eine Bowle Punſch machen, damit wir froh werden mit unſerm Commandanten. Ich ſage Wir, das ſoll heißen, nur meine Wenigkeit; denn du, Mama, haſt einen vollſtändigen Sieg der Aufklärung davon getragen und biſt froh; und dir, Friederike, ſieht man es auch wohl an, daß du dem Waldrich da gegenüber nicht gar bekümmert biſt, denn du haſt einen vollſtändigen Sieg für deine Liebe davon getragen.

Die Mama reichte dem Commandanten mit gütigem, wahrhaft mütterlichem Lächeln die Hand und ſagte: Haben Sie das letzte Wort des Papa recht verſtanden?

Nein, ſagte der Commandant verlegen und erröthend; aber ich möchte beinahe verwegen genug werden, es zu verſtehen.

Mama, laß eine Bowle Punſch anrichten; laß alles Geſchwätz und dergleichen bei Seite. Wir müſſen uns die verwünſchte Geſchichte aus dem Gedächtniſſe mit Punſch wegbeizen. — Auch der Stärkſte und Muthigſte, der ſchon mehr als ein Dutzend Kugeln um ſeine Ohren pfeifen hörte, hat einmal ſeine Reiß-aus-Minute; auch der Weltumſegler, der ſich in den fremdeſten Landen und Meeren nicht verirrte, kann einmal auf einem Spaziergange den rechten Weg verfehlen; auch die andächtigſte, reinſte Himmelsbraut im Kloſter hat einmal einen Augenblick, wie jede Evenstochter; auch der geſcheidteſte Mann unterm Monde hat einmal ſeinen Tag, wo Hans Ballhorn verſtändiger iſt, als er.

Fangen Sie doch an, Papa, ſagte Friederike ſchmeichelnd, und reden Sie von etwas Andern! Zum Beiſpiel — fangen Sie doch von etwas Anderm an.

Apropos, Commandantchen, fuhr Herr Bantes fort, wiſſen Sie denn, daß ich Sie verkauft habe? Um den Preis, mir den todten Gaſt vom Halſe zu ſchaffen, habe ich Sie da an Friederiken verkauft. Nehmen Sie's nicht übel, daß ich ſo mir nichts, dir nichts in Ihrer Abweſenheit über Sie diſponirte. Als ehemaliger Vormund glaubte ich mir ſo etwas herausnehmen zu dürfen. Da, Friederike, nimm ihn hin! Seid glücklich zuſammen.

Beide ſprangen auf und fielen ihm um den Hals.

Halt! rief er. Waldrich, aber fort mit der Uniform.

Sie muß fort! ſagte der Commandant mit Freudenthränen in den Augen.

Und Abſchied genommen vom Militär! Denn Friederike wohnt bei ihren Eltern, und ich habe Sie ihr, aber nicht ſie Ihnen geſchenkt. Alſo . . .

Morgen fordere ich den Abſchied, Papa!

Kinder! rief Vater Bantes, indem er ſich unter den Umarmungen der jungen Leute Luft machte, eure Freude hat etwas Würgendes an ſich; Mama, bringe den Punſch!

# Das Schloß im Gebirge.

## Von Moritz Hartmann.

Nach der Natur. Novellen von Moritz Hartmann.
3. Bd. Stuttgart, Druck und Verlag von Emil Ebner. 1866.

Moritz Hartmann, geboren den 15. October 1821 in dem böhmiſchen Dorfe Duſchnik als der Sohn eines jüdiſchen Eiſenhammerbeſitzers, kam früh aus dem elterlichen Hauſe an das Gymnaſium zu Jungbunzlau und ſtudirte dann in Prag, wo er ſich einem Kreiſe gleichgeſinnter Jünglinge anſchloß, deren literariſches Organ, Glaſer's „Oſt und Weſt“, ſeine erſten Gedichte veröffentlichte, hierauf in Wien, wo er beſonders mit Lenau befreundet wurde, der große Stücke auf ihn hielt. Nachdem er ſeine erſte Wanderluſt durch eine Reiſe nach Oberitalien, Schweiz und Süddeutſchland befriedigt, nahm er, vom Schickſal auf eine ſtrenge Lebensführung angewieſen, in Wien eine Erzieherſtelle an, ſiedelte aber 1844 nach Leipzig über, um die Freiheit athmenden Gedichte „Kelch und Schwert“, die ſich nicht mit der öſterreichiſchen Cenſur vertrugen, ungefährdet herausgeben zu können. Dieſe Veröffentlichung, ſo wie ſeine politiſche Haltung überhaupt, zog ihm von Seiten der Heimath eine polizeiliche Verfolgung zu, die mit kurzer Pauſe bis 1848 währte. Die Ereigniſſe dieſes Jahres führten ihn als Reichstagsabgeordneten von Leitmeritz nach Frankfurt in die Paulskirche, wo er ſeinen Platz auf der äußerſten Linken nahm. Eine literariſche Frucht dieſes politiſchen Wirkens war die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“, die mit ihrem Salze auch geiſtig ebenbürtige Gegner für ſich gewann. Als Parlamentsgeſandter mit Blum und Fröbel nach Wien geſchickt, war er in den Octobertagen nahe daran, die Wahrheit des alten Wortes: „Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt darin um!“ an ſich zu erfahren; ſeine Flucht hat er ſpäter meiſterhaft geſchildert. Als 1849 Oeſterreich die öſterreichiſchen Parlamentsmitglieder abberief, leiſtete Hartmann keine Folge, weßhalb er ſteckbrieflich als Militärflüchtling ausgeſchrieben wurde. Nach der Sprengung des „Rumpfparlaments" in Stuttgart ging er in die Schweiz, wo er zunächſt die „Reimchronik" fortſetzte, bald aber (1851), ein merkwürdiges Zeugniß von der Elaſticität dieſer zugleich ſtarken und weichen Natur, die Welt mit dem anmuthigen Idyll „Adam und Eva" überraſchte. Von Paris, wohin er ſich zu dauerndem Aufenthalte gewandt, machte er wiederholt Reiſen ins Innere von Frankreich, aus welchen ſein anziehendes „Tagebuch aus Languedoc und der Provence" entſprang. Aus jener Zeit ſtammt auch die Sammlung bretoniſcher Volkslieder, die er mit Ludwig Pfau zuſammen herausgab. Im Winter 1852 bis 1853 wurde er zu Paris wegen unverfänglicher Briefe, die er für die Kölner Zeitung geſchrieben, auf die Denunciation bonapartiſtiſcher Spitzel hin verhaftet und ſaß ſiebzehn Tage in Mazas in der Zelle, die Changarnier bewohnt hatte. Nun begab er ſich wieder auf die Wanderung und beſuchte England, Schottland und Irland, ſich mit Reiſebildern bereichernd, die er mündlich wie ſchriftlich aufs Feſſelndſte mitzutheilen verſtand. Im Jahr 1854 reiſ'te er als Berichterſtatter der Kölniſchen Zeitung nach dem orientaliſchen Kriegsſchauplatze, zog ſich aber dort durch einen Sturz ein Beinleiden zu, von welchem er erſt durch eine Operation auf Leben und Tod, die ihn ein volles Jahr ans Krankenlager bannte, zu Paris hergeſtellt wurde. Während dieſer Gefangenſchaft ſchrieb er ſeine „Erzählungen eines Unſteten", jene reizenden Bilder, in die er ſeine Erlebniſſe und Abenteuer in Oſt und Weſt verflocht. Auf einer großen Reiſe begriffen, ließ er ſich 1860 in Genf durch die glücklichſten häuslichen Bande feſſeln und zur Niederlaſſung bewegen; unter großem Beifall hielt er an der dortigen Akademie Vorleſungen über deutſche Literatur und Geſchichte. Nach zwei Jahren jedoch überſiedelte er nach Stuttgart und übernahm die Redaction der „Freya", einer vielverſprechenden Zeitſchrift. Daneben erfaßte er den Gedanken, eine deutſche Revue herauszugeben, um die er die beſten Kräfte der Nation verſammeln wollte; ein Unternehmen, wozu er wie kaum ein Anderer der Mann geweſen wäre. Dasſelbe ſcheiterte an äußern Umſtänden; zugleich wurde er überdies von einem Vermögensverluſte betroffen, den er mit gewohnter heiterer Faſſung ertrug. Im Herbſt 1868 kam er nach Wien, am Feuilleton der Neuen freien Preſſe eine hervorragende Stellung einzunehmen berufen. Schon brachte er jedoch den Keim der Krankheit mit, die bald reißend um ſich greifen und die noch übrigen kurzen Jahre dieſes reichen Lebens zu einer langen Tragödie geſtalten ſollte, in deren Heldenthum der unvergleichliche Dulder und ſeine durch keine Anſtrengung der Pflege zu ermüdende Lebensgenoſſin ſich theilten. Er ſtarb am 13. Mai 1872, „ein Klaglied im Mund der Geliebten“. Denn er war eine Erſcheinung, die Keiner, der ihm auch nur kurz begegnete, vergeſſen wird: bezaubernd durch Anmuth und unbewußte Würde; großherzig, ehrenhaft, durch und durch gediegen, freundlich, aufopfernd, ſtreng gegen ſich ſelbſt und mild gegen Andere, unbeugſam in ſeinen Ueberzeugungen; ein Menſch im ſchönſten Sinn des Wortes, aus ſüdlichen und nördlichen Elementen in ſeltener Harmonie gemiſcht.

Von Hartmann's Erzählungen unſtreitig die beſte (mehr jedoch den Umfang eines Romans als einer Novelle einnehmend) iſt: „Der Krieg um den Wald“, aus Erinnerungen ſeines Heimathsortes Duſchnik geſchöpft und mit täuſchender Einfachheit vorgetragen, ſo daß man beinahe einen ſchlichten Geſchichtsbericht zu leſen meint. Aus ſeinen kleineren Novellen haben wir die nachfolgende ausgewählt, die zu ſeinen gelungenſten zählen dürfte und zugleich in ihrer lächelnden Humanität die Perſönlichkeit des Erzählers liebenswürdig durchblicken läßt.

Von Genf kommend ſollte ich in St. Jean de Maurienne, am Fuße des Mont-Cenis, mit Herrn B . . . aus Paris zuſammentreffen, um mit ihm über den Berg und nach Turin weiter zu reiſen. Bei meiner Ankunft an dieſem letzten Ende der Eiſenbahn erkundigte ich mich ſogleich beim Chef de gare nach meinem Reiſegefährten. Er war nicht da. Ein Telegramm hatte gemeldet, daß er erſt in zwei oder drei Tagen kommen könne, und mich gebeten, entweder die Reiſe allein fortzuſetzen, oder Herrn B . . . in St. Jean zu erwarten, und endlich den Chef de gare erſucht, mich freundlich aufzunehmen und mir alle möglichen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen. Herr B . . . iſt einer der großen Unternehmer und Eiſenbahnkönige Frankreichs; auf dieſer Eiſenbahn hatte er als einer der erſten Verwaltungsräthe noch beſondern Einfluß, und ſo reichte das Telegramm hin, um mir die geſammte Beamtenwelt dieſes Bahnhofes zur Verfügung zu ſtellen. Meine Anweſenheit in Turin war, wenn ich ohne B . . . dahin kam, nutzlos; ich verſpürte wenig Luſt, die Reiſe über den öden Mont-Cenis allein zu machen, und ſo beſchloß ich die durch das Ausbleiben meines Reiſegefährten gewährte Friſt zu benutzen, um dieſen wilden und in ſeinen Seitenthälern wenig bekannten Theil Savoyens kennen zu lernen.

Das Elend, das hier überall aus den erblindeten oder ganz und gar ſcheibenberaubten Fenſtern der Hütten blickt, hat allerdings wenig Verlockendes, aber die Wildheit der Gegend, die gewaltigen Felsmaſſen, die Wildbäche, die aus geheimnißvollen Seitenthälern hervorbrechen, Höhen und Schluchten, die unnahbar ſcheinen, und der ganze Apparat großartiger Alpennatur verſprechen, wenn ſie auch bei der Armuth und Gedrücktheit der Menſchen dem Herzen mit manchem ſchmerzlichen Eindruck drohen, doch vielfache Nahrung für Aug' und Phantaſie. Wer außerdem ſeinen Livius geleſen, wird ſich leicht überreden, daß er ſich hier auf dem Wege befindet, auf dem Hannibal die gewaltigſten Hinderniſſe zu bekämpfen hatte, und zu den andern Verlockungen tritt noch der allgewaltige hiſtoriſche Reiz. Ich geſtattete dem behaglich eingerichteten Zimmer, das mir der Verwalter einräumte, nicht, mein Capua zu werden, und ſchon eine Stunde nach meiner Ankunft befand ich mich an der Seite eines an der Eiſenbahn angeſtellten Eingebornen auf der Wanderung.

Ungefähr eine halbe Stunde lang ſüdwärts dem Bache entgegenwandernd, bogen wir dann rechts in ein Seitenthal ab, das mich mit ſeinen kahlen, abſchüſſigen, himmelhohen Felswänden anlockte. Der Bach brauſ'te tief unter uns, während wir auf einem feuchten, nur einige Stunden im Jahre von der Sonne beſchienenen Wege dahingingen. Die wenigen Pflanzen, die mit kümmerlichen Wurzeln an den Felſen hingen, ſahen aus wie Kellerpflanzen. Der Weg ſelbſt, zum großen Theil künſtlich angelegt, war feucht und ſchlüpfrig; über den ſumpfigen Riſſen, die ihn unterbrachen, lagen Balken, die, faul und verwittert, unter uns zuſammenzubrechen drohten. Ein ſolcher Weg konnte nicht in einen glücklichen Winkel führen, und in der That mündete er auf ein Dorf, in dem ſich Elend und Cretinismus brüderlich neben einander niedergelaſſen hatten. Ich will dieſes Dorf nicht weiter beſchreiben, ich hätte nur Häßliches, Abſtoßendes, ja Schlimmeres zu ſagen. Mein Führer ſagte mir, daß wir uns hier in einem der Thäler befinden, die alljährlich die größte Zahl von Knaben und Mädchen in die Welt ſchicken, damit ſie in der Ferne, auf welche Art immer, ihr Brod ſuchen. Sie ſehen ein, fügte er hinzu, daß dieſe Gegend nicht gemacht iſt, auch nur eine dünne Bevölkerung zu ernähren, ſelbſt die Ziegen ſterben hier Hungers. — Das ſehe ich wohl ein, erwiderte ich, was ich aber nicht begreife, iſt, daß ſie überhaupt noch bevölkert iſt, daß hier nicht längſt alle Einwohner ausgewandert ſind. Ja, lachte der Mann, das iſt eben unſere Narrheit, wir können ohne dieſes Land nicht leben. Dieſelben Kinder, welche die Eltern des Elendes wegen in die Fremde ſchicken, kehren in einem gewiſſen Alter wieder in die Heimath zurück, die einen arm wie ſie gegangen, die andern reich wie irgend ein Pariſer — aber arm oder reich, ſie kehren eben wieder; ſie können ohne Savoyen nicht leben. Sie können ſich ſelbſt davon überzeugen. Sprechen Sie im nächſten Dorfe den erſten beſten armen Mann an, und er wird Ihnen ſagen, daß er zwanzig und dreißig Jahre in der Fremde, in Paris, Marſeille, Brüſſel zugebracht, und kaum eine Stunde von hier können Sie ein prächtiges Schloß ſehen, das einem Manne gehört, der vor ſechzig Jahren mit einem Murmelthiere als ſeiner ganzen Habe von hier fortgezogen. Es iſt Monſieur Laurens, einer der reichſten Leute des Landes; er ſoll Millionen beſitzen.

Gut! führen Sie mich nach dieſem Schloſſe.

Die Schlucht erweiterte ſich nach und nach, und wir kamen, immer ſteigend, in ein längliches Keſſelthal, auf dem die Sonne lag, und von deſſen Sohle aus ſich hübſche Matten ziemlich hoch die Abhänge hinan erſtreckten. Ueberall ſonſt würde auch dieſes Thal, in das von der Höhe kahle Felſen und kalte Schneeberge blickten, einen traurigen Eindruck gemacht haben, nach der Schlucht aber, die wir ſeit zwei Stunden durchwanderten, erſchien es wie eine der glücklichſten Inſeln. Die angenehme Täuſchung, die der Anblick dieſes Thales hervorbrachte, und der Contraſt, den es mit der Schlucht bildete, dauerten freilich nicht lange, denn in dem Dorfe, das am Eingange lag, hauſ'te nicht mindere Noth, als in der Schlucht, und das wenige Vieh, das auf den Wieſen weidete, war klein und verkrüppelt, als gehörte es der Thierwelt des Polarkreiſes zu. Ueberraſchend aber und das Thal fürſtlich beherrſchend blickte von einer Höhe hinter dem Dorfe ein prächtiges Schloß mit vier Thürmen, unzähligen glänzenden Fenſtern, einem hohen, ſteilen Dach, wie es dem Schloßſtil aus der Zeit Heinrich's II. eigen iſt, mit vielen und reichen Verzierungen auf dieſem Dache, mit Balconen, mit einer großen Hufeiſentreppe, die ſich von der dreifachen Thüre des erſten Stockwerkes breit und groß in den Hof hinabzog, und endlich mit einem uralten Parke, der ſich weit hinter dem Schloſſe mit rieſigen Bäumen ſanft den Berg hinaufſtreckte und für dasſelbe einen ſchönen, abhebenden Hintergrund bildete. In ungleichen Entfernungen vom Hauptgebäude, aus dem dunkeln Schooße des Parks hervor, blickten mehrere Pavillons mit hohen Dächern, Thürmen' oder Kuppeln.

Dieß iſt das Schloß des Herrn Laurens! ſagte mein Führer, als ich erſtaunt ſtehen blieb und die unverhoffte Pracht mit weit offenen Augen betrachtete.

Es hatte etwas Zauberhaftes, dieſer Pracht nach ſolcher Wanderung in ſolcher Einſamkeit zu begegnen. So mag Montſalvatſch plötzlich vor den irrenden Rittern aufgetaucht ſein. Ich beſchleunigte meine

Schritte, um dem herrlichen Bau noch näher zu kommen, als ich bei einer Biegung nicht fern von einer Hütte ſtand, vor welcher auf einer Bank zwei alte Männer ſaßen, die ebenfalls auffallen mußten, denn ſie ſahen anders aus als die übrigen verkommenen Bewohner des Dorfes, anders in ihrer Kleidung wie in ihrem Weſen. Sie ſaßen ſorgenlos da, wie zwei Menſchen, die der Arbeit nicht bedürfen, und waren auch ſo gekleidet, wie die andern gewiß nicht an höchſten Feiertagen ſich kleiden konnten. Der Eine, eine derbe, breitſchulterige Greiſengeſtalt, trug lange graue Locken, die in dichter Fülle auf eine reinliche, weiße, leinwandne Blouſe herabfielen, und auf dieſen Locken einen Panamahut, wie er damals in Paris Mode war. In der Hand hielt er eine Zeitung und plauderte ſo vor ſich hin, während der Andere immer bejahend mit dem Kopfe nickte und lächelnd zuhörte. Dieſer Andere nahm ſich neben der derben Blouſengeſtalt doppelt ſchmächtig aus, und während bei dem Blouſenmann eigentlich nur die grauen Haare ſein Alter verriethen, ſprach bei dieſem Alles und Jedes vom Verfall eines hohen Greiſenthums. Er hielt einen alten Cylinderhut in der zitternden Hand und zeigte einen kahlen Schädel, der nur von wenigen ganz weißen Löckchen eingefaßt war. Sein Geſicht war zu einer erſtaunlichen Kleinheit zuſammengeſchrumpft, was neben dem breiten, derben Antlitz des Blouſenmannes noch mehr auffallen mußte. Ueberaus klein waren auch

Hände und Füße, und mit dieſen ſtimmte die ſchmächtige Geſtalt überein, welche von einem zwar alten, aber ſorgſam gebürſteten blauen Frack mit gelben Knöpfen, wie zur Noth, zuſammen- und aufrechtgehalten wurde. — Und ſo wie die Beiden ſich von den übrigen Bewohnern unterſchieden, ſo war auch die Hütte, vor der ſie ſaßen, eine Ausnahme unter den Hütten des Dorfes. Sie war ſo klein und an ſich ſo unbedeutend wie die andern, aber ſie war mit hübſcher grauer Oelfarbe überſtrichen, mit Ziegeln gedeckt, und ihre Fenſter hatten klare Scheiben, hinter denen weiße Gardinen hervorſchimmerten. Auch hatte ſie, was den andern fehlte, einen Flur, aus dem man rechts und links in die zwei Zimmer, die ſie enthielt, durch niedrige, aber hübſch gezimmerte und bläulich angeſtrichene Thüren gelangte.

Der Herr dort in der Blouſe, ſagte mein Führer, iſt Herr Laurens.

Der Beſitzer des Schloſſes? Unmöglich! — Sie meinen wohl den andern im blauen Frack.

Der andere iſt der Marquis von Villarſon, — das Schloß aber gehört Herrn Laurens.

Ich ging auf Herrn Laurens zu und fragte, ob es erlaubt ſei, das ſchöne Schloß zu beſichtigen.

Herr Laurens erhob ſich ſogleich, grüßte überaus freundlich und rief: Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre ſein!

Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre

ſein! wiederholte der Marquis, der ſich ebenfalls erhob und verneigte, mit einer ſchwachen und zitternden Stimme, die wie ein meckerndes Echo der geſunden und kräftigen des Herrn Laurens klang. Es war, wie ich ſpäter merkte, ſeine Gewohnheit, kurze Sätze des Herrn Laurens zu wiederholen; längere ſchienen ihm zu viel Mühe zu machen, und er begleitete ſie nur mit einem: Ja, ja! oder einem beſtätigenden Kopfnicken.

Ich will ſelbſt Ihren Führer machen, ſagte Herr Laurens, und ſchon auf dem Wege zum Schloß wurde er ſehr beredt, wie Einer, der froh iſt, nach langem einſamem Leben ſich ein wenig ausſprechen zu können.

Woher kommen Sie? fragte er unter Anderem.

Aus Genf!

Aus Genf! das kenne ich auch, aber es muß ſich, ſeit ich es geſehen, ſehr verändert haben. Ich war acht Jahre alt, als ich dahin kam, nur mit meiner Vielle und meinem Murmelthier. Man hatte damals Angſt, nach Paris zu gehen, denn es war die Zeit, da die Guillotine ſo gewaltig arbeitete. So ging ich denn nach Genf, als mein Vater ſtarb. Aber dort war auch nicht viel zu holen; ich hungerte in Genf und wohnte in einem hohlen Baum auf dem Wege nach Sacconex. Möcht' wiſſen, ob er noch ſteht. Eines Morgens, als ich erwachte, war mein Murmelthier fort, das verbitterte mir den Aufenthalt, und ich zog trotz der Guillotine weiter nach Lyon und dann nach Paris.

Ja, ja, Paris! lächelte der Marquis, der ſich Mühe gab, mit uns gleichen Schritt zu halten — ja, ja, die Guillotine!

Ich kenne eine alte hohle Platane auf dem Wege nach Sacconex, verſicherte ich, vielleicht iſt es dieſelbe —

Richtig, eine Platane war es, rief Laurens — wie ſchade, daß man ſo einem Baume keine Penſion ausſetzen kann.

Es iſt doch ein großer Unterſchied zwiſchen der Platane und dieſem Schloß! ſagte ich.

Ei was, erwiederte Laurens achſelzuckend, das iſt nicht ſo arg.

Aber eigenthümlich iſt es doch, ſo aus der hohlen Platane in ein ſolches Schloß zu gelangen.

Das iſt es, weiß Gott, beſtätigte der Alte, und ich kann es mir kaum ſelbſt erklären, obwohl ich die Geſchichte dieſes Wunders am beſten kennen muß.

Es muß eine ſehr intereſſante Geſchichte ſein, ſagte ich ausholend.

Nun, iſt auch wieder nicht ſo arg, als man meint, lächelte Herr Laurens — etwas Glück, ein klein wenig Verſtand, Gottes Segen — und, fügte er leiſer hinzu, ein gutes, kluges Weib. Aber am Ende, aufs Schloß kommt es nicht an, man kann auch ohne Schloß leben. Es kann ſehr langweilig ſein in einem ſolchen Schloß.

Im Schloßhof angekommen machte mir das Gebäude mit Einem Male einen unheimlichen Eindruck, und zwar gerade ſeiner Pracht und Schönheit wegen, denn gerade mit dieſen Eigenſchaften und mit der außerordentlichen Reinlichkeit, die hier überall herrſchte, vertrug ſich die Verlaſſenheit und Oede des Ganzen am wenigſten. Ueberall ſah man die ordnende, ſorgende und erhaltende Hand, aber nirgends war ein Menſch zu ſehen. Fenſter, Treppen, Erker, Balkone, Alles leer und unbelebt; im Hof und in den Nebengebäuden, geſchaffen, um von zahlreicher Dienerſchaft bevölkert zu werden, keine Seele. Wir ſtiegen die Treppe hinauf, und die Flügelthüren, die von da in einen gewaltig hohen und großen Saal führten, waren unverſchloſſen und wichen einem einfachen Drucke. Die Schritte wiederhallten in dieſem Saale und in den zahlreichen Zimmern, die wir durchwanderten — es war unendlich öde und einſam — aber Staub, Moder, Spinneweben, die zu dieſer Einſamkeit gepaßt hätten, fehlten überall. Alles war ſo gut und ſorglich gehalten, als ſollte die Herrſchaft eben einziehen — und wie ordentlich und reinlich, ſo prächtig waren auch Schmuck- und Hausrath: koſtbare Möbel jeder Art, Seiden- und Ledertapeten, Holzgetäſel und Schnitzereien, Oelgemälde und Kupferſtiche, ſelbſt ſchön bemalte, im Stil des 17. Jahrhunderts gehaltene Plafonds. Auf meine

Verwunderung über die Einſamkeit antwortete Herr Laurens mit einem Achſelzucken und einem verhaltenen Seufzer; meine Bewunderung der Pracht nahm er mit Gleichgültigkeit hin und ging durch die Gemächer ruhig wie ein Führer, während der Marquis jedes meiner lobenden Worte mit beifälligem Lächeln aufnahm, freudig dazu den Kopf ſchüttelte und ſtolz neben mir einherſchritt.

Wer hält Ihnen das Alles ſo in Ordnung? fragte ich Herrn Laurens.

Das ganze Dorf! antwortete er; die armen Leute haben nichts zu thun und ſind froh, wenn ich ſie beſchäftige.

Sie haben alſo keine Dienerſchaft?

Ebenfalls das ganze Dorf, ſagte er und fügte hinzu: ich habe wohl bemerkt, daß Sie ſich über die Stille im Schloſſe verwunderten. Machen Sie mir das Vergnügen, ſeien Sie mein Gaſt und bleiben Sie über Nacht hier — ſo will ich Ihnen das Schauſpiel geben, wie ſich Alles hier belebt, und wie es in einer halben Stunde hier von Bedienten wimmelt.

Ich überlegte eine Zeit lang, Herr Laurens drang in mich, und ich ſagte zu. Darauf ging er auf die Plattform vor der Treppe und pfiff, dann zog er eine Glocke über der Treppe, daß es im ganzen Thale wiederhallte. Nicht eine Minute verging, und Männer und Weiber eilten aus dem Dorfe herbei. Herr Laurens wartete, bis ſie nahe genug waren, dann rief er ihnen zu: Ich habe heute Abend einen Gaſt; daß Alles bereit ſei! —

Darauf lud er mich ein, die Wanderung fortzuſetzen. Wir durchſtrichen den Park, beſahen die Pavillons und beſtiegen mehrere ſchöne Ausſichtspunkte. Als wir nach ungefähr einer Stunde ins Schloß zurückkehrten, hatte ſich hier Alles wie durch Zauber verändert. Eine Reihe von Zimmern erwartete mit hellerleuchteten Fenſtern den nahen Abend, der hier raſch hereinbricht; auch an allen Eingängen und im Hofe brannten alte, große Laternen; aus dem Souterrain ſtiegen Speiſedüfte auf, und wohin man ſah, überall erblickte man wartendes oder hin- und hereilendes, theils in Livrée, theils in bäuerlichen Sonntagsſtaat gekleidetes Volk. Es war wie eine kleine Hofhaltung. Der ewig lächelnde und ſchweigende Marquis reckte und ſtreckte ſich und fühlte ſich offenbar ſehr wohl. Am anſpruchloſeſten und einfachſten in der plötzlich geſchaffenen luxuriöſen Welt ſah der Beſitzer ſelber aus. — Noch ſchöner und prächtiger wurde es, als die Sonne gänzlich hinter den hohen Bergen verſchwand, dichte Dunkelheit eintrat und zu den vielen Laternen noch andere und dazu noch eine Reihe von kienholzgefüllten Eiſenkörben vor dem Schloſſe angeſteckt wurden und in hohen Flammen aufwallten.

Das iſt ein wahres Feſt für die Leute, ſagte mein Wirth, als ich mit ihm betrachtend auf der Plattform ſtand, wenn ſie ſolch ein Spektakel bereiten können. Sie ſind auf meinen Reichthum ſtolz, als wäre es der ihre, weil ich zu ihnen gehöre. Sie ſehen ihn gern auch deßhalb, weil mancher von ihnen denkt, ſo wie dieſer Laurens kehrt vielleicht mein Kind einmal als Millionär aus Paris zurück. Ich bin ja nicht der Erſte, der als Betteljunge fortgezogen, um als Millionär heimzukehren.

Der Marquis ſeufzte. Laurens ſah ſich um und ſagte: Nicht traurig ſein, Herr Marquis!

Nicht traurig ſein, Herr Marquis! wiederholte dieſer und lächelte wie früher und nickte mit dem Kopfe.

Ich ſah ein, daß es mir nicht ſchwer ſein würde, die Geſchichte der beiden eigenthümlichen Alten zu erfahren, und vertröſtete mich auf das Nachteſſen, das für uns bereitet wurde, und das wir gemeinſchaftlich einnehmen ſollten. Ein ſchwarzgekleideter Mann mit weißer Cravatte erſchien bald und kündigte an, daß das Eſſen bereit ſei. Wir gingen durch eine Reihe ſchöner Gemächer in ein kleines, rundes, mit Stuccaturarbeiten geſchmücktes Eckzimmer, wo uns ein elegant ſervirter Tiſch erwartete.

Das ſind wohl Ihre Zimmer? fragte ich Herrn Laurens.

Meine Zimmer? — Nein! — ich wohne unten im Dorfe, in der Hütte, vor der Sie mich geſehen, zur Miethe beim Herrn Marquis.

Der Marquis lächelte und beſtätigte: Ja, ja, zur Miethe bei mir, dem Herrn Marquis.

Als wir uns zu Tiſche ſetzten, bemerkte ich, wie Herr Laurens dem Bedienten, der uns eingeführt, mit ſtrenger Miene ein Zeichen machte, das ein Verweis ſein ſollte. Sogleich eilte dieſer aus dem Zimmer und kam mit einem andern Diener in prächtiger Livrée zurück, der ſich hinter dem Stuhle des Marquis aufſtellte. — Vom Eſſen ſage ich nur — um nicht einen Speiſezettel aufführen zu müſſen — daß es vortrefflich war, und daß es von Leuten ſervirt wurde, denen man eine mehrjährige Dienſtzeit zu Paris als Kellner und Aufwärter anſah. Den Speiſen und der Bedienung entſprechend waren die edlen Weine, die in zweckmäßiger Abwechslung auf einander folgten. Den beſten Appetit bewährte der alte Marquis, der ſich durch unſere Geſpräche nicht ſtören ließ, nur von Zeit zu Zeit bejahend mit dem Kopfe nickte und ſich manchmal benahm, als wäre **er** unſer Wirth, eine Illuſion, in der ihn dann Herr Laurens immer zu beſtärken ſuchte. Ich begriff die Urſache dieſer Handlungsweiſe und zum Theil das ganze Benehmen Laurens' gegen den Marquis, als ich fragte, ob das Schloß nicht einen beſondern Namen habe, und dieſer raſch antwortete: Chateau Villarſon. Der Marquis war alſo offenbar der frühere Beſitzer, glaubte es manchmal noch zu ſein, und Herr Laurens wollte in ſolchen Momenten die ſüße Täuſchung nicht ſtören.

Nachdem verſchiedene Weinſorten an uns vorübergegangen, neigte der arme Marquis den Kopf auf die

Schulter und ſchloß die glänzenden Augen, die eigentlich noch das einzige Lebende an ihm waren, und ohne deren Glanz man es nicht geglaubt hätte, daß noch ein Fünkchen menſchlicher Vernunft in dieſem kahlen und alten Schädel brannte. Er dämmerte von nun an ſo hin zwiſchen Träumen und Wachen, und ſeine Erſcheinung wurde noch traumhafter als zuvor. Mein Wirth hingegen, der viel mäßiger im Genuſſe der Speiſen wie der Getränke geweſen, wurde deſto lebhafter und mittheilſamer, und da ich in demſelben Grade zudringlicher wurde, bekam ich, während draußen die Flammen in den Körben immer tiefer brannten, ſeine Geſchichte zu hören, in deren Erzählung er ſich ſelbſt durch die Diener nicht ſtören ließ, die ab- und zugingen.

Als die Franzoſen, ſo begann Herr Laurens, aus dieſem Lande eine Republik machten, welche ſie die allobrogiſche nannten, wurde hier trotz aller guten Abſichten die Noth größer als je. Wir hatten Einquartierungen und ſollten fremde Soldaten ernähren, während wir ſelbſt kaum das Brod hatten. Viele Savoyarden flüchteten ſich aus Paris zurück in die Berge, und die Zahl der Verzehrenden wurde größer, während die Zahl der Arbeitenden und Erwerbenden immer kleiner wurde, da die rüſtige Jugend in den Krieg zog. Dazu kam, daß der reiche Adel, von deſſen Tiſch früher manche Broſamen für die Armen abfielen, jeden Nichtadeligen als Feind zu betrachten anfing und dem

Volke, das er aushungern und, wie er dachte, zur Unterwerfung zwingen wollte, jeden Abfall von ſeinem Ueberfluß entzog. Die Herren, die in Chambery in der Kirche als Vertreter der allobrogiſchen Republik ſaßen, beriethen Vielerlei, aber dem Elende der Zeit konnten ſie nicht abhelfen — und wie zu Anfang der Revolution die Savoyarden aus Paris zurück eilten, ſo begann jetzt die Auswanderung in weit größerem Maßſtabe. Ich war kaum zehn Jahre alt, als ich ausgerüſtet mit einem Murmelthier und dem Segen der Mutter auf die Wanderſchaft ging; neben mir ging ein Mädchen, ein Waiſenkind, Louiſon hieß ſie, die meinem, des zehnjährigen Knaben Schutze vertraut war. Ihre Ausrüſtung war eine Vielle, die ſie von ihrer Mutter geerbt hatte. Meine Mutter begleitete uns bis St. Jean de Maurienne, und wir weinten alle Drei. Auf dem Wege dahin begegneten wir dem zwölfjährigen Sohn unſerer Herrſchaft, dem jungen Marquis von Villarſon, hoch zu Roß. Die Mutter befahl uns, dem jungen Seigneur pflichtgemäß Lebewohl zu ſagen. Wir thaten es mit Zagen, denn der Marquis war als ein wilder, unbarmherziger Knabe verrufen, und ich ſowohl wie Louiſon hatten ſchon manche Püffe von ihm empfangen.

Ja, ja, unterbrach hier der alte Marquis den Erzähler, der junge Villarſon war ein wilder, unbarmherziger Knabe.

Er war es, lächelte Herr Laurens, indem er ihm die Hand entgegenſtreckte, aber er wurde ein guter Mann.

Er wurde ein guter Mann, beſtätigte der Marquis, ohne die Augen zu öffnen.

Sprechen Sie vom Marquis? fragte ich.

Von dieſem, der hier ſitzt, erwiderte Herr Laurens — man darf von ihm ſprechen wie von einem Abgeſchiedenen.

Wie von einem Abgeſchiedenen! wiederholte der Marquis wie früher.

Der junge Marquis, fuhr mein Wirth fort, ließ uns nicht zu Worte kommen. Ah, Canaillen, rief er uns entgegen, geht, ihr nach Paris zu Robespierre, um Jacobiner zu werden und mit den Franzoſen zurückzukommen und uns unſere Schlöſſer zu nehmen?

Verzeihen Eure Gnaden — fiel ihm meine Mutter in die Rede, aber Louiſon ließ ſie nicht weiter ſprechen, und böſe über ſeine Bosheit rief ſie darein: Ja, Herr Marquis, wir gehen hin, um in Ihr Schloß zurückzukehren und Sie daraus zu vertreiben.

Canaille! Canaille! wiederholte der junge Marquis.

Anſtatt die armen Kinder zu ſchimpfen, ſagte meine Mutter, ſollten Sie als unſere Herrſchaft ihnen einen Zehrpfennig auf den Weg geben.

Zehrpfennig? den ſollen ſie haben! rief der wilde Knabe, ſprengte auf uns los und ſchlug mich und mehr noch Louiſon mit der Reitpeitſche auf Rücken und Geſicht. Ich wollte mich auf ihn ſtürzen, aber der Bediente, der mit ihm war, warf mich mit ſeinem Pferde um. Darauf ritten Beide im Galopp weiter. Ich war beſchämt und ergrimmt, Louiſon, die ich ſo ſehr lieb hatte und die meinem Schutze empfohlen war, vor mir mißhandelt zu ſehen, ohne helfen und ſie rächen zu können. Thränen der Wuth ſtürzten aus meinen Augen, während auch meine Mutter weinte; aber Louiſon tröſtete uns. Wir gehen jetzt in die Welt, ſagte ſie, und ich ſchwöre es, wir wollen es noch dahin bringen, daß wir den böſen Marquis aus ſeinem Schloſſe drängen; dann wollen wir ihn an die Schläge erinnern. — Ach, es war eine ſtarke Seele, meine Louiſon, und mein Lebenlang hat ſie mehr mich beſchützt, als ich ſie.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir aus Furcht vor der Guillotine, die übrigens damals gar nicht mehr arbeitete, nicht nach Paris, ſondern nach Genf gingen. In der bewußten Platane ſchlief ich nicht allein, ſondern mit Louiſon. Als die Noth groß wurde, ſagte Louiſon: Ach, wer wird ſich auch vor der Guillotine fürchten; die ſchlägt nur Ariſtokraten den Kopf ab. Wir ſind keine Ariſtokraten, gehen wir nach Paris. Und ſo gingen wir nach Paris.

Die damalige Welt hatte wenig für Savoyarden übrig, und es ging uns herzlich ſchlecht. Ich wäre wohl zehnmal verhungert, wenn mir nicht Louiſon immer ein Stück Brod zu verſchaffen gewußt hätte; ihren ſchönen, braunen Augen konnte Niemand widerſtehen, und ſie tanzte ſo ſchön, daß ſie immer einige Sous zuſammenbrachte, genug, um ſie und mich zu ernähren. Indeſſen — Sie kennen ja das Leben der Pariſer Savoyardenkinder — wozu ſoll ich Sie mit einer langen Beſchreibung langweilen? Wir ſchliefen à la belle étoile, wir aßen oder wir aßen auch nicht ein Stück trockenen Brodes, und ſo verging eine ſchöne Zeit, und wir wuchſen trotz allem Elend rüſtig darauf los. Eines Tages, während eines heftigen Schneegeſtöbers, ſuchte ich unter der Einfahrt eines großen Hauſes Schutz, und da das ſchlechte Wetter nicht aufhören wollte, legte ich mich in einen Winkel und entſchlief. Es war ſchon ſpäter und dunkler Abend, als ich mich ſanft geweckt fühlte und eine Frau mit freundlichem, lächelndem Geſichte vor mir ſtehen ſah. Sie lud mich ein, ihr zu folgen, was ich gerne that, da ich auf ein gutes Nachteſſen hoffte. Sie ging voran, ich folgte, bis ſie nach einer ziemlich langen Wanderung in der Rue Pepinière eine Hausglocke zog. Der Portier öffnete und empfing die Dame mit vieler Unterthänigkeit. Die Frau Gräfin, ſagte er lächelnd, haben eine gute Jagd gehabt. Sie antwortete nicht und führte mich drei Treppen hinauf in ein großes Zimmer, wo unter dem Vorſitz eines ältern Herrn an zehn Knaben um einen Tiſch ſaßen und mit Appetit ein einfaches Nachteſſen verzehrten. Mit Erſtaunen erkannte ich unter den Knaben mehrere als Landsleute und Collegen, die noch vor Kurzem, wie ich, die

Straßen durchzogen oder als Schornſteinfeger fungirt hatten. Ich überzeugte mich bald, daß ſämmtliche dieſe Knaben Savoyarden waren. Ich will Ihnen das Räthſel in wenigen Worten löſen.

Gräfin Montarcy wurde unter der Schreckensherrſchaft verdächtig, mit der Armee der Emigranten correſpondirt zu haben. Sie ſollte verhaftet werden — und eine Verhaftung unter ſolchem Verdachte war damals ſo viel werth wie ein Todesurtheil. Ein Savoyarde, der bei ihr als Portier diente, rettete ſie, indem er einen Mann des Geſetzes niederſchlug, den andern Gerichtsbeamten im Hofe einſperrte, ſich mit ſeiner Herrſchaft in den Straßen verlor und ihr dann, nachdem er ſie in die Kleider ſeiner Schweſter geſteckt, aus Paris verhalf. Mad. de Montarcy entkam glücklich nach London. Unter dem Directorium kehrte ſie nach Frankreich zurück und ſetzte jetzt die Bemühungen fort, die ſie ſchon von England aus eingeleitet hatte, ihren Retter aufzuſuchen und etwas über ſein Schickſal zu erfahren. Er war in Frankreich zurückgeblieben, da ſeine Geſellſchaft den Verfolgern der Gräfin deren Entdeckung erleichtert hätte, denn er war ein rieſiger und in ſeiner Geſtalt auffallender Mann. Die Gräfin erfuhr nur zu bald, wie ihr Retter geendet hatte. Er erſetzte ſie auf dem Schaffotte. Da er keine Anverwandten hatte, denen ſie hätte Wohlthaten erzeigen können, beſchloß ſie ihre Dankbarkeit an den Savoyardenkindern zu beweiſen, die, wie jener nach Paris gekommen, unwiſſend und hülflos allem Elend preisgegeben ſind — und ſie miethete eine Wohnung, groß genug, um zehn oder zwölf Knaben zu beherbergen, die ſie in den Straßen auflas, und denen ſie einen würdigen Mann vorſetzte, der für ihr leibliches wie geiſtiges Wohl ſorgen ſollte. Die Kinder waren da gut aufgehoben, und ſobald durch den Abgang des einen ein Platz frei wurde, ging, wie es der Portier dieſes Hauſes nannte, die gute Gräfin auf die Jagd aus, um ein neues aufzutreiben. Dieſe Freude, die Kinder ſelbſt herbeizuſchaffen, ließ ſie ſich nicht nehmen. Bei alldem aber war ſie nichts weniger als reich, ihre Güter waren confiſcirt und verkauft worden, und ſie beſaß nur die kleinen Reſte eines großen Vermögens. Von dieſem gönnte ſie ſich ſelbſt nur den kleinern Theil, den größern wendete ſie ihrer Anſtalt zu. Daher kam es auch, daß ſie den Aufenthalt in der Anſtalt keinem Knaben länger als zwei oder drei Jahre geſtattete, gerade die Zeit, die es bedurfte, um ordentlich ſchreiben, leſen, rechnen und dergleichen zu erlernen, was zum Fortkommen in der Welt unumgänglich nothwendig iſt; dann mußte er andern Platz machen, damit ſie derſelben Wohlthat theilhaft werden. Dabei war auch noch ein Reſtchen Ariſtokratie im Spiele, denn Mad. de Montarcy war der Meinung, daß bei Kindern unſerer Klaſſe der Unterricht nicht über das Nothwendigſte hinausgehen dürfe, daß etwas mehr Wiſſen aus unſeres Gleichen nur Revolutionäre mache. Nun, die gute Frau hat durch die Revolution zu viel gelitten, und ſie hatte ein Recht, ſie zu fürchten. Nicht ich, der ich ihr ſo viel zu danken hatte, werde mit ihr rechten.

Mit dem Nachteſſen, das mich empfing, war ich ſehr wohl zufrieden, noch mehr mit dem guten Bette, darin ich köſtlich ſchlief, während es draußen ſchneite und ſtürmte. Mein erſter Gedanke, als ich des Morgens erwachte, galt meiner Louiſon und dem Bedauern, daß ſie die ſo böſe Nacht, der Himmel weiß wo? und wie? zugebracht; dann fühlte ich mich wie ein Gefangener, und ſehr unglücklich darüber, daß ich von Louiſon getrennt ſein ſollte. Der Lehrer ſtellte mir in eindringlichen Worten vor, welches Glück, von Gott geſandt, es ſei, daß ich in die Anſtalt gekommen, und welchen Nutzen es mir bringen werde, wenn ich da etwas lernte. Vergebens! ich ſchämte mich wohl einzugeſtehen, daß ich vorzugsweiſe eines Mädchens wegen wieder ins Elend hinaus und alle die Wohlthaten von mir weiſen wollte; aber ich blieb dabei, daß ich fort müſſe. Solche Widerſetzlichkeit war dem Lehrer nicht neu, da ſie bei den meiſten neuen Zöglingen vorkam, die, an das herumſtreifende Leben gewöhnt, ſich Anfangs immer unbehaglich fühlten. Man übte in der erſten Zeit einen leiſen Zwang, vertröſtete von einem Tage zum andern, bis endlich der Junge freiwillig in der Anſtalt blieb. So ging es auch mir, ohne daß ſich meine Sehnſucht nach Louiſon vermindert hätte, und durch Wochen war ich wohl der traurigſte Geſelle der ganzen Anſtalt und ging es auch mit dem Lernen ſchlecht vorwärts, bis mir mit einem Male die Erlöſung kam und zwar von Louiſon ſelbſt. Eines Tages ſcholl plötzlich vom Hofe herauf ein liebes Lied aus der Heimath, das mir eben ſo bekannt war, als die Stimme, die es ſang. Mit drei Sätzen war ich im Hofe, und ehe ſie mich geſehen, lag ich weinend am Halſe Louiſon's. — Habe ich dich endlich! rief ſie ebenfalls weinend; ſeit Wochen ziehe ich ſo von einem Hauſe zum andern — an keinem einzigen bin ich vorübergegangen, und überall ſinge ich nur dieſes Eine Lied. Ich wußte wohl, du kommſt aus deinem Verſtecke hervor, ſobald du das Lied zu hören bekommſt. — Ich erzählte ihr, was mit mir geſchehen, und kündigte ihr den Entſchluß an, ſofort aus der Anſtalt zu entwiſchen und mit ihr weiter zu ziehen, wie ehemals. Sie freute ſich darüber, aber nur einen Augenblick. Bald legte ſie ihr Geſicht in ernſte Falten, ſprach mir von der herrlichen Wohlthat, die mir da geſchehe, und ſetzte mir ſehr klug auseinander, wie ich in der Anſtalt aushalten und ſo viel als möglich lernen müſſe. Siehſt du, ſagte ſie nach einer längeren und weiſen Rede, das iſt nur der Anfang, und du wirſt gewiß ein großer und reicher Mann. Wenn man was gelernt hat, geht Alles leichter und ſchneller. So wird man ein Monſieur. Und ich ſage dir, es iſt ganz gewiß, daß wir als ſehr reiche Leute in unſer Dorf zurückkommen, und daß wir uns dort ein ſehr ſchönes Schloß bauen — es iſt ſogar möglich, daß wir das Schloß des Marquis kaufen und dann leben wie geborene Marquis.

Ja, ja, das Schloß des Marquis kaufen, murmelte hier der Marquis, die Erzählung des Herrn Laurens unterbrechend.

Herr Laurens ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: Sie müſſen wiſſen, daß es von dem Augenblicke an, da uns der junge Marquis in der Stunde unſeres Abſchiedes von der Heimath gepeitſcht hatte, bei Louiſon ausgemachte Sache war, daß wir als reiche Leute in unſer Thal zurückkehren, uns daſelbſt ein Schloß bauen müßten, ſo ſchön wie das des Marquis, oder noch beſſer, daß wir den Marquis aus ſeinem eigenen Schloſſe verdrängen müßten. Mit dieſem Gedanken tröſtete ſie ſich in allem Elend, auf dieſen Gedanken kam ſie bei jeder Gelegenheit zurück — und wie kindiſch er auch war, er wurde ſtärker und mächtiger in ihr, je größer ſie wurde. Sie war ein herzensgutes Geſchöpf, aber die Hoffnung, den Marquis mit einem gleich ſchönen Schloſſe in demſelben Thale zu ärgern oder gar in ſein eigenes Schloß einzuziehen, hätte ſie nicht ſo leicht für ein anderes Glück ausgetauſcht. Mit dieſen Träumen ging der meine, daß wir uns einſt heirathen und jenes Glück gemeinſchaftlich genießen würden, Hand in Hand. Es wurde Louiſon um ſo weniger ſchwer, mich von meinen

Fluchtgedanken abzubringen und zu treuem Ausharren in der Anſtalt, wie zu fleißiger Arbeit zu ermuntern, als ſie verſprach, ſo oft als möglich wiederzukommen.

Sie hielt Wort. Jede Woche an einem gewiſſen Tage, zu einer beſtimmten Stunde erſcholl ihr Lied und ertönte ihr Inſtrument im Hof, und manchmal bereitete ſie mir eine Ueberraſchung, indem ſie auch plötzlich an einem andern als dem gewohnten Tage erſchien. Es wurde mir dann auch erlaubt, zu ihr, als dem Kinde desſelben Dorfes, hinabzuſteigen und in der Wohnung des Portiers ein angenehmes Stündchen zu verplaudern. Es war eine glückliche Zeit, und ich fing damals an zu fühlen, daß ich ohne Louiſon nicht leben könnte, und zugleich bemerkte ich, daß ſie von Woche zu Woche ſchöner wurde. Ich wußte es nachher, daß ich ſie damals mit Liebe zu lieben begann; aimer d'amour, wie wir zu ſagen pflegen. Wir ſtanden aber an der Thüre des Jünglings- und Jungfrauenalters. Klug und brav, wie Louiſon war, fühlte ſie ebenfalls, daß ſich die Zeiten änderten, und eines Tages kündigte ſie mir plötzlich an, daß ſie nicht mehr auf dieſelbe Weiſe als herumziehende Sängerin in den Hof kommen und daß ſie dem Inſtrument, dem Liede und auf einige Zeit auch mir Lebewohl ſagen wolle. Schau, ſagte ſie, ich werde groß und auch hübſch, da ſchickt es ſich nicht mehr, daß ich ſo durch die Straßen von Paris ziehe. Ich habe ſchon Manches erfahren, was mich belehrt, daß ich auf andere und anſtändigere Weiſe mein Brod verdienen muß. Ich werde einen Dienſt ſuchen.

Was ſich Louiſon vornahm, das führte ſie auch aus. Sie fand eine Stelle bei einer reichen Dame, und da ſie ſich ſehr anſtellig zeigte, ernannte ſie dieſe bald zu ihrer Kammerjungfer. Ich durfte ſie jeden Sonntag beſuchen, und ſie, wie ſie Alles benützte, wollte auch, daß dieſe Beſuche nicht für nutzlos ſie ſeien, und ich mußte ſie lehren, was ich in der Anſtalt ſelbſt gelernt hatte. Denn, ſagte ſie, ich muß ja ſchreiben und leſen können, um, wie es ſich ſchickt, in unſerm Schloſſe Briefe zu ſchreiben und Bücher zu leſen. Das Schloß! immer das Schloß! Sie lernte raſch, und je älter wir wurden, deſto mehr Zeit blieb uns während der Unterrichtsſtunden für unſere Liebe.

Ich blieb länger als drei Jahre in der Anſtalt, da ich nach Verlauf dieſer Friſt zu einer Art von Unterlehrer ernannt wurde, und der Himmel weiß, wie lange es noch ſo gleichförmig fortgegangen wäre, wenn uns nicht plötzlich die Umſtände an unſer Schloß erinnert, und wenn ich nicht eingeſehen hätte, daß ich Louiſon, die von Haus aus meinem Schutze empfohlen war, in eine geſicherte Lage bringen mußte.

Wir waren im Kaiſerreich, Paris hatte wieder einen Hof, und was von altem Adel war, wurde an dieſem Hofe der Emporkömmlinge mit Freuden aufgenommen. Der Marquis von Villarſon, derſelbe der uns geſchlagen hatte, war einer der ſchönſten und glänzendſten Cavaliere dieſes Hofes, man ſchmeichelte ihm, man hätſchelte ihn, und er durfte ſich Vieles erlauben. Der ſavoyiſche Adel gehört ja zum älteſten und anerkännteſten Europa's, und Napoleon —

Ja, ja, Napoleon! rief hier wieder der alte Marquis dazwiſchen, öffnete die Augen und leerte ein Glas Marſala.

So unterbrochen, nahm Herr Laurens den Satz nicht wieder auf, ſondern blickte den träumenden Greis lange an, ſeufzte und ſagte dann: Was iſt ein Menſchenleben! und Glanz und Jugend und Schönheit! Sehen Sie den Herrn Marquis an! Wir dürfen in ſeiner Gegenwart von ihm ſprechen, denn er iſt ein großer Philoſoph geworden und betrachtet ſich ſeit Jahren, als wäre er nicht er ſelber, ſondern irgend ein Dritter, deſſen Geſchichte er nur ſehr gut kennt. Dieſer Herr Marquis hatte Glanz, Jugend, Schönheit, und er war es, der mir Louiſon entreißen wollte, und gerade in einer Zeit, da meine Liebe in vollſter Blüte ſtand. Sie war ſchön —

Sie war ſchön! wiederholte der Marquis, aber diesmal weniger als Echo, ſondern mit einem ſelbſtändigen Ausdruck tiefſter Ueberzeugung und mit einem Lächeln, das wie ein Glanz von Jugend über ſein verwittertes Antlitz flog.

Sie war ſchön, ſie war anmuthig, fuhr Laurens fort, nachdem er eine Zeitlang vergebens gewartet hatte, ob nicht der Marquis ſeinem Lobe etwas hinzufüge, ſie war neunzehn Jahre alt, und jeder Zug ihres Geſichtes ſprach von Verſtand und Güte zugleich.

Verſtand und Güte zugleich! wiederholte der Marquis.

Herr Laurens ſtreckte ihm über den Tiſch die Hand entgegen, er aber hatte die Augen geſchloſſen und ſah es nicht. Laurens zog die Hand wieder zurück und ſagte: Wir waren jung und ſind alt geworden; wir waren Feinde, weil wir Dieſelbe liebten, jetzt ſind wir Freunde, eben weil wir Dieſelbe liebten. Er kam ins Haus der Vicomteſſe C..., bei der Louiſon diente, er verliebte ſich in Louiſon, er verfolgte ſie, ich blieb ruhig. Er bot ihr ſeine Hand an, ja, ja er wollte ſie heirathen, obwohl ſie nur Kammerjungfer war; ich war immer noch ruhig. Aber einmal, da ihre Dame ſich in ſeiner Gegenwart von Louiſon einige unſerer Volkslieder vorſingen ließ, fand der Marquis, daß ſie zu einer großen Sängerin geboren ſei, daß ſie eine wunderſchöne Stimme und viel Talent habe, und daß ſie als Sängerin eine große Carrière machen könnte. Da fing ſie Feuer. Die Geſchichte der „Fanchon“, die ebenfalls eine Savoyardin geweſen ſein ſoll, die damals auf dem Theater aufgeführt wurde und in Aller Munde war, trug noch dazu bei, ihren Kopf zu erhitzen, und ſie bildete ſich ein, eine zweite Fanchon zu ſein. Der Weg zur Million, der allerkürzeſte, und in das „Schloß“, war gefunden. Das waren böſe Zeiten.

Umſonſt ſtellte ich ihr vor, daß ich nie und nimmer eine Theaterprinzeſſin heirathen würde, ſelbſt wenn ſie mir eine Million mitbrächte, und daß mir die arme Kammerjungfer viel lieber ſei; ſie meinte, daß ich ſie gewiß und um ſo lieber heirathen würde, wenn ich mich nur erſt überzeugte, daß ſie als Millionärin und gefeierte Sängerin eben ſo tugendhaft und treu bleibe, wie ſie es als Kammerjungfer geweſen. Da ich aber auf meiner Anſicht beharrte, nichts von der Sängerin, von ihren Millionen und ihrem Schloß wiſſen wollte, wandte ſie ſich mit ihrem Vertrauen der Vicomteſſe zu, die mit dem Marquis einverſtanden war, und vergaß nach und nach den Groll, den ſie ſeit Jahren gegen dieſen hegte. Der Marquis glaubte nun ſein Spiel gewonnen und traf demgemäß ſeine Anſtalten. Ich aber war auch nicht unthätig und beobachtete den jungen Herrn um ſo eifriger auf Schritt und Tritt, je ſchweigſamer und zurückhaltender Louiſon gegen mich geworden. Um das ohne Störung thun zu können, verließ ich die Anſtalt für immer, ohne übrigens zu wiſſen, wie ich mich künftig durchſchlagen würde. Aber was lag mir daran. Mein Hauptziel war jetzt, der verblendeten Geliebten die Augen zu öffnen und ihren Verführer bei nächſter Gelegenheit zu züchtigen, auf das Furchtbarſte zu züchtigen. Ich ſchrak vor keinem Gedanken zurück und ſagte mir, daß ich ihn im gegebenen Falle auch todtſchlagen könnte. Und nachdem ich ſo durch einige Wochen dem Marquis wie ein Spion gefolgt war, holte ich eines Tages Louiſon ab und bat ſie, mit mir einen Spaziergang zu machen. Sie meinte, ich ſei nun mit dem Gedanken an ihre glänzende Laufbahn verſöhnt, und ſprach mir auf dem Wege von nichts Anderem, als von dem Glücke, das uns Beide erwarte. und wie wir uns früher, als wir je hätten träumen dürfen, in unſer „Schloß“ zurückziehen würden. Ich ſchwieg und ging immer weiter, bis wir auf die Höhen jenſeits der Rue St. Lazare ankamen, wo damals noch viele einzelne Pavillons in großen Gärten ſtanden. Ich trat in einen dieſer Pavillons, und man ließ mich ungehindert eintreten, da ich die letzten Tage mehrere Mal in Geſellſchaft der Arbeiter, die daſelbſt beſchäftigt, gekommen war. Louiſon fragte mich, was ich da wollte. Ich ſchwieg und führte ſie von Zimmer zu Zimmer. Sie war von der ſchönen Einrichtung entzückt. Dann rief ich den Portier herauf und fragte ihn in Louiſon's Gegenwart: wer dieſen Pavillon ſo ſchön einrichten laſſe? und wer ihn dann bewohnen ſolle? — Der Marquis Villarſon, antwortete der Portier, ein Savoyarde, will hier ſeine Geliebte, ebenfalls eine Savoyardin, unterbringen. Louiſon erbleichte und wollte zum Hauſe hinausfliehen, ich aber hielt ſie zurück und zwang ſie, ſich mit mir auf eines der ſeidenen Sophas niederzulaſſen. Ich wußte, daß der Marquis kommen ſollte, um das Appartement zu beſichtigen. Er ließ auch nicht lange auf ſich warten. Ein Phaeton fuhr vor, und bald darauf hörten wir die Stimme des Marquis in den vordern Zimmern, der zweien ſeiner Freunde Erklärungen gab, welche Louiſon über ſeine Abſichten allerlei Aufſchlüſſe gaben. Sie wollte aufſpringen und ihm entgegen eilen, ihre Augen funkelten vor Wuth, ihre Arme zitterten, ihre Finger zuckten. Ich hielt ſie zurück.

Als der Marquis in Begleitung ſeiner Freunde bei uns eintrat und uns erblickte, ſtutzte er einen Augenblick, faßte ſich aber bald und herrſchte mir entgegen: Was ich da zu thun hätte; ich ſolle mich ſofort packen!

Das werde ich auch thun, antwortete ich, ſobald ich Sie hier zu dieſem Fenſter hinausgeworfen habe. So ſprechend hatte ich ihn auch ſchon um den Leib gefaßt, in die Luft gehoben und befand mich mit ihm auf dem Wege zum Fenſter. Seine beiden Freunde warfen ſich mir in den Weg und ſuchten mir meine Beute zu entreißen; vergebens. Ich hatte in dieſem Momente eine Rieſenkraft; den Marquis hielt ich ſo feſt, daß er ſich kaum winden konnte, und trotz aller Anſtrengungen der beiden Herrn rückte ich Schritt vor Schritt dem Fenſter entgegen. Der Marquis ſchrie, die Freunde ſchrieen, es war ein Höllenlärm. Mit Einem Male aber miſchte ſich ein eigenthümliches Geräuſch in dieſen Lärm und verwandelte ſich das Geſchrei der Herren in ein lautes Gelächter, das ſo herzlich, beinahe krampfhaft wurde, daß ſie von der Vertheidigung ihres Freundes ablaſſen mußten; ja ſelbſt der Marquis lachte trotz der kritiſchen Lage, in der er ſich befand. Ich ſtutzte, ließ mit dem Vordringen gegen das Fenſter in dem Maße nach, als der Widerſtand ſich minderte, und ſah mich um; da ſtand Louiſon neben mir und ohrfeigte den Marquis mit ſolcher Schnelligkeit, ſolchem Ernſt, ſolchem Eifer, daß es in der That unendlich komiſch anzuſehen war; daß ich ſelbſt von dem allgemeinen Lachkrampf mitergriffen wurde und den Marquis fallen ließ. Seine beiden Wangen waren ſchon dunkelroth und angeſchwollen; trotzdem wälzte er ſich lachend auf dem Boden. Louiſon ſtand neben ihm, ſah zornig auf ihn hinab, die einzige ernſte Perſon der Geſellſchaft, immer bereit, wieder über ihn herzufallen, was das Komiſche der Lage nur noch erhöhte.

Sie hatte ein Händchen wie eine Herzogin, ſchaltete hier der alte Marquis ein — o, ich erinnere mich ganz deutlich.

Indeſſen hatte der Lärm unten im Garten und auf der Straße ſeinen Wiederhall gefunden, die Polizei kam, und da ſie drei vornehme Herren und einen Savoyarden fand, überlegte ſie ſich's nicht lange, nach Art der Napoleoniſchen Polizei, fragte nur nach ihren Namen und führte mich als Gefangenen fort. Ich ging ganz ruhig, nie war mein Vertrauen in Louiſon größer als in dieſer Stunde. Die Freunde riethen dem Marquis, mir wegen Mordverſuchs einen Prozeß machen zu laſſen, oder wenigſtens dafür zu ſorgen, daß ich in die Armee geſteckt und nach Oeſterreich oder Spanien geſchickt werde — er werde dann freien Spielraum haben, ſich an mir rächen und mit Louiſon am Ende doch fertig werden. Aber ich war ſchon am nächſten Tage frei und wurde auch nicht in die Armee geſteckt — und Beides dankte ich den Bemühungen des Marquis. Ja er hatte ſogar alle mögliche Mühe, um mich vom Soldatenthum zu befreien, denn damals war es üblich, daß die Polizei, wo ſie ihre Hand auf einen jungen Mann legte, die Gelegenheit benutzte, um die Armee Sr. Majeſtät zu vergrößern. Der Marquis mußte von Pontius zu Pilatus laufen, um Louiſon ihren Geliebten zu retten. Sehen Sie, er war eigentlich immer ein guter Mann!

Er war eigentlich immer ein guter Mann! wiederholte der Marquis trauernd, als ſpräche er von einem Todten.

Ich hatte auch wenig Luſt, mich mit Oeſterreichern und Spaniern zu ſchlagen, die mir kein Leides gethan hatten; wohl aber verließ der Marquis bald nach jener Geſchichte das Hofleben und trat in die Armee, wo er ſich auch tapfer ſchlug, als ein echter Savoyarde, der er iſt. Ich empfand das dringendſte Bedürfniß, der Gefahr, ein ſolches Mädchen wie Louiſon zu verlieren, ein für alle Mal ein Ende zu machen — und wir verheiratheten uns kurzweg, ich mit wenigen Sous, ſie mit etwas mehr Franken in der Taſche.

Nun, mein Herr, beginnt ein arbeitsvolles Leben, von dem ich Ihnen ſo wenig als möglich erzählen will. Ich war Aufſeher der Arbeiter bei einem großen Unternehmer; nach einiger Zeit hatte ich den Muth zu kleinen Unternehmungen auf eigene Fauſt. Ich wußte, wie man mit Hülfe der berufenen Leute Straßen, Dämme u. dergl. baute, Kanäle grub, Steinbrüche ausbeutete, und ich begann mit kleinen Erſparniſſen und mit dem Credit meines Landsmannes, des Banquiers P . . . Nach einigen Jahren legte ich ſchon Capitale in ſein Geſchäft, und ehe ich mich deſſen verſah, war ich Banquier und Unternehmer zugleich. Unter Napoleon hatten die Seehäfen ſämmtlicher franzöſiſcher Küſten, immer von den Engländern blokirt, brach und öde gelegen und waren während der Zeit verfallen, verſandet, zum Theil zerſtört. Jetzt mußten Deiche, Dämme, Werften und was dazu gehört, gebaut, ganze Strecken entſandet und zu all dem Schiffe conſtruirt werden. Ich hatte beinahe überall mein Theil, denn ich gebot über eine kleine Armee von Arbeitern, die mich als den Ihrigen betrachteten und lieber bei mir als bei Andern arbeiteten. Ich gewann große Summen als Unternehmer, und dieſe Summen machten Junge in unſerm Bankhauſe. Wir wohnten in der Chauſſee d'Antin in einem prächtigen Appartement, in dem wir manchmal noch viel reichere Leute, als wir ſelbſt waren, empfingen — aber wenn die Leute fort waren, zogen wir uns in ein kleines Hinterſtübchen mit einfachen Möbeln zurück, in dem wir uns heimiſch fühlten. Dort ſprach ich auch den Dialekt unſerer Berge, den Louiſon auch in dem prächtigen Appartement gebrauchte. Dort ſprachen wir viel von unſerer Heimath, dahin wir uns endlich zurückziehen wollten, und Louiſon vergaß dabei niemals das „Schloß". Der Marquis war wie von der Erde verſchwunden; wir hörten erſt ſpät, daß er jetzt am Hof von Turin lebe, da Turin nach dem Falle Napoleon's wieder die Hauptſtadt Savoyens geworden. Und wieder nach Jahren liefen durch unſere Comptoirs zu wiederholten Malen große Wechſel und Schuldverſchreibungen, die mich an ihn erinnerten, da ſie ſeine Unterſchrift trugen. Wenn ich Louiſon davon erzählte, ſagte ſie ruhig: Wir bekommen noch ſein Schloß, wie ich es ihm verſprochen habe. Das iſt gut, dann brauchen wir nicht erſt ein neues zu bauen.

Und ſo iſt der Menſch: die Gelder floſſen zu, die Jahre floſſen ab. Ich ſtak immer ſo tief in Geſchäften, daß an ein Abbrechen und Abrechnen nicht zu denken war — und mein Aſſocié, der brave P . . ., deſſen Namen Sie wohl kennen, meinte immer, es gehe zu gut, um aufzuhören, und es werde ſchon eine Zeit kommen, die ſich von ſelbſt als geeigneten Schlußpunkt ankündigen werde. Geldmachen ermüdet nicht, und an das Alter denkt man nicht, als bis es da iſt. Es geht mit der Jugend, wie mit der Geſundheit, man denkt an dieſe erſt, wenn man krank, und an jene, wenn man alt iſt. Mit Einem Male iſt man alt. Aber zwei

Menſchen, die von Kindesbeinen an neben einander einherliefen, und deren Liebe nicht altert, und die einander immer ſo ſahen, wie damals, als ſie einander zu lieben anfingen, die merken es am ſpäteſten. Erſt die große Revolution vom Jahre 1848 konnte P... überzeugen, daß der Schlußpunkt gekommen ſei, und erinnerte uns, Louiſon und mich, daß wir alt geworden. Sind wir doch aus Savoyen ausgezogen, als man noch vor Robespierre und der Guillotine Angſt hatte. Aber hélas! Louiſon lag auf dem Krankenbette, auf dem Sterbebette. Sprechen wir nicht davon. Eine Stunde vor ihrem Tode mußte ich ihr verſprechen, in unſer Thal zurückzukehren und das Schloß zu kaufen, denn der Marquis war gänzlich ruinirt, die Revolution hatte ihm den letzten Stoß gegeben, und ſein Gut wurde von den Gläubigern an den Meiſtbietenden losgeſchlagen. Sie beſchwor mich, gleich nach ihrem Tode abzureiſen, damit mir das Schloß ja nicht entgehe. Ich verſprach Alles, und ruhig und lächelnd ſchloß ſie die Augen. Ich begrub ſie neben dem Monument, das ich der guten Frau v. Montarcy hatte errichten laſſen, und eilte in das Thal zurück, das ich an ihrer Seite und unter den Schlägen des Marquis vor beinahe ſechzig Jahren verlaſſen hatte.

Herr Laurens ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und legte das Geſicht in beide Hände. Der Marquis ſchlief und lächelte im Schlafe. Der ruinirte, abgelebte, in die Kindheit ſchwächlichſten Greiſenthums verſunkene Cavalier ſchien mir glücklicher, als der kräftige alte Mann, der ſein Leben in friſcher Arbeit und Thätigkeit und liebend und geliebt verbracht hatte; der ſein Ideal erreichte, aber allein und zu ſpät.

Nach einer im Verhältniß zu ſeiner Erregung kurzen Pauſe fuhr Herr Laurens mit feſter Stimme fort: Mich tröſtet Eines: nämlich, daß Louiſon ſich in dem Schloſſe ſo wenig heimiſch gefühlt hätte, wie ich. Ich kaufte eben das Schloß zu einem außerordentlich geringen Preis, es koſtete mich nicht den vierten Theil meiner Jahresrente. Der Marquis verließ es lächelnd, während ich trauernd einzog. Er nahm die Hütte, die meiner Mutter gehört, und die ſeit ihrem Tode leer geſtanden hatte; ich nahm das Schloß ſeiner Ahnen. Aber hieher zurückgekehrt, fühlte ich mich ganz als das, als was ich die Berge verlaſſen hatte, als den Sohn jener Hütten, und mit Sehnſucht ſah ich hinab auf die elenden Dächer — mit Neid ging ich an dem Häuschen vorbei, in dem der Marquis wohnte. Ich beſaß das Schloß, der Traum Louiſon's war verwirklicht, ihr letzter Wille befolgt; wenn an ihrem Wunſche, das Schloß zu beſitzen, einiges gegen den Marquis gerichtete Rachegefühl Theil hatte, ſo würde ſie, das war ich überzeugt, dieſes Gefühl gänzlich zum Schweigen gebracht haben, wenn ſie den ehemals wilden und übermüthigen, aber eigentlich nie böſen Geſellen in ſeinem jetzigen Zuſtand geſehen hätte. Was that ich, nachdem ich das Alles erwogen? Das

Häuschen des Marquis hatte zwei Stuben, ich miethete ihm die eine ab und bin nun ſein Miethsmann. Ich bot ihm das Schloß zur Wohnung an, er lehnte es lächelnd ab. Verkauft iſt verkauft, ſagte er. Im Grunde wollte er ſich keine Wohlthaten erweiſen laſſen, er geſtattete aber, daß ich das Häuschen wohnlich einrichten ließ. Und ſo hauſen wir zuſammen, und ſein Umgang iſt mir der liebſte, denn er hat Louiſon in ihrer Blüte gekannt und — wie immer — ſie doch geliebt. Jetzt wollen wir ihn in ſein ehemaliges Bett bringen laſſen, und dann: gute Nacht!

# Der Drache.

Von Ferdinand Kürnberger.

Ausgewählte Novellen von Ferdinand Kürnberger. Prag
C. Bellmann. 1857.

Ferdinand Kürnberger wurde am 3. Juli 1824 in Wien geboren, ſtudirte dort Philoſophie und nahm ſeit dem Jahre 1847 an L. A. Frankl's „Sonntagsblättern“ Theil. Im November 1848 verließ er die Vaterſtadt und lebte bis 1856 in Deutſchland, in Dresden, Hamburg, Bremen (wo er Mitredacteur der „Tageschronik“ des Paſtor Dulon war) und Frankfurt a./M. In letzterer Stadt erſchien (als 7ter Band der Meidingerſchen D. Bibliothek) 1856 ſein Roman „Der Amerikamüde,“ dem 1857 ein Bändchen „Ausgewählte Novellen“ folgte. Nachdem er von 1856—60 wieder in Wien gelebt, veröffentlichte er 1861 drei Bände „Novellen“ in München (bei Rohſold). Ein Trauerſpiel „Catilina“ war ſchon 1855 (bei Hoffmann und Campe) erſchienen; ein Drama „Firduſi“ wurde 1871 in München aufgeführt. Von 1865 an hielt ſich Kürnberger wieder in Oeſterreich auf und widmet ſich ſeit 1866 in Wien ausſchließlich literariſchen Arbeiten, 1867—1870 daſelbſt als Generalſecretär der Schillerſtiftung thätig.

Einer der begabteſten und ſchlagfertigſten öſterreichiſchen Feuilletoniſten, hat Kürnberger in den letzten Jahren nur ſelten Muße oder Stimmung zu dichteriſchen Arbeiten gefunden, was zumal Diejenigen, denen ſein Roman in gutem Andenken ſteht, lebhaft beklagen. Freilich iſt das Talent des Journaliſten dem Dichter ſo gefährlich, wie es dem Heerführer verhängnißvoll werden kann, wenn ein beſonders dazu geſchaffenes Terrain ihn verführt, ſich mit Vorliebe dem Guerrillakriege zuzuwenden. Und doch würde — dafür ſind „Der Amerikamüde“ und mehrere ſeiner Novellen vollgültige Zeugen — die dichteriſche Begabung Kürnberger's ihn vollauf befähigen, mit geſammelter Kraft große Schläge zu führen. Die geiſtreiche Friſche, der weite Weltblick und der eigenartig ausgeprägte Stil, die, wie ſeine Feuilletons, ſo auch ſeine poetiſchen Arbeiten anziehend machen, zeigen ſich vielleicht in andern Erzählungen, als der von uns ausgewählten, noch glänzender, am glänzendſten in ſeinem mehrgedachten Romane. Den ſpecifiſch novelliſtiſchen Charakter ſcheint uns aber „Der Drache" — wohl eine der originellſten Combinationen, zu denen der Volksaberglaube je verwendet worden — in ganz vorzüglichem Maße zu beſitzen und mit dem ſicherſten künſtleriſchen Takt bis zum Schluße feſtzuhalten.

## I.

In die Schenke eines erzgebirgiſchen Dorfes auf ſächſiſcher Seite trat eines Abends ein ſtädtiſch ausſehender Herr, welcher, nachdem er Staubmantel und Strohhut abgelegt, in bürgerlich-einfacher, aber feiner und gewählter Sommerbekleidung daſtand, etwa einen jungen Gelehrten aus der Reſidenz verrathend. Ihm folgte ein Burſche mit Mappe, Botaniſirbüchſe, Feldſeſſel und Regenſchirm unterm Arm, — Dinge, die er mit großer Andacht zu tragen ſchien. Die Stube war erzgebirgiſch erleuchtet, d. h. in dem Kaminloch, welches hier „Kalſ" genannt wird, ſtand eine Oellampe. Bei dem halbdunklen Dämmerlichte derſelben ſaßen um die Ofenbank herum einige Dorfgäſte, ihr Gläschen Schnaps in der Hand; zwiſchen dem Ofen und der Wand, in dem Raume, welcher die Hölle heißt, kauerte einnickend ein ſilberhaariger Greis; ein kleines Kind ſchlummerte auf ſeinem Schooße, ſchlaftrunken lehnte ſich ein größerer Knabe an ſeine Kniee. Den Ankömmlingen entgegen trat ein erwachſenes oder mindeſtens aufgeſchoſſenes Mädchen von überraſchend edler Geſichtsbildung. Sie fragte ſchüchtern, was zu Dienſten ſtehe.

Was ihr vermögt, antwortete der Fremde, ich bin nicht wähleriſch. Meine nächſte Sorge iſt freilich ein Nachtlager; kann ich das haben hier?

Wenn der Vater hier wäre, meinte das Mädchen und ſeufzte mit einem ſonderbaren Schmerzgefühl. — So findet ſich wohl ſonſt wo ein Unterkommen? — Die Dorfmenſchen ſchwiegen zu dieſer Frage, wahrſcheinlich in dem Wahne, daß der Städter höhere Anſprüche mache, als ſie befriedigen könnten. Dieſen aber fröſtelte ihr Schweigen wie ein Geiſt von Ungaſtlichkeit an, und kurz gebunden ſagte er: Zuletzt find' ich doch einen Wegweiſer, der mich für gutes Trinkgeld an den nächſt größeren Ort bringt? — Die Inſaſſen auf der Ofenbank ſahen ſich unſchlüſſig an, und gedehnt antwortete Einer für Alle: Es ſind gar zu confuſe Wege hier im Gebirg; wer ſich richtig durchfinden will, der müßte eben ſo oft hinter ſich Umſchau halten, als vor ſich. — Was iſt damit geſagt? fragte der Fremde betroffen. Auf der Ofenbank hieß es: Ei, Herr, ich glaube nicht, daß Ihr Jemanden trefft unter uns, der zur nächtigen Zeit anders als vorwärts ausſchauen will. Hinter ſich ſchauen — ne! zur Nachtzeit nicht. Fürs beſte Trinkgeld nicht. — Das wird luſtig! murmelte der Fremde für ſich, und zu ſeinem Lohnburſchen flüſterte er: Am Ende ſchlafen wir droben im Walde, was, Rudolf? Wir ſind junge Männer. — Zu Befehl, Herr Doctor, antwortete mechaniſch der Burſche; es blieb aber höchſt zweifelhaft, ob er auf die Worte ſeines Herrn gemerkt. Seit dem Eintritt in die Stube hafteten ſeine Sinne wie bezaubert an dem ſchönen Haus- und Schenktöchterchen.

Dieſes hatte inzwiſchen Butterbemmen mit Wurſtſcheibchen zurecht gemacht und präſentirte ein paar Gläschen Ginèvre dazu, bis ſie Thee oder Kaffee fertig hätte. Die Menſchen auf der Ofenbank wünſchten einer um den andern beſten Appetit, und die Stimme, womit ſie das thaten, war noch reſpectvoller, als die Formel ſelbſt. Der Doctor änderte ſogleich ſeine Meinung über ihren gaſtlichen Sinn: ſo wohlthuend ſpricht ländliche Höflichkeit ans Herz. Es verlangte ihn jetzt nach einer Unterhaltung mit den ſchlichten Gebirgsleuten, und hatte ſeine Dazwiſchenkunft ihr eigenes Geſpräch wahrſcheinlich geſtört, ſo war's um ſo mehr an ihm, ein neues dafür an die Bahn zu bringen. Der Stoff, den er wählen ſollte, blieb ihm nicht lange zweifelhaft. Er hatte eine abergläubiſche Meinung ausſprechen gehört, und überzeugt, daß dieſe Saite am Leichteſten töne, wenn man ſie berühre im Volke, knüpfte er das Geſpräch daran an.

Ihr haltet's alſo für gefährlich, nächtlicherweiſe ſich umzuſehen im Freien?

Ne; das Gegaff hinter ſich bringt nichts Gutes, ſagte der Sprecher auf der Ofenbank.

Hat man denn Beiſpiele, daß Der oder Jener was Schlimmes dabei geſehen?

Geſehen! Wie, Herr, geſehen? Mit dem Sehen läuft es ſo leicht nicht ab. Gemeiniglich häkelt ſich da was an, das führt noch weiter.

Wie meint Ihr das?

Nun, ich ſetze das Beiſpiel, es will Einer den Drachen — mit Verlaub, Herr, das Wort ſollte man freilich nicht nennen; man ſagt lieber das Matzchen: — alſo es will Einer das Matzchen; ei, wie fängt er das an? Den Spruch kennt Niemand nicht; aber der Böſe läßt ſich am Wink genügen. Da kommt er denn oft ſchon, nur wenn man ſich umſieht bei Nacht. Natürlich! Gott hat dem Menſchen das Augenlicht vorne gegeben; was braucht er viel hinterrücks zu ſtieren? Das iſt das Widerſpiel. Der Blick vornaus iſt Gottes, ſo iſt der Blick rückwärts nothwendig des Teufels. Ich finde das einleuchtend.

Ei, ſagte der Doctor, ich möcht' Euch faſt beifallen, lieber Mann; es iſt nicht ohne Verſtand, was Ihr da ſprecht. Und wißt Ihr, wie ich's verſtehe? Ich denke mir das ſo: vornaus iſt die Zukunft, und rückwärts iſt die Vergangenheit. Nun freilich iſt's dem Menſchen ſegensreicher, er ſchaut mehr in die Zukunft; da hofft er, da wünſcht er, da hat er ſeine Kinder und Enkel — das ſpornt zur Arbeit. Aber was hilft es, viel übers Vergangene brüten? damit ſind wir faſt immer unzufrieden. Wir erinnern uns, wie Manches uns fehlgeſchlagen, wie oft wir ausgeſäet ohne zu ernten, wie hoch wir hinauswollten und wie niedrig wir angekommen, wir gedenken der Todten in ihren Gräbern und wie ſie unter Träumen des Glücks ein Leben voll Entſagungen durchgekämpft; dieſe Betrachtung frißt uns den Muth weg. Sie macht Kopfhänger, melancholiſche Menſchen, Leute, die ſich ſelbſt aufgeben, und wahrlich! die ſind des Teufels im Umſehen, wie Ihr ſagt. Dieſen Sinn leg' ich dem Worte bei. Meint Ihr es nicht ſo?

Es trifft zu, bejahte der Dorfbauer.

Das freut mich, erwiderte der Doctor. Aber was ſagtet Ihr da vom Matzchen? Wenn Einer das Matzchen will — war's nicht ſo? Ich weiß nicht, wie Ihr das verſteht. Was iſt das Matzchen, und wozu ſoll man's wollen?

Der Gefragte rückte ſeine baumwollene Zipfelmütze hin und her, es ſchien ihm nichts Kleines, einen uralten Volksglauben ganz neu in Worten zu überliefern und noch dazu einem feinen gebildeten Stadtmenſchen. Sein nächſtes Auskunftsmittel war, daß er an der Oellampe im Kalf die Pfeife anzündete; darauf that er ein paar heftige Züge daran und ſprach mit der Zuverſicht einer geſchichtlichen Unterweiſung:

Krankheiten nehmen ab und zu, alte verſchwinden, neue kommen; man kann das in Büchern leſen und gedenkt es ſelber. Z. B. die Cholera iſt ſo ein neues Uebel. Ein älteres Uebel war zu meiner Zeit der Drache. Er hat den Drachen, konnte man dazumal alle Amen lang hören; voraus die Müller ſtanden in dieſem Ruf. Sollt' ich ſie Alle aufzählen, von denen dergleichen geſagt wurde, — bis ins Meißnerland käm' ich hinunter. Wohlan, mich kümmern nicht die Leute übern Bach, ich rede von dem, was ich ſelbſt geſehen und erfahren. Ich war dazumal Müllersknecht in Hermsdorf, und mein eigener Meiſter hatte den Drachen. Unſre Gänge feierten, wie anderer Leute, wenn die Gimlitz kein Waſſer hatte, unſre Felder waren vom Hagel, unſre Schüttböden von Mäuſen nicht frei, die Franzoſen zahlten ſchlecht, was wir auf Requiſition lieferten, und andre Schuldner gar nicht. Kurz, die Miſère hatten wir egal mit Hinz und Kunz, was mein Meiſter aber ganz apart hatte, das waren die Thaler. Die roulirten bei ihm en suite, kein Pumpbrunnen hält ſo gut Stich. Er hat den Drachen, ſagte das Dorf. Ein Knecht um den andern kündigte ihm, denn ſo in Verruf kamen wir, daß nicht einmal die Mägde auf dem Tanzboden mehr walzen mochten mit uns. Ich allein war ein Bruder Leichtfuß und ſchlug mir Alles aus dem Sinn. Ich machte die Franzoſen nach, ſpielte den Freigeiſt und ſtellte mich zu Fleiß ſo, als ob ich ſelbſt über das Lächeln der Dirnen hinaus wäre. Kindiſch! kindiſch! Man glaubt nicht eher, bis man greift und ſieht. So ging mir's. Zufällig macht' ich einmal eine Doſe offen, die auf dem Geſimſe ſtand, in der Meinung, es wäre der Lackſamen drin, den des Müllers Fritze zum Anbauen wollte. Aber was geſchah? Aus der Doſe flog eine große, lebendige Brummelfliege heraus. Da lief der Fritze in den Hof und ſchrie ganz laut, wie Kinder unbedacht ſind: Vater, der Lebrecht hat dein Matzchen ausgelaſſen. Der Alte ſtürzt herein, ſchmeißt Thür und Fenſter zu und eifert ſich kreideweiß: augenblicks ſollt' ich die Hummel einfangen, ſonſt brennte die Mühle ab. Jetzt lief es mir auch übers Herz; — aha! ſagt' ich, nunmehr weiß ich, wie die Pferd' im Stall ſtehen. Hinaus mit dem böſen Feind! und ſtieß eine Fenſterſcheibe ein. Aber der Müller drückte ſich mit ſeinem breiten Rücken vors Glas, daß kein Spinnfaden durchpaſſirt wäre, und bat und verſprach, und fing ein Zittern und Jammern an, daß ich bange war, er bekäm' die fallende Sucht. Nur darum fing ich die Brummelfliege wieder ein — unter Graus und Entſetzen, das glaubt mir! Aber wie ich ihm die Doſe wieder zuſtellte, ſagt' ich: Gebt mir meinen Lohn, Meiſter, und beſſert Euch. Den Lohn gab er mir wohl, aber fort ließ er mich nicht. Glücklicherweiſe ſollte bald darauf ſein Aelteſter zum Militär: da brauchte der Müller einen Erſatzmann. Mit beiden Händen ergriff ich die Gelegenheit und ſtand ein für ihn. So kamen wir ohne Aufſehen aus einander. Darauf hat er Knechte aus der Lauſitz genommen — wir nennen's die ſächſiſche Türkei — die waren tractabler. Mit den Wenden iſt Alles zu machen.

Dieſe Hummel, meint Ihr nun, ſei der Drache geweſen? fragte der Doctor nach einer Pauſe.

Ja wohl, das war das Matzchen.

Und die hat Euren Meiſter reich gemacht!

Es iſt nicht anders.

Der Doctor hielt inne, vielleicht um ſich zu beſinnen, wie er der Vernunft des Mannes beikommen möchte. Dann fragte er weiter:

Ihr nanntet den Drachen ein älteres Uebel, ein ausſterbendes; — was ſind Eure Gedanken darüber? Warum ſoll es neuerer Zeit ſich verloren haben?

Ei, heut zu Tag wandern die Leut' nach Amerika aus, ſo lang ſie noch nicht ganz alle ſind. Hausväter laufen von Kind und Kegel weg, laſſen die Familie nachkommen — heirathen friſch drüben — das ſind jetzt die Reſſourcen.

Die Haustochter brachte bei dieſen Worten den Thee, aber kaum hatte ſie das Brett hingeſtellt, ſo ſchlug ſie ihr Schürzchen vors Geſicht und bekämpfte ein lautes Schluchzen.

Der Gaſt wurde aufmerkſam und fragte theilnehmend.

Das iſt eine Sach'! gab der Sprecher niedergeſchlagen Beſcheid. Der Vater iſt ſchon ſeit dem letzten Markttag vom Hauſe, aber unſre Leute, die von Liebſtadt zurückkommen, ſagen alle: er wäre nicht mehr dort; Andere behaupten gar, er hätte über Maxen nach Dresden gemacht. Kurz, das arme Nickelchen bildet ſich ein, er denke auch nach Amerika.

Das wäre das Schlimmſte noch nicht, ſagte ſein Nachbar, der Flurſchütz mit der geſpaltenen Oberlippe. Der Burſche bemühte ſich um das Köpfchen der Weinenden und that ihr ſchön.

Was für ein Troſt iſt das, Er Unflath! fuhr der Junge des Doctors eiferſuchtswüthig auf. Da tätſchelt er an dem Mädchen herum und ſagt ihr, es wäre das Schlimmſte noch nicht. Bleib' Er ihr weg mit ſeiner ſtinkigen Pfeife, Er haſenſchartiges Lutſchmaul!

Ein Sturm erhob ſich gegen die Dreiſtigkeit des Fremden, aber der Junge war in ſeinem Rechte und rief dazwiſchen: Seht ihr denn nicht, daß er ihr das Buſentuch angezündet hat, der Platſch? und ritterlich genug ergriff er ein Glas Waſſer und ſprengte den Brand aus, ohne den Buſen des Mädchens mit der Hand zu berühren.

Rudolf, ſagte der Doctor verweiſend, man kann aufmerkſam ſein gegen die Frauen, ohne grob zu ſein gegen die Männer. Um den geſtörten Augenblick zu verwiſchen, fuhr er fort: Was ſagen denn eure Paſtoren zu dieſem Matzchen?

Wie's eben kommt, antworte der Wortführer. Mancher profitirte wohl ſelbſt davon, wenn's mit der Religion harmonirte. So macht' es der Paſtor in

Königswalde. Zu dem kam der Müller des Orts und ſagte: Herr Paſtor, mir iſt heut' Nacht ein graues Männlein erſchienen, das verſprach mir einen großen Schatz, wenn ich ihm folgen wollte. Soll ich? Nun ſeht, der Paſtor ſagte nicht: nein! Er ſagte bloß: thut's mit Vorſicht und betet ein Vaterunſer dazu. Richtig kam das Männchen in der zweiten Nacht wieder. Es führte den Müller in ſeinen Keller hinab, da zeigte es ihm einen Stein, den räumte der Müller mit ſeiner Müllerſpitze, was ein Schurfeiſen iſt, aus ſeinen Fugen. Darauf ſtießen ſie auf eine kupferne Platte, und unter dieſer kam ein enges tiefes Brunnenloch. In den Brunnen ging eine Leiter hinab, aber die war kurios. Ihre Sproſſen ſtanden wohl ellenweit aus einander. Das Männchen kletterte voraus in die Tiefe, und — das hätt' ich nicht mit anſehen mögen — ſeine Beine wurden dabei richtig ſo lang, daß ſie die Sproſſen ausreichten. Der geizige Müller that noch immer, als ob er nichts merkte, und zappelte mit Halsgefahr nach. Nur das Vaterunſer mocht' er vergeſſen haben dabei, das weiß ich nicht. Kurz, wie ſie ganz unten im Abgrund waren, ſo kamen ſie wieder an eine zweite Kupferplatte. Der Müller gräbt ſie abermal aus, und darunter war ein Brunnenloch, viel ſchauderhafter noch, als das erſte. Das Männchen ſchlüpfte raſch hinein, aber mein Müller immer hinter ihm her, immer dreiſte drauf los! Da auf einmal verwandelte ſich das Männlein und zeigte ein fürchterliches Geſichte. Jetzt war's aber doch alle mit dem Müller. Jählings überfiel ihn die Angſt; — des andern Morgens hat man ihn todt im Keller gefunden. Aber mitgegangen mitgehangen hieß es. Nach drei Tagen ſtarb auch der Paſtor von Königswalde.

Wenn du das Eine ſagſt, mußt du das Andere nicht verſchweigen, erſcholl jetzt die ſchwache Stimme eines zahnloſen Greiſes. Es war der alte Mann hinterm Ofen, der im Halbſchlummer zugehört hatte.

Wie meinſt du das, Frank? fragte der Sprecher auf der Ofenbank.

Ei, red' auch vom Paſtor in Sayda, ſagte der Silberhaarige; hat der nicht rechtſchaffen dem Kappbauern zum Guten gerathen?

Sag' ich denn, ſie wären alle über den Habſuchtskamm geſchoren?

Was für eine Geſchichte iſt das? forſchte der Doctor, die ſonderbare Unterhaltung mit einem abenteuerlichen Behagen aneifernd.

Der Greis hüſtelte ſeine ſchwache Stimme zurecht und erzählte:

Mit dem Kappbauern in Sayda war's ganz auf die Rüſte gegangen. Es giebt eben Leute, die vorm Unglück ſtehen, wie im erſten Treffen. Auf die hagelt es Wunden und Schmerzen. Unſerm Raithmeyer hier geht's ja auch ſo, ſeit die Raithmeyern todt iſt. Gott tröſt' die brave Frau. Das Lenchen iſt doch noch zu unmündig für die Wirthſchaft, der Schaden reißt ein wie im Gewirkten. Aber von dem Kappbauer zu ſprechen. Der Kappbauer in Sayda ging eines Tages nach dem Buſch, um ſich Haſeln zu ſchneiden. Dabei verſpätete er ſich, und mit eins überkam ihn die Nacht. Eilig packte er ſein Gebünd, aber im Aufſtehen blickte er unvorſichtig hinter ſich, das mochte der Böſe ſchon für ein Zeichen halten. Denn wie der Kappbauer ſo hinter ſich blickte, da ſah er ein Vöglein flattern, das hüpfte mit aufgeſperrtem Schnabel von Buſch zu Buſch, und ſchrie jämmerlich, als ob es was Feindliches in der Nähe ſpürte. Der Kappbauer haſchte mit der Hand nach dem Thierchen, das ſich ruhig fangen ließ, und brachte es nach Hauſe, wo es in ſeiner Wohnſtube herumhüpfte. Am andern Morgen fand der Kappbauer hinter der Thür derſelben Stube einen großen, ſtrammen Sack voll herrlichen Weizen ſtehen. Er betrachtete den Weizen, wagte aber nicht ihn anzurühren, da er wußte, daß er nicht ſeine war. Ein Nachbar, glaubte er, hätt' ihn vielleicht dahingeſtellt. Der Kappbauer wartete den ganzen Tag, daß der Eigenthümer ſich zeigen möchte; aber der Eigenthümer war Herr Niemand. Am folgenden Tag fand er einen zweiten Sack neben dem erſten ſtehen, und wieder kam Niemand, dem er gehört hätte. In der dritten Nacht verrammelte der Kappbauer das ganze Haus, nicht vor Dieben, ſondern vor Bringern; aber es war tolle! am dritten Morgen ſtand doch ein dritter Sack da. Nunmehr wurde dem Manne angſt und bange; er fragte den Paſtor um Rath. Der Paſtor ſagte ihm, er ſolle nur Alles geruhig ſtehen laſſen. Im Weizen läg's nicht, aber wahrſcheinlich wär's mit dem ſchreienden Vöglein nicht richtig. Das ſollt' er wieder zurücktragen, und zwar in denſelben Buſch, wo er es gefunden, auch möcht' er ein Vaterunſer dazu ſprechen. Der Kappbauer trug das Vöglein zurück. Kaum aber war das Thier wieder in dem Buſch, da fing es noch wüthender an zu ſchreien und lief flügelſchlagend auf und ab, wie ein tolles zorniges Kerlchen. Schrei' du, dachte der Kappbauer und ſprach herzhaft ſein Vaterunſer dazu. Da war's alle. Denn nicht ſobald hatte der Kappbauer die Worte geſprochen: führe uns nicht in Verſuchung; denn dein iſt das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit in alle Ewigkeit — da zerging das Vöglein, und ein blaues Dunſtwölkchen düſtelte durch die Luft an der Stelle, wo erſt noch ſein gottloſes Gepieps erſchollen. Darauf ging der Kappbauer erleichterten Herzens nach Hauſe, und das Däuschen! jetzt waren auch die Weizenſäcke fort, die ihm der Böſe hinter die Thür gezaubert. Reine weg waren ſie, ſogar die einzelnen Körnlein, die d'rum 'rum gelegen am Boden der Stube, waren verſchwunden. So ärgerlich war das Matzchen über den Trumpf. Denn das Vöglein, verſteht mich, war nichts anders als ein Drache, und hatte den Kappbauern in Verſuchung geführt. Aber der brave Mann überwand's, und ſein braver Paſtor half ihm dazu.

Und ſeine brave Familie hungerte brav, ſetzte der Flurſchütz hinzu, indem er das Wort zu äffen ſchien. Dann zu den Kleinen gewendet, welche auf den Knieen des Dorfpatriarchen laut weinend erwacht waren, ſagte er in demſelben Tone der Zweideutigkeit: Seid ruhig, Kinder, euer Vater wird euch nicht verhungern laſſen, wie der brave Kappbauer in Sayda. Da kenn' ich den Raithmeyer.

Ein Geiſt der Beſtürzung hing über der Stube. Die Art, wie der Flurſchütz Dinge und Verhältniſſe verknüpfte, fiel ſchwer auf jedes Herz. Alles ſann mit gepreßtem Schweigen der angedeuteten Aehnlichkeit nach. Nur der mit der Zipfelmütze erhob ſeine Stimme und fragte ſcharf:

Wie kennſt du den Raithmeyer?

Mit einem falſchen Lächeln ſagte der Flurſchütz: Ei nun, als einen braven Vater kenn' ich ihn, als einen Mann, der ſich zu helfen weiß.

Dieſe Worte, mit einer feigen Sicherheit geſtellt, klangen unſchuldig und bargen das Schuldigſte. Die Luft im Zimmer wurde immer drückender. Da unterbrach die allgemeine Grabesſtille der alte, ſchwachſinnige Mann hinterm Ofen, indem er ſeine zitternden Arme um die Kinder ſchloß und die Worte ſprach: Lieben Lämmlein, betet zu dem himmliſchen Vater für euren leiblichen.

Jetzt war es laut ausgeſprochen, wie nahe vergangene Geſchichten an die Gegenwart geknüpft wurden, wie weit alle Gedanken im Stillen gingen. Hatte der Flurſchütz eine ſolche Wirkung beabſichtigt, ſo war ſein ſchlimmes Ziel vollſtändig erreicht. Die Schwüle der Gemüther erhöhte ſich zu einer unerträglichen Spannung.

In eben dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre, und der Mann des beängſtigten Augenblicks, der Hauswirth Raithmeyer, ſtand in der Mitte der Seinigen. Gruß, Jubel, Händedruck, Freudengeſchrei von Alt und Jung! Die Kinder ſtürmten an den Vater hinan und zerpflückten und zerriſſen ihn, wie ſich naſchwüthige Kletterer auf einen Obſtbaum werfen. Und ſiehe da! es fielen auch Früchte ab von dem Baume. Einige Münzſtücke ſchüttelten die Kobolde aus den Kleidern des Heimkehrenden. Das Geld rollte mit ſchwerem Fall vor die Füße des Flurſchützen. Ah, du bringſt brav Thaler mit, das iſt Recht, Raithmeyer, ſagten die Bauern. Aber der Flurſchütz hob das Geld auf und rief: Potz Donner, das ſind, Gott ſtraf' mich, funkelnde Louisd'or! Und als weidete er ſich heimlich an einer gewiſſen Genugthuung, reichte er das Geld mit verbiſſener Schalkheit von Hand zu Hand herum. Aber den Bauern legte ſich's wie ein Alp auf die Bruſt, keiner ſprach ein Wort. Der laute Empfang erſtickte auf einmal in Grabesſtille. Nur der Flurſchütz ſagte mit ſeiner boshaften Spottlaune: Ei, ei, da hieß es nicht umſonſt: wenn die Zwetſchgen anfangen zu blauen, bekommen die Kälber goldene Klauen. Sprichwort, Wahrwort! Haben ſie Euch die Kälbchen mit Gold aufgewogen? Der mit der Zipfelmütze murrte in den Bart: Die Spitzbuben behalten Recht und die richtigen Leut' müſſen ſchweigen. Gnad' dir Gott, Raithmeyer!

Der Hauswirth Raithmeyer aber ſagte, das wäre nur ein Angeld, er müſſe ſich erſt ſeine Legitimation holen, dann behöb' er eine große Erbſchaft. Hierauf erzählte er eine Geſchichte von einem verſchollenen Bruder in Rio Janeiro, von welchem er ſelbſt kaum gewußt, viel weniger das Dorf. Aber der ſei es jetzt, von welchem die Erbſchaft ihm zufiele. Der Amtsbote ſei ihm mit der Vorladung eben auf dem Markt in Liebſtadt begegnet, als er ſeine zwei Kälbchen zugetrieben. Da ſei er gleich nach Pirna vors Amt gegangen — und nun erzählte der Bauer den weiteren Hergang, wie es ſchien, mit befliſſener Verworrenheit. Der Doctor beobachtete ihn von der Seite und glaubte unzweideutig zu ſehen, daß ihm das Herz nicht aufging über das plötzliche Glück. Dasſelbe mochten auch die übrigen Gäſte empfinden, denn ſtumpf und einſilbig hörten ſie zu. Ihre Kälte wirkte wieder auf den Sprecher zurück, ſo daß ſeine Freudenbotſchaft immer lebloſer klang, und faſt im Sand verrann. Die Scene wurde endlich ſo drückend und verſtimmt, daß der Doctor ſeinem Burſchen aufzuräumen winkte, indeß er ſelbſt ſich erhob und ſein Abendbrod bezahlte. Er ſprach kein Wort mehr von einem Nachtlager. Er wollte die Sterne beobachten, ſagte er. Unter dieſem Vorwande warfen ſie Beide den Hut auf den Kopf und ſchritten grüßend zur Stube hinaus.

Die Nacht war mild und ſternenhell. Hochaufathmend trat der Reiſende unter den prächtigen Sommerhimmel. Schweigend ſtieg er den Wald hinan, der mit laubreichem Stammholz rings das Dörfchen umzirkte. Schweigend warf er in den ſtillen lauſchigen Dämmerplätzchen ſeine Blicke umher, und bald war ein wohnliches Eckchen gefunden, das ſeitwärts, abgeſchloſſen und doch eingewebt in das große Pfeiler- und Bogenſyſtem des Hochwalds dalag, wie eine Seitenkapelle in einem gothiſchen Dome. Hier ſchlug der junge Gelehrte mit ſeinem jüngeren Diener das Nachtlager auf.

Geſpräche werden weiter ausgeführt, Stimmungen klingen länger nach am Abend als am Morgen. Der Doctor hatte nichts dagegen, daß ſein Burſche die

Unterhaltung aus der Dorfſchenke noch fortfriſtete und ein gar reiches Füllhorn von erzgebirgiſchen Drachen-Märchen ausſchüttete. Ueppig aufs Erdenbett ausgeſtreckt, das Auge hingegeben an die ewigen Sternbilder, hörte er gerne zu, wie das kleine kindiſche Menſchengehirn die Grillenflügel der Phantaſie ſchüttelte. Nur der Bauer Raithmeyer und ſeine Erbſchaft wurde nicht mehr genannt zwiſchen ihnen. Wie auf ſtillſchweigende Verabredung blieb Herr und Diener ſtumm über dieſes Abenteuer. So rückte die Nacht vor — endlich entſchlummerten ſie.

Die Morgenſonne ging prangend auf. Beim Anblicke des Höhenprofils fand ſich der Doctor mit Hülfe ſeiner Karte jetzt von ſelbſt zurecht. Man botaniſirte den Tag hindurch gemächlich ins Land hinab. Als aber die zackigen Felsſtöcke des Erzgebirges vor den runderen Hügelwellen, die ſchwarzen finſteren Nadelhölzer vor den Obſtgärten und Kornfeldern zurücktraten, da wurde Rudolf ſtill und ſtiller. Dem Doctor entging dieſe veränderte Stimmung nicht; aber er dachte, der Sohn des Hochgebirges mag ſich im Mittellande naturgemäß ausgenüchtert fühlen; erſt die Stadt ſelbſt würde ihn wieder zu ſtarken Empfindungen anregen. So fuhr man in die glänzende Haupt- und Reſidenzſtadt Dresden ein.

Der Doctor ſtellte ſeiner Frau den ländlichen Ankömmling als einen künftigen Eleven der Wiſſenſchaft vor. Er ſei eine Waiſe aus dem höchſten Erzgebirge, von aller Welt mißbraucht und verlaſſen, er habe ihn auf ſeiner botaniſchen Excurſion als Reiſediener gemiethet. Bei dieſer Gelegenheit ſei ein Geiſt in dem rohen Naturkinde ſichtbar geworden, der ein beſſeres Loos verdiene. Er könne einſtweilen hier im Hauſe ein Verhältniß zwiſchen Schüler und Diener einnehmen und die Anfangsgründe einer gelehrten Bildung ſich aneignen. Dann würde man ihn nach

Leipzig oder Jena ſchicken und mit Hülfe theilnehmender Freunde weiter fördern. Die junge Frau lobte den Entſchluß ihres Gatten, und Rudolf fand ſich auch von ihrer Seite wohlwollend unterſtützt.

Aber ſchon am dritten Tage liefen Klagen von einer andern Seite ein. Die Köchin des Hauſes ſagte, ſie wiſſe den jungen Herrn, wie ſie ihn ſchnippiſch nannte, nicht mehr zu verköſtigen. Er genieße wenig und rede noch weniger, er gehe immer herum, als wenn er den geſtrigen Tag ſuchte. Ihre Schuld ſei's nicht, wenn er ſo dünne würde wie eine Oblate. Auch den Gatten war es inzwiſchen aufgefallen, daß der ländliche Wildling nicht die Begeiſterung über das Stadtleben zeigte, die in ſolchen Fällen nie ausbleibt. Der Doctor nahm am vierten Abend beim Thee ſeinen Schützling ins Gebet.

Weil es verrathen iſt, ſo ſoll es verrathen bleiben, ſagte Rudolf erleichtert, ich will Knecht beim Raithmeyer werden. Ich kann ſein Mädchen nicht vergeſſen. Die Gatten lächelten zu ſo viel Offenheit, doch nahm es der Doctor ernſter. Bedenke, Rudolf, was aus dir werden kann! Erinnere dich, was du ſelbſt aus dir machen wollteſt! Du haſt Kopf, du kannſt es zu einem Profeſſor der Botanik bringen. Dein Lebensglück nannteſt du's, mich gefunden zu haben, und nun willſt du uns ſo bald wieder verlaſſen. Du biſt jung, ſehr jung, du kannſt warten. Sachſen hat noch mehr ſchöne Mädchen, und glaube mir, ein Profeſſor braucht nichts Schlechteres zu nehmen als ein Bauernknecht.

Der arme Knabe fing zu weinen an, aber er ſagte: er wolle Knecht beim Raithmeyer werden.

Des Mädchens wegen iſt es überdies nicht nothwendig, fuhr der Doctor fort. Biſt du ſo gefeſſelt an ſie, wie du glaubſt, ſo kannſt du ſie dir vorbehalten. Du wirſt ſtudiren, du wirſt briefwechſeln mit ihr, du wirſt ſie beſuchen in den Ferien, und wendeſt du deine Jahre gut an, ſo führſt du ſie als Frau Profeſſorin heim.

Das taugt alle nichts, ſagte Rudolf mit unſchuldigſter Geradheit. Auf dem Lande heiratet man früh, da heißt's fix ſein. Wer losläßt, iſt verleſen. Der Flurſchütz nimmt ſie hundertmal beim Kopf, ehe ich einen Brief ſchreibe.

Unſer Freund iſt praktiſch, lachte die reizende Doctorin. Der Ernſt dieſer Lebenslage trat einen Augenblick vor dem Humor zurück.

Noch Eins, ſagte der Doctor. Sprechen wir's aus, wie wir's gedacht haben. Wie, wenn der Raithmeyer nicht geerbt hätte? Wenn er ſein plötzliches Geld einem Verbrechen dankte? Wenn ihn der Gensd'arm bereits geholt hätte, oder in den nächſten Tagen ihn holte? Was dann, Rudolf?

Dann braucht das Mädchen um ſo mehr einen Freund, der krumm und lahm ſchlägt, was ſie beſchimpfen wollte deßwegen.

Das iſt nicht mehr verliebt, das iſt Charakter! rief die junge Frau ergriffen. Laß ihn ziehen, lieber Auguſt. Rudolf ſprang auf und küßte der Fürſprecherin feurig die Hand. Sein Gehen war damit eine vollendete Thatſache. Die ſchöne Frau holte ein ſeidenes Etui aus dem Wandſchrank und gab es dem Scheidenden mit den Worten: Hier iſt unſere Adreßkarte und vielleicht noch eine Kleinigkeit dabei, die du verwenden kannſt. Schreibe uns öfter und bleibe wacker.

Des andern Morgens reiſ'te Rudolf ins Erzgebirge ab.

## II.

Nach ſechs Wochen kam der erſte Brief. Der Doctor hatte ſich geirrt. Kein Gensd'arm war nach Breitenau gekommen, den Raithmeyer zu holen, noch verlautete von einem begangenen Verbrechen das Geringſte in jener ganzen Gegend. Dafür aber gab Rudolf eine Nachricht, die kaum erfreulicher klang. Sein Meiſter, ſchrieb er, ſei allgemein im Verruf: er habe den Drachen. Der Doctor traute ſeinen Sinnen nicht bei dieſer barbariſchen Neuigkeit. Er hat den Drachen! Während ſo eben die Eiſenbahn nach Pirna eröffnet worden war, Feſtreden, Fortſchritts-Jubel, Sieges-Toaſte, Verherrlichung der Neuzeit noch alle Ohren erfüllte — hatte Einer ſpannenweit hinter dem Pirnaer Bahnhof den Drachen! Daß er in räucheriger Dorfſchenke am dämmernden Kamin dem ſagenhaften Drachen begegnet war, fand er ganz in Ordnung. Das glimmende Pfeifchen einer müßigen Abendſtunde mit etwas Phantaſieſpuk zu würzen, mochte die alte Caricatur des Aberglaubens immerhin heraufbeſchworen werden. Und berühmte ſich auch der Eine oder der Andere noch einer perſönlichen Bekanntſchaft mit dem verjährten Geſpenſte, ſo legte er's mindeſtens in ſeine Jugendzeit zurück, in die faſt eben ſo ſagenhafte Franzoſenzeit. Ein halbwegs vernünftiger Erzähler gab ja ſelbſt zu, daß es für die Gegenwart im Ausſterben begriffen ſei. Es wagte ſich nicht ans Licht hervor der verbeſſerten Schulbildung, oder es verſchwand, wie mit theilweiſer Richtigkeit erklärt worden war, vor dem Namen: Amerika; d. h. der Menſch fand heut zu Tage auf der Erde, was er ſonſt unter der Erde mit finſterem Irrwahn geſucht hat. Und dennoch! Da iſt es wieder, das alte verderbliche Phantom, wie es in graueſten Tagen leibte und lebte! Es war kein harmloſer Abenddiscurs, womit der Gaſt dem Gaſte die Zeit vertreibt: der Wirth kommt zurück — und wie ein Thier, das Blut geleckt hat, fällt ſeine Stube über ihn her, noch warm und bebrütet von dem hölliſchen Geſchwätz, und wirft ihn ſelbſt in den Zauberkeſſel, an dem ſie ſo eben genaſcht hat! — Des Doctors Haus war aufgeregt.

Am meiſten aber betrübten ſich die Gatten, daß auch Rudolf an den Drachen oder das Matzchen zu glauben ſchien. Seine kunſtloſe Einfalt war zu ungeübt, es zu verbergen. Wenn er an dieſer Stelle einen freieren Verſtand vorgab, ſo trat an jener ſeine Sprache deſto aufrichtiger heraus. Es thut mir leid um den Knaben, ſagte der Doctor zu ſeiner Frau. Sieh dieſen Brief an! Orthographie — ſchauderhaft, Stil — weitaus reiner und logiſcher, als ich erwartet, und Schrift — wunderbar! Dieſe gleichen, charakterfeſten Linien! Das iſt eine Hand, die in Summe drei Vierteljahr Schulunterricht genoſſen. So hoffnungsvolle Anlagen hat er, und nun wird er für einen Walzer mit Lenchen ſein ganzes Pfund hingeben und untergehen im Aberglauben. — Der junge Gelehrte bedauerte jetzt aufrichtig, jene Geſchichte mit der Erbſchaft ſo zerſtreut angehört zu haben. Er wußte alſo vorläufig nichts zu erwidern, als daß er dem Burſchen dringend abrieth, in die Vorurtheile der Uebrigen einzugehen. Er möge ſich vielmehr dem Vertrauen ſeines Herrn zu empfehlen ſuchen, und was er über deſſen Erbſchaftsantritt jetzt ſehe und höre, einer vernünftigen Aufmerkſamkeit würdigen.

Aber das hieß zu viel verlangen. Die Aufmerkſamkeit des Verliebten folgte ihrer natürlichen Richtung und erſchöpfte ſich mehr für die Tochter als für den Vater. Alles, was dieſen betraf, berührte er nur im Fluge, um ſo ausführlicher aber, was ſein Mädchen anging. Es war jetzt die Zeit ihrer eigentlichen Eroberung. Und dieſes Wort gilt auf dem Lande oft buchſtäblich. Denn bedurfte der ſchmucke, herzvolle Junge vielleicht in der Liebe ſelbſt keines großen Feldherrntalents, ſo galt es ihm deſto mehr Thatkraft gegen Nebenbuhler. Hier ſchien ſein Auge voll Wachſamkeit, ſein Arm voll Schlagfertigkeit. Doch ein Bruchſtück aus ſeinem zweiten Briefe giebt vielleicht einen kleinen Proſpect davon. Er ſchrieb: — „u. weil an dem Meiſter ſogar der Wurm frißt und kauft einen Aker um den andern u. Füx und Balbe u. Akziehn auff Freiberger Silbergruben gehd er imer rum trübtümpelich und vermimbelt und gibt ender einen Daler aus alß ein wort. Da ſint uns die geiſtliche Herrn auf dem Naggen u. ſagen ſie wolten ſein beſtes aber das Lenchen wohlen ſie u. daß Gelt dazu. Sie beißen ſich ſelber wo ſie gehen und ſtehen und ſchelden Sich einander Viehdiſten und — das andre weis Ich nicht, wie Ratzen gelingt es iſt aber lenger. Der Dokder Kniggemann iſt eine Hopfenſtange auf zwey Storchbeine geſteld hat eine große Brile u. eine Naſe wie ein Pferdſaddl u. ged ſo ſteiff und windſchif als wer ſein Leib um einen einzichen Faden geſchoßen wie zukergand u. zöch ihn einer an dem Faden. Er ſacht dem Lenchen er wohle Sie heiraten wenn er erſt Hofpredicher in Bärlin wäre den Stadtbaſtor in Jüterbögk mag Er nicht ſeyn er wer eß ſonſt lange. Dokter Stilling iſt auch aus Bärlin und had eine Frau und ſex liebefromme Lämmelein ſacht er, der wil ſie nicht heiratten aber Sie mus mid in die Mißjon. Das iſt in Lauenſtein ein Pfeiffe Dobak von hir ſachen die Raucher. Da gee ich auch mit den ich kan ſie nicht alleine laſſen unter denen Wolfen im ſchaffbelz u. kommt auch der ſchlizörige Aufbaßer der Flurſchitz dazu. Sein Jahr ged alleweil zu ende u. der Eislein den ſie kennen had im geſchworen er ſollt nicht wieder geweld werden in der Gemeinde. Ich wahr gottſträflich froh das eß alle iſt mit dem Lump kondrähr aber ſacht er mir jetzd er wohle dan mein midknechd werden beim Raithmeyer. Er käm ſchon an ſagd er den die andern liſſen im ja doch wech des Drachens wechen. Ich wer auch ankomen und war doch nicht Einſtehenszeit. Ich ſagte Nakuſch wenn du das duhſt, es gibt kein Pflaſter auf der Weld das dich heilen wird wih ich dich zuricht. Alleweile zeichd mir das Lenchen ein Buch das Ir der Dokder Kniggemann geſchenkd had, ich ſchreibs ab wie es dord ſtehd es heist Monologe. Wir verſtehen ſchon den Titel nicht aber das Inwendiche noch minder. Er ſacht das wer eben recht er wolltirs erkleren in ihre Nebenſtunden, er wolltſie aufgeklärt machen ſagt er. Sicherlich ſchlag ich im ſeinen goldenen Zan ein. Er had einen Zan mit gold ausgeſtopfd der koſtet drey Lugedor ſagd er. den ſohl er ſchluken. Ich ſitz unter lauter ſaule Fiſch hir, da heist es, ſchlag oder du wirſt geſchlagen. Der Dokder Stilling ſchenkd ir nichts der iſt geizich er lest ſich für einen groſchen ein Loch ins Knie boren. Aber nach Bärlin wil er Sie nemen, ſie ſolld Diakoniſſin werden ſacht er da würt ihr Vater ſeelich mit allen Drachen der Hölle ſagd er. Und flunkert von Bärlin wie vom Himmelreich Sie Sei als frome Schweſter angeſehen bei Hoff und bei alle Könich und Vrinzen. Das iſt noch ſterker ein Zuchpflaſter alß das Buch Monologe. Was ſol ich dem Kerl andhun Her Dokter? Ich halt noch zurück aber wens einmal loßbricht dan hobeln wir uns das die Spähne herumflichen im ganzen Erzgebirch. Ich baß inne ſcharf auf den Dienſt u. wo ich Lunte merk" — u. ſ. w.

In dieſer Weiſe ging's fort, ſechs Seiten lang. Und das nächſte Mal hieß es wieder und zwar „aus der Frohnveſte zu Lauenſtein":

„Ich bin wechen Kerbber Ferletzung zu ſex Wochen Ahreſt verdonnert. Ich bin keinn Schleicher und Hendlſucher wie ſie vererteſte Gähner, mich im Ferdacht haben, aber wer mir das Lenchen auffn Dansboden vor mein Augen wechſiſchen wil, den wix ich mit Fauſtöhl das er geſchlagener iſt als Ferberwolle. Wir wahren zu faſtnacht luſtig obwols mitn Alten imer ſchlimer wird man mus aber rächt rumoren zu faßtnacht ſonst hat man das ganze Jahr Unglick ſagt man bei uns. Auch der Tokder Kniggemann kam auf den Tansboden woriber der Dogter Schilling lermſchlug als wen die Glauenſeiche ausgclautet würde im Dorff was mich auch ſelbſt ſerwunderte das ein Geiſtlicher auf den Danzboden get. Aber der Kniggemann lachte und ſakde das wäre die aufglerung. Ich wuste gleich anfanx das es Lenchens wechen währe und kam auch der Flurſchitz hin und ſtrich an ir wie die Katz an der Feuermauer. Und warff der Dokter Kniggemann den Mußiganden einen Dahler hin zum Vortanz der Flurſchitz der Lumbb hate nichts, ich aber warf zwey Daler hin aus dem roſa Deſchelchen des mir die gnedche Frau Doktern geſchenkd hat. Da ſledſchde der Kniggemann ſeinen goldenen Zan u. ſagde ich wer ein unverſchembder Jung u. der Flurſchitz rief laud das komd vom Matzchen u. ißt firs Matzchen da kennen richtche Leit nicht mittun. Ich ſchlug dem Kniggemann ein Beihn daß er fümpſach zuſammengnikte wie ein Zollſtogg das war aber die Kerbber Ferletzung noch nicht. Sontern dem Flurſchitz lies ich eine Bakpfeiſe zukomen das eß in der Reſonans der großen Bauken nachhalte wie der Donner. Darauf gings los.“ — Und nun wurde eine erzgebirgiſche Tanzbodenſchlacht beſchrieben, über deren wildes Getümmel Lenchens Name ausgegoſſen war, wie Oel über empörte Meereswogen. Das Ganze endete, wie das Datum beſagte, in der Frohnfeſte zu Lauenſtein, aber auch dieſem Schattenwege folgte die Lichtſpur des weiblichen Geſtirnes, denn Papier, Dinte und Feder, womit geſchrieben wurde, rührte von Lenchen her, und der gefangene

Held wandte die eingeſchmuggelten Stoffe dankbar an zum Lobe der gütigen Spenderin.

Das verläuft in einen Liebesroman, der mich weiter nichts angeht, ſagte der Doctor zu ſeiner jungen Frau. Intereſſirt es dich, ſo überlaſſ' ich dir dieſe Correſpondenz. Der Doctor ſtand um jene Zeit im Begriffe, eine mediciniſche Lehrkanzel in Leipzig zu übernehmen; dieſes und ſeine laufenden Berufsgeſchäfte nahmen ihn vollauf in Anſpruch. Das Erzgebirge verſchwand aus ſeinem Geſichtskreis.

Ein Jahr verging ſo. Die Angelegenheit mit Leipzig zerſchlug ſich wieder, der Doctor lebte um ſo eifriger einer geſuchten und lohnenden Praxis in Dresden. Die Mußeſtunden gehörten dem Genuſſe einer höheren Geſelligkeit. Tieck wirkte damals noch in der ſächſiſchen Königsſtadt, Leopold von Buch war ein häufiger Gaſt, und manch in Kunſt und Wiſſenſchaft gefeierter Name verſammelte die Blüte ſeiner Freunde und Bewunderer zu berühmt gewordenen Abendcirkeln. Der Doctor gab ſich dieſen Anregungen mit geiſtvoller Lebhaftigkeit hin, ſein Haus ſelbſt zählte mit zu den Sammelpunkten der hauptſtädtiſchen Geſellſchaft.

Der Doctor hatte einen der ſächſiſchen Standesherren als Mitconſulent in Behandlung, der an einer tiefgewurzelten Hypochondrie litt. Dieſes Uebel, deſſen Natur noch eben ſo häufig vorkommt, als ſein Name ſelbſt unwiſſenſchaftlich gewählt iſt, feſſelte die ganze Aufmerkſamkeit des jungen Gelehrten. Es trat für längere Zeit in den Vordergrund ſeiner Beobachtungen und Forſchungen, beſchäftigte ſein Studierzimmer und ſpielte ſelbſt in ſeiner geſelligen Unterhaltung eine Rolle. Bei einer ſolchen Gelegenheit war es, daß das Erzgebirge wieder einmal genannt wurde. Du könnteſt die Briefe von dort jetzt mit ärztlichem Intereſſe leſen, ſagte ſeine Frau eines Tags, Rudolf klagt ſchon lange die überhand nehmende Hypochondrie ſeines Herrn. Die Schilderungen werden immer ausführlicher und ſind voll Wärme und Leben. — Kein Wunder, wenn ſie den Mann umbringen, antwortete der Gatte, ſie ſind ja ſelbſt ſeine Drachen. Und vielleicht nagt es von innen heraus, wie von außen hinein. — Uebrigens ſchien der Doctor zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, denn er fragte nicht weiter nach Rudolf, ja er wunderte ſich ſelbſt, daß ſeine Frau jenen Dorfroman noch immer verfolge.

So verfloß abermals Zeit, und das entlegene Dorf trat dem Hauptſtädter in fernere Vergeſſenheit zurück. Seit jenem botaniſchen Ausfluge war nun bald das zweite Jahr voll. Es war Hochſommer, die Reſidenz lebte auf ihren Landhäuſern, Kranke und Geſunde hatten ſich auf ihren Bade-, Vergnügungs- und Kunſtreiſen zerſtreut. Der ſtädtiſche Lebenspuls ſchlug langſamer, auch die Berufsgeſchäfte unſers Doctors erlaubten Erholung. Eben berieth er eines Tages mit ſeiner Gemahlin einen mehrtägigen Ausflug in das fränkiſche oder ſchleſiſche Hochland, da kam ein Brief aus dem Erzgebirge. In dieſem Augenblicke der Muße rief der Doctor wohlgelaunt: Ach ja, liebe Emilie, halte mir nun einen freien Vortrag über ein Verhältniß, das dich ſo ſehr zu feſſeln ſcheint, und das ich ſo ſehr vernachläſſigt habe. Aber die Frau überflog das Schreiben und ſagte ernſthaft: Wohlan, du wirſt es unmittelbar in Augenſchein nehmen. Ich habe hier einen förmlichen Ruf für dich, lieber Auguſt. Der Bauer Raithmeyer ſiecht elend dahin, und Niemand leiſtet ihm Hilfe. Eigenſinnig wie alle Hypochondriſten zögerte er lange, dich von Dresden zu verſchreiben, wie Rudolf rieth. Da hatte er unlängſt einen ungewöhnlichen Anfall ſeiner Beängſtigungen, den benützten die Kinder. Sie drangen endlich durch und ſind nun beauftragt, dich zu rufen, es koſte was es wolle.

Niemand leiſtet ihm Hülfe? warum? fragte der Gatte befremdet.

Sie ſcheuen ſich, antwortete mit einem Blicke in den Brief die Berichterſtatterin. Des Bauers Krankheit iſt nämlich das Matzchen. Er wird für die Hölle reif, heißt es im Dorfe. Die ländlichen Heilkünſtler ſcheinen es ſelbſt zu glauben, oder, was wahrſcheinlicher iſt, hängen von den Vorurtheilen ihrer Kunden ab. Genug, ſie laſſen die Hand von ihm.

Sie laſſen die Hand von ihm! rief der Doctor ergriffen. Und mit wildem Humor lachte er auf: Wohlan, curiren wir auch einmal auf das Matzchen! Das ſoll die Welt erleben!

Die Erholungsreiſe wurde mit dieſer plötzlichen Berufsreiſe nun vereinbart. Der Doctor ſchlug ſeiner Frau vor, ins Erzgebirge ihn zu begleiten; ſie würde dann entweder in Breitenau ſelbſt oder in den nächſt größeren Orten Bärenſtein, Lauenſtein, Schönwald die paſſendſte Wahl ihres Aufenthaltes treffen können. Nach dieſer Verabredung packte man die nöthigſten Koffer, und ſchon am zweiten Tage ſchickte der Doctor nach dem Bahnhof um Billete.

Aber in dem Augenblicke, als er dazu den Diener noch abfertigte, ſtürzte ein Menſch ins Zimmer, aufgeregt von Haſt und Entſetzen, und rief athemlos: Treff' ich Sie noch, Herr Doctor! Bleiben Sie nun! Es iſt Alles aus! — Die Gatten erkannten in der kräftig vollendeten Mannesgeſtalt kaum den Knaben Rudolf wieder.

Iſt er verſtorben? fragte der Doctor erſchrocken.

Das Matzchen iſt todt, ſicherlich iſt er's nun auch.

Junge, mache mich nicht toll! rief der Doctor faſt aufgebracht; aber Rudolf, ohne darauf zu hören, lief im Zimmer umher wie im eigenen Hauſe und jammerte ganz in Verzweiflung: Das arme Lenchen! Der hölliſche Racker! welch ein Unglück! Gott, Gott, welch ein Unglück! — Der Doctor ſah dem Treiben mit ſtarrer Verwunderung zu, und nur der gefaßteren Frau gelang es mit vieler Mühe und Geduld, den tollen Gaſt endlich zu einer Erklärung zu bringen.

Rudolf erzählte: Er hatte mit Lenchen Bohnen von einer Spalierwand eingeleſen; da war das Bänkchen, worauf ſie geſtanden und nach einer höheren Ranke ſich ausgeſtreckt hatte, plötzlich umgekippt, und im Fallen war ihr ein alter verroſteter Nagel in den Ballen der rechten Hand gegangen. Er ſog den Roſt und das Blut aus der Wunde; letzteres zu ſtillen, lief er in die Stube, um ein Döschen zu holen, das ſie bezeichnete und worin Feuerſchwamm ſein ſollte. Er fand auf dem hohen Wandgeſimſe unter Gläſern, Phiolen, Büchſen und anderm beſtäubtem Gerümpel das Döschen, das ſie meinte; aber wie er es offen machte — o Graus und Entſetzen! — da war es die Doſe mit dem Schwamme nicht, das leibhaftige Matzchen lag darin. Ein kleines winziges Vögelchen war's, wie eine Brummelfliege ungefähr, und zum Schrecken aller Schrecken war's todt. Wer das Matzchen hat, ſei's nun als Katze, als Eidechſe oder als Vogel, der muß es füttern in ſeiner Art, und verhungert es durch Verſehen — dann wird's fürchterlich! Unaufhaltſam ſtirbt der Menſch dem Matzchen entweder nach, oder Feuer und Flammen kommen und freſſen ſein ganzes Haus gählings vom Erdboden weg. Bei dieſer Entdeckung wollte er nichts mehr wiſſen von Allem, was Raithmeyer heißt. Mit einem Vaterunſer auf den zähneklappernden Lippen wäre er in ſeine Kammer geſtürzt, hätte ſich die Hauskleider vom Leibe geriſſen, ſich in die Sonntagsordnung geworfen und Geld zu ſich geſteckt. Hinaus gegen Pirna lief er ſodann. Aber auf dem lichtfahlen Sommerhimmel ſei plötzlich ein rabenſchwarzes Gewitter aufgeſtiegen, rechts überm Schneeberg kam's hervor, und ehe man Amen ſagt, war's da, wie das wilde Heer. Die Lärchen und Rothtannen krachten, das gelbe Stoppelfeld ſtäubte, Hoch- und Flachland nächtigte gleichwie ein Kohlenſack, keine Wetterſcheide galt. Er wußte wohl, was es ſollte. Wahrſcheinlich wäre Breitenau jetzt ein Salzſee. Pirna erreichte er halbtodt, da warf er ſich ſchwimmend im Schweiß auf die Eiſenbahn — in Dresden war er, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum. Er wollte dem Doctor die hölliſche Reiſe jetzt abſagen: weinen und Mitleid ſuchen wollte er bei ihm, denn er hätte ja Niemanden ſonſt auf der weiten, verwaiſ'ten Gotteswelt. Ein Unglück iſt's, ein ungeheures Unglück! Das arme Lenchen. Der hölliſche Racker! Es iſt ein Unglück!

Die Gatten ſahen ſich ſprachlos einander an. Rudolf machte einen Eindruck des Grauens, aber mehr durch ſich ſelbſt, als durch ſeine Erzählung. Wahrlich, es mochte ein unheimliches Schauſpiel ſein, den ſtarken, gradwüchſigen Menſchen in einem Zuſtand zu ſehen, wie das Vöglein vor dem Rachen der Klapperſchlange! Welch ein Abgrund des Aberglaubens, in den er ſelbſt ſeine Liebe geworfen hat! Fort von Allem, was Raithmeyer heißt! und einem Dämon entlief er, der nirgends mitlief, als in ſeinem Gehirne. Ja, ein Menſch konnte erſchrecken vor dieſem Bilde des Menſchen!

Aber das Erzgebirge bekam jetzt einen unwiderſtehlichen Reiz. Augenblicks löſ'ten die Reiſenden ihre Billete nach Pirna, nur daß man nicht mehr zwei, ſondern drei beſtellte; denn Rudolf führe auch mit, ſagte man dem Diener. Rudolf machte große Augen.

Im Wagen bedauerte die Doctorin, daß das Gewitter, wovon Rudolf erzählt, vielleicht — die Gebirgswege verdorben habe. Rudolf machte noch größere Augen.

Aber die Kaltblütigkeit der Städter wirkte auf ihn. Er bekam ein Gefühl der Sicherheit, wie das Kind in der Nähe der Erwachſenen. Leiſe und ſchüchtern öffnete ſein Herz ſich wieder der Hoffnung. Und als man in Pirna die Kuppen des Erzgebirges am reinſten, ſammtweichen Sommerhimmel ſtehen ſah, als nirgends die Sage ging, daß Breitenau ein Salzſee geworden oder ſonſt ein Unglück im Oberlande ſich ereignet: da beſtieg er mit ſichtlichem Muthe die Landkutſche, die dem verhängnißvollen Schauplatze entgegenrollte. Der Doctor ließ ſich auf dieſer Fahrt über Perſonen und Ortsverhältniſſe ſo genau unterrichten, als er zu ſeinem Heilzwecke bedurfte, und als Rudolf mit ſeinem rohen, aber markvollen Urtheile es zu leiſten vermochte. So vorbereitet, erreichte er das Dorf. Beim Hineinfahren ſtreckten ſich verſchiedene Köpfe zu den Fenſtern und Luken der Häuſer heraus, und einmal hörte er eine Stimme, welche laut ins Innere eines Hofes zurückrief: Da kommt der Matzchendoctor!

Im nächſten Augenblick hielt der Wagen vor dem allverrufenen Hauſe.

## III.

Was der Doctor über die Lebensweiſe ſeines Patienten ſich hatte mittheilen laſſen, erklärte ihm deſſen Zuſtand ſchon zum guten Theile. Der erzgebirgiſche Bauer, an üppigen Fleiſch- und Weingenuß zeitlebens nicht gewöhnt, ergab ſich dieſem Genuſſe im Wohlſtande ſeiner Erbſchaft reichlich. Zu vorgerückt im Alter, als daß ſeine Natur den gebotenen Ueberfluß kräftig verbrauchen konnte, litt er in Folge davon an einem beſtändigen Mißverhältniß der mehreren Nahrung und des geringeren Bedürfniſſes. Daher die endloſen Erſcheinungen von „Blutandrang", — „Blutſtockungen", — die täuſchenden Klagen über „Unverdaulichkeit" u. dgl. In dieſer Beziehung galt's einen höchſt einfachen Heilplan. Geregelte Diät und einige Wochen Franzensbad konnte der Arzt faſt ungeſehen verordnen. Aber dieſen geraden Weg verbot ihm alle Erfahrung. Der Hypochonder läßt nie eine Anklage ſeiner Lebensweiſe zu, er glaubt den unſchuldigſten Genuß zu miſſen, wenn er den verderblichſten aufgeben ſoll, er entzieht dem Arzte alles Vertrauen, der ſolche Opfer unverhüllt von ihm fordert. Der kluge Arzt verhüllt ſie daher. Er giebt der Krankheit einen abenteuerlichen Namen, einen, der die Phantaſie beſticht, der dem Hange zum Ungewöhnlichen ſchmeichelt; erſt ſo wird die willige Hingebung gewonnen. Ein kleiner Betrug iſt hier ein großes Verdienſt.

Er giebt der Krankheit einen abenteuerlichen Namen. Aber hat ſie ihn vielleicht nicht ſchon in dieſem Falle? Das war es, was der Doctor nicht minder ſchwer hier erwog. Das Landvolk ſprach kurzweg von einem Matzchen. So ruchlos dieſer abergläubiſche Leumund in das Leben des armen Kranken eingriff, ſo galt's doch, den Kern davon aufzufinden, denn ſicherlich war ein ſolcher Kern da. Alles überzeugte den Doctor, daß von leiblichen Störungen nicht allein hier die Rede ſei. Er ſtand wieder auf der nämlichen Stelle, wie vor zwei Jahren, als verirrter Wanderer. Bilder und Stimmungen jenes Abends lebten mit neuer Macht in ihm auf. Wie der langvermißte Hausvater in einem ſchwülen, beklommenen Augenblicke plötzlich zu dieſer Thür hereintritt, auf dieſe Bank niederſitzt, ein großes Glück mit nach Hauſe bringt und verhältnißmäßig wenig Freude darüber zeigt, ja, faſt wie ein Mann des Unglückes dabei ausſieht: — gewiß, an jene räthſelhafte Stunde führen die Spuren zurück, die der Arzt hier verfolgen muß. Hier ſchwebt ein Geheimniß — ein unſträfliches vielleicht, denn allen Erkundigungen nach ſcheint das Gewiſſen des Kranken nicht beſchwert, aber ſeine Seele iſt es zweifellos, und mit der Seele der Leib. Des Doctors Abſicht ſtand alſo feſt: ein Geſtändniß zu gewinnen über das, was zu dem Leiden des Leidenden den wahren Schlüſſel hier ahnen ließ.

Mit dieſem Entſchluſſe trat er in das Zimmer ſeines Patienten. Ein Mädchen führte ihn dahin, deſſen derbe, vollblühende Schönheit in keinem Zuge mehr das Bild jener ſchmächtigen Kindlichkeit verrieth, das ihn vor zwei Jahren hier empfangen. Aber im umgekehrten Verhältniſſe hatte der Bauer Raithmeyer ſich verändert. Der Doctor ſtand vor einer erdfahlen, abgezehrten Krankengeſtalt, deren Anblick tiefes Mitleid erregt hätte, wenn er nicht eben ſo feindlich und zurückſchreckend war. Die ſtrengen Stirnfalten, die zuckenden Augenbrauen, der wilde, haſſende Blick — Alles verrieth eine Seele, die mit ſich und der Welt im unglücklichſten Zerfalle war. Barſch fuhr der Hypochondriſt den Eintretenden an: He, bringt Ihr denn auch den Todtengräber mit? — Der Doctor kannte die Art, ſolche ländliche Derbheit einzuſchüchtern; er antwortete kaltblütig: Wie ich ſehe, läßt ſich weder ſcherzen noch ſpotten. Schlimm genug ſehen Sie aus. Sie haben das hippokratiſche Geſicht. — Der Bauer bebte zurück, man ſah, der Keil ſaß gut in dem Knorren. Das hippokratiſche Geſicht! Dieſer unverſtandene Ausdruck, dieſer bedeutungsvolle Klang hätte allein ſchon den Trotz des Trotzigen zermalmt. Der Doctor ſah zufrieden die Wirkung ſeiner Feſtigkeit. Er nahm jetzt den Pleſſimeter heraus und ſagte mit eben ſo wenig Umſtänden: Laſſen Sie mich hören, wo und wie er anklopft. Der Bauer folgte wie ein Kind. Der Doctor auscultirte zum Scheine, dann ſagte er mit unwiderſtehlichem Ernſte: Sie haben den Herzpolyp, armer

Mann. Der Herzpolyp iſt ein bösartiger Wurm, der ſich von überflüſſigen Säften nährt, aber ſein Keim entſteht aus Melancholie. Sie ſind gemüthskrank. Leider kann ich weiter nichts thun gegen Ihr Uebel. Sie müßten mir erſt den Grund dieſes Uebels entdecken. Ihr ganzes Gemüth müßten Sie mir anvertrauen. — Der Bauer ergriff wie im Traume des Doctors Hand. Sie ſind mein Mann! ſagte er mit verklärtem Geſichte. Gemüth! das iſt mein Wort. Die Andern neiden mir meine Flaſche Wein und meinen geſpickten Haſen und mein Spanſerkel und ſchreien, ich hätte den Drachen. Den Herzpolyp hab' ich! Das iſt mein Umſtand. Donnerwetter, das heiß' ich die Sau beim Ohr faſſen! Ja, Sie ſollen's wiſſen, Herr Doctor; Sie ſollen's kennen lernen, mein Gemüth. Sie ſagten mir, was mir noch Keiner geſagt, Sie ſollen hören, was noch Keiner gehört. Bei Ihnen ſeh' ich Vernunft! — So dankbar iſt der Menſch für die größte Freude, die ihn überraſchen kann, für die Freude: verſtanden zu werden.

Der Bauer ergriff jetzt auch die andere Hand des Doctors und ſagte mit Ernſt: Aber Ihr Ehrenwort, Herr, es bleibt ganz unter uns. Sie verrathen Niemandem nicht kein nacktes Wörtchen von meinem Geheimniß. Das iſt die Bedingung. — Der Doctor verſprach zu verſchweigen, was er verſchweigen dürfe. Abgemacht! ſagte der Bauer und fuhr fort, oder vielmehr er begann: Wohlan, hören Sie die Geſchichte, wie man eine Viertel-Million erben kann und doch nur 20,000 Thaler erbt. — Das war alſo richtig! dachte der Doctor. Der Andere erzählte: Nächſten Mittwoch auf Petri Kettenfeier wird es zwei Jahre, da bracht' ich in Liebſtadt ein paar Kälbchen zu Markte. Klopft mich Einer hinterrücks auf die Achſel: Ihr ſeid ja der Carl Friedrich Raithmeyer aus Breitenau? — Es war der Amtsbote von Pirna. Simlitz, ſag' ich, ich hoffe nicht, wir haben das letzte Glas Ginever mit einander ausgetrunken. — Es iſt nur wegen ritu legitimo, lacht er, man fragt der Form halber. Ich habe da eine Vorladung für Euch aufs Amt. Und hält mir ſeinen Mund ans Ohr und wispert: Raithmeyer, Ihr macht eine gottſträfliche Erbſchaft. — Ich ſtiere den Menſchen an und mach' eine lange Naſe mit der ausgeſpannten Hand. — Nein, nein, ſagt er, hattet Ihr nicht einen Bruder in Rio Janeiro, Johann Chriſtian Raithmeyer? — Der Bub? frag' ich bagatellmäßig; der lief mit zehn Jahren den Franzoſen als Tambour zu, kam mit nach Rußland, dann nach Paris zurück, wurde bei Waterloo von den Engländern gefangen, machte nach Oſtindien und was weiß ich — laßt ſehen, wie lange hört' ich ſchon nichts von ihm? Den ſollt' ich beerbt haben? Ich dächte gar! Er ſtand ſelbſt immer à quarante-sept. — Nun ſeht, ſagt der Amtsbot, er hat die Partie doch noch gewonnen. Geld kommt nach Sachſen heim, — zwei Mecklenburger ziehen's ſo wenig als die zwei Kälbchen da. — Es iſt ein Wort, ſag' ich, und lege die Hand auf die Häupteln, Euer ſind ſie, wenn nur der zehnte Theil wahr iſt davon. Darauf nehm' ich die Vorladung und renne nach Pirna. Der Kopf brannte mir. In Pirna ſeh' ich erſt, daß es Tag und Stunde gar nicht iſt, wo ich erſcheinen ſollte, auch war's Abend und das Amt nicht mehr da. Aber ein gelber Braſilianer nahm mich in Empfang, er war auch vor Zeiten ein Landsmann und grüßt' mich: Ihr ſeid alſo der Raithmeyer? — Der bin ich, antwortete ich. — Ja, ſagt er, Ihr macht da eine hochklingende Erbſchaft; wenn Alles gut geht, Eure Kinder können wohl Genuß davon haben. Mir wurd' es lipperlepſch, das zu hören. — Wie redet Ihr? ſagt' ich. Da lachte er und meinte: wenn ich die Erbſchaft nur ſo einzuſtreifen hoffte, — es läge noch mancher Knüppel dazwiſchen. Das Gut ſei zerſtreut in allen

Ländern und Inſeln, und während wir redeten, führe der Dings da, der Roſas, vielleicht hier ein Depot weg, und dort brennte eine Factorei nieder im Negeraufſtand. Dazwiſchen machten die Häuſer Bankerott, wo meine Capitalien ſtünden, oder Staatspapiere entwerthete der Bürgerkrieg, heut' ſei dieſe Regierung, morgen jene, eine Partei ſtürze die andere, Feind und Freund flüchteten hintereinander, es ging tolle her: Süd-Amerika ſei eben nicht Sachſen. Sollte mir das nicht wieder durch die Finger laufen, ſo müßt' ich fein Geduld haben und vor Allem einen Agenten hinſchicken und gut bezahlen. Der müßte aber die Verhältniſſe kennen und mit Geſetz und Recht umzuſpringen wiſſen, ſonſt wär's Hucke wie Hoſe. — Ich weiß mir einen ſolchen Mann nicht, ſagt' ich; wollt Ihr es ſein? — Das geht nicht, meint' er, ich bin ja ſelbſt ein Compagnon vom Erblaſſer. — Da ſtund ich rathlos, und das Herz wurde mir klein. Wißt Ihr was? ſagt er, verſchreibt mir das ganze Gemüſe und ich zahl' Euch 20,000 Thaler baar auf dieſes Bret. Ich ſchlag's heraus, aber ein Anderer ſchwerlich. Sie können Euch beſchuppen rechts und links. — Topp! rief ich, denn Geld wußt' ich einmal und Geld wollt' ich auch ſehen; ein Sperling in der Hand iſt beſſer, denn die Taube am Dach, und 20,000 Thaler ſchüttelt man auch nicht aus der Sandbüchſe. — Ich war ganz vor die Füße gekommen, als ich zu Markte ging, — was wollt' ich mehr? Ich kehrte zurück, der reichſte Bauer in der Gemeinde. So nahm ich das Linſengericht! Und der Braſilianer hatte auch gleich ſeine Leute an der Schnur, lauter Rechtsgelehrte. Ein Notar aus dem Ahneland — ſeine windiſche Ausſprache verrieth ihn — ſetzte ein Dings auf: ich Carl Friedrich Raithmeyer — verzichte — entſage — alle und jede Anſprüche, hieß es, für mich — und meine Nachkommen — die Feder flog ihm wie geſeift. Das mußt' ich unterſchreiben, zweimal in zwei Abſchriſten. Darauf wurden mir die anderen Herren vorgeſtellt: Doctor ſo und ſo, und Actuar von dort und Aſſeſſor von da — ob ich ſie als Zeugen wollte? Ich ſagte ja! Darnach unterſchrieben auch ſie. Der Handel war fertig.

Der Kranke that einen tiefen Athemzug. Es koſtet mich Forſche, ſagte er, das Garn abzuwinden. Ich fühl's, wie mein Herzpolyp lutſcht daran. Ja wohl iſt's eine Gemüthskrankheit! Der Doctor wollte bei dieſer Klage den weiteren Vortrag ſich für ein ander Mal ausbitten, aber der Bauer meinte kopfſchüttelnd: Wenn ich eingeſpannt habe, dann ſag' ich auch: hott! Machen wir's alle. Er fuhr fort: Ich nächtigte alſo in Pirna; derſelbe Tag war ein Mittwoch, und Samſtag zehn Uhr, wie ich mir die Vorladung näher anſah, lautete meine Stunde. Inzwiſchen kam der Kreishauptmann von einer Miniſteraudienz in Pillnitz herüber, der ſprach, als er den Handel hörte, außer dem Amtswege zu mir: Raithmeyer, was habt Ihr gethan! Hier iſt wenigſtens von einer Viertel-Million die Rede. Das ſchönſte Rittergut ging flöten. Ich erſchrak und ſagte zu meiner Rechtfertigung alle die Umſtände wegen der Unſicherheit, und wie lang die Wurſt wäre, — er ſchüttelte aber den Kopf. Man hat Eure ländliche Einfalt mißbraucht, war ſein Wort. Ob ich auf Betrug klagen könnte? fragte ich kleinlaut. Hat man Euch Wein eingeſchenkt bei dem Handel? — Keinen Tropfen. — Da ſchüttelte er wieder den Kopf und zuckte die Achſeln dazu. Ich will ſehen, ob ein Formfehler dabei war, ſagte er, ſonſt kann ich zu keinem Prozeß rathen. Geht vorläufig nach Hauſe und holt Eure Legitimationen. Damit entließ er mich. Ich ging nun nach Hauſe, nicht reich und nicht arm, nicht ſüß und nicht ſauer; es war kurios. Ich konnte die nächſte Tagfahrt kaum erwarten. — Was iſt's mit dem Formfehler? war mein erſtes Wort. Es iſt leider in beſter

Ordnung, ſagte der Kreishauptmann, da läßt ſich nichts machen. Darauf mußt' ich meine Legitimationen vorlegen und die ganze lange Formalität aushalten, die mich nun doch nichts mehr anging, die eigentliche Teſtamentseröffnung. Ich ſaß dabei wie ein Mäuschen und wiſchte mir, glaub' ich, manchmal die Augen. Als Alles überſtanden war, bat ich den Amtshauptmann demüthig, er möchte nur keinen Lärm damit machen; ich würd' auch die anderen Herren darum bitten. Das iſt nicht nöthig, ſagt er, die ſchweigen gewiß. Wenig Ehre macht es ihnen, die ſich zu Eurem Verzicht als Notare und als Zeugen hergegeben.

Denn ſehen Sie, daß die Geſchichte nicht aufkäme, daran lag mir jetzt Alles, wie Sie als ein denkender Mann wohl einſehen werden. Was fruchtete es, wenn ich mir ſelber den Fehler vergab und, wo's nicht gehen wollte, ein Fläſchchen extra trank zur Herzermunterung? Die Kinder wachſen auf. Jetzt ſind ſie im Himmel, daß wir Bäben und Blinſen backen außer der Zeit, und daß ſie Gemaltes und Vergoldtes zum Spiele haben, mehr als das ganze Erzgebirg. Aber kommt ihnen einſt die Vernunft und ich ſitz' als Auszügler im Hinterſtübchen — gnad' mir Gott! Wir könnten ein Rittergut haben und den Adel dazu, und wären in der erſten Kammer am Landtag, hätt' unſern Alten nicht der Dummbeutel geſchlagen: das würden die täglichen Fettaugen auf meiner Gnadenſuppe ſein. Ach Herr, auf dem Lande iſt erſt recht kein Gemüth bei den Kindern: ſie treten uns klein auf die Zehe und groß aufs Herz — es iſt ein Sprichwort und Wahrwort. Und das Gehänſel und Gehetz von der übrigen Sippſchaft, und wie ſich jeder Neidhart an mir letzen würde und mir den Narren ſtechen, nicht darum, weil ich mich ſelber verkürzt, ſondern weil ich noch immer länger bin als das andere Grummet: das ſtand mir gleich in Pirna vor meinem Geiſt, und darnach hielt ich's bis jetzt. Ich hab' eine Erbſchaft gemacht — baſta! Alles Uebrige vertrübte und vermimbelte ich, und mein ganzes Weſen that ich darnach an zu einem Hüter dieſes Geheimniſſes.

Der Bauer kniff die Lippen, ſeine Mienen verfinſterten ſich, und mit einer gewiſſen Bösartigkeit ſprach er jetzt, wie wenn man ein Thier lockte: Matzchen, Matzchen, komm heran! Der Herr Doctor will dich ſehen. Mach deine Aufwartung. Und hingeriſſen von aufkochender Wuth ſchüttelte er den Doctor am Rockkragen und rief mit Heftigkeit: Herr, da hinaus gehen Sie ins Dorf! Ueberhirnig iſt das ganze Gelumpe! Da heilen Sie, da curiren Sie! dann werd' ich von ſelbſt geſund! Der Doctor ſagte weich und doch feſt zugleich:

Herr Raithmeyer, das iſt gar nicht ſo unmöglich. Können Sie mir nur einen Einzigen namhaft machen, der ſich erweislich dieſer Nachrede ſchuldig macht?

Der Bauer antwortete: Ei, der Rakuſch, der Lump ſchreit's ja am Tanzboden aus, weil ich ihn nicht zum Knecht mochte. Mein Jung' hat ihn rechtſchaffen durchgewammſ't und brummte ſechs Wochen in Lauenſtein. — Geben Sie ſich zufrieden, ſagte der Doctor, ich will am Rakuſch ein Exempel ſtatuiren. Ich ſelbſt klag' auf Ehrenbeleid'gung; die Andern mögen ſich ſpiegeln daran. — Der Hypochonder war ſichtlich erfreut von dieſem Verſprechen, doch brummte er ſauertöpfiſch: Schlagen Sie nicht mit der Hand in die Kohlen. Das wuchert ja wie die Quecke. Sehen Sie den alten Frank an: das iſt auch ſo ein Auszügler, wie ich zuvor ſagte, und ſeine Familie wiſcht ſich an ihm, wie an einer Fußdecke. Auf Michaelis wird er zweiundachtzig. Seit fünfzehn Jahren hat er ſeine Zuflucht bei mir; er und mein Ofen gehören zuſammen wie die Kirche und der Pfarrer. Was wollen Sie? Auch der hat mich jetzt verlaſſen. Er ſitzt lieber zu Hauſe ſieben

Klafter tief im Elend, als daß er's beim Matzchen aushält. Und mein Rudolf ſelbſt — Das geht doch über die Hutſchnur! Schreit er verwichen, als wollt' er Todte aufwecken: alle guten Geiſter, das Matzchen! und rennt auf und davon. Er kam mir über eine Doſe — doch, Sie ſind ein Gelehrter, Sie kennen Alles. Der Bauer hielt ein Schächtelchen hin und fragte: Was für ein Vöglein iſt da drinnen! — Ei ſiehe, ein Kolibri! rief der Doctor überraſcht von dem ſchmucken Anblick. — Richtig, ein Kolibri; ſo nannt's der Braſilianer auch. Er bracht' es mit allerlei Andenken von Rio Janeiro mit, ich ſchmiß aber den Kram in die Elbe im erſten Zorn, als ich gefoppt war. Nur das Dings da verkümmelte ſich, und weil's ein ſo galantes Geſchöpfchen iſt, ſo wollt' ich's den Kindern zum Spielen geben. Nachgerade wurmte mich aber doch Alles, was mich an den gelben Hallunken erinnerte, ich ſtellte mir's aus den Augen zu dem anderen Gemüſe aufs Geſims. Das iſt nun ein Matzchen, ſichtlich und greiflich, ein Prachtſtück, das ſich gewaſchen hat! He, Herr Doctor? — Der Doctor fuhr ſich wie im Traume über die Stirne und murmelte für ſich: Ja, ſo entſtehen die Sagen! — Der Kranke, ganz mit ſeinem Grame beſchäftigt, fuhr fort: Hätte mir doch Einer das gleich geſagt! Damals war's noch Zeit; — ich ſubhaſtirte meine Habe und zog in die Fremde. Gegentheils nun unterſchrieb ich Tag für Tag einen anderen Kauf- und Baucontract, pachtete Gemeinheiten, ging ins Geſchirr mit meinem ganzen Vermögen, — und wie ich meine, die Mahlzeit wär' angericht't und es ſollt' uns nun ſchmecken, ſo gut es noch kann: da ſchmeißt mir der Satan das Matzchen in den Topf! Daß euch das heilige Donnerwetter! Der Höllenbalg war ſchon halb crepirt, — wer ſprach noch vom Matzchen? Schäfer und alte Weiber! Aber Bosheit iſt dabei, ſag' ich Ihnen. Sie ſtellen ſich zu Fleiß ſo. Die zwei Kernbeißer aus Berlin — geiſtliche Herren wollen ſie ſein! Der Stilling meint, er filoutirt mir das Meinige auf dem Betſchemmel heraus, und der Kniggemann läßt mich merken: geben Sie mir ſo und ſo viel, und die ganze Macht der Vernunft ſtell' ich Ihnen zur Seite. Und wär' ich der Narr, — am Ende theilen ſie noch. Es iſt abgekartet unter den Schelmen; ich ſollte blind ſein dazu. Verdorbene Candidaten ſind's, nichts als Motten ſtecken in ihrem Lügenpelz. Ja, Herr, ſo war kein Menſch noch gezwickt, wie ich gezwickt bin mit dieſer Erbſchaft. Leg' ich meine Karte auf, zeig' ich mein Ceſſions-Document und beweiſ' Alles ſchwarz auf weiß — ſo hängen ſie mir den Affen an, Kind und Kindskinder. Bleib' ich mir treu und vertuſch' ich den ganzen Kotzelhandel — ſo bringt mich das Matzchen unter die Erde. Daß ihr den Veitstanz hättet! Soll ich ihr Dummbart ſein? Nein, lieber bin ich des Teufels Compagnon. Ich ſchluck's hinab. Und koch' ich lauter Galle ſtatt Blut und verdau' ich keine Erdbeere mehr — auslachen ſollen ſie mich nicht! ſollen mich fürchten! und ich will ſie auslachen. — Der Bauer ſprang auf und rannte in ſeiner Erregtheit haſtig durch die Stube. Dann riß er das Fenſter auf und ſprach, ohne den Doctor anzuſehen, zum Garten hinaus: Das iſt mein Herzpolyp. Jetzt kennen Sie den Gemüthsgrund, ſo tief er iſt. Steigen Sie hinab, wenn Sie Courage haben.

Gott ſei Dank! dachte der Doctor im Stillen, das Geheimniß wäre alſo da! Die Vermuthung war richtig, und das Verfahren zugleich. Was bleibt noch übrig? Die Heilung.

Der Doctor überlegte. Welchen Heilplan ergreift er jetzt? Was er zuvor für wahrſcheinlich gehalten, das war ihm jetzt als Gewißheit enthüllt. Der Körper des Kranken litt nicht einſeitig, ſein Gemüth war die Quelle des Leidens. Dieſes zu heilen, galt ihm vor allem Andern. Dabei fragte er ſich um ein weiteres Wie? Zwei Dinge beſchwerten das Gemüth dieſes Opfers: der Drachenverruf, und — das war erſichtlich — ein noch immer unbeſiegter Gram um die verkürzte Erbſchaft. Wird erſterer mit Hülfe der weltlichen Obrigkeit, wie er verſprochen, niederzuſchlagen ſein? Schwerlich. Wird dieſer mit Hülfe des geiſtlichen Zuſpruchs ſich in Zufriedenheit und Genügſamkeit wandeln? Kaum. Der Kranke war betrogen worden, und die Ideen der Gerechtigkeit leben zu ſtark im Menſchen, als daß eine unerfüllte Gerechtigkeit nicht ewig nachſchmerzen ſollte. Hier alſo lag die Wurzel des Uebels, und hier — konnte auf Einen Hieb der Knoten durchhauen werden.

Dieſer Gedankenfaden ſpann ſich raſch ab in dem Geiſte des Doctors. Ohne ein Wort zu ſprechen, zog er ſeine Brieftaſche und blätterte, wie ſuchend, deren Fächer auf und ab. Raithmeyer mochte zum Schluſſe ſeiner Erzählung eine dankbare Antwort, oder irgend ein effectvolles Kraftwort erwarten; es verſtimmte ihn, daß Beides ausblieb. Mit ſchweigender Unluſt ſah er dem ſchweigenden Herumkramen des Doctors zu, endlich ſagte er ſpitz: Sie haben wohl da ein Recept ſchon bei ſich. — Der Doctor heuchelte ſein Vertiefſtſein in das Portefeuille fort und antwortete wie halb im Traume: Ich ſuche einen Brief — leider! er muß zu Hauſe ſein; — es kommt eine Stelle darin vor, — die geht wohl Sie an nach Allem was ich jetzt höre. Dann klappte er die Brieftaſche ruhig ins Schloß und ſagte aufſtehend: Ja, ich muß mir den Brief vom Hauſe holen. Der ſächſiſche Conſul in Rio Janeiro iſt mein Schulfreund, wir correſpondiren noch. Dieſen Winter ſchrieb er unter andern: das Neueſte aus meiner Nähe ſind zwei große Unglücksfälle, ein Erdbeben und ein Schiffbruch. Im Erdbeben ging ein Magazin mit Indigo unter, —

man ſchätzt den Schaden auf 100,000 Thaler. Der Schiffbruch verſchlang ein Capital in Chinarinde, das noch gar nicht berechnet iſt; die Ladung war unverſichert, — das Haus macht jetzt Bankerott. Seine ſtärkſten Paſſiva fallen auf eine deutſche Firma, dieſelbe, die auch durch das Erdbeben zu Schaden kommt. Der Univerſal-Erbe dieſer Firma iſt ein Landsmann, ein Bauer aus unſerm Erzgebirg, wie ich höre. Und das iſt das Curioſum an der Sache: der Mann hatte kurz zuvor die ganze Erbſchaft für einen Spottpreis verkauft; darauf kommen die zwei Unfälle, und wahrſcheinlich gewinnt er jetzt noch. So ungefähr, fuhr der Doctor fort, klang jene Mittheilung, nur etwas genauer und ausführlicher iſt ſie; ich weiß es auswendig nicht beſſer. Raithmeyer hörte mit offenem Munde zu; ſein Antlitz war wie in Morgenglanz getaucht. Ich bitte, ſagen Sie das noch einmal, ich will mir's aufſchreiben, ſtotterte er mit freudezitternden Lippen. — Das iſt nicht nöthig, ſagte der Doctor, indem er den Schein ſeiner Ruhe unerſchütterlich feſthielt, ich pflege meine Briefe nicht zu vernichten, dieſes Schreiben muß ſich in meinem Secretär noch finden. Der Kranke ſtand wie in Flammen. Holen Sie's! holen Sie's! drängte er, und ſchwur tauſend Schwüre, wie hoch er's bezahlen wolle. Mit jenem Gleichmuth, der eine eiſerne Sicherheit nach außen erzwingt, warf der Doctor ungekünſtelt hin: Wenn wir Leute nur nicht ſo viel zu denken hätten! Ich konnte nach den Briefen Ihres Rudolf mit der Hand greifen, wie die Sache zuſammen hing. Aber bei uns jagt Eines das Andre, man hat tauſend Zuſtände und Verhältniſſe im Kopf — was gingen mich damals die Unglücksfälle aus Rio Janeiro an? Erſt jetzt erinnern Sie mich wieder an dieſen Brief. Der Doctor ſpielte ſeine Rolle ſo täuſchend, daß er wohl auch einen feineren Kopf überzeugt hätte, um ſo mehr den rohen Landmann. An dieſem war von dem

Augenblicke an nichts mehr zu halten und zu ſtellen. Er ſchwur, das Erzgebirge ſei nur ein Sandkörnlein gegen den Stein, der ihm heute vom Herzen falle. Der Doctor müßte unverzüglich nach Dresden zurück.

Das Stückchen Papier war nach Inhalt und Form bald hergerichtet, wie es der arme Heilbedürftige zu wohlthätiger Täuſchung bedurfte. Auf dem Rückwege zog der Doctor den Kreishauptmann in Pirna noch in den Plan. Dieſe Mitwiſſenſchaft, um nicht zufällig verrathen zu werden, ſchien ihm noch nöthig zu gewinnen; über ſie hinaus endete aber auch die Berührung des Erzgebirges mit jener zeitungskundigen Welt, die über Erdbeben und Schiffbrüche allenfalls beſſer unterrichtet ſein konnte. Der Kreishauptmann ſagte gerne ſein Einverſtändniß zu.

Als der Doctor nach Breitenau wieder zurückkam, fand er in der kurzen Zeit die Luft um Vieles gereinigt. Denn nicht nur die verdächtige Perſon, der geweſene Flurſchütz, hatte ſich unſichtbar gemacht (er war ohnedies hier nicht heimathberechtigt), auch die ſogenannten Berliner Doctoren der Theologie, die wahrſcheinlich weder das Eine noch das Andere waren, ſah man plötzlich ihr Abſteigequartier in Lauenſtein räumen. Die Erſcheinung des Dresdner Doctors auf ihrem Schauplatze mochte den Abenteurern nicht ganz geheuer dünken, — kurz, die Herren beſeitigten eben ſo ſtill als eilig ihre ſchätzbaren Perſonen.

Am Meiſten aber freute ſich der wackere Arzt über die günſtige Veränderung in Raithmeyer's Ausſehen ſelbſt. Mochte auch das geübte, wiſſenſchaftliche Auge nicht ganz ohne Selbſttäuſchung dabei bleiben — der Kranke ſchien wirklich in wenigen Stunden blühender, belebter. Und nun der Brief! Wie ein hungriger Geier fiel Raithmeyer über das Blatt her und verſchlang es. Ein Charakterzug war es, daß er ſich erlaubte, den ganzen Inhalt auf und ab zu leſen, bloß der wenigen Zeilen wegen, die ihn angingen. Dieſe lernte er auswendig, wie ein Evangelium. Alles lachte und zitterte an ihm vor Freude, und preiſend rief er ein über das andere Mal: Ja, der verſteht noch das Weltregiment da droben! Roſas! Negeraufſtand! — lauter Lügen. Der Kreishauptmann ſagte mir's gleich. Aber nun hat er die Schläge doch gekriegt, — nur wie jener Schuljunge dort, wo er's am wenigſten vermuthend war. Siehſte, du gelber Hallunk, es giebt noch Erdbeben, — Schiffbrüche giebt's noch; — der liebe Gott hat mehr als Eine Hand, du verlogener Strick!

Der Doctor ſtellte ſich unſchuldig und fragte den Bauer, ob er jetzt auch noch wünſche, daß die Sache verſchwiegen bleibe, oder ob er ſein Ehrenwort wieder zurückbekäme? — Tauſend Spatzen laſſ' ich einfangen und heft' ihnen's an Schwanz, ſagte Raithmeyer. — Der Doctor trieb die Täuſchung faſt zu weit, indem er die ganze Wichtigkeit dieſes Briefes ſo lau und langſam zu würdigen ſchien, da doch der Andere Feuer und Flamme war.

Doch benützte er das erſte Hochgefühl ſeines Patienten klüglich, um nun auch die nöthige Leibes-Diät von ihm auszufechten. Denn der Herzpolyp, ſagte er, würde zwar nicht mehr wachſen, ſollte er aber ganz und gar abſterben, ſo müſſe man ihn möglichſt kurz halten u. ſ. w. Der Bauer lächelte in ſich und dachte: er kann das „Doctern“ nicht laſſen, denn er fühlte ſich ſchon wie ein Geſunder. Doch verſprach er's, und ein wirkliches Zeichen ſeiner Geneſung war es, daß er mit Selbſtbekenntniß hinzufügte: er hätte ja nur aus Deſperation ein Uebriges gethan, er wolle künftig dabei bleiben, wie er aufgewachſen.

Dem glücklichen Ausgange dieſer Geſchichte würde nun nichts mehr hinzuzufügen erübrigen, wenn nicht der Bauer im Drange ſeines dankbaren Herzens gleich von ſeiner „Schuldigkeit“ geſprochen hätte. Dieſe Uebereilung, obſchon ſie mehr wohlmeinend als zartſinnig war, benützte der allzeit gewandte Doctor ſofort, um ſich neuen Dank zu verdienen und auch noch ein anderes Schickſal ins Günſtige abzuſchließen. Er bevorwortete ſeinen braven, verliebten Rudolf. Er ſtellte die Tüchtigkeit dieſes jungen Menſchen mit ſeinem ganzen Anſehen ins Licht; er ſelbſt habe ihm zu höheren Ehren und Würden die Bahn zu eröffnen geglaubt, aber ſeine Liebe ſei größer als ſein Ehrgeiz geweſen; um ſeiner Liebe willen blieb er auf dem Lande. Er bedauere ihn deßwegen nicht; die Landwirthſchaft brauche auch gute Köpfe und könne rationelle Bildung gar wohl vertragen, doch ſei es billig, daß der Wackere nun auch den Preis ſeiner Entſagung erringe. Allerdings beſitze der Aermſte nichts auf der weiten Welt, aber an ſich ſelbſt habe er die bittere Erfahrung gemacht, wie unglücklich man trotz Geld und Gut ſein könne, Reichthum würde er nun gewiß nicht zu ſtrenge fordern von ſeinem künftigen Tochtermann. Und dann habe er doch dem Burſchen ſein Heil zu verdanken. Von der hieſigen Bevölkerung gequält, aufgegeben, verlaſſen — wer war es, der ihm einen Doctor und, jenes Briefes wegen, den allein richtigen Doctor in ſeinem Leiden vermittelt, wenn nicht Rudolf? Möge er dem jungen, lebensmuthigen Paare nun ein Gütchen überlaſſen, das ſei der Lohn, den er ſich ausbitte, und er ſtehe dafür: der arme Eidam werde mit einem anvertrauten Pfunde zu wuchern wiſſen, gleich jenem Hausvater, der das ſeine verhundertfachte.

So redete der Doctor, und noch ſprach er, da hörte man vor der Stubenthüre einen ſchäkernden Zank, ein ernſt- und ſcherzhaftes Kampfſpiel, halb Güte, halb Gewalt — die Thüre that ſich auf: man konnte nicht ſagen von einem ordentlichen Druck und Griff,

— und herein kamen Rudolf und Lenchen; man konnte nicht ſagen: ſie gingen, oder ſie trugen, zerrten und wehrten ſich — es war Alles zugleich — und Rudolf nahm das Wort: Haben Sie ſchon ſolch eine Patientin geſehen? Das Lenchen thut ſcheu wie eine Feldlerche. Ich rieth ihr, weil der Doctor ſchon im Hauſe ſei, ſie ſollte ſich ihre Wunde am Handballen richtig verbinden laſſen, da würden wir es ablernen, denn die Stelle iſt uncommod, und wir kriegen den Verband nie heraus, wie wir ſollten. — Wir! wir! lachte der Doctor; darum eben ſperrt ſich das Lenchen; haſt du nicht ſo viel Verſtand, Junge? Wie gehört denn das Wir hieher? Wer hat dich zu ihrem Wundarzt beſtellt? Wer hat dich zu ihrem Schatten beſtellt? Findet ſie nicht allein zum Doctor? Müſſen Wir überall dabei ſein? he? Es war ein herzerfreuender Anblick, wie nun auch Rudolf daſtand übergoſſen von Verlegenheit, die ihm doch wieder nicht recht Ernſt ſchien, und wie das Erglühen, Lächeln, Schmollen, Niederblicken die anmuthigſte Verwirrung gleich einem goldenen Netze über das Paar warf. Da halte dieſen Daumen, damit du nicht umſonſt da biſt! ſagte der Doctor, indem er ſich zur Verbandanlegung herbeiließ und Rudolfen als ſeinen chirurgiſchen Gehülfen anzuſtellen ſchien. Rudolf faßte die Hand des Mädchens, wie ihm geheißen war, der Doctor lächelte muthwillig in ſich, und im Nu hatte er beide Hände mit ſeiner Bandage zuſammengeknüpft. Lenchen ſchrie mädchenhaft auf und wollte dem Scherze davonlaufen. Der Doctor hielt ſie zurück und ſtimmte ſeinen Ton höher: Bleiben Sie, ſchönes Kind, es iſt keineswegs auf eine Neckerei hier abgeſehen. Dieſer Verband ſoll halten das ganze Leben lang. Iſt es ſo, Vater Raithmeyer? — Machet mir Freud'! ſagte der Bauer kurz, aber in Ton und Geberde mit dem feierlichſten Ausdruck der väterlichen Vollgewalt. Da änderte ſich die Scene! Wechſelnde

Farben — ſtaunende Blicke — Rudolf wollte in Dank gegen ſeinen Beſchützer ausbrechen. Aber der Doctor winkte ihm — da wendete ſich Rudolf an den Hausvater, ſank zu deſſen Füßen nieder, führte deſſen Hand an ſein flammendes Angeſicht zum Kuſſe und ſtammelte unter Freudenthränen: Wie kann ich's verdienen, das Glück? — Sei brav! ſagte der Bauer noch kürzer, und der Doctor fügte hinzu: Mein Auftrag an dich iſt länger, du glorioſer Held, der vor einem Kolibri ausreißt. He, ſoll das noch einmal paſſiren auf dieſem Grund und Boden? Höre mich, Rudolf. Du überkommſt Haus und Feld, du wirſt dich auf einen ſtattlichen Wohlſtand arbeiten. Dein Kopf wird keine Null ſein im Gemeinderath; ja, ich bilde mir ein, ich darf dich einſt als Schultheiß begrüßen in deinen reiferen Mannesjahren. Wohlan, faſſe ſchon in dieſem Augenblicke gute Vorſätze für deine künftige Wirkſamkeit. Die Volksbildung von Breitenau laß dein Augenmerk ſein. Die hieſige Schulſtelle iſt eine der ärmſten und verſunkenſten — wenn der Lehrer ſelbſt nach Feld und Garten muß, wie ſoll er das Unkraut in euern Köpfen bemeiſtern? Inzwiſchen wird das Oertchen in Aufnahme kommen, wenn mehr ſolcher Arme der Gemeinde zuwachſen; Prachtmenſchen, wie ihr, werden den Stand der ſchulfähigen Jugend auch gehörig vergrößern; — ſo bind' ich dir, wie geſagt, ganz beſonders die Schule ans Herz. Was du aus deinen eignen Mitteln wirſt thun können, der Pfennig, der Thaler, der ſonſt als Opfergabe zu haben iſt — wend' es auf dieſen Zweck. Jeder Menſch hat einen Lieblingsgedanken, den er durchſetzen will im Leben, und wer mit feſtem, thätigem Mannesſinn unverrückt darauf losſteuert, der erreicht ihn gewiß, eh' er den letzten Kalender an die Wand hängt, — das glaube mir. Wohlan, dein Gedanke ſei die Aufklärung. Aber eine andere als des Herrn

Kniggemann's ſeine mit dem goldenen Zahn, hörſt du? Das wollt ich dir empfohlen haben. Das ſoll dir eine Art Sühnung ſein. Und wenn durch deinen Einfluß dereinſt ein wohldotirtes, ſpiegelblankes Schulhaus daſteht, dem man's mit lachendem Herzen anſieht, daß Licht und Luft aus- und einſtrömen darin — dann nimm das liebe, unſchuldige Vöglein hier aus Braſilien, ſtell' es unter Glas und Rahmen in die Schulſtube zum abſchreckenden Beiſpiel eines giftigen Aberglaubens und ſchreib' darüber: Das letzte Matzchen. — Willſt du das?

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

# Novellenſchatz
des
# Auslandes.
Herausgegeben
von
Paul Heyſe und Hermann Kurz.

---

Die günſtige Aufnahme, welche der „deutſche Novellenſchatz" fand, veranlaßte die Verlagshandlung, an die Herren Herausgeber desſelben die Einladung zu richten, eine gleiche Sammlung von Novellen des Auslandes zu übernehmen. Die Verlagshandlung glaubt, mit derſelben der Leſerwelt eine gleich werthvolle Gabe zu bieten; denn obgleich wir in Deutſchland keinen Mangel an Ueberſetzungen, namentlich aus dem Gebiete der Erzählungsliteratur haben, ſo erwächſ't gerade aus dem Maſſenhaften dieſer Erſcheinungen, abgeſehen von ihrer oft zweifelhaften Qualität, das leicht erklärliche Verlangen, jenes Gebiet an der Hand bewährter Führer zu betreten.

Die Verlagshandlung verweiſt auf den dem erſten Bande vorgedruckten Proſpect, in welchem die Herausgeber ſich ausführlich über das begonnene Unternehmen ausſprechen und bemerkt hier nur Folgendes:

„Bei dem Novellenſchatz des Auslandes" nun kommt es den Herausgebern in noch höherm Maße als bei dem deutſchen Novellenſchatze zu Statten, daß ſie ſich der Hülfe trefflicher Mitarbeiter erfreuen, die auf dem Gebiete derjenigen Literaturen, welche ihnen im Original nicht zugänglich ſind — die ſlaviſchen und nordiſchen insbeſondere — durch umſichtige Auswahl ihr Geſchäft erleichtern, es überhaupt erſt ermöglichen. Die vorliegenden beiden erſten Bände bringen Novellen aus dem Franzöſiſchen, Ruſſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen und Engliſchen. Die folgenden werden auch die ungariſchen, däniſchen, ſchwediſchen, norwegiſchen und holländiſchen Novelliſten in ihren Kreis ziehen. Dabei beſteht zwar nicht die Abſicht, wie es im deutſchen Novellenſchatze aus äußeren Gründen nothwendig war, jedem Autor nur einmal das Wort zu ertheilen, doch aber, eine möglichſt gleichmäßige Vertheilung durchzuführen, wohlverſtanden: nach Maßgabe und Verhältniß der größeren oder geringeren Verdienſte, die ſie ſich um die Pflege der Gattung erworben haben".

Der Umfang der Bände wird dem der ſchon vorliegenden ſtets annähernd gleich bleiben.

**Preis eines Bandes** (von ca. 20 Bogen) **15 Ngr.**
**oder 54 kr. ſüdd. W.**

Jeder Band wird einzeln verkauft.

### Inhalt des I. Bandes.

Colomba. Von **Prosper Mérimée.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Fauſt. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

### Inhalt des II. Bandes.

Eine abenteuerliche Nacht. Von **Anton Giulio Barrili.** Aus dem Italieniſchen von Johannes Kugler.

Das Schönpfläſterchen. Von **Alfred de Muſſet.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Schweigen im Leben, im Sterben vergeben. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner.

Ein Schuß. Von **Alexander Puſchkin.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Das Heimchen am Herde. Von **Charles Dickens.** Aus dem Engliſchen von ***

### Inhalt de[illegible] Bandes.

Wolfert Webber oder goldene Tr[illegible] Von **Waſhington Irving.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

Ulballa. Von **Helena Hahn.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Der Teufelsſumpf. Von **Georges Sand.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

München, im Auguſt 1872.

**R. Oldenbourg,**
Verlagsbuchhandlung.

# Novellenſchatz.

Zweite Serie.

Sechster Band.

(Der ganzen Reihe zwölfter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

Zweite Serie.

Sechster Band.

(Der ganzen Reihe zwölfter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite.
Kurt von Koppigen. Von Jeremias Gotthelf. . 1
's Muhme-Lieutnant-Saloppel. Von Karl v. Holtei. 195
Rokof, der Rekrut. Von Edmund Hoefer. . . 233

# Kurt von Koppigen.

## Von Jeremias Gotthelf.

Jeremias Gotthelf, Erzählungen und Bilder aus dem
Volksleben der Schweiz. 2. Band. Berlin 1850.
Verlag von Julius Springer.

A. Bitzius (ſ. über ihn Bd. VII, S. 3 unſerer Sammlung) hat außer den Schilderungen ſeiner ländlichen Umgebung eine Anzahl romantiſcher Erzählungen geſchrieben, welche jedoch im Ganzen nicht eben glücklich ſind, bis auf eine, die freilich nur mit Unrecht dieſer Klaſſe beigezählt wird, da ſie vielmehr zwiſchen ſeinen romantiſchen und ſeinen Dorfgeſchichten höchſt eigenthümlich mitten inne ſteht und eine wie die andere der beiden Gattungen übertreffen dürfte. Denn obgleich „Kurt von Koppigen“ im Mittelalter ſpielt und ſogar mit legendenartigen Wunderbegebenheiten ſchließt, ſo iſt dieſe Geſchichte dennoch nichts weniger als romantiſch, ſie iſt im Gegentheil realiſtiſch durch und durch. Gotthelf zeichnet das dreizehnte Jahrhundert von der ländlichen Seite im Gegenſatze zu der höfiſchen, die zwar nicht allen Edelſitzen auf dem Lande fehlte, aber dem ganzen Deutſchland jenes Jahrhunderts doch nur ſo flüchtig und zerbrechlich erglänzte, wie der Regenbogen im Waſſerfall. Er ſtellt uns auf den Boden, auf welchem ein „Herzog“ von Urslingen, am Kaiſerhofe in den höchſten Würden, ſich von ſeinen ländlichen Standesgenoſſen als ſimpler Freiherr behandeln laſſen mußte; auf den Boden, auf welchem ein Schenk von Winterſtetten, der unter Friedrich II. Reichsſchenke, Statthalter in Schwaben und Erzieher des Königs Heinrich geweſen, völlig verarmt zu Fuß mit ſeinem Knechte von einem Herrn zum andern betteln ging. Wie mit einer Art Intuition ſchildert er jene Zuſtände, in welchen das mittelalterliche Leben Deutſchlands nach ſeiner wahren Geſtalt erſcheint; Zuſtände, welche, als das Reich Schiffbruch litt und mit ihm die entlehnte, in der Blüthe ſchon vom Wurme benagte Bildung verſank, mit einer nur deßhalb nicht überraſchenden Plötzlichkeit hervorbrachen, weil ſie ſchon vorher, ſchwach niedergehalten, das eigentliche Weſen der Geſellſchaft ausgemacht hatten. Sieht man jedoch näher zu, ſo wird man gewahr, daß er ſich eines einfachen Kunſtmittels bedient und eben damit den rechten Punkt trifft, indem er nämlich friſchweg mit einem Griff in die nächſte Nähe ſeine Bauern in die alten Eiſenkleider ſteckt und ſie in dieſen als vollkommene Repräſentanten des wilden Adels jener zuchtloſeren Zeiten hantieren läßt. Durch dieſe Verwerthung eines lebendig angeſchauten Materials erlangt er ohne ſonderliches Studium des hiſtoriſchen Details eine Lebenswahrheit, mit welcher ſeine Dichtung ſich nicht unwürdig neben die aus dem Mittelalter ſelbſt ſtammende berühmte Erzählung vom „Meier Helmbrecht“ ſtellen darf, die freilich einen unnachahmlichen Reichthum von Einzelzügen bietet und auch weiterhin ein vollſtändigeres Zeitbild entfaltet, indem ſie uns den feſten Stand des freien Bauern gegenüber dem adeligen Räuber kennen lehrt. Hierin ſteht Gotthelf zurück, aber was er giebt, iſt ganz und voll gegriffen, und ſeine Geſtalten wetteifern an Fleiſch und Blut mit den lebendigen Geſtalten jener alten Erzählung. Dies iſt um ſo bewundernswerther, als er, wie geſagt, ſich wenig mit dem alten Coſtüm zu ſchaffen macht. Ja, ſelbſt der Ton des Erzählers, obwohl markig, wie von Gotthelf zu erwarten, iſt nichts weniger als alterthümlich. Und nicht bloß dieſes: ſogar an jenen Seitenſprüngen und Seitenhieben, mit welchen er bei jeder Gelegenheit die Gegenwart zu bedienen gewohnt iſt, fehlt es auch bei dieſem ſo ungelegenen Anlaſſe nicht; ſo daß man ſich freilich mehr als einmal verſucht fühlen könnte, die ſtörenden modernen Auswüchſe wegzuſchneiden. Allein wir hielten uns in dieſem wie in ähnlichen Fällen zu einem eigenmächtigen Verfahren nicht berechtigt; und nur eine einzige Stelle von nicht ganz einem Dutzend Worten (S. 104 des Originaldrucks), die uns geradezu unmöglich ſchien, glaubten wir mit gutem Gewiſſen auslaſſen zu dürfen. Ein Bedenken anderer Art möchte Manchem der ſchon oben berührte Schluß erregen, der mit ſeinen Wundererſcheinungen, die ſich nicht als bloße Viſion geben wollen, allerdings hart an die äußerſte Grenze der Novelle ſtreift. Indeſſen iſt es denn doch dem Gemälde aus einer Zeit ſo blühender Sagenbildung nicht eben ungemäß, eine große pſychologiſche Wendung in das Gewand dieſer Zeit zu kleiden, die eine innere Umkehr und Umwandlung ohne das ſichtbare Hereinragen einer höheren Welt für ein Unding angeſehen hätte; und was man auch an Einzelheiten der Erzählung ausſetzen mag, dem Ganzen wird Niemand den Ebenwerth der beſten, geiſt- und charaktervollſten Holzſchnitzereien, wie ſie aus den Händen der Meiſter jener lebenskräftigen Kunſt hervorgegangen ſind, ſtreitig machen.

Die Geſtalt der Erde geht vorüber, gleich bleibt ſich das Menſchenherz für und für. Es wechſeln über dem Schooße der Erde die Jahreszeiten, aber es wandelt ſich nicht der Schooß der Erde. Lieblich iſt's im weichen, warmen Frühl[illegible]hen, aber wer des Eiſes gewohnt iſt, ſehnt nach des Nordpols eiſigen Winden ſich. Wer gewohnt iſt an milde Sitten, an ein weichlich Leben, den ſchaudert vor der Rauhheit vergangener Zeiten; wer in jenen Zeiten gelebt, den würde, in unſere Zeit verſetzt, der Ekel tödten, gleich dem Fiſche des Meeres das ſüße Waſſer. So hat Gott es geordnet, der Menſch wird es nicht ändern. Aber Gott will auch, daß der Menſch betrachte die vergangenen Zeiten; nicht als Eintagsfliege ohne Zukunft hat Gott den Menſchen geſchaffen, und wer die ihm geordnete Zukunft genießen will, muß ſich dazu ſtärken an der Vergangenheit. Wie jede Jahreszeit ihre Vorzüge hat und ihre Einflüſſe, ſo jede Zeit im Weltenlauf. Aus den vergangenen Zeiten ſoll der Menſch das Gute nehmen und damit beſſern ſich und ſeine

Zeit, mit dem Schlimmen jener Zeiten ſoll er Frieden und Genügen bringen ins alte Herz, welches von Natur weder Frieden noch Genügen hat, welches alle Tage geführt werden muß an den Born der Zufriedenheit, aus welchem die Freude an Gottes Ordnung quillt und der Dank für jede gute Gabe, die kommt aus der geſegneten Hand, welche ſich öffnet zur geeigneten Zeit und ſpeiſet und tränket Alles, was da lebt, auf geeignete Weiſe.

Vor 600 Jahren war es anders als jetzt im Schweizerlande. Da war es wild nicht bloß in den Bergen, ſondern auch im ebenen Lande; gering war der Anbau, gering deſſen Ertrag, deſto größer war der Wald, deſto zahreicher die Gewäſſer, von denen man oft nicht wußte, ſollte man See oder Sumpf, Bach oder Fluß ſie heißen. Viel Wild war in den Wäldern, mächtige Fiſche in den Gewäſſern; wer Herr ſei im Lande, der Menſch oder das Thier, ſchien nicht entſchieden, denn eben ſo oft, als der Menſch des Thieres Lager zerſtörte, zerſtörte das Wild des Menſchen Anbau. Düſtere Thürme waren zerſtreut durchs Land, ſie ragten aus den ſchwarzen Tannen heraus und über ſie empor, wie greiſe Helden aus niederem Volke. Breit wie eine Henne über ihren Küchlein, lag hie und da ein Kloſter im Thale ruhig und gutmüthig; höher ſchienen die Bäume, grüner das Gras in ſeiner Nähe. Heitere Gehöfte, wie ſie jetzt blitzen mit ihren hellen Fenſtern Stunden weit über das Land herein, ſah man wenige oder keine in niedrigerm Lande; mehr in Wald und Sumpf, als im Hauſe, lebte damals der Menſch. Darum wandte man auch wenig Sorgfalt auf des Hauſes Ausſtattung oder gar Verzierung. Bäuerinnen wohnten ſchlechter, als heute Bettlerinnen; wenn Edelfrauen es gehabt hätten in ihren kahlen, kalten Schlößchen, wie heutzutage Bäuerinnen auf ihren reichen Gehöften, ſie wären von Königinnen beneidet worden. Damals ging es einfach zu: Gold und Silber war wenig im Schweizerlande; die Dienſtmägde von jetzt haben vielleicht mehr Seide am Leibe, als damals zu finden geweſen wäre im ganzen Lande.

Im ſchönen weiten Aarthale, nicht weit davon, wo es von der wilden Emme faſt rechtwinklig durchſchnitten wird, da, wo jetzt das reiche Dorf Koppigen ſteht im Bernbiet, ſtand damals, wo jetzt noch auf dem Hügel, der Bühl genannt, Spuren zu ſehen ſind, ein kleines Schlößchen. Von Koppigen hießen die Edeln, welchen es gehörte. Die Gegend war nicht im Glanze, wie jetzt; gar mancher Kraft war noch keine Schranke gezogen, zerſtörend konnte ſie walten nach Belieben; keine Dämme faßten die Emme ein und hinderten ſie, ihr Bett zu verlaſſen, rechts und links luſtwandelnd durch die Fluren. Ihr beliebteſter Spaziergang war rechts bei Kirchberg vorbei über die weiten Felder gegen Koppigen hin, den großen Sümpfen und kleinen Seen zu, welche noch jetzt zwiſchen Koppigen und der Aare liegen. Spärlich bewohnt war dieſe

Gegend, und ſehr arm waren die Bewohner, arm wie die Edeln im Schlößchen.

Dieſes arme Schlößchen war nebſt der Emme auch eine Urſache von der Armuth der Gegend. Es glich einem alten offenen Schaden, welcher die geſunden Säfte eines Körpers verzehrt, dem Wirbel im Strome, der Alles an ſich reißt, was in ſeinen Bereich kommt. Wir ſind gar weit von der Ungerechtigkeit entfernt, dieſes Schlößchen einem Krebsſchaden zu vergleichen, eben weil es ein Schlößchen war. Wir wiſſen zu wohl, daß in jenen Zeiten viele Schlöſſer der ſüßen Quelle glichen, welche die Umgegend befruchtet, den müden Wanderer erquickt, der Magnet iſt, welcher die Anwohner zieht, nicht um ſie zu verzehren, ſondern um ſie zu laben. Klöſter und Schlöſſer waren ſehr oft in jener Zeit, was jetzt noch die Oaſen ſind in den afrikaniſchen Wüſten. Aber in Koppigen war es anders: die Herren von Koppigen waren ein angeſehenes Geſchlecht, aber ſeit Jahren waren ſie um ſo ärmer geworden, je vornehmer ſie ſich dünkten. Schöne, ſtattliche Männer waren die Herren von Koppigen. Schon damals fiel es den Menſchen bei, ſich durch Heirathen zu heben und ihre perſönlichen Vorzüge ſo gleichſam als Einſatz in dem verwegenen Spiel geltend zu machen. So heiratheten die ſtattlichen Männer in vornehme Familien, erhielten zur Mitgiſt hohen Stolz, vornehme Angewöhnungen und Verwandte, welche ſie gebrauchten, wenn es ihnen commod war, hinterher dann thaten, als hätten ſie ſie nicht gebraucht. Es giebt keine gefährlichere Stellung auf Gottes Erde, als den Kopf gen Himmel zu ſtrecken, während man Nichts unter den Füßen hat. Hochmuth zieht die Hoffart nach, hinterher kommt die Armuth; wo dieſe drei in einem Menſchen oder einem Geſchlechte hauſen, da iſt ein gefährlich Dabeiſein, ehedem wie jetzt. Hoffart und Hochmuth ſchämen ſich begreiflich der Armuth, greifen zu allen Mitteln, um, wenn auch nicht reich zu werden, ſo doch die Armuth zu verdecken. Je nach Stand und Zeit wird Liſt und Gewalt verſucht, doch zumeiſt umſonſt; während man Andere arm macht, wird man ſelbſt alle Tage ärmer, hochmüthiger und verachteter. Die Schwierigkeit, reich zu werden, wird zur Unmöglichkeit, in Schmach und Noth geht der Menſch oder die Familie unter. Dies iſt die Geſchichte von tauſend und abermal tauſend Familien oder Menſchen. Auf dieſen Wegen wandelten eben auch die Herren von Koppigen.

Im wilden Leben war die Familie zuſammengeſchmolzen; zur Zeit, in welcher unſere Geſchichte beginnt, lebten im Schlößchen nur noch Mutter und Sohn, jung war der Vater erſchlagen worden, als er eine Heerde Kühe rauben wollte. Grimhilde hieß die Frau von Koppigen, und nie paßten Name und Perſon beſſer zuſammen, als bei ihr. Sie war eine Gräfin geweſen aus vornehmem Hauſe und hatte den Herrn von Koppigen geheirathet, weil ſie nicht fromm genug war für ein Kloſter und den Grundſatz hatte: wenn ſie keinen reichen Mann kriegen könne, ſo nehme ſie einen armen, denn einer ſei jedenfalls beſſer als gar keiner. Als ſie dieſen Grundſatz ins Werk ſetzte, war ſie zu ſehr vernünftigen Jahren gekommen. Der wilde Koppiger auf ſeinem magern Roſſe, der ſich an ihr Haus zu klammern ſuchte, wie ein in den Strom Gefallener an einen Weidenzweig, fand erſt Gnade in ihren Augen, als alle Hoffnung auf was Beſſeres durchaus verſchwunden war. Von je böſer als ſchön, hatte ſie jetzt borſtige, gerade herausſtehende Haare um den Mund, wie ſie bei den Katzen üblich ſind. Sie war lang und hager, hatte ſchwarze, ſtechende Augen, eine krumme Naſe, hatte eine Stimme, welche tönte wie Peitſchenhiebe, und wenn ſie ging, machte ſie Schritte, als wolle ſie über den Schloßgraben ſpringen. Sie beſaß von ihrer alten Herrlichkeit nichts mehr als den Hochmuth, deſto greller trug ſie ihn zur Schau; ihren Zorn, daß ſie nichts Anderes hatte, ließ ſie an Allem aus, was in den Bereich ihrer langen Arme kam; ſie war fürchterlich unbarmherzig. Zu ihrem Schlößlein gehörte ein kleines Gebiet, auf welchem eigene Leute wohnten, aber ſpärlich, wie auf magerem Ackerlein dünn die Halme ſtehen. Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit Land und Leuten; beide wollen weich gepflegt, freigebig genährt ſein, dann gedeihen ſie üppig, dann iſt ihr Ertrag ein reicher; unter einer harten Hand verkümmern ſie, je mehr man von ihnen begehrt, deſto weniger geben ſie: der ausgeſogene Acker giebt keine Ernte, ausgeſogene Leute zahlen keine Steuern, und wenn der Acker keine Ernte giebt, geht der Zehenten von ſelbſten ein. Der Ertrag ſteht alſo im umgekehrten Verhältniß mit dem Bedarf; je nöthiger Einer wird, deſto weniger wird ihm; der ärmſte Bauer, welcher das Geld am nöthigſten hätte, hat zumeiſt den magerſten Hof, der nichts abträgt. Es liegt hierin eine große ſtaatswirthſchaftliche Lehre, welche beachtet werden ſollte; aber es iſt noch immer ſo, daß den Unmündigen offenbar wird, was den Weiſen der Welt verborgen bleibt. Je nöthiger die Herren von Koppigen wurden, deſto mehr ſogen ſie ihre Leute aus; wenn ſie ſelbſt nichts mehr hatten, nahmen ſie das Erſte Beſte, was ſie fanden. So geſchah es, daß Pferde und Kühe Raritäten wurden im Koppiger Gebiete. Wenn nun aber der Bauer kein Vieh mehr hat, was helfen ihm da Aecker, und wenn der Bauer ſeine Aecker nicht mehr baut, was helfen dann dem Junker Zehenten und Bodenzinſe. So hatten die Herren von Koppigen gewirthſchaftet, unter Frau Grimhilde ward es nicht beſſer. Wie geſagt, hatte Frau Grimhilde nichts mitgebracht, als großen Hochmuth und etwas Weniges an Schmuck und Kleidern. Sie rechnete viel auf ihre Familie, trieb einſtweilen Hoffart ſo viel und ſo lange ſie konnte, ſchonte Nichts, hätte gerne den großen Grafen von Buchegg, Burgdorf und Andern es gleichgethan. Als ihr Mann vom wilden Küher erſchlagen worden, erfuhr ſie, wie viel Rechnungen einer vornehmen Tochter, welche arm geheirathet, welche ſie auf ihre Familie macht, werth ſind. Man iſt glücklich, ſie vergeſſen zu können, braucht alle Mittel, ihr die Erinnerungen an ihre Familie zu vertreiben. So ward Koppigen durch Frau Grimhilde ärmer, als es je geweſen war, ihre Koſtbarkeiten waren dahin, Zufluß von außen kam ihr nicht; Hunger litt ſie freilich nicht: Wald und Waſſer waren bevölkerter als jetzt. Schon damals belebte die Forelle die klaren Bäche, und größer und mächtiger als jetzt. Der Lachs ſtieg zur Laichzeit die Bäche herauf, hellen Kies ſuchend für ſeine Nachkommenſchaft; der ſchwerfällige Karpſe, der glatte Aal und manche andere gemeinere Fiſchart lebten in dem Gewäſſer. Das Wildſchwein fand ſich häufiger als jetzt der Haſe; in Rudeln ſtrich das Reh durch den Wald, weidete auf den Fluren; ſtolze Hirſche brachen durch die Büſche, ſchwammen durch die Flüſſe, verſchwanden, wenn Hunde an ſie ſetzten, in des Jura's dunklen Klüften. An Wild und Fiſchen hatte alſo Frau Grimhilde nicht Mangel, auch das Holz, ſie zu kochen, brauchte ſie nicht zu ſparen. Auch war ſie nicht gezwungen, ſelbſt zu fiſchen und zu jagen, das that Jürg, der Knecht, der einzige dienſtbare Geiſt, welcher ihr übrig geblieben war. Früher war er Geſelle des Ritters geweſen, ſeither Alles in Allem geworden: Burgvogt, Jägermeiſter, Fiſchverwalter, Erzieher, Waffenmeiſter, und wenn ſie eine Kuh hatten, ſo war er es, der ſie fütterte und molk. In Kurt, dem Junker, wuchs ihm ein immer tüchtigerer Gehülfe zu. Kurt war ein Kind der freien Luft, gutmüthig von Natur, aber nichts als Jäger und Fiſcher faſt von der Mutter Bruſt weg; was er mit Liſt und Gewalt erbeuten konnte, war ſein, Beute zu machen, ſo viel möglich, ward ihm zur Religion, eine andere hatte er nicht. Von Schreiben und Rechnen wußte er nichts, es waren damals noch keine Schulmeiſter in Koppigen. Kurt war Jürgens Freude, dagegen der Gegenſtand von der Mutter Schelten; zerfallen mit der ganzen Welt, goß ſie die Galle darüber über die nächſte Umgebung aus, wie üblich. Wie einem armen Weibe Erdäpfelſuppe läſtig wird, wenn es dreimal im Tage Erdäpfelſuppe eſſen ſoll, ſo hatte es Frau Grimhilde mit Fiſchen und Wildpret. Der arme Junker Kurt mochte ſeiner Mutter bringen, was er wollte, den fetteſten Rehbock, den ſchönſten Salm, die Mutter ſchalt ihn aus. Der leibeigene Junge konnte ſeiner Mutter das Gleiche bringen, trotz allen adeligen Rechten, denn wo keine Gewalt mehr iſt, da hören auch alle Rechte auf. Kurt hätte Luſt gehabt, gegen ſeine Mutter ſich zu empören, aber das war eine gewaltige Frau: erſt beugte er ſich ihrem Arm, ſpäter ihrem Geiſte, ſie regierte ihn wie ein Bärenführer ſeine Bären: ſie knurren wohl und tanzen doch. Dagegen ward Jürg ſein Freund. Derſelbe liebte ihn als den Sohn ſeines Herrn, behandelte ihn mit dem Reſpect eines Knechtes und unterrichtete Kurt in Allem, was er liebte, und ſtärkte ihn täglich im

Glauben, daß erlaubt ſei Alles, wozu man gelangen könne mit Liſt oder Gewalt. Dieſer Unterricht bewährte ſich als ſehr naturgemäß; Kurt faßte ihn mit der größten Leichtigkeit und übte ſich darin mit der größten Freudigkeit. Es entwickelte ſich in ihm ein gewaltiger Körperbau, er wagte ſich täglich an gefährlichere Thiere, dem Wildſchwein ward ſein Spieß gefährlich, dem Bären ging er nicht mehr aus dem Wege, aber freundliche Worte erbeutete er deßwegen von ſeiner Mutter nicht. Eines Tages hatte man in Koppigen eine ſeltene Erſcheinung: ein Hauſirer ſtand unterm Thore und bot ſeine Waare feil, Schmuckſachen für hohe und niedere Weiber. Frau Grimhilde beſah ſich die Herrlichkeiten mit funkelnden Augen, und als ſie ſich endlich von ihnen losreißen mußte, weil ſie kein Geld hatte, ſchoſſen ihre Augen tödtliche Blitze. Als der Hauſirer die leeren Hände und die glühenden Augen ſah, machte er, daß er fortkam, dachte, da ſei er zum letzten Male geweſen. Er hatte Recht, doch nicht ſo, wie er es meinte, denn nicht lange ging's, kam Kurt mit dem ganzen Kram des Hauſirers wieder zum Thore herein. Er hatte der Mutter Gier geſehen und gedacht, wenn je, ſo ſei jetzt die Gelegenheit, ihr Freude zu machen und gute Worte abzugewinnen, und im nächſten Buſche erſchoß er mit der Armbruſt den Hauſirer. Er hatte Recht gehabt, die Mutter hatte Freude, lobte ihn, es war ihr, als breche ein junger Tag für ſie an, an welchem ſich verwirklichen würden ihre bereits verblichenen Träume von Glanz und Reichthum. Für ſie waren die Tage des geſelligen Verkehrs, wo man ſich gerne ſchmückt, gerne prangt mit ſeiner Leibesgeſtalt, vorüber, und die Tage waren Frau Grimhilden gekommen, wo der Menſch gerne das Sammeln beginnt in immer ängſtlicherer Haſt, als ob er Leib und Seele vom Tode freikaufen könnte. Sie verſchloß daher die neuen Schätze in alte Truhen, welche ſeit undenklichen Zeiten leer geſtanden; ermunterte zum entſchiedenen Fortſchritt auf der begonnenen Laufbahn. Jürg war damit vollkommen einverſtanden; auch ihm war durch Kurt's unerwartete Heldenthat ein Licht aufgegangen, ein neues Leben mit ſeinen alten Knochen zu beginnen, hoffte auch er. Die allergrößte Freude hatte jedoch Kurt ſelbſt; hatte er es doch einmal der Mutter recht gemacht, hatte er doch jetzt den Anfang gemacht, mächtig und reich zu werden! Von Gewiſſensbiſſen war begreiflich keine Rede, Liſt und Gewalt üben, war ja ſein Gottesdienſt Die Ausführung hatte jedoch ihre Schwierigkeit: die Gegend um Koppigen war arm und öde, doch liefen zwei Straßen nicht ferne dabei vorbei. Die eine, etwa eine Stunde entfernt, führte von Burgdorf ins Aargau; die andere, viel näher noch bei Koppigen, von Burgdorf auf Solothurn. Dieſe Straßen waren nicht unbeſucht, manch reicher Fang ließ darauf ſich thun, aber das Ding war gefährlich. Den Grafen im Lande war an der Sicherheit der Straßen viel gelegen, ſie hatten den

Nutzen davon, und wenn auf denſelben geraubt werden mußte, wollten ſie es ſelbſt thun; nun iſt's kitzelig, Mächtigen ins Handwerk zu greifen. Wäre es bekannt geworden, der junge Koppigen mache die Straßen unſicher, ſein Leben wäre verfallen geweſen, ſein Schlößlein geſchleift worden, und ſeine Mutter hätte zuſehen können, wo ſie einen ruhigen Platz zum Sterben finde. Kurt hatte auch kein ſchnelles Roß, um zu erſcheinen und zu verſchwinden wie ein Blitz; er mußte wie ein gemeiner Räuber zu Fuß ſich verſuchen. Das that denn auch der wilde Junge mit Luſt und Geſchick; anfangs begleitete ihn wohl der alte Jürg, half ihm aus oder führte die Verfolger auf falſche Fährte; aber allmählich ward ihm dieſes Leben zu Fuße beſchwerlich. Frau Grimhilde entbehrte ihn nicht gerne, dem raſchen Kurt war der Alte oft zu langſam, daß er je länger je lieber allein ging. Er wäre ein ſchöner Jägerjunge geweſen, an welchem ſelbſt Diana, die heidniſche Göttin der Jagd, Freude gehabt, wenn ſie noch gelebt hätte, wenn er manierlich geſchoren und gewaſchen geweſen wäre; aber abſichtlich geſchwärzt und von Natur behaart, glich er eher einem Waldteufel als einem Menſchen. So ſtrich er mehr als halbwild Tage, Wochen herum, bis er Beute fand zum Heimbringen. Er trieb ſich zwiſchen Solothurn und Büren, zwiſchen Solothurn und dem Aargau, zwiſchen dem Aargau und Burgdorf herum, kannte alle Wildwege durch Wald und Sumpf, aber ſpärlich war doch ſeine Beute; das Beſte durfte er nie faſſen, weil nach dem Werthe der Waare dieſelbe bewacht und beſchirmt war. Er wagte ſich wohl an Zwei, ſprang, wenn der Erſte vom Bolzen der Armbruſt fiel, auf den Zweiten mit der Keule ein; aber zu Solchem fand die Gelegenheit ſich ſelten, und oft bei der größten Gefahr war die Beute am kleinſten. Damals war gar viel herrenloſes Geſindel im Lande, das unſtät lebte und ſo gut als möglich vom Raube. Mit ſolchem mußte Kurt bekannt werden; er wurde es zuerſt mit dem Speer in der Hand, als ein halbes Dutzend wilder Geſellen aus einem Buſche ſprangen, um mit ihm eine von ihm erlegte Beute zu theilen. Aber wie Gleiches und Gleiches ſich gerne geſellt, wurde bald der Friede vermittelt und gute Bekanntſchaft gemacht. Das Leben in der neuen Genoſſenſchaft machte Kurt glücklich, gefiel ihm unendlich; nun hatte er Zeugen ſeiner Heldenthaten, die hoch zu rühmen wußten, was er vollbrachte, und gar ſehr vervielfältigten ſich die Gelegenheiten zu denſelben, da mit Mehreren mehr zu unternehmen war und weit in der Runde ihnen Alles verkundſchaftet wurde. Dann ward in Klüften und Wäldern reich getafelt, mit wilden Dirnen ein wildes Spiel getrieben und, war man deſſen ſatt, mit den Männern um die Beute gewürfelt. Das war ein ander Leben im weiten Wald bei luſtigen Dirnen, als im engen Schlößlein zu Koppigen bei der keifenden Mutter; darum ſah man ihn auch immer ſeltener im engen Schlößlein. Dieſem hätte Frau

Grimhilde eben ſo viel nicht nachgefragt, aber Kurt kam auch immer mit leereren Händen; das war, was ihr Kurt's Leben mißfallen ließ. Er wurde in der Theilung betrogen und verlor am Ende noch in dem gedoppelten Spiele das Wenige, was ihm zugefallen war; darum hatte ſie ihn nicht zum gemeinen Räuber gerathen laſſen, wo ſie nichts hatte davon und Kurt auch nichts, als die einförmige Ausſicht auf einen ſimplen Galgen. Auch Jürg, dem Knecht, war dieſes Leben nicht recht, ſo hatte er es doch nicht gemeint, als er anfänglich dazu die Hand bot; er war einer der Knechte, welche am Hauſe hängen faſt eben ſo ſehr als am Herrn, welche Alles dran ſetzen, des Hauſes Glanz zu mehren, ſeinen Verfall zu wenden. Im Räuberleben ſah er nichts Unrechtes; aber da hatte es der Vater doch anders getrieben, als der Sohn, nicht als ein Buſchſchleicher, ſondern auf ritterliche Weiſe zu Roß mit Schwert und Lanze, und er, Jürge, hintendrein, nicht viel geringer anzuſehen als der Ritter ſelbſt. Daß das Schloß zu Koppigen nichts Beſſeres werden ſolle als eine gemeine Räuberhöhle, in die und aus welcher man leiſe zu Fuß ſchlich, wie die Maus aus ihrem Loche, ſo hatte er es ſich nicht gedacht, das wollte nicht in ſeinen alten Kopf. Frau Grimhilde ſchalt, Jürg bat; aber nun hatte Kurt ſeinen Kopf und keinen Glauben zu Mutter und Knecht. Das neue Leben in der wilden Geſellſchaft gefiel ihm allzu wohl, ein luſtigeres hatte er nicht erlebt, was fragte er der Zukunft nach, da er ſo luſtig lebte, was fragte er Koppigen nach, da es ſo luſtig war im weiten grünen Walde! Je mehr man ihn mit ſolchem Gerede plagte, deſto weniger kam er heim, es ging ehedem accurat wie heute.

Es kam der Herbſt und mit ihm ein Markt zu Solothurn. Dort wohnte von je ein luſtiges Volk, welches ſein wahres Leben mehr außerhalb des Hauſes als im Hauſe ſelbſt hatte, lieber Gaſt war, als Gäſte hatte, darum, wer luſtig leben wollte, im luſtigen Solothurn zahlreich an den Märkten ſich fand, wo man die weiten Herbergen voll Luſtbarkeit und Solothurner fand. Begreiflich waren für Kurt und ſeine Freunde ſolche Tage, was Schweinemetzgen für Krähen iſt im Winter. Von Weitem her kommen die ſchwarzen Vögel geflogen, ſobald ein Schwein zu ſeufzen und zu ſchreien beginnt; von Weitem ſperren ſie die Schnäbel auf nach Schweinefleiſch und Blut. Mit den Männern kommen die Dirnen gezogen, die jungen als Lockvögel, die alten als Spürhunde, durch den Markt ſtreifen ſie, wie die Schwalben fliegen durch die Luft nach Beute. Da findet ſich viel Geſindel zuſammen, wie von allen Winden zuſammengetragen, und kennt ſich von Weitem. Da giebt es viele Concurrenz, findet ſich alte Liebe, entſteht neuer Haß; was man des Tags gemeinſam erbeutet, zerſtört man des Nachts im wilden Streite. Kurt war auch dort, verließ aber bald die Stadt. Beſtmöglichſt hatte er ſich unkenntlich gemacht, doch ſah er bekannte Augen, welchen er ebenſalls bekannt vorzukommen ſchien. Zudem ärgerte ihn das fremde Geſindel aus dem Buchsgau herauf und von den Ufern der Ergolz her. Dasſelbe war vertraut mit ſeinen Bekannten, behandelte ihn aber gröblich und ſchnöde. Kurt hatte noch nicht die Weiſe der Erfahrenen, welche ſich alsbald und unmittelbar Reſpect zu verſchaffen wiſſen. Ihm ſchien, ſeine alten Freunde thäten nicht das Gehörige, ihm zum Reſpect zu verhelfen. Zudem ſchienen ihm ihre Dirnen dem Bangah, ſo hießen die von der Ergolz her ihr jeweiliges Haupt, überflüſſige Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Es war ein Burſche von ſchlüpfrigem Anſehen mit weitem Maul und ſchlechten Gliedern. Kurt hätte ihn gerne zwiſchen ſeine Finger genommen; denn ihn plagte Eiferſucht von allen Sorten, aber Solothurn war zu nahe bei Koppigen, ſein Incognito durfte er nicht gefährden. Mißmuthig marſchirte er nach Subigen, wo ſie zwiſchen Wald und Sumpf eine ſichere Stätte hatten, wohin nach der Abrede zunächſt die Beute des Marktes geſchleppt werden ſollte. Groll in wildem Gemüthe kommt gar gewaltig in Gährung in der Einſamkeit, rumpelt und poltert dumpf wie eine Gewitterwolke am fernen Horizont, bis er endlich loskracht und Feuer ſpeit. Nach und nach fanden ſich einzelne Glieder ihrer Bande ein; da Kurt mürriſch that, thaten ſie ebenſalls nicht höflich mit ihm. Dies hielt Kurt für abſichtliche Verhöhnung, für eine allgemeine Verſchwörung gegen ſich. Als es dunkel ward, ſchlüpften Dirnen herbei, hinter ihnen her der Bangah und hinter dem Bangah eine anſehnliche Portion Wein, um welche er des Pfaffen Köchin zu Kriegſtetten erleichtert hatte. Nun kam Feuer ins Pulverfaß. Wegen Kurt's Unliebenswürdigkeit und aufechtigem Weſen, und weil am Ende Gleiches und Gleiches zuſammenhält, die Niederen nicht ungern die Gelegenheit ergreifen, ſich zuſammenzuthun gegen einen Höheren, wenn auch nur für Augenblicke, waren Alle gegen ihn, erſt mit Worten, dann handgreiflich, bis Kurt das Bewußtſein ſchwand. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war es Tag, einſam um ihn, er wußte lange nicht, war er auf Erden oder des Teufels. Ganz natürlich ſchienen ihm Buſch und Bäume, aber Kopf und Glieder brannten ihm, mit dem Feuer, mit welchem nach dem Glauben, welchen Kurt oft verlacht, der Teufel die ihm Zugefallenen brennen ſoll. Curios dünkte ihm, daß er einſam ſei. Wär's die Hölle, dachte er, müßten Viele da ſein, der Bangah namentlich, ein viel gräulicherer Sünder als er. Da kam es ihm endlich, daß er noch im Subiger Walde ſei, aber zum Tode matt, und daß Wunden ihn brannten, als wäre hölliſches Feuer darin. Nach und nach kam ihm das Gedächtniß wieder; neu loderte in ihm der Zorn auf, ein Glück war's, daß er an Niemand ihn auslaſſen konnte, aber für immer ſchwur er der alten Geſellſchaft ab, ſchwur ihr Rache nach ſeinen Kräften. Der Durſt trieb ihn auf, mühſam ſchleppte er ſich zu einem der vielen Bäche, ſtärkte ſich und wuſch ſich rein. Er mußte heim, doch nicht gern kam er mit leeren Händen, und daß man ſeinen Antheil an der Beute ihm nicht hatte liegen laſſen, verſteht ſich. Kurt knurrte wohl gegen die Mutter, aber innerlich hatte er doch großen Reſpect vor ihr. Wenn die Mutter ein räs reſolut Weib iſt, ihre Zunge zu handhaben weiß in Hohn und Zorn wie einen zweiſchneidenden Dolch, ſo hat ein Sohn, wie ſtark und wild er auch wird, Furcht und Bangen vor der Mutter. Es iſt ſeltſam und doch ſo, daß man die Gewalt über die Söhne viel öfter bei den Müttern als bei den Vätern findet. Es war Herbſt, die Faſtnachtszeit des Wildes im Walde, denn da ſchüttelt ihnen die milde Hand, welche ſich aufthut jeglicher Creatur, wahre Herrenfreſſen von der mächtigen Eiche und der rothbelaubten Buche, die ein Ausſehen hat, wie ein alter Ritter, der ſein Antlitz täglich von früh bis ſpät mit Rheinwein feucht erhalten hat. Auch that ſich das Wild gütlich in Laub und Gras. Zahlreich, faſt wie Heuſchrecken, flatterten die wilden Tauben in den reichbehängten Aeſten, und kühn und trotzig führten die alten Schweine die jungen ſpazieren unter die wohlbekannten großgeäſteten Bäume. So wild Kurt war, ſo leiſe konnte er gleiten durch der Wälder Schatten, wenn er Etwas beſchleichen wollte. Ein altes Schwein that mit einem Rudel Jungen unter einer großen Buche ſich gütlich. Kurt's Speer warf ein Thier nieder, über dem Geräuſch erſchrak der

Hauſe, rannte weiter, die Alte mit. Daß ein Junges fehle, merkte ſie nicht. Kurt war von je nicht gewohnt, nach Grenzſteinen ſich umzuſehen, in ſeiner gegenwärtigen Stimmung that er es vollends nicht; daß er in des Herrn von Halten Gebiet war und zunächſt ſeinem Schlößlein, achtete er nicht. Der Herr von Halten war ein ehrbarer Mann, aber ſo eine Art von Nachthaube, wie man heutzutage ſagen würde: er dachte nicht viel, that nicht viel, aß und trank deſto mehr und ſo gut wie er es haben konnte, doch war er leider auch bloß ſo gleichſam vornehm, aber nicht reich. Seine zahlreichſte Habe waren neun Töchterlein, die um ſo vornehmer thaten, je ärmer ſie wurden, und um ſo ſpröder ſich geberdeten, je lieber ſie einen Mann gehabt. Sie waren nicht ſo arm wie die von Koppigen, ſie hatten noch Pferde und Kühe, ſie ſpotteten daher grimmig über die von Koppigen, und doch wäre unter allen Neunen vielleicht nicht Eine zu finden geweſen, welche es verſchmäht hätte, Frau von Koppigen zu werden; daß es keine ward, lag bloß daran, daß Kurt nicht von ferne daran dachte, eine Frau zu nehmen. Sie waren auch im Walde, laſen ebenfalls Buchnüſſe zuſammen, um Oel zu preſſen zu ihren Lämplein, welche ſie brennen mußten zur Winterszeit in ihrem dunklen Schlößlein, das noch heutzutage zu ſehen iſt. In dieſe hinein lief Kurt unverſehens mit dem jungen Schweine auf der Achſel. Es ging den Fräuleins faſt wie dem alten Schweine und ſeinen

Jungen, ſie wollten davonlaufen, als ſie den Burſchen erblickten, ſo wild und wüſt anzuſehen. Aber alsbald ſahen ſie, daß es Kurt ging wie ihnen, daß er lieber einige hundert Schritte weiter wäre als mitten unter ihnen. Denn ſo viel hatte er doch von einem Rittersſohn, daß er ſich ſchämte, unter den benachbarten Fräuleins zu erſcheinen in ſolchem Aufzug wie ein Räuber und als Wilddieb. Trotzig und ſtumm ging er vorüber, ſie aber höhnten hinter ihm her, manch bitteres Wort kam bis zu ſeinem Ohr, klebte ſich an ſeine Seele, einer Klette gleich, welche man nichtw ieder los werden kann. Es juckte ihm die Hand, den Speer unter die Fräuleins zu werfen, wie früher unter die Schweine, doch hatte er ſo viel Verſtand, dem Gelüſte zu wehren, denn ſo viel Macht hatte der Herr von Halten noch, daß er einen ſolchen Frevel blutig und mit der Zerſtörung von Koppigen hätte rächen können. Aber jetzt kam ihm, was Jürg und die Mutter ihm längſt geſagt hatten: es war, als hätte man ihm ganz andere Augen eingeſetzt. Er begriff, wie nichtsnutzig ein Burſche ſei, der von Geſindel und von einem Bangah ſich mußte ſchlagen, von Weibern höhnen laſſen, was ein Leben ſei in ſolcher Schmach, und wie weit es führe, wenn man zur Noth als Beute vieler Tage ein junges Schwein nach Hauſe bringe? Und als er nun heim kam, die Mutter ihn ſchalt, Jürg ärgerlich und traurig ſich von ihm wandte, da ward Kurt gar elend im Gemüthe, faſt wäre ihm das Weinen gekommen, er verdrückte es wohl, aber da ſaß es innerlich. Wie finſtere Wolken am Himmel jagen und ſtreiten, bis endlich ein Gewitter ſich geballt hat und losbricht, ſo ſtürmten ſeine Gedanken durch die Seele, bis der Entſchluß ſich feſtgeſtellt, ein anderes Leben zu verſuchen, ein ritterliches, ſo weit es ihm möglich, um auf dieſer Bahn wieder zu Geld und Ehren zu kommen. Als er einmal recht wußte, was er wollte, theilte er es Jürgen mit. Der hatte große Freude, zog die Schleußen ſeines Gedächtniſſes auf und erzählte Tage lang von alten Heldenthaten, von Ehren und Reichthümern, von Schlöſſern und Turnieren, von Kriegsliſten und Fräuleins. Was Kurt des Tags gehört, träumte er des Nachts und erwachte am Morgen mit heißem Verlangen, auszuführen, was er geträumt. Mit großem Eifer ſchleppten ſie aus allen Winkeln altes Rüſtzeug zuſammen, ſeilten und nagelten, bis ſie ſo gleichſam eine neue Rüſtung hatten, putzten einen verroſteten Schild neu auf und ſchliffen ein altes Schwert. Wenn Kurt zur Uebung dieſe Rüſtung getragen hatte, den Tag über mit dem Schwerte Aeſte von den Bäumen gehauen und Jürg mit einer Axt tapfer auf den Schild gehämmert hatte, ſo hatte Kurt des Nachts um ſo wildere Träume, fuhr als ein großer Kriegsheld in der Welt herum, baute ein großes Schloß und im Schloß ein tiefes ſchauerliches Verließ, in das Verließ warf er alle neun Fräulein von Halten und fütterte ſie ihr Lebenlang mit alten Buchnüſſen und ſchwarzen

Eicheln. Das waren ſo kurzweilige Mittel, einen langen Winter zu verkürzen, daß mancher laichende Lachs mit dem Leben wieder zur Aar und von da weiter kam, ſtatt in Koppigen verſpeiſ't zu werden, mancher Eber die nächſten Eicheln noch erlebte und Wölfe ungeſtraft brüllten in der Nähe. Endlich dämmerte der Frühling, die günſtige Zeit, dem Glück entgegenzureiten, nahte. Der Junker war fertig genagelt und gefeilt, ſogar ziemlich eingehauen, nur Eins fehlte, um auszureiten, und welches in der That für Jemand, der ausreiten will, von ziemlicher Bedeutung iſt, ein Pferd nämlich. Vor alten Zeiten waren Pferde in Koppigen geweſen, aber längſt den Weg alles Fleiſches gegangen, andere zu kaufen hatte man kein Geld, ſie zu ſtehlen war die Gefahr größer als bis dahin das Bedürfniß. Jetzt war das Bedürfniß da, und wenn Kurt gleich mit dem Raub weiter ritt in die weite Welt hinaus, die Gefahr nicht groß. Jetzt war Noth am Mann, jetzt mußte eins geſtohlen werden, ohne Roß konnte begreiflich der Junker nicht ausreiten, die Welt zu erobern. Guter Rath war theuer. Denn zum Pferdeſtehlen war die Zeit gar zu ungünſtig. Bekanntlich ſtiehlt man Pferde am Leichteſten von der Weide; aus wohlverwahrten Ställen aber in aller Stille einen Hengſt zu bringen von bekannten Stuten weg und mit unbekannten Händen, iſt ein vermeſſenes Stücklein. Gern hätte Jürg für ſeinen Zögling einen rechten Staatshengſt gehabt, einen Ausbund mit Brüllen, Schlagen und Beißen, aber ſolche Hengſte ſind eben ſchwer zu ſtehlen, noch ſchwerer zu reiten, und in dieſem war leider Kurt kein Ausbund. Lange ſpionirte Jürg im Lande herum nach etwas Dienlichem für einen armen Junker, ſtöberte endlich einen Kloſterhengſt auf, welchem bei einem Kloſtermaier das Gnadenbrod gegeben wurde, der es ſicher zu haben glaubte, dort ſein Leben in Ruhe verbringen zu können. Es iſt aber halt Alles ungewiß in der Welt, wie ſicher man ſich auch geſtellt glaubt. In einer dunklen ſtürmiſchen Nacht verſchwand der Hengſt aus des Meiers Stall, der Meier ließ ſich nie ausreden, daß nicht der Teufel den Hengſt geholt. Ohne Brüllen und Beißen hätte der ſich nicht abführen laſſen von menſchlichen Händen, behauptete der Meier. Der Meier dachte nicht an ſeinen Kloſterſchlaf, der ſo dick war wie der Vorhang vor dem Allerheiligſten im Tempel zu Jeruſalem und ſieben Mal dicker als der Schlaf des Holofernes, der bekanntlich auch erſt merkte, was Trumpf war, als Judith ihm den Kopf bereits vom Halſe geſtohlen hatte. Nun war Kurt's Abreiſe unvermeidlich. Der alte Hengſt brüllte gar gewaltiglich, als man ihn in Koppigen inſtalliren wollte, erregte dadurch Aufſehen ringsum. Unter den Erlenſtöcken hervor ſchoſſen die Waſſerhühner, ſtreckten neugierig ihre Hälſe über das Waſſer empor, die Enten flogen auf mit ſchwerem Flügelſchlag und ſchoſſen einem entfernten Waſſer zu. Die Rehe ſprangen auf und horchten mit zitternden Beinchen, was die ungewohnten Töne zu bedeuten hätten, das wilde Schwein grunzte zornig, daß in ſeinem Revier ein neues Schwein ihn ſtöre. Zwei alte Jagdhunde aber ſprangen auf, heulten gar herzinniglich und wedelten aufs Zärtlichſte mit ihren kurzen Schwänzen über die heimeligen, ſo lange nicht gehörten Töne, welche ſie an die Herrlichkeit vergangener Tage erinnerten. Doch nicht bloß Hühner und Rehe kamen in Verlegenheit und in Zorn das wilde Schwein, denn zorniger als das Schwein ward die alte Grimhilde und verlegener als Reh und Huhn Jürg und Kurt. Zornig ward Grimhilde, als ſie ſah, daß es Ernſt war mit Kurt's Einfall in die Welt. Sie hatte es wie viele Eltern, ſie betrachtete die Kräfte, welche ſie genährt und erzogen, als ihr Eigenthum, über welches ſie allein verfügen, allein es nutzen konnte. Wenn Kurt fortging, wie ſollte ſie es machen können? Mit ihm entwich aus dem Hauſe die rüſtige Kraft, was ſollte ſie beginnen allein mit dem alten Jürgen? Der ſchaffte ihr kaum genug Nahrung; geſchweige, daß er ihr Beiträge lieferte für ihre Truhen, wie ſie ſich deren von Kurt zu erfreuen gehabt. Früher, als Kurt's Fahrt bloß ſo ein Gedanke, oder, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, eine Idee war, fand ſie dieſelbe beides prächtig und zeitmäßig; jetzt, da ſie in Wirklichkeit treten, verkörpert werden, ihre Selbſtſucht Opfer bringen ſollte, empörte ſich der kurze Sinn, welcher gerne beim Alten wohnt, welcher alle Tage das Gewohnte haben will. Da ſchrie ſie, als ob man ſie am Meſſer hätte. Es ging halt nicht anders, als es oft geht, daß, was von Weitem prächtig, iſt in der Nähe häßlich, daß herrliche Ideen und Theorien in der Ausführung abſcheulich werden oder auch wiederum nur abſcheulich ſcheinen. So belferte Grimhilde gar bitterlich, und doch war nicht dieſes Belfern der Hauptgrund der Verlegenheit der beiden Andern. Man war deſſen gewohnt, Jürg ſagte, ſie hätte es immer ſo gemacht und doch Niemanden jemals Plätzen damit abgeſprengt. Aber es ging ihnen, wie der Grimhilde, ſie erfuhren, daß einen Gedanken faſſen und denſelben ausführen zwei ganz verſchiedene Dinge ſind. Wohin ſollte Kurt reiten und zu wem? Sie fühlten jetzt, was eine Menge Eltern nicht denken, ſondern erſt fühlen, wenn ſie ihre Kinder in die Welt ſchicken wollen, den Mangel an ehrbarer gewichtiger Bekanntſchaft nämlich. Commode wäre es geweſen, wenn er ſo geradezu auf einen Edelſitz hätte reiten und ſagen können: bon jour mit einander! ich bin der Kurt von Koppigen, Vater und Mutter laſſen grüßen und ſagen, es wäre ihnen anſtändig, wenn ihr mich eine Weile behieltet und mir in der Welt forthülfet; ich bin ein tüchtig Stück Menſch, gereuen wird es euch nicht. Aber das konnte leider Kurt nicht, ſeine Name war keine Empfehlung, ſein Vater geſtorben, ſeine Mutter aller Bekanntſchaft abgeſtorben, weil eben Alle dieſen Namen lieber gar nicht mehr hörten. Sie konnten alſo keinen Hafen ins Auge faſſen, in welchem Kurt zu landen hätte, ſie hatten bloß die Wahl zwiſchen den vier Weltgegenden; die ſind weit; aber eben das war's, was ſie in Verlegenheit ſetzte. Damals war es eine ſchöne Zeit für junge und alte Freibolde oder Freiſchärler, wie man ſie jetzt nennen würde, für Leute, welche im Recht des Stärkeren ihr Heil ſuchten und ein Leben auf Koſten Anderer.

Einſt war kein König in Iſrael, Jeder that, was ihm wohlgefiel, ſo ſteht's geſchrieben; ungefähr ſo war es damals in Deutſchland. Kein Kaiſer war da, welcher Ordnung hielt; Jeder lebte, ſo lange es ging, auf eigene Fauſt.

Kaiſer Friedrich war ein hochgeſinnter Mann und gewaltiger Held geweſen, aber über ſeiner Zeit und ſeinen Kräften lag, was er wollte. Den Papſt wollte er unter dem Kaiſer, die Kirche unter dem Reiche haben, wollte über alle Fürſtenkronen die kaiſerliche ſetzen und in des Kaiſers Hand die Kräfte ſämmtlicher Fürſten Deutſchlands vereinigen. Mit Kühnheit und Kraft rang er nach dieſem Ziele. Aber wie ein edles Pferd durch Weſpen und Horniſſen zu Tode gehetzt werden kann, ſo kann der größte Held kleineren Feinden erliegen, wenn ſie ihn unabläſſig hetzen, nimmer zur Ruhe kommen laſſen. Für ſolche Feinde ſorgten die Päpſte, wandelten ſogar in ſolche des Kaiſers Söhne um, brannten in Deutſchland das Feuer des

Aufruhrs an, wenn der Kaiſer in Italien war; eilte derſelbe nach Deutſchland, ſo ſtand alsbald Italien in Flammen. Nach dem Höchſten ſtrebte Friedrich, und erreichte Weniges, kaum einen ruhigen Tod, kaum ein geweihtes Grab. Nach ſeinem Tode ging es wild und frei zu in Deutſchland, d. h. es ging drunter und drüber, überall Streit und Fehde, Keiner mächtig genug, die losgelaſſenen Kräfte zu binden und Frieden zu machen. Wem das Schickſal wollte, wer das Fiſchen im Trüben verſtand, dem konnte leicht ein prächtiger Fang gelingen. Im Weſten dagegen war mehr Zucht und Ordnung, war ein geregeltes Leben. Die Städte übten ihre Macht, Ordnung war das Element ihres Gedeihens. In Bern's Bärenklauen zu kommen, war nicht gerathen. Freiburg ſorgte ebenfalls für Sicherheit nach ſeinen Kräften, und des Landes große Grafen mußten einigermaßen auf Ordnung halten um der Städte willen. Nach langem Bedenken calculirte daher Jürg, der Weg nach Oſten, dem freien Deutſchland zu, möchte am ſicherſten und ſchnellſten zu Geld und Ehren führen; das Land hinunter ſollte Kurt alſo reiten, ſobald vorüber war die Faſtenzeit ſammt dem Oſterfeſte. Nicht daß ſie ſich um die Faſten kümmerten, ſie aßen das ganze Jahr durch, was ſie hatten, und zwar ohne Dispens, ebenſowenig um Oſtern. Sie bedurften keinen Erlöſer, da ſie keine andere Sünde kannten, als einen Fang ſich entgehen zu laſſen, den ſie hätten machen ſollen; da ſie geſchickte Leute waren, ſo begingen ſie dieſe Sünde ſelten, und geſchah es einmal, ſo machten ſie dieſelbe alsbald durch verdoppelte Anſtrengung wieder gut. Oſtern bezeichnete ihnen bloß den Frühlingsanfang. Schon glaubte Frau Grimhilde, der Plan ſei aufgegeben, und ärgerte ſich bitterlich über den Hengſt, der ſie gefährde und nichts nütze.

Ein ſchöner Aprilmorgen war es, als Kurt eine doppelte Portion Hafermuß, zu welchem der Hafer nicht auf ihren Feldern gewachſen war, verzehrte, ein gewaltig Stück Fleiſch verſchlang; denn er wußte nicht, wann er wieder zum Eſſen kam; Jürg ſattelte ihm den Hengſt, es war der Tag des Aufbruches. Als er gegeſſen hatte, im Nothfalle für einige Tage, kündete er der Mutter ſeine Abfahrt an. Potz blind blau, wie loderte die Frau, ſpie Feuer und Flammen und ſagte, wer Meiſter ſei im Schlößchen. Kurt der Gewaltige ſchlotterte und wäre daheim geblieben, aber Jürg war nicht auf den Kopf gefallen, er ſagte, ſein erſchlagener Herr wolle es, daß Kurt fortreite, er ſehe ihn täglich im Stalle. Wenn die Frau es verhindere, ſo müſſe ſie ſich gefaßt machen, was geſchehe, er für ſich wolle keine Schuld haben, aber wenn er was zu rathen hätte, ſo ſolle Kurt machen, daß er fort komme; Frau Grimhilde war nun nicht die, welche von ihrem Willen alsbald abſtand, welche zugab, ſie fürchte ſich vor irgend einem Mann, ſei es ein Lebendiger oder ein Todter. Indeſſen brauchte ſie nicht Gewalt, ſchlug die Thore nicht zu, ließ Kurt ungefährdet ziehen. Als ſie ihn ſo ſtolz zu Roſſe ſah, ſah, wie ſeine mächtige Geſtalt faſt das Thor füllte, da kamen plötzlich mütterliche Gefühle über ſie, wenn er nicht wiederkommen würde, dachte ſie, und heiß ſchoß es ihr in die Augen. Unglücklicherweiſe hüpfte ein alter Rabe ihr um die Füße, der ward zum Sündenbock, erhielt einen Fußtritt, der ihn lähmte; denn wenn eine Grimhilde weich wird, ſo folgt alsbald der Zorn, und herhalten muß, wer zuerſt in Schußweite kommt.

Als hoch zu Roß der große Kurt durchs enge Thörchen ritt, ſchwellte Stolz ſeine breite Bruſt, ſtolz ſah Jürg ihm nach, ſtolz faſt wie ein Schneider, wenn er an einem Löwen des Tages die Arbeit ſeiner Hände bewundert. Was werden ſie draußen dazu ſagen, wie wird die Welt ſich wundern und nach dem Meiſter fragen! Accurat das Gleiche dachte auch Jürg. Verwundert ſchauten die Bewohner der verfallenen Hütten ihrem aufgeputzten Junker nach, wie wilde Katzen ſchlüpften nackte Kinder durch die Gebüſche, um zu erkundigen, was das zu bedeuten hätte und wohin er wolle. Bei Kurt blieb der Stolz nicht lange das vorherrſchende Gefühl. Sicher und wohlgemuth ſchritt er über die Erde, ſtrich durch die Wälder, dürftig bedeckt, die Keule auf der Achſel, Bogen und Speer in der Hand. Aber unheimlich ward es ihm auf dem alten Kloſterhengſt, die Lanze am Bügel, und unwohl in der ſteifen, ſtarren eiſernen Rüſtung Wild und ſcheu ritt er langſam und mühſam das Land hinab und ſtudirte im Schweiße ſeines Angeſichts an der Löſung der Frage: was um ſein Glück in der Welt zu machen zweckdienlicher ſei, den Erſten, welcher ihm begegne, zu ſpießen, oder demüthig ihn um Dienſt zu bitten. Anfänger ſind oft pedantiſch und handeln gern nach vorgefaßten Grundſätzen, alſo entweder oder: entweder ſpießen oder entweder bitten. Erfahrene ziehen Umſtände und Gelegenheit zu Rathe. Das Auftreten in der großen Welt hat immer ſeine Schwierigkeiten, wie keck ſich Einer auch geberden mag in gewohnter engerer Umgebung. Gegenwärtig weiß man jungen Leuten die Sache ungemein zu erleichtern, man ſchickt ſie ein Jahr ins Welſchland, oder thut ſie ein halbes Jahr in eine Schreibſtube, muntert ſie zu einem Schnauz auf und giebt ihnen einen Hakenſtock in die Hand, Stiefel an die Füße, dann kommt die Keckheit von ſelbſt und im Ueberfluß, wie Schilf im Sumpfe. Das Land von Koppigen bis Seeberg war ihm ſo bekannt wie das Koppiger Schlößchen. Wenn er es früher durchſtreiſte, erwartete er nichts Beſonderes als einen fetten Rehbock oder gar einen Hirſch, aber jetzt, hoch zu Roß, abenteuerlich aufgeputzt, erwartete er auch abſonderliche Abenteuer, etwas ganz Neues. Mit der größten Spannung rückte er Schritt vor Schritt vor, in weiter Ferne glaubte er die ſeltſamſten Töne zu hören, Töne, wie ſie noch kein Menſch gehört, in der Nähe aber war Alles accurat wie ſonſt, Wald und Wild und Waſſer und ſonſt nichts.

Endlich erblickte er durch Buchen die Burg von Seeberg, wo ein armer Junker hauſ'te mit einer halbwilden Familie. Er ſtellte die Lanze hoch, riß am Hengſt herum, machte ſich gewaltig im Sattel, hoffte von oben her angeblaſen und eingeladen zu werden als unbekannter Ritter und ſich dann zu zeigen als der ihnen wohlbekannte wilde Koppiger Junker. Aber ſtill blieb es oben, wahrſcheinlich war der Junker weder neugierig noch hatte er überflüſſigen Proviant, vielleicht auch hatte ſein Weib Kopfweh oder Zahnweh oder war ſonſt nicht in gaſtlicher Stimmung. Er mußte fürbaß und war ärgerlich. Als er bald darauf das Schlößlein des Edelknechts von Oenz ſah, dachte er an Jürgens väterlichen Rath, nicht blöde zu ſein, ſondern kühn zu klopfen ans erſte beſte Thor, ehe der Hunger ihm über den Kopf wachſe. Deſſen hatte es zwar noch keine Gefahr, ſo weit von heim war er nicht, aber wußte er, was zwiſchen hier und dem nächſten Thore ihm begegnen konnte und wann er wieder zum Eſſen kam? Der Hengſt mußte ähnliche Gedanken wie ſein Reiter haben, er hob höher ſeine alten Beine, ſtieß ein fröhliches Gewieher aus, was dem Junker das Hornen vor verſchloſſenem Thore erſparte, denn als er zu ſelbigem kam, war es offen, im Hofe der Burgherr bereit zu freundlichem Empfang. Der Edelknecht von Oenz gehörte freilich zum niedrigſten Adel, aber er hatte Etwas, welches ſchon damals nicht unangenehm war, er hatte bedeutende Güter und drei ſchöne Töchter.

Er war ein munterer luſtiger Mann, früher ein wackerer Haudegen, jetzt ein tapferer Trinker. Er brauchte die Sorgen ſich nicht über das Haupt wachſen zu laſſen, hatte Freude, wenn Jemand kam und mit ihm trank; kam Niemand, ſo trank er alleine oder ſuchte wackere Zecher auf, gleichviel, fand er ſie in Burgen oder Klöſtern. Von Kurt hatte er Allerlei munkeln gehört, denn wenn ſchon nicht Alles an die Sonne kommt, ſo geſchieht doch wenig unter der Sonne, von dem man nicht Wind hat. Als er nun auch Kurt's Schild, das Koppiger Zeichen, erkannte, wußte er, wen er vor ſich hatte, und als er ihn ſo ſeltſam ausſtaffirt auf ſeinem ſteifen Hengſte ſah und in Verlegenheit, wie und auf welcher Seite er herunter ſollte, da lachte er gar herzlich. Kurt wußte nicht, wie er es nehmen ſolle, und ob etwa der Fall eingetreten ſei, nach dem Spieß zu greifen und mit dem Spießen den Anfang zu machen. Kurt war ein gewaltiger Bengel und hübſcher als häßlich, wenn er geſäubert geweſen und angezogen wie bräuchlich. Aber ſtruppicht ſah er aus dem alten Zeug heraus, wußte nicht, was mit ſeinen Gliedern machen, er glich eher einem jungen Waldthier, als einem ehrbaren Menſchen. Der alte Herr ließ Kurt nicht zur Lanze kommen, ſondern ihm vom Pferde helfen, und führte ihn freundlich zur Halle. Eine Halle von damals war bekanntlich kein Salon von heute, indeſſen ſah die von Oenz doch anders aus als die von Koppigen.

Alles was Kurt darin ſah, kam ihm überſchwänglich üppig und reich vor. Wein wie hier hatte er noch keinen getrunken, von wegen der Herr von Oenz pflanzte ihn nicht ſelbſt an der erſten beſten Halde, ſondern ließ ihn ſich kommen vom Rheine her, vom Leman her, kurz allenthalben her, wo er was Gutes wußte und die Wege fahrbar waren. In den Speiſen war mehr Gewürz, als Frau Grimhilde in einem Jahre verbrauchte; die drei Töchter dagegen waren Mädchen accurat wie man ſie noch friſch im Gebirge und im Lande findet; dieweil wohl alle Moden wechſeln, Mieder bald kurz, bald lang, die größten Narrheiten bald hinten, bald vorn geſehen werden, die menſchliche Natur dagegen die gleiche bleibt trotz allen Conſtitutionen und Schulmeiſtern. Kurt gefiel ihnen und doch ſaß ihnen der Spott in allen Zügen, ſie ſchoſſen ſich Blicke, ſie kicherten, ſie lachten ihn aus faſt offenbar, kurz ſie trieben es, wie noch heutzutage junge Mädchen es treiben, welche durch keine ernſte Zucht in Schranken gehalten werden. Zu einer ſolchen nun war der gute Herr nicht geſchickt, die Mutter ihnen frühe geſtorben, ſie hatte mit ihrem Mann treuherzig gezecht, bis ſie die Zeche mit dem Leben bezahlen mußte.

Kurt mußte Bericht geben, ſo gut er konnte, denn das Kichern von Mädchen iſt einem jungen Redner nicht förderlich, von der Urſache ſeiner Erſcheinung und ſeinem Vorhaben. Der alte Herr ſchüttelte bei ſeiner beſſeren Erfahrung den Kopf und ſagte: Du guter Junge meinſt, das Glück ſei gleich einer Wildſau, du braucheſt nichts als mit dem Speer zu werfen, ſo ſtecke es daran. Er bot ihm an, einige Zeit bei ihm zu bleiben, unterdeſſen wolle er ihm einen tüchtigen Waffenmeiſter ſuchen, der ihn zurüſte zu einem tüchtigen Kämpfer.

Der junge Herr nahm begreiflich ſolche Reden ſchief, das Kichern der Mädchen noch ſchiefer; der ſchöne Wein, den er trank, als wäre er Schattenſeite an der Glarner Seite gewachſen, da, wo Schiefern und Schabzieger geboren werden, machte ihn am allerſchiefſten, denn er machte eine Poſtur wie ein Schiff, welches nur auf Eine Seite geladen hat, und dazu brauſte ihm ein Muth durch die Adern, daß er mit ſeiner Lanze auf den Rieſen Goliath losgefahren wäre. Er war alſo nicht zu halten, ſondern preſſirte fort und dachte bei ſich, wenn er 'mal zurückkehre als vornehmer Ritter, ſo wolle er es den Mädchen eintreiben, daß ſie ſeiner gedenken ſollten. Er hatte alſo bereits zwei Mädchenrudel auf dem Kerbholz zur einſtigen Abrechnung. So ging es ſicher ſchon manchem jungen ungeleckten Junker, und ſicher mancher kriegte mehr als ein Dutzend auf das Kerbholz, ehe er ſtandesgemäß geleckt war. Der Junker von Oenz hinterſinnete ſich deßwegen nicht, er war nicht von denen Einer, welche meinen, ſie müßten Alles erzwingen, ſondern von denen Einer, welche ſich gleichmüthig drein ſchicken, wenn Andere was erzwingen. Er dachte bloß, er hätte Urſache Gott zu danken, daß er nicht des Junkers Naſe ſei, die werde was zu leiden haben in der Welt draußen, und wenn er ſie 'mal halb heimbringe, ſo habe er von großem Glück zu ſagen. Das ſetzte aber noch was ab, ehe Kurt, der Schiefe, auf ſeinem Hengſte ſaß und denſelben zum Thore hinaus hatte. Dem Hengſt hatte es hier gefallen; wahrſcheinlich meinte er, für ſeine alten Beine ſei die Tagereiſe hinlänglich groß geweſen, er drehte ſich immer wieder dem Stalle zu, ſtatt dem Thore, und lautes Lachen vom Thurme her begleitete jedesmal des Hengſtes ſinniges Streben. Kurt ward immer zorniger, der Hengſt immer eigenſinniger; der Ausgang des Kampfes wäre bei Kurt's Ungeübtheit nicht zweifelhaft geweſen, aber der alte Herr fühlte Erbarmen, Knechte bugſirten Roß und Reiter zum Thore hinaus und machten es zu. Da begriff endlich der Hengſt, woran er war, und zottelte mißmuthig weiter St. Urban zu, welches der Herr von Oenz ihm zur Nachtherberge angerathen hatte. St. Urban war ein junges Kloſter, aber bereits ein reiches; reich war es begabt worden, lag in der korn-, wild- und fiſchreichſten Gegend der Schweiz, noch jetzt wachſen um daſſelbe herum die ſchönſten Edelkrebſe von der Welt.

Das Kloſter war zwei gute Stunden von Oenz, der Weg führte durch Wald und Sumpf, hie und da glitzerte ein kleiner See durch das junge Laub. Der Herr von Oenz war der Mönche guter Freund, jagte und tafelte oft mit ihnen und nicht zu ihrem Schaden, er hatte eine offene Hand, war kein Schmarotzer und gehörte nicht zu den Strauchdieben, welche das Brandſchatzen von Wittwen, Waiſen, Klöſtern für eine Ehre halten und davon leben. Faſt hätte Kurt dieſen Nachmittag ein Abenteuer erlebt: eine wilde Jagd ſtob an ihm vorüber mit Hollah und Huſſaiah; wahrſcheinlich war es der Herr von Aarwangen mit ſeinen Geſellen. Die letzten im Zuge, Stallbuben vermuthlich, ſpotteten im Vorbeifliegen des unbehülflichen, ſchwerfälligen Reiters, waren aber längſt entſchwunden, als Kurt die Lanze eingelegt, den Hengſt in mühſeligen Trab geſetzt hatte, überflüſſige Bewegung ſchien derſelbe nicht zu lieben; um ſo mehr wunderte ſich Kurt, als er bald darauf den Kopf aufwarf, die Naſe hoch in die Lüfte hielt, in fröhliches Gewieher ausbrach und einen ſtattlichen Galopp anſchlug. Der alte Burſche hatte das Kloſter gewittert und geberdete ſich faſt wie ein Hund, welcher in ferner Haft gehalten, ſich losgeriſſen hat und die Nähe ſeines Herrn wittert. Die Mönche empfingen Kurt gaſtlich, warteten gut ihm auf mit Speiſe, Trank und Rath; ſie riethen ihm, gen Zürich ſich zu wenden, die Stadt liege mit ihren Nachbarn in beſtändiger Fehde, auf beiden Seiten ſei Hülfe willkommen, Sold und Beute reich. Die guten Ausſichten machten Kurt früh munter, hellgemuth und wohlgenährt wollte er zu Pferde weiter. Der Hengſt aber war anderer Meinung, wollte nicht vom Flecke, that wie wüthend mit Bocken, Beißen, Schlagen; er zeigte viel Geſinnung, weder mit Liebe noch mit Gewalt brachte man ihm eine andere Meinung bei, er hatte ſeinen Beruf erkannt, er begriff, wo er hin gehöre, da wollte er bleiben lebendig oder todt. Voll Zorn und ohne Rath ſtand Kurt da; die Knechte lachten, ſie riethen auf den wahren Grund und hatten ihre Freude dran. Die Mönche waren gute und verſtändige Menſchen, ſie begriffen, daß Kurt nicht den gleichen Beruf zum Kloſter hatte wie der Hengſt, und es denn doch ein grober Zwang geweſen wäre, wenn man ihm denſelben aufgedrungen hätte; ſie ſchenkten ihm einen tüchtigen Klepper, damit er in die Welt hinaus ſeinem Berufe nachreiten könne. Der Klepper paßte auch beſſer zu Kurt als der ſteife Hengſt; er war Stall und Kloſter ſatt, trug raſch und gern den Junker ins Freie, und der Junker fand ſich alle Tage beſſer im Sattel zurecht, fand aber keine Abenteuer und leer den Weg. Hie und da ſtießen ihm Geſtalten auf, welche ihm verdächtige Blicke zuwarfen oder ſcheu huſchten über den Weg; er begriff gleich, was ſie trieben, ihn gelüſtete oft vom Klepper zu ſpringen und mit ihnen zu laufen. Das war doch ganz ein ander Leben im grünen Walde, auf keinen Weg beſchränkt, durch kein Geſetz gebunden, ein freies Leben zu führen, als ſo umher zu traben, hie und da vor einer Burg zu harren, lange umſonſt, bis endlich ein graues Geſicht den Beſcheid brachte, der Ritter ſei nicht zu

Hauſe und in ſeiner Abweſenheit öffne ſich die Burg nicht, ſo am Hungertuche nagen oder vorlieb nehmen zu müſſen, was Landleute aus gutem Willen gaben, ungefähr wie heutzutage die gemeinſten Bettler. So ritt er mehrere Tage am gleichen Stück, welches man jetzt in einem Tage durchreiten kann. Damals waren noch keine obrigkeitlichen Wegknechte und keine obrigkeitlichen Ingenieure, von denen die Letztern immer für neue Straßen ſorgen, die Erſtern zuweilen für die alten, und wenn man auch politiſche Parteien hatte, ſo war es doch noch keiner in Sinn gekommen, die Vaterlandsliebe in der Straßenliebe zu verkörpern und im Glanze derſelben in aller Stille ſich zu mäſten. So war Kurt gezogen, bis an einem heißen Mittage er in einer Herberge hörte, ſelben Abend noch werde er zu Zürich am Thore ſein, ohne daß er ſcharf zu reiten brauche. Das machte ihm denn doch bange; ſeit er in der Welt war, fühlte er, daß das Präſentiren eben nicht ſeine ſtarke Seite ſei; er ſann vor der Herberge, wo er über Mittag eingeritten, ernſtlich über die Rede nach, welche er zu Zürich am Thore halten wolle, denn er hatte gehört, ſein Glück dort hänge hauptſächlich von ſeiner Rede ab. Reden ſei dort die gangbarſte Münze.

Ungewohnte Arbeit macht durſtig; der Krug mit Züricher Rebenſaft wurde Kurt mehr als einmal gefüllt, über dem letzten ſchlief er ein; wahrſcheinlich in der Hoffnung, da er die rechte Rede nicht erſinnen konnte, eine zu träumen, eine Kunſt, welche wirklich im Stande wäre, manchem Rednertalent beträchtlich auf die Beine zu helfen. Er träumte wirklich, aber leider keine Rede, er hatte aber auch keine nöthig; er träumte von einem großen ſchwarzen Eber, er ſah ihn durch die Büſche brechen, er ſtreckte ihm den Speer entgegen, der Speer glitt ab, Kurt glitt aus, mit ſeinen Hauern hieb der Eber Kurt in die Seite; er fuhr auf und vor ihm hielt auf hohem Roſſe ein ſtolzer Ritter, der ihn mit der Lanze etwas unſanft geweckt hatte. Kurt verſtand ſonſt nicht Spaß und hätte ein ſolch Wecken ſich gern verbeten, aber er war zu verblüfft dazu und gab knurrigen Beſcheid auf die geſtellten Fragen. Als der Ritter vernommen, wer der große Burſche ſei, und was er da wolle, was Kurt auch ohne Rückhalt ſagte, lud der Ritter ihn ein, mit ihm zu reiten, wo er ein beſſeres Leben und reichere Beute fände, denn er ſei der Freiherr von Regenſperg. Gerade der war Zürich's mächtigſter und kühnſter Feind.

Solchen Reichthum und prächtigen Haushalt hatte Kurt nie geſehen, wie er ihn in Regenſperg fand. Da war des Herrn von Oenz Wohnſitz Bettlerwerk dagegen, ein ſolch bewegtes Leben hatte er ſich kaum geträumt: Jagden, Fehden, Beſuche wechſelten jeden Tag, und wenn irgendwie eine ruhige Beſchäftigung vorgenommen wurde, ſo war es eine in der Halle hinter dem Humpen, wobei es oft laut genug herging. So luſtig und wild bewegt hier das Leben war, hatte Kurt doch ein böſes Sein. Mehr in der Wildniß als unter Menſchen hatte er gelebt, war wild und ſcheu oder mißtrauiſch wie ein Gemsbock aus den Walliſer Bergen. Solche Gemsböcke wiſſen ihre Hörner zu brauchen; wehe dem Jäger, der ſie reizt, nicht tödtet, ihnen nicht ausweichen kann. Der Freiherr hatte Kurt's Tüchtigkeit theilweiſe erkannt und bald ganz erprobt; wie ſelten Einer, verband er Kraft und Schlauheit, in ſeinem Bereiche nämlich: er konnte durch den Wald huſchen faſt wie ein Indianer, aber auch einrennen wie ein Urochſe. Er brauchte ihn oft als Kundſchafter, hatte ihn gerne in ſeinem Begleit. Das wäre ſchön geweſen, aber es dünkte Kurt doch, dabei komme er zu Nichts, oder vielleicht erſt, wenn er graue Haare hätte. Die Ungeduld unſerer Jungen, welche ihren Dienſt gerne als Feldherren anfangen, oder wenigſtens als Brigadiers, war auch beim Junker von Koppigen, kam eben aus Mangel an Bildung. Daneben lebte er wie Hund und Katze mit dem jüngeren Theile der Dienerſchaft des Freiherrn; um die Gunſt des Herrn beneideten ſie ihn, und weil er Necken nicht vertrug, neckten ſie ihn beſtändig, wie es üblich und bräuchlich iſt bis Dato. Es iſt, als ob die Welt den Teufel im Leibe habe, was wahrſcheinlich auch ſein wird: was Einer nicht mag, das muß er haben, wenn Einer nicht kann Pfeifen hören, ſo wird ihm gepfiffen, und wenn Einer nicht Spaß verſteht, ſo wird ihm deſſen deſto mehr aufgetiſcht. Nun war es freilich nicht ungefährlich, mit Kurt zu ſehr zu ſpielen; er hatte Tatzen wie ein junger Löwe, und ſchlug alsbald drein wie ein junger Löwe. Aber bald wußte man ſich zu ſichern, ließ ſich nicht in ſeine Nähe, bald hetzte man die Gefolge von Gäſten an ihn, welche dann mit ihm ſich luſtig machten; bald ſchlug ihm ein Alter auf die Tatzen, wenn er die Krallen zu tief einſchlagen wollte. So kam er faſt immer zu kurz, wie man zu ſagen pflegt, und gewann nichts als Zorn und Beulen. Bis einer ſich eingefügt hat in der Welt, koſtet es ihn viel und gewinnen thut er nichts, und Mancher wird ſein Lebtag nie eingefügt. Lehrgeld muß bezahlt werden in der Welt, ſo lange die Welt beſteht, und wenn auch alle Zölle aufgehoben werden; Lehrgeld entweder beim Antritt der Lehrzeit, oder nach Verlauf derſelben; je früher man es zahlt, deſto wohlfeiler kommt man weg.

Wäre dieſes nicht geweſen, ſo hätte es Kurt vielleicht doch nach und nach zu Regenſperg gefallen. Das war ein prächtig Leben mit Jagen und Reiten, Eſſen und Trinken und kämpfen nach Belieben; da erſt lernte Kurt feſt ſitzen auf dem Roß und jegliche Kampfesweiſe mit jeglicher Waffe. Raſch ward er bei ſeiner großen Kraft und mitgebrachten Behendigkeit einer der Beſten im Waffenſpiel, aber dadurch nicht beſſerer Laune, und ſeine Verträglichkeit nahm nicht zu. Eines Tages hatte der Freiherr ihn mit noch Einem ausgeſandt, ſich auf die Lauer zu legen und einen Zug der

Züricher auszukundſchaften. Hans von Melligen hieß der Andere, war Kurt's Nebenbuhler in Allem bis ans Verhältniß zu den Andern. Hans war beliebt, hatte Einfluß, von ihm aus gingen die meiſten Neckereien, welche Kurt erdulden mußte. Kurt haßte ihn daher bitterlich, konnte ihm aber wenig anhaben, da Hans neben der eigenen Waffenfertigkeit noch im Schutze der Andern ſtand. Keiner von Beiden kam nach Regenſperg zurück; man glaubte ſie aufgefangen von den Zürichern, ſpäter fand man Hans erſchlagen, Kurt blieb verſchwunden, was aus ihm geworden, vernahm man in Regenſperg nimmer. Hans hatte Kurt geneckt mit ſpöttiſchen Worten; Kurt, im Wortgefecht unbehülflich, hatte mit dem Schwerte geantwortet und Hans erſchlagen. Begreiflich konnte Kurt nicht nach Regenſperg zurück, ſondern ritt wild und zornig ins Weite, traf auf einen Reiter, warf dieſen ohne Complimente über den Haufen. Dieſer, welchem Aehnliches ſchon öfter begegnet ſein und der in der Welt ſo viel erfahren haben mochte, daß er blutigen Streit lieber vermied als ſuchte, verſuchte keinen Widerſtand, gab auch nicht zornige Worte, ſondern ſetzte ſich an des Weges Rand, lud Kurt ein, ſich neben ihn ins Gras zu ſetzen und Beſcheid zu thun aus einer großen Flaſche, welche er am Sattel hängen hatte. Der Reiter, welcher ſeinen Fall ſo kaltblütig nahm, hatte ein altes verwittertes Geſicht, in welchem trotz ſeiner Wildheit ein Zug von Gutmüthigkeit nicht zu verkennen war. Er gehörte zu den Geſellen, welche ihr Leben lang einem guten Schicke nachziehen und ihn nie machen, weil ſie jedem Genuſſe ſich hingeben; ſie ſind Knechte des Augenblicks, werden daher nie Herren ihres Lebens, erreichen nie das vorgeſetzte Ziel. Er hatte in der halben Welt herumgefochten, aber nichts davongebracht als Wunden und manchmal eine volle Flaſche, aus welcher er ſoeben Kurt zutrank. Kurt hatte anfangs gute Luſt, ihm dieſe Gaſtlichkeit mit einem guten Lanzenſtoß zu vergelten, weil er in ſeinem mißtrauiſchen Weſen dieſen heitern Gleichmuth für Spott hielt, that aber endlich doch Beſcheid, ſetzte ſich neben den Alten, aber mit lockerm Dolche, er hoffte Rath zu finden, den er eben nicht hatte.

Die Flaſche war noch nicht zu Ende, als Kurt bereits Vertrauen gefaßt, dem Alten erzählt hatte, wo er geweſen, was er gethan, und wie er jetzt nicht wiſſe, wo aus? Der Alte war auf den Herrendienſt, wo man ſein Blut vergieße, während die Herren die Beute machen, nicht gut zu ſprechen; er ſuchte begreiflich die Urſache ſeiner Lage und ſeiner Unzufriedenheit, wie andere Gelehrte auch, nicht bei ſich, ſondern anderswo und bei Andern. Er hatte den Glauben gefaßt, ſelbſtſtändig komme er am weiteſten, aber ein tüchtiger Gehülfe hätte ihm gefehlt, das Glück hatte ihm einen zugeführt. Als er Kurt vorſchlug, ſelbſt die Herren zu ſpielen und Krieg zu führen auf eigene Fauſt, fand er bei demſelben Anklang und Beifall.

Kurt war das Beugen unter einen Herrn, die Feſſel eines fremden Willens, äußerſt peinlich geweſen; ſeine alte Freiheit kam ihm vor, wie Adam und Eva das Paradies vorgekommen ſein mag, wenn ſie auf dem verfluchten Acker ſchwitzten. Er erzählte ſeinem Gefährten Uli von Gütſch, was er früher getrieben, wie er gewandt ſei im Handwerk und viel erbeutet, obgleich er es nur ganz gemein und zu Fuße getrieben; jetzt, wie ſie es treiben wollten, auf ritterliche Art ſo gleichſam, werde die Beute noch viel reicher ſein, meinte Kurt. Uli von Gütſch ſchüttelte den Kopf und war nicht ſo hoffnungsvoll. Allweg ſei es das Beſte, was ſie vornehmen könnten, aber ganz richtig ſei das Ding nicht und viel gefährlicher, als ganz gemeine Räuberei, meinte er. Die adeligen Herren, ſagte er, hätten es mit dem Wegelagern wie mit der Jagd: beide ſeien erlaubt, aber in ihrem Revier ihnen allein und niemanden Anderm, und wenn ſie in ihrem Revier über Jagd oder Raub ergriffen, den hingen ſie an den erſten Baum oder ſchmiedeten ihn feſt auf einen Hirſch. Man müſſe klug und vorſichtig ſein, ſagte er, und nie verzweifeln, auch wenn man die Schlinge ſchon am Halſe habe, er rede aus Erfahrung; gehe aber endlich einmal die Schlinge zu im Ernſte, ſo geſchehe, was doch einmal geſchehen müſſe, ob endlich einen Tag früher oder einen Tag ſpäter. Man ſieht, Uli von Gütſch hatte viel Geſinnung, und nicht blos viel, ſondern auch die wahre für dieſes Handwerk. Uli von Gütſch hatte aber nicht bloß viel Geſinnung, ſondern auch viele Kenntniſſe; die ſind allezeit was werth, wenn man ſie recht zu gebrauchen weiß. Uli von Gütſch kannte nämlich Stege und Wege weit um in der Runde, kannte Schluchten und Höhlen, kannte die Zeichen der meiſten Herren, hatte nicht unbedeutende Bekanntſchaften unter dem niedrigſten Volke. Im Gebiete der Reuß, von Luzern weg bis ſie in die Aare läuft, oder weiter hinauf der Wigger zu, trieben ſie ihr Handwerk, doch immer ſo, daß ſie es an Fremden ausübten, oder, wenn an Einheimiſchen, doch an Herrſchaften, denen ſie ſich überlegen glaubten; des niedern Volkes ſchonten ſie ſorgfältig, ja ſie brachten manch Stück Geld in arme Hütten, theilten mit Hungrigen gute Biſſen, daher wandte ſich ihnen die Theilnahme zu und die Luſt, welche immer im Niedrigen entſteht, wenn der Höhere gefährdet wird. Dagegen ſuchten ſie verdächtig zu machen die Herren und trieben ihre Streiche bald in des Einen, bald in des Andern Namen. Nun iſt wohl nichts unangenehmer, als wenn man von ſolchen Stücklein nichts haben ſoll als den böſen Namen; wer nicht muß, läßt ſolches ſich nicht in Frieden gefallen. Anfänglich jedoch griff jeder der Herren nach dem Unrechten, den Herren wurden die Haare zuſammengeknüpft; dieſe wußten, wie viel Jedem zu trauen war, darum nahm Einer den Andern in Verdacht, lauerte ihm auf und trieb es ihm ein. Indeſſen verſtändigten ſie ſich ſchneller, als es Kurt und Uli lieb war. Der

Letztere meinte, erfahren in der Welt, ſie ſollten ſich einen Patron auf der Welt gewinnen, wie Fromme nach einem ſolchen in dem Himmel trachteten. Das ſei eine leichte Sache, meinte er, er wüßte Keinen, der gegen einen Theil der Beute ſie in ſeinem Gebiete nicht ſicher ließe, wenn ſie ihm Namen und Gebiet ruhig ließen. Aber Kurt wollte das nicht, er wollte frei ſein und thun, was ihm beliebte; ſelb war von je ein gefährlich Handwerk; länger als üblich konnten ſie es treiben, weil ſie in den Hütten natürliche Verbündete hatten. Das machte ſie ſicher, ſie verließen den Schauplatz ihrer Thaten nicht, wie Klugheit ſonſt gerathen hätte. In dieſer Gegend hatte der Freiherr von Eſchenbach große Güter, war ein großer Herr und ſelten daheim, wie heutzutage auch die kleinen Herren zu thun pflegen; er lebte hier und dort bei großen Herren, deren Freund und Rath er war. Der weilte unerwartet einige Zeit im Aargau, vernahm, was auch unter ſeinem Wappen getrieben worden, und bot nun große Jagd, wie man hie und da auf Wölfe und Wildſchweine anſtellt, auf in aller Stille, um die fremden Schnapphähne zu fangen. Kurt und Uli hatten eben im Gebiete des Eſchenbach einen Züricher Metzger überritten, waren mit ſeinem Gelde thalaufwärts geritten und ſaßen in armſeliger Hütte eines Freundes, harrten des Eſſens und zählten die Beute, als ein junges Mägdlein geſchlichen kam und ſagte, der Eſchenbach biete ſeine Leute auf, ſende Boten aus an ſeine Freunde, jagen wolle er auf die unbekannten Räuber, bis er ſie hätte; wiſſen wolle er, wer ſie ſeien. Sie hielten Kriegsrath, glaubten die Gegend um das Städtchen Zofingen am ſicherſten, indem man dort am wenigſten ſie ſuche. Sie hatten dort ſich nicht verſündigt, die Bürger waren handliche Leute, ſelbſt die Bürgerinnen ſehr kriegeriſch, liebten beiderſeits Speiſe und Trank, und wer ihnen irgendwie in der Sonne ſtand, lief Gefahr, um ſeinen Schatten zu kommen. Alsbald machten ſie ſich auf, zogen fürbaß und hofften, namentlich in den Klüften, Sümpfen, Wäldern, welche zwiſchen Zofingen und St. Urban lagen, ſichere Ruhe zu finden. Zu Fuße gehend, die Pferde, um ſie auf den ſchlechten Pfaden zu ſchonen, hinter ſich, waren ſie ihrem Ziele nahe gekommen, bogen bei Tagesanbruch um eine Waldecke, als plötzlich ihre Pferde hellauf wieherten und es lebendig ward im Gebüſche. Es waren die Zofinger, welche von der Jagd gehört und gerne wiſſen wollten, wie ſie gemeint ſei, was dabei herauskomme, dabei Spectakel liebten und ihren Weibern gerne was Neues erzählten. Was Neues, das wußten die Zofinger damals ſchon, iſt bei Weibern, was ein Blitzableiter bei Gewittern. Sie hatten ein Zunfteſſen gehabt, waren bei einander geweſen, daher ihr Ausbruch ſo raſch, daß ſie auf dem Anſtand lagen, faſt ehe die Jagd begonnen. Flinke Geſellen hatten den alten Uli von Gütſch niedergeworfen, ehe er aufs Pferd kam; er ward gebunden und im Triumph gegen Zofingen geſchleppt als was Neues, ſo alt er auch war. Er aber verlor ſeinen heitern Muth nicht, er hatte Geſinnung, wie er redete, ſo war es ihm auch; er hielt eben dafür, daß nicht jede Schlinge zugehe, welche man bereits am Halſe habe (wahrſcheinlich hatte er ſich lange um Luzern herum aufgehalten, wo es eben heutzutage noch ſo geht, mit der Schlinge das Ding ſo zweifelhaft iſt), und gehe ſie einmal zu, ſo werde es ſo haben ſein müſſen. Er reizte nicht, aber antwortete heiter auf die zornigen Vorwürfe, entwaffnete dadurch die Zornigen, und ehe man mit ihm in Zofingen Spectakel machte, hatten Alle, wenn er ihnen auch nicht lieb geworden, Erbarmen mit ihm, und er wurde nicht gehangen, wenigſtens in Zofingen nicht. Kurt, raſcher und hinter Hans, der den Wegweiſer machte, war im Sattel, ehe Zofinger Hände, welche nicht mehr gerne laſſen, was ſie einmal in den Fingern haben, ihn faßten, und ſtob inſtinktmäßig, ohne an Hans von Gütſch zu denken, von dannen. Es kam ihm wohl, daß er nicht auf einem alten Kloſterhengſt ſaß und reiten konnte; ſein freiherrlicher Gaul ließ die bürgerlichen Verfolger bald hinter ſich, war über Hergiswyl hinaus im Umſehen. So konnte Kurt, da kein Hufſchlag mehr hinter ihm hörbar war, das Thier wieder zu Athem kommen laſſen, während er ſelbſt ſeine Gedanken ſammelte. Uli von Gütſch hatte ihm oft erzählt von ſeinem beſten Freunde, der ein Mordkerl geweſen, und jetzt Einſiedler oder

Waldbruder ſei. Lahm gehauen, habe er den blöden Leib mit einer frommen Kutte bedeckt; lebe jetzt von ſeiner Schlauheit und der Menſchen Dummheit, wie früher von ſeiner Kraft und Anderer Schwäche. Er hatte ihm oft erzählt, welche luſtige Tage er bei dem Waldbruder verlebt habe in deſſen düſterer Hütte, welche in der Nähe von Williſau lag; wie derſelbe Schabernack getrieben mit den Menſchen, ihren Aberglauben ausgebeutet, und gerade bei denen am meiſten, welche keinen zu haben glaubten und ſich für Weiſe hielten. Dieſen Waldbruder aufzuſuchen, beſchloß Kurt, bei ihm konnte er entweder ſich bergen oder guten Rath finden, wo Schutz und Schirm für ihn ſei.

Wer aufgewachſen iſt in Feld und Wald, findet ſich ungefragt und ungeführt leichter zurecht, als ein ſchönes, zartes Stadtkind mit einem Plane in der Hand und hundert Anweiſungen in der Taſche. Kurt ritt durch Schluchten und Thäler, fand ſich immer beſſer zurecht: ſah endlich vor ſich des Waldbruders Klauſe oder Höhle, ſie war, wie die meiſten, Beides. Vor derſelben ſaß der Einſiedler, neben ihm eine Frau; ſie legte ihm von einem mächtigen Schinken vor, er aber trank ihr zu aus einem anſehnlichen Kruge, in welchem ſchwerlich Waſſer war. Vertieft in ihre Arbeit, hörten ſie Kurt's Nahen nicht, bis Fliehen oder Verbergen unmöglich war. Die Frau merkte Kurt zuerſt. Jeſus Maria! ſchrie ſie, ſprang auf und ward kreideweiß. Der Waldbruder war nicht ſo erſchrockener Natur, Geiſtesgegenwart beſaß er ſelbſt für Leute ſeines Schlages in beträchtlichem Maaße; gelaſſen ſah er über ſeinen Krug weg, und ſein geübtes Auge erkannte alsbald des Fremdlings Natur. Frau Gertrude, ſagte er, ſeid nur ruhig und ſitzet wieder ab; euer Herr, der Pfarrer von Zell, hat euch nicht zu einem Sündenwerk ausgeſandt, darob ihr Furcht haben müſſet, ſondern einen Kranken und durch langes Faſten Matten zu ſtärken. Eſſet und trinket nur ruhig, auf frommen Wegen ſeid ihr müde geworden; Stärkung bedürft auch ihr zum Heimgange. Du aber, Junge, wandte er ſich nun zu Kurt, gieb Bericht, was du willſt und wer dich geſandt! Für weſſen Seele ſoll ich beten, wen geſund machen, ein krankes Kalb oder einen lahmen Hund? — Uli von Gütſch läßt Euch grüßen, er iſt's, der mich hergewieſen hat, antwortete Kurt. Dieſe Antwort gab des Waldbruders Kaltblütigkeit einen Stoß, denn dieſe Art von Bekanntſchaften brachte er doch nicht gerne zur Kenntniß von des Pfarrers Köchin; er ſtellte das Fragen ein, hieß Kurt ſein Roß abzäumen, ſich herſetzen und Theil nehmen an ihren Stärkungen. Wahrſcheinlich rechnete der Waldbruder darauf, die Köchin werde alsbald vor dem Burſchen mit dem verwilderten Angeſichte die Flucht nehmen, allein er verrechnete ſich, er kannte die Schnapphähne beſſer als die Köchinnen; es ſchien ordentlich, als werde die Köchin breiter auf ihrem Sitze, als laſſe ſie ſich recht wohlig auseinander, ſpitzte erſt das vierzigjährige Mäulchen, that zimpferlich, machte dann Witze, neigte ſich zur Traulichkeit; kurz, that accurat wie eine heutige Köchin, welche im entſchiedenen Fortſchritte begriffen iſt. Der Waldbruder brauchte all ſeine Kunſt, die Beiden auseinander zu halten, und da ſie immer größeres Gefallen an einander zu finden ſchienen, ſuchte er die Köchin zum Ausbruch zu ſtimmen. Es laſſe ſich zu einem Wetter an, ſagte er; wer heute noch weiter wolle, dem wäre Eile zu rathen. Wenn er nach Zell wolle, ſagte die Köchin zu Kurt, ſo wolle ſie ihm den Weg zeigen. Es kam ihr wahrſcheinlich ſehr angenehm vor, mit Kurt ſpazieren zu gehen. Kurt hätte wider das Spazierengehen und die Köchin ſo weit nichts gehabt, aber den Weg nach Zell begehrte er einſtweilen nicht kennen zu lernen; derſelbe führte durch das offene Land, und von dort konnte man ſchnurſtracks auch nach Zofingen. Er nahm daher das Anerbieten der Köchin kühl auf, ſagte kurz (denn wenn er auch eingehauen war, ſo war er doch nicht gehobelt), nach Zell begehre er nicht, das Wetter fürchte er nicht; einſtweilen ſei ihm wohl da. Die Antwort machte die Köchin ebenfalls kühl. Nichts für ungut für das Anerbieten, Jeder macht's wie ihm beliebt, ſagte ſie, grüßte kalt den Waldbruder, accurat wie eine beleidigte Schönheit es thut, welche ſich hintangeſetzt glaubt und es einzutreiben gedenkt, und ging ab. Dem Waldbruder machte dieſe Mißſtimmung offenbar keinen Kummer, er ſchien der

Mittel zur Verſöhnung ſicher zu ſein; er wandte ſich raſch zu Kurt und fragte nach ſeines Freundes Beſtellung. Kurt erzählte und fragte um Rath. Dieſe Frage ſchien dem Waldbruder ungleich bedenklicher als der Köchin Stimmung; nachdem er genau gefragt, wo ſie überfallen, ob er geſehen worden und wie weit verfolgt, ſagte er endlich: Mußt weiter reiten, hier biſt du nicht ſicher; die Herren werden das Aeußerſte aufbieten, auch dich zu fangen, denn Jeder will den Verdacht von ſich abwälzen, als ſei er euer Hehler und Bundesgenoſſe. Ich hörte von euerm Treiben, glaubte, es treibe dies unter der Hand einer der Herren auf ſeine Rechnung; dachte nicht daran, daß Uli von Gütſch, der alte Fuchs, ſo was Tolles unternehme und ſämmtlichen Herrſchaften ins Handwerk pfuſche, wo ſämmtliche nichts eifriger thun werden, als es ihm legen. Ein Glück für ihn iſt, daß er in der Zofinger Hände gefallen, die treiben viel, doch nicht Straßenraub, haben alſo nicht Urſache zum Brotneid, und Uli wird ſich aus ihrer Schlinge ſchwatzen, vielleicht gar in ihren Dienſt hinein. Um ſo rachſüchtiger werden ſie dich verfolgen, vor ihrem Zorne vermag ich dich nicht zu ſchützen; vor einem Heiligen, wie ich, haben die Herren keinen Reſpect, ihr Intereſſe iſt ihr Gott; vor den Bauern wäreſt du ſicher hier, bei ihnen findet ſich der wahre Glaube noch. Und doch heile ich den Herren ihr Vieh umſonſt, bereite ihnen manchen Trank umſonſt, aber da iſt keine Dankbarkeit; wären die Bauern nicht, ich müßte verhungern. Aber eben daß die Bauern es ſo gut mit mir meinen, bringt die Pfaffen gegen mich auf, aus Brotneid predigen ſie gegen mich, daß die Wände krachen, heißen mich einen Wolf im Schafpelze, einen unſaubern Heiligen, und hetzen die Herren gegen mich. Ach Gott! wenn ſie erſt Alles wüßten, was ich kriege und wer es bringt, die würden noch ganz anders predigen; und je ärger ſie predigen, deſto mehr läuft das Volk mir zu, deſto williger bringt es mir ſeine Gaben. Aber eben deßwegen muß ich mich deſto mehr hüten, daß die Pfaffen nichts Beſtimmtes an mich bringen können und vor die Herren, bei welchen weder Glaube noch Dankbarkeit iſt; hätten ſie einmal eine ſichere Handhabe, dann gute Nacht, Waldbruder! Iß, trink, und höre, wo Sicherheit iſt für dich; reite, ſo viel du kannſt, den Bach hinauf, ſonſt an deſſen Ufern, dann da, wo er aus der Erde bricht, rechts über den Berg, ſo kommſt du in ein langes Thal, dieſes reiteſt du hinauf; zu oberſt, wo es ſich zu ſchließen ſcheint, die Berge ihre Füße zuſammenſtrecken ins Thal wie ein Rudel Mädchen ihre Füße in eine Badewanne, da ſteht ein Kirchlein und über demſelben eine ſtarke Burg; wenn du dich ſputeſt, biſt du dort, ehe die Sonne untergeht. In der Burg wohnt der beſte Ritter im Lande, ein Mann für dich, des Tages zu Roß, des Nachts, wenn Ruhe iſt und kein Streich ob Handen, ein tapferer Zecher; er hat ein gutes Herz, aber Federleſens macht er nicht.

ſondern was ihm wohlgefällt. Macht Einer ihn böſe, ſo zertritt er ihn, gelüſtet ihn was, ſo greift er zu; wer ihn ruhig läßt und nichts hat, welches ihm wohlgefällt, den läßt er auch ruhig, und wer ihm es treffen kann, oder gar Hülfe ihm leiſtet, der hat bei ihm das beſte Leben und ſonſt, was er will. Barthli von Luthernau, du haſt ſchon von ihm gehört, iſt Land ab Land auf gefürchteter als der Teufel, an ihn wagt ſich Niemand, und wo er erſcheint, da werden alle Herzen ſteif vor Angſt: die Welt hat es ihm ſchlecht gemacht, jetzt treibt er ihr es ein. Er war nicht reich, doch ſeine ſtarke Burg und reichen Vettern, welche keine Kinder hatten, berechtigten ihn luſtig zu leben, als wäre er ſchon reich und ſollte es nicht erſt werden. Er borgte von den Vettern, dachte begreiflich nicht ans Wiedergeben, das wäre ja dumm geweſen und eine unnöthige Mühe, da ja einmal Alles ſein war; er ſuchte im Gegentheil die Schuld täglich größer zu machen. Die Vettern wurden zäher, wollten Vetter Barthli nicht immer begreifen, ihre Hände nicht mehr öffnen nach ſeinem Belieben. Aber Barthli achtete ſich wenig, dachte auch, mit ſolch alten Knaben mache man nicht viel Federleſens, ritt bei ihnen ein mit vielen Leuten, ſiedelte ſich da an als wär's für die Ewigkeit, bis ſie froh waren, ihre Truhen zu öffnen und ihm zu geben, was er begehrte. Die Vettern waren griesgrämliche Leute, konnten keinen Spaß verſtehen, fingen an, den Vetter zu haſſen, ſich immer ſchlechter gegen ihn zu benehmen, gegen den leiblichen Vetter. Dieſer züchtigte ſie, wie recht und billig, immer ſchärfer ihrer ſchlechten Geſinnung wegen; da kam, ſtatt daß ſie ſich gebeſſert und den Vetter zu verſöhnen geſucht, der Teufel vollends über ſie, ſie vergabeten all ihre Habe, Land, Leute, Gülten zu Bau und Aufſchwung des Kloſters St. Urban. Das war ſchlecht, daher begreiflich Ritter Barthli gar nicht recht; er bot Himmel und Hölle auf gegen dieſe Vergabung, aber Niemand wollte ihm zu ſeinem Recht verhelfen: geſchrieben ſei geſchrieben, hieß es überall. Da hob er ſeine Fauſt auf, drohte von Luzern bis St. Urban das Land zu verheeren; aber man ſpottete ihn aus und forderte zu Allem noch die alten Schulden ein. Darüber iſt er wüthend mit Recht, will nun ſelbſt Schulden eintreiben und nehmen, was ihm gehört, wie billig, und fehdet nun das Kloſter, welches von niederträchtigen Herren, die den Barthli haſſen wegen ſeiner Mannheit, begünſtigt wird, ohne Unterlaß. In den nächſten Tagen verſucht er wieder was, wozu er tüchtige Leute braucht; du wirſt ihm willkommen ſein, ſage nur, Joſt im Tobel habe dich geſandt. — Kurt war durch ſein Handwerk mißtrauiſch, es fiel ihm auf, daß Joſt im Tobel, der erſt noch ſo bitter über die Herren geſprochen, ihn jetzt zu einem Herren ſenden wollte, er ſagte: Warum ſoll ich das Thal aufreiten, um zu einem der Herren zu kommen? ich erſpare mir Mühe, wenn ich ſie hier erwarte. — Du jagſt auf falſcher Fährte, ſagte der Waldbruder; es iſt nicht ein Herr wie der andere Herr und nicht ein Pfaff wie der andere Pfaff; wie in allen Regeln Ausnahmen ſind, ſo ſind auch in allen Ständen Solche, welche nicht auf der gleichen Saite geigen, nicht zu den Andern zu gehören ſcheinen, und um deßwillen bitterlich angefeindet werden von den Andern. So iſt der von Luthern rundum von allen Edeln gehaßt, wie alle Pfaffen rundum mich haſſen, von wegen wir leben beide auf eigene Fauſt, und was die Hauptſache iſt, wir leben beide wohl dabei, beſſer als die Andern, welche nach dem allgemeinen Brauch leben Einer wie der Andere, wie eine Gans der andern nachwatſchelt, wie die erſte vorwatſchelt. Sieh', darum ſind ich und der von Luthern Freunde, weil wir auf der gleichen Fährte jagen; Jeder macht was er kann, lebt ſo gut als möglich nach dieſer Regel und fragt den Andern nichts nach; begreifſt? Kurt begriff, hatte aber doch gegen den neuen Herrendienſt viel einzuwenden. Er ſei ihm nicht entlaufen, um ihn von vornen wieder anzufangen, ſagte er. Joſt ſetzte ihm auseinander, wie zwiſchen allen Dingen ein Unterſchied ſei; ſo ſei ein Unterſchied zwiſchen Kurt, welcher zum Freiherrn gekommen, und dem Kurt, welcher zu Barthli von Luthernau komme: der erſte Kurt ſei ein blöder Junge geweſen, der zweite Kurt ein derber Kerl mit Haar ums Maul. Der Freiherr ſei halt ein Herr geweſen mit Dienern und einem vornehmen Haushalt, Barthli ſei ein Mann, habe Geſellen und einen Haushalt, wo es ſich ein Jeder ſo bequem mache als er könne, und zwiſchen Kamerad und Knecht ſei eben ein großer Unterſchied. Als der Waldbruder glaubte, Kurt habe ſeine Vorleſung hinlänglich begriffen, trieb er Kurt fort; es ſei hohe Zeit, ſagte er; raſch müſſe er machen, daß er fortkomme, ſei er einmal über dem Berg, könne er langſam weiter. Dort treffe er ein Haus, richte er ſeinen Gruß aus, kriege er, was er begehre.

Kurt zögerte, bis es ihn ſelbſt dünkte, er wittere in der Weite Roß und Reiter. Sobald derſelbe fort war, kreuzte ſich der Waldbruder, räumte alles Verdächtige weg, zog Weiden z'weg zum Flechten und ſang ein geiſtlich Lied, d. h. eins mit geiſtlicher Weiſe, aber ſehr ungeiſtlichen Worten. Nicht lange ſaß er ſo, hörte man ſchon einzelne Hörnerſtöße, hörte zerſtreute Reiter zuſammenſprengen, dann geraden Wegs die Schlucht herauf, dem Waldbruder zuſtürmen. Der ſaß da wie der heilige Feierabend, als ob ihn die ganze Welt nichts anginge; ſang und flocht, daß es herzbrechend war und als ob er ſein Lebtag nichts Anderes gethan hätte. Die Reiter hatten offenbar nicht großen Reſpect vor ihm, der Waldbruder indeſſen den ſichern Takt, daß er ſein Verzücktſein und Redeſtehen ſo gut zu miſchen wußte, daß er Nichts verrieth, weder ſich noch Kurt, und doch jeder Gewaltthätigkeit entging. Es blieb bei Drohungen und unehrerbietigen Titeln, Beides ſtörte den Waldbruder nicht am Korben; Drohungen thaten nicht weh und auf Titel hielt er nichts, er war gar nicht ehrſüchtig. Sie ſuchten und fanden Nichts, ſie thaten wie Hunde, welche einen Haſen im Verſatz verloren, welche kein Jäger immer aufs Neue den Ring ſchlagen läßt; ſie kriegten Langeweile, ſetzten endlich ab Einer nach dem Andern, und wenn Einer anfängt, geht es nicht lange, bis der Letzte abzieht.

Unbeläſtigt ritt Kurt über den Berg bis zu dem Hauſe, welches ihm Joſt empfohlen hatte, oder dem er ſo gleichſam empfohlen worden war. Es war vor mehr als ſechshundert Jahren, als Dieſes Kurt begegnete, aber curios iſt es, er geberdete ſich damals ſchon accurat wie Dato ein ſogenannt gebildeter, vielleicht vornehmer, ſelbſt fürſtlicher Europäer, der vom Vicekönig von Aegypten, oder irgend etwelchem Machthaber, oder ſonſt irgend welcher potenzirten Perſon Empfehlungen hat in Aegypten oder Italien. Man kann leſen in ihren Reiſeberichten, wie ſie den Leuten in die Häuſer fallen, wie Heuſchrecken übers Land, die Leute aus dem Schlafe pochen und poltern wie Janitſcharen mit einem Firman des Sultans, ſich es bequem im Hauſe machen, daß die Beſitzer kaum mehr Platz darin haben, Speiſen und Getränke auf die unanſtändigſte Weiſe beſchnüffeln, ehe ſie ſolche genießen, wie verwöhnte Hunde ein Stück Brot, und dann hinterher dem erſtaunten Europa erzählen, nach was der Wein gerochen, und ob das

Fleiſch zäh geweſen oder nicht zäh. Daß es Kurt ſo machte, ſoll uns nicht wundern, er machte nicht Anſpruch, ein Gentleman zu ſein, und war nicht im Welſchland geweſen, ſondern umgekehrt im Züribiet. Er ſtellte ſein Roß an den beſten Platz im Stalle, ſetzte ſich auf die beſte Stelle am Herde und ließ ſich tractiren, und die Leute ließen es ſich gefallen und thaten das Möglichſte, accurat wie man es noch heutzutage mit den modernen Reiſenden macht, welche, nach allerneueſten Berichten, im Morgenlande als die eilfte Plage angeſehen werden. Die guten Leute fürchteten Ungelegenheit, ſie kannten Joſt's Verbindungen, wußten auch nicht, wie weit Kurt noch kommen und es erzählen könnte (von Drucken war bekanntlich damals noch nicht die Rede), wenn ſie ihm nicht das Beſte aus Keller und Küche gegeben, der Wein nach was gerochen, das Fleiſch zäh geweſen. Kurt hatte alle Urſache zufrieden zu ſein; wohl gepflegt ritt er endlich weiter, und Abend ward's, als er vor ſich das Kirchlein von Luthern ſah und über demſelben die alte graue Burg.

Es war ein wildes Bergthal, doch ſah man an den Thalwänden gute Gehöfte; rar waren die Kühe nicht im Thale, Barthli ſtahl keine aus dem Thale, aber manche außerhalb demſelben geſtohlene Kuh lief darin herum. Die Burg ſtand offen, der Ritter von Luthern fürchtete keinen Ueberfall, es wohnte kein Menſch im Thale, der, wenn er was Verdächtiges bemerkt, es dem Ritter nicht alsbald gemeldet hätte, denn ſie hatten Alle Antheil an ſeinem Raube, und wenn ſeine Hand ſchon hart war, ſo wohnte es ſich doch ſicher unter derſelben. Wild ſah es im Hofe aus; aus einer offenen Thüre flog eben ein Knecht heraus, wie der Stein von der Schleuder, kroch dann weiter winſelnd und heulend. Fluchend kam ein gewaltiger Mann nach und hätte wahrſcheinlich noch nachgebeſſert und vollends zerſchlagen, was der Knecht noch Ganzes an ſich hatte, wenn ihm nicht Kurt's fremde Erſcheinung in die Augen gefallen wäre. Es war der Ritter in eigener Perſon, der mit ſelbſteigener Hand einem Knechte, der Pferde mit Fußtritten mißhandelte, Verſtand gegen die Thiere einbläute. Der Ritter von Luthernau war ein Mann wie eine Eiche, ſchon hatte es ihm auf den Schädel geſchneit, aber heiß rann doch das Blut unter der weißen Decke und heißer am Abend als am Morgen, wie es übrigens noch heutzutage bei vielen Edeln und Unedeln der Fall ſein ſoll. Faſt war's, als wollte er den Reſt ſeines Zornes an Kurt auslaſſen; barſch fuhr er ihn an, was er da wolle? Doch Kurt war nicht erſchrockener Natur, er bringe einen Gruß von Joſt im Tobel, ſagte er. Das Loſungswort zog, ein heller Schein flog über des Ritters dunkeles Geſicht, er führte Kurt in die Halle, wo auf dem Tiſche Eſſen und Trinken die Fülle ſtand, und zwar den ganzen Tag. Wer Etwas mochte oder ſonſt nichts zu thun hatte, ſetzte ſich an den Tiſch, beſondere Eßſtunde war keine. Er hatte, wie es ſchien, durch Kurt eine Botſchaft erwartet, auch das Begehren um Dienſt war ihm nicht unangenehm, jedoch vergaß er beſondere Vorſicht nicht. Schon damals war es Sitte, Jemanden, an den man offen nicht kommen konnte, einen falſchen Freund in den Buſen zu ſchieben, der dann mit Verrath vollbringt, was Gewalt nicht vermochte. Indeſſen Kurt beſtand gut im Examen und gewann des Ritters Vertrauen. Derſelbe kannte Uli von Gütſch wohl und war deſſen Freund geweſen, war auch ein Feind Derer, die des Ritters Feinde waren. Zudem hatte derſelbe Kurt's Vater wohl gekannt und mit ihm manchen Streich verübt. Als Kurt ſich als des Vertrauens würdig ausgewieſen, vernahm er, daß morgen ſchon ein Auszug vorbereitet ſei, des Kloſters Gebiet zu plündern und zu verbrennen, was brennen wollte. Barthli hatte Luſt, das Kloſter ſelbſt zu zerſtören, indeſſen war es zur ſelben Zeit etwas bedenklich, Hand an geweihte Mauern zu legen, das Ding konnte ſchwere Folgen haben. Früh ward es lebendig in der Burg zu Luthern. Die Leute ſchienen aus dem Boden heraus zu wachſen, waren in Wetter und Krieg gehärtet und geſtählt und gar heiteren Muthes, ſie hofften auf reiche Beute. Das Wort „Beute" hat ſeinen ſchönen Klang behalten bis auf den heutigen Tag, nur mit dem Unterſchied, daß das moderne Bewußtſein ſich des Raubens und Stehlens ſchämt, es indeſſen doch thut und je mehr je lieber, hinterdrein es dann ableugnet, gedruckt und ungedruckt mit moderner Unverſchämtheit. Der Ritter wäre gerne durch Wald und Berg gebrochen nach Ettswyl, Huttwyl, Rohrbach u. ſ. w. das reiche Thal hinab, welches die Langeten bewäſſert. Aber dort wohnten viele Edle, Freunde des neuen Kloſters, abſonderlich auch die Edlen von Madiswyl. Alle hätte er aufgejagt, auf ſeine Fährte gezogen, und viele Hunde ſind bekanntlich des Haſen Tod. Er zog daher öſtlich, das Thal abwärts, Großdietwyl und Altbüren zu. Mancher Freund geſellte ſich zu ihm auf dem Wege, und als er ſeine angeſchwollene Schaar überſah, drängte es ihn, an St. Urban ſelbſt ſich zu verſuchen, mit einem kühnen Streich all dem Ding ein Ende zu machen. Er wußte, daß einer ſeiner Vettern dort ſich aufhielt: konnte er den als Geiſel in ſeine Hände bekommen, ſo hatte er von den Folgen des Ueberfalls nicht viel zu fürchten. Er hielt, zog Kunde ein, aber ſie gefiel ihm nicht; er vernahm, daß viele Edle mit Gefolge im Kloſter ſich aufhielten, daß noch mehr erwartet würden, ein Ueberfall alſo nicht räthlich ſei. Er bog links ins waldige Gebirge, durch daſſelbe konnte er unbemerkt bis gegen die reichen Langenthaler Höfe ziehen, dieſelben plündern und auf der dortigen Straße vielleicht einen reichen Fang thun, Einen ſchnappen, der nach dem Kloſter wollte.

In Langenthal ruhte die ländliche Arbeit, das Vieh war eingetrieben, das Geſinde heimgekehrt, die Mutter kochte, die Töchter kämmten ihre Haare, was von jeher in Langenthal ſtark getrieben wurde, nicht allein wegen der Hoffart, ſondern wegen der Kurzweil. Ob dem Kämmen glitt die Zeit vorüber, ganz gleich wie durch die Finger die Haare, und je glatter die Haare glitten, deſto raſcher lief ihnen auch die Zeit vorüber. Die Nacht dämmerte herauf, leiſe nahte ſich im Schatten der Nacht der Schlaf den Augen der Menſchen, machte aber heute nicht gute Geſchäfte. Es wollte ihm Niemand warten, es war eine ungewohnte ſeltſame Unruhe auf der Straße, auf der berühmten Kaſtenſtraße, welche ſchon zu der Römer Zeiten den Oſten Helvetiens mit dem Weſten verbunden haben ſoll. Eine große Weinfuhr für das Kloſter war am ſelben Abend durch den Ort gekommen; zur ſelben Zeit war eine Weinfuhre ein Ereigniß, ſelbſt in Langenthal, wo ſonſt von Zeit zu Zeit etwas Merkwürdiges vorkam. Wahrſcheinlich waren aber damals noch ſeltener als die Weinfuhren die Weinreiſenden, welche der Sage nach gegenwärtig vor Langenthal ſich oft aufſtauchen, wie in Paris die Menſchenmaſſe vor dem Theater, wenn die Rachel ſpielt, die Eingänge zu klein ſind, die Menge derer, welche hinein wollen, zu groß iſt. Weder das Straßenpflaſter, noch die Straßenbeleuchtung, für welche in jüngſter Zeit ein löblicher Gemeinderath eine ſelten gewordene Prämie erhalten hat, waren damals in Langenthal zu der Vollkommenheit gekommen, in welcher man ſie jetzt findet. Zwei Weinwagen blieben ſtecken,' an dem einen brach die hintere Achſe, am andern die Deichſel, mit aller Mühe konnte man ſie nicht flott machen, ſie mußten in Langenthal zurückgelaſſen werden. Nun lebte damals in Langenthal eine große Familie, zu welcher faſt die ganze Einwohnerſchaft gehörte, die wahrſcheinlich ausgeſtorben ſein wird, Namens Durſtig, ſie hatte die Eigenthümlichkeit, daß ſie den Wein mehr liebte als das Waſſer. Zwei Weinwagen auf offener Straße eine ganze Nacht durch war ein nie erlebtes Ereigniß. Da Langenthal zum Kloſter gehörte, die Wagen auf des Kloſters Grund und Boden ſtanden, ſo war die Bedeckung mit den andern Wagen nach dem Kloſter gezogen, nur die Fuhrleute blieben bei den Wagen zurück, blieben aber nicht alleine. Von allen Seiten trappete es heran, Jeder wollte die merkwürdigen Wagen ſehen, und wer ſie einmal anſah, dem ging es wie der Eva im Paradies. Als ſie den Apfel einmal recht angeſehen, konnte ſie auch nicht mehr davon los, bis ſie drein gebiſſen. Man ſtand um die Wagen her, rieth über die Größe der Fäſſer, die Güte des Weines, und je mehr man rieth, deſto zahlreicher ward die Familie Durſtig um die Wagen herum. Gut wäre es doch, ſagte endlich Einer, wenn Einige die Nacht über bei den Wagen wachen würden, die Uebrigen könnten nach Hauſe gehen. Er werde meinen, ſagte eine Frau, er ſei alleine klug, und Niemand merke, warum ſie nach Hauſe ſollten; Einem recht, dem Andern billig: wenn er über den Wein wolle, ſo wolle ſie auch daran;

übrigens ſei verſuchen erlaubt, wenn die Herren da wären, ſie ſchlügen ſelbſt eins der Fäſſer auf; man könne es ja auch machen, wie die Fuhrleute, mit Waſſer wieder zufüllen, ſo merke ja Niemand etwas. Iſt man einmal mit dem Rathe ſo weit, ſo iſt die Ausführung auch nicht mehr fern; man bohrte vorſichtig an, und vorſichtig ließ man anfangs nur wenig heraus, damit der Abgang oder das Waſſer im Weine nicht gemerkt werde. So wie man bohrte, war Alles nach Trinkgeſchirren davon geſtoben, und jetzt ſtob Alles heran wie Tauben auf einen Hanfacker, den ſoeben der Säemann verlaſſen. Das Gedränge um die Wagen wurde groß, Jeder wollte ſeinen Theil, und hatte er ihn, ſo wollte er noch einen. Die Weiber zeichneten ſich durch gewaltiges Schlucken aus; hatte ein Weib einmal ein Geſchirr am Maul, ſo war es, als ob ſie zuſammenwüchſen, und von einander brachte ſie keine irdiſche Macht mehr, ſo lange ein Tropfen von einem ins andere rann. Ein Loch in einem Faß genügte nicht mehr, ein zweites entſtand, man wußte nicht wie, und befriedigte noch lange nicht das immer wachſende Bedürfniß der immer größer werdenden Familie Durſtig. Die Unmöglichkeit, die Sache zu vertuſchen, ward immer klarer, ward auch begriffen und raſch der Entſchluß gefaßt, den ſämmtlichen Wein ſich zuzueignen, Wagen und Fäſſer bei Seite zu bringen, und dann zu ſagen, der wilde Barthli ſei gekommen und hätte ſie geholt. Um die Lüge glaubwürdiger zu machen, könne man ein altes Scheuerlein anzünden, Lärm machen und Botſchaft ins Kloſter ſenden, ſo ward gerathen. Ein altes Sprüchwort ſagt: Der Teufel iſt ein Schelm, und wenn man vom Wolfe ſpricht, ſo iſt er weit oder nah. Kaum hatte man die Ausführung jenes Rathes begonnen, ſo hörte man Lärm von der Bergſeite her, und kaum hatten die Köpfe dorthin ſich gedreht, erhob ſich wildes Geſchrei von der andern Seite. Pferde hörte man ſprengen, in vollem Lauf brauſ'te eine Schaar die Straße herauf, voran auf ſchwarzem Roß ein Ritter, ſchwarz gerüſtet. Der Barthli! der Barthli! fuhr wie Ein Schrei aus Aller Mund, und erſchrocken, wie wenn unter leichtſinniger trunkener Menge der grauſame Teufel plötzlich erſcheint, ſtob wie Spreu im Winde die Menge auseinander, es bebten Aller Glieder, und vergangen war Allen der Durſt; an Widerſtand dachte Niemand, ſelbſt für gehörige Flucht fehlte den Meiſten der Verſtand, ſie liefen, wie bei einem Brande das Vieh ins Feuer, dem Feinde blind in die Hände. Der Ritter von Luthern wußte ſeine Dispoſitionen zu machen, ſo gut als heutzutage in ähnlichen Fällen ein Huſarengeneral. Wie das Wetter von allen Seiten zugleich war er über den Ort gekommen, mit ſeinen Roſſen dem Menſchenknäuel zugeſprengt, den er zu ſo ungewohnter Zeit auf der Straße ſah; es konnten Feinde ſein, zu ſeinem Empfang gerüſtet. Erſt als derſelbe auseinanderſtob, wie ein Haufen dürrer Blätter, in welche der Wind weht, ſah er die beladenen Wagen, erkannte er den unerwarteten, aber um ſo willkommeneren Fund. Barthli wird den Livius kaum geleſen haben, wußte darum nicht, wie es dem Hannibal in Capua ging, erlaubte ſeiner Bande, während man aus allen Gehöften das Vieh zuſammentrieb, das Werthvollſte zur Hand nahm, kurz eine tüchtige Plünderung kundig betrieb, zu trinken nach Belieben, was ſie denn auch that, und zwar eifrig, und je eifriger ſie dieſes Geſchäft betrieb, deſto mehr beliebte es ihr.

Die Hauptfuhre war in St. Urban glücklich angekommen und mit großen Freuden empfangen worden. Die glückliche Ankunft war ein Ereigniß im Kloſter; wenn ſie ſchon nicht empfangen wurde mit großem Gepränge, wie eine koſtbare Reliquie, ſo war doch die Freude um ſo inniger, und beſonders bei den vielen Edlen, welche wirklich ins Kloſter eingeritten waren. Wer das Feſt nicht kannte, welchem ihr Einritt galt, hätte geglaubt, wie ein Bauer ſeine Freunde zu einem Wurſtmahl ladet, ſo hätten die Kloſterherren ihre Freunde geladen, den Wein zu begrüßen und zu koſten. So war es nun nicht, aber deßwegen war die Freude nicht weniger herzlich, das Koſten nicht weniger gründlich. Während dieſe Proben gemacht wurden, war dem Abt Bericht erſtattet worden, und namentlich, daß zwei Fuder in Langenthal zurückgeblieben ſeien. Der Abt war ein ſehr kluger Mann, kannte ſeine Leute und namentlich die Familie Durſtig in Langenthal, er wußte, daß dieſe, wenn ſie Wein in der Nähe hatten, nicht mehr wußten, was ſie thaten, wie auch eine Koppel Jagdhunde, welche einen Haſen in die Naſe kriegen, blindlings ins Gebüſch ſich ſtürzen. Darum ſandte der Abt zwei ſeiner beſten Leute nach Langenthal, Wache und Ordnung zu halten. Dieſe, nur ihren Auftrag im Auge, geriethen im Walde gegen Langenthal hin unter des Ritters Bande, wurden aber nicht erkannt; der Eine ſchlich ſich ſogleich zurück, Barthli's Nähe zu melden, während der Andere das Weitere zu erſpähen ſuchte. Der Abt machte auf den erſten Bericht nicht unnöthigen Lärm, ſondern ließ bloß in aller Stille rüſten, was bei ſolcher Lage üblich iſt, und ſpähen ums Kloſter herum, ob etwa ein Ueberfall bereitet werde. Bald brachte der zweite Bote die Nachricht, es gelte Langenthal, ſo eben breche der wilde Ritter dort ein, und werde ſich wohl ſäumen bei der unerwarteten Beute. Die Herren und Brüder waren eben in der allerluſtigſten Laune, noch nicht ſchwerfällig, ſondern in dem Tempo, wo man gerne etwas Tolles treibt oder Händel ſucht. Diesmal behielt der Abt den Bericht nicht für ſich, ſondern theilte ihn den Herren mit, und wie eine Flamme in eine Tonne voll Branntwein fiel die Nachricht unter ſie. In wildem Jubel fuhr Alles auf und ohne Rath war Alles einig, dem Barthli über dem Hals zu kommen ſo ſchnell als möglich. Manch Kloſterbruder geſellte ſich den Herren bei, fuhr kundiger in eine Rüſtung als aus der Kloſterkutte, und als er in der Rüſtung war, glich er dem beſten Ritter, und als er zu Roß war, hätte keine Seele ihn für einen Mönch gehalten. Er war wahrſcheinlich auch länger Ritter geweſen als Mönch. Müde der Welt hatte er Ruhe geſucht im Kloſter, hatte begraben geglaubt den alten Menſchen, und ſiehe, da erwachte er wieder bei der erſten Gelegenheit mit der alten Luſt. Selten mag wohl eine luſtigere, muthigere Schaar, ſo eben recht in der Stimmung zu einem wilden Strauße, aus einer Kloſterpforte geritten ſein. An Zahl waren ſie dem Barthli weit überlegen, an Kunde und Kraft ſtanden Mehrere ihm nicht nach, und als ſie Langenthal ſich näherten, hatte der Inſtinkt des Handwerkes Stille gebracht in die wilden Haufen, ſogar die Pferde ſchienen leiſer aufzutreten, um ſo unerwarteter über den Feind zu kommen.

Unterdeſſen ging es luſtig und laut zu in Langenthal, und ungeſtört in die Nähe zu kommen, war eben keine Kunſt. Des Ritters Leute ſchienen den Langenthalern verwandt und wirklich auch von der Familie Durſtig zu ſein, ſie klebten an den Fäſſern, wie Wespen an den Trauben, je mehr ſie tranken, deſto beſſer dünkte ſie der Wein. Dem Ritter ſchien es Zeit aufzubrechen, aber ſeinen Leuten nicht, und dieſe waren gar ſeltſam zuſammengewürfelt, gar loſe die Bande, welche ſie an den Ritter knüpften. Ihm ſchien die Sache nicht geheuer, er ſetzte ſich zu Roß, mehr und mehr ſchien ihm, als höre er verdächtiges Getrappel; er mahnte, aber umſonſt, er hieb ein Faß auseinander, und erweckte mehr Wuth als Gehorſam. Da brauſ'te es wieder die Straße herauf, es kam eine gewaltige Schaar in wildem Roſſeslauf. Das begriffen Einige, warfen ſich mit Kurt und dem Ritter dem Feinde entgegen; der Ritter von Luthernau ſah aber alsbald, daß die Macht zu groß ſei, ein Hinhalten, bis die Trunkenen beſonnen geworden, die Beute in Sicherheit ſei, unmöglich, er wich aus dem Streite, welcher ihm zu unbedeutend war, um Leben oder Freiheit in ihm zu wagen, die Andern folgten ihm bis auf Kurt. Kurt, vom Weine aufgeregt, in den Jahren, wo man gerne in das, was man thut, die Seele legt, ſah der Andern Rückzug nicht, ſtritt, als ob es ginge ums Himmelreich, feſſelte den Streit mit ſeiner gewaltigen Leibeskraft. Die Feinde fochten anfangs nicht mit dem gleichen Ernſte, den Tod ſuchten ſie nicht bei ſolchen Sträußen; wo wenig zu gewinnen war, ging man damals mit Manier mit einander um, fing gern lebendig Roß und Mann, oder rettete Roß und Leben. Indeſſen ward das Ding einem rieſigen Kloſterbruder endlich langweilig; er ritt Kurt an, fing deſſen Schwerthieb mit wohlbeſchlagener Keule auf, ſchmetterte ſie dann gleich einem Blitzſtrahl auf deſſen Helm, daß er ſplitterte wie Glas, das Haupt ſich beugte, die Glieder erſchlafften, der ganze Körper bewußtlos zur Erde ſank.

Dieſer Schlag endete den Kampf, wie oft ein gewaltiger Donnerſchlag der Schluß eines Gewitters iſt. Die Verfolgung der Fliehenden dauerte noch fort, doch nicht lange, in der dunklen Nacht nützte ſie nicht viel und war gefährlich. Der Ritter von Luthernau entkam glücklich, die Hitzigſten wendeten um und fanden die Behaglicheren um die Fäſſer geſchaart und bemüht, zu retten, was zu retten war, d. h. vor Allem zum eigenen Genuß; ob dann noch Etwas für das Kloſter übrig blieb, überließen ſie der Vorſehung. Als die Langenthaler den Ausgang merkten, fanden ſie ſich auch wieder ein, vor Allem war die Familie Durſtig zahlreich auf dem Platze, rühmte ſich ihrer Heldenthaten und wie ſie dem Barthli heiß gemacht und wie ſie ihm noch heißer gemacht hätten, wenn die Herren nicht ſelbſt gekommen wären, ſo daß es wirklich ein himmelſchreiendes Unglück für Langenthal ſchien für ewige Zeiten, daß die Herren gekommen und die Heldenthaten der Einwohner, welche ſie im Sinne gehabt, nun im Sacke blieben. Im Glück iſt man nicht mißgünſtig, man tröſtete die guten Leute mit vollen Bechern und ein luſtiger Morgen ging über den Ort auf, denn da war Mancher, der zwei Sonnen am Himmel ſah, Viele noch dazu Mond und Sterne; die Glücklichſten merkten noch, daß er voll Geigen war, konnten kein Bein mehr feſtſtellen, ſondern liefen wie Sonne, Mond und Sterne rund um.

Als endlich der Wein nicht mehr laufen wollte, kamen Einigen die Gedanken wieder, ſie mahnten zum Aufbruch; man ſuchte die Pferde, ſuchte überhaupt zuſammen, was herum am Boden lag, fand ſo auch Kurt. Die Rüſtung gefiel; an den Leib, der drinnen ſtak, dachte man nicht, glaubte ihn todt. Als man die Rüſtung nahm, fand man noch Leben im Leibe, wußte nur nicht, was mit ihm machen; die Einen wollten ihn liegen laſſen, Andere ihn mitnehmen, noch Andere ihn todtſchlagen; da kam ein dicker Herr, der munter zu Roß und im Streit geweſen war, doch noch munterer beim Faß, jetzt waren ihm die Beine etwas ſchwach, die Augen hell dabei, er ſchien des Zuſtandes nicht ungewohnt; derſelbe erkannte Kurt nach einigem Beſehen, hatte Mitleid mit ihm, befahl zweien ſeiner Leute, ihn aufzunehmen und heim nach Oenz zu bringen. Es war der Alte von Oenz, der dieſes befahl; wahrſcheinlich dachte er, in Oenz ſei er näher ſeiner Mutter, es möge gehen, wie es wolle; dachte vielleicht, wenn er geneſe, habe er an ihm einen tapfern Gefährten beim Becher; dachte vielleicht auch gar nichts, ſondern gehorchte einfach einem guten Triebe. Den Knechten, welche ihn heim geleiten ſollten, war dies nicht genehm. Es iſt allweg etwas ganz Anderes, einen Verwundeten geleiten, als luſtig zechen in einem Kloſter. Knechte eines ſchlechten Herrn hätten in der erſten halben Stunde ihn lebendig in einen der tiefen Teiche geworfen, welche an der Straße lagen, und hätten hinterdrein dem Herrn etwas vorgelogen, entweder er ſei ihnen geſtohlen worden, oder davon gelaufen; ſie thaten das nicht, aber wenn er geſtorben, wäre es ihnen ſicher ſehr recht geweſen; ſie behandelten ihn nicht eben zart, ſparten Stöße nicht, und wenn die Pferde traben wollten, ſo konnten ſie. Sie wählten den längeren Weg über Herzogenbuchſee, um dort im Kloſter Einkehr zu halten, ein tüchtig Frühſtück einzunehmen, damit ſie die Reiſe bis Oenz, welches keine halbe Stunde von Herzogenbuchſee entfernt war, auszuhalten vermöchten. So ward es Mittag, ehe ſie nach Oenz kamen, und Kurt war noch immer bewußtlos. Nach ſicheren Nachrichten ſollen ſchon damals Fräuleins zuweilen der Langeweile unterworfen geweſen ſein. Sie verſtanden freilich damals das Spinnen und Weben, vielleicht ſogar das Nähen, ſahen zu Milch und Eiern, zu Küche und Keller, was heutzutage nicht mehr Mode iſt, zerlegten die Leute, welche ihnen vor die Augen kamen, welches dagegen in der Mode geblieben (es würde ein ſehr curios Werk geben, wenn Jemand zuſammenſtellen wollte, was aus der Mode gekommen, was Mode geblieben, und was neue Mode ſcheint, aber eigentlich eine uralte iſt, nur mit einem neuen Mäntelchen); trotzdem hatten ſchon damals Fräuleins Langeweile und ſahen nach etwas Neuem aus, beſonders wenn der Vater nicht zu Hauſe war. Freilich das muß man ſagen, ſie hatten damals den Eugen Sue nicht, die Sand nicht, den Storch nicht, und wenn ſie dieſelben ſchon gehabt, hätte es Mancher wenig geholfen, weil ſie im Leſen keine Hexe war. Indeſſen, Mädchen ſind eben wunderlich, ſie thun, als fehle ihnen etwas, und fragt man ſie darnach, ſo wollen oder können ſie es Einem nicht ſagen. Die Fräulein von Oenz machten von der Regel keine Ausnahme, es waren gute Kinder mit ſchönen Wangen und weiten Herzen, in welchen viel leerer Platz war, daher wahrſcheinlich es ihnen ſo oft öde war ums Herz. So ſaßen ſie auf ihrem Söller, ſahen nach etwas Neuem aus, als die zwei Knechte mit Kurt langſam ihrem Schlößlein zuritten; ſie ſchrieen laut auf im Wahne, die Knechte brächten den Vater, liefen ihm entgegen, voran Agnes, die jüngſte, ein Mädchen wie Milch und Blut, aber ſcheu wie ein Reh; ſie ſtürzte auf den vermeintlichen Vater zu, umſchlang ihn, wollte drücken ihr Haupt auf ſein Haupt, aber ach, o, da war das Haupt nicht ein altes, graues, ſondern ein ganz junges; daß Agnes einen Gix ausließ, wird man begreiflich finden, daß Knechte und Schweſtern lachten, ebenfalls. Nun hatte glücklicher Weiſe das junge Haupt die Augen zu, wußte nicht, was mit ihm geſchah, vor ihm brauchte ſich alſo Agnes nicht zu ſchämen, vor den Andern fürchtete ſie ſich nicht, ſie war wohl ſcheu wie ein Reh, konnte aber auch trotzig ſein einer jungen Katze gleich; ſie floh daher nicht, ſondern als der erſte Schreck vorüber war, nahm ſie ſich Kurt's mit beſonderer Sorgfalt an.

Für drei Mädchen, welche das ganze Jahr kaum

Jemand anders ſahen als ihren alten Vater, einige ſäbelbeinige Knechte, dicke Mönche von Herzogenbuchſee, den Junker von Seeberg und ſeine rauhen Töchter, todte Hirſche und Wildſchweine, war das Bringen eines ohnmächtigen Junkers ein Ereigniß. Geſchniegelt und geſchleckt war Kurt nicht, aber die Mädchen wußten auch nicht, was das war. Kurt war zum mächtigen Burſchen herangereiſt, den man faſt für einen Mann nehmen konnte; er hatte im Geſicht das Wilde und Trotzige, welches Jünglingen wohl anſteht und welches Mädchen mehr anzieht als der Magnet das Eiſen, welches ſie dagegen am Manne ſo ſchlecht leiden mögen und welches ſich bei demſelben allerdings verlieren und in ruhiges Selbſtbewußtſein übergehen muß, wenn es dem Manne fürder wohl ſtehen ſoll. Das Wilde und Trotzige ſteht nämlich dem gereiſten Manne grundſchlecht, weil es von einer Gemüthsbeſchaffenheit zeugt, welche ſchlechte Früchte tragen, irgendwie ausarten wird.

Wenn drei ſchöne raſche Mädchen einen Jüngling pflegen, ſo muß es ſchlecht mit ihm ſtehen, wenn er ſich nicht erholt und geſünder wird, als er je war, wenn nämlich nicht eine andere Krankheit über ihn kommt. Im erſten Augenblick, als er die Augen aufſchlug, da entfuhr allen Dreien ein halber Gix und faſt wären ſie davon geflohen wie Rehe, wenn ein Jäger das Feld betritt, auf welchem ſie weiden. Indeſſen Rehe und Haſen machen wohl eine raſche

Wendung, aber ehe ſie wirklich davon laufen, thun ſie noch einen Blick rückwärts, faſſen die Gefahr ins Auge, ob es eigentlich eine ſei oder keine. Gar oft nun drehen ſie ſich wieder um und bleiben, weil ſie merken, daß das Ding nicht halb ſo gefährlich ſei. Ungefähr ſo machten es auch die Fräulein von Oenz; aber Kurt hatte ſo gar nichts Gefährliches, lag ſo matt und hülfsbedürftig da, daß ſie ſich nicht bloß umwandten, ſondern leiſe näher traten und am Ende ganz zahm wurden, beſonders die beiden älteren. Kurt war ein Jäger ſo rechter Art, der um der Jagd, und nicht bloß eines Bratens oder einer Haut willen jagt. So ein rechter Jäger ſtellt lieber mit Lebensgefahr über Zinken und Zacken einer flüchtigen Gemſe nach, als daß er eine fette Sau bequem im Lager abfängt. Nun, mit dem wirklichen Jagen auf den Beinen hatte es einſtweilen noch gute Weile, denn der klöſterliche Schlag war ſo gepfeffert und geſalzen geweſen, daß Kurt das Laufen einſtweilen bleiben ließ, bloß ſeine Augen konnte er nachſenden, wem er wollte.

Der alte Herr war nach dem Kloſter zurückgeritten, that wegen Kurt ſeiner Andacht begreiflich keinen Abbruch; lebte er, ſo wußte er ihn daheim wohl verſorgt; lebte er nicht mehr, ſo wäre es ja dumm geweſen, ſeinetwegen religiöſe Pflichten zu beſchränken. Als endlich Allem ein Genüge gethan war, dem Leibe und der Seele, ritt der Junker von Oenz mit den Andern nach Hauſe; der Letzte, der aus dem Thore ritt, war er nicht, aber faſt gar. Man muß ſich jedoch nicht täuſchen und glauben, wie Ungeweihte es oft thun, als ob ſolche Zuſammenkünfte bloß ſtattfänden, um zu ſchlemmen und zu praſſen unter religiöſem Scheine; zumeiſt geht dabei noch etwas Anderes vor, einem Zwecke wird nachgeſtrebt, freilich oft ſo, daß die Mehrzahl weder Zweck noch Streben merkt, aber willfährig die Hand bietet, den Zweck zu erreichen. Den Herrn von Oenz freute es wirklich, als er Kurt lebendig antraf und nicht todt, und zwar mit raſchen Beinen auf dem Wege der Beſſerung; nun hatte er Jemand, zu dem er ſich ſetzen, dem er erzählen konnte nach Herzensluſt, und der mit ihm trank, ſo lange er wollte. Daß Kurt ihn ſelten hörte, daß ſeine Augen immer ſpazieren gingen und der ganze Kurt mit ihnen, und wohin ſie gingen, das merkte der alte Herr nicht, er gehörte zu den ſchlechten Schulmeiſtern, welche wohlleben am Reden und ſich nicht darum kümmern, höre Jemand oder Niemand ordentlich zu. Deſto beſſer merkten die Sachlage die älteren Schweſtern; ſie hätten ihn alle gerne gehabt, wie es oft geht, wenn die Gelegenheiten rar ſind und der Wille gut wäre. Kunigunde, die mittlere, war ein gutes Fräulein, ſie hätte zwei Männer genommen, wenn es hätte ſein müſſen, wenn ſie aber auch keinen bekam, hinterſinnete ſie ſich deßwegen doch nicht; ſie dachte, Alles erzwingen könne man nicht, und fütterte die Hunde deſto beſſer. Anders war es mit Brigitte, der

Aelteſten. Dem Portrait, welches Moſes von Laban's Tochter, der Lea, gemacht, glich ſie nicht ganz; war ein handfeſt Mädchen, noch nicht im Schwabenalter, doch über Zwanzig hinaus, verſtand das Regieren wohl, nach ihrer Pfeife mußte Alles tanzen, ſo daß ſie glauben mußte, es müſſe einem Manne wohl gehen und derſelbe glücklich werden ſonder Maaß, wenn er unter ihre Zucht und Regiment käme. Daneben hatte ſie ariſtokratiſche Grundſätze und meinte, wie Laban, daß der erſte Mann der Aelteſten gebühre von Rechtswegen, ſo gut als dem älteſten Sohn des Königs der Thron des Königs. Brigitte glaubte ſich alſo zur ſichern Hoffnung berechtigt, und ſah mit allerhöchſtem Zorne, wie Kurt's Augen an der Agnes hängen blieben, wie Fliegen im Honig, und wie die ſcheue Agnes das wohl merkte, nach und nach zahmer wurde, wenn ſie in Kurt's Nähe ſaß, faſt nicht wegzubringen war, und hatte ſtarken Verdacht, daß, wenn Brigitte und Kunigunde nicht zugegen waren, ſie noch näher rückte, weit näher als nöthig war; das empörte ſie, ſie fand Kurt's Betragen ſchändlich, die Familienehre in Gefahr, ihren Ruf auf dem Spiele, zu dulden war das nimmermehr. Es iſt ſehr curios, wie verſchieden man eine Sache anſehen kann, je nachdem ſie uns oder Jemand anders angeht; hätte Kurt ſeine Augen an ihr hängen laſſen und gerne gehabt, wenn ſie neben ihm ſaß, je näher, deſto lieber, Brigitte hätte dieſes nicht bloß prächtig, ſondern ſogar edel gefunden; denn war Kurt nicht eigentlich von Gott und Rechtswegen ſchuldig, die zu lieben, welche ihn geheilt, den Kopf ihm wieder zurecht geſetzt? jetzt da es Agnes anging, fand ſie gerade das Gegentheil, Kurt's Betragen ſchlecht und ſchändlich. Sie trat zum Vater, als er einmal allein beim Becher ſaß, machte ein Geſicht wie ein Hofmarſchall, der ſeinem König eine Verſchwörung gegen deſſen Leben eröffnen will, thát den Mund auf, ſagte dem Vater, Kurt ſtelle Agnes nach, und Agnes laufe nicht davon, und erwartete nun, der Alte werde auffahren wie ein Pulverthurm, in den der Blitz geſchlagen; aber ſie täuſchte ſich, der Alte blieb ſitzen, ſchmunzelte, trank mit großem Behagen Schluck um Schluck; Brigitte, im Wahn, der Vater habe ſie nicht recht verſtanden, malte ihm noch einmal die Greuelthat vor mit gerungenen Händen und zehnmal ärger als vorher, und der Alte trank Schluck um Schluck den zweiten Becher leer und zehnmal behaglicher als den erſten. Der alte Herr beſaß eine gutmüthige Natur, ſolche ſind ſchwer zu hetzen, ſie haben für das Meiſte nicht bloß Einen, ſondern zwei Entſchuldigungsgründe. Sein Lebtag hatte er nie gemeint, daß man jungen Leuten das Lieben verbieten, oder wenn es einmal angegangen, es ausblaſen könne wie eine Lampe, jetzt im Alter war er nicht dümmer geworden; aber er fühlte ſein Alter, kannte ſeine wilde Zeit, wußte, wie nothwendig tüchtige Männer ſeinen Mädchen ſeien, wenn ſie bei ihrer Sache bleiben ſollten; Kurt war ihm gar nicht der Unrechte, ſein Geſchlecht war gut, ſein Arm ſtark, und wenn er auch arm war, ſo hatte dies nicht viel zu bedeuten, da er ſtark und tapfer war; ſchwach und feig war damals, was jetzt Armſein bedeutet. Es freute alſo den alten Herrn, daß Hoffnung ſich zeigte zur Erfüllung ſeines Wunſches. Er dachte, wenn einmal eine ſeiner Töchter an Mann gebracht ſei, werde es den andern auch nicht fehlen. Schweſtern bilden ein Art von Zauberring, das Brechen des Ringes iſt das Schwerſte, iſt einmal das erſte Stück heraus, bricht ſich der Reſt leicht in geſonderte Stücke; das überſchlug der Junker von Oenz behaglich in ſeinem Gemüthe, und wie man friſch gepflanzte Pflanzen begießt und einſchlemmt, damit ſie gehörig wurzeln und anwachſen, ſo goß auch er über die neuen jungen Gedanken Becher um Becher. Brigitte redete ſich heiſer, brannte wie ein Schmelzofen und ſchloß endlich ſtatt des Amens: Und jetzt, Vater, willſt du ihn in den Thurm werfen oder aus dem Thore jagen wie einen räudigen Hund? — Einſtweilen keins von beiden, ſagte der alte Herr kaltblütig, oder hätteſt du ihn etwa gerne ſelbſt? ſetzte er mit väterlicher Schalkhaftigkeit hinzu. Aber potz Blitz, das wäre dem alten Herrn faſt übel bekommen: Brigitte fuhr weg wie eine angezündete Rakete, fuhr in die Kreuz und in die Quere und wenig fehlte, ſie wäre dem alten Papa ins Geſicht gefahren; himmelſchreiend jammerte ſie: wenn die Mutter im Grabe wüßte, wie er gegen ſeine Kinder wäre, ſie kehrte ſich nicht bloß um im Grabe, ſondern ſie käme aus dem Grabe und drehte ihm den Hals um! Brigge, ſagte der Alte, thue nicht ſo; daß Kurt dich nicht mag, bin ich nicht ſchuld. Weißt du einen Andern, der dich mag, ſo bring' mir ihn, ihr ſollt meinen Segen haben, lieber heute ſchon als morgen. — Aber jetzt war's, als ob die Brigitte ſelbſt ein Pulverthurm ſei, in welchen der Blitz geſchlagen, ſie fuhr auf, zur Thüre hinaus, ſchrie und drohte, ſie wolle auch zur Welt hinaus, wolle nicht mehr in der Welt ſein, wo ſolche Väter lebten, wie ſie einen hätte. Indeſſen, ob das Waſſer zu naß war, die Bäume zu hoch, der Thurm zu ſchwindlicht, oder ihre Füße ihr den Dienſt verſagten, iſt unbekannt geblieben, aber kurz, Brigitte lief nicht zur Welt hinaus, lief bloß dem Kurt nach, wollte ſehen, wie weit oder nahe Agnes bei ihm ſaß. Der alte Herr lief ihr nicht nach, blieb gemüthlich ſitzen und dachte über das Ding des Weiteren. Es ſchien überhaupt eine Zeit geweſen zu ſein, welche dem Denken günſtig war, ſo wie es wiederum Zeiten giebt, wo Niemand, ſelbſt die nicht, welche ſich am weiſeſten dünken, zu denken ſcheinen der Naſe lang. Selbſt Kurt dachte damals. Da war er nun wieder, nach mehr als zweijährigem Herumtreiben, nicht ganz zwei Stunden weit von ſeinem verfallenen Neſte und ohne Ruhm und ohne Beute; der alte Hengſt war in St. Urban, den jungen hatte der Kukuk zu Langenthal geholt; der Helm war zerſchlagen, der Kopf beinahe mit; ſollte er barhaupt und zu Fuß, einem

Mönche gleich, heimkehren, ſollte er ſehen, wie Jürg verächtlich die Achſeln zucke, den Kopf ſchüttele und aushalten der Mutter Hohn und Schelten? Oder ſollte er dem alten Hengſte nach, Mönch werden zu St. Urban? Gelehrt brauchte er nicht zu ſein, eines guten Lebens war er ſicher, brauchte fürder weder dem Glücke nachzujagen oder gar ihm nachzudenken. Beides war ihm ſehr zuwider, er mochte denken, wie er wollte, ſo mochte er Beides nicht. Ein Drittes fiel ihm nicht ein, das Heirathen vollends nicht. Der alte Herr merkte, daß Kurt in großer Verlegenheit war und guten Rath nicht fand; er hatte Kurt geſagt, er ſei kein Gefangener, hatte ihn gefragt, ob es ihn nicht Wunder nähme, was die Mutter mache? Kurt hatte Etwas gemunkelt, er wußte kaum was, und mit der Agnes munkelte er auch nur ſo, machte gar nicht ab Brett, den Handel nicht richtig. Da ſaßen ſie einmal an einem ſchönen Abend, wo die Sonne nur noch ſo flimmerte durchs grüne Buchenlaub, auf dem Söller, tranken ſeinen Wein aus dem Markgrafenland, welchen der alte Herr beſonders liebte; Gleich und Gleich geſellt ſich gerne, der Wein hatte zwar nicht viel Geiſt, aber er war ſo gutmüthig; ſie ſchauten über das Land an den blauen Berg hinüber, ſchauten die alte Burg Pipin's, deren Reſte noch heute Zeugniß geben, wie klug und ſinnig die Alten die Bauplätze wählten, wie ſchön ſie bauten; ſchauten weiter hinab, wo die Aar gegen Baſel hin durch die Bechburg bewacht wird, ſo wie auch den Weg durchs Gau hinab; ſie ſchauten tiefſinnig hinüber und dachten nichts, tranken viel, redeten wenig; geraucht hätten ſie wahrſcheinlich, wenn man darum gewußt hätte. Was haſt du jetzt im Sinne? fragte plötzlich der Herr von Oenz; — Kurt war es, als ſchlüge ihm Jemand mit dem Holzſchlägel auf den Kopf und ſagte: was lieber, Geld oder Blut? Nichts, ſagte endlich Kurt, dieweil er viel Zeit gebrauchte, um zu ſich ſelbſt zu kommen. Haſt kein Verlangen nach der Mutter? fragte der Herr von Oenz; vielleicht iſt ſie geſtorben, habe lange nichts von ihr gehört, ſollteſt gehen und ſehen. Kannſt begreiflich wieder kommen, biſt mir nicht erleidet, und vor die Thüre ſtelle ich dich nicht. — Heimgehen wäre mir ganz recht, ſagte Kurt, aber was ſoll ich heimbringen, habe ja nicht mehr, was ich mitgenommen, käme ja heim wie ein geſchundener Bär. — Hätteſt du alſo wieder ein ganzes Fell, reiche Beute, oder gar eine ſchöne Frau, ſammt großem Brautſchatz, ſo wäre dir das Heimkehren recht? fragte der Alte. Da machte Kurt Glotzaugen und ſagte endlich dumm: Das wäre was, aber eine Solche wüßte er nicht zu ſtehlen, geſchweige ſonſt zu kriegen. Weißt dann kein Mädchen, welches du möchteſt, und welches dich möchte, und welches allfällig zu einer reichen Frau zu machen wäre? Da machte Kurt noch größere Glotzaugen, ſah damit den Alten ganz dumm an, bis ihm plötzlich ein Licht aufging. Es fiel ihm nämlich ein, der Alte könnte Agnes meinen, wenn er Die heirathe, ſo ſei ſie eine

Frau, reich könne ſie der Alte machen, und Beſſeres könnte ihm nicht zu Theil werden auf der Welt. Ja wohl, ſagte er, es fiele ihm ſo was bei, aber er wüßte nicht, was der Junker von Oenz dazu ſagen würde. Wirſt die Brigitte meinen, wie ich merke, ſchmunzelte der Alte; die ſollſt du haben ſammt vielem Segen und etwas Gut. — Da machte Kurt ſchreckliche Glotzaugen, ſah ganz dumm drein, endlich ſagte er: eben die meine er nicht, möge ſie nicht, weder reich noch arm. Das ſei ihm leid, ſagte der alte Herr, er hätte ihm gerne geholfen, und Brigitte wäre Eine geweſen für die alte Grimhilde. Einſtweilen möchte er eine Frau für ſich und nicht für die Mutter, ſagte Kurt, da wäre ihm die Agnes die Rechte, eine Andere möge er nicht. Da lachte der Herr und ſagte: Biſt nicht ſo dumm, als man glauben ſollte, wenn ich das Ausleſen hätte, wäre es mir auch ſo; für mich habe ich nichts dawider, hat man Mädchen, ſind Töchtermänner ein nothwendiges Uebel. Die Hauptſache iſt aber, was das Mädchen meint; zwingen thue ich es nicht; will es dich nicht, mußt du doch mit der Brigitte dir zu helfen ſuchen; der wäre es recht, denke ich, und ſie iſt die Aelteſte. — Das ſieht man, ſagte Kurt; aber ich denke, mit Agnes ſei ich doch ſchneller richtig, ſie ſieht mich nicht ſo böſe an, wie die Andere, und giebt mir gute Worte, beſonders wenn es Niemand hört. Da lachte der Alte und meinte, es habe ſich ſchon Mancher mit den Mädchen getäuſcht, und gerade

Die hätte ihn am liebſten genommen, welche ihm zehn Nägel ſpitziger als Katzenkrallen eingeſchlagen; er ſolle die Agnes holen, ſie werde nicht weit ſein, ſie könne es am beſten ſelbſt ſagen, wie ſie es meine. Kurt ging, doch etwas langſam, es machte ihm auf einmal bange, der Alte könnte Recht haben; den Anſchein gewann es immer mehr, lange fand er das Mädchen, welches vermuthlich ſeine Ohren nicht zu weit weg gehabt haben mochte, nicht; als er endlich als kundiger Jäger die Spur fand, floh es, er holte es nicht ein, verlor es wieder aus dem Geſichte. Als er endlich keuchend zum alten Herrn zurückkehrte, ſaß das flüchtige Reh neben demſelben und geberdete ſich, als ließe es ſich nur mit der größten Gewalt halten. Die kleine Hexe hatte ihre Rolle nicht ſtudirt, ſie aber trefflich geſpielt, was immer die Hauptſache iſt; war geflohen mit Windeseile, hatte ſich fangen laſſen auf ganz natürliche Weiſe, denn ewig fliehen, was hätte das genützt? Sie konnte ſich des Lachens kaum enthalten, als Kurt im Schweiße ſeines Angeſichts daher polterte, that dabei um ſo nöthlicher, des Vaters Händen ſich zu entwinden. Kurt, der auf ſolches Spiel ſich ſchlecht verſtand, ward es angſt, er glaubte, dem Mädchen ſei es Ernſt, der Vater habe Recht, es begehre ihn nicht. Er dachte, die Mädchen hätten es vielleicht mit ihren Herzen, wie mit ihren Röcken; es haben nämlich faſt alle Mädchen, auch die ärmſten, zwei Röcke, einen zum Hausbrauch und einen zum Staate; ſo hätten ſie vielleicht auch zwei Herzen, eins zum Lieben und eins zum Heirathen, dachte er. Es thun wirklich auch einige ſo, als möchten ſie den Mann nicht zum Schatz, den Schatz nicht zum Manne, ſind curioſe Dinger, die Mädchen nämlich. Er ſtand da verblüfft und kein Wort kam ihm in den Mund, wie in großer Hitze kein Waſſer in ſo manchen Brunnen. Der alte Junker mußte endlich reden und that es kurz: Sieh, ſagte er, der da will dich zum Weibe, magſt du ihn zum Manne? — Das mache wie du willſt, rief Agnes, riß ſich los und war verſchwunden. Kurt wollte ihr nach; iſt nicht nöthig, ſagte der Vater: der Handel iſt auf mich geſtellt und alſo richtig. Aber vor Der nimm dich in Acht, das iſt eine Blitzhexe, in der mehr ſteckt als man denkt. Jetzt kannſt gehen und es dem Mädchen ſagen, wenn du es findeſt, wie ich entſchieden. Man ſagt, diesmal hätte Kurt ſchneller das Mädchen gefunden, ohne Schweiß und Keuchen den Auftrag ausrichten können. Die abgemachte Sache, das fait accompli, ward alſo bald eine bekannte. Kunigunde nahm es kaltblütig, ſie ſagte zu Agnes bloß, zu wenig Jahren ſei viel Verſtand nöthig, den wünſche ſie ihnen beiderſeitig von ganzem Herzen. Zu Brigitten, die ihr in einer wahren Sündfluth entgegenſchwamm und zwar unter Blitz und Donner, ſagte ſie: Thue nicht ſo, aus der Haut zu fahren wäre dumm, iſt man einmal 'raus, kommt man nicht wieder hinein, und die Welt iſt ja ſo groß und der Männer ſind ſo viele.

Aber in ſolchen Gemüthszuſtänden hilft bekanntlich Troſt wenig, und um ſo weniger, je verünftiger er iſt. Brigitte fuhr umher wie ein brüllender Löwe, der Etwas ſucht zum Verſchlingen; ſie ſchlug die Hunde, trat Katzen auf die Schwänze, ſchmiß Mägden das Habermuß ins Geſicht und wartete den andern mit Worten auf, an denen ein Haifiſch erſtickt wäre, welche Fiſchart doch bekanntlich einen ſehr radicalen Schlund hat. Der Vater wollte tröſten und ſagte: ſobald die Agnes aus dem Hauſe ſei, wolle er ausreiten und reiten, bis er Einen finde, der auf den Kopf geſchlagen oder gefallen ſei; den laſſe er heimbringen und den müſſe ſie haben trotz Hölle und Welt, ſie ſolle darauf zählen; aber der Troſt zog nicht, er roch nach Spott, ſchüttete Oel ins Feuer. Da ſah denn der Junker, daß es ein einziges Mittel gebe, die ganz erwildete Brigitte einigermaßen zu ſtillen und Ruhe zu bringen ins Haus, nämlich die beiden Glücklichen aus dem Hauſe zu ſchaffen ſo ſchnell als möglich. Weitläufige Geſchichten gab es damals nicht, wenn Jemand heirathen wollte; an drei Sonntagen hintereinander mußte man ſich noch nicht aufbieten laſſen; Schneiderinnen und Näherinnen waren damals noch nicht ſo hageldicht wie Neſſeln an den Zäunen, man ließ nicht alle drei Tage die Röcke ändern, und mit Weißzeug plagte man ſich wenig, geſchweige, daß man die Hemden brodirt hätte hinten und vornen und die Nachthäubchen garnirt mit Brüſſeler Spitzen. Die befreundeten Mönche in

Herzogenbuchſee ſegneten die Beiden ein, ſobald der Junker wollte, und aus den gefüllten Schränken nahm man einen Rock von Großmutter oder Urgroßmutter, welcher am Beſten paßte, ſteckte die Agnes hinein, hing ihr einiges Goldzeug um, und die Braut war fix und fertig, geſchmückt und ſchrecklich glücklich in ſolchem Glanze. Ja damals ging es noch einfach zu! Ein Einziges war dem Junker dabei nicht recht; eine Hochzeit ohne Hochzeitsfeſt, eine Hochzeit ſo gleichſam unter der Hand, bei welcher man den Jubel nicht zehn Stunden in der Runde hörte, nicht eine Stunde in der Runde alle Wege mit Glücklichen beſäet fand, welche in ſeligen Träumen ihr Räuſchchen verſchliefen und der Stunde der Auferſtehung harrten, wo in die Beine wieder Kraft kam, den Leib zu tragen, eine ſo ſtille Hochzeit war unerhört, erſchien ihm faſt wie gottloſer Gräuel; aber was ſollte er mit der Brigitte anfangen, die herumfuhr wie eine eingeſchloſſene Horniſſe an den Fenſtern; wäre es ein ſtiller Jammer geweſen, verbunden mit etwelchem Seufzen und Stöhnen, mit welchem ſie behaftet geweſen, ſo hätte ſich das Ding wohl machen laſſen; in einem Hinterſtübchen hätte ſie ihr Weh verbergen können, aber Brigitte hatte kein ſtilles Weh und ließ ſich nicht einſchließen; ſie wäre unter den Gäſten herumgefahren wie eine wüthende Katze, welcher man feurigen Schwamm unter den Schwanz gebunden. Bei einer ſplendiden Hochzeitsfeier hätte auch die Ueberraſchung der Frau Grimhilde, auf welche der alte Junker ſich ſehr freute, gefährdet werden können. Die Koppiger Leute waren zu hungrig, als daß ſie nicht den Hochzeitsduft in die Naſe bekommen und nach Oenz gezogen worden wären, hätten alſo ihren jungen Herrn erkennen müſſen. Er verzichtete alſo, wenn auch ungern, auf ein großes Feſt und begnügte ſich mit einigen Mönchen von Herzogenbuchſee und einem wackern Schluck. Gleich am andern Morgen ſollte der Zug nach Koppigen losgehen, mit möglichſt großem Gefolge, eine ſtattliche Mitgiſt bei ſich führend. Kurt hatte ſich dieſes anfangs ganz prächtig vorgeſtellt und ſich ſehr darauf gefreut, in Koppigen einzuziehen wie ein Fürſt, mit einer ſchönen Frau, großem Reichthum, mit Kühen und Pferden, in ſtrahlender Rüſtung, reich geſchmückt, wie der freigebige Schwiegervater den ſtattlichen Tochtermann ſelbſt herausgeputzt hatte zur eigenen Ehre und Freude.

Kurt hatte ſich vorgeſtellt, für wen man ihn wohl nehmen möchte und was für Augen man endlich machen werde, wenn man in der fürſtlichen Geſtalt den Kurt erkenne, der vor zwei Jahren auf einem ſteifen Hengſte und in der alten Rüſtung mit den tiefen Roſtgruben und den loſen Bändern ausgeritten! Nun aber, als es wirklich auf Koppigen losgehen ſollte, fiel es ihm ein, wie es wohl in Koppigen ausſehen möge, und was Frau und Schwiegervater für Augen machen und dazu ſagen werden? Es wurde ihm ganz blöde, wenn er ſo recht daran dachte. Was ſollte er machen?

Sollte er einen Boten ſenden, ſich ankündigen laſſen, oder ſelbſt voranreiten, um Anſtalten zum gehörigen Empfang zu treffen? Aber womit Anſtalten treffen, wenn Niemand da iſt, der ſie macht, nichts da iſt, womit man ſie machen kann? Zudem wäre ihm auch die Freude der Ueberraſchung verdorben, und er hatte ſich das ſo ſchön gedacht, wie Jürg unter dem Thore ſtände, wackelnd mit grauem Haupte, die Mutter erſt lange, lange Zähne mache, endlich die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlage, wie Jung und Alt aus jeder Hütte ſtürzen würde, die Herrlichkeiten zu bewundern: ihn voran auf ſtolzem Roß, hintendrein den reichen Troß. Darauf freute er ſich, während es ihm bitterlich grauete, ihre grenzenloſe Armuth fremden Augen und der Diener Spott preiszugeben. Er hatte ſich freilich nicht reicher gemacht, als er wirklich war, nicht von Gütern gefaſelt, welche näher dem Monde als Koppigen lagen, wie es bis auf dieſen Tag getrieben wird mit der gleichen Schamloſigkeit, und mit der gleichen Leichtgläubigkeit geglaubt. Aber ſo die rechte Vorſtellung von ihrer Dürftigkeit hatte er ihnen doch nicht beigebracht, ſie war ihm ſelbſt nicht ſo eigentlich anſchaulich; hatte er doch, ſo lange er daheim war, keinen Begriff gehabt, wie arm ſie ſeien, ihm fehlte die rechte Vergleichung. Erſt als er in die Welt kam und andere Burgen ſah, erlebte, was dort tägliches Bedürfniß war, erſt da merkte er, wie ihnen faſt Alles fehlte und wie arm ſie ſeien. Sein Schwiegervater ſah dieſe innere Plage wohl und begriff ſie; er kannte Koppigen beſſer als Kurt ſich es dachte, ja als Kurt ſelbſt. Frau Grimhilde war eine zornige Perſon, aber zorniger wallte ihr adelig Blut doch nie durch die Adern, als wenn ihr enges Gebiet durch fremde Jagd entweiht ward. Da ſie nun Niemanden hatte, welcher ihr die Frevler fing, um auf einen Hirſch ſie zu ſchmieden oder mit ſchwerem Gelde zu büßen, ſo brauchte ſie, was ſie hatte, die Zunge, ſchimpfte, ſo laut und läſterlich ſie konnte, die Jäger aus. Dieſe, wenn es thunlich war, ritten ſo nahe ſie konnten am Schlößchen vorbei und ergötzten ſich an Frau Grimhildens Schelten, ungefähr wie noch heutzutage die liebe Schuljugend irgend einen biſſigen Haushund, oder wunderlichen Junggeſellen, oder böſen weiblichen Drachen haben muß, um ſie zu necken und an ihrem Gekläffe ſich zu ergötzen. Der luſtige Junker, wenn auch kein Schuljunge mehr, war doch mehr als einmal bei ſolchen Streichen geweſen, hatte mit geübtem Auge das Elend ſich angeſehen, hatte noch viel von halbnackten Jungen vernommen, welche hungrig den Jägern nachſtrichen und Broſamen ſchnappten, mit den Hunden ſich darum ſtritten. Alſo die Armuth ſtörte ihn nicht, aber ſo viel Bosheit hatte er im Leibe, daß er den Tochtermann nicht nur nicht tröſtete, ſondern ſich ſehr auf ſein Geſicht und ſeine Verlegenheit freute. Früh Morgens ward aufgebrochen, und nachdem man vier Stunden lang mit Wald und Sumpf gerungen, kam man endlich auf einen Hügel und hatte Koppigen vor Augen. Das Schlößchen, obgleich von der Sonne beſchienen, ſah doch ſo grau, altersſchwach, zuſammengeſchrumpft aus, daß Kurt, dem ein anderer Maßſtab in die Seele gewachſen war, nicht bloß Andern, ſondern ſich ſelbſt gerne eingeredet hätte, das ſei das alte Koppigen nicht, welches er verlaſſen; wenn ſie ſich nicht verirrt, ſo hätten böſe Geiſter das frühere weggenommen und dieſes verwitterte Krähenneſt an deſſen Stelle geſetzt. Der Herr von Oenz dagegen war wie mit Queckſilber ausgeſtopft; wer was blaſen konnte, mußte blaſen aus Leibeskräften, er hetzte und ſchlug die Hunde, daß ſie heulten, als käme die wilde Jagd geſtoben; es war ein Höllenlärm, wie Frau Grimhilde noch keinen gehört hatte. Der wildeſte Zorn fuhr ihr in den magern Leib über dieſe wilde, vermeſſene Jagd auf ihrem Gebiete. Ihre ganze Leibwache rief ſie zuſammen: den grimmigen Jürg, der ſich geberdete, als verſuche er ſeinen Kopf in den rechten Schwung zu bringen, um ihn als Bombe in den Feind zu ſchleudern; ihre ganze Meute, beſtehend aus zwei Hunden, von denen der eine blind war, der andere zahnlos; ein Junge, den ſie ins Schlößchen genommen, Jürg zum Beiſtand, fehlte, wahrſcheinlich war er um was Eßbares aus, woran man eben im Schlößchen bitterlich Mangel litt. Obgleich die tapferſte Mannſchaft fehlte, die anweſende ziemlich an Gebrechlichkeit litt, beſchloß Grimhilde doch in gräßlichem Zorne, diesmal Ernſt zu zeigen, wenn man ſich näher wagen ſollte. Kühn ſtellte ſie die geſammelte Macht unter das offene Thor, und als mit Hollah! Huſſah! und wildem Rüdengeheul der Zug näher kam, griff der grimmige Jürg nach einer Armbruſt zum eiſernen Gruße; aber leider konnten ſeine Hände ſie nicht mehr ſpannen, und in Haſt fand er den Haken nicht. Da brannte Frau Grimhilde ihre Kartätſchen los, ganze Ladungen Schimpfwörter, doch umſonſt. Unaufhaltſam, in immer luſtigerem Geſchmetter und Geheule, zog der Zug heran, bis endlich Grimhilde inne ward, das ſei keine Jagd, ſondern was Anderes, aber was, das begriff ſie natürlich nicht, dachte aber daran, wie Frauen wie Grimhilde gerne was Arges denken, man wolle ſie höhnen und ſpottweiſe zum Imbiß bei ihr einreiten, um ſich an ihrer Armuth und Verlegenheit zu ergötzen. Sie blieb im Thore ſtehen, während ſie Jürg befahl, die Thorflügel loszumachen und zum Schließen bereit; aber ſie hatte vergeſſen, daß der eine Flügel aus den Angeln gefallen und anderwärts verwendet worden war, der andere dagegen längſt weder Schloß noch Riegel hatte. Dennoch blieb ſie trotzig ſtehen; der alte Jürg zerrte aufs Neue an der Armbruſt, matt bellten die Hunde. Da ritt der alte Herr dem Zuge voraus, und als Frau Grimhilde ihn erkannte, lud ſie ihre Kanonen mit doppelter Ladung und überſchüttete den Junker mit Läſterungen, daß die Engel im Himmel die Ohren zuhielten, denn ſie haßte den Denz wegen manchem Schabernack abſonderlich. Was aber ſollten hinter ihm die Saumroſſe, die Karren, der Troß? Sie faßte das nicht. Der luſtige alte Junker begann nun eine ſeltſame Anrede; die Chronik hat ſie nicht aufbewahrt, wir wiſſen nicht, enthielt ſie was von einem verloren gegangenen und wiedergefundenen Kreuzfahrer, oder einem verſchlagenen und heimfahrenden Mohrenritter. Je mehr der Junker redete, deſto weiter deckten ſich die Zähne der alten Dame ab, ſo wie alte Klippen ihre Zacken dem Schiffer erſt dann in ihrer Gefährlichkeit ſichtbar machen, wenn er ſein Schifflein über ſie hintreibt. Unterdeſſen brauchte Jürg ſtatt des Maules ſeine Augen, muſterte den ſeltſamen Zug, ſtieß endlich einen Fluch aus und trabte zu dem großen Ritter, welcher hinter dem alten Herrn und neben einem ſchönen Frauenbild zu Pferde ſaß; hinter Jürg her wackelten die beiden alten Hunde, ſchwenkten zärtlich hin und her ihre haarloſen Schwänze. Vor dem Reiter beugte ſich Jürg in alterthümlichem Reſpekte, alle Kräfte boten die Hunde auf, am wilden Roſſe emporzuſtehen, jedoch vergeblich. Das ſah Frau Grimhilde, erkannte Kurt, und ihrer Kanone einen Ruck gebend, fragte ſie, ob er ein Narr geworden, oder ſonſt was? Kurt ſprang vom Roſſe, grüßte die Mutter, wie es ſich ziemte, ſagte, er bringe heim ſeine Beute aus der Welt, ſeine Frau und ſonſt noch was. Ein neues Leben ſolle nun in der Burg erſtehen, wie ſie ſich in der Jugend gewöhnt, ſolle ſie es im

Alter haben. Wenn es nur das ſei, ſagte Frau Grimhilde, ſo hätte er beſſer gethan, ſelbſt voranzureiten und zu klopfen ans eigene Thor, ſtatt erſt dummen Lärm zu machen und hinterdrein einen ſolchen Narren zu ſenden. Anſtändig ſei es vom Sohne nicht, die eigene Mutter entweder erſchrecken oder zum Beſten halten zu helfen. Indeſſen trat ſie doch unter dem Thore weg; ins Höfchen hinein konnte der Zug reiten. Das Höfchen war enge, faßte ſie kaum, war hoch mit Gras bewachſen, denn da war nicht bloß Niemand, der es ausriß, ſondern leider ſogar kein Geſchöpf mehr, das Gras fraß, als zuweilen einer der alten Hunde, wenn es ihm gar zu wunderlich ward im Bauche. Außer Gras war nichts im Hofe, ſo wie ſich in alten Küchenſchäften, wo man nichts zum Kochen hat, auch nichts als Schimmel findet. Die Koppiger Bewohner hatten keine Ahnung, woher Kurt die ſchöne Frau bringe; im Eifer des Geredes hatte Kurt den Namen zu nennen vergeſſen, war überhaupt des Vorſtellens nicht gewohnt. Jürg dachte an eine weiße Prinzeſſin aus dem Mohrenlande, träumte ſich die Roſſe begabt mit Gold und Edelſteinen und hintendrein einen Mohrenkönig, der ganze Schiffe voll derlei Zeug nachſende. Grimhilde dachte nicht ganz ſo weit, aber doch an was ſehr Reiches und Vornehmes, nahm ihre gräfliche Haltung wieder zur Hand und führte ihre Gäſte in des öden Schlößleins Halle.

Voran wie ungezogene Kinder ſtürzten des Herrn von Oenz ungezogene Hunde, und ganz finſter ward es im Gemache; es war, als ob unzählige Vögel aufgeſtoben wären vor der Hunde Gebell, und doch hörte man kein Flattern, und auf einmal erſcholl ein ſchreckliches Gepolter und alsbald ein noch viel ſchrecklicheres Geheul, eine viel größere Dunkelheit, es ſchien ein verzaubertes Gemach. Es war es aber nicht, es ging Alles ganz natürlich zu. Seit Kurt fort war und die Hunde alt, hatte die Jagd auf Hochwild abgenommen, mit niederm Wilde mußten ſie ſich befaſſen, mit Vögeln allzumal, welche man in Netzen und Letſchen fangen kann und ausnehmen aus den Neſtern. Der Kürze halber ſchüttete man die Federn auf Haufen in die Halle, bis man ſie anderwärts gebrauchte; dieſe wurden von den Hunden aufgeſtöbert, gejagt, der Tiſch, d. h. der Thorflügel, welcher im Hofe fehlte und hier auf ſchwachen Beinen ſtand, umgerannt, die Hunde erſchreckt, getroffen, die Federn wilder durcheinander gewirbelt, ſo daß eine Weile man nicht wußte, wo man war und was das Alles zu bedeuten hatte. Verdutzt ſchwiegen die Hunde, allgemach ſetzte ſich der Nebel und die Vögel auch, der ſeltſame Tiſch ward wieder aufgerichtet, die Diener brachten die mitgebrachten eßbaren Dinge, denn dafür hatte der alte Herr, der in Solchem äußerſt klug und vorſichtig war, vortrefflich geſorgt, eben ſo an gutem Getränke es nicht fehlen laſſen. Die alte Dame ließ die Diener mit aller Grandezza gewähren, als ob es ſie nichts angehe, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, daß von niedern Weſen für ſie geſorgt würde ohne ihr Zuthun. Agnes allein machte ganz curioſe Augen, ſo arg hatte ſie ſich das Neſt denn doch nicht vorgeſtellt, ſo entblößt von Allem kein Schlößlein, ſo einem Drachen ähnlich kein altes Weib. Kurt war Agnes ins Herz gewachſen, aber wenn ſie Koppigen geſehen hätte, ehe Kurt ihr Mann geworden, wer weiß, wer weiß, ob ſie nicht den Kurt aus dem Herzen geriſſen hätte, wie man böſe Zähne aus dem Munde reißt. Endlich als das Getümmel ſchwieg und Ruhe war, fragte Grimhilde ihren Sohn, woher er ſeine Frau bringe, und aus welchem Geſchlechte ſie ſei? Da trat der dicke Junker vor und ſprach mit Salbung und großem Anſtande: Aus dem erlauchten Geſchlechte derer von Oenz iſt ſie, und meine Tochter, von Oenz kommt ſie, will hier bleiben und Eure Schwiegertochter ſein, Frau Grimhilde. So ſind wir Beide unerwartet nahe Verwandte geworden, ich hoffe, es freut Euch wie mich, und gute Freunde werden wir werden, Eins dem Andern aushelfen, Ihr mir mit Eurer Tapferkeit, ich Euch mit Speiſe und Trank und was Ihr ſonſt etwa nöthig haben mögt.

Potz himmelblau, was kriegte die Alte für ein Geſicht während der Rede ihres neuen Verwandten! Sie hatte ſchon manch wüſtes Geſicht gemacht, aber ſo eins doch wirklich noch nie. Die Haare ums Maul rollten ſich und ziſchten, als wären ſie dem Feuer zu nahe gekommen, die Zähne deckten ſich ab, wie man eine Batterie demaskirt, und ſchienen ſich vorzuſtrecken zu einem Anlaufe, die Augen ſpitzten ſich zu, ſchienen zu Kugeln zu werden, dem Junker von Oenz ins Geſicht fahren zu wollen. Das ganze Geſicht glich einer Bombe ehe ſie zerplatzt; und wie die Bombe platzt, wenn ſie lange genug geziſcht hat um das Zündloch herum, ſo platzte es endlich auch, als der Junker ſchwieg, aus Grimhildens Geſicht, und zwar grimmiglich. Blitz, Donner, Hagel, Sturm ſprühten aus dem Geſichte, und zwar ſtromweiſe, wie bei einem Feuerwerke, und Alles durcheinander, und bald fuhren die Ströme über Kurt her, der in zwei Jahren zwei Stunden weit gekommen und nichts heimgebracht, als ſo Eine und von Dem da, der nur ein Edelknecht ſei, und daneben auch nichts werth und zu nichts tauglich, als alte Weiber zu plagen und mit Mönchen zu ſaufen, und ſeinen Töchtern, welche er Mönchen nicht geben könne, gerne abkäme zu rechter Zeit, und von dieſen Töchtern habe er gerade die mitgebracht, welche ihm der Alte am liebſten angehängt, weil ſie zu Nichts tauge, ihn am meiſten plage; die könne aber auch gleich wieder marſchiren, woher ſie gekommen. Kurz, die Alte blitzte und donnerte, und zwar mit ganz andern Worten noch, daß es ſpäter Allen ſchien, das Fleiſch ſei verpfeffert, der Wein habe einen Schwefelgeruch, und in der Halle führen die Blitze fort und fort hin und her. Der Herr von Oenz, durſtig durch den langen Ritt, an Grimhildens Feuer gewöhnt, blieb kaltblütig, complimentirte die Dame an die zerbrechliche Tafel, legte vor und langte zu. Grimhildens Leib folgte unwillkürlich den Nöthigungen des alten Herrn, während die Seele fortwährend Feuer und Flamme ſprühte. Jürg ward endlich die Mittelsperſon; dieſer freute ſich gar ſehr über den jungen Herrn, deſſen Aeußeres ſeine Erwartungen übertraf, und Oenz oder nicht Oenz, wenn nur wieder was ins Haus kam und ein beſſeres Leben anfing. Was hätte ſein Herr von eines Grafen Tochter gehabt? Am Ende kann man weder abbeißen von einem Titel, noch mit demſelben die Löcher im Gewande flicken. Als dem alten Knaben nicht bloß Kuttlerugger, ſondern wieder wirklicher guter Wein durch die Glieder floß, da ſchien die alte Kraft wieder zu glimmen, die Beine ſtanden feſt, der Kopf ebenfalls; er fragte und ließ ſich ſeines Herrn Schickſale erzählen und kümmerte ſich um ſeiner ungnädigen Herrin Gepülver nicht, er war es eben auch gewohnt. Wie am Ende jedes Feuer ausgeht, der allergrößte Munitionskaſten einen Boden hat, ſo hat man auch noch von keinem Weibe gehört, das nicht endlich einmal abſetzen mußte, wie gut es das Schimpfen und Schelten auch konnte. So iſt es hier auf der Welt, im Leben; drüben in der Ewigkeit da mag es wohl ſein, daß es Weiber giebt, welche in alle Ewigkeit tſchädern, ſchnädern, pülvern, aufbegehren, ſchimpfen und ſchelten müſſen, daß ihre Zunge ganz feurig wird, aus ihrem Munde ein Rauch fährt, wie aus dem Kamin eines Bäckers, wenn er ſeinen Backofen mit grünem Holze heizt. So ging es auch Grimhilde, die Luſt zum Reden ging ihr endlich aus, zudem nahm es ſie Wunder, was Kurt erlebt, oder ob er wirklich nicht weiter als bis Oenz gekommen, und überdies wurden durch Speiſe und Trank, die ihr durch den Mund in den Leib glitten, ihre Empfindungen ſanfter und ihre Gefühle gemäßigter. Iſt ja doch auch, freilich durchaus nicht zuſammengezählt, kein Hund auf der Welt zu finden, wie biſſig und hungrig er ſein mag, der nach einem guten Fraße nicht ein gewiſſes Behagen ſpürt und menſchenfreundlicher wird. So zog Grimhilde nach und nach die Zähne ein, und wenn ſie ſich ſchon nicht mit der Heirath des Sohnes verſöhnte, ſo wurden ihre Ein- und Vorwürfe doch ganz ſanft und milde. Heirathen hätte er nicht gebraucht, dafür hätte man ihn nicht fortgeſandt, und dann nur ſo Eine! Hätte er was gewonnen, hätte er heimkommen ſollen damit, ſie hätte ihm dann ſchon eine Frau ſuchen wollen, und zwar eine ganz andere. Wo man nichts zu eſſen, nichts ſich zu kleiden habe, und kaum trocknen Raum für eine Perſon, was man da mit einer Schwiegertochter anfangen ſolle, und noch dazu mit einer nur von Oenz? ſie frage. Aber dumm ſei er ſein Lebtag geweſen und dumm werde er bleiben! Lautlos war die junge Frau geblieben, aber daß in ihr Viel vorging, wird man begreifen. Freilich war man damals nicht ſo zimpferlich wie jetzt, dachte nicht alsbald an Krämpfe, aber geſchaudert hatte Agnes doch, als ſie die grenzenloſe Armuth ſah, von welcher ſie ſich wirklich keinen Begriff gemacht hatte; keine Hütte war ihr noch vorgekommen, in welcher man nichts, ſo gar nichts ſah, nichts als eine Schwieger, welche des Teufels Großmutter zum Schweigen gebracht hätte. Wenn eine Schwiegertochter in ihrem neuen Wohnſitz gar nichts findet, als ein ſolch keifend Hausſtück, ſo muß es ihr knapp ums Herz werden, keine roſenrothe Zukunft wird vor ihren Augen ſtehen, und hat ſie Ideale gehabt, ſo werden dieſelben nicht bloß zerrinnen, ſondern zerplatzen. Ihr Vater theilte ihre Empfindungen nicht, er nahm die Alte und die Armuth von der luſtigen Seite, ergötzte ſich ob beiden, und je greller die Armuth hervortrat, deſto mehr hatte auch ſeine Gutmüthigkeit Raum, zu helfen und zu ſpenden. Indeſſen, wer weiß, wenn er hätte dableiben müſſen, nicht die Ausſicht gehabt hätte, Abends von dannen zu reiten, ob ihm Alles ſo luſtig vorgekommen, das Lachen nicht vergangen wäre.

Man lacht im Vorbeireiten über gar Manches; muß man dabei bleiben, findet man, daß dasſelbe keine lächerliche Naſe hat, ſondern eine ganz andere. Der Schwiegervater hatte bereits an Geräthen, Gewändern, Vorräthen ein Anſehnliches mitgebracht, womit man die alte Höhle etwas wohnlicher machen konnte; aber er ſah wohl, daß da viel mehr noch nöthig ſei, und namentlich Bauleute, wenn die Menſchen trocken wohnen und mit Sicherheit wieder etwas Vierbeiniges in den Ställen untergebracht werden ſollte. Indeſſen tröſtete er ſich darüber leicht; dem Allem ſei abzuhelfen, dachte er. Kurt hatte den ſchwerſten Augenblick überſtanden, es war leichter gegangen, als er ſich gedacht; doch beläſtigte noch Etwas ſein Gemüth, und zwar ſehr. Wer etwa meint, es ſeien die Schauer, welche über Agnes' Seele fuhren, die er geſehen und mitempfinde, der würde ſich ſehr irren, die ſah Kurt nicht. Kurt hatte ein herrliches Auge: den Aal ſah er im Schlamm, das Rebhuhn im Graſe, die Schnepfe im dürren Laub, das Wildſchwein im Dickicht, aber in den Herzen der Menſchen ſah er hell nichts, und ſo wenig als er leſen konnte in einem Buche, eben ſo wenig konnte er die Gedanken der Menſchen leſen, welche über die Geſichter der Menſchen flogen, noch viel weniger die, welche bloß vorſichtig aus den Augen gucken, oder tückiſch lauern in den Winkeln des Mundes; da war allenthalben unleſerliche Schrift für ihn, und wenn man ihm Brillen aufgeſetzt hätte, er hätte nichts geſehen. Es giebt halt gar verſchiedene Augen, aber wirklich commod iſt's, wenn man deren hat, welche ſehen, was auf den Geſichtern vorgeht und im Graſe, und was ſitzt in des Herzens Grund und in des Teiches Schlamm; ſie ſind aber leider nicht zu kaufen, dieſe Augen, ſie ſind eine Gottesgabe.

Neben Kurt zu beiden Seiten ſaßen die alten treuen Hunde, die Geſpielen ſeiner Jugend, freuten ſich des Wiederſehens, wedelten ihrem Herrn den Willkomm zu nach Vermögen, ließen dann den Kopf ſinken tief zwiſchen die Vorderbeine hinab, ſchloſſen die Augen, thaten als ſtudirten ſie Wichtiges, Entdeckungen im Gebiete der Mechanik oder Chemie, Reden vor einer Kammer oder Combinationen in den Finanzen. Nach geraumer Weile ermannten ſie ſich, hoben den Kopf, als hätten ſie das Geſuchte entdeckt, leckten dann einfach ihrem Herrn die Hand, ſetzten ihre Studien wieder fort. Was machen mit ſolchen alten Studenten, wie jagen mit dieſen alten Thieren, die kaum mit dem alten Jürg Schritt halten konnten? Das lag Kurt im Gemüthe, und für das war nicht geſorgt. Hunde waren wohl da, aber nicht für ihn, wie Kurt wohl wußte; daß dieſes ihn ſehr plagen mußte, wird Jeder faſſen, der weiß, was jagen iſt, und wie es einem Jäger im Gemüthe iſt, der alte Hunde hat. Der alte Herr hatte in dieſem Fache beſſere Augen als Kurt, er merkte alsbald, wo dieſen der Schuh drücke; er hatte die Bosheit, dieſe alten Studenten zu preiſen, ihre vergangenen Thaten zu rühmen, und was das für ein Jagen geweſen ſein müſſe mit ihnen, denn beſſere Thiere ſeien ihm nicht vorgekommen.

Ach, wie da dem Kurt das Herz aufging, und was er da dem Schwiegervater für Stücklein erzählte, welche er mit dieſen Hunden vollbracht, und wie er nirgends ſolche Hunde angetroffen. Aber jetzt, ſagte er und ward dabei förmlich gerührt, aber jetzt, was ſoll ich mit ihnen? Der eine thut jede Viertelſtunde einen Schritt, unterdeſſen giebt der andere einen Laut von ſich, dann erholen ſich beide und thun ſo wieder einen Schritt und geben wieder einen Laut, und ſo ſoll ich jagen künftig! Kurt zeigte offenbare Spuren oratoriſchen Talentes, nach dem alten Sprichwort: Es iſt das Herz, welches beredt macht. — Da jage mit den jungen! ſagte der alte Herr. Mußt nicht meinen, man könne immer die gleichen Hunde brauchen! — Ja, wenn ich junge hätte, ſagte Kurt. — Das war die Spitze der Armuth, welche dem Herrn von Oenz wirklich nicht mehr lächerlich vorkam, ſondern ins Herz ging, denn das hätte er nicht gedacht, daß es ein Schlößchen in der Welt gebe, in welchem bloß zwei Hunde ſeien, beide mit haarloſen Schwänzen, von denen der eine in einer Viertelſtunde einen Schritt thue, während der andere die gleiche Zeit brauche, einen Laut von ſich zu laſſen. Dieſe Armuth trieb ihn zum Aufbruch früher als er vielleicht ſonſt daran gedacht, denn ein ſolcher Mangel war unerträglich, dem mußte abgeholfen werden alsbald.

Der Tochter war es doch ſchwer ums Herz, als der Vater Abſchied nahm und fortritt und ſie allein blieb im öden Haus und mit der böſen Schwieger. Indeſſen an ſentimentale Betrachtungen war Agnes nicht gewöhnt, ſondern hatte im innerſten Kerne ihres Weſens eine bedeutende Kraft, welche ſich in das Nothwendige ergiebt, die Sachen nimmt, wie ſie ſind, ſie zu benutzen und zu geſtalten ſucht auf das Beſte. Sie packte ihre Sachen aus, ordnete ſie ſo gut als möglich und mit geſchickter Hand, welcher man es anſah, daß ſie ſelbſt angreifen konnte, und ehe der Tag zu Ende war, hatte Koppigen ein um viel beſſeres Ausſehen erhalten, einem Bettler gleich, den man gehörig wäſcht und reine Kleider ihm anzieht. Der Vater hielt aber auch Wort; am andern Morgen ſchon kamen Hunde, und zwar treffliche, hintendrein und nach und nach das Andere. — Kurt liebte ſeine junge Frau ehr, aber ſeine Pflicht erforderte begreiflich, daß er nicht fortfuhr, neben ihr zu ſitzen; er mußte den Hausvater machen, für das Nothwendige ſorgen, d. h. er mußte jagen mit den neuen Hunden.

O, es iſt ſchön, wenn Pflicht und Luſt überein- timmen, und ſtimmen ſie nicht überein, ſo hat man in einfaches Mittel ſie zu vereinen: man macht aus er Pflicht einen Mantel und hängt ihn der Luſt um, nd zwar um und um, ſo daß gar kein Zipfel davon ervorguckt, dann wandelt man in der Pflicht und hut, was die Luſt gelüſtet. Da geht's gar luſtig zu, nd öfter ſo als die Welt glaubt. Es war aber auch urt faſt nicht zu verargen: erſtlich war er ein Natur- ind, und die Natur treibt ihre Kinder der Luſt nach; ie Cultur iſt's, welche den Naturkindern ein Mäntelchen nhängt, und da Kurt zwei Jahre in der Welt geweſen war, ſo kam er eben zu einem Fetzen Cultur, us welchem man dieſe Mäntelchen macht. Und wer einmal außerhalb der Kuhweide war, der wird von zwei Mächten getrieben: er will wiederſehen, er will ſich wieder zeigen. Kurt wollte wiederſehen ſein ganzes Jagdrevier, jeden Anſtand, auf welchem er in der Dämmerung zu lauern pflegte, jedes Dickicht, in welchem er eine Sau geſehen, jede Wieſe, über welche das Wild ſtrich, jede Quelle, an welcher Reh und Hirſch ſich fanden, die alten Weidenſtöcke, wo die größten Forellen ſtanden, die Plätze, wo die Lachſe laichten, die Strömungen, wo die Raubfiſche in Netzen zu fangen waren, jede beſondere Art zu ihrer beſondern Zeit. Er mußte beobachten, ob das Wild die gleichen Gänge ging, oder beim Wechſel des Holzes die Bahnen geändert, andere Richtungen genommen. Das Wild iſt freiherrlich, macht ſich ſeine Wege nach ſeiner Bequemlichkeit, nachdem das Holz aufwächſ't oder abgehauen wird, je nachdem das Unterholz ſich ändert oder rundum die Cultur, denn es iſt eben auch ſehr empfänglich für die Cultur. Es ändert ſeine Wege ohne obrigkeitliche Bewilligung, denn es braucht zur Inſtandſtellung ſeiner Wege auch keine obrigkeitlichen Wegeknechte. Wie ein alter Student ſeine alten Lieder, ſo liebt ein alter Jäger ſeine alten Gänge, und Jeder hat ſeine beſonderen Stellen, wo ihm das Herz beſonders ſchlägt und in die Augen ein beſonderes Leben kommt. — Aber auch zeigen, wieder zeigen will man ſich, beſonders wenn man glaubt, es ſei eine merkliche Veränderung an einem vorgegangen. Kurt ritt an Halten gerne vorüber und ſah auf die

Fräuleins herab mit ſouverainer Verachtung, weidete ſich am Aerger, den ſie haben müßten bei ſeinem Anblicke, wenn ſie denken müßten, wie ſie ihn ausgeſpottet, und wie er ſie jetzt verhöhnen könnte. Er ritt gerne nach Solothurn, labte ſich an dem dortigen Gerede und wie man laut ſich wunderte, wie Der jetzt einem Grafen gleich geworden an Männlichkeit und Anſtand, den man früher ganz anders geſehen. Je öfter er ſich alſo zeigte, um zu zeigen, wer er jetzt ſei, deſto mehr ſchien es ihm, er erfülle eine Pflicht, die Pflicht, ſeinen und ſeines Geſchlechtes Ruf herzuſtellen und wieder zu Ehren zu bringen.

Während auf dieſe Weiſe Kurt ſeiner Pflicht nachritt, lagen die beiden Damen zu Hauſe ihren Pflichten ob Jede wollte treu ſein, und Jede war eifrig, aber Jede auf ihre Weiſe. Sie bildeten gleichſam zwei Kammern: Frau Grimhilde die Pairskammer, Frau Agnes die Kammer der Gemeinen. Frau Grimhilde war eine geborene Gräfin, das öde Häuschen war das ihre ſammt Grund und Boden. Frau Agnes war die Jüngere, bloß eines Edelknechts Tochter, hatte aber die Finanzen, und was ins Haus gebracht wurde, das ſchickte ihr Vater. Begreiflich nahm Frau Grimhilde das Hausrecht in Anſpruch, die angeſtammte Würde, betrachtete die Sohnsfrau als einen Eindringling, die froh ſein ſollte, wenn man ſie aus Gnaden duldete, nicht todtſchlüge, behandelte ſie als eine Magd und forderte dafür noch Dankbarkeit, weil ſie doch dabei das Leben behielt. Frau Agnes dagegen war der Meinung, ſie ſei wohl aus Gottes Gnaden hier, aber nicht aus Frau Grimhildens Gnade. Kurt ſei froh geweſen, ſie zu erhalten, und Frau Grimhilde ſollte froh ſein, leben zu können aus ihrer Sache. Sie wolle Niemanden was vorrücken, aber leben als eine Bettlerin und doch von ihrer Sache, das wolle ſie nicht; ſie meinte, ſie könnte befehlen, wo ſie ihre Sache abgeſtellt wiſſen wolle, was die Bauleute bauen, was die Knechte thun ſollten, wo man mit ihren Roſſen pflügen und von welchem Samen man ſäen ſolle; meinte auch, ſie verſtände das, und zwar beſſer als eine alte Frau, welche ſeit zwanzig Jahren keinen Pflug im Felde gehabt. Indeſſen, wenn Frau Grimhilde auch keinen Pflug im Felde gehabt, ſo führte ſie doch eine Sprache ins Feld, welche durch Leib und Seele ging, und was ſie befahl, das wußte ſie durchzuſetzen gleich einem alten türkiſchen Sultan. Man kann ſich daher das Leben vorſtellen, welches die Beiden mit einander führten, und die ſüße Zärtlichkeit, welche zwiſchen ihnen herrſchte. Das Zweikammerſyſtem iſt nur dann gut, wenn ein gutes Zünglein an der Wage iſt und eine ſtarke Hand die Wage hält. Dieſe Hand hätte eigentlich Kurt ins Feld führen ſollen, er ſollte des Hauſes König ſein, das Gleichgewicht herſtellen und alle Kräfte einigen unter ſeinen Willen. Aber Kurt hatte eben ein eigenes Fach ergriffen, war zu ſehr mit den auswärtigen Angelegenheiten behaftet, um das Ganze gehörig zu überwachen. Zudem hatte er Furcht vor ſeiner Mutter; eigentlich hatte er ſich nie von ferne gegen ſie aufgelehnt, geſchweige daß er ans Emancipiren gedacht hätte. Es iſt übrigens ſehr merkwürdig, wie ſo oft ein altes Weib, deſſen Glieder nur noch zuſammengeleimt ſcheinen, eine unumſchränkte Gewalt über baumſtarke Söhne übt, und wie die Söhne ſich derſelben nicht entziehen dürfen, wie gerne ſie ſich auch entziehen möchten. War Kurt einmal zur Seltenheit zu Hauſe, wenn eine Hündin Junge werfen wollte, oder ein Pferd lahm geworden, und kam Agnes zu einem vertrauten Worte mit ihm, ſo klagte, weinte ſie jämmerlich, machte alle Manövers, welche eine Frau unter ſolchen Umſtänden macht, redete von Fortlaufen, wenn er ſeiner Mutter nicht den Marſch mache, oder ſchmollte, redete nicht nur nichts mit ihm, ſondern ließ ſich höchſtens von hinten ſehen. Das brachte Kurt in Verlegenheit und that ihm weh, denn er war von Natur gutmüthig; er ſuchte ſeine Frau zu tröſten, aber ſeine Beredſamkeit in dieſem Fache war wirklich nicht groß. Er wußte ihr wenig Anderes zu ſagen, als er begreife nicht, was ſie eigentlich immer zu klagen hätte, es hätte ihr doch noch Niemand was gethan, und was ſie wolle, habe ſie oder könne es nehmen. Es ſei freilich wahr, ſeine Mutter rede viel, beſonders in den langen Tagen; aber ſie müſſe es machen wie er, er laſſe den Waldi, der Niemanden beiße, auch bellen ſo lange und ſo viel er wolle; er wüßte nicht, warum ſeine Mutter nicht das gleiche Recht haben ſollte, ihre Stimme zu gebrauchen. Ein andermal ſagte er: Mußt dich dulden, mußt warten lernen; ſieh, wir Jäger müſſen auch lauern, oft ganze Nächte umſonſt, dir aber wird's nicht fehlen. Die Mutter iſt alt und ſtirbt gewiß, und iſt ſie einmal todt, vergeht ihr Reden und Regieren von ſelbſt, dann biſt du Meiſter, kannſt ſchalten und walten, wie es dir gefällt. — Solcher Troſt ſchlägt bei einem klagenden, erzürnten Weibe nie gut an, ſondern gießt Oel ins Feuer; zornige Weiber ſind durchweg radicale Neu-Hegelianer, wollen keine Anweiſung auf die Zukunft, ſondern ein Handeln in der Gegenwart. Zudem ſchien im letzteren Troſte Spott zu liegen, denn was er in Ausſicht ſtellte, hatte einſtweilen keine Wahrſcheinlichkeit. Frau Grimhilde nahm ſichtbarlich zu, zwar nicht an Gnade und Weisheit bei Gott und bei den Menſchen, ſondern am Fleiſche, verjüngte ſich; ſeit ſie wieder mit Jemanden Tage lang ſchelten und keifen konnte, ſtärkte ſie ſich an Lunge, Leber, Herz, ſchien ein Fiſch zu ſein, der vom Trocknen wieder ins Waſſer gekommen. Freilich mochte Speiſe und Trank, das behagliche Sein überhaupt auch etwas an ihrer Zunahme beitragen, was ſie indeſſen nie eingeſtanden hatte, denn ſie ſchimpfte von der Morgen- bis zur Abenddämmerung an einem Faden über das jetzige Leben, welches ſie keinem Hunde gönnen möchte, und rühmte, wie froh und glücklich ſie früher gelebt. Wenn dann zu ſolchen Reden die beiden Hunde bedenklich ihre grauen Häupter ſchüttelten, ſo bezog das Frau Grimhilde auf ſich, bedachte nicht, daß die guten Hunde den ganzen Tag wackelten mit ihren Häuptern, und bedauerlich war es anzuſehen, wie die alte Frau die alten Hunde mit der Peitſche züchtigte, daß ſie laut heulend aus der Halle wackelten. Der alte Herr von Oenz ſandte viel nach Koppigen, aber wer es in Empfang nahm und damit handtierte, das kümmerte ihn nicht, und was ihm Agnes klagen wollte, wies er die Tochter an den Mann und ſagte, er miſche ſich nicht gerne in fremde Hausweſen, er habe daheim einſtweilen an der Brigitte genug; übrigens ſolle ſie es machen wie er, damit komme ſie am beſten fort; die Sache nicht gemüthlich nehmen, denken, es ſei eine Krankheit, und gute Miene zum böſen Spiele machen, thun, als habe ſie weder Augen noch Ohren, dabei brauchen, was ihr wohlthue, nicht mehr machen, als ſie möge, ein beſſeres Leben gebe es ja nicht auf der Welt. Dieſer väterliche Balſam war eben auch nicht heilſam für eine junge Frau, ihr wundes Herz wollte nicht heilen, und es würden wohl wenig junge Weiber auf der Welt zu finden geweſen ſein, welche in den erſten Jahren der Ehe eine ſolche Schwiegermutter und ſolchen Troſt dazu zu verwinden im Stande geweſen wären.

Die Weiber ſind nicht alle gleichen Schlages, faſt möchte man glauben, ſie ſeien nicht von gleicher Materie; in einem Verhältniß, wie Agnes war, werden die einen gemüthlich zerrieben, in Thränen aufgelöſ't bald zu Staub und Aſche, andere werden darin gehärtet wie Stahl und Eiſen im Feuer, noch andere geläutert und verklärt dem Golde gleich. Zu welcher Sorte Agnes gehöre, wußte man lange nicht; ſie würde für den kundigſten Fachmann ſchwer zu ſortiren geweſen ſein; ſie war jung ins Leben getreten, ihr Geſicht, zart wie Milch und Blut, ſchien weich und ſchnell durchfurcht von Thränen, und eine Weile ging's, bis der innere feſte Kern ſich zeigte, den das Leben nicht zerreibt, ſondern härtet und polirt. In dem Maaße, als ihr Weſen feſter ward, verſiegten die Thränen, in gleichem Maaße wurde ihr Wille beſtimmter, und was ſie wollte, wußte ſie zu ſagen. Es war beinahe, als nehme Frau Grimhilde die Geſtaltung ihrer Schwiegertochter mit Behagen wahr, ungefähr wie ein Metzger, der mit Freuden Sohlen an ſeinen Stiefeln bemerkt, welche ſich nicht ſobald ablaufen, oder der Gleiche einen guten Stahl am Gürtel, der ſich, er mag mit ſeinen Meſſern daran herumfahren, wie er will, nicht alſobald abwetzen läßt. Eine, welche der Frau Schwiegermama förmlich die Stange hielt, ward natürlich Agnes nie, dazu fehlte ihr das Bösartige, Giftige, welches in Grimhilde hervorſtach. Agnes war gemüthlich, barmherzig, konnte lieben, konnte geben, wozu Grimhilde nie fähig geweſen war; aber je mehr Agnes ſich härtete, deſto ſtärker gab es Feuer. Daß es nicht angenehm iſt, die Finger zwiſchen Stahl und Stein zu haben, iſt jedem Kinde bekannt, aber noch etwas ganz Anderes iſt's, zwiſchen Mutter und Frau zu ſtehen, wenn dieſe Feuer geben; nun hatte Kurt gewiſſermaßen ein weiches Gemüth; wenn er ein Geſicht machte, daß eine ſiebenhundertjährige Eiche ein zartes Ausſehen dagegen hatte, ſo war es eben nur, um darunter etwas Zartes zu verbergen, daß es Niemand merke; wäre er ein rechter Holzbock geweſen, wie man zu ſagen pflegt, ſo hätte das Weibergezänk ihn ſo wenig berührt, als das Mühlrad im Schlafe den Müller ſtört, kaltblütig hätte er ſie tſchädern laſſen nach Belieben. Nun aber, weil er eben kein Klotz war, plagte ihn der ewige Krieg; es war ihm Nichts peinlicher, als wenn er bald der Einen, bald der Andern Recht geben ſollte, Keine mit ihm zufrieden war, weil er ſie nicht unbedingt im Recht fand; die Mutter ihn ausſchimpfte, das Weib mit ihm ſchmollte. Die geiſtige Kraft, welche bei ſolcher Sachlage Ordnung ſchafft, hatte er nicht, er machte ſich daher aus dem Staube, nahm die Flucht, d. h. er war je länger, je weniger daheim, ſein Haus war ſeine Marterkammer. Das iſt aber ein böſes Mittel, das Fliehen, es hilft gar nichts, und am Ende gehen dabei Mann und Haus zu Grunde, und trotzdem wird dieſes Mittel ſo oft angewandt. Es war Kurt leid und bange, wenn er einmal einen Tag daheim ſein ſollte, ſein Schlößchen kam ihm ſo eng und unheimlich vor, daß ihm der Wald im wildeſten Schneeſturme ein viel anmuthigerer Aufenthalt war. Doch hatte Koppigen ein anderes

Kurt glaubte ſich eben berufen zu hohen Dingen; wenn er in der Welt geblieben wäre, weiß Gott, was er ſchon wäre; hätte ihn nur der Alte in Langenthal liegen laſſen, ſo wäre er dort zu ſich ſelbſt gekommen, hätte das verfluchte Neſt zu Oenz nie geſehen; hätte ihn nur noch dort der Alte ziehen laſſen, ſtatt ihm eine Tochter anzuhängen, ſo wäre noch nichts verſäumt geweſen, und weiß Gott, an welchem Hofe er jetzt wäre als Graf oder Freiherr. So calculirte Kurt; er hätte noch jetzt gehen können, noch jetzt war daran nichts verſäumt, aber es hieß ihn Niemand gehen, zeigte ihm Niemand den Weg, und das mußte bei Kurt ſein; zu welchen hohen Dingen er ſich auch beſtimmt glaubte, zu Einem war er doch nicht beſtimmt, ſich nämlich ſelbſt zu beſtimmen, die beſtimmende Kraft mußte außer ihm liegen. Er litt, wie man heutzutage ſagen würde, grauſam an Zerriſſenheit; was er hatte, war ihm nicht recht, und was ihm recht geweſen wäre, das hatte er nicht, er dachte an hohe Dinge, und that deſto niedrigere. So fuhr er herum jagend, fiſchend, ſtreitend, trinkend unter allerlei Volk, machte Bekanntſchaften aller Art, vertrieb ſich bei ihnen die Zeit, je nach ihrer Weiſe, ob ſie recht, ſchön, edel ſei, oder das Gegentheil, das kümmerte ihn nicht. Er ſpeculirte auf den Tod des Schwähers; hätte er einmal deſſen Güter, ſtecke er die beiden Schwägerinnen in ein Kloſter, wolle dann zeigen, wer er ſei, und ſich aufblaſen im Lande, ſo calculirte er; Speculationen auf

Schwägerinnen gerathen jedoch nicht immer, denn dieſe haben manchmal eigene Gedanken und ſpekuliren ganz anders als der Herr Schwager; als einmal die Agnes aus dem Hauſe war und man ſah, wie freigebig der Alte Kurt auf die Beine half, ſo gefiel dies Andern auch, und in der Runde gab es ſo viele hungrige Junker, als es hungrige Fledermäuſe im Frühjahre giebt. Ein Junker von Inkwyl faßte die Kunigunde, einer von Riedtwyl nahm, was übrig blieb, die Brigitte, ſetzte ſich dafür ſo gleichſam zur Schadloshaltung ins Neſt und blieb zu Oenz. Wie das Kurt gefiel, und daß es ſeine Zerriſſenheit nicht heilte, kann man ſich denken, aber er konnte es nicht ändern, er konnte bloß zerriſſener werden, ſein Loos immer unerträglicher finden, und je unerträglicher er ſein Loos fand, deſto unerträglicher ward er ſelbſt. Da ſtarb der Herr von Oenz und zwar gerne, denn ſeit er einen Tochtermann im Hauſe hatte, hatten ſeine Tage an Luſtigkeit nicht zugenommen. Jetzt ſtürzten ſich Alle auf das Erbe, Jeder hätte am Ganzen zu wenig gehabt, man kann ſich denken, wie ihm der dritte Theil des Ganzen vorkam. Wo viel zu wenig iſt, entſteht deſto mehr Streit; jetzt verficht man ſolchen Streit mit Advocaten, damals mit Schwert und Fauſt, beides kommt in Beziehung auf Gewinn auf eins heraus, der Unterſchied iſt bloß der, daß, was man ehemals mehr an Blut vergoß, jetzt deſto mehr Galle überläuft, und man iſt noch wohler dabei, wenn man etwas Blut verliert, als wenn man zu viel Galle ins Blut bekommt. Die Herren Schwäger rauften ſich alſo mörderlich; Kurt und der von Inkwyl hielten begreiflich zuſammen, wollten den von Riedtwyl übers Neſt hinauswerfen. Dieſer ließ ſich helfen durch den Herrn von Wangen, hatte Hülfe von ſeinen Brüdern, klopfte die Schwäger tapfer aus und machte Miene, ſelbſt an ihre Schlöſſer hin zu wollen; ſie ſuchten daher auch Hülfe, der von Flumenthal ward ihr Spießgeſelle und Einer von Alchenſtorf; der Streit zog ſich in die Länge; ans Leben kam man einander nicht, ſchädigte einander deſto mehr, ſtahl, verdarb einander ſo viel man konnte, ward darob allſeitig arm; das Erbe ging darauf, nichts hatte man davon, als eben viel Haß, und dadurch verbitterte Gemüther, denen nirgends wohl war als im Streit und wüſtem Leben, Gemüther, welche für häusliches Glück gerade ſo empfänglich waren, als ein Gottesläſterer für Gottes Wort, und denen in ihren Häuſern ſo wohl war als einem durſtigen Saufbruder in einer Kirche. Die Herren Schwäger hatten es faſt wie die Hühner, welche ſich erſt die Federn ausrupfen, gerupft aber gute Freunde werden. Als an Keinem von ihnen mehr etwas Beſonderes zu rupfen war, wurden ſie Bundesgenoſſen und kehrten ihre Schnäbel gegen Andere. Wie Spieler, je mehr ſie verlieren, deſto mehr wagen, das Verlorene wieder zu gewinnen, ſo wurden ſie immer rückſichtsloſer, wagten immer Wilderes, aber das Glück wollte ihnen nicht. Kurt beſonders hatte eine unglückliche Hand, nicht bloß, daß er immer am Wenigſten erbeutete, wenn er auch am Stärkſten zuſchlug, ſondern auf ihn fiel immer der erſte Verdacht, ihm wurde der größte Theil des Frevels zugeſchoben; er hatte von Jugend auf einen anrüchigen Namen, und wo Etwas gethan wird, deſſen Urheber nicht offenkundig werden, ſchiebt man es ganz gelaſſen auf die Rechnung Deſſen, der bereits die größte und gröbſte Rechnung hat. Es iſt die menſchliche Geſellſchaft ein abſonderliches Gebilde, eigentlich ein organiſches Ganze. Wie ein lebenskräftiger Körper Krankheitsſtoff abſondert und ausſtößt, langſam freilich oft, gerade ſo macht es die menſchliche Geſellſchaft unwillkürlich: ſie ſchiebt das Faulende mehr und mehr hinaus, bis ſie es endlich draußen hat und über Bord werfen kann. Beſitzt ein Körper dieſe Kraft nicht mehr, vermag er den Krankheitsſtoff nicht mehr zu verarbeiten, ihn zu entbinden, vermag das Geſunde ſich nicht mehr Platz zu ſchaffen, da erkrankt dieſer Leib mehr und mehr, das Geſunde wird vom Kranken verzehrt, der Zuſtand wird rettungslos, die Fäulniß erhält die Oberhand, löſ't bald das ganze Gebilde auf. Der höchſte Grad der Corruption oder Verderbniß tritt ein, wenn dieſer Zuſtand der Fäulniß als Geſundheit angeſehen und ausgegeben, durch die Geſetzgebung legitim gemacht, ſanctionirt, von Obrigkeitswegen allem Geſunden der Krieg gemacht und unter dem Scheine des Rechts durch Schufte am Gerichte alles Geſunde zum Tode verurtheilt, aus dem Leben ausgeſtoßen wird. Als Kurt lebte, war es eine wüſte, wilde Zeit, indeſſen hatte die Geſundheit die Oberhand. Kurt ward mehr und mehr hinausgeſtoßen aus allen Kreiſen, wo Recht und Ehrbarkeit Etwas galten, kam daher immer mehr in das wüſte, wirre Treiben hinein, an deſſen Ende der Schlund iſt, dem Alles verfällt, was ausgeſtoßen wird aus den geſunden Lebenskreiſen. Als Kurt geheirathet hatte, heimgekehrt war als ritterlicher Junker, ſtanden ihm die Burgen des hohen Adels offen, er ward dort nicht ungern geſehen ſeines einfachen tüchtigen Weſens wegen: jetzt hütete er ſich, eine zu betreten, er fürchtete die Bekanntſchaft mit den tiefen Löchern in den Thürmen. Er trieb ſich mit ſeinen Spießgeſellen in verdächtigen Herbergen herum, zuweilen zog Einer dem Andern nach auf ſeine Burg, wenn man wußte, daß dort Vorrath war, und oft waren ſie Alle verſchwunden, als wie von der Erde verwiſcht, und Tage lang hätte kein Menſch ſagen können, ob ſie noch lebten, geſchweige wo ſie lebten.

Ein ſolches Leben befördert begreiflich weder häusliches Glück noch häuslichen Wohlſtand. Frau Grimhilde und Frau Agnes verſtanden das Haushalten, doch mit dem Unterſchiede, daß Frau Grimhilde bloß feſthielt, was ſie zwiſchen ihre fünf Finger bekam, während Frau Agnes zu ſchaffen, zu pflanzen, zu produciren wußte, würde man heutigen Tages ſagen.

Aber Halten und Schaffen half all nichts bei dem Treiben von Kurt; er machte wohl Raub und Beute, aber je mehr er raubte, deſto ärmer ward er zu Hauſe, im Raube ſchien ein verzehrender Fluch zu liegen. Wie den Pferden das Ungeziefer folgt, das Blut ihnen abſaugt, ſie ihm nicht entrinnen mögen, wie raſch ſie auch laufen, bei jedem neuen Walde zu den alten Bremſen, welche die Pferde mitgetragen, nachgezogen immer neue Schaaren ſich geſellen, ſo ging es auch unſern adeligen Strauchdieben. Sie trieben ihr Handwerk wohl auf eigene Fauſt und für eigene Rechnung; aber wie den großen Raubthieren kleinere folgen, ſo waren ſie umſchlichen von gemeinem Diebsgeſindel. Daſſelbe ſtellte ſich wohl dem Hunde gleich, der die vom Herrn benagten Knochen auffängt und für abgefallene Broſamen dankbar iſt. Wenn ſie ſchon für geleiſtete Dienſte, namentlich für ihr Kundſchaften, welches jedenfalls im Handwerk eine bedeutende Stelle einnimmt, wie man bei einer Meute Hunde durchaus einen oder zwei gute Aufſtecher haben muß, wenn man ordentlich jagen will — keinen beſondern Lohn forderten, keinen beſtimmten Antheil an der Beute, ſo thaten ſie ſich dabei doch am gütlichſten, kriegten den beſten Theil der Beute und, was die Hauptſache iſt, behielten ihn auch. Es waren vor Allem die Dirnen, welche um die adeligen Herren ſchwärmten, welchen der ſchönſte Theil zufiel, denn an die Weiber daheim dachten die Herren ſchon damals oft nicht; es war das Verſchleppen des geraubten Gutes, das Handeln und Schachern damit, welches einen andern Theil in ihre Hände brachte; den letzten Drittheil endlich erhielten ſie ebenfalls, denn dieſer wurde in ihren Herbergen verſpielt, verſchlemmt, verpraßt, und wenn Alles verthan war, machten es die Herren, wie es der Löwe macht, wenn er hungrig iſt und das letzte Thier gefreſſen: er geht aufs Neue auf Raub aus, legt am geeigneten Orte ſich auf die Lauer. Kurt's Handwerk trug alſo dem Hauſe nichts ein, aber er verſchleppte auch noch aus dem Hauſe, was ihm dienlich war. Die beſten Männer waren in ſeinen Lumpenfehden ihm erſchlagen worden, Roß und Vieh dahingegangen, das Land wieder ſchlechter bearbeitet worden, und immer ſchlechter, je mehr Menſchen und Vieh fehlten. Das neu auftauchende Elend brach Jürg ſein altes Herz. Gegen Rauben und Morden hatte er durchaus nichts gehabt, im Gegentheil, es von Herzen gern geſehen, wenn durch dasſelbe des Hauſes Glanz und Macht gehoben worden wäre. Nun, da das Gegentheil ſtattfand, jede Ausſicht auf Beſſerung verſchwunden war, da der junge Herr kein Ohr mehr für ihn hatte, weil er ſich ihm entwachſen glaubte und ihn für kindiſch hielt, neigte er ſein Haupt und wollte ſterben. Darüber aber ward Frau Grimhilde gar grimmig böſe, denn ſie behauptete, dies ſei baare Bosheit, er thue das nur der ſchlechten Frau, d. h. der Agnes zu Gefallen.

Der alte Jürg war nämlich der Einzige, welcher aus angeſtammter Gewohnheit Grimhilde für die alte Rittersfrau hielt, ihr Achtung und Gehorſam zeigte. Das junge Geſchlecht kannte ſie bloß als die alte grimmige, aber arme Frau, hatte ſich daher Agnes angeſchloſſen, welche nicht böſe war und wenn, ſie ſchon nicht viel helfen konnte, doch den Willen zeigte, zu helfen, wenn ſie es hätte, und dieſer Wille wird oft wie die Hülfe ſelbſt geſchätzt. Starb Jürg, war Grimhilde verlaſſen, ſtand allein; es war alſo ſich nicht zu verwundern, daß ſie dem alten Jürg ſein Sterben ſo übel nahm. Jürg entſchuldigte ſich beſtmöglichſt, ſagte, er wollte wohl ſelbſt gerne länger leben, aber daran machen könne er nichts, müſſe ſich fügen, wenn der Tod komme. Er ſei ein Tropf, ſagte Frau Grimhilde, braute ihm Tränke, welche ſo herrlich rochen, daß Tage lang weder Krähe noch Spatz ſich auf dem Dache ſehen ließen, brachte ſie Jürg, und trinken ſollte ſie der, und wenn er's thue, werde er ſehen, was der Tod zu befehlen hätte. Der Alte gehorchte, wollte trinken, aber ſchon die Naſe brachte er kaum zum Topf, es ſchüttelte ihn, als wenn er das kalte Fieber hätte; als er endlich den Mund daran hinzwängte, die Lippen an den Topf hing, fuhr er zurück, es drehte ihn um und um, es war, als ob man einen Handſchuh umkehre. Da ſehe er, ſagte dann Frau Grimhilde, wie ihr Zeug angreife; in drei Tagen wäre er geſund, wenn er ihr zu Gefallen einmal einen Topf voll austrinken wollte. Wenn dann Jürg betheuerte, er brächte keinen Tropfen mehr über die Lippen, er fühle ſchon beim Riechen, wie ſeine Seele im Leibe herumfahre und ein Loch ſuche, um daraus zu fahren, wie die Tauben, wenn ein Habicht oder Marder in den Taubenſchlag kommt, ſo ſagte Frau Grimhilde: Wenn du das nicht willſt, ſo mußt was Beſſeres haben, — und braute noch etwas viel Verfluchteres, daß man hätte glauben ſollen, ſie wäre den Hexen, welche in Schottlands Haiden Tränke kochten, zu Gevatter geſtanden, oder hätte ihnen ein Kochbuch hinterlaſſen. Sie braute dann, daß die Fiſche aus dem Schloßgräblein ſprangen und gerne Fürio und Mordio geſchrieen hätten, wenn ſie einen Laut hätten von ſich geben können, daß Frau Agnes mit den Kindern Reißaus nahm, hinterdrein die Mäuſe und die Ratten und ſelbſt die Kröten in den Kellern mannshoch an den Mauern hinaufſprangen. Sie ſelbſt lebte wohl an ſolchen Gerüchen, von wegen ihre Naſe war mit Sohlleder gefüttert; etwas Feineres drang nicht durch, während ſo Etwas, von dem eine hundertjährige Kröte ſagte, was Verfluchteres ſei ihr noch nie vor die Naſe gekommen und doch ſei viel davor geweſen, ihr vorkam wie Roſenöl oder Jasmin. Der arme Jürg konnte ſich nicht davonmachen, die Beine trugen ihn nicht mehr, und ſeine Naſe ertrug Grimhildens Lebenstrank ebenfalls nicht. Ein gehorſamer Knecht, ſtreckte er wohl die Hand nach dem Topfe aus, aber dann ſtreckte er auch alle Glieder — und todt war er.

Dieſe Bosheit, gerade jetzt zu ſterben, wo er, wenn er einen einzigen Schluck hätte trinken wollen, lebenslang geſund geworden wäre, machte auf Grimhilde den tiefſten Eindruck. So weit, ſagte Grimhilde, habe Agnes es getrieben, daß ſie ihr den letzten Menſchen, welchen ſie gehabt, aufgewieſen und verführt, denn wenn ſie nicht geweſen wäre, er hätte getrunken und liefe jetzt herum wie ein Zwanzigjähriger. Jetzt begehre ſie auch nicht länger dabei zu ſein, ſie begehre nur noch Eins zu erleben: daß es nämlich der ſchlechten Frau gehe wie dem Jürg, daß ſie ans Sterben käme, daß ſie beide Hände nach ſolchem Tranke ausſtrecke, mit Heulen und Zähneklappern einen wünſche, um einen bitte, dann wolle ſie einen brauen, einen noch viel kräftigern, daß das Laub im Walde ſich entfärbe darob, dann wolle ſie mit dem unter die Thüre kommen; da werde die junge Wüſte (das Menſch, würde der moderne Ausdruck der Culturfüßigen ſein) erſt die eine Hand darnach ausſtrecken, dann die andere auch, nach den Händen die Zunge, dann Alles, was ſie ſtrecken könne, da unter der Thüre wolle ſie ſtehen bleiben, keinen Schritt thun, nicht vor- nicht rückwärts, bis endlich Alles geſtreckt ſei, wie ſie es ihr ſchon lange gegönnt; dann wolle ſie ſich gerne auch legen und ſtrecken, einmal werde es doch ſein müſſen, ſei es geſcheidt oder nicht, Einem recht oder nicht. So begehrte die alte Frau, geweſene Gräfin, auf, nahm ſich durchaus nicht in Acht, wer es höre, ſelbſt vor dem nicht, deſſen Ohr offen iſt über allen Menſchenkindern, der die Haare zählt auf dem Haupte des Menſchen, ſie feſtigt oder ausfallen läßt nach ſeinem Belieben. Aber wie ſie meinte, ging es nicht; ehe ihr Wunſch in Erfüllung gegangen, ward ſie zu den Vätern verſammelt, welche ihre liebe Noth mit ihr gehabt haben werden. Der Zorn, daß Jürg ihr zum Trotze geſtorben, Agnes ihr zum Trotze nicht ſterbe, untergrub ihr felſenhartes Gebein, bis es zuſammenbrach, faſt möchte man ſagen auseinanderfiel.

Kurt nahm dies kaltblütig, wie er überhaupt an Allem, was im Hauſe vorging, gar kein Intereſſe hatte, weder am Tode der Mutter, noch an der Geburt eines Kindes; es war, als ob ihn dieſes Alles nichts anginge. Es nahm ihn bloß ein Fund in Anſpruch, welchen man bei Grimhildens Tode machte: eine Menge vergilbter, zuſammengehäufter Dinge ſonder Zahl und Namen; Sachen aus Kurt's früherem Räuberleben, Sachen aus ihrer Jugend, Sachen, welche ſie der Agnes abhanden gebracht; kurz, es mahnte ihre Hinterlaſſenſchaft auffallend an das Neſt eines alten Raben, der in einem öden, unbeſuchten Thurme gehauſ't. Was etwas werth war, verſchleppte Kurt, dem Haushalt kam es nicht zu Nutz; den Frieden zwiſchen den Eheleuten förderte der Alten Tod nicht und ſtörte ihn weiter nicht. Kurt hatte Gewohnheiten angenommen, welche über ſeine Natur gingen, und Agnes nahm es wie es war, und gewöhnte ſich Tag um Tag mehr, ihr Leben ſo zu ordnen, daß es ohne Kurt beſtehen, wenn auch arm, ſo doch daß die Kinder darin fortkommen konnten.

Kurt hatte beſonders mit beiden Schwägern und dem Junker zu Flumenthal und dem Junker von Landshut das Handwerk getrieben. Der Junker von Landshut hatte ſein Schloß nicht da, wo das gegenwärtige Landshut ſteht, ſondern auf dem linken Emmenufer, der Hammerſchmiede von Gerlafingen gegenüber. Die Stelle, wo die Burg ſtand, welche ungefähr hundert Jahre ſpäter in einer Fehde mit Solothurn von den Bernern verwüſtet wurde, ſieht man noch in dichtem Walde in dem ſogenannten Altisberg. Da, wo das heutige Landshut ſteht, jetzt ein ſtattliches Landhaus, aber in der alterthümlichen Form eines Schlößleins, umgeben von einem waſſerreichen Burggraben, ſah man nichts als einen öden Felſen in bebuſchtem Sumpfe. Er ſah faſt aus wie ein alter Wartthurm, von welchem aus man eine weite Ebene, wie man in der weſtlichen Schweiz ſie ſelten ſieht, überlugen konnte. Dieſe Ebene war theilweiſe bebaut, ein bedeutender Theil mit Wald bewachſen, von großen Bächen durchzogen, zu beiden Seiten der Emme viel Sumpf, von welchem das ſogenannte Fraubrunnenmoos noch jetzt ein ſtattlicher Reſt iſt. Hinter dieſem Felſen nördlich, muthmaßlich wo jetzt ein Sägewerk ſurrt und ziſcht, in Sumpf und Buſch verſteckt wie eine braune Schnepfe in braunem Laube, die ſelten ein Auge ſieht, bis ſie aufflattert dicht vor den Füßen, fand ſich eine niedere, aber umfangreiche Hütte oder Haus, wie man lieber will. Niemand hätte da eine menſchliche Wohnung geſucht, und ungeſucht auf ſie zulaufen, war ein halbes Wunder, denn ein Zugang zu derſelben hatte ſeinen Anfang im Bette der Emme, und den andern Zugang bildete ein Bach, welchen man eine lange Strecke hinauf durchwaten oder reiten mußte, ehe man zum Hauſe kam. Wer am Tage auf dieſelbe gelaufen wäre, hätte kaum etwas Verdächtiges an ihr geſehen, und wenn ihm ihre Größe aufgefallen wäre, ſo war dieſe leicht dadurch zu erklären, daß mehrere Fiſcher in den äußerſt fiſchreichen Waſſern dieſen trocknen Fleck ſich auserleſen und darauf eine gemeinſame Wohnung ſich erbaut. Im anderthalb Stunden entfernten Solothurn, in den vielen Klöſtern darum herum, im Kloſter Fraubrunnen war reicher Abſatz für Fiſcher. Hätte Jemand nachſehen wollen, ob es wirklich ſo ſei, dem wäre es ſehr ſchwer geworden, vielleicht unmöglich geblieben: die einzige Thüre der Hütte war immer feſt verſchloſſen, und ſehr oft hätte er ſtundenlang dran klopfen können, es hätte ſie ihm Niemand geöffnet; im günſtigſten Falle wäre ſie endlich nach langem Warten aufgegangen, und froh wäre er ſicherlich geweſen, er hätte nie geklopft. Wenn er ſcharfſichtig geweſen, ſo hätte er leicht wahrgenommen das Eigenthümliche, Unnennbare in jeglichem Gegenſtande, welches ſagt, da ſei es nicht geheuer, er wäre plötzlich umgekehrt, aber zu ſpät ſchon, wenn ſein

Aeußeres irgend welche Beute verſprochen hätte; ehe er ſich verſehen, wäre er niedergeſchlagen geweſen oder in einen Bach geworfen und darin ertränkt. Wer aber das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt hätte, wirklich hineinzukommen, hätte eine Bevölkerung gefunden, welche weder dem Umfang noch dem innern Raume entſprochen hätte, nämlich drei einzige Perſonen. Die Hauptperſon war ein Mann, welcher groß geweſen wäre, hätte er nicht ein lahmes oder krummes Knie gehabt, ſo daß er nicht bloß ſtark hinkte, ſondern gebeugt war, mehr als er dem Alter nach hätte ſein ſollen. Sein Haar, welches ſehr ſchwarz geweſen, war noch nicht weiß, ſondern bloß geſpregelt, weiß und ſchwarz, ſeine Haut im Geſicht war faſt ſchwarz, ob von Natur, oder weil ſie nie gewaſchen ward, blieb ſchwer zu ergründen; wahrſcheinlich griff Beides in einander. Das Vorderhaupt war kahl, ſtark gebogen, die Naſe ebenfalls, ja das ganze Geſicht, ſelbſt das Kinn ſchien zurückgekrümmt; unter der Naſe ſtach der Mund hervor, ſeltſam biſſig anzuſchauen. Er redete zwar ſehr viel, wenn er dazukam, doch ging es ihm ſchwerfällig von Handen, als ob es am Räderwerk fehle; nicht ſo war es beim Eſſen; der Mund war offenbar mehr zum Beißen als zum Reden eingerichtet. Es war eine Geſtalt, zum Räuber geboren, eine von denen, in deren Nähe es Einem unheimlich wird, man unwillkürlich vom Gefühl beſchlichen wird, man ſei in der Nähe eines gefährlichen Thieres; ob es eine

Schlange ſei oder ein Tiger, weiß man nicht, aber ängſtlich ſieht man nach allen Seiten, von welcher es kommen wolle, und wenn nirgends was ſich rührt, ſo bleibt das Auge haften auf dem Menſchen, welcher da ſitzt, als wenn dieſer Menſch das Gebüſch wäre, aus welchem das wilde Thier brechen müſſe. — Die zweite Perſon ſtellte eine Frau vor mit ſieben Kröpfen rings um den Hals, ſchwammigem Geſicht, plumper Geſtalt, Schweinsaugen im Geſichte, eine viereckige Naſe darunter, und darunter ein Maul weit geſchlitzt und tief, faſt hätte man ein einſpännig Fuhrwerk darin wenden können. In ſolch widerwärtigen, viereckigen, ſchwammigen, weiblichen Geſtalten mit Schweinsaugen wohnt gewöhnlich eine grauſame, erbarmungsloſe Seele. — Die dritte Perſon war ſchlank und hoch, gelblichblaß das Geſicht, Augen darin, von denen man ſelten recht wußte, wollten ſie Feuer ſprühen oder Thränen weinen, einen feſt geſchloſſenen Mund unter einer geraden Naſe. In der ganzen Perſon war etwas Fremdartiges, als ob ſie als eine Art Meteorſtein durch den Rauchfang herabgefahren wäre, und doch war es die Tochter des obenbeſchriebenen Ehepaares, welche mit ihren Eltern hier hauſ'te und Fiſche verkaufte in Solothurn, wo man etwas Gutes von jeher liebte, beſonders wenn es nicht viel koſtete, und noch mehr liebte, wenn es gar nichts koſtete. Wenn irgend ein Platz in der lieben Eidgenoſſenſchaft (welche damals freilich noch keine war) zu einer

Diebsherberge oder einem Lauerloche geeignet war, ſo mußte es dieſer ſein. Er hatte nichts Auffallendes und war doch ſchwer zu finden, und Unbekannte nahten nie unbemerkt und wunderſelten ungeſtraft. Dagegen konnten die Befreundeten, mit Steg und Weg Bekannten entfliehen unbemerkt, wie ſie nur wollten, aus dem weitläufigen Hauſe in Sumpf und Buſch, gebaut mit Ausgängen, welche kein uneingeweihtes Auge ſah, welche auf Wege führten, die jähen Tod brachten Jedem, der mit ihnen nicht ſehr genau bekannt war. Dieſe Stelle war ungefähr der Stelle gleich zu achten, auf welcher eine große Kreuzſpinne ſitzt, um gehörig alle Fliegen zu belauern und abzufangen, welche ihrem Neſte ſich nahen und hängen bleiben darin. Hier konnte man Kundſchaft erwarten über Alles, was von Bern nach Solothurn, von Solothurn nach Burgdorf, was den Gau hinabging und hinauf nach Biel und Büren. War die That vollbracht, ſtäubten die Geſellen aus einander wie Spreu, in welche der Wind fährt; die Verfolger wurden irre, die Spuren verloren ſich. Geſchah es wohl zur Seltenheit, daß hart auf den Ferſen die Verfolger blieben, ſo ſprang der Verfolgte vom Roſſe, ließ frei es laufen, Roß und Reiter fanden bekannte Fährten durch Sumpf und Buſch und am Ende ihre Herberge; die Verfolger verſanken im Moor, verwickelten ſich in die Büſche, in die für Pferde ſo ſchrecklichen Brombeerſträuche, und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie mit heiler Haut und ganzen Gliedern einen Ausweg fanden. Der Ort war zehn Mal ſicherer, als irgend eins ihrer Schlößlein; es war eine wahre Freiſtätte für die adeligen Räuber vor Allem; dann aber auch für das beſſere Lumpengeſindel, d. h. die hübſcheren Dirnen, die ſchlaueſten Gaudiebe, die wildeſten Räuber.

Sami, der Alte, der Herbergvater, gab ſich mit den auswärtigen Angelegenheiten wenig mehr ab; er that, als ſei er der Junker unterthänigſter Knecht, hätſchelte ſie, ſchmeichelte ihnen, dagegen war er des Lumpengeſindels Freund nach dem Sprüchwort; Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Wenn aber einer der Junker ihm Nichts mehr eingebracht hätte, oder gar läſtig geweſen, ſo hätte Sami ihn ſich ohne Bedenken alsbald vom Halſe geſchafft, freilich auf ſeine Weiſe, d. h. durch andere Hände. Laut der Naturgeſchichte freſſen die bedeutenderen Thiere der gleichen Sorte ſich ſonſt nicht, höchſtens ein Schwein ſeine Ferkel und ein Kater die Kinder ſeiner Liebſten. Nun gehören die Menſchen alle zu der gleichen Thierſorte, ſeien ſie ſchwarz oder weiß, ſo gut als Schimmel und Rappen Pferde von der gleichen Sorte ſind, trotz der verſchiedenen Farbe. Nun ſcheinen die Menſchen durch die verſchiedenen Stände in eben ſo viel verſchiedene Thierſorten ſich zu gliedern, von denen die eine die andere auszubeuten oder zu verzehren ſucht. So ſteht der Arme gegen den Reichen, und umgekehrt, der Vornehme gegen den Gemeinen, und umgekehrt, die

Herrſchenden zu den Dienenden, und wiederum umgekehrt. Und wenn ſchon namentlich ein Niederer einem Höheren ſehr nahe ſteht, ſo gleichſam an ſeiner Bruſt zu liegen ſcheint, ſo werden doch bei gegebenen Fällen unter Zehn Acht den Höheren verrathen, ihn mit Fußtritten regaliren, an ihre Sorte ſich wieder anſchließen; ähnlich treibt es aber auch die höhere Sorte mit den unteren Sorten und opfert Stück um Stück derſelben, beſonders wenn das Standesintereſſe mit ins Spiel kommt. Gelingt es auch Einem aus den Unteren, an die Höheren ſich anzukleben, dort feſtzuhalten, daß er ihres Gleichen ſcheint und als ſolcher wirklich auch behandelt wird, ſo wird es ihm doch nie vergeſſen, woher er gekommen; fort und fort muß er merken, daß man es ihm nicht vergeſſen, und bei der erſten Gelegenheit ſtößt man ihn wieder hinunter. Wird der Menſch ein Chriſt, ſo geſtalten die Verhältniſſe freilich ſich anders, aber das Chriſtenthum war in dieſer Hütte ein unbekanntes Ding. Deſto mehr andere Dinge barg dieſe Hütte; was Alles? wußten nur die beiden Alten, Vieles kannten des Wirths Genoſſen von der niederen Sorte, das Wenigſte die junkerlichen Räuber. Es war eine ſehr geiſtreiche Einrichtung; man konnte da erſcheinen und verſchwinden, ſein und nicht ſein, accurat wie in einem Zauberſchloſſe. Mit näherer Beſchreibung desſelben wollen wir uns jedoch nicht abgeben, ſondern es der Einbildungskraft der geiſtreichen Leſer überlaſſen, ſich dasſelbe ſelbſt auszudenken. Weit und groß war die Küche, welche zugleich das Salon- oder Geſellſchaftszimmer vorſtellte; in der Mitte derſelben, wie noch jetzt in uralten Häuſern, war der Herd, auf welchem das Feuer ſelten erloſch, und eben ſo ſelten war es, daß über demſelben an eiſernem Haken nicht ein Keſſel hing, in welchem in ſaftiger, kräftiger Brühe Fleiſch weichgekocht ward. Die Brühe war um ſo kräftiger und ſaftiger, da der Keſſel nie ganz geleert wurde. Drohte das Fleiſch zu weich zu werden, ſo zog man entweder das Holz unter dem Keſſel weg und ließ bloß die Kohlen liegen, oder man drehte ihn durch eine Vorrichtung bei Seite; durch dieſe Vorrichtung waren die Bewohner der Hütte vor der Ungeduld ihrer Gäſte geſchützt, die groß und grob war. Wer kam, hatte nicht auf das Eſſen zu warten, nahm etwas Langes und Spitziges zur Hand, gabelte damit ein währſchaft Stück auf und ſteckte es an. Mit Geſchmack und Geruch nahm man es begreiflich ſo genau nicht, wenn es nur gegen den Hunger gut war und das Herz vor dem Hinunterfallen ſchützte.' Die Räuber waren eben keine Diplomaten, die nehmen es genauer, die warten gerne ſieben Stunden, leiden gerne hölliſchen Hunger, wenn ſie dann nur etwas Feines und Gutes kriegen, von wegen Diplomaten haben Geduld, haben ſie aber auch nöthig. Für vorräthigen Wein mußte ebenfalls geſorgt ſein; dieſen tranken ſie gerne ſo gut als möglich, hatten aber auch Kehlen, daß, wenn nicht beſſerer zu haben war, ſie ſolchen tranken unbeſchadet, den ſie nicht in die Schuhe hätten ſchütten dürfen, weil es alsbald Löcher gegeben hätte. Zu ſolcher Lauge kam es indeſſen ſelten; der Alte hatte eine Quelle, aus welcher beſſere Sorten floſſen. In einem beſonderen Verhältniß ſtand er mit einem Pater Kellermeiſter in einem Kloſter zu Solothurn. In dieſem Kloſter aß man die allerbeſten und ſchönſten Fiſche, ſo daß man auf einen Tauſchhandel hätte ſchließen können. Wir glauben allerdings, es ſei ſo was geweſen, aber nicht eigentlich zwiſchen Wein und Fiſchen, ſondern Sami, der Fiſcher, verbarg dem Kellermeiſter Sünden, und der Kellermeiſter vergab Sami Sünden, leiſteten ſich gegenſeitig große Dienſte, waren ſich treu unverbrüchlich, von wegen Einer hatte den Andern in der Hand. Wenn Sami auch kein Chriſt war, wie vorhin geſagt wurde, ſo hatte er doch großen Reſpect vor dem Teufel, zu dem wollte er lieber nicht. Er hatte einen großen und ſtarken Glauben, aber nicht zu Gott, ſondern an Zaubertränke und Zauberſprüche, und gerade wie er an derſelben Macht und Kraſt glaubte, glaubte er auch an den Pater Kellermeiſter, daß er den Teufel ſo gleichſam im Gütterli (Fläſchchen) habe und Macht, ihn darin zu behalten oder ihn loszulaſſen, und zwar auf wen er wolle, ſo gleichſam wie man einen Hund von dem Stricke läßt und ihn Jemanden an die Beine hetzt. Hinter dem Herde nun, gegen den Hintergrund des Raumes hin, ſtand ein großer Steintiſch, man hätte ihn faſt für einen Altar nehmen können; es war eigentlich auch einer, aber er trug die Opfer eines böſen Gottes. Hier wurden die Würfel geſchüttelt und geworfen; was man gewonnen mit dem Einſatze ſeines Lebens, das ward hier auf die Würfel geſetzt, ward verloren, gewonnen, dann an Dirnen, welche ſich immer einfanden nach einem Raube, ſo wie Bienen, welche ſicherlich am Morgen dahin fliegen, wo Honigthau gefallen iſt während der Nacht — verſchleudert oder verſchachert, um Nichts an das Geſindel, welches ihnen immer nachzog, wie der Schweif dem Kometen. Schließlich erhob ſich nicht ſelten ein wilder Streit, es ſetzte Wunden, und feucht von Blut ward die Küche. Die wildeſten der Leidenſchaften brauſ'ten hier, ungehemmt durch Sitte und Scham, wild durch einander. Leidenſchaften kennen weder Vater noch Mutter, machen keinen Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, ſie kennen den eigenen Herrn nicht, drehen gerade ihm am liebſten den Hals um. Leidenſchaften ſind eben Geiſter des Abgrundes; heraufbeſchworen aus dem Abgrunde, gelöſ't aus ihren Banden, treiben ſie Zerſtörung rund um ſich, zerſtören das Haus, in welchem ſie wohnen, den Körper, welcher ſie beherberget, richten den eigenen Herrn zu Grunde, die Seele, welche ſie heraufbeſchworen aus den Tiefen; kehren erſt wieder zurück in den Abgrund, wenn ihr Werk vollbracht iſt, zerſtören die Stätte, wo ſie weilten, zerſtören Leib und Seele dem, der ſie herbergete. In dieſem wilden, wüſten, hölliſchen Treiben war Kurt der Beſte, ward aber immer zum Beſten gehalten, er war der, welcher das Meiſte that, das Wenigſte davonbrachte, der Rieſe, den die Zwerge narrten.

War Kurt der Sturmbock geweſen beim Raube, hatte er die Püffe, welche Allen galten, allein aufgefangen, ſo übervortheilten ihn ſeine Freunde auch bei der Theilung. War das vollbracht, ſo trat man zum ſteinernen Altare, trieb das trügeriſche Würfelſpiel, ſchwemmte es tapfer ein aus mächtigen Bechern. Der Junker von Flumenthal handhabte die Würfel künſtleriſch, ſo daß ſie ihm zu Dienſten ſtehen mußten, ſie mochten wollen oder nicht. Der ſaubere Schwager von Inkwyl ſtand mit ihm im Bunde, half die Federn theilen, welche den Andern ausgerupft wurden. Blieb Kurt zuletzt noch Etwas übrig außer dem Rauſche, den er ſich angetrunken, ſo borgte es ihm der Landshuter ab. Der war der Lüderlichſte unter Allen, wenn Grade unter ihnen ſtattfanden, hatte Weib und einen Haufen Kinder daheim, und in jedem Walde eine andere Dirne. Bei ihm zu Landshut war die Armuth noch viel größer, als bei Kurt, und oft der Hunger im Hauſe; Wald und Waſſer waren nicht ſo reich als in Koppigen, und des Landshuters Frau war keine Agnes, fand den Rath nicht in ſich, und wenn Jemand ihr einen gab, ſo wußte ſie nicht, was damit machen, das iſt fatal. Am meiſten betrog Kurt der alte Sami und deſſen Weib; ſie kauften ihm die Beute ab, nicht um das halbe Geld, verſteht ſich, und immer wohlfeiler als allen Andern. Dafür aber waren ſie auch gegen ihn ganz beſonders unterthänig, krochen um ihn herum, wie Hunde um ihres Herren Füße; daraus ſchloß Kurt, wie noch viele andere Junker bis auf den heutigen Tag, auf ihre Gutmeinenheit und Ergebenheit, traute ihnen unbedingt. Wenn Kurt einmal hätte hören können, was hinter ſeinem Rücken über ihn geſprochen wurde, er wäre vielleicht andern Sinnes geworden, vielleicht auch nicht, denn Vorurtheile, die einmal feſt gefaßt ſind, ſind zäher Natur, weichen ſehr oft den unmittelbaren Eindrücken auf alle fünf Sinne nicht; aber Kurt hatte einen viel zu ſchweren Tritt, um je unbemerkt in die Nähe und hinter ein ſolches Geſpräch zu kommen. So war Kurt ringsum verrathen und gerade von Denen, welche er für ſeine Freunde hielt, und Die, welche es im Grunde ihres Herzens allein gut mit ihm meinte, die floh er faſt wie die Peſt, ſah ſie oft mehrere Wochen lang nicht; ſo geht es ebenfalls noch oft in der Welt. Frau Agnes hatte es um Nichts beſſer, doch war ſie eben nicht Eine von Denen, welche dem Unglück ſich feig ergeben und bei der erſten Noth die Waffen ſtrecken, ſondern ſie zog Hoſen an und kämpfte im eigentlichen Sinne ritterlich. Ihren wenigen Leuten, welche ſie beſaß, war ſie lieb, ſie half wo ſie konnte, und wenn Jemand krank war, ſchmeckten ihm die Tränke viel beſſer, als die der alten Grimhilde; ſie hatte auch gute Worte im

Vorrath, welche um ſo beſſer wirkten, je ungewohnter ſie waren, denn Frau Grimhilde hatte deren nie beſeſſen. Daher ſtand man ihr auch bei nach Vermögen, ſo daß ihre Küche nie leer war, die Hände nie fehlten, wenn ſie Etwas brauchte, welches in ihrer Leute Bereich war. Es ging alſo noch bei ihr ohne eigentliches Hungerleiden, in manchem Burgſtall oder Schlößchen ging es zur ſelben Zeit viel elender zu; es war eben keine Zucht im Lande, dieweil kein rechter Kaiſer war und Jeder that, was ihm wohlgefiel. Solche Zuchtloſigkeit führt gar manchen Mann ins Unglück und bringt Noth und Elend in die Häuſer, über die Familien, und bis hinein ins dritte und vierte Geſchlecht reichen die Strafen, welche auf ſolche Unzucht folgen. Vor Allem drückte Agnes Eins: ſie konnte Niemandem Alles klagen, was ſie drückte. Mit ihren Schweſtern war ſie verfeindet, mit Ebenbürtigen ſtand ſie nicht in Verbindung, und bei Untergebenen mochte ſie mit Herzensergießungen ſich nicht abgeben. Sie vermißte endlich recht ſehr ihre Schwiegermutter, dieſelbe hatte mit ihrem Keifen den Dienſt geleiſtet, welchen der Wind den großen Waſſern leiſtet, da er ſie lebendig erhält durch die Bewegung, in welche er ſie bringt, und ließ ſie 'mal mit Keifen nach, ſo konnte ſie mit ihr reden, konnte ihr klagen, konnte ſie fragen; ſie ſtellte doch noch Jemanden vor, der Antheil an ihr nahm und mit dem ſie von des Hauſes Nutzen und Schaden reden konnte. Wenn Weiber über Etwas reden können, iſt's immer ein großer Troſt für ſie, es wird ihnen um das Herz, als ſei die Sache ſchon halb gemacht.

Der Winter war wieder gekommen über das Land herb und ſtreng. Der Winter war für Frau Agnes keine ſchlimme Zeit. Das Holz brauchte ſie nicht zu kaufen für achtzehn Thaler das Klafter, und in ſolchen Wintern war um Koppigen herum bei den warmen Quellen, welche nie einfroren, Wild genug, und zwar Hornvieh und Federvieh, über deren größere Nützlichkeit jüngſt im Kanton Bern ſich ein ſehr ſpitziger Krieg erhoben hat. Für damalige adelige Strauchreiter war es eine ſchlimme Zeit, eine Art von Faſtenzeit. Im Winter, und bei den damaligen heilloſen Verbindungsmitteln, ſtockte der Verkehr. Fuhren waren nicht auf den Straßen, Wanderer ſelten und noch ſeltener ſolche, bei denen etwas zu erjagen war. Im Winter zudem ſind Fährten ſicherer zu verfolgen, wenn Jemand Luſt zur Jagd hat, Wildſchweinen und räuberiſchen Junkern iſt's möglich aufs Fell zu kommen. Die Herren lebten alſo ſehr knapp und mißmuthige Geſichter machten ſie in ihrem Räuberſchloß. Im Keſſel war zwar immer Fleiſch und eine dicke Brühe darum, der Wein war auch noch nicht ausgegangen, aber zu verdienen war nichts, es waren eben ſchlechte Zeiten, wie man zu ſagen pflegt. Märkte gab es nicht, ſie mußten ſich an Meierhöfe machen oder Kloſterhäuſer, aber dabei ſetzten ſie ſich der größten Gefahr aus, denn wenn das Volk gegen ſie in Harniſch kam, ſo waren ſie alsbald verrathen und ausgekundſchaftet. So kam Weihnacht heran, aber in dichten Nebel gehüllt, wie ſie üblich ſind in waſſerreichen Gegenden. Die Sonne ſcheint erloſchen, nur noch ein Funke derſelben ſcheint zu kleben am Ende des Dochts. Was man Tag nennt, iſt Dämmerung, der Nebel iſt ſo dicht, daß man glaubt, ihn nicht bloß mit Löffeln ſchöpfen, ſondern mit Meſſern ſchneiden zu können. In der Hütte ſah es aus wie üblich. Das Feuer brannte, auf demſelben ſaß der Keſſel, neben demſelben die Alte und machte ein böſes Geſicht. Die Herren waren gegenwärtig nicht einträgliche Gäſte, forderten viel und brachten wenig. Sie hatte, wie geſagt, von Natur eins, welches bereits böſe genug geweſen wäre, ſie machte es aber jetzt mit Abſicht viel böſer noch und ließ es ſo recht leuchten im Scheine des Feuers einer ihr gegenüber ſitzenden Figur. Dieſe ſchien lang zu ſein, ſtreckte magere Beine aus, hatte ein ſchmal Geſicht, einen ſpitzen Bart, eine hohe Stirne, weil ſie bis in die Mitte des Kopfes, wo keine Haare mehr waren, zu gehen ſchien; das ganze Geſicht hatte etwas Spitzbübiſches, doch ſah man an der Kleidung und den Sporen an ſeinen Füßen, daß er nicht zum ganz gemeinen Lumpengeſindel gehöre, ſondern zum herrſchaftlichen: es war der Flumenthaler Junker, der ſchäbigſte von Allen, der ſeine Beute zu machen wußte und zu Neſte trug. Er plünderte die Andern, ließ ſich aber durch Sami und ſeine Geſellen nicht plündern. Er war der Dirne erſter Liebhaber geweſen, hatte ſie aber nie durch Geſchenke verderbt, darum war ihre erſte Liebe nicht bloß erkaltet, ſondern in Haß übergegangen. Ueberdies ſaß er am meiſten in der Hütte, aß das Beſte aus dem Keſſel, trank Wein für Drei, ließ es ſich behagen am warmen Feuer, während die Andern nach einem Stück Wild trachteten oder nach einer Beute ſchnappten, draußen in hartem Froſte und unter Preisgebung ihres Leibes. Ihren Haß zeigte ihm die Dirne auch unverhohlen, höhnte bitter ſein Nichtsthun, ſein Zehren von Anderer Beute, ſprach offen von ſeinen Betrügereien und übrigen Schlechtigkeiten, aber das kümmerte ihn nichts, er behandelte die Dirne, wie man einen Hund behandelt, welchem die Zähne ausgebrochen ſind. Heiter war alſo die Geſellſchaft in der Hütte eben nicht, und langſam ſchien die Zeit zu ſchleichen, und immer öfter ſah die Dirne nach, ob Niemand kommen wolle. Der erſte, welcher die Geſellſchaft vermehrte, war der alte Sami. Bart und Haare ſtarrten voll weißen Reifes, und noch weiter als ſonſt bog ſich die Naſe vor aus dem gekrümmten Geſichte. Er war dem Fiſchfang obgelegen, brachte einen ſchweren Lachs oder Salm, wie man ſie in dieſer Gegend nennt, heim, den er mit dem Ger geworfen, und prächtige Forellen, welche er in eigenthümlichen Netzen, die man Wartlef nennt, in der Nähe ihrer Laichgruben gefangen hatte. Obſchon die Beute gut war, war doch ſeine Laune ſchlecht, denn das Fiſchen in dieſer Jahreszeit war eine kalte Sache und Sami nicht mehr in den Jahren, in denen man ſich aus der Kälte nichts macht. Ueberdem mochte er denken, bei der ſchmalen Beute und den vielen und hungrigen Gäſten trügen ihm die Fiſche eben nicht ſonderlich viel ein. Mürriſch that er dem Flumenthaler, der ihm ſeinen Becher reichte, Beſcheid: er wolle nehmen, während noch da ſei, der Wein werde hier, wenn es nicht anders komme, bald eine rare Sache ſein, ſetzte er hinzu.

Der Flumenthaler ließ ſich durch dieſe Bemerkung weder in ſeinem Trinken noch in ſeinem Behagen ſtören, doch ward ihm nachgerade die Zeit auch lang, da keiner der Spießgeſellen kommen wollte, und die Nacht in der Hütte die draußen einbrechende Abenddämmerung verkündete. Unheimlicher noch ward es drinnen, giftiger flogen die Worte hin und her. Es ſchien ein verlorner Tag werden zu ſollen, der nichts brachte als aus den Herzen herauf auf die Zunge den allerbitterſten Bodenſatz. Endlich wieherte draußen ein Roß; vorſichtig öffnete der Alte. Draußen ſtand Kurt weiß von Schnee, und quer über das Roß ſchien nackt und todt ein Menſch zu hängen. Da ward der Alte noch giftiger und fragte, ob ſie nichts mehr zu fangen wüßten als Leichen, und ob ſie fürohin mit Menſchenfleiſch ihren Hunger ſtillen müßten? Da ließ Kurt den vermeintlichen Leichnam vom Pferde rutſchen, dem Alten vor die Füße purzeln, daß der, obgleich ſonſt nicht erſchrockener Natur, weit in die Hütte zurückfuhr. Der Flumenthaler kam herbei, und da fand es ſich, daß es kein Menſch, ſondern ein abgeſtochenes, großes, zahmes Schwein war. Nun gab es Spaß, und einige Sonnenblicke fuhren über die Geſichter. Kurt erzählte, wie der Landshuter, der Inkwyler und er hungrig umhergeritten ſeien, ohne Etwas aufzuſtechen. Schon ſeien ſie räthig geworden, beim Pfaffen zu Kriegsſtetten einzuſprechen und ihm mit guter Manier zu Ader zu laſſen. Da er zwar ſehr herrſchſüchtig ſei und gewaltthätig, jedoch ſeine bedenklich ſchwachen Seiten hätte, hätten ſie gedacht, ſie könnten dies probiren ohne große Gefahr. Schon hatten ſie ihr Vorhaben ins Werk geſetzt, als ihnen der reiche Müller von Subigen in die Hände fuhr, er wollte mit zwei ſchweren Müllerſchweinen und viel Mehl von allen Sorten nach Solothurn. Wohl war der Pfaff von Subigen ſein ordinärer Beichtiger. Aber ſo ein Müller von Subigen hatte ſo viel Gelegenheit zu extraordinären Sünden, daß er alle Jahre um Weihnachten in die Stadt fuhr und dort bei den Kapuzinern gründlichen Ablaß ſuchte. Er wollte ſeiner Sache ſicher ſein und ſie nicht ſo ungefähr haben, denn, ſagte er, ſchlechter würde ſich im Fegefeuer Niemand ausnehmen, als ein weißer Müller, denn bis er ſchwarz gebrannt wäre, wie die Andern von Natur ſeien, müßte er Höllenqualen leiden. Dem Dinge wollte er alſo zuvorkommen, und ſorgte freigebig dafür. Sie warfen ihn alſo nieder, was ein ſchwer Stück Arbeit war, fanden bei ihm noch einen ſchweren Beutel, in welchem Geld war, machten ſich damit fort, verſcharrten im Walde, was ſie nicht auf ihren Pferden fortſchleppen konnten, und ſuchten auf verſchiedenen Wegen ihre Herberge, wo alſo Kurt der Erſte war; die Andern kamen jedoch bald nach. Nun, es war alſo der Tag nicht eitel geweſen, ſondern Etwas zum Theilen da, was alsbald zur Hand genommen, doch nicht ohne Zank vollbracht ward.

Manch hartes Wort mußte der Flumenthaler hören über ſeine Faulenzerei am warmen Feuer, ſchuldig blieb er die Gegenrede nicht, ſondern warf ihnen vor, daß ſie die Abrede nicht gehalten, er ſie an dem beſtimmten Orte nicht gefunden, nicht in der Irre habe umherreiten wollen, ſich zum Beſten halten laſſen u. ſ. w. In Zorn hinein redeten ſie ſich, im Zorn aßen ſie, was unterdeſſen bereitet war, im Zorn traten ſie an den Tiſch zum Spiel. Da verging der Zorn erſt nicht, ſondern ward alle Augenblicke heißer, denn beim Spiele ging es wie üblich, dem Flumenthaler zu Gunſten fielen fort und fort die Würfel. Bald war der größte Theil der baaren Beute ſein, und je zorniger Kurt ward, deſto höhniſcher grinzte der Flumenthaler ihn an; ſein ſpitzer Bart ſchien boshaft geradeaus zu ſtehen und in zwei Hälften geſondert Rübchen zu ſchaben. Da fuhr Kurt der Zorn ins Haupt wie eine Feuerflamme durch ein Strohdach, er faßte den ſteinernen Krug, der neben ihm ſtand, und warf ihn nach des Flumenthaler's ſpöttiſchem Geſichte. Dieſem hätte ſein Lebtag kein Zahn mehr weh gethan, wenn der Krug ſein Ziel erreicht, aber mit Kurt ſo gut bekannt, als mit ſeinen Würfeln, war er auf ſeiner Hut, beugte aus und ſtieß mit dem Dolche nach dem auf ihn einſtürzenden Kurt, aber traf ihn eben auch nicht. Ein plötzlicher Stoß von der Seite her ließ ihn taumeln weit durch die Hütte hin, daß er Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben. Die Dirne hatte das gethan, ſie ſah den Streit voraus und rüſtete ſich, dafür zu ſorgen, daß der Vortheil nicht auf des Flumenthaler's Seite ſei, wie es bei ſeiner Tücke und Kurts Ungeſtüm ſchon mehr als ein Mal der Fall geweſen war. Kurt, einmal im Zorne ein wüthender Löwe, wollte ihn faſſen mit ſeinen gewaltigen Händen, hätte ihn erwürgt damit. Da warfen ſich die Andern dazwiſchen, wollten mitteln wahrſcheinlich. Aber Niemand ſtiftet leichter Streit, als halbtrunkene Vermittler. Schwerter wurden blank, Hiebe wurden gewechſelt, gebrüllt ward von allen Seiten, mit einem Feuerbrand fuhr die Dirne unter die Streitenden, dem Flumenthaler nach dem Geſichte, der hielt den Dolch entgegen, Blut floß, Leben wären entflohen, denn die Vermittler waren die zornigſten Streiter geworden. Der Alte fuhr mit einem langen Ger daher, als er das Blut ſeiner Tochter ſah. — Da krachte es über ihnen, und mitten unter ſie hinein ſtürzte plötzlich ein dunkler Körper.

Wohl, da fuhren ſie auseinander, wie Funken aus glühendem Eiſen fahren, von der Schmiede ſchwerem Hammer getroffen, oder wie ſchwatzende Weiber auseinander fahren würden, wenn mitten unter ſie eine Bombe fiele. Das hereingeplatzte Weſen war wie zu einem Klumpen gerollt am Boden, accurat wie es der Teufel machen ſoll, wenn er wie vom Himmel herab unter die Leute fällt und ſich Den auserſieht, mit welchem er davon fahren will.

Es war auch Keiner unter ihnen, der ihn nicht für den Teufel gehalten hätte. Das Plötzliche iſt es, was heraufſprengt das Eigenthümliche in den Tiefen der Seelen, und dies iſt bei den Ruchloſeſten und ſcheinbar Ungläubigſten zumeiſt der dickſte Aberglaube. Sami, dein Dach mußt neu machen, es hält ja keine Krähe mehr, geſchweige einen Menſchen, ſo ſprach endlich das dunkle Weſen mit kläglicher Stimme und rieb ſich die Beine. Da erhob ſich ein lautes Gelächter rings aus allen Ecken der Hütte, wohin die Erſchrockenen ſich geflüchtet, ſie erkannten die Stimme des vermeintlichen Teufels, ſie gehörte Xaveri, dem Erzſchelm. Lachend und ſpottend umringten ſie den gefallenen Teufel, und Lachen und Spotten wollte nicht enden, bis Xaveri endlich zornig ward und ſagte: Es ſei ihm leid, daß er hier lauter Narren finde, er wolle weiſere Leute ſuchen, um ihnen die Nachricht, welche er habe, mitzutheilen. Potz Kukuk, wie raſch verſtummte das Gelächter, näher drängte ſich Jeder das Wichtige zu vernehmen, und Wein und Zorn und Angſt, Alles war verſchwunden, und nur der Raubinſtinkt ſtreckte die Fühlfäden aller fünf Sinne aus, als wie die fünf Finger, um die wichtige Nachricht zu hören. Heute war ich in Solothurn, ſprach Xaveri, um einigen Fräuleins, welche gerne Männer hätten, zu weiſſagen, ob ſie welche bekämen, und was für welche? Das wäre ein gut Geſchäft, ſie geben, was ſie haben, wenn man ihnen ſagt, ſie kriegten Einen, haben aber leider nicht eben viel zu geben. Hatte dann bei einem Domherrn viel zu thun, er hat Hühneraugen, die Köchin Hühner, dieſe Hühner mußte ich das Legen lehren, welches ſie bisher nicht konnten, trotz Hafer und Grütze, welche an ihnen nicht geſpart wurden. Die Köchin war ſehr beſchäftigt, ich wußte lange nicht warum, vernahm endlich, es würde dieſen Abend ein Zug von geiſtlichen Herren und einigen reichen Familien von Solothurn nach Fraubrunnen aufbrechen, um dort die Weihnacht würdig zu feiern, den Dienſt der Kirche zu verſehen und die verwandten Schweſtern, Fräuleins aus den vornehmen Geſchlechtern, zu beſuchen. Da wäre Beute, dachte ich, das Beſte, was Jeder hat, zieht er an, und mit leeren Händen geht Keiner. Ich forſchte nach dem Geleite und vernahm, daß es nur aus einigen Kloſterknechten beſtehen ſolle, mehr zum Dienſte, als zum Schutze, denn an Gefahr auf dem kurzen Wege in befreundetem Lande denkt Niemand. Da mache ich mich auf die Beine, renne her, es euch anzuſagen zu rechter Zeit, klopfe, pfeife draußen, Niemand hört mich, drinnen iſt hölliſcher Lärm und Geſchrei. Da krieche ich aufs Dach, will runter ſehen und rufen, aber wie ich oben bin, bricht es ein; glücklicher Weiſe bin ich nicht in den Keſſel gefallen zum andern Fleiſch; geſchunden bin ich wohl, doch lieber geſchunden als geſotten. Aber jetzt thut Eile Noth, wenn ihr was wagen wollt.

Wie die Katze vor dem Mäuſeloch, hatten die Bewohner der Hütte die Ohren geſpitzt bei dieſem Bericht. Zorn und Rauſch waren verflogen, wie abgejagten Hunden die Müdigkeit, wenn eine friſche Fährte ihnen unerwartet vor die Naſe kommt. Verwandelt wie durch ein Zauberwort war auf einmal das Leben in der Hütte. Die Weibsbilder mußten in den ſogenannten Stall, der eigentlich mehr ein Loch war als ein Stall; keinem vernünftigen Menſchen wäre eingefallen, dort Pferde zu ſuchen, aber eben das wollte man, als man ihn einrichtete. Die Männer aber ſetzten ſich ums Feuer, ſuchten neue Stärkung im Keſſel und hielten Rath in aller Beſonnenheit. Man ſah, es war nicht die erſte derartige Berathung, ſie war raſch und kurz; alsbald war der Nagel auf den Kopf getroffen; zu Deputirten in erſter oder zweiter Kammer, oder gar zu ſchweizeriſchen Tagſatzungsgeſandten hätten ſie durchaus nicht getaugt. Es wäre, beiläufig geſagt, ſehr wünſchenswerth, man würde, um den Werth einer Rede zu beſtimmen, vom bisherigen Längenmaße abgehen und wieder die Schwere zum Schätzungsmittel nehmen, mit Centnern wägen, ſtatt mit Klaftern meſſen. Der fürchterliche Nebel, in welchem man am hellen Tage nicht drei Schritte vor ſich ſah, machte die Nacht undurchdringlich, war eine beſſere Deckung als Wald oder Berg. So konnten ſie zum Ueberfall eine freie Stelle wählen, wo ſie im Fall der Noth nach allen Seiten auseinanderſtäuben und ihren Schlupfwinkeln zureiten konnten auf ihnen Allen bekannten Wegen durch Emme, Buſch und Sumpf, denn zwiſchen ihrer Hütte und der Straße von Solothurn nach Fraubrunnen floß die Emme, welche in dieſer Jahreszeit leicht zu durchreiten war, wenn man die Gelegenheit kannte, aber halsbrechend, beſonders in Nacht und Nebel, für Unbekannte. Die paſſendſte Stelle zum Ueberfall ſchien ihnen unterhalb Bätterkinden zu ſein, im ebenen Lande, auf freier Haide, wo man einen Ueberfall am wenigſten erwartete, der Zug dann doch am leichteſten von allen Seiten zu faſſen war und ringsum der Weg zu Flucht oder Rückzug offen.

Der beſte Rath war raſch und einſtimmig angenommen. Dieſe Strauchritter, welche ſich kurz zuvor ans Leben wollten, machten ſich nicht muthwillig Oppoſition, nur um ſich ſelbſt geltend zu machen; was dem Zweck am beſten diente, das entſchied. Waren halt weder Advocaten noch ſonſtige Schreiber. So einſtimmig waren die Pferde nicht; allen, das des Flumenthaler's ausgenommen, welches geſchont war und

Ruhe gehabt, war der nächtliche Ritt zuwider, ſie ſträubten ſich gegen neues Satteln und Zäumen, die Junker mußten ſelbſt dazu ſehen und ihre ſelbſteigene Autorität gebrauchen. Dieſer unterzogen ſich denn auch die Thiere, wenn auch mißmuthig, ließen ſich aus dem Loche ziehen, wenn auch langſam, als ob ſie bei jedem Beine, welches ſie heben ſollten, erſt überdächten, ob ſie eigentlich wollten, oder ob ſie nicht wollten.

Solothurn, die uralte Stadt, war von je hoch berühmt wegen vielen Dingen, berühmt wegen Fabrication von Schwefelholz und Vogelkräzen, wegen Gottſeligkeit und Frömmigkeit, wegen Faſtenſpeiſen und Luſtigkeit, wegen Treuherzigkeit und Behaglichkeit. Eſſen that man, was man hatte, und je beſſer, deſto lieber, trinken ebenſo, und wenn man im Zweifel ſtand, ob man hinreichend habe für ſich, begehrte man keinen fremden Gaſt; die Erfahrung hatte ſie zu der Erkenntniß gebracht, daß bloß Selbſteſſen fett mache. Man faſtete dort nie länger, als man mußte; hatte man ſelbſt nichts, ſuchte man was anderwärts, am liebſten was Gutes; Faſttage liebte man mehr als Arbeitstage, und bei hinreichenden Schnecken zu dienlichem Sauerkraut, ellenlangen Forellen, tellergroßen Fröſchen und Krebſen wie alte Katzen hätte man ſich eine Verlängerung der Oſterfaſten gefallen laſſen.

Fraubrunnen war ein junges Frauenkloſter, lag in der Mitte zwiſchen Bern und Solothurn, drei

Stunden von jedem Orte entfernt, gehörte nicht zum ſtrengſten Orden; aus den vornehmſten Familien beider Städte ſtammten die meiſten Nonnen. Das Kloſter lag in einer lieblichen und reichen Gegend, noch jetzt berühmt durch Korn und Stiere, Schnepfen und Fiſche, Reb- und andere Hühner. Mit beiden Städten war das Kloſter in ſteter Verbindung, in freundſchaftlicher und kirchlicher, denn zu feierlichem, würdigem Gottesdienſte an großen Feſten, wie Weihnachten z. B., bedurfte es auswärtiger Hülfe, in ſich hatte es die Mittel nicht. Doch neigte ſich das Kloſter mehr nach Solothurn hin, hatte mit dieſer Stadt den ſtärkeren Verkehr.

In Solothurn war von je der ſüdliche Sinn, welcher große Kirchlichkeit nicht bloß, ſondern auch große zeitweiſe Zerknirſchung mit heiterem Weltſinn und fleiſchlichen Genüſſen auf wunderbare Weiſe zu vereinigen weiß. Dieſe wunderbare Miſchung fand ſchon damals in Klöſtern und namentlich in weiblichen ſtatt. Der Kampf des Fleiſches mit dem Geiſte wird beſtehen, ſo lange die Erde in ihren Angeln geht, und eben ſo lange wird die Vermittelung zwiſchen beiden geſucht, nach welcher ein inniges Sehnen iſt. Die wahre Vermittelung geſchieht durch Chriſtus im Inwendigen, daß der neue Menſch auferſteht, die Zügel führt, dem alten Menſchen ſeine angeborenen Rechte läßt, aber keine mehr. Die falſche Vermittelung hat der Teufel in die Welt geſetzt, um abzulenken von der wahren; es iſt eine äußere, durch Ceremonien, äußern Dienſt, zeitweiſe Züchtigung des Fleiſches. Je größer dieſe Buße wird oder ſcheint, deſto mehr wird dem Fleiſche zeitweiſe geſtattet, deſto kräftiger macht es ſeine Rechte geltend, weil es der Bezahlung ſich gewiß glaubt. Dieſe Vermittelung hatte ſich auch in manchem Kloſter feſtgeſetzt und thronte dort ſichtbarlich und fiel, als in Einem Orte auf Viele zuſammengedrängt, weithin in die Augen. Wahre Chriſten nahmen von je an dieſer Vermittelung und ſolchen Klöſtern, welche dieſer Vermittelung ſichtbare Repräſentanten waren, welche thaten, als entſagten ſie der Welt, jedoch nur um ſie deſto beſſer und ſicherer zu genießen, ihr Aergerniß.

Einem großen Theile der Welt waren damals ſolche Klöſter willkommen; man fand dort die Vermittelung, welche der weltliche Sinn liebt und welche ein unerleuchtet Gewiſſen befriedigt. Wenn der Menſch zum Selbſtgötzen wird, dann ſcheint ihm jede Vermittelung unnöthig, ja ein Majeſtätsverbrechen gegen ſeine Selbſtherrlichkeit, dann haßt er alle Klöſter, in welchen irgend eine Vermittelung, ſei es die wahre, ſei es die falſche, ſichtbarlich oder gleichſam perſonificirt in die Welt hineintritt, ja Steine hebt man auf gegen den hohen Vermittler ſelbſt und will ihn ſteinigen mitten in dem, was ſeines Vaters iſt. Seltſam war zur ſelben Zeit die Welt voll Furcht und Luſt, voll Andacht und Wildheit, daher hoch beliebt die äußere

Vermittelung. Wir wollen nun nicht ſagen, die Berner ſeien der ächten Vermittelung mehr zugethan geweſen als die Solothurner, und die Welt ſei weniger mächtig über ſie geweſen, ſondern bloß das wollen wir ſagen, daß die Berner für Wünſche der Kloſterfrauen weniger Sinn gehabt, der Ehrgeiz war mächtig in ihnen, und in deſſen Dienſte ging ihnen Anſtrengung über Genuß, ſie entſchuldigten ſich daher gar zu oft bei anderweitigen Anſprüchen mit Mangel an Zeit und wichtigen Geſchäften; freilich war es ſelbſt dazumal bloßer Vorwand, indem ſie an einem bequemen Behagen viel wohler lebten, als an einem Genuſſe, der etwelche Bewegung erforderte. Der Berner, welcher nach dem fünfzigſten Jahre noch den Narren mit Tanzen macht, iſt ein rarer Vogel und muß ſtark blonde Haare haben.

Wenn an andern Orten im Lande der Nebel einem Erbsmuß gleicht, ſo iſt er in Solothurn accurat wie eine Chocoladecreme, Geruch und Geſchmack ausgenommen. Ein ſolcher Nebel iſt keiner Reiſe förderlich, ſondern macht ſchwerfällig, legt ſich wie Blei über jede Bewegung, lähmte ſogar die Köchinnen, welche die Vorräthe bereiteten, welche die edlen Herren mitzunehmen gedachten. Es war nämlich nicht ein Ritt hungriger Ritter, welche wie Heuſchrecken über ein Kloſter herfallen wollten und, einmal eingebrochen, nicht abzogen, bis der letzte Biſſen gegeſſen, der letzte Tropfen aus dem Keller getrunken war. Es waren geiſtliche Väter und leibliche Verwandte, welche den jungen Schweſtern Geſchenke aus der Welt bringen und ihnen nicht läſtig fallen wollten, denn, wie geſagt, das Kloſter war jung, hatte zu leben, war aber nicht reich, wurde es erſt ſpäter. Als man in den dichten Nebel vor die Thüre kam und abreiten wollte, trat noch mancher ältliche Herr zurück, verſah ſich mit währſchafteren Tüchern, doppelten Pelzen und verſäumte darob ſich länger, als er dachte. Ohnehin geht's, wenn Viele zuſammen reiſen und Alle dem Letzten warten wollen, oft eine Ewigkeit, bis endlich dieſer Letzte da iſt und vom Lande geſtoßen werden kann.

Endlich waren die dicken Herren alle auf ihre Pferde gekugelt; die mageren ſaßen längſt oben und thaten ungeduldig, mochten nicht erwarten, bis ſie als Nebelſpalter vorausreiten konnten. Einige Mütter und einige Brüder, welche Schweſtern im Kloſter hatten, ſchloſſen ſich an, und hinterdrein kamen einige Saumroſſe und zuletzt einige Knechte, bewaffnet wie bräuchlich. An Gefahr dachte man übrigens, wie geſagt, durchaus nicht, wenn auch Alle, die geiſtlichen Herren nicht ausgenommen, bewaffnet waren. Wer nichts hatte, ſich zu wehren, mußte darhalten vor allen Andern, ſo war es ſchon damals; freilich ſagte man damals ebenfalls auch ſchon: Wehr' dich nicht, es ſchickt ſich nicht! So war es finſter geworden in Solothurn, ehe man abritt. Gasbeleuchtung hatte man damals noch nicht in Solothurn, indeſſen war die Straßenbeleuchtung gut wie ſetzt, wenn der Mond ſchien, und noch beſſer, wenn die Sonne ſchien; aber wenn der Nebel iſt wie ein Wollhut und Nacht dazu, was helfen da Laternen, und wären es Pariſer. Mit Noth fand man die Brücke über die Aar, die Aar ſelbſt ſah man nicht, hörte ſie bloß rauſchen. Da hielt man jenſeits, die Knechte mußten die Fackeln anbrennen, die Herren ſtärkten ſich durch einen tüchtigen Schluck bei der Herberge innerhalb dem Thore; die Damen nahmen zwei Schlücke, freilich etwas kleinere, ſie vertrugen die Schlücke ſchon damals recht gut; begreiflich: es iſt kein Boden, welcher ſo viel Naſſes ſchluckt und ſo leicht verbrennt, wenn das Naſſe fehlt, als der Kalkboden, aus welchem bekanntlich die Solothurner gewachſen ſind. Es war eine merkwürdige (romantiſche, würde man heutzutage ſagen) Fahrt: ungefähr drei Dutzend Reiter von allen Arten, mehr als ein halbes Dutzend Fackeln, rabenſchwarz die Nacht, ſo weit die Fackeln den Nebel nicht blutroth färbten, voll weißen Reiſes die ſonſt ſchwarzen Tannen, hie und da roſenroth angehaucht von blutroth gefärbtem Nebel, dazu viel Lachens und Schwatzens, hie und da ein lauter Aufſchrei, wenn ein Pferd einen Satz that, ohne daß ein Menſch wußte, warum, und dann Allen einfiel, wie die Pferde gewahrten, was den Menſchen verborgen bleibe. So zogen ſie durch den langen wüſten Wald Hügel ab Hügel auf, waren in Lohn, ehe ſie daran dachten, und ließen ſich von dem gaſtfreien Pfarrherrn, der ſie erwartete und über dem Warten faſt erfroren war, trefflich erquicken. Dann ging's unter manchem Stolpern den jähen Berg ab durchs ſumpfige Thal hinauf in den ſchauerlichen Altisberg, in dem verirrte Römer ſchlummern ſollen den Tag über und Nachts den Weg ſuchen nach dem ſchönen Lande Italien hin, ohne ihn finden zu können. Suchen und immer ſuchen zu müſſen, ohne je finden zu können, iſt ſchauerlich. Allen ward es unheimlich, und dichtgedrängt ritten ſie; die Römer ließen ſie in Ruhe, ſie kamen glücklich aus dem Walde, glücklich über die Brücke des trügeriſchen Moosbachs, Limpach genannt, wahrſcheinlich Lehmbach urſprünglich, da hier Lehm und Lehmart überall die Hauptrolle ſpielt in den Aeckern und in den Herzen. Im freien Lande ſchwand das Bangen, und raſcher ging es dem ſich nahenden Ziele zu; ſeltſam glühte der Nebel, es war, als wenn der Straße entlang derſelbe zu Geſtalten ſich geballt, welche lautlos hielten und gleichſam Spalier bildeten, wie Soldaten an der Straße, durch welche der König zur Meſſe ſchreitet. Plötzlich fährt ein gellender Pfiff durch den Nebel, fährt Mann und Roß durch Mark und Bein, lebendig wird der Nebel, wilde Geſtalten zu Fuß und zu Roß werfen ſich von allen Seiten über den Zug, werfen die Reitenden von den Roſſen, ehe ſie ſich aus den warmen Gewändern gewickelt, die Waffen blank gemacht, oder die Pferde gewendet, das Heil in der Flucht geſucht. Wenigen gelang dieſe, faſt der ganze Zug war zuſammengeworfen, ehe man ein

Vater Unſer hätte beten können; auf die Niedergeworfenen warfen ſich die Plünderer, wälzten ſich mit den Widerſtandleiſtenden am Boden; Geſchrei und Fluchen, ſchlagende Pferde und blutroth glimmende Fakeln, welche beſonnen die Räuber brennend erhielten, es war ein wildes, gräuliches Bild. In der Mitte dieſes Bildes war ein grimmiger Kampf: wild ſchlugen die Reiter, wild bäumten die Pferde ſich, Jammergeſchrei ringsum von den von wilden Hufen Getretenen, Geſchlagenen. Zwei wilde kampfgewohnte Junker hatten ihre Mütter geleitet, wollten ihre Schweſtern beſuchen; Gibeli hieß der Eine, Gäbeli der Andere. Der Anprall hatte ſie nicht niedergeworfen, an Flucht dachten ſie nicht, ihre Schwerter hatten ſie frei bekommen, gebrauchten ſie mit Macht, und mehr als eine der ſeltſamen Geſtalten, welche aus dem Boden hervorgewachſen, aus dem Nebel geballt ſchien, ſank heulend zuſammen. Kurt und der Landshuter ließen die Beute, warfen ſich ihnen entgegen, während die Andern die Tenne fegten und in Sicherheit brachten, was ſie errafft. Der Kampf war hart, die Junker waren keine Milchbärte, ſchienen im Feuer gehärtet, waren gut gerüſtet, machten den beiden Strauchrittern heißes Blut, heiß rauchte es aus mancher Wunde in die kalte Winternacht hinein; zweifelhaft war das Ende. Da floh windſchnell der Flumenthaler, der Fliehende gegen Fraubrunnen hin verfolgt hatte, vorüber, rief dem Landshuter was zu, führte im Vorüberjagen einen

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21111 / 033**

ſcharfen Hieb, traf Kurt ſtatt einen Junker und verſchwand im Nebel. Der Landshuter hob ſich hoch in den Bügeln, ſchmetterte ſein Schwert mit aller Kraft auf ſeines Gegners Haupt, daß daſſelbe betäubt ſich bog bis auf den Sattelknopf herab, ſprengte dann dem Flumenthaler nach der Emme zu. Vom Flumenthaler getroffen, doch nicht ſchwer, war Kurt plötzlich zwei Gegnern gegenüber allein; da erfaßte ihn eine ungeheure Wuth, was in der Hütte ſo raſch erloſchen, loderte jetzt doppelt ſo wild wieder auf; er hieb ſich frei, ſtürmte den Andern nach in den Nebel hinein. Sobald die Waffen ſchwiegen, hörte er von Fraubrunnen her wilden Roſſeslauf einer ganzen Schaar ſchon ganz nahe; da erſt ward ihm klar des Flumenthaler's Verrath, der ihn den Feinden in die Hände liefern wollte. Tief in ſeines Roſſes Leib fuhren ſeine Sporen, und ehe ſie an der Emme waren, hatte er die Andern erreicht, hieb den Flumenthaler vom Roſſe, ſtürzte ſich auf den Landshuter; aber hinter ihnen ſchnaubten Roſſe, die Sorge für ihre Sicherheit trieb ſie aus einander und über die Emme. — Es waren nämlich in Fraubrunnen mehrere Edle aus der Umgegend eingeritten, um bei dem glänzenden Gottesdienſte im Kloſter die heilige Nacht zu feiern; auch von Bern waren Einige gekommen ihren Verwandten zu Lieb und Ehre. Als die von Solothurn immer nicht kamen, als es längſt Nacht geworden war, bangte man, es möchte ihnen etwas zugeſtoßen ſein, und die Herren wurden räthig, ihnen entgegenzureiten. Daß die Gegend unſicher ſei, war zwar bekannt, aber daß die Strauchritter die Tollkühnheit haben ſollten, über einen ſolchen Zug herzufallen, daran dachte man nicht.

Bei allzu langem Ausbleiben von Freunden entſteht ein allgemeines Bangen, und in hunderterlei Geſtalten ſtellt ſich das Unglück dar, welches ihnen, wie man glaubt, begegnet ſein muß, bis ſie wohlbehalten vor einem ſtehen, oder von Etwas betroffen, an das man eben gar nicht gedacht. In der kalten Winternacht ritten die Herren ſcharf, und gut war's, denn noch waren ſie oberhalb Bätterkinden, als die Flüchtlinge ſie anſprengten und Kunde brachten vom Ueberfall. Da ſpornten ſie die Roſſe zum ſchnellſten Lauf, verjagten die Räuber, und wer der Gegend in etwas kundig war, jagte dem Geräuſch der Fliehenden nach; ſie fingen jedoch Niemanden, denn die Räuber kannten die Gegend doch noch beſſer, und bei Nacht und Nebel durch Sumpf und Buſch, Fluß und Wald Fliehende verfolgen, iſt ein ſchlimmes Unternehmen, welches man aufgiebt, ſobald man kann. Da die Verfolger ſo nahe hinter ihnen waren, ritt Kurt, um der allgemeinen Sicherheit willen, nicht auf die Hütte zu, ſondern hielt ſich rechts weiter hinauf. Die Rache kochte in ſeinem Herzen, blutig ſollte ſie ſein, das nahm er ſich vor, und noch in dieſer Nacht wollte er ſie vollziehen.

Die verfolgenden Feinde blieben zurück; Kurt ließ ab vom harten Jagen, und in dem Maße, als ſein Hengſt langſamer ging, kühlte ſich ſein Blut ab, kehrte die Beſonnenheit zurück, raſcher als vielleicht vor einigen Jahren noch. Aber es bringen allgemach die Jahre dem Menſchen, der nicht ganz hirnlos iſt, die Beſonnenheit, welche die Kräfte wiegt und den Erfolg ermißt. Es war ja möglich, daß Hinterhalt gelegt, die Hütte geſucht, gefunden, umſtellt wurde, und war das Alles nicht, was ſollte er allein unter den Andern, allein, wo Alles gegen ihn, Niemand für ihn ſein würde? Denn wenn ſchon das Geſindel, welches ſich ſicherlich auch einfand, ihm am beſten wollte, weil es den größten Nutzen von ihm zog, ſo würde es doch in dieſem Falle es mit der Mehrzahl gehalten haben, wie üblich damals und jetzt. Müde und wundenmatt, nahm er ſich vor, heimzukehren und einen andern Tag zur Rache zu erwarten.

So ritt Kurt langſam über das Feld, auf welchem jetzt Utzenſtorf ſo unendlich lang ſich ausſtreckt, ritt dem Walde zu, hinter welchem ſein Schlößlein lag. Je langſamer er ritt, vor Verfolgung ſicher und um das Roß zu ſchonen, deſto ſchneller wirbelten ihm die Gedanken, welche ihm ſonſt ſo langſam kamen und gingen, durch den Kopf. Die Rache brütete Pläne, der Stolz des Geſchlechtes ſtieg in ihm auf, die Scham, daß er nichts Anderes geworden als ein Räuber, dazu die Stichſcheibe der Andern, regte ſich; die Frage: und jetzt, was willſt du? ſtand wie ein ſchwarzes Geſpenſt vor ihm in dem dicken, ſchaurigen Nebel. In ſeine Gedanken verſunken, ließ er ſein Roß nach Belieben ſchreiten durch Nebel und Schnee, und da auf dem weiten Felde keine beſondern Merkmale ſtanden, welche anzeigten, ob man weiter oben oder weiter unten ſei, ſo kam er viel weiter unten an den Wald, als es ſonſt zu geſchehen pflegte; gerade unten an dem einzigen Hügel, welcher auf dem großen Felde und am Walde liegt, der Willenrain geheißen; an demſelben merkte er, wo er war. Er hielt nun aufwärts ſüdöſtlich, ritt zwiſchen mächtigen Eichen dem Bachtelenbrunnen zu, wollte unten an der Bürglen durch den nächſten Weg nach Koppigen. Daß es die heilige Nacht war, daran dachte er ſchon nicht mehr, viele Gedanken auf einmal barg er in ſeinem Kopfe nicht; hätte er noch daran gedacht, er hätte ſicherlich den Bachtelenbrunnen und Bürglen gemieden, denn daß es dort in der heiligen Nacht nicht geheuer war, das war ihm gar wohl bekannt. Es war eine rohe, wilde Zeit, roh und wild war zumeiſt, was im Leben ſich zeigte, daneben mochten wohl in vielen Herzen herrliche Gefühle blühen, der Friede Gottes ſich wölben, ein hehrer Geiſt durch viele Häuſer wehen, denn große Thaten ſah man hie und da ins Leben treten, die einen tiefen Grund haben mußten, nur von hoher Kraft geboren waren. Roh, wie ſeine Zeit, war Kurt; das Zeichen des Kreuzes machte er wohl in Nothfällen, aber deſſen Bedeutung kannte er kaum; an den Teufel glaubte er ebenfalls, wie wir geſehen, und aus dieſen beiden Stücken allein mochte ſeine Religion beſtanden haben. Im Walde herrſchte ein ſchauriges unſichtbares Leben; über den Eichen ſchwirrte mit ihrem gräulichen Rufe die Wiggle, es rauſchte in den Büſchen, wilde Schweine ſchnauſten vorüber, hungrige Wölfe heulten durch die Nacht, jagende Füchſe kläfften langſam und furchtſam hier und dort. Kurt achtete nicht darauf, es waren ihm gewohnte Dinge; an irgend einen Fang dachte er nicht, er war zu abgeſpannt dazu. Matt und vorſichtig ſchritt ſein Hengſt durch den Wald, ſeit ihn die Sporen nicht mehr trieben; er hatte einen gar zu ſtrengen Tag gehabt. Auf einmal begann er unruhig zu werden, warf hoch auf den Kopf, drängte zur Seite, ſchnoberte gar wunderlich in die Nacht hinein, zuckte zuſammen mit dem ganzen Leibe, weckte Kurt, daß er achtſam ward, feſt in den Sattel ſich ſetzte und mit Kunſt und Gewalt das Roß zuſammennahm und vorwärts drängte. Anfangs glaubte Kurt ein wildes Thier in der Nähe, vor welchem das Roß ſcheute; aber von einem ſolchen war nichts zu merken, es erfolgte kein Angriff, er hörte kein verdächtiges Geräuſch, und doch je weiter er in den Wald hineinkam, deſto heftiger ſchlotterte das Roß, drängte rückwärts, bäumte ſich, drehte ſich rundum auf den Hinterbeinen. So Etwas hatte Kurt nie erlebt; er brachte ſein Roß mit Angſt und Noth hinaus bis auf den Platz, in deſſen Mitte der Bachtelenbrunnen quillt, und ward dabei ſelbſt angeſteckt von des Roſſes Angſt und Beben.

Es war ein gar vortreffliches Roß, von edlem Blute, ein vielbewährtes, das einzige Geſchöpf, welches Kurt ordentlich am Herzen lag, und dem er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte; draußen auf dem Platze ſtellte es ſeine Beine vorwärts, ſtemmte ſie mit aller Gewalt gegen den Boden, als ob ſie wurzeln ſollten in demſelben, nicht Sporn, nicht Schlag, nicht Fluch brachten es mehr weiter. Es wurde Kurt nicht geheuer im Sattel, er ſpähte, ob nicht Etwas im Wege liege: ein grimmiger Wolf, ein todter Menſch, oder ſonſt ein Weſen, welches Pferde ſcheuen. Er ſpähte umſonſt; blank war der Schnee, und ſtille war es hier, keine Eule ließ ihren Ruf ertönen, kein Wolf heulte durch die Nacht; da ſchien es ihm, als verdichte ſich vor ihm der Nebel zur ſchwarzen Wand und langſam klaffe dieſe wieder auseinander, es wölbe ſich ein ungeheures Thor, hinter demſelben ſei grauſe Finſterniß, ein unendlicher Abgrund. In dieſer Finſterniß begann es zu brauſen und zu toben, und näher und näher tobte es, wie aus des Berges Bauch der Bergſtrom tobt. Es war, als rolle aus dem Abgrund herauf ein fürchterlicher Knäuel wirrer Töne, im Heranrollen entwirrten die Töne ſich, Hundegeheul erſcholl, Jagdgeſchrei wüthender Jäger, des Waldes Thiere alle heulten durcheinander wie in Todesangſt. Wie der Blitz durch den Himmel fährt, der Gedanke durch die Seele, vom Auge ins Herz hinab die Angſt, brauſ'te durchs ſchwarze Thor auf ihn ein die wilde, die wüthende Jagd;

gräßlich ſchrie ſein Hengſt auf, wandte ſich in wüthendem Jagen zur Flucht. Da ſchien es Kurt, er ſchrumpfe mit ſeinem Roſſe zu Einem Thiere zuſammen, es war ihm, als ſei er das Wild geworden, hinter ihm her raſe die wilde, die wüthende Jagd; war er zum Schwein, war er zum Hirſch geworden, er wußte es nicht, aber jedes Haar auf ſeinem Felle ſträubte ſich, jedes Haar ward zum Auge, und jedes der tauſend und tauſend Augen ſchickte Todesangſt und Höllenpein ins Herz hinein; jedes Auge ſah andere Gräuel, eigene Schreckniſſe, jedes füllte das Herz mit unſäglicher Angſt, trieb zu ſchnellerem Laufe. Hinter-ſich her ſah Kurt die ſchrecklichen Jäger, ſah ihre Augen voll hundertjähriger Glut, Flammen aus hundertjährigen Bärten, ſah ſie Speere ſchwingen, Bogen ſpannen, ſah hinter ihnen drein, ſchwarz wie die Nacht, den Herrn der Jagd. Nacht war ſein Roß, ſein Geſicht ein glühender Ofen, war einer ſchwarzen Wolke zerriſſener Schooß, der Strahlengarben ſprüht auf die bebende Erde. Kurt an den Ferſen ſaßen die Hunde mit Höllengeheul und Menſchengeſichtern zahllos, gräßlich, und mit ſeinen zahlloſen Augen ſah er jeden Hund, jeden Zug in allen Geſichtern, und er kannte ſie alle. An ſeinen Ferſen zunächſt hing ſein Vater, ein ſchrecklicher Wolfshund mit blutigem Maule, mit dieſem um die Wette ſchnappte nach ihm eine wüthende Dogge; der Kopf eines Krokodils ſaß auf ihrem Rumpfe, aber er wußte, es war ſein Großvater, nebenbei jagten ſchäumend und zähnefletſchend Großmutter und Mutter, die ſchreckliche Grimhilde, hinterdrein die Ahnen allzumal, die Verwandten alle in großen Schaaren, verſtorbene Freunde, Bekannte mit grauſem Geheul und aufgeſperrtem Rachen, ein ſchreckliches Höllenheer. Rings in Buſch und Wald ſah er hundert und aber hundert Geſichter, und die Geſichter kannte er alle. Es waren die Geſichter Aller, welchen er Leid zugefügt im Leben, ſie geſchlagen, niedergeworfen, beraubt, erſchlagen; Alle jauchzten zur wilden Jagd, riefen: Hatz, Hatz! Ho Saſſa! Ho Saſſa! und gellend jauchzte vor Allen und klatſchte und hetzte ein mageres gelbes Geſicht, und Kurt kannte es wohl: es war das Geſicht des Hauſirers, des erſten Menſchen, den er meuchleriſch erſchlagen. Wilder heulte dann die Meute ihm nach, gieriger ſtürmten die Hunde auf ihn ein, hieben in ſein Fleiſch die Zähne; aus Buſch und Wald brachen andere Thiere, verrannten ihm den Weg, bäumten ſich ihm entgegen, und er kannte auch dieſe Thiere: es waren Roſſe, welche er mißhandelt, grauſam hatte hinſchmachten laſſen, oder muthwillig ſie verſtümmelt; es waren zahlloſe Thiere des Waldes, denen er unnöthige Pein verurſacht, dem erlaubten Tode unnöthige Marter beigefügt. Ja die Vögel des Himmels, welchen er boshaft die Neſter zerſtört, muthwillig ſie geängſtigt und gelähmt, umflatterten ſein Haupt, ſchlugen mit den Flügeln ihm ins Geſicht, ſuchten ihn zu blenden; ja die Thiere der Tiefen: Fiſche, Fröſche, Aale, Schlangen, die er ſchrecklich zu Tode hatte ſchmachten laſſen, wälzten ſich auf ſeinen Weg, drängten ſich unter ſeine Füße, damit er gleite, falle, den Höllenhunden zur Beute werde. Immer grimmiger ward die Jagd, immer hölliſcher heulten die Hunde, wüthender, näher brauſ'ten hinter ihm her die Jäger, wilder, zorniger umdrängten ihn die Thiere von allen Sorten, und in den Büſchen mehrten ſich immer noch die Geſichter, rieſen hitziger, jauchzender ihr Hatz und Huß, ihr Ho Saſſa! Ho Saſſa! in die raſende Meute.

Kurt kannte den Wald, der zur hölliſchen Wildbahn geworden, gar wohl, war er doch kaum eine halbe Stunde von Koppigen, und keine Ecke darin, in welcher er nicht irgend ein Jagdſtücklein verübt hätte. Den Wald war er hinaufgetrieben worden auf der Utzenſtörfer Seite, bald durch lichtere Waldung, bald durch das dichteſte Gebüſch; war er in einer Lichtung, ſo bog er ins Gebüſch, im Glauben, es hemme die Jagd; aber weder Wald noch Buſch hielt das wilde Heer auf, keine Hemmung war für die ſchrecklich luſtigen Geſtalten. Als er oben im Walde war, wo das Feld gegen Kirchberg hin wieder beginnt, da wandte er ſich, und wie der Fuchs, hart gedrängt, ſeinen Bau ſucht, um vor den nachjagenden Hunden ſich zu ſichern, ſo ſtrebte Kurt inſtinctmäßig nach der Waldſeite gegen Koppigen hin in ſeiner Todesangſt. Immer blutiger umbrauſ'te ihn die wilde Jagd, in die Ohren hatten ſich Mutter und Großmutter verbiſſen, hinten ſchlug der Vater ſeine Zähne ein, die ganze Verwandtſchaft hing ſich in ſein Fleiſch; da konnte er nicht mehr fort, er war geſtellt, heranbrauſ'ten die ſchrecklichen Jäger, voran der Ritter auf dem Roſſe der Nacht, mit dem Geſichte, flammend wie Höllenglut. Der Ritter ſtieß ihm den Speer in den Nacken, er fühlte, wie ſein Leben durchſchnitten war, der Knoten zerhauen, der die Seele feſthielt im Leibe. Aber er ſtarb doch nicht, Höllenſchmerz flutete ihm durch Mark und Bein; Glied um Glied ziſchte, und wie abgebrannt durch hölliſches Feuer fiel es vom Körper, ſchien ein eigenes Leben zu erhalten, zu einem beſondern Weſen ſich zu geſtalten, und als die Glieder alle abgefallen waren, da traf ihn der Reiter auf dem ſchwarzen Roſſe mit grimmigem Peitſchenſchlage, daß ein Wehgeheul ihm aus dem Munde fuhr. Plötzlich war er zum Hunde geworden, zum alleinigen Hunde der Jagd, zum Höllenhunde; die andern Hunde waren verſchwunden oder ſaßen hoch zu Roß unter den Jägern. Nun brauſ'te auf ihn Jagdgeſchrei mit Hollah und Huſſaſſa, mit Speer und Peitſche hetzten ſie den einzigen Hund zur neuen wilden, wüſten Jagd; mit gräßlichem Geheule jagte er dem Gewilde nach, das vor ihm dahin ſtob. Es waren ſeine eigenen Glieder, zu ſeinem Weibe und Kindern hatten ſie ſich geſtaltet, ſein eigen Weib und ſeine Kinder waren es, die er jagte als Höllenhund mit gräßlichem Geheule; weinend und ſchreiend liefen, purzelten ſie vor ihm her, er hinter ihnen her mit hölliſchem Geheule, hinter ihm her die ſchrecklichen Jäger, mit Peitſche und Speer ihn treibend zur ſchrecklichen Jagd, zum fürchterlichſten Geheule. Näher und näher kam der Hund dem Gewilde, markdurchdringender ward deſſen Gewimmer, und grimmiger und glühender trieben ihren Hund die Jäger zu immer raſcherem Laufe, zu immer gräßlicherem Geheule, immer wehlicher tönte des Wildes Gewimmer, immer näher kam der Hund. Zurück hinter den andern blieb das jüngſte der Kinder, ſchrie immer wehlicher, herzdurchſchneidender, je näher der grauſe Hund ihm kam; der Hund zögerte, hemmte den Lauf. Da, Funken ſprühend, fuhren der ſchrecklichen Jäger glühende Peitſchen ihm ins Fleiſch; laut aufheulend, daß ſtundenweit die Menſchen aus dem Schlafe fuhren, ſtreckten ſeine Glieder ſich zu weitem Sprunge, ein Wehſchrei des Kindes durchſchnitt die Lüfte bis hinauf zum Himmel. Da wandte die Mutter ſich um, riß auf ihren Arm das Kind, floh den Kindern voraus in gedoppelter Eile weiter, nach ihren Kräften flohen die Kinder ihr nach. Da ward wieder das jüngſte der andern das Letzte, der Zwiſchenraum zwiſchen den vordern immer größer, der Raum zwiſchen dem ſchrecklichen Verfolger immer kleiner, immer herzzerreißender des Kindes Gewimmer, immer gräßlicher des nachjagenden Vaters Höllengeheul; die glühenden Zähne im ſchwarzbraunen Rachen wuchſen dem Kinde nach, immer wilder hinterdrein die Jäger, zorniger ſauſ'ten die Peitſchen. In der Hölle Grimm und Angſt ſchnappte er auf, nach dem Kinde fuhren ſeine Zähne; ein Schrei, der den Reif von den Bäumen ſchüttelte, das Wild aus den Lagern jagte, die Fiſche in den tiefſten Grund, rief der Mutter; ſie warf ſich zurück und auf den zweiten Arm das Kind, warf ſich wieder voraus in gedoppelter Haſt. Aber wieder blieb der Kinder eins hinter den andern, lauter und lauter, herzzerreißender tönte deſſen Wehgeſchrei, hölliſcher fuhren in Fleiſch und Bein die Peitſchen dem Hunde, je näher deſſen Schnauze dem Kinde kam, ſchon klaffte ſie dicht hinter demſelben weit auseinander; ein gräßlicher Nothſchrei entfuhr dem Kinde, mit glühenden Speeren ſtachelten die Jäger den Hund, er ſprang ein auf das Kind, aber er faßte es nicht. Vor ihm ſtand die Mutter, welche die beiden Kinder abgeworfen, fuhr ihm mit dem Arme in den Rachen, hielt mit nackter Hand ſeine glühende Zunge feſt. Da floß es weich, kühl und leiſe ihm durch die Glieder, der Brand erloſch, ein ſüßes Mattſein, wie dem Müden vor dem Schlafe, kam über ihn; matt ſchlug er die Augen auf, und es war, als ſtünde nicht mehr ſeine Agnes, ſondern ein hehres Frauenbild vor ihm in himmliſcher Schöne, von blondem Lockenhaar umwallt, wie von einem goldenen Mantel. Alsbald ſanken ihm die Augen wieder zu, er ſtreckte die Glieder; Nacht ward es über ſeine Seele, es war ihm, als ſtürze er in eine Kluft, ſtürze immer fort, aber um das Ende des

Sturzes wußte er nicht mehr, ſein Bewußtſein war ausgehaucht.

Wie es doch verſchieden zugeht in der Welt in der gleichen Stunde! Wie feierlich geht es wohl zu in der heiligen Nacht um die mitternächtliche Stunde im hohen Münſter, wenn gefeiert wird die Ankunft des Sohnes aus der Höhe auf Erden, wenn angebetet wird in der Krippe das neugeborne Kind, zu deſſen Füßen gelegt werden ſoll die erlöſ'te Welt ſammt den Fürſten der Welt, das kleine Senfkorn, das zum weltbeſchattenden Baume werden ſoll; wie wild ging es zu zur ſelben Stunde erſt auf der Bätterkinder Haide, dann im Utzenſtorfer Walde, als hinter Kurt her jagte die wilde Jagd, als Kurt die eigenen Kinder hetzte, verleugnete ſein eigen Fleiſch und Blut, von der ganzen Hölle verfolgt, gepeinigt, getrieben in Pein, Noth und Wehe, zum Fraße der eigenen Kinder! Wie freundlich und lieblich iſt's, wenn im friedlichen Stübchen der Weihnachtsbaum brennt, zu mahnen, wie es licht ward auf der dunkeln Erde, mitten in dunkler Nacht, und das Kindlein erſchien, das für die Kinder kam, und zu Gottes Kindern machen will alle Die, die zu Lichtes Kindern werden und an das wahre Weihnachtskindlein glauben, und die Kindlein überraſcht die Hände zuſammenſchlagen, freudig aufjauchzen über das helle Licht und die beſcherte Herrlichkeit und auf Erden ſich im Himmel glauben! Wie anders iſt's, wenn zur ſelben Stunde Kinder im

Finſtern ſitzen und hungrig, es ihnen zu kalt iſt zum Weinen und zu trocken ums Gemüth zum Beten, ſie ſo daſitzen in Schlotter und Elend, und es poltert zur Thüre herein oder an die Thüre, ein wilder böſer Vater, oder es pocht an die Thüre und vor derſelben liegt auch eine Beſcherung: ein bewußtloſer Vater, den man hineintragen muß als Weihnachtsbeſcherung mitten unter die Kinder, die im Dunkeln ſitzen und in Schlotter und Elend. O, wie ſo anders geht es zu auf der gleichen Erde und zur ſelben Stunde! Verſchieden gehen auch die heiligen Tage über die Erde hin: einmal leuchtet am klaren Himmel die Sonne, lieblich iſt's, Erdbeeren gelüſtet es zu blühen, und aufs Neue lieb wird dem Menſchenkinde die mütterliche Erde; ein andermal iſt verhüllt der Himmel, die Stürme brauſen oder harter Froſt zieht das Herz zuſammen, unheimlich iſt's draußen, es flieht das Menſchenkind und ſucht eine künſtliche Heimath, ein warmes Gemach, und ſehnt ſich nach einer beſſeren Heimath, wo es ſo rauh nicht iſt, wo ſolcher Wechſel nicht iſt, es nicht ſo unheimlich iſt, wo ein freundliches, mildes Wohnen iſt in unveränderter Klarheit.

Der Weihnachtstag, von welchem wir reden wollen, trug einen dichten, trüben Schleier, Tag ſchien es nicht werden zu wollen, und als es Tag war, wollte es doch nicht Tag werden, bis wieder die Nacht kam. Auch in Frau Agnes' Herz ſchien die Weihnachtsſonne nicht. Es war eine tüchtige (praktiſche, würde man dato ſagen) Frau, aber die höhere Weihe fehlte ihr doch: ſie ſtritt mit dem Unglück, und das war recht, aber im Streite ſuchte ſie nicht die Hülfe von oben, und wenn das Unglück ſtärker war, als ſie, wußte ſie nichts vom einzigen Troſte, und das war unrecht. Es war auch Nebel in ihrem Herzen, ſie dachte nicht an Weihnachten und ihre Segnungen; ſie dachte an ihre Kinder und ihre Noth, an ihren Mann und ihre Verlaſſenheit, kämpfte mit Zorn um Rath, wie ſie ſich aushelfen wolle in dieſer herben Zeit. Noch war es nicht Tag, als ſie von ihrem Lager ſich erhob, das Rad des Tagewerkes in Bewegung zu ſetzen. Eigenhändig ſchloß ſie das Thor, welches doch noch ganz war, auf, um eine Magd nach friſcher Milch zu ſenden. Es ſchien eingefroren das Thor; als ſie mit Macht es aufſtieß, fiel ein ſchwerer Körper ihr zu Füßen, als ſie niederſah, erblickte ſie Kurt bewußtlos. Sie ſchrie nicht hellauf, dazu hatte ſie zu harte Nerven, aber ein mächtiger Schrecken ergriff ſie doch, man kann es ſich denken; ſie glaubte ihn todt, erſchlagen oder erfroren, hierher geſchleppt von den Mördern, oder aus den Händen derſelben hierher geflüchtet. Als ſie noch Leben in ihm fand, rief ſie nach Hülfe; er ward an die Wärme getragen, und in der Heilkunde nicht fremd, ſuchte ſie nach des Zuſtandes Urſach. Erfroren war er nicht, zerhauen war ſein Körper, Wunden fand ſie, aber unbedeutende; aber ein ſchreckliches Fieber, welches ihn erfaßt hatte und mit ſeinem Leben rang, bemerkte ſie. Kurt war in treuen Händen, in treueren, als er es verdiente. Frau Agnes werweiſete nicht, was ihre Pflicht ſei und was nicht, was ſie ihm noch ſchuldig ſei und wie wohl es ihr eigentlich ginge, wenn das Fieber Meiſter würde. Frau Agnes that, was ſie glaubte, daß gut ſei, und was ihr möglich war; aber lange wollte der Tod nicht von der ergriffenen Beute laſſen, ſetzte von Neuem an, trieb Kurt in Fieberhitze und Angſt herum, ärger noch als im Utzenſtorfer Walde, daß Frau Agnes oft Hülfe nöthig hatte, den unbändigen Kranken feſtzuhalten auf ſeinem Lager. Allmählich wich der böſe Geiſt, aber langſam, zum Bewußtſein erwachte Kurt wieder, aber unendlich ſchwach war er, und wenn die letzten Ereigniſſe, welche er erlebt zu haben glaubte, wieder vor ſeine Seele kamen, ſo kam auch das Fieber wieder und warf ſeine Gedanken untereinander. Doch allmählich verglomm die Gluth, lichtete ſich das Bewußtſein, die hellen Augenblicke wurden häufiger, länger, die Gedanken zuſammenhängender, die Vergangenheit kam wieder ins Gedächtniß ſtückweiſe, aber umſonſt mühte er ſich, ſie zuſammenzuknüpfen mit der Gegenwart. Er fragte nach ſeinem Hengſte, aber Niemand wußte etwas von ihm, nie ward wieder eine Spur von ihm gefunden; dann fragte er, wer ihn hergebracht, und mehr als hundert Mal mußte Agnes erzählen, wann, wo und wie ſie ihn gefunden; aber wie er dahin gekommen, ward nie ergründet, nie begriffen. Die lange treue Pflege hatte

Agnes ihrem Manne wieder näher gebracht; er lag da ſo weich, ſo matt, daß die Kinder ſich ihm näherten, daß ſie ihn wieder fragen durfte um ſein vergangenes Thun und Treiben, fragen, wo er geweſen und was ihm zuletzt bei vollem Bewußtſein begegnet. Kurt erzählte, was er wußte, ſein Herz war dem Weibe wieder offen. Dies freute Agnes ſehr, und darin lag die Verſöhnung, für ſentimentale Zärtlichkeiten und Herzensergießungen fehlte Beiden der Verſtand; dazu kam noch bei Agnes das Erbarmen mit dem armen Kurt, der erſt von ſeinen Freunden verrathen, dann ſo Schreckliches hatte ausſtehen müſſen. Kurt war es, als ſei ihm ein Brett vor den Augen geweſen und jetzt abgefallen; er ſah nicht bloß das Heilloſe ſeines Lebens vollſtändig ein, ſondern auch daß er der Narr Aller geweſen und von ſeinen ſogenannten Freunden und Bekannten es Niemand gut mit ihm gemeint, als vielleicht die Tochter in der Hütte; ſeine alte Verblendung war ihm rein unbegreiflich, denn jetzt ſah er Alles ſo klar und ganz anders. Er konnte ſich das durchaus nicht anders erklären, als daß er durch Trank oder Spruch verzaubert und verhext geweſen, wie ja bis auf den heutigen Tag der Glaube an Tränke, wodurch das Innere des Menſchen umgewandelt, in Liebe oder Haß entflammt werden könne, geblieben iſt. Der gute Kurt wußte ſo wenig als viele Menſchen noch heutzutage, wie wandelbar der Menſchen Herz iſt, wie abhängig von äußeren Eindrücken, wie leicht es umſchlägt von einer Uebertreibung in die andere, heute verflucht, was geſtern ſein Lebensglück geſchienen, wie über Nacht einem Menſchen ganz andere Augen wachſen können, daß er am Morgen ſchwarz ſieht, was am Abende ihm weiß geweſen, und roth, was er grün geſehen, wie noth es ihm daher thut, daß er Etwas habe, welches feſtbleibt, an dem er ſich halten kann, wenn es wirbeln will im Gemüthe und draußen wechſelt die Welt, wie auch der Taucher, welcher Perlen fiſcht auf des Meeres Grund, feſtgebunden bleibt und wieder ſich nach oben ziehen läßt, wenn unten ihm vergehen wollen Sinn und Gedanken, um friſchen Athem zu ſchöpfen und neue Kraft zu neuem Fiſchen; oder wie der Menſch einen ewig klaren Spiegel haben muß in der Welt, darin ſich täglich zu beſchauen, wo ihm dann offenbar wird jeglicher Wandel in ſeinem Gemüthe, ſowohl zum Beſſern als zum Schlimmern, und jedes Verhältniß im wahren Lichte. So ward es wieder traulich in Koppigen, und die alte Liebe kam wieder in Kurt und Agnes, ſie wußten nicht wie. Wie geſagt, mit beſondern Herzensergießungen von Gefühlen über die Vergangenheit und Vorſätzen über die Zukunft gaben weder Kurt noch Agnes ſich ab, trugen einander auch gar nichts nach, ſondern ließen ſich von Herzen wohl ſein bei einander. Kurt fühlte zum erſten Male, wie wohl es dem Menſchen in ſeinem eigenen Hauſe ſein könne, die rechte Behaglichkeit nur im eigenen Hauſe wohne; es ſchauderte ihn ordentlich, wenn er in ſeiner Schwäche daran dachte, hinaus zu müſſen in die Kälte, zu jagen, zu fiſchen, zu ſtreiten, und wenn es ſo recht ſtürmte und ſauſ'te draußen, ſo ſtellte er wohl eine kurze Betrachtung an über den Unterſchied, am warmen Feuer ſitzen zu können, oder draußen im Schneeſturme reiten zu müſſen; er fühlte zum erſten Male, wie bequem dem Manne ein verſtändiges, ſorgliches Weib komme, und wie gut das ſeine eigentlich ſei, und wie gut er es daheim haben könnte. Der Verſtand, dies einzuſehen, kam ihm erſt, als ihm das Bedürfniß kam, daß Jemand zu ihm ſehe, für ihn ſorge — in den erſten Jahren ſeiner Ehe wußte er davon nichts; auch trieb ihn jetzt kein Keiſen und Zanken fort; den Krieg zwiſchen Grimhilde und Agnes hatte der Tod beendigt, und Friede war im Hauſe, denn Agnes war eine ſtarke Frau, deren Obergewalt man ſich willig fügte; bloß wo Schwäche iſt, iſt auch beſtändiger Aufruhr, ein ewiges Zanken um Macht oder Freiheit. Auch empfand Kurt eigentlich zum erſten Male Vaterfreuden und Vaterſtolz; bei ſeinem unſtäten Leben hatte er ſich um ſeine Kinder weder gekümmert, noch kannte er ſie, er wußte nichts von ihren Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten, wußte alſo nichts von ihrer Entwickelung, hatte keine Freude zuzuſehen, wie in ihnen aufging bald Dies bald Jenes, wie zur Frühlingszeit in der Natur alle Tage etwas Neues. Eben ſo wenig kannten die Kinder ihren Vater, ſie hatten weder Freude, wenn er heimkam, noch hingen ſie an ihm, wenn er daheim war; ſie flohen ihn vielmehr, er war ihnen mehr der Böllimann*), mit dem ihnen gedroht war, wenn ſie nicht gehorchten, als der Vater. „Schweig, oder er nimmt dich! Gehorche, oder der Vater muß es wiſſen, wenn er heimkommt!“ ſo hieß es. Jetzt waren die Kinder ſeine Kurzweil, die Bücher, mit welchen er ſich die Zeit vertrieb und jeden Augenblick etwas Neues lernte. Erſt jetzt wurden ihm die Kinder lieb, da er ſah, was an ihnen war, und jetzt hingen die Kinder am Vater, er war ihnen kein Böllimann mehr, ſondern in ihrem einſamen Winterleben war er ihr Mittelpunkt, recht eigentlich ihr Glück, deſſen ſie ſich alle Tage von ganzem Herzen freuten.

Da Kurt's Krankheit nicht raſch vorüberrauſchte, langſam nur die Kräfte kamen, die Schwäche langſam wich, ſein Leben außerhalb abgebrochen, Nichts ihn draußen zog, daheim es ihm ſo wohl war, ſo ward das Daheimſein ihm lieb, er ſchlug Wurzel im Hauſe, in das Leben des Hauſes ward er aufgenommen, wurde ein Theil desſelben, ſo daß des Hauſes Leben auch ſein Leben war. So lange Winter und Schwäche Kurt ins Haus bannten, nahm er ſich der Kinder an, lehrte ſie Netze ſtricken, Schlingen flechten, Fallen machen, unterrichtete in den kleinen Kniffen in Feld und Wald, in Sumpf und Bach, in Allem, was Jürg ihn gelehrt, was er jung meiſterlich getrieben. Was das dann für eine Freude war bei den beiden älteſten Buben, pausbäckig, ſtämmig und doch raſch und gelenkig, ganz Schweizerſchlag, mehr in ſich tragend, als man ihnen äußerlich anſah — wenn ſie auszogen mit ihrer neuen Gelehrſamkeit und neuen Netzen und Schlingen, und welche Freude, wenn Alles ſich bewährt hatte und mit reicher Beute ſie wiederkehrten! Sie hatten lange geſtümpert und doch gemeint, was ſie können und wie viel ſie vermöchten; um ſo mehr nun ſtaunten ſie den Vater an, der Alles unendlich beſſer wußte und konnte, und freuten ſich kindlich auf die Tage, wo er mit ihnen ausziehen wollte, wie er verheißen hatte. Er lehrte ſie Waffen machen und Waffen brauchen, und was das für ein Jubel war, wenn ſie mit den ſelbſtgemachten Armbruſten ſchoſſen, und wie ſie den Vater bewunderten, der auch hier Aller Meiſter war. Das Alles flocht eben Aller Leben in eins zuſammen mit unzerreißlichen Banden. — Eine trübe Beſcherung war es zu Weihnachten geweſen, als der bewußtloſe Vater der Mutter auf die Füße fiel, aber ehe der Frühling kam ins Land, war dieſe trübe Beſcherung zur reichſten geworden, die es geben konnte, zu einem wahren göttlichen Gnadengeſchenke: es war der Vater, der verloren war, wiedergefunden, welcher der kräftige Mittelpunkt eines neuen, freudigen Lebens ward, ja durch welchen nun alle Kräfte belebt und geleitet wurden. Was kann aber einem Hauſe Herrlicheres werden, als ein ſolcher

---

*) Ein Name, mit dem man die Kinder erſchreckt, Rübezahl z. B.

Mittelpunkt, der das Zerriſſene bindet, das Todte belebt, Alles lenkt zum Beſten und zu Aller Wohl? Agnes wurde nicht eiferſüchtig auf ihres Mannes neue Stellung, es freute ſie herzinniglich, daß es ſo war; ſie ſprach nicht darüber, aber ſie ward alle Tage hübſcher, ihre Bewegungen raſcher, ihre Mienen freundlicher, kurz ſie ward ganz wie jung; man ſah es ihr wirklich an, ſie hatte verwunden alle Bitterkeit, hatte vergeſſen, was dahinten war, freute ſich deſſen, was jetzt war, verkümmerte ſich dasſelbe nicht durch Zagen und Zweifeln, ob es ſo bleiben werde, ſorgte bloß dafür, daß es nicht anders werde durch ihre Schuld.

Als endlich die Sonne höher ſtieg, ihre Kraft den Froſt brach, den Schnee ſchmolz, den Schooß der Erde aufſchloß, die Zugvögel durch die Wälder ſtrichen, die aufgefrornen Waſſer ſich belebten, die Fiſche der Oberfläche ſich näherten, da erſt ging in Koppigen ein neues Leben an, den Kindern ein neuer Frühling auf. Kurt war ſo weit erſtarkt, daß er an ſonnigen Tagen ins Freie durfte, einige Stunden darin aushalten konnte. Was das nun für eine Freude war, wenn der Vater mit ſeinen Buben auszog, Theil nahm an ihrem Treiben, ſie die wilden Enten fangen lehrte, das Ausſpüren ihrer Neſter, ſie Schlingen legen lehrte den Schnepfen und den Fang der Füchſe und Dachſe, ihnen zeigte die beſten Stellen zum nächtlichen Anſtand, zur Lauer auf das Wild, welches zur Tränke wollte oder auf die Weide, ſie lehrte die großen Fiſche ſtechen oder werfen mit dem Ger (Wurfſpieß), oder ſie fangen an großen Angeln, die man an Weiden band und über Nacht im Waſſer ſchweben ließ! Welcher Jubel dann am Abend, wenn man reich beladen wiederkehrte, ſo viel Neues nun wußte, ſo viel Zuverſicht zu der eigenen Kunſt und Kraft Jedes gewonnen hatte! Kurt ſelbſt hatte die größte Freude und beſonders an der Buben Anſtelligkeit und Gelehrigkeit; aus den kleinen Anfängen ſchloß er auf Großes in der Zukunft, nach der gewöhnlichen Weiſe der Väter. Wenn Kurt dann Abends zu Hauſe war, kam eine große Müdigkeit in ſeine Glieder — er war oft noch matt zum Sterben — dann ſchwanden auch aus ſeinem Gemüthe Freude und Heiterkeit, und das alte Leben trat ihm vor die Augen und vor Allem desſelben grauſiges Ende; doch nicht daß es ihn gelüſtet hätte, in dasſelbe wieder zurückzukehren und neu es aufzunehmen; im Gegentheil, es graute ihm mehr und mehr davor, er konnte nicht begreifen, wie er ein Leben habe führen können in lauter Streit und Zorn, ein Leben, wo man erſt das Leben einſetzte, um zu rauben, dann es noch einmal einſetzte, um des Raubes wieder los zu werden. Es plagte ihn die Reue mehr und mehr, Alle kamen ihm vor, welchen er Uebels gethan, oder gar ſie erſchlagen, und wenn er Alles ſchon nicht nach dem heutigen Maßſtabe maß, ſo hatte er doch ſo viel auf ſeiner Seele, daß es auch auf einer damaligen Waage ſchwer ziehen mußte. Da war dann ſein Troſt eben die ſchauerliche Nacht im Walde; er dachte, das ſei nicht von ungefähr geſchehen, ſondern es hätte für ihn eine abſonderliche Bedeutung: der Teufel habe ihn nehmen wollen, dachte er, und verdient hätte er es; nun aber ſei er demſelben entriſſen und gerettet worden, alſo dem Teufel ſolle er nicht werden, ſondern für jemanden Beſſeres aufbewahrt, dachte er. Aber was Kurt eigentlich gerettet, das begriff er nicht: er dachte an ein ſilbernes Kreuz, welches ſie an ſelbem Morgen dem Müller abgenommen, das er zu verſpielen vergeſſen und noch bei ſich getragen hatte.

Dieſer Talisman ſchützt bekanntlich und wirklich vor dem Teufel; wer das wahre Kreuz bei ſich trägt, über den hat der Teufel keine Macht, aber das wahre Kreuz iſt weder eins von Silber, noch eins von Gold, ſondern es iſt der Sinn, der willig und mit Dank trägt, was ihm Gott auferlegt. Mit dem Kreuze ward viel Unfug getrieben von je, doch wohl nie größerer, als jetzt von Denen, welche das Kreuz in jeder Form und wo ſie es finden, verhöhnen und verſpotten (ärger als ehedem die reſpectiven Juden Jeſum am Kreuze verhöhnten), und jeglichen Kreuzesträger verhöhnen und mißhandeln, während ſie jeden Miſſethäter und jeden Uebelthäter hoch loben und preiſen. Dann dachte Kurt wieder an die Geſtalt, in welche ſeine Agnes zerfloſſen, als ſein Auge ihm brach, an das wunderbare Frauenbild mit dem goldenen Lockenmantel. War das ein von Gott geſandter Engel, der ſeiner Pein ein Ende gemacht und ihn vor ſeines Schloſſes Pforte getragen? In ſolchem Sinnen und Schauern ſchlief Kurt ein, erwachte am Morgen neu geſtärkt und ging mit ſeinen Buben an irgend ein munteres Tagewerk. Der Bachtelenbrunnen unten im Walde, wo oberhalb das verfallene Bürgeln liegt, in deſſen Nähe nicht gern Jemand des Tages kommt, geſchweige in der Nacht, ſeit die ſieben Brüder vom Teufel geholt worden waren, weil ſie ihr ſchönes Schweſterlein mit armen Kindern und Weibern eben am Bachtelenbrunnen erſchlagen — der Bachtelenbrunnen war der beſte Wildſtand rund in der Gegend, aber aus erklärlicher Scheu hatte Kurt denſelben bisher gemieden, ihn ſeinen Buben nicht gezeigt. Bei den gewaltigen Eichen, unter welchen die ſchöne Quelle aus der Erde quillt und gleich zum ſchönen Bache geworden, ſanft und ruhig durch die Gebüſche fließt, ſah es in hellen Nächten aus wie im Paradieſe: Thiere von allen Arten gingen zur Tränke, plätſcherten im Waſſer, ſpielten unter den Eichen. Wie ſchrecklich es aber dort auch ſein könne, hatte Kurt erfahren in der heiligen Nacht; kalt rieſelte es ihm durch die Glieder, wenn er daran dachte, darum floh er den Ort. Und doch hatte er es wiederum wie ein Kind, welches bei Märlein und dunkeln Geſchichten an Leib und Seele zittert, in die finſterſte Ecke ſich birgt, und doch gerade zu ſolchen Geſchichten mit unwiderſtehlicher Gewalt immer wieder hingezogen wird, nicht ſatt ſich hören kann an ihnen. Es zog Kurt nach dem Bachtelenbrunnen hin, er mußte immer denken, wie es dort ſei, ob wohl Spuren zu ſehen von dem ſchweren Thore und Pferdehufe eingedrückt im weichen Boden um den Brunnen? Und wieder ſchauderte ihn, wenn er unwillkürlich dem Brunnen näher kam, und er eilte weiter. Es war in Kurt eben der wunderbare Zug im Menſchen, der eine wunderbare Luſt empfindet an der Angſt und dem Zittern, welche über den Menſchen kommen, wenn er im Geiſte das Nahen der Geiſter fühlt, das Rauſchen der geheimnißvollen Geiſterwelt vernimmt. Der Zug nach dem Brunnen ward endlich, wie es gewöhnlich geht, mächtiger als das Grauen davor. An einem ſonnigen Frühlingstage ſtreifte Kurt mit dreien ſeiner Jungen unterhalb Koppigen durch Sumpf und Feld nach Beute; er war durch ſeine Krankheit gezimmert worden, von üppiger Kraft ſtrotzte ſein gewaltiger Körper nicht mehr, ſeine Erſcheinung hatte nicht mehr das rohe Uebermächtige wie ehedem, doch hätte er jetzt den Meiſten beſſer als früher gefallen; ſtattlich war ſein Körper noch immer, männlich ſein Weſen, auf ſeinem Geſichte war das Wilde verſchwunden, hatte einem ernſten, beſonnenen Ausdrucke Platz gemacht. Deſto wilder thaten die Buben; wie junge Hunde in luſtigem Gampel (Gaukeln) um die Mutter, wenn ſie zum erſten Male mit ihnen zu Felde geht, tanzen in weitern und engern Kreiſen, ſo umgaukelten die Jungen den Vater, flatterten dem Wild nach oder ſchlichen leiſe ihm nahe, ſprangen luſtig daher mit gewonnener Beute oder ſuchten Pfeile wieder, welche nicht getroffen, lachten ſich aus und balgten ſich, thaten übermüthig oder ſchämten ſich, je nach dem Erfolge ihrer Thaten. Gewild war beſtändig in ihrem Geſichtskreiſe. Es war nicht wie jetzt, wo man drei Tage wandern muß, ehe man ein Eichhörnchen ſieht oder einen Häher, und ſieben Tage, ehe man die Spuren eines Haſen findet, der vor acht Tagen da durchgelaufen. Wie man jetzt bei jedem Schritt auf Kinder und Bettler ſtößt, traf man damals bei jedem Schritte auf Thiere: Thiere waren auf den Bäumen, ſie liefen im Felde, ſie wimmelten in den Sümpfen, des großen Heerlagers des Waldes nicht zu gedenken. Der Vater ſchritt gedankenvoll weiter, näher und näher dem Brunnen zu, miſchte ſich in die kleinen Fehden der Jungen nicht, aber wenn einer einen guten Schuß gethan auf einen Reiher im Sumpf oder ein Eichhörnchen, das neugierig ſeine Naſe hinter einem Baumſtamme hervorſtreckte, flog es hell über ſein Geſicht, und ein gutes Wort kriegte der Junge. Noch waren die Eichen nicht belaubt, die ſelten ſich findenden Buchen rötheten ſich in den Aeſten, wie Mädchen in der erſten Liebe, es grünte im niedern Gebüſche, mit kläglichem Geſchrei trieben eiferſüchtige Häher ſich in den Eichen herum, in ſüßem Verlangen ruggete und girrte eine zärtliche Taube von hoher Tanne her, in ſtiller, zarter Liebe hüpften die kleinen Vögel durch das niedere Gezweige, und ſchwarze Amſeln koſeten ſüß und ſchoſſen dann raſch über den Boden weg von Tannenbuſch zu Tannenbuſch. Je näher Kurt dem Brunnen kam, deſto ſeltſamer ward es ihm zu Muthe; das wohllüſtige Grauen ſtrich in reichen Strömen durch ihn hin, und zögernd ſetzte er ſeinen Fuß vorwärts. Die Jungen, welche die Sage kannten und gehört, was der Vater hier erlebt, drängten ſich um ihn, doch wenn eines der Gethiere ihnen zu nahe kam, hielten ſie ſich nicht, ſondern brachen aus, und als ſie von Weitem den gelben Glanz ſahen, der von den ſchönen gelben Frühblumen, hier Bachtelen, woher auch der Brunnen den Namen trägt, andern Orts Glockenblumen genannt — durch die Bäume ſchimmerte, jubelten ſie laut auf, vergaßen, was ſie wußten, ſtürzten ſich auf das, was ſie ſahen, wie es oft geht in der Welt. Aber ernſt rief ſie der Vater zuſammen, und alsbald drängten ſie ſich wieder um ihn her.

In ſtillem Frieden und hellem Sonnenlichte lag der Platz, mit goldenen Blumen dicht beſetzt, wie mit ſilbernen Sternen der Himmel. Wie war es ſo ganz anders hier, als in jener Nacht, wo hier das Thor der Hölle ſtand vor Kurt, wo aus demſelben der Hölle grimmigſte Gebilde quollen und auf Kurt einbrachen mit unerhörten Schreckniſſen. So wechſelt nicht bloß dieſer Platz ſeine Geſtaltung, ſo wechſelt das Leben Geſtalt und Farbe, und dieſer Wechſel, der alle Tage wiederkehrt, bleibt doch wie ein Fremdes dem Menſchen, an das er nie Glauben faßt; wohl ein ſicheres Zeichen, wie in ſeiner innerſten Natur der Glaube an das

Ewige, Unveränderliche lebt, ſeine innerſten Triebe nach dem Ewigen, Unveränderlichen gehen. Da liegt die Thorheit, daß er auf Sand ein feſtes Haus bauen will, daß er im Vergänglichen das Unveränderliche ſucht. Lange ſtand ſtaunend Kurt am Rande über der Quelle unter einer weitäſtigen uralten Eiche, welche noch ganz andern Wechſel geſehen als Kurt; auf einmal ſah er mitten unter den Blumen ein Weſen ſitzen, golden wie die Blumen, aber größer: die hohe Königin unter ihren niedern Dienerinnen. Es war, als ob das Weſen ſein geharret, denn ſobald ſein Auge es erſchaut, erhob es ſich; es war der Engel im goldenen Mantel, welcher ihm im ſchrecklichſten Augenblicke entgegengetreten, den Bann gelöſ't, ihn gerettet hatte. Es war ein wunderherrliches Frauenbild, als es aufgerichtet vor Kurt ſtand, goldene Haare floſſen in nie geſehener Fülle, einem goldenen Mantel gleich, um die hehre Geſtalt, mild leuchtete im Angeſicht, gleich freundlichen Sternen, ein blaues Augenpaar. Kurt bebte; ſollten die Schreckniſſe wieder beginnen? Da machte die Frauengeſtalt das Zeichen des Kreuzes über ſich, über Kurt und ſeine Kinder und ſagte: Ich harrte dein, wohl dir, daß du kommſt! Dir vertraue ich dieſen Brunnen an, wahre ihn mir, rein und heilig; ſorge dafür, daß Ruhe um ihn ſei, daß kein Blut ihn röthe, von Menſchenhand vergoſſen, keine Waffe die Eiche treffe, an welcher du jetzt ſtehſt, alles Wild hier ſicher ſei, eine ſichere Freiſtätte hier ſei vor des Menſchen blutigem

Sinne. Dienſt du mir ſo, wahrſt du mir dieſe Stätte, dann ſoll dein Haus geſegnet werden an dir und Kind und Kindeskindern reich vergolten, was du mir gethan. Da neigte ſich Kurt und gelobte den Willen zu erfüllen ſo viel an ihm, und als er ſich erhob, war der Engel verſchwunden; Kurt hätte dies für ein Traumbild gehalten, geglaubt, eine täuſchende Blendung erfahren zu haben im gelben Blumenglanze, aber ſeine Knaben hatten die Erſcheinung auch geſehen, die Worte gehört. Jedem der Knaben war ſie anders verſchwunden: der eine ſah ſie verſinken in die Blumen oder in den Brunnen, er wußte nicht beſtimmt, in welches von beiden; der zweite ſah ſie in die Eiche gehen; der dritte ſah ihr goldene Flügel wachſen, ſah ſie ſchweben zum Himmel auf. Sie ſahen nie wieder ſitzen am Brunnen den goldenen Engel, wie oft ſie ihn auch ſuchen mochten, aber hold und lieblich, in unverwiſchtem Glanze leuchtete Jedem die holde Erſcheinung im Gemüthe, ſo lange er lebte. — Frau Agnes klagte oft, daß ſie das Bild nicht geſehen, und hoffte lange auf deſſen Erſcheinung, aber umſonſt, ſie ſah es nie. Was Kurt verſprochen, hielt er; der Platz ward ihnen zum heiligen Platz, geweiht mit hohem Kreuze. Hier wurde kein Bogen mehr geſpannt, kein Speer geworfen, keine Falle geſtellt, kein Netz ausgeworfen, kein Thierlein ward hier geſtört im Spiel unter den Eichen, im Trinken am Bache, im Gaukeln durch das klare Gewäſſer. Aber Blumen ſammelten im Frühjahre die Kinder, ſchmückten mit großen Sträußen die Häuſer, und im Herbſte ſammelten ſie auf dem Platze die Reckholderbeeren (Wachholderbeeren), Kranken zur Erquickung, Allen zur Stärkung; nirgends waren die Glockenblumen goldener, die Reckholderbeeren kräftiger als auf des goldenen Fräuleins geweihtem Platze. Aber von derſelben Stunde an ging auch des Fräuleins Verheißung in Erfüllung. Kurt ward geſegnet; ſeine Aecker trugen wieder, kein Mißwachs ward auf ihnen geſehen, ſein Vieh mehrte ſich, keine Krankheit verzehrte es, ſeine Jagd war reich, was er unternahm, gelang, ſeine Dienſtleute hatten Glück in allen Dingen und hingen an ihrem Herrn von nun an mit Leib und Seele. Mit ſeinen alten Genoſſen hatte Kurt für immer gebrochen. Anfangs dachte er an Rache, aber er gab ſie auf, er war zu glücklich und zu beſonnen, um ſelbſt wieder ſein Glück zu ſtören. Der Flumenthaler war todt, die andern Spießgeſellen ſuchten Kurt einigemal auf, hätten gern wieder das alte Leben mit ihm fortgeſetzt, aber er fertigte ſie ab, daß ſie ihn fürder in Ruhe ließen; konnten ſie ihn nicht tödten, ſo hatten ſie Urſache ihn zu ſchonen, denn er wußte zu viel von ihnen. Eines Morgens ſtand eine wilde ſchwarzbraune Dirne vor dem Thore und bat um Einlaß. Es war des alten Sami's Tochter; er und die Alte waren geſtorben, die Dirne hatte die Hütte angezündet, Alles verbrannt, was darin war, und ſuchte nun Schutz bei Kurt; ſie ward aufgenommen und wurde der Frau Agnes treueſte Magd.

Als Kurt ein ehrbarer Haushalter wurde, welcher dem Seinigen treulich vorſtand, wurde er ebenfalls wieder ein geachteter Junker, den nicht bloß ſeine Leute liebten, ſondern auf den auch noch Andere etwas hielten. Es iſt curios, aber die wahre Achtung geht immer vom Hausvater aus, in den höchſten und in den niedrigſten Ständen, unter Heiden, Türken, Mohamedanern und ſelbſt unter den Juden, wie ſehr die auch am Fleiſche hängen. Paulus ſagt nicht umſonſt: Wer ſeinem Haushalt nicht Vorſorge thut, iſt ärger als ein Heide! — Auch unter den Edlen gewann Kurt ſeinen Platz wieder, er ward ein Mann, zu dem man Vertrauen hatte, und allenthalben war er ein gern geſehener Gaſt. Die Verlegenheit, wie mit Ehren in die Welt kommen, in welcher er und Jürg geweſen war, plagte ihn nicht in Beziehung auf ſeine Kinder: einem Ehrenmanne öffnen ſich ehrliche Wege in die Welt und durch die Welt, das iſt frommer Eltern Segen, der den Kindern Häuſer baut. Kurt's Söhne lernten in edlen Häuſern das Waffenhandwerk und übten es unter ehrenwerthen Bannern. Kurt ward Bürger zu Bern, und ſein Stamm erloſch daſelbſt; ſeine Güter kamen an das verwandte Thorberger Haus, mit Thorberg ward nach der Sempacher Schlacht 1338 auch Koppigen gebrochen und ſeither nicht mehr aufgebaut. Als der letzte Thorberger Peter, zu Ende des

Jahrhunderts die berühmte Carthauſe zu Thorberg ſtiftete, ſchenkte er ihr auch die Güter zu Koppigen. Auf dem Hügel, wo das Schlößchen ſtand, das Bühl genannt, ſtehen jetzt ſtattliche Bauernhäuſer: der Bauer iſt's, der das Land beſitzt, und zwar mit Recht; er hat nicht bloß Brief und Siegel dafür, ſondern durch Fleiß und Verſtand iſt er des Bodens natürlicher Herr geworden, er zwingt denſelben zu großem Ertrage. Der Boden, der ehedem Frau Grimhilde und Jürg nebſt zwei alten Hunden dürftig nährte, erhält jetzt nicht bloß über tauſend Menſchen, ſondern gab Manchem noch einen Reichthum, zu welchem Frau Grimhilde in ihren ſchönſten Träumen ſich nie verſtiegen hatte.

# 's Muhme-Lieutnant-Saloppel.

## Von Karl von Holtei.

Kleine Erzählungen von Karl von Holtei. 2. Bd. Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt. 1862.

**Karl Eduard von Holtei**, geboren am 24. Januar 1797 in Breslau, machte als Freiwilliger die Befreiungskriege mit, ſtudirte nachher in ſeiner Vaterſtadt, gab aber der Neigung zum Theater nach und debütirte unter dem Jubel ſeiner Commilitonen als Mortimer auf der Breslauer Bühne. Doch bald enttäuſcht entſagte er der ausübenden Kunſt und blieb, in Breslau, Berlin, Darmſtadt, Riga und verſchiedenen andern Orten, dem Theater als Leiter und Dichter zugewandt, in welch letzterer Eigenſchaft er beſonders als der Vater des deutſchen Vaudeville gerühmt zu werden verdient. In höheren Jahren durchreiſ'te er Deutſchland als dramatiſcher Vorleſer und erwarb ſich durch ſeinen ausgezeichneten Vortrag ſo wie durch ſeine gewinnende Perſönlichkeit überall Freunde. Jedoch ein Leben wie Holtei's iſt am allerwenigſten geeignet, in eine Nußſchale nach Art dieſer Einleitungen eingeſchloſſen zu werden; und glücklicherweiſe können die Leſer unſerer Hülfe entbehren, da er ſelbſt ſein Leben aufs Lebendigſte und Anmuthigſte geſchildert hat; wir brauchen die „Vierzig Jahre" kaum noch zu empfehlen, da es wohl Wenige geben wird, die ſie nicht kennen. Eben ſo ſind ſeine Romane voll Naturwahrheit und Humor, von welchen wir nur die „Vagabunden" nennen, bekannt und beliebt. Aus ſeinen kleineren Erzählungen haben wir eine ausgehoben, die durch ihre Gemüthlichkeit und edle Einfachheit den beſten Eindruck zu machen nicht verfehlen kann.

## I.

Lieutenant bei „Treuenfels“ war er geweſen, der Muhme Wawerle ihr verſtorbener Mann. Weiter hatt' er's nicht gebracht. Herr Lieutenant, dir leb' ich, Herr Lieutenant, dir ſterb' ich! Da er nun die Wawerle freite, war er der Jüngſte nicht mehr und hatte ſchon lange ſeinen Abſchied, weil der Blähhals in einen ordentlichen Kropf überging und ſich durchaus nicht länger in das knappe ſchwarze Halsbindel einzwängen laſſen wollte. Doch Muhme Wawerle, wenn mir recht iſt, zählte auch ſchon ihre reichlichen Vierzig. Bis zu den Dreißigen hatte ſie ſich Babet genannt. Das ging ſpäterhin durch allerlei Umbildungen in Wawerle über, wie der Blähhals in den Kropf. Bei alldem trug ſie ihr Brautkränzlein ſchmuck, wie Eine. Und Er ſtand eben vor dem Altare der Garniſonkirche — denn anderswo hätte ja der alte Soldat ſich um keinen Preis copuliren laſſen — ſo hoch emporgerichtet und ſo gerade wie eine Tanne im Wölfelsgrunde. Das Ja ſoll er, um es hübſch vernehmlich zu bringen, ein Biſſel herausgekeucht haben, ſagen ſie; wie denn die

Kropfigen nicht immer die reinſten Töne von ſich geben. Aber es ſchallte doch durch die liebe Kirche, daß alle Zuhörer ihre Luſt daran hatten und Wawerle auch. Im Ganzen genommen blieb dieſes Ja ein merkwürdiges Wort aus Lieutenant von Hanepich's Munde; Wawerle that wohl, es in getreuem Herzen redlich zu bewahren, denn es war das letzte Ja, welches ſie von ihm zu hören bekam. Später vernahm ſie's nimmer. Doch Klatſchmäuler und Läſterzungen, die behaupten wollten, an die Stelle des lieblichen und löblichen Ja ſei im Hanepich'ſchen Eheſtande das ſchroffe Nein getreten, logen ſchändlich. Wer von Beiden hätte Nein ſagen ſollen? Wawerle pflegte gar Nichts zu ſagen, und Hanepich ſagte Nee! Er machte ſich gar kein Gewiſſen daraus, auch vor Zeugen, ſogar vor gebildeten und richtig ſprechenden, dieſes ſein Nee recht entſchieden auszuſtoßen; denn, meinte er, wenn es nicht wirklich Nee hieße, woher käme dann der gelehrte Ausdruck Negation, der doch ſo gewiß gut Deutſch iſt, wie irgend einer, den wir in der Schleſing gebrauchen?

Warum Hanepich in ſolchen Fällen negirte, wo er das ihm Dargebotene zu haben verlangte, iſt nur durch den Vorſatz erklärbar, den er am Hochzeitstage ausgeſprochen: man dürfe den Weibern nie Recht geben, ſonſt verderbe man ſie. Unerklärlich aber bleibt, wie ſich Wawerle ſehr bald in die Bedeutung des als Ja gemeinten Nee einzuleben verſtand; daß ſie genau wußte, ob es ſo oder ſo gelten ſolle. Sie täuſchte ſich nur höchſt ſelten in der Auslegung, — was ihr dann freilich Schläge zuzog. Denn wir dürfen es nicht verſchweigen, obſchon ſie ſelbſt, ſo lange Er lebte, mit keinem Menſchen darüber geſprochen: Hanepich ſchlug bisweilen die Wawerle. Und Wawerle, wenn ſie in der kleinen raucherigen Küche ſich verborgen hielt, bis ihre Thränen getrocknet waren, entſchuldigte ihn mit den Worten: Er iſt halt ein ungezogenes Kind, mein guter Hanepich; die Kinder ſchlagen auch nach der Hand, die ihnen Nahrung reicht. —

Daß Herr von Hanepich von den Zinſen lebte, welche Wawerle's geringes Vermögen abwarf, das wußte Niemand beſſer, als er, der ohne dieſe Gewißheit die Wawerle wahrſcheinlich gar nicht zum Range einer Lieutenantin erhoben haben würde. Was er von ihr hatte, ließ ſich leicht berechnen, was ſie von ihm, außer ſeinen Püffen, iſt niemals recht klar geworden. Dennoch lebte ſie nur für ihn, ſo lange er lebte, und das dauerte bis in den November des Jahres Achtzehnhundertſechs. Kurz vorher, ehe die Stadt Breslau von den Franzoſen eingeſchloſſen wurde, trug man den verſtorbenen Hanepich vors Nikolai-Thor hinaus. Die brennenden Vorſtädte, die ſeitens der Belagerten angezündet waren, um den Belagerern nicht als Obdach dienen zu können, leuchteten ſeinem in aller Haſt und Eile abgefertigten Begräbniſſe. Sein letztes Wort war jenes merkwürdige ſtabile Ree geweſen. Doch der Tod, gegen deſſen fühlbare Nähe der alte Bramarbas ſich dadurch aufzulehnen gedachte, minder gelehrig und nachgiebig, als Wawerle, hatte es nicht reſpectirt, ſondern ihm den Hals ſammt dazu gehörigem Kropfe zugedrückt. Und da war's gar!

Wawerle weinte pflichtmäßig hinter dem langen Sarge her. Sie war ſo gänzlich in die Lage trauernder Wittwen vertieft, daß ſie kaum wahrnahm, was um ſie her vorging, und gedankenlos in die Flammen ſtarrte, ohne zu überlegen, daß mit jenen Häuſern auch die Beſitzung eingeäſchert werde, auf welche der größere Theil ihres Vermögens hypothekariſch eingeſchrieben oder intabuliret ſtand, ein juriſtiſches Wort, welches ſie bei aller Bemühung nie richtig, ſondern immer „infabuliret“ ausſprach. Sie äußerte ſich nur inſofern über die bedrohlichen Zeitumſtände, als ſie des anrückenden Feindes Kanonenſchüſſe für Ehrenſalven gelten ließ, die dem Begräbniſſe gewidmet wären. Durch Leichenbitter und Todtengräber eines Beſſeren, will ſagen eines Schlimmeren belehrt, rief ſie nur: Ach, wenn mein Seliger nicht hier in dieſem Sarge läge, der wollte euch wohl jagen, ihr Franzoſen, daß ihr die Schuhe verlöret! — Woran jedoch die Leute, die den Sarg eben in die Gruft gleiten ließen, ſtark zweifelten.

So lange Hanepich gelebt, hatte Muhme Wawerle nach ihrer „Freundſchaft,“ wie bei uns zu Lande ſämmtliche Verwandte mit einem Sammelnamen benannt werden, wenig gefragt. Und die liebe Freundſchaft hatte auch gerade keine lebhafte Sehnſucht empfunden nach dem Umgange mit einem unbeliebten Herrn Vetter, der für den Tyrannen ſeiner armen kleinen Frau und nebenbei für einen unausſtehlichen Rechthaber galt. Sie und die Freundſchaft waren, nach ihrem eigenen Ausdrucke, „ausſammen“ gekommen. Das Bombardement, wenige Tage nach dem Begräbniſſe ernſtlich beginnend, ſchreckte die Einſame auf, daß ſie Zuflucht bei anderen Menſchen ſuchte. Sie ſteckte ihr bischen baares Geld zu ſich, ſtopfte ihre Hypotheken in einen mächtigen Arbeitsbeutel, nahm ihren dunkelbraunen Wollenmantel aus Serge de Brie (will ſagen: Berry) um, verſchloß ihre Wohnung und ſchlüpfte wie ein Wieſel durch die menſchenleeren, verödeten Gaſſen, unterſchiedliche Kugeln, ſo neben ihr aufs Steinpflaſter ſchlugen, keiner beſondern Aufmerkſamkeit würdigend, weil ſie nicht im Entfernteſten an Lebensgefahr dabei dachte. So kam ſie bei Tieſel's an, wo die Kinder, um ihre Mutter gedrängt, in athemloſer Spannung dem Donner des Geſchützes lauſchten.

Die Muhme-Lieutnanten! hieß es aus Aller Mund. Und: Wo kommen Sie denn her, Frau Muhme, um Gotteswillen? fragte Frau Tieſel, ſehr verwundert über den Gleichmuth des kleinen Weibleins mitten im Kugelregen.

Wawerle ſtattete Bericht ab von den närriſchen Dingern, die am Erdboden hinſtrichen oder curioſe Bogen machten über die Häuſer hinweg, die ihr aber

Nichts zu Leide gethan; und ſie käme nur, weil ihr ſo bängſam wäre alleine zu Hauſe ohne den ſeligen Herrn, und wollte fragen, ob die Tieſel'ſchen ihr vergönnten, daß ſie ſich mit ihnen zuſammen belagern ließe? Gleichemachen würde ſie ſchon das biſſel Nahrung und ihre Sache rechtſchaffen bezahlen; bloß, daß ſie bei lebendigen Chriſtenſeelen bliebe und nicht ſo mutterſeelenalleine das Gekrache mit anhören dürfte bei nachtſchlafender Zeit.

Meinethalben ſchon, erwiderte die Tieſeln, wenn's dem Tieſel gelegen iſt. Wir ſtecken hier ſo ſchon enge beiſammen, wie Häringe, weil wir uns haben ins Gewölbel gezogen wegen der Bomben.

Ich nehme nicht viel Platz weg, ſagte demüthig die Wawerle; denn was mein ſeliger Hanepich zu lang war, das bin ich ſchier zu kurz gerathen.

Ja, ja! riefen die Kinder, Muhme-Lieutnanten ſoll bei uns bleiben; es fürcht't ſich beſſer, wenn ihrer mehr ſind!

Dabei nahm der Tieſel'ſche Junge ihr das Mäntelchen ab und hing es auf einen Nagel in der Wand mit den Worten: Zuerſt wollen wir 's Muhme-Lieutnant-Saloppel einquartieren.

's Muhme-Lieutnant-Saloppel! ſchrieen die beiden Mädchen und klatſchten fröhlich in die Hände, der Guſtel hat 's Muhme-Lieutnant-Saloppel aufgehängt!

Von nun an blieb dem kurzen Mäntelchen dieſe Benennung in der Familie Tieſel.

## II.

Wer war Herr Tieſel? Zunächſt der einzige Sohn von Wawerle's älterem, längſt verſtorbenem ſogenanntem Stiefbruder. Sodann der Gatte von Frau Brigitte (Mutter Grittel geheißen), geborene Kuſchel. Drittens der Vater zweier wilder Hummeln, zubenannt Lene und Fritzel, wie eines ſanften Jungen, der, dem Vater zu Ehren Guſtav getauft, Guſtel gerufen ward. Viertens endlich: ſchlecht beſoldeter Schreiber in einer Regierungskanzlei, ohne begründete Ausſicht auf Beförderung. Das war Herr Tieſel. Und wir wiſſen jetzt ſchon genug von ihm und allen Anſprüchen, welche er ſammt den Seinigen ans Leben zu machen hatte.

Bei dieſen Leuten brachte ſich die verwittwete Muhme Wawerle unter, um ſich, wie ſie ſagte, in ihrer Geſellſchaft belagern zu laſſen.

Hanepichen wollte man ſie nicht anreden aus übrig gebliebener Scheu vor ihrem ſeligen Tyrannen. Wawerle würde ſie am liebſten gehört haben; das fanden die Verwandten „unſchickſam". So blieb es bei Muhme-Lieutnanten. Dadurch meinten ſie jene Achtung auszudrücken, welche ſich an die Zubuße knüpfte, mit der durch Wawerle's freiwillig dargebotene Beiträge die dürftige Wirthſchaft unterſtützt wurde, was während einer vierwöchentlichen Belagerung, wo der Preis einfacher Lebensmittel aufs Höchſte ſtieg, gewiß nicht zu verſchmähen war; um ſo weniger, je weniger die Muhme-Lieutnanten für ihre eigene kleine Perſon verzehrte. Deſto mehr aßen die Tieſel'ſchen Mädchen. Lene zählte elf, Fritzel zehn Jahre (der Bruder, das jüngſte der Geſchwiſter, erſt ſieben). Sie wuchſen tüchtig und brachten einen wahren Wolfshunger zu jeder Mahlzeit mit. Daß ſie in einer Art von Rumpelkammer, deren Mauerwölbung ſie und die Eltern vor feindlichen Bomben ſchützen ſollte, eingepferchtund bei dicht verrammelten Fenſtern in dauernde, nur durch dünne Kerzen ſchwach erhellte Nacht gebannt waren, raubte ihnen Nichts von ihrer Eßluſt. Bedurften ſie doch keiner Bewegung, um von früh bis Abends, jungen Raben gleich, nach leiblicher Nahrung zu ſchreien. Auch darin erwies ſich die Muhme Lieutnanten ihrer Freundſchaft von unnennbarem Nutzen. Wie nur ein kurzer Stillſtand in der Kanonade eintrat, mochte es nun wirklicher Waffenſtillſtand nach Kriegsgebrauch, mochte es ein zufälliger ſein, — augenblicklich nahm ſie ihr Saloppel um und wagte ſich hinaus, unbekümmert wegen jeglicher Gefahr, durchs Langeholz-Gäſſel auf den Neumarkt, wo der Gabeljürge gleichmüthig, feſt, ſeinen Strahl emporſandte, und wo Wawerle, nicht minder muthig, als jener ſteinerne Mann, bei verſchiedenen Händlern und Unterhändlern die verſchiedenſten Eßwaaren aufzutreiben wußte, welche ſie dann — nicht ſelten von plötzlich wieder beginnendem Ausbruche der Feindſeligkeiten überraſcht — dennoch tapfer heimbrachte. Die jungen Tieſelinnen kannten den inneren Bau des Muhme-Lieutnant-Saloppels, ſowie jener verborgenen Taſche Ausdehnung ſehr genau und beeilten ſich gern, der wohlthätigen Spenderin durch Hand und Mund Erleichterung zu verſchaffen. Lene wie Fritzel thaten dies, ohne daß ſie ſich dabei durch Bezeigung ihrer Dankbarkeit in große Unkoſten ſetzten. Sie nahmen, was ihrer heißhungerigen Genäſchigkeit dargeboten ward, gierig hin und fragten weiter nicht, wie die Muhme dazu gekommen ſei. Gefräßige Mädchen ſind an und für ſich nicht angenehm zu ſehen; entwickeln ſie nebenbei noch die Keime gedankenloſer Selbſtſucht, die nur nach ſinnlichen Genüſſen begehrt, ohne Regung der Seele und des Gemüthes, dann ſteht zu fürchten, daß auch in reiferen Jahren ihnen der Augenblick mehr gelten werde, als ein ganzes Leben.

Guſtel, obſchon ein Junge, zeigte ungleich mehr von ſanfteren Empfindungen, als beide Schweſtern. Er nahm nur, was ihm dargeboten wurde, aß nur, nachdem er die Geberin ermuntert hatte, vorher zu nehmen, empfing Nichts ohne kindlichen Dank und hing ſich an die kleine, von ſeinen Schweſtern oft mit Spott belohnte Freundin des Hauſes in aller Treue eines dankbaren Knaben.

Die Capitulation der Feſtung war noch nicht erfolgt, die Verträge der Uebergabe an den Feind waren noch nicht abgeſchloſſen, als bereits zwiſchen Watwerle und Guſtel ein ehrenvollerer Vertrag innigſter Anhänglichkeit zu Stande gebracht und durch tauſend Schwüre unverbrüchlicher Treue von beiden, an Alter und Weſen ſo verſchiedenen Perſönlichkeiten beſiegelt war. Die Muhme-Lieutnanten beſaß nun, wonach ſie ſich immer geſehnt: einen Gegenſtand uneigennützigſter, reinſter Sorgfalt für ihr armes, gemißhandeltes, dennoch ſo volles Herz, — ſo reich in ſeiner Armuth. Sie empfing von Guſtel eben ſo viele Liebkoſungen, als ſie von Hanepich Püſſe empfangen. Und das will viel ſagen. Sie mußte ihm noch unter dem Schalle der Geſchütze, die von den Baſtionen auf den Feind gelöſet, unter dem Krachen der Granaten, die aus feindlichem Lager in die Stadt geſchleudert wurden, unter dieſem feierlich dröhnenden Donner mußte ſie ihm Hand und Wort geben, künftighin mit den Seinigen, folglich mit ihm zuſammen zu bleiben und ſich ihrem Haushalte anzuſchließen. Eine größere Wohnung hatten Tieſel's ohnehin ſchon gemiethet, konnten dieſe nur jetzt, wo gerade um die Ausziehzeit das Bombardement am heftigſten geweſen, nicht gegen die bisherige vertauſchen und waren darüber nicht böſe, weil ſie fürs Erſte recht gern in ihrem Gewölbe verblieben.

Das neue Jahr begann, die Feſtung übergab ſich, die Truppen rückten aus, die Feinde rückten ein — und Familie Tieſel, um einen Kopf ſtärker, verließ das Langeholzgäſſel, um nicht weit davon in die Altbüſſergaſſe zu ziehen, wo größere Räume ihrer warteten, und wo ſich bequem ein einlitziges Stübchen der Muhme-

Lieutnanten abtreten ließ. Da dieſe darauf beſtehen blieb, ihre Sache rechtſchaffen zu bezahlen, ſo wohnten Tieſels halb umſonſt. Jedermann verwunderte ſich über den niedrigen Preis. Sogar der bayeriſche Fourier, den ſie einige Zeit bequartierten. Muhme Wawerle behauptete, die Wohnung wäre halb geſchenkt.

's war halt noch Winter, und zwei Uebelſtände machten ſich des Froſtes wegen noch nicht bemerkbar. Später im Sommer ſtießen die Miether mit der Naſe darauf, und für des Hausbeſitzers mäßige Forderung fanden ſich zweierlei Urſachen. Erſtens die Nähe der kleinen Fleiſchbänke, deren Zauberdüfte während der warmen Jahreszeit berauſchend emporſtiegen; zweitens die unzählige Menge urheimiſcher Einwohner, die Tiſch und Bett mit den neuen Bewohnern theilten oder vielmehr ihnen ſtreitig machten. Unſere Vorfahren nannten dieſe Hausgenoſſen Wandläuſe. Wir haben die Benennung abgekürzt und ſagen: Wanzen. Wer einmal die Schaaren dieſer hübſchen Thierchen Wand auf Wand ab pilgern geſehen, und wer einmal, bei Tieſels aus dem Fenſter guckend, einen herzhaften Athemzug gethan, ſtaunte nicht mehr, daß ſie ſo wohlfeil logirten. Aber eben ſo wenig ſtaunte man, daß ſie es aushielten: der Alt-Breslauer konnte in dieſen Dingen Mancherlei ertragen. Ach, und was erträgt nicht der Menſch! Woran gewöhnt er ſich nicht! Mußte ſich doch unſere kleine Wawerle an den Gedanken gewöhnen, daß mehr als die Hälfte von ihrem biſſel

Vermögen mit den brennenden Vorſtädten in Rauch aufgegangen war! Sie ertrug es eben auch und lernte ſogar darüber ſcherzen, wie ſie über den Geſtank der Fleiſchbänke und über die Wanzenbiſſe ſcherzen gelernt. Das Grundſtück, worauf ich mit meinen ſechs Tauſenden „inſabuliret“ bin, pflegte ſie zu ſagen, iſt jetzt ſo viel wie gar Nichts mehr werth, weil Glashäuſer und Alles mit einander darnieder gebombardiert worden. Und die Feuer-Aſſecuranzie will nicht zahlen, denn ſie ſpricht: niederſchießen wäre nicht abbrennen. Meine ſechs Tauſende ſind vier Nullen geworden; die Sechs iſt jetzund die vierte Nulle. Aber ein Tauſendglücke bei allem Unglück, daß mein ſeliger Hanepich das nicht erlebt hat; ſonſt hätt's was geſetzt. Dabei rieb ſie ſich wie aus Zerſtreuung den Buckel, und wenn Grittel fragte: Hat er Sie denn wirklich geſchlagen, der ſchandliche Dingerich, Muhme-Lieutnanten? — da erwiderte Jene, als hätte ſie dieſe verfängliche Frage nicht verſtanden: 's beißt mich, Grittel; die Wanzen haldig!

Brigitte Tieſel ſeufzte dann. Nicht allein aus Mitleid für Muhme Wawerle und weil gerade dieſe zarte Seele an einen ſo rohen Gatten hatte gerathen müſſen, ſondern auch darüber, daß Herr Tieſel in offenbarem Gegenſatze viel zu wenig thue, wo Hanepich viel zu viel gethan: im Kapitel der Schläge und Püffe nämlich, die — ſo meinte Grittel — bei ihrem weiblichen Nachwuchſe zu Zeiten gut angebracht ſein dürften.

Lene und Fritzel ſchoſſen an körperlicher Größe wie an Untugenden wild empor, dem Unkraute ähnlich. Vater Tieſel zeigte ſich zu ſchwach, ſie im Zaume zu halten; Mutter Grittel mit ihrer fortdauernden Kränklichkeit wurde bald zu ſchwach, die widerſpenſtigen Bälge zu bewältigen. Die Muhme-Lieutnanten hatte ihr Kreuz und Leid mit ihnen und nannte ſie oft (natürlich leiſe) ihren in zwei Mädel umgewandelten Hanepich.

Guſtel, der brave Junge, ärgerte ſich faſt zu Schanden über dieſe Schweſtern und bat Gott, er möchte ihn bald kräftig genug werden laſſen, um es mit Beiden aufzunehmen. Alles, ſprach er, will ich ihnen verzeihen, aber daß ſie gegen unſere Wohlthäterin undankbar ſind, daß ſie ſich ſchämen, mit ihr auszugehen, daß ſie über 's Muhme-Lieutnant-Saloppel Schimpfreden ausſtoßen und dabei doch immer zuerſt nach der inwendigen Taſche greifen, ob was für ſie darin ſteckt . . . das verzeih' ich ihnen nicht.

Je mehr ſich Lene und Fritzel in ihrer albernen Eitelkeit, Putzſucht, vorzeitigen Koketterie von Muhme Wawerle abwendeten, deſto inniger ſchloß Guſtel ſich an ſie an, machte ſich zu ihrem ſteten Führer und Begleiter, ſtellte die kleine Alte in ſeinem Herzen faſt über die eigenen Eltern und verlangte für ſich, indem er Jenen jeden Zuſchuß, den Wawerle's Freigebigkeit gewähren konnte, gern vergönnte, Nichts weiter von ihr, als daß ſie ihn liebe, ihn ihr kleines Mändel nenne und mit ihm franzöſiſch parlire, wovon ihr noch aus früheren, beſſeren Tagen etliche Brocken im Gedächtniſſe hängen geblieben. Guſtav Tieſel neigte ſich ſchon als Junge zum Sprachſtudium hin, war auch ein entſchiedener Liebling jener Gymnaſial-Profeſſoren, die, mit philologiſchem Unterrichte betraut, ſeinen Fleiß wie ſeine hervorragenden Fähigkeiten zu würdigen verſtanden. Es iſt bekannt, daß er mit elf Jahren in Tertia bei Peter Friedrich Kanngießer, mit dreizehn bei Linge in Secunda, mit fünfzehn gar ſchon bei Caspar Friedrich Manſo in Prima ſaß. Doch wir dürfen der Zeit nicht vorgreifen.

Für jetzt iſt er noch ein kleiner, dünnſtimmiger Knabe von zehn Jahren, mit einem artigen Sopran begabt. Vater Tieſel kennt und treibt Muſik, die einzige Erholung, die ſich der geplagte Bureau-Sclave in ſeltenen freien Stunden geſtattet. Da die beiden Töchter, wie ſie Nichts lernen mochten, als ſich herausputzen und müßig gehen, auch für muſikaliſche Uebungen keinen Beruf an den Tag legten, ſo ließ Tieſel ſein Mittheilungsbedürfniß an Guſtel aus, den er oftmals von den Büchern abrief, um ihn vor die Notenblätter zu zwingen. Anfänglich verrieth der junge Philologe wenig Neigung, ſuchte vielmehr den väterlichen Unterweiſungen zu entſchlüpfen, wie er wußte und konnte. Nachdem aber Muhme-Lieutnanten erklärt hatte: es ſei ihre höchſte Seligkeit, Guſtel ſingen zu hören, und ſolcherlei Stimmen müßten nothwendig die lieben Engelein haben, wenn ſie den himmliſchen Pſalter anſtimmten — machte der ehrliche Junge keine Schwierigkeiten mehr, ſchob ſeinen Phädrus gern bei Seite und lauſchte den freundlichen Belehrungen des milden Vaters, mit welchem zweiſtimmige Geſänge vorzutragen er bald artig genug im Stande war.

Mit elf Jahren war er ſchon würdig befunden, ſich öffentlich hören zu laſſen.

Erſchrick nicht, liebe Leſerin, welche du zugleich Mutter biſt und es abgeſchmackt findeſt, einen Jungen von Guſtel's Gattung zum Kunſtdilettanten zu verziehen. Mit der Oeffentlichkeit iſt es nicht ſo ſchlimm gemeint, und Vater Tieſel war auch kein Narr. Die Concerte, in denen ſein Sohn und Schüler mitwirken ſoll, finden vor keinem großen Publicum ſtatt, in keinem glänzend erleuchteten Saale. Sie ſind nicht geeignet, thörichten Hochmuth zu erwecken. Du kannſt dir etwas Bürgerlicheres, Häuslicheres, mit einem ſchleſiſchen Worte bezeichnet: Heemlicheres gar nicht vorſtellen, als die muſikaliſchen Zuſammenkünfte, die jeden Winter wöchentlich einmal im Garten-Sommerhäuſel des Herrn Kanonen- und Glockengießers Krieger einen kleinen Kreis biederer, echt Breslauiſcher Freunde verſammeln. Kaum biſt du im Stande, durch dicken Tabacksqualm Perſönlichkeiten zu erkennen. Doch fürchte nicht, daß Dampf und Rauch die Lungen der Bläſer und Sänger beläſtigen. Alt und Jung athmen darin wie in ihrem angeborenen Element, und ſogar Guſtel huſtet nur am Abend ſeimes erſten Debüts. Er ſingt ſo klar und rein, daß die Muhme-Lieutnanten ihn vor der ganzen Verſammlung beim Kopfe nimmt, ihn abküßt und zwanzig Mal ihr einziges kleines Mändel und allerliebſtes, nunſchbernes Hundeviechel nennt. Die Gebrüder Knöſel, Beide Portraitmaler von vaterſtädtiſchem Rufe und außerdem merkwürdige Originale aus jener wunderſamen Gallerie Breslauiſcher Eigenthümlichkeiten, die gegenwärtig faſt bis aufs letzte Angedenken ausgeſtorben ſind, treten hinzu und geben ihre Freude an Wawerle's Freude kund. Ganz beſonders herzlich erweiſet ſich der Kupferſtecher Endler, klein an Leib, groß an Talent, dem nur ein London oder Paris zur Heimath mangelte, um unſterblich genannt zu werden; der raſtlos, unermüdlich ſtrebte, wirkte, ſchuf; der arm, unbekannt, nicht gewürdiget, das kümmerliche Daſein des von allen Seiten beſchränkten Künſtlers hinſchleppte und dabei die Kraft behielt, eine Reihe ſchleſiſcher Anſichten aufzunehmen, zu zeichnen, zu radiren, die heute, wenn man ſie nach Verlauf eines halben Jahrhunderts muſtert, nicht allein durch ihre faſt unglaubliche Menge in Erſtaunen, ſondern auch durch ihre naturgetreue Auffaſſung und durch ihre meiſterliche Ausführung in Bewunderung verſetzen. Er, der unvergeßliche Illuſtrator des unvergeßlichen Fülleborn!

Unvergeßlich? . . . o ewige Gerechtigkeit!
O Breslau! —

Nun, der trat auch dazu. Und der Kanonengießer Krieger mit ſeinem kleinen, kecken Haarzöpflein auch. Und ſie freuten ſich am kleinen Guſtel und an der kleinen Muhme-Lieutnanten im kurzen Saloppel . . . und es waren blühende Abende, trotz Winter, Tabaksqualm und Talgkerzen, in der Taſchengaſſe hinter der Kanonengießerei.

## III.

Außer den ſechstauſend Thalern, mit welchen Gärtner Krautland die jetzt ruinirten Baulichkeiten errichtet, und von welchen er ſchon einige Jahre vor Ausbruch des Krieges nur auf Hanepich's gröbſtes Drängen die fälligen Zinſen abgetragen hatte, beſaß Wawerle nur noch zwei kleine Capitalien. Das erſte im Betrage von zweitauſend ſiebenhundert Thalern war hypothekariſch verſichert beim Hutmacher Grundſchig, der ein hübſches Häuschen mit dieſer einzigen Schuld belaſtet inne hatte. Das zweite ſtand mit zweitauſend vierhundert Thalern auf dem Landgütchen des ſogenannten Freiſchulzen gleichen Namens (Hutmachers Grundſchig leiblichen Bruders), zwiſchen dem Sand- und Oberthore belegen, worauf dieſer wirthſchaftete und ſich ganz gut befand, außer daß er durchſchnittlich zweimal im Jahre überſchwemmt wurde; in guten Jahren nur einmal. Beide Capitälchen trugen fünf Procent, was denn der Wawerle die mäßige Jahresrente von zweihundert fünfundfünfzig Thalern abwarf.

Wie ſie eigentlich zu dieſem und jenem anderen (in Rauch aufgegangenen) Vermögen gekommen ſei, darüber lag ein Schleier, welchen zu lüften auch den Bemühungen ihrer einſtigen Jugendfreundinnen wie Neiderinnen niemals hatte recht gelingen wollen. Vetter Tieſel meinte: das hätte ſo ein curioſes Gehänge, und Wawerle wäre weder ſeines Vaters Schweſter, noch ſeiner Großmutter Tochter, vielmehr das natürliche Kind einer etwas verrückten, wunderlichen Dame, die immer in Mannskleidung umherfuhr, auf die Jagd ritt und Tabak rauchte, wie ein türkiſcher Paſcha. Sie ſelbſt wiſſe nichts Genaueres über ihre Abſtammung, der Freiſchulze Grundſchig aber hätte bei jener Baronin als Lakai gedient und der Hutmacher, da er von der Wanderung heimkam, ſeinen Bruder auf dem Jagdſchloſſe beſucht, wo es gar luſtig zugegangen, und wo die Dienſtboten allerlei Verkleidungen und Schauſpiele hätten aufführen müſſen; weßhalb denn auch bei ſo großem Aufwande das bedeutende Vermögen zuſammengeſchmolzen und an die — in ganz anderen Verhältniſſen aufgezogene — Wawerle nur der letzte Reſt gekommen ſei.

Was in dieſer Verſion Wahres enthalten, wiſſen wir nicht zu verbürgen. Doch läßt ſich nicht ableugnen, daß die Muhme Lieutnanten bei ihrer unſcheinbaren Figur und ſchier ärmlichen Tracht recht ſeine Manieren an ſich hatte. Von ihren Eltern redete ſie nie. Auch hörte man den Freiſchulzen, wenn er in die Stadt kam, halbjährige Zinſen abzutragen, und dann ſeinen Bruder Hutmacher ins Bitterbierhaus begleitete, mit dieſem häufig vergangene Dinge beſprechen, die Tieſel's Meinung beſtätigten. Die Brüder geriethen auch bisweilen in einen gewiſſen Wettſtreit über ihre Stellung im Hauſe jener fabelhaften Baronin. Ich habe, rief eines Abends der Hutmacher und ſchlug dabei heftig auf den Tiſch, ich habe mit ihr Theatrum geſpielt! Und ich, entgegnete der Freiſchulze, indem er ſeine Fauſt nicht minder kräftig fallen ließ und eben ſo erpicht war auf eine lateiniſche Endung: und ich bin mit ihr Kaleſſum gefahren!

Im Uebrigen legten beide Brüder, nächſt gewiſſenhafteſter Einhaltung der Termine, auch eine unverkennbare Devotion gegen Wawerle an den Tag, was ebenfalls für Tieſel's Anſicht redete.

Wie die Muhme-Lieutnanten es angefangen, von zweihundert fünfundfünfzig Thalern das Koſtgeld und die Miethe bei Tieſel's (was allein ſchon hundertzwanzig betrug) zu beſtreiten und dabei noch unaufhörlich Geſchenke zu machen — nun, das iſt ſehr einfach: ſie verſagte ſich Alles, um Andern geben zu können. Ja, ſie fror in ihrem kurzen, wollenen Muhme-Lieutnant-Saloppel, wenn Lene und Fritzel nicht warm genug unter dickwattirten Seidenmänteln einherrauſchen konnten. Und wie wenig Dank erntete ſie von dieſen herzloſen, eitlen Geſchöpfen! Wie ſchnöde wurden ihre gutgemeinten Warnungen und Ermahnungen zurückgewieſen! Doch darnach fragte ſie nicht. Guſtav's Fleiß, Anhänglichkeit und Liebe entſchädigten ſie ja in vollem Maße.

Er wurde ſchon ein ſtarker, munterer Burſche, der ſeinen vierzehn Jahren alle Ehre machte, ſich ſauber hielt, nur mit einigen wohlerzogenen Knaben umging, nie zu Klagen Veranlaſſung gab, an kindlich-aufrichtiger Dankbarkeit für die Muhme-Lieutnanten Nichts verlor und nicht aufhörte, ihr Führer und Begleiter zu ſein.

Der große Komet von Anno Elf ſtand am Himmel — was eigentlich ein dummer Ausdruck iſt, weil ein ſolcher Komet nichts weniger thut, als ſtille ſtehen, wie ich mir ſagen ließ — und gab auch den Breslauiſchen Gevatterinnen viel zu denken, noch mehr zu ſchwatzen vom Weltuntergange und herannahenden jüngſten Tage, eine Furcht, deren auch Wawerle kaum Herrin zu werden vermochte, bis es ihrem jungen Freunde gelang, ſie durch aſtronomiſche Auseinanderſetzungen zu beruhigen, die er dem Unterrichte ſeines würdigen Lehrers Reiche verdankte. Er verſicherte ſie mit mathematiſcher Gewißheit, daß die alte Erde fortfahre, ihren gewöhnlichen Marſch zu thun, und daß ſie dieſes Mal noch nicht aus dem Geleiſe geſtoßen werde. Dadurch brachte er die Wawerle von dem

Entſchluſſe ab, ſich ins Gebirge zu flüchten, wofür ſie einige Neigung zeigte.

Für Vater Tieſel wurde das Kometenjahr ein Glücksjahr, denn es beförderte ihn. Seine beſcheidene Rechtlichkeit hatte ihm das Vertrauen einiger Vorgeſetzten erworben, und man ernannte ihn zum Verwalter einer kleinen Depoſitalkaſſe, wodurch ſeine Einnahme ſich vermehrte. Das galt ihm und den Seinigen, wie geſagt, für ein Glück. Es ſollte ſein Unglück werden; denn ſeine Töchter hielten ſich dadurch für berechtiget, ihren Aufwand zu ſteigern, und weder die kränkelnde Mutter noch der allzu nachgiebige Vater verſtanden dem unſinnigen Treiben ernſtlich Einhalt zu thun. Wawerle that es. Sie trat gewiſſermaßen aus ihrer Natur heraus; zum erſten Male, ſeitdem ſie lebte, ſagte ſie: entweder oder. Das heißt: entweder haltet die Mädel kürzer, unterſagt ihnen den Verkehr mit zweideutigen Frauenzimmern und jungen müßigen Herumtreibern, weiſet ſie zur Arbeit, zur häuslichen Beſchränkung und Erſparung an; — oder „wir trennen ſich“!

Es blieb beim Alten, — und nach etlichen Wochen hatte die Muhme-Lieutnanten eine andere Wohnung bezogen, ward auch bei Tieſel's nie mehr geſehen. Der Vater ſeufzte, die Mutter weinte im Stillen, Lene und Fritzel lachten laut dazu: deſto beſſer, daß wir ſie und ihr Saloppel los ſind! Brauchen wir ſie doch nicht mehr, der Vater iſt ja Kaſſierer.

Guſtel ſprach gar nicht darüber, nannte zu Hauſe ihren Namen nicht, benützte aber jeden Augenblick, den er ſeinen Schularbeiten nur abzugewinnen vermochte, zu nichts Anderem, als zum fortdauernden Umgange mit ihr. Wer ſie an ſeinem Arme nach wie vor zur Feierabendſtunde über den Wall trippeln ſah, konnte unmöglich ahnen, daß Tieſels und die Muhme-Lieutnanten nicht mehr gute Leute mitſammen waren.

Sie hegte keinen Groll wider Vater Tieſel. Der arme Vetter, ſagte ſie zu Guſtel, iſt nun einmal ſo. Was mein Hanepich, Gott hab' ihn ſelig, zu forſch war, das iſt dein Vater zu tuſe. Mein Teſtamentel hab' ich einmal deponirt, umſtürzen thu' ich's nicht; er bleibt mein Erbe. Ach Gott, ſie werden die paar Gröſchel zeitig genug brauchen! Aber ſo mir der Himmel das biſſel Leben noch ein Weilchen laſſen will, Guſtel, für dich leg' ich zurück, was ich mir jetzt abſpare. Daß du auch einen Nothpfennig haſt auf Univerſchtäten.

Davon mochte Guſtel immer Nichts hören. Sobald ſie vom Sterben zu reden anfing, hatte er Thränen im Auge und hielt ihr den Mund zu. Auch daß ſie ſeinetwegen fortfahren wolle, zu ſparen, tadelte er heftig.

Sie aber ließ ſich nicht abbringen und that, wozu ihr Gefühl ſie trieb. Bei ihr lebte Guſtav, den die Verirrungen ſeiner Schweſtern tief bekümmerten und oft alles Jugendfrohſinnes beraubten, jedesmal wieder auf. Sie ergötzte ſich an ſeinen geiſtigen Fortſchritten, und weil ſie in ihrer Einfalt klug genug war, um einzuſehen, „daß ſie dumm ſei,“ — womit ſie nur ſagen wollte: ſie habe nichts gelernt, — ließ ſie ſich von ihm unterrichten in Allem, was ſeine Lehrer ihm eröffnet. Das waren wohl poſſierliche Lectionen: die kleine, alte Muhme-Lieutnanten, andächtig aufhorchend, und der rothbäckige, ehrliche Junge, vor ihrem Krüppelſtuhle ſtehend und docirend, wie ein rechter Profeſſor, von Aegyptern, Aſſyrern, Griechen, Römern, Ländern, Meeren, Zahlen, Thieren und Pflanzen. — Poſſierliche Lectionen, — aber ſchöne, heilige Stunden!

Es iſt bekannt, daß auf den heißen Kometen-Sommer ein harter Winter folgte. Ein Winter, über deſſen Kälte die Frierenden ſich bitterlich beklagten, auf deſſen glattem Eiſe jedoch die fahrende Jugend ſich weidlich beluſtigte. Guſtav Tieſel war ein gewandter Schlittſchuhläufer. Klopſtock's Ode wußte er auswendig, und ſeinen Namen ſchnitt er ſpielend ins gefrorene Waſſer. Im Stuhlſchlitten-Lenken ſuchte er ſeines Gleichen. Vergangenen Winter noch hatte er ſeine Schweſtern nach Treſchen geführt. Heuer wollte er ſich mit ihnen nicht mehr einlaſſen. Auch fehlte es nicht an vornehmeren Kutſchern, die mit Pferdeſchlitten einhergebimmelt kamen, und denen der an ſeiner Familienehre gekränkte Bruder gern ſo weit als möglich auswich. Denn Lene und Fritzel galten ſchon für verlorene Mädchen.

Dich, Muhme Lieutnanten, rief er, möcht' ich ſpazieren fahren, wenn dir nicht zu kalt wäre; 's iſt hübſch, ſo zu gleiten. Warſt du ſchon einmal auf der Bahn?

Im Leben nicht, Guſtel. Dachte auch nicht auf meine alten Tage dergleichen zu thun. Wenn's dir aber Vergnügen macht, in des Herrn Namen! Verfrieren werd' ich nicht; hab' ich doch mein Saloppel.

Guſtel nahm's aus dem Schranke: Ein biſſel kurz iſt's freilich, gar dick auch nicht, beſonders hinten 'rum wie mit Weineſſig gefüttert. Mag's doch; 's iſt und bleibt ſchon mein liebes Muhme-Lieutnant-Saloppel. Weißt du noch, Wawerle, wie du zu uns kamſt ins Langeholzgäſſel, und wie ich ihm zuerſt den Beinamen zulegte?

Das vergeſſ' ich gewiß nicht, ſagte ſie.

Und ich erſt gar nicht, ſagte er, ſo wenig, wie ich dich vergeſſen will, wenn ich auf Univerſitäten reiſe. Denn in Breslau, ſetzte er kleinlaut hinzu, kann ich nicht ſtudiren; ich müßte mich als Burſche alle Wochen dreimal pauken wegen meinen Schweſtern ... Hier brach er ab und ſenkte den Kopf. Wawerle verſtand ihn wohl und drückte ihm die Hand.

Dann fing er wieder ſcherzhaft an: Was haſt du denn für Papierwerk in der großen Taſche, Wawerle 's wiegt ſchwer.

Unnützes Zeug, Guſtel. War einmal ſechstauſend Thaler werth; jetzt nicht einen Sechſer.

So wirf's doch weg.

Warum denn? Mag's nun ſchon drin ſtecken bleiben. Im Winter hält mir's kaum den Magen ein biſſel warm.

Guſtel fragte weiter nicht. Sie wurden einig, er ſolle ſie morgen, Sonnabends, wo Nachmittags keine Schule war, im Stuhlſchlitten gen Treſchen ſchieben.

## IV.

Die Luſtfahrt ging wirklich vor ſich bei einer Kälte von ſo und ſo viel Graden. Muhme Wawerle fror mörderlich, biß aber die Lippen zuſammen, auf warmen Kaffee in Treſchen hoffend, der das erſtarrte Blut wieder beleben ſollte; das gelang denn auch ſo leidlich. Sie heizten ſich im kleinen Gaſtſtübel hinter glühendem Kachelofen gehörig ein. Guſtel verſicherte, er nehme einen Kaffeerauſch mit, und Muhme Lieutnanten fing wieder an zu empfinden, daß ſie zwei Füße beſitze, welche ihr in der Kälte gänzlich abhanden gekommen zu ſein ſchienen. Bei der Rückfahrt dunkelte es ſchon ein wenig. Sie hatten den Wind nicht mehr im Geſichte, konnten's alſo leichter aushalten und waren ſehr vergnügt. Da klingelte ihnen ein zweiſpänniger, lackirter Schlitten entgegen, bepelzte Damen ſaßen darin, zwei junge Herren dieſen gegenüber, ein

Dritter lenkte die Pferde, ein Vierter ſtand hinten auf, ſchwang die Peitſche und knallte, daß die bleichen Sterne am kalten Himmel zitterten.

Die ſind einmal ſchöne, rief Wawerle.

Guſtel, ſchon aus der Ferne ſeine Schweſtern erkennend, wollte um jeden Preis dieſe Begegnung vermeiden, hier an der Stelle, wo die gefegte Bahn für Fußläufer den ſchneebedeckten Schlittenweg faſt berührte. Er drehte haſtig rechts ab, gerieth auf einen Haufen von Schneeklumpen, der Handſchlitten ſchwankte, und ehe er ihn feſtzuhalten vermochte, hatte er die arme Wawerle zu Boden geworfen. Die Vorüberfahrenden lachten höhniſch; auch Lene und Fritzel, was ihm durch die Seele ſchnitt.

Wawerle lag ganz ſtill. Er wollte ſie aufrichten. — Nicht doch, mein Sohn, laß mich liegen und ſieh zu, daß du ein Paar Träger findeſt. —

Um Gottes Willen, haſt du dich beſchädiget, Muhme-Lieutnanten?

Wenn dem Eſel zu wohl iſt, geht er aufs Eis tanzen und bricht ein Bein. Laß dich's weiter nicht betrüben, Guſtel, und ruf uns Jemanden zu Hülfe, ſonſt frier' ich hier an, und hernach müßt ihr mich auseiſen wie einen Winterhecht.

Guſtel erhob ein entſetzliches Jammergeſchrei und lockte dadurch die Bahnfeger und Stuhlſchlittenvermiether heran. Sie verwandelten den Schlitten in eine Traget legten die Wawerle darauf, deckten ſie mit dem Muhme-

Lieutnant-Saloppel zu und brachten ſie nach Hauſe, wo denn der Wundarzt die Standhaftigkeit und heitere Laune der Leidenden nicht genug rühmen konnte. Sie hatte nicht allein ihre eigenen Schmerzen zu ertragen, es lag ihr auch noch die größere Mühe ob, Guſtav zu beruhigen und ihn zu überzeugen, daß ihn die Schuld des Unfalls nicht treffe. Anfänglich wollte er verzweifeln und durchaus keine Vernunft annehmen. Erſt nach und nach, als die Heilung ungehindert fortſchritt, gelang es ihm, ſich einigermaßen mit ſeinem Gewiſſen abzufinden und einzuſehen, daß er in beſter Abſicht ſeinem lieben Wawerle Schmerzen und Unkoſten gemacht habe.

Nie war er ſo viel bei ihr geweſen, als während dieſer Cur; theils aus Pflichtgefühl, theils weil er es daheim gar nicht mehr aushielt. Er brachte die Schulbücher zur Muhme-Lieutnanten und führte ſeine Aufgaben neben ihrer Lagerſtätte aus.

Bei Tieſels hatte das häusliche Zerwürfniß den höchſten Grad erreicht. Schulden über Schulden drängten den rathloſen Familienvater, deſſen erhöhter Gehalt von dem Aufwande nichtsnutziger Töchter verſchlungen ward, der täglich in größere Verlegenheiten gerieth. Mit Wawerle ſchien der letzte Segen von der Familie gewichen zu ſein. Guſtel's Vater verlor die Faſſung ſo völlig, daß er ſich Unordnungen in Bezug auf die ihm anvertraute Kaſſe erlaubte. Eine unverhoffte Entdeckung mußte ihn ins Verderben bringen.

Davon argwöhnte Guſtav Nichts; doch daß der Fluch finſterer Mächte wie ein ſchwarzer Flor über den Seinigen hing, ſagten ihm dunkle Vorgefühle. Er lebte in beſtändiger Angſt, die ſich nur bei Wawerle verlor. Aber auch dieſe Zuflucht des Friedens ſollte ihm verſchloſſen werden. Die Muhme Lieutnanten in ihrer ungeduldigen Lebendigkeit konnte des Arztes Erlaubniß nicht erharren; ſie muthete ihrem kaum geheilten Fuße übereilte Anſtrengungen zu, führte dadurch eine gichtiſche Entzündung herbei, hielt ſich auch dabei noch nicht, wie ſie geſollt, ruhig im Bette, ſondern verſchlimmerte ihr Uebel ſo raſch und ſo heftig, daß ſie rettunglos wurde, ehe ſie ſelbſt — wie viel weniger Guſtav — an Lebensgefahr dachte. Bei ſeinem nächſten Beſuche fand er ſie ſterbend. Das war wohl ein rührender Auftritt, wie die beiden getreuen Seelen Abſchied von einander nehmen mußten. Nicht nur der Arzt, auch die abgeſtumpfte, gleichgültige Krankenwärterin waren erſchüttert.

Sie litt nicht lange. Ihre letzten Athemzüge verwendete ſie, Gottes Segen auf Guſtel herabzuflehen, und mit dem letzten Drucke erkaltender Hände reichte ſie dem Lieblinge jene kleine Summe, die ſie bereits für ihn zuſammengeſcharrt.

Ihr Ende kam zu rechter Zeit für Tieſel. Die Gebrüder Grundſchig dachten edel genug, des Unglücklichen Vertrauen zu ehren und ihm, der ihnen als Univerſalerbe bekannt war, ſo viel vorzuſchießen, daß er ſich gerade noch aus drohender Gefahr retten konnte, ehe die gefürchtete Reviſion verhängt wurde.

Lene und Fritzel fielen, wie einſt über Wawerle's Näſchereien, ſo jetzt habgierig über deren kleine Koſtbarkeiten her. Herr und Frau Tieſel eigneten ſich die beſſeren Möbel und gute Wäſche zu. Alle übrigen Habſeligkeiten waren bald verſchleudert. An Guſtel dachte Niemand, und er dachte nicht an ſich bei dieſem Raubanfalle auf die Verlaſſenſchaft. Hatte er doch genugſam zu denken an die geliebte mütterliche Freundin. Wie er, um dies recht ungeſtört zu thun und ſich noch einmal von Herzen auszuweinen, die geplünderten Räume allein betrat . . . o welch ein Anblick! Nichts als kahle Wände! . . . Nur dort in der Niſche, wo ihr Bett geſtanden, wo ſie ihm ſterbend Lebewohl geſagt, was hing da? — Mein Gott, was Keines der Seinigen gemocht, was ihnen nicht der Mühe werth geſchienen, den Arm darnach auszuſtrecken, was Guſtav tauſendmal küßte, ſorglich heimtrug, um es einem Heiligthume gleich auf dem Grunde ſeines Kaſtens zu verbergen; — nichts Anderes, als das Muhme-Lieutnant-Saloppel.

Das iſt *mein* Erbſtück, ſagte er, da er es einſchloß.

## V.

Mehr als fünfundzwanzig Jahre ſind vergangen. Vater Tieſel und Mutter Grittel modern längſt neben Muhme Wawerle. Magdalene iſt im Wochenbett geſtorben, und wo Friederike, die mit einem Abenteurer davonlief, ihr Ende genommen, hat Niemand genau erfahren.

In G. aber lebt als Profeſſor an der Hochſchule ein ſehr geachteter Sprachforſcher und Literarhiſtoriker mit Namen Guſtav Tieſel.

Sollte dieſer wohl Wawerle's lieber Guſtel ſein? Das Alter trifft ebenfalls zu, denn er hat jetzt im Jahre Achtzehnhunderteinundvierzig ſein zweiundvierzigſtes Jahr zurückgelegt. Er iſt verheirathet mit einer ſtillen, leidenden Frau, die ihn anbetet und von ihm liebevoll behandelt wird. Sie haben nur Ein Kind, eine Tochter. Babet heißt dieſes junge, freundliche Mädchen. Wenn der Profeſſor am zärtlichſten mit ihr iſt, ruft er ſie Wawerle.

Die guten Leute leben eingeſchränkt. Er hat ſich mit all' ſeinem Wiſſen lange als Privatdocent, noch länger als außerordentlicher Profeſſor herumquälen müſſen. Erſt vor einigen Jahren iſt es ihm gelungen, den Ruf als Ordinarius nach G. zu erlangen; aber mit mehr als mäßiger Einnahme. Und Collegiengelder, welche der Tochter Ausſtattung decken ſollten, mangeln gänzlich. Die Herren Commilitonen haben mit Brodſtudien zu ſchaffen. Tieſel's Publica ſind recht beſucht, — Honorare hat er noch nicht geſehen.

Babet iſt ſchon verlobt mit einem jungen, tüchtigen Apotheker, gegenwärtig ohne Anſtellung. Ehe es Dieſem nicht möglich wird, eine eigene Apotheke zu erſchwingen, iſt an Heirath nicht zu denken. Es wäre jetzt erwünſchte Gelegenheit vorhanden, ſich in G. zu etabliren. Dort ſteht ein einträgliches pharmaceutiſches Geſchäft zum Verkaufe aus. Doch der Concurrenten ſind mehrere, und ohne baare ſechs- bis ſiebentauſend Thaler iſt an Abſchluß nicht zu denken. Wo ſollen die herkommen? Der Profeſſor ſucht ſchon lange einen Verleger für ſeine Literaturgeſchichte und findet keinen. Wo ſoll er die ſechstauſend Thaler finden, die noch ſchwerer aufzutreiben, als ein Verleger?

Die jungen Leute härmen ſich, der Vater härmt ſich mit. Die Mutter ſagt: Nun ſchwindet jede Hoffnung, meine Babet hier zu behalten; denn im beſten Falle, daß künftig einmal ein Ankauf zu Stande gebracht wird, müſſen die Kinder miteinander fortziehen in Gott weiß welches armſelige Neſt, wo gerade eine wohlfeile Apotheke zu haben iſt.

Warum auch ſetzte, fährt dann die Tochter fort, deine kleine Muhme Lieutnanten, von der du uns ſo oft erzählſt, nicht dich ganz allein zu ihrem Univerſalerben ein, da ſie dich doch ſo lieb hatte? Dann brauchten wir jetzt nicht . . .

Mache *ihr* keinen Vorwurf, Babet! Nur gegen meine Wawerle Nichts! Den Meinigen hinterließ ſie ihres Vermögens Reſte, mir aber was mehr war, was mich durch eine ſtürmiſche Jugend ſchützend geführt, was mir als Segen zur Seite ging neben dem Unſegen elterlicher Heimath: mir hinterließ ſie ein Andenken voll Dank und Liebe.

Und ihr Muhme-Lieutnant-Saloppel, lachte Babet. Ein wunderliches, kurzes Mäntelchen von ſchlechtem Stoffe. Und wie es ausſieht! Alle Verehrung, Vater, für deine Verehrung und Anhänglichkeit gegen die Selige, — aber ich an deiner Stelle ließe das Ding nicht im Kleiderſchranke hängen, wie du thuſt. Es verbreitet einen eigenthümlichen Geruch, der mich ſchon manchmal an Leichenduft erinnerte. Mir kommt es unter deinen Kleidungsſtücken vor wie ein Geſpenſt unter lebendigen Menſchen.

Das ſind kindiſche Einbildungen, ſagte der Profeſſor. Laß es nur hängen, es thut dir Nichts zu Leide und meinen Röcken auch nicht. Es geht auch nicht um, wie Geſpenſter, liegt ruhig und hängt beſcheiden, wo man es aufbewahrt. Ich kann mich nicht davon trennen. Hab' es nun länger als ein Vierteljahrhundert mit mir herumgeführt. Mir iſt, als müßt' es uns Heil bringen.

Hat es in ſeinen mürben, vernützten Fäden dieſe Kraft, ſagte die Mutter, ſo mag es ſie baldigſt entfalten, ehe Heil und Segen für mich zu ſpät kommen.

Das Geſpräch wurde unterbrochen durch Babet's Verlobten, der die Nachricht brachte, daß der Sequeſter nicht länger Rückſicht auf ihn nehmen und anderweitigen Abſchluß des Apotheken-Verkaufes nicht mehr länger hinausſchieben dürfe. Die letzte Friſt ſei bis übermorgen geſtellt.

Alle verſanken in trübes Schweigen.

Aus dieſem klopfte ſie der Briefträger auf, der eine Zuſchrift aus Breslau überbrachte. Ein Univerſitätsfreund Guſtav's, jetzt als Advocat in der Vaterſtadt anſäſſig, ſchrieb mit juriſtiſcher Gedrungenheit Nachſtehendes:

„Freund Tieſel! Der Proceß, den die vor und während unſerer Belagerung Eingeäſcherten gegen die Verſicherungs-Anſtalten geführt, iſt auch in letzter Inſtanz gewonnen, dadurch die Hypothek der als Wittwe verſtorbenen von Hanepich flüſſig geworden und nun (rückſtändige Zinſen beigerechnet) ihre achttauſend Thaler unter Brüdern werth. Nach deines Vaters und der Deinigen Ableben bleibſt du alleiniger Erbe. Ich werde dir die Sache beſtens abwickeln und ohne Verzug, wenn du mir umgehend das Document einſendeſt, ohne welches Nichts anzufangen. Ich gratulire dir, — wofern dein Alter in ſeinen Nöthen beſagte Hypothek als hoffnungsloſes Papier nicht etwa für einen Pappenſtiel an den erſten beſten feinnaſigen Wucherer verkauft und cediret hat. Dann müßten wir uns den Mund wiſchen. Schickeſt du gleich, ſo könnteſt du gleich achttauſend Thaler empfangen, denn es ſind mehrere Käufer für die Hypothek da.

Dein

alter Heinrich.“

Ich bin nicht mächtig, meinen Leſern die fieberhafte Aufmerkſamkeit zu ſchildern, mit welcher Frau, Tochter, Bräutigam jede Silbe des Briefes verfolgten. Sie hingen an des Profeſſors Lippen, und als er geendet, ſtarrten ſie ihn fragend an, was ſeine Mienen verkünden würden.

Er ſchwieg und ſann. Offenbar ſann er nach, ob ihm aus der Knaben- und Jünglingszeit nicht eine Aeußerung ſeines Vaters, irgend eine Andeutung ins Gedächtniß kommen wollte, die ſich auf jene Papiere anwenden ließ. — Vergeblich! Keine Spur!

Wahrſcheinlich, hob er niedergeſchlagen an, hat Muhme Wawerle ſchon bei Lebzeiten für eine Kleinigkeit hingegeben, das ſie für ganz werthlos .... Plötzlich hielt er inne. Auf ſeinem Antlitze ſtrahlte der belebende Widerſchein freudiger Hoffnung, der auf die Anderen zurückwirkte. Alle Vier ſtanden zugleich von ihren Sitzen auf.

Der Profeſſor ging feſten Schrittes, wie ein Mann, der Gewißheit haben will um jeden Preis, nach ſeinem Kleiderſchranke. Mit raſchem Griffe riß er ein armſeliges, verſchliſſenes Mäntelchen von ſchlechtem Wollenzeuge aus dem Hintergrunde hervor und zog aus deſſen inneren Falten, aus einer Art von verſtecktem Sack oder Taſche, ein mit morſchem Bindfaden zuſammengeſchnürtes, vergelbtes Packet. Er öffnete es, und das Gemach füllte ſich mit Modergeruch, wie wenn der Deckel von einem Sarge gehoben würde. Ein flüchtiger Blick genügte dem in Handſchriften heimiſchen Gelehrten, der erſten Seite Inhalt zu erforſchen.

Die Apotheke iſt dein, rief er Babet's Verlobtem zu, und ſeiner Frau: Freue dich, deine Tochter darf bei dir bleiben, auch als ſeine Gattin!

Und vier Beglückte ſtanden weinend um Wawerle's Muhme-Lieutnant-Saloppel.

# Rolof, der Rekrut.

### Von Edmund Hoefer.

Erzählungen eines alten Tambours. Von Edmuud Hoefer. Stuttgart. Verlag von Adolph Krabbe. 1855. (Erzählende Schriften von E. H. Band VII. 1865.)

Edmund Hoeſer, geboren den 15. October 1819 zu Greiſswald, ſtudirte an dortiger Univerſität ſowie nachher in Heidelberg und Berlin Philologie und Geſchichte, wandte ſich dann aber dichteriſchen Arbeiten zu, deren Erſtlinge ſeit 1844 im Morgenblatt erſchienen. Im Jahre 1854 ließ er ſich in Stuttgart nieder, wo er mit Hackländer die „Hausblätter“ begründete und ſeitdem eine große Anzahl größerer und kleinerer Erzählungen veröffentlichte. Dazwiſchen erwarb er ſich ein namhaftes Verdienſt durch das Schriftchen: „Wie das Volk ſpricht“, eine Sammlung von geflügelten Worten voll urwüchſiger Kraft. Seine geſammelten Erzählungen kamen 1865 heraus. Hoeſer hat unter den anerkannten Meiſtern der deutſchen Erzählung ſeinen unbeſtrittenen Rang. Seine Vorzüge ſind geſunder Realismus, Naturwahrheit und ungemeine Virtuoſität in der Detailſchilderung, beſonders wo es ſich um Land und Leute ſeiner norddeutſchen Heimath handelt. Ein faſt durchgehender Zug dieſer Dichtungen iſt die Neigung zu ſchroffen, herben und wilden Charakteren, die bei heftigen Kataſtrophen oder in plötzlich hervorbrechender innerer Umkehr einen tief gemüthvollen flüſſigen Kern unter der ſtarren Rinde offenbaren. Auch unter Hoeſer's weiblichen Figuren ſind die übermüthigen Beatricen und widerſpänſtigen Käthchen mit beſonderer Vorliebe in den glücklichſten Naturlauten durchgeführt, während allerdings, bei der großen Fülle ſeiner Production, dieſer Familienzug die Gefahr einer gewiſſen Einförmigkeit mit ſich bringt. Dafür müſſen wir dem Dichter das Zeugniß geben, daß er ſelbſt bei ähnlichen Motiven der Charakteriſtik immer wieder mit friſcher, naiver Empfindung ſich der Aufgabe hingiebt, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß die jugendlich mächtigen Töne, die z. B. in dem meiſterhaften Roman „Norien“ angeſchlagen ſind, nur ſelten wieder in gleicher Kraft ſich haben vernehmen laſſen.

Wir halten an dem erſten Eindrucke feſt, indem wir aus den Geſtalten dieſes Dichters den „Rolof“ herausgreifen, der bei ſeinem erſten Erſcheinen im Morgenblatte die Aufmerkſamkeit auf den Verfaſſer gelenkt und deſſen Namen begründet hat. Alle charakteriſtiſchen Elemente von Hoefer's Naturell und Kunſt ſcheinen uns hier im Beginn bereits deutlich ausgeprägt, mit dem Reiz der erſten ungebundenen Friſche in kleinem Rahmen beiſammen zu liegen.

Der alte Tambour war ſeit einigen Tagen nicht zu ſehen geweſen, und es verlautete, er habe ſich bei einem Zank auf der Wache ſo alterirt, daß er nun darob krank zu Hauſe liege. Der Freiwillige, dem die derbe, eigenthümliche Figur wirkliche Theilnahme eingeflößt hatte, ging an einem ſonnigen Morgen zu ihm, um ſich nach ihm umzuſehen, und traf ihn im Garten auf dem kleinen Altan, der unter dem weitſchattenden Nußbaum auf der Stadtmauer angebracht war. Der Alte, in ſeinen Mantel gehüllt und die Feldmütze tief in die gefurchte Stirn gedrückt, plauderte mit einem frühern Kameraden, der jetzt als ehrſamer Handwerksmeiſter ſein behagliches Auskommen fand. Die beiden Alten hießen den Heraufſteigenden freundlich willkommen, der Tambour reichte ihm die Hand und rückte eine Bank zum Sitz herbei, und nachdem der Freiwillige eine mitgebrachte Weinflaſche hervorgelangt und die ſchnell herbeigeſchafften Gläſer gefüllt hatte, kam man in ein munteres Geſpräch. Der Morgen war ſtill und ſchön, das Plätzchen voll Schatten und Anmuth; über die raſirten und zu Anlagen benutzten alten Feſtungswerke ſah man in die ruhigen, ſommerlichen Felder und Wieſen, und zwiſchen der dichten hohen Baumreihe einer Kunſtſtraße hier, dem vielgewundenen blinkenden Fluſſe dort und dem ſogenannten Fichtenhügel im Vordergrunde lag ein einfaches, aber angenehmes Bild ausgebreitet.

Seht Euch die Gegend nur an, junger Herr, ſagte der Tambour, zum hinausſchauenden Freiwilligen gewendet; es iſt hübſch hier, und das Plätzchen iſt mir ganz abſonderlich lieb. Seit wir dazumal nach dem Frieden aus Frankreich zurück und hieher in Garniſon kamen — es werden nun fünf und zwanzig Jahre ſein — hab' ich hier gewohnt, Bank und Tiſch ſelbſt zuſammengeſchlagen und Alles ſo eingerichtet. Mir fehlt etwas, wenn ich nicht täglich wenigſtens einen Augenblick hier ſein kann. — Ja ja, erwiderte der Freiwillige lächelnd, und wenn Ihr nicht hier ſeid, Ralow, ſo ſucht Ihr Euch eine Stelle, von wo Ihr hieher ſchauen könnt. Ich mein' auf dem Fichtenhügel dort den alten knorrigen Stamm unterſcheiden zu können, wo ich Euch neulich fand und von Euch ſo kurz abgefertigt wurde. Der Alte ſah ihn verwundert und ſchweigend an. Wart Ihr's? ſagte er nach einer Weile und ſeine Stirn war finſter geworden; nun, ich weiß nichts davon. Ich erkannte Euch wohl nicht, da ich nicht recht bei mir war, vielmehr fernab von aller Gegenwart, wie mir das bisweilen paſſirt. — Aber, Vater, was habt Ihr, daß es Euch alſo quälen kann? fragte der junge Mann. Wenn Ihr krank ſeid, müßt Ihr was brauchen und nicht wild und einſam umherſtreifen und böſen Gedanken nachhängen. Das taugt nicht, Ralow. Was fehlt Euch?

Was mir fehlt? erwiderte der Alte, und ein düſteres Lächeln zog ſich über das runzelvolle, ſcharfgeſchnittene Geſicht und verlor ſich in den Winkeln der plötzlich aufblickenden Augen. Im Gegentheil hab' ich vierzig Jahre zu viel, wie ich merke, und hier im Kopf iſt auch zu viel. Da iſt die alte ſataniſche Geſchichte, die ſie mir neulich auf der Wache zwiſchen die Beine warfen; Ihr habt wohl davon gehört. Da ſchwatzten ſo ein paar Geſellen von dem ſchwarzen Holländer und ſeinem Sohn, dem Rolof, was das für Blutſäufer geweſen, und ich ſagte ihnen, ſie ſollten das Maul davon halten, denn ſonſt müßten die Säbel ſprechen. Hab' ich kein Recht, ſo zu reden? Was gehen der Holländer und der Rolof die Burſche an? Was wiſſen ſie von dieſen? Die Racker lagen dazumal ja noch alle im Brunnen, und der Storch hatte noch nicht an ſie gedacht. Nun, ſie parirten auch, denn Reſpect haben ſie, 's iſt wahr. Allein nun ſchwatzt das fort wie die Waſchweiber über Jene, über mich hinter meinem Rücken, und ich habe die Erinnerung wieder gekriegt, die der Satan holen möge! — Ihr liebt ja die Geſchichten, Freiwilliger, fuhr er fort, und da dies nun eine iſt und wir hier ſtill für uns ſitzen, mögt ihr ſie haben.

Ralow, unterbrach der Angeredete den aufgeregten Alten, Alter, erzählt jetzt nicht. Ich bin, Gott weiß es, nicht aus Neugier zu Euch gekommen. — Nein, rief der Alte, die Geſchichte will ich Euch erzählen! Ihr meintet vorhin, es thue nicht gut, wenn man einſam bleibe und böſen Gedanken nachlaufe. Gott ſtraf' mich, das iſt wahr! Ich bin einſam, und es iſt ein trübſeliger Zuſtand, den ich erſt jetzt begreifen lerne. Nun hab' ich das alte Zeug da wieder im Kopf und kann es nicht los werden; es kriegt mich unter, es iſt nicht für Einen allein, und darum ſag' ich's Euch. Und eigentlich ſollte ich bei Nacht erzählen, denn es iſt teufliſch und nicht für den Tag, obgleich, da es ſich begeben, die Sonne ſchien, klar wie jetzt, und der Himmel war, wie er da durch die Blätter ſchimmert. Das iſt ſeltſam; wenn ſo was paſſirt, ſollte ſich der Himmel auch grau beziehen und Donner und Blitz ausgießen. Aber der kümmert ſich nicht um der Erdenwürmer Leid und Glück. Nun, Kameraden, ich erzähl's euch jetzt bei Tag und Sonnenlicht, denn ich fürchte mich. Lacht nicht, ihr Herren, ſetzte er mit einem böſen Lächeln hinzu. Damals ward ich toll darob, und meine Seele lag in Finſterniß, und bei der wüſten Erinnerung iſt mir jetzt oftmals ſo zu Muth, als könnte der Teufel noch einmal über mich regieren. Darum heraus damit!

Darauf zündete er eine Pfeife an, recht langſam und methodiſch, als wolle er ſich faſſen, trank dann tief und bedächtig, ſtrich mit der Spitze der Pfeife den

Schnurrbart links und rechts auseinander, und nachdem er auf ſeine beiden beſorgten Zuhörer einen flüchtigen Blick gerichtet, warf er die Augen gedankenvoll in die Ferne und begann ſeine Erzählung.

Wie ihr wißt, bin ich nicht aus dieſer verfluchten Sandbüchſe, ſondern von der See her, und mein Geburtsort iſt ein Dorf am Strande, nicht über ein paar Meilen von S. Es iſt von hier nur eine gute Tagereiſe entfernt, dennoch bin ich ſeit vierzig Jahren nicht mehr dort geweſen, und ich kann daher auch nicht ſagen, wie das alte gute Neſt ſich jetzo anläßt. Damals aber war das Dorf reich und belebt. Es war voll von Schiffern und Matroſen, die ſo kühn und brav waren, wie irgend welche auf der Welt; denn die See dort iſt eine heimtückiſche Creatur, jetzt wie Milch ſo glatt, und gleich darauf unter einem plötzlichen Windſtoß aufbrauſend und heulend, als ſäßen zehntauſend Schock Teufel drin. Da ſind Männer nöthig, wie es unſere Burſchen waren. Viele fuhren mit den Schiffen der Kaufherren von S., Andere trieben Fiſcherei, Andere andere Geſchäfte auf eigene Rechnung; denn es gab bei uns viel zu thun. Der Hafen des Dorfs war ausgeſucht, bequemer als der zu S., wenn auch nicht ſo groß, und bei weitem nicht ſo leicht dem Verſanden ausgeſetzt. Deßhalb richteten denn auch manche Kaufleute bei uns Nebencomptoirs ein, andere brachten ſogar ihr ganzes Geſchäft herüber, denn die ſchweren Schiffe, die nach den Indien, nach Braſilienland und da herum fahren, legten alle bei uns an. Es wohnten zwei oder drei Conſuln bei uns, Häuſer wurden gebaut, Speicher errichtet, Fabriken gegründet, und es gab viel Treiben und Verkehr. Allein es kam noch Anderes dazu, was eben ſo ſehr zog als der gute Hafen und eigentlich auch eben ſo offenkundig war.

Wir hatten dazumal die Acciſe im Lande, und, da bei uns faſt ſo viel Geſchäfte gemacht wurden, wie ſonſt nur in Seeſtädten, begreiflicherweiſe auch im Ort. Und das war eine verdammte Einrichtung, ſtreng und hart über alle Maßen; ſie vertheuerte die doch nothwendigen Waaren ins Unerſchwingliche und brachte uns in ihren Officianten eine Menſchenklaſſe ins Land, die von vornherein wenig beliebt war und ſich überdies noch mit aller Mühe verhaßt zu machen ſuchte. Die Folge dieſer neumodiſchen Einrichtungen war ein unerhörter Schmuggel, denn entbehren konnte und wollte man die Waaren durchaus nicht, und die Zölle bezahlen wollte man noch viel weniger. So florirte der Schmuggel, und dazu war unſer Ort der bequemſte von der Welt, weil er ringsum offen war und, was ſich einmal darin befand, dann ziemlich ungeſtört in alle Lande gehen konnte. Der Hafen war, wie geſagt, gut und tief, die Küſte meilenweit ſchier unbewohnt und mit vielen guten Landungsplätzen verſehen. So hatten denn die Beamten bei uns einen kaum erſchwinglichen Dienſt, Tag für Tag und Nacht für Nacht, und faſt immer vergebens, denn ſchmuggeln that bei uns mit Ausnahme ihrer ſelbſt

— und oft auch das nicht einmal — Alles, was ſo zu ſagen Naſe und Ohren hatte. Indeſſen ging das Alles noch gut, ſo lange unſere zwar derben, aber doch gutmüthigen Leute allein dabei beſchäftigt waren, und mit Ausnahme einer gelegentlichen Balgerei, wobei es kaum mehr als ſchmerzende Köpfe und Rücken gab, hatten die Officianten wenig mehr zu dulden, als Worte und Geberden. Allein das änderte ſich, als zur Zeit meiner Geburt etwa, vom ſteigenden Rufe unſeres Orts gelockt, auch Kaufleute und Händler aus fremden Ländern ſich bei uns anſiedelten und mit ihnen fremde Schiffer herzogen, die den Schmuggel von auswärts kannten und ihn auch hier bald in ihre Hände nahmen. Der ungeheure Gewinn zog mehr und mehr Leute herbei, wackere Schiffer, aber wilde Geſellen, die den Teufel nach einem Menſchenleben fragten. Und ein ſolcher war Jan van der Kerken, wegen ſeiner ſchwarzen Haare und ſeiner dunkeln Geſichtsfarbe gemeiniglich der ſchwarze Holländer genannt.

Zuerſt kam er mit einer Ladung verbotener Waaren, die er ans Land ſchaffte; dann blieb er, baute ein Haus, legte einen Lugger auf den Stapel und figurirte in den Büchern der Behörde als Führer eines Leichters, in der That als der erſte und beſte Schmuggler des Orts. Es ging bei ihm wie bei den andern Fremden, nur daß ſich der Mann einen größern Ruf machte, als irgend Einer, und den Zollbeamten einen teufelmäßigen Haß, aber auch nicht weniger Furcht einflößte.

Es wird viel gelogen in der Welt, und was einer hat oder iſt, dazu macht ihn das Geſchwätz der Leute noch tauſendmal mehr. So iſt auch der Schwarze ſicher nicht überall dabei geweſen, wo man es vermeint hat; es gab bei uns auch ſonſt Geſellen genug, die Tag und Nacht im Geſchäft waren und artig mit Meſſer und Flinte zu ſpielen wußten. Allein der Jan ſollte nun einmal die Hauptperſon ſein; denn die properſten Fanghunde mühten ſich umſonſt auf ſeiner Spur, und — das iſt ſicher — ſeit ſeiner Ankunft beſonders verſchwanden die Officianten wie die Fliegen im Herbſt. Die Einzel- oder Doppelpoſten waren oft nach einer regnichten oder ſtürmiſchen Nacht fort; von den Detachements, die man darauf ausſtellte und ſchickte, holte auch noch Manchen der Teufel. Und man brachte die Leute nicht mehr wie ſonſt nach Hauſe mit einem Loch im Kopf, worauf ſie erſt hübſch den Thäter nannten und ſtarben, oder man fand ſie nicht am nebligen Morgen auf ihrem Poſten am Strande ſtarr und kalt; nein, jetzt waren ſie fort, ſpurlos, und Niemand wußte, wie ihr Ende geweſen, noch wo ihr Grab gegraben worden. Gott wolle den armen Seelen gnädig ſein.

So ging es fort manches Jahr. Beweiſen konnte man dem Jan nie etwas, denn er ließ ſich nicht ein einzigmal ertappen und hatte keine Gehülfen; ſeinen Lugger führte er allein oder nur mit gelegentlicher Hülfe der Matroſen von fremden Schiffen, welche die Waaren für den Schmuggel brachten. Die Grünlinge

— ſo nannte man die Officianten ihrer Uniform wegen — haßten ihn ärger als die Peſt, die Behörden waren ihm nicht grün, und lieben that ihn Keiner, wenn nicht die Weibsleute, die er ſchier alle mit einander im Sack hatte. Schon da er zu uns gekommen, war er kein Knabe mehr, und jetzt hatte er der Jahre und Mühſeligkeiten noch manche dazu auf dem Rücken. Er war ein ſtarker, knochiger Mann und nicht ſchön, von den Pocken zerriſſen, vom Wetter gebräunt und zerſchlagen; ſeine Augen ſchauten immer wild und finſter, ſeine Sprache war hart und rauh; von ſeinem frühern Leben ſagte man, daß er entweder mit Menſchenfleiſch gehandelt oder Seeräuberei getrieben in den fernen Gewäſſern; ſein jetziges Treiben zog ihm den Ruf eines Hexenmeiſters zu — und dennoch hatte er die Wahl unter den Dirnen — und ſeine Wahl traf meine Schweſter.

Meine Alten mochten den Holländer nicht und verweigerten ihm die Tochter rundweg; da ging die Marie in das Haus desſelben und erklärte, ſie bleibe bei ihm ſo wie ſo. Um nun von ſo einem wilden Leben keine Schande für ihre ehrlichen grauen Haare zu haben, gaben die Eltern nach. Allein ſie gingen nicht zur Schweſter, und ſie und ihr Mann kamen nicht zu uns, bis nach Jahr und Tag die Marie ihr erſtes und einziges Kind gebar. Am Tage der Taufe ſah man meinen Alten zum erſtenmal im Hauſe des Schwiegerſohns, glücklich und erfreut über den derben Enkel; Marie war glückſelig und flügg wie ein Bootswimpel; Jan, da er den Jungen auf ſeinen Armen hielt, machte ſeinen erſten und letzten Verſuch zu lachen und ſchnitt dabei eine Grimaſſe, als ob er Galle verſchluckt hätte.

Zwei Jahre drauf ſchnürte ich mein Bündel und ging zum Regiment. Ich war nie ein ſonderlicher Seefahrer geweſen, und ſeit wir mit dem Holländer ſo nah verbunden waren, fühlte ich beinah ein Grauſen vor dem Leben. So machte ich mich fort, und als ich am nächſten Morgen im Quartier den letzten Staub der Heimath aus meiner Friesjacke klopfte, meinte ich damit nun auch all des wilden Zeugs los und ledig zu ſein. Aber in der Höh' wird nicht nach Menſchengedanken über uns beſchloſſen.

Mittlerweile verging manch liebes Jahr, bevor ich wieder einmal nach Hauſe kam, und dort machte mir nichts Luſt, lange zu verweilen, ſo daß ich ſchneller in die Garniſon zurückkehrte, als ich eigentlich im Sinn gehabt, und bevor noch mein Urlaub abgelaufen war. Dann dachte ich ſo wenig als möglich an meinen nächſten Beſuch, bis mich endlich nach geraumer Zeit wieder einmal die Sehnſucht nach der See, nach Mutter und Schweſter überkam und mich ſchier gegen meinen Willen hintrieb. Erfreuliches aber fand ich wenig oder gar nichts; der Ruf meines Schwagers verſchlimmerte ſich von Jahr zu Jahr, und in eben dem Maß ſtieg ſeine Grämlichkeit, ſein rauhes, wildes, unleidliches Weſen. Meine Alte kreuzigte und ſegnete ſich bei jedem Wort über ihn; meine Schweſter war trübſelig und faſt eine alte Frau geworden, ſeit Kummer und Sorge ſtatt des Jubels der erſten Zeit bei ihr eingekehrt war, und das einzige friſche Geſicht, das einzige leichte Herz hatte das Kind, der Knabe Rolof, ein Geſchöpf ſo recht nach dem Herzen Gottes, wie ein Junge ſein muß, frei und fröhlich, muthig und keck, kräftig und unermüdlich. Er war der einzige von Allen, der einigermaßen mit dem Vater umgehen und reden konnte; von ihm ließ ſich dieſer mehr gefallen als von irgend einem andern Menſchenkinde, und ich habe es mehr als einmal geſehen, wie er mit einem gewiſſen Wohlgefallen auf den Jungen ſah und von ihm ſprach. Und dennoch, trotz dieſer Liebe, wollte er ihn, der cantonpflichtig war, nicht freiſprechen und als Matroſen ausſchreiben laſſen. Vergeblich rieth ich ihm bei jedem Beſuch dazu, denn die See war des Jungen Wiege, Heimath und Leben. Thorheit! ſagte der Jan in ſeiner breiten fremdländiſchen Sprachweiſe, es iſt noch lange hin, bis ſeine Zeit kommt, und dann werden ſie ſich grauſam irren, wenn ſie ihn zu faſſen denken. Ich thue den Beſtien den Gefallen nicht, um etwas zu bitten, was ſie mir abſchlagen können und werden.

Indeſſen war die Zeit nicht mehr ſo fern, und als ich Anno Zwei wieder einmal daheim mich umſah, zählte Rolof bereits achtzehn Jahr und war ganz nahe bei der Aushebung. Und damals geſchah's, daß der Junge mir das Herz ſtahl, rein weg, und ſich ſelbſt dafür in dieſer Bruſt und in dieſem Kopf feſtſetzte. Ich habe alle Tage meines Lebens keine andere Liebſchaft mehr gehabt, als allein ihn, einzig ihn auf der Welt, ſo weit mich auch mein Fuß getragen und meine Hand den Schlägel gerührt.

Aber es war auch ein prächtiger Burſche, und nie und nirgends hat Gottes Sonne einen beſſern beſchienen. Das ſagte der ganze Ort, Haus bei Haus; das war immer das gleiche Wort, die ganze Küſte entlang. Es war ein Junge, wie es deren nicht viel gegeben hat in der Welt, und wie unſer Herrgott einen ähnlichen nur zur beſondern Stunde zu ſchaffen pflegt. Ich habe nie einen Menſchen gekannt, der ihm gleich kam, weder an Tüchtigkeit in ſeinem Geſchäft, noch an Fröhlichkeit und Kühnheit des Herzens, noch an Freundlichkeit des Gemüths. Es war eine geſegnete Natur; was er angriff, das hatte Zug und Schick, was er unternahm, das gelang, was er that, das that er ganz, bis auf's Aeußerſte, und Niemand wußte daran zu tadeln. Und das kam, mein' ich, weil er zu all ſeinem Thun und Reden ſein volles, wackeres Herz mitbrachte, die reine ſichere Ueberzeugung, daß er im Recht ſei und gut handle. Wo das der Fall iſt, da mag der Menſch immerhin einmal irren, in des Allmächtigen Auge wird ſeine Schuld immer noch Gnade finden.

Ja, ihr hättet ihn ſehen ſollen, die feſte und ſo ſchlanke Geſtalt mit dem kleinen Kopf auf dem kräftigen Halſe, wenn er geſchmeidig und flink an den Taren zu Maſt ging; keine Eichkatze kann es ſchneller; oder wenn er wie ſpielend das ſchwere Segel aufhißte, oder wenn er am Steuerbaum ſtand, kalt und beſonnen, oder munter und leichtherzig, indeß die Briſe ihn umheulte und die Wellen ihn mit Schaum überſprühten. Ihr hättet ihn ſehen ſollen, wie er bei Spiel und Tanz, bei Scherz und Tollheit der Erſte war, wie er in jeder Gefahr voranging, immer mit gleichem Muth und gleicher Luſtigkeit.

Ihr müßtet ihn einmal gehört haben, wenn er einen tollen Streich erzählte, von ſeinen Fahrten berichtete, ein Geſpinnſt abwickelte; denn auch ſeine Sprache, ſein Erzählen war ganz beſonders und anders, als ich bei andern Leuten unſerer Gegend und unſeres Standes jemals gefunden. Es war darin etwas ſo Wunderſames und Fremdes, es war ſo einfach, und packte euch doch wieder bis ans Herz; es kam ſo prächtig einher, und machte doch euer Auge feucht. Woher er's hatte, ob aus ſich ſelbſt, oder aus der Tiefe der See, oder aus der Höhe des Himmels, wohin er ſtundenlang ſchauen konnte, wenn ſein Lugger über das Meer glitt — das mag Gott wiſſen. Benennen und bezeichnen kann ich's euch nicht, aber es hat mich oft an die alten Reimereien und Lieder gemahnt, die man in meiner Jugendzeit noch vom jungen Volk Abends am Strande zuweilen ſingen hörte.

Ein Seemann war er mit Leib und Seele; das war mir ſchon willkommen, denn die Gaben der Menſchheit ſind verſchieden. Allein er war auch natürlicherweiſe ein Schmuggler, und das wollte mir nimmermehr gefallen. Er war ein lieber, lieber Burſch geworden, ſchloß ſich an mich, den Oheim, herzinniglich an und that Alles, von dem er ahnte, daß es mir lieb und genehm ſei. So ſprach ich denn mit ihm von der Thorheit ſeines Geſchäfts; ich ſuchte ihn zu bewegen, in die Ferne zu gehen, ſein hieſiges Treiben aufzugeben und ein rechter, tüchtiger, ehrlicher Seemann zu werden. Aber da kam ich ſchön an. Ohm, ſagte Rolof, ich thu's nicht, ich kann's nicht; ich geh' nicht von der Heimath und dieſem Leben. Ich bin wie der Seeadler: wenn der nicht alle Tage ſein Bad in der Flut und ſeinen Kampf hat, verkümmert er. Ich ſtürbe, wenn ich dieſe ſchläfrigen Fahrten am Bord eines Kauffahrers aushalten, Tag für Tag meine Erbſen mit Pöckelfleiſch oder mein Pöckelfleiſch mit Erbſen eſſen, Tag für Tag dasſelbe erleben, thun, denken ſollte. Es iſt da ein Feuer in mir, das brennt und lodert, und wenn ich ihm keine Nahrung gebe, wird es mich ſelbſt verbrennen. — So geh nach Holland, nach England, mahnte ich; überall iſt Krieg, dein Vater kennt Leute genug, und es kann dir nicht fehlen, auf einem Orlogsſchiff feſtzuwerden und zu avanciren; denn ich weiß, du toller Burſch, daß du vom rechten Holz biſt, und ich habe dich lieb, du Knabe, und dir trau' ich Alles zu.

Er fiel mir um den Hals, und ſeine ſchwarzen Augen funkelten wie der Irrwiſch ſo blank und lockend. Ohm, rief er, was ſollt' ich da? Wißt Ihr nicht, daß der Adler ein ſtolzer Cumpan iſt, dem's nur in freier

Luft behagt? Der läßt ſich nicht einſperren und dreſſiren wie ein Jagdhund, er ſtößt ſich lieber den Kopf am Gitter entzwei. Nein, wenn ich was gelten und ſchaffen ſoll, muß ich auf eigenen Füßen ſtehen, für mich und die Meinen frei wirken können. Selbſt iſt der Mann! das iſt mein Spruch. — Und der taugt nichts, entgegnete ich, denn er iſt eine Lüge, da du doch nie ohne andere Leute was zu Ende bringen kannſt. — Gleichviel, verſetzte er, ich gehe eben nicht, ich hänge an meinem Geſchäft, ich mag nicht fern ſein von den drei Alten und nicht — Er brach ab. — Aha! fiel ich lachend ein, liegt da der Hund? Iſt alſo auch ſchon was Liebes da, Junge? — Warum berg' ich's Euch? gab er munter zur Antwort. Ja, es iſt die Marie dort vom Landesend'. Wir ſollen noch zwei Jahre warten; dann will mir der Alte ſein Boot abtreten, daß ich mir ſelbſt mein Brod verdienen kann.

Der Junge hatte keinen übeln Geſchmack, denn es war das properſte und sauberſte Weibsbild weit und breit, ein Geſchöpf, dem man auch den ausländiſchen, franzöſiſchen Vater anſah: ein ſchlanker Körper, ein geſchmeidiger Wuchs, feine, aber nervige Glieder, bräunliche Farbe und ſchwarze Augen und Haare am kleinen Kopf. Nachher in Frankreich, da bei den Wallonen, hab' ich viele ihres Gleichen gefunden. Sie paßte zum Rolof wie Fett zum Feuer, aber es war ein herziges tolles Kind und Niemand wußte anders als Gutes von ihr.

Schon recht, ſagte ich alſo, das mag ſo ſein; 's ſollte mich auch gewundert haben, wenn ihr Beide euch nicht getroffen. Alſo das Alles wollt ihr, und dennoch willſt du dir den verdammten Freibrief nicht verſchaffen? Du biſt nun achtzehn Jahr, wie lange wird's währen und ſie holen dich? Denn vergeſſen thun ſie dich gewiß nicht, verlaß dich darauf! — Sie finden mich nicht, Ohm, verſetzte er lachend, und wenn auch, ſie kriegen mich nicht, dazu bin ich ihnen viel zu fix. Alſo, ſprach ich ärgerlich, aus bloßem Hochmuth willſt du kein gutes Wort geben und lieber dein Leben lang in Angſt und Sorgen leben? — Bah, rief er, ich ſcheere mich um ſie nicht ſo viel! Und ich bitte nimmer, wo ich weiß, daß es umſonſt iſt.

So plauderten und zankten wir eines ſchönen Nachmittags, da wir am Hafen auf einigen Ballen ſaßen. Es war vergeblich, was ich auch ſagen mochte, und als gar nachher der Jan dazu kam und mit ſeiner gewöhnlichen Grobheit dazwiſchen fuhr, da war's ganz aus; die Galle ſtieg mir in den Kopf, und fuchswild rief ich endlich aus: So möge euch denn Beide der Teufel holen! Allein denkt an mich: übers Jahr marſchirt der Burſch da nach meiner Trommel, ſo gewiß wir Drei hier beiſammen ſind. Aber dann werd' ich auch kein Erbarmen haben, ſag' ich euch; denn ſolch ein Hochmuth iſt mehr als ſündlich, er iſt dumm, er muß böſe Folgen haben, und was paſſirt, Jan, es komme über Euern Tollkopf. — Verdamm' Eure Augen! ja, über meinen Kopf! verſetzte der Schwarze finſter und drohend. Trag's ſchon und will ſehen, wer mir entgegen iſt. Damit ſchob er die Hände in die Haſen und ging an Bord. Roloſ ſuchte mich zu begütigen, Mutter und Schweſter baten, allein am folgenden Morgen brach ich auf. Ich war toll vor Wuth über die Dummheit dieſer Beſtie von Holländer und vor Angſt über die Zukunft. Denn ich ſah ja offenbar, daß es nicht gut werden konnte. Und ich liebte den Roloſ, — ich liebte ihn!

Es verging ein Jahr und wieder eins, der Roloſ kam nicht; aber ich vergaß jenes Abends nicht und auch nicht unſerer Reden, obgleich mir die damaligen Begebniſſe wenig Zeit zum Erinnern übrig ließen. Wenn ihr in den Zeitläuften bewandert ſeid, müßt ihr wiſſen, daß Anno fünf die Franzoſen gegen Oeſterreich und Rußland ſchlugen, und daß auch unſere Armee mobil gemacht wurde. Indeſſen kamen wir M—ſchen Musketiere nicht zum Heer, vielmehr wurden wir ſchon gegen Anfang Sommers von —g fort und nach und nach immer tiefer ins Land hinein verlegt, bis wir zum September in die hieſige Gegend rückten, wo ſich ein kleines Obſervationscorps formiren ſollte. Wir bekamen unſere Quartiere in dieſer Stadt; der Major vom zweiten Bataillon hatte ſeine Wohnung im Hauſe da, und ich, als Stabstambour, wohnte auch hier, und zwar in der Dachkammer, die jetzt die beiden Musketiere inne haben. Mittlerweile wurden wir eifrigſt completirt — die Ruhr koſtete uns viele Leute — Rekruten über Rekruten wurden eingeſtellt, bekamen fleißig ihre Hiebe, um deſto ſchneller adrett zu werden, und Alles ging ſauber vorwärts. Der Major war einer von der alten Sorte, hochmüthig wie der Teufel und ſcharf wie eine neue Striegel. Der ließ uns exerciren und den Dienſt üben Tag für Tag, ſpät und früh, ohne uns zu Athem und Nachdenken kommen zu laſſen. Hart war es, ja, aber der Dienſt ging auch an der Schnur, wie ich es nie wieder geſehen habe. Und das iſt denn doch die Hauptſache.

Eines Morgens hatten wir auch den Dienſt geübt, dann den Appell abgehalten, darauf ſah ich unſern Major mit dem Oberſten, dann mit dem Capitän der fünften — meiner — Compagnie reden, und gleich nachher ward ich zu ihm gerufen. Gegen mich war er ſelten unfreundlich, und diesmal ſo wenig, als es ihm überhaupt möglich ſein mochte. Hör' Er, Burſch, ſagte er und zupfte mich gutgelaunt an der linken Seitenlocke. Er iſt kein Thier wie die andern, ſondern ein verläßlicher adretter Menſch, und wird ſo den Befehl, den ich Ihm gebe, ausführen. Da ſitzt ſeit geſtern Abend ein Kerl im Loch, aus Seinem Ort und kürzlich eingefangen. Die Canaille hat ſich dem Dienſt entziehen wollen, ſich wie ein Bär gewehrt, den Unteroffizier vom Commando beinahe todtgeſchlagen, eine Muskete zerbrochen und ſonſtigen Unfug gemacht. Nun liegt er da wie 'ne wilde Katze, thut das Maul nicht auf, rührt weder Speiſe noch Trank an. Eigentlich müßten wir über ihn, und das nach der Regel, aber der Oberſt will ihm zuerſt zugeredet wiſſen, denn es iſt ein ſchmucker, ſtrammer Kerl, wie wir deren nie zu viel haben können. So geh Er denn hin und red' Er mit ihm, wie Er meint, daß es anſchlägt. Von meinetwegen aber ſag' Er dem Geſchöpf, daß ich, wenn er bis morgen nicht manierlich und menſchlich ſei, über ihn will und ihn ſtriegeln laſſen, bis er ſo weich und ſanft wird wie mein Handſchuh.

Sehr wohl, verſetzte ich gleichgültig, denn ähnliche Vorfälle kamen öfter vor, und mir war am Morgen der Kopf etwas confus, ſo daß ich nicht über den Weg hin dachte. So ging ich, kam in die Wache, ins Hundeloch, und da — ja da ſaß der Burſch auf der Erde, mit Ketten an Armen und Beinen, die Kleider zerriſſen, das Haar zerrauft, das Geſicht voll Blut, die Augen feſt geſchloſſen und die Zähne in den Lippen ſo feſt und ſcharf, daß das Blut hervorſchimmerte.

Da kam's über mich, da ſtieg mir das Blut zu Kopf und mich faßte eine ſchier unmenſchliche Wuth. Ha, Canaille! ſchrie ich und faßte mit der Fauſt ſeine Schulter und ſchüttelte ihn wie ein Kind; iſt's nun doch gekommen, wie ich dir und dem Satansalten immer geſagt? Iſt doch der Hochmuth zu Fall gekommen, und ſeid ihr nun gebändigt wie die prahlhanſigen Buben? Ja, du — morden könnt' ich dich, morden! Erſt ſo groß und nun ſo klein! Wozu hat dir unſer Herrgott denn einen geſunden, rechtſchaffenen Verſtand gegeben, daß du ihn ſo nichtswürdig verhunzen mußteſt?

Ich weiß nicht mehr, was ich noch weiter ſagte, ich hab' es nie gewußt, ich war toll, und als ich meine fünf Sinne endlich wieder fand, als ich ihn nun da vor mir ſitzen ſah, die Augen jetzt geöffnet und auf mich gerichtet — feſt, ernſthaft, drohend, bittend, müd bis zum Sterben — Alles, was ein paar Augen ſagen können, wenn der Wahnſinn um den Kopf kreiſ't, und nun gar ſeine Augen, Rolof's, den ich trotz alledem lieber hatte als mein Herzblut — als ich ſein wackeres Aeußere ſo nichtswürdig wüſt und verſtört ſah — da brach ich in helle Thränen aus. Ja, ſchaut mich an, wie ihr wollt, ich ſag's und ſchäme mich deſſen nicht, ich, der Ralow, der ſtarke, geſetzte, vernünftige Kerl, ich weinte wie ein Weib, ſchier troſtlos, und rang meine Hände und wußte mir nicht zu rathen noch zu helfen. Rolof! rief ich und fiel ihm um den Hals und herzte und hielt ihn, wie ſeine Mutter ihn nie herziger an ihre Bruſt, in ihren Arm gedrückt, Rolof, teufliſcher Nichtsnutz, kommſt du ſo zu mir und bringſt meinen Augen ſolch ein Elend!

Ja, ſchaut mich nur an, Ohm, ſagte er finſter, und er weinte nicht; ich bin's, ich, der Rolof van der Kerken, Eurer Schweſter Kind, der freie Mann, der da vor Euch ſitzt wie ein Verbrecher, zerſchlagen, zerrauſt, in Ketten, ja in Eiſen, wie ein Meuterer, wie ein Hund. Und ich habe doch nur mein Recht gewahrt, meine Freiheit, mein Recht! — So? entgegnete ich, indem ich ihm ernſthaft und feſt in die brennenden Augen ſchaute, alſo nun iſt dein Recht geworden, was doch nur deine baare Thorheit war! Biſt du nicht Unterthan des Staates? nicht cantonpflichtig? Willſt du was voraus haben vor uns Andern? willſt du neue Geſetze haben nur für dich? Knabe, man hört dir des Vaters tolle Schule an.

Er hatte ſeine Augen vor meinem Blick eine Minute geſenkt; aber da ich ſchwieg, hob er ſie wieder auf, und wild ſprach er: Neue Geſetze will ich nicht, ich will nur, daß, die da ſind, auch für mich gelten ſo gut wie für Andere. Was haben die hohen Herren, die Edelleute, die Bürger vor uns voraus, die wir im Dorf wohnen ſtatt in der Stadt, und in der Hütte ſtatt im Schloß? Ich bin ein freier Mann ſo gut wie ſie, und Keinem unterthan, ich bin das einzige Kind meiner Eltern und ein Seemann ſo gut wie einer von den Prahlhanſen, und beſſer, obgleich ich nicht Jahre lang in der Nordſee umherlungerte. Und nun in Eiſen!

Ja, meinte ich, nach deiner Manier zu reden hätte der Staat gar keine Soldaten, oder nur das zuſammengelaufene Geſindel, wie es vor Zeiten geweſen iſt. Und dann, mein' ich, haſt du vergeſſen, daß die Schuld an all dem Ungemach nur dein iſt, denn das Geſetz erlaubt dir ja, einen Freibrief zu nehmen und deinem Willen zu folgen. Gieb nach, Rolof, gieb nach! Dein Unverſtand war's und des Alten Tollheit, das iſt's.

Die ſcharfen Brauen über ſeinen Augen berührten ſich faſt, als er aufſprang, daß ſeine Ketten raſſelten, und mir antwortete: Und wenn dies das Geſetz iſt, Ohm, ſo laßt es auch anwenden auf Alle, ohne Gunſt, ohne Vorzug, ohne Falſchheit. Was hilft mir das Geſetz, wenn ich weiß, daß es bei mir, für mich nicht gilt? Sie mir einen Freibrief geben! Sie dem Sohn *meines* Vaters! Oh! Schwefel und Feuer! Laßt mich lachen, Ohm! Sie, die ſich lieber ſelbſt verſchlängen, als daß ſie uns einen Gefallen thun, uns unſer Recht geben ſollten! Und Ihr ſprecht von den Soldaten? Wenn der König, wenn der Staat Soldaten haben muß, ſo laßt ihn ſie meinetwegen von den Hörigen nehmen, von den Leibeigenen, die es nirgends ſchlechter haben, als bei ſich in ihren Löchern, und Gott danken, wenn ſie davon können; oder er mag einſtellen, die ſich freiwillig melden, deren es immer noch genug geben wird; oder er ſoll uns nehmen, wie wir da ſind, Edelmann, Bürger und Bauer, Hoch und Gering, Alle die fähig ſind. Aber das geſchieht nicht ſo. Es geht nach Rang und Stand, nach Glück, Gunſt und Geld. Und nun, Ohm, was ſoll ich ihm? was geht mich der Staat an? was hat er mir gegeben, daß ich ihm zwanzig Jahre dienen und knechten, wie ein Hund mich dreſſiren und hudeln laſſen ſoll, meine Jugend vergeuden, meine Kraft zu Grunde richten, all mein Glück und Leben verlieren dafür, daß er mich das Fleckchen Erde für mein gutes Geld erwerben läßt, wo ich mein Haus baue? Das iſt bei Gott ein jüdiſcher Tauſch! Und weil ich meine Freiheit wahrte, mein Recht — darum in Eiſen!

So ging es immer fort. Ihr müßt nicht glauben, daß dies, was ich euch erzähle, Alles war; ich kann es euch nur nicht ſo wiedergeben, viel hab' ich auch vergeſſen. Vieles war darin, was falſch war und weit übertrieben und ganz läſterlich, aber eben ſo viel war auch gut und wahr, was auch mir ſchon durch den Kopf gegangen war, wenn ich einmal in müßigen Stunden an dies und das gedacht hatte, und was ſpäter oft gerade ſo gekommen iſt, wie der arme Kerl es damals ſagte. Und da ſtand er vor mir, ſo ganz hoch und ſtolz trotz Feſſeln und Lumpen, daß mich darob eine ordentliche Ehrfurcht packte. Und es war doch nur ein junger, bartloſer Burſch, meines Gleichen an Geburt und Rang, das heißt ein Nichts, ein tolles, wildes Geſchöpf, das nie viel in die Bücher geſehen und kaum jemals die Schule beſucht hatte. So war aber auch nur der Rolof.

Und es hilft dir Alles nichts, ſagte ich endlich, und das Ende vom Liede iſt, daß du nach meiner Trommel marſchiren mußt. Das danke deinem Alten und dir ſelbſt! Eure Thorheit hat dich in die Suppe gebracht. — Da ward er plötzlich wieder ſtarr und kalt wie zuerſt; er trat zu mir, faßte meine Hände ſo feſt, als wolle er ſie zerdrücken, und ſprach: Sei es drum, wir ſind Schuld daran, es läßt ſich nicht wegdiſputiren. Aber, Ohm, was ſoll ich hier? was wollen ſie mit mir? Es kann und kann nicht gut werden, denn ich kenne mich ſelbſt. Dort auf der See bin ich ſo gut wie Einer und beſſer, hier auf dem Lande ſchlechter als der Schlechteſte. Dort hätt' ich was nützen können, und hier kann ich nur ſchaden, mir ſelbſt und Andern; dort war ich der Erſte, und hier werd' ich der Letzte ſein. Wer ſein Leben lang Wind und Waſſer geſchluckt, der erſtickt am Staube; wer auf den Planken gehen gelernt, der wird nie auf der harten Erde fortkommen. Und dann ſoll ich fort von der See, verſteht Ihr das, Ohm? Verſteht und fühlt Ihr denn auch, was das ſagen will, wenn wir aus der Luft weg müſſen in die Mauern, aus dem wilden, bunten Getreibe und Gewoge der Flut in die lahme Alltäglichkeit des Landes, aus dem friſchen und fröhlichen Geſchäft des Seemanns, wo es immer zu wagen gilt, wo ſich immer Gefahren finden, wo ſtets nur wenig zu gewinnen, aber Alles zu verlieren iſt, von da weg, hieher in die Gleichförmigkeit und das Einerlei der Dreſſur und des Kamaſchendienſtes, kurz aus dem Leben in den Tod! Und daß ich fort muß aus der Freiheit in die Knechtſchaft, nicht auf ein Jahr oder auf zwei, auf drei — ſondern auf fünfzehn, zwanzig, auf ein ganzes Menſchenleben, fort von der See, von den Eltern, von dem Mädchen, von allem Glück, allen Ausſichten und Hoffnungen, ohne Wiederkehr, auf immer und ewig! Denn das Ende von alle Dem erleb' ich nimmermehr. Und weil ich dagegen mich gewehrt, darum in Eiſen! Ja, und ich ſelbſt Schuld daran, ich, ich!

Da waren denn die Schleuſen wieder gelöſ't, und es brach hervor wie ein Sturzbach, Jammer und Klagen, Flüche und Schmähungen, Drohen, Haß, Wuth und Erbitterung gegen ſich ſelbſt, Alles durcheinander, ohne Maß, ohne Ziel, unbeſchreiblich und undenkbar. Und dann ſchüttelte er die Ketten mit einer mehr als menſchlichen Gewalt, daß ich dachte, ſie müßten wie Staub von ihm abfallen. Und dann ſtand er wieder da, trotz Fetzen, Blut und Schmutz noch immer der Roloſ. Ich erbebe noch jetzt vor der Erinnerung, und damals ſaß ich wie zerbrochen, ſinnlos, unfähig mich zu rühren oder zu faſſen, mit dem einzigen Gedanken: das iſt's, was ich fürchtete, was mich wüthend gemacht und zu Thränen gerührt hat. Ja, es war ein wilder Jammer, und der, und daß ich das Alles ja vorausgeſehen, ſtieß mir ſchier das Herz ab.

Allmählich hatte Roloſ ſich denn doch ruhiger geredet, ſo daß auch ich wieder zu mir ſelbſt und zu Gedanken kommen konnte. Von dieſem Diſcurſe mußte ich ihn abbringen, das ſah ich wohl, und ich fragte ihn daher, wie das Unglück ſich begeben, wie er ſo tollköpfig jetzt in die Falle gegangen mit der See vor und ſeinem guten Schiff unter ſich? Erſt wollte oder konnte er noch nicht, da noch immer Anderes dazwiſchen kam; endlich aber gab er nach und ſagte: Es iſt weiter nichts Wunderbares dabei als meine Thorheit und mein Leichtſinn. Er erzählte darauf, wie er ſich dieſe letzten Jahre hindurch wenig daheim aufgehalten, vielmehr meiſtentheils auswärts, in England und Holland geweſen ſei, um eine Gelegenheit, eine Stelle zu ſuchen, wo er ſein Brod verdienen könne. Was ſich ihm jedoch dargeboten, habe ihm nicht recht gefallen, und er ſei daher vor einigen Tagen unverrichteter Sache mit einem Schmuggler zurückgekehrt. Der Vater habe ihm von den inzwiſchen angeſtellten Nachforſchungen geſagt; jetzt ſei zwar Alles ſicher, das Commando fort, allein er ſolle vorerſt nur Abends ans Land kommen und zum Winter wieder abreiſen. Zwei Tage lang ſei es gut gegangen, am dritten Abend aber ſei er bei des Obercontroleurs Hauſe angefallen worden, habe ſich durchgeſchlagen, ſei jedoch verfolgt worden und im neuen Kampf unterlegen. Und da bin ich nun, Ohm, ſchloß er, in Eiſen, in Eiſen! Aber der Obercontroleur, der Hundsfott, wird es auch ſchmecken, was ein Eiſen zu ſagen hat. Das iſt mein Troſt.

Das iſt unchriſtlich, Rolof, ſagte ich, obgleich ich recht gut wußte, daß mein Reden doch vergebens und das Leben des Beamten keinen Dreier mehr werth war, das iſt unchriſtlich, Burſch. Vielleicht iſt er an dem Streich unſchuldig; denn Corporal Heinzel iſt ein alter, geriebener, ſchlauer Vogel und ganz gut im Stande, dich ohne fremde Hülfe zu fangen. Dafür liegt er jetzt, erwiderte der Junge, und vergeſſen wird er mich nicht. Den Obercontroleur aber, den Hund, hab' ich erkannt trotz ſeiner Vermummung, und das hab' ich meinem Vater auch ſagen laſſen. Der ſoll ihn mir nun aufheben und bewahren wie ſein Augenlicht, denn der Burſche iſt mein, mein, und wehe dem, der Hand an ihn legt! Denn, Ohm, verſteht mich, fuhr er fort und ſchüttelte ſeine Ketten wie raſend, wo die erſt in ein Fleiſch gehen, das ihrer nicht gewohnt und nicht für ſie gewachſen iſt, da hört Gott und Chriſtlichkeit auf, und es regiert allein der Teufel. Ja — in Eiſen, ich! Das vergeſſ' ich nicht, und ſollt' ich den jüngſten Tag erleben!

Ja, die Ketten! Die ſchnitten ihm nicht allein in Arm und Bein, ſie waren ihm bis ans Leben, bis an die Seele gedrungen und hatten ihn, ſo zu ſagen, ganz und gar umhüllt. Da konnte all mein Zureden nur vergeblich ſein; das ſah ich ein und ſchwieg daher ſtill und ließ ihn reden. Aber da ich ihn nun allgemach ruhiger werden ſah, begann ich jetzt von der nächſten Zeit zu ſprechen, wie er ſich drein ergeben und ſein Schickſal tragen müſſe wie ein Mann; ich ſtellte ihm das Soldatenleben, den Dienſt, ſeine neuen Pflichten ſo gelind und gut vor, wie ich es nur immer konnte, ohne offenbar zu lügen. Ich ſagte ihm, an Freikommen ſei zwar nicht zu denken, allein die Möglichkeit bleibe immer noch, daß der Oberſt, der ihm augenſcheinlich wohlwolle, in zwei oder drei Jahren ihn gehen laſſe. Starrheit und Trotz helfe zu gar nichts, könne und müſſe im Gegentheil ſein Loos nur verſchlimmern; wenn er ſich dagegen ruhig und männlich in das einmal Geſchehene finde, ſich bereit erkläre, dem König als ein treuer und ehrlicher Soldat zu dienen, ſo verbürge ich mich, daß er, wo nicht heut Abend, doch am nächſten Morgen gewiß aus den Eiſen und in kurzer Zeit auch aus dem Arreſt komme. Nur ſein ungeberdiges Betragen habe ihm das Alles zugezogen. Weiter ſei nichts los, denn das Uebrige decke der Soldatenrock zu. Der Corporal ſei nicht todt, und einen derben Schlag auf den Kopf kriege man bei dem Geſchäft öfter. Der Corporal habe auch nichts zu ſagen, denn Rolof komme zu meiner Compagnie, wo der Capitän mir wohlwolle, wo Feldwebel und Unteroffiziere mit mir alt geworden.

Die werden dir alle das Leben nicht ſauer machen, ſchloß ich. Du wohnſt bei mir, du haſt meine Hülfe und Anleitung, und ſo müßt' es ja mit dem Teufel zugehen, wenn wir uns da nicht ein Leben herausdrechſeln, daß ſelbſt du darüber guten Muths wirſt. Schlag ein, Rolof! ein bischen guten Willen und Vernunft und es wird beſſer als wir Beide dachten, und abſonderlich kommſt du aus den ſakkermentiſchen Eiſen heraus. — Das iſt es nicht, Ohm, ſagte er und ſchüttelte den Kopf. Ob ich das Zeug da los werde oder noch trage, iſt mir egal. Wo aber die einmal geſeſſen haben, und ſei's nur ſo lange ein Ruder ſich hebt, da thun die Knochen davon weh, bis ſie verfault ſind, und ich werd' es fühlen, ſo lange noch ein Gedanke in meinem Kopfe iſt.

So ſprachen wir hin und her, und als ich endlich aufbrach, war das Ende noch immer kein leidliches, geſchweige denn ein gutes. Doch mußte ich wohl zufrieden ſein, daß ich ihn zu einer gewiſſen Ruhe gebracht, daß er Speiſe und Trank nehmen wollte, daß der Unteroffizier der Wache für ihn zu ſorgen, ihm für die Nacht ein menſchliches Lager zu ſchaffen verſprach. Ich hatte ihm wohl heiter und munter zugeſprochen, allein mir ſelbſt war bei Gott ganz anders zu Muth, und wenn ich an unſern Major und ſeine Rede dachte, war mir grauſam bang. Geſchehen mußte etwas, ſelbſt von mir armen, geringen Kerl, und ich ging daher zum Capitän. Es war ein humaner Mann, nicht verheirathet, hübſch voll und breit, vor dem Feind ein Löwe, daheim ein guter Eſſer, noch beſſerer Trinker, und keiner Menſchenſeele Feind. Mir war er wohl gewogen, denn ich hatte ihm vor Zeiten einmal das Leben gerettet. Seine Fürſprache galt viel, und er war der Bruder unſeres Oberſten. Daher war von ihm das Beſte zu hoffen.

Als ich zu ihm kam, wollte er gerade ausgehen, ließ mich jedoch vor. Was giebt's? fragte er, haſt du ein Geſpenſt geſehen, Ralow? Du ſiehſt aus wie die Wand. Ich komme vom Arreſtanten, Ew. Gnaden, verſetzte ich. — So ſo, weiß ſchon, meinte er. Nun, was treibt der Tollkopf? Der ſcheint ja vom hellen Satan beſeſſen. Giebt er ſich? — Es iſt mein Schweſterkind, Ew. Gnaden. — Was? rief er und warf den Hut auf den Tiſch, dein Neffe! Armer Kerl! Komm her und erzähle mir das; die Geſellſchaft kann warten. — Da ging mir das Herz auf, und ich ſchüttete ihm aus, was drin war. Er hörte mir ſchweigend zu, blieb zuweilen vor mir ſtehen, ſchüttelte den Kopf und ging wieder auf und ab. Bös! bös! murmelte er endlich, da ich ſchwieg. Wie kann der Kerl aber auch in ſeinem Verſtande ſo von Gott und Menſchen verlaſſen ſein? Da giebt's nicht viel zu thun. An Freikommen iſt nicht zu denken. Sprich mit dem Major und bitt' ihn, daß du auch mit dem Oberſten reden darfſt. Bei dem will ich heut Abend ein Wort für dich einlegen. Aus den Ketten ſoll er heraus, das verſprech' ich dir, denn ich kann mir denken, daß ſolche Dinger einem reputirlichen Kerl wehe thun. Geh und thu wie ich geſagt, und ich will's auch thun. — Wollte Gott, er wäre weniger gutmüthig und wacker geweſen, nicht von oben bis unten die lebendige Ehre. Bei einem andern Capitän — und es gab deren damals mehr als einen — hätte ein gut Stück Geld die Sache nach unſern Wünſchen zurecht gelegt. Hier war es damit nichts. Ich dankte und machte mich fort. Beim Major fand ich noch weniger Troſt; er blieb bei ſeiner Drohung vom Morgen, ohne ſich auf etwas Weiteres einzulaſſen.

Am folgenden Morgen warf ich mich in meine beſte Uniform, ging nach der Wache und beſuchte den armen Jungen. Geſtern Abend noch waren ihm auf des Oberſten Befehl die Ketten abgenommen worden; er hatte ſich gereinigt und ſeinen zerriſſenen Anzug ſo gut wie möglich wieder hergeſtellt; die Nahrung, der Schlaf, die Ruhe, die auf das lange Geſpräch mit mir, auf die Abnahme der Eiſen gefolgt war, alles das hatte ihm gut gethan und ihn ſichtbar zu einem ganz andern Menſchen gemacht. Von Nachgeben jedoch, von freiwilligem Eintreten war noch immer keine Rede. Das kümmerte mich aber wenig, und als es mir Zeit ſchien, ging ich zum Oberſten, um noch einmal zu verſuchen, ob ich ihn nicht ganz herausbringen und zu ſeinem Geſchäft zurückſchicken könne. Dabei ſtand mir freilich im Wege, daß ich all mein Lebtag nicht recht zu bitten verſtanden habe; wenn ich die Sache dargeſtellt hatte, war es aus, ſei es daß Abſchlag oder Bewilligung darauf erfolgte. Ich bin nicht anders erzogen.

Der Oberſt war ein alter Mann, wohl an die zwanzig Jahre älter als ſein Bruder, der Capitän, und ſo lange ich ihn geſehen, immer ſtill und ernſt; allein es ging das Gerücht von ihm, daß er vor Zeiten einer der wildeſten Tollköpfe der Armee und ein ausnehmender Liebling des alten Seydlitz geweſen. In

Folge deſſen mochte es nun geſchehen, daß er an recht ausgeſuchten Streichen, wenn ſie nur nicht unmittelbar gegen den Dienſt und ſeine Vorſchriften waren, noch immer Vergnügen fand und einem Menſchen, der ſo oder ſo, aber auf gute Manier, ſich vor den andern gewöhnlichen auszeichnete, ſo viel wie möglich nachzuſehen pflegte. Darauf baute ich alſo, denn der Rolof war ja wie ſchier kein ander Menſchenkind, und der Oberſt wußte auch bereits von ihm.

Als ich eintrat, ſaß er auf dem Canapee und las in den Zeitungen; wie er mich aber ſah, ſtand er auf, knöpfte ſeine Uniform zu und kam auf mich los, die lange hagere Figur nachläſſig vornübergebeugt und den Hut auf dem Kopf, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, ſo lange er gut aufgelegt war. Er iſt der Tambour Ralow von der fünften Compagnie? fragte er mich. — Zu Befehl, ſagte ich. — Wie lange hat Er gedient? — Bald zwanzig Jahr. — Er will mit mir wegen ſeines Neffen, des Burſchen ſprechen, der die heilloſen Streiche gemacht hat? Sein Hauptmann hat mir von euch Beiden geſagt. Erzähl' Er mir davon, Tambour, fuhr er fort und blitzte mich dabei immer mit ſeinen großen braunen Augen an, daß es mir ganz heiß wurde; denn dazumal war ſo ein Commandeur kein Menſch wie unſer einer, ſondern hundertmal größer, und er flößte uns mehr Reſpect ein, als ſeine Majeſtät der König ſelber.

Allein das half nun einmal nicht, geredet mußte ſein, und ſo faßte ich mir ein Herz und erzählte Alles rundweg von des Roloſ Leben und Treiben, von ſeinem Weſen und ſeiner Natur, von meiner Liebe zu ihm und meinem Rath, von ſeiner Tollheit, ſeinen ingrimmigen Reden. Ich verſchwieg kein Sterbenswort von dem, was ich noch wußte, und das war eigentlich das Ganze, weil mein Gedächtniß von jeher gut und firm geweſen. Hier könnte das Lächerlichſte nicht ſchaden, meinte ich, und beim Kampf, den er vor ſeiner Gefangennahme beſtanden, ließ ich keinen Schlag aus, keinen Sprung, nichts.

Der Oberſt ging immer ganz ſtill im Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, blieb bald vor mir ſtehen, blitzte mich bald lächelnd an und fragte: Hat er das geſagt, gethan? bald nickte er nur mit dem Kopf, daß der lange Zopf wackelte, und ſprach: Das iſt entſchieden ein Menſch von Seele! ein Menſch von Seele! — Das hat er wohl an die zehn oder zwölfmal geſagt, und daher erinnere ich mich daran, obgleich ich es nicht recht verſtehe und nur für ein rechtes Lob genommen habe. Endlich, da ich fertig war und ſchwieg, kam er auf mich zu, klopfte mir auf die Schulter und ſagte: Na, wer das ſo ſchmuck und fließend erzählt, der denkt wohl am Ende eben ſo? — Ich war bis zum Tode erſchrocken und ſtammelte nur: Ew. Gnaden — — Na, laß Er's gut ſein, Ralow, fuhr er lachend fort, es mißfällt mir nicht. Hör' Er einmal, Sein Neffe iſt ein ganzer Kerl und ein charmanter Kopf;

wie kann der ſich mit einem ſo ſchlechten, ſchmählichen Geſchäft abgeben, wie das Schmuggeln iſt! Das iſt ja doch nur Diebſtahl und Betrug. — Halten zu Gnaden, Herr Oberſt, verſetzte ich, dort zu Lande gilt es nicht dafür, und Schmuggler ſind ſie alle mehr oder minder. — — Aber der Burſch iſt auch nicht wie ſie Alle! rief er, au contraire, zeig' Er mir unter all den Bullenköpfen aus Seiner Heimath nur noch Einen wie den! Kurz, das muß der Kerl bleiben laſſen, und daher iſt es gewiſſermaßen gut, daß er in Dienſt und in ein reguläres, geſetzliches Leben kommt. Ich thät' gern was für ihn, aber frei laſſen kann und will ich ihn nicht; er kann Ehre bei uns einlegen, der Burſch, muß ſich nur ſeine unſaubere Hantierung aus dem Kopf ſchlagen und auch die Hochzeitsmücken, und wird zuerſt ein guter Soldat und nach einigen Jahren ein guter Menſch werden. Lange will ich ihn nicht feſthalten; weder ſein Leben, noch ſein Beruf ſoll verloren gehen.

Halten zu Gnaden, Herr Oberſt, ſagte ich, allein ich muß bemerken, daß der Junge von Kindesbeinen an nicht an das Land gewöhnt war und Zeit ſeines Lebens nicht marſchiren lernt. — Dummes Zeug, Tambour! gab er mir ernſthaft zur Antwort, was weiß Er davon? Wer in einem Beruf tüchtig und ſonſt kein Thor iſt, der wird überall kein Nichtsnutz werden. — Aber, meinte ich wieder, denn in dem langen Geſpräch war ich allmählich ganz frei und dreiſt geworden, der Burſch fürchtet ſich am meiſten, weil der Dienſt alle Tage derſelbe und einerlei iſt, weil es nicht bunt durch ebene See, durch Sturm und Gefahr geht, wie ſein Boot. — Ja, erwiderte er lächelnd, meint Er's ſo? Das iſt entſchieden mein Mann! Aber er kann ſich tröſten, denn ſo Gott will, werden wir es bald wieder einmal bunt genug haben, bunter als er es vielleicht mag. Ich will ihn ſehen, Ralow, ſchloß er, und ihn ſelbſt ſprechen. Nehm' Er die Ordonnanz mit und hol' er ihn von der Wache hieher.

Wir gingen und holten den Burſchen, der kalt und gleichgültig gegen die Ehre blieb, die ihm widerfuhr, und meinen Rath in Betreff ſeines Redens und Benehmens ſchweigend hinnahm. Als wir eintraten, ließ ihn der Commandeur, der wieder ſaß, herantreten und betrachtete ihn, wie mir ſchien, nicht unzufrieden von oben bis unten. Rolof ſah ihm auch wieder keck in die Augen und zuckte und zagte nicht. Das iſt Sein Neffe, Ralow? fragte endlich der Oberſt, und der hat den Corporal beinahe todtgeſchlagen? Aber es iſt ja ein Kind, ein reines Kind. Tambour, Er kann abtreten, ich will allein mit ihm reden.

So trollte ich mich und ſaß draußen auf dem Treppengeländer in Herzensangſt. Was Die mit einander verhandelten, hab' ich nimmer erfahren, allein es dauerte beinahe zwei Stunden lang. Drauf kam der Junge heraus, zwar noch immer trübſelig, aber doch nicht mehr ſo kalt und hart. Die Ordonnanz brachte mir den Beſcheid, es ſei Alles in Ordnung und ich möge ihn jetzt nach der Wache zurückbringen. Unterwegs ſagte er: Es iſt vorbei, Ohm, ich trete alſo in Dienſt. — Das waren ſeine einzigen Worte, und ich erfuhr weiter nichts, mochte ihn auch nicht fragen. Am Nachmittag kam er aus dem Arreſt, ward meiner Compagnie zugetheilt, am andern Morgen eingekleidet, am Tage darauf mußte er ſchwören, und vom nächſten Montag an exercirte er mit den andern Rekruten.

So war die Geſchichte denn wie hundert andere, nur mit einem andern Anfang, der freilich nur Wenigen bekannt war; daher ward auch nicht viel davon geredet, und nur unſer Major hatte den erſten Mittag auf der Parade gemeint, man mache ſo viel Umſtände mit dem Racker, als ob's ein Junker und nicht eben nur ein Racker wäre. Nun, das war ſo ſeine Art, und ich nahm's ihm weiter nicht übel, durft' es auch nicht einmal.

Es begann nun eine Zeit, von der ich nur wenig zu ſagen weiß. Sie verfloß, wie ſie immer bei gewöhnlichem, wenn auch ſtrengem Dienſt vergeht, in den täglichen Uebungen, Sorgen und Unterhaltungen. Mit dem Rolof ging es ganz gut. Ich hatte, wie ihr euch denken könnt, mit ſeinen nähern Vorgeſetzten, dem Feldwebel, den Unteroffizieren und Corporalen ein Wort geſprochen, und die Folge davon war, daß ſie ihn zwar recht tüchtig, aber doch weniger rauh vornahmen, als es ſonſt zu der Zeit bei unſern Rekruten der Fall zu ſein pflegte. Und der Rolof war ja auch ein wunderſames Menſchenkind, bei dem es keines herben Wortes, geſchweige denn einer handgreiflichen Erinnerung an ſeine Pflicht bedurfte. Schritt, Tritt und Wendung, Schließen und Richten ſchienen ihm angeboren und nur ein bischen vergeſſen; die Griffe mit dem Gewehr, Laden und Schießen nach militäriſchen Regeln lernte er ſpielend und war endlich in kürzerer Friſt, als man jemals gehört, mit Allem fertig. Am Tage, da er ins Regiment eingeſtellt wurde, war er der ſchmuckſte Kerl, den ich in meinem Leben geſehen, Donnerwetter! ſauber und zierlich wie eine Puppe, wie aus dem Ei geſchält. Alles ſaß wie gegoſſen, ohne daß er ſich Mühe dabei gegeben, es flimmerte und blitzte, ohne daß er auch nur zur Hälfte ſo viel geputzt, wie ein Anderer. Dafür waren auch ſeine Vorgeſetzten zufrieden mit ihm, vom Corporal an, der ganz behaglich lächelte, bis zum Capitän, der ihn den ſchmuckſten Kerl im Regiment nannte. Der Major freilich ſagte kein Wort bei ſeiner Inſpection, der Oberſt aber befahl, ihn, wenn er ſich gut führe, zu Oſtern als Ordonnanz bei ihm zu commandiren. Da ward der Rolof roth vor Vergnügen, und ich hätte bald einen Satz vor Freude gemacht, denn zu Ordonnanzen wurden nur die beſten Leute, und zwar beſonders die genommen, die bald beurlaubt oder entlaſſen werden ſollten. Kurz, der Blitzjunge hatte auch hier Alle im Sack und das Glück dazu.

Der Tag ging eben ſo luſtig zu Ende, wie er begonnen, denn ich hatte ihm an dem Abend einen Schmaus angerichtet, wo wir ſo ein Dutzend halb luſtiger, halb doch reſpectabler Geſellen zuſammen waren. Und der Rolof war, wie man ſagt, unſere Seele. Denn auch ſeine Heiterkeit ſchien er in den zwei oder drei Monaten allmählich wieder gefunden zu haben und brachte nun Alle damit auf die Beine. Er war voller Einfälle und Streiche, doch waren weder böſe noch dumme dabei, er lachte, er neckte, er trödelte und tollte, er that ſeinen Dienſt wie einen Zeitvertreib und war der Liebling Aller, der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Nur zuweilen, wenn wir in der Dämmerung einmal vor unſerem kleinen Ofen ſaßen, einſam und ſchweigend, da man nicht immer Geſellſchaft hat und nicht immer reden kann, wenn dann die kleinen Torfflammen bläulich durcheinander ſchlüpften und zuckten und von draußen die Sterne durch die gefrorenen Fenſter flitterten, da kam's denn wohl einmal über ihn mit Trübſinn und Heimweh. Sobald das aber geſchah — und ich merkte es gleich, da ich ihn ſelten aus den Augen und nie aus dem Kopfe verlor — fuhr ich mit dieſem und dem ſchnell dazwiſchen und ließ nicht nach, bis ich den Erinnerungsteufel wohl oder übel ausgetrieben hatte. Schlimmer war es noch, als er einigemal Bekannte, vielleicht Schmuggelgenoſſen, aus unſerer Heimat traf, die ſich wie Kletten an ihn hingen. Allein er ſagte mir ehrlich ſelbſt zuerſt davon, und ich brachte ihn unſchwer dazu, ſie laufen zu laſſen. Das Uebelſte fürchtete ich erſt vom Frühjahr, wenn das Wetter aufgeht und die Schifffahrt beginnt; denn ſo ein regulärer Seehund fern von der See iſt wie ein Zugvogel in Gefangenſchaft: ſie merken beide ihre Zeit. Allein ich hoffte auch, daß wir dann aufbrechen, tiefer ins Land ziehen und ihm ſo ſeine Grillen vertrieben würden.

So verging die Zeit, und wir waren bereits in den letzten Januartagen des Jahres 1806. Der Winter war bis dahin ſcharf geweſen, der Schnee gehäuft, und der Froſt hatte, ohne auszuſetzen, ſeit Monaten die Erde gehärtet und den Fluß mit feſter Decke belegt. Nun aber ſprang das Wetter mit einemmal um, es gab ein paar trübe Tage mit lauem Wind aus Südweſt und warmem Regen, der Schnee ging weg wie geleckt, das Eis begann zu knacken, und das Waſſer ſtand hoch darüber. Am nächſten Tag war es Frühlingswetter, es thaute mit Macht, dabei war der Himmel blau, die Sonne ſtrahlend, und Baum und Geſträuch ſchauten ſo luſtig drein, als ob ſie jeden Augenblick die Knoſpen herausſchicken möchten. Ihr ſeht mich an und wundert euch, weil ich das noch ſo genau weiß. Aber ich weiß auch noch das Datum, ihr Herren, und es hat nicht den Anſchein, als ob ich's je vergeſſen werde. Es war am ſiebenundzwanzigſten Januar und, wo ich nicht irre, ein Montag.

Als wir, der Rolof und ich, am Morgen jenes

Tages aus unſern Betten ſliegen, trat er ans Fenſter, das ihr dort durch die Bäume ſehet, und es aufmachend ſchaute er wie gewöhnlich hinaus. Das wird ein geſegneter Tag, ſagte er; kommt und ſchaut hinaus, Ohm, es iſt wie Frühling. Bei dem Wetter iſt die See in acht Tagen auf, und es kann wieder los gehen. — Ja, ja, verſetzte ich eifrig, und auch wir können marſchiren; ich denke, es gibt ſo einen kleinen Krieg mit dem Bonapart auf den Sommer. — Gott geb's! entgegnete er, und ſo plauderten wir fort, bis es Zeit ward, uns für den Dienſt anzuziehen. Als ich gerade die Uniform vom Nagel nehme, thut ſich die Thüre auf, und der Unteroffizier vom Dienſt, der mein guter Freund war, langt einen Brief aus unſerer Heimat an Rolof herein, den erſten und letzten, den er je empfangen. Er war von ſeiner Braut, die ein fixes Ding war und von guten Schulkenntniſſen. Geſchriebene Schrift konnten wir Beide aber nicht leſen und eilten daher zu unſerem Wirth, der uns das Schreiben nun vorleſen mußte. Ihr könnt euch denken, wie uns ward, da wir vernahmen, vor einigen Tagen habe man am Morgen auf dem Holzplatz, wo man den Rolof gefangen, eine Art Gerüſt aus Stangen und Balken geſehen und daran habe die Leiche des Obercontroleurs gebaumelt. Man habe zwar an den Jan als Thäter gedacht, allein der ſei damals gerade in S. geweſen und eben erſt zurückgekehrt. Uebrigens ſeien Alle traurig um den Rolof, möchten ihn ſehen, und was ſonſt ſolch ein Brief zu ſagen pflegt.

Als er den Tod des Elenden vernahm, der ihn verrathen, hörte ich ſeine Zähne knirſchen, und das Blut ſtieg in ſeine Stirne wie im Sturm; aber er ſchwieg, ward immer ſtiller, und erſt da ich, wieder droben bei uns, ſagte: Das iſt doch ein grauſam Ding! meinte er: Nun, es iſt wohl verdient, aber ich wollte, daß ſie das Gewürm für mich aufgeſpart hätten. Dann legte er ſich weit aus dem Fenſter, als wollt' er Stirn und Bruſt kühlen. Nach einiger Zeit ſagte er wieder, ohne ſich umzuwenden: Was das arme Herz ſo wehmüthig ſchreibt! Man fühlt es den Worten ab, daß ihr Kopf ſchwer von Thränen iſt. Ja, wann wir uns wohl wiederſehen werden! Und was ſie ſo hübſch und accurat zu malen weiß! Ich ſehe die „Seeroſe" wirklich vor mir mit ihren ſchlanken Stängen und die Segel ausgeſchüttet zum Abtrocknen. Weiß Gott, mein Schiff! du wirſt dich auch nach mir umſehen, wenn es in acht Tagen davongeht. Aber der Rolof nimmt ſein Gewehr, fuhr er fort, indem er das Geſagte auch that und dabei hell auflachte, und ſpaziert auf die Wache.

Mein Herz bebte bei ſeinen Worten, denn es ſchwante mir, der Junge möge einen unſeligen Entſchluß faſſen. Rolof! ſprach ich und packte ihn am Arm, da er fortgehen wollte, weißt du noch, daß du deinem König Treue geſchworen haſt und an die Fahne gebunden biſt? Er ſah mich groß an und ſchüttelte lachend den Kopf. Was fällt Euch ein, Ohm? fragte er. Leider iſt es ſo, und darum bleib' ich auch. Ohne meinen Schwur wär' ich lange fort. — So geh! ſagte ich, und mich reuten nun die verdammten, voreiligen Worte; es iſt Zeit, Burſch! — Und er ging; er that an dem Tage ſeine vierte Wache.

Nachher ſah ich ihn in Reih' und Glied ſo ſchmuck wie immer; Nachmittags, da ich ihn einen Augenblick lang ſprach, war er voll guter Laune. Da wünſcht' ich ihm gute Wache und ging meiner Wege. Damals hatte die Stadt noch ihre Feſtungswerke, aber ſie waren bereits in argem Verfall und wurden weiter nicht beſetzt, als daß man in der ſogenannten Sternbaſtion einen Poſten aufſtellte, weil die Zolldefraudanten gemeiniglich dort ihren Weg in die Stadt zu ſuchen pflegten. Schaut dorthin, wo jetzt die Boscage mit den drei Pappeln in der Mitte iſt, da war die Sternſchanze, und da ſtand der Rolof damals auf Poſten.

Gegen Abend drehte ſich der Wind mehr und mehr nach Oſten, die Luft blieb gleich angenehm wie am Tage, aber der Himmel bezog ſich, und da ich gegen neun Uhr nach Hauſe ging, war es eine Finſterniß, daß man ſie greifen konnte. Ich ſchlief wenig, da mir der Rolof, Gott weiß weßhalb, fortwährend im Kopfe lag. Gegen vier Uhr hörte ich einen Alarmſchuß. Da ſprang ich ſteil aus dem Bett, in die Kleider, die Treppen hinab, nach der Wache. Was iſt los? fragte ich. Geht nach der Sternbaſtion, ſagte mir der Unteroffizier. Ich lief. Dort fand ich den Offizier du Jour, die Runde, fluchend und wetternd vor dem Schilderhaus, in dem des Rolof's Muskete und Riemzeug, Montur und Hut lag. Und der Rolof, mein Schweſterkind? ſchrie ich heranſtürzend und das Zeug auseinander reißend, als ob er noch darunter ſtecke. Nun, was wird's ſein? murrte der Offizier, deſertirt iſt der Hund! Aber wir wollen's ihm anſtreichen! Scheer' Er ſich in ſein Quartier, Tambour! Was hat Er hier zu ſuchen?

Herr Jeſus! Herr Jeſus! ſummte ich vor mich hin und taumelte davon wie ein Trunkener; mir war Hören und Sehen vergangen, und ich weiß nicht, was mit mir geſchah. Am folgenden Morgen erſt fand ich mich wieder, auf der Treppe zu meiner Stube ſitzend. Da biß ich die Zähne zuſammen und that, was ich zu thun hatte. Ich weiß noch Alles, was es gab, ich meine, daß ich faſt Stunde für Stunde erzählen könnte, was ich dachte, was ich trieb, wo ich ging, ſtand und ſaß; denn eine ſolche Zeit und ſolch ein Elend freſſen ſich wie Aetzwaſſer in das Gedächtniß ein, daß es euch nicht einen einzigen Punkt ſchenkt. Doch davon erzählen mag ich nicht. Für mich war und iſt, was ich damals fühlte, ſo ganz ungeheuer, und ihr würdet jetzt dabei vielleicht über den alten Kerl lachen, der ſo ein Weſen aus — Nichts macht. Denn was war es denn am Ende? Seit ich im Dienſt war, hatten ſich ſo viele

Kerle davongemacht, daß man aus ihnen ein neues Bataillon hätte formiren können. Aber was gingen mich Die an? Nichts! Und wenn wir ſie wieder kriegten, rührte ich meine Trommel gleichgültig zum Gaſſenlaufen. Aber nun war es der Rolof — und Der durch die Gaſſe! Herr mein Gott! ich konnte davon nicht loskommen, nicht eine Minute, wenn ich wachte, nicht einen Augenblick, wenn ich einmal einnickte.

Am Abend des achten Tages nach ſeiner Deſertion ſaß ich wie gewöhnlich in jenen Tagen auf meinem Poſten am Seethor und wartete, diesmal nicht vergebens. Gegen Dunkelwerden kam ein offener Bauerwagen mit Stroh herangefahren; darin lag der Rolof, auch wieder in Ketten, voll Schmutz und Blut, Arm und Kopf in Binden. Vorn und hinten ſaßen ein Unteroffizier und drei Mann Füſiliere, die Gewehre zwiſchen den Knieen, den Hahn geſpannt. Da der Thorpoſten ihnen ſagte, wie es mit uns Beiden wäre, ließen ſie mich herantreten, während der Wagen einen Augenblick anhielt. Als ich den Unglücklichen ſo vor mir ſah, dachte ich wieder weinen zu müſſen; die Thränen waren auch da, ſie wollten aber nicht heraus, und unſer Herrgott weiß es und ich auch, es ſind nicht die beißendſten Zähren, die aus den Augen fließen.

Rolof — ſagte ich, und weiter ging es nimmermehr. Er ſchlug die Augen auf, ſah mich an, bewegte leiſe den Kopf und ſprach: Wieder da, Ohm. Und das war auch das Ganze. Es rührte ſich kein Muskel in ſeinem eiſenharten Geſicht, und zum erſtenmal merkt' ich's, daß er ſeinem Vater ähnlich ſah, freilich wie ein Laub im Frühjahr, wo's noch friſch und grün iſt, dem alten, das der Herbſt dürr und grau gemacht hat. — Indem fuhr der Wagen weiter zur Wache, ich ging ſtumpfſinnig hinterdrein, drückte ihm, da er heruntergehoben und hineingeführt wurde, noch die Hand, und dann durft' ich ihn nicht weiter ſehen. Denn er war kein Deſerteur allein, er war auch ein Verbrecher, und ich will euch gleich ſagen, wie das gekommen, und wie ich es am Abend vom Unteroffizier ſeiner Begleitung und nachher von ihm ſelbſt erfahren habe.

Einige Zeit vor dieſem Elend hatte man, was man längſt hätte thun ſollen, eine Compagnie Füſiliere nach unſerer Heimath gelegt, da die Steuerbedienten dem Schmuggel nicht mehr wehren konnten und ſich auch kaum noch Leute finden mochten, die willig dorthin in ihren offenbaren Tod gingen. Dann war Alles eine Zeitlang ſtill geweſen, ſei es des Militärs, ſei es des ſtarken Eiſes wegen. Endlich aber fand man den Obercontroleur am Galgen; am Tage drauf kehrte der Jan zurück und am Abend erſchien mit dem dort früher beginnenden Thauwetter ein Schiff, welches ſich ſo weit wie möglich in das Eis hinein ſchob und ſein Signal gab. Zu Boot konnten die Schmuggler nicht hinaus, aber ſie nahmen Schlitten und kamen gegen zwei Uhr Nachts mit voller Ladung zurück, unter Anführung des Jan, der ſchon ſeit Rolof's Gefangennehmung ſeine alte

Vorſicht nicht mehr ganz anwendete. Sie wurden entdeckt, angegriffen und unterlagen endlich nach einem ſchweren Kampf, der die engen Straßen mit Todten und Verwundeten füllte. Unter den letzteren war auch der Jan, den man meiner Schweſter beinah ſchon kalt ins Haus brachte, wo er denn keine Stunde darauf ſtarb. So fand Der ſeinen Lohn. Er hat das Ende reichlich verdient, und wär's auch nur um ſeinen Sohn, den er ganz auf dem Gewiſſen hatte.

Da wiſſen die Weiber nicht was zu thun. Sie ſchicken einen Boten ab, um das Unglück uns anzuzeigen und uns zu Rath und Hülfe herbeizuholen. Der Burſch, den ſie ſenden, iſt Rolof's Kamerad und denkt, es ſei beſſer, wenn er den Jungen allein mit und ſpäter ganz davon bringen könne. Da er ſpät Abends hier anlangt und einen Soldaten nach Rolof van der Kerken fragt, muß Der zu allem Unglück antworten: Den ſprecht Ihr heut nicht, er ſchildert in der Sternbaſtion. — Hei! denkt der Burſch, das trifft ſich gut, macht ſich hin und braucht nur ein Wort zu ſagen, und der Rolof iſt Feuer und Flamme, und ſie gehn auf und davon.

Als er nun gegen die Nacht ins Haus ſprang, fand er den Sarg des Alten mitten im Zimmer auf den Stühlen aufgeſtellt und die Weibsleute umher blaß und heulend. Allein zum Fragen und Reden war wenig Zeit; denn kaum hatte er der aufſchreienden Mutter und Liebſten von ſeiner Deſertion geſagt und daß er ſogleich wieder weiter müſſe, ſo hörten ſie auch ſchon die Schläge an der Thür, die der Burſch zum Glück noch ins Schloß geworfen. Am Morgen ſchon war der Courier angelangt, den man ihm von hier nachgeſendet. Das Haus war bewacht, den Hereinſchleichenden hatten trotz des Dunkels zwanzig Augen geſehen. Da ſind ſie! ſchreit ſeine Mutter. Aufs Eis! aufs Eis! ruft die Marie und ſchleppt ihn faſt zum Hinterfenſter. Allein dort ſtehen Wachen. Sie ſtürzen nach der Seite, wo der kleine Hof zwiſchen dieſem und dem Nachbarshauſe gegen Straße und Garten von hoher Bretterwand umſchloſſen iſt; da ſteigen die Soldaten eben herüber. Sie eilen in den verborgenen Raum, wo der Jan die Schmugglerwaaren aufſtellte; da bricht die Thür unter den Stößen, und ein ganzer Haufe quillt herein, voran der Capitän der Compagnie.

Ich fliehe nicht! ſchreit Rolof, ſtößt die aufkreiſchenden Weiber zurück und reißt des Jan doppelläufige Büchſe von der Wand, an den Kopf. Zurück, oder ihr ſeid des Todes! — Herunter mit der Büchſe! ruft der Capitän vorſpringend; ich bin dein Vorgeſetzter, du Hund, und befehle dir dich zu ergeben! — Nein! ruft ihm der Junge entgegen und drückt ab; der eine Schuß trifft den Offizier ins Herz, der andere wirft einen Soldaten nieder. Sie prallen zurück, ſie laſſen ihm Zeit die Büchſe hinzuwerfen, den ſchweren Schiffsſäbel und eine Piſtole von den Nägeln zu reißen. Schießend und hauend fährt er auf ſie, in ſie hinein, treibt ſie zurück, bringt durch die Thür auf die Straße, wüthet wie der eingefleiſchte Teufel immer weiter, achtet nicht der Stiche, der Stöße und Schläge, die von allen Seiten auf ihn hageln, nicht des Bluts, des eigenen und fremden, das ihn dampfend umſpritzt. Er, der eine junge Kerl, ſchlägt ſich gegen zehn, zwanzig, dreißig, gegen die ganze Compagnie, was weiß ich! Er jagt ſie beinah in die Flucht, denn rund herum drängen ſie ſich, wehren ſie ſich, verletzen ſich ſelbſt, und die Haare ſteigen ihnen zu Berge, denn er raſ't, er iſt wahnſinnig, ja; aber er iſt ein Held, ein Held! Er allein, er allein, je länger, deſto kräftiger, immer weiter durch die Maſſe, über Leichen, durch das Blut — Jeſus! mein Gott! ſchreit der Tambour und ſpringt auf und wirft bei der Erzählung des raſenden Kampfes ſelbſt wie raſend die geballten Fäuſte gen Himmel — Jeſus! mein Gott! ſo kämpft er, der Eine, er allein, Roloſ, allein, er, mein Herzblatt! Und Alles ſchlägt auf ihn, und kein Satan ſteht ihm bei! Und ich alter, tauber, ſtumpfer Hund ſitze zehn Meilen davon, denke mir das Alles, Alles! — und fliege nicht herbei, um mit ihm zu ſiegen, zu ſterben!

Der Alte bricht plötzlich ab, als ob ihm jetzt die Beſinnung wieder käme, er ſetzt ſich langſam nieder, er ſtützt den Kopf auf den Tiſch mit einer harten, eckigen Bewegung und ſchweigt eine lange Weile, ohne daß ſeine bewegten Zuhörer ihn zu ſtören wagen. Als er dann nach einiger Zeit das Geſicht wieder erhebt, ſind es die alten verwitterten Züge, ohne bedeutende Spuren der unmäßigen Erregung.

Ja, ſagte er, ihr ſchaut mich verblüfft und ungläubig an, aber ich ſage euch, die Leute bei mir zu Lande ſind von ſonderlichem Schlag; wenn Die erſt in Gang kommen, aber auch ſo recht in Gang, da ſind es ſchier keine Menſchen mehr, da ſind es die leibhaftigen Teufel und führen Dinge aus, bei deren Ahnung ſchon einem Andern die Haut zu ſchaudern anfängt. Der Unteroffizier, der es mir berichtete, meinte, er ſei in einigen Schlachten geweſen und bei manchem Dómêlé, wo man kaum die Augen habe aufthun mögen vor Stichen und Hieben, allein ein ſolches Wüthen habe er nie erlebt. Die Kerle ſeien durch einander geſtürzt wie die Halme vor der Senſe, und keiner habe gewußt, wo aus noch ein. Zuletzt, nachdem der Kampf ſchon einige Minuten gedauert, wirft ihm ein Steuerbeamter den Carabiner zwiſchen die Beine, daß er auf dem blutigen Boden ausgleitet und ſtürzt. Da hatten ſie ihn denn.

Als ich das nun vernahm, wußte ich alsbald, woher der Wind pfiff, und wunderte mich nicht länger, daß ſie mir den Eintritt zu ihm unterſagten. Seine Deſertion, ſein wahnſinniger Kampf — das war Alles nichts; aber daß er dem Offizier, der ſich ihm zu erkennen gegeben, Trotz bot und ihn erſchoß — das war der Teufel!

Am nächſten Morgen ging ich wieder nach der

Wache, da ich ihm doch nahe ſein wollte. Vom Dienſt hatte der Capitän mich dispenſirt. An dem Tage ſaß das Kriegsgericht bereits zum erſtenmal in der Commandantur. Als ſie den Rolof zum Verhör führten, drückten wir uns wieder die Hand. Er ſah gefaßt, aber ſtarr und finſter aus, und nur als er mich anſchaute, ſchienen ſeine Züge ſich für einen Augenblick aufzuhellen. Immer noch da, Ohm? fragte er mich. Ich nickte nur, denn um die Welt hätt' ich nicht reden können. Während ich nun dort zurückblieb, auf ſeine Rückkehr zu harren, all das Geſchwätz um mich her mit anhörte und, obgleich ich mich zwingen mußte, ſelber mitredete, ward ich plötzlich hinausgerufen, weil zwei Weibsleute, eine alte und eine junge, nach mir gefragt hätten. Es waren ſeine Mutter und die Marie. Erſt hatten ſie den Alten unter die Erde gebracht, und dann waren ſie aufgebrochen, um nach Dieſem hier zu ſehen. Ich traf ſie in meinem Quartier.

Iſt er todt, Ohm? fragte die Marie und packte meinen Arm, als ob ſie ihn wie ein Rohr zerdrücken wollte. Meine Schweſter ſprach nicht, aber ſie ſah mich an mit einem Blick, — mit einem Blick! Herr, mein Heiland, ſo können nur ein paar Mutteraugen blicken, wenn es um ihr Liebſtes, ihr Alles geht! Kinder, ſagt' ich endlich, Kinder, er lebt ja noch, er iſt ja noch nicht todt. Ihr werdet ihn ja bald wiederſehen, mit ihm ſprechen. Vielleicht giebt es noch Hoffnung!

Das Letzte log ich, denn ich wußte es nur allzu gut, was kommen mußte. Die Marie aber ließ mich los, ſah mich ſtarr und kalt an und ſprach: Öhm, das iſt nicht wahr, was Ihr uns ſagt, Hoffnung hat er keine, und ſterben muß er, denn er iſt deſertirt und hat den Offizier erſchoſſen. Und daß Ihr's nur wißt, daran bin ich Schuld, ich allein; mein Brief hat ihn gelockt, mein Bote ihn verführt. O Rolof, meine Herzensblume, was mußt du ſo jung verwelken! Und damit fiel ſie uns wie todt in die Arme. Meine Schweſter hörte das Alles ſtill mit an, ſie beſchäftigte ſich mit dem armen Kinde und ſuchte es ins Leben zurückzurufen, was ihr auch bald gelang. Aber ſprechen that ſie nichts, als vielleicht einmal: Bruder! Bruder! oder auch: Konrad! und ſah mich dann immer mit dem traurigen, trockenen, brennenden Blick an.

Ja, das war ein Elend, wie es keinem Menſchen beſchieden ſein ſollte, denn ein menſchlicher Kopf kann das nicht faſſen und nicht ertragen, er muß dabei zu Grunde gehen.

Die Weiber wollten ihn durchaus ſehen und ſprechen, und ſie ſcheuten zu dem Zweck ſelbſt den Gang zu ſeinen Vorgeſetzten nicht. Daher mußte ich am Mittag, nachdem ſie ſich einigermaßen erholt und beruhigt zu haben ſchienen, mit ihnen zum Oberſten. Wir wurden gleich vorgelaſſen und trafen auch den General im Zimmer. Nun ging das Elend wieder los; die Alte ſprach faſt nur mit ihren Augen, die Marie dagegen redete mit der leidenſchaftlichſten Gewalt. Ich kann weiter nichts davon ſagen. Der General hatte Thränen im Auge, der Oberſt auch. Ich kann's nicht, ich darf's nicht! ſagte der General und biß die Zähne zuſammen und zerdrückte ſeinen Hut zwiſchen den Händen. Kinder, brecht mir das Herz nicht! Und wär' es mein Sohn, mein leiblich Kind, es dürfte, könnte nicht ſein!

Ich ſtand dabei in dumpfer Ruhe. Alles das hatt' ich ja voraus gewußt und geſagt; es gab weder Hülfe noch Troſt. Endlich traten ſie ab, ich aber blieb und bat zum erſten- und letztenmal in meinem Leben. Ich wünſchte, daß uns das Urtheil ſo bald als möglich und vor der wirklichen Bekanntmachung mitgetheilt würde, damit wir dann ſogleich zu ihm dürfen und ihn ein paar Stunden länger ſehen könnten. Das ſagte mir der General ſogleich zu; ich ſolle täglich in die Commandantur kommen und bis zum Schluß der Sitzungen dableiben, um immer bei der Hand zu ſein. Wenn er ſein Urtheil habe, könnten wir ſogleich zu ihm; indeſſen möge es noch einige Tage anſtehen; man wolle ihm wohl, denn es laſſe ſich viel zu ſeiner Entſchuldigung ſagen; es ſeien noch Zeugen zu verhören, und was dergleichen mehr iſt. Ich dankte alſo tauſendmal. Liebſt du denn den Burſchen ſo gar ſehr? fragte mich der Oberſt. — Was ſollt' ich nicht, Ew. Gnaden! ſagte ich und brach in Thränen aus; Ew. Gnaden wiſſen, er iſt der Allerletzte von meiner ganzen Freundſchaft, denn meine Schweſter, haben Sie geſehen, iſt alt und grau und fährt nächſter Tage in die Grube. Das iſt ſo gewiß wie das Amen in der Kirche. — So geh denn, Tambour, ſprach der General; wir wollen für euch thun, was möglich iſt. Während ich durchs Vorzimmer ging, hörte ich den Oberſten noch ſagen: Es iſt ein Jammer, Excellenz. Der Burſch iſt ein prächtiger Kerl! Hätt' er Das vor dem Feinde gethan, man müßte ihn belohnen, und nun, da er ſich für ſeine Freiheit ſchlug —

Da mußt' ich die Thüre ſchließen und hörte nichts weiter. So warteten wir denn, ſahen den Rolof nur auf ſeinem Hin- und Hergange am Morgen und Mittag und waren ſonſt daheim. Meine Schweſter ſaß in der Ecke, das Tuch über den Kopf geſchlagen, ohne Schlaf, Thränen, Sprache, blaß und ſteinhart. Die Marie dagegen war wie im Fieber, wild und leidenſchaftlich; das Geſicht geröthet, die Augen brennend, die Glieder in immerwährendem Zittern, ging ſie raſtlos umher, von der Thür zum Fenſter, vom Fenſter zur Thür und rang die Hände. So was hab' ich nie geſehen; es war, als ob ihre Arme und Hände ohne alle Knochen und nichts als Gelenk wären, daß man ſie ſo und ſo drehen konnte. Ich ſelbſt verſah wieder meinen Dienſt, denn ich wäre ſchon damals toll geworden, wenn ich immer und immer hätte dabei ſein müſſen.

Noch drei Tage ging das Gericht fort. Am zehnten Februar war's, gegen zehn Uhr Morgens, da rief mich der vorſitzende Offizier ſelbſt ins Vorzimmer und theilte mir das Urtheil mit, und daß ich alsbald mit den Frauen zu ihm könne. — Als das Urtheil geſprochen wurde, hatte man ihm die Wahl gelaſſen zwiſchen Gaſſenlaufen auf Leben und Sterben oder der Kugel. Er hatte den Tod gewählt. Denn, hat er gemeint, am Andern ſtürb' ich doch auch, wenn nicht dabei, doch nachher; da iſt es ſo leichter. Sie hatten ihm dann Begnadigung in Ausſicht geſtellt, er aber verbat jedes Geſuch. Wenn ihr mir mein Recht gegeben habt, ſagte er, ſo iſt es mein Recht, und dabei muß es bleiben. Und ſo blieb es auch; am folgenden Morgen ſollte er erſchoſſen werden.

Meine Weibsleute führte ich ins Gefängniß, ich ſelbſt ging zum Appell. Nachdem der Spruch des Gerichts verleſen, und daß unſere Compagnie dabei zum Dienſt commandirt ſei, rief mich der Capitän abſeits und ſagte mir, ich ſei natürlich dispenſirt und könne dieſe Tage über thun und gehen wie ich wolle. Dagegen proteſtirte ich, ich wollte nicht dispenſirt ſein. Er redete mir zu, vernünftig zu ſein; es ſei des Oberſten Befehl, und er wolle mein Beſtes. Nein, meinte ich, das könne ich nicht, und ich wünſche mit dem Oberſten ſelbſt zu reden. Das ward mir erlaubt, und auf den Abend ward ich zu ihm beſtellt. Dann ging ich zum Arreſtanten, bei dem ich die Weiber und den Prediger traf.

Er war reinlich und ſauber gekleidet, auch ohne

Ketten. Ernſt und doch heiter kam er auf mich zu, fiel mir um den Hals und ſprach: Ohm, verzeiht Ihr mir all den Jammer, denn Ihr nun davon habt? Es konnte aber nicht anders kommen; ich hab' es Euch damals ſchon voraus geſagt. — Da ſchob ich ihn von mir, legte die Hände auf ſeine Schultern und hielt ihn ſo, daß ich ihn lange anſehen konnte. Rolof, ſagte ich dann, weßhalb biſt du deſertirt und haſt dem König geſchworen, und auch mir ſelbſt noch am Morgen desſelbigen Tages? — Ohm, verſetzte er, als ich dort ſtand, ſo allein, und der Wind kam von Oſten, da meinte ich die See zu hören, wie ſie mich lockte: komm! komm! Dann hörte ich einen Vogelſchrei — ich denke noch immer, daß es eine Möve war. Dann kam der Bote, der mir die Nachricht von Haus brachte. Da hielt ich mich nicht mehr, da vergaß ich den Poſten und vergaß meinen Schwur, da warf ich von mir, was nicht mein, und ſtürzte fort, ohne Beſinnung, ohne Raſt, bis ich daheim war.

Da machten wir unſern vollen, guten Frieden. Ihr kommt doch mit, Ohm? fragte er noch. Ja, gewiß! antwortete ich. Am Nachmittag kamen General und Oberſt und andere Offiziere, um von ihm Abſchied zu nehmen. Dann blieben wir mit ihm bis zum Abend allein, wo es für mich Zeit ward, zum Oberſten zu gehen.

Ich weiß es noch, als wäre es geſtern geweſen, wie ich aus der Wache herauskam, um die Ecke bog und die lange Straße ſo einſam und düſter vor mir liegen ſah. Da übermannte mich das Elend, mir ward ſchwindlig und ich mußte den Kopf gegen die Wand lehnen. Das zu hören und das zu ſehen! Solch ein junges, friſches, üppiges Leben, ſolche Lebenskraft, ſolch ein Fleiſch und Blut, ſolch ein Gemüth! Und daneben die armen Geſchöpfe, die all ihr Leben und Lieben von ihm und in ihm hatten! und die dennoch wußten, morgen iſt alles zu Ende! Morgen wird er dahin gerufen, und muß dahin auf ſeinen eigenen Füßen gehen, wohin uns nur der Wagen führt oder die Bahre trägt! Es war zu viel für eine menſchliche Faſſung, und ich ſtand da wie gelähmt, wie todt, und wußte nichts weiter, als was ich vorhin ſelbſt zu ihm geſagt und was ich noch immer ſage: Rolof, mein Junge, mein Herz und mein Lieb, warum haſt du mir das gethan!

Wie ich dort weg und zum Oberſten gekommen, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich vor ihm ſtand, und daß er mich fragte: Was bringſt du mir, mein armer Sohn? Bittet er um Begnadigung? Wir ſchicken gleich den Courier ab, bis übermorgen iſt Alles in Ordnung; das Gaſſenlaufen wird ſich auch ſchon machen. — Begnadigung? erwiderte ich. Nein, Herr Oberſt. Was er verdient, muß er leiden, es iſt einmal nicht anders. Er hat ſein Recht, und das muß ihm bleiben; da kann ſelbſt der allergnädigſte König nichts mehr daran ändern. Darum bitt' ich nicht.

Ihr ſeid Starrköpfe, ſagte er; aber was willſt du denn? Doch dein Capitän hat mir ſchon von deiner Thorheit geſagt. Bleibe zurück, mein Sohn, du kannſt das nicht aushalten; ich will ja, was dir gut thut. — Herr Oberſt, ſprach ich, halten zu Gnaden, aber ich muß mit, und ſollt' ich den Tod davon haben. — So befehl ich dir als dein Commandeur, erwiderte er ernſt, du ſollſt zurückbleiben. — Herr Oberſt, gab ich zur Antwort, ich bin traurig, weiß Gott! und ich wollte, ich wäre todt und es wäre aus mit mir, aber ich bin geſund und bei Sinnen: ich will nicht dispenſirt ſein und bin lieber ungehorſam. Es iſt ein Ehrendienſt, Herr Oberſt. Wenn einem ſein Bruder ſtirbt oder ſein Kind, ſo begleitet man ſeine Leiche, und es iſt ſo gut wie mein Kind, Ew. Gnaden, ich habe kein anderes, eigenes. Aber das thut gar nichts, er iſt auch mein eigen, und da wollt' ich den Herrn Oberſten gehorſamſt gebeten haben, mich nicht ſo zu betrüben, daß ich ihn auf ſeinem letzten Wege nicht begleiten dürfte. Der Herr Oberſt ſind mir immer ein gnädiger Commandeur geweſen.

Da trat er auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: So geh denn, du alter, harter Burſch. Dann wandte er ſich ab und ging ins Nebenzimmer. Ich aber machte mich ins Gefängniß, blieb bis zehn Uhr dort und nahm dann die ſchier ſinnloſen Weiber mit mir ins Quartier. Dort haben wir die Nacht ohne Schlaf geſeſſen; ich hatte meine Trommel zu dämpfen.

Am andern Morgen um ſieben Uhr ſind wir hinausmarſchiert zum Fichtenhügel; dazumal aber ſtanden nur ein paar Bäume darauf mit einigem dichten Buſchwerk, und vornean war der eine krumme Stamm, den ihr dort noch ſeht; die andern Bäume waren noch nicht geſäet. Dort traten die Burſche zu ihm, die zum Dienſt commandirt waren, und nahmen Abſchied von ihm; dann fiel er mir um den Hals und wir ſagten uns Adieu. Darauf kniete er auf dem Hügel an der Grube nieder; die Augen wollt' er nicht verbunden haben.

Der Offizier commandirt: Schlagt an! Feu— Wie er das Wort halb ausgeſprochen hat, iſt es als ob das Gebüſch dicht hinter dem Rolof wie eine Thür aufſpränge, die Marie fällt draus hervor und auf den Jungen. Ich komm' mit! ruft ſie. — Halt! ſetzt ab! ſchreit der Offizier und ſpringt wie raſend vor und ſchlägt mit dem Degen auf die Gewehre. Aber es war ja ſchon zu ſpät! Wie ſie auf ihn fiel, hatte ſie auch ſchon ihre Kugel in der Bruſt, gerade wie er. Wie das alles möglich geweſen, wie ſie vor uns dahin gekommen, wie ſie ſich ſo verſtecken konnte — ich weiß es nicht. Aber es iſt einmal geſchehen, und ſie lagen Beide maustodt.

Da ſchrie es ringsum auf, als ginge die Welt unter. Die Leute weinten und heulten wie die Weiber, mein Capitän riß ſich die Haare aus dem Kopfe und war wie wahnſinnig. Ich aber weiß von da an nichts mehr; ich fühlte mich ganz närriſch im Kopf. Als ich dann nachher zu mir ſelbſt kam, war es wieder Winter. Ich brach auf und kam zwei Tage vor Eylau zu meinem Regiment zurück.

Das iſt's! ſagte der Tambour und faßte mit den Händen an ſeine Schläfen. Und nun, Kinder, geht eurer Wege, denn mein Kopf iſt wieder einmal wild. Ich ſagt' es euch ja, ſchloß er mit faſt unverſtändlicher Stimme und wildem, ſtarrem Blick, ich ſagt' es euch ja, es iſt keine Geſchichte für den Tag, denn ſie iſt teufliſch.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

# Novellenſchatz.

## Dritte Serie.

## Erſter Band.

(Der ganzen Reihe dreizehnter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

'42, 1167

Dritte Serie.

Erſter Band.

(Der ganzen Reihe dreizehnter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite.
Am Malanger Fjord. Von Theodor Mügge. . 1
Der graue John. Von Friedrich von Heyden. . 177
Der Flüchtling. Von Adolf Pichler. . . . 208

# Am Malanger Fjord.

Von Theodor Mügge.

Vielliebchen, Taſchenbuch für 1852. Leipzig. Baumgärtner's
Buchhandlung.

Theodor Mügge, am 8. November 1806 in Berlin geboren, zuerſt Kaufmann, dann Soldat, begann erſt 1825 in Berlin ernſtere Studien in Naturwiſſenſchaften, Geſchichte und Philoſophie, in der Abſicht, ſich der Univerſitäts-Carriere zu widmen. Als ſeine Haltung in den politiſchen Kämpfen der Zeit ihm dieſe Ausſichten abſchnitt, wandte er ſich zur Journaliſtik (u. A. als eifriger Mitarbeiter an der „Zeitung für die elegante Welt“) und fing zugleich an, ſich als Novelliſt hervorzuthun, eine Lebensaufgabe, der er mit wachſender Meiſterſchaft und großem Erfolge bis an ſeinen am 18. Februar 1861 in Berlin erfolgten Tod treu blieb. Seit ſeinem erſten belletriſtiſchen Verſuch „Bilder aus meinem Leben“ (1829) veröffentlichte er, theils in Taſchenbüchern und Journalen zerſtreut, theils in ſeinem eigenen Taſchenbuch „Vielliebchen“ (ſeit 1850), eine außerordentlich große Menge von Erzählungen, ſpäter in fünfzehn Bänden geſammelt („Novellen und Erzählungen“, Braunſchweig 1836; „Novellen und Skizzen,“ Berlin 1838; „Geſammelte Novellen,“ Leipzig 1842—43; „Neue Novellen,“ Hannover 1845). Aber dieſe Novellen-Bände waren nur die Vorläufer einer ſtattlichen Reihe größerer Romane, unter denen „der Voigt von Sylt“ (Berlin 1851), „Afraja“ (Frankfurt 1854) und „Erich Randal“ (Frankfurt 1856) beſonders hervorzuheben ſind (neueſte Geſammtausgabe Breslau 1862—67); anderer Publicationen von kleinerem Umfang, Reiſeſkizzen, zumal Bilder aus dem nordiſchen Volksleben, zu geſchweigen, die der unermüdlich Fruchtbare dazwiſchen erſcheinen ließ.

Die Neigung zur Schilderung von Land und Leuten unter fremdem Himmelsſtrich iſt ein durchgehender Zug in den meiſten dieſer farbenreichen Erzählungen, und faſt ſcheint es, als ob der Dichter ſich für die ungeſtillte Sehnſucht, ein ewiges Wanderleben zu führen, in ſeinen Novellen und Romanen entſchädigt habe. „1825 war er im Begriff nach Peru zu gehen, um unter Bolivar zu dienen, als die Nachricht von der bereits erfolgten Vertreibung der Spanier aus Südamerika ihn zurückhielt.“ Nun ſchwebte ſeiner Phantaſie beſtändig der eine ſtarke Contraſt von Wildniß und Culturwelt vor, und Zuſtände, in denen dieſe Gegenſätze nicht energiſch auf einander platzen, hat er nur ſelten und dann nicht immer mit Glück, gleichſam ohne eigentlichen Herzensantheil geſchildert. Den glücklichſten Griff that er, als er ſeine Reiſeeindrücke von der ſkandinaviſchen Halbinſel epiſch zu verarbeiten begann, und ſeine norwegiſchen Romane und Novellen, obwohl auch hier die Racen- und Culturgegenſätze das faſt ausſchließliche Thema bilden, haben ihm einen dauernden Namen gegründet, für deſſen volle Berechtigung die von uns ausgewählte treffliche Erzählung ſicherlich das beſte Zeugniß ablegen wird.

# I.

Es mögen jetzt wohl mehr als zwanzig Jahre vorüber gegangen ſein, als ein großes Boot von ſechs Rudern, mit einer Halbkajüte verſehen, an der Küſte des Norwegiſchen Hochlandes hinfuhr, das jenſeits des großen Weſtfjord und des Polarkreiſes, bis nach dem Nordcap hinauf, ein wildes Labyrinth von Felſen, Inſeln, Inſelbrocken und zahlloſen Sunden und Meeresarmen darſtellt, welche tief in den Schooß der Gebirge und Klüfte dringen.

Damals konnte man noch nicht, wie jetzt, mit dem Regierungsdampfſchiff raſch und leicht dieſe wüſten Irrwege durchfahren, erſt mehrere Jahre ſpäter wurde damit der Anfang gemacht; die einzige Möglichkeit, von einer Handelsſtelle der Kaufleute zur anderen zu gelangen, blieb das Ruderboot, mit welchem freilich nur langſam weiter zu kommen war.

Es war ein Sommertag, ſo ſchön und ſtill, warm und ſonnenvoll, als hinge der blaue, fleckenloſe Himmel über einem ſüdlichen Lande; ein einziger Blick aber reichte hin, um dieſe Täuſchung zu zerſtören.

Der Paſſagier des Bootes, welcher es gemiethet hatte, um damit nach der Handelsſtelle von Lenvig zu gelangen, ſaß oben auf dem Halbdeck auf einigen Kiſſen, an welchen er halb liegend lehnte, und betrachtete nachſinnend und ſchweigend den düſteren Kranz zerriſſener Felſen und Felſennadeln, die überall aus dem Meere aufwuchſen, ſpitz und zackig ihre kahlen Häupter in die klare Luft tauchten und ihre Wände und ſchroffen Seiten im hellen Sonnenlichte glänzen ließen.

So weit das Auge reichte, war nichts zu entdecken, als dies öde, lautloſe Felſengewirr; die hohe Nordlandsküſte in ihrer ſchweigenden Wildheit, die Meeresſchlünde, welche ſich darin verloren, nur da und dort ein grüner Streif, ein weiß leuchtendes Birkengebüſch, eine Felſenſpalte, wo ſchwarze traurige Nadelbäume wuchſen, oder ein kleines Thal, durch welches ein Bach in haſtigen Sprüngen und Waſſerſtürzen niederſchoß.

Auf den Klippen und Steinen, die aus dem blanken ſtillen Meere ragten, ſaßen eben ſo ſchweigſame Vögel in dichtgedrängten Haufen. Rothkämmige Alke ſteckten die Köpfe zuſammen, viele andere entenartige Thiere und große Möven ſonnten ſich behaglich und ließen das Boot vorüberziehen, ohne ſich zu rühren; nur bei einem heftigen Geplätſcher der Ruder oder bei dem lauten Ruf der Bootsleute fuhr ein Schwarm in die Tiefe und verſchwand darin ohne Lärm und Geſchrei.

Der Reiſende warf ſich mißmuthig auf die andere

Seite und ſtarrte über ein weites Waſſerbecken auf die zahlloſen Klippen und Brocken zwiſchen den großen Inſeln Hindöen und Senjenöen. Ganz dieſelben Felſen, dieſelbe Oede, dieſelbe wilde Größe der Natur und dasſelbe Schweigen traten ihm entgegen. — Dann und wann nur, wie von einer unſichtbaren Hand gehoben, brach ſich das Meer an irgend einem Steine und warf eine ſchäumende Fontaine hoch in die Luft, gleichſam um zu zeigen, daß es träume aber nicht ſchlafe.

Der Reiſende ſah auf die Schaumflocken, welche das Boot umſchwammen; er verfolgte die großen roth und blau gezeichneten Quallen, wie ſie, wunderbar glänzend, ihre langen Arme nach Raub ausſtreckten; dann lachte er ſpöttiſch vor ſich hin, indem er eigenthümliche Vergleiche mit dieſen ſeltſamen gallertartigen Geſchöpfen anſtellte.

Es war ein Herr aus guter Familie, der im Süden des Landes längere Zeit ein einträgliches Amt bekleidet, aber durch mehrere gewaltthätige Handlungen und zunehmende Schulden es endlich dahin gebracht hatte, daß er es räthlich und paſſend fand, ſich als Landrichter oder Sorenſkriver, d. h. geſchworener Schreiber, hier oben ans äußerſte Ende Nordland's, an den Malanger Fjord, verſetzen zu laſſen.

Herr Lars Stureſon ſah ganz ſo aus, wie ein Mann, dem man Paſchalaunen zutrauen kann, und ſeine Verwandten im Staatsrath und im Storthing mochten wohl Recht haben, wenn ſie glaubten, daß die

Leute an den Lappmarkiſchen Küſten dergleichen beſſer vertragen konnten, als die ſtolzen Bauern und Hofbeſitzer in den ſüdlichen Grafſchaften.

Es war ein ungemein großer, kräftiger und breitſchulteriger Mann, anſcheinend vielleicht in der Mitte der dreißiger Jahre. Sein ſtolzes, hartes Geſicht war roth und voll und trug mancherlei Zeichen, daß er bei Toddy und Punſch alle Nebenbuhler vielmals beſiegt hatte. Schlaue und bewegliche graublaue Augen milderten die feſten, maſſiven Formen ſeines Kopfes, und im Ganzen genommen war er ein ſtattlicher Herr, der ebenſowohl Ehrfurcht und Furcht, wie Wohlwollen und Achtung erwecken konnte.

Lars Stureſon war verheirathet geweſen und nach einer unglücklichen Ehe Wittwer geworden. Er machte daher die Reiſe allein. Das Boot war mit ſeinen Koffern und Kaſten gefüllt, die das Nothwendigſte enthielten, was er in der Einſamkeit ſeines neuen Wohnortes zu brauchen dachte. Eine Nordlandsyacht, die von Bergen ausgelaufen war, ſollte ihm Mobilien aller Art und mancherlei Luxusgegenſtände, ſein Haus auszuſtatten, nachliefern.

Hier lag er nun auf ſeinen Polſtern auf dem ſchmalen Deck, einige Bücher neben ſich, und zwiſchen denſelben die Reſte einer halbgeleerten Flaſche Portwein, aus der er dann und wann einen Zug that.

Die Quallen, ſagte er lachend vor ſich hin, ſind in ihrer Art die Landrichter und Voigte des Meeres.

Es giebt manche ſtärkere und größere Geſchöpfe darin, aber keines vergreift ſich ſo leicht an ihnen. Vögel und Fiſche fliehen ihre Berührung ebenſowohl, wie die Menſchen, denn Jeder wird gebrannt, der ihnen zu nahe kommt. Sie aber rudern mit ihren langen, gefingerten Armen unbekümmert durch die Wellen. Das ganze Ding iſt nichts als Magen; Alles, was ſie greifen können, halten ſie feſt, was ſie berühren, wird ihre Beute, wird elektriſch angezogen, in den Magen gepackt und muß laſſen, was es beſitzt.

Er warf ſich auf den Rücken, ſchaute in den Himmel hinauf und ſprach mit einem kräftigen Fluche: Gott mag es wiſſen, wie ich hier leben ſoll, aber der Teufel ſoll mich holen, wenn ich nicht am liebſten in die Luft hinaufblicke, um von dieſem verwünſchten Lande nichts zu ſehen. Felſen, Klippen, brandende Waſſer, ſchmutzige, nach Fiſchthran ſtinkende Fiſcher und gaunernde Krämer: das ſoll deine Geſellſchaft ſein, Lars Stureſon, und wann und wie ſollſt du davon erlöſ't werden?

Nach einer Stunde voll Nachdenken richtete er ſich auf, denn es war Bewegung in das Boot gekommen. Leiſe Wellen begannen es zu ſchaukeln, ein Wind flog kühl über das Waſſer hin und zog krauſe Katzenpfoten, wie die Schiffer es nennen, darauf zuſammen. Die Sonne neigte ſich dabei tief dem Weſten zu, der eine feurige Röthe ausſtrahlte, welche an allen hohen Bergen und Spitzen glühte.

Der Landrichter zog ſeine Uhr; es war in der zehnten Abendſtunde; dann betrachtete er die Anſtrengungen der Ruderer, welche ſich verdoppelten, und endlich ſchickte er dem dunſtigen Feuerball einen neuen Fluch nach, denn er wußte wohl, daß dieſer die Schuld trage.

In den langen Sommertagen geht die Sonne hier ſchon mehrere Wochen lang nicht unter den Horizont; ſie beſchreibt einen Kreis in der abgeplatteten Polnähe, und wenn ſie um Mitternacht ſcheint, iſt der einzige Unterſchied der, daß ein ſchlaftrunkenes Schweigen die ganze Natur ergriffen hat. Kein Windes-Fächeln iſt zu merken, kein Halm bewegt ſich, kein Fiſch ſpringt im Meere; alle Vögel ruhen aus in dem gelbrothen, fahlen Sonnenlichte und verbergen ihre Köpfe.

Dieſe Zeit war vorüber, der Feuerball fiel wieder in das unermeßliche Meer, aber die Nacht war doch nur eine Dämmerung weniger Stunden. Als er niederſank, trat Kühle ein, die kältere Luft ſtürzte der Sonne nach, und faſt zugleich mit ihr kam die Strömung der Ebbe aus den Fjorden und Sunden dem Boote entgegen und verſetzte es in eine ſchaukelnde und ſchwankende Bewegung.

Die Ruderer ſtrengten alle Kräfte an und brachten das Boot dicht an die Küſte; aber in dem enger werdenden Kanale, der Senjenöen vom Feſtlande trennt, wurde die Strömung heftiger, und zwiſchen den hohen Uferwänden zog der Wind ſchärfer ihm entgegen.

Mit mühevoller Arbeit war doch nur geringes Weiterkommen merklich, und als der Landrichter eine Weile zugeſchaut hatte, als er ſah, wie die brennende Röthe an den Bergſpitzen abnahm und falbte, während blaue Schatten aus den Schluchten langſam heraufkletterten, konnte er ſich nicht enthalten, eine Frage an die Schiffsleute zu richten.

Es wird ſpät, rief er hinunter, wir kommen langſam vorwärts.

Wind und Strömung gegen uns, Herr, antwortete Einer.

Und wie weit noch nach Lenvig?

Zwei Meilen, ſagte der Mann. Werden ſie ſchwer ſchaffen, ehe die Flut kommt.

Der Reiſende ſah die unwirthliche Küſte an; nirgend war die Spur einer Menſchenwohnung zu entdecken, und offenbar hatte er wenig Luſt, die Stunden der Nacht, ſo mild und hell dieſe war, im Freien zuzubringen.

Iſt keine Handelsſtelle in der Nähe? fragte er.

Es war, als hätten die müden Ruderer nur auf dieſe Frage gewartet.

Ja, Herr, ja! riefen ſie zuſammen; ein wenig mehr herauf liegt Chriſtie Hvaland's Stelle.

Eine feine Stelle, Herr, fügte der Führer des Bootes hinzu. Chriſtie Hvaland iſt ein guter und angeſehener Mann, der fünf Yachten nach Bergen ſchickt.

So wird er uns einen Platz an ſeinem Herde gönnen, ſagte Stureſon. Fahrt zu, Leute, je eher wir hinkommen, je beſſer.

Mit dieſem Beſcheide kam vermehrte Kraft in die Ruderer, und als der letzte Schimmer zerrann, lag das Haus des Kaufmanns in der Tiefe einer Bucht vor ihnen.

Maleriſch genug ſah es aus, obwohl es ein Balkenhaus war, wie alle dieſe Häuſer ſind. Aber es lag von einem Halbkreis weißlicher Felſen im Rücken geſchützt, die ihre kahlen Spitzen über ein üppig dichtes Buſchwerk von Birken hervorſtreckten. Der Raum bis zum Meere mochte kaum hundert Schritte betragen, doch war er mit einem lieblichen Grasteppich bedeckt, und dicht an der einen Seite des langen Blockhauſes kündigte ein umzäunter Platz ſogar die Anlage eines Gärtchens an. Packhäuſer erhoben ſich auf Pfahlwerken aus dem Meere, mehre von den ſeltſamen hochſchnäbligen Nordlandsyachten lagen vor ihnen, an der Ufertreppe ſchaukelten große Boote neben kleineren, und oben auf dem Gange nach dem Packhauſe liefen die Bewohner der Handelsſtelle zuſammen, als ſie das fremde Fahrzeug erblickten.

Nach wenigen Minuten hatte dies angelegt, und Lars Stureſon ſprang die Treppe hinauf mitten in den Kreis von Dienſtleuten, Fiſchern und Weibern, die ihn neugierig betrachteten.

Er rannte dabei an einen ſtämmigen kleinen Burſchen, der einen Glanzhut auf dem Kopfe hatte und den Arm in die Seite geſtemmt ihn bewegungslos erwartete.

Nimm es nicht übel, ſagte der Landrichter, als der Mann unter dem Gelächter ſeiner Nachbarn zur Seite taumelte. Friede ins Haus, ihr Leute, wo iſt Herr Chriſtie Hvaland?

Hier, antwortete ein Mann, der in die Thüre getreten war, an welche er ſich lehnte und aus einer halblangen Pfeife gleichmüthig weiter rauchte.

Er muſterte dabei den Fremden mit ſcharfen Blicken, ohne irgend ein Zeichen freundlicher Theilnahme und ohne ſich im Rauchen ſtören zu laſſen.

Nach der erſten üblichen Begrüßung bat der Landrichter um Obdach für dieſe Nacht, da Wind und Strömung das Boot am Fortkommen hinderten.

Chriſtie Hvaland ließ ihn ausreden und ſetzte ſeine ſtillen Betrachtungen fort. Er war ein Mann von mehr als fünfzig Jahren, ſchmal und dünn. Sein lederhartes, ausgetrocknetes Geſicht, das vorn ſich zuſpitzte und mit einer gekrümmten Naſe endete, machte keinen ſehr günſtigen Eindruck. Gelbliches Haar lag auf ſeinem Kopfe und ließ die hohe, mächtig gewölbte Stirn unbedeckt, unter welcher hellblickende, ſcharfe Augen den klug rechnenden Kaufmann ankündeten.

Endlich zog er ſeine langen, knochigen Hände aus der Rockjacke, und indem er ſie langſam nach dem Meere ausſtreckte, ſagte er: Lenvig's Kirche könntet Ihr ſehen, wenn es Tag wäre; aber reiſende Leute ſind willkommen jederzeit. Laßt das Boot unter den Packraum fahren, damit es ſicher liegt.

Der Ton widerſprach den Worten; er kündigte an, daß Herr Chriſtie Hvaland ſich eben nicht viel aus dem Beſuche machte; aber Alles änderte ſich als Lars ſagte: Sie mögen Recht haben, Herr Hvaland; ich hätte bei guter Zeit Lenvig erreichen können, wenn die Burſchen ordentlich gerudert hätten, was mir lieber geweſen wäre, als Ihnen beſchwerlich zu fallen. Ich bin der Sorenſkriver Stureſon, von der Regierung hieher geſandt, und muß eilen, um meinen Platz einzunehmen, der ſchon lange auf mich wartet.

Der Kaufmann nahm raſch die Pfeiſe aus dem Munde, und über ſein Geſicht verbreitete ſich große Freude. Er wußte genau, was die Freundſchaft des Landrichters zu ſagen hat, und war ein umgewandelter Mann. Glück in mein Haus! rief er, daß es ſich ſo gefügt hat. Hätte es wiſſen können, daß Sie es ſein mußten, Sorenſkriver Stureſon, und kein Andrer, haben die Nachricht ſchon ſeit einiger Zeit bekommen.

Er ſchüttelte ihm die Hand und führte ihn mit aller Höflichkeit und guten Wünſchen in ſein beſtes Zimmer, wo der Landrichter ſogleich die Bemerkung machen konnte, daß bis in dieſe öden

Wildniſſe mancherlei Luxus gedrungen ſei, den Geld ſchaffen kann.

Da ſtanden ſtattliche polirte Stühle aus dem prächtigen Birkenholze, das in Bergen verarbeitet wird; da war ein Sophatiſch, der auf einem bunten deutſchen Teppich ſtand; da war endlich das bequeme Sopha ſelbſt, das ohne Zweifel aus Hamburg ſtammte. Ein Schrank in der Ecke mit gebogenen Scheiben enthielt Taſſen, Gläſer und Kryſtallſachen, und an der Wandſeite ſtand ein Klavier der größten Art, Metallrollen unter ſeinen gedrehten Beinen und ein geſtickter Seſſel davor.

Der Kaufmann nöthigte ſeinen Gaſt zum Sitzen, und während er ihm erzählte, daß er ſeit vier Wochen erſt aus Bergen zurückgekehrt ſei, wo er ſeine Stockfiſche diesmal zu beſonders guten Preiſen losgeſchlagen habe, ohne allen Zwiſchenhandel mit den Berger Handelsherren abzuwarten, ſchloß er den Schrank auf und nahm ein Geſtell heraus von Ebenholz mit Silber beſchlagen und eingefaßt, das er auf den Tiſch pflanzte. Es befanden ſich darin vier große geſchliffene Flaſchen, welche Rum, Madeira und Rothwein enthielten. Die Flaſchen paßten genau in die eingeſchnittenen Behälter, und rund um dieſe befanden ſich Trinkgläſer in anderen Einſchnitten, ſo daß man Alles bei der Hand hatte, um nach Gefallen zu wählen. — Herr Chriſtie Hvaland ſtellte dann eilig und geſchäftig einen gefüllten Zuckerkorb daneben, und mit der anderen Hand zog er aus dem oberſten Fach ein Kiſtchen mit Cigarren. Immer höflich erzählend, wandte er ſich endlich nach der Thür und bat den Landrichter, ihm einen Augenblick zu geſtatten, um den Theekeſſel zu beordern, der ſogleich bereit ſein werde.

Als er hinaus war, legte ſich Stureſon in die weichen Polſter zurück, nahm eine Cigarre aus dem Kiſtchen, die er beim Schein des Lichtes auf dem Tiſche mit Kennerblicken betrachtete und wenigſtens gut genug fand, um ſie anzuzünden, dann ſtützte er ſeinen Kopf in die Hand und ſchaute befriedigt umher. Das Zimmer war niedrig, wie es in dieſen nordiſchen Breiten ſein muß, aber es ſah ganz artig wohnlich aus. Alles war Holz, Wände, Decke und Boden; allein dies Haus war von Außen und Innen neu, und weder in Bergen noch in Drontheim hätte man ein Holzhaus zierlicher und hübſcher herſtellen können. Die Balkenlagen waren von Außen mit übereinander fallenden Latten benagelt und mit grauweißer Oelfarbe angeſtrichen, das Zimmer aber beſaß eine Bretterbekleidung, und auf dieſer waren ſtreifige blaue Tapeten geklebt, die mit ihren gelb und weißen Arabesken ungemein freundlich und ſauber ausſahen.

Jedenfalls bin ich hier gut aufgehoben, ſagte der Landrichter, und dieſer Kaufmann am Senjenöeſund muß einer von den reichen ſein, von denen man mir allerlei Mirakel erzählt hat.

Er dachte darüber nach, daß er gehört hatte, wie nicht ſelten die Wohlhabenheit der Beſitzer ſolcher Kramſtellen in dem Dunkel der Fjorde bis zu wirklichem Reichthum ſteigen ſollte, und daß auf öden Klippen von dieſen Fiſchhändlern Schätze aufgehäuft würden, welche gebildeten Leuten erlaubt hätten, in den größten Städten Europa's mit allem Comfort zu leben.

Mitten in dieſen Betrachtungen kam jedoch Chriſtie Hvaland zurück, und zwar im Scheine einer großen Aſtrallampe, die er in der Hand trug. Hinter ihm erſchien dann eine junge Dirne mit langen blonden Doppelflechten, welche ihr bis auf den Rücken niederfielen, und dieſe trug einen blanken Theekeſſel von Tombak auf einem Brett von demſelben Metall. Das Waſſer kochte durch eine Spirituslampe; eleganter wie dieſe Einrichtungen hatte Stureſon ſelbſt im Süden in den beſten Häuſern nichts geſehen.

Nun, Landrichter, ſagte der Kaufmann vertraulich, macht es Euch bequem und ſeid nochmals willkommen im Hauſe. Miſcht Euch ein Glas, wie es Euch beliebt, Toddy von Madeira, Wein oder Grog, wie es ſich paßt. Schade, daß es nicht früher am Tage iſt, um den Pfarrer aus Talvige und den Voigt von Oernen einzuladen, uns Geſellſchaft zu leiſten. Aber wir wollen frohe Zeit erleben und darauf anſtoßen, als norwegiſche Männer von gutem Blut.

Das war der Eingang zur näheren Bekanntſchaft zwiſchen den beiden Herren, welche bald Wohlgefallen an einander zu finden ſchienen und mit jedem neuen Glaſe ſich lebhafter unterhielten.

Dem Landrichter war es angenehm, ſogleich einen Mann zu finden, der ihm mancherlei Aufſchlüſſe über den bedeutenden Gerichtsſprengel geben konnte, der zu ſeiner Botmäßigkeit gehörte, und Chriſtie Hvaland war die rechte Quelle, um genaue Nachrichten über Perſonen und Zuſtände einzuziehen.

Sein Großvater ſowohl wie ſein Vater hatten Handelsſtellen in Nordlandsamt gehabt und waren angeſehene, wohlhabende Leute geweſen. Er ſelbſt war hier am Platze geboren und kannte alle Verhältniſſe aufs Beſte. Die kalte, zähe Schlauheit und Härte des echten Kaufmanns aus den Fjorden ſpiegelte ſich in ſeinen Mittheilungen wieder, und da er bald ſah, mit wem er zu thun hatte, mit einem eben ſo klug rechnenden, zugänglichen, ſeine Vortheile begreifenden Freund, machte es ihm keine Sorge, manches Wort zu reden, aus dem ſich Nutzen ziehen ließ.

Es mag wohl ſo ſein, ſagte er, daß ſich im Süden leichter leben läßt; aber luſtiger und angenehmer kann Niemand leben, als der Landrichter am Malanger Fjord, wenn er vom guten alten Schlage iſt.

Das denk' ich zu beweiſen, verſicherte Stureſon lachend dazwiſchen; Niemand kann williger ſein, mit guten Freunden auszuhalten, ſo lange es ihnen gefällt.

Will's glauben, fuhr der Kaufmann beifällig fort, und findet hier viele feine Leute, die Euer Neſt warm halten und mit Eiderdaunen ausſtopfen werden. — Verdammt ſeien die Neuerungen! Bin kein Freund davon und von den Dummköpfen, die im Storthing ſitzen und jährlich Geſetze und Verordnungen aushecken, von denen ſie nichts verſtehen. — Seht zu, Herr Stureſon, wie Ihr damit fertig werdet, aber je weniger Ihr davon haltet, um ſo beſſer. Habt einen mächtig großen Diſtrict; von Hindöen herauf bis an den Balsfjord, und all die Inſeln dazu bis hinaus nach Andöen. Schützt uns bei unſeren Rechten, haltet feſt mit uns zuſammen und jagt die Schlucker fort, die ſich feſtſetzen wollen und in Chriſtiania ſchreien, man ſoll die Kaufplätze vermehren, die ſchon mehr als genug ſind. Ihr und der Voigt zuſammen könnt es machen, und alle guten Leute werden es Euch danken.

Der Landrichter verſtand den Wink vollkommen und ließ es an weiteren Forſchungen nicht fehlen. — Der Kaufmann rechnete ihm ſeine Einnahmen aus den Fiſchzehnten vor, aus den Reiſen, aus den zahlloſen Streiten, welche die Küſtenleute, die Quäner, Finner und Normänner führten, um ſich gegenſeitig zu Grunde zu richten, und ſchloß dann mit der ſchlauen Bemerkung, daß man es nur verſtehen müſſe, um alle Umſtände gehörig zu benützen. Der Landrichter vom Malanger Fjord, fuhr er fort, kann mit Leichtigkeit fünftauſend Speziesthaler jährlich einnehmen und kann es auf ſechstauſend bringen, wofür ich Bürgſchaft übernehmen will, wenn er meinem Rathe folgt.

Herr Stureſon horchte hoch auf. Er wußte wohl, daß ſein Amt ihm doppelt ſo viel einbringen ſollte, als was er im Süden an Gehalt bezogen, aber über dreitauſend Spezies war es von ſeinen Freunden nicht geſchätzt worden.

Wer ſich hierher zu uns in den Norden verſetzen läßt, ſagte der Kaufmann, indem er ſeine ſcharfen Augen liſtig auf den erfreuten Gaſt heftete, thut es ſicherlich nicht freiwillig, es iſt immer irgend ein Grund, der ihn dazu treibt. Entweder hat er Händel und Aerger gehabt, und die Regierung, weil ſie es gut mit ihm meint, macht ihm ein werthvolles Geſchenk mit einem Platze in unſerem geſegneten Lande, oder er kann nicht auskommen, macht Schulden, weiß ſich nicht weiter zu helfen, und hat mächtige Freunde, die ihn hierherbringen, damit er ſich erholen kann. — Gott zum Preis, Herr Stureſon, wir können es ertragen. — Im Süden iſt eine Stelle, die fünfzehnhundert Spezies einträgt, ein herrlicher Platz; hier iſt es einer, nach dem nicht viel gefragt wird. Hier oben, wo es ausſieht, als wären nur Felſenſplitter und Eisblöcke wohlfeil, liegen die ſilbernen Spezies und Bankzettel überall umher, man braucht ſich nur zu bücken, um ſie aufzuheben. — Dafür, Herr, haben wir das Meer mit ſeinen Fiſchen, den großen Fang auf den Lofoden, den Herings- und Stockfiſchfang in

Sunden und Fjorden, den Thranhandel und Pelzhandel, und unſere gefüllten Yachten. Endlich aber haben wir das Volk, Landrichter, merkt wohl auf, ich ſage, das Volk, das Alles ſchnell verbraucht und verzehrt, was es verdient und gewinnt. Kaufleute, Sorenſkriver, Prieſter und Voigte müſſen zuſammenſtehen, als gute Freunde, und Keiner muß es ſo machen, wie Euer Vorfahr im Amte, der ſelige Holmböe, der wohl nie dreitauſend Spezies eingenommen hat.

Hat er die Einnahmen heruntergebracht, der Narr? fragte Stureſon.

Das hat er gethan, ſagte Hvaland. Wenn Fiſcher, oder die kleinen Ackerbauer, meiſt Finner oder Quäner, oder armſelige Böelappen, wie ſie hier ſich anbauen, ihren letzten Spezies verproceſſiren wollten, miſchte er ſich hinein und that es in Güte ſchlichten. Wenn wir mit unſeren Forderungen an die vielen Leute kamen, die bei uns Jahr aus Jahr ein borgen und ihren Fang dafür abliefern müſſen, forderte er unſere Bücher ein, nannte es gottlos und unmenſchlich, ſo viel Branntwein dem armen Volk aufzuſchwatzen, ſammt ſchlechten Lebensmitteln und mancherlei unnützem Tand, und ſolche Preiſe dafür anzuſetzen. Wo er es hindern konnte, wollte er es nie dulden, daß wir unſer Geld durch Auspfändung beitrieben und uns bezahlt machten, wie wir konnten. Und wär's noch gutes Blut geweſen, normanniſches Blut von altem Stamme, rief er, ſeine Mütze um den Kopf drehend, aber ſogar für das Geſindel auf den Gebirgen, für die Berg- und Waldlappen erhob er ſich und wollte ihr Recht ſchützen. Auf den Lappmärkten am Malanger Fjord, wo das ſchmutzige Ungeziefer von allen Fjellen herunterſteigt, dreimal im Jahre, und wo der Sorenſkriver ſonſt wohl tauſend Spezies mit nach Haus nahm, für Strafen und Bußen, ſtand er wie ein Berſerker mit dem Schwerte, duldete kein Unrecht, wie er es nannte, kein Uebervortheilen, keine zu hohen Preiſe, und Niemand durfte einen Lappen höhnen oder beleidigen. So ſtrafte er gute Leute um Kleinigkeiten und nahm nicht hundert Spezies mit nach Haus.

Ich habe von dem alten Richter in Israel gehört, ſagte Stureſon. Er galt etwas in Chriſtiania.

Bei den Dummköpfen, die da Geſetze machen, rief der Kaufmann. Hier hat er wenige Freunde gehabt; keine Thür, die ihm mit rechtem Willkommen geöffnet wurde, keine Hand, die ihm dienſtfertig ſeinen Toddy miſchte. — Das Lumpenvolk freilich, das hing ihm an, und da und dort gab's wohl einen Narren, der von ihm ſagte: das iſt ein Mann, wie er ſein ſoll, wollte Gott, es wären Viele wie er. Hinterlaſſen hat er blutwenig; jammert die Wittwe jetzt um Penſion. Es war ein leichtſinniger Mann, gab und gab an Volk, dem es nichts nützen konnte; machte lächerliche Verſuche, den Lappen zu helfen, Ackerbau zu treiben, Ordnung und Sitte ins lüderliche Leben der Herumtreiber zu bringen. Habe hier noch dicht dabei einen Burſchen wohnen, einen Lappjungen, den er auferzogen, nach Trondenäes ins Seminar geſchickt und zum Schulmeiſter gemacht hat. Könnt ihn bald ſehen, Landrichter. Iſt wahr, iſt ein anſtelliger Kerl geworden, habe ihn eben hier im Hauſe, giebt meiner Mary Unterricht und ſpielt mit ihr auf dem Ding da — er deutete nach dem Klavier hin.

Sie haben alſo Kinder, Herr Hvaland? fragte Stureſon.

Das eine Kind, war die Antwort, iſt ein feingemachtes Mädchen, Herr Stureſon. Habe ſie vier Jahre in Trondhjem gehabt zur Erziehung; iſt auch in Chriſtiania geweſen und im letzten Jahre mit mir aus Bergen zurückgekommen ins Haus.

Er erzählte dieſe Familiennachrichten mit dem Stolze eines Vaters, der an ſeine Tochter wohlgefällig denkt, und Stureſon zog die Lippen zuſammen und ſagte mit heimlichem Spott: Bei ſo vieler Bildung und Erziehung in der Fremde, ſolchen Reiſen und ſo langer Abweſenheit wird es ihr hier nicht ſonderlich gefallen.

Kennt unſere Mädchen nicht, Landrichter, lachte Hvaland, haben die tiefe Sehnſucht nach der Heimath in ihrer Bruſt, wie Alle, die hier geboren ſind. Iſt ein ſonderbares Ding damit, Herr Stureſon, kann es ſich Keiner erklären. Gott hat es ſeinen Weſen, die in dieſen wilden Fjorden leben und wachſen, eingeimpft, und wiſſen die Lappen in ihren braunen Sumpf- und Schneebergen ſogar zumeiſt davon zu ſagen.

Bringt Einen von ihnen nach Italien oder ins Paradies, es wird nicht lange dauern, ſo fühlt er einen Schmerz im tiefſten Herzen, und eine mächtige Sehnſucht quält ihn ſo lange, bis er wieder bei ſeinen Felſen und Sümpfen iſt. — Seht den Burſchen, den Schulmeiſter, Olaf Holmböe iſt er getauft, nach ſeinem Wohlthäter, Jauratana heißt er bei ſeinen ſpitzbübiſchen Landsleuten. Er hat Kleid und Sprache, Sitten und Gewohnheiten von uns angenommen; aber zuweilen faßt es ihn, wie der böſe Feind, und dann läuft er hinauf in die Gebirge zu ſeinen alten Freunden und Verwandten, die mit ihren Rennthieren durch die Wüſte ziehen. Da ſitzt er in der ſchmutzigen Gamme und ſpielt ihnen auf ſeiner Fiedel vor, bis der beſſere Sinn wiederkehrt und er dann eines Morgens ganz matt und ſtill bei ſeinen Büchern im Hauſe gefunden wird.

Das iſt ſeltſam, rief der Landrichter, eine dicke Dampfwolke ausblaſend, aber der beſte Beweis, daß alle Verſuche, dieſen verthierten Stamm zu nützlichen Menſchen zu machen, nicht viel fruchten.

Sagt: gar nichts hat es gefruchtet und wird nie fruchten! erwiderte Hvaland, aber es giebt Thoren, und darunter iſt einer —

Hier hielt er plötzlich inne, denn draußen ließ ſich eine tiefe fragende Stimme hören, und aufſtehend rief er mit unmuthiger Geberde, aber im gedämpften Tone: Wer, bei Kreuz und Nebel! führt ihn jetzt in mein Haus! Ich wollte, er wäre bei allen Hexen von Salten, aber nicht hier.

Wer iſt es denn? fragte Stureſon.

Wer? murmelte der Kaufmann, die Fauſt ballend, doch als die Thür eben aufging, glättete ſich ſein Geſicht. Probſt Stockfleth! rief er die Hand ausſtreckend, indem er dem neuen Gaſte entgegenging; Glück für Euch und Glück für Alle! Eine unverhoffte Freude, Herr, Euch jetzt zu ſehen.

Gottes Segen ins Haus, Chriſtie Hvaland, erwiderte der ernſte Pilger, der kein Anderer war, als der berühmte Miſſionär der Lappen, früher Capitain in däniſchen Dienſten, und als ſolcher ein tapferer Offizier. Von religiöſer Schwärmerei beſeelt, warf er den Degen fort, um Prieſter zu werden, ſtudirte, ward Paſtor in den Finnmarken und gab ſeit Jahren auch dieſe Stelle auf, um nun als wandernder Miſſionär die wilden Einöden und Küſtenſtriche lehrend und bekehrend zu durchziehen.

Damals war dieſer merkwürdige Mann wohl fünfzig Jahre alt, aber von ungeſchwächter Rüſtigkeit. Sein dunkelbraunes Reiſehemd war dem ähnlich, wie es die Lappen tragen; der breite Ledergurt, welcher dazu gehört, ſaß feſt um ſeinen Leib. Seine Füße umſchnürten die weichen Halbſtiefeln von Rennthierhaut, welche ſeine Beichtkinder ſo gut zu verfertigen verſtehen und Komager nennen. In der Hand hielt er einen narbigen, tüchtigen Stock mit langer Eiſenſpitze, und ſein ernſtes wohlwollendes Geſicht, aus dem zwei blaue, freundliche Augen leuchteten, trug Züge unverkennbarer Güte, die auch unter rohen Naturkindern verſtanden werden.

Als er ſeinen groben, grauen Pilgerhut abnahm, neigte er grüßend den Kopf gegen Stureſon, der aufgeſtanden war, als Hvaland ihn bei Namen nannte.

Landrichter Stureſon vom Malanger Fjord, ſagte der Kaufmann, hat jedenfalls dieſelbe Freude, wie ich, Probſt Stockfleth hier zu ſehen.

Der Miſſionär lächelte, indem er ſeine blauen Augen weit öffnete und Stureſon anblickte. — Sie ſind der Nachfolger meines edlen, unvergeßlichen Freundes Holmböe, ſagte er. Heil auf Ihren Pfaden, damit gedeihe, was ausgeſäet wurde zu Gottes Ehre!

Er ſetzte ſich auf einen Stuhl, nachdem er den Platz auf dem Sopha ausgeſchlagen hatte, und miſchte ſich nach des Kaufmanns wiederholter Einladung ein Glas Waſſer mit wenig Wein, an dem er genügſam und behaglich trank.

Auf die Fragen des Wirths erzählte er dann, daß er vom Altenfluß her quer durch das wilde Hochland mitten durch endloſe Wüſten gewandert ſei, wo in den inneren Thälern jetzt nur wenige Lappen ihre Rennthiere weiden ließen. Von Familie zu

Familie ſei er unter mancherlei Mühen bis zu den Quellen des Maselſ gelangt und habe den Strom begleitet, der endlich in den Malanger Fjord niederſchießt.

Darüber ſind beinahe drei Monate vergangen, fuhr er dann fort, aber will's Gott nicht ohne großen Segen. Ich habe mit dem Worte der Liebe manches verlaſſene Weſen erquickt, manche Freude erlebt und nebenher mich ſelbſt auch bereichert.

Bereichert, Probſt? fragte der Kaufmann ungläubig lachend, und doch angeregt von dem Worte, das ſo vielen Reiz für ihn hatte. Habt etwa die Silberhöhlen im Enare-Traesk entdeckt, wo einſt die Zauberer und Häuptlinge des ſpitzbübiſchen Volkes ihre Schätze und ihre Götzen holten?

Der Miſſionär ſchüttelte ſanft den Kopf. Der Enare-Traesk, ſagte er, iſt und bleibt ein wildes Felsgebirg von Eiſenſtein, womit die ganze Erde verſorgt werden könnte. Die Silberhöhlen ſind eine Sage, welche ſchon manches Unglück anſtiftete. Wer ſie auch geſucht hat, kein Sterblicher hat ſie jemals aufgefunden. Ihr, Chriſtie Hvaland, ſolltet mich aber beſſer verſtehen und mild von einem unglücklichen, verlaſſenen Volke ſprechen.

Womit ich mich bereichert habe, fuhr er dann fort, als Chriſtie lachend ſein Glas ergriff, ſteht hier in dieſem kleinen Buche und wird meinem gelehrten Freunde Rask in Kopenhagen als großer Schatz willkommen ſein. Ich habe neue Forſchungen über den lappiſchen Sprachſtamm gemacht und kann jetzt mit Gewißheit ſagen, daß es drei ganz abweichende, bis in die Wurzeln verſchiedene Stämme und wenigſtens zwölf Mundarten giebt, welche alle noch geſprochen werden.

Ja gewiß, fuhr er fort, als ſeine Zuhörer ſchwiegen, es iſt ſo merkwürdig damit, daß die wandernden Familien der verſchiedenen Stämme oder Dialekte, wenn ſie ſich in der großen Wüſte begegnen, ſich oft gar nicht oder doch nur mit Mühe verſtehen und unter ſich zuweilen Dollmetſcher nöthig haben, um ein Geſpräch zu führen.

Und was, fragte Stureſon, läßt ſich daraus ſchließen?

Daß es einſt ein mächtiges Volk geweſen ſein muß, welches weit umher dieſen ganzen ſkandinaviſchen Norden bewohnte, bis es von Aſen, Gothen, Finnen und anderen ſiegenden Eroberern in die Eiswüſten getrieben wurde.

Wo es umkommen muß, höhnte der Landrichter.

Umkommen muß? wiederholte der Miſſionär mit ſanftem Vorwurf. Sagen Sie das nicht, Herr Stureſon, es thut mir weh, es von Ihnen zu hören. Sie werden dies Volk kennen lernen und ſeine vielen guten Anlagen leicht bemerken.

Anlagen zum Trunk und Umhertreiben, rief Lars Stureſon lachend, indem er ſein Glas leerte.

Schmutzige Tagediebe, fügte der Kaufmann hinzu. Bei ihren Rennthieren liegen, mit der Büchſe durch Wald und Schlucht ſtreifen, jede Arbeit fliehen, die ein ordentliches Leben fordert, aber Branntwein trinken, bis ſie ſinnlos niederfallen, das iſt ihr Leben.

So, erwiderte Stockfleth, das ſagt Ihr und meint, Ihr habt ein Recht dazu. Aber Trunk und Habgier zugethan iſt auch mancher andere Mann, und wer hat dieſe Unglücklichen dazu gebracht? Wer ſtößt ſie von ſich in die Wüſten, haßt, verachtet und verfolgt ſie? Wer verkauft ihnen das hölliſche Gift und macht ſie zu entehrten, ekelhaften Weſen? plündert ſie aus, verſpottet ſie obendrein und füllt ihre Herzen mit rachſüchtiger Bosheit und verſchlagener Lüge?

Uff! grinſ'te Hvaland den Kopf ſchüttelnd und ihn liſtig anblinzelnd, — muß Niemand mit Euch ſtreiten wollen, Probſt Stockfleth; meinetwegen aber beſſert an dem Volke, ſo viel Ihr könnt, es wird wenigſtens nichts ſchaden.

Aber auch nichts helfen, wie ich die Sache betrachte, fiel der Landrichter ein. Ein Volk ſo heruntergekommen, wandernd, mit den ewigwandernden Rennthieren, kaum noch zehntauſend Köpfe ſtark, ohne Sinn für Civiliſation und feſten Wohnſitz, ohne Sinn für Ackerbau und Arbeit; ein Nomadenvolk ſo roh und ſchmutzig wie dieſes, und obenein fünfzehn verſchiedene Dialekte redend, kann wohl Gegenſtand des Mitleids und philanthropiſcher oder religiöſer Bemühungen ſein, aber nimmermehr zu gedeihlicher Entwicklung gelangen.

Ja, das ſagt man, antwortete der Miſſionär in ſeiner ſanften Weiſe. So ſteht es in Büchern und Schriften, die oft ſchon ihren Spott auch über mich ausgegoſſen haben, und ſo ſprechen die klugen Leute hier im Lande, welche verdammen, was ihnen nicht gefällt. Aber Gott hat allen ſeinen Geſchöpfen Leben gegeben, um ſeinem Bilde ähnlich zu werden, und Gottes Weſen iſt die Liebe und Gerechtigkeit. Sie kennen die Menſchen noch nicht, über welche Sie Ihr Urtheil fällen, Herr Stureſon; Sie werden ſie kennen lernen und finden, daß Vieles für ihre Rettung und Erhebung geſchehen kann, was nicht mit dem Namen „philanthropiſche Schwärmerei“ belegt werden darf. — Er lächelte ſtill vor ſich hin und fuhr dann fort: Ich bin ein armer ſchwacher Diener des Herrn, der unter ihnen auf und ab wandelt, um ſie zu belehren, daß Gottes Auge über Jedem wacht, und den Troſt dieſer Lehre in öde und verwilderte Herzen zu werfen. Ich entdecke dabei Manches, was Anderen verborgen bleibt, und betheure Ihnen, ich weiß nichts von ihrer Falſchheit, ihrer Raubſucht, ihrer Tücke, obwohl ich unbewaffnet und allein in die wilden Wüſten dringe. Das macht, weil ſie wiſſen, daß ich ihr Freund bin, ihnen Gutes thue, ſo viel ich kann, und ſie ſchütze, ſo viel ich es vermag.

Nu, rief der Kaufmann dazwiſchen, bei alledem will ich das Loblied nicht mitſingen und Niemandem rathen, das Kunſtſtück nachzumachen, ſich hineinzuwagen in dieſe Wildniſſe, die kein Ende haben, wo kein Weg iſt, kein Haus ſteht und kein Geſetz gilt auf viele hundert Meilen. Eines Lappen Kugel verfehlt ſelten ihr Ziel, und eines Lappen Büchſe hat Manchen ſchon kalt gemacht, der zu viel vertraute. — Es iſt ein unſauberes, unverbeſſerliches Volk, das nur durch Furcht und ſtrenge Zucht ſo lange gezähmt werden kann, wie man es ſieht. Das iſt meine Meinung, Probſt Stockfleth, ich habe ſie niemals verhehlt, und wenige gute Leute denken anders darüber.

Die guten Leute! ſagte der Miſſionär traurig, ja, das iſt es eben. Aber Sie ſollten nicht ſo ſprechen, Chriſtie Hvaland. Sie haben ja dicht in Ihrer Nähe ein Beiſpiel, wie viel durch Lehre und Erziehung geſchehen kann, und welche Keime auch in dieſem verachteten Volke erzogen werden können.

Damit meint Ihr den Schulmeiſter, Probſt? fragte Hvaland. Wir haben vorher ſchon von ihm geſprochen. — Sage nichts Böſes von ihm, aber eine Schwalbe macht keinen Sommer, und ein Beiſpiel macht kein Beiſpiel.

Da iſt er, fuhr er fort, und Mary — komm herein, Mary, und laß dich ſehen, wenn deine Stunde geſchlagen hat.

Er ſaß der Thür zugewandt und konnte bemerken, daß dieſe leiſe geöffnet wurde. Gleich darauf trat ein junges Mädchen herein, das mit einiger Ueberwindung ihrer Schüchternheit ſich verbeugte und lächelnd näherte, während der Mann, der ſie begleitet hatte, beſcheiden an der Thür ſtehen blieb.

Meine liebe Tochter, ſagte der Probſt, dem ſie die Hand reichte, Segen über dein Haupt! Ich freue mich, Sie ſo geſund und blühend wieder zu finden.

Mary iſt gewachſen, ſprach ihr Vater froh gelaunt. Die Luft am Senjenöeſund iſt was werth, Probſt; blühen Roſen und Nelken darin auf.

Er deutete lachend mit der Spitze ſeiner Pfeiſe auf das geröthete Geſicht des jungen Mädchens, und während der Miſſionär weiter mit ihr ſprach, hatte der Landrichter Zeit genug ſie zu betrachten.

Er fand die Tochter des Fiſchhändlers und Krämers ſo übel nicht, obwohl ſie keine beſondere Schönheit war, die in der großen Welt Aufſehen erregt hätte. Aber hier in der Nähe des ſiebenzigſten Grades bei den glitzernden Lederjacken und Pelzhemden halbwilder Barbaren war ſie eine angenehme, anziehende Erſcheinung, die an Civiliſation und Geſchmack geſitteter Menſchen erinnerte.

Ihr glänzend braunes Haar fiel in tiefen Scheiteln auf ein Geſicht mit freundlichen, faſt kindlichen Zügen. Braune Augen, die groß und klar leuchteten, wagten ſich nicht recht hervor dem fremden Herrn gegenüber, den ſie dann und wann forſchend anſahen. Es war Leben und Bewegung in ihren Mienen, ihre Fragen und Antworten bezeugten einen gewiſſen Grad von Bildung; ſie drückte ſich in einer Sprache und in Formen und Wendungen aus, die in guter Geſellſchaft üblich ſind, oder, wie Stureſon ſich ſagte, aus der Penſion von Trondhjem ſtammten, und dazu paßte das röthliche helle Kleid von modernem Schnitt und das ſchwarze Seidenſchürzchen, in deſſen Taſchen ſie ihre Hände ſteckte.

Das Jahr iſt Ihnen alſo heiter und gut bis jetzt vergangen, ſagte der Miſſionär, und hat Ihr Herz froh gemacht, liebe Mary.

Ich bin zufrieden, Herr Probſt, erwiderte ſie. Mein guter Vater thut Alles, was ich wünſchen kann, und dieſer Sommer iſt ſo ſchön und warm; ich habe der Freuden viele gehabt.

Zufriedenheit, mein Kind, iſt das wahre Glück des Lebens, fiel Stockfleth ein, und recht von Herzen iſt mir lieb zu hören, daß die Stille dieſes einſamen Hauſes alle Ihre Wünſche in ſich aufgenommen hat.

Sie bleiben doch bei uns? fragte Mary.

Einige Tage, wenn es der Vater erlaubt, antwortete er.

Dann ſollen Sie jeden Morgen einen friſchen Blumenſtrauß haben, fuhr ſie lebhaft fort. Ole hat mein Gärtchen angelegt, und ich habe es gepflegt. Jetzt blühen Goldlack, Nelken und Roſen darin.

Herrlich! rief der Miſſionär. Aber wie geht es dem Gärtner, dem guten, freundlichen Olaf?

Da ſteht er ja! lachte das hübſche Mädchen, indem ſie nach der Thüre deutete, wo ihr Begleiter beſcheiden noch immer im tiefen Schatten ſtand.

Ei, Olaf Holmböe, rief der Probſt, biſt du da, mein Sohn? Sei gegrüßt und geſegnet; ich habe nach deinem Anblick mich geſehnt, bringe dir auch manchen Gruß mit von Freunden und Verwandten aus den Bergen.

Er umarmte den jungen Mann und hielt ihn bei den Händen feſt, indem er ihn beim Scheine der Lampe betrachtete. Dann ſtrich er das dunkle Haar von Olaf's Stirn, klopfte ihm väterlich gütig auf die Schulter und ſagte einige Worte in den tiefen Gutturallauten der lappiſchen Sprache, welche Niemand verſtand.

Die kurze Antwort, welche Olaf gab, hatte ein paar weitere Worte zur Folge, dann wandte ſich Stockfleth zu dem Kaufmann. Ich ſagte ihm ſoeben, ſprach er, daß ich ihn nicht ſehr wohl ausſehend finde. Er antwortet mir, daß er geſund und froh ſei.

Was ſoll ihm auch fehlen? verſetzte Hvaland. Er iſt ein feiner Herr, der nichts zu thun hat, als dann und wann Küſterdienſte zu verrichten und zur Winterszeit den Kindern der Böelappen, Finner, und Quäner etwas Leſen und Schreiben beizubringen. Dafür hat die Regierung ihm Haus und Feldſtück gegeben und zahlt ihm obenein zweihundert Spezies jährlich. Es iſt freilich kein Geld, um viel zu verthun, aber Olaf mag zu mir kommen, wann er will, er findet ſeinen Platz am Tiſche. Rechts und links giebt es auch noch manche Nachbarn, die ihn gelegentlich für ihre Kinder brauchen können, wenn er wollte; ſo iſt es denn zum Durchkommen und ſelbſt zum Sparen. Iſt's nicht ſo, Olaf Holmböe? Sage die Wahrheit, wo dein eiſerner Topf vergraben liegt.

Hvaland ſpielte damit auf die Gewohnheit der Lappen an, alle erſparten Speziesthaler in eiſernen Töpfen irgendwo in der Wüſte zu verbergen, wodurch jährlich bedeutende Summen verloren gehen, denn ſelbſt auf dem Todtenbette können ſie ſich ſelten entſchließen, Frau oder Kindern den Ort anzuvertrauen, wo der Schatz liegt.

Der Kaufmann lachte über den Witz, und Stureſon ſtimmte ein, während ein röthlicher Schimmer Olaf's gelblich-bleiches Geſicht überflog, das mit düſterem Ausdruck ſich niederſenkte. — Die ſchmächtige Geſtalt des jungen Mannes ſchien einige Augenblicke von einem leiſen Zittern bewegt zu werden; er konnte keine Antwort finden, als ein unmerkliches Schütteln des Kopfes, das ein neues Gelächter des Kaufmanns zur Folge hatte.

Nicht? rief Hvaland, ſparſt nichts!? Aber was zum Henker fängſt du mit dem Gelde an? Ich glaube beinahe, die Spitzbuben aus den Bergen nehmen es ihm ab, wenn ſie dann und wann zum Beſuch kommen; oder er trägt es ihnen hinauf, wenn er, wie kürzlich erſt, von der Sehnſucht nach Rennthier und Gamme ergriffen wird, von der ich Ihnen vorhin erzählte, Landrichter Stureſon.

Wenn das der Fall wäre, ſagte Stureſon ſpottend, ſo müßte man darauf antragen, das hohe Gehalt des Schulmeiſters herunterzuſetzen.

Mit einem feſten Blicke, deſſen Unbeweglichkeit den Landrichter reizte, ſah ihm Olaf ins Geſicht, ohne etwas zu erwidern. Stureſon hatte große Luſt, ihm ſeine Ueberlegenheit zu beweiſen, aber er verachtete das armſelige Geſchöpf faſt noch mehr, wie er ein Gefühl des Widerwillens empfand und unterdrückte. — Der Schulmeiſter war ſeines Vorgängers Schützling und Pflegeſohn, ſchon deßwegen mochte er ihn nicht, aber es lag auch etwas in ſeinem Weſen und ſeinem Anſehen, das er nicht leiden konnte.

Wäre dieſer Lappe geweſen, wie ſonſt Lappen ſind, mongoliſch zuſammengedrückt, mit breiter Naſe und röthlichen Katzenaugen, dabei kriechend demüthig und ekelhaft ſchmutzig, ſo würde er ihn vielleicht beluſtigt haben; allein dies ſeltene Exemplar, an welchem ſich die Bildungsfähigkeit ſeines Stammes offenbaren ſollte, ſchien mit beſonderem Selbſtgefühl und Anſprüchen begabt zu ſein.

Wenn es wahr iſt, daß geiſtiges Leben die unſchönen Züge eines Geſichts veredeln kann, ſo war Olaf Holmböe ein Beweis dafür.

Seine ſchwache Geſtalt hatte nichts von dem krüppelhaften und unförmlichen Wuchs vieler ſeiner Unglücksgenoſſen. Er war ſchlank, doch ſeine Schultern breiter, als ſie ſein ſollten. Seine Züge erinnerten dabei wohl an ſeine Abſtammung, denn es waren nicht die oft ſo ſchönen, ſcharfen und ebenmäßigen Formen des normanniſchen Geſchlechts, aber bei alledem waren ſie keineswegs häßlich, denn aus den kleinen, ſchiefgeſchlitzten Augen ſtrahlte ein Feuer, das dem Ganzen zu Gute kam und ihm einen eigenthümlichen Reiz gab. — Sein ſchlichtes, ſchwarzes Haar fiel reich und fein über eine wohlgebildete Stirn, ſeine gelbliche Hautfarbe ſtach gegen die weiße Halsbinde fremdartig ab, und ſein ſchwarzer Rock war ſo ſauber, als halte er viel darauf, gerade die größte Untugend ſeines Volkes nicht an ſich zu dulden.

Es iſt Scherz, Ole, lachte der Kaufmann, als er den ſtarren Blick bemerkte, Scherz von dem Landrichter, der dein Gönner und Beſchützer ſein wird, ſo gut wie Holmböe, wenn du es danach treibſt. — Setz dich nieder hier, nimm dein Glas und trinke mit uns. Biſt ein armer Tropf, aber ein anſtelliger Burſch, der es verdiente, beſſer geboren zu ſein. — Nimm dein Glas, ſage ich, und nun, Mary, lauf hinaus und ſieh, wie es mit Tiſch und Küche ſteht. — Werdet zufrieden ſein müſſen, ihr Herren, mit dem, was ich zu geben vermag. — Eine Schüſſel friſchen Kabeljau's und ein paar Lachsforellen, ſammt einem halben Dutzend Vögel, die Olaf heut geſchoſſen und mitgebracht hat, wird ſo ziemlich Alles ſein, was Mary aufträgt.

Nach einer Viertelſtunde führte er ſeine Gäſte in das große Wohnzimmer, wo ein feines Leinentuch und engliſche blaue Fayenceteller ihnen entgegenblitzten. — Eine ungeheure dampfende Schüſſel ſtand in der Mitte, und da Fiſche und Vögel trefflich gefunden wurden, Stureſon und Stockfleth aber den beſten Appetit zeigten, ſo verſchwand bald der größte Theil dieſer guten Speiſen.

Das Flaſchenfutter und der blanke Theekeſſel erſchienen dann nochmals wieder, aber es war ſpät geworden, und nach einigen raſch geleerten Gläſern hielt Stureſon es für Zeit, ſich ins Bett zu begeben.

Im oberen Geſchoß des Hauſes fand er eine nette Kammer für ſich bereit, und lange noch, als er unter den weichen Decken lag, überlegte er die Verhältniſſe und ſchlief endlich unter vielen angenehmen Vorſtellungen ein.

## II.

In einem Hauſe von Holz dröhnt jedes Wort und jeder Schritt durch Decken und Wände, und wäre der Landrichter nicht ſehr ermüdet geweſen, würde er ziemlich früh aufgeweckt worden ſein von dem Lärm im Packhauſe, an der Bucht ſowohl, wo die Yachten des Kaufmanns mit Thranfäſſern beladen wurden und Boote zum Fiſchen ausfuhren, wie von dem Lärm im Hauſe, wo Chriſtie Hvaland ſeinen Kramladen geöffnet hatte und den umwohnenden Leuten allen möglichen Lebens- und Wirthſchaftsbedarf verkaufte. — Ein ſolcher Kramladen enthält Alles, was der Menſch nöthig hat, es iſt das bunteſte, denkbarſte Allerlei; und hier ſtand der rührige Kaufmann mit zwei Gehülfen zwiſchen Haufen von Kleidungsſtücken aller Art, für Frauen und Männer, zwiſchen Stiefeln und Linnen, Eiſenwerkzeug und Hanfſchnüren, Angelhaken und Porzellan, Nähenadeln und Ankertauen. — Aus zahlloſen Kaſten und Fächern ſahen ſeine Vorräthe heraus, und neben ihm lag ein groſzes Rechenbuch auf dem Tiſch, worin jeder Fiſcher und Anwohner ſein beſonderes Conto hatte.

Baares Geld brachte ſelten oder nie ein Käufer zum Vorſchein; denn jeder nahm auf Borg, was er bekommen konnte; aber darin beſteht eben die Kunſt des Kaufmanns in den Fjorden und der Gewinn, welcher ihn reich macht, während die ganze Maſſe des Volkes bei aller Mühe, Noth und Plage Jahr aus Jahr ein arm und elend bleibt und immer tiefer in die Schuldbücher hineingeräth. Chriſtie Hvaland aber war einer der Schlaueſten, der genau wußte, wie weit er bei Jedem gehen konnte, bis er ausgepreßt war, wie eine Citronenſchale, und fortgeworfen werden mußte.

Den rüſtigen Fiſchern, welche noch eine Hütte und ein Boot hatten, oder die ein Stück Land und eine Kuh beſaßen, gab er gern und ſchwatzte ihnen mehr auf, als ſie wollten; er durfte ſie nicht aus ſeinem Buche laſſen. Die Alten und Armen wurden härter behandelt, Umſtände gemacht und ihnen ſo wenig als möglich zugetheilt; daneben wurden Andere, welche keine Ausſicht mehr boten, abgewieſen, und ſtatt des Mehls, der Grütze, des Branntweins oder der Fiſchgeräthe, die ſie begehrten, empfingen ſie Drohungen, wie Geſetz und Richter ihnen bald zeigen ſollten, daß des Kaufmanns Langmuth erſchöpft ſei.

Es war an dieſem Morgen ein ſtarkes Geſchäft im Kramladen, weil viele Boote auf den Sommerheringsfang in die Sunde gingen, und Chriſtie drückte den Männern die rauhen Hände, mit mancherlei Späßen und vielen Glückwünſchen auf reichen Fang, dann lächelte er den dummen Tölpeln nach, und ſeine liſtigen Augen glänzten vor Freude. Er wußte recht gut, daß, mochten ſie alle Fiſche fangen, die das Meer herbergt, dieſe doch nur ihm gehörten, ihm abgeliefert werden mußten, und der allerreichſte Fang niemals hinreichen konnte, dieſe Sclaven zu freien Männern zu machen.

Iſt für Alles geſorgt, ſagte er, nachdem er in jedem Conto das Doppelte angeſchrieben, was er wirklich gegeben, und nun überließ er ſeinen Dienern das Aufräumen, klappte ſein Buch zu und begab ſich in das Beſuchszimmer, wo er die Töne des Klaviers hörte.

Es war Mary, die dort ein Muſikſtück übte, aber raſch aufſprang und ihrem Vater entgegenging, als ſie ihren Namen hörte.

Mach keinen Lärm in der Frühe, ſagte Hvaland, weckſt unſere Gäſte damit auf, die einen geſegneten Schlaf halten.

Das Mädchen lachte. — Der Landrichter, erwiderte ſie, ſcheint freilich ein Langſchläfer zu ſein, der Probſt aber iſt ſchon auf und ausgegangen, um Olaf zu beſuchen.

So laß ihn laufen, verſetzte der Kaufmann; ich will ſo wenig als möglich mit ihm zu thun haben; was aber Stureſon betrifft, ſo iſt das ein Mann, der warm gehalten werden muß. Wenn's möglich iſt, ſoll er heut noch bei uns bleiben. — Iſt es nicht ſo, Mary?

Was ſoll es ſein, Vater? fragte ſie.

Gefällt er dir nicht? fuhr er fort, indem er ſie liſtig anblinzelte. Iſt ein feiner, ſtolzer Mann, ein ganz anderes Gewächs, wie der alte mürriſche Holmböe, der mit Stockfleth und ein paar anderen Volksvätern zuſammen uns lange genug zu ſchaffen gemacht hat. — Er lachte vor ſich hin und ſagte dann: Habe heut morgen im Kram ſchon daran gedacht. Die Narren hatten Jahre lang daran gearbeitet, uns Fiſcher, Quäner und Lappen auf den Hals zu ſetzen. Wollten es dahin bringen, wie ſie ſagten, daß das Volk Einſicht über ſein Wohl erhalte. Wollten es zur Mäßigkeit und Ordnung führen, Holmböe durch Geſetz und Recht, Stockfleth durch Religion. Wollten die hungerige dumme Menge von den Kaufleuter, ihrer Sclaverei und ihren Rechnungsbüchern befreien, es dahin bringen, daß wir baar ihren Fiſchfang und ihre Dienſte bezahlten, ſie baar von uns ihre Waaren kauften. — Wollten uns unſer altes gutes Recht nehmen, uns ausplündern, neue Kaufſtellen gründen und mit Leuten nach ihrem Sinne beſetzen; aber Gott hat es verhindert. — Nun iſt Holmböe todt, geſtorben im Jammer um verfehlte Hoffnungen, wie ſie ſagen, erdrückt unter der Laſt von Klagen und Verleumdungen, und ſein Nachfolger iſt der richtige Mann, der beſſer verſteht, was es heißt, mit uns gehen oder mit dem Lumpengeſindel.

Er war auf- und abgegangen, während er ſprach, und blieb dann vor ſeiner Tochter ſtehen die er zärtlich betrachtete und ihr zunickte. Nu! rief er im Erguß ſeiner väterlichen Gefühle, ſiehſt friſch und gut aus, Mary, und biſt Chriſtie Hvaland's einziges Kind. Mußt dem Landrichter zeigen, daß die Penſion Geld gekoſtet hat; mußt ihm heut beweiſen, daß du Künſte gelernt haſt, wie ſie ſeine Damen verſtehen.

Wenn Olaf kommt, wollen wir Muſik machen, ſagte ſie.

Ja, höre an, erwiderte er, ſeine Pfeifenſpitze auf ihre Schulter legend, was den Ole betrifft, ſo ſage ihm im Vertrauen, wenn Herr Stureſon mit ihm ſpricht, ſoll er beſcheiden ſein, wie es ſich für ihn ſchickt.

Olaf Holmböe hat kein Wort mit ihm geredet, ſagte das Mädchen.

Aber er hat ihn angeſehen, wie ein Wolf, der im Malself-Traesk auf ein Rennthier lauert, antwortete der Kaufmann. Es war ein wilder, ſtarrer Blick, vor dem der Landrichter roth wurde und die Lippen bog, bis er ihn verachtete und ſich umwandte. Warne den Burſchen, er ſoll demüthig ſein, wohl bedenken, wer er iſt. Mit einem Lappen macht man keine Umſtände; Holmböe iſt todt, ein Fußſtoß wirft ihn dort hinaus — er deutete auf die Felſen — dann mag er mit ſeinen Vettern und Brüdern Rennthiere melken.

Hier wurden ſie unterbrochen, denn Stureſon erſchien und wurde von dem Kaufmann mit Freude empfangen. — Der Landrichter ſah heut weit ſtattlicher noch aus, als es geſtern der Fall war. Meer, Sonne und Luft hatten ihm auf der langen Reiſe hart zugeſetzt, nun aber kam er erfriſcht durch Schlaf und Ruhe, gewaſchen und gekämmt, raſirt und rein vom Wirbel bis zur Zehe. — Er hatte ſeine Koffer geöffnet, ſeine Wäſche und ein ſauberes Kleid angelegt und bemerkte recht, daß er dadurch eben ſo wohl in Hvaland's ehrerbietigem Wohlwollen ſtieg, wie Mary's Augen neugierig auf ihn blickten.

Nach einigen Worten äußerte der Kaufmann ſeine Wünſche, den Gaſt wenigſtens heut noch hier zu behalten, aber er fand Bedenken bei Stureſon, der ſich nicht halten laſſen wollte.

Lächelnd zählte der Landrichter alle Gründe auf, die ihn beſtimmten, raſch an den Malanger Fjord in ſein Haus und an die Arbeit zu gelangen. Ein Tag thut es freilich nicht, ſagte er dann auf erneute Bitten, aber das ganze Leben beſteht aus Tagen, und ein kluger Mann ſchätzt nichts höher als die Zeit. Nun habe ich überdies viele Geräthe und Mobilien vorausgeſchickt, andere kommen nach, ich will ſehen, wie ich wohne, und muß fürchten, kein ſo ſtattliches Haus vorzufinden, wie Sie es beſitzen, mein werther Freund.

Es iſt ein gutes, warmes Haus, das Ihnen gehören wird, erwiderte Hvaland, und obwohl es nicht allzu groß iſt, hat Holmböe doch für Manches geſorgt. Hat einen Garten angelegt, ſeltene Pflanzen erzogen und den Boden rund umher mit großer Mühe und vielen Koſten fruchtbar gemacht. Iſt die ſchönſte Beſitzung geworden, die man ſehen kann.

Das ſoll uns zu Statten kommen, verſetzte Stureſon erfreut. So müht ſich der Eine um den Andern und weiß nicht, für wen er arbeitet. Das Haus aber will ich nach meinem Geſchmack ſchon ausbauen und einrichten; ich liebe es, bequem und behaglich zu wohnen, und denke, meine Freunde und Nachbarn ſollen mit mir zufrieden ſein, wenn ſie mich beſuchen.

Macht denn mit der Zufriedenheit gleich den Anfang, Herr Stureſon, und bleibt heut bei uns, ſagte Hvaland dringend. Schickt das Boot zurück, morgen ſoll mein eigenes Kirchenboot Euch nach Haus bringen.

Wenn ich auch wirklich darauf einginge, erwiderte Stureſon, habt Ihr nicht Laſt und Beſchwerden davon, und darf ich glauben, daß Jungfrau Mary, die kein Wort geſagt hat, mich auch gern bleiben ſieht?

Er neigte ſich dabei zu Mary hin, die verwirrt erröthete, während ihr Vater mit einer kräftigen Betheuerung behauptete, daß ſeine Tochter es eben ſo ſehnlich wünſche, wie er ſelbſt.

Ja, wenn ich das hoffen darf, rief der Landrichter.

O gewiß! glauben Sie es, Herr Stureſon, antwortete Mary. Wir können nichts Lieberes wünſchen, als einem ſo werthen Gaſte recht lange zu gefallen.

Dann muß ich bleiben, weil Sie es befehlen, fiel Stureſon ein, indem er ſich höflich verbeugte, und indem er ihr die Hand reichte, fügte er ſchmeichelnd hinzu: Ich hoffe, Jungfrau Mary, daß der heutige Tag mir ein froher und erinnerungsreicher Tag ſein werde, indem ich Ihnen beweiſen kann, wie gern ich in Ihrer Geſellſchaft ihn verlebe.

Wenn wir einem verwöhnten Herrn aus dem Süden nur mehr zu bieten hätten, ſagte ſie freundlich, doch was wir haben, iſt gar wenig.

Ich nehme Alles an, fiel der Landrichter ein, und werde ſehr damit zufrieden ſein.

So wollen wir Ihnen zeigen, was ſchön hier iſt. Oben auf den Felſen kann man weit hinaus über viele Fjorde und auf die Schneegipfel und Inſeln ſchauen. Wenn wir zurückkehren, ſcheint die Sonne in mein Gärtchen, und wenn Sie Muſik lieben oder ſelbſt treiben, ſo haben wir hier ein Inſtrument.

Stureſon griff ein paar Octaven, um zu zeigen, daß er etwas verſtehe, dann ſagte er: Meine Kunſt iſt gering, ich habe nie Zeit und Ausdauer genug gehabt, aber ich liebe Muſik über alle Maßen und bringe einen ſchönen Flügel aus Wien mit, der Ihnen beſſer gefallen ſoll, als dies Klavier. — Was Sie aber auch thun wollen, Jungfrau Mary, ich will gern folgen, ſehen und genießen und dankbar ſein für jede Güte.

Der Kaufmann miſchte ſich ein; er hatte gern gehört, was Stureſon ſagte, und eben ſo gern ſeine Blicke, Mienen und ſein ganzes Benehmen betrachtet, was er heimlich berechnete und ein Facit herausbrachte, das der Rechnung des Landrichters ziemlich nahe kam. Während des Frühſtücks dachte er weiter darüber nach und beobachtete Stureſon, der ſich fortgeſetzt mit Mary unterhielt, ihr von Drontheim erzählte, einzelne Perſonen kannte, die ſie gekannt hatte, mit ihr ſcherzte und lachte, von ſeinen reichen und angeſehenen Verwandten ſprach, welche überall im Lande wohnten, alten Familien angehörten und hohe Aemter bekleideten. Dazwiſchen erzählte er auch Manches von ſich ſelbſt, von Unglück und Leid, das ihn getroffen, von Kränkungen, die er erfahren, und berührte nebenher, daß er allein und frei in der Welt ſtehe, nachdem der Tod ihm genommen, was er beſeſſen.

Er ſprach gelaſſen und offen davon, aber ſein ſtolzes, hartes Geſicht blieb nicht ohne Empfindung. Das ſchmerzliche Lächeln, das darüber hinflog, erweckte Theilnahme: Mary's Augen hingen tröſtend an dem großen, kräftigen Mann, der ſo mild und traurig von ſeinem Schickſal ſprechen konnte.

Nun aber iſt es überwunden, fuhr Stureſon dann fort, und ſeine Blicke glänzten wieder feurig und froh. Ich ſtehe wieder feſt auf meinen Beinen, habe ein Leben vor mir, das Freude verſpricht und Wohlſein, und denke, ein Mann muß den Kopf aufheben und muthig erwerben, was ihm fehlt.

Recht gedacht, ſagte Hvaland, und hier, merkt es Euch, Herr Stureſon, hier liebt man Männer, die kühn und gewaltig ſind. Habt es hinter Euch, was Sorgen macht, laßt uns an das denken, was Sonnenſchein in Euer Haus bringt.

Nach einiger Zeit begann dann eine Wanderung durch die weitläufigen Vorrathsräume, Packhäuſer und Waarenhäuſer, welche den Wohlſtand ihres Eigenthümers bezeugten. — Fünf große Bergenfahrer hatten die Maſſe des Stock- und Salzfiſches fortgeſchafft, aus deren fetten Lebern die mächtigen Thrantonnen gefüllt wurden, welche jetzt eben nach dem Handelsplatze geſchafft werden ſollten. Aus Allem, was Chriſtie

Hvaland ſagte, leuchtete hervor, daß er zu den Reichſten im Lande gehörte, und als er endlich mit ſeinem Gaſte und Mary den Felſengürtel hinaufſtieg, in deſſen Schutze das Haus lag, ergab ſein Geſpräch, daß ihm der größte Theil des umliegenden Landes, die Fiſcherhäuſer an der weiten Bucht, die bebauten Striche und der Wald in den Schluchten gehörte, welcher tief ins Gebirge, bis an die Verdoelf hinlief.

Der Tag war ſo ſchön und rein, wie ſein Vorgänger. Die Sonne funkelte vom fleckenloſen Himmel über das glänzende Meer. Ueber die Halbinſel von Lenvig hinaus konnte man den breiten Malanger Fjord erkennen und unter dem Birkengebüſch mitten im Wieſengrün des ſchönen Grundes lag das Haus des Kaufmanns, als ſei es auf den ſaftigen Matten eines engliſchen Parks erbaut.

Während Hvaland die Namen ferner und naher Berge, Inſeln, Kaufſtellen und Plätze nannte und Mary ihm einhalf, dachte Stureſon noch ernſtlicher über das nach, was ihm geſtern Abend eingefallen war, und womit er am Morgen aufwachte. — Er fand, daß es gar nicht übel ſei, der Schwiegerſohn dieſes ſchmutzigen, filzigen Thranhändlers zu werden, der ſo viel Waaren, Land und Geld und nur die Eine Erbin beſaß. — Als klug rechnender Mann hielt er es freilich vor allen Dingen nöthig, zuvörderſt genauere Nachrichten einzuziehen und zuzuſehen, ob nicht etwa noch eine beſſere Partie zu machen ſei, als dieſe;

wenn aber der Schein nicht trügte, ſo war er ſeiner Sache gewiß. Er war mit der Abſicht gekommen, ſich hier eine Frau zu nehmen; verſtändige und erfahrene Leute hatten ihm geſagt, daß ohne Frau und Häuslichkeit in dieſen Einöden das Leben nicht zu ertragen ſei, und hatten ihm den Rath ertheilt, aus der reichen Ariſtokratie der Kaufleute ſich ein Mädchen zu wählen, die mit ihrem Gelde ihm zugleich die ganze angeſehene Verwandtenſippſchaft mitbrächte.

Dieſer Rath war auf fruchtbaren Boden gefallen. Im Süden hätte Stureſon lange ſuchen können, ehe Eine nach ſeinen Wünſchen ihm die Hand gereicht hätte. Sein Ruf war ſchlecht, ſeine leichtſinnigen Handlungen, ſein Leben und ſein Charakter genugſam bekannt. Hier hatte nun der Zufall ihn ſogleich mit Mary zuſammengeführt, was er als einen Wink des Schickſals betrachtete und keinen Augenblick zweifelte, daß dies einfältige Ding leicht von ihm gewonnen werden könnte. — Eines Stockfiſchhändlers und Krämers Tochter, und wäre ſie noch ſo dicht mit ſilbernen Spezies behangen, mußte aber jedenfalls gern den Landrichter Stureſon nehmen, der wohl bald einmal ſogar Amtmann werden konnte. Mit dieſem Gedanken betrachtete er das Mädchen, das obenein einigen Anſtand beſaß und ein leidliches Geſicht hatte.

Nach kurzer Zeit ſtieg Hvaland wieder hinunter, denn die Geſchäfte in ſeinen Packhäuſern erforderten ſeine Gegenwart; dagegen hatte er ſeine Tochter aufgefordert, den Gaſt bis in die tiefſte Spitze der Meeresbucht zu führen, wo der Blick auf Senjenſe, auf den Anbau des Landes und auf die eiſigen Fjellen, welche dies Gewirr der Fjorden im Norden und Süden trennten, noch viel herrlicher ſein ſollte.

Stureſon benutzte dieſen Spaziergang, um ſeine ganze Liebenswürdigkeit geltend zu machen und Mary's Herz mit den glücklichſten Träumen zu füllen. — Er war ſo galant und unterhaltend, wie er es zu ſein vermochte, und da er früher bei ganz anderen Damen und unter ganz anderen Verhältniſſen im Rufe eines Unwiderſtehlichen geſtanden hatte, fand er es bei dem nöthigen Selbſtvertrauen ſehr leicht, dies Kind zu erobern.

Seine luſtigen Geſchichten, Scherze und Anſpielungen wurden freundlich aufgenommen. Mary lachte über ſeine Fragen und antwortete oft geſchickter, als Stureſon es ihr zugetraut hatte. Der Weg an der Bucht entlang führt über wildes Geſtein, durch Birkengeſtrüpp und endlich ſteil hinauf zu einem Klippenvorſprung, welcher das Ziel dieſer Wanderung war. — Soll ich ihnen meine Hand bieten, Jungfrau Mary? fragte Stureſon, als ſie vor ihm her über die hohen Felsblöcke ſtieg.

Das junge Mädchen dankte, indem ſie ſo behend voraneilte, daß der Landrichter ſie mit aller Mühe nicht einholen konnte.

An der höchſten Stelle bildet der Felſenvorſprung ein kleines Plateau, zu welchem mehrere ſtufenförmig über einander gelegte Steine führten.

Da Sie meine Hand verweigert haben, ſagte Stureſon lächelnd, ſo bitte ich jetzt um die Ihrige. Strecken Sie ſie aus, Jungfrau Mary, und helfen Sie mir an Ihre Seite.

Mary bot ihm die Hand, und im Augenblick ſtand er neben ihr. Die Sonne ſchien warm, er war erhitzt und außer Athem.

Man ſieht es, ſagte ſie muthwillig, daß Sie nicht gewöhnt ſind, beſchwerliche Pfade zu gehen. Aber ſehen Sie ſich um, Herr Stureſon, und geſtehen Sie, daß die Mühe ſich lohnt. Iſt es nicht ſchön hier?

Der Landrichter ſetzte ſich auf eine Art Bank und erwiderte ſchmeichelnd: Das Schönſte, was zu ſehen iſt, ſehe ich vor mir; das Uebrige iſt freilich artig genug, doch Meer und Felſen, kleine Thäler dazwiſchen und Eisberge ſieht man überall, auch im Süden. Ich meine jedoch, dies muß Ihr Lieblingsplätzchen ſein, Jungfrau Mary, und deßhalb iſt es mir beſonders werth.

Ich komme oft hierher, erwiderte ſie.

Und dieſe Bank iſt für Sie aus Steinen zuſammen gelegt?

Olaf Holmböe hat es gethan, war ihre Antwort. Er erklimmt leicht die ſchroffſten Spitzen, denn er iſt ein kühner Jäger; mir würde es ſchwerlich möglich geworden ſein, hier heraufzukommen, wenn er die

Stufen nicht gelegt und den Pfad, ſo viel es ſich thun ließ, geebnet hätte.

Der Schulmeiſter alſo begleitet Sie zuweilen? fragte Stureſon ſpöttiſch lachend.

Er ſitzt oft hier, um zu leſen, oder wenn er die Geige ſpielt. Das müſſen Sie hören, Herr Stureſon, es iſt merkwürdig und ergreifend. Dort wohnt er, in dem Hauſe.

Sie deutete in einen Grund nieder, der zwiſchen Felſen und Birkengeſträuch in der Tiefe lag und wunderbar ſchön und ſtill ausſah. — Ein ſaftiger Grasteppich bedeckte ihn ſammetartig, ein Bach ſchoß aus den Felſen hervor und ſprudelte ſein ſchäumiges Waſſer durch ein tiefes Gerinn, das mit Buſchwerk überhängt war. Nahe daran in der Mitte lag das kleine Blockhaus, röthlich gefärbt mit hellen Fenſtern und einem Dache von Birkenrinde. — Ein Gartengehege mit abgetheilten Beeten, Blumen und Stachel- und Johannisſträuchen war durch Olaf's Fleiß entſtanden; Niemand aber ließ ſich ſehen, und in dieſer lautloſen Ruhe ſchien das Haus wie in einer verlaſſenen ſchönen Inſel zu liegen.

Das ſieht behaglich aus, ſagte Stureſon, viel zu gut für einen Burſchen von ſo elender Abſtammung.

Sie müſſen nicht alſo von ihm ſprechen, erwiderte Mary ernſthaft. Olaf Holmböe iſt ein Mann, der Ihre Beachtung verdient.

Meine Beachtung, o ja! lächelte der Landrichter.

Schon um deſſentwegen, weil Sie ſeine Beſchützerin ſind.

Seine Beſchützerin bin ich nicht, verſetzte ſie, warum auch ſollte er meinen Schutz nöthig haben, der ihm nichts nützen würde? Aber er hat mehr gelernt, als alle Männer hier umher, und was er ſagt und denkt, iſt gut und verſtändig. — Er wohnt arm und allein dort in dem kleinen Hauſe, thut Jedem wohl, ſo viel er vermag, hilft und räth den Leuten, welche zu ihm kommen, und beleidigt Niemanden.

Das iſt eine lange Lobrede, rief Stureſon, ich beneide ihn darum, und ſicher iſt ſie gerechtfertigt. Sie kennen den beſcheidenen Schulmeiſter ſchon lange?

Ich habe ihn früher wohl öfters geſehen, antwortete Mary, als er in Holmböe's Haus lebte, der ihn wie ſein Kind hielt. Der wackere alte Mann hatte ſich ſeiner angenommen, als er ihn einſt tief in den Roſkefjellen traf, wo Olaf Vieh hütete und an einem Waſſerfalle ſitzend auf ſeiner kleinen Violine ſpielte.

Und er glaubte einen großen Virtuoſen aus ihm zu machen, einen Ole-Bull, ein lappiſches Genie, das durch die Welt reiſen und ſich bewundern laſſen könnte, rief der Landrichter ſpottend.

Mary ſchwieg, es kam ein Unwille über ſie. — Nun immerhin, fuhr Stureſon fort, es iſt genug aus ihm geworden, und wenn er mein Wohlwollen verdient, will ich gern mich ſeiner annehmen.

Er folgte mit ſeinen Blicken den Augen des jungen Mädchens, die nach Olaf's Haus hinabſchaute, und ſah dort die Thür ſich öffnen, aus welcher zwei Männer, begleitet von einem gelben zottigen Hunde, heraustraten. Es waren unzweifelhaft Lappen, denn ihre Hemden und Gürtel, ihre Mützen und Fußbekleidung waren ganz nach lappiſcher Art und Schnitt. Sie gingen raſch durch das Gehege, ſtiegen an den Felſen hinauf und kamen ziemlich nahe an der Spitze vorüber, wo die Beiden beobachtend ſaßen. Plötzlich ſtand der gelbe Hund ſtill, ſtreckte ſeine Naſe in die Luft und ſtieß ein kurzes, ſcharfes Gebell aus. Die beiden Männer blickten ſcheu zurück, und durch das Strauchwerk der Birken, welche die Wand umwucherten, konnte Stureſon ihre Geſichter erkennen.

Häßliche, abſcheuliche Teufel! flüſterte er lachend. Gelbflatterndes Haar um dieſe kleinen rothen Augen, weite Mäuler und platte Naſen. Ja, gegen dieſe ſchmutzigen, verdammten Seelen iſt der Burſche, der da unten wohnt, allerdings ein Wunder von Schönheit und ſicherlich auch ein Muſter an Weisheit. Aber was hat er mit Dieſen da zu thun, und wo ſind ſie geblieben? Sie haben uns nicht bemerken können.

Mein Vater ſagt, ein Lappe ſieht Alles und hört noch mehr, erwiderte Mary. Der einzige Laut ihres Hundes hat hingereicht, ſie wiſſen zu laſſen, daß wir hier ſind, wahrſcheinlich aber wußten ſie es ſchon früher; denn ehe das Thier anſchlug, änderten ſie die

Richtung, und nun ſind ſie dort oben durch die buſchige Schlucht gelaufen, hinter der das Malselffjeld aufſteigt.

Schlaue Burſche, trotz ihrer eingedrückten Köpfe, und behende Läufer, trotz ihrer unbehülflichen Geſtalten, lachte der Landrichter.

Sie würden nicht mitkommen, ſagte das junge Mädchen. — Ein Lappe holt Rennthier und Bär ein, ſagt mein Vater, und auf ſeinen Alpen thut es ihm Keiner gleich.

Waren dies echte Berglappen? fragte Stureſon.

Sie trugen Büchſen auf dem Rücken, Jagdtaſche und Pulverhorn, ſagte Mary, das thut kein Söelappe, und die vom Fiſchen leben, ſind zu arm dazu.

Und der Schulmeiſter, das iſt wohl auch ſo ein wahrer Sohn der Wüſte und des Sumpfes? fuhr Stureſon fort.

Olaf hat Verwandte und Brüder, die mehrere tauſend Rennthiere beſitzen. Möglich, daß dieſe beiden Männer ihn nahe angehen.

Er gehört ſomit zur lappiſchen Ariſtokratie, und dieſe Ueberzeugung erhöhet mein Intereſſe, ſpottete der Landrichter. — Doch genug, Jungfrau Mary, ich denke, wir kehren um und retten uns vor der Sonnenhitze, die zu plagen beginnt.

Mary ſchlug vor, einen anderen Rückweg zu wählen, und Stureſon war es zufrieden. Sie führte ihn von der Meeresbucht abwärts, zwiſchen den Felſen hin, in einen größeren Grund, wo mehrere Hütten ſtanden, die mit kleinen Feldern umringt waren, auf welchen Kartoffeln, Hafer und Gerſte gezogen wurde.

Das Alles ſind Böelappen, ſagte ſie, welche Landrichter Holmböe hier angeſiedelt hat. Es ſind meiſt fleißige Leute, die ſich wohl befinden, ihre kleinen Felder vergrößern, dabei Fiſchfang treiben, aber ſehr ſtolz und falſch ſind.

Stolz? fragte der Landrichter beluſtigt. Ei, worauf denn ſtolz?

Sie dünken ſich viel beſſer, viel geſitteter und weiſer, als Quäner und Fiſcher, und haſſen aufs Heftigſte die Waldlappen, welche ihrerſeits in ihrer wilden Freiheit auf den Bergen dieſe Ackerbauer als herabgekommene, zur Knechtſchaft erniedrigte Weſen betrachten.

Stureſon ſpottete noch über dieſen Rang- und Kaſtenſtreit, als aus der erſten Hütte, an welcher ſie vorübergingen, derſelbe Mann trat, den er am Abend vorher beinahe zu Boden geworfen hatte. Er trug denſelben Glanzhut auf dem Kopfe, dieſelbe blaue Jacke und zeigte daſſelbe breite, grinſende Geſicht.

Mit einer langſamen Bewegung nahm er den Hut ab und wünſchte dem Herrn Landrichter Stureſon viel Glück und Freude zum Willkommen im Lande.

Und wer biſt du, mein wohlunterrichteter Freund? fragte dieſer.

Henrik Janſen iſt mein Name, erwiderte der kleine Kerl. Allezeit zum Befehl meines hochwerthen Herrn Landrichters.

Stureſon hatte große Luſt, über die Bücklinge, Handſchwenkungen und Unterthänigkeitsbeweiſe des kleinen Kerls zu lachen, dennoch aber fand er ein gewiſſes Behagen daran.

Du baueſt hier das Land, ſagte er, und ſcheinſt ein wackerer Mann zu ſein.

Will's meinen, erwiderte der Böelappe ſtolz. Bin kein Buſchläufer, kein Umhertreiber, ſondern ſitze hier auf meinem Erbe. Aber ſchlimm genug, hochwerther Herr, wenn ſchuftige, elende, unwiſſende Burſche, Faulenzer und Tagediebe, ſich hier einniſten dürfen, die fortgejagt werden müßten, weil ſie ihr Brod mit Sünden eſſen.

Stureſon ſchüttelte den Kopf und ſagte zu ſeiner Begleiterin: Was will er denn eigentlich, auf wen ſchimpft er ſo ſehr?

Ich will es Ihnen ſagen, erwiderte Mary gleichgültig. Dieſer Mann war ebenfalls ein Schützling des alten Holmböe, der ſeinem Vater das Land hier gegeben, das Haus gebaut und den Sohn mit Olaf zuſammen in die Schule und in das Seminar von Trondenäes geſchickt hat. Dort wurde er ſeiner böſen Streiche und ſeiner Unfähigkeit wegen entfernt, und ſeit er hier ſeines Vaters Beſitzthum übernahm, bildet er ſich ein, daß ihm das Schulmeiſteramt gebühre, und hat es dahin gebracht, daß manche Böelappen und

Coloniſten ihre Kinder nicht mehr zu Olaf ſchicken wollen, weil dieſer von Fjeldlappen ſtammt.

Während Mary ſprach, fletſchte der kleine Lappe die Zähne, nickte und grinſ'te und ſah ſie mit boshaften Blicken an. — Es kommt mir auch zu, hochwerther Herr Sorenſkriver, ſchrie er dann, nicht aber dem Sohn eines Wolfs, einem krummbeinigen, unchriſtlichen, gottloſen Läſterer, der zu den Seitas ins Gebirge, zu den Zauberkreiſen und Opferſteinen der vermaledeiten Rennthiermelker läuft, dort ſich niederwirft und die Götzen anbetet. Ich hab's geſehen, habe es mit eigenen Augen geſehen und kann es beſchwören.

Hören Sie ſein Geſchwätz nicht an, ſagte Mary fortgehend.

Mein guter Henrik Janſen, ſprach Stureſon lachend, meine Sache iſt es nicht, deine Anſprüche auf hohe Geburt und reine Abkunft zu prüfen oder deine Anſchuldigungen zu unterſuchen; wenn aber deine Reden wahr ſind, ſo geh zum Voigt und mache ihm Anzeige, das Weitere wird ſich finden.

Er folgte dem jungen Mädchen nach, als er aber zurückblickte, ſtand der Böelappe noch immer mit abgezogenem Hut und machte ihm Bücklinge; dann deutete er auf Mary, die einen kahlen Felshügel hinaufſtieg, hob ſeine Hand empor und drohte nach ihr, während er boshaft höhniſch lachte.

Als Stureſon ſeine Begleiterin wieder erreichte, ſtand dieſe auf der Höhe, und dicht zu ihren Füßen lag der Grund, in welchem Olaf's Haus erbaut war.

Der Landrichter merkte, daß ihn ſeine Führerin wohl nicht ganz abſichtslos mittelſt eines Umweges hierher gebracht hatte.

Wir ſollen alſo durchaus dem Hexenmeiſter einen Beſuch machen? ſagte er.

Ich will Sie zu Olaf führen, erwiderte ſie, damit Sie ſelbſt ſehen, welch Lügner und Verleumder dieſer Coloniſt iſt.

Ich glaube dem kleinen Kerl auch nichts, ſagte Stureſon, aber immer bleibt es merkwürdig, daß dieſer tugendhafte Schulmeiſter, der, wie Sie ſagen, Allen Gutes und Liebes erweiſ't, bei ſeinen eigenen Landsleuten ſo vielen Haß und Widerwillen erregen kann.

Der arme Olaf! rief Mary. Bei den Normännern hilft es ihm nichts, ſanft, gut und verſtändig zu ſein, denn er iſt ein Lappe; bei den Lappen aber gelten ſeine Kenntniſſe und ſein beſſeres Weſen nichts, denn er hat ſich von ihnen getrennt, iſt ein Knecht der Herren des Landes geworden und hat das Kleid der Freiheit ausgezogen.

Stureſon betrachtete ſcharf ihr Geſicht, das mit Mitleid erfüllt war. — Bei alledem, ſagte er nach einem Augenblick, iſt es doch möglich, daß dieſer Burſche, wenn er halb toll in die hohen Fjelder läuft, an den Opferſteinen der alten Götter ſeines Volkes betet, wo ſeine Voreltern gebetet haben. Er ſieht aus wie ein Träumer.

Er iſt ein Chriſt, mehr als es viele ſind, die dieſen Namen führen, erwiderte ſie lebhaft. Laſſen Sie uns bei ihm eintreten; ich will ihn erſuchen, Nachmittags zu uns zu kommen, um Muſik zu machen.

Er ſoll ſeine Geige mitbringen.

Mary ſchüttelte den Kopf. Er hat es noch nie gethan, ſagte ſie, fordern Sie es nicht von ihm, aber er ſpielt das Klavier gewiß zu Ihrem Beifall.

Sie waren während deſſen an der Seite des Hügels niedergeſtiegen und gingen über den Raſen an dem Bache entlang, der mit einem Waſſerfall aus den Felſen brach. Dann traten ſie in das Gartengehege. Mary öffnete die äußere Thür des Hauſes und, durch einen kleinen Vorraum gehend, trat ſie in das Wohnzimmer, dicht gefolgt von Stureſon. — Beide blieben an der Schwelle ſtehen, als ein unerwarteter Anblick ſich ihnen darbot.

Der Miſſionär ſaß auf einem niedrigen Stuhle, und vor ihm kniete der junge Mann, der ſein Haupt in dem Schooß des Prieſters verbarg. Stockfleth beugte ſich über ihn hin, ſeine Hände lagen gefaltet auf Olaf's Kopf, ſein langes graues Haar fiel darüber; er ſchien ein leiſes Gebet zu murmeln, das unverſtändlich in dem ſtillen Raum ſich verlor.

Das Zimmer war niedrig, doch ziemlich groß. Die Holzwände ohne Schmuck, die Fugen der Balken mit Moos verſtopft, der Fußboden mit jungen Birkenblättern beſtreut. — Ein ſchwerer Tiſch und einige Holzſtühle und Bänke bildeten die einzigen Geräthe. Bretter liefen an den Wänden umher, auf welchen Bücher lagen; einige Kleidungsſtücke hingen darunter und neben ihnen ein kurzes Gewehr mit ungeſchicktem Schaft, Jagdtaſche und Pulverhorn, nebſt einem anderen Inſtrument, das wie der verunglückte Verſuch ausſah, eine Geige daraus zu bilden.

Bei dem Geräuſch an der Thür wandte ſich der Miſſionär danach um, und im nächſten Augenblick ſtand Olaf neben ihm.

Willkommen, ſagte Stockfleth, ohne ein Zeichen der Ueberraſchung, wir haben unſer Geſpräch und unſere Andacht beendigt. Es iſt freundlich gedacht, Herr Landrichter Stureſon, daß Sie Olaf in ſeiner ſtillen Häuslichkeit beſuchen.

Gottes Frieden mit Ihnen, Herr, fügte der Schulmeiſter hinzu, und er hob ſein ſchwermüthiges Auge zu dem großen, ſtolzen Mann auf und neigte ſich demüthig vor ihm.

Wir haben auf Olaf's Bank geſeſſen, ſagte das junge Mädchen, und kommen nun hier vorüber, um ihn ſelbſt einzuladen, den Nachmittag mit uns zu verleben. Unſer werther Gaſt, Herr Stureſon, ſoll von uns ſo angenehm unterhalten werden, wie wir es vermögen; ich bitte daher den Herrn Holmböe, auch etwas dazu beizutragen.

Der Schulmeiſter verneigte ſich nochmals und blickte fragend zu dem Probſt hin, der ihm lächelnd zunickte — Was in meinen Kräften ſteht und Ihnen angenehm ſein kann, ſagte Olaf mit ſeiner ſanften Stimme, wird immer für mich kaum der Aufforderung bedürfen.

Stureſon ſagte ihm freundliche Worte und ſchien durch die beſcheidenen, ſchüchternen Antworten des jungen Mannes mehr zufrieden geſtellt zu ſein, als durch ſein früheres Benehmen. Wahrſcheinlich hatte der Miſſionär ihm die nöthigen Vorhaltungen gemacht und Vorſchriften ertheilt. Stureſon bemerkte mit Genugthuung dies demüthige und ſcheue Zurückweichen und die niedergeſchlagenen Augen des Lappen, die ihn geſtern ſo unheimlich ſtier und wild anſtarrten. Er fühlte ſich erweicht und bot ihm ſogar die Hand, als er ihn verſicherte, daß er ſich ſeiner annehmen werde, wie und wo es geſchehen könne. — Ein paar Zeichnungen Olaf's in Bleiſtift und Kreide, welche, an der Wand mit kleinen Nägeln befeſtigt, Anſichten des Landes und des Fjords darſtellten, führten neue Lobſprüche herbei; ja dieſe wuchſen endlich noch mehr, als Stockfleth erwähnte, daß es nicht leicht eine ſchönere Handſchrift geben könne, als die des Schulmeiſters, und allerlei Proben dies beſtätigten.

In Wahrheit, Herr Holmböe, ſagte der Landrichter, Sie haben Kenntniſſe und Fähigkeiten, die einen andern Platz verdienten. Wären Sie im Süden, würde es Ihnen beſſer gehen, aber auch hier muß für Sie geſorgt werden.

Ich bin zufrieden mit meinem Looſe, erwiderte Olaf.

Sie müſſen an eine größere Schule, vielleicht nach Tromſöe, oder an das Seminar, oder nach Bodöe, kurz in einen größeren Wirkungskreis.

Ich weiß, erwiderte Olaf in ſeiner unterwürfigen Sanftmuth, daß ich Vieles nicht erreichen kann, was Anderen leicht ſein würde.

Bah! rief Stureſon, wir leben in einer aufgeklärten Zeit, die Vorurtheile von ſich wirft. — Kommen Sie heute Nachmittag zu Hvaland; wir wollen vergnügt ſein, Herr Olaf: ich bin Ihr Freund, verlaſſen Sie ſich darauf.

Sie ſollen ja auch ein Virtuoſe ſein, fuhr er dann fort; Sie müſſen ſich hören laſſen. Bringen Sie Ihre Geige mit.

Olaf ſah nach dem ungeſchickten Inſtrument hin und ſagte bittend: Sie iſt zerbrochen, es kann nicht ſein.

Nun denn, ein ander Mal, erwiderte der Landrichter, aber ich bin neugierig, Sie zu hören. Jungfrau Mary hat mir Wunderdinge von den Zaubertönen erzählt, die Sie aus dem ſeltſamen Holzblock hervorlocken können. Ich denke, Sie machen keine Umſtände, Olaf; eben weil ich Ihr Freund ſein will, habe ich ein Recht, von Ihnen einige Bereitwilligkeiten zu begehren. Wenn wirklich etwas daran iſt, wer weiß, wie ſich dann Ihr Schickſal wenden kann.

Olaf verbeugte ſich mit derſelben Schüchternheit, die er bei jedem aufmunternden Verſuch des Landrichters zeigte, bis dieſer endlich ſeine goldene Uhr herauszog und es hohe Zeit fand, nach Haus zurückzukehren.

Mit der wiederholten Aufforderung, pünktlich zu erſcheinen und wo möglich die Geige in Stand zu ſetzen, ſchied Stureſon und führte unter Scherz und Gelächter Mary durch das Gärtchen des Armen zwiſchen den duftigen kleinen Beeten hin, wo er Reſeda und Nelken brach, um Hvaland's Tochter ein Sträußchen zu überreichen.

Olaf blieb auf der Schwelle ſtehen. Seine Augen verfolgten die Scheidenden, doch heftig zuckte es in ſeinem Geſicht, als Mary ſich am Bache umwandte und leiſe grüßend lächelte und ihm zunickte.

Denke an Alles, mein Sohn, ſprach der Probſt, welcher zuletzt ging.

Mein Vater, ich denke, erwiderte Olaf ſanftmüthig die Arme kreuzend. Unbeweglich ſah er ihnen nach, bis ſie hinter den Felſen verſchwanden.

## III.

Der Tag verging ſehr glücklich für den Landrichter, der ſeine Zeit gut anwandte, um ſich der Gunſt ſeines

Wirthes zu verſichern und ſein angeknüpftes Verhältniß zu Mary durch neue Zeichen ſeiner Ergebenheit zu befeſtigen. So ſtolzen Sinnes, auffahrend und launenvoll Stureſon war, ſo gut wußte er zu ſchmeicheln und ſich zu fügen, wenn er es für nöthig hielt, und heut war ihm daran gelegen, Alle zu gewinnen, da er Jeden für ſeine Abſichten gebrauchen konnte. Er verwandte deßwegen auch keine geringe Mühe, dem Miſſionär zu gefallen, deſſen Einfluß auf Mary er ſehr wohl erkannte. — Die geiſtliche Würde des Probſtes, ſeine große Gelehrſamkeit, ſein chriſtlicher Eifer, die Reinheit ſeines Lebens und ſeine milde Freundlichkeit ſicherten ihm überall bei dem großen Haufen Achtung und Ehrerbietung. Mochten Hvaland und die reichen Kaufleute auch heimlich über ihn ſpotten, öffentlich wagte Niemand den ehrwürdigen Diener des höchſten Weſens anzugreifen, der im ganzen Lande bekannt und von der Regierung beſonders geſchützt und begünſtigt ward. — Stureſon war ſchlau genug, die Freundſchaft des Probſtes durch Eingehen in deſſen Lieblingsgedanken und Entwürfe zu ſuchen; er hörte geduldig die langen Erzählungen an, welche die Bekehrung und Geſittung der Lappen zum Gegenſtande hatten, und ſchlug ſich bei den Widerſprüchen Hvaland's ſtets vermittelnd auf Stockfleth's Seite. — Ein anderer Mann hätte vielleicht kein geringes Intereſſe an den Mittheilungen über die Lebens- und Seelenzuſtände des ſeltſamen Hirtenvolks in den Bergen genommen, ihm waren ſie gleichgültig und innerlich zuwider; um ſo ſchärfer hörte er auf die Charakteriſtik der Handelsherren und ihrer Familien, deren Einfluß und deren Verbindungen und Vermögen, wobei es ſich wiederum beſtätigte, daß Hvaland einer der Bedeutendſten ſein mußte, denn von den Meiſten ſprach er mit jener Art Geringſchätzung, welche die Unebenbürtigkeit an Yachten, Handel und Kauf nach Bergen und im Inlande, wie an Geld, Gut und Beſitzthum auszudrücken pflegt.

Nach einiger Zeit brachte der Landrichter durch ſeine Fragen und Anmerkungen den Kaufmann zu einer Erklärung, die nicht ohne Bedeutung für ihn war. — Kenne ſie Alle genau, ſagte Hvaland, denn es kommen Viele in mein Haus, und ſeit einiger Zeit finden ſich Manche ein, die mit ihren Vorzügen und guten Eigenſchaften nicht hinter dem Berge halten. Iſt mehr als Einer darunter, fuhr er lachend fort, indem er ſeiner Tochter einen luſtigen Blick nachſchickte, mehr als Einer, der auf ſeine Taſche ſchlagen kann, und es klingt hell genug darin: aber es hat Keiner noch geholt, was er hier ſuchte. Mir iſt es recht, wollen mir auch nicht gefallen.

Mit Geld und Gut, ſprach der Probſt, läßt ſich das rechte Lebensglück auch niemals eintauſchen.

Nuh! rief der Kaufmann, wenn geſprochen werden ſoll, Probſt, ſo ſag' ich das von mir: bin geſegnet vom Himmel mit mancherlei Gut, ſtehe darin Niemandem nach, habe dabei nur das Eine Kind. Mag ſich wählen nach ihrem Herzen ſich und mir zur Ehre. Brauche keinen Schwiegerſohn mit Yachten und vollen Taſchen, habe ſelbſt ſo viel, ſie ihm ſtraff zu machen, und damit genug. — Seht hinaus, Niels Stockfleth, da kommt Olaf Holmböe; aber ein Lappe, und mag er noch ſo zahm gemacht ſein, iſt und bleibt ein eigenſinniges Thier. Statt der Geige, die er mitbringen ſollte, hat er ſein verwettert Gewehr umgehängt und ohne Zweifel in den Jauren ſich umhergetrieben.

Langſamen Schrittes kam Olaf über den Raſengrund und traf nicht weit vom Hauſe mit Mary zuſammen, die ihm entgegen gegangen war. Stureſon ſah ſie ſprechen und Olaf's Geſicht ſich lächelnd neigen. Dann nahm er aus der Jagdtaſche eine Anzahl Vögel, welche ſchnepſenartig ausſahen, und Hvaland nickte ihm durchs Fenſter zu und ſagte verſöhnt: Es iſt doch ein guter Junge. Er hat die Spalten und Schluchten durchkrochen, um für uns dieſe trefflichen Thiere zu ſchießen, welche ganz herrlich ſchmecken, aber ſchwer zu bekommen ſind.

Iſt er ein ſo guter Schütz? fragte Stureſon.

Schützen ſind Alle, erwiderte der Kaufmann. Da iſt ſelten Einer, der ſeine ungeſchickte Büchſe, die ſie ſelbſt ſchmieden und ſchaften, nicht zu gebrauchen verſteht, daß man davor erſtaunt. — Das Ungeziefer — nehmt es nicht übel, Probſt, daß ich Ungeziefer ſage — ſchießt mit der Kugel Vögel im Fluge, und

Wolf oder Bär kommen ſelten davon, wenn ein Lappe ihnen aufs Blatt hält.

Der Landrichter lächelte verächtlich, indem er einen Blick auf das kurze ſchwere Gewehr warf, das Olaf in der Hand hielt. Macht einen Verſuch, Herr Stureſon, ſagte Hvaland. Laßt uns hinausgehen und gebt ihm ein Ziel. Ich glaube, er wird Euch Reſpect beibringen.

Sie gingen auf den Vorplatz, wo Mary und Olaf ihnen entgegenkamen. Haſt uns lange warten laſſen, Schulmeiſter, ſagte Hvaland, wollen deine Muſik nun ſpäter hören; zeige jetzt dem Landrichter, daß du andere Künſte kannſt. Er will es nicht glauben, daß du zu ſchießen verſtehſt, beweiſe ihm, was ein gutes Auge und eine ſichere Hand thun können.

Stureſon nahm die Büchſe des Lappen und lachte noch mehr. Ein nicht zwei Fuß langer, roſtiger Lauf von gröbſter Arbeit lag in einem noch roheren Stück Holz. Das ungeheure Feuerſchloß war weit abgebogen, das ganze Ding ſah aus, als könne kaum ein Schuß daraus geſchehen. Der Landrichter legte an und erklärte, er ſei auch ein Schütz, der ſich nicht zu ſchämen brauche, allein mit dieſem Dinge ſei es ganz unmöglich, irgend eine Sicherheit der Lage und des Zielens zu gewinnen.

Ich wette drei Spezies, rief Hvaland, er ſchießt die Möve dort über der Bucht herunter.

Ich halte ſie, und was Ihr wollt, dagegen, erwiderte Stureſon.

Schieß, Olaf! ſchrie der Kaufmann, und triff, mein Junge. Will dir geben, was du fordern kannſt.

Olaf nahm die Büchſe mit einer raſchen Bewegung auf. Hoch über der Bucht zog eine der großen grauen Möven ihre weiten Kreiſe. Er drückte Kopf und Hals dicht zuſammen und klemmte zwiſchen beide den ungeſchlachten kurzen Schaft ſeines Feuerrohres ein. Nach einem Augenblick ohne Zielen und Beſinnen donnerte der Schuß, und kopfüber ſtürzte der Vogel aus der Luft ins Meer.

Gewonnen, Landrichter, gewonnen! lachte der Kaufmann in die Hände ſchlagend, und mit Luſt nahm er die drei neuen Speziesthaler in Empfang, welche Stureſon aus ſeiner Börſe zog.

Eine Minute lang ſchien Hvaland zu überlegen, ob er dem Schulmeiſter nicht eine Theilung anbieten ſollte. Er hielt den einen Thaler zwiſchen ſeinen Fingern feſt, aber dieſe Anwandlung von Großmuth wich ſchnell der beſſeren Ueberzeugung, daß das Geld dem unverſtändigen Burſchen doch nichts nützen werde.

Mit ſeinem freundlichſten Grinſen klopfte er auf Olaf's Schulter im Gönnertone: Haſt einen Meiſterſchuß gemacht, Olaf Holmböe, und wenn du morgen in meinen Kram kömmſt, ſollſt Pulver und Blei dafür mit nach Haus nehmen.

Damit war die Angelegenheit abgethan, und

Hvaland, in der beſten Laune, nöthigte ſeine Gäſte wieder herein, ließ Kaffee für den Schulmeiſter bringen und hielt ihm ſogar das Käſtchen mit den Cigarren hin, indem er ihm ſelbſt Feuer dazu machte.

Dann wurde das Geſtell von Ebenholz mit den ſchön geſchliffenen Flaſchen wieder auf den Tiſch geſetzt; der Voigt kam aus Oernen in ſeinem Boote, der Pfarrer fand ſich aus Talvige ein, und nach einer Stunde war die Geſellſchaft ungemein froh und heiter und ließ mit gefüllten Gläſern bald den Landrichter, bald den gaſtlichen Hausherrn, bald Jungfrau Mary hochleben.

Als es ſpäter wurde, mußte Mary ein Lied ſingen, weil ihr Vater es ſo haben wollte, dann kam Olaf an die Reihe.

Singe Alles, was du willſt, du närriſcher Burſche, rief der angetrunkene Voigt, aber vor allen Dingen laß uns einmal den Sing-Sang hören, den du ſelbſt gemacht haſt, und den der alte Holmböe, Gott hab' ihn ſelig, für ſein Leibſtückchen hielt. — Es iſt ein lappiſches Liedchen, ſagte er zu Stureſon. Was die Lappen ſonſt ſingen, wenn ſie vor ihren Gammen ſitzen und ärger quiken und grunzen, wie Schweine, iſt zum Tollwerden, aber Olaf hat mit ſeinen Liedern und Melodieen bewieſen, daß ſogar dieſe verwünſchte Sprache weich und harmoniſch werden kann.

Wovon handelt das Lied? fragte Stureſon.

Es ſind Klagen eines Verlaſſenen, der Heimath und Liebe ſucht oder ſo etwas, lachte der Voigt, aber es hört ſich artig an, beſonders wenn zwei Stimmen ſingen. Ich denke, Jungfrau Mary wird ſich erbitten laſſen; ſie hat das Lied gelernt, ich habe es ſelbſt von ihr gehört.

Und ſo geſchah es denn. Mary folgte der Weiſung ihres Vaters, ſie ſang mit Olaf das Lied, von dem Keiner ein Wort verſtand, deſſen Melodie aber ſo klagend und melodiſch war, daß es wiederholt werden mußte, weil alle Zuhörer es begehrten. — Stureſon fand eine beſondere Begabung darin, auch war Olaf ein beſſerer Klavierſpieler, als er gedacht hatte. Es regte ſich bei ihm ein Antheil an dem jungen Mann, aber auch eine andere Regung überkam ihn, als er die glänzenden, langen Blicke bemerkte, mit denen der arme Schulmeiſter einige Male beim Singen und Spielen ſeine Nachbarin betrachtete.

Im nächſten Augenblicke lachte Stureſon über einen Verdacht, der ihm ſelbſt höchſt abgeſchmackt und albern vorkam, und als Olaf aufſtand, nachdem er verſchiedene Proben ſeiner Fertigkeit gegeben hatte, und nun demüthig ſchweigſam den lobenden Dank in Empfang nahm, blieb der Landrichter nicht zurück, ihm von ſeinem Platze aus einige ermunternde Worte zuzurufen.

Wenn ich mein Haus am Malanger Fjordeingerichtet habe, ſagte er ihm, ſo hoffe ich dich manchmal dort zu ſehen. Du ſollſt uns aufſpielen bei freudigen

Feſten, Olaf, und biſt, meiner Treu, ein Burſche, der ſich ſehen laſſen kann — oder wenigſtens hören laſſen kann, fügte er hinzu, indem er über ſeinen Witz lachte.

Eine dunklere Färbung überdeckte Olaf's Geſicht, aber der Probſt legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach mit Milde: Du ſollſt mich morgen auf einige Tage begleiten, mein Sohn, und wie ich hoffe, ſollſt du bald mir für immer beigegeben werden.

Als Miſſionär und Prieſter? fragte Stureſon.

Als Beides, erwiderte Stockfleth. Wenn irgend Einer alle Eigenſchaften dafür beſitzt, ſo iſt es Olaf. Er muß fort von hier, um ſeinen armen Brüdern zu lehren und zu predigen. Er hat die Liebe und das Wiſſen, die Regierung wird einwilligen, und darum, Herr Stureſon, wird er wohl nicht am Malanger Fjord zu Tanz und zu Schmaus aufſpielen können.

Sie wollen uns den beſten Muſikanten entführen, Probſt, rief der Landrichter, aber wir dulden es nicht. Was würde Jungfrau Mary ſagen, wenn ihr Freund und Lehrer ſie verlaſſen wollte?

Ich denke, erwiderte Mary, welche ſchweigend zugehört hatte, und deren Blicke auf dem armen jungen Mann ruhten, der ſeine Augen niederſenkte, Olaf weiß, daß wir Alle darum trauern würden, wenn er von uns ginge.

Bravo! lachte Stureſon, alſo muß er bleiben. Wir haben auch unſere Pläne mit ihm, und wenn er vernünftig iſt, wird er nicht ſeine glücklichen Gaben in der Wüſte verbergen und ſein Lebelang unter Gammen und Rennthieren umherwandern wollen. — Ich denke, es ſteckt mehr in ihm, als Sie denken, fuhr er fort, als Stockfleth ihn unmuthig anſah. Alle Achtung vor dem geiſtlichen Stande und der frommen Thätigkeit eines Miſſionärs, aber in dieſem jungen Mann wohnt nicht der Glaube, ſondern die Unruhe; in ſeinem Auge glüht ein Feuer, das Leidenſchaften ankündigt, ſein Herz iſt erfüllt mit Träumen und Bildern, und ſein Kopf mit Gedanken. Das iſt kein Stoff, aus dem ein Allem entſagender Prieſter gemacht wird, Herr Probſt, weit eher ein Künſtler oder, wenn wir noch in romantiſcher Zeit lebten, ein kühner Anführer ſeines Stammes. Das bedenkt, Herr Niels Stockfleth, ich ſage nichts mehr.

Das Geſpräch wurde aber doch fortgeſetzt, bis es anderen Gegenſtänden Platz machte, und Stureſon ging zuletzt davon, als ihm das Geſchwätz langweilig wurde. Er ging an der Bucht hinauf, ſtieg über die Felſen fort und ſah nach einigen hundert Schritten nicht weit von ſich den kleinen Coloniſten Henrik Janſen bei ſeinen Netzen am Strande beſchäftigt.

Der Böelappe grinſ'te ihn mit heuchleriſcher Unterthänigkeit an, ſchwenkte ſeinen Glanzhut und winkte unter wunderlichen Geberden ihm einladend zu, das hohe Ufer hinabzuſteigen.

Was willſt du von mir? fragte Stureſon, als er in ſeiner Nähe war.

Still, mein Herr Landrichter, ſtill! flüſterte Henrik, ſich nach allen Seiten umſchauend; hätte Euch wohl etwas zu ſagen, und iſt etwas, was Euch nahe angeht, aber es kommt darauf an, was Ihr dem Henrik Janſen dafür verſprecht.

Alſo umſonſt giebſt du es nicht von dir? ſagte der Landrichter verächtlich ſpottend.

Nichts umſonſt, erwiderte der Böelappe grinſend, ſchüttelnd und nickend. Bin kein Bettler und Tagedieb, ſondern ein Mann, der Eigenthum hat, aber wenn Ihr es wüßtet, es würde Euch warm machen vor der Stirn, und wenn es der alte Vater da wüßte — er lachte heiſer aus vollem Halſe, indem er ſich die Seiten hielt und Sprünge machte — hehe, er würde roth und blau werden, wie ein Uer im Topfe.

Was weißt du, du Taugenichts? rief Stureſon.

Weiß nichts, gar nichts, erwiderte Janſen aufgebracht, indem er zu ſeinen Netzen umkehrte. Bin ein Mann, der auf ſeinem Erbe ſitzt, kein Taugenichts, Herr; ein freier Mann, der Geſetz und Recht hat, ſo gut als Einer.

Der Landrichter ſah ein, daß er einen ganz verkehrten Weg eingeſchlagen habe, um Henrik's Geheimniſſe zu erfahren. Er war mehr beluſtigt, als neugierig, aber er wollte nicht unbefriedigt bleiben.

Nimm es nicht übel, Henrik Janſen, ſagte er daher vertraulich, ich bin dein Freund und werde dir gern jeden Gefallen thun, den du begehrſt. Ich müßte mich aber ſehr irren, oder du haſt mir von deinem Nachbar Olaf Holmböe etwas zu berichten.

Der Coloniſt kniff ſeine kleinen ſchielenden Augen zuſammen, aus denen ein Strom von Schadenfreude, Bosheit und Nachſucht brach. Er ballte ſeine Fauſt und drohte über den Felſen hinaus, hinter welchem Olaf's Haus lag, dann ließ er wieder ſein heiteres Gelächter hören und hüpfte im Kreiſe umher.

Der Sohn von einem Hunde, rief er, der Lump, der Dieb! Wenn er es wüßte, der alte Vater Hvaland, mit den Füßen ſtieß' er ihn in den Fjord, ließ ihn mit Fiſchleinen binden und auf einen Stein im Meere legen, bis die Flut ihn fortſpülte.

Nun, lieber Henrik, ſagte Stureſon ſo ruhig er konnte, ſprich die Wahrheit und faſſe dich kurz.

Wollt Ihr mir die Schulmeiſterſtelle verſchaffen? fragte der Lappe lauernd.

Alles und mehr ſollſt du haben, je nachdem ich dich gebrauchen kann, erwiderte der Landrichter. Jetzt rede.

Was der Coloniſt ihm leiſe mittheilte, ſetzte den Landrichter nach und nach in immer größeres Erſtaunen, aber er beherrſchte den Hohn und Zorn, der ihn erfüllte, und konnte zuletzt mit völliger Gleichgültigkeit fragen, ob das Alles wirklich wahr ſei, was er gehört habe?

So wahr, Herr, rief der kleine Kerl, wie Fiſche im Meere ſind.

Und warum, du Narr, haſt du Chriſtie Hvaland kein Wort davon mitgetheilt?

Mitgetheilt? — ihm? ſagte Henrik, den Arm in die Seite ſtemmend und boshaft lachend, was geht es mich an? Chriſtie Hvaland iſt ſo reich und hochmüthig, wie Keiner hier umher, aber Henrik Janſen iſt ein freier Mann, der ihn nicht nöthig hat und verdammt ſein will, wenn er einen Finger für ihn rührt.

Es iſt unmöglich! rief Stureſon, du lügſt. Aber halt, geh nicht fort, es mag darum ſein. — Du haſt ſie alſo öfter geſehen? Und auf der Klippe, ſagſt du, wo die Stufen hinaufführen, ſpät bei Abend, oder wenn es Nacht war?

Ja, ja! grinſ'te der Böelappe, da ſaßen ſie zuſammen, ſechs Mal, zehn Mal, geſtern noch und heut werden ſie wieder da ſitzen.

Und was haſt du weiter geſehen? ſagte Stureſon. Wo warſt du, wo hatteſt du dich verſteckt?

Hinter den Steinen, lachte Henrik Janſen. Da iſt ein Spalt, man kann darin ſtehen und liegen. — Sie ſaßen auf der Bank und ſprachen Allerlei; weiß nicht, was alles, hörte Vieles, auch Euren Namen. Er ſprach nicht gut von Euch, der Sohn vom Hunde, auch das Mädchen nicht, Ihr gefielt ihr nicht.

Seine bösartigen Augen blitzten zu dem Landrichter auf, der unbeweglich zuhörte und dann mit gedämpfter Stimme ſagte: Ich danke dir, lieber Henrik

Janſen, und verſpreche dir nochmals dein Freund zu ſein. Wenn aber Jungfrau Mary Abends dort zuweilen mit dem elenden Burſchen ſitzt, ſo iſt es nichts Böſes; es kann nur Mitleid mit ihm ſein, ſie thut es in ihres Herzens Güte. Nun aber gieb Acht, was ich ſage. Schweige ſtill gegen Jeden und ich will es dir lohnen; doch kommt ein Wort über deine Lippen, will ich dich verfolgen, ſo viel ich vermag, und will nicht raſten, bis ich dich hinausgejagt habe aus Hütte und Bett in die Wüſte da, oder ins tiefe Meer.

Er betrachtete den Lappen mit ſo unheimlichen Blicken und ſeine herkuliſche Geſtalt hob ſich ſo drohend auf, daß Henrik allen Muth zu einer trotzigen Antwort verlor.

Ha, Herr! hochwerther Herr Landrichter, murmelte er demüthig. Gottes Segen ins Haus! Ich will ſchweigen, ſtumm wie ein Lämmling, aber nicht blind, wie er. — Er nickte mit ſeiner alten Pfiffigkeit und ſchielte zu Stureſon hinauf. — Gott verdamme den Schelm! rief er. Ei ja, Chriſtie Hvaland iſt der Mann für ſolchen Kauf. — O! Jeſus in deiner Höh', hat Säcke voll Spezies, und dieſer Hundeſohn hat nichts, ſtammt von den nichtswürdigen, ausgeſtoßenen Rennthiertreibern, die von Blut und Gedärm leben. Chriſt und Vater! hat kein Feld, kein Ackerſtück, kein Boot und kein gutes Netz. — Er ſchlug ſich ſtolz auf die Bruſt und rückte ſeinen Glanzhut zurecht, während Stureſon den jähen Uferhang hinaufkletterte und, ohne ſich weiter umzuſehen, dem Hauſe zuging, wo man ihn erwartete und ſuchte.

Es gelang ihm leicht, ſeine Abweſenheit zu entſchuldigen, und unbefangen lächelnd ſah er in das Gärtchen, wo unter einem Dache von Schminkbohnen Jungfrau Mary neben Olaf Platz genommen hatte, während der Probſt mit dem Pfarrer von Talvige vor ihnen an der anderen Seite des Tiſches eifrig ſprechend ſaßen.

Es kam Stureſon vor, als hätte der unverſchämte Burſche ſeine Hand in Mary's Hand gelegt und Beider Augen führten eine ſtumme Sprache, während ſie aufmerkſam das Geſpräch der beiden Geiſtlichen zu verfolgen ſchienen.

Der Landrichter nahm neben dem hübſchen Mädchen Platz und ließ ſich angelegen ſein, frohgelaunt und aufmerkſam zu erſcheinen. Er richtete viele ſeiner Fragen auch an Olaf, ſcherzte mit ihm über die Vorſchläge des Probſtes und ließ ihn deutlich und wiederholt merken, daß er ganz andere Abſichten mit ihm habe.

Wenn ich in meinem Amte bin, ſagte er, brauche ich einen Gerichtsſchreiber, der mich vertreten kann, im Lande bekannt iſt, die Menſchen und die Verhältniſſe verſteht und mein Vertrauen verdient. Solche Männer ſind ſelten, wie ich höre, und werden gut bezahlt. Ich denke nicht zu knickern und gehöre nicht zu denen, die ihr Silber ängſtlich in der Taſche feſthalten. Da giebt es denn für den Schreiber Sporteln und Taxen, die Andere für ſich behalten mögen. — Der Voigt ſagt mir, daß ein ſolcher Gehülfe, der es verſteht, tauſend Spezies und mehr jährlich ſein nennen kann, wenn der Landrichter ihm nicht zu ſcharf auf die Finger ſieht. Nun, das iſt meine Sache nicht; leben und leben laſſen, iſt ein goldenes Wort. Aber Gerichtsſchreiber ſein iſt beſſer als Schulmeiſter, und ich meine auch beſſer, denn als Miſſionär umherzuwandern. Wir wollen es weiter bedenken, Holmböe, iſt es nicht ſo? — Deine Handſchrift gefällt mir, und der ganze Mann dazu, und wen ich ſchützen und werth halten will, dem ſoll Niemand einen Vorwurf machen.

Olaf erwiderte einige allgemeine dankende Worte, die Stureſon für eine Zuſtimmung nahm und neue Scherze und lockende Verheißungen daran knüpfte. — So verging die Zeit, der lange Tag nahte ſeinem Ende, und nachdem der gaſtliche Kaufmann Alles gethan hatte, um ſeiner Gäſte Lob zu erwerben, fuhren Voigt und Pfarrer nach Haus mit dem eidlichen Verſprechen, nächſtens am Malanger Fjord den munteren Landrichter aufzuſuchen. — Sie nahmen die beſten Vorſtellungen von ihm mit; er hatte das rechte Weſen, ſich geltend zu machen, und in ihren Geſprächen mit Hvaland hatte Jeder andere treffliche Eigenſchaften an ihm zu rühmen.

Die gute Wirkung dieſer Uebereinſtimmung auf den Kaufmann war wohl zu ſpüren. Lange noch ſaß er mit dem ſtattlichen Manne vor den ſilbergefaßten Kryſtallflaſchen, und Glas auf Glas wurde bei den luſtigen Geſprächen geleert. Chriſtie Hvaland war ein Mann, der mit vollen Gläſern umzugehen wußte und ſo leicht Keinem wich; hier aber hatte er ſeinen Meiſter gefunden. Es nebelte ihm um Kopf und Augen, während Stureſon genau wußte, was er ſprach und that. Der Kaufmann erzählte viel und offenherzig. Er ſagte dem Landrichter zwanzig Mal, daß er ein Nachbar nach ſeinem Herzen ſei, der von ihm fordern könne, was er wolle, er würde es nicht verweigern. Ohne alle Vorſicht bot er ihm Geld an, wenn es ihm mangeln ſollte, und ließ Blicke auf ſein baares Vermögen thun, das, da im Weine die Wahrheit ſpricht, ſehr bedeutend ſein mußte.

Der Miſſionär hatte längſt ſein Kämmerchen aufgeſucht, auch Mary war gegangen, der Schulmeiſter hatte ſich verabſchiedet, als Voigt und Pfarrer ihren Heimweg antraten.

Stureſon hatte ihn nicht aus den Augen gelaſſen und, bis er am Fjord verſchwand, ihn unabläſſig beobachtet; aber kein Blick, keine Geberde bezeugte irgend ein Einverſtändniß, kein Wort wurde zwiſchen ihm und Mary gewechſelt. Mit ſeiner ſtillen Unterwürfigkeit und Sanftmuth ſtand Olaf immer beſcheidentlich von fern, bis ihm erlaubt war, ſich zu nähern, oder bis Einer ihn einer Frage würdigte. Der Druck, welcher auf ihm zu laſten ſchien, wich niemals, und ſelbſt ſeine Freundlichkeit hatte einen Anſtrich von ſchwermüthiger Trauer, die ſein jugendliches Geſicht mit dem Schatten tiefen Ernſtes bedeckte.

Endlich war es Nacht geworden, und Stureſon hatte Mühe, ſeinen Gefährten zum Aufſtehen zu bewegen. Die Hausgenoſſenſchaft ſchlief; ſie überließ es nicht zum erſten Male ihrem Herrn, der Letzte zu ſein, der, nachdem er nochmals nach Feuer und Licht geſehen, ſeine Bettſtätte aufſucht. — Vor Dieben und loſen Geſellen war hier keine Vorſicht nöthig, überall im Lande ſchließt der Bauer oder Fiſcher ſeine Thür nicht zu, wenn er geht, und ſelbſt Hvaland's Haus war nur durch einen Riegel geſperrt, den der Hausherr mit ungewiſſer Hand zuſchob und dann ſeine ſchwankenden Schritte vom lachenden Landrichter unterſtützen ließ, welcher ihn endlich glücklich in der Bettkammer ablieferte. Dies abgethan ſtieg Stureſon die Treppe hinauf, um leiſe wieder herunterzuſteigen. Er tappte in das Wohnzimmer zurück, öffnete ein Fenſter und ſtand im nächſten Augenblick außerhalb des Hauſes.

Ein Strom kühler Luft wehte vom Meere herauf, und durch den tief dämmernden, dunſtigen Himmel brach der Mond hervor und machte den Schatten am Hauſe dichter, wo Stureſon nochmals überlegte, was er thun wolle.

Möglich, daß das boshafte Thier mich belogen hat, murmelte er vor ſich hin, ja ich glaube es beinahe, denn welcher Kobold könnte es dahin gebracht haben, daß dies Mädchen, Stolz und Abkunft verleugnend, einem Lappen nachliefe?! Aber wenn es ſo wäre? Weiberherzen ſind Geheimniſſe, die Niemand ergründet. — Erzählt nicht ſchon Arioſt, murmelte er leiſe lachend, daß eine ſchöne Königin heimlich das Bett ihres jungen, ritterlichen Gemahls verließ, um einen ekelhaften Zwerg allnächtlich zu liebkoſen, der ſie ſchlug und biß, während ſie weinend ihm zu Füßen lag?

Er ging langſam am Hauſe hin und war mit wenigen Schritten im Schatten der Birkenbüſche an der Felſenwand. Hier ſtand er ſtill und betrachtete die Fenſter und die Ruhe des ſchlafenden Hauſes. Kein Ton, der von Leben zeugte, kein Lichtſtrahl, keine Bewegung. Leichte Nebel wälzten ſich vom Fjord auf und wickelten den kleinen Grasplatz in feuchte Schleier. Auf keinen Fall kann mir ein abkühlender Spaziergang ſchaden, ſagte er. Schlaf wohl, du ſüßes, verleumdetes Kind, morgen will ich Buße thun und deine friſchen Lippen küſſen.

So ging er zwiſchen den Gebüſchen fort und erreichte nicht ohne Gefahr endlich die hohe Klippe und die Stufen, welche hinauf führten. Einer jener Nebel, die hier urplötzlich kommen und eben ſo ſchnell wieder verſchwinden, deckte Waſſer und Land zu und wirbelte über die Klippe zuſammen. Unten rauſchte das Meer und klopfte an die ſteile Wand, welche ſenkrecht niederfiel. Stureſon trat dicht an den Rand des Abgrundes, kreuzte die Arme und hörte in die

Nacht hinaus auf den hohlen Ton der Flut, auf jeden fallenden Stein und auf das dumpfe Brauſen des Waſſerfalls in Olaf's Thal.

Der Nebel flog um ſein Geſicht und feuchtete ſein Haar, während das Blut in ſeinen Adern feurig rollte, ſein Gehirn von der Maſſe der ſtarken Getränke brannte, die er genoſſen hatte, und wilde Begierden aufſtachelte, welchen er mit wüſten Sinnen nachhing. Mary ſollte ſein werden, Hvaland's Geld wollte er haben. Er rechnete zuſammen, was er damit thun könne, welche Zukunft es ihm böte, und an der ſchwarzen Felſenwand gelehnt, lautlos und leiſe athmend, öffnete ſich vor ſeinen Augen ein ſonnenvolles Leben, vor welchem Nacht und Wildniß verſchwanden.

Endlich ſetzte er ſich in der Höhlung nieder, die Henrik ihm beſchrieben hatte. Es war ein Spalt in der Klippe, hinter der Bank in der Tiefe, wo er trocken ſaß und den ganzen Vorplatz überblicken konnte. — Er wollte nach Haus gehen und fluchte über den Schuft, der ihn hieher gelockt, dann wollte er noch ein paar Minuten warten und lachte über ſeine Einfalt, von einem Lappen genarrt zu ſein; doch ehe er ſeine Vorſätze ausführen konnte, ſchloſſen ſich ſeine Augen zu, er ſchlief auf dem harten Lager feſt ein.

Lange mochte es nicht gedauert haben, als er von ſeltſamen Tönen aufgeweckt wurde. Im Traume kam es ihm vor, als höre er ein wunderbares Klingen, das ſüß und leiſe um ſeinen Kopf zog und in ſein

Ohr drang. Bange klagende und ſanft verhallende Laute, bald raſcher, bald langſamer, lebhafter und heller und wieder, wie ein Hauch, hinſterbend und erlöſchend.

Und als er die Augen aufſchlug, glaubte er weiter zu träumen. Bewegungslos ſah er vor ſich hin. Der Mond ſtand hell am Himmel und beleuchtete glänzend die öde Felſenlandſchaft, die Klippe und ihren Vorſprung. Die düſteren Schatten der hohen Fjellen deckten die Bucht zu, während weiter hin ſich der ſilberblitzende Schild des Meeres funkelnd ausdehnte. Hvaland's Haus lag in der Tiefe, wie in Tageshelle und an den nackten Spitzen der Berge von Senjenöen haftete ein röthlicher Schimmer, das erſte Schnauben aus den Rüſtern der Sonnenroſſe.

Stureſon achtete jedoch auf Nichts; ſeine Blicke hingen einzig nur an der menſchlichen Geſtalt, welche vor ihm auf und nieder ging. Es war Olaf, er erkannte jeden Zug ſeines Geſichts. Der Mond beſchien ihn in voller Klarheit und umleuchtete ſein ſchwarzes Gewand. Sein langes Haar war von dem ſchimmernden Lichte duftig eingefaßt, das daran niederrieſelte, den Kopf hob er hoch empor, und ſeine blaſſen Lippen lächelten, während er der kleinen Geige in ſeinen Händen dieſe ſeltſamen und lieblichen Töne entlockte.

Stureſon war erſtaunt und ergriffen von dieſem Anblick. Er blieb in dem Felſenwinkel ſitzen und beobachtete ſchweigend den nächtlichen Künſtler, der unheimlich, ſpukhaft ihn umkreiſ'te. Wie in den Sagen märchenhafter Zeit die Zauberer und Nornen auf wilden Klippen ſtanden und ihre Hexenlieder ſangen, ſo ſtand dieſer hier auf dem jähen Stein und ſchickte ſeine bebenden, abgeriſſenen Töne in Nacht und Mondenlicht. Was trieb ihn dazu? War es Krankheit, ein ſchlafſüchtiges, unbewußtes Wandeln, oder riß ihn ein böſer Geiſt von ſeinem Lager und gab ihm dieſe weh- und leidvollen Töne ein?

Stureſon wußte nicht, ob er ſich einmiſchen, ob er warten ſollte, aber mit ſteigender Verwunderung hörte er zu, als Olaf immer ſüßer und verlockender ſpielte, als die Töne der kleinen Geige ſich zu Melodieen geſtalteten und wie im Jubel aufzujauchzen ſchienen.

Plötzlich aber ſah er auf dem ſteilen Felſenwege am Fjord eine zweite Geſtalt raſch und leicht von Stein zu Stein ſpringen, und Olaf legte ſein Inſtrument auf die Bank, eilte zu den Stufen und ſtreckte ſeine Hände aus, die von warmen Händen gefaßt wurden.

Stureſon richtete ſich in ſeiner Ecke auf, ſein Blut kochte, ſeine Adern ſchwollen auf, — es war Mary. Er murmelte einen furchtbaren Fluch in ſich hinein.

Habe ich dich gerufen, theure Herrin? ſagte Olaf bittend. Habe ich deinen Schlaf geſtört? — Vergieb mir in deiner Güte, ich habe dir ſo viel zu ſagen.

Du haſt mich nicht geſtört, erwiderte ſie. Ich wachte, weil ich immer an dich denken mußte, und als deine Geige zuerſt aus den Birkenbüſchen klang, ſtand ich hinter meinem Fenſter und erwartete dich.

Olaf führte ſie zu der Bank, und Beide ſetzten ſich dort. Er hielt ihre Hände in den ſeinen und ſprach mit ihr dicht Ohr an Ohr ſo leiſe, daß Stureſon lange nur Weniges und Unzuſammenhängendes verſtehen konnte. Zuweilen glaubte er ſeinen Namen zu hören, zuweilen leiſes Bitten und Seufzen, tröſtende und widerlegende Betheuerungen. Er gab ſich die größte Mühe, um aufmerkſam zu lauſchen, und immer wilder kochte ſein Blut, immer glühender wurden die würgenden Blicke, welche er auf den verwegenen, elenden Lappen heftete. Er ballte ſeine Fäuſte zuſammen und preßte ſie gewaltſam an ſeinen Mund, um ſich zum Schweigen zu zwingen.

Jetzt aber ſtand Olaf auf und rief im bitteren Schmerze, indem er das Haar von ſeiner Stirne ſtrich: Hier ſteht es, hier ſteht es, theure Mary! Mag Nacht die Erde decken, mag Sonne und Mond ſcheinen, ſie ſehen es immer die grauſamen Menſchen. Was habe ich ihnen gethan? Was treibt ſie dazu? Daß ich der Sohn eines verachteten Volkes bin, das ſie vertrieben, beraubt und elend gemacht haben, das ſie täglich mit Füßen treten, verhöhnen und mißhandeln, — alles das iſt ihnen nicht genug. Was ich thun mag, um gut zu ſein, wie ich ſtreben mag nach ihrer Achtung, nichts iſt mein Loos, als Hohn und Schmach und Schande, denn ich bin ein Scheuſal, das der Verächtlichſte, Gemeinſte unter ihnen von ſich ſtößt.

Und ich, Olaf, ich, ſagte Mary, ihn zu ſich niederziehend, mit bittender und zitternder Stimme, kann ich dir nichts vergüten?

O! du biſt hingeworfen unter ſie, wie eine ſchöne Moosblume, die an der Felſenſpalte blüht, rief er leidenſchaftlich ſich auf ein Knie werfend. Du verachteſt mich nicht, du ſiehſt mich an, und ich ſchaue in dein mildes Herz, wo Mitleid und Liebe wohnen. — Aber wohin, theure Mary, ſoll es führen? Wohin ſoll ich fliehen, um dich von meinem Anblick zu befreien?

Du ſollſt nicht fliehen, Olaf, erwiderte ſie, die Hand auf ihn legend.

Und wenn ich bleibe, Mary? Allmächtiges Weſen in deiner Himmelshöhe! was ſollen meine Augen ſehen, was ſoll ich an Trauer und Unglück dann ertragen?! Wo iſt Hoffnung, wo iſt Verſöhnung! Ja, — Stockfleth hat Recht, ich habe nichts zu erwarten als ſchamvollen Untergang, wenn ich nicht in Demuth die Hand küſſen will, die mich ſchlägt, nicht von mir werfen will, was mein armſeliges Daſein bis jetzt allein erträglich gemacht hat.

Du haſt dem Probſt Alles entdeckt? fragte ſie leiſe.

Ja, Mary, denn meine Seele lag in Todespein, war ſeine Antwort. Ich habe ihm Alles geſagt, was ich litt; habe ihm geſagt, daß mein einziger Troſt das ſüße Licht deiner Augen ſei, daß ich athme, weil du es ſo willſt.

Und was hat er geantwortet?

Du weißt es, ſagte Olaf. Er iſt gut und liebt uns, aber auch er kann nicht Steine in Brod verwandeln. — Da iſt keine Rettung, da iſt kein Heil, als in Entſagung, Flucht und Buße. Gott, der mein Herz ſo ſtolz und kühn gemacht, daß es zu dir ſich erhebt, fuhr er fort, indem er die Hand zum Himmel ausſtreckte, Gott ſoll verſöhnt werden durch Gebet und Demuth. — Mary, theure Mary! rief er dumpf und zitternd, zum letzten Male ſoll ich deine Stimme hören, zum letzten Male dich ſehen!

Er will dich fortnehmen — du, ein Miſſionär!

Nein, rief Olaf laut und hart, ich kann es nicht ſein. Wer iſt ſein Gott, daß er mich zertritt? Wo iſt ſeine Liebe, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Güte, die ich preiſen ſoll? — Ich habe nichts als Schmach erfahren. Verflucht, wie ich es bin, ausgeſtoßen, ein elendes Weſen, mag ich kein Verkündiger ſeines Wortes werden.

O! frevle nicht, ſeufzte Mary, und ihre Arme um ihn ſchlagend ſetzte ſie hinzu: Olaf, mein Freund, ich liebe dich ja, ich will nie von dir laſſen.

Du, ſagte er, und ein dämoniſches Feuer leuchtete aus ſeinen Blicken, auch du wirſt von mir weichen; ſie werden dich dazu zwingen. Der wüſte Mann, der geſtern den Fuß in deines Vaters Haus geſetzt hat, lauert auf dich, wie der graue Wolf an den Seitas meiner Heimath, wenn in den heiligen Steinen ein zitterndes Geſchöpf ſich verirrt hat.

Ich mag ihn nicht, er iſt mir verhaßt, flüſterte ſie ängſtlich bittend.

Du mußt ihn mögen, erwiderte Olaf verzweifelnd. Ich habe es in deines Vaters Auge geleſen, und in den ſeinigen ſah ich dein Verderben. — Er, der gewiſſenloſe, gierige Mann, der hergekommen iſt, wie der Voigt heimlich ſagte, weil er im Süden nicht mehr zu dulden war, dem Sünde und Gewalt aufgeprägt ſind mit allen Zeichen: er wird dich in ſein Haus ſchleppen, und ich, Mary, ich werde draußen in der Nacht ſtehen und ihn lachen hören, wenn du weinſt.

Nein, Olaf! O, mein Gott! — Nein, nein!

Ja, ja! rief er heftig. Ich höre ſein Hohngelächter, aber wiſſe, ich will mit meinem Leben dich beſchützen.

Du! ſchrie Stureſon mit ſeiner rauhen tiefen Stimme, außer ſich vor Wuth von dem, was er hörte, und mit einem Sprunge war er aus dem Spalt. — Was willſt du, du Wurm! du Kobold! du lappiger Hund!

Seine fürchterliche Hand ſchnürte ſich um Olaf's Kehle feſt, der vergebene Anſtrengungen machte, ſich zu befreien. Er war kräftiger, als ſeine ſchlanke, ſchwächliche Geſtalt es anzeigte, aber wie von Berſerkerwuth ergriffen, faßte ihn Stureſon und riß ihn mit ſich fort. Eine Minute lang entſtand ein verzweifeltes Ringen, vom verglimmenden Mondlicht beleuchtet. Noch einmal ſah dann der Sieger in das Geſicht ſeines Opfers, das dunkelroth mit weit offenen Augen ihn anſtarrte, und über den Klippenrand warf er den ſtrauchelnden Körper von ſich ab in die ſchwarze Tiefe.

Er hörte das Waſſer aufrauſchen von dem ſchweren Fall, dann ein dumpfes Geplätſcher, ein gurgelndes Stöhnen, und nun die alte Stille. — Stureſon bog ſich tief hinunter, ſein Fuß zitterte, er hörte nichts mehr.

Liege bei den Grundhaien, ſie werden hoffentlich dich nicht wieder loslaſſen, ſagte er leiſe vor ſich hin. Ein ſchreckliches Lachen lief über ſein Geſicht; er wiſchte den Schweiß von der Stirn und ſah nach dem Mond auf, dem einzigen Zeugen ſeiner That. Dann wandte er ſich nach der Bank um, auf welcher Mary beſinnungslos lag. Raſch nahm er Geige und Bogen des unglücklichen Schulmeiſters und ſchleuderte ſie ihm nach, und nun erſt richtete er die Ohnmächtige auf, rieb ihre Schläfe, küßte ihre kalten Lippen, nannte ſie mit zärtlichen Namen und deckte ſeine mörderiſche Hand auf ihr leiſe ſchlagendes Herz.

Nach mancher Bemühung erwachte das Leben wieder darin. Sie richtete ſich auf, und mit Schrecken um ſich ſchauend, rief ſie Olaf's Namen.

Er iſt nicht mehr hier, ſagte Stureſon ſanftmüthig im ſtrafenden Tone.

Und wohin iſt er? Was iſt ihm geſchehen? fragte ſie, die Hände faltend.

Nichts iſt ihm geſchehen, erwiderte der Landrichter, und nichts ſoll ihm weiter geſchehen, ich ſchwöre es Ihnen, liebe Mary! Seien Sie ruhig, hier iſt nichts, was Sie erſchrecken könnte.

Ich muß fort, murmelte das junge Mädchen, indem ſie aufzuſtehen verſuchte.

Wir müſſen Beide fort, ſagte Stureſon, denn der Tag will anbrechen, aber hören Sie mich einen Augenblick, Mary. — Ihr edles Herz hat Sie hierher geführt aus Mitleid für die Klagen eines Thoren, der mit dem kindiſchen Hochmuth, welcher das Erbtheil ſeines Volkes iſt, ſich überſchätzt. Ich weiß, daß dieſer Edelmuth allein Sie zu einem Schritte verleiten konnte, der, wenn er bekannt würde, Sie dem Spott der rohen Menge ausſetzte und Ihrem Vater die tiefſte Wunde ſchlüge.

Mein Vater! flüſterte ſie mit erlöſchender Stimme.

Er wird nie etwas davon erfahren, fuhr Stureſon fort; nie, ſo wahr ich lebe und mit treuer Freundſchaft Ihnen anhänge! — Und nun geben Sie mir Ihre Hand, liebe Mary, wir wollen kein Wort mehr darüber ſprechen. Olaf wird ſich abgekühlt haben; er hat

Recht, Sie auf immer zu verlaſſen, und hoffentlich hält er ſeinen Entſchluß, Sie nicht wieder zu ſehen, oder doch dann erſt — wenn Alles ſich erfüllt hat, ſagte er leiſe.

Willenlos folgte Mary, als er ſie die Stufen hinabführte und auf dem Wege zu ihres Vaters Haus leiſe Betheurungen und Verſprechungen ihr zuflüſterte. — Die graue Röthe des Tages erhellte ſchon den Vorplatz und kämpfte mit dem verblaſſenden Mond, als ſie die Thür erreichten.

Gute Nacht, Jungfrau Mary, flüſterte Stureſon lächelnd. Glauben Sie, daß ich Ihr beſter Freund bin; mag mein Bild nicht ganz in Ihren Träumen fehlen.

Mary zog ſich eilig zurück, und Stureſon ſchloß die Thür und das Fenſter, welches er früher geöffnet hatte; dann ſtieg er in ſeine Kammer hinauf und warf ſich auf ſein Bett, wo er bald feſt einſchlief.

## IV.

Am nächſten Morgen trat der Landrichter ſeine Reiſe an, und Niemand wäre im Stande geweſen, ein Zeichen der Vorgänge dieſer Nacht an ihm zu entdecken. Er war heiterer, als er je geweſen, und ließ es an Scherz und Luſtigkeit nicht fehlen, als er mit Hvaland beim Frühſtück ſaß.

Der Kaufmann ſchien ſeinerſeits in nicht geringerer guter Laune zu ſein, und bis das Boot bereit lag, das den werthen Gaſt nach Lenvig bringen ſollte, wurde das Freundſchaftsverhältniß der beiden Männer durch manchen guten Trunk nochmals beſiegelt.

Mary ließ ſich nicht blicken; eine der Mägde des Hauſes ſagte aus, daß die Jungfrau an Kopfweh und Hitze leide und deßwegen nicht aufgeſtanden ſei.

Christie Hvaland rieb ſich dabei nach ſeiner Gewohnheit die Naſe und lächelte ſchlau nach dem Landrichter hinüber. — Bah! rief er, werdet ſie wohlauf finden, Stureſon, wenn Ihr wieder kommt. Mädchen haben ihre Launen. Mag ſein, daß Mary zu ſpät ſpazieren ging und von zu ſtarker Erhitzung eine Erkältung davon trug, oder, wenn es nicht wahr iſt, daß ſie wenigſtens ſo ſagt.

Stureſon blickte ihn prüfend an, der Kaufmann nickte ihm ſchelmiſch zu. Nu, rief er, laßt es gut ſein, Mädchen ſind Mädchen, jede will ihre Zeit haben. Kommt, ſo bald Ihr könnt, und wir wollen weiter reden.

Das Boot ſchwamm den langen Sund hinab, der nach Lenvig führt, und zum letzten Male fiel Stureſon's Auge auf die hohe Klippe in der Tiefe der Bucht, den Schauplatz ſeiner raſchen That. — Er ſtarrte eine Minute lang darauf hin, dann wandte er ſich ab und ſah ins Waſſer. — Der Narr, murmelte er vor ſich hin, wer kann dafür, daß er verunglückte? Aber gut, daß der heilige Stockfleth mich nicht mehr beläſtigte, er wird ſeinen frommen Schüler lange ſuchen können.

Damit war das Selbſtgeſpräch abgethan. Stureſon ſtreckte ſich auf das Lager von friſchen Birkenreiſern aus, das am hinteren Ende des Bootes nach der Sitte für ihn als Ruheplatz bereitet war, und rauchte behaglich, mit den Schiffsleuten plaudernd, bis die Kirche von Lenvig erreicht war. — Hier am Auslade- und Kaufplatz waren mehrere angeſehene Männer aus der Umgegend verſammelt. Der Voigt von Lenvig lud ihn in ſein Haus, und nach den üblichen Höflichkeiten und Bewirthungen warteten ein paar Pferde, welche auf ihren Packſätteln die Reiſekoffer des Landrichters trugen, um ſie über die felſige Halbinſel am Malanger Fjord zu ſchaffen. Ein anderes Pferd trug Stureſon, das Boot aber ging mit den größeren Kiſten weiter, der Yacht nach, die, wie der Sorenſkriver zu ſeiner Zufriedenheit erfuhr, in letzter Zeit, mit ſeiner Habe beladen, durch den Sund gefahren war und vor ſeinem Hauſe Anker geworfen hatte.

Nach einem zweiſtündigen Ritte über hohe Felſen und durch enge Felſenſchluchten lag der Malanger Fjord vor Stureſon. In der Tiefe einer nach Oſten laufenden Bucht wurde ihm das lange, röthliche Haus gezeigt, unter deſſen Dache er wohnen ſollte. Die Küſte war grün und flachte ſich lieblich ab. Ein ganzer Waldſtreif von hohen Bäumen lief wie ein Gürtel an den Fjellen hin und zeigte, daß Holz in

Fülle vorhanden ſei, und daß es Schutz vor den rauhen Winden habe. Ein paar ſchöne Bäche ſtürzten durch dies Waldgebiet und funkelten darin wie glänzende Schlangen, bis ſie in donnernden Sätzen und Fällen von der letzten ſteilen Höhe ſprangen und nun ſanft dem großen Meerbuſen zuſtrömten. — Zwiſchen dieſen Bächen lag die Wohnung des Landrichters; zu beiden Seiten war Anbau, lagen Coloniſtenhäuſer und Fiſcherhütten; aufſteigender Rauch aus entfernteren größeren Wohnungen und Pfahlwerke in verſchiedenen Buchten, aus denen die Maſten mehrerer Yachten ragten, kündigten Handelsſtellen und Kaufleute an. — Der mächtige Fjord mit ſeinen zahlreichen, tief ins Gebirge dringenden Armen breitete ſonnenblitzend ſich bis in weite Ferne aus, und wer dies ſchöne Panorama von Wald, Fels und Meer ſah, dieſe klaren, blauen Waſſer und dieſe grünen, ſaftigen Flächen, der hätte ſchwer glauben mögen, daß dies Alles meiſt acht Monate lang unter Schnee und Eis begraben liegt.

Stureſon ſelbſt fand ſich überraſcht, und je mehr er ſich der Küſte näherte, um ſo mehr erheiterte ſich ſein Geſicht. Da waren Gärten, die ſein Haus umringten, da ſah er Blumen blühen und Bäume ſtehen, da entdeckte er eine Art Glashaus, das ſein fleißiger Vorgänger angelegt und mit Mühe und Koſten erhalten hatte. Kleine bebaute Felder ſchloſſen ſich dem Gartenraume an. In einem gehegten Plätzchen blühten Erbſen, in einem anderen war der Roggen hoch aufgeſchoſſen; hohe Brombeer- und Himbeerhecken miſchten ſich mit Stachel- und Johannisbeeren, und vor dem Hauſe ſah er ſchon einen Theil ſeiner Mobilien aus der Yacht, die dicht am Bollwerk lag, herausgeſchafft, ihn erwartend.

Den ganzen Tag über und die folgenden hatte er vollauf zu thun, um die erſten Einrichtungen zu treffen. Er fand das Haus, wie Hvaland es ihm beſchrieben, ſehr geräumig und wohnlich. Die doppelten Balkenwände waren feſt und in beſter Ordnung; bald kamen aus Lenvig und Tromſöe einige Arbeiter, welche nach Stureſon's Anordnungen änderten und beſſerten, was er wünſchte. Er hatte Tapeten mitgebracht und ließ die beſten Gemächer damit neu bekleben, und als er mit bunten Decken die Fußböden belegte, Bilder in Goldrahmen an die Wände hing, ſeine neuen Möbel, Spiegel, Sopha's und weiche Armſtühle aufſtellte, waren die Leute überzeugt, der König in Stockholm könne nicht ſchöner und ſtolzer wohnen, wie ihr Richter am Malanger Fjord.

Stureſon's raſche Thätigkeit zeigte ſich auch bald in der Art, wie er ſeine Geſchäfte ergriff. Ein Landrichter in dieſem wenig bewohnten, ausgedehnten Lande kann nicht ſtill ſitzen und warten, bis die Rechtſuchenden zu ihm kommen. Er muß reiſen bald dahin, bald dorthin, bald über wilde Gebirge, bald über wildes Meer. Der Landrichter am Malanger Fjord hatte auf zwanzig Meilen Gericht zu halten und Recht zu ſprechen, und dies that er mit überraſchender Geſchwindigkeit. In wenigen Tagen beſaß er Pferde und Boote, hatte er Ruderer und Diener, Hausleute und Mägde gemiethet. — Er knickerte nicht um Lohn, aber er befahl kurz und ſtreng und verlangte ſchnellen, pünktlichen Gehorſam.

Nun fuhr er zwei Wochen lang nach allen ſeinen Gerichtsſtellen und überall hinterließ er den Ruf, daß er ein Mann ſei, dem der Hut feſt auf dem Kopfe ſitze und der auf ſeinen Beinen zu ſtehen wiſſe.

Alle Geſchäfte wurden ſchnell abgemacht, was liegen geblieben war, aufgeräumt. Der große, kraftvolle Mann mit ſtolzen, ernſten Blicken und gewaltiger Stimme war ganz geſchaffen, um Furcht vor ſeiner Weisheit zu erwecken und einen Salomo darzuſtellen.

Die reichen Kaufleute und Landbeſitzer fanden jedoch den Landrichter ebenfalls meiſt nach ihrem Sinne, denn in ihren Häuſern und bei ihren Feſten war er ein munterer Geſellſchafter, der mit Verſtand von allen Dingen zu ſprechen und viel zu erzählen wußte. Daß er aus alter Familie war, Verwandte hatte, die im Storthing ſaßen und im Staatsrath mitſprachen, vermehrte ſein Anſehen, und Stureſon ſelbſt beſaß etwas in ſeinem Weſen, das nicht leicht eine derbe und dreiſte Gleichſtellung aufkommen ließ. Mit wem er auch trinken und ſcherzen mochte, er hielt eine Kluft offen und vergab ſeinem Anſehen und ſeinen Anſprüchen ſo leicht nichts.

Bei ſeinen Reiſen war er mehrmals auch in der Nähe von Hvaland's Beſitzung geweſen, allein er war vorüber gefahren, ohne einen Beſuch zu machen, der ſeinen Berechnungen nach noch nicht an der Zeit war. Er hatte gehört, daß der Miſſionär noch immer dort verweile, und fühlte eine innere Scheu, mit Stockfleth zuſammenzutreffen; auch wollte er Mary Zeit laſſen, in Einſamkeit Troſt und Beruhigung zu finden, endlich aber war er gewiß, daß, je länger er zögere und je mehr der Kaufmann von ſeiner eifrigen Amtsführung höre, um ſo höher auch ſeine Zuneigung ſteigen werde.

Inzwiſchen ſammelte er bei ſeinen neuen Bekanntſchaften Nachrichten über Chriſtie Hvaland's Umſtände, und was er vernahm, war lockend genug. — Daß Chriſtie einer der Schlaueſten ſei, die je mit den Herren in Bergen und mit Lappen und Quänern gehandelt, wurde ihm eben ſo wohl geſagt, wie, daß er ſeine Taſchen voll habe. Männer, denen Glauben zu ſchenken war, ſchätzten ſein Vermögen wenigſtens auf zweihunderttauſend Spezies, und Stureſon fand es höchſt lächerlich und abgeſchmackt, daß ſo viel Geld auf einer öden Klippe von einem ſchmutzigen, nach Thran ſtinkenden Krämer aufgehäuft werde, der auf dem goldenen Segen brüte, ohne ihn je wie ein Mann von nur einigem Geiſt und Geſchmack zu genießen.

Um Stockfiſch, Heringe und Rennthierfleiſch zu verzehren und mit jämmerlichem Punſch oder Grog hinunterzuſpülen, brauchte er nicht Hunderttauſende zu beſitzen. Der Landrichter lag in mancher Nacht und bei ſeinen Reiſen in mancher ſtillen Stunde und dachte darüber nach, was er beginnen würde, wenn das Alles ſein wäre.

Endlich ſchien es ihm an der Zeit zu ſein, ſeinen Freund am Senjenöe-Sund aufzuſuchen, und eines Morgens trug ſein muthiges Gebirgspferd ihn vom Malanger Fjord quer durch die Felſenkämme nach vier harten Stunden vor Hvaland's Haus. — Chriſtie war voll Freude, als er ihn ſah, und beantwortete ſeine Entſchuldigungen ganz ſo, wie Stureſon es erwartet hatte.

Habe von Euch vernommen, Landrichter, ſagte er, ſeid ein Mann, wie er ſein muß. Erſt die Arbeit, dann die Freunde. Hab's eben ſo gehalten all meine Tage und bin gut dabei gefahren. Sind des Lobes voll, die Euch kennen, denn Ihr gehört zu denen, die nach allen Seiten ausſchlagen und Jeden in Reſpect halten. Jetzt aber ſeid willkommen an meinem Herde; es wird eine Freude ſein für Mary, wenn ſie Euch braun und froh wiederſieht.

Wo iſt die Jungfrau? fragte Stureſon.

Werdet ſie ein wenig blaß finden, lachte der Kaufmann. Weiß nicht was ihr fehlt, aber ſeit Ihr fort ſeid, iſt eine Veränderung mit ihr vorgegangen. Es ſchmeckt ihr nichts, ſie ſitzt und ſinnt, und ſeufzt und weint. — Er lachte laut auf und machte ſein pfiffiges Geſicht, indem er Stureſon ſpöttiſch und vertraulich anblinzelte.

Wir müſſen es verſuchen, ihr die rothen, friſchen Wangen wieder zu geben, ſagte dieſer.

Thut's im Namen Gottes! rief Chriſtie, und denkt, es ſoll Segen dabei ſein. — Ei ja, wir ſind ſeit einiger Zeit allein, fuhr er dann fort. Der Schulmeiſter Olaf Holmböe iſt von dem Tag an fort, als Ihr uns verließet.

Es wird ihm doch kein Unglück zugeſtoßen ſein? ſagte der Landrichter.

Unglück, lachte Hvaland; was ſoll ein Menſch für Unglück haben, der nichts beſitzt als eine alte Geige, ein altes Gewehr und ein halbes Schock alte Bücher! — Die Geige hat er mitgenommen, die Flinte dazu; ſo läuft er wohl jetzt in Felſen und Sümpfen umher und ſpielt den Rennthieren ſeine Lieder vor. Schade aber doch, daß er nicht hier iſt und uns Schnepfen, Tios, Schnee- oder Birkhühner ſchießt. Iſt eine gute Zeit dazu.

Und wo iſt der Probſt? fragte Stureſon.

Der hat den Jungen geſucht eine ganze Woche lang und hat Wanderungen gemacht und Boten ausgeſchickt, bis zu den Lappen, die ihre Thiere am Altenſtrom und um Karesjok weiden. Endlich iſt er ſelbſt voll Sorge an den Lyngenſjord gereiſt, und irgendwo wird er ihn endlich wohl auffinden.

Wer weiß es, murmelte der Landrichter.

So mag das Unſal laufen, wie Saltens Voigt, bis ans Ende der Welt, rief Hvaland. Aber hier nehmt Euer Glas, Stureſon, und da kommt Mary vom Waſſer her. Es giebt nicht weit von hier eine Klippe mit einer Art Bank von Stein; dort ſitzt ſie oft, ſeit Ihr nicht hier ſeid. Ich meine, Ihr kennt die Bank und habt ſchon einmal dort geſeſſen.

Mit herzlichem Gelächter ſtreckte er ſeine Hand über den Tiſch fort, und Stureſon ſchlug ein. Er war nicht zweifelhaft darüber, was Chriſtie wußte und meinte.

Nach einiger Zeit kam Mary, und Stureſon fand ſie wirklich verändert. Ihre Geſundheit ſchien angegriffen zu ſein, ihr Geſicht war länger und magerer. Beim Anblick des Landrichters bedeckte freilich glühende Röthe ihre Stirn und Wangen, und plötzlich ſchien ſie eine Frage thun zu wollen, die ihr auf den Lippen wieder zerrann. — Stureſon ſprach lange und theilnehmend mit ihr. Er war ſo mild und freundlich und der Ton ſeiner Stimme ſo einſchmeichelnd, als habe ſich ſein ganzes ſtolzes Weſen umgekehrt. Mary mußte ſeine Klagen hören, wie er täglich an ſie gedacht, ohne zu ihr eilen zu können, und wie gern er gekommen ſein würde, wenn Pflicht nicht ſtärker wäre, als aller Wille. Dann erzählte er von ſeinem Hauſe, von ſeinen Einrichtungen und Verbeſſerungen, und mit der Wahrheit miſchten ſich geſchickt ſeine Prahlerei, ſeine Einladungen und Bitten.

Den ganzen Tag über war Stureſon unermüdet in ſeinen Aufmerkſamkeiten, und Mary mußte es ihm hoch anrechnen, daß er mit keiner Silbe ſie an jene nächtliche Scene erinnerte, die ihre Seele mit Grauen und Scham füllte. Sie ſelbſt wagte es nicht, Olaf's Namen auszuſprechen. Er hatte ſie verlaſſen, ſie wußte am beſten, warum. Er hatte ihr ja ſelbſt geſagt, daß er hoffnungslos und verzweifelnd fliehen müſſe, ohne Stockfleth's Vorſchläge anzunehmen; aber ſchmerzhaft krampften ſich ihre Nerven zuſammen, wenn Stureſon ihre Hand nahm, und ihre Augen wandten ſich ſcheu ab, wenn ſeine feurigen Blicke auf ihr ruhten. Immer fiel ihr ein, was Olaf von dieſem Wolfe geſagt hatte, der zum Lamme geworden war. Ein ohnmächtiges Gefühl überkam ſie, wenn ſie ſeine Stimme hörte und ihr Vater ſein pfiffiges Geſicht machte.

Am nächſten Morgen kam es zur vollen Erklärung zwiſchen Stureſon und Hvaland. Der Landrichter hielt um Mary an, der Kaufmann ſagte ſie ihm mit Freudigkeit zu. — Sollt ſie haben, rief er, hat die geſegnete Stunde mir lange ſchon vorgeſchwebt, und vom erſten Tage an, wo ich Euch ſah, Stureſon, kam der Gedanke in meinen Kopf, Ihr müßtet mein Schwiegerſohn werden.

Komm her, Mary, komm her, mein Kind, fuhr er dann fort, als ſeine Tochter hereintrat, ich weiß jetzt das rechte Mittel, dich geſund zu machen. Sollſt Lars Stureſon's Frau werden und in Holmböe's Hauſe am Malanger Fjord wohnen, wo es dir immer ſo gut gefallen hat.

Nein, Vater, nein! rief Mary zitternd, als er ſie feſt hielt und Stureſon zuführte. Mit heftiger Anſtrengung wand ſie ihre Hand los.

Nicht? ſchrie Chriſtie, nicht? Mädchen! Hör auf mit deinem Gezier; als ob ich's nicht wüßte, wie es unter dem Tuche da ausſähe.

Du weißt nichts — nichts, Vater! ſagte ſie, ihr Geſicht ſenkend.

Potz Speer und Kreuz! lachte Hvaland, ich weiß nichts, meinſt du? Weiß aber mehr als zu viel. — Hätte mit dir einen Gang gemacht, Mädchen, der dir wenig gefallen thäte, wenn es ein Anderer geweſen wäre, als Lars Stureſon, als du mit ihm am Morgen heim kamſt. Sollſt es wiſſen, Mary, daß ich damals am Fenſter ſtand. War aufgewacht, als ob es Einer mir ins Ohr geſagt: ſieh hin, Chriſtie, wie's deine Tochter treibt.

Ei, närriſches Kind! fuhr er fort, als Mary ſchamvoll ihre Hände aufhob, habe ja nichts dagegen, und iſt auch keine übermäßige Sünde dabei, mit dem Manne, den man ins Herz geſchloſſen, eine Sommernachtſtunde einſam zu verplaudern. Aber was in der Finſterniß geſchehen iſt, ſoll nicht länger geläugnet werden beim Sonnenſchein. — Gottes Segen auf dein Haupt, meine Mary. Deines alten Vaters

Segen über dich! Machſt ihn glücklich, Mädchen, froh und glücklich, daß er dich in ſolchen Armen ſieht.

Stureſon war nahe herangetreten und hatte Mary an ſeine Bruſt gezogen. Er ſprach kein Wort zu ihr; er küßte ihre Hände, ihre Stirn, ihre Lippen, und ſeine Augen blickten mild und bittend in ihr verſtörtes Geſicht.

Vertraue mir, theure Mary, ſagte er, ich will dich heiß und zärtlich lieben und dein Leben ſo ſchön machen, wie ich es immer vermag. In meinem Hauſe nicht allein, in meinem Herzen ſollſt du als Herrin allein ſchalten, all mein Glück auf Erden und meine Freude will ich bei dir ſuchen.

Hvaland war entzückt von dieſen Betheuerungen, er umfaßte ſie Beide, drückte und küßte ſie und hatte keinen Sinn dafür, daß Mary leidend ertrug, was zu ändern ſie keine Kraft beſaß. — In wenigen Minuten hatte Chriſtie ſein ganzes Hausgeſinde herbeigerufen und ihm mitgetheilt, daß Jungfrau Mary Landrichter Stureſon's Braut geworden ſei; in einer Viertelſtunde wußte es der ganze Gaard und alle ſeine Anwohner.

Viele kamen um Glück zu wünſchen; der Eine drängte den Anderen; Hvaland hatte genug zu thun, die Gläſer zu füllen und die guten Wünſche zu erwidern, welche auf das Heil des Brautpaares reichlich dargebracht wurden.

So gingen die erſten Stunden geräuſchvoll vorber, und Stureſon ließ Mary keine Zeit ſich zu beſinnen. — Es war zu ſpät! das fühlte ſie mit jeder Minute mehr, und was hätte ſie auch ſagen können?

Sie war in der Gewalt des Mannes, der, wenn ſie ihn zurückwies, Dinge erzählen konnte, die ihres Vaters jähzornigſte Wuth aufwecken mußten. Sein ganzer Ehrgeiz hing an dieſer Verbindung, ſein ganzer Stolz war verwachſen mit dem Gedanken, Stureſon ſeinen Schwiegerſohn zu nennen, der den Neid von Tromſöe bis Bodöe rege machte, und deſſen vornehme Sippſchaft ihm heimlich eben ſo wohl zuſagte, wie der ſtolze, gewaltige Landrichter ſelbſt.

Stureſon wandte alle ſeine Sanftmuth und alle Ueberredungskünſte an, um Mary heiter zu ſtimmen und die Furcht zu zerſtreuen, welche ſie ſo ſichtlich beherrſchte. Es gelang ihm im Laufe des Tages wenigſtens in ſo weit, daß ſie, in Unvermeidliches ſich ergebend, geduldig anhörte, was er verſprach und bat, ſeine frohen Blicke mit einem ſchwachen Lächeln erwiderte und ſich anſtrengte, ihr inneres Widerſtreben zu überwinden und den Zukunftsträumen zu folgen, welche Stureſon ihr mit luſtigen Farben ausmalte.

Er ging mit ihr durch das Gärtchen und auf dem Raſengrund des Gaards umher und zeigte ihr die Zukunft ſo glänzend, daß ſie Freude daran haben mußte. Der Malanger Fjord mit ſeinen wilden Bergen verſchwand vor den Reiſen, die er mit ihr machen wollte. Sie ſollte Deutſchland ſehen, Frankreich, Paris, in Italien ſich ſelbſt Orangen pflücken, und wenn ſie dann auch zurückkehrte, ſo war von Zeit zu Zeit immer wieder eine Reiſe nach dem Süden in Ausſicht geſtellt. Stureſon ließ die Abſicht durchſcheinen, daß er überhaupt nicht Willens ſei, ſein Leben in dieſen Einöden zu beſchließen. Er ſprach von ſeinem väterlichen Gute in Mandals-Amt, beſchrieb die alten Eichen und Buchen, welche ſich über deſſen Dach neigten, und die Reize des alten Sitzes ſeiner Familie mit verlockendem Feuer. Dazwiſchen miſchten ſich ehrgeizige Entwürfe. Es würde ihm nicht ſchwer ſein, meinte er, ein Storthingmann zu werden; er ſei aus dem Holze, wo Staatsmänner und Führer gemacht würden, und ſeine mächtigen Freunde bildeten eine Partei, auf welche er rechnen könnte.

Hvaland begriff das beſſer, wie ſeine Tochter, und während er in Gedanken rechnete, was beſſer ſei, ein Schwiegerſohn als Richter am Malanger Fjord oder als Staatsrath in Chriſtiania, oder wohl gar als Miniſter in Stockholm, hörte Mary nicht ohne Theilnahme zu, was ihr Bräutigam von den geſellſchaftlichen Kreiſen der Hauptſtadt erzählte, und wie bald man in wenigen Tagen dahin gelangen würde, wenn die Dampfbootverbindung eingerichtet ſei, zu der er aus allen Kräften helfen werde.

Alles, was Stureſon ſprach und als gewiß darſtellte, mußte angenehme Gefühle erregen, und wer Mary am Arme des ſtolzen Mannes gehen ſah, konnte nicht umhin, ſie glücklich zu preiſen. — Am Nachmitſage kam, wer irgend in der Nähe zu haben war. An Voigt und Pfarrer hatte Chriſtie Boten geſandt, und Abends bei Tiſche fand eine feierliche Proclamation der Verlobung ſtatt, zu welcher auch die Fiſcher, Gaardleute und Coloniſten ſich einfanden, denn Hvaland ließ ſchmauſen und trinken, wer kommen und nehmen wollte.

Es war zu Ende Auguſt, die Sonne machte höhere Kreiſe und tauchte tiefer ſchon ins Meer hinab, um ſpäter wieder aufzuſtehen. Erhitzt von Wein und ſeinen Gedanken ging Stureſon, als die Dämmerung anbrach, an den Fjord hinaus; er wollte allein ſein, um einige Minuten lang ſich ſelbſt zu gehören. — Er hatte nun Alles erreicht, was er wollte, Mary und ihr Geld waren ſein, aber Hohn und Verachtung kämpften in ſeinen Zügen, als er die Felſen hinaufſtieg und zurückdachte. — Die Geſellſchaft, aus der er entkommen war, ekelte ihn an, und ſelbſt das Mädchen, der er Liebe und Ergebenheit heuchelte, war ihm zuwider.

Ich muß es ertragen, murmelte er vor ſich hin, aber ich werde ſie abſchütteln, wie der Bär die Bienen, wenn er ihren Honig geraubt hat, und mich wälzen, um ſie zu zerdrücken, ſobald es nöthig iſt. — Große Ehre für mich, fuhr er dann lachend fort, dies alberne Ding, die einem Lappen ſich hingegeben, als meine Frau heimzuführen, mich in Artigkeiten und Schmeicheleien abzuquälen, um ihre zuckenden Finger zu erhalten, ihr Ohr zu betäuben, während ihr Herz kalt iſt, wie das Eis da oben. — Und dieſer Schwiegervater in den ſpeckglänzenden Lederhoſen — er lachte heftig auf — welch ein Anblick für meine luſtigen Freunde und edlen Verwandten in Chriſtiania! — Aber Geduld, Lars, Geduld, mein guter Junge. Hat er die Taſchen erſt aufgeknöpft, und bin ich da, wo ich ſein will, ſoll er einen anderen Ton hören.

Ha, Henrik Janſen! rief Stureſon, ſein Selbſtgeſpräch unterbrechend, als er um einen mächtigen Stein biegend den Coloniſten gerade wie damals am Strande bei ſeinen Netzen ſah. — Der Böelappe ſchwenkte ſeinen Glanzhut, grinſ'te hinauf, machte ſeine Capriolen und winkte ihn zu ſich herunter.

Was ſoll's? fragte der Landrichter beluſtigt. Mein theurer Freund, komm herauf, wenn es dir beliebt.

Habe Euch etwas zu ſagen, wohledler Landrichter, rief der Coloniſt leiſe herauf.

Und warum biſt du nicht bei deinen Genoſſen auf Hvaland's Hausplatz? fragte Stureſon über das Geröll ſteigend, iſſeſt von ſeinem Roggenbrod und Hammelfleiſch und trinkſt ſeinen Whiskypunſch zu meiner Ehre?

Weil ich nicht will, erwiderte Henrik, ſeine verkehrten Augen umdrehend, indem er den Arm in die Seite ſtemmte. Bin ein Mann, der auf ſeinen eigenen Füßen ſteht, wohne auf meinem Erbe und denke nicht daran, in Chriſtie Hvaland's Vorflur mit ſchmutzigem Volke zuſammen zu ſitzen.

Stureſon fand dieſen Hochmuth des kleinen Lappen ſehr beluſtigend. Das heißt, mein guter Freund Henrik Janſen, ſagte er, du me[illegible] ein Platz neben Pfarrer, Voigt und Landrichter [illegible]de ſich beſſer für dich paſſen.

Und warum denn nicht? fragte der Coloniſt. Ich will es nicht gerade heut von Euch fordern, Herr, aber künftig müßt Ihr mich einladen. — Er grinſ'te ihn boshaft an, als Stureſon ihn verächtlich betrachtete, drehte ſeinen Glanzhut herum und ſchlug mit der Hand auf den Deckel. Ihr werdet es thun, denk' ich hochedler Landrichter, fuhr er fort, denn Ihr wißt wohl, daß ich es fordern kann.

Du biſt ein Narr, Henrik, ſagte Stureſon, aber weßhalb haſt du mich gerufen?

Weil ich Euch fragen wollte, erwiderte der Böelappe mürriſch, ob Ihr meine Sache bei dem Voigt betrieben habt?

Welche Sache?

Welche Sache? wiederholte Henrik. Habt ein kurzes Gedächtniß. Ich meine meine Anſtellung als Schulmeiſter, nachdem der Tagedieb fort iſt und niemals wiederkommen wird. — Er brach in ein leiſes heiſeres Gelächter aus und ſteckte ſeine Finger in den Mund.

Was geht mich die Schulmeiſterei an, ſagte

Stureſon. Sprich ſelbſt mit dem Voigt. Aber es iſt Wahrheit, Henrik Janſen: biſt ein Mann, der zum Lehren ſo wenig taugt wie zum Lernen. Bleib bei deinen Ackerſtücken und Netzen, ſteh auf deinen Füßen, ſo breit du willſt, und laß mich in Frieden.

Hehe! ſchrie der Böelappe, als er nach einem ſtarren Augenblick bemerkte, daß ſich der Landrichter entfernen wollte, beſinnt Euch wohl, ob's Recht gethan iſt. — Ich will Schulmeiſter werden! Habe geſchwiegen und werde ſchweigen, aber ich ſage es Euch ins Geſicht, ich will reden, wenn Ihr Euer Wort nicht haltet.

Was willſt du reden, du armſeliges Geſchöpf? rief Stureſon ſich verächtlich umwendend. Jungfrau Mary iſt meine Braut. Beleidige ſie mit einem Worte, und ich will dir zeigen, wie Verleumder deiner Art beſtraft werden.

Will reden, erwiderte Henrik boshaft lachend, werde reden! und indem er die Hand nach der Klippe ausſtreckte, auf deren Vorſprung der letzte Strahl des rothen Sonnenlichtes fiel, fügte er mit wildem Grinſen hinzu: Seht hin, ob Ihr dort nichts ſeht! Sieht aus wie Blut — er ließ ſein heiſeres Lachen hören und ſchielte zu Stureſon hin, aus deſſen Geſicht alles Leben entwichen war.

Eine jähe Furcht ſchien den Böelappen zu ergreifen, als der Landrichter ihn mit Tigerblicken betrachtete. Er ſprang ſo ſchnell er konnte zurück und ergriff die

Flucht; aber er erholte ſich von ſeinem Schrecken, als Stureſon gütig lachend ihn zurückrief.

Ich ſage es dir noch einmal, ſprach dieſer, du biſt ein Narr, wenn du aus einem freien Coloniſten ein Schulmeiſter werden willſt, dem Pfarrer, Voigt und Aufſeher Verweiſe ertheilen und ihn fortjagen können, wenn es ſich zeigt, daß er ſeine Sache vernachläſſigt oder ihr nicht gewachſen iſt.

Ich will's aber ſein, erwiderte Henrik halsſtarrig.

Nun gut, ſo will ich dir beiſtehen, ſagte der Landrichter. Verlaß dich darauf, du ſollſt es werden, wenn es angeht.

Und will mit Pfarrer, Voigt und Lensmann an Einem Tiſche ſitzen, rief Henrik trotzig.

Sollſt an Einem Tiſche mit ihnen ſitzen, ſagte Stureſon. Aber was ſprachſt du von der Klippe dort? Was, meinſt du, ſähe wie Blut aus?

Nichts, nichts! ſagte der Lappe mit ſeinem häßlichen Grinſen. — Habe einen Traum gehabt von dem Hundeſohn Olaf, der verflucht ſein ſoll. Träumte mir, er ſei da hinuntergeſtürzt und liege tief unten bei den Grundhaien.

Hüte dich, Henrik Janſen, vor ſolchen Träumen, wenigſtens vertraue ſie Niemandem, ſprach der Landrichter drohend. Du biſt ſein Feind geweſen, Jedermann weiß das. Leicht könnte der Glaube entſtehen, deine Hand hätte ihn hinabgeſtoßen.

Er ſtieg raſch die Uferhöhe hinauf und ließ den boshaften Lappen erſchrocken ſtehen. — Nach einigen Minuten war er wieder bei der Geſellſchaft, welche ſich inzwiſchen durch Frauen und Töchter der Nachbarn und Freunde Hvaland's vermehrt hatte. — Stureſon war aufgeregter, liebenswürdiger und herablaſſender, als er je geweſen. Das Feſt gewann an Fröhlichkeit und Laune mit jeder Stunde, Scherz und Gelächter ſchallten durch die Nacht, und endlich wurde zum Tanz aufgeſpielt, der erſt endete, als die Morgenröthe am Himmel erſchien.

## V.

Der Landrichter kehrte nach drei Tagen erſt an den Malanger Fjord zurück, um ſein Haus mit allerlei neuen Einrichtungen zu verſehen, die ihn mehrere Wochen lang beſchäftigten. Er ließ ein paar Zimmer einrichten, welche ſeine junge Frau bewohnen ſollte, machte aus zwei anderen, die er ſchon glänzend hergeſtellt hatte, einen Saal und kümmerte ſich nicht darum, daß Manches, was kaum fertig geworden war, dabei wieder zu Grunde ging. Um neues Material zu beſchaffen, fuhr er nach Tromſöe, wo er bei den Kaufleuten Decken, Geräthe und Tapeten auswählte, ſo koſtbar und ſchön er ſie erhalten konnte.

Ueberall im Lande war inzwiſchen ſeine Verlobung bekannt geworden; wohin er kam, wurde er mit Glück-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

wünſchen empfangen und noch viel freundlicher als früher begrüßt, denn Jedermann wußte, daß der reiche Hvaland nur die Eine Tochter hatte. — Der hochfahrende Mann nahm alle dieſe Huldigungen als einen ſchuldigen Tribut auf, den er herablaſſend bei den Vornehmſten und Erſten durch eine Einladung an den Malanger Fjord vergalt. — Viele Gerüchte waren über die Pracht verbreitet, mit welcher Stureſon ſich umringt hatte. Die Arbeiter erzählten von Kronen aus Glas und Gold, von goldenen Leiſten, die um Thüre und Wände liefen, von glänzenden Möbeln aus ganz dunklem Holze, von großen Uhren unter Glasglocken und wunderbaren Stühlen und Tiſchen mit geſchnörkelten und geſchnitzten Beinen.

Die Neugier auf dieſe Herrlichkeiten war um ſo größer, da Stureſon nicht der Mann war, ſie zu befriedigen. Er hielt ſein Haus verſchloſſen; die zu ihm kamen in Geſchäften, wurden in ſeiner Amtsſtube empfangen und konnten höchſtens bis in ſein Wohnzimmer gelangen, wo es freundlich und bequem, aber doch nicht übermäßig prächtig ausſah. Weiter zeigte er nichts, und ſein ſtolzes Weſen ſchnitt jede läſtige Zudringlichkeit ab.

Endlich war er fertig mit dem letzten Pinſelſtriche, und nun ſollte Mary ſich daran ergötzen und erſtaunen. Von Zeit zu Zeit hatte Stureſon ſein Pferd ſatteln laſſen und war über die Halbinſel zu Hvaland geritten, der ihn immer ſehnſüchtig erwartete und glücklich war, wenn ſein ſtattlicher Schwiegerſohn kam. Im Hauſe wurde fleißig genäht, und große glänzend beſchlagene Kiſten von braungefärbtem und mit Blumenguirlanden bemaltem Holz ſtanden in Reihen auf der Diele. Sie enthielten den Leinen- und Bettenſchatz, Kleider und Schmuck, welchen Hvaland's Tochter ihrem Ehegemahl zubrachte. Daß für ſein Haus nicht weiter geſorgt werde, hatte Stureſon dringend gebeten.

Ich denke, hatte er geſagt, indem er Mary lächelnd umarmte und küßte, ſie iſt von beſcheidenem Sinne und wird mit meiner einfachen Häuslichkeit zufrieden ſein. Ich ſelbſt will nichts, als ſie allein, und wäre es nicht eine alte Sitte, urehrwürdig aus der Vorväter Zeit, daß jede Braut in den großen bunten Kaſten, mit Meſſing beſchlagen, ihr Hochzeitsgut in die Ehe bringt, ſo würde ich es gänzlich ausſchlagen.

Der kluge Landrichter hatte gut reden. Er wußte genau, welche Ehrenſache es für Braut und Eltern iſt, die größten und meiſten Kiſten vollgefüllt mit Stoffen und Betten in das Haus des Mannes mitzunehmen.

Wenn aber Hvaland auch geizig war, ſo war er es doch gewiß nicht, wo es darauf ankam, ſich als ein Matador im Land zu beweiſen.

Mary's Großmutter und Mutter hatten für ſie ſchon ganze Berge feiner Wäſche ſammt Tiſchzeug und Leinen geſammelt, und keine Bergenfahrt hatte Hvaland gemacht, wo er nicht ein Stück holländiſch oder deutſches Leinen, Damaſt oder ſonſt Aehnliches mitgebracht hätte.

Stureſon erſtaunte, als er die Maſſe dieſer Vorräthe ſah, von denen das Meiſte ganz unberührt in ſeiner erſten Verpackung aufbewahrt wurde. Aber es war ihm noch viel lieber, als ſein Schwiegervater ihm erklärte, er möge ein ſtolzer Mann ſein, wie er wolle, das aber müſſe er geſtatten, daß Mary ihm jährlich eine Zubuße zur Wirthſchaft von zwei tauſend Spezies zubringe.

Macht keine Umſtände, rief er, als Stureſon Einwendungen erhob, wie lange wird es dauern, und Alles, was ich beſitze, gehört Euch. — Ich kann's thun, und mehr thun, wenn Ihr es nöthig habt; denke aber, iſt genug für jetzt, und will zulegen, wenn Enkel auf meinen Knieen ſitzen. Will's zuſammenhalten für die; wenn ich es aber nicht erleben ſollte, ſo thut Ihr es für mich. Werdet mehr finden, als Ihr meint.

Mit dieſer frohen Gewißheit war Stureſon das letzte Mal heimgekehrt, und als er jetzt über die Berge ritt, gefolgt von einem Diener, der einen ſchönen nordiſchen Bergpony an der Leine führte, überdachte er ſpöttiſch lachend die zarten Rückſichten des Fiſchhändlers und ſagte zu ſich ſelbſt: Zu einem Dinge in der Welt iſt jeder Dummkopf gut. Dieſer würdige alte Hvaland hat ſein ganzes Leben über in dem einſamen Gaard geſeſſen; hat Lappen, Quäner und Normänner viele Jahre lang mit ſeinem dicken Rechenbuche, ſeinen ſchlechten Waaren und enormen Preiſen betrogen; iſt jährlich in Sturm und Schneewehen nach den Loſoden gefahren, um in bitterlicher Kälte unter allerlei Qual Kabliau zu fangen, die er ſammt Thranfäſſern und Eiderdaunen dann nach Bergen ſchaffte, um mit Geldſäcken auf ſeine Klippe zurückzukehren. Und alles das hat der Thor gethan und wird es ferner thun, damit ich das Ganze einſtreiche. Das iſt ſeine Beſtimmung auf Erden, Geld zu erwerben, welches ich auf würdige, menſchliche und zweckmäßige Weiſe anwenden werde. — Der Himmel iſt gerecht, er giebt Jedem ſein Glück. O wäre erſt die Stunde da, wo ich dieſe elende Wüſte auf immer verlaſſen hätte!

Er half ſeinem ſtrauchelnden und klimmenden Pferde auf, das über Rollſteine und Getrümmer die Höhe des Fjeldes zu erreichen ſtrebte, das durch die Mitte der Halbinſel hinzog. Wie alle dieſe ſeltſamen Gebirge, bildete es keine Spitzen, ſondern dehnte ſich oben zu einer Ebene aus, deren dichter Moosteppich reich von dem röthlichen Schimmer der wohlthätigen Moltebeere durchſtickt ward. — Sumpfige Quellen machten den Boden weich und tief; zuweilen bog ſich dieſer unter den leichten Hufen der Pferde, zwiſchen den Felſen wucherten wunderbare Gärten von blauem und rothem Fingerhut, und duftige Enzianbüſche ſtanden in Büſcheln dicht beiſammen.

Der Landrichter ritt langſam über die Fjeldhöhe hin, welche in Schluchten abſchüſſig nach beiden Seiten niederfiel. Die Bäche donnerten darin nieder, Birkenwald füllte ſie aus, und zu ſeiner Rechten lagen die Gewinde der Meeresarme und der Inſeln, zu ſeiner Linken ſchaute er in das tiefe Thal des Verdo-Elf hinab, und jenſeit lagen die wilden unermeßlichen Wüſten der lappiſchen Alpen ſchwarz und nackt mit einzelnen hohen zackigen Köpfen, zwiſchen denen mächtige Eislager niemals ſchmelzen wollten.

Mitten in ſeinen ſtummen Betrachtungen hielt Stureſon plötzlich ſein Pferd an und deutete auf eine nahe Schlucht, an deren Rande Rauch aufſtieg.

Was giebt es da? fragte er ſeinen Diener.

Lappen, Herr, erwiderte der Mann, die hier ihr Lager aufgeſchlagen haben, um übermorgen den Markt am Malanger Fjord zu beſuchen.

Stureſon nickte beiſtimmend. — Am 24. Auguſt fiel der große Lappenmarkt, der hier an der Grenze der Lappenmarken gehalten wurde. Eben dieſer Markt und einige andere brachten ihm bedeutende Einnahmen, und Mary ſollte dabei ſein; feſtliche Gelage in ſeinem Hauſe ſollten die Vorfeier ſeiner Hochzeit bilden.

Der Landrichter lenkte ſein Pferd von der Mitte des Fjeldes ab der Schlucht zu, ſein Diener folgte ihm nach, obwohl er den Kopf ſchüttelte und vor ſich hin brummte. Er konnte nicht begreifen, was ſein Herr bei einer Bande ekelhafter Lappen wollte, die er aufs Tiefſte verachtete, und als er die ſpitzen Zelte ſah, das Bellen der Hunde hörte und die gehörnte

Heerde erblickte, welche flüchtig zuſammenlief und die Naſen in den Wind ſtreckte, machte er ſeinem Unwillen in einem derben Fluche Luſt.

Du ſcheinſt kein Freund von Rennthieren und Lappen zu ſein, Niels? fragte Stureſon.

Das lauernde ſchlechte Geſindel kommt einem nur zu oft in den Weg, erwiderte der Mann.

Fürchteſt dich? ſagte der Landrichter lachend.

Der kräftige Burſche ſpie verächtlich aus. — Fürchte mich nicht, ſprach er mürriſch, möchte aber doch nicht mit ihnen zuſammentreffen.

Und mit ſolchem jämmerlichen Geſchöpfe hat ſie ſich eingelaſſen, murmelte Stureſon vor ſich hin, und — ſage Einer was er wolle, ſie denkt noch an ihn, wenn ſie plötzlich ſich von mir wendet und die Augen niederſchlägt.

Zu ſeinem größten Erſtaunen hörte er jetzt zwiſchen den Büſchen hervor ſeinen Namen ſo laut rufen, daß er ihn deutlich verſtehen konnte.

Auf einer grünen mit Birken und Gras bewachſenen Stelle ſtanden drei hohe Zelte, vor denen wohl fünf bis ſechshundert Rennthiere ſich zuſammendrängten. Ein halbes Dutzend Männer, mehrere Weiber und Kinder hockten um das mittelſte und größte Zelt, deſſen grober Behang von Segeltuch halb zurückgeſchlagen war und innen ein qualmiges Feuer ſehen ließ, über welchem ein Keſſel an eiſerner Kette hing. Eine alte Frau mit tief niederhängenden Haaren rührte in dem Keſſel umher, aus welchem ein ſcharfgewürziger Duft aufſtieg; vor dem Zelte aber erblickte Stureſon den Miſſionär Probſt Stockfleth, der ein Buch in der Hand hielt und dieſer Geſellſchaft eben eine geiſtliche Erbauung gehalten hatte.

Nach wenigen Augenblicken hatten ſich Beide verſtändigt. — Ich habe, ſo erzählte der Miſſionär, eine ſehr weite Wanderung gemacht, um irgend eine Nachricht über meinen armen Freund Olaf zu erhalten, der, wie Sie wiſſen, ſeine Stelle verlaſſen hat, ohne daß Jemand wüßte, wohin er gekommen.

Und auch Sie haben nichts entdeckt? fragte der Landrichter.

Nichts, erwiderte der Probſt ſeufzend. Dieſe Kinder der Wüſte ſind gewöhnt, am kleinſten Zeichen eines Menſchen Spur aufzufinden, doch alle Mühe iſt verloren geweſen.

So muß er verunglückt ſein, ſagte Stureſon.

Leider wohl, ſprach der Miſſionär. Hier iſt die ganze Familie meines unglücklichen Schützlings. Seinen Brüdern gehört dieſe Heerde, ihre Frauen und Kinder helfen bei dem harten Hirtenleben, und die alte Mutter hält patriarchaliſch Ordnung und Einigkeit aufrecht. Es ſind gut geartete Weſen, fügte er hinzu, als er den verächtlichen Blick bemerkte, mit welchem Stureſon den Kreis der Männer, Weiber und Kinder muſterte, der ſich um ſein Roß geſammelt hatte; alle ſind gläubige und fromme Chriſten, redliche Freunde, arbeitſam und, was ſelten iſt, mäßig und getreuen Sinnes.

Stureſon hörte aufmerkſam zu, was der Miſſionär zum Lobe ſagte, und einen eigenthümlichen Reiz konnte er dieſem wilden und freien Nomadenleben nicht abſprechen. Die Männer waren ſämmtlich unter Mittelgröße, breitſchulterig und ſchwachbeinig mit flachen, gedrückten Geſichtern und röthlich entzündeten Augen, die Weiber meiſt alle häßlich, die Kinder gelb und hager, dennoch aber hatten ſie etwas Verſtändiges, Ernſtes und Beſcheidenes, was für ſie einnehmen konnte. Mit dem Widerwillen des ächten Normanns betrachtete Stureſon jedoch ihre wetterharten Geſichter und ſchwieligen Hände, ihre braunen Baumwollenhemden, die breiten Ledergürtel, an denen das Meſſer hing, und die Mützen, unter denen ihre ſchlauen, beweglichen Augen blitzten. — Es kam ihm vor, als träfen ihn die Blicke des älteren Mannes, welcher das Haupt dieſer Familie war, ganz eigenthümlich lauernd und tückiſch, und eine geheime Furcht wandelte ihn an, denn plötzlich fiel es ihm ein, daß dies Olaf's Brüder ſeien, die Blutrache üben könnten.

Es war dies jedoch nur ein Blitz, der durch ſeinen Kopf zuckte und verſchwand. Er richtete Fragen an den Lappen und erhielt beſcheidene und verſtändige Antworten, dann erzählte er dem Miſſionär, daß er auf dem Wege zu Hvaland ſei, wo Mary ihn längſt erwarten werde.

Sie wiſſen es doch, Probſt Stockfleth, fuhr er fort, Jungfrau Mary iſt meine Verlobte, in vier Wochen wird ſie meine Frau ſein.

Ich habe es denken können, Herr Stureſon, ſagte der Geiſtliche ſanft.

Und Sie wünſchen mir Glück, nicht wahr? rief der Landrichter, ihn triumphirend anſchauend, indem er ihm die Hand bot.

Wie ſollte ich nicht, da ich zugleich damit dem guten Kinde Glück wünſche, das alles Glück der Erde verdient.

Mary liebt mich, fiel Stureſon ſtolz ein, und an Glück und Freuden wird es ihr nicht fehlen. — Morgen wird ſie mit ihrem Vater mich an den Malanger Fjord begleiten, um mein Haus zu ſehen, wo ſie wohnen wird. Ich denke, Probſt, Sie werden auch auf dem Markt ſein, und Ihre Pflegekinder nicht verlaſſen. So lade ich Sie ein, gaſtlich an meinem Herde zu ſitzen und Mary Ihren Segen zu ertheilen.

Ich werde kommen, erwiderte der Miſſionär. Mary zu ſehen, wird mir ein Troſt ſein.

Der übermüthige und ſpöttelnde Ton in Stureſon's Fragen und die ruhigen und milden Antworten des Prieſters bildeten eigenthümliche Gegenſätze. Der Landrichter fühlte recht gut, daß dieſer greiſe Schwärmer ſein Freund nicht ſei, aber er hielt es für nöthig, nicht ganz mit ihm zu brechen. — Er änderte daher ſeine Redeweiſe, ſagte dem Probſt ſchmeichelhafte Dinge, ließ ſich belehren und umherführen und machte endlich, wie er ſich ſelbſt ſagte, der Hexenmutter in des Teufels Garküche ſeine Aufwartung, welche bis jetzt ſich nicht um ihn gekümmert hatte, ſondern fortgeſetzt mit ihrem Keſſel und dem Gericht darin beſchäftigt blieb.

Es war eine knochige Frau, größer und ſtärker als ihre ganze Nachkommenſchaft. Die Pocken hatten furchtbare Verheerungen in ihrem Geſicht angerichtet, trotz der Runzeln und Falten ſah man noch die tiefen Narben, welche es überall kreuzten, und doch war ſie in ihrer Häßlichkeit bei Weitem nicht ſo grauenhaft zurückſchreckend, wie die Greiſinnen dieſes unglücklichen Volkes oft ſind. Ihr langes ergrautes Haar fiel in Zöpfen unter ihrer Mütze hervor und bedeckte ihre Stirn, unter der ein Paar helle, glänzende Augen hervorſahen. Sie grüßte den Gaſt mit Freundlichkeit und richtete einige Worte in lappiſcher Sprache an ihn, welche Stockfleth überſetzte, und die ganz poetiſch klangen.

Sei gegrüßt, fremder Mann, ſagte ſie, und ſei willkommen bei den Kindern Herna Juba's. Wenn du ihnen Gutes bringſt, ſo ſegne Gott deine Schritte, wenn du Böſes ihnen gethan haſt, möge er dir vergeben. Setze dich zu uns und nimm von unſerer Speiſe. Wir theilen gern mit dir, was wir haben. Ein Platz iſt leer an unſerem Herde, er gehörte unſerem Liebling. Setze dich, wo er geſeſſen hat, damit wir denken, du ſeiſt es, und damit wir dich ſegnen.

Während ſie ſprach, brachten mehrere Mitglieder der Familie eilig weiche Decken, und der Probſt ſagte bedauernd: Sie denkt an Olaf, die arme alte Frau. Er war das jüngſte ihrer Kinder, auch hat ſie oft vergebens ihn zu beſtimmen geſucht, zu ſeinem Stamme zurückzukehren, denn Sie wiſſen wohl, Herr Stureſon, es giebt nicht Viele unter ihnen, die um alle Schätze und alles Wohlleben, was die Welt bieten kann, ihr freies Leben in dieſem unermeßlichen Lande vertauſchen möchten.

Und warum hat der Narr den Willen ſeiner Mutter nicht erfüllt, rief der Landrichter mit unmuthiger und heftiger Stimme, indem er trotzig den Sitz einnahm, der ihm angeboten wurde. Er wäre hier beſſer aufgehoben geweſen, als in dem engen Balkenhauſe.

Er wich dem Blicke des Miſſionärs aus und ſah in die grüne Schlucht hinab, auf die graſende Heerde der Thiere, von denen manche Glocken trugen, welche aus der Tiefe melodiſch heraufklangen. Die langen Linien der Alpen ſtiegen in bläulicher und röthlicher Färbung in weiter Ferne terraſſenartig zum Horizont auf. Sonnenſchein und Himmelsbläue verſchmolzen ſich zum weichen Schimmer. Die hellen Birken mit ihrem kühlen Schatten, der blitzende und rauſchende Bach, welcher über Moos und Getrümmer abwärts ſchoß, und dieſe einſamen Menſchen, deren Reich ſo unermeßlich und deren Welt doch ſo klein war, konnten mancherlei Gedanken und Empfindungen aufwecken.

Stureſon fand die Scenerie wild und groß und ließ ſich von den Brüdern Olaf's, die unvollkommen genug norwegiſch zu ſprechen verſuchten, Allerlei erzählen. Er betrachtete ſie dabei, und es fiel ihm ein, daß dies die Männer geweſen ſein mußten, welche er einſt aus Olaf's Hütte kommen ſah. Sie ſahen ſich alle ähnlich, und ſonderbarer Weiſe empfand er immer wieder ein unheimliches Gefühl, wenn ihre Augen ſich fragend an ihm feſtklammerten.

Ihr wollt alſo morgen an den Malanger Fjord hinabziehen, ſagte er, und den Markt beſuchen?

Wir wollen vierzig oder fünfzig unſerer älteſten und fetteſten Thiere auf den Markt bringen, erwiderte das Familienhaupt, wollen Felle verkaufen und Mehl ſammt anderen Waaren einhandeln, die für den Winter uns nöthig ſind,

Und dann mit Schätzen beladen unter dem Schnee liegen, bis die Sonne wiederkehret, ſagte Stureſon lachend.

Glauben Sie das nicht, erwiderte der Miſſionär. — Dieſe Hirten haben auch im Winter mancherlei Geſchäfte zu verrichten, und gleichen nicht den faulen Fiſchern und Coloniſten an der Küſte, welche Tage und Wochen lang ſchlafen, wenn ſie nicht eſſen oder ſich berauſchen. Sie haben ihre Heerden zu bewachen, ihre Thiere zu pflegen, für ihre Familie zu ſorgen und nebenher zu jagen und zu fiſchen, an ſolchen Orten, wo reißende Strömungen das Zufrieren hindern. — In der Gamme, die mit Pelzen dicht ausgelegt iſt, und wo das Feuer ſtets brennt, fühlt man keine Kälte; leicht vergehen dort die Tage unter Arbeit mannichfacher Art, unter Gebet, Belehrung und mancher Freude. Denn das iſt ein Vorzug, welchen Gott dieſen armen Kindern gegeben hat: ſie ſind heiteren Gemüths, geneigt zum Scherz und aufgeweckten Geiſtes.

Der Landrichter konnte ſich des lauten Lachens nicht enthalten. Sie ſind ein wackerer Freund Ihrer Freunde, rief er. Man könnte Luſt bekommen, das idylliſche Daſein in der Gamme zu verſuchen.

Und wäre es denn ein übergroßes Opfer für den, der Ruhe, Frieden und einfaches Naturleben ſucht und ſich damit begnügt? antwortete Stockfleth. Es giebt in dieſen öden Gebirgen verſteckte Thäler, die ſelbſt im Winter grün ſind; wo Quellen fließen, welche den Schnee ſchmelzen, und deren geſchützte Lage ſie ſo mild macht, daß man glauben möchte, Gottes ſegnende Hand liege ſichtlich darauf. Freilich, man kann dort nicht zwiſchen Tapetenwänden wohnen, fügte er mild lächelnd hinzu, nicht die langen Nächte über Toddy trinken und Karten ſpielen; aber was ſind denn alle dieſe Herrlichkeiten unſerer reichen Herren gegen andere Herrlichkeiten in der Welt? — Würden Sie ſelbſt, Herr Stureſon, nicht gern dieſe ſchwarzen Felſenküſten verlaſſen, Ihr ſchön geputztes Haus am Malanger

Fjord, das aller Leute Neid erregt, gern aufgeben, wenn Sie dafür im Süden wohnen könnten, oder in einer großen Stadt, die allen Luxus der Civiliſation beſitzt?

Ja, bei Gott! rief Stureſon, ich würde mich wenig beſinnen.

Jeder nach ſeinem Weſen alſo, ſagte der Miſſionär, doch glauben Sie, daß die meiſten der hier Geborenen ganz anders darüber denken.

Ei wohl, lachte der Landrichter, Mary ſelbſt hängt ja mit großer Liebe an dieſen lieblichen Felſenlabyrinthen.

Und niemals wird ſie Ihre Wünſche theilen.

Poſſen! erwiderte Stureſon. Sie iſt wie alle Weiber, ſie liebt den Putz und den Glanz. Kommen Sie morgen zu uns, Probſt Stockfleth, Sie werden ſehen, wie ihr meine Spiegel, Polſter und Teppiche behagen. Aber ſeien Sie unſer Freund und prägen Sie ihr zeitig das verſtändige Gotteswort ein, daß die Frau dem Manne gehorchen und folgen ſoll, wohin er ſie führen möge. — Ich führe ſie nicht in eines der paradieſiſchen Thäler dieſer Lappengebirge, ſondern, ſobald es mir glückt, in eine reiche, bunte Welt, wo Freuden und Genüſſe ihrer warten.

Und wo ſie einſamer und verlaſſener ſein wird, erwiderte der Miſſionär ſeufzend, als lebte ſie im tiefen Schooße der Wüſte.

Laſſen Sie das meine Sorge ſein, theurer Freund, ſagte Stureſon ſpottend. Wie man die feinen Gerichte der Kochkunſt genießen lernen muß, ehe man ſie vortrefflich findet, ſo iſt es auch mit den Genüſſen der Civiliſation. — Ihren wackeren Beichtkindern würde eine Faſanenpaſtete nicht ſchmecken, ſie würden das ſcheußliche Gemengſel, das unſere gute Wirthin dort ſo eben aus dem Keſſel ſchöpft, gewiß bei Weitem vorziehen.

Zuweilen aber ſind dieſe rohen Speiſen doch auch für den verwöhnten Geſchmack nicht ganz übel, antwortete der Miſſionär lächelnd. Verſuchen Sie nur, ob ich nicht Recht habe.

Die alte Frau reichte auf einem Holzteller dem Gaſte unter Höflichkeitsbezeugungen ſeinen Antheil an dem blutig ſchwarz gefärbten Gericht. Es roch kräftig und gewürzig, und Stureſon faßte nach einigem Bedenken muthig den Blechlöffel, der ihm angeboten wurde, und machte um ſo eher den Verſuch, es zu koſten, als er ſah, daß ſein Diener, der ſo viel Ekel vor Allem hatte, was Lappe hieß, doch mit großer Begier davon aß.

Es ſchmeckte vortrefflich, Stureſon mußte es eingeſtehen.

Sehen Sie wohl, lachte der Probſt, dieſe elenden Gebirgshirten verſtehen ſich doch ſo übel nicht auf eine Kochkunſt, die ſelbſt Ihrem Gaumen behagt. Und dies iſt ihr Nationalgericht. Sie leben überhaupt nur von der Milch und dem Fleiſche ihrer Rennthiere und ihrer Jagdbeute. — Was Sie da eſſen, iſt ein Gemiſch von Fleiſch, Blut, Herz und Leber eines friſch geſchlachteten Thieres, ſammt fetter Milch und Mehl, und wird ſo leicht von Niemandem verſchmäht werden.

Der Landrichter ließ ſich noch eine Portion reichen, trank von der eben gemolkenen Rennthiermilch und gab lachend zu, daß die Tafel dieſer Hirten mehr Freuden biete, als er geglaubt habe. Er beſchenkte die Kinder der Familie mit Silberſtücken, drückte den Uebrigen ſeinen Dank aus und wandte ſich endlich nochmals an das Oberhaupt der Familie.

Ich will dir wohl, ſagte er, du ſcheinſt ein verſtändiger und erfahrener Mann zu ſein. Ziehe hinunter an den Malanger Fjord; ich will dich zum Coloniſten machen, will dir Ackerſtücke und Haus geben und für dein Fortkommen Sorge tragen.

Der Lappe ſah ihn ſtarr an, ſeine kleinen Augen funkelten. Er ſchüttelte heftig und ſchnell den Kopf.

Du willſt nicht? fragte Stureſon. Warum willſt du nicht? — Wenn ich dem Manne dort, Niels, meinem Diener, eine ſolche Stelle anböte, er würde vor Freuden in die Luft ſpringen.

So gieb ſie ihm, ſagte der Lappe ernſthaft.

Du hörſt, antwortete der Landrichter ungeduldig, daß ich dir und deiner Familie gern etwas Gutes thun möchte. — Deine Mutter hat mir Segen verſprochen, ich möchte ihn erwerben, wenn ich ihr ein Haus, einen Herd, Holz und Speiſe für ihr Alter zuſichere. — Ich möchte dir Gutes thun, wiederholte er nochmals mit größerer Lebhaftigkeit, darum ſchlage es nicht aus, du könnteſt es bereuen.

Ich mag dein Haus nicht, Herr. Danke dir, ſprach der Lappe, und indem er mit mehr Stolz und Würde den Kopf aufhob, als ihm zuzutrauen war, fügte er hinzu: Ich will frei ſein wie meine Väter, frei leben und frei ſterben. — Armer Bruder Olaf! wie das wilde Rennthier, muthig und leicht, würde er über die Berge ſpringen, wenn er kein Knecht geworden wäre. — Ich danke dir, Herr, danke dir; Herna Juba's Kinder brauchen deine Wohlthaten nicht.

Stureſon fand ſich beleidigt von dieſer ſtolzen Abweiſung, aber Stockfleth ſagte beſchönigend: Sie dürfen es nicht übel deuten, Herr Stureſon, Sie würden von allen Heerdenbeſitzern eine ähnliche Antwort erhalten haben. — Wenn eine Familie noch mehrere hundert Rennthiere ihr eigen weiß, ſo wird ſie um keinen Preis ihr freies Bergleben aufgeben; nur die äußerſte Noth kann ſie dazu treiben. Herna Juba aber iſt ein reicher Mann. Er weidet hier, wie Sie ſehen, gegen ſiebenhundert Thiere und hat mehr als noch einmal ſo viel an den Quellen des Verdo-Elf zurückgelaſſen.

Nun wohl, erwiderte der Landrichter ſtolz lachend, ſo mag denn Jeder von uns ſeinen Aufenthalt ſuchen, wo es ihm beliebt. Sie haben mir ſchon früher einmal von dem Dünkel dieſer noblen Familien erzählt, ich hätte dieſer gern einen Erſatz geboten.

Erſatz? Wofür? fragte der Miſſionär.

Ei nun, ſagte Stureſon, und ſeine Augen forſchten ſcharf in Stockfleth's Geſicht: der Burſch, der verloren gegangen iſt, lebte wohl noch, wenn ich nicht in Hvaland's Haus gekommen wäre.

Herr Stureſon! ſagte der Probſt erſtaunt.

Still, Herr Probſt, fuhr Stureſon fort. Sie haben darum gewußt, daß eine lächerliche und thörichte Leidenſchaft ſich ſeiner bemächtigt hatte; Sie hatten Kenntniß davon, daß Mary aus Mitleid ſich dazu hinreißen ließ, heimliche Geſpräche mit ihm zu halten. — Sie ſehen, ich weiß Alles. Sie haben ihn bewegen wollen, Miſſionär zu werden, um ſeine Narrheit durch ein chriſtlich frommes Leben los zu werden; er hat es vorgezogen, dies Leben überhaupt zu enden.

Woher wiſſen Sie das? fragte der Geiſtliche.

Sonderbare Frage. Sein Ende liegt nahe, es kann nicht anders ſein. Auch Mary glaubt es, der Gedanke erfüllt ſie mit Schmerz, und Alles, was ich aufbieten mag, kann ihre ſchwermüthigen Grillen nicht ganz verſcheuchen. — So bitte ich Sie denn, werther Freund, reden Sie mit ihr, Sie ſind ihr Vertrauter. Stellen Sie ihr vor, daß ihr und mein Lebensglück daran hängt, daß ſie mich liebe, mir angehöre, ein Weſen vergeſſe, das nur durch eine Verirrung, die den Augen der Welt auf immer verborgen bleiben muß, in ein Verhältniß zu ihr gerathen konnte. Schmach und Schande, Wohl und Ehre hängen daran. —

Meine Ehre, Herr Stockfleth, Mary's Ehre und Ihr eigenes Wohl, Herr Probſt.

Mein Wohl, Herr Stureſon? fragte der Geiſtliche erſtaunt.

Ihr Wohl, wiederholte der Landrichter. Wenn man erführe, daß Sie um dies Verſtändniß gewußt und es dem Vater verſchwiegen haben, würde die öffentliche Meinung hart genug über Sie richten. — Sprechen Sie mit Mary, reißen Sie die letzten Wurzeln eines Andenkens aus ihrem Sinn, das dieſen verdüſtert. Machen Sie, daß ihre Wangen wieder blühen, ihr Auge wieder glänzt, daß eine liebende glückliche Braut mit mir zum Altare geht, und ſeien Sie meiner ewigen Dankbarkeit gewiß.

Er war mit Stockfleth während dieſes Geſprächs bis zu den äußerſten Büſchen gegangen, wo ſeine Pferde warteten; jetzt ſchwang er ſich in den Sattel, ohne die Antwort abzuwarten, und mit einem raſchen Gruße eilte er über die ſchwellende Moosdecke des Fjeldes fort. — Ohne Zurückblicken trieb er ſein Roß an, und nach einer Stunde hielt er vor Hvaland's Haus.

Mary empfing ihn ſcheu und befangen, wie immer. Weder der ſchöne Bergpony, den er ihr ſchenkte, noch alle ſeine Bitten und Ueberredungskünſte konnten den Schatten von ihrem Herzen bringen.

## VI.

Am nächſten Morgen traten ſie gemeinſam die Rückreiſe an, aber ganz erſichtlich war eine Veränderung mit der Braut vorgegangen, deren ſich Stureſon heimlich freute.

Am Abend vorher hatte er wohl bemerkt, daß Mary von einer ihrer Dienerinnen einen Zettel empfangen hatte, der ſie in Unruhe verſetzte, und nach einiger Zeit ſah er ſie den Pfad hinaufſteigen, der in das Thal führte, wo Olaf's Hütte ſtand. Er glaubte zu wiſſen, was dieſer Spaziergang zu bedeuten habe, und hielt es für paſſend, den Erfolg abzuwarten.

Er ging am Ufer der Bucht hinauf, denn Hvaland hatte ihn allein gelaſſen. Der Kaufmann war beſchäftigt, mehrere große Boote mit Waaren aller Art zu füllen, die auf den Markt an den Malanger Fjord gehen und ſchon während der Nacht durch Senjenöe's Sund nach Lenvig hinaufſchwimmen ſollten. Der große lappiſche Herbſtmarkt bot zu viele Vortheile, um nicht in Hvaland's Kopfe jetzt den erſten Platz einzunehmen und ſein ganzes Denken darauf zu richten, wie und wodurch er am beſten ſeinen Concurrenten im Handel den Vorſprung abgewinnen könne. — Alles was Lappen, Fiſcher und Coloniſten in den tiefen abgeſchiedenen Fjordarmen für den Winter zumeiſt gebrauchten, wurde in die Boote gepackt. Große Maſſen Scheeren, Meſſer, Beile, Hacken und Eiſenwaaren allerlei Art, kupferne und eiſerne Lappenkeſſel, Ketten, Nägel und Hämmer lagerten neben Mehlballen und Hülſenfrüchten, Zwirnbündeln und Nähnadeln. — Das Alles zu ordnen, zu verpacken, mit ölgetränkten Tüchern zu decken und Vorſichtsmaßregeln zu treffen, damit kein Schade geſchehe, erforderte Arbeit und Aufmerkſamkeit.

Stureſon ſah ſeinen Schwiegervater mitten unter der Schaar ſeiner Bootsleute und Gehülfen ſich abmühen, wie der beſte Packknecht, und er wandte ſich lachend fort und ſagte beluſtigt: Er ſpringt umher, wie ein junger Burſch, und läßt ſich die Ströme Schweiß nicht verdrießen. Das iſt ſehr brav und rechtſchaffen gehandelt; Weſen dieſer Art würden ſich unglücklich fühlen, wenn ſie nicht büffeln und gaunern könnten.

Unter vergnüglichen Betrachtungen ſetzte er ſeinen Weg fort, und gerade da, wo er in Olaf's Thal hinabſehen konnte, fand er hinter großen Steinen ſeinen Freund, den Coloniſten, lang ausgeſtreckt, der auf der Lauer zu liegen ſchien.

Als Henrik die Schritte hörte, ſah er ſich erſchrocken um, aber er beruhigte ſich augenblicklich und winkte mit ſeinem vertraulichſten Grinſen den Landrichter herbei.

Nun, ſagte Stureſon, was giebt es, Henrik? Du ſiehſt ſo liebenswürdig pfiffig aus, als wärſt du einem großen Geheimniſſe auf der Spur.

Der Böelappe ſchielte ihn boshaft an. Ei, Landrichter, ſagte er, du kommſt zur rechten Zeit. Weißt nicht, wer da unten im Hauſe ſitzt.

Etwa Olaf, erwiderte Stureſon. Iſt er wiedergekommen?

Henrik lachte herzlich, ſchien aber dann doch plötzlich von einem Grauen ergriffen zu werden und ließ ſeine Blicke ſcheu über den furchtbaren Nachbar gleiten.

Du mußt nicht ſo ſprechen, Herr, ſagte er, denn du weißt zu gut, daß er nicht wiederkehren kann, der Sohn von einem Hunde. Aber weißt du nicht, Herr, daß die Todten aufwachen, wenn die Stimme ihren Namen ruft, die ſie zuletzt gehört haben?

Dann nimm dich in Acht, du Narr, lachte Stureſon, daß er dir nicht erſcheint.

Der Böelappe richtete ſich zornig auf, er konnte eine Verletzung ſeines Anſehens nicht ertragen; aber der Landrichter ſah ihn mit überlegenem Hohn an, und während Henrik die Zähne fletſchte, auf ſeltſame Weiſe nickte, den Arm in die Seite ſtemmte, ſeinen Glanzhut rund umdrehte und ſeine breite Naſe aufblies, lachte Stureſon noch viel übermüthiger den wunderlichen kleinen Kerl aus, der ihm mit ſeinem Aerger und Hochmuth Spaß machte.

Haſt du mit dem Voigt geſprochen? fragte der Coloniſt.

Ei ja, lieber Henrik, ſagte Stureſon; allein ich kann dir wenig Hoffnung geben. Der Voigt meint, du ſeiſt ein Trunkenbold, ein Narr, ein ganz unwiſſendes und bösartiges Geſchöpf, das unmöglich den guten, ehrlichen und rechtlichen Olaf erſetzen könnte, der unglücklicher Weiſe uns verlaſſen hat.

Sagt er das? ſchrie der Coloniſt wüthend. — Aber ich will die Stelle haben, du mußt ſie mir ſchaffen. — Uebermorgen komme ich an den Malanger Fjord, da ſprich mit ihm.

Sei vernünftig und bleib zu Haus, erwiderte der Landrichter.

Ich will kommen, ſagte der Lappe ihn angrinſend; will an deinem Tiſche ſitzen und dich mahnen vor aller Augen.

Komm immerhin, mein lieber Freund, erwiderte Stureſon ſehr beluſtigt, du ſollſt empfangen werden, wie du es verdienſt; aber höre, Henrik Janſen, fuhr er fort, indem er den Ton änderte, merke nochmals genau, was ich dir neulich ſchon ſagte: Ich bin der Landrichter hier im Bezirk, du biſt ein elendes, bösartiges, verworfenes Geſchöpf. Wenn du es wagen ſollteſt, gegen mich irgend eine lächerliche und nichtswürdige Verleumdung auszuſprechen, die Niemand dir glauben wird, ſo will ich dich ſtrafen laſſen, du Hund, bis du genug haſt. — Und nun packe dich fort und komm nicht wieder in meine Nähe, oder ich will es dir verleiden.

Er ſtieß mit dem Fuß nach dem Coloniſten, der, ein paar Ellen fortgeſchleudert, zu Boden ſtürzte, aufſprang und mit einer Eile entfloh, die ſeinem Entſetzen gleich kam.

Das fehlte noch, ſagte Stureſon, nachdem er genug gelacht hatte, daß ſolch hochmüthig ſchandbar Gewürm mich plagen und preſſen könnte, und dies iſt die einzig richtige Art, mit ihm umzugehen. — Ja, wenn es einer unſerer hartköpfigen Bauern aus dem Süden wäre, die ſich in ihrem Freiheitsdünkel ſo hoch ſtellen, wie die Erſten und Mächtigſten; aber glücklicher Weiſe handelt es ſich hier nur um ein verthiertes lappiſches Geſchöpf.

Er duckte ſich hinter den Steinen und beobachtete das Haus im Grunde, deſſen Thür ſich eben öffnete, und deutlich ſah er Mary, die an Stockfleth's Hand durch das öde Gartenland ging, wo jetzt Unkraut wild aufwucherte. Der Geiſtliche begleitete das junge Mädchen bis an den Bach, dort blieben ſie beide ſtehen, um Abſchied zu nehmen. Stockfleth legte die Hände auf Mary's Haupt und küßte ihre Stirn. Dann drückte er ſie an ſeine Bruſt und deutete zum Himmel hinauf. Von ſanften, liebreichen Worten mußten ſeine Lippen überſtrömen, denn ihre Blicke hingen an ihm feſt; Stureſon meinte mit ſeinen ſcharfen Augen den Troſt in ihren freundlichen Zügen entdecken zu können. Endlich ſchien der Probſt ihr noch einmal ein Verſprechen abzunehmen, das ſie in ſeine Hände niederlegte; ſo ſchieden ſie. — Mary flog leichten Fußes die Höhe hinan, der Miſſionär blieb einige Minuten ſtehen, bis er umkehrte, noch einmal den wüſten Garten und das kleine öde Haus betrachtete, traurig den Kopf ſchüttelte und dann in der Schlucht aufwärts ſtieg, welche auf die Höhe des Fjeldes führte.

Er kehrt zu den Rennthieren und dem ſüß duftenden Keſſel der alten Hexe zurück, ſagte Stureſon, und wohl bekomme es ihm. Aber welche Macht beſitzt der Heiligenſchein und der ſchwarze Rock auf Erden! Was alle meine Zärtlichkeit, meine Aufmerkſamkeit, mein Schmachten und Bitten nicht vermochten, das vollbringt dieſer graubärtige Prieſter in einer Stunde. — Glück auf denn, Lars, ſie wird dich lieben, weil er es ihr als Pflicht befohlen hat. Ich habe oft geſagt, fuhr er ſpottend fort, indem er an der Bucht hinabging, daß Prieſter nur in der Welt ſind, damit Dummheit und Aberglauben nicht ausſterben, jetzt kann ich Abbitte leiſten. Sie ſind auch dazu da, nicht allein die Geiſter, ſondern auch die Herzen der Menſchen zu unterjochen und Alles, was ihnen nützt, wofür man ſie gewinnt, als Gottes Gebot auszurufen.

Er kehrte zurück, und während des ganzen Abends war Mary ſehr ſtill und geſchäftig, aber er bemerkte ſehr wohl, daß ihre Blicke mild und prüfend ihn betrachteten und ihre Antworten freundlicher und theilnehmender klangen, als es je der Fall geweſen war.

Am Morgen hob Stureſon die Braut auf den muthigen Zelter, und jetzt zum erſten Male fühlte er etwas, das ſein Herz lebhafter berührte. Das junge Mädchen ſah wirklich ſchön und ſtattlich aus. Es kam ihm vor, als ſei ſie über Nacht friſch aufgeblüht, wie eine Blume, der es an Waſſer gemangelt, oder als ſei er blind geweſen und habe nicht bemerkt, welche Reize ſie beſitze.

Ihr ſanftes Geſicht war heut lieblich geröthet, ihre tief blauen Augen ſchimmerten klar unter langen Wimpern und ſchienen ihm etwas ſagen zu wollen. Ihr Hut mit dem grünen Schleier hinderte nicht die Fülle der braunen Locken an einem neckiſchen Spiel mit Luft und Sonnenſchein. Und ihre Füße waren ſchmal, ihre Hände klein und rund, ſie konnte in allen Salons erſcheinen und mit Hülfe von Putz und Moden dort Aufſehen erregen.

Der feurige Pony, welcher das hübſche Mädchen trug, ſchien ſtolzer unter der leichten Laſt. Er war von ächter Race, iſabellfarbig, mit ſchwarzem Streif vom Maule bis zur Schwanzſpitze. Sein ſchwarzer Kamm, borſtig und kurz geſchoren, ſtand ſteil auf dem ſchön gebogenen Halſe, ſeine zierlichen ſchwarzen Füße und Hufe waren ſpiegelblank, und wie der Schaum um die rothen Zügel flockte, die mit weißen Schlangenmuſcheln beſetzt waren, wie die Sonne auf dem Juchtenſattel glänzte, der ſeine gelben, funkelnden Nägelreihen zeigte, und das edle Thier auf der mooſigen Ebene des Fjeldes leicht dahinflog, wie ein Hippogryph, den die

Götter des Lichtes über dieſe Wüſte ausſandten, konnte man nichts Schöneres ſehen.

Stureſon folgte ihr mit gierigen Blicken und Gedanken, und hinter ihnen trabte Hvamad auf einem ſchweren Klepper, vergnügt lachend über die Munterkeit ſeiner Kinder.

Erſt auf der höchſten Erhebung des Fjeldes hielt Mary das muthige Thier an und erwartete Stureſon. Dies war der Punkt, wo er ſelbſt geſtern gehalten und das Meer und die tiefen Schluchten des Gebirgs betrachtet hatte. Er bemerkte, daß Mary's Auge ſich forſchend auf die Birken richtete, wo die Zelte der Kinder Herna Juba's geſtanden, und er zweifelte nicht, daß Stockfleth ihr davon erzählt hatte. Aber es war nichts mehr davon zu ſehen. Kein Rauch ſtieg auf, kein Rennthier ſtreckte ſein gehörntes Haupt hervor, kein gelber Zottelhund ließ ſein heiſeres Bellen hören. — Die Familie war weiter gezogen, irgend ein Verſteck verbarg während des Marktes ihre Thiere, und Stureſon hatte keine Luſt, Mary's Erinnerungen aufzufriſchen.

Wie ſchön iſt es hier! rief ſie ihm entgegen. Wie herrlich und wunderbar iſt mein Vaterland ſelbſt in dieſen wilden und unbewohnten Gebirgen.

Aber viel ſchöner noch iſt es da, wo Menſchen wohnen, ſagte Stureſon. Ich werde bald andere Berge mit dir beſteigen, theure Mary, von denen du auf andere Fjorde hinabſehen ſollſt, wo Wälder von

Kirſchen und Nußbäumen ſtehen, wo ſüße Birnen und Aepfel reifen, und wo Alles dein ſein ſoll, was dein Herz begehrt und deine Wünſche fordern.

Mein Herz, erwiderte ſie die Augen zu ihm aufſchlagend und vertraulich ihm zulächelnd, iſt genügſam, und dennoch verlangt es mehr, als Viele. Auch meine Wünſche ſind beſcheiden, obwohl ſie dir unbeſcheiden dünken könnten.

Erkläre mir deine Räthſel, liebe Mary, ſagte Stureſon, der ſich von ihren Blicken und ihrem Lächeln angezogen fühlte.

Jetzt nicht, antwortete ſie, mein Vater kommt. Laß uns bis an die Schlucht ihm entgegen; ich denke, es muß ſchön ſein, dort hinab zu ſehen.

Sie trieb ihr Pferd dahin, wo der Bach von Felſen zu Felſen in den Spalt ſprang und ſeinen kühlen Staub vom Luftzuge zurücktragen ließ. Schlanke Bergtannen und Birken hielten die Seiten der Tiefe dicht beſetzt, die ſo grün und lieblich ausſah und ſo ſonnig beglänzt und von ſchweren Schatten abwechſelnd umnachtet wurde, daß jedes Auge mit Wohlgefallen hinabblicken mußte.

Geheimnißvoll umhüllte der dichte Wald die ſchroffen Wände, aber Stureſon meinte, als ſie den Rand erreicht hatten, irgend ein Weſen zu entdecken, das mit großer Geſchwindigkeit zwiſchen den Büſchen ſich fortbewegte und unter den ſchwarzen Tannen verſchwand. — War es ein Menſch oder ein Thier, er wußte es nicht. Auch Mary hatte den flüchtigen Schatten bemerkt, und Beide theilten ſich ihre Vermuthungen mit.

Ein Bär, ſagte Stureſon, würde ſich nach ſeiner Gewohnheit eher aufgerichtet und uns erwartet haben. Ich meine weit eher, daß es ein Lappe war, deren viele ſich ſeit einigen Tagen ſchon dem Malanger Fjord von allen Seiten nähern, um ihre Klagen bei Zeiten anzubringen und ihre Käufe und Verkäufe zu machen.

Und darum, rief Hvaland, der inzwiſchen näher gekommen war, laßt uns nicht länger hier nach dem Ungeziefer umherſehen, früh genug wird er uns in den Weg kommen. — Lappen haben nie Gutes im Sinn, und wenn ſie ſich verkriechen können, iſt ihnen am wenigſten zu trauen.

Stureſon lachte. — Sie denken zu übel von den armen Leuten, ſagte er, die doch auch ihre guten Eigenſchaften haben. Ich bin zufällig neulich mit einer wandernden Familie zuſammengetroffen, habe bei ihr geſeſſen und ihr Mahl getheilt. Sie waren Alle freundlich und gefällig und ſprachen verſtändig über ihre Lage. Die Schwärmerei des Probſtes Stockfleth rechtfertige ich freilich nicht, aber wie roh und unwiſſend ſie ihr wanderndes Hirtenleben auch macht, wir, die wir beſſer und geſitteter ſein wollen, müſſen als Chriſten uns ihrer annehmen und ihr Menſchenrecht an ihnen achten.

Hvaland widerſprach in ſeiner Weiſe, doch der kluge Landrichter merkte wohl, welchen Eindruck ſeine Worte auf Mary gemacht hatten. Sie ſah ihn dafür dankbar an, und als er ihre Hand drückte, fühlte er einen leiſen Gegendruck, der ihm ſeinen Vortheil gewiß machte.

Bald ſenkte ſich das Fjeld, und vor den Reitern lag der prächtige breite Fjord. Raſch ging es zu ihm hinunter, und heut war er ſehr belebt. — Große Boote und Yachten ſchwammen und ruderten über ihn hin; Geſchrei, Lärm und Jauchzen ſchallten herauf. Aus den Booten wurden Tücher geſchwenkt, frohe Stimmen riefen ſich Glückwünſche zu. Andere ſchon gelandete Marktleute ſtanden am Ufer und bewillkommneten nahende Freunde; zahlreiche Fahrzeuge aller Größe lagen in langen Reihen, und ihre Mannſchaften waren mit Ausladen beſchäftigt. Viele Gruppen füllten den weiten Wieſengrund, der zwiſchen zwei hohen Fjellen ſich weit ausdehnte, und mitten durch dies frohe Gewühl zog Stureſon mit ſeinen Gäſten ſeinem Hauſe zu, das im Sonnenglanz ihn erwartete.

Bald genug konnte er ſich an der Verwunderung Hvaland's und an dem erſtaunten, beifälligen Lächeln des jungen Mädchens weiden, die, ſichtlich überraſcht von den prächtigen Einrichtungen, ſich den erſten Eindrücken willig hingab.

Das Alles ſollte ihr Eigenthum ſein. Alle dieſe Teppiche, dieſe glänzenden Spielereien, dieſe Spiegel und Broncen und dieſe herrlichen Sachen ſollten ihr gehören. — In dem Zimmer, das ſie bewohnen ſollte, ſtand ein großer Flügel, der ganz anders klang, wie das kleine beſcheidene Inſtrument, das ihr Vater aus Bergen mitgebracht hatte. Auf Stureſon's Bitten ſetzte ſie ſich auf einen geſtickten Seſſel und verſuchte einige Läufe, deren Töne ſie entzückten. Die Männer ließen ſie dann allein, Hvaland wollte das Haus ſehen und Stureſon ihm die Veränderungen zeigen. So verſenkte ſie ſich leicht in eine Fülle von Träumereien, und eingeſchmiegt in der Ecke eines weichen Damaſtlehnſtuhls hingen ihre Blicke froh an ſo vielen ſchönen Gegenſtänden und ſchweiſten darüber hin mit neugieriger Haſt und Genugthuung.

Der Kaufmann fand Alles mächtig theuer und koſtbar, aber er hatte auch ſeine Freude daran, denn ſein Stolz fühlte ſich geſchmeichelt, einen ſolchen Schwiegerſohn zu haben. Was ihm unverantwortliche Verſchwendung geſchienen hätte, wenn er für ſich es hätte kaufen ſollen, das war ihm angenehm, es hier zu finden. — In dem neu errichteten Saale war eine lange Tafel ſchon gedeckt, Alles vollauf an feinem Tiſchzeug, Porzellan und Kryſtall. Darüber ſchwebte ein großer Kronleuchter, und an der Wandſeite ſtand ein Tiſch mit Weinen und Gläſern.

Hier wollen wir fröhlich ſein, ſagte Stureſon, heut, morgen und die nächſten Tage; aber nicht diesmal allein, ſondern oft und immer, denn wenn Mary erſt hier häuslich waltet, wird der Papa, ſo denk' ich, uns aufſuchen, ſobald es ihm zu einſam am Senjendeſund wird.

Ei ja, rief der Kaufmann, ſollt mich bei euch haben, ſo oft es angeht, denn ich werde Sehnſucht genug nach meiner Mary hellen Augen empfinden. Aber was hilft es, muß ſie miſſen; iſt Geſetz und Ordnung des Lebens alſo von Gott eingeſetzt.

Und bald ſollt Ihr ſie miſſen, bald! fiel Stureſon ein, indem er Mary lächelnd feſthielt, die ſich zu ihnen geſellt hatte.

Haben es noch nicht feſt gemacht, ſagte Hvaland ſcherzend, können bis zum Frühjahr damit warten.

Längſtens noch vier Wochen, Schwiegervater, betheuerte der Landrichter. Bitte, meine ſüße Mary, bitte mit mir, daß wir in nächſter Woche uns vor dem Pfarrer in Talvige einſtellen.

Nach einer ganzen Reihe von Scherzen und Einwendungen gab Hvaland endlich zu, daß, ſobald der Markt am Malanger Fjord vorbei und die Rechnungen abgeſchloſſen ſein würden, das Aufgebot von der Kanzel erfolgen könne, worauf alsdann am Michaelistage die Trauung ſtattfinden ſolle.

Nachdem er dies verſprochen, lief er hinaus und ließ die beiden Verlobten zurück, denn er ſah durchs Fenſter, um die Spitze des Vorgebirges, ſeine drei ſchwer beladenen Boote ſegeln und eilte, um zugegen zu ſein, wenn ſie Anker werfen würden, den Platz auszuſuchen, wo er ſeine Bude errichten wollte, und mit allerlei Leuten zu ſprechen, deren Dienſte er nöthig hatte.

Stureſon öffnete inzwiſchen die Thür, welche aus dem Saal in den Garten führte, und hier war die ſchönſte Ausſicht auf Gebirge und Meer. — Das ganze reizende Panorama, die umgletſcherten Felſen der hohen Jauren, welche am Himmel zu ſchweben ſchienen, und das bunte Menſchentreiben auf den grünen Ufern des Fjord, Alles lag vor dem luſtwandelnden Paar.

Biſt du es denn zufrieden, theure Mary, ſagte Stureſon nach einem Geſpräch voll zärtlicher Betheuerungen, daß der Prieſter deine Hand in die meinige legt, und darf ich endlich glauben, daß die Freude, welche dein Auge hell macht, auch mir und meinen heißen Wünſchen gilt?

Ich bin es zufrieden, erwiderte die Braut ihn bewegt anblickend, und bitte Gott, meinen Schöpfer, daß er mir die Kraft verleihen will, dich recht glücklich zu machen.

Ja, das klingt fromm und gut, rief Stureſon lächelnd, Probſt Stockfleth könnte nicht beſſer die Pflichten einer treuen und ergebenen Gattin ſchildern; aber ich verlange noch mehr von dir, ſüße Mary. Du ſollſt mich lieben, mich verſtehen, mir unlöslich anhängen, und ich will dich dafür anbeten und ſo hoch erheben, wie ich immer vermag.

Ihre blauen tiefen Augen ſahen furchtſam und doch beruhigt zu ihm empor. Ich denke, ſagte ſie, Alles zu ſein, was du von mir forderſt, und verlange nichts dafür, als was ein Mann ſeiner Frau immer geben ſoll.

Ach, deine Räthſel! fiel Stureſon ein. So ſage mir denn, theure Mary, was du verlangſt, was dein genügſames Herz und deine beſcheidenen Wünſche begehren.

Mein Herz, erwiderte ſie lächelnd, will, da es dir gehören ſoll, daß du es achteſt und gütig mit ihm umgehſt. Du haſt in der großen Welt gelebt, viel erfahren und viele weit ſchönere und klügere Frauen kennen gelernt. Ich habe nichts, als mein natürliches Empfinden für das Rechte und Gute, wie für das Ungerechte und Harte. Darum will ich dich bitten, ſei mild mit mir. Du willſt, daß ich dich liebe und verſtehe, gern ſoll es geſchehen. Ich will mich bemühen; zeige du mir den Weg, daß ich dich innig lieben lerne, durch deine Handlungen, deine Güte, durch die Achtung, welche dir alle guten Menſchen zollen.

Du gutes Kind! ſagte Stureſon, und ſeine Stimme drückte ein Gemiſch von Spott, Mitleid und Theilnahme aus. Ei ja, du haſt Recht! Wahre Liebe iſt immer auf Achtung begründet, alles Andere iſt Täuſchung, ein flüchtiger Rauſch der Sinne, doch man kann nur achten, was über das Gewöhnliche ſich erhebt. — Ihr Mädchen, rief er, und ſeine ſtolze

Geſtalt richtete ſich auf, in ſeinem Geſicht lag eine trotzige übermüthige Kraft, wollt ſtarke und feſte Männer, die, geſchmeidig in eurem Dienſt, gewaltig ſind, wo Mannesſinn nöthig iſt. — Aber deine Wünſche, liebe Mary, nenne mir deine Wünſche!

Meine Wünſche, antwortete ſie eingeſchüchtert von ſeinen Blicken, ſollen ſein, Gutes zu thun und durch dich Gutes zu fördern. Du biſt angeſehen in deinem Amte und kannſt für Leidende und Unterdrückte viel bewirken. Holmböe hat Manches gethan; dies Haus, in welchem wir wohnen werden, beſitzt ein geſegnetes Andenken. Aber Holmböe war zu arm, er konnte nicht ausführen, was er begonnen. — Du wirſt reich ſein, theurer Lars, meines Vaters großes Vermögen wird dich in den Stand ſetzen, viel Glück und Freude um dich zu verbreiten.

Wenn ich dich recht verſtehe, erwiderte der Landrichter, ſo meinſt du, daß ich mein Leben ſo gemeinnützlich anwenden ſoll, wie mein Vorgänger? Daß ich Lappen zähmen, den Boden bebauen, Colonieen errichten, Verſuche machen ſoll, was hier wächſ't und gedeiht, und allerhand Experimente mit neuen Erfindungen anſtellen?

So ſchön und reich und noch reicher möge dein Leben ſein, erwiderte Mary, ich will getreulich Alles mit dir theilen.

Stureſon lachte laut auf, indem er ſie ſcherzend feſthielt. Ich will Hals und Kragen wetten, rief er, wenn nicht Alles, was du mir vertraut haſt, aus Stockfleth's Kopf in dein weiches Köpfchen übergeſtrömt iſt. Das ſind ſeine Lehren, ich höre ſeine Grundſätze; aber glaube mir, theure Mary, die Welt iſt anders, wie dieſe fantaſtiſchen Tugendhelden ſie ausmalen.

O, wende dich nicht ab, fuhr er fort, und zürne mir nicht. Wir wollen Gutes thun, ſo viel wir können; auch will ich dich nicht hindern, deinem ſchönen Mitleid zu folgen, wo es Leiden und Schmerzen zu ſtillen giebt; aber wenn du meinſt, ich müſſe mein Leben hier hinbringen, um Holmböe's Narrheiten weiter zu führen, oder Stockfleth's Schüler und Bewunderer zu werden, ſo muß ich dir widerſprechen.

Er ſchlang den Arm um ſie und deutete auf das bunte Gewühl auf dem Felde. — Laß doch, ſagte er lächelnd, dieſe ſchmutzigen Finner, Quäner, Lappen, Fiſcher, Ruſſen und ihre ekeln Weiber hier ſich abquälen, um ein jämmerliches Leben zu friſten; laß ſie bei ihren Kabliauen, ihren Thranfäſſern, ihren Rennthieren, ihren Hütten und Booten leben, wie es Gott beſtimmt hat; wir werden mit aller unſerer Mühe, mit allen unſeren Opfern nichts daran ändern können. Was hat denn Stockfleth bewirkt, der ſeit zwanzig Jahren durch dieſe Wüſten läuft? Was hat Holmböe bewirkt und vor ihm manche wackeren Männer, die Alle beſſern und bekehren wollten? — Sieh dieſe zottige, gierige Maſſe an, ſie iſt ſo roh und ſchlecht, wie ſie immer war. — Nein, meine ſüße Mary, ſo gemein ſoll unſer

Daſein nicht verkommen. — Vertraue mir nur, glaube nur, daß ich weiß, was zu unſerem Glück gehört, und du wirſt ſehen, ich ſtreiſe deine Einfachheit, deine nachläſſige Erziehung, deine Unkenntniß des Lebens bald von dir ab und mache, daß Grafen und Fürſten von deiner Schönheit, deiner Klugheit und deinem feinen Weſen bezaubert ſind.

Sein Gelächter konnte Mary's Betrübniß nicht verringern. Sie fühlte ſich verletzt und in ihren Erwartungen getäuſcht über den Erfolg dieſes Geſpräches, in welchem ſie Stureſon Alles ſagen wollte, was ſie dachte. Sie wagte nichts mehr und brach daher ab, aber auch Stureſon ſuchte fernere Erörterungen zu vermeiden. Er hatte genug gehört, was dies junge Mädchen dachte und meinte, was ſie von ihrem Rathgeber ſich hatte einbilden laſſen, und woraus ſie Troſt und Beruhigung ſchöpfte.

Um ſie zu zerſtreuen, zeigte ihr Stureſon, was er in ſeinen Schränken an Silber und werthvollen Gegenſtänden verwahrte. Er machte ihr Geſchenke mit einigen hübſchen Schmuckſachen, ſcherzte und war froh und unbefangen, aber ſie konnte die ſpöttiſchen und übermüthigen Blicke nicht vergeſſen, mit denen er ſie wie ein Kind betrachtet und behandelt hatte. Eine Kälte füllte ihr Herz, das zitternd immer wieder ſein Hohngelächter hörte, und nur mit aller Gewalt vermochte ſie die Thränen zu unterdrücken, welche das dumpfe Weh in ihre Augen drängte.

Nach einiger Zeit führte ſie der Bräutigam hinaus, um ihrem Vater entgegen zu gehen, der vom Marktplatze zurückkehrte, und mit Hvaland kamen mehrere Kaufleute, ſammt Frauen und Töchtern, darunter manche Freundinnen Mary's, oder was man gewöhnlich ſo nennt. Sie hatten ihre Zelte und Buden aufgeſchlagen, ihre Waarenvorräthe ausgeſchifft, geordnet und unter Aufſicht geſtellt und folgten nun Hvaland's Aufforderung, mit ihm ſeinen Schwiegerſohn zu beſuchen. — Es waren die reichſten und geachtetſten Leute, welche hier zuſammenkamen und ihre Glückwünſche über das junge Paar ausſchütteten; in Stureſon's prächtigem Hauſe verwandelte ſich aber die Bewunderung der jungen Mädchen bald in Neid. — Welche von ihnen hätte den ſtattlichen Mann nicht genommen, der ſo reiche, herrliche Sachen, ſolchen Geſchmack und ſolch einträgliches Amt beſaß! — Keine verſehlte Mary zu ſagen, wie glücklich ſie ſei, hier wohnen zu können und alle dieſe Herrlichkeiten zu genießen.

Der Nachmittag vermehrte die Gäſte des Landrichters, denn die rege Lebendigkeit am Fjord wuchs mit jeder Stunde. Boote und Yachten trafen von allen Seiten ein, und von den Fjellen herunter zogen die Männer des Gebirgs und machten Halt auf den kleinen Abſätzen, wo der Rauch ihrer Feuer ringsum aufſtieg.

Stureſon ließ ſein ſchönes Luſtboot zu einer

Fahrt auf dem Fjord an das Bollwerk legen, und bald flog das flinke Schiffchen mit weißen, vollen Segeln durch die leichten Wellen. Er ſelbſt führte das Steuer und zeigte ſeine Geſchicklichkeit als guter Seemann durch ſchnelle Wendungen, und wie er ſein Fahrzeug mitten durch die anderen führte, oder Bord an Bord vorüberflog. — Es war ein luſtiger, freudenvoller Tag. Am äußerſten Ende des großen Marktplatzes landete die Geſellſchaft, um die verſchiedenen Hütten und Zelte zu betrachten, wo Viele in der Nacht ihr Unterkommen fanden, und als man endlich auf allerlei Umwegen unter Scherzen und Luſt in das gaſtliche Haus zurückkehrte, geſchah es nur, um von Neuem zu trinken, zu ſchmauſen, geſellige Spiele zu ſpielen und zuletzt bis in die Nacht hinein zu tanzen.

Der Landrichter hatte für Alles geſorgt, was ſeinen Gäſten Vergnügen gewähren konnte, ſein Lob war in jedem Munde. Alle verſicherten, nie einen Mann geſehen zu haben, der ſo wie er wiſſe, was Lebensart ſei und wie man ſeine Thür offen halte, daß Freunde gern hereinkommen mögen.

Wein und ſtarke Getränke aller Art waren in Hülle und Fülle vorhanden, leere Flaſchen und leere Gläſer konnte er nicht dulden. An kleinen Tiſchen ſaßen die älteren Herrn bei Boſton und Whiſt unter den mächtigen Dampfwolken ihrer Pfeifen, für das junge Volk ſchallte Muſik ohne Aufhören, Stureſon ſelbſt war unermüdlich und überall.

Es war kein Tanz, den er nicht mitgemacht hätte; ſein Stolz war heut in Freudigkeit und Scherz verſchwunden, und als er mit Mary den nordiſchen Fandango auf- und abſlog, klatſchten alle Hände Beifall, und die alten dicken Kaufleute, Voigte und Lehnsmänner an den Tiſchen trommelten ſo furchtbar mit den Füßen, daß Lichter und Gläſer umſtürzten, zur Ehre des mächtig wackeren Brautpaares.

So gingen die Stunden vorüber, bis es den Meiſten gut dünkte, ihre nächtlichen Ruheſtätten auf den Yachten, in den Booten oder in den verſchiedenen Herbergen aufzuſuchen. Manche Bevorzugte fanden in Stureſon's Gebäuden ihr behagliches Unterkommen. Als aber ſeine Zimmer leer waren und das Haus ſtill wurde, ging er lange noch in ſeinem Schlafgemache auf und ab, um ſich mit Träumereien ſeiner Zukunft zu ergötzen.

Die dickbeſohlten Stiefeln der nordländiſchen Ariſtokratie hatten ſeine Dielen zerſtampft und ihre Kraftſprüche aus rauhen Kehlen ſeine Ohren zerſchnitten. Er hatte viel zu lachen und begleitete ſeine Selbſtgeſpräche, während er ſich langſam entkleidete, mit verächtlichen und ſpöttiſchen Randbemerkungen.

Er war hierher gekommen, einzig, weil er Geld nöthig hatte und ihm kein weiterer Ausweg blieb; jetzt, wo viel Geld ihm gewiß ſchien, war nicht der geringſte Grund vorhanden, länger hier zu bleiben, als er mußte.

Morgen, ſagte er, will ich nach Chriſtiania und Stockholm ſchreiben und meine Vorbereitungen beginnen. Ich ſuche ein ehrenvolles Amt, gleichviel, was es einbringt; für unſere ſtandesgemäße Erhaltung wird Hvaland mit Freuden Sorge tragen. — Fort will ich, murmelte er dann erregter, wäre es auch nur um allen dieſen Lappen und Böelappen, Miſſionären und langweiligen Geſichtern aus dem Wege zu gehen. — Sonderbar, daß mir der blaſſe, ſchwarzhaarige Schelm immer wieder einfällt, daß mir die Augen immer wieder einfallen, mit denen er mich anſah, als er über den Rand der Klippe ſtürzte.

Er hatte ſich auf ſein Bett geſetzt und ſtarrte ernſthaft vor ſich hin, endlich aber ſah er zur Decke empor, denn über ihm ſchlief Mary, und leiſe ſtreckte er die Hand aus und flüſterte ſich ſpöttiſch zu: Warte, mein Goldfiſchchen, warte! Alle dieſe Sorgen und Plagen ſollſt du mir bezahlen. — Ich will dich an einen Ort führen, wo du ganz mein eigen ſein ſollſt, will dafür ſorgen, daß dir die tugendhaften Grillen vergehen, und alle Erinnerungen an deine Verirrungen will ich dir austreiben.

In dem Augenblick, wo er dieſe Worte ſprach, drang ein Ton in ſein Ohr, der jähes Entſetzen über ihn brachte. — Es war derſelbe Ton, der ihn einſt aufgeweckt hatte, als er in dem Felsſpalt eingeſchlafen war. Leiſe, ſüß und klagend zitterte er durch die Nacht. Stureſon meinte den geſpenſtiſchen Geiger vor ſich zu erblicken, wie er ihn geſehen hatte, das Haupt tief auf ſein unförmiges Inſtrument geneigt, ſein ſchwarzes Haar darüber ausgeſchüttet und Mondlicht blaß darüber rieſelnd. — Mit glühenden Augen ſprang er auf, ſein großer Körper zitterte. Er blickte nach allen Seiten hin und ſah nichts, als das verglimmende Licht der kleinen Lampe in der Ecke. Aber der Ton war noch in ſeinen Ohren, als umſchwebe er ihn, wie der Geiſt eines Erſchlagenen, der mit ſeinen Seufzern den Mörder aufweckt und verfolgt. Er wußte nicht, woher er kam; er hörte ihn, ohne recht zu wiſſen, ob es Wahrheit oder erregte Einbildung ſei. Mit Heftigkeit ſtieß er den Laden auf und öffnete das Fenſter. Alles war dunkel und ſtill; der kalte Wind ſchüttelte die ſchwarzen Bäume, die Wellen des Fjord rauſchten, phosphoriſches Leuchten zuckte darüber hin. Die düſteren Schatten des Gebirgs und ſchweres Gewölk ſchmolzen zuſammen zu einer nächtigen, undurchdringlichen Maſſe. — Schaudernd zog Stureſon den Kopf zurück, ſeine große Uhr ſchlug Eins.

## VII.

Am nächſten Morgen begann der Markt, und vom erſten Tagesſcheine an ſcholl der Lärm vieler hundert Menſchen von allen Seiten her. Früh war auch Jeder im Hauſe erwacht; wer darin eine Ruheſtätte gefunden, eilte hinaus und ſah das goldene Sonnenlicht an den hohen Fjellen herrlich ins Thal herunterziehen. Noch lag der blaue Duft der Nacht in düſteren Spalten und engen Klüften, Nebel ringten und ballten auf dem Fjord in wunderlichen Spielen, bald aber wurde Alles durchſichtiger und heller, und endlich lief ein blitzendes Leuchten über die Mitte des breiten Waſſers. Der erſte Sonnenſtrahl ſpaltete die dicke Luft und fuhr über den Wieſengrund, auf welchem der Markt ſtand.

Hvaland war längſt auf den Beinen, hatte ſeinen Kaffee getrunken, mit ſeinem Meſſer lange Spähne von einer zähen, holzartigen, röthlichen Maſſe abgeſchnitten und nach gewaltiger Arbeit zwiſchen ſeinen Zähnen glücklich verſchluckt, wobei er alle Zeichen gab, daß es ihm vortrefflich ſchmecke. Dieſe Maſſe war eine Lieblingsſpeiſe des ächten Nordländers, der Ueberreſt eines geräucherten Hammelſchinkens, herrliches Spegekjiöd, deſſen beſte Theile ſchon geſtern den Weg alles Fleiſches gegangen waren.

Nebenher ſprach er mit Mary, die mit gefalteten Händen bei ihm ſaß und ſtill über Etwas nachzudenken ſchien. Ihr ſanftes Geſicht war von einem Lächeln erfüllt, ihre Augen blickten durch die Fenſter auf den ſonnenhellen Fjord, aber ihre Ohren ſchienen wenig von dem zu hören, was ihr Vater ſprach, obwohl es ſie betraf.

Heut, ſagte Hvaland, wird es wild genug hergehen.

Sind viel Lappen gekommen, mehr als ich lange Zeit beiſammen geſehen habe. Werden die Rennthiere wohlfeil ſein, die Felle im Preiſe ſinken, Schneehühner und Vögel billig fortgehen, Mancher ein leckeres Mahl halten und für wenig Geld ſich Wintervorräthe kaufen können.

Denke auch meinen Handel zu machen, wie es ſich ſchickt, fuhr er dann vergnügt fort, habe meinen alten guten Platz in der Mitte des Marktes, und was Sturеſon betrifft, ſo wird er, ehe zwei Tage vergehen, ein tauſend harte Spezies einwechſeln können. Streit vollauf iſt zu ſchlichten; ſie kommen von allen Seiten, um das Recht anzurufen, wird alle Hände voll zu thun haben.

Er ſah Mary von der Seite an und neigte ſich dann zu ihr hin. Will dir ſagen, flüſterte er, was er mir vertraut hat. Alles Geld, was er heut einnimmt, ſoll zum Hochzeitsgeſchenk für dich verwandt werden. Kannſt wählen, was du haben willſt. Einen Goldſchmuck, wie ihn die Frau des Amtmanns in Bodöe hat, Atlas und Spitzen aus Frankreich, oder Ringe und Ketten und eine Uhr daran. Er iſt ein Verſchwender, Mary, aber die Weiber wollen es ſo haben, und nimm's immerhin, Chriſtie Hvaland wird's ſchon gut machen, wenn es fehlt.

Ich will nichts nehmen, Vater, erwiderte ſie, den Kopf ſchüttelnd.

Willſt nichts, willſt ſparen? lachte Chriſtie.

Ei ja, beſſer iſt's, ſein Geld behalten. Aber du ſollſt haben, was Keine hat, ſollſt die Erſte ſein im Lande, weil du ſeine Frau biſt.

Muß ich's denn ſein? fragte Mary mit ſonderbarem ſcharfen Tone, indem ſie ihren Vater anblickte.

Ob du es ſein mußt? rief dieſer erſtaunt. — Schläfſt doch nicht mehr, fuhr er lachend fort. Sieh dort, da iſt der Malanger Fjord, und hier ſitzen wir in Stureſon's Haus, wo du wohnen wirſt mit ihm.

Nimm mich mit dir! ſagte ſie mit beiden Händen ſeinen Arm plötzlich umklammernd. Ich will wohnen, wo du wohnſt, ich will bei dir bleiben, Vater, will mich niemals von dir trennen.

Biſt ein Narr! ſchrie Chriſtie mit rauher Stimme auf, dann aber ſuchte er ſich ſanfter loszumachen und ſagte beruhigend: Sei kein Kind, Mary, was fällt dir ein? Stureſon hat um dich geworben, und biſt ihm entgegen gekommen, mehr, wie ich es dir zugetraut hätte. Gleich am zweiten Abend haſt ihn angenommen; wenn es Andere wüßten, würden ſie Nachrede machen, die Keinem lieb wäre.

Mir iſt ſo bang, Vater, ſo ſchwer und bang im Herzen, flüſterte das Mädchen.

Kann's mir denken, lachte er. Iſt ein ſtolzer, feſter Mann, aber er liebt dich ja, thut Alles nach deinen Wünſchen.

Laß ihn warten, bis das Frühjahr kommt, guter, lieber Vater, ſagte ſie leiſe bittend. Ich habe einen

Traum gehabt, einen ſchweren, gefährlichen Traum. Nur jetzt laß mich nicht von dir, nicht ſo bald. Wir müſſen Stureſon beſſer kennen lernen, ehe du ihm dein Kind anvertrauſt.

Mädchen! rief Hvaland, indem er die harte Fauſt ballte und auf den Tiſch ſchlug, höre auf mit dem unſinnigen Gewinſel. Wenn das dein Wille war, wenn du warten wollteſt, warum ſagteſt du es nicht? Noch geſtern wäre es Zeit geweſen, als ich mein Wort gab, am Michaelistage ſolle die Hochzeit ſein. Du haſt nichts eingewandt, haſt genickt, gelacht und endlich ja geſagt. Zwiſchen geſtern und heut hat eine kurze Nacht gelegen; welcher Kobold iſt dir im Traum erſchienen?

Mary antwortete nicht, ihr Vater ſchüttelte grämlich den Kopf und ſprach dann weiter: Geſagt iſt geſagt, und mein Wort iſt mein Wort. Will mich nicht auslachen laſſen, deiner Launen halber. Wiſſen es Alle, die hier ſind, wann die Hochzeit ſein ſoll, habe am Michaelistage ein Feſt verſprochen, wie es noch nicht geſehen wurde am Senjenöeſund, und will, ſo wahr ich Hvaland heiße! kein Lügner werden.

Mach kein Geſicht, Mary, rief er, indem er aufſtand, als ſollteſt du Eis holen aus den Schubſäcken der Hexenkinder, die da oben in den Tanasjauren wohnen. Gleich laß deine Augen klar werden, ich höre Stureſon's Stimme draußen. Was ſoll er denken, wenn er dich ſo findet, wie keine Braut ſein ſoll? Iſt ein Mann, der ſeine Hand ausſtrecken mag nach

Nord und Süd, wohin er will, und die Beſten greifen nach Ring und Finger. Wirſt beneidet, Mädchen. Denk an den Schmuck, ſieh hin, was dein iſt; ſieh hin, wie ſein Haus blitzt. Er ſtieß ein helles Gelächter aus und drückte Mary's Kopf an ſeine Lederjacke, während er ihr Haar ſtreichelte und doch dabei ſo grimmige Blicke auf ſie richtete, daß ſie keinen weiteren Widerſpruch wagte.

Stureſon öffnete die Thür und blickte Mary forſchend an. Sie hat nicht gut geſchlafen, ſagte Hvaland, hat Kopfſchmerzen, iſt nicht eingerichtet für den Spektakel bis tief in die Nacht.

Iſt deine Ruhe geſtört worden? fragte er, theilnehmend ihre Hände faſſend.

Durch nichts, ſagte ſie, ich habe unruhig geträumt.

So erhole dich jetzt im friſchen Morgen, erwiderte er, es iſt mir nicht viel beſſer gegangen. — Meine Zeit iſt fürs Erſte beſchränkt, mein Platz in der Gerichtsſtube, aber draußen ſind deine Freundinnen, liebe Mary. Unterhalte ſie, zeige ihnen dein Haus, beſieh den Markt und ſeine Schätze; ſobald ich kann, ſuche ich dich auf.

Nach einiger Zeit ging Hvaland, wohin ihn ſeine Geſchäfte riefen, der Landrichter begleitete ihn und eröffnete ſein Gericht, vor welchem viele Kläger und Beklagte erſchienen; um Mary aber ſammelte ſich nach und nach eine ganze Schaar junger Mädchen, die mit ihr plauderten, unendlich viele unbedeutende Dinge zu erzählen hatten, ihre Hoffnungen und Neuigkeiten auskramten, über Nichts lachten und ſich beluſtigten, auf Geſchenke rechneten, die ihre Väter, Verwandten und Anbeter ihnen verehren ſollten, und im Voraus neugierig riethen, was wohl Stureſon ſeiner Braut anbinden werde.

So vergingen lange Stunden, bis endlich alle übereinkamen, es ſei jetzt Zeit, den Markt zu beſuchen und ſich umzuſchauen, wie Handel und Wandel ſtänden. Der Weg führte am Ufer des Fjord hin, nach einer Viertelſtunde waren die Mädchen mitten in dem Gewühl, und luſtig genug war es anzuſchauen.

Der größte Theil der ſchreienden, ſchwatzenden und wild lärmenden Menge beſtand aus Lappen, die mit Weibern und Kindern von den Gebirgen gekommen waren. Greiſe mit ſeltſamen, breit gequetſchten Naſen, alte Weiber von entſetzlicher Häßlichkeit, ſchmutzige gelbe Geſichter, die unaufhörlich lachten und ihre vom Skorbut hart mitgenommenen Zähne zeigten, ballten ſich in Haufen um die Buden der beliebteſten Kaufleute zuſammen und führten ein betäubendes Geſchnatter aus. Sie handelten und feilſchten um ihre Tauſchwaaren, um Rennthierſchinken, Felle und Hörner, um ihre lebendigen Schlachtthiere, um Vögel mannichfacher Art, welche ſie zu Dutzenden auf Birkenruthen geſpießt trugen, um bunt geſteppte Röcke, die ihre jungen Dirnen oft ſehr ſauber roth auszunähen verſtehen, um die weichen, bequemen Halbſtiefeln von Rennthierhaut, welche in den Gammen mit Rennthierſehnen genäht werden, um Bären- und Wolfspelze, Fuchs- und Otterfelle, den Räubern abgezogen, die ſie auf der Jagd erlegten, um Säcke mit Federn aus der Bruſt der glänzend weißen großen Möven, Eiderenten und anderer reich und warm gefiederter Strandvögel, und für alle dieſe Handelsproducte begehrten ſie Pulver und Blei, eiſerne Töpfe und Keſſel, Mehl für ihre kräftigen Blut- und Fleiſchſuppen, grobes Segeltuch für ihre Zelte und endlich blanke, harte Spezies von Silber, um ſie bei den übrigen zu vergraben.

Die Kaufleute trieben den Tauſchhandel eben ſo ſchlau wie einträglich, aber aus den Armen und Buchten des großen Malanger Fjords und von den Inſeln herüber, die in unzähligen Brocken auf das Meer zwiſchen Senjenöe und nördlich hinauf ausgeſtreut ſind, waren viele Fiſcher und Coloniſten gekommen, um ſich mit Winterfleiſch, Vögeln, Komagern und Pelzdecken zu verſehen. — Rieſenhafte Männer aus dem Geſchlecht der eingewanderten Finnen handelten unter wilden Flüchen mit kleinen boshaft grinſenden Lappen, die von ihren Preiſen nichts ablaſſen wollten. Die Kugeln von Kautabak rollten von einer Backe in die andere und brachten ſeltſame ſchiefe Geſichter hervor, als ſei das ganze Volk ſo geſtaltet. Ihre Weiber hockten zuſammen, rauchten die Pfeifen der Männer und miſchten ſich zuweilen mit gellendem Geſchrei in den Handel. — Da wurden Rennthiere betaſtet, ihr

Gewicht unterſucht, der geforderte Preis mit Hohngelächter aufgenommen, oder der Verkäufer mit der Branntweinflaſche zur Einſicht gebracht.

Von Zeit zu Zeit aber erſchien unter dieſen Haufen von Fiſchern in dunklen Zwillich- und abgeſchabten Lederjacken, mitten unter den Glanzhüten der Quäner und Coloniſten und den braunen, ſchmutzigen Baumwollenhemden und hochſtehenden Mützen der Rennthierhirten ein junger Elegant aus dem Gebirge.

Es waren Wenige, aber doch Mehrere, die ſich vortheilhaft vor ihren Stammgenoſſen auszeichneten, und deren Aeußeres ſowohl, wie ihre Haltung und ihr ganzes Benehmen, einen Grad von Cultur und Bildung ausdrückte, welche ſie wahrſcheinlich im Umgang mit geſitteten Leuten und in den Schulen, die für ſie angelegt waren, erlangt hatten.

Merkwürdig war es aber doch, daß, während die normanniſchen Fiſcher ſowohl, wie die Finner, Böelappen und anderen Coloniſten, auch nicht einen Mann zu beſitzen ſchienen, der aus dem rohen Haufen vortheilhaft hervorgetreten wäre, gerade dieſe verachteten Nomaden einige ganz artige und wohlgefällige Jünglinge und junge Mädchen auf den Markt geſchickt hatten.

Die kleinen lappiſchen Schönheiten wurden zwar von den ſtolzen Töchtern der Kaufleute aus den Fjorden mit ſpöttiſchen Blicken betrachtet und von den jungen Normännern kaum angeſehen, allein ſie waren nichts deſto weniger hübſcher und zierlicher, als Viele, die ihnen nachhöhnten. In ihren blauen Jacken und weiten Röcken, welche mit rothen Litzen beſetzt und beſtickt waren, in ihren weißen Häubchen, weißen faltigen Schürzen und ſchön mit Arabesken von gelben, blauen und rothen Fäden beſetzten Komagern trippelten ſie durch das Gedränge zwiſchen den gewaltigen breiten Geſtalten der Normänner und ihrer Frauen hin und zeigten verſchiedentlich ganz fein geformte Geſichter, lebhafte und klare Augen, hübſche Zähne und rothe Lippen. — Dieſe niedlichen Mädchen in dem gefälligen Nationalputz waren die Erbtöchter wohlhabender Familien, welche vielleicht zwei oder drei tauſend Rennthiere beſaßen. Es waren junge Ariſtokratinnen, welche ſehr wohl wußten, wie ſie begehrt wurden, und ſpröden Sinnes fortſahen, wenn ein Niedriggeborener ſich vertraulich zeigte. Allein auch unter den jungen Lappen, die in ihren neuen braunen Jagdhemden, breite geſtickte Gürtel um den Leib, geſtickte Komager an den Füßen und glänzende Federn auf den Mützen, durch die Menge irrten und ihre ſcharzen Locken fliegen ließen, fanden ſich hübſche und gewandte Jünglinge. — Mehrere brachten koſtbare Gegenſtände zum Verkauf, vielleicht die einzigen Kunſtproducte, welche hier zu haben waren, nämlich kleine und größere Taſchen, allerliebſte Körbchen, Kragen und Ueberwürfe, verfertigt von den feinſten Daunen verſchiedenartiger Vögel, die mit wundervoll glänzender Farbenpracht und in Schattirungen, welche ein Künſtler nicht ſchöner zuſammenſtellen konnte, das Auge entzückten.

Die Töchter der Kaufleute ſuchten nach einiger Zeit Mary auf, welche ſich von ihnen getrennt hatte und bei ihres Vaters großem Kramladen geblieben war, wo es bunt und geſchäftig herging, denn Hvaland hatte alle Hände voll zu thun; um ſeine Vorräthe drängte ſich das dichteſte Gewühl der Käufer, und der ſchlaue alte Handelsmann war ſo froh gelaunt, wie ſelten, denn ſolchen Markt hatte er kaum je erlebt.

Werde Alles los heut, rief er ſeiner Tochter zu, iſt ein Reißen darum, habe reinen Tiſch gemacht, ehe drei Stunden vergehen. — Er ſtreichelte ihr vergnügt die Stirn und fuhr dann ſelig grinſend fort: Nu, Mary, denke, deine Grillen ſind vorüber. Siehſt beſſer aus um die Augen. Handel iſt Handel, biſt eine Waare, die losgeſchlagen iſt, aber der Käufer ſoll nicht ſagen, daß er betrogen wurde. — Haſt nichts gefunden auf dem ganzen Markt, was dir gefällt, Mädchen? Kaufe dir das Beſte, was da iſt, ich — oder Stureſon, verbeſſerte er ſich — er wird es bezahlen.

Jetzt erſchienen die jungen Mädchen, und wie aus Einem Munde riefen ſie der Braut zu: Wundervolles iſt für dich zu Kauf, Mary! Ein Lappe iſt hier, der das ſchönſte Mäntelchen von Federn hat, das je von eines Menſchen Hand gemacht wurde. Sie beſchrieben dies Meiſterwerk mit Worten, die ihre Bewunderung ausdrückten. Weiß ſei der Grund, blaue, braune und brennend rothe Federn bildeten Figuren darauf, die in einander laufend ſich verſchlängen, und innen ſei es mit feinſtem Pelzwerk gefüttert.

Was iſt der Preis? fragte Hvaland.

Ei, theuer iſt er damit, ſagte die Eine. Achtzig Spezies hat er uns abgefordert.

Hvaland riß die Augen auf. Er wußte freilich, daß die Federarbeiten hoch bezahlt wurden, aber dieſe Summe ſchien ihm doch der Gipfel höchſter Unverſchämtheit. Iſt der Narr toll! ſchrie er. Wo iſt er? — Oho! da kommt der Landrichter. Iſt er es nicht? Aber was zum Henker giebt es da? — Strei und Prügel, ſo wahr ich lebe. — Sie werfen ihn in die Luft, den Burſchen. Will's Gott! er muß gute Knochen haben, wenn ſie nicht brechen ſollen.

Der Lärm übertönte ſeine Stimme, die Mädchen drängten ſich ängſtlich unter ſeinen Schutz, und Hvaland war ſehr ärgerlich über die verdrießliche Störung, welche viele Käufer veranlaßte, hinzulaufen, um zu ſehen, was es gäbe.

Es iſt nichts, als ein erbärmlicher, betrunkener oder verrückter Böelappe, ſagte ein Mann, der zurückkam. Er hat ſich unterſtanden, dem Landrichter in den Weg zu treten, ihm mit der Fauſt zu drohen und von ihm zu fordern, er ſolle ihn zum Schulmeiſter machen, oder er wolle ihn an den Galgen bringen.

Ein allgemeines Gelächter entſtand. — Das lappiſche Thier, berichtete der Erzähler, iſt aber übel fortgekommen. Der Landrichter meinte es gut mit ihm, wollte ihn fortbringen, aber er ſchrie und ſchimpfte wie ein Beſeſſener. Da nahmen ſich ein Dutzend wackere Jungen vom Lyngen-Fjord ſeiner an. Jetzt liegt er mit zerſchlagenem Kopf auf den Steinen und wird fürs Erſte genug haben. — Herr Stureſon hat die Gerichtsdiener kommen laſſen, er wird ihn curiren, wie es ſein muß.

Das Gelächter dauerte noch fort, als Stureſon herbeikam, der über den Vorfall ganz eben ſo zu denken ſchien.

Der alberne Tropf, ſagte er verächtlich, hat beinahe eine zu ſtarke Lehre bekommen über die Kunſt, ſich ſittlich und anſtändig zu benehmen. Vorläufig mag er nüchtern werden; morgen wollen wir weiter ſehen, wie er zu beſſern ſein mag.

Wie heißt er? fragte Hvaland.

Henrik Janſen ſoll er heißen, und ganz in Eurer Nähe wohnen.

Iſt es der aufgeblaſene Schuft? ſchrie der Kaufmann. Dacht' ich's doch, daß er es ſein müßte. Wiegelt ſeit einiger Zeit mir die Leute auf, grinſ't mich an, wenn er mich ſieht, und hat ſonderbare Reden geführt, daß er bald an meinem Tiſche ſitzen wollte, und ich müßte ihn bedienen.

Er ſcheint ein Trunkenbold und ein Narr zu ſein.

Straft ihn, daß er zur Vernunft kommt, rieth der Kaufmann.

Sorgt nicht, lächelte der Landrichter, ich will ihn mürbe machen. Aber meine ſüße Mary ſieht ängſtlich und ernſthaft aus, fuhr er fort. Mein Geſchäft für den Vormittag iſt beendet, was übrig geblieben, mögen meine Schreiber abthun. Was giebt es nun, womit ich dich erfreuen kann? Giebt es nichts, was deine Wünſche erregt hätte?

Die Braut ſchüttelte den Kopf, aber ihre Freundinnen waren nicht ſo beſcheiden. — Es iſt etwas da, Herr Stureſon, ſagte die Keckſte, was Niemand kaufen kann, außer der Herr Landrichter.

Was iſt es?

Ein Federmantel, den eine Königin tragen könnte.

Dann muß ihn Mary beſitzen. Wo iſt er?

Ein Lappe hat ihn zu verkaufen, ein ſonderbares, häßliches Geſchöpf. Er muß die Lepra haben, ſein ganzes Geſicht iſt bepflaſtert und ſteckt ſammt dem Hals in dichten Binden.

Mag er haben, was er will, ſagte Sturеſon, er mag es behalten, aber den Mantel ſoll er uns laſſen.

Laßt ihm den auch, fiel Hvaland ein. Es iſt ein unverſchämter Burſch, achtzig Spezies hat er gefordert.

Und wären es hundert! wenn er Mary gefällt, iſt er mir nicht zu theuer.

Die jungen Mädchen richteten beifällige und bewundernde Blicke auf den großmüthigen Bräutigam. Du glückliche Mary! flüſterte Die, welche ſie umarmte, wie biſt du zu beneiden um ſolche Liebe!

Und wo finden wir den Wundermantel? fragte Stureſon. Er wird doch nicht ſchon verkauft ſein?

Seid ohne Sorge, ſagte Hvaland lachend, ſo leicht wird der gauneriſche Landſtreicher ihn nicht los. Die ihn etwa haben möchten, warten bis Abend, bis auf den letzten Glockenſchlag, und bieten dann zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler, wofür er ihn gern losſchlägt, um nicht ohne Geld nach Haus zu kommen. Rath' Euch, daß Ihr es eben ſo macht.

Aber Stureſon wollte davon nichts wiſſen. — Komm, ſagte er zu Mary, laß den Vater die Reſte ſeiner Vorräthe verkaufen. Der Handel geht gut, wie ich ſehe, und an ſolchem Tage thut eine Hand voll Spezies mehr oder weniger keinen Schaden.

Hvaland ſchmunzelte dazu und machte ein pfiffiges Geſicht. Nun meinetwegen, rief er den Forteilenden nach, gebt dem Schelm, was er haben will, und meinen Segen obenein, wenn er ihn gebrauchen kann.

Der Landrichter durchſtrich den Markt nach allen Seiten und that mancherlei Fragen an bekannte Leute um den Lappen mit dem ſchönen Federkragen. Viele erinnerten ſich, ihn da und dort geſehen zu haben, aber nirgends war er zu finden. — Es war inzwiſchen ſpäter geworden, und die befriedigten Käufer überließen ſich den Genüſſen, die in manchen Buden und an vielen Feuerſtellen ihnen dargeboten wurden.

Hier ſaßen ganze Reihen normanniſche Fiſcher und Quäner um lange grobe Tiſche und verzehrten

Hammelfleiſch, das in der Zwiebelbrühe rauchend ſchwamm; dort zechten Andere bei ſchlechtem Bier und gefüllten Branntweinflaſchen, ſchreiend, jauchzend, rauchend und mit erhitzten Geſichtern zum Streit ſowohl, wie zur rohen Freude aufgelegt. — Lappen mit Weibern und Kindern bildeten Kreiſe auf dem Raſengrund und ſangen in Gurgeltönen ein entſetzliches Gequäke, während die Flaſche von Einem zum Anderen ging. Ihre Weiber theilten halb gar gekochte Fiſche aus, welche mit den Fingern zerriſſen und gefräßig verſchluckt wurden, und neben ſinnlos Betrunkenen ſaßen die Schlauen und Verſtändigen, zählten ihr Geld, packten es in die grünen Gürtel und verfolgten mit ſcheuen Blicken den gewaltigen Landrichter, der wie ein Rieſe bei ihnen vorüberſtrich, ohne ſie eines Blickes zu würdigen.

Die jungen Mädchen waren inzwiſchen mit Mary weiter gegangen, als Stureſon, von einigen Kaufleuten und Lehnsmännern aufgehalten, Antwort auf ein paar Streit- und Rechtsfragen geben ſollte; als er ſich losmachte, ſah er Mary's weißes Gewand ganz am Ende des Marktes und Niemand bei ihr.

Wo ſind deine Freundinnen? fragte er, als er ſie erreichte.

Sie haben ſich zerſtreut, erwiderte ſie, um an anderen Stellen nach dem Manne zu ſuchen, der ſich nicht finden läßt.

So laß uns umkehren, ſagte Stureſon. — Wonach ſiehſt du, liebe Mary?

Er folgte ihren Blicken, welche ſich auf die Schlucht richteten, aus der die Malself hervorbrach, weiß ſchäumend und über große Felſenblöcke ſprudelnd, welche ihren Lauf hemmten. — Wald zog von beiden Seiten an den hohen Fjellen hinunter in das enge Thal des Stromes; die jähen Wände ſahen wie das offene Thor einer Felſenburg aus, welches der wilde Strom gewaltſam ſich geöffnet hatte. In ſteilen Abſätzen ſenkten ſich die granitnen Mauern bis zu den äußerſten niedrigen, losgeriſſenen Maſſen, die mit Birkenbüſchen und Moos bedeckt ihren Fuß in Wieſengrund und Moor verbargen.

Da iſt er! ſchrie Mary auf.

Wo? fragte Stureſon. Wer? Sie riß ſich von ſeiner Hand los, und ohne auf ſeinen Ruf zu achten, lief ſie mit flüchtigſter Schnelle über den Moorboden den Steinen zu.

Biſt du raſend? rief er ihr nach. Halt, Mary, halt ein! Es iſt ſumpfig und naß. Zurück da, zurück zu mir! — Aber was iſt das! Bei Gott, da iſt er!

Dieſer letzte Ausruf galt einem Lappen, der auf einem der hohen Felſentrümmer am Ufer der Malself ſaß und jetzt erſt, als er ſich aufrichtete, dem Landrichter ſichtbar wurde.

Es war eine ſchlanke jugendliche Geſtalt. Seine Mütze mit einem grünen Zweig hatte er tief in ſein

Geſicht gedrückt, das obenein von einer Binde bedeckt war; aber ſein Gürtel war mit Silber beſchlagen, ſein Hemd bunt geſtickt, und auf ſeinem Stocke mit der langen Stachelſpitze hielt er den prächtigen Federmantel, der in der Sonne funkelte und glänzte.

Stureſon ſah, wie Mary den Felsblock emporklomm, wie der Lappe ihr die Hand reichte, vor ihr niederfiel und aufſprang, um den ſchönen Schmuck um ihre Schultern zu werfen. — Er konnte nur langſam vorwärts, denn unter dem ſchweren Manne ſchwankte der Sumpfboden. Er mußte ſeine Augen vorſichtig auf die dichten Grasbüſchel richten, welche wie Inſeln den feſten Grund bildeten. Sprung auf Sprung war zu machen, wenn er trocken bleiben wollte.

Was thut der Narr! murmelte er, als er endlich in der Nähe war und die beiden Geſtalten noch immer dicht beiſammen ſah; aber im nächſten Augenblick ſtieß er einen wilden Fluch aus und ſtierte im höchſten Entſetzen den Lappen an.

Mary hielt dieſen umſchlungen; er hatte den linken Arm um ſie gelegt, mit der Rechten Mütze und Binde von ſeinem Kopf geriſſen; kein Zweifel, daß es Olaf war.

Stureſon begriff mit Blitzesſchnelle Alles. Du biſt es alſo, rief er hinauf, der mein Haus umſchlichen hat. Du biſt der Muſikant, der uns den Schlaf vertreibt.

Ja, Mörder, der du biſt! antwortete der junge

Mann. Sieh mich an, deine Hand hat mein Blut nicht vergießen können.

Prahle nicht, Lappe! ſchrie Stureſon. Flieh in deine Gamme zurück zu dem falſchen Prieſter, der dich dort verborgen wußte, während er mir vorlog, dich vergebens zu ſuchen.

Du ſelbſt lügſt, falſcher Mann! ſagte Olaf. — Der Probſt weiß nicht von mir, ſelbſt meine nächſten Freunde wiſſen erſt ſeit geſtern, daß ich dem Wolfe entkommen bin.

So reize ihn nicht, reize mich nicht! Fort mit dir, ich höre Stimmen, es kommen Leute. Laß die Hand los, Schurke, laß die Jungfrau los, lappiſches Thier! — Mary! Laß ſie los, ſage ich. Du ſiehſt, ich habe die Mittel, dich diesmal beſſer zu treffen.

Er riß aus der Bruſttaſche ſeines Kleides ein Terzerol, das er dort verborgen trug, und ſtreckte es gegen Olaf aus.

Sage was du haben willſt, rief er wuth- und angſterfüllt, fordere Geld, ich will es dir geben, aber betritt nie mehr dieſen Ort. Höre, du Hund! — Um Gotteswillen, Mary! dein Vater — dort kommt er! — Komm herab, komm — komm! In meine Arme, Mary, ehe ein Auge dich ſieht.

Nein! antwortete Hvaland's Tochter mit Abſcheu und größter Heftigkeit, niemals zu dir, du Mörder! — Ich will nicht; ich haſſe, ich verachte dich!

Stureſon ſprang auf den Felſenblock los und drückte das Terzerol ab, indem er wie ein Raſender das Geröll erklomm.

In dem Augenblick aber, wo er einen ſchwachen Schrei von Mary's Stimme hörte und dieſe an Olaf niedergleiten ſah, wo er nur wenige Schritte noch zu thun hatte, um ſeine Hand nach dem verwegenen Lappen auszuſtrecken, wo ſeine Fauſt ſich ballte, um ihn niederzuſchlagen, und ſeine Augen vor wilder Begier funkelten, folgte einem ſtarken Blitz der Donner eines Schuſſes, und Stureſon's mächtiger Körper richtete ſich ſteil auf; er ſtolperte, verſuchte ſich zu halten und ſtürzte rückwärts über in den Sumpfboden des Thals.

Olaf hielt ſein rauchendes Gewehr noch in der Fauſt, als Hvaland und mit ihm ein paar andere Männer laut ſchreiend an der Biegung der Felſen ſichtbar wurden; aber ſie waren unſicher, wer Der geweſen ſei, der ſchnell ſich in dem Geſträuch verbarg und nicht wieder ſichtbar wurde.

Nach einigen Minuten ſtanden ſie jammernd um den blutbedeckten Körper des Landrichters, welcher ſeine krampfhaft zuſammengepreßten Arme über die tödtliche Wunde deckte.

Ein Greis kniete an ſeiner Seite nieder und ſuchte ihm ſeine Lage zu erleichtern; es war der Miſſionär, der mit Hvaland gekommen war, in äußerſter Beſtürzung die Kleider entfernte und einige

Rettungsverſuche machte; an der anderen Seite kniete Hvaland, ſeine harten Hände um Stureſon ſchlagend.

Wer hat es gethan? ſchrie der alte Mann. Um Gottes Barmherzigkeit! redet, Landrichter. Nur ein einziges Mal öffnet den Mund. — Ein Lappe muß es geweſen ſein, rief er mit zitternden Lippen, indem er auf die Wunde deutete; nur eines Lappen Kugel kann ſolch weites Loch reißen.

Ruft Gottes Gnade an, unglücklicher Mann, ſagte der Probſt. Fleht zu ihm, daß er ſich Eurer erbarme!

Und Mary! Wo iſt Mary? fragte Hvaland aufſpringend.

Bei dieſem Namen leuchteten Stureſon's Augen noch einmal auf. Er öffnete ſie weit und verſuchte ſich mit dem Arm zu ſtützen. Haltet ſie, fort! — Da! röchelte er, und einen letzten drohenden Blick voll Haß auf den Miſſionär richtend, ſtieß er deſſen helfende Hand zurück und fiel todt nieder.

Auf der Höhe zwiſchen den Büſchen war das Gras blutigroth, und dieſe Spur ließ ſich bis an die Schlucht der Malself verfolgen; ſonſt war nichts zu entdecken. — Stureſon's Terzerol lag zwiſchen den Steinen, vielleicht hatte er ſeinen Angreifer verwundet. Raſche Männer, die nach einigen Stunden in die Schlucht drangen und den Verbrecher verfolgten, fanden an verſchiedenen Stellen die Fußtritte mehrerer Rennthiere von jener ſtärkſten Art, wie ſie zum Laſttragen gebraucht werden. An Baumzweigen hingen ein paar Fetzen von Mary's Kleid und ein zerriſſener ſchöner Mantel von ſeltenen Federn.

Man trug Stureſon's Leiche in ſein geſchmücktes Haus, und ſtatt des Feſtes, das hier gefeiert werden ſollte, herrſchten Verwirrung, Trauer und Kummer.

Alle Mittel wurden aufgeboten, um den Mörder aufzuſinden, aber keines führte zu ſeiner Entdeckung. Die Ausſagen, welche Henrik Janſen machte, verwirrten und verdunkelten dieſe Angelegenheit noch mehr. Sie warfen einen ſchrecklichen Verdacht auf Stureſon, ohne einen Beweis zu liefern, brachten Hohn und Spott über die verſchwundene Tochter des reichen Kaufmanns, obwohl die Meiſten an ihre ſchandbare Verirrung nicht glauben wollten. Hvaland bot große Summen, wer ihm über ihr Schickſal Nachricht brächte, allein obwohl Viele ſein Geld verdienen wollten, hat er doch niemals zu zahlen nöthig gehabt.

Man forſchte nach Olaf's Brüdern; auch ſie waren mit ihren Heerden verſchwunden, nie hat man ſie wieder an dieſer Küſte geſehen.

Eine Sage hat ſich um deſſentwegen erhalten, daß Olaf es geweſen ſei, deſſen Kugel die Bruſt ſeines ſtolzen Feindes durchbohrte, und daß er nun mit Mary tief in der unermeßlichen Wüſte in einem der kleinen verborgenen Thäler wohne, welche zuweilen ſo lieblich und zauberiſch die Schrecken der eiſigen

Wildniſſe unterbrechen. Dort ſollen ſeine Thiere weiden, dort ſoll Mary vergeſſen haben, daß ihre Liebe verdammt und verachtet wurde.

Hvaland iſt nach mehreren Jahren geſtorben. Auch als er todt war, meldete ſich die Erbin nicht. Alles, was er gierig zuſammenſcharrte, iſt in fremde Hand gefallen.

# Der graue John.

## Von Friedrich von Heyden.

Randzeichnungen. Eine Sammlung von Novellen und
Erzählungen von Friedrich von Heyden. I. Leipzig 1841.
Verlag von Wilhelm Einhorn.

Friedrich Auguſt von Heyden, geboren den 3. September 1789 auf dem väterlichen Gute Merſken bei Heilsberg in Oſtpreußen, ſtudirte in Königsberg, Berlin und Göttingen, trat 1813 als Freiwilliger in das Heer, dann in den Staatsdienſt und ſtarb den 5. November 1851 zu Breslau. In den vierziger Jahren hätte er als Regierungsrath das Cenſoramt übernehmen ſollen, lehnte es aber entſchieden ab, zuletzt mit der Erklärung, daß er nie etwas ſtreichen werde. Friedrich von Heyden (nicht zu verwechſeln mit dem Namensgenoſſen, der gleichzeitig pſeudonym als Emerentius Scävola „die Leſewelt vielfach beſchäftigte“) darf zu den bedeutenderen Schriftſtellern ſeiner Zeit gerechnet werden, obgleich er nie der Gunſt des Tages ſich zu erfreuen hatte; von ſeinen zahlreichen Dichtungen iſt die poetiſche Erzählung „Das Wort der Frau“ vornehmlich bekannt geworden und lebt in wiederholten Auflagen fort. Seine Novellen, auch die wo die ſchöpferiſche Kraft minder ſtark hervortritt, verrathen durchweg einen feingebildeten Geiſt. Die Tieck’ſche Schule verbirgt ſich darin nicht, wiewohl der Dichter ſeine Selbſtändigkeit behauptet. Auch er hat über den Begriff der Novelle geſonnen. Es ſei ſo viel hierüber geſchrieben, ſagt er in dem Vorwort zu den „Randzeichnungen“, aber trotzdem finde man ſich ſo klug als zuvor. Er ſelbſt, auf einen Ausſpruch ſeines Verwandten Hippel ſich ſtützend, iſt geneigt, eine Geſchichte, in der man mehr ſieht als hört, in der unmittelbar „gewandelt und gehandelt“ wird, Novelle, dagegen eine Geſchichte, die nicht mit eigenen, ſondern mit des Erzählers Worten redet, Erzählung zu nennen; ſo daß jene mehr dramatiſch, dieſe mehr epiſch wäre. Wir laſſen dieſe Theorie auf ſich beruhen, um ſo mehr als auch der

Dichter gleich darauf von ihr wieder abweicht, indem er den „grauen John", den wir hier mittheilen, für eine „Novelle im Sinne der älteren Meiſter" (die ſich zwar Novelliſten nannten, aber in ſeinem Sinne mehr Erzähler waren) erklärt; und wir haben ſie nur angeführt, um auch an dieſem Beiſpiele zu zeigen, wie wenig es bis jetzt gelungen iſt, für den Begriff der Novelle eine feſte Grenze aufzuſtellen. Die gegenwärtige hat neben der künſtleriſchen Behandlung den Reiz einer wahren Begebenheit. „Ein würdiger Mann, dem die Gabe poetiſcher Erfindung ganz abgeht, und der heute noch lebt", ſagt der Verfaſſer in der Vorrede (1841), „hat als unmittelbarer vertrauter Augenzeuge jenen Begebenheiten beigewohnt. Dieſe erſchienen ſo ſonderbar, daß dem Drange ſie niederzuſchreiben, nachdem ſie vertraulich mitgetheilt worden, nicht zu widerſtehen war. Einiges iſt freilich idealiſirt."

Zwei junge Deutſche wurden durch Familienverhältniſſe genöthigt, ſich in London, ungeachtet der eben damals durch Napoleon abgebrochenen Beziehungen des Continentes zu England, aufzuhalten. Ihre feine Bildung, ihr Stand, ihre Mittel verſchafften ihnen den Eintritt in die vornehmſten und eleganteſten Cirkel während des Winters, denn damals war die heutige Sitte noch nicht durchgedrungen, in welcher die große Welt in England den Sommer zum Winter, wie den Tag zur Nacht macht. Der Frühling kam indeß heran, und ihre vornehmen Bekanntſchaften bezogen ihre Landſitze, ſo daß die beiden Fremden ſich beinahe plötzlich in der lärmvollen Hauptſtadt einſam, verlaſſen und anhaltlos fanden. Da ſie noch nicht nach Deutſchland zurückkehren konnten, ſo würden ſie gern ebenfalls einen einſamen Aufenthalt auf dem Lande für ſich geſucht haben, wären ſie nicht durch ihre Geſchäfte an London gefeſſelt worden. Ihre ſüßeſten Erholungen waren weite Spaziergänge ins Freie, und da die Umgebungen von London ſich bekanntlich durch einen ländlichen Reiz auszeichnen, deſſen Ruhe und Abgeſchloſſenheit oft nichts weniger ahnen laſſen, als die Nähe der geräuſchvollſten Stadt Europa's, konnten die beiden jungen Leute nicht müde werden, im Umkreiſe von mehreren engliſchen Meilen alle die anmuthigen Plätze, Dörfer, Meiereien, Parks und gothiſchen Ueberreſte zu beſuchen, welche dort ſo mannichfach anzutreffen ſind. Da ſie gern in irgend einem Dorfwirthshauſe ihre Abendmahlzeit einnahmen, ſtatt zur nämlichen Zeit in Bondſtreet zu Mittage zu eſſen, ſo wurde es oft ſehr ſpät, ehe ſie ſich wieder in der Nähe ihrer Wohnung unweit der Paulskirche befanden.

Eines Tages, gerade zu Anfange des Mai's, hatten ſie eine ſehr einſame Gegend zu ihrer Wanderung erwählt und ſich, da ohnedies das Wetter bezaubernd war, ſo lange bei dem Genuſſe ländlicher Naturſchönheiten verweilt, daß die Finſterniß beinahe völlig einbrach, ehe ſie ſich bei den erſten Häuſern der eigentlichen Vorſtadt befanden. Dieſer Bezirk war ſehr abgelegen, bei Nacht wenig beſucht und daher übel berüchtigt; die beiden Fremden beeiferten ſich daher, ihm ſo ſchnell als möglich zu entkommen und beſuchtere Gegenden zu erreichen. Es lag aber ein Gewirre von Straßen vor ihnen, welche ihnen wenig bekannt waren bei Tage: kein Wunder daher, wenn ſie bei Nacht ſich dergeſtalt darin verirrten, daß ſie ohne alle Richtung umherliefen, bis ſie endlich in eine Gegend geriethen, wo ſich gar keine Wohnungen mehr beſanden, ſondern die zu Bauplätzen für ein ganz neues Stadtviertel eingerichtet war. Welche troſtloſe Ausſicht für die Verlaſſenen! — Hier die kahlen Mauern noch unvollendeter Gebäude, mit leeren Fenſter- und Thüröffnungen, dort Haufen von Werkſtücken, Ziegeln, Mauerſteinen und Bauholz an tiefen, für die Fundamente der Häuſer zugerichteten Gruben. So weit das Auge in der Dunkelheit dieſes weite Gefilde zu überſehen vermochte, nichts als formloſe Verwirrung. Kein lebendes Weſen in der Nähe. Fern ab das Geräuſch der beſuchten Gegenden, welches mit jedem Schritte der Wanderer immer weiter und dumpfer zurückzuweichen ſchien. Man weiß, daß ſelbſt die Hauptſtraßen von London zur Nacht nicht völlig ſicher ſind: was war alſo von einer abgelegenen Einöde zu beſorgen, in welcher Diebe, ohne geſtört oder bemerkt zu werden, ſich in tauſend bequemen Schlupfwinkeln verbergen, auf den Vorübergehenden losſtürzen und ihn berauben durften, ohne daß Wächter den Angſtruf vernehmen, oder andere Vorübergehende zu Hülfe kommen konnten.

So muthig unſere jungen Landsleute auch waren, ſo konnten ſie dennoch eines Gefühls von Bangigkeit ſich nicht erwehren, und man wird es ihnen nicht verargen, daß ſie auf dem Wege, den ſie gekommen, umzukehren ſich anſchickten. Hatten ſie indeß bereits ihre Richtung verloren, oder wurden ſie durch die Abſicht irre geleitet, einen kürzern Weg einzuſchlagen, ſie geriethen immer tiefer zwiſchen die verödeten Bauplätze, bis ſie aus dem Labyrinthe von Mauern, Planken, Verſchlägen und Baumaterialien ſich gar nicht mehr herausfinden konnten und rathlos ſtehen blieben. Die Erinnerung an alle Raub- und Mordgeſchichten, die ſie, als kürzlich in London begangen, im Laufe des verfloſſenen Winters vernommen, wurde in ihnen lebendig, und ſie beſchloſſen zuletzt hinter eine Mauer zu treten und ſich ſtill zu verhalten, bis der Mond aufgehe, welches in einer halben Stunde geſchehen mußte. Noch nicht lange befanden ſie ſich in ihrem Schlupfwinkel, als ſie, bei der tiefen Stille der Nacht, Schritte ſchon in weiter Ferne vernahmen, welche ſich näherten. Durch eine kleine Lücke des Mauerwerks ſpähten ſie nach den Herankommenden und erkannten, der Dunkelheit ungeachtet, zwei große ſtarke Männer in langen dunkeln Mänteln, gewaltige Knittel in den Händen, welche mehr daherlieſen als wandelten und dicht vor den beiden jungen Deutſchen ſtehen blieben, ohne dieſe wahrzunehmen.

Verdammt! — ſagte der Eine der Kerle zum Andern; — es lohnt der Mühe nicht. Wenn er ein Lord wäre mit der Taſche voll Guineen, — aber ſo ein Lumpenhund. — Was wird er denn bei ſich haben? — ein paar Dutzend die Woche zuſammengebettelte Schillinge. — Ich paſſe deßhalb nicht auf. — Komm in die nächſte Taverne und laß uns den Aerger in einer Flaſche Branntwein erſäufen.

Narr, — erwiderte der Andere, — du biſt nicht auf den Heerſtraßen von Cumberland. Und was den grauen John anbelangt, ſo iſt er keineswegs ein Lumpenhund, wenn er auch gekleidet iſt, als wäre er eben aus den Zähnen von des Herzogs von D. Fuchshunden erlöſet. Er iſt der erſte Gentleman ſeiner Zunft und hat ſein Schäfchen im Trocknen.

Sauberes Volk, ihr in London! fiel der Andere ein; — was würde unſer voriger Squire in Oldplace ſagen, daß ihr hier einen gauneriſchen Bettler Gentleman nennt, wie ihn!

Ich wünſchte, der Squire hätte die letzten zehn Jahre des grauen John tägliche Einnahme und ſeine Kunſt hauszuhalten beſeſſen, ſo hätte er nicht ſeine ſchönen Waldungen, die letzten in der Grafſchaft, dem Wucherer aus Liverpool überlaſſen müſſen, der uns aus dem ſchönen grünen Schlupfwinkel getrieben hat, indem er die Bäume umſchlagen ließ und ſie als Stabholz verkaufte. Der graue John tauſcht nicht mit dem reichen dicken Bierbrauer in Carlisle, denn er iſt wohl ſo reich als dieſer, und — bezahlt keine Taxen. — Uebrigens weiß ich ganz gewiß, daß er heute Abend zehn Pfund bei ſich hat.

Nun, ſo mag er ſich vorſehen, — rief der Erſte, — fünf davon gehören mir, und ich bekomme ganz hölliſche Gedanken. — Hole der Henker den grauen John! Der Hund iſt nicht einer von den Unſern und doch kein ehrlicher Kerl. Er ſteht ſo in der Mitte zwiſchen Betrüger und Lump, iſt alſo weder Fiſch noch Vogel. — Komm, Dick, an jener Ecke muß er vorbei, wenn er ſeinen Mammon in ſeine Höhle trägt. — Deine zehn Pfund, du Hund von grauem John, oder dein Leben!

Während die Schelme ſich auf dieſe Weiſe beriethen, entfernten ſie ſich, und die beiden jungen Deutſchen beſchloſſen, die Dinge abzuwarten, die ſich in ihrer Nähe ereignen ſollten.

Nicht lange darauf vernahmen ſie in einiger Entfernung ein Zetergeſchrei, welches um Hülfe zu bitten ſchien. Faſt unwillkürlich ſprangen ſie hervor, um dem Bedrängten nach Kräften beizuſtehen. Bald gewahrten ſie einen großen Mann, der, an eine Mauer gelehnt, ſich mit einem Stabe gegen die beiden Räuber vertheidigte. Eben traf ein Schlag den Angefallenen auf das Haupt, ſo daß er in die Kniee ſank. Ein zweiter ſollte ihn ganz niederwerfen, als die jungen Deutſchen mit drohendem Geſchrei, ihre verlaßbaren Knotenſtöcke hoch geſchwungen, die überraſchten Räuber anfielen, welche, einige Mal tüchtig getroffen und die Ueberlegenheit der Streitkräfte anerkennend, nach kurzem Widerſtande die Flucht ergriffen, ohne verfolgt zu werden.

Der Gerettete und ſeine beiden Retter ſtanden ſich einige Augenblicke ſtumm gegenüber. Der Erſtere war ein ſtämmiger Kerl, ſehr ſchlecht, ſogar zerriſſen gekleidet. Seine Haltung, durch Zorn erhöht, hatte etwas Stolzes und Dreiſtes. Ein Mondſtrahl fiel auf ſein Geſicht. Es war ſehr häßlich, und zweifelhaft blieb es, ob nicht eine Halblarve Naſe, Wangen und Kinn bedecke.

Donner und Blitz, ſagte er mit ſehr rauher Stimme, indem er ſeinen ihm entfallenen, höchſt abgetragenen und zerſchlitzten Hut von der Erde nahm und wieder aufſetzte. — Donner und Blitz! das war ein tückiſcher Handel.

Allerdings, — nahm einer der beiden Deutſchen das Wort, — ſie haben Euch tüchtig zugeſetzt.

Sie würden mich todt geſchlagen haben, denn lebend hätten ſie nichts von mir bekommen, — erwiderte Jener, — wäret ihr Beide mir nicht zu Hülfe geeilt.

Wer ſeid Ihr aber, guter Freund?

Ich heiße John.

Aber welch Standes und Gewerbes?

Goddam, — danach habt ihr nicht gefragt, als ihr mir zu Hülfe kamt, — wozu fragt ihr es nachher? Meine Noth wäre nicht größer geweſen, hätte ſie einen Herzog betroffen, und eure Wohlthat würde nicht geringer ſein, hättet ihr ſie dem niedrigſten weſtindiſchen Sclaven erwieſen, dem eine Fußſohle lang altengliſchen Landes zur Freiheit verholfen. Alle Hagel, ich frage nicht, welches Gewerbe ihr treibt.

Wir forſchten nicht aus Neugierde, entgegnete einer der Deutſchen, und unſere Theilnahme hätte etwas mehr Höflichkeit verdient.

So war es nicht gemeint, gab der Unbekannte zwar etwas milder, jedoch immer noch rauh und zurückſtoßend zur Antwort. Ihr ſeid wackere Jungen, und obgleich mir die Worte „ich danke euch“ den langen Tag hindurch ſo viel gelten als „ich ſpucke euch an“, — ſo danke ich euch doch mit beſſerem Gefühl. Ich könnte euch bezahlen für dieſe wackere That, und würde es gut, denn ihr rettetet mein Leben. Indeß ihr ſeid wohl noch ein Paar von den gutmüthigen Narren, die am liebſten etwas um Gotteswillen thun, und die immer ſeltener werden. — Gott erhalte euch bei eurer Narrheit. Sie wird euch keine Schande machen, ſondern der Welt, welche ſie mißbraucht. Ich möchte Jedem von euch gern ein Andenken hinterlaſſen, aber ich beſitze nur eins, und ihr ſeid zwei. Behalte es Der, welcher dem Schurken da das erſte Blut aus dem Geſichte ſchlug. — Nehmt, — denkt dabei des Vorfalls, denkt aber nicht an mich. — Wiederſehen ſollt ihr mich, wiedererkennen niemals. Gott mit euch. —

Der Unbekannte hatte etwas an einer Schnur unter ſeinem Wammſe hervorgezogen, es dem einen der jungen Leute auf den Finger geſchoben, und war in dem Augenblicke, während die beiden Freunde ſich verwundert anſahen, ſo ſpurlos verſchwunden als ob die Erde ihn eingeſchluckt. Dieſe waren durch den Handel ſo ergriffen und überraſcht, daß ſie nicht gleich Worte fanden, ihre Gedanken darüber auszutauſchen, ſondern ſtumm neben einander hergingen, ſie wußten nicht, wohin. Der Zufall führte ſie aber ſo günſtig, daß ſie bald wieder bewohnte Gegenden und ein Stadtviertel erreichten, welches ihnen bekannt war. Sie eilten nun ihrer Wohnung zu, die aber ſehr entfernt war, ſo daß ſie erſt gegen Morgen bei derſelben ankamen, ſich höchſt ermüdet, ja ſchlaftrunken entkleideten, ſich zu Bette legten und alsbald in einen leiſen Schlummer verfielen, aus welchem Einer von ihnen, welchen wir Eduard nennen, erſt erwachte, als die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand. Ehe er ſich völlig ermunterte, fühlte er auf einem ſeiner Finger einen kleinen ungewohnten Druck. Er riß ſich aus ſeinem Halbſchlummer und entdeckte als Urſache dieſes Druckes einen koſtbaren Ring, beſtehend aus einem geſchnittenen Steine, ſchwer, doch zierlich in das feinſte Gold gefaßt. Der Stein war ein grünlicher Onyx mit weißer Schichte und zeigte in erhabener vortrefflicher Arbeit die Geſtalt des Diogenes mit der Leuchte in der Hand, als ſuche er einen Menſchen, der bekannten Erzählung gemäß. Auf die Goldeinfaſſung war, vermuthlich beziehungsweiſe, das Wort frustra (vergeblich) eingegraben.

Die Ueberraſchung der beiden Freunde braucht nicht geſchildert zu werden. — Sollte dieſes durch Koſtbarkeit und ſeltenen Kunſtwerth ausgezeichnete Kleinod von einem Menſchen herrühren, der, was er auch ſein mochte, der unterſten Klaſſe des Pöbels anzugehören ſchien? — Da die Phantaſie bei unſern jungen Landsleuten ohnehin nicht der ſchwächſte Theil war, ſo kreuzten ſich bald die wunderlichſten Vorſtellungen in ihren Köpfen. Sie vermutheten in dem Manne von geſtern Gott weiß wen. Sie glaubten die Wiederkehr jener Tage zu erleben, da der Kalif Harun al Raſchid, wenigſtens den arabiſchen Märchen nach, die Straßen des kaiſerlichen Bagdad bei nächtlicher Weile in unſcheinbaren, oder ärmlichen Verkleidungen durchſtreifte. Indeß auch ihre Einbildungskraft mußte Vernunſt annehmen, daß des Prinzen Regenten Königliche Hoheit andere Dinge zu thun habe, und der räthſelhafte John den Ring geſtohlen oder gefunden haben könne und ihn weggeſchenkt habe, weil er ſeinen Werth nicht gekannt.

Sie gingen daher ſofort, um der Polizei von dem Vorfalle Kenntniß zu geben, den Ring vorzuzeigen und ſich zu erbitten, ihn Dem zurückgeben zu wollen, der ſich als Eigenthümer erweiſe. Die Polizei in London indeſſen iſt, für ſolche Fälle beſonders, ſo gut als gar keine. Man lachte die beiden Fremden aus, als ſie ihre Geſchichte vom grauen John auf äußerſt romantiſche Weiſe überlieferten, gab zu verſtehen, der Bericht ſei mindeſtens höchſt übertrieben, und was den Ring betreffe, ſo werde man bekannt machen laſſen, daß er ſich bei den beiden Herren befinde und ihn der Eigenthümer dort in Empfang nehmen könne. Einſtweilen möchten ſie aber den Ring nur behalten, da die Angabe ihrer Namen und ihrer Wohnung vollkommen genüge.

Die Bekanntmachung war darauf wirklich in den Tagesblättern zu leſen und hing an der Börſe aus, indeß Niemand fand ſich um den Ring in Anſpruch zu nehmen, und ſo befindet er ſich in Eduard's Beſitze bis zu dieſer Stunde.

Wenige Tage nachher kam es den beiden Freunden in den Sinn, wieder eine ländliche Wanderung anzutreten. Es war Sonnabends Vormittags um drei Uhr, denn erſt die vierte oder fünfte Stunde gilt zu London als die des Mittags. Sie wollten in irgend einem angenehmen Landwirthshauſe ihre Mahlzeit einnehmen, dort die Nacht und den Sonntag zubringen, um Montags früh wieder zur Stadt zurückzukehren. Das Wetter war entzückend, und die Landſchaft maleriſch. Ihr Weg führte ſie durch einen offenen Park, welcher zum ländlichen Palaſte eines bekannten Herzogs gehört und eine Fülle von Reizen darbietet, die jeder Wanderer nach Belieben genießen kann. Als ſie in einer der großen Alleen fortwandelten, die Blicke bald rechts, bald links auf herrliche Laubholzperſpectiven, oder auf klare Waſſerſpiegel richtend, nahmen ſie einen Gentleman wahr, der, auf einer Bank am Wege ſitzend, in einem Buche las. Sie wollten an ihm vorübergehen. Als ſie ihm indeſſen ganz nahe waren, blickte er plötzlich auf, ſchien durch die Erſcheinung der jungen Leute ſehr überraſcht zu werden, ſammelte ſich indeß und erhob ſich, um ſehr verbindlich zu grüßen. Dieſe in England nicht gewöhnliche Höflichkeit mußte die Wanderer befremden. Ihr Stehenbleiben bewies es, und der Fremde fand ſich bewogen, ſie höflich anzureden. Einige Gemeinplätze wurden einleitend gegen einander ausgewechſelt. Wer ſchildert aber die Ueberraſchung der beiden Freunde, als der Herr ſie plötzlich bei Vor- und Zunamen nennt und ſich ſehr höflich erkundigt, ob ihr Abenteuer mit dem grauen John keine üblen Folgen für ſie gehabt habe? — Sie beſchwören ihn, ſich darüber auszulaſſen, wie er zu dieſer Erfahrung gekommen und ob er den grauen John kenne?

Ob ich den grauen John kenne? — gab er zur Antwort. — Ganz London kennt ihn. Er iſt ein widerlicher Bettler, der den ungepflaſterten Zugang zur Börſe für die Vorübergehenden kehrt und von Dieſem oder Jenem einen Penny dafür empfängt: ein Subject alſo, welches eben ſo wenig von Straßenräubern angefallen wird, als es koſtbare Ringe vertheilen kann. Ihr Abenteuer, bei welchem man Sie, Gott weiß warum, mit dem Namen jenes Elenden ganz unverkennbar geſoppt, habe ich durch die Tagesblätter erfahren. Sie ſelbſt ſind mir durch einen Freund bezeichnet, der Sie häufig in einem Kaffee-Hauſe ſieht. Verlohnt es ſich, wegen ſo ganz natürlicher Dinge ſich zu wundern?

Unſere Landsleute waren, was den letzten Punkt anbetraf, nicht ſeiner Meinung. Den Bettler an der Börſe kannten ſie wohl, ohne zu wiſſen, daß man ihn den grauen John nenne. Er war wenigſtens ſiebzigjährig, bucklig, von Gicht zuſammengezogen, lahm, und ſo ſchwach, daß er ſich nur mit Hülfe ſeines Beſens und einer Krücke aufrecht erhielt. Der Held ihres Abenteuers dagegen war groß, ſtark, geſund, wohlgebaut, rüſtig und kaum in den Vierzigen. Die Identität der Perſon war mithin nicht denkbar, und wollte man nicht an Zauberei glauben, ſo mußte man annehmen, daß zwei ganz verſchiedene Menſchen zufällig durch eine und die nämliche Benennung bezeichnet würden. Der Fremde gab dies zu, und indem er, wie nach gleichem Ziele ſtrebend, mit den jungen Leuten fortwandelte, verwickelte er ſich in höchſt anziehende Geſpräche. Die Scenerie des Parks brachte nämlich auf Shakeſpeare's Schauſpiel „Wie es euch gefällt.“ Der Fremde hob die Eigenthümlichkeiten, den Humor, die Charaktere dieſer bezaubernden Dichtung aufs Treffendſte und Anziehendſte hervor, erklärte ſeine Liebhaberei für den melancholiſchen Jacques, entwickelte aufs Bezeichnendſte, wie ein ſolcher Charakter ſich im Leben geſtalten könne, wie er zu behandeln, wie er zu heilen ſei, und ſprang in der Mitte der Betrachtungen unerwartet da ab, wo ſie vom Innern des Sprechenden mehr aufſchließen konnten, als er Preis zu geben beabſichtigte. Dieſe originelle Wendung machte den Unbekannten unſeren Jünglingen um ſo intereſſanter, und ſie beabſichtigten, ſeine geiſtreiche Unterhaltung ſo lange zu genießen, als möglich. So trefflich indeſſen der Fremde auch ſprach, ſo ſchoſſen doch oft Aeußerungen wie Blitze aus ſeinem Geſpräche hervor, von der auffallendſten Sonderbarkeit, bald ein ſehr zerriſſenes Gemüth, bald einen gewiſſen humoriſtiſchen Hohn gegen das, was die Welt groß und wünſchenswerth nennt, verrathend, daß die jungen Leute überraſcht ſtehen blieben. Dann aber lächelte der Fremde wieder harmlos, ſchlüpfte über den vulcaniſchen Riß, den er im Geſpräche entſtehen laſſen, mit der leichteſten Anmuth hinweg und feſſelte um ſo inniger durch die Bedenken, welche er erregt. — Der ſeltſame liebenswürdige Mann war kaum vierzig. Eine hohe Geſtalt; das Geſicht vortheilhaft und edel gebildet; Leidenſchaften hatten in dieſen Zügen gearbeitet. Der Schmerz hatte tiefe Spuren zurückgelaſſen, ohne die urſprüngliche Gutmüthigkeit in der Phyſiognomie, ohne einen gewiſſen Ausdruck harmloſer Schelmerei verwiſchen zu können. Die Kleidung war einfach, aber koſtbar durch treffliche Stoffe. Sie verrieth jene ſaubere, behagliche Eleganz, welche der wohlhabende Engländer bei Allem verlangt, was um und an ihm iſt.

Die drei Wanderer mochten ein paar Stunden in anziehenden Mittheilungen, deren Seele der Unbekannte war, fortgegangen ſein, als ſie beim Ausgange aus einem kleinen Buchengehölze eine ungemein freundliche, ja reizende Landſchaft vor ſich ſahen; ein vorzüglich nettes und wohlgebautes Dörfchen in der Mitte, deſſen gothiſcher Kirchthurm ſich aus einer Gruppe uralter Ulmen erhob. Gärten und Grasplätze umgaben die Wohnungen.

Mein Gott! — rief plötzlich der Fremde, — welche Unart habe ich gegen Sie begangen, Gentlemen! Durch die Annehmlichkeiten Ihres Geſprächs verführt, habe ich Sie abſichtslos bis zum Ziele meiner gewöhnlichen Sonnabendwanderung gelockt, welches mehrere Meilen von London entfernt liegt. Vielleicht bin ich im Stande, das Verſehen wieder gut zu machen. Ich habe mich in jenem artigen Dörfchen angekauft und gehe jeden Sonnabend hinaus, um den Sonntag in derjenigen ländlichen Sitte zuzubringen, welche ich ſo vorzüglich liebe. Wenn Sie, gleich mir, den ſtillen Genuß des Landlebens einer lärmenden Hauptſtadt vorziehen, ſo gefalle es Ihnen, heute und morgen meine Gäſte zu ſein. Ich hoffe, Sie werden einſt nicht ungern an die kleine Idylle zurückdenken, welche Ihnen zu eröffnen ich mir erlaube. — — Mein Name iſt John Williams. Einen Poſten im Staate bekleide ich nicht, ſondern lebe zu London unabhängig und ohne ein Gewerbe, von meinem Vermögen. Einſt war ich Kaufmann in der Colonie; ich habe mich aber in Ruheſtand verſetzt, — wenn Sie mir heute meine herzliche Bitte nicht abſchlagen, ſo wird es nur auf Sie ankommen, auch künftig an Sonnabenden mit mir hier zuſammenzutreffen.

Die jungen Deutſchen nahmen dieſe freundliche Einladung, die ohnehin ihren urſprünglichen Abſichten entſprach, mit großem Vergnügen an und betraten das Dörfchen, welches ſich durch Reinlichkeit und Zierlichkeit ganz beſonders empfahl. Langſam wandelten ſie mit ihrem freundlichen Wirthe zwiſchen den artigen Wohnungen hin, den Duft der Blumen und Blüten einathmend und ſich an den fröhlichen, ſauber gekleideten Landleuten erfreuend, welche ſämmtlich Herrn Williams als einen alten, lieben Bekannten achtungsvoll begrüßten und auch von ihm Zuſprüche herzlichen Wohlwollens empfingen. Endlich erblickten ſie ein zwar ländliches, aber ſtattliches und geſchmackvolles Wohngebäude, von neuen Gartenanlagen umgeben und durch eine edle, einfache Säulenvorhalle verziert. Sehen Sie mein Haus; ſagte Herr Williams, darauf hindeutend —; nach einem Jahre werde ich Sie darin empfangen können. Für jetzt iſt nur die Façade vollendet. Die hintere Seite iſt noch mit Baugerüſten umgeben, und das Innere zeigt nur erſt rohe Wände. Ich muß Sie bitten, für jetzt mit mir in meinem vorläufigen Abſteige-Quartier vorlieb zu nehmen, welches ich im Wirthshauſe des Orts aufgeſchlagen habe. Das Haus — es heißt die Papſtmütze — iſt gewiß eins der beſten ſeiner Gattung bei London, obgleich der Ort an keiner Hauptſtraße liegt. Maſter Leads, der Wirth, iſt indeſſen bemittelt und ein Ehrenmann von altbrittiſchem Schrot und Korn.

Sie ſtanden bald darauf vor einem einfachen, aber anſehnlichen Hauſe am andern Ende des Dorfes, von einem großen blühenden Obſtgarten umgeben, das Schild mit einer glänzend gemalten und ſchimmernd vergoldeten päpſtlichen Krone über der Thüre. Maſter Leads, der geprieſene Wirth, ein ſehr wohlbeleibter, ſchon ältlicher, aber noch ſehr rüſtiger Mann, ſaß in der duftenden Jasminlaube am Eingange des Gehöftes, und Betty, ſeine achtzehnjährige, ſehr hübſche, und ſehr artig, wiewohl ländlich gekleidete Tochter, ſtand neben ihm.

Kaum hatte Mr. Leads die Ankommenden wahrgenommen, als er luſtig aufſprang und Herrn Williams begrüßte.

Sehr erfreut Sie zu ſehen, Sir, in Wahrheit ſehr erfreut. — Wie war das Befinden die Woche hindurch? Sie kommen diesmal nicht allein. Gute Bekannte aus London. Es iſt Raum für Zwanzig im Hauſe; für Zwanzig in Wahrheit. Gentlemen, Ihr unterthäniger Diener. Was mein Haus vermag, ſteht ſo ehrenwerthen Gäſten zu Dienſten. Gewiß werden Sie den Thee in der Laube trinken wollen. — Ein artig Plätzchen für den Thee, in Wahrheit. — Betty, mein Kind, den Thee für Mr. Williams und die beiden Gentlemen in die Laube.

Das Mädchen lief davon.

Aber was mir da beifällt, Betty, — Betty! Verdammt, ſie hört mich nicht mehr. Ich hatte ſie daran zu erinnern, daß Mr. Williams die Toaſts ein wenig braun lieben. — Mit Erlaubniß, Gentlemen, ich muß ihr nach. Machen Sie es ſich bequem unterdeſſen. Damit eilte der muntere Wirth in die Küche, von wo aus man ihn mit Stentorſtimme Befehle ertheilen hörte.

Die fernere Bedienung entſprach dem freundlichen und aufmerkſamen Empfange. Sie war zwar im ländlichen Geſchmacke, aber vortrefflich, und da Williams hier alle acht Tage einkehrte, ſo wurde er weniger als ein Gaſt, denn als ein hochgeachtetes Mitglied der Familie behandelt, die aus dem Wirthe, ſeiner freundlichen Gattin und der artigen, ein wenig ſchelmiſchen Betty beſtand. Williams zeigte ſich in dieſem heitern Kreiſe in voller Liebenswürdigkeit. Harmloſe Scherze wechſelten mit ſeinen Bemerkungen über das Leben und anziehend vorgetragenen Anekdoten und Reiſeabenteuern. Unſere Landsleute verlebten einen höchſt angenehmen Abend, einen durch Genuß reizender Natur und dörflicher Sabbathſtille erfreulichen Sonntag, und als ſie am Montage Morgens, ganz entzückt von dieſer Landpartie, mit Herrn Williams nach London zurückzukehren ſich anſchickten, erwies es ſich, daß ſie der Familie in der Papſtmütze nicht minder gefallen, und ſie wurden dringend gebeten, Mr. Williams an jedem Sonnabende zu begleiten.

Die Rückkehr an der Seite des neuen Freundes, denn Williams hatte die Jünglinge ganz eingenommen, war etwas ſtill im Gefühle der nahen Trennung. So erreichten die drei Wanderer den Sitz im herzoglichen Parke, auf welchem ſie ehegeſtern Williams angetroffen. Hier ſtand er ſtill und ſagte nicht ohne ſichtbare Bewegung: An dieſer Stelle, Gentlemen, müſſen wir uns trennen.

Warum hier? fragte Eduard; ich dachte, Sir, Sie gingen nach London, wie wir.

Allerdings, entgegnete Williams, aber nicht auf dem nämlichen Wege.

Gönnen Sie uns, daß wir Sie auf dem Ihrigen begleiten.

Ein ſeltſam ſchmerzliches Lächeln zuckte plötzlich durch Williams' Züge. — Nein, ſprach er ſanft nach einer Pauſe, fordern Sie nicht von mir, was ich unter keinen Umſtänden gewähren kann. Hier entlaſſen Sie Ihren neuen Freund in Frieden: — ihren neuen armen Freund. So lieb Ihnen meine Ruhe iſt, folgen Sie mir von hier ab nicht weiter.

Ihren Wünſchen fügen wir uns mit Achtung. Wollen Sie uns indeſſen Ihre Wohnung in London bezeichnen, damit wir in Ihren Mußeſtunden Sie dort aufſuchen können?

Ihr Beſuch würde mir erfreulich und ehrenvoll ſein, ich darf ihn aber in London ſo wenig annehmen, als Ihnen meine Wohnung bezeichnen. Ich bedaure, daß dem alſo iſt, ich kann es aber nicht ändern.

So bitten wir Sie um Ihren Beſuch.

Es ſchmerzt mich, Ihre Einladung ablehnen zu müſſen.

Könnten wir dann nicht an irgend einem öffentlichen Orte zu London zuſammentreffen?

Entſchuldigen Sie mich, auch das iſt unmöglich.

So hätten wir keine Hoffnung, Sie wieder zu ſehen?

In London bin ich für Sie und jeden Sterblichen unſichtbar. Laſſen Sie ſich indeſſen jeden Sonnabend an dieſer Stelle um vier Uhr Nachmittags antreffen; hier werde ich Ihnen alsdann nicht fehlen, und den Sonntag wollen wir in meinem Dörfchen verleben.

Die Einladung war beiden Fremden angenehm und bedenklich zugleich. Bedenklich, da Williams ſie in einem Gaſthauſe anſtändig, ja vortrefflich auf ſeine Koſten bewirthet hatte und ihr feines Gefühl ihnen nicht geſtattete, dieſe Höflichkeit ein zweites Mal in Anſpruch zu nehmen. Sie zauderten deßhalb mit der Antwort. Williams indeß durchſchaute ihre Bedenklichkeit und beſeitigte ſie, indem er ihre Hände ergriff und hinzuſetzte: Nicht wahr? Sie gehen in meinen Vorſchlag ein; und ich unterwerfe mich bei Ihren künftigen Beſuchen in unſerem ländlichen Aſyle völlig Ihren Wünſchen und Anſichten. Auf Wiederſehen alſo, am nächſten Sonnabende, um vier Uhr Nachmittags, an dieſer Stelle, wenn Wetter oder anderweitige Vorfälle nicht hinderlich ſind.

Mit dieſen Worten und nach einem herzlichen Gruße war der räthſelhafte Unbekannte im Dickicht verſchwunden.

Es iſt leicht anzunehmen, daß die jungen Deutſchen im Laufe der Woche ſich in allen möglichen Vermuthungen über die eigentlichen Verhältniſſe des räthſelhaften Williams erſchöpften und an allen öffentlichen Orten umherſpähten, in der Abſicht, den Geheimnißvollen in dieſer oder jener Geſtalt zu entdecken. Es war aber Alles vergeblich, und die aufs Aeußerſte Geſpannten büßten Ruhe und Behagen ein. Sie waren indeß nicht gleichen Sinnes. Eduard, der Aeltere, ſchwelgte in dem Bewußtſein, endlich einmal aus der Flachheit des Lebens in ein rein romantiſches Verhältniß geführt zu ſein, welches ſeinem Verſtande etwas zu rathen, ſeiner Phantaſie etwas auszubilden gewähre. Heinrich traute dagegen dem Unbekannten nicht recht. Ihm erſchien es, als bedürfe ein unbefleckter Ruf und ein redlicher Lebenswandel ſolcher Heimlichkeit nicht, und er winkte danach hin, daß es beſſer ſei, ſich mit einem Menſchen nicht ferner einzulaſſen, der ein höchſt geſchickter Gauner, oder ein Abenteurer ſein könne. Er hielt es ſogar nicht für überflüſſig, einigen Bekannten von dem ungewöhnlichen Zuſammentreffen mit Williams, von ſeinem ſeltſamen Weſen und von ſeiner tiefen Verborgenheit in London Kenntniß zu geben. Der Erzähler wurde hiebei aber lebhaft daran erinnert, daß er nicht in Deutſchland;

ſondern in England ſei. Niemand gerieth über dieſe Mittheilung auch nur in die geringſte Verwunderung. Es hieß: die Laune des Gentleman bringe das wahrſcheinlich mit ſich; oder es liege wohl eine Wette zum Grunde.

Als der nächſte Sonnabend herankam, konnten die Jünglinge dem Drange, mit Williams zu einer abermaligen Landpartie zuſammenzutreffen, nicht widerſtehen. Sie fehlten daher um vier Uhr Nachmittags nicht an der bewußten Stelle im herzoglichen Park, wo Williams ihrer wartete und ſie mit Herzlichkeit empfing. Der Sonntag, welchen ſie darauf in Mr. Leads' Dorfwirthshauſe verlebten, war noch angenehmer als der vorige, und der Entſchluß, dieſe harmloſe Freude ſich fortan in keiner Woche zu verſagen, war, ſelbſt bei Heinrich, beſtimmender als alle Bedenklichkeiten.

So vergingen Monate, ohne daß Williams oder die beiden Deutſchen jemals von dieſem Entſchluſſe abgewichen wären; ja jedes Zuſammenſein in der ländlichen Einſamkeit ſchien derſelben für die drei Theilnehmer an ihrem Genuſſe eine neue Würze hinzuzufügen. Man konnte dieſe drei Männer in gewiſſem Sinne Freunde nennen, obgleich Eduard ſich dem Räthſelhaften inniger hingab. Williams gewann bei näherer Bekanntſchaft immer mehr. Seine Bildung war vielſeitig. Er hatte viel geſehen, erlebt, und erzählte vortrefflich. Seine Beſchreibungen ausgezeichneter Schönheiten der Natur, merkwürdiger Denkmäler der Kunſt waren höchſt maleriſch. Seinen Schilderungen des Orients, beſonders Hindoſtan's, welches er mehrfach durchreiſet, fehlte keine Eigenthümlichkeit localer Färbung, ſeinen Darſtellungen der Sitten und Gewohnheiten außereuropäiſcher Völker kein treffender Zug. Seine Erzählung brachte die Felſentempel von Salſette zur Anſchauung, und die Bajaderen der Pagode zu Dſchagernath verführten in ſeinen Worten. Er liebte mit Leidenſchaft Muſik und Poeſie. Sein Vortrag auf dem Pianoforte war hinreißend, und Kemble ſpielte den Shakeſpeare nicht beſſer, als er ihn las. Nie kam ein Wort über ſeine Lippen, welches wegen Rechtlichkeit ſeiner Grundſätze, Feinheit ſeiner Gefühle und wegen ſeiner religiöſen Richtung hätte Zweifel aufkommen laſſen. Auf die Welt und ihr Treiben mußte man ihn indeß nicht bringen. Dann offenbarte ſich eine Bitterkeit, ein Menſchenhaß, eine Menſchenverachtung, in welcher er für die große und kleine, die vornehme und niedrige Welt keine andere Bezeichnung kannte, als Pöbel (mob). Oft ſteigerte er ſolche Aufwallungen bis zum Hohne gegen alle Einrichtungen des Staates und des geſelligen Zuſtandes überhaupt, der nur mit völliger Erſchöpfung und Verſtimmung endete. Dann entwich er in die Einſamkeit des Gartens oder des benachbarten Waldes, kehrte erſt nach ein Paar Stunden wieder, mild, weich, freundlich wie ein gutartiges Kind. Seine früheren und gegenwärtigen Lebensverhältniſſe, ſeinen Urſprung, ſeine Beſtimmungen ließ er nie zur Sprache kommen und machte es zur ernſten, feſten Bedingung für ſeine Freunde, daß nie danach geforſcht werde. — Ich bin da, ſagte er einſt dem aushorchenden Heinrich; iſt dies nicht genug? Iſt es von den übrigen Menſchen etwa bekannt, woher ſie kommen, wozu ſie eigentlich vorhanden ſind, und wohin ſie gehen werden? Und doch muß man brüderlich ſie ſich gefallen laſſen. Was ich für mich in Anſpruch nehme, iſt wenig mehr, als jedem Sterblichen ohnehin eingeräumt werden muß. Möchten Sie dem, der ſein eifrigſtes Beſtreben dahin richtet, Ihnen nicht gleichgültig zu ſein, dieſes Wenige als perſönliche Gunſt verſagen? — Seine Verborgenheit in London behauptete er ohne Unterlaß. Eduard ehrte ſeine Geheimniſſe, Heinrich gab ſich dagegen alle Mühe, ihm auf die Spur zu kommen, jedoch vergeblich. Einſt ſuchte er Mr. Leads' Meinung über den räthſelhaften Gentleman zu erforſchen. Kein Weg konnte aber weniger zum Ziele führen. Der Gaſtwirth ſah die Sache als Gaſtwirth an. Mr. Williams' Weiſe, die Woche hindurch ſpurlos zu verſchwinden, ſei ſonderbar, aber in Alt-England habe Jeder das Recht, für ſein Geld ſonderbar zu ſein. Geld habe Mr. Williams genug, und ehrlich müſſe es doch erworben ſein, da er einen ehrlichen Gebrauch davon mache. Seit vier Jahren verkehre der Gentleman auf gleiche Weiſe in ſeinem Hauſe und ſei der Wohlthäter der Gegend geworden. Uebrigens habe der Herr ja das beſte Gut im Dorfe gekauſt, baar bezahlt, und das ſchöne neue Haus werde ja bald fertig ſein. Er werde ſich alſo im Orte niederlaſſen, und auf dieſe Weiſe werde es ſich am ſicherſten ergeben, wie er zu beurtheilen ſei.

In der letzten Bemerkung lag einiger Troſt für Heinrich. — Ganz recht, dachte er, wenn ſein Haus fertig iſt, muß ſich aus dem Gebrauche, den er von ſelbigem machen wird, doch einiges Licht gewinnen laſſen. Dieſer Zeitpunkt konnte ohnedies nicht mehr fern ſein. Williams, der das nicht unanſehnliche Ackerland ſeines Gutes unter Mr. Leads' Oberaufſicht auf das Zweckmäßigſte bewirthſchaften ließ, wendete alle ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verzierung und behagliche Einrichtung ſeiner Villa. Eduard, als tüchtiger Zeichner, war ihm bei den ſämmtlichen Zuſammenkünften hiezu behülflich. Je näher die Beendigung der Arbeiten am Hauſe indeß bevorſtand, je ſichtbarer wurde eine Veränderung in Williams' ganzem Weſen. Er wurde heiterer, ſanfter, milder. Einſt ſaß er mit allen Zeichen einer weichen Rührung neben Eduard auf einer Bank in einer Anlage ſeines Gartens, das Wohngebäude im Angeſichte. Dort, ſprach er gerührt, werde ich im Schooße der Natur die Unbilden der Welt vergeſſen. Dort wird meinem ſpäteren Alter zu Theil werden, was meiner Jugend nur zu fremd geblieben iſt, — Sammlung, Ruhe und Theilnahme geliebter Weſen. — Aber wird die Furie, die meinen Ferſen ſo lange gefolgt iſt, auch wirklich dieſen letzten Hafen meiner Hoffnung nicht betreten dürfen?

Mir ſcheint es, erwiderte Eduard, daß Sie zu ängſtlich in die Zukunft ſehen. Verfolgte Sie bisher wirklich das Mißgeſchick, ſo iſt doch nichts beſtändig in der Welt, ſo wenig das Unglück als das Glück, und auf den Regen folgt unfehlbar Sonnenſchein. Ohnedies hat der beſcheiden Wünſchende weniger zu befürchten von den dunkeln feindlichen Mächten, die ſchadenfroh den Uebermüthigen demüthigen, aber an dem Frommen öfter vorübergehen, den der Verluſt zeitlicher Güter ſo tief nicht beugen kann, weil ſein Vertrauen in Gott beruht, das ihn nicht ſinken läßt, ſo erbittert auch die Feinde ihn anfechten mögen.

Die Gnade Gottes iſt indeß nicht größer als ſeine Gerechtigkeit, und weiß ich, ob meine bisherigen Leiden, ſo ſehr ich ſie mir zu erſchweren bemüht war, genügen, um die Anſprüche jener ewigen Gerechtigkeit aufzuwiegen?

Auch ich weiß es nicht, gab Eduard zur Antwort, da ich Ihre Schuld nicht kenne und auch nicht kennen lernen will. Wohl aber weiß ich, daß die Langmuth Gottes eben ſo groß iſt, als ſeine Gerechtigkeit. Der himmliſche Vater iſt unſer Richter, nicht aber unſer Peiniger. Keine Faſer unſerer Schuld entgeht ihm, aber auch kein Grund zu unſerer Entſchuldigung, und ſeine allweiſe Barmherzigkeit unterläßt niemals, den Betrag der letztern von der Summe der erſtern vollzählig abzuſchreiben. Jeder, was er verſchuldet, darf daher mit Hoffnung in die Zukunft ſehen, und die Hoffnung wird um ſo klarer und verheißender ſich enthüllen, je aufrichtiger die Reue war, welche der Büßer am Throne der Allwiſſenheit niederlegte.

Sie ſind ein freundlicher Tröſter, ſprach Williams und drückte dem Jünglinge die Hand. — Glauben Sie indeß, daß die Selbſtpeinigung die Gnadenwirkung unſerer Buße erhöhe?

Auf die Selbſtpeinigung gebe ich zwar nichts, indem ſie für die Beſſerung nicht Gewähr leiſtet, auf welche es allein zur Erlangung des Heils ankommt. Entweder iſt die Selbſtpeinigung ein frommer ſtumpfer Wahn, oder ein trügendes Spiel frevelhafter Eitelkeit, welche genug zu thun glaubt, wenn ſie die äußeren Zeichen recht auffallend erſcheinen läßt, ohne das ſündenverpeſtete Innere durch redliche, aber nicht in die Augen fallende Beſtrebung zu heilen. Die Kaſteiung iſt dem wahren Chriſtenthume auch fremd, welches rein geiſtig ſeine Anforderungen nur an Verſtand und Gemüth richtet; dagegen iſt ſie ſtets im Gefolge eines grobſinnlichen Cultus, welcher die Schale für den Kern giebt. Der aſcetiſche Mönch, der halbwahnſinnige Fakir, der betrügende Bonze geißeln ihr Fleiſch, betten ſich auf Lager von ſpitzigen Nägeln und tragen glühende Kohlen auf ihrem Scheitel. Der ächte Chriſt kennt nur Ein Läuterungsfeuer, — ſein

Gewiſſen. Das Niedrigſte, Erbärmlichſte am Menſchen iſt die ſogenannte Schönthuerei. Es giebt auch eine Schönthuerei mit Buße und Zerknirſchung, die eine eben ſo arge Sünde iſt als die Schuld, auf deren urſprünglichen Anlaß ſie bethätigt wird; — oft noch eine viel ärgere. — Beſſerung, aber ohne prahleriſchen Lärm, und kindliches Vertrauen auf Gott, nur dieſe allein gewähren das zuverläſſige Pfand himmliſcher Vergebung.

Ich kann Ihrer Meinung nicht ſein, ſagte Williams. Es giebt Vergehen, welche die Selbſtpeinigung rechtfertigen.

Ich kann mir, behauptete Eduard, ſolche Vergehen nicht vorſtellen und möchte um Beiſpiele bitten.

Mir fällt eine Geſchichte dieſer Art bei, die ich zu Madras gehört habe, fuhr Williams fort, und ich will ſie Ihnen erzählen. Prüfen Sie dieſelbe, und treten Sie meiner Meinung bei.

Robert S. war der Sohn eines ehemals reichen, durch Ungerechtigkeiten um ſein Vermögen betrogenen Kaufmannes in Schottland, der wegen Mangels an Mitteln ſeine Studien, denen er fleißig in Edinburg obgelegen, nicht beendigen konnte, ſondern ſich bequemen mußte, nach hundert Zurückſetzungen die Handlung zu erlernen. Indeß ſeine Armuth wies ihm auch hier eine untergeordnete, dienende Stelle an, die ſein ſtolzer Sinn nur mit heimlichem Ingrimme ertrug. Er hoffte in den Colonieen ein beſſeres Loos und begab ſich nach Jamaica, um dort ſein Glück zu verſuchen. Indeß die kargen Mittel, die ihm, in Folge einer kleinen Erbſchaft von einem Seitenverwandten, zu Gebote ſtanden, reichten nicht hin, ihm einen zureichenden Erwerb auf ſicherem Wege zu verſchaffen; er ließ ſich daher in gewagte Geſchäfte ein, verlor Alles und ſah ſich genöthigt, um nur ſein Leben zu friſten, in die Dienſte eines reichen kinderloſen Pflanzers zu treten. Alle Mißhandlungen, wodurch der Uebermuth des Reichthums ſtolze Armuth in ohnmächtige Wuth verſetzen kann, mußte der unglückliche Robert hier mehrere Jahre lang erdulden. Sein Gemüth wurde dadurch zu einem Menſchenhaß vergiftet, der um ſo glühender im Innern hervorwuchs, je weniger er äußerlich ſich zeigen durfte. Der unmenſchliche Principal erlitt einige große Verluſte, die ihn in ſeinem Vermögen, nicht aber in ſeinen Anſprüchen herunterſetzten. Eine zweifelhafte Forderung von ziemlichem Belange zu Boſton ſchien ein Hauptmittel zur Erhaltung ſeines Credits, und er ſchickte Robert nach jenem Handelsplatze, um ſie beizutreiben. Dieſer war wirklich ſo glücklich, die Summe, welche lange ſchon aufgegeben war, zum größten Theile zu erſtreiten. Er meldete dem Principal dieſes glückliche Ereigniß, wofür er Dank und Lobſprüche erwartete; wer ſchildert aber ſein Entſetzen, als die Antwort ſeines unwürdigen Machtgebers ihn ſelbſt mit dem entehrenden Namen eines Betrügers belegte, weil die Koſten, welche für das Geſchäft aufgewendet worden, zu hoch erſchienen, weil die Forderung nicht ganz erſtritten war. Robert, außer ſich vor Wuth, zerriß den Brief mit den Zähnen. Gleich darauf erfuhr er unter der Hand, daß ſein argwöhniſcher Principal durch einen andern Bevollmächtigten einen Verhaftsbefehl gegen ihn habe auswirken laſſen, der nur wegen einer mangelnden Förmlichkeit noch nicht gleich in Kraft treten könne. — So iſt es dennoch wahr, rief er aus, es bleibt dem Menſchen in dieſer verderbten Welt keine Wahl, als zwiſchen dem Narren und dem Schelme. Lange genug bin ich in verachteter Ehrlichkeit der erſte geweſen, nun wähle ich den letzten, und Niemand ſoll mich übertreffen. — Er nimmt das Geld ſeines Principals, welches ihm bereits ausgezahlt worden, beſteigt ein ſegelfertiges Schiff und eilt nach Oſtindien. Er legt dort für eigene Rechnung das fremde Gut in einem einträglichen Geſchäfte an, und ſein geraubter Mammon iſt in wenigen Monaten verzehnfacht. Er ſpeculirt immer kühner, und der böſe Geiſt, dem er durch ſeine Unredlichkeit angehört, ſcheint ihm zu helfen. Bald iſt er der Chef eines eigenen großen Hauſes zu Madras. Reichthümer ſtrömen von allen Seiten auf ihn ein, denn er hat den Betrug kennen gelernt, durch den im Handel mit halbwilden Völkern unermeßliche Summen gewonnen werden, und die Beſtechlichkeit der Beamten der oſtindiſchen Compagnie macht ihm von der einen Seite jeden

Vortheil erreichbar, während ſie von der andern ſeine Menſchenverachtung immer höher ſteigert und ſeine Geſinnung von Grund aus vergiſtet. Indeß iſt er nicht geboren, ein Böſewicht zu ſein. Bald ſteht er da, unermeßlich reich und unermeßlich elend. Er ſehnt ſich nach Liebe, aber er glaubt an keine. Er verlangt nach ſtillem Glück, aber dem Sünder iſt es unerreichbar. — Einſt wandelt er die große Treppe ſeines prächtigen Hauſes herab, um ſeinen Palankin zu beſteigen und ſich zu einem ſchwelgeriſchen Feſte tragen zu laſſen. Ein zerlumpter Bettler kniet auf der Marmorſtufe und jammert ihn mit engliſchen Worten um eine Gabe an. Er ſtößt ihn mit dem Fuße fort und ſpricht: Hinweg, du Hund! du würdeſt reich ſein wie ich, wenn auch du des Teufels wäreſt. — Der Bettler fährt auf bei dem Tone ſeiner Stimme. Er richtet ſich empor, um wie ein gieriger Drache an ihn heran zu ſpringen und ihn bei der Kehle zu packen. — Hab' ich dich endlich, Schurke! ruft er; gieb mir mein Geld heraus! — Aber dieſe Anſtrengung hat die letzte Kraft des ausgehungerten, durch Krankheit verzehrten Jammerbildes erſchöpft, es ſinkt todt zu Robert's Füßen, und — dieſer erkennt mit Schauder ſeinen ehemaligen Principal. — Die Hölle ſcheint in dieſem Augenblicke angelweit vor ihm aufzugehen. Er läßt den Todten in ſein Haus bringen, Aerzte herbeirufen, und — wiewohl erfolglos — die Mittel zu ſeiner Wiederbelebung anwenden. — Die Geſchichte wird ruchtbar, indeß ohne Robert im Mindeſten vor der Welt auszuſetzen. Es wird durch die Ausſage von Schiffern und andern Perſonen feſtgeſtellt, der Todte ſei von Amerika gekommen, um in Oſtindien einen Betrüger zu ſuchen, der ihm ſeine letzte Habe geſtohlen. Er landete zu Bombay, wo er, dem Gerüchte nach, den Gegenſtand ſeiner Nachforſchungen vermuthete, und ihn nicht fand. Er wollte ihn im Innern von Indien ſuchen, ward von den Mahratten gefangen, als Sklave umhergeſchleppt, gemißhandelt, bis er den Verſtand verlor und man ihn krank und erſchöpft am Wege liegen ließ. Durch ſeltſame Fügung ſeines Geſchickes kam er darauf nach Madras als ein verſtandloſer Bettler und ſuchte ſein Brod vor den Thüren, bis ihn, eben vor Robert's Hauſe, ein Zufall zum Ziele ſeiner Nachforſchungen, aber auch zum Ende ſeines Lebens brachte. — Niemand ahnt in Robert den Verbrecher, aber ihm gehen die Augen über ſich ſelbſt auf. Kein irdiſcher Richter kann ihn zur Rechenſchaft ziehen, aber er verurtheilt ſich ſelbſt. Einige Monate brütet er im troſtloſen Gefühle der eignen Verwerfung über den ſeltſamſten Planen zur Selbſtpeinigung, aber alle ſcheinen ihm zu gering für ſein Verbrechen. Ein alter Bramine iſt ſein Vertrauter, weil dieſe Kaſte in Folge ihrer Religionslehren erfinderiſcher iſt, als Jemand ſonſt, in fanatiſcher Ertödtung der Sinnlichkeit, und weil im Buſen dieſes von den Engländern für halb wahnſinnig gehaltenen, in einer Einöde lebenden Einſiedlers das Geheimniß des Sünders vor Denjenigen ſicher bewahrt iſt, deren Mitwiſſenſchaft Robert zu ſcheuen hat. Alle Rathſchläge indeſſen, welche der indiſche Weiſe ihm giebt, ſo oft das quälende Gefühl der Schuld ihn antreibt, ſein Herz vor ihm auszuſchütten, entſprechen ſeinen Abſichten nicht. Einſt zeigt ihm in einer glühenden Nacht ein Fiebertraum das Jammerbild ſeines Principals in Bettlerlumpen, Almoſen einſammelnd. Als Robert — ſo träumt er — ſich ihm nahen will, um eine Hand voll Rupien in ſeinen Hut zu werfen, ſtößt ihn der Bettler zurück, mit dem Ausrufe: Du biſt zu niederträchtig, mich zu beſchenken! aber büße ſo wie ich, damit Gott ſich deiner erbarme, wie er ſich meiner erbarmt. — Der Unglückliche erwacht. Er eilt zu ſeinem Braminen. — Ich habe es gefunden, ruft er ihm zu. — Einen Weg der Buße habe ich gefunden, einzig, — furchtbar. Er führt zu einem Zuſtande, der den meines ehemaligen Herrn in dem Maße überbietet, als vernünftiges Bewußtſein im Leiden den Wahnſinn überwiegt. — Er beſtellt hierauf ſein Haus und alle ſeine Angelegenheiten in Indien auf das Klügſte, ſo daß ſeine Reichthümer unter allen Umſtänden einem Neffen geſichert bleiben, den er in Schottland erziehen laſſen, auch während ſeiner vieljährigen Abweſenheit. Dann ſchifft er ſich nach Europa ein, Niemand weiß, wozu, und — Niemand hat mehr etwas von ihm vernommen. — Der alte Bramine, welcher ſein Vertrauter war, hat mir — nach dem

Verlauf vieler Jahre ſeit dem Verſchwinden des unglücklichen Robert — ſeine Geſchichte, ſoweit ſie ihm ſelbſt bekannt war, erzählt, und Sie, mein Freund, mögen entſcheiden, ob dieſelbe die Selbſtpeinigung des Sünders rechtfertigt oder nicht.

Diejenige Selbſtpeinigung, erwiderte Eduard, allerdings, welche aus innerer Bußfertigkeit und Reue beſteht, zu welcher aber keine künſtlich ausgeſponnenen Pläne vernünſtelnden Scharfſinnes, ſondern nur Regungen eines nach Beſſerung ſtrebenden frommen Herzens gehören; nicht aber die ſinnliche Selbſtpeinigung, welcher hauptſächlich äußere Zeichen genügen. Wer weiß, welch ein Leben voll Qual und Entbehrung er ſich in ſeinem Wahne gewählt haben mag: — wiſſen wir indeſſen, ob ihn dieſes Leben gereinigt, veredelt und beruhigt, nicht bloß beſchwichtigt hat? Jener innern Selbſtpeinigung konnte Robert aber auch in ſeinem Palaſte und im würdigen Gebrauche ſeiner Reichthümer mit dem beſten Erfolge nachhängen. Man merkt, daß ein abergläubiſcher überſpannter Götzendiener ſein Rathgeber und Vertrauter geweſen, und vor Allem geſtehen Sie, mein Freund, Ihr Robert ſelbſt war viel weniger ein Reuiger, als — ein Sonderling; weniger ein demüthiger Chriſt, der den Himmel erwerben will, als ein geängſteter Nabob, der ſich vor dem Teufel fürchtet.

Williams warf nach dieſen Worten einen ſeltſamen Blick auf den jungen Freund, ſchwieg eine Weile, ſprach dann über einen andern gleichgültigen Gegenſtand und entfernte ſich ſchon nach wenigen Worten.

Der Herbſt kam unterdeſſen heran, und Williams' Landhaus war ſo weit fertig, um bewohnt werden zu können. Er veranſtaltete an einem Sonntage ein ländliches Feſt zu deſſen Einweihung, bei welchem er ſämmtliche Dorfbewohner in der Scheune, im Hauſe indeſſen die Familie des Mr. Leads, die beiden Deutſchen, den Pfarrer des Ortes und einige gebildete Nachbarn trefflich bewirthete. Betty, Mr. Leads' reizende Tochter, machte die Wirthin des Hauſes, und war ganz Fröhlichkeit und Luſt. Gegen Ende der Tafel erhob ſich Williams und trank mit glühenden Wangen und einem zärtlichen Blicke nach dem Mädchen hinüber auf das Wohl der künftigen Gebieterin dieſes Landſitzes. Was Jedermann ſchon ſeit dem Anfange des Mahles geahnet hatte, kam nun zur Sprache. Mr. Leads erklärte mit behaglichem Schmunzeln ſeine Tochter als Braut des ſehr achtbaren Mr. Williams, der bereits am Morgen beim Vater um ſie geworben und Betty's ſo wie der Eltern herzliches Jawort erhalten habe. Zugleich bediente ſich Mr. Leads, wie er ſich ausdrückte, der Freiheit, die ganze Geſellſchaft zur Hochzeit bei ſich einzuladen, welche binnen vier Wochen in ſeinem eigenen Hauſe gefeiert werden ſolle.

Niemand vernahm die Kunde von dieſer Hauptveränderung, welche der Sonntagsgeſellſchaft in der Papſtmütze bevorſtand, mit größerer Theilnahme, als Heinrich. Nach Tiſche trat er zu Eduard und ſagte ihm auf Deutſch, welches Niemand ſonſt in der Geſellſchaft verſtand: Gottlob! nun er den Liebhaber machen und ſich zum Ehemanne bequemen wird, muß er ſein geheimnißvolles Treiben entweder aufgeben, oder aufklären, und man wird ſo oder anders den Verdacht gegen Dasjenige, was er ſechs Tage der Woche in tiefer Verborgenheit treiben mag, los.

Eduard lächelte und ſetzte entgegen: Wenn er aber deſſenungeachtet ſein geheimnißvolles Treiben weder aufgiebt, noch erklärt, — wie dann?

Dann, eiferte Heinrich, hat er den Teufel im Leibe, und ich wenigſtens kann nicht länger mit ihm verkehren.

Der Erfolg zeigte, daß Eduard ſich nicht geirrt hatte. Williams war an jedem Sonntage der zärtlichſte Verlobte bei ſeiner Braut, aber die Woche hindurch war er unſichtbar wie bisher. Wie er ſich dieſerhalb mit Betty und ihren Eltern verſtändigt, konnten die beiden Freunde nicht erforſchen; daß aber Alle von ſeinen zureichenden Gründen zu ſo ſeltſamem Verfahren, und von dem Wie? und Wo? ſeiner wöchentlichen Verborgenheit nichts wußten, geſtand Betty einmal ſelbſt dem aushorchenden Heinrich, doch, wie es wenigſtens ſchien, ohne deßhalb von Neugierde geplagt zu ſein; denn das Mädchen achtete den Bräutigam wirklich, und war um ſo bereitwilliger ſich ſeinem Willen zu fügen, als das zeitliche Glück, welches ſie machen ſollte, für ihre Anſprüche ein ſehr erhebliches war.

Das Brautpaar wurde förmlich in der Dorfkirche aufgeboten: Maſter John Williams aus London mit der Jungfrau Eliſabeth Leads, ohne weitere Bezeichnung des Urſprungs oder der Verhältniſſe des Bräutigams. Es folgte ſo wenig ein Einſpruch, als ſolcher erwartet wurde. — Williams erklärte ſeinen Willen, der künftigen Gattin ein jährliches Einkommen feſtzuſtellen, das, unabhängig von ſeinem Leben und ſeinen perſönlichen Verhältniſſen, ihren Unterhalt anſtändig ſichere. Er verſchrieb ihr daher vor Gericht ſein im Dorfe angekauftes Gut nebſt Haus und allem Beilaſſe als freies Eigenthum, und legte ein Capital baar für ſie nieder, welches ihr außerdem eine zureichende Rente gewährte. An ſeiner zärtlichen Sorgfalt für Betty und an der Redlichkeit ſeiner Abſichten war demnach nicht zu zweifeln.

Die Hochzeit fand am beſtimmten Sonntage ſtatt. Das Wetter war ſchön, warm und hell, und die alten Frauen im Dorfe prophezeiten eine glückliche Ehe. Das Feſt war ſtill, ländlich, aber heiter. Die beiden jungen Deutſchen waren bei demſelben zugegen. Williams' Stimmung zeigte ein Schwanken zwiſchen Wehmuth und Freude. Betty war eine glückliche Braut.

Am Morgen nach der Hochzeit machten ſich die beiden Freunde faſt mit Tagesanbruch auf den Weg, um eines für dieſen Tag vorher anberaumten Geſchäftes wegen London früh zu erreichen. Sie vermutheten das ganze Haus, beſonders das neue Ehepaar, noch im tiefen Schlafe und ſchlichen ſich, kaum von dem getreuen Haushunde angebellt, durch die Hinterthüre, den Garten, um von dort die Straße zu erreichen. Sie hatten dieſe indeß noch nicht erlangt, als eine Stimme ihnen nachrief und ſie zu warten erſuchte. Es war Williams, der ſich zu ihnen geſellte und ſie freundlich zur Rechenſchaft darüber aufforderte, weßhalb ſie diesmal ſeine Begleitung nach London, die ſie bisher an jedem Montage angenommen hätten, verſchmähen wollten?

Weil wir als gewiß annahmen, Sie würden nun Ihre junge Gattin nicht verlaſſen und Ihr Verſchwinden in den Wochentagen aufgeben, erwiderte Heinrich geſpannt.

Im Geringſten nicht. Fürs Erſte bleibt Alles beim Alten antwortete, Williams, und das Geſpräch ſtockte. Man erreichte ſtumm den Ort der Trennung und ſchied dort mit nicht vielen Worten.

Williams führte wirklich ſeinen Vorſatz mit der bisherigen Pünktlichkeit aus, und Betty ſchien ſich willig in dieſe Sonderbarkeit zu fügen, da die Zärtlichkeit und Aufmerkſamkeit ihres Mannes an den Tagen ihrer Vereinigung ſie für die Entbehrungen ſo gut als möglich entſchädigte, und weil der Ueberfluß, in dem ſie lebte, ſie zur Nachgiebigkeit ſtimmte gegen den Stifter ihres Glückes. Später hat ſie geſtanden, wie Williams es zur ausdrücklichen Bedingung des gegenſeitigen Bundes gemacht, daß ſie nie verſuchen wolle, dem Geheimniſſe ſeiner wöchentlichen Abweſenheit vorwitzig näher zu treten, bis die Umſtände es ihm geſtatten würden, ihr ganz und zu allen Zeiten anzugehören. Nun fing auch Eduard an, hinter Williams etwas Unheimliches zu ahnen. Die Jünglinge beſuchten daher ſeinen ländlichen Zufluchtsort immer ſeltener, beſonders da es ihnen nicht zuſagte, dort ſeine und ſeiner Gattin Gaſtfreundſchaft oft in Anſpruch zu nehmen; denn auch für ſie hatte, durch Williams' Einrichtung in ſeinem dortigen Wohnſitze, das fröhliche ungezwungene Wirthshausleben in der Papſtmütze ſein Ende erreicht.

Mit Anfang des nächſten Frühlings verließen die beiden Freunde ohnedies England, um ſich nach Nordamerika zu begeben, wo ſie zwei Jahre lebten, ohne jemals Nachricht von Williams zu erhalten.

Als ſie nach England und London zurückgekehrt waren, verfehlten ſie nicht, am erſten geſchäftsfreien Sonnabend ſich nach dem wohlbekannten Dorfe zu verfügen. Sie fanden bei dem dienſtfertigen Mr. Leads in der Papſtmütze Alles unverändert, in Beziehung auf Williams aber Alles umgeſtaltet, und ſie erfuhren mit wenigen Worten den ſchaudervollſten Ausgang der ſo räthſelhaft mit ihm geſchloſſenen Verbindung der armen Betty.

Williams war länger als ein Jahr der zärtlichſte, der aufmerkſamſte Gatte für Betty, der liebenswürdigſte Freund für ſeine wenigen Bekannten in der Nachbarſchaft des Dorfes, ohne indeſſen an ſeiner bisherigen Lebensweiſe auch nur das Mindeſte zu ändern. Man gewöhnte ſich daran, und Niemand hatte etwas dagegen. Betty hatte ihn einſt gefragt, ob er noch lange bei ſeiner geheimnißvollen Lebensweiſe bleiben werde? Gott ſei Dank, nein, — hatte er geantwortet, — nur noch drei Monate, und dann werde ich dich niemals mehr verlaſſen, bis mich der Tod abruft. — Die junge Frau, welche ohnedies noch kinderlos war, erfreute ſich an dieſer nahen Ausſicht; jedoch, — ſeltſame Beſchaffenheit des menſchlichen Gemüths! — bald war dieſe anfangs ſo befriedigende Verheißung der Stachel zur Erregung einer peinlichen inneren Unruhe. — Wenn er auf einmal ſeine bisherige räthſelhafte Lebensweiſe aufgeben kann, welche Umſtände bewogen ihn, ſo lange darin zu verharren und ihre zureichenden Gründe ſo ängſtlich ſelbſt vor den Blicken Derjenigen zu verſchleiern, welche ihm die Nächſten ſind? — Einige Zeit trug ſie dieſen Gedanken mit ſich herum, wurde ſtiller, und Williams bemerkte und errieth bei ſeiner nächſten Anweſenheit den Anlaß ihrer Verſtimmung. — Beruhige dich, und forſche nicht unberufen nach meinen Geheimniſſen, äußerte er ernſt. — Es iſt ein fuchtbarer Drache, der bald ſeine ihm vom Schickſal beſtimmte Friſt ausgelebt haben wird, der aber bis zum letzten Augenblicke ſeines Daſeins die Kraft hat, dich und mich rettungslos zu verderben, wenn dein Vorwitz es wagen ſollte, ihm in den Weg zu treten.

Dieſe Worte ſpannten die Einbildungskraft zu hoch, erregten zu ſehr die Neugier, als daß ſie hätten zur Warnung gereichen können. — Wehe, daß der wankenden Pſyche niemals die neidiſchen, Böſes rathenden Schweſtern fehlen! Betty ſchloß ihr von allerhand Vermuthungen und Ahnungen getheiltes Innere zweien Freundinnen auf, an deren Treue die unerfahrene junge Frau nicht zweifelte, ob ſie gleich, durch Neid angefeuert, Betty's Ruhe und Glück längſt ſich zur Beute erleſen und unter falſchen Vorſpiegelungen zärtlicher Sorgfalt denſelben nachſpürten mit lachender Begierde. — Die beiden Uebelwollenden beklagten erſt die junge Frau von Herzen, vergoſſen Ströme von Thränen und gaben ihr auf liſtige Weiſe den Argwohn, als verdecke Williams' Heimlichkeit eine Kette ſchauderhafter Verbrechen. Eine wollte dieſe, die andere jene gegründete Vermuthung über Williams' eigentliche Verhältniſſe gehört haben, und alle waren ſchwarz und troſtlos wie die Nacht. Ein Herr aus der Gegend, der kürzlich zwiſchen Briſtol und London durch einen Highwayman war beraubt worden, wollte in Williams' Antlitz, das er kürzlich in der Kirche geſehen, die Züge des Straßenräubers erkannt haben. Ein ehrwürdiger Geiſtlicher habe behauptet, Williams nähre ſich vom Taſchendiebſtahl, man könne ihm nur nichts beweiſen, indem er ſich nie betreffen laſſe, und er ſei, nach einem in den franzöſiſchen Blättern befindlichen Signalement, ein berüchtigter, von den Galeeren zu Toulon entſprungener Verbrecher. Ob Betty etwas von dieſen Aeußerungen glaubte und wie viel, ſteht dahin. Die Gewißheit, daß ſolch entehrender Verdacht hinſichtlich ihres Gatten rege geworden, genügte, ſie zur Verzweiflung zu bringen. Was konnte es ihr helfen, daß der Austritt ihres Gemahls aus dieſer verdächtigen Heimlichkeit nahe bevorſtand; was geſchehen war, blieb doch geſchehen, und wie auch ſein Betragen in der Zukunft beſchaffen ſein mochte, ſo blieb doch ein Brandmal auf ſeiner Vergangenheit, welches jeder Uebelwollende nach ſeinem Belieben durch böſe Nachrede vergrößern oder verewigen konnte. Die beiden Freundinnen theilten, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Anſichten der geängſtigten jungen Frau von ganzem Herzen; ſie hätten aber ſehr unerfahren ſein müſſen in der Kunſt, häusliches Glück zu zerſtören, wenn ſie mit aufgeſpannten Segeln dem vollen Winde von Betty's böſen Ahnungen ohne Weiteres ſich hingegeben hätten.

Es lag ihnen hauptſächlich daran, das Geheimniß vor aller Welt enthüllt zu ſehen, und Betty ſollte ihnen als Werkzeug dazu dienen. Sie ſeien, verſicherten ſie, feſt überzeugt, daß alle Gerüchte über Williams Lügen ſeien, daß er keineswegs den Namen eines Verbrechers, ſondern nur den eines Sonderlings verdiene, und daß die böſe Welt am ſicherſten davon Ueberzeugung erhalten könne, wenn Betty, ſeines ausdrücklichen Verbotes ungeachtet, ſeinen räthſelhaften Schritten heimlich folge und, wider ſeinen Willen, in ſein Geheimniß eindringe. Gewiß werde ſie alsdann den Gemahl gut, redlich und unſchuldig finden, und um ſo ſicherer alles Gerede der Welt in der glücklichſten Ueberzeugung vom Gegentheile, das alsdann über kurz oder lang doch allgemein bekannt werden müſſe, verachten.

Betty fand dieſes Mittel ſehr zweckmäßig und ſchauderte zugleich davor zurück, — aber dieſer Schauder eben hatte auch wieder etwas Lockendes. Sie verdankte ihrem Gatten Wohlſtand, Lebensgenuß und tauſend Beweiſe der zärtlichſten Liebe und Sorgfalt; es ſchien alſo, wenn auch nicht Gegenliebe, ſo doch Dankbarkeit ſie aufzurufen, ſeinen Willen bei der einzigen Veranlaſſung zu ehren, bei welcher er ihn jemals im Gegenſatze des ihrigen geltend gemacht. Aber es lag auch für ſie gerade im Verbotenen eine kräftige Anreizung, und eine um ſo kräftigere, als ihre Phantaſie immer geſchäftiger wurde, durch Vorſpiegelung höchſt ſeltſamer und wunderbarer Entdeckungen ihre Neugier zu ſpannen. Sie gab ſich dieſer Neugier nach einigem Kampfe hin, und das Verderben ihres Gatten war beſchloſſen. — Was indeſſen geſchehen ſollte, mußte bald geſchehen, denn Williams hatte die Aenderung ſeiner Lebensweiſe ſchon als in ein paar Wochen bevorſtehend angekündigt. Der nächſte Montag ward feſtgeſetzt für die Ausführung des gefährlichen Planes.

So waren Williams und Betty noch nie zuſammengetroffen, wie an dieſem Sonnabende. Ihr Betragen, ſo zärtlich ſie es auch einzurichten ſtrebte, um ſich nicht zu verrathen, hatte die Spannung, welche verſtellter Aeußerung jederzeit eigen iſt. Seine Stimmung war ungewöhnlich weich und wehmüthig, ja man durfte ſie ahnungsvoll nennen. — Es folgte ein trüber Sonntag. Man hatte bemerkt, daß Williams' Auge ſich häufig mit Thränen füllte, wenn er, wie er wähnte, unbemerkt, ſeiner Gattin mit den Blicken folgte, die ausgelaſſen luſtig ſchien.

Der unſelige Montag war angebrochen. Williams konnte kaum enden, von Betty Abſchied zu nehmen. Dieſe wurde dadurch erweicht, und ihr guter Geiſt gab ihr folgende Worte ein: Es iſt eine Vorbedeutung, daß wir uns heute ſo ſchwer von einander trennen. Gehe nicht von mir, theurer John. Gieb ſchon heute eine Lebensweiſe auf, die du in Kurzem doch ablegen willſt. Bleibe von heute an bei mir, und laß uns alles Gerede der Welt verachten, welche deine Art zu ſein ſo arg beurtheilt.

Williams' Rührung ſchien einem bittern Gefühle Platz zu machen. Thut das die Welt? rief er höhniſch; nun ſo wäre es unhöflich, ſie eines ſo feinen Genuſſes, als die liebloſe Verleumdung ihr iſt, zu berauben. Ohnedies kann, darf und will ich noch nicht, was du forderſt. Lebewohl, theure Betty. — Er riß ſich los und eilte davon.

Dieſer Abſchied hatte der jungen Frau ihre alten Vorſätze wiedergegeben. Sie wirft eilig ihre gewöhnliche Kleidung ab, um die einer Bäuerin anzulegen. Sie nimmt einen großen Korb mit feinem, für die Jahreszeit noch ſeltenem Obſte auf den Arm, wie es zu London von den Bäuerinnen der Umgegend gewöhnlich zu hohen Preiſen ausgeboten wird, und folgt Williams in ſo weiter Entfernung, daß ſie ihn zwar nicht aus den Augen verlieren, aber nicht von ihm bemerkt oder erkannt werden kann. — Er nimmt den gewöhnlichen Weg durch den Park des Herzogs von D., aber er weicht diesmal nicht von dem großen Pfade ab, der ihn unmittelbar in die Straßen der Hauptſtadt führt. Da es früh iſt für London, ſo zeigen ſich in dem Gewühle noch wenig vornehm gekleidete Perſonen, und Betty kann ihren Mann, ungeachtet der Menge, ſtets im Auge behalten. Er eilte raſtlos vor ihr her, ohne ſich umzuſehen. Mit klopfendem Herzen folgt ſie ihm von Straße zu Straße. Er ſcheint abſichtlich ein Stadtviertel nach dem andern in Kreuz- und Querzügen zu durchwandeln, um nicht zu lange in einer Straße den Blicken der Vorübergehenden ausgeſetzt zu bleiben. — Wird er nicht endlich ſein Ziel finden? Ein Zehntheil von London hat er ſchon durchſtrichen. Betty achtet ihre zunehmende Müdigkeit nicht, und ſtrengt ihre äußerſten Kräfte an, ihm nachzukommen. Sie ſind bereits in der City. Die Menge wogt mit betäubendem Geräuſche von beiden Seiten, aber durch dieſes Geräuſch vernimmt Betty nur die flüchtigen Tritte ihres Gemahls, der jetzt nur wenige Ellen vor ihr geht. — Oft wird er durch den Andrang ihren Blicken entzogen, und ihre Angſt ſteigt faſt bis zur Ohnmacht. Dann ſieht ſie wieder ſeinen Oberrock von erbsfarbenem Caſimir, ſeinen weißen Caſtorhut eine weitere Strecke vor ſich, und beflügelt mit der höchſten Anſtrengung ihre wankenden Schritte. — Sie ſind nun in der Nähe der Börſe. Williams biegt in den ungepflaſterten Nebenweg ein, der zum Seitenflügel dieſes Gebäudes führt und der am häufigſten von den vornehmeren Kaufleuten erwählt wird, um dem Pöbel an der Hauptfaçade auszuweichen. Betty iſt dicht hinter ihm. Aber die Straße iſt mit Hunderten angefüllt, die ähnlich gekleidet ſind, als Williams. Sie ſieht ſeinen Caſtorhut noch einmal auftauchen unter dunkleren Kopfbedeckungen. Zehn Schritte weiter leuchten wenigſtens dreißig ſolcher Hüte. Ihr Merkzeichen leitet ihre Blicke nicht mehr, und Williams — iſt verſchwunden. Sie ſteht rathlos, müde zum Umſinken. Soll ſie umkehren? — Ihre letzten Kräfte ſcheinen ſie zu verlaſſen. Soll ſie Bekannte in London aufſuchen, um ſich auszuruhen? — Sie hat deren wenige, Vertraute gar keine, und wie ſoll ſie ihre Verkleidung erörtern? Zuletzt entſchließt ſie ſich dennoch wieder zur Heimkehr, und kaum hat ſie den Entſchluß gefaßt, ſo ſcheinen alle ihre verlorenen Kräfte wiederzukehren, und eine unſichtbare Macht ſcheint ſie anzutreiben, ſo ſchnell als möglich dieſe unheimliche, finſtern Mächten geweihte Stelle zu verlaſſen. Sie wendet ſich; da hält ſie eine Obſthändlerin auf. Wie theuer dieſe Pfirſiche, dieſe Aprikoſen, dieſe Ananas, dieſe Frühkirſchen? Ich kaufe Alles. — Betty ſchwindelt es. — Soll ſie den Verkauf für den annehmbaren Preis, der gleich geboten wird, verweigern, um ſchnell loszukommen, ſo veranlaßt dies Erörterungen, Aufenthalt, und ihre Verkleidung kann entdeckt werden. Sie geht den Handel ein. Die Obſthändlerin zählt nun die Früchte ſtückweiſe in ihre Körbe, jede ſorgfältig unterſuchend, jedes Fleckchen bekrittelnd, den peinlichen Aufenthalt durch unnützes Gewäſche verlängernd. Betty ſteht auf Kohlen. Endlich iſt die läſtige Käuferin fertig. Während ſie nun mit eben ſo vieler Weitläufigkeit ſich zur Bezahlung anſchickt, welche Betty ihr ſo gern erſparen möchte und doch nicht ausſchlagen darf, hört ſie dicht vor ſich ein wildes Jauchzen der Gaſſenbuben: Grauer John! grauer John! wo haſt du ſo lange geſteckt, du Galgenvogel? Betty ſieht ſich um. Eine ſcheußliche Bettlergeſtalt, lahm, buckelig, faſt zuſammengezogen, mit ekelhaftem Schmutze und abſcheulichen Lumpen bedeckt, auf einen Straßenbeſen ſich ſtützend, ſteigt aus dem Kellergeſchoſſe eines Hauſes ans Tageslicht, ſcheucht die Buben mit dem Beſen auseinander, um die kothigen Stellen der Straße für die Vorübergehenden rein zu fegen und von ihnen kleine Almoſen zu empfangen, die beinahe Jeder als einen hergebrachten Tribut zu entrichten ſcheint und welche das gnomenhafte Scheuſal mit einem widerlich krächzenden: Lohn's euch Gott! in gräßlich poſſenhafter Demuth empfängt. Betty wird von einem unerklärlichen Entſetzen ergriffen. Die Obſthändlerin bemerkt es: Fürchtet nichts, gute Frau, ſagt ſie, das iſt der graue John, der für ſeinen kleinen Dienſt ſeinen Penny erwartet und längſt ein Vermögen ſeit mehreren Jahren zuſammengebettelt haben müßte, wenn er kein Pinſel wäre; denn bedenkt die Tauſende, welche täglich dieſes Weges gehen, und rechnet auf Zehn nur einen Wohlthätigen. Was frommt es aber dem Lump, welcher deſſen ungeachtet nicht ſo viel nachlaſſen wird, um ſein Leichentuch zu bezahlen. Betty hört dieſe Erläuterung nur halb, denn ein wachſendes Grauen ſcheucht ſie hinweg, und ſie eilt davon, als kläffe und raſe die wilde Jagd hinter ihr, um ſie zu verfolgen. Wehe indeſſen, ſie muß an dem grauen John vorüber und kann ihm nicht ausweichen. Sie nähert ſich ihm. Unwillkürlich heftet ſie ihren Blick auf ſein Antlitz. Auch er ſchlägt ſein Auge zu ihr empor. Da ſcheint eine Zuckung elektriſch durch ſeine Glieder zu fahren und ihn aus der gebückten Stellung zur männlichen, kräftigen Höhe empor zu reißen. Trotz der Entſtellung durch kunſtreich gemalte Runzeln und ungewöhnliche Nebendinge erkennt das unglückliche Weib die Züge, den Blick ihres Gatten, und mit dem Zetergeſchrei „Williams! Williams!“ ſtürzt ſie ohnmächtig zu Boden.

Der Vorfall wird von Hunderten geſehen. — Was iſt das? heißt es, haltet den Schelm; faßt den grauen John! Er iſt ein Betrüger. Er hat die Frau gemordet. — Alle Umſtehenden ſtürzen auf den Verkleideten los, aber er macht ſich, mit Rieſenkraft ſeinen ſchmutzigen Beſen ſchwingend, Raum und ſtürzt davon. Hundert Gaſſenbuben ihm nach. Er wirft die Obſtkörbe der Verkäuferin im Vorbeifliegen um, entledigt ſich ſo dieſer Verfolgung, da die lüſternen kleinen Schelme gierig über die umherrollenden Früchte herfallen, welche die Eigenthümerin unter tauſend Flüchen vertheidigt, und während dieſe komiſche Scene die allgemeine Aufmerkſamkeit, einen Augenblick nur, von ihm abzieht, iſt er in eben dieſem Augenblicke ſpurlos verſchwunden.

Betty wird aufgehoben und in ein benachbartes Haus getragen. Dort von gütigen Theilnehmenden empfangen und durch ärztliche Hülfe zu ſich ſelbſt gebracht, hat ſie keinen Gedanken mehr, als ihr grenzenloſes Unglück. Man ahnt zum Glücke nichts von ihrer eigentlichen Beziehung zum grauen John, und ſie hat ſo viele Geiſtesgegenwart, ſich nicht zu verrathen. Sie will nach ihrem Dorfe gebracht ſein, und man ſchafft ihr einen Wagen. In ihrem Hauſe angekommen, hat ſie, ſelbſt für ihre Eltern, nur Seufzer und

Thränen. Man dringt vergebens in ſie, dasjenige, welches ſich begeben, bekannt zu machen. Sie glaubt nun annehmen zu dürfen, Williams' Geheimniß ſei eine hohe, räthſelhafte Sonderbarkeit geweſen, aber kein Verbrechen, und will, was ſie geſehen, ewig verſchweigen, in der — freilich ſchwachen, — Hoffnung, Williams werde wiederkehren, ihre Reue ſehen, ihr vergeben und nicht mehr von ihrer Seite weichen. —

Ihre Hoffnung war indeß vergeblich. Williams kehrte niemals wieder. Nach einem Jahre ließ ihr Vater ſeinen Schwiegerſohn in allen öffentlichen Blättern aufrufen, binnen achtzehn Monaten zurückzukehren, weil ſonſt die Trennung ſeiner Ehe ſtattfinden werde. — Der Aufruf blieb ohne Erfolg, und Betty wurde von dem Verſchollenen geſchieden. — Das Gut, welches Williams für ſie gekauft, die Renten, welche er ihr feſtgeſetzt, blieben ihr und ſicherten ihr eine für ihre Bedürfniſſe überflüſſige Wohlhabenheit. Ihr Glück war indeſſen dahin, und erſt jetzt offenbarte ſie die unſelige Kataſtrophe ihres ehelichen Lebens. — So viel uns bekannt iſt, hat ſie nicht wieder heirathen mögen, ob es ihr gleich nicht an annehmbaren Bewerbern gefehlt. Von dem grauen John war auch in London nichts mehr zu ſehen und auch fürs Erſte nichts zu hören, bis ein Ereigniß den ſchon Vergeſſenen auf kurze Zeit wieder in Erinnerung brachte. Eine Geſellſchaft zur Unterſtützung ſtiller Armer in London hatte ſeit einigen Jahren jedes Quartal eine höchſt anſehnliche Summe von unbekannter Hand erhalten, begleitet von einem Briefe ohne Unterſchrift, worin jederzeit gebeten wurde, doch dieſen oder jenen bisher noch nicht bekannten Dürftigen gefälligſt zu berückſichtigen. Immer wurden dieſe Weiſungen ſehr ſchätzbar gefunden. Nach Ablauf des nächſten Vierteljahres, nicht ſehr lange nach dem Verſchwinden des räthſelhaften Bettlers an der Börſe, ging bei den Vorſtehern der wohlthätigen Geſellſchaft der gewöhnliche Beitrag in doppeltem Betrage ein, mit folgendem Briefe:

„Dieſes ſind meine letzten Bettelpfennige. Da ich nun auch nicht einmal ein Bettler ſein darf um Gotteswillen, ſo muß ich dem Verhängniſſe folgen und — zum Teufel fahren. Könnte das Verbrechen eines Augenblickes durch die Selbſtpeinigung vieler Jahre abgebüßt werden, ſo möchte vielleicht doch noch zur Seligkeit gelangen

der graue John.“

# Der Flüchtling.

### Von Adolf Pichler.

Allerlei Geſchichten aus Tirol von Adolf Pichler.
Jena, Friedrich Fromman, 1867

Adolf Pichler wurde am 4. Sept. 1819 zu Erl in Tirol als Sohn eines Mauthbeamten geboren, ſtudierte in Innsbruck Philoſophie und Jura und erlangte endlich die Mittel zu einer Reiſe nach Wien, wo er ſechs Jahre im Verkehr mit literariſchen Freunden (darunter Frankl, Seidl, ſpäter Hebbel) ſeiner literariſchen Bildung lebte und ſeine erſten eigenen Verſuche ohne ſeinen Namen in Journalen veröffentlichte. 1846 gab er eine Sammlung von Gedichten ſeiner jungen Landsleute unter dem Titel „Frühlieder aus Tirol“ heraus. Nachdem er im Jahre 1848 promovirt hatte, zog er als Hauptmann der akademiſchen Tiroler Schützencompagnie an die Südgrenze und zeichnete ſich in den Gefechten bei Ponte tedesco und bei Caffaro aus. Von dieſen Erlebniſſen berichtete er ſpäterhin in den Brochüren „Aus den März- und Octobertagen“ und „Aus dem wälſchtiroliſchen Kriege“. Im November 1848 kehrte P. nach Innsbruck zurück, wo er ſeit 1859 an der Univerſität als „Supplent“, ſeit 1867 als Profeſſor für Mineralogie und Geologie angeſtellt iſt.

Es iſt hier nicht der Ort, weder die Verdienſte Pichler's um das Erſtarken und die Ausbreitung des liberalen Elements in dem „glaubenseinigen“ Tirol und ſein mannhaftes Ausharren gegenüber unermüdlichen Anfeindungen zu ſchildern, noch einen genauen Katalog ſeiner ſämmtlichen literariſchen und hiſtoriſchen Arbeiten — von den fachwiſſenſchaftlichen zu ſchweigen — zuſammenzuſtellen. Zur Charakteriſirung ſeiner eigenthümlichen Vielſeitigkeit ſei nur erwähnt, daß er neben den einfachen Liedern der Liebe (1852) Hymnen in ſchwungvollem Formenreichthum (1855, 2. Auflage 1857), Trauerſpiele wie die

Tarquinier (1860) und Rodrigo (1862), Epigramme in antiker Form, dann wieder Schilderungen von Land und Leuten ſeiner Heimath veröffentlicht hat, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den Erzählern ſichern. An kunſtmäßiger Compoſition mögen ſeine Geſchichten aus Tirol hinter anderen zurückſtehen. Aber eine gewiſſe herbe Friſche, ein reiner Höhenduft lagert ſich um dieſe Geſtalten, ein unverfälſchter kräftiger Bodengeruch haftet ihnen an, der Zeugniß giebt für die tiefe Vertrautheit des Dichters mit dem geheimſten Leben und Treiben dieſes Volksſtammes. Vielfach bildet überdies die Geſchichte des Freiheits- und Treuekampfes, der in jenen Bergen ausgefochten wurde, einen epiſchen Hintergrund, um den ſelbſt die berühmten Meiſter der ſchwäbiſchen und niederdeutſchen Dorfgeſchichte ihren Collegen an der Südgrenze beneiden können.

Hinter dem Hauſe Scholaſtika's erhebt ſich ein ſteiler, waldiger Berg, der Unutz. Er liefert zwar den Bauern nur wenig Holz, die breite Fläche, die ſich über ſeinen Hochrücken hinzieht, iſt dürr und waſſerarm, ſpärliche Seggenbüſchel auf kalkigem Grunde gewähren Schafen und Roſſen ein dürftiges Futter; deſſenungeachtet hat er in neueſter Zeit eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Sein Gipfel, den auch Damen in zwei bis drei Stunden ohne Gefahr erſteigen, gewährt eine Ausſicht, noch viel großartiger, als die von der hohen Salve, indem man die Gletſcher der Centralalpen, das ſchroffe Kalkgebirge, welches ſie einfaßt, und das bayeriſche Flachland, ſo weit das Auge trägt, überſchauen kann. Wohl die wenigſten der zahlreichen Bummler, welche eigentlich nur hinaufſteigen, um ſagen zu können, ſie ſeien droben geweſen, werfen von der ſcharfen Kante, mit der gegen Oſt die Hochebene abbricht, einen Blick in den Abgrund, der ſich gegen Steinberg niederſenkt. Die ſteile Lehne iſt nur ſtellenweiſe von Zundern überwachſen, erſt weiter unten beginnt der Wald und bedeckt faſt ohne Unterbrechung den Abhang, der hier ſanfter ausläuſt. Die Hochfläche des Unutz iſt durch eine Furche faſt in der Mitte geſpalten; an dieſer Stelle beginnt eine Schlucht, die ſich allmählich zu einem Thälchen vertieft und ausweitet und ſelbſt noch den Gürtel der Föhren und Tannen durchſchneidet. Rechts und links erheben ſich pralle Wände, der Boden iſt von Steintrümmern überſät, im Schatten der Vorſprünge liegt noch im Auguſt grobkörniger Schnee als letzter Reſt der Lawinen, welche hier niederbrauſen. Willſt du Einſiedler werden, hier iſt ein Plätzchen, wo dich niemand ſtört, du hörſt nichts als den Pfiff der Schneefinken, das Aechzen der Jochdohle und den heiſern Schrei des Alpenadlers, der auf Beute ausfliegt, aber du darfſt nicht zittern vor dem Blitze, der neben dir in die kahlen Felſenſchädel ſchlägt, vor dem Donner der Lawinen, vor dem Sauſen des Sturmes, welcher Felſenblöcke von den Wänden losreißt und auf die Bäume tief unten ſchleudert. Hier und da klingt das Glöckchen von Steinberg und mahnt dich, daß über dir derſelbe Herrgott walte, wie über den Menſchen drunten im Thal, deren Geſellſchaft du unmuthig geflohen. Durch dieſe Schlucht vom Grat des Unutz den Weg nach Steinberg zu ſuchen, fällt nicht einmal Sennern ein; wenn ich es unternahm, ſo geſchah es wahrlich nicht, um nachträglich im Wirthshaus ein Abenteuer zu erzählen, ſondern um Petrefacten zu holen. Den Plan dazu hatte ich ſchon längſt entworfen, die Ausführung jedoch auf den Frühling verſchoben, wo noch die Mulden Schnee ausfüllt, welcher feſtgefroren einen viel leichtern Uebergang geſtattet, als das lockere Steingerölle, das leicht kollernd jeden Schritt unſicher macht.

Ich erſtieg voriges Jahr zu Pfingſten den Unutz. Unter mancherlei Schwierigkeiten hatte ich endlich die Mitte des Abſturzes erreicht, wo ſich die Schlucht erſt ein wenig erweitert und dann wieder zuſammenſchnürt. Die Buchen trugen bereits junges Laub, blühende Sträuche von Steinmispel und Schlippbaum hingen aus den Felſenritzen, während an einem kleinen Waſſerfalle, der von einem Abſatze niederflatterte, die Moospolſter ſchon mit friſch grünem Ueberzuge prangten. Der Platz ſchien mir zu einer kleinen Raſt geeignet, um ſo mehr, da ich erſt über die Fortſetzung meines Weges nachdenken mußte. Die Welt war hier wie mit Brettern vernagelt, an den Schroſen könnte nur eine Fliege emporklettern, der Rinne zu folgen hinderte ein ſteiler, ſchlüpfriger Abbruch. Unſchlüſſig klomm ich hin und her, da fand ich, verdeckt, von einem Vorſprunge, die Trümmer einer Hütte. Nur einzelne Pfähle ragten noch empor, dazwiſchen faulten die Planken auf dem Boden zerſtreut, ganz hinten lag ein Viereck von angerauchten Steinen, die einmal zum Herde gedient hatten. Wer mochte hier gehauſ't haben? Ein Wurzelgräber hatte an dieſen Schroſen nichts zu holen, für eine Alm war der Platz zu klein, Rinder konnten gar nicht hergetrieben werden, und ſelbſt für Ziegen, ſollten ſie ihre Weide nicht ſtundenweit zuſammenleſen, war kein Futter da. Ein wackeliger Pfoſten trug ein halbverwittertes Gemälde im ſchrecklichen Stile der Marterſäulen, welche man in den Tiroler Alpen an Plätzen, wo ſich ein Unglück zugetragen, nicht ſelten ſieht. Mit Mühe entzifferte ich die Vorſtellung; es waren die armen Seelen, die aus einem fürchterlichen Feuer die Hände zum Himmel ſtreckten. Darunter ſtand mit Bleiſtift: Betet für mich, ich bete für euch, damit wir frei werd . . . . Hier war ein roſtiger Nagel durchgeſchlagen. An einem Querbalken, den der Ruß vor Vermoderung geſchützt hatte, waren unter zwei brennenden Herzen einige Buchſtaben eingeſchnitten: N. M. und K. N. Ich forſchte weiter, da entdeckte ich auf einem Brette ein kunſtloſes Basrelief: es ſtellte einen Schützen dar, der über Felſen kletterte; unten ſtanden Soldaten mit ungeheuren Federbüſchen und ſchoſſen auf ihn, man ſah die Kugeln aus dem Rohre fliegen. Zur Seite hing ein Schiff in der Luft, es trug ebenfalls Soldaten und eine Kanone. Eingekratzt war die Jahreszahl 1809. Sonſt war nichts zu decken, was auf Perſon und Abſicht des ehemaligen Bewohners gedeutet hätte.

Ich ſchloß, daß hier doch irgendwo ein Ausweg ſein müſſe; wie wäre ſonſt die Hütte hergekommen? Sie ſtand ja bereits über der Holzgrenze, wo die Bäume zum Gebüſch verkrüppeln; Balken und Bretter von der andern Seite des Joches herüberzuſchleppen, war faſt geradezu unmöglich. Sie mußten alſo von unten hergebracht ſein. Da erblickte ich weit rückwärts am Felſen einige Grasbüſchel über einander, an denen man ſich halten und emporklimmen konnte. Wirklich erreichte ich ſo den niederen Grat. Auf der andern Seite hingen dann lange Aeſte der Zundern wie Seile hinab, ich ließ mich, bis meine Füße wieder feſten Grund berührten, mit den Händen hinunter. Von dieſer bedenklichen Stelle abwärts mußte ich noch einige hundert Schritte durch Gebüſch kriechen, allmählich zeigten ſich Spuren eines Ziegenpfades, das Schwerſte war überſtanden. Das Bächlein, welches oben in der Schlucht entſprang, war zum Bach angeſchwollen, ich wuſch mir in ſeinem eiſigen Waſſer die Glieder und eilte ſodann neugeſtärkt den Abhang hinunter, bis mich der Schatten eines herrlichen Waldes, eines der wenigen, wo die Bäume noch unverſtümmelt wachſen dürfen, umfing. Ich hatte mir vorgeſetzt, die Schwämme Tirol's wiſſenſchaftlich und gaſtronomiſch zu ſtudiren; der feuchte mooſige Boden ſchien mir ganz geeignet für dieſe Gewächſe; die Mühe des Suchens wurde jedoch ſchlecht belohnt, ſei es, daß die Zeit zu früh war oder der Dolomit des Untergrundes nicht taugte. Auch die Pflanzen niederen Ranges ſind bei der Wahl ihrer Heimat eigenſinnig und fordern beſtimmte Verhältniſſe des Daſeins.

Bald verleidete mir die vergebliche Mühe; ich uchte quer durch den Wald die Straße, welche Achenkirch mit Steinberg verbindet. Gerade gegenüber der weißen Kalkpyramide des Guffert, der faſt leuchtend aus dem dunklen Himmel niederſchaute, iſt ein höchſt anmuthiges Plätzchen in der Waldeseinſamkeit. Schattige Buchen wölben ſich über eine Quelle, welche in mächtigem Strome aus dem Boden ſteigt und von dem ſchönſten Borde aufgenommen wird. Weißer und goldgelber Steinbrech erheben ſich zu vollen Sträußen, daneben träumt das Vergißmeinnicht am Waſſerſpiegel, auf der aromatiſchen Münze ſpielen blaue Käfer, kaum vermag der zarte, duftende Stendel durch das breite Farrenkraut durchzugucken. Neben der Quelle ragt ein großes Kreuz, den Fuß desſelben hält eine Magdalena umſchlungen, deren Hand, ſo oft ich vorüberging, einen friſchen Strauß trug. Am Stamme iſt ein Draht angebracht mit einer Reihe Korallen, fromme Wanderer ſchieben einige derſelben vor- oder rückwärts und verpflichten ſich dadurch, eben ſo viele Vaterunſer zu beten. Darüber lieſ't man auf einem Täfelchen: „Erbarmt euch einer armen Seele“.

Ich hatte hier auf dem Betſchemel eine Weile geraſtet, da trat ein Bauer aus dem Gebüſche; er warf Axt und Reiſigbündel auf den Boden und ſetzte ſich zu mir. Nachdem wir die erſten Begrüßungen getauſcht, zu welchen auch das Wohin und Woher gehört, fragte ich ihn, wer denn jene Hütte bewohnt habe, deren Trümmer mir droben in der Schlucht aufgefallen waren.

Das iſt eine alte Geſchichte! erwiderte er. Es war lang ein ſtarkes Gerede darüber, jetzt iſt es aber vergeſſen, und man ſoll es nicht aufrühren, denn jeder Tag hat ohnehin ſeine Plag'. In jener Hütte hat der Wegmacher Klaus mehrere Monate gewohnt; jetzt geht es ihm freilich beſſer. Seht Ihr das Haus dort?

Er deutete mit dem Finger auf einen Bauernhof, der einige Büchſenſchüſſe vor uns auf der Höhe von Steinberg lag. Es war ganz im Stil ähnlicher Gebäude dieſer Gegend: ein ſteinerner Unterbau, auf den der erſte Stock von Holz aufgelegt war. Dazwiſchen nahm ein Söller mit einem zierlichen Gitter die Vorderwand ein. Ich erinnerte mich ſehr wohl, daß ich gelegentlich ein Frescobild über der Thür betrachtet hatte. Es ſtellte einen Tannenbaum vor, auf und um den wie in der Arche Noah faſt alle Thiere des Waldes verſammelt waren, etwas ſeitab ſtand ein Bär auf den Hinterpranken, dem ein Jäger die Büchſe auf die Bruſt drückte.

Nun, was iſt mit dem Haus? fragte ich weiter.

Das gehört ihm mit den Feldern bis zum Zaune. Er vermag etwa fünfzehn Stück Kühe zu halten, gewiß viel in unſerer Gegend. Uebrigens kann ich Euch die Sache nicht genau erzählen, denn ich hab' erſt vor einigen Jahren hereingeheirathet. Die Lena bei der Scholaſtika — weil Ihr dort übernachtet —

weiß, was im Achenthal ſeit fünfzig Jahren fliegt und ſtiebt, die redet Euch wie ein Buch; erkundigt Euch nur nach dem Klaus.

Nun, ſo theilt wenigſtens mit, was Euch bekannt iſt.

Der Klaus iſt ein Deſerteur geweſen und hat im Jahre 1809 unter dem alten Aſchbacher mitgerobelt. Gehabt hat er anfangs nichts, dann aber das Gütchen dort gekauft und geheirathet. Da ſoll ſich Allerlei zugetragen haben, was man gewiß beſchreiben thät, wenn der Klaus ein General oder gar ein König wär'. Uebrigens darf man ihm nichts Uebles nachreden, er iſt ein braver chriſtlicher Menſch. — Er ſchlug Feuer und legte den glimmenden Schwamm auf ſeinen Naſenwärmer. Jetzt behüt' Euch Gott, ich muß heim, fragt nur die Lena. Er warf den Bündel über den Rücken und ging fort.

Eine Geſchichte, würdig in einem Buche beſchrieben zu werden, und noch dazu wahr! Wer möchte darüber nicht Petrefacten und Schwämme vergeſſen, um ſich überraſchen zu laſſen und dann auch die Leſer zu überraſchen? Ich trabte daher rüſtig vorwärts. Als ich die Poſtſtraße am Saume des Waldes erreicht hatte, ſpähte ich nach allen Richtungen, ob der alte Klaus, der mir plötzlich zu einer wichtigen Perſon geworden, nicht ſichtbar würde. Dort, wo der Weg vom Pulverer abzweigt, traf ich ihn endlich und betrachtete ihn als künftigen Helden meiner Erzählung mit mehr Andacht, als gewöhnlich. Er ſtand etwas vorgebeugt vor einem Steinhaufen; von Zeit zu Zeit ein kleines Rauchwölkchen aus der Pfeife blaſend, zerklopfte er emſig die größeren Stücke und ſchob ſie in die ausgefahrenen Furchen der Straße. Auf dem Zaune hing ſein grobwollener Kotzen, daneben ein Säckchen mit einem Stück rauhen Bohnenbrotes und einer Butterſchachtel, das Mittagseſſen des ehrwürdigen Alten.

Ich rief ihn an: Wie geht's?

Er ſtrich das ſparſame graue Haar aus der hohen Stirn und betrachtete mich mit den großen waſſerblauen Augen, als ob er ſich erſt beſinnen müßte. Ja ja, ſagte er endlich, jetzt kenn' ich Euch erſt wieder, ihr ſeid ja der Steindlnarr, — verzeih' mir's Gott, daß ich Euch ſo heiße, aber die Leute nennen Euch ſo, weil ihr alle Felſen abhämmert; wo kommt Ihr her?

Vom Unutz. Ich bin durch die Runſe herab, und hab' Eure Hütte geſehen!

Meine Hütte? Ihr ſchnuffelt doch Alles aus! Ich bin jetzt viele Jahre nicht mehr dort geweſen, muß aber vor meinem letzten End' doch noch einmal hinauf und dem Herrgott danken. Nun — Euch geht die Sache gerade nichts an. Er fing wieder an zu klopfen, plötzlich ſtützte er ſich auf den Stiel des Hammers: Iſt ſie noch nicht aus den Fugen?

Einige Pfähle ſtehen noch, ſonſt iſt Alles ein Trümmerhaufen.

Gerade wie ich! murmelte er; behüt' Euch Gott!

Ich kannte den alten Klaus zu gut, um noch eine Antwort von ihm zu erwarten, und eilte der Scholaſtika zu.

Wer noch nie einen Nachmittag auf ihrer Terraſſe vorn am See zugebracht hat, folge ja recht bald meinem Beiſpiel: hier iſt einer der anmuthigſten und ſtillſten Erdwinkel, die ich kenne. Vom Südwind leiſe bewegt, rauſchen die Wogen des blauen Sees an das Ufer, und neben dir ſteht Moidele, das hübſche Mädchen mit goldenem Haar, und plaudert mit den Wellen luſtig und heiter in die Wette. Ab und zu füllt ſie das Glas mit feurigem Rothwein, oder wechſelt die Teller und ſtellt dir ein Stück Auerhahn, Reh und blaugeſottene Forellen auf den Tiſch. Von Zeit zu Zeit ſchaut die behäbige Wirthin Scholaſtika nach, ob es dir wohl auch gut gehe und für dein irdiſch Theil ordentlich geſorgt ſei. Es iſt ein Stück Süden im Norden. Der Achenſee zeigt dir die wunderſchöne Farbe der Adria bei Iſtrien und den joniſchen Inſeln, es ſpiegeln ſich aber Almroſe und Jochaurikel darin.

Mir lag indeſſen dieſesmal weniger an Scholaſtika und Moidele, als an Lena, der Chronik von Achenthal. Möge ſich niemand etwa eine Geſtalt vorſtellen, wie Kaulbach's Saga: Lena iſt zwar betagt und klug, aber nicht ſo ſchön und erhaben wie dieſe, was ſich wohl bei einer ſchlichten Kellnerin, die in keinem Penſionat erzogen wurde, von ſelbſt verſteht.

Lena, Lena, Lena! und im Chor von Scholaſtika und Moidele noch einmal: Lena! Die Gerufene erſchien endlich, angekündigt vom Klirren des Schlüſſelbundes; ich theilte ihr mein Begehren mit, ſie ſchüttelte jedoch bedenklich den Kopf und meinte: Bei Ihnen darf man eigentlich dem Landfrieden nie trauen, Sie ſind leicht wieder im Stande und laſſen mich drucken, wie in Ihrem Buche „Aus den Tiroler Bergen“. Da fragen mich die Fremden: Iſt's wahr, daß Sie im Winter Homer, Goethe und Schiller leſen? Ich muß mich ſchämen, ſage aber ſtets: Erlogen iſt es, Alles erlogen, der Doctor lügt ja ganz grauſig, wie ein Bote.

Endlich ließ ſie ſich doch erweichen und erzählte mir ausführlich, was ſie wußte. Obwohl ich es wünſchte, konnte ich das Gehörte doch nicht am gleichen Abend niederſchreiben; als ich nach meiner Rückkehr zu Innsbruck daranging, hatte ſich mancher Zug von Unmittelbarkeit verwiſcht, vielleicht wider meinen eigenen Willen Manches aus meiner Phantaſie angefügt. Was übrigens Lena betrifft, ſo iſt ſie freilich nicht im Penſionat zu Lauterach erzogen, hat jedoch Viel erlebt und bei einer ſcharfen Beobachtungsgabe ſich manches Ergebniß der Erfahrung zurecht gelegt. Daher darf man ſich über viele Bemerkungen aus ihrem Munde nicht wundern, um ſo weniger, da ſie in den Stunden des Winters, wo die Gäſte fehlen, manches Meiſterwerk der Literatur geleſen, von dem unſere hochgebildeten Fräulein in der Regel hören, aber nichts wiſſen.

Doch zur Sache.

Wenn Sie über die Brücke bis zum Baunzner gehen, ſchließt den Hintergrund des Thales der waldige Mamos. Von den Hügeln, welche ihm vorliegen, leuchten Jedem drei große, aus Stein gebaute Bauernhöfe entgegen, deren Ausſehen auf einen bedeutenden Wohlſtand der Beſitzer ſchließen läßt. Sie heißen: Beim untern, mittlern, und obern Ridinger. Die Bauern ſind nahe verwandt und gemeinſamen Stammes. Ihrem Urgroßvater, vielleicht reicht es auch weiter zurück, zeigte ein Venedigermandl, das er mit einer geweihten Stutzenkugel vor dem Rachen einer Schlange gerettet, zum Danke das Goldbrünnlein auf dem Sonnenwendjoch. Dieſes fließt über einen grauen Letten, welcher, wenn man ihn zu Hauſe trocknet, ganz von Goldflinſerln ſchimmert. Da holte ſich nun der alte Riedinger, ſo viel er zu ſchleppen vermochte, und hatte er wieder etliche Centner beiſammen, ſo fuhr er mit dem Kohlenwagen nach Brixlegg in das Hüttenamt, wo man ihm das edle Erz theuer bezahlte. Als er grau zu werden anfing und an die vier letzten Dinge dachte, entſchloß er ſich, den Söhnen die Quelle des Reichthumes zu zeigen. Dieſe waren jedoch liederlich; je mehr der Vater Geld herbeiſchleppte, deſto mehr verputzten ſie. Das machte ihm viel Kummer, und er verſchob deßhalb die Erfüllung ſeiner Abſichten von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, mochten auch die Buben ſchmeicheln wie ſie wollten. Endlich berieth er ſich mit einem Geiſtlichen und vollführte treulich, was ihm Der empfahl. Er kaufte Grund und Boden zuſammen, rodete Wälder aus und baute die drei Höfe. An ſeinem Geburtstage behielt er die drei Söhne nach dem Eſſen bei ſich und ſagte ihnen: Jeder von euch erhält ein Gut; dem, der es drei Jahre hindurch am beſten bewirthſchaftet, zeige ich das Goldbrünnlein, bis dahin kriegt aber keiner einen Kreuzer, der ihn nicht verdient. Da hätteſt ſehen ſollen, wie die arbeiteten, nirgends waren die Felder ſo gut beſtellt, wie bei den Ridingern; Rindvieh und Schafe gediehen, daß ſie bei der Leonhardskapelle ſtets den Preis davontrugen. Der dritte Geburtstag brach an, aber der Alte war verſchwunden. Statt ſeiner erſchien der Abt von Fiecht und ſagte den Buben: Auf euren Vater braucht ihr nicht mehr zu warten, eben ſo dürſt ihr euch keine Mühe geben, das Goldbrünnlein aufzuſpüren. Es iſt verſchüttet für immer. Jeder von euch hat zu leben, wenn er arbeiten will, und ihr ſeid auch, das muß man beſtätigen, die bravſten Bauern vom Thal. So wollte euch der Vater, das iſt Gott wohlgefälliger, als Reichthum, der mißbraucht wird. Aber auch an eure und ſeines Geſchlechtes Zukunft hat er redlich gedacht und eine Kirche geſtiftet, welche den Nießbrauch gewiſſer

Grundſtücke ſo lang zieht, als Keiner von euch ohne ſeine Schuld verarmt. Tritt dieſer Fall ein, ſo darf er den Anſpruch auf ein Drittel des Betrages erheben, bis er ſich erholt. So iſt's, da liegt die Urkunde. Euer Vater hat ſich eine Zelle in einem Kloſter ausbedungen, dort hofft er ein ſeliges Ende zu erlangen. Iſt er abgeſchieden, werd' ich es euch ſagen, damit ihr für ſein Heil in der andern Welt Meſſen zahlen könnt. Seid brav und gottesfürchtig wie er, und jetzt kniet nieder und nehmt durch mich ſeinen Segen. Die Bauern knieten ſchluchzend nieder, Jeder gelobte ſich im Stillen zu thun, wie der Vater befohlen — ſie ſind auch rechtſchaffen geblieben. Ihr Stamm pflanzt ſich in Ehren fort: wie der Vater, ſo der Sohn.

Der mittlere Ridinger hatte einen Buben und eine Tochter. Obgleich ſie erwachſen waren und ſehr brav arbeiteten, reichten ihre Kräfte doch nicht aus, das weitſchichtige Gut ordentlich zu bewirthſchaften. Der Alte dingte deßwegen zu Georgi einen Knecht, unſern Klaus. Er war ein bildſauberer Burſch, daß ihm die Mädeln auf der Straße nachguckten, eben ſo flink beim Tanz als beim Mähen; rechtſchaffen in allen Stücken, ſchaute er auf das Gut ſeines Herrn, wie auf ſein eigenes. Doch da hatte er freilich nicht viel zu ſchauen; unehelicher Sohn einer Bauerndirne bei Schwaz, welche ſtarb, als er eben ausgeſchult war, lernte er bald, wie bitter es ſei, fremdes Brod zu eſſen, erlangte aber auch das ſtolze Gefühl, daß, wer von eigener Arbeit lebe, ſelbſt dem, welcher ihm das Brot dafür giebt, völlig gleichberechtigt ſei und ſich vor ihm nicht zu demüthigen brauche. Mit dieſem Grundſatz kam er freilich nicht überall zurecht und verließ daher manchen Dienſt, wo ihm ein hochmüthiges Bürſchlein auf den Fuß treten wollte, aber von jedem Haus ſchied er mit vollen Ehren. Der Ridinger, ſelbſt ein tüchtiger Charakter, wußte ihn zu ſchätzen, das Burgl lernte bald ihn lieben. — Und auch er vergaß, wenn er dem netten Diendl in die nußbraunen Augen guckte, nur zu bald, daß er nichts ſei als ein armes Knechtl, deſſen erſparte Kreuzer kaum ausreichen würden, eine Kuh zu kaufen. Glücklich, wer ſich in der Jugend dem Strom einer reinen Empfindung überlaſſen darf, das iſt mehr werth als die Weisheit des Alters, dieſe Spätfrucht herber Enttäuſchung und verzehrender Sorge! Das Mädchen dachte nur an ihn, an ihn allein, er aber hatte zu viel erfahren und gelitten, daß ihm nicht endlich Bedenken aufſteigen ſollten. Was wird der Ridinger ſagen? Er konnte es nicht länger mehr über das Herz bringen, den alten Mann, der ihn in ganz anderer Abſicht aufgenommen und ſtets liebreich behandelte, zu täuſchen, aber das Reden war eben ſo ſchwer. Nur noch bis zum Herbſt wollte er warten, Ridinger ſollte ihn ganz kennen lernen, die Kraft ſeiner Arme war ja auch ein Capital, das mit Gottes Hülfe Zinſen tragen konnte, und dem Ahnenſtolz des

Bauern ſetzte der Knecht in Gedanken ſein Sprüchlein entgegen: „Selbſt iſt der Mann!“

Aber Feuer und Liebe, wer kann die verbergen? Dem Alten ging, wie er ſich ausdrückte, längſt ſchon der Hund vor dem Licht um. Doch wer ehrlich iſt, ſucht Andere nicht hinter dem Ofen, daher traute er auch Klaus keine Schlechtigkeit zu. Es war im Juli beim Heuen. Was eine Hand regen konnte, führte die Senſe, und in langen Schwaden trocknete das Gras an der glühenden Sonne. Die Arbeiter blickten oft nach dem Schatten eines Ahorns, ob er nicht von Weſt nach Oſten vorrücken und ihnen endlich die Raſtſtunde zwiſchen Vor- und Nachmittag verkünden möchte. Das war ihre Uhr, denn vom Dorfe herauf hörte man keinen Glockenſchlag. Laßt jetzt gut ſein! rief endlich der alte Ridinger, und die Senſen ſanken zu Boden. Die Mäher zogen ſich unter das breite Laubdach des Baumes zurück, nur Klaus eilte auf die mäßige Höhe vor der Wieſe, um auszuſchauen, ob Walburg nicht bald das Eſſen bringe. Da ſtieg ſie auf der Seite des Abhanges langſam empor, auf dem Kopf einen Korb mit einem weißen Tuche überdeckt, zwiſchen dem Weidengeflecht guckten die braunen Schmalznudeln durch, in der Hand trug ſie eine zinnerne Flaſche mit ſaurer Milch als Labung in der Hitze des Tages. Klaus ſprang ihr entgegen, er nahm ihr das ſchwere Geſchirr aus der Rechten; wie ſie aber mit der Linken nach dem Korbe griff, um ihn im Gleichgewicht zu halten, ließ er die Gelegenheit nicht unbenützt und ſtahl raſch ein Küßchen. Er hatte nicht bemerkt, daß ihm der Alte folgte, im weichen Gras hörte er auch deſſen Schritte nicht; dieſer ſah die liebliche Scene, ſie erfreute ihn aber weniger, als vielleicht einen Maler, wär' einer dageweſen. Schweigend nahm er den Hut ab, kratzte im Haar und ging, ohne ſich bemerkbar zu machen, raſch zurück. Auch während des ganzen Nachmittags verrieth er mit keinem Laute, was er beobachtet.

Klaus lag Nachts ſchon in tiefem Schlafe, und wohl auch im ganzen Hauſe mochte kein Auge mehr offen ſein, da wurde er plötzlich von einer rauhen Hand gerüttelt. Erſchrocken fuhr er auf, neben ſeinem Bette ſtand der alte Nidinger und forderte ihn auf, ſich raſch anzukleiden. Willig gehorchte Klaus, welcher glaubte, er müſſe vielleicht noch irgend ein Geräth zum Schmiede tragen, damit man es morgen zeitlich erhalte. Als er fertig war, ſtellte der Bauer die Lampe auf den Tiſch und zog einen Schlüſſel aus dem Sack. Du haſt mit der Burgel angebandelt? begann er.

Klaus ſchwieg.

Du brauchſt nicht zu läugnen, ich habe es ja ſelbſt geſehen, geſehen mit dieſen Augen.

Und ich hab' ſie mit dieſem Mund geküßt! Wer ſagt dir denn, daß ich leugnen will? Wo hab' ich je gelogen?

Der Bauer trat überraſcht einen Schritt zurück. Wenn man freien will, muß man die Trauung zahlen können, und iſt die bezahlt, braucht man Geld für den Haushalt, wo haſt du das?

Klaus erwiderte mit einem finſtern Blick.

Ja, ſei nur trotzig, fuhr Jener fort, wie Alle, welche ein Unrecht anrichten.

Ein Unrecht? Zwar hat es mich lang gedrückt, daß ich mit dir nicht reden konnte, für den Herbſt war es jedoch mit Walburg ausgemacht, ich ſollte vor dich hintreten und ſie fordern. Arbeit iſt auch was werth, und arbeiten kann ich, das mußt du ſelbſt bezeugen, übrigens würdeſt du wohl auch der Walburg etwas mitgeben.

Das ſind die rechten Schwiegerſöhne, die ihrem Weib an der Schüſſel hocken wollen. Hab' ich denn nicht auch einen Buben? Er muß Stamm und Namen fortpflanzen, bei ihm bleibt das Gut, und zwar ohne Schulden. Das Mädel kriegt nicht viel, die ſoll was Rechtes lernen, damit ſie einen Mann findet, der ſie heimholt und erhält. Als Bauernſohn ſollteſt du wiſſen, — doch, Bauernſohn, was red' ich da!

Klaus maß ihn mit funkelnden Augen, er hob den Arm, ließ ihn jedoch raſch wieder ſinken, denn Walburg's Vater ſprach mit ihm.

Dieſer hatte die Bewegung beobachtet und ſagte: Ich will dich nicht verhohnekeln, im Gegentheil, wenn du deinen Spruch: Selbſt iſt der Mann! zur Wahrheit machſt, ehr' auch ich den Mann in dir. Bis dahin hat es noch weit. Wir wollen übrigens die Zeit nicht länger verſchwätzen, der Wagen am Himmel hat ſich ſchon gedreht. Du verläßt mein Haus augenblicklich, Lohn und Kleider ſchick' ich dir zum Mohrenwirth nach Schwaz. Eines aber verſprich mir noch: du läßt die Sache auf ſich beruhen und giebſt dem Mädel nie eine Nachricht von dir. Verſprich mir's.

Nein, antwortete Klaus ruhig und feſt. Dieſes wär' Unbill gegen Walburg und mich ſelbſt. Du haſt kein Recht, das von mir zu verlangen, und ich hab' keine Pflicht gegen dich, es zu erfüllen. Merk' dir, was ich jetzt ſage, und ich ſchwör' es zu halten: Walburg bleib' ich treu wie ein gewiſſenhafter Bräutigam der Braut, ſie ſoll das erfahren, und nur wenn ſie mich meines Wortes entbindet, erkenne ich mich frei. Ich bleib' ihr treu bis zum letzten Athemzug. Du wirſt ſehen, daß auch ein armer Menſch es zu etwas bringen kann. Vielleicht brauchſt du mich noch.

Der Bauer lächelte.

Ha, ſpöttle nur, mög' es der Himmel fügen, daß du mich brauchſt, — Walburg iſt deine Tochter, ich werde dann daran denken.

Er nahm den Hut und ging ohne Abſchied fort.

Der Alte trat auf den Söller, um zu wachen, daß Klaus nicht zum Fenſter des Mädchens emporſteige, um Abſchied zu nehmen.

Dieſer bemerkte ihn und rief zurück: Leg' dich nur zu Bett, die Ruhe Walburg's iſt mir heilig.

Die dunkle Nacht nahm ihn auf, bald hörte man nur mehr den Hall ſeiner Tritte.

Er kam an der Mauer des Friedhofes von Achenkirch vorbei. Kein ihm theurer Todter ſchlummerte hier; er öffnete aber dennoch das Gitter und trat hinein.

Oben zogen klar und leuchtend die Sterne; er kniete auf einem Stein nieder, faltete inbrünſtig die Hände und rief die armen Seelen im Fegfeuer an.

Ihr wißt ja auch da drunten, ſeufzte er, wie Leiden thut; die Reichen, ſo lang ſie ihren Grund und Boden treten, kennen das freilich nicht. Heilige Mutter Gottes, erlöſe ſie, damit ſie vor dem Throne deines Sohnes fürbitten, daß auch ich von meinem Leid erlöſ't werde. — Schwere Thränen rollten auf ſeine ſchwieligen Hände.

Da ſchlug es dumpf zwölf Uhr . . . ein Schauer durchrieſelte ihn, er wollte aufſtehen und fortgehen. Noch einmal faltete er die Hände. Das iſt die Stunde, wo ihr aus den Gräbern dürft . . . . ich brauch' euch nicht zu fürchten! Heilige Mutter Gottes, erlöſe ſie und tröſte meine Walburg.

Plötzlich war es ihm, als thaue überirdiſcher Troſt in ſeine Seele . . . . . er empfand den Segen eines aufrichtigen Gebetes. Beruhigt erhob er ſich. Er wollte bei einem ihm bekannten Bauer ſich ein Nachtlager erbitten, gab jedoch ſeine Abſicht auf, um ſogleich nach Schwaz zu gehen.

Für Walburg brachen traurige Tage an. Am nächſten Morgen theilte ihr der Vater mit, was vorgefallen, nicht ohne ſtrenge Vorwürfe, daß ſie ſich in dieſen Handel eingelaſſen. Sie erwiderte: Alle haben ihn geſchätzt und geliebt, und ich ſollte ihn nicht gern haben?

Schlag' dir die Sache aus dem Kopf, ſprach der Alte unmuthig, da wird nie etwas draus.

Sie ſchwieg, und damit hatte die Sache vorläufig ein Ende, denn er berührte ſie mit keinem Worte, indem er ſchlau darauf rechnete, gerade dadurch das Vergeſſen zu erleichtern. Dem war aber nicht ſo; Walburg war und blieb traurig, Niemand konnte ſie bewegen, einen Heimgarten, oder gar den Tanzboden zu beſuchen. Wenn mir nur irgend jemand von Klaus Botſchaft brächte! dachte ſie oft im Stillen. Aber Woche um Woche verrann, ohne daß ſie etwas von ihm hörte, kein Menſch redete mehr von ihm, als ob er längſt geſtorben wäre. Dem Alten entging ihr Zuſtand nicht, er war überzeugt, daß Vorſtellungen und Zureden nichts nützen würden, und beſchloß einen andern Weg einzuſchlagen. Der Nachbar Angerer hatte einen Buben, den Naz, welcher ſchon lange Walburg umſchlich, aber von ihr auch nicht im Mindeſten beachtet wurde. War er Nidinger zwar nicht gerade willkommen, ſo ließ ſich gegen ihn doch auch nicht viel einwenden; er hatte Ausſicht, als einziger Sohn einmal das Gütchen ſeines freilich noch rüſtigen Vaters, der vorläufig zum Abdanken wenig Luſt zeigte, zu übernehmen; bezüglich Geſtalt und Sitten gehörte er zu jener großen Mittelklaſſe, welche im Guten wie im Schlechten am wenigſten durch die Mäuler der Leute läuft. Angerer konnte ſeine Arme leicht entbehren, er und die Töchter reichten für Haus und Feld aus, und ſo ging er mit Freuden auf den Antrag Ridinger's ein, ihm den Burſchen als Knecht zu ſchicken. Schon am nächſten Morgen lief dieſer freudeſtrahlend, das Bündel unter dem Arm, daher; war ihm doch nichts erwünſchter, als mit Walburg unter Einem Dache zu wohnen. Die Wonne währte aber gar nicht lange. Sie trumpfte ihn, als er ſich ihr nähern wollte, ſo ſcharf ab, daß ihm die Luſt verging, ſie noch einmal anzureden.

Einige Tage darauf, nachdem er ſich von dem erſten Schreck erholt, lief bei dem Gemeindevorſteher ein Schreiben mit dem bayeriſchen Amtsſiegel ein. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht, daß bis zum erſten November 1808 eine Truppenaushebung ſtattfinden ſolle, wobei alle Burſche vom vollendeten neunzehnten bis zum zweiundzwanzigſten Jahre looſen müßten. Das war ein großer Jammer, nicht blos im Thal, ſondern durch ganz Tirol, wo bisher kein Zwang zum Waffendienſte galt. Was half aber das Murren? Man tröſtete ſich auf den nächſten Frühling, und ballte vorläufig die Fauſt im Sack. Der Gemeindevorſteher vollendete die Liſten, ein Anſchlag am ſchwarzen Brett lud die Pflichtigen auf den Sonntag zum Riederer neben der Kirche. Da war der Tanzſaal geſteckt voll, es rührte jedoch keiner von den Burſchen, welche ſich hier oft luſtig getummelt, einen Fuß, ſondern ſie ſtarrten in banger Erwartung auf den Tiſch, hinter welchem ein leerer Stuhl ſtand. — Der Gemeindevorſteher trat ein, ſein betrübtes Geſicht verkündete nichts Gutes, hinter ihm trottete der Schullehrer mit einem Bündel Acten unter dem Arme. Jener huſtete und begann dann ſeine Rede: Warum ihr da ſeid, wißt ihr; jetzt werd' ich die, welche da ſein ſollen, verleſen, und wenn ſie da ſind, ſchreit Jeder: hier! wie in der Schule. Er verlas das Verzeichniß — Hier! — hier! — hier! Keiner fehlte.

Es iſt zwar eine wüſte Geſchichte, fing er von Neuem an, nachdem er ſich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirne gewiſcht,, aber weil es halt eine wüſte Geſchichte iſt, ſo müſſen wir, hat der Aſchbacher beim Zoll geſagt, folgen, ſonſt wird es noch wüſter. Richtet euch halt, die's trifft, auf den 30. October, das iſt der St. Wolfgangstag, her, und kommt hier zuſammen, die Gemeinde läßt euch auf Leiterwagen bis Schwaz führen, und dort müßt ihr looſen. So will's der Napoleon, aber wart' nur! Im Frühjahr wollen wir dem Saggeraſchwanz ſchon helfen. Jetzt geht und ſagt Niemand etwas.

Dieſe Rede verfehlte ihren Eindruck nicht. Ja helfen wollen wir dem Saggeraſchwanz! klang es im wilden Wirrwarr der Stimmen, als die Burſche zur Thür hinausſchoben.

Am gefürchteten Tage des Abſchieds klangen ſchon früh die Glocken vom Thurme, der Pfarrer wollte eine feierliche Meſſe halten, ein Todtenamt, wie Manche Uebles vorausahnend meinten. Die Kirche war gedrängt voll, wie kaum zu Weihnachten oder Oſtern, Alle beteten andächtig, die Mütter machten heimliche Gelübde. Wenn das Loos ihren Sohn nicht traf, fiel es auf einen Andern, denn das Regiment forderte unerbittlich ſeinen Blutzins. Als der letzte Segen ertheilt war, ſtanden vor Riederer's Wirthshaus bereits drei Leiterwagen mit Brettern überquer, welche grobe Kotzen deckten; Bogen aus Fichtengezweig, die ſich darüber wölbten, verliehen dem Ganzen einen feſtlichen Ausdruck. Auf dem erſten ſaß der Poſtillon in ſeiner bunten Tracht und blies luſtige Fanfaren über die Scene eines traurigen Abſchieds. Dort machte ein Mütterlein dem Sohne, zu deſſen Stirn es kaum hinaufreichte, das Zeichen des Kreuzes: ſeitab knüpfte ein Diendl, das die Scheu vor den Zuſchauern überwunden, dem Herzensſchatz einen Strauß von Rosmarin auf den Hut; Geſchwiſter reichten ſich die Hand; . . . nur Walburg hatte Niemand, dem ſie ein freundliches: Behüt' Gott! ſagen konnte. Da trat Naz zu ihr: Willſt du mir nicht einmal heut' ein Blumenſträußchen ſchenken?

Ich wünſche dir gewiß alles Gute, erwiderte ſie, Strauß kriegſt du keinen, es geht ein Beſſerer als du mit dem leeren Hute herum. Nimm mir nichts für ungut. — Sie bot ihm wehmüthig lächelnd die Hand, er drückte ſie und verlor ſich unter der Menge.

Der Gemeindevorſteher machte der Verſammlung ein Ende, indem er zum Aufbruch mahnte. Noch einmal wiederholten ſich kurz alle Scenen des Scheidens . . . das Poſthorn tönte, die Peitſche knallte, und die Burſche ſchwangen ſich auf die Wagen.

Die Roſſe flogen vorwärts, die Bauern hatten ihre beſten vorgeſpannt. Noch ein Gruß mit Hand und Hut, der Zug war verſchwunden.

Zu Schwaz waren alle Wirthshäuſer voll, überall Jauchzen und Becherklang, durch die Gaſſen taumelten trunkene Recruten, oder tänzelten und ſchnalzten, während ihnen das Weinen nahe war und zeitweilig vorbrechend wieder ausgelaſſener Luſtigkeit wich. Das dichteſte Gedränge wogte vor dem Landgerichte auf und ab, wo etliche Gensdarmen nur mit Mühe die Ordnung aufrecht erhielten.

Jetzt ſpielen die Schwazer! drang der Ruf über die Treppe herunter.

Wen hat's getroffen? erſcholl die laute Frage; verworrene Stimmen nannten verſchiedene Namen.

Jetzt die Jenbacher! Neue Bewegung unter den aufgeſtauten Maſſen. Da fuhren die Achenthaler vor. Der Gemeindevorſteher ſtieg ab und wurde mit ſeinen Burſchen von einem Gensdarm über die Stiege in den Saal geleitet. Dieſer war durch eine Barre in zwei Räume getheilt. Im kleineren befand ſich ein leerer Tiſch mit einer Urne darauf. Hinter dieſem thronte in blauer Uniform der Landrichter mit zwei Gensdarmen, nach Laune den Bauern grobe Schimpfwörter entgegenſchleudernd, wie es die Vaſallen Napoleon's von deſſen Schergen ſchnell gelernt hatten. Am ſchmalen Ende rechts ſaß ein Schreiber mit dem Protocolle, links verlas der Vorſteher jener Gemeinde, welche die Reihe traf, die Namen der Burſche, dieſe traten einer nach dem andern mit Armenſündergeſichtern vor und griffen in den verhängnißvollen Topf: ſtürmiſcher Jubel, wenn eine hohe Zahl gezogen wurde, meiſt lautes Jammergeheul im entgegengeſetzten Falle.

Der Gemeindevorſteher von Achenthal trat an die Schranke, der Landrichter warf ihm einen verächtlichen Blick zu: Der Kerl ſoll warten.

Das waren wir früher nicht gewohnt! flüſterte dieſer dem Vorſteher einer benachbarten Gemeinde zu. Der Landrichter hatte es gehört. Wüthend ſchrie er: Was, ihr Hunde, raiſonniren? Ich will euch dreſſiren, ihr bigotten Canaillen; das ſind die Pfaffen, die euch gegen die Obrigkeit aufwiegeln, man wird aber dieſen Coujons die Krallen ſtutzen.

Die Männer hielten ſeine wüthenden Blicke ruhig aus, dunkle Röthe flog über ihr Geſicht, Keiner erwiderte.

Endlich kam die Reihe an die Achenthaler. Das Loos traf unter andern den jungen Angerer, Thränen ſchwammen in ſeinen Augen, die Träume einer ſchönen

Zukunft verſanken ſchonungslos. Von den Burſchen, welche an die Urne traten, verfielen zwölf dem Regiment, zehn derſelben können Sie auf der Holzpyramide im Friedhof rechts an der Wand leſen; keiner ſah die Heimath wieder, ſie gingen 1812 ſchmählich zu Grunde. Die Achenthaler verließen den Saal; unten an der Treppe ſtand Klaus, der ſich bei der Ziehung für Schwaz freigeſpielt hatte. Er muſterte mit ſcharfem Auge den Zug. Hat es dich getroffen? redete er den Sixten Anderl an, der leichenblaß neben ſeinem Vater herging.

Ja freilich! erwiderte dieſer weinend. Ich ließ' es mich wohl was koſten, wenn ich den Buben freibrächte.

Schau dir um einen Einſtandsmann!

Wo? Jetzt giebt es bald wieder Krieg, wer verkauft da ſein Leben?

Was thätſt geben?

Tauſendfünfhundert Gulden auf der Stelle!

Dafür kriegt man ein kleines Gütl im Achenthal. Das Geld her, ich geh'!

Sixt maß ihn wie einen Halbverrückten mit großen Augen.

Das Geld her! ich geh'! rief Klaus noch einmal.

Wenn das iſt, ſprach der alte Sixt freudig, ſo laſſen wir uns beim Mohrenwirth eine leere Stube aufſperren und machen den Handel ab!

Gut! Der Anderl muß aber noch eine Bedingung erfüllen.

Durchs Feuer geh' ich dir! rief der junge Burſch.

Brauchſt dich nicht zu verbrennen. Du giebſt Nidinger's Walburg einen Brief, den ich dir durch die Bötin ſchick', aber heimlich. Willſt du?

Zehn, nicht bloß einen! antwortete Anderl.

Sie gingen in das Wirthshaus.

---

Am Allerſeelentag ſchmückte Walburg die Gräber ihrer frühverſtorbenen Mutter und Geſchwiſter mit einfachen Laubgewinden und Kränzen. Haſt ein trauriges Geſchäft, unterbrach ſie Anderl, der ſie eine Zeitlang beobachtet hatte, aber ich will dir eine Freud' machen und gewiß keine kleine. Er ſchaute ſorgfältig um, ob Niemand in der Nähe ſei, und überreichte ihr den Brief von Klaus. Sie ließ die Schürze mit den Blumen fallen, griff haſtig danach und erbrach das Siegel.

„Mein herzliebes Madel!

Wie es mir im Achenthal ergangen iſt, kannſt dir leicht vorſtellen, denn dein Vater wird dir wohl Alles geſagt haben. Wenn er etwa über mich geſchimpft hat, was ich ihm nicht zutrau', denn er iſt ſonſt ehrlich, ſo hat er gewiß nicht recht gethan. Was du derweil gethan haben wirſt, weiß ich wohl ſelber, es iſt dir auch ſo herzſchlachtig geweſen wie mir. Ich hab' mir zuerſt um ein Dienſtl g'ſchaut, und iſt recht gut gangen, daß ich bereits einige Gröſcheln zurücklegen konnte. Das ergiebt aber nicht viel. Dann iſt das Spielen auskommen, und es hat mich nicht getroffen, wär' mir aber faſt gleich geweſen; denn du biſt doch nur ein armſeliges Knechtl und kriegſt das Burgele nicht, hab' ich mir denkt. Nachher iſt mir aber etwas eingefallen, wenn mir's nicht etwa gar die Mutter Gottes eingegeben hat. Der Sixt und ſein Bub' haben zuſammen geweint auf der Stiegen, weil er ſchlecht zogen hat, und der Alte gäb' wohl etwas für einen Einſtändler. Ich hab' eingeſchlagen und tauſendfünfhundert Gulden gekriegt. Und iſt mein Gedanken g'weſen, dafür kaufſt, wenn du ausdient haſt, ein Gütl und heiratheſt das Burgele, denn dein Wille ſteht gewiß auch aufs treu bleiben. Es wird jetzt Krieg, und weiß nicht, was geſchehen kann, aber wir müſſen halt ein feſtes Vertrauen zu den armen Seelen und den vierzehn Nothhelfern haben, dann wird es ſchon werden. Freilich könnt' ich zu einem Krüppel geſchoſſen werden. Aber das nimmſt nicht übel, denn ich hab' dich, wenn ich auch dann nicht mehr ſchön und ſtark bin, mit meinem Blute gekauft. Bin ich todt, ſo werd' ich im Himmel warten, bis du nachkommſt, und Gott Vater hat gewiß nichts dagegen, wenn wir uns droben als rechtſchaffene Liebhaber gern haben. So iſt's und jetzt weißt Alles.

Ich bin zu Innsbruck ſchon in die Caſern eingerückt, und einen blauen Kittel haben ſie mir auch ſchon angelegt, Freud' macht es mir juſt keine, aber ich trag' es dir zu lieb. Die Andern weinen noch immer und ſind Buben aus dem ganzen Land beieinander.

Wenn du meinſt, ſo gieb dieſen Brief deinem Vater, er ſoll ihn leſen, damit er ſieht, daß ich kein ſchlechter Kerl bin und nichts heimlich hinter ſeinem Rücken will.

Das Geld werd' ich feſt hinterlegen und ein Teſtament dazu, daß du es kriegſt, wenn ich todt bin.

Abmarſchiren thun wir morgen nach München, wo wir exerciren ſollen.

Bet für mich und denk zu Weihnachten, wenn du den Zelten anſchneideſt, an mich; wir können es nicht miteinander thun, wie es der Brauch iſt.

Alſo behüt' dich Gott!

Dein aufrichtig treuer Nicolaus Mayr,
bairiſcher Soldat“.

Vergelt' dir's Gott, ſagte Walburg zu Anderl, jetzt weiß ich, wie ich daran bin, und iſt Alles recht.

Von dieſem Tage an kehrte die alte Fröhlichkeit in ihr Herz zurück, ſie fand ſich [illegible]r bei Tanz und Kirchweih ein, wenn ſie auch jede Bewerbung ablehnte. Er war ihr ja treu! Dies genügte ihr, hatte ſich doch eine Ausſicht in die Zukunft erſchloſſen. Dem Vater gegenüber ſchwieg ſie, nicht aus Furcht oder weil ſie etwas verheimlichen wollte, ſondern in der Ueberzeugung, daß bei ihm eben ſo wenig etwas zu ändern ſei als bei ihr.

Zu Weihnachten überreichte der Corporal unſerem Klaus ein Kiſtchen; ein Tiroler habe es für ihn der Wache übergeben. Er ſetzte ſich aufs Bett und ſprengte den Deckel. Da duftete ihm ein Zelten entgegen; auf der braunen Kruſte von Teig, welche getrocknete Birnen, Nüſſe, Weinbeeren und Eibeben einſchloß, waren zwei Herzen eingedrückt. Ehe er ihn anſchnitt, küßte er vor Freude dieſen Brief ſeiner Walburg. Dann zog er das Meſſer, allein die Klinge ſtieß auf etwas Hartes, er brach den Laib auseinander, ein alter Leopoldthaler rollte auf ſeinen Schooß. Du lieber Gott, dachte er, ſchickt mir das Burgele gar vom Schatzgeld, das ſie bei der Taufe oder Firmung geſchenkt erhielt. — Den Thaler wickelte er ſorgfältig in Papier; eher als dafür etwas gekauft, hätte er Stroh gegeſſen!

---

Der Frühlingsſturm von 1809 brauſ'te über das Land: welch ein Jubel, als die franzöſiſchen Adler aus dieſen Thälern flohen! Bald jedoch ſollte der Gegenſchlag folgen. Von allen Seiten rückten an die Päſſe Tirols die feindlichen Schaaren, mit einem unwiderſtehlichen Stoße drang der Herzog von Danzig und Wrede durch das Unterinnthal vor. Klaus diente unter

Dieſem in einem Bataillon leichter Jäger. Tapfer kämpfte er bei Wörgl gegen die Oeſterreicher und hatte ſogar Ausſicht auf eine Medaille; als er aber den Tirolerſchützen bei Kropfsberg gegenüber trat, zitterte ſein Arm und irrte die Kugel, obwohl man ihn gelehrt hatte, ſeine Landsleute als nichtsnutzige Rebellen zu betrachten.

Unwillig ſah er zu, wie elf derſelben an die Eſchen vor der Zillerbrücke gehängt wurden; beim Mordbrande von Schwaz rief er aus: Wenn es einen Gott im Himmel giebt, ſo muß er dieſe Unmenſchlichkeit ſtrafen. Die Kameraden verhöhnten ihn. Da begann ſeine Ueberzeugung zu wanken, er wußte nimmer, wo Recht ſei, wo Unrecht, und beſchloß, einen Geiſtlichen um Rath zu bitten. Es war der Pater Auguſtin, ein verſprengter Mönch von Ficht; wohlwollend nahm er ihn auf und begann, nachdem er ſorgfältig umgeſchaut, zu fragen: Was meinſt du, warſt du zuerſt ein Tiroler oder ein Soldat?

Ein Tiroler!

Gab es ein Tirol eher als einen Napoleon?

Freilich!

Gilt ein Volk mehr als ein fremder Würgengel?

Klaus ſtutzte, nach einigem Beſinnen ſagte er: Ja!

Kann man die Pflichten gegen ſein Volk abſchwören, wenn man Dieſem zuſchwört?

Nein!

Nun, dann weißt du, was du als Tiroler zu thun haſt! Ueberdies biſt du nicht bloß ein Tiroler, ſondern auch ein Katholik. Da ſollteſt du wiſſen, daß der Papſt Napoleon und ſeinen Anhang verflucht hat; willſt du an dieſem Fluche Theil haben und in die Hölle fahren?

Mögen mich die armen Seelen davor bewahren!

Nun weißt du auch, was du als Katholik zu thun haſt. Wenn dich noch ein Zweifel plagt, ſo ſchau hinaus auf die rauchenden Trümmer von Schwaz und erinnere dich an all die ſcheußlichen Gräuel und Todſünden, von denen du Zeuge warſt.

Klaus erhob den Blick. Macht ein Kreuz über mich, ich hab' genug.

Der Geiſtliche ſegnete ihn und ſchenkte ihm ein geweihtes Scapulier.

Als er zu ſeiner Compagnie zurückgekehrt war, erzählte er den Tirolern in derſelben, was er geſehen und gehört, mit dem vollſten Tone der Ueberzeugung. Er dachte an keinen Lauſcher, die Baiern waren jedoch mißtrauiſch, Einer hatte dem Geſpräche zugehört und berichtete dem Hauptmanne. Der ſchöpfte Verdacht, als wolle Klaus die Kameraden zum Treubruch verführen, und befahl, ihn feſtzunehmen. Glücklicherweiſe befand ſich Dieſer gerade nicht auf dem Platze; ein Tiroler konnte ihn warnen, er lehnte das Gewehr an die Mauer, warf den Torniſter weg und entrann in raſcher Flucht über das Vomperfeld in den Wald, wo ihn der anbrechende Abend vor Verfolgung ſchützte.

Am nächſten Morgen legte ein altes Weiblein dem Hauptmann ein Bündel zu Füßen. Das ſchickt Euch der Klaus, es iſt die ganze Montur drin vom Stiefel bis zur Kappe, damit Ihr ihn nicht für einen Dieb haltet.

Sie wollte gehen.

Der Hauptmann befahl ihr, zu ſagen, wo der Deſerteur ſtecke.

Das weiß ich nicht, erwiderte ſie unwillig, und wüßte ich's auch, würd' ich's Euch nicht auf die Naſe binden!

Packt ſie! befahl er den Soldaten.

Habt Ihr Schneid' auf ein altes Weiblein? rief ſie ſpöttiſch; Ihr werdet ſie vielleicht recht bald gegen die Schützen brauchen!

Der Offizier kehrte ihr beſchämt den Rücken und ließ ſie laufen.

---

Ueber das Achenthal ſollte ein Bataillon Franzoſen mit zwei Compagnieen bairiſcher Jäger vorrücken — unter letzteren Angerer's Naz. Am Paß hinter der Glashütte, die dazumal noch von einer Mauer quer über die Straße geſperrt war, erwartete ſie der tapfere Schützenmajor Anton Aſchbacher, Zolleinnehmer am See; früher in Oeſterreichs Dienſten hatte er dem Hauſe

Lothringen die Treue bewahrt und einer der Erſten ſich an die Spitze des Landſturmes geſtellt. Scholaſtika, ſeine Nichte, kann Ihnen noch die Medaille an der goldenen Kette zeigen, mit welcher der Kaiſer ſpäter ſeine Dienſte belohnte, auch Briefe und Zeugniſſe beſitzt ſie von ihm. Portrait iſt leider keines vorhanden; er ſtarb 1812 im Spital zu Langres am Nervenfieber. Das Portrait ſeines Vaters, dem er ſehr ähnlich geweſen ſein ſoll, hängt im Schlafzimmer der Wirthin. Er war ein Ehrenmann, das kann noch ganz Achenthal beſtätigen, beim Seelenamte für ihn haben viele Leute geweint. Aus Frankreich iſt gar nichts zurückgekommen, nicht einmal ſeine Tabaksdoſe, man kennt ja die unſelige Wirthſchaft jener Zeit! Der Aſchbacher ſtand alſo an der Grenze, zu ſeinen Schützen hatte ſich Klaus geſellt. Die Franzoſen zappelten bis Nachmittag vor dem Paſſe und verloren durch die Kugeln der Tiroler viele Leute; ſie wären auch gar nicht hereingekommen, da wußt' aber Naz, in dem bereits der militäriſche Corpsduſel rappelte, welcher die Soldaten nicht immer in Vertheidiger ihres Volkes, ſondern oft in Schergen umwandelt, einen Steig, der von Kreut über den Schiltenſtein zum Hagen in den Rücken der Tiroler führte.

Das Gebirg iſt hier überhaupt ſchwer zu vertheidigen; Felſenwände hindern nicht den Zugang, und die Höhen ſind heimlich gar leicht zu erſteigen. Einige Achenthaler beobachteten freilich die Wälder vor dem

Mamos, ſchoſſen auch einen franzöſiſchen Offizier und einen Soldaten zuſammen; den Naz erkannten ſie zu ſpät, ſonſt hätt' er Reu und Leid machen können! — aber ſie mußten vor der Uebermacht davon laufen und konnten dem Anton gerade noch rechtzeitig Bericht erſtatten, daß er nicht abgeſchnitten wurde. Wie eine ſchlammige Mur ergoſſen ſich die Franzoſen in das Thal. Weiber und Mädchen hatten ſich mit den beſten Sachen vor den Lumpen auf die Almen geflüchtet, nur alte Männer waren zurückgeblieben, um von den Häuſern das Aergſte abzuwenden. Geſindel giebt es jedoch überall, auch im Achenthal, und ſo geſellten ſich zu den Franzoſen bald Solche, die ihnen gegen das Verſprechen eines Antheiles die reichſten Güter, wo etwas zu ſtehlen oder erpreſſen war, zeigten. Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie ſie die Leute marterten; an den Wehrloſen wollten ſie die tapfere Vertheidigung des Thales rächen.

Klaus hatte, wie er an den Paß eilte, nicht mehr Zeit gehabt, beim Ridinger nachzuſchauen, jetzt vor Abend ſchlich er durch den dichten Wald zum Stadel vor, um zu ſpähen. Schon von weitem hörte er ein jämmerliches Geſchrei. Dem Zaun nach kroch er auf allen Vieren zur Hinterthür. Sie war offen. Er eilte, den Stutzen geſpannt, zur Stube. Sie war leer, doch lehnten vor der Bank ſechs franzöſiſche Gewehre. Vorſichtig guckte er durch das Fenſter. Drei Soldaten hielten den alten Ridinger auf dem

Boden, Einer kniete ihm auf der Bruſt, ein Anderer hielt ihn mit der Linken beim Haar, mit dem Bajonnet in der Rechten verſuchte er ihm das Gebiß aufzubrechen, damit ihm der Sechste Miſtjauche in den Hals gießen könne. So wollten ſie ihn zwingen, ſein verſtecktes Geld auszuliefern. Klaus hätte mit den Gewehren alle Sechs erſchießen können, da wär' aber der große Hauſe dahergeſtürmt; er wußte eine beſſere Waffe. Hinten im Gange lag der Stampfel, das iſt ein ſchweres Eiſen, mit dem man in den Boden Löcher ſtößt, um die Bohnenſtangen einzuſtecken. Dieſen ergriff er, ein Sprung, jeder Schlag ein Tod, die Franzoſen hatten gar nicht einmal Zeit aufzuſtehen. Er lehnte ſich verathmend auf die Keule, langſam erhob ſich der alte Nibinger und ſtarrte den unverhofften Retter an. Selbſt iſt der Mann! ſagte Klaus ernſt zu ihm, doch jetzt iſt zu Derlei nicht Zeit. Er ließ das Eiſen fallen, riß die Bretter von der Miſtgrube und ſchob mit dem Fuße die Franzoſen hinein, einen nach dem andern, Miſt zum Miſte. Darauf wendete er ſich zum Alten: Wirf Kalk darauf und ſchlag das Luck gut zu, die reden nimmer, jetzt biſt ſicher. Vorher haben wir aber ſchnell etwas Anderes abzuthun, gehen wir in die Stube.

Dort zog Klaus einen kleinen Beutel aus der Bruſttaſche. Ich übergeb' dir hier tauſendfünfhundert Gulden in Gold als mein Einſtandsgeld, dazu hundertneunundbreißig, die ich nach und nach erſpart. Das

Sauregger Gütl iſt feil, es koſtet zweitauſend Gulden, kauf es für mich vorläufig auf deinen Namen; was über mein Geld iſt, bleibſt derweil ſchuldig.

Ich ſtreck' dir's indeß vor. Es trifft ohnehin auf das Burgele einmal um etliche hundert Gulden mehr.

Willſt du das Geld zählen?

Geſcheidter iſt es, geſchieht mir und dir kein Unrecht.

Sie ſetzten ſich nieder, die Summe war richtig.

Das Burgele iſt auf der Dalſazzer Alm?

Ja!

Behüt' dich Gott!

Vergelt' dir's Gott!

Klaus eilte nach dieſer trockenen Auseinanderſetzung raſch davon; immer dem Waldſaume folgend ſchlich er am Fuße des Unutz den See entlang, ober dem Einſang, wo jetzt ein Haus auf dem Vorſprung den See überſchaut, zur Aufſtellung der Schützen. Dieſe hatten ſich hier, wo die Straße zwiſchen dem Waſſer und den Wänden hinläuft, geſammelt. Hinter der Brücke, welche von einem Felſenvorſprunge zum andern leitet, jetzt aber bis auf einige Balken abgetragen war, ſperrte ein kleiner Feſtungsthurm den Weg. Dort bin ich geboren, jetzt iſt freilich nichts mehr davon übrig, als ein viereckiger Stein, den man als Andenken neben die Straße legte. Als nämlich Tirol wieder kaiſerlich wurde, kauften die Kohlenbauern, denen die Durchfahrt ſehr beſchwerlich war, einen Centner Pulver und ſprengten den Thurm in die Luft. Damals ſtand er noch; am Felſen hängt ganz unbeachtet ein Holztäfelchen zur Erinnerung an den Wopfner Jörg, der hier in das Waſſer fiel und ertrank. Auf dieſer Tafel können Sie noch eine Abbildung desſelben ſehen.

Im Stübchen des oberen Stockes ſaß Anton Aſchbacher, er konnte von hier alle Bewegungen des Feindes gut überblicken und ſeine Befehle ertheilen. Da erhellte plötzlich ein rother Schein den engen Raum, er ſprang zum Fenſter und mußte ſehen, wie ſein Haus am Zoll aufloderte, die Franzoſen hatten es aus Rache angezündet. Schweigend ſtieg er die Treppe hinunter und trat zu den Schützen. Zwölf von euch, rief er, die am beſten mit dem Stutzen hantiren und Luſt zu einem Streich gegen die Mordbrenner haben, ſollen mich begleiten. Alſogleich ſammelte ſich eine auserleſene Schaar, Klaus darunter. Anton führte ſie oben durch den Wald und ließ den feindlichen Vorpoſten ganz unbehelligt auf der Straße ſtehen. — Sehen Sie dort die abgebrochene Lärche, einen Büchſenſchuß vor uns? Dort ließ er Halt machen; er ſah den Franzoſen, welche wie die Teufel um den Brand tanzten, einen Augenblick zu, dann vertheilte er die Schützen, klatſchte in die Hände, und zwölf Feinde zappelten auf dem Boden, wie Fiſche, die man auf den Sand wirft. Nun wirbelte die

Lärmtrommel; noch einmal ließ er laden und feuern, dann zog er ſich zurück.

Schon in aller Frühe befahl General Martineau den Franzoſen den Sturm; dort in der Wieſe des Einfangs ſtellte er ſeine zwei Kanonen auf. Aber die Schützen ließen ſich nicht irre machen, ſondern zielten ruhig wie auf dem Schießſtande, ſo daß Straße und Anger bald wie ein Leinfeld blau blühte. Vorwärts ging es nicht, man mußte alſo zurück. Da ließ der General das aus dicken Bohlen gezimmerte große Frachtſchiff aus der Hütte ziehen, eine Kanone und die erfahrenſten Jäger darauf ſtellen, um über den See zu fahren und ſo die Schützen auf der Seite zu packen. Die ſchauten erſt verwundert drein, als das Schiff langſam und ſchwerfällig daher kam, bald jedoch begriffen ſie, was gemeint war, und zerſtreuten ſich ſchleunig an den Felſen, ſo daß nur etliche zwanzig, theils auf dem Boden liegend, theils hinter die Pfeiler geduckt, zurückblieben. Als die Franzoſen ſich auf Schußweite näherten, ließen ſie es krachen, wobei ſie natürlich die Ruderer faßten. Es entſtand eine ſolche Verwirrung, daß das Schiff zu tanzen begann. Die Feinde ſchoſſen zwar die Kanone los, allein die Kugel ſchlug hoch oben in die Felſen, daß die Tiroler laut auflachten. Mittlerweile fing auch der Wind an zu blaſen, er trieb das Schiff dort im Winkel an, und die Franzoſen hatten die größte Mühe, über das Geſchröf zu klettern und die Kanone wieder auf das Land zu bringen. Der General fluchte, daß die Sterne hätten herabfallen mögen, aber was nützte es? Er wäre wahrſcheinlich mit Schimpf und Schande abgefahren, hätte nicht der Hauptmann den Naz zu ihm geführt, der ſich erbot, die Feinde auf die Kögelalm zu führen, von wo ſie in breiten Schaaren gegen das Niederleger der Kothalm, welches bereits hoch oben im Rücken des Thurmes liegt, vordringen könnten. Um die Aufmerkſamkeit der Schützen abzulenken, beſchäftigte ſie Martineau durch leeres Geplänkel. Da begann es plötzlich von der Höhe zu krachen. Anton hatte allerdings den Klaus als Feldwebel mit vierzig Mann hinausgeſchickt, aber dieſe Zahl war viel zu klein, um Alles zu decken, und der Thurm mußte ja auch gegen die Hauptmacht beſetzt bleiben. Klaus hat ſeine Schuldigkeit ehrlich gethan, noch lang ſah man von einer Felſenwand einen todten Franzoſen herabhängen, den er beim Handgemeng in die Tiefe geſchlendert. Der Naz hielt ſich hübſch hinter den Stauden, Klaus erblickte ihn, hatte ſich aber bereits verſchoſſen. Wüthend hob er einen ſchweren Stein auf, denn er wußte bereits, daß er verſucht hatte, ihm beim Burgele über den Zaun zu ſteigen, er warf mit aller Anſtrengung und traf ihn an der Schulter, daß der Arm aus dem Gelenke ging. So, du Hund, ſchrie er noch, jetzt haſt du ein Trinkgeld für deinen Verrath! Dann rannte er auch davon.

So ging der Paß verloren.

Sie fragen, was Walburg unterdeß that. Die war auf Dalſazz und ſchaute von einem Felſen dem Gefechte zu; bittere Thränen hätte ſie weinen mögen, als ſie ſah, was es für ein Ende nahm. Von Klaus hatte ſie noch keine Nachricht; ſo ſehr er es gewünſcht, konnte er ſie nicht aufſuchen. Er entrann mit Aſchbacher und den beſten Schützen in die Riß, wo ſie ſich aufhielten, bis die Schlacht am Berg Iſel geſchlagen wurde und der Herzog von Danzig die Flucht ergriff. Da ſtellten ſie ſich — das kleine Häuflein! — bei Tratzberg der ganzen franzöſiſchen Armee auf dem Rückzug entgegen; ſie wurden freilich auf die Seite geworfen, ſchoſſen jedoch von den Felſen, auf die man ſie verſprengte, noch manchen Rothhösler zuſammen. Dort haben es die Tiroler verſäumt: wäre der Landſturm losgebrochen und hätte ſich an Aſchbacher's Seite geſtellt, die Franzoſen wären zu Grunde gegangen mit Mann und Maus.

Was das Gewitter von 1809 für einen ſchrecklichen Verlauf und traurigen Ausgang genommen, wiſſen Sie ſo gut als irgend Jemand. Klaus hat bei allen Schlachten redlich mitgeholfen und oft davon erzählt. Das ſteht aber auch in Büchern noch viel ausführlicher und genauer. Das letztemal war er am zweiten November beim Handluß, wo der verſoffene Firler bei Kranewitten Alles verſpielte. Ober Büchſenhauſen ſteht das Sprengerkreuz auf dem Bühel, Nachts zündet man immer eine Lampe zu ſeinen Füßen an, dort fielen die letzten Schüſſe. Die Franzoſen, welche unterdeß was gelernt, drangen zerſteut raſch durch das Gebüſch vor und vertrieben die Schützen. Klaus hatte gar nicht einmal Zeit, ſeinen Stutzen noch einmal zu laden; als er ſah, daß nichts mehr zu gewinnen ſei, lief er bergauf bis zum Steinbruch. Nun war aber guter Rath theuer, wohin und woaus? Erwiſchte man ihn, ſo kriegte er eine Pille, und zwar keine vergoldete. Alle Wege waren von den Franzoſen abgeſchnitten, er kletterte daher zur Frauhitt empor, feſt entſchloſſen, eher in der Wildniß zu verderben, als ſich wie ein Stier abſchlachten zu laſſen. Drüben im Gleirſchthale fand er eine Schäferhütte, freilich war der Hirt längſt abgezogen; er trug Moos zuſammen und übernachtete dort. Tags darauf ſchlug er ſich durch Karbendel über Laliders und das Plumſerjoch in die Pertiſau, wagte jedoch aus Furcht, verrathen zu werden, in keinem Hauſe einzukehren. Seine Koſt waren etliche Broſamen, die er aus den Falten des Schnappſackes zuſammenklaubte, und überreiſe Mehlbeeren, welche die Amſeln nicht verzehrt hatten. Als es dunkel geworden, ſchlich er an das Ufer des Sees und löſ'te dort ein Schiff ab. Obwohl der Wind ſtark zu brauſen anfing und das Waſſer gar unheimlich im Dunkel rauſchte, ſtieg er doch ein und fuhr bis zum Zoll, wo er das Schiff an das Ufer zog und raſch über die Straße in den Wald eilte. Vorſicht zwang ihn, den offenen Weg, wo vielleicht eine Patrouille ſtreiſte, zu meiden, er wagte ſich gar nicht einmal in den Friedhof, ſo gern er ſeinen beſten Freunden in der Noth, den armen Seelen, ein Vaterunſer gebetet hätte. So gelangte er vorſichtig von Baum zu Baum vor Nidinger's Haus. Er legte das Ohr an die Thür, nichts regte ſich. An der hintern Mauer hing eine kleine Leiter, er holte ſie und lehnte ſie, nachdem er vorher Stutzen und Schnappſack unter der Bank verborgen und die ſchweren Schuhe abgezogen, an das Geländer des Söllers. Raſch ſtieg er empor und lauſchte wieder am Fenſter Walburg's; es war nur von einem Vorhange, der ſich leiſe im Winde regte, verſchloſſen, er hörte die ruhigen Athemzüge der Schlummernden. Burgl! rief er — ſie regte ſich. Burgl! Langſam fuhr ſie mit der Hand über Stirn und Augen und richtete ſich auf, ungewiß ob ſie ein Traum täuſche oder wirklich Jemand ſie anrede. Burgl! Er war's, ſie ſtürzte aus dem Bett an das Fenſter, ein inniger Kuß verſchmolz die Langgetrennten. Da fiel ein Mondſtrahl durch einen Wolkenriß auf den Söller und ſtreifte ihre weiße Schulter — ſie fuhr auf und ſprang mit einem leiſen Schrei in den Schatten des Zimmers zurück; erſt jetzt dachte ſie daran, daß ſie nur ein Hemdchen auf dem Leibe trug. Er flüſterte: Weck den Vater, Burgele! wir haben noch gar viel miteinander auszumachen. Das Mädchen warf in der Eile einige Kleider um und holte den Alten. Er ſperrte die Thüre des Söllers auf und begrüßte den Eintretenden mit einem Händedruck. Ohne ein Wort zu reden, ſchlichen ſie in die hinterſte Kammer, wo Ridinger Licht ſchlug; endlich kam auch Walburg verſchämt dahergeſchlichen. Klaus ſah ſie lächelnd an.

Setz dich nur neben ihn, ſprach Ridinger, ihr gehört jetzt doch zuſammen.

Burgele, ſagte Klaus, eh wir reden, ſchauſt doch nach, daß ich etwas zu eſſen krieg', es iſt faſt nimmer auszuhalten vor Hunger.

Das Mädchen eilte mit einem glimmenden Spahn in die Küche und brachte auf einer großen Holzſchüſſel Butter, Brot, Käſe und Selchfleiſch, während der Alte eine großbäuchige, mit Stroh umwundene Flaſche Kirſchengeiſt herbeiſchleppte.

Klaus ſchlug mit beiden Händen drein wie mit Dreſchflegeln, und erſt, als er nach Art homeriſcher Helden ſeinem Magen genug gethan, begann er, die Schüſſel auf die Seite ſchiebend, zu erzählen, was Alles geſchehen ſei, und wie es ſtehe. Aus dem Landl kann ich jetzt freilich nicht fortſchlüpfen und bei euch nicht bleiben, ſonſt fangen ſie mich ab. Aber ich habe ſchon einen Entſchluß gefaßt, dazu müßt ihr mir helfen.

Gern, wenn es etwas Geſcheides iſt, ſagte Ridinger, verdankt ſonſt der Sohn das Leben dem Vater, ſo verdank' ich es dir, und du haſt mich von jenen Sechs — er wies durch das Fenſter auf die Mordſtätte — zum Vater gekauft. Und das Diendl gehört jetzt ohnedem dein, weil du's erhalten kannſt.

Walburg ſah Klaus mit einem innigen, dankbaren Blick an.

Das iſt Alles recht, erwiderte dieſer, gehört ſich auch nicht anders, jetzt aber merk auf. Biſt einmal beim Unutz durch die Runſe geſtiegen? Beim Wildern hab' ich dort ein Plätzchen ausgeſpürt, — noch hält das Wetter einige Tage, ich bau' mir eine Hütte und überwintere; fein wird es gerade nicht ſein, aber in Gottes Namen! Abert der Schnee, ſo entrinn' ich über das Pinzgau ins Oeſterreich!

Ja, wie willſt du es mit der Heirath halten? fragte Ridinger.

Heirathen will ich das Burgele; mit Tirol, ſo gern ich es hab' und ſo ungern ich ihm den Rücken kehr', bin ich nicht verlobt. Der Aſchbacher Toni hat mir ein prächtiges Zeugniß ausgeſtellt, wo alle meine Geſchichten aufgeſchrieben ſind, da wird wohl der Kaiſer Franz, für den ich ſo viel gewagt, mir ein Brodl geben. Ein paar Jahrlein wartet das Burgele noch, derweil erſpar' ich wieder etwas, und dann führſt du mir ſie zu, denn ſelber holen darf ich's nicht, weißt ſchon!

Wenn's ſo iſt, kann ich nicht einreden, aber mit deiner Einſiedelei im Wald — das will mir noch nicht recht in den Kopf.

Kennſt den Berg nicht ſo gut wie ich, da klettert kein Baier hinauf. Noch heut' giebſt mir Säge, Stemmeiſen, Nägel und Richtbeil mit, Burgele ſteckt mir etwas in den Schnappſack, und morgen wird gearbeitet, daß die Späne fliegen. Mit dem Eſſen? Da hab' ich den Stutzen und hol' mir wie früher hie und da ein Gemſerl. Alle Samstag ſteig' ich Nachts zum Schafbachl — dort ſteht jetzt das Kreuz, welches Klaus ſpäter errichtete — da kommſt mit dem Diendl, und ihr bringt mir ein bischen Schmalz und Mehl, oder, wenn ich es brauch', Pulver. Schreib Alles auf, damit wir dann gegenſeitig abrechnen können. Uebrigens reden wir das Alles noch aus.

Wenn es dich einſchneit!

Da heißt es: Vogel friß oder ſtirb! Mit dem „Wennen“ iſt mir nicht geholfen.

Sie könnten dich aber erwiſchen!

Die armen Seelen verlaſſen uns nicht, gelt, Diendl?

Walburg nickte zuſtimmend.

Teufel! iſt das nicht der erſte Kraht? rief Klaus horchend.

Der Hahn krähte noch einmal, er ſprang auf. Der Alte ging mit ihm in die Kammer, wo die Werkzeuge lagen, welche der Landmann zu ſeinem ſchlichten Geſchäfte bedarf. Walburg leuchtete, Klaus ſuchte aus, was ihm brauchbar ſchien, und warf es in die Kraxe. Als er fertig war, hängte er ſie an dem Weidengurt über die Achſel und ſchlich zur Küche. Dort legte ihm das Mädchen noch einen Leib Käs, Brod, Mehl, Salz und Schmalz hinein. Mit einem leiſen B'hüt Gott! trat er vor die Thür, deckte die Kraxe mit dem leeren

Schnappſack zu, ergriff den Stutzen und ſchlich über den Bach zum Knüppelweg, der nach Steinberg führt. Der Mond brach klar aus den Wolken, als er das Schafbachl erreichte, welches unter der Schlucht, wo er ſich anſiedeln wollte, entſprang. Etwa tauſend Schritte einwärts tief im Wald lag eine Hütte, wo das abgefallene Laub für den Winter geſammelt wurde, er kroch hinein, und bald ließ ihn der tiefe Schlaf Noth und Elend vergeſſen.

Der Alte kramte noch eine Weile im Hauſe umher, plötzlich wendete er ſich zu Walburg: Sakera! eine Flaſche Kirſcheler hätt' ich ihm doch auch mitgeben ſollen, — ja, und den Tabak hab' ich gar vergeſſen, das iſt das Beſte, was ſo ein einſamer Menſch haben kann. Mahne mich morgen, daß wir's ihm bringen können.

---

Die kalte Morgenluft weckte Klaus aus dem Schlafe; er mußte ſich eine Weile beſinnen, wo er ſei, dann wanderte er entſchloſſen bergauf. Nach einer Stunde hatte er den Platz erreicht, wo er wohnen ſollte. Sorgfältig Alles erwägend, wählte er eine kleine Felſenwand, welche etwas überhängend die wüthenden Nordſtürme abhielt und den Bau durch ihre Vertiefung erleichterte. Weil ſich noch höhere Felſen dahinter erhoben, ſo konnte man im Thal den aufſteigenden Rauch nicht ſehen, zugleich lag die Stelle außer der Richtung der ſchrecklichen Lawinen. Er fing nun an, Bäume zu fällen, maß mit dem Bindfaden die Länge, ſchlichtete ſie dann mit dem Beil zu vierkantigen Balken und ſchleppte dieſe Stück für Stück mit einem Stricke über den Rücken den Felſen empor, wo er ſie auf der andern Seite hinunterwarf. Da er nur einen kleinen Raum einzuſchließen brauchte, — die Rückwand und zum Theil die Seiten ſchuf der Schrofen, — ſo rammte er ſchon Nachmittag die Pfähle ein, welche das niedrige Dach tragen ſollten, und fügte die Balken zuſammen. Die Fugen verſtopfte er ſorgfältig mit Moos, nur eine Lücke ließ er offen, gerade weit genug, um ein Fenſterglas anzubringen. Den kleinen Herd baute er in einem Winkel aus Steinplatten. Nun nahte jedoch die Dämmerung, er ſtieg zum Bache hinab und lauerte im Gebüſch, bis Ridinger mit ſeiner Tochter kam. Mit größter Freude erzählte er ihnen, was er bereits zu Stande gebracht, er verabredete, daß ihm der Alte Bretter liefern ſollte. Dies war um ſo leichter möglich, da er bei einem Bauern in Steinberg Lärchenläden gekauft hatte, welche noch immer nicht abgeholt waren. Schon am nächſten Morgen wollte Ridinger mit zwei Ochſen hineinfahren, er konnte dabei Manches mitbringen, ohne Aufſehen zu erregen. Walburg hatte vorſorglich einen Wollenkotzen und einige Leintücher bereits mitgebracht; er bat ſie noch, ihm einen kupfernen Sonnenring, um bei ſchönem Wetter die Stunden zu meſſen, und ein Crucifix zu verſchaffen, endlich bei einem Maler auf einem hölzernen Brettchen die armen Seelen im Fegfeuer zu beſtellen, damit er ſie immer vor Augen habe. Als dieſes ausgemacht war, drückte Klaus einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen, dann wandte er ſich zum Vater: Nichts für ungut! ich ſeh' ja das Diendl erſt in acht Tagen wieder.

Dieſer ſchüttelte den Kopf und brummte endlich: Hab's eigentlich als junger Burſch auch nicht anders gemacht!

Sie trennten ſich. Klaus ſuchte wieder ſein Lager im Laub. In der Frühe legte er ſich abermals auf die Lauer. Bald hörte er die Peitſche des Alten durch den Wald knallen. Während die Ochſen aus dem Bächlein tranken, übernahm er die erbetenen Sachen, der Alte hatte eine Flaſche Branntwein und eine Rolle Tabak beigefügt. Sie verabredeten noch die Stelle, wo Jener die Bretter hinwerfen ſollte, dann ſtieg Klaus den Berg hinauf und begann ſeine Arbeit wieder. Er fällte die Legföhren in der Nähe ſeiner Hütte, um den Holzbedarf des Winters zu decken, dann ſammelte er zur Ergänzung des Mundvorrathes Schlehen und Preißelbeeren, welche bereits vom Reiſe verſengt, mild und ſchmackhaft waren. Auch Schwämme, ſo viel eben im Spätherbſt zu brauchen waren, trug er ein und legte ſie in Schnittchen zerſpalten an einen ſonnigen Platz zum Trocknen. Nichts entging ſeiner Aufmerkſamkeit, was nützlich und brauchbar ſein konnte. Tags darauf holte er die Bretter, er zerſägte ſie nach Bedarf, zimmerte das Dach und eine Thür, welche in Stricken ſtatt der Angeln hing. Einige Bretter nagelte er zu einer Bettſtelle zuſammen, welche er ſorglich mit weichem Moos und Baumblättern anfüllte. Als für die Wohnung geſorgt war, ſchlich er über die Zemm in die Bachen und erlegte dort einen feiſten Rehbock, den er Nachts darauf fortſchleppte. Dort glänzten die Fenſter von Ridinger's Haus im Mondſchein — er durfte nicht wagen, einen Beſuch zu machen. Daheim ließ er ſich den Braten gut ſchmecken; den Reſt des Fleiſches verſcharrte er, um ihn friſch zu erhalten, mit Wachholderbeeren in eine Grube, über welche er Schnee warf. Später, wo er, um ſich zu wärmen, beſtändig feuerte, hängte er es zum Räuchern an einen Querbalken. So wurde es Samstag, er wußte ſelbſt nicht wie.

Als er an den verabredeten Platz kam, erwarteten ihn bereits Ridinger und Walburg. Sie reichte ihm die Hand und brach in lautes Schluchzen aus.

Nun, was iſt denn? rief er befremdet.

Geſtern erhielt der Gemeindevorſteher, erwiderte der Alte, eine Amtsſchrift, worin dem, der dich lebendig oder todt den Behörden einliefert, hundert Gulden verſprochen werden.

Iſt unſer Herr für dreißig Silberlinge verkauft worden, ſo mögen ſie mich immerhin auch für Geld ausſchreiben. Uebrigens wird im Achenthal kein Judas den Sündenlohn verdienen. Tröſte dich, Burgl, ich bin ja ohnehin vogelfrei, was liegt daran?

Das Mädchen wiſchte die Augen mit der Schürze und wurde, weil ſich Klaus aus der Sache nichts machte, wieder ruhig. Sie übergab ihm einige Dinge, von denen ſie meinte, er brauche dieſelben in ſeinem dürftigen Haushalte, auch das Bildchen mit den armen Seelen erhielt er zu ſeinem Troſte.

Nach kurzem Geſpräche, denn der ängſtliche Greis, welchen das Rauſchen eines jeden Blättchens erſchreckte, geſtattete nicht Mehr, kehrte Klaus in die Einſamkeit zurück. Beim Emporſteigen hörte er aus den Lüften ein unheimliches Rauſchen, über das Sonnenwendjoch legte ſich ein feiner Wolkenſtreif, hie und da flog ein Schwarm abgefallenen Laubes wirbelnd in die Höhe. Es war der Scirocco. Ueber Nacht ſchwoll er ſo mächtig an, daß Klaus bei dem Geheul um die Felszacken ängſtlich auffuhr und horchte. Er wußte, was es zu bedeuten hatte: der Südſturm bringt dem Gebirg meiſtens Schnee; wenn ſein Gluthauch ausathmet, brauſ't der Nord heran und verdichtet die Waſſerdünſte zu heftigem Geſtöber.

Im Thal war mit dem Scirocco ein anderer Gaſt eingetroffen. Naz hatte, nach dem Friedensſchluß mit Oeſterreich, welches Tirol ſeinem Schickſal überließ, Urlaub erlangt, er brachte für ſeine Heldenthaten an der Glashütte und bei der Brücke die goldene Medaille mit. Die Achenthaler werden dreinſchauen, dachte er, wenn ſie dieſe auf meiner Bruſt ſehen; auch Burgl mag beilegen, denn jetzt bin ich mehr als die Bauernlümmel Land aus Land ein. — Dieſe Wirkung ſollte durch die bairiſche Montur, welche er in einem Bündel bei ſich trug, verſtärkt werden. Deßwegen beſchloß er, ſich Abends Niemand mehr zu zeigen, ſondern die Gemeinde, vorzüglich aber Walburg am Sonntag in der Kirche zu überraſchen.

Der Sonntag brach richtig an. Klaus ſtieg trotz des Sturmes, der wüthend über den Unutz hinfuhr, auf den Grat empor, von wo er die Kirche erblicken konnte. Er hörte den Klang der Glocken, er ſah, wie die fromme Gemeinde zuſammenſtrömte, während es ihm nicht vergönnt war, im Hauſe des Herrn mitzubeten, und kniete, als halbverloren ein Orgelklang zu ihm emporwehte, mit entblößtem Haupte hinter einem Steinblock nieder. Bald klang das Zeichen der Wandlung, wo der Prieſter dem verſammelten Volke die Hoſtie zeigt; er klopfte an das Herz und bat unſeren Herrgott, vorlieb zu nehmen, weil er es auf der Bergſpitze nicht beſſer einrichten könne.

Erſt nach dem Evangelium trat Naz in die volle Kirche und ſchob ſich durch die Menge, welche ſcheu vor ihm wich, — aus Ehrfurcht, wie er meinte — zum Altar vor. Dort kniete Walburg, er huſtete, ſie blickte jedoch gar nicht um. Nach dem Hochamte verließ ſie mit ihrem Vater die Kirche durch eine

Seitenthüre, ſo daß er ihr nicht allſogleich folgen konnte. Die Bauern verliefen ſich, ohne auf ihn zu achten, er eilte unwillig über die Felder zu Ridinger's Hof. Der Alte ſchmauchte auf der Hausbank, wo er vor dem Sturm geſichert war, gemüthlich ein Pfeiflein. Er ließ den Burſchen ruhig zu ſich herankommen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

Grüß' Gott, Ridinger! rief dieſer, mit dem Finger die Haube leicht berührend, grüß' Gott!

Der Bauer nahm die Pfeife aus dem Munde: Was ſuchſt hier? Bin ich dir noch etwas ſchuldig?

Nein, du haſt mich auf den Pfennig bezahlt!

Nun gut, dann brauchſt nicht zu kommen. — Er ſteckte die Pfeife wieder in den Mund und rauchte weiter.

Ich möcht' aber doch nachſchauen, wie's Burgl geht!

Dieſe ſah zum offenen Fenſter heraus. Als ſie die Rede vernahm, rief ſie hinunter: Trag deinen bairiſchen Gnadenpfennig nicht zu mir herauf, ſonſt zeig' ich dir, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. Willſt ein Tiroler ſein? ſchäm dich!

Wärſt du nicht ein Weib, ſchrie Naz zornig, ſo wollt' ich ſchon abrechnen!

Sie ſchlug unwillig das Fenſter zu, der Alte ſtand brummend auf und ſagte, indem er ihm den Rücken kehrte: Schau, daß du weiter kommſt, hier haſt du keinen Anwerth. Er ging in das Haus.

Naz ſtand einen Augenblick unſchlüſſig, dann eilte er heimwärts.

Unterdeß hatte ſich der Himmel mehr und mehr getrübt, ſchwere Wolkenballen häuften ſich, über den Wäldern flatterten Nebel, zum Zeichen, daß der Kampf der Gegenwinde bereits beginne. Ueber das Stanerjoch zog ein Regen, plötzlich wehte es kalt durch das Thal, und ſchwere Tropfen praſſelten nieder. Auf den Gräten und Spitzen der Gebirge ſchneite es, Nachmittag ſenkte ſich der grauweiße Schleier immer tiefer, bald fielen unter dem Regen einzelne Flocken, beim Anbruch der Dämmerung ſchneite es tüchtig.

Verſetzen wir uns an den Achenſee. Das Schneegeſtöber hatte aufgehört, über den Wellen jedoch, welche unheimlich an das Ufer rauſchten und halbgelöſ'ten Schnee ausſpieen, laſtete dumpf und ſchwer das Dunkel. Es mochte Mitternacht ſein, da verſammelten ſich an der Schiffshütte beim abgebrannten Zoll zwölf Bauern, tief in ihre Mäntel gehüllt. Nach kurzer, leiſer Verabredung ſchlichen Zwei auf der Straße gegen Achenkirch, Zwei auf der gegen Jenbach vor und ſtellten ſich nach einigen hundert Schritten als Wachen hinter Steinblöcke. Die Uebrigen öffneten leiſe die Schiffshütte, löſ'ten drei Kähne von der Kette und ſchoben ſie in das Waſſer.

Als die Vier das Geräuſch hörten, kehrten ſie eilig zurück, Alle ſtiegen ein und verſchwanden bald im Dunkel gegen den Seekar, deſſen Wände hier ſteil in den See ſtürzen. Nur an Einer Stelle, faſt in der Mitte des Sees, lagern zwei mächtige Schuttkegel; ſie beſtehen aus den Steintrümmern, welche die Lawinen niederriſſen, und es dürfte wohl einmal eine Zeit eintreten, wo ſie mit der Zunge des Einfangs verſchmelzen und den See in zwei Theile zerſchneiden. Sehen Sie das Hüttchen dort mitten im Mahd, das wie ein Smaragd herüberleuchtet? Sie kennen es ja durch den ſchwarzen Hans und haben im Graſe nebenan unter dem Ahorn manches Stündlein verduſelt.

Dort auf der Geisalm zogen ſie die Kähne auf den Kies des Ufers und gingen, nachdem ſie die Ketten um Pflöcke gewunden, zur Hütte. Einer klopfte dreimal; von innen erſcholl eine Stimme:

Was ſoll ſein auf Erden?

Jener, welcher geklopft hatte, entgegnete: Gerechtigkeit muß werden!

Behutſam wurde geöffnet, — der Aſchbacher Anton bot Jedem ſchweigend die Hand und führte ſie an das Feuer, welches auf dem Herd loderte. In der Mitte des Blockhauſes ſtand ein Tiſch aus ungehobelten Brettern kunſtlos gezimmert mit dem blanken Säbel darauf, — deſſen Griff das öſterreichiſche Portepee ſchmückte. In einem Winkel lehnten mehrere Stutzen, den Hahn aufgezogen; über dem Schragen, wo ein Strohſack lag, hing die Uniform des Majors: ein Hut mit grünweißem Federbuſch, ein hechtgrauer Frack und grüne Hoſen. Aſchbacher trug das Lodengewand eines Bauern. So wie Klaus am Unutz, hatte er ſich hier verſteckt und wartete die günſtige Jahreszeit ab, um der Acht zu entrinnen. Betrachten wir die Männer, welche ſich am Feuer die Hände wärmen: es ſind ehrwürdige Greiſe. Einer zog zwei kleine Wachskerzen hervor und ſchmolz ſie angezündet auf den Tiſch feſt, rechts und links von dem Kreuze, welches ein Anderer von der Wand genommen und hingeſtellt hatte. Dann trat der Aelteſte vor Anton, neigte ſich und ſprach:

Wir wollen ein Gericht,
Du weiger' es uns nicht!

Er antwortete feierlich:

Daß es werde Gott zu Ehren,
Rufet jetzt zu Gott dem Herren!

Sie machten das Kreuz und beteten leiſe, dann ſprach Anton:

Wer iſt's, der hier als Kläger ſpricht
Vor Gottes allwiſſendem Angeſicht?

Der Aelteſte erwiderte:

Ich thue es hier in Gottes Namen,
Ich ford're Recht, ſprecht alle Amen!

Amen! tönte es aus dem Kreiſe. Anton trat als Obmann zu Häupten des Krucifixes. Nun begann der Aelteſte: Ihr Alle habt heute den Naz geſehen; frei und offen geht er daher und trägt den Preis ſeines Frevels an der Bruſt. Er hat das Land an Napoleon verrathen, und wenn es leicht ſein kann, verräth er es noch einmal. Das iſt die Anklage, ſo wahr mir Gott helfe!

Zeugen ſind wir alle! rief der zweite Bauer.

Spricht Niemand für ihn? fragte Anton.

Allgemeines Schweigen.

Dann werfe ich ihn in den großen Bann! rief Anton und legte den Finger auf den gezogenen Degen. Niemand gewähre ihm Obdach, Niemand atze ihn, Niemand tränke ihn, Niemand rede ihn an, es ſei denn der Prieſter, der ihn zur letzten Beichte mahnt. Spricht Niemand für ihn?

Allgemeines Schweigen.

Noch einmal wiederholte er die Formel, und der Kreis löſ'te ſich auf.

Nicht wahr, das iſt eine ſonderbare Scene, faſt wie bei der Vehme in einem Ritterbuche? So haben jedoch unſere Alten über Leute gerichtet, welche ſie in ihrem Gewiſſen einer Unthat ſchuldig hielten, die ſonſt auf Erden nicht geſtraft worden wäre. Das Haberfeldtreiben gehört auch hierher, das iſt aber jetzt zu einem Gaſſenunfug frecher Burſche herabgeſunken und war bei uns in Tirol nie recht üblich, wenn es auch, wie Sie vielleicht vernommen, jüngſt einem Pfarrer widerfuhr, den man wegen ſeines Geizes allgemein nicht Seel-, ſondern Geldſorger nennt. Ja, ſo war es; jetzt hat es ein Ende, wenigſtens hört man nichts mehr davon.

Die Männer redeten nach dem kurzen Proceſſe noch von Geſchäften und Neuigkeiten, dann fuhren ſie wieder über den See zurück. Am nächſten Morgen lagen vor Nazens Thür zwölf angeſägte Späne; er ſah dieſelben und — erblaßte. Schon wollte er in das Haus zurückkehren, raſch beſann er ſich jedoch, drückte die Kappe auf das linke Ohr und murmelte: Wär' nicht übel, wenn ſich ein Soldat vor dieſen Bauernlümmeln fürchten wollte!

Auf der Straße kam ein Mädchen daher, er rief ſie an: Wohin, Zenzele?

Sie eilte vorüber wie taub.

Er lachte und ging vorwärts. Einige Bauernburſche begegneten ihm. Haſt du Feuer in der Pfeife, Jagg? ſagte er zum erſten.

Sie ließen ihn ſtehen wie einen Zaunpfahl, er knirſchte unwillig: Bin ich mit den Kerlen nicht in die Schule gegangen und auf der gleichen Bank geſeſſen?

Er war an dem Kirchhof vorüber an das rothe Marmorportal der Poſt gelangt. Soll ich hineingehen? überlegte er. Ei was, ein Schnäpschen thut auch Vormittags gut. Er trat in die Wirthsſtube. Kellnerin, ein Stamperl! Sie bediente die Gäſte, für ihn hob ſich keine Hand. Kellnerin! Keine Antwort. Iſt das eine Bedienung? Verfluchtes Geſindel, Schnaps will ich!

Die Kellnerin pfiff dem „Amorl“, ſo hieß ein gewaltiger ſchwarzer Hund mit ſtacheligem Halsband.

Er kroch gähnend unter dem Tiſch hervor, reckte ſich und fletſchte auf Naz die Zähne.

Sind doch Vieh und Menſchen gleich zuwider! fluchte dieſer und verließ die Stube. Er wollte zum Krämer, Zunder und Feuerſtein kaufen. Männer, Weiber gingen an ihm vorüber, Niemand ſchaute ihn an. Es wurde ihm faſt unheimlich zu Muthe. Er trat in den Laden: Zunder und Feuerſtein!

Die Leute thaten, als ſähen und hörten ſie nichts.

Bin ich denn unſichtbar? ſchrie er und ſchlug auf den Tiſch, daß Schachteln und Büchſen tanzten.

Niemand antwortete.

Da ſtürzte er hinaus, faſt wahnſinnig lief er heim. Er ſtolperte über einen Stein und fiel, daß das Blut über ſein Geſicht rann. Langſam wiſchte er ſich ab und ſtarrte auf ſeine gerötheten Finger: Nein, ich lebe noch, Geiſter haben kein Blut.

Zu Hauſe war bereits der Tiſch gedeckt. Sein Vater zog eben die ſchnarrende Schwarzwälderuhr im Winkel auf; er erzählte ihm, was ihm widerfahren. Der Alte ſah ihn ſchweigend an, über ſeine braunen, gefurchten Wangen floß eine Thräne.

Die Suppe wurde aufgetragen; wie bei einem Todtenmahle war Alles ſtumm.

Naz legte den Löffel bei Seite und ſtieg auf den Söller. Hier brütete er lange, den Kopf auf den Arm geſtützt, vor ſich hin, endlich ſtand er auf, ging in die Kammer, nahm einen Stutzen von der Wand und beſah ſorgfältig Lauf und Schloß. Es war ein wenig angeroſtet, er goß einen Tropfen Oel hinein und prüfte die Schärfe des Steines mit dem Nagel. Nachdem er Alles in Ordnung gebracht, ſchaute er mit vorgehaltener Hand zum Himmel. Alles war hell, an den ſonnigen Lehnen floß bereits der geſchmolzene Schnee nieder.

Dieſen Tag blieb er zu Hauſe, am nächſten Morgen ſchritt er, den Stutzen auf der Schulter, langſam durch das Oberauthal dem Juifen zu. Er kehrte erſt nach Anbruch der Dunkelheit heim. So verbrachte er Tag für Tag, ſein Gemüth verbitterte ſich immer mehr, und allmählich faßte er einen grimmigen Haß gegen ſeine Landsleute, welche ihm faſt das Leben verleideten. — Wär' es nicht gut, dachte ich, wenn die Deutſchen ihre inneren Feinde in einen Bann thäten, wie die Achenthaler den Naz? Dann müßten ſie nach und nach an ihrem eigenen Gift ſterben, wie die Scorpione im Kreiſe glühender Kohlen.

Dem Klaus iſt es indeß gar nicht ſchlecht gegangen. Zu eſſen hatte er, aber noch mehr Langweile, die konnte er nicht hinausſperren, die ſaß ihm auf dem Genick, wenn er bei ſchlechtem Wetter in der Hütte träumte. Ans Mädel denken, das that er oft genug, ohne daß es ihm Jemand zu gebieten brauchte. Der Tag hat aber vierundzwanzig Stunden. Er verlegte ſich auf das Schnitzeln; bald waren alle Pfähle und Bretter der Hütte mit Scenen aus ſeinem Leben verziert. Dann ſchnitt er in einige Bergſtöcke, die er zufällig beim Streifen durch die Wälder entdeckt und mitgenommen, allerlei Geſtalten und Geſchichten. Einen davon beſitzt gegenwärtig noch Dr. Pfretſchner in Jenbach; er gefällt Ihnen gewiß, wenn Sie ihn anſchauen. So füllte er die müßigen Stunden aus.

Einmal — es war um Mariä Empfängniß — harrte er wieder im Gebüſch auf die Ankunft Ridinger's und Walburg's, welche ſich etwas verſpätet hatten. Da nahte durch die Dunkelheit ein Mann mit einem Mädchen zur Seite. — Grüß Gott! rief Klaus und trat aus dem Gebüſch. Erſt als er vor ihnen ſtand, ſah er, daß er ſich geirrt, und lief ſchleunig davon. Sie hatten ihn nicht genau erkannt und würden ihn auch in dieſem Falle nicht verrathen haben; allmählich jedoch verbreitete ſich unter den Achenthalern das Gerücht, Klaus ſei irgendwo im Gebirg verſteckt. Naz hörte zufällig durch ſeinen Vater auch davon, ohne jedoch vorläufig weiter darauf zu achten. Da lehnte er einmal am Zaun, zwei Bauern gingen vorüber, ſie bemerkten ihn nicht, er vernahm jedoch jedes Wort.

Der Klaus iſt alſo da, ſagte der Eine; wüßt' ich, wo er ſteckt, ich brächt' ihm Schmalz, Eier und Mehl, ſo viel er zwingen könnt', denn er hat's verdient durch ſeine Bravheit.

Recht haſt, erwiderte der Andere, nur möcht' ich auch noch den Naz, der dem ganzen Dorfe Schande macht, hängen.

Mehr konnte er nicht mehr hören, es war genug, ſeine Wuth zu reizen. Ueberdies wußte er bereits, daß ihn Klaus bei Walburg ausgeſtochen; ein Gedanke der Rache zuckte blitzähnlich durch ſeinen Kopf. Er iſt da, ſprach er die Fauſt ballend vor ſich hin, aber ich bin auch da; das Blutgeld, das auf ſeinem Kopf ſteht, mag ich nicht verdienen, eine Kirche ſoll es für Meſſen erhalten, aber ſein Leben . . . . Es iſt kein Mord, der König hat ihn als Rebellen erklärt, ich kenne meine Pflicht als treuer Soldat. Hab' doch auf Andere geſchoſſen, die mir nichts zu Leid gethan. — Er ſann dem ſchwarzen Entwurfe nach, und bald hatte er ſich eingeredet, er müſſe Klaus fangen oder tödten.

Schon am nächſten Morgen ſtreifte Naz in den Wäldern gegen Steinberg, ohne eine Spur zu entdecken. Tags darauf ſtieg er gegen den Unutz empor, der von der Morgenſonne hell beleuchtet war. Da ſchien es ihm, als ob ſich hoch oben etwas über die grelle Schneefläche bewege. Das war kein Hirt, die hatten längſt abgetrieben, kein verlornes Stück der Heerde, das wäre ja verhungert, — vielleicht eine Gemſe, — vielleicht Klaus. In jedem Falle ſchien es der Mühe werth, darauf zu birſchen. Eine halbe Stunde klomm er durch das Gebüſch, wobei er den Gegenſtand ſeiner Verfolgung aus den Augen verlor. Als er vorſichtig an den Kanten hinkriechend eine Ecke erreichte, die eine Ueberſicht geſtattete, ſah er Klaus, welcher bereits umgekehrt war, etliche hundert Schritte tiefer auf einem Steinblocke ſitzen. Er prüfte die Entfernung, ſie war noch zu groß, raſch ſprang er an der abgewendeten Lehne bergab und ſchlich wieder vor, als er in gleicher Höhe mit ſeinem Gegner zu ſein meinte. Dieſer ſaß noch immer unbeweglich, Naz war ſo nahe, daß er das Weiße in deſſen Aug' unterſcheiden konnte. Lebendig oder todt galt gleich, warum ſollte er ſich in einen gefährlichen Kampf einlaſſen? Er riß den Stutzen von der Schulter, beugte ſich vor und glitt aus. Die Kugel ging fehl und prallte flach an einem Steine in der Nähe von Klaus ab. Dieſer war mit einem Satz in der Höhe, — Naz konnte ſich nicht verbergen. Bereits einmal waren ſie ſich auf Tod und Leben gegenüber, auch jetzt galt es Tod und Leben! Ohne ſich zu beſinnen, ſchlug Klaus an — Naz ſank mit einem lauten Schrei in den Schnee. Klaus lief hinzu, Jener athmete nicht mehr, die Kugel hatte das Herz getroffen und die Rückenwirbel zerſchmettert. Ein Strom lauen Blutes rieſelte über den Schnee hinab. So ſchnell todt, daß er mir gar nicht einmal ſeine Beicht' auftragen kann! ſagte er und betrachtete ihn, auf den Stutzen geſtützt, eine Weile. Dann nahm er den Hut ab, kniete neben der Leiche nieder und betete für die abgeſchiedene Seele ein andächtiges Vaterunſer. Er blieb dabei ſo kalt und ruhig, daß er gar nicht einmal über Schuld und Unſchuld nachdachte; ein Beweis dafür, wie wenig er ſich im Unrecht wußte. Dann überblickte er die Gegend, ob wohl Alles ſicher ſei, und ſchleppte Naz bei einem Fuß über den Schnee abwärts in den Wald. Dort legte er ihn, ſo daß er ſich nicht mit Blut beſudeln konnte, quer über die Schulter und verbarg ihn unter zuſammengeſcharrtem Laub am Schafbachl. Bei Nacht kehrte er mit einem Pickel zurück, grub ein Grab und beerdigte ihn. Um die Stelle unkenntlich zu machen, legte er ſorgfältig Moos darauf und trat es feſt.

Samstag war nicht mehr fern. Wenn ihn auch nicht die leiſeſte Gewiſſensangſt drückte, ſo fühlte er ſich doch im Innern beunruhigt; es giebt eben Verhältniſſe, wo der Menſch des Menſchen bedarf, um ſich ihm gegenüber voll und warm auszuſprechen. Dafür eignen ſich Diejenigen, welche uns durch die heiligſten und edelſten Bande verknüpft ſind, nicht immer; wir ſuchen einen Mann, der, weil er uns ferner ſteht, die Sache ruhiger und von allen Geſichtspunkten anſchaut, einen Mann, der uns zugleich mit höherer Würde entgegentritt. In ſolchen Fällen entſpricht die Beichte einem echten menſchlichen Bedürfniſſe, und auf dieſer unleugbaren Grundlage iſt jenes Sacrament gegründet. — Deßwegen vertraute er auch weder Burgl, noch dem Alten, was ſich ereignet, wohl aber bat er Letzteren, er möge den Curaten von Steinberg beſuchen, ihm ſeinen Aufenthalt und was ſonſt nöthig unter dem Beichtſiegel mittheilen und bitten, ihm heimlich die heiligen Sacramente zu ſpenden, damit er nicht wie ein Heide über Weihnachten in das neue Jahr wandere.

Der Alte ging Sonntags nach der Vesper zum Curaten. Dieſer war über das, was er hörte, höchlich erſtaunt; das Waſſer ſchoß ihm vor Freude in die Augen, daß er einem ſo wackeren Tiroler, welcher mannhaft für das Vaterland geſtritten, einen wichtigen Dienſt erweiſen könne. Sag Klaus, ſprach er zum Alten, er möge morgen das Gewiſſen erforſchen und von zwölf Uhr Mittags nichts mehr eſſen; ich werde ihn, ſobald es dunkelt, am Schafbachl aufſuchen.

Der Prieſter hielt Wort. Er nahm ſein Brevier, legte eine Hoſtie hinein und ging, nachdem er eine Schale Kaffee geſchlürft, langſam fort. Klaus hatte den Tag in religiöſen Uebungen zugebracht; als er des Geiſtlichen anſichtig geworden, nahm er den Hut ab, begrüßte ihn ehrerbietig und küßte ihm die Hand. Ich dank' Euch, ſagte er, daß Ihr Euch eines armen Menſchen erbarmt, mög' es Euch Gott in der Sterbeſtunde vergelten! Dann führte er ihn tief ins Gebüſch, der Prieſter ſetzte ſich auf einen Stein, Klaus kniete in das Moos zu ſeinen Füßen und beichtete ihm mit wahrhaft kindlichem Vertrauen. Als er fertig war, begann der Prieſter die herkömmlichen Gebete, tröſtete ihn über ſein ungewiſſes Loos und ſprach ihm zu, er möge alle Leiden, die er bereits geduldet und noch dulden müſſe, Gott als Buße aufopfern. Segnend hob er die Hand: Ego absolvo te a peccatis tuis! Dann forderte er Klaus auf, ſich kurz auf das heilige Abendmahl vorzubereiten, und weihte, während Dieſer, die

Augen mit den Händen bedeckend, inbrünſtig betete, die Hoſtie. Als dieſes geſchehen war, legte er ſie Klaus auf die Lippen. Dieſer konnte, nachdem er ſich erhoben, lange vor Rührung nicht ſprechen. Der Geiſtliche fragte ihn ſanft: Wo liegt der Todte? Klaus führte ihn ſchweigend an das Grab; es war nicht weit von der Stelle, wo er die Sacramente empfangen. Jener befahl ihm, mit dem Hut Waſſer zu ſchöpfen, er ſegnete es und beſprengte den Boden. Schließlich verrichtete er mit Klaus noch die vom Rituale der katholiſchen Kirche vorgeſchriebenen Gebete, damit der Todte Ruhe finde und auferſtehen möge zum ewigen Leben.

Sie verließen nun die Stätte. Der Prieſter trug Klaus auf, ſobald es ihm die Umſtände geſtatteten, hier ein Kreuz zu errichten. Er hat es redlich gethan. Beim Abſchied rieth er ihm noch, weil er keine Kirche beſuchen könne, ſo oft er das Geläut der Glocken aus dem Thal höre, eine gute Meinung zu erwecken und Alles dem Herrn anheimzuſtellen.

In der Chriſtnacht wird um zwölf Uhr zur Erinnerung an die Stunde, wo die Engel ihre Botſchaft über die öde Erde hinausſangen, die feierliche Mette gehalten. Jeder Bauernhof entſendet einen Theil ſeiner Bewohner, um dem neugebornen Herrn des Weltalls die Huldigung darzubringen. Da ſteigen ſie dann herab von den einſamen Höhen; durch die kalte Nacht flimmern oben die ewigen Sterne, unten tanzen die Lichter, wie ſie eben die Hand der frommen Träger ſchwingt, auf allen Pfaden daher — ein eben ſo ſeltſamer wie lieblicher Anblick. Auch Ridinger ſchickte Knecht und Magd zur heiligen Feier; nachdem die Luſt rein war, erſchien Klaus, um mit ſeinem Diendl den Weihnachtszelten anzuſchneiden. Wie wohl that es ihm, daß er wieder beim warmen Ofen in einer Stube ſitzen konnte! Noth und Harm waren vergeſſen, fröhlich aß er vom Birnbrot und trank den aromatiſchen Kirſcheler dazu; wie an den glatten Fenſterſcheiben ſchimmernd und zierlich eine Eisblume aus der andern entſprang, zeichnete er die Pläne einer heiteren Zukunft. Auch das Mädchen lächelte, und doch wußte Keines von Beiden, wann ſie wieder ſo traulich zuſammenſitzen, und ob ſie je noch einen Zelten genießen würden. Iſt doch die ſchnell welkende Blume des Glückes am ſchönſten, wenn man ſie am Raude des Abgrundes pflückt. Selbſt der Alte, welcher ſich ſonſt nur zu ſehr grämlichen Bedenklichkeiten hingab, überließ ſich den behaglichen Eindrücken dieſer Stunde. Stunde, ja! Man konnte von der Stube die Kirche ſehen; da wurden bereits wieder auf dem Kirchhofe die Kienfackeln angezündet und begannen, ſich nach allen Richtungen hin zerſtreuend, zu wandern.

Es iſt Zeit! unterbrach der Alte die Fröhlichen, es iſt Zeit, du mußt in deine Einſiedelei! Klaus ſchaute vorſichtig durch das Fenſter; während des Gottesdienſtes hatte es geſchneit. Das iſt ſchlimm!

rief er. Allein die Liebe weiß ſtets einen Ausweg. Wer kennt nicht die anmuthige Geſchichte von Eginhard und Emma? — Sie meinen vielleicht, Burgl habe Klaus auf der Schulter fortgetragen? Das wäre ein ſchweres Stück Arbeit geweſen, den ungeheuren Burſchen huckepack zu ſchleppen. Der Alte wußte etwas Beſſeres. In ſeiner Jugend war er wie Andere gern fenſterln gegangen, was ſein Vater, der ſtrenge Zucht hielt, durchaus nicht leiden wollte. Da band er ſich, um den Argwohn zu täuſchen, die Schuhe verkehrt unter die Füße, ſo daß es, wenn er von Hauſe fortging, ſchien, er ſei heimgekehrt. Freilich war es ſchwer, auf dieſe Art längere Strecken Weges zurückzulegen; Klaus brauchte jedoch nur die nahe Straße aufzuſuchen, dort vermiſchten ſich ſeine Tritte mit denen der Kirchengänger, und es war unmöglich, ſie zu unterſcheiden. Während er ſich in dieſer Weiſe rüſtete, ſteckte ihm Burgl ein tüchtiges Stück Zelten in den Sack, und mit einem ſaftigen Schmatz und herzlichen Geltsgott! trollte er davon.

Der Winter hatte ſich bis jetzt ſehr mild gezeigt, nur ſelten ſchneite es, und der Froſt dauerte nicht an; nun enthüllte er aber allmählich ſein ſtrenges Geſicht. Nicht ohne Mühe und Gefahr erſtieg Klaus den Abhang; obwohl es nicht windete, lag doch, als er ſeine Hütte erreichte, der Schnee bereits einen halben Fuß hoch. Von der Anſtrengung ermattet warf er ſich auf ſein Lager und ſchlief ein. Als er aufwachte, war noch

Alles dunkel; er legte ſich auf das andere Ohr und ſchnarchte ruhig weiter. Er erwachte wieder; es war Alles dunkel. Will es denn heute gar nicht mehr Tag werden? rief er ſich aufrichtend, oder hab' ich den Tag bereits verſchlafen und es iſt neuerdings Nacht angebrochen? Er zündete einen Span und hielt die Uhr an das Licht. Eins! Das konnte aber auch Eins nach Mitternacht ſein. Zweifelnd hielt er die Uhr an das Ohr, ſie war nicht ſtehen geblieben und tickte fleißig fort. Zugleich fühlte er Hunger und Durſt wie noch nie, wenn er in der Frühe das Lager verließ. Will doch ſehen, wie weit die Sterne ſind! Er öffnete die Thüre, die nach innen aufging, eine Schneemauer ſtarrte ihm entgegen. Ah ſo, meinte er, das iſt was Anderes, und griff zur Schaufel, die er für alle Fälle bereit hielt. Schräg durch den Schnee empor grub er einen Stollen, ſchlug den Boden und die Wände feſt, um vor einem Zuſammenſturz ſicher zu ſein; bald hatte er ſich an das Licht emporgearbeitet. Das war ein Tag! Der Schnee fiel in ſo ſchweren Flocken, daß man kaum zwei Schritte weit ſehen konnte.

Klaus blieb einen Augenblick ſtehen und kehrte kopfſchüttelnd um. Den Anbruch des Abends erkannte man bloß daran, daß es noch dunkler wurde, als es ſchon war. Er machte Licht und las des heiligen Tages wegen in einer vergilbten Poſtille, die er von Ridinger ausgeborgt. Nach Mitternacht hörte es auf zu ſchneien, dafür quoll ein dichter Nebel über das

Gebirge und ſeine Schluchten. Nachdem Klaus ſeine Morgenandacht verrichtet, griff er zur Schaufel, ſäuberte den Gang vom Schnee, der ihn wieder halb ausfüllte, und holte dann zwei Bretter. Er legte das erſte am Mundloch ſeines Stollens wie eine Brücke über den Schnee in der Richtung des nahen Vorſprungs, von dem er einen Ausblick auf das Thal hatte. Nachdem er jenes Brett abgeſchritten, legte er das zweite auf den Schnee und hob das erſte auf; ſo wechſelnd gelangte er, ohne einzuſinken, an ſein Ziel. Von den Grasbüſcheln, an denen er ſich ſonſt emporgearbeitet, klopfte er die Schneepolſter; bald ſtand er auf der Kante, wo er ſich aber erſt ein Plätzchen ausſchaufeln mußte. Ein friſcher Wind wehte ihm von Oſten entgegen, über den Kaiſerberg wurde bereits ein blauer Streif ſichtbar, der Nebel zerflatterte wie Wollflocken, die ein Knabe ſpielend zerbläſ't. Bald war Alles klar und rein.

Die Gegend bot ein wundervolles, prächtiges Schauſpiel. Alle Schärfen und Kanten waren unter dem weichen Flaum, der ſich gleichmäßig darüber breitete, verſchwunden, nur eine Farbe ſchien zu herrſchen: ein glänzendes Weiß, noch glänzender durch den Gegenſatz zum blauen Schatten der Schluchten. Wie Armleuchter von Silber ragten die Tannen empor, dazwiſchen, gleich rieſigen Meereskorallen, Buchen, und Birken. Alles hatte ſich verwandelt: eine todte Pracht, geeignet, Bewunderung zu erwecken, aber keine Freude.

Klaus ſchaute, geblendet von Licht und Glanz, eine Zeitlang herum, dann rutſchte er vom Felſen zurück, um Waſſer zu holen. Die Quelle war aber eingeſchneit, nur aus der Klamm, die ebenfalls von Schnee verſtopft war, hörte er ein leiſes Gluckſen herauf, das Waſſer hatte ſeine Decke unten geſchmolzen und tropfte von Stein zu Stein. Jammernd umflatterte ihn ein Schwarm Jochdohlen, ſchöne Vögel mit ſchwarzem Gefieder, gelbem Schnabel und rothen Füßen. Er verſtand ihre Noth und warf ihnen Speiſereſte und Brodkrumen auf den Schnee, welche ſie lebhaft zankend und klatſchend aufpickten. Er kehrte in die Hütte zurück und begann zu kochen. Sanct Stephan zu Ehren wollte er ein Uebermäßiges thun; er ſott daher ein Stück geräucherten Gemsſchlegel zu einer Pfanne voll Nocken. Nebenan duftete in einem Gläschen, auf welches Roſen und Vergißmeinnicht gemalt waren, echter Kranebitter. Gemüthlich und voll Behagen ſchmauſ'te er — Tſcha! tſcha! flogen auf einmal draußen wild und verwirrt die Jochdohlen auf; es begann zu krachen, als wollte der Berg einſtürzen, und wie mit Einem Schlage war er in ſchwarzes Dunkel gehüllt. Mit großer Mühe öffnete er die Thüre, deren Bande ſtraff angeſpannt waren; er mußte neuerdings ſchaufeln, bis er endlich wieder an das Licht gelangte. Eine Lawine war losgebrochen und durch die Schlucht hinabgerollt; konnte ſie auch ſein Hüttchen nicht erreichen, ſo warf doch die Erſchütterung den Stollen ein. Er kletterte auf den Felſen, die Lawine hatte am Abhange des Berges eine breite Furche geriſſen und in ihrem Laufe den Wald niedergeſchmettert. Zwiſchen den ungeheuern, ſchmutzigen Schneeblöcken ragten gebrochene Bäume in allen Richtungen empor. Der ſtreckte die Wurzeln mit den ſchwarzen Erdklumpen in die Höhe, jener war in der Mitte geborſten, der lag der Länge, der ganz zerſchunden der Quere nach. Die Bäume am Rande, welche die Lawine nur berührt hatte, ſtanden ſchief, wie Trunkene. Vor der Hütte traf Klaus ſeine Gäſte, die Jochdohlen. Sie wurden nach und nach ganz zahm; täglich verſammelten ſie ſich; nahmen ihre Broſamen in Empfang, einige pickten ſie ihm ſogar aus der Hand.

Grimmiger Froſt wechſelte mit Thauwetter. Klaus konnte nicht daran denken, in das Thal hinabzuſteigen, dafür erhielt er jedoch einen ſehr unerwarteten Beſuch. Er hatte ſich Abends niedergelegt und war bereits feſt eingeſchlafen, da wurde er durch ein Kratzen und Schaben an der Thüre aufgeweckt; erſt glaubte er, es ſei der Sturm, nun ſchien es ihm gar, als wolle Jemand einbrechen. Raſch griff er zum Stutzen; was ſollten Diebe bei ihm ſuchen? Das Gebirg war für ſie eben ſo urwegſam, wie für einen Verräther, der etwa ſeinen Kopf holen möchte. Die Balken krachten, durch eine Lucke ſchob ſich ein ſtruppiges Geſicht, aus dem zwei Augen in das Dunkel funkelten. Jeſus Maria! rief Klaus erſchrocken, das iſt ja gar der Teufel, was will der bei mir? Ich hab' ja ordentlich gebeichtet und communicirt! Faſt unwillkürlich drückte er den Stutzen los; der böſe Geiſt taumelte brüllend noch einmal an die Thür, dann war Alles ſtill. Klaus betete in Höllenangſt einen Roſenkranz um den andern, bis es endlich kümmerlich zu tagen begann. Er ſchlich zur Thüre, die halbzerbrochen in den Angeln ſchlotterte, und guckte hinaus. Da lag ein ungeheurer Bär verendet im Schnee. Nun riß Klaus die Thüre auf und ſprang hinaus, als könnte ihm das todte Ungeheuer noch entrinnen. Seit langem zum erſten Male jauchzte er, daß die Felſen wiederhallten. Er balgte den Bären auf dem Platz aus bis auf den Kopf, den er abſchnitt und im Schnee vergrub. Jetzt flogen auch die Krähen daher, eine lockte die andere zum Schmauſe; er warf ihnen die nutzloſen Gedärme hin: So, guten Appetit! laßt es euch ſchmecken! Das Fleiſch zerſtückte er und trug es in die Hütte. Es war ihm hochwillkommen, denn er beſaß nur noch wenig eingeſalzenes; auch mit Mehl und Brod kargte er, um nicht ausgehungert zu werden. Das iſt der letzte Bär, der im Achenthal geſchoſſen wurde; ſeitdem hat ſich keiner mehr ſehen laſſen.

Der Schnee wurde allmählich körnig und ſtarr, die Oberfläche desſelben ſinterte in eine Kruſte zuſammen, welche wie ein ſchimmernder Panzer Scheitel und Flanken der Berge umhüllte und weithin leuchtete. Iſt der Boden auf dieſe Art feſtgeworden, ſo mag man ohne Gefahr und Beſchwerde über die tiefſten Tobel und Windverwehungen hinweggehen, insbeſondere wenn man ſich noch durch Schneereiſe, welche radförmig unter dem Fuße ausgeſpannt ſind, vor dem Einſinken ſichert.

In einer mondhellen Nacht wagte ſich Klaus, nachdem er den Bärenkopf im leeren Schnappſack verborgen, auf den Weg zum Nidinger. Bald ſaß er mit dem Alten und ſeiner Braut am warmen Kamin und erfreute ſich des langentbehrten Geſpräches Aug' in Auge. Er legte den Bärenkopf auf den Tiſch.

Siehſt du, ſagte Nidinger, da hab' ich dich auch unrecht in Verdacht gehabt. Bald wurden zu Steinberg, bald auf den Einzelhöfen von Achenkirch Schafe und Kälber geſtohlen; ich dachte, du hätteſt es aus Noth gethan, und fürchtete, abgeſehen davon, daß es kein ſchönes Handwerk iſt, du könnteſt einmal einem Aufpaſſer in die Hände fallen. Nun, da iſt ja der Dieb!

Es war auch, entgegnete Klaus, meine Abſicht, mir auf jene ungeſetzliche Art Lebensmittel zu verſchaffen; bis jetzt bedurfte ich es indeß nicht, und hätt' ich es gethan, oder ſollte es dazu kommen, ſo iſt mein feſter Vorſatz, dich immer allſogleich zum betreffenden Bauern zu ſchicken und mit ihm nach mäßiger Schätzung abzurechnen. Die Achenthaler laſſen mit ſich reden, jeder würde ſich ein Gewiſſen daraus machen, mich zu verrathen.

Der dich allenfalls verrathen würde, ich meine den Naz, iſt ohnedem ſpurlos verſchwunden; übrigens fragt ihm außer ſeinem Vater Niemand nach.

Klaus ſchwieg gedankenvoll.

Nidinger fuhr fort: Das mit dem Bären iſt ein wahrer Glücksfall. Weißt du was, ich trag' ihn morgen zum Landgericht und laß mir das Kopfgeld auszahlen, welches auf die Erlegung ſolcher Räuber geſetzt iſt. Werd' einfach ſagen, mein Sohn hat ihn erſchoſſen, und das iſt ja eigentlich wahr. Den Stammbaum brauch' ich den Blauröcken nicht auf die Naſe zu binden.

Klaus lachte laut auf: Das iſt ein köſtlicher Spaß, wenn die Feinde, welche für mich einen Preis geſtellt, nun mir einen ſolchen auszahlen müſſen. Schad' iſt's nur, daß ich mit meinem Wildpret nicht im Triumph zu Achenkirch einziehen kann. Dieſes hätt' beim Riederer einen Tanz gegeben, daß man noch nach fünfzig Jahren davon reden thät'.

Mein lieber Klaus, ſagte Walburg lächelnd, mit den Tanzgedanken hat es noch gute Zeit.

Auf unſerer Hochzeit muß getanzt werden, rief Klaus, daß die Röcke fliegen, verlaß dich drauf!

So ſcherzten und ſchäkerten ſie noch eine Weile, bis der Hahnenſchrei mit unerbittlicher Nothwendigkeit ihn zum Aufbruch zwang.

Auf dem Rückwege jagte Klaus zufällig ein Reh aus dem Gebüſch, das Thier floh über die Schneefläche, brach aber mit ſeinen ſchlanken Beinen immer ein, ſo daß er es leicht einholen und durch einen Kolbenſchlag tödten konnte. Nun war er wieder auf mehrere Wochen mit Mundvorrath verſehen, was ihm um ſo beſſer zu Statten kam, da längere Zeit Stürme und Schneefälle wechſelten, wie es gegen Ende des Winters im Gebirge häufig geſchieht.

Tags darauf lieferte der Alte den Bärenkopf zum Landgericht; er bekam fünfzig Gulden und wurde überdies ſeines Sohnes wegen noch ausdrücklich belobt.

Allmählich rückte der Frühling in das Land. Im Thale drunten ſchmolz der Schnee, ein ſanftes Grün überhauchte die Blößen, ein durchſichtiger grüner Schleier ſpann ſich über die braunen Aeſte des Waldes.

Als Klaus von ſeiner Warte auslugte, flog aus der Tiefe ein gelber Schmetterling empor, der fröhliche Bote des Lenzes, und er hörte deutlich den Schlag der Amſel herauf. Der Frühling kletterte höher, ſchmutzige Bäche quollen durch die Runſen nieder, an ſonnigen Felſen erſchloſſen ſich die duftigen Blüten der Jochprimel, und die weißen Sterne der Steinmispel ſchmückten jede Wand.

Klaus konnte ohne Gefahr den Unutz erſteigen und überzeugte ſich von dort, daß die Gebirgspäſſe allſeits ſchneefrei waren. Die Herrlichkeit der Rundſchau beachtete er kaum, ſein Herz beſchlich der traurige Gedanke, daß er jetzt Tirol und was darin lieb und gut verlaſſen müſſe.

Samstags kündete er dem Alten und Walburg ſeinen Entſchluß an, in der nächſten Woche aufzubrechen. Sie mußten ſich einverſtanden erklären. Er räumte nach und nach ſeine Hütte aus und verbarg die Geräthſchaften in den Stauden am Schafbachl, wo ſie Nidinger abholte. Nachdem dieſe Arbeit gethan war, ſetzte Klaus den Mittwoch Abend zum Abſchied feſt. Mit tiefer Trauer verließ er die Stätte, welche ihm gaſtliche Herberge geboten hatte und durch ſo manche Erinnerung werth geworden war.

Noch größer war ſein Schmerz, als er Nidinger und Walburg antraf, die bereits auf ihn harrten.

Das Scheiden iſt ein bitteres Muß!

Es war um ſo bitterer beim Gedanken an die Gefahren, welche Klaus noch zu überſtehen hatte, bis er in volle Sicherheit gelangte.

Allein auch dieſer Schmerz wurde überwunden.

Er ſchlich über das Wibnerjoch nach Brandenberg und von hier durch das Zillerthal bis in die Nähe vom Gerlos. Dort überraſchte ihn die Morgenröthe. Er verbarg ſich tief im Gebüſch; einen Theil des Tages verſchlief er, um ſich von den Beſchwerden des Marſches zu erholen. In der folgenden Nacht erreichte er das Pinzgau. Hier hielt er ſich Vormittag im Wald verſteckt; nachdem es zu Mitterſill zwölf geläutet, umging er über die Felder den Markt, wo die Bürger ruhig aßen, und betrat bei Uttendorf die Straße, welche er jetzt nicht mehr verließ. Hier hatte er nichts zu beſorgen, wenn er auch bei Tag reiſ'te, denn er durfte nicht erwarten, von Jemandem erkannt zu werden. Ueber Nacht wagte er ſich jedoch in kein Wirthshaus, ſondern ſchlief in Heuſtällen, wie er eben Unterkunft fand.

Am Abend des vierten Tages, ſeit er Achenthal verlaſſen, erreichte er die öſterreichiſche Grenze. Wie vom Tode errettet, warf er ſich auf die Kniee, küßte den Grenzpfahl und betete für die armen Seelen, welche ſo treu über ihn gewacht, ein andächtiges Vaterunſer. Dann ſchritt er wacker dem nächſten Städtchen zu — der Name iſt mir entfallen — und ſtellte ſich dort dem Landrichter. Er überreichte ihm ſein Schützenzeugniß, worin Alles aufgeführt war, was er vollbracht, und erſuchte ihn um einen Paß nach Wien. Abends im Gaſthauſe kamen die Honoratioren des Ortes zuſammen, ſie bewirtheten ihn vortrefflich, wobei er Alles, was er erlebt, berichten mußte.

Ehe er ſich zu Bett legte, bat er ſich noch Schreibzeug aus und kritzelte einen kurzen Brief an ſein Diendl, daß er bereits auf Oeſterreichs Boden in Sicherheit ſei. Dann legte er ſich nach vielen Monaten das erſtemal — in ein Federbett! Das that wohl!

Zu Linz ſtieg er in ein Schiff und fuhr nach Wien. Dort wies man ihm zu ſeinem Unterhalte ein Plätzchen als Wegmacher an. An das Heirathen konnte er vorläufig nicht denken, doch blieb er ſeinem Diendl und ſie ihm gewiſſenhaft treu.

Tirol wurde wieder kaiſerlich. Nun kehrte Klaus eilig heim. Hier erhielt er den Dienſt als Wegmacher. Der alte Nidinger hatte für das Einſtandsgeld das Gütchen, weches Klaus wünſchte, bereits angekauft, das Paar beſaß nun ein Neſtlein und heirathete. Als er zu altern anfing, nahm er bei einem Bauern an der Straße Wohnung, um ſeinem Geſchäft näher zu ſein; nur an Sonn- und Feiertagen kehrt er auf das Gütchen heim, welches das Weib mit den zwei Buben, deren einer wohl ſein Nachfolger ſein wird, bearbeitet. Es iſt ihm bis jetzt recht gut gegangen; nur bei der Polizei kam er trotz ſeiner Verdienſte ein wenig in Verruf, weil er wie Andere von 1809 das Maul etwas weit aufthat und mit manchen Dingen in Oeſterreich nicht zufrieden war.

Das wär' alſo die Geſchichte. Jetzt fängt es übrigens an zu dämmern, Scholaſtika wird mit dem Braten auch ſchon fertig ſein; ſoll ich Ihnen ins Pedantenſtübl Licht bringen?

Ich bejahte es.

Aber die Geſchichte dürfen Si enicht drucken laſſen, rief Lena noch von der Treppe zurück, ſonſt erzähle ich Ihnen gewiß nichts mehr.

Ich folgte ihr in das Pedantenſtübl.

Das Pedantenſtübl? fragt der Leſer.

Es iſt zu ebener Erde das Zimmerchen links von der Hausthür. Da pflegten ſich in der guten alten Zeit Abends die gelehrten Stammgäſte der Scholaſtika zu verſammeln, meiſtens Profeſſoren von Innsbruck, welche hier einige Sommerwochen zubrachten. Es war ein heiterer Kreis, der ſich hier gebildet; jetzt deckt die meiſten Glieder derſelben bereits die kühle Erde. Ja, ja, die Welt wird älter und wir nicht jünger.

Am Sonntag ging ich nach Achenkirch zur Meſſe. Da humpelte auch Klaus daher, neben ihm Walburg, und zwei Söhne, einer bereits ein reifer Mann mit einem Knaben an der Hand, folgten mit frommem Schritt. Sie war eben ſo grau wie er; Beide beſprengten mit dem Buchszweig, der im Weihbrunnkeſſel vor der Kirchthüre lag, ſorgfältig die Gräber — für die armen Seelen.

Er blieb einen Augenblick vor mir ſtehen: Hat Euch die Lena Alles vertratſcht?

Ich denk', Ihr braucht Euch nicht zu ſchämen!

Das nicht, erwiderte er ruhig, Ihr mögt es ſeiner Zeit auch Andern erzählen, man kann wenigſtens Etwas daraus lernen — daß der liebe Herrgott keinen ehrlichen Tiroler verläßt. Heut' iſt der achtundvierzigſte Jahrstag, daß ich von der Flucht ins Landl heimkehrt bin; deßwegen bring' ich meine ganze Familie mit, um Gott zu danken.

Nun, ich wünſch' Euch, daß Ihr die goldene Hochzeit erlebt!

Dank' Euch, erwiderte das greiſe Paar und trat in die Kirche.

Selbſtverſtändlich werde ich die goldene Hochzeit beſuchen. Will vielleicht Jemand dem alten Klaus für dieſen Tag eine Flaſche Extrawein ſchicken, ſo wollen wir ſeine Geſundheit trinken!

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes.

Herausgegeben
von
Paul Heyſe und Hermann Kurz.

---

Die günſtige Aufnahme, welche der „deutſche Novellenſchatz“ fand, veranlaßte die Verlagshandlung, an die Herren Herausgeber deſſelben die Einladung zu richten, eine gleiche Sammlung von Novellen des Auslandes zu übernehmen. Die Verlagshandlung glaubt, mit derſelben der Leſerwelt eine gleich werthvolle Gabe zu bieten; denn obgleich wir in Deutſchland keinen Mangel an Ueberſetzungen, namentlich aus dem Gebiete der Erzählungsliteratur haben, ſo erwächſ't gerade aus dem Maſſenhaften dieſer Erſcheinungen, abgeſehen von ihrer oft zweifelhaften Qualität, das leicht erklärliche Verlangen, jenes Gebiet an der Hand bewährter Führer zu betreten.

Die Verlagshandlung verweiſt auf den dem erſten Bande vorgedruckten Proſpect, in welchem die Herausgeber ſich ausführlich über das begonnene Unternehmen ausſprechen.

---

Der Umfang der Bände wird dem der ſchon vorliegenden ſtets annähernd gleich bleiben.

**Preis eines Bandes (von ca. 20 Bogen) 15 Ngr. oder 54 kr. ſüdd. W.**

Jeder Band wird einzeln verkauft.

---

## Inhalt des 1. Bandes.

Colomba. Von **Prosper Mérimée.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Fauſt. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

## Inhalt des II. Bandes.

Eine abenteuerliche Nacht. Von **Anton Giulio Barrili.** Aus dem Italieniſchen von Johannes Kugler.

Das Schönpfläſterchen. Von **Alfred de Muſſet.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Schweigen im Leben, im Sterben vergeben. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner.

Ein Schuß. Von **Alexander Puſchkin.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Das Heimchen am Herde. Von **Charles Dickens.** Aus dem Engliſchen von ***

## Inhalt des III. Bandes.

Wolfert Webber oder goldene Träume. Von **Waſhington Irving.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

Utballa. Von **Helena Hahn.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Der Teufelsſumpf. Von **Georges Sand.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

## Inhalt des IV. Bandes.

Advocat Loubet. Von Mad. **Charles Reybaud.** Aus dem Franzöſiſchen von Leonard Hamm.

Pique Dame. Von **Alexander Puſchkin.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Die Lauben des heiligen Marcus. Von **Francesco dall' Ongaro.** Aus dem Italieniſchen von Pauline Schanz.

Das Klappenhorn. Von **Pedro A. de Alarcon.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner.

Deadly Daſh. Von **Ouida.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

## Inhalt des V. Bandes.

Das Regiments-Album. Von **Edmond About.** Aus dem Franzöſiſchen von Wilhelm Ludwig Hertz.

Servil und Liberal oder drei Taubenherzen. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner.

Tante Franciska. Von **Carl Bernhard.** Aus dem Däniſchen von Fr. von Liliencron.

Die blauäugige Jungfrau. Erzählung eines engliſchen Küſtenwächters. Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

## Inhalt des VI. Bandes.

Das Fräulein von Malpeire. Von **Henriette-Etienne-Fanny Arnaud.** (Madame Charles Reybaud.) Aus dem Franzöſiſchen von Leonard Hamm.

Erſte Liebe. Von **Iwan Turgenieff.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

München, im Februar 1873.

**R. Oldenbourg,**
Verlagsbuchhandlung.

# Novellenſchatz.

Dritte Serie.

Zweiter Band.

(Der ganzen Reihe vierzehnter Band.)

# Deutſcher Novellenſchatz

herausgegeben
von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

12. 1167

Dritte Serie.

Zweiter Band.

(Der ganzen Reihe vierzehnter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite.
Der Träumer. Von Auguſt Kopiſch. . . . . 1
Die Tante. Von Fanny Lewald. . . . . . 69
Anſas und Grita. Von Ernſt Wichert. . . . 195

# Der Träumer.

## Von Auguſt Kopiſch.

K. Büchner's deutſches Taſchenbuch auf das Jahr 1837.
Berlin, Duncker und Humblot.

Im fünften Bande unſeres Novellenſchatzes haben wir unter dem Titel „Ein Carnevalsfeſt auf Ischia“ eine Novelle von Auguſt Kopiſch (geb. 1799, geſt. 1853) mitgetheilt, über deren Entſtehung in Prutz' deutſchem Muſeum 1854, II, S. 498, von dem Freunde des Dichters, Auguſt Kahlert, folgende Notizen gegeben werden, die hier nachträglich ihre Stelle finden mögen.

„Das erſte Auftreten der Cholera hatte, wie in ganz Europa, ſo auch in Breslau die ſchrecklichſten Verwüſtungen angerichtet; namentlich ſah ſich die Stadt mit der Sorge für eine große Zahl armer Waiſen beladen, zu deren Beſtem dann die literariſche Abtheilung des Breslauer Künſtlervereines ihre Archive veröffentlichte. Kopiſch ſteuerte ſehr reichlich dazu bei, und zwar nicht bloß Gedichte, ſondern auch eine Novelle, mit der er ſogleich ein gewiſſes Aufſehen erregte. Dieſelbe trägt die Ueberſchrift: „„Ein Carnevalsfeſt auf Ischia““, und iſt von dem geſammten damals in Deutſchland beliebten Erzählungsgenre ſo himmelweit verſchieden, daß die Kritik überall ſtutzte, aber nur, um gleich darauf ihre lauteſte Anerkennung auszuſprechen. Abgeſehen von ihrer Keuſchheit erinnert ſie auf das Lebhafteſte an Boccaccio; die Vortragsweiſe iſt faſt patriarchaliſch, das Colorit von durchaus localer Färbung.

„Der Erfolg, den dieſe Erſtlingsarbeit des Dichters auf dem Felde der Erzählung fand, veranlaßte K. Büchner, den Verfaſſer um eine Novelle ähnlicher Gattung für ſein „„Deutſches Taſchenbuch““ anzugehen. Kopiſch ſchrieb in Folge dieſer Aufforderung eine zweite Erzählung, „„der Träumer““. Das

Beſtreben, die naive, durchaus anſchauliche, von aller ſentimentalen oder reflectirenden Beimiſchung freie Erzählungsweiſe der älteren Italiener bei uns einzuführen, iſt auch hier daſſelbe. Dagegen blieb der Erfolg hinter dem früheren zurück. Theils war die Zeitrichtung ernſter geworden, theils hatte auch manches kritiſche Wort den Dichter eingeſchüchtert; genug, als ſpäter eine ähnliche Aufforderung an ihn gerichtet ward, erklärte er, keine Novelle mehr ſchreiben zu wollen; die Leute verſtänden dieſe Gattung nicht mehr“.

Wer beide Erzählungen unbefangen vergleicht, wird dem Erfolge und ſeiner kritiſchen Stimme allerdings Recht geben müſſen. Zunächſt fällt eine Gleichartigkeit in Stoff und Behandlung auf, wie ſie ſelbſt bei Kindern desſelben Vaters ungewöhnlich iſt. Nicht nur daß Farbe und Ton, der liebenswürdige barok-phantaſtiſche Humor, endlich die Auflöſung alles Uebermuths in gemüthvollen Ernſt und ſtrenge poetiſche Gerechtigkeit beiden Geſchwiſtern gemeinſam ſind: in beiden dreht ſich die Verwicklung um feſtliche Veranſtaltungen der ſeltſamſten Art, um einen abenteuerlichen Mummenſchanz, der ſchließlich auf die humoriſtiſche Züchtigung der Philiſter und die Krönung des beſcheidenen Verdienſtes hinausläuft. In beiden wird mit beſonderer Gründlichkeit gezecht und geſchmauſ't und eine Art Schlaraffentraum verwirklicht, ſo daß man hier das Wehen desſelben Geiſtes zu fühlen glaubt, dem der „Geiſt der Kochkunſt“ ſeine Entſtehung verdankte. Ja, ſo weit geht die Uebereinſtimmung, daß beide Male der Held der Geſchichte auf eigene Hand nicht zum Ziele gelangt wäre, wenn nicht befreundete Mächte weder Zeit noch Mühe, weder Aufwand noch Witz geſcheut hätten, um der Tugend zum Siege zu verhelfen.

Es iſt deßhalb zu begreifen, wenn auch wohl nicht ganz zu billigen, daß die Herausgeber der ſämmtlichen Werke des Dichters von beiden Erzählungen nur Eine aufzunehmen für gut fanden, um nicht dicht neben einander zwei Werke zu ſtellen, die faſt wie Variationen desſelben Thema's ausſehen. Sie gaben dem „Feſt der Kahlköpfe“ den Vorzug, den dieſe Arbeit auch in unſeren Augen verdient. Gleichwohl würde „der Träumer“, wenn er uns allein überliefert wäre, unter den deutſchen Novellen, die des Aufbewahrens werth ſcheinen, unbeſtritten ſeinen Platz in Anſpruch nehmen dürfen, abgeſehen von dem Intereſſe, das es einer pſychologiſchen Aeſthetik gewähren muß, die dichtende Phantaſie in einem ſo merkwürdigen Falle zu belauſchen, bei dem Verſuche nämlich, ein Lieblingsmotiv neu zu geſtalten und durch Verdoppelung und Häufung gewiſſer charakteriſtiſcher Züge und Erhöhung des phantaſtiſchen Elements die erſte Faſſung zu überbieten. Wenn dies nicht glücken konnte, ſo iſt doch des Schönen und Merkwürdigen auch hier ſo viel enthalten, daß die zurückgeſetzte Dichtung uns eine nachträgliche „Rettung" aus der Verſchollenheit jenes alten Taſchenbuches wohl zu verdienen ſchien.

Von dem Strande, welcher nun Stabiä, die faſt zweitauſend Jahre in Aſchenregen begrabene Stadt, lieblich überblüht, gelagert zwiſchen dem Golf von Neapel und dem von Salern, erhebt ſich über den Spiegel des anmuthigen Meeres, erſt mit ſanfteren Hügeln, bald aber geſchwungener und kühner, ein mächtiges, vielzackiges, oben dunkel bewaldetes Kalkgebirge, deſſen fruchtbare, terraſſirte Hänge der Bienenfleiß der Menſchen überall reichlich mit Oel- und Weingärten und mit unzähligen zierlichen Ortſchaften überbaut und geſchmückt hat. So vollendet iſt daſelbſt das Werk des Fleißes, daß es vor die Augen tritt wie ein müheloſes, unmittelbar göttliches Geſchenk, als habe das Paradies ſich herniedergeſenkt in die Thäler und um die Lehnen der zackigen Anhöhen.

Unter den vielen Ortſchaften aber erhebt ſich eine, Gragnano genannt, beſonders geſegnet mit köſtlichen Purpurtrauben. So reichlich trägt die Rebe dort, daß die Winzer noch im Schatten gehen, wenn ſie ſchon die Blätter hinweg gebrochen: die Trauben allein geben Schatten genug. Nicht zu früh, nicht zu ſpät reifen ſie dort an den luſtigen Hängen und füllen die gewaltigen Fäſſer mit köſtlichem Getränk, ſo daß die Beſitzer daſelbſt von Jahr zu Jahr an Wohlhabenheit zunehmen. Ja, rings um den ganzen ſchönen Golf ſagt man, will man Jemanden als wohlhabend bezeichnen: er hat ſein Kellerchen in Gragnano.

Nun hatte daſelbſt vor Jahren Gott einem Mann Namens Strintillo ſolcher Kellerchen nicht nur eines, ſondern mehrere beſchieden, auf deren Beſitz ſich Herr Strintillo nicht wenig zu Gute that. Seine liebſte Rede war: Ich bin Don Strintillo, und was ich haben will, muß geſchehen! — Herr Strintillo wollte jedoch manchmal ſehr dummes Zeug; beſonders wenn ihm dergleichen geträumt hatte; denn er war über alle Maßen abergläubig und hielt gewaltig viel auf ſeine Träume. So hieß er einſt in eine dürre Felszacke einen Brunnen hauen, weil ihm dort im Traum von ſeinem Vetter Ciccio ein Glas Waſſer gereicht worden. Als man ihm aber vorſtellte: hier werde kein Waſſer kommen, ſprach er: Ich bin Don Strintillo, und was ich haben will, muß geſchehen! — Soſort wurde mit dem Hauen des Brunnens begonnen. Man ſprengte, daß die Steine flogen. Drei Monate vergingen, — immer kam noch kein Waſſer; aber Don Strintillo verlor den Muth nicht und würde, jedem Spötter zum Trotz, noch heute graben laſſen, hätte ſein Vetter Ciccio nicht Waſſer in die Grube gegoſſen und ihm ein Glas daraus geſchöpft und zu trinken gereicht. — Wer hat nun Recht? fragte Don Strintillo und trank das Glas rein aus. Zwar kam ſpäter, troß alles Grabens, kein Waſſer mehr nach; aber Don Strintillo hielt den Traum für erfüllt und war zufrieden, und als man ihm einige Zeit nachher von Ciccio's Liſt ſagte, ſprach er: So ſagt ihr nur, damit ich nicht Recht haben ſoll, und Alles endigte damit, daß er nur deſto mehr im Glauben an ſeine Träume beſtärkt wurde, recht nach dem alten Sprichwort: zerſtoße den Narren im Mörſer, und er wird ein Narr bleiben nach wie vor. Jeden Morgen, ſogleich nach dem Frühgebet, langte Don Strintillo nach ſeinen Traumbüchern, deren er nicht genug bekommen konnte. Dieſelben widerſprachen ſich zwar hie und da; aber das war ihm eben recht; denn traf ſein Traum nach dem einen Buche nicht ein, ſo fand er in dem andern Troſt. Alles, was ihm widerfuhr, wußte er immer hinterher den Träumen anzupaſſen, die er kurz vorher oder lange vorher gehabt hatte. Als ihm ſeine gute Frau ſtarb, ſagte er zu ſeinem Vetter Ciccio mit Thränen in den Augen: Da ſieh, wie meine Träume zuletzt doch eintreffen! — Vor drei Jahren, juſt in derſelben Nacht, ſah ich im Traum eine Katze, die auf glühenden Kohlen ſtand und gewaltig ſchrie. Was dieſe Katze bedeuten ſollte, konnte ich damals in meinen Büchern nicht finden und auch nicht denken; nun iſt es aber klar: die Katze, die auf Kohlen ſteht, iſt meine Frau im Fegefeuer; denn unter uns geſagt, ſie kam mir manchmal nicht aufrichtig vor. Nun aber laß uns für ihre arme Seele beten.

Ihr thut ihr Unrecht, ſagte Don Ciccio.

Laß uns beten, ſagte Strintillo, vor Gott ſind wir Alle Sünder!

Zum Glück wurde ſeine ſchöne Tochter Angiolina nicht von ihm erzogen, ſondern von einer verſtändigen Muhme, die er ins Haus genommen, und wuchs an Seel' und Leib ſo herrlich heran, daß ſie mit ſechzehn Jahren das Wunder der ganzen Gegend war. Unzählige Freier hatten ſich bereits vergeblich bei dem wunderlichen Vater um ſie beworben, als eines Tages zwei bei ihm zuſammentrafen, welche ſich beſſer berechtigt glaubten als alle früheren. Der ältere dieſer Freier, Don Granco, war zwar von Geſtalt häßlicher und drolliger, als man irgend ein Figürchen aus Brod kneten könnte, dabei jedoch der wohlhabendſte Mann in Gragnano und, was ihn bei Strintillo gleichermaßen empfahl, wie er, ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Träumen. Der andere dieſer Freier aber war das Gegentheil von dieſem, weder ein Träumer noch mit Reichthümern geſegnet, aber ſonſt mit Allem ausgeſtattet, was an jungen Leuten wohlgefällt. Er war jung und ſchön, kräftig und rührig und raſch in Allem was er that, der beſte Tänzer am Ort und geliebt von Jung und Alt. Begabt mit der ſüßeſten Stimme, die je von Mannesmund erklungen, verſtand er zu Tänzen und Spielen augenblicklich die zierlichſten Weiſen und Lieder zu erfinden, und hatte vor Kurzem erſt in einem Wettſingen mit den beſten Improviſatoren der Umgegend eine ſchön ausgelegte Mandoline gewonnen, zu deren beſeelten Klängen er unter Angiolinens Fenſter manch ſchmelzendes Lied gehaucht. Kurz, Don Granco beſaß das Herz des Vaters und Giovanni das Herz der Tochter, und war bei dem Alten ebenfalls ſo wohl angeſchrieben, daß er die beſte Hoffnung hatte. So gerüſtet traten Beide zugleich in das Zimmer, Jeder im Vertrauen auf ſein Glück, hatte Keiner ein Hehl vor dem Andern, und Giovanni ließ den drolligen Don Granco ſeine Werbung zuerſt anbringen. Dieſer hub folgendermaßen an: Mein ehrenwerther Freund Strintillo, vielleicht iſt Euch bereits bemerklich geworden, wie mich ſchon ſeit geraumer Zeit der Liebesgott quält und peinigt, und zwar um Eurer ſchönen Tochter willen, welche, wie alle Welt weiß, von der Naſenſpitze bis zur kleinen Zehe nichts Andres iſt als ein Zucker und ein Honig, und, daß ich es kurz herausſage, durchaus gemacht für Euren Diener Granco. Viel Redens kann ich nicht machen, gebt ſie mir zum Weibe: ich ſtelle ſie in ein Glasſchränkchen und laſſe kein Stäubchen auf ſie fallen, ſo wahr ich Granco bin, es ſoll Euch nicht leid werden! — Ihr wundert Euch vielleicht, woher ich den Muth nehme, und ſogar auf einmal mit der Thür ins Haus falle?

Doch ſeht dieſe zerknitterte Schlafmütze dahier und vernehmt, was mir dieſe Nacht geträumt hat.

Bei dieſen Worten ward der arme Giovanni leichenblaß. Auf einen Traum ſeines Nebenbuhlers war er nicht gefaßt, und da er Strintillo's Leidenſchaft für Träume kannte, fürchtete er ſehr, daß Granco die Oberhand gewinnen könnte.

Der Traum iſt, fuhr Granco fort, ſo gut wie einer ſein kann, und ein Morgentraum, er paßt überall ein und ſchließt zuſammen, daß gar keine Fuge bleibt. Hierauf erzählte Granco mit langweiliger Ausführlichkeit: wie ihm Angiolinchen im Traum erſchienen ſei, um und um mit Blumen beſteckt, und ihm eine Roſe gegeben habe; wie ſie dann zuſammen einen großen goldenen Fiſch gefangen und mit einem Hammer todtgeſchlagen hätten; der Fiſch aber habe ſo viel Rogen gehabt, daß alle ſeine Keſſel und Töpfe nicht langen wollten, ihn aufzunehmen. Als er deßhalb den Hut abgenommen, ſich hinter den Ohren zu kratzen, ſei er aufgewacht, die Schlafmütze in der Hand, die er vor Freuden über den prächtigen Traum ganz zerküßt und zerbalgt habe. Da ſeht, wie ſie ausſieht, überall zerknittert und zerknüllt!

Warum aber dünkt Euch der Traum ſo gut? fragte Giovanni. Da ſagte Don Granco: Wenn Ihr es ihm nicht ſelber anſehet, will ich Euch belehren; der Traum iſt ſechsmal gut:

Einmal, weil der Gegenſtand der Liebe ſelber darin iſt.

Zweitens, bedeuten die Blumen, daß das Zuckerkind bald heirathen wird.

Drittens, bedeutet die Roſe, die ſie mir gab, daß ich ein beneideter Mann ſein werde.

Viertens, bedeutet das Angeln und daß der Fiſch anbeißt, unſere Heirath, und daß wir immer wohlhabend ſein werden, denn der Fiſch war von Golde.

Fünftens, bedeutet der Hammer, daß wir die Heirath durchſetzen werden, es mag in die Quer kommen, wer da will, und endlich:

Sechstens, bedeutet der viele Rogen zahlreichen Kinderſegen.

Nun ſagt ſelber, was fehlt dem Traum noch an ſeiner Vollkommenheit? Fragt einmal Don Strintillo, er iſt gelehrter als ich; aber er mag ihn nach Rothbart's Traumbuch auslegen, oder nach Schwarzbart's, er iſt gut und bleibt gut. Nach der klugen Sibylle fällt er freilich anders, aber da ſind die Nummern verdruckt, und wer ihr traut, iſt immer betrogen. Was meint Ihr, Dou Strintillo, fragte Granco mit zuverſichtlicher Miene, iſt er nicht gut, iſt er nicht prächtig?

Aber Strintillo, der auf keine Frage raſch zu antworten gewohnt war, und der, unter uns geſagt, noch etwas auf die Sibylle hielt, bewegte nachdenklich den Kopf, wandte ſich zu Giovanni, und fragte: Hat Euch auch etwas geträumt? —

Mir? Nein — oder doch, ja, entgegnete Giovanni, und ergriff die Hand Strintillo's: Mein lieber Don Strintillo, ſeit ich Eure Tochter geſehen, lebe ich beſtändig, Tag und Nacht, in dem Traume fort, daß nie Leute glücklicher zuſammenleben würden, als Eure Tochter und ich! Hiebei ſtanden ihm die hellen Thränen in den Augen. Don Strintillo ſah ihn freundlich an und ſagte: Nun, mein lieber Giovanni, ich weiß, daß meine Tochter Euch wohl will, und habe nichts gegen Euren wachenden Traum und gegen Euren ſchlafenden auch nichts, ehrenwerther Don Granco. Beide Träume können recht gut ſein, doch erſtens, habe ich ſie nicht ſelber geträumt, und zweitens, ſeid ihr an einem böſen Tage zu mir gekommen, denn hört: als ich dieſen Morgen ausgehen will, kommt mir rechts ein altes Weib entgegen, links huſcht mir ein Häschen über den Weg, und wie ich wieder ins Haus trete, läuft mir, bis ins Zimmer, Ciccio's rother Hund nach, der mir nie Gutes bringt. Daher iſt der heutige Tag ſehr böſe, und gar nicht gemacht, um dergleichen zu beſchließen, geduldet euch alſo noch heute, morgen früh ſollt ihr ausführlichen Beſcheid haben. Keiner von euch wird darum von mir verachtet; aber ich will die Sache beſchlafen. Der Himmel wird mir einen Wink geben, dem ich folgen kann. Das Schickſal meines einzigen Kindes liegt mir zu ſehr am Herzen, als daß ich dergleichen ohne himmliſchen Rath beſchließen könnte. Lebt wohl. Heute drohet Unglück in meinem Hauſe, darum wird euch weder Speiſe noch Trank gereicht. Ein andermal ſollt ihr mir herzlich willkommen ſein.

Mit ſolchen Reden entließ Don Strintillo für dieſen Tag die beiden Freier. Don Granco fand Alles ſehr natürlich und blieb, im Vertrauen auf ſeinen ſechsmal vortrefflichen Traum, ſo glücklich als vorher. Aber Giovanni gerieth, als er das Haus verlaſſen, über den abergläubiſchen Strintillo ganz außer ſich, und als er ins Freie kam, rief er zum blauen Himmel empor: Wenn das Schickſal eines Weſens wie Angiolina an Strintillo's albernen Träumen hängt, was ſoll aus ihr, was ſoll aus mir werden! Lieber himmliſcher Vater, erhelle doch die Augen des Alten, daß er die Tochter nicht auf ewig unglücklich macht, thue ſeinen Sinn auf über ſeine Thorheiten, oder willſt du ihn nicht umſchaffen, ſende ihm wenigſtens einen Traum, worin Angiolina ihm um den Hals fällt und ihn bittet, mich zu nehmen; oder wie du ſonſt ſeinen Willen lenken willſt, denn du vermagſt ja Alles und Jedes, wie deine Weisheit es für gut findet! — Dieſer letzte Gedanke machte Giovanni etwas ruhiger. Langſam ſchlich er zurück unter Angiolinens Fenſter und flüſterte die traurige Botſchaft hinauf. Angiolinchen, obwohl ſelbſt erſchrocken, ſuchte ſeine Sorgen zu beſchwichtigen, und ſagte zu ihm: Lieber Giovanni, tröſte dich, mein Vater hat dich lieb, wir wollen Gutes hoffen, gehe nach deinem Weinberge und zerſtreue dich mit Arbeiten. Geh, ich will auch etwas vornehmen, ſo wird Sorge und Unruhe am beſten bekämpft. Langſam ging Giovanni nach ſeiner kleinen Beſitzung. Sie ſchien ihm heute kleiner als je, weil er ſie mit Granco's Gütern verglich. Er ging an die Arbeit und kämpfte mit Gewalt gegen ſeine Sorgen, aber er war immer noch in einem Zuſtande, der einem Fieber glich. Der Mond ſchien lieblich und klar, es trieb ihn nach dem Hauſe ſeiner Geliebten, er nahm ſeine Mandoline mit und ſpielte unter ihrem Fenſter alle Lieblingsweiſen; aber wenn er an den andern Morgen gedachte, ſanken ihm die Hände von den Saiten. Geh zur Ruh, lieber Giovanni! bat Angiolina mit ſüßem Flüſtern mehrere Male flehentlich. Er ging auch, kam aber immer wieder zurück, und um Mitternacht ſang er unter dem Fenſter der Kleinen, die ſelbſt nicht that, was ſie ihn hieß, folgendes Lied aus ſeinem Herzen, während der Veſuv dazu leuchtende Gluten in die Mondnacht emporwarf:

Unruhige du, du rufſt mir: ruhe! zu;
Bin todesmüd' und finde doch nicht Ruh!
Wo ruht des Schiffers Haupt im Sturmesdrang?
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

Ich bin der glüh'nde Stein, der dort entfleugt
Dem Schlund und, ſchon im Fallen, wieder ſteigt,
Emporgewirbelt von erneutem Drang,
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

Ein Ameishaufen bin ich, den geſtört
Die Lieb', all meine Sinne ſind verkehrt.
Am Himmel wankt vor mir der Sterne Gang.
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

Ich bin die Wachtel, überm Meer verirrt,
Kein Land erblickt ſie, jagt und ſchlägt und ſchwirrt,
Dicht unter ihr der Wellen Grabgeſang.
Ach Gott! ach Gott! wie iſt die Nacht ſo lang!

In ſolchen Gedanken kam den beiden Liebenden der Morgen heran, und ſie erwarteten mit Ungeduld Strintillo's Erwachen.

Don Granco nahm, wie wir wiſſen, die Sache viel ruhiger, er verließ ſich auf ſeinen Traum, that einen guten Schlaf, erwachte jedoch bei Zeiten, legte ſogleich die zierlichſten Kleider an, die ſich in ſeinen Kiſten und Kaſten vorfanden, und machte ſich auf den Weg nach Strintillo's Hauſe, vor welchem er den guten Giovanni mit ſeiner Mandoline ſitzend fand.

Schon hier? fragte Granco.

Ja wohl, ſagte Giovanni, wir kommen noch zu früh, Don Strintillo iſt noch nicht erwacht.

O wohl iſt er erwacht! rief Strintillo und erſchien an der Thür: kommt herein, ihr beiden Herren, ihr ſollt Beſcheid haben. Ich habe einen Traum gehabt, der an Schönheit ſeines Gleichen ſucht und ſo deutlich iſt, daß ihr ihn euch ſelbſt auslegen könnt, ſo wenig ihr vom Traumauslegen verſteht.

Don Granco trat freundlich ein und rieb ſich die Hände, zitternd folgte Giovanni. Da ſetzt euch und hört meinen Traum! ſagte Strintillo. Beide ſetzten ſich und der Träumer hub an: Geſtern, als ich mich ſchlafen legte, nahm ich mir feſt vor, über eure Angelegenheit zu träumen. Es währte nicht gar lange, ſo kam ich aus der Finſterniß des Schlafes in einen wunderſchönen großen Weingarten, der mich ſehr in Verwunderung ſetzte; denn an den Trauben, die dort hingen, waren die Beeren ſo groß, daß jede Beere wohl einen Schoppen halten mochte, und jede Traube mochte gegen die tauſend Beeren haben, aber die Trauben, die da waren, konnte ich nicht zählen; denn es war Alles roth und ſchwarz davon, über und über! Das Sonderbarſte war, daß ſich die Trauben vor meinen Augen färbten und reif wurden, und die reif wurden, ſanken zu Boden und ließen den Moſt von ſelbſt ausgehen, in Rinnen von weißem Marmor, die unter den Weinſtöcken waren. Alle die Rinnen aber gingen zuſammen in einen großen Teich. Wem mag wohl der Weinberg gehören? dacht' ich bei mir und ſah mich um nach Jemandem, der es mir ſagen könnte. Da war eine Gans, die von den Beeren fraß, und Etwas herſchnakterte, das immer klang, wie Bräutigam, Bräutigam. — Sollte das meiner Tochter Bräutigam ſein? dachte ich weiter. — Ja, ja, ja, ſchnatterte die Gans. Indem ich ſo weiter gehe, kommt mir mein Vetter Ciccio entgegen und ſagt mir: wo bleibſt du, Strintillo, laſſe die Hochzeitsgäſte nicht warten! — Aber ſo geſchwind ging das nicht; denn ſtatt Sandes waren alle Gänge ſo dick voll Ducaten, daß wir manchmal bis an die Bruſt hineinſanken. Endlich kamen wir in einen Keller, wo noch mehr volle Weinfäſſer lagen, als ich oben Trauben geſehen hatte. Wem gehört dies Alles? fragte ich Ciccio. Angiolinens Bräutigam, war die Antwort. Wir mochten ſo, wohl ein paar gute Stunden, bei lauter vollen Fäſſern vorbeigekommen ſein, als der Keller endlich ein Ende nahm und ſich nach einem großen freien Platze öffnete, wo ganz unzählige Hochzeitgäſte ſämmtlich auf ungeheuren Würſten ſaßen, an Tiſchen von runden Käſen, in deren Mitte jedesmal Springbrunnen von lauterem Wein waren, die nach allen Gäſten hin Strahlen ſchoſſen. Weder Gläſer noch Flaſchen waren zum Trinken geſtellt, und die Gäſte fingen auf gut ſpaniſch den Strahl, der auf ſie zukam, mit den Mäulern auf, welches überaus luſtig zu ſehen war. Auf den Tiſchen waren Meſſer gelegt, womit die Gäſte ſich nach Belieben Käſe von den Tiſchen losſchnitten. Mitten auf dem Platze ſtand ein großer Ofen, wo man gar fette Ochſen hineintrieb, die auf der andern Seite, köſtlich gebraten, wieder herauskamen und um die Tiſche herumſpazierten, wo ſich dann jeder Gaſt ſein Lieblingsſtück losſchnitt, worauf die Ochſen ſich allemal höflich verneigten und wieder weiter gingen. Auf der anderen Seite war ein Teich von heißem Oel, worin ungeheure gebratene

Fiſche herumſchwammen. Dort amüſirten ſich viele Gäſte mit Harpuniren und holten ſich allemal den Fiſch heraus, zu dem ſie Luſt und Appetit hatten. Ebenſo war es mit dem Federvieh beſtellt, welches, von einem großen Paſtetenrande eingehegt, theils gebraten, theils gekocht, theils gedämpft herumlief, auch in allerhand Saucen ſchwamm und ebenfalls ſehr artig den Rücken oder die Bruſt hinhielt, je nachdem man ſich dieſes oder jenes Pfaffenſchnittchen losſchneiden wollte. Für Die, welche gern Maccaroni aßen, hingen ſie von den Bäumen herunter wie Palmenzweige, ſo niedrig, daß die Liebhaber davon die Hände auf den Rücken legten und ſie mit den Zähnen abriſſen, wie Ziegen das Laub abknubbern; ſie durften auch nicht erſt Käſe daran thun, denn aller Staub, deſſen dort viel herumflog, war fein geriebener Parmeſankäſe, ſo daß die Maccaronigäſte über und über zu lauter Käſe wurden. So reichlich war Alles bei dieſer Hochzeit, und ich ſah mich noch immer vergeblich nach dem Bräutigam um. Endlich kam er daher mit meiner Tochter an der Hand.

Nun, und wer war es? fragte Granco ganz freundlich.

Er war aus Gragnano, das hörte ich ſagen.

Aber wer war es? fragte Granco noch vergnügter.

Wer es war, mein lieber Granco, das konnte ich unmöglich erkennen, antwortete Strintillo; denn dieſer Bräutigam ſtrotzte ſo von Gold und Juwelen, daß ich vor Glänzen durchaus ſeine Figur nicht ausnehmen konnte; ſo viel Mühe ich mir gab, ich konnte mir ſeine Züge nicht zuſammenfinden, bis ich über dieſer Bemühung aufwachte; da ſchien mir die helle Morgenſonne gerade ins Geſicht. Nun rathet ſelbſt, auf wen deutet der Traum?

Nun, jedenfalls auf einen wohlhabenden Mann, ſagte Granco lächelnd.

Richtig, ſagte Strintillo, ein Reicher ſoll ſie haben, dann wird ſie glücklich ſein, weiter ſage ich nichts, und nenne Keinen, um Keinen zu beleidigen. Wer ſich ſo reich glaubt, richte binnen drei Wochen ein Feſt zu. Gefällt es mir, ſo ſoll es ſein Hochzeitfeſt ſein, und er mag meine Tochter heimführen mit allem Segen Gottes.

Aber . . . begann da todtenbleich Giovanni.

Nichts weiter, fiel ihm Strintillo in die Rede, ich bin Don Strintillo, und was ich haben will, muß geſchehen! Damit ging er in ſein Gemach und ließ die beiden Freier in ſehr verſchiedenen Empfindungen ſtehn.

Don Granco, ſeines Sieges mehr als gewiß, kniff vor Freuden den Mund zuſammen, blies ſein Oberlippchen auf, drückte gleich einem Kropfſtäuberich das Kinn an den Hals und gurrte behaglich Hm, hm! Damit ging er und nahm ſich ſo drollig aus, daß auch ein Todter über ihn hätte lachen müſſen. Doch Giovanni lachte nicht, der Arme ſtand da wie gefroren. Sein Auge ſah nicht mehr, ſein Ohr hörte nicht mehr.

Hätte Jemand ihm ein Meſſer durch das Herz geſtoßen, er würde den Stoß nicht gefühlt haben. Die helle Morgenſonne ſchien ihm in die offenen Augen, aber er war wie in finſtrer Nacht. Er wankte hinaus, als wäre der feſte Boden unter ihm nur Wind und Woge.

Angiolina, die mit der treuen Muhme am Fenſter lauſchte, rief ihm mit Zittern entgegen: Nun? —

Er blickte ſie an, bleich wie der Tod, ſchlug ſich mit der Hand aufs Herz und wankte ſtumm dahin.

Giovanni! Giovanni! rief ihm die Geliebte nach; aber er wandte ſich nicht wie ſonſt. — Er wankte fort, bis ihn der Schmerz gewaltſam zur Erde niederzog. Angiolina ſah ihn ſinken: da vermochte ſie nicht mehr, ſich zu halten, ſie eilte die Treppe hinab und hin zu ihm. Unter einem Mandelbaume lag er wie entſeelt. Den Hut hatte er von ſich geſtoßen, ſein Geſicht an die Mutter Erde gedrückt.

Giovanni! Giovanni! rief Angiolina aus zitternder Bruſt, und warf ſich ihm zu Häupten, aber Giovanni winkte ihr hinweg, nahm mit beiden Händen Staub von der Erde, und ließ ihn in ſeine blühenden Locken fallen. Giovanni! Giovanni! rief Angiolina und nahm ſein Haupt in ihre ſchönen Hände: nicht ſo, nicht ſo! lieber, ſüßer Giovanni! Soll ich mit dir ſterben? rief ſie ſchluchzend, und der Strom von heißen Thränen, den ſie über ſeine Stirn ergoß, ſchien ihn wieder zu beleben. Was iſt geſchehen? fragte ſie, doch Giovanni vermochte nicht zu antworten. Indem war die treue Muhme herangekommen und fragte: Kinder, was iſt euch? Nur mit Mühe konnte ſie von Giovanni den Hergang herausfragen. Auch ſie ward von dem grauſamen Spruch Strintillo's, deſſen Starrſinn ihr wohl bekannt war, herzlich betrübt und weinte mit den Trauernden als gute Chriſtin, endlich aber faßte ſie ſich und ſprach: Liebe Angiolina, geh nur wieder heim, es könnte dich Jemand hier ſehen, und das wäre nicht gut! — Ach! ob mich Jemand hier ſieht oder nicht! Wer im Sterben liegt, frägt wenig mehr nach der Welt! erwiderte das holde Kind faſt ſtimmlos.

O! faſſet euch, liebe Kinder, ſprach die Muhme wiederum; vielleicht iſt noch nicht Alles verloren. Geh zurück ins Haus, Angiolina. Geh, bete zu Gott und der heiligen Jungfrau; die vermögen den Sinn des Vaters wohl noch zu wenden, und du, Giovanni, raffe dich auf. Weißt du, was du thuſt? — Geh zu meinem Bruder Ciccio, der iſt ein ſtudirter Mann; vielleicht giebt der dir guten Rath?

Guten Rath? — Kann er mir ſagen, wie, wer arm iſt, in acht Tagen zum reichen Manne wird, auf ehrliche Weiſe, kann er das?

Geh zu meinem Bruder Ciccio! ſag' ich dir, wiederholte die Muhme. Beſſeres vermag ich dir jetzt nicht zu rathen. Folge mir, geh! So trennte ſie die beiden Liebenden. Angiolina wankte langſam mit ihr ins Haus zurück, Giovanni zögernd zu Don Ciccio.

Warum ſo traurig? trat ihm dieſer entgegen. Da faßte Giovanni Ciccio's Hand und ſchüttete ſein ganzes betrübtes Herz aus. Wieder eine ſchöne Geſchichte von Strintillo! rief Ciccio erbittert aus; ich habe ſchon oft geſagt, die Träume bringen ihn noch ums Himmelreich! — Armer Giovanni! was ſich für dich thun läßt, ſoll gethan werden, aber . . . . hiebei zuckte Ciccio mit den Achſeln — Strintillo wird Strintillo bleiben; was in ſeiner Haut ſteckt, iſt alles närriſch. Ich kann dir wenig Hoffnung geben, laß uns aber doch auf friſcher That einen Angriff auf ſein Herz verſuchen und zwar mit all den Seinen; komm, wir wollen uns noch den Pater Antonio mit zu Hülfe nehmen, der predigt wie Paulus: wenn der ihn nicht mürbe macht, ſo iſt und bleibt er ein Stein und dein Schickſal von Eiſen! Damit ergriff der gute Don Ciccio Hut und Stock, nahm ein kleines Säckchen mit Senfſamen in die Hand und ging mit Giovanni zu Pater Antonio. Dieſen fanden ſie zwar bereit, ihnen beizuſtehen, und er ging mit ihnen; aber er gab Giovanni faſt noch weniger Hoffnung, als Ciccio. So traten die Drei in das Haus Strintillo's und mit Ciccio in das Zimmer der Muhme Cecca, die ſeine Schweſter war, und bei welcher ſie Angiolinen fanden. Ach, ſagte Cecca, wie ſie von dem Vorhaben der Kommenden hörte, heute werden wir ſchwerlich zu

Strintillo gelangen! Er hat ſich feſt verſchloſſen und läßt Niemanden vor. — Schadet nichts, ſagte Ciccio, ich thue wie Unverſtand und werde ſchon eindringen! Hier in dem Säckchen habe ich ein Pröbchen von dem Senfſamen, nach dem Strintillo ſchon ſo lange verlangt hat, damit werde ich die Thür öffnen! Ihr bleibt noch zurück, ich gehe zuerſt hinein und rede mit ihm, dann ſpäter kommſt du nach, Cecca, dann Angiolina, dann Giovanni, und wenn unſer Bitten und Ermahnen nichts fruchtet, will der gute Pater Antonio das Letzte verſuchen. Hiemit ging Don Ciccio, das Säckchen in der Hand, auf Strintillo's Zimmer los. Vorſichtig folgten die Andern. Ciccio pochte.

Niemand herein! rief Strintillo.

Ich bin es, lieber Vetter, ſagte Ciccio.

Niemand herein! rief Strintillo wiederum.

Gut, ſagte Ciccio, ſo werde ich dir den Senfſamen durch das Schlüſſelloch hineinblaſen! Hiemit nahm er deſſen, halbe Hände voll, und blies ihn durch das gewaltig große Schlüſſelloch.

Ach ſo? kommſt du endlich mit dem Senf? fragte Strintillo und öffnete die Thür.

Ja wohl, ich bringe dir Senf, ſagte Ciccio, und zwar von zweierlei Art.

Von zweierlei?

Ja, von zweierlei: erſtlich hier den in dieſem Säckchen, wie gefällt dir der?

Der iſt ſehr ſchön, ſehr ſchön!

Nicht wahr, der iſt ſchön! Aber, Strintillo, der andere iſt noch bei weitem ſchärfer.

So? Nun, dann bin ich begierig; wo haſt du ihn?

Hier auf meinen Lippen.

Auf den Lippen? Ich ſehe ja nichts.

Er kommt ſchon, ſagte Ciccio. Du weißt doch, daß der gute Senf den Kopf aufräumt und die Gedanken klar macht, ſieh, ſolchen bring ich dir auf den Lippen; ſage mir doch, Strintillo, wie kannſt du es über das Herz bringen, dein Kind vor dir ſterben zu ſehen?

Höre, Ciccio, nahm Strintillo das Wort, wenn das dein Senf iſt, ſo trage ihn wieder hinweg, ſolchen brauche ich nicht!

Gerade ſolchen brauchſt du, lieber Strintillo, du mußt nieſen, bevor du klar ſieheſt, was du thuſt. Du mordeſt dein Kind, wenn du ſie dem braven Giovanni nimmſt und dem runzligen Granco giebſt. Willſt du denn Meerſpinnen zu Enkelkindern haben?

Ich folge dem Wink des Himmels, ſagte Strintillo, dabei bleibt's! Was der Himmel beſchließt, darüber müſſen wir Menſchen nicht grübeln.

Aber iſt denn dein vermoderter Betthimmel, unter dem du träumſt, unſer Herrgott, oder biſt du ein Heiliger, der Viſionen hat?

Nein, ſagte Strintillo, aber ich bin Don Strintillo, und was ich haben will, muß geſchehen.

Hierüber trat die Muhme ein, laut weinend, und bat Strintillo mit Händeküſſen, ſeinen Sinn zu ändern; aber was auch geſagt wurde, Strintillo kniff den Mund feſt zuſammen und blieb ſtumm.

Angiolina tra thinein und warf ſich ihm zu Füßen; ihr Schmerz rührte ihn zu Thränen, aber er blieb ſtumm.

Giovanni trat herein und brachte ſeine Sache vor, ſo gut er konnte; doch Strintillo blieb ſtumm; Nichts veränderte den ſteinernen Mann.

Endlich kam auch der Pater Antonio, hieß die Andern hinausgehen und ſprach allein zu ihm, und, wie es den Horchern ſchien, eindringlich; denn Strintillo brach endlich ſein Schweigen. Wie aber erſchraken ſie wiederum, als ſie, ſtatt günſtiger Worte, Folgendes vernahmen:

Glaubt mir, ehrwürdiger Pater Antonio, ich leide bei den Schmerzen meines Kindes, wie Abraham auf Moria; doch menſchlicher Wille muß dem himmliſchen nachgeſetzt werden. Mein Traum ſei nicht himmliſch, ſondern Blendwerk der Hölle, ſagt Ihr? Woher wollt Ihr das beweiſen, warum ſoll er nicht gut ſein? Was Arges widerfährt denn meiner Tochter? Beide ſind gleich brave Leute, Beide haben ſie lieb, — dem Reichſten geb' ich ſie. Da ſagt Ihr mir, ſie liebe nur Einen von Beiden: o glaubt mir, die Liebe lahmt zuweilen; doch kommt ſie ſpäter nach. Frauen ſind wie die Weinreben, ſie laſſen ſich an jeden Mann binden und gewöhnen ſich an jeden, der ſie zu ziehen weiß. Wie war es denn mit meiner Seligen? Sie wollte mich erſt durchaus nicht haben: in der erſten Nacht wollte ſie mir entlaufen, am Ende fand ſie ſich doch recht gut in mein Hausweſen, und wenn wir uns ſpäter oft gezankt haben, geſchah es nur aus guter Meinung. Darum, Pater Antonio, laſſet ab, mich zu peinigen und zu röſten. Es kann Euch Alles nichts helfen. Die Tochter iſt meine Tochter, ihr Vater heißt Don Strintillo, ich bin Don Strintillo, und was ich haben will, muß geſchehen!

Nach dieſer Rede machte Strintillo den Mund wieder feſt zu. Da mochte Pater Antonio predigen, ſchelten, mit göttlicher Strafe drohen und die Hölle malen, ſo roth er wollte, Strintillo blieb verſchloſſen, wie die Auſter, zu der man kein Meſſer hat. Endlich ging Pater Antonio von ihm hinweg. Nun ſoll mir kein Senf mehr da herein kommen! ſagte Strintillo und verrammelte die Thür.

So! mache zu, verrammle dich, daß kein guter Gedanke mehr zu dir kann! ſagte Ciccio, Thränen des Zornes in den Augen, und wandte ſich ſanft zu Giovanni: komm, mein lieber Giovanni, faſſe dich, der Hochzeittag iſt noch nicht da. Gott thut viel in einem Augenblick, wie viel mehr kann er in acht Tagen thun. So redete Ciccio zu Giovanni und ſah ihm dabei theilnehmend in die Augen, die er voll Thränen glaubte; doch zu ſeiner großen Verwunderung fand er ſie trocken und ſein Geſicht bleich, aber unerwartet heiter.

Ich danke Euch, Herr Notar, und Euch, Pater Antonio, ſagte Giovanni ganz gelaſſen, eben ſo gelaſſen: Lebe wohl! zu Cecca und lebe wohl! zu Angiolinen, die halb entſeelt auf ihr Zimmer geführt ward, und leichten, ja fröhlichen Trittes eilte der Jüngling aus dem Hauſe, ein Liedchen ſummend, gleich als wäre nichts Uebles vorgefallen. — Dieſen Leichtſinn begreif' ich nicht, ſagte Ciccio. — Ich begreife ihn wohl, ſagte Pater Antonio. Der tiefſten Verzweiflung iſt es eigen, die ſchreckliche Gegenwart gleichſam zu überſpringen und in das zu flüchten, was wir Leichtſinn nennen. Ein getroffener Hirſch ſpringt hoch empor, ehe er niederſinkt und ſich verblutet. Er iſt nicht ſo heiter, wie er ſcheint, glaubet mir! — Und Pater Antonio hatte Recht. Giovanni ging die Straßen hindurch, wie es ſchien, fröhlicher als ſonſt. Er nickte ſogar Don Granco, der ihm des Weges entgegenkam, einen ſo freundlichen Gruß zu, daß dieſer ſich ganz erſtaunt nach ihm umwendete. Aber der Jüngling war nur der Fröhlichkeit hohles Bild, in ſeinem Innern tobte es wie eiſiger Winterſturm und trieb ihn fern von Menſchen. Die Gärten vorüber, klomm er höher und höher das wilde Gebirg hinan, einſamer, immer einſamer ward die pfadloſe Gegend um ihn her, immer ſteiler die Felſen, immer ſchmaler die herabrinnenden Bächlein. Schaaren kleiner Waldvögel flogen vor ihm auf aus den Myrten und Lorbeerbüſchen, bis er unter einer Felswand dicht an einem Abgrunde erſchöpft niederſank. Zu ſeinen Füßen lag, gleich dem entfalteten bunten Schweif eines Pfauen, alle Herrlichkeit und Pracht des neapolitaniſchen Golfes und ſeiner Inſeln hingebreitet. Garten an Garten und Stadt an Stadt, an dem ſchönen Saume des Meeres, der ſich hin ſchwingt wie der Flug der Schwalbe; während ſich aus der Ebene vor den blauen Appenninen der Veſuv erhebt und, gleich bunten Blumen, Aſchengewölk auf Aſchengewölk emporthürmt. Da rief Giovanni: Heiliger Gott, wie ſchön iſt dieſe Welt, und wie unglücklich bin ich in dieſer ſchönen Welt! — Jetzt erſt brachen ihm die Thränen aus den Augen, und er weinte bitterlich. Da mußte es ſich fügen, daß zu derſelbigen Stunde der Räuber Checco mit ſeinen luſtigen Geſellen, in jener Einſamkeit umherſchwärmte, zu ſeiner Ergötzung Kaninchen zu jagen. Kühn, wie er war, kletterte er eben um den Gipfel des Felſens, an welchem Giovanni lag, als das Erdreich unter den Füßen des Räubers wich und hinabſchob. Was er auch ergriff, ſich zu halten, Gras und Buſch, Alles ward los und rollte mit ihm dem Abgrunde zu. Da vernahm Giovanni das Geräuſch, blickte um ſich, ſprang gewandt hinzu und, die Linke feſt um einen überhängenden Baum geſchlungen, ergriff er den Stürzenden mit der Rechten, als er eben verloren ſchien, und hielt ihn dicht an dem Abgrunde ſchwebend. Obwohl ſtark genug, ihn eine Weile zu halten, war er doch nicht mächtig genug, ihn völlig herauszuziehen, und Beider Lage ward mit jedem

Augenblicke gefährlicher, da nicht allein Giovanni's Kraft minder wurde, ſondern auch die Wurzeln des Baumes, woran ſie hingen, mehr und mehr nachließen. Giovanni aber war edelmüthig genug, ihn nicht loszulaſſen; da rief Checco ſeine Gefährten herbei, welche die Beiden, nicht ohne Gefahr, aus der peinlichen Lage befreiten. Habt Dank, ihr Braven! ſagte Checco und umarmte ſeine Freunde, doch zu Giovanni gewendet ſprach er: Dich hat Gott geſandt, ihm ſei Dank und der heiligen Jungfrau! Laſſet uns beten! Damit nahm er den Hut ab, Alle thaten ein Gleiches, knieten mit ihm nieder und beteten zu Gott und der heiligen Jungfrau. Hiebei muß erwähnt werden: dieſer Checco war zwar ein Räuber, jedoch ungewöhnlicher Art, angebetet von den Seinen und bei dem Volke mehr geliebt als gehaßt. Sein Patron war Criſpinus: er nahm den böſen Reichen und gab den guten Armen. Durch einen ungerechten Urtheilſpruch um ſein rechtmäßiges Erbe gebracht, hielt er jede Obrigkeit nur für eine Anſtalt, das Volk hinab zu drücken, hatte ſich mit mehreren ähnlich geſinnten flinken Burſchen verbunden und ſtreifte bald hierhin im Lande, bald dorthin, wie er es nannte „dem Unrecht abzuhelfen!" Bei dieſem Geſchäft nahm er es freilich nicht ſo genau, wie die lateiniſchen Bücher, in welchen die tauſend und aber tauſend Rechtsfälle verzeichnet ſind. Er ſah Alles nur entweder ſchwarz oder weiß. Verwickeltes hieb er durch, wie Alexander Magnus den Knoten, und das audiatur et altera pars war keineswegs ſein Wahlſpruch. Im Ganzen mußte bei ihm der Unglückliche ſiegen, der Glückliche wenigſtens theilen, wobei Checco ſich als Richter auch nicht völlig vergaß, ſondern oft recht anſehnlich zulangte. Wem er half, den ließ er das für ihn Erlangte ſodann, ſehr klug, in veränderter Geſtalt irgend wo, wie zufällig, finden; damit derſelbe nicht durch ſein Geſchenk in Verdacht geriethe. Zuweilen trat er, bei hellem Tage, mit ſeinen Geſellen in ein reiches Haus, wo er wußte daß eben ein erwuchertes Sümmchen lag, ſchloß die Thüren und bat ſich das Sümmchen zu guten Zwecken aus, und wer ihm dieſes nicht ſogleich herbeiſchaffte, ward weder geknebelt noch gefoltert, ſondern auf ein mitgebrachtes Leder gelegt und von den luſtigen Geſellen ſo lange geprellt, bis er, des läſtigen Spieles überdrüſſig, Ungernes gern that und Alles bewilligte. Von dieſer Art des Geldeintreibens ward Checco „der Preller" genannt; und wahr iſt es, ſeine Leute verſtanden das Prellen gut, ſie brachen Niemandem die Rippen und vertheilten die blauen Flecken, mit Anſehen der Perſon, ziemlich gleichmäßig auf dem Leibe ihrer lebendigen Spielbälle. Daß dieſes Treiben böſer Art ſei, glaubte keiner von ihnen. Alle waren jung und rüſtig und immer bereit zu den tauſend Schwänken, die Checco ſich ausfand, dieſen oder jenen Streich nachdrücklich durchzuführen. Sie bildeten zuſammen gleichſam eine luſtige Vehme und ließen zuweilen Prügel regnen auf

Schultern, die ſich dergleichen nicht vermutheten. Hatten die Schläge zuweilen nicht den richtigen Mann getroffen, ſo ſagte Checco: Nun, dafür wird ihm Gott andere Sünden vergeben, geißeln wir uns! Hierauf pflegten ſie ſämmtlich Stöcke zu nehmen, ſtellten ſich im Kreis und hieben einander weidlich durch. Verſchlagen waren Alle wie Füchſe, liſtig wie Schlangen, vorſichtig wie die Marder, und wollte man ſie fangen, ſo wurden ſie zu Aalen und entwiſchten aus den Händen der Häſcher, wenn man ſie ſchon feſt zu haben glaubte. Das ganze Gebirg, voll labyrinthiſcher Höhlen, war der Palaſt, in dem ſie wohnten. An ſteilen Felswänden hatten ſie kleine Stufen und Griffe zum Klettern gehauen, an denen ſie, gleich Steinböcken, wunderbar ſchnell hinanlaufen konnten, die aber, gleich einem Räthſel, ſo wunderlich verworren durcheinander gingen, daß Niemand den Flüchtigen nachzueilen vermochte. So hatten ſie, wo man ſie umzingelt zu haben glaubte, noch hundert Ausgänge und waren ihren Verfolgern an Liſt immer überlegen. Es war, als ob keine Kugel ſie treffen könnte, und Wenige waren im Volk, die ſie nicht für Zauberer hielten. Als hätten ſie den Carneval geplündert, erſchienen ſie bald in dieſer bald in jener wunderlichen Verkappung und gaben den Leuten viel zu erzählen. Dabei verſäumten ſie kein Madonnenfeſt, gingen fleißig zur Meſſe und bei einem Pater Namens Andronico zur Beichte, der ihnen oft harte Büßungen auflegte, welche ſie gewiſſenhaft erfüllten. So beteten ſie nun auch hier und dankten Gott und der heiligen Jungfrau für Checco's Rettung.

Aber als ſie ausgebetet hatten, ſprang Checco auf, ſchlug ſich an die Bruſt und begann zu Giovanni, der wieder in Gram verſunken war: Checco's Herz iſt dein. Du biſt traurig? kann ich dir Hülfe ſchaffen, es ſoll geſchehen. Haſt du einen Feind, er ſoll mein gewahr werden!

Mir kann Niemand helfen, als Gott! ſagte Giovanni, bedeckte ſein ſchwermüthiges Geſicht mit den Händen und ſchwieg. Checco beſtürmte ihn jedoch ſo lange mit theilnehmenden Fragen, bis er ihm, obwohl langſam, mittheilte was ihn quälte, nachdem Checco das Verſprechen gegeben, daß er weder Striutillo noch Granco ein Leid zufügen wolle; denn Giovanni wußte wohl mit wem er ſprach. Als er ausgeredet hatte, erwiderte Checco raſch: Die Umſtände ſind einfach: der Alte will dir nicht willfahren, aber wohl die Tochter. Nimm ihm die Tochter mit Gewalt, bringe ſie daher in die Wildniß und lebe mit ihr, geborgen in meiner anmuthigſten Höhle, bis der Alte ſich in die Geſchichte findet und euch verzeiht. Traue mir, die Höhle ſoll eingerichtet werden wie eine Putzſtube, nichts ſoll euch fehlen, und bliebt ihr ewig bei mir! — Dies ſagte Checco mit großer Zuverſicht; aber wie ſtaunte er, als Giovanni ſich plötzlich wie getröſtet erhub und ihm entgegnete: Checco, bald wäre gethan, was du ſagſt; aber da ſei Gott vor, daß ich ſolch

Unrecht auf mich lüde! Die Tochter iſt des Vaters; ich hätte wenig Segen davon, der alte Strintillo aber den Tod, und Angiolina würde nimmer froh. Nein, beſſer iſt ſchlicht und recht. Ich will Gott bitten, daß er mir ſeinen heiligen Engel herniederſende und mich und Angiolinen aus der Verzweiflung erlöſe, gleichwie er mich und dich hier wunderbar gerettet. Thöricht war es von mir, einen Augenblick an ſeiner Allmacht zu zweifeln. Hiemit ſchüttelte Giovanni Checco's Hand und ging vor ihm den Berg hinab. Checco aber blieb betroffen ſtehen, dann rief er ihm feurig nach: Geh, braver Knabe. Gott wird dir helfen, wunderbar, wie er uns hier gerettet! Aus dieſem Baum, der uns Beide trug, will ich ein Kreuz machen, bei dem will ich oft beten. Gott erhalte dich! Sage Niemanden, daß du mich geſehen! — Ich will es verſchweigen, ſagte Giovanni und ging. Checco aber ſprach raſch zu den Seinen gewendet: Laßt uns gehen, Geſellen, ich muß mich gegen Giovanni dankbar beweiſen. Holt das Leder, worauf ihr zu prellen pflegt, und folgt mir. Feſten Trittes ging er ihnen voran, und ſie merkten an ſeinen blitzenden Augen, daß er irgend einen Plan gefaßt. Einer lief und holte das Leder. Schweigend gingen ſie durch den Wald von ſchattigen Steineichen und Kaſtanien. Alle ſahen ſich jedoch verwundert an, als ſie merkten, daß Checco ſeine Schritte nach einer Einſiedelei wendete, welche ſehr einſam und entfernt von allen andern Häuſern lag. Der Träger des Leders fragte Checco'n, ob er Buße thun wolle und die Prellhaut in des Eremiten Kapelle weihen?

Dieſesmal nicht, ſagte Checco und ging ſchweigend auf den Eremiten zu, der erſt vor ſeiner Thür ſaß, aber bei Checco's Nahen aufſtand und ihm entgegen rief: Nehme Gott die Sünde von Euch, was ſucht Ihr bei mir?

Das thue Gott. Kennt Ihr mich?

Ob ich Euch kenne? Ihr ſeid Checco der Preller, ſagte der Eremit wie trotzend: was führt Euch zu mir?

Dankbarkeit; ich bringe Euch Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun. Ich fand eben einen braven Knaben, der mir das Leben gerettet, mit Gefahr ſeines eigenen, und ſehr unglücklich iſt. Da ihm aber zu ſeinem Glück nichts fehlt als leidiges Geld, ſo bitte ich Euch, holt Euren Schatz hervor, wo Ihr ihn verſcharret habt, und gebt ihn dem armen Teufel. Euch iſt das Geld ſo nichts nütze, da Ihr ein frommer Mann ſeid und in freiwilliger Armuth lebet. Gebt ihm den Schatz und nehmt Gottes Segen dafür!

Wie? ſagte der Eremit faſt betroffen, welchen Schatz?

Den Ihr hier im Walde gefunden.

Im Walde gefunden?

Ja, bei dem Graben der heiligen Kräuter; ſie müſſen ſehr lange Wurzeln haben, weil Ihr immer ſo tiefe Gruben macht. Laßt Euer Grabſcheit nicht liegen, ich hab' es gefunden. Ihr ſeid ein Schatzgräber, das weiß die ganze Welt.

Ich ein Schatzgräber! — Ich einen Schatz gefunden! — Ich Geld hergeben! — Ich tiefe Löcher graben! — rief der Eremit einmal über das andere.

Die Sache iſt ſicher, her mit dem Kaſten, Geizhals, ſperre dich nicht!

Aber der Eremit blieb bei ſeinen Ausrufungen: Ich einen Kaſten! Ich ein Schatzgräber! Ich einen Schatz gefunden! Ich tiefe Löcher graben! Ich Geld hergeben! Wollt Ihr heilige Kräuter? Wollt Ihr Roſenkränze? Was wollt Ihr von mir armem Manne?

Den Schatz! denn ich weiß gar wohl, du biſt allein darum Eremit, um hier umher ungeſtört und wohlfeil Schätze zu graben; weil du weißt, daß hier aus alten Kriegen Manches verſcharrt liegt. Alſo her mit dem todten Gelde, es ſoll lebendig werden!

Der Eremit aber faltete die Hände, warf ſich auf ſeine Kniee, drückte die Augen feſt zu und murmelte ein Gebet vor ſich hin.

Dein Gebet kommt nicht von Herzen, ſagte Checco. Auf! Gutes thun iſt beſſer als ſchlecht beten. Komm, wenn dir das Geld ſo feſt anklebt, wollen wir dich ein wenig ſchütteln, vielleicht fällt einiges ab.

Der Eremit blieb ſtumm.

Auf das Leder mit ihm! rief Checco, und flink ergriffen Checco's ſechs Begleiter den Eremiten, legten ihn auf die Prellhaut, trugen ihn auf einen freien

Platz, ſahen gen Himmel, dann auf ihn und prellten und fingen ihn ſo meiſterlich, daß er immer ſiebenmal länger in der Luft war als auf der Haut. Um beſſer im Tact zu bleiben, ſangen ſie ein beſonderes Lied dazu, und jedesmal wenn das Lied zu Ende war, hielten ſie inne und befragten den Gepeinigten: ob ihm nun bald der Ort einfiele, wo er den Schatz verſcharrt habe? — Aber der Eremit beharrte bei ſeinem Schweigen. Als ſie nun die Prellerei und das Lied wohl zehnmal wiederholt hatten, ſahen ſie wieder nach und befragten den Geprellten wiederum wie vor; aber er blieb ſtumm, ja er blieb ſogar in unbequemer Stellung liegen und regte ſich nicht. Sein Athem ſchien ſtill zu ſtehen. Da erſchraken die flinken Geſellen und ſprachen zu einander: Wir haben es zu arg gemacht, er iſt todt und der Schatz verloren! — Legt ihn auf den Raſen, ſprach Checco, gehen wir! — Sie thaten es. Als ſie im Gebüſch waren, ſagte Checco leiſe: Nun bleibt ſtehen und habt Acht, der Schelm erhebt ſich noch! Lange ſtanden ſie und ſpähten, endlich wendete ſich das Haupt des Eremiten langſam herum. Er ſah rechts, . . . er ſah links, . . . vor ſich und hinter ſich, und, als er Niemanden erblickte, ſprang er munter auf, ſchüttelte ſich gleich einem Pudel, der aus dem Waſſer kommt, ſtemmte die Hände in beide Seiten und kicherte, wie Jemand, der Einen angeführt hat, lachte, biß ſich vor Freuden in den

Finger, rieb vergnügt die Hände und ging fröhlich nach ſeiner Hütte.

Seht, der Schelm hat uns geſoppt und ſich nur todt geſtellt, ſagte Checco.

Prellen wir ihn noch einmal! ſprach einer der Geſellen.

Nein, ſagte Checco. Kommt, der Schelm muß anders gefaßt werden! Er hat einen Schatz, das iſt ſicher. Man ſieht es an ſeinem Lachen, er kommt ſich klüger vor, als wir ihm vorkommen; doch ich ſtehe euch dafür, er ſoll bald anderer Meinung werden!

Hiemit verloren ſich die Räuber wieder in die Wildniß, und der Eremit freute ſich, daß er die Preller mit ſeiner Liſt um den Schatz geprellt, den er wirklich beſaß und ſo ernſthaft hütete, wie irgend ein Vogel Greif in der Fabel.

Des frommen Mannes Treiben war, unter uns geſagt, einigermaßen ſchändlich und ſtellte das Gegentheil der heiligen Abgeſchloſſenheit und Gottesverehrung wahrer und ehrwürdiger Anachoreten dar, die ihr Gemüth mehr und mehr reinigen von weltlicher Begier und Habſucht und ſich allein göttlichen Dingen zuwenden. Denn er ließ ſich als Einſiedler von armer Leute frommen Spendungen ernähren und grub unterdeß allein nach irdiſchen Schätzen, nicht um ſie zu gebrauchen oder zu vertheilen; ſondern um ſie, als ächter Geizhals, in ſeiner Nähe wieder zu verſcharren. Holzhauer hatten ihn beim Graben belauſcht, und ſo hatte ſich im Volk das Gerücht von ſeinem Schatze verbreitet, welches bei frommen Seelen keinen Eingang fand, bei Checco jedoch um ſo mehr, da er ſeit einiger Zeit im Walde mehrere tieſe Gruben gefunden, und bei der einen ſogar des Eremiten Grabſcheit.

Nun laſſen wir den Eremiten und denken wieder an Giovanni. Dieſer ging, wie bereits erzählt worden, wieder das Gebirge hinab. Ueber eine Stunde war er gegangen . . . als er ſich von allen Seiten beim Namen rufen hörte. Er vernahm zuerſt des guten Don Ciccio Stimme, dann die Stimmen von mehreren ſeiner Freunde. Die braven Leute hatten überall ängſtlich nach ihm gefragt und ſich im Walde vertheilt, ihn aufzufinden, weil ſie, nach Pater Antonio's Rede, nichts Geringeres glaubten, als Giovanni ſei ausgegangen, ſich das Leben zu nehmen.

Da iſt er! da iſt er! rief Don Ciccio laut aus, als er ihn ſah, und bald umringten den traurigen Jüngling alle ſeine liebſten Freunde, herzten ihn und küßten ihn und weinten an ſeinem Halſe. Von dieſer vielen Liebe und Theilnahme ward Giovanni herzlich gerührt. Giovanni, Giovanni, was ſoll aus uns werden, wenn du nicht mehr bei uns biſt! riefen Alle, betrüb' uns nicht, wir wollen dich tröſten, ſo gut wir es vermögen. Alle jungen Leute zu Gragnano haben ſich vorgenommen, dem alten Strintillo ein Charivari zu bringen, und der garſtige Granco ſoll vor lauter Katzenmuſik nicht ſchlafen können, bis Beide vor Aerger den Verſtand verlieren. O du biſt nicht ſo allein, wie du glaubſt, alle verſchmähten Freier helfen mit Spectakel machen. — So betrübt Giovanni war, ſo mußte er doch über dieſe ſonderbaren Aeußerungen von Liebe lachen und ſagte: Herzlichen Dank, meine Freunde, für euren guten Willen; aber laſſet das Gelärm, damit wird Strintillo's Sinn nicht geändert und Granco's auch nicht. Unverbeſſerlich eigenſinnig iſt Einer wie der Andere; nein, wenn keine andere Hülfe kommt, muß ich mich in Gottes Schickung ergeben! Verzweifelnd ging ich aus, aber ein wunderbarer Vorfall, von dem ich zu ſchweigen verſprochen, hat mich überzeugt, daß Gottes Hand ſichtbar über mir iſt, und daß ich noch leben ſoll.

Unter ſolchen Geſprächen gingen ſie durch den Wald hinab, in dem unzählige Nachtigallen ſchlugen. Die herrliche Natur und die Liebe der Freunde tröſtete Giovanni, und ſein herber Schmerz ward ſanfte Wehmuth. Als er heimkam, zwangen ihn ſeine Freunde, Speiſe und Trank zu nehmen, wogegen er einen Widerwillen gefaßt. Trink ein Glas mehr, wie ſonſt, es wird dir gut thun, ſagte Ciccio. Guten Ausgang! riefen ſeine Freunde und ſtießen mit ihm an. Gott kann noch Alles wenden! ſagte Ciccio. — Faſt hoffe ich es, ſagte Giovanni und lachte, mit Thränen in den Augen. Seine Freunde blieben bei ihm, bis er vor Mattigkeit die Augen ſchloß: da legten ſie ihn auf ſein Bett, löſchten ſeine Lampe aus und verließen ihn.

Des andern Tages kamen ſie bei guter Zeit zu ihm, halfen ihm munter bei ſeinen Arbeiten und ſuchten ihn auf alle Art zu zerſtreuen. Don Ciccio und Pater Antonio kamen auch und ſprachen ihm treulich zu, gegen Abend bat er Alle, ihn allein zu laſſen: er wolle beten gehen! — Als er ſich allein ſah, ging er nach einer einſamen Kapelle, die ſein ſeliger Vater erbaut hatte, und ſchmückte das Bild der heiligen Jungfrau mit friſchen Kränzen. In ähnlicher Weiſe vergingen drei Tage. Unterdeß war Granco emſiglich beſchäftigt, alle Vorbereitungen zu ſeinem Feſt zu bedenken; aber bei aller Emſigkeit brachte er wenig heraus: er war gewohnt ſparſam zu leben und wußte nicht, wie man etwas reichlich einrichtet. Beſprach er ſich mit ſeinen Freunden, ſo ſchienen ihm alle ihre Vorſchläge zu hoch ins Geld zu gehen, ſie waren mitunter auch ſehr närriſch, ſo daß er endlich merkte, daß er von Allen gefoppt werde. Häuschen von Würſten, gebaut mit Fußböden von Roſinen und Mandeln und getrockneten Feigen, große Waſſerfälle von Wein und Liqueur, das Auswerfen von Doppelducaten unter das Landvolk, ein Feuerwerk eine halbe Meile breit, das Wegſchenken von ſechzig geputzten Eſeln, das Schlachten und Vertheilen von fünfhundert Hämmeln, tauſend Pfund gebratenen Mückenlebern, dreißig Eimern Hühnermilchſuppe, und ähnliche Vorſchläge wollten ihm durchaus nicht zu Sinne; dazu blieb jenes angedrohte Charivari, vor welchem ihn die daſigen Gerichte nicht zu ſchützen vermochten, nicht aus und verfolgte ihn wo er ging und ſtand; kurz er rannte hin und her, ward zuletzt ganz verwirrt und toll und ſagte: Die Gragnaner verdienen meine Güte nicht, ich will meine Hochzeit ganz einfach und gediegen einrichten, der lumpige Giovanni wird doch nicht wagen mitzuhalten! — So ſprach er und beruhigte ſich ſchon, als er plötzlich aus dieſen ſüßen und bequemen Spargedanken durch ein Gerücht geweckt wurde, welches ſich ſchnell durch die Ortſchaft verbreitete. Ihm ward es von ſeinem albernen Diener Cetrullo hinterbracht, welcher ihm erzählte: ſeinem Nebenbuhler Giovanni ſei in vergangener Nacht bei der Kapelle ſeines Vaters ein Engel erſchienen und habe ihm Hut, Rock, Kragen und alle Taſchen voll Gold geſchüttet, und der Glückliche rüſte ſich jetzt in allem Ernſte zu einem großen Feſte. — Dummes Zeug! rief Granco, der dies nicht glauben wollte, einmal über das andere aus: dummes Zeug! dummes Zeug! — Mit dieſem Geſchrei lief er ſchnurſtracks auf Giovanni's Behauſung zu, wo er deſſen Freunde in Menge verſammelt fand. Alle jubelten und liefen geſchäftig aus und ein; aber als Granco ſich nun genauer erkundigen wollte, empfingen ſie ihn mit einem ſo furchtbaren Charivari, daß er ſich ganz erbost zurückzog und nun beſchloß, Giovanni'n und aller Welt zum Trotz das Feſt ſo zuzurüſten, daß ſelbſt der Sultan nicht ſollte mithalten können!

Giovanni's Erlebniß war wirklich eigener Art.

Er ſchwur ſeinen Freunden hoch und theuer, daß ihm, als er an ſeines Vaters Kapelle gebetet, ein Weſen in überirdiſchem Glanze erſchienen ſei, welches einen Regen von Gold über ihn ergoſſen und ihm mit himmliſch ſüßer Stimme zugeſprochen und geſagt habe: Da nimm, Giovanni, gehe, rüſte Alles reichlich und prächtig, am Abend des Feſtes will ich dir wieder erſcheinen und noch mehr Segen über dich ausſchütten. Gehe im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau. — Aus dieſer letzten Rede könnt ihr ſchließen, lieben Freunde, ſetzte Giovanni hinzu, daß es kein böſer Geiſt war, der mir erſchienen, nein, ein Bote Gottes, und ich habe feſtes Vertrauen, daß er am Abend des Feſtes wiederkehrt! — Giovanni's Freunde ſchüttelten die Köpfe; doch Giovanni war kein Schwärmer und hatte ſich nie einer Lüge ſchuldig gemacht, auch lag das Gold ſichtlich vor ihren Augen, Alle waren überglücklich, vor Allen aber Angiolina: ſie that mit der Muhme vor Freude nichts als weinen und beten. — Aber das bedeutendſte Geſicht über dieſen Vorfall machte — der alte Strintillo. Die Erſcheinung des Engels paßte recht in ſeinen Kram. Sieh, ſieh, Strintillo, was daraus wird! ſprach er zu ſich ſelbſt: mein Traumweſen ſoll mir Niemand mehr tadeln; denn wie es ſcheint geſchehen ihm zu Liebe Zeichen und Wunder, um alle Welt zu überzeugen, daß Strintillo's Glaube kein Narrenglaube ſei; nein, richtig und zutreffend nach allen Seiten und in allen Stücken!

Dabei freute ſich der eitle Mann noch, daß ſeiner Tochter zu Ehren nun ſo große Feſte zugerichtet würden, wodurch er hoffte, ſein Name werde überall auf lange berühmt werden, ohne daß er dabei ſonderlich viel Unkoſten hätte. Alle dieſe Gedanken machten ihn ſo närriſch vergnügt, daß er zu ſeiner Tochter ging und ſie ſtreichelte und küßte, wie er nie gethan, und bei jedem Kuſſe gab er ihr einen Schmeichelnamen, wie: mein Zuckernüßchen, meine Taube, mein Wieſelchen, mein Hündchen, mein Kätzchen, mein Affe, mein Eſelchen, mein Lämmchen, mein Hühnchen, mein Kaninchen, gieb mir das Pfötchen, ſtreichele dein Papachen, zupf ihn am Näschen, kraue ihn ums Bärtchen! So, ſo, gieb ihm ein Schmätzchen, du Zuckerbirne, laß dich anbeißen, du Marzipan, du Artiſchocke! Geh, du Senfgurke, du machſt deinem Vater Kummer und Sorge, und doch liegſt du ihm näher am Herzen, als das Hemde auf ſeinem Leibe! Du Meerkrebs du, warte, ich will dich folgen lehren, ſei deinem Vater gut, komm, blaſe ihm aufs Aeugelchen, ſo! aufs andere auch! O mein Goldfiſchchen, deine Wängelchen ſind wie die Aepfelchen! Ja, ja, die jungen Burſchen müſſen wie die Narren werden, wenn ſie dich ſehen, warte nur, du wirſt zwei Hochzeitsfeſte auf einmal erleben, ſo was haſt du mir zu danken, denn wo bliebe das Alles, wenn dein Vater nicht gut zu träumen verſtände? Danke Gott täglich auf Knieen, daß dein Vater im Schlafe beſſer ſieht, wie jeder Andere im Wachen. Das

Tarantelchen! will ſie wohl das Mündchen halten und nicht immer drein reden, wenn der Vater Weisheit ſpricht! — So und noch viel närriſcher geberdete ſich Don Strintillo vor Freuden, daß ſich zu ſeinen Träumen ſo ſonderbare Dinge geſellten, und die Muhme mußte ihn mit Gewalt von der Tochter reißen, er hätte ſie umgebracht!

Doch eilen wir wieder zu Giovanni. Dieſer hatte nun alle ſeine vorige Lebhaftigkeit wieder gewonnen. Im Schatten einer traulichen Reblaube, um eine runde Tafel, bei ſüßen Feigen und blinkendem Weine, ſaß er mit ſeinen Freunden und berieth ſich über das, was nun geſchehen ſollte. Kam die Summe des über ihn ausgeſchütteten Goldes auch lange nicht dem Vermögen Granco's gleich, ſo vertraute er doch feſt auf des Engels Wiedererſcheinen, und das Empfangene war immer mehr als hinreichend zu Ausrüſtung eines überprächtigen Feſtes. Spare diesmal nichts! hatte der Engel zu ihm geſagt.

Nun, ſo muß das Feſt etwas ganz Beſonderes werden! meinte Don Ciccio. — Ja wohl! ſchrieen Alle. — Gewiß, ſagte Giovanni, und ich denke ſchon lange darüber nach. Still, ſtill, nun hab' ich es! fuhr er auf einmal auf.

Nun, was denn, was denn? riefen die Freunde.

Ich will . . . doch nein, . . . beſſer iſt es, ihr erfahrt es ſpäter. Ihr würdet glauben, daß es nicht möglich ſei, und mich nur abreden wollen. Morgen ſollt ihr Alles erfahren! Doch Euch, Don Ciccio, bitte ich mit tauſend Küſſen, kommt mit mir, nach Neapel, dort wollen wir einen Freund holen, deſſen ich zu meinem Vorhaben bedarf, wie meiner Augen zum Sehen! — Aber ſagt mir nur, was Ihr wollt? — In Neapel erfahrt Ihr Alles! Kommt nur, Don Ciccio, verlieren wir keine Zeit!

Schnell waren zwei geſattelte Maulthiere herbeigeſchafft, und die beiden Freunde nahmen Abſchied: Morgen kommen wir wieder, dann erfahrt ihr Alles! — Hiemit ließen ſie die Andern verwundert ſtehen und trabten den luſtigen Weg nach Caſtellamare hinunter, wo ſie einen zweirädrigen Wagen mit zwei Pferden nahmen, oder, beſſer geſagt, einen geſchnellten Pfeil, auf dem ſie längs des Ufers am ſchönen Golf hinflogen; denn die Pferde liefen, als hätten ſie Feuer gefreſſen! Unterweges fragte Ciccio Giovanni zu wiederholten Malen, wen er aus Neapel holen wolle?

Das werdet Ihr ſehen, lieber, lieber Don Ciccio! war Giovanni's einzige Antwort: laß mich, ich bin glückſelig, glückſelig! und damit fiel der Jüngling dem braven Notar um den Hals, küßte ihn und drückte ihn unaufhörlich ſo heftig, bis dieſer ihm endlich ſeinen Mantel hinhielt und ſagte: Hier, wenn du durchaus ſo heftig drücken und küſſen mußt, nimm meinen Mantel in die Arme, quetſche ihn und balge ihn nach Herzensluſt, der hält es aus, aber mit einer lebendigen Seele habe Geduld und laſſe ſie leben! Wenn Einer ſich freut, muß denn der Andere dabei zu Grunde gehen? — Alle dieſe Reden aber halfen nichts, und Don Ciccio hatte noch viele Qual auszuſtehen. Lachend wandte ſich der Kutſcher und rief: Der junge Herr iſt verliebt, das merkt man; nun, Gottes Segen! — Ich danke, rief Giovanni: da, Pepo, nimm das Goldſtück, laß die Pferde fliegen wie die Schwalben, dann mögen ſie hundert Jahre ruhen! — Keine Sorge! rief Pepo zurück: meine Thiere freſſen den Weg, ſie laufen die Wände hinan, über Land und Waſſer! Wollt ihr über das Meer fahren? Ihr ſollt nicht naß werden! — Hiebei lenkte der feurige Knabe nach der Brandung hin . . . Mach keine Poſſen! rief Ciccio ihn haltend, und ſchnell wieder zurücklenkend, fuhr Pepo die Straße lachend dahin und ließ den Staub weit hinter dem Wagen. Kaum gönnte ſich Giovanni unterwegs einige Erquickung, und es war zur Zeit des Mittagſchlafes, als ſie in Neapel einrollten. Vor einem halb verfallnen Palaſt ließ Giovanni Halt machen.

Kommt, kommt! rief Giovanni zu Ciccio und eilte vor ihm eine alte Treppe ſo raſch hinan, daß Ciccio rief: Du wilde Ziege! kannſt du nicht warten, bis ich nachkomme?

Als Ciccio oben ankam, fand er den Jüngling ungeduldig an eine Thür pochend, zu welcher der dicke Mann kaum hindurch konnte, vor lauter gemalten Wolken und Thronen und Altären und Triumphwagen und Geſpenſtern und Teufelsſchlangen und Theaterdrachen, die ſie von allen Seiten zu verſchlingen drohten. Er machte ſich eben vom Takelwerk eines römiſchen Schiffes los, als ein junger freundlicher Mann mit dem Kopf aus der Thür ſah: Giovanni! — Sacchetti! und die Jünglinge lagen ſich in den Armen.

Herzensfreund, beſuchſt du mich einmal? Sei willkommen! Womit kann ich dienen?

Lieber Sacchetti, ich komme hier mit meinem Freunde, dem Herrn Notar Ciccio Camarano, rette mir das Leben; du kannſt es!

Wie, das Leben? will dich Jemand umbringen? Mit dieſer Herculeskeule ſtehe ich dir bei, wer bringt dich um? rief Sacchetti und ergriff eine papier'ne Keule.

Die Liebe; hilf mir du!

Von Herzen gern, wenn ich kann! rief Sacchetti und führte die Freunde in eine Malerwerkſtatt, worin es noch wunderlicher ausſah, als vor der Thür. Alles ſtand voll von Räderwerk und Teufelsſpuk und Feerei. Ueberall ſtolperte man über Stricke, Kloben und Winden, Farbentöpfe, Pinſel und gerollte Leinewanden. . . . Hier iſt wenig Platz, rief Sacchetti: ihr müßt Geduld haben, kommt hier hinan! Damit führte er ſie einige Stufen hinauf, und ſie nahmen auf Wolken vor einer vergoldeten Sonne Platz. So, ſetzen wir uns hier! In dieſem Himmel, vor dieſer hellen Sonne wird uns Alles klar werden! Lachend ſetzten ſich die Freunde, und Giovanni erzählte in Eile die Geſchichte ſeiner Liebe und ſchloß mit folgender Bitte: Nun, mein lieber Sacchetti, ſieh, auf dich hab' ich, nächſt dem Himmel, am meiſten gerechnet. Auf dieſer Erde giebt es ja nicht Fiſch nicht Vogel, nicht Thier nicht Kraut, nicht Baum nicht Strauch, das du nicht darſtellen könnteſt mit deiner großen Kunſt, als wenn es wirklich wäre. Komm und hilf mir in meinem Weinberge ein Feſt anrichten, welches den Sinn des harten Mannes bezwingt. — Von Herzen gern, ſagte Sacchetti; ſage nur, wie? — Hierauf theilte ihm Giovanni einen Plan mit, welchen der Erzähler noch verſchweigen muß, zu dem aber Sacchetti rief: Vortrefflich, vortrefflich! — Doch Alles wird nichts ohne dich, ſagte Giovanni; hilf mir, lieber, lieber Sacchetti, du kannſt es und thuſt es!

Ich thu' es und will ſehen, ob ich es kann, ſagte Sacchetti: wir haben aber kaum drei Tage Zeit; und ich zweifle faſt, ob ich Alles zu Stande bringe. . . Doch ja, es geht! . . . Für das Glück eines ſolchen lieben Freundes arbeit' ich auch die Nacht. Der alte Strintillo ſoll Wunder ſehen!

Engel Gottes! rief Giovanni und weinte an Sacchetti's Halſe.

Nun, drücke ihn nicht auch todt! ſagte Ciccio und machte den Maler frei, der fortfuhr und ſagte: Jetzt, Freund Giovanni, fahr du mit deinem Freunde ruhig wieder heim. Beſorge du nur Haken, Spaten und eine Menge alter Weintonnen! Halte Alles geheim, morgen Abend im Dunkeln komme ich mit Gehülfen und Farben und Pappen, mit Töpfen, Tiegeln, Zangen, Hämmern, Nägeln und Pinſeln und mit Hölle und Teufel hinaus und richte dir Alles ſo ein, daß die Gragnaner ewig von mir erzählen ſollen! Hier haſt du eine Hand voll Gold zum Einkauf, lieber Sacchetti.

So, das thut Noth, ſagte der Maler; denn meine Schulden will Niemand für baar Geld annehmen.

Haſt du Schulden? fragte theilnehmend Giovanni.

Nein, eigentlich doch nicht; aber immer leere Taſchen, das Geld liebt mich nicht!

Nun, ſpare jetzt auch nichts, daß Alles recht prächtig wird! ſagte Giovanni im Gehen; ich verlaſſe mich auf dich! Leb wohl!

Auf Wiederſehen! Leb wohl bis morgen! ſagte Sacchetti und geleitete die Freunde hinab, zur Thür hinaus, durch Drachen und Schlangen, hinunter bis vor die Hausthür, wo er ſie freundlich entließ.

Als Giovanni noch einigen Schmuck für ſeine Angiolina gekauft hatte, nahmen ſie friſche Pferde und eilten nach Gragnano ſo ſchnell wieder zurück, als ſie gekommen waren.

Obwohl es darüber faſt Mitternacht geworden war, eilte Giovanni doch unter das Fenſter ſeiner Geliebten und weckte ſie mit ſüßem Geſange, erzählte ihr ſein Vorhaben und wie weit es damit gediehen, und rief einmal über das andere: Sacchetti iſt durch ſeine Kunſt ein Zauberer, größer als Bajalardo oder Virgilio, und mein Herzensfreund, verlaſſe dich auf ihn, wir werden ſiegen! Die Liebenden warfen ſich Küſſe zu und gingen zur Ruhe. Lange konnte Giovanni nicht einſchlafen; doch als er erwachte, war die Sonne ſchon hoch am Himmel, und ſeine Freunde umſtanden ſein Bett mit neugierigen Fragen. Giovanni ſprang auf und kleidete ſich an: Alles ſollt ihr erfahren, lieben Freunde, habt mich lieb und wartet nur bis auf den Abend, hier iſt Geld, thut mir den Gefallen und kauft, ein Jeder ſo heimlich als möglich, recht viel alte Weintonnen zuſammen, die wir dann bei Nacht in meinen Weinberg ſchaffen wollen; weder Don Granco noch irgend Jemand darf merken, was hier vorgeht! — Ja, lieber Giovanni, Alles ſoll geſchehen, was du willſt! riefen die Freunde und zerſtreuten ſich, die Einkäufe zu machen. — Lieber Don Ciccio, ſagte Giovanni zu dem Kommenden, herzlich bitte ich Euch, ſeid in dieſen Tagen mein Beiſtand, beſonders was Fiſch und Fleiſch betrifft. Ihr ſeid ein Kenner und wißt was gut iſt: macht meine Einkäufe, mir ſchwindelt der Kopf, ich möchte mich leicht betrügen laſſen. Sie ſetzten ſich hin und rechneten aus, was ſie nöthig hätten, Ciccio erhielt das Geld, ging aus und that ſich überall nach allem Beſten um. Beim fröhlichen Mittagmahle kamen die Freunde wieder zuſammen, alle Beſorgungen gingen raſch und aufs Beſte, weil überall herzliche Theilnahme handelte. Ueber ſolchen Dingen kam der Abend heran, es wurden Wachen ausgeſtellt und im Schleier der Nacht Weinfaß nach Weinfaß über die Gartenmauer hereingekugelt. Man ging um ſo behutſamer damit um, weil der Garten an den Don Granco's anſtieß, welcher am wenigſten davon erfahren ſollte.

Unterdeſſen kam auch der brave Sacchetti auf Nebenwegen an; jubelnd empfing ihn Giovanni, und in einem großen Schuppen ward abgeladen und ausgepackt.

Du haſt doch für Alles geſorgt! ſagte Giovanni, indem er die Sachen überflog und ihn küßte. — Hier ſind eine Menge Röhren, die wir noch wohl brauchen werden, hier Stricke, da Farbentöpfe, hier Pinſel, Nägel, Schrauben, Zangen, Hämmer, hier Gelenke und Rollen mit Zugſchnüren u. ſ. w., kurz es fehlt an Nichts! Nun aber laß mich das Terrain betrachten! — Jetzt bei Nacht? — Ja freilich, meine Vorſtellung iſt für den Abend berechnet! — So gingen ſie mit ein paar Fackeln in die geräumige Kluft, worin die Fäſſer lagen. Das Terrain iſt herrlich, und ſchon ſind faſt zu viel Fäſſer da! Glaubt mir, Alles wird ſich machen! Don Strintillo muß hierher erſt von Granco's Feſte kommen und ein kleines Hiebchen haben, dann wird Alles gehen, wie es ſoll! Nun zu Bett, morgen iſt wieder ein Tag, ich bin matt und müde und muß etwas ruhen. Ich zieh' die Kleider nicht aus, denn morgen muß es früh wieder losgehen. — Legt Euch nicht zu Giovanni, ſagte Ciccio, ſonſt erwürgt er Euch die Nacht vor Freude. — Er hat ſein Zimmer beſonders, ſagte Giovanni, ſonſt würde ich nicht aufhören, mit ihm zu plaudern! — Alle gingen fröhlich auseinander, fanden ſich am andern Morgen zeitig wieder ein und arbeiteten nun Tag und Nacht mit Sacchetti's Leuten und unter ſeiner Leitung ſo emſig, als gelte es einen geſchwollenen Strom abzuwehren oder ein Feuer zu löſchen. Das ſchönſte Wetter begünſtigte ſie, und ſie waren fertig, ehe ſie ſich deſſen verſahen, ſchon vor dem beſtimmten Tage, und konnten nun Alle gemächlich ruhen und ſich am Tage ſelbſt ganz ihren Launen überlaſſen. — Don Ciccio hatte ſeine Einkäufe vortrefflich ausgeführt, gute Köche gedungen, und Alles war bereit, um gemächlich bei der Hand zu ſein.

In denſelben Tagen ging es bei Don Granco eben ſo emſig, aber nicht ganz ſo fröhlich her, denn da wußte ſich Niemand ordentlich Rath in irgend einer Sache. Zwar hatte der Mann das Knauſern mit Geld aufgegeben, ſein Kopf aber knauſerte fort mit Gedanken. Zuletzt gedachte er nur daran, wie es zu machen wäre, daß es ſchiene, als wenn recht viel dabei aufginge. Er ſchickte weit umher nach berühmten Freſſern und Säuſern, auf deren Kunſt man Wetten machen ſollte, und ließ viel falſches Blattgold holen, um damit Alles zu vergolden; weil er, kindiſcher Weiſe, in dieſes Geſunkel alle Schönheit ſetzte. Immer war ihm bange, daß Giovanni ihn übertreffen könnte, und er ſchickte aus Neugier bald dieſen, bald jenen Boten, um Giovanni Etwas abzuſehen. Aber die Boten kamen nur mit Lügen wieder, da ſie von ausgeſtellten Wachen abgehalten wurden und jene Kluft ſo glücklich mitten in Giovanni's Garten lag, daß man von anderwärts her nicht hineinſehen konnte. Granco wollte vor Neugier ſterben; denn er ſelbſt getraute ſich wegen des Charivari's nicht wieder hin. Aber als nun der Nachmittag erſchien, an welchem das Feſt ſtattfinden ſollte, und Alles ſchön vergoldet war, bildete ſich Don Granco dennoch ein, bei ihm ſei Alles unübertrefflich, machte ſich auf, geputzt wie ein Oſterei, holte Don Strintillo und den Richter des Orts ab und ſprach, indem er Beide mit ſtolzem Behagen bei ſeinen zahlreichen Gäſten, die mehrentheils von fern gekommen, einführte: Hier, meine Herren, iſt der ehrenwerthe Richter von Gragnano, Herr Don Orzo, und hier mein künftiger Schwiegervater, und hier, zu Strintillo gewendet, iſt meine Hochzeit! — Halt! halt! Herr Granco, meinte Strintillo, bis jetzt ſagt nur „Euer Feſt“ und „Herr Strintillo“; ob Ihr „Hochzeit“ und „Schwiegervater“ ſagen dürft, das wird ſich nachher zeigen! Jetzt ſehen wir uns um, wie es bei Euch ausſieht. Herr Don Orzo, der Richter, wird mir beiſtehen, um Alles wohl zu betrachten. — Von

Herzen gern, meinte Don Orzo, und Beide gingen, ihre Stockknöpfe bedeutſam an die Unterlippen haltend, umher, zu ſehen, was es daſelbſt Alles gebe. Was ihnen zuerſt auffiel, waren zwei ungeheuer lange Tafeln, die unter der Laſt von Speiſen faſt zuſammenbrachen; aber faſt kein Gericht war da, welches nicht wenigſtens am Rand oder in der Mitte vergoldet geweſen wäre! ja etwas, worauf ſich Granco am meiſten einbildete, war eine vergoldete Laube mit einer Bank. Auf letztere mußten ſich die beiden Herren ſetzen. Die Laube ſelbſt glich mehr einem Käfich, ſo klein hatte ſie Granco machen laſſen, um ſie ohne zu große Unkoſten über und über vergolden laſſen zu können; hie und da hatte ſie ſein Diener mit ebenfalls ganz vergoldeten Würſten und langen Käſen und Kürbiſſen ſo behangen, daß ſie ziemlich unbequem war und Strintillo rief: Hier iſt ja ein völliger Weihnachtsmarkt! — Wer kauft Wurſt, wer kauft Käſe? rief ſcherzend der Richter. — Nun, meine Herren, werdet ihr etwas ſehen, was ihr euer Lebtag nicht geſehen habt! ſagte Granco und lud auch die übrigen Gäſte ein, ſich dort umher auf Bänken und Stühlen niederzulaſſen. Sein Knecht Cetrullo ging mit vergoldeten Flaſchen umher und ſchenkte ein, ſo viel man wollte, als zwei mit Blumen ausgeſchmückte Fäſſer in die Mitte getragen wurden an welchen das Gold ebenfalls nicht geſpart war. Hierauf wurden zwei Tiſche gebracht, auf deren jedem ein ganzer gebratener Hammel lag; zu jeder Tonne trat ſchön geputzt ein berühmter Trinker, zu jedem Tiſch, ebenfalls ſchön geputzt, ein berühmter Eſſer, Alle weither berufen zu dieſem Feſte. Die Gäſte wurden eingeladen, auf Dieſen oder Jenen zu wetten und ſich an ihren Bemühungen zu vergnügen! So lächerlich dieſe Art der Unterhaltung den Gäſten anfänglich erſchien, ſo langweilig wurde ſie ihnen in kurzer Zeit, und Don Strintillo und der Richter ſtiegen aus ihrem Käfich heraus, wobei ihnen die goldenen Würſte um die Ohren ſchlugen, und zogen es vor, umherzugehen und zu ſehen, was es noch weiter gebe; aber — mit Verwunderung bemerkten ſie, daß Granco's Phantaſie eben nur bis ſo weit gereicht hatte! — Nicht wahr, ſagte er zu ihnen tretend, die Leute eſſen recht manierlich, man bekommt ſelbſt Appetit! Da! koſtet von dieſem Huhn! Hier iſt ein Gläschen Wein, wollt ihr Liqueur? hier iſt welcher von Bari. Den Käſe müßt ihr verſuchen — blaſ't das Gold herunter, es könnte euch ſchaden! Hier iſt wieder ein Weinchen, das ſeines Gleichen ſucht! Da iſt Wildſchwein; hier ſtehen Puten; ſeht wie Alles funkelt! Junge Lämmer mit Zwiebel ſcheinen mir auch nicht übel! Nun, Don Strintillo, wie ſeid Ihr zufrieden mit meinem Feſt?

Ich ſage gar nichts, ſagte Strintillo und trank vergnügt ein Glas Wein von einer Sorte, die er überaus liebte.

Wie ſchmeckt Euch der Wein?

Vortrefflich!

Nun, das iſt mir lieb, ſo will ich Euch eine Tonne voll einſchenken! —

Damit ergriff er ein ungeheures Glas, welches die Form einer Tonne hatte, und reichte es Don Strintillo, welcher ſich damit behaglich in ein Winkelchen ſetzte und es ſich ſchmecken ließ; der Richter empfing ein Gleiches und ſetzte ſich zu ihm. Granco trug ihnen mit emſiger Haſt Zwiebäckchen und allerlei Süßigkeiten zu, war ſo vergnügt wie ein Maikätzchen, ſprang hin und her und flüſterte bald dieſem, bald jenem Gaſt ins Ohr: Glaubt mir, die Braut iſt mein: ſeht mein Schwiegerväterchen, wie es daſitzt und ſich gütlich thut! Dann rief er wieder laut: Meine Herren und Frauen, die berühmten Eſſer und Trinker hier und Don Strintillo gehen euch mit gutem Beiſpiel voran; eßt und trinkt, hier iſt Alles vollauf! Schäme ſich Niemand! hier muß es drunter und drüber gehen! — Muſikanten, ſpielt auf!

Da ſetzten ſich zween Dudelſackpfeifer und ein Knabe mit einer Violine in Bewegung und machten eine Muſik, wie das Meer, wenn es raſ't! Mancher Gaſt hielt ſich die Ohren zu; aber Granco rief lachend: Ja! nicht wahr, die Kerls ſpielen ſtark? Dafür haben ſie heut aber auch ſatt gegeſſen und getrunken!

In dieſer Art war das Feſt Granco's beſtellt, welches ſelbſt dem guten Don Strintillo langweilig vorgekommen wäre, wenn ihn nicht das Glas in Geſtalt eines Tönnchens und die angenehme Geſellſchaft Don Orzo's getröſtet hätte. So ward er mehr und mehr zufrieden und ſagte zuletzt zu Allem: ja, ja! ſo daß ſich Granco vor Freude gar nicht mehr zu laſſen wußte.

Darüber ward es dunkel; ein Eſſer war ſchon mit ſeinem Hammel, ein Trinker ſchon mit ſeiner Tonne fertig. Wetten waren gewonnen und verloren. Da wußte Don Granco weiter nichts mehr als: Setzen wir uns nun an die Tafel, meine werthen Herren und Frauen, Alles iſt bereit. Auch diesmal hätte Don Strintillo wieder ja, ja! geſagt; aber der Richter erinnerte ihn, daß er, wenn er gerecht ſein wolle, das andere Feſt ebenfalls in Augenſchein nehmen müſſe. Ja, ja! ſagte Don Strintillo. — Da gehe ich mit, ſagte Granco, ich bin ſelbſt neugierig, was Giovanni angerichtet hat? — So gingen ſie aus dem Garten nach Giovanni's Hofe. Giovanni kam ihnen entgegen und lud Orzo und Strintillo freundlich ein, willigte jedoch in Granco's Gegenwart nur unter der Bedingung, daß er ſchweige, ja es ward der Trumpf darauf geſetzt, daß er, wenn er den mindeſten Laut von ſich gebe, die Braut verloren haben ſolle. Don Granco war dies zufrieden und gelobte in die Hand des Richters, zu ſchweigen, mit Worten wie mit Zeichen. — Giovanni bat auch den Richter, anfangs kein Wort zu Strintillo zu reden, ſondern ihm ſtumm zu folgen; denn ſo verlange es die Haupteinrichtung ſeines Feſtes, bis ſie zu den eigentlichen Gäſten kämen. Sonderbar! ſagte der Richter, ſonderbar! Strintillo, und hm, hm! Don Granco. Da winkte ihm der Richter, daß er ſchwiege. Hierauf ging Strintillo mit Giovanni voran, hinter ihnen der Richter mit Granco. So kamen ſie in den Garten, wo ſie am Eingang jener Kluft eine Thür fanden, mit der flammenden Inſchrift darüber: Thor von Strintillo's Traume. — Thor von Strintillo's Traume? was bedeutet das? fragte Strintillo. — Geht hindurch und ſehet ſelbſt zu, Herr Strintillo, ſagte Giovanni; folgt ihm, meine Herren, und ſprecht kein Wort zu ihm.

Hiermit verließ Giovanni die Herren, welche Strintillo'n lange Zeit durch einen dunkeln Gang nachtappten, während ſich das laute Schreien einer Gans vernehmen ließ. Strintillo ſprach beſtändig mit ſich: Still, ich höre die Gans aus meinem Traume! . . . Strintillo's Traum? was ſoll das bedeuten? — O, o, o! nun wird es heller! Was iſt das hier? . . . Hier iſt ja meine Weinlaube mit den großen Trauben! O! wie viel ihrer ſind, wie ſie wachſen, wie ſie groß werden! und da kommt Don Ciccio, richtig, es iſt mein Traum wie er leibt und lebt! — Ja, und hier bin ich, ſagte Ciccio, um Euch wieder zum Bräutigam zu führen, ſeht, wie die Trauben wachſen! Machen wir, daß wir weiter gehen; ſie kommen von allen Seiten, wir können ſonſt nicht mehr hindurch! — Strintillo blieb immer erſtaunt ſtehen: Nein, das iſt ganz mein Traum, mein Traum! — Auch Granco und ſelbſt der Richter wurden von den ſonderbaren Dingen ſehr in Verwunderung geſetzt und begriffen nicht, wie Alles zuging. Granco aber fing an, für ſein Glück bange zu werden. — Was ſind das für Bretter hier am Boden? — fragte Strintillo Ciccio'n. — Mit dieſen Brettern ſind heute die Goldſtücke, in die Ihr neulich verſunken ſeid, bedeckt worden, damit man beſſer gehen könne; da ſeht, hier leuchten welche durch die Ritzen. Ich will Euch ein paar aufheben. — Damit ſcharrte er einige Goldſtücke aus den Ritzen und gab ſie Strintillo, der ſie verwundert betrachtete. Wahrhaftig, pure Goldſtücke! Mein Traum, mein Traum! — Nun hätte Granco vor Wuth Alles zerreißen mögen; aber er fürchtete ſich, nur einen Finger zu bewegen, weil er die Braut dann ganz verloren glaubte. So traten ſie in einen Keller, der ganz voll Weinfäſſer war; Ciccio zapfte eines an und gab den Herren zu koſten; man bot auch Granco an, aber ſo gern er getrunken hätte, er ſtand wie eine ſteinerne Säule und gab kein Zeichen von ſich, weil er ſich beſtändig irgend einer Falſchheit vermuthend war. Strintillo fand den Wein vortrefflich. Nun gingen ſie eine lange Weile zwiſchen lauter Fäſſern, welche nach Sacchetti's Angabe ſo künſtlich geſtellt waren, daß ſie ein Labyrinth bildeten, welches

Ciccio mit einer ſchwachen Kerze immer anders und anders anleuchtete, ſo daß Alle, ſelbſt der Richter, getäuſcht wurden, um ſo mehr, weil Sacchetti unbemerkt nachſchlich und in Eil immer mit Kreide das Datum an den Fäſſern veränderte. Als Granco nun kein Ende und immer anderes Datum ſah, ging es ihm über den Spaß, und er dachte bei ſich: Hier hat der Teufel ſein Spiel; ſolch einen langen Keller hab' ich mein Lebtag nicht geſehen! — Wie aber ward ihm zu Muthe, als ſie auf den freien Platz kamen und hinter einem Zaun von Dornen die luſtigen Gäſte um die Käſetiſche, die Springbrunnen von Wein, den Bratofen mit Ochſen, die Teiche mit gebackenen Fiſchen, den Hof mit dem gebratenen Geflügel, die Maccaroni-Bäume und Alles ſahen, wie Strintillo es geträumt hatte. Ciccio reichte den Herren zum Beweis von allem Einzelnen zu koſten. Da hätte Granco innerlich berſten mögen vor Aerger; aber noch hielt er ſich tapfer. Endlich kamen ſie um eine Ecke, als ihnen eine helle Sonne in Brillantfeuer entgegen leuchtete und Giovanni, Angiolinen an der Hand, Strintillo entgegentrat und um ſeinen Segen bat. Hinter ihnen die Muhme und eine Anzahl Gäſte. Strintillo war vor Staunen außer ſich: Mein Traum, mein Traum! rief er einmal über das andere und wollte eben die Hand Giovanni's in die ſeiner Tochter legen, da konnte ſich Granco nicht mehr halten und ſchrie: Don Strintillo, Don Strintillo! haltet ein! Hier geht es mit dem Teufel zu! Gebt Giovanni Euer Kind nicht, ſonſt nimmt er ſie mit in die ewigen Flammen!

Da ward Strintillo einen Augenblick ſtutzig und ließ die Hände wieder ſinken, ſah in die Höhe und ſchien ſehr ernſthaft nachzudenken. Aber was iſt das da oben? rief er auf einmal erſtaunt aus. — Alle folgten ſeinem Blick und erſtaunten wie er, denn von wunderbarem Licht umſtrahlt, ſchien eine weiße Geſtalt über einem Felſen gleichſam emporzuſchweben. Alles war todtenſtill und die Geſtalt rief: Giovanni, empfange dieſen Schatz mit dem Segen des Himmels! — Die Geſtalt verſchwand, und man ſah auf dem Felſen etwas Glänzendes ſchimmern. Giovanni eilte hinauf und brachte nicht ohne Mühe einen Kaſten herab, welcher koſtbar gearbeitet und im Verhältniß zu ſeiner Größe über alle Maßen ſchwer war. — Seht ſelbſt, ſagte Giovanni, ob ich neulich gelogen? und Alles drängte ſich um den Kaſten; er ward auf einen Tiſch gehoben und dem Richter übergeben, ihn zu öffnen.

Das geht Alles mit dem Teufel zu! ſagte Granco. — Verſündige dich nicht, ſagte Strintillo. Wie könnte der Teufel den Segen des Himmels geben? Schweige und laß uns ſehen, was in dem Kaſten iſt. — Derſelbe war nicht ſo leicht zu öffnen, weil das Schlüſſelloch künſtlich verborgen war, und der Richter hielt eben nachdenklich die Hand an den Mund, als ſich durch das fröhliche Gedränge ein Mann in rauhen

Kleidern hindurcharbeitete. Es war — jener von Checco gepreßte Waldbruder.

Herr Don Orzo, begann er athemlos, ich habe Euch wichtige Dinge zu ſagen, die nicht aufgeſchoben werden können; hört mich armen Mann und dann richtet! —

Alles war mäuschenſtill.

Rede, ſprach Don Orzo.

Dieſen Morgen, fuhr der Eremit fort, dieſen Morgen erfuhr ich von einem Pilger, der zu mir kam, daß hier in Gragnano ein Engel mit einem Goldregen erſchienen ſei und dieſen Abend wiedererſcheinen wolle.

Ja, eben war er da! riefen Alle.

Das habe ich eben gehört, ſagte der Eremit, und ich komme nun über den Engel zu berichten!

Aha! rief Don Granco, nun werden wir etwas hören!

Still! rief der Richter.

Auch ich habe Engelserſcheinungen gehabt, ſprach der Eremit, obwohl ſie mich nicht ſo glücklich machten, als den Bräutigam hier!

Nun erzählt, erzählt! riefen Alle.

Fünf Nächte ſind vergangen, ſeit ich einſam in meiner friedlichen Hütte ſchlief; da ward ich plötzlich von einer traurigen Muſik erweckt, die Thür that ſich wie von ſelbſt auf, ein Licht verbreitete ſich in meiner Zelle, und, brennende Kerzen in der Hand, traten drei

Jünglinge herein, die mir Engel ſchienen, weil ſie Flügel hatten! — Hier ſchwieg der Eremit und weinte.

Nun, und was thaten die Engel?

Sie ſtellten ſich um mich her und ſangen ein Lied, und war ich erſt erſchrocken, ſo war ich es jetzt noch mehr; denn ſie ſangen, als ob mein Ende nahe wäre und ich das Irdiſche verlaſſen müßte! Da rieſelte es mir eiskalt durch alle Glieder, und ich tappte an mir herum, ob ich noch im Leibe wäre? — Vielleicht hätte ich mich noch wiederum gefaßt; aber nun erſchien an der Thür ein rauher ſchwarzer Dämon mit gräßlichen feurigen Augen und rief: Biſt du reif, alter Geizhals? Damit reckte er die Krallen nach mir aus und wollte mich faſſen; aber die Engel wehreten ihm und fragten ihn: was willſt du, Drache? — Des Schatzgräbers Seele will ich! brüllte der Rauhe. Aber der eine Engel hatte ein Rauchfaß und ſchwang es vor ihm und ſprach: Der Schatz, den er gefunden, iſt ein heiliger Schatz und rettet ſeine Seele. Hebe dich weg, Satanas! — Aber Satanas wollte nicht weichen und zählte alle meine Sünden her und forderte meine Seele. Da hatte der andere Engel ein blitzendes Schwert und trieb ihn damit hinweg, daß ich ihn nicht mehr ſah; aber der dritte ſprach zu mir: Sei getroſt, deiner Sünden ſind viel, aber ſie ſind dir vergeben um des Schatzes willen, der ein heiliger Schatz iſt; zeuch ihn hervor und folge uns damit ins Paradies, ſo wird Satan dich nimmer erlangen! — Da ward brach die ganze Verſammlung in ein lautes Gelächter aus: Vor ihm ſtand Tommaſo der Ziegenhirt mit einer Kumme Milch, und die Engel kamen nicht wieder!

Und der Schatz war weg! jammerte der Eremit darein und zerraufte ſich und zerſchlug ſich. Da nahm das Gelächter immer mehr überhand, bis der Richter Schweigen gebot und zum Eremiten ſprach: Verzeiht, wenn ich mitlache, aber es iſt ſonderbar, einen Mann, der ſich in die Waldeinöde zurückgezogen, in ſolcher Art um irdiſche Schätze jammern zu hören.

Lacht wie ihr wollt; aber hört mich weiter, ſagte der Eremit, und ſchützt mich den Geſetzen nach gegen Raub und Einbruch! Ich höre, daß der Gragnaner Engel ſo eben einen Schatz gebracht hat und wette, daß es einer der meinigen iſt. Ich will ihn genau beſchreiben; es iſt ein ſchön gearbeiteter Kaſten, mit vielem Meſſing beſchlagen, und geht von unten zu öffnen; inwendig liegt zu oberſt ein Pergament, darunter Gold und Juwelen.

Habt Ihr die Schrift davon geleſen?

Nein, leſen kann ich nicht; aber es ſind viel Schnörkel darauf, und es hängen gewaltige Siegel daran.

Könnt Ihr den Kaſten öffnen?

O ja, ſogleich, und hier iſt der Schlüſſel! Mit Behendigkeit wandte der Eremit den Kaſten, öffnete ihn, und der Richter fand Alles, wie Jener es beſchrieben.

Schon wollte der Eremit nach dem Kaſten langen und ſich den Beſitz desſelben wieder zueignen, ſchon wurden Giovanni und Angiolina bleich und Granco froh, als der Richter ſagte:

Halt! Erſt laßt uns leſen, was hier geſchrieben ſteht. — Er entfaltete das Pergament und las:

Hiemit ſei Jedwedem kund und zu wiſſen, daß ein Jeder, welcher dieſen Schatz auffindet und denſelben den wahren Erben oder Nachkommen des Don Bernardo Carino nicht zukommen läßt, verdammt ſein ſoll bis in alle Ewigkeit, als ein ſchändlicher Räuber und Entwender fremden Gutes. Er ſoll krumm werden und lahm und blind bleiben, bis ſeine Seele hinunterfährt, wo keine Erlöſung iſt!

Don Orzo hatte noch nicht ausgeredet, als alle riefen: Bernardo Carino? Bernardo Carino? war das nicht dein Urgroßvater, Giovanni, von dem alle Welt ſagt, daß er der reichſte Mann vor dem Kriege war?

Ja wohl, rief Giovanni, und ich kann es gerichtlich beweiſen!

Das weiß ich ſelbſt genau, ſagte der Richter, ich habe deinen Großvater noch wohl gekannt. Aber Ihr, mein frommer Waldbruder, verlangt Ihr dieſes Geld noch ſammt jenem Fluche des Verſtorbenen?

Nein! ſagte der Eremit und weinte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen; aber was habe ich nun für das Ausgraben des Schatzes?

Du ſollſt über meinen Geiz nicht klagen, ſagte Giovanni; und wenn dir die Armuth ſo ſchwer fällt, will ich mit dir theilen!

Bravo! rief der Richter; aber ein Viertheil genügt dem Finder, das Andere behalte mit Gottes Segen!

Und hier nimm meine Tochter Angiolina dazu! ſprach Don Strintillo und legte ihre Hand in Giovanni's.

Aber die Geſchichte mit den Engeln iſt ja noch nicht im Klaren! rief Granco dazwiſchen.

Schweigt, Granco, das Reden hilft Euch doch nichts, ſagte Strintillo; mein Traum iſt erfüllt, um und um und nach allen Seiten und in allen Stücken. Was der Himmel thut, darüber dürfen wir nicht grübeln, die Engel ſind gut, die Tochter iſt meine Tochter, Giovanni mein Schwiegerſohn, ich bin Don Strintillo, und was ich haben will, muß geſchehen!

# Die Tante.

### Von Fanny Lewald.

Hausblätter. Herausgegeben von F. W. Hackländer und Edmund Hoefer. I. Bd. 1855. Stuttgart. Verlag von Adolph Krabbe.

Fanny Lewald wurde am 24. März 1811 zu Königsberg in Preußen von iſraelitiſchen Eltern geboren, trat in ihrem ſiebzehnten Jahre zur evangeliſchen Kirche über, begleitete 1831 ihren Vater auf einer Reiſe durch Deutſchland und Frankreich und lebte dann längere Zeit in Breslau und Berlin. Nachdem ſie ſchon 1834 zur Unterhaltung ihrer kranken Schweſter Märchen geſchrieben hatte, wagte ſie ſich 1841 an ihre erſte Novelle „der Stellvertreter“, die in der „Europa“ ihres Vetters Auguſt Lewald ohne ihren Namen erſchien. Die größeren Erzählungen „Clementine“ (1842), „Jenny“ (1843), „eine Lebensfrage“ (1845), ebenfalls anonym, lenkten raſch das allgemeine Intereſſe auf dies energiſch ſich entfaltende Talent; in raſcher Folge erſchienen eine Reihe umfangreicherer Romane, farbiger und lebendiger Reiſeſchilderungen (eine Reiſe durch Italien im Jahre 1845 hatte ſie mit Adolf Stahr zuſammengeführt, deſſen Gattin ſie im Jahre 1854 wurde), und kleinere in Zeitſchriften zerſtreute Arbeiten, zum Theil auch theoretiſch eingreifend in die ſocialen Probleme der Zeit, die in vielen ihrer Dichtungen den Mittelpunkt der Handlung und die bewegende Kraft in den Charakteren bilden.

Aus dieſem Grundzug ihrer Natur, aus dem ernſt und liebevoll auf das Ordnen und Klären der vielfach verworrenen Lebensfragen gerichteten Sinn der Schriftſtellerin geht von ſelbſt hervor, daß der Roman diejenige Form iſt, in der ſich ihr Talent am Freieſten und Fruchtbarſten zu entfalten vermag. Frühzeitig, wie es in ihrer trefflichen Selbſtbiographie Stufe für Stufe ſich verfolgen läßt, in einen Culturgegenſatz hineingeſtellt, auf den Kampf der Confeſſionen, der Vorurtheile und Traditionen aufmerkſam geworden, hat ſich das dichteriſche Talent der begabten Frau zu immer größeren und allgemeineren Aufgaben gerüſtet und zu deren Löſung immer breiterer Formen bedurft. Die novelliſtiſchen Arbeiten ſtehen dagegen zurück. Hier erſcheint zuweilen ein bedeutendes Thema — wir erinnern an die merkwürdige Schärfe des Motivs in der Novelle „Geld und Leute“ (Sand- und Dünengeſchichten. 1851. 2 Bände) — durch die knappe Novellenform beengt und verkümmert, und ein Ueberſchuß des Nachdenklichen, Tendenziöſen, Polemiſchen macht ſich bemerklich, der in dem engen Rahmen nicht voll zum Austrag zu bringen iſt.

Wir haben für unſere Muſterſammlung eine Erzählung ausgewählt, die das Talent der Verfaſſerin, Zeitbilder zu zeichnen, auch in kleinerem Maßſtabe aufs Erfreulichſte bewährt, ohne die Form der Novelle zu durchbrechen, und zugleich in jener ſchönen gleichmäßigen Klarheit des Stils ſich hinbewegt, die auch in den umfangreichſten Werken der Verfaſſerin ſich nirgends verleugnet.

Tante Julie war die liebenswürdigſte Frau in unſerer Familie. Mitten im Winter, im Nebel und Regen war's, als würde es hell und freundlich, wo ſie hinkam. Wenn ſie in das Zimmer eintrat, wenn ihr alter Diener ihr den Atlasmantel und den weißen Stepphut abnahm, und ſie nun da ſtand in dem ſtattlichen ſeidenen Kleide, mit der weißen Haube und den Roſaſchleifen, und ſich umſah, da fiel's faſt wie ein milder Sonnenſtrahl in jedes Herz.

Nun, lieben Kinder, ſeid ihr munter? pflegte ſie zu fragen, während ſie in den Spiegel blickte, die Roſabänder an ihrer Haube zurecht zu ziehen, die ſie noch immer trefflich kleideten. Sie nannte das Band Hortenſienfarbe, denn ſie liebte die Hortenſien ganz beſonders; doch gab ſie zu, es ſpiele in das Röthliche hinüber, wenn wir ſie freundlich mit den Roſabändern neckten.

Das ganze Weſen der Tante hatte trotz ihrer ſiebenundfünfzig Jahre noch immer einen Anflug jener unvergänglichen Jugend, die vom Gemüthe kommt, und wir glaubten es ihren Zeitgenoſſen gern, daß die Tante ganz reizend geweſen ſei mit ſiebzehn Jahren, und bezaubernd, als ſie zwanzig alt war. War ſie doch immer noch hübſch! Hatte ſie doch jetzt noch die hellſten blauen Augen, fiel ihr blondes Haar mit ſeiner feinen Silbermiſchung doch noch immer in zierlichen Locken um die Stirne, lachte ſie doch noch immer mit der reinſten Anmuth, und was ihre Hand und ihren Fuß betraf, ſo waren ſie noch von einer tadelloſen Feinheit.

Die Tante war Wittwe ſeit ihrem dreißigſten Jahre, und kinderlos. Dafür aber war ſie der Schirm und Schutz, der Rath und die Vertraute der ganzen Jugend in der Familie. Zu ihr gingen die Kinder am liebſten mit ihren Puppen und die großen Mädchen mit der Weihnachtsarbeit. Hatte eine Nichte einen Liebeskummer, ſo wurde er der Tante anvertraut, die wir ſcherzend nur Frau Minnetroſt benannten. Machte einmal ein Neffe einen dummen Streich, ſo entdeckte er ſich gewiß zuerſt der Tante, um ſie zur Vermittlerin bei den Eltern zu gebrauchen, und da ſie reich und unabhängig war, gab ſie nicht nur guten Rath, ſondern kam auch ungebeten oft mit ſchneller That zu Hülfe.

Die Tante hatte überhaupt ein offenes Herz für Jedermann und eine offene Hand für Viele. Es haben ſich gar Manche den Ruf der größten Wohlthätigkeit erworben, die weit weniger für Andere hingegeben als die Tante; aber freilich, die perſönliche Armenpflege war ihre Sache nicht. Ihr alter Diener trug die Gaben zu den Armen und Kranken, denn die Tante meinte, die vornehmen Damen wären nur ein Schreck und eine Verlegenheit in des Armen Kammer, und Johann erführe und ſähe beſſer, was dort Noth thäte, als ſie's könnte; es war auch nicht in ihrer Art. Ich will ſehr gerne den Brei bezahlen, ſagte ſie einmal ſcherzend, wenn ich das Kind nur nicht zu füttern brauche! Denn zur barmherzigen Schweſter taug' ich nicht.

Der Noth abhelfen nannte ſie eine Pflicht; den Ueberfluß beſcheren, das war ihre Freude. Sie gab ihren Nichten das erſte Ballkleid und das Hochzeitskleid, und jedem Neffen ſeine erſte Uhr. Sie wollte mit den heitern Erinnerungen der Ihrigen fortleben. Das Trauern um die Todten iſt ſo unfruchtbar, das liebende Erinnern, das iſt Alles! ſagte ſie. An meinem Todestage ſollt ihr zuſammenkommen, um mit guter Laune mein Angedenken unter euch zu erneuern. Und wirklich hat ſie Sorge getragen, daß es geſchieht, ſo lange auch nur noch zwei Mitglieder ihrer Familie, die ſie kannten, an demſelben Orte beiſammen leben.

Sie war das Muſter einer liebenswürdigen Frau, das Muſter einer guten Tante. Sie würde den Typus erfunden haben, hätte er vor ihr nicht exiſtirt. Wir Alle waren ihr von Herzen zugethan und ſehr mit ihr zufrieden, nur leider war ſie es nicht ganz mit uns.

Ihr ſeid zu ernſthaft! ſchalt ſie, zu gelehrt! Ihr ſprecht in der Geſellſchaft vom Staate und von der

Regierung, als ob man das nicht Morgens bei ſeinem Frühſtück in der Zeitung leſen könnte. Ihr mäkelt an eurem Vaterlande, ſtatt es einfach zu lieben, wie wir es geliebt in unſerer Jugend. Ihr kümmert euch um Wiſſenſchaften, in denen ihr doch nichts leiſtet, und weil ihr euch um das bekümmert, was nicht eures Amtes iſt, vergeßt ihr darüber, was euch einzig zukommt — jung zu ſein.

Dieſe Unzufriedenheit hielt ſie aber gar nicht ab, uns allwöchentlich in ihrem ſchönen Hauſe zu verſammeln, und gerade den Samſtag hatte ſie dazu gewählt, an dem die andern Frauen ſich's mit ihrer Reinlichkeit im eigenen Hauſe unbehaglich machen. Schon um vier Uhr zum Kaffee gingen wir zu ihr; ſpäter am Abende kamen die Männer uns dann nach, und um neun Uhr wurde ſtets ſoupirt, denn ihr geſelliges Souper, das ließ die Tante ſich von keiner Mode rauben.

Einmal im vorigen Jahre, nur wenige Monate, ehe ſie uns durch ihren ſchnellen Tod entriſſen wurde, befanden wir uns auch bei ihr. Der Kaffee war getrunken, Johann hatte die Lampen in das Zimmer gebracht, denn es war im Spätherbſte, und die Dunkelheit begann ſchon zeitig. Wir hatten uns mit unſern Arbeiten nahe an den Tiſch gerückt, und die Tante ſagte: Nun, Kinder, erzählt mir, was giebt es Neues unter euch? Erzählt mir etwas Schönes! — Ich werde dieſen Winter die Vorleſungen in einem Frauenvereine beſuchen, berichtete ein hübſches junges Mädchen, ihr

Enkelnichte. Du? rief die Tante, du biſt ja keine Frau, und überhaupt, das iſt ja auch nichts Schönes! — O! meinte die Nichte, du kennſt dieſe Vereine nur nicht. — Freilich kenne ich ſie, entgegnete die Tante, ich habe mich auch einmal verleiten laſſen hinzugehen, um mir die Vergnügungen der jetzigen Welt doch zu betrachten. — Nun, und dann? fragten wir. — Dann bin ich niemals wieder hingegangen! ſagte die Tante lächelnd. — Aber warum nicht? — Weil ich mich nicht in Harmonie fand mit dem finſtern Raume, mit den ernſten jungen Frauen und den wiſſensdurſtigen Jungfrauen, die dort ſaßen und nach den Himmelskreiſen auf der ſchwarzen Tafel ſtarrten, als käme hinter denſelben alle Lebens- und Liebesſeligkeit zum Vorſchein. — Ja, aber Tante, wenn man ſich doch unterrichten will, wenn man doch einen Einblick in die Wiſſenſchaft gewinnen möchte!

Einblick! Wiſſenſchaft! wiederholte die Tante mit ihrem feinen, ſanften Lächeln, das ihr vortrefflich ſtand, das ſind ja Alles Phraſen, lieben Kinder! Ich habe noch nicht geſehen, daß ihr liebenswürdiger geworden ſeid durch eure oberflächlichen Blicke auf die tiefe Wiſſenſchaft, im Gegentheil! Ich habe auch nicht bemerkt, daß etwas Ordentliches geworden iſt aus dieſem beſchäftigten Müßiggange —

O Tante! rief das junge Mädchen begütigend, aber die Tante ließ ſich nicht ſtören.

Nun! ſagte ſie, wenn dir der Ausdruck nicht gefällt, mein Kind, ſo nenne es eine müßige Beſchäftigung; denn es kommt nicht viel mehr dabei heraus, als daß ihr keine Langeweile habt. Aber was wußte ich, was wußten eure Mütter von den Wiſſenſchaften? Und wir haben doch Alle unſere Männer zufrieden geſtellt und Alle glücklich mit ihnen gelebt, und ihr findet euch ja von euren Müttern ſo unübertrefflich erzogen, daß ihr ſelber wieder Muſtererziehungen an euren Töchtern zu vollenden gedenkt. Bleibt alſo nur ruhig bei der alten Weiſe, die Wiſſenſchaft iſt unkleidſam für Frauen.

Wir Alle kannten die oftmals ausgeſprochene Abneigung der guten Tante gegen dieſe Art der modernen Frauenerziehung, die ſie ohne Weiteres als einen Theil der ſchlimmen Emancipations-Ideen bezeichnete, und ihr Zorn gegen dieſelbe hatte uns ſchon oft beluſtigt. Auch widerſprach ihr von den Andern Niemand. Nur ich konnte es nicht laſſen, ſie damit zu necken, und ich durfte mir auch etwas herausnehmen, weil ich, als die älteſte von ihren Nichten, ſtets ihr beſonderer Günſtling geweſen war. Aber, Tante! ſagte ich, du ſchütteſt heut wirklich einmal wieder das Kind mit dem Bade aus; was haſt du eigentlich gegen die ernſtere Bildung des weiblichen Geſchlechtes?

Die Tante ſah mich ganz verwundert an. Läßt du dich auch beſtechen? ſprach ſie, und biſt doch die Einzige von Allen, die ſich ihr bischen Phantaſie mit Wiſſen nicht verdorben hat. Was ich dagegen habe?

Mein Gott, die Frauen werden langweilig vom Wiſſen, ſie werden trocken! Wer mag denn ſpazieren gehen mit einem Frauenzimmer, das, wenn's im Mondenſchein zum Himmel blickt, an ausgebrannte Krater denkt? Wer ſoll ein Mädchen ſich zum Weibe wünſchen, das ihm ſtatt Lebensluſt und Arbeitstrieb die Bücher und die Forſchung in das Haus bringt? Und wenn ſich ſo ein junges Ding gebildet hat, und nun kommt Einer, der ihr wohl gefällt, der aber dieſe gelehrte Bildung zufällig nicht leiden kann! Was ſoll's dann werden, frage ich euch? Ich bitte!

Ja! meinte ich, das giebt dann einen traurigen Roman.

Einen Roman? wiederholte die Tante. Mein Kind, das bilde dir nicht ein. Romane giebt's nicht mehr in eurer Zeit! Eine vergrämte alte Jungfer giebt's, und davor ſoll uns Gott bewahren. — Wir mußten über ihren Eifer lachen, indeß ihr war die Sache ernſter, als wir meinten. Nein, fuhr ſie fort, ich ſcherze nicht. Mögen die Frauen gehen und ſich bilden, wenn ihren Männern das gefällt; die jungen Mädchen ſollen ſich aber nichts damit zu ſchaffen machen. Ein Mädchen muß wo möglich frei und klar ſein, wie ein unbeſchriebenes Blatt, dann macht der Mann daraus ſich eine Frau nach ſeinem Sinne und nach ſeinem Herzen.

Es heirathet aber nicht Jede ſo wie du mit ſiebzehn Jahren! wendete das junge Mädchen ein, das ſeine Weiterbildung ſo bedroht ſah. Und es findet nicht Jede einen Mann, wie du ihn hatteſt! ſagte eine Andere. Du haſt auch ſolch ein ruhiges Gemüth, bemerkte ich, daß du viel leichter und in anderer Weiſe glücklich werden konnteſt, als wir Alle.

Die Tante blickte uns der Reihe nach an, dann ſagte ſie freundlich: Alſo ihr betrachtet mich als eine Art von Rarität, als einen Paradiesvogel, als ein Weſen ohne Blut und Leben, ohne Antheil an der Menſchheit unverlierbarem Erbe, an dem Schmerz? Ihr denkt, weil ich das Leben lieb habe und es ſchön finde und mein Schickſal und meinen verſtorbenen theuren Mann bis an mein Lebensende ſegnen werde, deßhalb denkt ihr, ich hätte die Tage nicht auch von ihrer ernſten Seite kennen lernen? Ihr irrt euch ſehr! — Sie hatte die letzten Worte mit einer Energie geſprochen, die Keine von uns je an ihr bemerkt. Ein Zug von Schwermuth veränderte ihren ganzen Ausdruck, und zum erſtenmale im Leben fiel mir ein, daran zu denken, was die Tante in ihrer Jugend wohl geweſen ſein mochte. Indeß ehe ich dieſer Frage Worte geben konnte, ſprach ſie: Ich glaube, recht heiter wird der Menſch nur dann, wenn er vorher einmal recht traurig, recht vom Schmerz durchfurcht geweſen iſt.

Aber das war doch nie bei dir der Fall? wendete ich ein. — Woher glaubſt du das? was weißt du, was wißt ihr Alle denn von mir? — Nun, Alles! entgegnete meine Schweſter, die Mutter des jungen

Mädchens, das zuerſt geſprochen hatte. Unſere verſtorbene Mutter hat uns immer geſagt, du hätteſt das ſanfteſte Lebensloos gehabt, dein Mann habe dich auf den Händen getragen, Alles habe er dir gewährt, ſein Vermögen habe dir von Anfang an ganz zu Gebot geſtanden, und er habe dir eine Freiheit gelaſſen —

Von der er ſicher war, daß ich ſie nicht mißbrauchen würde! fiel ihr die Tante in das Wort; und ſie ſprach das in einem ſo ernſten und würdevollen Tone, daß Alle plötzlich davor verſtummten.

Die Tante wollte den Gegenſtand auch offenbar nicht mehr berühren, denn ſie fragte plötzlich nach einer ganz gleichgültigen Bekannten und dem Ergehen ihrer Tochter, und obſchon wir Alle dieſem Winke gehorchten, blieben unſere Gedanken doch auf die Erlebniſſe der Tante hingewendet.

Auch mich beſchäftigte ihre Jugendzeit in den nächſten Tagen vielfach. Ich hatte eine dunkle Erinnerung, als hätte ich von einer unglücklichen Liebe der Tante reden hören, und ich nahm mir vor, ſie einmal in einer guten Stunde darum zu fragen, als ſie meinem Wunſche ganz unerwartet begegnete.

Wir waren eines Abends allein, und gegen ihre Gewohnheit hatte ſie viel von ſich geſprochen. Sie hatte dabei ihres verſtorbenen Mannes mit großer Wärme und Verehrung gedacht, und nachdem ſie eine Weile ſchweigend da geſeſſen hatte, ſprach ſie: Ich habe es dir ſchon lange einmal ſagen wollen, daß ich für dich ein beſonderes Andenken, ein Zeichen des Vertrauens aufgehoben habe, das du nach meinem Tode vorfinden wirſt. Sie hielt wieder inne, denn ſie war ſehr nachdenklich den Abend; dann fuhr ſie fort: Ich bin noch aus der alten Schule, die von ihrem Empfinden nachträglich nicht viel Worte machte, obſchon wir vielleicht ſo tief und tiefer fühlten, als die jetzige Welt. Aber es galt für unſchicklich, viel von ſich ſelbſt zu ſprechen, und die großen Confidenzen, die leidenſchaftlichen Erörterungen gegen Freunde und Freundinnen ſind mir ſtets als krankhafte Geſchmackloſigkeiten vorgekommen. Man belügt dabei im Pathos ſich und ſeinen Zuhörer und macht das Uebel ärger. Indeß der Menſch hat einen Zug, ſich ſeines Erlebten zu erinnern, und auch ich habe ihn oftmals gefühlt. Da habe ich denn mir ſelber wieder vorerzählt, was ich empfunden, was ich einſt geweſen bin, und was die Menſchen waren, die mit mir lebten in meiner Jugend.

Sie ſtand auf, ging an ihren Secretär und zog ein engliſches Schreibpult von grünem Sammet daraus hervor. Mit einem kleinen goldenen Schlüſſel, den ſie an ihrer Uhrkette befeſtigt hatte, öffnete ſie das Käſtchen und nahm einen Pack Papiere daraus hervor. Sieh! ſagte ſie, dieſe Blätter enthalten meine Jugenderinnerungen. Das Schönſte und das Schwerſte, was ich erlebte, ruht darin. Nimm das Käſtchen an dich. Den Schlüſſel ſollſt du einmal erhalten, wenn ich nicht mehr bin. — Sie ſchloß es bei den Worten wieder zu und händigte mir es ein. Ich nahm es, und wir ſchwiegen Beide bewegter, als wir es einander merken laſſen wollten. Wie kommen wir nur gerade heute zu ſolcher Stimmung? bemerkte ich nach einer Weile.

Mich wundert es vielmehr, entgegnete die Tante, daß man im Ganzen dem Hinblick auf ſeinen Tod ſo wenig Raum giebt. Schon ſeit ich mein vierzigſtes Jahr zurückgelegt habe, ſeit ich mir ſagen mußte, daß ich der Wahrſcheinlichkeit zu Folge mindeſtens zwei Drittel meines Daſeins abgelebt, hat mich der Gedanke an das Ende desſelben niemals mehr verlaſſen. Aber bei deiner Geſundheit, wendete ich ein, und bei deiner Lebensluſt und Heiterkeit ſollte man das nicht glauben.

Ja! ſagte ſie, ich bin geſund, und lebensluſtig und heiter bin ich, weil ich ruhig auf die Vergangenheit zurückblicken darf, und weil ich eben das Stückchen Leben, das mir noch bleiben dürfte, für mich und Andere recht benützen möchte. Ihr müßt doch einmal wiſſen, wozu ich für euch da war! ſprach ſie mit ihrem anmuthvollſten Lächeln und fügte dann ſcherzend hinzu: Ich verſichere dich, ich bin ein beſſerer Chriſt und dabei auch ein beſſerer Philoſoph, als ihr Alle es wiſſen oder denken könnt. — Ich räumte ihr das von Grund des Herzens ein, denn mir war ihr heiteres, werkthätiges Weſen ſtets als die größte Schönheit und Weisheit vorgekommen, und wir brachten den ganzen Abend im innigſten, vertraulichſten Geplauder zu.

Ein Paar Monate ſpäter, gegen das Frühjahr hin, war ſie nach wenig Tagen der Krankheit ſanft verſchieden. Ihr Tod war klar und freundlich geweſen, wie ihr ganzes Daſein. Für Jeden hatte ſie nach ſeinen Bedürfniſſen mit verſtändnißvoller Liebe vorgeſorgt, Jedem hatte ſie noch über ihren Tod hinaus irgend eine Freude, irgend eine Ueberraſchung zu bereiten gewußt. Mir hatte ſie neben jenem Käſtchen noch ihr Jugendbild vermacht, deſſen Lieblichkeit mich immer ſo gefeſſelt hatte.

An ſeinem ſchönen Frühlingsabende, als mein Sinn recht ſtill und ruhig war, öffnete ich die grüne Chatoulle und nahm mit tiefer Rührung die kleinen Blätter in die Hand. Der Hinblick auf die mir unbekannte Vergangenheit eines mir naheſtehenden befreundeten Menſchen hat Etwas, das mich ſtets mit einer Art von Scheu erfüllt, und dieſe Scheu ſteigert ſich, je mehr ich an dem Menſchen hange. Denn Jeder hat ſich durch böſe Wege und durch Schatten zum Lichte durchzukämpfen, und der Kampf iſt oft ſo hart, ſo furchtbar, daß er uns des Freundes Bild entſtellt.

Indeß die kleinen Roſablättchen mit dem hellen Goldrand, mit ihrem Roſenölgeruch, die konnten, wie ich ſicher wußte, von keinen wilden Leidenſchaften ſprechen. Der Tante ganzes Weſen, ihr maßvoller Schönheitsſinn verbürgten das.

Sie hatte die Papiere ſorgfältig geordnet, geheftet und die einzelnen Hefte numerirt. Das Umſchlageblatt, das ſie zuſammenhielt, trug von ihrer kleinen und doch klaren Hand die Ueberſchrift: „Aus meiner Jugendzeit“. — Darunter ſtand als Motto: „Was bildet den Menſchen, als die Liebe!“

Ich las den ganzen Abend. Die einfache und anſpruchsloſe Erzählung trug den Stempel der offenſten Wahrhaftigkeit und gab dadurch das treue Abbild eines Menſchen und der Zeit, in der er ſich bewegt. Kein Verſprechen band mich, den Inhalt dieſer Blätter zu verheimlichen, und es kam mir wie ein Unrecht vor, mich dieſes ſanften Daſeins nur allein zu freuen, wenn Andere die gleiche Freude mit mir theilen und die Verſtorbene lieben lernen konnten, wie ich ſelbſt ſie liebte.

Ich habe nichts geändert an den Aufzeichnungen. Die kleinen Neigungen und Abneigungen, die Lebensanſichten der Tante ſprechen ſich darin aus. Ein ganzer Menſchenkreis tritt uns daraus entgegen.

Es wehte mich eine beſondere Beruhigung, eine ſtille Heiterkeit aus der Erzählung an, und indem ich die kleine Selbſtbiographie der liebenswürdigen Frau hiemit einem weiteren Kreiſe übergebe, hoffe ich der Tante jetzt noch Liebe zu erwecken, wo ſie ſelbſt nicht mehr durch ihre Güte ſie hervorzurufen vermag. Hier ſind alſo die Hefte.

## Aus meiner Jugendzeit.

Motto: Was bildet den Menſchen,
als die Liebe!

Ich bin am zehnten Mai des Jahres ſiebzehnhundert ſechsundneunzig zu Berlin geboren und die jüngſte von fünf Geſchwiſtern. Meine Eltern ſtammten beide von der franzöſiſchen Colonie ab, welche zu jener Zeit noch feſter in ſich zuſammenhielt, als jetzt. Beide Eltern ſprachen meiſt franzöſiſch mit einander, und da dieſe Sprache damals in Deutſchland noch viel mehr geredet wurde, als in ſpäterer Zeit, ſo lernten wir Kinder ſie alle früher und beſſer als das Deutſche, obſchon die Eltern gute Preußen waren und den jungen König und die ſchöne Königin mit wahrer Pietät verehrten.

Die Mutter war ſehr ſchön geweſen und hatte lange einen Herrn von Schlichting, einen Offizier, geliebt. Seine Eltern hatten aber davon nichts wiſſen wollen, weil damals die Verbindung eines Offiziers, eines Erben aus uraltem Adelshauſe, mit der Tochter eines Seidenfabrikanten für eine unſtatthafte Mißheirath, für ein großes Unglück angeſehen wurde. Sie hatten alſo ſeine Verſetzung nach Oſtpreußen bewerkſtelligt, er war aus dem Militär in Civildienſte getreten, und meine Mutter hatte denn auch dem Willen ihrer Eltern ſpäter Gehorſam geleiſtet und den Mann geheirathet, der ihr von Jugend an beſtimmt geweſen;

denn die Familien der Colonie verbanden ſich meiſtens unter einander, und das Familienleben war auf die ſtrengſte Abhängigkeit der Frau vom Manne und der Kinder von den Eltern gegründet.

Meine Mutter zählte damals zweiundzwanzig Jahre, ihr Mann war nur ein wenig älter. Er war auch Seidenfabrikant und ſo ſehr in ſeine Unternehmungen vertieft, daß er trotz ſeiner Jugend an das Herz ſeiner jungen Frau keine großen Anſprüche machte. Er war zufrieden, daß ſie hübſch war, ſich zu präſentiren, ihr Haus auf einem reſpectablen Fuß zu halten wußte, und da ſie nebenher ihm in der erſten Zeit faſt alle Paar Jahre ein geſundes Kind gebar und ihm ſelbſt beim Führen ſeiner Bücher noch zur Hand zu gehen Zeit behielt, ſo war er ganz zufrieden mit der Wahl, die ſeine Eltern einſt für ihn getroffen hatten, und fühlte ſich wirklich glücklich mit ſeiner Frau. Die Mutter hatte auch niemals über ihn zu klagen, und über Herzensleere oder innere Unbefriedigung zu grübeln, dazu ließen ihre fünf Kinder ihr nicht Muße.

Der Vater brachte es ſchnell zu bedeutendem Vermögen; er wurde ein geachteter Mann in der Colonie und auch in der ganzen Stadt ſehr angeſehen. Er kaufte das große Grundſtück in der breiten Straße, das noch heute in den Händen meines Bruders iſt, und fing an, ein Haus zu machen, wie man es nannte, was freilich von ſeinen Stammes- und Standesgenoſſen bekrittelt und getadelt wurde. Er ließ ſich aber von ihrem Mißfallen nicht ſtören, und der Mutter war das weltliche Leben ganz genehm. Je mehr Kinder ſie gehabt, je geſünder und ſtärker war ſie geworden, und dieſes Embonpoint machte ſie nur noch ſchöner. Sie kleidete ſich gut, hatte die angenehmſten Manieren, ſprach mit großer Leichtigkeit, und da ſie herzensgut und recht im Grunde eine freundliche Seele war, ſo gewann das Geringſte, was ſie für die Menſchen that, einen beſondern Anſtrich und einen unſchätzbaren Werth. Liebenswürdiger als meine Mutter habe ich nie eine Frau geſehen. Sie gefiel einem Jeden, und darum machte der Verkehr mit Andern ihr ſo große Freude.

Weil damals die Seidenwirkereien in Preußen noch nicht zahlreich waren, ermunterte und beſchützte ſie der Hof, und ſie hatten denn auch andererſeits einen lebhaften Abſatz nach Rußland und nach Polen. So kam der Vater mit vornehmen Beamten vielfach in Berührung, die ihm nützlich ſein konnten, und denen er dafür gern in ſeinem Hauſe eine ſtattliche Aufnahme bereitete, während durch ſeine Handelsfreunde viele Ruſſen und Polen ſeiner Gaſtfreundſchaft zugewieſen wurden. Es war alſo ein ſteter Wechſel von Fremden in unſerem Hauſe, und da ſolch ein Umgang ſich weiter und weiter verzweigt, ſo hatte die Mutter bald einen Zuſammenhang mit der eleganten und ſchönen Geſellſchaft von Berlin.

Und in jenen Tagen gab es noch eine Geſellſchaft unter uns, denn die Frauen waren noch liebenswürdig, und die Männer gingen noch gern mit ihnen um. Die Frauen laſen noch keine wiſſenſchaftlichen Bücher, ſondern nur Romane; ſie brauchten alſo am Abend von den Männern im Salon nicht Aufſchlüſſe und Erklärungen zu fordern, ſie wußten ſelbſt Beſcheid, konnten mitreden und oft ſogar dem Manne deutlich machen, was ihr Herz beſſer begriffen hatte, als der männliche Verſtand. Sie bewegten ſich auf einem Boden, auf dem ſie mit Sicherheit zu Hauſe waren, die Männer fanden Erholung bei ihnen und hatten nicht, wie jetzt, das undankbare Amt, die Präceptoren von einem halbverſtehenden und dadurch ſtets confuſen Frauenpublicum zu machen. Dabei gewährte dann die leichte und doch tiefe Unterhaltung über dichteriſche Literatur ſo klare Einblicke in manch ſchöne Frauenſeele, daß neben dem geſelligen Intereſſe wohl auch ein tieferes Gefühl erwachte, deſſen man ſich gar nicht ſchämte. Männer und Frauen wollten gefallen und darum gefielen ſie einander und hatten Luſt und Freude daran, dies gegenſeitige Wohlempfinden immer aufs Neue zu genießen, zu erhalten und zu verſtärken.

Es waren nicht immer große oder gar ſchlimme Leidenſchaften. Gott bewahre! Wer in eine ſolche ſich verſtrickte, den beklagte man, aber man kannte damals noch die alten, guten Attachements, die rührender und ſanfter waren als die Freundſchaft, ruhiger als die Leidenſchaft und meiſt viel dauerhafter als die

Liebe. Solch ein Attachement verargte man keiner unbeſcholtenen Frau. Indeß dieſe ſchönen Verhältniſſe gingen unter mit der Zeit, die noch franzöſiſch ſprach, denn ſie waren das Gute, das die franzöſiſche Bildung ſich aus der Sinnlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts errettet. Seit man nur deutſch ſprach, ſeit alles pedantiſch eine Freundſchaft, oder ſentimental eine Liebe, oder roh eine Liebſchaft, oder endlich gar pathetiſch eine Leidenſchaft zu heißen hatte, war's mit der rechten Geſelligkeit zu Ende, denn es gab keine Bezeichnung mehr für ſchickliche Verhältniſſe zwiſchen Mann und Weib, die nicht Freunde und nicht Eheleute waren.

Freundſchaft? Sie iſt viel zu trocken, als daß ein Mann ſie lange für eine hübſche Frau empfinden könnte, und Keines von beiden Theilen findet dabei ſeine Rechnung. Die Frau muß ernſt werden wie ein Mann, das beraubt ſie ihrer Anmuth; der Mann muß die Herrſchaft ſeines Geſchlechts verläugnen, das nimmt ihm einen Theil ſeiner Energie und ſeiner Würde. Die Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib wird Liebe oder Gleichgültigkeit, und iſt immer nur von kurzer Dauer.

Liebe und Leidenſchaft? Welche ehrbare Frau darf und will ſie empfinden und ihren Schmerz und ihre Qualen auf ſich nehmen, und vor einer heimlichen Liebſchaft hat jede honette Natur einen Abſcheu. Ein Attachement aber, damit war es ein ganz Anderes.

Ein Attachement für einen Freund that dem Ehemann und dem Rufe einer Frau kein Unrecht. Im Gegentheil, es war ein Blitzableiter, an dem manch kleiner unbedachter Liebeshandel, manch thörichter Unmuth, manch häuslicher Verdruß hernieder glitt. Hatte der Hausherr üble Launen, drohte der Horizont der Frau zu dunkel zu werden, ſo heiterte eine Plauderſtunde mit dem unverſtimmten Freunde die Gattin auf, daß ſie dem Manne wieder mit freierem Sinne und klarem Blicke entgegentreten konnte, und klagte ſie dem Freunde auch einmal ihr Leiden mit dem Manne, ſo ſparte es eine Eheſtandsſcene, die nicht ſo leicht vorüberging.

Indeß nicht nur den Eheleuten, auch dem Hausfreund kam das Attachement zu Gute. Er hatte einen Ort, an dem er ſeine freie Zeit hinbrachte, er gewann Menſchen, an denen er Theil hatte mit dem Herzen, und Mancher, der in jener Zeit ein treuer Freund des ganzen Hauſes wurde, weil er ein Attachement für die Hausfrau fühlte, würde bei den jetzigen Geſellſchafts-Verhältniſſen und Anſichten vielleicht ein Mannesalter mit einer ungebildeten Geliebten haben, deren er ſich vor Andern zu ſchämen hätte, und dann als Greis ein herzensödes, einſames Daſein führen müſſen. Es war ein gutes Ding um jene Attachements, und ich habe freilich noch beſonderen Grund, die Erinnerung daran in hohen Ehren zu erhalten.

Meine Mutter war im Anfang ihrer dreißiger

Jahre, und meine Geburt ſtand ihr nahe bevor, als ſie auf einem großen Feſte ganz unerwartet den Geliebten ihrer Jugend vor ſich ſah. Er war unvermählt geblieben, obſchon er die Verheirathung meiner Mutter einſt durch ſie ſelbſt erfahren hatte. Aber wiſſen, daß eine geliebte Frau verheirathet iſt, oder ſie als Gattin eines Andern, als Mutter ſeiner Kinder und dabei heiter und zufrieden wiederſehen, das ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge.

Herr von Schlichting konnte ſich nicht gleich darin zurecht finden, daß die Mutter ihm mit ſo ruhiger Freundlichkeit die Hand bot. Es that ihm wider ſeinen Willen weh, als ſie den Vater zu ſich rief, um ihm den einſt Geliebten vorzuſtellen; aber die Zuverſicht, mit der die Eltern ihn behandelten zwang ihn zu einer beſtimmten Faſſung und zu einer noch beſtimmteren Haltung ihnen gegenüber. So einfach, als könne es nicht anders ſein, forderte der Vater ihn auf, ſein Haus zu beſuchen. Er war ſelbſt ein Ehrenmann, und die alte ſtrenge Familienzucht herrſchte in ſeinem Hauſe, darum glaubte er auch an die Ehre Anderer, obſchon damals die Sitten locker waren in der vornehmen Geſellſchaft. Der Vater dachte, wenn Schlichting ſieht, wie wohl es Joſephinen in meinem Hauſe geht, müßte er ein Schurke ſein, wenn er ihr dieſen Frieden rauben wollte. Und er hatte damit richtig ſpeculirt.

Es war zu meiner Taufe, als Herr von Schlichting zum erſtenmal in unſer Haus geladen wurde, und ich habe nach ihm den Namen Julie erhalten. Er fühlte ſich tief erſchüttert, da die Mutter ihm ihre Söhne und Töchter vorführte und ſo ſtolz auf ihre Kinder blickte, und als er mich aus der Taufe heben mußte, konnte er ſich kaum der Thränen wehren, wie man mir erzählte. Gott erhalte Ihnen dieſe Kinder und Ihr ganzes Glück! ſagte er nach der feierlichen Handlung, gab meinem Vater, dann meiner Mutter ſeine Hand, und von der Vergangenheit war zwiſchen ihnen Allen keine Rede.

Er beſuchte unſer Haus wie andere Gäſte, da er durch eine Rathsſtelle im Miniſterium an Berlin gefeſſelt wurde, und bald kam er oft und öfter, bis er zuletzt an keinem Tage fehlte, wenn er häufig auch nur für wenig Augenblicke vorſprach.

Weil weder unſer Vater noch unſere Mutter Geſchwiſter hatten, nahmen die Kinder den Onkel, wie Schlichting von den Kleinſten bald bezeichnet wurde, mit Freuden in ihr Leben auf, und Alle fanden in ihm, was ſie bisher entbehrt hatten, einen gütigen, belehrend theilnehmenden Freund. Der Vater war zu beſchäftigt, um ſich viel mit uns zu thun zu machen. Kehrte er aus der Fabrik oder aus dem Comptoir heim, ſo wollte er es ruhig haben, und man ſchickte die Kleinen fort; kam aber der Onkel, ſo wurden wir eigens herbeigeholt, und hatte er ſich um die Lectionen der großen Mädchen und der Brüder gekümmert, ſo hatte er immer noch Zeit und Laune, ſich uns Kleinen hinzugeben und mit uns zu ſpielen. Ich glaube, meine Erinnerungen an ihn reichen bis in mein drittes Lebensjahr zurück. In welchem Zeitpunkt ich ſeiner aber auch gedenke, immer war er der ſchöne, ernſte und doch ſo freundliche Mann, den Alt und Jung verehrten und Jeder lieben mußte.

Anfangs hatte meine Mutter erwartet, nun er in der Hauptſtadt und in einem ſo anſehnlichen Amte lebte, werde er ſich verheirathen, und als ſie geſehen, wie ſehr er für das Familienleben geſchaffen war, hatte ſie ſelbſt ihm oftmals dazu gerathen, ſich eine Frau zu nehmen. Es war aber nicht dazu gekommen, und endlich hatte ſie ſich ſo daran gewöhnt, ihn zu ihrer eigenen Familie zu rechnen, daß ihr bange wurde, wenn ſie ſich vorſtellte, dieſe immer gleiche, treue Theilnahme und Fürſorge einmal entbehren zu ſollen.

So waren fünf, ſechs Jahre hingegangen, ohne daß irgend ein Mißton die Eintracht zwiſchen Schlichting und unſern Eltern ſtörte. Meine älteſte Schweſter ſtand in ihrem ſechzehnten Jahre, die Mutter, welche eine ſo erwachſene Tochter neben ſich hatte, kam ſich trotz ihrer eigenen Schönheit doch faſt matronenhaft vor, und weil ihr Schlichting ein ſo werther Freund geworden war, mochte wohl ab und zu der Gedanke in ihr aufgeſtiegen ſein, ihm einſt eine ihrer Töchter zur Frau zu geben. Indeß ſie hatte natürlich einem ſolchen Einfall keine Worte geliehen, und weil der Ruf meiner Mutter immer ein ganz makelloſer geweſen war, weil Jeder, der ſie kannte, ihre Pflichttreue und ihren Charakter verehren mußte, ſo war auch kein Tadel und kein Zweifel über ihre Beziehungen zu Schlichting in den Menſchen aufgekommen, und Niemand hatte ein Arg daran gehabt, als einzig ihre Schwiegermutter ganz allein.

Die Großmutter war überhaupt eine ſonderbare Frau. Sie hatte durch ihren Fleiß und ihre ſtrenge Sparſamkeit das Düval'ſche Vermögen begründen helfen, und arbeiten und ſparen, das war ihr ganzes Leben. Je älter ſie wurde, je mehr nahm ihre Sparſamkeit zu, und in der Zeit, da ich mich ihrer erinnern kann, war ſie geizig geworden, wie ich nicht wieder eine andere Frau gekannt habe. In ihrem alten Hauſe in Neu-Köln, in dem der Großvater die Webereien einſt begründet, und wo ſich noch immer die Fabrik befand, lebte ſie in einer dunklen Hinterſtube, die nach dem Hofe hinaus gelegen war, und die ſie ſich allein zurückbehalten, während ſie das ganze übrige Haus vermiethet hatte. Sie trug noch immer eine altmodiſche Faltenhaube von geſtreiftem, weißem Perkal, mit breiter, aufſtehender Falbel, und ich habe ſie immer nur in einem Ueberrock von braunem, gemuſtertem Kattun geſehen, über den ſie ein dunkles ſeidenes Tuch feſt um die Taille geſteckt und eine ſchwarz wollene Schürze zu binden pflegte. Nur bei großen Feſtlichkeiten, bei Taufen oder Einſegnungen in unſerm

Hauſe legte ſie einen ſeidenen Ueberrock an, aber Jeder erfuhr dann auch, daß es ein Kleid ſei, zu dem ſie die Spulen ſelbſt gemacht, und wie viel Jahre es nun ſchon gehalten habe.

Sie ging nur wenig aus. Sommer und Winter ſaß ſie und machte Spulen für die Weber in der Hinterſtube, die faſt kein Licht erhielt, weil ein großer Wallnußbaum, der einzige, der in dem engen Hofe ſtand, ſie mit ſeinen Aeſten ganz verſchattete, wobei ſie ſich von unſerem Vater die Arbeit ſo gut wie jeder Andere bezahlen ließ. In meines Vaters Equipage auszufahren, an irgend welchem Luxus theilzunehmen, konnte man ſie nicht bereden. Im ſchlechteſten Wetter kam ſie zu Fuß allſonntäglich zum Mittag zu uns. Es mußte dann um zwölf gegeſſen werden, und die Mutter mußte ſich ſtreng auf die Suppe und den Braten beſchränken, wollte ſie nicht Vorwürfe erhalten, an denen es ohnehin nie fehlte; am Abend ging ſie dann auch zu Fuße wieder heim.

Meine Mutter und die Großmutter ſtanden überhaupt nicht gut zuſammen. Sie konnte es der Schwiegertochter nicht vergeſſen und nicht vergeben, daß ſie ſich ſo ſchwer zu der Heirath mit ihrem Sohne entſchloſſen, und oft genug hatte die Mutter es hinter des Vaters Rücken von ihr hören müſſen, wie ſie einen ſolchen Mann niemals verdienen könne. Es war auch bisweilen wohl vorgekommen, daß ſie in des Vaters Gegenwart der armen Mutter den Luxus zum Vorwurf gemacht, den ſie gern hatte und ſich bei des Vaters Reichthum auch geſtatten durfte. Das hatte denn böſes Blut gegeben zwiſchen den Dreien, denn der Vater liebte unſere Mutter, wußte, was er an ihr beſaß und wie er ſie vertreten mußte. Wäre er nicht das einzige Kind der Großmutter geweſen, vielleicht hätte es einmal ein Ende genommen zwiſchen ihnen, ſo aber mußten ſie und ihre Sonderbarkeiten ſtill ertragen werden; indeß war der Sonntag für die ganze Familie ein Gegenſtand der peinlichen Erwartung und der Abneigung, nur für die älteſte Schweſter war er's nicht.

Caroline war von ihrer Geburt an der Abgott der Großmutter geweſen. Sie glich ihr, als wäre ſie ihr aus den Augen geſchnitten, und Alles, was ſie der Schwiegertochter an Lebensfreude, Luxus und Wohlſtand mißgönnte, das erwünſchte ſie für die geliebte Enkelin und ſuchte es dieſer von jeher zu bereiten. Sie beſchenkte Caroline vorzugsweiſe, putzte ſie gegen die Abſicht und den Geſchmack unſerer Mutter und ſtörte auf dieſe Weiſe der Mutter Einfluß und die Erziehung unſerer Schweſter.

Caroline war eigentlich nicht hübſch. Sie war groß, mager und brünett, eben wie die Großmutter, aber ſie hatte, wie dieſe, ein Paar ſchöne ſchwarze Augen, ſchöne Zähne und ſehr ſchönes Haar, und da ſie geſund und friſch ausſah, konnte ſie in ihrer Jugend wohl gefallen. Die Großmutter hielt ſie für die

Schönſte von uns Allen, und wagte je einmal Jemand die Bemerkung, Carolinens Teint ſei ſchlecht, ſo tröſtete die Großmutter ſie mit der Bemerkung, nach ſchwarzen Kirſchen ſteige man am höchſten. Sie konnte es auch gar nicht erwarten, Caroline erwachſen und verheirathet zu ſehen, und weil ſie dieſelbe immer nur von ihrer Schönheit und von ihren Anſprüchen zu unterhalten pflegte, ging Caroline eben ſo gern zur Großmutter, als die Andern von ihr ferne blieben.

Für mich lag, ſo klein ich war, immer etwas Unheimliches in der kalten, finſtern Hinterſtube und in dem ganzen Weſen der alten Frau. Beſonders machte mir ein großer Schrank von Eichenholz, der, allmählich ſchwarz geworden, die ganze eine Wand des Zimmers einnahm, den geheimnißvollſten Eindruck. Ich konnte meine Augen nicht davon abwenden und fürchtete mich doch immer davor, daß die Thüren einmal aufgehen könnten, ohne daß mein armer kleiner Kopf ſich eine Vorſtellung davon zu machen wußte, was ich eigentlich hinter den geöffneten Thüren Entſetzliches erwartete.

Ich denke, es muß im Jahre achtzehnhundert drei geweſen ſein, als die Eltern mit uns am Neujahrstage zu der Großmutter gingen, ihr zum ſiebzigſten Geburtstag Glück zu wünſchen. Es war des Feiertags wegen ſtill in der Fabrik, und es war auch heller als gewöhnlich in der Stube, denn der Wallnußbaum ſtand kahl, und der Glanz des Schneelichts fiel durch die Scheiben. Die Großmutter hatte ein ſchweres braunſeidenes Kleid angezogen und gegen ihre Gewohnheit ein Frühſtück von Kuchen, Wein und Chocolade hergerichtet, die in ſchönem altem Porzellan und ſchwerem Silber aufgetragen waren. So klein ich war, fiel mir doch der Gegenſatz zwiſchen dieſen Herrlichkeiten und der Stube auf, aber ich dachte, das müſſe wohl Alles aus dem Schranke kommen, und er wurde mir dadurch nur noch mehr ein Gegenſtand der höchſten Neugier.

Die Großmutter ſchmälte auf Niemand und auf Nichts an jenem Morgen. Sie war gerührt und ſprach von Leben und Sterben, und daß ſie nicht erwartet hätte, den ſiebzigſten Geburtstag zu erreichen. Ich verſtand nicht genau, weßhalb ſie ſo feierlich und ſo beſonders war, aber ich blieb diesmal nicht ungern bei ihr, als ſie den Vorſchlag machte, Caroline und mich da zu behalten, bis ſie mit uns um zwölf zum Mittag kommen würde. Sobald die Andern fort waren, machte ſie ſich gleich ſelbſt daran, das gebrauchte Silber und Porzellan zu ſäubern, wobei Caroline, der ſie eine Schürze vorband, ihr zur Hand gehen mußte. Um mich kümmerte ſie ſich weiter nicht, und es iſt mir oft ein Räthſel geweſen, weßhalb ſie mich eigentlich zurückbehalten. Ich ſtand auf einem Bänkchen am Fenſter und ſah zu, wie die Sperlinge im Hofe ſich ihr Futter ſuchten, wie die Katze auf dem Dach des Hundehauſes lag.

Mit einem Male aber hörte ich im Zimmer

Schlüſſel klappern und hörte, wie die Großmutter zu Caroline ſagte, ſie wolle jetzt das Silber wegthun. Der große Augenblick, in dem der Schrank ſich öffnen mußte, war alſo da, und ich ſchlich leiſe von dem Fenſter nach einem Platz, auf dem ich den vollen Anblick der geahnten Wunder zu genießen hoffte.

Wunderbar war nun freilich in dem Schranke nichts, aber zu ſehen hatte ich genug. Die ganze eine Seite lag voll von blendend weißer, glänzender Wäſche, die mit rothen breiten Bändern ſchön in Päcke gebunden war, die andere ſtand von oben bis unten voll ſpiegelhellem Silberzeug, daß ſie ausſah, wie eines Goldſchmieds Ladenfenſter. Caroline mußte das Alles wohl auch zum erſtenmale erblicken, denn ſie that einen Ausruf der höchſten Ueberraſchung, aber die Großmutter faßte ſie bei der Hand und befahl ihr leiſe, ſtill zu ſein, während ſie ſich nach mir umſah und mich fragte, was ich thäte.

Ich huſchte erſchrocken in meine alte Fenſterecke, gab aber nur um ſo geſpannter Achtung auf Alles, was im Zimmer vorging, und ſo erinnere ich mich, als wäre es geſtern erſt geſchehen, wie die Großmutter die Schrankthüren von beiden Seiten etwas zuſammenſchlug, daß ſie und Caroline darin faſt wie in einem Schilderhäuschen ſtanden.

Caroline! ſagte die Großmutter, weil ein Tag, wie dieſer, uns nicht wiederkommt, ſo ſollſt du heute Alles wiſſen, damit du mich im Angedenken hältſt, wie dieſen heutigen Tag. Sie war dabei ganz gerührt, zeigte aber immer in den Schrank hinein und ſprach danach immer leiſer und ſchneller zu der Schweſter. Sieh dir nur Alles an, ſagte ſie, und merk' es dir und halt's einmal in Ehren, wenn du's haben wirſt. Mein Schweiß hat's dir geſchaffen, und weil ich's erarbeitet habe mit meiner Hände Arbeit und erſpart mit meiner eigenen Entbehrung, darum hat Keiner ein Recht daran, und Keiner ſoll es haben, als Der, dem ich es gebe, ich allein. — Die Schweſter ſelbſt ſchien erſt nicht zu wiſſen, was die Großmutter im Sinne habe, denn ſie ſtand ganz verſteinert und ſagte nichts, bis die Großmutter mit einemmale zu lachen anfing. Ihr Lachen klang immer wunderlich heiſer, und diesmal erſchrak ich ordentlich davor.

Die Mama denkt wohl, ſprach ſie, ich wiſſe nicht, was ſchön ſei, die Mama denkt, ich verſtehe es nicht, Silber und Gold zu ſchätzen, und verſtehe nicht Kanten und Brillanten auszuſuchen, ſo gut wie ſie! — Ich verſtehe es wohl, und beſſer als die Mama, denn ich kaufe mit ſelbſtverdientem Gelde, und damit kauft man gut. Sieh her, mein Kind! haſt du derlei geſehen bei der Mama? Damit holte ſie ganz hinten aus dem Schranke ein wunderſchönes rothes Etui hervor, öffnete es, hielt es gegen das Licht, und die Sonne funkelte auf einen ganzen, prächtigen Brillantſchmuck.

Mein Gott, Großmutter! rief Caroline, wie kommſt du dazu? Was machſt du damit? Du trägſt ja keinen Schmuck! — Ich, nein, Gott Lob! ſo thöricht bin ich nicht; aber du ſollſt's haben, du ſollſt's tragen, Liebling, du ſollſt Alles haben, du allein! Sie nahm dabei die Ohrringe, das Halsband, die Armbänder und die Bruſtnadel von dem dunkelblauen Sammetboden auf und fing an, Carolinen damit zu putzen, die in ihrer Freude ſich kaum zu faſſen wußte. Sie lief vom Spiegel zum Fenſter, vom Fenſter zur Großmutter, und je entzückter ſie zu ſein ſchien, deſto mehr holte die Großmutter aus dem Schranke für ſie hervor: Spitzen, Schmuck und Alles durcheinander.

Caroline griff bald nach Dieſem, bald nach Jenem, probirte das Eine und das Andere an, bis die Großmutter es ihr wieder nahm und es weg that, und Caroline rief dabei, von Zeit zu Zeit die Großmutter umarmend: Alſo das iſt mein, das ſchenkſt du mir, das iſt mein? — Ja dein! nur dein, mein Herzchen! ſagte die Großmutter und lachte wieder. Sie ſollen doch ſehen, daß ich meine Augen habe, ſie ſollen ſchon noch merken, wozu es gut iſt, was auf mich zu halten, Carolinchen! — Aber wann ſoll ich das bekommen, Großmama? fragte Caroline. — Wann? Zum Hochzeitstag, mein Herzchen! Zum Hochzeitstag! Mach nur, daß du heraus kommſt unter Leute, und ſprich kein Wort davon, kein Wort, zu Niemand, hörſt du, Carolinchen? Sie redeten darauf noch eine Weile fort, bis die Großmama den Schmuck verwahrte, den Schrank verſchloß und wir mit ihr nach unſerem Hauſe gingen.

Es war mir, als hätte mir Einer ein Märchen erzählt. So lange die Großmama jedoch im Hauſe war, ließ ich mir nichts merken; kaum aber hatte ſie ſich entfernt, als ich von den Ohrringen und von Carolinens Halsband zu ſprechen und von dem Schrank und den Reden der Großmutter in kindiſcher Weiſe durcheinander zu ſprechen begann.

Anfangs achtete Niemand ſonderlich darauf, bis Caroline durch ihr abwehrendes Zwiſchenreden die Mutter aufmerkſam werden ließ und nun durch Fragen und Ermahnungen endlich der ganze Vorgang zu der Eltern Ohren kam. Beiden war es höchlich unlieb, daß die Großmutter in dem jungen Mädchen die Eitelkeit und Habſucht alſo weckte, mehr noch verdroß es ſie aber, daß ſie Caroline in ſolcher Weiſe ihren Eltern feindlich gegenüberſtellte, und nachdem noch lange und viel davon geſprochen worden, bis am Abend Gäſte zu uns kamen, beſchloß der Vater, gleich am nächſten Tage zur Großmama zu gehen und ſie darüber in allem Ernſte zu Rede zu ſtellen.

Indeß, waren die Eltern am Neujahrstage dadurch mißgeſtimmt geweſen, ſo wurden ſie's am nächſten Tage nur noch mehr. Der Vater ſprach kein Wort bei Tiſche, die Mutter war blaß und ſah ihn ängſtlich an, als halte ſie ihn für krank. Niemand wußte, was vorging, Alle aber hatten das Gefühl, als ſei oder werde etwas Uebles geſchehen, und ſo blieb es auch den lieben langen Tag und auch den ganzen Abend.

Am folgenden Tage war Alles wieder vorüber; aber erſt nach langen Jahren habe ich erfahren, was damals ſich ereignet.

Sobald mein Vater mit der Großmutter wegen Carolinens Bevorzugung und wegen des üblen Einfluſſes geſprochen hatte, den derſelbe auf ſie üben mußte, war die Großmutter ſehr heftig geworden. Ich bin mein eigener Herr! rief ſie aus. Du haſt dein Vatertheil erhalten, du wirſt auch bekommen, was Recht und Geſetz dir von dem Meinen zuerkennen: was aber darüber iſt, was ich erſpart mit meinem eigenen Leibe all die langen Jahre, darüber hat kein Menſch ein Recht, als ich, und wem ich das laſſen will, der ſoll es haben, und es ſoll nicht verpraßt werden und nicht verſchwendet.

Der Vater war auch nicht der Gelaſſenſte, und ungerechte Vorwürfe erträgt kein Mann, auch nicht von einer Mutter. Ich verſchwende nicht, ſagte er und wollte hinzuſetzen, daß auch er und meine Mutter gearbeitet hätten und ihr Vermögen ſelbſt vergrößert. Die Großmutter ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen. Nein! rief ſie, von dir will ich nichts ſagen, von dir will ich nichts geſagt haben. Aber deine Frau, die thut's, die ſoll nicht. —

Was thut meine Frau? was ſoll ſie nicht? fragte der Vater. Wer hat ſie zu beaufſichtigen, wer hat ihr zu befehlen außer mir? Und wenn ich billige, was ſie thut, wenn ich ſie liebe, zufrieden bin — Ja, meinte die Großmama mit ihrem böſen, leiſen Lachen, wenn du zufrieden biſt, wenn du das Alles liebſt, da iſt's denn freilich gut. Da habe ich nichts zu ſagen. — Aber was wollteſt du ſagen, Mama, was könnteſt du auch ſagen? Sprich es grad' heraus, dies Hinterhalten iſt mir grundfatal. Sprich's endlich einmal aus, was haſt du gegen meine Frau, was willſt du ihr?

Was ich gegen deine Frau habe? entgegnete die Großmutter, das will ich dir ſagen, weil du's hören willſt. Ich habe was dagegen, daß ſie deine Frau geworden iſt. Der Vater zuckte die Schultern. Immer die alte Thorheit! ſagte er wie zu ſich ſelbſt, aber die ſcharfen Ohren der Großmutter hatten es dennoch gehört.

Nein, ſprach ſie leiſe und ging dicht an ihn heran, von der alten Thorheit habe ich ſchweigen gelernt, obſchon mein Sohn nicht der Mann war, zu dem man ſich ſo lange bitten und nöthigen laſſen mußte, wenn man ihm verlobt geweſen von Jugend an. Aber wer ſein Wort ſchon jung nicht hält, wo Vater und Mutter noch Macht haben, der hält's nachher erſt vollends nicht. Von alter Thorheit red' ich nicht, nur von der neuen. Aber wenn du zufrieden biſt, dann freilich hab' ich nichts geſagt.

Der Vater hielt ſich nicht länger. Mutter, rief er, nun iſt's genug, nun ſagen Sie das letzte Wort! was iſt's mit Joſephinen? — Nichts, ſagte ſie, nichts! Du weißt es ja und biſt damit zufrieden. Aber wenn du glaubſt, daß ich damit zufrieden bin, daß dieſer Herr Geheimrath Tag aus, Tag ein im Hauſe iſt, da irrſt du. Es haben andere Leute Augen, wenn du blind biſt! — Alles Blut ſtieg dem Vater ins Gehirn. Mutter! rief er, das vergebe Ihnen Gott! und er mußte ſich niederſetzen und das Haupt in ſeine Hände ſtützen, ſo gingen ihm die Gedanken durcheinander.

Wie er nun ſo daſaß, trat die Großmutter an ihn heran. Meinſt du denn, ſagte ſie, der Geheimrath kommt um deinetwillen alle Tage in das Haus? Meinſt du, die Beiden haben's dir vergeſſen, wie es zwiſchen ihnen war, und daß du ihnen in den Weg getreten biſt? Was macht ſich denn ſo ein vornehmer Edelmann, ſo ein Geheimrath aus Zucht und Ehre in eines Bürgers Haus? Warum heirathet er nicht, wenn er Joſephinen nicht immer noch liebt? Was ſieht die Joſephine denn anders als Leichtſinn und wüſtes Weſen in der Geſellſchaft, in der ihr lebt und auf die ihr Beide ſtolz ſeid? Warum will ſie denn die Caroline nicht in die Geſellſchaft nehmen? Warum muß das große Mädchen, das ſelbſt Mann und Kinder haben könnte, wie ein Schulkind in der Kinderſtube ſitzen, als damit die Welt nicht ſieht, wie alt die Mutter iſt, damit der Geheimrath nicht bemerkt, wie lange es her iſt, daß er die Mutter liebte? Was ſoll der Onkel auch im Hauſe? Was ſoll der Onkel Carolinen? Schafft dem Mädchen einen Mann, und ſchafft ſie fort, daß ſie's nicht länger anzuſehen braucht!

Jedes Wort bohrte ſich dem Vater langſam und ſchmerzlich wie ein ſtumpfer Dolchſtoß in die Bruſt. Er hatte die vollſte Zuverſicht zu meiner Mutter, er hatte auch gegen Schlichting bis jetzt kein Mißtrauen gehegt, aber manche von den Männern und Frauen, mit denen meine Eltern Umgang pflogen, nahmen es mit der Ehe und der Treue nicht genau, und über Verirrungen des Herzens dachte man in jenen Tagen anders als in dieſer Zeit. Denkbar war es freilich, daß unſerer Mutter Herz noch immer dem Geliebten ihrer Jugend anhing, auffallend war es, daß Schlichting ſich nicht verheirathete. Und wenn es wäre? wenn es wäre? dachte er. Ihm ſchwindelte das Gehirn. Er konnte den lauernden Blick der Großmutter nicht ſo auf ſich ruhen fühlen. Daß ſie, daß ſeine eigene Mutter ihm dies höchſte Leid mit ſolcher Wolluſt anthat, zerriß ihm vollends das Herz. Sie ſtand wie ein böſer Geiſt an ſeiner Seite.

Mit einem Male erhob er ſich. Wohin gehſt du? fragte die Großmutter, erſchrocken über ſeine plötzliche Entfernung. Ich gehe mir Troſt holen bei meiner Frau für das Leid, das Sie, das meine Mutter mir gethan hat, ſagte er bewegt und kurz, und verließ die Stube.

Aber ſo feſt und entſchieden der Vater gehandelt hatte, ſo verſtört ſah es in ſeinem Innern aus. Er konnte ſeine Zweifel nicht verbannen und fühlte doch eine tiefe Scham, wenn er nur daran dachte, ſie vor

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21112 / 034**

meiner Mutter auszuſprechen. Sie ſah es ihm beim erſten Blicke an, daß etwas Beſonderes und Unheilvolles ſich begeben haben müßte, ſie fragte auch gleich, was vorgegangen, was in Bezug auf Caroline geſprochen worden ſei, indeß ſie bekam keine Antwort. Er werde es ihr ſpäter ſagen, bedeutete der Vater. Das hatte die Mutter noch nicht erlebt, und ihre ſchweigende Sorge machte ſie ſtill und niedergeſchlagen.

Der Vater bemerkte es und deutete es auf ſeine Weiſe. Sie wird ahnen, dachte er, was die Mutter mir geſagt hat, ihr Gewiſſen iſt erwacht. Sie liebt den Andern! Sie hat mich alſo nie geliebt! — Wenn ſolch ein Gedanke einem vertrauenden Manne nach ſiebzehn Jahren ſeiner Ehe kommt, ſo iſt das etwas Anderes, als wenn ein Jüngling Eiferſucht empfindet. Es iſt ein Erdbeben mit all ſeiner ſchrecklichen Zerſtörung, denn der Boden wankt, auf dem man das eigene Leben und das Daſein der Familie aufgerichtet hatte.

Am Abende, als wir Alle ſchon zur Ruhe gegangen waren, ſaßen die Eltern noch allein beiſammen. Die Mutter pflegte in den ſpäten Stunden oft ein gutes Buch zur Hand zu nehmen, der Vater las dann ſeine Zeitung, und was ſie zu berathen hatten, wurde meiſt in der Zeit zwiſchen ihnen abgemacht. Auch jetzt ſaßen ſie neben einander, aber obſchon ſie Beide laſen, war ihnen die Stille, die im Zimmer zwiſchen ihnen herrſchte, unheimlich und beängſtigend.

Die Mutter wußte, daß der Vater etwas auf dem Herzen hatte, und weil ſie nicht denken konnte, es ſei gegen ſie gerichtet, ſo legte ſie das Buch zur Seite und ſagte: Laß mich doch nicht in ſolcher Ungewißheit, Anton. Was war es mit der Mutter, was hat dich denn ſo ſehr verſtimmt?

Nichts, im Grunde — und doch! wir ſind nicht gut geſchieden. Laß es ruhen — das heißt, für heute! ſprach er. Er that dann, als finge er wieder an zu leſen, die Mutter konnte ſich aber nicht damit beruhigen. Was ſoll denn nun mit Caroline werden? fragte ſie. Haſt du der Mutter auch vorgeſtellt, wie ſie das Mädchen verdirbt? Caroline kommt ſich plötzlich wie eine Millionärin vor.

Warum führſt du Caroline nicht in die Welt? unterbrach ſie der Vater plötzlich mit einer Härte, welche der Mutter an ihm völlig fremd war. Wie kommſt du zu der ſonderbaren Frage? fragte ſie, wir waren ja darüber einig, daß ſie in dieſem Jahre noch nicht in die Geſellſchaft ſollte. — Aber was haſt du dagegen? rief er. Die Großmutter legt Werth darauf, ich ſelber habe nichts dawider, Carolinie iſt erwachſen, und dir ſelber — dir ſelber muß es ja doch auch willkommen ſein. Es giebt dir einen Halt, und — Einen Halt? wiederholte die Mutter, indem ſie ihn verwundert anſah. Wozu ſollte mir ein Halt?

Der Vater war ſelbſt erſchrocken, als er die Worte ausgeſprochen hatte, er ſchämte ſich vor ſeinem eigenen Gewiſſen, aber wenn einmal der böſe Geiſt über einen Mann gekommen iſt, da rennt er lieber mit dem Kopfe in ſein Unglück, eh' er einen Irrthum oder gar ein Unrecht eingeſteht. Nun, Schlichting's wegen! ſagte er mit dem Trotze eines Menſchen, der ſich auf einem falſchen Boden weiß, aber er konnte kein Auge aufheben und auch den Blick der Mutter nicht ertragen.

Schlichting's wegen? fragte ſie, und eine böſe Ahnung dämmerte in ihr auf. Was ſoll's mit Schlichting, was hat die Mutter dir geſagt? — Die Mutter? rief er, wie kommſt du auf die Mutter? Es verdroß ihn, daß ſeine Frau ihn abhängig von den Einflüſſen der Mutter glaubte, und, ſich in ſeinem Wahne befeſtigend, ſetzte er hinzu: Ich habe Augen, ſelbſt zu ſehen! — Du haſt geſunde Augen und ein reines Herz, ſo Niedriges kommt nicht von dir! ſagte die Mutter und ſah ihm dabei mit ihren großen, klaren Augen offen und ruhig in das Antlitz. Dieſe Ruhe entwaffnete ihn plötzlich. Er war nicht mehr im Stande, ſie anzuklagen, aber die Wunde, welche ſeine Mutter ſeinem Herzen und ſeinem Stolze beigebracht, blutete doch fort, und er wendete ſich mit einem ſchweren Seufzer von ihr ab, während das Gefühl ſeines Unglücks in jedem ſeiner Züge zu leſen war.

Die Mutter hielt's nicht aus, ihn ſo zu ſehen. Sie vergaß das Unrecht, das er ihr gethan. Anton! ſagte ſie, indem ſie ſeine Hand ergriff, ich bin ſeit ſiebzehn Jahren deine Frau! — und der Ton, mit dem ſie das ausſprach, ging ihm, weil er ſo wahr aus ihrer Seele kam, auch zu Herzen; doch vermochte er nicht zu ſprechen, der Hals war ihm wie zugeſchnürt. Was hab' ich dir und mir zu nahe gethan? fragte ſie wieder und noch bittender.

O nichts, nichts! rief er mit dem Ausdruck eines tiefen Schmerzes. Ich weiß, du kannſt nicht lügen! Du haſt entſagt, gekämpft, ich habe dich nicht anzuklagen — aber — er hielt inne, als widerſtrebe das Wort ſeinem Munde, als möge er vor ſich ſelber nicht einmal ausſprechen, was er denke. Indeß ſein Schmerz verlangte nach Befreiung, und faſt gewaltſam ſtieß er hervor: aber du haſt mich nie geliebt, du liebſt nur ihn! — und, beide Hände vor dem Geſicht zuſammenſchlagend, rief er: ſich das ſagen müſſen nach ſo langer Ehe! —

Die Mutter fühlte ſich wie gelähmt durch dieſe Worte, denn in ihr lebte die Zuverſicht der langen, feſt gewohnten Treue, die nicht mehr an die Möglichkeit des Zweifels und des Wankens denkt. Den Mann, den Vater ihrer Kinder unter dem Einfluß einer ſolchen Eiferſucht, voll entehrenden Verdachtes gegen ſie zu finden, darauf war ſie nicht vorbereitet, dagegen wußte ſie ſich nicht zu helfen, und wie von einem Inſtincte getrieben eilte ſie ins Nebenzimmer, wo wir ſchliefen, als müßte ſie Schutz bei uns, bei ihren Kindern finden.

Der Vater ging ihr nach. Wir ſchliefen Alle. Die Mutter ſtand vor unſeren Betten und hatte die Hände gefaltet, die Thränen fielen ihr aus den Augen. Vor unſerem Anblick, unſerem ſanften Schlafe, vor dem Anblick unſerer weinenden Mutter löſ'te ſich die Starrheit auf, die ihm den ganzen Tag das Herz zuſammengepreßt hatte. Er trat an die Mutter heran und nahm ihre Hand. Vergieb mir! ſagte er, und in demſelben Augenblicke hing die Mutter auch an ſeinem Halſe, um ſich an ihm auszuweinen. Er küßte ſie, ſie küßten auch uns Schlafende, dann führte er ſie hinaus, uns nicht zu ſtören, und bat ſie, des Vorgangs nun für ewig zu vergeſſen.

Aber die Mutter konnte nicht davon ſchweigen, bis Alles klar war zwiſchen ihnen und die Rückkehr ſolchen Zweifels nicht mehr möglich. Sie hielt ihm ihr beiderſeitiges ganzes Leben vor, die ruhige, liebevolle Neigung, die zwiſchen ihnen aufgewachſen war, ſie erinnerte ihn an Alles, was ſie mit einander durchgemacht, an Alles, was ſie einander geworden waren, und ſie fragte ihn dann, ob er noch glauben könne, ſie habe ſich einem Andern zugewendet, einem Manne, dem er ſelbſt ſein Haus geöffnet? Es war dabei von keiner Leidenſchaft die Rede, ſondern ſie hielt ſich an das einfache Empfinden, das Eheleute nach ſo langen Jahren aneinanderkettet, und ſie verlangte auch nichts von ihm, als Glauben an ihre Wahrheit und Rechtlichkeit. Den konnte und mußte er haben, und ſo wurde die Verſöhnung zwiſchen ihnen eine wirkliche und dauernde, von der die Mutter die beſten Folgen hatte. Der Einfluß, den die Großmutter ſtets auf den Vater ausgeübt, war damit ein für allemal gebrochen. Sie kam noch ſeltener in das Haus, Caroline durfte nicht mehr allein zu ihr gehen, und Schlichting blieb der Mutter ein treuer, ehrenhafter Freund, der auch dem Vater mit jedem Jahre werther und endlich unentbehrlich wurde, je ernſter die Zeiten ſich geſtalteten.

Und ernſt genug ſah es bald in unſerem Vaterlande aus. Der Krieg hing über unſern Häuptern in der Luft, ſelbſt in der Kinderſtube ſprachen die Mägde davon, und kamen wir in das Zimmer, in dem die Eltern waren, ſo hörte man immer nur von den ernſten und ſchweren Zeiten reden. Es kamen zwar noch Gäſte, aber man war nicht mehr ſo heiter, wie zuvor, Alle ſchienen ſich geändert zu haben, und Niemand mehr, als der Onkel, wie wir Schlichting Alle nannten. Er war viel auf amtlichen Reiſen, kam alſo ſelten ins Haus, und war er da, ſo wurde erſt recht ſorgenvoll von der Zukunft und von der Zeiten Ernſt geſprochen.

Auf Kinder wirken die Mienen der Erwachſenen, wie die äußere Atmoſphäre auf dieſe ſelbſt einwirkt. Wir wußten nicht, was eigentlich paſſirte, was geſchehen könnte, aber wir hatten doch nicht mehr den alten heiteren Himmel über uns. Wir ſollten lernen, uns Kenntniſſe erwerben, damit wir uns einmal ſelber helfen könnten in der Welt; wir mußten es oft hören, Niemandem werde ſein Schickſal an der Wiege vorgeſungen, es ſei Alles wandelbar, man dürfe ſich alſo nicht verwöhnen. Das klang Alles unheimlich und zog ſchattenhaft und trüb an uns vorüber, und da vollends zu Anfang des Jahres achtzehnhundert ſechs die Großmutter verſchied und wir Alle in die ſchwarze Trauertracht gekleidet wurden, dachte ich, nun ſei es mit allen bunten Farben und aller Luſt und Heiterkeit auch ein für allemal vorbei. Es wurden der Trauer wegen keine Geſellſchaften gegeben, die Mutter ging auch mit den großen Schweſtern nicht zu Bällen, und wir Kleinen fragten nur immer, was denn Caroline mit den Herrlichkeiten und den Diamanten aus dem großen Schranke machen würde, an welche ſich eine traditionelle Erinnerung unter uns erhalten hatte.

Aber der Krieg rückte immer näher, Handel und Wandel geriethen ins Stocken, der Vater hatte viele Verluſte zu erleiden, und im Herbſte war es mit allen heitern Ausſichten in die Zukunft nun vollends für lange Zeit vorbei. Die Schlachten bei Saalfeld und Jena wurden geſchlagen und verloren, der ſchöne Prinz Louis Ferdinand, den wir Kinder alle ſo oft geſehen und angeſtaunt, war umgekommen, die Feinde rückten in das Land, der König mußte fliehen, alle Miniſter und die zu ihren Bureau's gehörenden Beamten folgten ihm. Ich erinnere mich noch deutlich jenes Abends, an dem Schlichting Abſchied nahm. Er war mit ſeinem Miniſier im Hauptquartier geweſen und kam mit ihm noch einmal nach der Reſidenz, ehe ſie nach Preußen gingen. Die Eltern weinten Beide, Schlichting war ernſt und ſtill. Wir Kinder klammerten uns ſchluchzend an ihn, denn wir hatten unſere Phantaſie jetzt nur voll Krieg und Schlachten und Todesfälle und meinten, da der Onkel fortgehe, werde er auch im Krieg ſein Leben laſſen müſſen.

Am nächſtfolgenden Abende aber mußte das Haus erleuchtet werden, denn der Kaiſer Napoleon zog ein, und mitten in unſerer Trauer um den Onkel fingen wir doch an, uns der Paraden und der Illuminationen zu freuen. Es wurden mit einemmale wieder Feſte in der Stadt gegeben; die Wohlhabenden durften ſich kaum davon entfernt halten; die Offiziere, welche überall in den Familien einquartiert waren, brachten auch ein neues Leben in die Geſelligkeit; indeß wir merkten doch, wie niedergeſchlagen die Mutter war, wenn ſie ihre Toilette für die Feſte machte, und wie wenig die Gaſtfreundſchaft für die fremden Offiziere den Eltern von Herzen ging.

Wir hatten Alle von Kindheit an das Franzöſiſche womöglich wie unſere Mutterſprache reden lernen, denn unſern Eltern war es in der That angeboren, aber weder der Vater noch die Mutter mochten es mit uns oder mit einander ſprechen, ſeit die Franzoſen als Feinde unſeres Königs im Lande waren; nur Caroline legte jetzt einen doppelten Werth darauf.

Sie hatte ſich in einen franzöſiſchen Jägerlieutenant verliebt und ſchwärmte mit ihm für den Kaiſer und für den Ruhm der großen Nation. Wenn die Eltern ihr das als ein Unrecht zum Vorwurf machten, ſo ſagte ſie, wir wären Franzoſen und nicht Preußen; ſie habe nur franzöſiſches Blut in ihren Adern, und all ihr Sinnen und Trachten war auf Paris gerichtet. Die Eltern hatten alſo neben den allgemeinen und neben ihren beſonderen Sorgen auch noch Kummer und Unfrieden mit dem eigenen Kinde zu beſtehen, und da Caroline wirklich die einzige Erbin der Großmutter geworden war und dadurch Ausſicht auf ein unabhängiges Vermögen hatte, machte das ſie nur noch feſter auf ihrem Sinn beharren. Ohne die Zuſtimmung, ja gegen den Willen der Eltern gab ſie dem jungen Vernier ihr Verlobungswort, und als er mit ſeinem Regimente dann Berlin verließ, ſah ſie ſich als ſeine Braut an und ſtand auch heimlich in brieflichem Verkehr mit ihm.

Ein paar Jahre gingen ſo hin, des Lieutenants Regiment ward zu dem öſterreichiſchen Feldzug commandirt, Caroline war troſtlos darüber, denn ſie erhielt nun ſelten Nachrichten, und zu Hauſe ſah es im Uebrigen auch nicht heiter aus. Des Vaters Lage verſchlechterte ſich mehr und mehr. Die inländiſche Seidenfabrikation konnte mit der franzöſiſchen Einfuhr nicht concurriren, die Abgaben, die Kriegscontribution waren faſt unerſchwinglich und laſteten auf dem Gewerbtreibenden am ſchwerſten, weil ſeine Capitalien nicht rentiren konnten und er doch nach denſelben abgemeſſen wurde, und Jeder von uns konnte es ſehen, daß meines Vaters Geſundheit dieſen ſchweren Sorgen nicht gewachſen war.

Die Mutter that, was ſie konnte, ihm das Leben zu erleichtern. Sie änderte und beſchränkte die ganze häusliche Einrichtung, ſo weit ſich dies ohne aufzufallen thun ließ, ſie ſchaffte einen Theil der Dienſtboten ab, hielt die Schweſtern zur Arbeit an, jedoch das Alles konnte nichts Weſentliches fruchten. Schon als der König endlich zum Weihnachtsfeſte des Jahres achtzehnhundert neun in ſeine Reſidenz zurückkam, war unſer Vater kränklich. Er konnte nicht mitgehen, das jubelnde und doch ſo thränenreiche Wiederſehen des Königs und ſeines Volkes mit zu feiern, und wenn er ſich auch der Hoffnung hingab, es würden jetzt beſſere Zeiten beginnen, ſo half das ſeinen Kräften nicht mehr empor, denn bald nachdem im Frühjahr die ſchöne, junge Königin geſtorben war, legten ſie auch unſern Vater in die Grube.

Ich war damals dreizehn Jahre alt und reifer geworden, als Kinder in dieſem Alter ſonſt zu ſein pflegten, denn die Ereigniſſe, welche man damals erlebte, waren der Art, daß die kindliche Sorgloſigkeit davor entweichen mußte. Ich hörte nun obenein nach meines Vaters Tode unabläſſig von den Geſchäftsverhältniſſen ſprechen, und meine Mutter war als unſere

Vormünderin wie ein Mann bemüht, den ſchwankenden Wohlſtand ihrer Familie herzuſtellen. Sie übernahm die Oberaufſicht über das Geſchäft, ſie verhandelte täglich die nöthigen Angelegenheiten mit dem Disponenten, wobei die früher unter meines Vaters Leitung erworbene Einſicht ihr ſehr zu Gute kam. Sie vermiethete den größten Theil unſeres Hauſes, die Familie, die ſich ſonſt in freier Behaglichkeit darin ausgebreitet, mußte ſich jetzt mit einer Hälfte des obern Stockwerks begnügen, und ich erinnere mich ſehr deutlich, welchen Eindruck es mir machte, als wir Alle in der ſchwarzen Trauerkleidung um den Eßtiſch des Zimmers ſaßen, das nun Wohn- und Speiſeſtube und Salon und Alles in Allem ſein mußte. Meine Mutter klagte um dieſe Einſchränkungen niemals. Sie war zu ſehr beſchäftigt, hatte ihren Sinn zu ſehr auf die augenblicklichen Bedürfniſſe und auf die Zukunft ihrer Kinder gerichtet, um perſönlich an irgend eine Entbehrung zu denken oder etwas Anderes zu betrauern, als den frühen Tod ihres Mannes, und ſelbſt die allgemeine Theilnahme und Achtung, welche ihr tapferes Weſen erregte, ſchien ſie wenig zu beachten.

Seit Schlichting mit dem Hofe nach Berlin zurückgekehrt war, kam er wieder täglich zu uns, und wir Alle wußten es, daß er der Mutter einziger Berather war. Er kümmerte ſich um alle unſere Angelegenheiten, jeder Einzelne von uns wendete ſich an ihn, und es war Keiner, dem der Onkel nicht in ſeinem innern

Weſen förderlich geweſen war. So war er es auch, der die Mutter zu beſtimmen ſuchte, ihren jüngern Töchtern eine ernſtere, wiſſenſchaftliche Erziehung geben zu laſſen, aber in dieſem Einen Punkte ſtieß er auf Widerſtand. Die Mutter hatte ebenſowohl eine Abneigung gegen die Pedanterie, als gegen die falſche Genialität, denen man damals bei vielwiſſenden Frauen noch häufiger als jetzt begegnete, und da ſie ſich bewußt war, ohne beſondere Bildung doch allen ihren Pflichten im höchſten Sinne des Wortes zu entſprechen, ſo beharrte ſie dabei, uns ganz nach ihrem eigenen Weſen zu erziehen. Wir lernten eben nur die Elementarwiſſenſchaften, Franzöſiſch und ein wenig von Muſik und Zeichnen, das Uebrige ſollte nach der Mutter Anſicht uns eigenes Beſtreben und der Verkehr mit Menſchen erwerben.

Freilich habe ich bei dieſer Methode es nicht weit gebracht, ja ich ſchrieb und ſprach das Deutſche ſelbſt nicht richtig, als ich mich verheirathete, aber das waren auch Dinge, welche man damals nicht als unerläßlich anſah, vorausgeſetzt, daß ein Mädchen oder eine Frau nur zu gefallen wußte; denn gerade weil das öffentliche Leben damals ſo ernſt und ſchwer geworden war, ſuchten die Männer Erholung und Troſt in der Familie, bei den Frauen, und das Beiſpiel der muſterhaften Ehe unſeres Königs hatte angefangen, die häuslichen Tugenden und das Familienleben zu einer Ehrenſache zu erheben.

Während aber dieſe ernſtere Richtung, dieſe Umgeſtaltung im Familienleben ſich ſtill entwickelte, ging die äußere Geſelligkeit der Hauptſtadt ihren rauſchenden Gang. Die ganze europäiſche Geſellſchaft war durch die Kriege aufgeregt und durch einander geworfen worden. Faſt jeder hatte hinter einander unerwartete Glückszufälle und harte Schickſalsſchläge erleiden müſſen, Tauſende hatten ſchnell Freundſchafts- und Herzensverhältniſſe geknüpft, und Entfernung, Leichtſinn oder der Tod hatten dieſe dauerhaft geglaubten Bündniſſe zerſtört. Ein Hang zu ſchnellem Leben in dem raſchen Daſeinswechſel, und daneben wieder eine Sehnſucht nach Bleibendem und Ewigem hatte ſich der Menſchen bemächtigt, ſo daß ſchrankenloſe Genußſucht und ein Ringen nach innerer Selbſtvollendung, daß höchſter, verſchwenderiſcher Luxus und Rückkehr zu ſtrenger Einfachheit, daß ſinnliche Frivolität und tiefe Frömmigkeit, daß Begeiſterung für die franzöſiſche Weltherrſchaft und feuriger Patriotismus ſich überall dicht neben einander begegneten.

Ich glaube, keine Zeit in dieſem Jahrhundert hat ſo viel leidenſchaftliche Verhältniſſe, ſo aufgeregte Männer und Frauen geſehen, als eben jene Tage. Bei der Ungewißheit aller Zuſtände gewannen alle Empfindungen einen leidenſchaftlichen Anſtrich. Romantiſche Liebesgeſchichten, Eheſcheidungen, Entführungen waren an der Tagesordnung, und wie denn die geiſtige Atmoſphäre der Zeit auf jeden Menſchen einwirkt, der in ihr lebt, ſo nahm das alte Attachement des Onkels für unſere Mutter nun allmählich auch eine andere und wärmere Geſtalt an.

Meine Mutter hatte es nach Beendigung des Trauerjahres für ihre Pflicht gehalten, ihre beiden erwachſenen Töchter wieder in die Geſellſchaft zu führen, beſonders weil Carolinens Geliebter in Paris eine reiche Frau geheirathet hatte und Caroline dadurch in eine ſo wilde Verzweiflung und dann in eine ſo menſchenfeindliche Bitterkeit verfallen war, daß die Mutter es als ihre Aufgabe erkannte, ihre Tochter zu zerſtreuen und einer milderen Stimmung zugänglich zu machen. Sie hielt ihr jetzt ſelber vor, daß ſie ja jung und angenehm und obenein vermögend ſei, daß ſie eine neue Liebe faſſen, neuer Liebe begegnen könne; aber Caroline ging auf das Alles wenig ein, und es war, als ob ſie die Geſellſchaft und den Verkehr mit Männern ſich nur gefallen ließe, weil ſie dabei Gelegenheit fand, ihnen ihre herben Sarkasmen und ihre Geringſchätzung fortwährend kund zu geben. Unliebenswürdiger, als ſie damals war, habe ich nie ein Frauenzimmer gekannt. Sie ſchmückte ſich auf das Aeußerſte, man ſah, ſie wollte gefallen, Eroberungen machen, aber es geſchah nur, um fortzuſtoßen, was ſich ihr näherte, um leiden zu machen, weil ſie ſelber litt. Sie war kokett geworden aus Herzzerriſſenheit. Die Mutter, die ſonſt ſtrenge gegen Carolinens Eitelkeit und Putzſucht geweſen war, hatte jetzt Mitleid mit ihr und behandelte ſie mit weicher Schonung; das machte aber keinen Eindruck auf ſie, und wir Alle hatten von ihrer üblen Laune ſo viel zu dulden, daß ich glaube, Jeder von uns wünſchte die Verheirathung der Schweſter, um ſie aus dem Hauſe fortzuhaben.

Eines Abends, als die Mutter mit Caroline und Antoinette auch zu einem Balle gehen ſollte, hatte ſie ſich ſchon früher angekleidet und war mit mir allein im Zimmer. Ich ſehe ſie noch vor mir in ihrem ſchwarzen Atlaskleide mit dem hohen Stuartkragen, der ihren ſchönen Hals und ihre Büſte theilweiſe frei ließ, und mit dem Netze von dunkelrother Seide, das ſie ſich leicht gepufft durch ihre blonden Flechten und Locken zog. Sie war ſo ſchön, daß ich ſie küſſen mußte, und als in dieſem Augenblicke der Onkel eintrat, rief ich ihm entgegen: Sieh einmal, Onkel, wie ſchön die Mama heute ausſieht, viel ſchöner als Caroline und auch als Antonie! Findeſt du das nicht?

Sprich nicht ſo kindiſch, Julie! ſprach die Mutter tadelnd, band einen rothen Shawl um, der auf dem Sopha lag, und der Onkel ſagte gar nichts. Ich ſah aber, daß er die Mutter unverwandt betrachtete, und hatte das ſichere Empfinden, er theile meine Freude über ihre Schönheit. Nach einer Weile ging ich hinaus; als ich dann wiederkehrte, fand ich die Mutter noch auf dem alten Platze, aber der Onkel war fortgegangen, und ſie hatte offenbar geweint.

Ein dunkles Empfinden warnte mich, ſie um die

Urſache ihrer Thränen, um des Onkels Entfernung zu befragen. Ich wußte ſelbſt nicht, was ich dachte, oder weßhalb ſie mir ſo leid that, aber ich fiel ihr um den Hals und küßte ſie. Sie ſchloß mich mit großer Zärtlichkeit an ihre Bruſt, küßte mich auch mehrmals und ich fühlte ihre warmen Thränen auf meiner Stirne. Indeß ſie ließ mich ſchnell wieder los, und indem ſie mich ſtreichelte, ſagte ſie: Du biſt ein gutes, gutes Kind! Nun ſei aber ſtill, Julie, und gehe nachſehen, ob die Schweſtern fertig ſind — Damit trat ſie an den Spiegel, netzte ein Tuch mit Waſſer, ihre Augen zu kühlen, und von dem ganzen Vorgang war nicht mehr die Rede. Erſt als ich lange ſchon verheirathet und meine Mutter todt war, habe ich erfahren, was an dem Abend geſchehen, und wie meine Mutter ihre Zukunft und ihr Verhältniß zu dem Onkel ein für allemal feſtgeſtellt, indem ſie es ausgeſchlagen, ſeine Frau zu werden. Auf ihre Ehe mit meinem Vater durch dieſe zweite Heirath einen Schatten zu werfen, Troſt und Freude in einer neuen Ehe zu ſuchen, während ihre älteſte Tochter eine unglückliche Liebe zu bekämpfen hatte, ſich als Neuvermählte neben meine Schweſter Antonie zu ſtellen, die ſelber Braut war, das widerſtand ihr Alles, und der Onkel wußte ihr Empfinden zu würdigen und zu ehren.

Die Mutter hat ſeit meines Vaters Tode nur für uns gelebt und ganz allein unſer Daſein in ſchicklichſter Weiſe aufrecht erhalten, bis im Jahre eilf mein Bruder in das Geſchäft eintrat, der bis dahin zu ſeiner Ausbildung in Lyon geweſen war. Indeß zur Ruhe konnte ſie auch dann nicht kommen, denn Ruhe fand in jenen Tagen Niemand.

Der nächſte Sommer brachte den Krieg gegen Rußland, den Durchmarſch der großen Armee, und der Winter die furchtbare franzöſiſche Retirade mit ihrem Gefolge von Noth und tödtlichem Siechthum. Die ganze Stadt lag voll Verwundeter und Kranker. Jedes Haus, jede Familie hatte Bleſſirte zu pflegen, während man für das Leben der Seinigen zitterte. Auch unſer Haus blieb nicht verſchont. Mein zweiter Bruder ſtarb am Typhus wenige Tage nach Antoniens Hochzeit, und obſchon wir durch die Einquartierung uns auf zwei Stuben eingeſchränkt befanden, kamen dieſelben uns doch leer und öde vor, nachdem die Schweſter fort und der Bruder uns entriſſen worden war.

So oft ich jetzt die Menſchen über den Mangel an Raum in ihren Wohnungen ſprechen höre, wenn ſie behaupten, das oder jenes gehe in ihrem Locale, bei ihren Mitteln nicht, ſo denke ich an jene Zeit zurück, in der Alles ging und Alles möglich war, weil es eben gehen mußte und weil es Größeres zu denken, Größeres zu verlieren und zu gewinnen gab, als äußere Bequemlichkeiten des Lebens, die man in der langen, ruhigen Friedenszeit zu überſchätzen ſich gewöhnt hat.

In dem ungeheuren Elende, in der rieſigen Vernichtung, die man vor ſich ſah, verſtummte der Schmerz des Einzelnen faſt ſchamhaft. Wo ſo viel Tauſende in gräßlichen Qualen untergegangen waren, wagte man kaum über den Tod des Einzelnen zu klagen, und vollends in Berlin waren die Zuſtände und Verhältniſſe ſo wunderbar geartet und verwirrt, daß alle Gedanken in die Zukunft gerichtet waren, die endliche Entſcheidung und Löſung der Verwirrung zu errathen.

Wir waren noch im Bündniſſe mit Frankreich, es ging, ſogar die Rede, der Kronprinz werde ſich mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin vermählen, und doch knirſchten Hunderttauſende ſeit Jahren unter dem franzöſiſchen Joche, doch ſehnten Millionen das Ende der Fremdherrſchaft herbei. Berlin war voll von Franzoſen, am Hofe fanden ſie die glänzendſte Aufnahme, in der Stadt mußte ihnen eine zuvorkommende Gaſtlichkeit bewieſen werden, und doch wußte man, daß York die Fahnen des Kaiſers verlaſſen hatte, doch konnte man den Jubel kaum unterdrücken, als die alten, treuen Oſtprovinzen gegen die Franzoſen ſich erhoben. Es war wie im Frühjahr, wenn der Schnee noch die Erde deckt und Jeder des erſten Sonnenſtrahles harrt, weil er weiß, daß Alles zum Aufgehen und Hervorbrechen reif geworden iſt unter der verbergenden Hülle der kalten, ſtillen Schneedecke.

Die Eltern und der Onkel waren von jeher mit ihrem ganzen Herzen bei der Sache des Vaterlandes geweſen, und auch wir hatten von Kindheit an gelernt, ſie heilig zu halten. Jetzt, wo der erſte Hoffnungsſtrahl zur Befreiung Preußens aufging, war unſere ganze Seele darauf gerichtet, und ſelbſt Caroline, die ſonſt allein unter uns dieſen Empfindungen fremd geblieben, glaubte jetzt Deutſchland zu lieben, weil ſie den Franzoſen haßte, der ihr ſeine Treue gebrochen hatte.

Wo man ſich auch befand, im eigenen Hauſe, in der Geſellſchaft oder am öffentlichen Orte, überall war man von Franzoſen umgeben, überall ſah man ſich genöthigt, ſein Inneres zu verbergen; aber überall ſuchten die Blicke nach Troſt, überall trat man zuſammen, um aus dem Munde Gleichgeſinnter Nachrichten aus Königsberg, aus dem Hauptquartier York's, aus den aufgeſtandenen Provinzen zu erhalten. Wer dorthin geſendet wurde, den pries man glücklich, daß er die Erhebung mit eigenen Augen ſehen ſollte, wer von dort kam, wurde wie der Träger göttlicher Offenbarung begrüßt.

Aber je größer die Theilnahme für die deutſche Sache wurde, je unverkennbarer die allgemeine Begeiſterung für dieſelbe ſich kund gab, um ſo ängſtlicher und drückender wurden wir vom Mißtrauen der Franzoſen überwacht. Niemand war ſicher in ſeinen vier Wänden, ſelbſt den König glaubte man im Schloſſe zu Potsdam ſchon gefährdet, obſchon er es immer noch mit den Franzoſen hielt, bis plötzlich ſich die Nachricht in Berlin verbreitete, der König habe Potsdam verlaſſen, die königliche Familie ſei ihm gefolgt und Alle in Breslau glücklich eingetroffen. Die Rührung, die Freude, welche wir damals empfanden, den König frei und als Herrn ſeines Willens zu wiſſen, die fühlen unſere jetzigen Tage uns nicht nach.

Eine gute Botſchaft folgte nun der andern, und gut nannten wir Alles, was uns der Freiheit entgegenführte, auch wenn man es mit Blut und Thränen zu erkaufen hatte. Während die Stadt noch voll von Franzoſen war, eilten die jungen Männer nach den Oſtprovinzen, ſich der neuen Landwehr zuzugeſellen, und als am Ende Februar unerwartet die erſten Koſacken, unſere ſogenannten Feinde, in Berlin erſchienen, war der Jubel über ihre Ankunft ſo gewaltig, daß man einen Aufſtand in der Stadt, daß die Franzoſen eine ſicilianiſche Vesper zu fürchten begannen.

Ich werde wieder jung, wenn ich jener Tage gedenke, wenn ich mich des Enthuſiasmus erinnere, der uns belebte, als wir zum erſtenmale die preußiſche Cocarde an dem Hute unſerer Brüder und Väter ſahen, wenn ich mich des Tages erinnere, da die Franzoſen Berlin verließen, da der Aufruf des Königs an ſein Volk erſcholl. Es war eine heilige, eine große Zeit, die rechte Weihezeit des deutſchen Volkes, und Jeder von uns hat in ihr einen Stern gewonnen für ſein ganzes Leben, auf den er hoffnungsvoll zurückblickt, wenn die Tage um ihn trüb und trüber werden.

Alles eilte nun zu den Waffen, nicht Jung, nicht Alt wollte von dem Kampfe für das Vaterland zurückbleiben. Dreimal hatte mein Bruder es verſucht, zum Dienſte zugelaſſen zu werden, und immer war er wie ein Verurtheilter heimgekehrt, wenn die Aerzte ihn zu ſchwach gefunden hatten. Wir weinten um ſein Bleiben, wie man ſonſt das Fortgehen ſeiner Lieben zu beweinen pflegt.

Eines Morgens, als wir auch beiſammen ſaßen, es war im Februar, trat der Onkel ein. Er war trotz ſeiner fünfzig Jahre noch ein ſchöner Mann und hatte die hohe, würdige Haltung ſeines alten, adeligen Geſchlechtes; aber an jenem Tage war es, als ob noch eine ganz beſondere Würdigkeit, ein ganz beſonderer Adel über ihm ſchwebten.

Ich komme Abſchied nehmen, ſagte er, da er ſich nahte, und ſein Geſicht leuchtete in hoher Freude. Abſchiednehmen? fragte die Mutter, wohin wollen Sie denn gehen? Zum König nach Breslau. Es fehlt dem Heere an Offizieren, ich war einſt Offizier und will's jetzt wieder werden, antwortete der Onkel, und während die Mutter mit plötzlich gefalteten Händen ſchweigend zu ihm, dem Stehenden, emporſah, fiel ich ihm in meiner Begeiſterung um den Hals. Onkel! jubelte ich, ich habe dich immer lieb gehabt, immer ſehr lieb, aber daß du nun gehſt, daß du helfen willſt, wo Alle helfen müſſen, das vergeſſe ich dir in meinem Leben nicht. Dafür will ich dich noch ganz anders lieben und verehren, wenn du wieder kommſt.

Wenn ich wieder komme! ſprach der Onkel mir nach, und ſeine Stimme klang bewegt. Ich ſah ihn, ich ſah meine Mutter an; daß er nicht wiederkehren könne, daran hatte ich in meiner Erregung nicht gedacht. O, du wirſt nicht ſterben! rief ich. Siehſt du, Onkel, ſiehſt du, Mutter, ich habe die felſenfeſte Ueberzeugung, daß der Onkel geſund zurückkommt, daß ihm nichts geſchieht. Gewiß nichts, Onkel!

Er lächelte und ſtrich mir mit der Hand leiſe über die Stirne. Das gebe Gott! ſagte er, denn ich mag noch gerne leben. Indeß habe ich ſeit Wochen meine Angelegenheiten darauf vorbereitet, daß ich gehe, und für alle Fälle vorgeſorgt. Komme es dann, wie's Gott gefällt. Er war ſo ruhig, daß ich plötzlich zu weinen anfing; auch die Mutter hatte die Augen voller Thränen und konnte gar nichts ſprechen, nicht einmal fragen, wann er gehen werde? Er ſchwieg einen Augenblick, als habe er die eigene Bewegung zu beſiegen, dann hieß er mich das Zimmer verlaſſen.

Als ich hinaus war, ſetzte er ſich zu meiner Mutter nieder und nahm ihre Hand, die ſie ihm willig überließ. Er ſchien nachzudenken und doch nicht zu wiſſen, wie er es der Mutter ſagen ſollte, was ihm auf der Seele lag und was geſagt und ſchnell geſagt ſein wollte, denn damals waren Jedem die Augenblicke zugezählt.

Joſephine, ſprach er endlich, und es war das erſtemal ſeit den frühen Tagen ihrer Jugend, daß er meiner Mutter dieſen Namen gab, Sie haben es vor Jahren ausgeſchlagen, meine Frau zu werden, mir die Sorge für Sie und die Ihrigen zu überlaſſen, und ich habe Ihre Gründe ehren müſſen. In dieſen Tagen aber hat mich vielfach der Gedanke beſchäftigt, daß mein Vermögen, falls ich auf dem Felde der Ehre bleiben ſollte, an Verwandte übergehen würde, welche reich und mir faſt Fremde ſind, während Sie, der die ganze Liebe meines Lebens zu eigen war, fortdauernd mit Sorgen und Beſchränkungen zu kämpfen haben. Er hielt inne, und fuhr dann wieder fort: Ich habe daran gedacht, Ihnen teſtamentlich mein Vermögen zu vermachen, aber Sie werden dagegen dieſelben Bedenken haben, wie gegen eine Heirath mit mir, und die Adoption Ihrer Julie wäre in Ihrem Sinne noch bedenklicher, obſchon ſie das einzige unverſorgte von Ihren Kindern iſt. Caroline hat eigenes Vermögen, für Antonie ſorgt ihr Mann, und das Geſchäft wird immer im Stande ſein, Ihrem Sohne eine Zukunft zu bereiten.

O! unterbrach ihn meine Mutter, ſorgen Sie nicht, mein Freund, Julie iſt von meinen Töchtern die Bedürfnißloſeſte und Einfachſte. Aufgewachſen in der Zeit der Bedrängniß hat ſie gelernt ſich zu beſchränken, und ganz mittellos wird auch ſie nicht ſein, wenn uns nicht beſondere Unglücksfälle treffen. Sorgen Sie nicht um uns — aber kehren Sie uns wieder. — Dieſe Zwiſchenrede ſtörte Schlichting. Er beſiegte aber die Verwirrung, die ſie in ihm erregte, und mit einem Entſchluſſe, der ihn, wie meine Mutter mir ſpäter erzählte, ſichtlich Ueberwindung koſtete, fragte er plötzlich: Glauben Sie, daß Julie ſich mit mir trauen laſſen würde?

Schlichting! rief meine Mutter, auf das Aeußerſte betroffen, wie kommen Sie auf dieſen Einfall? Ich weiß es ſelber kaum, entgegnete er. Als das liebe Kind ſich vorhin mit ſolcher Hingebung und Freude an mich wendete, ſchoß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, wie ich Julien mit ſchneller Entſcheidung eine Stellung in der Geſellſchaft, Unabhängigkeit an Ihrer Seite und ein wohlbegründetes Vermögen geben könnte, wenn ich ſie mir antrauen ließe. — Er brach ab, und die Mutter ſchwieg. Die Vorſtellung, mich verheirathet zu ſehen, die nur eben eingeſegnet, die immer noch wie ein halbes Kind behandelt worden war, und vollends mich an Onkel, an den einſt von ihr Geliebten verheirathet zu denken, war ihr ſo befremdlich, daß ſie ſich erſt in dieſelbe hineinfinden mußte, um ſie zu verſtehen.

Julie iſt faſt noch ein Kind! ſagte ſie endlich in halbem Selbſtgeſpräch. Ja, ſprach der Onkel, und ich bin ihr gegenüber mit meinen fünfzig Jahren faſt ein

Greis. Aber gerade darum darf ich's wagen. Morgen Mittag breche ich auf. Willigen Sie ein, ſo unterzeichne ich heute den Ehecontract, der ſie zu meiner alleinigen Erbin einſetzt. Die Erlaubniß zu ſchneller Trauung bin ich zu erwirken ſicher. Morgen früh laſſen wir die Ceremonie vollziehen, und daß das Schickſal Ihrer Julie, des Kindes, das auf meinen Knieen aufgewachſen, mir, wenn ich einſt zurückkehre, theuer und heilig ſein wird, das wiſſen Sie.

Meine Mutter konnte ſich immer noch nicht faſſen. Sie hatte in ihrer Jugend das eigene Herz zu beſiegen und zu bekämpfen gehabt, als ſie in eine Ehe eingetreten war, die nicht ihre Wahl geſchloſſen. Sie dachte, was aus mir werden ſollte, wenn ich einſt, zum vollen Bewußtſein herangereiſt, vielleicht eine Liebe fühlte, welche meiner Pflicht entgegen war, und ſie ſprach das endlich aus. Der Onkel nahm ihre Hand. Kennen Sie mich nicht? fragte er. Muß ich Ihnen ſagen, daß Julie mir theuer bleiben wird, wie mein eigen Kind? daß einſt ihre Wahl neben mir ſo frei iſt, wie ich ſie meiner Tochter laſſen würde? Muß ich Ihnen ſagen, Joſephine, daß ich in einem Augenblick, wie dieſer, an kein Weib, an kein Eheglück für mich gedachte?

Meine Mutter war erſchüttert und entſchloſſen. Sie erhob ſich, öffnete die Thüre des Nebenzimmers und rief mich herein. Ihre Erregung, des Onkels ernſte Ruhe fielen mir auf, mehr noch, daß Beide ſchwiegen. Jeder erwartete vom Andern, daß er ſprechen würde, bis ich endlich mit einer mir unerklärlichen Befangenheit fragte, was die Mutter wünſche? Da trat der Onkel an mich heran, hob leiſe mit der Rechten, wie das ſeine Art war, meinen Kopf in die Höhe und fragte mit der unwiderſtehlichen Milde ſeiner Stimme: Julie, könnteſt du dich entſchließen, mich zu heirathen?

Ich dachte, es ſei ein Scherz, und wollte lachen; aber ein Blick auf ihn und meine Mutter, deren Augen an mir hingen, zeigte mir, daß hier von einem Scherze nicht die Rede ſei. Mein Herz fing zu klopfen an, daß es mir den Athem nahm. Der Gedanke, einen Mann zu heirathen, der morgen ſchon zum Heere gehen ſollte, hatte bei der Begeiſterung, in der wir Alle uns befanden, etwas Bezauberndes, Ueberwältigendes für mich, und ich hatte den Onkel immer lieb gehabt, ich hatte Niemand ſonſt geliebt, ein Kind wie ich es war. Alle dieſe Gedanken und Empfindungen zuckten, ich wußte ſelbſt nicht wie, auf einmal durch meine Seele, und ohne mich lange zu beſinnen, rief ich, wie von einer innern Eingebung getrieben: Ja, Onkel, herzlich gerne!

Meine Mutter und Schlichting ſelber waren von meiner Freudigkeit betroffen. Aber, Julie, ſagte die Mutter, der Onkel iſt ſo viel älter, als du biſt, er könnte dein Vater ſein, mein Kind. — Ich liebe ihn auch, wie ich den Vater liebte, antwortete ich. — Du weißt es, fuhr meine Mutter fort, ich und der Onkel wünſchten uns zu verbinden, als ich in deinem Alter war. Ja, rief ich, darum hatte ich ihn ſtets ſo lieb, und darum, Onkel, liebſt du mich ja auch. — Alſo, du willigſt ein? fragte der Onkel, mein Alter ſchreckt dich nicht? — Wenn ich dir nur nicht zu gering bin, ſagte ich, indem ich ihm die Hand gab und mir die Thränen in die Augen kamen, denn ich fühlte mich der Ehre gar nicht werth, einem Krieger anzugehören, der wie der Onkel in das Feld zog.

Nun denn, in Gottes Namen! rief der Onkel, indem er mich umarmte, und gegen meine Mutter gewendet ſagte er: Geben Sie Julien getroſt Ihren Segen. Sie ſoll es nicht bereuen, daß ſie mir vertraut. — Die Mutter legte mir ihre Hände auf das Haupt, der Onkel, ſie und ich waren Alle ſehr bewegt, und Keines von uns konnte ſprechen. Als wir uns dann beruhigt hatten, verließ der Onkel uns, um die Schritte zur Trauung zu thun, von der Niemand erfahren ſollte, bis er der Traubewilligung gewiß war.

Die Mutter war nachdenklich und ſchweigſam, ich befand mich in einer wunderbaren Verfaſſung. Meine Gedanken hatten plötzlich eine neue und ganz unerwartete Richtung erhalten; ich kam mir gar nicht mehr wie Dieſelbe vor. Alles, was ich für die Zukunft in unbeſtimmten Wünſchen und Träumen erſehnt, fiel in ein Nichts zuſammen, ein Unerwartetes, Ungekanntes und doch Feſtbeſtimmtes ſtand mit Einem Male vor mir.

Mein Blick trug weiter, als vorher, und doch fühlte ich, als wäre eine Schranke vor mir aufgeſtiegen. Ich malte mir aus, wie ich den Onkel begleiten, wie ich zittern würde, wenn er in die Schlacht ging, ich ſah ihn wiederkehren aus derſelben, ſah ihn dann verwundet auf dem Krankenbette. Es war, als bewege ſich ein Kaleidoſkop vor meinem Auge. Die Bilder wechſelten unaufhörlich, verſchwammen ineinander, und ich konnte zuletzt keines mehr mir deutlich machen. Nur daß ich Braut ſei und der Onkel mein Bräutigam, das ſtand als wunderbares Räthſel in mir feſt.

Am Mittag kam der Onkel wieder. Es ſei Alles gethan, ſagte er, und als wir uns zu Tiſche ſetzten, erfuhren der Bruder und die Schweſter, was geſchehen. Ihr Erſtaunen, ihre Fragen machten mir die größte Luſt. Es kam mir vor, als erbleiche Caroline, und da ich oft von ihrer Härte, ihren Launen hatte leiden müſſen, freute mich der Gedanke, daß ſie vielleicht an meiner Stelle ſein möchte. Daneben gerieth das ganze Haus in Aufruhr. Die alte Kinderwärterin, welche die Mutter aus Dankbarkeit ſtets bei uns behalten, weinte vor Freude und küßte bald dem Onkel die Hand, bald umarmte ſie mich. Sie und die Köchin dachten, nach Art dieſer Leute, an eine Hochzeit mit ihren Herrlichkeiten, an ein Gaſtgebot und deſſen Einnahmen für die Dienerſchaft, und Alle, die Dienſtboten ſowohl als die Geſchwiſter und ich ſelbſt, begriffen eigentlich kaum, daß morgen meine Trauung ſein ſollte.

Nach dem Eſſen kam ein Notar und mit ihm ein junger Mann, der ſeit wenig Tagen im Miniſterium unter Schlichting beſchäftigt war. Er hieß Klemenz, war armer Leute Kind, ſehr früh verwaiſt, und Schlichting hatte ihn erziehen laſſen. Er ſchätzte ſeinen Kopf und liebte ihn wie einen Sohn. Trotz ſeiner Jugend hatte Schlichting ihm die Aufſicht über die Verwaltung ſeines Vermögens und ſeines Gutes übergeben, einmal, weil er ihm vertraute, und dann auch, weil er den Jüngling damit vom Eintritt in das Heer zurückzuhalten wünſchte, denn derſelbe hatte eine ſchwache Bruſt und war den Anſtrengungen eines Feldzugs in keiner Art gewachſen. Ich hatte Klemenz nur erſt bei einem flüchtigen Beſuche kennen gelernt, als in Gegenwart dieſes jungen Mannes und meines Bruders, die uns als Zeugen dienten, unſer Ehecontract vollzogen wurde. Schlichting entfernte ſich dann nach dem Acte wieder, um den Reſt des Abends noch ſeinen Angelegenheiten zu widmen.

Am andern Morgen, es war ein Sonnabend und ſchönes, klares Wetter, hatte Alles einen ſonderbaren Anſtrich, wie mich dünkte. Es war Werkeltag, und es ſollte nichts im Hauſe ein Feſt verkünden, damit unſere Heirath und des Onkels Reiſe nicht zu früh verrathen würden, denn man mußte ſich damals noch vorſichtig auf weitem Wege zu des Königs Fahnen begeben. Aber obſchon anſcheinend Alles den gewohnten Gang ging, war es doch feierlich und ſtill in unſerer Nähe.

Man hatte friſche Sträuße in die Zimmer geſtellt, die Mutter ſelber bügelte das weiße Kleid, das ich ein paar Wochen früher zur Einſegnung getragen hatte. Dann flocht ſie aus Myrthen, die ſie groß gezogen, auch ſelbſt für mich den Kranz. Ich ſah ihr zu und träumte ſtill vor mich hin. Die Aufregung des vorigen Tages hatte in mir nachgelaſſen und einem tiefen Sinnen Platz gemacht.

Um Mittag erſchien der Onkel. Er trug ſeine Amtstracht, hatte ſeine Orden angelegt und kam mir faſt wie ein Fremder vor. Grade als es zwölf ſchlug, wurden wir getraut, und ich gelobte mir mit ernſten Schwüren, dem Onkel anzugehören in Leben und Tod, in Glück und Noth, wie der Geiſtliche es ſagte. Mit beiden Armen warf ich mich ihm an die Bruſt, und als er mich dort leiſe und linde feſthielt, kam ich mir ſo geborgen vor, daß ich ihm die Hände dafür küßte.

Alle umarmten mich. Die Mutter weinte, wie ich ſie niemals weinen geſehen, der Bruder, der Aſſeſſor Klemenz wünſchten mir Glück, nur Caroline ſtrich mir, da ſie mich küßte, wie mitleidig die Wange und ſagte leiſe: Du armes, armes Kind! — Ich fuhr erſchrocken zuſammen, ſie drückte mir ſtill die Hand, und als ich ſie anſah und ihre ſchwarzen Augen ſo finſter und trübe auf mir ruhten, fühlte ich eine Art von Furcht vor ihr.

Wir blieben nur eine kurze Zeit beiſammen, ehe wir zu Mittag aßen. Schlichting war ganz unverändert, nur noch ruhiger und freundlicher zu mir, während ich mich ihm entfernter und doch näher fühlte als zuvor. Man trank an der kleinen Tafel auf unſer Wohlſein, man ſprach vom Kriege, vom Beginn des Kampfes, den man erſehnte, aber ich hörte von dem Allem nichts mehr recht, denn ſeit ich am Morgen erfahren, daß Schlichting ohne mich Berlin verlaſſen würde, hatte ſich eine große Niedergeſchlagenheit meiner bemächtigt.

Ich ſpreche nicht vom Abſchiede. Jeder, der damals lebte, wird den Schmerz und die Erhebung ſolches Scheidens nicht vergeſſen haben, und wer den Abſchied von einem zu Felde Ziehenden nicht zu tragen hatte, dem giebt die Schilderung doch kein Bild weder von dem Schmerze, noch von jener begeiſterungsvollen Zeit.

Als er fort war, als ich am andern Tage erwachte, kam mir Alles wie ein Traum vor. Ich war verheirathet, mein Mann in den heiligen Krieg gegangen, ich führte einen andern Namen als bisher, Klemenz brachte mir im Auftrag meines Mannes eine namhafte Summe, die ich vierteljährig zur Beſtreitung meiner Bedürfniſſe erhalten ſollte, und doch ſaß ich, wie immer, bei meiner Mutter an dem kleinen Nähtiſch, doch war in meinen äußern Verhältniſſen anſcheinend nichts geändert. Meine Mutter beſtimmte, was ich thun und laſſen ſollte, meine Mutter erklärte den Freunden, die nach der erfolgten Bekanntmachung meiner Heirath mit

Schlichting mir Glück zu wünſchen kamen, wie dies Ereigniß ſich gemacht, und ich ſtand oder ſaß verlegen dabei, ohne recht zu wiſſen, was ich dazu denken oder ſagen ſollte.

Erſt als man von allen Seiten mein Geſchick ein wunderbares nannte, als die Frauen mich fragten, wie ich es denn ertragen könnte, ſo plötzlich mich von meinem Manne getrennt zu finden, erſt als meine bisherigen Freundinnen mich empfinden ließen, daß ich nicht mehr zu ihnen gehörte, fing ich an, mich ſelber in meinen Verhältniſſen zurecht zu finden und es zu begreifen, daß ich eine Poſition und eine ganz beſondere Poſition in der Geſellſchaft eingenommen hatte. Es wurde mir eine neue Garderobe beſtellt, ich bekam Toiletten, wie ich ſie nie gehabt, wie ſie aber den Verhältniſſen und dem Vermögen meines Mannes angemeſſen waren, und ich wurde in die Geſellſchaft, die ich bisher noch nicht beſucht, als Neuvermählte, als Geheimeräthin von Schlichting eingeführt. Der Titel mag mir wunderlich genug geſtanden haben.

An Schlichting dachte ich oft, aber ſein Bild wurde mir gleich unklar, als er uns verlaſſen hatte. Er war nicht mehr der Onkel für mich, und doch wußte ich ihm keine andere Geſtalt zu geben. Alles, was mir an ſchönen Gaben gewährt wurde, kam mir von ihm, meine Mutter wies mich mit meinem Gewiſſen, mit meinem Thun auf ihn, ich mußte ihm häufig ſchreiben, ihm Rechenſchaft von Allem geben, er antwortete mir immer gleich, war immer gütig in ſeinen Briefen, nannte mich wie früher ſtets ſein Kind, und nur darin fand ſich eine Aenderung, daß er mir befahl, Lehrer für die deutſche und für fremde Sprachen anzunehmen und mich mehr mit ernſter Lectüre, die er mir anwies, als mit Handarbeiten zu beſchäftigen. Ich gehorchte ihm darin zu meinem Vortheil, indeß mit jedem Tage der Trennung wurde er mir mehr zu einem mythiſchen Weſen. Ich ſah ihn, wie den lieben Herrgott, als den unſichtbaren Schöpfer meines Wohlbefindens, als meinen unſichtbaren Herrn und Richter an, ich betete für ihn und zu ihm, aber der menſchliche Zuſammenhang zwiſchen uns trat dadurch immer noch mehr und mehr in mir zurück.

Um ſo ſchneller und leichter fand ich mich in meine geſellſchaftliche Stellung. Ich hatte ſo gut wie die andern Frauen meinen Gatten nicht neben mir, auch ſie waren allein, und wir Alle hatten um das Geſchick unſerer fernen Männer zu ſorgen und zu zagen, wenn nicht äußere glückliche Ereigniſſe uns von dem Gegenſtande unſerer Befürchtung ablenkten und unſere patriotiſche Geſinnung und Freude erregten.

Solche Ereigniſſe waren die Entfernung der Franzoſen aus Berlin, der Einzug der Ruſſen und vollends die Ankunft des Generals York mit ſeinen Truppen. Es war in der Mitte des Märzmonats, und nach den Schrecken dieſes eiſigen Winters war die Rückkehr des Frühjahrs an ſich ſchon ein Glück.

Daß mit dem Frühjahr uns die Freiheit wiedergegeben würde, das berauſchte alle Herzen, und die ganze Bevölkerung der Stadt war auf den Füßen, den Einmarſch der preußiſchen Truppen zu erleben.

Meine Mutter und wir hatten eine Einladung von Freunden erhalten, welche auf dem Schloßplatze wohnten, und obſchon der Weg von unſerem Hauſe am Ende der Brüderſtraße bis zum Schloßplatze nur ſo klein war, ſo nahmen wir es bei dem Wogen der Menſchenmaſſen, die ſich gerade hier zuſammendrängten, doch dankbar an, als Klemenz ſich erbot, uns hinzubegleiten. Mein Bruder führte die Mutter und Caroline, Klemenz hatte mir den Arm gegeben, und da ich zu Hauſe etwas vergeſſen hatte und danach umkehren mußte, kamen wir von den Andern ab, ſo daß wir das Haus unſerer Freunde nur gerade noch erreichten, als die Spitze des einziehenden Heeres ſchon die Schloßbrücke berührte, wo das am Fuße des Standbildes des Kurfürſten aufgeſtellte Muſikcorps ſie mit jubelndem Klange begrüßte.

Wir eilten die Treppe hinauf in den erſten Stock, in dem ſich der Geſellſchaftsſaal befand, aber ſchon an der Thüre rief der Herr des Hauſes uns entgegen: Hier ſind alle Fenſter beſetzt, hier werden Sie nichts ſehen. Führen Sie die Geheimeräthin oben hinauf in die Stube meiner Töchter, lieber Klemenz. Im Nu waren wir oben und am Fenſter, denn die Fanfaren ſchmetterten ihre Freudentöne durch die Luft, daß mir die hellen Thränen aus den Augen ſtürzten. Grade über uns auf dem Balcon des Schloſſes ſtanden die Prinzen und Prinzeſſinnen, den General und die Truppen zu begrüßen. Alle Tücher wurden ihnen zum Willkomm entgegengeweht, Ausrufe der Freude, der Hoffnung, Segenswünſche ſchallten ihnen entgegen, man fühlte ſich erlöſ't und frei, nun man den Mann in ſeiner Nähe hatte, der zuerſt die Feſſeln der Knechtſchaft gebrochen und von ſich geworfen hatte. Man muß ſein Vaterland verloren gegeben haben, wie meine Zeitgenoſſen, um zu verſtehen, wie man um dasſelbe leiden kann und was das freie Vaterland dem Herzen eines Jeden iſt.

Zu meiner Rechten und zu meiner Linken ſtanden Damen, die ich nicht kannte. Ich wendete mich um, ein befreundetes Antlitz zu ſehen, und erblickte mit Entſetzen die todtenbleichen Züge, die thränenvollen Augen des Aſſeſſors. Um Gotteswillen, was fehlt Ihnen, was haben Sie? rief ich ängſtlich. Nichts, nichts! ſagte er, aber ich wußte, was ihm das Herz zerriß, ich wußte, wie ſeit Wochen der Gram ihn verzehrte, nicht mitſtreiten zu können für die Sache, der er mit Leib und Seele hingegeben war. Ein tiefes Mitleid ergriff mich. Ich reichte ihm die Hand, er drückte ſie mir ſtill, aber die rechte Feſtesfreude war für mich zu Ende, ſeit ich Klemenz ſo unglücklich in meiner Nähe wußte. Ich hätte ihm meine Geſundheit geben, für ihn krank ſein mögen, damit er nur fortgehen könnte, für das Vaterland zu fechten wie die Andern, und in meiner Lebhaftigkeit ſagte ich ihm das. Eine ſchnelle Röthe flog über ſein ſchönes, bleiches Geſicht, mit einer heftigen Bewegung fuhr er ſich durch das blonde Haar und über die Augen, als wolle er mir ihren Ausdruck verbergen, und zu einem Lächeln ſich zwingend ſprach er: Denken Sie nicht an mich, Sie haben an Beſſeres, an einen Beſſeren zu denken, als an einen armen zurückgebliebenen Invaliden. — Indeß der gezwungene Scherz klang noch viel trauriger in ſeinem Munde als die Klage, und der Ausdruck ſeiner Augen kam mir nicht mehr aus dem Sinne.

Den ganzen Tag blieb man in einer Aufregung. Bis es dunkel wurde, gingen Männer und Frauen durch die Straßen, um ſich an dem Anblick der Wachtpoſten zu erfreuen, die ſeit Jahresfriſt zum erſtenmale wieder von preußiſchen Truppen bezogen worden waren. Wo man einem preußiſchen Soldaten begegnete, begegnete man einem neuen Anlaß zu gerührter Begeiſterung. Man ſtritt ſich um die Ehre, ſie in ſeinem Hauſe zu bewirthen, und wer zum Abend ein Billet erhalten hatte, der Theatervorſtellung beizuwohnen, in welcher General York und ſeine Gefährten erſcheinen ſollten, der kam ſich wie ein Auserwählter vor und war ein Gegenſtand des Neides für hundert Andere.

Klemenz hatte von ſeinem Chef für mich eine Einladung in ſeine Loge erhalten, und obſchon meine Mutter mich in der Geſellſchaft ſonſt nicht ohne ihren Schutz erſcheinen ließ, machte ſie diesmal zu Gunſten des ungewöhnlichen Ereigniſſes eine Ausnahme. Der Miniſter war ein Freund meines Mannes, und ſeine Gemahlin bewies mir eine wahrhaft mütterliche Güte. Auch diesmal, als ich in die Loge eintrat, nahm ſie mich freundlich bei der Hand und nöthigte mich, mich in der erſten Reihe niederzulaſſen. Ich wollte es ablehnen, ſagte, ich könne ja ſtehen und über die Sitzenden fort noch Alles betrachten, ſie wies es aber zurück.

Nein, nein! rief ſie, wir müſſen unſern Helden das Schönſte bieten, was wir haben, und es werden nicht Viele im Theater ſein, die ſich heut mit Ihnen meſſen können. Damit ließ ſie mich vortreten, und kaum hatte ich mich in meiner Verlegenheit niedergelaſſen, als ich hinter mir eine Stimme fragen hörte, wer ich ſei. Die junge Geheimeräthin von Schlichting, ſagte meine Beſchützerin. Unmöglich! meinte der Andere, ich glaubte, es wäre die Braut des Aſſeſſors. — Wie kamen Sie darauf? — O, weil das Paar ſo ſchön iſt. — Ich wagte nicht mich umzuwenden, ich wagte nicht rechts, nicht links zu ſehen. Eine quälende Verwirrung hatte ſich meiner bemächtigt, das Herz ſchlug mir, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Ob Klemenz jene Worte vernommen, weiß ich nicht. Aber er näherte ſich mir den ganzen Abend nicht ein einziges Mal. Als die Vorſtellung beendet war und die Miniſterin mich nach Hauſe fuhr, ſagte er mir flüchtig gute Nacht, und es vergingen einige Tage, ohne daß er bei uns erſchien.

Um ſo mehr dachte ich an ihn, aber ich wußte nicht, daß er es war, deſſen Abweſenheit mich beunruhigte, deſſen Anweſenheit ich erſehnte. Weil der Lauf der Poſten damals langſam und obenein nicht ſicher war, hatte Schlichting ſeine Briefe an uns ſtets durch die Couriere geſendet, die unaufhörlich zwiſchen Breslau und Berlin beſchäftigt waren, und alle Nachrichten hatte ich durch Klemenz erhalten, der dieſelben im Bureau des Miniſteriums für uns in Empfang zu nehmen und uns zu bringen pflegte. So konnte es denn geſchehen, daß ich in dem Glauben, mit Ungeduld die Briefe meines Mannes zu erwarten, mich nur nach Klemenz ſehnte, von dem ich ſie erhielt, und daß meine Freude, ihn zu ſehen, von meiner Mutter auf die Nachrichten von Schlichting bezogen wurde. Die Aufregung und die Zerſtreuung, in welcher ſich Alle bewegten, waren ohnehin dazu geeignet, über die Empfindungen zu täuſchen, die der Einzelne in ſeinem Innern hegte; wenigſtens waren ich und meine Mutter Beide überzeugt, daß meine Anhänglichkeit für Schlichting durch die Entfernung gewachſen ſei, und daß mir, wenn Gott ihm die Rückkehr vergönne, trotz der Verſchiedenheit unſeres Alters eine glückliche Ehe bevorſtehe.

Je mehr meine Mutter dies wünſchte, je eifriger und zuverſichtlicher ſie mir davon ſprach, um ſo feſter glaubte ich es ſelbſt, und da ich, ſo oft von meinem wunderbaren und glücklichen Looſe die Rede war, an

Caroline denken mußte, die es offenbar als eine Kränkung anſah, neben mir als alterndes Mädchen dazuſtehen, ſo lag der Wunſch, auch ſie verheirathet zu wiſſen, für mich nur zu nahe. Sie war weniger hart und heftig, als in früherer Zeit, aber traurig und gedrückt, und wenn ich daneben den armen Klemenz auch ſo niedergeſchlagen fand, ſo kam mir oftmals der Einfall, wie dieſe Beiden einander vielleicht ein Troſt und wohl gar ein glückliches Paar werden könnten, vorausgeſetzt, daß ſie einander näher träten, als bis jetzt geſchehen war.

Klemenz war allerdings unbemittelt, aber Schlichting hatte ihm eine Carriere eröffnet, er bezog ſchon einen nicht unbedeutenden Gehalt, und Caroline hatte Vermögen. Es ſchien mir alſo, als ob beiden Theilen nichts Erwünſchteres als ihre Verheirathung begegnen könne. Ich erging mich in Vorſtellungen, wie die Güte und Sanftmuth von Klemenz Carolinens Herz immer weicher und milder, wie ihre Pflege ihn, den Pflegebedürftigen, geſünder machen würde, wie wir ſie und die Mutter einſt als Gäſte auf unſerem Gute bewirthen und wie alle Theile, beſonders aber auch Klemenz, es mir danken würden, daß ich ihm in meiner Familie auch eine Familie und eine Heimath bereitet hätte. Man denkt es ſich mit ſechzehn Jahren ſo gar leicht, die Menſchen glücklich zu machen, und ich vollends, der eine ſchöne Zukunft ſo unerwartet bereitet worden war, hatte das natürliche Empfinden, Andern zu vergelten, was ich ſelbſt empfangen.

Klemenz, den mein Mann immer als ſeinen Pflegeſohn betrachtete, kam mir ſelber dadurch wie ein Verwandter und wie ein Schützling vor, und ich konnte es mir in den ſchönſten Farben ausmalen, wie Schlichting es mir danken würde, wenn ich ihm bei ſeiner Rückkehr einſt den Pflegeſohn als ſeinen Schwager vorführte. Ich gelobte mir, Niemand ſolle von meinem Plane etwas erfahren, ich wollte ihn allein zu Ende führen, und Caroline, die mich in guten Stunden manchmal ſcherzend ihre Tante hieß, weil ich des Onkels Frau geworden war, ſollte mich noch halbwege als ihre Schwiegermutter anzuſehen haben. Ich hatte bei allen dieſen Planen eine wahrhaft kindiſche Freude und ein Gefühl der Wichtigkeit und Unabhängigkeit, die mich heute noch lächeln und auch wieder nachdenklich machen, wenn ich daraus erſehe, wie argliſtig wir uns ſelbſt zu täuſchen wiſſen.

Es ſchien mir für meinen Zweck das Wichtigſte, daß Klemenz Vertrauen zu mir faßte, aber es war mir aufgefallen, daß er ſtets nur von meinem Manne, nie von ſich ſelber mit mir ſprach. Ich nahm mir vor, durch Beweiſe der Theilnahme ſeine Verſchloſſenheit zu beſiegen, indeſſen dazu mußte ich ihn eben öfter ſehen, und gerade dies zu bewerkſtelligen, war für mich nicht leicht, als die äußeren Verhältniſſe mir unerwartet hülfreich wurden.

Gerade in jenen Tagen hatten ſich unter dem Protectorate der Prinzeſſinnen die Frauenvereine für patriotiſche Zwecke gebildet, und meine gütige Beſchützerin, die Frau des Miniſters, war eine der thätigſten Theilnehmerinnen derſelben. Da ſie aber ſchon betagt war und der Andrang von freiwilligen Gaben ſo ungeheuer groß, hatte ſie mich aufgefordert, mit einer ihrer Verwandten bei ihr die Gaben zu empfangen und zu regiſtriren, und Klemenz und ein anderer junger Hülfsarbeiter aus dem Miniſterium hatten ſich erboten, die weitläufige Correſpondenz zu beſorgen, welche durch die vielen Anfragen und durch die Ablieferungen nöthig wurde.

Klemenz war unter den Erſten geweſen, die zu Gunſten des Vaterlandes auf die Hälfte ihres Gehalts verzichtet, und ſeit er ſich für die heilige Sache Entbehrungen aufzulegen hatte, war er ruhiger und zufriedener geworden. So weit ſeine Amtsarbeit ihn frei ließ, war er von früh bis ſpät im Bureau der Miniſterin beſchäftigt, denn es hatte ſich ein ſolches aus der Nothwendigkeit erzeugt, und die Säle, in denen ſich ſonſt die leichtlebende Geſellſchaft bewegte, ſahen jetzt faſt wie Waarenlager aus.

Zu entbehren, Opfer zu bringen, galt Allen als das höchſte Glück, Schmuck zu tragen wurde von uns beinahe als eine Schande angeſehen. Nachdem ich mit heiliger Freude faſt das ganze mir von meinem Manne ausgeſetzte Geld dem Vereine übergeben, ließ es mir keine Ruhe, bis ich auch die geringen Werthſachen, die ich beſaß, auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatte. Es waren einige Paar Ohrgehänge, eine ſchwere goldene Kette, das Taufgeſchenk der Großmutter, und ein kleiner Ring mit blauem Vergißmeinnicht, den die Mutter mir am Tage meiner Einſegnung gegeben. Den Trauring zu opfern, wie ſo Viele thaten, und einen eiſernen Ring vom Vaterlande dafür anzunehmen, hielt eine unbeſtimmte Scheu mich ab. Klemenz und ſein Gefährte verzeichneten, was von Werthſachen abgeliefert wurde, und beförderten es in die Münze, die es einſchmolz; ihm hatte ich alſo auch meine kleinen Schmuckſachen eingehändigt und hatte eine große Freude, als ich erfuhr, daß die Kette allein vierzig Thaler werth geweſen.

Da eine Maſſe Leinwand einging, beſchloß man, ſie im Hauſe der Miniſterin zu Wäſche und Verbänden zu verſchneiden und ſie den Damen zuzutheilen, welche ſich erboten hatten, ſie zu nähen, und da Alles dies in höchſter Eile betrieben werden mußte, ſo entſtand eine fabrikmäßige Thätigkeit daraus. Caroline, deren praktiſches Geſchick und Schnelligkeit in dieſer allgemeinen Aufregung eine wahre Befriedigung fanden, maß im Salon die Leinwand und ſchnitt ſo lange und ſo eifrig zu, bis ihr die Hände faſt erlahmten. Aber ſie war dabei viel heiterer, als wir Alle ſie je geſehen, ſie ſchien ihre unglückliche Liebe mehr und mehr zu vergeſſen, und ihr trauriger Haß gegen die Franzoſen läuterte ſich und erloſch in der Liebe für das Vaterland, von der ſie ſich überall umgeben fand.

Da ſie nun ebenfalls täglich mit Klemenz beiſammen war, lernte auch ſie ihn ſchätzen, und war er müde oder angegriffen, ſo nahm ſie, die eine perfecte Rechnerin war und wirklich das kaufmänniſche Talent der Düvals geerbt zu haben ſchien, ihm einen Theil ſeiner mühſamſten Arbeit ab. Sie hatten alſo immer mit einander zu thun, und es war erreicht, was ich einzuleiten gewünſcht hatte; indeſſen kam es mir vor, als gehe Caroline zu weit in ihrer Bereitwilligkeit zu helfen, als ſei ſie koketter und freier gegen Klemenz, als es einer deutſchen Frau gezieme. Ich hätte ihr das ſagen mögen, aber ſie war zehn Jahre älter als ich, und obſchon ich verheirathet war, hatte ich im Innern eigentlich noch Furcht vor ihrer Strenge, während ein mir unerklärliches Gefühl mich abhielt, meine Mutter auch nur zu fragen, was ſie von Carolinens wiederkehrender Heiterkeit halte?

So waren ein paar Monate vergangen, der Krieg hatte begonnen, die erſten Schlachten waren geſchlagen, und wenige Tage vor meinem ſiebzehnten Geburtstag traf die Nachricht von der Niederlage bei Lützen ein. Die ganze Stadt war in der tödtlichſten Sorge, von Stunde zu Stunde harrten die Einzelnen auf Nachricht von den Ihrigen, Tag und Nacht fuhr man empor, ſo wie ſich etwas auf den Treppen regte, denn immer meinte man, es könne ein Courier angelangt, es könne eine Nachricht gekommen ſein.

Ich hatte das Glück der Liebe noch nicht gekannt, als ich die Angſt der ſorgenden Liebe kennen lernte. Es war nach Mitternacht, und wir hatten uns ſeit einer Stunde niedergelegt, als wir die Glocke unſerer Wohnung läuten hörten. Meine Mutter, Caroline und ich ſprangen empor und warfen uns in die Kleider, denn das Mädchen meldete, Klemenz ſei da und fordere uns zu ſprechen. Daß er ſelber kam, daß er uns keinen Brief ſendete, ließ uns das Schlimmſte fürchten, und von Angſt gefoltert trat ich in das Zimmer. Lebt Schlichting? riefen wir Alle, wie aus Einem Munde. Ja, Gott Lob, er lebt! antwortete Klemenz. — Ach, ſprechen Sie, ſprechen Sie, ſagen Sie Alles! bat ich flehend, er iſt ſchwer verwundet, er liegt hoffnungslos darnieder.

Klemenz zauderte, endlich ſagte er: Verwundet iſt er allerdings. Ich ſchrie auf im Schreck, meine Mutter wendete ſich leidensgewohnt ſtill von uns ab, Klemenz war ſehr ergriffen. Die Vorſtellung, daß Schlichting, daß mein Mann, daß der Onkel, denn unter dieſem Namen liebte ich ihn immer noch am meiſten, krank, verwundet, ſchmerzgefoltert, fern von uns im Lazarethe liege, ſträubte mir das Haar auf dem Haupte, und ohne mich zu beſinnen, rief ich: Ich muß fort, gleich fort! helft mir, daß ich zu ihm kann! — und ich weinte bitterlich.

Da zog Klemenz einen Brief hervor, den ein Waffengefährte Schlichting's geſchrieben hatte. Es hieß darin: Auch Schlichting iſt verwundet. Die rechte Schulter iſt ihm über dem Arm durchſchoſſen, und er fiebert heftig. Doch iſt er vollkommen klar und keine Gefahr für ihn vorhanden. Er erſucht Sie, dieſe Nachricht ſeiner jungen Frau zu bringen, ſie aber in ſeinem Namen ausdrücklich zu bitten, daß ſie ſich keiner unnöthigen Beſorgniß überlaſſen und unter dem Schutze ihrer trefflichen Mutter ruhig die weiteren Nachrichten abwarten ſolle, die ſie baldmöglichſt erhalten wird. — Ich verſtummte vor dem Befehle. Klemenz gab uns alle Auskunft, die er noch erhalten hatte, dann entfernte er ſich, und wir blieben allein, ohne daß wir mit einander ſprachen, meine Mutter und ich. Nur Caroline konnte denken, fragen, Pläne, Vorſchläge machen. Wir Andern waren wie benommen.

Wärſt du nicht ſolch ein Kind, ſagte Caroline endlich, könnteſt du allein reiſen, ich riethe dir dennoch zu gehen. Mich an deiner Stelle, mich ſollte kein Befehl und keine Macht der Erde fern halten von dem Krankenlager meines Mannes. Aber du freilich, du kannſt nicht gehen — und im Grunde, was ſollteſt du auch dort, ſo unerfahren wie du armes Kind es biſt? Ich bin überzeugt, es lag ihren Worten nur der ehrliche Ausdruck ihrer Stimmung zum Grunde, aber hätte ſie die Abſicht gehabt, mich noch tiefer in Muthloſigkeit und Trauer zu verſenken, ſie hätte es nicht anders machen können. In jenen Tagen, in denen Alles zu helfen, zu nützen bemüht war, als ein Weſen bezeichnet zu werden, das dem eigenen Manne, dem Wohlthäter nichts zu leiſten, nichts zu ſein vermochte, das ſchien mir das Schwerſte, das mich treffen konnte.

Tag und Nacht fand ich keine Ruhe, keinen Schlaf. Wenn ich müde bis zur Erſchöpfung Nachts im Bette lag und vor meinen wachen Augen die entſetzlichſten Bilder wechſelten, ſo ſah ich wohl zum Lager meiner Mutter hinüber, und auch ſie war wach und hatte die Hände ſtill gefaltet im Gebete. Ich gab kein Zeichen, daß ich ſie beobachtete, aber in meinem Innern rief es: warum hat die Mutter ihn nicht geheirathet, die er zu ſich fordern, die zu ihm eilen und ihn pflegen würde! Ich ſah es, wie ſehr ſie um ihn ſorgte, obſchon ſie mir ſtets Muth zuſprach. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß ich Unrecht gethan, die Hand des Onkels anzunehmen, daß ich ihn nicht verdiene, nie verdienen könne, und daß er mit meiner Mutter, ja ſelbſt mit meiner Schweſter beſſer daran geweſen wäre, als mit mir. Das entwurzelte mich aus dem Boden der Sicherheit, auf dem ich mich bisher bewegt hatte, und meine Geſundheit wurde davon angegriffen. Ich verlor alle Farbe, wurde mager, und des Kummers nicht gewohnt, kam er mir unerträglich vor.

Alles, was ich bisher im heitern Lichte der Sorgloſigkeit betrachtet, erſchien mir jetzt in düſterer Farbe.

Ich machte es im Innern meiner Mutter zu einem Vorwurf, daß ſie ſich dieſer Heirath, in der ich das Unglück unſeres treueſten Freundes werden mußte, nicht entſchieden widerſetzt hatte, ich war gegen Caroline erzürnt, die mich davor gewarnt, als es zu ſpät geweſen war, ich verargte es meinem Manne, daß er mich wie ein überflüſſig Spielzeug zurückgelaſſen hatte, als er ſeinen ernſten Weg gegangen war, und neben dem Allen und über dem Allen quälte und ängſtigte mich noch eine Unruhe, eine Raſtloſigkeit und Beklommenheit, die ich nicht zu bannen, mir nicht zu erklären vermochte.

War ich zu Hauſe, ſo wollte ich in den Verein und an die Arbeit, hatte ich mich mit Caroline dorthin begeben, ſo fühlte ich mich noch mehr gepeinigt. Man behandelte mich mit jener herablaſſenden Nachgiebigkeit, die man kranken Kindern angedeihen läßt; das machte für mein Gefühl meine Lage nur noch ſchlimmer. Die Miniſterin meinte, man müſſe meine Reizbarkeit auf meine eigenthümliche Lage ſchieben, Klemenz ſtimmte ihr darin bei, nur Caroline behauptete, ich wiſſe nicht, was ich wolle, denn wenn mich Schlichting zu ſich rufen ſollte, würde ich dadurch nicht beruhigt und nicht hergeſtellt werden.

Sie verwies es Klemenz in meiner Gegenwart, daß er mich viel zu ſehr beachte, ich ſah, wie ſie ihn abzuziehen, ihn zu unterhalten, zu beſchäftigen ſtrebte, wenn er ſich mir nahte. Einmal hörte ich, wie er ihr auseinanderſetzte, daß man nicht vergeſſen dürfe, welch ein Unglück es ſei, ſo jung ſchon um den Verluſt ſeines Gatten zu ſorgen, und wie ſie ihm mit Seufzen antwortete: Ein Unglück nennen Sie das? Ein Unglück iſt es, Niemand zu haben, der uns liebt, Niemand, für den man ſorgt und leidet. Julie hat ein beneidenswerthes Loos! und Schlichting wird geneſen, Julie hat mit Allem Glück.

Ich konnte nicht verſtehen, was er ihr darauf erwiderte, aber ich ſah den forſchenden Blick der Theilnahme, den er auf ſie richtete, ich ſah, daß ſie ihm die Hand gab, daß er ſie ihr küßte, und eilte davon. Es fuhr mir wie ein Schnitt durchs Herz; ſie liebten ſich! Sie liebten ſich! das hatte ich ja gewollt. Und in bittere Thränen ausbrechend rief ich: Ja, ich habe Glück in Allem!

Am folgenden Tage war mein ſiebzehnter Geburtstag. Mutter und Geſchwiſter, Freunde und Bekannte hatten meiner liebevoll fürſorgend gedacht, aber Niemand ſchien freudigen Dank von mir zu erwarten, denn noch fehlten die weiteren Nachrichten von Schlichting. Von Stunde zu Stunde erwartete ich Klemenz. Eine Art von Aberglauben ließ mich hoffen, heute werde ich Botſchaft erhalten, gute Botſchaft, und Klemenz werde ſie mir bringen.

Ich hatte kaum die Ruhe, meinen Beſuchen die nöthige Rede und Antwort zu geben. Ich ging vom Sopha zum Fenſter, vom Fenſter zur Thüre und wieder zurück. Niemand tadelte meine Ungeduld, Jeder fand ſie natürlich. Nur Caroline lächelte darüber, und als ich wieder einmal an das Fenſter trat, an dem ſie ſaß, ſagte ſie leiſe: Klemenz wird vergeſſen haben, daß dein Geburtstag iſt. Alles Blut ſchoß mir in das Geſicht, ich wußte nicht, wie mir geſchah, aber in dem Augenblicke ſah ich Klemenz von der andern Seite der Straße unſerer Wohnung zuſchreiten und eilte hinaus, die Treppe hinunter, ihm entgegen.

Auf der Hälfte der untern Treppe erreichte ich ihn. Er ſah mich kommen, griff in die Bruſttaſche und rief: Ich bringe einen Brief und von ihm ſelbſt. Damit zog er den Brief heraus, aber weil er auch ein Bouquet in der Hand hielt und ich ſo heftig nach dem Briefe langte, ſtießen wir gegen einander, der Brief ſank zur Erde, und als ich und Klemenz ſich gleichzeitig bückten, ihn aufzuheben, fiel aus ſeiner Bruſt ein Ring hervor, den eine goldene Kette feſthielt. Er verbarg ihn mit Blitzesſchnelle, aber ich hatte es geſehen, es war mein Ring, es war meine Kette.

Klemenz konnte keine Silbe ſprechen. Er war blaß wie der Tod, als er in das Zimmer trat, und wie ich hinausgekommen, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Ich hielt das Roſenbouquet und den Brief in meinen Händen, ich lachte und weinte durcheinander, ich fiel meiner Mutter, meiner Schweſter, den anweſenden Damen um den Hals, drückte mein Geſicht in die Roſen — aber den Brief zu öffnen, hatte ich vergeſſen.

Meine Mutter that es an meiner Stelle. Schlichting hatte ſelbſt geſchrieben. Es waren nur wenig Zeilen, aber ſie trugen das ganze Gepräge ſeiner Güte. Auf dem Wege völliger Geneſung bat er uns, nicht um ihn zu ſorgen, und ſogar meines Geburtstages hatte er in ſeiner Krankheit doch gedacht und mir Glück dazu gewünſcht. Er hoffte bald hergeſtellt zu ſein und in nicht zu langer Zeit ſeinem Regimente, das weiter vorgerückt war, nachfolgen zu können. Alle waren gerührt. Man nannte es einen ſchönen Zufall, daß der Brief gerade an dem Tage eingetroffen war, man pries mich glücklich.

Und Gott weiß es, ob ich glücklich war! Wie mit einem Zauberſchlage war ich umgewandelt, ich war voll einer ſtillen, ungekannten Seligkeit. Jedes Wort, das man zu mir ſprach, preßte mir Freudenthränen aus, aber ich konnte nicht reden, ſondern träumte nur ſtill vor mich hin, daß ich es kaum bemerkte, als Klemenz ſich empfahl und fortging.

Mir war er anweſend, denn ich dachte nur an ihn. Was hatte ich denn noch an meinen Mann zu denken, wenn er geſund war. Es ſtand ja Alles feſt zwiſchen uns, ich wußte Alles — aber Klemenz! Er hatte die Kette und den Ring gekauft, ich ſelber hatte die Bezahlung in den Regiſtern vermerkt gefunden, und ſeine Mittel reichten jetzt kaum hin für das, was er nothwendig brauchte! Wie theuer mußten dieſe Sachen ihm geweſen ſein, ihm, der alles Entbehrliche dem Vaterlande opferte. Sie waren ihm alſo unentbehrlich geweſen, er hatte ſie haben, ſie beſitzen müſſen — o, er war mir ſelber unentbehrlich!

Ich empfand das mit Entzücken, ich ſagte mir es hundert und tauſendmal, daß ich ihn liebte, daß er mich liebte, — aber ich fragte mich nicht, was daraus werden ſolle, werden könne. Ich war verſenkt in einen Wonnerauſch, und den Abend und die Nacht, welche ich in dem Gedanken an dieſe erſte Liebe hingebracht, nenne ich unbedenklich auch noch heute, wo ich aus weiter, ſtiller Ferne zurückſchaue auf jene Zeit, die glücklichſten Stunden meines ganzen Lebens.

Am andern Morgen, als die Mutter mich fragte, wann ich Schlichting ſchreiben würde, erſchrak ich über dieſe Vorſtellung. Ich hätte es aufſchieben mögen, aber wie ſollte ich dieſe Verzögerung erklären?

Ich nahm Papier und Feder, indeß es kam mir kein Gedanke. Zwei, dreimal ſchrieb ich: „Lieber Onkel!“ — und immer beſann ich mich dann wieder, daß der Onkel ja mein Mann ſei, daß ich ihn: „Lieber Schlichting!“ — genannt habe ſeit unſerer Trauung und daß ich ihn auch jetzt alſo nennen müſſe. Ich ſaß und ſaß. Je länger ich nachſann, was ich ihm ſagen ſolle, deſto fremder kam er mir vor. Dem Onkel, den ich liebte, hätte ich Alles geſtehen mögen, ja es wäre mir eine Wolluſt geweſen, dies Geſtändniß vor dem gütigen, treuen Freunde; aber meinem Manne davon zu ſprechen — die Feder fiel mir aus der Hand, alle meine goldene Freude verſank in dem Bewußtſein meiner Schuld. Wie ein Geſpenſt erhob ſich vor mir der Gedanke, daß ich dem Onkel Treue gelobt, daß ich ihm, meinem Manne, untreu ſei, daß ich einen Andern liebe, und daß dies Klemenz ſei, der Pflegeſohn meines Mannes, der ihm Alles, Alles dankte.

Niedergeſchmettert von dieſer Vorſtellung, hätte ich mich meiner Mutter in die Arme werfen, ſie um Schutz, um Hülfe anflehen mögen, aber ich kam mir ſo elend, ſo gottverlaſſen vor, daß ich mich ſcheute, meine Verzweiflung auf die Seele meiner Mutter zu übertragen, und obenein kannte ich ihre Anſicht, daß man mit ſeinen Irrthümern am beſten ſchweigend fertig werde. Oftmals hatte ſie es im Geſpräche hingeworfen, daß die glückliche Zukunft jeder Ehe auf dem ſchweigenden Ertragen der Gatten gegründet ſei, und daß der treueſte, liebevollſte Vertraute ein Feind des ehelichen Friedens werden könne. Ich wollte alſo ſchweigen, aber es drückte mir faſt das Herz ab.

Man muß es wiſſen, mit welcher heiligen Verehrung damals Jeder auf die Männer blickte, die im Felde ſtanden, man muß die Frömmigkeit gekannt haben, mit welcher in unſerem Kreiſe Männer und Frauen nach ſittlicher Erhebung, nach untadeliger Reinheit ſtrebten, um die Größe meines Schmerzes annähernd zu begreifen. Während er auf dem Felde der Ehre ſein Blut verſtrömte für die deutſche Erde, für den deutſchen Herd und die Aufrechterhaltung deutſcher Zucht und Sitte in der Freiheit des Vaterlandes, ſprach ich in meinem Herzen dieſer Zucht und Sitte Hohn. Während er krank an ſeinen ehrenvollen Wunden dalag, hatte ich, der er daheim ſeinen Namen anvertraut, mich eingewiegt in einen Selbſtbetrug, zu dem meine ſtrafbare Liebe mich verleitet.

In wenigen Minuten entwickelten ſich dieſe Ideen furchtbar klar in mir, wenige Minuten reiſten das unerfahrene Mädchen plötzlich zum Weibe, und mit dieſer Reiſe kam die Kraſt der gewaltigſten Leidenſchaft über mich. Das Bewußtſein meiner Schuld war der Dämon, welcher meine ſanfte, ſtille Liebe zu maßloſer Heftigkeit entzündete. Ich ſchrieb ſchnell an Schlichting. Ich erinnere mich kaum, was ich ihm geſagt habe. Es waren Worte, von denen meine Seele gar nichts wußte. Ich ſah, ich empfand nichts, als meine Leidenſchaft, meine Schuld und das Bedürfniß, mich von ihnen zu befreien. Ich mußte Klemenz ſprechen, ihm klar machen, auf welchem Pfade wir uns befänden, und dann ihn niemals, niemals wiederſehen. Das ſtand feſt in mir, aber ich weinte blutige Thränen ſchon bei dem bloßen Gedanken daran.

Der Miniſter beſaß ein Haus am Ende des Thiergartens und war vor einigen Tagen nach dieſer Sommerwohnung gezogen. Seine Frau hatte mich eingeladen, dort hinaus zu kommen, und am Nachmittag jenes Tages machte ich mich auf den Weg in der Erwartung, Klemenz dort zu ſehen. Und dieſe Erwartung trog mich nicht.

Als ich in dem Landhauſe ankam, fand ich meine Beſchützerin nicht zu Hauſe. Sie war zu dem Frauencomité gefahren, der Diener hatte aber die Weiſung erhalten, mich zum Bleiben aufzufordern. Er öffnete mir das Gartencabinet und überließ mich mir ſelber, der gefährlichſten Geſellſchaft, die ich haben konnte.

Das Herz hat ſeine unwiderleglichen Ahnungen. Kaum hatte ich das Zimmer betreten, als es mir zur unumſtößlichen Gewißheit wurde, daß ich Klemenz hier, gerade in dieſem Raume ſehen würde, und es war mir, als hätte ich ſchon einmal hier geſeſſen, als hätte ich hier einmal irgend etwas erlebt. Bald ſann ich darüber, was das denn geweſen, bald fragte ich mich, ob ich vielleicht von dieſem Zimmer einſt geträumt; aber das war unmöglich, denn ich hatte es nie zuvor betreten, und doch kannte ich Alles in demſelben auf das Genaueſte.

Dieſe Tapeten, zwiſchen deren grünem Weinlaub Liebesgötterchen hervorſahen, dieſe niedrigen Möbel von ſchwarzem Ebenholz mit Bronze verziert, dieſe Polſter von grünem Gros de Tour und die Kupferſtiche, welche Scenen aus dem engliſchen Landleben darſtellten, dies Alles hatte ich ſchon geſehen. Vor dem großen Blumenkorbe in der Mitte des Zimmers, in welchem die damals noch ſeltenen Hortenſien blühten, hatte ich ſchon geſtanden, grade ſo war das Licht durch die Thüre gefallen und hatte die Blumen purpurn erglänzen laſſen, als —

Was geſchah nur damals? und wann war es? fragte ich mich immer und immer wieder, nahm immer und immer wieder eine der Hortenſien in die Hand, als müſſe ſich daran das Weitere anreihen, wie man nicht müde wird, die Verſe eines Gedichtes zu wiederholen, deſſen Fortſetzung man vergeſſen hat. Aber ich ſtand und ſtand, bis ich förmlich mir ſelbſt mit meinen Gedanken entrückt war und träumend hinausſchaute auf den grünen Raſen, der ſich hinter dem Hauſe ausbreitete.

Störe ich Sie? fragte plötzlich eine Stimme neben mir. Ich fuhr empor, es war Klemenz, aber ich konnte ihn nicht ſehen, denn ich war geblendet von dem langen ſtarren Schauen in das Licht, goldene Kreiſe und Funken ſchwammen vor meinen Augen, daß mir eigentlich war, als träume ich noch immer, als ſei auch die Stimme, welche ich vernommen, nur ein Erzeugniß meiner Phantaſie. Der Kopf ſchwindelte mir, ich mußte mich an den Blumenbehälter ſtützen.

Ich fürchte, ich ſtöre Sie, gnädige Frau, wiederholte Klemenz, und er mochte wohl betroffen ſein durch den Zuſtand von Verwirrung, in dem ich mich befand. Doch ich raffte mich zuſammen. Nein, ich erwartete Sie, gab ich ihm zur Antwort. Er ſah mich erſtaunt an. Sie erwarteten mich? fragte er.

Ja, ja, fragen Sie mich nichts, ich wußte, ich fühlte es, daß Sie kommen würden, kommen müßten!

ſagte ich mit einer Schnelligkeit, die ihm wieder meine Aufregung verrathen mußte, — ich mußte mit Ihnen ſprechen. — Gnädige Frau! rief Klemenz — aber ich ließ ihn nicht zu Worte kommen. Sprechen Sie nichts, ſagen Sie mir nichts, ich weiß es, Klemenz, ſo kann es zwiſchen uns nicht bleiben!

Wie ich die Worte hervorgebracht, ich begreife es nicht. Ich hätte ſie mit meinem Leben zurückerkaufen mögen, denn kaum daß ich ſie geſprochen, fühlte ich, was ich damit gethan, indeß es war zu ſpät, und wie fortgeriſſen von einer unwiderſtehlichen Macht fuhr ich fort: Klemenz, Sie haben meine Kette, meinen Ring nicht abgeliefert, ich ſah ſie geſtern an Ihnen. Ich weiß es! o ich weiß es! — Bei Allem, was Ihnen heilig iſt, geben Sie mir die Sachen wieder, Sie dürfen ſie nicht behalten, ſo gern — ſo gern ich ſie Ihnen ließe. Schlichting iſt mein Mann, er iſt Ihr Wohlthäter — es muß anders werden, es darf ſo nicht bleiben — ich ſehe Sie nicht wieder, niemals, und müßte ich daran vergehen.

Ich konnte Klemenz nicht anſehen, während ich zu ihm ſprach, ich weiß nicht, was er empfunden haben mag, bei dem verwirrten Geſtändniß, das meine Leidenſchaft mir entriß, und deſſen letzte Worte meine athemloſe Angſt verſchlang. Ich wendete mich von ihm, denn mir fehlte die Kraft, dieſen Zuſtand länger zu ertragen. Ich wollte das Zimmer verlaſſen, ich hatte ja Alles geſagt, Alles gethan, das entſcheidende Wort geſprochen, — aber in demſelben Augenblicke fühlte ich meine Kniee von ſeinen Armen umſchlungen, er lag zu meinen Füßen und bedeckte mein Gewand mit ſeinen Küſſen. Laſſen Sie mich! rief ich und verſuchte mich loszureißen, aber er hielt mich nur um ſo feſter.

Nein, nein! ſagte er, ich will ihn feſthalten dieſen Augenblick, der mir nicht wiederkehren kann. Sie müſſen mich hören, einmal, ein einziges Mal muß ich es dir ſagen, wie ich dich geliebt, von der Stunde an, da ich dich zuerſt geſehen, wie alle meine Gedanken nur auf dich gerichtet ſind, wie ich nicht von dir laſſen kann, ſo lange ich lebe, und wie ich es als einziges und letztes Glück erflehe, zu ſterben, bald zu ſterben mit deinem Namen auf den Lippen.

Gott, Gott! flehte ich in meiner Herzensangſt, was ſoll ich thun? Stehen Sie auf, Klemenz, ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie auf! Ich neigte mich, ihn emporzurichten, da ſprang er auf, zog mich an ſeine Bruſt, und hingeriſſen von dem eigenen Herzen hing ich an ſeinem Halſe, fühlte ich ſeine heißen Küſſe auf meinen Lippen.

Aber der Taumel der Leidenſchaft währte nur einen kurzen Augenblick; ſeine Arme ließen mich los, ich empfand die brennende Reue, welche er fühlte, ich trug die Schuld von Allem, denn meine Unbeſonnenheit hatte ihm das Geſtändniß entlockt, den ganzen Vorgang herbeigeführt. Wie gelähmt ſtanden wir einander gegenüber. Ich befand mich wieder vor dem Blumenkorbe, noch ſchien die Sonne ſo purpurn auf die röthlichen Hortenſien, noch funkelte der Glanz draußen auf dem Raſen, aber ich ſah das Alles durch den Farbenſchimmer meiner Thränen, und jetzt wußte ich, was ich an dieſer Stelle erlebt, und daß ich dieſes Zimmer nicht vergeſſen würde.

Eine ganze Weile mochte dieſer Zuſtand gedauert haben. Es war ſtill in uns, wie nach dem Toben eines heftigen Sturmes. Endlich athmete Klemenz tief auf, nahm die Kette und den Ring von ſeinem Hals und reichte ſie mir wortlos hin. Dann ging er fort. Unter der Thüre wendete er ſich noch einmal um und ſah mich lange an. Leben Sie wohl, für immer! ſagte er leiſe — und ich war allein — und wie allein! mit meinem Schmerze, mit meinem Schuldbewußtſein und mit meinen ſiebzehn Jahren.

Die Ankunft der Miniſterin zu erwarten, ſchien mir unmöglich. Ich ſagte, es werde mir zu ſpät, und ging nach Hauſe. Als ich in unſerer Wohnung anlangte, fand ich die Mutter und Caroline, die einen Beſuch gemacht hatten, ebenfalls zurückgekehrt. Sie nähten Hemden für das Heer, und ich konnte nichts thun, als mich mit gleicher Arbeit ihnen gegenüber niederſetzen. Sie fragten mich, ob die Miniſterin zu Hauſe geweſen ſei, ſie wollten wiſſen, ob das Landhaus ſchön eingerichtet, ich antwortete auf das Alles, ſo gut ich konnte, und ich nähte auch ſo ſchnell und ſo gut ich konnte.

Aber wie ſchwer mir damals die Beſchränkung der Frauen, wie martervoll mir ihr enges Leben in der Häuslichkeit erſchienen iſt, das habe ich noch heute nicht vergeſſen. Die Stube kam mir wie ein Gefängniß vor, die Häuſer drüben, die ſchon grau im Schatten lagen, wie Steingebirge. Ich hätte, ich weiß nicht was, darum gegeben, hinauslaufen zu können in das Freie, immer der ſinkenden Sonne nach ohne Plan, ohne Ziel, nur vorwärts, nur fort, nur laufen, bis in die tiefe, tiefe Nacht, bis in die weite, weite Ferne! — und ich wagte nicht, das Zimmer zu verlaſſen, aus Furcht vor der Frage, wohin ich gehe, weßhalb ich nicht bei den Andern bleibe? Die bürgerliche Erziehung birgt neben ihren Vorzügen ein Element der Sklaverei in ſich, von der jede Frau zu leiden hat.

Nach dieſem Abende gingen zwei Tage für mich ohne inneres Merkmal hin. Unter dem Vorwand der Krankheit blieb ich aus dem Hauſe des Miniſters fort, und ich war wirklich nichts weniger als geſund. Caroline, die täglich hinging, und die ich fragte, wen ſie dort geſehen habe und was dort vorgefallen ſei, berichtete Alles, nannte aber Klemenz nicht, und nach ihm zu fragen, fehlte mir der Muth.

Endlich am dritten Abende kam ſie früher als gewöhnlich heim und trat mit dem Ausrufe in das Zimmer: Denkt euch, Klemenz iſt gefährlich krank! — Wer ſagte dies? was fehlt ihm? fragte die Mutter, der ſein mildes Weſen und ſein edler Sinn ihn längſt ſchon werth gemacht, und es war gut, daß meine Mutter die Frage ſtellte, denn ich wäre nicht fähig geweſen, ſie zu thun. Er hat einen Blutſturz gehabt, der Miniſter ſelber ſagte es. — Aber wann denn? wann iſt's geſchehen? fragte die Mutter. — Vor drei Tagen. Er iſt in der Sommerwohnung des Miniſters geweſen, ſchnell nach Hauſe gegangen und, kaum dort angelangt, hat er den Anfall erlitten. Sie ſagen, er ſei ſehr, ſehr krank! berichtete ſie und brach dabei mit der ihr eigenen Heftigkeit in Thränen aus.

Caroline! rief die Mutter mit Erſtaunen, was bedeutet das? — O, nichts, nichts! ich habe eben kein Glück auf der Welt! — und ſie weinte noch heftiger. Ich ſaß ſprachlos da und hatte keine Thräne.

Ihr ganzer Zuſtand war mir unerklärlich. Ich hatte geglaubt, ſie allein habe meine Liebe errathen, ich hatte mich von ihr mehr als ich wünſchen konnte beobachtet geglaubt und es längſt bereut, ſie gefliſſentlich mit Klemenz in Berührung gebracht zu haben, es war in den Augenblicken meiner Verblendung wohl auch meine Eiferſucht rege geworden gegen ſie, aber daß ſie ihn liebte, ſo heftig liebte, darauf war ich nicht vorbereitet geweſen. Die Mutter ſprach ihr Troſt ein, indem ſie an Beiſpielen bewies, wie lange Menſchen oft nach ſolchen Anfällen geſund gelebt; aber kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, als Caroline ſich von dem Sopha aufrichtete, auf das ſie ſich geworfen, und mir um den Hals fiel.

Julie, redete ſie, ich weiß es, du biſt gut. Leiſte mir den höchſten Dienſt, den ein Menſch mir leiſten kann, und ich will ihn dir danken, ſo lange ich lebe. Ich muß, ich muß ihn ſehen. — Du? rief ich, du willſt Klemenz ſehen? — Verwundere dich nicht, ſondern hilf mir lieber, ſagte ſie mit der Strenge, die ſie gleich annahm, wo ihr ein Widerſtand entgegentrat. Hilf mir, denn du kannſt es. Klemenz iſt der Pflegeſohn des Onkels, du kannſt den Pflegeſohn deines Mannes nicht ſo auf dem Krankenbette liegen laſſen, du darfſt es nicht, ohne daß du ihn ſiehſt. Gehe zu ihm, nimm mich mit, die Mutter muß uns begleiten. Es wird ihm eine Wohlthat ſein, und mir — mir giebſt du mehr als das Leben damit. — Der Kampf in meinem Herzen war ſehr ſchwer. Ich wußte mir in meiner Todesangſt, in der Sorge um den Geliebten nicht zu helfen, nicht zu rathen. Sollte ich hingehen?

Wie gern hätte ich das gethan, wie zog es mich zu ihm! — indeß welche Wirkung konnte es auf ihn machen — und was würde Schlichting davon denken? Konnte ich, durfte ich den Eingebungen eines Herzens folgen, das ſich ſchon ſo weit verirrt? Sollte ich Klemenz ein Wiederſehen bereiten, da er ſelbſt mir Lebewohl geſagt für immer? Ich ſchwankte und rang, mehr als ich ſagen kann, bis ich endlich zum Entſchluß gelangte. Ich will die Mutter bitten, hinzugehen, ſprach ich, du kannſt ſie dann begleiten.

Ich? rief ſie, wenn du, wenn die Frau ſeines Pflegevaters ihn nicht ſehen mag? Wie käme ich allein dazu? was habe ich für ein Recht an ihn?

Wen rührt es denn, daß ich ihn liebe? Wer hat denn ein Herz für das, was ich empfinde? — Ich wurde immer unentſchloſſener, immer ſchwankender. Es koſtete mich nur ein Wort, und ich ſah ihn wieder! Es war ſo natürlich, daß ich ihn beſuchte unter dem Schutze meiner Mutter. Die Erfüllung ſeiner Wünſche ſo nahe zu ſehen und ſie ſich verſagen zu müſſen, iſt ſehr hart, aber diesmal trug das Gefühl meiner Pflicht den Sieg davon.

Mit einer erheuchelten Ruhe, die anzunehmen ich mich kaum fähig geglaubt, ſagte ich: Halte mich nicht für theilnahmlos, Caroline, aber mein Beſuch kann dem Armen gar nichts nützen. Ein Beſuch von drei Perſonen iſt auch zu viel im Krankenzimmer. Du und die Mutter, ihr könnt ja gehen. Caroline ſah mich forſchend an, ich hielt ihren Blick ſtandhaft aus, ſo ſchwer mir's wurde.

Du biſt ſehr vorſichtig! meinte ſie ſpöttiſch. Da ich meinem Manne nicht an ſein Krankenlager folgen ſollte, entgegnete ich, dünkt mich's auch nicht recht, wenn ich zu Klemenz gehe. Du haſt ihn aber doch geſprochen an dem Nachmittage, ehe er erkrankte! ſagte ſie und ſah mir wieder ſcharf ins Angeſicht. — Ja, ich erzählte euch ja gleich davon, antwortete ich in dem früheren Tone. — Und war er denn wohl? was that er denn? klagte er dir etwas? ſah er übel aus? fragte ſie noch immer aufgeregt, aber nicht mehr mit dem früher kundgegebenen Argwohn.

Ich gab Beſcheid, ſo gut es möglich war, und als unſere Mutter wiederkehrte, machte ich ihr den Vorſchlag, den ich als Bitte ausſprach, ſie möge doch mit Carolinen nach dem Kranken ſehen. Sie hatte für ihre Perſon ſchon ſelbſt daran gedacht, und es koſtete kaum eine Ueberredung, daß ſie Carolinen mit ſich nahm. Man war es damals ſo gewohnt, junge Frauenzimmer an dem Krankenbette und bei den Verwundeten zu ſehen, daß ſolch ein Beſuch als etwas ſehr Natürliches erſchien. Wir packten einige Orangen und andere Erfriſchungen zuſammen, dann machten ſie ſich auf den Weg, und ich genoß die einzige Wohlthat, für die ich in dieſem Augenblick empfänglich war, — ich blieb allein.

Daß Klemenz ſterben würde, war mir außer allem Zweifel, daß ich ſeinen Tod herbeigeführt, daß Gott ihn zulaſſe zu meiner Strafe, das ſtand ebenſo unumſtößlich in mir feſt, und mit meinem blutenden, geängſtigten Herzen flüchtete ich zu ihm, der Alles weiß und die Quelle aller Gnade iſt. Im ſtrengen Calvinismus auferzogen, kniete ich zum erſtenmale in meinem Leben zum Gebete nieder, und laut betend mit einer bis dahin nie empfundenen Inbrunſt flehte ich um Troſt und Rath.

Mögen die modernen Philoſophen auch das Daſein eines Gottes läugnen und den Menſchen als das Höchſte bezeichnen — wer ſich ſo herzzerriſſen und rathlos, ſo ohnmächtig und hülfsbedürftig fühlt, wie ich in jener Stunde, der vermag es nicht zu glauben, daß er das Letzte und das Höchſte ſein ſoll, der hat das unabweisliche Bedürfniß, ſich an ein allweiſes, allmächtiges Weſen anzulehnen und von ihm den Rath und die Hülſe zu erflehen, die er in ſich nicht findet, und die ihm zu Theil wird mit dem Glauben, daß dieſe Hülfe für ihn exiſtirt.

Mich hatte das Gebet in jener Stunde förmlich neugeboren. Ich wußte, was ich zu thun hatte, meinen Irrthum zu büßen und mich vor weiterer Verſtrickung zu bewahren. Als meine Mutter nach Hauſe kam, war ich gefaßt und voll entſagender Kraft.

Sie ſtellte den Zuſtand des Kranken zwar nicht als unbedeutend dar, aber ſie ſagte, eine augenblickliche Gefahr ſei durchaus nicht vorhanden. Es laſſe ſich im Gegentheil eine baldige Herſtellung von dieſem Anfalle erwarten, und Klemenz hatte auch zu ihr davon geſprochen, daß er gleich nach ſeiner Geneſung an alle ſeine Geſchäfte zurückzukehren denke. Die Mutter hatte ihn gefragt, ob er Schlichting von ſeiner Krankheit unterrichtet habe, und da das nicht geſchehen, war ſie in das Nebenzimmer gegangen, um an ſeinem Schreibtiſch einige Zeilen für meinen Mann zu ſchreiben, welche ſie dann auf dem Heimwege ſelbſt in der Kanzlei des Miniſteriums zur Beförderung abgeben wollte.

Während die Mutter dies erzählte, ſah Caroline mich mit unverwandtem Blicke an, und kaum hatte Jene ſich entfernt, als ſie ſich mit der Frage an mich richtete: Und du erkundigſt dich nicht einmal, ob er dir, der Frau ſeines Wohlthäters, keinen Gruß geſendet? — Ich dachte im Augenblick nur an die Gefahr, in der er ſchwebte, antwortete ich. — Julie! rief meine Schweſter, warum verbirgſt du dich vor mir? Hältſt du mich für ſo blind, daß ich nicht in deinem Herzen geleſen hätte? — Ich war keiner Antwort mächtig, der Athem ſtockte mir faſt in der Bruſt. Was ich aller Welt verborgen glaubte, das wußte Caroline, gerade Caroline! Mein erſchrecktes Schweigen wurde ihr ein Zugeſtändniß. Sie nahm mich an der Hand und zog mich zu ſich. Weißt du es nun, ſagte ſie, wie es ſchmerzt? Begreifſt du es jetzt, was ich gelitten habe?

Ich verſtand ſie nicht recht, denn ich ſah keine Aehnlichkeit zwiſchen ihrem Schickſal und dem meinigen, aber ich hatte ſo ſehr das Bedürfniß, mir das Herz auszuweinen, daß ich erquickende Thränen an ihrer Bruſt vergoß. Sie hielt mich umfangen und ſtreichelte mir das Geſicht. Ich glaube, es war das erſte Mal in meinem Leben, daß wir uns ſo nahe kamen, daß ſie mir wie eine ältere, beſchützende Schweſter erſchien. Weißt du es noch, ſprach ſie, wie ich dich beklagte, als ſie Alle ſo voll Freude waren über deine Heirath? — Ich erinnerte mich nur zu gut des unheimlichen Eindrucks, den ihre Worte mir an jenem Morgen gemacht, und hatte in dieſen letzten Tagen oft mit meinen Gedanken darauf verweilt. Armes, armes Kind! ſagte ſie wieder wie damals, und — fügte ſie nach kurzer Pauſe hinzu — und was würde erſt aus dir werden, wenn Klemenz dieſe Liebe theilte! Ich richtete mich auf, ich ſah ſie mit meinen weinenden Augen an, denn ich begriff ſie immer weniger. Was hat dir Klemenz denn geſagt? fragte ich leiſe.

Geſagt? wiederholte ſie, was brauchte er es mir zu ſagen? Ich fühlte, ſeit er zum Erſtenmal zu uns kam, wie ſehr wir uns verſtanden, wie gleich wir dachten. Er, er und ich, wir waren auch die Einzigen, die dich ſchweigend beklagten in der Trauungsſtunde. Ich ſah den Blick, den er auf dich richtete und der ſich dann zu mir wendete, gleichſam Verſtändniß ſuchend. Ein paar Tage ſpäter hatten wir an einem Abende, als hier Alles von Gratulationsbeſuchen für dich voll war, im Cabinete eine lange und ernſte Unterredung über die Liebe und die Ehe. Alles, was er ſprach, war mir aus dem Herzen geſprochen, löſ'te die Starrheit des Schmerzes von meiner Bruſt. Gleichheit aller Lebensbedingungen, ſagte er, iſt die Wurzel der Liebe, wo dieſe Gleichheit fehlt, bleibt das Unglück der Ehe ſelten aus. Er that, als bezöge er es auf dich und den Onkel, aber ich fühlte, daß er die Verblendung meinte, mit der ich mich einem Manne verlobt, der nicht meines Volkes, nicht meines Glaubens geweſen, und als ich ihm erſchüttert von ſeiner Theilnahme die Hand reichte, drückte und küßte er ſie mit ſolcher Liebe — ja, es war ſchon damals Liebe, ich weiß es jetzt! — daß mir das innerſte Herz erquickt ward, und — ſeit dem Tage lebe, hoffe, liebe ich wieder! Sie warf ſich mir bei den Worten um den Hals. Vergieb mir, vergieb mir! rief ſie, daß ich dir mein Glück, mein ſchmerzliches Glück auszuſprechen wage, wo du ohne Hoffnung, wo du voll Entſagung ſein mußt; aber ich habe ja auch ſo lange und ſo ſchwer geduldet.

Mir war, als verwirre mich ein wüſter Traum. Bald hörte ich die ſchärfſte Wahrheit, wenn Caroline mir erzählte, wie ſich in dem und jenem Zuge meine wachſende Liebe ihr verrathen, bald wieder glaubte ich meiner Sinne nicht mächtig zu ſein, wenn ſie die Verſuche, die ich früher gemacht, ſie und Klemenz einander näher zu bringen, als Begegnungen anſah, welche er mit ſeiner Berechnung herbeigeführt. Einzelne Aeußerungen, die er gethan, über das Bedenkliche, welches eine reiche Heirath für den Mittelloſen habe, hatte ſie ebenfalls auf ſich bezogen, und daß er ſich mir oft ausſchließlich zugewendet, war ihr ein Beweis geweſen, daß er, ihrer Liebe ſich nicht ſicher fühlend, ſie nicht habe beunruhigen oder einer ihr nicht erwünſchten Beobachtung ausſetzen mögen. Sie erzählte mir das Alles in der höchſten Aufregung, ich hörte ihr ſprachlos zu.

Den ganzen Tag über, ſagte ſie, hatte ich es überlegt, wie ich es machen ſollte, ihn nur einen Augenblick allein zu ſprechen, denn wo ich liebe, ſchwindet jede Rückſicht und vollends dieſem Herzen gegenüber! Aber ich ſah keine Möglichkeit dazu, als plötzlich Gott ſelbſt, glaube ich, es der Mutter eingab, an Schlichting ſchreiben zu gehen. Ich ſaß an ſeinem Sopha; als die Mutter ſich entfernt hatte, gab ich ihm die Hand. Ich hatte eine Ahnung, daß Sie kommen würden, ſagte er, daß der Himmel mir dieſen Troſt vergönnen würde. Troſt? fragte ich, wozu bedürfen Sie des Troſtes? Sie werden geneſen und — Sie werden ja geliebt! Ich ſagte das, weil ich es ſagen mußte, fuhr ſie ſich entſchuldigend fort, aber ſo ergriffen ich auch war, Klemenz' Erſchütterung übertraf doch Alles, was ich erwartet hatte. Er hob beide Hände, wie in Ekſtaſe in die Höhe und ſagte: Gott, das will verdient ſein, und ich will's verdienen, treu verdienen! Sagen Sie — Da trat die Mutter ein, und er verſtummte. Aber er hielt meine Hand feſt, und als wir dann gingen, als ich mich neigte, noch einmal ſeine liebe Hand zu faſſen, drückte er die meine mit Leidenſchaft an ſeine Lippen und ſprach noch einmal nur mir vernehmbar: Ich will's verdienen!

Sie ſchwieg, und ich — was konnte ich ſagen?— Es war unwiderleglich, Klemenz hatte ſich Carolinen genähert, weil er ſie für eine ſchweigende und theilnehmende Vertraute ſeiner unglücklichen Liebe angeſehen, und noch in dieſer Stunde hatte er ſie für einen Boten gehalten, den ich ihm zum Troſt geſendet. Was daraus werden, wie das enden ſollte, ſah ich nicht ein, aber ebenſo unmöglich war es mir, Carolinen zu ſagen, daß ſie ſich einer Täuſchung überlaſſen; um meinet- und um ihretwillen konnte ich es nicht.

So ging der Abend hin und die folgenden Tage. Die Mutter ſchickte an jedem Morgen, um nach ſeinem Befinden fragen zu laſſen, und immer erfuhren wir, daß es ihm viel beſſer gehe. Der Arzt, den wir ſprachen, meinte ſogar, Klemenz erhole ſich ſo ſchnell und ſein Zuſtand habe ſich ſo weſentlich gebeſſert, daß ſich darin eine große Lebenskraft verrathe und daß er vielleicht älter werden könne, als man bisher geglaubt.

Bei dieſen Mittheilungen ſtrahlte Caroline vor Freude, in mir blieb Alles dumpf und ſtill. Ich wußte nicht mehr, was ich wünſchen, was ich fürchten ſollte. Eine unbeſtimmte Ahnung lag beängſtigend über mir, ohne daß ich mir auch nur hätte klar machen können, worauf ſie ſich bezog. Die Mutter hatte den Zuſtand meines Herzens längſt errathen, aber, ihrem Grundſatz treu, ſprach ſie nicht mit mir davon. Sie blickte mich nur oftmals mit ihren treuen ſchönen Augen voll ſtiller Sorge an, und einmal ſagte ſie: Du ſiehſt recht ſchlecht aus, Julie, du ſchläfſt auch ſchlecht. Es wäre vielleicht beſſer, du betteteſt dich für einige Zeit in die Hinterſtube, die iſt kühler, und du haſt es dort ruhiger allein. Ich küßte ihr die Hand und nahm es an. Sie wollte mir die Erleichterung gewähren, mich wenigſtens einſam auszuweinen in der Nacht.

An demſelben Tage ſprach ſie auch mit mir von Carolinen. Ich fürchte, meinte ſie, Caroline giebt ſich wieder falſchen Hoffnungen hin, Klemenz liebt ſie nicht. Ich habe ſie gewarnt, ſie wollte mich nicht verſtehen. Ich habe dann offen mit ihr geſprochen, das hat ſie erbittert. Das Mißtrauen, das die Großmutter ſo unglücklich in ſie geſäet, iſt nicht auszurotten. Sie ließ es mich auch diesmal wieder fühlen. Sie ſagte, du wäreſt reich durch deinen Mann, Antonie ſei ebenfalls vermögend, der Bruder habe ja das Geſchäft, es ſei alſo niemand da, dem daran gelegen ſein könne, ſie zu beerben, und doch lege man es darauf an, daß ſie ſich nicht verheirathe. Man ſtreue Zweifel in ihr Gemüth, ſobald es ſich erſchließe, auch jetzt wolle ich ſie irre machen; ſie ſei freilich nicht ſo jung wie du, indeſſen ſei es doch nicht unmöglich, daß ſie Liebe wecke und erwerbe. Sie war zornig, traurig, heftig, Alles mit einem Uebermaße ihres Weſens. Was macht man mit dem Mädchen?

Unſer Zuſammenleben wurde immer melancholiſcher. Von meinem Mann erhielt ich öfter Nachrichten; er war hergeſtellt und wollte ſeinem Regimente folgen, das vorwärts gegangen war. Er ſchrieb mir immer mit der gewohnten ruhigen Güte und wußte nicht, welchen Kummer gerade dieſe Güte mir erregte. Ich wartete ſtets mit Scheu auf dieſe Briefe, jedoch mit noch größerem Bangen dachte ich des Tages, an dem ich Klemenz irgendwo begegnen, an dem er etwa gar zu uns kommen würde.

Indeſſen ein Tag nach dem andern verſtrich, und obſchon er ausgegangen war, vernahmen wir nichts von ihm. Caroline verlor ſich in den unwahrſcheinlichſten Vermuthungen, ſie verletzte und kränkte die Mutter und mich unabläſſig, ſo daß ich oftmals auf dem Punkte ſtand, ihr Alles zu ſagen, um nur Ruhe vor ihr zu haben; aber bei ihrer Heftigkeit hatte ich die Folgen für ſie, für mich und auch für Schlichting zu bedenken. Sie ging täglich in das Bureau des Frauencomité's, in der Erwartung, Klemenz dort zu finden, aber er war nicht da. Sein junger College hatte ihn geſehen und meinte, er ſei noch zu angegriffen zu dauernder Thätigkeit. Endlich, gerade vierzehn Tage nach der unvergeßlichen Begegnung, kam ein Brief von ihm an meine Mutter. Er habe ſo eben ſchrieb er, aus Feldingen, dem Gute meines Mannes, die Nachricht erhalten, daß ſeine Anweſenheit dort wünſchenswerth ſei, und da der Arzt ihm ohnehin gerathen, die Landluft zu genießen, habe der Miniſter die Güte gehabt, ihm einen Urlaub zu bewilligen. Er empfehle ſich ſchriftlich, um keine Zeit zu verlieren, und werde dem Geheimrathe auch ſogleich die Anzeige dieſer kleinen Reiſe machen.

Ich ſagte mir, es ſei eine Erleichterung, daß er die trennende Ferne zwiſchen uns lege, aber weh that es mir doch. Die Mutter lobte gegen uns ſeine Pflichttreue für meinen Mann, und lobte ihn in ihrem Herzen noch viel wärmer; Caroline aber ſagte mir unumwunden, Klemenz habe ſich entfernt aus Mitleid mit meiner Schwäche, und um nicht jetzt, wo er noch angegriffen ſei, die ſchmerzliche Verwirrung, die er unwillkürlich verſchuldet, durchkämpfen zu müſſen.

Damit gingen der Mai und der halbe Juni hin, wir warteten auf Nachricht von Klemenz, es kam keine. Am zwanzigſten Juni kam die Kunde von dem Waffenſtillſtande nach Berlin und verbreitete ſolchen Schreck, ſolche Entrüſtung, daß wieder für eine Weile das perſönliche Intereſſe in den Hintergrund trat bei Jedem, der nicht ganz erſtorben war, wie ich, die mich der Gedanke an meine lange, öde Zukunft lähmte. Zugleich mit jener Kunde erhielten wir einen Brief von meinem Manne, in dem er theilnehmend beſorgt nach Klemenz fragte, von dem er ſeit längerer Zeit ohne alle Nachricht ſei.

Da Feldingen nicht an der großen Straße lag, da alle Poſtverbindungen ſo unſicher waren, war die Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ein Brief von Klemenz verloren gegangen ſei, und die Mutter ſetzte ſich augenblicklich nieder, ihm zu ſchreiben, daß er Schlichting beruhigen möge. Aber am ſechſten Tage kam der Brief zurück. Der Verwalter meines Mannes ſchrieb, der Aſſeſſor befinde ſich nicht in Feldingen und habe auch, als er vor drei Wochen zuletzt geſchrieben, nichts davon geſagt, daß er hinkommen wolle. Er habe vielmehr alle Verabredungen für längere Zeit getroffen, da er eine Reiſe vorgehabt, und ihn angewieſen, ſich in beſonderen Fällen an den Amtsrath K. zu wenden, deſſen Domainenpachtung an das Gut von Schlichting gränzte, und zu dem dieſer in einem recht nahen Verhältniſſe ſtand.

Dieſe Auskunſt war nur eine neue Ungewißheit. Wir verloren uns in Muthmaßungen, die Mutter ſchrieb an den Amtsrath, auch von ihm kam der Beſcheid, er wiſſe nicht anders, als daß Klemenz eine Badereiſe unternommen habe. Der junge College von Klemenz war der Einzige, gegen den er die Aeußerung gethan, er werde vielleicht in Böhmen eine Badecur gebrauchen und wolle ſich deßhalb für alle Fälle einen Paß geben laſſen, um von Feldingen direct dorthin gehen zu können, wenn es ihm nöthig ſcheine. Man fragte bei den Behörden nach, der Paß war ausgefertigt worden, aber es war nicht abzuſehen, weßhalb er eine Badereiſe mit ſo heimlicher Eilfertigkeit betrieben habe, und in Allen tauchte die Ueberzeugung auf, Klemenz ſei zum Heere abgegangen, obſchon er Schlichting verſprochen hatte, es nicht zu thun.

Caroline war die Erſte, die es augenblicklich ausſprach, aber ſie äußerte es nicht gegen uns, ſondern gegen eine Dame, mit der ſie im Comité bekannt geworden war und eine intime Freundſchaft geſchloſſen hatte. Ihr vertraute ſie ihre Liebe für Klemenz. Sie erzählte ihr von dem Beſuche, den ſie ihm mit der Mutter gemacht, von dem Abſchied, den er genommen, und wie er mehrmals ausgerufen, das wolle verdient ſein!

Die Liebe einer Frau durch ſeine Hingabe an das Vaterland zu bethätigen, lag ganz im Geiſte jener Zeit. Schon nach zwei, drei Tagen ſprach in unſerem Kreiſe Jedermann offen davon, daß Klemenz um Carolinens willen in den Kampf gegangen ſei und es uns verheimlicht habe, weil er gefürchtet, wir würden ihn in meines Mannes Namen davon zurückzuhalten bemüht ſein. Man pries ſeine Geſinnung, man nannte es ein wunderſames Geſchick, daß Caroline, die einſt ihr Herz von der deutſchen Sache abgewendet, nun durch eine ſo heilige Neigung für ewig dem Vaterlande wiedergewonnen werde, und kaum hatte die Freundin meiner Schweſter ſich für dieſe Liebe begeiſtert, als auch die Anderen den lebhafteſten Antheil an derſelben zu nehmen anfingen. Caroline wurde von Allen als die Verlobte des Aſſeſſors angeſprochen, ſie nannte ſich ſelber ſeine Braut, man wünſchte mir, der Mutter dazu Glück, und wir beſanden uns in der Lage, nicht ſagen zu können, daß dieſe hingebende Liebe, dieſe Verlobung nur in der Einbildungskraft meiner Schweſter ihre Wurzel hätten.

Was ſoll ich thun? fragte mich eines Tages meine Mutter. — Laß ſie gewähren, es macht ſie glücklich, antwortete ich. — Aber wenn Klemenz wiederkehrt? — Ich ſah meine Mutter an, ſie wendete ſich ab. Er wird nicht wiederkehren, ſagte ich, und ich ſprach damit meine feſteſte Ueberzeugung aus.

Tag und Nacht kamen mir die Worte des Dichters nicht aus dem Sinne: „Man ſagt, er wollte ſterben!" — Bald bewunderte, bald tadelte ich ihn in meinem Herzen. Je länger er von mir fern war, deſto beſtimmter ſagte ich mir, daß man nicht zu ſterben brauche, um für einander todt zu ſein. Ich wünſchte, er ſollte leben, geneſen, wenn es möglich wäre. Die Zurückhaltung, das Schweigen, in die ich mich gebannt, kamen mir wie ein Unrecht gegen ihn, gegen Schlichting vor, der ihn liebte, wie ſeinen Sohn, der uns kein ſtrenger Richter ſein konnte, da wir uns ſchon ſelbſt die Buße der nothwendigen Entſagung aufgelegt. Mein unbeſonnenes Geſtändniß hatte die Entfernung des Geliebten herbeigeführt, mein ehrliches Bekenntniß vor meinem Manne ſollte Klemenz der Heimath, ſeinem Beſchützer, dem Leben wiedergeben. Ich ſetzte mich zum Schreiben nieder und ſchrieb die ganze Nacht. Am Morgen ſiegelte ich den Brief und trug ihn ſelber fort. Es war in den letzten Tagen des Auguſt und ein Sonnenſchein, eine Helle, als ob die ganze Welt voll Wonne wäre.

Ich hatte lange Zeit an die Wirkung zu denken, welche mein Vertrauen auf meinen Mann machen würde, ich hatte lange Zeit, mir ſeine Antwort vorzuſtellen. Erſt gegen das Ende des Monats traf ein Brief von Schlichting ein, doch war er nicht wie ſonſt an mich, ſondern an meine Mutter adreſſirt und die Aufſchrift „eigenhändig“ wies ihn ihr noch ganz beſonders zu. Sie ging in das Schlafzimmer, ihn zu leſen, Caroline und ich blieben zurück. Welche Unruhe folterte mich, wie zählte ich die Secunden bis zu ihrer Rückkehr! — Als ſie wieder in das Zimmer trat, war ſie bleicher, als ich ſie je geſehen, und ihre Augen roth von Thränen.

Mutter! rief ich, um Gottes willen, was iſt geſchehen, was ſchreibt Schlichting? Er ſendet eine traurige Nachricht, ſagte ſie leiſe. Klemenz iſt bei der böhmiſchen Armee und — Todt? riefen Caroline und ich, wie aus Einem Munde, wie unter der gleichen Vernichtung. Die Mutter nickte kaum merklich mit dem Kopfe, auch ſie weinte um ihn. Er iſt bei Kulm gefallen, ſprach ſie langſam.

Caroline brach mit einem wilden Schrei zuſammen. Ihr Schmerz kannte keine Grenzen, ſie verfiel in eine Art von Krampf, wir hatten nur mit ihr zu thun. Erſt als wir ſie ausgekleidet und zu Bett gebracht, kam ich zur eigenen Beſinnung und verlangte den Brief zu leſen, der das Härteſte gemeldet hatte, aber ich war ſtill und thränenlos.

„Mehr als einen Monat ohne alle Nachricht von Julien und von Ihnen, theure Freundin!“ ſchrieb Schlichting, „erhalte ich heute aus Teplitz von dem Adjutanten des Major N. die Einlage, welche in traurigſter Weiſe Ihre Vermuthung beſtätigt, daß

Klemenz heimlich zur Armee gegangen iſt. Er hat erreicht, was er erſtrebte. Im Siegesjubel der Schlacht von Kulm iſt er für das Vaterland geſtorben. Ein Brief, welchen er für den Fall ſeines Todes an ſicherem Orte zurückgelaſſen, ſoll mich tröſten über ſeinen Hingang und macht mir ſeinen Verluſt nur um ſo ſchwerer. Ich lege Ihnen dieſen Brief hier bei. Ich liebte dieſen Jüngling, ich hätte ihn ſo gern behalten! Sein Verluſt thut mir ſehr wehe." —

Ich konnte den Brief meines Mannes nicht weiter leſen, ich griff nach dem Briefe des Geliebten, des geſtorbenen Geliebten. Er lautete: „Mein väterlicher theurer Freund! Wenn Sie dieſe Zeilen empfangen, bedarf ich die Vergebung nicht mehr, die es mich dennoch von Ihnen zu erbitten drängt. Ich, der ich Ihnen Alles danke, habe das Verſprechen nicht zu halten vermocht, das ich Ihnen bei dem Abſchiede gegeben. Es hat mir nicht Ruhe gelaſſen in der Heimath, während Sie Alle auf dem Felde der Ehre kämpſten. Aber ich wollte mich beſiegen, ich wollte bleiben, denn Sie verlangten es, und Sie hatten Rechte über mich erworben durch eine Liebe, die ich Ihnen nie vergelten konnte. Da erlitt ich jenen Krankheitsanfall, von dem ich Ihnen geſchrieben, und ich wußte es jetzt mehr als je, daß mir kein fernes Ziel geſteckt ſei. Sollte ich jetzt auch noch abwarten, bis der matte Strom des Lebens in kränkelnder Trägheit verrann? Was konnte der Kranke Ihnen, Andern, ſich ſelber ſein? Hatte ich nicht das Recht, die Pflicht, mein Leben zu verwenden für die heilige Sache? Durfte, mußte ich es nicht einſetzen, wie Sie und all die Hunderttauſende, die ein größeres Opfer damit bringen, als der Kranke, deſſen armes, hoffnungsloſes Daſein doch nur nach Tagen und nach Stunden zählte? — Gönnen Sie mir die Freiheit und das Glück eines ſchnellen, ſchönen Todes, der nicht mich allein befreit, und denken Sie meiner als eines Jünglings, der Sie liebte und verehrte als ſein edles Vorbild, als ſeinen Wohlthäter und Freund. Ihrer Achtung nicht würdig zu ſein, das allein hätte ich nicht ertragen können, und ſo laſſen Sie mich morgen denken, wenn wir ausrücken gegen den ſtolzen, frechen Feind des Vaterlandes, daß Ihr Segen auf meinen Waffen ruht, daß Ihre Liebe mich in Kampf und Tod begleitet. Schütze Sie der Himmel im Kampfe und gebe er Ihnen einſt ſeines höchſten Glückes Fülle in dem freien deutſchen Vaterlande. Gott mit Ihnen und mit mir!“

Was nun weiter geſchah, wie die nächſten Tage, Wochen, Monate entſchwanden, deſſen weiß ich ſelbſt mich kaum noch zu erinnern. Es kam mir vor, als wäre mein eigenes Leben nun zu Ende. Ich kannte damals die Kraft der Jugend noch nicht und nicht die Macht der Zeit.

Caroline ſchrieb, ſobald ſie zu ſich gekommen war, ihrer Freundin, daß ihr Bräutigam bei Kulm geblieben ſei. Sie legte Trauer an, man machte ihr

Beileidsbeſuche, man beklagte ſie von Herzen. Auf mich und auf die Mutter brachte das einen entſetzlichen Eindruck hervor. Die Schweſter erſchien uns wie eine Geiſteskranke, die man gewähren laſſen muß. Indeß übten der Schmerz, den ſie wirklich fühlte, und die Theilnahme, die ihr überall entgegenkam, einen ganz unerwarteten Einfluß auf Caroline aus. Sie kam ſich abgefunden mit dem Leben und dadurch gleichſam verſöhnt mit ihrem Schickſal vor. Sie ſprach es aus, daß Niemand ſich zu beklagen habe, dem einmal eine ſolche Liebe zu Theil geworden, ſie pries ſich glücklich, dieſes höchſte, einzige Gefühl gekannt zu haben, und das gab ihr eine Weiche, eine Offenheit, die ſie förmlich verwandelten. Sie wurde ein vollſtändig anderes Weſen von dem Zeitpunkte ab. Die Stunde, welche mir den Geliebten meiner Jugend nahm, hatte mir in Carolinen eine Schweſter, unſerer Mutter eine Tochter wiedergegeben.

Leider aber ſollte unſere arme Mutter das Glück dieſer Wandlung nur ſehr kurze Zeit genießen. Sie ſtarb uns plötzlich, zu Anfang des September, und auch ich deckte denn nun die ſchwarze Trauerkleidung über meinen eingeſtandenen und meinen verſchwiegenen, tiefen Kummer.

Meine Mutter war ſchon ein paar Wochen todt, als ich endlich nach langem, bangem Harren eine Antwort von meinem Manne auf den Brief erhielt, in dem ich ihm meine Neigung für Klemenz eingeſtanden hatte und den geſchrieben zu haben ich nach dem Opfertode des Geliebten tauſendmal bereute. Mit ſchwerer Sorge öffnete ich das Couvert, der Brief enthielt die Entſcheidung über meine ganze Zukunft.

Ich las ihn in fliegender Eile. „Wo ein ſolches Opfer fiel“, hieß es nach den erſten einleitenden Worten, „wo eine ſolche Sühne dargebracht worden iſt, hört jedes Urtheil auf, und es bedarf jetzt meines Rathes, meiner Vergebung leider nicht mehr für dich, für Klemenz. Ich habe dir gegenüber, mein armes, theures Kind, nichts zu beklagen, als die unglückſelige Verblendung, mit der ich, einer Eingebung des Augenblicks folgend, dein Glück auf meine Weiſe zu begründen glaubte. Ich fordere von dir keine Verzeihung dafür, ich habe auch dir nichts zu verzeihen. Jetzt, wo wir Beide blutenden Herzens den Tod des theuren Klemenz und der geliebten Mutter zu beklagen haben, bleibt uns nur die Aufgabe, an einander feſtzuhalten mit liebendem Vertrauen, und einander zu werden, was Jeder dem Andern zu ſein im Stande iſt. Ich kann dir weder die zärtlichſte der Mütter, noch den edlen Jüngling wiedergeben, den dein Herz gewählt, und mit dem du glücklich geworden ſein würdeſt, ohne mein Dazwiſchentreten. Aber ich verſpreche dir, daß du Ruhe und die Liebe eines Vaters und eines Freundes an meiner Seite finden ſollſt, wird mir es gegönnt, zurückzukehren. Dich ſelber mache ich zum Herrn über unſere Zukunft. Du ſollſt entſcheiden, was du mir ſein willſt und kannſt. Dieſe Freiheit iſt der einzige Erſatz, den ich dir zu bieten vermag, und auf dieſe liebevoll gewährte Freiheit rechne zuverſichtlich".

Wie dieſer Brief mich beruhigte und rührte, wie ſehr ich ihn dem Manne dankte, der Rechte an mich hatte, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Seine Handlungsweiſe war aus der reinen Güte ſeines Charakters hervorgegangen, und wie immer war das wirklich Gute auch das Kluge und das Verſtändige.

Caroline und ich blieben noch in dem Hauſe meiner Eltern, das nun dem Bruder anheim gefallen war, bis er ſich um Neujahr vermählte und wir eine eigene Wohnung nahmen. Wir lebten in derſelben ſehr zurückgezogen und fanden uns auch gut zuſammen. Ich lernte es bald ertragen, wenn die Schweſter von ihrem geſtorbenen Verlobten ſprach, weil es mich freute, ſeiner mit Liebe und Bewunderung gedenken zu hören, und für mich perſönlich hatte ich nichts zu wünſchen noch zu erſtreben. Unſere Beſchäftigungen im Frauenvereine gingen den ganzen Winter durch den gleichen Weg: Caroline wurde in den Vorſtand gewählt und fand darin Zerſtreuung, weil es ihre Thätigkeit noch mehr in Anſpruch nahm.

Im Frühjahr zogen die Alliirten in die Hauptſtadt Frankreichs ein. Der Feind der deutſchen Freiheit war beſiegt, Deutſchland gerettet. Der Enthuſiasmus, die Freude, der Jubel der Geſammtheit verbargen die zahlloſen Thränen um die Opfer, welche dieſe Befreiung gekoſtet hatte. Caroline erhob ſich an der großen Zeit, aber ſie hatte Jahr und Tag weit über ihre Kräfte gearbeitet, ſie war angegriffen, und man rieth ihr zu einem Aufenthalte in anderer Luft. In Begleitung ihrer Freundin ging ſie alſo in der Mitte des Sommers nach Böhmen. Sie wollte von Teplitz aus am Tage der Kulmer Schlacht die Stelle beſuchen, auf der Klemenz gefallen war, und ſie führte dieſen Vorſatz der liebevollen Todtenfeier aus.

In Teplitz, das damals voll von Fremden und von Verwundeten war, welche dort Heilung für ihre Leiden ſuchten, fanden ſie und ihre Freundin den Bruder der Letzteren, der bei Laon verwundet worden war und die rechte Hand verloren hatte. Er war ein Mann von vierzig Jahren und Beſitzer eines Gutes in Oſtpreußen. Caroline lernte ihn ſchätzen und hielt es, wie ſie es nannte, auch für ihre Pflicht, ihr Leben einem Vertheidiger des Vaterlandes ganz zu weihen. Sie wurde alſo bald nach Beendigung unſeres doppelten Trauerjahres ſeine Frau, und ihre Ehe iſt eine ſehr würdige geweſen, ihr Mann und ihre Kinder hatten die treueſte und tüchtigſte Verſorgerin an ihr.

Als im Auguſt der König ſeinen feierlichen Einzug in die Heimath hielt, als das ſieggekrönte Heer zurückkam nach Berlin, befand Caroline ſich noch in Teplitz. Mein Bruder war mit ſeiner jungen Frau zu ihren Eltern an den Rhein gegangen. Ich war ganz allein.

Ich ſtand am Fenſter im Hauſe einer Freundin, als die Truppen vorüberdefilirten, als Schlichting mit ſeiner alten, ſchönen Haltung vor ſeinem Bataillon einherritt. Er war ſich völlig gleich geblieben. Der Feldzug, die Verwundung hatten ihn nicht angegriffen, nur ſein Antlitz war gebräunter, und ſeine Orden ſtanden ihm trefflich auf der breiten Bruſt, aber in die Freude, in die herzliche Freude, die ich empfand, miſchte ſich ein banges Gefühl bei dem Gedanken: das iſt dein Mann! Ich empfand das tiefer, als je zuvor, denn ich hatte die Liebe kennen lernen, ich war ein Weib von reifem Herzen und von reiferem Verſtande geworden in der Trennungszeit. Ich eilte in unſere Wohnung, Schlichting zu erwarten. Alles war mit Blumen verziert, Alles für ihn vorbereitet, aber nun er kommen ſollte, befand ich inmitten dieſer Blumen mich in meiner Trauertracht, und mein Herz war noch viel trauriger als meine Kleider.

Als ich ſeine Schritte hörte, eilte ich ihm entgegen, und da wir einander erreichten, da er nun in dem Zimmer vor mir ſtand, war's, als hätten wir uns nie zuvor geſehen, als hätten wir uns nicht von Herzen lieb gehabt. Es war ein wunderbares, ein trauriges Wiederſehen, das wir feierten, mein Mann und ich. Er kannte mich kaum wieder. Ich war gewachſen, daß ich hoch an ihm hinanreichte, aber er hatte ein fröhliches Kind verlaſſen an der Seite einer liebevollen Mutter, im altgewohnten Vaterhauſe, und er fand eine ſtille, bleiche, junge Frau in einſamen, ihm gänzlich fremden Räumen.

Das berührte ihn Alles auf einmal und entrückte mich ihm in jenem Augenblicke ſo, daß er mir mit einer ſcheuen Förmlichkeit begegnete, die auch mich verwirrend umfing. Wir hatten uns in dieſer Stimmung nichts zu ſagen, mein Mann umarmte mich zum Willkomm, ich küßte ihm die Hand. Es war ſtill und bange zwiſchen uns, bis Schlichting ſagte: Was haben wir verloren, ich und du, mein armes Kind! — Da fing ich an zu weinen, und meine Thränen thauten mir die Seele auf. Dennoch behielten die erſten Tage etwas Beängſtigendes für mich und ihn, ſo ſehr er mich zu beruhigen bemüht war. Er ſprach viel von meiner Mutter und von Klemenz, er erzählte von ſeinem Leben und Ergehen, ich von dem unſern; es kamen viele Bekannte, wir mußten auch Beſuche machen, aber die Spannung ließ in mir nicht nach, und ich ſah's, daß auch Schlichting ſich neben mir gezwungen fühlte.

Erſt als ich ihm einmal mein ganzes Empfinden ausgeſprochen, erſt als er meine ganze Traurigkeit gewahrte, wurde ſeine Liebe frei und unbefangen. Wie ein Vater nahm er mich an ſein Herz, wie ein gütiger Vater ließ er mich geneſen neben ſich und neue Lebenskraft und neue Lebensluſt gewinnen.

Schon nach wenigen Tagen begaben wir uns auf das Land. Schlichting wollte mir mehr Freiheit gönnen, als das Leben in der Geſellſchaft mir geſtattet hätte. Er war um ſeinen Abſchied eingekommen, nicht nur vom Militär, ſondern überhaupt aus dem Staatsdienſt, und nach wenig Wochen wurde ihm derſelbe auf die ehrenvollſte Art bewilligt. Er hat von da ab lange Zeit faſt nur für mich gelebt.

Er heilte mein verwundetes Gemüth, er entwickelte und bildete meinen Verſtand, er gewöhnte mich, mein Schickſal, mein Lebensloos mit dem anderer Menſchen zu vergleichen, und er lehrte mich damit die Demuth und Beſcheidenheit, welche die Quelle der Zufriedenheit in unſerem Herzen ſind. Er wies mich an, zu fragen: was habe ich gethan? was habe ich zu fordern? was bietet mein Daſein mir an Gütern, welche Millionen anderer Menſchen fehlen? Er erzog mich zur Zufriedenheit, das heißt zur Lebensluſt, er machte mir es zur lieben Pflicht, ihm häuslich dienſtbar zu ſein, und gab mir damit den Anlaß zu täglich neuer Freude. Was ich wurde, was ich bin, das danke ich ſeiner weiſen, treuen Liebe.

Nach Jahr und Tag hatte ich meine Ruhe wiedergefunden, und als mein Herz geneſen und mein Gemüth zur Klarheit gekommen war, da leuchtete allmählich das edle, maßvolle Weſen meines Mannes hell in meine Seele. Ich lernte ihn ſchätzen und lieben, wie er es verdiente, ich wurde gern und freudig ſeine Frau und habe ein reines, ſtilles Glück genoſſen, ſo lange ich an ſeiner Seite lebte. Ich war dreißig Jahre alt, als er mir, ach nur zu zeitig, ſtarb, und noch heute ſegne ich die Stunde, die mich in meiner Jugend ihm vermählte, noch heute blicke ich liebevoll zurück auf Alles, was ich ihm verdanke, ſelbſt auf die Schmerzen meiner jungen Jahre.

Seit ſeinem Tode habe ich fortgelebt in ſeiner Weiſe und in ſeinem Sinne. Ihm danke ich es, daß ich die Ereigniſſe nicht kleinlich im Einzelnen betrachte, daß ich hinblicke auf den großen, ausgleichenden Zuſammenhang der Dinge und der Verhältniſſe, daß ich in jedem Augenblicke das Leben ſchön auszufüllen ſtrebe, weil jeder der letzte unſeres Daſeins werden kann, und daß ich den Menſchen, die ich liebe, meine Liebe gern bethätige, weil die Stunde kommt, in der wir's nicht mehr können. Leben und lieben, weil das Leben ſo kurz iſt, das war ſeine Weisheit. Möge ſie mir vorleuchten auch für die ſpäten und vielleicht nicht mehr ſo ſchönen Tage meiner Zukunft.

---

Hier ſchloß das Manuſcript der Tante. Es war ſchon zwei Jahre vor ihrem Tode beendet worden, und ſie konnte ſich in ihrer letzten Stunde ſagen, daß ſie ſich in dem Sinne ihres Gatten treu geblieben war, bis ſie von dannen ſchied. Friede ihrer Aſche und ein freundliches Gedenken ihr und ihrer Güte!

# Anſas und Grita.

### Von Ernſt Wichert.

Deutſcher Reichskalender auf das Jahr 1873. Berlin.
Leonhard Simion. 1872.

Ernſt Wichert, am 11. März 1831 zu Inſterburg in Oſtpreußen geboren, wo damals ſein Vater als Aſſeſſor beim Oberlandesgericht fungirte, beſuchte in Königsberg Schule und Univerſität, machte 1858 in Berlin ſein juriſtiſches Staats-Examen, um dann, nachdem er in Memel commiſſariſch beſchäftigt geweſen war, 1860 als Richter in dem kleinen littauiſchen Marktflecken Pröculs angeſtellt zu werden. Die drei Jahre, die er dort unter den allerbeſcheidenſten Verhältniſſen in einem einſamen Häuschen zwiſchen Wald und Haide als junger Familienvater verlebte, ſind ſeinem dichteriſchen Schaffen vielfach zu Gute gekommen, und der Roman „Aus anſtändiger Familie“, die Erzählungen „Für todt erklärt“ und „Anſas und Grita“ enthalten auch im Stoff und den Culturzuſtänden Spuren ſeines Aufenthalts in dieſer eigenartigen Umgebung und des Verkehrs mit dem abſterbenden Volksſtamme der Littauer. — Im Herbſt 1863 nach Königsberg verſetzt, wo er noch gegenwärtig eine Rathsſtelle beim Stadtgericht bekleidet, hat Wichert ſeine Thätigkeit dem Drama wieder zugewendet und ſich in jüngſter Zeit beſonders als fruchtbarer und glücklicher Luſtſpieldichter hervorgethan („Ihr Taufſchein“ 1865; „Ein Narr des Glücks“, 1868, womit er das Acceſſit des Wiener Preisausſchreibens gewann; „Biegen oder Brechen“; „Ein Schritt vom Wege“ und die patriotiſchen Gelegenheitsſtücke „In Feindes Land“, „Das eiſerne Kreuz“, „Einer vom York'ſchen Corps“). Daneben erſchienen die Romane „Ein häßlicher Menſch“ — „Hinter den Couliſſen“, und eine Reihe von Erzählungen unter dem Titel „Kleine Romane“ (3 Bände. 1871. Berlin. Otto Janke.)

Wenn wir, ſo lange keine glücklicheren Schulworte gefunden oder geprägt ſind, an dem Gegenſatz von Realiſten und Idealiſten auch auf dem Gebiete der Novelle feſthalten, müſſen wir Wichert entſchieden unter die Erſteren rechnen. Zu ſeiner natürlichen Gabe, die Bilder des Lebens in ſcharfen Umriſſen zu ſehen und das Geſchaute mit größter Deutlichkeit ohne alle Beſchönigung und Vertuſchung darzuſtellen, geſellt ſich die langjährige reiche Erfahrung in ſeiner richterlichen Thätigkeit. Vielfache pſychologiſche und ſociale Probleme haben ſich ihm dargeboten, die er, ganz im Gegenſatz gegen die äußerlichen Effectmittel der Senſations- und Criminal-Romane, mit beinahe wiſſenſchaftlicher Wohrhaftigkeit, hie und da allerdings auf Koſten des dichteriſchen Eindruckes, aber immer mit ſo liebevoller Vertiefung in die Aufgabe zu löſen verſucht, daß ſelbſt die Schilderungen unaufhaltſamen Verfalls („Aus anſtändiger Familie“) oder troſtloſer Schickſalsfügung („Für todt erklärt“) durch eine Fülle bedeutender und feiner Züge für die mangelnde tragiſche Größe oder künſtleriſche Verklärung entſchädigen. Zudem wird es immer das Recht der Novelle bleiben, den merkwürdigen einzelnen Fall aufzuzeichnen, auch wenn er ſich nicht ſo leicht sub specie aeterni betrachten läßt. Für die bedeutendſte unter Wichert's größeren Arbeiten halten wir die Novelle „Ein häßlicher Menſch“, ein Charakterbild von höchſt eigenartiger Tiefe und Liebenswürdigkeit. Unter den kleineren Erzählungen, die ſämmtlich durch eine ſpecifiſch novelliſtiſche „Silhouette“ und ſcharfe Dialektik in der Durchführung des Motivs ſich auszeichnen, dürfte „Anſas und Grita“ ſchon um ihres charakteriſtiſchen landſchaftlichen Hintergrundes und der Neuheit der Localtöne willen den Preis verdienen.

Wanagiſchken war einmal vor Jahren ein ſehr anſehnliches littauiſches Dorf mit zwölf oder fünfzehn Bauernhöfen, einer Anzahl Eigenkathen, großer Feldmark, ausgedehnten Wieſen am Fluß, Torfſtich in der Nähe des kuriſchen Haff's und beträchtlichem Antheil an der Haide gegen die ruſſiſche Grenze hin, die als Weide benutzt wurde. Daß gleichwohl die dort angeſeſſenen littauiſchen Bauern zu wenig Wohlſtand kamen und zuletzt größtentheils ihr Erbe ganz einbüßten, lag an ihrer Wirthſchaftsweiſe, die auch unter veränderten Verhältniſſen von alten Gewohnheiten nicht laſſen konnte. Wie die Großeltern gehauſ't hatten, als die Dorfſchaft noch ungetheilt war, ſo ähnlich meinten auch die Enkel auf ihren ſeparirten Grundſtücken hauſen zu müſſen, um ſich als gute Littauer zu beweiſen. Aber die Bedürfniſſe waren gewachſen, baares Geld konnte nicht mehr entbehrt werden, Erbtheilungen verſchuldeten den Beſitz, fortwährende Pfändungsprozeſſe der Nachbarn untereinander verzehrten die geringen Einnahmen aus dem Verkauf von Naturalien, das Inventar verſchlechterte ſich von Winter zu Winter, und zuletzt blieb weiter nichts übrig, als es zu machen, wie die Landsleute näher nach den Städten hin: Haus und Hof an die verhaßten Deutſchen zu verkaufen und mit dem geringen Reſt des Kaufgeldes weiter nach der Grenze hin eine neue Anſiedelung zu verſuchen oder das Schmuggelgeſchäft zu betreiben.

Als ich vor längerer Zeit in jene Gegend kam, ſagten die älteren Leute mir, daß Wanagiſchken kaum noch zu erkennen ſei. Ich fand zwar ein Dorf vor, aber es hatte außer einem ſtattlichen Hauſe von Ziegeln, an das ſich im weiten Viereck Scheunen und Stallungen anſchloſſen, nur noch drei Höfe, und dieſelben zeigten den größten Zerfall. Wanagiſchken war — ſo konnte man wohl ſagen — ein Gut geworden, dem noch aus alter Zeit ein paar Bauernhöfe anklebten, und dieſe Umwandlung hatte ſich in etwa zwanzig Jahren vollzogen. Herr Friedrich Geelhaar, der Gutsbeſitzer, jetzt ein rüſtiger Sechziger — man hätte ihm glauben können, wenn er ſchon ſeit längerer Zeit lachend an jedem neuen Geburtstage verſicherte, erſt fünfundfünfzig zu haben — war ein Mann, der ſich „durch eigene Kraft herausgearbeitet“ hatte und mit einem gewiſſen nicht unberechtigten Stolz auf ſeine „Errungenſchaften“ zurückſah. Er hatte eine ſtädtiſche Mittelſchule nur zur Hälfte durchgemacht und dann als Inſpector auf einem großen Gute, eine Meile näher nach der Stadt, wie er ſagte, „leben gelernt“. Von Hauſe aus ganz mittellos und lange auf ein mäßiges Salär angewieſen, hatte ſeine Beharrlichkeit und Bedürfnißloſigkeit es doch zu Erſparniſſen gebracht, die er früchtebringend zu verwerthen wußte, indem er mit den Littauern, deren Sprache ihm geläufig war, kleine Geſchäfte machte. Er ſpielte auch in der Lotterie und gewann nach und nach ein paar hundert Thaler, die er dann ſofort in ſeiner Weiſe „auf die hohe Kante legte," nicht um ſie liegen, ſondern um ſie rollen zu laſſen. Als er vierzig Jahre alt geworden war, konnte er ſich im Lande umſehen, ob es etwas ſelbſtſtändig zu erwerben gebe. Eine Pacht war nicht nach ſeinem Sinn. Warum für Andere arbeiten? meinte er; lieber für ſich ſelbſt klein anfangen, ſich eine Weile „durchquälen" und am Ende „glatt abſchließen". Damals ſtanden gerade in Wanagiſchken zwei verfallene Bauernhöfe zum Verkauf. Der Erwerb wäre für keinen Andern einladend geweſen, aber der Inſpector Friedrich Geelhaar calculirte: er iſt dafür auch billig, und ich behalte noch ein Stück Geld in der Taſche. Wer ihm abrieth, ſich in die littauiſche Wirthſchaft zu wagen, dem lachte er ins Geſicht. Nur erſt den Fuß hineinſetzen, ſagte er, mit dem Aufräumen werd' ich ſchon fertig werden. Er hatte ſo ſeine Redensarten, der kleine breitſchultrige Mann, aber es war auch meiſt etwas dahinter.

Zehn Jahre lang wohnte er in ſeinem littauiſchen Bauernhauſe; freilich ſah es bald nur noch von außen wie ein littauiſches Bauernhaus aus. Als er heirathete, meinte man allgemein, er werde nun für ein beſſeres Logis ſorgen, zumal es ihm ſchon an Mitteln gar nicht mehr fehlen konnte. Aber er lachte wieder und ſagte: Ich bin Bauernwirth und kann kein Gutshaus brauchen; wenn ich ein Gut haben werde, will ich den Baumeiſter rufen, und das Ding ſoll anſehnlich werden. Erſt aufräumen! — Er räumte denn auch wirklich auf, ſchneller als man's für möglich gehalten hätte, das heißt: er kaufte einen Bauernhof nach dem andern weg, riß die alten Holzhäuſer nieder, ſchlug in den Gärten die Bäume herunter, ließ den Pflug über die alten Hofſtellen gehen, und ſorgte dafür, daß bald nicht einmal mehr die Dorfkinder ſelbſt ſagen konnten, wo des Kriſtups Poſingis oder des Jurgis Laurus Brunnen geſtanden hatte. Dafür richtete er neben dem beſcheidenen Wohnhäuschen nach und nach einen ſtattlichen Wirthſchaftshof nach deutſcher Ordnung ein, baute Scheunen und Ställe, wie ſie einem Rittergute zum Schmuck gereichen konnten, legte die Wege grade und bepflanzte ſie mit Bäumen, ſorgte für Abzugsgräben auf den Wieſen und machte ein Stück Haide nach dem andern urbar. Ganz zuletzt erſt kam das neue Wohnhaus, für das die Stelle reſervirt war, und ſeine Verſicherung, daß er es „ohne Kopfſchmerzen“ baue, fand vollen Glauben. Er war nun ein „Gutsbeſitzer“ geworden, der mit den anderen Gutsbeſitzern des Kreiſes auf gleichem Fuß verkehrte. Sein Wohlſtand mehrte ſich noch immer, und der einzige Verluſt, den er zu beklagen hatte, betraf nicht ſeine Wirthſchaft, ſondern ſeine Familie. Seine Frau ſtarb nicht lange nach dem Umzug in das neue Haus, und er blieb ſeitdem Wittwer, vielleicht weniger aus Anhänglichkeit an die Verſtorbene, als weil er praktiſche Bedenken trug, ſich in ſeinem Alter in eine neue Verbindung einzulaſſen, die üble Folgen haben konnte.

Daß er nun zwar tüchtig, aber doch nicht vollſtändig in Wanagiſchken „aufgeräumt“ hatte, konnte bei ſeiner ſonſt bewieſenen Energie Wunder nehmen. Aber es hatte ſeinen guten Grund, daß die drei littauiſchen Höfe noch ſtanden und ihm die Ausſicht nach dem Fluſſe ſperrten. Die zwei hinteren freilich hatte er „ſo gut wie in der Taſche“; die dazu gehörigen Wieſen- und Haideantheile waren längſt ſein. Den einen mochte er nur nicht an ſich bringen, weil er zur Zeit noch mit mehreren ſehr läſtigen Ausgedingen (Altentheilen) belaſtet war, die ihm den Kaufpreis übermäßig vertheuert hätten, und den zweiten hatte er für einen anderen Beſitzer eingetauſcht, der auf andere Weiſe nicht zu vermögen geweſen war, einen Hof aufzugeben, deſſen Ackerzubehör ſeine Grenzen durchſchnitt; er konnte ihn ſpäteſtens nach dem Tode des ſchon alten Mannes haben. Anders ſtand es aber mit dem dritten Grundſtück, das ihm lange ſchon ein Dorn im Auge war, den er doch nicht auszureißen vermochte. Der Hof gehörte dem Anſas Wanags, und er war in deſſen Familie geweſen, ſo lange auch die älteſten Leute zurückdenken konnten und ſoweit die auf dem Gericht aufbewahrten Urkunden reichten; wahrſcheinlich hatte einmal ein Wanags dem Dorfe den Namen gegeben.

Einmal war allerdings Gelegenheit geweſen, auch dieſen Hof zu kaufen, aber Herr Geelhaar hatte ſie verpaßt. Die Eltern des jetzigen Beſitzers hatten, wie gewöhnlich die Littauer in einem gewiſſen Alter, die Luſt verſpürt, ſich zur Ruhe zu ſetzen und ohne Arbeit von einem reichlichen Ausgedinge zu leben. Sie hatten deßhalb ihr hübſches Grundſtück zum Verkauf ausgeboten. Aber Geelhaar war gerade damals nach anderer Seite hin ſo ſehr beſchäftigt, daß er als vorſichtiger Wirth ſeine Mittel nicht meinte ſchwächen zu dürfen, und der Preis ſchien ihm auch zu hoch. Läuft ja nicht fort, tröſtete er ſich in ſeiner trockenen Weiſe; man muß nicht mehr ſpeiſen, als man verdauen kann. Eins zum andern — das iſt meine Weisheit. — Das Grundſtück kaufte alſo ein Littauer Namens Karalus für eine nicht unbedeutende Summe, die natürlich nur zum allerkleinſten Theil baar bezahlt wurde, und nebenher für ein ſehr namhaftes an die Wanags'ſchen Eheleute zeitlebens zu entrichtendes Ausgedinge, das auch der beſte Wirth nur mit Mühe aus dem Lande hätte herauswirthſchaften können. Der Tag, an welchem auf dem nahen Gericht die Verſchreibung erfolgte, war ein Feſttag, an dem die drei Krüge des Marktfleckens ihren guten Verdienſt hatten. Was aber darauf folgte, war nur Noth und Plage. Karalus war ein Säufer und Faulenzer, die Karalene, ſeine Frau, eine zankſüchtige Perſon, die das Hausweſen vollends in Unordnung brachte. Das Ausgedinge wurde nicht entrichtet, die Zinſen blieben unbezahlt, und das Wannags'ſche Ehepaar mußte froh ſein, auf dem alten Erbe das nackte Leben zu haben. Als nach einigen Jahren Karalus einmal ſpät in der Nacht betrunken aus der Stadt zurückkam, mit ſeinem Fuhrwerke die Brücke verfehlte, vom hohen Ufer in den gerade hochangeſtauten Fluß rollte und jämmerlich ertrank, war das Bauerngütchen ſchon ſo in Verfall, daß Wanags als Bettler hätte ausziehen müſſen, wenn er einen fremden Abnehmer ſuchen wollte. Es blieb ihm nichts übrig, als wieder ſelbſt den Wirth zu ſpielen. Natürlich mußte bei dieſer Rücknahme nun der alten Urte Karalene ein großes Ausgedinge verſchrieben werden, um ſie abzufinden. Wanags und ſeine Frau hatten ſeitdem nur den einen Gedanken: Wäre unſer Anſas erſt ſo weit, das Grundſtück zu übernehmen, damit wir uns zur Ruhe ſetzen könnten!

Anſas war damals noch ſehr jung. Er hatte ſich, da ſeine Eltern als Altſitzer lebten, auswärts verdingen müſſen und ſchließlich beim Nachbar Geelhaar ein Unterkommen gefunden, das ihn zufriedenſtellte. Für den jungen, kräftigen Menſchen konnte es ein Glück ſcheinen, ſchon früh dem Einfluß ſeiner Angehörigen entzogen zu ſein und zu regelmäßiger und angeſpannter Thätigkeit genöthigt zu werden, und Herr Geelhaar war ganz der Mann dazu, ſeine Knechte und Mägde in Athem zu halten. Anfangs freilich behagte ihm dieſes Drängen und Treiben wenig; er dachte ſehnſüchtig zurück an die glückliche Zeit, wo er mit den zwei Pferden ſeines Vaters als Hütejunge mit der andern Dorfjugend über die Haide geſtrichen war, unten am Fluß von den ſaftigen Weiden Pfeifen geſchnitten oder Peitſchen gedreht hatte, oder, lang im Kahn ausgeſtreckt und den blauen Himmel mit den ziehenden Wolkenſchäſchen über ſich, den Fluß hinabgeglitten war bis zu den Wieſen am Haff, wo das gemähte Heu ſchon lange auf die Abfuhr wartete. Es hatte immer geheißen: kommſt du nicht heute, ſo kommſt du doch morgen, ſo beim Ackern und Säen im Frühjahr, wie beim Ernten im Herbſt, und war dann auch ein Theil des Landes unbeſtellt geblieben und ein Theil der Frucht verdorben, ſo blieb doch genug, daß man ſich allenfalls durchwintern konnte, und was verlangte man mehr? Hier in der deutſchen Wirthſchaft ſah es ganz anders aus; da hatte jedes Geſchäft ſeine beſtimmte Zeit, die Arbeit ging ſtetig fort, und die Ruhe war knapp bemeſſen; da durfte kein Quadratfuß Land unbenutzt liegen bleiben, und jeder Strohhalm, der vom Erntewagen herabgefallen war, wurde aufgeharkt und eingebracht. Der Herr mühte ſich ab, als ob er nicht das liebe Leben hätte, und die Scheuern waren doch bis über den Dachbalken voll und die Ställe ſo gut verſorgt mit allerhand Vieh, daß eine ganze Dorfſchaft daran übergenug gehabt hätte. Anſas hatte einen offenen Kopf; er ſtellte ſeine Vergleiche an und legte ſich Fragen vor. Es mußte wohl ſeinen Grund haben, daß einer nach dem andern von den littauiſchen Höfen verſchwand und daß der Deutſche ſich immer mehr ausbreitete. Sollte man ihm nicht etwas ablernen können, wenn man genau Acht gab, wie er's machte? Und wenn man ſeine Wirthſchaftsweiſe nachahmte, ſollte nicht auch ein littauiſcher Bauer zu Wohlſtand kommen können?

Von dem Augenblick ab, wo unſerem Anſas Wanags über dieſe Dinge, wie man ſagt, die Augen aufgingen, behielt er ſie auch offen und beobachtete er ſeinen Herrn genau. Für ihn war es ja gewiß, daß er über kurz oder lang ſein Väterliches werde übernehmen müſſen und daß es ſich dann ausweiſen werde, ob er es zu halten vermöge. Mit der den Littauern eigenen Verſtecktheit hielt er ſeine Pläne geheim und ſprach am wenigſten dem Gutsherrn davon, der ihm, je mehr er ſein größeres Wiſſen und Können anſtaunen mußte, ein deſto gefährlicherer Feind ſchien. Wenn er wüßte, daß ich ihm's nachthun will, dachte Anſas bei ſich, würde er mir ſofort den Dienſt kündigen. Er war daher zwar fleißig hinter jeder Arbeit her; gewöhnte ſich aber ein wortkarges, verdrießliches Weſen an, das zu ſeinen jungen Jahren wenig paßte. Geelhaar, dem jede tüchtige Leiſtung imponirte und der keine Ahnung davon hatte, was in dieſem Kopfe umging, behandelte ihn mit aller Freundlichkeit, aber nun war's dem Littauer erſt recht gewiß, daß er geheime Abſichten habe. Was Anſas nämlich geheime Abſichten nannte; denn übrigens ſprach der Herr ſich offen und deutlich genug aus. Lerne fleißig, mein Junge, rief er ihm oft zu, du wirſt's einmal brauchen können. Dein Vater ſorgt dafür, daß dir nichts übrig bleibt, als ſeine Schulden. Pfui! Iſt das eine luſtige Wirthſchaft nebenan! Da iſt alle Tage Sonntag, und die Feiertage ſind noch obenein. Nur zu — nur zu! — Es kann wohl auch einmal anders werden, knurrte der Knecht. — Wird aber ſchwerlich, meinte Herr Geelhaar und warf den Kopf auf; bei euch Littauern ſieht's heute noch gerade ſo aus, wie vor hundert Jahren, und nach wieder hundert Jahren — pah! da wird man ſich diesſeits der Grenze erzählen, daß mal ſo ein wunderliches Volk hier in der Gegend herum gehauſ't hat. Eure Schuld, Kinder, eure Schuld! Wir nehmen euch nichts weg, ihr bringt's uns entgegen. Was nicht leben kann, muß ſterben — baſta! Das iſt meine Meinung. — Anſas fühlte, daß er Recht behalten könnte, aber er hätte bei ſolcher Gelegenheit den Spaten oder den Dreſchflegel aufheben und ihm über den Kopf ſchlagen mögen. Einmal, als ſie nicht weit von einem zum Wanags'ſchen Grundſtück gehörigen Ackerſtück arbeiteten, das nun ſchon mitten im

Gutsland lag, ging der Alte auch gerade mit der Sprache heraus auf den Hauptpunkt. Iſt's nicht eine Schande, das anzuſehen? ſagte er, ſich im Sattel aufrichtend. Da läßt nun der liebe Herrgott auf den Plan genau ebenſo ſeine Sonne ſcheinen und ſeinen Regen fallen, wie auf unſer Feld, und man kann deines Vaters Halme zählen. Mir thut das Herz weh, wenn ich ſo etwas ſehe. Gieb Acht, das ſoll bald anders werden, wenn der Strich erſt mir gehört! — Stehſt du ſchon in Unterhandlung, Herr? fragte Anſas grinſend zurück. — Kommt doch nur auf mich an, ob ich zugreifen will, oder nicht, lachte Geelhaar; für jetzt hat's noch keine Noth, wirſt aber vielleicht noch einmal ſelbſt hinter meinem deutſchen Pfluge hergehen, wenn er da Furchen ſchneidet. Anſas antwortete nicht, aber er ballte die Fauſt in der Taſche und that ſich einen Schwur, daß der Deutſche ſein Vatererbe nicht haben ſollte, was er auch für Künſte anwende. Ich weiß, weßhalb ich dir diene, dachte er bei ſich; wenn ich mein Herr ſein werde, ſollſt du dich verwundern, was ich von dir gelernt habe.

Als Anſas Wanags einundzwanzig Jahre alt geworden war, wurde er zum Militär eingezogen. Da ihm zu ſechs Fuß nur wenige Zolle fehlten, bezeichnete man den hoch- und ſchlankgewachſenen Bauernſohn für die Garde, und ſo kam er nach Potsdam und Berlin. Sein Hauptmann, ein Herr aus alter gräflicher Familie, fand Gefallen an ihm und wählte ihn zu ſeinem Burſchen. So konnte es ihm an hohen Bekanntſchaften nicht fehlen, da ſein Herr ein großes Haus machte und ſeine Gäſte ſich gern mit dem Littauer unterhielten, deſſen gebrochenes Deutſch ſo ſpaßig klang und der das Privileg hatte, ſeiner Landesſitte gemäß Jedermann, auch ſeinen hohen Vorgeſetzten, „Du“ zu nennen. Selbſt die Prinzen kannten ſeinen Namen und verſäumten ſelten bei Vorſtellungen der Compagnie ihn anzuſprechen. Er wurde auch Gefreiter, und man verſprach ihm ſogar die Treſſen, wenn er Soldat bleiben wolle. Aber er hielt's nur ein Jahr über ſeine Dienſtzeit aus; dann trieb ihn die Sehnſucht nach der littauiſchen Heimath zurück. Er nahm die Ueberzeugung mit, daß alle die hohen Herren ſeine beſten Freunde ſeien, und daß die Littauer da oben einen Stein im Brette hätten. Für ſeinen König wäre er durch Feuer und Waſſer gegangen.

Er fand zu Hauſe nach dieſen vier Jahren Manches verändert. Nur noch die drei Höfe am Fluß hatten Stand gehalten, und drüben war das große Gutshaus aufgebaut und ein Garten angelegt. Seine Eltern, die auf den ſtattlichen Sohn nicht wenig ſtolz waren, wünſchten dringend, daß er nun ſofort die Wirthſchaft übernehme. Aber Anſas wich vorſichtig aus. Er habe wohl exerciren gelernt, meinte er, und wiſſe mit den Waffen gut Beſcheid; aber die ländlichen Arbeiten ſeien ihm ungewohnt geworden, und er müſſe erſt nochmals in die Lehre. Seine Schweſter Mare diente damals auf dem Gutshof als Magd, und Geelhaar ließ durch ſie ſagen, daß er wieder bei ihm eintreten könne. Das war gerade, was er gewünſcht hatte.

Noch zwei Jahre blieb er im Knechtsdienſt; dann ſtarb ſeine alte Mutter, und ſein Vater verlangte nun allen Ernſtes, daß er ſich entſcheiden ſolle. Anſas ſah ihn faſt nie mehr nüchtern; von dem lebenden Inventar holte der Fleiſcher ein Stück nach dem andern ab, zuletzt kam ſchon die Reihe an die ſchönen ſchlanken Birken vor dem Hauſe. Als die erſten von den hohen Kronen ſanken, ſchnitt es Anſas tief ins Herz. Er hatte die Bäume lieb, die ſchon ſeine Wiege beſchattet hatten, und konnte ſie nicht ohne heimliche Thränen fallen ſehen. Das Haus ohne die grünen Bäume — das war ja undenkbar! Er ſagte ſeinem Vater zu, daß er nächſten Mittwoch mit ihm aufs Gericht gehen wollte, um die Verſchreibung machen zu laſſen.

Kriſtups Wanags wartete den Tag nicht ab, ſondern ſuchte ſchon vorher, ohne ſeinem Sohn etwas davon zu ſagen, den alten Secretär auf, der zugleich littauiſcher Dolmetſcher war, und ohne den deßhalb vor dem Richter kein Geſchäft beſorgt werden konnte. In der Klete (Vorrathskammer) fand ſich noch ein Gebinde Flachs vor, das eigentlich die alte Karalene zu Martini auf ihr Ausgedinge bekommen ſollte; er nahm es aber unbedenklich mit und gab es bei der Frau Secretär ab. Und dann ſagte er, daß er ihren Mann zu ſprechen habe, und daß er gar nichts Unrechtes wolle. In Wirklichkeit war es ihm aber darum zu thun, Anſas möglichſt läſtige Bedingungen aufzubürden. Man war es ſo gewöhnt, daß auf dem Gericht nicht viel über die Sache verhandelt wurde; der alte Secretär ſchrieb nach ſeinem Ermeſſen das Protokoll und was geſchrieben war ließ ſich nicht mehr ausſtreichen.

Anſas ſeinerſeits kündigte ſeinem Herrn den Dienſt. Er wolle ſich nicht alle Birken vor der Thür fortſchlagen laſſen, ſagte er, daß ſeine Kinder auch eine Sommerfreude hätten. Herr Geelhaar zog die Augenbrauen auf und ſchüttelte unmuthig den Kopf. Das iſt eine rechte Dummheit, Anſas, meinte er. Wovon willſt du kaufen und wirthſchaften? Sieh's noch ein paar Jahre ruhig mit an, bis ich ſelbſt ſo weit bin, daß mir der Hof paſſen kann. Wenn die Karalene merkt, daß ſie auf dem Grundſtück doch kaum das Hungerbrod hat, wird ſie ſich abfinden laſſen, jetzt trägt ſie mir die Naſe noch zu hoch. Die Birken müſſen ja doch fallen, wenn ich dort wirthſchafte, und das ganze Haus mit; den Weg bring' ich näher nach dem Fluß hin, wo doch nichts Vernünftiges wächſ't. Was das Land und die Wieſen werth ſind, ſollſt du in blankem Gelde von mir bezahlt bekommen, und an der Grenze haſt du dafür einen Hof nach deinem Wunſch. Abwarten, Anſas, abwarten! — Der Littauer zwinkerte liſtig mit den Augen. Glaube nicht, ſagte er in ſeiner Sprache, daß du's mit mir ſo machen wirſt, wie mit den Andern. Den Hof da wirſt du nicht einziehen — ſo lang' ich lebe, nicht! — Pah! lachte Herr Geelhaar laut auf, das wollen wir ſehen. Keine fünf Jahre dauert's! Dummheiten, Anſas! Es fragt ſich nur, ob du als Bettler davongehſt, oder blankes Geld mitnimmſt. Ich mein's gut mit dir, weil du mir lange treu gedient haſt und ein ganz ſauberer Burſch biſt, und weil ich auch deiner Schweſter Mare eine Ausſtattung ſichern möchte. Aber wenn du einen eigenſinnigen Kopf haſt und nicht Vernunft annehmen willſt, ſo trag auch die Koſten davon.

Anſas traute nicht. Es verſtand ſich für ihn ganz von ſelbſt, daß der Deutſche ihn überliſten wolle, und es war ihm Ernſt damit, ſein Erbe, das er lieb hatte, nicht in fremde Hände kommen zu laſſen. Ich habe bei dir gelernt, wie man wirthſchaftet, antwortete er verbiſſen, und ich will's bei mir gerade ſo machen, wie du hier.

Das will ich loben! rief der Gutsherr. Will dir auch gar nicht entgegen ſein — nicht im Mindeſten. Komm zu mir und frage, wenn du guten Rath brauchſt; du ſollſt jederzeit ſo gute Antwort haben, als ich ſie mir ſelbſt nur geben könnte. Ich will dir auch gern zum Anfang mit Saat und Futter aushelfen und mein Angeſpann leihen, damit du nicht denkſt, daß ich deine Verlegenheit ausnutzen wolle. Soll mir lieb ſein, wenn dir's gelingt. — Das werde ich bleiben laſſen, überlegte Anſas im Stillen. Rath von dem —?

Da wär's bald aus mit mir. Und annehmen erſt recht Nichts; bin ich ſein Schuldner, ſo komm' ich nicht los von ihm. — Aber es hilft dir wenig, fuhr Geelhaar lachend fort, ich ſage dir's im Voraus. Mit der littauiſchen Wirthſchaft muß gründlich aufgeräumt werden, daß kein Stück auf dem andern bleibt; Flickarbeit thut's nicht. Und vor Allem müſſen die Schmarotzer fort, die ernten wollen, ohne zu ſäen. Verſuch's doch, ob du mit ihnen leben kannſt. Und dann, Anſas — zur deutſchen Wirthſchaft gehört eine deutſche Frau. Es giebt ſchmucke Mädel unter den Littauerinnen, und wenn ſie im Sonntagsſtaat zur Kirche gehen, mag man die Augen in Acht nehmen; aber zum Wirthſchaften taugen ſie nichts, außer wenn's auf eure Art hergeht. Das iſt meine ſchlichte Meinung.

Sie wollte dem jungen Littauer nicht in den Sinn. Er hatte andere Pläne. In Szubargen, eine Meile entfernt, gab es einen Wirth Krupat, der nur zwei Töchter hatte. Die ältere mußte ihrem Manne das Grundſtück mitbringen, die jüngere aber eine namhafte Ausſtattung erhalten. Hier dachte er anzubinden, wenn das Mädchen erwachſen ſein würde; es hatte noch einige Jahre Zeit, und inzwiſchen konnte er ſeinen Hof in Ordnung gebracht haben. Bei Krupat hatte er ſchon durch einen guten Freund anfragen laſſen und war nicht abſchlägig beſchieden worden.

Die Verſchreibung erfolgte auf dem Gericht in der gewöhnlichen Form. Anſas Wanags erwarb das väterliche Grundſtück, Wanagiſchken Nr. 1, zum Eigenthum, verrechnete auf den Kaufpreis außer den eingetragenen Schulden ſein Mutter- und Vatererbtheil, verſprach dieſelbe Summe ſeiner Schweſter Mare bei deren Verheirathung auszuzahlen, ihr auch eine Kuh, ein Schaf, ein aufgemachtes Bett und einen Kaſten zu verabfolgen und die Hochzeit auf ſeine Koſten auszurichten, übernahm das Ausgedinge der Urte Karalene und verpflichtete ſich außerdem, ſeinem Vater ein Ausgedinge bis an ſein Lebensende zu verabfolgen. Kriſtups war überzeugt, daß ſein Gebinde Flachs gut gewirkt hatte. Wie's auf dem Papier ſteht, geſchieht's ja doch nicht, calculirte Anſas. Hätte er gewußt, daß ſein eigener Vater bemüht geweſen war, ihn zu überliſten, er hätte ſich nicht einmal darüber gewundert: verſtand es ſich doch auch für ihn ganz von ſelbſt, daß er jede Hinterthür benutzen würde, die der Contract etwa offen ließ, um ſeinen Verpflichtungen möglichſt aus dem Wege zu gehen.

Am nächſten Sonntag beſuchte er Vor- und Nachmittags die Kirche, nahm auch das heilige Abendmahl und that ſich „auf der ſchwarzen Decke“ und „bei brennendem Kirchenlicht“ den Schwur, daß Geelhaar den Hof Wanagiſchken Nr. 1 nicht bekommen ſolle, was er auch dafür biete. Dann kehrte er ganz gegen ſonſtige Gewohnheit im Kruge ein und ließ vor aller Leute Augen etwas drauf gehen. Er war nun der Wirth, und das ſollte man wiſſen. In ſeiner blauen

Tuchjacke mit dichten, kleinen Knöpfen und der Soldatenmütze mit blankem Schirm und rother Einfaſſung ſah er ſchmuck genug aus, und Kriſtups, der auf des Sohnes Rechnung mittrank, ſchlug ihm auf die Schulter und meinte, nun ſehe man doch, daß er noch ein guter Littauer ſei. Beim Nachhauſefahren — natürlich ging's Carriere über die Landſtraße hin — brach der Wagen an der Brücke ein Rad. Urte kam ihnen fluchend entgegen; ſie war erboſ't darüber, daß ſie nicht auch zum Margritſch (Freitrunk) aufgefordert war.

So liederlich dachte Anſas es nun allerdings nicht weiter zu treiben. Herr Geelhaar ſelbſt, der ihn aus der Ferne beobachtete, mußte ihm nach einiger Zeit das Zeugniß geben, daß er redlich beſtrebt ſei, die ganz verkommene Wirthſchaft in Gang zu bringen. Aber es fehlte überall am Nothwendigſten, und das Reſultat der erſten Ernte war deßhalb dürftig genug. Er hatte kaum ſo viel gewonnen, um den Winter überſtehen zu können und die Saat zu erübrigen. Die beiden Ausgedinger ſollten an ſeinem Tiſch miteſſen, aber ihre ſonſtigen Forderungen zurückhalten.

Sein Vater ließ ſich dazu beſtimmen, nahm's nun aber mit dem Eigenthum ſeines Sohnes nicht genau. Mit der alten Urte war gar nicht zu reden. Sie verlangte ſtürmiſch ihr Getreide, ihren Flachs, ihr halbes Schwein, ihre Gänſe, ihren Honig und was ihr ſonſt gebührte, knüpfte, als Anſas ihr Gegenvorſtellungen machte, ihre Verſchreibungen in ein rothbuntes Tuch, das ſchon ihrem Manne zu gleichem Zwecke gedient hatte, und eilte aufs Gericht, um Klage zu erheben. Anſas wußte, daß ſie Recht bekommen müßte, und ließ der Sache ihren Gang. Erſt als der Executor anklopfte, öffnete er ſeinen Vorrathsraum. Nun war es ſchon gewiß, daß er im Frühjahr ſein Feld mangelhaft werde beſtellen müſſen.

Das war der erſte Prozeß, aber leider nicht der letzte. Urte hatte ein Erkenntniß bekommen mit einem großen ſchwarzen Adler obenan, und der alte Secretär hatte dabei geſagt: das ſei ſo gut wie vom König ſelbſt. Nun wußte ſie, daß ihr der König Beiſtand leiſte, und an Nachgiebigkeit war nicht mehr zu denken. Die Veranlaſſung zum zweiten Prozeß gab die ſogenannte eiſerne Kuh, die der Wirth für den Altſitzer zu deſſen Milchnutzung einzuſtellen und zu unterhalten hat. Urte verfügte über eine ſolche, aber ſie war alt, wurde ſchlecht gefüttert und gab ſpärlichſte Nahrung. Sie behauptete, mindeſtens drei Maß für den Tag gewinnen zu müſſen. Anſas ließ ſich diesmal nicht ſo ohne Weiteres verurtheilen; er wendete ein, daß er dieſe eiſerne Kuh mit dem Grundſtück übernommen habe und daß die Altſitzerin erſt nach deren Ableben eine andere beanſpruchen dürfe. Es wurde Beweis erhoben über allerhand Fragen, Sachverſtändige und Zeugen erhielten ihre Reiſeentſchädigungen, zuletzt wurde gegen den Wirth entſchieden, und die Koſten, die ihm natürlich zur Laſt fielen, betrugen mehr, als das Kaufgeld für eine gute Kuh auf dem Markte. Daß er klüger gehandelt hätte, den Prozeß zu vermeiden, ſagte er ſich gleichwohl keineswegs; es ſei mit unrechten Dingen zugegangen, meinte er, und künftig müſſe er ſich auf dem Gericht beſſer vorſehen.

Seine älteren Erſparniſſe gingen bis auf den letzten Pfennig darauf und reichten doch nicht zu, ihm die Anſchaffung einer andern Kuh zu ermöglichen. Dafür nahm er der Altſitzerin die ihrige fort und verkaufte ſie trotz aller Lamentationen. Sie habe ja den Prozeß darauf geführt, daß die Kuh ganz unbrauchbar ſei, meinte er; wie wolle ſie ſich darüber beklagen, daß er ſie veräußere? — Dann müſſe er ihr aber eine andere Kuh anweiſen nach dem gerichtlichen Erkenntniß. — Das wolle er bei dem nächſten Viehhandel, antwortete er, früher habe er's nicht nöthig. Es ſei in Wanagiſchken ſeit Menſchengedenken nicht anders Sitte geweſen, als daß der Markt abgewartet würde, wo man ſich ausſuchen könne, was man brauche. — Ob ſie denn ſo lange hungern ſolle? — Seinetwegen auch verhungern, entgegnete er; aber er wolle ſchon ein Uebriges thun und ihr von ſeiner eigenen Kuh täglich drei Maß Milch abgeben. Damit wollte ſie nicht zufrieden ſein; nach dem Contract habe ſie eine Kuh für ſich, und wenn dieſelbe täglich zehn Maß gebe, ſei's eben ihr Vortheil. — Das rothbunte Tuch mit den Verſchreibungen wurde wieder hervorgeſucht, der alte Secretär bekam Arbeit.

Diesmal ſpannte Anſas die beiden mageren Pferde an den geflickten Wagen, lud einen halben Scheffel Getreide auf und fuhr nach der einige Meilen entfernten Stadt, um einen Rechtsanwalt anzunehmen. Er glaubte bemerkt zu haben, daß der Secretär der Karalene beiſtehe und ſeine Zeugen ſchlecht vernehme, und ſein eigener Vater, der ſolche Winkelzüge machte, behauptete wirklich, die Alte einmal vor einem Termin mit einem Stück Butter um deſſen Wohnung herumſchleichen geſehen zu haben. Der Rechtsanwalt verſteht's doch noch beſſer, tröſtete er ſich, und darum die Reiſe. Die Karalene merkte ſogleich, was er im Sinne hätte. Sie konnte freilich kein Fuhrwerk zur Fahrt erſchwingen; aber als Anſas ſiegesfroh und mit leerem Wagen aus der Stadt zurückkehrte, kam ſie ihm ſchon zu Fuß entgegen. Unter dem weißen Laken, das ſie um Kopf und Schultern geſchlagen hatte, hingen die Schwanzfedern eines Hahnes hervor. Anſas hielt erſchrocken an. Wohin willſt du? fragte er. — Nach der Stadt. — Haſt du Geſchäfte? — So viel, wie du. — Für wen iſt der Hahn, den du da trägſt? — Für wen war das Getreide, das du nach der Stadt gefahren haſt? — Alſo du willſt es auch mit dem Rechtsanwalt verſuchen? Diesmal ſteht deine Sache ſchlecht. — Der König wird mir ſchon beiſtehen. Guten Abend. — Er ſah ihr verärgert nach. Warte doch einmal! das iſt ja *mein* Hahn. — Sie ſchlug das Tuch zurück. Das lügſt du! — Was? Du willſt beſtreiten, daß du den Hahn von meinem Hof gegriffen haſt? — Er iſt von meiner eigenen Zuzucht, replicirte ſie gelaſſen. — Du haſt keine Zuzucht frei, ſchrie er ſie an, und der Hahn hat ſich auf meinem Hof genährt. — Dann fordere doch das Futter zurück, höhnte ſie ihn; es wird nicht ſo viel ausmachen, als was du mir noch ſchuldig biſt. — Aber der Hahn gehört mir. Er ſchlug ergrimmt mit der Peitſche nach ihr, traf ſie aber nicht, da ſie zur Seite ſprang. Ein neuer Prozeß war fertig und diesmal Anſas der Kläger. Ein Winkelconſulent im Marktflecken, wo er ankehrte, der Schneider Jurgis Patols, der deutſch ſchreiben konnte, rieth ihm, zugleich ans Gericht und an den Herrn Staatsanwalt zu gehen. Der Prozeß wegen der Kuh gelangte ans Hauptgericht. Vor jedem Termin wanderte ein Geſchenk in die Küchen der beiden Rechtsgelehrten; die Parteien waren mehr auf der Landſtraße, als zu Hauſe.

Indeſſen brach Kriſtups Wanags die Zäune ab, verkaufte ſie im Marktflecken und verjubilirte den Erlös. So lange er Branntwein hatte, war er zufrieden. Anſas, der ſich ſeinen Schuldner wußte, ließ Alles ſchweigend geſchehen. Nur als der Alte ſich auch einmal an einen Baum wagte, gab es Lärm. Die Bäume werden nicht berührt, befahl er zornig, der Herr Geelhaar ſoll ſich nicht einbilden, daß ich ihm den Platz frei mache!

Der Prozeß wurde in der erſten und dann auch in der zweiten Inſtanz verloren. Die Richter entſchieden, daß Urte Karalene Anſpruch auf eine Kuh habe und nicht mit einem beſtimmten Quantum Milch zufrieden ſein müſſe. Anſas Wanags hatte die Gerichtskoſten zu zahlen, ſeinen Rechtsanwalt zu befriedigen und auch den Rechtsbeiſtand ſeiner verhaßten Gegnerin zu entſchädigen. Mehr als hundert Thaler wurden von ihm beanſprucht, und er verfügte nicht über einen einzigen. Es war kaum Balſam auf die Wunde zu nennen, daß er in der andern Streitſache wegen des Hahns gewann.

Nun mußte durchaus Geld beſchafft werden, viel Geld. Der arme Littauer trieb ſich in der Stadt umher bei allerhand Leuten, die dergleichen Geſchäfte mit den Bauern zu machen pflegten. Aber ſelbſt gegen den höchſten Wucherzins wollte diesmal Niemand das Darlehen riskiren; die beiden Ausgedinge, die auf dem Grundſtück laſteten, entwertheten das ſonſt gar nicht üble Pfandobject. Traurig und halb verzweifelt kehrte er nach Hauſe zurück.

Es war da Einer, der ihm wohl hätte helfen können, aber er war ihm der Verhaßteſte von Allen. Aus ſeinen kleinen Fenſtern ſah er täglich den großen Wirthſchaftshof mit den ſtattlichen Gebäuden vor ſich, und manchmal kam auch Herr Geelhaar vorüber, wenn er auf das Feld ritt, grüßte ganz munter vom Pferde herab und lachte ſo verdächtig, als ob es ihn freute, daß der Zaun vor dem Hauſe wieder kürzer geworden ſei. Ihn um Geld anzuſprechen, dazu konnte Anſas ſich lange nicht verſtehen. Endlich blieb aber doch kein anderer Rath.

Anſas ging ſpät Abends; man ſollte nichts davon wiſſen, daß er ſich ſo weit demüthigte, den gefährlichen Nachbar aufzuſuchen. Er hatte ſich zu laut vor ſeinen Landsleuten verſchworen, daß er ihm in keinem Stück nachgeben wolle. Herr Geelhaar kam ihm freundlich entgegen. Dir geht es ſchlecht, ſagte er, aber jeder verſtändige Menſch konnte das vorherwiſſen. Ein arbeitſamer Mann kann mit ſeiner Familie von der Hufe Bauerland leben, und ein alter Vater oder eine alte Mutter ißt allenfalls mit; aber zwei ſolche Ausgedinge herauszuwirthſchaften, das möchte auch dem lieben Herrgott nur gelingen, wenn er Tag und Nacht die Sonne ſcheinen ließe. — Ging's nur in den Gerichten nach der Gerechtigkeit — knurrte der Littauer. Pah! rief der Gutsherr, das iſt dummes Zeug. Der Richter hat gerade ſo geurtheilt, wie er nach Lage der Sache und nach ſeinem Geſetz urtheilen mußte. Wenn du mehr übernommen haſt, als du leiſten kannſt, ſo darf ihn das nicht kümmern. Nun? Wie kann ich dir helfen? Anſas ſagte ihm, daß er Geld brauche, um die Prozeßkoſten zu bezahlen und die Wirthſchaft in Ordnung zu bringen. Das wäre ſchon zu beſchaffen, meinte Geelhaar; aber welche Sicherheit er bieten könne? — Laß eintragen! antwortete Anſas verdrießlich. — Und übers Jahr biſt du gerade ſo weit, wie jetzt, wandte der Andere ein. Ich will dir einen andern Vorſchlag machen. Verkaufe mir deine Wieſen; das ſchöne Heu verkommt ja doch nur elend. — Der Littauer ſchüttelte energiſch den Kopf. Nein, Herr — auf keinen Fall. — Um ſo eher habe ich ja doch das Ganze, lachte Geelhaar; ſei nicht dumm, Anſas, ich biete dir einen guten Preis. Der Littauer blieb bei ſeiner Weigerung. Gut, ſagte der Herr; du ſollſt auch gegen Verſchreibung Geld erhalten; bring's auf dem Gericht in Ordnung, aber vergiß nicht, daß ich dein Gläubiger bin und auf den Tag meine Zinſen und Abſchlagszahlungen haben muß. Erfüllſt du nicht deine Verbindlichkeiten, ſo halte ich mich ans Geſetz. Anſas nickte zuſtimmend und ging ſehr erleichtert. Nun, meinte er, würde die Wirthſchaft erſt in rechten Zug kommen. Geelhaar lachte vergnügt hinter ihm her.

Anſas Wanags hatte nun Geld. Er bezahlte damit die dringendſten Schulden und kaufte das nothwendigſte Inventar. Er arbeitete wieder vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend und gönnte ſich am Sonntage kaum den Kirchenbeſuch. Wenn er nur nicht immer hätte daran denken müſſen, daß er ſich doch eigentlich ſchwerer als der geringſte Knecht nur für ſeinen Vater abmühte, der wie ein großer Herr ſpazieren ging, und für die Karalene, die im Hauſe betrunken lärmte. Der Alten das faule Leben möglichſt ſauer zu machen, das war doch ein Vergnügen. Nun ſollte ſie ſehen, daß er ſie auch chicaniren könne. Er ſtellte ihr die ſchlechteſte Kuh ein, die er auftreiben konnte, und gab derſelben das ſchlechteſte Futter und die magerſte Weide. Wenn ſie darüber klagte, hieß es: weiſe doch deine Verſchreibung; ſteht da, daß die Kuh viel Milch geben muß und wie viel Heu ſie erhalten ſoll? Wehe der Altſitzerin, wenn ihr Huhn auf ſeine Saat gegangen war; es gab ſofort eine Pfändung und einen Prozeß im Domänenrentamt. Dafür rächte ſie ſich durch heimliche Beſchädigungen; ſie ließ ihm den Kahn aufs Waſſer treiben, wenn er grade nach den Wieſen fahren wollte, oder pflockte die Pferde auf der Weide los, ſo daß er ihnen ſtundenlang auf der Haide nachlaufen mußte.

Völlig wild konnte ſie ihn machen, wenn ſie vor ſeinen Augen ihre Verſchreibung aus dem Kaſten nahm, ſie in das bekannte rothbunte Tuch wickelte und höhniſch ſagte, daß ſie zum alten Secretär gehen werde, um ſich den Contract leſen zu laſſen; es ſei am Ausgedinge noch etwas vergeſſen. Dieſe Verſchreibung, eine Rolle Papier mit deutſcher Schrift und großem Gerichtsſiegel am Schluß, war ihre Burg, von der ſie jeden Ausfall glaubte wagen zu dürfen. Anſas fahndete daher heimlich ſchon lange darauf, fand ſie aber immer wachſam. Eines Abends ſpät kam ſie aus dem Kruge nach Hauſe und blieb ſinnlos betrunken vor der Hausthür liegen. Als er hinaus wollte, um den Stall zu ſchließen, ſtolperte er über ſie und ſtieß ſie dann mit dem Fuß bei Seite. Dabei bemerkte er, daß ihr etwas aus der Hand fiel. Er bückte ſich danach und hob das rothe Tuch mit dem Document auf. Habe ich dich endlich! grinſ'te er in ſich hinein. Warte, du ſollſt den Gerichtsherren nicht mehr vor die Augen kommen! Er ſteckte einen Stein unter den Knoten des Tuches und ließ das ganze Päckchen in den Brunnen fallen, der einige Schritte außerhalb des Hofes unter einer alten Linde ſtand. Als er das Waſſer darüber zuſammenſchlagen hörte, war ihm ſo wohl, als ob er das Ausgedinge ſelbſt losgeworden wäre. Wie er vom Brunnen nach dem Hauſe zurückkehrte und auf das Trittbrett ſtieg, das den Uebergang über den Zaun erleichterte, kam ihm plötzlich ein Gedanke, der ihn ſehr froh machte. Du ſollſt daran glauben! knurrte er verbiſſen, als er an dem ſchnarchenden Weibe vorüberging.

Als Urte am Morgen aufwachte und ihr Tuch vermißte, gab es einen wahren Heidenlärm. Sie riß ſich die Kleider vom Leibe und zerzauſ'te ihr ſpärliches Haar, immer weinend und ſchreiend, daß ihr Schatz verſchwunden ſei. Sie lief den Weg, den ſie gekommen war, zehnmal hin und her, ſuchte im Kruge nach, fragte bei Jedem an, mit dem ſie zuſammen getrunken hatte — vergebens. Das Document iſt geſtohlen! ſchrie ſie zuletzt den Wirth an, und ich weiß, wer es geſtohlen hat! — Siehe doch überall im Hauſe nach, antwortete er ruhig, aber liſtig mit den Augen blinzelnd, du kannſt alle Schlüſſel haben. Sie lief zum alten Secretär und klagte ihm ihre Noth. Der lachte ſie freilich aus und meinte, in den Gerichtsbüchern ſtände es eben ſo gut und eine neue Abſchrift koſte nicht viel; aber Urte hatte keinen rechten Glauben, daß ein neues Papier gleich kräftig ſei und daß Wanags ſich damit würde bedrohen laſſen.

Ihre Beſorgniſſe ſchienen ſich auch ſehr bald zu erfüllen. Als ſie am nächſten Morgen an den Brunnen gehen wollte, um Waſſer zu ſchöpfen, vertrat ihr Anſas, der ſchon auf ſie gelauert haben mußte, den Weg. Hier haſt du kein Recht, zu gehen, ſagte er ſtreng. — Hier bin ich jeden Tag gegangen, entgegnete ſie, und werde auch ferner hier nach dem Brunnen gehen. — Das wirſt du nicht! herrſchte er ſie an. Soll ich kein Waſſer aus dem Brunnen mehr haben? fragte ſie giftig. Er lachte: Soviel du daraus ſchöpfen kannſt, ohne heranzutreten. — Was — was? Habe ich nicht nach meiner Verſchreibung das Waſſer aus dem Brunnen frei? — Wo iſt deine Verſchreibung? höhnte er. Sie brach in die heftigſten Schimpfreden aus und ſchlug nach ihm mit dem Kruge. Willſt du's beſtreiten, du Schuft und Lügner, du ſchändlicher Dieb, daß ich das Waſſer aus deinem Brunnen frei habe? — Nun ſpielte Anſas den Trumpf aus, den er ſich geſtern Abend ſchon zurecht gelegt hatte. Ich beſtreite es nicht, ſagte er pfiffig, aber das beſtreite ich, daß du dir auch den Weg zum Brunnen über meinen Hof und Zaun haſt verſchreiben laſſen. Das Waſſer aus dem Brunnen verweigere ich dir nicht, aber wo du einen Weg zum Brunnen findeſt, der nicht über mein Land führt, magſt du zuſehen. Treffe ich dich aber noch einmal hier auf dem Stege, ſo breche ich dir alle Knochen im Leibe entzwei! Die Urte mußte zum Nachbar, um Waſſer zu bitten. Dann aber machte ſie ſofort Kirchentoilette und lief aufs Gericht.

Nun bekamen die Advocaten und Winkelſchreiber wieder Arbeit, und als das Prozeſſiren erſt bei einem Ende angefangen hatte, fanden ſich Beſchwerden und Klagen überall. Zu Martini forderte auch Kriſtups ſein Ausgedinge nach dem Contract. Anſas hatte die Ernte arg vernachläſſigt. Was eingebracht war, reichte wieder nicht aus. Aber Anſas war luſtig und guter Dinge. Er glaubte ja nun zu wiſſen, wie mit der Karalene fertig zu werden.

Daß Anſas luſtig und guter Dinge war, hatte freilich auch noch einen andern Grund. Als er eines Morgens auf ſeinem Hofe nahe dem Zaun Holz ſpaltete, bemerkte er, daß des Nachbars Kuh auf die Weide am Fluß geführt wurde. Das war an ſich kaum bemerkenswerth, aber daß nicht die alte Magd den Strick in der Hand hielt, ſondern ein junges Mädchen, von dem er bisher nichts wußte, veranlaßte ihn doch, die Axt auf den Holzkloben zu ſtemmen, ſich mit beiden Händen auf den Stiel zu lehnen und über den Zaun zu ſchauen. Das Mädchen hatte keinen weiten Weg bis zu der Stelle, wo die Kuh angepflockt werden mußte, aber die Weide ſchien ihr hier nicht zu gefallen. Sie ſchaute nach allen Seiten um und führte das Thier dann zwiſchen den Birken durch, welche die Grenze bezeichnen ſollten. Wo willſt du hin? rief ihr der Wirth nun zu, iſt meine Weide gut für fremde Leute? Das Mädchen horchte auf, ohne grade zu erſchrecken, vergewiſſerte ſich, von wo der Ruf kam, zog die Kuh, die ſich's ſchon gut ſchmecken ließ, wieder zurück, pflockte ſie feſt und kam dann, ſtatt geradeaus heimzukehren, auf den Littauer zu, der ſein Geſchäft nicht wieder aufgenommen hatte.

Guten Morgen, Anſas Wanags, redete die junge Magd ihn an, indem ſie ihm über den Zaun hin die Hand reichte. Du mußt mir nicht böſe ſein, daß ich hier noch nicht recht Beſcheid weiß. Ich bin erſt geſtern Abend angekommen.

Dienſt du beim alten Petrick? fragte er.

Ich bin ſeine Enkelin, die Grita, antwortete ſie, meine Mutter haſt du ja doch gekannt.

Gewiß, ſagte er freundlicher, die hab' ich gut gekannt. Wie kommt es, daß du zu deinem Großvater in Dienſt gehſt, da du noch jung biſt und zu Hauſe helfen kannſt?

Weil mein Vater geſtorben iſt, entgegnete ſie traurig. Er hat in Rußland einen Schuß bekommen, als er Spiritus hinüberbrachte. Als die Nachbarn ihn auffanden, hatte er ſchon einen Tag und eine Nacht im Freien gelegen und viel Blut verloren. Es war ihm nicht mehr zu helfen. Meine Mutter will das Grundſtück für die Schulden annehmen; da bleibt für uns Kinder nichts übrig.

So — ſo, meinte Anſas. Aber der alte Petrick hat auch nicht viel, und ſeine Magd iſt eine böſe Perſon.

Grita zeigte lachend ihre weißen Zähne. Ich fürchte mich nicht vor ſo Einer, ſagte ſie, und zum Satteſſen wird immer noch genug da ſein.

Brauchſt du nichts mehr? fragte Anſas, dem die muntern Augen des jungen Dinges gefielen.

Freilich! rief ſie. Einen hübſchen Anzug zur Kirche, aber den hab' ich von der Mutter mitbekommen, und bis er aufgetragen iſt, vergehn ein paar Jahre. Man muß nicht zu weit in die Zukunft rechnen.

Anſas nickte. Zu ſagen wußte er darauf nichts. Er nahm die Axt auf und prüfte mit dem Daumen die Schärfe. Grita ſah darin ganz richtig ein Zeichen, daß er wieder an die Arbeit gehen wollte, und verabſchiedete ſich, indem ſie ihm nochmals die Hand zureichte. Laß uns gute Freundſchaft halten, bat ſie, und wenn ich einmal vergeſſe, wo deine Grenze führt, pfände nicht ſogleich. Damit ging ſie, ohne auf ſeine Antwort zu warten. Sie hätte auch vergeblich darauf gewartet, aber daß er freundlich ſchmunzelte, galt ihr als Beweis ſeiner Zuſtimmung. Ehe ſie bei

Petrick eintrat, hörte ſie ſchon hinter ſich die kräftigen Schläge der Axt.

Anſas Wanags mußte geſtehen, daß die kleine Grita, die er nur als Kind geſehen, ein recht hübſches Mädchen geworden ſei, das ſich neben der ſauberſten littauiſchen Wirthstochter zeigen könne. Die braucht nicht weit in die Zukunft zu rechnen, dachte er; wird ſchon einen Mann finden, der nach der Ausſtattung nicht viel fragt. Abends hörte er ſie unter den Birken ſingen, und die bekannten ſchwermüthigen Lieder waren ihm nie ſo tief ins Herz gegangen, als diesmal. Er zündete die kurze Pfeife an und ſetzte ſich auf den Stamm eines verkrüppelten Birnbaums, der hinter ſeiner Klete ſtand. Von da konnte er gut in des Nachbars kleinen Bienengarten ſehen, in dem das Mädchen ſich zu ſchaffen machte. Es war nicht ſeine Abſicht, mit demſelben Verkehr anzuknüpfen, aber bald quälte es ihn doch, zu wiſſen, was Grita eigentlich vorhabe, und ehe er ſich deſſen verſah, ſtand er vor dem von den letzten Strahlen der Abendſonne roth angeglühten Zaungeflecht von trockenen Fichtenäſten, lehnte ſich mit beiden Ellenbogen auf die vorragenden Haltepfähle und blies den blauen Rauch hinüber. Grita that, als ob ſie ihn gar nicht bemerkte, und ſang weiter, indem ſie ſich zugleich von Zeit zu Zeit zur Erde bückte und etwas aufnahm.

Was thuſt du denn da? fragte Anſas endlich, ein wenig gereizt durch die Nichtbeachtung ſeiner Perſon; er hatte gemeint, als Wirth das Geſpräch nicht anfangen zu dürfen.

Biſt du's? fragte ſie nun umſchauend. Sie hatte einen Kranz von allerhand Gräſern, Blättern und Blumen in der Hand, deſſen Enden aber noch nicht verbunden waren. Ihr blondes Haar, das über der Stirn glatt geſcheitelt war und in langen Zöpfen herabhing, glänzte im Sonnenlicht wie Gold.

Er ſagte nun erſt guten Abend und nickte ihr freundlich zu.

Ich ſinge den Bienen etwas vor, ſagte ſie näher tretend, damit ſie mich kennen lernen und das Stechen laſſen. Die Bienen ſind kluge Thiere, aber ſie wollen auch gut behandelt ſein; ſie merken bald, wer zum Hauſe gehört.

Und für wen iſt der hübſche Kranz, Grita?

Für mich ſelbſt. Morgen iſt Sonntag, da muß etwas Grünes in der Kammer über meinem Bette hängen, wenn ich aufwache.

Die Blumen ſind nichts werth — komm in mein Gärtchen, da findeſt du ſchöne Aſtern die Menge.

Ein andermal, Anſas, wenn du's erlaubſt; der Kranz iſt ſchon fertig, wie du ſiehſt. Liebſt du die Blumen auch?

Die Blumen und die grünen Bäume, man kann nicht genug davon neben ſeinem Hauſe haben.

Das gefällt mir, warf ſie leicht hin; es giebt auch ſo viele ſchöne Lieder auf die Blumen und auf die grünen Bäume. Damit fing ſie wieder zu ſingen an, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern. Den Kranz ſetzte ſie auf den Kopf und machte nun mit dem Oberkörper allerhand Biegungen und Schwenkungen nach dem Takt des Liedes. Dann ging dasſelbe plötzlich in eine Tanzmelodie über, die einem herumziehenden Leierkaſten abgelauſcht ſein mochte. Sie drehte ſich mehrmals trällernd um ſich ſelbſt, entfernte ſich ſo mehr und mehr von Anſas, der das ihm bekannte Stück mitzupfeifen anfing, und verſchwand hinter den Hopfenſtangen an der Stallecke.

Am nächſten Morgen machte Wanags ſich zum Kirchgange fertig, wartete aber ruhig in ſeiner Hausthür, bis die Nachbarn vorüberkamen. Es war ſonſt gar nicht ſeine Gewohnheit, ſich ihnen anzuſchließen, ſondern er ging am liebſten allein, und ſie nahmen's für Vornehmthuerei. Freilich hatte er diesmal auch nur Grita in Gedanken, der er einen Blumenſtrauß aus ſeinem Garten reichen wollte, um ihr zu beweiſen, daß er nicht geprahlt habe. Es war ihm recht lieb, ſie ihrem Großvater voraus aus dem Nachbarhauſe treten und ohne Begleitung über die Dorfſtraße gehen zu ſehen; ſo konnte er hoffen, mit ihr eine Strecke allein zu bleiben. Weßhalb ihn dieſe Ausſicht froh ſtimmte, hätte er ſich ſelbſt nicht zu ſagen gewußt, nur daß ſie ihm heute in ihrem Sonntagsſtaat mit dem ſchwarzſammetnen Mieder, den weiten auf den Achſeln und am Handgelenk geſtickten Aermeln und dem im Winde flatternden Kopftuche noch ſchmucker erſchien, als geſtern, wurde ihm bewußt. Sie trug in der einen Hand das Geſangbuch und in der andern ihre Strümpfe und Schuhe, ging haſtig vorüber und ſchien erſt auf ihn zu merken, als er ihr nachrief.

Den Blumenſtrauß nahm ſie freundlich, wennſchon ohne beſonderen Dank an und ſchob ihn zwiſchen die Haken des Mieders. Dann ſprachen ſie über gleichgültige Dinge, aber der Weg bis zum Marktflecken verkürzte ſich ihnen dadurch doch aufs Angenehmſte. Hinter dem Pfarrhauſe ſtanden ganze Schaaren von Landfrauen und Mädchen, damit beſchäftigt, ihre Toilette zu vervollſtändigen. Hier verließ Grita ihren Begleiter, um ebenfalls Strümpfe und Schuhe anzuziehen. Er ging voran in die Kirche, ohne im Kruge anzuſprechen, trat in einen der großen Stände neben dem Altargange, zog vorſorglich ſein weißes Beinkleid bis über die Kniee auf, um es ſauber zu erhalten, und verrichtete knieend ſein Gebet.

Auf dem Rückwege traf er wieder mit Grita zuſammen, ganz zufällig natürlich. Er bat ſie, ihn in den Krug zu begleiten, aber ſie lehnte es lachend ab. Was ſollen die Leute denken! ſagte ſie. — Was ſie wollen, meinte er, aber ſie ging vorbei, und er blieb nun an ihrer Seite.

Abends ſpazierten die jungen Mädchen Arm in Arm unten am Fluß auf und ab und ſangen ihre Lieder. Es fanden ſich auch junge Burſche ein, die mit ihnen

Scherz trieben, und andere lehnten ſich über das Geländer der Brücke, ſchauten hinab und neckten ſie. Für Anſas Wanags ſchickte es ſich nicht, darunter zu ſein, aber er ſuchte doch heimlich eine Stelle am hohen Ufer aus, wo das Gebüſch ein Verſteck bot, und beobachtete Grita von dort. Er hatte ſchon nur noch Gedanken für ſie, und es kam ihm ganz in Vergeſſenheit, daß der reiche Wirth Krupat eine Erbtochter habe, um die er eigentlich ſchon gefreit hatte.

Wenn Zwei einander gut ſind, bleibt's nicht lange unbemerkt; gewöhnlich wiſſen die Leute es früher als die Betheiligten ſelbſt. So war denn auch bald Gerede über Anſas und Grita, und die Einen meinten, das Paar paſſe gut zuſammen, und die Andern, es ſei für Beide eine ſchlechte Partie, da ſie nicht bemittelt genug ſeien, um von Geld und Gut abſehen zu können. Die Urte Karalene fand es gar nicht nach ihrem Geſchmack, eine Frau ins Haus zu bekommen, die nicht mit vollen Händen einbrachte. Seit dem letzten Streit holte ſie täglich ihren Bedarf an Waſſer aus dem Brunnen Petrick's und hatte dabei öfters Gelegenheit, mit Grita zuſammenzutreffen, die ſich allemal gern in ein Geſpräch einließ. Dabei war ſie immer die Zärtlichkeit ſelbſt und zerfloß in Thränen, wenn ſie ihre Leidensgeſchichte erzählte. Wer ſie hörte, mußte glauben, daß ſie die friedfertigſte Perſon von der Welt ſei und kein Waſſer trüben könne. Natürlich erſchien um ſo ſchwärzer ihr Widerſacher Anſas Wanags, und je aufmerkſamer Grita zuhörte, um ſo eifriger wurde ſie in ihren Anklagen. O mein Kindchen, mein ſüßes Engelchen, beſchwor ſie das Mädchen dann gewöhnlich zum Schluß, hüte dich vor Dem! Der iſt ein ſchrecklicher Menſch, mit dem Niemand leben kann und der gar kein Gewiſſen kennt — ein Teufel, wie nur einer auf der Erde herumgeht, um die Frommen zu verſuchen. Mich hat er arm und elend gemacht, und am liebſten wär's ihm, wenn ich verhungern möchte. Nicht einmal einen Trunk Waſſer gönnt er mir, und ich muß betteln gehen um die liebe Gottesgabe. Um jedes Körnchen Getreide und um jeden Faden Flachs muß ich erſt prozeſſiren, und wenn er mich anredet, ſo iſt's mit Schimpfworten und Drohungen. Wehe Der, die einmal ſeine Frau wird! Er ſchlägt ſie gewiß ſchon am Tage nach der Hochzeit, und wo ſie bei dem Hungerleider etwas zu eſſen findet, mag ſie auch zuſehen. Hüte dich vor Dem, mein Engelchen; es nimmt gewiß einmal mit ihm ein ſchlechtes Ende, wenn an Gottes Gerechtigkeit zu glauben iſt. — Grita hörte geduldig zu, aber ſie war weit entfernt, ihr aufs Wort zu trauen. Sah ſie das alte Weib doch oft genug Abends ſpät betrunken über die Landſtraße taumeln und hatte ſie Anſas doch ſelbſt einmal ſagen gehört, daß die Karalene ſein Unglück ſei. Er war immer ſo freundlich und gut zu ihr, ob er ſchon ihre Armuth kannte, und ſeine Wirthſchaft konnte ja noch ganz ſtattlich werden, wenn er erſt die Altentheile los wäre. Es iſt ihm ja gar nicht ernſt damit, ſagte ſie laut, aber im Herzen ſprach's anders.

Anſas hatte Anfechtungen anderer Art zu beſtehen. Krupat war nicht ohne Bedenken auf den Handel wegen ſeiner Tochter eingegangen; nun das Abkommen einmal feſt war, hörte er ungern von der neuen Liebſchaft reden. Er gehörte zu der Secte der „Frommen“ und war ſogar ſelbſt einer von deren Apoſteln, reiſ'te in der Gegend umher und hielt Betſtunden in den Bauernſtuben ab. So fehlte es ihm nicht an einem großen Anhang, der ſeine Freundſchaften und Feindſchaften theilte, und Wanags konnte ſich bald überzeugen, daß man ihm gefliſſentlich aus dem Wege ging und es ſelbſt vermied, in der Kirche neben ihm Platz zu nehmen. Er kannte recht gut den Grund dieſer Zurückhaltung, und zum Ueberfluß ſprach ſein Vater, der im Kruge Aergerniß hatte, ihn auch ausdrücklich aus; aber das befeſtigte ſeine ſtille Neigung nur noch mehr. Es verging nun kein Abend, an dem er nicht um das Petrick'ſche Gehöft herumſtreifte und auf Grita lauerte, wenn ſie die Kuh von der Uferweide abholte oder Waſſer aus dem Brunnen ſchöpfte. Konnte er nur ein paar Wörtchen mit ihr wechſeln, ſo war er ſchon froh. Eines Tages, als er auf ſein Feld ging, kam ihm Herr Geelhaar entgegengeritten und ſprach ihn an. Wird's bald Hochzeit geben? fragte er. — Weßhalb meinſt du? wich der Littauer aus. — Nun, es iſt ſo die Rede davon, antwortete der Gutsherr, und man hat doch auch Augen. — Ich habe ja noch von Niemand ein Hochzeitsgeſchenk verlangt, ſagte Wanags mürriſch und ſeinen Weg fortſetzend. Geelhaar wandte ſein Pferd zur Seite und folgte ihm einige Schritte. Die Grita iſt ein hübſches Mädchen, plauderte er, aber damit iſt's nicht gethan. Du brauchſt eine Frau, die dir etwas einbringt, Anſas, und wenn ich dir als guter Freund und Nachbar rathen ſoll — — Ich bin mündig, Herr, fiel der Bauer knurrig ein und ging aufs Feld hinüber. Geelhaar zuckte die Achſeln und trabte weiter.

Wenn Der's nicht will, dachte Anſas, ſo muß es erſt recht geſchehen. Es war an einem Sonnabend, und er wußte, daß Grita ihn nicht vorübergehen ließ, ohne einen friſchen Kranz zu flechten. Sie hatte bereits mehrmals von ſeiner Erlaubniß Gebrauch gemacht, aus ſeinem Gärtchen Blumen zu pflücken, aber es war heimlich geſchehen, vielleicht in ſpäter Nacht oder ganz früh am Morgen, denn Abends hatte er immer vergebens auf ſie gewartet. Nun nahm er ſich vor, ihr aufzupaſſen, und wenn er die ganze Nacht unter freiem Himmel zubringen müßte. Die Sache zwiſchen ihm und ihr ſolle einmal ins Reine kommen. Er verſteckte ſich alſo, als es dunkel geworden war, hinter dem Brunnen und merkte auf. Nach einer Stunde etwa knurrte der Hund, der ſich neben ihm gelagert hatte, ſprang mit einem eiligen Satz über den Zaun und lief auf das Feld hinaus. Dort beruhigte ſich das ſonſt recht biſſige Thier aber ſogleich, und bald wurden auch ſchmeichelnde Worte vernehmbar. Nach wenigen Minuten ſah er Grita über das Trittbrett ſteigen und hinter der Klete herum nach dem Garten ſchleichen. Leiſe folgte er ihr nun, trat hinter ſie, als ſie ſich eben zur Erde bückte, umfaßte ſie und rief: Habe ich dich endlich eingefangen? — Sie richtete ſich erſchreckt auf, ſagte aber ganz ruhig, als ſie ihn erkannte: Du haſt's ja erlaubt. — Freilich hab' ich's erlaubt, beſtätigte er und zog ſie feſter an ſich, und es iſt mir auch lieb, daß du kommſt. — Aber es iſt nicht gut, daß du mir auflauerſt, als ob ich etwas Unrechtes thäte, ſchmollte ſie und verſuchte ſich loszumachen. — Wie ſoll ich dich denn ſonſt finden? lachte er, nach ihrer Hand greifend. Geh hinein, bat ſie, immer mit ihm ringend, oder ich laufe davon. — Nicht eher, bis du mir geſagt haſt, daß du mir gut biſt, flüſterte er, zog ſie kräftig an ſich und legte ſeinen freien Arm über ihre Bruſt, ſo daß ſie ſich nicht bewegen konnte. — Laß mich los, und ich will dir's ſagen. — Nein, du ſpringſt mir fort. — Dann haſt du ja die beſte Antwort. — Aber die gefällt mir nicht. Grita, ſei gut — ich kann nicht leben ohne dich. — Iſt das wahr? — So wahr Gott im Himmel lebt und weiß, was ich ſage. — Sie widerſtrebte nun nicht mehr, ſondern lehnte ſich an ihn, ließ es auch geſchehen, daß er ſie küßte. Ich bin aber ein armes Mädchen, ſagte ſie. — Ich habe auch nicht viel, meinte er, und wenn du meine Frau biſt, gehört dir's mit. Mit einer Frau wirthſchaftet ſich's beſſer. Komm, laß uns das beſprechen. Er führte ſie nach der Mauer hin, wo unter dichtem Fliedergebüſch ein niedriger Bretterſtapel lag, der als Bank dienen konnte. Der Hund ſtreckte ſich zu ihren Füßen auf die Erde hin. Außer ihm war kein lebendes Weſen weit und breit zu bemerken, aber auf dem Sandberge jenſeits des Fluſſes drehte die Mühle langſam ihre Flügel im kühlen Nachtwinde und ſeitwärts links über dem breiten Kirchdach ſtieg der Vollmond auf.

Seitdem waren Anſas und Grita ein Paar. Sie gingen nun Hand in Hand über die Landſtraße nach der Kirche und trafen ſich jeden Abend unter den Birken am Fluß. Meiſt war von der Hochzeit unter ihnen die Rede, und ſie meinten, ſie bald nach Martini feiern zu können, wenn die Ernte gut eingebracht worden. Die alte Hexe wird wohl wieder das Meiſte und Beſte für ſich fordern, ſagte er, aber ich will ihr ſchon das Leben ſchwer machen: und wenn ſie ſo zäh iſt wie eine giftige Kröte, ſie ſoll ſich in Kurzem zu Tode ärgern. Dazu mußt du mithelfen, denn ſo lange Die bei uns hauſ't, haben wir doch nur das Hungerbrod.

Es ging nicht, wie er hoffte. Als er ſeinen Prozeß noch im beſten Gange glaubte, war er ſchon verloren, und nun kamen wieder die langen Rechnungen der Gerichtskaſſe und der beiden Rechtsanwälte, und da er nicht zahlen konnte, rückten die Executoren ein und legten Hand an ſein Eigenthum. Die Karalene geduldete ſich nicht vierundzwanzig Stunden über den Fälligkeitstermin hinaus, ſondern brachte wegen ihres Ausgedinges Beſchlag auf die Ernte aus. Kriſtups Wanags ſuchte für ſich etwas zu retten, indem er eiligſt auch ſeine Forderungen bei Gericht geltend machte, und Herr Geelhaar fragte an, wie es nun mit ſeinen Zinſen ſtehe. Ihm ſchien jetzt die Zeit gekommen, einen Trumpf auszuſpielen. Ich habe dir gern das Geld gegeben, ſagte er, aber ich habe dir auch nicht verſchwiegen, daß ich auf Ordnung halte und prompt befriedigt ſein will. Sieh nun, wie du dir hilfſt, ich warte längſtens noch acht Tage.

Er hielt Wort. Als die Friſt verſtrichen war, brachte er ſeine Klage ein. Anſas Wanags konnte nicht widerſprechen, da ja die Forderung unzweifelhaft war, und wenige Wochen ſpäter kam der Richter herausgefahren, um die Sequeſtration einzuleiten, und in einer Verfügung, die der Bote überbrachte, ſtand zu leſen, daß ihm dann und dann Haus und Hof öffentlich verkauft werden ſolle, wenn er nicht ſeine Schuld entrichte.

Die Hochzeit mußte aufgeſchoben werden. Grita war ſehr traurig und weinte viel. Sie ging bei ihren Verwandten herum und bat ſie um Beiſtand, aber ſie waren alle ſelbſt arm. Sie überwand ſich auch, mit der Urte zu ſprechen und ſie unter Thränen zu bitten, diesmal nicht ſtrenge zu ſein. Aber die Alte antwortete ihr knurrig: Er hat mir nicht das Waſſer aus ſeinem Brunnen gegönnt; nun wird es ſeinen Durſt nicht mehr lange löſchen. Ich werde erſt meines Lebens froh werden, wenn ſie ihn austreiben. Geh doch zum Gutsherrn, Engelchen, und bitt ihn um Aufſchub. Er iſt ja ein reicher Mann und ſieht hübſche Mädchen gern. Mich aber laß in Ruhe. — Seitdem hatte Grita einen rechten Haß gegen das Weib und begriff nun, was Anſas meinte, wenn er ſie ſein Unglück nannte.

Anſas ſelbſt behauptete, es ſei Alles von Anfang an mit unrechten Dingen zugegangen. Geelhaar, der deutſche Hund, ſei ihm immer auf den Ferſen geweſen, ihm ſein väterliches Erbe abzujagen; ſeine Freundlichkeit ſei nichts als Verſtellung, und daß er ihm in der Noth Geld gegeben, erweiſe ſich nun als die ſchlimmſte Liſt, ihn in ſeine Gewalt zu bekommen. Ihm gelinge Alles, da er mit dem Teufel im Bunde ſei und ihm ſeine Seele für zeitlich Gut verkauft habe; deßhalb ſehe ihn auch kein Menſch in der Kirche. Der böſeſte Feind bleibe aber doch die Urte, und wer die Hexe todtſchlagen wollte, würde ſich einen Gotteslohn erwerben. Grita fand alle dieſe Reden ganz in der Ordnung. Es ſtand ja klar vor Augen, daß Geelhaar den größten Theil der Dorfſchaft eingezogen hatte und nach dem Reſt die Hand ausſtreckte, und die Altſitzerin — gegen die hatte ſie ſchon ſo tiefen Groll, daß das

Unſinnigſte, was Anſas ihr nachſagen konnte, dem Mädchen ganz zutreffend ſchien. Glaubte ſie doch, daß die Alte ihrer Verbindung mit dem Wirth entgegen ſei und ihr das Haus ſchließen wolle.

Geelhaar hatte ſeinen Inſpector zum gerichtlichen Verwalter beſtellen laſſen; aber als derſelbe in dieſer Eigenſchaft ein zum Bauerngrund gehöriges Ackerſtück betrat, um dort Arbeiten vornehmen zu laſſen, gab es einen böſen Auftritt. Anſas pfändete ihn und drohte mit Schlägen, wenn er ſich wieder blicken laſſe. Das iſt littauiſches Feld, rief er, und darauf bin ich Herr, ſo lange ich lebe. Wenn die Andern ſich von ihrer Väter Erbe haben austreiben laſſen, ſo iſt das ihre Sache. Ich aber leide nicht, daß ein Deutſcher ſeinen Fuß auf mein Land ſetzt, und wer's verſucht, dem ſoll's übel bekommen. Ich habe ein Gewehr zu Hauſe und weiß damit umzugehen! — Der Inſpector zog ſich zurück, aber ſein Herr war unzufrieden, daß er ſich hatte ſchrecken laſſen. Er ſchickte ihn am folgenden Tage wieder hin und ging ſelbſt mit. Aber Wanags paßte auf. Er nahm wirklich ein Gewehr auf die Schulter, das ſein Großvater einmal aus dem franzöſiſchen Kriege mitgebracht, und ging aufs Feld ihnen entgegen. Es kam wieder zu ſtarken Wechſelreden, aber Geelhaar ließ ſich nicht ſo leicht ſchrecken. Das ſind Dummheiten, Anſas, ſagte er in ſeiner trocknen Weiſe. Was willſt du? Der König hat einen Verwalter eingeſetzt, und dem mußt du gehorchen bei ſchwerer Strafe. Sieh dich vor! — Anſas lachte laut auf. Der König? Der weiß von euren Schlechtigkeiten nichts, ſonſt ging's anders zu. Ich kenne den König beſſer wie du! Er hat die Littauer lieb und will nicht, daß ihnen ihr Land genommen wird. Aber zum Unglück iſt er weit, und ſeine Beamten ſind Deutſche, und hinter ſeinem Rücken geſchieht viel Unrecht. — Geelhaar ſchüttelte den Kopf. Haſt du denn nicht richterlichen Befehl bekommen, Anſas? Da ſteht, daß mein Inſpector das Grundſtück zu verwalten hat, bis es verkauft ſein wird. — Ich gebe aber nicht meine Einwilligung zum Verkauf, rief der Littauer, und ohne meinen Willen kann nichts verkauft werden. — Das werden wir ja ſehen, bemerkte der Alte gelaſſen. Ich will aber meinen Vorſchlag von früher wiederholen, damit du erkennſt, daß ich dir auch jetzt noch helfen möchte. Tritt mir deine Wieſen und die Haide ab, die dir nichts nützt, ſo will ich deine Schuld quittiren. — Der Bauer ſtieß das Gewehr mit dem Kolben auf die Erde. Ich habe dir ſchon geſagt, antwortete er trotzig, daß daraus nichts wird. Wenn ich verkaufen muß, ſo ſollſt du doch nicht der Käufer ſein.

Du willſt alſo meinen Inſpector nicht auf deinen Acker laſſen?

Nein!

Gut! ſo wird der Richter helfen.

Der Richter — der iſt freilich dein guter Freund; letzten Sonntag haſt du ihn ja zu Gaſt gehabt bis in die tiefe Nacht hinein. Aber es giebt noch Einen, der über dem Richter iſt, und der wird mir helfen! — Er hob drohend die Fauſt.

Seelhaar überlegte, daß jeder weitere Streit mit dem hartnäckigen Littauer fruchtlos bleiben würde. Der muß erſt die Hand am Kragen fühlen, brummte er vor ſich hin, wenn er merken ſoll, daß einer über ihn Gewalt hat. — Er ließ anſpannen und fuhr zum Richter.

Es verſtrichen dann auch nur wenige Tage, bis der Executor mit dem großen blanken Amtsſchilde im Dorfe ſichtbar wurde. Du mußt binnen acht Tagen heraus, ſagte er zu Wanags, haſt dich unnützlich aufgeführt, gegen die Obrigkeit aufgelehnt, ruheſtörenden Lärm gemacht, mit Waffen gedroht. Kann nicht gelitten werden, iſt gegen die öffentliche Ordnung. Sieh hier mein Mandat — acht Tage Friſt, das heißt eigentlich für mich, nicht für dich. Weil ich aber noch weiter in den Kreis muß und erſt nach acht Tagen zu berichten habe, will ich dir ſo lange Zeit zum Beſinnen geben. Komme ich zurück und finde dich nicht mehr — gut! Treffe ich dich noch, ſo wirſt du an die Luft geſetzt — exmittiren nennt man das. Verſtanden?

Wanags lachte zwar verbiſſen, aber ihm war doch nicht frei zu Muth. Der Executor war Soldat geweſen, wie er, und flößte ihm Reſpect ein. Sich ihm offen zu widerſetzen, wenn er das Amtsſchild auf der Bruſt trug, ſchien nicht gerathen. Er war den ganzen Tag mürriſch und in ſich gekehrt, arbeitete auch nicht. Abends traf er mit Grita unter den Grenzbirken zuſammen, ſprach aber wenig, ſondern ging mit geſenktem Kopf neben ihr her. Sie umfaßte ihn und gab ihm tauſend Schmeichelnamen, ohne ihn doch theilnehmender zu ſtimmen. Endlich bat er ſie, mit ihm in ſein Gärtchen unter den Flieder zu kommen; er habe etwas Wichtiges mit ihr zu beſprechen, woran ihre ganze Zukunft hänge.

Es war ein kalter Herbſtabend; der Nebel fing ſich in den Bäumen und tropfte herab. Grita meinte, es ſei ſchlechte Zeit zum Sitzen im Freien, und er möchte lieber in ihre Kammer kommen. Aber er lehnte es ab. Es muß da beſprochen werden, wo wir zuerſt glücklich geweſen ſind, ſagte er, faßte ihre Hand und zog ſie fort.

Höre, begann er, als ſie auf dem Bretterſtapel Platz genommen hatten, ſie wollen mir an Haus und Hof, das iſt beſchloſſene Sache. Nach den Rechten können ſie mir zwar nichts anhaben, das weiß ich gewiß — denn was einer von Vater, Großvater und Urgroßvater her hat, das muß auf die Kinder und Enkel kommen nach Gottes Ordnung — aber ſie denken auf Gewalt, und da wär's leicht möglich, daß ſie mich zwingen, denn viel Hunde ſind des Haſen Tod. Darum muß etwas geſchehen, ſie zu hindern. Ich hab's überlegt, und weiß nun wohl, wie ich zum Ziel komme; aber der Weg iſt lang und ſchwer, und wir müſſen uns für viele Tage und Wochen trennen.

Trennen —? rief ſie erſchreckt und lehnte ſich feſter an ſeine Bruſt.

Dann iſt's aber auch gewiß, verſicherte er, daß wir Hochzeit machen und im Grundſtück bleiben. Stirbt dann einmal die Karalene, und lange wird's doch mit ihr nicht dauern, ſo haben wir Frieden.

Lange wird's mit ihr nicht dauern, wiederholte Grita nachdenklich. Dann ſchwieg ſie eine Weile, wie er, und erſt als ſie ſeine Hand ſchwer auf ihrer Schulter fühlte, fragte ſie: Was willſt du thun, Anſas?

Es giebt Einen, der Macht hat über die Großen und Kleinen, antwortete er mit gehobener Stimme, den will ich zu meinem Schutz anrufen. Ich meine den König! Aber der wohnt in Berlin, und Berlin iſt weit von hier. Ich habe gedacht, an ihn zu ſchreiben — es fragt ſich nur, ob ſie ihm meinen Brief zukommen laſſen. Beſſer iſt's, ich gehe ſelbſt, dann wird er mich hören. Ich habe in Potsdam und Berlin beim Militär vornehme Freunde, die mich wohl noch kennen werden, und ſie haben gutes Vertrauen zu mir. Sie ſind beim König ſehr angeſehen und werden ſchon dafür ſorgen, daß er mein Bittſchreiben lieſ't, wenn es auch nur von einem armen Littauer kommt. Und dann ſollſt du einmal ſehen, was geſchieht!

Wie weit iſt's bis Berlin? fragte Grita bedrückt.

Mehr als hundert Meilen, ſagte er kleinlaut.

Ach —! Und die willſt du zu Fuß gehen, Anſas?

Das Fahren koſtet zu viel; und wenn's auch lange dauert, man kommt doch zuletzt ans Ziel.

Wie lange?

Wochen und Wochen. Was ſchadet das? Wenn wir Beide nur nicht ſo lange getrennt ſein müßten, Grita —!

Sie drückte ſeine Hand. Ich will dich begleiten, Anſas.

Das geht nicht, Kind; du wirſt müde, und es muß auch einer hier aufpaſſen, daß ſie's nicht zu arg treiben. Die Urte verkauft mir das Stroh vom Dach, wenn man ihr nicht aufpaßt.

Die Urte — ja, ja! — Wann denkſt du zu gehen?

Morgen.

Morgen ſchon —?

Es hat Eile, und um ſo früher bin ich wieder zurück.

Dann machen wir Hochzeit?

Sobald ich wieder hier bin.

Sie umarte ihn und küßte ihn. Geh denn —! ſagte ſie zärtlich, ich will ſehn, was ich indeſſen für uns thun kann. — Ihm war das Herz freier, nachdem er ſich ausgeſprochen hatte. Er zog Grita auf ſeinen Schooß und liebkoſ'te ſie und ſcherzte ganz heiter. Erſt nach Mitternacht gingen ſie auseinander.

Früh am nächſten Morgen packte Anſas in eine alte lederne Jagdtaſche etwas Wäſche, ein paar Schuhe, ein littauiſches Geſangbuch, einen großen Brief, den er ſelbſt geſchrieben hatte, und ſo viel Mundvorrath, als noch Platz haben wollte, zog ſeinen beſten neuen Schafpelz mit rothſeidenen Näthen auf den Achſeln an, ſetzte die Soldatenmütze auf, ergriff einen Stecken mit eiſerner Spitze und nahm von ſeinem Vater Abſchied. Er übergebe ihm die Wirthſchaft bis zu ſeiner Wiederkehr, ſagte er ihm, und er ſolle das Haus vor der alten Hexe gut in Acht nehmen. Und find' ich auch nur einen einzigen Baum heruntergeſchlagen, fügte er hinzu, ſo iſt unſere Freundſchaft für immer aus. — Dann ging er zu Petrick hinüber und ſah durch das kleine Fenſter in die Stube hinein. Da ſtand ſchon Grita in ihren Sonntagskleidern und nickte ihm freundlich zu. Sie wolle ihn eine Strecke begleiten, rief ſie hinaus.

Das that ſie denn auch, und ſie gingen nun zuſammen bis zum Mittag Hand in Hand über die Landſtraße. Dann machte Anſas Halt in einem großen Dorfe, und ſagte, es wäre nun Zeit zu ſcheiden, damit ſie vor Nacht nach Hauſe komme. Grita hatte in einem Tuche Eßwaaren mitgenommen, Brod und Käſe und gebratene Fiſche, und ſie ſetzten ſich auf die Deichſel eines abgeſpannten Laſtwagens und verzehrten gemeinſam das letzte Mahl. Geſprochen wurde kein Wort weiter, ſondern als ſie fertig waren, reichten ſie einander die Hand, ſahen ſich traurig an und gingen das Eine rechts das Andere links. —

Grita beſorgte in den erſten Wochen nach dieſem Abſchiede ihre häuslichen Geſchäfte, wie ſonſt, nur daß ſie ſeltener ſang und an den Sonntagen nicht unter den jungen Leuten anzutreffen war, die ſich luſtig vergnügten.

Als einige Wochen verfloſſen waren und Anſas immer noch nicht zurückkehrte, fing ſie an ſehr ungeduldig zu werden. Sie fragte beim Schullehrer an, wie viele Tage ein Fußgänger brauche, um nach Berlin zu gelangen, und erhielt eine Antwort, die ſie ſehr nachdenklich ſtimmte, zumal der gelehrte Mann die Entfernung gewaltig übertrieb. Sie hatte ſich eingeredet, es müßte ein großer Brief vom Könige kommen und in Folge deſſen das Verfahren ſofort eingeſtellt werden. Davon war nun nicht das Mindeſte zu merken; vielmehr wirthſchaftete der Inſpector des Herrn Geelhaar auf dem Bauernlande, als ob es ſchon zum Gut eingezogen wäre, und Kriſtups Wanags wurde nicht einmal um ſeine Meinung gefragt. Die Karalene lärmte jeden Abend betrunken vor dem Hauſe und rief, wenn ſie das Mädchen bemerkte, ſchadenfroh hinüber: So geht's endlich nach der Ordnung — nun haben wir Ruhe, ſeit das Teufelskind auf und davon iſt. Mag er auf der Landſtraße verderben und nie mehr zurückkehren! — Ihre Wuth ſteigerte ſich, als ſie zufällig eine Entdeckung machte, die ſie über einen früheren Vorfall aufklärte. Beim Waſſerſchöpfen fiel ihr ein Handſchuh in den Brunnen; ſie durchſuchte dieſen mit einer Stange und zog das ihr bekannte rothe Tuch heraus, in welchem ſich noch kleine Papierlappen und der ſchwarz-weiße Faden mit dem Gerichtsſiegel vorfanden. Sofort eilte ſie zu Grita und ſchrie mit faſt erſtickter Stimme: Nun iſt's klar wie der Tag! Anſas hat mir das Document geſtohlen, um mich beſſer betrügen zu können — er hat fremdes Eigenthum vernichtet! Aber das ſoll ihm nicht ſo hingehen — das muß der Herr Staatsanwalt in der Stadt erfahren — das bringt ihn ins Zuchthaus. Und wenn er auch fortgelaufen iſt, ſie werden ihn ſchon zu finden wiſſen, den Dieb, den Betrüger! Dann haſt du einen Schatz, der dir gefallen kann — heißa, mein Vögelchen, heißa! Wann giebt's Kindtaufe? — Grita konnte nicht zweifeln, daß die Alte ihre Drohung wahr machen werde, und fühlte ſich um ſo mehr beunruhigt. Und wenn ſonſt Alles gut wird, überlegte ſie bei ſich, die Hexe bleibt uns im Hauſe, und die Noth hat kein Ende, ſo lange ſie lebt.

Seitdem ſchwand ihr natürlicher Frohſinn gänzlich, und ſie wurde ſo wortkarg und verſchloſſen, daß ſelbſt Petrick, der ſich doch ſonſt um nichts in der Welt Sorge machte, die Veränderung merkte. Ich will noch einmal zu meinen Verwandten an der Grenze, ſagte ſie ihm, und anfragen, ob einer jetzt helfen kann, nachdem die Ernte ausgedroſchen iſt. — Das war nur ein Vorwand; ſie hatte andere Dinge im Sinn.

Am nächſten Sonntag ging ſie nach der Kirche und kniete während des Geſanges und ſogar während der Predigt. Ueber Mittag blieb ſie im Gotteshauſe, ſetzte ſich auf die unterſte Altarſtufe, weinte viel und betete unaufhörlich, daß Gott ihr ihre Sünden vergeben möge. Von den großen Leuchtern war etwas Wachs auf die Decke herabgeträufelt; das ſammelte ſie, als ſie allein war, ſorgſam auf, rollte es in ein Kügelchen zuſammen und knüpfte es in den Zipfel ihres Tuches. Auch den Nachmittagsgottesdienſt über hielt ſie ganz nüchtern in der Kirche aus — ſie hatte ſich vorgenommen, an dieſem Tage zu faſten — und als dann der Pfarrer aus der Sacriſtei trat, um über den Kirchhof nach dem Pfarrhauſe zu gehen, ſtellte ſie ſich ihm in den Weg, faßte den weiten Aermel ſeines Talars, drückte einen Kuß darauf und entfernte ſich eiligſt, ohne ein Wort zu ſprechen. Es waren abergläubiſche Vorſtellungen ganz eigener Art, die ſie zu dieſer ganzen Handlungsweiſe beſtimmten.

Dann ging ſie wirklich nach der Grenze, aber nicht zu ihren Verwandten, ſondern zu einem ruſſiſchen Juden, der den Schmuggelhandel betrieb, und den ſie oft bei ihrem Vater geſehen hatte. Er kannte ſie und fragte in Erinnerung an die guten Dienſte, die ihm der Schmuggler geleiſtet hatte, freundlich, was ihr Begehr ſei. Ich habe mitunter geſehen, ſagte ſie, daß mein Vater ſeinen Pferden etwas eingab, auch wenn ſie nicht krank waren, und er belehrte mich, daß ſie davon beſſeren Appetit zum Freſſen und ein glattes, glänzendes Fell bekämen. Das Mittel habe er von dir erhalten, verſicherte er. — Moſes merkte etwas ängſtlich auf. Iſt hinterher ein Unglück damit geſchehen? fragte er verlegen. Hab' ich ihm's doch gegeben für die Pferde und kann ich doch nicht gutſtehen für den falſchen Gebrauch. — Von was für einem Unglück ſprichſt du? fragte das Mädchen, ſcheinbar ganz unwiſſend. — Moſes war beruhigt. Hab' ich geſagt, ein Unglück? berichtigte er ſich, hab' ich doch nur gemeint ein Malheur. Wie kommſt du überhaupt auf ſo etwas, Kind? — Ich wollte dich nur bitten, mir auch das Mittel zu geben. — Moſes ſah ſie erſchreckt an. Was? dir? Was willſt du damit? — Ich diene jetzt bei einem Wirth, erzählte ſie, der ſehr ſchlimm iſt. Er hat einen Knecht, mit dem er täglich lärmt, weil er ihm vorwirft, daß er ihm die Pferde ſchlecht halte. Jurgis wäre ſchon längſt fortgelaufen, wenn er mich nicht lieb hätte. Nun hab' ich ihm von dem guten Mittel geſagt, das mein Vater brauchte, und er läßt mir keine Ruhe, bis ich es ihm verſchaffe. Deßhalb komme ich zu dir, und wenn du mir nicht helfen willſt, iſt's mit der Liebſchaft aus, denn der Aerger treibt ihn nächſtens doch fort. — Der Jude ſchüttelte den Kopf. 's iſt nicht erlaubt — geh! laß mich in Ruhe. — Sie bat und weinte. Kein Menſch ſonſt ſolle davon erfahren, und er könne ſie doch nicht unglücklich machen. Endlich ließ er ſich erweichen, den Wandſchrank aufzuſchließen. Hier haſt du's, ſagte er, indem er ihr ein kleines Papierpäckchen zuſteckte, aber komme mir nicht wieder; ich will mit deinen Liebſchaften nichts zu thun haben.

Grita dankte und machte ſich wieder auf den Weg, nicht nach Hauſe freilich, ſondern über die Grenze. Sie vermied geſchickt die ruſſiſchen Patrouillen und gelangte unangefochten nach dem nächſten großen Dorf, in deſſen Mitte die katholiſche Kirche ſtand. Es war noch nicht ſpät am Nachmittag; aber die Sonne ſchon untergegangen und der Himmel bewölkt; ſie durfte nicht befürchten, erkannt zu werden. Die Fenſter der Kirche zeigten ſich matt erleuchtet, wahrſcheinlich wurde noch eine Meſſe geleſen. Grita ging eilig und ohne ſich irgendwo aufzuhalten nach dem Portal und fand, wie ſie gehofft hatte, die kleine Eingangsthür offen. Nachdem ſie ſich ſcheu umgeſehen, ob ihr Jemand folge, trat ſie in die Vorhalle unter dem Thurm und horchte einige Secunden lang an der nur leicht angelegten Pforte, über der auf dem Bindebalken der zwei plumpen Säulen ein großes Crucifix ſtand. Es war nur das eintönige Murmeln des Geiſtlichen vernehmbar und von Zeit zu Zeit das Klingeln eines feinen Glöckchens. Grita wandte ſich zur Seite, wo an der Wand hinter der einen Säule eine kleine Lampe über dem Weihwaſſerbecken brannte. Auf letzteres war's abgeſehen. Sie knixte, wie ſie es von den Katholiken geſehen hatte, ſchöpfte raſch und unter heftigſtem Herzklopfen eine Hand voll Waſſer, trank einen Schluck davon und befeuchtete mit dem Reſt Stirn und Bruſt. Dann kniete ſie auf den Steinboden nieder und ſprach haſtig ein Gebet. Kaum war das Amen über die Lippen, als ſie auch ſchon ſcheu, wie ſie gekommen war, die Halle verließ. Sie lief mehr, als ſie ging, bis ſie wieder die Grenze erreicht hatte.

Was ſollte das? Grita war eine evangeliſche Chriſtin und hielt, wie die Littauer überhaupt, etwas auf ihr Glaubensbekenntniß. Aber hier mußte ein Fall vorliegen, wo der Glaube nicht kräftig genug ſchien, gewiſſe Hinderniſſe zu überwinden, wo nur Zaubermittel helfen konnten. Ein ſolches Zaubermittel war ihr und den Meiſten ihrer Landsleute das Weihwaſſer einer katholiſchen Kirche. Sie konnte ſich dabei gar nichts Anderes denken, als daß ihm eine ganz beſondere Schutzkraft durch den Prieſter beigelegt ſei, der ja Macht haben ſollte, von Sünden zu erlöſen, alſo ſelbſt eine Art von Zauberer war. Hatte ſie doch oft genug die Szamaitiſchen Schmuggler ſagen gehört, es ſei ihnen wenig beſchwerlich, wenn ſie einmal einen Grenzpoſten erſchoſſen hätten, da ſie ſich leicht losbeichten könnten. Zur Beichte durfte ſie nun freilich nicht; das wäre eine Verleugnung ihres Glaubens geweſen, die ſie in den übelſten Verruf gebracht hätte; aber ſich heimlich etwas von den Gnadenmitteln der fremden Kirche zuwenden, um das Gewiſſen im Voraus zu beſchwichtigen, das ſchien ihr durchaus nicht unerlaubt, und das Herz ſchlug ihr nicht deßhalb ſo laut, weil ſie abergläubiſch von ihrem Bekenntniß abirrte, ſondern weil ſie befürchtete, bei dem Diebſtahl einer ſehr werthvollen Sache ertappt zu werden.

Ob der Zauber nun doch nicht ganz ſo kräftig wirkte, als ſie erwartet hatte, oder was ſonſt der Grund ſein mochte, ſie ſchien, nach Hauſe zurückgekehrt, von einer auffallenden Unruhe gepeinigt. Wohl zehn und mehr Mal täglich ging ſie ſcheinbar ohne Veranlaſſung auf die Dorfſtraße hinaus, lief eine Strecke, ſetzte ſich auf einen Chauſſeeſtein, ſchaute ins Weite und machte ſich traurig und mit geſenktem Kopf wieder auf den Rückweg. Geelhaar, der ſie da einmal ſitzen fand, redete ſie an. Du warteſt wohl auf deinen Schatz? fragte er in ſeiner etwas herben Weiſe. — Das kümmert dich ja nicht, antwortete ſie. — Freilich! nickte er mit den Augen zwinkernd, mich kümmert's nicht, aber dich um ſo mehr. Wo treibt Wanags ſich denn herum? Er vergißt wohl gar den Bietungstermin für ſein Grundſtück. Du ſollteſt doch an ihn ſchreiben, Grita; iſt er zugegen, ſo treibt er vielleicht doch noch das Gebot in die Höhe und ſchlägt ein paar Thaler für ſich heraus. — Sie machte eine ablehnende Bewegung und kehrte ihm halb den Rücken zu. Wohin ſoll ich ſchreiben? ſagte ſie, trotzig den Kopf aufwerfend, ich weiß ja nicht, wo er jetzt zu finden iſt. Aber es hat keine Noth. Den Hof werdet ihr ihm nicht verkaufen — dafür iſt der König da! — Das ſind rechte Vorurtheile, brummte der Alte. Sollteſt lieber bei mir ein gut Wort einlegen. Aber was hilft's ihm freilich, wenn ich Geduld habe? Mit der Karalene kommt er ſein Leben lang nicht zurecht. — Das Mädchen nahm den Kopf in beide Hände und ſchwieg. Geelhaar ging weiter.

Als Grita nach einer Weile aufſah, glühte ihr das ganze Geſicht bis zur Stirn hinauf. Sie ſtand auf und zog das Kopftuch feſter zu, ſo daß nur die Augen frei blieben. Trotz des eiſigen Windes, der ihr entgegenblies, und der Hagelſchauer, die ſich von Zeit zu Zeit aus den ſchwarzen, vorüberjagenden Wolken ſtürzten, ſchritt ſie eine Weile auf der Chauſſee fort, denſelben Weg, den ſie zuletzt mit Anſas gemacht hatte. Sie meinte vielleicht dem Rückkehrenden zu begegnen, aber ſo oft ſie auch aufſchaute, die bekannte Geſtalt ließ ſich nicht blicken. Erſchöpft ſetzte ſie ſich endlich wieder auf einen Stein und weinte. Dann kehrte ſie langſam zurück.

Als ſie am Herrenhauſe vorüber war und in die Dorfſtraße einbog, dämmerte es ſchon. Sie ſah Kriſlups Wanags hinter dem Hauſe her über Feld mit einem Wagen nach der Brücke zu fahren, der mit Brettern und altem Dachſtroh beladen war. Der hat den alten Stall abgebrochen, dachte ſie, aber ſie ſtörte ihn nicht, da ſie ja wußte, daß er nichts zu leben hatte. Im Hauſe war kein Licht zu bemerken; wahrſcheinlich war die Urte nicht darin. Sie pflegte jeden Nachmittag über die Haide nach einem Grenzdorf zu gehen, wo ſie in der Spinnſtube einen kleinen Verdienſt hatte und ſich recht nach Luſt ausplaudern konnte. Grita hatte ſie manchmal erſt ſpät, in der Nacht zurückkommen und vor Petrick's Fenſtern lärmen und ſchimpfen gehört. Das Haus ſtand leer.

Sie trat unter die Birken, deren Behang von dünnen kahlen Zweigen vom Winde gejagt durch die Luft peitſchte, rüttelte ein wenig an der verſchloſſenen Thür, horchte am Fenſter wohl eine Minute lang und ging dann wieder auf die Dorfſtraße hinaus. Nachdem ſie dort noch eine Weile geſtanden und ausgeſchaut hatte, ſchlich ſie um den Zaun herum bis zu dem Trittbrett, ſtieg vorſichtig über, ließ den Brunnen links liegen und wandte ſich um die Klete herum und durch den Garten wieder der Rückſeite des Hauſes zu, die hier eine zweite Ausgangsthür hatte. Sie wußte, daß deren oberer Theil ſtets nur angelegt und durch kräftiges Heben und Ziehen zu öffnen war. Es gelang ihr, ſo in den Flur zu kommen, der ſich quer durch das Haus zog, und in deſſen Mitte unter dem Schornſtein ſich die niedrige Kochvorrichtung von Feldſteinen und Lehm befand. Es war ganz dunkel, aber ſie wußte trotzdem Beſcheid in dem Hauſe, das genau nach littauiſcher Art eingerichtet war. Eine Thür ſeitwärts führte nach der Kammer der Altſitzerin. Grita betrat dieſelbe, taſtete an der Wand nach dem kleinen Holzſchrank neben dem Ofen, öffnete leiſe und fühlte in den beiden Fächern mit der Hand umher. In einer Ecke ſtand eine große Flaſche. Sie hob dieſelbe heraus, ſchüttelte ſie am Ohr und überzeugte ſich davon, daß ſie eine Flüſſigkeit enthielt, roch auch hinein und trat dann dicht an das Fenſter, wo das Schimmerlicht von außen Gegenſtände, wennſchon undeutlich, erkennen ließ. Sie zog dann etwas aus der Taſche, legte die Hand wie einen Trichter um den Hals der Flaſche, ſchüttete ein Papier darein aus, rüttelte die Flüſſigkeit eine Weile hin und her und ſtellte das Gefäß wieder in den Schrank hinein, genau an die Stelle, wo ſie es gefunden hatte. Dann ſchlich ſie hinaus, hob die Thür ein und ging im Bogen über Feld nach der Wohnung ihres Großvaters.

Zwei Tage ſpäter verbreitete ſich am Morgen das Gerücht, die Urte Karalene ſei ſoeben von Leuten, die zum Marktflecken wollten, auf der Haide unter einem Wachholderſtrauch todt gefunden worden. Man wußte, daß ſie am Abend vorher in der Spinnſtube über Magenſchmerzen geklagt und der Branntweinflaſche tüchtig zugeſprochen hatte, um ſie zu vertreiben. Mit der trunkſüchtigen Alten habe es gar kein gutes Ende nehmen können, hieß es allgemein: wahrſcheinlich habe ſie den Weg verfehlt, ſei über den Wachholder gefallen, dort liegen geblieben und in der kalten Nacht jämmerlich umgekommen. Das ſchrieb auch der Richter bei der Leichenſchau zu Protokoll, und die Sache war abgethan.

Als die Karalene begraben wurde, fehlte Grita im Gefolge. Sie lag ſchwer krank zu Bette und ächzte und ſtöhnte wie eine Sterbende. —

Anſas Wanags hatte eine beſchwerliche Reiſe zu überſtehen gehabt. So knapp er ſich auch einrichtete, ſeine Mittel gingen bald zu Ende, und er mußte nun bei mitleidigen Bauersleuten um einen Platz an ihrem Tiſch und um ein Unterkommen zur Nacht bitten. Er hatte ſich's doch zu leicht gedacht, die mehr als hundert Meilen zu Fuß zurückzulegen. Das Wetter war abſcheulich; Tage lang ſtrömten die kalten Herbſtregen nieder und durchweichten ſeinen Pelz; ſein Schuhwerk hielt den ſchlechten Wegen nicht Stand und fing an ſich zu löſen. Manche Nacht mußte er unter freiem Himmel oder in einer offenen Einfahrt zubringen, und ſelten nur fand ſich eine Gelegenheit, eine Strecke zu fahren. Seine eiſerne Natur und ſeine Zähigkeit überwanden zwar manches Ungemach, aber zuletzt ſchleppte er ſich nur noch mühſam mit wunden Füßen und fieberkrank fort. Es blieb ihm nichts übrig, als in einem Städtchen das öffentliche Spital aufzuſuchen. Erſt nach zwei Wochen wurde er von dort entlaſſen und ſetzte nun wieder eilig ſeinen Weg nach Berlin fort. Endlich erreichte er ſein Ziel, aber ſehr viel ſpäter, als er vorausgeſetzt hatte.

In Berlin war er von ſeiner Militärzeit her bekannt. Er ſuchte die Plätze auf, an denen ſeine Compagnie ſich zu ſammeln und zu exerciren pflegte, fand aber nicht mehr dieſelben Geſichter vor. Nur der Feldwebel war noch auf ſeinem alten Poſten. Er hörte ihn freundlich an, gab ihm aber die wenig tröſtliche Auskunft, daß die Herren Offiziere verſetzt oder befördert ſeien, und daß er ſelbſt nicht einmal genau wiſſe, wo dieſelben jetzt anzutreffen ſein möchten. Sein früherer Hauptmann ſei freilich noch am Ort, habe aber ein Bataillon erhalten. Du biſt ein dummer Kerl, ſagte er ihm geradezu, daß du den weiten Weg hergelaufen biſt, ſtatt deinen Brief zur Poſt zu geben. Wie haſt du dir einbilden können, daß dich der König ſprechen wird? Da müſſen ſich ganz andere Leute melden.

Anſas war ſo leicht nicht auf andere Gedanken zu bringen. Wer ſich entſchloſſen hatte, von Wanagiſchken nach Berlin zu wandern, der konnte nicht nach dem erſten Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen umkehren. Er erkundete die Wohnung des Majors, der jetzt verheirathet war und ein großes Haus machte, ſuchte ganz pfiffig erſt die Bekanntſchaft ſeines jetzigen Burſchen und wußte durch ihn die Meldung an den großen Herrn zu bringen, daß Anſas Wanags angelangt ſei und ein Anliegen habe. So wurde er denn wirklich vorgelaſſen, ſehr gnädig aufgenommen und ſogar der jungen Frau in ſeiner bemerkenswerthen Eigenſchaft als National-Littauer vorgeſtellt. Er erhielt nun für die Zeit ſeines Aufenthaltes Freitiſch in der Küche zugeſichert, auch ein hübſches Stück Geld, um ſich einmal „in Berlin zu amüſiren,“ aber in der Hauptſache kam er wenig weiter. Ich ſelbſt, bedeutete ihn der Major, kann deinen Brief nicht abgeben, aber ich will einmal mit meinem Vetter ſprechen, der bei Hof ein Amt bekleidet und dort gute Freunde und Gönner hat.

Wanags wartete ein paar Tage; da aber kein Beſcheid von dem gräflichen Vetter kam, hielt er es doch für zuverläſſiger, auf eigene Fauſt zu handeln. Er wußte ſehr gut, daß die Schildwachen ihn nicht einlaſſen würden, wenn er verſuchen wollte, in das königliche Palais einzudringen, aber er wußte auch ſehr gut, wo des Königs Arbeitszimmer lag, und daß derſelbe mitunter ans Fenſter trat und hinausſchaute. Er ſtellte ſich alſo ſchon früh Morgens am Gitter des Denkmals Friedrich's des Großen auf, nahm ſeinen großen Brief in die Hand und ſah unverwandt nach dem königlichen Palais und nach dem bekannten Fenſter desſelben hinüber. Sobald er dort Jemand zu bemerken glaubte, hob er ſeinen Brief in die Höhe. Es verdroß ihn nicht, daß man bis zum Abend keine Notiz von ihm nahm, und daß auch am zweiten Tage Niemand nach ihm fragte; er fand ſich am dritten wieder ein. So konnte es nicht fehlen, daß er ſelbſt, obgleich er ſich ganz ruhig verhielt und nur von Zeit zu Zeit ſeinen Brief aufhob, Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für die Vorübergehenden wurde, zumal er in ſeiner littauiſchen Tracht immerhin eine außergewöhnliche Erſcheinung war. Es ſammelte ſich um ihn die Straßenjugend, und auch neugierige Reiſende blieben ſtehen, zu fragen, was das bedeute. Das ſchien dem Wache habenden Schutzmann denn doch nicht in der Ordnung. Er fragte ihn, was er eigentlich wolle, und wies ihn mit dem Bemerken fort, daß Seine Majeſtät nicht beläſtigt werden dürfe. Anſas meinte aber, er thue nichts Böſes, wenn er hier ruhig ſtehe. Der Schutzmann wollte dieſe Einrede nicht gelten laſſen, die Umſtehenden miſchten ſich in die Angelegenheit, und es kam zu einem heftigen Disput, den der Beamte mit der Drohung ſchloß, daß er bei fortgeſetzter Weigerung, zu gehen, die gewaltſame Entfernung des Querulanten veranlaſſen müſſe.

Vielleicht wäre es wirklich zu einer Arretirung gekommen, wenn ſich nicht in dieſem kritiſchen Moment die Thüre des königlichen Palais unter der Säulenhalle geöffnet hätte, um einen Offizier durchzulaſſen, der an der über die Schulter gehängten Schärpe als Adjutant kenntlich war und direct auf die Gruppe zueilte. Der Littauer hielt ſeinen Brief hoch, die Umſtehenden machten Platz, und der Polizeibeamte grüßte ehrerbietig. Der Offizier ließ ſich den Brief reichen, betrachtete die Aufſchrift, winkte dem Ueberbringer, ihm zu folgen, und verſchwand mit Wanags im Palais den Blicken der Neugierigen, die noch lange ihren Platz behaupteten, um der kommenden Dinge zu harren.

In der Vorhalle wurde Anſas gründlich nach ſeinen näheren Verhältniſſen ausgefragt und von dem Offizier wegen ſeiner Zudringlichkeit geſcholten. Er vertheidigte ſich, ſo gut er konnte, mit ſeiner Noth, und die zutrauliche Art, mit der er in gebrochenem Deutſch ſeine Leidensgeſchichte erzählte und ſeine Hoffnungen vortrug, ſchien ſo originell, daß die Herren unmerklich Intereſſe für den armen Menſchen gewannen, der eine ſo weite und beſchwerliche Reiſe in dem naiven Glauben gemacht hatte, der König könne ſich um die häuslichen Verhältniſſe auch des geringſten ſeiner Unterthanen bekümmern. Der Adjutant verſprach ihm endlich, den Brief ſelbſt abzugeben, aber Anſas meinte, es wäre ihm doch lieber, wenn er ſeinen guten König ſelbſt ſehen könnte, und er wolle doch auch wiſſen, was er zu Hauſe dem Executor zu ſagen habe, wenn der ſich wieder bei ihm melde, und ob es erlaubt ſei, daß den armen Littauern ihr ererbtes Land von den Deutſchen weggenommen werde. Der Offizier bedeutete ihn, daß der König unmöglich Jeden ſelbſt hören und ſprechen könne, hieß ihn aber doch warten und ging hinein. Nach einer Weile kam er zurück, ſagte, daß der König den Brief geleſen und ſeinen Sohn, den Kronprinzen, beauftragt habe, ihm Beſcheid zu geben, führte ihn auch durch eine Reihe von Zimmern nach einem Cabinet und meldete ihn an.

Anſas Wanags fühlte ſich durch den Gedanken, einer ſo hochgeſtellten Perſönlichkeit gegenübertreten zu ſollen, keineswegs beunruhigt. War er auch jetzt nicht in Uniform, ſo ſteckte doch der Soldat zu feſt in ihm, um eine Unſicherheit in ſeinem Benehmen aufkommen zu laſſen; er hatte ja gelernt, wie man vor einem Offizier zu ſtehen und ihm zu antworten habe, und an Uebung hatte es ihm keineswegs gefehlt, mit den hohen und höchſten Herrſchaften vom Militär zu verkehren. Daß er ſich kerzengerade zu poſtiren, die Arme unbeweglich zu laſſen, den Kopf aber frei aus der Binde herauszuſtrecken, ſeinen Vorgeſetzten offen anzuſehen und deſſen Fragen laut, kurz und beſtimmt zu beantworten habe, verſtand ſich für ihn ganz von ſelbſt. Nach wenigen Minuten erſchien der Kronprinz im einfachen Offiziersrock, vom Adjutanten begleitet, ging freundlich auf ihn zu und redete ihn in ſeiner leutſeligen Weiſe mit einigen littauiſchen Worten an. Nun war Anſas ganz Seligkeit; er antwortete in ſeiner Landesſprache und ſchien verſtanden zu werden. Du haſt wohl dein Deutſch wieder ganz verlernt, fragte der hohe Herr, vorſichtig einlenkend. — Nein, königliche Hoheit, erwiderte der Littauer ſchmunzelnd, ich 'aben viel behalten. — Das iſt mir lieb, meinte der Kronprinz, laß einmal hören. Er erkundigte ſich nun in deutſcher Sprache nach ſeinen Verhältniſſen, fügte aber von Zeit zu Zeit einen littauiſchen Ausdruck ein. Wanags ſprach von Herrn Geelhaar, dem ſchlauen Fuchs, von der Urte Karalene, der betrunkenen Hexe, vom Richter, der kein Wort littauiſch könne, vom alten

Secretär, der ſich Butter und Eier in die Küche tragen laſſe und hinterher doch thue was er wolle, und von den anderen Perſonen ſeiner nächſten Nachbarſchaft, wie von Leuten, die dem Prinzen bekannt ſein müßten, wie ihm, und machte den hohen Herrn oft lachen. Derſelbe hörte aber auch ſeine Klage, daß die Littauer mehr und mehr von den Deutſchen verdrängt würden, ſehr ernſt an und bemerkte zum Adjutanten: Es iſt ſchade um das Volk; die Littauer ſtellen uns die beſten Soldaten. — Schließlich entließ er den wunderlichen Gaſt mit den ihm ſehr tröſtlich klingenden Worten: Geh nur nach Hauſe, Anſas, damit du dort nichts verſäumſt. Deine Sache ſoll gründlich unterſucht werden, und wenn dir wirklich Unrecht geſchehen ſein ſollte, ſo wird dir geholfen werden, ſo weit geholfen werden kann, oder die Schuldigen ſollen zur verdienten Strafe kommen. Wenn du dich aber ſelbſt ins Unglück gebracht haſt, ſo kann dir kein Menſch helfen, auch der König nicht. Das Geſetz iſt über Allen. — Damit grüßte er und entfernte ſich. Der Adjutant führte Anſas wieder durch eine Reihe von Zimmern und Corridoren bis an eine Treppe. Dort gab er ihm mehrere blanke Goldſtücke, ſagte, daß der König ſie ihm als Reiſegeld ſchicke, und ließ ihn durch einen Diener aus dem Palais führen. Als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, befand er ſich nicht unter den Linden, ſondern in einer Seitenſtraße. Er hätte ſich einbilden können, geträumt zu haben, daß er in einem

Königshauſe geweſen, wenn nicht das Gold in ſeiner Hand jeden Zweifel an der Wirklichkeit ausgeſchloſſen hätte.

Für ihn war es nun gewiß, daß man ihm zu Hauſe nichts werde anhaben können. Daß der Kronprinz auch an den Fall eigener Verſchuldung gedacht, hatte er keineswegs überhört, aber es fiel ihm nicht einmal ein, zu überlegen, ob derſelbe auf ihn Anwendung finden könnte. Er war heiter und guter Dinge, ſtrich langſam durch die Straßen an den prachtvollen Schaufenſtern hin und guckte hier und dort hinein, immer mit ſich berathend, was er wohl ſeiner Grita kaufen und mitnehmen könne. Endlich fiel ihm bei einem Juwelier ein goldenes Kreuz mit kleinen funkelnden Steinen beſetzt in die Augen. Das wäre etwas, worüber ſie ſich freuen könnte, meinte er, und alle Bäuerinnen würden ſie beneiden, wenn ſie damit in der Kirche erſchiene. Er kaufte es ſofort, und es kümmerte ihn wenig, daß ein großer Theil ſeines königlichen Geſchenkes darauf ging. Er reichte mit dem Reſt noch vollauf bis nach Hauſe, meinte er, und es werde bei einiger Sparſamkeit auch noch ſo viel übrig bleiben, daß er Geelhaar die ſchuldigen Zinſen zahlen könne, dann ſei ihm doch gewiß nichts anzuhaben.

Seine Rückreiſe kam ihm minder beſchwerlich vor, da er von Mitteln nicht ganz entblößt war und frohen Muth hatte. Zwar ſtellte ſich der Winter mit ſcharſem Froſt ein, doch litt er in ſeinem Pelz davon weniger, als von der Näſſe vorher. An jedem Abend wickelte er das Kreuz aus den Papieren, in die der Juwelier es ſorgſam verpackt hatte und die ſo wunderſam nach Roſen und Lavendel dufteten, und wenn er es anſah, ſtand auch Grita leibhaftig vor ihm, und daß er ihr nun jeden Tag näher komme und daß die Hochzeit immer weniger fern ſei, das ſtärkte ſeine Kraſt und ſtählte ſeine Muskeln.

So kam er denn endlich in das Dorf, in dem er von Grita Abſchied genommen hatte, und meinte, daß er ſie dort wieder finden müßte, obſchon er ihr gar keine Nachricht gegeben. Es war ſchon ſpät am Nachmittag, aber er fand keine Ruhe mehr zu raſten, ſeine Sehnſucht trieb ihn weiter. Er lief mehr, als er ging, und nach wenigen Stunden ſchon ſah er das Herrenhaus mit hellerleuchteten Fenſtern vor ſich. Er drohte mit der Fauſt hinüber und murmelte vor ſich hin: Warte nur, mit dir werde ich jetzt bald fertig werden! Wie er der Dorfſtraße näher kam, ſtrengte er ſeine Augen an, die bekannten Gegenſtände herauszufinden; aber der Lichtſchein blendete, und der Himmel war mit Wolken bedeckt, ſo daß ſich nur die größeren Maſſen wie etwas hellere Nebel davon abhoben. Täuſchte er ſich? Die Umriſſe ſtimmten nicht ganz mit ſeiner Erinnerung. Um ſein Haus herum waren ihm die Bäume ſonſt immer höher erſchienen. Wenn ſein Vater doch die Birken — — Er verdoppelte ſeinen Schritt, und nun bog er rechts ein — und wahrhaftig! Da fehlten die ſchönſten Bäume vor der Thür, und allerhand Strauchwerk lag auf der Erde herum, und auf dem Hof war geſchlagenes Holz aufgeſchichtet. Das Herz wollte ihm zerſpringen vor Zorn und Schmerz. Wer hatte ihm das gethan?

Er hatte gedacht, vorbei zu gehen und zuerſt bei Petrick anzuklopfen, um Grita einen Beſuch abzuſtatten, aber ſein Fuß war wie gebannt, er konnte nicht weiter. In der Stube brannte Licht hinter den befrornen Scheiben. Es zog ihn da hinein.

Die Hausthür war von innen verriegelt. Man pflegte ſonſt nicht ſo vorſichtig zu ſein. Er pochte heftig an, wie Jemand, der ſeinen Aerger ſchon außen zu erkennen giebt, ungerechtfertigterweiſe ausgeſchloſſen zu ſein. Es war ihm gewiß, daß ſein Vater öffnen würde, und er rief deßhalb, ſchon ehe die Thür noch halb aufgezogen war, zornig hinein: Wer hat meine Birken heruntergeſchlagen? — Zu ſeiner größten Verwunderung fragte eine ganz fremde Stimme heraus: Was giebt's denn ſo ſpät? und als er nun zögerte und zurückſchaute, ob er auch wirklich in Wanagiſchken und auf ſeinem Hofe ſei, beugte ſich eine weiße Zipfelmütze um den Thürpfoſten, und die Frage wurde wiederholt.

Wer biſt du? fragte Anſas erſchreckt. Er war abergläubiſch, wie alle Littauer, und glaubte einen Geiſt zu ſehen.

Das frage ich dich, lautete die Antwort. Dann aber ſchien der Ankömmling beſſer ins Auge gefaßt zu ſein, denn der Fremde fuhr in ganz verändertem Tone fort: Ach! biſt du's, Anſas Wanags? Wir hatten ſchon geglaubt, daß dich unterwegs der Teufel geholt habe, oder daß du über die Grenze gegangen ſeiſt. Was willſt du hier?

Anſas erkannte nun auch ſeinerſeits den Sprechenden als den Kämmerer des Herrn Geelhaar. Was willſt du hier? fragte er wild, hier in meinem Hauſe?

In deinem Hauſe —! Ach, du weißt wohl noch nicht einmal —? Aber komm herein. Es iſt empfindlich kalt, und der Wind bläſ't mir das Licht aus.

Der Littauer zögerte. Ich muß erſt der Grita melden, daß ich wieder heim bin, ſagte er.

Der Grita? Die findeſt du nicht mehr bei ihrem Großvater.

Nicht —? Wo aber?

Sie ſoll zu ihrer Mutter nach der Grenze gegangen ſein, oder zu andern Verwandten, Niemand weiß es genau zu ſagen, ich glaube Petrick ſelbſt nicht. Sie war plötzlich verſchwunden.

Seit wie lange iſt ſie fort?

Seit mehreren Wochen. Warte einmal — es war, wenn ich mich recht beſinne, gleich nach dem Begräbniß der Karalene.

Wanags faßte die Thüre und riß ſie mit einem heftigen Ruck weit auf. Die Karalene iſt —

Todt, ergänzte der Kämmerer.

Wanags athmete erleichtert auf. Das iſt eine gute Nachricht, ſagte er, ſie hat mich genug gequält. Er vergaß einen Augenblick, daß er ſich vergebens auf ein Wiederſehen mit Grita gefreut hatte. Heute war ſie ja auch keinen Falls mehr zu erreichen; er trat alſo ins Haus ein, klinkte die Thür hinter ſich zu, warf ſeine Taſche auf die Ofenbank und ſtreckte ſich daneben aus. Haſt du etwas zu eſſen? fragte er.

Der Kämmerer ſuchte aus der Schieblade des großen Tiſches ein Stück Brod und eine Speckſchwarte vor, reichte ihm auch aus der Bruſttaſche ſein Schnapsfläſchchen. Das iſt eine gute Nachricht, wiederholte Anſas, nachdem er ſich geſtärkt hatte; ſeine Gedanken waren bei der Altſitzerin geblieben. Hat ſie ſich im Trunk das Genick abgeſtürzt, oder was war's mit ihr?

Man hat ſie eines Morgens früh auf der Haide todt gefunden, berichtete der Kämmerer.

So iſt ſie innerlich verbrannt, meinte der Littauer, und der Teufel hat ſie angeſteckt.

Der Kämmerer lachte, wie Einer der nicht gläubig iſt und doch nicht widerſprechen mag. Das war ſo die Meinung, ſagte er, aber der Teufel hat vielleicht einen guten Helfershelfer gehabt.

Wie das?

Hm — ich will nichts geſagt haben. Aber es kam doch zu plötzlich. Sie fiel ſonſt nicht ſo leicht um, und unter freiem Himmel hat ſie manchmal ſchon in kälteren Nächten zugebracht, ohne daß es ihr was geſchadet hätte.

Es kommt auch einmal anders. Wenn der Teufel einen haben will, macht er ihn erſt eine Weile ſicher; eh' man ſich's verſieht, ſchlägt er dann zu.

Der Kämmerer nickte zuſtimmend und ſchüttelte gleich darauf doch wieder bedenklich den Kopf. Es kann ſein, meinte er, aber es iſt doch noch etwas Anderes dabei geweſen.

Was?

Ja — was? Ich hab' in dieſen Tagen das Haus aufgeräumt und auch die Kammer in Ordnung gebracht, in der die Alte gehauſ't hatte. Du weißt, daß ſie im Wandſchrank neben dem Ofen zu verwahren pflegte, was ſie zur Nothdurft brauchte. Da ſtanden denn auch leere Flaſchen und darunter die große, in der ſie aus dem Kruge den Branntwein holte — ſie war auch leer.

Anſas lachte auf. Natürlich! Wie hätte ſie ſterben können, wenn noch ein Tropfen übrig geweſen wäre?

Aber es iſt ein ganz merkwürdiger Bodenſatz darin — einen halben Finger hoch, weiß und glänzend.

Der Littauer horchte auf. Sollte die Hexe —

Dergleichen thut doch ſonſt Niemand ſelbſt in den Branntwein hinein, bemerkte der Kämmerer, der ſehr gut wußte, daß Anſas errieth, um was es ſich handelte.

Nun — ſie iſt todt, ſchloß Anſas, den das Uebrige wenig beunruhigte.

Und begraben, fügte der Kämmerer hinzu, ohne daß ſie den Magen unterſucht haben.

Es entſtand eine Pauſe im Geſpräch. Wanags verzehrte ſein kärgliches Abendbrod. Wo iſt denn mein Vater? fragte er dann ziemlich gleichgiltig vor ſich hin.

Er ſucht irgendwo Arbeit als Dreſcher, lautete die Antwort.

Das wird ihm hart ankommen, meinte Anſas, er arbeitet nicht gern. Nun die Urte todt iſt, ſoll er's beſſer bei mir haben, wenn ich erſt wieder eingerichtet bin. Das ſagte er ganz ruhig; gleich darauf aber ging ihm wieder der erſte Aerger bei ſeiner Ankunft durch den Kopf und er fuhr heftig auf: Wer hat mir die Birken vor dem Hauſe heruntergeſchlagen?

Der Herr Geelhaar hat's befohlen, antwortete der Kämmerer, und in den nächſten Tagen folgen die anderen nach. Es iſt gerade die beſte Zeit zum Holzſchlagen.

Der Littauer richtete ſich hoch auf und ballte die Fauſt. Hat er's gewagt? ſchrie er. Mein Eigenthum —! Aber das ſoll er büßen!

Der Kämmerer drückte ihn auf die Bank zurück. Lärme nicht, bat er, es nützt dir nicht. Herr Geelhaar hat nur über das Seinige verfügt.

Ueber das Seinige?

Gewiß! Er hat ja das ganze Grundſtück auf dem Gericht gekauft.

Wanags ſtarrte ihn an. Das Grundſtück — auf dem Gericht — gekauft —? Das lügſt du! Das iſt nicht möglich.

Es iſt ſchon möglich.

Und der König?

Was kann da der König? Das Grundſtück war ja öffentlich ausgeboten und der Termin bekannt gemacht. Warum warſt du nicht dabei?

Es gilt nichts, ſchrie Anſas, ich ſage dir, es gilt nichts.

Der Kämmerer zog die Schultern auf. Ich weiß nicht. Aber zugeſchlagen iſt ihm das Grundſtück mit Allem, was daran und darauf iſt, in aller Form, und das Erkenntniß haben ſie für dich an die Thür genagelt, da du ja nicht zu finden warſt.

Es gilt nichts, wiederholte Wanags grimmig. Wie können ſie mein Erbe verkaufen, ohne daß ich dabei bin? Und der König hat's erſt zu unterſuchen verſprochen.

Der Andere ließ ſich auf eine Erörterung darüber nicht ein. Billig genug hat er's erſtanden, fügte er ſeinem Berichte zu, für ein Spottgeld. Es war ja bekannt, daß er ſchon lange ſein Auge auf den Hof hätte. Da hielten die anderen Bieter zurück.

Anſas hörte kaum darauf. Er ſtützte die Ellbogen auf die Kniee und faßte ſeinen Kopf mit beiden Händen, die Stirn krampfhaft zuſammendrückend. Es wollte ihm nicht klar werden, was eigentlich vorgegangen war.

Am nächſten Morgen fand ſich Herr Geelhaar, der von der Rückkehr des Littauers ſofort benachrichtigt worden war, ſchon früh auf dem Bauernhof bei ſeinem Kämmerer ein; Wanags ſchlief noch, wachte aber auf, als er den Verhaßten ſprechen hörte. Biſt du ruhig und verſtändig genug, um mich anzuhören? fragte der Gutsbeſitzer.

Du biſt mein Gaſt, antwortete der Littauer, und ich werde auch jetzt nicht vergeſſen, was das bedeutet. Setze dich! Er wies auf einen Stuhl.

Ueber Geelhaar's breites Geſicht zog ein halb mitleidiges, halb überlegenes Lächeln. Er unterdrückte es aber, und ebenſo eine ſarkaſtiſche Bemerkung, die ihm ſchon auf den Lippen ſchwebte. Man muß nicht mit dem Kopf durch die Wand wollen, Anſas, ſagte er ernſt und zugleich möglichſt gemüthlich. Wenn unſer Schädel noch ſo hart iſt, die Mauerſteine ſind immer noch härter. Es ſteht nun einmal feſt, daß ich dieſes Grundſtück Wanagiſchken Nr. 1 in der Subhaſtation meiſtbietend erſtanden habe.

Wanags, der vornübergebeugt unverwandt zur Erde geſehen hatte, ſchoß jetzt von unten her einen giftigen Blick hinüber. Wir wollen's abwarten, Herr, ſagte er dann, aber gelaſſener, als zu vermuthen geweſen war.

Da iſt nichts abzuwarten, meinte der Gutsbeſitzer, die Sache iſt feſt. Ich habe das Grundſtück gekauft, und es gehört mir; aber ich will gleichwohl nicht, daß du zu Schaden kommſt, Anſas. Du biſt ein Thor geweſen, daß du nicht zum Termine hier bliebſt. Freilich konnteſt du nicht wiſſen, daß die Karalene mit Tod abgehen und das Grundſtück dadurch einen hübſchen Groſchen im Preiſe ſteigen würde, aber ein verſtändiger Menſch läuft doch nicht davon, um ſeine wichtigſten Angelegenheiten dem Zufall zu überlaſſen. Was iſt die Folge geweſen? Ich habe ſpottbillig gekauft, weit unter dem Werthe, wie ich ihn allezeit geſchätzt habe. Wenn ich nun ſagen wollte: das iſt eine Sache für ſich, und gekauft iſt gekauft, ſo könnte kein Menſch mir etwas anhaben, und auch vor Gott wär's keine Hundsfötterei. Aber ich will keinen Vortheil machen durch deine Unvorſichtigkeit und Nachläſſigkeit, Anſas, ſondern chriſtlich mit meinem alten Nachbar verfahren. Es ſoll ſo ſein, als ob ich von dir ſelbſt gekauft hätte, ungefähr zu dem Preiſe, den ich dir früher einmal genannt habe, die Verwahrloſung des Grundſtücks in der Zwiſchenzeit abgerechnet. Deinen Vater hab' ich ſchon abgefunden, und er hat mir die Hand geküßt; deine Schweſter Mare werde ich ausſtatten, wenn ſich zu ihr ein Mann findet, und dir — nun dir gebe ich hier aus freien Stücken dreihundert Thaler Kaufgeld. Damit iſt dann, meine ich, reiner Tiſch gemacht.

Er nahm dabei ſeine lederne Brieftaſche aus dem Rocke, zog bedächtig die Werthſcheine vor und breitete ſie auf der Platte aus.

Wanags ſah ihm von ſeinem Platze aus zu, ohne die geringſte Gemüthsbewegung zu verrathen. Nur wurden ſeine Blicke noch ſtechender, und ſeine Lippen zogen ſich auf, ſo daß die weißen Zähne frei wurden. Er ließ ganz ruhig Geelhaar die Papiere einzeln auf den Tiſch legen und überzählen; dann aber ſagte er mit einer verächtlich abweiſenden Handbewegung: Behalte nur dein Geld — ich habe dir nichts verkauft.

Du biſt ein Narr! platzte der Gutsbeſitzer heraus.

Der Bauer ließ ſich dadurch nicht aus der Faſſung bringen. Er griff in die Weſtentaſche und holte ein kleines Papier vor, wickelte dasſelbe langſam auf und legte ſeinerſeits zwei Goldſtücke auf den Tiſch. Da ſind deine Zinſen, ſagte er, und nun ſind wir auseinander.

Geelhaar ſchlug ärgerlich mit der Fauſt auf die Platte. Da ſoll doch —! Was willſt du mir jetzt mit den Zinſen? Für Dummheit kann kein Menſch; aber ſo bornirt —! Nun? Nimmſt du das Geld, oder nicht?

Anſas ſchüttelte energiſch den Kopf. Geelhaar packte die Papiere eilig zuſammen und warf ſie unordentlich in die Brieftaſche. Ich will dir drei Tage Zeit laſſen, rief er. Beſinnſt du dich inzwiſchen, ſo kannſt du dir das Geld abholen kommen. Wenn nicht, ſo iſt es mir — um ſo lieber; ich kaufe gern billig. Er wandte ſich dann an ſeinen Kämmerer, der verwundert zugeſchaut hatte. Ihr ſeid Zeuge, Mann! Und heute fangt ihr mit den Bäumen' hinter dem Hauſe an; ich will freies Feld haben. Er ging, ohne zu grüßen.

Anſas' erſter Gang war zum Richter. Er fragte ihn, ob der König in ſeiner Angelegenheit nichts veranlaßt habe? O, gewiß, hieß es, ein großes Schreiben ſei heruntergekommen zum Bericht, und ſogar einer der Herren vom Obergericht habe eine außerordentliche Reviſion abgehalten, aber es ſei Alles in beſter Ordnung gefunden. Wanags ſchwieg; eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus, dachte er.

Ein Beſuch beim Landrath endete nicht tröſtlicher. Das Grundſtück ſei in allen Formen Rechtens verkauft, wurde er beſchieden, und da ſei nichts weiter zu thun. Er ſuchte auch den Pfarrer auf, zu dem er ſtets Vertrauen gehabt hatte, und klagte bei ihm die irdiſche Gerechtigkeit an. Aber der Geiſtliche hielt ihm ſelbſt eine Strafpredigt nach dem Thema: Unfriede verzehrt, und meinte, er habe ſeinen Verluſt ſich ſelbſt und ſeiner Prozeßſucht zuzuſchreiben und ſolle ſich nun fleißig an die Arbeit machen, wenigſtens einen Theil des Verlornen wieder einzubringen. Anſas küßte beim Abſchied in gewohnter Weiſe ſeine Hand, aber die Galle lief ihm dabei ins Herz. Nicht einmal in der

Kirche bekommt ein armer Littauer Recht, knurrte ſein Unmuth.

Er wanderte nach der Grenze, nach Grita zu hören. Ihre Mutter, meinte er, würde doch Auskunft über ſie geben können. Sie ſei hinüber zum Caplan, hieß es, — die werde doch noch einmal katholiſch werden. Das wunderte ihn, aber er ſagte gleichwohl nichts, ſondern ging ihr, ſo müde er auch war, eine Strecke über die Haide entgegen. Es dunkelte ſchon, als ihm eine Frauengeſtalt eilig entgegen kam. Sie hatte den Kopf mit Tüchern verbunden und einen wollenen Rock wie einen Mantel um die Schultern gehängt; trotz dieſer Vermummung erkannte er ſein Mädchen doch gleich am Gange und beflügelte nun auch ſeinen Schritt und rief ihr entgegen: Grita! Sie ſtutzte und zog das Tuch vom Geſicht weg, erkannte ihn, machte ſchnell die Arme frei und warf ſich ſtürmiſch an ſeine Bruſt. Er hörte ſie laut ſchluchzen.

Dann gingen ſie zuſammen weiter; Anſas legte die Hand auf ihre Schulter, und Grita lehnte den Kopf an die ſeinige, geſprochen wurde eine Weile gar nicht, und hinterher vom Unwichtigſten zuerſt — daß der Winter recht kalt werde und der Wind eiſig von Norden wehe, und daß ihre kleine Schweſter beim Gange zur Schule die Finger erfroren habe, und daß in letzter Nacht Spiritus über die Grenze gebracht und viel geſchoſſen ſei. Dann fragte er ſie, ob ſie beim

Caplan geweſen wäre, wie ihre Mutter meine, und was ſie da wolle. Sie wurde verlegen und fing wieder an zu weinen und ſagte endlich, ſie habe heimlich etwas Weihwaſſer geholt für ihre kleine Schweſter, die erfrorene Hand damit einzureiben. Das fand er keineswegs tadelnswerth, nur daß ſie weinte und ſo zögernd antwortete, ſchien ihm auffallend. Warum ſie denn von Petrick fortgegangen ſei, erkundigte er ſich nun und fügte hinzu, einen ſo traurigen Abend, wie den geſtrigen, habe er ſelten gehabt, da er ſie nicht gefunden. Du bliebſt ſo lange fort, ſagte ſie zitternd, und es litt mich nicht bei dem alten ſchweigſamen Manne in der Nähe des Hauſes, aus dem ſie die Urte fortgetragen hatten — ich ſah immer den ſchwarzen Sarg bei Tag und bei Nacht. Das war kaum eine ausreichende Erklärung, aber Anſas nahm ſie ohne Bedenken dafür und ſprach ſeine Freude darüber aus, daß er das tobſüchtige Weib nicht mehr angetroffen habe; darauf ſchwieg ſie und hätte doch froh einſtimmen müſſen, wie er dachte.

Sie war überhaupt ſo eigen und ganz verändert — gar nicht mehr ſo munter und beweglich wie früher. Das kommt wohl daher, überlegte Anſas, weil ſie die Hochzeit wieder geſtört meint; er hatte aber keinen rechten Muth, davon anzufangen.

Du wirſt doch die Nacht bei uns bleiben? fragte Grita, als ſie im Dorf anlangten. Er trat mit ihr in ihrer Mutter Haus. Es brannte Licht in der

Stube, die Frau ſaß am Spinnrocken, und die Kinder hockten am warmen Ofen. Er zog den Pelz ab und ſah zu, wie Grita die Tücher vom Kopf wickelte und die Röcke in Ordnung brachte. Jetzt erſt ſollte ihm wieder das liebe Geſicht erſcheinen, nach dem er ſich ſo lange gebangt hatte; aber er erſchrak faſt, als ſie dicht vor ihn trat — es war das liebe freundliche Geſicht nicht mehr. Er hätte ſich einbilden können, viele Jahre lang fortgeweſen zu ſein, ſo gealtert ſah es aus. Die Wangen waren eingefallen und die Augen blau umrändert, und eine grämliche Falte hatte ſich in die Stirn gedrückt. Biſt du krank geweſen, Grita? fragte er beſtürzt. Sie ſchüttelte den Kopf.

Er nahm das goldene Kreuz vor, das er ihr mitgebracht hatte, wickelte es aus dem Papier und reichte es ihr. Ach—! rief ſie, offenbar freudig überraſcht, und das Geſicht erheiterte ſich plötzlich. Sie lehnte ſich mit dem Ellenbogen auf den Tiſch, an dem ſie ihm gegenüber geſtanden hatte, hielt das Kreuz unter das Licht und beugte ſich darüber, es genauer zu betrachten. Die Steine funkelten aus dem Golde vor, und ihre Augen blitzten munter. Aber dann ſchien wieder eine trübe Vorſtellung ihre Gedanken abzulenken. Wie man den Schatten einer Wolke über ein ſonniges Getreidefeld ziehen ſieht, ſo verlor ſich auch von ihrem Geſicht der Sonnenſchein. Sie drückte einen Kuß auf das Kreuz, und als ſie ſich aufrichtete und abwendete, rollten ihr die hellen Thränen über die Wangen.

Das bringe ich dir vom König aus Berlin mit, ſagte er beruhigend, und du kannſt es vor allen Leuten in der Kirche tragen, wenn es dir gefällt.

Es gefällt mir wohl, antwortete ſie matt, und es iſt ein — Kreuz. Dabei mußte ihr nun wieder etwas durch den Sinn gehen, was Anſas nicht errathen konnte, denn ſie legte raſch das Angebinde hinter ſich auf den Tiſch und eilte in die Kammer neben der Stube.

Die Kinder kamen nun vom Ofen herbei, beſahen das kleine Kunſtwerk erſt ſchüchtern von Weitem und ließen es dann von Hand zu Hand gehen. Auch Grita's Mutter ſchaute vom Spinnrocken auf. Was fehlt dem Mädchen? fragte Anſas leiſe. Sie zuckte die Achſeln, lächelte aber dabei ſo eigen — ihm wurde ganz beklommen zu Muth. Nach kurzem Bedenken folgte er Grita in die Kammer.

Es war dunkel dort; nur durch die Thüröffnung fiel ein ſchwacher Lichtſchein auf die Dielen und kreuzte ſich mit der dämmernden Nachthelle, die vom kleinen faſt viereckigen Fenſter her in das ſchmale Gemach drang. Anſas konnte Anfangs nicht erkennen, was er ſuchte, aber aus der Ecke am großen Ofen hervor, der mit ſeiner Rückſeite die Kammer wärmte, vernahm er ein leiſes Schluchzen und ging darauf zu. Worüber weinſt du denn, Grita? fragte er traurig, indem er ſich neben ihr auf die Bank niederließ und ihre Hand ergriff. Nun wandte ſie ſich raſch zu ihm, umarmte ihn und küßte ihn ſtürmiſch. Auch das war ſonſt nicht ihre Art.

Anſas war doch ſchon beruhigt; er glaubte nun zu wiſſen, daß ſie gegen ihn nichts haben könne. Er liebkoſ'te ſie und gab ihr alle die zärtlichen Namen, die ſie ſonſt von ihm gehört hatte, und an denen ſeine Sprache ſo reich iſt. Und dann fing er an zu erzählen, wie es ihm auf der weiten Reiſe gegangen, und wie er zum König eingelaſſen ſei, und wie ihm der Kronprinz ſelbſt Schutz zugeſagt habe, und wie man ihm nun doch zu Hauſe das Seinige nehmen wolle. Aber ich merke wohl, ſchloß er, daß ſie ein ſchlechtes Gewiſſen haben. Geelhaar, der Arge, hat mir Geld angeboten, wenn ich das Haus räume — ſie ſollen mich nicht um mein Erbe betrügen! Ich räume das Haus nicht, und wenn du willſt, Grita, machen wir in acht Tagen Hochzeit und ziehen ein. Ich will einmal ſehen, wer uns daraus zu vertreiben wagen ſollte.

Er hatte geglaubt, ihr damit die angenehmſte Ausſicht zu eröffnen, aber ſie zitterte plötzlich am ganzen Leibe und wurde eiskalt und dann wieder glühend heiß. Nein — nein, Anſas, ſtieß ſie gepreßt die Worte vor, nicht in das Haus — ich ſetze meinen Fuß nicht mehr in das Haus —

Als meine Frau, Grita —

Auch nicht als deine Frau — nie, nie mehr!

Aber weßhalb, Grita —? weßhalb —?

Die Urte — ſtammelte ſie und drückte das Geſicht feſt an ſeine Bruſt, die eigene Stimme erſtickend.

Wanags durchzuckte es, wie ein Blitzfunke. Die Urte —! In ſeinem Hirn dämmerte etwas auf und verſchwand wieder und tauchte von Neuem greifbarer hervor; und es zog hinab bis in ſeine Bruſt wie ein ungeheurer Schmerz und verſetzte ihm den Athem und preßte ihm ſo das Herz zuſammen, daß es nur mit Mühe ſchlagen konnte. Er ſagte kein Wort und fragte auch nichts mehr — er wußte Alles.

Und ſo ſaßen ſie wohl eine Stunde, lautlos und faſt bewegungslos Arm in Arm. Grita wußte, daß ſie verſtanden war; Anſas brütete in ſich hinein. Dann ſchien er ſeinen Entſchluß fertig zu haben. Er ſtand auf und ſagte: In mein Haus kommſt du nicht — gut! ich will uns eine andere Stätte zur Wohnung bereiten — aber du mußt zufrieden ſein mit dem, was du findeſt. Willſt du, Grita?

Ich will! antwortete ſie, aber verlaß mich nicht, Anſas — es war ja deinetwegen —.

Still — ſtill! rief er geängſtigt und legte die Hand auf ihren Mund. Dann ging er in die Stube zurück, zog ſeinen Pelz an und verließ das Haus. Dichte Eisflocken ſtürmten ihm entgegen, er merkte nicht auf Wind und Wetter. Die Landſtraße war ganz menſchenleer — Niemand ſah, wohin er ſeinen eiligen Schritt lenkte.

In derſelben Nacht brach in Wanagiſchken Feuer aus. Des Anſas Wanags Haus und Stall und Klete brannten nieder bis auf den Grund.

— — — — — — — — — — — — — —

Da war nun am Morgen eine ſchwarze Brandſtelle, wo am Abend noch ein wohnliches Gehöft geſtanden hatte. Die Verwüſtung markirte ſich um ſo ſchauerlicher, als rundum Schnee lag. Halbverfallene Lehmwände mit leeren Thüröffnungen und Steinfundamente zeigten hier und dort den Grundriß der Baulichkeiten an; darüber und darunter lagerten verkohlte Balken und Fenſtergerüſte in wirrem Durcheinander. Aus dem Gärtchen ragten ein paar Baumſtrunke auf, ebenfalls geſchwärzt von Rauch und vom Feuer angefreſſen. Ein trauriger Anblick!

Herr Geelhaar hatte ſo ſeine klugen Gedanken, aber er hütete ſich wohl, ſie laut werden zu laſſen. Warum ſich den rachſüchtigen Menſchen noch mehr verfeinden, dem ſchließlich doch nichts zu erweiſen ſein würde. Uebrigens hatte er eher Vortheil als Nachtheil von dem Feuer, wenn er ſeine Vermuthung unterdrückte, daß es bei dem Brande nicht mit rechten Dingen zugegangen ſei. Zum Frühjahr hätte er das Haus ja doch herunterreißen laſſen müſſen, und nun ſtand noch eine ganz namhafte Brandentſchädigung in Ausſicht. Er war der Mann nicht, ſo etwas von der Hand zu weiſen.

Anſas Wanags ließ ſich an der Brandſtelle erſt nach mehreren Tagen blicken. Er hatte einen Spaten und eine Hacke mitgebracht und fing bald rüſtig an, hinter der noch am beſten erhaltenen Mauer den Schutt wegzuräumen und die verkohlten Balken und Bretter zur Seite zu legen. Dann grub er ein etwa manntiefes Loch in die Erde, zwölf und mehr Fuß lang und breit, und ſchnitt auf der einen Seite Stufen zum Hinabſteigen in die Wand. Oben um den Rand legte er regelrecht eine doppelte Schicht von Steinen und Ziegeln, vorn und hinten ſchräg aufſteigend nach der Mauer hin, und deckte den ganzen vertieften Raum mit einer mehrfachen Lage von alten Balken, Pfoſten und Bretterreſten ein. Darüber häufte er noch zur beſſeren Befeſtigung Schutt und Erde. Vorn blieb ein Loch zum Eingang, geſchützt durch einen Aufwurf von allerhand zertrümmertem Material, an der hinteren Giebelſeite eine kleine Oeffnung als Fenſter oder Schornſtein. In das Innere brachte er Stroh und Moos.

Es konnte nicht fehlen, daß ſich vom Gute und aus der Nachbarſchaft Leute zuſammenfanden, die dieſem wunderlichen Bau zuſchauten und die Kunde weiter trugen, daß Anſas Wanags zurückgekehrt ſei und ſich auf der Brandſtätte einlogire. Auch Geelhaar fühlte ſich auf die erſte Nachricht hin bewogen, an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen, was der Littauer eigentlich beabſichtige. Sobald Anſas ihn kommen ſah, hob er das Gewehr auf, das er bis dahin unter einem Baumſtubben verwahrt gehabt hatte, und ſtellte es recht auffällig neben ſich. Dann wartete er, ohne ſich weiter in der Arbeit ſtören zu laſſen, eine Anrede ab.

Was, zum Henker! thuſt du denn da, Anſas? fragte der Gutsbeſitzer, nachdem er eine Weile ſtumm zugeſchaut hatte.

Anſas richtete ſich auf, ſtützte ſich auf den Spaten und ſah herausfordernd zu ihm hinüber. Ich baue mir ein Haus zum Winter, Herr, rief er; ein Jeder will doch eine Wohnung haben.

Aber hier auf meiner Brandſtelle?

Auf meinem Grund und Boden, Herr! Ich denke, dagegen wird Niemand etwas haben können.

Geelhaar ſchnippte mit den Fingern. Laß doch die dummen Redensarten, Anſas. Ich denke, du haſt ſchon beim Richter und beim Pfarrer gehört, wie die Sache ſteht.

Wanags lachte ihn grinſend an. Wir werden ja ſehen, Herr.

Geelhaar knurrte etwas ärgerlich vor ſich hin. Nach einer Weile fragte er: In dem Loche gedenkſt du den Winter über zu hauſen?

Es hat nicht Jeder ein großes Haus mit feſtem Dach und vielen Stuben, war die ausweichende Antwort.

Der Gutsbeſitzer wickelte ſich feſter in ſeinen Pelz. Das iſt keine Wohnung für Menſchen, Anſas; ſobald der Schnee ſchmilzt, zieht ſich das Loch voll Waſſer. Das iſt keine Wohnung für Menſchen, ſag' ich dir.

So wird ſie für wilde Thiere doch gut genug ſein, grinſ'te Wanags; nimm dich in Acht! Ich bin jetzt ein wildes Thier, wenn man mich reizt.

Ein Querkopf biſt du, bemerkte Geelhaar derb zufahrend. Wenn du kein Unterkommen haſt, warum wendeſt du dich nicht an mich? Bei mir ſteht im Inſthauſe eine Wohnung leer; ich will ſie dir gern zum Winter überlaſſen, und wenn du zum Sommer bei mir arbeiten willſt, Anſas, werden wir auch fürs Weitere einig werden.

Der Littauer ſchüttelte energiſch den Kopf. Nicht zum Winter und nicht zum Sommer. Ich gehöre hierher. Iſt's keine Wohnung, ſo iſt's doch zur Noth ein Hundeſtall, und ich will meinen eigenen Hund ſpielen, bis ich wieder Herr auf dem Meinigen bin.

Aber ich kann dich da nicht leiden, Anſas; ich muß aufräumen laſſen.

Statt jeder Antwort griff der Littauer langſam nach dem Gewehr, hob es auf, prüfte das Schloß und ſetzte es wieder zur Seite. Geelhaar wußte, was er meinte. Sein breites Geſicht ſah zwar aus, als ob es lachte, aber es war ihm nicht ganz wohl dabei. Du wirſt dich beſinnen, ſagte er, und ging fort.

Erſt als Wanags ſeine Erdhütte ganz fertig eingerichtet hatte, machte er ſich eines Abends ſpät auf den Weg nach der Grenze zu. Er langte gegen

Mitternacht vor dem Hauſe an, in dem Grita bei ihrer Mutter wohnte, ging um dasſelbe herum und klopfte an das Fenſter der Kammer, in der, wie er wußte, das Mädchen ſchlief. Grita ſchreckte aus einem ſchweren Traum auf. Ich bin's, Grita, rief er hinein. Zieh dich an, nimm mit dir, was dir gehört, und komm heraus. Sie gehorchte, ohne weiter zu fragen.

Anſas ging vor der Thür auf und ab, bis ſie ſich bei ihm einfand. Sie hatte ſich ausgerüſtet wie zu einem weiten Gange über Land und trug ein Bündel in der Hand. Das Haus ſteht nicht mehr, ſagte er, als ſie neben ihn trat.

Ich weiß es, antwortete ſie leiſe, es ſoll abgebrannt ſein.

Es iſt abgebrannt mit Allem, was darin war — und Alles, was darin geſchehen iſt, iſt weggebrannt vom Erdboden.

Sie ſeufzte ſchwer.

Aber die Erde iſt rein, fuhr er fort, und ſie gehört mir. Willſt du mir folgen, Grita?

Sie lehnte ſich auf ſeinen Arm und ließ den Kopf auf ſeine Schulter ſinken. Willſt du mir jetzt folgen, Grita? fragte er noch einmal. Ich habe kein Aufgebot beim Pfarrer beſtellt, und eine luſtige Hochzeit wird's nicht geben, Liebchen. Aber ich habe eine Wohnung, groß genug für uns Beide, und ich will auf Arbeit gehen, bis ich wieder ackern und ſäen kann. Was haben wir auch mit dem Pfarrer zu thun? Er iſt falſch, wie alle Andern. Und arme Menſchen, wie wir, was kümmert's die, ob man von ihnen gut oder ſchlecht ſpricht! Willſt du mir folgen?

Komm! ſagte ſie entſchloſſen. Es iſt jetzt beſſer ſo. Ich bin ja doch verworfen vor Gott — er würde uns nicht ſegnen.

Anſas durchſchüttelte es froſtig. Aber er faßte ſich mannhaft, umarmte ſie und raunte ihr ins Ohr: Sei ruhig! Ich nehm's auf mein Gewiſſen.

Nein, nein! rief ſie erſchreckt, das ſollſt du nicht — aber ich will dich lieben in alle Ewigkeit.

Sie ſchritten fort durch die ſternenhelle Nacht, zwei — drei Stunden lang ohne zu ſprechen. Und dann kamen ſie über die Brücke vor ſeinem Heimathsdorf und bogen ſeitwärts ab. Grita zog das Tuch vom Geſicht weg und ſchaute nach der Stelle, wo das erſte Bauernhaus unter den Bäumen geſtanden hatte — ſie war leer; nur niedrig über den Erdboden erhob ſich etwas wie ein kleiner Hügel von Schutt. Er faßte ihre Hand und führte ſie zwiſchen den Trümmerreſten durch bis zu ſeiner Erdhütte, hob die Bretter vom Eingang und zeigte in die Höhle hinab: Da iſt die Brautkammer!

Grita ſtand zitternd. Willſt du umkehren? fragte er, und es klang, als ſagte er: bleibe bei mir — geh nicht. So verſtand ſie's auch. Aber ſie zögerte noch, und er legte den Arm feſt um ihren Leib und ſchob ſie vor ſich hin dem Eingang zu. Plötzlich ging ihr etwas durch den Sinn. Sie riß ihre Jacke auf und zog das goldene Kreuz vor, das ſie auf dem Herzen getragen hatte, hielt es vor ihn hin und ſagte mit feierlicher Betonung: Willſt du mir treu ſein, Anſas? Beim Kreuz des Erlöſers —!

Wie du mich liebſt — in Ewigkeit! antwortete er.

Sie ſtiegen die Grabſtufen hinab — ihnen war's wie in den lichten Himmel. —

— — — — — — — — — — — — —

Der Winter ging hin. Anſas arbeitete fleißig im Marktflecken und gewann reichlich ſo viel, als er für ſich und Grita brauchte. Man verwunderte ſich Anfangs nicht wenig über das Paar und deſſen ſonderbare Wirthſchaft; aber bald war man's gewohnt, von der Brandſtätte her Mittags und Abends Rauch aufſteigen zu ſehen, und dann achtete man auch darauf nicht mehr. Jeder hatte ja auch mit ſich ſelbſt genug zu thun.

Herr Geelhaar ließ Wanags fürs Erſte ganz in Ruhe. Die Kälte wird ihn ſchon austreiben, dachte er, oder das Thauwaſſer ſpäter. Als aber das Frühjahr kam und der eigenſinnige Littauer gar keine Anſtalten machte, ſich zu entfernen, vielmehr rings um ſeine Hütte herum zu graben anfing, als wolle er ſich auch zum Sommer einrichten, platzte ihm doch die Geduld. Er ſchickte ſeinen Kämmerer ab und ließ ihm ſagen, daß er in drei Tagen den Platz zu räumen habe, wenn er nicht durch die Polizei herausgeſetzt ſein wolle. Anſas antwortete wieder, das wolle er abwarten. Der Gutsherr verſuchte ſelbſt noch einmal gütliche Unterredung. Vergebens — Wanags zeigte das Gewehr. Nun wandte er ſich wirklich an die Behörde mit der Bitte um Beiſtand gegen den frechen und hartnäckigen Eindringling.

Und ſo rückte denn eines frühen Morgens wirklich der Gerichtsexecutor vor die Brandſtätte und erließ aus einiger Entfernung — er fürchtete in der Nähe übel anzukommen — eine feierliche Aufforderung, die Erdhütte aufzugeben und von dem fremden Grund und Boden abzuziehen. Er war nicht allein und verfehlte nicht, dies in ſeiner Anſprache beſonders ſcharf zu betonen; das Amt hatte ihm ſeinen alten Amtsdiener und der Landrath einen Gensdarm zur Aſſiſtenz beigeſellt, denn der Fall erregte über die Gerichtsſtube hinaus Intereſſe. Anſas Wanags erſchien auf den Stufen am Eingange, muſterte die bewaffnete Macht, die ihn zu vertreiben kam, und erklärte, er werde Jeden niederſchießen, der ſeinen und ſeines Weibes Frieden ſtöre. Ihr müßt auseinander, rief ihm der Amtsdiener zu, die Polizei leidet es nicht, ihr ſeid kein rechtes Paar. — So verſucht doch, uns zu trennen, rief der Littauer ihnen entgegen. — Mach uns keine Ungelegenheiten, Anſas, ſuchte der Gensdarm zu vermitteln; du biſt Soldat geweſen und weißt, was Gehorſam heißt; auch ich bin Soldat und habe meinen dienſtlichen Befehl und muß allenfalls mit der Plempe zugreifen, wenn du nicht gutwillig gehſt. Fort mußt ja doch, davon iſt kein Redens weiter. Beſinne dich alſo ſchnell. — Er näherte ſich dem Verſchlage, aber Wanags griff hinter ſich und legte den blanken Lauf ſeiner Flinte über den ſchützenden Wall. Es wird noch viel Redens davon ſein, ſagte er mit aller Feſtigkeit. Will das der König, daß ſeine Littauer, die ihn lieb haben und gern für ihn bluten, aus dem Lande gejagt werden, das ihren Vätern gehörte von Uranbeginn? Um Haus und Hof bin ich gebracht, meine Felder liegen wüſt, ich erleb's nicht mehr, daß wieder die ſchlanken Birken mein Dach beſchatten — wollt ihr mir nicht einmal dieſe Höhle in der Erde gönnen, die ſelbſt Thieren zu ſchlecht wäre? Warum ertrage ich darin Kälte und Näſſe, als weil ich mein Erbe hüte? Geht und laßt mich in Frieden.

Die Drei beriethen nun mit einander, was zu thun ſei. Sie haben den richterlichen Befehl zur Ausführung zu bringen, bedeutete der Gensdarm den Executor, und müſſen deßhalb zuerſt Hand anlegen. Wir Andern haben nur Auftrag, Ihnen Beiſtand zu leiſten bei thätlicher Widerſetzlichkeit. — Ganz richtig, beſtätigte der Amtsinvalide. — Das wäre mir! meinte der Executor, ſeinen Schnauzbart zupſend, damit ich die Kugel in den Leib bekomme; denn der Kerl iſt zu Allem fähig. Ich bedanke mich. Wir haben unſere Pflicht ausreichend gethan, iſt meine Meinung. Wir haben ihn aufgefordert, ſein Logis zu verlaſſen, und die Herren ſind meine Zeugen, daß er ein Gewehr auf mich gerichtet hat. Das iſt Alles, was ſein kann — berichten wir erſt einmal.

Und es wurde berichtet und berathen und beſchloſſen, möglichſt glimpflich vorzugehen. Es kann uns nicht lieb ſein, äußerte der Landrath vorſichtig, wenn die Sache noch mehr Aufſehen macht. Freilich iſt gegen Wanags ganz nach der geſetzlichen Ordnung verfahren, und man kann weder dem Gericht noch der Verwaltungsbehörde etwas vorwerfen. Aber es iſt doch in höchſten Kreiſen mißliebig bemerkt worden, daß dergleichen Beſchwerden von hier ausgehen können, und ich bin zu einem weitläufigen Bericht über die Verhältniſſe der littauiſchen Bevölkerung aufgefordert worden. Findet ſich nun vielleicht gar noch ein Zeitungsſchreiber, der den Fall aufputzt und in die Oeffentlichkeit bringt, ſo giebt's die größten Unannehmlichkeiten. Es darf kein Schuß fallen. Stellen wir eine Wache auf, die zwar Jeden aus der Erdhöhle heraus, aber Niemand hinein läßt. Wanags kann ſich ohne Nahrungsmittel nicht lange halten und wird ſeine Feſtung ſelbſt aufgeben müſſen.

So geſchah's. Der Gerichtsbote und der Amtsdiener ſtanden abwechſelnd auf Poſten, und auf dem Gute war Alles in Bereitſchaft, um ſofort die Brandſtelle räumen und das Loch in der Erde füllen zu können. Anſas erkannte bald, was man im Schilde führte; ſobald er ſeine Burg verließ, war ſie für ihn verloren. Auf eine ſolche Belagerung hatte er ſich nicht eingerichtet, aber mit der ihm eigenen Zähigkeit beſchloß er, lieber die äußerſte Noth abzuwarten, als ſich zu ergeben. Grita hatte keinen eigenen Willen; würde er verlangt haben, daß ſie mit ihm ſterbe, ſie hätte ſich ohne Widerſpruch gefügt.

Die vorhandenen Lebensmittel reichten nur für einen Tag, aber noch zwei weitere Tage hungerten ſie, immer in der Hoffnung, daß ihre Verfolger die Geduld verlieren würden. Endlich brach Grita, ſchon geſchwächt durch den langen Aufenthalt in der feuchten Erdhöhle, kraftlos zuſammen. Anſas trug ſie hinauf in die friſche Luft und lehnte ſie gegen die verfallene Mauer, die von der Frühlingsſonne durchwärmt war. Sie erholte ſich von ihrer Ohnmacht, aber das Sprechen wurde ihr ſchwer, und ſie ſagte nur wiederholt mit matter Stimme: Es iſt gut, Anſas — ſorge nur für dich. — Das goldene Kreuz hielt ſie immer in der Hand und drückte von Zeit zu Zeit einen Kuß darauf. Dem armen treuen Menſchen ging ihr Leiden tief zu Herzen, aber noch eine Weile kämpfte der Trotz gegen das Mitgefühl an. Dann ergab er ſich in ſein Geſchick mit Thränen in den Augen. Wir müſſen von hier ſcheiden, Grita, ſagte er finſter, geſchehe denn bald, was doch einmal geſchehen muß. Wir ſind von Gott und den Menſchen verlaſſen. — Von Gott verlaſſen — wiederholte ſie kaum hörbar.

Er hing das Gewehr über die Schulter, faßte Grita um den Leib und führte ſie ſeufzend fort. Auf der Brücke promenirte der Amtsdiener. Kaum war das Paar vorüber, als er auch ſchon nach dem Gute eilte und die Neuigkeit publicirte. Herr Geelhaar ſelbſt machte ſich ohne Zögern mit ſeinen Leuten auf; Fuhrwerke wurden nachbeſtellt. In weniger als einer Stunde waren die Holz- und Ziegeltrümmer von der Brandſtätte abgeräumt, die Dachſtützen weggezogen, die Vertiefungen ausgefüllt. Am Nachmittage ging der Pflug über die Scholle. —

Anſas ſtärkte ſich und Grita im nächſten Kruge mit Speiſe und Trank. Dann ſetzten ſie ihren Weg nach der Grenze zu fort. Am Rande eines einſamen Wäldchens machte er Halt und hieß ſie ſich auf einen der großen Feldſteine niederlaſſen, die hier aus dem Boden vorragten. Ich muß noch einmal zurück, ſagte er, und es war das erſte Wort, das er ſprach, ſeitdem ſie ihre Wanderung angetreten hatten.

Zurück? fragte ſie erſchreckt. Es lag in dem Ton ſeiner Stimme etwas, das ihr ſeine tiefſte Erregung verrathen mußte.

Ich muß noch einmal zurück, wiederholte er mit einiger Heftigkeit. Warte hier auf mich, ich halte mich nicht lange auf. Wir ſind eine halbe Stunde von der Grenze, du kennſt ja den Weg über die Haide. Vor Nacht kann ich wieder zurück ſein, und wir gehen dann zuſammen hinüber. Komme ich nicht bis dahin

— ſo geh allein bis zum Grenzdorf; man wird dich dort aufnehmen, wenn du ſagſt, daß wir von den deutſchen Schurken ausgetrieben ſind.

Ich gehe nicht allein über die Haide, äußerte Grita mit raſcher Entſchiedenheit; da haben ſie — eines Morgens früh die Urte gefunden —

Kannſt du's nicht vergeſſen? murmelte er, die Augen ſenkend. Er nahm das Gewehr von der Schulter, öffnete und ſchloß den Hahn und beſichtigte den Lauf auf und ab, ſicher ohne zu wiſſen, was er eigentlich that. Gut! ſo bleibe hier, ſagte er nach einer Weile, und ruhe aus. Es könnte ſein, daß wir uns beeilen müßten, wenn ich zurückkehre. Er wandte ſich zum Gehen.

Grita ſtand auf und hielt ihn am Arme feſt. Was haſt du vor, Anſas? fragte ſie zitternd.

Warum ſollſt du's wiſſen? entgegnete er, den Kopf aufwerfend. Es iſt beſſer, wenn es geſchieht, ohne daß du Theil daran haſt. Frage nicht, und laß mich gehn.

Ich laſſe dich nicht fort, Anſas, rief ſie, du ſagſt mir denn, was du im Sinn haſt. Es iſt nichts Gutes.

Es iſt nichts Gutes und muß doch geſchehen. Ich habe mir's geſchworen, daß er von meinem Acker nicht ernten ſoll, und er wird nicht ernten.

Anſas! ſchrie ſie entſetzt auf. Hab' ich's errathen? Du willſt —

Ich will über die Grenze zu den Schmugglern und nehme dich mit mir, Grita, ſagte er finſter und halb abgekehrt, aber ehe ich meine Flinte drüben lade, muß ſie hier noch abgeſchoſſen ſein. Es iſt eine Kugel im Lauf.

Sie faßte mit beiden Händen ſeine Arme und zog ihn zu ſich heran. Sieh mir ins Geſicht, Anſas — du willſt zurück, um dem Gutsherrn aufzulauern, um ihn —

Der Littauer lachte hell auf. Aufzulauern? Nein, wahrhaftig nicht! In ſein Haus will ich offen eintreten und ihm ſagen, daß ich elend und heimathlos geworden bin durch ihn und daß ich komme, meine Rache zu nehmen. Und dann will ich das Gewehr auf ihn anlegen, und wenn es nicht verſagt, ſo iſt es Gottes Wille.

Es iſt des Teufels Lockung, rief ſie todtenbleich und bebend am ganzen Körper. Ich weiß es, Anſas, ich weiß es. Bevor es geſchehen, iſt das Herz voll Galle, und man meint alle Bitterkeit los werden zu können mit dem Einen Entſchluß, wenn man den Grund aus der Welt ſchafft. Aber es kommt ganz anders. Die Todten ſind nicht todt, Anſas, glaube mir — ſie ſind nicht todt. Sie wandeln bei Tage und bei Nacht vor uns her und ſchauen uns mit hohlen Augen an und ſprechen zu uns mit bekannter Stimme. Sie fordern immer ihr Leben 'zurück, dringlicher und dringlicher, und es hilft dir nicht, wenn du dir ſelbſt fluchſt. Was du auch thuſt, deine Gedanken müſſen immer auf den Einen Punkt. Ach! es iſt ſchrecklich — ſchrecklich! Sie brach in lautes Weinen aus.

Er ſtand regungslos. Ihre Worte hatten ihn erſchüttert. War er doch ſo lange der Zeuge ihrer ſtummen Leiden geweſen, und kannte er doch deren geheimen Grund. Und nun wollte er auch ſeine Seele belaſten mit einem — Morde? Und dennoch! Sollte Jener frei ausgehen? Soll er frei ausgehen? fragte er zähneknirſchend, gleichſam unfreiwillig ſeine Gedanken bloßlegend. Das iſt nicht zu ertragen.

Grita legte die Arme um ſeinen Hals. Ertrag's, wenn du mich liebſt, bat ſie flehentlich. Verzeih deinem Todfeinde, und ich will denken, daß mir verziehen iſt. Thu's nicht, Anſas, ich bitte dich, thu's nicht.

Sie ſah zu ihm auf mit einem Blicke, der ihm durch Mark und Bein drang. Er hielt ihn nicht aus und ſchaute über ſie hinweg in die Sonne hinein, bis ſich ihm Alles in ein Lichtmeer verwandelte, in dem ſchwarze Teufelsfratzen auf- und abtauchten. Dann machte er ſich gewaltſam los von ihr, riß das Gewehr von der Schulter und feuerte es blind nach jener Richtung hin ab. Nun waren die geſpenſtiſchen Geſtalten verſchwunden, aber auch der Lichtſchein. Es dunkelte um ihn — er brach zuſammen und ſank auf den Stein nieder.

Als er erwachte, war es wirklich Nacht. Grita ſaß neben ihm und hatte ſeinen Kopf auf ihrem Schooß.

Komm, ſagte ſie mild, mir graut nicht mehr, über die Haide zu gehn. —

— — — — — — — — — — — — — —

Kurze Zeit nach dieſen Vorfällen wurde in den Amtsſtuben und in öffentlichen Blättern viel geſprochen von einer Schmugglerbande, die ſich an der Grenze organiſirt habe und die Gegend unſicher mache. Die ruſſiſchen Poſtenketten wurden verdoppelt, aber es gelang den Waghalſigen, die auch vor dem Kampf mit Waffen nicht zurückſchreckten, jedesmal auf ihren ſchnellen Pferden bedeutende Waarentransporte durchzubringen. An der Spitze ſollte ein junger Littauer ſtehen, der früher preußiſcher Soldat geweſen ſei, Haus und Hof durch ſeine Prozeßſucht verloren habe und nun ein abenteuerndes Leben führe. Es fehlte nicht an allerhand romantiſchen Erzählungen von ſeinen kühnen Streichen, Ueberraſchungen, ſcharfen Ritten, ſiegreichen Gefechten. Auch wollte man wiſſen, daß ihn ſein junges Weib überall hin begleite, und daß dasſelbe ein goldenes, mit koſtbaren Steinen beſetztes Kreuz trage, unter denen ein Talisman, der vor jeder Gefahr ſchütze. Bald wurden littauiſche Lieder auf ſie gemacht und in den Spinnſtuben geſungen. Die ruſſiſche Regierung aber ſetzte einen großen Preis aus für Den, der die Beiden einfinge. Lange entgingen ſie allen Nachſtellungen, denn die abergläubiſchen Grenzſoldaten hielten ſich gern in gemeſſener Entfernung.

Endlich wurde das Treiben der Schmuggler ſo arg, daß jede Ordnung geſtört zu werden drohte, wenn nicht ein energiſches Einſchreiten erfolgte. So zogen denn ganz heimlich einige Compagnieen Soldaten heran; die Schmuggler, die nichts davon wußten, wurden überraſcht, umzingelt und zu einem Gefecht genöthigt, bei dem auf beiden Seiten viel Blut floß. Der Kampf endete unglücklich für die Schmuggler, die Pferde und Waarenpäcke verloren und zuletzt einzeln verſuchen mußten, durch die Flucht ihr Leben zu retten.

Am nächſten Morgen fand man auf dem Kampfplatze den gefürchteten Anführer der Bande todt am Boden. Eine Kugel hatte ſeine Bruſt durchbohrt. Auf der Wunde lag das goldene Kreuz. Halb neben ihm, halb auf ſeine Schulter gelehnt, die rechte Hand über ſeine Bruſt hin ſo weit vorgeſtreckt, daß die Fingerſpitzen faſt das Kreuz berührten, ruhte eine lebloſe weibliche Geſtalt in littauiſcher Tracht. Es fand ſich bei ihr keine Spur äußerer Verletzung. Sie hat nicht leben können ohne ihn, meinten die Soldaten, aber der zur Leichenſchau berufene Arzt ſchüttelte den Kopf und ſagte: Sie hat Gift genommen.

So endeten Anſas und Grita.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe und Hermann Kurz.**

**Preis eines Bandes von ca. 20 Bogen elegant broſchirt: 15 Sgr. oder 54 kr., fein gebunden: 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. ſüdd. W.**

**Jeder Band wird auch einzeln verkauft.**

## Inhalt der erſchienenen Bände.

### Erſte Serie.

### I. Band:

**Die neue Meluſine.** Von Goethe.
**Die Verlobung auf St. Domingo.** Von H. v. Kleiſt.
**Geſchichte vom braven Kaſperl und dem ſchönen Annerl.** Von Clemens Brentano.
**Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau.** Von Achim von Arnim.
**Das Fräulein von Scudery.** Von E. T. A. Hoffmann.

### II. Band:

**Die Gemälde.** Von L. Tieck.
**Der letzte Savello.** Von C. Fr. Rumohr.
**Brigitta.** Von Adalbert Stifter.
**Der Stern der Schönheit.** Von Auguſt Wolf.

### III. Band:

**Des Lebens Ueberfluß.** Von L. Tieck.
**Die Glücksritter.** Von Joſeph von Eichendorff.
**Die katholiſche Mühle.** Von Adolph Widmann.
**Romeo und Julia auf dem Dorfe.** Von Gottfried Keller.

### IV. Band:

Irrwiſch-Fritze. Von Franz Berthold.
Phantaſieen im Bremer Rathskeller. Von Wilhelm Hauff.
Margret. Von Gottfried Kinkel.
Mozart auf der Reiſe nach Prag. Von Eduard Mörike.

### V. Band:

Ein Carnevalsfeſt auf Iſchia. Von Auguſt Kopiſch.
Die Entſcheidung bei Hochkirch. Von Friederike Lohmann.
Der Carneval und die Somnambüle. Von Carl Immermann.
Der arme Spielmann. Von Franz Grillparzer.

### VI. Band:

Nordiſche Freundſchaft. Von L. Kruſe.
Eine fromme Lüge. Von Luiſe v. Gall.
Der Müller vom Höft. Von Alfred Meißner.
Das Kind. Von Herman Grimm.

## Zweite Serie.

### I. Band. (Bd. VII.)

Der Notar in der Falle. Von Jeremias Gotthelf.
Die Geſchichte des Diethelm von Buchenberg. Von Berthold Auerbach.
Johann Ohlerich. Von Adolph Wilbrandt.

### II. Band. (Bd. VIII.)

Die Engel-Ehe. Von Spindler.
Jörg Muckenhuber. Von W. H. Riehl.
Eine Verlorene. Von Kompert.

### III. Band. (Bd. IX.)

Mammon im Gebirge. Von Moriz Reich.
Der Sieg des Schwachen. Von Melchior Meyr.
Eine Malerarbeit. Von Theodor Storm.

### IV. Band. (Bd. X.)

Samuel Brink's letzte Liebesgeſchichte. Von Schreyvogel.
Herr von Sacken. Von Willibald Alexis.
Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Von Robert Waldmüller. (Duboc.)

### V. Band. (Bd. XI.)

Die drei Schweſtern. Von L. A. Kähler.
Der todte Gaſt. Von Zſchokke.
Das Schloß im Gebirge. Von Moritz Hartmann.
Der Drache. Von Ferd. Kürnberger.

### VI. Band. (Bd. XII.)

**Kurt von Koppigen.** Von Jeremias Gotthelf.
**'s Muhme-Lieutenant-Saloppel.** Von Karl v. Holtei.
**Rolof, der Rekrut.** Von Edm. Hoefer.

## Dritte Serie.

### I. Band. (Bd. XIII.)

**Am Malanger Fjord.** Von Theodor Mügge.
**Der graue John.** Von Friedrich von Heyden.
**Der Flüchtling.** Von Adolf Pichler.

Die folgenden Bände werden Auserwähltes bringen von A. von Chamiſſo, E. von Dincklage, de la Motte Fouqué, Gerſtäcker, Claire von Glümer, Karl Gutzkow, Thereſe Huber, R. Kausler, Johanna Kinkel, Franz Kugler, Fanny Lewald, J. Ludwig, Wilhelm Müller, W. Raabe, Otto Roquette, Hermann Schmid, Levin Schücking, Franz Wallner, Franz W. Ziegler und vielen Anderen.

**Rudolph Oldenbourg,**
Verlagsbuchhandlung.

# Novellenſchatz.

Dritte Serie.

Dritter Band.

(Der ganzen Reihe fünfzehnter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe**
und
**Hermann Kurz.**

Dritte Serie.
Dritter Band.
(Der ganzen Reihe fünfzehnter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite.

Reiz und Liebe. Von K. A. Varnhagen von Enſe 1

Die Incantada. Von Franz Kugler . . . . 81

Der arme Joſy. Von Franz Wallner . . . . 147

Die Schweſter. Von Levin Schücking . . . . 169

# Reiz und Liebe.

Von K. A. Varnhagen von Enſe.

Deutſche Erzählungen von K. A. Varnhagen von Enſe.
Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhdl. 1815.
Denkwürdigkeiten und Vermiſchte Schriften von
K. A. Varnhagen von Enſe. 2. Aufl. 6. Bd.
Leipzig. F. A. Brockhaus. 1843.

Karl Auguſt Ludwig Philipp Varnhagen, aus der alten Familie von Enſe, den 21. Februar 1785 zu Düſſeldorf geboren, begleitete ſeinen Vater, einen angeſehenen Arzt, erſt nach Straßburg, wo jedoch eine dauernde Niederlaſſung durch die Revolutionsſtürme vereitelt wurde, dann nach Hamburg, wo der Vater bald ſtarb; ſtudirte in Berlin Medicin, Philoſophie, Geſchichte und Literatur; trat frühzeitig in Verbindung mit den bedeutenderen Geiſtern der Zeit, vor Allen mit Rahel, welche ſpäter ſeine Gattin wurde; vervollſtändigte ſeine Studien in Halle und hierauf in Tübingen, wo er mit den jungen ſchwäbiſchen Dichtern, vornehmlich mit Uhland, Freundſchaft ſchloß; nahm 1809, um gegen die franzöſiſche Unterdrückung zu kämpfen, öſterreichiſche Dienſte und zeichnete ſich bei Aspern und Wagram aus, in welch letzterer Schlacht er ſchwer verwundet wurde; begleitete 1810 ſeinen Regimentschef, Reichsgrafen von Bentheim, nach Paris; 1813 trat er, der deutſchen Erhebung zuvorkommend, in ruſſiſche Dienſte; 1814 folgte er dem Staatskanzler Fürſten Hardenberg zum Congreß nach Wien, 1815 nach Paris; 1816 wurde er preußiſcher Miniſterreſident in Karlsruhe, ſollte aber 1819, wegen liberaler Färbung anrüchig, den gleichen Poſten in Nordamerika beziehen, worauf er ſeine Entlaſſung nahm, ſich in Berlin niederließ und bis zu ſeinem am 10. October 1858 unerwartet raſch erfolgten Tode die lebhafteſte literariſche Thätigkeit entwickelte. Dieſe Thätigkeit gehört längſt der Geſchichte an, und ſie auch nur nach den hauptſächlichſten Seiten hin zu beſprechen, würde hier eben ſo überflüſſig, als im engen Raume unmöglich ſein. Varnhagen's Verdienſt, die künſtleriſche Form von der Dichtung auf geſchichtliche Aufgaben übertragen und für die Behandlung der Geſchichtserzählung, der Biographie, des Memoirengenres ein in unſerer Epigonenliteratur weithin nachwirkendes Beiſpiel gegeben zu haben, wird ſelbſt von Widerwilligen anerkannt; und die Geſinnung, die warm unter den glatten Formen lebt, die vaterländiſche, freiſinnige, humane Richtung, die ihm erſt gegen ſein Lebensende durch die kläglichen Zuſtände jener Zeit verſäuert werden konnte, wird ihm trotz des über ſeinem Grabe ausgebrochenen Streites auf die Länge unbeſtritten bleiben. Bedeutſam auf die Summe ſeines Wirkens weiſen die Worte Goethe's hin: „Ich zähle ihn zu Denjenigen, die zunächſt unſere Nation literariſch in ſich ſelbſt zu einigen das Talent und den Willen haben.“ — Obgleich ſeine novelliſtiſchen Arbeiten nicht im Vordergrunde ſeiner Leiſtungen ſtehen, darf man doch wohl ſagen, daß auch ſie in ähnlicher Weiſe, wie ſeine geſchichtlichen, dem jüngeren Geſchlecht zu Gute gekommen ſind: die Goethe'ſche Sprache, die, nicht bloß Nachahmung, ihm häufig wie zur andern Natur geworden iſt, hat als ein Vorbild deſſen fortgewirkt, was der Formbildner bei entſchiedenem Willen ſich zumuthen darf, und hat Manchem, der ohne dieſes Vorbild vor höheren Anforderungen zurückgewichen wäre, Muth und Kraft beflügelt. Beſondern Erfolg hatten die „Sterner und Pſitticher“, jene Erzählung, worin der Dichter die Aufgabe, ein Geſchichtsbild aus dem Mittelalter zu zeichnen, mit nacheiferungswürdig friſchem Entſchluſſe in Angriff nahm. Die hier ausgewählte Erzählung (ſo, nicht Novelle, hat er ſelbſt ſie genannt) dürfte allerdings den Vorwurf auf ſich laden, daß über den Charakter der Heldin anfangs nicht bloß der Held, ſondern auch der Leſer etwas zu ſehr ſich täuſchen müſſe: doch iſt jedenfalls die Entwicklung, wie die Tünche einer ſcheinbaren Bildung allmählich abfällt, ſehr gut zur Anſchauung gebracht; und die Form, obwohl mitunter etwas gefährlich zugeſpitzt, zeigt im Ganzen eine Meiſterſchaft, welche nicht bloß vor ſechzig Jahren (die Entſtehungszeit iſt 1812) für Wenige erreichbar war, ſondern heute noch gegenüber der mehr und mehr einreißenden Verwilderung aller Anerkennung werth erſcheint.

In den Denkwürdigkeiten eines öſterreichiſchen Offiziers, der eine geraume Zeit nach dem Wiener Frieden an ſeinen bei Aspern erhaltenen Wunden ſtarb und ſeinen Freunden ein theures Andenken in dem Buche, wovon die folgenden Blätter ein Bruchſtück ſind, hinterließ, findet ſich unter andern anziehenden Bildern aus ſeinem Leben auch folgende Erzählung, die den Leſer nicht ohne Theilnahme laſſen wird. Er redet mit ſeinen eigenen Worten und hebt das letzte Buch ſeiner Lebensgeſchichte alſo an.

Die zärtliche Neigung des Herzens hat ſich mir niemals liebenswürdiger offenbart, als in dem Anfang eines angenehmen Verhältniſſes, das ich mit einer Schauſpielerin hatte, und deſſen kurzen Verlauf ich hier getreu ſchildern will.

Die heftige Leidenſchaft, von der ich im Vorhergehenden geſprochen habe, und in deren verwickeltem Ausgang alle meine Kräfte und Wünſche wie in einem heißen Kampfe um Leben und Tod niedergeworfen waren, hatte mich einer ſeltſamen Ruhe überlaſſen, die jeden neuen Liebesreiz unmöglich zu machen ſchien, und ſo hatte ich bereits mehrere Jahre verlebt, ohne mich in der Gleichgültigkeit, mit der ich an das dachte, was ich nun noch erwarten könnte, unglücklich zu finden; mein Herz war auf ſeiner ſtolzen Fahrt geſcheitert, die glücklichen Ufer mir auf ewig entrückt, meine Sorge war nur, den alten Hafen wieder zu gewinnen. Die kleine Garniſon in Oberöſterreich war meiner Sinnesart nun ganz gemäß, der halb ſtädtiſche, halb ländliche Aufenthalt gab mir eine ſtille Zerſtreuung, ich ſah dann und wann einige benachbarte Edelleute, die mich äußerlich dann wohl etwas beſchäftigten, aber in meinem Innern, ſo wenig wie ihre Frauen und Töchter, nicht den geringſten Eindruck hervorbrachten. Nähere Anhänglichkeit an meine Kameraden, ein vertraulicherer Umgang mit meinen Vorgeſetzten und nebenher mancherlei Liebhabereien, denen ich mich ergab, füllten die Zeit genugſam aus, die mein Beruf mir übrig ließ, und ergänzten nach und nach mit einem alltäglichen Reize den Mangel, der durch die Entziehung eines ſo gewaltigen und gewohnten Reizes in meinem Innern entſtehen mußte. Die Tage kamen unvermerkt und gingen unvermerkt, eine Stunde löſ'te die andere harmlos ab, und ich gefiel mir eine Zeitlang ganz gut in der armſeligen Folge von unwichtigen Ereigniſſen. Hätte man mir in früherer Zeit geſagt, ich würde ein ſolches Daſein führen können, ohne mich höchſt unglücklich zu fühlen, ſo würde ich es für unmöglich gehalten und die Gefahr eines ſolchen Abſterbens verlacht haben; auf gleiche Weiſe ging es mir im Gegentheil auch jetzt, wenn ſcherzend meine Freunde behaupteten, die Liebe würde noch Anſprüche auf mich geltend machen, die ich gegenwärtig abläugnen wollte. Nichts ſchien mir lächerlicher, als daß ich mich wieder verlieben könnte. Dies geſchah denn auch freilich nicht im eigentlichen Sinne des Wortes, denn jene Leidenſchaft, deren ich fähig geweſen, war in mir bis auf die letzte Spur verſchwunden; aber doch hätte ich nicht geglaubt, daß Gefühle, die ihr ähnlich ſind, noch ſo großen Antheil in mir erwecken und mir noch ſo reichen Verdruß und Kummer bereiten könnten, als das Folgende darthun wird.

Die Zeit des Faſchings war herangekommen, und Wien mit ſeinen bunten, raſchen Bildern begann unſere unbefriedigte Einbildungskraft lebhafter anzuregen. Die hellen Kreiſe glänzender Geſellſchaft, das fröhliche Gewühl und der laute Schall feſtlicher Tänze, die Bequemlichkeiten und Vergnügungen aller Art, die in dieſer üppigen Hauptſtadt mit ungeheurer Mannichfaltigkeit abwechſeln, kamen jeden Abend mit Zauberſtrahlen durch das traurige Schneegeſtöber und über die eisblinkenden Straßen in verführeriſchen Bildern bei unſern Verſammlungen an, die wir im einſamen Wirthshauſe am Markte hielten und vergebens den ſtillen Abenden und frühen Nächten unſerer langweiligen

Tage entgegenſetzten. Eines Abends wurde von Einigen beſchloſſen, nach Wien zu gehen, und einer meiner Freunde, der dort ernſtlich verliebt und voller Heirathsgedanken war, beredete mich, ihn zu begleiten, welches ich endlich ihm zu Gefallen zuſagte, während aus meiner Seele der flüchtige Reiz des Vergnügens, dem wir entgegengingen, mit dem erſten Aufwallen auch wieder entſchwunden war. Die aufgehende Sonne fand uns ſchon zu Pferde, um gegen den ſchneidenden Oſtwind auf dem harten Schnee gegen Wien zu traben, wo wir wohlbehalten anlangten.

Die Stimmung der Freude läßt ſich nicht erzwingen; ich vermied die häufigen Einladungen meiner zahlreichen Bekannten und lebte ſehr eingezogen. Wenn mein Freund, durch ſeine Angelegenheit immer beſchäftigt und dem ſüßeſten Glücke nachhängend, mich Abends allein ließ, fiel meine Wahl unter allen Unterhaltungen meiſt auf das Schauſpiel, das zu der Zeit in Wien nicht eben ſchlecht war. Die Bühne, wenn man ſie täglich beſucht, erſcheint bald in einem ganz andern Lichte, als wenn man ihr nur zufällige, von Mißmuth und Zerſtreuung aufgelöſ'te Stunden ſchenkt; die mannichfachſten Bedingniſſe wirkſamer Aufführung werden nach und nach deutlich, man erkennt die oft ſehr verhüllten Triebfedern, welche den angenehmen Eindruck hervorbringen, der Verſtand lernt genau und ſchnell den Antheil abſondern, welchen Ueberlegung, Bewußtſein, Laune, Uebung, Gewohnheit und Zufall an einer glücklichen Vorſtellung haben, neben dem Ganzen treten zugleich die einzelnen Beſtandtheile deutlicher vor Augen, und indem die Gegenſtände der Vergleichung in dem kürzeſten Zeitraum zuſammengedrängt folgen, bildet ſich unmerklich der größte Scharfſinn der Beurtheilung, die genaueſte Ueberſicht des Ganzen und die leiſeſte Würdigung des Einzelnen, mit einem Worte, es entſtehen Vertraute und Liebhaber der Bühne, wie deren die franzöſiſche in Paris zu ihrem größten Vortheil ſo viele zählt, und wie Goethe deren einige als Serlo's größten Beiſtand in Wilhelm Meiſter ſchildert. So ging es auch mir, ich lernte das Vergnügen begreifen, mit welchem die täglichen Schauſpielfreunde auch den abgeſchmackteſten und wiederholteſten Vorſtellungen zuſehen, und erſtaunte über die zahlloſen Bemerkungen und Aufſchlüſſe, die jeder neue Abend mir gab. Ich nahm unwillkürlich Theil an Allem, was das Schauſpiel betraf, las eifrig die Berichte darüber in den öffentlichen Blättern, denen ich zuweilen Beiträge gab, und da mein Eifer in ſeiner Unruhe alle Gelegenheit ſuchte, die erlangte Kenntniß in Thätigkeit zu bringen, ſo war ich bald mit den vorzüglichſten Schauſpielern und Schauſpielerinnen in näherer Bekanntſchaft, ich wurde von ihnen in ihre Heiligthümer gezogen und befand mich eben ſo oft während der Vorſtellung auf der Bühne und in ihren Ankleidezimmern, als unter den Zuſchauern.

Zwei Frauen theilten damals die allgemeine Gunſt des Publicums, beide waren ſchön von Geſtalt, angenehm im Betragen und von ausgezeichneten Talenten für die Darſtellung, doch in jedem dieſer Stücke entſchiedene Gegenſätze von einander. Die eine, Thereſe, glänzte durch feinere Bildung, Klugheit und Verſtand, durch freien Sinn und glückliche Beleſenheit, dabei lebte ſie ihre muntern Jugendtage mit vergnügtem Herzen offen und anſpruchlos dahin. Die andere, Eugenia, ſuchte mehr die ſtille Verborgenheit; ihre Handlungen zeugten von einer eigenwilligen, hartnäckigen Gemüthsart, ihre Freundlichkeit verläugnete niemals einigen Ernſt, welcher bewundernde Achtung dem erregteſten Wohlgefallen vorzog, Verſtand hatte ſie weniger, aber in jedem Tone, den ſie ausſprach, klang eine geheime Innigkeit des Gefühls, und dieſe goß über alle ihre andern Eigenſchaften eine ſolch ſittſame Anmuth, daß ſelbſt die ungefälligen Seiten ihres Weſens den Herzen gefährlich wurden, eine Anmuth, die durch den außerordentlichſten Reiz körperlicher Vollkommenheiten unwiderſtehlich wurde. Hörte man Jener zu große Freiheit vorwerfen, ſo durfte man an Dieſer wohl eine zu große Befangenheit tadeln, die ihren Umgang wie ihr Spiel mitunter etwas peinlich machte. Als ich Beide perſönlich kennen lernte, war mir dieſer Unterſchied ſchon großentheils von der Bühne herab klar geworden, denn man konnte, ſo ſchien es mir, mit Recht ſagen, daß Jede genau ſich ſelber ſpielte, ſo daß man eben ſo gut hätte glauben können, ihr Rollenfach habe ihre Gemüthsart beſtimmt, als umgekehrt. Dies hatte ich oft in Ueberlegung gezogen, und mir ſchien, als ſei die Aufgabe, einen Charakter darzuſtellen, den man in einigen Zügen der eigenen Seele nur angedeutet beſitzt, einer ſchönern Löſung fähig, als diejenige, etwas zu ſpielen, das, weil man es ganz iſt, man eher verſucht iſt, mit der Natur zu machen, als mit der Kunſt; und weil alsdann nur das gemeine Bild des wirklichen Daſeins ſtatt des höheren eines veredelten Seins erſcheint, ſo beklagte ich, daß dieſe beiden Frauen eigentlich ihren beſten Vortheil nicht verſtünden, und nahm mir vor, darüber, wie über manches Andere, was ihre Kunſt betraf, mit ihnen gelegentlich zu reden.

Mit Thereſen hatte ich eine lebhafte Unterhaltung, in welcher ſie mir Recht und Unrecht gab und ihren Verſtand nur anwandte, mich zu verwirren, worauf ſie mit ſcherzender Gleichgültigkeit die Sache fallen ließ. Ich wollte nun ſehen, wie es mit Eugenien gelingen würde, ob die mir auch entſchlüpfen würde, und ſo freute ich mich des Zufalls, der noch ſpät an demſelben Abend, als Thereſe fortgegangen war, Eugenien in die Theaterloge führte, wo ich ſie zuvor nie geſehen hatte und wo ſie ſich auf denſelben Platz, den Jene verlaſſen hatte, neben mich ſetzte. Eugenie antwortete gut und geläufig auf manches Schmeichelhafte, das ich über ihre bisherigen Vorſtellungen ſagte, und was man mit dem bloßen Gefühl wiſſen kann, das ſchien ſie recht gut zu wiſſen, nur wo es auf etwas Erlerntes ankam, da wurde ihr Sprechen mangelhaft und gab ſelbſt bei den nothwendigſten Dingen, von denen ſie hätte unterrichtet ſein ſollen, die ärgſten Blößen. Ganz und gar nichts aber wollte ſie von meinem Vorſchlage hören, ſtatt der weichen, traurigen Heldinnen einmal die muntern und böſen zu ſpielen. Ich ſah mich unerwartet darüber in Scherzreden mit ihr verflochten, und weil doch einmal ſtatt vernünftiger Gründe nur Laune und Witz den Streit führten, ſo kehrte ich aus Bosheit meinen Satz um, wie er denn in der That ziemlich zweifelhaft und in beiden Fällen gewiſſermaßen wahr ſein mag, und ſagte: Deßwegen müſſen Sie die böſen Rollen ſpielen, weil man doch am beſten das ſpielt, was man ſelbſt iſt; warum ein Talent immer in fremdartige Form zwingen? Wie ſehr dies Ihnen auch gelingt, und wie entzückend Sie uns auch die Johanna d'Arc geben würden, ſo möcht' ich Sie doch vor allem Andern auch als Königin Iſabeau ſehen.

Was ſie zunächſt antwortete, habe ich überhört; ein Wunder, daß ich nicht auch meine eigene Rede ungeendigt ließ! denn ich hatte eben angefangen, der lieblichen Frau ins Geſicht zu ſehen, und empfand je mehr und mehr das Feuer ihrer Anmuth in meine Adern übergehen, jede ihrer Bewegungen, das Aufſchlagen, Niederſenken und Wechſeln des nahen Blicks, das Zittern ihrer Haare, die von beiden Seiten der Stirne in Locken wunderſchön herabfielen und jedem Wurfe des allerliebſten Köpfchens nachſchwankten, das zauberiſche Oeffnen der Lippen und die ſanfte Erhebung und Senkung der belebteren Züge, alles Das zog meine Aufmerkſamkeit in dem Grade hin, als ob ich den feinen Wunderbau des Körpers in dieſen Werkzeugen zum erſtenmal wahrnähme. Mein wie in Neugier verlorenes Zuſehen muß jedoch zugleich ein freudigerſtauntes Lächeln geweſen ſein, denn ich ſah ihr holdes Geſicht plötzlich eine Heiterkeit annehmen, wie ſie von äußeren Gegenſtänden auf die Augen überzugehen pflegt, und noch kann ich nicht ohne Entzücken an den ſanftglühenden, duftigen Schein des blühenden Antlitzes denken, das in Jugendfriſche ſo warm und kräftig vor mir ſchwebte. Ich weiß nicht, wie lange dieſer träumeriſche Zuſtand gedauert haben mag, genug, daß er meiner Sehnſucht zum Trotz, die gewünſcht hätte, ſo anſehend und angeſehen zum ewigen Bilde zu erſtarren, in ſchnellem Wehen auseinander ſtob und ich mich mit ſcharfen Vorwürfen angeredet fand, die meine Anſchuldigung für eine himmelſchreiende ausgaben und mir alle Strafen drohten, die ſolcher boshaften Feindſeligkeit gebührten. Woher kennen Sie mich denn ſchon? rief ſie aus; wo haben Sie meine Seele belauſcht, um ihr ſo voreilig auf der Bühne einen Platz anzuweiſen, der zugleich den im Himmel beſtimmte? Aber Sie ſollen Recht haben, fügte ſie hinzu, Sie ſollen Ihre Behauptung, daß ich böſe ſei, dadurch beſtätigt ſehen, daß ich es gegen Sie recht ſehr ſein will! — Ich erinnerte ſie, daß ſie die Böſe aber doch nur ſpielen dürfe, und damit, wenn es auch ein böſes Spiel für mich wäre, könnte ich noch wohl zufrieden ſein. Aber mein Witzeln war ohne Erfolg, ſie wollte ſich nicht einreden laſſen, daß Alles nur Scherz geweſen, und bezeigte mir, obwohl mit vielem lebhaften Muth, einige Empfindlichkeit über das vorgefallene Geſpräch. Alle nur erſinnliche Feinheit und die eindringlichſte Schmeichelei, die ich anwandte, um ſie zu beſänftigen, brachten nur die halbe Wirkung hervor, und ich blieb untröſtlich über eine Stimmung, die ich nie hervorbringen gewollt, und die ich jetzt um ſo mehr verwünſchte, da mir indeſſen ſelbſt jeder Muthwille vergangen und die ſonderbarſte Hinneigung voll Sehnſucht und Wehmuth an deſſen Stelle getreten war.

In halb rechthaberiſchem, halb galantem Geſpräch übereilte uns das Ende des Stücks, der Vorhang fiel, und das auftobende Geräuſch der Menge, die ſich zum Ausgang drängte, erweckte uns aus dem ſtreitenden Eifer und erinnerte, daß es Zeit ſei wegzugehen. Eugenie ſtand auf, ſchlug einen ſchwarzen Mantel um ihre Schultern und wünſchte mir mit niedergeſchlagenen Augen freundlich gute Nacht; ich aber, durch die unerwartete Freundlichkeit aufgemuntert, bot ihr höflich

Begleiter. Ungeachtet unſerer beiderſeitigen genauen Bekanntſchaft mit dem Schauſpielhauſe kamen wir an einen Ausgang, der für unſern Weg nicht der rechte war, an Umkehren war nicht zu denken, und ſo geriethen wir mitten in das Gewirr der Wagen, die unter dem Geſchrei der Kutſcher und Schnauben der Pferde eilend durch einander fuhren. Wir befanden uns in augenſcheinlicher Gefahr, die blendenden Lichter machten uns irre in Rückſicht des Weges, und nur mit äußerſter Mühe hatte ich Eugenien eine Strecke weit geführt, ſie wollte nicht einen Augenblick warten, ſondern drängte unaufhaltſam ihrer nahen Wohnung zu; ſchon waren wir zu der gegenüberſtehenden Reihe Häuſer beinahe durchgedrungen, als ein Wagen ſchnell einlenkte und dicht an dieſen vorüberraſſelnd uns in das Gedränge zurückſcheuchte. Sie lachte und wollte einen zweiten Verſuch wagen, es war nicht möglich, die Räder flogen vor uns, neben uns vorbei, Pferde ſahen plötzlich über unſere Schultern, und indem mir ſelbſt bange wurde, ergriff ich, der Himmel weiß, von welchem Dämon geleitet, den erſten beſten Kutſchenſchlag, öffnete ihn, hob Eugenien hinein, und der Kutſcher führte uns ſogleich vor ihr Haus, wo ſie mir auf das Verbindlichſte für meine Hülfe dankte und dann meinen Blicken verſchwand. Der Kutſcher weckte mich aus dem träumeriſchen Sinnen, mit dem ich vor ihrer Thür wie angewurzelt ſtehen blieb, indem er zu werden erwarte, ich reichte ihm mit Freuden ein anſehnliches Trinkgeld, das er dankend empfing, und eilig trieb er die Pferde an, um ſeine Herrſchaft, die er indeß im Stich gelaſſen, wo möglich noch aufzunehmen. Ich weiß nicht, wie ſo es mich nicht befremdete, daß er von ſelbſt ihr Haus gefunden, mir fiel dieſer Umſtand erſt ſpäterhin einen Augenblick auf, doch nur um gleich wieder vergeſſen zu ſein.

Aeußerſt geſtört und mißmuthig kam ich in meiner Wohnung an; ich machte mir die härteſten Vorwürfe, daß meine unſelige Gemüthsart mich wieder verleitet habe, die angenehmſte Bekanntſchaft mir durch unnöthiges, neckendes Verſuchen gleich anfänglich zu verderben. Ich hatte freilich nicht geahndet, wie wichtig dieſe Bekanntſchaft mir erſcheinen würde, aber deſto mehr ärgerte mich nun, daß ich, der ich Alles aufzubieten im Begriff ſei, um Eugenien für mich einzunehmen, nun noch lange die zweifelhafte Bemühung fortſetzen müſſe, den nachtheiligen Eindruck, den ihr mein Betragen gemacht hatte, auszulöſchen. Ihr Bild ſchwebte unaufhörlich in unbeſchreiblicher Anmuth vor meinen Augen, und indem ich für ſie Partei nahm und mich ſelbſt mit aller Bitterkeit gereizter Eigenliebe verfolgte, ſuchte ich mich über das Gefühl zu täuſchen, das immer deutlicher in mir wurde; ich glaubte eine Ungerechtigkeit gut machen zu müſſen, und überſchritt in meinen Gedanken alle Grenzen der Gerechtigkeit ſo weit, daß ich auf die übertriebenſte und abenteuerlichſte Schadloshaltung verfiel, die ich ihr zu leiſten ſchuldig wäre.

Bei jedem Andern hätte ich keinen Augenblick angeſtanden, dieſe Stimmung, ſobald ſie mir ſichtbar geworden wäre, für ein Verliebtſein zu halten, und doch kann ich mich noch jetzt nicht entſchließen, meinem damaligen Gefühl den Namen der Liebe zu geben. Es war die ſonderbarſte Miſchung; alle einzelnen Merkmale der Liebe ſchienen vorhanden zu ſein, und nur ihr Weſen fehlte; der wärmſte Reiz, die zarteſte Innigkeit, die Gewißheit befriedigter Ruhe, die meiner Sehnſucht nach ihrer Gegenwart vorſchwebte, alle erregenden Triebfedern eines getroffenen Herzens wirkten und kämpften in mir, und doch war das Herz nicht getroffen, das alte, verödete Herz war noch wie ſonſt, es war nur umwogt von dem glühenden Morgenrötheſchein, den dieſe himmliſche Anmuth umher verbreitet hatte. Daß ich damals nicht ganz aufrichtig mit mir umging und mich zu täuſchen ſuchte, kam daher, daß ich mein Inneres nicht genau erkannte und insgeheim eine neue Liebe fürchtete; hätte ich die feineren Abſchattungen der unendlichen Mannichfaltigkeit von Gefühlen, die unter dieſem Namen begriffen ſind, ſogleich erfaßt, ſo würde ich mir viele Sorge haben erſparen können!

Die Mißhelligkeit, die ſich zwiſchen uns feſtgeſetzt hatte, wollte lange nicht verſchwinden; ich fand mich eifriger, als je, im Schauſpiel ein, und regelmäßig erſchien auch Eugenie, doch alle Geſpräche, alle Bemühungen blieben lange vergebens, ſelbſt da ich einige Güte von ihr endlich errungen hatte, kehrte noch oft ein Zug bitterer Unzufriedenheit zurück, der mir und bisweilen auch Andern zu verſtehen gab, wie ſehr ſie der erlittenen Kränkung, wie ſie jene Neckerei nannte, eingedenk ſei; allein ſie litt auch wieder nicht, daß dieſe herbe Erinnerung in mir Wurzel faßte, unmittelbar darauf zog ſie mich in ihr innerſtes Vertrauen, redete leiſe mit mir, fragte mich um Rath, gab mir kleine Aufträge und behandelte mich in allen Stücken wie einen wohlgeſinnten Freund, deſſen man ganz verſichert iſt. Wie glücklich mir einige Abende auf dieſe Art vergingen, kann ich nicht ausſprechen, mir ſchien Alles Nebenſache, was dieſen Stunden vorherging, ich bedurfte für den ganzen Tag keines andern Reizes, als nur der Ausſicht auf den Abend. Daß ſich dieſes glückliche Gefühl nicht verbarg, ſondern auch Andern ſichtbar wurde, erfuhr ich nur allzu deutlich aus den ſcherzenden Fragen der klugen Thereſe, der meine Liebe ein Gegenſtand der fröhlichſten Unterhaltung wurde, in die ich oft kühn genug einging, indem ich ihr zu beweiſen ſuchte, daß ich nur ſie und niemals Eugenien lieben könne.

Nach einiger Zeit, als ich mich gegen Eugenien beklagte, daß ſie einen Abend weggeblieben ſei und ich des Glückes, ſie zu ſehen, habe entbehren müſſen, meinte ſie, ich könne ſie ja beſuchen, und das würde wohl um ſo beſſer ſein, als ſie jetzt des rauhen Wetters wegen wohl öfters zu Hauſe bleiben müſſe. Dieſe Einladung ſetzte mich in Entzücken, ich dankte ihr auf das Lebhafteſte, indem ich wiederholt ihre Hand küßte; dennoch ſtand ich am folgenden Abend, als ich ſie lange genug erwartet hatte, in unruhigem Zweifel, ob ich den geliebten Eindruck, den ſie mir bisher gemacht, durch einen Beſuch aufs Spiel ſetzen ſollte. Denn, ſagte ich mir, wenn die abendliche Erregung meines Bluts und die Leichtgläubigkeit meiner Einbildungskraft beim Lichterſchein der Bühne mich täuſchen halfen, warum ſoll ich das ſchöne Bild in der abgeſpannten Häuslichkeit zu verlieren wagen? Die dichteriſchen Marianen und Philinen haben dich ſchon oft zu den Töchtern Thaliens hingezogen, in der ſüßen Hoffnung, Das nun mit doppeltem Entzügen lebend vor dir zu ſehen, was du mit unruhigem Vergnügen bisher nur geleſen hatteſt! Und was fand ich? Gott danken konnt' ich noch, daß meine ſchwärmeriſchen Gedanken noch nicht über die Lippen gekommen waren und ich mich noch zur rechten Zeit ohne Scham und Auslachen zurückziehen konnte! Solche Dinge hielt ich mir vor, um mich in dem Gedanken zu ſtärken, daß es beſſer ſei, nicht hinzugeh.

Ich wurde aber in meinen Selbſtgeſprächen geſtört durch eine Thür, die ſich vor mir aufmachte, daß ich ganz erſchreckt in dem hellen Lichte ſtand, das man mir entgegenhielt. Ich hatte, um jene Gedanken zu verfolgen, das Schauſpiel verlaſſen, war einige Straßen auf- und abgegangen und fand mich nun zu meinem Schrecken vor Eugeniens Wohnung, wo ich ſchon die Schelle gezogen hatte, ohne meine Gedanken in ihrer Richtung gehemmt zu haben. Ich verlachte im Stillen die ſtolze Anmaßung der Vernunft, war ſehr zufrieden über die tolle Wendung, die nun doch gekommen war, und ging vergnügt die Treppe hinauf. Die Magd öffnete das Vorzimmer. Ich ſah zwei holde Engelskinder vor mir ſpielen, das Mädchen lächelte mich mit muntern Augen an, während der Knabe ſchon ſeine Händchen an meinen Stock gelegt hatte. Mein Herz war gleich beruhigt durch die ſchönen Kinder. Die zweite Thür ging auf, ich hörte die günſtige Antwort durch die Oeffnung, noch ehe mir ſie die Anmelderin wiederholte, und trat nicht ohne geheime Beklommenheit zu Eugenien ins Zimmer.

Sie ſaß ruhig an einem kleinen Tiſch und nähte, ſie begrüßte mich anmuthig und hieß mich ihr gegenüber Platz nehmen. Ihre Umgebung war beruhigend, Alles athmete eine ſtille Ordnung, das Zimmer war einfach aber mit einfacher Fülle verziert. Nirgends zeigte ſich herumfahrendes Flitterwerk, nirgends vernachläſſigte Bühnengeräthſchaft. Sie beſaß was nur immer eine anmuthige Frau vergnügen kann; ein Käſtchen mit ausgeſuchten Kleinodien ſtand geöffnet auf dem Tiſche, die ſchönſten Ringe ſchmückten ihre Hände, die feinſten Spitzen lagen ausgebreitet auf dem Sopha, geſchmackvolles Theegeräthe wurde hereingebracht, eine Fülle ausländiſcher Blumen prangte an den Fenſtern, engliſche Kupferſtiche hingen an der Wand, und der ſchönſte, geſchmackvollſte Hausrath enthielt zugleich einen Schrank voll Bücher in den prächtigſten Bänden. In ihrem Anzug war etwas Eigenes von zierlicher Beſcheidenheit, Alles ſaß ihr gut und genau wie es ſollte, der ſchönſte Körperbau war ſichtbar und verhüllt, ein hinreißender Anblick! Nach wenigen Worten ſchien unſer Zuſammenſein ſchon eine lange Gewohnheit, ſie war überaus gütig, ja ſo zuvorkommend mit vertraulichen Aeußerungen, daß ich ganz wie ein alter, vieljähriger Bekannter war und mich nicht erinnere, jemals wieder ein ſo zufriedenes Behagen, eine ſo heimiſche Ruhe empfunden zu haben. Die Kinder kamen herein, und durch ihr vergnügtes, ſpielhaftes Anſchmiegen erhielt unſer Geſpräch die munterſte Bewegung, ſchwankend in willkommenen Störungen. Der tiefſte Ernſt wechſelte mit kindiſcher Luſt, und Eugenie und ich befanden uns dabei nicht ſchlimmer, als die Kinder, die außerordentlich zufrieden waren. Mir entfuhr dazwiſchen eine Redensart, die, ſobald man ſie mit Abſicht geſprochen glaubte, einen dreiſten Vorwitz auszudrücken ſchien; mich verdroß es ungemein, den Ausdruck gebraucht zu haben, der mir doch nie entſchlüpft wäre, wenn meine Seele irgend ein Arg dabei gehabt hätte. Allein Eugenie befreite mich auf die liebenswürdigſte Weiſe aus meiner Verlegenheit, indem ſie meine Frage, die den Vater der ſchönen Kinder in Anregung brachte, mit der größten Gutmüthigkeit beantwortete und durch die natürlichſte Offenherzigkeit in fernere Fragen erweiterte. Sie ſchien vor mir kein Geheimniß haben zu wollen, und ich erfuhr an dieſem Abend einen großen Theil ihrer Lebensgeſchichte, deren Mittheilung in ihrem Munde einen zauberiſchen Reiz hatte und eine Gewalt der Wahrheit offenbarte, die nur Natur ſein kann, oder, wenn Kunſt, die höchſte und ſeltenſte.

Ich erfuhr, daß ſie von zarter Jugend an für die Bühne und auf derſelben erzogen, und lange von den Launen des Zufalls herumgeworfen worden, ſchon ehe ſich ihr Blütenalter entwickelt habe. Dann ſei aber mit ſichtlichem Zunehmen ihre Schönheit aufgeblüht und zu ihrem eignen Erſtaunen ihre körperliche Erſcheinung mit Glanz und Reiz je mehr und mehr überſchüttet worden, ſo daß ſie ſich in die überraſchende Anbetung und Bewerbung kaum habe finden können, wie denn auch der kümmerliche Zuſtand ihrer Eltern von dieſer Zeit gänzlich aufgehört und ſie plötzlich in ungewohnter Sorgloſigkeit und Fülle ſich nicht zu laſſen gewußt. Ein Jahr ſei ihr auf dieſe Weiſe als die glücklichſte Lebenszeit vergangen, wo ihr jeder Wunſch erfüllt geweſen, wo alle Schmeichelei und aller Beifall ſie nur innerlich zufrieden und nicht eitel gemacht, ſondern die Erhaltung ihres Weſens liebreich befördert habe. Mit den unſchuldigſten, hinreißendſten Worten ſchilderte ſie die frohe Jugend, ſie ſchien ſie noch nicht verloren zu haben, indem ſie mit ſolcher ſanften Wehmuth den Verluſt derſelben beklagte. Eine ſchnell aufgeſchoſſene Leidenſchaft zu einem Schauſpieler habe ihr das erſte Leid gebracht; über die Trennung von ihm, als der beſorgte Vater ihn wegzugehen gezwungen, habe ſie ſich ſchrecklich abgehärmt, doch trockne die Jugend Thränen bald, und ſie ſei nach einiger Zeit einem Grafen geneigt geworden, der leidenſchaftlich verliebt nicht eher geruht habe, als bis er durch die Ehe zu ihrem Beſitz gelangt ſei. Zwei Jahre habe dieſes Glück in ſtiller Verborgenheit gedauert, da hätte der Vater ihres Mannes das Geheimniß erfahren, ſei in den fürchterlichſten Zorn ausgebrochen und habe die Ehe durch erſchlichene Urtheile als ungültig getrennt; ſeinem Sohn ſei nur unter der Bedingung die Freiheit wiedergegeben, daß er ſich um ſeine ehemalige Frau und Kinder nie bekümmere, ſondern die Sorge für dieſelben ſeinem Vater überlaſſe. Sie habe, da ihr Gemahl ſich ſo ſchwach gezeigt, dieſe Bedingung einzugehen, in Alles gewilligt, aber ihr Vater, der ein entſchloſſener Mann geweſen, habe mit äußerſter Erbitterung gegen den Grafen einen Prozeß geführt, über deſſen endlich doch ſchimpflichen Verluſt er ſich zu Tode gegrämt. Seitdem lebe ſie wieder bei der Bühne, wo ſie der angebotenen Unterſtützung nicht bedürfe und ihr unglückliches Schickſal durch das Glück, das ſie in ihren Kindern empfinde, täglich mehr vergeſſe. Sie küßte das Mädchen, das auf ihrem Schoße eingeſchlafen war, dann ſah ſie mich mit einem Blicke der ſanftmüthigſten Ergebung an und lächelte freundlich durch die Thränen, die ihr in die Augen gedrungen waren.

Nicht leicht hat eine Mittheilung mich ſo tief ergriffen, wie dieſe; meine Augen konnten meine Rührung nicht verbergen; die ſchöne Unſchuld, die menſchliche Wahrheit und die von ſolchen Stürmen doch nicht allzu erſchütterte Ruhe, mit der ſie ſo einfach als anmuthig dieſe Geſchichte erzählt hatte, waren unwiderſtehliche Zauberkräfte, denen jedes fühlende Herz hätte erliegen müſſen. Ich war ihr unausſprechlich gut, niemals hatte ich ſolche Anmuth geſehen; ja in der höchſten Glut meiner vorigen Leidenſchaft hätte ich Eugeniens Anmuth, wenn ſie mir damals begegnet wäre, meiner Einſicht nach hoch über die des angebeteten Gegenſtandes ſetzen müſſen, obgleich für mein Herz ohne Wirkung!

Ich wiederholte meine Beſuche nun öfters und fand mich mehr und mehr angezogen, ſo daß ich in Kurzem die ganze Einrichtung meiner Stunden, deren man ſich in einer ſolchen Zeit der Lebensluſt an einem ſolchen Orte ſo leicht durch Zerſtreuung beraubt ſieht, lediglich auf dieſe Abendbeſuche bezog und auch abweſend alle meine Gedanken mit den Bildern von jenen erfüllte. Bald fand ich Eugenien allein, bald traf ich ſie in Geſellſchaft von andern Perſonen, die mir nicht immer gefielen, ja wohl gar oft beſchwerlich wurden, allein ſie ſchienen meiſt in einer Art von Untergebenheit gegen Eugenien zu ſtehen, und manche, wie beſonders einige ihrer Kunſtgenoſſen, waren, wie ich gewiß wußte, hülfsbedürftig und fanden bei ihrer edlen Großmuth eine willkommene Zuflucht. Unter dieſen Umſtänden konnte meine beſſere Menſchlichkeit nicht anders als den aufwallenden Unwillen und die böſe Laune, die mir der Anblick ſolcher Umgebung unwillkürlich bereitete, gefliſſentlich unterdrücken wollen, und dies gelang um ſo mehr, als Eugeniens Heiterkeit mir inmitten dieſer Leute ungleich freundlicher und ausdrücklicher entgegenkam, als wenn wir allein waren. Unſre perſönliche Nähe und Vertraulichkeit wuchs ſeltſamerweiſe in eben dem Grade unter dem Zwange fremder Gegenwart, als in der Freiheit des Alleinſeins die geiſtige Mittheilung an innerem Vertrauen und Gehalt zunahm. Dieſes letztere öfter zu genießen, gab bald der günſtige Umſtand Gelegenheit, daß ich die Erlaubniß, ich weiß nicht, ob mehr erhielt oder nahm, länger zu verweilen als die Uebrigen, ein vielſagendes Vorrecht der Häuslichkeit, das meinem Sinn ungemein ſchmeichelte.

Mein glückliches Verhältniß vereinigte ſolchergeſtalt die bequeme, wohlzufriedene Behaglichkeit, zu der das Leben in ſpätern Jahren immer begehrender hinneigt, mit jenem feurigen Drange der Jugend, die mit raſtloſer Glut fortarbeitet, und deren ſchönes Bewegen ich mehr noch vor mir ſah, als in mir fühlte. Die heitre junge Frau ſchien mir ſehr wohlgeſinnt zu ſein und ohne irgend eine leidenſchaftliche Regung an mir ein zärtliches Gefallen zu finden; ich meinerſeits gab mich ohne Rückhalt der angenehmen Erwärmung hin, die in flammende Hitze geſteigert zu ſehen mich nur erſchreckt hätte. Wenn ich gegenwärtig über dieſen Zuſtand nachdenke, ſo muß ich ihn ernſtlich verdammen als eine argliſtige Beſchleichung, die von den edelſten und ſchönſten Gebilden der Menſchheit den untergeſchobenen Wechſelbalg ſchwächlicher und matter Gefühle möchte hegen und pflegen laſſen. Das langſame, müde Herz will mit ſeinen von der erſten tapfern That zerrüttet heimgekehrten Kräften, die dem heißen Kampfe feig entſagen, den Preis und das Glück des Siegs, ohne dieſen, wenn auch nur in Scheinbildern dennoch zu gewinnen ſuchen, und die weichliche Empfindung bequemer Anhänglichkeit, gewohnheitüßen Umganges, eingebildeter, dem Bedürfniß entſprechender Erfahrungsreife, ſtellt ſich mit ihrem Alltäglichen an den Platz, wo das kräftige Herz mit unverzagter Entſcheidung das Außerordentliche eines höhern Geſchicks in Glück oder Unglück fordert, und ſeine jugendlichen Flammen mit naturfreudiger Wahrheit an dieſe Forderung ſetzt. Es iſt nichts mit den zärtlichen Freundſchaften, die ſich alle Wärme der Gedanken und den Reiz des möglichen Gefühls erlauben, und daneben gewiſſe angenommene Uebereinkünfte als urſprüngliche Begrenzungen desſelben ſetzen möchten; das Beſte iſt alsdann, wenn die Natur durch die Sinne ihre Freiheit zurückfordert und die

Vorſätze zerſtört; aber auch dann wird ein unangenehmes Zerfallen des ganzen Verhältniſſes kaum zu vermeiden ſein! Ich liebte Eugenien wahrhaftig nicht, aber ſie gefiel mir, und mit dem, was ich übrigens war, mit meinem ganzen Geiſte, mit allem Reichthum nachahmender Erinnerung ſchmückte ich dieſes Gefallen aus; wir hätten ein Bild gemächlicher, ehelicher Liebe, die ihre Sicherheit mit jedem ſittlichen Schein feſter begründen will, ganz füglich darſtellen können. —

Schon damals wurde ich in manchen Augenblicken aufmerkſam, und mein Benehmen zog ſich alsdann ſtrenger zuſammen, aber die unausſprechliche Anmuth, die unwiderſtehliche Lieblichkeit und die einnehmende Güte der ſchönen Frau riſſen mich immer aufs Neue in andere Kreiſe, wo mich bald genug ein Taumel faßte, den ich tief bereuen ſollte. Mein Betragen wurde nach und nach erregter, perſönlicher, in unſcheinbaren, gleichgültigen Handlungen bildete ſich oft ein wärmerer Antrieb ab, als gewöhnliche Empfindung ſolchen Dingen zu geben pflegt, und meine lebhafte Einbildungskraft veranlaßte mich bisweilen zu Aeußerungen, die nur aus höchſt erregtem Herzen ſchienen hervorgehen zu können. Folgende Erinnerungen ſind mir aus einem Geſpräch geblieben, das in dieſer Rückſicht bedeutend mitwirkte.

Es war ſpät am Abend, die Geſellſchaft hatte ſich entfernt, und auch die Kinder ſchliefen längſt; Eugenie ſaß in ſtillem Nachdenken neben mir und ſprach endlich von dem Schickſal einer Bekannten, die durch Liebe unglücklich geworden. Es drängte ſich uns die Betrachtung auf, daß im Grunde nur ſo äußerſt wenige Menſchen von der Liebe, im höchſten Sinne, wüßten, und nach einigen näher führenden Wendungen fragte ich zutraulich, ob ſie denn ſo lieben könne, wie eben beſtimmt worden, daß Liebe ſei? — Ich habe mir es eingebildet, erwiderte ſie lächelnd, doch ſeitdem ich Kinder habe, ſcheint es mir unmöglich, wenigſtens ſteht eine Liebe als Leidenſchaft außerhalb meines Kreiſes. — Aber es giebt auch neben der Leidenſchaft, entgegnete ich, ſchöne, reiche Liebesverhältniſſe, und ich ſchilderte lebhaft die klare und verſtändige Vereinigung, die man mit heitrer Lebenseinſicht ſchließe und beſonnen behaupte zu beiderſeitigem Glück. — Sie meinte, es bleibe nur ſchön und bringe nur Glück, ſo lange es klar ſei, das daure aber ſelten lange. Sie fügte hinzu, ein Mann, der ſie nicht liebe, könne auch nicht ihr Freund ſein; denn das Wohlgefallen ſei das Erſte, die Achtung nur das Zweite, ſie wolle ſich lieber auf das Erſtere verlaſſen, doch ſei das Andre auch recht gut. — So hätte ich ja eben einen recht glücklichen Ausdruck von Ihnen gehört, rief ich aus, Eugenie! wie ſehr Sie mir gefallen, das haben Sie tauſendmal gehört, aber jetzt laſſen Sie mich noch fragen, ob ich auch Ihnen gefalle? Ich bog mich zu ihr hinüber, ſie blickte auf, ſah mich eine Weile gelaſſen an und blickte dann wieder ruhig vor ſich nieder, indem ſie ſagte, ich mißfiele ihr nicht. — Nach einigem Weiterſprechen von beiden Seiten fragte ich ſie ferner, ob ich nicht auch ihre Achtung beſäße? Sie erwiderte, aber diesmal ohne aufzublicken, ſie glaube, ich ſei derſelben werth. — Und ſo geht mir denn, fuhr ich begeiſtert fort, keine Eigenſchaft ab, Ihr Freund zu ſein? — Vielleicht nicht, erwiderte ſie; ich fragte raſcher: warum nur vielleicht? warum nicht gewiß? — Nun denn, alſo auch gewiß! gab ſie mir zur Antwort und ſah mich dabei ſo ſeltſam vergnügt und freundlich an, daß ich beinahe in Verwirrung gerieth. Ich bedeckte ihre Hand mit heißen Küſſen und ſagte mit inniger Bewegung: Ich bin Ihr Freund, ich bin es auch ohne Ihr theilnehmendes Wollen, doch, wenn mich nicht Alles täuſcht, auch bald mit dieſem! Ich weiß es, welch ein Werth der Zeit gebührt, ich verkenne nicht, wie gefährlich es bleibt, ſie zu übereilen: aber ſoll ich denn thun, als ob die Gewißheit, die ich habe, daß Sie jetzt mich anerkennen würden als Freund, wenn ich Sie ſchon vor einem Jahre kennen gelernt hätte, als ob das Bewußtſein, daß es ſo ſein wird nach einem Jahre, nicht vorhanden wäre in mir? darf nicht durch dieſe Einſicht, die mir die ſchönſte Entwickelung unſerer ſchönen Bekanntſchaft verſpricht, die Gegenwart mit Recht der Zukunft vorgreifen? — Während meiner Rede war Eugenie aufgeſtanden, und nachdem ſie aufmerkſam zugehört und in einem nachdenklichen Schweigen eine kleine Stille abgewartet hatte, ſagte ſie mit nachdrücklichem

Ernſt folgende Worte: Ich überlaſſe es gern Ihrem Gefühl, wie früh oder ſpät Sie ſich meinen Freund nennen wollen, wenn Sie nur eben ſo freies Walten meinem Gefühl erlauben und nicht vermeinen, ich müſſe eben ſo ſchnell mich für Ihre Freundin erklären; wie Ihnen das Zurückhalten, ſo wäre mir das Vorauseilen unangenehm und machte dadurch vielleicht unmöglich, was in der ruhigen Ordnung natürlicher Folgen wohl von ſelbſt entſtehen wird. Denn wie könnt' ich es läugnen, daß Sie mir vor Vielen ausgezeichnet und werth erſcheinen; daß ich ſo mit Ihnen rede, beweiſ't es genug! — Hiemit ſagte ſie mir freundlich gute Nacht, drückte mir die zarte Hand zum Kuß an die Lippen, und verſchwand meinen ſehnſüchtigen Augen, die ihr noch lange mit ſtaunender Freude nachſahen. Niemals hatte ich einen ſolchen Eindruck von ihr empfangen, wie an dieſem Abende, wo ihr ſchönes, in mildem Ernſte ſchwebendes Geſicht von einem geiſtigen Hauche erhöht und erfriſcht war und ihre letzten Worte die Grenze deſſen, was ich ihr an lebendiger Einſicht möglich geglaubt, weit überſchritten hatten.

Wenn mein Gefühl beim Nachhauſegehen nicht unbedingte Bewunderung war, ſo lag dies bloß in dem heimlichen, tieferen und unwiderſtehlichern Reize, den die flüchtige Berührung ihrer Fingerſpitzen meinen Nerven mitgetheilt hatte. Die Stimme des Verlangens tönte leiſe in meinem Innern herauf, in hundert unwillkürlichen Bildern flogen die perſönlichen Hoffnungen verſtohlen durch meine Seele, die zu gleicher Zeit mit begeiſterter Andacht ſich die heiligen Vorſätze und edlen Entſagungen, welche eine höhere Einbildungskraft mit Stolz darbot, gern gefallen ließ. In dem Taumel erglühter Wellen, die wechſelnd meine Bruſt erfüllten, ging ich noch lange durch die ſchneebedeckten, nächtlichen Straßen umher, bis mich die kältere Luft des nahenden Morgens, an den ſchon die Glockenſchläge vom Stephansthurme herab mich vergebens gemahnt hatten, endlich nach Hauſe trieb, wo ich unter lieben Bildern einſchlief.

Am andern Tage konnt' ich gleichwohl nicht unterlaſſen, über die geſpannte Stimmung zu lächeln, die mich an Jahren ſchon Gereiften in die Schritte früher Jugend zurückgeführt hatte, wo ich als ein glücklicher Jüngling unter träumeriſchen Bäumen manche Nacht hindurch ſchlaflos herumgewandert war. Ich gebot mir mit allem Ernſte, vernünftig zu ſein und Verſtand und Klugheit dem unbeſonnenen Uebertreiben entgegen zu ſtellen, dem ich ſo leicht unterworfen war. Allein indem ich mich dergeſtalt auf die ſtrenge Vernunft beſchränkt glaubte, vergönnte ich meinen verworrenen Gefühlen unter dieſer beruhigenden Außenſeite ein nur deſto freieres und gefährlicheres Spiel, und gerade das, was ich damit hatte verbannen wollen, verſteckte ſich darin um ſo ſicherer. Eugenie ſtand mir näher ſeit dieſer Zeit, mein Betragen wurde inniger und meine Freundſchaft beinahe zärtlich; ein warmer Hauch wehte meinem Sinn entgegen, die liebenswürdigſte Anmuth bewegte ſich vor ihm, kein Wunder, daß er davon ergriffen wurde. Aber gleichwohl war es nichts weniger als Liebe, was ich empfand, ich hatte ſo ungleich Höheres und Mächtigeres empfunden, als daß mir mein jetziges Gefühl dieſes Namens würdig geſchienen hätte, und doch war es eben ſo wenig ein bloßes Aufwallen erregter Sinne, denn es verhielt ſich durchaus in den Kreiſen der Seele, aber vielleicht in denen, die den Sinnen am meiſten entſprechen mögen. Wie dem auch geweſen ſein mag, genug, mein Betragen verrieth immer zu viel Wärme und Zudringen, als daß es nicht den Schein einer Leidenſchaft hätte begründen ſollen. Nur glaubte ich Eugenien vor dieſem Schein hinlänglich bewahrt; meine rückhaltloſen Bekenntniſſe, das zunehmende Vertrauen, mit welchem jede meiner geheimſten Regungen ſich gegen ſie äußerte, und die überlegte, abrechnende Beſonnenheit, die ſie bei den zarteſten Erörterungen in meinem Geiſte gewahr zu werden bekannte, hätten ihre Anſicht im Klaren erhalten und ihr Gemüth, das auch ſeinerſeits mit großer Ruhe ſich frei mittheilte, keinen Anſtoß nehmen laſſen ſollen, wenn mein lebhafteres Ergreifen zufälliger Aeußerlichkeiten neben jener innern Beſonnenheit, ohne ſie zu ſtören, herging.

Die gute Meinung, die ich eben ſo überraſcht als bereitwillig von Eugeniens Verſtand gefaßt hatte, konnte freilich nicht in ein ruhiges Geleis kommen, ſondern zeigte ſich abſatzweiſe, indem häufig neben den geiſtigen Aeußerungen, die meine Erwartung im Guten überſtiegen, plötzlich querfeldein ſolche hervorſproßten, die weit unter dem waren, was man von gewöhnlichen Menſchen fordern darf. Ich kann nicht ſagen, welch peinliches Mißbehagen, welche aufgeregte Unruhe mich überfiel, ſo oft meine Bewunderung, die ſich gern unaufhaltſam in dieſer Richtung fortbewegt hätte, an ſolchen Hemmungen ſtockte und in irrem Zweifel nicht wußte, wohin ſie ſich wenden ſollte. Fand ſich ihr Kopf wieder etwas zurecht, ſo machte ihre Anmuth Alles wieder gut, und es war, als ſei Nichts geſchehn, aber bisweilen beharrte ſie mit Eigenſinn auf unwürdigen Irrthümern, die mir bei ihren übrigen Eigenſchaften unbegreiflich waren. Denn ſie hatte große Fähigkeit des Auffaſſens und ein Gedächtniß, das deſto geſchickter das Gute bewahrte, je weniger ihm bisher geboten worden war; ſie war aufmerkſam auf jeden Unterricht und desſelben eben ſo werth, als bedürftig.

Mir blieb nicht lange verborgen, daß Alles, was von ihr ausging, eigentlich Laune war, die auf und ab wogte und bald Dieſes bald Jenes mit ſich führte, das aber immer anmuthig erſchien und durch ſeinen nichtigen Gehalt ſchon ſehr auffallen mußte, um die Freude an der lieblichen Form zu zerſtören. So war ſie denn launenhaft geiſtreich und dabei von einer ſo ſtillen Ruhe, daß man es für einen immerwährenden Zuſtand halten konnte, und auf gleiche Weiſe erſchien ſie aus Laune dumm, ohne es in der That zu ſein. Ich ſah ein, daß dieſes Schwanken und Schweben, Steigen und Fallen, Treffen und Verfehlen im Grunde ein ſehr oft vorkommender Zuſtand ſei, deſſen ſich die meiſten Menſchen jedoch vermittelſt einigen empfangenen Unterrichts, der ſondern und verſtecken hilft, mit Glück erwehren, wobei denn aber oft mit dem Schlimmen durch leichte Verwechſelung auch das Gute unterdrückt wird.

Durch dieſe Erklärung beruhigte ich mich zwar für mein eignes Bewußtſein hinlänglich, aber für die Andern, denen Eugenie in meiner Gegenwart bisweilen die unverzeihlichſten Blößen gab, überfiel mich jedesmal das peinlichſte Schauern, die unſeligſte Ungeduld. Am meiſten geſchah dies bei Gelegenheit der Geſpräche, welche die darſtellende Kunſt, Schauſpiele und überhaupt die Bühne betrafen; das verbiſſene Lächeln, welches ich wohl zuweilen bemerkte, wenn ſie bei Dingen, die man nur einfach gehört zu haben braucht, um nicht zu fehlen, die auffallendſten Mißgriffe that und Verwechſelungen vornahm, brachte mich faſt zur Verzweiflung, und es half kein Vorbeugen, kein Ablenken, womit ich ihr zu Hülfe zu kommen ſuchte. Zum Glück verlangten die andern Leute, meiſt gute Wiener, die ſich in ihrer Behaglichkeit über geiſtige Begriffe wenig Rechenſchaft zu geben pflegen, bei Weitem nicht ſo viel, als ich ſelbſt, der ich lebhaftere Geiſtesregſamkeit, die mir als einem Reichsländer, oder, wie man in Wien ſagt, als einem

Reicher zu gute kam, durch mancherlei Arbeiten geſchärft, und ſchon oft ſiegend dargethan hatte, daß ich Reinhold und Fichte gehört, obſchon von ihren Sätzen mir nichts mehr erinnerlich war. Das gerade Gegentheil von Eugenien war in dieſer Rückſicht Thereſe, die eine ſorgfältige Erziehung genoſſen hatte und in dem Gebiete ihrer Kunſt wie in den verwandten Kreiſen der Dichtkunſt und Muſik ſchöne Einſichten beſaß, denen überall ein geübter Verſtand Anwendung und heiteres Leben gab. Sie wußte mit feſten Gedanken die Rollen, welche ſie zu ſpielen hatte, zu durchdringen und mit bewußter Ueberlegung die Mannichfaltigkeit als Einheit feſtzuhalten, wodurch denn ihr heitres, bewegliches Spiel, das im Einzelnen gern augenblicklichem Gefühl folgte, in ſeiner Natürlichkeit nur deſto ſchöner wurde. Wahr iſt es, Eugenie machte den größten Eindruck auf das Publicum, und wurde mit rauſchendem Beifall aufgenommen, ſo oft ſie auftrat; allein dies geſchah auch dann, wenn ſie die ganze Bedeutung ihrer Rolle offenbar verfehlt, Auftritte falſch genommen, Verſe unrichtig hergeſagt, ergreifende und wichtige Stellen untergeordnet, Zufälliges hervorgehoben und ſo nicht ſelten ein ſchönes Kunſtwerk verzerrt, ſtatt deſſen aber freilich alle ihre Anmuth und perſönliche Liebenswürdigkeit glücklich vorgetragen hatte, daß die entzückten Zuſchauer Eines über dem Andern vergaßen; wie müßte erſt ihre Erſcheinung herrlich ſein, dachte ich oft, wenn ihre Kunſtgaben denen, mit welchen ſie die

Natur ſo reichlich ſchmückte, nicht mehr in den Weg träten, ſondern ſie vielmehr erhöhten!

Ich wagte es, mit ihr darüber zu ſprechen, und war eben ſo verwundert als gerührt, ſie von dem Erfolg ihrer Vorſtellungen als von etwas reden zu hören, das ſie verlegen mache und beſchäme; ihre Beſcheidenheit ſtand bereitwillig von dem Anſpruch ab, zu welchem die Stimme des Publicums ſie berechtigen konnte, und ſie kam mit Aufzählung deſſen, was ihr zur guten Schauſpielerin fehle, ſo unumwunden meinen leiſen Bemerkungen entgegen, daß ich ihr nicht anders als mit wahrer Verehrung zuhören konnte und die Freiheit bewunderte, die ihr ſonſt ſo befangenes Urtheil in einem Gegenſtande behauptete, der gewöhnlich die meiſte Befangenheit erzeugt. Dieſes Benehmen war einzig ſanft und liebenswürdig, ja in Rückſicht der Seltenheit ſolcher freien Geſtändniſſe im Allgemeinen und in Betracht der beſonderen Umſtände, die dieſen Fall noch mehr auszeichneten, wohl groß zu nennen; denn welche Kraft gehört nicht dazu, dasjenige, was man als ein Erſtrebtes beſitzt und ſtrebend zu erhalten wünſcht, was niemand anzutaſten wagt, ſich ſelber abzuſprechen? Gleich mußt' ich mir meine ſchwankende Meinung von ihr aufs Härteſte verweiſen, indem ich ihr in Gedanken Abbitte that für jedes allzu ſchnelle Urtheil, das ich über ihre Seeleneigenſchaften früher gefällt; ich begriff nicht, wo meine Sinne geweſen ſein mochten, als ſie einen ungünſtigen Eindruck von ihr in meine Seele gebracht, und wollte mir durchaus nicht verzeihen, ſolch ein Unrecht begangen zu haben. Ich war im innerſten Herzen gerührt und fühlte mich gedrängt, ihr einen Erſatz, den ich als Schuld anſah, dafür zu geben und ſie durch recht viel Liebes und Gutes für das, was ſie unbewußt erlitten, ſchadlos zu halten.

In dieſem Gefühl ergriff ich jede Erinnerung, die mir von ihrem angenehmen Spiel in der Seele lag, um ihr aus dem Lobe, das ſich mit Wahrheit daran knüpfen ließ, einen Kranz zu winden, der ſie für das Tadelhafte deſto ſchöner tröſten ſollte, als erſteres von mir, dies aber nur von ihr ausgeſprochen war. Die günſtigen Augenblicke ihrer Darſtellungen, die wirklich glücklichen Seiten ihrer Gaben wußt' ich ihr angenehm zuſammenzuſtellen, mein Gedächtniß verſagte mir diesmal nichts, und meine Beredſamkeit lieferte ein kleines Meiſterſtück von Lobrede, die den erfreulichſten Eindruck hervorbrachte und doppelt wirkte durch den guten Willen, den ſie, auch wenn es nur ſchmeichleriſche Einbildung geweſen wäre, anzeigen mußte, und durch die Kraft der Wahrheit, die doch, wie nicht zu läugnen war, überall zum Grunde lag. Sie war auf eine liebreiche Art, die ihr ſehr wohl anſtand, dankbar für die gelungene Bemühung, ein von ihr ſelbſt ſo herabgeſetztes Talent wieder zu Ehren zu bringen, und ſie fand leicht und ſchnell tauſend Wege, ihr Wohlwollen empfinden zu laſſen; ich wurde unausſprechlich entzückt von allem Freundlichen, das ſie mir ſagte, von allem Angenehmen, das ſie mir erwies, und eine überſtrömende Fröhlichkeit bemächtigte ſich meines ganzen Weſens.

Das Geſpräch über die Bühne, über jeden fremden Gegenſtand, konnte meiner Innigkeit nicht mehr genügen, und mein Herz drängte ſich zärtlich heran, um mit ſeinen lebendigen Kräften jene todten Ueberlegungen zu erſetzen: ich mochte nur von dem reden, was zwiſchen uns obwaltete, von der Schönheit unſeres Zuſammenſeins, von der nächſten uns betreffenden Gegenwart, von dieſem Abend. Und doch war mein Gemüth ſo ſanft und lenkſam, daß es wieder leicht und gern in die verlaſſene Bahn zurückkehrte, als Eugenie die Gegenſtände, denen ſie größere Aufmerkſamkeit ſchenkte, als unſerer Neigung, nicht wollte fahren laſſen. Wie rein und unbefangen ich mich der heitern Lenkung überließ, mag das bezeugen, daß ich arglos über Thereſen meine wahre Geſinnung äußerte und auf Eugeniens liſtige, ſchon im voraus Schadenfreude verrathende Fragen in unverhohlenen Lobſtrömen antwortete, die um ſo unſchuldiger waren, als ſie nach Richtungen gingen, die mit dem Eugenien zugetheilten Lobe in keine Berührung kamen. Unglücklicherweiſe war ich zu ſehr von meiner freudigen Empfindung hingeriſſen, als daß ich ſogleich gewahr geworden wäre, wie meine Ergüſſe aufgenommen wurden. Erſt als ich ganz zu Ende geſprochen und mit ſo vielen Gründen Thereſens Vortrefflichkeit dargethan hatte, daß ich ſelber nichts mehr davon umſtürzen konnte, bemerkte ich die Veränderung, die mit Eugenien vorgegangen war. Sie war blaß geworden, ihre Augen drückten verdrießliche Langeweile aus, der Mund hatte ſich in ſpöttiſchem Widerwillen verzogen, und die behende Geſchäftigkeit ihrer Hände war in ein nachläſſiges Spiel mit einem Hündchen verwandelt, das ſie auf den Schooß genommen hatte; den Kopf ließ ſie matt zurückſinken und gönnte mir kaum noch einen unfreundlichen Blick. Ums Himmelswillen, Eugenie! rief ich aus, indem ich vom Stuhl aufſprang, was iſt Ihnen? noch nicht ahnend, daß ich durch mein unvorſichtiges Reden dieſe Veränderung angerichtet; ſie war aber, als ich mich um ſie bemühte und theilnehmend bewies, ſo kalt, ſo herb und kurz in ihren Antworten und ſo entſchieden in ihrem Ablehnen meiner Theilnahme, daß ſie jeden Gedanken, als ſei ihr nicht wohl, entfernte und mich durch ein paar hingeworfene bittere Silben doch zu früh über den Grund ihrer heftigen Verſtimmung zu meinem größten Erſtaunen aufklärte. Mir ſchien unmöglich, daß dieſe Empfindlichkeit über ein gerechtes Lob mit ſolch harter Selbſtverläugnung in Einem Gemüth vereinigt ſein könnte.

Alle Vorſtellungen verwirrten ſich in mir, ich wußte nicht, wie mir geſchehen war, und ſtand in ſtaunender Verwunderung verlegen vor ihr, wie vor einem Räthſel, das mit abenteuerlichem Widerſpruch den Geiſt betäubt. Sie ſah mich ſtehen und kümmerte ſich ſo wenig um mein Erſtaunen, wie vorher um meine

Bemühung, und ſtreichelte gleichgültig ihren Hund, der mich wegen des plötzlichen Aufſpringens noch knurrend im Auge hatte. Dieſe äußere und die innere Betrachtung des gewaltigen Abſprunges, den mein Urtheil in ſo kurzer Zeit hatte machen müſſen, führte mich leiſe durch die Lächerlichkeit meines erſchrockenen Zuſtandes zur Beſonnenheit zurück, und indem ich für den Augenblick die Sache leichter nahm und herzhafter behandelte, als mir ſpäter möglich war, ſuchte ich alle Quellen des Geſprächs zu eröffnen, um der tief Beleidigten verſöhnende Eindrücke zuzuſtrömen, was mir auch endlich in ſo weit gelang, daß ſie, nach einigen heftigen und eiferſüchtigen Ausbrüchen gegen ihre Nebenbuhlerin, meinen Verſtand und mein Urtheil bitter angriff und ſich in höhnendem Scherz auf eine Art ausließ, die den Streit wirklich erſchöpfte. Mich traf das Alles aber keineswegs tief, und ich begreiſe nicht, wie ſo mich ihr Zürnen nicht mehr ängſtigte, da mir doch an ihrer Gunſt ſo unendlich gelegen war; aber ſei es nun, daß das Launenhafte zu ſichtbar darin vorwaltete, oder daß die Wahrheit deſſen, was ich geſagt hatte, noch zu lebendig in mir war, genug, die ganze verdrießliche Wendung ertrug ich mit ziemlich munterer Standhaftigkeit und ließ mir die Zeichen ihrer ungerechten Feindſchaft viel weniger zu Herzen gehen, als nachher in der Erinnerung geſchah. Sie hatte hierüber aufs Neue Verdruß, verhehlte nicht den Grund ihres Aergers, warf mir Mangel an Theilnahme und Gefühlloſigkeit in eben dem Maße vor, als ſie vorhin mir Befangenheit des Urtheils und ſchiefe Anſicht Schuld gegeben hatte, klagte über Kopfweh, ſagte, ſie fühle ſich ſchläfrig, ſie wiſſe nicht, ob ſie mich morgen würde ſehen können, trieb mich zum Weggehen und hielt mich gleichwohl noch eine geraume Zeit auf. Als ich ſie verließ, ſchien ſie auf dem beſten Wege, ſich zu beruhigen, und es kam mir vor, als ſei ſie weniger gegen mich aufgebracht, als überhaupt unzufrieden und verſtimmt.

Ich hatte nun Zeit zu allen möglichen Betrachtungen, zu denen mich die wechſelnden Erſcheinungen eines ſo ſonderbaren Gemüths aufforderten und mit denen ich einen großen Theil der Nacht beſchäftigt blieb. Bald mußte ich die Kleinheit und Schwäche tadeln, welche in dieſer unverſtändigen Eiferſucht lag, bald wieder zog mich die freie Leidenſchaftlichkeit an, die ſo gewaltſam hervorbrechen ließ, was man ſonſt ſorgfältig zu verſtecken pflegt; in dem Unverſtande ſelbſt, der ſich anmaßte, mich gebieteriſch zu lenken, wirkte ein geheimer Reiz, der mich tief durchdrang. Mit welchem Rechte, fragte ich, mag Eugenie ſich einbilden, wie käme ſie nur auf die Forderung, daß ich den Geiſteszwang gehäſſiger Laune ertragen würde? Könnte ihr das je einfallen, wenn nicht ihr Herz den größten Antheil für mich, in ſeinen Tiefen ſo viel Gutes bewahrt fühlte, daß es ein vorausgenoſſener Erſatz, eine übergroße Vergeltung für jene Ungebühr dünken kann? In der That, was iſt liebenswürdiger, als ein Unwille, der Anſprüche als beſtimmt vorausſetzt, die man früher eben ſo ſehr wünſchte als bezweifelte? War ich durch ſolche Gedanken bald in meinem Innern zufrieden geſtellt über das, was mich bei der Sache perſönlich betraf, ſo gewann ich nun auch leicht bei meinem Geiſte, ſein Mißfallen und ſeine Forderungen diesmal nicht ſo genau zu nehmen, ſondern in Gottes Namen alle Thorheiten, die mir ſolche Gunſt brächten, geſchehen zu laſſen! Die ganze Liebesanmuth Eugeniens trat in immer helleres Licht, und durch die ſeltſame Verwickelung der Bilder fand ſich mein Herz durch einen Vorfall, der ſo manche Täuſchung zu haben ſchien, nur mehr und mehr von ihr eingenommen.

Das Schwierigſte jedoch blieb nun noch zu thun übrig: ich mußte ſie verſöhnen und auch in ihr die Stimmung zurückführen, deren ich mich aufs Neue erfreute; dieſes ſchien aber deſto ſchwerer, als die Leichtfertigkeit, mit der ich ihren Vorwürfen zugehört hatte, Alles verdorben haben konnte; um ſo eifriger mußt' ich mich jetzt zeigen, um ſo gerührter und reuiger, und ſo eilt' ich denn mit dieſen Gefühlen, die mir ernſt genug wurden, am folgenden Vormittage zu ihr. Sie ſei ausgegangen, hieß es, und werde wohl bald wiederkommen. Daß ſie alſo nicht unpäßlich ſei und die geſtrige Aufreizung keine nachtheiligen Folgen für ſie gehabt, erfuhr ich dadurch wohl zu meiner Beruhigung, aber, ſo ſehr ich mich auch deßhalb geängſtigt hatte, jetzt hätte ich ihr lieber ein kleines Kopfweh gewünſcht, als ſie ſo zu verfehlen. Das Mädchen, ſchon gewöhnt mich als einen

Hausgenoſſen zu betrachten, wollte mir das Zimmer öffnen, um die Rückkunſt Eugeniens abzuwarten, allein meine Ungeduld ließ mich nicht ruhen, ich rannte fort und verſprach in einer Stunde wiederzukommen. Ich beſchloß einen Spaziergang auf der Baſtei zu machen, wo die freie Ausſicht nach den im Kreiſe herum aufgethürmten Vorſtädten und die vom Lande friſch heranſtrömende Luft meine beklommene Bruſt erleichtern ſollten. Die Sonne ſchien prächtig auf den hohen Schnee herab, der Himmel war rein, nur die Ferne ſchwebte in glänzenden Nebeln. Eine große Anzahl Spaziergänger eilte ſchon durcheinander hin und nahm mit jedem Augenblicke zu, ſo daß ich bei der kaiſerlichen Burg, wo der Zuſammenfluß am größten iſt, aus dem Gedränge hinweg und einen einſamern Theil des Walles zu ſuchen ging.

Kaum war ich eine Strecke fortgeſchritten, als ich zwei Frauenzimmer daherkommen ſah und meinen Augen nicht trauen wollte, die Thereſen und Eugenien in ihnen zu erkennen glaubten. Das fremdartigſte Erſtaunen hemmte meinen Schritt, ich blieb verwundert ſtehen, und indem ich noch ungewiß überlegte, ob ſie es wären, wurden mir alle Zweifel benommen durch die lachende Anrede Eugeniens, der das überraſchte und verlegene Weſen, womit ich ſie, nachdem ich ſie endlich erkannt, begrüßte, noch lange zur Beluſtigung diente. Thereſe, die von meiner innern Bewegung keinen Grund wußte, lachte mit und fragte, was denn Außerordentliches an unſerm Begegnen ſei? Eugenie, der in dieſem Augenblick das geſtrige Geſpräch einfallen mochte, ward über und über roth, ein Feuer, das ſich meinem Geſichte ſogleich mittheilte, und Thereſe, die uns Beide ſo plötzlich erröthen ſah, wurde gleichfalls roth, ſo daß wir ſeltſam genug alle Drei denſelben Zuſtand äußerten und gewahr wurden. Ich mußte nun mit umkehren, und die vielen Menſchen, die uns entgegenkamen und ſtörten, ließen glücklicherweiſe kein Geſpräch zu, in welchem meine Verlegenheit ſich unfehlbar offenbart hätte, denn die Dinge, die ich vorgehen ſah, hörten nicht auf mich zu verwirren. Ich wußte nicht, wie ich Eugeniens Munterkeit, die keinen Groll im Hintergrunde zeigte, zu nehmen habe, denn ich konnte keinen Grund erſinnen, der ſie heute ſo innig verſöhnt mit Derjenigen ſpazieren gehen ließ, durch deren bloße Erwähnung ſie noch geſtern ſo feindſelig angeregt wurde. Thereſe machte mir freundliche Vorwürfe, daß ich ſie ſo lange nicht beſucht und auch im Schauſpiel faſt gar nicht mehr zu ſehn ſei; ſie habe geglaubt, ich ſei krank oder vielleicht nicht mehr in Wien, bis ihr heute auf der Probe, von der ſie eben herkämen, Eugenie geſagt, o ich ſei noch gar ſehr hier, denn ich habe ſie geſtern erſt tüchtig geärgert. Das geht doch zu weit, dachte ich; alſo mit gutem Bewußtſein übt ſie dieſe Freundlichkeit und hat wohl gar des Gegenſtandes erwähnt, über den wir geſprochen? Iſt das angelegte, weitausſehende Verſtellung oder unbegreiflicher Leichtſinn? Thereſe fragte darauf näher, wie ſo mir es denn eingefallen wäre, eine ſo ſchöne Frau zu ärgern, und als meine Antworten ſchwankende Wendungen ſuchten und gerade im Gegentheil unwillkürlich die allertreffendſten fanden, wollte Eugenie gar nicht wieder aufhören zu lachen und trieb ihre ausgelaſſenen Tollheiten fort, bis wir vor ihrem Hauſe ſtanden, wo wir uns trennen mußten. Ich verbeugte mich gegen Thereſen und wollte Eugenien hinauf begleiten, ſehr begierig, Aufſchluß über ihr ſonderbar wechſelndes Betragen zu erhalten; allein ſie drängte mich eiligſt zurück und beſtand darauf, daß ich vorher Thereſen als ein artiger Herr nach Hauſe bringen müſſe und dann wiederkommen könne, worauf ſie unter vielem Lachen, indem ſie auf allerlei Scherzreden zurückkam und immer noch etwas Launiges zu ſagen hatte Abſchied nahm.

Dieſer Wankelmuth, der mit leidenſchaftlichem Streben von einem Aeußerſten zum andern ſprang, fing an mich im Innerſten zu empören, und es gehörte die verſtändige, anregende und ſanfte Unterhaltung Thereſens dazu, um mich nach und nach wieder in eine Stimmung zu verſetzen, die mir möglich machen konnte, zu Eugenien zurückzukehren. Thereſe ſprach von dieſer mit großer Ueberſicht, und obgleich ihr Urtheil nichts weniger als günſtig war, ſondern den Geiſt und das Herz der launenhaften Frau ſehr gering anſchlug, indem ſie ihr die kälteſte Eitelkeit und unerfreulichſte Gefallſucht Schuld gab, ſo trug ſie dieſes doch mit ſolcher Milde und ſo unabſichtlich vor, daß es mein Gefühl weniger verletzte, als meinen Verſtand zur Unterſuchung zwang. Ich lächelte über eine Beſchuldigung, die mir nur allzuſehr zeigte, daß Thereſe meine anmuthige Freundin wohl niemals in ſolch glücklichen Augenblicken geſehn habe, als mir zu Theil geworden waren und für die tiefe Wahrhaftigkeit, das reine Erglühn und die ſtille Frömmigkeit ihrer Seele Bürgſchaft leiſteten, der bisher durch ihr unbegreifliches Betragen wohl widerſprochen worden war, die aber doch nicht aufgehoben werden konnte. Dagegen ſchien Thereſe wieder über die Einfalt meines frommen Glaubens zu lächeln und ſich über die Verblendung zu verwundern, in welcher mir Dinge als herrlich vorkommen konnten, die ſie mit geſunden Augen anders anſah. Sie lachte, als ich ihr verſicherte, man müſſe Eugenien ganz kennen und Alles von ihr, wie ich, aus ihrem Munde wiſſen, um ihren Werth zu erkennen. Und was wiſſen Sie denn? fragte ſie lebhaft; doch wohl nur, was Sie wiſſen ſollen? Was gilt die Wette, ich erzähle Ihnen hundert Geſchichten, von denen Ihnen neun und neunzig neu ſind! Und nun fing ſie an, mir Begebenheiten und Perſonen flüchtig zu bezeichnen, von denen ich eine nach der andern als mir unbekannt eingeſtehen mußte. Betreten ſtand ich vor ihr, wünſchte aber nur um ſo eifriger etwas Näheres zu erfahren, allein Thereſe war meinen inſtändigen Bemühungen unerbittlich und verſicherte, zum Verſuche, meine Augen ſehen zu lehren, ſei es genug, ſie wolle mir nicht eine Täuſchung gänzlich verderben, in der ich mich wohl zu befinden ſchiene, denn was ſie bis jetzt geſagt, würde ſich gleich wieder verlieren, wenn ich der Ueberzeugung zu entfliehen Luſt hätte.

Dieſe Aeußerungen hatten mir die Gedanken an Eugenien ſehr verrückt. Ihr Bild war mir gefährdet, jeder ſeiner Züge ungewiß, ſeine hellſten Farben verdunkelt, und in tiefſtem Unmuth ging ich zu ihr zurück, um an dem Urbilde Wahrheit und Irrthum mit ſchärferer Aufmerkſamkeit zu prüfen! Am nachdenklichſten machte mich die Behauptung, die ich aus den gegebenen Winken deutlich genug entnehmen konnte, daß Eugenie noch gegenwärtig in einem Verhältniſſe ſtehe, das nichts weniger als ſchön genannt werden könne. Ich hatte in der ganzen Zeit, da ich faſt täglich und zu verſchiedenen Stunden ihr Haus beſucht und die vertrauteſten Geſpräche mit ihr gehabt hatte, nicht das Geringſte dieſer Art bemerkt, und es ſchien mir unmöglich, daß ſie, die mir ſo vieles geſagt, gerade dieſes verſchwiegen haben ſollte, da ein ſolches Bekenntniß für mich, der ich ſtets von Freundſchaft ſprach und ausdrücklich Liebe ausſchloß, nichts Kränkendes haben konnte.

Als ich zu ihr kam, bedurfte es all der zuvorkommenden Freundlichkeit, mit der ſie mich empfing, um mein trübes und geſtörtes Gemüth von dem Argwohn, den es wider Willen gefaßt hatte, abzulenken. Sie reizte meine Stimmung, die bereit war der geringſten Heftigkeit heftig zu begegnen und ſelbſt ihre Munterkeit feindlich zu erwidern, gar nicht auf, ſie war im Gegentheil ſanft und gutmüthig, gelaſſen und nachgiebig. Es ſollte an dieſem Abend die Jungfrau von Orleans gegeben werden, Eugenie hatte die große, ſchwierige Aufgabe, zum erſtenmal die Johanna zu ſpielen, zwar vor einem wohlwollenden, aber diesmal auch mehr als gewöhnlich geſpannten Publicum. Wir ſprachen mancherlei von dem Weſen dieſes Gedichts von den Eigenheiten der Hauptrolle, von dem Geiſte, einzelner Stellen. Ich fand Gelegenheit, Manches zu erinnern, auf Bedeutungen aufmerkſam zu machen, vor Mißgriffen zu warnen, und konnte doch mit aller Bemühung nicht dahin gelangen, mich über den Erfolg dieſes Abends zu beruhigen; ich wußte zu ſehr wie und wo es fehlte, wo keine Aushülfe zu ſtatten kömmt, als daß ich ohne ſorgenvollen Unmuth die Zeit hätte abwarten können, wo ich die mir ſo liebe und werthe Frau etwas vorſtellen ſehen ſollte, dem nach meiner Einſicht ihre Fähigkeiten nicht entſprachen. Inzwiſchen fand ſie ſich ſelber nicht in der geringſten Beſorgniß, mit dem glücklichſten Selbſtvertrauen freute ſie ſich der glänzenden Rolle und glaubte Alles gethan zu haben, als ihr verſchiedener Anzug, ſowohl für die Schäferin, als für die Heldin, endlich in Ordnung war; ſie hatte nichts daran geſpart und war in der That allerliebſt gekleidet.

Seit langer Zeit ging ich heute wieder zum erſtenmal ins Schauſpiel, wo die gedrängteſte Menge ſchon erwartungsvoll verſammelt war. Schon gleich im Vorſpiel erntete Eugenie den rauſchendſten Beifall, ihr Glück war für den Abend ſchon entſchieden. Mir aber war keineswegs freudig zu Muthe, die unangenehmſte Verſtimmung ſetzte ſich immer feſter in mir, und ich ſchämte mich für Eugenien und das Publicum, die an manchen Stellen ordentlich wetteiferten, wer im Unrichtigen den Preis verdiene. Einzig diejenigen Auftritte, wo ſie ein weicheres, in den untern Kreiſen menſchlicher Regungen erzeugtes Gefühl auszudrücken hatte, gelangen ihr vortrefflich, und ſo ſtellte ſie die gewaltſame Liebesempfindung, welche der Anblick Lionel's ihr in das Herz ſchießt, mit unnachahmlichem Reize dar. Die Zuſchauer waren außer ſich vor Entzücken, und ihr Beifall ſtieg am Ende bis zur Wuth, die meinem Sinne höchſt beſchwerlich fiel. Ich fühlte ungeachtet meiner Verſtimmung einen heftigen Drang, Eugenien noch zu ſehn, und war vielleicht nur ungeduldig, mich an dem Anblick ihrer anmuthigen Perſönlichkeit für den unbefriedigenden Kunſtgenuß ſchadlos zu halten. Ich ging zu ihr und wurde gegen mein Erwarten noch angenommen.

Sie war ſchon wieder in ihren gewöhnlichen Kleidern; ermüdet und noch erregt ruhte ſie auf dem Sopha und ſchien ungemein zufrieden und vergnügt. Dieſe Stimmung ging alsbald auf mich über; man konnte nicht in ihrer Nähe ſein, ohne an ihr Theil zu nehmen, und fühlte ſie irgend ein Behagen, ſo ſollte man dieſes mitgenießen, wie denn auch ihr Verdruß die ganze Umgebung zum Verdruſſe zwang. Ich ſollte fröhlich ſein, es ſollte mir außerordentlich gut gehen, das beabſichtigte *und erreichte ſie mit tauſend Liebenswürdigkeiten, mit* vertraulichen Scherzen, mit Schmeichelreden und Liebkoſungen. Mir fielen wohl bisweilen Thereſens nur allzu deutliche Winke ein, und alle meine Regungen ſtarrten in plötzlicher Kälte; aber das anhaltende Feuer der freundlichen Augen thaute ſie jedesmal bald wieder auf und erhitzte nur mehr und mehr durch den erneuerten Sieg die überwiegende Neigung, die mich unbedingt Eugeniens Macht überlieferte.

Wir hatten ein kleines Nachteſſen verzehrt, der Tiſch war hinausgetragen worden, und ich verließ meinen Platz, um mich neben Eugenien zu ſetzen, die ſich bequemer und läſſiger hingelegt hatte; die eine Hand ſtützte ihren Kopf, um welchen die ſchönen, langen Haare, aus ihren Schlingen gelöſ't, anmuthig umherfloſſen, die andere Hand lag ausgeſtreckt zu mir hin, ich durfte liebkoſend damit ſpielen. Je weniger wir ſprachen, deſto bewegter wurden die innern Bilder, die das wallende Blut auf ſeinen beſchleunigten Wogen trug, und wir ſahen uns lange mit Ernſt und Freundlichkeit an. Ein ſolcher Zuſtand nimmt unmerklich zu, wie Tropfen in einem Gefäß anſchwellen, bis ſie den Rand desſelben überſtrömen. Durch welche Mittelſtufen die Empfindung geht, welche Aeußerungen ihrem vollen Ausbruch vorangehen, bedarf keiner ausführlichen Schilderung.

Genug, ich fand mich über die Grenzen meines gewöhnlichen Daſeins hinausgeriſſen, von Urtheilen, Entſchlüſſen und Gewohnheiten, die den Augenblick dem *Ganzen untergeordnet hatten*, befreit und einer ſo reizenden als gefährlichen Bewußtloſigkeit hingegeben. Eugenie, welche ſich den hinträumenden Bewegungen, die ſo mannichfaltige Thätigkeit des Geiſtes und des Körpers in dieſes müßige Ausruhen hinausgedehnt hatte, anfangs gern überlaſſen wollte, wurde mehr, als ſie dachte, von den ſtrömenden Wogen bewältigt und entführt, als daß ſie ſogleich das zurückweichende Ufer hätte faſſen können. Ein ſüßer Taumel ergriff uns, ich küßte ihre Lippen und drückte ſie innig in meine Arme; ſie ſchien weniger zu erwidern als nachzugeben, eine ſeltſame Zweifelhaftigkeit ſchwebte über dieſem Auftritt; doch nicht lange; nach einigen Augenblicken ſchon löſ'te ſich das zauberiſche Netz, worin ihre Seele gefangen zu liegen ſchien, und ein böſer Ernſt verfinſterte das eben noch ſo weiche, liebliche Geſicht. Sie bezeigte ſich tief beleidigt durch meine Kühnheit, ſie beklagte bitter, daß eine ſo ſchöne Freundſchaft, als ich ihr angeboten ſolch häßliche Störung erleiden, ſo ihren beſten Reiz, die ſorgloſe Unbefangenheit verlieren ſolle; niemals, verſicherte ſie, könne ſie wieder mit jenem ruhigen, heimiſchen Gefühl, das meinen Umgang ihr ſo werth gemacht, mich bei ſich ſehen.

Ihre Reden machten mich äußerſt beſtürzt, ich konnte dieſe Vorwürfe nicht ungerecht finden und ſah ein, daß die zu große Freiheit auch in mir ein Gefühl, das ich als das höchſte und reinſte zu empfinden glaubte, herabſtimme; jedoch ſelbſt ihr abgewandter Ernſt und ihr beleidigtes Zürnen übte noch ſolch unwiderſtehlichen Reiz auf meine Augen, daß ich nicht aufhören konnte, ſie mit Wohlgefallen zu betrachten, und nachdem ich mich vergebens bemüht, ſie zu beruhigen und auszuſöhnen, mit dem heiterſten Eindruck ſie endlich verließ; ſtatt meines Unrechts ſchwebte mir ihre Anmuth, ſtatt der bevorſtehenden Kälte die warme Erinnerung vor und in dieſer glücklichen Miſchung von fürchtender Beſorgniß und neigungsvollem Andenken an das Geſchehene entſtanden folgende Zeilen, die ich mit dem Früheſten abſchickte:

Dir lieblichſten von allen Frauen,
Die mit der zarten Schönheit ſtiller Macht
Mein Herz in Flammen facht,
Mein Auge feſſelt in glückſel'gem Schauen,
Dir hab' ich mich zum treuen Freund geweihet,
Dir edler Neigung Fülle dargebracht;
In ſchönem Frieden, allen Harms befreiet,
Sollt' ich des holden Umgangs blüh'nde Bahn
In ſüßer Pflicht und ernſter Treue wandeln,
In trunkner Sinne Wahn
Die reine Glut des Herzens nie verwandeln:
Allein du ſelbſt, der Himmelsgöttin eigen,
Heut im Triumphe deiner Zauberkunſt,
Erkoren du zum höchſten Handeln

Beſtimmt, zum Himmel glorreich aufzuſteigen.
Unwiderſtehlich kämpft der Liebe Gunſt
Das ſtolze Herz darnieder?
Gewaltig mußt du ſelber zeigen,
Wie Menſchliches das Göttliche bezwingt,
Dein Arm wirft Lionel zum Tode nieder,
Doch ſeines Blickes Pfeil dein Herz durchdringt.
Und Aller Augen ſind in Thränen,
Und jede Bruſt von Wehmuth ſanft erklingt!
Die Rückkehr nicht zu deinem hohen Sehnen
Ergreifet wie dies Eine!
Weißt du dem Bilde menſchlichholder Schwächen,
Die knospend aus dem ſchönſten Innern brechen,
Solch übergroßen Reiz zu leihen,
Und wollteſt, ungerührt nur du alleine,
Solch liebliches Vergeſſen nicht verzeihen?

Die Art der Frage gefiel, ich erhielt durch ein artiges Zettelchen Verzeihung und wurde eingeladen, ſie bald ſelber abholen zu kommen. Mir ſchmeichelte der gute Erfolg meiner Reimkünſte, und ich unterdrückte ein mißbehagliches Gefühl, welches doch mit dem Leichtſinn oder der Eitelkeit, die Eugenien von ihrer geſtrigen, wie mir ſelbſt ſchien, ſo gerechten Strenge zurückkommen ließ, nicht ganz zufrieden war. Ich ergab mich darum nicht minder lebhaft den Freuden, mit welchen ihre günſtige Nähe mein Weſen erfüllte. Einige Zurückhaltung, die ſie in den erſten Tagen zeigte, war nur ein Reiz mehr, die frühere Vertraulichkeit, deren Wirkungen ſich lieblich genug offenbarten, und die ganze ſüße Gewohnheit unſeres innigen Umgangs wiederherzuſtellen.

So vergingen einige Tage unter dem heiterſten, glücklichſten Streben, und es wurde bald offenbar, daß der augenblickliche Einbruch losgelaſſener Leidenſchaft, ſtatt uns zu entfremden, nur näher und ſicherer unſere Gemüther vereinigt hatte. Wir erklärten uns über Mancherlei, und nachdem wir uns über unſer gegenſeitiges Verhältniß beſtimmt und ſchön ausgeſprochen, hielten wir keine Gefahr mehr für möglich, und es erfolgten unter dieſem Schutze Vergünſtigungen, die friedlich nun gewährten, was jener Kühnheit, die uns in Streit gebracht, nicht eingefallen war! So kündigt wohl ein Manifeſt den Krieg um ſolcher Urſachen willen an, die durch den Friedensſchluß erſt recht befeſtigt werden!

In dieſen Tagen war es, daß ein Freund, den ich ſehr liebte, aber ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte, durch ſeine unvermuthete Ankunft den Gang dieſes Verhältniſſes etwas unterbrach. Wir hatten in früher Jugend innigſt zuſammengeſtimmt, durch unſre Briefe war unſer Einverſtändniß inmitten aller Trennungen erhalten und ausgebildet worden. Er war auf einer Reiſe nach Italien begriffen, ſeine Gefährten waren nach Trieſt vorausgeeilt, und er dachte ihnen binnen einem Monat nach Venedig zu folgen, ſo lange

Zeit wollte er mir zum Abſchied noch ſchenken. Anton, ſo hieß er, war mit den glücklichſten Anlagen und in der günſtigſten Lage geboren, eine gute Erziehung hatte ihn ſchön entwickelt, und er war mit eben ſo ehrlichen als heitern Anſprüchen in das Getümmel des Lebens getreten. Er fand viele Freunde, die Gunſt der Frauen zeichnete ihn vor Vielen aus, und er behauptete in jedem Umgange eine ſeltene Strenge und Wahrheit. Leider gerieth er in lauter ſolche Liebesverhältniſſe, die er vor ſich ſelber nicht ganz rechtfertigen konnte. Sein theilnehmendes Gemüth widerſtand nicht dem Unglück einer verheiratheten Frau, die ihn an ſich zog als einen Retter und Helfer. Was er für ſie empfand, wurde ihm bald, weil er es für unrechtlich hielt, zur Qual, und ſein erſtes Unrecht, das er nun behaupten mußte durch anderes, führte ihm das traurige Verhängniß zu, daß er den Gemahl ſeiner Geliebten im Zweikampf erſchoß. Ein anderes Verhältniß mit einer italieniſchen Sängerin, der ſein Herz fünf Jahre hindurch treu geblieben war, zerſchlug ſich auf eine häßliche Art; eine ſtandesgemäße und, wie es ſchien, glückliche Heirath, welche ſeine Verwandten ihm vorbereitet hatten, verhinderte der Tod.

Durch dieſe Unfälle hatte ſich ein trauriger Schleier über ſein Leben hingezogen, er wußte nicht mehr, wie er es angreifen ſollte, denn er war in ſeinen Forderungen irre geworden. Da ſein Verſtand allein Herr des Gebiets blieb, wo ſein Gefühl nur Böſes erfahren hatte, ſo war er gegen ſich ſelbſt ungemein ſtreng, gegen die Welt nachſichtig, aber auch verſchloſſen geworden; es bedurfte der herzlichen Liebe, die er zu mir aus jüngern Jahren trug, um gegen mich niemals die kalte Rückhaltung auszuüben, die ihm ſchon zur Gewohnheit geworden war. Mein in dem Genuſſe der alten Freundſchaft erfreutes Gemüth entbehrte jedoch ungern den Reiz des jungen Umgangs mit Eugenien, die ich in den erſten Tagen etwas zu vernachläſſigen gezwungen war. Was ich meinem Freunde von ihr erzählte, nahm er zwar meiner Meinung nach viel zu kalt auf, er ſollte neugieriger ſein und größern Antheil nehmen, doch war er es wohl zufrieden, als ich ihm den Vorſchlag machte, ſie zu beſuchen. Meine ſchriftliche Anfrage bei ihr erhielt die artigſte Antwort.

Dieſer erſte Beſuch mit Anton machte mich ganz glücklich; ich hatte Eugenien eine Zeitlang nicht geſehen, ihr Bild, glaubte ich, ſei der glühendſten Einbildungskraft lebendig eingedrückt, allein wie ſehr beſchämte ſie es! Sie dünkte mir ſchöner, edler, anmuthiger geworden, und ich machte ſeitdem oft die Erfahrung, daß die Abweſenheit mich ſie jedesmal etwas vergeſſen machte, und das Wiederſehen immer aufzufriſchen fand. Sie war äußerſt gütig und zuvorkommend gegen Anton, ſie ſchien ihm gern einzugeſtehen, daß ſie um meinetwillen ihn gleich als einen von ihren Freunden aufnehme, und ſie bezeigte mir ſo viele Aufmerkſamkeit, Zuneigung und Vertrauen, daß ich mir zu dem mitgebrachten Zeugen Glück wünſchte, der durch ſeine Gegenwart, weit entfernt jene Aeußerungen zu hemmen, ſie im Gegentheil beförderte. Anton befand ſich in dem allergrößten Wohlbehagen und entfaltete zu meiner angenehmen Ueberraſchung die ſchönſten Gaben geſellſchaftlicher Unterhaltung, ohne daß jedoch die verſchloſſene Kälte, deren ich früher erwähnt habe, von ihm gewichen wäre.

Es kamen nach und nach noch einige andre Perſonen, unter andern auch Thereſe, und das Geſpräch wurde lebhafter, beſonders ließ ſich Anton mit Thereſen in mancherlei angenehme Erörterungen ein und ſchien durch ihren Verſtand ſehr angezogen. Kaum hatte Eugenie das bemerkt, als ſie es ſich zum angelegentlichſten Geſchäft machte, ihre Geſpräche zu ſtören, den Gegenſtand zu verwechſeln, andere Beziehungen unterzuſchieben und durch hundert Einfälle und Anregungen aller Art, wobei ſich die Kraft ihrer Anmuth glänzend offenbarte, die ganze Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich ſelbſt zu verſammeln. Mit einem entſchiedenen Uebergewicht trug ihre reizende Geſchäftigkeit den Sieg davon, der ihr jedoch von Thereſen, die eigentlich keineswegs minder hübſch war, keinen Augenblick beſtritten wurde; vielmehr geſtattete Dieſe Jener den gewünſchten Vorzug mit ſolch edler, freiwilliger Nachgiebigkeit, daß ſie dadurch meinen Augen ein anderes Uebergewicht offenbarte, nämlich das eines erhabenen Geiſtes, der über das Kleine hinweg iſt und ſeine würdige Herrſchaft nur in großartiger Ruhe ſucht. Mein Freund wollte jedoch nicht ſogleich der willkürlichen Laune Eugeniens gehorchen, ſondern ſetzte zwiſchen Lachen und Störung aller Art noch eine Weile ſeine Unterhaltung mit Thereſen fort, indem ich nicht ohne einige Verlegenheit ſeinen Trotz zu mäßigen ſuchte. Allein, da Thereſe ſelbſt, indem ſie ſich zurückzog, ihn mehr und mehr Eugenien überlieferte, ſo blieb er endlich in deren Händen zurück und konnte bei dem Eifer, mit dem ſie es ſich angelegen ſein ließ, ihn zu vergnügen, wohl nicht lange ſein Schickſal beklagenswerth finden.

Ich, der ich jetzt eine Weile ziemlich unbeachtet blieb, näherte mich Thereſen mit unbefangener Anerkennung, und ihre ernſthafte Freundlichkeit, ihre milde Einſicht berührten mich äußerſt wohlthätig, allein im Grunde wollte ich doch etwas Anderes und war doch keineswegs durch mein Urtheil befriedigt, denn dieſe Hochachtung, die ich in mir fühlte, ſollte mir eigentlich nur für die kleine Kränkung, die mir Eugenie durch ihr Unbeachten jetzt zufügte, Erſatz ſchaffen.

Wir gingen ſpät auseinander. Anton begann ſogleich, als wir allein waren, eine ſchöne Lobrede auf Thereſen. Nein, rief er aus, was dieſe Frau für große Eigenſchaften hat, das glaubt man nicht! welche Fähigkeiten hat die in ihrem Geiſte, welche Eigenthümlichkeit in ihrem Empfinden! und ſo fuhr er fort mir manches Einzelne anzuführen, was ihn aus ihrem Munde überraſcht und in ihrem Betragen erfreut hatte. Mir war das Alles ganz recht, ich konnte nicht umhin einzuſtimmen. Doch bracht' ich zuletzt ungeduldig die Rede auf Eugenien; er antwortete nach einigem Beſinnen ziemlich kalt, ſie ſei einnehmend, ja ſehr lieblich, doch müſſe er beklagen, daß er mehr einſehe, wie ſie dies für Andre ſein müſſe, als es ſelbſt unmittelbar zu empfinden vermöge, um ſo mehr, ſetzte er hinzu, als die Unwahrheit ihres ganzen Weſens und ihr ärmliches Heucheln mir niemals die Täuſchung erlauben, als dürfte ich hier Liebe erwarten. Ich erſchrak heftig über die unerwartete, harte Anklage. Ich muß geſtehen, äußerte ich mit feindſeliger Gleichgültigkeit, daß der Grad des Scharfſinns, den du dir zuzutrauen ſcheinſt, mir etwas zu hoch dünkt, als daß ich ihn nicht gegenwärtig ein wenig bezweifeln ſollte; du ſiehſt Eugenien zum erſtenmal, einige wenige Stunden, und ſchon iſt Alles ausgemacht, das Verdammungsurtheil fertig, der Stab über ſie gebrochen! — Das Verdammungsurtheil? fuhr mein Freund verwundert auf, das haſt du ja ſelber ſchon gegen mich ausgeſprochen; oder was haſt du mir denn von ihr geſagt, das nicht mein Urtheil vorbereitet hätte? — Ich? ſchrie ich auf, indem ich ihn losließ. — Freilich, erwiderte er; oder erinnerſt du dich nicht mehr, wie du meine Nachſicht für ſie im voraus in Anſpruch nahmſt, mir ſagteſt, ſie ſei unverſtändig, launenhaft, wetterwendiſch, die Wahrheit breche ſich an ihrem Eigenſinn, ſie wehre die Ueberzeugung von ſich ab, und dergleichen mehr, deſſen auch heute genug ſichtbar war?

Du haſt vielleicht geglaubt, dies Alles nur als Zweige ihrer Liebenswürdigkeit vorzuſtellen; allerdings iſt ſie ſehr artig und von reizender Anmuth, das habe ich ja auch beſtätigt, aber mir ſcheint, du haſt ihre Fehler, und wahrlich große Fehler, in ihre Vollkommenheit flüchten wollen, das geht denn freilich wohl nicht! — Ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ich ſelbſt dieſe ſchreckliche Meinung in ihm erzeugt haben und, was noch ärger war, unbewußt in meinem eignen Herzen verrätheriſch genährt haben ſollte, und doch konnte mein bewegtes Gemüth ſich der eindringenden Schauder einer verborgenen Wahrheit nicht ganz erwehren.

Meine Neigung zu Eugenien war jedoch ſchon zu gewaltig, als daß ſie nicht am Ende doch alle Schuld auf den Freund gewälzt und wegen des unſeligen Verdruſſes und der peinlichen Verſtimmung ſich ganz an ihn gehalten, ihn angeklagt hätte. Je mehr ich an Eugenien dachte, je mehr ich ihr Betragen mir zurückrief, ihre Aeußerung überlegte, deſto mehr verſchwand mir die Möglichkeit, den Tadel, den Anton ausgeſprochen hatte, an ihr wahrzunehmen. Ich ſuchte vergebens zu ergründen, was ihn oder mich zu ſolchem Irrthum verleiten könnte, der doch einen von uns nothwendig befangen mußte; doch eigentlich war ich mit großer Selbſtzufriedenheit überzeugt, daß ich gewiß davon frei ſei; darin mußte mich übrigens ſein Nachgeben bald beſtärken, das nach Maßgabe meiner Hartnäckigkeit zunahm und mir die Frucht der ſiegenden Berichtigung zu ſein ſchien, da es doch nur aus Ueberdruß und Gleichgültigkeit geſchah und weil er einſah, wie ſehr es mir darum zu thun war. Wenn ich dir erzählte, dachte ich bei mir ſelbſt, was Alles ich von ihr weiß! wenn ich dir es ſagen dürfte, ſagen könnte! Aber es wäre ja ein Verrath, wenn ich die ſchönſten Heimlichkeiten ihrer Seele dem Schlechtgeſinnten mittheilte! Nein, ſelbſt um den Preis, dich ganz für ſie zu gewinnen, ſoll es nicht geſchehen! — Ich hielt Wort, und ungeachtet Anton, der jeden neuen Menſchen als eine zu löſende Aufgabe betrachtete, mich oft über Eugenien näher befragte, ſo erfuhr er doch Nichts mehr durch mich. Eine warme Theilnahme hätte mich zu jedem Vertrauen gebracht, ſeiner kalten Neugier blieb ich verſchloſſen!

Ungeachtet der zahlreichen Zerſtreuungen, welche die große Stadt Anton darbot, und der freundſchaftlichen Anſprüche, die man von allen Seiten an ihn machte, wußte er ſeine Zeit doch meiſtens ſo einzurichten, daß er einen Theil des Abends mit mir bei Eugenien zubrachte und, wenn er anderswo feſtgehalten war, noch ſpät mich wenigſtens abzuholen kam. Sie fuhr fort, ſehr gütig gegen ihn zu ſein, und verhehlte mir nicht, was ſie zuweilen ſogar ihn ſelbſt merken ließ, daß es vorzüglich meinetwegen geſchah. Da er eben ſo heiter und vergnügt war, als geſchickt die Andern zu vergnügen, wozu ſeine vielen Erfahrungen, Kenntniſſe und Geſichtspunkte, deren Darſtellung immer etwas Neues und Anziehendes hatte, ein unerſchöpflicher Schatz waren, und er überdies in Geſellſchaft ſtets guten Willen hatte, ſo war uns ſeine Gegenwart höchſt willkommen und wir brachten die angenehmſten Stunden mit ihm zu. Er fand ſich bald wie zu Hauſe, erzählte und ſcherzte, ſpielte mit den Kindern, überließ ſich dem glücklichſten Wohlbehagen, und Alles wurde ihm bei Eugenien ſo bequem, Jedes dünkte ihm ſo hübſch und angenehm, daß er nirgends lieber war, hier das Ziel ſeiner unſtäten Wanderungen nahm und die glückliche Verborgenheit dieſes Schutzortes unaufhörlich pries. Dabei hörte er nicht auf, Thereſen mir bei jeder Gelegenheit zu loben und dagegen Eugenien herabzuſetzen, die er eine liebenswürdige Lügnerin nannte, ein kleines Ungethüm, vor deſſen Tücken man ſich in Acht nehmen müſſe. Ich lächelte über die Reden, die mir um ſo geringern Eindruck machten, als ſeine Handlungen ja offenbar das Gegentheil davon zeigten.

Neue Veranlaſſung mich zu quälen gaben ihm jedoch die abwechſelnden Launen, welche Eugenie, vorzüglich gegen mich, von Zeit zu Zeit annahm, und die ſo ſeltſam Anziehn und Abſtoßen vereinigten, daß ich in den peinlichſten Zuſtand dadurch gerieth, ohne zu wiſſen, woran ich eigentlich ſei. Sie ſchien oft Gunſtbezeigungen von ſehr ausdrücklicher Art nur in der Abſicht an mich zu verſchwenden, um die gleichgiltige Kälte, die darauf nachfolgte, deſto merklicher zu machen.

Meine heißeſten Verſicherungen einer unbegrenzten Verehrung, einer innigen Zuneigung dienten ihr bald zum Spott, bald zürnte ſie beleidigt, daß ich dieſelben nicht feierlichſt wiederholte. Mein Freund wollte dieſe Mißhandlung nicht zugeben, ich aber ließ ſie mir ſtill gefallen und fand einen unwiderſtehlichen Reiz, eine ſtets erneuerte Anmuth in dieſen Ausbrüchen unverſtändiger Herrſchſucht, die mir mit dem Wahn ſchmeichelten, ſie liebe mich und ihre Ungeduld äußere ſich zürnend auf dieſe Art, daß ich das Wort noch nicht auf ihre Lippen gerufen, ſondern zu hören wie zu ſagen vermieden habe. Es konnte nicht an leidenſchaftlichen Auftritten fehlen, ich ſuchte nicht immer glücklich der Gelegenheit zu entgehn; ihre Vorwürfe über meinen Mißmuth, meine Gleichgültigkeit, meinen Unbeſtand, lauter Dinge, die in mir nur entſtanden aus dem Schmerze, ſie in ihrem Betragen gegen mich ſo wandelbar zu ſehen, brachten mich oft zur Verzweiflung, welcher ihre Thränen gewöhnlich durch wehmühige Rührung und daraus erfolgende Ausſöhnung ein Ende machten.

Die ſchönen Zwiſchenzeiten freudiger Theilnahme und verſtändigen Vertrauens gewannen ihr immer die Macht zehnfach wieder, von welcher mein Herz im Unwillen ſich losgeſagt hatte. Daß ich ihre Verkehrtheit, außerdem daß ſie an ſich mir in jeder einzelnen Regung noch liebenswürdig erſchien, auch noch für ein günſtiges Zeichen nahm, war um ſo eher zu entſchuldigen, weil ich nur auf mich allein und niemals gegen

Anton, noch ſonſt Jemanden dieſes ſonderbare Weſen gerechter ſah. Zur beſondern Qual gereichte mir noch, daß mein Freund, den ſie von unſern Zwiſtigkeiten mit großer Entſtellung der Thatſachen unterrichtete, oft von ihr aufgefordert wurde, zwiſchen uns zu entſcheiden, oder uns zu vermitteln, und er dann mit galanter Weisheit vor ihren Augen mir mein Unrecht vorhielt, zu Hauſe aber, oder ſchon auf dem Wege dahin, mich mit Vorwürfen überhäufte über meine Nachgiebigkeit und hell und klar zu überzeugen trachtete, wie nichtig und unwahr Alles in dieſer Frau ſei. Was ſollte ich ihr nun erwidern, wenn ſie gegen mich den Beifall Anton's triumphirend anführte und mich mit ſeinem Anſehn beſtritt, das ich in ſeiner Wahrheit, wo es für mich geſprochen hätte, nie darſtellen durfte, ohne ſie aufs Aeußerſte zu beleidigen? Und er lächelte ſcherzend über meine ängſtlichen Verlegenheiten, ohne jemals weder gegen mich ſein warnendes Abmahnen, noch gegen Eugenien ſein gefälliges Nachgeben einzuſtellen; ihre muntre Lebhaftigkeit und die thätige Laune, mit der ſie immer Neues anregte, gaben ihm ein beſtändiges Schauſpiel, das ihn unterhielt, und das ganze Zuſammenſein, die Art der Geſpräche, die Einrichtung, der Ort, Alles war ihm ganz zuſagend und bequem.

Thereſen, deren nähere Bekanntſchaft er eifrig geſucht hatte, vernachläſſigte er mehr und mehr, obgleich er, ſo oft nur ihr Name genannt wurde, ernſthaft und feierlich mit immer zartern Ausdrücken ihre Vortrefflichkeit pries und verſicherte, daß er nie aufhören könne, ſie mit tiefſter Hochachtung zu verehren, weil er ſelten ihres Gleichen gefunden. Hätte ich doch auf gleiche Weiſe mit beſonnener Kraft die Wahrheit im Innern feſtgehalten und der Täuſchung mich äußerlich hingeben können! Anton ließ ſein Urtheil durch keine Annehmlichkeit irre machen, aber eben ſo wenig brauchte er einer reizenden Hinneigung zu entſagen, weil ſie nur Das und nichts Tieferes war. Einzeln werden die Güter des Lebens dargeboten, ſagte er oft, einzeln wollen ſie genommen ſein; wer ſie verſchmäht, um ſie als ein Ganzes abzuwarten, der wird Alles verſäumen; nimm doch jedes noch ſo geringe Gut dankbar an, kein Augenblick geht verloren, als den man verſchmäht; ſieh nur, ich richte mich nach der Zeit, mir iſt eine außerordentliche Anmuth erſchienen, eine überglückliche Behaglichkeit, und ich will mich ihr mit Freuden überlaſſen, ohne daß ich nöthig hätte, dies durch Täuſchung und Wahn höher zu ſtellen, als es iſt und ſein ſoll! —

Sonderbar jedoch, ich konnte ungeachtet dieſer deutlichen Erklärung ſein Betragen nicht einſehen; die Widerſprüche ſeines Urtheils und Gefallens waren zu auffallend, als daß ich nicht andere Erklärungen derſelben geſucht hätte, als die er ſelbſt angab. Es konnte mir wohl manchmal vorkommen, als bewerbe er ſich aus derſelben Abſicht um die Gunſt der ſchönen Frau, aus welcher er mich von ihr zu entfernen trachtete. Ich wurde eiferſüchtig und litt in den neuen Qualen, die ich mir bereitete, um ſo mehr, als es mir nicht immer gelang, die Störungen, die ich in meinem Innern fühlte, zu verbergen. Dadurch wurde mancher Verdruß, mancher Zwiſt, manche geſpannte Entfremdung veranlaßt und durch die glücklichſten Augenblicke, ſelbſt durch ausdrückliche Verſöhnung, ſelten vollkommen ausgeglichen.

Eines Tages jedoch, da ich dieſen ungewiſſen Zuſtand nicht länger ertragen mochte und Eugenien glücklicherweiſe allein fand, eröffnete ich ihr mein ganzes Herz, meine Wünſche, wie meine Zweifel, ja ich erklärte mich bereit, ihr meine Hand anzubieten, falls ich hoffen dürfe, ſie dadurch glücklich zu ſehen. Es erfolgte ein langer, heftiger Auftritt. Sie machte mir herbe Vorwürfe über meine Eiferſucht, über den beleidigenden Verdacht einer Falſchheit, die ihr die abſcheulichſte von der Welt dünke. Ich liebe Sie zu ſehr, rief ſie aus, um es Ihnen jetzt, wie ich vielleicht ſollte, zu läugnen, daß ich Sie liebe! Was Ihre Frage betrifft, ob frühere Verhältniſſe mich vielleicht noch binden, oder ſonſt ein läſtiger Zwang meine Freiheit beſchränke, ſo kann ich Ihnen nur ſagen, daß die höchſten Betheurungen und Schwüre Sie nicht beſſer überzeugen ſollten, als Ihre eigne Erfahrung, Ihre offenen Augen, denen ja nichts entgehn kann, was mich betrifft und in meine Nähe kommt. — Ihr ſchönes Geſicht glühte von edler Röthe, ihr Auge ſprach zürnende Liebe, ihr ganzes Weſen war bewegt, es war ein himmliſcher Anblick! Doch hielt ich noch mein ungeduldiges Gefühl, das mich zu ihren Füßen niederwerfen wollte, zurück und fragte nochmals: Eugenie, dieſer Augenblick iſt entſcheidend, es muß auch das Letzte noch heraus, das in mir nagt und wühlt, noch dieſe Frage erlaube mir: biſt du wirklich in keiner Verbindung, die du mir verhehlſt? Beſinne dich wohl, ehe du dich zur Lüge entſchließeſt! Bedenke, ob du mir nicht Alles ſagen kannſt, ob ich nicht dein Freund bin mehr noch als dein Geliebter! Sei aufrichtig und meiner Theilnahme, meiner Hülfe in jedem Fall verſichert; mir kannſt du Alles ſagen! — Sie ſah mich erſtaunt an, dann ließ ſie einiges Mißvergnügen blicken und betheuerte wiederholt die reine Unſchuld ihres Herzens; die Stille und Eingezogenheit, ſagte ſie, in der ich lebe, das Offenbare aller meiner Stunden, meines Umgangs, Ihre eigne Anſchauung ſelbſt kann mich alſo auch nicht bei Ihnen gegen ſolche Verleumdungen ſchützen? O gewiß, wenn Sie noch zweifeln, ſo giebt es keine Sonnenklarheit für Sie, und alle Mittel, Sie zu überzeugen, ſind vergebens! — Es braucht deren auch nicht mehr, rief ich aus, ich glaube an dich mit unerſchütterlicher Feſtigkeit. Eugenie! ich bin ja als der glücklichſte Menſch hier zu deinen Füßen!

Wie könnte ich beſchreiben, in welchem Taumel trunkener Gedanken ich endlich ſie verließ, in welcher Fülle wonniger Empfindungen ich meinen Freund aufzuſuchen eilte! Das Bild ihres Liebreizes ſchwebte unaufhörlich vor mir und erhellte jede trübe Geſtalt meines frühern Lebens, ich glaubte eine ſchönere, tiefere

Liebe zu empfinden, als jene entſetzliche Leidenſchaft geweſen war, die mit Heftigkeit in mir gewüthet hatte, ohne mich zu beglücken. Anton war lange nicht zu finden, endlich hörte ich, er ſei bei einem großen Mittageſſen im Prater, und fuhr eilig dorthin.

Eine zahlreiche Geſellſchaft von lauter Herren war fröhlich verſammelt und feierte den Namenstag eines ihrer Mitglieder. Viele meiner Bekannten riefen mich ſogleich an, ich wurde mit lautem Beifall bewillkommt und zum Niederſetzen gezwungen, ehe ich mich noch nach Anton umgeſehn hatte; er ſaß am andern Ende des Tiſches und winkte mir vergnügt zu. Der rauſchende Lärm machte jeden Gedanken an vertrauliche Mittheilung unmöglich. Ich mußte wider Willen an dem Feſte Theil nehmen, man zwang mir Geſundheiten auf, es wurde ein ſchallendes Lebehoch nach dem andern ausgebracht, es galt der Armee, dem tapfern Erzherzoge, und ſolch aus dem Herzen dringenden Ruf hätte ich nicht mögen vorbeigehn laſſen, ohne Beſcheid zu thun, ſelbſt wenn es ſchicklich geweſen wäre. Der Wein, der auf dieſe Weiſe nicht geſpart wurde, erregte uns immer mehr, und wie es zu geſchehen pflegt, wenn junge Leute ohne irgend einen Zwang zu empfinden verſammelt ſind, man fing an auf ziemlich freie Weiſe von ſeinen Abenteuern und Liebſchaften zu ſprechen, wobei Jeder ſein Glück und ſein Unglück rückſichtslos offenbarte.

Ich hatte eine Weile ohne ſonderliches Vergnügen dieſen meiſt gemeinen Erzählungen zugehört, als ein junger Uhlanenoffizier, der durch ſein hübſches Ausſehn wie durch ſeine geiſtreichere Munterkeit meinen Antheil ſchon mehrmals erweckt hatte, in einer beißenden Spottrede neben den bekannteſten Namen leichtſertiger Mädchen auch den Namen Eugeniens nannte und die Zuhörer zu dem beifälligſten Lächeln erregte. Es war nicht anders, als wenn ein Todespfeil plötzlich meinen Sinn durchbohrte, als ich den theuren Namen in dieſer entſetzlichen Verbindung erſchallen hörte, ich glaubte noch, es ſei unmöglich, als ich ſchon einer Ohnmacht nahe war, denn die Leichenbläſſe, mit der ich mich erhob, erſchreckte meine Nachbarn dergeſtalt, daß ſie mit aufſprangen, in der Meinung, ich würde ſogleich hinſtürzen. Ich aber nahm alle meine Kräfte zuſammen, ſchoß tödtliche Blicke auf den Uhlanen, der ſich auch ängſtlich herbeigedrängt hatte, und ſagte mit bebenden Lippen, für dieſe ſchändliche Verleumdung wolle ich ihn zur Rechenſchaft ziehen und Jeden, der es wagen würde, die Ehre einer Frau anzutaſten, für deren Freund ich mich bekennte und der man, ohne die niederträchtigſte Lüge zu begehen, nichts Böſes nachſagen könne. Als ich dies geſagt, entſtand eine allgemeine Verwunderung, man ſuchte mich zu beruhigen, und der Uhlane blickte mich mehr mit beſorgter Neugier als mit Zorn an, ich ſah, wie er ruhig lächelnd auf die Fragen, mit denen man ihn beſtürmte, leiſe antwortete. Dann bat er mich, ihm in ein Seitenzimmer zu folgen, und ſprach folgendermaßen: Hätte ich gewußt, wie nahen Antheil Sie an Eugenien nehmen, ſo hätte ich den Namen wahrlich nicht genannt; allein ich muß Ihnen bekennen, daß mich Ihr Betragen befremdet: wenn Sie eine Liebſchaft mit der Frau haben, ſo werden Sie ja am beſten wiſſen, daß ſie keine Heilige iſt; und wer ſich mit Solchen einläßt, muß ſich auch ihren Ruf gefallen laſſen. — Und wenn der Ruf wirklich ſo wäre, fuhr ich auf, wie dürfen Sie ſolch unwahres Gerede fortſetzen und verbreiten? — Was ich darf, verſetzte er gelaſſen, das wollen wir beſonders beſprechen, hier aber trifft es ſich zufällig, daß ich Ihnen außer jener noch eine andere Antwort geben kann, die Ihnen in der That unerwartet genug ſein wird; wiſſen Sie denn, daß ich Eugenien genau kenne, ſo genau wie nur immer ein begünſtigter Liebhaber ſeine Geliebte kennen kann, daß ich ſie aber gering ſchätzen muß, weil ſie mich eben ſo betrogen hat, wie ſie durch mich den Baron Lauenſtädt betrog, der ſie unterhält und Hahnrei genug iſt, in Ungarn, wo er jetzt eine Reiſe macht, ſo feſt auf ihre Treue zu bauen, als er ihr ungetreu iſt. — So wäre es denn doch wahr! rief ich betäubt aus, ſo hätte ſie mich dennoch ſchändlich hintergangen! — Mein Ehrenwort, erwiderte er ernſthaft, bürgt Ihnen für die Wahrheit deſſen, was ich geſagt! — Ich war außer mir, die Hände zuſammenſchlagend ging ich im Zimmer auf und ab, indem ich von Zeit zu Zeit nur einzelne Laute auszuſtoßen vermochte.

Anton, der indeſſen mit dem Uhlanenoffizier geſprochen hatte, trat jetzt an meine Seite, und ſagte, wir wollten nach Hauſe fahren. Ich war es gern zufrieden und folgte ihm nach einem flüchtigen Abſchied, den ich von der Geſellſchaft nahm, zu dem Wagen. Als wir auf den Platz traten, wo die Kutſcher ſtanden und warteten, grüßte mich einer derſelben ganz vertraulich und rief mich um ein Trinkgeld an, ich aber ſagte verdrießlich zu Anton: Was will der Kerl von mir, ich kenne ihn nicht! — O, verſetzte der Kutſcher behaglich, ich kenne den Herrn ſehr wohl, ich habe Sie ja einmal Abends mit Madam Braun nach Hauſe gefahren. — Eugeniens Name fiel mir aufs Herz, ich ſtand ſtill und fragte, wann und wo das geſchehen wäre? Es ergab ſich, daß dies derſelbe Kutſcher war, der an jenem erſten Abend, als ich Eugenien aus dem Schauſpiel in das Gedränge gebracht hatte, ſeinen Wagen mit auffallender Bereitwilligkeit meiner Verfügung überlaſſen hatte. — Ich habe Madam oft genug ſo gut wie meinen Herrn gefahren, ſagte er, und ihr Haus kenne ich wie meines, aber mein Herr, der hatte den Tag warten müſſen, und machte einen ſchönen Lärm. — Mir klärte ſich Alles auf. Bei wem dienſt du? fragte ich haſtig. — Beim Baron Lauenſtädt, ſagte der Kutſcher, aber heute fahre ich ſeinen Bruder, denn er ſelbſt iſt die ganze Zeit verreiſ't geweſen und ſoll erſt morgen wiederkommen. — Ich drückte ihm eiligſt einige Zettel in die Hand und warf mich mit Anton in den Wagen, der uns nach der Stadt zurückfuhr.

Ich hatte genug gehört, um keinem Zweifel mehr Raum geben zu können; die Wahrheit drang von allen Seiten einſtimmig auf mein angegriffenes Gemüth ein; Anton, dem ich unterwegs Alles erzählte und aufklärte, die bezaubernden Blendwerke des Vormittags und die jetzigen Lichtſtrahlen der Wahrheit, ſuchte mich zu tröſten und ſchlug den beſten Weg dazu ein, indem er mir Alles mittheilte, was auch er über Eugenien Mißfälliges gehört hatte. Mit der Einſicht in die Lüge, welche ſie geſpielt, war mir all ihr Reiz verſchwunden; nun ihr Inneres mir keine Wahrheit mehr bot, erſchien mir ihre äußere Anmuth, ihre ſchöne Geſtalt, ihr liebliches Geſicht, Alles erlogen; wie man Blätter von einem Zweige rein abſtreift, ſo war jedes Wohlgefallen von ihrem Andenken herabgeriſſen; die Lüge hatte allein ſie liebenswerth machen können, von dieſer befreit ſah mein Auge nun fürder nichts, als ein beſchränktes, gewöhnliches Weib, das noch obenein zu ungeſchickt im Lügen war, um den ſo erworbenen Fang zu behaupten. Ich begriff nicht, wie ich ihre verrückten Launen, ihre lächerlichen Widerſprüche ſo lange hatte ertragen, als etwas Bedeutendes zum Gegenſtande eines ſorgfältigen Nachdenkens hatte wählen können. Ich erneuerte unaufhörlich die Ueberlegung, wie es möglich geweſen war, mich ſelbſt ſo lange, bis zu dieſem Grade, zu täuſchen. Mich ſchmerzte ſchon nicht mehr ihr Verluſt, mich ſchmerzte nur noch die Beſchämung, die ich erfahren hatte und die noch ſo ernſte Folgen nach ſich ziehen ſollte. Ich wollte gar nichts mehr mit ihr zu thun haben und wies den Vorſchlag weit von mir weg, den mir Anton machte, noch dieſen Abend ſie zu beſuchen, ſie alle ihre Verſicherungen wiederholen zu laſſen und dann auf friſcher That zu entlarven. Ich wollte keine Rache, keine Beſchämung, mir lag nichts daran, ſie vor mir in Verwirrung zu ſehen, es ſollte rein aus mit uns ſein und mir gleich ſein, ob und wie ſie meine veränderte Geſinnung erführe und auslegte. Da Anton mich ſo entſchloſſen ſah, wünſchte er mir freudig Glück, meinen Geiſt ſo klar, mein Herz ſo frei zu ſehen; die Beſinnung, meinte er, ſei verſäumte Beſonnenheit und mache oft leicht wieder gut, was man aus Mangel an jener gefehlt. Freue dich denn dieſes Guts, fuhr er fort, das den Leichtſinnigen aus manchem Ungemach, welches er zu meiden nicht vermochte, am Ende noch herauszieht! Ich aber bin geſonnen und habe nichts zu befürchten, wo ich klar ſehe; ſei daher nicht befrembet, daß ich den Umgang mit Eugenien fortſetzen und ſie auch heute Abend beſuchen will; mich hat ſie nicht betrogen, denn gerade ſo, wie ſie ſich nachher zeigen kann, habe ich ſie vorher ſchon geſehen, und ich kann ihr perſönlich keinen Vorwurf machen; ſie gefällt mir, und es gefällt einem ſo wenig auf der Welt, daß man dies Wenige nicht fahren laſſen darf. — Ich konnte den Gründen meines Freundes nichts entgegenſetzen; wie er die Sache nahm, hatte er durchaus Recht, und wenn ſein Betragen ſeltſam ſcheinen mußte, ſo lag dies in der Seltenheit einer ſolch unbefangenen, geraden und jeder unnöthigen Ziererei fremden Handlungsweiſe.

Wir trennten uns und ſahen uns von nun an ſelten Abends, denn dieſe Zeit widmete er ganz Eugenien, mit welcher er ſehr zufrieden war, obgleich ſie auch ihn, wie ich ſpäterhin erfuhr, auf alle Weiſe hinterging; er wußte es aber immer ſogleich und ſah ſeiner Meinung nach bloß einem Luſtſpiele zu, das man zu ſeinem Vergnügen aufführte. Er verſöhnte mich noch zuletzt mit dem Uhlanenoffizier, indem er uns Beiden vorſtellte, daß ein Wahn, nachdem er eingeſehen worden und in aller Beziehung aufhöre, nicht in der einen Beziehung noch abgeſondert wirkſam bleiben dürfe, und wie ſchön auch ein Kampf über die Tugend einer Frau ſein möge, ſo werde er doch höchſt lächerlich, ſobald beide Kämpfer von ihrer Untugend überzeugt wären.

Die Zeit des Faſchings war ziemlich verſtrichen; für mich hatten alle Luſtbarkeiten desſelben ohnehin wenig Reiz, und jetzt, da ich ihrer um einer unſeligen Täuſchung willen vergeſſen hatte, blieb für meinen Aufenthalt in Wien nichts übrig, was mich nur hätte anziehen, geſchweige denn für die erlittene Trennung von einer Geliebten und zum Theil auch von einem Freunde hätte entſchädigen können. Meine Gedanken richteten ſich jetzt einzig auf die großen Weltbegebenheiten, deren Vorbereitung immer ernſthafter wurde und den letzten Tagen der Freude einen ſchauerlichen Reiz dadurch gab, daß Mancher, der jetzt fröhlich Theil nahm, einem Verhängniß entgegenging, das in der gewöhnlichen Ordnung der Natur ihn noch nicht ereilt haben würde. Der bevorſtehende große Kampf, in welchem Oeſterreichs Geſchick ernſter als je auf viele Jahre ſollte entſchieden werden, rief jedes treue Herz zu den Waffen, und eine hohe Begeiſterung beſeelte die tapfern Schaaren des geprüften Heeres wie den jungen Muth der neuen Landwehr; jeder Bewohner des glücklichen Landes wollte auch ein Vertheidiger desſelben ſein; ſchon strömten Deutſche aus allen Kreiſen herzu, um unter den glorreichen Fahnen des Fürſten, der einſt ihr Kaiſer geweſen, die allgemeine Freiheit zu verfechten! Eine höhere Anſtellung rief mich von meinem Regimente nach Prag, wohin ich eiligſt abreiſen mußte.

Alle meine Einrichtungen waren getroffen, den andern Morgen ſollte ich nicht mehr in Wien ſein, ich hatte ſchon früh herzlichen Abſchied von Anton genommen, und da dieſer bei Eugenien verſagt und ich dadurch für den Abend allein war, ſo beſchloß ich die Zeit im Schauſpiel zuzubringen, wo ich noch Thereſen zu finden hoffte, welche meine letzten wiederholten Beſuche nicht angenommen hatte. Sie war in der Loge ganz allein; als ich ihr meine morgende Abreiſe ankündigte, konnte ſie einige Beſtürzung nicht ganz verbergen, und beſtimmt von ihrer Theilnahme erzählte ich ihr den Ausgang des Verhältniſſes mit Eugenien. Ihre Aufmerkſamkeit war höchſt geſpannt, der wunderbare

Zufall, daß ich gerade an jenem Abend den unglücklichen Kutſcher wiederfinden mußte, durch den ich ſchon im erſten Augenblick hätte Alles erfahren können, machte ſie nachdenklich, und endlich fragte ſie, ob es mir denn lieb geweſen wäre, gleich anfangs Alles zu erfahren, oder ob ich nicht doch die glückliche Täuſchung, die dann unmöglich geworden wäre, vorzöge? Ich aber verſicherte, daß die Wahrheit mir um keinen Preis zu theuer ſei und ich den Verluſt meines Wahnes ſchon gar nicht mehr auf die wirkliche Eugenie, die mich nie glücklich gemacht, beziehen könne. — Wir ſprachen noch mancherlei über die plötzliche Auflöſung der Geſchichte, über das ſeltſame Betragen Anton's und den eben ſo lügenhaften als verführeriſchen Reiz Eugeniens. Ach, wie hätte Die glücklich ſein können! rief Thereſe mit einmal vor ſich hin, ohne gerade zu wollen, daß ich es hörte. Wie ſo? fragte ich, Sie haben doch nicht Urſache, dies zu finden? Sind Sie denn nicht ganz glücklich? Dafür hielt ich Sie ganz! Solche Worte können nur von Jemand herkommen, der ſich zu beklagen hat; Sie ſind ja liebenswürdig genug! — Das ſagen Sie? verſetzte ſie ernſthaft, ich ſage Ihnen, ich bin nicht liebenswürdig genug, gerade nicht liebenswürdig genug. — Ich ſah ſie fragend an, als ſollte ſie weiter reden, allein heftig rief ſie aus: Nicht ein Wort mehr! nicht eine Frage mehr! — und das mit einer Bewegung, die mich wirklich hinderte, weiter zu fragen. Wir ſahen Beide vor uns hin, nach einer Weile nahm ich wieder das

Wort: Aber Vorwürfe habe ich Ihnen zu machen: warum haben Sie mir nicht Alles geſagt, da Sie's doch wußten? Sie mußten doch unterrichtet ſein, warum haben Sie mir es nicht geſagt, wie es mit ihr ſteht und in welchen Verbindungen ſie lebt, die Ihnen kein Geheimniß ſein konnten! Sie mußten es mir ſagen! — Was ich Ihnen ſagte, erwiderte Thereſe mit Ruhe, war genug, um Sie aufmerkſam zu machen, mehr konnte ich Ihnen nicht ſagen, ich nicht! — Und warum nicht? verſetzte ich; ſolche Urſachen kann es nicht geben; reden Sie, ich bitte Sie, reden Sie! —

Thereſe weigerte ſich lange, ich ſah ſie nach ängſtlichen Ausflüchten ſuchen und wurde nur deſto dringender, ich bat inſtändigſt, mich nicht abreiſen zu laſſen, ohne mich über ein Geheimniß, das hier zu walten ſchiene und das meine Gedanken unaufhörlich quälen würde, zu beruhigen. — Nun ſo hören Sie! ſagte ſie endlich und ſah mich lange an, indem mein Auge mit geſpannter Erwartung an dem ihrigen hing; ſie ſchien zu ſtocken, doch nicht zweifelnd, und nach einer großen Stille fuhr ſie fort: Auch ich war ſchwach genug, mich dieſer Zartheit ſchuldig zu machen, aber es war nicht Zartheit, es war Unmöglichkeit; Neigung, tiefe Neigung hielt mich zurück. Sie liebten Eugenien, ſie gefiel Ihnen, ſie quälte Sie; mehr liebt' ich Sie, mehr quält' ich mich! Nun, da Ihr Glück unmöglich iſt, da Ihr Auge mich morgen nicht mehr treffen kann, habe ich auch den unglücklichen Muth, Ihnen zu ſagen, wie es mit mir iſt und war. Scham, Unglück, das Glück, Sie zu ſehen, Alles iſt verloren. Ich ſchone mich nicht mehr; jetzt iſt es zu ſpät: Sie kennen die Verwirrung der Welt noch nicht, ſie iſt größer, als Sie denken. Damit Sie mich jetzt nicht für beſſer halten, als ich bin, ſo wiſſen Sie denn, auch ich wurde inzwiſchen heftig geliebt, und — bin jetzt gebunden nach meinem innerſten Gewiſſen. So iſt es mit mir, denken Sie davon, was Sie können und wie Sie wollen! —

Erſchüttert von einem ſolchen unerwarteten Bekenntniß, bedurfte ich einiger Zeit, um mich zu faſſen und den ganzen Zuſammenhang ſo trauriger Mißverhältniſſe zu überſchauen; alles Lob, das Anton jemals über Thereſe ausgeſprochen, das ich ſelbſt mit unbefangenem Herzen ihr gezollt, trat mir jetzt aufs Neue entgegen und hielt mir nur herrlicher die glückliche Möglichkeit vor, die ungenützt an meinem geblendeten Sinne vergebens vorbeigegangen war. Doch war es mehr eine Verwunderung, was ich fühlte, als ein Schmerz, denn was ich nie beſeſſen, noch zu beſitzen geſucht, konnte ich nicht für verloren halten; das Geſtändniß Thereſens hatte auch ſie über jedes Gefühl der Wehmuth erhoben, und nur der ſchwere Ernſt einer demüthigenden Betrachtung ſchwebte über uns, daß der Menſch einer fremden Schickung gehorche, die höchſtens einzuſehen, aber nie zu lenken ſeinem Verſtande gelingen mag. Das Schauſpiel war zu Ende, ich faßte Thereſens Hand, und wir verließen die Loge. Wir ſollten unſre Rollen tauſchen, ſagte ſie im Herausgehen, ſo verlangten Sie einſt an dieſer Stelle: es iſt geſchehn in einem andern Sinne, als Sie es damals meinten, doch ſehen Sie nun ſelbſt, wie nichts damit gebeſſert iſt, daß Jede etwas Anderes ſpielte, als ſie war! — Ich brachte Thereſen bis zur Thür ihrer Wohnung, wo ſie meine Hand zugleich drückte und mich zurückſtieß und mir ein ewiges Lebewohl ſagte. —

# Die Incantada.

### Von Franz Kugler.

Belletriſtiſche Schriften von Franz Kugler. Achtes Bändchen.
Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert 1852.

Franz Theodor **Kugler**, geb. zu Stettin den 19. Januar 1808, geſtorben zu Berlin den 18. März 1858, hat ſich als Begründer der modernen Kunſtwiſſenſchaft, der die beſte Kraft ſeines reichen Lebens gewidmet war, einen weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinausreichenden Namen gemacht. Eine Fülle von Gaben und Talenten, wie ſie ſelten in demſelben Geiſt ſich vereinigen, hatte ihm dabei zu Gebote geſtanden: techniſche Kenntniſſe und eigene Uebung in faſt allen Kunſtgebieten, die Unbefangenheit des Blickes, der ſich durch die bunten Gläſer der herrſchenden Kunſtphiloſophieen nicht beirren ließ, eine Arbeitskraft, die an dem ungeheuern Stoff nicht erlahmte, und jener ſittliche Ernſt, dem es überall um die Erkenntniß der Wahrheit zu thun iſt, mit Verſchmähung aller Erfolge, die durch den trüglichen glänzenden Schein geiſtreicher Willkür zu erringen ſind.

Schon war die Geſchichte der Malerei und die Kunſtgeſchichte geſchrieben, von jenen faſt unüberſehbaren „Kleinen Schriften zur Kunſtgeſchichte“ zu ſchweigen, die 1852 und 1853 in drei ſtarken Bänden (Stuttgart, Ebner und Seubert) geſammelt worden ſind und einen höchſt wichtigen Einblick in die Fülle der Vor- und Nebenſtudien des Forſchers gewähren. Da fühlte ſich der Mann der Wiſſenſchaft, der auf der Höhe ſeines Wirkens und ſeines Ruhmes ſtand, zu den Wegen zurückgelockt, die er als Jüngling gewandelt war, damals noch des guten Glaubens, daß ein Muſiker oder ein Poet in ihm ſtecke, und nichts weniger ahnend, als daß er ſein Leben in der Stellung eines Geheimen Oberregierungsrathes beſchließen werde, die thätig treibende und nur leider oft von außen gehemmte geiſtige Kraft in der Kunſtverwaltung des preußiſchen Staates. In den Jahren 1848 bis gegen 1851 war es, wo der Dichter des „Skizzenbuches“ (Berlin, G. Reimer, 1830), deſſen poetiſcher Theil im Jahre 1840 vielfach vermehrt bei J. G. Cotta neu herausgegeben worden war, in dem Profeſſor an der Kunſtakademie und vortragenden Rath des Cultus- und Unterrichts-Miniſteriums noch einmal ſich regte und eine Zeitlang alle wiſſenſchaftlichen Aufgaben zurückdrängte. Es war freilich nicht mehr der Lyriker, der „An der Saale hellem Strande“ geſungen hatte, in jener ſchönen volksthümlichen Ungebundenheit, träumeriſchen Jugendluſt und dem Hauch von tändelnder Schwermuth, der den letzten Romantikern eigen iſt. Die Uebung, hartes Holz zu ſchnitzen, die Fülle von hiſtoriſchem Wiſſen, die in ſeinem Geiſte ſich zu ſcharf begrenzten Umriſſen zuſammengeſchloſſen hatte, endlich die männliche Reiſe des Gemüths und Charakters wieſen den Dichter jetzt an andere Aufgaben. So entſtanden in raſcher Folge eine Reihe Dramen und Novellen, die im Jahre 1851 und 52 unter dem Titel Belletriſtiſche Schriften von Franz Kugler, Stuttgart, Ebner und Seubert, in acht Bändchen erſchienen ſind und freilich neben den wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ihres Verfaſſers nur einen Achtungserfolg davontragen konnten.

Und doch war, um nur von den beiden Novellenbändchen zu reden, auch hier ein Ton angeſchlagen worden, der kräftig und lebensvoll genug war, um fortzuklingen und auf eigenthümliche Weiſe von Späteren aufgenommen und durchgebildet zu werden. Die Cultur-Novelle, die in unſern Tagen ihr eignes Gepräge gewonnen hat, lag hier nicht nur im Keim, ſondern war bereits mit künſtleriſchem Bewußtſein entfaltet und gleichſam als ein Erker an dem gewaltigen Bau der Kunſtgeſchichte angeſchloſſen. Schon das Inhaltsverzeichniß zeugt dafür, daß der Erzähler durch den Forſcher angeregt worden war: Werner von Tegernſee — Novelle vom Meiſter Zingaro — Tizian's Tochter (ein höchſt anmuthiges Phantaſieſtück) — der Etruskerkönig — Die Incantada — Geneſius (jener römiſche Schauſpieler, der ſich mitten in einer das Chriſtenthum perſiflirenden Maskenkomödie als Chriſten bekennt und den Märtyrertod erleidet) — ein italieniſcher Kunſthändler — endlich, in der „Argo, Jahrbuch für 1854“ veröffentlicht, eine merkwürdige Novelle in Briefen, Chlodoſinda, die in das graue Alterthum der Gothenherrſchaft in Spanien zurückführt.

Der Werth all dieſer Culturbilder, der nicht nur in der hiſtoriſchen Treue des Colorits beſteht, ſondern auch in der Feinheit und Sicherheit der Compoſition, der echt novelliſtiſchen Anlage und Führung der Fabel und der Charaktere, iſt unbeſtreitbar. Wenn es ihnen trotzdem nicht völlig gelang, ihre Herkunſt von der Wiſſenſchaft zu verläugnen und als freie Dichtungen die Gemüther zu feſſeln, ſo haben wir den Grund wohl nur in einer gewiſſen Befangenheit des Vortrags zu ſuchen, der theils in allerlei chronikaliſchen Stilkünſten ſich bewegt, theils überhaupt jener ſinnlichen Friſche und Unmittelbarkeit entbehrt, die dem Verfaſſer mit der Jugend abhanden gekommen war. Immerhin bleibt dieſen Novellen genug des Anziehenden, um ihrer auch in unſerer Muſterſammlung mit Ehren zu gedenken, und die hier mitgetheilte „Incantada“ — wenn auch gegen den Schluß hin der Wunſch ſich regt, die ergreifende Entwickelung nicht blos berichtet, ſondern dargeſtellt zu ſehen — wird für das Talent des Dichters, bedeutſame Novellen-Probleme zu finden und ſie in ſcharfen Zügen zu geſtalten, hinlänglich Zeugniß ablegen.

Wer hätte in dem phantaſtiſchen Wandrer, der beim früheſten Morgen einſam und irr über die Hügel des alten Macedonerlandes hinſtürmte, den ehrenwerthen brittiſchen Maler James Stuart erkennen mögen! Von europäiſch civiliſirter Tracht, von Haarbeutel, Puder, Schnallen und was ſonſt dazu gehörte, war nichts an ihm zu finden. Er erſchien wie ein Eingeborner des Landes; doch hatte er den langen rothen Kaftan, der ihn am ſchnelleren Laufen verhinderte und ihn ſeinen Verfolgern ſchon von Weitem ſichtbar machen konnte, von ſich geworfen und auch ſeine übrige Tracht, ſo gut er es in der Haſt vermochte, abenteuerlich entſtellt. Die bunte Schärpe hatte er um den Feß geſchlungen; ihre Enden flatterten ihm ſeltſam um das Haupt. Ausgeſandte Spürer hätten ihn nicht ganz leicht wieder erkennen mögen. Immer war es ihm, als höre er noch den Ruf der Meute, die zur Nachtzeit ſeine Spur verfolgt hatte; wie ein aufgeſcheuchtes Wild war er ſtundenlang querfeldein geflohen.

Die Sonne war bereits emporgeſtiegen, als er auf eine breite Heerſtraße gelangte. Nicht weit vor ihm ſchritten einige Männer hin, die einen mit Gepäck beladenen Eſel führten. Stuart wünſchte nichts ſehnlicher, als ſich irgend einer ſichern Begleitung anzuſchließen, mußte aber befürchten, daß ſeine einſame Erſcheinung, zumal bei ſeinem ſeltſamen Aufzuge, Befremden und Verdacht erregen dürfe. Dem vorzubeugen und wohl wiſſend, wie der Orientale dem Wahnſinnigen Theilnahme und ſelbſt Ehrfurcht zu zollen pflegt, beſchloß er, ſich verrückt zu ſtellen. Er hatte jene Männer bald erreicht und führte, ſie begrüßend, ſein Vorhaben mit allerlei wunderlichen Geberden und Worten, wie ſie ihm der Augenblick gerade eingab, aus. Die Liſt gelang vollkommen; die Leute empfingen ihn, wenn auch nicht ohne eine gewiſſe Scheu, doch mit freundlichſtem Wohlwollen. In kurzer Friſt hatte er zu ſeiner größten Freude von ihnen herausgebracht, daß man ſich auf der Straße nach Salonichi befinde; auf ſeine hingeworfene Aeußerung, daß auch er dorthin gehe, luden ſie ihn freiwillig ein, in ihrer Begleitung zu bleiben, was er gern annahm. Es waren friedliche Einwohner von Salonichi, Griechen, die von Kares kamen, dem Hauptorte jenes merkwürdigen, unfern belegenen Kloſter-Staates, welcher die Halbinſel des Berges Athos einnimmt; ſie hatten dort allerlei Schnitzwerk, wie es die Kalojeren, die guten Väter vom heiligen Berge, anfertigen, eingekauft, um dasſelbe in Salonichi weiter zu verhandeln.

So ſchritt man gemeinſchaftlich des Weges hin. Stuart, durch die glücklich überſtandene Gefahr zur heiterſten Laune angeregt, vergnügte ſich daran, ſeine Rolle als Wahnſinniger mit Kunſtgeſchick weiter zu ſpielen. Er ließ ſich in allerlei fabelhaften und wunderbaren Reden vernehmen, in denen es wie ein Zug geheimnißvoller Weisheit durchklang, deren Deutung er freilich ſeinen Begleitern überließ. Sie blickten ihn mit ſcheuer Ehrfurcht an. Als aber Stunde auf Stunde hinging und die Sonne allgemach eine erhebliche Glut zu verbreiten anfing, da verſagte ihm die Luſt zu weiteren Orakelſprüchen; die Anſtrengungen der Nacht machten ihr Recht geltend, und er ſehnte ſich herzlich nach einiger Raſt. Eine dichte Platanengruppe zur Seite des Weges, unter deren Schatten eine friſche Quelle hervorſprudelte, mochte ſchon manchen müden Wanderer beherbergt haben. Es bedurfte keiner Aufforderung von ſeiner Seite, um auch den Begleitern die Annehmlichkeit des Platzes begreiflich zu machen. Man beſchloß, die Zeit der Mittagshitze hier abzuwarten, da man auch mit dieſer Verzögerung Salonichi noch zur guten Stunde erreichen konnte. Man lagerte ſich möglichſt bequem, öffnete den Speiſeſack und theilte auch Stuart theilnehmend von deſſen Inhalte mit.

Unter den Griechen befand ſich ein junger Mann von feinen, aber etwas düſtern und trüben Geſichtszügen. Er war Stuart um ſo mehr aufgefallen, als er auf dem ganzen Marſche keinen Theil am Geſpräch genommen hatte, vielmehr ſchweigend und in ſich gekehrt hinter den Andern hergegangen war. Wohl aber hatte Stuart bemerken können, wie er ihn bei ſeinen phantaſtiſchen Orakelſprüchen jedesmal mit beſondrer Aufmerkſamkeit und einer eignen Art von Forſchbegierde betrachtet hatte. Jetzt, nachdem man die einfache Mahlzeit eingenommen, und als ein Jeder ſich behaglich zur Ruhe ſtreckte, zog Jener eine Geige hervor und fing leiſe Melodieen zu ſpielen an, wie ſie Griechen oder Zigeuner, mit Geige, Guitarre und Clarinett, wohl zum Tanz aufzuſpielen pflegen. Es war keine ſonderliche Kunſt darin, weder in den Melodieen, noch im Vortrage, doch wußte der junge Menſch in ſein einfaches Spiel einen gewiſſen ſchwermüthigen Ausdruck zu legen, der Stuart auf eigenthümliche Weiſe anzog. Die Uebrigen ſchienen aber nicht ebenſo zu empfinden oder ſie waren das Spiel ihres Genoſſen ſchon hinlänglich gewohnt. Dimitri! ſo rief ihm der Aelteſte unwillig zu; was ſtörſt du uns jetzt, wo wir erfriſchenden Schlummer bedürfen! Laß das auch ohne deine Tanzweiſen kannſt du die Wache halten!

Der junge Mann gehorchte augenblicklich und ſteckte die Geige wieder ein. Die Uebrigen hatten ſich dem Schlummer bald hingegeben. Stuart wäre gern ihrem Beiſpiel gefolgt; doch fühlte er ſich von all den vorangegangenen Ereigniſſen innerlich zu ſehr angeregt; er konnte keinen Schlaf finden. Als Dimitri bemerkte, daß er wachend blieb, ſchlich er ſich in ſeine Nähe, ihn ſcheu anblickend, als habe er ihm etwas mitzutheilen, was er doch nicht auszuſprechen wage. Stuart leitete das Geſpräch, mit unbedeutenden Dingen beginnend, ein; dann fragte er ihn, was er auf dem Herzen habe.

Ach ja! begann Jener, ich hab' es wohl geſehen, Bruder, du biſt nicht von hier, du biſt aus fernem Lande, du ſprichſt nicht wie die Andern, du weißt viel, was die Andern nicht wiſſen, du beſitzeſt geheime Wiſſenſchaften, die ſie nicht kennen! Sieh, Bruder, fuhr er zutraulicher fort, der Dimitri muß ein bitteres Geheimniß mit ſich umhertragen, und er ſucht und ſucht, und kann es nicht löſen. Darum bin ich mit den Männern hingegangen zum heiligen Berge, ihr Gehülfe zu ſein bei ihren Einkäufen; aber ich gedachte, den guten Vätern auf dem heiligen Berge, die ſo viel Bücher haben, in denen viele Wiſſenſchaften aufgezeichnet ſind, und deren Geſchäft es iſt, Tag für Tag in den Büchern zu leſen und die Wiſſenſchaften zu lernen, — ihnen gedachte ich mein Geheimniß vorzulegen und ſie um die Auflöſung zu bitten. Aber ſie wollten mich an ihrer Wiſſenſchaft nicht Theil nehmen laſſen. Einen fragte ich, und noch einen, und noch einen, und jeder ſagte mir, ich ſei ein Thor, daß ich in ſolche Dinge eindringen wolle.

Er hielt inne. Und in welche Dinge wollteſt du eindringen? fragte Stuart.

O ſieh, Bruder, fuhr der junge Grieche fort, es giebt manchen Zauber in der Welt, manchen böſen, übermächtigen Zauber, und wer ihn löſen ſoll, von dem wird viele Weisheit gefordert. Du weißt es, Bruder, Menſchen können verzaubert werden in Thiere und in Pflanzen und in Steine: — ſage mir, ſage mir, und du machſt Dimitri zum glücklichſten Menſchen: wie wird ſolcher Zauber gelöſet, wie wird denen, ſo in Steine verwandelt und lange Jahre qualvoll gebunden waren, wie wird ihnen Athem und Seele und Liebeskraft zurückgegeben?

Dimitri hatte die letzten Worte mit leidenſchaftlicher Stimme geſprochen und ihn mit beiden Händen heftig gefaßt; ſeine Augen leuchteten in haſtiger Glut. Stuart bemerkte erſt jetzt, daß ihm, der den Wahnſinn nur ſpielte, hier Einer gegenüberſtand, deſſen Gemüth von Bildern, wie ſie nur wirkliche Geiſtesſtörung erzeugen mochte, erfüllt war. Er befand ſich in einer nicht ganz unbedenklichen Lage; indeß ſchien es ihm am Gerathenſten, mäßig und vorſichtig auf die phantaſtiſchen Jdeen des jungen Mannes einzugehen.

Und du kennſt, ſo warf er nach kurzem Nachſinnen fragend ein, du kennſt ſolche Steine, die einſt Menſchen waren gleich uns, mit Fleiſch und Bein?

Dimitri ſtutzte einen Augenblick, indem er Stuart argwöhniſch anblickte. Bald aber heiterten ſich ſeine Züge wieder auf. O ich traue dir, Bruder! ſo rief er. Du wirſt nicht hingehen, wenn ich nicht da bin, du wirſt deine geheime Kunſt nicht ohne mich zur Ausführung bringen! O gieb mir deine Wiſſenſchaft: die Klagen, die ich mit den Klängen meiner Geige ausſprach, mochten ja nimmer den harten Stein erweichen!

Laß mich's überlegen, erwiderte Stuart. Die Wiſſenſchaft iſt ſchwer, und ich muß meinen Geiſt ſammeln. Laß mich ruhen und auf das Flüſtern der Platanen lauſchen. Vielleicht, daß mir der Geiſt Etwas offenbart. Laß mich jetzt ruhen, und ſtöre mich nicht!

Dimitri zog ſich ehrerbietig zurück. Stuart legte ſich aufs Neue zur Raſt nieder. Die ſeltſame Lage, in der er ſich befand, aufs Neue überdenkend, fühlte er allmählich die müden Glieder ſich löſen. Er ſchlummerte ein.

Die Sonne hatte ſich bereits geſenkt, als ihn die laute Stimme ſeiner Reiſegenoſſen wieder aufweckte. Man rüſtete ſich zur Fortſetzung der Wanderſchaft. Stuart ſprang empor, von dem kurzen Schlummer neu gekräftigt und von der Hoffnung gehoben, nun bald das Ziel ſeiner Irrfahrt erreicht zu haben. Dimitri machte ſich in ſeiner Nähe zu ſchaffen und ſah ihn mit dem Ausdruck fragender Bitte an. Stuart legte den Finger auf den Mund. Der Geiſt hat in dunkeln Worten geſprochen, flüſterte er ihm zu. Doch habe Geduld, Dimitri: einſt wird das Geheimniß ſich löſen!

Die Geſellſchaft ſetzte ſich aufs Neue in Bewegung. Die Straße fing an, ſich zwiſchen den wellenförmigen Hügeln, welche der Landſchaft einen etwas eintönigen Charakter gaben, allmählich abwärts zu ſenken. Je weiter man kam, um ſo mehr bebaut und gepflegt zeigte ſich der Boden. Hier und dort waren Arbeiter auf dem Felde beſchäftigt. Alles kündigte an, daß man ſich einem volkreichen Platze, für deſſen Bedürfniſſe die Umgegend mit zu ſorgen habe, nähere. Endlich, nach etwa zweiſtündigem Marſche, öffnete ſich das Thal, und der glänzende Spiegel des Golfs lag vor den Blicken der Wandrer, links die mächtige Stadt, Salonichi, mit ihren Kuppeln und Minarets ſich den Uferhügel emporbreitend und auf der Höhe von einer feſten Citadelle bekrönt. Zahlreiche Schiffe lagen auf der Rhede; aus dem Frankenviertel der Stadt winkten die Fahnen der europäiſchen Conſulate dem europäiſchen Wandrer ein gaſtliches Willkommen entgegen. Das ganze reiche Bild ſpielte bei dem Schein der abendlichen Sonne in wunderſamen Lichtern und Farben. Die Männer hielten einen Augenblick inne. Stuart fühlte ſich bei dem unerwarteten Anblick in tiefer Seele ergriffen.

Er hatte ſchon darauf Bedacht genommen, das Spiel der abenteuerlichen Rolle, mit welcher er vor den Reiſegenoſſen aufgetreten war, leiſe und unvermerkt herabzuſtimmen. Er wußte es, daß England hier, an einem der wichtigſten Handelsplätze der Levante, ein bedeutendes und einflußreiches Conſulat beſaß, und es kam ihm nunmehr Alles darauf an, ſich unverzüglich, bevor ihn irgend ein neues Wirrſal erfaßte, unter den Schutz des brittiſchen Conſuls zu begeben. Die Reiſegefährten fanden in ihrer ſchlichten Gutmüthigkeit nichts Verfängliches darin, als er ſie, gelegentlich noch einige phantaſtiſche Worte dazwiſchen werfend, vorſichtig über die Verhältniſſe von Salonichi, den dortigen Handel, den Aufenthalt der fremden Conſuln und namentlich über das brittiſche Conſulat auszuforſchen begann. Sie gaben ihm nach beſtem Wiſſen Beſcheid.

In kurzer Friſt hatte man ſich der Stadt genähert. Zur Seite des Weges, nahe am Ufer des Golfs, erhob ſich eine Gruppe hochgewölbter Kaſtanien, in deren Schatten ein Kaffeewirth ſeine Bude aufgeſchlagen hatte. Die Gefährten ſagten Stuart, daß die vornehmen Franken, die in Salonicht wohnten, dieſen Punkt ausgewählt hätten, um ſich hier täglich in der Stunde vor Sonnenuntergang zu verſammeln und ſich der kühlenden Seeluft oder eines erfriſchenden Bades zu erfreuen. In der That bemerkte Stuart dort, als man in geringer Entfernung vorüberzog, mehrere Männer, deren Geſichtszüge und ganzes Weſen, trotz der üblichen orientaliſchen Kleidung, welche ſie trugen, doch ſofort Söhne des europäiſchen Weſtens erkennen ließen. Er bat die Gefährten, einen Augenblick zu verweilen, und ging raſch auf die Franken zu. Wenige Worte reichten zur Verſtändigung mit dieſen und namentlich mit dem brittiſchen Conſul, der ſich glücklicher Weiſe unter ihnen befand, hin. Da der Letztere ſich überzeugte, daß er hier einen der Hülfe ſo bedürftigen wie würdigen Landsmann vor ſich habe, ſagte er Stuart alle Unterſtützung zu und bot ihm unverzüglich das eigne Haus zur Wohnung an. Stuart ſäumte nicht, das freundliche Anerbieten dankbar anzunehmen. Doch noch ſtanden die Reiſegenoſſen mit ihrem Eſel am Wege, ſeiner harrend. Stuart eilte nun auch zu dieſen zurück und gab ihnen fröhlichen Muthes Aufſchluß über die ſeltſame Rolle, zu der er ſich in ihrer Begleitung veranlaßt geſehen; er dankte ihnen für ihre Theilnahme und reichte ihnen für den Dienſt, den ſie ihm geleiſtet, einige Piaſter dar. Verwundert und erſtaunt wußten ſie auf eine ſo plötzliche Verwandlung kaum ein Wort zu erwidern; doch nahmen ſie die Silberſtücke, die ihnen unvermuthet beſchert wurden, gern an und ſteckten ſie eilig ein, als fürchteten ſie, daß auch mit dieſen wieder eine Umwandlung vor ſich gehen möchte. Dann trieben ſie ihr Thier an und ſchritten weiter.

Dimitri aber blieb ſtehen und hielt Stuart unwillig feſt. Und du willſt, begann er zürnend, du willſt mir die Löſung des Geheimniſſes nicht ſagen? Du willſt Dimitri, der dir vertraut hat, ſeiner Qual überlaſſen? — Ja, Freund! rief Stuart lachend; eure Leute haben ganz Recht: man ſoll dem Heiligen keine Kerzen und dem Kinde keine Brezeln verſprechen! Der Geiſt, glaub es mir, hat mich über das Geheimniß ganz im Dunkeln gelaſſen! — Mit einem ſchnellen Ruck machte er ſich von ihm los. Dimitri ſtand eine Weile mit gekreuzten Armen da, das Auge düſter auf den Boden geheftet. Dann folgte er den Andern langſam nach.

Jn dem Hauſe des Herrn Paradiſe — dies war der Name des brittiſchen Conſuls von Salonichi — fand Stuart die gaſtlichſte Aufnahme. Nach langer Entbehrung genoß er hier zum erſten Male wieder das Vergnügen, an einem Familienleben Theil zu nehmen, welches ſich nach europäiſcher Weiſe bewegte, getragen durch ſeine geſellige Bildung und inniger verbunden durch jene abgeſchloſſene Stellung, auf welche ſich die Franken in der Levante zurückgeführt ſehen. Mit lebhafter Theilnahme vernahmen Paradiſe und die Seinen die Erzählung der Schickſale, welche ihren Gaſt zu ihnen geführt.

---

Stuart war von jener Sehnſucht nach den Wundern der alten griechiſchen Kunſt, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſo manche edlere Gemüther erfüllte, ſchon früh lebhaft ergriffen worden. Zur Wiederanſchauung ihrer Werke zu gelangen, die Geſetze ihrer Schönheit den Zeitgenoſſen aufs Neue zum Bewußtſein zu bringen, war ihm als eine beneidenswerthe Lebensaufgabe erſchienen. Unter einem Kreiſe gleichgeſinnter junger Künſtler, der ſich in Rom zuſammengefunden, hatte er in Gemeinſchaft mit Nicholas Revett den Entſchluß gefaßt, Griechenland ſelbſt zu bereiſen, die dortigen Denkmäler aufzuſuchen und ausführliche bildliche Aufnahmen von ihnen anzufertigen. Bei den damaligen Zuſtänden Griechenlands mochte die

Ausführung eines ſolchen Unternehmens freilich gewagt und ſelbſt gefahrvoll erſcheinen; doch fühlten ſich die Freunde von der Begeiſterung für das geſteckte Ziel über die etwaigen Bedenken hinausgetragen; auch hatten ſie die Freude, als ſie ihren Plan veröffentlichten und zur Unterzeichnung auf das über die Denkmäler herauszugebende Werk aufforderten, lebhaften und vielſeitigen Anklang zu finden. Von einzelnen reichen Engländern wurden ihnen überdies ſehr anſehnliche Unterſtützungen zur Ausführung ihres Vorhabens zu Theil. Vornehmlich war es auf die Aufnahme und Herausgabe der Denkmäler von Athen abgeſehen.

Mit allem Erforderlichen ausgerüſtet, hatten Stuart und Revett ihre künſtleriſche Wallfahrt angetreten. Nach einer längeren Seereiſe hatten ſie am 17. April 1751 im Piräeus geankert. Am folgenden Tage waren ſie durch einen Griechen, Logotheti, nach Athen geführt worden, wo dieſer das Amt eines brittiſchen Conſuls bekleidete. Sie nahmen bei Logotheti ihre Wohnung. Vor den wundervollen Denkmälern, den Bauwerken und Bildhauerarbeiten, welche Athen in mehr oder weniger erhaltenen Reſten aus den Zeiten ſeines ehemaligen Glanzes bewahrt hatte, ſahen ſie ihre kühnſten Hoffnungen erfüllt. Der Ernſt, die erhabene Grazie, das tiefe Lebensgefühl, alle die Eigenſchaften, welche der griechiſchen Kunſt einen ſo unüberwindlichen Zauber gewähren, traten ihnen hier in voller Wirklichkeit, in ihrer ganzen Bedeutung gegenüber. Sie machten ſich ſofort an ihr Werk und waren zwei Jahre hindurch, einzelne kleinere Ausflüge abgerechnet, damit beſchäftigt, dieſe Denkmäler auszumeſſen und ihre Erſcheinung in vollkommen getreue Abbildungen überzutragen, um die letzteren ſpäter zu einem Lehrbuche für Zeitgenoſſen und Nachkommen zuſammenfaſſen zu können.

Doch hatten ſie ihre atheniſchen Arbeiten noch nicht vollſtändig zu Ende gebracht, als unwillkommene Störungen dazwiſchen traten. Fernwirkende politiſche Ereigniſſe hatten dazu die Veranlaſſung gegeben. Sultan Mahmud, der damals das türkiſche Reich beherrſchte, hatte ſich mehr an Weibern, an dem Schimmer des Goldes und edler Steine erfreut, als an der Sorge der Regierung; dieſe hatte er gern ſeinem Günſtling Bechir, dem Kislar-Aga, der das Haupt der ſchwarzen Eunuchen des Serails war, überlaſſen. Sechs Jahre lang war der freche Sklav Herr des Reiches geweſen, bis endlich in Konſtantinopel ein Pöbel-Aufſtand ausbrach, der den Sultan nöthigte, den Günſtling Preis zu geben und ſeine Hinrichtung zu genehmigen. Sein Leichnam lag drei Tage nackt am Meeresufer, von dem Pöbel verhöhnt und verwünſcht.

Die Einkünfte des attiſchen Landes aber gehörten dem Kislar-Aga als ein Theil ſeiner Beſoldung; der Woiwode Athens wurde von ihm ernannt. Der damalige Woiwode hatte allen Grund, von dem Sturze ſeines Gönners auch für ſich das Schlimmſte zu befürchten; er entfloh eilig, ward jedoch auf der Flucht gefangen. Ein anderer Woiwode trat an ſeine Stelle. Dieſer benutzte die verworrenen Zuſtände ſofort zu Erpreſſungen und Räubereien aller Art. Die Einwohnerſchaft Athens ſah ſich veranlaßt, ihm hierüber durch eine Deputation der angeſehenſten Bürger Vorſtellungen machen zu laſſen; zur Antwort berief er ſeine Schergen, die die Abgeordneten augenblicklich niedermetzelten. Nur Wenige entrannen. Auf die Kunde ſolcher Greuel ſtrömte das geſammte Volk vor dem Palaſt des Tyrannen zuſammen und warf Feuer hinein; doch glückte es dem Woiwoden, ſich durchzuſchlagen und auf die wohlbefeſtigte, von türkiſchen Soldaten beſetzte Akropolis zu flüchten. Hier ward er förmlich belagert gehalten, bis Truppen, von dem Paſcha von Negropont entſandt, eintrafen, denen er ausgeliefert werden mußte. Er ward in Ketten abgeführt.

Zuſtände dieſer Art waren für künſtleriſche Unterſuchungen und Arbeiten nicht ſonderlich geeignet. Stuart und Revett beſchloſſen daher, ſchon als die Unruhen ausbrachen, Athen auf einige Zeit zu verlaſſen, um ihre Arbeiten ſpäter, nachdem Ordnung und geregelter Verkehr in die Stadt zurückgekehrt, mit beſſerem Erfolg wieder aufnehmen zu können. Sie beſuchten die Inſeln des griechiſchen Meeres und ſchifften zur Küſte Kleinaſiens hinüber, überall für ihre Zwecke ſammelnd und beobachtend.

Nach vier Monaten kehrten ſie zurück. Die Stadt war von dem tyranniſchen Woiwoden befreit, doch hatten jene Auftritte, wie ſie ſich bald überzeugen mußten, eine Erregtheit, eine Leidenſchaftlichkeit unter dem Volke zurückgelaſſen, die den ferneren Aufenthalt in Athen nicht allzu erfreulich erſcheinen ließen. Die heuchleriſche Verſchmitztheit der Griechen, die die Franken allzeit zur Vorſicht nöthigt, verwandelte ſich gelegentlich in ein unumwundenes Raubgelüſte. „Gott bewahre uns vor dem Juden von Salonichi, dem Türken von Negropont und dem Griechen von Athen!“ — ſo lautet ein altes Sprichwort; Stuart und Revett fanden nur zu bald Gelegenheit, die Wahrheit desſelben, wenigſtens in Betreff der letzten Worte, beſtätigen zu können. Ihr atheniſcher Wirth, Logotheti, hatte ſich bis dahin, vielleicht aus Rückſicht auf ſeine Pflichten als brittiſcher Conſul, mit mäßigen Vortheilen begnügt, die er von den beiden engliſchen Künſtlern bezogen; jetzt trat er plötzlich mit der Forderung von zweihundert venezianiſchen Zecchinen auf, während ſie überzeugt waren, ihm für Wohnung, Dienſtleiſtungen und dergleichen augenblicklich nur mit einer Summe von ſiebenzig bis höchſtens achtzig Piaſtern verpflichtet zu ſein. Sie erklärten, daß ſie nicht mehr zahlen würden, während Logotheti mit Ungeſtüm auf ungeſäumte Berichtigung ſeiner Forderung drang. Es entſpann ſich ein heftiger Streit, der zu Thätlichkeiten ausartete. Stuart ſchlug den Griechen zu Boden. Jetzt kam die Sache vor den Erzbiſchof von Athen, der als ſolcher zugleich das Amt eines Richters in den Streitigkeiten unter den dortigen

Chriſten verwaltete. Wie vorauszuſehen war, nahm dieſer die Partei Logotheti's.

Unter ſolchen Umſtänden konnte von einer ruhigen Vollendung der noch vorliegenden künſtleriſchen Arbeiten nicht mehr die Rede ſein. Wollte man zu dieſem Ziele gelangen, ſo mußte man ſich zuvor eines einflußreichen, nachhaltigen Schutzes verſichert haben. Die Freunde hielten es daher für rathſam und nothwendig, ſich unmittelbar an den brittiſchen Geſandten bei der Pforte, Sir James Porter in Konſtantinopel, zu wenden, bei dieſem die Beſchwerden gegen Logotheti anzubringen und ſich durch ſeine Vermittlung einen großherrlichen Ferman zur Förderung und Sicherung ihrer Unternehmungen zu erwirken. Da es aber, bei den mangelhaften Anſtalten für öffentlichen Verkehr, ſchwer, wenn nicht unmöglich war, dergleichen durch briefliche Verhandlung zu erreichen, ſo beſchloß Stuart, ſich ſelbſt zu dieſem Behufe nach Konſtantinopel zu begeben, während Revett in Athen zurückbleiben wollte, um in der Zwiſchenzeit die Arbeiten doch wenigſtens einigermaßen fortſetzen zu können. Eine vortheilhafte Gelegenheit, dieſe Reiſe raſch und ohne Gefahr zurückzulegen, ſchien ſich darzubieten, als man erfuhr, daß Hadſchi-Ali, einer der erſten Aga's von Athen, im Begriffe ſtehe, in Begleitung ſeines Bruders Hadſchi-Achmet und eines großen Gefolges nach Konſtantinopel zu reiſen, um ſich bei dem Hofe des Großherrn um die Stelle des atheniſchen Woiwoden zu bewerben. Stuart erhielt auf ſein Anſuchen die Erlaubniß, ſich dem Gefolge anſchließen zu dürfen. Logotheti aber, wohl die Nothwendigkeit einſehend, daß auch er ſich bei den höheren Behörden zu verantworten haben werde, machte ſich gleichzeitig, mit einer anderen Gelegenheit, ebenfalls nach Konſtantinopel auf.

Die Reiſe, die Stuart im Gefolge des türkiſchen Aga's antrat, ging durch Gegenden von hoher claſſiſcher Bedeutung: über Theben, Thermopylä, Lariſſa, durch das Thal Tempe, und von da weiter nordwärts, den Küſtenſtrich des Meerbuſens von Salonichi entlang. In den Gegenden, die man durchflog, wäre wohl Gelegenheit zu manchen ſchätzbaren Unterſuchungen und Entdeckungen geweſen; doch mußte Stuart ſich an den geringfügigen Beobachtungen genügen laſſen, die er vom Sattel ſeines Pferdes aus machen konnte. Indeß hatte er auf Dergleichen von vornherein verzichtet. Andres aber machte ihm die Reiſe bald unbequem, und er fing an, ernſtlich auf ſich zu zürnen, daß er die Widerwärtigkeiten, die ſich für ihn hiebei ergeben mußten, nicht im Voraus beſſer bedacht hatte. Er war der einzige Ungläubige unter dieſer Schaar von Muſelmännern, die ſich in Berg und Wald keiner Verantwortlichkeit ausgeſetzt ſahen; er gehörte zu den Ausgeſtoßenen, deren Loos es war, Spott und Kränkung aller Art geduldig hinzunehmen. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht, zumal wenn er es ſich einfallen ließ, irgend ein altes Gemäuer oder Steinbild, an dem man vorüber ritt, näher zu betrachten. Was ziemte es doch dem Giaur, vom Wege abzulenken und eignem Willen zu folgen! Auch fügte es ſich auf allen Stationen des Weges, wo die Pferde gewechſelt wurden, daß Stuart ſtets das ſchlechteſte Pferd erhielt und daher den Uebrigen entweder nur mühſam zu folgen im Stande oder allen möglichen Eigenſinn des Thieres zu bekämpfen genöthigt war.

Die ſiebente Nacht der Reiſe hatte man zu Ortho geraſtet, nicht ſehr fern von Salonichi, das rechter Hand liegen-bleiben ſollte. Als man hier am Morgen ausritt, erhielt Stuart zufälliger Weiſe ein erträgliches Pferd, was jedoch ſo heftigen Zorn von Seiten des Aga's erregte, daß er ſich ſchleunigſt und beſcheiden erbot, dasſelbe gegen irgend ein andres umzutauſchen. Mit großem Lärm ward der Vorſchlag angenommen; Stuart aber beſchloß im Stillen, die Geſellſchaft, die ihm bald ernſthaft gefährlich werden konnte, bei der erſten paſſenden Gelegenheit zu verlaſſen. Gegen Abend kam man in ein Dorf, Langathia, wo wiederum die Pferde gewechſelt wurden. Stuart begann hier wegen eines bequemeren Pferdes zu unterhandeln; aber kaum war dasſelbe geſattelt, ſo war auch der Aga ſchon zur Hand, machte dem Stallknecht heftige Vorwürfe, daß er einem Giaur ein ſo gutes Pferd geben wolle, wie einem Muſelmann, und befahl dann dem Pferdehalter, der zugleich der Wirth der Dorfherberge war, die ſchlechteſten Pferde, die er im Stall habe, vorzuführen.

Dieſer pries eins derſelben als einen tüchtigen Hartraber; die Probe, die damit ſofort gemacht wurde, fiel auch ſo vollſtändig nach dem Wunſche des Aga's aus, daß er mit lautem Lachen befahl, dem Giaur kein anderes als dies zu ſatteln.

Jetzt ſtellte ſich Stuart, als würde er plötzlich von heftigem Kopfweh befallen; er klagte über Fieber und verſicherte, daß er die Reiſe vor der Hand nicht fortſetzen könne; er bedauerte, in dem Dorfe zurückbleiben zu müſſen und bat, einen der Diener bei ihm zu laſſen, damit dieſer ihn auf dem noch übrigen Theil des Weges begleiten könne. Seine Abſicht war, ſich nach Salonichi zu begeben, wo er jedenfalls Gelegenheit zur beſſern Fortſetzung der Reiſe zu finden hoffte. Man willigte ein, aber zugleich entſpann ſich ein haſtiges Geſpräch zwiſchen dem Aga, ſeinem Bruder Achmet, dem Wirth der Herberge und dem, welcher als Diener zurückbleiben ſollte. Stuart konnte aus ihren Geberden entnehmen, daß das Geſpräch ihn betreffe und irgend etwas in Bezug auf ihn verabredet werde. Es war ihm nicht wohl zu Muthe, und noch weniger, als nunmehr der Aga mit dem Gefolge aufbrach, Achmet aber gleichfalls in der Herberge zurückblieb. Wie, wenn man darauf dachte, ſich ſeiner, der in Konſtantinopel an dem brittiſchen Geſandten einen mächtigen Vertreter finden und durch ſeine Klage den Plänen des Aga's hinderlich werden konnte, hier in aller Stille zu entledigen? Dem Herbergswirthe mißtrauend, ſuchte er in andern Häuſern des Dorfes ein Unterkommen, fand aber nirgend Aufnahme. Er ließ ſich nun in der Herberge eins der inneren Zimmer einräumen, ſtellte ſein Gepäck um ſich her und legte ſich, die Piſtolen im Gürtel, auf das Lager, ſcheinbar ſchlafend, dabei aber mit Geſpanntheit auf Alles lauſchend, was draußen vorging. Es war ſchon dunkel, als ſein Diener, eine Lampe in der Hand, mit einem Janitſcharen eintrat. Sie leuchteten ihm, der fortfuhr, ſich ſchlafend zu ſtellen, ins Geſicht, unterſuchten das Zimmer und das Gepäck und flüſterten dann viel mit einander; der Janitſchar machte eine Geberde am Halſe, die nicht undeutlich zu erkennen gab, daß es ſich um ein Kopfabſchneiden handle; dabei erhob ſich die Stimme des Dieners etwas. Später, ſpäter, in der Nacht! flüſterte er.

Als Beide hinausgehen wollten, begann Stuart ſich zu regen, als wache er eben auf, und rief den Diener zurück. Er klagte über ſein Uebel, forderte einige Dienſtleiſtungen und ließ ſich dann in ein Geſpräch mit ihm ein. Möglichſt unbefangen über allerlei Kleinigkeiten des gegenwärtigen Aufenthalts und über die bevorſtehende Reiſe ſprechend, ſuchte er dem Argwohn vorzubeugen, als habe er durchſchaut, um was es ſich handle. Nach einiger Zeit, und als er bemerkt hatte, daß der Diener unbewaffnet war, ſprang er vom Lager auf, ſchützte ein Bedürfniß vor, das ihn aus dem Hauſe treibe, und befahl dem Diener, ihm zu folgen. Der letztere gehorchte. Kaum waren ſie im Freien und aus der nächſten Umgebung des Hauſes entfernt, als Stuart ſeine Schritte zu verdoppeln begann und den Diener mit ſich zog. Verwundert und betreten fragte dieſer wiederholt, wo er hinaus wolle; Stuart antwortete nicht, bis er Dorf und Weg beträchtlich hinter ſich hatte und der Diener laut verſicherte, er werde jetzt nicht weiter folgen. Nun hielt Stuart ein. Ich weiß, ſagte er zu jenem, daß Hadſchi-Ali befohlen hat, mich zu tödten, und daß Achmet zurückgeblieben iſt, die Ausführung des Befehls zu überwachen. Auch du weißt darum. Aber auf welchen Lohn hoffſt du? Ich will dir hundert Piaſter geben, wenn du, der du die Wege kennſt, mich wohlbehalten nach Salonichi bringſt! — Der Diener ſchüttelte den Kopf und verſicherte, von nichts zu wiſſen. Stuart ſteigerte ſein Anerbieten bis auf fünfhundert Zecchinen. Ja doch, rief der Diener endlich lachend aus; der Teufel hat keine Ziegen und verkauft doch Käſe: Ihr werdet mich hängen laſſen, wenn Ihr mich ſicher habt!

Als Stuart ſah, daß mit dem Menſchen nichts anzufangen war, daß aber auch jeder weitere Verzug ihm den Untergang bereiten konnte, zog er ſeine Piſtolen hervor und ſagte Jenem, er werde allein den Weg zu finden wiſſen, aber ſeine Kugeln würden ihn erreichen, ſobald er Lärm erhöbe. Dann wandte er ſich ſeitab und eilte ſo ſchnell wie möglich, quer über die Felder, in die Nacht hinaus. Nach halbſtündigem Lauf kam er an einen kleinen Fluß, deſſen Ufer mit hohem Schilf bewachſen war. Hierin ſuchte er ſich zu verbergen. Doch ſchien es ihm nicht ſicher genug. Bald fand er in der Nähe ein hohes Brombeergebüſch, das ſich weit umher verbreitete; mit aller erdenklichen Sorgfalt kroch er, ſo tief es nur möglich war, in das Gebüſch hinein, deſſen ſtachlige Wölbungen eine ſchützende Decke über ihm bildeten.

Nicht lange hatte er hier geraſtet, als er verſchiedene Lichtſchimmer in der Nacht auftauchen ſah. Es waren Trupps von Türken, die mit Fackeln in den Händen das Feld durchſchwärmten. Sie kamen näher; bei einem derſelben erkannte er bald jenen Diener, der die Kunde von ſeiner Flucht überbracht haben mußte. Man hatte die Spuren ſeiner Füße aufgefunden und war durch ſie bis an den Fluß geleitet worden. Eilfertig wurde das ganze Uferſchilf durchſucht. Da man nichts fand, ſo wandte man ſich zu dem Brombeergebüſch. Das ſtachlige Geniſte machte hier die Nachforſchung ſchwieriger; nach einigen vergeblichen Verſuchen, in das Innere deſſelben einzudringen, fingen die Verfolger an, große Reisbündel herbeizuſchaffen, ſchichteten dieſe rings um das Gebüſch umher und zündeten ſie an, das letztere ſelbſt in Brand zu ſetzen oder Stuart doch an unbemerkter Flucht zu verhindern. Schon leckten die Flammen in das Gebüſch hinein, ſchon war der Verfolgte auf das Aeußerſte gefaßt, als ein höherer Wille zu ſeiner Rettung eintrat. Ein plötzlicher Regen löſchte die Feuerbrände aus und trieb die

Türken, die nicht Luſt hatten, ohne Zweck durchnäßt zu werden, in das Dorf zurück. Stuart wagte es, wieder aufzuathmen.

Der größte Theil der Nacht war indeß vorübergegangen; der Morgen fing allmählich zu dämmern an. Da Stuart bei angeſpannter Aufmerkſamkeit keinen Laut mehr in der Nähe vernahm und vorausſetzen konnte, daß die Maſſe der Verfolger ſich entfernt hatte, ſo kroch er vorſichtig, die Piſtolen ſchußfertig zur Hand, wieder aus dem Gebüſch hervor. Ein freudiges Dankgefühl durchbebte ihn, als er die Stätte völlig leer fand. Eilig wandte er ſich nunmehr zur weiteren Flucht. Hier haben wir ihn beim Beginn dieſer Erzählung gefunden.

---

Paradiſe, der brittiſche Conſul von Salonichi, hatte es eine der erſten Sorgen für ſeinen Schützling ſein laſſen, einen Boten mit entſchiedener Vollmacht nach Langathia hinauszuſenden und dem dortigen Herbergswirthe das Gepäck, welches Stuart bei ſeiner Flucht zurückgelaſſen, abzufordern. Dort hatte man das glückliche Entkommen des Franken als ein wahres Wunder betrachtet. Die Herausgabe des Gepäckes durfte man nicht verweigern, und ſo konnte ſich Stuart bei ſeinem gütigen Wirthe in aller Bequemlichkeit einrichten. Denn obgleich es ſeine Abſicht war, von Salonichi aus möglichſt bald nach Konſtantinopel zu gelangen, um dort ſeine Angelegenheiten weiter betreiben zu können, ſo mußte er doch dem freundlichen Andringen Paradiſe's, dem der heitre, kunſtverſtändige Landsmann überaus wohlgefiel, nachgeben und ſich zunächſt zu einer längeren Raſt in Salonichi entſchließen. Gewichtige Gründe zur Unterſtützung dieſes Entſchluſſes waren einerſeits das Gerücht, daß im Norden die Peſt ausgebrochen und ſchon bis in die Gegend von Konſtantinopel vorgedrungen ſei, worüber man vorerſt genauere Kunde erwarten mußte, andererſeits der Umſtand, daß auch Salonichi mehrere Denkmäler des Alterthums beſaß, deren Erforſchung und bildliche Aufnahme den dortigen Aufenthalt hinlänglich belohnen durfte. Einſtweilen veranlaßte Paradiſe ſeinen Gaſt, dem brittiſchen Geſandten in Konſtantinopel einen ausführlichen ſchriftlichen Bericht über ſeine geſammten Angelegenheiten, ſowohl über Logotheti's ungebührliches Benehmen in Athen, als über die drohende Gefahr, die ihm von Seiten Hadſchi-Ali's, des atheniſchen Aga's, auf der Reiſe bereitet war, zu erſtatten und ſeine Unternehmungen hiemit ſchon vorläufig dem wirkſamen Schutze des Geſandten zu empfehlen. Paradiſe begleitete den Bericht mit einem andern Schreiben, in welchem er auch ſeinerſeits die angelegentlichſten Empfehlungen für Stuart hinzufügte.

So behaglich übrigens der Verkehr im Hauſe des brittiſchen Conſuls und der geſellſchaftliche Umgang mit den übrigen angeſehenern Franken war, ſo bemerkte Stuart doch bald, daß das Leben in Salonichi auch ſeine Schattenſeiten hatte. Der Paſcha, der damals in der Stadt reſidirte, war als ein gewaltthätiger Mann verrufen, und wenn er politiſche Einſicht genug beſaß, um den fränkiſchen Conſuln weder eine perſönliche Beleidigung zuzufügen, noch gegen ihre Wohnungen eine Unbill auszuüben, ſo trug man ſich doch mit manchen unerfreulichen Geſchichten, die er veranlaßt hatte, und war überall ſorglichſt auf der Hut, wo man mit ihm oder ſeinen Creaturen in Verbindung kommen konnte. Die Frauen der Franken namentlich wagten die ſchützende Umgebung ihrer Häuſer nur ſelten zu verlaſſen, da, wie man verſicherte, gelegentlich ſchöne Weiber räuberiſch überfallen und in den Harem des Paſcha's geſchleppt ſein ſollten. Für dieſe Eingezogenheit boten indeß die Gärten bei den Wohnungen mit ihren wuchernden Roſen- und Oleandergebüſchen, die Ausſichten von den Altanen und den Dächern der Häuſer, wo man ſich Abends verſammelte, wenn der Mond durch die Blätter der hohen Maulbeerbäume ſchimmerte und ſein Licht ſich auf den Wellen des Golfs ſchaukelte und die weitgedehnte Stadt zu einem völlig märchenhaften Gebilde umſchuf, einen immer noch beneidenswerthen Erſatz. Auf den Ausflügen, welche Stuart durch die Stadt machte, um ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Denkmäler näher kennen zu lernen, war zumeiſt Paradiſe ſelbſt ſein Begleiter, oder er ſorgte doch dafür, Jenen durch anderweitige Begleitung vor allen etwa zu befürchtenden Unannehmlichkeiten ſicher zu ſtellen.

Der rege Handelsverkehr, der in Salonichi herrſchte, das Gewühl am Hafen, die Pracht des Bazars, der nach dem Urtheil der Reiſenden ſelbſt den Bazar von Konſtantinopel übertrifft, alles dies war ſchon geeignet, Stuart's Intereſſe in Anſpruch zu nehmen. Näher berührt und lebhafter angezogen fühlte er ſich durch jene Denkmäler, welche die Stadt, die ſchon im Alterthum einer der wichtigſten Plätze Macedoniens war, aus dieſen Zeiten vergangenen Glanzes bewahrt hat. Die Hauptſtraße der Stadt war an beiden Enden durch Triumphpforten begrenzt, die, ob auch bald vergraben in dem aufgehöhten Erdreich und umbaut von Häuſern und Hütten, doch noch die ganze ſtolze Pracht des Römerthums zur Schau trugen. Von einer Rennbahn, von einem Kaiſerpalaſte fanden ſich Ueberreſte. Eine der Moſcheen, von einer mächtigen Kuppel überwölbt, ſchien ein Rundtempel geweſen zu ſein, ähnlich dem Pantheon in Rom. Andere Moſcheen waren augenſcheinlich als Kirchen in den früheſten Zeiten des Chriſtenthums gebaut worden und gemahnten mit ihren Architekturformen wiederum noch an die erhabene Kunſt des Alterthums. Ueberall trat dem Forſcher die reichſte Fülle künſtleriſcher Formen, die glanzvollſte Verwendung edeln und koſtbaren Materiales entgegen.

Bei dieſen Wanderungen durch die Stadt ging Stuart eines Tages am Judenviertel vorüber. Ueber die Mauer, welche die enge Straße auf der einen Seite begrenzte und hier das Beſitzthum der Juden abſchloß, ragte in geringer Entfernung ein altes Marmorgebälk empor, getragen, wie es ſchien, von verſchiedenartigen Geſtalten menſchlicher Bildung. Stuart ſah in freudiger Ueberraſchung, daß es ſich hier um ein antikes Werk von vorzüglicher und eigenthümlicher Kunſtſchönheit handle; auch durfte er hoffen, hierin jenes Denkmal der Vorzeit gefunden zu haben, das ſchon von früheren Reiſebeſchreibern als der merkwürdigſte unter den Ueberreſten des alten Theſſalonika bezeichnet war, und dem er bisher vergeblich nachgeſpürt hatte. Die enge Straße machte es unmöglich, mehr davon zu ſehen. Er meinte, daß die obern Fenſter der gegenüberſtehenden Häuſer Gelegenheit zum vollſtändigen Ueberblick geben müßten. Der Diener, der ihn begleitete, fand kein Bedenken, an die Thür des einen dieſer Häuſer, deſſen dürftiges Ausſehen vorausſetzen ließ, daß der Wirth ſich gegen eine Belohnung dem Begehren willfährig erweiſen würde, anzupochen.

Das eintönig klagende Spiel einer Geige erſcholl aus einem der offenſtehenden Oberfenſter des Hauſes. Man ſchien drinnen das Pochen überhört zu haben. Da nicht ſofort geöffnet ward, klopfte der Diener von Neuem und ſtärker an die Thür. Jetzt ſchwieg die Geige, und ein Grieche ſchaute zum Fenſter heraus;

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Stuart erkannte augenblicklich das feine, ſchwermüthige Geſicht Dimitri's. Er freute ſich, den jungen Mann, nach welchem er in den Straßen der Stadt ſchon mehrfach vergeblich ausgeblickt, wiedergefunden zu haben; es drückte ihn wie eine geheime Schuld, daß er das zutrauliche Entgegenkommen desſelben nicht beſſer zu lohnen im Stande geweſen war. Gott zum Gruß, mein lieber Bruder! rief er ihm empor. Denkſt du noch deines Wandergenoſſen? Komm herab, guter Dimitri, und laß mich ein in deine Wohnung! wir wollen ein Stündchen mit einander plaudern: du ſollſt mir Alles erzählen, was dir auf dem Herzen liegt.

Dimitri verſchwand und erſchien bald, den Riegel öffnend, an der Thür. Mit einiger Verwirrung muſterte er die ſtattliche Kleidung, welche Stuart trug. Jüngſt warſt du, ſo hub er an, ein armer Mann, gleich Dimitri, und jetzt erſcheinſt du als einer von den Herren. Auch ſprachſt du zuletzt zu mir, da wir ſchieden, wie du nicht hätteſt ſprechen ſollen. Ich weiß nicht, ob es recht iſt, daß ich dir traue; und doch — eine innere Stimme ſagt mir, daß du es biſt, der mir Hülfe bringen wird. Komm hinauf, komm hinauf in mein Zimmer! — Stuart trat ein, bemerkte jedoch, daß Dimitri wiederum unſchlüſſig zauderte, als auch der Diener zu folgen ſich anſchickte. Stuart wies den Letzteren an, vor der Thüre zu verweilen und dort ſeiner zu warten.

Eilig führte Dimitri nun Stuart die Treppe emvor, öffnete die Thür des Zimmers und zog ihn an das Fenſter. Siehe nun, rief er mit leidenſchaftlichem Schmerze aus, ſiehe nun auch du jenen unſeligen Zauber, der das ſüßeſte Leben zum Stein erſtarren machte!

Stuart blickte hinaus. Das antike Denkmal, deſſen obere Theile er ſchon von der Straße aus wahrgenommen hatte, ſtand ihm in einiger Entfernung vollſtändig gegenüber. Es war eine korinthiſche Säulenſtellung, über deren Gebälk Pfeiler mit halb erhobenen menſchlichen Geſtalten, ungefähr in Lebensgröße, angeordnet waren; über den Pfeilern lief ein anderes leichteres Gebälk hin. Stuart hatte bis jetzt eine architektoniſche Compoſition ſolcher Art nirgend kennen gelernt. Leider war das Ganze nur ein Fragment, da nur fünf Säulen noch aufrecht ſtanden, eingebaut in die Giebelwand eines niedrigen Wohnhauſes, welches daran anlehnte. Die Pfeilerſtellung mit den Bildwerken ragte wie eine freie Gallerie über dem Hauſe empor. Die Bildwerke ſchienen Geſtalten der griechiſchen Mythe darzuſtellen; die Art und Weiſe, wie ſie mit den Pfeilern verbunden waren, ihre Behandlung und Ausführung, erſchienen Stuart höchſt beachtenswerth. Die überraſchende Originalität des ganzen Werkes zog ihn ungemein an; er vermochte es nicht, die Blicke davon abzuwenden.

Dimitri verhielt ſich ſtill und freute ſich des lebhaften Intereſſes, welches das Denkmal bei Stuart erweckte. Nicht wahr, ſo unterbrach er endlich das Schweigen, nicht wahr, ſie iſt ſchön, ſchön wie keine Andre? — Von wem ſprichſt du? fragte Stuart. — Von wem ich ſpreche? kann ich denn von einer Andern ſprechen, als der Königin? Dort — blick hin — die Zweite mit dem leicht niederwallenden Gewande und dem breiten Stirnbande, — ſie, deren Locken auf die zarten Schultern herabfallen und deren Schleier ſich, vom Winde ſanft gehoben, wie der Bogen der Gnade um die ſüße Geſtalt breitet. O, ſie war eine Königin, die Völker und Herzen beherrſchte, und — zu herrſchen blieb ſie noch immer berufen!

Seine Stimme, zu Anfang leidenſchaftlich gehoben, verlor ſich in leiſer Klage. Stuart erkannte jetzt die eigentliche Krankheit ſeines armen Freundes und den verderblichen Wahn, von welchem das Gemüth desſelben umfangen war. Allerdings aber war es ein Weib von eigenthümlich edler und anmuthsvoller Bildung, deſſen Darſtellung ihm Dimitri bezeichnet hatte. Es mochte das Bild einer Helena ſein.

Du meinſt, begann Stuart nach einer Pauſe, ſie ſei ein lebendes Weib geweſen und durch irgend einen Zauber in Stein verwandelt worden? — Komm, erwiderte der Grieche, komm und ſetze dich her zu mir! Ich will dir Alles genau und getreulich berichten. Viele, viele Jahre ſind es her, lange vorher, ehe noch die Türken in das Land kamen, da herrſchte über Griechenland ein mächtiger König, Alexander geheißen. Alexander war jung und herrlich, und es trieb ihn, die Herrſchaft ſeines Schwertes über die Völker des Oſtens hinauszutragen. Die Könige des perſiſchen Reiches waren von alten Zeiten her Feinde von Griechenland und hatten den Griechen häufige Unbill zugefügt; Alexander gedachte Perſien mit großem Heereszuge anzugreifen und das perſiſche Königshaus vom Thron zu ſtoßen. Er ſammelte ſeine Völker in Salonichi und berief auch ſeine Bundesgenoſſen hieher, große Heerſchau zu halten, bevor er den Kriegszug unternahm. Da kamen ſie von allen Enden des Reichs und aus den Nachbarländern nach Salonichi, Könige und Fürſten, Grafen und Edle, und die Straßen der Stadt wimmelten von hundertfach verſchiedenem Waffenvolk. Keinen aber unter den Bundesgenoſſen ſah Alexander lieber erſcheinen, als den König von Thracien, denn er brachte das mächtigſte Hülfsheer, und er war ſchon ſeinem Vater Waffenbruder und Kriegsgenoß geweſen. Darum gab er ihm auch einen Palaſt zur Wohnung, der ſo prächtig war, wie Alexander's eigener Palaſt, und der dem letzteren ganz nahe zur Seite ſtand. Ein Säulengang verband beide Paläſte, und drüber hin lief eine Gallerie, welche hier und dort zu den Gemächern ihrer Wohnungen führte, alſo daß ſie einander zu jeder Stunde des Tages vertraulich, und ohne die Straße zu berühren, beſuchen konnten. Mit dem Könige von Thracien aber war auch deſſen junge Gemahlin nach Salonichi gekommen, die ſo ſchön war und die er mit ſolcher Glut liebte, daß er ſich nimmer von ihr zu trennen vermochte. Alexander's Herz war bis dahin gegen allen Reiz der Weiber unempfindlich geweſen. Beim Anblick der ſchönen Königin flammte zum erſten Mal die Leidenſchaft mächtig in ihm empor; ſeine Krone und ſein Reich dünkten ihn nichts dagegen, wenn er ihre Liebe gewinnen könnte. Aber auch die Königin war von gleicher Leidenſchaft gegen ihn entzündet worden, denn viel herrlicher ſtrahlte das Auge Alexander's, als der Blick des alternden Königs von Thracien. Bald hatten ſich Beide mit einander verſtändigt. Alexander wußte die günſtigen Stunden auszuſpähen, um der ſchönen Königin durch die Gallerie des Säulenganges ungeſehen ſeinen Beſuch machen und in ihren Armen finden zu können, weß ſein Herz begehrte. Doch waren Lauſcher zur Hand, welche dem Könige von Thracien das Liebesſpiel bald verriethen. Da erfüllte ihn die Wuth der Eiferſucht, und er beſchloß, ſich an Alexander auf furchtbare Weiſe zu rächen. Unter den Männern ſeines Gefolges befand ſich ein Zauberer aus dem Pontus; dieſer berechnete mit geheimer Wiſſenſchaft die Stunde, zu welcher Alexander der Königin ſeinen nächſten Beſuch zu machen gedachte, und ſchleuderte dann ſeine Zauberſprüche auf die Gallerie, die einen Jeden, der zu derſelben Stunde darüber hinging, augenblicklich in Stein verwandeln ſollten. Bei Alexander aber war ein weiſer Mann, Ariſtoteles geheißen, der noch viel tiefere Wiſſenſchaft beſaß, als jener Zauberer aus dem Pontus. Ariſtoteles erkannte die Gefahr, die ſeinem Könige bereitet war; er enthüllte ihm Alles und veranlaßte ihn hiedurch, den Beſuch, den er der Königin bereits gemeldet hatte, aufzuſchieben und zu der beſtimmten Stunde in ſeinen Gemächern zu bleiben. Die Königin ahnte von dem Verrathe und von der Gefahr nichts; vergeblich harrte ſie des Geliebten; wie Minute auf Minute verrann, wuchs ihre Sehnſucht immer drängender empor. Endlich entſandte ſie eine vertraute Dienerin zu Alexander, ihn in ihre Arme zu rufen. Die Dienerin kehrte nicht wieder. Voll Unruhe und Bangigkeit erhub ſie ſich ſelbſt, nach den Gemächern Alexander's zu eilen. Plötzlich erblickte ſie ihren Gemahl und den Zauberer aus dem Pontus hinter ſich. Die Angſt beflügelte ihre Schritte, während Jene, die geheim gelauſcht hatten, ihr nachſtürzten, ſie an dem Betreten der unheilvollen Gallerie zu verhindern. Aber ſchon war ſie in die Gallerie eingedrungen, und im Eifer der Verfolgung hatten auch jene Beiden die Schwelle derſelben überſchritten. Augenblicklich erſtarrten ſie ſämmtlich zu Stein, wie die vorausgeſandte Dienerin ebenfalls ſchon als ein regungsloſes Steinbild daſtand. Da ſchlug das Ende der verhängnißvollen Stunde. Alexander kam, und mit all ſeiner Kunſt vermochte Ariſtoteles den unſeligen Zauber nicht wieder zu löſen. Gewaltige Kriegsthaten führte Alexander aus, er ſtürzte die Herrſchaft des Perſerkönigs, er erwarb Kronen auf Kronen, aber geheim im Herzen blieb ihm die Wunde ob des Verluſtes ſeiner Geliebten. Er ſtarb, und ſein Reich zerfiel, und die beiden Paläſte von Salonichi ſanken in Trümmer. Die

Gallerie aber mit dem Bilde der ſchönen Königin und ihren Verfolgern iſt ſtehen geblieben, und noch immer harrt ſie der Erlöſung aus dem Zauberbann, der ſie qualvoll gefeſſelt hält.

Dimitri ſchwieg und ſchien in ein trübes Nachdenken zu verſinken. Auch Stuart ſaß ihm eine Weile ſchweigend zur Seite. Das ſeltſame Geſchick ſeines jungen Freundes, deſſen geiſtiges Daſein einem phantaſtiſchen Märchen verfallen war, erweckte ſein inniges Mitgefühl; er wünſchte lebhaft, ſein Gemüth auf irgend eine wirkſame Weiſe aus dieſen Banden befreien zu können. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, das zu dieſem Behuf einen günſtigen Erfolg wenigſtens anbahnen konnte. Er hatte ſchon beſchloſſen, das Denkmal, dem jenes Märchen galt, zunächſt bildlich aufzunehmen und namentlich von den ſchönen und eigenthümlichen Bildwerken genaue Zeichnungen anzufertigen. Hiezu war es nöthig, leichte Gerüſte vor demſelben emporzuführen, um durch ſie den angemeſſenſten Standpunkt zur Ausführung der Zeichnungen gewinnen und überhaupt alles Einzelne in zuverläſſiger Weiſe unterſuchen zu können. Dimitri ſollte ihm bei dieſen Arbeiten behülflich ſein. Er durfte vorausſetzen, daß der phantaſtiſche Inhalt des Märchens bedeutend an Gewicht verlieren, daß der Eindruck jenes Marmorbildes, welches Dimitri als die Königin von Thracien bezeichnet hatte, weſentlich abgeſchwächt werden würde, wenn er Dimitri in die unmittelbare Nähe dieſer Geſtalten führte. Das ganze Phantaſiebild, das der junge Grieche in ſich trug und das nur bei einer oberflächlichen Anſchauung aus der Ferne beſtehen konnte, mußte hiebei nothwendig erſchüttert werden; auch mußten ſich ungeſucht vielfache Gelegenheiten darbieten, ihn zu einer kühlen, beſonnenen Betrachtung des Denkmales und ſeiner Conſtructionsweiſe hinzuführen. Stuart machte hienach Dimitri ſeine Vorſchläge, der dieſelben mit tauſend Freuden annahm, wenn er auch das, was Stuart mit dem Denkmal beabſichtigte, nicht ſonderlich verſtand, vielmehr dabei immer an geheimnißvolle Maßregeln zur Bekämpfung jenes Zaubers dachte. Er hatte nur das Bedenken, ob der alte Jude, dem das Haus und der Hof, wo das Denkmal ſtand, zugehörte, auch ſeine Erlaubniß zu dem Unternehmen geben würde; Stuart meinte indeß, durch die Fürſprache des brittiſchen Conſuls und nöthigen Falls mit Hülfe einiger Goldſtücke wohl zum Ziele gelangen zu können.

Nachdem Stuart verſprochen hatte, die Sache ſo bald als möglich ins Werk zu richten und Dimitri zu den Arbeiten abzurufen, verabſchiedete er ſich von ſeinem jungen Freunde. Nach Hauſe gekommen, erzählte er Paradiſe von ſeiner Entdeckung, von dem Märchen, das ihm Dimitri mitgetheilt, und von deſſen ſeltſamer Leidenſchaft. Paradiſe entſann ſich des Denkmales und auch der gangbaren Sage über daſſelbe. Die Bewohner des Judenviertels — ſpaniſcher Abkunft, wie die meiſten Juden in der Levante, die dorthin vor dem fanatiſchen Glaubenseifer der chriſtlichen Beherrſcher Spaniens geflüchtet waren, — pflegten das Denkmal nach jener Sage mit dem ſpaniſchen Namen der Incantada, des Zauberhauſes, zu bezeichnen. Von dem alten Baruch, auf deſſen Grund und Boden das Denkmal ſtand und deſſen Haus an die Säulen desſelben lehnte, glaubte Paradiſe Empfehlendes berichten zu können. Das Sprichwort, das gerade den Juden von Salonichi üble Dinge nachrühmt, finde auf ihn nicht allzuſtrenge Anwendung. Verſchmähe er auch keineswegs irgend eine Gelegenheit, die ſich ihm zur Gewinnung eines Vortheils darbiete, halte er auch mit Hartnäckigkeit an den geringfügigſten und äußerlichſten Satzungen des Judenthums feſt, ſo laſſe ſich mit ihm doch immer ein vollkommen ſicheres Geſchäft abſchließen. Er, Paradiſe, habe dies bereits hinlänglich erprobt. Zugleich ſei der alte Baruch ihm in mannichfacher Beziehung verpflichtet und wiſſe ſehr wohl, daß ihm der Einfluß des brittiſchen Conſuls auch in künftigen Fällen ſehr wichtig ſein könne; es ſei daher auf keine Weiſe zu erwarten, daß er dem Plane Stuart's wegen der Aufnahme der Incantada und der Bildwerke an derſelben und wegen der Einführung Dimitri's ein Hinderniß in den Weg legen würde.

Paradiſe hatte Stuart außerdem aber andere Dinge minder erfreulichen Inhalts mitzutheilen. Er hatte ſoeben eine Nachricht erhalten, welche das Gerücht von der im Norden ausgebrochenen Peſt nur allzu ſicher beſtätigte. Namentlich auch wüthete ſie bereits in Konſtantinopel auf eine verheerende Weiſe. Es konnte durchaus nicht räthlich erſcheinen, daß Stuart jetzt noch ſeine Abſicht zur Reiſe nach Konſtantinopel zur Ausführung brachte. Bei dem Mangel aller Sicherheitsanſtalten, da die Türken dem Walten Gottes nicht vorgreifen zu dürfen meinten, war vielmehr zu vermuthen, daß die Peſt noch weiter, vielleicht auch nach Macedonien und Griechenland vordringen, und daß Stuart ſich hiedurch genöthigt ſehen würde, die Levante ganz zu verlaſſen und zeitiger in ſein Vaterland heimzukehren, als in ſeiner und ſeines Freundes Revett urſprünglicher Abſicht gelegen hatte. Stuart ſchrieb daher unverzüglich an den Letzteren nach Athen und forderte ihn auf, mit der nächſten paßlichen Gelegenheit zu ihm nach Salonichi zu kommen, damit ſie hier, wo ſich zugleich für ihre Forſchungen ſo erfreuliche Ausbeute gefunden, den zu faſſenden Entſchluß gemeinſchaftlich berathen könnten.

---

Schon am nächſten Tage ward Stuart durch Paradiſe bei dem alten Baruch eingeführt und dieſer, den man auf dem Hofe antraf, von dem Wunſche des Erſteren in Kenntniß geſetzt. Der Jude ſchätzte ſich glücklich, ſeinem Gönner einen Dienſt erweiſen zu können; er bedauerte nur, daß nichts Beſſeres und Erheblicheres von ihm gefordert werde. Seine Ergebenheit ſofort zu bezeugen, ließ er einen Teppich unter dem Lorbeerbaum, der zur Seite der alten Säulen ſtand, ausbreiten und koſtbare Kiſſen darauf legen, indem er die Beſucher dringend bat, ſich niederzulaſſen: man dürfe ihm das Vergnügen einer, wenn auch nur ſchlechten, Bewirthung nicht verſagen. Ein Knabe, der im Dienſte des Juden ſtand, und dem man es anſah, daß er in aller Haſt ſeine beſte Kleidung angelegt hatte, brachte Tabakspfeifen, Kaffee und andere Erfriſchungen. Paradiſe und Stuart konnten nicht wohl umhin, dem Begehren des Alten zu genügen und ſeine Höflichkeitsbezeugungen, die freilich das Gepräge einiger Berechnung trugen, anzunehmen. Stuart bemerkte, als er den Kaffee einſchlürfte und ſeine Blicke dabei über die bunte Unordnung des Hofes ſchweifen ließ, wie eins der Gitterfenſter des Hauſes ſich leiſe öffnete und ein zartes, jugendliches Mädchengeſicht verſtohlen nach den Fremden hinausſchaute. Sowie ihre Augen denen des britiſchen Malers begegneten, ward das Fenſter haſtig wieder geſchloſſen.

Nachdem in ſolcher Art die Bekanntſchaft des alten Baruch aufs Beſte eingeleitet war, ſäumte Stuart nicht, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und die Gerüſte zu den Seiten des Denkmals aufſchlagen zu laſſen. Beide Seiten der obern Pfeilerſtellung waren mit Bildwerken geſchmückt. Auf der Vorderſeite ſchienen beſonders Geſtalten aus dem Sagenkreiſe von Troja dargeſtellt zu ſein: außer jener Helena glaubte Stuart hier zunächſt einen Paris zu erkennen; ein vom Adler emporgetragener Jüngling, an einem dritten Pfeiler, konnte nur den Ganymed vorſtellen. Auf der Rückſeite waren Geſtalten der bacchiſchen Mythe enthalten. Stuart unterſuchte Alles genau, nahm die nöthigſten Maße und machte ſich dann an die bildliche Aufnahme der einzelnen Geſtalten. Die gründliche Durchführung der Zeichnungen erforderte eine längere Zeit und veranlaßte ihn mehrere Wochen hindurch zur täglichen Wiederkehr.

Begreiflicherweiſe hatte das Unternehmen des Engländers die lebhafteſte Neugier bei ſämmtlichen Bewohnern des Hauſes erregt, die ſich zur ſtaunenden Verwunderung ſteigerte, als man die ausführlichen Zeichnungen der Bildwerke, Spiegelbildern gleich, unter ſeiner Hand entſtehen ſah. Schon fing man an, ihm bei der Arbeit ſelbſt läſtig und hinderlich zu werden; doch genügte ein hingeworfenes Wort über dieſe Unbequemlichkeit gegen Baruch, um das Gerüſt ſofort von allen überflüſſigen Beſuchern frei zu halten. Ueberhaupt war der Alte unausgeſetzt bemüht, ſich gegen ihn in zuvorkommender Weiſe zu benehmen. Täglich erſchien jener kleine Diener auf dem Gerüſte, dem fleißigen Maler irgend eine Erfriſchung, eingemachte Früchte oder Aehnliches, zu bringen. Bald auch führte Baruch ihn, zum Zeichen beſonderer Werthſchätzung und Vertraulichkeit, in ſein Familiengemach ein, wo Stuart, neben andern Angehörigen, zugleich jenes anmuthige Mädchengeſicht wiederſah, das bei dem erſten Beſuch heimlich zum Fenſter hervorgeſchaut hatte. Es war das Töchterchen des Juden, das dieſer wie eine koſtbare Perle hütete. Eben zur Jungfrau erblühend, hatte Deborah noch nicht gewagt, das Gerüſt zu betreten, wo der fremde Mann arbeitete. Stuart freute ſich, auch ihr die Blätter mit den Zeichnungen vorlegen und ihre naiven Aeußerungen darüber vernehmen zu können. Die Erwähnung der Sage über den Urſprung jener Bildwerke, die allerdings auch den Bewohnern des Hauſes hinlänglich glaubhaft erſchien, gab dabei Gelegenheit zu manchen heitern Scherzen. Im Uebrigen fand Stuart freilich kein ſonderliches Behagen an dem Innern des Judenhauſes und an dem Verkehr, der dort herrſchte. In einer Art geheimnißvoller Haſt bewegten ſich die Leute durcheinander, und mehrfach, wenn Waaren in den Hof eingeführt und eilfertig in den inneren Gemächern des Hauſes oder in den Kellern unter ſichern Verſchluß gebracht wurden, während Baruch mit den Ueberbringern flüſterte und feilſchte, wollte es ihn gemahnen, als werde hier irgend ein vielleicht nicht ſehr geſetzlicher Schmuggelhandel getrieben.

Indeß ließ ſich Stuart dies bei der eifrigen Beſchäftigung mit ſeiner Arbeit wenig kümmern. So lebhaft ſich aber ſein Sinn in die ſchönen und edlen Formen der Bildwerke verſenkte, ſo hohen Genuß ihm die

Arbeit gewährte, ſo hatte er bei alledem doch auch Dimitri nicht vergeſſen. Zunächſt war dieſer bei dem Aufſchlagen der Gerüſte eifrig beſchäftigt geweſen; mit voller Luſt hatte er an der Arbeit Theil genommen, der ſtehende Trübſinn war dabei ganz aus ſeinen Zügen verſchwunden, und faſt zur Bewunderung war Stuart zuweilen hingeriſſen, wenn er dies im Eifer der Thätigkeit zu neuem Leben aufblühende, begeiſterungsvolle Geſicht betrachtete. Einer der Erſten war Dimitri dann oben auf dem fertigen Gerüſt geweſen; wie feſtgebannt ſtand er vor dem Bilde der Helena, in vollen Zügen gleichſam den Reiz ihrer Formen einſaugend. Stuart ließ ihn ruhig gewähren, überzeugt, wie er es ſchon vorher geweſen war, daß der ſpröde, ſtarre Stein doch allmählich von ſelbſt die Entzauberung des jungen Mannes einleiten müſſe. In der That hatte er ſich nicht ganz geirrt. Schon nach einigen Tagen änderte ſich Dimitri's Benehmen; er ſtand minder unbeweglich vor der Helena, er ging zu den andern Bildwerken, verglich das eine mit dem andern, unterſuchte die Art und Weiſe, wie die Steine des Denkmales zuſammengefügt waren, und ſchien eine Zeit lang von lebhafter innerer Unruhe, von widerſtreitenden Gedanken erfüllt. Stuart gedachte zu warten, bis Dimitri ſelbſt ihm entgegen käme, aus eignem Antriebe ihm die Zweifel, die ihm augenſcheinlich bereits aufgeſtiegen waren, vortrüge, um dann mit um ſo ſichrerem Schlage den ganzen traumhaften Wahn zerſtören zu können. Unvermerkt aber ward es mit Dimitri wieder anders. Seine Unruhe, die ſich ſchon faſt bedrohlich geſteigert hatte, legte ſich. Er fuhr fort, das Gerüſt täglich zu beſuchen, aber er ſetzte ſich theilnahmlos an dem einen Ende desſelben nieder, trüb vor ſich hinſtarrend. Sein Auge war erloſchen, aus ſeinen Zügen ſchien alle jugendliche Spannung und Friſche verſchwunden.

Stuart bemerkte die neue Veränderung ſeines jungen Freundes nicht ohne Sorge; faſt gereute es ihn bereits, in das phantaſtiſche Schickſal desſelben überhaupt eingegriffen zu haben. Er ſah ein, daß jetzt Alles darauf ankam, ihn ſeinen brütenden Gedanken zu entreißen. Er berief ihn in ſeine Nähe und begann ein vertrauliches Geſpräch mit ihm, indem er ihn ſcherzend fragte, ob er jenem Märchen von der Incantada noch immer guten Glauben ſchenke. Dimitri gab zerſtreute Antworten; er ſchien ſeine Gedanken auf den Punkt, auf den ihn Stuart hinführen wollte, nicht ſammeln zu können. Stuart ließ nicht nach, ihn in freundlich ſchonender Weiſe, aber immer beſtimmter, immer eindringlicher dahin zurück zu führen. Endlich war es, als ob Dimitri aus einem Traume erwache. O, ich weiß es ja, rief er mit bitterem Lächeln aus, einſt war es reich hier innen in Dimitri's Bruſt, und holde Bilder waren geſchäftig um ihn her: jetzt iſt der Winter gekommen, und iſt Alles drinnen ein ödes Feld! — Sieh dieſe Geſtalt, fuhr er fort, indem er auf das Bild der Helena deutete; mit meinen Armen dachte ich ſie zu faſſen, an meinem Herzen ſie zum Leben zu erwärmen: aber auch mein Herz hat ſie kalt gemacht. Wie nah ich ihr bin, ſie iſt mir dennoch fern, ein Wolkenbild, das durch die Lüfte dahin gleitet; fort zieht es im Abendwinde, und Dimitri bleibt allein, öd und allein!

Noch blickten Beide, Stuart und Dimitri, auf das Bild der Helena, als plötzlich Debora's liebliche Geſtalt, unmittelbar zur Seite desſelben, die Leiter emporgeſtiegen kam, die auf das Gerüſt führte. Im wunderſamſten Gegenſatz gegen das farbloſe Steinbild mit ſeinen geſpenſtiſch geöffneten leeren Augen erſchien das blühende Mädchen, deſſen Geſicht hoch erröthete und das die langen dunkeln Wimpern ſenkte, als es den Blicken der beiden Männer begegnete. Sie brachte die gewohnten Erfriſchungen für Stuart, indem ſie auf Elias, den Diener, ſchalt, der heut ſeine Pflicht verſäumt habe. Kaum hatte ſie das Gerüſt wieder verlaſſen, als Dimitri ſich haſtig an Stuart anklammerte. Halte mich, Bruder! rief er aus, die Bretter und die Steine ſchwanken: es will mich hinabreißen! — Stuart faßte den Schwindelnden mit feſtem Arm und ließ ihn, der bewußtlos zu werden ſchien, ſanft auf die Bretter niedergleiten. Dimitri lag mit geſchloſſenen Augen da, ſeine Bruſt arbeitete heftig. Durch den unvermutheten Zufall überraſcht, war Stuart nur bemüht, den jungen Griechen vor allem Schaden zu wahren.

Allmählich fing Dimitri leichter zu athmen an, ein leichtes Roth floß durch ſeine Wangen, ein Lächeln umſpielte unmerklich ſeinen Mund. Dann ſchlug er die Augen auf, richtete ſich halb empor und blickte umher. Das war kein Traum, hub er an, das war Leben, volles, farbeglühendes Leben! Sprich, Freund, wer iſt ſie und wohin iſt ſie gegangen? — Stuart gab ihm die erforderliche Auskunſt. Dimitri lächelte vor ſich hin und drückte ihm ſtill die Hand. Es iſt gut! ſagte er endlich. Die Stimme im Innern, die mich von dir Hülfe erwarten hieß, hat mich nicht getäuſcht. Ich danke dir, ich will dein Freund bleiben! — Dann fügte er hinzu, er entſinne ſich eben eines nothwendigen Geſchäftes, das er ſchon ſeit mehreren Tagen unverrichtet gelaſſen; er wolle es doch ſofort ausrichten. Stuart war beſorgt wegen ſeines plötzlichen krankhaften Zufalls; Dimitri aber meinte, das ſei ganz vorüber; im Gegentheil ſei ihm ſo wohl, ſo leicht, wie lange nicht. Er grüßte den Freund und eilte fort. Stuart blickte ihm mit halb beſorglicher Empfindung nach. Eine plötzliche ſtarke Veränderung war mit Dimitri vorgegangen; es ſchien in der That, als habe Debora's unerwartetes Hervortreten den Zauberwahn, der ihn befangen hielt, vernichtet; aber mochte die Heilung anhaltend ſein? und welche Folgen waren zu erwarten, wenn die Leidenſchaft, die der junge Grieche für jene lebloſe Schönheit genährt hatte, ſich nun der lebendig blühenden zuwandte?

Stuart hatte noch einige von den Steinbildern der Incantada zu zeichnen. Dimitri verfehlte nicht, ihn auch ferner täglich auf ſeinem Gerüſt, oft mehrmals des Tages, zu beſuchen; doch verweilte er niemals lang. Es war augenſcheinlich, daß die Unthätigkeit, der er ſich früher hingegeben, ihn jetzt drückte; auch vernahm Stuart bald von ihm, daß er bei befreundeten Kaufleuten, die ſeine Geſchicklichkeit und Rüſtigkeit wohl zu nutzen wußten, gute Gelegenheit zur Thätigkeit und auch zum Erwerb gefunden habe. Stuart überzeugte ſich zu ſeiner größten Freude, daß jener unerwartete Anfall das Gemüth ſeines jungen Freundes vollkommen geheilt hatte. Auch konnte er trotz ſeiner ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit nichts wahrnehmen, was irgendwie eine Leidenſchaft Dimitri's gegen Debora verrathen hätte. Daß Debora ſelbſt allmählich ein anderes Anſehen gewann, als in den erſten Tagen, da er ſie kennen gelernt, daß ſie höher und kräftiger erſchien, daß es aus ihren Augen zuweilen hervorleuchtete wie ein Blitz voll tiefer Glut, fiel ihm allerdings auf, doch lag eben nichts Befremdliches darin. War ſie doch gerade in dem Alter, in welchem bei Frauen die körperliche Entwickelung mit überraſchender Schnelligkeit zu erfolgen pflegt.

Die Aufnahme der architektoniſchen Theile der Incantada ließ Stuart bis zur Ankunft ſeines Freundes Revett anſtehen, der ſchon in Athen überall bei dieſen Theilen ihrer gemeinſchaftlichen Arbeiten das Wichtigſte beſorgt hatte und darin eine beſſere Erfahrung beſaß. So vergingen einige Wochen, in denen Stuart keine Veranlaſſung hatte, das Haus des Juden zu beſuchen. Er benutzte dieſe Zeit zur Anfertigung von Bildniſſen des brittiſchen Conſuls und ſeiner Familie, um ſich ſeinem gütigen Wirthe, zumal ihn das Näherdrängen der Peſt bald zur Abreiſe von Salonichi nöthigen konnte, für die Fülle der Gaſtfreiheit, die er bei ihm genoſſen, doch in einer irgend angemeſſenen Weiſe dankbar zu bezeigen.

---

Nachdem Revett eingetroffen war, machte man ſich ſofort an den Abſchluß der Arbeiten, auf die es bei der Incantada noch ankam. Die Säulen, die Gebälke, die Pfeiler und ihre ſämmtlichen Schmucktheile wurden aufs Genaueſte ausgemeſſen. Da die Säulen in dem aufgehöhten Erdreich tief verſenkt ſtanden, ſo geſtattete Baruch, daß man eine derſelben bis an die Fundamente aufgrub, um auch hier die erforderlichen Maße entnehmen und die Formen aufzeichnen zu können. Außerdem beabſichtigte man, die Fundamente des Baues, ſo viel es die Umſtände zuließen, zu verfolgen, um, wenn möglich, über den Plan dieſes Gebäudes, deſſen Anlage und Beſtimmung den Forſchern durchaus räthſelhaft blieb, zu irgend einer nähern Einſicht zu gelangen. Doch hatte Stuart noch nicht gewagt, Baruch wegen der Erlaubniß auch zu dieſem weitern Umwühlen ſeines Bodens anzugehen. Der Alte war ihm nicht ſo freundlich und zuvorkommend wie früher entgegengetreten; faſt mürriſch ſah er die Arbeiten der Fremden in ſeinem Hofe wieder beginnen. Debora war zu Anfang gar nicht zum Vorſchein gekommen; als Stuart ihr ſpäter einen flüchtigen Gruß ſagen konnte, erſchien auch ſie ihm ernſter und faſt als ob ihr Auge verweint ſei. Es mußte etwas in der Familie des Juden vorgefallen ſein. Von Dimitri war nichts zu ſehen. Vergeblich hatte Stuart an deſſen Thür gepocht, als er Revett zur Incantada geleitete und man im Begriff war, in den Hof des Juden einzutreten. Auch hernach ſtellte er ſich nicht ein, wie er doch früher regelmäßig gethan.

Mit Ausnahme der weiteren Unterſuchung der Fundamente waren die Arbeiten beendet. Es war die Stunde gegen Sonnenuntergang. Stuart und Revett waren eben auf dem Gerüſt beſchäftigt, ihre Zeichen- und Meßgeräthe zuſammenzulegen, als ein fremder Grieche mit einem Diener, der einen Waarenballen trug, in den Hof eintrat und nach Baruch fragte. Stuart blickte hinab und war höchſt überraſcht, als er in dem Griechen ſeinen atheniſchen Wirth, Logotheti, von dem er in ſo übelm Einvernehmen geſchieden war, erkannte. Er machte Revett darauf aufmerkſam, und Beide nahmen eine Stellung auf dem Gerüſte, in der ſie, ohne von dem Griechen bemerkt zu werden, doch ſein Vorhaben beobachten konnten. Baruch erſchien. Logotheti ſagte ihm, er ſei auf einer Reiſe begriffen, auf der er durch einen unglücklichen Zufall den größten Theil ſeines Geldes verloren habe. Er ſei genöthigt, Einiges von ſeinen Beſitzthümern zu verkaufen, um die Reiſe fortſetzen zu können, und frage daher bei Baruch an, ob er geneigt ſei, ihm die Zeugſtoffe, die in dem mitgebrachten Ballen enthalten ſeien, zu einem mäßigen Preiſe abzukaufen. Der Jude verlangte die Stoffe zu ſehen. Logotheti ſchnürte den Ballen auf und breitete vor jenem eine Anzahl der ſchönſten orientaliſchen Zeuge aus. Baruch muſterte Alles mit ſcharfem, glänzendem Auge durch. Die koſtbaren Schätze verfehlten nicht, auch auf die übrigen Bewohner des Hauſes, die ſchon an Thür und Fenſtern gelauſcht hatten, ihren Eindruck hervorzubringen; bald waren die Handelnden von einem Kreiſe von Zuſchauern, unter denen auch die Weiber nicht fehlten, umringt; man ſah ihren Mienen das nur mühſam zurückgehaltene Entzücken über dieſe Herrlichkeiten an; Debora, die mit dabei ſtand und wenigſtens für den Augenblick ihre frühere Heiterkeit wieder erhalten zu haben ſchien, brach gelegentlich in einen lauten Ruf der Bewunderung aus. Endlich hatte Baruch ſeine Muſterung vollendet, äußerte dann aber, er ſei nicht im Stande, ſo koſtbare Stoffe zu bezahlen. Logotheti nahm ihn hierauf bei Seite und flüſterte ihm Allerlei mit leiſer Stimme zu. Sie ſchienen ſich endlich zu vereinigen. Logotheti mußte ihm beſondere Aufſchlüſſe über die Herkunſt der Stoffe ertheilt haben, denn Baruch rieb ſich nun mit innerer Freude die Hände und meinte, wenn Jener wirklich keine höhere

Forderung mache, ſo könne aus dem Handel ſchon etwas werden. Er bat dann den Griechen, die Zeuge wieder zuſammenzulegen, und eilte in das Haus, das Geld zur Bezahlung zu holen.

Es reizte Stuart, mit Logotheti ein wenig anzubinden. Er trat hervor und rief dem Griechen einen Gruß hinab. Logotheti ſchrak auffallend zuſammen, als er ſich beim Namen genannt hörte und nun auch ſeinerſeits den brittiſchen Maler erkannte; ſchnell aber hatte er ſich wieder gefaßt und antwortete Jenem mit kriechender Höflichkeit. Ihm ſei es, wie man wohl aus dem Verkauf erſehen könne, dazu er genöthigt worden, auf der Reiſe übel genug ergangen; überaus glücklich aber mache es ihn, ſeine werthen Gäſte ſo unvermuthet und, wie es ſcheine, wiederum in ſo glücklicher Ausrichtung ihrer Geſchäfte anzutreffen. Stuart erwiderte, daß, wenn man auch in Athen in den Arbeiten geſtört worden, man dafür in Salonichi ein um ſo freundlicheres Entgegenkommen treffe; dann fügte er, als eben Baruch mit dem Geldſacke wieder aus dem Hauſe hervortrat, mit Lobeserhebungen für Dieſen hinzu, wie viel er ſeiner Güte und Bereitwilligkeit verdanke; gewiß werde der gute Baruch auch morgen noch die neuen Arbeiten, die man beabſichtige, verſtatten.

Baruch ſchien nicht ſonderlich darauf gehört zu haben. Er zählte dem Griechen haſtig das Geld auf, das dieſer dankend einſteckte. Dann empfahl ſich Logotheti, indem er Stuart und Revett tauſendfache Wünſche für ihr ferneres Wohlergehen zurief. Baruch begleitete ihn zur Hofthür. Als ſie an der Grube vorübergingen, welche die Engländer um die eine von den Säulen hatten auswerfen laſſen, fragte er den Alten beißend und mit einigem Nachdruck, ob man ſchon die Schätze aufgefunden habe, welche die Herren Franken hier auszugraben ſchienen.

Als Stuart mit ſeinem Freunde von dem Gerüſt herabkam, trug der Diener des Juden den Zeugballen, der indeß wieder zugeſchnürt war, in das Haus. Stuart war bei dem Handel ein Gedanke gekommen, wie er es am Schicklichſten einleiten könne, auch hier, wo er ſo viele Gefälligkeiten und Dienſte empfangen, die nicht wohl zu bezahlen waren, doch ſeinerſeits ein freundliches Andenken zurückzulaſſen. Er ſagte zu Baruch, er beabſichtige, ihm Einiges von den ſoeben eingehandelten Zeugſtoffen, etwa einen Shawl oder Aehnliches, abzukaufen. Baruch wollte den Diener zurückrufen; Stuart meinte aber, das ſei nicht nöthig: Debora ſolle für ihn ausſuchen, was ihr gefiele. Er reichte dabei dem Juden mehrere Zecchinen hin; zu dieſem Preiſe möge Debora ihre Wahl treffen und das Ausgewählte zur Erinnerung an ihn, wenn er im fremden Lande weile, behalten. Er mache dabei nur die Bedingung, daß Debora morgen, wenn man, wohl zum letzten Mal, zur Arbeit wiederkehre, ſich in die ausgewählten Stoffe kleide, damit man doch wiſſe, wie ſie in Zukunft ſich darin ausnehmen werde. Debora, die noch dabei geſtanden hatte und jetzt hoch erröthete, war über das unerwartete Geſchenk zu freudig überraſcht, als daß der Alte den Antrag abzulehnen wagte. Glücklich über den ganzen Handel, den er abgeſchloſſen hatte, gab er jetzt gern auch ſeine Zuſtimmung zu der beabſichtigten weiteren Unterſuchung der Fundamente der Incantada.

Stuart hatte mit ſeinem Freunde kaum den Hof des Juden verlaſſen und die Thür, die von da auf die Straße führte, geſchloſſen, als ihm aus der Niſche der gegenüberliegenden Thür, die zu Dimitri's Behauſung führte, der Letztere entgegentrat. Stuart drückte ihm ſeine Freude aus, ihn nach langer Zeit endlich wieder zu ſehen. Dimitri bat ihn, ihm einige Minuten zu ſchenken, er habe ihm wichtige Mittheilungen zu machen. Sein ernſtes, gehaltenes Weſen fiel Stuart auf; er willigte ein, begierig auf die Aufſchlüſſe, die er von Dimitri über ſo Mancherlei erwarten konnte, und folgte ihm auf ſein Zimmer, während Revett zur Wohnung des brittiſchen Conſuls voranging.

Es iſt Euch bekannt, Herr Stuart, ſo begann Dimitri, als man Platz genommen hatte und die langen Tabakspfeifen, die er hervorgeholt, dampften, es iſt Euch bekannt, von welchem Irrwahn lange Zeit hindurch mein Gemüth befangen war. Ich ſorgte nicht mehr für das, was das Leben gebot, kümmerte mich um das Meinige in keinerlei Weiſe und war auf dem Wege, ein elender Bettler zu werden. Auf Eurem Gerüſt, wo ich jene Steinbilder mit den Händen rühren konnte, ließen die Träume von mir, aber nun ward es mir, als ſei es mit dem Leben gar zu Ende. Debora's Anblick hat mich zu einem neuen Leben erweckt. Ich will keine langen Worte machen: alle Leidenſchaft, deren mein Gemüth fähig war, wandte ſich auf ſie, aber nicht, um wiederum müßig zu träumen, ſondern um ſie zu erwerben. Darum ſuchte ich meine Leidenſchaft zu bergen, bis ich ihrer würdig geworden war, ein Mann gleich andern Männern. Keinem Andern ſprach ich ein Wort; ſie aber verſtand den Blick meiner Augen, und bald trieb mich's, mein ganzes Inneres ihr darzulegen. O, ſie war mild und gut, Keiner hat ſo den Abgrund ihrer Liebe erkannt! In eifrigen Geſchäften war ich Tag für Tag bemüht, denen gleich zu werden, die ihre künftigen Stunden im Voraus zu ordnen wiſſen; kein Tag aber ging vorüber, ohne daß ich ſie nicht insgeheim geſehen, geſprochen hätte. Ihr blickt mich an, Herr Stuart; Ihr meint: wie es doch gekommen, daß wir jenes große Hinderniß, welches zwiſchen uns lag, zwiſchen der Vereinigung des Griechen mit der Jüdin, nicht bedachten? Wenn wir beiſammen waren, ſo dachten wir eben nicht daran; war ich allein, ſo fiel es mir wohl zuweilen ein, aber ich traute der Kraft unſerer Liebe und — ich traue ihr noch. Denn jüngſt, als ich bei ihr war, kam plötzlich ihr Vater, Herr Baruch, hinzu, und ich mußte arge Worte vernehmen. Faſt raufte der Alte ſich ſein graues Haar, daß ihm Solches an ſeinem Kinde widerfahren, daß ſie die Beute des Unreinen und Ausgeſtoßenen werden ſollte. Allen Grimm ſchüttete er über mich aus; ich aber ſchwieg ſtill, denn es war Debora's Vater, und Debora weinte. Er trieb mich aus von ſeinem Hofe und hieß mich nimmer wiederkehren. Seitdem, es ſind drei Tage her, habe ich ſie nicht wiedergeſehen.

Und was denkſt du nun weiter zu thun? fragte Stuart, der, obgleich er einen Theil ſeiner Befürchtungen eingetroffen ſah, dem jungen Mann doch mit lebhaftem Antheil zugehört hatte. — Was zu thun? ich weiß es nicht, antwortete Dimitri. Ich kann nur ſagen, daß ich Debora liebe und daß ſie mich liebt, daß dieſe Liebe größer iſt, als was den Griechen von der Jüdin ſcheidet, und daß ſie nur mit dem Tode enden kann. — Doch, fuhr er fort, indem ein ſchmerzliches Lächeln über ſeine ernſten Züge hinflog, ich weiß ja nicht, ob Euch daran liegen mag, der Vertraute eines Liebespaares zu ſein; auch hatte ich Euch nicht deßhalb bei mir zu weilen erſucht, um Euch eine Beichte über den Zuſtand meines Gemüthes abzulegen. Euch ſelbſt geht es an, was ich Euch zu ſagen habe. Ich wollte Euch warnen, damit Ihr auf Eurer Hut ſein möget. Schon ſeit einigen Tagen ſehe ich Leute hier durch die Gaſſen ſchleichen, die die Hofmauer und die Thür des Juden muſtern und mehrfach auch nach Eurem Gerüſt hinaufdeuteten; ich kenne ſie wohl, ſie gehören zu den Janitſcharen, die dem Paſcha bei ſeinen räuberiſchen Unternehmungen gegen Franken und Griechen nur zu gern behülflich ſind. Ob man gegen Euch, ob gegen den reichen Baruch etwas im Schilde führen mag, weiß ich nicht; ſo eben aber habe ich Worte vernommen, die nur auf Euch zu deuten ſein möchten. Ich ſah von meinem Fenſter, wie ein fremder Grieche mit einem Diener und einem Janitſcharen zur Thür des Juden kam und jene Beiden eintraten, während der Janitſchar draußen blieb. Der Grieche verweilte geraume Zeit. Endlich trat er wieder heraus und ſagte zu dem Janitſcharen mit boshaftem Lachen: Melde deinem Herrn, daß Alles nach Wunſch geht; melde aber auch dem Aga, mit dem ich gekommen bin, daß ich jenen Franken gefunden habe, der ihm auf der Straße nach Stambul entwiſcht iſt. Er hat hier beim Juden Geſchäfte und wird morgen wieder hier ſein. Melde Alles genau; wie der Paſcha, ſo wird auch der Aga dir's lohnen!

Stuart dankte Dimitri für die Mittheilung, die ihm allerdings in Betreff ſeiner eigenen Sicherheit nicht gleichgültig ſein konnte. Er erzählte ihm dann von dem Verkaufsgeſchäft, mit dem Logotheti ſich bei Baruch eingeführt hatte. Dimitri ſchüttelte den Kopf. Ich fürchte, ſo bemerkte er, daß die Sache nicht ganz richtig iſt. Indeß, was iſt zu thun? Sorgt Ihr für Euch, werther Herr; ich werde jedenfalls dafür ſorgen, daß für Debora's Schutz, wenn es deſſen bedürfen ſollte, ein kräftiger Arm in der Nähe iſt.

Stuart reichte dem Freunde zum Abſchied ſeine Rechte. Du biſt jetzt ein Mann, Dimitri, ſagte er zu ihm. Was da kommen wird, wiſſen wir nicht; aber, was auch kommen mag, trage wie ein Mann und handle wie ein Mann! — Mit kräftigem Händedruck ſchied er von ihm.

Als Stuart heimkehrte und ſeinem Wirthe die Ereigniſſe des Tages und das, was Dimitri ihm mitgetheilt hatte, erzählte, glaubte Paradiſe aus Logotheti's Benehmen und ſeiner Aeußerung gegen jenen Janitſcharen vorausſetzen zu müſſen, daß irgend ein Unternehmen von bedrohlichem Ernſte gegen Stuart im Werke ſei. Er beſchloß, ſofort näher nachforſchen zu laſſen. Es fehlte ihm nicht an geheimen Canälen, durch die er von manchen Dingen, welche die Umgebung des Paſcha's von Salonichi betrafen, Auskunft zu erhalten im Stande war. So konnte er Stuart ſchon am nächſten Morgen berichten, daß Hadſchi-Ali, in deſſen Gefolge jener die Reiſe von Athen aus angetreten hatte, von Konſtantinopel zurückkehrend wirklich in Salonichi eingetroffen war und daß Logotheti ihn begleitet hatte. Beide durften mit dem Erfolg ihrer Reiſe wenig zufrieden ſein, da Hadſchi-Ali, trotz der im Serail des Großherrn aufgewandten Geldſpenden und ſonſtiger Geſchenke, die nachgeſuchte Woiwodenſtelle von Athen nicht erhalten, Logotheti aber die Stelle des brittiſchen Conſuls von Athen verloren hatte. Beides ſchien den nachdrücklichen Beſchwerden zugeſchrieben werden zu müſſen, welche der Pforte von Seite des brittiſchen Geſandten über die Beleidigungen, die Stuart erlitten und die ſelbſt ſein Leben in die höchſte Gefahr gebracht hatten, vorgelegt waren; da die politiſchen Verhältniſſe den Divan von Konſtantinopel nöthigten, ſich gegen die Regierung Englands für den Augenblick möglichſt willfährig zu erweiſen, ſo hatte man dieſe Beſchwerden nicht unberückſichtigt laſſen können. Wohl aber war es begreiflich, daß Hadſchi-Ali und Logotheti über dies Fehlſchlagen ihrer Pläne höchſt erbittert ſein und die Gelegenheit willkommen heißen mußten, ſich an Stuart vollſtändig zu rächen. Da Paradiſe überdies in Erfahrung gebracht hatte, daß Hadſchi-Ali mit dem Paſcha von Salonichi in freundlicher Verbindung ſtand und daß er ſowohl wie Logotheti von dem Letzteren zuvorkommend aufgenommen war, ſo ſah man ſich zu doppelter Vorſicht genöthigt. Jedenfalls mußten Stuart und Revett ſich entſchließen, die ſchützende Behauſung des brittiſchen Conſuls einſtweilen nicht zu verlaſſen und die Beendigung der Arbeiten an der Incantada vor der Hand wenigſtens aufzuſchieben.

Stuart war mit Revett den Tag über beſchäftigt geweſen, ihre Papiere und Zeichnungen zu ordnen. Bei der Durchſicht ſo mannichfaltiger Schätze, die man geſammelt, bei den Erinnerungen an ſo viele genußreiche Stunden, welche ſich daran anknüpften, und den Plänen für die künftige Herausgabe dieſer Arbeiten hatten ſie die Gegenwart ganz vergeſſen, als gegen Abend Paradiſe mit tief bekümmerter Miene bei ihnen eintrat. Wir müſſen ſcheiden, meine theuren Freunde! ſprach er. Eures Bleibens iſt hier nicht länger. Ihr ſeid es euch, dem Vaterlande und der edeln Kunſt, der ihr euer Leben gewidmet habt, ſchuldig, unverzüglich eins der Schiffe zu beſteigen, die ſchon ſegelfertig auf der Rhede liegen: mich hält meine Pflicht an dieſem unſeligen Orte feſt. Das grauſe Ungeheuer, das ſchon die nördlichen Provinzen des türkiſchen Reiches entvölkert hat, iſt nun auch in unſere Thore gezogen; in kurzer Friſt wird hier jener Zuſtand herrſchen, der ſchlimmer iſt als Krieg und Belagerung. Und wolltet ihr der Peſt Stand halten und verwegenen Muthes eure Arbeiten weiter verfolgen, ſo möchten gleichzeitig Dolche für euch geſchliffen ſein. denen ihr ebenſowenig entgehen würdet. Drum nochmals: wir müſſen ſcheiden!

Stuart und Revett waren beſtürzt aufgeſprungen und erſuchten ihn um nähere Mittheilung. Paradiſe lächelte ſchmerzlich. Die Mittheilungen, die ich euch zu machen habe, hub er an, beginnen mit Baruch's Hauſe, wo es heut anders ausſieht als geſtern und ehegeſtern; dort ward das Vorſpiel aufgeführt zu dem großen Trauerſpiel, welches jetzt über Salonichi hereinbricht.

Paradiſe erzählte nun den Freunden, wie am frühen Vormittage der Aga der Janitſcharen mit einem Trupp ſeiner Leute an der Pforte des Juden erſchienen war und ungeſtüm Einlaß gefordert hatte. Sowie die Pforte geöffnet war, hatte der Hauſe ſchnell den Hof des Juden angefüllt und alle Ausgänge beſetzt. Baruch war zitternd vor dem Aga erſchienen, ſich nach deſſen Begehr erkundigend. Dieſer hatte den Alten einen Diebeshehler geſcholten, der koſtbare Zeuge, welche dem Paſcha entwandt ſeien, in Verwahrſam genommen, und der um ſo härtere Strafe verdiene, als er ſich zugleich mit Zaubergeſindel eingelaſſen habe und mit ſtreng verbotener Kunſt nach Schätzen grabe. Man forderte die Zeugſtoffe, die er geſtern von einem Griechen empfangen, zurück; man hieß ihn die Franken vorführen, die, wie man wohl wiſſe, heut wieder gekommen ſeien, weiter nach den Schätzen zu graben. Der Alte betheuerte ſeine Unſchuld; er habe die Zeuge redlich gekauft und wolle ſie gegen den gezahlten Preis wieder ablaſſen; von Schatzgräbereien wiſſe er nichts, und die Franken ſeien heut gar nicht erſchienen. Man achtete nicht darauf; vielmehr fing die rohe Schaar an, das Haus in allen Winkeln zu durchſuchen. Es währte nur kurze Friſt, ſo ward Debora, die ſich nach Stuart's geſtriger Bitte in einige der neuen Stoffe gekleidet hatte, auf den Hof hervorgeſchleppt. Kaum aber hatte man ſich ihrer bemächtigt, als Alles ſich um ſie her ſammelte und die weiteren Nachforſchungen unterlaſſen wurden.

Man behauptete, ſie, die die entwandten Stoffe trage, müſſe ſofort zum Paſcha geführt werden, der über ſie richten werde; es war augenſcheinlich, daß es bei dem ganzen geſetzloſen Unternehmen vor Allem auf ſie und ihre Entführung abgeſehen war. Vergebens ſträubte ſich das unglückliche Mädchen, aus deſſen bleichem Geſicht es wie das Grauen des Todes hervorleuchtete; vergebens lag der Alte mit ſeiner übrigen Familie vor dem Aga auf den Knieen, ihm die größten Summen bietend, wenn er ihm ſein Kind laſſe. Schon ſchleppte man die halb Ohnmächtige zur Thür, als dieſe von außen aufgeſprengt ward. Dimitri, der den Vorgang von drüben mit angeſehen, ſtürzte bewaffnet herein; in einem Augenblick hatte er die Janitſcharen, die das Mädchen gefaßt hielten, mit ſeinem Meſſer niedergeſtoßen, aber ſofort warf ſich die empörte Menge auf ihn. Von der Uebermacht bewältigt, von vielen Stichen durchbohrt, ſank auch er nach kurzer Friſt nieder. Jetzt wandte man ſich wieder zu Debora, die bewußtlos auf dem Boden lag; man hielt ſie für ohnmächtig und wollte ſie aufraffen. Sowie man ihr aber ins Geſicht blickte, ſtürzte Alles, was ihr näher ſtand, mit einem Entſetzensſchrei von ihr zurück. Das war keine gewöhnliche Ohnmacht, das waren die Züge der Peſtkranken. Wie ein Sturmwind entflohen die Janitſcharen dem Hofe des Juden, ihm nur die Leichen der Gefallenen und ſein ſterbendes Kind und mit dieſem die gewiſſe Zuverſicht des eigenen Unterganges zurücklaſſend. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Zeuge, die dem Juden von Logotheti zur Begründung des verrätheriſchen Vorhabens verkauft waren, den Peſtſtoff enthalten hatten. Aehnlich mußte derſelbe noch anderweitig nach Salonichi eingeſchleppt ſein, denn noch andere Peſtfälle waren im Laufe des Tages in anderen Stadtvierteln ausgebrochen.

Arme Debora! armer Dimitri! ſeufzte Stuart, als Paradiſe ſeine Mittheilung beendet hatte. Er wehrte den Thränen nicht, die ihm über das Schickſal der Unglücklichen ins Auge traten.

Noch an demſelben Abend ordneten die Freunde ihr Reiſegepäck. Ein Schiff, das in der Frühe des nächſten Tages nach Smyrna abzugehen beſtimmt war, ſollte ſie aufnehmen. Die letzte Stunde des Beiſammenſeins mit Paradiſe und der Familie desſelben konnte nur kurz ſein, ſo daß man wenig Zeit gewann, ſich in den Schmerz der Trennung und in die Sorge für das gaſtliche Haus, dem eine gefahrvolle Zukunft bevorſtand, tiefer zu verſenken. Mit dem anbrechenden Tage war man zum Abſchiede gerüſtet. Paradiſe, befürchtend, daß noch zuletzt irgend ein feindliches Unternehmen gegen Stuart beabſichtigt ſein könnte, geleitete die Freunde mit einer ſchützenden Umgebung, welche die Jnſignien des brittiſchen Conſulats trug, zum Hafen. Doch war die Vorſicht überflüſſig, da der plötzliche Schreck, welchen der Ausbruch der Peſt veranlaßt hatte, Nichts von den Plänen, die Hadſchi-Ali etwa noch gefaßt haben mochte, zur Ausführung kommen ließ. Die Zahl der Peſtfälle hatte ſich über Nacht ſchon erheblich vermehrt; mit unheimlicher Unruhe bewegte das Volk ſich in den Straßen. Am Ufer angelangt, nahm man raſchen Abſchied von einander. Stuart und Revett ließen ſich mit dem, was ſie als den Erwerb ihrer Reiſe heimführten, an Bord des Schiffes rudern. Der Anker ward emporgewunden, und in den Strahlen der Frühſonne glitt das Schiff den ſchönen Golf hinab.

## Der arme Joſy.

### Von Franz Wallner.

Rückblicke auf meine theatraliſche Laufbahn u. ſ w. von Franz Wallner. Berlin. Verlag von Louis Gerſchel. 1864.

Franz Wallner (mit dieſem Namen vertauſchte er ſeinen eigentlichen, Franz Leidesdorf), geb. am 19. September 1810 zu Wien, debutirte 1835 in ſeiner Vaterſtadt als Schauſpieler und gelangte, nach wechſelvollen Schickſalen als Theater-Director in Freiburg im Br., Baden-Baden und Poſen, 1854 nach Berlin, wo er ſich um die Hebung des Königsſtädter Theaters verdient machte, bis er 1864 dort ein neues großes Theater erbaute, das noch heute ſeinen Namen trägt. Seit einigen Jahren hat er ſich von der Leitung der Bühne zurückgezogen und in einem bewegten Wanderleben ſein angeborenes Talent des Erzählens und Schilderns an immer neuen Gegenden und Erlebniſſen ausgebildet. Dieſe ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten (Aus dem Tagebuch eines alten Komödianten; — Aus meinen Erinnerungen; — Wenn Jemand eine Reiſe thut; — Aus meinem Wanderbuche; — Von fernen Ufern; — Hundert Tage auf dem Nil) haben ſämmtlich den harmloſen, von literariſcher Prätenſion freien Charakter memoirenhafter Mittheilungen, die durch das lebhafte Naturell und die reiche Welterfahrung des Erzählers anziehend werden. Den Novelliſten im eigentlichen Sinne iſt Franz Wallner nur in ſo fern anzureihen, als er, wenn er Geſchichten zu erzählen hat, auch hier ſeine glückliche natürliche Gabe der Darſtellung bewährt und wo ihm, wie in der von uns mitgetheilten, ein ergreifender Stoff vorliegt, demſelben in der ſchlichteſten Form gerecht zu werden weiß. Wir glauben, daß die merkwürdige Anekdote vom armen Joſy mit keinem Aufwande künſtleriſcher Mittel zu tieferer Wirkung zu bringen wäre, als ſie uns hier in aller Anſpruchsloſigkeit der unmittelbaren Ueberlieferung entgegentritt.

Die ewige Wanderluſt, welche mich in früheren Jahren noch mehr als jetzt beherrſchte, obwohl mich bis zur Stunde manchmal meine tolle Ahasver-Laune Jahre lang von Land zu Land hetzt, ließ mich unter den gebotenen Engagements-Anträgen immer den wählen, der die weiteſte und mühſeligſte Reiſe bedingte. So hielt ich es für ein großes Glück, im zweiten Jahre meiner theatraliſchen Laufbahn einen Ruf an das Theater in Agram zu erhalten. Agram, die Hauptſtadt Kroatiens, ſo nahe der türkiſchen Grenze, — welch eine reiche Ausſicht auf neue Erfahrungen, auf nie Geſehenes, welch ein Sporn für den feurigen Kunſtjünger zur freudigen Zuſage! Ein vorher zugeſagtes Gaſtſpiel in Laibach gab mir Hoffnung, durch einen nicht übergroßen Umweg nebſt meinen Reiſeſpeſen bei Sparſamkeit ſo viel zu erübrigen, um meiner Sehnſucht, Trieſt und Venedig zu ſehen, Erfüllung prophezeien zu können.

Das Gaſtſpiel in Laibach war nach Wunſch ausgefallen; die erübrigte, für meine damaligen Verhältniſſe enorme Summe von 80 Fl. C.-M. war bis auf einen kleinen, kleinen Reſt gegen die Seligkeit des Anſchauens der beiden Wunderſtädte Oberitaliens und ihrer Herrlichkeiten zu Meer und Land eingetauſcht worden; und der, wie geſagt, ſehr zur Neige gehende Beſtand meiner Börſe forderte mich, bei meiner Rückkunft nach Laibach, dringend zur äußerſten Sparſamkeit auf, wenn ich anders das Ziel meiner Reiſe, mein Agram — das damals meine Phantaſie zu einem Bilde geſtaltet hatte, wie ich mir jetzt ungefähr Alexandrien oder Kairo denke — wenn ich alſo dies mein Mekka und zugleich mit dem Einzug in dies Aſyl die ferneren Exiſtenzmittel erreichen wollte.

Von meiner künftigen Direction hatte ich den freundlichen Auftrag erhalten, bei dem Laibacher Muſiklehrer Maſchek eine Violine abzuholen und derſelben bis Agram ein Plätzchen in meinem Wagen gefälligſt zu gönnen. — Der gute Zwonizek — ſo lautete der verhängnißvolle Name meines künftigen Directors — hatte keine Ahnung davon, daß ich im ſträflichen und doch ſo verzeihlichen Leichtſinne mein Reiſegeld auf dem adriatiſchen Meere, in der Adelsberger Grotte und auf dem theuren Pflaſter Trieſt's verluſtirt hatte und daher gezwungen war, mich auf der langweiligen Straße von Laibach nach Agram meinen eigenen geſunden Füßen und den Transport meiner kleinen Habſeligkeiten meinem breiten Rücken anzuvertrauen. Nichts deſto weniger war mir der Auftrag meines künftigen Gebieters heilig; ſo wurde denn die mir anvertraute Violine auf das nette, ſchlanke Ränzlein geſchnallt, und mit einem tüchtigen Stock in der Hand wanderte ich, einem fahrenden, d. h. zu Fuße fahrenden Schüler nicht unähnlich, an einem ſchönen Sommermorgen hinaus in die friſche, grüne, unbekannte Gotteswelt. Wenn Salz und Brod wirklich die Wangen roth macht, ſo muß ich in dieſen Tagen ſehr blühend ausgeſehen haben.

So ſchritt ich munter vorwärts an den romantiſchen Ufern der Save (hier ſehr unpoetiſch Sau genannt) und ergötzte mich im Anſchauen der herrlichen Gegend, die in feierlicher Einſamkeit vor mir ausgebreitet lag — eine Eigenſchaft, die nur zu bald verderbenbringend für mich werden ſollte. Mir linker Hand das ſtille Flüßchen, an deſſen jenſeitigem Ufer in weiter Ferne ein Kloſter ſichtbar wurde; rechts eine wunderſchöne Anhöhe, an welche ſich ein ziemlich großes Gehölz anlehnte. Alles zuſammen gewährt einen reizenden Ueberblick. In übermüthiger Fröhlichkeit ließ ich eben zu meinem Privatvergnügen einige öſterreichiſche „Gſangeln“ ertönen, als ich von der Höhe herab drei Männer auf mich zueilen ſah, deren wildes und unheimliches Ausſehen mir das Zuſammentreffen mit ihnen nicht ſehr wünſchenswerth erſcheinen ließ. Alle Drei hatten ſogenannte Bunda's über dem groben Hemde hangen, welches vorn offen die gebräunte, mächtig behaarte Bruſt ſehen ließ und über den weiten Leinenbeinkleidern durch einen Ledergurt in der Mitte zuſammengehalten wurde. Ueber der wildbärtigen Galgen-Phyſiognomie trug der Eine einen ungariſchen Kalpak und die beiden Andern Mützen aus Lammfellen, nach Art der kroatiſchen Bauern. Mit ſchwacher Phantaſie konnte man ſich doch bei dem Anblicke dieſer harmloſen Buſchbewohner der Erinnerung an italieniſche Banditen nicht erwehren; denn wenn auch Dolch und Piſtolen fehlten, ſo erſetzten doch tüchtige Knüttel, ein kurzes Feuergewehr und eine Art Beil (Tſchakan) dieſen Mangel hinlänglich. Die Art der Begrüßung ließ auch keinen Zweifel über die Abſicht der Ehrenmänner mehr obwalten.

War beim erſten Blick auf die Herrſchaften der laute Schall meiner Stimme im Vortrage meiner heimiſchen Volksgeſänge zum unbedeutenden Flüſtern herabgeſunken, ſo blieb mir bei dem tobenden Geſchrei, mit dem die Naturſöhne über mich, den Einzelnen, Unbewaffneten, herfielen, ein halbes „G'ſtanzl" förmlich in der Kehle ſtecken. Da ſie mir die Unkenntniß ihrer Landesſprache wohl anſehen mochten, ſo waren die gutmüthigen Menſchen freundlich befliſſen, dafür zu ſorgen, daß durch die ausdrucksvollſte Mimik, womit ſie die mir unverſtändlichen Laute begleiteten, kein Zweifel mehr über die zarte Abſicht ihres Entgegenkommens übrig blieb. Zwei von der Geſellſchaft waren ſogleich ſo artig, mich der Laſt meines Ränzels ſammt der fremden Violine zu überheben, und der Dritte unterſuchte mit großer Fingerfertigkeit meine Taſchen, aus deren Bereich die ſilberne Uhr und die wenigen Groſchen, die ich mein nannte, ſchnell in den dunklen Schlund eines Schnappſackes, worin der Gute wahrſcheinlich Nachtwäſche und Friſirkämme tragen mochte, verſchwunden waren. Natürlich glaubte ich, die Sache wäre zu Ende, und froh, mit heiler Haut davon gekommen zu ſein, zog ich freundlich den Hut und wünſchte den Herren glückliche Reiſe; zu meinem Erſtaunen aber entwickelte der Bärtige plötzlich bedeutende linguiſtiſche Kenntniſſe und fing an, obgleich mit ſtarken Anklängen eines fremden Idioms, ſich mit mir in meiner Mutterſprache zu unterhalten.

Nix da furtgehen, Schwab verfluchter, redete er mir liebreich zu, du mußt haben noch Geld! Auf die heilige Verſicherung, daß meine ſämmtlichen Capitalien bereits in ſeinen Händen wären, befahl er mir, die Stiefel auszuziehen. Vor Zorn bebend, ſtand ich einen Augenblick unentſchloſſen, jedoch der erhobene Stock mit dem blanken Beile und die grimmige Miene des Kerls, der mir wohl ausſah, als käme es ihm gleich Körner's Banditenhauptmann auf einen kleinen Mord nicht an, die beiden andern Kerls, wovon der eine das Eingeweide meines Felleiſens bereits ans Licht des Tages gefördert, der andere arglos mit ſeinem Feuergewehr ſpielte, gaben eine ſo reizende Staffage zu dem Bilde, daß ich nothgedrungen gehorchte, innerlich mein Agramer Engagement, den näheren ſchönen Fußſteig, den ich auf Anrathen meines Laibacher Wirthes eingeſchlagen, und vor Allem die italieniſche Reiſe verwünſchend, die mir die Mittel raubte, in bequemer Kutſche ſtolzirend allen auf Seitenwegen lauernden Buſchkleppern ein Schnippchen zu ſchlagen.

Die Fußbekleidung lag neben mir im Graſe, und während mein linguiſtiſcher Freund vor mir kauernd dieſelbe gierig unterſuchte, kam mir das unſinnige Gelüſte an, ob meine Hand ſtark genug wäre, ſeine Kehle zuzuſchnüren. Gleich als ſollte dieſem liebloſen Vorſatz auf der Stelle die Strafe folgen, erhob der Gauner, getäuſcht in ſeiner Erwartung Geld zu finden, mit grimmigem Blicke das verkehrte Beil und verſetzte mir mit dem Stock deſſelben einen gewaltigen Hieb über den Schädel; das warme Blut rieſelte mir über das Geſicht und über die Hände herab, mit denen ich die Wunde zu decken ſuchte. Ich trage als Andenken an jene Höllenſtunde noch immer eine ziemlich tiefe Narbe am Kopfe.

Was ich im erſten Augenblick des Schlages empfunden, weiß ich nicht — nur ſo viel kann ich mich erinnern , daß ich keinen eigentlichen Schmerz fühlte und beim Anblick meiner blutigen Hände im Stillen meine Rechnung mit dem Himmel ſchloß, jeden Augenblick erwartend, daß mir der Spießgeſelle des Gauners ſeine Kugel durch den Leib jagen würde. So wie jedoch vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, ſo auch vom Entſetzlichen zum Komiſchen; denn beinahe wäre mir in meiner verzweiflungsvollen Lage das Lachen angekommen, als mir mein Peiniger nach kurzer Pauſe befahl, das Blut abzuwaſchen und hernach — er deutete gebieteriſch auf die am Boden liegende Geige — einen Ungariſchen aufzuſpielen.

Man denke ſich meine Lage! Beraubt bis auf den letzten Deut, mit blutendem Kopfe und grimmigem Herzen ſollte ich meinen Todfeinden ungariſche Tänze vorgeigen — abgeſehen davon, daß ich vom Violinſpiele ſo viel verſtehe, wie von der chineſiſchen Sprache. Eine Art von verzweiflungsvollem Heldenmuthe kam über mich: ich erklärte wuthentbrannt, man ſolle mich tödten, ich könne und wolle nicht zum Tanze aufſpielen; ich ſprudelte dem Linguiſten eine ganze Reihe Schimpfworte ins Geſicht, die Wirkung meiner Kühnheit mit hoffnungsloſer Reſignation erwartend. Zu meinem Erſtaunen aber packte das ſaubere Kleeblatt nach kurzem Wortwechſel in illyriſcher Sprache meine Effecten auf, maß mich mit verächtlichem Achſelzucken und verſchwand alsbald im Dunkel des nahen Gehölzes.

Da ſtand ich nun in der erſehnten romantiſchen Gegend allein, ausgeplündert, barfuß, geld- und obdachlos, die blutigen Locken reinigend an den reizenden Ufern der Save, nach meiner Berechnung zwei Stunden entfernt von jeder Menſchenwohnung.

Im nächſten Orte angekommen, ließ mein erbarmenswerther Zuſtand bei dem Gaſtwirthe keinen Zweifel über die Wahrheit meiner Erzählung in Bezug auf meine Beraubung aufkommen, um ſo weniger, als die Unſicherheit der Gegend den Bewohnern des Fleckens leider nur zu bekannt war. Der ehrliche Kneipier gewann mich lieb und vertraute mir nicht nur die paar Gulden zur Fortſetzung meiner Reiſe an, ſondern empfahl mich auch einem Weinhändler, welchen ſeine Berufsgeſchäfte zwei Tage ſpäter in die Hauptſtadt Kroatiens führten, und der mir mit gutmüthiger Freundlichkeit einen Platz in ſeinem Wägelchen anbot. Ich übergebe hiermit die Namen meiner damaligen Wohlthäter feierlichſt der Unſterblichkeit: der Gaſtgeber war — ich will ſogar hoffen, iſt noch — ein Krainer und heißt oder hieß Kirſchhofer, und der Weinhändler Demeter.

In Bezug auf Agram ſelbſt hatte mich meine Phantaſie nicht getäuſcht; keine civiliſirte Stadt hat eine ſolche Reihe auffallender Stadt-Erſcheinungen aufzuweiſen; die kroatiſchen Volksfeſte (welchen ich einmal einen eigenen Aufſatz zu widmen denke), die dortigen Sitten und Gebräuche ſind ſo originell und intereſſant, daß ich in reger Bewunderung dieſer auffallenden Erſcheinungen mein trauriges Abenteuer auf der Hinreiſe raſch vergeſſen hätte, wenn nicht der Umſtand, daß die Sicherheit der Hauptſtadt — ich ſpreche vom Jahre 1833 — nicht viel größer ſchien, als die der Landſtraße, mir die fatale Begebenheit wieder friſch ins Gedächtniß gerufen hätte.

Kein Tag und vollends keine Nacht verging, ohne daß irgend ein friedlicher Bewohner beraubt und beſtohlen worden wäre; ja, der Unfug und die Frechheit des Raubgeſindels nahm auf ſo furchtbar beunruhigende

Weiſe überhand, daß ſich die Behörde zu einer der ſeltſamſten Maßregeln gezwungen ſah. Es wurde nämlich bei Trommelſchlag die Verordnung verkündet, welche dem Bürger Agram's das Recht gab, auf jeden Abends nach acht Uhr in ſeine Wohnung Dringenden ſcharf zu ſchießen, wenn ihm derſelbe auf dreimaligen Anruf die Antwort ſchuldig geblieben.

Ein Büchſenmacher auf der ſogenannten Harmitzen — einer Vorſtadt Agram's — machte von dieſem wunderlichen Privilegium auch ſchon in der erſten Nacht nach der Publication Gebrauch und ſchoß einen Kerl bei dem Verſuche, durch ſein Fenſter einzuſteigen, mitten durch das Herz. Die Leiche des Getödteten blieb den folgenden Tag in derſelben Lage, in die ihn die verhängnißvolle Kugel niedergeſtreckt, zur Schau liegen, und die zahlreich zuſtrömenden Neugierigen beſchenkten den wackeren Schützen reichlich. Der Getroffene hatte freilich ſein Schickſal wohl verdient; denn er war, wie ſich ſpäter auswies, ein ausgelernter Galgencandidat, welcher bereits im „Schlößlein Munkats“ Feſtungsſtrafen überſtanden hatte und hier ſo unverhofft vom Walten des unbeugſamen Fatums ereilt worden war; allein man ſchaudert, wenn man bedenkt, welches Unglück Willkür und Mißverſtändniß durch einen ſo ſeltſamen Polizeibefehl hervorrufen konnte.

Ich meines Theils habe den ganzen Vorfall nur erwähnt, weil ich — durch Neugier ebenfalls zu dem ſonderbaren Schauſpiel getrieben — in dem in ſeinem

Berufe Gefallenen mit Erſtaunen die irdiſchen Reſte meines ſprachkundigen Räubers erkannte, dem ich noch vor wenig Tagen ſo friſch und wohlgemuth auf ſeiner Geſchäftsreiſe in Feld und Wald begegnet war, und den wohl die Luſt, einen — Ungariſchen aufſpielen zu hören und nebenbei ein kleines Verdienſtchen zu ſuchen, nach Agram getrieben hatte. Sein treuer „Tſchakan“, an welchem, ſofern mich meine lebendige Phantaſie nicht getäuſcht, noch mein Blut klebte, lag neben ihm.

Ich hatte mich bereits an meine neuen Verhältniſſe gewöhnt, einen fröhlichen Kreis gleichgeſtimmter Freunde jeden Abend im Gaſthaus zur Krone um mich verſammelt, und manch luſtiger Schwank wurde hier beſprochen und ausgeführt, manche Stunde verflog hier pfeilſchnell, im friſchen, anregenden Geſpräche in Ernſt und Scherz. Mein täglicher Tiſchnachbar war ein würdiger, alter, aber etwas ſchweigſamer Offizier, Hauptmann B., der ſich mir jedoch freundlich genähert, und dem ich manche intereſſante Mittheilung aus ſeinem vielbewegten Leben verdanke.

Seit ſechzehn Jahren fand ſich hier nach der Tiſchzeit ein armer Blödſinniger ein, deſſen ſtiller und unſchädlicher Wahnſinn den jüngern und leichtſinnigen Tafelgenoſſen manchen Stoff zu verwerflicher Beluſtigung bot. Beſonderes Vergnügen fanden die jungen Leute an der ihm, gleich vielen Irrſinnigen, eigenen Luſt, zu tanzen; denn auf das Commando „Joſy (ſprich: Joſchy), tanze ſchön, hier iſt ein Groſchen,“ fing er ſogleich an, ſich nach einer von ihm geſummten eintönigen Melodie im Kreiſe zu drehen, erſt langſam, dann immer ſchneller, bis die Erſchöpfung ihn zum Stillſtande zwang und der Arme, ſich mit der verkehrten Hand den Schweiß abtrocknend, ein ihm dargereichtes Glas Bier oder Wein haſtig hinabſtürzte, ſich mit ſtierem Lächeln und einer ungelenken Verbeugung gegen die Geſellſchaft entfernte, um im nächſten Gaſthof dasſelbe Spiel mit ſich wiederholen zu laſſen, bis ihm ein wohlthätiger Rauſch die Augen ſchloß. Schon oft hatte ich mich gegen B. über die unzarte Art, mit welcher man aller Orten mit dem Unglücklichen umging, ausgeſprochen, heute jedoch riß mich mein Gefühl hin, und ich erklärte einem jungen Manne, der ſich den geiſtreichen Witz erlaubt hatte, den armen Joſy mit einem großen gemalten Schnurrbart fortzuſchicken, rund heraus, daß ich derlei Scherze roh und herzlos fände. Mein Gegner meinte, mein Moralpredigen ſei lächerlich, der dumme Cretin habe kein Gefühl für meine „zarten“ Rückſichten und ſei ſeit ſechzehn Jahren an ganz andere Scherze gewöhnt. Ich wurde ebenfalls heftig, und es wäre vielleicht zu ſehr ernſten Erörterungen gekommen, hätte ſich nicht der von Allen geachtete B. ins Mittel gelegt.

Meine Herren, ſprach der würdige Krieger, Sie ſind alle fremd und kennen die Urſache nicht, welche den armen Joſy zum Wahnſinn gebracht; erlauben Sie mir, Sie mit derſelben bekannt zu machen, und ich bin überzeugt, Sie werden ſämmtlich die Luſt verlieren, den Cretin, wie Sie ihn zu nennen belieben, in Zukunft zu necken. Raſch hatten ſich die Streitenden in einen Kreis aufmerkſam ruhiger Zuhörer verwandelt, und B. begann:

Der arme Joſy, den Sie jetzt als bleiches Jammerbild verhöhnen, würde vor achtzehn Jahren Ihren Spott wohl nicht ſo ungeſtraft hingenommen haben; denn damals war er der ſchönſte, aufgewecteſte und friſcheſte Burſche in der ganzen hieſigen Garniſon. Dabei gutmüthig und rechtlich bis zum Excentriſchen, genoß er die ungetheilte Liebe und Achtung Aller, die ihn kannten. Von ſeinen Vorgeſetzten wurde er den Kameraden im Regimente ſtets als Muſter und Beiſpiel angeführt, ohne je den Neid derſelben zu erregen, die im Gegentheil mit einer Art von gerechtem Stolz über die Auszeichnung erfüllt waren, mit welcher der gute Joſy überhäuſt wurde. Mit beiſpielloſer Freundſchaft aber hing der treue Burſche an ſeinem Landsmann und Jugendgeſpielen Iſtvan (Iſchtvan), der mit ihm in Einer Compagnie diente, mit dem er aufgewachſen, an den ihn jahrelanges Zuſammenſein, gleiche Gewohnheiten und erwiderte Herzlichkeiten mit tauſend Banden feſſelten. In einem hitzigen Nervenfieber hatte Iſtvan den dankbaren Joſy mit aufopfernder Bruderliebe gepflegt, dieſer den etwas leichtſinnigen Kumpan dagegen einmal vor einer bedeutenden Regimentsſtrafe gerettet, indem er deſſen Vergehen auf ſich nahm und ſich der in Betracht ſeines ſonſtigen exemplariſchen Wandels ſehr gemilderten Buße freudig unterwarf; kurz, es war ein Bund für die Ewigkeit, und um ſo rührender, je ſeltener ſich derlei zarte Anhänglichkeit bei ſolch kräftigen und ſtarken, aber ungebildeten Naturen vorfindet. Nach ſeinem Freunde war dem muntern und hübſchen Iſtvan ſeine Liſinka das theuerſte Gut auf dieſer Erde. Bereits hatte er das Wort ſeines Hauptmanns zur Heirathsbewilligung erhalten, und nächſtens ſollte ihn der prieſterliche Segen mit der ſchwarzäugigen, bildſchönen Dirne auf ewig vereinen — als ihm dieſe einſt unter heißen Thränen zu Füßen fiel und geſtand, ſie könne nicht die Seine werden. Der Sohn ihrer Herrſchaft, der junge Graf K . . . . cy, ein bekannter niedriger Wüſtling, hatte durch alle Künſte der Hölle die Arme zum folgenreichen Falle gebracht.

Der wüthende Schmerz des armen Burſchen bei dieſer entſetzlichen Mittheilung läßt ſich eher fühlen als beſchreiben; doch nach einigen Stunden des ſchneidendſten Jammers hatte dieſer dem grimmigſten Rachedurſt in der Seele des heißblutigen und ſtolzen Kroatenjünglings Platz gemacht. — Am andern Morgen durchlief eine entſetzliche Neuigkeit wie ein Lauffeuer die ganze Stadt: der junge Graf K . . . . cy ſei beim Heimkehren aus munterer Geſellſchaft an der Thür ſeines Hauſes erſchoſſen worden; der Thäter, ein gemeiner Soldat, habe ſich heute früh freiwillig dem Kriegsgericht geſtellt und ſein Verbrechen ohne Hehl geſtanden. —

Der peinliche Prozeß nahm ſeinen Anfang, der vorſätzliche Mord lag klar am Tage; und wie viele Milderungsgründe auch für den Menſchen vorlagen, das Geſetz konnte keinen anerkennen, ſein tödtender Buchſtabe ſprach den Henkertod am Galgen über den ihm Verfallenen aus. Der unglückliche Joſy hatte die Zwiſchenzeit in einer Art von ſtumpfſinniger Verzweiflung verlebt. Alle Verſuche, den Freund zu ſehen, zu ſprechen, ſchlugen natürlich während der Dauer der Unterſuchung fehl, und nur dem zum Tode Verurtheilten wurden zwei Bitten gewährt: erſtens, von dem Jugendgeſpielen ohne Zeugen Abſchied nehmen zu dürfen, zweitens dieſen den Kameraden beigeſellt zu ſehen, welche ihn auf dem letzten ſchweren Gange zu escortiren die traurige Pflicht hatten. Was bei ihrem letzten Zuſammenſein von den Unglücklichen beſprochen worden, welch herzzerreißender Jammer den Abſchied fürs Leben begleitete, kann man nur vermuthen; denn als der Gefangenwärter ſie zur Trennung aufforderte, fand er Iſtvan gefaßt und ruhig und vernahm nur die verhängnißvollen Worte: Gedenke deines Schwures, welche er nach einem langen und heißen Bruderkuſſe dem ſich verzweiflungsvoll losreißenden Joſy zurief.

Die nächſte Frühſonne beſchien eine unabſehbare

Menſchenmenge, welche diesmal nicht rohe Neugierde, ſondern innige Theilnahme an dem traurigen Geſchicke des armen Iſtvan um den Morgenſchlummer gebracht hatte. Tauſend Thränen aus ſchönen Augen floſſen dem hübſchen Jünglinge nach, der mit heldenmüthiger Faſſung der erſehnten Erlöſung aus ſeiner Schmerzensbahn entgegenging. Deſto herzzerreißender war der Anblick des armen Joſy, der auf die ausdrückliche Bitte ſeines der Gerechtigkeit anheim gefallenen Kameraden der Mannſchaft, welche dieſen zum Hochgerichte zu begleiten hatte, beigegeben war. Bei dem Anblick des in einen bleichen Märtyrer verwandelten Kriegers erfüllte das tiefſte Mitleid jede Bruſt, und man mußte dem Sterbenden grollen, der dem Vielgeprüften dieſe herbe Pein nicht erſpart hatte. —

Jetzt iſt der Zug am Hochgerichte angekommen, das Sterbeglöcklein ſchallt klagend durch die Lüfte, der arme Sünder kniet im inbrünſtigen Gebete unter dem Galgen nieder, die letzte Abſolution des ihn begleitenden Prieſters empfangend, kein Auge bleibt thränenleer, ſelbſt der Henker, mit dem verhängnißvollen Stricke nahend, ſcheint nur mit ſchwerem Herzen ſeine traurige Pflicht zu erfüllen — da plötzlich knallt ein Schuß durch die Luft, ein Schreckensſchrei der entſetzten Menge ertönt, und lautlos ſtürzt Iſtvan mit zerſchmetterter Bruſt zu Boden. Die Kugel, welche ihm das Herz durchbohrt, war von Freundes Hand geſandt — der Schütze war Joſy! — Armer Joſy!

Der Henker war um ſeine Beute betrogen, der Freund ſtarb ehrlichen Soldatentod durch Freundes Hand, Vor Schreck und Staunen erſtarrt ſteht die Menſchenmaſſe, man bemächtigt ſich des Mörders, deſſen Motive Allen ein grauenvolles Räthſel waren, man drängt ſich um die Leiche des Delinquenten; da zieht plötzlich ein neues, ebenſo unerwartetes Ereigniß die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Von weiter Ferne her ſchallt ein dumpf anſchwellendes Gemurmel, es dringt näher, es verwandelt ſich in ein fröhliches Jubelgeſchrei. Die Menge theilt ſich, ein Reiter auf ſchaumbedecktem Roſſe, ein weißes Tuch ſchwenkend, naht mit Windeseile. Pardon! ruft das Volk, Pardon für Iſtvan! Haltet ein! Zu ſpät! — Iſtvan liegt todt am Boden — Joſy ohnmächtig neben ſeinem Opfer. Armer Joſy! —

Abermals ein peinlicher Prozeß! Abermals ein Prozeß, der den Richtern wenig Mühe machte; denn Joſy geſtand im erſten Verhör, er habe dem Freunde beim Abſchied einen heiligen Eid geleiſtet, ihn nicht den Tod der Schande am Galgen ſterben zu laſſen, ſondern ihm durch ſeine Kugel Erlöſung zu ſenden. Der Schwur habe ihn zum Mörder gemacht, er wiſſe, daß er den Tod verdient habe, und bitte nur um ein raſches Urtheil. Dies fiel für Joſy ſehr mild aus: der Arzt hatte den Burſchen für wahnſinnig erklärt, und wirklich trug die dumpfe, ſtiere Gleichgültigkeit, mit welcher er ſeinem Urtheil entgegenſah, dazu bei, dieſem Ausſpruch beizupflichten. Nach einigen Monaten Haſt wurde er, zum ferneren Militärdienſte untauglich, ſuspendirt und, da der Wahnwitz nicht vor den Richterſtuhl gehört, als unſchädlich Irrſinniger freigelaſſen.

Einige Tage darauf war er verſchwunden und zwei volle Jahre völlig verſchollen, ohne daß man von dem Armen irgend etwas erfuhr, — als man ihn eines Morgens unter dem Galgen ſchlafend fand, und zwar in dem Zuſtande, in welchem Sie ihn jetzt noch ſehen. Da er kein Kind beleidigt, ſo erlaubt ihm die Behörde großmüthig — damit er dem ſtädtiſchen oder militäriſchen Fond nicht zur Laſt falle, — ſich ſeinen Lebensunterhalt bei Denen zuſammen zu betteln, die an den Schwänken des Cretins Gefallen finden. — Dies, meine Herren, iſt die Geſchichte von dem wahnſinnigen Joſy!

Der würdige Mann hatte geendet. Mit der innigſten Theilnahme hatten wir Alle, mit glühender Schamröthe, mit ehrender Verlegenheit aber der junge Mann, der früher mit Joſy ſeinen Scherz getrieben, zugehört. Den folgenden Tag war er der Erſte im Saale und befeſtigte ſchweigend eine Büchſe an die Wand, worauf die Worte ſtanden: Für den armen Joſy. Jeder von uns gab reichlich, was in ſeinen Kräften ſtand, und unſerem vereinten Zuſammenwirken war es leicht, dem Blödſinnigen die nöthigen Exiſtenzmittel zu ſchaffen. Er fiel uns jedoch nicht lange zur Laſt. Durch die Unmäßigkeit, mit welcher er ſich auf den Genuß geiſtiger Getränke verlegte, verfiel er in Säuferwahnſinn, und drei Monate ſpäter war er todt. — Armer Joſy!

# Die Schweſter.

Von Levin Schücking.

Urania für 1848. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Chriſtoph Bernhard Levin Schücking, geboren 6. September 1814 zu Clemenswerth im Münſter'ſchen, aus einer weſtphäliſchen Patricierfamilie, die dem Staat und der Wiſſenſchaft Mitglieder von Namen gegeben hat, ſtudirte in München, Heidelberg und Göttingen die Rechte, wandte ſich aber dann zur Literatur, nahm in Augsburg an der Allgemeinen Zeitung, dann in Köln an der Kölniſchen Theil, und ließ ſich 1852 auf dem Familiengute Saſſenberg bei Münſter nieder. Seine zahlreichen Romane, von welchen er 1864 eine Auswahl in zwölf Bänden veranſtaltet hat, bewegen ſich meiſt auf dem Boden ſeiner Heimath, die ſie mit treuen Zügen ſchildern, jedoch nicht in der Abgeſchloſſenheit einer nur dem Vergangenen zugewandten Idylle, ſondern im Ringen alter und neuer Zeit. Eine ähnliche Miſchung der Elemente macht ſich in der vorliegenden Novelle geltend, deren Heldin im Kampfe mit den entgegengeſetzten Richtungen zuletzt, nach einer heilſam bitteren Erfahrung über das ancien régime, auf eine anmuthige Weiſe den rechten Weg erwählt.

## I.

In einer Schlucht mitten im tiefſten Waldgebirge ſtand ein junger Mann, an den Stamm einer Eiche gelehnt. Er trug Jagduniform, Büchſe und Hirſchfänger, und ein prachtvoller hellgelber Wolfshund lag, mit einem Stricke an ſeine Waidtaſche befeſtigt, zu ſeinen Füßen. Der junge Mann war eine hohe Geſtalt, ſo ſchlank und feſt gebaut, wie die ſchönſte Edeltanne in ſeinem Walde. Er hatte regelmäßige Geſichtszüge, eine ſpiegelreine, hochgewölbte Stirn und einen auffallend zart und graziös geformten Mund; jenen feinen und ariſtokratiſchen Mund voll verführeriſchen Reizes, dem wir jetzt auf alten Familienbildern weit häufiger als im Leben begegnen — als ob die lächelnde Weltweisheit von ehemals nach ihrer Flucht uns nicht einmal ihren leeren Thron hätte zurücklaſſen wollen.

Ob unſer Held ein ſo guter und erfahrener Jäger, wie er ein ſchöner und ſtattlicher Mann, — das läßt ſich ſchwerer ſagen. Wenigſtens ſcheint der reine, ungebräunte Teint und die weiße Hand, welche auf dem Lauf der Büchſe ruht, zu beweiſen, daß er unmöglich ſeit langer Zeit den Einflüſſen von Luft und Wetter ausgeſetzt geweſen.

Die Schlucht, in welcher er ſeinen Stand genommen, iſt von einem rauſchenden, kleinen Gießbach durchſtrömt, der um Kieſel und dunkle Baumwurzeln unaufhörlich Schaumwellen ſchlägt, als hätte er wie ein muthwilliges Kind ſein Vergnügen daran, den düſter dreinſchauenden Steinblöcken und den Alraungeſichtern der langbeinigen Wurzelſtämme den Bart einzuſeifen, und würde, auch wie ein Kind, dieſen vortrefflichen Einfall gar nicht ſatt und müde. Und doch ſchießt er an andern Stellen über den hellgelben Kies mit ſolcher Schnelle fort, als ginge es ihm an Kopf und Kragen, wenn er nicht noch vor Abend bei ſeinem Mütterchen, der Moſel, angekommen, die ihn unten im Thale erwartet. Von dem Standpunkte des Jägers aus ſieht man ſie durch die Oeffnung der Schlucht nordwärts in blauer Ferne ihre anmuthigen Windungen ziehen.

Jener Standpunkt iſt dicht an einem Fußſteig genommen, der ſich parallel mit dem Bache die Schlucht hinaufzieht. Dem Jäger gegenüber und hinter ihm erheben ſich ſteile, dichtbewachſene Bergwände.

Unſer Mann muß ſchon lange ſo geſtanden haben, er ſtützt das Gewicht ſeines Körpers bald auf das eine, bald auf das andere Bein, als ob ſeine Glieder ermüdeten; der Wolfshund hat den Kopf auf die Vordertatzen gedrückt und verdrießlich die Augen geſchloſſen, als ob er längſt Geduld und Luſt verloren und eingeſchlafen ſei.

Alles iſt ſtill. Ein paar Vögel ſchießen über die Schlucht daher, aber ſo lautlos wie die Wölkchen am blauen Himmel, wie die Sonnenſtrahlen, die bereits ſchräge durch die Wipfel fallen und mit abendlicher Färbung um die grünen Laubbüſchel blitzen. Da kniſtert etwas — Zweige biegen ſich auseinander — es iſt am andern Ufer des Baches — eine junge Rehkuh ſteckt ängſtlich den Kopf durchs Dickicht; dann kommt ſie vorſichtigen Schrittes, den Leib läſſig in Wellenbewegungen ſchaukelnd, nieder, beugt den Hals und ſchlürft das klare Waſſer ein.

Der Hund hat ſich auf die Vorderbeine erhoben; ſein Auge funkelt; da jedoch ſein Herr keine Bewegung macht und nur leiſe: à bas, Leo! flüſtert, legt er ſich wieder, als ob er ſagen wolle: Hat ſie für dich kein Intereſſe — mir iſt die braunäugige Waldſchönheit auch gleichgültig; und dann drückt er den Kopf ſo feſt an den Boden und ſchaut ſo klug aus den intelligenten Augen, als ob er es jetzt zu ſeiner Unterhaltung durchaus darauf angelegt habe, rechts und links von ſeinen zottigen Ohren das Gras wachſen zu hören.

Endlich richtet ſich der junge Mann unmuthig auf.
Bertram!

Hier, antwortet eine Stimme von drüben, aus dem dichteſten Gebüſch der jenſeitigen Bergwand. Eine

Weile nachher ſpringt ein grauer, verwachſener Burſch mit dreieckigem Hütchen und kurzem Zopf über die Kieſel des Bachs und klimmt dann den kurzen Hang dieſſeits bis zu dem Wartenden empor.

Was iſt's, Herr?

Wir wollen heim. Den fangen wir nicht.

Der Teufel hole den Galgenſtrick, verſetzte Bertram, Athem holend. Wer die Waldwege kennt, hätte darauf geſchworen, daß er durch dieſe Schlucht ſich zurückziehen müßte. Drüben am Hahnenſtein verlegt ihm der Rudolph mit der alten Juno den Paß, und hinter uns über die Halde — Jeſus Maria —

Was giebt's —?

Da, da! ſchrie der kleine Graue und wies mit beiden ausgeſtreckten Armen empor auf den Gipfel der Bergwand in ihrem Rücken.

Das Gebüſch, welches dieſen Gipfel bedeckte, war kurzer Auſſchlag und beſtand aus jungen Linden, die aus den Wurzelſtämmen gefällter Bäume aufgeſchlagen. Zwei Geſtalten bewegten ſich durch dies Gezweig, das ihre Oberkörper vollſtändig überragten. Sie trugen dunkle Röcke, dreieckige Hütchen, mit ſchmalen Goldborten eingefaßt, und die eine von ihnen eine Flinte, die ſie über die Schulter geworfen hatte. Im nächſten Augenblick waren ſie verſchwunden.

Ihrer zwei! ſie ſind's!

Nach, nach! rief der Jäger und ſprang die Bergwand hinan.

Den Leo los, Herr, den Leo!

Aber der Herr hörte in ſeinem Eifer nicht. Leo ſetzte mit ſo gewaltigen Sprüngen den Berg hinan, daß er ſeinen weniger raſchen Gebieter an der Schnur, die ihn feſſelte, niederriß. Der Jäger fiel hart an den Grund. Als er ſich wieder aufrichtete, fühlte er einen heftigen Schmerz am Fuße. Ich habe mir den Knöchel verſtaucht, Bertram, ſagte er und ergriff den Arm des Alten, um ſich darauf zu ſtützen. Verdammt! Sie entgehen uns.

Laßt wenigſtens den Leo ihnen nachſetzen!

Sie werden ihn erſchießen!

Ihr habt Recht! Die Spitzbuben!

Nur voran — es geht ſchon wieder — nur voran!

Beide klimmten haſtig empor. Der Jäger verbiß heroiſch ſeinen Schmerz. Die Wand war hoch. Es verging eine gute Weile, bis ſie oben waren. Hier dehnte ſich eine weite, mit Haidekraut bewachſene Hochebene vor ihnen aus. Die Verfolgten liefen mit raſchen Sprüngen über die Fläche und flüchteten einem Bauernhauſe zu, das am Rande derſelben ſtand.

Sie wollen ſich in dem Hofe verbergen, ſagte keuchend der Forſtmann. Bertram, eile du ihnen dorthin nach — ich will rechts ab, ihnen voraus, an den Weg, der von dieſem Hofe ins Thal führt, um ſie dort zu erwarten. Biete die Leute im Hofe zur Hülfe auf!

Der Jäger eilte fort, rechts ab, während der krumme Bertram, der die Behendigkeit eines Affen zu haben ſchien und wie ein wahrer kleiner Waldteufel ausſah, in poſſierlichen Sprüngen über die Büſchel des Haidekrauts ſetzte, dem Bauernhauſe zu, in welchem nach wenigen Augenblicken die Flüchtlinge verſchwunden waren. Sein Herr eilte eben ſo raſch in anderer Richtung fort, erreichte nach einer Weile das Ende der Haide und befand ſich bald wieder unter den Aeſten eines Waldes. Noch einige Minuten, und er ſtand am Rande eines Hohlwegs, der unter ihm mit tiefen, ausgefahrenen Geleiſen thalwärts, nach der Moſel zu, ſich hinabwand.

Er ſpannte den Hahn ſeiner Büchſe, warf ſich dann auf das grüne Moos und hielt mit dem Ausdrucke größter Erwartung das Auge nach der Seite des Bauernhofes auf den Pfad gerichtet.

Dies keck Geſindel, das mir ſo am hellen lichten Tage ins Revier bricht! flüſterte er und fügte einen Fluch hinzu — da hörte er helle kichernde Stimmen — es waren auffallend helle Stimmen — zwei Geſtalten wurden ſichtbar, welche jetzt um die nächſte Wendung des Weges bogen — zwei junge Mädchen mit rothen, erhitzten Geſichtern waren es.

Leo ſchlug an; die Frauen blieben erſchrocken ſtehen.

Der Jäger ſprang auf, glitt den Hang bis zum Wege hinunter und ging ihnen entgegen. Eine von ihnen hatte ein hübſches, aber unbedeutendes rundes Geſichtchen mit etwas zu großem Munde und ſchmalgeſchlitzten braunen Augen; die Andere, größer, eleganter gekleidet, zeigte dagegen edle, regelmäßige Züge, dunkelblonde reiche Locken und etwas wie einen Ausdruck von Kälte und Stolz, der ſich um die ſtarkgewölbten Lippen und die kräftig gezeichneten Naſenflügel gelagert. Das Oval ihres Geſichts war ſo regelmäßig wie aus Marmor gehauen. Sie trug einen Strohhut, mit friſchem Strauß von rothen Haide- und gelben Ginſterblüten daran, in der Hand; die Andere, Kleinere trug einen Korb.

Während der Jäger dieſe Beobachtungen gemacht, hatte er ſie erreicht, und an die größere der Damen ſich wendend, ſagte er mit vollkommenſter Unbefangenheit:

Verzeihen Sie mir — aber ich muß eine Frage an Sie richten: ſind Sie nicht Jägern oder bewaffneten Leuten begegnet?

Die Dame ſchüttelte den Lockenkopf; ſie ſchien ein Lächeln zu verbeißen; die Andere verſteckte ſich hinter ſie.

Ich bin Wilderern auf der Spur, fuhr der junge Mann fort, der Wald iſt unſicher — Sie ſcheinen die Gefahr nicht zu ahnen, welche Sie bedroht. Dazu wird es Abend: nehmen Sie meine Begleitung an!

Aber die Wilderer?

Eben vor ihnen will ich Sie beſchützen!

Von einem Feinde, wie Sie, verfolgt, werden ſie mehr an ihre Rettung, als an Beleidigung harmloſer

Frauen zu denken haben, verſetzte die Dame mit einem leiſen Anfluge von Spott.

Wenn ich nun mein Waldhüteramt geltend mache, das mir die Pflicht auflegt, Unheil in meinen Forſten zu verhüten — werden Sie dann meine Begleitung annehmen? Keinenfalls können Sie verwehren, daß ich Ihnen folge, um im Falle der Noth zu Ihrem Schutze nahe zu ſein.

Das kann ich freilich nicht — aber unſer Weg iſt durchaus nicht kurz!

Glauben Sie, daß ich ihn ſo wünſche?

Der Jäger warf ſeine Büchſe über die Schulter, und um ſeiner Galanterie die Krone aufzuſetzen, nahm er der Kleinen den Korb ab, welchen dieſe am Arme trug.

Das Mädchen erſchrak ſichtlich dabei und lehnte ſtotternd die Höflichkeit des Fremden ab. Der junge Mann aber hatte bei aller Zuvorkommenheit etwas ſo Entſchiedenes, daß ihm nicht zu widerſtehen war. In den Geſichtern der jungen Mädchen hatte ſich bis jetzt eine gewiſſe verſteckte Schelmerei geſpiegelt, in ihren Worten etwas Spöttiſches gelegen.

Seltſamerweiſe war dieſer Ausdruck in Zügen und Reden plötzlich auf den jungen Mann übergegangen, ſeitdem er den Korb in der Hand trug.

Für dieſen Korb bezeigte übrigens auch Leo ein außerordentliches Intereſſe. Er ſchnupperte in allen Richtungen an dem Weidengeflecht umher.

Sie müſſen den Weg zeigen, ſagte der Jäger nach einer Weile — ich glaube, dort rechts hinab geht es ins Thal hinunter.

Kennen Sie Ihre eigenen Wälder noch nicht?

Die Wälder wohl — aber nicht Ihre Pfade! — Doch auch etwas von dieſen, ſetzte der Jäger lächelnd hinzu. Uebrigens bin ich in der That noch nicht lange genug hier, um alle Pfade und Stege zu kennen. Noch vor einigen Monaten dachte ich nicht im Traume daran, daß jemals ein ſo reſpectables Glied der Geſellſchaft aus mir werden würde, wie ein wohlbeſtallter Revierförſter iſt!

Alſo mit einer ſo beträchtlichen Sommität in der Hierarchie des Tempels der Natur hat Ihre Dienerin die Ehre zu reden?

Spotten Sie nicht, verſetzte der Förſter; iſt meine Macht nicht weitreichend und gewaltig genug? Ich habe faſt eine Quadratmeile kurfürſtlicher Waldungen zu beherrſchen, die tauſend Morgen des Barons Windſchrot, die freilich von dem alten Verſchwender grauenhaft verwüſtet ſind, nicht einmal gerechnet; und was meine Unterthanen angeht, ſo glaube ich nicht, daß irgend ein Fürſt ſicherer ſein kann, jeden von ihnen treu, feſt und Tag für Tag an ſeiner rechten Stelle zu finden.

Es lag etwas in den Worten des Forſtmannes, was der jungen Dame die Luſt am Spott vollſtändig zu nehmen ſchien. Sie war erblaßt und ſah, wie um eine innere Bewegung zu verbergen, auf die Seite.

Ihr Begleiter plauderte heiter in demſelben Tone fort:

Was meine Gerichtsbarkeit über Wilddiebe und Holzfrevler angeht, ſagte er, ſo ſind ſie auf Gnade und Ungnade in meine Hand gegeben.

Die junge Dame beſchleunigte ihre Schritte.

Auch können ſie ſich auf eine ſtrenge Behandlung von mir gefaßt machen — ich werde ihre Sünden gewiſſenhaſt wägen, und finde ich ſie ſchwer, ſo ſchwer wie dieſen Korb zum Beiſpiel — der Förſter wog den Korb in ſeiner Hand — dann —

Nun dann? ſtieß das Mädchen wie in haſtiger Angſt hervor.

Doch, das wird Sie nicht intereſſiren, verſetzte er; laſſen wir das. Ich war im Begriffe, Ihnen zu erklären, weßhalb ich mein eigenes Revier noch nicht vollſtändig kenne. Vor drei Monaten war ich noch hochgebietender Lieutenant in kurfürſtlich Trier'ſchen Dienſten — ſeitdem iſt mein Vater geſtorben, ich mußte mich nach einer einträglicheren Beſchäftigung umſehen, als ein paar Epauletten ſpazieren zu tragen, und weil ich als guter Waidmann galt, gab mir der Kurfürſt dieſe Stelle hier. Vor drei Wochen bin ich mit ſchwerem Herzen aus der Welt geſchieden und in mein einſames Forſthaus gezogen. Ich bin ein Einſiedler geworden und lebe wie Vater Lorenzo, Kräuter pflückend, den Hirſchen ihr Futter ausbreitend und dem Schlage der Amſel lauſchend. Der Harzduft der Fichten, die über mein Dach emporragen, entſchädigt mich für die Patſchouligerüche und den Ambra der Geſellſchaftsſäle. Und wenn ich gewußt hätte, zu welchen Begegnungen mein neuer Beruf mich führen würde, dann hätte ich ihn von Anfang an dreifach geſegnet!

Der junge Mann ſprach dieſe Worte mit einem Ausdruck, der eine gewiſſe Innigkeit des Gefühls verrieth, und den Schluß ſeiner Worte mit einer Wärme, daß ſeine Begleiterin nichts zu erwidern wußte.

Nach einer Weile war das Ende des Waldes erreicht. Das Moſelthal lag vor den Augen der Wandernden. Es war ein wunderbar ſchöner Anblick. An den prächtigen, dicht bewaldeten Bergwänden her ſchlängelte ſich der dunkelblaue Fluß, die Abendröthe tauchte die Landſchaft in ihre weichen und zarten Farbentöne. Der glühende Abendhimmel ſtand darüber, als ob ſeine lichten und kühn übereinander geworfenen Farbenſtröme den ernſteren und dunkleren Erdfleck da unten mit ſeinem Geſchick, jetzt den Schatten der Nacht verfallen zu ſein, verſöhnen wollten. Links in der Tiefe auf einem bis an den Fluß niederſteigenden Wieſengrunde erhob ein kleines Schloß Thürmchen und Zinnen aus Gebüſch und Obſtbaumkronen; ein Haufen unanſehnlicher Hütten lag einen Büchſenſchuß weit davon entfernt, dicht am Fluſſe.

Jetzt ſollen Sie keinenfalls weiter gehen, ſagte die Dame, wir ſind im Angeſichte meiner Wohnung — dort iſt ſie!

Sie deutete auf das Schloß.

Dort? Sie ſind das Fräulein von Windſchrot?

Die Dame machte eine leichte Verbeugung.

Verzeihen Sie mir — ſtammelte der Forſtmann verlegen.

Darf ich um den Namen meines Beſchützers bitten?

Ich heiße Philibert Wolfskron, mein gnädiges Fräulein — hier, nehmen Sie, fügte er hinzu, den Korb ſeiner erſten Trägerin zurückgebend, die ſich bisher im Hintergrund gehalten hatte und augenſcheinlich die Zofe war — ſollte ſich einmal in Ihrer Gegenwart eine Meinungsverſchiedenheit darüber erheben, in welcher Zeit Repphühner geſchoſſen werden müſſen, ſo behaupten Sie nur auf meine Autorität hin, in dem Monate, in welchem wir jetzt ſtehen, ſei es in bedenklicher Weiſe zu früh!

Der Forſtmann machte Fräulein von Windſchrot eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und war nach wenig Augenblicken im Dunkel ſeiner Wälder verſchwunden.

## II.

Als der Jäger ſie verlaſſen hatte, eilten die beiden Mädchen doppelt haſtigen Schrittes nach Hauſe.

Das Herz hat mir ſtillgeſtanden, als er mir den

Korb aus der Hand nahm, ſagte die Zoſe, tief Athem ſchöpfend.

Das Wild iſt theuer erkauft — in meinem Leben wag' ich's nicht wieder! flüſterte das Fräulein, ſich nach dem Forſtmanne umſchauend.

Als Fräulein von Windſchrot an der Schwelle ihres Hauſes ſtand, zog ſie einen Schlüſſel hervor und öffnete die verſchloſſene Eingangsthüre. Keine Seele, nicht einmal der Gruß eines Dienſtboten empfing ſie. Die Räume waren verlaſſen, dunkel, nackt, einige mit altfränkiſchen Meubeln höchſt nothdürftig beſetzt, und dadurch ſahen ſie doppelt ſo groß und ſo öde aus. Andere waren vollſtändig ausgeleert. Es war unheimlich in den Stuben und Gängen, unheimlich wie in einem Hauſe, das ſeit Jahren zu vermiethen ſteht, und das keinen Einwohner findet, weil Niemand Luſt hat, in den weiten, kalten, ſpukhaften Gelaſſen zu wohnen.

Die beiden Bewohnerinnen, die Herrin wie die Zoſe, hatten ſeit mehreren Tagen einen hartnäckigen Krieg mit Staub und Spinnengeweben geführt, der aufgewaſchene Boden war in vielen Zimmern noch feucht, aber das alte Haus hatte ſich ſein hiſtoriſches Recht, an vergangene Herrlichkeit zu mahnen, nicht nehmen laſſen. Es hatte ſich augenſcheinlich in den Kopf geſetzt, eheſtens an Altersſchwäche zu ſterben, und ſo wies es hartnäckig alle Verſuche, es aufzumuntern, von ſich. In den dunkeln Kammern hallten die Schritte der Mädchen ſo dumpf wieder, als läge es gar ſchon im Sterben und ächzte; die Wände aber mit den zerfetzten Tapeten und den gewaltigen, regelloſen Mauerriſſen ſahen aus wie verzerrte hohläugige Geſichter, die im Schmerze Grimaſſen ſchneiden, welche ſich im Tode verſteinern werden. Da die Fenſterläden geſchloſſen waren und die Dämmerung alſo nur ein unendlich dürftiges Theilchen Licht in die alten Gelaſſe kommen ließ, ſo hatte Alles einen deſto ſchauerlicheren, geſpenſtiſcheren Charakter.

Leonore von Windſchrot ſuchte ein Eckzimmer im erſten Stocke auf. Wie auf der Flucht vor einem Feinde, der alle übrigen Theile der Feſtung bereits eingenommen hat, ſchien ſich Alles, was von Wohnlichkeit und Eleganz in dieſem Schloſſe noch zu finden, hier in ſeinen letzten Verſteck zurückgezogen zu haben. Ein großes Himmelbett mit grünen Sergevorhängen, ein Marmortiſch mit geſchnitzten und vergoldeten Füßen, darüber ein Spiegel, nach alter Mode von einer aus einzelnen kleinen Spiegelgläſern zuſammengeſetzten Cartouche umrahmt — dann ein Sopha mit krummen Dachsbeinen und verſchoſſenem Calicotüberzuge — Fenſtervorhänge von demſelben Zeuge, nur um einige Grade im Wettkampf, wer zuerſt zu vollſtändigem Grau verblichen, dem trägen Lotterbett voraus — das waren die Hauptbeſtandtheile dieſer Einrichtung.

Leonore warf ſich ermüdet nieder, und nachdem ſie das Mädchen mit einigen Aufträgen fortgeſandt, legte ſie den Kopf auf die Sophalehne, um träumeriſch in die grünen Laubwolken vor den Fenſtern zu blicken, welche im Abendwinde hin- und herſchwammen.

Das Herz war ihr unendlich ſchwer. Leonore ſtand vor einer furchtbaren Aufgabe, welche ſie ſich zu löſen vorgenommen und an der ihre Kräfte zu erlahmen drohten. Und doch — ſie durften — ſie ſollten nicht erlahmen, dieſe Kräfte — das Opfer, welches ſie bringen ſollten, galt ja dem einzigen Weſen auf Erden, an welchem Leonorens Herz hing — dem langentbehrten, einzigen, mit einer ungeſtümen Leidenſchaft geliebten Bruder.

Um Leonorens Lage zu erklären, müſſen wir den Leſer einen Blick in die letzten Blätter der Familienchronik des Hauſes Windſchrot thun laſſen. Was auf den früheren Blättern ſteht, iſt ohne Intereſſe für ihn; es iſt darin von nichts Anderem die Rede, als von ſehr tapfern Rittern und geſtrengen Gutsherren, von züchtigen Frauen und ins Kloſter gegangenen Tanten, von erlegten Hirſchen mit höchſt ſeltſamen Geweihen, von Geburten und Hochzeiten und vielen andern der Familie zu Ruhm und Ehren ausgeſchlagenen Ereigniſſen dieſer Art. Erſt mit dem Vater Leonorens erhebt ſich aus der reichen Nomenclatur heimgegangener Barone von Windſchrot eine originelle und ganz aus der Art ſchlagende Phyſiognomie.

Stephan Heribert von Windſchrot war nämlich ſchon als Knabe ein ſchwer zu lenkender Querkopf. Es war nicht möglich geweſen, von den ehrwürdigen und weiſen Grundſätzen, welche bisher die unabänderliche Richtſchnur aller Windſchrote gebildet und die Ehre des Hauſes in allen ſchwierigen Lagen und kritiſchen Augenblicken oben erhalten hatten, etwas ſeinem durchaus räthſelhaften Charakter einzuprägen. Der würdige Stolz ſeiner Ahnen fehlte ihm vor allen Dingen ganz und gar. Er kannte kein größeres Vergnügen, als ſich mit den Bauernbuben im Dorfe umherzutummeln und gleich ihnen mit bloßen Füßen umherzulaufen. Als er größer wurde, verſtärkten ſich dieſe gemeinen Neigungen nur immer mehr; ſie erſtreckten ſich bald nicht allein über die Buben, ſondern auch über ihre Schweſtern; und weit entfernt, durch dieſe Erweiterung an Innigkeit abzunehmen, wurden ſie nur immer ſcandalöſer. Kurz, dem Hauſe Windſchrot war in ſeinem jüngſten Sproſſen ein wahrer Taugenichts erblüht, welcher aller pädagogiſchen Weisheit, die ſich an ihm erproben wollte, eine glänzende Niederlage beibrachte. Stephan wurde endlich nach Mainz geſandt, um bei den Pagen des kurfürſtlichen Hofes unter ſtrenger Zucht Sitte und cavaliermäßiges Benehmen zu lernen. Der Pagenhofmeiſter erklärte nach einem halben Jahre, daß er des Ausbunds nicht mehr Meiſter werden könne. Man übergab ihn nun einem Jeſuitencollegium zur Erziehung; nach einem Jahre entließen ihn die frommen Väter, weil ſie vollſtändig daran verzweifelten, den Wildfang in die Fußſtapfen des heiligen Aloyſius, dieſes ihres Spiegels ſeraphiſcher Lebensheiligkeit, treten zu ſehen!

So kehrte Stephan Heribert in das Schloß ſeiner Väter zurück — aber freilich nicht ganz derſelbe Menſch mehr, als welcher er ausgezogen war. Der wilde Tollkopf war er noch immer, aber die Neigung zu offner Empörung hatte ſich mit einem Hange zu ſtiller Tücke einträchtlich zuſammengefunden: er war neben ſeinen früheren überaus glänzenden Eigenſchaften auch noch verſtockt, rachſüchtig und ſchadenfroh geworden, und die ſeraphiſche Erziehungsmethode hatte — das war unverkennbar — immerhin einige bleibende Spuren zurückgelaſſen.

Als unſere edle Pflanze zur Freude Gottes und der Menſchen bis zu einem Alter von zweiundzwanzig Jahren emporgeblüht war, ſuchten ihm ſeine Eltern eine Frau aus. Da ſie hübſch war und einiges Vermögen beſaß, zeigte er bei dieſer Gelegenheit nichts von ſeinem ſonſtigen Widerſpruchsgeiſte, ſondern ließ ſich die ſämmtlichen, bei einer ſolchen Veranlaſſung üblichen Verhandlungen und Ceremonien aufs Geduldigſte gefallen. Auch beſchenkte er ſeine Gattin in höchſt anſtändiger Weiſe mit zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter; dann aber kümmerte er ſich nicht weiter um ſie und ließ ſie ſtill und langſam in Langerweile und Gram ſich verzehren, bis ſie nach einer Reihe von Jahren wie ein zu Ende gekommenes Licht lautlos und ohne Klage erloſch. Es war eine Wohlthat des Himmels, daß er ſie zu ſich nahm. Denn da ſchon vorher ihre beiden Schwiegereltern zu Grabe gegangen und

Stephan Heribert ſomit Baron von Windſchrot und unumſchränkter Herr ſeines Allodialguts geworden, ſo hatte ein Leben auf dem einſamen Schloſſe begonnen, in welches eine ſtille, ſtrenge erzogene Frau nicht paßte. Baron Windſchrot beſchloß nämlich, ſobald er unabhängig geworden, ſich das Landleben durch die Freuden der Geſelligkeit zu verſüßen und in ſeinem Hauſe den Grundſatz unbedingter Gaſtlichkeit einzuführen. Aber, weiß der Himmel, wie es kam, die nächſten Gutsnachbarn, ſolide Leute von Ehre und Reputation, zeigten ſich alle insgeſammt als höchſt ſauertöpfiſche Geſellen, und von der Gaſtlichkeit des Hauſes Windſchrot machten nur eine Horde curioſer Burſche, die ſich weither zuſammenfanden, Gebrauch: alte Fuchsjäger, die all ihr Pulver verſchoſſen hatten und unverſchämt lügen konnten; außer Dienſt gekommene Hofcavaliere, welche den alten Spruch: ora et labora, mit: „ſpiele und fluche“ überſetzten — ein caſſirter Huſarenrittmeiſter, der beachtenswerthe Kenntniß in der natürlichen Magie beſaß, und ein alter ruinirter Krautjunker, der ſich ſeinen Lebensabend durch außerordentliche Thätigkeit im Ausſtopfen aller möglichen Arten von Eulen und Habichten verſüßte — das waren die Stammgäſte des Barons, der einen theuern Eidſchwur darauf ablegte, daß es unmöglich ſei, eine Tafelrunde von ergötzlicheren alten Narren zuſammenzubringen.

Herr von Windſchrot lebte mehrere Jahre lang mit ſeinen heiteren Freunden in Fülle und Freudigkeit, bis er zu ſeinem Entſetzen inne wurde, daß die Hof-Cavaliere ihm ſeine ſämmtlichen Renten aus den Händen geſpielt, der Rittmeiſter durch ſeine natürliche Magie Aecker und Wieſen in Rauch aufgehen laſſen und der Krautjunker an die Stelle von Habe und Gut ihm eine höchſt übelriechende Sammlung von nichtsnutzigen Sperbern und Käuzen hinterlaſſen hatte.

In dieſer Lage begann er nachzudenken und ſeinen Geiſt auf die Betrachtung ſeiner häuslichen nicht nur, ſondern auch der allgemeinen Weltzuſtände zu richten, die er plötzlich höchſt unnatürlich und widerſinnig fand. Es gibt Lagen im Leben, in welchen man ſich im Stande fühlt, mit großem Vergnügen und unbedingter Heiterkeit dem ganzen Ausbau der menſchlichen Geſellſchaft mit einem Fußtritt den Garaus zu machen, wenn dies denkbarerweiſe irgend möglich wäre. Aber Herr von Windſchrot mußte mehr thun, als ſich ſolchen angenehmen, ſeiner Stimmung zuſagenden Phantaſieen hingeben: er mußte handeln. Um eine Anleihe zu bewerkſtelligen, begab er ſich in die Heimat ſeiner ſchönſten Jugenderinnerungen, ſeiner Pagenſtreiche nämlich, nach Mainz. Aus der Anleihe wurde hier nun freilich nichts, da weder Chriſt noch Jude ſich geneigt finden ließ, auf die zu Grunde gewirthſchaftete Windſchrot'ſche Baronie ſein gutes Geld herzugeben. Aber der plötzlich in ſo ſtaunenswerthem Grade erweiterten ſocialen und politiſchen Intelligenz unſeres Mannes kam hier ein Kreis von Leuten entgegen, welche für den Baron von Windſchrot gerade wie ausgeſucht die rechten Leute waren. Nicht daß ſie ſo amuſante Geſellen und unüberwindliche Zechbrüder geweſen wären, wie ſeine jetzt in alle vier Winde zerſtreuten Freunde, die ihn zu Grunde gerichtet hatten, waren — wenn auch nicht zu leugnen ſtand, daß der kleine Dorſch, ihr hochgebietender Präſident, es an Wunderlichkeit mit jedem Kauz in der Welt aufnehmen konnte; aber dafür wußten ſie die rechten Worte und Gedanken auszuſprechen, welche Windſchrot's innerſtes Herz bewegten, und verſtanden es, Pläne und Anſchläge zu machen, die ſeine tiefſten Seelenwünſche befriedigten. Bald war er einer der eifrigſten und verwogenſten unter ihnen; keiner machte höhere und ausdrucksvollere Sätze — Sprünge, in welchen die ganze Metaphyſik der Freiheit und Gleichheit lag — wenn die Carmagnole um den Freiheitsbaum getanzt wurde, und keiner entwickelte donnerndere Lungen- und Zungenkraſt, wenn der glorreiche rheiniſch-deutſche Nationalconvent ſeine Sitzungen hielt.

Aber ach, dem deutſchen Nationalconvent war eine kurze Lebensdauer beſchieden! Die Preußen rückten vor Mainz und machten ihm ein Ende. Glücklicher, als viele andere ſeiner Schickſalsgenoſſen, welche dem General Kalkreuth in die Hände fielen, wußte Windſchrot in der Montur eines franzöſiſchen Soldaten mit den abziehenden Franzoſen aus Mainz zu entkommen. Er begab ſich mit ein paar andern Flüchtigen nach Paris und verließ es nach drei Tagen wieder, von

Angſt und Schrecken ergriffen, da er mitten in die Greuel des Terrorismus hineingerathen war, und nachdem er das blutige Haupt ſeines Freundes Adam Lux geſehen. Er ſuchte ſeine Heimat wieder zu erreichen. Nach einer gefahrvollen Wanderung endlich in Trier angekommen, wurde er erkannt und ſofort verhaftet. Jetzt ſaß er in Trier im Geſängniſſe.

Baron Windſchrot hatte zwei Kinder, Joſeph und Leonore. Beide waren von einer unverheiratheten Tante erzogen, welche nach dem Tode ihrer Mutter dem Haushalt des Barons vorſtand. Dieſe Tante war eine ſtrenge, adelſtolze, gottesfürchtige Dame, die es ſich zur Aufgabe ſetzte, das junge Blut vor dem Verderben zu bewahren, womit das Beiſpiel des Hausherrn es bedrohte. Gottlob, dieſe Aufgabe zeigte ſich nicht ſchwer. Die beiden Kinder waren zwar nicht übermäßig lenkſam und geduldig, ſondern bewieſen beide, daß ſie in hohem Maße Das beſaßen, was man bei Kindern Eigenſinn und bei Erwachſenen Charakter nennt. Aber da nichts leichter in Kindern zu erwecken iſt, als gerade Geburtsſtolz und Hochmuth, ſo ſah die geſtrenge Stiftsdame ihre Bemühungen, in den kleinen Windſchrot's das Bewußtſein ihrer Würde und ihres Standes wachzurufen, das ſie vor den gemeinen Neigungen des luſtigen Papa's ſchützen ſollte, mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt. Joſeph und Leonore trugen in der That ihre kleinen Näschen ſo hoch, daß es eine wahre Freude anzuſehen war; der Bube wurde ſo vorwitzig, das

Mädchen ſo ſchnippiſch und naſeweis, daß es zehn Meilen in der Runde nichts Aehnliches von trutziger Vornehmheit unter Fräulein und Jünkerchen gab.

Gott ſchütze ſie, ſagte die Tante in ſtolzer Selbſtzufriedenheit mit ihrem Werke; ſie werden den Namen Windſchrot ſchon wieder zu Ehren bringen!

Joſeph war neunzehn Jahre alt, Leonore ſiebzehn, als die pecuniären Verhältniſſe des Barons ſich in einer Weiſe verwirrt zeigten, daß die Tante in ihr Stift zurückzukehren für gut fand und Joſeph von der Univerſität, wo er den Studien oblag, zurückberufen werden mußte, weil der Vater kein Geld für ſeine Bedürfniſſe mehr aufzubringen vermochte. Dies war ein furchtbarer Schlag für den hochmüthigen jungen Mann. Er glaute ſich in den Augen aller ſeiner Mitſtudirenden geſchändet, und ohne von Einem derſelben Abſchied zu nehmen, eilte er in verzweifelter Stimmung heim.

Als er zurückgekehrt war, hatte er eine furchtbare Scene mit dem Vater. In der Leidenſchaft ſeines gekränkten Stolzes, die furchtbar auflohte, als er aus ſeines Vaters halben Geſtändniſſen die ganze Wahrheit ſchließen mußte, vergaß er ſich bis zu Schmähungen und Ausdrücken, welche der alte Verſchwender mit Schlägen ſeiner Reitpeitſche ſtrafen wollte. Joſeph zog, ſeiner nicht mehr mächtig, zur Abwehr den Degen wider ſeinen Vater, und dann verließ er mit ſtolzen Schritten das Zimmer, verfolgt von den Flüchen und donnernden Verboten des Alten, je wieder in ſeinen Geſichtskreis zu kommen.

Der junge Mann flüchtete ſich mit der Laſt ſeines Herzens und ſeinem Ingrimm zu ſeiner Schweſter. Leonore ſuchte ihn zu beruhigen, aber ſie gewahrte bald, daß ihre ſanften Worte keine Macht hatten über den Sturm, der in ihm tobte. Sie empfand dies tief. Ihr Vater hatte ſich nie um ſie und die Gefühle ihres Herzens gekümmert; ſein Anblick ſchüchterte ſie ein; er war ihr fremd, als ob eine Welt zwiſchen ihr und ihm liege; ſo hatte ſie alle Empfindungen ihrer liebebedürftigen und in der Einſamkeit nach und nach zur Schwärmerei aufgeblühten jungen Seele dem Bruder zugewendet. Sie liebte nur ihn, ſie kannte nur ihn, — er war ihr Stolz, ihre Zuverſicht, die Hoffnung ihrer Zukunft, der Mittelpunkt ihrer Träumereien. Deſto tiefer ſchmerzte es ſie, daß ſie jetzt ſo ganz ohne Einfluß auf ihn ſei, daß ihre ſchmeichelnden, flehenden, beſchwörenden Worte nicht vermochten, ſeine Gedanken von einem düſtern und verzweifelten Plane abzulenken, den er in ſich herumwälzte.

Schweig, Leonore, ich bitte dich, ſagte er, barſch und heftig im Zimmer auf- und abſtürmend, während Leonore ſich blaß und verweint in eine Fenſterecke drückte: ich bitte dich, ſchweig und mache mich nicht noch toller. Daß ich etwas thun muß, ſiehſt du ja — und was ſollte ich Beſſeres, Entſcheidenderes thun? Ich will ein großes, ein unerhörtes Opfer bringen, ein Opfer, das den Zorn des Schickſals, welches uns verfolgt, verſöhnen muß; ich will mich tief erniedrigen, ich will zum Ellenritter werden! aber fern, fern von hier, wo Niemand meinen Namen kennt; ich will wie ein ſchmutziger Wucherer, wie ein Jude auf Gewinn ausgehen; ich will meine Seele verkaufen, wenn mir einer Geld dafür giebt, Geld, Geld, viel Geld! Glaubſt du nicht, daß es mir gelinge? O, es ſteckt ein geheimer magnetiſcher Zug im Gelde, der es dahin führt, wo man es liebt! Ich will nach Batavia gehen. Dort ſterbe ich — und daran liegt mir nichts — oder ich bin reich nach fünf Jahren, und dann kehre ich heim und bezahle die Schulden meines Vaters, die uns hier mitten im Beſitze einer ſolchen Baronie zu verachteten Bettlern machen. Ja, bei Gott — ich will ſehen, ob ich den Namen und die Ehre meines Hauſes wieder zu dem ſtolzen Glanze bringen kann, den ſie ſo viele Generationen hindurch gehabt haben und der in dieſem ſchmachvollen Jahrhundert ſich verdunkelt, ſobald der Glanz des Geldes ſich nicht mehr damit paart!

Von dieſem abenteuerlichen Plan vermochte Leonore ihren Bruder nicht mehr abzubringen. Die Tante Stiftsdame mußte eine Summe Geldes dazu herſchaffen und brachte außerdem einige Empfehlungsſchreiben an holländiſche Häuſer zuſammen. Joſeph reiſ'te damit wirklich ab. Er ging aus der Heimat fort, ohne von ſeinem Vater Abſchied genommen zu haben. Dieſer ſchlug ihm erleichtert ein Kreuz nach und war froh, den einzigen Menſchen in der Welt, unter deſſen ernſten, kalten Blicken er ſich ſeit je unbehaglich fühlte, los zu ſein.

Joſeph war lange, lange fort, ohne daß er eine Zeile herüberſchickte, ein Wort von ſich hören ließ. Leonore war in tödtlicher Angſt um ihn. Und wie ſollte ſie auch nicht? Ein Kaufmann hatte noch nie in einem Baron von Windſchrot geſteckt, und wie ſollte der hochfahrende, trotzige Joſeph das rechte Holz ſein, einen Speculanten daraus zu ſchnitzen? Und dann dies Batavia mit ſeinem mörderiſchen Klima! Und Joſeph mit ſeinem reizbaren, händelſüchtigen Naturell! Sie konnte nicht an ihn denken, ohne daß ihre Augen ſich mit Thränen füllten. Und wie oft dachte ſie an ihn!

Kurz nach Joſeph's Abreiſe war es, daß, wie wir oben berichteten, der Vater ſich nach Mainz begeben. Auch von ihm hörte ſie kaum etwas, höchſtens einen kurzen Gruß, der in ſeinen Briefen an den Verwalter als Nachſchrift eine juſt übrig gebliebene weiße Stelle des Papiers füllte. Deſto mehr hörte ſie von ſeinen Gläubigern, welche endlich gerichtlich einſchritten und ſein Gut zum Verkaufe ausbieten ließen, während er ſelbſt ſich ſorglos den Heiterkeiten der Carmagnole und den luſtigen Tönen jenes kräftigen „Ça ira“ hingab, das ſeine verdammten Philiſter von Standesgenoſſen, die ihn zu meiden und zu verachten gewagt hatten, mit ſo vielem Nachdruck an die Laterne verwünſchte.

Das Gut Windſchrot wurde für eine ſehr geringe Summe vom Kurfürſten von Trier angekauft, der daraus ein Familienfideicommiß für einen Neffen zu ſtiften vorhatte; der bisherige Verwalter des Barons wurde in kurfürſtlichen Dienſt genommen und die Beſitzung der Oberaufſicht des nächſten kurtrier'ſchen Stiftskellnereivorſtandes und Landrentenmeiſters übergeben.

Und Leonore? Was ſollte nun aus Leonore werden? Die alte Tante war zu hohen Jahren gekommen und hatte keinen Platz für ſie in ihrem Stifte. Wie ſo viel Menſchen hatte ſie, gleich einem zunehmenden Baume, mit jedem Jahre einen ſtärkeren Ring angeſetzt — von Egoismus und Kälte. Sie hatte nicht Luſt, in einem anmuthigen jungen Weſen einen Spiegel ihrer verſchwundenen Glanzzeit ſich Tag für Tag gegenüber ſitzen zu ſehen! — Andere Verwandte, mit denen die Familie in freundlichen Beziehungen geſtanden hätte, waren nicht da. Bis ein paſſendes Unterkommen gefunden, mußte Leonore mithin auf dem Gute bleiben, geſchützt von der Großmuth des treuen Verwalters, der ihr vom Landrentenmeiſter die Vergünſtigung erwirkte, bis auf Weiteres unter dem verlaſſenen Dache ihrer Ahnen ein kleines Stübchen bewohnen zu dürfen.

In dem gänzlichen Ruin ihrer Familie mußte jetzt für Leonore der einzige Troſt liegen, wenn ſie an Joſeph's Untergang dachte. Der Himmel hat ihm erſpart, dieſe Demüthigung zu erleiden, ſagte ſie ſich; er hat es nicht erleben ſollen, ſeinen Vater in den Reihen rebelliſcher Thoren und den Herd ſeiner Vorfahren, die Heimat eines ritterlichen Geſchlechts, in fremden Händen zu ſehen. Es iſt gut, daß ſein Auge ſich geſchloſſen, ehe der Schild, auf dem nie ein Flecken gehaftet hat, von ſeiner ſtolzen Stelle am Giebel unſeres Schloſſes niedergeworfen und zertrümmert wurde!

Je ärmer und verlaſſener Leonore geworden, deſto höher war ihr Adelſtolz gewachſen — es war ihr letztes Beſitzthum, das einzige, was ſie aus dem Schiffbruch retten konnte.

In dieſer Lage befand ſich Leonore, als ſie im Laufe einer und derſelben Woche drei Nachrichten erhielt, von denen eine immer erſchütternder auf ſie wirkte, als die andere. Ein Brief der Tante meldete ihr, daß eine reiche ältliche Dame ohne Kinder ſie als Geſellſchafterin zu ſich nehmen wolle, ſobald ſie von der Badereiſe zurückgekommen, welche ſie anzutreten beabſichtige. Es war alſo vom Schickſale unwiderruflich beſchloſſen — Leonore ſollte das Brod der Dienſtbarkeit eſſen! — Wie viel Andere hätten bei einer ſolchen Lage in der Nachricht eine Botſchaft des Glücks geſehen: Leonoren war es eine demüthigende Hiobspoſt. Das Unglück weckt das Selbſtbewußtſein, und doch führt es dann immer einen Schlag nach dem andern wider dieſes Selbſtbewußtſein, als verfolge es in ſeinem eigenen Kinde eine empöreriſche Macht, die es nicht dulden wolle und völlig zernichten müſſe. Dies iſt das Geheimniß jedes Kampfes zwiſchen dem Individuum und der dämoniſchen Macht, welche wir Unglück nennen. Das Sprichwort deutet ſeine Ahnung davon mit den Worten an: Ein Unglück kommt nie allein. Die Praxis des Lebens ſcheint dieſe Ahnung in noch ſtärkerem Maße zu beſitzen. Man erbarmt ſich nur des Unglücklichen, der in Sack und Aſche einhergeht. Wer das Unglück verbirgt und ſtolzer Stirne, lächelnden Mundes duldet, den meidet man, und die Menſchen ſchmähen ihn. Man ſcheint zu ahnen, daß ihm tiefere Demüthigungen noch bevorſtehen, daß er ſie ſelbſt auf ſich herabbeſchwört! Oder zürnen wir ihm, daß er uns einen ſtillen phariſäiſchen Triumph', den wir hofften, nicht gönnen will?

Der zweite Schlag, der Leonoren traf, als es ihr kaum gelungen, von dem erſten ſich zu erholen und ihr gekränktes Selbſtbewußtſein auszuheilen, war in einem Briefe ihres Vaters enthalten. Er ſchrieb ihr, daß er gefangen, ſchrieb aus ſeinem Gefängniſſe — der Brief enthielt ſonſt nicht viel Anderes als Schmähungen auf den tyranniſchen Fürſten, der ihn gefangen halten laſſe und ſich ſeiner Güter bemächtigt habe — Baron Windſchrot, ſchien es, war überzeugt, er ſei das unglückliche Opfer eines teufliſchen Complotts, das ihn um ſeine Habe und ſeine Freiheit gebracht. Zum Schluſſe verlangte er von Leonoren eine Menge Sachen und Gegenſtände, von denen ſie nicht ein Zehntel ihm zu verſchaffen im Stande war.

Die dritte, vollſtändig überwältigende Nachricht, welche das arme Mädchen erhielt, kam in einem Briefe an, der das Poſtzeichen Amſterdam trug. Es war die Hand ihres Bruders, die dieſen Brief geſchrieben hatte. Alles Blut ſtrömte zu ihrem Herzen zurück, als er ihr übergeben wurde. Sie wollte einen Freudenſchrei ausſtoßen — der Athem fehlte ihr. Ihre Knie zitterten, ſie mußte den Brief eine Viertelſtunde lang in den Händen halten, an die Bruſt drücken, mit ihm im Zimmer auf- und ablaufen — endlich wurde es klar vor ihren Augen; — ſie las — ſie las Freude, Jubel und — Schrecken aus dem Briefe! Und doch war ſein Inhalt von Anfang bis zu Ende nur eine Freudenbotſchaft. Joſeph war glücklich nach Batavia gekommen. In der Hauptſtadt hatten ſich freilich bald ſeine Hoffnungen auf indiſche Reichthümer bedeutend herabgeſtimmt, nach einigen Monaten waren ſie ſogar vollſtändig zu Waſſer geworden. Im Begriff, ſich um die Stelle eines Correſpondenten in einem Handlungshauſe zu bewerben, hatten ihn ſeine Empfehlungsbriefe in das Haus eines Handelsherrn geführt, der damit beſchäftigt war, ſeine Reichthümer aus den Unternehmungen, die ſie ihm erworben, zurückzuziehen, um nach Europa heimzukehren und in Amſterdam das Leben eines Nabobs zu führen. Mynheer und Myjuffrow hatten eine Tochter — ein ſchönes, gutes, natürlich ſehr verwöhntes Mädchen; Joſeph hatte ihr den Hof gemacht, er hatte um ſie geworben und in der That ihre Hand erhalten — er, der arme Glücksjäger! Hatte die Leidenſchaft die unermeßliche Kluft zwiſchen ihm und dem Manne von ſo und ſo viel Tonnen Goldes ausgefüllt? Bewahre — wie hätten die milden, anſtändigen Regungen in der Bruſt der jungen Holländerin einen ſo fürchterlichen Namen verdient! Es war etwas Anderes, das für Joſeph ſprach — es war ein tönendes Wort, das allen Goldklang der Welt aufwog — und man kann dreiſt annehmen, daß Joſeph keine Gelegenheit verabſäumt hatte, dieſes Wort voll und kräftig tönen zu laſſen:

Er hieß Baron!

In Batavia war der alte Holländer mit ſeinen Plantagen, ſeinen Schiffen, ſeinen Hunderten von Sklaven, über deren Tod und Leben er Gewalt hatte, ein Fürſt. In Europa gab er ſeine Tochter hin um den Namen: gnädige Frau.

Joſeph hatte ſich in Batavia möglichſt ſchnell trauen laſſen, die Familie hatte jetzt glücklich Amſterdam erreicht, und während die Schwiegereltern mit der Einrichtung eines eben erſtandenen großen Hauſes beſchäftigt waren, ſollte Joſeph mit ſeiner jungen Frau ſein Stammgut beſuchen. Dann nach kurzem Aufenthalt ſollten ſie zurückkehren und bis zum Tode der Schwiegereltern bei ihnen in Amſterdam wohnen, da dieſe es zur Bedingung im Ehecontracte gemacht, daß die einzige Tochter ſich nicht von ihnen trenne. „Ich ſehne mich danach“, ſchrieb Joſeph, „aus der Atmoſphäre dieſer Geldmenſchen fortzukommen und auf meinem

Stammſchloß die reine Luſt zu athmen, welche meinem durch dieſe Verbindung gedemüthigten Herzen wohl thun wird. Inmitten meiner einſtigen Gutsunterthanen will ich fühlen, daß ich trotz der Frau an meiner Seite, mit ihrem lächerlichen Butterquirl im Signet, der Sohn und Erbe meiner Väter bin. Meine gute Frau iſt geſpannt auf meine Heimat. Sich als Frau von Windſchrot auf ihren Gütern zu ſehen, macht ſeit Monaten das Ziel ihrer liebſten Träumereien aus. Du kannſt dir denken, liebe Leonore, daß ich in meinen Schilderungen meinem Herkommen und meinem Vaterhauſe kein Unrecht gethan habe. Darum bitte ich, meine theure Schweſter, biete Alles auf, was in deiner Macht ſteht, um meine Schilderungen nicht Lügen ſtrafen zu laſſen. Meine Frau iſt verwöhnt. Darum ſieh zunächſt vor allen Dingen nach der Einrichtung der Zimmer, welche du uns anweiſeſt. Ich denke, die Reihe Gemächer nach dem Baumgarten hinaus, welche der Rittmeiſter bewohnte, iſt am paſſendſten. Oder haben ſeine Eſſenzen und Kochereien die blaue Tapete des Vorſaals zu ſehr ruinirt? Laß die Bauern aufbieten, ſie mögen immerhin einige Frohntage auf das folgende Dienſtjahr voraus leiſten. Es iſt durchaus nöthig, daß der Garten in vollſtändige Ordnung gebracht werde, daß man den Weg in der großen Allee fahrbar mache, und vor allen Dingen, daß der Schloßgraben ausgeſchlammt und das Schilf, welches ſchon während meiner Anweſenheit ihn ganz ausfüllte, daraus entfernt werde.

„An den Vater ſchreibe ich nicht. Bereite ihn auf meine Ankunft vor. Ich überlaſſe es ihm ſelbſt, ob er dem Sohne, der einſt mit ſeinen Tonnen Goldes wird intercediren müſſen, um die Löcher zu ſtopfen, die ſein unbegreiflicher Leichtſinn aufgeriſſen, ein freundliches Geſicht machen will! Adieu, Theuere, auf Wiederſehn. Allen Berechnungen nach werden wir am 14. Abends bei Euch eintreffen. Dein treuer Bruder Joſeph."

Leonoren fiel das Blatt aus den Händen, als ſie es mit Mühe bis zu Ende geleſen. Sie war in einen wahren Sturm von Aufregung verſetzt. Die Freude über ſein Leben, ſein Glück: der Kummer, daß nicht ein Wort der Liebe für ſie im ganzen Briefe ſtand; die Eiferſucht auf eine junge ſchöne Frau, die keine Stelle in ſeinem Herzen ihr übrig gelaſſen zu haben ſchien: endlich, alles Andere niederdrückend, die Angſt, die unſägliche Angſt, vor dem Wiederſehen und der Enttäuſchung, die es für den Nichts ahnenden Bruder haben mußte — das Alles wirbelte in ihrem armen Kopfe durcheinander.

Je mehr aber Leonore ſich zu klarer Beſinnung und unbefangenem Ueberblick ihrer Lage aus dem Sturm und Drang ihrer erſten Empfindungen emporarbeitete, deſto feſter bildete ſich ein Entſchluß in ihr aus, deſto feierlicher gelobte ſie ſich, Alles aufzubieten, um dieſen Entſchluß durchzuführen.

Joſeph und ſeine junge Frau ſollten Nichts erfahren von der wahren Lage, worin ihr Vater, ihr

Erbgut, worin Leonore ſelbſt ſich befand. Der Holländerin ſollten dieſe Verhältniſſe auf ewig, dem Bruder ſo lange es irgend möglich verborgen bleiben.

Der arme Bruder! Zur Rettung ſeines Stammguts, zur Bewahrung des ehrenvollen Ranges, den ihm dies Beſitzthum unter der Ritterſchaft des Landes gab, zur Erhaltung der Ehre ſeines Namens hatte er ſoviel geopfert: er hatte Gefahren und Tod getrotzt, war übers weite Meer deßhalb gezogen, er hatte ſeinen Adel verleugnet und Knechtsdienſte im Hauſe eines grauſamen Herrn, des Mammon, geſucht; er hatte ſich erniedrigt, ſo tief, daß er den Bund mit der Tochter eines Kaufmanns als ein Glück betrachten mußte. Und jetzt, wo er heimkehrte, um an dem Herde ſeiner Ahnen, unter den Erinnerungen und Traditionen hoher Stammesehre ſeinen gerechten Stolz von ſo viel Wunden heilen zu laſſen, ſollte Leonore ihm das Thor dieſer Heimat mit einer Hiobspoſt ſchließen? Er ſollte nach ſolchen Opfern den Vater im Gefängniſſe, ſeinen Namen durch eine Schmach gebrandmarkt finden?

Und dann die junge Frau! und ihre Eltern! Joſeph war in ihren Augen verloren, wenn ſie die Wahrheit erführen. Die Tochter des Kaufmanns, dieſe geldſtolzen Holländer plebejen Herkommens — Herr im Himmel, was würden ſie ſagen! Es handelte ſich darum, ob Joſeph in ihren Augen der Baron Windſchrot mit aller der vornehmen Herrlichkeit, die er gewiß beredten Mundes zu ſchildern gewußt hatte, oder ob er ein Schwindler und Betrüger ſein ſollte. Da war kein Mittelding denkbar — in den Augen ſolcher Menſchen wenigſtens.

Leonore ging lange mit ſich zu Rathe. Dann rief ſie ihre treue Gertrude herbei. Gertrude war die Tochter der Kammerfrau ihrer Mutter; ſie war Leonoren ergeben mit Leib und Seele; ihr konnte die Hälfte der Aufgabe anvertraut werden. Als ihr Leonore ihren Plan mitgetheilt hatte, ſchüttelte ſie anfangs muthlos den Kopf. Als aber das Fräulein ihren feſten Willen ausdrückte, der keinen Widerſpruch duldete, ſchien ſie nach und nach Zuverſicht und Luſt zu bekommen. Sie entwickelte endlich noch obendrein eine gewiſſe zofenhafte Erfindungsgabe, die ſich höchſt nützlich bewies, und hatte Einfälle, welche ihrer Herrin zu wahrem Troſte gereichten.

Das Haus ſieht fürchterlich aus, das iſt wahr, ſagte ſie — aber wer weiß, ob die junge Frau nicht äußerſt kurzſichtig iſt!

Wenn das wäre — verſetzte Leonore ungläubig.

Und wenn Sie fürchten, daß irgend Jemand den Verräther ſpiele — ſo denken Sie nicht, daß ſie eine Holländerin iſt, mit der Niemand hier ſich unterhalten kann. Vielleicht ſpricht ſie gar nur batavianiſch, und obwohl ich nie von der Sprache habe reden hören, ſo will ich darauf wetten, daß keine Chriſtenſeele daraus klug wird!

Leonore mußte lächeln trotz ihrer Sorge.

Es wird gehen, es wird ganz vortrefflich gehen, fuhr Gertrude fort, die immer mehr Vergnügen an der Sache fand; — wann hätte auch eine Zofe nicht Vergnügen an einer unſchuldigen Verſtellung, an einer kleinen unſchädlichen Betrügerei, an einer ſolchen Komödie, wie Gertrude es nannte, gefunden? Es lag ſogar für Leonoren etwas von einem geheimen Reize in der Sache!

Ueberlegen wir — entwerfen wir zuerſt einen feſten Plan, ſagte Leonore. Mein Zimmer muß ihnen als Schlafgemach eingeräumt werden. Der blaue Salon iſt zum Wohnzimmer am tauglichſten. Zuerſt ſind der Pfarrer und der Verwalter zu bewegen, daß ſie die nöthigen Meubel, Leinen und das Porcellanſervice herleihen, welche ſie bei der Verſteigerung erſtanden haben; der Pfarrer macht mir keine Sorge, er iſt mein väterlicher Freund — aber der Verwalter —

Der macht nun gerade *mir* keine Sorge, fiel Gertrud mit verſchmitztem Lächeln ein.

Auf ihn wird ein großer, großer Teil der Arbeit fallen. Er wird den Garten ordnen laſſen müſſen, er wird uns Küche und Keller und Michkammer zur Verfügung ſtellen müſſen; und was das Schlimmſte, er wird uns zu Liebe lügen und ſich als Diener meines Bruders in deſſen Befehle fügen müſſen — wenn auch nur ſcheinbar —

Ich ſtehe für ihn, ſagte Gertrude zuverſichtlich.

Ich möchte wiſſen, welchen Zauberſpruch du für ihn haſt. Er liebte meinen Bruder nicht.

Freilich — wenn man den gnädigen Junker früher mehr geliebt hätte, dann —

Ja, dann! ſagte Leonore ſeufzend.

Aber liebt, verehrt man Sie nicht deſto mehr, Fräulein? Und da Sie unglücklich ſind — und doch bisher zu ſtolz, irgend Jemanden um eine Hülfe anzugehen — die armen Leute im Dorfe ließen gern ihr Leben für Sie! Glauben Sie mir, Alles wird gut gehen.

Der Verwalter wird vielleicht die beſten Verſprechungen geben; er wird es einen Tag lang aushalten, wieder den Diener zu machen, nachdem er ſo lange ſchon den Herrn hier im Hauſe geſpielt: aber ein unfreundliches Wort meines Bruders — mein Bruder iſt ſo heftig — ein Befehl, den er auf der Stelle ausführen ſoll und den er doch nicht ausführen darf — und Alles iſt verloren! Und du, Gertrude — glaubſt du, ich wüßte nicht, daß der Verwalter dir ſo wenig hold iſt, wie irgend ein Mann einem Mädchen, das ihn ausgeſchlagen hat?

Gertrude erröthete: nun, wenn er nicht anders will, dann — dann heirathe ich ihn trotz ſeiner fünf greulichen Buben.

Gertrude — das wollteſt du thun? — Leonore ergriff die Hand ihrer Dienerin; dann fuhr ſie erleichterten Herzens fort: Nun, dann friſch ans Werk! mit einer kleinen Summe Geld hat mich neulich die Tante verſehen; wenn wir über die erſten Tage nur fort ſind — dann kann ich mir von meinem Bruder geben laſſen. Reich' mir den Hut und mein Tuch. Ich will zum Pfarrer gehen.

Und ich, ſagte Gertrude, indem ſie die ſchönen Schultern ihrer Herrin mit einem dunkeln Shawl umhüllte — ich ſehe dort im Hofe das kleine Scheuſal von Verwaltersſöhnchen eine Katze mit Steinwürfen verfolgen. Ich will es auf den Arm nehmen, und ſo, glauben Sie mir, Fräulein, daß ich beim Papa etwas ausrichte?

Sie ſprang lachend zur Thür hinaus. Leonore folgte ihr und ſchlug gedankenvoll den Weg zum Pfarrhauſe ein, das unten am Ufer des Flußes mitten unter einem Dutzend ärmlicher Strohhütten lag.

## III.

Der Dreizehnte war da, der Vorabend des Tages an welchem Joſeph kommen ſollte.

Das Haus war geſcheuert, die alten wettergebrannten Scheiben waren gewaſchen, die Thürſchlöſſer abgeſeiſt, — Gertrude ſchien wie eine wahre kleine Nixe nur noch im Waſſer zu leben, und wie eine Nixe hatte ſie ſich getummelt. Leonore unterdeß hatte geordnet, Vorhänge aufgeſteckt, die Rococo-Meubel, welche

Pfarrer und Verwalter wieder an ihre alten Plätze geſandt, abgeſtäubt und gerückt und ausgebeſſert. Der Jude im Dorfe, der den Schlächter machte, hatte eine Kuh ums Leben gebracht, von deren außerordentlichen Verdienſten er Wunderdinge verſprach — ſie mußte mindeſtens ſo ſaftig ſein, wie die Götterkuh Waſiſchta's, und alles Ochſenfleiſch der Welt ſchlagen. Der Verwalter hatte Alles — Alles hergegeben, was er beſaß — ein wahres Glück, daß ſeine Frau todt war: der Pfarrer hatte endlich nicht nur, gerührt über Leonorens ſchweſterliche Liebe, ſeinen Wein hergegeben, ſondern auch den Schulmeiſter über Verwendung der Dorfjugend zur Herſtellung einer Ehrenpforte aus Laubgehängen und Cyanenkränzen inſtruirt.

Leonore erhob ſich am Tage vor der erwarteten Ankunft ihres Bruders mit dem Früheſten. Ihre treue Gertrude war bald neben ihr. Sie durchwandelten zuſammen die Zimmer. Sie konnten ſich nicht den Eindruck verhehlen, den dieſe Räume machten; Helle und ſpiegelblanke Reinheit kämpften darin nur ſtellenweiſe mit Erfolg gegen die kalte Oede, das Verkommenſein, welches ſo lange darin geherrſcht. Die Fremdenzimmer dagegen waren, wenn auch weit von allem Luxus entfernt, doch anſtändig, ja behaglich und ohne auffallenden Verſtoß gegen den guten Geſchmack eingerichtet.

Gott gebe unſerer Holländerin ein verliebtes Herz — ich möchte ſie ſo recht bis über die Ohren verliebt wiſſen, ſagte Gertrude ſeufzend. Dann wird ſie Alles ſchön finden im Hauſe ihres jungen Mannes.

Sie waren in die Küche gekommen und muſterten ihre Vorräthe.

Welch ein Glück, daß uns der Pfarrer den guten ſchwarzen Peccothee von ſeinem Collegen in Trarbach verſchaffen konnte.

Wenn er nur reicht: die Holländer ſollen furchtbar viel Thee trinken!

Und Käſe eſſen, ſagte Leonore, plötzlich erſchrocken ſtehen bleibend.

Das iſt fürchterlich — Käſe iſt nicht da — aber die Magd des Verwalters hat einige Handkäſe oben auf der Hürde vor dem Giebelfenſter zum Trocknen ausgelegt —

Es iſt unmöglich, ihn aufzutiſchen, geſetzt auch, er wäre fertig! Du mußt mit dem Verwalter darüber reden, Gertrude!

Und was ſetzen wir ihnen morgen Abend nach der Ankunft vor? ein Souper ohne Fleiſch? Wir können doch nicht gleich mit der famoſen Kuh Schmuel's des Juden beginnen — ich fürchte, ſie wird ohnehin noch oft genug an die Reihe kommen!

Du haſt recht, Gertrude: wir müßten Wildpret haben. Du mußt mit dem Verwalter darüber reden.

Gertrude hatte bis jetzt alle derartigen Anweiſungen auf den Verwalter ſchweigend angenommen; auch hatte dieſer es mit ſeltener Unermüdlichkeit an Rath und

That nicht fehlen laſſen. Wie weit Gertrude dafür ſich mit ihrer friſchen, jungen Perſönlichkeit verſtrickt und vorgewagt hatte, das ſcheute Leonore ſich zu unterſuchen. Sie fühlte ſich dem Mädchen tief verpflichtet: aber das Opfer, welches dieſe ihr bracht[illegible] nahm ſie ohne Bedenken an.

Jetzt aber proteſtirte Gertrude. Wildpret, das iſt nicht möglich! Glauben Sie, daß ich nicht ſchon längſt daran gedacht? Aber die Jagd iſt dem Verwalter unterſagt, und zum Wilddieben, dazu bringe ich ihn nicht! Auch iſt ein neuer Förſter oben im Jägerhauſe eingezogen, der furchtbar ſtrenge ſein ſoll — die Waldungen und das Gehege hier ſind ihm ausſchließlich untergeben worden, ſeitdem der Kurfürſt das Gut gekauft — nein, Wild bekommen wir nicht!

Nicht? ſagte Leonore ſtolz — ich ſoll nicht einen elenden Haſen oder ein paar Hühner mehr bekommen können aus dem Revier, in welchem Jahrhunderte lang die Hifthörner der Windſchrot getönt haben?

Gertrude ſchüttelte den Kopf.

Ich will doch ſehen, wer es mir wehrt, wenn ich ſie ſelber ſchieße!

Es käme auf die Probe an, lachte Gertrude.

Und die will ich machen!

Leonore hatte früher an kleinen Jagdſtreifereien ihres Bruders nicht ſelten Theil genommen. Sie ſchoß ihre Vogelflinte ſo ſicher und ruhig ab, wie nur je irgend ein reſolutes Landfräulein. Weßhalb ſollte ſie, was ſie zum Scherz gelernt, nicht einmal im Ernſte anwenden? Eine Vogelflinte und ein paar verſchoſſene Jagdcoſtüme für Frauen befanden ſich in einer Bodenkammer. Gertrude mußte ſie herunterholen, vom Verwalter Pulver und Schrot ſchaffen, und dann begannen die beiden Mädchen, in halbem Männercoſtüme, ihren Jagdzug, der zwei blutjungen Repphühnern und einem Haſenjünglinge in der zarteſten Blüte ſeines Alters das Leben koſten ſollte.

Unglücklicherweiſe war der neue Förſter Wilddieben auf der Fährte, und wir ſahen, wie nahe die kühne Unternehmung Leonorens an einem höchſt unangenehmen Ausgang vorüberſtreifte. Hätte nicht der Bauernhof, das Eigenthum eines früheren Gutsunterthanen der Windſchrot, auf ihrem Wege gelegen und eine verſchwiegene Zuflucht geboten, in der Jagdkleider und Waffe abgeworfen und verborgen werden konnten — wer weiß, ob der junge Forſtmann jene ritterliche und rückſichtsvolle Höflichkeit bewieſen, für welche Leonore ihm ſo viel Dank wußte?

Als ſie von der Jagd heimgekehrt, dachte Leonore mit einem ſeltſamen, nicht leicht zu erklärenden Gefühle an den Förſter. Sie war vor ihm geflohen; er hatte ihr kleines Vergehen durchſchaut, ſie beſchämt. Eine ſolche Verlegenheit giebt einem Manne immer einen gewiſſen Vortheil über ein weibliches Weſen. Es iſt ein Anfang von gegenſeitigen Beziehungen da, wie ſie vielleicht eine lange Bekanntſchaft nicht gegeben hätte.

Der Menſch, vor dem man erröthete, iſt eine Geſtalt, welche in unſern Augen eine unbeſtrittene Wichtigkeit annimmt. Auf der einen Seite das Beſtreben, zu beweiſen, man wolle aus ſeiner günſtigen Stellung keinen unedeln Vortheil ziehen; auf der andern Seite der dringende Wunſch, darzuthun, man habe eigentlich gar keinen Grund zur Verlegenheit gehabt — das führt zuſammen, das bringt eine Intimität hervor, die für das Gemüth oft von den entſchiedenſten Folgen iſt!

Je mehr Leonore über den Forſtmann nachdachte, deſto vortheilhaftere Züge nahm ſein Bild an, deſto peinlicher fühlte ſie ihre Situation ihm gegenüber. Aber auch ein Aufwallen gekränkten Stolzes kochte in der Seele des Edelfräuleins empor — ungeduldig verwünſchte ſie, zum erſten Male im Leben, ihre ganze erbarmenswerthe Lage, welche ſie ſo lange mit reſignirter Sanſtmuth ertragen. Sie hätte vieles darum gegeben, hätte ſie eine Schuld an dem Menſchen gefunden, vor dem ſie ſich gedemüthigt fühlte, um auf ihn die Verwünſchungen zu häufen, in welchen ihr übervolles gekränktes Herz eine Erleichterung zu finden hoffte. Aber ſie vermochte es nicht, und hülflos, niedergeſchlagen, tiefbetrübt fand ſie endlich keine andere Zuflucht, als bei der ultima ratio der Frauen.

Leonore verbarg das Geſicht in den Kiſſen ihres Sopha's und weinte, bis ſie, körperlich und geiſtig erſchöpft, eingeſchlummert war.

## IV.

Als Gertrude am andern Morgen früh in der Küche beſchäftigt war, hörte ſie ein leiſes Klopfen am Fenſter. Sie ſchrak zuſammen, denn ſie erwartete beim Aufſehen den Kopf des Verwalters zu erblicken, dem ſie nun einmal bonne mine machen mußte, obwohl ihr das Spiel ſeiner Züge bei ſolchen Begrüßungen ein recht mauvais jeu ſchien. Aber es war ein ganz anderes Geſicht, das ſich in dieſem Augenblicke eine breite und höchſt kurzweilig gedrechſelte Naſe an der Fenſterſcheibe platt drückte — ein rundes rothes Menſchenantlitz mit Pockennarben und fuchſigem Stoppelbärtlein, und kleinen, kugelrunden, hervortretenden Augen, die aus der Wirrniß dieſer verwickelten Züge ſo klar und hell hervorguckten, wie ein paar Eidechſenäuglein aus einem Büſchel Thymian und Moosranken.

Gertrude ſtieß einen leiſen Schrei der Ueberraſchung aus. Der Mann nahm ein dreieckiges Hütlein vom grauen Kopfe, an dem ein kurzer Zopf baumelte, und rief durch die Scheiben:

Oeffne Sie, Jungfer, bitte, öffne Sie einmal!

Als Gertrude öffnete, bückte er ſich, hob eine Laſt empor, und gleich darauf ſchoß ein todter Rehbock durch das Fenſter und fiel ſchwer auf den Anrichtetiſch, der unter demſelben ſtand.

Was iſt das, was ſoll das?

Das iſt ein Rehbock, lächelte der Mann mit einem gutmüthigen Kopfnicken.

Von wem — wer ſeid Ihr — wie kommt der Bock hierhin?

Was fragt Sie — Sie ſieht es ja, er läuft Ihr in die Küche!

Aber — um Gottes willen —

Frag' Sie doch nicht — ſo was iſt ſchon mehr geſchehen. Den Mönchen von Corvey liefen alle Jahr zu Sanct Veit zwei Hirſche in die Küche. Zu Ihr kommt ein Rehbock. Weßhalb nicht — iſt Sie nicht eben ſo viel Ehre werth, wie ein Mönch? Sie iſt ein nettes, reinliches Mädel. Sie wäre mir lieber, als alle Mönche in der Welt. Adieu — auf Wiederſehn!

Der ſeltſame Menſch nickte wieder mit dem Kopfe, lachte Gertruden ganz ungenirt ins Geſicht, und dann ſchoß er mit poſſierlichen Sprüngen davon.

Das muß ein alter Familienkobold ſein, der ſich in Zeiten der Noth ſehen läßt! ſagte Gertrude, und dann ſprang ſie die Treppe hinauf zu ihrer Herrin, um ihr mit freudeſtrahlendem Geſicht die Vermehrung ihrer Vorräthe zu melden.

Leonore erſchrak faſt mehr darüber, als ſie ſich freute. Sie ahnte, woher das Geſchenk komme, und es war ihr, als wenn eine Demüthigung darin liege.

Die Stunden des Tages verfloſſen raſch. Leonore hatte noch ſo unendlich Vieles zu thun. Sie wußte bald nicht mehr, wo ihr der Kopf ſtand. Eine wahre

Wohlthat war es ihr, in all der Haſt und Beängſtigung die Theilnahme zu bemerken, welche von allen Seiten ſtrebte, ihre Aufgabe zu erleichtern. Der Pfarrherr hatte ihr aus freiem Antriebe ſeine Köchin geſendet, um Gertruden beizuſtehen, die ſich ſchon rathlos abgeängſtigt hatte, wie ſie dem Reh beikommen ſollte. Auch wurde Leonore nach und nach ganz keck. Sie, die zuvor keine Blume abzubrechen gewagt hatte, holte einen ganzen mächtigen Strauß aus dem Garten, das Zimmer der Schwägerin damit zu ſchmücken; als ob die Vergangenheit nichts denn ein böſer Traum, fühlte ſie ſich wieder die Herrin in ihrem Hauſe, und mit den Worten: Es iſt gut nun — gefällt es der Holländerin noch nicht, ſo mag ſie heimkehren! ſetzte ſie ſich nieder, um ſich von Gertruden friſiren und zum Empfang der Gäſte kleiden zu laſſen.

Es war beinahe Dämmerung geworden, als ein mit drei Poſtkleppern beſpannter Reiſewagen ſich dem Herrenhauſe von Windſchrot nahte. Der Verwalter und der Pfarrer ſtanden am Thorwege, den die Schuljugend mit einem Ehrenbogen bekrönt hatte, und dieſe ſelbe kleine Garde, die ſich heute mit Verdienſt bedecken zu wollen ſchien, ordnete ſich unter der heftigen Leitung des höchſt aufgeregten, ganz aus dem Gleichgewicht gekommenen Schulmeiſters zu einem Sängerchor, welcher nun ein frommes Lied zur Verherrlichung Deſſen, der ſie erſchaffen, anſtimmte — unbekümmert darum, ob die Mitwelt in das unbedingte Lob dieſer That einſtimmen werde oder nicht. In dem Thurme der Dorfkirche erklangen die Glocken.

Leonore, die eben an den Männern vorüber eilen wollte, ihrem Bruder entgegen, drückte dem Pfarrer warm die Hand.

Was wollen Sie, Fräulein — es iſt ja doch der Sohn unſerer alten Gutsherrſchaft, ſagte der freundliche alte Herr mit Rührung. Das vergeſſen wir nicht, Sie ſehen es, mag geſchehen ſein, was da will!

Nun kann ſie doch zufrieden ſein, dieſe unverſchämte kleine Holländerin, ſagte Gertrude, welche einen wahren Widerwillen gegen die erwartete junge Frau gefaßt hatte, der in demſelben Maße zunahm, wie die Laſt der Arbeit, welcher Gertrude ſich ihretwegen unterziehen mußte: die Glocken hat doch ſicherlich noch Niemand ihr zu Ehren läuten laſſen!

Der Wagen bog in die Allee ein — er kam raſch näher — Leonore hatte ihn erreicht — ihr Bruder ſprang heraus und umarmte ſie. Er war ſo braun und bärtig geworden, daß ſie ihn kaum wiedererkannte. Sehr raſch entzog er ſich ihrer Umarmung.

Leonore, meine liebe Schweſter, wie geht es dir? ſagte er: hier iſt meine Frau — meine Schweſter Leonore, Frau!

Man hätte Leonoren eine halbe Welt bieten können — ſie hätte kein Wort hervorgebracht, ſo bewegt, ſo erſchüttert, ſo athemlos war ſie. Sie warf ſich der Dame, die leicht und anmuthig aus dem Wagen ſchlüpfte, voll inniger Rührung in die Arme. Dieſe bot ihr mit graziöſem Lächeln die Wange zum Kuſſe, und dann entzog ſie ſich ihr und nahm den Arm ihres Mannes.

Wo iſt mein Vater, Leonore — er wird uns am Schloßthore erwarten — nicht wahr?

Der Vater iſt — Leonore ſchöpfte tief Athem, und hätte ihr flammendes Geſicht noch röther werden können, es wäre ſo geworden — der Vater iſt nicht da — er iſt abweſend — er iſt —

Abweſend?

Deine Frau muß verzeihen. Er iſt in Trier — es iſt ihm unmöglich, hier zu ſein!

Chriſtine, wandte ſich Joſeph raſch zu ſeiner Frau, mein Vater läßt ſich bei dir entſchuldigen — er iſt beim Kurfürſten in Trier — der Kurfürſt kann ihn keinen Augenblick entbehren — es iſt in dringenden Geſchäften, Chriſtine.

O! ſagte die junge Frau mit einiger Verwunderung.

Es iſt ſehr unangenehm, fuhr Joſeph fort — der Vater hat ſicherlich die Equipage mit ſich genommen!

Leonore ſchwieg.

Chriſtine, mein Vater hat die Equipage und alle Dienerſchaft mit ſich genommen, Kutſcher, Jäger und Lakaien — du wirſt alſo ſehr nachſichtig ſein müſſen.

O! ſagte die junge Dame.

Man hatte das Hofthor erreicht. Joſeph deutete mit der Hand auf die Gruppe derer, welche ſich hier zum Empfang aufgeſtellt hatten — und zwar mit einer gewiſſen nachläſſigen und unbekümmerten Haltung, als ob ſie damit gegen die Annahme proteſtiren wollten, es ſei ihre Pflicht und Schuldigkeit, ſo dazuſtehen.

Beamte meines Vaters, die Schulkinder, die uns empfangen — ſagte Joſeph zu ſeiner Frau.

Ohne ſie zu begrüßen, ging er an ihnen vorüber.

Der Pfarrer ſah lächelnd den Verwalter an. Dieſer flüſterte ihm eine Verwünſchung nach.

Wäre das Fräulein nicht — ich wollte dich Höflichkeit lehren! murmelte der Verwalter.

Du haſt den Pfarrer und den Verwalter nicht begrüßt, Joſeph, flüſterte Leonore erſchrocken.

Was brauch' ich? — Ich erlaube dir, ſie zu Tiſch zu laden!

Als man das Haus betrat, deſſen Flur mit Blumen beſtreut war, blickte die junge Frau überraſcht die leeren Räume an und dann fragend in das Geſicht ihres Mannes.

Joſeph warf Leonoren einen Zornblick zu. Dieſer ſtockte das Herz darunter.

Lieber Joſeph ſagte ſie leiſe — zürne mir nicht — du weißt, es iſt ſo Vieles verdorben worden — der Vater war in Verlegenheiten — es waren durchaus keine Meubeln mehr da für dieſe Zimmer.

Sie verdoppelte ihre Schritte, um die Gäſte mit ſich fortzuziehen, und eilte die Thüre zu den Gemächern aufzuwerfen, welche zur Aufnahme der Fremden beſtimmt waren. Sie athmete erleichtet auf, als ſie das junge Paar endlich über die Schwelle des wohnlichen, blumengeſchmückten Eckzimmerchens treten ſah. Es lachte ſie wie ein wahres kleines Eldorado an.

Hatteſt du nicht einmal einen Teppich, Leonore? fragte Joſeph verſtimmt.

Soll ich hier ſchlafen? Kann der ſchwere Betthimmel nicht einſtürzen? Ich fürchte mich ſo. Es iſt auch kein Toilettenſpiegel da — ſagte die junge Dame.

Leonore ſtand auf Kohlen.

Du mußt dich für heute Abend begnügen, Chriſtine, ſagte Joſeph etwas barſch. Wir wollen uns morgen einrichten, wie du es wünſcheſt.

Die Dame verlangte nach ihrer Kammerfrau, welche, unterſtützt von Gertruden, Koffer und Cartons aus dem Wagen herbeizuſchleppen begann und dann mit ihrer Gebieterin allein blieb.

Joſeph ſetzte ſich zu ſeiner Schweſter in den blauen Salon. Leonore hatte vor dieſem erſten Alleinſein mit Joſeph eine grenzenloſe Angſt. Sie mußte eine Flut von Fragen erwarten. Und welche Erklärungen ſollte ſie geben? Es war ihr ſeit je unmöglich geweſen, zu lügen. Und nun ſaß ſie mitten in einer großen Lüge feſt — ihr Bruder war obendrein ſo ſchlau und argwöhniſch.

Doch, es ging weit beſſer, als ſie gehofft hatte.

Joſeph glaubte zu ahnen, daß ſein Vater dem Zuſammentreffen mit ihm ausgewichen ſei, und deßhalb beſtand er nicht auf Erklärungen.

Es war merkwürdig, wie wenig er überhaupt fragte: er erzählte nur von ſich, ſeinen Erlebniſſen, ſeiner Frau, ſeinen Schwiegereltern, von ihrem Reichthum, und wenn er dazwiſchen eine Frage über Leonorens Erlebniſſe und Wohlergehen einſtreute, ſo ſchien er die Antwort kaum anzuhören, die Leonore in ihrer Beſcheidenheit dann auch ſo kurz wie möglich machte, um wieder an den Lippen des theuern Bruders zu hängen.

Er ſagte auch kein Wort davon, wie er ſich freue, ſie wiederzuſehen; er hatte kein Wort der Entſchuldigung, daß er ihr alle möglichen Anſtrengungen zugemuthet, das Haus zum Empfange ſeiner Frau herzurichten — kein Wort des Dankes für die unſägliche Mühe, welche er ihr gemacht — aber Leonoren fiel ja auch nicht ein, ſo etwas zu verlangen — nein, ſie wußte ihm Dank, daß er die Zeit nicht vergeude und nur immer von ſich, nur von ſich rede.

Gertrude kam hereingeſtürzt. Sie hatte ſich getummelt, daß ihr die hellen Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden. Sie wollte Rath und Hülfe von Leonoren zur Herrichtung der Tafel. Als Leonore mit ihr auf dem Wege zur Küche war, ſagte ſie:

Um Gottes willen, gnädiges Fräulein — an Eins haben wir nicht gedacht — Eins iſt ſchrecklich, und das iſt die Kammerfrau — die Kammerfrau iſt fürchterlich!

die Kammerfrau iſt ein wahrer Drache. Die flucht und wettert und das Alles in dem abſcheulichen Batavianiſch, das keine Chriſtenſeele verſteht! Sie will ein Zimmer für ſich und nicht bei mir ſchlafen — ſie will ein Bett mit Vorhängen, zu Abend will ſie friſche Schellfiſche eſſen — der Himmel weiß, was ſie Alles will — ich möchte darauf wetten, daß in der ganzen Moſel kein Schellfiſch iſt! Ich will gern auf ein paar Stühlen ſchlafen, aber —

So thu das, gute Gertrude, ſagte Leonore ruhig, und was das Andere angeht, ſo erinnere dich, daß du nicht in meinen Dienſten biſt, um Batavianiſch zu verſtehen!

Das iſt auch wahr — Sie haben ganz Recht — ich will ſie ſchwätzen laſſen — ſagen Sie, gnädiges Fräulein, iſt ſie — Gertrude deutete über die Schulter, iſt ſie etwas kurzſichtig?

Ach nein — ſie ſcheint leider ſehr gute Augen zu haben!

Fatal — das iſt recht albern von ihr, ſagte Gertrude.

Als man zu Tiſche ging, erſchien die junge Frau von Windſchrot in einem koſtbaren Kleide von gelbem Seidendamaſt, der ihre elegante und feine Geſtalt mit ſchweren Falten umrauſchte. Sie war ein zartes, vor Luft und Sonne gehütetes Gebilde, das auch unter der glühenden Zone ihres Geburtslandes den milchweißen Teint der holländiſchen Schönheiten bewahrt hatte. Mitten im verſchwenderiſchеſten Luxus erzogen, war ſie mehr verwöhnt, als gerade anſpruchsvoll, und die Spuren von Dürftigkeit und Leerheit des Hauſes, welche ihrem Auge nicht verborgen bleiben konnten, erregten ihr mehr Verwunderung, als große Unbehaglichkeit, und ließen ſie nur auf einen grenzenloſen Mangel an Bildung und Civiliſation und Lebensart bei den guten Deutſchen ſchließen. Sie ſuchte ſich zu beherrſchen und befriedigt zu ſcheinen — ſchon um ihres Gatten willen, den ſie zu verletzen fürchtete. Doch war ſie freilich an hundert Dinge ſo gewöhnt, daß ſie eine Exiſtenz ohne dieſelben gar nicht begriff, und dieſe Naivetät mußte Leonoren denn oft genug auf die Folter ſpannen.

Der Verwalter und der Pfarrer waren zur Theilnahme am Souper gebeten. Verletzt durch Joſeph's herriſches Benehmen, der in Gegenwart ſeiner Chriſtine den Seigneur herauskehrte, waren ſie ſchweigſam.

Joſeph trug die Koſten der Unterhaltung, wobei es ihm außerordentlich zu ſtatten kam, daß ſeine Frau kein Deutſch und die anderen Anweſenden kein Holländiſch verſtanden. Er beutete dieſen Umſtand mit großem Geſchicke aus. Wenn er einige Worte Deutſch von den Anweſenden gehört, wandte er ſich zu ſeiner Frau und theilte ihr auf Holländiſch mit, welche Berichte über die außerordentlich glänzenden Verhältniſſe, Einkünfte und Vergrößerungen der Baronie Windſchrot er ſoeben von den Beamten empfange: gleich darauf ſchlüpfte über ſeine Lippen wieder das theure heimatliche Deutſch, und er entwarf beredte Schilderungen der ſchwiegerväterlichen Herrlichkeit in Holland und Indien, von denen ſeine Frau kein Wort verſtand. Dieſe wandte ſich am Schluſſe des Soupers mit der Bitte an Leonore, ob ſie ihr nicht eine Zimmerreihe nach vorn hinaus einräumen könne, es müſſe dort eine weit ſchönere Ausſicht auf den Fluß ſich bieten — Leonore erſchrak über dieſe Worte —: Es iſt kein Tiſch und kein Stuhl in den Zimmern nach vorn, der Kalk iſt von den Wänden gefallen, und der Regen tropft durch die Decke, flüſterte ſie ihrem Bruder, der neben ihr ſaß, ins Ohr.

Liebe Chriſtine, ſagte Joſeph mit großer Gemüthsruhe, nach vorn hinaus ſind die Empfang- und Wohnzimmer des Vaters — ſie ſind koſtbar eingerichtet, und der Vater hat ſeine Sammlungen, ſein Münz- und Medaillencabinet darin — deßhalb pflegt er ſie ſehr ſorgfältig zu verſchließen, wenn er kleine Reiſen macht.

O! ſagte die junge Frau.

Leonore hob die Tafel auf.

Nachdem man ſich gegenſeitig tief vor einander verbeugt hatte, ſprach Joſeph mit großer Würde:

Du haſt ſehr vorlieb nehmen müſſen, theure Chriſtine; du haſt unter meinem väterlichen Dache nichts von den koſtbaren Weinen und üppigen Schüſſeln gefunden, an welche dich der Luxus deiner Umgebung gewöhnt hat. Aber ich hoffe, daß du die ſtille Größe, das Herzerhebende einer ſolchen adeligen Einfachheit wirſt zu würdigen wiſſen. Du haſt geſehen, wie die Barone von Windſchrot zu Abend eſſen, und du kannſt dir ſagen: ſo iſt Abend für Abend in dieſem Hauſe ſervirt worden ſeit ſo viel hundert Jahren; nicht mehr, nicht weniger — mag das Haus voll Gäſte ſein oder meine Schweſter allein ſpeiſen — dieſelbe Anzahl Schüſſeln, dieſelbe würdige Einfachheit. Ihr habt bei euch die Sitte, ſobald Gäſte da ſind, die Tafeln unter den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen ſich biegen zu laſſen, dagegen im Familienkreiſe frugal zu ſein. Das iſt nicht vornehm, Chriſtine, nein, in der That nicht. Du ſiehſt, hier iſt es anders. Was das Edelfräulein Leonore Windſchrot, wenn ſie allein ſpeiſ't, anſtändig findet, das darf ſie auch als anſtändig Grafen und Fürſten bieten.

Daß Joſeph dieſe Rede in holländiſcher Sprache hielt, braucht nicht angeführt zu werden.

## V.

Leonore war am Abende in ſpäter Stunde todtmüde in die Kiſſen geſunken und eingeſchlummert; erſt als ſie am andern Morgen erwachte, war es ihr möglich, ihre Gedanken zu ſammeln und die Ereigniſſe und Geſtalten des vorigen Tages an ſich vorüberziehen zu laſſen. Ein frohes Erwachen war es nicht. Es lag auf ihrem Geiſte ein niederdrückendes Gefühl, ein Gefühl wie bei einer großen Enttäuſchung, wie bei dem Ausgehen einer letzten Lebenshoffnung. Der Gegenſtand ihrer theuerſten Wünſche war nicht das eigne, ſondern das Glück ihres Bruders geweſen. In ſeiner Frau hatte ſie eine warme, liebende Schweſter für ſich — ſie hatte in ihr einen Lebensengel für ihren Bruder zu finden erwartet. Daß dies kalte, theilnahmloſe, geiſtig unmündige Weſen, welches ſie an ſeiner Seite gefunden, für ſie keine Liebe mitgebracht hatte, konnte ſie überwinden. Aber mit Schrecken dachte ſie an die Zukunft ihres Bruders in dieſer Verbindung. Er wird ſie tyranniſiren, ſagte ſie ſich, und ſie wird ſich tyranniſiren laſſen — bis zu einem Punkte und Grade, wo eine Kataſtrophe ausbricht, welche Beider Lebensglück zerſtört. Sie paſſen nicht zuſammen. Joſeph hätte einen großen, ſtarken Charakter finden müſſen, der ihn mit ſteter Achtung erfüllt und ſeine Leidenſchaften geregelt hätte, oder eine Frau, deren flüſſiger Geiſt und Koketterie ihn gefeſſelt!

In dieſe Sorge um den Bruder verſunken, verſchloß ſie ein gewiſſes Gefühl perſönlicher Kränkung und innerer Gereiztheit tief in ihr Herz. Sie hätte ſich eine Egoiſtin geſcholten, wenn ſie den Klagen ihres Buſens, auch bei Joſeph ſo wenig Freude des Wiederſehens, ſo wenig brüderliche Wärme gefunden zu haben, in dieſem Augenblick Gehör ſchenken können.

Sie mußte ſich erheben, ſie durfte ſich länger nicht der furchtbaren Laſt und Arbeit des neuen Tages entziehen. Gertrude kam ſie anzukleiden und ſchüttete tauſend Befürchtungen, Klagen, Verwünſchungen der batavianiſchen Kammerfrau in den Buſen ihrer Gebieterin aus.

Als Leonore gekleidet war, ſah ſie ihren Bruder unten auf der Gartentreppe ſtehen.

Herr im Himmel! rief Gertrude aus, dort drüben den Wieſenpfad entlang geht der Förſter. Baron Joſeph ſieht mit ſeinem Augenglaſe nach ihm.

Leonore wurde bleich vor Schrecken — wenn er die kurfürſtliche Uniform bemerkt, ſo iſt Alles verloren! ſtammelte ſie.

Der ſchweift nur Ihnen zu lieb ums Haus, Fräulein, das können Sie glauben — geſtern um Mittag hab' ich ihn auch geſehen, wie er das Schloß anglotzte —

Schweig, Gertrude!

Das wird viel helfen — ich wette darauf, daß wir ihn fortan täglich auf Schußweite zu Geſicht bekommen — glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, wie er neulich Abends Ihnen die ſeltſamſten Augen von der Welt machte?

Leonore war im nächſten Augenblicke aus dem Zimmer und flog in den Garten hinab, um bei ihrem Bruder irgend etwas zur Erklärung der auffallenden Erſcheinung eines fremden Jägers auf dem Grund und

Boden der Baronie Windſchrot vorzugeben. Sie kam leider zu ſpät; der heftige junge Mann war längſt auf dem Wege zu einer kleinen Anhöhe, die hinten im Garten lag und den Pfad beherrſchte, welchen der Förſter gegangen kam. Beide Männer ſtanden ſich bald gegenüber, nur die Gartenhecke trennte ſie.

Der Förſter wollte mit einem freundlichen Gruße vorübergehen. Joſeph hielt ihn auf.

Mein Herr — erlauben Sie mir — wie kommen Sie mit Flinte und Hund in mein Jagdgehege? Ich werde Ihnen Beides abnehmen laſſen — ich werde mich an Ihre Uniform ſo viel kehren, als ob Sie ein wildernder Bauer wären —

In dieſem Augenblicke ſprang Leonore athemlos den Hügel hinan und ſtand neben ihrem Bruder.

Joſeph, Joſeph — ich bitte dich —

Der Jäger hatte ſich auf den Lauf ſeines Gewehrs geſtützt, und das Lächeln der Ueberlegenheit auf ſeinem Geſichte brachte den eifernden Baron in immer größern Zorn. Als er jedoch Leonore erblickte und ihre ſchreckensblaſſen Züge ſah, zog er tief den Hut, verbeugte ſich vor ihr und, die Augen fortwährend auf ſie geheftet, ſagte er mit dem höflichſten Tone von der Welt:

Verzeihen Sie, Herr Baron. Ich bin der kurfürſtliche Revierförſter des Wallſcheidter Geheges, Ihr Herr Vater aber hat mich gebeten, während ſeiner Abweſenheit auch ein wachſames Auge auf ſeine Forſten zu werfen, um Holz- und Wildfrevel zu verhüten. Wenn Ihnen dies jedoch unangenehm —

Ach ſo — das ändert die Sache — weßhalb ſagteſt du mir das nicht, Leonore?

Leonore antwortete nicht. Sie ſah mit einem feuchten Blicke voller Dankbarkeit den Förſter an.

Ich bin Ihnen verbunden für die Mühe, der Sie ſich unterziehen, Herr Förſter, fuhr Joſeph fort. Es wird mir angenehm ſein, wenn Sie mich bald beſuchen wollen.

Der Förſter verbeugte ſich und ging.

Als Leonore mit ihrem Bruder ins Haus zurückgekehrt war, zupfte Gertrude ſie am Aermel.

Der komiſche Menſch iſt wieder da geweſen, ſagte die Zofe, und hat eine Menge Wildpret abgeliefert. Die Haushälterin des Pfarrers behauptet, es ſei der alte Bertram, des Förſters von Wallſcheidt Jagdgehülfe.

Diesmal hatte eine ſolche Nachricht für Leonoren nichts Unangenehmes und Demüthigendes mehr, wie das erſte Mal. Der Stolz in ihr, der ſich des Bewußtſeins, Jemandem dankbar ſein zu müſſen, hätte erwehren mögen, war nun einmal von Philibert ſoeben für immer überwunden; Leonore fühlte ſich dem jungen Manne ſo tief verpflichtet, daß es ihr jetzt nur eine Genugthuung ſein konnte, wenn er die Pflicht der Dankbarkeit immer größer machte. Jede Wohlthat war eine Rechtfertigung ihres Gefühls mehr; und da ſie doch einmal geſehen, wie vollſtändig er das Geheimniß ihrer Situation durchſchaute, ſo konnte ſie hoffen, daß das Demüthigende derſelben in ſeinen Augen ein Gleichgewicht erhalte durch das, was auch Rechtfertigendes für ſie darin lag.

Fürs Erſte hatte Leonore übrigens wenig Zeit, an Philibert zu denken, ſo oft ſie ſich auch über dem Wunſch ertappte, eine kurze Stunde ſich zurückzuziehen, um in Ruhe träumen zu können. Ein ſolches Glück war ihr aber nicht beſchieden. Die Schwägerin forderte hundert, ihre Kammerfrau tauſend Dinge, welche nicht zu beſchaffen waren, und für die irgend ein Surrogat erfunden werden mußte; ſie flog Treppe auf, Treppe ab im Hauſe wie ein gehetzter Vogel, aber unermüdlich, ohne Klage, ohne Ueberdruß.

So gelang es ihr denn, die Gäſte in der beſten Illuſion zu erhalten. Die Stunden des Tages verfloſſen ohne irgend ein bemerkenswerthes Zwiſchenereigniß. Am Nachmittage wandelten die drei Bewohner von Windſchrot einen ſchattigen Pfad am Ufer des Fluſſes entlang. Bei einer Wendung des Weges ſahen ſie plötzlich Philibert vor ſich, der von ſeiner Jagdſtreiſerei heimzukehren ſchien. Leonore fühlte, daß ſie erröthete, und ohne ſich Rechenſchaft von dieſem ſeltſamen Erſchrecken geben zu können, hing ſie ſich unwillkürlich, wie um eine Stütze zu ſuchen, an den Arm ihres Bruders. Der Forſtmann ſchloß ſich den Spaziergängern nicht an. Er grüßte freundlich und ging vorüber. Leonore hatte gefürchtet, daß er ſich anſchließen würde;

ſie freute ſich, daß er es nicht that. Es lag ein Zeugniß für ihn darin. Er hatte — für ſie — lügen können, aber er war zu ſtolz, zu ehrlich, ſchien es, dieſe Lüge länger, als es irgend nöthig, fortzuſetzen. Er kam ihr ſo groß, ſo edel vor in dieſer Flucht vor der Unwahrheit. Wie hätte ſie ſich geſchämt, wenn er Zeuge geworden, wie ſie ſelbſt ſo mitten in einem Gewebe von Täuſchungen ſitze, deſſen Fäden fortwährend von ihren Händen mit kecker Schlauheit geſchlungen wurden. Es fiel ihr jetzt doppelt ſchwer aufs Herz; ihre Lage bekam etwas fürchterlich Drückendes.

Als der Förſter verſchwunden, ſahen die Luſtwandelnden zwei Männer, welche dem Anſchein nach mit ganzer Seele in das Vergnügen einer Waſſerfahrt vertieft waren. Sie wurden in einem leichten Kahne ſtromabwärts von der Flut heran getragen, die ſie raſch näher brachte; als ſie unſere drei Spaziergänger erblickten, lenkten ſie das Boot plötzlich ans Ufer und ſprangen bald darauf unmittelbar vor Joſeph und den Damen ans Land. Der Eine befeſtigte das Fahrzeug, der Andere machte Joſeph eine höfliche Verbeugung und ſagte in franzöſiſcher Sprache:

Mein Herr, Sie könnten mich ſehr verbinden. Ich habe eine Stunde von hier, in dem nächſten Dorfe an dieſer Seite des Fluſſes, den Nachen gefunden und mich ſeiner bedient. Haben Sie die Güte, ihn durch irgend Jemand wieder an jene Stelle bringen zu laſſen; ſein unbekannter Eigenthümer wird ſich dort ſchon melden.

Joſeph muſterte verwundert den Mann, der mit ſo wenig Blödigkeit ſich fremden Eigenthums bemächtigte und einem Wildfremden dann ſolch einen nicht gerade unbedeutenden Dienſt zumuthete. Da dieſer Mann eine Rolle von entſchiedener Bedeutung in der Erzählung ſpielt, welche wir hier dem Leſer vortragen, ſo müſſen wir zunächſt ein Bild ſeines Äußern entwerfen. Seine Geſtalt war groß, mager, von feinem Knochenbau; eine hochaufſtrebende Stirn, ſchmale und lange Naſe von geringer Biegung, ſo daß es zu viel geſagt wäre, hätte man ſie mit römiſch bezeichnet, und darunter ein ſchöner Mund, den ſchmal geſchnittene Lippen bildeten. Es war ein intelligenter, geiſtreicher Kopf. Er hatte dunkle Haare und lebhafte braune Augen, ſtarke Brauen und auffallend kleine, ſchmale Hände und Füße, und überhaupt war an ihm jeder Zoll ein Ariſtokrat.

Während Joſeph dieſe Beobachtungen machte, betrachtete der Fremde ſeinerſeits mit großer Dreiſtigkeit die beiden Frauen.

Mein Herr, ſagte der Freiherr von Windſchrot — der letzte Mann, der ſich etwas bieten ließ, oder für nichts und wieder nichts ſich im Dienſte Anderer in Koſten ſetzte — ich begreife nicht ganz, was Sie mir zumuthen und was ich mit der Entwendung dieſes Kahns zu ſchaffen habe. Ich bin der Freiherr von Windſchrot, Herr dieſer Baronie.

Der zweite Fremde, kleiner, ſtärker, aber eben ſo ſchön wie der erſte, trat in dieſem Augenblicke heran.

Monsieur, ſagte er lächelnd, aber mit ſcharfer Betonung, vous avez l'honneur de parler à Son Altesse Royale Monseigneur le comte d'Artois.

Joſeph blickte ſtaunend bald den Einen, bald den Andern an. Er war wie angedonnert; ein ungeheurer Reſpect lähmte ſeine Zunge, und eine geraume Zeit verging, ehe er nur ſo viel Beſinnung wieder erhielt, ſeinen Hut abzureißen, ſich bis zur Erde zu verbeugen, tauſend Entſchuldigungen zu ſtammeln und ſchleunige Rückkehr zu verſprechen, um die Befehle ausführen zu laſſen, mit welchen ein königlicher Prinz von Frankreich ihn zu ſeiner unausſprechlichen Glückſeligkeit beehre. Es fehlte wenig, und er hätte aus lauter Dienſteifer ſich ſelbſt in den Kahn geſtürzt, um ihn eine Stunde weit flußaufwärts zu rudern.

Die beiden Herren wollten desſelben Weges, den Joſeph mit den Frauen zurückzumachen hatte. Dieſe letzteren ſchienen Gnade vor dem Auge des königlichen „Sohnes von Frankreich“ zu finden, den die Emigration in dieſe ſtillen deutſchen Thäler geworfen hatte, entfernt von allem Prunke und aller Hoheit, die ihn einſt umgeben. Der Graf von Artois reichte Leonoren den Arm, und der andere Herr bemächtigte ſich „principis ad exemplar“ ſofort der kleinen Holländerin.

Ich muß mich ſelbſt vorſtellen, ſagte dieſer, da mein erlauchter Vetter ſich nicht dazu herabläßt, mir einen Gegendienſt zu thun. Ich bin der Herzog Louis von Bourbon und Condé.

Die hübſche Holländerin war ſo überraſcht und verwirrt, daß ſie nichts zu erwidern wußte.

O! ſagte ſie, doppelt ſo laut, wie gewöhnlich.

Joſeph erhielt einen Stich ins Herz. Ein ſtrafender Blick fiel auf ſie, der ſie nun vollends um ihre Haltung brachte. Sie wagte kaum noch ihre ſchmale weiße Hand auf den Arm des Mannes von ſo übermenſchlich vornehmem Namen zu legen.

Dieſe Vornehmheit ſchien ihre Inhaber jedoch nicht ſehr zu drücken. Man hätte ſie mit Fug und Recht ein paar luſtige und verwegene junge Männer nennen können. Als ſolche hatten ſie einen Ausflug von dem nicht ſehr entfernten Schloſſe Schönbornsluſt, welches ſie als Gäſte des Kurfürſten von Trier bewohnten, die Moſel hinauf gemacht und kehrten jetzt zurück. An einer Stelle, wo der Fahrweg die Ufer des Fluſſes verließ, um einen Bergrücken zu überſteigen, hatten ſie ihren Wagen mit dem Gefolge vorausfahren heißen, einen einſam liegenden Nachen beſtiegen und ſich von dem Fluſſe hinabtragen laſſen, deſſen ſchönes und maleriſches Geſtade ſie anzog. In der Nähe von Windſchrot war ihrer Equipage das Rendezvous gegeben. Joſeph ließ es ſich nicht nehmen, ſie bis dahin zu begleiten; die beiden Fürſten nahmen dieſe Höflichkeit ohne Umſtände an, um ſo eher, als die Frauen ebenfalls mitwanderten. Dieſe waren viel zu verlegen, als daß ſie den Muth gehabt, an irgend einer paſſenden Stelle des Weges zu erklären, ſie wollten hier ſcheiden und nach Windſchrot heimkehren, welches während ihrer Wanderung zur Rechten ſichtbar blieb.

Der Graf von Artois zeigte ſich jedoch ſehr dankbar für ſolche Aufmerkſamkeit.

Meine Damen, ſagte er, als er ſeinen Wagen erreicht hatte, ich verdanke Ihnen alles Vergnügen, welches mir dieſer Ausflug gewährt hat. Ich hoffe, Sie wiederzuſehen. Mein Vetter Condé bereitet mir ein kleines Feſt zur Feier meiner Anweſenheit in ſeinem Schloſſe vor. Vielleicht geht Ihre Freundlichkeit ſo weit, dasſelbe durch Ihre Theilnahme glänzender zu machen? Das Feſt findet morgen Abend ſtatt — ſetzte Condé hinzu — die Damen und der Herr Baron werden es nicht übers Herz bringen können, durch ein Verſchmähen mich zu kränken?

Man konnte nicht herablaſſender, nicht bezaubernder ſein. Joſeph verbeugte ſich unermeßlich tief, die kleine Holländerin machte einen Knix, daß ſie in ihrer Robe ganz verſchwand, und Leonore, die von der Unterredung mit dem Grafen ganz roth geworden, verbeugte ſich mit dem anmuthigſten Lächeln, welches ihr zu Gebote ſtand.

Die Equipage rollte nun, von vier Eiſenſchimmeln gezogen, raſch mit den Prinzen davon.

Joſeph ſtrahlte vor Vergnügen. Dieſe Eine Begegnung war ja genug, um ſeine ganze Reiſe zu belohnen; ſie war die Krone ſeines Aufenthalts in der Heimat, ſie mußte Chriſtine, ſeine Schwiegereltern, ja das ganze Geſchlecht von holländiſchen Vettern und Baſen, und wären ihrer auch zehntauſendmal mehr geweſen, blenden, überwältigen, zu Boden drücken. Der Graf von Artois — der königliche Prinz von Frankreich und Navarra — der Herzog von Bourbon obendrein, der Enkel des heiligen Ludwig und der Enkel des großen Condé — ſie hatten mit ihm geſprochen und geſcherzt wie mit ihres Gleichen, ſie hatten ihn eingeladen — es war merkwürdig, es war famos — nein, es war gar nicht merkwürdig, es war durchaus nicht famos — er war ja Baron Windſchrot — du haſt dich darüber nicht zu verwundern, liebe Chriſtine, rief er aus — ich fand, daß du auf höchſt plebejiſche Weiſe dich verwunderteſt und verlegen wurdeſt, Chriſtine — es iſt Niemand als des Grafen von Artois königliche Hoheit, liebe Chriſtine, mein Großvater war mit Kaiſer Karl VI. bras dessus bras dessous — es iſt ſehr unanſtändig für die Gemahlin deines Mannes, ſich darüber zu verwundern, liebe Chriſtine!

Chriſtine ſagte kein Wort — nicht einmal: O! aber ſie verwunderte ſich doch aus Leibeskräften, und ihr kleiner Kopf war und blieb ganz dunkelroth.

Unterdeß lagen der Prinz und der Herzog von Bourbon, deren Leutſeligkeit im Herzen unſers Barons ſo großen Jubel zurückgelaſſen hatte, bequem in ihrem ſchaukelnden Wagen ausgeſtreckt. Der Weg nach Schönbornsluſt, dieſem Herde ihrer Plane, ihrer Truppenwerbungen, ihrer kriegeriſchen Berathungen, führte ſie durch eine wunderbar ſchöne Landſchaft, denn jenes Luſtſchloß, erbaut von einem Kirchenfürſten aus dem Hauſe Schönborn, liegt unfern der Stelle, wo die Flüſſe Moſel und Rhein ſich vermählen, d. h. in einer Gegend, welche zu den ſchönſten in der Welt gerechnet wird. Unſere Emigranten jedoch ſchienen für ſolche Dinge kein Auge mehr zu haben.

Der einzige Gegenſtand ihres Geſprächs war Leonore.

Sie iſt das hübſcheſte Geſchöpf, das ich ſeit lange geſehen habe, ſagte Karl von Artois.

Ich bin nie weniger verſucht geweſen, Ihnen zu widerſprechen, Hoheit! verſetzte der junge Condé.

Haben Sie dieſen reizenden Schwung der Naſenflügel bemerkt? Dieſe Feinheit der Knöchel, dieſe vollkommen ſchön gebildeten Finger?

Sie hat merkwürdig viel Race. Aber ſie iſt kalt. Machen Sie ſich auf keine leichte Eroberung gefaßt.

Pah — zu einer ſchweren habe ich keine Zeit! Es iſt fürchterlich langweilig auf Euerm Schönbornsluſt — ſobald ich kann, reiſe ich ab. Unterdeß —

Ich verſtehe, Hoheit! Unterdeß will das Herz ſeine kleine Beſchäftigung. Ich wünſche Ihnen alles Glück — mais nous verrons!

Sie ſagen das ſo ſarkaſtiſch, Condé! Wollen Sie mir einen Streich ſpielen?

Gott bewahre mich! J'ai d'autres chats à fouetter!

Condé ſagte dies mit der Miene eines ausgelernten Heuchlers. Aber Karl von Artois traute ihm nicht. Er beobachtete ihn mit mißtrauiſchen Seitenblicken. Beide hatten ſchon einmal — ſie ſtanden damals in der höchſten Blüte ihrer Etourderie — ein Duell einer Dame wegen gehabt, welche Niemand anders war, als die erlauchte Gemahlin unſeres Herzogs von Bourbon. Es war unblutig beendet, und ſeitdem waren ſie die beſten Freunde von der Welt. Aber dies hielt ſie keineswegs ab, ſich bei den Frauen jeden irgend möglichen Streich zu ſpielen. Karl von Artois bereute deßhalb, daß er Condé den ungewöhnlich tiefen Eindruck verrathen, den Leonore auf ihn gemacht hatte.

Als er in dem Jagdſchloße zu Schönbornsluſt angekommen war, das jetzt einem ganzen Heere franzöſiſcher Flüchtlinge zum Aufenthalt diente, begab er ſich augenblicklich zu einer alten Dame, Frau von Breteuil geheißen, welche die ausgezeichnete Gunſt genoß, von ihm bei allen leichtfertigen Unternehmungen und delicaten Angelegenheiten einer gewiſſen Art ins Geheimniß gezogen zu werden. Nach einer halben Stunde wurde dann der Kaſtellan des Schloſſes, unter dem Vorwande, Befehle über einige für den folgenden Abend nöthige Einrichtungen entgegenzunehmen, zu Frau von Breteuil beſchieden. Als der alte Diener das Zimmer der Dame wieder verließ, fiel ihm ein, daß man ihm über den morgigen Tag eigentlich keine Silbe geſagt, die er nicht ſchon früher gewußt, und daß man die ganze Zeit damit zugebracht, über die Familien der benachbarten Edelleute und beſonders über die Verhältniſſe der Windſchrots mit ihm zu plaudern.

Sonderbare Leute, dieſe Franzoſen, ſagte der Alte kopfſchüttelnd. Wenn ſie nur plaudern können, ſind ſie ſelig! So unnütz die Zeit zu verſchwenden! und ich habe alle Hände voll!

Wir haben Joſeph verlaſſen, wie er mit ſeinen Begleiterinnen ſeinem väterlichen Dache zueilt. Er machte im Uebermaß ſeiner freudigen Aufregung rieſenlange Schritte.

Leonore und Chriſtine konnten ihm kaum folgen. Als ſie auf dem Hofe angekommen waren, ſagte Leonore:

Geh nur hinein, lieber Joſeph; ich will ſogleich den Verwalter bitten, daß er den Kahn hinausſendet.

Erlaube, Leonore, dafür ſorge ich ſelbſt, verſetzte Joſeph eifrig und eilte auf die Wohnung des Verwalters zu. Seine Schweſter folgte ihm. Der Verwalter ſtand an der Hausthüre. Joſeph gab ihm ſeine Befehle, der Verwalter nickte bloß und ſah dabei vertraulich lächelnd Leonoren an.

Es hieße an der Wahrheit ſündigen, wenn man verhehlen wollte, daß auch Leonore ſich in einer Gemüthsſtimmung befand, in welcher ihr die Vertraulichkeit des Verwalters einen widerwärtigen, verletzenden Eindruck machte.

Das Volk hier iſt ziemlich des Reſpects entwöhnt, ſagte Joſeph, als er mit Leonore ins Haus trat.

Der Vater iſt ſo lange fort, ſtammelte ſeine Schweſter verlegen.

Ich werde ihnen einige Lectionen geben, ſagte Joſeph.

Leonore eilte ihre Zofe aufzuſuchen. Gertrude ſollte den Verwalter um Ausführung deſſen bitten, was Joſeph ihm aufgetragen. Gertrude ſchüttelte den Kopf.

Ich geh' nicht mehr zu ihm, ſagte ſie blaß werdend und ſich abwendend.

Aber um Gottes willen, was ſollen wir denn beginnen —

Fordern Sie Alles von mir, nur dies nicht!

Gertrude wollte ſich nicht weiter erklären — Leonoren verhinderte ein natürliches Gefühl, weiter zu forſchen. Es mußte etwas vorgefallen ſein, der Verwalter, ſchien es, hatte das Vortheilhafte ſeiner Situation zu ſtark ausbeuten wollen. — Da war denn freilich nichts Anderes zu thun, als einen Menſchen aus dem Dorfe zu beauftragen; aber während Leonore darüber mit ihrer Zofe ſprach, hörte ſie einen lauten Stimmenwechſel auf dem Hofe. Sie eilte voll plötzlicher Angſt hinaus. Joſeph zankte ſich mit dem Verwalter; er war zornig geworden, da er den Letztern fortwährend ruhig unter ſeiner Hausthüre ſtehen ſah, als ob es in der Welt nichts für ihn zu thun gäbe. Darum überſchüttete er ihn mit einem Strome von Vorwürfen. Der Verwalter aber war durchaus nicht in der Laune, ſich Dinge ſagen zu laſſen, welche ſo wenig Schmeichelhaftes für ihn hatten, als nur irgend Worte ausdrücken können. War es nicht genug, daß Gertrude ihm heute, während des Spazierganges der Herrſchaft, in einer ſehr lebhaften Debatte die Vorzüge ſeines äußern Menſchen höchſt ſchnippiſcher Weiſe in Frage geſtellt? Und nun wollte noch dieſer verlorene Sohn ſeine innere Würde, ſeinen moraliſchen Menſchen durch liebenswürdige Aufrichtigkeiten, wie Faulenzer, ungetreuer Knecht, Schlingel u. ſ. w. — antaſten? Das war zu viel.

Mein Herr, ich rathe Ihnen, ſchweigen Sie, oder ich ſage Ihnen etwas —

Ich bitte dich, ſchweig, Joſeph, ſagte zitternd Leonore, die in dieſem Augenblicke den Arm ihres Bruders ergriff, um ihn fortzuziehen.

Schweigen ſoll ich? Geh, geh, Leonore, dies iſt keine Scene, bei der Frauen etwas zu thun haben. Geh, ich will dieſem unverſchämten Menſchen hier ſeinen Laufpaß geben.

Alle Donnerwetter, brach jetzt der Verwalter los — meinen Laufpaß geben! — was verhindert mich, Sie noch in dieſem Augenblicke aus dem Schloſſe zu weiſen?

Leonore ſtürzte auf den Verwalter zu, ſie hob bittend, weinend die Hände zu ihm auf.

Fräulein, es thut mir leid ihretwegen, entgegnete der Entrüſtete, aber was iſt das auch für ein Anſinnen! Wie können Sie mir zumuthen, ich ſoll die große Gefälligkeit haben, mich Halunken und weiß Gott was Alles ſchimpfen zu laſſen? Nein, Herr Baron Joſeph von Windſchrot, gehen Sie, woher Sie eben angelangt ſind, nach dem Lande, in dem der Pfeffer wächſ't; oder ſuchen Sie Ihren Herrn Vater auf, der als Jacobiner und Uebelthäter zu Trier unter Dach und Fach gebracht iſt. Hier haben Sie nichts zu ſchaffen, dies Schloß gehört dem Kurfürſten, meinem gnädigen Herrn und nicht Sie, ich habe hier zu beſtimmen, wer ein Schlingel iſt!

Damit wandte der Verwalter den Rücken und ſchlug die Thüre ſeines Hauſes hinter ſich zu.

Joſeph war todtenblaß; er blickte ſeiner Schweſter ins Geſicht, aber ſie ſah es nicht, und es war gut, daß ſie dieſen Blick voll Wuth und Verzweiflung nicht ſehen konnte; ſie hatte die Augen geſchloſſen und ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt geflüchtet.

Er führte ſie ins Haus und hier warf er ſich in einen Stuhl und bedeckte die Augen mit ſeiner Rechten. Leonore nahm ſeine andere Hand und, ſo vor ihm ſtehend, verſuchte ſie endlich ihn zu tröſten.

Laß mich, laß mich — ſagte er — nein, bleib und erzähle, erkläre mir, was vorgefallen iſt, während ich fern war!

Leonore erzählte Alles, was ſie wußte.

Als ſie geendet hatte, ſprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er ſtieß gräuliche Verwünſchungen aus, er fluchte auf Gott und die Welt, er fluchte auf ſeinen Vater. Leonore verbarg ihr Geſicht vor dieſem furchtbaren Ausbruch ſeiner Leidenſchaftlichkeit. Es lag etwas Erſchütterndes darin, es war ein Vulcan, ein Flammenaushauch einer Seele, auf deren Grund Dinge lagen, von denen Leonore nie vorher eine Ahnung gehabt.

Geh, ſagte er endlich, und ſorge, daß meine Frau nichts erfährt; ich will noch dieſen Abend zum Landrentmeiſter und Windſchrot für die nächſten Wochen von ihm miethen. Er wird es nicht abſchlagen können. Unterdeß kann ich auf Mittel ſinnen, unſer ſchmachvoll vergeudetes Eigenthum wiederzuerringen. Denn das will ich, und müßte ich den Teufel zu Hülfe rufen!

## VI.

Wir überſpringen die nächſten vierundzwanzig Stunden. Es war eine milde, duftige Sommernacht. In dem Parke, in den wir den Leſer führen, kräuſelte ein leiſer Lufthauch die Lindenwipfel und die Wellen des Weihers, der weiße, verſchwiegene Geſtalten ſpiegelle, welche durch das Grün der Gebüſche glänzten. Sie ſtanden ſtill und unbeweglich, dieſe marmornen Ideale, während alles Andere im Hauch der Nacht ein zweites, innigeres, tieferes Leben zu leben ſchien. Man hätte ſie beneiden können, ſolche Weſen von voller harmoniſcher Bildung, die ſich in Marmor gefeſtet hat, dem Schmerz und der Leidenſchaft, und was entſtellt und den Herzensfrieden ſtört, in ewiger Unveränderlichkeit enthoben. Auf ihren glatten Stirnen liegt der Kuß des Mondes, ihr Auge blickt unbeweglich in die Ferne, und um den Mund liegen ſtolze Zuverſicht und der Gedanke der Schönheit, dieſer hohen Braut des Schöpfers. Welcher Abſtand von ihnen bis zu den Weſen, die in ihrer Nähe ſich verſammelt haben, in jenen hohen, prachtglänzenden Sälen des Schloſſes, deſſen ſtrahlende Fenſter durch die Gebüſche des Parks blitzen, während Muſik ihre üppigen Tonſtröme hinausſendet und der geheimnißvollen leiſen Stimmen der Nacht ſpottet. Von ſchönen, blendend ſchönen Frauen, von Männern in goldſtrotzenden Uniformen ſind dieſe Säle angefüllt; Federn, Blumen, Diamanten, Perlen, Ordensſterne, das Alles ſchwimmt wie ein Meer von Glanz durcheinander, und ſchöner, ſtolzer noch als dieſe königlichen Stirnen, dieſe Perlen, dieſe Diamanten ſind die Namen, welche tönen durch das Geſumme der Stimmen, die ruhmbedeckteſten Namen, welche ſelbſt Perlen ſind, die die Geſchichte vieler Jahrhunderte ſich ums Haupt geflochten hat. In dem größten Saale ſteht, auf Treppenſtufen erhöht, ein Fauteuil, und über ihm hängen reiche Gewinde aus Blumen, unter denen vor allen die Lilie ſchimmert; ein ſchöner Mann von ſtolzer Haltung ſteigt die Stufen hinab und miſcht ſich unter die Andern: es iſt ein Prinz von Frankreich, Karl von Artois; zwei andere Bourbons ſind neben ihm, die beiden Condé, Vater und Sohn. Umher Sproſſen der Häuſer Crequy, Rohan, de la Tour d'Auvergne, Nivernois, Froulay, Croy, Montmorency, Elbeuf — der ganze ſtolze Adel Frankreichs hat ſich hier verſammelt — Alle, Alle ſind ſie da, bis auf diejenigen, welche ein Advocatenſohn hat — köpfen laſſen.

Wir ſind auf einem Feſte der Emigranten. Dieſe ganze glänzende Welt — es ſind heimatloſe Flüchtlinge, dem Schwert entronnene Unglückliche ohne Habe und ohne Vaterland. Und doch ſo froh, ſo ſorglos! Dieſe lachenden, kokettirenden Frauen — ſehen ſie nicht die dunkeln Schatten hingerichteter Männer, Brüder, Söhne, welche durch die frohen Reihen ſchweben? Dieſe hochmüthigen, buhlende Blicke ſendenden Männer, ſehen ſie nicht die blutige Hand, die ſich über ihre Häupter ausſtreckt? Hören ſie nicht draußen den Ruf der Vernichtung, hören ſie nicht die Schritte des vorüberwandelnden Racheengels, deſſen Schatten über die ſtrahlenden Wände gleiten muß, wie er draußen durch die Nacht ſchreitet, um die ſchlummernden Völker Europa's wach zu rufen?

Nein. Sie wollen „nichts lernen und nichts vergeſſen.“ Sie verachten den Feind, vor dem ſie geflohen ſind: denſelben Feind, der den Sohn des heiligen Ludwig und die Tochter der Habsburger aufs Blutgerüſt ſchickt, der das rieſenmächtige Königthum Frankreichs vernichtet, der eine Welt umſtürzt, um eine neue über ihren Trümmern zu erbauen — den Feind verachten ſie. Und weßhalb? Weil er ein Plebejer iſt. Sie haben ein kleines Häuſlein adeliger Männer als Heer der Emigration errichtet und wollen durch einen „Spaziergang nach Paris“ Alles wiedergewinnen, was ſie verloren haben, ihren Feind zu Boden treten und eine blutige Rache nehmen. Eine Million von Männern ſteht wider ſie unter den Waffen. Was ſchadet das? Es ſind Plebejer.

Seltſame Verblendung der Menſchen. Sie haben die Sprache, um ihre Gedanken zu verſchweigen, die Erfahrung, um ſie nicht zu benutzen, den Verſtand, um nicht zu begreifen!

Unter allen den glänzenden Geſtalten begegnen uns außer Artois und Condé Drei, welche wir kennen. Die erſte ein großer, düſterer, gebräunter Mann mit ſtarkem, ſchwarzem Bart und unſtet umherfahrenden Blicken der ſchmalen, ſchlauen Augen. Er ſcheint Converſationen mit den Einzelnen entgehen zu wollen und iſt bald in dem einen, bald in dem andern der Gemächer, wo er die verſchiedenen Gruppen beobachtet. Es iſt Joſeph. Seine Frau ſitzt auf einer Cauſeuſe neben einem alten Militär mit dem Ludwigskreuz, der einſt Gouverneur von Martinique war und ſich mit ihr in tropiſchen Erinnerungen ergeht. Leonore aber iſt im Ballſaal und tanzt eine Françaiſe. Ihr Partner iſt der junge Condé, der ihr fortwährend die verliebteſten Blicke zuwirft. Kein Wunder: ſie iſt von ſtrahlender Schönheit, und ihre flammenden Augen, ihre lieblich gerötheten Wangen ſcheinen mit muthwilliger Heiterkeit ſich in den Wettkampf deutſcher und franzöſiſcher Schönheit gewagt zu haben. Sie fühlt, daß eine Menge feuriger Blicke auf ihr liegen, auf ihr, deren hohe, ſchlanke Formen, deren blaue Augen und blonde Locken ſie vor allen den kleineren, zarteren, ſylphenhaften Schönheiten auszeichnen, welche ſie umgeben. Dies hebt und beflügelt ſie, und ſie tanzt, als ob der elaſtiſche Fuß einer Atalante ſie trüge.

Als der Tanz beendet, bot Condé ihr den Arm und führte ſie durch die Gemächer.

Sie ſind die Königin des Feſtes, das die Ritter der Lilie feiern, ſagte er. Sie allein ſind die Lilie in dem Blumenkranz von Schönheiten, die uns umwogen. Platz der Königin!

Er ſagte dies, indem er einen vor ihm ſtehenden Herrn zur Seite ſchob. Dieſer wandte ſich: es war Joſeph. Leonore erröthete, während der Blick ihres Bruders ihr mit einem Ausdrucke von Bitterkeit und Verſchmitztheit folgte. Als die Beiden am Ende der Gemächer angekommen waren, befanden ſie ſich in einem Cabinet, das mit ſeltenen Treibhausblumen angefüllt war; es herrſchte ein beklemmender Duft und eine erſtickende Hitze darin. Der junge Herzog öffnete eine Glasthüre, welche über einige Stufen in den Park hinabführte; einzelne Paare der Tänzer waren vor ihnen hinausgeſchritten, um die Kühlung der wundervollen Sommernacht einzuſaugen, und wandelten in den Pfaden auf und nieder.

Sie ſind echauffirt — wandeln wir ebenfalls hinaus, ſagte Condó — es wird Sie erfriſchen. Die Nacht iſt berauſchend ſchön, iſt magiſch —

Aber — ſtammelte Leonore erſchrocken —

Aber — o Sie wiſſen nicht, wie weh Sie mir mit dieſem „Aber“ thun, flüſterte der Herzog weich. Dann wandte er ſich zu einer ältlichen Dame, die eben in das Cabinet eintrat.

Madame de Breteuil, ſagte er, würden Sie uns nicht begleiten, da das Fräulein mit mir allein die Nachtluft fürchtet?

Ich glaube es! Sie heißen Condó, ſagte Frau von Breteuil mit einem ironiſchen Lächeln — das iſt viel zu ſehr ein Eroberername!

Die Dame nahm den andern Arm des Herzogs und alle Drei ſchritten in dem Garten zwiſchen den Blumenparterres auf und nieder.

Nach einer Weile fand Frau von Breteuil, daß es für ſie zu kühl ſei. Sie machte ſich los und eilte in das Schloß zurück, um, wie ſie ſagte, ihren Shawl zu holen.

Welch glücklicher Einfall der alten Dame, ſagte Condó — Leonore, laſſen Sie mich dieſe koſtbaren Augenblicke zu Dem benutzen, wozu mich mein Herz unwiderſtehlich drängt —

Leonore erbebte und entzog ihm ihren Arm, während ſie ſich ängſtlich umſah, als wolle ſie Frau von Breteuil nacheilen.

O um Gottes willen, eilen Sie nicht fort — zürnen Sie mir nicht — ich fühle es, meine brüske Leidenſchaftlichkeit muß Sie beleidigen — aber iſt es meine Schuld, wenn mein Herz ſo heiß ſchlägt? wenn die gewaltigſten, göttlichſten Gefühle ſtets nur weniger Augenblicke bedürfen, um ſich ſeiner zu bemächtigen?

Sprechen Sie nicht weiter, Herzog, oder ich muß Sie allein laſſen!

Sie wiſſen nicht, wie grauſam Sie ſind — was verlange ich denn von Ihnen? Nichts, als ein theilnehmendes Gehör; für meine letzten Empfindungen und Gedanken möchte ich eine ſchöne und tiefe Seele finden, würdig, ſie aufzunehmen und als das Erbe eines Condó zu bewahren, wenn ich nicht mehr bin. Ich habe ja leider nichts Anderes zu vererben — ich bin ein armer, geächteter Flüchtling!

Condó hatte den Ton angeſchlagen, der allein Leonore bewegen konnte, ihm zuzuhören. Er wandte ſich an ihr Mitleid, dieſen Zauberſchlüſſel, der jedes Frauenherz öffnet.

Und doch, fuhr er fort, dieſes Erbe, das ich Ihnen, nur Ihnen auf Erden hinterlaſſen möchte, iſt ja ſo unendlich reich — was iſt dagegen alles Gold, aller äußere Glanz, den das Haus meiner großen und erlauchten Väter je beſeſſen hat! Es iſt der Schatz meiner glühenden Seele, meiner — ja, ich will es ausſprechen; ich werde nach wenig Tagen in den Krieg ziehen und, ich ahne es, ich werde fallen in dieſem Kriege — das Teſtament eines Kriegers aber, das wiſſen Sie, bedarf keiner langen Vorbereitungen: — es iſt der Schatz meiner Liebe für Sie!

Um Gottes willen, mein Herr — ſchweigen Sie —

Leonore wollte fliehen, aber er hielt ſie zurück.

O Himmel, Sie verſtehen mich nicht. Leonore, Sie wiſſen, was uns aus unſerm Vaterlande verbannt hat. Wir haben uns hier zuſammengeſchaart, ein kleines Heer, aber entſchloſſene Männer, der höchſte Adel Frankreichs, alle bereit, unſer Blut hinzugeben für die Befreiung unſeres Vaterlandes, für unſern König, für den allmächtigen Gott, den die frevelhafte Canaille entthront hat. Mein Vater führt uns; ich diene unter ihm, und ehe wenig Tage vergehen, ſtehen wir Aug' in Aug' einem unermeßlichen blutigen Barbarenhaufen gegenüber, um einen Krieg auf Tod und Leben, einen Krieg der Vernichtung mit ihm zu führen. In dieſer ernſten Lage — die Hand aufs Herz — werden Sie behaupten, Leonore, ich könne in dieſer Lage Sie täuſchen wollen? Iſt dies eine Zeit für mich, ein frevelhaftes Spiel mit einem Weſen zu treiben, deſſen erſter

Anblick auf mich den unauslöſchlichen Eindruck machte, den die Erſcheinung eines ſtrahlenden Engels auf einen armen Sterblichen machen würde? O, antworten Sie mir, ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, antworten Sie mir!

Condé ließ ihren Arm fahren und kniete vor ihr nieder, indem er ihre Hand mit Küſſen bedeckte.

Ich bitte Sie, ſagte Leonore, deren Herz ſtille ſtand vor innerer Bewegung, laſſen Sie uns zurückkehren — es iſt Niemand mehr im Garten, bei Allem, was Ihnen heilig iſt, Herzog, laſſen Sie uns zurückkehren!

Wenn Sie mich ſo beſchwören, ſo muß ich gehorchen. Aber ich muß Sie einmal noch allein ſprechen. Ein freundliches Wort müſſen Sie mir mitſenden in den Krieg, in welchem Ihr Bild vor mir herziehen wird, wie eine zweite Jungfrau von Domremy, um mich zum Siege zu führen, zum Siege Frankreichs und ſeines Königs, zum Siege jener heiligen Weltordnung, der die Religion, die Jahrhunderte und die Hingebung unſerer Väter ihre unantaſtbare Sanction verliehen haben.

Condé küßte noch einmal ihre Hand, und dann führte er ſie in die Geſellſchaft zurück. Als er die Thüre des kleinen Blumencabinets vor ihr offen warf, murmelte er zwiſchen den Zähnen:

Ma foi, il ne l'aura pas!

Leonoren kam ihr Bruder entgegengeſchoſſen.

Ums Himmels willen, Leonore, welche Thorheit begehſt du, ſagte er leiſe, aber mit großer Heftigkeit: Graf Artois hat dreimal nach dir gefragt.

Was geht mich Artois an? verſetzte Leonore gereizt und wendete ſtolz und unwillig ihrem Bruder den Rücken. Sie hatte nie in ihrem Leben einen Augenblick gehabt, in welchem ſie weniger geſtimmt geweſen wäre, Vorwürfe anzuhören.

Was er dich angeht? Leonore, ſagte Joſeph und ergriff ihre Hand, die er kräftig drückte — keine Thorheit. Du haſt allen Grund, dich gegen den Prinzen freundlich zu zeigen. Von ihm hängt das Schickſal unſers Hauſes ab. Präg dir das tief ins Herz und — ſei klug!

Leonore ſah ihn überraſcht an — aber Joſeph wandte ſich ab und überließ ſie einem jungen Marquis, der ſie zum Tanze abholte.

Als der Tanz beendet, ſuchte Leonore ihren Bruder wieder auf. Sie fand ihn, nachdem ſie ſich lange vergeblich nach ihm umgeſchaut, mit Frau von Breteuil in einer Fenſterniſche ſtehend.

Man iſt voll des beſten Willens für Sie, ſagte ihm die alte Dame. Sie können darauf rechnen, daß man es ſich beim Kurfürſten zu einer Ehrenſache machen wird. Warnen Sie Ihre Schweſter nur vor Condé. Er iſt ein Schalk, und es ſcheint mir, er beabſichtigt, dem Prinzen einen Streich zu ſpielen!

Still, meine Schweſter kommt. — Loonore, fuhr Joſeph fort, als dieſe herantrat, Frau von Breteuil iſt von großer Freundlichkeit für uns. Es ſind ſo viele Fremde da, daß die Equipagen nicht hinreichen, auch uns fortzubringen, da wir am weiteſten bis zu Hauſe haben. Herr von Mollenbach wird meine Frau in ſeinem Wagen mitnehmen und nach Windſchrot fahren laſſen; ich gehe zu Fuße, und du wirſt in den Gemächern der Frau von Breteuil im Schloſſe ſchlafen — morgen wird man dich heimfahren laſſen, oder ich werde kommen, dich abzuholen.

Ich bin Frau von Breteuil ſehr dankbar — aber iſt nicht —

Leonore wurde unterbrochen. Der Graf von Artois trat zu der Gruppe.

Sie waren verſchwunden, Mademoiſelle Leonore, die Königin unſers Feſtes war fort, ſagte er vorwurfsvoll. Wenn man wie Sie iſt, ſo hat man nicht nöthig zu glänzen durch Abweſenheit! Das iſt eine Art ſich auszuzeichnen, welche die Geſellſchaft, die alle Auszeichnungen nicht leicht verzeiht, Ihnen am ſchwerſten vergeben wird.

Monſeigneur — verſetzte Leonore ſchüchtern — wie ſollte ich dies fürchten — eine ſolche Geſellſchaft kann ſich unmöglich um ein armes Mädchen kümmern, das ſie nicht kennt.

O glauben Sie das nicht — die Geſellſchaft vergöttert Sie, betet Sie an — Sie lächeln ungläubig, Mademoiſelle, und Sie beleidigen mich. Wenn ein franzöſiſcher Prinz auch nicht mehr ſagen kann: der Staat, das bin ich, ſo laſſen Sie ihm doch den Troſt, zu ſagen: die Geſellſchaft, das bin ich!

Der Prinz verbeugte ſich, und Leonore wußte nicht mehr, was ſie den Schmeicheleien des geiſtreichen Fürſten erwidern ſollte. Er verließ ſie von nun an kaum mehr und machte ihr in höchſt auffallender Weiſe den Hof.

## VII.

Das Feſt war zu Ende. Die Equipagen rollten mit den Gäſten davon. Joſeph hatte ſeine Frau den leeren Platz im Wagen eines Herrn von Mollenbach, eines Landedelmanns aus der Gegend von Windſchrot, einnehmen ſehen, dann kehrte er in die Säle zurück, um von Leonoren Abſchied zu nehmen. Frau von Breteuil hatte eben ihren Arm ergriffen, um ſie nach oben in ihre Wohnzimmer zu führen.

Leonore, flüſterte Joſeph ihr ins Ohr — Leonore, ſei klug — ſtoße nicht zurück, was das Glück dir in den Schooß wirſt, und — denke an die Lage unſers Hauſes! — Frau von Breteuil, fügte er dann laut hinzu, ich werde morgen meine Schweſter abholen und Ihnen ſagen, wie tief Sie mich verpflichten.

Er wandte ſich und eilte fort, ohne auf Leonorens ängſtlichen Ruf zu hören, die, erſchrocken über ſeine myſteriöſen Andeutungen, eine Menge Fragen an ihn richten wollte.

Kommen Sie, Mademoiſelle, kommen Sie, ſagte die graziös lächelnde alte Dame, ich habe ein ſtilles Zimmerchen für Sie herrichten laſſen, wo Sie charmant ſchlafen werden — denn Sie bedürfen der Ruhe, Sie ſind furchtbar echauffirt.

Das war Leonore in der That, der Kopf wirbelte ihr förmlich, und ſo ruhig auch ihr kleines Schlafzimmer neben den Zimmern der Frau von Breteuil, ſo war doch an Schlaf für ſie lange nicht zu denken. Sie zog den großen Fauteuil, der am Kopfende ihres Bettes ſtand, an das Fenſter, öffnete dies und warf ſich erſchöpft auf das ſchwellende Polſter. Die Nachtluft ſtrömte auf ſie ein und war ihr wie ein kühler Trunk, den ein Verdurſtender in vollen Zügen ſchöpft. Das Mondlicht übergoß ſie und lag ſo hell auf ihr, als ob es angezogen werde von der grazienhaften, prachtvollen Geſtalt mit dem herrlichen Kopfe. Auf der hellgrünen Seide, in dem bleichen Licht, ſah dieſer Kopf wie Marmor aus, in dem ein Künſtler ſeines Herzens ſüßeſte Träume von idealer, ewiger Schönheit zur Wirklichkeit gezaubert.

Sie fühlte ſich wie in einem Traume. Und traumhaft war freilich dieſer Uebergang aus einer peinlichen, ärmlichen, verlaſſenen Lage in einen Kreis, in dem alle Strahlen irdiſchen Glanzes wie in einem Zauberſpiegel zuſammenzulaufen ſchienen, in welchem ſie, das einfache Landfräulein, das arme verwaiſ'te Mädchen, plötzlich der Gegenſtand ſo vieler Huldigungen geworden war, in welchem ein Prinz von Frankreich, ein Herzog von Bourbon zu ihren Füßen lagen. Leonore hätte kein Weib ſein müſſen, wäre ſie nicht berauſcht worden. Und das war ſie. Dieſe Männer mit den großen, ruhmbedeckten Namen ſtanden vor ihr wie ideale Geſtalten, von einem Strome von Poeſie getragen. Es waren die purpurgeborenen Söhne des Geſchicks, welchen der Himmel ſelbſt die Salbung zu Fürſten der Menſchheit gegeben, die Heroen, auf deren Haupt die Erinnerungen ſo vieler glorreicher Jahrhunderte wie eine Krone glänzten. Und ſie waren verbannt und geächtet. Sie beſaßen nur noch ihren Degen, dieſe Ritter des göttlichen Rechtes und alles Adelthums, dieſe Männer und Helden der Idee, welche ſeit tauſend Jahren die abendländiſche Welt getragen und gefeſtet hatte. Wie erſchienen ſie nun doppelt groß, wie riſſen ſie nun das ganze Leben des jungen Mädchens zu Bewunderung, zu tief innerſter Theilnahme hin!

Und dieſer Condé vor Allen, dieſer Mann mit den dunkeln, blitzenden Augen und der verführeriſchen Lippe, dem großen, offenen Herzen und der freien Seele — Leonore hätte aus ſchwärmeriſcher Begeiſterung ſeinen Namen in die verſchwiegene Nachtluft rufen mögen, während ſie die Hand auf das fieberiſch pochende Herz drückte. —

Endlich ſchlummerte ſie ein, und als ſie erwachte, ſtand die Sonne hoch am Himmel. Ihr erſter Blick fiel auf einen großen Blumenſtrauß, der vor ihr in der Brüſtung des offenen Fenſters lag. Sie ergriff ihn — ein Billet fiel daraus, das ſie haſtig aufriß und las. Es lautete:

„Theure Leonore.

Ich bin in Verzweiflung. Von dieſem Tage erwarte ich das Glück meines Lebens, und nun erhalte ich vom Grafen von Artois den Befehl, mich ſofort nach Coblenz zu begeben, wo ich den ganzen Tag beſchäftigt ſein werde. Und doch muß ich Sie ſprechen. Ich werde Abends zurück und um zehn Uhr an der Statue des Schlummergottes neben dem Weiher im Parke ſein. Wollen Sie daß ich leben ſoll, o ſo verſagen Sie nicht! Unterdeß — fürchten Sie Artois. Bis in den Tod Ihr

Louis de Bourbon."

Leonore war heftig erſchrocken. Ihr jungfräulicher Stolz empörte ſich bei der dreiſten Leidenſchaftlichkeit des Mannes, der ſolche Zeilen an ſie zu richten wagte. War etwas in ihrem Betragen geweſen, das ihn dazu berechtigt? Und weßhalb ſollte ſie Artois fürchten? Das beunruhigte ſie auch. Sie ſollte ja nur noch wenige Augenblicke im Schloſſe ſein. Dann kam ihr Bruder, um ſie abzuholen. Wie konnte ſie deßhalb Condé ein Rendezvous geben?

Das Kammermädchen der Frau von Breteuil kam herein, beſchwert mit einem Carton, der in der Frühe angekommen; er enthielt Kleider Leonorens, welche Joſeph ſeiner Schweſter herüberſandte, die nur ihren von der Schwägerin entliehenen Ballſtaat bei ſich hatte.

Die Zoſe bot ihre Dienſte bei der Toilette an und führte Leonoren dann zu ihrer Herrin, um mit dieſer die Morgenchocolade zu nehmen.

Wie haben Sie geruht? fragte die freundliche alte Dame, als Leonore bei ihr eintrat — ſetzen Sie ſich, theures Kind — der Graf hat ſchon zweimal hergeſchickt, um ſich nach Ihnen zu erkundigen — wiſſen Sie, daß es zehn Uhr iſt?

Zehn Uhr? Und mein Bruder noch nicht da?

Es iſt merkwürdig, wie Sie ausſehen! So friſch, ſo blendend — keine Spur von Ermüdung mehr — Sie ſind ein wahres Wunder der Natur. Es iſt leicht begreiflich, daß Sie alle Männerherzen hinreißen. Der Graf iſt rein toll — und darauf können Sie ſich etwas einbilden — wäre er auch nicht nach dem Könige von Frankreich der vornehmſte Mann, ich darf wohl ſagen, der Welt — er wäre immer der ſuperbſte Cavalier!

Frau von Breteuil ergoß ſich nun in einen Strom von Lobeserhebungen des Grafen von Artois. Sie hatte eine höchſt geläufige Zunge. Sie plauderte in Einem fort, ſie ſchüttete endlich in Leonorens Buſen allen ihren Kummer aus. Was hatte ſie auch nicht leiden müſſen, die arme Frau, ſeit ſie Frankreich verlaſſen! Das Unglück hatte begonnen mit dem herzbrechenden Tode Coco's, ihres Affen, der am Tage nach dem 14. Juli, der Erſtürmung der Baſtille, geſtorben war, ganz gewiß aus Zorn über die Frechheit des ſo plötzlich emancipirten Pöbels. Dann war ihr ein Garten mit zwei ſchönen Gewächshäuſern demolirt worden, weil man ein Beet mit blühenden Lilien durch das Gitterthor hatte ſchimmern ſehen. Auch hatte das Volk bei dieſer Gelegenheit ihren Gärtner erdroſſelt, der ſich zur Wehre geſetzt, worüber Frau von Breteuil ſich noch am Erſten tröſtete, weil ſie ihn doch hatte abſchaffen wollen, da er es nie dahin gebracht, ihr die Artiſchocken ſo zeitig zu liefern, wie die Herzogin von Luynes ſie auf die Tafel bekam. Pour comble de malheur aber hatten die Jakobiner ihren Schooßhund Zaire als Ariſtokraten mit den Beinen an einen Laternenpfahl aufgehängt, weil das arme, liebe Thier aus ihrer Equipage heraus einen Trupp Sansculotten angebellt, als ſie ihn hatte ſpazieren fahren laſſen, um die freie Luſt zu genießen. Da hatte ſie es nicht mehr ausgehalten und war emigrirt, und nun ſaß ſie hier, in einem miſerablen deutſchen Landſchloß mit ſeinem chétiven Park, von der Gnade eines deutſchen Fürſten lebend, der die Niedrigkeit gehabt hatte, ihr nicht einmal einen Theil ſeines Marſtalls zu ihrem Gebrauch herüberzuſenden, der ſich endlich in allen Dingen als einen höchſt knauſerigen Juden zeigte, wenn er auch ein Erzbiſchof und Kirchenfürſt war; und wenn ſie nicht wüßte, daß das Emigrantenheer da ſei und nächſter Tage in Frankreich einrücken werde, um Zairens beweinenswerthen Tod im Blute einer Million gottverfluchter Jacobiner zu rächen, ſo würde ſie ganz außer ſich ſein. So plauderte Frau von Breteuil und hörte nicht auf, bis ein

Diener eintrat und meldete, daß das Frühſtück ſervirt ſei.

Frau von Breteuil begab ſich mit Leonoren in den Speiſeſaal. Mehrere Herren traten ihr entgegen und umgaben ſie. Ein gewiſſer Uebermuth in ihrem Weſen, etwas, das wie ſpöttiſches Lächeln ausſah, begann Leonoren zu verletzen. Aber nach wenig Augenblicken flog eine Flügelthüre auf, der Ruf: Son Altesse royale! tönte durch den Saal, die Anweſenden bildeten in ehrfurchtsvoller Haltung ein Spalier und verbeugten ſich tief, als der Graf von Artois an ihnen vorüberſchritt, um ſich an einem oben im Saale aufgeſtellten erhöhten Tiſche niederzulaſſen. Er frühſtückt allein, während die Uebrigen an einer größeren Tafel Platz nahmen. Leonore war erſtaunt über die Strenge der Etiquette, welche alle Bewegungen regelte, und die doch ſo übel angebracht war bei einer Schaar beraubter Flüchtlinge: aber noch weit mehr war ſie erſtaunt über die Geſpräche, welche rechts und links von ihr geführt wurden. Sie ſah, daß Frau von Breteuil durchaus nicht eine Thörin auf ihre eigene Rechnung war, wie ſie geglaubt hatte, ſondern daß alle dieſe Menſchen in gleichem Tone redeten. Man moquirte ſich aufs Grauſamſte über die deutſchen Gäſte, welche am geſtrigen Abende ſich eingefunden, obwohl ſie Eltern, Brüder, Schweſtern der Anweſenden großmüthig unter ihr Dach aufgenommen hatten und eine verſchwenderiſche Gaſtlichkeit gegen dieſelben übten. Die

Damen beklagten ſich über die lächerlichſten Lappalien, die ſie entbehren mußten. Der einen fehlte ein Saffiankiſſen, und die andere war in Verzweiflung, daß ſie ihren Beichtvater und ihren Canarienvogel nicht bei ſich habe; eine gutmüthig ausſehende dicke Vicomteſſe war troſtlos, daß ihr Lieferant von Poudre à la Maréchale und Odeurs dem exécrablen Dumoulins Zimmer vermiethet habe, und daß ſie nun, wenn ſie nach einigen Wochen im Gefolge der Armee nach Paris heimkehre, ohne ihr bewährtes Arom ſein werde. Nur einige wenige Männer waren da, auf deren Geſichtern der Schatten einer ernſten Trauer lagerte, und auf ſie und auf Artois heftete Leonore ihre Blicke, um nicht aus ihren Himmeln zu fallen. Sie ahnte es nicht, wie viel noch in dieſem emigrirten Grafen von dem Prinzen von Frankreich ſteckte, der unter anderen Streichen vor nicht langer Zeit die „Salzmagazine des Königs“ hatte öffnen laſſen, um mitten im Sommer ſich das Vergnügen einer künſtlichen Schlittenbahn zu machen, die von Marly bis nach Rambouillet reichte!

Der Graf hob die Tafel auf. Leonore wurde immer unruhiger, weil ihr Bruder nicht kam. Ihre Frage nach ihm ſchnitt Artois ab, indem er ihr den Arm bot, um ſie in den Hof zu führen, wo ein paar angeſpannte Wagen hielten. Man wollte mit einer Spazierfahrt ins Gebirge die Stunden bis zum Diner am ſpäten Abend hinbringen.

Aber ich darf mich nicht entfernen. Jeden Augenblick kann mein Bruder kommen; es iſt unmöglich, Hoheit!

Was iſt unmöglich einer Schönheit, wie die Ihrige, Mademoiſelle! — Ihr Bruder weiß Sie gut aufgehoben — er wird warten, wenn er kommt!

Der Graf hatte ihren Arm gefaßt und hob ſie in den Wagen. Nach ihr half er Frau von Breteuil hinein, ſetzte ſich zu ihnen, und der Wagen rollte davon.

Das Ziel der Spazierfahrt ſollte eine Ruine am andern Ufer der Moſel ſein. Nachdem man etwa eine Stunde gefahren, verließ man die Wagen, um ſich in einem Nachen über den Fluß ſetzen zu laſſen und die übrige Strecke des Weges zu Fuß zu machen. Leonore athmete froh auf, als ſie den Wagen verlaſſen konnte. Während der ganzen Fahrt hatte Frau von Breteuil geſchlafen, oder ſich ſchlafend geſtellt, und Artois war Leonoren während des Tête-a-Tête, das daraus folgte, immer unheimlicher geworden. Er war ihr immer näher gerückt, er hatte nicht aufgehört, ihr die übertriebenſten Schmeicheleien zu ſagen, und in ſeinem ganzen Weſen einen ſpöttiſchen Uebermuth verrathen, eine ſieggewöhnte Unverſchämtheit, die Leonoren empörte und der ſie doch weder recht zu antworten, noch ſich zu entziehen vermochte — ſo ſehr imponirte ihr noch immer der Rang und der Name des Mannes, der ſie demüthigte.

Auch während man den Pfad zu der Burgruine hinanſtieg, war er fortwährend an ihrer Seite. In der Ruine ließ er ihren Arm nicht fahren, und was Leonoren am meiſten beängſtigte, war der Umſtand, daß Frau von Breteuil auf halbem Wege zurückgeblieben, weil ihr die Höhe zu ſteil, und daß das übrige Gefolge ſich wie gefliſſentlich fortwährend entfernt hielt. Endlich ſah Leonore ſich in einem runden, ziemlich wohlerhaltenen Thurmgemach ganz allein mit dem Grafen, und dieſer zog die einzige, durch ſtarke alte Beſchläge vor dem Auseinanderfallen bewahrte Thüre hinter ſich zu.

Ma foi, ſagte Artois, den Arm um ihre Taille ſchlingend, ich bin nie mit einem ſchönen Kinde allein, ohne in der erſten Viertelſtunde eine Gunſtbezeugung, oder eine Ohrfeige erhalten zu haben! Leonore iſt mir zu gut, um mir die letztere zu geben.

Er zog ſie an ſich und wollte ſie küſſen.

Monſeigneur! rief Leonore aus und ſuchte ſich, glühend vor Zorn, loszureißen.

Er ließ ſie fahren und ſah ſie mit funkelnden Blicken an. Sie war wunderbar ſchön in ihrem Zorn, wie ein beleidigter Cherub.

Du biſt magnifique, blendend! ſagte er und nahte ſich ihr wieder.

Rühren Sie mich nicht an, oder —

Quelle niaiserie!

Er umſchlang ſie wieder; ſie ſtieß ihn zurück.

Ich werde um Hülfe ſchreien.

Man wird dir nicht helfen.

Wenn Sie mich beleidigen — mein Bruder wird Sie tödten!

Artois lachte. Dein Bruder? Er iſt vernünftiger als du. Er weiß, was ich für ihn thue, wenn du meine Freundin wirſt.

Leonore hatte ſich abermals losgeriſſen, aber im Ringen war ihr das Billet Condé's aus dem Buſen gefallen. Artois nahm es auf; ſie konnte ihn nicht daran verhindern, denn ihre Knie wankten ſo, daß ſie ſich an der Mauer ſtützen mußte, um ſich aufrecht zu erhalten.

Die letzten Worte des Grafen hatten ihr einen Dolch ins Herz geſtoßen.

Artois las das Billet. Dann lachte er laut. Jetzt begreife ich deine Sprödigkeit! Condé, dieſer abſcheuliche Spitzbube, hat mir dein Herz geſtohlen. Aber du thuſt ſehr unklug, ihm zu glauben. Das iſt nichts als ein Complot gegen mich. Als ich dich zuerſt geſehen hatte, Leonore, und mit ihm heimfuhr, war ich ſo unvorſichtig, meine Bewunderung für dich zu lebhaft auszuſprechen. Aber, was willſt du? Wenn das Herz voll, fließt der Mund über. Ich wette, in demſelben Augenblicke auch hat dieſer Schelm von Condé beſchloſſen, dich mir zu entführen. Liebſt du ihn? Seid ihr deutſchen Mädchen ſo leicht erobert? o pfui!

Leonorens Faſſung war am Ende. Entrüſtet rief ſie aus:

Ich glaube, Sie predigen Moral — in dieſem

Augenblicke — nein, Monſeigneur, die deutſchen Mädchen ſind nicht leicht erobert, und am wenigſten von einem eiteln Thoren, der ſich für unwiderſtehlich hält, einem Menſchen ohne Loyalität und Sitte, einem Unverſchämten, wie Sie!

Verfluchter Condé — das iſt dein Werk! Artois knirſchte mit den Zähnen und ſetzte hinzu: Du biſt eine Thörin, ich ſchwöre es dir — Condé betrügt dich, du wirfſt dich weg, indem du das Werkzeug ſeiner Rache wirſt — er kann immer noch nicht vergeſſen, was ich ſeiner Frau auf dem Maskenball zu Verſailles gethan, und ſeitdem —

Er iſt verheirathet? ſchrie Leonore auf, und Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht.

Dieſer Ausruf ermuthigte Artois wieder.

Das wußteſt du nicht? Ja, thörichtes Kind, er iſt freilich verheirathet, mit niemand Geringerem, als meiner ſehr ſchönen Couſine Louiſe Marie Thereſe Bathilde von Orleans — er hat dir am Ende gar verſprochen, dich zu heirathen? ha, ha, ha — nun ſiehſt du, daß er ein Lügner iſt! —

Leonore hatte ihr bleiches Geſicht in ihren Händen geborgen. Artois ergriff noch einmal ihren Arm.

Fort — ſagte ſie — verſperren Sie mir nicht länger den Weg — oder ich werde Ihnen etwas ſagen, das mir ihn frei macht!

Und was wirſt du mir ſagen, zürnende Diane?

Leonore war aufs Aeußerſte gebracht. Sie fühlte eine Kraft des Zornes in ſich, als ob ſie den dreiſten Roué mit dem impertinenten Lächeln erdroſſeln könne.

Daß du und deine Landsleute mich in einen Abgrund von Schande haben blicken laſſen, von dem mein Herz nichts ahnte, daß ich jetzt den Sinn von Reden verſtehe, die ich für Phraſen lächerlicher Schwindler hielt; ja, mir iſt, als ſähe ich ſie jetzt, die weltentiefe Kluft von Elend, Schmach und Frevel, die du und Deinesgleichen unter dem Boden der Menſchheit ausgehöhlt haben ſollen! Ich begreife jetzt eure Revolution. Sie will jene Kluft füllen und nimmt dazu eure Rechte, eure Anmaßungen, eure vom Volk erpreßten Schätze, eure Leiber ſelbſt, eure Köpfe! Wehe über euch Frevler! Wie viel Köpfe, wie viel Jahre voll blutiger Arbeit wird ſie bedürfen, den unermeßlichen Abgrund zu füllen, die Dämonen da unten zu erſticken, deren Erzeuger ihr wart! Und du ſtehſt lachend da in deinem Uebermuthe, du Thor, und ahnſt nicht, daß an dir und deinen Brüdern die Sünde der Jahrhunderte gerächt wird, daß über dir der Fluch der Menſchheit ſchwebt, daß er dich verfolgen und umtreiben wird durch alle Welt, das raſtlos wandernde Geſpenſt der Ruchloſigkeit deiner im Grab verfluchten Ahnen!

Die Worte ſprudelten über Leonorens Lippen, ohne daß ſie ſelbſt faſt wußte, was ſie ſagte — ihr Zorn wirkte wie eine Eingebung von oben. Sie ſchritt ſtolz, marmorbleich, wie eine Erſcheinung an Artois vorüber, riß die Thüre auf, flog einige verfallene

Stiegen hinab und verließ, ohne irgend Jemand von dem Gefolge des Grafen zu begegnen, die Ruine. Ein Fußſteig führte hinter der Burg in den Wald, der die Berghöhen bedeckte. Ihm folgte ſie und war nach wenig Augenblicken im Gebüſch verſchwunden.

## VIII.

Sehen wir uns jetzt, während ſo Leonore verzweifelt ihr Heil in der Flucht ſucht, nach ihrem Bruder um.

Nachdem Joſeph, wie wir oben erzählt haben, die ganze Wahrheit über die Lage ſeiner Familie erfahren, hatte er ſich ein heiliges Gelöbniß auferlegt, das Haus ſeiner Väter wiederzuerwerben, koſte es was es wolle. Wie oft waren nicht aus der fernen Fremde, weit übers Meer, die Blicke ſeines Geiſtes zurückgekehrt zu dieſem väterlichen Dach mit ſeinen Wappen und kleinen Thürmen und Giebeln, an die ſich Alles knüpfte, was von Stolz in ſeiner Seele war. Und in der Erinnerung an dieſen Adelſitz, den die Phantaſie ihm weit größer, ſtattlicher, imponirender malte, als er ſich in den Blicken eines Fremden je geſpiegelt haben würde, lag Troſt, Erquickung, Erhebung für Joſeph in den demüthigendſten und drückendſten Lagen ſeiner abenteuerlichen Fahrt; ihn zu verlieren, das ſchien ihm ein Schlag, als wenn der Herold ſein Wappen zerbräche, als wenn ſein Name begraben würde und ausgetilgt für alle

Zeit, als wenn er nun nichts mehr ſei, als der heimathloſe Adoptivſohn eines — Kaufmanns!

Er hatte fürs Erſte das Herrenhaus von Windſchrot gemiethet, und da er mit Geld reichlich verſehen war, ſo wurde es ihm leicht, jede Ahnung der Wahrheit von ſeiner jungen Frau entfernt zu halten und ihrer ferneren Bewirthung einen Anſtrich von angemeſſenem Wohlſtand zu geben.

Auf dem Feſte der Emigranten war Frau von Breteuil es geweſen, welche ihn ſondirt hatte, um ſeine Geſinnungen in Beziehung auf das „Glück“ kennen zu lernen, welches Leonore in den Augen Karl's von Artois gemacht hatte. Was man durch das Geplauder des Caſtellans von Schönbornsluſt über die Verhältniſſe der Windſchrot erfahren, war hinreichend, Artois den Entſchluß faſſen zu laſſen, nicht allein Condé zum Trotz Leonorens Eroberung zu machen, ſondern auch ſie als erklärte Freundin bei ſich zu behalten. Die Andeutungen der Frau von Breteuil in dieſem Sinne empörten Joſeph im erſten Augenblick. Aber er verbarg ſeine Entrüſtung und fing an zu rechnen, und endlich warf der ungemeſſene Ehrgeiz, der leidenſchaftliche Stolz ſeines Herzens das entſcheidende Gewicht in die Wagſchale. Artois' Vermittlung — das war der kürzeſte, der beſte, ja, der einzige Weg, auf welchem ſeine alte angeſtammte Baronie wiedererlangt werden konnte; und hing er nicht an ihr, daß er eher ſeine Seele dem Böſen, als ſie dahingegeben hätte? Eher ſterben, ſagte er und fluchte dabei, um ſeine brutale Energie zu erhitzen — als wie ein Habenichts ſchamroth mit einer geldſtolzen Frau zu den geldſtolzeren holländiſchen Muhmen und Oheimen zurückzukehren!

Er traf ein Abkommen mit ſeinem Gewiſſen. Er willigte in nichts, als daß ſeine Schweſter einige Zeit bei Frau von Breteuil zum Beſuch zurückbleibe. Für dieſe Gefälligkeit wollte Frau von Breteuil den Grafen von Artois zu einem dringenden Schritte bei dem Kurfürſten veranlaſſen, auf daß dieſer die Baronie Windſchrot ihrem ehemaligen Erben gegen Erſtattung der Kaufſumme wieder ausliefern laſſe. In der That ſchrieb auch noch am Morgen nach dem Feſte, während Leonore noch ſchlief, Artois einen Brief in dieſem Sinne an den Herrn von Dominique, den Alles vermögenden Miniſter des Kurfürſten Clemens Wenzeslaus zu Trier.

Joſeph hatte allein, zu Fuße, den Heimweg von dem Schloſſe der Emigrirten nach Windſchrot zurückgelegt. Was er dachte und empfand während ſeiner nächtlichen Wanderung, iſt ſchwer zu ſagen. Aber gewiß iſt, daß er die beiden folgenden Tage in höchſt düſterer und ungeſelliger Laune war. Er ging unruhig umher, er blieb keine Viertelſtunde an derſelben Stelle und war ſo barſch, ſo ſchwarzgallig, daß er Chriſtinen immer unheimlicher wurde und ſie am Ende ihn ſchüchtern bat, er möge mit ihr heimkehren, da es ihr durchaus nicht in Windſchrot gefalle.

Gefällt es dir nicht hier, Chriſtine? Ich bedaure es, aber ich kann dir nicht helfen! Es iſt unmöglich, auf all deine einfältigen Capricen Rückſicht zu nehmen. Wir werden nach dem Tode deiner Eltern immer in Windſchrot leben — darauf mach dich gefaßt!

Während Joſeph ſo zu ſeiner Chriſtine ſprach, und zwar in einem Tone, den die arme kleine Frau zum erſten Male in ihrem Leben von ihm hörte — es war gegen die Abendzeit des zweiten Tages nach dem Feſte — öffnete ſich die Thüre, und ein Fremder trat in das Zimmer.

Der Mann war bejahrt, bleich und hager, hoch von Wuchs, aber durch das Alter bereits etwas gekrümmt. Sein Antlitz war tief durchfurcht, heftige Leidenſchaften und Begierden, die furchtbar in dieſen urſprünglich ſchönen Zügen gehauſ't haben mußten, hatten ihre Spuren darauf zurückgelaſſen. Zudem war das Geſicht entſtellt durch einen abſcheulichen grauen Stoppelbart, während das Haar lang und wirr um ſeinen Kopf hing. Seine Kleidung war abgeriſſen und beinahe zerlumpt.

Wer hat den Bettler hereingelaſſen? Fort mit Euch! rief Joſeph zornig.

Sephchen — mein Söhnchen — kennſt du mich nicht mehr? ſagte der Fremde und wollte die Hand Joſeph's ergreifen.

Dieſer ſtand bleich, zitternd, wie an den Boden genagelt.

Der alte Baron Windſchrot — denn Niemand anders, als er, war es — zeigte ſich dadurch nicht aus der Faſſung gebracht. Daß ſeine Angehörigen bei ſeinem Erſcheinen Zeichen unangenehmer Ueberraſchung verrathen, war ihm ſchon öfter in den letzten Jahren ſeines rühmlichen Lebenslaufs vorgekommen. Er ſuchte dann immer durch deſto größere Heiterkeit zu beweiſen, daß er ſich durch ſo etwas nicht beleidigt fühle, ſondern daß er es in äußerſter Menſchenfreundlichkeit ganz überſehe und vergebe. Es war gewiß liebenswürdig von dem alten Manne, ſo viel Selbſtverleugnung und Gutmüthigkeit den Schwächen und Unarten ſeiner Lieben gegenüber zu beweiſen. Aber Joſeph ſchien kein Gefühl dafür zu haben.

Um Gottes willen — was wollt Ihr hier?

Was ſollt' ich wollen, Söhnchen? Dich wieder ſehen, dich meiner vollen Verzeihung verſichern. Du haſt dich gewiß danach geſehnt, guter Junge! ich kann es mir denken! Ja, Joſeph, mein Sohn, mein theurer Sohn, ich bringe dir meinen vollen Segen!

Chriſtine, entferne dich — ſagte Joſeph zu ſeiner Frau.

Iſt das deine Frau, Joſeph? Ein allerliebſtes Geſchöpf — bleib, bleib, meine gute Tochter — ſagte der Alte und wollte ihre Hand küſſen.

Chriſtine war zu Tode erſchrocken — ſie hatte genug verſtanden, um ſich einer Ohnmacht nahe zu fühlen, und hatte nicht die Kraft, aufzuſtehen und das Zimmer zu verlaſſen.

Joſeph trat zwiſchen ſie und ſeinen Vater und ſagte barſch:

Laßt ſie, Vater — Ihr erſchreckt ſie!

Nun, wenn ſie ſo ſchreckhaft iſt, meinetwegen; aber morgen muß ſie mir einen Kuß geben!

Er ließ ſich in einem Armſeſſel nieder, legte Hut und Stock auf den Tiſch vor ſich hin und plauderte weiter.

Laß mir Eſſen und Trinken holen, Joſeph. Ich komme direct aus dem Cachot — nun, was haſt du?

Joſeph ſtampfte auf den Boden — daß der Alte nun gar noch dieſes vermaledeite franzöſiſche Wort gebrauchte, welches auch Chriſtine verſtand, der es ein lautes Oh! des Entſetzens auspreßte! Es war um aus der Haut zu fahren!

Dann, wenn ich mich geſtärkt habe, will ich dir danken für das, was du an mir gethan, lieber Sohn. Der Kurfürſt — dieſes blutige Ungeheuer von einem Tyrannen — ließ mir ſagen, als mir dieſen Morgen die Freiheit angekündigt wurde: auf die Verwendung des Grafen Artois für Reſtitution der Domäne Windſchrot an dich könne er nicht eingehen; um aber dem Grafen von Artois ſeine Gefälligkeit zu beweiſen und beſonders auch aus Egards gegen dich und die natürlichen Wünſche deines kindlichen Herzens, habe er in landesväterlicher Milde beſchloſſen, meine Unterſuchungsſache niederzuſchlagen und mir die Freiheit zu ſchenken! Da hab' ich mich denn auf die Strümpfe gemacht —

et me voilà, theurer Sohn! Du wirſt entzückt ſein über dieſe glückliche Abwickelung meiner verdrießlichen Prozeßſache.

Joſeph antwortete nichts. Er war niedergeſchmettert. Seine kleine Chriſtine verſtand denn doch Deutſch genug, um die ganze Situation zu durchſchauen: und war es nicht, als ob der böſe Feind den ſchrecklichen Papa antrieb, ſo viel franzöſiſche Worte als möglich zu gebrauchen, wie um ihr das Verſtändniß erſt recht leicht zu machen?

Aber wo iſt Leonore, Joſeph? fragte jetzt der alte Herr.

Joſeph antwortete nicht.

Wo iſt meine Tochter? wiederholte Baron Windſchrot ſehr laut.

Chriſtine, der Leonorens lange Abweſenheit längſt räthſelhaft geworden, ſah ihren Gatten mit dem Ausdruck größter Spannung an.

Sie iſt in Schönbornsluſt, wo ſie bei einer Dame zum Beſuch geblieben, gab Joſeph mürriſch zur Antwort.

In Schönbornsluſt — in dem Emigrantenneſt? in der Herberge der Frivolität, dem Refugium der Tyrannei? Weißt du, daß die ſchlangenhaarige Verruchtheit dieſer Capets, und wie ſie heißen mögen, mit ihrem Haupte an die Wolken ſtößt? rief der alte Jacobiner aus. Das iſt kein Aufenthalt für ein ſo ſchönes Geſchöpf! Joſeph, was ſoll Leonore in der Höhle des

Löwen? Gieb mir Rechenſchaft. Weßhalb verwendet dieſer Artois ſich für dich und meine Freiheit? He? Antwort!

Joſeph war immer bläſſer geworden: er konnte ſich nicht länger bezähmen — weßhalb auch? — er war ja ganz, ganz entlarvt, umſonſt hätte er verſucht, ſeiner Frau noch irgend etwas zu verhehlen. So warf er jede Rückſicht ab.

Vater, ſchrie er wie im furchtbarſten Zorne — Ihr verlangt Rechenſchaft, von mir Rechenſchaft, den Ihr elend gemacht habt? — Ihr fragt nach Eurer Tochter, die das Opfer Eurer ungeheuern —

Der Alte erhob ſich, begrub beide Hände in den Seitentaſchen ſeiner Beinkleider, intonirte mit lauter Stimme den unſterblichen Geſang:

Allons, enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé —

und verließ das Zimmer, um ſich in Küche und Vorrathskammer jetzt ſelbſt nach einer Erquickung umzuſehen. Er fand auch bald, was einen hungrigen Wanderer befriedigen konnte. Ueber den Anrichtetiſch in der Küche gebeugt, auf dem ein kalter Rehziemer alle ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, ſchien er Sorge und Müdigkeit vergeſſen zu haben. Plötzlich hörte er hinter ſich einen lauten Schrei ausſtoßen. Er wandte ſich um — Gertrude ſtand da, zu Tode erſchrocken über ſeinen Anblick, aber gerötheten Geſichts, beſtäubt, wie von langer Wanderung, helle Schweißtropfen auf der Stirn.

Herr im Himmel — was iſt das? — Sie, gnädiger Herr — Sie hier?

Nun ja — iſt das ſolch ein Wunder, daß ich in meinem eigenen Hauſe bin?

Gertrude athmete tief auf.

Verzeihen Sie, ich war nur ſo überraſcht — ich konnte es nicht denken — ich bin ſo außer mir — ſtellen Sie ſich vor, das Fräulein iſt fort, ganz fort — Niemand weiß, wo ſie iſt.

Leonore — meine Tochter?

Als ſie ſo lange ausblieb, dachte ich, ſie könne doch nicht ohne mich und ohne meine Hülfe ſein, — darum machte ich mich auf nach Schönbornsluſt — und nun denken Sie ſich meinen Schreck — als ich ankomme, höre ich, ſie iſt fort, ſeit geſtern Nachmittag — auf einer Spazierfahrt hat ſie die Emigranten verlaſſen, und Jeder glaubt, ſie ſei nach Hauſe zurückgekehrt — die ſind Alle ganz unbeſorgt um ſie — aber ich meinte, ich ſollte in den Boden ſinken, als ich das hörte!

Erſchrocken ſprang der alte Baron in die Höhe und eilte zu Joſeph zurück, um ihm die beunruhigende Nachricht mitzutheilen.

Da ſieh, Junge, was du angerichtet haſt, platzte er heraus — das arme Geſchöpf hat ſich am Ende verirrt, oder aus Verzweiflung in die Moſel geſtürzt! Gott ſteh' dir bei, wenn mein Argwohn ſich beſtätigt, wenn du eine Intrigue eingefädelt haſt, welche das Mädchen in den Tod trieb. Ich würde dich erdroſſeln, Bube, mit meinen eigenen alten Händen!

Wir müſſen es zur Ehre Joſeph's bekennen, daß er über ſeine Schlechtigkeit in dieſem Augenblicke die tiefſte Reue empfand. Eine Angſt bemächtigte ſich ſeiner, wie er in ſeinem Leben nicht gefühlt.

Vater, Vater! rief er, an allen Gliedern zitternd, ſprecht nicht ſo furchtbare Worte aus — ich läge ja zehntauſendmal lieber ſelbſt auf dem Grunde des Stroms!

Er ſtürzte hinaus, ins Dorf, er ſandte Boten aus, zuerſt einen in das Stift zur Tante, dann nach allen Richtungen — beſonders dem erſten aber ſandte er ſeine Hoffnungen nach — Leonore mußte ſich zu ihrer Tante begeben haben — das war ja das Natürlichſte!

Und doch brachte er eine fürchterliche Nacht, eine Nacht voll Sorge, voll Gewiſſensqual, voll Verzweiflung zu!

Endlich dämmerte der Morgen — aber er brachte keine Spur der Verſchwundenen. Chriſtine war in Thränen aufgelöſ't. Der Alte fluchte. Joſeph ging umher wie ein Geſpenſt. Der Mittag kam, der Abend. Die Boten kehrten heim, einer nach dem andern — jedem folgenden ſchlug das Herz Joſeph's in ſtürmiſcherer Erwartung entgegen — aber keiner brachte Nachricht. Niemand hatte Leonoren geſehen — der letzte Bote kam — auch bei der Tante war ſie nicht!

Du haſt ſie ermordet — ſchrie der Alte und knirſchte drohend mit den Zähnen.

Joſeph ſtieß einen Schrei aus und ſtürmte fort, trotz Dunkelheit und Nacht. Er wollte zu Artois.

## IX.

Wo war Leonore?

Sie war nach ihrer Flucht lange fortgewandert, ohne zu ermüden. Sie folgte dem Fußpfade, den ſie eingeſchlagen und der durch den Wald in einer Richtung führte, in welcher ihr Windſchrot zu liegen ſchien. Zorn und Entrüſtung trugen ſie, und ihr Fuß hob ſich elaſtiſch und federkräftig zu raſchen Schritten. So war ſie gewiß eine gute Stunde weit gekommen. Da fühlte ſie, daß ihre Kräfte ſie plötzlich und vollſtändig verließen. Und mit der Abſpannung bemächtigte ſich eine grauenhafte Troſtloſigkeit ihrer Seele. Auf einem gefällten Baumſtamme ausruhend, blickte ſie thränenlos, aber Verzweiflung im Herzen, auf das gelbe Moos zu ihren Füßen. Ihr Inneres war zerriſſen, ihr Stolz zu Boden getreten, der reine Schmelz ihrer Jungfräulichkeit von der Sünde angehaucht — es ſtand kein Götterbild mehr im Tempel ihres Herzens, das nicht von ſeinem Throne geſtürzt, das nicht als eitel Thon zu Staub und Scherben zerſchmettert wäre!

Sie hatte nichts, nichts auf Erden mehr, das ſie nicht verachten mußte!

Dieſer Bruder! Und wie hatte ſie ihn geliebt, was nicht für ihn gethan, geopfert, geduldet — welch ein Menſch war er!

Dieſe Helden in der vollen Glorie, welche ihr poeſiedurſtiges Herz um ihre Häupter geſchlungen — dieſe Söhne des heiligen Ludwig — ſie hatten das gleißende Scharlachkleid abgeworfen — und ſtanden nun da, jammervolle Wichte, zu erbärmlich, um nur mit Anſtand den Fluch tragen zu können, den ein ganzes Volk ihnen nachſchleuderte.

Und ihr Vater!

Und ſie ſelbſt! ſo adelſtolz und doch — auf welchem Boden aufgewachſen! ſo hochfliegend in ihren Gedanken, und jetzt ſo gedemüthigt!

Es ging eine ganze Welt vor ihren Augen in Trümmer, die Welt ihres Herzens, die Welt ihrer Liebe. Leonore durchlebte eine furchtbare Stunde.

Der Tag neigte ſich zu Ende. Es ward tiefe Dämmerung im Walde. Leonore ſah auf und erſchrak. Wohin ſollte ſie ſich wenden? Ihr graute vor dem Heimkehren nach Windſchrot. Sie wollte ihren Bruder nicht wiederſehen — nie, nimmer! Aber wo ſollte ſie die Nacht bleiben, um den Tag zu erwarten, an dem ſie ſich zu ihrer Tante flüchten wollte?

Ihr Seelenſchmerz war zu groß, als daß er ſich hätte durch Thränen erleichtern können; aber was er nicht vermochte, vollbrachte die mädchenhafte Angſt welche ſich jetzt ihrer bemächtigte; ſie begann zu weinen, ſtieß einen Hülfeſchrei aus und begann dann mit dem Reſt ihrer Kraft auf dem Fußſteige, den ſie gekommen, weiter zu eilen.

Plötzlich blieb ſie ſtehen. Sie war zu Tode erſchrocken über ein lebendes Etwas, das in geringer Entfernung vor ihr im dichten Unterholz ſtand und ſich bald erhob, bald niederduckte — es kam auf ſie zu — es ſprang, es hüpfte — ein wunderliches Weſen, eine Alraungeſtalt — da ſtand es vor ihr.

Heda, wer iſt das? rief es — Leonore erkannte in dieſem Augenblick den wunderlichen Alten, den der Förſter in ſeinem Dienſte hatte.

Bertram pfiff, daß es durch die Waldung gellte; gleich darauf ſchlug in der Ferne ein Hund an.

Gott ſteh' uns bei, ſagte der ſeltſame Burſch; Sie ſind das, Fräulein? Sie? — Was hab' ich nicht ſchon erlebt im Walde: manches ſonderbare Geſchöpf, bei dem der Menſch ſich kreuzigt und das er ſtill gehen läßt; aber ich habe mich nie über ſolch einen ſtummen Waldgänger ſo verwundert, wie ich jetzt thu'.

Du haſt wohl Recht; ich habe mich verirrt im Walde. Zeig mir den Weg nach irgend einem Hauſe.

Das will ich thun, Fräulein. Meine Marderfallen ſind in Ordnung. Wir haben nur fünf Minuten bis zu Haus.

Zu welchem Hauſe?

Zum Forſthauſe!

Dahin kann ich nicht mit dir gehen —

Leonore wurde unterbrochen. Ein ſchöner Wolfshund kam durchs Gebüſch geſprungen, ſein Herr folgte bald darauf, und Philibert ſtand vor ihr. Er ſah ſie ſo verwundert an, daß er kein Wort hervorbrachte.

Verirrt, Herr, ſagte Bertram — wir müſſen ſie im Forſthauſe einquartieren, aber ſie will nicht, das Fräulein!

In der That — aber wenn Sie nicht wollen — ſtotterte Philibert verwirrt.

Geben Sie mir Ihren Arm — ich bin todtmüde, ſagte Leonore — ich fühle, ich kann nicht anders, als Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen.

So lauf, lauf, Bertram, und ſag meiner Mutter, welchen Gaſt wir ihr bringen, befahl der Förſter. Bertram ſprang davon und ließ Beide allein.

Ihre Mutter iſt bei Ihnen? Welch großes Glück iſt das! Gehen wir!

Es iſt in der That wunderbar, es iſt mir wie ein Traum, daß ich Sie vor mir ſehe, ſagte Philibert, als er Leonoren den Arm reichte — ich war in dieſem Augenblicke ſo lebhaft mit Ihnen beſchäftigt — und wann wäre ich das nicht? ſetzte er leiſe hinzu. Es war mir, als ob eine Gefahr Sie bedrohe. Ich wußte, daß Sie den Tag über nicht in Windſchrot waren —

Sie ſind auffallend genau über das unterrichtet, was dort vorgeht! ſagte Leonore mit ſchmerzlichem Lächeln — ich habe das vorgeſtern morgen bei Ihrem Zuſammentreffen mit meinem Bruder geſehen — und ich muß Ihnen danken.

Beide ſchwiegen verlegen. Nach wenigen Minuten war das Forſthaus erreicht, deſſen Lichter freundlich durch das Dunkel ſchimmerten. An der Thüre empfing ſie Philibert's Mutter, eine freundliche, lebhafte Frau, im beſten Alter, mit tauſend Entſchuldigungen für Alles, was ihr mangle, einem ſolchen Gaſte Ehre zu erweiſen. Für Leonore war ſie ein großer Troſt. Dieſe ergab ſich nun gern in ihr Schickſal, das ſie in die Wohnung die jungen Mannes geführt — ja, es lag ihr etwas Beruhigendes, Troſtreiches darin, in Philibert's Nähe zu ſein. Sie weigerte ſich aber, ſein Zimmer zu betreten, und ließ ſich am flackernden Herdfeuer nieder; Philibert ſetzte ſich ihr gegenüber. Er blickte ſchweigend bald auf ſie, bald in die Flammen. Keine unbeſcheidene Frage kam über ſeine Lippen. Es war ein ruhiges, ſtilles Bild: der kräftige junge Mann mit den edeln Zügen voll Intelligenz und Selbſtbewußtſein, und das ſchöne Mädchen ihm gegenüber, über deſſen marmorbleiche Wangen die Flamme einen roſigen Schein warf. Und doch, was ging nicht vor in den Seelen Beider! Philibert verrieth mit keinem Worte die ſtürmiſchfreudige Bewegung ſeines Innern. Leonore wußte dem Hausherrn unendlichen Dank für dieſes ſchonende Betragen, das ihr ſo wohlthat. Es war ihr, als ob ſeine Gegenwart den Schmerz und den Groll, der ſich in ihre Seele geklammert, aufthaue und löſe. Er ſchien ihr ſo groß, ſo rein, ſo edel im Vergleich mit den Männern, die ſie in dieſen Tagen umgeben — ſie wußte es ſich nicht zu erklären — aber es lag ein Zauber für ſie in ſeinem Weſen, der ihr nach und nach alles Andere fern rückte, was nicht er war. Sie hatte ein unendlich wohlthuendes Gefühl von Sicherheit unter ſeinem Dache.

Leonore fand es unmöglich, etwas von dem Mahle zu genießen, welches die Mutter Philibert's geſchäftig für ſie improviſirt hatte. Sobald das Zimmerchen geordnet war, in welchem ſie die Nacht zubringen ſollte, zog ſie ſich dahin zurück. Ruhend, ermüdet, zwiſchen Traum und Wachen ſchwebend, hörte ſie noch lange den eintönigen Geſang des Nachtwindes, der durch die Nadeln der Edeltanne pfiff, welche vor ihrem Fenſter ſtand. Der Mondſchein lag hell auf den Waldwipfeln draußen, und wenn ſie halbgeſchloſſenen Auges in die grüne Welt voll ſtummen Lebens blickte, war es ihr, als ſchaue ſie immer tiefer und tiefer in eine neue, unentdeckte, vom Fuß des Menſchen nie betretene Schöpfung hinein. Da waren hohe Berge und üppige, rieſenhafte Pflanzen, Blumen, Bäume, kriſtallhelle Springbrunnen und ſchmelzende, ſchwermüthige Stimmen niegeſehener Wundervögel, die ſich auf dunkeln, himmelanſtrebenden Palmenäſten wiegten. Eine verhaltene, ahnungvolle Stimmung, ein gedämpftes und mattes Licht, eine Spannung und Erwartung lag auf der jungfräulichen Schöpfung — da flatterte plötzlich ein Rauſchen durch die Blätter von Wipfel zu Wipfel, die großen Daturaglocken und Purpurkelche läuteten, die Vögel ſtießen laute Schreie aus, das Licht ward ſtrahlender und glühender — eine helle Geſtalt ſchritt den Abhang eines Berges hinunter und bog die Zweige der Gebüſche vor ſich auseinander und kam immer näher — ein „ſtummer Waldgänger“ — wie Bertram am Abende geſagt. Er kam auf das Forſthaus zugeſchritten, er nahm bekannte Züge an — es waren die Züge Philibert's, dann verwiſchten ſie ſich wieder — es war ein fremdes und dann wieder wie bekanntes Weſen, das herrſchte in dieſen Regionen und dem die zauberhafte Schöpfung wie einem König huldigte.

Als Leonore am andern Tage erwachte und in die morgenſonnenhelle Waldlandſchaft vor ihrem Fenſter blickte, über der die Erinnerung ihrer Traumgeſichte ſchwebte, fühlte ſie ſich um einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck reicher. Sie fühlte aus der Natur ein Etwas ſie anwehen, welches ſie früher nie empfunden. Eine Sehnſucht ſtieg in ihr empor nach einer innern Harmonie mit dem ſtillen, ruhedurchtränkten Leben und Weben der Natur. Sie hätte die nächſte ſchöne Waldblume um ihre träumeriſche Bewußtloſigkeit beneiden mögen. Sie fühlte, es lag in dieſer Natur eine Poeſie, welche durch keine zerſtörte Illuſionen zernichtet werden könne. Ihre Poeſie war bisher nur die der Geſchichte geweſen, die Poeſie des Glanzes und der Macht, welche ſo oft nur die Poeſie des Theaters iſt, und welche Leonoren in unvorſichtiger Schwärmerei an den

Rand eines Abgrundes gelockt hatte. Dieſer Morgen aber war der Wendepunkt ihres Lebens!

Als ſie ihr Zimmer verlaſſen und heruntergegangen war, empfingen ihre Wirthe ſie mit derſelben ſchonenden, von aller Neugier fernen Herzlichkeit, wie am Abende zuvor. Philibert beſonders ſchien es ſtillſchweigend als einen ganz natürlichen Umſtand zu betrachten, daß ſie in ſeinem Hauſe ſei. Leonore beruhigte ſich von Stunde zu Stunde mehr. Es war auffallend, wie wenig endlich ihr Herz ſich noch ſträubte, ihm Alles anzuvertrauen, was ſie ihm nothgedrungen anvertrauen mußte. Und wie hatte ſie geſtern noch vor dieſem Augenblicke gezittert !

Sie ſagte ihm, daß ihr Bruder ſie auf eine Weiſe verrathen habe, welche es ihr unmöglich mache, zu ihm zurückzukehren: daß ihre einzige Zuflucht das Kloſter ihrer Tante ſei, und daß ſie nicht anders könne, als von ihm, Philibert, begehren, ſie dorthin zu bringen, wo ſie eine traurige Verirrung ihres Herzens abbüßen wolle.

Philibert hörte ſie ſtillſchweigend an und brachte kein Wort über ſeine Lippen, obwohl er ein paar Mal zu reden verſuchte. Er ging, um Bertram nach dem nächſten Orte zu ſenden und von dort einen Wagen zu ſchaffen. Als er zurückkehrte, war ſie in den Garten gegangen und hatte ſich auf die Steinbank einer Geisblattlaube geſetzt, um allein zu ſein, denn eine vollſtändige Erſchöpfung fing an, ſich bei ihr geltend zu machen.

Philibert machte ſich in ihrer Nähe zu ſchaffen und wandte kein Auge von ihr. Tauſend Dinge lagen ihm auf dem Herzen, die er ihr hätte ſagen mögen — aber er wagte es nicht, ſie anzureden — gegen die Gedanken, welche in dieſem Augenblicke ihre ſchmerzerfüllte Seele bewegen mußten, kam ihm Alles ſo klein und nichtig vor, was er ihr ſagen konnte — ja frivol und gefühllos ſogar! Und doch lag ſein ganzes Herz in dieſen Dingen.

Leonore fühlte ſich immer mehr unwohl. Sie zog ſich zurück und war bald gezwungen, ſich niederzulegen. Als der im nächſten Flecken beſtellte Wagen gegen Mittag ankam, wer es ihr unmöglich, ſich zu erheben und abzureiſen. Auch litt Philibert's Mutter, die ſich voll Sorgfalt um ſie bewegte, dies durchaus nicht. Leonore war in einem Zuſtande äußerſter Nervenerſchöpfung, der in ein Nervenfieber überzugehen drohte. Bertram mußte mit dem Wagen zurück, um einen Arzt aufzutreiben. Dann ſollte er auch Gertruden mit den Sachen ihrer Herrin aus Windſchrot holen. Er machte ſich eiligſt wieder auf den Weg, aber es war ſchon Dämmerung geworden, als er ſich dem Gute näherte. Ungefähr einen Büchſenſchuß weit vom Hofthore deſſelben kam ihm Joſeph entgegengeſtürzt, mit allen Zeichen furchtbarſter Aufregung. Bertram hielt ihn zurück und richtete ſeinen Auftrag aus. Joſeph hörte ihn an, wie ein Verbrecher ein Begnadigungsdecret anhören mag. Stumm, aber in zitternder Haſt zog er den ſeltſamen kleinen Waldmenſchen ins Haus, rief ſeinen Vater herbei, und während der Jagdgehülfe ſeine Freudenbotſchaft wiederholte, ließ er ſelbſt es ſich nicht nehmen, Leonorens Sachen einzupacken und ihr obendrein von Chriſtinens Eigenthum zu ſenden, was er irgend willkommen glaubte.

Als Bertram und Gertrude endlich abgefertigt und auf dem Wege zum Forſthauſe waren, wandte Joſeph ſich zu Chriſtinen und ſagte mit einem Geſichte, auf dem eine ſtille Reſignation ausgeprägt lag:

Laß einpacken, Frau — noch dieſe Nacht. Morgen in aller Frühe reiſen wir!

In der That ſaß Joſeph ſchon am Vormittage des folgenden Tages neben ſeiner jungen Frau, die noch immer ſehr rothgeweinte Augen hatte, im Reiſewagen. Einen Verſuch, Leonoren wiederzuſehen, hatte er nicht gemacht. Auch hat man niemals eine Silbe wieder von ihm gehört!

Auch der alte Baron Windſchrot machte ſich früh am andern Tage auf die Wanderung, mit jugendlich raſchem Schritte. Er begab ſich in die Wälder zum Forſthauſe hinauf, und ſein Erſcheinen bewegte Leonoren ſo freudig, daß ſich von dieſem Augenblicke an die Wendung ihres Nervenleidens zu Beſſerung datirte. Philibert's Mutter aber widerſetzte ſich dennoch dictatoriſch Leonorens Abreiſe zu ihrer Tante. Es war, als habe die freundliche Matrone, die ihren Sohn wie ihren Augapfel liebte, durchſchaut, was in dem Herzen desſelben vorging, und wache beſorgt über ſeinem Glücke.

Und dies Durchſchauen war freilich nicht ſchwer — ſein verändertes Weſen, ſeine Unruhe, ſeine Schwermuth ſprachen deutlich genug!

Philibert, ſagte ſie eines Morgens, als ſie allein mit ihm war und indem ſie ſeine Hand ergriff, weßhalb biſt du ſo ſtill und verzagt? Mein ſecker Junge iſt ja ſonſt nicht blöde! Soll ich mir denn durchaus ein Herz faſſen und für dich reden?

Philibert erröthete. Nein, mein gutes Mütterchen — wenn Ihr mir Euern Segen dazu gebt —

Den haſt du, Kind —

Dann will ich's ſelbſt verſuchen, ob ich's herausbringe!

Es war zwei Tage nachher. Leonore ging ſchon wieder an die Luft und wandelte im Garten auf und ab. Sie war ſehr blaß, und ihre Blicke glitten träumeriſch über die Blumenkelche, in denen die Thautropfen des Morgens funkelten. Sie dachte mit tiefem Zagen an die Abreiſe — aus dem ſicheren Friedensbann, der ſie hier in der Waldeinſamkeit umgab, ſich loszureißen, um in die Welt zurückzukehren, das ſchien ihr das ſchwerſte Opfer, welches ſie dem Leben und einem unerbittlichen Schickſale bringen ſollte. Sie dachte auch an Philibert. Während des Aufenthalts in ſeinem Hauſe hatte ſie immer mehr liebenswürdige Seiten an dieſem edeln Charakter ſich entwickeln geſehen. Hinter ſeiner Beſcheidenheit verbarg ſich ein tiefer Verſtand, ein warmes, ſinniges Gemüth, und vor Allem rührte Leonoren Philibert's liebevolles Betragen gegen ſeine Mutter. Nach und nach verkettete ſich ſeine Erſcheinung aufs Engſte mit all jener Poeſie, welche ihr aus dieſem ſtillen Waldleben entgegenquoll, und deren Zauber ſie jetzt mit einer früher ungeahnten Gewalt feſſelte. In dieſer Stimmung war Leonore, als ſie plötzlich Philibert vor ſich ſtehen ſah. Verlegen bot er ihr den Morgengruß.

Ich muß Ihr kleines Zauberreich zu einer Zeit verlaſſen, wo es grade in ſeiner ſchönſten Blüte ſteht, ſagte ſie. Alle Ihre Blumen haben um die Wette ihre ſchönſten Kelche aufgeſchlagen.

Leonore, Sie ſind ſehr grauſam gegen mich, nahm Philibert das Wort. Ich hatte mich ſo getroſt in mein Schickſal gefunden, ich hatte mich angeſchickt, hier das Leben eines Weiſen zu führen, der von der Welt nichts mehr erwartet und die Entſagung des Anachoreten als die echte Philoſophie des Herzens betrachtet, das glücklich ſein will. Aber ach, es war der Traum eines Knaben, der keine inneren Erfahrungen hat: eine männliche Leidenſchaft hat mich jetzt gelehrt, daß das Glück des Menſchen nicht anders ſein kann, als das Glück Desjenigen, nach deſſen Bilde er erſchaffen iſt. Er will eine Welt beſitzen, eine Welt für ſich — eine Unendlichkeit für ſich.

Das iſt viel, ungeheuer viel verlangt — ſagte Leonore.

Aber nicht zu viel, nichts Unerreichbares!

Und wie wollen Sie ſo etwas auf Erden zu erreichen hoffen?

Ich darf es freilich nicht zu erreichen hoffen — ich wag' es nicht zu hoffen — aber —

Aber —

Sie hätten mir nicht den Blick in dieſe Unendlichkeit öffnen ſollen, um ihn raſch wieder zu verhüllen.

Ich verſtehe Sie nicht.

Nicht? — Er ſah ſie mit einem tiefen, innigen Blicke an und ſagte weich:

Geben Sie mir Ihre Hand — ich wage ſonſt nicht zu reden.

Sie reichte ihm die Hand, zitternd, erbleichend, aber ſie bezwang ſich und erwiderte ſeinen Blick offen und feſt.

Dieſe Welt für mich, eine Welt voll unergründlichen Reichthums, voll ewiger Gedanken, voll der Unendlichkeit, in deren Anſchauen ich das Glück der Gottheit hätte, ſind Sie, Leonore. Bleiben Sie bei mir, Leonore!

Leonore ſchlug die Augen zu Boden, aber ſie ſchien nicht überraſcht, ſie entzog ihm ihre Hand nicht. Er kniete vor ihr. Sie legte ihre andere Hand auf ſeine Schulter und ſagte leiſe:

Laſſen Sie mich allein. Ich muß eine Stunde allein ſein, bevor ich das wichtigſte Wort meines Lebens ausſpreche!

Er küßte ihre Hand, eine heiße Thräne fiel darauf; dann erhob er ſich und ging.

— — — — — — — — —

Die Stunde war verfloſſen. Philibert betrat den Garten wieder. Leonore war nicht da. Als er forſchend ſich umſchaute, ſah er ſie am Arme ihres Vaters den Weg daherkommen, der von Windſchrot durch den Wald zum Forſthauſe heraufführte. Der alte Baron hatte es ſich zu Nutze gemacht, daß ſein Sohn die Behauſung ſeiner Ahnen für die nächſte Zeit in Miethe genommen: er wohnte in Windſchrot und kam täglich um eine beſtimmte Stunde, Leonoren zu beſuchen. Dieſe war ihm jetzt entgegengegangen, er eilte raſch mit ihr heran und ſchon von Weitem rief er, mit einer ſo fröhlich lauten Stimme, als ob er alle Vögel des Waldes von ihren Zweigen aufſchrecken wollte:

Sie ſind ja ein ganz excellenter Menſch, Sie! Gott ſegne Sie, Wolfskron; ich willige mit allen Leibeskräften ein, ich gebe Euch meinen Segen zehntauſendmal, meinen beſten väterlichen Segen!

Nach dieſen Worten umarmte er Philibert mit einer merkwürdigen Inbrunſt und verſicherte, er ſei, ſo lange er denken könne, nicht ſo fröhlich geweſen, und jetzt ſolle ein Leben beginnen, wie bei den Engeln im Himmel!

Leonore ſtand blutroth vor Scham und Verlegenheit hinter dem alten Baron, während dieſer ſo ſtürmiſch ſeine rührende Freude an den Tag legte, einmal wieder in ſeiner vollen Würde anerkannt zu werden und als Vater fungiren zu können!

Ich habe den Vater hergebracht, um für mich zu antworten, Philibert, ſagte ſie. Ich hoffe, dafür erlauben Sie ihm, immer bei uns zu bleiben — nicht wahr?

Ja, bei uns, Leonore, verſetzte Philibert und ſchloß ſie in ſeine Arme — bei uns; welch ſüßes Wort!

Sie lagen Bruſt an Bruſt; der Alte ſtahl ſich fort und zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg

---

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe und Hermann Kurz.**

Preis eines Bandes von ca. 20 Bogen
elegant broſchirt: 15 Sgr. oder 54 kr., fein gebunden:
24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. ſüdd. W.

**Jeder Band wird auch einzeln verkauft.**

## Inhalt der erſchienenen Bände.

### Erſte Serie.

### I. Band:

Die neue Meluſine. Von Goethe.
Die Verlobung auf St. Domingo. Von H. v. Kleiſt.
Geſchichte vom braven Kaſperl und dem ſchönen Annerl. Von Clemens Brentano.
Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau. Von Achim von Arnim.
Das Fräulein von Scudery. Von E. T. A. Hoffmann.

### II. Band:

Die Gemälde. Von L. Tieck.
Der letzte Savello. Von C. Fr. v. Rumohr.
Brigitta. Von Adalbert Stifter.
Der Stern der Schönheit. Von Auguſt Wolf.

### III. Band:

Des Lebens Ueberfluß. Von L. Tieck.
Die Glücksritter. Von Joſeph von Eichendorff.
Die katholiſche Mühle. Von Adolph Widmann.
Romeo und Julia auf dem Dorfe. Von Gottfried Keller.

### IV. Band:

Irrwiſch-Fritze. Von Franz Berthold.
Phantaſien im Bremer Rathskeller. Von Wilhelm Hauff.
Margret. Von Gottfried Kinkel.
Mozart auf der Reiſe nach Prag. Von Eduard Mörike.

### V. Band:

Ein Carnevalsfeſt auf Ischia. Von Auguſt Kopiſch.
Die Entſcheidung bei Hochkirch. Von Friederike Lohmann.
Der Carneval und die Somnambüle. Von Carl Immermann.
Der arme Spielmann. Von Franz Grillparzer.

### VI. Band:

Nordiſche Freundſchaft. Von L. Kruſe.
Eine fromme Lüge. Von Luiſe v. Gall.
Der Müller vom Höft. Von Alfred Meißner.
Das Kind. Von Herman Grimm.

## Zweite Serie.

### I. Band. (Bd. VII.)

Der Notar in der Falle. Von Jeremias Gotthelf.
Die Geſchichte des Diethelm von Buchenberg. Von Berthold Auerbach.
Johann Ohlerich. Von Adolph Wilbrandt.

### II. Band. (Bd. VIII.)

Die Engel-Ehe. Von Spindler.
Jörg Muckenhuber. Von W. H. Riehl.
Eine Verlorene. Von Kompert.

### III. Band. (Bd. IX.)

Mammon im Gebirge. Von Moritz Reich.
Der Sieg des Schwachen. Von Melchior Meyr.
Eine Malerarbeit. Von Theodor Storm.

### IV. Band. (Bd. X.)

Samuel Brink's letzte Liebesgeſchichte. Von Schreyvogel.
Herr von Sacken. Von Willibald Alexis.
Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Von Robert Waldmüller. (Duboc.)

### V. Band. (Bd. XI.)

Die drei Schweſtern. Von L. A. Kähler.
Der todte Gaſt. Von Zſchokke.
Das Schloß im Gebirge. Von Moritz Hartmann.
Der Drache. Von Ferd. Kürnberger.

# Proſpectus.

## VI. Band. (Bd. XII.)

**Kurt von Koppigen.** Von Jeremias Gotthelf.
**'s Muhme-Lieutenant-Saloppel.** Von Karl v. Holtei.
**Wolof, der Rekrut.** Von Edm. Hoefer.

## Dritte Serie.

## I. Band. (Bd. XIII.)

**Am Malanger Fjord.** Von Theodor Mügge.
**Der graue John.** Von Friedrich von Heyden.
**Der Flüchtling.** Von Adolf Pichler.

## II. Band. (Bd. XIV.)

**Der Träumer.** Von Auguſt Kopiſch.
**Die Tante.** Von Fanny Lewald.
**Anſas und Grita.** Von Ernſt Wichert.

Die folgenden Bände werden Auserwähltes bringen von A. von Chamiſſo, E. von Dincklage, de la Motte Fouqué, Gerſtäcker, Claire von Glümer, Karl Gutzkow, Thereſe Huber, R. Kausler, Johanna Kinkel, Franz Kugler, O. Ludwig, Wilhelm Müller, W. Raabe, Otto Roquette, Hermann Schmid, Levin Schücking, Franz Wallner, Franz W. Ziegler und vielen Anderen.

Rudolph Oldenbourg,
Verlagsbuchhandlung.

# Novellenſchatz.

Dritte Serie.

Vierter Band.

(Der ganzen Reihe ſechszehnter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe**
und
**Hermann Kurz.**

Dritte Serie.

Vierter Band.

(Der ganzen Reihe ſechzehnter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite.

Gemüth und Selbſtſucht. Von F. v. W. . . 1

Mohrenfranzel. Von Hermann Schmid . . . 87

Der Stirielhaſt. Von E. v. Dincklage . . . . 179

Die Schlangenkönigin. Von Otto Roquette . . 221

# Gemüth und Selbſtſucht.

### Von F. v. W.

Deutſches Taſchenbuch auf das Jahr 1838. Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

Die nachſtehende Novelle, größtentheils in Brieſen, erſchien in dem von K. Büchner herausgegebenen „Deutſchen Taſchenbuche auf das Jahr 1838“, mit dem Beiſatze: „mitgetheilt von Leopold Schefer“. Man braucht nicht lange darin zu leſen, um ſich zu überzeugen, daß die Erzählung keinen Verfaſſer hat, ſondern eine Verfaſſerin. Die weiblichen Brieſe bekunden dies durchſichtig genug, noch mehr aber dürften es die männlichen verrathen. Dieſe Vermuthung findet denn auch ihre Beſtätigung in einer gleichzeitigen Taſchenbücherſchau der Blätter für literariſche Unterhaltung vom 19. December 1837, die bei Gelegenheit unſerer Novelle die Bemerkung enthält: „F. v. W. iſt ein Fräulein von Wolf in Kopenhagen“. Mehr haben wir von der talentvollen Verfaſſerin nicht in Erfahrung bringen können. Dieſelbe entwickelt eine merkwürdige Kunſt der Natürlichkeit: man glaubt wirkliche Mittheilungen aus dem Leben zu leſen, mit leichter Hand hingeworfen, als wären ſie nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt; und unter dem Eindrucke dieſer Täuſchung gewinnt uns die Zartheit und Anmuth des Vortrags um ſo mehr für den Kreis, aus welchem wir die Mittheilungen hervorgehen ſehen. Eine Theilnahme freilich, die ſich faſt ganz auf den weiblichen Theil dieſes Kreiſes beſchränkt; denn die „Herren“ ſind nicht durchaus günſtig geſchildert, und der Beſte von ihnen geht leer aus, was ihn, wenigſtens in männlichen Augen, nicht eben zum Helden macht. Ob denn doch vielleicht Verhältniſſe und Begebenheiten des wirklichen Lebens zu Grunde liegen? ob die überraſchende Schlußwendung der Wirklichkeit angehört oder experimentirende Erfindung iſt? Wir können dieſe Fragen nicht beantworten, glauben uns aber verſprechen zu dürfen, daß die Novelle jedenfalls, wenn ſie auch nicht alle Anſprüche erfüllen ſollte, mit Intereſſe geleſen werden wird. Den Titel hätten wir anders gewünſcht, halten uns jedoch nicht für berechtigt, ihn zu ändern.

Am obern Ende eines Tiſches, auf welchem das Frühſtück geordnet ſtand, ſaß Herr Steffano, einer der angeſehenſten Kaufleute in Frankfurt. Wie nach dem Namen zu erwarten, ſüdlicher Abkunft, ſprach ſich dieſe auch in den Formen des Antlitzes, in dem Schnitte und der Farbe des Augenpaares deutlich genug aus, wenn gleich ſeine Voreltern ſchon vor beinahe zweihundert Jahren aus Italien nach Deutſchland eingewandert ſein mochten. Sein lebhafter und doch ruhiger Blick beurkundete die wohlbenutzten Erfahrungen eines der Thätigkeit und dem Nachdenken gewidmeten Lebens; der etwas ſtreng geſchloſſene Mund deutete auf Ernſt und Entſchloſſenheit, während in dem Lächeln, wenn dieſes ſeine Züge belebte, herzgewinnende Freundlichkeit ſich ausſprach. Ihm zur Rechten befand ſich ein junger Mann, mit hellbraunem Lockenkopfe, mit bedeutenden, ausdrucksvollen, wenn gleich nicht eben ſchönen Zügen, der dem Aeußern nach mehr ernſt als fröhlich, mehr gedankenvoll als beglückt ſich darſtellte. Zur

Linken des Hausherrn, neben dem Kaminfeuer, hatte in einem bequemen Lehnſeſſel und in faſt liegender Stellung der Neffe desſelben, Herr R., ſich hingeſtreckt, welchen man ſogleich an der Familienähnlichkeit als Verwandten des Hauſes erkannt haben würde. — Im Allgemeinen glich ſeine Geſichtsbildung der des Oheims, obwohl dieſe jugendlichen Züge einen durchaus verſchiedenen Ausdruck zeigten. Herrn Steffano's Augen deuteten Güte, Milde und Nachdenken an, zuweilen tiefen Ernſt, niemals Härte; aus den herrlich gebildeten Augen des Neffen blickten dagegen im lebendigen, oft verletzenden Wechſel Geiſt, Neigung, Stolz, Mißtrauen, Strenge und Verachtung; auch der Ausdruck ſeines Mundes war bezeichnend, auch in ſeinem Lächeln war gewinnende Anmuth verborgen, aber öfter noch zeigte ſich um ſeine Lippen ein Zug von Spott, Trotz und Mißvergnügen. Neben ihm ſaß ein junges Mädchen, deren blühendes, blendendes Colorit den angenehmſten Abſtand zu ſeiner ſüdlichen Geſichtsfarbe bildete. Man hatte oft ſcherzweiſe von dieſem reizenden Weſen geſagt, daß ſie ein Blumengeſichtchen habe, und in der That kein Ausdruck konnte richtiger ſein. Ihr blondes Haar war in reichen Flechten zierlich geordnet, und ihre fröhlichen, ſchalkhaften braunen Augen machten um ſo tieferen Eindruck, als man darauf hätte ſchwören mögen, dieſem Geſichtchen könne nur ein blaues Augenpaar inne wohnen. Es gewährte ein liebliches, tröſtliches Gefühl, ſo viel glückſelige Jugend zu betrachten, und auch ihr Nachbar widerſtand dieſem Zauber nicht immer, obwohl er demſelben nur dann nachzugeben pflegte, wenn Niemand ihn ſeiner Meinung nach beachtete. — Neben dieſer anmuthigen Blondine erblickte man die Tochter des Hauſes, welche wiederum als Gegenſtück ihrer Nachbarin betrachtet werden konnte. Sophie Steffano hatte das ſchwarze Haar, die edle Geſtalt, welche ihre Familie auszeichnete, aber unter der ſchönen Stirn blickten tiefblaue Augen hervor, deren Ausdruck zugleich lebhaft und rührend war. Sie ſah zuweilen zu ihrem Vetter hin, der ihr gegenüber ſaß, und deſſen Augen ſie oft mit Blitzesſchnelle trafen, aber in dieſem Anblicken lag nichts von der zutraulichen Unbefangenheit verwandtſchaftlichen Verhältniſſes.

Dieſe fünf Perſonen bildeten das Gemälde, den Rahmen dazu ein Zimmer, deſſen ſchöne Anordnung auf Geſchmack und die gediegene Eleganz wohl angewendeten Reichthums deutete. — Herr Steffano hatte die Zeitung flüchtig durchgeſehen und ſagte jetzt, nicht ohne leiſen Anflug von Ironie und mit Hinblick auf ſeinen Neffen, der eine unangezündete Cigarre ſpielend zwiſchen den Fingern bewegte: Ich freue mich zu ſehr, wie mehr und mehr die Geſinnung der Damen ſich dir beifällig zuwendet, denn ſchwerlich würde Sophie früher an die Möglichkeit geglaubt haben, daß man in ihrem Heiligthume rauchen dürfe. Sophie erröthete, ihr Blick begegnete flüchtig dem ihres Vetters, welcher die Hand über die Augen legte und nach einer kleinen Pauſe mit ſeltſamem Lächeln erwiderte: Da man mir ſo viele Güte beweiſ't, wäre vielleicht anzunehmen, ich ſei derſelben nicht völlig unwerth. — Die kleine Blondine lächelte ſchalkhaft, der Oheim ſah ernſt vor ſich hin. Der junge Mann zu ſeiner Rechten war gleich zu Anfange dieſes Geſpräches aufgeſtanden, verbeugte ſich jetzt ſchweigend und verließ das Zimmer.

Nach minutenlanger Pauſe begann Herr Steffano von Neuem: Ich habe geſtern die Bekanntſchaft des Grafen von N. gemacht und freue mich dir ſagen zu können, wie er ein höchſt angenehmer, humaner und aufgeklärter Mann zu ſein ſcheint.

Der Neffe ſchwieg. Für dich, fuhr Jener fort, kann dieſes Alles nur von höchſter Bedeutung ſein.

R. blickte empor und entgegnete mißlaunig: Ich wüßte in der That nicht, warum mir das anders als gleichgültig vorkommen ſollte.

Eine geiſtreiche Antwort belebt kluge Perſonen, ſelbſt dann, wenn ſie ihren Anſichten und Wünſchen entgegen iſt, eine ihrer Meinung nach unverſtändige pflegt ſie aus aller Faſſung zu bringen. Herr Steffano ſchwieg eine Weile, wie um ſich zu ſammeln, und entgegnete: Gleichgültig? — Das iſt eine großartige Anſicht, die wenigſtens mir nicht einleuchten kann, da deine Anſtellung in Staatsdienſten größtentheils von dem Grafen und ſeinem Einfluſſe abhängig ſein wird.

Düſtre Wolken zogen über R's Stirn. Es thut mir leid, ſagte er, daß dieſer Gegenſtand eben jetzt zur

Sprache kommt, Zeit und Stunde mögen wenig günſtig ſein. Mir gilt aber der Grundſatz, dem ſcheinbar Unabwendbaren nie aus dem Wege zu gehn; überdies, was man den Muth hat zu wollen, muß auch entſchloſſen ausgeſprochen werden, gleichviel, ob es mit Gunſt oder Ungunſt aufgenommen werden mag. Ich bin ſehr entſchieden, in den nächſten Jahren noch keine Anſtellung zu ſuchen.

Herr Steffano ſchwieg abermals, die kleine Blondine ſchlüpfte behende aus dem Zimmer, Sophie erhob ſich ihr zu folgen, aber ein ernſter Blick des Vaters bewog ſie zu bleiben. Ich verſtehe dich nicht, lieber Neffe, begann er endlich; ſei daher ſo gütig, dich deutlicher zu erklären. Wenn man gleich dir acht Jahre auf Univerſitäten zugebracht hat, wenn man achtundzwanzig Jahre alt iſt, dann, ſcheint mir, iſt in ihrer vollen Reiſe die Zeit da, wo man eines ernſten Lebenszweckes bedarf und auf alle Weiſe ihn ſuchen muß. Du haſt dir vollkommen Zeit gelaſſen, das Leben zu genießen, ſo hoffte ich würdeſt du jetzt daran denken, dich demſelben nützlich und thätig einzubürgern.

Der Neffe lächelte: Ihre Güte kommt mir ſehr unerwartet zu Hülfe, denn eben dieſe Idee des Einbürgerns in die kleinlichen und etwas platten Lebensverhältniſſe, die mir bevorſtehen würden, machte jede Annäherung vorläufig zur Unmöglichkeit.

Du willſt alſo vom Civilſache dich gänzlich abwenden? —

Keineswegs, nur hinausſchieben will ich die Sclaverei, welche mir bevorſteht. Ich kann meinen Nacken einem ſolchen Joche noch nicht beugen. Nur die höheren Staatszwecke haben von jeher mein Intereſſe erregt, alle dieſe ängſtlich-beſchränkten Verhältniſſe kleiner Beamten ſind mir ſtets durchaus zuwider geweſen.

Höhere Staatszwecke, entgegnete der Oheim, haben immer außer dem Bereiche meines Wirkens gelegen, aber ſie ſind, nach meiner Anſicht, in der weiſen Aufrechthaltung des beſtehenden Guten, in zweckgemäßer Verbeſſerung des Mangelhaften zu ſuchen. Dieſem Streben liegt die einfachſte und deßhalb oft ſchwierigſte Weisheit zum Grunde: nur gemeinſames Wirken führt zu ſolchem Ziele. Der geringſte Beamte eines Staates kann dazu beitragen und für ſein Herz, ſeine Eitelkeit, ſeinen Ehrgeiz volle Befriedigung finden. Das richtige Streben eines geiſtreichen Mannes wird nie überſehen werden, ſelbſt der beſchränkte Wirkungskreis dient ihm zur Hebung, und um ſo mehr wird daraus der Geiſt hervorleuchten, welcher es verſtand, ſeine Strahlen wohlbegründeter Ordnung einer oft mechaniſchen Thätigkeit zuzuwenden. —

Es mag ſein, wie Sie ſagen, erwiderte der Neffe nachläſſig, aber mir wenigſtens fällt es ſchwer, mich durch ſo kümmerliche Verhältniſſe durchzuarbeiten nach einem möglichen Ziele. Meine Aufmerkſamkeit iſt von Anbeginn auf die mangelhafte Juſtizverwaltung meines Vaterlandes gerichtet geweſen, auf die ſeltſame Verkehrtheit, Geſetze noch jetzt in ihrer Kraft beſtehen zu laſſen, welche durch die Fortſchritte der Zeit und der Cultur als durchaus unzuläſſig erſcheinen müßten. In mir iſt ſeit lange der ſehr begreifliche Wunſch rege, die Verwaltung, die Stimmung in andern Ländern mit der im Vaterland zu vergleichen. Ich wünſche zu dem Zwecke England, Frankreich und, was Ihnen vielleicht ſeltſam erſcheinen mag, Holland zu bereiſen und kennen zu lernen. Italien werde ich ſpäter beſuchen, aber eigentlich nur zu einer, ich möchte ſagen, poetiſchen Belehrung, denn in ſtaatswiſſenſchaftlicher Beziehung möchte ich dort ſchwerlich viel lernen, vielleicht nur, als inſoferne auch das Mangelhafte unterrichtend ſein kann.

Herr Steffano lächelte. Dein Wille mag vortrefflich ſein, lieber Neffe, aber wäre es nicht heilſamer für dich, wenn du, unbekümmert um die Vortheile oder Nachtheile, deren andere Länder theilhaftig ſind, im Vaterlande eine Anſtellung ſuchteſt und derſelben mit Umſicht und Pflichttreue vorſtändeſt? Der Begriff des Beſſeren und Zeitgemäßeren bleibt inſofern ſtets abhängig, als ſelbſt das Gute dieſer Art nicht auf alle Menſchen und auf alle Zuſtände anwendbar iſt. — Man findet überall einen National- und doch auch wieder, möchte ich ſagen, einen Orts-Character, und um dieſer letzeren Urſache willen wird es eine ewig unauflösbare Aufgabe bleiben, die Geſetzgebung irgend eines Landes auf die Individualität der Bewohner mit Genauigkeit anzuwenden. Was für die Mehrzahl als richtig erkannt wird, muß in der Beziehung als das Beſſere gelten; nicht Alles iſt ſo verkehrt, wie der Anſchein uns glauben machen möchte. Ich habe mein Nachdenken ſolchen Betrachtungen oft zugewendet. Die Verſchiedenheit der Gemüthsanlagen, ja ſelbſt der äußern Perſönlichkeit, welche man häufig in zwei einander nahe gelegenen Dorfſchaften, häufig zwiſchen Städter und Vorſtädter antrifft, mag der früher ſtattgehabten Einwanderung von Coloniſten zuzuſchreiben ſein. Wenn hier ein ganzer Menſchenſchlag gutmüthig, lenkſam und thätig erſcheint, ſo findet man oftmals ganz in der Nähe ihn trotzig, auffahrend, verſchlagen und unthätig. Nach dem Beſſeren zu ſtreben iſt unerläßlich, aber ſelbſt das anſcheinend Mangelhafte mag oft nützlich ſein, daher würde ich mich an deiner Stelle darüber beruhigen. Bedenke wohl, was es heißt, zwei Jahre ſeines Lebens einem ungewiſſen Zwecke opfern, indeſſen der gewiſſe nothwendig und durchaus erforderlich erſcheint. Du biſt nicht reich, lieber Freund, kaum wohlhabend zu nennen, und folglich darf deine Wahl auf kein contemplatives Leben gerichtet ſein, wenn gleich ein ſolches dir am mehrſten zuſagen dürfte. Für dich iſt ein weiſer Haushalt mit Zeit und Leben dringendes Bedürfniß, du ſollſt dir ſelber verdanken, was du einſt ſein wirſt. Dein Verſtand, deine ſchnelle Auffaſſungsgabe, deine Gewandtheit, ja ſelbſt deine Fehler, welche ich unberührt zu laſſen wünſche, werden dir zur Erreichung deiner Zwecke förderlich ſein, wenn du nicht an Zerſplitterung ſo wünſchenswerther Gaben ſcheiterſt. — Leider iſt in dir keine Einheit; verworren liegen die ſchönſten Blüten verſtreut, hier Knoſpen, dort Blätter, hier Blumen, alles der verſchiedenſten Art, nichts aneinander gereiht, nichts geſammelt. Die Menge ſtaunt die phantaſtiſche Verworrenheit an, der Kenner beklagt ſie. Es iſt ein Chaos, aus welchem das Wünſchenswertheſte dem Blicke ſich darbietet; nur du vermagſt es zu ordnen. Nur wer völlig mit ſich einig iſt, mag im Stande ſein, ein vernunftgemäßes Urtheil über fremde Menſchen und Zuſtände zu fällen. In vollkommener Einheit liegt einzig ſicheres Fortſchreiten. Eine weitere Ausbildung durch Reiſen ſcheint mir für dich nun völlig überflüſſig. Die Welt, in ihren guten und verderblichen Beziehungen, hat ſchon genug an dir gebildet. Die glänzende, äußere Hülle iſt vorhanden, nach dem innern Kern wage ich manchmal nicht zu fragen. — Wie ſeltſam haſt du dich ſelber geſtellt! Deinen Gewohnheiten, deinem unabhängigen Sinne, deiner Gutherzigkeit nach, würdeſt du ganz für das bürgerliche Leben paſſen; dein Hochmuth, deine Eitelkeit und zu verfeinerte Bildung ziehen dich unabläſſig in einen Kreis, der dich beengt, unbefriedigt läßt, und doch dir unentbehrlich erſcheint. Auch hier iſt Zwieſpalt, denn nicht ſelten gefällſt du dir auch in geringeren, deiner völlig unwerthen Kreiſen. Der Wunſch zu gefallen zieht dich hier-, zieht dich dorthin; das Ende ſehe ich leider voraus: du willſt Alle und beſonders die Frauen für dich einnehmen und wirſt Eine vielleicht ſehr unglücklich machen.

Der Neffe warf einen finſtern Blick auf Sophie und ſagte, indem er die Spitze ſeiner Cigarre auf eine Weiſe abbiß, die auf einen tiefen innern Unmuth deutete: Was Sie mir ſagen, iſt ohne Zweifel wohlgemeint, wenn es gleich mir keinen wohlthuenden Eindruck geben kann. Es iſt eine eigene Sache darum, Tadel anhören zu müſſen, ich gehöre namentlich nicht zu den Menſchen, die Solches mit Gelaſſenheit ertragen können. Wir wollen es dahin geſtellt ſein laſſen, wie richtig oder verkehrt meine Anſichten ſein mögen, helfen ſie mir nur wohl oder übel durch die Welt. Ich werde das Gute zu erkennen, das Schlimme zu ertragen wiſſen. Was meine ſchwankenden Anſichten anbelangt, ſo hoffe ich, mit Recht ſagen zu können, daß nur ihre Abweichung von denen Anderer ſie als unſicher erſcheinen laſſen dürfte. Ich bin mir einer feſten Grundlage und des allertiefſten Eindringens bewußt. — Eine Hinneigung zu ſchlechter Geſellſchaft darf ich mir wenigſtens in keinem höheren Grade vorwerfen, als auch andere junge Leute dieſe, ab und an, nicht ganz von ſich abzulehnen im Stande ſind. Natürlicher Hang zieht mich nicht dahin; Eitelkeit, das iſt möglich. — Ich geſtehe, fügte er ſchelmiſch lächelnd und mit einem unſichern Blick auf ſeine Couſine hinzu, daß es mir augenblicklich Reiz gewährt hat, zu beobachten, wie man bei allen Ständen und in allen Verhältniſſen nur durch eine etwas anders geſtellte Phraſeologie genau dieſelben Zwecke zu erreichen im Stande iſt. — Was eine weitere Ausbildung durch Reiſen anbelangt, ſo habe ich um ſo eher geglaubt, daran denken zu müſſen, da eine ſolche in unſern Zeiten eine durchaus gewöhnliche zu nennen iſt, ja, da ſelbſt Sternheim ſich dieſe hat erwerben dürfen.

Es betrübt mich, lieber Freund, daß du ſtets Sternheim als dir untergeordnet betrachteſt; ihr ſteht nicht auf gleicher Höhe, das gebe ich zu, und doch — wer möchte gewinnen beim Tauſche, wenn ein ſolcher überall denkbar wäre! Durch euch wird der Begriff des praktiſchen und ideellen Lebens aufs Anſchaulichſte verſinnlicht. Nie ſah ich zwei ungleichere Menſchen. Was äußere Annehmlichkeit anbetrifft, wirſt du ihn ſtets weit überſtrahlen; nimm dich in Acht, daß er durch wahren Gehalt nicht dich überflügeln möge! In dir ſind Genius-Blitze, in ihm iſt bewußte Klarheit des Verſtandes. Sein Fehler iſt, mit zu ſchweigſamer Ruhe die Eindrücke in ſich aufzunehmen, welche Welt und Menſchen auf ihn hervor bringen, indeſſen du mit ſprudelndem Ungeſtüm, mit unüberlegter Erregung, von jedem Einwirken äußerer Verhältniſſe Rechenſchaft ablegen zu müſſen glaubſt, obwohl wiederum Offenherzigkeit nicht als Grundzug deines Charakters betrachtet werden mag. Bei dir iſt Vieles zweckwidrig und doch planvoll, bei ihm Alles überdacht und einfach. — Sein Verhältniß als Kaufmann machte ihm Reiſen zur Nothwendigkeit, durch ſeine Tüchtigkeit als Menſch zog er Nutzen daraus, auch in Beziehung auf Kunſt und Literatur. — Abſichtlich habe ich dir dieſes Alles in Sophiens Gegenwart geſagt, ſie iſt deine liebe, nahe Verwandte, ſo beſprich jetzt mit ihr deine Zukunft. Bedenke, lieber Freund, ob du nach zwei Jahren geeigneter ſein möchteſt, dich in das Joch der Abhängigkeit zu begeben; bedenke, daß du dann damit erſt beginnen würdeſt, was längſt als der erſte Schritt hinter dir liegen müßte.

Herr Steffano verließ das Zimmer, ſein Neffe ſtützte den Kopf in die Hand und ſagte endlich, mehr mißlaunig als bewegt: Es thut mir leid, ſchmerzlich leid, daß du dieſes Alles auf ſolche Weiſe haſt erfahren müſſen. Gewiß, Sophie, es war meine Abſicht, dich zuerſt mit meinem Entſchluſſe bekannt zu machen. Deiner lieben Billigung wollte ich vor jeder andern ſicher ſein. Vergieb mir, was gleichwohl nicht mein Verſchulden war. Warum weinſt du? fügte er nicht ohne Härte hinzu.

Sie ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann, zu ihm hinſehend: Wäre es dir lieb, wenn der Gedanke an eine Trennung mich nicht erſchütterte? —

R. ſtand auf und näherte ſich ihr. Trennungen, ſagte er, ſind Bedingungen des Daſeins, wer getrennt iſt, darf darum nicht geſchieden ſein. Der Geiſt einer innigen, unnennbaren Liebe vereint nur um ſo feſter, wo äußere Verhältniſſe entfernen. O Sophie, möchteſt du gleich mir empfinden, daß es eine Liebe giebt, welche in ihrer unerſchöpflichen Tiefe über das gewöhnliche Leben ſich erhebt! Als du mir deine Neigung ſchenkteſt, mußteſt du dir ſagen, daß du fortan keinem gewöhnlichen Manne angehören werdeſt. Du haſt dich genugſam zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß ich nicht denke, nicht handle wie die Mehrzahl; dieſe Betrachtungen haben deine Neigung nicht zurückgeſchreckt, ſo habe denn auch jetzt die Kraft, mit der Hingebung mein zu ſein, welche ich begehren darf. Kommt ein Gedanke in deine Seele, daß mein Thun und Wollen ein unrichtiges ſei, ſo haſt du mich nie geliebt, denn die Liebe erkennt weder Zweifel noch Fehler an. In ihr iſt nur Glaube und Zuverſicht. Einſt, ich weiß es, dachteſt du ſo, laß mir die Hoffnung, daß du es noch thuſt, oder hätte ich an Einfluß auf dich eingebüßt, ſeit ich das Geſtändniß meiner Neigung ausſprach? —

Sophie blickte ihn mit einem edlen Ausdruck an, aber ſie ſchwieg.

Mag denn, fuhr er nicht ohne Unmuth fort, jetzt Alles zur Sprache kommen, was in der letzteren Zeit zwiſchen uns getreten iſt; ich rechne dazu deine völlig grundloſe Eiferſucht, die wirklich, ganz nutzlos, nur dazu gedient hat, mich zu plagen.

Sophie ſah ihn ruhig an: Haſt du je einen Vorwurf von mir gehört?

Er lächelte: Und habe ich nicht jeden Tag einen Vorwurf von dir geſehn? Bedarf es dazu der Worte, und verſtehe ich nicht ſelbſt in deinen niedergeſchlagenen

Augen zu leſen? — Wie ſehr, wie innig hatte ich gehofft, du werdeſt zu einer großartigeren Anſicht dich erheben können, als ſolche den Frauen im Allgemeinen eigen zu ſein pflegt. Müßteſt du nicht mit Beſtimmtheit fühlen, daß Nichts mich wahrhaft von dir entfernen kann, daß jeder anziehende Reiz mich an dich erinnert, die ſo viel reizender iſt, als alle Anderen? Nie, nie noch hat ein fremdes Weſen mir das Gefühl eingeflößt, welches ich ſtets in deiner Nähe empfinde, das Gefühl, verſtanden, gewürdigt, geliebt zu werden. Iſt denn das Alles noch nicht hinreichend?

Sophie erröthete und entgegnete ſanft: Mit dir ſtreiten kann ich nicht, ich kann nur Eines ſagen, Eines wünſchen: o möge dir, wenn du einmal dein ganzes Lebensglück auf ein Herz ſetzeſt — möge dir dann ein beſſeres Geſchick zu Theil werden, als mir geworden iſt. —

Erſchüttert wollte R. ſie umfaſſen. Sophie! ſagte er bewegt.

Sie bog ſich zurück und fuhr fort: Ich weiß, du würdeſt die Fehlſchlagung eines feſt gehegten Wunſches nie verſchmerzen, ſie mir nie vergeben; ſo reiſe denn, aber ſei dann auch glücklich; gönne mir den Troſt wenigſtens für ſo viel Entſagung! Hörſt du? ſetzte ſie mit weicher Stimme hinzu.

R. fuhr heftig mit der Hand über die Stirn und verließ raſch das Zimmer. —

Sophie blickte ſchmerzlich empor: Warum, o warum!

ſagte ſie leiſe und hielt dann wie erſchrocken inne: Nein, nein, fügte ſie hinzu, nie will ich bereuen, ihm mein ganzes Herz gegeben zu haben. Sie ſetzte ſich und ſtützte den Kopf mit geſchloſſenen Augen an die Lehne des Seſſels; nur an den Thränen, welche langſam über ihre bleichen Wangen rollten, ſah man, daß ſie lebe und leide.

## Charlotte an Emmy.

So lange bin ich ohne Nachricht von dir, daß ich annehmen muß, irgend ein beſonderes Ereigniß veranlaſſe dein Stillſchweigen. Hoffentlich ein gutes, denn wenn es dir übel erginge, würdeſt du gewiß des Herzens gedenken, welches ſtets deinen Schmerz mit dir gefühlt und ihn getheilt. Manchmal ſteigt in mir die Furcht auf, daß mein Ernſt und meine Lebensanſichten dich zurückſchrecken, aber habe ich das verdient? — Mir blüht der Frühling anders als dir, aber von ganzer Seele freut es mich, wenn er alle ſeine Roſen über dich ausſtreut. — Meine Beſtimmung war von Anbeginn anders geſtellt; es iſt unverkennbar, daß mir nur ein kurzes Erdendaſein vergönnt ſein wird, deßhalb kann ich nicht denken, mich nicht freuen, mich nicht bethören laſſen, gleich dir. Es giebt Menſchen, welchen eine ernſte Lebensbahn angewieſen iſt, über dieſelbe hinaus ſtrecken ſie nicht ungeahndet die Hand nach einem Maaße von Glückſeligkeit aus, welches ihnen nicht zugedacht war. Nicht zugedacht? fragſt du. Nein, nicht zugedacht. Jeder ſoll, kann glücklich ſein, auf ſeine Weiſe, aber der Nachtvogel darf nicht im hellen Sonnenſchein flattern wollen. Iſt er deßhalb zu beklagen? Sieht er nicht die ſchönen, geheimnißvollen Sterne, leuchtet ihm nicht der Mond im ſtillen Zauber ſanft erhellter Nacht, liegt, ſelbſt im Dunkel, welches ihn umfängt, nicht magiſcher Reiz und ſüßer Friede? Gewiß, es giebt Menſchen, die auf andere Art ihr Heil erlangen ſollen, als die Mehrzahl, und ließe man ſie gewähren, ſie würden es finden und glücklich ſein auf ihre Weiſe. Gewöhnlich aber wird ihnen keine Ruhe, man ſetzt ihnen ſo lange mit Bitten zu, mit Ermahnungen, ja ſelbſt mit Spott, bis ſie betäubt aus ihrem Geleiſe weichen und elend werden. — Auch ich ſtreckte, ſo hingeriſſen, einſt mit jugendlicher Zuverſicht die Hand nach dem ſchönſten Schmucke des Lebens aus, für immer wurde ich enttäuſcht. Dieſes Geſtändniß wird hoffentlich dein liebes Herz mir wieder zuwenden, wenn meine anſcheinende Kälte uns entfremdet haben ſollte.

Iſt R. ſchon bei euch angelangt? Sein Name iſt auch bis zu mir gedrungen, mit Lob und Tadel, wie ja beides ausgezeichneten Menſchen in gleichem Maaße zu Theil wird. — Schreibe mir von ihm, von Sophien und vor allen Dingen von dir, die ich von ganzem Herzen liebe.

Charlotte.

## Emmy an Charlotte.

Deine Strenge erregte mir keine Beſorgniß, aber, zu meiner eignen Beſchämung, die Beichte, welche dieſer Brief enthalten wird. Unaufrichtigkeit iſt die nutzloſeſte Sache von der Welt, denn es kommt immer einmal eine Zeit, wo man, halb wider Willen, wahr ſein muß, und dann gewinnt das an ſich Unbedeutende Bedeutung. R. iſt hier; als er mir vorgeſtellt wurde, wie ich vermuthe, mehr der Form wegen, flog ein ſeltſames Lächeln um ſeine Lippen: Ich war früher ſo glücklich, ſagte er, mit einer ſehr höflichen Verbeugung. — Ja, ich habe ihn früher geſehn und verſchwieg es dir, weil die Erinnerung für mich beſchämend, ſchmerzlich, kurz Alles iſt, wovon man gern den Blick abwendet. — Ich wurde mit ihm bekannt in der ewig unvergeßlichen, glückſeligen Zeit, als der kleine Haushalt meines Bruders unter meiner Leitung ſtand. Es war die ſeltſamſte Wirthſchaft von der Welt; den Jahren nach, im ganzen Hauſe kein verſtändiger Menſch. Ich mit ſiebzehn Jahren die Wirthin, Ludwig mit ſiebenundzwanzig Jahren der Wirth, und dazu fortwährend Beſuche von allen ſeinen Univerſitätsfreunden, denen es unter ſolchen Umſtänden außerordentlich wohl bei uns gefiel. Auch ging Alles ſehr gut von Statten, Ludwig's eigenthümliche Art zu ſein und meine ſorgloſe Fröhlichkeit paßten vortrefflich zuſammen. — Da kam R. unerwartet, aber nicht unerwünſcht. —

Ich war allein zu Hauſe, der Bediente meldete mit großer Unbefangenheit einen Herrn, deſſen Namen er vergeſſen habe; da Ludwig dem Beſuch eines jungen Polen mit ſehr ſchwierig auszuſprechendem Namen entgegenſah, ſo fand ich Nichts natürlicher und ließ ihn eintreten. Sein Aeußeres beſchreibe ich dir nicht, daran liegt ja auch in der That nicht viel, obgleich, nebenbei bemerkt, mir noch nie Jemand gefallen hat, der nicht gerade ſo ausgeſehen hätte, wie ich es gerne habe. — Nach den erſten gebräuchlichen Redensarten bezeigte ich ihm meine Verwunderung darüber, daß er ſo vortrefflich deutſch ſpreche. Ueberraſcht ſah er mich einen Augenblick an und entgegnete mit einem Lächeln, welches ihm außerordentlich wohl läßt: daß es dasjenige ſei, worauf er ſich am wenigſten einbilde. Es kam zu einer Erläuterung, und R. ſetzte das Geſpräch mit Geiſt und Laune fort. Seine eben zurückgelegte Reiſe bot den wünſchenswertheſten Stoff. Ich erging mich mit ihm an den Ufern des Rheins, beſchiffte mit ihm die wildſtrömende Donau und ſah die Zweige ſchöner Bäume ſich maleriſch ins tiefblaue Waſſer tauchen. Seine Darſtellungsgabe fiel mir als ungewöhnlich auf, die Friſche, der Reichthum in den wohlgewählten Ausdrücken, Alles war neu und anziehend, und doch ſagte ich mir heimlich, er habe das Alles gewiß ſchon öfter erzählt, ſchon öfter dadurch gefallen. —

Ludwig kam endlich; ſeine Freude war die herzlichſte, die ſich denken läßt, und R. bekam das beſte Zimmer im Hauſe. Nie zuvor hatte ich von geiſtiger

Doppelgängerei gehört, durch R.'s Gegenwart trat ſie für mich ins Leben. Die Aehnlichkeit zwiſchen ſeinen Fehlern und den meinen hat mich oft wahrhaft erſchreckt, und dann auch wieder dieſe Uebereinſtimmung des Geſchmacks, dieſe Aehnlichkeit im Guten, nur daß ich weicher bin, als er, was ja auch natürlich iſt. — Alles richtete ſich aufs Beſte ein, und die Sonne beſchien während kurzer Zeit drei glückliche, heitere Menſchen. R. fühlte ſich befriedigt in der Ueberzeugung, mir zu gefallen. — Nach einem Spaziergange kehrten wir eines Tages durch ein Gehölz zurück. Es war ein wundervoller Herbſttag, die Bäume ſchon in Gold, Purpur und lichtem Braun gefärbt, nur hin und wieder hob noch eine Eiche ſtolz das grünbelaubte Haupt empor. Die tiefe, nachdenkliche Stille dieſer Jahreszeit war bereits eingetreten. Leicht, faſt geräuſchlos, huſchte ab und an ein Vögelchen durch die Zweige, nur ſelten ward ein leiſes Zirpen vernehmbar; lautlos fiel hie und da ein Blatt von den Bäumen. Mein ganzes Herz ſtand dieſem Eindrucke offen. Ich betrachtete mit anerkennendem Gefühl den welkenden und doch noch anziehenden Schmuck der Natur; die ſäulenartigen Stämme umher, die Fichten, deren melancholiſches Grün durch goldgefärbte Blätter blickte, das Farrenkraut am Boden, welches ſeine zierlichen Zweige ſchon wie abſterbend ſenkte, und auch ſo noch das Auge feſſelte. Die Worte des Dichters fielen mir ein, und ich ſagte halblaut vor mich hin:

Waldeinſamkeit,
So morgen wie heut ꝛc.

Ich höre, daß Sie den Phantaſus geleſen haben, bemerkte R. Ludwig lächelte: meine Schweſter müßte die Erſte unter den Frauen ſein, wenn ſie ein Buch geleſen hätte und dieſes nicht gelegentlich bemerkbar machte. Ich überhörte die Anwendung und ſagte: Uebrigens möchte ich nur wiſſen, was an dem Märchen bewunderungswürdig iſt? Ich finde nichts Schönes darin, daß ein ehrſamer Ritter eine Frau erheirathete, welche ihr Hab' und Gut dem Raube und dem Betruge verdankt. — Es giebt in der Wirklichkeit wenig Dinge, entgegnete R., welche eine ganz proſaiſche Analyſe auszuhalten im Stande ſind, und man ſollte dieſe auf das goldene Märchen nun vollends nicht in Anwendung bringen wollen. Mich haben der blonde Eckbert, der kleine Stromian, ja ſelbſt der Vogel immer unendlich angezogen. Dem Ganzen liegt eine liebenswürdige Phantaſie zum Grunde, und die Einheit darin ſcheint mir bewunderungswürdig, gleichwie die Auflöſung.

Da es einmal ein Märchen iſt, entgegnete ich, ſo hätte es auch der Wirklichkeit etwas mehr entrückt werden können; wozu war es nothwendig, daß Eckbert blondes, flach anliegendes Haar haben mußte, es ſtört alle Täuſchung. Kaum waren dieſe Worte über meine Lippen, ſo ſtand mein Vetter Victor vor uns. Du kennſt mein damaliges ſeltſames Verhältniß zu ihm;

die ganze Familie ſah mich als ſeine Braut an, obgleich mein Jawort nicht gegeben worden, was auch für überflüſſig gehalten werden mochte. Als er mich grüßte, fiel mir ſein ſchlichtes blondes Haar zuerſt ins Auge, ja es ſchien, als ob R. ebenfalls einen ſchnellen, ſchalkhaften Blick darauf warf. Victor wollte die Ferien bei uns zubringen, und ſeine Gegenwart veränderte zuerſt unſer bisheriges ſchönes, friedliches Leben. R. war ſichtlich über ſeine Dazwiſchenkunſt beunruhigt; daß er mich ſehr geſtört hätte, kann ich nicht ſagen, denn ich legte mit ruhiger Unbefangenheit (du würdeſt ſagen: mit ruhiger Impertinenz) meine Vorliebe für R. an den Tag. Es war ganz unwillkürlich, ich dachte kaum weiter darüber nach. Unmöglich war es indeſſen nach einiger Zeit, die Kälte und finſtere Laune gänzlich zu überſehn, welche Victor mir ſehr unverhohlen zeigte; ſo oft er mir eine unfreundliche Antwort gab, blickte ich beſorgt auf Ludwig, aber dieſer nahm nie die mindeſte Kunde davon.

Eines Tages ging ich, etwas auf meines Bruders Zimmer zu ordnen, er war nicht dort, aber die Fenſter ſtanden offen, und er ſaß mit Victor auf einer Bank unter denſelben. Ich hörte meinen Namen nennen und blieb unwillkürlich lauſchend ſtehen. Beſter Freund, hörte ich Ludwig ſagen, plage dich und mich doch nicht mit ſo völlig nutzloſen Grillen. Daß meine Schweſter R. gefällt, iſt ganz natürlich, aber glaube doch nicht, daß er nur daran denkt, ſie dir rauben zu wollen; er will ihr gefallen, wie er allen Frauen zu gefallen ſtrebt, das iſt Alles. — Es iſt genug und zuviel für mich, entgegnete Victor; ich kann kein Mädchen heirathen, für deren Treue ich zittern muß, ſo oft ein liebenswürdigerer Mann, als ich bin, ihr naht. — Wohl, ich bin weit entfernt, meine Anſicht dir aufdringen zu wollen, aber des Dichters Worte möchte ich dir ins Gedächtniß rufen:

Willſt du Roſen ohne Dornen,
Liebe ohne Leid,
Laß ſie an die Wand dir malen
In der ſchönen Maienzeit.

Meine Schweſter iſt jung und R. ſehr gefallſam; daß er in dieſem Augenblicke ihr beſſer gefällt, als du, deſſen ganze Liebenswürdigkeit ſich darauf beſchränkt, ſie mit Zorn zu betrachten und ihr mürriſche Antworten zu geben, das glaube ich ſehr wohl. Ich kenne R. zu genau; er iſt der unbeſtändigſte Menſch, den man ſich denken mag, und ſucht nicht ſelten Neigung zu erwecken, um ſie nachher gelegentlich zu verſpotten; es iſt durchaus die Schattenſeite ſeines Charakters. Die kleine Lehre, welche Emmy bei dieſer Gelegenheit erhält, mag ihr ſehr heilſam ſein. Dir kann ich nur Einen Rath geben: glaubſt du ohne Emmy glücklich ſein zu können, ſo gieb ſie auf und verzeihe ihr nicht; iſt dir das aber unmöglich, ſo habe Nachſicht mit ihren Schwächen und ſuche dir ihr Herz mehr und mehr zu erwerben. — Ich hörte Nichts mehr, es ſchwindelte mir vor Augen, haſtig verließ ich das Zimmer. Auf dem Vorſaal begegnete mir R., der freundlich auf mich zutrat und zu ſeinem unſäglichen Erſtaunen die erſte kurze und unfreundliche Antwort von mir erhielt. Das Verſpotten lag mir im Sinne, ich hätte in dem Augenblicke für die Welt nicht freundlich gegen ihn ſein können. Auf mein Zimmer mich zurückziehend, verfloſſen mir einige Stunden in faſt bewußtloſem Nachſinnen, zögernd begab ich mich zu Tiſche.

Es war ein höchſt kläglicher Mittag. R., der nie auch die kleinſte Kränkung ungeahndet vergiebt, zeigte ſich kalt und abſtoßend. Victor, dem ich, theils um Rache zu nehmen, theils aus natürlich gutem Gefühl, einige Huld bewies, lehnte dieſe mürriſch von ſich ab. Ludwig war der Einzige, der ſich ganz gleich blieb, obwohl es ihm augenſcheinlich mitunter ſchwer wurde, ein Lächeln zu unterdrücken. Ich hätte gern mitgelacht, ſo trübſelig für den Augenblick meine Lage auch ſein mochte. So vergingen Tage, Tage, während welcher ich gewiß für Alles büßte, welches jemals von mir verſchuldet ſein mochte. Mit ſtandhafter Ergebung ertrug ich R's Benehmen, welches gleich kalt, ich möchte ſagen, rauh war, indeſſen mein Herz blutete. Was ihn zu mir hinzog,. war das Spiel einer müßigen der Nahrung bedürfenden Einbildungskraft, meine ganze Seele hing an ihm. — Tauſendmal hätte ich eine Verſöhnung herbei führen mögen, ein Wort wäre hinlänglich geweſen; mein Genius verhinderte es. — Unfähig, ſo mit größer Kälte anzuſehen, welches aber ſo ſchlecht gelang, daß ich darüber ins Lachen kam, was natürlich einen ſehr üblen Eindruck hervorbrachte. — Mir iſt, fuhr ich fort, um eine wahre, ernſtliche Ausſöhnung zu thun, überlege dir daher Alles recht. Sieh zu, ob du mich vergeſſen kannſt, und wenn es dir möglich iſt, dann ſage es mir. Dieſe letzten Worte rief ich ihm ſcherzend zu und verließ eilfertig das Zimmer.

Wenig Menſchen verſtehen zur rechten Zeit Frieden zu ſchließen; wäre er mir nur mit einem Worte gütig entgegen gekommen, wie dankbar würde ich es erkannt und es niemals vergeſſen haben. Wer den Schuldigen zu tief beſchämen will, raubt ihm das Gefühl ſeines Unrechts. — Endlich, nach acht Tagen, ward eine herzliche Verſöhnung geſchloſſen, und ich gab mein feſtes Wort, einſt die Seinige werden zu wollen. R. verließ uns eben zu der Zeit, in meinen Augen ſtanden Thränen, als er Abſchied nahm, in ſeinem kalten, trotzigen Blick war keine Spur milder Bewegung, lag keine Rückerinnerung an Tage, die auch ihn beglückt hatten. — Für heute muß ich ſchließen, am nächſten Poſttage ſchreibe ich wieder.

## Emmy an Charlotte.

Ohne weitere Einleitung ſetze ich meine Mittheilung fort, wo ſie zuletzt endete. Bald nach R. verließ uns auch Victor. Ich gedachte ſeiner mit herzlicher, ruhiger Zuneigung, R's dagegen mit Sehnſucht, mit Unruhe, mit der Geſammtheit von Gefühlen, welche zum Glücke des Lebens wenig förderlich ſind. Alles rief ich mir zurück, er hatte ſich immer gut, freundlich, liebenswürdig erwieſen, während von mir der Friede ohne Anlaß von ſeiner Seite gebrochen worden war.

Ludwig's Scharfſinn errieth ohne Zweifel den Kampf in meinem Innern, er ſprach oft und ungezwungen von beiden Freunden. Ich ſah, ſagte er mir einſt, voraus, wie Alles kommen würde, aber gewiſſe Erfahrungen kann man Niemandem erſparen. Es liegt in der Unvollkommenheit des Daſeins, daß ein ſo unſchuldiges, beglückendes, friedliches Verhältniß, wie es zwiſchen dir und R. Statt fand, wo jeder Morgen das Glück des vergangenen Tages friſch und entzückend zurückbringt, daß ein ſolches nicht beſtehen kann, daß es mit Schmerz, mit Nachrede, mit Thränen enden muß. Man möchte glauben, die Vorſehung wolle uns mit ernſter Lehre darauf hinweiſen, daß wir das Liebenswürdigſte ſehen und würdigen müſſen, ohne es uns zueignen zu können. Das ſind die Sterne, die wir anerkennen, aber nicht begehren dürfen. Deine ganze Phantaſie iſt von R.'s Bilde erfüllt, er iſt für Frauen ein Irrlicht, deſſen glänzender Schimmer ins Verderben lockt. Dein Herz wird aber einſt von Victor's Bilde erfüllt werden, der dich wahrhaft liebt, mit dem du glücklich ſein kannſt. — Schwerlich wärſt du es je mit R. geworden, zu lebhafte Leidenſchaft für ihn möchte dich und auch ihn unglücklich machen; nie würde er ſich auf dem hohen Standpunkt haben behaupten können, den deine Verblendung ihm angewieſen. — Laß die ganze Rückerinnerung mild in deiner Seele auftauchen, gedenke ſeiner ohne Groll und, wenn es ſein kann, ohne Leidenſchaft. Glaube nicht, daß auch er dich gänzlich vergeſſen habe; oft wird er deiner nicht gedenken, aber doch kommen Stunden, welche dein liebes Bild vor ſeine Seele führen mögen. —

Ein halbes Jahr verging, ich dachte jetzt mit Ruhe an R.; da brach das entſetzliche Unglück auf mich her. Ludwig ward als Secundant eines Freundes zu einem Zweikampfe veranlaßt, welcher die Folge hatte, daß er lebensgefährlich in der Bruſt verwundet wurde. — O der theure, geliebte Freund! wie lebensfriſch ſchied er von mir, wie glänzten im kühnen Selbſtvertrauen die lieben Augen, welche mir den letzten Gruß zuwinkten! Ein Bild des Todes, mit erloſchenem Blick, wurde er zurückgebracht. — Wie es möglich geweſen, begreife ich nicht, aber zwei Tage nach dieſem traurigen Ereigniſſe traf R. bei uns ein. Die Dämmerung war ſchon tief herabgeſunken, ich ſtand troſtlos am Fenſter, da erblickte ich durch Dunkel und Nebel eine Geſtalt, die ich an Gang und Haltung unter Tauſenden erkannt haben würde. Der Arzt war gerade anweſend, er ging R. entgegen, ſie hatten eine lange Unterredung mit einander, und durch denſelben wurde er bei Ludwig eingeführt, der nicht ſprechen durfte, ſich kaum regen konnte. Er kam darauf zu mir und ſah ſehr ernſt und ergriffen, aber nicht wild aus. So wie Alles ſteht, ſagte er mit erzwungener Faſſung, bleibt uns Nichts übrig, als unſern Schmerz zu bekämpfen und Alles für Ludwig zu thun, was in unſern Kräften ſteht. Gewiß lieben Sie ihn genug, um ſich bezwingen zu wollen. — Von da an theilte er meine Sorge für meinen Bruder mit einer Hingebung, wovon die Erinnerung mich noch jetzt ergreift. Tage — Nächtelang, ſaß er in einem Lehnſeſſel neben Ludwig's Bette, ohne ein Wort zu reden, ohne Bücher, da die tiefe Dämmerung des Krankenzimmers alles Leſen unmöglich machte. Nur in dem blitzenden Aufſchlag des Auges verrieth ſich der unruhig arbeitende Geiſt im Innern; äußerlich war er durchaus ruhig; ſanft und leiſe in jeder Bewegung. Schweigend, vergehend in Jammer ſaß ich ihm gegenüber; wenn etwas zu holen, zu veranſtalten war, deuteten wir es uns durch Zeichen, durch leiſe geflüſterte Worte an. Wir handelten im vollkommenſten Einverſtändniß, ach! und dachten doch vielleicht nie weniger an einander, als in der tiefen Einſamkeit dieſer ſchmerzlichen Stunden.

Am Morgen vor Ludwig's Tode legte ich einen Strauß friſcher Roſen auf ſein Bett, er verſuchte zu lächeln, aber auf die Blumen blickend, ſtieg eine Thräne in ſeinem Auge empor. Da überwältigte mich der lange bekämpfte Schmerz, ich ſank an ſeinem Lager hin, legte den Kopf auf ſeine liebe Hand und weinte im bitterſten, bitterſten Jammer. R. war zugegen, aber ließ es geſchehen; ein leiſer Seufzer, der ſich Ludwig's Bruſt entrang, brachte mich zur Beſinnung. Ich las an dem Tage in R.'s Blicken, daß er jede Hoffnung aufgegeben habe. Der Arzt gab mir die Beſtätigung am Abend, denn er ſagte im Fortgehen: Wenn der Kranke reden will, ſo hindern Sie ihn nicht daran, es kann ihm nicht mehr ſchaden. Während der Nacht ſagte Ludwig, der anſcheinend heftiges Fieber hatte: Jetzt ſchiffe ich mich ein nach jener ſchönen Inſel, die jenſeits liegt, o wie blühend iſt Alles! Komm mit mir, Emmy. R. hatte ſich vorgebeugt, eine Thräne aus ſeinem Auge fiel auf meine Stirn, ich — wie gerne hätte ich mich mit eingeſchifft, weit, weit von dieſer Welt hinweg! — Ganz erſchöpft, ermattet, wie ich war, überwältigte mich einen Augenblick der Schlaf, da fühlte ich mich raſch emporgehoben, R. hielt mich in ſeinen Armen aufrecht; ich wußte ſogleich, was mir bevorſtand. — Ludwig's ſchon verdunkelte Augen irrten ſuchend nach mir umher, er ſchien die Arme erheben zu wollen und ſagte leiſe, aber vernehmlich: Meine Schweſter, mein Engel! Ein Laut des Schmerzes entrang ſich meiner Bruſt; er hörte ihn nicht mehr. — In demſelben Augenblick ward die Thür geöffnet, und Victor trat ein. — Von dem was in den nächſten vierundzwanzig Stunden geſchah, habe ich auch nicht die leiſeſte Erinnerung. Am darauf folgenden Morgen fand ich mich in meinem Zimmer; meine eigenen Thränen, die auf meine gefalteten Hände fielen, brachten mich zur Beſinnung. Nach einiger

Zeit ließ N. ſich bei mir melden. Er ſah bleich und ſehr ernſt aus und ſetzte ſich mir ſchweigend gegenüber. Was wird jetzt aus Ihnen? fragte er nach einer Pauſe. Ich ſchüttelte den Kopf: wer kann in ſolchen Augenblicken an ſich denken? Das iſt gleichwohl ſehr zu überlegen, ſagte er wie vor ſich hin. Ich hätte gewünſcht, fuhr er fort, einen ſehr trüben Tag hier zubringen zu können, aber es iſt mir unmöglich. Ihnen wird es auch recht ſein, daß Victor, der Ihnen ſo nahe ſteht, jede Veranſtaltung trifft. Leben Sie wohl, und Gott ſei mit Ihnen. Ich gehe jetzt, den letzten Abſchied von dem liebſten Freunde zu nehmen. — Halb unbewußt ſtand ich auf und folgte ihm, er ſah verwundert aus, ſchwieg aber, und als wir an die Treppe kamen, faßte er meinen Arm und führte mich, als fürchte er, ich werde hinab ſtürzen. Er öffnete die Thür zu Ludwig's Zimmer; das Bild des tiefſten Friedens wurde dort uns zu Theil. O gewiß, Engel hatten dieſe Augen geſchloſſen! — N. legte die Hand auf die erkaltete Rechte des treueſten aller Menſchen und ſah wie betheuernd empor, dann verließ er mit verhülltem Geſichte das Zimmer. Ich hörte noch das Fortrollen ſeines Wagens; es war der letzte, tief ergreifende Schmerz, der mich fortan in Bezug auf ihn betroffen hat.

Victor verließ mich gleich nach meines Bruders Beſtattung; herzlich theilte er meinen Kummer; was aus mir werden würde, war noch unentſchieden, vorläufig konnte ich dort im Hauſe bleiben.

Einige Wochen vergingen mir in der ſchmerzlichſten Trauer, da erhielt ich einen unbeſchreiblich gütigen Brief von Herrn Steſſano, mit dem Vorſchlage, als ſeine zweite Tochter in ſeinem Hauſe zu leben, bis zu der Zeit, wo mein Bräutigam eine paſſende Anſtellung erhalten haben werde. Ich war dieſer Familie gänzlich unbekannt und habe nie bezweifelt, daß ich N.'s Vermittlung dieſe Zufluchtsſtätte verdanke. Er ſelbſt hat es, obwohl wider ſeinen Wunſch, halb eingeſtanden, denn als er vor einiger Zeit mit flüchtigem Hinblicke auf mich äußerte: Ich vergebe Beleidigungen, aber nie vergeſſe ich ſie, fragte ich, nicht ohne Bewegung: Haben Sie niemals eine Kränkung mit Gutem vergolten? Er ſtutzte und entgegnete auf ſehr einnehmende Weiſe: Wenn ich jemals etwas Gutes veranlaßte, ſo bedarf es der Anerkennung nicht, der Lohn liegt im Gelingen.

So kam ich in dieſes geſegnete Haus und würde vergebens den Eindruck auf mein Weſen beim Betreten dieſer Räume zu ſchildern unternehmen. Jegliches iſt hier anſprechend, wohlthuend, beglückend. Gediegener Wohlſtand macht ſich überall bemerkbar, Jedwedes iſt vortrefflich in ſeiner Art; in jeder Räumlichkeit waltet Ordnung, aus dem Schmucke der Zimmer leuchtet verſtändiger Geſchmack hervor; nirgend iſt Ueberflüſſiges, überall das Wünſchenswerthe. Und die Menſchen, die herrlichen, beglückenden Menſchen! — Mir ward die liebevollſte Aufnahme, mir, welche ich noch vor kurzem mich dem verwehten Blatt vom Baume verglichen hatte, das, jedem Schickſale preisgegeben, durch Sturm und Wetter wer weiß wohin geführt werden wird. — Sophie, welche einige Jahre älter iſt, nahm ſich meiner zärtlich und mitleidig an. Meine Jugend, mein natürlich heiterer Sinn waren ihr hülfreich, die arme kleine Blume hob ihr Haupt nach und nach wieder empor im Sonnenſchein des Lebens. Im Hauſe waltete der heiterſte Friede, wir lebten im Ganzen einſam, aber angenehm.

Nach einiger Zeit erhielten wir einen neuen Hausgenoſſen an Herrn Sternheim, einem Aſſocié des Hauſes Steffano. Er ward auf eine Weiſe angekündigt, welche mich vermuthen ließ, daß der Wunſch vorhanden ſei, ihn noch mit andern Banden daran zu knüpfen. Endlich erſchien er. Kaum wüßte ich ihn zu beſchreiben: groß und ſchlank, eine offene Stirn, ein angenehmer Mund und ſchöne Augen, ſobald Gefühl ſie belebt; wenn ihn etwas lebhaft ergreift, oder man ihm gefällt, hat ſein Ausdruck etwas Einnehmendes. Ich ſehe ihn oft an, zu ergründen, was er denkt, denn er ſpricht außerordentlich wenig, wenngleich ſehr gut. Während der erſten Tage ſagte er faſt nichts, er ſchien zuvor einen ruhigen, vollſtändigen Eindruck des Ganzen in ſich aufnehmen zu wollen. Herr Steffano behandelte ihn mit vaterlicher Güte, Sophie war völlig unbefangen, indeſſen ich ihn mir ſehr aufmerkſam betrachtete. Er war der erſte mir bekannte Mann, welcher einige Tage mit zwei jungen Mädchen hinbrachte, ohne eine Spur von Gefallſucht zu zeigen. Die Ruhe dieſer Perſönlichkeit zeigte ſich nicht verletzend, in der Zurückhaltung war kein Hochmuth ſichtbar, man erkannte, daß dem Allen etwas Beſſeres, Gediegeneres zum Grunde lag. -- Seine Gegenwart war uns lieb, es lag nichts Störendes darin; Menſchen, welche dem Anſcheine nach mit ſich einig ſind, verbreiten Ruhe und Frieden um ſich her.

Sophie, welche höchſt offen gegen mich iſt, bekam zuweilen Briefe, von deren Inhalt ich jedoch nie das Mindeſte erfuhr. Nach dem Empfange derſelben pflegte eine Art Verklärung ſich über ihr ganzes Weſen zu verbreiten, ſie war noch milder, lieblicher als gewöhnlich. Da endlich hieß es, der Neffe des Herrn Steffano werde bei uns eintreffen; den Anſtalten nach, welche Sophie traf, hatte es das Anſehen, als ob man einen Fürſten erwarte. Wir liefen Treppe auf Treppe ab; Dieſes war nicht gut oder angemeſſen, Dieſes habe ihm nie gefallen, Jenes ſei nicht zweckmäßig; aus dem Geräthe aller Fremdenzimmer wurde das Beſte ausgewählt. Die ſchönſten Topfgewächſe, prächtige Vaſen voll Reſedà und Monatsroſen, dem Letzten, was die Jahreszeit noch bot, ſchmückten ſein Wohnzimmer. Vortreffliche Bücher wurden aufgeſtellt, und die zierlichſte Dame hätte da wohnen mögen, wo doch am Ende Niemand reſidiren ſollte, als ein eben von der Univerſität entlaſſener Student, mit allen den burſchikoſen Gewohnheiten, welche ſolchen lieben und vortrefflichen Leuten eigen zu ſein pflegen. Glücklicherweiſe endete die Dunkelheit unſere Veranſtaltungen, ich wußte kaum mehr wo mir der Kopf ſtand; jedes Stück war wenigſtens zehnmal umgeſetzt. Daß hier mehr als ein Vetter erwartet werde, muthmaßte ich ſo ziemlich, aber nie hatte ich erfahren, daß man ſo fürchten kann, was unſere Liebe erweckt hat.

Spät am Abend traf R. ein; daß er es war, errietheſt du längſt. Sein erſter Blick war für Sophie, ſein erſter Gruß für den Oheim. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es möglich ſein mag, ſelbſt in einem mit Menſchen angefüllten Raum, gleich beim Eintreten in denſelben auf die Augen zu treffen, welche man ſucht. Das ſind unerklärliche geiſtige Befähigungen, und freundlich ſcheint mir der Gedanke, daß es Gefühle giebt, welche Kräfte der Seele wecken, die uns unbewußt in uns ſchlummern.

Mich bewegte R.'s Anblick tief, ein geliebter Schatten zog an meinem innern Blick vorüber; die unerklärliche Erſchütterung, die uns erfaßt, wenn wir, ſelbſt vorbereitet, wiederſehen was uns einſt lieb, vielleicht das Liebſte war, das Alles ergriff mich mit unwiderſtehlicher Gewalt. Nur für einen Augenblick, dann hob ich den Blick frei und ruhig empor. Sei es, daß er fürchtete, ich werde Sophien verrathen, wie ſehr er ſich bemüht habe, mir zu gefallen, ſei es, daß bei dem Bewußtſein, mich in glücklicher Lage zu wiſſen, dieſes übermüthige Herz die Erinnerung an eine erlittene Kränkung wieder aufnahm, ſein Benehmen gegen mich war kalt und fremd. Gelaſſen ließ ich es geſchehen, meine Eitelkeit begehrte ſeine Billigung nicht, nur mein Herz hatte ſie einſt gewünſcht. —

Ein leidenſchaftliches, geheimnißvolles Verſtändniß zwiſchen ihm und Sophie entfaltete ſich meinen Blicken. Den Grund des Geheimniſſes in dieſem Verhältniſſe vermochte ich jedoch nicht abzuſehen. — Während der erſten Tage war R. Alles was man Liebenswürdiges ſein kann; heiter, ſanft, anerkennend und geiſtvoll; nach und nach, und ſo wie der Zauber der Neuheit ſich etwas zu verlieren begann, trat ſeine Eigenthümlichkeit wieder mehr ans Licht. Seine geiſtvolle Lebendigkeit ſchuf jetzt für uns ein völlig neues Daſein, — ein glücklicheres? — das will ich nicht behaupten. — Seine ewigen Launen, ſeine nie zu befriedigenden Wünſche, ſeine eigenthümliche Auffaſſungsgabe erhalten Alles um ihn her in Unruhe und Spannung. — Jetzt bin ich daran gewöhnt, im Anfange erſchütterte es mich immer, wenn Sophie, die nur in dem Gedanken an ihn lebt, mit dem Lächeln eines Engels fragte: Iſt es dir ſo angenehm? gefällt es dir? und er dann mißlaunig entgegnete: Es iſt ganz abſcheulich, durchaus verkehrt! — Bei einer ſolchen Veranlaſſung ſagte ich einſt: Es iſt immer gut ſeine Freunde zu kennen, und ſo will ich Ihnen doch ſagen, daß ich wünſchte, Sie verliebten ſich einmal ſo recht aus Herzensgrunde und ſo recht hoffnungslos, und würden hinreichend geplagt, um ein klein wenig demüthiger zu werden. — Er lächelte und erwiderte ruhig: Ich danke für den freundlichen Wunſch, bedaure aber, daß er nicht in Erfüllung gehen wird. Selbſt wenn ich ſo liebte, wie Sie es begehren, würden weder Sie noch irgend Jemand es jemals gewahren. Ich erkenne die Leidenſchaft an, aber zu ihrem Sklaven macht ſie mich nicht. —

Sternheim's Gegenwart berührte R. anfangs ſichtlich ſehr unangenehm, er nahte ihm ſtolz und übermüthig; Jener war weder kalt noch warm, ſondern völlig gelaſſen. Nie ſah ich zwei Menſchen mit ſo verſchiedenen, aber hervorleuchtenden Eigenſchaften. Beide ſind ihrer Mutterſprache auf eine Weiſe mächtig, wie man dieſes ſelten anzutreffen pflegt. R. ſpricht ſtets mit vollkommenem Bewußtſein ſeines Gegenſtandes, der gleich dem Entwurf eines Gemäldes ſich vor ihm darſtellt, an welchem er mit Geſchick und Gewandtheit die verſchiedenartigſten Farben anbringt. Die ganze Reichhaltigkeit unſerer Sprache ſich zu Nutzen machend, feſſelt er durch die lebendigſte Darſtellungsart, hin und wieder auch den weniger gewählten Ausdruck nicht verſchmähend. Sternheim dagegen, deſſen tiefe Bildung unverkennbar iſt, hat eine einfache, angenehme Wortſetzung, welche ihm durchaus eigenthümlich iſt und unwillkürlich den Gedanken einflößt, daß er die Rede für ſeine Zwecke brauche, aber nicht mißbrauche. — Er iſt jetzt mittheilender und, durch R. angeregt, zuweilen heiter und launig. Dieſen haben wir in der letzten Zeit weniger geſehen; er iſt überall wohl aufgenommen und huldigt verſchiedenen hübſchen Mädchen und Frauen auf eine Weiſe, welche Sophie tief zu ſchmerzen ſcheint. Zuweilen kehrt er, wie von Reue ergriffen, von Ueberdruß geſättigt, in unſern Kreis zurück, doch aber nur, um ihn bald wieder zu verlaſſen. Herr Steffano ſieht dem Allen bekümmert zu, er ſcheint ſeinen Neffen nicht ſehr zu lieben, wenigſtens nicht hinreichend, um ihn ſich zum Schwiegerſohn zu wünſchen. In ſolcher Beziehung würde Sternheim ihn ganz beglücken, den er liebt und dem er vollkommen vertraut. Er ſagte mir vor einigen Tagen: Danken Sie Gott, mein liebes Kind, daß Sie Braut ſind, R. würde ſonſt nicht ruhen, bis er Ihnen gefiele, und dabei iſt leider wenig Glück! Ich erröthete und ſchlug die Augen ſo eilfertig nieder, als ob die ganze Vergangenheit darin lesbar ſei. Dieſer Brief iſt zu einem Buche angewachſen, und ſo ſchließe ich für heute, ganz ermüdet, aber dich in Gedanken aufs Zärtlichſte begrüßend.

## Emmy an Charlotte.

Seit ich dir zuletzt ſchrieb, iſt Alles hier im Hauſe verändert. R. hat uns verlaſſen, nach ſeiner eigenen Aeußerung für ein paar Jahre, welche er auf Reiſen hinbringen will. Die erſte Erklärung ſeines Vorſatzes verbreitete ſo viel Kummer, Mißvergnügen und Erſtaunen, daß ich die Tage, welche darauf folgten, für Vieles nicht noch einmal erleben möchte. Er ſelbſt war kalt und ziemlich mißlaunig; gewiß, und dieſe Gerechtigkeit laſſe ich ihm widerfahren, mehr um Faſſung zu behaupten, als aus Gefühlloſigkeit. — Sternheim und ich boten im ſtillſchweigenden Einverſtändniſſe Alles auf, um das Beiſammenſein weniger peinlich zu machen. Während der Zeit bekam ich, damit Alles zuſammen träfe, einen Brief von Victor, voll eiferſüchtiger Grillen über R.'s Anweſenheit hier im Hauſe. Ich hätte ihm gerne antworten mögen: Fürchte Gott und ſcheue Niemand; meine geiſtreichſten Einfälle haben aber nicht immer das Glück gehabt ihm zu gefallen, und ſo ſchrieb ich einen endloſen Brief voll der beſten Betheuerungen, der ihn auch zufrieden geſtellt zu haben ſcheint. —

Mehr als je habe ich in dieſer Zeit Sophien bewundert: wie tief ergriffen und doch wie ſanft hat ſie getragen, was ganz nutzloſer Uebermuth über ſie verhängte. R. war in den letzten Wochen wenig ſichtbar, da er noch manche ältere Werke ſtudiren wollte; dieſer Menſch verſteht nie Maß zu halten, er iſt entweder ganz müßig, oder mit Uebertreibung beſchäftigt. Endlich kam der Tag ſeiner Abreiſe, für welche wir noch Vieles geordnet hatten; o gewiß, die Sorgfalt und Langmuth der Frauen iſt unerſchöpflich! Am Morgen dieſes Tages hatte ich mir eine Menge Bücher aus Sophiens Zimmer geholt und mit kindiſcher Laune eine ſolche Anzahl genommen, daß ſie mir bis ans Kinn reichten. R., welcher mir begegnete, kam über den Anblick ins Lachen, auch ich lachte, meine künſtliche

Anordnung verlor jegliches Gleichgewicht, und die Bücher fielen nach allen Seiten umher. N. kniete nieder, um ſie aufzuſammeln, und reichte mir eines nach dem andern dar; das letzte emporhaltend, erfaßte er meine ausgeſtreckte Hand und ſagte bewegt zu mir aufblickend: In wenig Stunden bin ich Ihren Augen für lange Zeit entrückt, wer kann wiſſen, ob nicht für immer? Soll ich ohne die Ueberzeugung ſcheiden, daß noch eine Spur des Wohlwollens Ihr Herz belebt, welches mich früher beglückte? — Durch ſeine Stellung, durch die meinige beängſtigt, erwiderte ich, halb gedankenvoll: Aber warum müſſen Sie reiſen? — Warum? O Emmy, fragen Sie die vom Sturm gejagten Wolken, warum ſie vorüber eilen? Noch iſt keine Ruhe in mir, noch bin ich ungeeignet für das Daſein, welches meiner warten würde. Verdammen Sie mich nicht, einſt, einſt werde ich wiederkehren, und dann — Er drückte ſeine Augen auf meine Hand, ſprang raſch empor und eilte von dannen. Ich ging in mein Zimmer und weinte bitterlich.

Jetzt iſt er fort. Wie öde war Alles in den erſten Tagen! Herr Steffano iſt liebevoller denn je gegen Sophie, ich ſehe ihr Alles an den Augen ab, und auch Sternheim iſt um ſie bemüht, die ihren Schmerz mit ſtiller Ergebung trägt. Er naht ihr ohne Befliſſenheit mit zarter Achtung, mit der Theilnahme, welche fein empfindende Menſchen nicht ausſprechen, und die doch Demjenigen, welchem ſie zu Theil wird, ſo wohl verſtändlich iſt. Ihr Verhältniß zu R. erſcheint in der That wie ein offenes Geheimniß, was ſie indeſſen nicht zu ahnen ſcheint, in der Vorausſetzung, man werde der Verwandtſchaft dieſen Antheil zuſchreiben. Mit aller Achtung für Familienbande iſt dieſes indeſſen doch kaum möglich.

Meine Heiterkeit iſt allmählich zurückgekehrt, denn ich leugne es nicht, daß der halb bewußtlos von ihm ausgeübte Zauber ſie augenblicklich getrübt hatte. Die Saite, welche einmal erklang, vermag auch der leiſeſte Anhauch wieder zu bewegen, Muſik iſt es nicht mehr, aber ein Laut, welcher daran erinnert. Für heute ſage ich dir ein herzliches Lebewohl, aber bald ſchreibe ich wieder.

## R. an Sophie.

Endlich, theure Sophie, habe ich das vorläufige Ziel meiner Reiſe erreicht. Ich bin ſeit geſtern in London und, von einer unzähligen, unabſehbaren Menſchenmenge umgeben, umwogt, fühle ich mich dennoch einſam, einſamer vielleicht, als befände ich mich in der abgeſchloſſenſten Wüſte. Welch ein ſeltſames Gefühl, ſich ſagen zu müſſen: du biſt von Tauſenden umgeben, und kein Auge ſucht dich, kein Herz ſchlägt ſchneller, wenn es dich erblickt, kein Pulsſchlag regt ſich lebendiger bei Nennung deines Namens, du biſt allein, ungekannt, ungeliebt! — Und wenn man dann wieder ſich ſagen muß: Alles war dein in der Heimath, das liebſte Auge ſuchte dich, das treueſte Herz ſchlug für dich, aber das Alles konnte dir nicht genügen, und freiwillig gabſt du es auf! — Kann die Reue dich verſöhnen, die ſolche Betrachtung hervorrufen muß? Ich ſehe dich in Gedanken, deine Augen auf mich gerichtet, welche ſo oft bei ſolchen Fragen nachdenklich, wehmüthig auf mir ruhten. Wehmüthig blicke auch ich in Gedanken zu dir auf, ich verſtehe deinen Schmerz, verſtehe du nun auch mein Sehnen und meine Reue! — Reue! es iſt das troſtloſeſte Wort, der troſtloſeſte Begriff. Die Schuld ging ihm voran, und keine Vergebung kann ſie tilgen; das einmal Geſchehene taucht immer wieder aus dem Meere der Vergeſſenheit auf, und breitet ſeine düſteren Fittige über Welt und Leben. —

Mein Entſchluß, über Hamburg zu reiſen, hat mich auf keine Weiſe gereut; darin lag wirklich kein Eigenſinn, obwohl ich nicht ganz ſicher bin, ob du ihn nicht dafür hielteſt. Der Wunſch, einen Jugendfreund wieder zu ſehen, zog mich dorthin. Dieſem verdanke ich, zu meinem Heil oder zu meinem Unglück, der Himmel mag es wiſſen, die Ausbildung Deſſen, was du bei mir oft „wunderbare Gaben" genannt haſt. Was Poeſie in mir iſt, ward durch ihn geweckt, denn es ſchlief noch tief, als ich ihn zuerſt erblickte; damals war ich jung, lebensfroh, lebensfriſch. Durch ihn ward ich Alles, was ich jetzt bin. Die Anlagen waren vorhanden, er lehrte mich ihren Werth, ihre Anwendung kennen, und ich war ein gelehriger Schüler. — Ich fand ihn ganz ſo wieder, wie ich ihn verlaſſen hatte; wollte ich ihn dir beſchreiben, ſo würdeſt du mein eigenes Bildniß zu ſchauen glauben, und doch hat eine etwaige Nachahmung ſich durchaus unbewußt gebildet. In uns müſſen gleiche Geiſteskräfte liegen, dieſelbe Befähigung zu Gutem und Böſem, denn ſonſt wäre eine ähnliche Uebereinſtimmung undenkbar. Er beſitzt gleichwohl größere Feſtigkeit; giebt ſich auch, gleich mir, allen Gefühlen hin, aber ſchüttelt die Schwingen und hebt ſich ſtolz und frei, gleich einem Adler, über das Treiben der Welt empor, wenn ich, in düſtere Schwermuth verſenkt, mich widerwillig davon abwende. Sein Jugendmuth iſt noch derſelbe, er riß mich in einen Strudel von Zerſtreuungen mit ſich fort; hin und wieder tauchte auch der Jugendübermuth in mir wieder auf, aber die Rückerinnerung konnte nicht mehr beleben wie früher, und ich wendete mich mit Abneigung davon weg. — Die ernſteſten Gegenſtände kamen zwiſchen uns zur Sprache; das iſt der Zauber, worin er mich ewig gefangen hält. Dieſe tiefen Einblicke in Welt und Leben, dieſe Geiſtesanmuth, welche auch den ernſteſten Dingen Reiz und Annehmlichkeit verleiht, jene feine Ironie, jenes ſcharfe Erkennen und Eindringen, und daneben die Güte, die überraſchende Güte, welche Vieles ausgleicht und das durch ſeine Geiſtesblitze betäubte Herz, den umnebelten Verſtand wieder auf ebene, richtige Bahn leitet. Auch dein Name kam zwiſchen uns zur

Sprache. Wüßteſt du, mit wie viel Widerſtreben er über meine Lippen kam, du würdeſt mir gut dafür ſein. Wer den Namen des theuerſten Weſens leicht auszuſprechen vermag wie einen andern, der hat nie geliebt. Es war mir, als ſei es Entheiligung, ihn da zu hören, wo auch viel leichtſinnige Worte mein Ohr berührt hatten. Er tadelte meinen Entſchluß und ſagte kalt: Du willſt nie etwas mit ganzer Seele; hatteſt du die Pläne, welche du jetzt ausführſt, wie konnteſt, wie durfteſt du über dein Herz verfügen? — Ich benutzte die Zeit meines Aufenthalts auch dazu, die reizenden Elbgegenden kennen zu lernen. Eines Morgens war ich ſehr früh nach Ottenſen gefahren, dort verließ ich den Wagen und ging weiter, Alles ungebundener, ungeſtörter zu genießen. Das Leben, welches ſich jetzt regte, war mehr dasjenige des Getriebes und Gewerbes. Der weiche Duft des Morgens, der leichte Waſſernebel breitete noch ſeinen magiſchen Flor über die Ferne, und der ſchöne Strom floß, die Fahrzeuge aller Welttheile tragend, ruhig ſpielend dahin. An den Zweigen hing noch der friſche Thau, aus Allem athmete noch jugendliches Leben; die ſchönſten Frühlingsblüten waren namentlich an den Geſträuchen in der anmuthigſten Fülle vorhanden; die erſten Sonnenſtrahlen beſchienen die weißen Kieswege der vortrefflich gehaltenen Gärten, und tief aufathmend freute ich mich des Balſamhauches der Lüfte. Halb unbewußt, ſinnend, träumend, aber innerlich beglückt, ging ich weiter; ein Landhäuschen, denn ein Haus kann man es in der That kaum nennen, rings von einem Balcon umgeben, feſſelte meine Betrachtung. Die lieblichſte Ausſicht bot ſich von dort aus dem Blicke; das niedliche Häuschen ſteht auf der Höhe, die Elbe fließt hart am Fuße derſelben vorüber. Ich gedachte deiner und des ſüßen Glückes, dort mit dir zu wohnen, wo, dem Anſchein nach, für zwei Glückliche kaum Raum war. Hier beſchränkten ſich meine Wünſche, welche du ſo oft ungenügſam, unbegrenzt genannt haſt. Ich dachte daran, wie bezaubernd es ſein müßte, mit dir hinauszuſehen in der morgendlichen Friſche auf dieſes Eden umher, ſich beim erſten Sonnenſtrahl in den ſilbernen Fluten zu ſpiegeln, mit den Blicken umher zu ſchweifen in die lieblichen Fernen; den ſchwellenden Segeln zu folgen, welche aus fremden Ländern kommen, zu fernen Himmelsſtrichen eilen. — Indem ich noch ſo ſann, öffnete ſich die Thür, ein junger Mann von angenehmem Aeußern trat hervor, gefolgt von der reizendſten Frau, welche ſich denken läßt. So war mein Traum verwirklicht, wenn gleich nicht für mich; die Liebe hatte dort höchſt wahrſcheinlich ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, und ich wünſchte derſelben im Stillen Heil und Dauer.

Endlich kam die Stunde des Einſchiffens; als ich den Boden des Fahrzeuges betrat, da war es mir, als ſei erſt jetzt die Trennung von dir unwiderruflich ausgeſprochen. Haſt du im Hauche der Luft meine Grüße nicht gefühlt? — Sagte nicht eine leiſe Ahnung dir:

Jetzt, eben jetzt, verläßt ſein Fuß den deutſchen Boden, aber ſein Herz bleibt zurück; ſeine raſtloſe Unruhe treibt ihn vorwärts; einſt wird er wiederkehren, beruhigt, aufgeklärter, veredelter, und Alles gut machen! — Flüſterte kein Hauch, kein Bote der Luft, kein Engel es dir zu? — O meine Sophie, ſo höre es jetzt von mir, und glaube daran. —

Am Nachmittage ſtieg am fernen Horizont ein Gewitter auf, leuchtende Blitze durchkreuzten die Wolken; das dumpfe Rollen des Donners war aus der Ferne vernehmbar, die Wellen des Fluſſes ſtiegen wie empört und murmelnd in die Höhe. Mich entzückte der Anblick; einzelne Lichtſtreifen hoben in ſchräger Richtung das Grün der Ufer hervor, in wundervoller Beleuchtung. Unzählige Fiſcherkähne ſtrebten mit ihren aufgeſpannten Segeln, leichten Waſſervögeln gleich, in ängſtlicher Haſt die hannöverſche Küſte zu gewinnen. Zahlreiche Möven, dieſe Vögel des Ungewitters, hoben ſich kreiſchend, flügelſchlagend empor, und verloren ſich gegen die dunkeln Wolken gleich Silberpunkten in unabſehbare Ferne. Mit einbrechender Dämmerung erreichten wir das Meer. Alles war in die Kajüten hinabgegangen, ich blieb allein auf dem Verdecke in beglückender, erwünſchter Einſamkeit. Das Fahrzeug bewegte ſich ſtärker, aber gleichmäßig, von den majeſtätiſchen Wellen des Meeres getragen. Die Luft war unendlich mild, ſanft ſchlug der Regen mir ins Geſicht, ſtrich der Nachtwind mir das Haar von der Stirne.

In mir war tiefe Wehmuth, undenkbares, unbeſtimmtes Sehnen. In ſeltſamen Geiſtesträumen gedachte ich meiner Jugend, ſelbſt meiner Kindheit. Den Kopf an den Maſt gelehnt, verharrte ich lange in derſelben Stellung, und drangen die Thränen aus meinem Auge. Erinnere dich der Worte des Dichters:

> Du biſt dir nur des einen Triebs bewußt,
> O lerne nie den andern kennen!

Ich war tief, tief erſchüttert; kein Zaubermantel trägt mich in fremde Länder, und doch haben Dämonen Theil an dieſer Fahrt. Was riß mich von dir, wenn nicht der innere Dämon? — Wie fühlte ich Alles ſo lebendig, das Gute in mir, und dann wiederum die Widerſprüche, die ungeſtillte, verblendete Leidenſchaft. —

Nie hätte ich das Alles dir mündlich ſo ſagen können. Mein Stolz iſt zu leicht erregt, mein Gefühl zu leicht verletzt, ich kann nur ganz offen ſein, wo jede augenblickliche Entgegnung wegfällt. Lebe wohl, theure, geliebte Sophie, möge mein Bild dich überall umgeben. Sieh mich geiſtig an allen wohlbekannten Plätzen, im Lehnſeſſel dir gegenüber, denk oft, daß meine Augen, die Augen, welche du liebteſt und — vielleicht, reuevoll geſtehe ich es, die du fürchteteſt, daß ſie auf dir ruhen. Denke es, wenn ein Anderer — aber ich wage nichts mehr hinzuzufügen, ich will die Huld nicht verſcherzen, die wieder ganz mir zugewendet iſt, das fühle ich. So lebe denn wohl, ſage deinem

Vater, ſage Allen von mir, was dich gut dünkt. Dir aber ſoll, darf nie ein Anderer ſagen als ich, daß du ihm das Liebſte auf Erden biſt. —

---

## Emmy an Charlotte.

Seit ich dir zuletzt ſchrieb, was, zu meiner Beſchämung geſtehe ich, lange her iſt, hat Sophie einen Brief von R. bekommen. Nachdem ſie ihn geleſen, ſchloß ſie mich in ihre Arme und ſagte liebreich: Du haſt längſt errathen, daß ich durch ein feſtes Verſprechen R. angehöre. Auf ſeinen Wunſch ſchweige ich darüber, er — ach Emmy! was ſoll ich dir ſagen? Du kennſt ihn, man muß Alles wollen, was er will, wenn man ihn lieb hat. Die Furcht, mein Vater werde ein größeres Anſehen über ihn geltend machen, kann wohl die Haupturſache eines Verlangens geweſen ſein, welches für mich quälend und drückend iſt. Mir ſcheint, auf dieſer Liebe könne unter ſolchen Verhältniſſen kein Segen ruhen. — Danke Gott, liebſte Emmy, daß du nie ein Glück haſt kennen lernen, wie meines iſt. Kennteſt du nur den kleinſten Theil der Qualen, die mein Herz zerriſſen haben, du würdeſt denken, es ſei zu theuer erkauft. Nur in der Ruhe liegt Glück. Wann habe ich dieſe empfunden? — Wann bin ich zu dem Bewußtſein gelangt, dieſes Herz ganz zu erfüllen, zu befriedigen, zu beglücken, welches alle Anſprüche macht und ſo wenig dafür aus ſeinem unerſchöpflichen Reichthume ſpendet?

Immer bin ich für ihn nur der Spiegel geweſen, in welchem er ſein vergöttertes Bild betrachtete, um dadurch mit erneuter Zuverſicht andern Erfolgen entgegen zu eilen. Seine reuevolle Rückkehr hat mich oft entſchädigt, beglückt, aber Heil und Segen über die Liebe, welcher ſolche Erfahrungen ferne liegen! Wunderbar bin ich aus meinem Charakter und ganzen Sein herausgeriſſen. In mir iſt ſo viel feſtes, ruhiges Wollen, und jetzt, ſeit ich ihm angehöre, erſcheine ich als das Spielwerk des Zufalls. Oft tadle ich mich deßhalb, denn, o Emmy, ſollten Menſchen, in denen wahrer, echter Gehalt iſt, ſich durch eine Laune beglücken und betrüben, ſich durch einen finſtern Blick beherrſchen und leiten laſſen? — Wie dem aber auch ſein möge, mein Loos iſt geworfen, mein Herz, mein Glück, mein Leben gehören ihm an.

Bald nach R.'s Abreiſe machte ſich, wenigſtens mir, die wohlthätige Ruhe bemerkbar, welche dadurch hergeſtellt war. In mancher Beziehung fehlte jene Erheiterung und Belebung, die er um ſich her zu verbreiten verſteht; das Gewöhnliche erſchien wieder gewöhnlich, wie dies während ſeiner Anweſenheit nicht immer der Fall geweſen, denn er beſitzt die Kunſt, was ihm gefällt, im zauberiſchen Lichtglanze erſcheinen zu laſſen. Und nicht allein immer was ihm gefällt, ſondern auch was er durch augenblickliche Laune begünſtigt. In den erſten Tagen nach ſeiner Abreiſe befand ich mich einmal allein mit Sternheim, welcher lächelnd fragte, wie wir die Einſamkeit ertrügen? — Einſamer iſt es, entgegnete ich, aber dafür auch ruhiger. — Ich habe, ſagte er, Herrn R. mit großer Theilnahme beobachtet, er iſt ein höchſt merkwürdiger und jedenfalls ſehr intereſſanter Mann. In ihm iſt größere und geringere Tiefe, als man im Allgemeinen annehmen möchte. Er beſitzt eine ernſte Neigung, ſich auszubilden, zum Verwundern bei einem Manne, für den der Wunſch zu gefallen Hauptzweck des Lebens zu ſein ſcheint. Im ernſten Geſpräche mit ihm vergißt man ſeine kleinen Schwächen und fühlt ſich warm und innig zu ihm hingezogen. Einer großen Tiefe des Gefühls halte ich ihn unfähig, er beſitzt zu viel Egoismus und einen Hang zur Veränderung, welcher mir nie in ähnlichem Grade vorgekommen iſt. Uebrigens gehört er leider zu den Menſchen, welche ihre ſchöne Befähigung mehr einer Idee als einem Gegenſtande zuwenden. Er hat mir zuerſt ganz klar vor Augen gelegt, was von Goethe über eine ſolche Sinnesrichtung geäußert worden. — Ich kenne, war meine ſcherzende Erwiderung, faſt nichts aus Ihrem Leben, aber einer Ihrer Freunde iſt mir wohlbekannt, und der iſt Goethe. — Und ein Freund, entgegnete er, welchen ich ohne alle Eiferſucht bei Ihnen einführen, dem ich Ihre ganze Zuneigung und Anerkennung gönnen möchte. — Denken Sie denn, daß wir ihn nicht kennen? — Das wohl, jedoch ihn leſen heißt nicht ihn kennen, bewundern heißt nicht immer eindringen. Bleibende, ewig anerkennende Neigung wird nicht im Fluge gewonnen, wird nicht durch Bezauberung. ſondern durch Ueberzeugung begründet. Zu dieſer gehört Ernſt, Erwägung, Vergleichung, und ich bilde mir wenigſtens ein, daß ſolche Betrachtungen Ihnen noch ziemlich ferne geſtanden, und daß Sie mehr durch ihn ſich haben erfreuen als belehren laſſen. — Wäre es nicht artig, Sie führten ihn wirklich bei uns ein und theilten uns aus ſeinen Werken mit, was Ihrer Einſicht und Ihrer Neigung gut bedünkt? — Mit Freuden werde ich das thun, befehlen Sie über Ihren Diener, und er wird ſich, ſo oft ſeine Zeit es geſtattet, in ſo ehrenwerther Geſellſchaft bei Ihnen einfinden —

Seit dem Tage lieſ't Sternheim uns jeden Abend vor, ein angenehmeres Zuſammenleben läßt ſich nicht denken. Es iſt durchaus, als ob er zur Familie gehörte, kein Zwang, keine Bedenklichkeit irgend einer Art miſchen ſich in ein Verhältniß, welches dadurch, daß Sophie und ich verlobt ſind, alles Auffallende verliert. Er kommt zu uns wie ein Bruder, der bei den Schweſtern eines liebreichen Empfanges ſicher iſt. Zuweilen möchte ich wünſchen, Sophie hätte R. nie geſehen; Sternheim würde ihren liebenswürdigen Charakter tauſendmal beſſer würdigen. Oft wenn er das Buch hinlegt und hingeriſſen von der Schönheit des Gegenſtandes ſie auf jedes aufmerkſam macht, fürchte ich, er werde zu tief in dieſe dunklen, blauen Augen ſehen, die in unſchuldiger Unbefangenheit auf ihn gerichtet ſind. Auch erſcheint ſeine Lage um ſo ſchwieriger, da ſie anſpruchslos, ohne Selbſtbeachtung nicht ahnen mag, wie gerade ein ſo unſchuldig zutrauliches Weſen den unwiderſtehlichſten Reiz in ſich ſchließt.

Von Victor habe ich ſeit einiger Zeit Briefe voll eines ſeltſamen, myſtiſchen Inhalts, welche mich lebhaft beunruhigen, und um ſo mehr, da er meinen Fragen ſichtlich durch unbeſtimmte Antworten ausweicht. Zu einer Anſtellung iſt vorläufig wenig Hoffnung; ſo ſchnell geht es damit in ſeinem Vaterlande nicht. Wenn du mir ſchon zum Oefteren vorgeworfen, ich beſitze nicht genug Liebe für ihn, ſo muß ich wiederholen, daß nie ein ungerechterer Vorwurf mich betroffen hat. Meine Wahl iſt er nicht, ich wurde die Seinige zunächſt durch die Neigung die er mir zuwendete, wie durch den Wunſch meines Bruders. Jeder Menſch empfindet wohl einmal eine Neigung, in welcher alles Licht, Zauber, Verklärung ſcheint; aber Luft und Erde ſind unzertrennlich mit einander verbunden, man erwacht aus ſo ſüßem Traume zu der Proſa des Daſeins. Mein Verhältniß zu Victor iſt ganz proſaiſch, das heißt: ruhig, einen Tag wie den andern, ohne Uebertreibung, voll herzlicher Anerkennung. Ich thue Alles für ihn, oder vielmehr unterlaſſe Alles ſeinetwegen, verſage mir die Vergnügungen der Geſellſchaft, gehe auf keinen Ball und entſage überhaupt Allem, welches denkbarer Weiſe ſein Mißfallen erregen könnte. Meine Anſicht über Victor iſt rein menſchlich, ich ſehe ſein Gutes und

Schlimmes, und daher eben wird es ihm leicht werden, mich mehr zu beglücken, als ich es erwarte. —

Die Nachrichten über deine Geſundheit betrüben mich ſehr; wenn du mich recht tröſten und erfreuen willſt, ſo ſage mir bald, daß es dir beſſer geht, und laſſe mich in deinen Briefen mit dir fortleben, wie du in den meinen mit uns fortlebſt. —

## Emmy an Charlotte.

Wenn etwas Beſonderes mitzutheilen iſt, ſo weißt du, bin ich gleich mit der Feder bereit. Wir haben, ſeit ich dir ſchrieb, den Beſuch eines Jugendfreundes unſeres R. gehabt, den Dieſer vor allen liebt und ſchätzt. Er ließ ſich an einem Abende melden, als eben Sternheim aus Goethe's Leben vorlas. Sophie erröthete bei Nennung des Namens und gerieth in ſichtliche Befangenheit. Dieſer Freund, ein Herr von Steinberg, iſt dem Aeußern nach das Widerſpiel von R.: groß, hochblond, mit ſeinen, einſchmeichelnden Formen. Er begrüßte Sophien voll ſichtlichen Antheils, mich höchſt artig, wobei indeſſen ein faſt unmerkliches Lächeln ſich über ſein Antlitz verbreitete; den Blick dann auf Sternheim gerichtet, nahte er ſich Dieſem höflich und betrachtete ihn mit unverkennbarer Aufmerkſamkeit. Das noch aufgeſchlagene Buch gab zu einer allgemeinen Unterhaltung den erſten Anlaß. Unſer neuer Freund äußerte ſich darüber mit eben ſo viel Feinheit als Kenntniß des Gegenſtandes und gab dem Geſpräch die geſchickteſte Leitung. Mit N. kann man ihn allein in der Hinſicht vergleichen; ob er geſcheidter iſt, weiß ich nicht, jedenfalls darf man ihn wohl ausgezeichnet nennen. Eine angenehmere Unterhaltung läßt ſich nicht denken, als diejenige von Männern, welche mit Kenntniſſen feine Weltſitte verbinden. Herr von Steinberg entfaltet gleich einem Chamäleon alle Farben; Ernſt, Heiterkeit und Spott weiß er auf gleich anziehende Weiſe geltend zu machen. Die raſcheſten Uebergänge ſtellen ſich bei ihm wie in ganz natürlicher Folge dar. Herr Steffano lud ihn ſehr höflich auf den folgenden Tag ein, und aus dieſem Tage ſind im allmählichen Zugeben achte geworden, welche er größtentheils hier im Hauſe verlebt hat. So artig und geſcheidt mir das Weſen des Mannes auch vorkommt, ſo liegt indeſſen dennoch Etwas in ſeiner Art zu ſein, welches mich, mir ſelber unerklärlich, einigermaßen von ihm zurückſtößt. Gegen Sophie hatte er eine einnehmende Artigkeit, betrachtete ſie oft nachdenklich, ich möchte ſagen, wehmüthig, und begegnete ihr mit wahrer Hochachtung. Sternheim widmete er eine ſehr ernſte Beobachtung, welche Dieſem ſichtlich nicht entging und mit gehaltenem Benehmen erwidert wurde. Mir ſchenkte unſer Gaſt eine freundliche Aufmerkſamkeit, und ich hörte ihn einmal gegen Sternheim äußern: Sie iſt ganz entzückend, eine wahre kleine Fee! — Deſſenungeachtet fühlte ich mich nicht mehr zu ihm hingezogen, vielleicht in der Vorausſetzung, N. habe ihm mit all der Eitelkeit von mir geſprochen, die ihm eigen iſt. Ein Etwas in ſeinem Weſen, in ſeinem Lächeln verrieth es mir und verdroß mich unbeſchreiblich. Nicht, daß ich jemals verleugnen würde, was empfunden zu haben natürlich war, aber es iſt ſchmerzlich, auf ſolche Weiſe daran erinnert werden. Herr von Steinberg befand ſich auf dem Wege nach Wien, wo er einige Monate zu verweilen denkt, und ſchied mit dem Verſprechen, bei der Rückkehr von dort uns wieder aufſuchen zu wollen.

Nachdem er Abſchied genommen, begab ich mich mit Sophie in den Garten. Es war ein wunderſchöner Abend, wir ſetzten uns an das Geländer, welches den Garten vom Strome trennt, und Sophie blickte lange nachdenkend in die ſilberhelle Flut hinab. Wie ſeltſam, ſagte ſie nach einer Weile, fühle ich mich immer durch dieſe weiche, laue, ſchmeichelnde Luft beruhigt. Es iſt, als ob ſie mit ihrem magiſchen Einfluſſe bis tief in meine Seele dränge und jeden unruhigen Gedanken daraus hinweg zauberte. Von Allem, was in mir vorgeht, wüßte ich keine Rechenſchaft abzulegen, es iſt Friede, Sehnen, gedankenloſes Denken und Träumen. Bei dem klaren Erwachen aus ſolchem Sinnen iſt R. mein erſter Gedanke, weßhalb ich denn auch annehmen möchte, daß meine ganze Seele in ſolchen Augenblicken, mir ſelber unbewußt, bei ihm weile. O könnten ſolche Friedensgefühle auch Ruhe in ſein Inneres hauchen! Zwiſchen uns findet, wie verſchieden wir auch ſein mögen, eine ſeltſame Gleichheit der Empfindung ſtatt, auf ihn wirkt Vieles in der nämlichen Art ein, wie auf mich, aber er vertheidigt ſich oft gegen einen Zauber, deſſen Einwirkung abzuleugnen außer ſeiner Macht liegt. Unſere Lebensanſichten ſind freilich ſehr verſchieden; eine freundliche Wohnung in einer reizenden Gegend, der mäßige Bedarf des Lebens, mit ihm getheilt, würde mir als unendliches Glück erſcheinen, während er darin einen kümmerlichen Nothbehelf zu erblicken geneigt iſt. — Aeußere Verhältniſſe haben uns zu ſehr verwöhnt: nur bei mäßiger Sorge, bei thätigem Erwerb beſteht Zufriedenheit und genügſames Beſcheiden; Ueberfluß erzeugt raſtloſe Wünſche und Geringachten der Gegenwart. Beneidenswerth nenne ich Den, der durch ſeinen Fleiß das Wohl, das Glück einer ganzen Familie begründet, auf den alle Augen der Seinen mit Liebe und Anerkennung gerichtet ſind. Uns gab das Geſchick zu viel, und eben deßhalb ſind wir arm. — Indem ſie noch ſo ſprach, kam Sternheim zu uns, ſein Blick fiel mir auf, der nicht traurig, aber unruhig war. Nach einigen Bemerkungen über Luft und Gegend ſagte er zu Sophien gewendet: Der eigentliche Zweck meines Kommens iſt, Sie auf eine Nachricht vorzubereiten, welche Ihr Vater Ihnen gewiß demnächſt mittheilen wird, und da ich annehmen darf, daß Sie dieſelbe nicht ohne Betrübniß hören werden, möchte ich Herrn Steffano den erſten erſchütternden Anblick derſelben erſparen. So eben iſt die Nachricht eingegangen, daß Herr R. durch den Sturz eines franzöſiſchen Handelshauſes den größten Theil ſeines Vermögens verloren hat. Sophie erbleichte und ſchwieg lange, endlich entgegnete ſie: R. iſt Ihnen hinlänglich bekannt geworden, damit Sie ſich ſagen können, nie hätte ein Verluſt der Art Jemanden unglücklicher betreffen können. Die liebenswürdigen Eigenſchaften, welche ihn auszeichnen, würden bei erzwungener Abhängigkeit zu Grunde gehen. Sternheim, ich wende mich an Sie mit dem Vertrauen einer Schweſter, helfen Sie mir mit ihrem Einfluſſe, mit Ihrer guten Geſinnung. Sie wiſſen, daß ich durch das Vermächtniß meiner Tante im Stande ſein werde, R.'s Verluſt zu erſetzen, bereden Sie mit mir meinen Vater, daß er es geſtatte, aber nie, nie darf R. es erfahren, der ſich leider um ſeine Angelegenheiten nur zu wenig bekümmert. Wollen Sie mir helfen? — Sternheim ward ſo blaß, daß ſelbſt ſeine Lippen erbleichten, dann wieder goß helle Röthe ſich über ſein Antlitz, und er entgegnete freundlich: Ich verſpreche es Ihnen, wenn Sie es verlangen, aber gerne möchte ich in dieſer Angelegenheit Ihre Stelle vertreten. Ich bin ſehr bemittelt, der Einzige meines Namens, und ſtehe ganz allein in der Welt, für wen ſollte ich ſparen? — Für wen? für Ihre Frau. — Er ſchüttelte den Kopf und ſagte ernſt: Ich werde ſchwerlich jemals heirathen. Nehmen Sie denn dieſe Summe als ein Darlehen von mir an, und im Falle meiner Verheirathung will ich als Ihr Gläubiger vor Ihnen erſcheinen. Sophie ſtand lebhaft auf: Ich empfinde Ihre Großmuth, ſagte ſie bewegt, bin aber zu eigenſüchtig, um nachzugeben. Nur aus meinen Händen ſoll R., wenn auch ihm unbewußt, das Gute empfangen; ich gönne Keinem die Freude, als nur mir allein. — Sternheim verbeugte ſich und verließ uns.

Als er fort war, ſagte Sophie: Nur zu bald beſtätigen ſich die trüben Ahnungen, welche Sternheim's Erſcheinen in mir weckte. Er kam mir vor wie der böſe Genius meines Lebens, und all ſeine Freundlichkeit vermochte den Eindruck nicht zu heben; immer war mir in ſeiner Nähe bang und ängſtlich zu Sinne. — Warum aber, war meine Entgegnung, R. den ihn betroffenen Verluſt verheimlichen? Er würde, er müßte zurückkehren, müßte ſein Leben einem thätigen Berufe widmen, und du würdeſt glücklich ſein. — Sophie ſchüttelte verneinend den Kopf: Charaktere gleich dem ſeinigen müſſen aus den Irrthümern und Verirrungen ihres Lebens aus eigener Ueberzeugung geläutert hervorgehen. Zwang mag heilſam ſein für kleinliche Gemüther, groß geſinnte, wenn gleich nicht untadelhafte Weſen wird derſelbe erbittern und in ihnen die Keime des Guten mehr und mehr erſticken. Menſchen der Art, wie R., wollen Zeit haben, das zu werden, was ſie ihren Anlagen nach ſein können. Perſönlich will ich, ihm gegenüber, dem Zwange nichts verdanken, da mein Bewußtſein mir ſagt, daß ich Eigenſchaften beſitze, welche beglücken können. Nicht drückende Verhältniſſe, nur ſein Herz muß ihn zu mir führen. Oft empfinde ich tiefe, herzliche Sehnſucht nach ihm, wenn aber dieſe getheilt würde, ſo wäre er hier an Ort und Stelle und mein Glück das ſeinige.

Herr Steffano mißbilligte, wie dieſes vorauszuſehen war, den Entſchluß ſeiner Tochter ſehr und bekämpfte ihn mit den kräftigſten Gründen. Sternheim trat, ſeinem Verſprechen gemäß, vermittelnd und ſiegreich dagegen auf und bewog den Vater zum Nachgeben. O gewiß, er iſt ein guter, vortrefflicher Menſch! Mit welchem liebenswürdigen Ausdrucke nahm er Sophiens Dank entgegen und erwiderte ſcherzend: Sie mögen ruhig ausreden, denn ich habe heute, Ihnen zu Willen, gegen meine Ueberzeugung gehandelt, und da man etwas Schlimmes ſelten halb thut, ſo darf auch jetzt in Ihrem Danke der unverdiente Lohn von mir in Anſpruch genommen werden. — Ob Sophie ihm gleichgültig iſt? — Die Frage drängte ſich mir oft auf, und es fällt ſchwer, dieſe mit Entſchiedenheit zu beantworten. Sternheim hat eine wunderbare Gewalt über ſich, und ich halte es für nicht leicht, bis in die Tiefe ſeiner Seele zu dringen. So weit die Blicke aber reichen, fühlt er ſich zufrieden und aufgeheitert.

Eben erhalte ich einen Brief von Victor, voll mir unverſtändlicher, ſeltſamer Andeutungen, die beängſtigende Wirkung hervorgebracht haben. Ich werde eine beſtimmte Erklärung begehren, denn nur für das Unerklärliche fehlt es mir an Muth. — Sophie ſchreibt an R., und ich ſchließe jetzt, um an Victor zu ſchreiben. Dem Himmel ſei Dank, daß es glücklichere Bräute giebt, als wir eben alle Beide ſind! — Der Eine mit dem beſten Verſtande verkehrt aus Uebermuth, aus Stolz, aus Indolenz; der Andere — beruhige dich, ich ſage kein Wort mehr, als nur das liebevollſte dir. —

## R. an Sophie.

Halb beſchämt bekenne ich den Empfang deiner Briefe und nehme, gewohnt von dir übertroffen zu werden, dankbar das Gute entgegen, ohne an eine genügende Nacheiferung zu denken. — Die Zeit iſt mir hier gleich einem Traume vergangen, aber wie ein Traum, deſſen Eindrücke bewußt in meiner Seele ruhen. Was man ſieht und hört, faſt möchte ich ſagen, was man denkt, iſt großartig. Gewiß, daß es einen äußern Maßſtab giebt, der ſeinen Einfluß auf die Reden und Handlungen, ſelbſt auf die Denkkraft geltend macht! Die Verhältniſſe bilden den Menſchen, gleich wie ſie ihn beherrſchen. Mir ſind hier, in dem nebelumhüllten London, Gedanken gekommen, die ich daheim auf den Rebenhügeln meines Vaterlandes nie gefaßt haben würde. Hier ſind alle Betrachtungen mehr auf das reelle Intereſſe des Lebens und einer geiſtvollen Induſtrie gerichtet, dort lebt man der Gegenwart, die man nimmt und genießt, wie ſie ſich darbietet. An dauernde Bevortheilung durch zweckgemäße

Einrichtungen und Umwälzungen denkt eben Niemand. Ein wahrhaft geiſtig befähigter Menſch ſteht in meinem Vaterlande vereinzelt, gleich der Palme, die in dem ihr nicht zuſagenden Boden das Leben friſtet, ohne friſch und kräftig die ganze Fülle der innern Natur zu entwickeln. Sie heißt noch Palme, ohne es zu ſein, ihr kümmerliches Daſein giebt eine ſchwache Vorſtellung deſſen, was ſie unter günſtigen Verhältniſſen hätte werden können. Alles iſt hier großartig, ſelbſt die Sorgloſigkeit, mit welcher man ſich um das Zuſammenrotten von Tauſenden nicht kümmert, indeſſen zwanzig exaltirte Köpfe hinreichen, ganz Deutſchland in Bewegung zu bringen. Freilich hat hier auch die Emeute einen andern Charakter, ſie iſt ganz volksthümlich, roh, kräftig, zerſtörend, aber ohne feinere und tiefer demoraliſirende Zwecke. —

Ueber die Dauer meines hieſigen Aufenthaltes iſt noch nichts ausgemacht, es kann ſein, daß ich die Hochlande und Irland bereiſe, möglich wäre aber auch ein ungeſäumtes Aufbrechen nach Italien, wohin doch eigentlich ein innerer Sinn mich zu ziehen ſcheint. — Durch Steinberg's Empfehlung, der früher lange in England reiſ'te, bin ich mit verſchiedenen angeſehenen und vornehmen Familien bekannt geworden, namentlich in dem Hauſe Mr. Wards, eines vortrefflich gebildeten Mannes. Er hat zwei Töchter, welche, reizend und einnehmend, an dich, an Emmy erinnern. Auch hier iſt die jüngere blond, auch ſie hat den ganzen Frohſinn unbefangener

Jugend, aber man merkt es ihr an, daß ſie von Anbeginn der feinſten Bildung theilhaftig geworden iſt. Emmy iſt ohne Zweifel ſehr niedlich, aber ihr mangelt der Blütenhauch, den nur das Leben in den auserwählteſten Kreiſen zu verleihen ſcheint. Immer, ſelbſt in ihrem Muthwillen weiblich, ſtößt ſie gleichwohl die Scheu nicht ein, welche man da empfindet, wo ein gewiſſes vornehmes Zurückziehen ſich eigentlich mehr ahnen als bemerken läßt. — Vielleicht würde es dir gelingen, ſolchen Mangel ihr bemerkbar zu machen, Vieles in der Art läßt ſich erwerben. — Die anmuthige ältere Schweſter erinnert mehr an dich, theure Sophie; auch aus ihrem Benehmen leuchtet übrigens das Gepräge einer Bildung, wie ſolche leider nur die Cirkel gewähren, in welchen dieſe beiden Damen aufgewachſen ſind. Sie hat die ſchönſten Augen, welche ich jemals ſah, Augen wie man ſie überhaupt nur in dieſem bevorzugten Lande erblickt, und deren eigentlicher Ausdruck eben ſo wohl wie ihre Färbung ſich ſchwer angeben ließe. Es liegt Alles darin, was zu rühren, zu beſchäftigen und anzuziehen vermag. Dieſe angenehme Familie bewohnt einen Landſitz am Ufer der Themſe, den man in jedem Lande der Welt beneidenswerth nennen würde. Die Wohnung verdient den Namen einer Villa, in dem erfreulichen Sinne, welchen wir Nordländer damit verbinden, und ein vortrefflich eingerichteter Park, der zu den Ufern des ſchönen Fluſſes führt, erfreut die Luſtwandelnden durch die Ueberlegung, womit man bei deſſen Anpflanzung zu Werke gegangen. Das Wachsthum, die Höhe und Ausbreitung jeglicher Baumart, ihr helleres oder dunkleres Grün, Alles ſcheint berückſichtigt worden zu ſein; Alles gedeiht neben, mit einander in ſchönſter Verbindung und Uebereinſtimmung. Nahe am Hauſe bewundert man den herrlichſten Raſen, die prachtvollſten Blumen und Geſträuche in glücklichſter Miſchung und Auswahl. England iſt in Wahrheit die Heimath der Schönheit und der Blüten. — Dazu die Behaglichkeit der Wohnungen; überall gediegener, auf Bequemlichkeit berechneter Luxus und die größtmöglichſte Reinlichkeit. In ſolcher Beziehung habe ich hier zuerſt Befriedigung empfunden. Bei uns fällt jede Nachahmung der Art traurig und kleinlich aus, was um ſo beklagenswerther iſt, da geiſtige Befähigungen ſich nur vollkommen da auszubilden pflegen, wo alle äußeren Eindrücke harmoniſch auf dieſelben einzuwirken im Stande ſind. Noth mag die Mutter der Erfindungen und der mehr materiellen Intereſſen des Lebens ſein, aber nur im angenehmen Ueberfluſſe gedeiht das Schöne, das fein Geiſtige. Steinberg ſchreibt mir, daß er auf ſeiner Reiſe nach Oeſterreich dich in Frankfurt aufzuſuchen gedenke. Nimm ihn freundlich auf, ich wünſche ſehr, daß du ihm gefallen mögeſt, dein Lob aus ſeinem Munde würde mich erfreuen. Er iſt ein höchſt angenehmer, durchaus geiſtreicher Mann, auf deſſen Urtheil ich den größten Werth lege. —

Lebewohl, theure, geliebte Sophie, und glaube es deinem Freunde, daß er an dich denkt, wie an den Engel ſeines Lebens. —

## Emmy an Charlotte.

Monate ſind vergangen, ſeit ich dir ſchrieb, ich ließ ſie ruhig dahin eilen, wohl fühlend, daß ich der Faſſung bedürfe, dir alles mittheilen zu können, was ich erlebt, wie es ſich begeben und mein Herz getroffen hat. Meine Bitten, meine Vorſtellungen vermochten endlich Victor zu einer aufrichtigen Antwort. Die Art der Mittheilung, welche er mir zu machen hatte, erklärt die Scheu, mit welcher er ſie verſchob. — Er ſchrieb mir, ſichtlich gebeugt, gedemüthigt, daß Zeit und Entfernung, nebſt der Ueberzeugung, daß ich ihn nie geliebt habe, wie er mich, mein Bild aus ſeiner Seele verdrängt hätten; daß er eine Andere liebe und volle Erwiderung ſeiner Neigung gefunden habe. — Ich war bei Leſung dieſes Bekenntniſſes ſo vernichtet, ſo beſchämt, als ob ich die Schuldige ſei. Meine Achtung für ſeinen Charakter, für ſeine unwandelbare Rechtlichkeit, hatten ihm die Zuſage meiner Hand erworben, und er, ein Freund jenes geliebten Verlornen, der mich ihm mit Ruhe, mit unendlichem Vertrauen übergeben hatte, er verläßt mich aus dem Grunde, daß eine Andere ihm mehr gefällt! — Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt, ich antwortete ihm ohne Groll, mild wie eine

Schweſter, die den Fehl des geliebten Bruders nicht überſieht, aber ihn zu verdammen ſich nicht berufen fühlt. Er bekam ſein Wort zurück. — Ich habe ihn nie mit Leidenſchaft geliebt, würde aber eine gute, treue Frau geworden ſein, und gewöhnt, mich als die Seine zu betrachten, hätte ſelbſt das glänzendſte Loos meine Seele nicht von ihm abwendig machen können, nachdem ich freiwillig, durch meine Worte an ihn gebunden war. — O gewiß, bei gutgeſinnten Frauen iſt das Band der Ehen ſeiner, unzerreißbarer, als bei Männern! — Welche Leere empfand ich! wem gehörte ich jetzt an in der Welt? — Auch mein Verhältniß hier im Hauſe erſchien mir völlig verändert; ſo flüchtet der einſame Wanderer vor Sturm und Unwetter unter die ſchirmenden Zweige eines herrlichen Baumes, dankbar erkennt er den ihm verliehenen Schutz, aber ſein Auge ſtrebt vorwärts nach der Heimath, nach dem eigenen Herde und Dache. — Liebevoll ward ich getröſtet, aufgerichtet, ſo weit es möglich war. Herr Steffano faßte nach der traurigen Mittheilung meine beiden Hände und ſagte herzlich: So ſeien Sie jetzt wirklich meine Tochter, und daß ich Sie von heute an als ſolche betrachte, davon werden Sie ſich überzeugen, wenn ich nicht mehr bin. Weinend ſank ich mit dem Geſicht auf ſeine Hand, drückte meine Lippen auf dieſelbe und benetzte ſie mit heißen Thränen. — Fremde bezeigten mir Zuneigung und Mitleid, während ich mich von dem Herzen verlaſſen ſah, welches freiwillig, mit Wort und Schwur ſich mir geweiht hatte. —

Während ich mich den trübſten und nachdenklichſten Vorſtellungen hingab, langte ein Brief R.'s an, jedoch verſpätet, denn er meldete darin Herrn von Steinberg's Ankunft, welcher uns bereits ſeit Wochen verlaſſen hatte. Um Sophiens Lippen bildete ſich ein ſchmerzliches Lächeln, als ſie den Brief geleſen, aber es gelang ihr, mit Heiterkeit gegen mich zu äußern: In R.'s Brief iſt eine kleine Lehre für dich enthalten, lies ſelber und benutze ſie, wie du willſt. Zum Erſtenmal las ich einen ſeiner Briefe, es war der kälteſte Bräutigamsbrief, den man ſich denken kann. Gewohnt mein Mentor zu ſein, giebt er eine ſo gütige Fürſorge auch in der Ferne nicht auf und äußert ziemlich rückſichtslos, daß es mir an eigentlicher idealer Bildung fehle. Kaum weiß ich, ob er Recht hat, ich weiß nur, daß ich für das Leben in einem edlen, bürgerlichen Kreiſe gebildet bin, und darüber hinaus reichen meine Anſprüche nicht. Nach Leſung des Briefes ſagte ich gelaſſen: R. zeigt wie gewöhnlich in Betreff meiner einige Ueberhebung, hätte er indeſſen gegen dich nur mehr Zärtlichkeit geäußert, ſo würde jener Umſtand ſich leichter verwinden laſſen. Sie erröthete: Du beurtheilſt ihn wie die Menge, ſüße Emmy, und das eben hätte ich dir nicht zugetraut; er ſchreibt mir in jeder Stimmung, und ſo werden mir alle Eindrücke ſeines augenblicklichen Sinnes. Worin beſtände die Bevorzugung eines ſolchen Verhältniſſes, wenn nicht eben in völlig ungezwungener Mittheilung? — Tröſtliches wußte ich nicht zu erwidern und ſchwieg daher, ſcheinbar überzeugt. —

Unſer Leben wurde in allen äußern Verhältniſſen ruhig fortgeſetzt, wie bisher. Sternheim machte die Erheiterung und Belebung desſelben aus, durch ſeine Vorleſungen und geiſtvolle Unterhaltung. Nach einiger Zeit kam es mir indeſſen vor, als trete darin etwas Gezwungenes ein, indem er häufig erſt ſpäter anlangte, und mitunter ganz ausblieb. Als ich in ſolcher Veranlaſſung eine Beſchwerde gegen Sophie laut werden ließ, bemerkte dieſe: Es iſt eine ſeltſame Eigenheit der menſchlichen Natur, die Annehmlichkeit des Lebens Andern verdanken zu wollen. Jeder iſt befähigt genug, durch ſich erlangen zu können, um weſſentwillen er raſtlos nach außen umher ſtrebt. Für bequemer mag es freilich gelten, wenn das Nachdenken Anderer uns auf dasjenige leitet, welches der eigene Forſchungsgeiſt gewähren könnte. Ich meinerſeits habe immer die Freude und Belehrung, welche Sternheim's Vorleſungen uns gewähren, als vorübergehendes Gutes betrachtet, mich deſſen erfreut, was war und woran die Erinnerung unvergänglich ſein wird. Manchmal kommt es mir vor, als ob eine Neigung ihn unſerem Kreiſe entfremde, und wie könnten wir uns anders als darüber freuen, ſofern nur das Verhältniß ein glückliches zu nennen! Dieſe letzte Anſicht theilte ich, nur mit dem

Glauben, daß Diejenige, welche ſo unbefangen darüber redete, Gegenſtand derſelben ſein möchte. Sternheim's Benehmen blieb bei alledem gleich anſprechend, er entſchuldigte ſein Ausbleiben freundlich, ſo oft dieſes Statt hatte, und nur ſein umwölkter Blick, ein augenblickliches Zucken der Lippen, ſo oft die Rede auf R. kam, verriethen ſeine Gefühle. Eines Abends, als er uns einzelne Gedichte von Claudius vorgeleſen, ſtand Sophie auf, ein Buch zu holen, über welches ſie einige Aufklärung wünſchte. Sternheim verſank während ihrer Abweſenheit in tiefes Nachſinnen und blickte, den Kopf in die Hand gelehnt, düſter vor ſich hin. Sophie kehrte zurück, ſtand, ihn betrachtend, einen Augenblick ſtill, nahte ſich dann und ſagte, eine Hand auf ſeinen Arm legend, mit großer Herzlichkeit: Was fehlt Ihnen, Sternheim? Sagen Sie es mir, ich bitte Sie. — Ich ſah auf, Sternheim zuckte zuſammen, aber in demſelben Augenblick ſtieß ich einen durchdringenden Schrei aus — im Spiegel gegenüber erſchien mir R.'s Bild. Heftig erſchrocken folgte Sophie der Richtung meiner Blicke, ſie fuhr mit der Hand nach dem Herzen und blieb wie verſteinert ſtehen. Sternheim blickte verwundert umher, aber die Erſcheinung war verſchwunden. Sehr verſtört nahm er ſein Buch und empfahl ſich ſchweigend; was er denken mochte, mag der Himmel wiſſen. Kaum hatte er uns verlaſſen, ſo ſtürzte Sophie auf mich zu, ergriff meine Hände und ſagte leidenſchaftlich: O liebſte, beſte Emmy, was wird jetzt aus

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21113 / 035**

mir werden? — Erſchrocken ſah ich ſie an: Alſo du gewahrteſt die Geſtalt ebenfalls? — Thörichtes Kind, es war R., wie kannſt du daran zweifeln? Aber ach, wie hätte er zu unglückſeligerer Stunde kommen können! Was wird er denken, was ſagen? — Nie, nie ſollte man der Eingebung auch des untadelhafteſten Gefühls folgen, wenn der Schein zweifelhaft iſt. In Gegenwart von Tauſenden könnte ich, freigeſprochen vom eignen Bewußtſein, meine Hand auf Sternheim's Arm legen und fragen: Was fehlt Ihnen? Aber was ich Angeſichts der ganzen Welt könnte, nie würde ich es in R.'s Gegenwart gewagt haben! Theure Emmy, ſieh, ob Licht in R.'s Zimmer iſt, mir fehlt die Kraft, ſelber hinzugehen. — Ich eilte auf den Vorſaal, von wo aus man dieſe Fenſter überſieht, und brachte ihr die beſtätigende Nachricht. Sie zitterte vor innerer Erregung und ſagte ſehr bewegt: Meine einzige Furcht iſt, daß er abreiſ't, ohne mich zu ſehen; o Emmy, wenn du mich lieb haſt, ſo ſchaffe Hülfe, verſprich, verſprich mir, daß ich ihn zuvor ſehen werde. Ihr rührendes Vertrauen bewegte mich tief: Ich verſpreche es dir, ich will zu ihm gehn. — Sie ſah mich groß an: Das willſt du? Ach, der Himmel, ſegne dich dafür, du liebſter Engel! — Zu keinem Beſinnen mir Zeit laſſend, trat ich raſch den Weg an; mit bebender Hand klopfte ich an die Thür ſeines Zimmers. Ein ziemlich rauhes „Herein!" geſtattete mir den Eingang. Er ſaß am Tiſch, einen Brief in der Hand; mich erblickend, fuhr er beſtürzt empor. Ein unangenehmer Ausdruck flog über ſeine Züge, dann aber, wie ſich beſinnend, äußerte er ſehr höflich, aber mit Ironie: Welchem Zufalle verdanke ich ein ſo ganz unerwartetes, beneidenswerthes Glück? — Meine Befangenheit bekämpfend, ſo weit es möglich war, ſagte ich nicht das Geiſtreichſte, aber das Erſte, was mir einfiel: Sind Sie es wirklich? — Er lächelte ſchelmiſch und entgegnete: Ich darf vielleicht annehmen, daß Sie das nicht bezweifeln. — Sein Lächeln gab mir Muth: Nun, ſagte ich ſcherzend, dann werden Sie auch Sophiens Bitte Gehör geben und ſich ſogleich zu ihr begeben, da ſie eben allein iſt. — Ein Zug der finſterſten Mißlaune bereitete mich auf ſeine Antwort vor. Ich bedaure, daß ich heute Abend dieſer gütigen Einladung nicht folgen kann, ich bin zu ermüdet. — Zu ermüdet, Sophien zu ſehn? — Liegt darin etwas ſo Unerhörtes? — Sie kennen mich ſo gut, R., ſagte ich nach einer Pauſe, Sie wiſſen, daß mir Verſtellung unmöglich iſt; warum wollen wir in dieſem Augenblick uns täuſchen, der für Sie, der für mich peinlich iſt? Sie fühlen ſehr wohl, was mich herführt, ſo geben Sie mir eine gute Antwort; verſprechen Sie mir, daß Sie kommen, oder wenigſtens nicht abreiſen wollen, ohne Sophien geſehn zu haben! — Es iſt Ihnen bekannt, entgegnete er, daß ich nie etwas zu verſprechen pflege, wenn ich einigermaßen es zu vermeiden im Stande bin; geſchähe dieſes, ſo müßte es gehalten werden, und wer iſt der nächſten Minute Meiſter? Fürchten Sie übrigens nicht, fügte er mit angenommener Beſorgniß hinzu, ſich hier zu erkälten? Es iſt ſo eben erſt Feuer im Kamin angefacht. — Bei dieſer kleinen Unverſchämtheit ſtieg mir das Blut ins Geſicht, aber mich faſſend, war meine ſanfte Erwiderung: Ich bin auf zu guten Wegen, als daß Ihre Bemerkung mir wehe thun könnte. O, R., folgen Sie wenigſtens bei dieſer Angelegenheit der Stimme Ihres Herzens; iſt denn ſo viel an Klugheit, an Eigenwillen gelegen, daß darüber Alles zu Grunde gehen muß? Es ſcheint überflüſſig, daß ich es ausſpreche, wie ganz ſchuldlos Sophie iſt, aber wäre ſie es auch nicht, dürſten Sie ſo ſtrenge richten? Gedenken Sie Ihrer eigenen Vergangenheit! Mir traten Thränen ins Auge: Ich kann nichts mehr ſagen, handeln Sie, wie Sie dereinſt hoffen, es verantworten zu können. Ueber mein Daſein ſind manche Stürme gezogen, ſeit Ludwig nicht mehr iſt, aber mein Auge kann frei zum Himmel emporblicken, wo ich ihn ſuche. Wohl Ihnen, wenn auch Sie das vermögen! — Rückſichtlich Ihrer kann ich das allerdings, denn wenn Sie jemals des Rathes, der Hülfe bedürften, würden Sie bei mir beides und die Geſinnung des treuſten Bruders finden. — Ich habe die Güte Ihres Herzens nie in Zweifel gezogen, aber warum ſolche für mögliche Fälle geltend machen wollen, und nicht da ſie zeigen, wo der Augenblick es erheiſcht? Welche Antwort darf ich Sophien bringen?

— Verzeihen Sie es meiner Offenheit, aber ich kann nur Fragen beantworten, welche Sophie an mich richtet. Ich ging zu dieſer zurück, welche darauf ihm einige Zeilen ſchrieb. Sie überlas das Geſchriebene, einzelne Thränen fielen auf das Papier, dann ſiegelte ſie und ſchickte es ihm. Nach einer Weile folgte ein Billet zurück, welches nur die Worte enthielt: „Ich komme morgen früh um zehn Uhr.“ Sophie blickte dankbar empor: Nun er kommt, ſagte ſie, kehrt Ruhe und Zufriedenheit zurück. Was auch geſchehen mag, ich bin auf Alles gefaßt, nur ihn zu ſehen war mein Verlangen. Ich habe ſeine Neigung mit innigerer Neigung erwidert, ſeine Launen mit unwandelbarer Sanftmuth ertragen, ſeinen Kaltſinn nie zurückgegeben, ſo mag denn geſchehen, was da will, mein Herz ſpricht mich frei. Schmerzlich iſt es, daß ich anſcheinend der Vertheidigung bedarf; R. hat ſo oft aber mir gegenüber Nachſicht in Anſpruch genommen, daß, falls er jetzt ſich freundlich bezeigt, ihm von Herzen die kleine Genugthuung, welche darin für ihn liegen möchte, gegönnt ſei.

Beim Frühſtück, am folgenden Morgen, erſchien R. nicht, Sternheim war ernſter und nachdenkender als gewöhnlich, Sophie behauptete mit Anſtrengung eine ruhige Faſſung, und mir erſchien zum Erſtenmal die gute, alte Sitte eines Familien-Frühſtücks überaus peinlich. Herr Steffano berührte die Ankunft ſeines Neffen ſehr oberflächlich: Sahſt du ihn ſchon?

fragte er Sophien. Sie erröthete: Er will um zehn Uhr zu mir kommen. — Alſo läßt er ſich melden? Ich hätte kaum gedacht, daß ſo viel Förmlichkeit zwiſchen euch obwaltete. Sternheim ſtieß in dem Augenblick, wie ich vermuthe, abſichtlich ſeine Taſſe um und gab dadurch dem Geſpräche eine andere Wendung. Herr Steffano, welchem jede Störung zuwider iſt, nahm mit einiger Mißlaune ein Zeitungsblatt und las, wenigſtens dem Anſchein nach. Ich ſagte in der innern Bekümmerniß meines Herzens Alles, was mir einfiel, um Sophien zu Hülfe zu kommen, und dankte dem Himmel, als das Frühſtück beendet war.

Um zehn Uhr erſchien R. — Sophie hatte mich gebeten, im anſtoßenden Cabinette zu bleiben, von wo aus ich vermittelſt eines Spiegels Beide erblicken konnte, ohne gleichwohl geſehn zu werden. Als R. eintrat, eilte Sophie ihm einige Schritte entgegen, er kam langſam näher; vor ihr ſtehend, betrachtete ſie ihn einen Augenblick mit einem unbeſchreiblich liebevollen Ausdrucke, ſeine Augen, ſein Haar, als um ſich zu verſichern, daß er es ſei, dann ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen, welche er kalt und zögernd nahm. Bedarf ich bei dir der Vertheidigung? Iſt es möglich? waren ihre erſten Worte, ſagt dein Herz dir nicht, was jedes Wort von meiner Seite unnöthig machen ſollte? — R. zog ſeine Hand langſam zurück: Ich hätte, entgegnete er, mir bei meiner Abreiſe ſagen können, wie Alles kommen werde. Sternheim iſt der Liebling deines Vaters, was ich nie war; er iſt reich, anſäſſig, ich bin beides nicht; er war gegenwärtig, ich abweſend; daß er gefallen kann, muß ich vorausſetzen; und ſo erſcheint es allerdings natürlich, daß ich der Verlierende ſein mußte. — Und das iſt dein Ernſt? Und das kannſt du denken? — Der Augenſchein hat mich überzeugt. So vertraulich behandelt man Niemanden, welchen man zu lieben unfähig ſein würde. Denke nicht, fuhr er, den Kopf ſtolz in die Höhe werfend, fort, daß ich das ganze Verhältniß unrichtig beurtheile, daß es mir einfällt, Sternheim mir gleich ſtellen zu wollen. Nie wird ein Anderer dir ſein können, was ich dir war; du haſt mich mit, gegen deinen Willen geliebt. Eigenſchaften, denen du nicht zu widerſtehen vermochteſt, erwarben mir deine Neigung. Ich weiß ſehr wohl, daß ich dir noch jetzt Alles bin, daß Sternheim gegen mich in keinen Betracht kommt, aber ich weiß auch, daß Zeit und Jahre, der Wunſch deines Vaters und manche andere Rückſichten dich bewegen könnten, eine Verbindung mit ihm einzugehen. Dieſer Glaube iſt mir unumſtößlich geworden. — Sophie entgegnete mit bewegter Stimme, aber großer Haltung: Was du mir mit vielleicht zu großem Selbſtgefühle ſagſt, iſt durchaus wahr; gegen dich ſcheint Sternheim mir nichts, du könnteſt eben ſo gut hinzuſetzen, gegen dich ſei mir die ganze Welt leer und unbedeutend. Ob ich

Sternheim hätte heirathen können, wenn du mir unbekannt geweſen, bleibt unausgemacht, denn ich habe nie darüber nachgedacht und kann nur verſichern, daß mein Herz ihm ein gutes Loos vom Himmel erflehen möchte. Sieh nicht ſo finſter aus; warum darf ich nicht äußern, was ſo ganz natürlich iſt? Bedenkſt du nie, wie ungerecht du immer gegen mich geweſen? Meine Thränen folgten deiner Abreiſe; mit Entzücken, mit Frohlocken würde ich deine unerwartete Rückkehr begrüßen, wenn deine Kälte, deine Härte es mir nicht zur Unmöglichkeit machten. Ich weiß, daß du im Innerſten der Seele nicht an mir zweifelſt, mein Herz ſagt es mir, warum denn willſt du dich, mich quälen, ſo nutz- und grundlos? Wann ließ ich deine Bitten unerhört, wann kam ich nicht dem Worte zuvor und vergab dem Blicke? — R.'s Miene blieb finſter: Wenn ich dir jemals zu verzeihen gehabt hätte, was du mir vergeben haſt, ſo wären wir längſt geſchieden; in ſolcher Beziehung kann von keiner Gleichſtellung die Rede ſein. Meine Rückkehr iſt das Werk einer mir zugekommenen, ernſtlichen Warnung. Steinberg ſchrieb an mich, wie höchſt wahrſcheinlich ein bedeutender Nebenbuhler in Sternheim mir erwachſe. Der Augenſchein hat mich von der Richtigkeit ſeiner Anſicht überzeugt, ich bin jetzt ganz mit mir einig. Ich kann die Feſſeln nicht mehr tragen, die früher mein Stolz waren. Meine Frau muß in meinen eignen Augen über jeden Tadel, über jeden Argwohn erhaben ſein. Der Zauber iſt für immer dahin! Mit blutendem Herzen reiße ich mich von dir los, aber ich kann, ich kann nicht mehr dein ſein, wir würden Beide grenzenlos unglücklich werden. Du wirſt dich beruhigen, tröſten und einſt den Wunſch deines Vaters erfüllen. — Hohe Röthe ergoß ſich über Sophiens Geſicht: So ſei es, ſagte ſie feſt, ich ſcheide von dir; die Zeit wird lehren, ob deine Vermuthung gegründet iſt. Jetzt aber geh, aus Barmherzigkeit — geh! — R. richtete die düſtern Augen mit einem unnennbaren Ausdruck auf ſie, welche das Geſicht mit den Händen verhüllte, und wollte ſich entfernen, da plötzlich trat ihm ſein Oheim entgegen. Seine Tochter und R. fuhren betroffen zurück, und ich trat, ohne recht zu wiſſen, was ich vornahm, mit ins Zimmer. Herr Steffano ſah ungewöhnlich ernſt aus und ſagte nach einer kleinen Pauſe: Was der ganzen Stadt kein Geheimniß mehr iſt, darf auch ich am Ende nicht mehr als ſolches anerkennen, und ſo komme ich als Vater und Oheim, eine ernſte, entſcheidende Frage zu thun. Ich habe deine Abreiſe nicht gebilligt, deine Rückkehr muß mich überraſchen. Kehrſt du in der Abſicht zurück, einen Wirkungskreis dir zu ſuchen, liebſt du Sophien wahr und treu, ſo ſei ſie dein, mit meinem väterlichen Segen. Iſt Jenes nicht der Fall, ſo werde ich eure dereinſtige Verbindung nicht hindern, aber ſie wird mich bekümmern und betrüben. — Sophie hatte ſich ihrem Vater genaht, welcher ihre Umarmung mit einer ſanften, aber entſchiedenen Bewegung ablehnte. R. bemerkte: Sie ſahen mich bereit zu gehn, es war ein Abſchied für immer. Wie ſehr ich Sophien auch geliebt haben mag, mein Gefühl ſagt mir, daß aus dieſer Verbindung kein Glück erblühen würde. Ich habe dem Glücke mit dieſer Ueberzeugung überhaupt entſagt. Gewiß wird Sophie Ihren Wünſchen einſt entſprechen, und ich dann kein Gegenſtand der Abneigung mehr für Sie ſein. So erlauben Sie mir, jetzt zu ſcheiden! Er näherte ſich ſeinem Oheim, welcher mit einem unbeſchreiblich mitleidigen Blicke Sophien die Arme entgegen breitete; tief ergriffen ſank ſie an ſeine Bruſt. R. faßte die herabhängende Hand Sophiens und drückte ſie an ſein Herz: Dank für alle, alle Liebe, ſagte er mit erſtickter Stimme, grüßte mich mit einer Bewegung des Kopfes und ging der Thür zu. Sophie fuhr wie aus einem Traume empor, mit ausgebreiteten Armen eilte ſie ihm nach, als ſie ihn erreicht hatte, ſank ſie wie erſchöpft vor ihm hin, mit dem Kopf an ſeine Schulter: Nein, ſagte ſie in abgebrochenen Sätzen, ſo ſollſt du nicht ſcheiden, ſo unnatürlich nicht, für ein ganzes Leben. Ich halte dich nicht zurück, ich fühle, daß ich dich nicht beglücken kann, aber die Verſicherung nimm beim Abſchiede, daß ich Keinen geliebt habe, als dich, daß ich dir treu war, ſo treu — Thränen erſtickten ihre Stimme. Sie richtete das Haupt empor: Nun geh! der Himmel ſegne dich, o R. — wenn du dieſer Stunde gedenkſt, ſo denke auch, daß ich dir von Herzen vergebe. Leb wohl, leb wohl, fügte ſie haſtig hinzu. R. ſtand regungslos, da ſahen ſie einander an und hielten gleich darauf ſich feſt umſchlungen. Endlich verſuchte Sophie zu ſprechen, verſtummte aber wieder und deutete matt mit der Hand nach der Thür, als ob ſie ihn beſchwöre zu gehn. Da endlich brach dieſes kalte, trotzige Herz: Nein, niemals will ich gehn, ſagte er mit Innigkeit und ergriff die ausgeſtreckte Hand, wie iſt ſo viel Liebe zu vergelten! Vergieb mir, um der Qualen willen, die ich erduldete. Meine Sophie! fügte er weich und herzlich hinzu. — Herr Steffano näherte ſich ſeiner Tochter: Entſcheide frei über das Glück deines Lebens, geliebtes Kind; wie du auch wählſt, mein Segen iſt mit dir. — Auf ſeinen Wink verließ ich mit ihm das Zimmer. Jetzt ſteht Sophiens Geſchick zur Frage, waren ſeine Worte, liebſte Emmy, bitte mit mir den Himmel, daß es ihr wohl gehen möge! — R. hat ein ſehr gutes Herz, vertrauen Sie darauf, entgegnete ich. — Er hatte es, ſagte er mit Bedeutung: Eitelkeit, Welt und Leben haben zerſtörend darauf eingewirkt; die Trümmer des Guten werden einer Frau zu Theil, deren edles, reines Gemüth ein beſſeres Geſchick verdient hätte. Aufwallung iſt nicht Herzensgüte, augenblickliche Weichheit nicht milder Sinn. Wer würde heute an ſeiner Stelle nicht gerührt worden ſein! Darin kann für mich keine Gewähr einer beſſeren Zukunft liegen. R. gehört zu den Menſchen, welche ſich Jegliches geſtatten, weil ſie, in unermeßlicher

Selbſtliebe befangen, ſich einbilden, Alles wieder gut machen zu können. Immer wird es ihnen leicht, Verzeihung zu erlangen, und ſo achten ſie die Thränen nicht, welche ihrem Unrechte floſſen. — Sternheim kam am Abend; nie ſah ich in einem Geſichte ſo ſehr die edelſten Empfindungen der Seele ausgeſprochen. In den Augen lag ein Ausdruck, daß man hätte ſagen mögen, es ſeien keine Augen von dieſer Welt. Sein Glückwunſch war einfach und herzlich, und zu R.'s Ehre muß ich geſtehn, daß deſſen Benehmen die vollſte Anerkennung ausſprach. Er war in einer milden Stimmung, welche ihm immer außerordentlich wohl läßt. Sophie erſchien ungezwungen freundlich; ein weniger edles Gemüth würde ſich haben einſchüchtern laſſen, das Bewußtſein völliger Reinheit gab ihr eine durchaus würdige Haltung.

Es iſt jetzt entſchieden, daß R. in einigen Wochen ſich in ſein Vaterland begeben und dort eine Anſtellung ſuchen wird. Sobald ihm eine ſolche zu Theil geworden, kehrt er zurück, um zu heirathen, da es auf den größeren oder geringeren Ertrag der Stelle dabei nicht ankommt.

Dieſer Brief iſt längere Zeit liegen geblieben, denn in dem Augenblick, wo ich ihn ſchließen wollte, erſchien hier, ſehr unerwartet, Herr von Steinberg. Er ward freudig empfangen und war ſelber in der beſten Stimmung. Sind Sie mir nicht ein wenig gut dafür, ſagte er heimlich, daß ich R. zurückgeführt habe?

— Wenn darin ein überdachter Plan lag, ſo mußte er doch ſehr gewagt erſcheinen, war meine Antwort. — Wie wollen Sie denn, daß ich ihn von ſeinem nutzloſen Umherſtreifen abwendig machen ſollte? Eiferſucht war der einzig zündbare Funke. Zudem, zwei Liebende trennen ſich nicht ſo leicht. Bei R. ſind wir an Sturm und Unwetter ziemlich gewöhnt; daß Sonnenſchein nachfolgt, iſt ganz in der Regel. — Einige Tage vergingen in ſeiner Geſellſchaft höchſt angenehm. R. war ganz Leben und Liebenswürdigkeit. Zuerſt ſah ich ihn jetzt alle Vorzüge ſeines ſeltenen und ſeltſamen Geiſtes entwickeln, es war, als ob die Anlagen, welche in der Tiefe ſeiner Seele ruhen, durch magnetiſchen Einfluß hervor gerufen würden. Wie bewunderungswürdig doch, daß ſolche Einwirkung möglich iſt! daß es einen Zauber giebt, welcher eine Herrlichkeit des Gedankens, eine Zartheit und Tiefe der Empfindung entfaltet, von deren Daſein man in ſolchem Grade nie eine Ahnung hatte. — Herr v. Steinberg ſchien ſich ſeiner Gewalt vollkommen bewußt zu ſein und nicht ohne Stolz auf einen Freund hinzublicken, an welchen er auf manche Weiſe erinnert. Er iſt feſter, ironiſcher als R., gefallſam, aber nicht gefallſüchtig, nicht ſehr weich, aber auch nicht hart, ſehr klug, zu klug, um überhebend zu ſein.

Jetzt haben beide Herren uns verlaſſen, und wir leben wieder unſer einfaches, ruhiges Stillleben; einſamer noch, da auch Sternheim fort iſt. Er unternimmt eine Reiſe durchs ſüdliche Frankreich, angeblich ſeiner Geſundheit wegen. Wir waren Beide gerührt bei ſeinem Abſchiede, er ſehr gefaßt, aber immer wird der Ausdruck mir gegenwärtig bleiben, womit er ſcheidend ſagte: Gedenken Sie zuweilen eines treuen Freundes!

Dieſer lange, ausführliche Brief wird mir hoffentlich Vergebung für mein Stillſchweigen erwerben. Vergilt es nicht und ſage mir bald, daß du wohl, heiter, mit mir zufrieden biſt. Mir ſcheint, ich bin, ſeitdem Victor geſchrieben, um zehn Jahre älter, ernſter, bedachtſamer geworden. Ob ich dabei gewonnen? Wer weiß es? Es verdrießt mich immer, wenn ich Jemanden nachſagen höre: er müſſe bedächtiger, überlegter zu Werke gehn; ach! ließe man nur Jeden gewähren, das Leid des Lebens wird die Erziehung ſchon übernehmen. — Lebewohl, meine liebſte Freundin! —

---

Charlottens Tod, welche von Emmy tief und herzlich betrauert wurde, machte den brieflichen Mittheilungen derſelben ein Ende. Ungefähr nach einem Jahr kehrte R. zurück, Sophien in ſeine Heimath abzuholen. Emmy blieb zu Herrn Steffano's Geſellſchaft und Pflege und führte den Hausſtand mit Umſicht und Geſchick. Auch Sternheim kehrte von ſeinen Reiſen zu ſeinem Berufe zurück. Er kam wieder, wie er gegangen, mit demſelben ruhigen, gediegenen Weſen; nur in dem leicht umflorten Blick las man die Tiefe der

Empfindung, welche ſein gehaltenes Benehmen abzuleugnen ſchien. Alle Welt dachte, er werde ſich mit Emmy verbinden. In ſeinem Bezeigen lag gleichwohl nichts, was dieſen Glauben rechtfertigen konnte. Emmy's angenehmes Aeußere erweckte einen freundlichen Eindruck, er empfand wahre Freundſchaft für ſie, wer aber für Sophien tiefe, zärtliche Liebe empfunden, konnte dieſe ſchwerlich auf Emmy übertragen. Beide mußten für einnehmend und ſchätzenswerth gelten, aber in Sophien war Alles harmoniſche Uebereinſtimmung, jeder Uebergang des Gefühls, jedes ernſte oder milde Bezeigen trat in gehöriger Begründung hervor. Emmy kannte keine Laune, aber ſie hing ab vom Eindruck des Augenblicks, und der ſchnelle Wechſel in den Empfindungen gab ihrem Weſen etwas Unruhiges, Abweichendes. Sie war faſt immer anziehend, aber nicht immer befriedigend. So lebte der kleine Kreis eine Weile mit einander fort, und Herr Steffano hatte ſich völlig daran gewöhnt, Emmy wie eine liebe, ihm herzlich ergebene Tochter zu betrachten, als eines Abends ein Reiſewagen vor dem Hauſe ſtille hielt. Ein junger Mann ſtieg heraus und begab ſich, gleich einem alten Bekannten, in Herrn Steffano's Zimmer. Am folgenden Morgen ward Emmy's Verlobung mit Herrn von Steinberg angezeigt. Die Braut lächelte wie das Glück, und der Bräutigam flüſterte ihr neckend zu: Ich hoffte Vieles für das Gelingen meiner Bewerbung von meiner Aehnlichkeit mit R.! — Dieſe Ehe ward eine ſehr glückliche, indem Steinberg Emmy's kindlichen Sinn, ihren lebhaften Verſtand, ſelbſt ihre Unbeſonnenheit zu würdigen wußte und ſich als den liebevollſten und treuſten Freund bewährte. Sophiens Briefe enthielten immer nur Gutes, wie ſie dem Anſchein nach auch heiter und glücklich war, ſo oft ſie ihren Vater beſuchte. Dem aufmerkſamen Beobachter mochte indeſſen in ihren tief blauen Augen ein Ausdruck geheimen Sehnens nicht unbemerkt bleiben. Nur in der Liebe für ihre Kinder vereinigte R.'s Sinn ſich ganz mit dem ihrigen. Sternheim verließ nach Herrn Steffano's Tode Deutſchland, ſeiner Aeußerung nach für immer in Italien ſich anſiedelnd, von wo Emmy mitunter Briefe erhielt, aus welchen ruhiger Ernſt, eine beſonnene Würdigung des Lebens, der Kunſt, der Natur um ihn her, aber keine Heiterkeit hervorblickte.

# Mohrenfranzel.

Von Hermann Schmid.

Alte und neue Geſchichten aus Bayern von Hermann Schmid.
München, 1861. E. A. Fleiſchmann's Buchhandlung.
(Auguſt Rohſold).

Hermann Schmid wurde am 30. März 1815 zu Weitzenkirchen in Oberöſterreich geboren, wo ſein Vater, ſpäter Rath am oberſten Gerichtshofe zu München (da das Land noch zur Krone Bayern gehörte), Landgerichtsbeamter war. Nach Vollendung der Gymnaſialzeit zu Straubing und Amberg wandte ſich der Sohn dem Rechtsſtudium zu und erlangte für die Löſung einer Preisfrage den Grad eines Doctors beider Rechte, worauf er bald in die Praxis eintrat und als Actuar der Polizeidirection zu München angeſtellt wurde. Das Jahr 1848 brachte eine entſcheidende Wendung in ſein Leben. Seine Theilnahme an der politiſchen, insbeſondere der deutſchkatholiſchen Bewegung jener Zeit hatte zur Folge, daß der inzwiſchen zum Aſſeſſor am Stadtgericht beförderte junge Juriſt ſeine Stelle verlor und von nun an ausſchließlich ſeiner literariſchen Thätigkeit lebte.

Zunächſt als Dramatiker. Ein Erſtlingswerk, das Trauerſpiel „Camoens“, war in München mit Beifall aufgenommen worden. Eine Reihe anderer Stücke folgte, doch hatte erſt das Schauſpiel „Columbus“ ſich eines durchſchlagenden Erfolgs und der Anerkennung in weiteren Kreiſen zu erfreuen. Seitdem iſt Schmid mit wechſelndem Glück dem Drama treu geblieben, während ſich ſeine eigentliche Popularität vorwiegend an ſein Erzählertalent knüpft. Seine „alten und neuen Geſchichten aus Bayern“, „das Schwalberl“, die hiſtoriſchen Romane „Mein Eden“, „der Kanzler von Tyrol“, „Almenrauſch und Edelweiß“ und die in den letzten Jahren durch die Gartenlaube weit verbreiteten Dorfgeſchichten haben ihm einen großen Leſerkreis gewonnen. Eine Zeitlang mit der Leitung des Münchener Volkstheaters betraut, dem er mancherlei Volks- und Gelegenheitsſtücke lieferte, iſt er ſeit einigen Jahren zu ſeinen ſchriftſtelleriſchen Aufgaben ausſchließlich zurückgekehrt.

Die von uns ausgewählte Erzählung wird den glücklichen Blick des Verfaſſers für das Charakteriſtiſche im Volksleben ſeiner bayriſchen Heimath, die ihm eigene Sicherheit in der novelliſtiſchen Compoſition und ſeine leichte, gefällige Darſtellung erkennen laſſen.

## 1.

Der Herbſt war ungewöhnlich früh gekommen und hatte mich in den Gebirgsgegenden um Berchtesgaden überraſcht. Auf den Höhen lag bereits Schnee, und es war keine Hoffnung mehr, ſie beſteigen und den Studien nachhängen zu können, welche mich in das enge, glückliche Thal geführt und mich bewogen hatten, dasſelbe zum Mittelpunkte meiner Ausflüge zu machen. Wohl oder übel mußte ich an die Rückkehr hinter mehr geſicherte Mauern denken und ließ meine wählenden Blicke auf den kleinen Städten ruhen, welche an dem linken Ufer der Salzach in geringen Entfernungen wie anmuthige und bequeme Stationen liegen und die ſanft anſteigenden Hügelketten verzieren.

Eines davon ſollte das Winterquartier werden, in welchem ich eine längſt vorbereitete größere Arbeit vollenden wollte.

Die Wahl fiel zuletzt auf das freundliche Tittmoning, das mit ſeinem breiten, ſtattlichen Platze, mit ſeinen an die Städte Italiens erinnernden flachen Dächern, und dem hoch über Häuſer und Stadt emporragenden Schloſſe ſich gar lieblich längs der Salzach hinſtreckt, deren blitzender Lauf ſich durch das buſchige Gelände weithin verfolgen läßt, bis unter die fernſchimmernden Zinnen von Hohenſalzburg. Ich war über Erwarten leidlich untergebracht, und, von Ort und Einwohnerſchaft angeheimelt, hoffte ich den Winter in erwünſchter fruchtbringender Weiſe vorübergehn zu ſehn. Mein Gaſtwirth war ein freundlicher Mann, ſehr ſorgſam um die Unterhaltung ſeines Gaſtes bemüht und zugleich befremdet, daß derſelbe die Abende in der Stube hinter Schreibzeug und Büchern zubrachte, anſtatt wie die andern männlichen Bewohner dem traulichen Zuge in die gewohnte Abendgeſellſchaft zu folgen, die ſich abwechſelnd bald in dieſem, bald in einem andern Gaſthauſe verſammelte. Dieſer Beſorgniß hatte ich es zu verdanken, daß er eines Abends mich mit jener freudigen Miene beſuchte, welche ankündigte, daß er eine mindeſtens ihm wichtige Nachricht zu bringen habe. Sie war es auch in der That; mindeſtens überraſchte es mich, als er mir mittheilte, daß dem Städtchen für den Abend das ſeltene Vergnügen eines Schauſpiels bevorſtand, und zwar nicht eines Schauſpiels von gewöhnlichen wandernden Komödianten, ſondern von Bürgern, nämlich von den Laufner Schiffleuten. Das ſind, belehrte er mich, als ich meine Verwunderung äußerte, die Mitglieder der Schifferzunft in Laufen, dem nächſten Städtchen, das an der Salzach aufwärts an der bayeriſchen Grenze liegt. Die Zunft iſt ſehr zahlreich und treibt die Schifffahrt auf der Salzach ausſchließend und in großer Ausdehnung. Beſonders mit den Salzzügen kommen ſie die ganze Donau hinunter bis tief in die Türkei. Im Winter aber und im Spätherbſt, wenn wegen der kurzen Tage, wegen der Nebel und dann wegen des Eiſes die Schifffahrt nicht mehr möglich iſt, ſteht die ganze Zunft zuſammen und ſpielt Theater. Sie theilen ſich in mehrere Truppen und bereiſen die umliegenden Städte und Marktflecken, wo ſie Jahr für Jahr mit Sehnſucht erwartet werden. Sie ſpielen auf gemeinſame Rechnung; die Spielenden werden aus der Einnahme verpflegt, alles Uebrige fällt in die Kaſſe und wird theils angelegt, theils vertheilt. Die Stücke, die ſie ſpielen, gehören mitunter den neuern Erſcheinungen an; meiſtens aber ſind es Stücke, die aus dem Volke entſtanden ſind und die man auf keinem andern Theater findet. Ich glaube gewiß, daß Sie es nicht bereuen werden, hingegangen zu ſein.

In der ganzen Sache lag etwas Lockendes und Eigenthümliches, ſo daß ich mich raſch entſchloß, den Abend daran zu wenden, ein neues und beſonderes Stück Volksthum kennen zu lernen, und alſo dem Bräuhauſe zuwanderte, in deſſen Tanzſaal die Bühne der Schiffleute aufgeſchlagen war. Der am Hausthore neben der Bierglocke angeklebte geſchriebene Theaterzettel belehrte mich, daß ich den Lebenslauf und Tod des heiligen Johann Nepomuk, des Patrons aller Schiffer und Flößer, zu ſehen bekommen ſollte. Als Schluß war ein luſtiges Nachſpiel ohne Titel angekündigt. Der etwas niedrige Saal hatte nicht geſtattet, der Schaubühne, welche die ganze Breite einnahm, die nöthige Erhöhung zu geben. Sie erhob ſich daher nur wenig über den Zuſchauerraum, und die vorderſten Reihen der Plätze waren der Scene gegenüber in ſo vertraulicher Nähe angebracht, daß man den Spielenden recht wohl die Hände reichen konnte und daß die Abſicht ſceniſcher Täuſchung nicht auf äußere Zuthaten gegründet war. Ich wählte meinen Platz, der Ungeſtörtheit wegen, mehr gegen die Mitte zu und überzeugte mich aus der Ueberfüllung des Saales, daß die Beliebtheit der künſtleriſchen Schiffleute keine Fabel war. Nach einem von den Geſellen des Stadtthürmers herzhaft abgeblaſenen Muſikſtück rollte der Vorhang mit der in Wolken ſchwebenden und bekränzten Lyra empor, und wir befanden uns in Prag, am Hofe des wilden Böhmenkönigs Wenzel. Es war ein ziemlich grob aus Brettern zuſammengenagelter Tyrann, den ein ebenſo grobkörniger Böſewicht von Kanzler in allen unwürdigen Leidenſchaften beſtärkte, um im Trüben fiſchen und ſich bereichern zu können. Dabei waren ihm hauptſächlich zwei Perſonen im Wege, die tugendhafte Königin und ihr nicht minder tugendhafter Gewiſſensrath. Der Kanzler drehte daher aus der Eiferſucht Wenzels die Toppelſchlinge für Beide, und es gelang ihm auch. Die Königin wurde vom Hofe verbannt, Johann von Nepomuk aber für ſeine ſtandhafte Weigerung, die ihm in der Beichte anvertrauten Geheimniſſe der Königin zu offenbaren, zum Tode in den Fluten verurtheilt. Die Hinrichtung bildete die Schlußſcene. Von einem Brückenbogen wurde der Martyr in die Moldau herabgeſtürzt, die vom Maler allerdings ſchrecklich genug dargeſtellt war, aber ſchon im Sturze begann die Verherrlichung desſelben, denn um ſein Haupt erſchien die Krone von Sternen, mit denen der Heilige auf allen Brücken zu prangen pflegt. Es war eine derb gezimmerte und roh umriſſene, aber nicht wirkungsloſe Arbeit, in einem geſpreizten, für vornehm geltenden Tone dialogiſirt, aber geſund und naturwüchſig im Kern. Die Darſtellenden waren große, ſtarkgegliederte Männer und Burſche, die mit den behelmten Köpfen an die Soffiten ſtießen und ihre Rollen mit derber Natürlichkeit und unverkennbarer Geübtheit durchführten, unbekümmert darum, ob nicht der Gang regelwidrig, oder eine Bewegung eckig war, oder ob der Dialekt der Darſteller ſich etwas gar zu deutlich hörbar machte. Das Publicum kehrte ſich nicht an derlei Kleinigkeiten, es ſah nur den Kern und war von dieſem hingeriſſen, daß es in Thränen zerfloß. Das ebenſo kurze als poſſenhafte Nachſpiel war vollkommen geeignet, die Zuſchauer wieder in heitere Laune zu verſetzen, denn die geſchäftskundigen Schiffer wollten ihre Gäſte nicht mit erſchüttertem, ſondern mit erheitertem Gemüthe von ſich laſſen. Es war eigentlich nur eine einzige Scene, in welcher ein unterm Pantoffel ſeiner etwas herrſchſüchtigen Ehehälfte ſtehender Mann das Stricken erlernen und ſich damit beſchäftigen ſollte, während ſie ſelbſt eine auswärtige Kaffeeviſite vorzunehmen beabſichtigte. Der Ehemann ſtellte ſich ſehr albern und ungelehrig an, ſo daß die Frau ihm das Strickzeug abnimmt und ihm die Behandlung eifrigſt vormacht. Statt aufzumerken benützt aber der Ehemann dieſen Augenblick, um durchzubrennen und ſich unter die Zuſchauer zu ſchleichen. Von hier aus ruft er der emſig ſtrickenden Alten zu, ſie belfert auf den Entflohenen herunter, und unter dem dröhnenden Gelächter der Verſammlung ſtürzte die ganze, nur an Stricken hängende leinene Bühne über der Keiſerin zuſammen. Wie ich erfuhr, iſt dieſer Einſturz jedesmal der Schluß der Vorſtellung und ein nicht mißzuverſtehendes Zeichen, daß die Zuſchauer nichts mehr zu thun haben, als ſich zu trollen.

Ich trollte mich denn auch, vollauf mit dem Geſehenen und Gehörten beſchäftigt, denn es war mir ſchnell klar geworden, daß mein Glücksſtern mir ein wunderbar erhaltenes Bruchſtück aus dem alten deutſchen Volksleben entgegengeführt hatte. Dieſe ſchauſpieleriſchen Schiffer waren unverkennbar ein Ueberreſt der alten zünftigen Handwerkerbühnen, und das Nachſpiel war ein Abkömmling der früheren Stegreif-Komödie, bei welcher nur der Plan und Gang des Stücks voraus im Allgemeinen feſtgeſtellt, die Ausführung aber und der Dialog dem Witz und Geſchick der Spielenden überlaſſen war. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt traf ich unter dem Bogenthor des Hauſes einen alten Mann in der kurzen Jacke lehnen, welche den Schiffer bezeichnet, und in welchem ich augenblicklich einen der Mitſpielenden erkannte. Es war einer von Kaiſer Wenzel's Leibtrabanten und in der Poſſe der glücklich entkommene Pantoffel-Ritter geweſen; ſchien alſo eine der erſten komiſchen Kräfte der Geſellſchaft zu ſein. Mein Wunſch, von den Verhältniſſen der Schiffer und Schauſpieler mehr zu erfahren, mich über ihr Leben, über Art und Weiſe ihres Spiels näher zu unterrichten, brachte mich zu dem Entſchluß, die Bekanntſchaft des Alten zu ſuchen, was auch ohne Schwierigkeit gelang. Der Mann war geſprächig und launig, und es ſchien ihm nicht zu mißfallen, daß man ſich um dieſe Dinge bekümmerte, und ſo ſaßen wir bald in der ſummenden Zechſtube nebeneinander, aber weit genug von den übrigen Gäſten entfernt, um in unſerer Unterredung nicht geſtört zu werden.

Ja, das Komödie-Spielen, ſagte mein Schiffer und komiſcher Alter mit ſtolzem Selbſtgefühl, das iſt ein Recht, das wir Scharler — ſo heißen die Schiffer im Munde des Volks — ſeit mehr als tauſend Jahren haben und das uns kein Menſch nehmen kann. Vor etwa vierzig Jahren hat's ein Landrichter einmal probirt und hat es uns verbieten wollen, aber da ſind die Scharler alle aufmarſchirt vor dem Landgericht und haben ihm ihre Rechten auseinander geſetzt, und da hat er es wohl bleiben laſſen. Es iſt eine ſchöne und ganz erbauliche Beſchäftigung und hält uns zuſammen während der müßigen Zeit, wo es nichts iſt mit dem Schifffahren. Auch bringt es Manchen auf gute Gedanken und giebt den Burſchen und Mädeln eine feine Manier, daß ſie ſich überall ſehen laſſen und mitreden können an der Salzach und die Donau auf und ab, von Regensburg bis nach Belgrad und noch weiter. Drum halten wir Scharler auch was auf unſern Stand; wer alt oder gebrechlich iſt, den verſorgt die Zunft, und es kommt wunderſelten vor, daß Einer aus der Zunft hinausheirathet oder ſich eine Andere als eine Schiffertochter zur Frau holt.

So erzählte der Alte verſchiedene Einzelnheiten, die mich anzogen, und erwiderte auf meine Frage nach den Stücken und ihrer Spielweiſe: Das iſt auch eine ganz eigene Sach'. Die neuen Stück', die werden uns von den Leuten oder von den wirklichen Komödianten verrathen und angegeben; die alten aber, die gehören uns allein, und die darf uns auch Niemand nachſpielen. Die wenigſten davon haben wir aufgeſchrieben; eine jede Perſon weiß von Jugend auf vom Hören, was ſie zu ſagen hat, und wenn Einer nimmer mitmachen kann, muß er es Den lehren, der nach ihm kommt, und muß ihn abrichten. So iſt's auch mit den luſtigen G'ſpielen; da muß halt Jeder ſelber ſo geſcheidt ſein und muß ſich was einfallen laſſen . . . Wer die alten Stück gemacht hat, wiſſen wir nicht, aber es heißt, daß es auch ein Scharler geweſen iſt. Sie dürfen's gar wohl glauben, daß unter unſern jungen Burſchen auch mancher alerte Kopf iſt . . . da war Einer, für den es Jammer und Schad iſt, daß wir ihn verloren haben . . . Der hat uns ein Spiel gemacht von der Königin von Saba . . . ich muß mich allemal giften, ſo oft ich dran denk', wie ſchön das war!

Und warum? fragte ich. Habt ihr es nicht mehr? Iſt der Burſche nicht mehr da? Iſt er wohl gar verunglückt?

Nein, verunglückt iſt er juſt nicht, war die Antwort, aber er iſt weit fort, in die Türkei hinunter, und kommt nimmer wieder und das Spiel hat er auch mitgenommen . . . das Mohrenfranzel war an Allem Schuld!

Das Mohrenfranzel? erwiderte ich mit erweckter Neugierde. Ich hatte die Schiffer als Schauſpieler geſehn und war darum ſehr begierig, etwas aus dem Leben eines ihrer Dichter zu hören. Wie war das? Erzählt mir doch!

Der alte Scharler ließ ſich friſch einſchenken und erzählte mir, was ich in den folgenden Blättern niedergelegt habe — möglichſt treu und ohne andern Schmuck, als die einfache Geſchichte in ſich ſelber trägt und verträgt.

Wir ſchieden als die beſten Freunde von einander, und ich mußte dem Alten verſprechen, daß ich ihn und ſeine Genoſſen, ſo lange ſie in dem Städtchen ſein würden, noch öfter beſuchen wolle. Ich hielt es auch, aber — war es Zufall, oder war es eine Laune des Alten, mir auszuweichen, ich begegnete ihm nicht mehr, und dieſer Umſtand hat vielleicht mitgewirkt, mir die Begegnung mit ihm und die Geſchichte vom Mohrenfranzel beſonders einzuprägen.

* * *

Achtzehn Jahre mochten ungefähr vergangen ſein, ſeit die franzöſiſchen Heerſäulen freundlich und feindlich das Gebiet des Hochſtifts Salzburg und die angrenzenden Theile von Bayern durchzogen und darin an manchen Orten auf kürzere oder längere Zeit ihre Quartiere aufgeſchlagen hatten. Es war bereits ein jüngeres Geſchlecht herangewachſen, das die Erlebniſſe und Drangſale jener Zeit nur mehr vom Hörenſagen kannte; die früher ſo ſichtbaren Spuren des Aufenthalts dieſer unwillkommenen Gäſte waren vollends verwiſcht, und höchſtens ein paar an der Laufener Stiftskirche eingemauerte Kanonenkugeln erinnerten daran, daß die Franzoſen mit ihren Gaſtgeſchenken nicht eben ſehr wählig geweſen waren. Der Spätherbſt war im vollen Anzuge; zum letztenmal war die „Hohenau“ — ſo heißt immer das Hauptſchiff eines Zuges — ſtromaufwärts gezogen worden, und die Vorbereitungen für die Beſchäftigung des Winters waren im vollen Gange. Deßhalb war es in der „Schopperſtadt,“ wo die Schiffbauer wohnen, an einem Vormittag beſonders lebendig, denn in einem großen Schopperſtadel ſollte die Berathung über die neuen Stücke gepflogen, die Anmeldung von neuen Spielern angenommen und die einzelnen Truppen abgetheilt werden. Um den Eingang zuſammengedrängt ſtand eine Gruppe von jungen Burſchen und Männern, Mädchen und Frauen, und zeigte ſowohl durch dieſen Platz als durch ihr Benehmen, daß ſie zu den Vornehmeren und Reicheren der Zunſt gehörten. Es waren meiſtens die Spieler, welche ſchon in den vorigen Jahren mitgewirkt und beſondere Brauchbarkeit bewieſen hatten. Sie durften wohl ein wenig das große Wort führen und waren gewiß, daß ſie auch in dieſem Jahre hochwillkommen und unentbehrlich ſein würden.

Unter den Burſchen ragte Einer durch die beſondere Höhe, Schlankheit und Wohlgeſtalt ſeines Körpers hervor; ſein Geſicht war voll Ausdruck und zeigte eine angenehme Heiterkeit. Die braunen Augen funkelten voll Lebenskraft, die kräftigen rothen Lippen zuckten zu einem freundlichen Lachen, und wenn dies laut und herzhaft ausbrach, erſchienen ein paar Reihen ſo blendend weißer Zähne, daß man wohlgefällig bei dem Anblick des Burſchen verweilte und ſeinen Reden gern zuhörte, noch ehe man wußte, was er ſagen würde. Es hatte bei dieſen Eigenſchaften nicht ausbleiben können, daß Hanney — ſo lautet die Abkürzung von Johannes in der Schifferſprache — der erſte Liebhaber und Held der winterlichen Bühne geworden; man fand es allgemein um ſo natürlicher, denn auch während des Sommers war er Einer der Erſten. Hanney war überall voran, wo es Ernſt und Gefahr galt; Keiner war ein ſo guter Schwimmer, Keiner wußte ſo gut zu ſteuern, Keiner ſo gut den Zug zu führen und das mächtige Seil, woran das Schiff befeſtigt iſt und welches ſcherzweiſe der „Faden“ genannt wird, zu leiten und über die hundert verſchiedenen Hinderniſſe wegzubringen.

Sag, was du willſt, rief er einem neben ihm ſtehenden Burſchen zu, wenn ich den Hieſel nicht ſpielen ſoll, ſo könnt ihr auch für die übrigen Rollen um einen andern Spieler umſchauen. Ich will eher Schiffbub werden und meiner Lebtag den letzten Stangenreiter machen, als daß ich mich von meinem Platz verdrucken laſſ'. Der Melcher ſpielt nicht halb ſo gut, wie ich — warum ſoll ich ihm nachgeſetzt werden?

Wie du daher red'ſt, war die Antwort, vom Nachſetzen iſt ja gar keine Red'! Der Melcher iſt ein Schiffmeiſtersſohn, und du biſt ein gemeiner Scharler, wie wir auch. Das weiß doch alle Welt, daß er der Schwiegerſohn von unſerm Zunftmeiſter werden und ſeine Tochter, die Wolfſind, heirathen will. Da möcht' er halt auch einmal in der Komödie den Liebhaber mit ihr ſpielen, und weil der bayriſche Hieſel juſt wieder neu gelernt wird, hat ſie's durchgeſetzt, daß er den Hieſel ſpielen ſoll . . .

Das weiß ich lang, entgegnete Hanney, indem ihm das Blut ins Geſicht ſtieg, aber er ſoll mit der Wolfſind nicht ſpielen . . . weder den Hieſel noch 'was Anderes!

Aber wie iſt denn das? . . . Das ſieht ja faſt aus . . .

Und wie denn? fragte Hanney raſch.

Als wenn's dir nit ſo eigentlich um den Hieſel und um das Spielen zu thun wär', ſondern um die Wolfſind . . . Dann ging' mir freilich ein Licht auf, wie eine Fackel ſo groß, und dann wüßt' ich wohl, warum ihr Zwei es gar ſo gut und ſo zärtlich könnt miteinander, wenn ihr auf dem Theater ſeid!

Unterſteh dich, Nickel, rief Hanney auflodernd. Unterſteh dich, der Wolfſind ſo was nachzuſagen! Wer kann ſagen, daß ſie einmal was Andres ſagt oder thut, als was ſich ſchickt und gehört? Wer kann ſagen, daß ich . . . Wenn du mir ſo was nachſagſt, brech' ich dich in der Mitten ab, wie einen Spahn!

Sei halt ſo gut, erwiderte Nickel, und fang einen Disputat an wegen Nichts und wieder Nichts. Du biſt ſelber Schuld — red nicht ſo daher, wenn man nicht auf ſolche Gedanken kommen ſoll!

Ich hab' nichts geſagt, entgegnete Hanney ruhiger und nicht ohne einige Zeichen von Verwirrung, nichts — als daß der Melcher nicht ſpielen ſoll mit der Wolfſind . . . weil ich . . . weil ich ihm neidig bin darum . . . weil ſie die beſte Spielerin iſt, wie der König keine beſſere hat bei ſeinem Hoftheater . . . weil ich nicht haben will, daß ein Anderer neben ihr dort ſteht wie ein Holzblock und ihr das Spiel verdirbt . . .

Das leiſe Klirren eines angezogenen Fenſterflügels unterbrach den Redefluß des Burſchen. Es ließ ſich gerade über den Köpfen der Redenden vernehmen und ſchien von der kleinen Stube zu kommen, die in den Schopperſtadel eingebaut war und zum gewöhnlichen Verſammlungsorte diente. Was iſt's? fragte Hanney, der zu nahe ſtund, um zum Fenſter emporſehn zu können. Was wird's geweſen ſein! antwortete Nickel lachend, wir haben Zuhörer gehabt bei unſerm Discurs — warum ſchreiſt du auch ſo laut, als wenn du auf dem Theater wärſt. Es iſt Jemand in aller Geſchwindigkeit vom Fenſter weg, und ich werd' mich nicht irren, daß es die Wolfſind ſelber geweſen iſt . . .

Meinetwegen, ſagte Hanney, was ich geſagt habe, hat ſie hören dürfen . . . ich ſtehe mein Wort nicht um . . . aber wer iſt denn die große ſchlanke Perſon, die dort ganz allein auf der halbfertigen Plätten ſitzt und uns den Rücken zuwendet? Ich hab' wirklich ſo halb und halb geglaubt, es müßte die Wolfſind ſein nach der ganzen Geſtalt . . .

Na, es iſt gut, daß ſie das Fenſter zugemacht hat, lachte ein Alter, der dem Geſpräche der beiden Burſche zugehört hatte, denn die Wolfſind würde ſich bedanken, wenn du ſie mit der Mohrenfranzel zuſammen vergleichen thäteſt . . .

Mit der Mohrenfranzel? rief Hanney verwundert. Iſt's möglich, daß das die kleine ſchwarze Franzel iſt?

Die iſt's, antwortete Nickel, aber aus der kleinen Franzel iſt eine große geworden, noch zehnmal wüſter und ſchwärzer, als wie ſie als Kind geweſen iſt . . .

Was iſt es denn mit ihr? fragte Hanney theilnehmend. Wie kommt's, daß man ſie gar nie mehr zu Geſicht bekommen hat? Ich hab' gar nicht mehr daran gedacht, daß ſie noch auf der Welt iſt!

Ich weiß nicht recht, ſagte der Alte, aber ich hab' gehört, daß ſie fort war bei einer Baſe im Salzburgiſchen und hat ſich einen Dienſt geſucht. Es will ſie ja Niemand haben bei uns wegen ihrem ſchwarzen Geſicht . . .

Armer Narr! ſagte Hanney, indem er mitleidig auf die Einſame hinüber ſah, die regungslos und ſichtbar betrübt daſaß, ohne daß eine der hin und her eilenden Weiber und Mädchen ſich um ſie bekümmerte. Wir ſind Nachbarsleut' geweſen, als Kinder — dazumal, wie mein Vater noch gelebt hat . . . Was wird ſie wollen, daß ſie ſo daſitzt?

Weiß nicht, rief Nickel, vielleicht denkt ſie ſich, wenn es mit dem Dienen nicht geht, ſo geht's mit etwas Anderm, und ſie will mit uns Komödie ſpielen!

Schallendes Gelächter aller Umſtehenden begleitete den Einfall des Burſchen. Das wär' ſelber eine Komödie! ſagte der Alte, indem er ſich die Lachthränen abwiſchte. Wenn der ſchwarze Fankerl mitſpielen wollt', da thäten die Leut' davon laufen! Dann könnten wir ſie zugleich herleihen zum Kinderſchrecken!

Oder wir müßten ſchauen, daß wir ein neues Stück bekämen, in dem der Teufel vorkommt, da könnte ſie dann ſeine Großmutter vorſtellen.

Schade, daß bei den heiligen drei Königen der ſchwarze Kaſpar ein Manusbild iſt, da könnt' man ſie prächtig brauchen dazu!

So flog Spott und derber Spaß unter lautem Gelächter hin und her. Hanney allein betheiligte ſich nicht daran und ſah theilnehmend nach der fremdgewordenen Jugendgeſpielin hinüber. Sie war unbeweglich wie zuvor.

Jetzt gab eine Glocke das Zeichen zum Beginn der Verſammlung und der Verhandlungen. Alles ſtrömte dem Schopperſtadel zu, der ſich bald mit einer anſehnlichen Menge füllte, unterſchieden nicht nur nach Geſchlecht und Alter, ſondern auch nach Stand und Würden, die nach der patriarchaliſchen Verfaſſung der ganzen Zunſt noch ſtrenge aufrecht gehalten und beobachtet wurden. Um den Zunſtmeiſter waren die älteren Schiffer, die Schopper oder Schiffbauer, die Vorderſtangenreiter verſammelt; nebenan kamen ihre Weiber, die entweder aus Neugier Zuhörerinnen abgeben wollten oder noch die Frauenrollen zu übernehmen hatten. Die jüngeren Leute gruppirten ſich in der Runde, je nachdem Neigung und Bekanntſchaft ſie zu einander führten. Eines von den Mädchen zeichnete ſich vor den übrigen durch den feinern Anzug und die goldene Halskette aus, während die übrigen ſich dabei, wie an den Mieder-

Geſchnüren, mit Silber begnügten. Es war eine angenehme Erſcheinung, zwar etwas über die gewöhnlichen Verhältniſſe und das Maß von Mädchen hinausgehend, aber von höchſt regelmäßigen und einnehmenden Geſichtszügen. In ihrer Nähe hielt ſich ein etwas aufgeputzter Burſche mit auffallender Selbſtgefälligkeit und geziertem Schönthun. Das Mädchen ſchien ihm mit Vergnügen zuzuhören, doch würde es einem aufmerkſamen Beobachter nicht entgangen ſein, daß ihre Blicke manchmal nach den übrigen Burſchen hinüber ſtreiften, wo Hanney ſtand.

Die Abtheilung der Geſellſchaften war raſch geſchehn und bot keinen beſondern Zwiſchenfall dar. Hanney war zu der Abtheilung gekommen, der er ſchon im vorigen Jahre angehört hatte. Der alte Zunſtmeiſter war der Leiter derſelben und ſpielte die Väter, Wolfſind war die Liebhaberin und Hanney förmlich zum Helden und Liebhaber ausgerufen. Eine Röthe der Befriedigung überflog ſein Geſicht; auch Wolfſind ſah keineswegs unzufrieden vor ſich hin, aber der aufgeputzte Burſche neben ihr ſchien deſto weniger von der Neuigkeit erbaut. Er trat vor und rief dem Zunſtmeiſter über den Tiſch zu: Das muß eine Irrung ſein, Meiſter — zu der Braunauer Abtheilung bin doch ich beſtimmt geweſen! Der Meiſter, ein eisgrauer Mann mit einem bedächtigen und faſt ſtrengen Geſicht, nahm aber die Einſprache ſehr übel auf. Wenn die Zunſt beieinander iſt, weiß ein Jeder, was er ſagt oder thut, da kommt eine Irrung nicht vor. Du biſt zu der Braunauer Abtheilung beſtimmt geweſen, aber wir haben uns anders beſonnen, daß das juſt die beſte Abtheilung iſt, die in die größern Städte kommt, wo wir unſer Renommée erhalten müſſen. Drum gehſt du noch auf eine Zeit zu den Burghauſern, Melcher, bis du beſſer eingeſpielt biſt . . .

Aber die Wolfſind? ſtammelte der Burſche, verbeſſerte ſich aber ſogleich und rief: Aber der bayeriſche Hieſel, will ich ſagen?

Der iſt dir verſprochen, entgegnete der Alte, und Verſprechen muß man halten. Wir fangen bei unſerer Abtheilung damit an, ihr könnt's auch thun — mach ihn nur recht brav, daß ihr ihn oft geben könnt!

Der enttäuſchte Melcher vermochte nichts mehr zu erwidern; die Burſche, die zuvor mit Hanney unter dem Fenſter geſtanden, winkten ſich mit den Augen zu und ſtießen ſich mit den Ellenbogen. Es war Allen klar, daß die plötzliche Umänderung eines Planes, der ſchon allgemein bekannt geweſen war und für unumſtößlich gegolten hatte, einen beſondern Grund haben müſſe, und Alle ſuchten ihn unwillkürlich in dem vorausgegangenen Geſpräch. Offenbar war Niemand Anderer als Wolfſind am Fenſter geweſen; ſie hatte Hanney's Worte und Lobeserhebungen gehört und wollte ihm durch die That beweiſen, daß ſie für dieſe Huldigung weder undankbar noch unempfindlich war. Auch in Hanney ging eine Ahnung davon auf und verwirrte ihn ein wenig, ſo daß er, was wohl am Platze geweſen wäre, es unterließ, für die ihm bewieſene Auszeichnung zu danken. Er hatte die ſchöne Wolfſind ſchon lang mit andern Augen und wärmern Empfindungen betrachtet, als die Ausführung ſeiner Rollen erfordert hätte, wenn es auch meiſtens Rollen glücklicher oder unglücklicher Liebe waren. Er war aber klug genug, ſolche Gedanken und Gefühle mit aller Gewalt in ſich niederzuhalten, denn zwiſchen einem gemeinen und vermögensloſen Scharler und der Tochter eines der reichſten Schopper, der noch dazu Zunftmeiſter war, lag ein nicht viel geringerer Abſtand, als zwiſchen ihm und einer Prinzeſſin. Auch war in Wolfſind's Benehmen durchaus nichts, was ihn bei ſolchen Vorſtellungen ermuntert hätte, wenn ſie ja wider Willen ſich in Kopf und Herz eindrängten; ſie blieb genau und trotz des lebhafteſten Spieles mit voller Ruhe in den beſtehenden Schranken, und hinter den Couliſſen ſtand ihr der Burſche, für den ſie auf der Bühne ſoeben aus Liebe geſtorben war, um kein Haarbreit näher, als derjenige, der die Lampen putzte oder das Aufziehn und Fallenlaſſen des Vorhangs beſorgte. Um ſo überraſchender war eine ſolche Bevorzugung, und wenn Hanney ſich auch ſchmeichelte, dieſelbe durch ſeine Leiſtungen zu verdienen, ſo ſagte ihm doch eine innere Stimme, daß ein Mädchen, das den nahezu erklärten Bräutigam auf Monate von ſich weiſe, um mit einem Andern Liebhaberrollen zu ſpielen, in dieſem nicht bloß den Schauſpieler ſehe, ſondern auch den Mann.

Während er mit dieſen Gedanken beſchäftigt war und Wolfſind lächelnd und mit Achſelzucken den Unmuth Melcher's beſchwichtigte, waren die übrigen Gegenſtände, welche zu berathen geweſen waren, erledigt, und der Zunftmeiſter wies ſeine Abtheilung an, in dem Theater nebenan ſogleich mit den Proben zum bayriſchen Hieſel zu beginnen. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, denn wir reiſen in vierzehn Tagen, und bis dahin muß das Stück gehn, wie am Schnürchen. Fangt nur an, ich komm' bald nach, wir haben noch ein wenig mit den Rechnungen und mit der Kaſſa zu thun.

Die jungen Leute zögerten nicht, der Weiſung nachzukommen; die übrigen, nicht Beſchäftigten zerſtreuten ſich, und nur die Vorſteher und die Alten blieben zurück. An der Thüre hielten jedoch Mehrere wieder inne, denn ſie bemerkten, daß Mohrenfranzel, die ſich ſchüchtern und beſcheiden in der Ferne gehalten und zugehört hatte, etwas näher kam, als ob ſie ein Anliegen vorzubringen habe. Halt, Buben, ſagte Nickel, der ſich darunter befand, bleiben wir noch da — das müſſen wir doch hören, was das Mohrenfranzel will!

Während ſie näher ſchlichen, hatte auch der Zunftmeiſter das Mädchen wahrgenommen, das mit ſichtbarer Befangenheit näher kam und zu warten ſchien, bis ſie angeredet würde. Sie mochte durch viele bittere Erfahrungen und Zurückweiſungen eingeſchüchtert ſein: es war als ob ſie ahnte, daß eine neue Kränkung ihrer warte, und als zögere ſie noch, dieſelbe über ſich ergehen zu laſſen. Es war nicht zu widerſprechen, daß ſie eine etwas befremdliche Erſcheinung war; zu dem bunten Kattunkleide, das ſie trug, und zu dem hellen Kopftuche, das ſie um die Haare geſchlungen hatte, paßte die dunkelbraune Hautfarbe nicht, welche die afrikaniſche Abſtammung verrieth. Dem genauern Beobachter aber entging es nicht, daß aus ihren lebhaften Augen, deren Weiß ſcharf von den dunklen Wangen abſtach, ein tiefes, empfindungsvolles Gemüth ſprach, und der keineswegs aufgeworfene, ſondern feingeſchnittene kirſchrothe Mund war von einem feinen, liebenswürdigen Lächeln umſpielt. Im Augenblick war es beinahe untergegangen in dem Ausdrucke der Betrübniß, der um ihre Züge lag. Trotz des unkleidſamen Anzugs war ihr ſchlanker Wuchs ſowie die Fülle ſchöner Formen unverkennbar.

Was kommt da für eine Maske auf uns zu? ſagte der Zunftmeiſter zu den Beiſitzern. Auch er hatte über der längeren Abweſenheit des Mädchens, das keine Angehörigen oder Verwandten beſaß, völlig vergeſſen, daß ſie noch auf der Welt war. Als Einer der Umſtehenden ihn daran erinnerte, beſann er ſich ſogleich und rief das Mädchen an. Haſt ein Anliegen an uns, Franzel, weil du ſo herumſtehſt? Wenn's ſo iſt, ſo mach nicht viele Flauſen und ſag's von der Leber weg!

Franzel trat entſchieden vor; die Zaghaftigkeit war von ihr genommen, als ſie reden mußte. Was fürcht' ich mich auch, ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Ich will ja nichts Unrechtes, und den Kopf können ſie mir nicht abreißen, und wenn ſie noch ſo wild thun . . . Ich hab' wohl eine rechte Bitt', fuhr ſie dann laut fort, und ich meine, ihr werdet mir's nicht abſchlagen. Ihr ſeid ja lauter Hausväter und Männer, die ſelber Kinder haben . . . Ihr wollt gewiß Alle, daß euern Kindern nicht zu wehe geſchieht in der Welt, und ſo werdet ihr eine arme Perſon nicht im Stich laſſen, die niemals erfahren hat, wie das iſt, wenn man Vater und Mutter hat!

Na, ſagte der Zunftmeiſter, du biſt wohl nur ein lediges Kind und gehſt uns eigentlich nichts an — aber weil deine Mutter doch die Tochter von einem Scharler war, ſo wollen wir dich nicht verſtoßen und dir helfen, wenn wir können.

Wenn ihr wollt, dann könnt ihr auch, ſagte Franzel herzhaft. Ich hab's redlich probirt und kann mich ausweiſen darüber, daß ich mich als Magd hab' fortbringen wollen, aber es geht doch nicht. Die Leut' wollen mich nirgends in die Läng' behalten . . . Ihr wißt ſchon warum . . . Der Winter iſt vor der Thür', und ſo hab' ich bitten wollen, ihr ſollt mir durchhelfen und ſollt mich mitſpielen laſſen im Theater . . .

Sie wollte noch mehr ſagen, aber der Uebermuth der Burſche, die zugehört hatten, unterbrach ſie. Sie

Bibl

ſchlugen ein lautes, höhniſches Gelächter auf, und wiederholten ſich die Witz- und Scherzworte, mit denen ſie ſich ſchon vorher beluſtigt hatten, als Franzels Wunſch für ſie noch nicht mehr geweſen war, als eine bloße Vermuthung. Auch die Vorſteher konnten ſich des Lachens nicht enthalten, und ſelbſt um die ernſthaften Lippen des Zunſtmeiſters war ein verrätheriſches Zucken bemerkbar. Er wußte ſich jedoch zu bemeiſtern und gebot den Burſchen Ruhe — allein vergebens; die Lachluſt hatte die Zügel zerriſſen und war nicht ſo leicht zu bändigen.

Was aber der Zunſtmeiſter nicht zu Wege brachte, das erreichte Franzel ſelbſt. Ihr Geſicht ward dunkler vom aufſteigenden Zorn, unheimlich blitzten die weißen Augen, und mit der vernichtenden Geberde einer beleidigten Königin wendete ſie ſich raſch den Lachenden zu. Ueber was lacht ihr? ſagte ſie ſtolz. Ich meine, ihr dürſtet vor der eignen Thür' kehren, und hättet damit ſo vollauf zu thun, daß die Schamröthe gar nicht mehr weggeht von euren weißen Geſichtern! Wartet, bis die Reihe mitzureden an euch kommt, und laßt den Meiſter reden!

Die geſcholtenen Burſche waren von der Anrede verdutzt und wußten im Augenblick nichts zu erwidern. Der Alte aber ſagte: Du kannſt es dem jungen Volk nicht übel nehmen, wenn ſie über dich lachen . . . wenn's auch geſcheidter geweſen wäre, ſie thäten's nicht, — aber wenn du vernünftig biſt, mußt du ſelber einſehn, daß du zum Theaterſpielen nicht taugſt . . .

Warum? Laßt mich's nur einmal verſuchen; ihr werdet ſehn, daß ich reden und mich anſtellen kann, wie Eine!

Ich will dir's ungeſehn glauben, glaub du mir ebenſo, daß es nicht geht, und plag uns nicht.

Es kommt mich hart genug an, daß ich euch plagen muß, und ich will's auch nicht mehr thun ... aber zuerſt müßt ihr mir ſagen, warum?

Warum? Du weißt es ja von ſelbſt ...

Alſo bloß darum, weil mein Vater ein Schwarzer geweſen iſt und weil ich nicht weiß und rothbackig bin, wie ihr? ... Die Leute, bei denen ich gedient hab', wollten mich nicht behalten, weil ich ihnen zu abſonderlich bin ... auf dem Theater iſt ja das Abſonderliche daheim, darum hab' ich gemeint, da müßte Platz ſein für mich ... und auch da ſchickt ihr die Mohrenfranzel fort?

Es geht einmal nicht!

Eure Burſche und Mädeln ſtreichen ſich roth und weiß an, wenn ſie ſpielen ... ich will das auch thun; ich will es machen wie ſie und will mich weiß anſtreichen ... Geht's dann auch nicht?

Auch nicht!

So behüt' euch Gott beieinander — ich plag' euch nicht mehr! Damit wandte ſie ſich kurz ab und verließ das Gebäude, die Burſche hinter ihr. —

Inzwiſchen hatte auf dem Theater die Probe zum bayeriſchen Hieſel lang begonnen und ging nach Wunſch.

Hanney gab den gewandten liſtigen Wildſchützen, deſſen tüchtige Kraft in die Bahnen des Verbrechens gedrängt wird, weil ſie in den kaſtenartigen Verhältniſſen des Staats keinen Platz zu naturgemäßer Entwicklung findet, mit außerordentlicher Wahrheit und Einfachheit. Dabei war in den vielen Auftritten, wo er den Nachſtellungen der Jäger und Schergen durch eine kühne Liſt entgeht, ſein luſtiger Humor von der beſten Wirkung. Auch Wolfſind probte und ſpielte mit ganz ungewohntem Feuer. Sie hatte die Wirthstochter in einer einſamen und abgelegenen Waldſchenke zu ſpielen, welche Hieſel als Wildſchützen kennt, dennoch aber ſich gezwungen fühlt, ihn zu lieben und hingeriſſen von der innern Tüchtigkeit ſeines Weſens ſein Schickſal zu theilen. In einer Abſchiedsſcene, während welcher von außen die Büchſen der Verfolger knallen, kommt es zur Erklärung zwiſchen Beiden, und Hanney und Wolfſind wußten ſich ſo ganz in die Lage hinein zu verſetzen, daß die Mitſpielenden, welche zuſahen, nicht genug Worte für ihre Lobeserhebungen zu finden wußten. Was ſie aber nicht ſahen, war der in der Rolle nicht vorgeſchriebene Händedruck, welchen Hanney im Feuer der Leidenſchaft ſich erlaubte und welcher zu ſeinem Entzücken von Wolfſind erwidert ward. Hingeriſſen davon benützte er die durch den Actſchluß entſtandene kurze Pauſe, um Wolfſind hinter die Couliſſen zu folgen und ſie anzureden. Sie ſtand an ein gemaltes Felsſtück gelehnt und ſchien den Hinzutretenden zu erwarten. Dadurch kühner gemacht wagte er, an die ebengeſpielte Abſchiedsſcene eine Scene des Wiederſehens anzuknüpfen und ihre Hand zu ergreifen. Ich muß mich bedanken, Wolſſind, ſagte er, daß du mir's verſchafft haſt, daß ich zu deiner Abtheilung gekommen bin, und daß ich ſtatt dem Melcher den Hieſel mit dir zu ſpielen hab' . . .

Wolſſind entzog ihm die Hand nicht. Du ſpielſt ihn halt beſſer, ſagte ſie, drum brauchſt dich bei mir nicht zu bedanken. Der Vater wird ſchon gewußt haben, warum er's ſo macht.

Ich möcht's aber auch wiſſen, ſagte Hanney dringender. Ich möcht' wiſſen, ob dir's auch recht iſt, daß er es ſo gemacht hat? Ob du nicht doch lieber mit dem Melcher ſpielen würdeſt, der doch einmal dein Bräutigam iſt?

Der Melcher iſt mein Bräutigam noch lange nicht . . .

Aber die Leut' ſagen's alle!

Die Leut' ſagen gar viel . . . Sie haben mir auch geſagt, daß du mit keiner Andern als mit mir ſpielen und daß du es nicht leiden wollteſt, wenn der Vater den Melcher zu uns Braunauern gethan hätte . . .

Und das wäre nicht wahr? Wie du's auch erfahren haſt, es iſt Wahrheit, Wolſſind, und ich hätt's auch gehalten, und es wär' das Letztemal geweſen, wenn ich ohne dich hätte ſpielen müſſen . . .

Wolſſind erwiderte nichts; aber ihre Hand lag noch immer in der Hanney's. Und du, fuhr er fort, ſpielſt auch gern mit mir?

Das Mädchen kam nicht dazu, zu antworten — einer der Mitſpielenden kam von draußen herein und rief den Anweſenden lachend zu, daß es unten auf dem Platze einen Spectakel zum Todtlachen gebe. Das Mohrenfranzel habe auch mit Komödie ſpielen wollen und ſei darüber in Streit gekommen mit den Burſchen, weil ſie ſie ausgelacht hätten. Alles eilte von Bühne und Couliſſen den Fenſtern zu, um den Vorgang mit anzuſehen — das Pärchen war wieder allein, und Nichts hinderte Hanney, auf Beantwortung ſeiner Frage zu dringen.

Dieſer aber war auf einmal wie umgewandelt. Die bloße Nennung der Jugendgeſpielin genügte, ihm deren Bild vor die Seele zu rufen, wie ſie einſam und freundlos auf der Plätte geſeſſen war. Er ſah ihre Betrübniß, er hörte das rohe Schreien und das Spottgelächter, das ihr galt . . . es war ihm, als ob ihr Hülferuf mitten durch den Lärmen dränge . . . als ob ſie ihm riefe . . . und ohne ſich eigentlich ſelbſt Rechenſchaft zu geben, was er that, hatte er Wolfſind's Hand gelaſſen und ſtand unten auf dem Platze, mitten unter den Burſchen und den Gaffern, die ſich dort um dieſe und um Mohrenfranzel verſammelt hatten.

Franzel ſtand in eine Ecke gedrängt. — die Aufwallung ihrer vorigen Zuverſicht war dem Bewußtſein ihrer Ohnmacht, dem Gefühle ihrer Hülfloſigkeit gewichen.

Thränen ſtrömten über die braunen Wangen, aber durch die Thränen blickte ſie in machtloſem Grimm auf die ſie Umdrängenden. Es war etwas in ihrem Anblick, was an die heiße Heimat ihres Vaters erinnerte und an eins der wilden Thiere, das ſich dräuend und doch furchtſam gegen den Rudel der Jäger wendet.

Nickel ſtand voran unter den Burſchen. Sag's, daß du gelogen haſt! ſchrie er Franzel an. Geſteh's ein, daß du eine freche, hergelaufene Perſon biſt . . . und wir thun dir nichts zu Leid . . .

In Franzel's Geſicht malte ſich unſägliche Verachtung. Was du mich ſchimpfen willſt, ſagte ſie, das biſt du Alles doppelt ſelber . . .

Was? ſchrie Nickel wüthend. Du Wechſelbalg, willſt mich einen hergelaufenen Menſchen heißen? Du willſt uns roth werden heißen, und kannſt ſelber gar nicht roth werden unter deinem ſchwarzledernen Geſicht? Du . . .

Er verſtummte plötzlich — denn mit einem gewaltigen Ruck fühlte er ſich bei Seite geſchoben und ſtand Hanney gegenüber, der ſich Bahn ins Gedräng gebrochen hatte und ihn mit zornfunkelnden Augen anſchrie: Zurück da! Iſt das all deine Courage, daß du über ein armes Mädel herfällſt, das ſich nicht wehren kann? Habt ihr Alle miteinander, die ihr da herumſteht und gafft, nicht ſo viel Gehirn in den Köpfen, daß ihr ſie wegen etwas verhöhnt, wofür ſie nichts kann? . . . Auseinander da, Alle! rief er gebieteriſch.

Der Erſte, der ſie anrührt oder nur ein ſchiefes Maul macht, hat's mit mir zu thun!

Während die Burſche beſchämt und ſcheu vor dem Genoſſen zurücktraten, mit dem ſie nicht anzubinden wagten, und der Zuhörerhaufen ſich zerſtreute, war Hanney zu Franzel getreten und ſagte gutmüthig: Geh heim, Franzel . . . es darf dir Niemand was zu Leid thun!

Die Mulattin erwiderte nichts; aber ſie ſtarrte den Burſchen aus den weitaufgeriſſenen Augen wie eine Erſcheinung an. Ehe er es verhindern konnte, beugte ſie ſich auf ſeine Hand herab, ergriff und küßte ſie und war im Augenblick in einem Seitengäßchen verſchwunden.

Langſam und gedankenvoll kehrte Hanney in den Stadel zur Fortſetzung der Probe zurück; aber ſie konnte nicht wieder begonnen werden, denn ſo ſehr er auch ſuchte und ſich Mühe gab, ſie zu erſpähen — die ſchöne Wolfſind war verſchwunden.

## 2.

Am Abend desſelben Tages ſaß Hanney allein in ſeiner Stube, deren ganze Einrichtung und Unordnung den fröhlichen Junggeſellenſtand des Bewohners verrieth. Als ſolcher hatte er Niemand, der ihm das Haus oder beſſer das Häuschen beſorgte, das ihm in der Laufner Vorſtadt, dem ländlichen Obslaufen, gehörte — den einzigen Erbtheil ſeines Vaters und wohl geeignet, einmal eine kleine genügſame Schifferfamilie zu beherbergen, ſobald es ihm einfallen ſollte, ihr mehrere Bewohner zu geben. Eine alte Nachbarin kam ab und zu, ihm die allerunentbehrlichſten Dienſte zu leiſten und zu den heiligen Zeiten Stube und Vorplatz zu ſcheuern. Den Sommer über, wenn er abweſend war auf der Fahrt, und im Winter während des theatraliſchen Wanderlebens war das Häuschen ganz verlaſſen, die Läden waren geſchloſſen, und die Obhut der Nachbarin erſtreckte ſich nicht weiter als darauf, daß nicht Jemand über Nacht die ganze Hütte in den Sack ſteckte.

Es dämmerte ſchon ſtark; auch war es neblig und kalt, und das im großen Ofen angezündete Feuer war doppelt willkommen, weil es die Stube behaglich erwärmte, und weil der rothe Schein, den es auf den Boden und an die Wände warf, zur Beleuchtung genügte. Hanney ſaß in der Ecke auf der Bank, und ſah in den Feuerſchein, der auf den blanken Brettern des Fußbodens allerlei Geſtalten und Bilder entſtehen und vergehen ließ. Die alte Nachbarin hockte ihm gegenüber auf der Ofenbank und erzählte ihm Allerlei. Sie war beſonders geſprächig, denn ſie wollte die Laune des Burſchen benützen, der ihr ſonſt nicht viel Gehör ſchenkte; konnte ſie ſich doch tüchtig auswärmen und für den Abend Feuer und Licht in der eigenen Hütte erſparen. Schon hatte ſie verſchiedene Dinge vorgebracht, ohne von Hanney ein anderes Zeichen der Theilnahme, als ein trockenes „So?“ zu erhalten, und taſtete in dem Vorrath ihrer Neuigkeiten nach einem anſprechenderen Stoff herum. Sie fing daher von Mohrenfranzel zu ſprechen an, deren Abſicht Komödie zu ſpielen, ſowie Hanney's ſchützendes Auftreten für ſie das Tagesereigniß des Städtchens bildete. Die kluge Alte merkte gleich aus Hanney's verändertem Tone, daß ſie die rechte Saite berührt hatte, und fuhr fort, ſein Benehmen zu loben und zu bemerken, wie Dieſer und Jener im Städtchen das Gleiche geſagt und ihn gerühmt habe, daß er ſich der Verlaſſenen ſo kräftig angenommen habe.

Das iſt nichts Beſonderes, ſagte Hanney gleichgültig. Wie hätt' ich das nicht thun ſollen? Die dummen Leut' waren ja über ſie her, wie über ein wildes Thier . . . und ſind wir nicht Nachbarsleut' geweſen in der Jugend . . . ? Du mußt es ja ſelber wiſſen, Sandhoferin.

Verſteht ſich! rief die Nachbarin eifrig. Ich hab' ja dich und die Mohrenfranzel gekannt, wie du noch nicht größer geweſen biſt, als der Tiſch, und die Franzel noch kleiner. Ich bin damals noch nicht verheirath' geweſen, und hab' gedient als Viehmagd beim Obslaufenerbauern . . . Du kennſt ihn ja und weißt, daß ſein Hof von ‚rückwärts an dein Häuſel anſtößt und an das, was zur ſelbigen Zeit der Franzel ihrem Großvater gehört hat! Drum weiß ich auch, daß ihr alleweil miteinander geſpielt habt . . .

Ja, ja, ſagte Hanney wie nachdenkend, bis ich fortgekommen bin, ſchon als kleiner Bub', zu dem Vetter nach Burghauſen, der mit aller Gewalt einen Studenten und gar einen geiſtlichen Herrn aus mir hat machen wollen!

Wohl hat er das im Sinn gehabt, war die Antwort der nickenden Alten, aber wer von dem Geiſtlichwerden und Studiren nichts hören wollte und bei Nacht und Nebel davon ging, das war der Hanney! Es iſt recht Schade, daß du ihm nicht gefolgt haſt! Könnteſt jetzt ſchon Stiftskaplan ſein und dir einmal die ſchönſte Pfarrei ausſuchen, anſtatt daß du jetzt in Wind und Wetter hinaus mußt und dich deiner Lebtag durchſchlagen als ein armer Scharler!

Nein, nein, es iſt doch beſſer ſo! rief Hanney haſtig, ich hätte nicht getaugt für die ſtille ſitzende Lebensweiſe und für das Brüten über den Büchern. Ich hab' es lieber, wenn ich in der weiten Welt herumfahren kann, und möchte meinen Stand als Schiffer mit keinem andern vertauſchen! Ich hab' es kein ganzes Jahr ausgehalten bei den lateiniſchen Wörtern, ich bin mit einem Salzzug davon, und wenn mich etwas dabei reut, ſo iſt's nichts, als daß ich meinen Vater nicht wieder geſehn habe, denn wie ich zurückgekommen bin als ein aufgeſchoſſenes junges Bürſchl . . . da hab' ich . . . da war er . . . Nun, du weißt es ja, daß ich ihn nicht mehr angetroffen hab'.

Daß Gott erbarm'! Wer könnt' auch ſo was vergeſſen! Das trifft ſich wohl, daß man beim Heimkommen gar Manchen nimmer antrifft, den man geſund und wohlauf verlaſſen hat, wie man fort iſt . . .

Die Franzel war ſelbige Zeit auch nicht mehr in der kleinen Hütte nebenan. So iſt ſie mir faſt ganz aus dem Gedächtniß gekommen, und ich habe ſogar nie recht erfahren, was es denn eigentlich mit ihr für eine Bewandtniß hat, und wie ſie mitten unter lauter Weißen zu ihrem ſchwarzen Mohrengeſicht gekommen iſt.

Das kann ich dir ſchon erzählen, wenn du's wiſſen willſt! ſagte die Alte, indem ſie aufſtand, das Feuer im Ofen aufſtörte und ein Scheit Holz nachſchob. Ich weiß es noch, als wenn's geſtern geweſen wäre, und hab' der Franzel ihre Mutter ſchon gekannt, wie ſie noch in die Schul' gangen iſt. Sie iſt dann herangewachſen und iſt groß geworden und ſauber, und alle Welt hat eine Freud' gehabt, wie brav ſie war, zumeiſt ihr Vater. Das war ein Scharler, wie der deinige, nur noch ein biſſel nothiger, denn wie er geſtorben iſt, iſt von ſeiner ganzen Erbſchaft nicht viel mehr übergeblieben, als eine Hacken und ein paar Waſſerſtiefel. Die Franzel — ſie hat auch ſo geheißen — war ein Muſter von einem Mädel und hat keinen Burſchen angeſchaut, ſo viel ihr auch zu lieb gegangen ſind und ihr ſchön gethan haben. Da ſind wieder Kriegszeiten kommen, und die Franzoſen ſind aus dem Kaiſerlichen herein ins Land und haben ſich bald da bald dort feſtgeſetzt, ſo daß wir alle Augenblick nicht mehr gewußt haben, ob wir bayeriſch ſind oder kaiſerlich, oder ob uns gar ſchon der Franzos in ſeinem Schnappſack hat. Einmal iſt ein ganzes Regiment faſt dreiviertel Jahr dagelegen, lauter Lanzenreiter oder Uhlanen, wie man ſie geheißen hat; die waren in der ganzen Stadt einquartiert, und der Oberſte davon und die Offiziere haben ſich im Schloß eingerichtet und haben ein Leben geführt, voller Luſtbarkeit, als wenn ſie bloß zum Vergnügen da wären und nicht um die Leut' umzubringen und zu Grund zu richten. Die ganze Nacht durch ſind die Fenſter beleuchtet geweſen und hat man das Klingen von den Gläſern und das Lachen und das Schreien gehört, wenn ſie den Napoleon haben leben laſſen. Sie haben auch eine ſchöne Muſikbande bei ſich gehabt, die ihnen dabei hat aufſpielen müſſen; das waren lauter Trompeter, der oberſte von den Trompetern aber, das war ein Mohr, ein großer ſauberer Menſch, aber ſchwarz wie . . . na ſchwarz, wie halt die Mohren ſind . . . Ich will doch ein Licht anzünden, unterbrach ſich die Erzählerin, es iſt ſchon ganz finſter, und es erzählt ſich luſtiger, wenn man einander ſieht!

Die Oellampe brannte bald, und ſie fuhr fort.

Nun alſo, der Obertrompeter, der Mohr, der iſt bei dem Sternbauer ins Quartier gekommen, bei dem Vater der Franzel, und dem hat's in dem Quartier bald ſo gut gefallen, daß er alleweil daheimgeſeſſen iſt und daß es ihm ordentlich zuwider war, wenn er fortgemußt hat und hat den Offizieren im Schloß was vorblaſen müſſen. Daran war die Franzel ſchuld; die hat dem Schwarzen gar ſehr wohl gefallen, und er hat ſich alle Müh' gegeben, zu machen, daß er ihr auch gefallen ſollt'. Darüber haben alle Leut' gelacht und die Franzel am meiſten, der's gewiß nicht im Traum eingefallen iſt, ſich einen ſchwarzen Schatz auszuſuchen. Dabei war ſie aber dem Menſchen gar nicht feind und hat ihm gern zugehört, wenn er ihr und dem Vater von dem Land erzählt hat, wo er daheim geweſen iſt, wo's die Löwen giebt und Schlangen ſo groß wie ein Tannenbaum. Und das muß wahr ſein — ich bin ſelber einmal dabei geweſen an einem Abend und hab' zugehört . . . erzählen hat er können, daß man Maul und Augen aufgeriſſen und faſt das Schnaufen vergeſſen hat vor Verwunderung. Es war ihm auch gut zuhören, denn er war ſchon in der halben Welt herumgekommen und hat unſere Sprach' reden können, faſt ſo gut wie wir ſelber. Das Ding iſt ſo eine Weil' fortgegangen, aber es hat ſchon allerhand Gered hin und her gegeben, als wenn's nicht richtig wär' zwiſchen dem ſchwarzen Trompeter und der Franzel — und es war auch nimmer richtig. Einmal in aller Früh, wie kein Menſch daran gedenkt hat, iſt Allarm geblaſen worden, und in einer Stund' darauf ſind die Uhlanen alle zum Thor hinausgeſauſ't wie der Wind und ſind das Wiederkommen ſchuldig geblieben bis auf den heutigen Tag. Da iſt's aufgekommen — die Franzel hat ſich geberdet und hat gethan wie eine Unſinnige, wie eine Verzweiſelie, und ſo war's halt doch möglich geworden, über was die Leute und ſie ſelbſt am meiſten gelacht hat . . . die ſchöne, geſcheidte, brave Franzel hat ſich mit dem Mohren verbandelt und zu tief eingelaſſen gehabt . . . das Unglück war da und war nicht mehr zu ändern! Der alte Sternbauer hat ſich von der Zeit an faſt nicht mehr ſchauen laſſen unter den Leuten und iſt bald darauf beim Salzzug ertrunken — die Leut' ſagen, es hätt' nicht ſein müſſen und er wär' wohl zum Retten geweſen, aber es hätt' gerade ſo ausgeſehn, als wenn er's ſelber hätte haben wollen. Die Franzel hat von Tag zu Tag gepaßt, daß der Trompeter wieder kommen ſollt' oder ein Brieſel von ihm . . . er hat es ihr verſprochen; kann ſein, er hat's auch wirklich im Sinn gehabt, aber bei einer großen Schlacht — ich glaub' da drunten im Oeſterreichiſchen an der Donau — da hat er zum Letztenmal aufgeblaſen und iſt mit dem ganzen Regimente zuſammengehauen worden mit Butzen und Stengel. Das hat dem Mädel vollends das Herz abgedruckt, und kaum war das Mohrenfranzel auf der Welt, ſo hat ſie ſich auf die Seite gelegt und iſt geſtorben. Wie das aber möglich geweſen iſt, hab' ich nie begreifen können . . . ſie ſelber hat geſagt, ſie hätt' ſich in ihn verliebt von dem Erzählen und weil er ſo geſcheidt zu reden gewußt hat . . . ich kann's aber nicht glauben, daß das ein junges Mädel ſo verblenden kann, daß es ſchwarz und weiß nicht mehr auseinander kennt, und drum mein' ich immer, es wird ſo geweſen ſein, wie man in der Stille erzählt hat . . .

Und wie denn?

Der Mohr, ſagte die Alte näher rückend und mit gedämpfter Stimme, der Mohr war ein Zauberer; in dem ſchwarzen Land verſtehn ſie alle das Zaubern. Er hat's dem Mädel angethan und hat ihr vielleicht einen Trank gegeben, der ſie von Sinnen gebracht hat . . . Sie kann nichts dafür und wird wohl nicht dafür büßen müſſen in der andern Welt — aber wenn ich an ſie denk', mach' ich doch allemal die gute Meinung für ſie und ſag': Herr, gieb ihr die ewige Ruh' und das ewige Licht leuchte ihr . . .

Amen! ſagte eine tiefe wohlklingende Stimme, und in der Thüre ſtand Mohrenfranzel, die über dem Eifer des Erzählens und Zuhörens von Beiden nicht bemerkt worden war und den Schluß der Geſchichte mit angehört hatte.

Die Alte war bei dem erſten Laut erſchreckend und aufſchreiend zuſammengefahren. Alle guten Geiſter, ſagte ſie jetzt aufathmend. Wie bin ich erſchrocken! Ich will keine glückliche Sterbeſtunde haben, wenn ich nicht geglaubt habe . . .

. . . Es iſt ein böſer Geiſt? ſagte Mohrenfranzel mit traurigem Lächeln. Aber wenn du an böſe Geiſter glaubſt, glaubſt du dann auch, daß ſie mit einem Amen in die Stube kommen?

Ach was, eiferte die Alte, wer denkt gleich an Alles das? Man könnte den Tod davon haben, auf der Stelle . . .

Mohrenfranzel unterbrach ſie, indem ſie vor Hanney trat, der ſie ebenfalls überraſcht und ſtaunend betrachtete. Ich komme zu dir, ſagte ſie, ſei nicht bös darüber. Ich habe gewartet, bis es ganz finſter war, und habe wohl Acht gegeben, daß mich Niemand ſieht — es hat mir keine Ruh' gelaſſen. Ich muß dir noch danken, daß du dich ſo um mich angenommen haſt, und da ich morgen fort will in aller Früh', hab' ich nicht länger warten können . . .

Rede doch nicht davon, ſagte Hanney, ihre Hand ergreifend und unwillkürlich ſtockend. Die Berührung ihrer Hand und des ſammtweichen Arms, den er dabei geſtreift hatte, durchzuckte ihn elektriſch und verwirrte ihn. Es iſt nicht der Mühe werth!

Für dich wohl nicht, antwortete ſie innig, aber deſto mehr für mich! Drum mußt du meinen Dank annehmen und darfſt das nicht ausſchlagen, was ich dir bringe — als eine geringe Erkenntlichkeit . . . als ein Andenken an mich . . .

Ein Andenken? Was wäre denn das?

Die Nachbarin war gutmüthig genug, bei dem Geſpräche, das ſie kommen ſah, nicht als läſtige Zeugin bleiben zu wollen. Mir fällt juſt ein, ſagte ſie, daß ich noch gar nicht nach deinem Bett' geſehn habe, Hanney — ich will's beſorgen und bin gleich wieder da.

Sie ging in die anſtoßende Kammer, und Franzel ſtreckte Hanney einen einfachen ſilbernen Ring entgegen. Nimm, ſagte ſie, das iſt mein Andenken; es iſt der Ring, den dein Vater ſelig getragen hat . . .

Der Ring meines Vaters? rief Hanney überraſcht. Wie kommſt du dazu?

Das will ich dir ſagen. Ich bin dabei geweſen, wie dein Vater . . . zu Grund gegangen iſt — da hab' ich den Ring zu mir genommen, und meine Schuld iſt's nicht, daß ich ihn dir nicht früher habe geben können . . .

Du biſt dabei geweſen . . .? ſagte Hanney ſchmerzlich, indem er den einfachen Silberreif anſtarrte. Wie war denn das möglich?

Ich bin damals noch ein kleines Mädel geweſen und hab' unten an der Salzach mit den andern Kindern geſpielt, wie die Plätten, auf der dein Vater war, angekommen und auf die Brücke zugeſchwommen iſt. Sie müſſen etwas verſehen haben auf dem Schiff, denn man ſah's von Weitem, daß ſie die rechte Richtung nicht hatten, und Alles lief ans Geſtad und ſchrie ihnen zu. Es war aber zu ſpät — eh' man Amen ſagen konnte, war die Plätten ſchon an der Brücke und ſtieß an das mittlere Joch, daß ſie kerzengerade daran empor ſtieg und mit Allem, was darauf war, überſchlug in das wilde, brauſende Waſſer . . . Ich höre das Geſchrei noch und das entſetzliche Krachen . . . im nächſten Augenblick trieb und ſchwamm Alles durcheinander . . .

Sie hielt inne, denn Hanney hatte die Hände vors Geſicht geſchlagen und athmete hörbar tief auf.

Die Zillen fuhren gleich hinaus, fuhr ſie fort, und brachten auch die Verunglückten alle heraus — nur deinen Vater hatte der Strudel am Joch gefaßt und trieb ihn um und riß ihn dann blitzſchnell mit ſich fort . . . Dein Vater arbeitete wacker und rief den Leuten zu, aber es war keine Möglichkeit, zu ihm hin zu kommen, und Alle ſahen, daß er verloren war. Da ſchrie ihm Einer zu: In Gottes Namen, gieb dich, Hanney, — gieb dich! Wir können dir nicht mehr helfen . . . Dein Vater hatte ſich bis dahin tüchtig gewehrt . . . auf den Ruf aber ließ er das Stück Holz, an dem er ſich gehalten hatte, los . . . und ging unter . . .

Hanney ſchluchzte. Nach einer Secunde begann Franzel wieder: Am andern Tag hat ihn das Waſſer ausgeworfen, gleich unten am Sand, wo's an die Leiten hingeht. Ich bin mit hinaus . . . und bin bei dem Todten ſitzen geblieben, bis ſie mit der Tragbahre heraus kamen und ihn herein trugen. Es achtete Niemand auf mich, weil ich ein Kind war . . . ich hab' ihm dann den Ring vom Finger gezogen; ſie hätten ihn ſonſt mit ihm eingegraben — ich hab' an dich gedacht und hab' gemeint, es könnte dir einmal lieb ſein, den Ring zu haben, und ſo hab' ich ihn aufbehalten bis heut . . .

Sie ſchwieg; auch Hanney blieb noch einen Augenblick-ſtumm. Dann ſah er auf, ſteckte den Ring an den Finger und ſagte: Ich nehme dein Andenken an, Franzel, und behalte den Ring. Verlange von mir was du willſt, und ich will ein elender Menſch ſein, wenn ich dir den Wunſch nicht erfülle . . .

Ich will nichts dafür . . . als daß du auch in der Zukunft manchmal an die arme Franzel denkſt!

Das iſt nichts verlangt! Das thät' ich auch ohne den Ring, denn ich hab' dich immer . . . denn ich hab' oft an dich gedacht. Verlang etwas Andres!

Ich weiß nichts!

Beſinn dich nur — vielleicht fällt dir doch was ein. Mach mir die Freude, daß ich was thun kann für dich: Ich ſeh' dir's an, fuhr er fort, als Franzel ſchwieg, daß du ein Verlangen haſt . . .

Wenn ich auch eins hätte, du könnteſt mir doch nicht helfen . . .

Wer weiß — ſag es nur!

So mach, daß ſie mich mit Komödie ſpielen laſſen, mach', daß ſie mich nicht fortweiſen und ausſtoßen wie einen Auswurf . .

Hanney war betreten. Das iſt ein ſchweres Verlangen, ſagte er nach einigem Beſinnen. Aber haſt du dir's denn auch recht überlegt? Zum Theaterſpielen gehört allerhand, was man können muß . . . glaubſt du denn, daß du das Alles zuwegen bringſt?

Probir's einmal, ſagte ſie, ob ich nicht reden und mich geberden kann, wie man's muß. Soll ich dir was vorſagen?

Hanney nickte. Ich will dir das „Heimweh“ vorſagen . . . Kennſt du's? Iſt es dir recht?

Hanney wußte nicht gleich, was er erwidern ſollte. Das „Heimweh“ war ein Lied, das er ſelber gedichtet hatte, als er einmal längere Zeit im untern Ungarn verweilen mußte. Es war ein Lied der Schiffer geworden, von denen wenige den Verfaſſer kannten, ſo oft es auch nach der damals allgemein beliebten Melodie von „Bertrands Abſchied“ geſungen wurde.

Franzel nahm ſein Schweigen als Zuſtimmung. Sie trat einen Schritt zurück und begann:

O grüß dich Gott, mein Vaterland, ſo ferne!
Da wo die Donau geht ins ſchwarze Meer,
Denk' ich an dich zur Abendzeit ſo gerne,
Und der Gedanke macht das Herz mir ſchwer!
Und iſt's auch ſchön im fernen Land der Serben,
Wo der Slowake und der Ungar hauſ't,
Wo ich geboren bin, da möcht' ich ſterben,
Im lieben Land, wo meine Salzach brauſ't.

Mit von Wort zu Wort ſteigender Verwunderung hörte Hanney dem Mädchen zu, das ohne alle Kunſt mit ſo warmer Empfindung, mit ſo warmer Geberde ſprach, daß er glaubte, noch nie etwas Beſſeres gehört zu haben. Schweigend hörte er den übrigen Strophen zu, in denen an allerlei Kleinigkeiten anbindend ſich die Sehnſucht eines einfachen Gemüths nach der geliebten Heimath in rührender Weiſe ausſprach. Franzel declamirte nicht; ſie ſprach ſo voll ächten Gefühls, daß er ſein eigenes Gedicht faſt nicht mehr erkannte. Die Schlußſtrophe lautete:

Die Donau rauſcht – ich kann es wohl errathen,
Das iſt die Salzach, die daraus mich grüßt,
Die durch das Reich ſo vieler Potentaten
Mit ihr vereint und doch geſondert fließt!
Das Rauſchen thut, als wenn dir in den Ohren
Ein unbekanntes fernes Klingen ſauſ't;
— Ich möchte ſterben, wo ich bin geboren,
Im lieben Land, wo meine Salzach brauſ't!

Die Nachbarin war bei den letzten Worten aus der Kammer getreten und hörte verwundert zu. Hanney ſtand auf. Du haſt geſagt, du willſt morgen fort, Franzel, ſagte er. Thu's nicht; bleib noch da — bleib nur noch acht Tage, und ich will Alles daran ſetzen, daß ich deinen Wunſch erfüllen kann. Willſt du?

Mit leuchtenden Augen gelobte es Franzel, und während er ſich zu der Alten wandte, um ihr Stillſchweigen über das Gehörte aufzutragen, war ſie raſch und lautlos verſchwunden, wie ſie gekommen war. Auch die Alte ging kopfſchüttelnd und voll Verwunderung; Hanney aber blieb allein in einer Fülle von Gedanken und Vorſtellungen, die ihn umgab und ſich zu immer klarerem Bildern geſtaltete, bis er trotz Unruhe und Aufregung entſchlief. —

Acht Tage waren vorüber; da ſaß der alte Zunftmeiſter gedankenvoll am Tiſch und las in einem Hefte, das vor ihm lag. Im Fenſter ſaß Wolfſind, mit einer Arbeit beſchäftigt, und ſah neugierig dem Vater zu, wie er bald las, bald wieder blätterte und das grüne Käppchen auf dem dünnen Silberhaar hin und wieder ſchob. Jetzt machte er das Heft zu, legte es vor ſich hin, ſchwieg aber, indem er nur leiſe mit den Fingern auf dem Tiſche trommelte. Nun Vater, wie iſt's? fragte endlich Wolfſind neugierig. Was ſagſt du zu dem Stück?

Der Alte ſah ſich ſchmunzelnd nach ihr um. Was ich ſage? rief er. Ich ſage, daß der Hanney ein Teufelskerl iſt und daß es Schade iſt, daß er in Burghauſen aus der Studi gelaufen iſt — aus Dem hätte etwas werden können!

Alſo iſt das Stück ſchön und können wir's ſpielen? fragte Wolfſind mit unverhehltem Vergnügen. Wie heißt es denn und was iſt's für eine Geſchichte?

Weiß der Teufel, wie dem Burſchen all das Zeug einfällt . . . aber ſo viel ich verſteh', iſt das Stück ſchön und wird ganz unſinnig gefallen, wenn wir es ſpielen. Es iſt aus dem alten Teſtament, die Geſchichte vom weiſen König Salomo und von der Königin von Saba.

Was iſt's geweſen mit der?

Das war eine heidniſche Königin, weit in Indien, die von dem Ruhme von Salomo's Weisheit gehört hatte und bis nach Jeruſalem kam, ihn zu ſehn, mit koſtbaren Geſchenken und reichlichem Gefolge. Sie verlieben ſich dann ineinander, und es iſt gar ſchön und geſchickt gemacht, wie ſie immer daran zweifeln und ſich's ausreden wollen, bis es doch zum Ausbruch kommt. Mitten in dem größten Glück aber kommt der hinkende Bote nach — denn die Königin iſt eine Feueranbeterin und glaubt nicht an den einigen Gott Jehovah. Eine Heidin kann nicht die Frau des Judenkönigs werden, ſie aber weigert ſich ſtandhaft und will eher ihrer Liebe als ihrem Glauben entſagen. Die Hohenprieſter wollen auch von der Heirath nichts wiſſen, denn ſie fürchten, daß die Heidenkönigin den Salomo zu einem Abtrünnigen machen werde. Sie wiegeln das Volk auf: Salomo zeigt ſich aber, und es iſt beruhigt — dann aber nehmen Beide Abſchied von einander, freiwillig und fürs ganze Leben.

Das iſt freilich ſchön, ſagte Wolfſind mit leichtem Erröthen. Die Königin muß eine wunderſchöne Rolle ſein . . . und was die für ſchönes Gewand haben wird! Ich freue mich ſchon darauf!

Ja, es hat doch einen Haken, ſagte der Alte, das Käppchen rückend. Die Königin von Saba iſt eine Mohrin . . .

Eine Mohrin? rief Wolfſind aufſpringend. Das iſt eine dumme Geſchichte! Wie kann denn ein vernünftiger Menſch glauben, daß der weiſe König Salomon ſich in eine Schwarze verlieben wird? Das muß der Hanney ändern, ſag's ihm nur gleich, Vater.

Glaubt er, ich werde mir das Geſicht und die Hände und den Hals ſchwarz anſtreichen, wegen ſeiner Königin von Saba? Das ſoll er ſich nur vergehen laſſen.

Der alte Schiffbauer lächelte eigenthümlich vor ſich hin. Verkaufe nur das Fell nicht, ſagte er, eh' du den Bären haſt. Meinſt du denn, es iſt ſo gar gewiß und ausgemacht, daß du die Königin von Saba ſpielſt?

Wolfſind ſah ihn verwundert an; ihr Schweigen ſagte deutlich genug, daß ſie keine Nebenbuhlerin kenne, die ſich mit ihr zu meſſen vermöchte.

Der Hanney, fuhr der Alte fort, indem er aufſtand und das Heft einſteckte, hat ſchon dafür geſorgt, daß er ſeine ſchwarze Königin hat. Und er hat ſich gleich eine ausgeſucht, bei der das Anſtreichen nicht von Nöthen iſt . . . er will haben, daß Niemand anderes die Königin von Saba ſpielt — als die Mohrenfranzel!

Wolfſind war einen Augenblick verblüfft; dann brach ſie in ein Lachen aus, das ſpöttiſch ſein ſollte, das aber nur verletzt und bitter klang. Das Mohrenfranzel? ſagte ſie verächtlich und doch gereizt. Er hat das Stück wohl gar eigens gemacht für ſie? Ja ja, es wird ſchon ſo ſein . . . er war ja ſchon neulich ganz Feuer und Flamme für ſie und hat mich ſtehen laſſen mitten in der Prob' . . .

Es kann wohl ſein, daß du Recht haſt, antwortete der Alte kurz, indem er ſich zum Ausgehen fertig machte, wenigſtens hat er's recht wichtig gemacht, daß die Königin von Saba ja gegeben werden ſollt' und ja ſein gleich, und daß die Franzel die ſchwarze Königin ſpielen ſoll . . .

Das wird aber nicht geſchehn! rief Wolfſind zornig. Nicht wahr, Vater, du ſorgſt dafür? Du giebſt dem Hanney den Wiſch zurück und ſagſt ihm, daß die Franzel damit zu ihren Landsleuten gehn ſoll, wenn ſie die Königin von Saba ſpielen will!

Der Alte war fertig und ſtand mit Hut und Stock an der Thür. Fallt mir nicht ein! ſagte er. Fürs Erſte iſt das Stück kein Wiſch, und es wär' unrecht und dumm von uns, wenn wir's uns entgehen ließen. Wir werden überall ein Heidengeld damit verdienen, denn wenn die Leute hören, daß eine wirkliche Schwarze drinnen mitſpielt, ſo laufen ſie uns allein ſchon deßwegen das Theater nieder. Fürs Zweite iſt die Franzel doch allemal ein Scharlerkind, und wir haben ſie nur zurückweiſen müſſen wegen ihrer Farb' . . . Der Hanney hat's zu machen gewußt, daß die nicht mehr im Weg iſt dabei. — Alſo haben wir kein Recht, die Franzel auszuſchließen!

Aber Vater! rief Wolfſind zornig. Siehſt du denn nicht . . .

Ich ſeh' allerdings, antwortete er, und noch dazu recht gut und vielleicht mehr, als du meinſt und als mir lieb iſt . . . Alſo ſag' ich dir, mach mir keine Dummheiten, und ſchau daß du nicht noch ausgelacht wirſt von den Leuten. Ich gehe jetzt aufs Rathhaus und laß' das Stück ausſchreiben. Es iſt nicht lang und hat nur drei Acte; der Hanney kann ſeinen Salomo ſchon auswendig, die Franzel lernt ſchon über Hals und Kopf an der Königin; ich werd' mit dem Hohenprieſter auch fertig werden, und ſo kann das Stück in acht Tagen ſein, und wir könnens überall gleich geben, wo wir hinkommen. Und damit du auch was zu denken haſt während dieſer Zeit, ſo will ich dir ſagen, daß ich nicht allemal auf dem Stühlchen daſitzen und deinen Launen zu Gefallen handeln will. Es wär' vielleicht klüger geweſen, ich hätte gleich das Erſtemal Nein geſagt. Alſo beſinn' dich und überlege dir, wie du es anſtellen willſt, den Melcher wieder zurecht zu bringen, der mir von Burghauſen einen Brandbrief um den andern ſchreibt . . . Du verſtehſt mich ſchon!

Er ging, nicht ohne etwas theatraliſches Pathos, das ihm von der Bühne her zur Gewohnheit geworden war. Wolfſind blieb allein zurück, das Taſchentuch vor den Augen und Thränen ohnmächtigen Zorns in denſelben.

Sie hatte wohl auch einigen Grund dazu.

Wie viel hatte ſie in ihren Augen ſich ſelbſt vergeben, als ſie bei der Probe des bayriſchen Hieſel's die wärmere Annäherung Hanney's nicht wie ſonſt mit vornehmer Kälte von ſich abgehalten hatte! Und wie hatte er ihr gedankt! In Mitte des zärtlichſten Geſprächs, im Augenblick, als vielleicht ſchon ein beglückendes Geſtändniß auf ihren Lippen bebte, hatte er ſie verlaſſen, und warum! Wegen einer einfältigen häßlichen Perſon, die es ſich einfallen laſſen wollte, ſich neben ſie hinzuſtellen! Als Hanney bei der nächſten Probe wieder vor ſie trat, ließ ſie ihn das Gewicht ſeines Unrechts in der verdoppelten Gleichgültigkeit fühlen, mit der ſie ſeine Verſuche, ſich wieder zu nähern oder ſich zu entſchuldigen, aufnahm. Sie ſchnitt ihm ſogar jede Gelegenheit dazu ab, indem ſie die erweichende Abſchiedsſcene zwiſchen der Wirthstochter und dem Wildſchützen gar nicht mehr probirte, unter dem Vorwande, ſie komme ihr langweilig vor und ſei ſchon genug probirt. Als Hanney gleichwohl nicht nachließ, ſie zu beſänſtigen, wurde ſie allmählich etwas milder, und als die erſte Aufführung des bayriſchen Hieſel's über alles Erwarten glänzend und mit einem wahren Triumphe für ſie endigte, war ſie zu verzeihen bereit. Die nächſte Probe hätte den Anlaß zur Ausſöhnung und Erklärung gegeben . . . wie ſtolz war ſie auf Hanney, als ſie ſein Talent und ſeine Arbeit ſo anerkannt ſah; wie ſchmeichelhaft war ihr die Huldigung, die ſie darin für ſich enthalten glaubte, daß er die Rolle einer Königin geſchrieben — und nun dieſe Enttäuſchung! — Sollte er die Schwarze wirklich lieben? Das war unmöglich! Aber was feſſelte ihn dann ſo ſehr an ſie? Was bewog ihn, ihren Wunſch wegen des Theaters zu erfüllen und ſogar ein eigenes Stück bloß ihretwegen zu ſchreiben? Ich will und muß es wiſſen, ſagte ſie nach längerem Sinnen zu ſich ſelbſt. Wenn ſie es noch ſo fein anſtellen, ich komme doch dahinter, und wenn es ſo wäre, wenn er mich hintergangen hätte, dann ſollen alle Beide an mich denken!

Während dies in Wolfſind's Gemüth vorging, war Hanney in einer nicht viel beſſeren und ebenſo unklaren Gemüthsſtimmung. Er hatte Wolfſind nicht hintergangen; er liebte ſie wirklich — aber was bei ihr ſchon ein beſtimmtes Gefühl geworden, war bei ihm erſt eine in der Entwicklung begriffene Ahnung. Seit er Mohrenfranzel wieder geſehn, war in ihm eine ihm ſelbſt unerklärliche Veränderung vor ſich gegangen. Er konnte nicht mehr an Wolfſind denken, ohne daß das Bild Franzel's wie ein dunkler Schatten ſich daneben drängte. Er fühlte das tiefſte Mitleid mit ihr und verſank wider Willen in förmliche Träumereien, wie er ihr helfen könne. Seit dem abendlichen Beſuche, ſeit der Berührung ihres Arms war das Uebel noch um Vieles ärger geworden. Er zankte mit ſich ſelbſt, daß ihm die Sache ſo nachging, und war ordentlich froh, als er in dem Verſprechen, ſie zum Theaterſpielen zu bringen, den Ausweg vor ſich ſah, all die unnützen Gedanken auf einmal los zu werden. War das erreicht, ſo hatte er ſeine Verpflichtung gegen ſie erfüllt, er hatte dem Rechte ſeiner Jugenderinnerungen Genüge gethan, ſie war geborgen, und er hatte in Kopf und Herzen nichts mehr mit ihr zu ſchaffen. Dieſer Gedankengang war auch richtig, aber er enthielt doch eine Täuſchung, denn um ſo weit zu kommen, mußte er ſich zuvor erſt recht ernſtlich mit dem Mädchen und mit der Planen beſchäftigen, wie ihr die verſchloſſene Thüre des dramatiſchen Schopperſtadels geöffnet werden könne. Damit drückte er ſich den unbeachteten Angelhaken ſelbſt immer tiefer in die Bruſt und machte jeden ſpätern Verſuch, ihn herauszuziehen, wo nicht unmöglich, ſo doch noch ſchmerzlicher.

Daß er mit Vorſtellungen und Bitten nichts ausrichten werde, ſah er leicht ein; er konnte ſich auch nicht verhehlen, daß Franzel wegen ihrer Hautfarbe in den gewöhnlichen Stücken nicht zu verwenden war. Er beſann ſich alſo auf ein anderes, auf ein ungewöhnliches, wobei die Farbe kein Hinderniß wäre — er fand keines, und ſo ſtand er bald bei dem Gedanken ſtille, ſelber ein Stück zurecht zu machen, in welchem eine Mohrin ſpielen könne. Die Spöttereien der Burſche ſelbſt brachten ihn hierauf, und als er einmal ſo weit war, fand ſich auch bald ein geeigneter Stoff dazu. Die Holzſchnitte der alten Hausbibel verhalfen ihm endlich vollends ins Klare, und bei der ungetrübten Naivetät, womit er an die Arbeit ging und an die Möglichkeit des Mißlingens gar nicht dachte, war das merkwürdige Stück auch bald begonnen und ſchritt mit Rieſenſchritten vorwärts. Die bekannten Stücke, in denen er zu ſpielen pflegte, mußten dabei als Muſter dienen, und es war daher nur natürlich, wenn dasſelbe in Anlage und Ausführung ebenſo einfach und grobkörnig, aber auch von gleicher Naturwirkung war.

Endlich war die Rieſenarbeit fertig; der Zunftmeiſter hatte die Königin von Saba geleſen und gelobt und unbedenklich ſeine Zuſtimmung gegeben, daß dieſelbe zum erſten Debut der Mohrenfranzel werden ſolle. Mit freudigem Herzen eilte Hanney zu ihr, um ihr die große Neuigkeit zu bringen. Er ging hin, in der beſtimmten Erwartung, daß er von ihr beruhigt und mit ſeinen frühern Gedanken und Empfindungen weggehen werde, — als er aber vor ihr ſtand, ſtieg ihm eine Ahnung auf, daß er, um dieſes Ziel zu erreichen, denn doch nicht den rechten Weg eingeſchlagen habe. Er hatte Franzel ſeit dem Abend, wo ſie zu ihm kam, nicht wieder geſehn und ſtand wie verdutzt vor ihr. Sie war im leichten Hausgewand; die kurzen Aermel des ſchneeweißen Hemds ließen die ſchöne Rundung der dunklen Arme vortheilhaft hervortreten; um Hals und Nacken ſtieg die Hemdkrauſe ebenfalls angenehm empor, und das dunkelrothe Tuch, das ſie nachläſſig um die Stirne und um das nicht eben lange, aber reiche und ſich anmuthig kräuſelnde ſchwarze Haar geſchlungen hatte, gab ihrer ganzen Erſcheinung etwas Fremdartiges und Eigenthümliches. Zudem ſtrömten, als ſie den einzigen Freund erblickte, ihre Augen unbewußt von dem Entzücken über, das in ihrem leidenſchaftlichen Herzen loderte, und das Lächeln des feingeformten Geſichts war ſo verführeriſch, daß er ſich mit Gewalt an die dunkle Hautfarbe erinnern mußte. Ja, ſagte ſie, bebend vor Freude, ja, du biſt ein Mann! Ich hab's gewußt, daß du auch durchführſt, was du dir vorgenommen haſt . . . aber du ſollſt dich nicht ſchämen müſſen meinetwegen. Das ſoll mein Dank ſein, daß ich allen Leuten zeige, daß der einzige Menſch, der ſich um das Mohrenfranzel angenommen hat, doch recht gethan hat!

Hannety eilte, ſobald als möglich aus der gefährlichen Nähe fortzukommen. Er nahm die ihm dargebotene Hand nicht an, denn er kannte ihre verwirrende Kraft. Halte Wort, rief er im Davoneilen und wußte ſelbſt nicht recht, was er ſagte.

Und Franzel hielt Wort. Als die Königin von Saba zum erſten Male über die Bretter ſchritt, dröhnte der gedrängt volle Saal von einem Beifalle wieder, wie er ſelten gehört worden war. Er galt dem Stücke, er galt dem königlichen Salomo, er galt dem würdevollen Hohenprieſter, aber er galt im vollſten Maße der Königin von Saba. Franzel hatte ſich mit Wahl und Geſchmack gekleidet, ſie war nicht nur in Geſtalt und Erſcheinung eine wirkliche Königin; ſie wußte ſich auch als ſolche zu geberden. Sie ſprach gut und ohne Uebertreibung; ihr etwas tiefes Organ hatte einen gewiſſen wehmüthig einſchmeichelnden Klang, und in den leidenſchaftlichen Scenen entwickelte ſie eine Kraft und ein Feuer, wie ſie auf dieſen Brettern noch nie erſchienen waren. Sie hatte etwas von der afrikaniſchen

Glut ihres Vaters geerbt. Als nach der großen rührenden Abſchiedsſcene der Vorhang gefallen, war kein Auge trocken geblieben, ſo lebhaft hatte ſie den Schmerz einer edlen Seele wiedergegeben, welche Herz und Glück ihrer Ueberzeugung, ihrem beſſeren Wollen opfert und ein freudloſes einſames Daſein im Bewußtſein der erfüllten Pflicht einem Leben voll Freude aber von Schuld befleckt vorzieht. Alle Zuſchauer, von den Mägden und Handwerksgeſellen bis hinauf zu den Bürgern und ihren Frauen, bis zum Landrichter und Dechant, waren einig über das ſeltene Talent der Mohrenfranzel, und wie aus Einem Munde erſcholl das Lob Hanney's, der ihr Auftreten möglich gemacht hatte.

Dieſer ſtand, als der Lärmen ausgetobt hatte, hinter den Couliſſen, ſeiner Königin von Saba gegenüber und dachte ſo wenig als ſie daran, den Königsmantel und die Krone Salomo's abzulegen. Sie hielten ſich an den Händen und waren im eifrigſten Geſpräch; Hanney fiel es nicht mehr ein, wie gefährlich dieſe Berührung war, er ſah und dachte nur an Franzel's herrliches Spiel. Wohl hatte er ſchon auf den Proben geſehn, daß ſie ihre Sache gut machen werde; aber der Strom von Gefühl, den ſie dort zurückgehalten hatte, nun aber frei ausbrauſen ließ, hatte auch ihn mit fortgeriſſen, daß er zuletzt ſelbſt vergaß, daß er nur Komödie mit ihr ſpiele, und daß ihm im entſcheidenden Augenblick wirklich zu Muthe war, als ſei er König Salomo; als liebe er dieſes Weib, das ſich von ihm losreißen wollte, und als müſſe mit dem Stücke, wie ſeine Königsherrlichkeit, auch all ſein Lebensglück zu Ende gehn!

Auf Franzel dagegen hatte das Spiel und der Beifall die entgegengeſetzte Wirkung geäußert. Die fieberhafte Aufregung, in der ſie während desſelben ſich befunden hatte, war verraucht und eine deſto tiefere Abſpannung, eine Entmuthigung zurückgeblieben, die ſich nur in Thränen zu äußern vermochte. Sie mußte ſich Gewalt anthun, um den Ausbruch derſelben zurückzuhalten.

Franzel, rief Hanney, ſage mir nur, Franzel, wie es möglich iſt, daß du ſo ſpielen kannſt? Wo haſt du das gelernt?

Gelernt! antwortete ſie traurig. Kann man das lernen? Ich hab' mich eben hineingedacht, wie der armen Königin ums Herz geweſen ſein muß, und da kommt Alles von ſelbſt!

Aber wenn man in ſo etwas ſo hineindenken ſoll, muß man doch etwas Aehnliches erlebt haben! Und du . . .

Und ich? Hab' ich das etwa nicht? — Ach! rief ſie und die Thränen ſtrömten unaufhaltſam vor, ich habe ja nur mich ſelber geſpielt . . . ich bin ja ſelber die unglückliche Königin von Saba!

Sei nicht ungerecht, Franzel . . . Wie kannſt du ſo was ſagen?

Ungerecht? Bin ich nicht ebenſo ſchlimm, bin ich nicht noch ſchlimmer daran als die arme Königin? Sie kann in ihr Land zurückkehren, wo ſie treue Diener und Freunde hat . . . wo habe ich eine Heimath? Muß ich nicht, wie ſie, auf Alles verzichten, was einem lieb und werth iſt, und muß dazu noch ein fröhliches Geſicht machen, damit man mich nicht gleich vor die Thüre weiſ't?

Nein, nein, — jetzt, nach deinem heutigen Spielen gehörſt du zu unſerm Theater . . . du wirſt bei uns bleiben und biſt geborgen.

Geborgen? — Es thut mir leid, daß ich das ſagen muß, und ich bitte dich um Alles in der Welt, leg es mir nicht als Undankbarkeit aus — aber glaubſt du denn, daß man immerfort die Königin von Saba geben kann? Und wenn ſie abgeſpielt iſt, was dann?

Hanney ſchwieg. Dann iſt's wieder das Alte, fuhr ſie fort, dann ſchicken ſie mich wieder weiter — dann ſoll ich mir wieder mein Brod unter fremden Leuten ſuchen und ſoll dienen . . . und kann ich es denn? Wo es die Leute mit mir wagen, es geht nicht — die Nachbarn beſchweren ſich, weil ihre Kinder ſich vor mir fürchten, die Dummen ſpotten über mich, und die Abergläubiſchen ſcheuen mich . . . du haſt es ja ſelbſt gehört, daß ſie alle Schwarzen für Zauberer halten!

Und doch iſt es nicht, wie du ſagſt! Die Königin muß den einzigen Freund aufgeben, den ſie hat — das mußt du nicht, denn du haſt ja mich!

O ſage das nicht! rief Franzel gerührt und mit wankender Stimme. Du haſt ſchon genug gethan für mich; du kannſt nichts mehr thun, und es wäre Unrecht, wenn ich dich hindern und dich aufhalten wollte — du haſt noch dein ganzes junges Leben vor dir.

Aber ich will auch künftig für dich ſorgen! rief Hanney glühend. Ich will in meinem ganzen Leben nicht von dir laſſen!

Ein Schauder des Entzückens durchrieſelte das Mädchen, daß ſie nur zu ſtammeln vermochte. Hanney... flüſterte ſie.

Ja, ich kann nicht leben ohne dich! rief er innig. Jetzt auf einmal iſt es mir klar, daß ich dich von Jugend auf lieb gehabt habe; jetzt weiß ich erſt, daß ich dich noch immer lieb habe, daß ich dich lieb haben muß, ſo lang ich lebe . . .

Franzel vermochte noch immer nichts zu erwidern; ſtärker durchloderte ſie der Glutgedanke, ſich geliebt zu wiſſen.

Aber du? fuhr Hanney zärtlich fort. Wirſt auch du mich lieb haben . . . wirſt auch du nur mir gehören wollen?

Er drückte die Schweigende feſt an ſich, und überdeckte ihre ſchwellenden Lippen mit feurigen Küſſen — ſie widerſtrebte nicht — im unausgeſprochenen wortloſen Glück des ſich Angehörens hielten Beide ſich feſt umſchlungen.

Da ſchlug höhniſches Gelächter an ihr Ohr und ſchreckte ſie aus ihrem Traum empor. Es war Wolfſind, welcher der Zutritt zur Bühne, auch wenn ſie nicht ſpielte, unverwehrt war. Sie hatte treffend den rechten Moment abgelauert, Beide zu beſchämen und ſich dadurch an Hannei zu rächen. Ha, ha, ha, rief ſie ſo laut, daß Alles, was ſich in der Nähe befand, aufmerkſam wurde und herbei eilte. Spielt die Komödie auch noch hinter den Couliſſen fort? Der Abſchied war auch gar zu hart! Man kann es dem weiſen König Salomo nicht verdenken, wenn er ſich ein wenig dafür entſchädigt! Aber mit natürlichen Dingen geht es doch nicht zu . . . ich möchte wohl auch das Zaubertränklein wiſſen, das die Leute ſo kirre macht!

Eine neugierige lachende Gruppe drängte ſich um das Paar, Franzel klammerte ſich wie betäubt und Hülfe ſuchend an Hannei — dieſer ſtand da, wie Einer, der im Schlafe und im Traum gewandelt iſt und ſich erwachend plötzlich auf einer ungeheuren ſchroffen Höhe entdeckt. Das iſt es, murmelte er, indem er ſich wie träumend über die Stirne fuhr, das iſt es . . . Wie iſt mir denn eigentlich geſchehn? Und auf einmal ſich aus Franzel's Armen windend, ſtieß er ſie wie im Abſcheu von ſich und rief: Laß mich los, ſchwarze Hexe . . . was willſt du von mir? Ich habe nichts mit dir zu ſchaffen . . .

Wie beſinnungslos ſtürzte er fort; die Andern folgten. Niemand hatte ein Wort oder einen Blick für die noch vor Minuten ſo gefeierte Königin von Saba.

In dumpfem Brüten ſaß ſie in dem dunklen Seitenraum der Bühne, während draußen das poſſenhafte Nachſpiel zu Ende ging. Das Lachgebrüll des Publicums ſchallte zu ihr herein — die Königin war vergeſſen, und die um ſie geweinten Thränen waren weggelacht. Wie um ſich zu überzeugen, daß ſie nicht träume, fuhr ſie nach der heißen pochenden Stirn . . . die Königskrone fiel ihr darüber aus dem Haar und kollerte vor ſie hin auf den dunklen Boden des Bühnenraums!

## 3.

Hanney war nach Hauſe geeilt, er hatte nicht vermocht, der Unterhaltung beizuwohnen, welche jedesmal auf ſolche erſte Vorſtellungen zu folgen pflegten. Er ſuchte Einſamkeit und Ruhe in ſeinem Häuschen; in der kleinen Stube fand er zwar die erſtere reichlich, aber die Ruhe wollte nicht kommen. Es ſtürmte fort in ſeiner Seele, wie draußen in der Natur, wo ein eiſig kalter Nordwind über die Schneeflächen hinſauſ'te, ſie aufhob und durcheinander wirbelte, daß bald alle Niederungen verdeckt und Weg und Steg verweht waren. Er verſuchte wohl zu Bette zu gehn und hoffte ſchlafen zu können, weil er ermüdet war — aber wie er den Kopf auf das Kiſſen legte und die Augen ſchloß, war es ihm, als tauche neben ihm ein dunkles Leidensgeſicht aus der Finſterniß auf, als ſähen ihn daraus zwei kummervolle Augen an, als flüſterte eine wohlbekannte weiche Stimme ihm ins Ohr und fragte ihn: Was hab' ich dir gethan? Dann wiederholte er ſich dieſe Frage ſelbſt immer und immer und ſuchte nach allerlei Vorwänden, um eine Antwort zu finden, aber er fand keinen, der ihn vor dem vorwurfsvollen Zuruf geſchützt, keine Antwort, die ihn beruhigt hätte. Sie hat dir nichts — gar nichts zu Leid gethan! mußte er ſich immer ſelbſt wieder ſagen. Sie hat in gar nichts gefehlt, als daß ſie den Worten eines ſchwachen unentſchloſſenen Menſchen geglaubt, der ihr von Liebe vorſprach . . . daß ſie nicht bei der erſten Annäherung ihn von ſich geſtoßen, der nicht den Muth hatte, dieſe Worte vor Andern zu wiederholen, der ſich ihrer geſchämt und vom Gelächter der Leute ſich hinreißen ließ, ſie zu verleugnen. So ſehr er ſich abmühte, er konnte an Franzel keinen Makel finden, als daß ſie nicht die weiße Farbe des Landes trug . . . wie ſchmachvoll und unedel ſtund dagegen er neben ihr! Statt ihr zu helfen, wie er ihr verſprochen, hatte er ſie erſt völlig zu Grunde gerichtet, denn er hatte ihr auch die Ruhe des Herzens genommen, hatte ihre unſchuldige Dankbarkeit entflammt, bis ſie Liebe geworden war, und das Alles nur, um Liebe und Dankbarkeit mit Einem höhniſchen Schlage dem Gelächter preis zu geben. Die Arme hatte Recht gehabt: ſie war wirklich die Königin von Sala, und noch unglücklicher — denn dieſe konnte den Mann ihres Herzens lieben und achten, indem ſie ihn von ſich ſtieß ... Wie mußte ſie dagegen von ihm denken! ...

Die Frucht dieſer Kämpfe war der Entſchluß, beim erſten Tagesſtrahl zu der ſo bitter Gekränkten zu eilen, ſich ihre Verzeihung zu erbitten und, wenn ſie Herz und Hand noch annehmen wollte, ihr beide anzubieten und zu betheuern, daß ſie ſein geliebtes Weib ſein ſolle, vor aller Welt und trotz alles Gelächters und Geſpötts! Es litt ihn nicht mehr auf dem ſchlafloſen Lager, aber es währte noch lange, ehe die langſame Winternacht wich und der erſte Sonnenſtrahl über den vergoldeten Schneehügeln und Schneedächern heraufblitzte. Mit ihm zugleich traf Hanney vor dem Hauſe ein, in welchem Franzel eine Zuflucht gefunden hatte; er fragte nach ihr, er wollte ſogleich mit ihr ſprechen — es war zu ſpät. Noch in der Nacht hatte Franzel all ihre kleinen Habſeligkeiten zuſammengerafft und war entflohn . . . er ſtand vor der unſcheinbaren Kammer, die ſie beherbergt hatte. Sie war unfreundlich und kalt, und doch war ſie ein Paradies gegen den Aufenthalt im Freien, gegen den Schneeſturm, der die Nacht über getobt . . . und in den er ſie hinausgejagt hatte. Das ärmliche Bett war unberührt; Alles war ſauber und ordentlich in dem Gemache, nur hie und da ließ ein Endchen Band, eine Nadel oder eine verſtreute Papierhülſe erkennen, daß die Bewohnerin ferne ſein mußte, und daß ſie Eile gehabt hatte, zu entkommen. Die Miethfrau wußte nichts zu ſagen, als wie leid es ihr thue, eine ſo brave, ſtille Inwohnerin verloren zu haben, und wie ſie nicht anders vermuthen könne, als daß ſie nach Salzburg gegangen ſein werde, wo ſie eine Baſe haben ſolle...

Hanney verließ das Haus ſchweigend; aber ſein Entſchluß ſtand nun feſter als zuvor. Er wollte ſtehenden Fußes nach Salzburg aufbrechen und nicht ruhen, bis er die Verlorene wieder gefunden haben würde. Haſtig ſchritt er die vom Morgenfroſt gehärtete Schneebahn dahin in der gewiſſen Ueberzeugung, ſie einzuholen. Bei dem Unwetter der Nacht konnte ſie nicht weit gekommen ſein, ſie konnte keinen großen Vorſprung haben, während er vor Angſt und Sehnſucht beinahe wie beflügelt dahin ſchritt. Dabei ſpähte er beſtändig nach allen Seiten, ob er nicht irgendwo ihre Spur wahrnahm, denn wie leicht war es möglich, daß ſie vom Wege abgekommen und in eines der Schneegewinde gerathen war, die ſich an den Hügelabhängen haushoch gebildet hatten. Wie leicht konnte ſie vor Ermattung irgendwo zuſammengebrochen ſein und erſtarrt und hülflos im Schnee zu Grunde gehn, wenn nicht raſche Hülfe kam! Trotz der ſcharfen Kälte glühte Hanney's Geſicht vor Aufregung und Anſtrengung, und der Schweiß hing in ſchweren Tropfen an der Stirn. Er hätte aufjauchzen mögen, als endlich durch den Morgennebel die Thürme und die Veſte von Salzburg vor ihm aufſtiegen, denn dort mußte er Gewißheit erhalten. Mit angſtvoll klopfendem Herzen gab er dem finſtern Zollwart Antwort, der ihn an der Mauthſchranke anhielt, und wagte die Frage, ob nicht ein Mädchen von dunkler Geſichtsfarbe dieſen Morgen in die Stadt gekommen. Trotz ſeiner Amtsmiene lachte der Viſitator hell auf. Ein Mädchen von dunkler Geſichtsfarbe! rief er. Hat man je ſo etwas gehört und noch dazu von einem Laufner Schiffmann, denn das biſt du doch nach deiner Kleidung und deinem ganzen Ausſehn! Warum ſagſt du nicht rund heraus, eine Negerin oder Mohrin oder Mulattin oder was weiß ich! Ein Mädchen mit dunkler Geſichtsfarbe habe ich nicht geſehn, aber eine Mohrin iſt herein heute früh, es war noch kaum grau — Hanney hörte nicht mehr, er wußte genug und eilte fort; trotz des Scheltens hatte ihm die Stimme des bärbeißigen Mauthners wie die eines Engels geklungen! Franzel war alſo in Salzburg; er wußte den Namen ihrer Baſe, er konnte ſie erfragen und durfte hoffen, in einer Stunde ihr gegenüber treten und ſie im Triumphe mit ſich zurückführen zu können!

Eben wollte er über die Straße gehn, als ein herankllingelnder Schlitten ſeine Blicke auf ſich zog. Er erkannte trotz Pelzmütze und Mantelkragen den alten Schopper- und Zunftmeiſter, den Vater der ſchönen Wolfſind, und Dieſe neben ihm, eingemummt bis an die Augen, die ihm aber noch nie ſo ſcharf und ſo biſſig vorgekommen waren, als diesmal. Bei ihrem Anblick fiel ihm erſt ein, daß heute der letzte Tag der Dult oder des Jahrmarktes in Salzburg war, und daß Beide wohl, um Einkäufe zu machen, dahin fuhren

— im erſten Augenblick war es ihm geweſen, als führe ſie dieſelbe Abſicht hieher, wie ihn . . . er hatte im Augenblick keinen andern Gedanken und meinte, die ganze Welt könne keinen andern Gedanken haben als das arme Mohrenfranzel. Behutſam drückte er ſich an die Wand und huſchte in eine Hausthüre, um nicht geſehen zu werden — er hätte es nicht vermocht, mit dem Alten ruhig zu reden, oder die boshafte Perſon anzuſehn, der er all dies Elend verdankte! Und dieſes herzloſe, hochmüthige Ding hatte er einmal zu lieben geglaubt! Ihr hatte er das ſanfte, weiche Herz Franzel's opfern wollen und ſie vielleicht für immer verloren! — Erſt lange nachher, als der Schlitten weiter geklingelt war, trat er wieder hervor.

Die Wohnung der Baſe war bald aufgefunden; es war eine betagte Frau, die Vaterſchweſter Franzel's, die Wittwe eines kleinen fürſtbiſchöflichen Bedienſteten, von einer kleinen Penſion die letzten Lebenstage kärglich friſtend. Hanney hätte die wackelnde Alte beinahe umarmt vor Freuden, als er erfuhr, Franzel ſei wirklich da, wohne bei ihr und wolle einige Tage bleiben, bis ſie einen Dienſt oder eine ſonſtige Unterkunft gefunden haben würde. Sie war augenblicklich nicht zu Hauſe, ſondern in den nahen Dom zur Meſſe gegangen. Hanney bat die Alte, ſie nicht mehr fortzulaſſen, bis er wieder komme, und eilte nach dem Dom, um der ſo ſehnlich Geſuchten vielleicht dort zu begegnen.

Dem Mohrenfranzel war die Nacht nicht minder traurig vergangen, als Hanney. Als das Theater zu Ende war und die Lichter und Lampen ausgelöſcht wurden, warf ſie die Königskleider achtlos von ſich und ſchlüpfte unbeachtet und unangehalten aus dem Hauſe, deſſen Stille grell mit dem Jubel contraſtirte, der noch vor ſo kurzer Zeit dasſelbe erſchüttert hatte. Sie wußte kaum recht, was ſie that und dachte — nur Eines ſtand blitzeshell vor ihrer umnachteten Seele: fort wollte und mußte ſie — fort aus der Nähe dieſer Menſchen, die für ſie nur Kränkungen hatten, und deren Beſter ihr vollends das Herz gebrochen. Vergebens waren Zureden und Bitten der weichherzigen Miethfrau, doch wenigſtens den Tag und das Ende des Schneeſturmes abzuwarten: ſie riß ſich los und eilte unaufhaltſam fort wie ein vom Bogen geſchnellter Pfeil. Sie fühlte nicht, wie der Nordwind durch die dünnen Kleider blies und ihr den Schnee ins Geſicht ſchlug — ihr ganzes Weſen war Eine Flamme des Zorns, des Jammers und der ſchrankenloſeſten Liebe! Wie war ihr ganzes Denken und Fühlen ihm entgegengeſtrömt, als der augenblicklich wieder erkannte Jugendgeſpiele als Retter vor ſie getreten war! Wie hatte ſie mit ſich ſelbſt gerungen, die erwachende Neigung niederzukämpfen, die ſeine fortwährende Güte und Freundlichkeit immer lebhafter in ihr anfachte! Und als ſie zuletzt nicht mehr zweifeln durfte, daß ein ähnliches Gefühl in Hanney's Bruſt dem ihrigen antwortete, wie hatte ſie innerlich aufgejauchzt — wie war die lang angelernte Erſtarrung ihres Herzens vor ſeinen Liebesworten geſchmolzen — und nun hatte er ſie doch verſtoßen! Auch er hatte im Grunde ſeines Gemüths keinen Glauben an ſie; um eines albernen Argwohns willen, um einer flüchtigen eingebildeten Beſchämung zu entgehn, hatte er ſie verleugnet und in das Nichts zurückgeſtoßen, aus dem er ſie hervorgezogen, nur um ſie deſſen Elend doppelt fühlen zu laſſen. Wohl fühlte ſie endlich ihre ungewohnten Glieder von der ſtürmiſchen Nachtwanderung erſtarren, ſie fühlte, wie der Augenblick heran kam, wo die Aufregung der Erſchöpfung weichen und ſie ohnmächtig zuſammenſinken würde in den Schnee — aber ſie riß und raffte ſich immer wieder empor und kam mit Morgengrauen vor dem Thore Salzburg's an. Kaum hatte ſie ſich, von der Baſe genöthigt, ein wenig Ruhe gegönnt, als die Domglocken zum Gottesdienſt riefen. Sie folgte dem erſten Tone des Geläuts, denn wenn ſie auch das Liebſte verloren hatte, was ſie auf Erden während ein paar flüchtiger Secunden beſeſſen, die Glocken mahnten ſie gerade zur rechten Zeit, daß ſie doch noch einen Freund habe, der ſie nicht zurückſtoße und vor dem ihr dunkles betendes Geſicht ſo ſchön war, als das der weißeſten Europäerin!

Gefaßt und beruhigt verließ ſie den Dom, kurz zuvor ehe Hanney denſelben erreichte. Sie hielt auf den Stufen inne und blickte gleichgültig in das Gewühl hinein, das der Jahrmarkt in Kramläden, Buden und Ständen aller Art zu entwickeln begann. Langſam ſchritt ſie durch das Gedräng und blieb auf einmal überraſcht und verwundert vor einer Schaubude ſtehen, vor welcher ein großer ſchwarzbärtiger Mann im rothen Rock die Neugierigen unter dem Schalle einer großen Trommel und einer verſtimmten Trompete zum Eintritt aufforderte. Treten Sie ein, meine Herrſchaften! rief der Marktſchreier. So eben iſt der Anfang! Hier ſind zu ſehen die weltberühmten Hottentotten, Kaffern und Buſchmenſchen, ſo von Königen und Kaiſern und allen hohen Potentaten bewundert, in hieſiger Stadt aber noch niemals nicht geſehen worden! Treten Sie ein — es ſind ächte, wirkliche Kaffern, die Sie in ihrer ganzen Natürlichkeit ſehn, wie ſie in ihrem Vaterlande frei herum gehn! Immer herein ſpaziert, meine Herrſchaften — es wird Sie nicht gereuen!

Franzel traute ihren Ohren kaum. Alſo wirkliche Menſchen waren hier zur Schau ausgeſtellt, wie ſie ſonſt wohl Löwen und Bären geſehen hatte! Und die Leute drängten ſich herzu, dieſe Menſchen zu begaffen, und Alles das nur, weil ſie nicht die Farbe dieſes Himmelſtrichs trugen, weil ſie eine dunkle Haut hatten, eine Haut, wie ſie ſelbſt! Es war kein Zweifel möglich, denn vor der Bude hingen große Bilder und beſtätigten die Ankündigung deſſen, was drinnen zu ſehen war. Es waren nackte farbige Menſchen darauf gemalt, mit Federkronen und Federſchürzen, mit Korallenſchnüren um den Hals, ſpielend und tanzend, wie ſie es in ihrer Heimath gewohnt ſein mochten. Sie wagte kaum aufzuſchauen oder ſich zu regen, aus Furcht, daß ſie bemerkt und ſelbſt ein Gegenſtand der Neugierde werden möchte, denn auch ſie trug ja die gleiche Abſonderlichkeit an ſich. Dennoch konnte ſie einem unbeſtimmten Drange nicht widerſtehn, die armen farbigen Leute zu ſehn, die ja aus demſelben Lande kommen mußten, aus welchem der Mann gekommen war, dem ſie ihr unglückliches Daſein verdankte. Sie legte raſch die paar Eintrittsgroſchen vor die Frau, die an der Kaſſe ſaß, eine aufgeputzte und wohlgenährte Perſon, welcher der Ertrag ihrer Schauſtücke ganz wohl zu bekommen ſchien. Sie ſah die Kaffern auf einer Bühne, wie ſie draußen angemalt waren, hörte ſie ihre Kriegsgeſänge anſtimmen und ihre Tänze aufführen und fühlte ihr Herz von einer unſäglichen Wehmuth und Bitterkeit beſchleichen. Noch nie war ihr das Ungewöhnliche ihrer Körperbildung ſo lebhaft vor die Seele getreten. Das iſt der Platz, auf den du gehörſt, jammerte ſie innerlich. Du biſt auch ein Abenteuer, ein Schauſtück, wie dieſe wildfremden Menſchen da!

Unbemerkt wollte ſie die Bude wieder verlaſſen, aber dem rothen Manne, der draußen den Ausrufer gemacht hatte, war ihr Eintritt nicht entgangen. Er kam jetzt auf ſie zu und bat ſie, einen Augenblick mit ihm hinter den Vorhang zu treten, der einen Theil des Budenraumes abſchloß und zu einer Art Wohnzimmer machte. Sie folgte, ohne zu bedenken, was ſie that, und ſtand wie eine halb Träumende vor dem Manne und der ebenfalls herbeigerufenen aufgeputzten Kaſſiererin, die ſie ſchmunzelnd betrachtete. Der Mann war ausnehmend artig gegen ſie und bezeigte ihr ſeine Verwunderung, eine Afrikanerin anzutreffen, und noch dazu unter dem Landvolke, dem ſie ihrer Kleidung nach anzugehören ſcheine. Sie hatte keinen Grund, aus ihren Verhältniſſen im Allgemeinen Hehl zu machen, und was ſie verſchwieg, mochte der verſchmitzte Herr der Bude wohl errathen. Du thuſt Unrecht, Mädel, rief er, daß du dich in dieſem Land und unter dieſen Leuten herumquälſt und mit der Arbeit plagſt, da du doch ein Leben haben könnteſt, wie eine Dame. Geh mit uns; mir fehlt gerade eine junge hübſche Wilde . . . ich mache dich dazu und putze dich auf, daß du deine Freude daran haben und dich ſelbſt nicht wieder kennen ſollſt! Du ſollſt vollauf zu leben haben, wie du es nur verlangſt, und Geld genug obendrein, und brauchſt nichts dafür zu thun, als dich ein paar Stunden da hinauf zu ſtellen und dich anſchauen zu laſſen . . .

Franzel hörte noch immer wie im Halbtraume zu und erwiderte nichts. Der Ausrufer glaubte, ſie ſei noch unſchlüſſig, und fuhr dringender fort: Beſinne dich nicht lange und ſage Ja. Du ſollſt es gut haben bei uns, ich gebe dir mein Ehrenwort darauf! Auch die Frau beſtätigte das, und durch Franzel's Seele zuckte der Gedanke, einzuſchlagen. War ſie doch ein Schauſtück, wie die Hottentotten und Kaffern, warum ſollte es ihr anders ergehen als dieſen . . .

In dieſem Augenblick ſchlug der Luftzug den Vorhang etwas zurück und ließ einen Blick auf die Straße thun. Franzel ſah halb unwillkürlich hinaus, zuckte zuſammen und unterdrückte mit Mühe einen Schrei der Ueberraſchung. Nein, nein, rief ſie haſtig, ich will nicht! ſchob den verblüfften Ausrufer und das geputzte Weib bei Seite und ſtürzte hinaus.

Sie hatte Hanney geſehn, der vor der Bude ſtand, ſie hatte geſehn, daß er bleich ausſah und mit kummervollem Blick die ausgehängten Abbildungen der Wilden betrachtete . . . Er war alſo da! Er war ihr nachgeeilt, denn was konnte ihn ſonſt hieher geführt haben . . . er bereute vielleicht . . .

Enttäuſcht blickte ſie draußen um ſich. Es war Hanney geweſen, ſie hatte ſich nicht geirrt — aber er war nirgends zu ſehn, er hatte ſich im wachſenden Gedränge des Jahrmarkts verloren. Sie lief ſchnell nach den verſchiedenen Richtungen, die er eingeſchlagen haben konnte, ſie drängte ſich durch, wo ſie in der Ferne einen runden Schifferhut über die Menge emporragen ſah — es war vergebens. Dennoch gab ſie es nicht auf, nach ihm zu ſuchen. Sie wollte ſich entweder überzeugen, daß ſie dennoch falſch geſehn, oder, wenn er es wirklich war, wollte ſie ihn wenigſtens von ferne beobachten, und wollte erfahren, ob ihr thörichtes Herz Recht hatte mit ſeiner Vermuthung, daß er ihretwegen gekommen.

Hanney war indeſſen wieder vergeblich bei der Baſe geweſen und dann in ſeinem Trübſinne ziel- und planlos herumgewandert. So war er auch an die Bude mit den Wilden gekommen und hatte traurig die Bilder vor derſelben betrachtet: waren es auch häßliche Geſtalten und Geſichter, ihre Farbe rief ihm doch noch lebhafter das Bild des Mädchens vor Augen, das ihm ohnehin nicht von der Seite wich.

Er riß ſich los und eilte, des Tumultes überdrüſſig, in ein Seitengäßchen — und ſchnurgerade dem alten Zunftmeiſter in die Hände, der mit Wolfſind plötzlich vor ihm ſtand. Ei ſieh da, Hanney! rief der Alte vergnügt. Auch auf dem Jahrmarkt? Das iſt ſchön und mir doppelt angenehm, daß wir ſo zuſammen kommen! Du biſt ja geſtern nicht einmal in die Verſammlung gekommen, wo Alles voll war von Lob und Verwunderung über dein Stück und über dein Spiel als Salomon!

Ehe Hanney etwas erwidern konnte, hatte der Alte ihn am Arme ergriffen und in das nächſte offenſtehende Haus geführt und gezerrt. Das müſſen wir nachholen! Komm nur mit da herein! Wir wollen eine Flaſche Kloſterneuburger mit einander ausſtechen — da ſind wir gerade recht am goldenen Wallfiſch, da bekommen wir ihn von der erſten Sorte.

Hanney konnte nur eine unzuſammenhängende Entſchuldigung vorbringen. Sie wurde nicht gehört, und im nächſten Augenblick befand er ſich mit dem geſprächigen und ſeelenvergnügten Alten und mit der ſchweigenden Wolfſind in der Schenkſtube zum goldenen Wallfiſch und mußte Beſcheid thun auf das vortreffliche Gelingen der Königin von Saba. Der Alte ſchien von Franzel's Flucht noch nichts zu wiſſen, denn er baute goldene Luftſchlöſſer, wie das Stück in Braunau und überall, wo ſie hinkommen würden, gefallen und welch reiche Einnahme es ihnen verſchaffen werde. Hanney mundete bei ſolchen Reden der köſtliche Wein wie Galle, und er mußte ſich alle Gewalt anthun, um dem Alten nur nothdürftig zu antworten und weder ſeine eigene Stimmung noch das Ereigniß zu verrathen, das ihn darein verſetzt hatte. Endlich ließ ihn der Alte einen Augenblick los, um mit dem Wirthe ein Geſchäft abzumachen, und er blieb neben Wolfſind allein.

Er ſchwieg, denn ſein Gemüth war voll Bitterkeit gegen ſie, und finſter ſah er auf die Straße hinaus. Die breiten Glasfenſter der Schenkſtube reichten faſt bis an den Boden hinab, daß man Alles überſah, was draußen vorging, daß man aber auch von dort die beim Weine ſitzenden Gäſte gewahren konnte.

Wolfſind hatte während der Anweſenheit des Vaters kein Wort zu Hanney geſprochen, und der Alte hatte im Grunde ſeines Herzens darüber gelacht, denn er ſah darin nichts als die gekränkte Eitelkeit, daß ihr die Königin von Saba entgangen war. Jetzt rückte ſie raſch näher zu Hanney, faßte ſeine widerſtrebende Hand und ſagte halblaut mit gepreßter Stimme: Biſt du mir bös, Hanney? Sei es nicht, fuhr ſie fort, als er beharrlich ſchwieg. Wenn du dir Alles recht überlegſt, mußt du ſagen, daß ich Recht gethan habe. Die heimtückiſche Schwarze hat es darauf angelegt, dich anzuködern, und der Himmel weiß, was ſie dazu für Mittel gebraucht hat . . . Und was hätte draus werden ſollen? Du wärſt mit ihr ins ſchlechte Gerede gekommen, und ein Burſch, wie du, hätte ja doch nie mit ihr Ernſt machen und eine Mohrin heirathen können . . .

Gieb dir keine Mühe, Wolſiſind, erwiderte er endlich kalt. Du machſt dich umſonſt ſo ſchön. Du haſt ein boshaftes Gemüth, ſonſt hätteſt du der armen Franzel und mir den Spott nicht angethan! . . .

Aus den Augen des Mädchens ſtürzten Thränen. Das kannſt du mir ſagen? ſchluchzte ſie. Und du weißt doch, wie viel ich immer auf dich gehalten, wie ich dich allen Andern vorgezogen habe . . .

Ich hab's geſpürt geſtern, ſagte er und ſuchte ſeine Hand los zu machen, die ſie ergriffen hatte. Sie ließ ihn aber nicht los, ſondern drängte ſich noch enger an ihn und rief leidenſchaftlich: Und wenn ich gefehlt habe, darfſt du mir ein hartes Wort ſagen deßwegen? Warum habe ich denn Alles gethan, als deinetwegen?

Meinetwegen?

Ja ſtell dich nur an, als ob du von nichts wüßteſt! Warum habe ich's gethan, als weil ich's nicht vertragen kann, dich mit einer Andern zu ſehn? Weil ich dich über Alles lieb hab' und nicht leben kann ohne dich? . . .

Im rückſichtsloſen Ungeſtüm der Leidenſchaft fiel ſie ihm weinend an die Bruſt und ſchlang die Arme um ſeinen Hals. Laß mich los, Wolfſind, ſagte er heftig, indem er ſich loszumachen ſuchte. Willſt mich noch einmal zum Geſpött machen, wenn Ein ſterblicher Menſch in die Stuben kommt? — Als ſie ſich nicht regte, ſchob er ſie entſchieden von ſich, ſtand auf und nahm ſeinen Hut. Es iſt wahr, ſagte er, es hat eine Zeit gegeben, wo ich durchs Feuer gegangen wär' um ein ſolches Wort von dir . . . es iſt vorbei und du biſt ſelbſt Schuld, daß es ſo iſt . . . Behüt' dich Gott, Wolfſind — wir Zwei ſind fertig miteinander für dieſe Welt!

Er verließ die Stube.

Franzel war inzwiſchen auf ihrer vergeblichen Wanderung auch in das Gäßchen gekommen und wollte eben am goldenen Wallfiſch vorüber, als ihr Blick in das Fenſter und auf Hanney und Wolfſind fiel. Sie traute ihren Augen kaum, ſie meinte, es müſſe ein Traum ſein — aber es war nicht anders! Es war Hanney; er ſaß neben Wolfſind, ſie hatte ihn bei der Hand gefaßt und lehnte mit dem Kopf an ſeiner Bruſt . . . Alſo darum war er nach Salzburg gekommen! Und die leichtgläubige Thörin hatte einen Augenblick glauben können, er habe an ſie gedacht! . . . Schwarz ſchwamm es ihr vor den Augen, ſie mußte ſich an der

Wand des gegenüberſtehenden Hauſes halten, um nicht umzuſinken . . .

Dann aber ſtürzte ſie wie außer ſich dem Jahrmarkte und der Bude mit den Wilden zu. Athemlos trat ſie vor den erſtaunten Eigenthümer und rief: Da bin ich! Da habt ihr mich, wenn es euch Ernſt mit eurem Antrag iſt . . . ich will werden, was ich werden muß, ein Abenteuer für die müßige Welt ein nichtsnutziges Schauſtück. — Das erfreute Marktſchreierpaar war höchlich damit zufrieden und ſuchte ſie auf alle Weiſe zu beruhigen. Der Handel war bald geſchloſſen und das Handgeld gegeben. Stell dir's nicht ſo ſchwer vor, Mädel, ſagte die Frau. Du ſollſt es gut haben bei uns. Mach dich aber fertig zur Reiſe; die Dult iſt aus, und wir reiſen noch heute Abend.

Franzel war bereit; ſie verließ die Bude nicht mehr. Abends polterte der Gauklerwagen mit allerlei ſeltſamem Geräthe beladen durch das hallende Felſenthor; unter der Blahe auf dem Stroh ſaß Franzel ruhig und thränenlos. Sie war aufs Aeußerſte gefaßt.

Tags darauf wanderte auch Hanney zur andern Seite aus Salzburg. Er hatte lange bei der Baſe gewartet, bis er ſich der Ueberzeugung nicht mehr verſchließen konnte, daß Franzel die Stadt bereits wieder verlaſſen haben müſſe. Er kam Nachts in ſeinem Häuschen an und übergab am andern Tage der Alten die Schlüſſel, weil er verreiſen müſſe.

Niemand wußte, wohin er gegangen war; aber ſeine Entfernung brachte große Verwirrung hervor, denn in den nächſten Tagen ſollte die Braunauerabtheilung der Schauſpieler abgehen. Um es möglich zu machen, mußte Melcher durch einen eigenen reitenden Boten von Burghauſen einberufen werden.

Die Königin von Saba war zum erſten und letzten Male geſpielt worden.

## 4.

. . . Bis hieher hatten die Mittheilungen meines alten Schiffers von Tittmoning gereicht. Ich wußte nichts weiter, als daß Hanney ſich wahrſcheinlich nach Ungarn oder nach der Walachei gewendet hatte, denn in jenen Gegenden war er von Schiffern zuletzt geſehen worden. Die Geſchichte hatte mich intereſſirt, und ich war eben daran, ihr einen Abſchluß aus eigener Erfindung anzupaſſen, als in der Hauptſtadt des Landes ein großes Volksfeſt gefeiert wurde, bei welchem die Bewohner von nah und fern nach Tauſenden herbeigeſtrömt waren. Auch ich ging der Feſtwieſe zu und ergötzte mich an dem fröhlichen Gedränge heiterer Menſchen, an der verſchiedenen Art und Weiſe, ſich zu gebahren, und an den lauten Abſtufungen und Mannichfaltigkeiten der Trachten. Mit einem Male bemerkte ich einen alten hagern Mann in kurzer Jacke, rundem Hut und langen Waſſerſtiefeln, der unfern von mir einherſchritt und mich fortwährend von der Seite betrachtete. Auch mir kam das ſcharfgeprägte muntere

Geſicht bekannt vor; während ich mich aber gerade beſann, wo ich ihm begegnet ſein mochte, kam der Mann auf mich zu und redete mich grüßend an. Ich mein' alleweil, ich ſoll' Euch kennen, Herr, ſagte er, und als ich erwiderte, daß es mir ebenſo mit ihm erginge, fuhr er fort: Seid Ihr vor ein paar Jahren in Tittmoning geweſen? Seid Ihr nicht der Herr, dem ich die Geſchichte vom Mohrenfranzel erzählt habe? Nun waren wir ſchnell im Klaren, die Bekanntſchaft wurde erneuert und hinter einem Kruge Tölzerbier beſtärkt. Er erzählte mir Vieles von den Waſſer- und Bühnen-Fahrten ſeiner Genoſſen und wie er heuer den Rummel noch mitmachen, dann aber ſich zur Ruhe begeben wolle, denn „der Kopf läßt aus und die Füß' auch!" Er unterbrach ſich dann ſelbſt und rief: Sakra, die Geſchichte vom Mohrenfranzel muß ich Euch doch ganz aus erzählen: die hat ſeitdem eine Fortſetzung bekommen. Ich hörte zu, und eben war mein Schiffer zu Ende, als das Zeichen zum Beginn des Pferderennens gegeben wurde. Das ſollte nicht verſäumt werden; wir gingen, waren aber im Nu durch das Gedräng von einander getrennt, um uns nicht wieder zu begegnen.

Ich war der Sorge enthoben, einen Schluß der Erzählung erfinden zu müſſen.

Hier iſt, was mir der Schiffer als ſolchen gab.

* * *

Ein halbes Jahr mochte vorübergegangen ſein, ſeit Hanney und Franzel verſchwunden waren. Es war

Frühling im „lieben Lande“ an der Salzach, und Frühling weit unten in der Türkei und Walachei, wo die Donau ſich dem Ziele ihres Laufes nähert. Da ſchritt Hanney durch die engen ſchmutzigen Gaſſen einer türkiſchen Grenzfeſtungsſtadt und beſah ſich das fremde Leben und Treiben, die verſchiedenen Menſchen und die bunten, noch verſchiedeneren Trachten. Er trug den Ledergürtel um die Mitte, welcher den Schiffer immer auf die Reiſe begleitet, und die Axt über der Schulter zeigte, daß er erſt unlängſt angekommen ſein mußte. Er hatte den erſten Schiffzug mitgemacht und wollte nun aufs Gerathewohl bis ans Meer wandern und ſich auf ein Seeſchiff verdingen. Er wollte die weite Welt ſehen, und dazu ſchien ihm dies das beſte Mittel zu ſein; daheim litt es ihn nicht mehr, ſeit er die Hoffnung hatte aufgeben müſſen, Franzel wieder zu finden. Er war nicht mehr der alte rüſtige und luſtige Burſche; er wanderte trübſelig dahin, denn die Ungewißheit über das Schickſal des Mädchens ließ ihn nicht ruhen. Wenn ich nur wüßte, daß ſie lebt, ſagte er oft zu ſich ſelbſt, dann wollte ich getroſter ſein! Oder wenn ich wüßte, wie es ihr ginge! Daß ſie nicht krank, nicht in der Noth und im Elend iſt und Niemand hat, der ſich um ſie annimmt . . .

Eben ſchritt er auf einen größeren Platz hinaus, wo ihn Trompetenton und die Schläge einer großen Trommel aufmerkſam machten. Er trat näher und ſtand vor einer Schaubude, in welcher Springer und

Seiltänzer ihre Künſte zum Beſten gaben. Zugleich hingen Bilder an den Bretterwänden mit den Abbildungen von Kaffern, die da auch zu ſehen ſein ſollten. Er erkannte die Bilder wieder; er hatte ſie in Salzburg an dem Tage geſehen, an welchem er Franzel vergeblich geſucht. Die Erinnerung trieb ihn an, ſich unter das bunte Volk zu miſchen, das in den Schauplatz drängte. Er ſehnte ſich ordentlich darnach, Menſchen zu ſehen, die wenigſtens in Einem Stücke der lieben Verlorenen ähnlich waren.

Er ſchenkte den Kraftſtücken und Sprüngen, welche die Aufführung einleiteten, wenig Aufmerkſamkeit und erwartete mit Ungeduld das Auftreten der Wilden. Jetzt wurde die berühmte Afrikanerin angekündigt, das Non plus ultra von Gewandtheit und Zierlichkeit in ihren heimathlichen Tänzen. Alles war begierig, aber die Angekündigte kam nicht; ſtatt deſſen hörte man hinter der Bühne eine wilde, ſcheltende und fluchende Stimme und der Gegenſtand der allgemeinen Neugier erſchien endlich, aber offenbar widerwillig und mehr herausgeſchoben als ſelbſt vortretend. Es war eine hohe ſchlanke Geſtalt in einem hellblauen Gewande, das, von einem goldenen Gürtel zuſammengehalten, Arme und Beine frei ließ, an denen ebenfalls metallene Ringe glänzten. Sie trug gelbe Kugeln in den Händen, mit denen ſie den Tanz zwiſchen allerlei Hinderniſſen beginnen ſollte, die am Boden umhergeſtellt wurden und nicht berührt werden durften. Eine mißtönende Muſik begann, aber ſie brach plötzlich wieder ab, denn Hanney, dem ſchon beim bloßen Heraustreten Hören und Sehen vergangen war, hatte die Arme erkannt, wie ſie nur den erſten Schritt vorwärts machte. Franzel! rief er, Franzel! mit überlauter Stimme, unbekümmert um all die Türkenköpfe, die ſich nach ihm umwendeten und über die Störung zürnten. Franzel ſtand bei dem Rufe eine Secunde wie verſteinert; ſie ließ dann die Kugeln auf die Bühne fallen und ſtarrte, die zitternden Arme weit vorſtreckend, nach dem Orte, woher der Laut gekommen war. Franzel! rief es wieder . . . ſie fand ihn aus; ſie erkannte unter den Türken die liebe Tracht der Heimath . . . Hanney! rief ſie entgegen und war mit Einem Sprunge über die Bühne herab und über die verblüfften Muſikanten und Zuſchauer weg. Nichts hielt ſie zurück, und im nächſten Momente hing ſie aufgelöſ't in Thränen und unfähig eines Wortes am Herzen des Jugendfreundes.

Ein unbeſchreiblicher Tumult brach los; die Türken kreiſchten und drängten auf das Paar ein und fluchten, dieſen unverſtändlich, über die Störung des Schauſpiels, deſſen Fortſetzung ſie ungeſtüm verlangten. Auch der „Director“ der Bude, der Mann im rothen Rock, kam heran, fluchte und wetterte und wollte Franzel mit ſich fortreißen Sie aber klammerte ſich feſt an den Freund und rief: Laß mich nicht los, Hanney, rief ſie, um Gotteswillen — laß mich nicht wieder zu den ſchrecklichen Menſchen! Ich will thun, was du von mir verlangſt — nur nicht wieder zu dieſen . . . eher will ich ſterben!

Hat keine Gefahr, Franzel! rief Hanney. Weil ich dich nur wieder hab', ſollen nur noch ein paar hundert ſolche Hanaken und Türken herkommen und ſollen's probiren, dich mir zu entreißen! — Mit einer geſchickten Wendung ſtellte er ſich ſo, daß er den Rücken frei bekam und zugleich Franzel bedeckte. Dann ſchwang er ſeine Axt und rief den Schreiern und Drängern zu: Halt! Zurück! Dem Erſten, der mir näher kommt, hau' ich den Schädel auseinander!

Das Volk wich zurück; auch der Budenherr hatte keine Luſt, zu verſuchen, ob der Burſche entſchloſſen ſei, ſeine Drohung zu erfüllen. Man ſchrie hinüber und herüber; über dem Lärmen erſchien die Wache, und die Sache ſollte vor den Paſcha kommen zur Entſcheidung. Das mochte dem Marktſchreier nicht genehm ſein. Er rief Hanney zu, das Mädchen ſei ihm ſchuldig — er ſolle für ſie zahlen, dann wolle er die widerwillige Perſon laufen laſſen, die doch zu nichts zu brauchen ſei! Den Türken ließ er durch einen Dollmetſcher ein anderes Schauſpiel verſprechen, das ſie vollauf für das verlorene entſchädigen würde. Es iſt wahr, ſagte Franzel, der Menſch hat es ſchon zu machen gewußt, daß ich ihm ſchuldig geworden bin und immer tiefer hinein kam . . . das war's ja allein, womit er mich immer feſthielt . . . ohne das wär' ich ihnen längſt entſprungen, und wär' es ins Waſſer geweſen!

Hanney warf dem Manne, der ſich aber nicht darum bekümmerte, mit dem Gelde einen ſehr verſtändlichen Halunken zu . . . und ſtand nach wenig Augenblicken vor der Bude, ſein braunes Liebchen am Arm und einen Bündel mit ihren wenigen Habſeligkeiten in der Hand.

Das Nothwendigſte, eine Unterkunft, war bald gefunden, in kurzer Zeit war Franzel umgekleidet und trat wieder vor Hanney, dem das Entzücken aus den Augen ſtrahlte. Sein Benehmen, ſeine halben Worte, ſeine Blicke hatten ihr in den erſten Secunden geſagt, daß ſie wieder einen Platz in ſeinem Herzen ihr eigen nennen durfte. Sie ſaßen bei einander, immer von Neuem einander betrachtend und ſich verwundernd, daß ſie ſich wirklich wieder gefunden hatten, ſo wunderbar, ſo weit vom Vaterlande, und daß ſie einander wieder Alles ſein konnten, ungeſtört von Spott und neidiſchem Gelächter. Sie wußten gar nicht, wo mit Erzählen begonnen und wo geendet werden ſolle; alle Ereigniſſe des verhängnißvollen Tages von Salzburg wurden aufgeklärt, und über dem ſüßeſten Geplauder waren einige Stunden verflogen und der Abend war da.

Was ſollte nun werden? Hanney warf die Frage auf, indem er ſie zugleich beantwortete. Und nun, rief er, weil wir einander wieder haben, wollen wir auch nicht wieder von einander laſſen! Mache dich fertig, Franzel — morgen in aller Frühe reiſen wir nach Haus, in drei Wochen iſt Hochzeit, und ich führe dich als mein Weib in das kleine Obslaufener Haus — für uns hat es ja doch Platz genug!

Er zog den Silberring ſeines Vaters vom Finger und ſuchte ihn an Franzel's Hand zu ſtecken: Da nimm, ſagte er, du haſt mir ihn gebracht — nimm ihn wieder als Verlobungsring . . .

Ungewiß und ſchwankend hielt Franzel den Reif in der Hand und ſah Hanney mit liebevollem Blick an: Gott weiß, daß ich kein größeres Glück im Himmel und auf Erden für mich weiß, als was du mir anbieteſt! Dein Weib werden, Hanney . . . ich kann mir's kaum denken und vorſtellen, daß das möglich ſein ſoll . . . und doch muß ich . . . Nein ſagen!

Hanney ſprang entſetzt auf: Nein? rief er, du könnteſt Nein ſagen, jetzt, wo uns der Himmel ſo ſichtbar zuſammengeführt hat? Du willſt den Ring nicht nehmen, willſt nicht mein Weib werden?

Ich will, Hanney, ich will . . . aber ich kann ja nicht . . . ich kann nicht mehr zurückgehn in die Heimath, . . . ich hab' kein Herz mehr dafür und für die Leute dort, ich hab' zu viel Bitterkeit erfahren müſſen . . . dir kann ich nicht zumuthen, daß du die Heimath aufgiebſt, die dir nichts zu Leid gethan hat . . . alſo ſiehſt du wohl, daß ich nicht kann . . .

Hanney ſah ſchweigend vor ſich hin. Ich kann dir nicht Unrecht geben, ſagte er, aber das will überlegt ſein . . . es iſt keine Kleinigkeit um einen ſolchen Entſchluß; wir wollen's beſchlafen und ſehn, ob guter Rath über Nacht kommt . . .

Sie ſchieden mit ſchwereren Herzen, als nach dem Jubel des Wiederfindens zu erwarten geweſen war, aber der Rath kam wirklich über Nacht.

Franzel, ſagte Hanney, als er ſie am Morgen wieder ſah . . . ich hab' mir's überlegt. Ich will dich nicht zwingen, in die Heimath zurückzugehn . . . ich kann mir wohl vorſtellen, wie dir ums Herz iſt — aber ich hab' ja auch nichts mehr, was mich dahin zieht. Mein Vater iſt längſt todt, Geſchwiſter und nahe Befreundete hab' ich nicht — ich hab' Niemand auf der weiten Gotteswelt als dich, drum will ich dich auch nicht wieder von mir laſſen, und wo du bleibſt, will ich auch bleiben und mir eine neue Heimath bauen.

Franzel hatte nur Thränen des entzückteſten Dankes zur Erwiderung. Wenn's dir recht iſt, bleiben wir gleich hier; der Ort liegt juſt recht, daß man einen Handel anfangen kann . . . etwas Geld zum Anfangen hab' ich, und ſo wird unſer Herrgott wohl weiter helfen!

Nach wenigen Tagen waren Beide Mann und Frau. Ein freundliches Häuschen vor den Thoren, mit der Ausſicht auf die Donau, war zur Wohnung gewählt und zugleich mit ihnen von Zufriedenheit und ungetrübter, glücklicher Heiterkeit bezogen.

Sie blieben auch ihre Hausgenoſſen Jahre lang, vermehrt durch ſteigenden Wohlſtand, denn Hanney's Holzhandel dehnte ſich von Tag zu Tag mehr aus, und durch ein paar muntere Kinder, in denen die Hautfarbe der Eltern zu Franzel's großer Freude faſt bis zu einer unmerklich tiefern Tinte gebrochen erſchien. Dennoch entging es der glücklichen Franzel nicht, daß Hanney ſeit einiger Zeit etwas verändert, daß der frühere frohe Sinn etwas von ihm gewichen ſchien. Er ſaß oft Viertelſtundenlang wie in Gedanken, und wenn ſie ihn anredete, war er betroffen und wußte wohl gar nicht mehr, wovon ſie in der letzten Viertelſtunde mit ihm geſprochen hatte. Sie fragte und beobachtete, aber ſie erhielt nur ausweichende Antwort und konnte nichts bemerken, was ſie auf eine ſichere Spur gebracht hätte.

Eines Abends trat ſie unbeachtet in den Garten, wo er gerne zu ſitzen pflegte und auf die Donau hinaus ſah. Sie duckte ſich hinter die hohen Kürbisranken und die Maiskolben, um ungeſehen näher zu kommen. Hanney ſtand an einen Baum gelehnt und ſah ſtarr in das Waſſer hinaus, in welchem die untergehende Sonne brannte . . . es kam Franzel vor, als ob er mit halber Stimme vor ſich hin ſänge . . . noch ein paar Schritte, und ſie hörte und verſtand, was er ſang.

Ich möchte ſterben, da wo ich geboren,
Im lieben Land, wo meine Salzach brauſ't!

Es war das Heimweh, das über ihn gekommen war, das ihm in den Worten ſeines eigenen Liedes zur Klage wurde. Sie ſtörte ihn nicht; unbemerkt ſchlich ſie zurück, er ſaß noch lange ungeſtört und einſam bis in die dunkelnde Nacht.

Am andern Tage begrüßte ihn Franzel beim Frühſtück mit ihrem ſchönſten Lächeln. Sie war ſchon vor Tage aufgeſtanden und hatte allerlei hin und wieder geräumt und getragen. Hanney bemerkte das und fragte: Was machſt du doch für Zubereitungen? Was haſt du denn vor?

Sonderbare Frage — man hat doch eine Menge herzurichten, wenn man reiſ't . . .

Wenn man reiſ't? Wer will denn verreiſen?

Nun, ich und du und die Kinder — wir Alle miteinander . . .

Ich begreiſe dich nicht, Franzel . . . Wohin ſollten wir denn reiſen?

Franzel legte ihre Arbeit weg, faßte ihn an der Hand und ſah ihm zärtlich in die Augen. Wohin? kannſt du das wirklich nicht errathen? Was haſt du denn geſtern für ein Lied geſungen, als du Abends allein draußen ſaßeſt an der Donau?

Franzel . . . du weißt?

Ja, ich weiß. Ich habe erlauſchen müſſen, was du mir nicht geſagt haſt . . . du ſehnſt dich nach deiner Heimath.

Nun ja denn, was ſoll ich es leugnen . . . es kommen ja wohl manchmal ſolche Augenblicke über einen. Es wird wieder vorübergehn . . . Geſchehene Dinge ſind einmal nicht zu ändern . . .

Wohl iſt es zu ändern, Hanney . . . wir reiſen in das liebe Land, wo deine Salzach brauſ't, in deine Heimath!

Franzel! rief Hanney, ſie entzückt umhalſend, du wollteſt wirklich? du könnteſt dich entſchließen . . .

Wozu? du haſt mir ein großes Opfer gebracht, als du hier bliebſt: ſoll ich dir's nicht vergelten und mit dir zurückgehn, wenn es deine Ruhe gilt . . .?

O du gute, herzliche Franzel . . . Ja es hat mir in der Stille am Herzen gefreſſen und ich hab's nicht verwinden können . . . nun werd' ich erſt wieder anfangen zu leben! O du gutes, herzliebes Weib . . .

Lob' mich nicht zu ſehr, es iſt nicht ſo viel dahinter. Jetzt iſt es anders, wenn wir heim kommen, als wenn wir vor ſechs Jahren heimgekommen wären. Jetzt ſind wir gemachte Leute, die ſich ſehn laſſen 'dürfen, und was die Hauptſache iſt — ich bin dein Weib, Hanney, dein glückliches Weib, ich bin die Mutter deiner Kinder — nun ſollen ſie kommen und über mich lachen, wenn ſie Luſt haben . . . nun ſteht mein Glück ſo feſt, daß nichts mehr daran rütteln kann!

— Bald war alle Habe zu Geld gemacht, und die Reiſe wurde angetreten. Nicht gering war das Gerede und das Aufſehen, als der leichte ungariſche Korbwagen mit den vier kleinen Pferdchen und dem zierlichen Troddelgeſchirr vor dem Poſthauſe zu Laufen anhielt. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht, der Hanney ſei wieder gekommen aus der Türkei als ein ſteinreicher Holzhändler, und das Mohrenfranzel ſei ſeine Frau, und ein paar kleine Halbmohren ſeien auch dabei. Man freute ſich ihrer Wiederkehr und gönnte ihnen das ſtille Glück, als ſie ſich auf einem Gütchen in der Nähe anſiedelten und wieder die alten Bekannten und Nachbarn waren, wie vor Jahren.

Hanney trieb ſeinen Handel fort. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß er mit Melcher zuſammentraf, der inzwiſchen Schiffmeiſter geworden war und Wolfſind geheirathet hatte. Sie ſpielten noch immer wacker Komödie, und Niemand war, der ihnen die Helden und Liebhaberinnen ſtreitig gemacht hätte.

Es läßt ſich denken, daß die Unterhaltung anfangs etwas gezwungen und einſilbig war, als ſich einmal die beiden Familien gegenüber ſtanden und Wolfſind vor Hanney und Franzel trat. Eine trübe Vergangenheit lag noch ungeſühnt zwiſchen ihnen.

Um nur etwas zu ſagen, ſtreichelte die ſtattliche Frau Schiffmeiſterin die braunen Kinder und fragte nach deren Namen. Der Bube, antwortete Franzel, mußte nach dem Vater heißen — das Mädel aber haben wir — Wolfſind getauft!

Ueberraſcht blickte ſie die Beiden an und ſtreckte ihnen die Hände entgegen; ſie wurden herzlich ergriffen, und verſöhnt ſtand die Schiffmeiſterin zwiſchen Hanney und der glücklichen Mohrenfranzel.

# Der Striethaſt.

Von E. von Dincklage.

Geſchichten aus dem Emslande. Von E. von Dincklage.
Leipzig, Verlag von Bernhard Schlicke. 1872.

Emmy (eigentlich Amalie Ehrengarte Sophie Wihelmine) von Dincklage wurde am 13. März 1825 als das älteſte Kind des Freiherrn Hermann von Dincklage-Campe und ſeiner Gattin Julie, geb. Baroneſſe von Stoltzenberg, auf dem weſtphäliſchen Rittergut Campe geboren. Ihre Jugend verlebte ſie im väterlichen Hauſe, unter den ſehr eigenartigen, patriarchaliſch-feudalen Verhältniſſen ihres heimathlichen Emslandes, mit deſſen charaktervollen Menſchen und Sitten ſie aufs Innigſte vertraut wurde. Früh entwickelte ſich ein dichteriſches Talent, das ſich zunächſt in Verſen ausſprach. Das Anſehen, zu welchem Klaus Groth die plattdeutſche Poeſie erhoben, regte die jugendliche Dichterin zu einer Reihe von Gedichten in ihrer heimiſchen Mundart an, die dann in den fünfziger Jahren in Firmenich's „Völkerſtimmen“ erſchienen. Aber erſt eine Reiſe nach Wiesbaden im J. 1848 führte ſie in weitere Kreiſe und zu literariſchen Bekanntſchaften, die ſeit der Ueberſiedelung ihrer Eltern nach Bückeburg neuen Zuwachs erhielten. Der Gruppe'ſche Muſenalmanach v. J. 1854 und 55 brachte verſchiedene Gedichte von ihr, das Morgenblatt 1857 ihre erſte Novelle, „das alte Liebespaar“, worauf im folgenden Jahre ihr erſter Roman, „Hochgeboren“, erſchien. Seit 1866 Conventualin des adeligen Damenſtiftes zu Börſtel benutzte ſie ihre dadurch erlangte freiere Stellung zu vielfachen Reiſen in Deutſchland, Ungarn, zuletzt in Italien, die ihren Weltblick erweiterten und ſchärften, ihr dichteriſches Gemüth aber immer wieder zu den Lebensbildern ihrer Heimath zurückführten. Das Schönſte und Ergreifendſte, was ihr gelungen, ſind Bilder aus ihrem Emslande, und ihr Roman „Tolle Geſchichten“ ſchildert in ſeinem erſten Theil das Leben auf einem dieſer altadeligen Herrenſitze mit ſo lebendigen Farben, im Guten und Böſen ſo derb und rückſichtslos, dabei mit einer ſolchen Fülle des friſcheſten Humors, daß dieſem Buch von Frauenhand kein anderes an die Seite zu ſetzen wäre, wenn der zweite Theil mit ſeinen abenteuerlichen Romanverwicklungen und einer gewiſſen Haſt und Oberflächlichkeit der Ausführung nicht allzu fühlbar gegen den erſten abſtäche. Die kleineren Emsländer Erzählungen ſind zumeiſt glücklicher in der Compoſition und bieten, von demſelben draſtiſchen Humor ſtrotzend, eine Reihe höchſt eigenthümlicher Charakterbilder. Wenn es der Dichterin gelänge, ihre zuweilen aus Rand und Band gehende Phantaſie zu zügeln und ſich gewiſſenhafter innerhalb der ſeinen Grenzlinie der Wahrheit und Natur zu halten, wäre ſie ihrem Talent nach dazu berufen, auch in einer größeren Schöpfung ihre Heimath ſo erfolgreich zu vertreten, wie es Fritz Reuter in der „Stromtid“ mit ſeinem Mecklenburg gethan hat.

## I.

## Anntrin.

Es iſt am Abend des Feſtes Mariä Himmelfahrt. Die Haide liegt im Mondenglanze: in den dünenartigen, ſandigen Hügeln bergen ſich vorgeſchichtliche Aſchenurnen, die mächtigen Deckſteine der Hünengräber aber wurden geſprengt und über die nahe holländiſche Grenze gefahren, zu Hafenbauten oder Seedeichbefeſtigungen. Der Wiedehopf, welcher tief im Moore niſtet, und ſeine bereits flügge Brut fahren erſchreckt aus dem ſchon erntereifen Buchweizenfelde empor über das Hollah- und Juchherufen, das die kriechenden Nebel durchfährt und bis an die fernen, tief dunkel und drohend da ſtehenden Tannenholzungen weiter zittert. Mitternacht iſt nahe, doch es ſind nicht die Jäger des prachtliebenden Kurfürſten Clemens Auguſt, deren Geiſter ihr altes Waidrevier durchjagen; Meiſter Reinecke, der über eine Sandwehe hinauslugt und wittert, weiß das beſſer: die dunklen luſtigen Gruppen, die längs des Heerweges im tiefen Sande weiterſtapfen, ſind harmloſe Bauern und Bäuerinnen aus dem Emslande, die ſich auf dem Heimwege vom hohen Hümmling befinden. Wie ſie heute von dem Dorfe Sögel heimkehren, wo ſie neben den Gebeinen des heiligen Fructuoſus beteten und zwiſchen den Honigkuchenbuden in den Schenken Kirchmeßfreuden genoſſen, ſo thaten es auch ihre Vorfahren und werden es ihre Enkel thun, obgleich wir dafür geſorgt haben, daß dieſe nicht mehr, wie es damals, als die Grauköpfe von heute blond waren, geſchah, im Sande waten; denn die heutige Generation findet eine regelrechte Steinſtraße, und die Reiſenden können, wenn ſie von Lathen oder Papenburg kommen, bis an dieſen gepflaſterten Damm auch noch die hannoverſche Weſtbahn benutzen. Vor dreißig Jahren aber hatten wir alles das nicht und waren trotzdem ſehr zufrieden, namentlich bei Feſten, wie die Himmelfahrtsfeier der allerſeligſten Jungfrau. Am 15. Auguſt iſt das Heu und der Roggen in der Scheune, und man kann auch ſeinen Dienſtboten geſtatten, ein paar Meilen über Land zu gehen und ſich an Ort und Stelle mit einem tüchtigen Hopſer des Lebens zu freuen, falls ſie nicht einen Schleifer vorziehen. Aber es ſind nicht etwa nur Knechte und Mägde, die heute den Holzſchuh mit dem derben Lederſtiefel oder flachen Sonntagsſchuh vertauſchten, um die Feſtfreude auszukoſten, bis ſie förmlich zuſammenbrechen — o nein, in den frohen Zurufen von einer Gruppe zur andern erwecken die ſtolzeſten Namen des Emsufers die matten, nächtlichen Echo's, Namen, die drei- bis vierhundert Jahre mit ihrem Grundbeſitz verwachſen waren, Namen, die jeden ihrer Buchſtaben mit einigen tauſend holländiſchen Gulden zudecken können. Eine dieſer „Beſten", die Erbin von Twiſtbrink, ſchreitet dem Zuge ihrer Dorfnachbarn groß und ſtattlich voran, ſie hat das ſchwarze Laken-(Tuch-)Kleid um die Hüften geſchürzt, und ihr feuerrother Bojerock folgt in gleichmäßigen Schwingungen ihrer ſichern, tactrechten Bewegung. Niemand erlaubte ſich indeß, ſie ſcherzend anzureden, kein begünſtigter Freier hatte das Recht, ihr heute den verhängnißvollen Honigkuchen, den Hilke-Maker (Heiraths-Macher), als zarte Liebesgabe anzubieten; Anntrin war ein ernſtes, „ſinniges" Mädchen, deſſen verſchloſſenes Weſen ſich ſchweigend Zurückhaltung von Anderen erzwang. Obwohl bereits fünfundzwanzig Jahre alt, hatte Anntrin nie einen Bewerber begünſtigt, und dieſe Thatſache zeugte von großem Standesbewußtſein. Ein armes Mädchen, des geringen Mannes Kind, muß ſich bei Zeiten verſorgen, die Erbin aber hat zu wählen, je länger ſie „kührt", deſto ſtolzer beweiſ't ſie: Ich habe es nicht nöthig, mich nach irgend etwas in der Welt umzuſehen! — Was unter dem breiten Goldgeſchmeide, das dann und wann auf Anntrin's Bruſt im Mondenſtrahl aufleuchtete, lebte oder liebte — wer konnte es wiſſen? Ein Wagengeraſſel, das von dem holperigen Pflaſter des Dorfes Wahne aus mit dem feuchten Nachtwinde weit über die Ebene zog, feſſelte alsbald die Gedanken der Wandernden. Das iſt Rolf Evert!

rief ein Dorfdemagoge, welcher der bäuerlichen Ariſtokratin nicht das Weiße im Auge gönnte, dicht hinter Anntrin, das iſt Rolf der Matroſ' — natürlich, der muß fahren, wenn wir Anderen zu Fuß gehen; ſein großer Kommheraus (Hemdekragen) könnte ſtaubig werden auf der Landſtraße! —

Anntrin wandte ſich nach dem Sprecher um. Hermanton, ſagte ſie mit tiefer, ruhiger Stimme, wenn du vier fette Braune im Stalle hätteſt, ſtatt deiner mageren Kuh, du ſäßeſt jetzt auch zwiſchen den grünen Wagenleitern!

So, ſo! machte der Andere boshaft, noch boshafter als gewöhnlich, aufgeſtachelt vom Fuſel-Dämon, ſo, ſo! Ja, das hatte ich vergeſſen, Jüffer (Jungfer), daß Rolf's Bruder ſich die Maße zum Hennekleed (Todtenhemd) nehmen läßt und damit das verhexte Felgen-Erbe auf den Matroſen fällt! Ja, ja, wenn ich verſtände, was die verſtehen, meine magere Kuh brauchte wahrlich nicht im Joche zu gehen!

Mehrere Leute, welche neugierig näher gekommen waren, ſtießen ſich verſtohlen an, die Erbin ging ſchweigend weiter. Der reizbare Hermanton indeß, uneingedenk des ſchönen Spruches: Schweigen iſt Gold! gedachte ſich vor ſeinen Zuhörern hervorzuthun, drückte den plumpen Hut ein wenig auf die Seite, qualmte eine dicke Tabakswolke in die Luft und begann von Neuem: He, Anntrin, da muß ich mich wohl bei dem Matroſen einſchmeicheln, damit er mich demnächſt auf dem Twiſtbrink als Tagelöhner behalten thut?

Es entſtand eine kurze, erwartungsvolle Pauſe des Schweigens, dann wandte ſich Anntrin gegen den Tagelöhner, ſo daß die ganze Colonne ſtehen bleiben mußte. Hermanton, ſprach die Erbin und ſtemmte ihre große, arbeitskräftige Hand, die an jedem Finger breite Goldringe trug, in die Seite, — Hermanton, um dir zu wiſſen zu geben, wer auf dem Twiſtbrink commandirt, kündige ich dir von heut ab die Arbeit auf dem Hofe. Wenn ich keinen andern Degesmann (Freiwerber) mehr finde, ſo will ich mich an dich wenden. Damit: ſtop!

Hätte Tacitus in dieſer Mitternachtsſtunde eine Geiſterpromenade gemacht, um die Spuren der römiſchen Legionen aufzuſuchen, gewiß, es müßte den alten Hiſtoriker gefreut haben, Anntrin in Mondſcheinbeleuchtung da ſtehen zu ſehen, voll ernſten, gemeſſen ſtrafenden Zornes! Denn ihre kräftige Geſtalt, ihr lichtblondes Haar, ihr blaues, unerſchrockenes Auge — es war ja Alles ſo, als ob ſie, eine der Mägde Thusnelda's, durch Jahrhunderte und Jahrtauſende dahinſchritte in ewiger Kraft und Jugend, die Trägerin des geheimnißvollſten und unveräußerlichſten Erbtheils, des der Stammeseigenthümlichkeit!

Hermanton, deſſen Intereſſe keineswegs mit dem des Tacitus Hand in Hand ging, war durch das urgermaniſche Mondſcheinbild ſeiner Arbeitsgeberin in trauriger Art ernüchtert. Wenn auch die Brinkhofleute ſehr „großmüthig“ im Bauernſinne, das heißt: hochmüthig waren, ſo zeigten ſie ſich auch großmüthig nach unſerem Begriffe, indem ihre Almoſen Freund und Feind zufloſſen, ohne Anſehen der Perſon und nur mit Berückſichtigung des Mangels. Etwas wie Zurücknahme von Anntrin's ausgeſprochenem Strafbeſchluß war nicht denkbar; der Miſſethäter wußte zumal recht gut, daß er nicht eben zu den fleißigen Knechten zähle, und daß ſeine Verdienſte niemals mit ſeinem Lohne Schritt hielten.

Kiek — süh! knurrte er ſehr unwirſch, dann kann der Brinkhof die ſieben Gulden und zwei Dübbeltje Vorſchuß, die ich bekommen habe, in den Schornſtein ſchreiben, kroſſe (kurz angebundene) Jüſſer!

In unſerer Freundſchaft ſind keine Schornſteinfeger, Hermanton! Du wirſt in allen Fällen die ſieben Gulden und die zwei Dübbeltje bezahlen, ich will das Geld deinen Kindern aufheben, damit ſie nicht Hunger leiden, deines Durſtes wegen!

Was auch in Hermanton kochte, er mußte es durch ſeine, leider wieder ſehr trockne Kehle hinunter ſchlucken, denn der Wagen hatte jetzt die Fußgänger erreicht und der Matroſe ſchwang ſich elaſtiſch, wie das ſeine Beſchäftigung lehrt, über die Wagenleitern und geſellte ſich zu der bereits wieder tactmäßig fortſchreitenden Erbin: Wer von euch fahren will, kann aufſteigen! rief Rolf Evert und hob den Lackhut ein wenig, um die braunen, lockigen Haare zurück zu ſtreichen.

Ich will fahren! erklärte trotzig Hermanten und ſtieg auf, einige Andere, die wacker getanzt hatten, folgten ihm.

Denkt dir's noch, Anntrin, wie wir mitſammen in die Schule gingen? fragte der Schiffer nach einigen gleichgültigen Hin- und Herreden.

Ja wohl, aber es iſt lange her. Du warſt auf der See von klein auf, ich, an meinem Platz, ginge nicht fort von dem Loog (Bauerſchaft), wo ich jung geworden bin, um keinen Preis; aber ihr ſeid von einer andern Art, ihr bleibt nicht bei einander, um das Feuerhahl (den Keſſelhaken).

Rolf lachte frohmüthig. Nein, der Keſſelhaken hielt mich nicht, und du kannſt dir ſchon ſelbſt auslegen, fügte der Matroſe hinzu, was mich wegtrieb.

Ich kann es mir nicht auslegen, widerſprach Anntrin. Du haſt eine Mutter, einen Bruder und Schweſtern, Land und Sand und von Allem genug, es müßte denn ſein, daß dir Pflug und Dreſchflegel zu ſchwer geweſen wären.

Ich rechne, Anntrin, du wirſt mir meinen Schimpf und Glimpf ſtehen laſſen — ich kann Jedermann in die Augen ſehen. Ich hatte wohl Alles zu Haus, nur keinen Frieden mit Mutter und Bruder, du weißt ja, was über Felgen-Vollerbe umgeht.

Marie Joſef — und iſt das denn wahr?

Sie ſagen es — und es iſt ſo; mein Bruder hat die Zehrung, deßhalb rief mich unſere Mutter mit einem Brief von Archangel, damit Einer die Arbeit thäte — er kann es ja nicht! —

Erzähl mir, wie das Geſage iſt — Wort für Wort!

Durch hundert Jahr ſoll nie der älteſte Sohn den Felgenhof auf ſeinen Sohn vererben, er kommt auf den Bruder oder den Sohnes-Sohn oder einen Ohm — immer in die dritte Hand!

Wie lange dauert das ſchon?

Du meinſt, fragte Rolf, wie lange muß es noch dauern? Wenn du mir deine Hand giebſt, Anntrin, ſo will ich es dir ſagen. Hier unter den Tannen, wo es ſo dunkel iſt wie in Aegypten, wird kein Menſch erfahren, ob du mir die Hand giebſt; aber ich rechne, es ſoll nicht lange dauern, dann ſehen es alle Leute in der Kirche?

Ein Glück verheißender Druck erwiderte den von ſeiner Rechten ausgehenden, zugleich fragte die Erwählte ſeines Herzens neugierig: Iſt es in Aegyptenland immer dunkel?

Nein, nur ein halbes Jahr, und dann iſt es wieder dreiviertel Jahr Tag, und ſo immer weiter, auf Island und Spitzbergen ganz dasſelbe; die Leute bauen daſelbſt ihre Häuſer aus Schnee, und ſo wie wir unſere Pferde, haben ſie Eisbären, die ſie anſpannen. Aber Anntrin, verlangt dich's nicht zu wiſſen, wennehr der Felgenhof von dem Geſage frei wird?

Gewiß verlangt mich's — was du doch Alles erlebt haſt, Rolf! Ich bin nicht bange, gar nicht, aber ich habe einmal auf dem Verlaater Markt in Friesland einen Bären geſehen, und —

Laß die Kinderei, Anntrin, ich werde euch von dieſen Dingen ſpäter noch jahrelang erzählen, wenn die böſe Gewalt nicht mehr die Klinke meiner Hausthür aufheben kann und den Tod über die Schwelle tragen — ja, zu Ende iſt's mit ihr, wenn Felgen-Erbe unter ein anderes Dach zieht! Ich rechne, Mädchen, von wegen meiner Perſon, ich ſtehe meinen Mann an den Ufern der Ems hinauf und herunter, wer es ſei; unſere Höfe und Ländereien liegen an einander, ſomit frage ich dich, Anntrin, ob ich am Sonntag kommen mag, dich von deinen Leuten zu begehren?

Komm am Sonntag! entgegnete Anntrin leiſe, als ob eine unheimliche Unruhe über ſie käme, aber, ſich ermuthigend, ſagte ſie lauter: Und damit ſtop!

Und damit ſtop! wiederholte der Schiffer und demnächſtige Anerbe, umfaßte des Mädchens kräftige Geſtalt und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen. Nur einen einzigen, denn die ägyptiſche Tannenfinſterniß lichtete ſich, das Mondlicht quoll durch die leiſe rauſchenden Tannenzweige, und der kräftige Geruch umgeackerten Landes verdrängte den harzigen Duft des Nadelholzes. Die Himmelfahrtswanderer waren an einen Scheideweg verſchiedener Gruppen gekommen; noch einmal verſammelten ſie ſich, hier und da reichte man ſich die Hände, noch irgend ein leiſer oder lauter

Abſchiedsgruß und dann: Gute Nacht! und fern und ferner noch einmal: Tohop und Gute Nacht! Endlich wurde die Haide ſtill, und in den Neſtern erwachten die Frühſänger unter den Vögeln.

## II.

## Sanne Möhe.

Anntrin fand, wie immer, die Thür ihres Vaterhauſes bei ihrer Heimkehr unverſchloſſen. Es giebt noch heute viele Häuſer im Emslande, die nur dann und wann durch ein Vorhängeſchloß von außen verſichert werden können, von innen aber höchſtens einen Pflock oder eine Krampe zu dieſem Ende aufweiſen. Im Twiſtbrink-Hauſe war auch das nicht nothwendig, denn die Beſitzerin des ganzen Hofes, die achtzigjährige Muhme Suſanne, wachte die ganze Nacht. Die alte reiche Bäuerin, unter dem Namen Sanne Möhe weit umher bekannt und gefürchtet, war nie vermählt geweſen, und dieſer Umſtand war ihr vornehmſter Stolz. Wenn Sanne Möhe jemals etwas über Eliſabeth von England gehört hätte, man müßte glauben, ſie habe ſich die jungfräuliche Königin zum Vorbilde auserſehen, wahrſcheinlicher aber iſt, Sanne würde dann einen andern Weg eingeſchlagen haben; denn ſie wollte in allen Dingen ihren eigenen Sinn und Willen haben. Die alte Bäuerin war äußerlich andächtig, barmherzig und ſo tugendhaſt, daß ſie die Ausübung des Guten am liebſten mit der „Schwepe“, hochdeutſch: Peitſche, gefördert hätte; ihre herbe Jungfräulichkeit ging hier und da in eine gleißneriſche Grauſamkeit über, beſonders wenn ihre Eiferſucht rege gemacht worden war. Denn eiferſüchtig war dieſe alte, dürre, ewig fröſtelnde Mumie, als ob dieſe letzte Leidenſchaft eigens dazu weiter kröche und fräße, um den erkaltenden Lebensfunken immer von Neuem wieder anzufachen! Eiferſüchtig war Sanne Möhe auf ihren Rang, ihren Reichthum, vorzüglich aber: ihren Einfluß! Bei alledem machte Sanne einen ſo vollkommen gelaſſenen, gehaltenen Eindruck, wie es nur immer der Tochter und Erbin einer Familie, gleich der von Twiſtbrink, zukam; ihre Leidenſchaften waren von Jung auf „tigerfüßig“ und dem Opfer am nächſten, wo dasſelbe am wenigſten davon ahnte. Es war ein Ehrenpunkt für Sanne Möhe, zu jeder Zeit der Nacht zu wachen und — wie ſie behauptete — zu beten! Das Letztere weiß Gott allein, das Erſtere erfuhren zu ihrem Schrecken auch häufig die Menſchen, welche ſie unter allerlei Vorwänden der ſüßen, aber gänzlich nutzloſen Gewohnheit des Schlafes entriß. Früher, als ſie noch weniger fror, hatte die würdige Jungfrau den größten Theil der Nacht ſpinnend — und betend, wie ſie behauptete! — am Feuer geſeſſen; auch jetzt hielt ſie vorzugsweiſe in der Nacht ihr Lever unter Aſſiſtenz ſämmtlicher Hausbewohnerinnen, aber ſie konnte die Nachtluft nicht lange ertragen, und wenn Alle ein paar Vaterunſer gebetet hatten, mußte die Alte, trotz des erwärmenden Kaffees, wieder in ihre dicken Federbetten geſtaut werden.

Na — na — na! klang es hohl und hüſtelnd aus der Butze (Wandbettſtelle), welche die „ſcharfe Ecke“ der Brinkhofküche bildete, bei Anntrin's Rückkehr; du mußt einen Haufen Plaiſir gehabt haben, Kind, daß du ſo lange ausbleibſt — die Glocke hat ſchon ausgehoben zu ein Uhr — na — na — ſo lohnt es nicht mehr, daß du dich niederlegſt — wache und bete — leg auch ein paar Törfe an — die Nächte werden ſchon kalt — na — na — wer war denn Alles da in Sögel?

Anntrin erzählte nun, was ſie wußte; ſie nannte alle Freunde und Bekannte einzeln, denn die tugendſtrenge Sanne war ſehr neugierig und behielt die Lebenswege ihrer Umgebung ſcharf im Auge. Na — na — na! — ſagte die Möhe, als Anntrin ſchwieg, alſo der Matroſe Rolf Evert vom Felgenhof freit jetzt um dich, mein Mädchen?

Obwohl dunkle Röthe über das Geſicht der Erbin zog und einen Moment ihre Augen zornig aufleuchteten, hielt ſie doch ihre Ruhe vollſtändig aufrecht; ſie fragte auch nicht, woher die Alte dieſe Kunde habe, ſchnell errathend, weßhalb der Dorfdemagoge gefahren war und wozu er ſeinen Vorſprung vor ihr benutzte. Das Ohr der Schlafloſen war nie offener als bei nächtlichen Audienzen; nichts ſchmeichelte ihr mehr, als wenn

Jemand geheimnißvoll mit irgend einer Neuigkeit zu ihr ſchlich — wenn ihr Volk ſchlief. Das „Volk“ ſind nämlich die Dienſtboten, und „Leute“ Familienmitglieder. Anntrin erhob ſich und ſchritt ſichern Trittes vor die Bettloge der Allgebietenden, ſelbſt die derben Knechte des Hauſes traten nicht ohne Zagen daher, und die andächtige Sanne freute ſich ihrer Angſt. Aber die Erbin verlor ihre ſichere Ruhe nicht, war ſie doch im Bewußtſein ihrer bevorzugten Stellung aufgewachſen. Ja, Möhe, entgegnete ſie, Rolf Evert wird mit Schein den Felgenhof bekommen und denkt am Sonntag bei Euch und meinen Alten um mich anzufragen!

Na — na — na — klang es unter den mächtigen Federbetten hervor, das kommt mir ja recht gelaufen, ſo kann mich der krecke (ſaubere) Fant auch zu Tode hexen, wie er es ſeinem Bruder that — das verſteht die Felgenart, Krausköpfe, ſchwarze Krausköpfe!

Anntrin kreuzte die Arme und entgegnete: Krauſes Haar iſt nichts Ehrloſes, Möhe Sanne!

Na — na — na! Die Andächtige lachte und huſtete unheimlich durcheinander, nein, nichts Ehrloſes, an den Blättern kennt man den Baum, was eine Elſe, was eine Eiche, was eine Hagebuche — die Krausköpfe na — na — ſind ſo recht die ſtillen, gehorſamen, friedfertigen Leute, nicht wahr? Na, du haſt gut gekührt!

Er hat dem Schiffsbaas gehorcht — er wird Euch eben ſo wohl gehorchen!

Sieh — ſieh, da haſt du Recht, was die Kinder heute klug ſind! Na, na, zieh dein Sonntagsgut aus und wecke das Volk.

## III.

### Amandus Twiſtbrink, geborner Slootmann.

Eine Bauernerbin wie Anntrin durfte keine intime Freundinnen oder vertraute Bekannte haben, denen ſie ſagte, unter welchem Drucke ſie und ihre Leute lebten; die alte ariſtokratiſche Deviſe „Ich hoffe Neid“ war die Richtſchnur, welche die Bevorzugten um jeden Preis inne zu halten hatten, und wie viel Glanz hätte das Geſtändniß verwiſcht: Sanne Möhe giebt uns ihr Geld, aber ſie nimmt uns jede Freude, jede Freiheit! — Nein, Anntrin hätte ſie nicht über die Lippen gebracht, dieſe ſchreckliche Wahrheit, auch wenn nicht die Wahrſcheinlichkeit nahe läge, irgend ein liebedienernder Zuträger würde der Alten Alles brühwarm überbringen. Dennoch beſaß Anntrin hinter dem Rücken der Muhme, ja mit ihr unter demſelben Dache, einen Vertrauten und Verbündeten. Dieſer eben ſo vorſichtige als treue Parteigänger war ihr Vater. Wenn der ſtille, willenloſe Mann auch keine Macht hatte, ſein Kind zu beſchützen, ſo hatte er doch ein redliches Herz, ſie zu lieben! Die Beiden, Vater und Tochter, hatten ſeit den fünfundzwanzig Jahren, die Anntrin lebte, überhaupt keine ungetrübte Lebensfreude, als die gegenſeitige aneinander. Außer ſeiner Tochter war ihm in der That nichts geblieben von dem, was ihm die Natur an ſeiner Wiege zugeſchworen — nicht einmal ſeinen Namen hatte er behalten. Amandus Slootmann ins Kirchenbuch eingetragen, überſetzte die Volksſprache den Amandus in Leffert (Geliebter), und der angeerbte Slootmann mußte mit dem erheiratheten Beſitze dem ſtolzen Namen Twiſtbrink weichen, und lief nur noch, der Ordnung wegen, als „geborner“ nebenher. Leffert war ein ſehr ſtattlicher, faſt noch hübſcher blonder Mann, der ſich um ſo leichter mit der Tochter auf einen Gefühlston ſtimmte, als er nur zwanzig Jahre mehr als ſein Kind zählte, indeß Anntrin's Mutter, eine arbeitſame, verblühte Matrone, einen Altersvorſprung von beinahe vierzig Jahren vor ihrem Kinde hatte. Dieſes Ehebündniß zwiſchen dem blutjungen Gatten und der alten, ihm bis zum Verlobungstage gänzlich fremden Ehefrau war das Meiſterſtück der andächtigen Sanne Möhe. Sie war eine Verächterin des Eheſtandes; trotzdem griff ſie dem lieben Gott niemals öfter und verhängnißvoller in ſeine Naturgeſetze, als im Eheſtiften. Alle Liebesleute betrachtete die Alte als ihre geſchworenen perſönlichen Feinde und brachte, obwohl ſonſt ungemein „ſünig“ (ſparſam), die größten Opfer, um Verhältniſſe zu löſen, welche ſie gar nichts angingen. Oeffentlich aber wußte ſie dieſe Steuer ihrer Herzenshärtigkeit immer als Almoſen und Wohlthaten herauszuputzen. Verheirathete ſie ſchon Fremde gegen ihren Willen, ſo ſtrafte ſie die, welche nicht in Sanne's Gunſt ſtanden, oder deren Kinder, allemal mit einer muthmaßlich unglücklichen Ehe. Sie wartete gern zwanzig Jahre zu dieſem Zwecke, bis die Unmündigen herangewachſen waren, und ging dann mit bewunderungswerther Klugheit und in erbaulichſter Art zu Werke. Die Wilden freſſen ihre Feinde, die Zahmen bekriegen und berauben ſie — Suſanne Twiſtbrink ſteuerte ſie aus. Leffert verfiel der Erbſünde ſeines Vaters, Haye Slootmann, von dem erſten Tage ſeines Daſeins an. Vor ſechsundvierzig Jahren wurde Haye nämlich an einem Donnerstag, der zugleich ein Feſttag war, von Sanne als Bewerber abgewieſen, am Sonntag derſelben Woche aber ließ ſich Haye bereits mit einem andern Mädchen als demnächſtiger Ehemann „kündigen", ſo daß ſich die ganze Gemeinde lächelnd Zeichen und Winke gab, denn Haye's Verlobte war ein ſehr ſchönes, ſehr armes Mädchen, indeß Sanne ein ſehr reiches und ſehr unſchönes Frauenzimmer war. Zwanzig Jahre ſpäter ſtarb Haye's ſchöne Frau, ſeine Familie hatte ſich indeß um ſechs Kinder vermehrt, dagegen ſein Vermögen um ein Erkleckliches vermindert. Der muntere Wittwer dachte, ſeine alte Auserwählte möchte inzwiſchen andern und mildern Sinnes geworden ſein, und ſtellte ſich ihr von Neuem als Bewerber vor. Die würdige Bäuerin war ſehr holdſelig, zeigte ihm ihre mit dem ſchönſten Vieh angefüllten Ställe und ihre üppigen Saatfelder, und als nun dem flotten Bewerber recht das Waſſer im Munde zuſammenlief, ob des verlockenden Mammons, ſprach die Beſchützerin der Kirche und der Armuth: Ich fange bereits an etwas ſchwach auf den Füßen zu werden und kann mein Volk nicht mehr wie früher im Auge behalten; es würde nicht ſchicklich ſein, mir einen ältlichen Bauern ins Haus zu nehmen, weil ich ſchon ſelbſt alt bin; ſomit habe ich an einen jungen Stellvertreter gedacht — wie alt iſt denn dein größter Junge?

Der flotte Wittman erbleichte. Den jungen, blühenden Sohn an das alte, in der Mitte der Fünfziger ſtehende Geſpenſt zu verſchachern, ſchien doch ſelbſt ſeinen praktiſchen Wünſchen und Erfahrungen zu hart. Nun, Leffert iſt noch ein baares Kind, entgegnete er kleinlaut, kaum neunzehn, er kommt nächſtes Jahr zur Looſung! — Na — na — na, meinte die Alte, wir kaufen ihm einen Stellvertreter, bring ihn das nächſte Mal mit, es ſoll dein Schaden nicht ſein!

So fiel Amandus, vulgo Leffert, Sanne Möhe anheim, die ſich unterdeß aus irgend einem fernen Dorfe eine alte vergeſſene, demüthige Nichte hervorgeſucht hatte, um durch ſie den künftigen Erben von Twiſtbrink zu ſtrafen und an ſich zu ketten, falls er nachgiebig genug ſein ſollte, ſich den Plänen ſeines Vaters zu unterwerfen — denn nachgiebig mußten Sanne's Sklaven ſein! Haye Slootmann gelang es um ſo eher, ſeinen Sohn zu der Heirath mit Stine

Twiſtbrink zu bereden, als dieſer noch ſo ungemein jung und unerfahren war und die Ausſicht, das väterliche Eigenthum mit den fünf jüngeren Geſchwiſtern, einer Stiefmutter ꝛc. ꝛc. zu theilen, auch nichts Lachendes hatte. Es ſchmeichelte dem jungen Menſchen, von Allen beneidet da zu ſtehen — bis er, gar bald nach ſeiner Heirath, inne wurde, daß er viel mehr ein Gegenſtand des Mitleids als des Neides ſei! Wer weiß, ob er nicht, trotz ſeiner duldſamen Natur, das Joch gewaltſam abgeſchüttelt hätte, in welchem er mit ſeiner gleichmüthigen Stine ging, unter Sanne's oberherrlicher Aufſicht, wenn ihm nicht ein Kind geboren worden wäre. Auf einmal hatte ſein Leben einen Zweck, ſeine knechtiſche Stellung eine Verſöhnung, ſeine Ehe eine Weihe — er beſaß ja ein Kind! — Das Verhältniß zwiſchen dem Vater und der heranwachſenden Tochter ward um ſo inniger, als man dasſelbe vor den Augen der Alten verbergen mußte; ſie fand jede herzliche Liebe zu irdiſch, ſelbſt die zwiſchen Eltern und Kindern, wenn dieſelbe einen beglückenden Charakter annahm, und ſie ſorgte alsbald für die Läuterung dieſer in ſelbſtiſchen, ungöttlichen Banden Befangenen, indem ſie eine moraliſche oder örtliche Trennung herbeiführte. Es war eine tiefe, erbitterte Eiferſucht auf alle Liebe.

Deshalb war nun Leffert der heimliche Vertraute ſeiner Tochter. Am Tage nach Mariä Himmelfahrt gingen ſie mit einander zum Moore, Anntrin erzählte ihre geſtrigen Erlebniſſe und ſagte dann mit einem

Seufzer: Seht, Vater, ich habe all mein Lebtag nicht gewußt, daß man ſo viel Herzweh haben könnte, als ich bei dem Gedanken, daß ſie den Rolf nicht annimmt!

Es iſt nun ſo, Kind, entgegnete Leffert bedächtig rauchend, daß man in der Jugend manche Dinge ſchlimmer anſieht als den Tod, und wenn ſie dann kommen, dann überdauert man ſie dennoch! Darin hat ſie Recht, Zeit meines Denkens ſagen die Leute, die Felgen und ihre Freundſchaft ſind nicht „ſüwer“ (ſauber). Mir ſelbſt will es nicht in den Kopf, daß mein einzig Kind in die Hexenwirthſchaft kommen ſoll!

Aber, Vater, man weiß ja keine Unthaten von ihnen, und Herr Ohm (Pfarrer) hat uns in der Kinderlehre nie was von Behexen oder Beſprechen geſagt.

Ja, meine Tochter, dieſe Dinge ſagt man auch nicht; denn wenn man ſie nennt, ſind ſie da. Aber wer kann wiſſen oder beweiſen, daß ſie nicht ſind? —

Beide ſchwiegen eine Weile, bei dem Punkt angelangt, der ſchon Klügeren Kopfbrechen gemacht hat.

Was iſt das nun aber, hob Anntrin wieder an, daß die, welche von der Stelle, wo es nicht richtig iſt, heirathen, ihre Zauberart verlieren, und die Fremden, welche auf die „unſüweren“ Höfe ziehen, ſie bekommen?

Leffert ſah ſeine Tochter gedankenvoll an.

Die, welche den Fluch herabzogen, leben ſeit vielen hundert Jahren nicht mehr, es ſind immer alte Erbſtellen, wo das „Weſen“ iſt; nun haftet der Fluch an dem Grund und Boden, denn — Leffert wollte den

Satz weiter ausführen und blickte über ſich in die blaue Herbſtluft, aber er kam nicht damit zu Stande und ſchloß kurz: Denn woran ſollte es ſonſt haften?

Wenn Rolf Evert ein Twiſtbrink wird, nicht wahr, Vater, dann könnte er ſo werden wie wir und die anderen Leute?

Wer weiß das? ſprach Leffert beſorgt; aber wenn dir's ſo in deinen Gedanken iſt, als würde er damit frei, dann will ich es gern glauben. Denn es iſt keine Lüge und Gottloſigkeit in dir, und dein Sinn könnte nicht an einem ſchlechten Jungen hängen!

---

## IV.

## Der erſte Striethaſt.

Der nächſte Sonntag-Nachmittag fand Alles auf dem Brinkhofe für den Anſpruch des Bewerbers vorbereitet. Sanne Möhe war aufgeſtanden und ſaß in viele Kiſſen und Röcke gehüllt in ihrem Krakeſtool (Lehnſtuhl) an dem künſtlich aufgebauten Torffeuer des Herdes. Die zinnernen Teller und Schüſſeln, welche über dem Rauchfang und auf den Wandborten aufgereiht waren, glänzten, von Anntrin's derber Hand mit Aſche und Oel geputzt, wie eitel Silber. Die geweißten Wände der geräumigen Küche, die zugleich das Wohngemach des Haushaltes bildet, zeigten ſich ſauber abgeſtäubt und das „Boſſemklaed“ (Rauchfanggardine) friſch gewaſchen und geſtärkt, wie zur Kirchmeß. Die große, die kleine und die Mittelmagd hatten Erlaubniß erhalten, über Land zu gehen, und die Knechte lungerten im Dorfe oder ſchliefen im Heu. Am Fenſter ſaß Anntrin, das Gebetbuch auf den Knieen und den Kopf über daſſelbe gebeugt; ſie trug über den im Nacken kurz geſchnittenen Haaren die kleine ſeidene Kappe mit vielen feuerroth und grün gemuſterten Atlasbandſchleifen, Leffert rauchte in ſeiner geduldigen Art des Abwartens, und Mutter Stine ging ab und zu, Dieſes und Jenes beſorgend. Jetzt ließen ſich auf der Diele Männerſchritte vernehmen, und gleich darauf zeigte ſich Rolf's anſehnliche Figur im Rahmen der Thür. Einige Secunden betrachteten die Anweſenden einander, es würde den Anſtand ungemein verletzt haben, hier etwas Anderes als die eiſenfeſte Ruhe höchſten Selbſtbewußtſeins zu zeigen. Rolf trat einen Schritt vor, faßte leicht an den Lackhut, ohne ihn indeß abzuſetzen — auch Leffert ſaß in Hemdsärmeln und mit ſeinem gewaltigen Sonntagsfilz auf dem Kopfe da — und rief mit ſeiner friſchen, klangvollen Stimme: Guten Tag miteinander!

Nimm dir einen Stuhl, Rolf Evert! ſprach feierlich die Hausfrau; der Matroſe ſetzte ſich, und es wurde von der Ernte, von Rolf's krankem Bruder, von Allem, was das Volk eben intereſſirte, geredet, Anntrin blieb aber ruhig in ihrer Ecke, und den Liebenden wurde kaum ein Blick, noch weniger ein Wort des Austauſches geſtattet, Anntrin's blaue Augen hafteten unausgeſetzt auf dem Gebetbuche. Nach einer Stunde erhob ſich Rolf und meinte, es wäre jetzt wohl Zeit, nach Hauſe zu gehen.

Na — na — na! hüſtelte Sanne, du wirſt nicht vom Brinkhofe gehen wie der Hahn vom Warmbier, Rolf Evert! Der Bauer ſoll dir mal erſt die Ställe und Viehſtände zeigen, und dann langen wir mitſammen in die Schüſſel! — Einen Moment begegneten ſich die Blicke der Verlobten, und dann gingen die Männer hinaus auf die Viehdiele. Mutter Stine holte mit Hülfe einer eigens dazu beſtimmten Holzgaffel eine Seite Speck aus dem Wiemen, und Anntrin wetzte das große Brodmeſſer auf der Thürſchwelle und hing dann das eiſerne Pfannengerüſt in den Keſſelhaken. Der Tiſch wurde ans Feuer geſchoben und mit einer rieſigen Butter, dem Zinnapf mit Candiszucker und Taſſen beſetzt — Sannens eingefall'ne glitzernde Augen folgten behaglich dieſen Vorkehrungen, plötzlich — Anntrin fuhr ordentlich zuſammen — rief ſie freundlich: Stine, mein Kind, lange mir den Speck her, es gehört ſich, daß das Haupt des Hauſes den Striethaſt ſchneidet! —

Stine brachte gehorſam den Holzteller mit den langen, lichtrothen Speckſcheiben; Anntrin aber, welche eben den Milchtopf in die Aſche ſchob, erbebte ſo, daß ein Theil der Flüſſigkeit ziſchend in die Kohlen lief. Na, na, murmelte die Alte, in den dürren, zitternden Händen das große Meſſer handhabend, unſere Schweine waren gut, auf dem Twiſtbrink wird kein Stück geſchlachtet, das nicht beſt (gut) wäre! —

Sie hatte die langen Specklagen in Quadrate getheilt und befahl, daß man die Pfanne erwärme. Na, na, kicherte ſie, der Rolf wird nicht allzu viel davon eſſen; Faſten iſt heilſam für junge, übermüthige Burſche und —

Sanne Möhe! ſchrie Anntrin auf und erfaßte die Hand mit dem Meſſer. Um aller Heiligen willen, thut es nicht! Ich will Euch dienen und pflegen Nacht und Tag, ich will eine Wallfahrt für Euch machen barfuß, ſo weit Ihr wollt, ich will ein ganzes Jahr für Euch faſten, ich will thun, was Ihr verlangt — aber ſchneidet mir nicht ſo ins Herz, bringt nicht ſolches Unglück über mich!

Na, na, na — unkluges Mädchen, kannſt du's nicht erwarten, daß er mir die Zehrung an den Hals hext, damit ich aus dem Wege komme? — Denk an Gott, Kind, und nicht an die Mannsleute — für deine Seele ſorg' ich, ſo lang meine Augen offen ſind! — Bei dieſen Worten ſchnitt Sanne Möhe die Speckquadrate franzenartig ein, ſo daß ſie nur oben an der feinen Speckſchwarte zuſammenhingen, und legte vier derſelben ſymmetriſch in die Pfanne.

Sanne, flüſterte Anntrin, ihre Augen von dem brodelnden Speck erhebend, Sanne, über dieſen Striethaſt wird Gott eines Tages Rechenſchaft von Euch fordern. Wie kann ich, wenn Ihr in der Erde liegt, des Guten, das Ihr mir thatet, gedenken, wenn Ihr mir alle meine Lebenshoffnungen genommen habt?

Stine, beſorgt, daß ihre hocherregte Tochter ſich gegen die Tante hinreißen laſſen möchte, goß das Buchweizenmengſel in die Pfanne und fragte zaghaft: Kann es denn gar nicht anders gehen, Sanne Möhe?

Nein, ich will es nicht anders!

Was iſt denn nun aber ein Striethaſt? — Er iſt eben ein Stück Symbolik, eine Volkspoeſie, die wir glauben belächeln zu dürfen, weil wir uns einbilden, ſubtilere Begriffe und eine zartere Auffaſſungsweiſe zu beſitzen. Die Spanierin öffnet ihren Fächer, wenn ſie einen Bewerber annimmt, und ſchließt den Fächer, wenn ſie die Huldigungen zurückweiſ't. Die Orientalin ſagt durch eine beſtimmte Blüte: ich liebe dich! — durch eine andere: du biſt mir verhaßt! — Auf Rügen hängt die Heirathsluſtige eine Schürze vor die Thür — die Münſterländerin dagegen hat ihren Striethaſt, ihren Speckſelam! Iſt die Speckſcheibe ganz, ſo wird der Bewerber angenommen; iſt ſie eingekerbt, ſo iſt derſelbe abgewieſen! — Früher ſcheint die Striethaſtverſtändigung in Heirathsſachen eine ziemlich weitverbreitete geweſen zu ſein, die Spur dieſer Sitte läßt ſich bis an die Nordſee verfolgen und lebt noch hier und da in verſchiedenen Variationen; in voller Blüte aber beſteht ſie fort in der Niedergrafſchaft Bentheim, die durchweg eine Schatzkammer alter Ueberlieferungen iſt. Das Wort

„Striethaſt“ bedeutet überſetzt „Streit haſt“; doch iſt vielleicht anzunehmen, daß es urſprünglich „Strietaßt“, d. h. „Streitaxt“ hieß, und man dem Speck die Form dieſer Waffe gab.

Von der Diele her nahten die Stimmen der Männer. Anntrinn floh durch die Seitenthür ins Freie, und Stine wendete mit einem erſtickten Seufzer den Pfannenkuchen, der ihres Kindes Lebensglück zerſtören ſollte. So lange Sanne lebte, war an keine Aenderung ihres Willens zu denken! — Rolf Evert wurde ſehr bleich, als ihm die alte Sanne das Gebäck mit dem eingekerbten Striethaſt, der alle ſeine Hoffnungen vernichten ſollte, auf den Teller ſchob. Einen Moment biß er die weißen, feſten Zähne tief in die Lippen, dann aber ermuthigte, ja erheiterte er ſich wieder, und ſeine braunen Augen nahmen einen ſieghaſten Ausdruck an. Stine war längſt in der Waſchkammer verſchwunden, wo ſie ſich mit der Schürze eine rebelliſche Thräne abtrocknete, auch Leffert wurde unruhig, und unter dem geiſtvollen Vorwande, er glaube, das Füllen habe ſich losgeriſſen, eilte er zu dem Stalle zurück.

So blieben Rolf und die Alte allein. Rolf rückte an ihre Seite und ſprach, auf den Striethaſt deutend, welcher auf ſeinem Teller lag: Nun ſagt einmal, Möke (Mühmchen), weßhalb habt Ihr denn eigentlich dieſe Flagge da aufgehißt?

Ueber ſo viel Frechheit war ſelbſt die doppelt gegerbte Sanne betreten; nach kurzem Beſinnen antwortete ſie eiſeskalt: Mir liegt nichts an dem Umgang mit Hexenleuten!

Ei ja, das verſteht ſich von ſelbſt; aber an der Feindſchaft der Hexenleute muß Euch noch weniger gelegen ſein! Bleibt nur ruhig, ich thue Euch nichts, wir Schiffer haben einen Aberglauben, der uns verbietet, alte Weiber anzurühren — wozu Euch auch antaſten? Ich habe es leichter, ich hexe ſo lange, bis Ihr mir meinen Schmuck, die Anntrin, freiwillig gebt — Euer Striethaſt wird gut bezahlt. Nun, Möke, es gehe Euch gut, ich ſage Euch hiermit guten Tag!

Rolf Evert ſtand auf, zupfte vor dem kleinen Spiegel ſein rothes Foulard-Halstuch zurecht, drückte den Schifferhut ſchief aufs Ohr und trollte ſich von dannen.

## V.

## Die Hexenleute.

Seit dieſem Tage ging eine wunderliche Veränderung mit Suſanne Twiſtbrink vor. Sie weckte ihr Volk nicht mehr des Nachts, ſpionirte nicht mehr bei Tage und ließ den Pfarrer kommen, mit welchem ſie dann in eine Meinungsverſchiedenheit gerieth und erklärte, ſie wolle ihn von heute bis vor ihrer letzten Stunde nicht wiederſehen. Was ſie wüßte, das wüßte ſie, und das könnte ihr auch Herr Ohm nicht abdisputiren — kurz, die Alte wurde ihrer Umgebung ein Räthſel, das ſich durch ihre häufigen Fragen nach Rolf Evert noch vergrößerte. Der Matroſe war an dem Tage, wo er auf dem Twiſtbrink abgewieſen war, zu ſeinem Schiffspatron nach Amſterdam gereiſ't. Ein anderes Ereigniß trauriger Art drängte indeß die gerechte Neugier in den Hintergrund. Eines Morgens fand man Stine beſinnungslos auf dem Eſtrich, trotz aller angewandten Mittel ſtarb ſie wenige Stunden darauf, ohne zum Bewußtſein zurückzukommen. Sanne ſtand einen ganzen Tag auf, um beim Leichenſchmauſe zu präſidiren; übrigens fand ſie, man müſſe Gottes Schickungen mit Faſſung hinnehmen, und ſie ſelbſt ging in dieſer Faſſung mit gutem Beiſpiele voran. Von da aber richtete ſich ihr ganzes Intereſſe auf — die Schneider, welche die Trauerkleider für das ganze Haus nähten. Der Meiſter mußte vor dem Bette der Matrone ſitzen, und ſie flüſterte mit ihm wie jüngſt mit dem Seelſorger, nur daß ſie mit dem Schneider nicht in Meinungsverſchiedenheit gerieth. Natürlich fiel dies den Hausbewohnern ſehr auf; denn die Schneider, welche ihr Handwerk in die Häuſer und verſchiedene Familienverhältniſſe einführt, werden nicht ſelten als intime Unterhändler in wichtigen, namentlich in Heirathsangelegenheiten, gebraucht. Als einmal Anntrin vor die Butze gerufen wurde, um ein Kneep (Mieder) anzupaſſen, ſagte Sanne mit unheimlichem

Humor: Na — na, Meiſter, unſere Braut kann ſich wohl ſehen laſſen, man muß den Kindern ihren Willen geben mit ihren Freiereien!

Anntrin aber konnte einer Hoffnung nicht froh werden, welche in dieſer unerklärlichen Art von Sanne ausging. Die Erbin entbehrte ihre ſtille, thätige Mutter um ſo ſchmerzlicher, als jetzt alle häusliche Arbeitslaſt auf ſie ſelbſt fiel, auch der Vater war ſtill traurig, und ſie reichten ſich die Hände und ſprachen: Wir Zwei ſind jetzt wie allein in der Welt!

Nicht lange währte es, ſo forderte Sanne ihren Neffen auf, einmal nach dem kranken Felgenbauer zu ſehen. Leffert wußte, daß nach einem ſolchen Beſuche der Bewerber ſeiner Tochter zu einer neuen Anfrage mit erwünſchter Antwort berechtigt ſei; die Tochter meinte zwar: Es iſt dankenswerth von Sanne Möhe, aber ſie hat etwas dabei, und ich kann mich nicht freuen!

Die Hexenleute, ſchon durch den Schneider „gewahrſchauet“ (benachrichtigt), empfingen den gebornen Slootmann ohne Erſtaunen. Es ſah Alles recht gut und ſchickſam auf dem Felgenhofe aus — bis auf die Bewohner ſelbſt! Da war die Mutter, deren großes, grobes Geſicht durch eine Geſchwulſt an der Wange entſtellt war. Dieſe Geſchwulſt beſtand ſchon ſeit Jahren und konnte ſich auch nie verlieren. Hätten alle Aerzte der Welt ihre Entſtehung und ihre Heilung beſchworen. — Niemand konnte ihnen glauben, denn man wußte ganz beſtimmt, daß die Felgenbäuerin ſie durch einen Schlag mit dem Beſenſtiel erhielt, den ihr ein Nachbar ertheilte, als ſie, in eine Katze verwandelt, Nachts ſein Vieh biß und kratzte, bis die Thiere Alles zerriſſen und zerſchlugen, was ihnen unter die Hörner und Hufe kam. Der Nachbar erwiſchte die Katze und traf ſie mit dem Beſenſtiel am Kopfe. Am andern Morgen klagte Felgenmutter über die Kopfroſe; aber es war die Hexengeſchwulſt, die ſie von jenem Tage an „merkte" und zeichnete. Das ſtand in der ganzen Umgegend ſo feſt wie was, daran zweifelte Niemand. Der kranke Sohn ſaß bleich, hager und mit großen, glänzenden Augen da. Höflicher Weiſe nannte man ſeine Krankheit ein Zehrfieber, und ſie ließ ſich auch ganz ſo an, obwohl der junge Mann einzig und allein hinwegſchwand, weil er ein „Spökenkieker" oder Geſpenſterſeher war. Das glaubte wieder Jedermann im Emslande. Er ſah todte Leute und Vorgeſchichten und konnte verlorne oder vergrabene Dinge wiederfinden — der Kranke hatte zwar immer mit großer Verſtellung dieſe Eigenſchaften abgeleugnet, aber Einer aus dem Felgenblute mußte Geiſter ſehen, und ſchon ſtand in der jüngſten Schweſter, einem bildſchönen Kinde, die Nachfolgerin des Spukſehers bereit, um das Erbamt aus ſeinen erkaltenden Händen zu übernehmen. Wer es ihr zuerkannt? Nun: Volkes Stimme, Gottes Stimme!

Leſſert erfuhr nun von der Sippe, daß man Rolf

Evert zur Kartoffelernte zurückerwarte, und daß es allerdings angenehm ſein würde, wenn dieſer jüngere Sohn auch einen Hof im Loog beſäße. Dies auch betonte der Kranke, der wenigſtens über ſeinen eigenen Zuſtand nicht hellſehend war.

Sanne Möhe nahm Leffert's Berichte mit großer Befriedigung hin. Als Alles im Hauſe zu Bett und ſtill war, murmelte ſie noch immer halblaut vor ſich hin, Niemand verſtand die Andächtige; aber ſie betete nicht, ſie ſagte: Jetzt wird das Umgehen hier im Hauſe ein Ende haben, jetzt tödtet er mich nicht, denn er kriegt ſie, und ſie kriegt ihn, und wenn ſie ihn hat und denkt, daß ſie weiſer geweſen iſt, als die Alte, dann ſage ich ihr: Na, na, Kind, es kam nicht von ungefähr; die Hexereien ſpielten Nacht für Nacht, und deine Mutter iſt vor Schreck und Angſt darüber geſtorben! So ſag' ich, und ſie wird wünſchen, es wäre mit dem Striethaſt aus geweſen bis an das Ende ihres Lebens!

Am nächſten Sonntag ſaß Rolf Evert wieder in der Kirche, und er hatte nicht ſeine Matroſenkleidung, ſondern ein bäueriſches Wams an. Auch über dieſe Nachricht war Sanne ſehr erfreut und ſprach: Na, na, wenn das erſte Trauervierteljahr um iſt, ſo wollen wir den Verſpruch halten!

Wie leuchteten nun Anntrin's blaue Augen ſo wehmüthig froh, als ſie Rolf begegnete. Sie wollte das Vesperbrod zum Kartoffellande tragen, wo eine

Menge Arbeiter und dreißig Schulkinder beſchäftigt waren. Der Matroſe nahm ihre Rechte und ſagte: Jetzt hab' ich, was ich halten will, ſo lange ich noch eine Hand rühren kann!

Du weißt wohl, entgegnete das Mädchen, daß ich nie an einen andern Mann denken kann, als an dich — auch wenn es anders mit uns gekommen wäre!

Rolf lachte: Es iſt gekommen, wie es kommen mußte, mein Schatz, und es kommt noch beſſer, wenn ich dir nicht mehr ſo bei wegelang aufzulauern brauche, ſondern ordentlich vor dir her jeden Sonntag zur Meſſe gehe, wie ſich's für Mann und Frau gehört!

Ich habe es wohl nie Jemand, außer unſerem Bauer, jemals geſagt, daß ich im Hauſe viel böſe Tage und viel Trübſal hatte; aber, Rolf Evert, heute freut es mich, daß es ſo war. Denn jetzt iſt meine Freudigkeit um ſo größer: du giebſt mir, was ich nimmer nicht kannte!

Rolf Evert lachte in ſeiner luſtigen Art und ſchüttelte das braune, krauſe Haar zurück: Hurrah, Anna Katharina Twiſtbrink! Ich bin der glücklichſte Junge, der jemals die Sohlen auf die Tannenplanken ſetzte! Es thut mir nur leid, daß ich nicht ſo fromm und verſtändig bin als du! — Aber das ſage ich dir, mein Lamm, meinen Striethaſt will ich haben, der Alten zum Schabernack, wir wollen doch ſehen, ob ſie es wagen wird, ihn wieder einzuſchneiden (zu kerben).

*Wagen* —? fragte Anntrin beunruhigt.

Ja, ja, Schmuck, das iſt ein Geheimniß

Haſt du Geheimniſſe vor mir, Rolf Evert?

O nein, Trinchen, Gott Dank keine; wenn ich mir meinen Striethaſt hole, ſollſt du es hören und erfahren, wie „klüſtig“ (ſchlau) die Liebe macht!

## VI.

## Der letzte Striethaſt.

Da es nun ſchon kälter ward, der vorgerückten Jahreszeit wegen, blieb Sanne Möhe ganz im Bette. An den Werktagen lenkte von dem Lugeck der Wandbettſtelle aus ihre ſcharfe Stimme den Haushalt, und ſie hatte nichts lieber, als wenn eine Menge Menſchen in Bewegung waren und ſie ſo recht in dem Bewußtſein ſchwelgen durfte: dies Alles iſt mir unterthänig. Am Sonntag war es auf dem Brinkhofe, bis gegen Abend, wo die Nachbarn oder Beſucher aus anderen Dörfern einſprachen, ſehr ſtill, und dann ſchlummerte die Alte gewöhnlich, ſo oft ſie nicht nöthig hatte, ſich, ihres wachſamen Rufes halber, aufzuraffen. Als Rolf Evert nach der Vesper ins Haus kam, trat ihm Anntrin, welche die Sonntagshauswache übernommen hatte, ſchon auf der Diele entgegen, und er ſagte, er wäre jetzt da, ſich ſeinen Striethaſt zu holen. Ach, ſeufzte die Erbin, ich wollte, meine Mutter ſelig hätte dieſen

Tag erleben können, ſie hat ſich damals großen Verdruß um deinetwegen gemacht!

Das Volk iſt ungemein verſchämt, neben aller anſcheinenden Derbheit; die Sitten und Eigenthümlichkeiten, mit welchen es ſein Daſein ſtützt und ſchmückt, ſind vor dem Auge des Fremden ein ſorgſam bewahrtes Geheimniß, ſelbſt die Sprache nimmt vor Unberufenen einen minder bilderreichen Charakter an. Und bilderreich iſt der Emsländer in ſeinem Thun und Reden, ſo ſehr, daß bei der Verhochdeutſchung manche Umſchreibung als geſucht und künſtlich wegfallen muß, die auf den Lippen der Bauern ganz natürlich klingt. Auch die gebildete Redeweiſe hat Umſchreibungen, unſere jungen Damen kommen „unter die Haube“, ohne deßhalb eine ihrer zahlreichen Locken zu verſtecken, wo die Bäuerin von Stund' an die Frauenhaube trägt; auch unſere eleganten Fräuleins theilen Körbe aus, aber in Geſtalt eines unwillkommenen Wortes oder eines ſteif geſchriebenen, bitter berührenden Briefblattes. Zarter knüpft ſich die Sache bei den Bauern an, zarter trotz des ſo materiell dreinwinkenden und ſchmorenden Striethaſts; denn kein verletzendes Wort begleitet die Abweiſung, keine lächerliche Sentimentalität die Annahme. Die öffentlichen Modezärtlichkeiten, die ein kindliches junges Mädchen als ihren Tribut nimmt und fordert, ſobald das „Ja“ geſprochen iſt, verſtoßen gegen die ländliche Sittſamkeit, die Braut und junge Frau bewahrt vor der Welt die Haltung einer Matrone und würde, ſchon in grauen Haaren, noch erröthen über das Gebahren vornehmer Liebender.

Es wäre Unrecht, berichten zu wollen, was Rolf und Anntrin an jenem Nachmittag redeten, er in ſeiner leichtlebigen Art, ſie in ihrem tiefen, mächtigen Liebesbewußtſein!

Die ſchneidende Stimme der Tante rief, nach langem, herzlichem Geplauder, die Liebenden aus ihrer Welt- und Tantenvergeſſenheit. Neben der Thür, welche von der Viehdiele in die Küche führt, iſt ſtets ein kleines Fenſter, um beide Räume mit einer Lampe erhellen zu können. Sieh, Anntrin, flüſterte Rolf, auf dieſes Fenſter zeigend, da fehlt eine Scheibe — dieſem Fenſter und dieſer Scheibe habe ich es zu danken, daß du heute meine Braut biſt, ich trage das ganze Geheimniß in der Taſche!

Dabei holte der Matroſe zwei Holzkäſten heraus, in deren einem ſich ein Laternchen befand.

Was haſt du gethan, Rolf, Mar' Joſeph, 'was haſt du gethan? ſtieß das Mädchen zitternd und erbleichend hervor.

Nun, Mädchen, erſchrick nur nicht, ich habe der Alten da ein bischen vorgehext. Ich war nicht nach Amſterdam, ſondern bei meinem Vetter in Waterput, von da kam ich dann und wann Nachts hierher, ging durch die Fallthür ins Haus, wenn Alles ſchlief, nahm meine brennende Laterne heraus, ſchob dieſe Glasbilder vor die Oeffnung und hielt ſie an die zerbrochene Scheibe. Deine Tante ſchlief eben ſo feſt als andere Menſchen, ich mußte gehörig mit der Holzkette da am Nagel raſſeln, damit ſie aufwachte — dann ſah ſie eine der Geſtalten von meinen Glasbildern in Menſchengröße an den Wänden entlang vor ihr Bett kommen. Griff ſie darnach oder ſagte ſie etwas, ſo war Alles dunkel, aber nicht lange, ſo kam es zurück. — Als Mutter Stine ſtarb, dachte ſie nicht anders, denn daß ſie ſelbſt nun daran müßte, und ſchnell ſchickte ſie den Schneider, um die Hexenleute wieder gut zu machen. Begreifſt du nun, Schatz, daß Alles natürlich zuging? —

O ja, ich begreiſe jetzt Alles! erwiderte Anntrin und trat in die Küche, wo die Tante ſchon wieder nach ihr rief und der Vater rauchend am Feuer ſaß.

Na, na, — na! empfing die Alte den Matroſen, ſo iſt's recht, ſo iſt's recht! Setz dich, Junge; Anntrin, trag auf was da iſt, heute muß ſie den Pfannkuchen allein backen, Rolf Evert. Nun, ich gebe mich gern in Gottes Willen!

Die Männer redeten mit einander und bemerkten nicht, wie blaß und ſchmerzvoll Anntrin's Geſicht war. Sie beſorgte geſchäftig den Imbiß und backte die Pfannkuchen.

Kommt jetzt, ſagte ſie mit etwas rauher Stimme; die tiefe Glut, welche dabei über Stirn und Wangen lief, mußte ein Wiederſchein des Feuers ſein.

Alle Teufel, ſchrie plötzlich Rolf Evert, was iſt das, Mädchen, was ſoll der Striethaſt heißen?

Anntrin richtete ſich, angeſichts der Tante und ihres Vaters, hoch auf und ſagte ernſt: Das ſoll heißen, daß Anna Katharina Twiſtbrink deine Ehefrau nicht werden darf! —

Kind, Kind, kreiſchte Sanne Möhe, ſo weißt du denn ſchon, daß deine Mutter vor Schreck über die Hexereien geſtorben iſt — er hat ſie getödtet!

Nein, Tante, entgegnete Anntrin erbebend, das wußte ich nicht, doch ich ſetze mein Leben dafür ein, daß Rolf Evert nichts Schlechtes gewollt oder gethan hat, nach ſeiner Meinung — aber, Rolf, es iſt doch wahr, du biſt von einer andern Art, und was für dich gut und klug iſt, das ſieht ein ſimples Mädchen, wie ich, anders an. Ich kann nur offen und ehrlich ſein, und um ehrlich zu bleiben, geb ich all mein Glück von mir!

Um was kannſt du mich beſchuldigen? rief der Matroſe zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor.

Um nichts, Rolf, ich werde nie leiden, daß Jemand eine Schuld auf dich wirſt — aber wenn wir immer zuſammen wären, meine Gedanken könnten nicht ſein wie deine Gedanken, meine Wege nicht wie deine Wege — wir ſind nicht von gleicher Art — Adje!

Anntrin brach in Thränen aus -- ach! in bittere Thränen — und ſtürzte in die Kammer, die ſie verriegelte. Ihr einfaches redliches Gemüth empörte ſich dagegen, durch einen Betrug, durch eine Komödie erkauft zu werden; lieber noch hätte ſie — eine *wirkliche Hexerei* hingenommen!

Rolf Evert ging zu Schiff und kam erſt nach Jahren wieder und verheirathete ſich dann. Anntrin wurde ein altes Mädchen wie ihre in hohen Jahren verſtorbene Tante — und doch ganz anders als dieſe; denn ernſtes Wohlwollen, ſtilles freundliches Wohlthun ſind der Inhalt ihres ringsum Segen ſpendenden Daſeins.

# Die Schlangenkönigin.

Von Otto Roquette.

Neue Erzählungen von Otto Roquette. Stuttgart.]
Cotta'ſcher Verlag. 1862.

Otto Roquette, am 19. April 1824 zu Krotoſchin geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Frankfurt a. O., ſtudirte in Heidelberg, Berlin und Halle Philoſophie und Geſchichte und promovirte 1851 zu Halle. Nachdem er eine Zeitlang als Lehrer am Blochmann'ſchen Inſtitut zu Dresden gewirkt, wurde er 1862 als Profeſſor der allgemeinen Geſchichte an der Kriegsakademie zu Berlin angeſtellt, welche Stellung er ſchon nach Jahresfriſt wieder aufgab. Seit einigen Jahren bekleidet er eine Profeſſur der Literaturgeſchichte am Polytechnikum in Darmſtadt.

Das lyriſch-epiſche Gedicht „Waldmeiſters Brautfahrt“, das im Jahre 1851 erſchien, begründete den Ruf des jungen Dichters ſchnell in den weiteſten Kreiſen, und das im Jahre 1852 folgende „Liederbuch“ mit ſeiner heiteren Friſche und Anmuth befeſtigte den erſten Erfolg, während die anderen epiſchen Dichtungen, „Der Tag von Sanct Jacob“ (1852), „Herr Heinrich“ (1854), „Hans Heidekukuk“, ſowie mancherlei Verſuche im Drama (die „Dramatiſchen Dichtungen“ erſchienen geſammelt 1867), nicht ganz auf gleicher Höhe mit jenem erſten glücklichen Wurf ſich zu halten vermochten. Auch der Künſtlerroman „Heinrich Falck“ (3 Bde. 1858) vermochte nicht durchgreifend zu wirken, während ſich Roquette's kleinere novelliſtiſche Arbeiten: Erzählungen (1859), Neue Erzählungen (1862), Suſanne (1864), Luginsland (1867), eines ſehr dankbaren Publicums zu erfreuen hatten.

Wir müſſen darauf verzichten, in den kurzen Zügen, die uns hier vergönnt ſind, eine Charakteriſtik dieſer Novellen zu geben, die, ſämmtlich anregend, mit freier Hand und ſinnigem Geiſt entworfen, einer wahren Dichternatur entſprungen, aber je nach Stoff und Stimmung von ſehr verſchiedenem Werthe ſind. Mehrfach läßt ſich ſelbſt bei den bedeutenderen wahrnehmen, daß der glückliche Griff des Motivs und der Charaktere in der erſten Hälfte überraſchend wirkt, während die Durchführung etwas dagegen abſticht. Auch in der von uns mitgetheilten überwiegt der höchſt eigenthümliche Reiz des Locals, der phantaſtiſch märchenhafte Beginn der Geſchichte das Intereſſe der ſpäteren Entwicklung. Gleichwohl ſind wir, ſo viel Vorzüge anderer Art auch in andern von Roquette's Novellen uns anzogen, immer wieder zu dieſer „Schlangenkönigin“ zurückgekehrt, deren ſtimmungsvolle Scenerie wohl auf jeden Leſer einen unvergeßlichen Eindruck machen wird.

## 1.

## Der alte Herr erzählt.

Alljährlich um die Sommerzeit tauchen Erinnerungen in mir auf, Jugenderinnerungen, ſchön und trübe zugleich, die mich mit unwiderſtehlicher Macht gefangen nehmen. Es iſt wie eine Märchenwelt, was vor meiner Seele lebendig wird, wie ein uralter Zauberwald der Romantik, der mir ſeine Wunder erſchließt. Hundert Waſſerarme durchkreuzen ihn in anmuthigen Windungen, und durch die Blätterkuppeln fällt tanzendes Sonnenlicht auf die leiſe bewegte Flut. Die weißen Waſſerroſen duften zwiſchen ihren breiten Blättern und wiegen ſich nach einer alten Melodie, die aus der Ferne dringt. Aus dem Schilfe nickt die Blumenbinſe mit roth blühendem Fächer, und vom Erlenzweige flattert die rankende Winde herab. Blaue Libellen und dunkle Waldſchmetterlinge fliegen hinüber und herüber, die Mücken ſpielen und die goldene Biene ſummt flüchtig vorbei. Es iſt ſtill am hellen Tage, traumſtill, nur die Eine ferne Liederweiſe weht durch die Luft. Immer leiſer und ferner klingt ſie, das Waſſer hört auf zu fließen, die Blumen bewegen ſich nicht mehr, des Falters müde Schwinge ſucht eine Blüte, die Mücke zur Ruhe einen Grashalm. Der letzte Ton iſt verklungen, und mein Auge ſinkt zum Schlummer nieder. Wie ich erwache, ſchimmert das Mondlicht durch die Zweige. Um mich her plätſchert und lacht es im Waſſer, ich ſehe nackte Kindergeſtalten in reizenden Bewegungen durch die Wellen ſpielen. Sind es Elfen, Nixen, Kobolde? Sie haſchen nach ſilbernen Schlangen, werfen ſich dieſelben zu, daß ſie ſich um die weißen Arme und Nacken ſchlingen. Da tönt von Neuem die alte Melodie, aber tiefer, trauriger, ferner. Im Kahne ſchwebt eine blaſſe Mädchengeſtalt heran, die Elfenſchaar jauchzt ihr entgegen, und all die ſilbernen Schlangen ſchießen in leichtem Sprunge in ihren Kahn. Sie hat die Arme ausgeſtreckt, aber auf mir liegt ein Bann, ich kann mich nicht regen, und mein Haupt ſinkt ſchwer auf Arme und Knie nieder. Einen Seufzer höre ich noch, ein ſchluchzendes Weinen, und wie ich mich erhebe, verlieren ſich im Nebel die letzten Umriſſe meines Zauberwaldes. — —

Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Berlin. Sein Haus lag in dem lebhafteſten Theil des alten Berlin und hatte noch die eigenthümliche Einrichtung eines Geſchäftshauſes früherer Zeiten. Die gewölbten Räume des Erdgeſchoſſes umſchloſſen große

Waarenlager, ebenſo das ganze ſpeicherartige Hinterhaus. In dem obern Stockwerke hatte die Familie Platz, ſich auszubreiten. Leider aber ſollte die Familie ſehr klein bleiben. Meiner Mutter erinnere ich mich nicht mehr, ſie ſtarb vor meinem zweiten Jahre. Dagegen knüpfen ſich meine liebevollſten Kindheitserinnerungen an ein anderes weibliches Weſen. Ich hatte eine wendiſche Amme aus dem Spreewalde. Es war eine junge Frau, die ihren Mann noch vor der Geburt ihres erſten Kindes verloren und wieder in Dienſte hatte gehn müſſen. Da ſie ſich in dem verödeten Hauſe ſehr anſtellig und brauchbar zeigte und ich mich an die treue Kaſcha wie an eine Mutter gewöhnt hatte, behielt mein Vater ſie im Hauſe und überließ ihr die Wirthſchaft mit der Zeit faſt ganz. Sie ſorgte für mich mit Liebe und Aufopferung und hegte und pflegte mich, denn ich war ein ſchwächliches Kind. Oft erzählte ſie mir mit Sehnſucht von ihrem Knaben, ſo daß in mir die gleiche Regung erwachte und ich dem Vater anlag, den kleinen Franz aus dem Spreewalde kommen zu laſſen. Da ihm meine Vereinſamung längſt ſchmerzlich geweſen ſein mochte, ſo ging er darauf ein und nahm den Knaben in ſein Haus auf.

Ich hatte nun einen Spielkameraden und entwickelte mich an und mit ihm ſchneller. Anfangs zwar ſprach er faſt nur wendiſch, aber bald lernte er das Deutſche geläufig, zumal da ſeine Mutter es ſprach, während ich andererſeits durch dieſen Verkehr der wendiſchen Sprache ziemlich Herr wurde. Wir hatten dieſelben Lehrer und lebten auch ſonſt in jeder Weiſe wie Brüder.

Mein Vater verheirathete ſich wieder. Die Stiefmutter vernachläſſigte mich nicht gerade, brachte mir aber doch keine ſo große Zärtlichkeit entgegen, daß ſie mich der treuen Kaſcha hätte abſpänſtig machen können. Erſt in ſpäteren Jahren, als ſie die Hoffnung, Kinder zu bekommen, aufgegeben hatte, entſtand ein innigeres Verhältniß zwiſchen uns, und ich darf nicht ungeſagt laſſen, daß das ſchöne und freundſchaftliche Entgegenkommen gegen den nun ſchon heranwachſenden Sohn durchaus von ihr und einem herzlichen Bedürfniß ausging.

Franz und ich hatten dieſelben Neigungen und Eigenthümlichkeiten. Wir waren beide mehr innerlich lebende, träumeriſche Naturen, Poeſie und Künſte zogen uns über Alles an. Es war im Anfang des Jahrhunderts, Schiller ſtand in friſcheſtem Andenken, Goethe noch in ſchönſter Blüte. Wir gaben uns der neuen idealen Welt, die dieſe beiden Genien erſchaffen, mit ganzer Seele hin und fanden darin in meiner Stiefmutter eine begeiſterte Theilnehmerin. Indeſſen überkam mich, der ich bis zu meinem achtzehnten Jahre außer Berlin noch nichts geſehen hatte, ein immer heftigerer Drang in die Welt hinaus. Und da mir Franz und Kaſcha oft und viel von ihrer Heimath erzählt hatten, ſo wurde der Spreewald das Land meiner

Sehnſucht. Endlich, nachdem die Schülerjahre vorüber waren, geſtattete mein Vater mir die Reiſe in Franzens Begleitung. Vier Wochen lang wohnte ich mit ihm bei ſeinem Oheim, einem einfachen Bauer, und dieſer Aufenthalt, dieſe Wieſen, Baumdickichte und Waſſerarme erſchienen meinen Neulingsaugen als das irdiſche Paradies. Selbſt ſpäter noch, als ich die Alpen, Italien und Frankreich geſehen hatte, kehrte ich mit alter Liebe gern in den kühlen Spreewald zurück und fand dort immer neue Schönheiten.

Seit dieſer erſten Reiſe aber trennten ſich meine und Franzens Lebenswege. Er wollte Schullehrer werden und bezog ein Seminar; ich ſelbſt rüſtete mich zur Univerſität. Mein Vater ſah mich nicht gern dahin abreiſen; er hätte gewünſcht, mich ſchon jetzt in ſein Geſchäft aufzunehmen, da es künftig auf mich übergehen ſollte. Indeſſen vermochte er nicht dem Wunſche ſeines einzigen Kindes zu widerſtehen, zumal da die Stiefmutter auf meiner Seite war und ich ihm die Hoffnung keineswegs nahm, nach Vollendung meiner Studien ihm ein thätiger Gehülfe zu ſein. Da ich durchaus nicht gezwungen war, mich an ein Fachſtudium zu halten, lebte ich auf mehreren Akademieen ganz meinem dichteriſchen und künſtleriſchen Hange und durfte, von der Freigebigkeit meines Vaters unterſtützt, mir auf Reiſen auch die Welt in größeren Kreiſen betrachten. In meinem zweiundzwanzigſten Jahre kehrte ich heim und beglückte den Vater durch den Entſchluß, mich von nun an unter ſeiner Leitung in die Geſchäftsthätigkeit einzuarbeiten. Kein halbes Jahr verging, ſo wurde die Freude und das Glück des Hauſes noch erhöht. Ich verlobte mich mit dem liebenswürdigſten und ſchönſten Mädchen, dem reinſten und gütigſten Weſen, das je die Welt geſehen. Meine Wahl fand den ganzen Beifall der Eltern. In meinem dreiundzwanzigſten Jahre war ich Gatte, im vierundzwanzigſten glücklicher Vater eines Knaben.

Das Glück unſeres Hauſes hatte keine Grenzen, es gab bei uns nur Freudentage. Die Stiefmutter ſchien neu aufzuleben, ſie liebte mein junges Weib wie ihre Tochter, ſie pflegte meinen Knaben mit der ganzen Zärtlichkeit einer Großmutter. Denke ich an jene Zeit zurück, ſo iſt mir, als hätten wir in einem Rauſch von Wonne und Seligkeit gelebt. Es waren zwei Jahre, ſo erfüllt von Glück, daß ſie ihren Glanz über ein ganzes, gedehntes Leben ausbreiteten. Ach, es mochte wohl des Glückes zu viel ſein!

Noch hatte ich nichts, gar nichts erlebt, was irgend wie mich hätte innerlich tiefer erſchüttern können, als mich völlig Unvorbereiteten der furchtbarſte Schlag traf. Mein junges, heißgeliebtes Weib ſtarb! Ich glaubte wahnſinnig zu werden vor Schmerz. Mit einem einzigen Sturz war das ganze Gebäude meines Glückes zuſammengebrochen, ich wollte auf der verödeten Stätte nicht mehr leben. Und wie ich innerlich zerrüttet und zerriſſen war, ſo begann auch mein Körper zu leiden.

Man ſchickte mich in die Bäder, auf Reiſen. Ich hielt es nicht aus, allein umher zu ſchweifen, und kehrte ſchon nach einem halben Jahr zu den kummervollen Räumen zurück, die mein Glück geſehen hatten. Man war liebevoll und nachſichtig gegen mich. Die Stiefmutter ging ganz in Sorge für mein Kind auf, das aufs Schönſte gedieh, der Vater verlangte nichts von mir und ſann nur darauf, mich zu tröſten und zu zerſtreuen. Er wußte mich dahin zu bringen, daß ich mich ein wenig mit Zeichnen und Malen beſchäftigte, wie ich es ſonſt wohl getrieben hatte, er vermittelte mir Bekanntſchaften mit Künſtlern und wurde aus Liebe zu ſeinem Sohne ein Kunſtmäcen. Beſonders zog er jüngere Maler ins Haus, damit ich durch ihren Umgang dem Leben wieder gewonnen würde. Ich ließ mit mir anſtellen, was man wollte, mein Herz war nicht bei der Kunſt, noch bei den Menſchen, und in das Innere meiner Bruſt fiel kein Funken des Troſtes. Zu heiß hatte ich geliebt, zu tief war der Riß durch mein ganzes Weſen.

Franz hatte inzwiſchen eine Stelle als Lehrer erhalten, und zwar in ſeinem heimatlichen Spreewalde, in dem Dorfe Leipe. Die treue Kaſcha war ihrem Sohne gefolgt und führte ihm das Hausweſen. Da ſchrieb er mir, wie er oft gethan hatte, und bat mich zu ihm zu kommen, um bei ihm meinen Kummer zu zerſtreuen. Das letztere hoffte ich zwar nicht, doch ging ich auf ſeinen Vorſchlag ein, denn ich war ruhelos im Hauſe, und das bunte Leben, mit dem mein Vater mich umgab, beängſtigte mich eher, als daß es mich vergeſſen gelehrt hätte.

Aber ich ſollte nicht allein reiſen. — Zu den Künſtlern, die in unſerem Hauſe aus und ein gingen, gehörte auch ein junger Maler, den ich nur bei ſeinem Vornamen Victor nennen will. Er hatte damals noch kein größeres Werk von Bedeutung geſchaffen, aber ſeine reichlichen Skizzen und Studien zeigten ein liebenswürdiges Talent. Mein Vater, der ihm ganz beſonders gewogen war, kaufte ganze Mappen voll von ſeinen kleinen Zeichnungen und zeigte ſich ihm als einen freigebigen Gönner. Es war jedoch vielleicht weniger ſein Talent, als ſeine Perſönlichkeit, die ihn in unſerem Hauſe ſo beliebt machte. Victor war von angenehmer Erſcheinung, hatte den liebenswürdigſten Umgangston und wußte ſich in jeder Geſellſchaft zu bewegen. Geiſtvoll, lebhaft, immer zum Scherzen aufgelegt, ſchien er den Meinigen vor Allen geeignet, mich aus meinem Hinbrüten herauszureißen. Man ſah ihm viel nach. Er war eine derb ſinnliche Natur, oft bis zur Frivolität. Es fehlte ihm an Bildung, hauptſächlich an Bildung des Gefühls, er hatte keine Tiefe, leichter Genuß war das Element, in dem er lebte und das ihn an einem ernſteren Streben hinderte. Er wußte mich zu unterhalten und, ſo ſehr er mich oft verſtimmte, doch wieder zu feſſeln. Ich war damals in einem Zuſtande, in welchem die Außenwelt wirklich nur wie Schatten an mir vorüberging; weder eine Verſtimmung noch eine Anregung drang durch die Oberfläche meines Weſens. So ließ ich ihn gelten und verhielt mich, trotz ſeines freundſchaftlichen Entgegenkommens, weder annähernd noch ablehnend gegen ihn.

Victor nun war es, der ſich erbot, mich in den Spreewald zu begleiten. Ich merkte wohl, daß er im Auftrage meines Vaters handelte, und ſo wenig mir diesmal ſeine Geſellſchaft erwünſcht war, ſo gab ich den ſtillen Wünſchen der Meinigen doch nach und nahm ſeine Begleitung an. Der Wagen meines Vaters, vollgepackt mit Vorräthen für Kaſcha, empfing uns und führte uns zum Halle'ſchen Thor hinaus. Vierzehn Meilen im Sommerſtaube des märkiſchen Sandes, im glühenden Dunſte halb verdorrter Föhrenwälder waren zu überwinden. Doch es kamen die Seen von Neuhof, es kamen friſche Wieſen, Dörfer und Städtchen, von Laubwald umgeben, die Ebene wurde immer grüner und lachender. Endlich, es war um die Mittagszeit, langten wir in dem Städtchen Lübbenau, dem Ausgangspunkte des Spreewaldes, an.

---

## 2.

## Ein Sommernachtstraum im Spreewalde.

Und nun öffne dich doch noch einmal vor meiner Erinnerung, du kühles Wipfelgezelt, und nimm mich in dein grünes Labyrinth auf! Leicht und wie vom Winde getragen gleitet der Kahn mitten in das Erlendickicht, das mit ſchlanken Stämmen aus dem feuchten Grunde aufſteigt. Mit unzähligen ſchweifenden Waſſerarmen und ſelbſtgeſchaffenen Kanälen hat die Spree einen Flächenraum von vier Quadratmeilen zu ihrem Eigenthum gemacht und Wald und Wieſen zu einem Inſelreich geſtaltet. Um den Boden zu entwäſſern, grub die Hand der Menſchen immer neue Kanäle unter den grünen Laubwölbungen, verband die breiteren Waſſerſtraßen durch ſchmälere mit einander und zog ſo ein Netz von Wegen durch den Wald, die den ſchlanken Kahn zu dem einzigen Verkehrsmittel der Gegend machen.

Es iſt ein Waldvenedig, und Alles erinnert hier an die eigenthümlichen Züge der Lagunenſtadt. Wie die Bäume am Ufer ſich unmittelbar aus dem Waſſer emporheben, ſo zum Theil auch die Häuſer. Jedes Gehöft liegt, maleriſch von Baumwuchs umgeben, auf ſeiner eigenen Inſel. Wo ſich der Sonne ein freier Durchblick bietet, da berankt Weinlaub die Wände, bis hoch zu dem grauen Strohdach hinauf. Bunte Blumen blühen in Fülle in den ſorgſam gepflegten Gärtchen, Netze und Fiſchkaſten deuten auf reiche Ausbeute in den Kanälen. Frauen und Mädchen ſind vor der Thür geſchäftig und zeigen eine noch unbeirrte, farbenprächtige Nationaltracht. Das brennende Roth ihrer Kleider, das Blau und Weiß ihrer Tücher und Hauben glänzt lachend zwiſchen dem Grün der Bäume hervor. Spielende Kindergruppen ſitzen, eben ſo bunt gekleidet, auf den Wurzeln der Bäume, oder in den zwiſchen dem Schilf angebundenen Kähnen. Wer das Haus verlaſſen will, muß den Nachen beſteigen. Wie der Gondolier in Venedig, ſteht hier der Einzelne aufrecht in ſeinem ſchmalen Gefährt und ſtößt es mit der Ruderſtange fort.

Du ſiehſt eine ſchlanke Mädchengeſtalt mit rothem Kopftuch über die Wieſe kommen; ſie ſcheint zu ſchweben, denn du bemerkſt nicht die Bewegung ihrer Füße. Da wendet ſich ihr Weg, und aus einem Kanal tritt ſie im Kahne in das breitere Waſſer herein und gleitet dir langſam entgegen — ein reizendes Bild im grünen Waldesrahmen! Und neue Dörfer ſteigen zwiſchen Erlen und Eichen aus der beſchatteten dunkeln Flut auf. Du ſiehſt hoch hinauf geführte Brücken, zwar von der einfachſten Bauart, aber in ihrer Weiſe doch auch wieder an die mächtige Stadt der Kanäle erinnernd. Vier Stangen ſtehen in der Mitte und tragen ein paar Bretter, während zu beiden Seiten andere, ſtatt der Stufen nur mit Latten benagelt, zum niedrigen Ufer ſich hinab ſenken. Und während du noch nach dem Grunde dieſer luſtigen Form des Uebergangs fragſt, kommt die Antwort dir ſchon entgegen geſchwommen. Ein Kahn, hoch mit Heu beladen, nähert ſich aus der Ferne und bewegt ſich unbehindert unter dem leichten Gerüſte fort. Es iſt ſtill, feierlich ſtill in dem ganzen

Waſſer- und Baumrevier. Du hörſt kein Geräuſch von Pferden und Wagen, nur ab und zu einen Ruderſchlag oder den Ruf eines einſamen Vogels. Es giebt hier keinen Acker für Pflug und Egge, es giebt nur Gartenland und Waldwieſen, und jede Ernte führt der Kahn in die Scheuern.

Mir ward leichter ums Herz, als ich nach dem heißen Tage unter den kühlen Wölbungen der Erlen dahin fuhr. War dies doch einſt das Paradies meiner Jugend geweſen, wo ich zum erſtenmal die goldene Luſt der Jünglingsfreiheit gefühlt. Unſer Gepäck hatten wir fürs Erſte im Gaſthofe zu Lübbenau gelaſſen und ſogleich einen Kahn beſtiegen. Ich glaubte von früherer Zeit her die Wege genau zu kennen, und ſo lehnte ich den Führer ab und ruderte meinen Gefährten allein in den Wald hinein. Doch vermied ich den großen Spreearm, welcher direkt nach Leipe, dem Wohnort Franzens, führte. Ich wollte dem Maler zuerſt die reizenden Bilder des Dorfes Leede zeigen.

Bald war es erreicht. Victor gerieth außer ſich vor Entzücken. Die umrankten, von Blumen umblühten Häuschen und Gehöfte, ſtill, behaglich und lauſchig im Grünen, die hoch empor ſtrebenden Bäume, die bunten Gewänder, der Verkehr auf den leichten Kähnen, Alles war ihm neu und unerwartet. Bei jeder Wendung ein anderes Bild, ein neuer Blick in einen Kanal, auf hölzerne Gebäude, wie von Künſtlerhand maleriſch zuſammengeſtellt, auf Kindergruppen und blonde Mädchengeſtalten bei der Arbeit in Hof und Garten. Das Auge weiß nicht, wo es hinſehen ſoll, ſo reich iſt die Mannichfaltigkeit, ſo einzig die Zuſammenſtellung und Verſchmelzung von Dorf, Wald und Waſſer in der Landſchaft. Wüßtet ihr nur, was ihr hier lernen könntet, ihr Maler! Ihr müßt den Schnee der Alpen, ihr müßt die Wunder des fernen Südens ſehen — nun wohl, ihr müßt, aber ihr verſchmäht oder wißt nicht, welch ein Reichthum für euren Griffel hier in nächſter Nähe liegt. Ihr braucht nur abzuſchreiben, und das Bild iſt fertig. Aber freilich, was hundert Meilen weit entfernt liegt, wird immer als das Schönere und Erſehnenswerthere gelten, und der Menſch vergißt, daß er das Gute ſo nahe hat. Erſt wer in der Fremde Großes und Viel geſehen hat, kehrt mit geläutertem Auge zur beſcheideneren Heimath zurück. Bildung macht wohlwollend und anerkennend, wie im Leben ſo in der künſtleriſchen Naturbetrachtung. Für ſie bedarf es nicht des Apparates gewaltiger Erſcheinungen. Was aus einfachen Mitteln ſich harmoniſch zum Ganzen verbindet, gilt ihr eben ſo viel als das, was die Natur in großen, erhabenen Zügen dichtet. Das Vergleichen iſt die beliebteſte und doch unglücklichſte Kritik des Laien oder gedankenloſen Halbgebildeten. Bringt nur die Reinheit des Gemüthes mit und die unentweihte Genußfähigkeit für das Schöne, und ihr werdet, wenn ihr ſchon das Große und Erhabene kennt, auch an der einfachen Anmuth noch eine Fülle der Freude finden.

Stunden waren uns im träumeriſchen Hingleiten vergangen. Wir hatten ſie nicht gezählt, ganz dem Eindrucke dieſer erquickenden Waldesruhe hingegeben. Selbſt Victor war ſtill geworden, lag ausgeſtreckt im Kahne und ließ die Hand im Waſſer ſpielen, oder nach einer ſchwimmenden Blume haſchen. Immer einſamer wurde es, kein Nachen begegnete uns mehr, die Dämmerung webte ſchon einen dichten Flor um uns her. Es mußte ſchwül im freien Felde ſein, denn wenn wir zuweilen aus den Bäumen heraus und durch eine freiere Lichtung glitten, wehten uns warme Luftwellen entgegen. Schon hob ſich über der Wieſe die große rothe Mondesſcheibe empor, und als wir von Neuem in das Dickicht einfuhren, war tiefe Nacht um uns her.

Ich hatte inzwiſchen erkennen müſſen, daß ich vollkommen verirrt war, und ſah voraus, daß, wenn der Zufall uns nicht Hülfe ſchickte, wir noch Stunden lang, möglicherweiſe die ganze Nacht mit unſerem Kahne umherkreuzen könnten. Mein Begleiter nahm dieſe Beſorgniß indeſſen mit größerer Ruhe auf, als ich befürchtete. Was thut's? rief er, kann man zu Nacht beſſer eingewiegt ſchlafen? Und wenn Elfen und Kobolde erſcheinen, uns zu necken, ſo ſoll mir die neue Bekanntſchaft willkommen ſein!

Ein helles Wetterleuchten und fernes Gewitterdröhnen gab eine drohende Antwort auf ſeine Herausforderung. Und ſchweigend fuhren wir weiter. Ich überließ mich ganz den Windungen des Waſſers. Keine Richtung war mehr zu erkennen. Auf dem Grunde und zwiſchen den Stämmen dichte Finſterniß, nur oben in den Wipfeln ſpielte das Mondlicht. Da erblickte ich ſeitwärts in der Entfernung einen Schimmer. Ein Kanal führte in gerader Linie rechts ab zu einem größeren Waſſerbecken, auf dem der volle Mondſchein lag. Der Kanal war ſo eng und ſeicht, daß ich den Kahn nur mit Mühe zwiſchen dem hohen Schilf hindurcharbeitete.

Noch hatten wir die lichte Stelle nicht erreicht, als wir lachende, jauchzende Kinderſtimmen und lebhaftes Geplätſcher im Waſſer vernahmen. Wir kommen an ein Ziel! dachte ich, und ſtrengte meine Arme an. Aber noch ehe ich den Ort des lebendigen Geräuſches erreicht hatte, erblickte ich, aufrecht ſtehend und über das Schilf hinaus ſehend, ein ſo überraſchendes Bild, daß ich die Ruderſtange ſinken ließ.

Was giebt's? rief Victor, indem er ſich erhob. Ich hieß ihn ſchweigen und deutete nach dem Waſſer. Sein lautes Ha! des Erſtaunens wurde von dem Geräuſch im Waſſer und den hellen Kinderſtimmen übertäubt. Ich beſchwor ihn, ruhig zu ſein und das reizende Bild nicht zu ſtören. So zwängte ich den Kahn bis in den Schilfkranz des Waſſerbeckens, und von Dunkel und Röhricht verſteckt, beobachteten wir die lieblichſte Scene eines Elfenmärchens.

In der hellen Waſſerfläche plätſcherte ein Dutzend nackter Kindergeſtalten umher. Ihre Arme und Nacken glänzten im Mondſchein, und die Sprühwellen, mit denen ſie ſich jubelnd beſpritzten, ſchimmerten wie ein Diamantenregen. Und in der Mitte dieſes ausgelaſſenen Chors ſaß im Kahn eine Mädchengeſtalt. Das volle Mondlicht fiel auf ihr Geſicht. Sie hatte nur das rothe Kopftuch abgeworfen, und das blonde Haar hing ihr aufgelöſ't um die Schultern. Eifrig flocht ſie an einem Kranze von weißen Seeroſen, die die Kinder ihr vom Ufer brachten. Bald näherte ſich ihr ein muthwilliger Knabe, aber anſtatt ihr die Blume zu reichen, warf er ihr den ſchweren, naſſen Kelch ins Geſicht. Strafend ſuchte ſie ihn mit dem langen Blüthenſtengel zu treffen. Aber der luſtige Kobold überſchlug ſich ausweichend im Waſſer und riß Andere mit ſich herum, daß es bei jauchzendem Schreien eine Weile dauerte, ehe ſich Glieder und Geſtalten aus dem funkelnden Schaum entwirrten. Dann wieder kam ein Nixlein zum Vorſchein — man ſah das goldene Haar lang hinter ihr her ſchwimmen — das führte ein noch kleineres, kaum dreijähriges. Es pruſtete und geberdete ſich ein wenig ängſtlich, bald aber lachte es in den ſchützenden Armen ſeines Schweſterchens, das neben ihm kauerte, und klatſchte mit den kleinen Händen auf das flimmernde Waſſer. Es war ein Lachen, Springen und Tanzen, eine Bewegung in dem feuchten Elemente, daß die herumgeworfenen Wellenkreiſe an unſerem verſteckten Nachen hoch aufſprangen.

Jetzt ſetzte das ſchöne Mädchen im Kahne ihren fertigen Kranz auf und bog ſich über, um ihr Bild im Waſſer zu betrachten. Aber der Spiegel war durch die Bewegung unterbrochen. Da erhob ſie ſich und klatſchte in die Hände. Plötzlich rief eine Stimme aus dem hüpfenden Chor: Schlangenkönigin! Schlangenkönigin! Und: Schlangenkönigin! tönte es mit Jubel und Händeklatſchen aus allen Kehlen. Dieſe Huldigung ſchien ihr zu gefallen. Schnell hob ſie ſich empor, ſtreckte die Arme aus und rief mit lachendem Geſicht:

Schlangenkönig im tiefen Grund,
Hab' deine Kinder gepflegt allſtund,
Hab' ſie genährt drei Jahre ſchon,
Sage, was giebſt du mir zum Lohn?
Sage, wo liegt dein goldner Schatz?
Komm herauf und zeig mir den Platz,
Schlangenkönig, herauf!

Da leuchtete das Wetter heftiger auf, und näher grollte ſchon der Donner. Die Schlangenkönigin ſchien zu erſchrecken. Nach Hauſe! rief ſie. Nach Hauſe! Die kleine, nackte Koboldſchaar ſprang ans Ufer, das Mädchen ergriff das Ruder und ſtieß den Kahn um eine ſchilfige Ecke, und im Nu war das ganze Gebilde unſeres Sommernachtstraums zerſtoben. Mir erſchien es wie die Viſion eines goldenen Zeitalters, ein flüchtiges Geſchenk der Poeſie, voll Unſchuld und Liebenswürdigkeit. Aber die lebhaftere Natur meines Gefährten lehrte mich wohl an die Wirklichkeit glauben. Er hatte von dem Ganzen nur die Schlangenkönigin ins Auge gefaßt und ſah in ihr nicht mehr als eine irdiſche Schönheit. Ich bat und beſchwor ihn, ruhig zu bleiben, ich mußte ihn feſt halten, daß er nicht ins Waſſer fiel, ſo bog er ſich über, ſo war er ganz benommen und bezaubert.

Jetzt riß er mir die Stange aus der Hand, um der Erſcheinung des reizenden Mädchens ſchneller zu folgen. Aber unſer Kahn war in Röhricht und Schlamm ſo feſt gefahren, daß es, trotz vereinter Anſtrengungen, nicht möglich war, ihn von der Stelle zu bringen. Eine Viertelſtunde verging, Victor's Ungeduld ſtieg aufs Höchſte, und ſchon trat ein abgeriſſenes Wolkenſtück vor den Mond, ein finſterer Vorpoſten des heraufziehenden Gewitters. Endlich mußten wir uns entſchließen, ins Waſſer zu ſteigen und unſer Fahrzeug aus dem Grund heraus zu ziehen und zu heben. So wurden wir wieder flott, durchſchnitten im Fluge den wieder glatten Waſſerſpiegel und folgten der Richtung, die die Schlangenkönigin mit ihrem Gefolge eingeſchlagen hatte. Aber in fernſter Ferne verhallte ſchon das Lachen und Rufen. Mehrere Kanalwindungen durchſchnitten ſich hier, und wir ſchwammen rathlos am Kreuzwege. Ein Windſtoß fuhr durch die Bäume, machte die Wipfel aufrauſchen, das Schilf ſchwirren und die Wellen ans Ufer klatſchen. Das Gewitter war da. —

## 3.

## Die Hexenküche.

In großen Tropfen praſſelte der Regen nieder, und wild und geräuſchvoll ſchüttelte ſich der ganze Wald. Finſterniß lag um uns her, und dennoch ruderte ich mit angeſtrengten Armen, ich wußte nicht wohin. Blitz und Schlag folgten auf einander, der Kahn ſtand voll Waſſer, wir mußten daran denken, ans Ufer zu ſteigen. Da fuhr im Zickzack ein züngelnder Strahl durch die Luft. Gleich darauf ein Krachen, der Sturz eines Körpers ins Waſſer, daß die zurückgepeitſchte Flut uns über Kopf und Nacken ſtrömte und der Kahn dem Umſchlagen nahe war. Der Blitz hatte den Aſt einer Eiche abgeriſſen, deſſen äußerſte Zweige ſich vor uns in den Kanal warfen. Der Weg war verſperrt, wenn noch von einem Wege die Rede ſein konnte. Victor hatte in dieſer furchtbaren Gewitternacht längſt ſeine Herausforderung an die Kobolde bereut. Ich ſtieß den Kahn zurück, und während ich mich umſah, gewahrte ich durch das Dunkel einen röthlichen Schein.

Das ſind helle Fenſter! rief Victor, und mit erneuter Hoffnung ſchob ich uns am Ufer entlang. In der That näherten wir uns dem Lichte. Ich fühlte mit dem Ruder, daß ſich hier wiederum ein Seitenkanal abzweigte. Er war nicht breiter als ein Graben, doch führte er uns nach einiger Zeit wirklich zu einer menſchlichen Wohnung. Mit erleichtertem Herzen tappten wir uns an das vom Regen ſchlüpfrige Ufer bis zum Hauſe und pochten. Eine Weibergeſtalt, die wir nur aus den Umriſſen erkannten, öffnete eine Spalte des Fenſters und fragte im Tone höchſten Erſtaunens, wer noch ſo ſpät klopfe. Sie hatte wendiſch geſprochen, und ſo bediente ich mich derſelben Sprache, ſo gut es ging, um ihr in ein paar Worten unſere Lage auseinander zu ſetzen. Sie wandte ſich um und befahl zu öffnen. Wir wurden eingelaſſen.

Ein rauchgeſchwärzter Raum, welcher Küche und Zimmer zugleich vorſtellte, empfing uns. Auf dem Herde brannte ein helles Feuer, deſſen Wärme uns bis auf die Haut Durchnäßten ſehr zu Statten kam. Die Bewohner ſchienen über unſern Beſuch nicht wenig verwundert, lachten aber laut auf, als ich erzählte, ich hätte die Wege allein finden zu können geglaubt. Ich bat, man möchte uns zu Nacht ein Unterkommen gönnen. Die Alte ſchien keine Luſt zu haben, darauf einzugehen, und es blieb unentſchieden, was in dieſer Nacht aus uns werden ſollte. Indeſſen zogen wir zwei Stühle an den Herd, um unſere Kleider, die wir, bis auf den Rock, freilich auf dem Leibe behalten mußten, zu trocknen. Die Frau ließ ſich endlich bereit finden, uns eine Brodſuppe zu kochen, das Einzige, was ſie uns noch bieten zu können behauptete. Sie unterhielt ſich dabei mit dem anweſenden Manne in einer Sprache, die ich nicht verſtand. Wendiſch war es nicht, wiewohl ich das ſlaviſche Idiom heraus erkannte.

Wir ſind hier unter Zigeunern und Koſaken, flüſterte mir Victor zu. Ich geſtehe dir, mir iſt es hier faſt eben ſo unheimlich, wie draußen in Sturm und Regen. — Die beiden Geſtalten, welche ſich um uns her bewegten, waren allerdings fremdartig genug anzuſehen. Die Alte, mager und hochgewachſen, zeigte in ihrem braunen Geſicht den unverkennbaren Typus des Zigeunervolks. Sie hatte ein rothes Tuch um den Kopf geſchlungen, unter dem das graue Haar unordentlich hervorhing. Ueber dem ebenfalls rothen und zerlumpten wollenen Rock trug ſie eine Jacke von unbeſtimmter Farbe. Sie nahm in ihren Worten und Geberden dem Manne gegenüber eine durchaus übergeordnete Stellung ein. Er war viel jünger, vielleicht kaum Dreißig alt, dabei von ſehr kleiner Geſtalt und an einem Fuße hinkend; das Haar ſchwarz und lang, die Züge ſtumpf, doch nicht ohne einen verſchmitzten Ausdruck. Von der Oberlippe hing ihm ein langer Schnurrbart herab. Es war ein Koſakengeſicht, wie ich deren in den Kriegsjahren, in welche meine Knabenzeit fiel, genug in Berlin geſehen hatte. Die Alte rief ihn bei dem Namen Sarbok.

Dieſes ſonderbare Paar war in der That nicht geeignet, beſonderes Vertrauen zu erwecken, eben ſo wenig als ſeine Umgebung ein behagliches Ausſehen hatte. Von den Wänden des aus Bohlen gebauten Hauſes war der Bewurf längſt herabgefallen. Man ſah die geſchwärzten Balken, und an den Nägeln überall die wunderlichſten Dinge aufgehängt: unzählige trockene Kräuterbündel in langen Reihen, die ein Gemiſch von ſtarken Gerüchen verbreiteten, dazwiſchen Katzenfelle, an Schnüren aufgereihte Pilze und große und kleine Säckchen mit unbekanntem Inhalt. Es war eine fürchterliche Luft im Zimmer, ſchwül, dunſtig, faſt erſtickend. Und draußen goß der Regen an die Fenſter, ſtrömte es mit immer heftigerem Geräuſch durch die Blätter, und Blitz und furchtbares Krachen jagten ſich in ununterbrochener Folge.

Wir ſprachen wenig mit unſern Wirthen, da ſie ſelbſt ſich äußerſt einſilbig zeigten. Unſere Ausſage, daß wir den Schullehrer in Leipe beſuchen wollten, ſchien mit Mißtrauen aufgenommen zu werden. Fremde, noch heutzutage nichts Gewöhnliches in dieſer Gegend, mochten dazumal mit um ſo größerer Verwunderung betrachtet werden, zumal in dieſem Hauſe. — Endlich war unſere Suppe bereit. Die Alte ſchüttete ſie in zwei irdene Teller, und wir ſetzten uns zu unſerem Mahle. Noch aber hatte Victor den Löffel nicht zum Munde geführt, als er mit einem Schrei vom Schemel auffuhr und krampfhaft etwas abzuſchütteln ſuchte. Eine kleine Schlange hing an ſeinem Arme und wickelte ſich um das Handgelenk. Mit Entſetzen riß er ſie ab und ſchleuderte ſie von ſich. Weg aus dieſer Höhle! rief er. Ich bleibe nicht länger. Möchten doch Mäuſe, Ratten, alles Ungeziefer der Welt hier ſein, ich wollte es nicht achten, nur nicht Schlangen, das Entſetzlichſte, was es für mich giebt! Komm! Hinaus! — Schon hatte er die Thür in der Hand, als ein Wetterſchlag, der ganz in der Nähe getroffen haben mußte, uns ſagte, daß es draußen ſchlimmer ſei, als in dieſem Raume. Ich überredete ihn, ſich zu beruhigen. Jetzt aber ſtand die Alte mit geballter Fauſt vor ihm und überſchüttete ihn mit einem Strom von Flüchen. Und zwar, zu unſerer Ueberraſchung, deutſch, denn wir ſollten ſie verſtehen. Du haſt mein beſtes Thier getödtet! ſchloß ſie; dafür ſollſt du büßen! — Eilig fuhr ſie in die Ecke, fand die Schlange, welche keineswegs todt war, und verbarg ihren Liebling im Buſentuche. Der Koſak hinkte indeſſen zu uns heran und ſagte begütigend: Schlange nicht beißen! Keine Furcht haben. Alte Zarna wieder gut ſein. Schlechtes Wetter draußen, müſſen Herrn hier bleiben. Eſſen Ihre Suppe, und nicht fürchten! — Ich entſchuldigte meinen Freund mit ſeinem Widerwillen gegen Schlangen, und darauf ſchien es das Gerathenſte, den Platz wieder einzunehmen und Sardok's Aufforderung zu folgen.

Die Alte hatte inzwiſchen ein wenig Suppe in einen Napf gethan und dieſen auf den Fußboden mitten ins Zimmer geſetzt. Schweigend, aber mit grollenden Blicken, ſaß ſie auf der Ofenbank und beobachtete uns. Nach einer Weile begann ſie mit einem unangenehmen Lachen: Feiner Herr, das! Fürchtet ſich vor einem glatten Thierchen! Haha! Hab' mehr davon, und will ihm eine Freude machen! — Darauf begann ſie ziſchende und pfeifende Töne vor ſich hin zu wispern, und aus allen Ecken des Raums, ſelbſt unter unſern Füßen her, ringelten ſich graue, ſchillernde Schlangen hervor, kleine und größere, einige davon wohl drei Fuß lang. Suchend huſchten ſie am Boden herum, bis ſie den Napf fanden und haſtig mit den Köpfen hineinfuhren, um den Inhalt zu leeren. Die Alte ſah ihnen, mit Armen und Bruſt auf die Kniee gelehnt, zu, rief ſie in ihrer fremden Sprache liebkoſend an, und ihre Augen glänzten von Antheil und Schadenfreude.

Victor war längſt wieder aufgeſprungen und hielt mich krampfhaft am Arme feſt. Er ſchwieg, war aber in ſeiner Idioſynkraſie gegen dieſes Gethier, von der ich bisher nichts gewußt hatte, halb außer ſich gebracht. Ich ſelbſt theilte ſie nicht, auch wußte ich von meinem früheren Aufenthalte her, daß dieſe Waſſerſchlangen durchaus unſchädlich ſeien. Doch hatte ich deren nie in ſolcher Anzahl geſehen und fühlte, daß die unbehagliche Scheu vor dieſer ſich ringelnden, kühlen Brut, der Maſſe gegenüber, auch bei mir erwachte.

Während Sardok in ſeinem gebrochenen Deutſch fortwährend verſicherte, daß die Thiere uns nichts zu Leide thun würden, trat ich zu der Alten, warf ihr einen Thaler in den Schooß und ſagte auf Wendiſch: Zarna, befreie uns von deinen Schlangen! Ich glaube, du biſt viel beſſer, als du dich giebſt, und kannſt auch freundlich ſein. Wir haben uns zu dir verirrt, und ſo laß uns bis morgen früh deine Gäſte ſein. — Die

Alte nahm das Geldſtück haſtig in die Hand, ſah mich groß an und dann wieder den Thaler. Sie warf ihn auf die Bank, als ob ſie am Klange prüfen wollte, ob er nicht falſch ſei. Befriedigt ſteckte ſie ihn in die Taſche, und ihr Weſen war plötzlich verändert. — Biſt ein braver Junge! rief ſie, indem ſie mir auf die Schulter klopfte. Mit ein paar ziſchelnden Lauten jagte ſie die ganze Schlangengeſellſchaft aus einander, daß ſie wieder in alle Ecken verſchwanden. Beinahe hätte ich aufgelacht, als ich meinen Gefährten auf den Schemel und dann auf den Tiſch ſpringen ſah, da er den allgemeinen Aufbruch des Gezieſers für einen neuen Angriff anſah. Erleichtert ſtieg er jetzt herab. Die Alte faßte ihn an der Schulter. Sei ohne Furcht, mein Sohn, ſagte ſie, ich will dich nicht mehr plagen. Sardok ſoll euch ſein Bett abtreten, da mögt ihr ruhig ſchlafen.

Das Letztere lehnten wir ab und baten nur, das Feuer auf dem Herd unterhalten zu dürfen. Die Alte verließ uns, Sardok warf ſich auf ſein Lager, das ſich in demſelben Zimmer mit uns befand, und bald ſchlief er. Wir waren in dieſer fremden, unheimlichen Umgebung unter uns. Ich legte mich, da ich ſehr ermüdet war, auf die Ofenbank, während Victor erklärte, er werde die ganze Nacht nicht ſchlafen. Aber trotz meiner Mattigkeit wollte der Schlaf nicht kommen. Wenn ich die Augen öffnete, ſah ich meinen Gefährten, der zur Beruhigung eine Cigarre angezündet hatte, auf dem

Stuhle am Feuer ſitzen. Bei jedem Kniſtern, und es kniſterte wirklich ſehr viel im Zimmer, ſah er ſich ſcheu um und legte ein neues Scheit auf den Herd. Endlich verſchwamm mir ſein Bild, und ich ſchlief ein.

Als ich erwachte, verglommen noch die letzten Kohlen. Es war halb dunkel im Zimmer, aber draußen ſah ich hoch durch die Wipfel das Morgengold blitzen. Victor ſaß noch immer vor dem Herde, aber der Kopf war auf die Bruſt geſunken; er ſchlief in einer Stellung, die ihn bei der nächſten Bewegung zu Boden werfen mußte. Ich faßte ihn am Arme. Erſchreckt fuhr er vom Schlafe auf. Gott ſei Dank! rief er, es iſt Morgen! Ich glaube, vor einer Stunde wachte ich noch! Sind auch keine Schlangen mehr da? — Sardok, durch unſere Reden erweckt, erhob ſich vom Lager und lachte uns grinſend und halb verſchlafen an. Er hinkte zum Herde und erweckte das Feuer durch trockenes Reiſig. Zarna trat ein. — Ho! das nenn' ich muntere Jungen! rief ſie. Nun ſollt ihr was Beſſeres haben, als geſtern, und hernach mag Sardok euch auf den Weg bringen.

Die Ausſicht auf ein warmes Frühſtück war uns ſehr willkommen, denn wir fühlten uns von der ungewohnten Nacht und der Morgenkühle durchſchauert. Trotzdem glühten mir die Augen, und wir gingen hinaus, um das Geſicht mit dem Waſſer des Grabens anzufriſchen. Jetzt erſt ſahen wir, wo wir uns befanden. Ein wahrer Urwald umgab das ſchwarze, gebrechliche Blockhaus. Die Außenwand desſelben war mit wuchernden braunen Schwämmen überſä't, der ſumpfige Boden ließ den wilden Schierling in dichten Maſſen aufſchießen, daß ſeine Blütendolden bis an das Strohdach reichten. Aus hohem, wildem Geſtrüpp ſahen rothe Fingerhutblüten mit langem Halſe zum Lichte hinauf. Die Bäume ſtanden ſo dicht beiſammen, daß man den Himmel nicht ſehen konnte. Wir waren in ein Waldverſteck gerathen, wie man es dunkler und verborgener nicht finden konnte.

Sardok ſchaufelte inzwiſchen das Waſſer aus unſerem Kahn und legte eine zerlumpte wollene Decke über die Bretter. Bald darauf rief uns Zarna zum Frühſtück. Eine Mehlſuppe dampfte uns entgegen, nebſt geſottenen Eiern; friſcher Speck und ſchwarzes Brod lagen dabei. Es galt einige Ueberwindung, denn das Geſchirr, der Tiſch und die Wirthin ſelbſt ſahen keineswegs ſauber aus. Diesmal berichtigte Victor die Zeche. Sie war über Erwarten reichlich, und die Alte ſchien ſehr zufrieden. Sie begleitete uns bis an den Kahn. Wenn die Leute hören werden, rief ſie, daß ihr bei der alten Zarna wart — die werden Augen machen und euch von mir erzählen! Was mach' ich mir daraus? Können doch nicht ohne mich leben! Wenn ich euch dienen kann, ſeht euch nur um nach mir. Der da — ſie ſah mich von der Seite an — der da iſt blaß und hat was Schweres auf dem Herzen! Aber du haſt rothe Backen, wandte ſie ſich an Victor, und magſt was Schönes gern. Kannſt meine Hülfe wohl noch brauchen.

Sie klopfte ihm zudringlich auf die Schultern und lachte in ſich hinein. Wir trieben Sardok zur Eile an, denn ihre Vertraulichkeit erſchien uns Beiden noch unheimlicher als ihre Feindſchaft. Als wir endlich aus dem engen Graben in einen breiten, ſchön gewundenen Kanal einfuhren, den blauen Himmel über uns ſahen und die Strahlen der Morgenſonne ſpürten, da erſt fühlten wir uns erleichtert und begannen die Abenteuer der Nacht durchzuſprechen.

## 4.

## Die Kindtaufe.

Die flüchtige Erſcheinung des ſchönen Mädchens im Kahne, die uns zu Nacht ſo ſpurlos entſchwunden war, trat bald in den Vordergrund unſeres Geſpräches. Ich neckte Victor, indem ich meinte, daß ſie nur in ihrer Qualität als „Schlangenkönigin“ habe Eindruck auf ihn machen können. Er ſtutzte. Jetzt, da er eine nähere Bekanntſchaft mit wirklichen Schlangen, den ihm widerwärtigſten Geſchöpfen, gemacht hatte, fiel der Titel, den die Kinder dem Mädchen gegeben hatten, ſowie ihre Herausforderung an den Schlangenkönig ihm ſchwerer aufs Herz. Ich ließ ihn ſeine Vermuthungen über alte Zigeunerinnen, Schlangen und ſchöne Spreemädchen anſtellen und beobachtete inzwiſchen unſern Kahnführer. Victor ſaß mit dem Rücken gegen ihn, während ich dem Koſaken das Geſicht zuwendete. Und ſo bemerkte ich denn, daß er aufmerkſam auf unſer Geſpräch geworden war. So oft der Name Schlangenkönigin genannt wurde, lag ſein Blick lauernd auf Victor, ja ich glaubte einen immer wachſenden Ingrimm in demſelben zu leſen. Es war unverkennbar, daß auch Sardok ſeine Vermuthungen anſtellte und einen Grund zum Argwohn gegen uns zu haben glaubte. Es hätte nahe gelegen, ihn nach der Schlangenkönigin zu fragen, indeſſen ſuchte ich das Geſpräch auf andere Dinge zu bringen, da mir Victors Intereſſe als ein eingebildetes erſchien. Ich kannte ſeine Leichtfertigkeit und wünſchte ihm Unannehmlichkeiten zu erſparen.

Zwei Stunden hatten wir zurückgelegt, der Wald war lichter geworden, und ſchon fuhren wir durch einen Verbindungskanal zwiſchen Wieſen dem eigentlichen Flußbett der Spree entgegen. Ich habe zu ſagen vergeſſen, daß wir nicht nach Leipe, ſondern nach Lübbenau zurück ſteuerten. Es war Sonntag, und da Leipe keine Kirche hat und die ganze Gemeinde die Predigt in Lübbenau beſucht, ſo ſah ich voraus, daß wir auch den Schullehrer daſelbſt eher finden würden, als in ſeinem Wohnorte. Schon hörten wir die Glocken läuten. Feierlich klangen ſie durch die weite Stille. Der Thau hing an dem üppigen Graswuchs der Wieſen, der Wald verſchwamm in der Entfernung im blauen

Morgendufte. Nähere Baumgruppen hoben ſich in ſaftigſter Friſche hervor, oder zeichneten ſich, vor die Sonne tretend, in dunkeln Umriſſen ab.

Da erſcholl ein hellſtimmiger Chorgeſang. Es war ein religiöſes Lied mit innig ſchöner Melodie. Und als wir aus den hohen Grasufern des Verbindungskanals jetzt in den Fluß einbogen, kam uns auf unzähligen Kähnen die Kirchenwallfahrt der Gemeinde entgegengeſchwommen. Voran der Lehrer mit den ſingenden Schulkindern; dann in größeren Kähnen alte Frauen, Männer und Kinder; Gruppen von jungen Mädchen, die ſich zuſammen gethan hatten, geführt von einem ſchlanken Burſchen, der, ſtolz im Fahrzeug aufrecht ſtehend, den Nachen dahin gleiten ließ. Kleine ſchmale Kähnchen umkreiſ'ten ſie im Wetteifer, oder machten das Gefolge der größeren. Bald war es eine kühne, geputzte Dirne, die allein auf ihrer Nußſchale daher ſchwamm, bald ein Burſche, der von Nachen zu Nachen ſchoß und den Mädchen luſtige Worte zurief. Sie ſchlugen die Augen auf das Geſangbuch nieder, denn ſie waren ja auf der Kirchfahrt. Unabſehbar ſchien der Zug in ſeiner mannichfaltigen Farbenpracht. Die weißen Haubenkrauſen der Frauen, die ſich breit und geſteift von den Schläfen herab um das Kinn zogen, die bunten Kopftücher, die rothen, grünen und blauen Röcke, die hundert Geſtalten in ihren verſchiedenen Stellungen, die der Waſſerſpiegel wiedergab, das Alles wob ſich mit der morgenhellen Landſchaft zu einem wunderbar ſchönen Bilde zuſammen. Und dazu tönte Glockenklang und der Chorgeſang der Kinder mit ihrem Lehrer.

Ich hatte Franz ſogleich erkannt und ließ auf ihn zuſteuern. Die Begrüßung war herzlich, aber kurz, denn er befand ſich in ſeiner Amtsthätigkeit. Nachdem er mir geſagt, daß er mich ſchon erwartet habe und mein Freund ihm gleich willkommen ſei, wandte er ſich flüſternd näher zu meinem Ohr. Um Alles in der Welt! rief er, wie kommt ihr zu dieſem Kahnführer? Macht, daß ihr von ihm loskommt, oder fahrt an unſerem Zuge vorüber. Er iſt der Gemeinde ein Aergerniß! Auf Wiederſehn nach der Kirche!

Seine Befremdung konnte mir, nach dem, was ich ſelbſt zu Nacht von Sardok's Umgebung geſehen, nicht auffallend ſein. Aber von ihm loszukommen, war jetzt nicht möglich. Ich befahl dem Koſacken daher, in einiger Entfernung an dem Zuge vorüberzufahren, denn verbergen konnten wir uns eben ſo wenig. Victor, der mein Vorhaben nicht begriff, widerſprach heftig, mußte ſich jedoch meiner Anordnung fügen. Wir hatten den Vortheil, ſo den Zug um ſo beſſer überſehen zu können, leider aber bemerkte ich, daß Franzens Ausſage gegründet ſei, denn wir waren der Gegenſtand beobachtender und, wie es ſchien, mißbilligender Blicke.

Schon hatten wir die letzten Kähne erreicht, als ſich noch ein kleinerer Zug dem großen anſchloß. Es war eine zuſammengehörige Geſellſchaft, ein Taufzug.

In dem Hauptkahn ſaß eine Frau, den Täufling auf den Knieen, umgeben von den Pathen. Plötzlich fuhr Victor auf mit den Worten: Da iſt ſie, da! — Ehe ich noch der Richtung ſeiner Augen folgte, ließ ich meine Blicke zufällig über unſern Führer ſtreifen. Ich bemerkte in Sardol's Zügen eine Verzerrung der Wuth, die mich mit Schreck erfüllte, und ſah, wie er darauf das Mädchen, auf welches Victor wies, mit den Augen zu verzehren ſchien. Auch ich erkannte in ihr die Schlangenkönigin des geſtrigen Abends. Aber ihre Erſcheinung war heut eine andere. Sie trug ſich ganz in Schwarz, den Rock von feiner Wolle, Schürze, Kopf- und Buſentuch von Seidenſtoff. Die blendend weißen kurzen Aermel ſahen unter den langen Franſen ihres ſchön gefalteten Bruſttuches hervor, und ein Theil ihres blonden Haars kam an den Schläfen zum Vorſchein. Dieſe Tracht war nicht Trauer — denn die Farbe der Leidtragenden iſt durchaus weiß — ſondern freie Wahl, Geſchmacksſache der Dorfariſtokratie im Spreewalde (auch wieder ein Anklang an die Sitte der Lagunenſtadt). Das einzige Farbige, was das Mädchen als Schmuck an ſich trug, war ein Strauß von künſtlichen Blumen und Flittergold, der Pathenſtrauß, mit einer langen, bunten Bandſchleife. Neugierig richtete ſie ihre großen, blauen Augen auf uns und unſern Führer, ließ ſie aber mit dem Ausdruck des Unwillens auf ihren Strauß ſinken. Eben ſolche und noch verächtlichere Blicke wurden uns von den übrigen

Perſonen zu Theil, und es mußte wohl feſt ſtehen, daß wir uns im Spreewald in der ungünſtigſten Weiſe einführten.

Victor ſchien nichts davon zu merken. Sie iſt wiedergefunden! rief er. Laß ſie uns nicht aus den Augen verlieren. Er war unglücklich und ärgerlich, daß ich darauf beſtand, weiter zu fahren, bis von dem Zuge nichts mehr zu ſehen wäre, um dann langſam nach Lübbenau zu rudern. Er nannte mich einen unbegreiflichen Pedanten, und es würde einen ernſtlicheren Streit gegeben haben, wenn ich nicht hartnäckig geſchwiegen hätte.

Schweigend landeten wir an der Stadt. Victor eilte, ohne ein weiteres Wort an mich, nach der Kirche, ich aber zog es vor, mich im Gaſthofe, wo unſer Gepäck lag, erſt umzukleiden, denn meine Kleider waren vom geſtrigen Regen noch feucht. Als ich Sardok ſeinen Führerlohn gab, trat er näher zu mir und ſagte: Herr iſt guter Herr, aber der Andere — er brach ab, ballte die Fauſt und blickte zurück nach der Richtung, welche Victor genommen hatte. Ich ſuchte den Koſaken zu begütigen und fragte, was er gegen meinen Gefährten habe? Er ſah mich mit zweifelhaften Blicken an, ſchüttelte den Kopf und ging davon. Mir ſchwante nichts Gutes, eine Stimme ſagte mir, daß ich durch die Geſellſchaft Victor's noch Unannehmlichkeiten würde zu beſtehen haben. Hatte die Reiſe doch abenteuerlich genug begonnen, freilich ohne ſeine Schuld, aber er konnte daran Schuld ſein, daß ſie ſich noch abenteuerlicher geſtaltete.

Schnell wechſelte ich meinen Anzug und begab mich in die Kirche. — Die wendiſche Predigt näherte ſich ſchon ihrem Ende. Ich blieb im Hintergrunde der Kirche ſtehen, erblickte aber nach einiger Zeit Victor ganz in der Nähe des Altars, dem ſchönen Mädchen gegenüber. Sie ſaß, nach wendiſcher Sitte, auf der Seite der Frauen, alle Männer nahmen die gegenüber liegende ein. Nach Beendigung des Gottesdienſtes wurde die Taufe verrichtet. Das Mädchen hielt den Täufling. Und nachdem auch dieſer Act vorüber war, kam Franz auf mich zu und reichte mir die Hand. Hier an heiliger Stätte ſahen wir uns Auge in Auge; es war viel zwiſchen uns zu ſagen, denn er hatte mich zuletzt als glücklichen Menſchen im Beſitz des geliebteſten Weibes geſehen. Sein ſtummer Händedruck vertrat fürs Erſte die Worte des Antheils, bewegte mich aber aufs Tiefſte.

Arm in Arm verließen wir die Kirche und gingen die Straße entlang, um kurze Zeit allein zu ſein. Er wußte den rechten Ton der Herzlichkeit zu treffen, der mir im Innerſten wohl that. Und da er verſtand, daß ich nicht hierher gekommen ſei, um meinem Schmerze nachzuhängen, wußte er das Geſpräch bald in ein anderes Geleis zu lenken. Ich erzählte ihm von unſerer nächtlichen Irrfahrt und dem unheimlichen Nachtquartier.

Ihr ſeid da an einen üblen Ort gerathen! ſagte er. Die Alte lebt ſeit langen Jahren hier, es iſt eine verlaufene Zigeunerin, weiß Gott, in welcher Weiſe ſie den Weg zu uns gefunden hat. Sie ſteht ſehr im Verrufe, und doch wollen die Leute ihrer nicht entbehren. Sie nennen ſie eine Hexe, die den böſen Blick habe und Unheil unter den Menſchen ſtifte. Aber dabei iſt ſie der begehrteſte Thierarzt in der ganzen Gegend. Sie ſoll ſtehlen, gleich Allen ihrer Nation, dennoch ſcheut man ſich, ihr irgend einen Diebſtahl beſtimmt vorzuwerfen. Ein boshaftes Geſchöpf iſt ſie jedenfalls. Dazu kommt, daß man ſie wie den Koſaken für Heiden hält — unſere Kirchen beſuchen ſie wenigſtens nicht — die mit dem Teufel in Verbindung ſtehen. Vor etwa zehn Jahren, als die Ruſſen im Lande waren, verſchwand die Alte plötzlich. Nach einiger Zeit kam ſie wieder und brachte ihren Gefährten, der damals noch ein junges Blut von achtzehn Jahren war, mit. Es iſt ein wirklicher Doniſcher Koſak. Er war verwundet worden, verſprengt irgendwo liegen geblieben, ſie curirte ihn, und aus Dankbarkeit oder Indolenz folgte er ihr. Sie hält ihn halb als ihren Sohn, halb als einen Knecht. Merkwürdigerweiſe ſtellte ſich nun heraus, daß er ſich mit unſern Wenden ſehr wohl verſtändigen konnte. Das ſlaviſche Idiom ſeiner Sprache traf hier auf eine ungeahnte Verwandtſchaft. Trotzdem hat ihn die Verbindung mit der Alten ebenfalls zu einer unheimlichen Perſon gemacht. Ich ſelbſt halte ihn für ein gutmüthiges Geſchöpf, das man nur nicht reizen muß. Aber leider kann unſere Jugend das Spotten über ſeine burleske Erſcheinung nicht laſſen, worauf dann ſeine heimtückiſche Rache nicht ausbleibt. Und kurzum, er hat das Unglück, in einer Gegend, die nicht ſeine Heimath iſt, eben ſo gefürchtet als verſpottet zu werden.

Als ich meinem Freunde von unſerem Sommernachtstraum erzählte, ſagte er lachend: Wie dichteriſch läßt ſich alle Proſa auffaſſen, wenn man ſie mit poetiſchem Auge betrachtet! Das Mädchen beſitzt eine zahme Schlange, die, wie du weißt, hier nichts Seltenes ſind. Und, daß ich's nur geſtehe, der Titel Schlangenkönigin rührt von mir her. Ich nannte ſie einſt im Scherz ſo, und bald wurde der Name allgemein. Und das Elfentreiben ihres Gefolges war weiter nichts — du wirſt mir verzeihen, lieber Freund — als ein genußreiches Badefeſt ihrer Schweſterkinder, an die ſich die Freundſchaft angeſchloſſen hatte. Wie nahe wart ihr übrigens in dieſem Augenblick einem beſſeren Nachtquartier! Hundert Schritt davon liegen drei ſtattliche Gehöfte, deren eins Mariens Schwager gehört. Bei ihm iſt ſie ſeit einiger Zeit zum Beſuch. — Aber bei der Erwähnung ihres Schwagers fällt mir ein, daß wir ins Wirthshaus zurückkehren müſſen. Ich bin als Gaſt zu ſeiner Kindtaufe geladen. Wenn es mir möglich iſt, verſchaffe ich dir und deinem Reiſegefährten auch noch eine Einladung, indem ich euch als meine Freunde einführe. Doch kann ich es nicht verſprechen, denn man iſt im Spreewald nicht ſehr zuvorkommend, und überdieß wird man euch wegen der Begleitung des Koſaken vielleicht ſcheel anſehen. Indeſſen iſt es günſtig, daß du dich wendiſch auszudrücken weißt.

Als wir in das Wirthshaus traten, ſahen wir Victor, umgeben von einem Kreiſe von Männern, die über ſeine Poſſen in lautem Gelächter waren. Er erzählte von unſerem Nachtquartier bei der Alten, machte ſie und beſonders den Koſaken lächerlich und wußte der ſpreewäldiſchen Eitelkeit zu ſchmeicheln, indem er ſich über den abſcheulichen Zufall beklogte, der ihn in dieſer köſtlichen Gegend in ſo ein Hexenneſt habe gerathen laſſen. So hatte er in ſchlauer Weiſe Franz vorgearbeitet, und durch ſeine Vermittlung wurden wir nun zur Theilnahme an dem Feſte eingeladen.

Man ging förmlich zu Tiſche, und das Mahl wurde mit großer Opulenz aufgetragen. Die Braten folgten einander, an Fiſchen fehlte es nicht, und beſonderes Gewicht legte man auf die großen Hechte, den Stolz der Spreewaldfiſcherei. Es wurde nicht nur Wein, ſondern auch Champagner getrunken.

Ich hatte meinen Platz neben dem Taufvater, dem reichen Bauer Koal. Mit Genugthuung ſah er über den Tiſch. Er wollte zeigen, daß ihn dieſer Zuwachs der Familie, obgleich heut ſein achtes Kind getauft worden war, in keiner Weiſe drücke, daß ſein Beſitzſtand geſtatte, jedes Familienfeſt mit Aufwand zu begehen. Er ſprach, wie die meiſten Bewohner des

Spreewaldes, auch das Deutſche geläufig, aber meine Kenntniß der wendiſchen Sprache machte ihn um ſo vertraulicher und geſprächiger gegen mich.

Uns gegenüber ſaß ſeine Schwägerin Marie, die Schlangenkönigin, und zwar zwiſchen Franz und Victor. Sie war in der That ein ſchönes Mädchen, von eher blaſſer als friſcher Farbe, wie alle Töchter dieſer Gegend, die Wangen nur leiſe geröthet; die blauen Augen groß und eben ſo ausdrucksvoll als lebhaft; zuweilen ruhig ernſt, bald aber wieder muthwillig und ſchalkhaft. Sie wußte ſich überraſchend gut auszudrücken. Von ihrem Schwager erfuhr ich, daß ſie elternlos ſei und für gewöhnlich bei ihrem Bruder lebe. Dieſer Bruder hatte, als Sohn des wohlhabenden Dorfſchulzen, ſtudirt und war jetzt Pfarrer in ſeinem Heimathorte Burg, dem größten Dorfe des Spreewaldes. Durch das Leben in ſeinem Hauſe und mit ihm hatte Mariens Bildung die eines gewöhnlichen Landmädchens weit überſchritten. Sie kleidete ſich zwar in die Nationaltracht ihrer Gegend, ſie zeigte ſich, ſo weit ich ihre Unterhaltung hören konnte, durchaus natürlich und naiv, aber in ihrem Weſen lag eine angeborene Vornehmheit, die ſie von allen übrigen unterſchied. Der Schwager ſchien ſehr eingenommen von ihr zu ſein, er rühmte ihre guten Eigenſchaften, ſchloß aber doch: Die iſt nicht wie meine Frau! Einen gemeinen Bauer nimmt ſie nicht, ſie will höher hinaus!

Während er ſprach, beobachtete ich Marien. Sie ſah mich nicht an, ſondern hörte Franzen aufmerkſam zu. Plötzlich rief ſie: Gott im Himmel! Ein Wittwer — und noch ſo jung! — Ihre Blicke begegneten den meinigen. Sie erröthete und ſchlug die Augen nieder. Victor nahm ſie darauf in Anſpruch, und ſeine Unterhaltung machte ſie vielfach lachen.

So vergingen die Stunden, und die Geſellſchaft war durch Wein und Vergnügen ſehr lärmend geworden. Es ging zum Aufbruch. Man vertheilte ſich unter großem Geräuſch und Lachen in die Kähne. Victor hatte, ohne zu fragen, Marien gegenüber Platz genommen. Ihr Schwager ſah ihn erſtaunt an und ſetzte ſich an ihre Seite. Franz rief mich in ein kleines, ſchmales Kähnchen, in welchem er ſelbſt das Ruder führte. Wir blieben zur Seite des Koal'ſchen Gefährtes. Um uns herum kreiſ'ten und ſchoſſen die Nachen, hier wurde geſungen, dort gelacht. Die Heimkehr war noch von der Feſtfreude erfüllt. Auch Koal, der über die auffallende Art, in der Victor Marien den Hof machte, etwas verdrießlich geworden ſchien, kam bald wieder in Stimmung, denn von allen Seiten rief man ihm vergnügt zu und meinte, ſo eine Taufe ſei lange nicht da geweſen.

Victor pflückte eine Waſſerroſe und fragte Marien: Iſt dieſe ſchöne Blume nicht dem Schlangenkönig geweiht? — Wie ſo? entgegnete ſie. Das hab' ich nicht gehört. — Aber es giebt doch eine Sage vom Schlangenkönig hier? fragte er weiter. Erzählen Sie! —

O die iſt kurz zu erzählen! ſagte Marie lachend. Wer die Schlangen recht hegt und pflegt, den läßt der Schlangenkönig einen großen Schatz finden, und Alles, was er will, muß ihm nach Wunſch gehen. — Und wenn es ein Mädchen iſt, fuhr Victor fort, dann macht ſie der Schlangenkönig vermuthlich zu ſeiner Königin? — Das ſteht nicht geſchrieben, meinte ſie. Wenn ihr gelingt, was ſie will, dann hat ſie die Wahl und braucht keinen Schlangenkönig mehr.

Das ſind dumme Geſchichten, die ſo die Leute glauben! warf Koal ein. Es iſt etliche Jahre her, da fand Einer hier in der Gegend beim Graben ein langes Stück goldenen Draht. Es war in Ringel gewunden, wie eine Schlange. Er fuhr damit in die Stadt, und es wurde für ächtes Gold erkannt. Hernach kam das Ding nach Berlin, und die Gelehrten haben ausgeſagt, es ſei ein königliches Armband von Jahrhunderten her, da die Wenden noch Heiden waren. Der Mann aber hat ein gutes Stück Geld dafür gelöſ't. Und nun ſagen die Leute, das ſei auch ein Geſchenk des Schlangenkönigs geweſen, weil er die Schlangen in ſeinem Hauſe gefüttert habe.

Aber das iſt ja eine ganz entſetzliche Sitte! rief Victor. Wie kann man Schlangen in ſeinem Hauſe dulden? — Marie ſah ihn ſchalkhaft an. O! ſagte ſie, Sie mögen Schlangen nicht leiden? — Gott bewahre mich! Aber was gilt's, ich habe zu Nacht, wenn nicht den König, ſo doch die Schlangenkönigin geſehen. Sie trug einen Kranz von ſolchen Blumen, wie ich hier eine in der Hand halte, und um ſie her tanzten luſtige Kobolde im Waſſer.

Marie richtete ihre Augen groß und erſtaunt auf ihn. Dann wendete ſie ſich ſchnell nach mir um und fragte in ernſtem Tone: Der Herr war zu Nacht bei der alten Hexe wohl ganz krank vor Furcht, daß er ſolche Träume hatte? — Ihr Ernſt war ſehr komiſch und bewirkte, daß wir Alle zu lachen anfingen. Sie ſelbſt aber wurde von dieſem Augenblick an ſchweigſam, bis wir nach Leipe kamen. Victor drang darauf, die Familie bis zur Lindenkaupe, dem Wohnort Koal's, zu begleiten, mußte aber gute Miene zu unſerer Weigerung machen und ſtieg in unſern Kahn herüber. Wir gaben Koal das Verſprechen, ihn bald zu beſuchen, und unſere Kähne trennten ſich. Jene ſteuerten dem Walde entgegen, wir aber fuhren in die Kanäle des maleriſch gelegenen Dorfes Leipe ein.

## 5.

## Kaſcha.

Die alte Kaſcha, die treue Pflegerin meiner Kindheit, ſah uns ans Ufer ſteigen und lief mir entgegen. In ihrer Freude fiel ſie mir um den Hals, erſchrak aber über ihre Freiheit und bat mich um Verzeihung. Dann ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, denn auch ſie hatte mich zuletzt als den glücklichen Gatten geſehen. Franz führte uns in ſein Schulhaus ein. Aber ſo ſehr er auch ſtrebte, mich von den wieder erwachenden Gedanken des Kummers abzuziehen, ſeine Mutter arbeitete ihm entgegen. Sie konnte nicht ruhen, mich über die ganze Leidenszeit auszufragen, über meinen jungen Knaben, meine Familie, und ſo wurde durch ihren gutmüthigen Antheil die kaum geſchloſſene Schmerzenswunde heut lebhafter wieder geöffnet. Victor fühlte ſich ſehr unbehaglich dabei. Er verſuchte durch ein paar ſcherzhafte Wendungen unſere Unterhaltung gewaltſam in eine andere Bahn zu bringen, doch mißlang es ihm, und er erntete nur ſtrafende Blicke von Kaſcha. Franz wußte ihn endlich in ein beſonderes Geſpräch zu ziehen und überließ mich ſeiner Mutter. Sie forderte mich auf, mit ihr das für mich bereitete Zimmer zu muſtern, ob auch Alles darin nach meiner Bequemlichkeit ſei. Ich ſprach ihr meine Zufriedenheit mit der Einrichtung aus, ſo ſehr ſie ſich auch beklagte, daß nicht Alles ſo ſein könne, als ich es zu Hauſe gewohnt ſei. Plötzlich ſetzte ſie ſich nieder.

Ernſtchen, begann ſie, Das mit dem Franz haben Sie auch wohl ſchon gemerkt? (Sie nannte mich bald du und Ernſtchen, bald Sie und Herr Ernſt.) — Ich fragte verwundert, was ſie meine? — Na, Sie waren ja heut den ganzen Tag mit ihm und den Leuten beiſammen! — Ich verſtand noch immer nicht. Sie hatte, wie ich wohl merkte, ein Geheimniß auf der Seele, von dem ſie wünſchte, daß ich es erriethe. Mögen Sie die Marie leiden? fuhr ſie endlich heraus. — Die Schlangenkönigin? fragte ich. — Ach, Ernſtchen, gehen Sie doch mit dem häßlichen Namen! Aber freilich haben ihn die Kinder im Dorfe ſchon gelernt, und wo ſie hinkommt, da heißt es: Schlangenkönigin! Gott erbarme ſich, ich muß dabei immer an die alte Hexe in der ſchwarzen Kaupe denken! Aber das Mädchen weiß ſich was darauf und iſt, ſeit ſie den Namen hat, nur noch ſtolzer geworden. — Mir dämmerte eine Ahnung auf. Meinſt du, Mutter Kaſcha, begann ich, daß Franz —

Sie unterbrach mich mit einem haſtigen Zeichen des Schweigens, ſah ſich wie erſchrocken um, nickte aber mit Lebhaftigkeit. Dann rückte ſie näher zu mir. Das Eis war gebrochen, ſie mußte ſich mittheilen. — Der Franz ſoll gar nicht wiſſen, begann ſie in halb flüſterndem Tone, daß wir Zwei davon reden. Aber ſiehſt du, Ernſt, dich hat mir der liebe Gott recht geſchickt, daß ich mal drüber ſprechen kann, denn du verſtehſt es und kannſt vielleicht helfen. Denn mein armer Franz iſt gar nicht glücklich, und du weißt, was das ſagen will.

Von Neuem rannen ihre Thränen, und ich mußte ſie bitten, ſich zu tröſten und mir zu erzählen, was zu erzählen ſei. — Na, rief ſie, der Franz hat die Marie gar zu gern, und es iſt keine Frage, daß er ſie heirathen möchte, aber die ſtolze Creatur will nicht. — Ein ſchmerzliches Gefühl ging durch meine Bruſt. Ich kannte meinen Freund und konnte ermeſſen, wie tief ein ſolches Geſchick ihn berühren mochte. — Hat Marie ihn förmlich abgewieſen? fragte ich. — Das weiß ich eben nicht, rief Kaſcha eifrig. Mit mir ſpricht er ja darüber nicht, und wenn ich nur mal von Weitem anfange, ſo merkt er's gleich und redet andere Dinge. Denn er iſt klug, Sie wiſſen es ja ſelbſt, Herr Ernſt, aus der Zeit, wo Sie zuſammen lernten. Aber ich bin ſeine Mutter, und mir entgeht es nicht, daß es mit ihm ſchlecht ausſieht. Und es iſt einzig und allein von wegen des Mädchens. Denn ſeine Stelle bei der Schule iſt ihm lieb, da klagt er nicht, und wenn auch ſein Gehalt nur klein iſt, ſo hat ihn doch die Erbſchaft von meinem Bruder, auf die wir gar nicht rechneten, über alle Sorgen hinaus gebracht.

Ich ſuchte mir, während ſie ſprach, Mariens und Franzens Benehmen gegen einander am vergangenen Tage zu vergegenwärtigen, konnte aber keinen Zug finden, der auf ein geſtörtes Verhältniß Beider hätte ſchließen laſſen. Im Gegentheil, ich hatte überhaupt nicht einmal auf ein Verhältniß geſchloſſen. Sie ſaßen bei Tiſch neben einander, ſprachen harmlos, ſie ſchien ihm voll Achtung zuzuhören, es war nichts von einer tieferen Beziehung zwiſchen ihnen zu erkennen. Ich ſprach dieſe Bedenken halb tröſtend gegen Kaſcha aus.

Das kann Alles ſein, wandte ſie ein, denn mein Franz iſt auch ſtolz und wird ſich vor Leuten nichts merken laſſen! Aber ſo ein Stolz kann wie ein Gift ſein, das frißt im Stillen um ſich und richtet alles Gute zu Grunde. Beſſer er redete einmal frei heraus, daß er Alles vom Herzen herunterbekäme, dann könnte man ihm helfen, oder, wenn's nicht ginge, mit ihm weinen! Und ſiehſt du, Ernſtchen, ich bin's nicht allein, die darum weiß, die Leute reden genug davon. Es vergeht kein Sonntag, daß er nicht in der Lindenkaupe vorſpräche. Die Koal's hätten auch gar nichts gegen die Heirath einzuwenden. Letzt ſo kommt der Koal bei mir vor, und iſt gar höflich und freundlich, und ſprach mir fortwährend, was mein Sohn rechtſchaffen und brav wäre. Mir lachte das Herz im Leibe, denn ich dachte, es wäre ſo gut wie richtig, und ſagte ihm, daß, wenn mein Sohn einmal heirathen wollte, die Frau auch nicht in ein leeres Neſt käme, beſonders ſeit der Erbſchaft. Er verſtand auch Alles gar wohl und gab mir die Hand und ſagte, wir wollten gute Freunde ſein. Aber darüber iſt ein halbes Jahr vergangen, und wir ſind noch auf demſelben Flecke. Denn die Marie will gar zu hoch hinaus, und dadurch macht ſie Andere elend und wird ſich ſelbſt zu Grunde richten. Da ſieht und lernt ſie im Pfarrhauſe zu Burg bei ihrem Bruder Allerlei, was ihr den Kopf verdreht. Ein hübſches Mädchen iſt ſie, und da kommen Gäſte aus der Stadt und Umgebung und thun ſchön mit ihr. Und weil ſie ſagen, unſere Dorftracht ſtünde ihr gar zu gut, ſo kleidet ſie ſich wie die andern Spreewaldmädchen, ſonſt hätte ſie längſt Stadtkleider angezogen.

Von den Dorfleuten will ſie doch nicht viel wiſſen. Und ſiehſt du, Ernſtchen, da iſt beſonders der Candidat im Pfarrhauſe, der Hauslehrer! Der kann auch mal Pfarrer werden, und da denkt ſie ſich's beſſer, Frau Pfarrerin zu ſein, als Schullehrersfrau. Ach, und ſie verdreht Allen die Köpfe, Vornehmen und Geringen, und wenn ſie glauben, ſie möchte ſie gern, dann lacht ſie ſie aus, die abſcheuliche Perſon!

Kaſcha's Entrüſtung war in vollem Zuge. Ich ergriff ihren Arm, um mir das Wort zu erobern. — Demnach biſt du ſelbſt alſo gegen eine ſolche Heirath, Mutter Kaſcha? ſagte ich. Du kannſt Franzens Liebe nicht billigen? — Kaſcha faltete die Hände und entgegnete mit einem Aufblick nach oben: Gott weiß, daß ich nur meinen Sohn glücklich ſehen will! Es hat ſich ſchon Manche geändert, die als Mädchen ein querköpfiges Ding war, wenn nur der rechte Mann kam. Und ich kann auch der Marie nicht von Herzen gram ſein. Sie iſt immer gut und vergnügt mit mir und hat mich ſchon ein paarmal beſucht. Einmal war der Franz nicht zu Hauſe, und ich ſtand in ſeiner Stube. Da guckt ſie durch die Thür und war ganz verwundert über die Menge Bücher, die der Franz hat, und ſagte, das ſei ja gerade ſo wie bei ihrem Bruder, und mein Sohn müſſe noch viel gelehrter ſein, als ſie gedacht hätte! Aber ich konnte ſie nicht bis in die Mitte der Stube bringen, ſie ſah ſich immer furchtſam um, ob er nicht käme.

O, rief ich, wer weiß, ob Franzens Hoffnungen verloren ſind, als du dir einbildeſt, Mutter Kaſcha! — In der That merkte ich bald, daß auch ſie dieſelben nicht nur nicht aufgegeben, ſondern zu ihrer Erfüllung ganz beſonders auf meine Hülfe gerechnet hatte. Sie geſtand mir ſogar, daß die Idee, mich nach dem Spreewald einzuladen, von ihr ausgegangen ſei, damit eine Situation, unter der ihr Sohn ſchon lange leide, möglicherweiſe ins Klare gebracht werde.

Aber fang es nur langſam an, Ernſtchen, ſchärfte ſie mir ein. Und daß er nicht merkt, daß ich dir davon geſagt habe! Ich verſprach ihr alle Behutſamkeit und jede mögliche Hülfe, und ſie dankte mir mit wiederholten Händedrücken, als ob ich ſchon etwas gethan hätte. Sie beeilte ſich darauf, noch ein Bett für den zweiten nicht vermutheten Gaſt aufzuſchlagen, während ich in den Garten ging, denn ein Blick durch die Hofthür zeigte mir ein reizendes landſchaftliches Bild. Das Dorf Leipe gleicht in ſeiner Bauart dem oben beſchriebenen Leede. Wald, Waſſer, Gehöſte und Gärten vereinen ſich, um die Blicke überall mannichfach zu beſchäftigen, nur daß Leipe nicht ſo vollkommen im Baumgewirr verſteckt liegt, die Kanäle breiter, die Inſeln größer ſind. Das Ganze liegt ausgebreiteter, luſtiger, freier da, die Gärten ſind blumiger, Fiſcherleben und Landwirthſchaft treten ſichtbarer der Sonne entgegen. Franzens Schulmeiſterhaus war, wie alle Spreewaldhäuſer, von Bohlen erbaut, ein Blockhaus, nur die Fugen mit

Lehm verſtopft. Aber immerhin groß und ſtattlich lag es unter dem breiten Strohdach da und konnte an Ordnung und Sauberkeit als ein Muſter aufgeſtellt werden. Wie im Innern, ſo im Hofe und im Garten. Für den letzteren hatte Franz eine beſondere Vorliebe, er pflegte ihn ſelbſt und erzog eine Menge der ſchönſten Blumen. Die Reben waren ſorgſam am Spalier aufgebunden, und breitblättrige Schlingpflanzen ſpannen ſich bis zum Giebel hinauf.

Es war ein warmer Sommerabend. Ich ſetzte mich auf die Bank an einem anmuthigen, von Bäumen beſchatteten Plätzchen, um ein wenig einſam zu ſein. Immer deutlicher wurde es mir, daß Victor's Mitreiſe nicht nur ohne Nutzen für mich ſei, ſondern daß er mich ſogar in meinen hieſigen Verhältniſſen nur ſtören würde. Jetzt wäre eine Stunde geweſen, wo nach mancherlei Geſpräch Franzens Herz ſich mir vielleicht geöffnet hätte, und nun mußte der Reiſegefährte ihn feſſeln und mir entziehen. Eine Weile hatte ich geſeſſen, als plötzlich eine lange Geſtalt vor mir auftauchte und ſich langſam dem erhellten Fenſter entgegen bewegte, um mit ausgerecktem Halſe durch dasſelbe ins Zimmer zu ſpähen. Ich erſchrak und ſprang auf. Durch das Geräuſch ſchien die Geſtalt mein, der ich im Finſtern geſeſſen hatte, erſt gewahr zu werden. Auch ſie machte eine Bewegung, und als ich mich raſch ihr näherte, ſprang ſie zur Seite und war verſchwunden, wie ſie aufgetaucht war. Einen Ruderſchlag glaubte ich noch in der Nähe zu hören, zu ſehen aber vermochte ich nichts mehr. Eine Minute darauf ſchalt ich mich ſelbſt. In meiner krankhaften Reizbarkeit, die durch kummervolle Gedanken eben neu geweckt war, hatte ich mich, ſo dachte ich, durch etwas ganz Gewöhnliches aufſchrecken laſſen, oder gar war das Ganze nur ein Spiel meiner Einbildung geweſen.

Ich hörte Kaſcha's rufende Stimme und ging ins Zimmer. Sie ſchalt mich faſt, daß ich ſo lange im Freien geweſen ſei, denn ſie wollte mich noch immer wie den einſt kränklichen Knaben, den ſie ſo treu bemuttert hatte, behandeln. Bald trieb ſie uns zum Schlafengehen, und wirklich waren wir Beide, Victor und ich, ermüdet genug und hatten von der geſtrigen abenteuerlichen Nacht noch unſer Theil Schlaf nachzuholen. — —

Ich erwachte von einem wunderlichen Summen und Lärmen. Es war hoher Tag, ein Blick durch die Scheiben zeigte mir, daß das Leben ſich ſchon lange um mich her regte. Der ganze Kanal unter meinem Fenſter wimmelte von kleinen Kähnen, in welchen die Schulkinder ſich dem Hauſe entgegen drängten. Das Geſumme drang von der andern Seite des Hauſes her, wo die Schulſtube lag, die ſchon wie ein Bienenkorb gefüllt ſchien. Ich rief Victor an, um ihn zu wecken. Das Bett war leer; ich mußte ſehr feſt geſchlafen haben, daß ich ſein Aufſtehen nicht gemerkt hatte. Raſch warf ich mich in die Kleider, um Franz noch zu begrüßen, ehe die Lehrſtunden ihn mir entzogen. Nur die letzten Augenblicke hatte er für mich noch übrig, dann ging er ſeiner Amtsverrichtung nach. Victor war nach dem gemeinſamen Frühſtück mit Franz ſchon zu einem Ausfluge davongegangen. So brachte mir Kaſcha den Kaffee und ſetzte ſich zur Geſellſchaft zu mir. Ich fragte ſie, ob Victor nicht hinterlaſſen habe, wohin er gefahren ſei, oder wie er es ſonſt mit Kommen und Gehen hier zu halten denke?

Ach, rief Kaſcha, der Herr hätte auch bleiben können, wo er war! Verzeihen Sie, Herr Ernſt, er iſt Ihr Freund, aber ich fürchte, der Menſch thut nicht gut bei uns. — Erſt jetzt wußte ich mir eine gewiſſe Befangenheit, die ich heut an Kaſcha wahrgenommen, zu erklären. Was iſt mit ihm? fragte ich, in Erwartung irgend einer Thorheit meines Gefährten. — Ach, Ernſtchen, rief Kaſcha, der hat auch ein Auge auf das Mädchen, auf die Marie! Eine geſchlagene Stunde hat er beim Frühſtück nur von ihr geſprochen und ſie Schlangenkönigin genannt und Reden geführt wie ein Unkluger. Ich habe eine Todesangſt ausgeſtanden, und dem Franz ſah ich's an, daß ihm nicht wohl dabei zu Muthe war. Zu guter Letzt ließ er ſich vom Franz gar den Weg nach der Lindenkaupe ganz genau beſchreiben. Siehſt du, er hat nicht geſagt, daß er hin wolle, aber ſicher iſt er ſchon zu den Koal's gefahren!

Auch in mir ſtieg ein heftiger Unwille gegen Victor auf, denn es lag mir am Tage, daß er bereits beſchloſſen hatte, einen beſtimmten Zweck zu verfolgen. War mir ſchon geſtern ſein Spielen mit einer halben Neigung unangenehm geweſen, ſo hielt ich es heut, da ich von Franzens Liebe gehört hatte, für meine Pflicht, meinem leichtfertigen Reiſegefährten entgegenzuarbeiten. Was ich dabei zu thun hätte, wußte ich mir freilich ſelbſt noch nicht zu ſagen. Das Nöthigſte ſchien mir, Victor nicht allein mit Marien zu laſſen, ſondern ihm meine unwillkommene Geſellſchaft bei ihr aufzudrängen. Kaſcha wurde ſichtlich beruhigt, als ich ihr die Abſicht ausſprach, ebenfalls nach der Lindenkaupe zu fahren. Ich beſchleunigte mein Frühſtück, ſprang in den Kahn und ſteuerte dem Walde entgegen.

## 6.

## Die Lindenkaupe.

Eine Kaupe wird im Spreewald ein Gehöſt genannt, welches ſich inmitten von feuchtem Wieſenmoor auf einer Oaſe feſten Dammlandes angeſiedelt hat. Dieſe Kaupen, durch den ganzen Wald zerſtreut und immer zu einem näher oder ferner liegenden Dorfe gehörig, erheben ſich mit ihrem Grunde ein wenig über das tiefe Wieſenland und bilden in ihrer Nettigkeit und prangenden Wohlhabenheit einen neuen Anziehungspunkt für das landſchaftliche Auge. Die von Kanälen eingeſchloſſene Inſel umfaßt ein größeres Stück Land, in deſſen ſchwerem, dunklem Bodem mancherlei Garten-Erzeugniſſe für den Markt gezogen werden. Die Beſitzer der Kaupen ſind reiche Bauern, ſie bilden die bäuerliche Ariſtokratie des Spreewaldes. Zu den größten dieſer iſolirten Anſiedlungen gehört die Lindenkaupe, beſtehend aus drei ſtattlichen Gehöften, welche nachbarlich bei einander liegen. Sie trägt ihren Namen von einer Anzahl prachtvoller Linden, die ihre breiten Aeſte über die Strohdächer ausſtrecken.

Der Weg dahin war nicht zu verfehlen, ich brauchte nur den Windungen eines ſchönen, breiten Waſſerarmes zu folgen. So fuhr ich unter der grüngewölbten Kuppel mächtig aufſtrebender Erlen und Eichen hin, und nach einer Stunde erkannte ich Gebäude zwiſchen den Baumſtämmen. Es war Koal's Gehöft. Das Wohnhaus ſtand mit ſeiner Front dem Kanal zugewendet, vor der Thür eine Reihe alter Linden. Schattige Kühle um das Haus her, die Wieſen und Gärten aber im glänzenden Sonnenſchein. Die Ufer des Kanals wurden durch eine jener hoch hinauf geführten Brücken verbunden. Das leichte aus Stangen erbaute Gerüſt war ſo luſtig, daß ich es auf ſeinem Hintergrunde von Waldesgrün kaum unterſcheiden konnte. Eine Frauengeſtalt im ſcharlachenen Rocke, die hinüber ſchritt, ſchien mir durch die Luft zu ſchweben. — Am Ufer ſaß eine Schaar ſpielender Kinder, in lachende Farben gekleidet. Sie blickten neugierig den Fremdling an, welcher herbeiruderte und ſeinen Kahn in der Reihe der angebundenen Fahrzeuge ebenfalls befeſtigte. Sie antworteten weder auf meine deutſchen noch wendiſchen Fragen nach den Hausbewohnern, ſondern verſteckten verlegen oder ſchalkhaft die Geſichter. Dieſe jetzt wortkarge und lautloſe Gruppe gehörte zu der Koboldſchaar, die neulich ſo laut im Waſſer ihr Weſen getrieben hatte. Ich erkannte die kleine Nixe mit dem langen goldenen Haar und ihrem kleinen Brüderchen ſogleich wieder. Von ihr erhielt ich endlich auch die Auskunft, daß der Vater auf dem Felde, die Mutter aber im Hauſe ſei.

Ich ging hinein. Die Hausfrau begrüßte mich freundlich, wies mich aber, da ſie mit ihrem jüngſten Kinde beſchäftigt war, in den Garten, wo ich ihre Schweſter Marie finden ſollte. — Der Garten, etwas wild und ſich ſelbſt überlaſſen, wie dergleichen bäuerliche Anlagen zu ſein pflegen, ſchloß ſich unmittelbar an das Haus. Noch ſtand ich auf der Schwelle der Hinterthür, als ich ſchon ein Geſpräch vernahm und Mariens und Victor's Stimmen erkannte. Noch mehr aber überraſchte es mich, daß die Unterhaltung — mich betraf. Ich geſtehe, daß mich eine höchſt unwürdige Regung überkam, nämlich die, zu lauſchen. Zwar war ich mir bewußt, nicht recht zu thun, aber eine plötzlich erwachende Neugier bannte mich in meine gedeckte Stellung feſt. Um die Thür herum zog ſich eine mit Bohnen berankte Laube. Hier ſetzte ich mich auf eine Bank. Durch die Ranken hindurch ſah ich das

Paar, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Sie ſaßen mit dem Rücken gegen die Wand des Hauſes; Marie hatte eine Näharbeit in den Händen.

Das iſt Unrecht! rief Marie im Geſpräch. Wollen Sie Böſes von ihrem Freunde reden? — Böſes? entgegnete Victor. Ich bin ihm ſehr zugethan und meine nur, er ſollte ſich mehr faſſen. Seine Frau iſt ja faſt ſeit einem Jahre todt.

Seit einem Jahre! Sie würden ſich ſchneller tröſten? — Vielleicht eben ſo wenig wie er, aber ich würde dem Leben ſein Recht einräumen. — Ja, das heißt was Rechtes! daraus ſieht man nur, daß Sie Niemand von Herzen lieben können. — Ob ich lieben könne? Das käme doch auf die Probe an.

Marie lachte. Die weiß ich Ihnen voraus zu ſagen! rief ſie. — Wie ſo? — Wer ſo ſchöne Lehren geben kann, ſich zu faſſen und dem Leben ſein Recht einzuräumen, hat die Probe ſchon abgelegt. Da iſt Ihr Freund anders! War ſeine Frau ſehr ſchön? — Sie galt dafür. Aber die Schönheit unſerer Damen in der Stadt iſt in meinen Augen nicht gar zu preiswürdig. Wahre Anmuth und Friſche findet man nur auf dem Lande. Ich weiß zum Beiſpiel Jemand — — Welchen Namen hatte die Frau Ihres Freundes? unterbrach ihn Marie.

Victor ſchien ungeduldig zu werden. Aber laſſen wir doch die Todten ruhen! rief er. Was haben Sie für ein Intereſſe an der Verſtorbenen? — Ich preiſe ſie noch im Tode glücklich, ſo von ihrem Manne betrauert zu werden. Und ſoll man nicht Antheil nehmen, wenn man von ſo einem Schickſal hört? — Nun ja, es iſt beklagenswerth. Aber was iſt das? Victor ſprang plötzlich auf und nahm aus dem Gebüſch einen halb verwelkten Kranz hervor.

Ein Kranz, weiter nichts! ſagte Marie mit leichtem Erröthen, indem ſie die Augen feſt auf ihre Arbeit richtete. — Haben Sie ihn gewunden, Marie? — Warum? — Dann behalte ich ihn zum Andenken. — Das ſtaubige, verwelkte Zeug! Was wollen Sie damit?

Und wenn ich Sie nun zuerſt in einem ſolchen Kranze geſehen hätte?

Nun gut, Sie haben mich geſehen, ich habe es mir geſtern ſchon gedacht. Mich wundert nur, daß ich und die Kinder Sie nicht bemerkten. — Wir waren gut verſteckt und hielten uns ruhig, um zu beobachten, wie die reizende Scene ſich entwickeln würde. Wie ſchön, wie wunderſchön war die Schlangenkönigin!

Wirklich? Ein ſchalkhaftes Lächeln ging durch Mariens Züge. Sie ließ die Arbeit ruhen und ſteckte die rechte Hand in die Taſche. — Das ſchöne blonde Haar, das jetzt unter dem Kopftuche verſteckt iſt, fiel ſo maleriſch um die Schultern. O nehmen Sie das Tuch einmal ab! Darf ich —? — Sie ſind nicht geſcheidt! rief Marie, ſeine Hand abwehrend, ohne daß jedoch ihr verſchmitztes Lächeln einem Ausdruck des Unwillens gewichen wäre.

So mißgünſtig zu ſein! Seinen Reichthum ſo karg zu verſtecken! Wer die Schlangenkönigin in all ihrer Herrlichkeit geſehen hat, iſt bezaubert und wird immer den Einen Anblick zurück wünſchen. Ja, als ſie die blendenden Arme ausſtreckte und nach dem Schlangenkönig rief, da hätte ich zu ihren Füßen ſtürzen und rufen mögen: Ich bin nur dein Sclave, aber nimm mich in deinen Arm, und du machſt mich zum König!

Aber Sie ließen es bleiben, Sie wären dabei ins Waſſer gefallen! lachte Marie. — Ich brannte vor Sehnſucht, aber Ernſt hielt mich am Arme feſt und beſchwor mich, ruhig zu ſein. — That er das? O das war recht! — Nein, das war ganz abſcheulich! Aber in dieſer Stunde wird mich Niemand hindern — auch die Schlangenkönigin ſelber nicht — dieſe kleine Hand zu ergreifen und zu küſſen!

Marie hinderte es nicht, daß er ihre Linke ſtreichelte und an die Lippen drückte. Als er aber, kühner geworden, ihren Arm aufſtreifen wollte, riß ſie die rechte Hand plötzlich aus der Taſche und warf ihm mit raſcher Bewegung etwas ins Geſicht. Es war eine kleine, ſilbergraue Schlange. Victor fuhr mit Entſetzen auf und ſprang zur Seite, Marie aber ſchlug in höhniſcher Freude ein helles Gelächter auf und lief davon.

In dieſem Augenblick vernahm ich in der Nähe noch ein anderes Lachen, heiſer und gellend. Ich wandte mich um und ſah Sardol's Geſicht durch das

Gebüſch blicken und ſchnell wieder verſchwinden. Zugleich aber mußte ich mich in meinem Verſteck ertappt ſehen, denn Marie, welche ihren Lauf nach der Hausthür genommen hatte, ſtand vor mir. Sie prallte zurück vor Schreck, eine dunkle Röthe übergoß ihr Geſicht. Ich hatte mich erhoben, um mir den Anſchein zu geben, als träte ich eben erſt in den Garten, und ſprach eine Begrüßung aus. Aber die Worte ſtockten mir auf der Zunge bei der plötzlichen Veränderung, die ich in Mariens Zügen wahrnahm. Wie ein Schmerz zuckte es durch ihr Antlitz, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Sie ſchlug die Schürze vor das Geſicht und eilte davon, durch den Hof und um das Haus herum. Befremdet über dieſe Erſcheinung folgte ich ihr ein paar Schritte. Victor kam auf mich zu.

Sie ſind ohne Zweifel ſchon eine Weile hier, ſagte er kalt. Ich hörte Ihr unzeitiges Lachen. — Fühlte ich mich auch in Betreff meines Lauſchens ſchuldbewußt, ſo mißfiel mir doch Victor's Ton. Sie haben mein Lachen nicht oft genug gehört, ſagte ich, um es unterſcheiden zu können, hätten aber doch bemerken ſollen, daß es nicht meine Stimme war, und daß der Ton von einer andern Seite kam. Die Scene hatte alſo noch einen zweiten Beobachter.

Victor zuckte ungläubig die Achſeln. Wenn Sie hier auf der Lauer gelegen, fuhr er wegwerfend fort, ſo haben Sie wenigſtens über Ihre eigene Perſon ſehr viel Vortheilhaftes gehört. — Es thut mir leid, irgend etwas gehört zu haben, ſagte ich, und ich gebe Ihnen das Verſprechen, Sie völlig unbehindert zu laſſen, wenn Sie mir dagegen verſprechen —

Ich verſpreche nichts! unterbrach er mich. Verträge, wo ſie am Orte ſind! Sie ſchleichen mir nach, belauern mich auf meinen Wegen, und ſo muß ich glauben, daß Sie ein gleiches Intereſſe leitet. Möglicherweiſe ſpielen Sie nur den Geknickten und Schmerzbeladenen, um ſich intereſſanter zu machen. Aber glauben Sie nicht, daß ich ſo leicht und freiwillig weiche. Ich werde mein Glück verſuchen, trotz eines Nebenbuhlers!

Dieſe Wendung kam mir überraſchend. Ich war überzeugt, daß er ſelbſt nicht an meine Nebenbuhlerſchaft glaubte, ſondern ſich nur durch eine ärgerliche Beſchuldigung an mir rächen wollte. Mit anſcheinender Gelaſſenheit ſetzte er ſich auf die Bank und zündete eine Cigarre an.

Victor, ich begreife Sie nicht! entgegnete ich, indem ich ihm gegenüber Platz nahm. Sie kennen mich und meine Gemüthsſtimmung einigermaßen, und es kann Ihnen mit der thörichten Vermuthung, als wollte ich Ihnen auf Ihren heimlichen Wegen den Rang ablaufen, unmöglich Ernſt ſein. — Auffallend bleibt es doch, daß Sie mir auf dieſen Wegen nachſpüren und den Horcher ſpielen! — Das iſt doch ſehr erklärlich. Wir reiſen zuſammen in dieſe Gegend, zu einem gemeinſchaftlichen Beſuche, und ich konnte gar nicht vorausſehen, daß wir hier verſchiedene Wege einſchlagen würden. Sie aber trennen den Ihrigen ſofort von dem meinen, um in der Stille einen Roman anzuſpinnen! Victor, es iſt zu Ihrem eigenen Beſten, wenn ich Sie warne, mit den hieſigen Verhältniſſen nicht zu ſpielen. Was Sie in Berlin vielleicht ungeſtraft thun dürften, könnte Ihnen, als einem Fremden, hier die größten Unannehmlichkeiten bereiten.

Victor lächelte höhniſch. Ich danke Ihnen für die väterliche Ermahnung, ſagte er. Doch bitte ich, ſparen Sie dergleichen für Ihren Knaben, wenn er anfängt, ſeine eigenen Wege zu gehen. Inzwiſchen bewahren Sie Ihre eigene Romanrolle, und ſeien Sie ohne Sorge um die meinige.

Dieſer Ton verdroß mich immer mehr. Ich war jung und konnte einer Erregung auch nicht leicht gebieten. Mit unverhehltem Spott rief ich daher: Nun, der Ausgang der erſten Scene hat mir gezeigt, daß die Schlangenkönigin Waffen hat, ſich zu ſchützen. Dabei zeigte ich auf die Schwelle, über welche Mariens kleine Schlange ſich eben in das Haus hinein ringelte. Victor ſprang auf und ſchien die Laube verlaſſen zu wollen. Plötzlich aber blieb er ſtehen und ſagte mit veränderter Stimme: Ernſt, es thut mir leid, daß wir uns trennen müſſen.

Wollen Sie nach Berlin zurückreiſen? — Ich glaube nicht. Nur das Haus Ihres Freundes, des Schullehrers, kann ich nicht mehr mit Ihnen theilen.

Das Mißverſtändniß zwiſchen uns würde von Tag zu Tage nur wachſen. Ob Sie nun eine gleiche Neigung zu dem Mädchen hier haben oder nicht — nun gut, ich kann mich irren, jedenfalls aber ſind Sie geſonnen, meinen Weg dabei zu kreuzen. Was ich jedoch diesmal empfinde, iſt tiefer, als Sie glauben, und Sie treffen bei mir auf einen Widerſtand, der um ſo leidenſchaftlicher werden könnte, je mehr er herausgefordert würde. Ich bin Ihnen von Herzen zugethan, alſo wenn Sie nicht innerlich bei der Sache betheiligt ſind, ſo thun Sie nichts, was uns aus Freunden zu Feinden machen müßte.

Dieſes Einlenken ſtimmte mich verſöhnlich. Ich hatte ein gutes Wort auf der Zunge, denn ich fühlte, daß auch ich den hübſchen Burſchen lieb hatte. Schon aber hatte er ſich umgewendet und war mit raſchen Schritten davongegangen. So blieb ich ſitzen. Der letzte Auftritt machte mich nur noch bedenklicher. Zwar glaubte ich erkannt zu haben, daß Marie nur ein übermüthiges Spiel mit Victor trieb, von einer Neigung zu ihm ſchien ſie mir entfernt genug; aber für meinen armen Franz ſah ich die Sache nur verſchlimmert. Ich kannte Victor's Hartnäckigkeit und Kühnheit, wenn eine flüchtige Leidenſchaft ihn ergriffen hatte. Und würde Marie der Anmuth ſeiner Erſcheinung, verbunden mit den Reizen ſeiner Schmeichelei, zu widerſtehen wiſſen? Eine Menge Plane kreuzten ſich in meinen Gedanken, wie ich dem Uebel ſteuern könnte. Franzens Neigung an Victor zu verrathen, würde nichts gebeſſert haben; aber auch im beſten Falle durfte ich es nicht, zumal mir Franz ſelbſt noch kein Vertrauen darüber geſchenkt hatte. Am gerathenſten ſchien es mir, mit Marien ſelbſt zu ſprechen und ſie in Betreff Franzens zu ſondiren.

Ich ging durch den Garten, um ihr wo möglich zu begegnen. Da hörte ich mich angerufen. Koal, der mit einigen Knechten bei der Arbeit beſchäftigt war, begrüßte mich. Ich blieb bei ihm ſtehen, da er ſich in ſeiner Thätigkeit nicht ſtören ließ. Trotzdem war er geſprächig und gab mir auf meine Fragen allerlei Auskunft über ſeine Landwirthſchaft. Er erzählte mir, daß er das Jahr wohl ſechzig Schock Sellerie und Meerrettig (die Haupterzeugniſſe des Spreewaldes) und eben ſo viel Fäſſer Gurken auf den Dresdener und Berliner Markt ſchicke. Da er ſah, daß ich mich dafür intereſſirte, und durch mein wendiſches Radebrechen eine vortheilhafte Meinung von mir bekommen hatte, zeigte er mir, wie die Erzeugniſſe ſeines Bodens verpackt und in die Kähne geladen wurden. Ich mußte ihm auch in die Ställe folgen, um ſein Vieh in Augenſchein zu nehmen. Ich wußte aus früherer Zeit, daß das Vieh im Spreewald von ſeiner Geburt an im Stalle gefüttert wird, da das von Kanälen zerſchnittene Terrain ein Hinaustreiben unmöglich macht. Ich ſah einen Austritt mit an, wie ein Rind auf ſeinen erſten Weg ins Freie geführt wurde; es war zugleich ſein Todesgang, da es an einen Schlächter in Lübbenau verkauft werden ſollte. Zwei Knechte brachten es durch eine Schlinge um ſeine Füße zum Fallen. Schnell ward es gebunden und mit wuchtigen Armen in den Kahn geworfen. —

Einige Stunden waren vergangen, ohne daß ich Marien erblicken konnte. Ich mußte an die Rückfahrt nach Leipe denken, damit Kaſcha und Franz nicht mit dem Mittageſſen auf mich zu warten hätten. Ich langte noch zu rechter Zeit im Schulhauſe an. Franz kam mir entgegen. Lieber Freund, rief er, es iſt ſicher deine Veranſtaltung, daß wir fortan unter uns bleiben ſollen; aber wird dein Reiſegefährte die Sache auch nicht übel nehmen?

Ich verſtand ihn nicht. Er reichte mir einen mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel von Victor's Hand. Er ſchrieb in durchaus liebenswürdiger Weiſe, Franz möge ihm geſtatten, daß er für die nächſten Tage ſich tiefer im Walde einquartiere, da er dort viel zeichnen wolle. Er bat, dem Boten ſeine Reiſetaſche mitzugeben, und verſprach recht bald zu kommen, um ſich perſönlich zu entſchuldigen. Ich ließ Franz in dieſem Irrthum über den wahren Sachverhalt und war fürs Erſte froh, daß die Mißhelligkeit in die Form eines guten Einvernehmens gebannt bleiben ſollte.

## 7.

## Jarna.

Ich habe jetzt von einer inzwiſchen vorgefallenen Unterredung zu erzählen, die ich freilich nicht mit angehört, aber ſpäter bis ins Kleinſte von Victor ſelbſt erfuhr. Sie gehört nur zu nothwendig in die Verwicklung unſerer Abenteuer und muß hier eine Stelle finden.

Victor war nach dem Geſpräch mit mir um das Haus herum gegangen, um Marien aufzuſuchen. Er forſchte vergeblich nach ihr. Die Kinder wieſen ihn auf das benachbarte Gehöft, und ſo ging er ſpähend von Hof zu Hof. Als er eben um eine Ecke bog, trat hinter einer gewaltigen Heumiete Jarna, die Zigeunerin, hervor und winkte ihm geheimnißvoll. Er trat zu ihr.

Ich weiß, was du ſuchſt, ſagte ſie in flüſterndem Tone. — Was geht's dich an? rief Victor barſch. — O, mein Söhnchen, vielleicht mehr, als du glaubſt! Ich kann dir helfen. — Ich bedarf deiner Hülfe nicht! — Bah, bah! Nur nicht gleich böſe! Du denkſt, ein hübſcher Junge hat an ſich ſelbſt genug, um bei einem Mädchen ſein Glück zu machen? Ich ſage dir, hier richteſt du nichts aus, wenn du nicht meinen Rath annimmſt. Ich mein' es gut mit dir. Wollte dich geſtern Abend ſchon ſprechen im Garten des Schulmeiſters, mußte aber davon, weil der traurige Menſch mir in den Weg trat. Hat er dir nichts erzählt?

Wer? Ich verſteh' dich nicht. — Nun, der Andere, der mit dir iſt und bei mir war. Sagte er nichts? — Ich hab' ihn heut noch nicht geſprochen. Aber was willſt du von mir? — Sag' dir ja, ich ich will dir hier verſchaffen, was du ſuchſt. — Was haſt du für ein Antheil daran? Laß mich, ich habe nichts mit dir gemein. — Doch, mein ſchönes Herrchen, doch! Dein Glück iſt mein Vortheil. Und wenn du meinen Rath nicht annimmſt, ſo ziehſt du hier mit langer Naſe ab. Ich kann dir nützlich ſein, ich kann dich aber auch aus dem Hauſe jagen, daß du das Wiederkommen ſein läſſeſt. — Wie das? fragte Victor mit wegwerfender Gleichgültigkeit. — Ho, ich mache da drinnen Wohnung für ein paar Dutzend von meinen lieben glatten Thierchen! So wie du die Schwelle betrittſt, haſt du ſie auf dem Halſe.

Dieſe Ausſicht flößte Victor Schauder ein. Die Alte merkte es und lachte vergnügt, aber unhörbar. Haſt dich ja ſchon von dem kleinen grauen Schlänglein erſchrecken laſſen! fuhr Zarna fort. Wenn du willſt, geb' ich dir ein Mittel, daß das Ding crepirt und nie wieder eine Schlange ins Haus kommt. — Und worin beſteht dein Vortheil dabei? — Ich kann dir's ſagen, denn von dir brauch' ich nichts zu fürchten. Ich habe Macht über die Schlangen, ſie gehorchen mir. Wem das gelingt, der iſt beſtimmt, daß er einen Schatz findet, ſo groß, ſo groß! Aber nicht allein den Schatz — doch von dem Andern brauchſt du nicht zu wiſſen.

Und meine Zeichen ſagen mir, daß ich ihn finden muß, mir iſt er beſtimmt. Nur ein Hinderniß droht mir noch. Ich hab' lange geſucht, was es wäre; nun weiß ich's, da drinnen ſteckt's, in dem Hauſe. Das Mädchen hat auch Macht über das Gethier! Jetzt ſpielt ſie nur mit Einer Schlange, wer aber das kann, vermag auch mehr herbei zu ziehen. Die Macht muß ſie verlieren!

Unſinn! Was geht das mich an? — Du ſollſt mir helfen. Ich gebe dir ein Pulver. Davon ſtreuſt du im ganzen Hauſe umher — — Warum thuſt du das nicht ſelbſt? — Ich darf's nicht, ein Anderer muß es thun, wenn's fruchten ſoll. Im ganzen Hauſe ſtreuſt du davon herum und in des Mädchens Schlafkammer einen Kreis davon um das Bett. So kommt nie wieder eine Schlange hinein. Und damit du dein Werk ausführen könneſt, verſchaffe ich dir Wohnung hier. — — In Koal's Hauſe? — Bei dem? Nein, der nimmt dich nicht auf, aber neben an der Hansjürge thut's. Ich kenne ſeine Großmutter, die muß thun, was ich will, und er hört auf ihre Rede. Mit der werd' ich ſprechen. Hernach gehſt du zum Hansjürgen und fragſt ihn, ob du Quartier bei ihm nehmen könnteſt. Er wird Ja ſagen. So bleibſt du in der Nähe und kannſt zu jeder Stunde in des Koal Hauſe ſein. Das Uebrige iſt deine Sache. Wenn das Mädchen ihre Schlange nicht mehr hat, ſo brauchſt du nichts mehr zu fürchten, und ein ſchmuckes Herrchen, wie du biſt, braucht weiter kein Zaubermittel.

Mit dem lauernden Blick eines Raubthieres, das, ſeiner Beute gewiß, ſich an den letzten Zuckungen des Opfers weidet, betrachtete Zarna den jungen Mann. Victor empfand ein Grauen vor der Alten, die Unwürdigkeit eines Bündniſſes mit ihr ſchreckte ihn, und dennoch fühlte er ſich verlockt und faſt gefangen. Plötzlich ermannte er ſich. Weg! rief er, ich mag deine Hülfe nicht! Er verließ ſie. Sie ſah ihm mit dämoniſchem Blicke nach, als wollte ſie ihn zurückbannen, und frohlockte, als er ſchon nach einigen Schritten ſtehen blieb. Er ſah, wie ſie, ſich ſchnell hinter einem Strauch verbergend, mit ausgeſtrecktem Arme nach einer Richtung wies und ihm winkte. Langſam kam er heran. Sie ergriff ſeine Hand und zog ihn hinter das Gebüſch. Da! rief ſie, da! Entweder ſie oder meine hübſchen Schlangen!

Victor blickte über die Wieſe hinweg. Marie ſtand auf der hohen, leichten Brücke. Sie hatte die Arme auf das Geländer gelehnt und ſah hinab in den Kanal. Er riß ſich von der Alten los, aber dennoch hatte die Vermittlerin des Böſen geſiegt. Es ſei! rief er. Verſchaff mir dort die Wohnung.

So warte hier auf mich, ſagte Zarna; in einer Viertelſtunde bin ich wieder da.

Sie ging mit raſchen Schritten weg. Victor warf ſich ins Gras neben dem Erlengebüſch. Er war unwillig auf ſich ſelbſt und fluchte innerlich der Zigeunerin, er lag in heftigem Kampfe mit ſeinen Wünſchen und ſeinem beſſeren Gefühl. Er hatte Luſt aufzuſpringen und die Alte nicht abzuwarten, es zog ihn nach der Brücke hin, wo Marie noch immer unbeweglich ſtand und in das tiefe Waſſer hinab ſah. Eine Weile blieb ſie noch unbewegt, dann erhob ſie ſich. Und während ſie von der Brücke herab ſchritt, ſchien ſie plötzlich einen Gegenſtand am Ufer ins Auge zu faſſen. Raſch eilte ſie hinunter, hob etwas vom Boden auf und ſteckte es in die Taſche. Dann kehrte ſie ins Haus zurück. Es iſt ihre Schlange! dachte Victor. Sie glaubt ihre Waffe wieder gefunden zu haben!

Gleich darauf fühlte er ſeine Schulter berührt. Er ſprang auf, die Alte ſtand vor ihm. Es iſt in Ordnung, ſagte ſie. Ich hab's mit des Hansjürgen Großmutter abgemacht, du brauchſt nur dem Manne ein gut Wort zu geben, ſo räumt er dir eine Stube ein. Was ſiehſt du ſo finſter aus? Friſch und luſtig, mein Söhnchen! Es wird Alles gut gehen. Da, nimm das Pulver und thu damit, wie ich dir geſagt habe!

Sie reichte ihm eine hölzerne Büchſe. Er zögerte ſie anzunehmen, ſteckte ſie aber endlich mit einer Bewegung des Unwillens ein. Zarna beobachtete ihn wohl. Nimm's gut in Acht, ſagte ſie, und ſei weiſe! Dann brauchſt du keine Schlangen mehr zu fürchten und haſt dein Schätzchen ſicher. Aber ich ſage dir, wenn du in acht Tagen das Pulver nicht geſtreut haſt, ſo räch' ich mich an dir, und das Mädchen wird nimmermehr dein!

Die Alte ſchritt davon und verſchwand im Gebüſch. Victor fühlte ſich erleichtert. Er dachte nicht daran, den Hokuspokus mit dem Pulver anzuſtellen, ſondern beſchloß, es zu gelegener Stunde in den Kanal zu werfen. Indeſſen begab er ſich auf das benachbarte Gehöft und erlangte, nach einigem Hin- und Widerreden mit dem Manne, eine Wohnung.

## 8.

## Aus zwei Räthſeln ein drittes.

Von dieſem Vorgange hatten wir freilich keine Ahnung, als wir Victor's Zettel laſen, wohl aber konnte ich mir denken, daß er ſich in Mariens Nähe niedergelaſſen habe. Dieſelbe Vermuthung hegte Franz, da mein Gefährte am Morgen auch ihm gegenüber gar kein Hehl aus ſeinem Intereſſe für das Mädchen gemacht hatte. Doch ſprach Franz ſich in keiner Weiſe darüber aus. Unſere Stimmung blieb inzwiſchen etwas gedrückt und beeinträchtigt, trotzdem daß wir unter uns waren. Franz ſchien mich nicht zum Vertrauten machen zu wollen, und ich ſelbſt durfte einen ſo zarten Punkt nicht berühren, ehe er mir nicht ein Recht dazu gab. Kaſcha ſah bald mich, bald ihren Sohn mit beſorgten Blicken an, und ſo ſaßen wir bei Tiſche und ſprachen von den entlegenſten Dingen.

Endlich gegen Abend, als wir im Garten auf und nieder ſchritten, ſuchte ich, nach mancherlei Umwegen des Geſprächs, die Sache zu berühren, die uns Beiden auf dem Herzen lag. Ich rückte mit der Frage heraus, ob er ſich nicht zu verheirathen denke? Er ſuchte auszuweichen, aber ich hatte meinen Angriff einmal begonnen und wollte ihn fortſetzen. Ich ſagte, ich wüßte wohl eine Partie für ihn, und nannte ihm Marien. Er wurde immer befangener.

Es iſt mir überraſchend, ſagte er, wie gerade du mir das Mädchen vorſchlagen kannſt. — Wie ſo? fragte ich.

Er ſah mich groß an. Ernſt, begann er nach einer Pauſe bewegt, du weißt vielleicht ſelbſt nicht, was du thuſt. — Ich weiß es, lieber Freund! Laß uns nicht ſo lange bei der Einleitung ſtehen bleiben. Du liebſt Marien. — Das iſt vorbei — aber woher willſt du es wiſſen? Glaube mir, es iſt vorbei, ich habe Alles aufgegeben. — Und warum? Haſt du ſichere Beweiſe, daß deine Neigung nicht erwidert wird? Oder ſind es Zweifel an dem Charakter des Mädchens? — Ernſt, ich bitte dich, laſſen wir dies Geſpräch! — Nein, nein! Ich will Gewißheit haben, wie es um dich ſteht! Es laſtet etwas auf deiner Seele, und ich trage kein Bedenken, daß es dieſes Verhältniß iſt. Sprich dich aus, ich bin dein Freund und darf Vertrauen verlangen. — Ich ſage dir, es iſt aus! Ich liebte ſie einſt — ich glaubte ſie zu lieben bis — bis vor Kurzem, jetzt aber darf ich es nicht mehr. — Du darfſt nicht? Franz, du entgehſt mir nicht. Fürchteſt du Victor? Glaubſt du, daß er dir die Neigung Mariens ſo ſchnell entwendet habe?

Entwendet? Weißt du denn, ob ich ſie je beſeſſen? Aber auch wenn das wäre — von ihm droht keine Gefahr. Sie lacht mit ihm, nimmt ſeine Schmeicheleien hin, wie ſie das zu thun pflegt, aber ſie liebt ihn nicht. — Wenn du das weißt, ſo weißt du auch mehr. Soll ein Freund es nicht erfahren, der dir gern mit Rath und That beiſtehen möchte?

Franz ſchwieg geraume Zeit. Dann ergriff er meine Hand und ſagte: Ernſt, wenn ich mich ausſprechen dürfte, wäreſt du der Erſte, dem ich mein ganzes Vertrauen ſchenkte. Aber das Schickſal will, daß ich es nicht ſoll. Ein unzeitiges Wort, und ich richte vielleicht eine unſelige Verwirrung an. Laß mich daher ſchweigen! Du bleibſt mehrere Wochen bei mir, in dieſer Zeit muß ſich Viel entwickeln. Dir wird, auch ohne daß ich rede, Vieles klar werden. Und endlich wird auch ein Tag kommen, wo ich dir ein offenes Bekenntniß ablegen darf. Bis dahin, bitte ich dich, ehre mein Schweigen und laß uns dies Thema vermeiden. Ich muß dir fürs Erſte jede Erklärung verweigern.

Eine lange Pauſe folgte dieſen Worten, wir ſchritten wortlos neben einander hin. Franz hatte ſich mit ſolcher Beſtimmtheit ausgeſprochen, daß ich nicht weiter in ihn dringen durfte. Aber dennoch konnten mich ſeine räthſelhaften Gründe keineswegs befriedigen. Im Gegentheil, ich war ungehalten, im Stillen verdrießlich über ihn. Da haben wir wieder einmal ſo ein Gemüth, dachte ich, das ſich ſelbſt und Andere quält, aus Rückſichten, die ihm nichts nützen und die der Andere nicht empfindet, ja, wenn er ſie kennte, nicht einmal anerkennen würde! So ein Träumer iſt die unglücklichſte Natur. Er ſieht nie den Gegenſtänden ins Auge, er blickt gefliſſentlich darüber hinaus. Anſtatt kühn zu wagen, wartet er ab, ob die Sache nicht von ſelbſt an ihn heran käme, und darüber verliert er Hoffnung und Glück.

Ich fühlte in mir ſelbſt ein Theil von dieſem Weſen, darum konnte ich es verſtehen und beurtheilen. Aber ich hatte es immer zu bekämpfen geſucht, und das Leben war mir behülflich geweſen, mich in eine praktiſchere Richtung zu leiten.

Es vergingen einige Tage. Victor kam, entſchuldigte ſich bei Franz wegen ſeiner ſo ſchnellen Umquartierung, und da ich inzwiſchen nicht auf der Lindenkaupe geweſen war, ſo mochte ſich ſeine Furcht vor meiner Nebenbuhlerſchaft wohl gelegt haben, und er zeigte ſich ſehr heiter und liebenswürdig. Indeſſen war unſer Verhältniß doch geſtört, und alle Drei kamen wir zu keinem Behagen mit einander.

Eines Tages fuhr ich, während Franz ſeine Nachmittagsſchule hielt, allein in den Wald hinein. Ich pflegte ab und zu etwas zu zeichnen — wahrſcheinlich betrieb ich dies fleißiger, als der Maler — und ſo ſuchte ich mir eine entlegene Stelle, an die Franz mich einige Tage vorher geführt hatte. Nach einer Stunde eifriger Geſchäftigkeit an meinem Skizzenbuche wollte ich heimkehren. Aber bald lockte mich hier, bald dort ein reizender Durchblick in einen Seitenkanal, und ſo überließ ich mich meiner Laune, in der Hoffnung, auf einem Umwege wieder nach Leipe zu gelangen, denn die Richtung glaubte ich mir genügend eingeprägt zu haben. Eine ſolche Kühnheit bleibt jedoch nicht ungeſtraft in einer Gegend, wo ſelbſt der Eingeborene in den hundert ſich kreuzenden Kanälen nicht immer ſeines Weges ſicher iſt. Und ſo ſah ich mich denn, nachdem die Dämmerung ſchon eingebrochen war, noch einmal mit meinem Kahne verirrt. Ich mußte mich auf ein neues unbequemes Abenteuer der Nacht vorbereiten, ich ſchalt meine Unbeſonnenheit, und vor Allem beunruhigte es mich, Franz und ſeine Mutter in Sorge um mich zu wiſſen. Zwar konnte ich meinen Kahn bald aus dem Dickicht des Waldes heraus ins Freie bringen, fand mich nun aber zwiſchen unabſehbaren Wieſen, nur von leichtem Gebüſch unterbrochen, und in der Richtung, die der Waſſerweg nahm, fürchtete ich in eine von meinem Ziel völlig entlegene Gegend zu kommen. Ich ſchwankte, was zu thun ſei, ob ich dieſen Arm verfolgen, oder in den Wald zurück ſteuern ſollte? Das Erſtere ſchien mir vorzuziehen. Hier im Freien war es heller, der Abendhimmel lag in grüngoldenem Kryſtall über mir, und um Mitternacht mußte der Mond kommen.

Während ich dies überlegte, vernahm ich hinter mir Ruderſchläge. Ich horchte auf und fuhr langſamer. Da war Hülfe. Eine Frauengeſtalt bog im Kahne langſam um die Uferwindung. Ich ließ ſie heran kommen, um nach dem Wege nach Leipe zu fragen. Aber kaum hatte ich die Lippen geöffnet, als ſie erſchrocken ausrief: Herr Ernſt! Wie kommen Sie hierher? — Es war Marie. Sie ließ die Ruderſtange fallen und ſchien faſt das Gleichgewicht zu verlieren.

Nun, das iſt die angenehmſte Führerin, die mir werden konnte! rief ich überraſcht. Hoffentlich kennen Sie den Weg beſſer als ich. Ich half ihr wieder zu ihrem Ruder, erzählte, wie ich hieher gekommen ſei, und ſprach meine Verwunderung aus, ſie auf dieſem einſamen Wege zu finden.

O, ſagte Marie, ich hatte nur ein Geſchäft drinnen — eine Beſtellung. Wir ſind gewohnt, Stunden lang umher zu fahren, ohne einem Menſchen auf unſerem Wege zu begegnen. Auch Sie ſind gar ſehr ins Weite gerathen, Herr Ernſt. Ich will Sie bis zu einem Kreuzwege begleiten, hernach können Sie nicht mehr fehlen.

Marie ſchien mir in ihrem Weſen befangener als ſonſt, doch ſchob ich es auf die Situation, indem ſie mit einem fremden Manne bei hereinſinkender Nacht dahin fahren mußte. Ich entſchuldigte mich, ihre Hülfe in Anſpruch nehmen zu müſſen, ſo ſehr ſie auch verſicherte, daß ſie es gern thäte. Aufrecht ſtehend in unſern Kähnen glitten wir neben einander hin. Ich mußte geraume Zeit die Unterhaltung allein führen, meine Führerin wollte nur wenig dazu beitragen. Aber immerhin ließ ſich leicht anknüpfen, denn Marie war kein gewöhnliches Bauernmädchen. Durch ihren Bruder, den Pfarrer in Burg, war ihr geiſtiger Horizont genug erweitert worden, daß ſie ein allgemeines Geſpräch verfolgen konnte, ohne daß ſie jedoch als „gebildet“ hätte bezeichnet werden können. Ich verfehlte nicht, ſobald es ſich ſchickte, die Unterhaltung auf Franz zu bringen, und ſagte viel Gutes über ihn.

Ja, ſo iſt es auch, nahm ſie das Wort. Es giebt keine böſe Zunge, die dem Herrn Lehrer etwas nachzureden wagte. Auch mein Bruder hält große Stücke auf ihn und ſagte noch kürzlich, er ſchätze ihn ſo hoch, daß er ihn in ſeiner Nähe in Burg haben möchte. Da ſind die Stellen auch noch beſſer. Das wäre gewiß auch für Alle gut. Mein Bruder hätte immer einen ſo klugen und geſcheidten Mann um ſich, und ich liebe ſeine Mutter ſehr. Sie iſt eine ſo brave Frau und hat mir ſchon Manches erzählt —

Marie brach plötzlich ab. Was hat ſie Ihnen erzählt? fragte ich unbefangen. — O von der Zeit — da ſie in Ihrem Hauſe war. — Alſo kannten Sie mich ſchon, ehe ich hieher kam? — Nein, das nicht. Es iſt erſt — erſt vor ein paar Tagen ſprach ſie davon. — Marie ſchien verwirrt.

Es war eine ſchöne Zeit, ſagte ich, und Franz und ich lebten als glückliche Knaben und Jünglinge. — Das glaub' ich! rief ſie lebhaft. Aber ich begreiſe nicht, wie er hat zurück und in die Einſamkeit gehen können! Was hat er hier? Ach, ich denke mir, wenn man einmal die große Welt draußen geſehen hat, kann man hier bei uns nicht mehr froh werden! Hier iſt Alles eng und klein.

Aber Sie ſelbſt ſehnen ſich doch nicht von hier weg? unterbrach ich ſie. — Warum nicht? rief ſie. Wenn mein Bruder mir erzählt von der Zeit, wo er ſtudirte, und was er Alles erlebte, dann geht mir das Herz auf. Ich möchte hinaus, ich möchte auch etwas erleben! Und wenn ich an ſeinen Bücherſchrank gerathe und einmal ins Leſen komme, dann wird mir's überall zu eng. Muß es da nicht wunderſchön ſein, wo all Das gedacht und erlebt wird? Was giebt es da zu ſehen und zu hören! Es muß ja eine ganze Welt voll Freude und Glück ſein! In Berlin möchte ich wohnen, da kann es nur glückliche Menſchen geben!

Dieſes Bekenntniß befremdete mich ſehr, aber noch mehr der Eifer, in den das Mädchen gerathen war. Liebe Marie, entgegnete ich, es giebt auch da tieſe Betrübniß und ſchwereres Unglück, als Sie ſich träumen laſſen.

Ja, ja! ſagte ſie nach einer Weile mit bewegter

Stimme. Ich habe davon gehört. Ach, wie beklage ich die arme junge Frau, daß ſie ſo früh aus der Welt gehen mußte! — Das iſt ein ſonderbares Mitleid, Marie! Iſt der Zurückbleibende nicht mehr zu beklagen?

Ja, mit dem kann man wohl Mitleid haben, aber er lebt doch, er kann wieder glücklich werden. Leben iſt Alles! Aber gar nicht mehr ſein, wenn man doch geweſen iſt, und noch dazu glücklich geweſen biſt, nein, das iſt ſchrecklich! Ich möchte nicht jung ſterben. —

Das begreiſe ich wohl. Doch glauben Sie mir, es giebt Lebenslagen, wo man, trotz aller Jugend, fertig zu ſein glaubt mit der Welt, und nur im Tode Ruhe ſieht.

Das ſoll aber nicht ſein! rief Marie, deren anfängliche Befangenheit einer lebhaften Bewegung gewichen war. Der Schmerz mag noch ſo ſchwer auf dem Menſchen laſten, er darf ſich doch nicht niederdrücken laſſen. Er ſoll hoffen, wieder glücklich zu werden, und er muß es, denn um glücklich zu ſein, iſt der Menſch da. So lange man lebt, hat man ein Recht auf ſo viel Glück, als man ertragen kann.

Ich erſtaunte. Aber Marie, ſagte ich, dieſe Anſicht haben Sie wohl nicht durch ihren Bruder, den Pfarrer, empfangen. — O nein, ſprach ſie. Der iſt zwar ſehr glücklich, redet und predigt aber doch oft genug, daß der Menſch zum Dulden geboren ſei. Ich glaub' ihm Vieles, aber Das nicht. Wozu wäre alles

Schöne und Herrliche auf der Welt, wenn man es nicht genießen ſollte? Die Welt gehört allen Menſchen, und es ſteht Jedem zu, ſich ſein Theil Glück darin auszuſuchen. — Und was nennen Sie denn Glück? fragte ich.

Sie zögerte. Endlich ſagte ſie: Und was nannte Ihre arme verſtorbene junge Frau Glück? — O das war nicht Viel! Sie lebte nur in ihrer Liebe, die war ihr Alles. Reichthum und äußeres Behagen, alle Vortheile des Lebens hätte ſie hingegeben, wenn das Schickſal es gefordert hätte, und wäre zufrieden mit mir in einer Hütte und bei trockenem Brod geweſen.

Und das ſoll Wenig ſein? Sie hatte ihr Theil Glück in vollem Maße, und es iſt ſchrecklich, daß ſie es dahingeben mußte! — Nun, um ſolch ein Glück zu erlangen, braucht man ſich nicht in die Ferne zu ſehnen. Sie werden doch nicht glauben, daß Sie Ihr Theil nur außerhalb Ihrer heimiſchen Grenzen erlangen können? — Sie ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte ſie mit beſtimmtem Tone: Ja, das weiß ich ganz gewiß!

Das ſonderbare Mädchen ſetzte mich in immer größere Verwunderung. War dieſer Ausſpruch nur das Zeugniß einer kindiſch überſchwänglichen Phantaſie, oder zeigte er an, daß ihr Herz ſchon gefeſſelt ſei? Mit Rückſicht auf dieſe letztere Frage brach ich das Geſpräch ab, es ſchien mir unbeſcheiden, hier weiter dringen zu wollen. Aber das ſah ich wohl, mein armer Franz hatte wenig oder nichts zu hoffen. Indeſſen achtete und ſchätzte ſie ihn, und ich beſchloß, wenigſtens das

Meinige zu thun, ihn in ihren Augen immer höher zu ſtellen. So brachte ich nach mancherlei Umſchweifen die Rede wieder auf ihn. Ich ſprach davon, daß auch mich die Einſamkeit, in der er lebe, etwas beſorgt mache.

Er wird immer ernſter, fuhr ich fort, und über ſeine Jahre hinaus geſetzt und ſogar in ſich gekehrt. Ich hoffe, es gelingt künftig einmal einer jungen Frau, ihn wieder jugendlich heiter und froh zu machen.

Das glaub' ich nicht, ſagte Marie. — Und warum nicht? — Weil er zu ſehr glaubt, das Leben ſei ein Jammerthal, und jede Freude kommt ihm vor wie ein Diebſtahl, auf den gleich eine Strafe folgen muß. Träfe ihn oder einen Andern ein wahres Unglück, ja, da, glaub' ich, wäre er wie ein Felſen, auf den man bauen könnte. Da würde er ſich wie zu Hauſe vorkommen, wo er Beſcheid weiß, und ſeine Frau würde die beſte Stütze an ihm haben. Aber ſie müßte dann auch von gleicher Art ſein, wie er. Wäre ſie das nicht, ſo würde er all ihren Frohſinn verkennen und ganz allein unglücklich ſein. Und vielleicht erführe ſie's nicht einmal, wie es um ihn ſtünde, denn ſie mit unglücklich zu machen, dazu iſt er auch wieder zu gut. Und ſo wird er vor lauter Güte niemals etwas vom Leben haben.

Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Dieſes Mädchen entwarf mir ein Bild meines Freundes, worin ich, trotz aller Uebertreibung, die Grundzüge doch als nur zu richtig erkennen mußte. Aehnliches hatte ich ſelbſt ſchon über ihn gedacht. Was mich aber geradezu beſtürzt machte, war der Eifer, zu welchem ſie ſich geſteigert hatte. Ich konnte gar nicht zweifeln, daß ihr meine Abſicht nicht entgangen ſei, und daß ſie wie zu ihrer eigenen Vertheidigung geſprochen habe. Indeſſen ſchien ihre Verlegenheit und die Ueberraſchung über ſich ſelbſt auch nicht geringer als die meinige.

Ehe ich noch ein Wort hervorbrachte, fuhr ſie haſtig, aber mit bebender Stimme fort: Ach Gott! Verzeihen Sie nur, er iſt ja Ihr Freund! Wer einen ſolchen Freund hat — ich will nichts, gar nichts geſagt haben! Hier gehen die Wege auseinander. Da auf dem großen Kanal kommen Sie in ein paar Minuten nach Leipe.

Ohne ein weiteres Wort des Abſchieds wendete ſie ihren Kahn und verſchwand im Finſtern. Ich rief ihr noch meinen Dank für die Führung und ein: Gute Nacht, Marie! nach, erhielt aber keine Antwort. Die hellen Fenſter des Dorfes ſchimmerten mir ſchon entgegen. Ich hatte nur kurze Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, da ich auf meinen Weg Acht geben mußte, um mein Fahrzeug zwiſchen all den angebundenen Nachen vor den Häuſern durchzubringen.

Franz und ſeine Mutter waren allerdings etwas in Sorge um mich geweſen, hatten ſich aber ſchließlich mit dem Gedanken getröſtet, ich ſei auf der Lindenkaupe geblieben. Den Augen der guten Alten ſah ich es jedoch an, daß inzwiſchen etwas vorgefallen ſein müſſe, worüber ſie mit mir reden wollte. Sobald ich meinen Thee, den ſie mir ſchnell bereitete, genommen hatte, erklärte ich daher, müde zu ſein, um mich auf mein Zimmer zurückziehen zu können. Und in der That brauchte ich nicht zu heucheln, denn ein mehrſtündiges Rudern hatte mich etwas erſchöpft. Raſcha's Plan ſcheiterte jedoch, denn Franz begleitete mich auf mein Zimmer.

Das iſt für dich angekommen, ſagte er, indem er nach dem Tiſche wies. Dort ſtand ein ſchöner großer Blumenſtrauß, daneben lag ein kleines geſticktes Notizbuch. Ich griff freudig nach dem letzteren, da es mir ſchon ſeit mehreren Tagen fehlte und ich es für verloren gegeben hatte. Es war die letzte kleine Arbeit, das letzte Geſchenk meiner verſtorbenen Frau. Wo habt ihr es wieder gefunden? fragte ich freudig. — Die Marie hat es gebracht, ſagte Franz; du wirſt es wohl auf der Lindenkaupe verloren haben.

Die Marie? Sie war hier? — Allerdings, gegen Abend, in der Dämmerſtunde. Ich ſaß in meiner Stube, das Fenſter ſtand offen. Da ſah ich ſie kommen. Sie ſpähte herein, und da ſie mich der Dunkelheit wegen nicht ſehen konnte und ſich unbeobachtet glauben mochte, legte ſie Strauß und Buch in das offene Fenſter. Es war nur ein Augenblick, gleich darauf verſchwand ſie.

Franz! entgegnete ich, es war dein Fenſter, in das ſie den Strauß legte. — Es war das einzige offene. — Nun, dann mag der Strauß für uns Beide ſein! rief ich ſo unbefangen als möglich. Wir wollen ihn in dein Zimmer ſtellen, hier, wo ich ſchlafe, würde mich der ſtarke Blumenduft ſtören.

Franz nahm den Strauß und ſagte mir gute Nacht. Kaum hatte er die Thür ſeiner Stube geſchloſſen, als ich leiſe Tritte und gleich darauf ein Pochen an der meinigen vernahm. Das mußte Kaſcha ſein. Richtig. Behutſam öffnete ſie und fragte, ob ſie noch eintreten dürfe. Komm nur, Kaſcha, ſagte ich, du haſt mir dein Herz wieder auszuſchütten, alſo rede!

Ein raſcher Blick nach dem Tiſche zeigte ihr, daß die Blumen fehlten. Hat er ſie doch mitgenommen? rief ſie mit höchſt vergnügtem Geſicht. Natürlich ſind ſie für ihn, ich ſagte es ihm gleich, aber er wurde ordentlich böſe und ſtellte ſie hier herein.

Sage mir nur, Kaſcha, war es denn wirklich die Marie? — Verſteht ſich; ich habe ſie ja geſprochen. Aber daß ſie ſchon am Fenſter geweſen war, wußte ich nicht. Kurz, ich ſtehe im Garten bei meinen Bohnen, da ſehe ich was vorbeiſchleichen. Sogleich erkenn' ich auch das Mädchen und rufe ihr zu: Marie, wohin ſo eilig? Bleib doch hier, mein Kind! — Ich ging ihr ſchnell nach, und da ſtand ſie feuerroth im Geſicht, weil ich ſie ertappt hatte. Na, dacht' ich, du willſt erſt gar nicht fragen, warum ſie hier iſt, und ſagte: Das iſt ſchön, daß du mich einmal beſuchſt. Komm in den Garten, mein Sohn iſt nicht zu Hauſe. Sie machte Umſtände, aber endlich kam ſie doch, und wir ſetzten uns da hinten in die verſteckte Laube, wo uns Niemand ſehen oder hören konnte. Sie erzählte von deinem Herrn Victor und ſagte, ſie könne den Menſchen gar nicht ausſtehen, worin ich ihr ganz Recht gab. Hernach kam ſie auch auf dich zu ſprechen, und da mußte ich ihr erzählen, daß es gar kein Ende nahm: von eurem Hauſe in Berlin, von deiner verſtorbenen Frau, und von der Zeit, da der Franz und ich bei euch lebten. Ich erzählte gern davon, und ſie hörte zu, wie in der Kirche. Endlich ſtand ſie auf, und ich fragte ſie, ob ich den Franz nicht ein bischen von ihr grüßen ſollte? Da wurde ſie wieder feuerroth, gab mir nur die Hand und lief davon. Ach, es iſt ein gar zu liebes Mädchen!

Haſt du ihr früher ſchon öfter von uns und unſerem Hauſe erzählt? fragte ich. — Nein, niemals. Es machte ſich nicht ſo, heute zuerſt. Aber ſiehſt du, wie ich nachher ins Haus gehe, iſt der Franz ſchon wieder da. Weißt du, wer eben hier war? frage ich. Ja, ich weiß, die Marie, ſagte er. Die Sachen ſtehen ſchon drüben bei Ernſt. Ich war verwundert. Nun, das Uebrige weißt du. Aber iſt es nicht wahr, daß ſie den Strauß ganz allein für den Franz gebracht hat? — Verſteht ſich, Mutter Kaſcha. Laß uns morgen früh weiter darüber reden. Gute Nacht!

In die wunderlichſten Gedanken verſenkt, zog ich den Stift aus meinem Notizbüchlein und ſchlug es ohne eine eigentliche Abſicht auf. Da fielen meine Augen auf einige Zeilen, von einer fremden Hand geſchrieben. Eine zwar nicht ſehr gewandte, aber ſaubere Schrift. Ueberraſcht las ich folgende Verſe:

Meine Sehnſucht kann nicht ſchweigen,
Und ich frage Nacht und Tag:
Will ſich denn kein Weg mir zeigen,
Wie zu dir ich kommen mag?
Nimm hinweg des Herzens Gram,
Meiner Seele Bräutigam!

Es war eine Strophe aus einem alten, ich glaube Herrnhutiſchen Geſangbuche. Die Schulkinder ſangen das Lied, ich kannte es, es hatte eine wehmüthige, in ihrer Einfachheit ergreifende Melodie. Aber warum ſtanden dieſe Verſe hier? War ihr urſprünglich religiöſer Sinn hier weltlich zu verſtehen?

Was ſollte ich davon denken? Hatte das Marie geſchrieben? Ich ſuchte mir ihr Weſen gegen mich auf der heutigen Fahrt zu vergegenwärtigen, vor allem ihre Ueberraſchung, ihren Schreck, ihre Befangenheit, als ſie mir ſo unvermuthet begegnete. Warum hatte ſie mir nicht offen geſagt, daß ſie in Leipe geweſen, um mir das gefundene Büchlein zu bringen? Mußte ich nicht annehmen, daß ſie, um mir auf dem gewöhnlichen Fahrwaſſer nicht zu begegnen, jenen bedeutenden Umweg gemacht habe? Und dann ihre räthſelhaften Aeußerungen! Und Franzens ebenſo räthſelhaftes Benehmen! Im Innerſten erſchrocken ſprang ich auf, denn alle Räthſel ſchienen mir gelöſ't. Aber die Löſung war mir ebenſo räthſelhaft und unbegreiflich. Marie liebte mich! Mich — war es denn möglich? Konnte ſie ſo blind ſein, daß ſie daſſelbe Weſen, welches ſie in Franz tadelte, in mir nicht zum Theil ebenfalls erkannte?

Ich verſank in ein Chaos von widerſtreitenden Gedanken. Was ſollte ich thun? Es iſt ein großes, vielleicht das größte Glück des Lebens, geliebt zu werden. Ich war noch ſehr jung, hatte eben erſt mein fünfundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt. Und ſo geſtehe ich, daß ſich mitten im Wachen ein Traum über mich ſenkte, der mir auch das letzte Räthſel in beſeligende Wahrheit auflöſ'te. Ich war wieder glücklich, liebte und wurde geliebt, mein Leben war nicht mehr einſam, es hatte wieder einen Inhalt. Ich führte die Freude in Marien's Geſtalt in mein Haus, zu meiner Familie zurück — —

Da riß der trügeriſche, goldene Nebel meines Traums auseinander, ich ſah die Wirklichkeit wieder. Verräther! Pflichtvergeſſener! tönte es durch meine Bruſt, und mein Gewiſſen ſtrafte mich durch das bitterſte Schuldbewußtſein. Eitelkeit nannte ich es, aus ſo ungenügenden Anzeichen herzuleiten, daß ich geliebt würde. Abſcheulich war es, mich in einen Liebestraum einzuwiegen, da ich meines Freundes Liebe zu Marien kannte. Als Abtrünnigkeit und Leichtfertigkeit mußte ich es erkennen, an einen Erſatz des Glückes zu denken, das mir vor kaum einem Jahre mit meinem theuren Weibe geſtorben war. Ihr ſchönes Bild ſtand plötzlich lebhaft vor meiner Seele, verzeihend und zugleich mächtig genug, um jeden fremden Eindruck wieder zu verwiſchen. Ich durfte Marien nicht täuſchen. Hatte ſie wirklich eine Neigung zu mir gefaßt, ſo mußte ich dieſe bekämpfen und mich ihr entziehen, damit meine Gegenwart die hereinbrechende Verwirrung nicht noch vergrößere.

## 9.

## Das Feſt in Burg.

Am andern Morgen erhob ich mich bei Zeiten, um mit Franz, deſſen Schulſtunden ſchon um ſieben Uhr begannen, zu ſprechen. Er empfing mich gut und freundlich, wie immer. Sobald das Frühſtück beendet war, nahm ich ihn unter den Arm und führte ihn in den Garten.

Es muß klar zwiſchen uns werden, lieber Freund! ſagte ich. Dieſes Mißverhältniß, dieſes ſcheue Umgehen der Dinge, die uns innerlich lebhaft genug beſchäftigen, ſoll aufhören. Du liebſt Marien — unterbrich mich nicht! — und erſt in der vergangenen Nacht iſt es mir aufgegangen, warum du dich vor mir verſteckſt. Ich bin's, der deinen Hoffnungen auf ſie gefährlich zu werden droht, — ſo wähnſt du. Allein ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich Marien nicht liebe, noch auch jemals etwas gethan habe, ihre Neigung zu gewinnen.

Das glaub ich dir ohne feierliche Verſicherung, entgegnete Franz. Aber du wirſt mir nicht ſo leicht ausreden, daß ſie eine ernſthafte Neigung zu dir gefaßt habe. — Das deuteteſt du mir ſchon neulich an, da ich zuerſt mit dir über ſie ſprach. Damals verſtand ich dich nicht. Woraus ſchließeſt du nun dieſe Neigung? Du haſt mich ſeit jener Taufe am erſten Tage meines Hierſeins nicht mit ihr zuſammen geſehen. Schon damals, als ich neben ihr und du uns gegenüber ſaßeſt, betraf ihr Geſpräch nur dich. Der erſte Anblick und Eindruck ſchien über ihr Herz entſchieden zu haben. Ich merkte es aus ihren Worten, ihren Mienen, aus ihrem ganzen Weſen. — Franz! Sind das alle deine Beweiſe?

Keineswegs. Sie war einige Tage darauf bei ihrem Bruder, dem Pfarrer in Burg, und hat ihm eine ſo enthuſiaſtiſche Schilderung von dir entworfen, daß dieſer mir neulich ſchrieb und es mir zur Pflicht machte, ihm meinen Gaſt zuzuführen. Sie kannte dich kaum, Alles, was ſie zu deinen Gunſten ſagte, konnte daher nur die Liebe ihr eingeben. Und dazu das geſtrige Ereigniß! Ich habe dir noch nicht Alles geſagt. Sie drückte einen Kuß auf das Büchlein, ehe ſie es neben den Strauß in das Fenſter legte.

Franzens Stimme bebte. Es mochte ihn einen ſchweren Kampf koſten, während er ſelbſt Marien liebte, mir ihre Liebe zu beweiſen.

Nun gut, lieber Freund, entgegnete ich. Da ich nicht die Abſicht habe, das Mädchen zu täuſchen, oder mit ihrer Neigung — wenn dieſe denn doch vorhanden — ein gefährliches Spiel zu treiben, ſo bleibt mir nichts übrig, als noch heut nach Hauſe zu reiſen.

Franz ergriff meine Hand und ſah mich halb beſtürzt an. Nein, Ernſt! rief er, du wirſt nicht abreiſen! Das würde Aufſehen erregen! — Könnten nicht ernſte Geſchäfte mich in Wirklichkeit nach Berlin rufen? — Aber noch iſt das nicht der Fall, und deine Abreiſe würde hier nichts ändern. Bleib' wenigſtens noch einige Tage. Ich muß dich dem Pfarrer in Burg zuführen. Es wird dich nicht gereuen, du ſollſt eine vortreffliche Bekanntſchaft machen.

Nach mancherlei Hin- und Widerreden ließ ich mich endlich beſtimmen, noch ein paar Tage zu bleiben. Ich beſchloß ſogar, noch einmal mit Marien zu ſprechen. Mit aller Schonung und Milde wollte ich ſie überzeugen, daß ſie ihr Herz bezwingen müſſe, wenn dasſelbe wirklich zu meinen Gunſten ſprach. Freilich war damit noch nicht viel für Franz gewonnen. Doch hoffte ich ihn durch erneuertes Ausſprechen meiner Freundſchaft und unbedingten Achtung auch für ſie zum Gegenſtande eines erhöhten Intereſſe zu machen. Wagte ich auch nicht gar viel für meinen Freund zu hoffen, ſo ſchien es mir doch eine unerläßliche Pflicht, daß ich, der, wenn auch unbewußt, die vielleicht glücklich angeſponnenen Fäden in Verwirrung gebracht, nun für ihn einträte, um ein günſtiges Reſultat noch zu ermöglichen.

Franz war, nach unſerem Geſpräch am Morgen, den Tag über ſichtlich in anderer Stimmung. Er zeigte ſich freier und offener und ſprach ſich nun ganz unverhüllt gegen mich aus. Er liebte, ja er hoffte noch. Der Beſuch in Burg ſollte ſchon Tags darauf, als an einem Sonntage, ſtattfinden. Franz war zu einer Hochzeit dorthin eingeladen, und ich verſprach, ihn zu begleiten.

Das Dorf Burg iſt nicht nur das größte des Spreewaldes, es zählt ſogar mit zu den größten Dörfern überhaupt. Seine viertauſend Einwohner bewohnen mit ihren weitgedehnten Gehöften und Gärten den Flächenraum einer mittleren Provinzialſtadt. Daraus ergeben ſich denn mancherlei ſtädtiſche Erſcheinungen. Handwerker verſchiedener Art ſind unter der zahlreichen Bevölkerung nöthig geworden, und allerhand Bedürfniſſe, bei welchen der Bauer ſonſt die Stadt zu Hülfe nehmen muß, kann das Gewerbe im Dorfe ſelbſt befriedigen. Obwohl zum Spreewalde gehörig, zeigt Burg doch nicht mehr den eigentlichen Waldtypus dieſer Gegend. Das Netz von Kanälen hat aufgehört, und nur einige Waſſerarme umſchlingen oder durchſchneiden den großen Bodencomplex von Wieſen und Ackerland.

Wir kamen, da Franz ſeiner Berufsgeſchäfte halber erſt Nachmittags hatte aufbrechen können, etwas ſpät zum Feſte. Muſik ſchmetterte uns aus dem Hochzeithauſe entgegen, man tanzte bereits. Vor der Thür, unter einigen ſchönen Bäumen, ſaßen Männer und Frauen bei Kaffee, Wein und Bier. Auch geſchmückte, vom Tanze erhitzte Paare ſuchten das Freie und ſtanden in Gruppen umher. Die Mädchen lachten und jubelten, wenn ausgelaſſene Burſchen einander mit derben Scherzen verfolgten und herumjagten. Als wir uns dem Hauſe näherten, trat uns aus dem Kreiſe der älteren Leute der Brautvater zugleich mit dem Pfarrer entgegen. Dieſer nahm mich nach der Begrüßung ſogleich in Beſchlag. Es war ein noch junger Mann, deſſen Weſen mir vom erſten Augenblick an ſehr wohl gefiel. Er kam mir wie einem alten Bekannten mit Herzlichkeit entgegen, und auch mir war's, als hätte ich längſt mit ihm verkehrt. Die Schranken der Fremdheit und die Formen der Höflichkeit, welche einer neuen Bekanntſchaft oft ſo hinderlich ſind, fielen gleich zwiſchen uns nieder.

Aber kaum hatten wir uns in ein Geſpräch eingelaſſen, als Marie mit glühenden Wangen aus dem Hauſe ſtürzte. Hinter ihr her kam Victor, mit dem ſie getanzt hatte. Der letztere begrüßte uns lebhaſt, ja mit ausgelaſſener Freude. Marie ſprach kaum ein paar Worte. Ihr Weſen war unſtet, halb froh, halb verlegen, ſie ſchlug die Augen nieder, wenn die meinigen ſie trafen. Der Pfarrer ſtrich ihr die Wangen.

Marie, ſagte er, jetzt wird eine Weile ausgeruht, du biſt erhitzt. Bis ich mit unſerem Gaſt zurückkehre, tanzeſt du mir keinen Schritt! Nehmen Sie den Wildfang ein wenig in die Schule, wandte er ſich ſcherzend an Franz. Leſen Sie ihr den Text über ihr leidenſchaftliches Tanzen.

Er winkte mir, um mir das Dorf und ſein Pfarrhaus zu zeigen. Marie, Franz und Victor blieben vor der Thür ſitzen. Wir ſprachen auf unſerem Gange dies und jenes. Endlich kamen wir auch auf Marien. Nehmen Sie mein Vertrauen, das faſt wie Zudringlichkeit ausſieht, von der beſten Seite, ſagte der Pfarrer. Mir iſt, als dürfte ich über Alles mit Ihnen reden, und ſicher ſind Sie durch Ihren Freund, den Lehrer, in Manches eingeweiht, das uns Allen am Herzen liegt. — Ich verſicherte ihn der gleichen Geſinnung und bekannte, daß mir nichts erwünſchter ſei, als ein vollkommen freimüthiges Geſpräch mit ihm.

Nun, dann verhehle ich nicht, begann er, daß mir das Mädchen viel Sorge macht. Sie ſtrebt mit aller Gewalt aus dem beſchränkten Kreiſe heraus, auf den ſie doch angewieſen bleibt. Zum Theil liegt das in der nicht günſtigen Stellung, die ſie einnimmt. Die ältere Schweſter hat mit beſcheidenem Sinne einen Bauer geheirathet, mich ſelbſt haben die Studien in eine bürgerliche Stellung gebracht. Marie ſteht zwiſchen uns und gehört im Grunde weder dem einen noch dem andern Kreiſe an. Sie lebt für gewöhnlich in meinem Hauſe. Da lernt ſie denn allerhand ſtädtiſche Sitten und Gewohnheiten. Sie iſt ein hübſches und liebenswürdiges Mädchen, und ſo wird ſie von Freunden und Bekannten, die bei mir vorſprechen, ſehr verzogen. Sie iſt eitel und hochmüthig geworden. Dazu kommt, daß ſie heimlich in meinen Büchern umher geſtöbert und Manches geleſen hat, was ich ihr verboten haben würde. Endlich noch hat ſie das Bewußtſein, ein, nach hieſigen Begriffen, reiches Mädchen zu ſein, das ſich etwas herausnehmen darf. Sie hat, trotz ihrer Jugend, ſchon oft Gelegenheit gehabt, ſich zu verheirathen. Aber ſie ſpielt mit ihren Freiern, um ſie endlich zu verlachen.

Während der Pfarrer ſo ſprach, ſchlich eine Geſtalt um die Ecke eines Hauſes. Es war Sardok. Er ſchien überraſcht, uns zu ſehen, hinkte dann aber grinſend und höchſt unterwürfig grüßend an uns vorüber.

Iſt der Unglücksmenſch auch hier? ſagte der Pfarrer etwas verſtimmt. Sie kennen ihn, ich habe von Ihrem Abenteuer gehört. Werden Sie mir nun glauben, was ich Ihnen erzähle? Auch mit dieſem häßlichen Subject, das ſonſt von allen Bewohnern dieſer Gegend gemieden wird, hat Marie ein tollkühnes Spiel begonnen. Es beluſtigte ſie, ihn durch thörichte Schmeicheleien zu verhöhnen; vielleicht that ſie es auch aus Uebermuth, um dem allgemeinen Widerwillen gegen ihn zu trotzen. Kurz, der Menſch hat ihre ſpöttiſche Herausforderung für Ernſt genommen und eine unſelige Leidenſchaft für ſie — ich weiß es — erfüllt ihn jetzt. Sie lacht ihn natürlich aus, aber die Sache iſt ihr zugleich ſehr unbequem geworden, da er ſie überall umſchleicht.

Ich verſchwieg dem Pfarrer nicht, daß ich dergleichen ſchon gemerkt hätte, noch ehe ich zu Mariens Bekanntſchaft gelangt wäre.

Und nun ein Wort in der größten Offenheit, fuhr er fort, das Sie mir verzeihen werden. Sie haben einen Freund mit aus Berlin gebracht, der ſich auf der Lindenkaupe neben meinem Schwager Koal eingemiethet hat. Mir ſind bereits verdrießliche Gerüchte zu Ohren gekommen. Es iſt nun wohl nicht glaublich, daß der junge Mann entſchieden als Freier bei Marien auftrete. Halten Sie es für nöthig, daß ich meine Schweſter in mein Haus zurückrufe?

Thun Sie es, ſagte ich. Es wird unter allen Umſtänden gut ſein. — So ſoll es geſchehen. Sie gleich heute hier zu behalten, möchte Aufſehen erregen; doch mag Sie es heute noch erfahren, damit ſie ſich rüſte, morgen heim zu kehren.

Vertrauen um Vertrauen! begann ich darauf. Hat mein Freund Franz ſich jemals gegen Sie ausgeſprochen? — Ausgeſprochen nicht, doch weiß ich, daß auch er um Marien wirbt, und er iſt wohl überzeugt, daß ich nichts lieber ſähe, als eine Verbindung zwiſchen ihm und ihr.

Wir ſprachen weiter darüber. Der Pfarrer wollte nicht zweifeln, daß Beide, trotz der Verſchiedenheit ihrer Naturen, für einander paſſend wären, und ſprach die Hoffnung aus, Marie werde ſich ſchließlich doch noch für Franz gewinnen laſſen. — —

Als wir vor dem Hochzeitshauſe wieder anlangten, empfing uns eine ſonderbare Scene. Wir hörten Victor's Stimme. Da iſt unſer göttlicher Steuermann! rief er lachend. Nur näher, du Adonis, reizendſter aller Jünglinge!

Der Angeredete war Sardok. Er ſtand in der Nähe des Tiſches, verlegen und doch verſchmitzt lächelnd, und drehte ſeine Mütze in den Händen. Victor nahm ein Glas Wein. Komm, fuhr er fort, bringe durch dieſen Trunk der Schlangenkönigin deine Huldigung!

Sardok ſchlug die Augen auf und ſagte grinſend: Sie ſoll's mir ſelbſt geben! Allgemeines Gelächter folgte. Marie weigerte ſich, halb ärgerlich, halb lachend. Da trat Victor vor ſie. Schönſte der Königinnen, ſagte er, erfüllen Sie die Bitte jenes armen Knaben!

Marie nahm das Glas aus ſeinen Händen und reichte es mit raſcher Bewegung dem Koſaken. Sardok griff haſtig darnach und trank es aus. Seine Augen blitzten von einem unheimlichen Feuer.

Kannſt du uns ein Lied ſingen? fragte Victor. Sardok ſchüttelte den Kopf. — Aber tanzen? Heda, Sardok, mach' es uns vor, wie man in deiner Heimath tanzt!

Dieſer Vorſchlag erregte ſchallenden Jubel, zumal da der Verhöhnte eine linkiſche Bewegung machte, die ſein Hinken hervortreten ließ. Der Pfarrer und ich traten zu Victor, mit der Bitte, das unpaſſende Spiel zu beenden. Schon aber hatte bei dem allgemeinen

Gelächter Sardok's Geſicht einen veränderten Ausdruck angenommen. Mit wüthenden Blicken ſchoß er auf Victor zu. Er hielt ihm eine hölzerne Büchſe, die er raſch aus der Bruſttaſche zog, vors Geſicht und flüſterte in halb unterdrücktem Grimm: Hab's aufgefiſcht aus dem Waſſer. Alte Zarna mir Alles erzählt! Oh, Sardok jetzt wiſſen, was thun!

Schnell verſteckte er die Büchſe wieder, ſchlüpfte um die Bäume und verſchwand hinter dem Hauſe. Ich hatte die Worte des Koſaken gehört und fragte verwundert, was ſie zu bedeuten hätten? Victor aber, obgleich ſichtlich verſtimmt, lachte gezwungen und behauptete, den Unſinn ſelbſt nicht zu verſtehen. Er forderte Marien zum Tanzen auf, ſie aber ſchlug es ab und tanzte heute nicht mehr. Er ſelbſt ging bald darauf ins Haus, wo er ſich mit andern Tänzerinnen herum drehte.

Da wir bereits an den Aufbruch dachten, forderte der Pfarrer ſeine Schweſter auf, ihn noch einen Augenblick in ſeine Wohnung zu begleiten. Nicht lange darauf erſchien ſie wieder, aber mit höher gerötheten Wangen. Wir nahmen Abſchied von den Gaſtgebern. Victor war mitten im Gedränge des Tanzes, wir fühlten keine Verpflichtung, ihn abzurufen, Koal ſchien ſogar daran gelegen zu ſein, ohne ſeine Begleitung nach Hauſe zu fahren. Wir hatten eine kleine Strecke zu gehen, um zu unſern Kähnen zu gelangen. Ich war mit Marien ein Stück voraus, Franz und Koal folgten.

Ich habe Ihnen noch zu danken, Marie, begann ich. Sie ahnten vielleicht, welche Freude Sie mir durch das Zurückbringen des kleinen Buches machten. Und da Sie mir eine Ueberraſchung bereiten wollten, legten Sie es heimlich in das Fenſter — nicht wahr? Was Sie hinein geſchrieben, ſoll mir ein werthes Andenken ſein.

Marie läugnete nicht, ſie ging mit niedergeſchlagenen Augen neben mir her. — Und was denken Sie von mir? fragte ſie gedrückt. — Ich denke viel Gutes von Ihnen, Marie. Nur glaub' ich, daß Sie ein wenig zu ſchnell Ihren augenblicklichen Eingebungen folgen. Sie wagen zu viel für ein Mädchen —

Das können Sie ſagen? unterbrach ſie mich in vorwurfsvollem Tone, ohne die Augen aufzuſchlagen. — Ja, ich, Marie! Sie ſind mir werth, darum muß ich aufrichtig gegen Sie ſein. Sie ſind ungerecht gegen Alles, was Ihre Umgebungen Ihnen bieten, und ſchätzen es nur, inſofern es Ihnen zu leichtem Genuß oder zum Gegenſtande Ihres jugendlichen Uebermuthes dient. Nur das Fremde hat wahren Reiz für Sie, und dadurch wird Ihnen noch manche Gefahr bereitet ſein.

Ich weiß nur Eine Gefahr, ſagte ſie aufgeregt: Daß Sie mich haſſen. — Das wird nie geſchehen, Marie! Ich nehme den herzlichſten Antheil an Ihnen und wünſche Ihnen jedes Glück. — Sie ſchüttelte den Kopf. — Mißtrauen Sie mir? fuhr ich fort. — Nein!

— Aber — ? — Ich weiß, daß es kein Glück für mich giebt. — Wie heftig Sie wieder ſind, Marie! Denken Sie an Ihre eigenen Worte! Der Menſch ſoll ſeinen Schmerz bekämpfen und dennoch hoffen, glücklich zu werden. Ein Glück giebt es überall, wenn wir es nur erkennen wollen! Sagten Sie nicht ſo, oder ähnlich?

Sie ſchüttelte von neuem den Kopf: Das iſt nun doch anders! — Koal und Franz unterbrachen das Geſpräch. Wir ſtanden am Ufer, und beſtiegen die Kähne. Koal hatte in ſeinem ſchmalen Gefährt nur Platz für Marie, Franz ruderte mich. So fuhren wir neben einander hin.

## 10.

## Kämpfe.

Marie verhielt ſich ſchweigend auf der Fahrt. Es war dunkel, ich konnte ihre Geſichtszüge nicht erkennen. Die Finſterniß nahm bald zu, und ein Gewitter ſchien im Anzuge. Doch zögerte es ſich hin, bis wir in die Nähe der Lindenkaupe kamen. Hier fielen die erſten Tropfen, und Koal lud uns ein, den Regen in ſeinem Hauſe abzuwarten. Wir gingen hinein. Eine Stunde ſaßen wir beiſammen, Koal hatte ſich mit Franz in ein angelegentliches Geſpräch über ſpreewäldiſche Verhältniſſe verwickelt, Marie war nicht im Zimmer. Mir ſchien die Luft drinnen gar zu ſchwül und drückend, ich ging hinaus, um zu ſehen, ob wir die Rückfahrt wohl antreten könnten. Der Himmel klärte ſich bereits, ich glaubte ein paar Sterne zu erblicken. Um einen größeren Himmelsraum beobachten zu können, ging ich bis auf die hohe Brücke. Mir kam es vor, als ſchliche Jemand hinter mir her, doch nachdem ich mich umgeſehen, glaubte ich mich getäuſcht zu haben. Das Wetter war in der That vorüber, nur von den Bäumen ſchüttelte der Wind noch den Regen. Mitten auf der Brücke ſtehend betrachtete ich die Sterne, wie ſie ſich unter mir im Waſſer ſpiegelten. Das leichte Gerüſt kam mir heut höher als jemals vor, ich glaubte in eine unendliche Tiefe zu ſehen.

Da ſprang plötzlich Jemand an mich heran, krallte ſich wie eine Katze im Rücken an mich feſt, und im nächſten Augenblick fühlte ich einen Meſſerſtich in der Schulter. Ein leiſer Ruf des Schrecks entfuhr mir, der Angreifer ließ von mir ab, ich aber packte ihn und rief: Wer biſt du? Er zuckte zuſammen und ſchrie auf: Dich nicht, dich nicht, den Andern! — Ich erkannte Sardok. Er wollte ſich losreißen, ich aber hielt ihn nur feſter umklammert. Es folgten einige Minuten des heftigſten Ringens, dann ein Krach — die Geländerſtange der Brücke, an die wir uns gedrängt hatten, war gebrochen, und wir ſtürzten Beide in die Tiefe des Kanals. Einen furchtbaren Schrei vernahm ich noch aus

Sardok's Wunde, gleich darauf arbeitete ich mit nur halber Beſinnung in dem kalten Elemente umher.

Für einen Erwachſenen war die Gefahr des Ertrinkens hier nicht groß. Gleichwohl machte es der ſchlammige Boden, die Menge von Sumpfgewächſen, in die der Sturz mich hineingetragen hatte, immerhin ſchwierig genug, wieder über Waſſer zu gelangen. Als ich endlich einen Kahn erreicht hatte, und an dieſem dem Ufer zu ſtrebte, hörte ich bereits Stimmen nach mir rufen und ſah Geſtalten mit Laternen aus dem Hauſe eilen. Sardok's Schrei mochte ſie herbeigelockt haben. Franz ſprang in den Kahn, reichte mir die Hand und half mir ans Land. — Suchet nach Sardok! rief ich. Er iſt mit mir von der Brücke geſtürzt!

Das Erſtaunen und der Schreck waren allgemein. Sämmtliche Bewohner der beiden benachbarten Gehöfte rannten durcheinander und beſtürmten mich mit Fragen. Gieb mir deinen Arm! flüſterte ich Franz zu. Sardok hat einen Angriff auf mich gemacht, ich bin verwundet.

Aber noch eine andere Perſon hatte dieſe Worte gehört. Marie ſtieß einen leiſen Schrei aus, bückte ſich auf meine Hand nieder, und ich fühlte heiße Tropfen über dieſelbe rieſeln. Schluchzend folgte ſie uns.

Ich zog raſch andere Kleider an, die einer von Koal's Knechten hergab. Man wollte mich zu Bette bringen, ich lehnte es ab. Das Wichtigſte ſchien mir die Unterſuchung meiner Wunde. Während nach dem

Arzt geſchickt wurde, legte irgend eine alte Großmutter, ich weiß nicht mehr weſſen, mir einen Nothverband an. Dann wurde mir Thee gebracht, und es fanden ſich mehr Menſchen zur Hülfsleiſtung, als nöthig waren. Man nöthigte mir eine wollene Decke auf, und in dieſe eingehüllt mußte ich mich ans Feuer ſetzen. Wie iſt's mit dem Sardok? fragte ich Koal, der eben ins Zimmer trat. Habt ihr ihn gefunden? — Ja, der iſt todt! entgegnete er. Wahrſcheinlich iſt er mit dem Kopf auf einen Kahn gefallen und hat das Genick gebrochen.

Die Stube hatte ſich mit Menſchen gefüllt, die neugierig um mich her ſtanden, denn es war nicht geheim geblieben, daß ich von dem Koſaken verwundet worden ſei. Wiſſen Sie, Herr, ſagte Einer der Anweſenden: der Stich von dem Hallunken war nicht auf Sie abgeſehen. Er hat einem Andern gegolten, den er hier vermuthete.

Dieſe Anſicht fand allgemeine Beſtätigung. Ich bat die anweſenden Nachbarn, mich allein zu laſſen, indem ich erklärte, daß ich mich angegriffen fühlte. In Wahrheit jedoch ſchmerzte die Wunde nur wenig, und ich hatte die Ueberzeugung, ſie würde nicht gefährlich ſein. Ja, ich hoffte ſogar in einer Stunde mit Franz nach Leipe zurück zu fahren, um der Familie Koal keine Störung zu bereiten. Der Thee hatte mich erwärmt, ich befand mich in keiner Weiſe übel.

Indeſſen lag eine ſchwere Stimmung auf uns Allen. Das Bewußtſein, einem Mordanfalle mit genauer Noth entgangen zu ſein, und der Gedanke an den Todten, der draußen lag, bewegten mich tief. Er hatte, wenn auch nicht mich, doch einen Menſchen tödten wollen, und war ſeiner eigenen Leidenſchaft zum Opfer gefallen. Franz fühlte den Ernſt dieſer Stunde in gleicher Weiſe. Ich bat ihn, nachzuſehen, ob die Belebungsverſuche an Sardok ſich nicht noch günſtig geſtalten wollten. Er ging. Draußen war ein Gehen, Kommen und Reden, Alles, was am Sonntag Abend an der Lindenkaupe vorüber fuhr, ſtieg aus, um das Schreckliche zu beſprechen. Einer nach dem Andern von den Hausgenoſſen verließ das Zimmer, und ſo glaubte ich endlich allein zu ſein. Da vernahm ich aus einer dunkeln Ecke ein halb erſticktes Schluchzen. Ich wendete mich um und fragte, wer da ſei. Marie wankte herbei und ſank zu meinen Füßen nieder.

Ich bin an Allem Schuld! ſtammelte ſie unter heißen Thränen. Um meinetwillen wollte er Sie morden! Gott — Gott! Ich hab's verbrochen und möchte ſterben vor Scham und Schmerz!

Ich bat ſie, aufzuſtehen und ruhig zu ſein, aber vergebens. Sie ſank mit dem Kopf an mein Knie und ſchien aufgelöſ't in Thränen. Da wurde die Thür aufgeriſſen und Victor trat haſtig ein. Ernſt! rief er, was iſt geſchehen? Sie ſind verwundet!

Plötzlich fuhr Marie auf und ſtellte ſich mit zornflammenden Augen zwiſchen uns. Weg mit dir! rief ſie Victor entgegen. Um deinetwillen, Schändlicher, iſt das Unglück geſchehen! Dir hatte der Mörder den Streich zugedacht, dieſen beſten Menſchen hat er getroffen! Victor bebte zurück und ſank vor Schreck und Erſtaunen auf einen Schemel.

*Du wirſt wiſſen, warum der Böſewicht dich haßte!* fuhr ſie in höchſter Aufregung fort. Und auch ich weiß genug. Ich hab's mit angeſehen, wie du dich hinter die Zigeunerin ſteckteſt! Auf der Brücke ſtand ich und ſah über die Wieſe, wie ihr euch beſprachet. O, es mußte etwas Schmachvolles ſein! Von dem Augenblick haßte ich dich, und wenn ich auch lachte, ich hoffte deine Schande noch vor Aller Augen an den Tag zu bringen. Ja, ich haſſe dich noch, und wenn ich wüßte, daß meine Schlange giftig wäre, ich wollte ſie dir entgegen werfen, daß ſie dich in dein falſches Herz ſtäche!

Marie! unterbrach ich ſie, Faſſung! Sie ſind außer ſich! — Aber das leidenſchaftliche Mädchen warf ſich von Neuem neben mich auf die Kniee und rief: Nein! ich will mich nicht faſſen! Ich will's einmal von der Seele herunter haben, was mich wie ein Alp drückt! Alle hab' ich verlacht und verſpottet! Um deinetwillen muß ich nun büßen! Dich lieb' ich, von der erſten Stunde an, als ich dich geſehen, und nun muß ich ſterben vor Herzeleid, weil du mich verachteſt! Zertritt mich, verfluche mich, denn ich verdien' es!

Ich ſprang auf und hob ſie vom Boden, denn jeden Augenblick konnte die Thür ſich öffnen und dem Auftritt einen neuen Zuſchauer zuführen. Marie, ſagte ich ſo mild als möglich, Sie ſollen mir theuer ſein, wie eine Schweſter, Sie ſollen den beſten Freund an mir haben! Nur bezwingen Sie jetzt dieſe unbändige Leidenſchaft!

Sie lag weinend an meiner Bruſt und ſchlang die Arme um meinen Nacken. Ich ließ ſie einen Augenblick gewähren und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Inzwiſchen bemerkte ich, wie Victor, der Marien mit immer wachſendem Erſtaunen zugehört hatte, ſich plötzlich erhob, die Thür leiſe verriegelte und ſich, abgewandt von uns, ans Feuer ſtellte. Ich drängte Marien leiſe von mir weg und ließ die Erſchöpfte niederſitzen. Wenn Sie mich nicht betrüben wollen, ſagte ich, ſo gebieten Sie jetzt Ihrem Schmerz. Wir ſprechen uns wieder! — Dann ſchob ich den Riegel von der Thür und trat zu Victor. Ich ſah in ſein Geſicht, es war leichenblaß. Er ergriff meine Hand. — Ernſt! ſagte er, wenn Sie in mein Herz ſehen könnten! Es iſt an Einer Scene leidenſchaftlicher Reue genug — aber, bei Gott, ich möchte zu Ihren Füßen ſtürzen und weinen, wie jenes Mädchen!

Ich bat ihn, ruhig zu ſein, und nöthigte ihn auf den Stuhl neben mich. Fürchten Sie nichts mehr von mir! fuhr er im Tone tiefſter Zerknirſchung fort. Die Ereigniſſe dieſer Stunde laſten ſo furchtbar auf mir, daß ſie mein ganzes Weſen vernichten. Aber ſie bannen mich auch für immer in Ihre Nähe, ſelbſt wenn ich Ihre Achtung niemals wieder gewinnen könnte.

Was Sie heut um meinetwillen erduldet haben, iſt für mich eine Schuld, die nur ein ganzes Leben voll Ergebenheit abtragen kann.

Franz trat ins Zimmer und beſtätigte die Nachricht von Sardok's Tode. Auch die übrigen Hausgenoſſen ſammelten ſich wieder. Es wurde berathſchlagt, wo ich zu Nacht bleiben ſollte. Victor ſchlug mir ſeine Stube im Nachbarhauſe vor. Ich erklärte indeſſen mit Entſchiedenheit, nach Leipe zurückfahren zu wollen. So wurde denn dem Wundarzt ein Bote entgegengeſchickt, um ſeinen Weg eben dahin zu lenken. Ich reichte zum Abſchied Allen die Hand. Marie drückte ſie an die Lippen und eilte davon. Victor ließ es ſich nicht nehmen, mich nach Leipe zu begleiten, und ſo, in einem größeren Kahne, in Decken, Mäntel und Kiſſen, mehr als mir nöthig ſchien, verpackt, fuhr ich mit ihm und Franz ab.

Ueber Kaſcha's Beſtürzung bei unſerer Ankunft will ich ſchweigen. Ich war denn doch erſchöpfter, als ich es wahr haben wollte, und lag bereits in einem heftigen Fieber, als der Arzt um Mitternacht eintraf. Er erklärte die Wunde für ganz ungefährlich, ſagte mir aber noch ein paar ſtarke Fiebertage voraus. Dieſe ließen auch nicht auf ſich warten. Victor war nicht von meiner Seite zu bringen; er ging ganz in meiner Pflege auf, ja es trat darin förmlich eine Eiferſucht zwiſchen ihm und Kaſcha ein. Gegen Franz ſprach er ſich in dieſen Tagen ebenfalls aus, und Beide waren bald verſtändigt. An Beſuchen und Anfragen wegen meiner fehlte es nicht, denn der Fall hatte in der ganzen Gegend Aufſehen gemacht. Doch wurde nur der Pfarrer aus Burg vorgelaſſen. Er erzählte mir, daß Marie wieder in ſeinem Hauſe ſei. Daß er eine neue Entdeckung über ihre Gemüthsſtimmung gemacht habe, entnahm ich ſeinem Geſpräch wohl, indeſſen ließen wir einen ſo zarten Punkt unberührt. — Ferner hörte ich, daß man ſchon am Morgen nach meinem Unfall eine Unterſuchung in der ſchwarzen Raupe angeſtellt habe; aber die Zigeunerin war verſchwunden. Sie iſt, ſo viel ich weiß, in jener Gegend nicht mehr geſehen worden.

Nach einigen Tagen fühlte ich mich wieder kräftig. Da kam ein Brief von meiner Stiefmutter an. Er brachte betrübende Nachricht. Ein Schlaganfall hatte meinen Vater betroffen, ich wurde ſchleunigſt zurückgerufen. Da war nicht zu zögern. Ich nahm Abſchied von Franz und Kaſcha. Schon nach einer Stunde fuhr ich, von Victor begleitet, nach Lübbenau, um zu Nacht mit der Poſt nach Berlin zurückzukehren.

## 11.

## Schluß.

Ich kann an jene Zeit nicht zurückdenken, ohne daß eine tiefe Wehmuth mich ergreift. Seit dem Tode meiner Gattin ſchienen ſchmerzliche Ereigniſſe auf lange bei mir heimiſch werden zu wollen. Marien bin ich nicht wieder begegnet. In Thränen ſah ich ſie in jener Nacht entfliehen, und ſo iſt ihr Bild vor meinen Augen geblieben über ein halbes Menſchenalter hinaus. Doch ich will verſuchen, das, was Jahr um Jahr brachte, in gedrängter Erzählung zuſammen zu faſſen.

Als ich damals nach Berlin zurückkehrte, kam ich nur noch zurecht, meinen Vater in meinen Armen ſterben zu ſehen. Ich hatte von nun an keine Zeit mehr, meinem Hange, wie bisher, nachzuleben. Eine weit verzweigte Geſchäftsthätigkeit, in die ich mich erſt hineinarbeiten mußte, nahm alle meine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte in Anſpruch. Das Leben forderte jetzt eine ſtrenge, geregelte Arbeit von mir, und ſie war mir willkommen, ja ſie war mir Bedürfniß.

Oft zwar, ſehr oft dachte ich an Marien. Ein tiefes Mitleid erfüllte mich und ein ſchmerzliches Gefühl, ihr das nicht erwidern zu können, was ihr Herz mir entgegen gebracht hatte. Denn jetzt, da ich mich wieder in den alten Räumen meines Hauſes befand, wachte die Erinnerung an mein geliebtes Weib um ſo mächtiger wieder in mir auf, ſprach mir aus den Augen meines Knaben, aus Allem, was mich umgab, und wollte keinem andern Bilde eine gleiche Berechtigung geſtatten. Doch glaubte ich nicht, ſo ohne verſöhnenden Abſchied von Marien ſcheiden zu dürfen. Ich ſchrieb ihr, was man unter ſolchen Umſtänden ſchreiben kann, wovon ich aber doch hoffte, daß es ſie beruhigen werde, Troſt, Worte der Freundſchaft und Verſicherungen des herzlichſten Antheils. Eine Antwort erhielt ich niemals.

So verging ein Jahr, da kam mir eine Nachricht, die ich als Antwort auf meinen Brief betrachten konnte. Franz ſchrieb mir, daß Marie ſich entſchloſſen habe, ſeine Frau zu werden. Ich war ſehr erfreut darüber, aber der Einladung zu ſeiner Hochzeit, die bald darauf ſtattfand, mochte ich doch nicht nachkommen.

Marie hatte als Frau nicht mehr jenes ungeſtüm übermüthige Weſen, worin ſie ſich als Mädchen gefallen. Ein erſchütterndes Ereigniß war durch ihr Leben gegangen, ſie hatte erfahren müſſen, daß der Menſch ſein Glück nicht mit Gewalt an ſich reißen könne. Sie fühlte ſich nicht unglücklich an Franzens Seite, aber ob ſie das Glück, welches ihr anſtatt des erſehnten zu Theil geworden, richtig zu ſchätzen verſtand, darüber hab' ich nie etwas erfahren. Sie lebten die kurze Zeit, die ſie verbunden waren, ſtill und ruhig mit einander; die Menſchen konnten ſie für glückliche Gatten halten.

Ich ſage die kurze Zeit — denn nur ein Jahr war ihnen beſchieden. Marie ward Mutter eines Töchterchens und ſtarb bei der Geburt desſelben. Kurz vor ihrem Tode, den ſie voraus geſagt haben ſoll, rief ſie Franz zu ſich, küßte ihn zärtlicher als jemals und ſagte, ſie wiſſe erſt jetzt, daß ſie den edelſten und beſten Mann gehabt habe.

So war ſie denn dahin gegangen, die ſchöne Schlangenkönigin, ſie, die ſich mit allen Fibern an das Leben geklammert hatte! Ihr Tod ergriff mich tief. Aber auch Victor fühlte ſich von dieſer Nachricht ſchmerzlich betroffen, denn ſeine Neigung zu ihr war nicht an der Oberfläche ſeines Weſens vorüber gegangen. Von ihm ſei hier geſagt, daß auch er eine ernſte Wandlung durchlebte. Er nahm fortan das Leben ernſter, ja wir wurden in der Folge Freunde im beſten Sinne.

In eine kurze Spanne Zeit hatte ſich die traurige Geſchichte der Schlangenkönigin zuſammen gedrängt. Aber die Geſchichte hat ein um ſo froheres Nachſpiel. Es iſt lang, ich will es um ſo kürzer erzählen.

Im Sommer nach Mariens Tode reiſ'te ich zum Erſtenmal wieder nach dem Spreewalde. Franz war noch ſtiller und in ſich zurückgezogener geworden, doch herrſchte die alte Herzlichkeit zwiſchen uns. Von nun an reiſ'te ich in jedem Jahr auf einige Zeit, und wenn ich mir auch nur ein paar Tage abmüßigen konnte, zu ihm, und ſo wurde auch meine Bekanntſchaft mit dem Pfarrer in Burg zu einem immer freundſchaftlicheren Verhältniß. Auch meinen Sohn nahm ich mit der Zeit zu dieſen Ausflügen mit.

Er war etwa acht Jahre alt, als ich einen Entſchluß faßte, der in ſeinen Folgen ſegensreich für uns Alle werden ſollte. Die Verwöhnung, in welcher der Knabe als einziger Sohn des Hauſes lebte, und die vorzüglich von der übertriebenen Nachſicht und Zärtlichkeit meiner Stiefmutter ausging, erſchien mir mit der Zeit eben ſo unerträglich als gefährlich. Und ſo beſchloß ich, ihn dem Pfarrer für einige Zeit zur Erziehung zu übergeben.

Sechs Jahre lang blieb mein Sohn im Pfarrhauſe zu Burg, gedieh an Körper und Geiſt aufs Beſte, und ſo wurde das Dorf und der Spreewald zu ſeiner zweiten Heimath, an der er mit der größten Liebe hing. Auch als ich ihn ſpäter zu mir zurücknahm, zugleich mit den älteſten Söhnen des Pfarrers, die fortan in meinem Hauſe blieben, um ſich zur Univerſität vorzubereiten, behielt er dieſe Anhänglichkeit, zumal ſie von ſeinen Schulfreunden getheilt wurde. Ja ſie wuchs nur mit der Zeit, ſo daß alle ſeine Ferienreiſen, in den Schülerjahren und noch in der Studentenzeit, nach dieſem Einen Ziele hingingen.

Er war zwanzig und etliche Jahre alt geworden, hatte ſeine Studien vollendet und rüſtete ſich, da er Naturforſcher werden wollte, zu einer großen Reiſe zu wiſſenſchaftlichen Zwecken. Aber es ſtand bei ihm feſt, daß er vorher einen Ausflug nach dem Spreewalde machen müſſe. Ich hatte längſt gemerkt, daß von dorther noch ein ganz beſonderer Magnet auf ihn wirke, eine Beobachtung, die mich mit ſtiller Freude erfüllte. Es war vielleicht für eine Reihe von Jahren der letzte Beſuch meines Sohnes in Burg, er bat und drang daher in mich, ihn zu begleiten. Das war mir freilich nicht möglich, doch verſprach ich, wenn es anginge, nachzukommen und die Freunde dort wenigſtens einen Tag über zu ſehen. So fuhr er denn allein ab, trotz einer Februarkälte, die jeden Ausflug aufs Land unmöglich zu machen ſchien. Vierzehn Tage darauf konnte ich mich auf kurze Zeit von meinen Geſchäften losmachen und folgte ihm.

Ueber allen Wieſen, Kanälen und Waſſerarmen des Spreewaldes lag eine gleichmäßige, ſpiegelblanke Eisdecke. Da bedurfte es, um von Ort zu Ort zu kommen, keines Stunden langen Umweges mehr. Anſtatt des Kahns waren Pikſchlitten und Eisſchuh zum Verkehrsmittel der ganzen Gegend geworden. Quer über die Fläche weg, durch gelichteten Wald an Kaupen vorüber, fliegt der geflügelte Fuß, und ſein Ziel, das der Sommer ihm drei Stunden weit verrückt, iſt in einer halben erreicht.

Ich nahm in Lübbenau einen Stuhlſchlitten nebſt Führer, der mich zuerſt nach Leipe bringen ſollte. Nur eine kurze Strecke waren wir gefahren, als ich eine Schaar Schlittſchuhläufer in der Entfernung erblickte. Sie waren in die Wintertracht der ſpreewäldiſchen Bauern gekleidet: weite Beinkleider und Röcke von weißer Leinwand, mit Wolle gefüttert, Pelzmützen von Fiſchotter und hohe Stiefeln bis über die Kniee.

Bald unterſchied ich unter dieſer immerhin maleriſchen Tracht bekannte Geſtalten. Dem Zuge voran ſauſ'te ein friſcher Burſche mit gerötheten Wangen und flatterndem Haar. Er ſchob einen Schlitten vor ſich her, in dem ein Mädchen ſaß, das reizendſte Geſchöpf, das man ſehen konnte, blond, blauäugig, die Beſcheidenheit und Anmuth ſelbſt. Doch trug ſie ſtädtiſche Kleider und war in ihr Mäntelchen gut eingehüllt. Ich kannte ſie ſeit lange, und kurz — es war Franzens Tochter, wie ihre Mutter Marie, genannt. Ihr Führer war mein Sohn Georg, das Gefolge beſtand aus den Söhnen und Töchtern des Pfarrers und einigen Geſpielen der Kinder.

Ein lautes, jauchzendes Hurrah des Willkommens erſcholl, als ſie ſich mir näherten; Alle kannten mich von Alters her. Georg brachte mit kunſtgerechter Schwenkung den Schlitten ſeiner Dame neben den meinigen, und das ſchöne Mädchen umarmte in unbefangener Kindlichkeit ihren „Onkel," wie ſie mich nannte. Georg's Augen leuchteten, als er ſie mir brachte, er ſchien ſeinen Vater um den Kuß zu beneiden.

Onkel Franz iſt in Burg bei dem Vater, rief einer von den Söhnen des Pfarrers, wir brauchen nicht mehr nach Leipe zu fahren. Der Sprecher ließ es ſich nicht nehmen, meinen Schlitten, anſtatt des Führers, zu ſchieben, und fort ging es über die Eisebene, unter Geſchrei, Necken, Jubel und Lachen.

Es folgte ein glücklicher Tag im Pfarrhauſe. Jugend und Frohſinn waren in Fülle beiſammen und riſſen die Alten unwiderſtehlich mit fort. Zwiſchen

Bibl.
vers.

Georg und der kleinen Marie war ein Necken, Flüſtern und Lachen ohn' Ende. Jetzt ein heftiger Zank, ein Schmollen, dann wieder zarteſte Rückſicht und jungfräuliche Verſchämtheit und von Neuem lächerlicher und lachender Zwiſt und Umherjagen, daß die Kleine vor dem unbändigen Jungen entfloh und ſich hinter ihren alten Onkel rettete. Sie waren als Kinder gleich Geſchwiſtern zuſammen aufgewachſen, ſelbſt ihre junge Liebe wollte ſich noch kindiſch austoben. Denn daß ſie einander liebten, darüber waren die Väter längſt einig und ſahen in ihrer Vereinigung die ſchönſte Verſöhnung alter ſchmerzlicher Erinnerungen. — Und alle Hoffnungen wurden erfüllt. Noch vergingen einige Jahre, dann aber führte Georg Marien zum Altare, und wir waren Alle Ein Haus und Eine Familie.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

# Novellenſchatz.

Dritte Serie.

Fünfter Band.

(Der ganzen Reihe ſiebzehnter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe**

und

**Hermann Kurz.**

**Dritte Serie.**

**Fünfter Band.**

(Der ganzen Reihe ſiebzehnter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite.

**Peter Schlemihl's wunderſame Geſchichte.** Von Adelbert von Chamiſſo . . . . . . . . . 1

**Muſikaliſche Orthodoxie.** Von Johanna Kinkel 99

**Der Weinhüter von Meran.** Von Paul Heyſe . 173

# Peter Schlemihl's

## wunderſame Geſchichte.

Von Adelbert von Chamiſſo.

Berlin 1811. — Adelbert von Chamiſſo's Werke. 4. Bd.
[illegible] Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung 1836.

„Aus einem alten Hauſe entſproſſen“ — ſagt Adelbert von Chamiſſo (eigentlich Charles Louis Adelaide de Chamiſſo de Boncourt) von ſich ſelbſt — „war ich auf dem Schloſſe Boncourt in der Champagne geboren.“ (27. Januar 1781.) „Die Auswanderung des franzöſiſchen Adels entführte mich ſchon im Jahre 1790 dem Mutterboden. Nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande, Holland, Deutſchland, und nach manchem erduldeten Elend wurde meine Familie zuletzt nach Preußen verſchlagen. Ich war im Jahre 1796 Edelknabe der Königin, Gemahlin Friedrich Wilhelm's II., und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienſt bei einem Infanterieregiment der Beſatzung Berlin's. Die mildere Herrſchaft des Conſuls gewährte zu Anfang des Jahrhunderts meiner Familie die Heimkehr nach Frankreich, ich aber blieb zurück. So ſtand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung; ich hatte nie eine Schule ernſtlich beſucht. Ich machte Verſe, erſt franzöſiſche, ſpäter deutſche. Ich ſchrieb im Jahre 1803 einen Fauſt, den ich aus dankbarer Erinnerung in meine Gedichte mit aufgenommen habe. Dieſer faſt knabenhafte metaphyſiſche Verſuch brachte mich faſt zufällig einem andern Jünglinge nahe, der ſich gleich mir im Dichten verſuchte, K. A. Varnhagen von Enſe.“ (S. deſſen anziehende Schilderung in ſeinen Denkwürdigkeiten I, 283—85.) „Wir verbrüderten uns, und ſo entſtand unreiferweiſe der Muſenalmanach auf das Jahr 1804. Dieſe Unbeſonnenheit, welche ich nicht bereuen kann, ward zu einem ſegensreichen

Wendepunkte meines Lebens. Er brachte mich in enge Verbrüderung mit herrlichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchſen". Unter dieſen Jünglingen und Männern, die zum Symbol ihres Bundes den Nordſtern („τὸ τοῦ πόλου ἄϛρον") erwählten, ſind neben Varnhagen zu nennen: W. Neumann, Fouqué, Franz Theremin, vor Allen aber Julius Eduard Hitzig, „Vater Ede", auch „der treue Eckard der Literatur" genannt, der bis zum Tode ſein innigſter Freund geblieben; vom nachwachſenden Geſchlechte ſchloſſen ſich ſpäter vorzüglich Franz Kugler, Adolf Schöll und Franz von Gaudy an ihn an. Aber trotz der beglückenden Freundſchaften hatte Chamiſſo's Jugend etwas düſter Heimathloſes, da ihn das Schickſal zwiſchen ſeinem Geburtslande Frankreich und ſeinem Adoptivvaterlande Deutſchland längere Zeit in der Schwebe erhielt. Aus der ſchmählichen Uebergabe von Hameln als preußiſcher Subalternoffizier ehrenvoll hervorgegangen, wollte er es vermeiden, künftig wieder einmal gegen ſeine Landsleute dienen zu müſſen, und trat aus dem Militär. Als dann im Jahre 1813 der Sturm wieder losbrach, lebte er in ländlicher Verborgenheit ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Botanik, und ſchrieb dabei den Schlemihl, um die Kinder ſeines Freundes Hitzig zu ergötzen. Seine wachſende Unzufriedenheit jedoch, in Verbindung mit der politiſchen Lage der Dinge, veranlaßte den Freund, ihn auf einige Jahre aus Europa zu entfernen, und es gelang, ihn, der in Berlin eifrig Medicin und Naturwiſſenſchaften ſtudirt hatte, (juſt zur Zeit der Rückkehr Napoleon's von Elba) an Bord des Rurik als Naturforſcher der Romanzoff'ſchen Weltumſeglungsreiſe zu bringen. Wir übergehen die unwürdige Behandlung, die ihm von dem Chef dieſer Expedition, O. von Kotzebue, ſowohl während der Fahrt perſönlich als nachher durch Unterdrückung ſeiner beſten Arbeiten widerfuhr. Nach drei Jahren kehrte er zurück und fand nun in Berlin eine feſte Lebensſtellung als Inſpector der königlichen Herbarien im Schoße häuslichen Glücks. Er ſtarb den 21. Auguſt 1838. Wie er in dieſem letzten ſchönen Drittel ſeines Lebens neben der Pflege ſeiner Wiſſenſchaft, die ihm von der K. Akademie die Ehre der Mitgliedſchaft eintrug, ſich zum deutſchen Nationaldichter entwickelt und welche Verdienſte er ſich als Herausgeber des Muſenalmanachs der dreißiger Jahre nebſt Guſtav Schwab um die deutſche Poeſie und die deutſche Jugend erworben hat, das ruht in friſcher Erinnerung und kann in dieſem engen Raume nicht ausgeführt werden (wie denn auch über ſein früheres, zum Theil reichbewegtes Leben, z. B. über ſeinen Aufenthalt bei Frau von Staël, ja über den ganzen Menſchen, auf die Biographie von Hitzig, ſo wie auf die Schilderung von Ampère in der Revue des deux mondes von 1840 verwieſen werden muß). Chamiſſo war ein Deutſcher im vollſten Sinne des Wortes und doch dabei auch wieder ein liebenswürdiger Franzoſe, gleichwie ſein ganzes Weſen eine merkwürdige Miſchung von Mann und Kind, von Unbeholfenheit und Gewandtheit trug. Den Franzoſen hatte er ſelbſt ſprachlich ſo wenig ausgezogen, daß er, der das Deutſche in ſeinen Verſen mit wunderbarer Meiſterſchaft handhabte, in ſeinen Briefen die ergötzlichſten Gallicismen zum Beſten gab, beim Zahlen nach ſeiner Mutterſprache greifen mußte, ja den Namen ſeines verehrten, geliebten Uhland nur in der erſten Hälfte deutſch, in der zweiten aber franzöſiſch (das nd dem bekannten naſalen a opfernd) ausſprach. (Für letztere Sünde hat ſich denn wieder mancher biedere Deutſche unbewußt an ihm gerächt, indem er ihn mit beſſerer Geſinnung als Betonung „unſern Chamiſſo“ nannte.)

Die Entſtehung des „Peter Schlemihl“ erzählt K. Goedeke ſo. „Chamiſſo hatte auf einer Reiſe Hut, Mantelſack, Handſchuhe, Schnupftuch und ſein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué fragte, ob er nicht auch ſeinen Schatten verloren habe. Sie malten ſich das Unglück aus. Ein anderes Mal wurde in einem Buche von dem Romanſchriftſteller Lafontaine geblättert, wo ein ſehr gefälliger Mann Allerlei aus der Taſche zieht, was eben gefordert wird. Chamiſſo meinte, wenn man dem Kerl ein gutes Wort gäbe, würde er auch noch Pferde und Wagen aus der Taſche ziehen. Nun war der Schlemihl fertig“ — der, ebenfalls laut Goedeke, ein jüdiſches Wort iſt und Unſtern, Pechvogel bedeutet. Man ſieht alſo, daß es ſich urſprünglich um ein bloßes Spiel mit luſtigen Einfällen handelte, und noch aus dem Einfall Schlemihl's, ſich einen Schlagſchatten ſtatt des verlorenen malen laſſen zu wollen, aus ſeinen Ausreden, der Schatten ſei ihm in Rußland an den Boden gefroren zurückgeblieben, oder es ſei ihm Jemand ungeſchickt darauf getreten, ſo daß er ihn habe in Reparatur geben müſſen, oder es ſeien ihm in einer Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen, aus dieſen Schnurren klingt noch immer das Gelächter der beiden Freunde nach, mit welchem ſie ſich das „Unglück“ und deſſen etwaige Vertuſchung „ausmalten“. Die tiefſinnige Dichtung, die aus dieſem drolligen Spiel erwachſen iſt, leidet etwas an den Zufälligkeiten ihres Urſprungs, ſofern man ſich immer wieder ein wenig zum poetiſchen Glauben zwingen muß, und das um ſo mehr, als die Erzählung zwiſchen Allegorie und Märchen ſchwankt, ohne völlig eines von beiden zu ſein. Doch bricht die Dichtung in ihrer Einfachheit ſo mächtig wirkend durch, daß alle derartige Bedenken ſchwinden, und die ſeelenvolle Wendung im Schlemihlio läßt auch den hartnäckigſten Verſtand die Frage, ob ein Menſch ſich ſeines Schattens entäußern könne, vergeſſen. Man hat über die Bedeutung dieſes Gedankens, den der Dichter ſelbſt nur leicht und ſcherzhaft erörtert, viel geſtritten, ohne Erfolg, weil echte Poeſie ſich zu keiner erſchöpfenden proſaiſchen Auslegung hergiebt. Zweifellos iſt es, daß Chamiſſo in der Perſon Schlemihl's ſich ſelbſt mit ſeiner gewohnten ſchwarzen Kurtka geſchildert hat; und da liegt es denn ſehr nahe, den Menſchen ohne Vaterland und Exiſtenz, der er Anno 13 war, mit einem Menſchen ohne Schatten zu vergleichen, nur daß dieſe dürftige Allegorie entfernt nicht hinreicht, der Dichtung auf den Grund zu kommen. Varnhagen verſprach, allerlei ſonſtige perſönliche Beziehungen, die der Dichter hineingeheimniſſet habe, mit der Zeit enthüllen zu wollen, aber er hat dies unſeres Wiſſens nicht gethan. Und zu was würde es auch helfen, ein ſchönes Ganzes in mehr oder minder gleichgültige Einzelheiten zu zerreißen? Ueberdies kann man mit derlei Deutungen gewaltig fehl gehen. Wer mit Chamiſſo's Regeſten nicht bekannt iſt, wird alsbald den gelungenſten Nachweis führen können, daß unter Schlemihl dem Naturforſcher, der mit ſeinen Siebenmeilenſtiefeln die Welt umgeht, Niemand anderes gemeint ſei, als Chamiſſo der Naturforſcher, der auf ſchnellem Schiff die Welt umſegelt: nur iſt dem Dichter dieſer Wunſch, den er ſo theuer bezahlen ſollte, erſt drei Jahre nach Abfaſſung des Schlemihl erfüllt worden, und aus der vermeinten Allegorie wird eine unbewußte Prophezeiung, alſo nur eben wieder ein Stückchen Poeſie weiter. Daß aber in dieſer Erzählung das äußere und innere Leben eines Menſchen, und dazu eines unvergänglich theuren Menſchen, abgeſpiegelt wird, das eben giebt ihr etwas weſentlich Novelliſtiſches.

Dennoch ſind wir uns herzhaft bewußt, durch ihre Aufnahme das herkommensrechtliche Gebiet der Novelliſtik zu überſchreiten. Allein bei Licht betrachtet haben wir das gleich zu Beginn unſerer Sammlung in noch weit höherem Grade gethan. Denn die „Neue Meluſine“ iſt ja trotz der Einkleidung in eine Rahmenerzählung weit mehr Märchen als Novelle: ſie hat aber neben dem Märchenelement noch ein anderes, auf das wir damals hindeuteten, einen Anklang an perſönliche Schickſale, wodurch wir uns berechtigt glaubten, ſie neben dem Märchen zugleich als Novelle anzuſprechen. Ein Tadel dieſes Verfahrens iſt uns nicht kund geworden. Und ſo wagen wir es denn auch mit Freund Schlemihl, da es ſich hier um das berühmte Werk eines Dichters handelt, der ſonſt unter den Meiſtern proſaiſcher Erzählung unvertreten bliebe, indem wir die in dieſem Falle kaum erforderliche Rechtfertigung künftigen ähnlichen Ueberſchreitungen, deren wir uns ſchuldig machen dürften, vorbehalten.

## I.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich ſehr beſchwerlichen Seefahrt, erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote ans Land kam, belud ich mich ſelbſt mit meiner kleinen Habſeligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend ging ich in das nächſte, geringſte Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen ſah. Ich begehrte ein Zimmer, der Hausknecht maß mich mit einem Blick und führte mich unters Dach. Ich ließ mir friſches Waſſer geben und genau beſchreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzuſuchen habe: — vor dem Norderthor, das erſte Landhaus zur rechten Hand, ein großes, neues Haus, von roth und weißem Marmor mit vielen Säulen. Gut. — Es war noch früh an der Zeit, ich ſchnürte ſogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten ſchwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine beſten Kleider, ſteckte das Empfehlungsſchreiben zu mir und ſetzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne, der mir bei meinen beſcheidenen Hoffnungen förderlich ſein ſollte.

Nachdem ich die lange Norderſtraße hinaufgeſtiegen und das Thor erreicht, ſah ich bald die Säulen durch das Grüne ſchimmern; — alſo hier, dacht' ich. Ich wiſchte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, ſetzte mein Halstuch in Ordnung und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür ſprang auf. Auf dem Flur hatt' ich ein Verhör zu beſtehn, der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John — mit einer kleinen Geſellſchaft ſich erging. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze ſeiner wohlbeleibten Selbſtzufriedenheit. Er empfing mich ſehr gut, — wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte ſich ſogar gegen mich, ohne ſich jedoch von der übrigen Geſellſchaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. — So, ſo! von meinem Bruder, ich habe lange nichts von ihm gehört. Er iſt doch geſund? — dort, fuhr er gegen die Geſellſchaft fort, ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel, dort laſſ' ich das neue Gebäude aufführen.

Er brach das Siegel auf und das Geſpräch nicht ab, das ſich auf den Reichthum lenkte. Wer nicht Herr iſt wenigſtens einer Million, warf er hinein, der iſt, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft! — O wie wahr! rief ich aus mit vollem, überſtrömendem Gefühl. Das mußte ihm gefallen, er lächelte mich an und ſagte:

Bleiben Sie hier, lieber Freund, nachher hab' ich vielleicht Zeit, Ihnen zu ſagen, was ich hiezu denke — er deutete auf den Brief, den er ſodann einſteckte, und wandte ſich wieder zu der Geſellſchaft. — Er bot einer jungen Dame den Arm, andere Herren bemühten ſich um andere Schönen, es fand ſich, was ſich paßte, und man wallte dem roſenumblühten Hügel zu.

Ich ſchlich hinterher, ohne Jemandem beſchwerlich zu fallen, denn keine Seele bekümmerte ſich weiter um mich. Die Geſellſchaft war ſehr aufgeräumt, es ward getändelt und geſcherzt, man ſprach zuweilen von leichtſinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtſinnig, und gemächlich erging beſonders der Witz über abweſende Freunde und deren Verhältniſſe. Ich war da zu fremd, um von alle Dem Vieles zu verſtehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf ſolche Räthſel zu haben.

Wir hatten den Roſenhain erreicht. Die ſchöne Fanny, wie es ſchien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigenſinn einen blühenden Zweig ſelbſt brechen, ſie verletzte ſich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Roſen, floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieſes Ereigniß brachte die ganze Geſellſchaft in Bewegung. Es wurde engliſch Pflaſter geſucht. Ein ſtiller, dünner, hagrer, länglichter, ältlicher Mann, der neben mir ging und den ich noch nicht bemerkt hatte, ſteckte ſogleich die Hand in die knapp anliegende Schooßtaſche ſeines altfränkiſchen, grautaffentnen Rockes, brachte eine kleine Brieftaſche daraus hervor, öffnete ſie und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerkſamkeit für den Geber und ohne Dank, die Wunde ward verbunden, und man ging weiter den Hügel hinan, von deſſen Rücken man die weite Ausſicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ocean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erſchien am Horizont zwiſchen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. Ein Fernrohr her! rief John, und noch bevor das auf den Ruf erſcheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, beſcheiden ſich verneigend, die Hand ſchon in die Rocktaſche geſteckt, daraus einen ſchönen Dollond hervorgezogen und es dem Herrn John eingehändigt. Dieſer, es ſogleich an das Aug' bringend, benachrichtigte die Geſellſchaft, es ſei das Schiff, das geſtern ausgelaufen, und das widrige Winde im Angeſicht des Hafens zurücke hielten. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand und nicht wieder in die des Eigenthümers; ich aber ſah verwundert den Mann an und wußte nicht, wie die große Maſchine aus der winzigen Taſche herausgekommen war; es ſchien aber Niemanden aufgefallen zu ſein, und man bekümmerte ſich nicht mehr um den grauen Mann, als um mich ſelber.

Erfriſchungen wurden gereicht, das ſeltenſte Obſt aller Zonen in den koſtbarſten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anſtand und richtete da zum zweiten Mal ein Wort an mich: Eſſen Sie nur, das haben Sie auf der See nicht gehabt. Ich verbeugte mich, aber er ſah es nicht, er ſprach ſchon mit jemand Anderem.

Man hätte ſich gern auf den Raſen, am Abhange des Hügels, der ausgeſpannten Landſchaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht geſcheut. Es wäre göttlich, meinte Wer aus der Geſellſchaft, wenn man türkiſche Teppiche hätte, ſie hier auszubreiten. Der Wunſch war nicht ſobald ausgeſprochen, als ſchon der Mann im grauen Rock die Hand in der Taſche hatte und mit beſcheidener, ja demüthiger Geberde einen reichen, golddurchwirkten türkiſchen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müſſe es ſo ſein, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Geſellſchaft nahm ohne Umſtände Platz darauf; ich wiederum ſah betroffen den Mann, die Taſche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wiſſend, was ich dazu denken ſollte, beſonders, da Niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufſchluß über den Mann gehabt, und gefragt, wer er ſei, nur wußt' ich nicht, an wen ich mich richten ſollte, denn ich fürchtete mich faſt noch mehr vor den Herren Bedienten, als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Anſehen ſchien als die Andern, und der öfter allein geſtanden hatte. Ich bat ihn leiſe, mir zu ſagen, wer der gefällige Mann ſei dort im grauen Kleide. — Dieſer, der wie ein Ende Zwirn ausſieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen iſt? — Ja, der allein ſteht. — Den kenn' ich nicht, gab er mir zur Antwort, und, wie es ſchien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandt' er ſich weg und ſprach von gleichgültigen Dingen mit einem Andern.

Die Sonne fing jetzt ſtärker zu ſcheinen an und ward den Damen beſchwerlich; die ſchöne Fanny richtete nachläſſig an den grauen Mann, den, ſo viel ich weiß, noch Niemand angeredet hatte, die leichtſinnige Frage: ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei ſich habe? Er beantwortete ſie durch eine ſo tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte ſchon die Hand in der Taſche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eiſenwerk, kurz, Alles, was zu dem prachtvollſten Luſtzelt gehört, herauskommen ſah. Die jungen Herren halfen es ausſpannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs — und Keiner fand noch etwas Außerordentliches darin. —

Mir war ſchon lang' unheimlich, ja graulich zu Muthe, wie ward mir vollends, als beim nächſt ausgeſprochenen Wunſch ich ihn noch aus ſeiner Taſche drei Reitpferde, ich ſage dir, drei ſchöne, große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen ſah! — denke dir, um Gotteswillen! drei geſattelte Pferde noch aus derſelben Taſche, woraus ſchon eine Brieftaſche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Luſtzelt von derſelben Größe und alle dazu gehörigen Stangen und Eiſen herausgekommen waren! — Wenn ich dir nicht betheuerte, es ſelbſt mit eigenen Augen angeſehen zu haben, würdeſt du es gewiß nicht glauben. —

So verlegen und demüthig der Mann ſelbſt zu ſein ſchien, ſo wenig Aufmerkſamkeit ihm auch die Andern ſchenkten, ſo ward mir doch ſeine blaſſe Erſcheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, ſo ſchauerlich, daß ich ſie nicht länger ertragen konnte.

Ich beſchloß, mich aus der Geſellſchaft zu ſtehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darinnen ſpielte, mir ein Leichtes ſchien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder verſuchen und, wenn ich den Muth dazu fände, ihn über den ſeltſamen grauen Mann befragen. — Wäre es mir nur ſo zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich ſchon wirklich durch den Roſenhain, den Hügel hinab, glücklich geſchlichen und befand mich auf einem freien Raſenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wegen durchs Gras gehend angetroffen zu werden, einen forſchenden Blick um mich warf. — Wie erſchrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zu kommen ſah. Er nahm ſogleich den

Hut vor mir ab und verneigte ſich ſo tief, als noch Niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu ſein, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder und ſtand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich ſah ihn voller Furcht ſtier an und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Er ſelber ſchien ſehr verlegen zu ſein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte ſich zu verſchiedenen Malen, trat näher und redete mich an mit leiſer, unſicherer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

Möge der Herr meine Zudringlichkeit entſchuldigen, wenn ich es wage, ihn ſo unbekannter Weiſe aufzuſuchen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigſt — — Aber um Gotteswillen, mein Herr! brach ich in meiner Angſt aus, was kann ich für einen Mann thun, der — Wir ſtutzten Beide und wurden, wie mir däucht, roth.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in Ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Mal — erlauben Sie, daß ich es Ihnen ſage — wirklich mit unausſprechlicher Bewunderung den ſchönen, ſchönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichſam mit einer gewiſſen edlen Verachtung, ohne ſelbſt darauf zu merken, von ſich werfen, den herrlichen Schatten da zu

Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumuthung. Sollten Sie ſich wohl nicht abgeneigt finden, mir dieſen Ihren Schatten zu überlaſſen?

Er ſchwieg, und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was ſollt' ich aus dem ſeltſamen Antrag machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt ſein, dacht' ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demuth des ſeinigen beſſer paßte, erwiderte ich alſo:

Ei, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Eurem eigenen Schatten genug? Das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz abſonderlichen Sorte. — Er fiel ſogleich wieder ein: Ich hab' in meiner Taſche Manches, was dem Herrn nicht ganz unwerth ſcheinen möchte; für dieſen unſchätzbaren Schatten halt' ich den höchſten Preis zu gering.

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Taſche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort und ſuchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem unterthänigſten Knecht. Ich verſtehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut, wie könnt' ich nur meinen Schatten — — Er unterbrach mich: Ich erbitte mir nur Dero Erlaubniß, hier auf der Stelle dieſen edlen Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu ſtecken; wie ich das mache, ſei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner

Erkenntlichkeit gegen den Herrn, überlaſſe ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Taſche bei mir führe: die ächte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechſelpfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Roland's Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl nichts für Sie ſein: beſſer, Fortunati Wünſchhütlein, neu und haltbar wieder reſtaurirt; auch ein Glücksſeckel, wie der ſeine geweſen. — Fortunati Glücksſeckel! fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angſt auch war, hatte er mit dem Einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Ducaten vor den Augen. —

Belieben gnädigſt der Herr dieſen Seckel zu beſichtigen und zu erproben. Er ſteckte die Hand in die Taſche und zog einen mäßig großen, feſtgenähten Beutel von ſtarkem Korduanleder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir ſelbigen ein. Ich griff hinein und zog zehn Goldſtücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm ſchnell die Hand hin: Topp! der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten. — Er ſchlug ein, kniete dann ungeſäumt vor mir nieder, und mit einer bewunderungswürdigen Geſchicklichkeit ſah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leiſe von dem Graſe löſen, aufheben, zuſammenrollen und falten, und zuletzt einſtecken. Er ſtand auf, verbeugte ſich noch einmal vor mir und zog ſich dann nach dem Roſengebüſche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leiſe für ſich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren feſt, rund um mich her war die Erde ſonnenhell, und in mir war noch keine Beſinnung.

## II.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte, dieſen Ort zu verlaſſen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erſt meine Taſchen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals feſt und verbarg ihn ſelbſt auf meiner Bruſt. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landſtraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu ging, hörte ich hinter mir ſchreien: Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch! — Ich ſah mich um, ein altes Weib rief mir nach: Sehe ſich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren. — Danke, Mütterchen! ich warf ihr ein Goldſtück für den wohlgemeinten Rath hin und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: Wo hat der Herr ſeinen Schatten gelaſſen? und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen: Jeſus Maria! der arme Menſch hat keinen Schatten! Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied ſehr ſorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beiſpiel nicht über die Breiteſtraße, die ich zunächſt durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich ſeh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geſchrei der ſämmtlichen literariſchen Straßenjugend der Vorſtadt, welche ſofort mich zu recenſiren und mit Koth zu bewerfen anfing: Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit ſich zu nehmen, wenn ſie in die Sonne gingen. Um ſie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter ſie und ſprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutſche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte ſchon die Ahnung in mir aufſteigen: daß, um ſo viel das Gold auf Erden Verdienſt und Tugend überwiegt, um ſo viel der Schatten höher als ſelbſt das Gold geſchätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewiſſen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was ſollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch ſehr verſtört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshauſe hielt; ich erſchrak über die Vorſtellung, nur noch jenes ſchlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldſtücke hin und befahl, vor das vornehmſte Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich ſchickte den Kutſcher mit Gold weg, ließ mir die beſten Zimmer vorn heraus anweiſen und verſchloß mich darin, ſo bald ich konnte.

Was denkeſt du, das ich nun anfing? — O mein lieber Chamiſſo, ſelbſt vor dir es zu geſtehen, macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Bruſt hervor, und mit einer Art Wuth, die, wie eine flackernde Feuersbrunſt, ſich in mir durch ſich ſelbſt mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und ſtreute es auf den Eſtrich, und ſchritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet ſelbſt auf das reiche Lager ſank und ſchwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich ſchloß meine Thür' nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von dir, es ward mir, als ſtünde ich hinter der Glasthüre deines kleinen Zimmers, und ſähe dich von da an deinem Arbeitstiſche zwiſchen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen ſitzen, vor dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeſchlagen, auf deinem Sopha lagen ein Band Goethe und der Zauberring, ich betrachtete dich lange und jedes Ding in deiner Stube und dann dich wieder, du rührteſt dich aber nicht, du holteſt auch nicht Athem, du warſt todt.

Ich erwachte. Es ſchien noch ſehr früh zu ſein. Meine Uhr ſtand. Ich war wie zerſchlagen, durſtig und hungrig auch noch; ich hatte ſeit dem vorigen Morgen nichts gegeſſen. Ich ſtieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieſes Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz geſättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen ſollte. Es durfte nicht ſo liegen bleiben — ich verſuchte, ob es der Beutel wieder verſchlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenſter öffnete ſich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühſam und mit ſauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Cabinet ſtand, zu ſchleppen und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erſchöpft in einen Lehnſtuhl und erwartete, daß ſich Leute im Hauſe zu regen anfingen. Ich ließ, ſobald es möglich war, zu eſſen bringen und den Wirth zu mir kommen.

Ich beſprach mit dieſem Manne die künftige Einrichtung meines Hauſes. Er empfahl mir für den näheren Dienſt um meine Perſon einen gewißen Bendel, deſſen treue und verſtändige Phyſiognomie mich gleich gewann. Derſelbe war's, deſſen Anhänglichkeit mich ſeither tröſtend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düſtres Loos ertragen half.

Ich brachte den ganzen Tag auf meinem Zimmer mit herrenloſen Knechten, Schuſtern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein und kaufte beſonders ſehr viele Koſtbarkeiten und Edelſteine, um nur Etwas des vielen aufgeſpeicherten Goldes los zu werden; es ſchien aber gar nicht, als könne der Haufen ſich vermindern.

Ich ſchwebte indeß über meinen Zuſtand in den ängſtigendſten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beſchloß, ſo viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends ſpät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen und ſchlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hauſe. Erſt auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuſer, in deren Schutz ich ſo weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt, mein Schickſal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erſpare mir, lieber Freund, die ſchmerzliche Wiederholung alles deſſen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefſte Mitleid, das ich ihnen einflößte; Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, beſonders ſolcher dicken, wohlbeleibten, die ſelbſt einen breiten Schatten warfen. Ein ſchönes, holdes Mädchen, die, wie es ſchien, ihre Eltern begleitete, indem dieſe bedächtig nur vor ihre Füße ſahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; ſie erſchrak ſichtbarlich, da ſie meine Schattenloſigkeit bemerkte, verhüllte ihr ſchönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf ſinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchſchnittenem Herzen zog ich mich ſchwankend ins Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häuſern halten, um meine Schritte zu ſichern, und erreichte langſam und ſpät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht ſchlaflos zu. Am andern Tage war meine erſte Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke überall ſuchen zu laſſen. Vielleicht ſollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich, wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen ſollte! Ich ließ Bendel vor mich kommen, er ſchien Gewandtheit und Geſchick zu beſitzen, — ich ſchilderte ihm genau den Mann, in deſſen Beſitz ein Schatz ſich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual ſei. Ich ſagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn geſehen; beſchrieb ihm Alle, die zugegen geweſen, und fügte dieſes Zeichen noch hinzu: er ſolle ſich nach einem Dollond'ſchen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkiſchen Teppich, nach einem Prachtluſtzelt und endlich nach den ſchwarzen Reithengſten genau erkundigen, deren Geſchichte, ohne zu beſtimmen wie, mit der des räthſelhaften Mannes zuſammenhinge, welcher Allen unbedeutend geſchienen, und deſſen Erſcheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerſtört hatte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Laſt, wie ich ſie nur zu tragen vermochte, und legte Edelſteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Werth. Bendel, ſprach ich, Dieſes ebnet viele Wege und macht Vieles leicht, was unmöglich ſchien; ſei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, ſondern geh und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen ſeine alleinige Hoffnung beruht.

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von ſeinen Gäſten, er hatte alle geſprochen, wußte ſich nur entfernt an den Mann im grauen Rock zu erinnern. Der neue Teleſkop war da, und Keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da noch auf demſelben Hügel ausgebreitet und aufgeſchlagen, die Knechte rühmten den Reichthum ihres Herrn, und keiner wußte, von wannen dieſe neuen Koſtbarkeiten ihm zugekommen. Er ſelbſt hatte ſein Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wiſſe, woher er ſie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die ſie geritten, in ihren Ställen, und ſie prieſen die Freigebigkeit des Herrn John, der ſie ihnen an jenem Tage geſchenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendel's, deſſen raſcher Eifer und verſtändige Führung, auch bei ſo fruchtloſem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düſter, mich allein zu laſſen.

Ich habe, hub er wieder an, meinem Herrn Bericht abgeſtattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigſten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh Jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geſchäfte ausging, wo ich ſo unglücklich geweſen. Die eigenen Worte des Mannes waren: Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr ſehen, da ich übers Meer gehe und ein günſtiger Wind mich ſo eben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn ſelber aufzuſuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geſchäft vorzuſchlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigſt, und verſichern ihn meines Dankes. Ich frug ihn, wer er wäre, er ſagte aber, Sie kennten ihn ſchon.

Wie ſah der Mann aus? rief ich voller Ahnung. Und Bendel beſchrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getreu in ſeiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er ſich erkundigt. —

Unglücklicher! ſchrie ich händeringend, das war er ja ſelbſt! — und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. Ja, er war es, war es wirklich! rief er erſchreckt aus, und ich Verblendeter, Blödſinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt und meinen Herrn verrathen!

Er brach, heiß weinend, in die bitterſten Vorwürfe gegen ſich ſelber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir ſelber Mitleiden einflößen. Ich ſprach ihm Troſt ein, verſicherte ihn wiederholt, ich ſetzte keinen Zweifel in ſeine Treue, und ſchickte ihn alsbald nach dem Hafen, um, wo möglich, die Spuren des ſeltſamen Mannes zu verfolgen. Aber an dieſem ſelben Morgen waren ſehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltſtrichen, alle nach anderen Küſten beſtimmt, und der graue Mann war ſpurlos wie ein Schatten verſchwunden.

## III.

Was hülfen Flügel dem in eiſernen Ketten feſt Angeſchmiedeten? Er müßte dennoch, und ſchrecklicher, verzweifeln. Ich lag, wie Faffner bei ſeinem Hort, fern von jedem menſchlichen Zuſpruch, bei meinem Golde darbend, aber ich hatte nicht das Herz nach ihm, ſondern ich fluchte ihm, um deſſentwillen ich mich von allem Leben abgeſchnitten ſah. Bei mir allein mein düſtres Geheimniß hegend, fürchtete ich mich vor dem letzten meiner Knechte, den ich zugleich beneiden mußte; denn er hatte einen Schatten, er durfte ſich ſehen laſſen in der Sonne. Ich vertrauerte einſam in meinen Zimmern die Tag' und Nächte, und Gram zehrte an meinem Herzen.

Noch Einer härmte ſich unter meinen Augen ab, mein treuer Bendel hörte nicht auf, ſich mit ſtillen Vorwürfen zu martern, daß er das Zutrauen ſeines gütigen Herrn betrogen und Jenen nicht erkannt, nach dem er ausgeſchickt war, und mit dem er mein trauriges Schickſal in enger Verflechtung denken mußte. Ich aber konnte ihm keine Schuld geben, ich erkannte in dem Ereigniß die fabelhafte Natur des Unbekannten.

Nichts unverſucht zu laſſen, ſchickt' ich einſt Bendel mit einem koſtbaren brillantenen Ring zu dem berühmteſten Maler der Stadt, den ich, mich zu beſuchen, einladen ließ. Er kam, ich entfernte meine Leute, verſchloß die Thür, ſetzte mich zu dem Mann, und, nachdem ich ſeine Kunſt geprieſen, kam ich mit ſchwerem Herzen zur Sache, ich ließ ihn zuvor das ſtrengſte Geheimniß geloben.

Herr Profeſſor, fuhr ich fort, könnten Sie wohl einem Menſchen, der auf die unglücklichſte Weiſe von der Welt um ſeinen Schatten gekommen iſt, einen falſchen Schatten malen? — — Sie meinen einen Schlagſchatten? — Den mein' ich allerdings. — Aber, frug er mich weiter, durch welche Ungeſchicklichkeit, durch welche Nachläſſigkeit konnte er denn ſeinen Schlagſchatten verlieren? — Wie es kam, erwiderte ich, mag nun ſehr gleichgültig ſein, doch ſo viel, log ich ihm unverſchämt vor: In Rußland, wo er im vorigen Winter eine Reiſe that, fror ihm einmal, bei einer außerordentlichen Kälte, ſein Schatten dergeſtalt am Boden feſt, daß er ihn nicht wieder losbekommen konnte.

Der falſche Schlagſchatten, den ich ihm malen könnte, erwiderte der Profeſſor, würde doch nur ein ſolcher ſein, den er bei der leiſeſten Bewegung wieder verlieren müßte, — zumal wer an dem eignen angebornen Schatten ſo wenig feſthing, als aus Ihrer Erzählung ſelbſt ſich abnehmen läßt; wer keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das iſt das Vernünftigſte und Sicherſte. — Er ſtand auf und entfernte ſich, indem er auf mich einen durchbohrenden Blick warf, den der meine nicht ertragen konnte. Ich ſank in meinen Seſſel zurück und verhüllte mein Geſicht in meine Hände.

So fand mich noch Bendel, als er hereintrat. Er ſah den Schmerz ſeines Herrn und wollte ſich ſtill, ehrerbietig zurückziehen. — Ich blickte auf — ich erlag unter der Laſt meines Kummers, ich mußte ihn mittheilen. Bendel, rief ich ihm zu, Bendel! Du Einziger, der du meine Leiden ſiehſt und ehrſt, ſie nicht erforſchen zu wollen, ſondern ſtill und fromm mitzufühlen ſcheinſt, komm zu mir, Bendel, und ſei der Nächſte meinem Herzen. Die Schätze meines Goldes hab' ich vor dir nicht verſchloſſen, nicht verſchließen will ich vor dir die Schätze meines Grames. — Bendel, verlaſſe mich nicht. Bendel, du ſiehſt mich reich, freigebig, gütig, du wähnſt, es ſollte die Welt mich verherrlichen, und du ſiehſt mich die Welt fliehn und mich vor ihr verſchließen. Bendel, ſie hat gerichtet, die Welt, und mich verſtoßen, und auch du vielleicht wirſt dich von mir wenden, wenn du mein ſchreckliches Geheimniß erfährſt: Bendel, ich bin reich, freigebig, gütig, aber — o Gott! — — ich habe keinen Schatten! —

Keinen Schatten? rief der gute Junge erſchreckt aus, und die hellen Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. — Weh mir, daß ich geboren ward, einem ſchattenloſen Herrn zu dienen! Er ſchwieg, und ich hielt mein Geſicht in meinen Händen. —

Bendel, ſetzt' ich ſpät und zitternd hinzu, nun haſt du mein Vertrauen, nun kannſt du es verrathen. Geh hin und zeuge wider mich. — Er ſchien in ſchwerem Kampfe mit ſich ſelber, endlich ſtürzte er vor mir nieder und ergriff meine Hand, die er mit ſeinen Thränen benetzte. Nein, rief er aus, was die Welt auch meine, ich kann und werde um Schattens willen meinen gütigen Herrn nicht verlaſſen, ich werde recht und nicht klug handeln, ich werde bei Ihnen bleiben, Ihnen meinen Schatten borgen, Ihnen helfen, wo ich kann, und wo ich nicht kann, mit Ihnen weinen. Ich fiel ihm um den Hals, ob ſolcher ungewohnten Geſinnung ſtaunend; denn ich war von ihm überzeugt, daß er es nicht um Gold that.

Seitdem änderten ſich in Etwas mein Schickſal und meine Lebensweiſe. Es iſt unbeſchreiblich, wie vorſorglich Bendel mein Gebrechen zu verhehlen wußte. Ueberall war er vor mir und mit mir, Alles vorherſehend, Anſtalten treffend, und wo Gefahr unverſehens drohte, mich ſchnell mit ſeinem Schatten überdeckend, denn er war größer und ſtärker als ich. So wagt' ich ich mich wieder unter die Menſchen und begann eine Rolle in der Welt zu ſpielen. Ich mußte freilich viele Eigenheiten und Launen ſcheinbar annehmen. Solche ſtehen aber dem Reichen gut, und ſo lange die Wahrheit nur verborgen blieb, genoß ich aller der Ehre und Achtung, die meinem Golde zukam. Ich ſah ruhiger dem über Jahr und Tag verheißenen Beſuch des räthſelhaften Unbekannten entgegen.

Ich fühlte ſehr wohl, daß ich mich nicht lange an einem Ort aufhalten durfte, wo man mich ſchon ohne Schatten geſehen, und wo ich leicht verrathen werden konnte; auch dacht' ich vielleicht nur allein noch daran, wie ich mich bei Herrn John gezeigt, und es war mir eine drückende Erinnerung, demnach wollt' ich hier bloß Probe halten, um anderswo leichter und zuverſichtlicher auftreten zu können — doch fand ſich, was mich eine Zeitlang an meiner Eitelkeit feſthielt: das iſt im Menſchen, wo der Anker am zuverläſſigſten Grund faßt.

Eben die ſchöne Fanny, der ich am dritten Ort wieder begegnete, ſchenkte mir, ohne ſich zu erinnern, mich jemals geſehen zu haben, einige Aufmerkſamkeit, denn jetzt hatt' ich Witz und Verſtand. — Wenn ich redete, hörte man zu, und ich wußte ſelber nicht, wie ich zu der Kunſt gekommen war, das Geſpräch ſo leicht zu führen und zu beherrſchen. Der Eindruck, den ich auf die Schöne gemacht zu haben einſah, machte aus mir, was ſie eben begehrte, einen Narren, und ich folgte ihr ſeither mit tauſend Mühen durch Schatten und Dämmerung, wo ich nur konnte. Ich war nur eitel darauf, ſie über mich eitel zu machen, und konnte mir, ſelbſt mit dem beſten Willen, nicht den Rauſch aus dem Kopf ins Herz zwingen.

Aber wozu die ganz gemeine Geſchichte dir lang und breit wiederholen? — Du ſelber haſt ſie mir oft genug von andern Ehrenleuten erzählt. — Zu dem alten, wohlbekannten Spiele, worin ich gutmüthig eine abgedroſchene Rolle übernommen, kam freilich eine ganz eigens gedichtete Kataſtrophe hinzu, mir und ihr und Allen unerwartet.

Da ich an einem ſchönen Abend nach meiner Gewohnheit eine Geſellſchaft in einem Garten verſammelt hatte, wandelte ich mit der Herrin Arm in Arm, in einiger Entfernung von den übrigen Gäſten, und bemühte mich, ihr Redensarten vorzudrechſeln. Sie ſah ſittig vor ſich nieder und erwiderte leiſe den Druck meiner Hand; da trat unverſehens hinter uns der

Mond aus den Wolken hervor — und ſie ſah nur ihren Schatten vor ſich hinfallen. Sie fuhr zuſammen und blickte beſtürzt mich an, dann wieder auf die Erde, mit dem Auge meinen Schatten begehrend; und was in ihr vorging, malte ſich ſo ſonderbar in ihren Mienen, daß ich in ein lautes Gelächter hätte ausbrechen mögen, wenn es mir nicht ſelber eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Ich ließ ſie aus meinem Arm in eine Ohnmacht ſinken, ſchoß wie ein Pfeil durch die entſetzten Gäſte, erreichte die Thür, warf mich in den erſten Wagen, den ich da haltend fand, und fuhr nach der Stadt zurück, wo ich diesmal zu meinem Unheil den vorſichtigen Bendel gelaſſen hatte. Er erſchrak, als er mich ſah, ein Wort entdeckte ihm Alles. Es wurden auf der Stelle Poſtpferde geholt. Ich nahm nur Einen meiner Leute mit mir, einen abgefeimten Spitzbuben, Namens Rascal, der ſich mir durch ſeine Gewandtheit nothwendig zu machen gewußt, und der nichts vom heutigen Vorfall ahnen konnte. Ich legte in derſelben Nacht noch dreißig Meilen zurück. Bendel blieb hinter mir, mein Haus aufzulöſen, Gold zu ſpenden und mir das Nöthigſte nachzubringen. Als er mich am andern Tage einholte, warf ich mich in ſeine Arme und ſchwur ihm, nicht etwa keine Thorheit mehr zu begehen, ſondern nur künftig vorſichtiger zu ſein. Wir ſetzten unſere Reiſe ununterbrochen fort, über die Grenze und das Gebirg, und erſt am andern Abhang, durch das hohe Bollwerk von jenem Unglücksboden getrennt, ließ ich mich bewegen, in einem nah' gelegenen und wenig beſuchten Badeort von den überſtandenen Mühſeligkeiten auszuraſten.

---

## IV.

Ich werde in meiner Erzählung ſchnell über eine Zeit hineilen müſſen, bei der ich wie gerne! verweilen würde, wenn ich ihren lebendigen Geiſt in der Erinnerung heraufzubeſchwören vermöchte. Aber die Farbe, die ſie belebte und nur wieder beleben kann, iſt in mir verloſchen, und wenn ich in meiner Bruſt wieder finden will, was ſie damals ſo mächtig erhob, die Schmerzen und das Glück, den frommen Wahn, da ſchlag' ich vergebens an einen Felſen, der keinen lebendigen Quell mehr gewährt, und der Gott iſt von mir gewichen. Wie verändert blickt ſie mich jetzt an, dieſe vergangene Zeit! — Ich ſollte dort in dem Bade eine heroiſche Rolle tragiren, ſchlecht einſtudirt und ein Neuling auf der Bühne, vergaff' ich mich aus dem Stücke heraus in ein Paar blaue Augen. Die Eltern, vom Spiele getäuſcht, bieten Alles auf, den Handel nur ſchnell feſt zu machen, und die gemeine Poſſe beſchließt eine Verhöhnung. Und das iſt Alles, Alles! — Das kommt mir albern und abgeſchmackt vor, und ſchrecklich wiederum, daß ſo mir vorkommen kann, was damals ſo reich, ſo groß die Bruſt mir ſchwellte. Mina, wie ich damals weinte, als ich dich verlor, ſo wein' ich jetzt, dich auch in mir verloren zu haben. Bin ich denn ſo alt worden? — O traurige Vernunft! Nur noch ein Pulsſchlag jener Zeit, ein Moment jenes Wahnes, — aber nein! einſam auf dem hohen, öden Meere deiner bittern Flut, und längſt aus dem letzten Pokale der Champagner-Elfe entſprüht!

Ich hatte Bendel mit einigen Goldſäcken voraus geſchickt, um mir im Städtchen eine Wohnung nach meinen Bedürfniſſen einzurichten. Er hatte dort viel Geld ausgeſtreut und ſich über den vornehmen Fremden, dem er diente, etwas unbeſtimmt ausgedrückt, denn ich wollte nicht genannt ſein, das brachte die guten Leute auf ſonderbare Gedanken. Sobald mein Haus zu meinem Empfang bereit war, kam Bendel wieder zu mir und holte mich dahin ab. Wir machten uns auf die Reiſe.

Ungefähr eine Stunde vom Orte, auf einem ſonnigen Plan, ward uns der Weg durch eine feſtlich geſchmückte Menge verſperrt. Der Wagen hielt. Muſik, Glockengeläute, Kanonenſchüſſe wurden gehört, ein lautes Vivat durchdrang die Luft, — vor dem Schlage des Wagens erſchien in weißen Kleidern ein Chor Jungfrauen von ausnehmender Schönheit, die aber vor der Einen, wie die Sterne der Nacht vor der Sonne, verſchwanden. Sie trat aus der Mitte der Schweſtern hervor; die hohe, zarte Bildung kniete verſchämt erröthend vor mir nieder und hielt mir auf ſeidenem Kiſſen einen aus Lorbeer, Oelzweigen und Roſen geflochtenen Kranz entgegen, indem ſie von Majeſtät, Ehrfurcht und Liebe einige Worte ſprach, die ich nicht verſtand, aber deren zauberiſcher Silberklang mein Ohr und Herz berauſchte, — es war mir, als wäre ſchon einmal die himmliſche Erſcheinung an mir vorübergewallt. Der Chor fiel ein und ſang das Lob eines guten Königs und das Glück ſeines Volkes.

Und dieſer Auftritt, lieber Freund, mitten in der Sonne! Sie kniete noch immer zwei Schritte von mir, und ich, ohne Schatten, konnte die Kluft nicht überſpringen, nicht wieder vor dem Engel auf die Kniee fallen. O, was hätt' ich nicht da für einen Schatten gegeben! Ich mußte meine Scham, meine Angſt, meine Verzweiflung tief in den Grund meines Wagens verbergen. Bendel beſann ſich endlich für mich, er ſprang von der andern Seite aus dem Wagen heraus, ich rief ihn noch zurück und reichte ihm aus meinem Käſtchen, das mir eben zur Hand lag, eine reiche diamantene Krone, die die ſchöne Fanny hatte zieren ſollen. Er trat vor und ſprach im Namen ſeines Herrn, welcher ſolche Ehrenbezeugungen nicht annehmen könne noch wolle; es müſſe hier ein Irrthum vorwalten; jedoch ſeien die guten Einwohner der Stadt für ihren guten Willen bedankt. Er nahm indeß den dargehaltenen Kranz von ſeinem Ort und legte den brillantenen Reif an deſſen Stelle; dann reichte er ehrerbietig der ſchönen Jungfrau die Hand zum Aufſtehen, entfernte mit einem Wink Geiſtlichkeit, Magistratus und alle Deputationen. Niemand ward weiter vorgelaſſen. Er hieß den Haufen ſich theilen und den Pferden Raum geben, ſchwang ſich wieder in den Wagen, und fort ging's weiter in geſtrecktem Galopp, unter einer aus Laubwerk und Blumen erbauten Pforte hinweg, dem Städtchen zu. — Die Kanonen wurden immer friſchweg abgefeuert. — Der Wagen hielt vor meinem Hauſe; ich ſprang behend' in die Thür, die Menge theilend, die die Begierde, mich zu ſehen, herbeigerufen hatte. Der Pöbel ſchrie Vivat unter meinem Fenſter, und ich ließ doppelte Dukaten daraus regnen. Am Abend war die Stadt freiwillig erleuchtet. —

Und ich wußte immer noch nicht, was das Alles bedeuten ſollte und für wen ich angeſehen wurde. Ich ſchickte Rascaln auf Kundſchaft aus. Er ließ ſich denn erzählen, wasmaßen man bereits ſichere Nachrichten gehabt, der gute König von Preußen reiſe unter dem Namen eines Grafen durch das Land; wie mein Adjutant erkannt worden ſei, und wie er ſich und mich verrathen habe; wie groß endlich die Freude geweſen, da man die Gewißheit gehabt, mich im Orte ſelbſt zu beſitzen. Nun ſah man freilich ein, da ich offenbar das ſtrengſte Incognito beobachten wolle, wie ſehr man Unrecht gehabt, den Schleier ſo zudringlich zu lüften. Ich hätte aber ſo huldreich, ſo gnadenvoll gezürnt, — ich würde gewiß dem guten Herzen verzeihen müſſen.

Meinem Schlingel kam die Sache ſo ſpaßhaft vor, daß er mit ſtrafenden Reden ſein Möglichſtes that, die guten Leute einſtweilen in ihrem Glauben zu beſtärken. Er ſtattete mir einen ſehr komiſchen Bericht ab, und da er mich dadurch erheitert ſah, gab er mir ſelbſt ſeine verübte Bosheit zum Beſten. — Muß ich's bekennen? Es ſchmeichelte mir doch, ſei es auch nur ſo, für das verehrte Haupt angeſehen worden zu ſein.

Ich hieß zu dem morgenden Abend unter den Bäumen, die den Raum vor meinem Hauſe beſchatteten, ein Feſt bereiten und die ganze Stadt dazu einladen. Der geheimnißreichen Kraft meines Seckels, Bendel's Bemühungen und der behenden Erfindſamkeit Rascal's gelang es, ſelbſt die Zeit zu beſiegen. Es iſt wirklich erſtaunlich, wie reich und ſchön ſich Alles in den wenigen Stunden anordnete. Die Pracht und der Ueberfluß, die da ſich erzeugten; auch die ſinnreiche Erleuchtung war ſo weiſe vertheilt, daß ich mich ganz ſicher fühlte. Es blieb mir nichts zu erinnern, ich mußte meine Diener loben.

Es dunkelte der Abend. Die Gäſte erſchienen und wurden mir vorgeſtellt. Es ward die Majeſtät nicht mehr berührt; aber ich hieß in tiefer Ehrfurcht und Demuth: Herr Graf. Was ſollt' ich thun? Ich ließ mir den Grafen gefallen und blieb von Stund an der Graf Peter. Mitten im feſtlichen Gewühle begehrte meine Seele nur nach der Einen. Spät erſchien ſie, ſie, die die Krone war und trug. Sie folgte ſittſam ihren Eltern und ſchien nicht zu wiſſen, daß ſie die Schönſte ſei. Es wurden mir der Herr Forſtmeiſter, ſeine Frau und ſeine Tochter vorgeſtellt. Ich wußte den Alten viel Angenehmes und Verbindliches zu ſagen; vor der Tochter ſtand ich wie ein ausgeſcholtener Knabe da und vermochte kein Wort hervor zu lallen. Ich bat ſie endlich ſtammelnd, dies Feſt zu würdigen, das Amt, deſſen Zeichen ſie ſchmückte, darin zu verwalten. Sie bat verſchämt mit einem rührenden Blick um Schonung; aber verſchämter vor ihr, als ſie ſelbſt, brachte ich ihr als erſter Unterthan meine Huldigung in tiefer Ehrfurcht, und der Wink des Grafen ward allen Gäſten ein Gebot, dem nachzuleben ſich Jeder freudig beeiferte. Majeſtät, Unſchuld und Grazie beherrſchten, mit der Schönheit im Bunde, ein frohes Feſt. Die glücklichen Eltern Mina's glaubten ihnen nur zu Ehren ihr Kind erhöht; ich ſelber war in einem unbeſchreiblichen Rauſch. Ich ließ Alles, was ich noch von den Juwelen hatte, die ich damals, um beſchwerliches Gold los zu werden, gekauft, alle Perlen, alles Edelgeſtein in zwei verdeckte Schüſſeln legen und bei Tiſche, unter dem Namen der Königin, ihren Geſpielinnen und allen Damen herumreichen; Gold ward indeſſen ununterbrochen über die gezogenen Schranken unter das jubelnde Volk geworfen.

Bendel am andern Morgen eröffnete mir im Vertrauen, der Verdacht, den er längſt gegen Rascal's Redlichkeit gehegt, ſei nunmehr zur Gewißheit worden.

Er habe geſtern ganze Säcke Goldes unterſchlagen. Laß uns, erwidert' ich, dem armen Schelmen die kleine Beute gönnen; ich ſpende gern Allen, warum nicht auch ihm? Geſtern hat er mir, haben mir alle neuen Leute, die du mir gegeben, redlich gedient, ſie haben mir froh ein frohes Feſt begehen helfen.

Es war nicht weiter die Rede davon. Rascal blieb der Erſte meiner Dienerſchaft, Bendel war aber mein Freund und mein Vertrauter. Dieſer war gewohnt worden, meinen Reichthum als unerſchöpflich zu denken, und er ſpähte nicht nach deſſen Quellen; er half mir vielmehr, in meinen Sinn eingehend, Gelegenheiten erſinnen, ihn darzuthun und Gold zu vergeuden. Von jenem Unbekannten, dem blaſſen Schleicher, wußt' er nur ſo viel: Ich dürfe allein durch ihn von dem Fluche erlöſ't werden, der auf mir laſte, und fürchte ihn, auf dem meine einzige Hoffnung ruhe. Uebrigens ſei ich davon überzeugt, er könne mich überall auffinden, ich ihn nirgends, darum ich, den verſprochenen Tag erwartend, jede vergebliche Nachſuchung eingeſtellt.

Die Pracht meines Feſtes und mein Benehmen dabei erhielten anfangs die ſtarkgläubigen Einwohner der Stadt bei ihrer vorgefaßten Meinung. Es ergab ſich freilich ſehr bald aus den Zeitungen, daß die ganze fabelhafte Reiſe des Königs von Preußen ein bloßes ungegründetes Gerücht geweſen. Ein König war ich aber nun einmal und mußte ſchlechterdings ein König bleiben, und zwar einer der reichſten und königlichſten, die es immer geben mag. Nur wußte man nicht recht, welcher. Die Welt hat nie Grund gehabt, über Mangel an Monarchen zu klagen, am wenigſten in unſern Tagen; die guten Leute, die noch keinen mit Augen geſehen, riethen mit gleichem Glück bald auf dieſen, bald auf jenen — Graf Peter blieb immer, der er war. —

Einſt erſchien unter den Badegäſten ein Handelsmann, der Bankerott gemacht hatte, um ſich zu bereichern, der allgemeiner Achtung genoß und einen breiten, obgleich etwas blaſſen Schatten von ſich warf. Er wollte hier das Vermögen, das er geſammelt, zum Prunk ausſtellen, und es fiel ſogar ihm ein, mit mir wetteifern zu wollen. Ich ſprach meinem Seckel zu und hatte ſehr bald den armen Teufel ſo weit, daß er, um ſein Anſehen zu retten, abermals Bankerott machen mußte und über das Gebirge ziehen. So ward ich ihn los. — Ich habe in dieſer Gegend viele Taugenichts und Müſſiggänger gemacht!

Bei der königlichen Pracht und Verſchwendung, womit ich mir Alles unterwarf, lebt' ich in meinem Hauſe ſehr einfach und eingezogen. Ich hatte mir die größte Vorſicht zur Regel gemacht, es durfte, unter keinem Vorwand, kein Anderer, als Bendel, die Zimmer, die ich bewohnte, betreten. So lange die Sonne ſchien, hielt ich mich mit ihm darin verſchloſſen, und es hieß: der Graf arbeite in ſeinem Cabinet. Mit dieſen Arbeiten ſtanden die häufigen Curiere in Verbindung, die ich um jede Kleinigkeit abſchickte und erhielt. —

Ich nahm nur am Abend unter meinen Bäumen, oder in meinem nach Bendel's Angabe geſchickt und reich erleuchteten Saale Geſellſchaft an. Wenn ich ausging, wobei mich ſtets Bendel mit Argusaugen bewachen mußte, ſo war es nur nach dem Förſtergarten und um der Einen willen; denn meines Lebens innerlichſtes Herz war meine Liebe.

O mein guter Chamiſſo, ich will hoffen, du habeſt noch nicht vergeſſen, was Liebe ſei! Ich laſſe dir hier Vieles zu ergänzen. Mina war wirklich ein liebewerthes, gutes, frommes Kind. Ich hatte ihre ganze Phantaſie an mich gefeſſelt, ſie wußte in ihrer Demuth nicht, womit ſie werth geweſen, daß ich nur nach ihr geblickt; und ſie vergalt Liebe um Liebe mit der vollen jugendlichen Kraft eines unſchuldigen Herzens. Sie liebte wie ein Weib, ganz hin ſich opfernd; ſelbſtvergeſſen, hingegeben Den nur meinend, der ihr Leben war, unbekümmert, ſolle ſie ſelbſt zu Grunde gehen, das heißt, ſie liebte wirklich. —

Ich aber — o welche ſchreckliche Stunden — ſchrecklich! und würdig dennoch, daß ich ſie zurückwünſche — hab' ich oft an Bendel's Bruſt verweint, als nach dem erſten bewußtloſen Rauſch ich mich beſonnen, mich ſelbſt ſcharf angeſchaut, der ich, ohne Schatten, mit tückiſcher Selbſtſucht dieſen Engel verderbend, die reine Seele an mich gelogen und geſtohlen! Dann beſchloß ich, mich ihr ſelber zu verrathen; dann gelobt' ich mit theuren Eidſchwüren, mich von ihr zu reißen und zu entfliehen; dann brach ich wieder in Thränen aus und verabredete mit Bendeln, wie ich ſie auf den Abend im Förſtergarten beſuchen wolle. —

Zu andern Zeiten log ich mir ſelber vom nahe bevorſtehenden Beſuch des grauen Unbekannten große Hoffnungen vor und weinte wieder, wenn ich daran zu glauben vergebens verſucht hatte. Ich hatte den Tag ausgerechnet, wo ich den Furchtbaren wieder zu ſehen erwartete; denn er hatte geſagt, in Jahr und Tag, und ich glaubte an ſein Wort.

Die Eltern waren gute, ehrbare, alte Leute, die ihr einziges Kind ſehr liebten, das ganze Verhältniß überraſchte ſie, als es ſchon beſtand, und ſie wußten nicht, was ſie dabei thun ſollten. Sie hatten früher nicht geträumt, der Graf Peter könne nur an ihr Kind denken, nun liebte er ſie gar und ward wieder geliebt. — Die Mutter war wohl eitel genug, an die Möglichkeit einer Verbindung zu denken und darauf hinzuarbeiten; der geſunde Menſchenverſtand des Alten gab ſolchen überſpannten Vorſtellungen nicht Raum. Beide waren überzeugt von der Reinheit meiner Liebe — ſie konnten nichts thun, als für ihr Kind beten.

Es fällt mir ein Brief in die Hand, den ich noch aus dieſer Zeit von Mina habe. — Ja, das ſind ihre Züge! Ich will dir ihn abſchreiben.

„Bin ein ſchwaches, thörichtes Mädchen, könnte mir einbilden, daß mein Geliebter, weil ich ihn innig, innig liebe, dem armen Mädchen nicht weh thun möchte. —

Ach, du biſt ſo gut, ſo unausſprechlich gut; aber mißdeute mich nicht. Du ſollſt mir nichts opfern, mir nichts opfern wollen; o Gott! ich könnte mich haſſen, wenn du das thäteſt. Nein — du haſt mich unendlich glücklich gemacht, du haſt mich dich lieben gelehrt. Zeuch hin! — Weiß doch mein Schickſal, Graf Peter gehört nicht mir, gehört der Welt an. Will ſtolz ſein, wenn ich höre: das iſt er geweſen, und das war er wieder, und das hat er vollbracht; da haben ſie ihn angebetet, und da haben ſie ihn vergöttert. Siehe, wenn ich das denke, zürne ich dir, daß du bei einem einfältigen Kinde deiner hohen Schickſale vergeſſen kannſt. — Zeuch hin, ſonſt macht der Gedanke mich noch unglücklich, die ich, ach! durch dich ſo glücklich, ſo ſelig bin. — Hab' ich nicht auch einen Oelzweig und eine Roſenknoſpe in dein Leben geflochten, wie in den Kranz, den ich dir überreichen durfte? Habe dich im Herzen, mein Geliebter, fürchte nicht, von mir zu gehen — werde ſterben, ach! ſo ſelig, ſo unausſprechlich ſelig durch dich." —

Du kannſt dir denken, wie mir die Worte durchs Herz ſchneiden mußten. Ich erklärte ihr, ich ſei nicht das, wofür man mich anzuſehen ſchien; ich ſei nur ein reicher, aber unendlich elender Mann. Auf mir ruhe ein Fluch, der das einzige Geheimniß zwiſchen ihr und mir ſein ſolle, weil ich noch nicht ohne Hoffnung ſei, daß er gelöſ't werde. Dies ſei das Gift meiner Tage: daß ich ſie mit in den Abgrund hinreißen könne, ſie, die das einzige Licht, das einzige Glück, das einzige Herz meines Lebens ſei. Dann weinte ſie wieder, daß ich unglücklich war. Ach, ſie war ſo liebevoll, ſo gut! Um Eine Thräne nur mir zu erkaufen, hätte ſie, mit welcher Seligkeit, ſich ſelbſt ganz hingeopfert.

Sie war indeß weit entfernt, meine Worte richtig zu deuten, ſie ahnete nun in mir irgend einen Fürſten, den ein ſchwerer Bann getroffen, irgend ein hohes, geächtetes Haupt, und ihre Einbildungskraft malte ſich geſchäftig unter heroiſchen Bildern den Geliebten herrlich aus.

Einſt ſagte ich ihr: Mina, der letzte Tag im künftigen Monat kann mein Schickſal ändern und entſcheiden — geſchieht es nicht, ſo muß ich ſterben, weil ich dich nicht unglücklich machen will. — Sie verbarg weinend ihr Haupt an meiner Bruſt. Aendert ſich dein Schickſal, laß mich nur dich glücklich wiſſen, ich habe keinen Anſpruch an dich. Biſt du elend, binde mich an dein Elend, daß ich es dir tragen helfe. —

Mädchen, Mädchen, nimm es zurück, das raſche Wort, das thörichte, das deinen Lippen entflohen — und kennſt du es, dieſes Elend, kennſt du ihn, dieſen Fluch? Weißt du, wer dein Geliebter — — was er —? — Siehſt du mich nicht krampfhaft zuſammenſchaudern und vor dir ein Geheimniß haben? Sie fiel ſchluchzend mir zu Füßen und wiederholte mit Eidſchwur ihre Bitte. —

Ich erklärte mich gegen den hereintretenden Forſtmeiſter, meine Abſicht ſei, am erſten des nächſtkünftigen Monats um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten — ich ſetzte dieſe Zeit feſt, weil ſich bis dahin Manches ereignen dürfte, was Einfluß auf mein Schickſal haben könnte. Unwandelbar ſei nur meine Liebe zu ſeiner Tochter. —

Der gute Mann erſchrak ordentlich, als er ſolche Worte aus dem Munde des Grafen Peter vernahm. Er fiel mir um den Hals und ward wieder ganz verſchämt, ſich vergeſſen zu haben. Nun fiel es ihm ein, zu zweifeln, zu erwägen und zu forſchen; er ſprach von Mitgift, von Sicherheit, von Zukunft für ſein liebes Kind. Ich dankte ihm, mich daran zu mahnen. Ich ſagte ihm, ich wünſche in dieſer Gegend, wo ich geliebt zu ſein ſchien, mich anzuſiedeln und ein ſorgenfreies Leben zu führen. Ich bat ihn, die ſchönſten Güter, die im Lande ausgeboten wurden, unter dem Namen ſeiner Tochter zu kaufen und die Bezahlung auf mich anzuweiſen. Es könne darin ein Vater dem Liebenden am beſten dienen. — Es gab ihm viel zu thun, denn überall war ihm ein Fremder zuvorgekommen; er kaufte auch nur für ungefähr eine Million.

Daß ich ihn damit beſchäftigte, war im Grunde eine unſchuldige Liſt, um ihn zu entfernen, und ich hatte ſchon ähnliche mit ihm gebraucht, denn ich muß geſtehen, daß er etwas läſtig war. Die gute Mutter war dagegen etwas taub und nicht, wie er, auf die Ehre eiferſüchtig, den Herrn Grafen zu unterhalten.

Die Mutter kam hinzu, die glücklichen Leute drangen in mich, den Abend länger unter ihnen zu bleiben; ich durfte keine Minute weilen: ich ſah ſchon den aufgehenden Mond am Horizonte dämmern. — Meine Zeit war um. —

Am nächſten Abend ging ich wieder nach dem Förſtergarten. Ich hatte den Mantel weit über die Schulter geworfen, den Hut tief in die Augen gedrückt, ich ging auf Mina zu; wie ſie aufſah und mich anblickte, machte ſie eine willkührliche Bewegung; da ſtand mir wieder klar vor der Seele die Erſcheinung jener ſchaurigen Nacht, wo ich mich im Mondſchein ohne Schatten gezeigt. Sie war es wirklich. Hatte ſie mich aber auch jetzt erkannt? Sie war ſtill und gedankenvoll — mir lag es zentnerſchwer auf der Bruſt — Ich ſtand von meinem Sitz auf. Sie warf ſich ſtille weinend an meine Bruſt. Ich ging.

Nun fand ich ſie öfters in Thränen; mir ward's finſter und finſterer um die Seele, — nur die Eltern ſchwammen in überſchwänglicher Glückſeligkeit; der verhängnißvolle Tag rückte heran, bang und dumpf, wie eine Gewitterwolke. Der Vorabend war da — ich konnte kaum mehr athmen. Ich hatte vorſorglich einige Kiſten mit Gold angefüllt, ich wachte die zwölfte Stunde heran. — Sie ſchlug. —

Nun ſaß ich da, das Auge auf die Zeiger der

Uhr gerichtet, die Secunden, die Minuten zählend, wie Dolchſtiche. Bei jedem Lärm, der ſich regte, fuhr ich auf, der Tag brach an. Die bleiernen Stunden verdrängten einander, es ward Mittag, Abend, Nacht; es rückten die Zeiger, welkte die Hoffnung; es ſchlug eilf, und Nichts erſchien, die letzten Minuten der letzten Stunde fielen, und Nichts erſchien, es ſchlug der erſte Schlag, der letzte Schlag der zwölften Stunde, und ich ſank hoffnungslos in unendlichen Thränen auf mein Lager zurück. Morgen ſollt' ich — auf immer ſchattenlos, um die Hand der Geliebten anhalten; ein banger Schlaf drückte mir gegen den Morgen die Augen zu.

## V.

Es war noch früh, als mich Stimmen weckten, die ſich in meinem Vorzimmer, in heftigem Wortwechſel, erhoben. Ich horchte auf. — Bendel verbot meine Thür; Rascal ſchwur hoch und theuer, keine Befehle von ſeines Gleichen anzunehmen und beſtand darauf, in meine Zimmer einzudringen. Der gütige Bendel verwies ihm, daß ſolche Worte, falls ſie zu meinen Ohren kämen, ihn um einen vortheilhaften Dienſt bringen würden. Rascal drohte Hand an ihn zu legen, wenn er ihm den Eingang noch länger vertreten wollte.

Ich hatte mich halb angezogen, ich riß zornig die Thür auf und fuhr auf Rascaln zu — Was willſt du, Schurke — — er trat zwei Schritte zurück und antwortete ganz kalt: Sie unterthänigſt bitten, Herr Graf, mich doch einmal Ihren Schatten ſehen zu laſſen, — die Sonne ſcheint eben ſo ſchön auf dem Hofe. —

Ich war wie vom Donner gerührt. Es dauerte lange, bis ich die Sprache wieder fand. — Wie kann ein Knecht gegen ſeinen Herrn —? Er fiel mir ganz ruhig in die Rede: Ein Knecht kann ein ſehr ehrlicher Mann ſein und einem Schattenloſen nicht dienen wollen, ich fordre meine Entlaſſung. — Ich mußte andere Saiten aufziehen. Aber, Rascal, lieber Rascal, wer hat dich auf die unglückliche Idee gebracht, wie kannſt du denken — —? Er fuhr im ſelben Tone fort: Es wollen Leute behaupten, Sie hätten keinen Schatten — und kurz, Sie zeigen mir Ihren Schatten, oder geben mir meine Entlaſſung.

Bendel, bleich und zitternd, aber beſonnener als ich, machte mir ein Zeichen, ich nahm zu dem Alles beſchwichtigenden Golde meine Zuflucht, — auch das hatte ſeine Macht verloren — er warf's mir vor die Füße: Von einem Schattenloſen nehme ich nichts an. Er kehrte mir den Rücken und ging, den Hut auf dem Kopf, ein Liedchen pfeifend, langſam aus dem Zimmer. Ich ſtand mit Bendel da wie verſteint, gedanken- und regungslos ihm nachſehend.

Schwer aufſeufzend und den Tod im Herzen, ſchickt' ich mich endlich an, mein Wort zu löſen und, wie ein Verbrecher vor ſeinen Richtern, in dem Förſtergarten zu erſcheinen. Ich ſtieg in der dunklen Laube ab, welche nach mir benannt war, und wo ſie mich auch diesmal erwarten mußten. Die Mutter kam mir ſorgenfrei und freudig entgegen. Mina ſaß da, bleich und ſchön, wie der erſte Schnee, der manchmal im Herbſte die letzten Blumen küßt und gleich in bittres Waſſer zerfließen wird. Der Forſtmeiſter, ein geſchriebenes Blatt in der Hand, ging heftig auf und ab und ſchien Vieles in ſich zu unterdrücken, was, mit fliegender Röthe und Bläſſe wechſelnd, ſich auf ſeinem ſonſt unbeweglichen Geſichte malte. Er kam auf mich zu, als ich hereintrat, und verlangte mit oft unterbrochenen Worten, mich allein zu ſprechen. Der Gang, auf den er mich, ihm zu folgen, einlud, führte nach einem freien, beſonnten Theile des Gartens — ich ließ mich ſtumm auf einen Sitz nieder, und es erfolgte ein langes Schweigen, das ſelbſt die gute Mutter nicht zu unterbrechen wagte.

Der Forſtmeiſter ſtürmte immer noch ungleichen Schrittes die Laube auf und ab, er ſtand mit Einem Mal vor mir ſtill, blickte ins Papier, das er hielt, und fragte mich mit prüfendem Blick: Sollte Ihnen, Herr Graf, ein gewiſſer Peter Schlemihl wirklich nicht unbekannt ſein? — Ich ſchwieg — Ein Mann von vorzüglichem Charakter und von beſonderen Gaben — Er erwartete eine Antwort. — Und wenn ich ſelber der Mann wäre? — dem, fügte er heftig hinzu, ſein Schatten abhanden gekommen iſt!! — O meine Ahnung, meine Ahnung! rief Mina aus, ja, ich weiß es längſt, er hat keinen Schatten! und ſie warf ſich in die Arme der Mutter, welche erſchreckt, ſie krampfhaft an ſich ſchließend, ihr Vorwürfe machte, daß ſie zum Unheil ſolch ein Geheimniß in ſich verſchloſſen. Sie aber war, wie Arethuſa, in einen Thränenquell gewandelt, der beim Klang meiner Stimme häufiger floß und bei meinem Nahen ſtürmiſch aufbrauſ'te.

Und Sie haben, hub der Forſtmeiſter grimmig wieder an, und Sie haben mit unerhörter Frechheit dieſe und mich zu betrügen keinen Anſtand genommen; und Sie geben vor, ſie zu lieben, die Sie ſo weit heruntergebracht haben? Sehen Sie, wie ſie da weint und ringt. O ſchrecklich! ſchrecklich! —

Ich hatte dergeſtalt alle Beſinnung verloren, daß ich, wie irre redend, anfing: Es wäre doch am Ende ein Schatten nichts als ein Schatten, man könne auch ohne das fertig werden, und es wäre nicht der Mühe werth, ſolchen Lärm davon zu erheben. Aber ich fühlte ſo ſehr den Ungrund von dem, was ich ſprach, daß ich von ſelbſt aufhörte, ohne daß er mich einer Antwort gewürdigt. Ich fügte noch hinzu: was man einmal verloren, könne man ein andermal wiederfinden.

Er fuhr mich zornig an. — Geſtehen Sie mir's, mein Herr, geſtehen Sie mir's, wie ſind Sie um Ihren Schatten gekommen? — Ich mußte wieder lügen: Es trat mir dereinſt ein ungeſchlachter Mann ſo flämiſch in meinen Schatten, daß er ein großes Loch darein riß — ich habe ihn nur zum Ausbeſſern gegeben, denn Gold vermag viel, ich habe ihn ſchon geſtern wieder bekommen ſollen. —

Wohl, mein Herr, ganz wohl! erwiderte der Forſtmeiſter, Sie werben um meine Tochter, das thun auch Andere, ich habe als ein Vater für ſie zu ſorgen, ich gebe Ihnen drei Tage Friſt, binnen welcher Sie ſich nach einem Schatten umthun mögen; erſcheinen Sie binnen drei Tagen vor mir mit einem wohlangepaßten Schatten, ſo ſollen Sie mir willkommen ſein: am vierten Tage aber — das ſag' ich Ihnen — iſt meine Tochter die Frau eines Andern. — Ich wollte noch verſuchen, ein Wort an Mina zu richten, aber ſie ſchloß ſich, heftiger ſchluchzend, feſter an ihre Mutter, und dieſe winkte mir ſtillſchweigend, mich zu entfernen. Ich ſchwankte hinweg, und mir war's, als ſchlöſſe ſich hinter mir die Welt zu.

Der liebevollen Aufſicht Bendel's entſprungen, durchſchweifte ich in irrem Lauf Wälder und Fluren. Angſtſchweiß troff von meiner Stirne, ein dumpfes Stöhnen entrang ſich meiner Bruſt, in mir tobte Wahnſinn. —

Ich weiß nicht, wie lange es ſo gedauert haben mochte, als ich mich auf einer ſonnigen Haide beim Aermel anhalten fühlte. — Ich ſtand ſtill und ſah mich um — — es war der Mann im grauen Rock, der ſich nach mir außer Athem gelaufen zu haben ſchien. Er nahm ſogleich das Wort:

Ich hatte mich auf den heutigen Tag angemeldet, Sie haben die Zeit nicht erwarten können. Es ſteht aber Alles noch gut, Sie nehmen Rath an, tauſchen Ihren Schatten wieder ein, der Ihnen zu Gebote ſteht, und kehren ſogleich wieder um. Sie ſollen in dem Förſtergarten willkommen ſein, und Alles iſt nur ein Scherz geweſen; den Rascal, der Sie verrathen hat und um Ihre Braut wirbt, nehm' ich auf mich, der Kerl iſt reif.

Ich ſtand noch wie im Schlafe da. — Auf den heutigen Tag angemeldet —? Ich überdachte noch einmal die Zeit — er hatte Recht, ich hatte mich ſtets um einen Tag verrechnet. Ich ſuchte mit der rechten Hand nach dem Seckel auf meiner Bruſt, — er errieth meine Meinung und trat zwei Schritte zurück.

Nein, Herr Graf, der iſt in zu guten Händen, den behalten Sie. — Ich ſah ihn mit ſtieren Augen, verwundert fragend an, er fuhr fort: Ich erbitte mir bloß eine Kleinigkeit zum Andenken: Sie ſind nur ſo gut und unterſchreiben mir den Zettel da. — Auf dem Pergament ſtanden die Worte:

> Kraft dieſer meiner Unterſchrift vermache ich dem Inhaber dieſes meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leibe.

Ich ſah mit ſtummem Staunen die Schrift und den grauen Unbekannten abwechſelnd an. — Er hatte unterdeſſen mit einer neu geſchnittenen Feder einen

Tropfen Bluts aufgefangen, der mir aus einem friſchen Dornenriß auf die Hand floß, und hielt ſie mir hin. —

Wer ſind Sie denn? frug ich ihn endlich. Was thut's, gab er mir zur Antwort, und ſieht man es mir nicht an? Ein armer Teufel, gleichſam ſo eine Art von Gelehrten und Phyſikus, der von ſeinen Freunden für vortreffliche Künſte ſchlechten Dank erntet, und für ſich ſelber auf Erden keinen andern Spaß hat, als ſein Bischen Experimentiren — aber unterſchreiben Sie doch. Rechts, da unten. Peter Schlemihl.

Ich ſchüttelte mit dem Kopf und ſagte: Verzeihen Sie, mein Herr, das unterſchreibe ich nicht. — Nicht? wiederholte er verwundert, und warum nicht? —

Es ſcheint mir doch gewiſſermaßen bedenklich, meine Seele an meinen Schatten zu ſetzen. — — So, ſo! wiederholte er, bedenklich! und er brach in ein lautes Gelächter gegen mich aus. Und, wenn ich fragen darf, was iſt denn das für ein Ding, Ihre Seele? haben Sie es je geſehen; und was denken Sie damit anzufangen, wenn Sie einſt todt ſind? Seien Sie doch froh, einen Liebhaber zu finden, der Ihnen bei Lebenszeit noch den Nachlaß dieſes X, dieſer galvaniſchen Kraft oder polariſirenden Wirkſamkeit, und was alles das närriſche Ding ſein ſoll, mit etwas Wirklichem bezahlen will, nämlich mit ihrem leibhaftigen Schatten, durch den Sie zu der Hand Ihrer Geliebten und zu der Erfüllung aller Ihrer Wünſche gelangen können. Wollen Sie lieber ſelbſt das arme, junge Blut dem niederträchtigen Schurken, dem Rascal, zuſtoßen und ausliefern? — Nein, das müſſen Sie doch mit eigenen Augen anſehen; kommen Sie, ich leihe Ihnen die Tarnkappe hier (er zog etwas aus der Taſche), und wir wallfahrten ungeſehen nach dem Förſtergarten. —

Ich muß geſtehen, daß ich mich überaus ſchämte, von dieſem Manne ausgelacht zu werden. Er war mir von Herzensgrunde verhaßt, und ich glaube, daß mich dieſer perſönliche Widerwille mehr als Grundſätze oder Vorurtheile abhielt, meinen Schatten, ſo nothwendig er mir auch war, mit der begehrten Unterſchrift zu erkaufen. Auch war mir der Gedanke unerträglich, den Gang, den er mir antrug, in ſeiner Geſellſchaft zu unternehmen. Dieſen häßlichen Schleicher, dieſen hohnlächelnden Kobold zwiſchen mich und meine Geliebte, zwei blutig zerriſſene Herzen, spöttiſch hintreten zu ſehen, empörte mein innigſtes Gefühl. Ich nahm, was geſchehen war, als verhängt an, mein Elend als unabwendbar, und, mich zu dem Manne kehrend, ſagte ich ihm:

Mein Herr, ich habe Ihnen meinen Schatten für dieſen an ſich ſehr vorzüglichen Seckel verkauft und es hat mich genug gereut. Kann der Handel zurückgehen, in Gottes Namen! — Er ſchüttelte mit dem Kopf und zog ein ſehr finſteres Geſicht. Ich fuhr fort: — So will ich Ihnen auch weiter nichts von meiner Habe verkaufen, ſei es auch um den angebotenen Preis meines Schattens, und unterſchreibe alſo nichts. Daraus läßt ſich auch abnehmen, daß die Verkappung, zu der Sie mich einladen, ungleich beluſtigender für Sie als für mich ausfallen müßte; halten Sie mich alſo für entſchuldigt, und da es einmal nicht anders iſt, — laßt uns ſcheiden! —

Es iſt mir leid, Monſieur Schlemihl, daß Sie eigenſinnig das Geſchäft von der Hand weiſen, das ich Ihnen freundſchaftlich anbot. Indeſſen, vielleicht bin ich ein andermal glücklicher. Auf baldiges Wiederſehen! — A propos, erlauben Sie mir noch, Ihnen zu zeigen, daß ich die Sachen, die ich kaufe, keineswegs verſchimmeln laſſe, ſondern in Ehren halte, und daß ſie bei mir gut aufgehoben ſind. —

Er zog ſogleich meinen Schatten aus ſeiner Taſche, und ihn mit einem geſchickten Wurf auf der Haide entfaltend, breitete er ihn auf der Sonnenſeite zu ſeinen Füßen aus, ſo, daß er zwiſchen den beiden ihm aufwartenden Schatten, dem meinen und dem ſeinen, daher ging, denn meiner mußte ihm gleichfalls gehorchen und nach allen ſeinen Bewegungen ſich richten und bequemen.

Als ich nach ſo langer Zeit einmal meinen armen Schatten wieder ſah und ihn zu ſolchem ſchnöden Dienſt herabgewürdigt fand, eben als ich um ſeinetwillen in ſo namenloſer Noth war, da brach mir das Herz, und ich fing bitterlich zu weinen an. Der Verhaßte ſtolzierte mit dem mir abgejagten Raub und erneuerte unverſchämt ſeinen Antrag:

Noch iſt er für Sie zu haben, ein Federzug, und Sie retten damit die arme unglückliche Mina aus des Schuftes Klauen in des hochgeehrten Herrn Grafen Arme — wie geſagt, nur ein Federzug. — Meine Thränen brachen mit erneuter Kraft hervor, aber ich wandte mich weg und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Bendel, der voller Sorgen meine Spuren bis hieher verfolgt hatte, traf in dieſem Augenblick ein. Als mich die treue, fromme Seele weinend fand und meinen Schatten, denn er war nicht zu verkennen, in der Gewalt des wunderlichen, grauen Unbekannten ſah, beſchloß er gleich, ſei es auch mit Gewalt, mich in den Beſitz meines Eigenthums wieder herzuſtellen, und da er ſelbſt mit dem zarten Dinge nicht umzugehen verſtand, griff er gleich den Mann mit Worten an, und ohne vieles Fragen gebot er ihm ſtracks, mir das Meine unverzüglich verabfolgen zu laſſen. Dieſer, ſtatt aller Antwort, kehrte dem unſchuldigen Burſchen den Rücken und ging. Bendel aber erhob den Kreuzdornknüttel, den er trug, und, ihm auf den Ferſen folgend, ließ er ihn ſchonungslos, unter wiederholtem Befehl, den Schatten herzugeben, die volle Kraft ſeines nervigen Armes fühlen. Jener, als ſei er ſolcher Behandlung gewohnt, bückte den Kopf, wölbte die Schultern und zog ſtillſchweigend ruhigen Schrittes ſeinen Weg über die Haide weiter, mir meinen Schatten zugleich und meinen treuen Diener entführend. Ich hörte lange noch den dumpfen Schall durch die Einöde dröhnen, bis er ſich endlich in der Entfernung verlor. Einſam war ich wie vorher mit meinem Unglück.

## VI.

Allein zurückgeblieben auf der öden Haide, ließ ich unendlichen Thränen freien Lauf, mein armes Herz von namenloſer banger Laſt erleichternd. Aber ich ſah meinem überſchwenglichen Elend keine Grenzen, keinen Ausgang, kein Ziel, und ich ſog beſonders mit grimmigem Durſt an dem neuen Gifte, das der Unbekannte in meine Wunden gegoſſen. Als ich Mina's Bild vor meine Seele rief, und die geliebte, ſüße Geſtalt bleich und in Thränen mir erſchien, wie ich ſie zuletzt in meiner Schmach geſehen, da trat frech und höhnend Rascal's Schemen zwiſchen ſie und mich, ich verhüllte mein Geſicht und floh durch die Einöde, aber die ſcheußliche Erſcheinung gab mich nicht frei, ſondern verfolgte mich im Laufe, bis ich athemlos an den Boden ſank und die Erde mit erneuertem Thränenquell befeuchtete.

Und Alles um einen Schatten! Und dieſen Schatten hätte mir ein Federzug wieder erworben. Ich überdachte den befremdenden Antrag und meine Weigerung. Es war wüſt in mir, ich hatte weder Urtheil noch Faſſungsvermögen mehr.

Der Tag verging. Ich ſtillte meinen Hunger mit wilden Früchten, meinen Durſt im nächſten Bergſtrom; die Nacht brach ein, ich lagerte mich unter einem Baum. Der feuchte Morgen weckte mich aus einem ſchweren Schlaf, in dem ich mich ſelber wie im Tode röcheln hörte. Bendel mußte meine Spur verloren haben, und es freute mich, es zu denken. Ich wollte nicht unter die Menſchen zurückkehren, vor welchen ich ſchreckhaft floh, wie das ſcheue Wild des Gebirges. So verlebte ich drei bange Tage.

Ich befand mich am Morgen des vierten auf einer ſandigen Ebene, welche die Sonne beſchien, und ſaß auf Felſentrümmern in ihrem Strahl, denn ich liebte jetzt, ihren lang entbehrten Anblick zu genießen. Ich nährte ſtill mein Herz mit ſeiner Verzweiflung. Da ſchreckte mich ein leiſes Geräuſch auf, ich warf, zur Flucht bereit, den Blick um mich her, ich ſah Niemand: aber es kam auf dem ſonnigen Sande an mir vorbei geglitten ein Menſchenſchatten, dem meinigen nicht unähnlich, welcher, allein daher wandelnd, von ſeinem Herrn abgekommen zu ſein ſchien.

Da erwachte in mir ein mächtiger Trieb: Schatten, dacht' ich, ſuchſt du deinen Herrn? Der will ich ſein. Und ich ſprang hinzu, mich ſeiner zu bemächtigen; ich dachte nämlich, daß, wenn es mir glückte, in ſeine Spur zu treten, ſo, daß er mir an die Füße käme, er wohl daran hängen bleiben würde und ſich mit der Zeit an mich gewöhnen.

Der Schatten, auf meine Bewegung, nahm vor mir die Flucht, und ich mußte auf den leichten Flüchtling eine angeſtrengte Jagd beginnen, zu der mich allein der Gedanke, mich aus der furchtbaren Lage, in der ich war, zu retten, mit hinreichenden Kräften ausrüſten konnte. Er floh einem freilich noch entfernten Walde zu, in deſſen Schatten ich ihn nothwendig hätte verlieren müſſen, — ich ſah's, ein Schreck durchzuckte mir das Herz, fachte meine Begierde an, beflügelte meinen Lauf — ich gewann ſichtbarlich auf den Schatten, ich kam ihm nach und nach näher, ich mußte ihn erreichen. Nun hielt er plötzlich an und kehrte ſich nach mir um. Wie der Löwe auf ſeine Beute, ſo ſchoß ich mit einem gewaltigen Sprunge hinzu, um ihn in Beſitz zu nehmen — und traf unerwartet und hart auf körperlichen Widerſtand. Es wurden mir unſichtbar die unerhörteſten Rippenſtöße ertheilt, die wohl je ein Menſch gefühlt hat.

Die Wirkung des Schreckens war in mir, die Arme krampfhaft zuzuſchlagen und feſt zu drücken, was ungeſehen vor mir ſtand. Ich ſtürzte in der ſchnellen Handlung vorwärts geſtreckt auf den Boden; rückwärts aber unter mir ein Menſch, den ich umfaßt hielt und der jetzt erſt ſichtbar erſchien.

Nun ward mir auch das ganze Ereigniß ſehr natürlich erklärbar. Der Mann mußte das unſichtbare Vogelneſt, welches den, der es hält, nicht aber ſeinen Schatten unſichtbar macht, erſt getragen und jetzt weggeworfen haben. Ich ſpähete mit dem Blick umher, entdeckte gar bald den Schatten des unſichtbaren Neſtes ſelbſt, ſprang auf und hinzu und verfehlte nicht den theuern Raub. Ich hielt unſichtbar, ſchattenlos das Neſt in Händen.

Der ſchnell ſich aufrichtende Mann, ſich ſogleich nach ſeinem beglückten Bezwinger umſehend, erblickte auf der weiten ſonnigen Ebene weder ihn, noch deſſen Schatten, nach dem er beſonders ängſtlich umher lauſchte. Denn daß ich an und für mich ſchattenlos war, hatte er vorher nicht Muße gehabt zu bemerken und konnte es nicht vermuthen. Als er ſich überzeugt, daß jede Spur verſchwunden, kehrte er in der höchſten Verzweiflung die Hand gegen ſich ſelber und raufte ſich das Haar aus. Mir aber gab der errungene Schatz die Möglichkeit und die Begierde zugleich, mich wieder unter die Menſchen zu miſchen. Es fehlte mir nicht an Vorwand gegen mich ſelber, meinen ſchnöden Raub zu beſchönigen, oder vielmehr, ich bedurfte ſolches nicht, und jedem Gedanken der Art zu entweichen, eilte ich hinweg, nach dem Unglücklichen nicht zurückſchauend, deſſen ängſtliche Stimme ich mir noch lange nachſchallen hörte. So wenigſtens kamen mir damals alle Umſtände dieſes Ereigniſſes vor.

Ich brannte nach dem Förſtergarten zu gehen und durch mich ſelbſt die Wahrheit deſſen zu erkennen, was mir jener Verhaßte verkündigt hatte; ich wußte aber nicht, wo ich war, ich beſtieg, um mich in der

Gegend umzuſchauen, den nächſten Hügel, ich ſah von ſeinem Gipſel das nahe Städtchen und den Förſtergarten zu meinen Füßen liegen. — Heftig klopfte mir das Herz, und Thränen einer andern Art, als die ich bis dahin vergoſſen, traten mir in die Augen: ich ſollte ſie wiederſehen. — Bange Sehnſucht beſchleunigte meine Schritte auf dem richtigſten Pfad hinab. Ich kam ungeſehen an einigen Bauern vorbei, die aus der Stadt kamen. Sie ſprachen von mir, Rascaln und dem Förſter; ich wollte nichts anhören, ich eilte vorüber.

Ich trat in den Garten, alle Schauer der Erwartung in der Bruſt — mir ſchallte es wie ein Lachen entgegen, mich ſchauderte, ich warf einen ſchnellen Blick um mich her; ich konnte Niemanden entdecken. Ich ſchritt weiter vor, mir war's, als vernähme ich neben mir ein Geräuſch wie von Menſchentritten; es war aber nichts zu ſehen: ich dachte mich von meinem Ohre getäuſcht. Es war noch früh, Niemand in Graf Peter's Laube, noch leer der Garten; ich durchſchweifte die bekannten Gänge, ich drang bis nach dem Wohnhauſe vor. Dasſelbe Geräuſch verfolgte mich vernehmlicher. Ich ſetzte mich mit angſtvollem Herzen auf eine Bank, die im ſonnigen Raume der Hausthür gegenüber ſtand. Es ward mir, als hörte ich den ungeſehenen Kobold ſich hohnlachend neben mich ſetzen. Der Schlüſſel ward in der Thür gedreht, ſie ging auf, der Forſtmeiſter trat heraus, mit Papieren in der Hand. Ich fühlte mir wie Nebel über den Kopf ziehn, ich ſah mich um, und — Entſetzen! — der Mann im grauen Rock ſaß neben mir, mit ſataniſchem Lächeln auf mich blickend. — Er hatte mir ſeine Tarnkappe mit über den Kopf gezogen, zu ſeinen Füßen lagen ſein und mein Schatten friedlich neben einander; er ſpielte nachläſſig mit dem bekannten Pergament, das er in der Hand hielt, und, indem der Forſtmeiſter mit den Papieren beſchäftigt im Schatten der Laube auf- und abging — beugte er ſich vertraulich zu meinem Ohr und flüſterte mir die Worte:

So hätten Sie denn doch meine Einladung angenommen, und da ſäßen wir einmal zwei Köpfe unter Einer Kappe! — Schon recht! ſchon recht! Nun geben Sie mir aber auch mein Vogelneſt zurück, Sie brauchen es nicht mehr und ſind ein zu ehrlicher Mann, um es mir vorenthalten zu wollen — doch keinen Dank dafür, ich verſichere Sie, daß ich es Ihnen von Herzen gern geliehen habe. — Er nahm es unweigerlich aus meiner Hand, ſteckte es in die Taſche und lachte mich abermals aus, und zwar ſo laut, daß ſich der Forſtmeiſter nach dem Geräuſch umſah. — Ich ſaß wie verſteinert da.

Sie müſſen mir doch geſtehen, fuhr er fort, daß ſo eine Kappe viel bequemer iſt. Sie deckt doch nicht nur ihren Mann, ſondern auch ſeinen Schatten mit, und noch ſo viele andere, als er mit zu nehmen Luſt hat. Sehen Sie, heute führ' ich wieder ihrer zwei. — Er lachte wieder. Merken Sie ſich's, Schlemihl, was man anfangs mit Gutem nicht will, das muß man am Ende doch gezwungen. Ich dächte noch, Sie kauften mir das Ding ab, nähmen die Braut zurück (denn noch iſt es Zeit), und wir ließen den Rascal am Galgen baumeln, das wird uns ein Leichtes, ſo lange es uns am Stricke nicht fehlt. — Hören Sie, ich gebe Ihnen noch meine Mütze in den Kauf.

Die Mutter trat heraus und das Geſpräch begann. — Was macht Mina? — Sie weint. — Einfältiges Kind! es iſt doch nicht zu ändern! — Freilich nicht; aber ſie ſo früh einem Andern zu geben — — O Mann, du biſt grauſam gegen dein eigenes Kind. — Nein, Mutter, das ſiehſt du ſehr falſch. Wenn ſie, noch bevor ſie ihre doch kindiſchen Thränen ausgeweint hat, ſich als die Frau eines ſehr reichen und geehrten Mannes findet, wird ſie getröſtet aus ihrem Schmerze wie aus einem Traum erwachen und Gott und uns danken, das wirſt du ſehen! — Gott gebe es! — Sie beſitzt freilich jetzt ſehr anſehnliche Güter; aber nach dem Aufſehen, das die unglückliche Geſchichte mit dem Abenteurer gemacht hat, glaubſt du, daß ſich ſo bald eine andere, für ſie ſo paſſende Partie, als der Herr Rascal, finden möchte? Weißt du, was für ein Vermögen er beſitzt, der Herr Rascal? Er hat für ſechs Millionen Güter hier im Lande, frei von allen Schulden, baar bezahlt. Ich habe die Documente in Händen gehabt! Er war's, der mir überall das Beſte vorweg genommen hat; und außerdem im Portefeuille Papiere auf Thomas John für circa viertehalb Millionen. — Er muß ſehr viel geſtohlen haben. — Was ſind das wieder für Reden! Er hat weislich geſpart, wo verſchwendet wurde. — Ein Mann, der die Livree getragen hat. — Dummes Zeug! er hat doch einen untadligen Schatten. — Du haſt Recht, aber — —

Der Mann im grauen Rock lachte und ſah mich an. Die Thüre ging auf, und Mina trat heraus. Sie ſtützte ſich auf den Arm einer Kammerfrau, ſtille Thränen floſſen auf ihre ſchönen blaſſen Wangen. Sie ſetzte ſich in einen Seſſel, der für ſie unter den Linden bereitet war, und ihr Vater nahm einen Stuhl neben ihr. Er faßte zärtlich ihre Hand und redete ſie, die heftiger zu weinen anfing, mit zarten Worten an:

Du biſt mein gutes, liebes Kind, du wirſt auch vernünftig ſein, wirſt nicht deinen alten Vater betrüben wollen, der nur dein Glück will; ich begreife es wohl, liebes Herz, daß es dich ſehr erſchüttert hat, du biſt wunderbar deinem Unglück entkommen! Bevor wir den ſchändlichen Betrug entdeckt, haſt du dieſen Unwürdigen ſehr geliebt; ſiehe, Mina, ich weiß es und mache dir keine Vorwürfe darüber. Ich ſelber, liebes Kind, habe ihn auch geliebt, ſo lange ich ihn für einen großen Herrn angeſehen habe. Nun ſiehſt du ſelber ein, wie anders Alles geworden. Was! ein jeder Pudel hat ja ſeinen Schatten, und mein liebes einziges Kind ſollte einen Mann — — Nein, du denkſt auch gar nicht mehr an ihn. — Höre, Mina, nun wirbt ein Mann um dich, der die Sonne nicht ſcheut, ein geehrter Mann, der freilich kein Fürſt iſt, aber zehn Millionen, zehnmal mehr als du im Vermögen beſitzt, ein Mann, der mein liebes Kind glücklich machen wird. Erwidere mir nichts, widerſetze dich nicht, ſei meine gute, gehorſame Tochter, laß deinen liebenden Vater für dich ſorgen, deine Thränen trocknen. Verſprich mir, dem Herrn Rascal deine Hand zu geben. — Sage, willſt du mir dies verſprechen? —

Sie antwortete mit erſtorbener Stimme: Ich habe keinen Willen, keinen Wunſch fürder auf Erden. Geſchehe mit mir, was mein Vater will. — Zugleich ward Herr Rascal angemeldet und trat frech in den Kreis. Mina lag in Ohnmacht. Mein verhaßter Gefährte blickte mich zornig an und flüſterte mir die ſchnellen Worte: Und das könnten Sie erdulden! Was fließt Ihnen denn ſtatt des Blutes in den Adern? — Er ritzte mir mit einer raſchen Bewegung eine leichte Wunde in die Hand, es floß Blut, er fuhr fort: Wahrhaftig! rothes Blut! So unterſchreiben Sie! Ich hatte das Pergament und die Feder in Händen.

## VII.

Ich werde mich deinem Urtheile bloß ſtellen, lieber Chamiſſo, und es nicht zu beſtechen ſuchen. Ich ſelbſt habe lange ſtrenges Gericht an mir ſelber vollzogen, denn ich habe den quälenden Wurm in meinem Herzen genährt. Es ſchwebte immerwährend dieſer ernſte Moment meines Lebens vor meiner Seele, und ich vermocht' es nur zweifelnden Blickes, mit Demuth und Zerknirſchung anzuſchauen. — Lieber Freund, wer leichtſinnig nur den Fuß aus der geraden Straße ſetzt, der wird unverſehens in andere Pfade abgeführt, die abwärts und immer abwärts ihn ziehen; er ſieht dann umſonſt die Leitſterne am Himmel ſchimmern, ihm bleibt keine Wahl, er muß unaufhaltſam den Abhang hinab und ſich ſelbſt der Nemeſis opfern. Nach dem übereilten Fehltritt, der den Fluch auf mich geladen, hatt' ich durch Liebe frevelnd in eines andern Weſens Schickſal mich gedrängt; was blieb mir übrig, als, wo ich Verderben geſäet, wo ſchnelle Rettung von mir geheiſcht ward, eben rettend blindlings hinzuzuſpringen? Denn die letzte Stunde ſchlug. — Denke nicht ſo niedrig von mir, mein Adelbert, als zu meinen, es hätte mich irgend ein geforderter Preis zu theuer gedünkt, ich hätte mit irgend Etwas, was nur mein war, mehr als eben mit Gold gekargt. — Nein, Adelbert; aber mit unüberwindlichem Haſſe gegen dieſen räthſelhaften Schleicher auf krummen Wegen war meine Seele angefüllt. Ich mochte ihm Unrecht thun, doch empörte mich jede Gemeinſchaft mit ihm. — Auch hier trat, wie ſo oft ſchon in mein Leben, und wie überhaupt ſo oft in die Weltgeſchichte, ein Ereigniß an die Stelle einer That. Später habe ich mich mit mir ſelber verſöhnt. Ich habe erſtlich die Nothwendigkeit verehren lernen, und was iſt mehr als die gethane That, das geſchehene Ereigniß, ihr Eigenthum! Dann hab' ich auch dieſe Nothwendigkeit als eine weiſe Fügung verehren lernen, die durch das geſammte große Getrieb' weht, darin wir bloß als mitwirkende, getriebene, treibende Räder eingreifen; was ſein ſoll, muß geſchehen, was ſein ſollte, geſchah, und nicht ohne jene Fügung, die ich endlich noch in meinem Schickſale und dem Schickſale Derer, die das meine mit angriff, verehren lernte.

Ich weiß nicht, ob ich es der Spannung meiner Seele, unter dem Drange ſo mächtiger Empfindungen, zuſchreiben ſoll, ob der Erſchöpfung meiner phyſiſchen Kräfte, die während der letzten Tage ungewohntes Darben geſchwächt, ob endlich dem zerſtörenden Aufruhr, den die Nähe dieſes grauen Unholdes in meiner ganzen Natur erregte; genug, es befiel mich, als es an das Unterſchreiben ging, eine tiefe Ohnmacht, und ich lag eine lange Zeit wie in den Armen des Todes.

Fußſtampfen und Fluchen waren die erſten Töne, die mein Ohr trafen, als ich zum Bewußtſein zurückkehrte; ich öffnete die Augen, es war dunkel, mein verhaßter Begleiter war ſcheltend um mich bemüht. Heißt das nicht wie ein altes Weib ſich aufführen! Man raffe ſich auf und vollziehe friſch, was man beſchloſſen, oder hat man ſich anders beſonnen und will lieber greinen? — Ich richtete mich mühſam auf von der

Erde, wo ich lag, und ſchaute ſchweigend um mich. Es war ſpäter Abend, aus dem hellerleuchteten Förſterhauſe erſcholl feſtliche Muſik, einzelne Gruppen von Menſchen wallten durch die Gänge des Gartens. Ein Paar traten im Geſpräche näher und nahmen Platz auf der Bank, worauf ich früher geſeſſen hatte. Sie unterhielten ſich von der an dieſem Morgen vollzogenen Verbindung des reichen Herrn Rascal mit der Tochter des Hauſes. — Es war alſo geſchehen.

Ich ſtreifte mit der Hand die Tarnkappe des ſogleich mir verſchwindenden Unbekannten von meinem Haupte weg und eilte ſtillſchweigend, in die tiefſte Nacht des Gebüſches mich verſenkend, den Weg über Graf Peter's Laube einſchlagend, dem Ausgange des Gartens zu. Unſichtbar aber geleitete mich mein Plagegeiſt, mich mit ſcharfen Worten verfolgend. Das iſt alſo der Dank für die Mühe, die man genommen hat, Monſieur, der ſchwache Nerven hat, den langen lieben Tag hindurch zu pflegen. Und man ſoll den Narren im Spiele abgeben. Gut, Herr Trotzkopf, fliehn Sie nur vor mir, wir ſind doch unzertrennlich. Sie haben mein Gold und ich Ihren Schatten; das läßt uns Beiden keine Ruhe. Hat man je gehört, daß ein Schatten von ſeinem Herrn gelaſſen hätte? Ihrer zieht mich Ihnen nach, bis Sie ihn wieder zu Gnaden annehmen und ich ihn los bin. Was Sie verſäumt haben, aus friſcher Luſt zu thun, werden Sie, nur zu ſpät, aus Ueberdruß und Langeweile nachholen müſſen; man entgeht ſeinem Schickſale nicht. — Er ſprach aus demſelben Tone fort und fort, ich floh umſonſt, er ließ nicht nach, und immer gegenwärtig redete er höhnend von Gold und Schatten. Ich konnte zu keinem eigenen Gedanken kommen.

Ich hatte durch menſchenleere Straßen einen Weg nach meinem Hauſe eingeſchlagen. Als ich davor ſtand und es anſah, konnte ich es kaum erkennen; hinter den eingeſchlagenen Fenſtern brannte kein Licht. Die Thüren waren zu, kein Dienervolk regte ſich mehr darin. Er lachte laut auf neben mir: Ja, ja, ſo geht's! Aber Ihren Bendel finden Sie wohl daheim, den hat man jüngſt vorſorglich ſo müde nach Hauſe geſchickt, daß er es wohl ſeitdem gehütet haben wird. — Er lachte wieder. Der wird Geſchichten zu erzählen haben! Wohlan denn! für heute gute Nacht, auf baldiges Wiederſehen!

Ich hatte wiederholt geklingelt, es erſchien Licht; Bendel frug von innen, wer geklingelt habe. Als der gute Mann meine Stimme erkannte, konnte er ſeine Freude kaum bändigen; die Thür flog auf, wir lagen weinend einander in den Armen. Ich fand ihn ſehr verändert, ſchwach und krank; mir war aber das Haar ganz grau geworden.

Er führte mich durch die verödeten Zimmer nach einem innern, verſchont gebliebenen Gemach; er holte Speiſe und Trank herbei, wir ſetzten uns, er fing wieder an zu weinen. Er erzählte mir, daß er letzthin den grau gekleideten dürren Mann, den er mit meinem

Schatten angetroffen hatte, ſo lange und ſo weit geſchlagen habe, bis er ſelbſt meine Spur verloren und vor Müdigkeit hingeſunken ſei; daß nachher, wie er mich nicht wieder finden gekonnt, er nach Hauſe zurückgekehrt, wo bald darauf der Pöbel, auf Rascal's Anſtiften, herangeſtürmt, die Fenſter eingeſchlagen und ſeine Zerſtörungsluſt gebüßt. So hatten ſie an ihrem Wohlthäter gehandelt. Meine Dienerſchaft war aus einander geflohen. Die örtliche Polizei hatte mich als verdächtig aus der Stadt verwieſen und mir eine Friſt von vier und zwanzig Stunden feſtgeſetzt, um deren Gebiet zu verlaſſen. Zu dem, was mir von Rascal's Reichthum und Vermählung bekannt war, wußte er noch Vieles hinzuzufügen. Dieſer Böſewicht, von dem Alles ausgegangen, was hier gegen mich geſchehen war, mußte von Anbeginn mein Geheimniß beſeſſen haben, es ſchien, er habe, vom Golde angezogen, ſich an mich zu drängen gewußt und ſchon in der erſten Zeit einen Schlüſſel zu jenem Goldſchrank ſich verſchafft, wo er den Grund zu dem Vermögen gelegt, das noch zu vermehren er jetzt verſchmähen konnte.

Das Alles erzählte mir Bendel unter häufigen Thränen, und weinte dann wieder vor Freuden, daß er mich wieder ſah, mich wieder hatte, und daß, nachdem er lange gezweifelt, wohin das Unglück mich gebracht haben möchte, er mich es ruhig und gefaßt ertragen ſah. Denn ſolche Geſtaltung hatte nun die Verzweiflung in mir genommen. Ich ſah mein Elend rieſengroß, unwandelbar vor mir, ich hatte ihm meine Thränen ausgeweint, es konnte kein Geſchrei mehr aus meiner Bruſt preſſen, ich trug ihm kalt und gleichgültig mein entblößtes Haupt entgegen.

Bendel, hub ich an, du weißt mein Loos. Nicht ohne früheres Verſchulden trifft mich ſchwere Strafe. Du ſollſt länger nicht, unſchuldiger Mann, dein Schickſal an das meine binden, ich will es nicht. Ich reite die Nacht noch fort, ſattle mir ein Pferd, ich reite allein; du bleibſt, ich will's. Es müſſen hier noch einige Kiſten Goldes liegen, das behalte du. Ich werde allein unſtät in der Welt wandern; wann mir aber je eine heitere Stunde wieder lacht und das Glück mich verſöhnt anblickt, dann will ich deiner getreu gedenken, denn ich habe an deiner getreuen Bruſt in ſchweren, ſchmerzlichen Stunden geweint.

Mit gebrochenem Herzen mußte der Redliche dieſem letzten Befehle ſeines Herrn, worüber er in der Seele erſchrak, gehorchen; ich war ſeinen Bitten, ſeinen Vorſtellungen taub, blind ſeinen Thränen; er führte mir das Pferd vor.

Ich drückte noch einmal den Weinenden an meine Bruſt, ſchwang mich in den Sattel und entfernte mich unter dem Mantel der Nacht von dem Grabe meines Lebens, unbekümmert, welchen Weg mein Pferd mich führen werde; denn ich hatte weiter auf Erden kein Ziel, keinen Wunſch, keine Hoffnung.

## VIII.

Es geſellte ſich bald ein Fußgänger zu mir, welcher mich bat, nachdem er eine Weile neben meinem Pferde geſchritten war, da wir doch denſelben Weg hielten, einen Mantel, den er trug, hinten auf mein Pferd legen zu dürfen; ich ließ es ſtillſchweigend geſchehen. Er dankte mir mit leichtem Anſtand für den leichten Dienſt, lobte mein Pferd, nahm daraus Gelegenheit, das Glück und die Macht der Reichen hoch zu preiſen, und ließ ſich, ich weiß nicht wie, in eine Art von Selbſtgeſpräch ein, bei dem er mich bloß zum Zuhörer hatte.

Er entfaltete ſeine Anſichten von dem Leben und der Welt und kam ſehr bald auf die Metaphyſik, an die die Forderung erging, das Wort aufzufinden, das aller Räthſel Löſung ſei. Er ſetzte die Aufgabe mit vieler Klarheit auseinander und ſchritt fürder zu deren Beantwortung.

Du weißt, mein Freund, daß ich deutlich erkannt habe, ſeitdem ich den Philoſophen durch die Schule gelaufen, daß ich zur philoſophiſchen Speculation keineswegs berufen bin, und daß ich mir dieſes Feld völlig abgeſprochen habe; ich habe ſeither Vieles auf ſich beruhen laſſen, Vieles zu wiſſen und zu begreifen Verzicht geleiſtet und bin, wie du es mir ſelber gerathen, meinem geraden Sinn vertrauend, der Stimme in mir, ſo viel es in meiner Macht geweſen, auf dem eigenen

Wege gefolgt. Nun ſchien mir dieſer Redekünſtler mit großem Talent ein feſt gefügtes Gebäude aufzuführen, das in ſich ſelbſt begründet ſich emportrug und wie durch eine innere Nothwendigkeit beſtand. Nur vermißt' ich ganz in ihm, was ich eben darin hätte ſuchen wollen, und ſo ward es mir zu einem bloßen Kunſtwerk, deſſen zierliche Geſchloſſenheit und Vollendung dem Auge allein zur Ergötzung diente; aber ich hörte dem wohlberedten Manne gerne zu, der meine Aufmerkſamkeit von meinen Leiden auf ſich ſelbſt abgelenkt, und ich hätte mich ihm willig ergeben, wenn er meine Seele wie meinen Verſtand in Anſpruch genommen hätte.

Mittlerweile war die Zeit hingegangen, und unbemerkt hatte ſchon die Morgendämmerung den Himmel erhellt; ich erſchrak, als ich mit Einem Mal aufblickte und im Oſten die Pracht der Farben ſich entfalten ſah, die die nahe Sonne verkünden, und gegen ſie war in dieſer Stunde, wo die Schlagſchatten mit ihrer ganzen Ausdehnung prunken, kein Schutz, kein Bollwerk in der offenen Gegend zu erſehn! und ich war nicht allein! Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter und erſchrak wieder. — Es war kein Anderer, als der Mann im grauen Rock.

Er lächelte über meine Beſtürzung und fuhr fort, ohne mich zum Wort kommen zu laſſen: Laßt doch, wie es einmal in der Welt Sitte iſt, unſern wechſelſeitigen Vortheil uns auf eine Weile verbinden, zu ſcheiden haben wir immer noch Zeit. Die Straße hier längs dem Gebirge, ob Sie gleich noch nicht daran gedacht haben, iſt doch die einzige, die Sie vernünftiger Weiſe einſchlagen können; hinab in das Thal dürfen Sie nicht, und über das Gebirg werden Sie noch weniger zurückkehren wollen, von wo Sie hergekommen ſind — dieſe iſt auch gerade meine Straße. Ich ſehe Sie ſchon vor der aufgehenden Sonne erblaſſen. Ich will Ihnen Ihren Schatten auf die Zeit unſerer Geſellſchaft leihen, und Sie dulden mich dafür in Ihrer Nähe; Sie haben ſo Ihren Bendel nicht mehr bei ſich; ich will Ihnen gute Dienſte leiſten. Sie lieben mich nicht, das iſt mir leid. Sie können mich darum doch benutzen. Der Teufel iſt nicht ſo ſchwarz, als man ihn malt. Geſtern haben Sie mich geärgert, das iſt wahr, heute will ich's Ihnen nicht nachtragen, und ich habe Ihnen ſchon den Weg bis hieher verkürzt, das müſſen Sie ſelbſt geſtehen. — Nehmen Sie doch nur einmal Ihren Schatten auf Probe wieder an.

Die Sonne war aufgegangen, auf der Straße kamen uns Menſchen entgegen; ich nahm, obgleich mit innerlichem Widerwillen, den Antrag an. Er ließ lächelnd meinen Schatten zur Erde gleiten, der alsbald ſeine Stelle auf des Pferdes Schatten einnahm und luſtig neben mir hertrabte. Mir war ſehr ſeltſam zu Muth. Ich ritt an einem Trupp Landleute vorbei, die vor einem wohlhabenden Mann ehrerbietig mit entblößtem Haupte Platz machten. Ich ritt weiter und blickte gierigen Auges und klopfenden Herzens ſeitwärts vom Pferde herab auf dieſen ſonſt meinen Schatten, den ich jetzt von einem Fremden, ja von einem Feinde, erborgt hatte.

Dieſer ging unbekümmert neben her und pfiff eben ein Liedchen. Er zu Fuß, ich zu Pferd, ein Schwindel ergriff mich, die Verſuchung war zu groß, ich wandte plötzlich die Zügel, drückte beide Sporen an, und ſo in voller Carriere einen Seitenweg eingeſchlagen; aber ich entführte den Schatten nicht, der bei der Wendung vom Pferde glitt und ſeinen geſetzmäßigen Eigenthümer auf der Landſtraße erwartete. Ich mußte beſchämt umlenken; der Mann im grauen Rocke, als er ungeſtört ſein Liedchen zu Ende gebracht, lachte mich aus, ſetzte mir den Schatten wieder zurecht und belehrte mich, er würde erſt an mir feſthangen und bei mir bleiben wollen, wenn ich ihn wiederum als rechtmäßiges Eigenthum beſitzen würde. Ich halte Sie, fuhr er fort, am Schatten feſt, und Sie kommen mir nicht los. Ein reicher Mann, wie Sie, braucht einmal einen Schatten, das iſt nicht anders, Sie ſind nur darin zu tadeln, daß Sie es nicht früher eingeſehen haben. —

Ich ſetzte meine Reiſe auf derſelben Straße fort; es fanden ſich bei mir alle Bequemlichkeiten des Lebens und ſelbſt ihre Pracht wieder ein; ich konnte mich frei und leicht bewegen, da ich einen, obgleich nur erborgten, Schatten beſaß, und ich flößte überall die Ehrfurcht ein, die der Reichthum gebietet; aber ich hatte den Tod im Herzen. Mein wunderſamer Begleiter, der ſich ſelbſt für den unwürdigen Diener des reichſten Mannes in der Welt ausgab, war von einer außerordentlichen Dienſtfertigkeit, über die Maßen gewandt und geſchickt, der wahre Inbegriff eines Kammerdieners für einen reichen Mann, aber er wich nicht von meiner Seite und führte unaufhörlich das Wort gegen mich, ſtets die größte Zuverſicht an den Tag legend, daß ich endlich, ſei es auch nur, um ihn los zu werden, den Handel mit dem Schatten abſchließen würde. — Er war mir eben ſo läſtig als verhaßt. Ich konnte mich ordentlich vor ihm fürchten. Ich hatte mich von ihm abhängig gemacht. Er hielt mich, nachdem er mich in die Herrlichkeit der Welt, die ich floh, zurückgeführt hatte. Ich mußte ſeine Beredſamkeit über mich ergehen laſſen und fühlte ſchier, er habe Recht. Ein Reicher muß in der Welt einen Schatten haben, und ſobald ich den Stand behaupten wollte, den er mich wieder geltend zu machen verleitet hatte, war nur Ein Ausgang zu erſehen. Dieſes aber ſtand bei mir feſt: nachdem ich meine Liebe hingeopfert, nachdem mir das Leben verblaßt war, wollt ich meine Seele nicht, ſei es um alle Schatten der Welt, dieſer Creatur verſchreiben. Ich wußte nicht, wie es enden ſollte.

Wir ſaßen einſt vor einer Höhle, welche die Fremden, die das Gebirg bereiſen, zu beſuchen pflegen. Man hört dort das Gebrauſe unterirdiſcher Ströme aus ungemeſſener Tiefe herausſchallen, und kein Grund ſcheint den Stein, den man hineinwirft, in ſeinem hallenden Fall aufzuhalten. Er malte mir, wie er öfters that, mit verſchwenderiſcher Einbildungskraft und im ſchimmernden Reize der glänzendſten Farben, ſorgfältig ausgeführte Bilder von dem, was ich in der Welt, kraft meines Seckels, ausführen würde, wenn ich erſt meinen Schatten wieder in meiner Gewalt hätte. Die Ellenbogen auf die Kniee geſtützt, hielt ich mein Geſicht in meinen Händen verborgen und hörte dem Falſchen zu, das Herz zwiefach getheilt zwiſchen der Verführung und dem ſtrengen Willen in mir. Ich konnte bei ſolchem innerlichen Zwieſpalt länger nicht ausdauern und begann den entſcheidenden Kampf:

Sie ſcheinen, mein Herr, zu vergeſſen, daß ich Ihnen zwar erlaubt habe, unter gewiſſen Bedingungen in meiner Begleitung zu bleiben, daß ich mir aber meine völlige Freiheit vorbehalten habe. — Wenn Sie befehlen, ſo pack' ich ein. — Die Drohung war ihm geläufig. Ich ſchwieg; er ſetzte ſich gleich daran, meinen Schatten wieder zuſammenzurollen. Ich erblaßte, aber ich ließ es ſtumm geſchehen. Es erfolgte ein langes Stillſchweigen. Er nahm zuerſt das Wort:

Sie können mich nicht leiden, mein Herr, Sie haſſen mich, ich weiß es; doch warum haſſen Sie mich? Iſt es etwa, weil Sie mich auf öffentlicher Straße angefallen und mir mein Vogelneſt mit Gewalt zu rauben gemeint? oder iſt es darum, daß Sie mein

Gut, den Schatten, den Sie Ihrer bloßen Ehrlichkeit anvertraut glaubten, mir diebiſcher Weiſe zu entwenden geſucht haben? Ich meinerſeits haſſe Sie darum nicht; ich finde ganz natürlich, daß Sie alle Ihre Vortheile, Liſt und Gewalt geltend zu machen ſuchen; daß Sie übrigens die allerſtrengſten Grundſätze haben und wie die Ehrlichkeit ſelbſt denken, iſt eine Liebhaberei, wogegen ich auch nichts habe. Ich denke in der That nicht ſo ſtreng als Sie; ich handle bloß, wie Sie denken. Oder hab' ich Ihnen etwa irgend wann den Daumen auf die Gurgel gedrückt, um Ihre wertheſte Seele, zu der ich einmal Luſt habe, an mich zu bringen? Hab' ich von wegen meines ausgetauſchten Seckels einen Diener auf Sie losgelaſſen? hab' ich Ihnen damit durchzugehen verſucht? — Ich hatte dagegen nichts zu erwidern; er fuhr fort: Schon recht, mein Herr, ſchon recht! Sie können mich nicht leiden; auch das begreife ich wohl und verarge es Ihnen weiter nicht. Wir müſſen ſcheiden, das iſt klar, und auch Sie fangen an, mir ſehr langweilig vorzukommen. Um ſich alſo meiner ferneren beſchämenden Gegenwart völlig zu entziehen, rathe ich es Ihnen noch einmal: Kaufen Sie mir das Ding ab. — Ich hielt ihm den Seckel hin: Um den Preis. — Nein! — Ich ſeufzte ſchwer auf und nahm wieder das Wort: Auch alſo. Ich dringe darauf, mein Herr, laßt uns ſcheiden, vertreten Sie mir länger nicht den Weg auf einer Welt, die hoffentlich geräumig genug iſt für uns Beide. — Er lächelte und erwiderte: Ich gehe, mein Herr, zuvor aber will ich Sie unterrichten, wie Sie mir klingeln können, wenn Sie je Verlangen nach Ihrem unterthänigſten Knecht tragen ſollten: Sie brauchen nur Ihren Seckel zu ſchütteln, daß die ewigen Goldſtücke darinnen raſſeln, der Ton zieht mich augenblicklich an. Ein Jeder denkt auf ſeinen Vortheil auf dieſer Welt; Sie ſehen, daß ich auf Ihren zugleich bedacht bin, denn ich eröffne Ihnen offenbar eine neue Kraft. — O dieſer Seckel! — Und hätten gleich die Motten Ihren Schatten ſchon aufgefreſſen, der würde noch ein ſtarkes Band zwiſchen uns ſein. Genug, Sie haben mich an meinem Gold, befehlen Sie auch in der Ferne über Ihren Knecht, Sie wiſſen, daß ich mich meinen Freunden dienſtfertig genug erweiſen kann, und daß die Reichen beſonders gut mit mir ſtehen; Sie haben es ſelbſt geſehen. Nur Ihren Schatten, mein Herr — das laſſen Sie ſich geſagt ſein — nie wieder, als unter einer einzigen Bedingung.

Geſtalten der alten Zeit traten vor meine Seele. Ich frug ihn ſchnell: Hatten Sie eine Unterſchrift vom Herrn John? — Er lächelte. Mit einem ſo guten Freund hab' ich es keineswegs nöthig gehabt. — Wo iſt er? Bei Gott, ich will es wiſſen! — Er ſteckte zögernd die Hand in die Taſche, und daraus bei den Haaren hervorgezogen erſchien Thomas John's bleiche, entſtellte Geſtalt, und die blauen Leichenlippen bewegten ſich zu ſchweren Worten: Justo judicio Dei judicatus sum; justo judicio Dei condemnatus sum. Ich entſetzte mich, und, ſchnell den klingenden Seckel in den Abgrund werfend, ſprach ich zu ihm die letzten Worte: So beſchwör' ich dich im Namen Gottes, Entſetzlicher! hebe dich von dannen und laſſe dich nie wieder vor meinen Augen blicken! — Er erhub ſich finſter und verſchwand ſogleich hinter den Felſenmaſſen, die den wild bewachſenen Ort begrenzten.

## IX.

Ich ſaß da ohne Schatten und ohne Geld; aber ein ſchweres Gewicht war von meiner Bruſt genommen, ich war heiter. Hätte ich nicht auch meine Liebe verloren, oder hätt' ich mich nur bei deren Verluſt vorwurfsfrei gefühlt, ich glaube, ich hätte glücklich ſein können — ich wußte aber nicht, was ich anfangen ſollte. Ich durchſuchte meine Taſchen und fand noch einige Goldſtücke darin; ich zählte ſie und lachte. — Ich hatte meine Pferde unten im Wirthshauſe, ich ſchämte mich, dahin zurückzukehren, ich mußte wenigſtens den Untergang der Sonne erwarten; ſie ſtand noch hoch am Himmel. Ich legte mich in den Schatten der nächſten Bäume und ſchlief ruhig ein.

Anmuthige Bilder verwoben ſich mir im luſtigen Tanze zu einem gefälligen Traum. Mina, einen Blumenkranz in den Haaren, ſchwebte an mir vorüber und lächelte mich freundlich an. Auch der ehrliche Bendel war mit Blumen bekränzt und eilte mit freundlichem Gruße vorüber. Viele ſah ich noch und, wie mich dünkt, auch dich, Chamiſſo, im fernen Gewühl; ein helles Licht ſchien, es hatte aber Keiner einen Schatten, und, was ſeltſamer iſt, es ſah nicht übel aus, — Blumen und Lieder, Liebe und Freude, unter Palmenhainen. — — Ich konnte die beweglichen, leicht verwehten, lieblichen Geſtalten weder feſthalten noch deuten; aber ich weiß, daß ich gerne ſolchen Traum träumte und mich vor dem Erwachen in Acht nahm; ich wachte wirklich ſchon und hielt noch die Augen zu, um die weichenden Erſcheinungen länger vor meiner Seele zu behalten.

Ich öffnete endlich die Augen, die Sonne ſtand noch am Himmel, aber im Oſten; ich hatte die Nacht verſchlafen. Ich nahm es für ein Zeichen, daß ich nicht nach dem Wirthshauſe zurückkehren ſollte. Ich gab leicht, was ich dort noch beſaß, verloren und beſchloß, eine Nebenſtraße, die durch den waldbewachſenen Fuß des Gebirges führte, zu Fuß einzuſchlagen, dem Schickſal es anheim ſtellend, was es mit mir vorhatte, zu erfüllen. Ich ſchaute nicht hinter mich zurück und dachte auch nicht daran, an Bendel, den ich reich zurückgelaſſen hatte, mich zu wenden, welches ich allerdings gekonnt hätte. Ich ſah mich an auf den neuen Charakter, den ich in der Welt bekleiden ſollte: mein Anzug war ſehr beſcheiden. Ich hatte eine alte, ſchwarze Kurtka an, die ich ſchon in Berlin getragen, und die mir, ich weiß nicht wie, zu dieſer Reiſe erſt wieder in die Hand gekommen war. Ich hatte ſonſt eine Reiſemütze auf dem Kopf und ein Paar alte Stiefel an den Füßen. Ich erhob mich, ſchnitt mir an ſelbiger Stelle einen Knotenſtock zum Andenken und trat ſogleich meine Wanderung an.

Ich begegnete im Wald einem alten Bauer, der mich freundlich begrüßte und mit dem ich mich in Geſpräch einließ. Ich erkundigte mich, wie ein wißbegieriger Reiſender, erſt nach dem Wege, dann nach der Gegend und deren Bewohnern, den Erzeugniſſen des Gebirges und derlei mehr. Er antwortete verſtändig und redſelig auf meine Fragen. Wir kamen an das Bette eines Bergſtromes, der über einen weiten Strich des Waldes ſeine Verwüſtung verbreitet hatte. Mich ſchauderte innerlich vor dem ſonnenhellen Raum; ich ließ den Landmann vorangehen. Er hielt aber mitten im gefährlichen Orte ſtill und wandte ſich zu mir, um mir die Geſchichte dieſer Verwüſtung zu erzählen. Er bemerkte bald, was mir fehlte, und hielt mitten in ſeiner Rede ein: Aber wie geht denn das zu, der Herr hat ja keinen Schatten! — Leider! leider! erwiderte ich ſeufzend. Es ſind mir während einer böſen, langen Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen. Seht, Vater, in meinem Alter, die Haare, die ich wieder gekriegt habe, ganz weiß, die Nägel ſehr kurz, und der Schatten, der will noch nicht wieder wachſen. — Ei! ei! verſetzte der alte Mann kopfſchüttelnd, keinen Schatten, das iſt bös! das war eine böſe Krankheit, die der Herr gehabt hat. — Aber er hub ſeine Erzählung nicht wieder an, und bei dem nächſten Querweg, der ſich darbot, ging er, ohne ein Wort zu ſagen, von mir ab. — Bittere Thränen zitterten aufs Neue auf meinen Wangen, und meine Heiterkeit war hin.

Ich ſetzte traurigen Herzens meinen Weg fort und ſuchte ferner keines Menſchen Geſellſchaft. Ich hielt mich im dunkelſten Walde und mußte manchmal, um über einen Strich, wo die Sonne ſchien, zu kommen, ſtundenlang darauf warten, daß mir keines Menſchen Aug' den Durchgang verbot. Am Abend ſuchte ich Herberge in den Dörfern zu nehmen. Ich ging eigentlich nach einem Bergwerk im Gebirge, wo ich Arbeit unter der Erde zu finden gedachte; denn davon abgeſehen, daß meine jetzige Lage mir gebot, für meinen Lebensunterhalt ſelbſt zu ſorgen, hatte ich dieſes wohl erkannt, daß mich allein angeſtrengte Arbeit gegen meine zerſtörenden Gedanken ſchützen könnte.

Ein paar regnichte Tage förderten mich leicht auf den Weg, aber auf Koſten meiner Stiefel, deren Sohlen für den Grafen Peter und nicht für den Fußknecht berechnet worden. Ich ging ſchon auf den bloßen Füßen. Ich mußte ein Paar neue Stiefel anſchaffen. Am nächſten Morgen beſorgte ich dieſes Geſchäft mit vielem Ernſt in einem Flecken, wo Kirmeß war, und wo in einer Bude alte und neue Stiefel zu Kauf ſtanden. Ich wählte und handelte lange. Ich mußte auf ein Paar neue, die ich gern gehabt hätte, Verzicht leiſten; mich ſchreckte die unbillige Forderung. Ich begnügte mich alſo mit alten, die noch gut und ſtark waren, und die mir der ſchöne, blondlockige Knabe, der die Bude hielt, gegen gleich baare Bezahlung freundlich lächelnd einhändigte, indem er mir Glück auf den Weg wünſchte. Ich zog ſie gleich an und ging zum nördlich gelegenen Thor aus dem Ort.

Ich war in meinen Gedanken ſehr vertieft und ſah kaum, wo ich den Fuß hinſetzte, denn ich dachte an das Bergwerk, wo ich auf den Abend noch anzulangen hoffte, und wo ich nicht recht wußte, wie ich mich ankündigen ſollte. Ich war noch keine zweihundert Schritte gegangen, als ich bemerkte, daß ich aus dem Wege gekommen war; ich ſah mich danach um, ich befand mich in einem wüſten, uralten Tannenwalde, woran die Axt nie gelegt worden zu ſein ſchien. Ich drang noch einige Schritte vor, ich ſah mich mitten unter öden Felſen, die nur mit Moos und Steinbrecharten bewachſen waren, und zwiſchen welchen Schnee- und Eisfelder lagen. Die Luft war ſehr kalt, ich ſah mich um, der Wald war hinter mir verſchwunden. Ich machte noch einige Schritte — um mich herrſchte die Stille des Todes, unabſehbar dehnte ſich das Eis, worauf ich ſtand, und worauf ein dichter Nebel ſchwer ruhte; die Sonne ſtand blutig am Rande des Horizontes. Die Kälte war unerträglich. Ich wußte nicht, wie mir geſchehen war, der erſtarrende Froſt zwang mich, meine Schritte zu beſchleunigen, ich vernahm nur das Gebrauſe ferner Gewäſſer, ein Schritt, und ich war am Eisufer eines Oceans. Unzählbare Heerden von Seehunden ſtürzten ſich vor mir rauſchend in die Flut. Ich folgte dieſem Ufer, ich ſah wieder nackte Felſen, Land, Birken- und Tannenwälder, ich lief noch ein paar Minuten gerade vor mir hin. Es war erſtickend heiß, ich ſah mich um, ich ſtand zwiſchen ſchön gebauten Reisfeldern unter Maulbeerbäumen. Ich ſetzte mich in deren Schatten, ich ſah nach meiner Uhr, ich hatte vor nicht einer Viertelſtunde den Marktflecken verlaſſen, — ich glaubte zu träumen, ich biß mich in die Zunge, um mich zu erwecken; aber ich wachte wirklich. — Ich ſchloß die Augen zu, um meine Gedanken zuſammen zu faſſen. — Ich hörte vor mir ſeltſame Silben durch die Naſe zählen; ich blickte auf: zwei Chineſen, an der aſiatiſchen Geſichtsbildung unverkennbar, wenn ich auch ihrer Kleidung keinen Glauben beimeſſen wollte, redeten mich mit landesüblichen Begrüßungen in ihrer Sprache an; ich ſtand auf und trat zwei Schritte zurück. Ich ſah ſie nicht mehr, die Landſchaft war ganz verändert: Bäume, Wälder ſtatt der Reisfelder. Ich betrachtete dieſe Bäume und die Kräuter, die um mich blühten; die ich kannte, waren ſüdöſtlich aſiatiſche Gewächſe; ich wollte auf den einen

Baum zugehen, ein Schritt — und wiederum Alles verändert. Ich trat nun an, wie ein Recrut, der geübt wird, und ſchritt langſam, geſetzt einher. Wunderbar veränderliche Länder, Fluren, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüſten entrollten ſich vor meinem ſtaunenden Blick: es war kein Zweifel, ich hatte Siebenmeilenſtiefel an den Füßen.

## X.

Ich fiel in ſtummer Andacht auf meine Kniee und vergoß Thränen des Dankes — denn klar ſtand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch frühe Schuld von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, ward ich zum Erſatz an die Natur, die ich ſtets geliebt, gewieſen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wiſſenſchaft. Es war nicht ein Entſchluß, den ich faßte. Ich habe nur ſeitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein innres Auge trat, getreu mit ſtillem, ſtrengem, unausgeſetztem Fleiß darzuſtellen geſucht, und meine Selbſtzufriedenheit hat von dem Zuſammenfallen des Dargeſtellten mit dem Urbild abgehangen.

Ich raffte mich auf, um ohne Zögern mit flüchtigem Ueberblick Beſitz von dem Felde zu nehmen, wo ich künftig ernten wollte. — Ich ſtand auf den Höhen des Tibet, und die Sonne, die mir vor wenigen Stunden aufgegangen war, neigte ſich hier ſchon am Abendhimmel, ich durchwanderte Aſien von Oſten gegen Weſten, ſie in ihrem Lauf einholend, und trat in Afrika ein. Ich ſah mich neugierig darin um, indem ich es wiederholt in allen Richtungen durchmaß. Wie ich durch Aegypten die alten Pyramiden und Tempel angaffte, erblickte ich in der Wüſte, unfern des hundertthorigen Theben, die Höhlen, wo chriſtliche Einſiedler ſonſt wohnten. Es ſtand plötzlich feſt und klar in mir: hier iſt dein Haus. — Ich erkor eine der verborgenſten, die zugleich geräumig, bequem und den Schakalen unzugänglich war, zu meinem künftigen Aufenthalte und ſetzte meinen Stab weiter.

Ich trat bei den Hercules-Säulen nach Europa über, und nachdem ich ſeine ſüdlichen und nördlichen Provinzen in Augenſchein genommen, trat ich von Nordaſien über den Polargletſcher nach Grönland und Amerika über, durchſchweifte die beiden Theile dieſes Continents, und der Winter, der ſchon im Süden herrſchte, trieb mich ſchnell vom Cap Horn nordwärts zurück.

Ich verweilte mich, bis es im öſtlichen Aſien Tag wurde, und ſetzte erſt nach einiger Ruhe meine Wanderung fort. Ich verfolgte durch beide Amerika die Bergkette, die die höchſten bekannten Unebenheiten unſerer Kugel in ſich faßt. Ich ſchritt langſam und vorſichtig von Gipfel zu Gipfel, bald über flammende

Vulcane, bald über beſchneite Kuppeln, oft mit Mühe athmend, ich erreichte den Eliasberg und ſprang über die Beringſtraße nach Aſien. — Ich verfolgte deſſen weſtliche Küſten in ihren vielfachen Wendungen und unterſuchte mit beſonderer Aufmerkſamkeit, welche der dort gelegenen Inſeln mir zugänglich wären. Von der Halbinſel Malacca trugen mich meine Stiefel auf Sumatra, Java, Bali und Lamboc, ich verſuchte, ſelbſt oft mit Gefahr, und dennoch immer vergebens, mir über die kleinern Inſeln und Felſen, wovon dieſes Meer ſtarrt, einen Uebergang nordweſtlich nach Borneo und andern Inſeln dieſes Archipelagus zu bahnen. Ich mußte die Hoffnung aufgeben. Ich ſetzte mich endlich auf die äußerſte Spitze von Lamboc nieder, und, das Geſicht gegen Süden und Oſten gewendet, weint' ich wie am feſtverſchloſſenen Gitter meines Kerkers, daß ich doch ſo bald meine Begrenzung gefunden. Das merkwürdige, zum Verſtändniß der Erde und ihres ſonnengewirkten Kleides, der Pflanzen- und Thierwelt, ſo weſentlich nothwendige Neuholland und die Südſee mit ihren Zoophyten-Inſeln waren mir unterſagt, und ſo war, im Urſprunge ſchon, Alles, was ich ſammeln und erbauen ſollte, blos Fragment zu bleiben verdammt. — O mein Adelbert, was iſt es doch um die Bemühungen der Menſchen!

Oft habe ich im ſtrengſten Winter der ſüdlichen Halbkugel vom Cap Horn aus jene zweihundert Schritte, die mich etwa vom Land van Diemen und Neuholland trennten, ſelbſt unbekümmert um die Rückkehr, und ſollte ſich dieſes ſchlechte Land über mir wie der Deckel meines Sarges ſchließen, über den Polargletſcher weſtwärts zurückzulegen verſucht, habe über Treibeis mit thörichter Wagniß verzweiflungsvolle Schritte gethan, der Kälte und dem Meere Trotz geboten. Umſonſt, noch bin ich auf Neuholland nicht geweſen — ich kam dann jedesmal auf Lamboc zurück und ſetzte mich auf ſeine äußerſte Spitze nieder und weinte wieder, das Geſicht gen Süden und Oſten gewendet, wie am feſtverſchloſſenen Gitter meines Kerkers.

Ich riß mich endlich von dieſer Stelle und trat mit traurigem Herzen wieder in das innere Aſien, ich durchſchweifte es fürder, die Morgendämmerung nach Weſten verfolgend, und kam noch in der Nacht in die Thebais zu meinem vorbeſtimmten Hauſe, das ich in den geſtrigen Nachmittagsſtunden berührt hatte.

Sobald ich etwas ausgeruht und es Tag über Europa war, ließ ich meine erſte Sorge ſein, Alles anzuſchaffen, was ich bedurfte. — Zuvörderſt Hemmſchuhe, denn ich hatte erfahren, wie unbequem es ſei, ſeinen Schritt nicht anders verkürzen zu können, um nahe Gegenſtände gemächlich zu unterſuchen, als indem man die Stiefel auszieht. Ein Paar Pantoffeln, übergezogen, hatten völlig die Wirkung, die ich mir davon verſprach, und ſpäterhin trug ich ſogar deren immer zwei Paar bei mir, weil ich öfters welche von den Füßen warf, ohne Zeit zu haben, ſie aufzuheben, wenn

Löwen, Menſchen oder Hyänen mich beim Botaniſiren aufſchreckten. Meine ſehr gute Uhr war auf die kurze Dauer meiner Gänge ein vortreffliches Chronometer. Ich brauchte noch außerdem einen Sextanten, einige phyſikaliſche Inſtrumente und Bücher.

Ich machte, dieſes Alles herbeizuſchaffen, etliche bange Gänge nach London und Paris, die ein mir günſtiger Nebel eben beſchattete. Als der Reſt meines Zaubergoldes erſchöpſt war, bracht' ich leicht zu findendes afrikaniſches Elfenbein als Bezahlung herbei, wobei ich freilich die kleinſten Zähne, die meine Kräfte nicht überſtiegen, auswählen mußte. Ich ward bald mit Allem verſehen und ausgerüſtet, und ich fing ſogleich als privatiſirender Gelehrter meine neue Lebensweiſe an.

Ich ſtreifte auf der Erde umher, bald ihre Höhen, bald die Temperatur ihrer Quellen und die der Luft meſſend, bald Thiere beobachtend, bald Gewächſe unterſuchend; ich eilte von dem Aequator nach dem Pole, von der einen Welt nach der andern, Erfahrungen mit Erfahrungen vergleichend. Die Eier der afrikaniſchen Strauße oder der nördlichen Seevögel und Früchte, beſonders der Tropen-Palmen und Bananen, waren meine gewöhnlichſte Nahrung. Für mangelndes Glück hatt' ich als Surrogat die Nicotiana, und für menſchliche Theilnahme und Bande die Liebe eines treuen Pudels, der mir meine Höhle in der Thebais bewachte und, wenn ich mit neuen Schätzen beladen zu ihm zurückkehrte, freudig an mich ſprang und es mich doch menſchlich empfinden ließ, daß ich nicht allein auf der Erde ſei. Noch ſollte mich ein Abenteuer unter die Menſchen zurückführen.

## XI.

Als ich einſt auf Nordlands Küſten, meine Stiefel gehemmt, Flechten und Algen ſammelte, trat mir unverſehens um die Ecke eines Felſens ein Eisbär entgegen. Ich wollte nach weggeworfenen Pantoffeln auf eine gegenüber liegende Inſel treten, zu der mir ein dazwiſchen aus den Wellen hervorragender nackter Felſen den Uebergang bahnte. Ich trat mit dem einen Fuß auf den Felſen feſt auf und ſtürzte auf der andern Seite in das Meer, weil mir unbemerkt der Pantoffel am anderen Fuß haften geblieben war.

Die große Kälte ergriff mich, ich rettete mit Mühe mein Leben aus dieſer Gefahr; ſobald ich Land hielt, lief ich, ſo ſchnell ich konnte, nach der Libyſchen Wüſte, um mich da an der Sonne zu trocknen. Wie ich ihr aber ausgeſetzt war, brannte ſie mir ſo heiß auf den Kopf, daß ich ſehr krank wieder nach Norden taumelte. Ich ſuchte durch heftige Bewegung mir Erleichterung zu verſchaffen und lief mit unſichern raſchen Schritten von Weſten nach Oſten und von Oſten nach Weſten. Ich befand mich bald in dem Tag und bald in der Nacht; bald im Sommer und bald in der Winterkälte.

Ich weiß nicht, wie lange ich ſo auf der Erde herumtaumelte. Ein brennendes Fieber glühte durch meine Adern, ich fühlte mit großer Angſt die Beſinnung mich verlaſſen. Noch wollte das Unglück, daß ich bei ſo unvorſichtigem Laufen Jemandem auf den Fuß trat. Ich mochte ihm weh gethan haben; ich erhielt einen ſtarken Stoß und ich fiel hin. —

Als ich zuerſt zum Bewußtſein zurückkehrte, lag ich gemächlich in einem guten Bette, das unter vielen andern Betten in einem geräumigen und ſchönen Saale ſtand. Es ſaß mir Jemand zu Häupten; es gingen Menſchen durch den Saal von einem Bette zum andern. Sie kamen vor das meine und unterhielten ſich von mir. Sie nannten mich aber Numero Zwölf, und an der Wand zu meinen Füßen ſtand doch ganz gewiß, es war keine Täuſchung, ich konnte es deutlich leſen, auf ſchwarzer Marmortafel mit großen goldenen Buchſtaben mein Name

PETER SCHLEMIHL

ganz richtig geſchrieben. Auf der Tafel ſtanden noch unter meinem Namen zwei Reihen Buchſtaben, ich war aber zu ſchwach, um ſie zuſammen zubringen, ich machte die Augen wieder zu. —

Ich hörte Etwas, worin von Peter Schlemihl die Rede war, laut und vernehmlich ableſen, ich konnte aber den Sinn nicht faſſen; ich ſah einen freundlichen Mann und eine ſehr ſchöne Frau in ſchwarzer Kleidung vor meinem Bette erſcheinen. Die Geſtalten waren mir nicht fremd, und ich konnte ſie nicht erkennen.

Es verging einige Zeit, und ich kam wieder zu Kräften. Ich hieß Numero Zwölf, und Numero Zwölf galt ſeines langen Bartes wegen für einen Juden, darum er aber nicht minder ſorgfältig gepflegt wurde. Daß er keinen Schatten hatte, ſchien unbemerkt geblieben zu ſein. Meine Stiefel befanden ſich, wie man mich verſicherte, nebſt Allem, was man bei mir gefunden, als ich hieher gebracht worden, in gutem und ſicherem Gewahrſam, um mir nach meiner Geneſung wieder zugeſtellt zu werden. Der Ort, worin ich krank lag, hieß das SCHLEMIHLIUM; was täglich von Peter Schlemihl abgeleſen wurde, war eine Ermahnung, für denſelben, als den Urheber und Wohlthäter dieſer Stiftung, zu beten. Der freundliche Mann, den ich an meinem Bette geſehen hatte, war Bendel, die ſchöne Frau war Mina.

Ich genas unerkannt im Schlemihlio, und erfuhr noch mehr, ich war in Bendel's Vaterſtadt, wo er aus dem Ueberreſt meines ſonſt nicht geſegneten Goldes dieſes Hoſpitium, wo Unglückliche mich ſegneten, unter meinem Namen geſtiftet hatte, und er führte über dasſelbe die Aufſicht. Mina war Wittwe, ein unglücklicher Criminal-Prozeß hatte dem Herrn Rascal das Leben und ihr ſelbſt ihr mehrſtes Vermögen gekoſtet. Ihre Eltern waren nicht mehr. Sie lebte hier als eine gottesfürchtige Wittwe und übte Werke der Barmherzigkeit.

Sie unterhielt ſich einſt am Bette Numero Zwölf mit dem Herrn Bendel: Warum, edle Frau, wollen Sie ſich ſo oft der böſen Luft, die hier herrſcht, ausſetzen? Sollte denn das Schickſal mit Ihnen ſo hart ſein, daß Sie zu ſterben begehrten? — Nein, Herr Bendel, ſeit ich meinen langen Traum ausgeträumt habe und in mir ſelber erwacht bin, geht es mir wohl, ſeitdem wünſche ich nicht mehr und fürchte nicht mehr den Tod. Seitdem denke ich heiter an Vergangenheit und Zukunft. Iſt es nicht auch mit ſtillem innerlichem Glück, daß Sie jetzt auf ſo gottſelige Weiſe Ihrem Herrn und Freunde dienen? — Sei Gott gedankt, ja, edle Frau. Es iſt uns doch wunderſam ergangen, wir haben viel Wohl und bittres Weh unbedachtſam aus dem vollen Becher geſchlürſt. Nun iſt er leer; nun möchte Einer meinen, das ſei Alles nur die Probe geweſen, und mit kluger Einſicht gerüſtet den wirklichen Anfang erwarten. Ein anderer iſt nun der wirkliche Anfang, und man wünſcht das erſte Gaukelſpiel nicht zurück und iſt dennoch im Ganzen froh, es, wie es war, gelebt zu haben. Auch find' ich in mir das Zutrauen, daß es nun unſerm alten Freunde beſſer ergehen muß, als damals. — Auch in mir, erwiderte die ſchöne Wittwe, und ſie gingen an mir vorüber.

Dieſes Geſpräch hatte einen tiefen Eindruck in mir zurückgelaſſen; aber ich zweifelte im Geiſte, ob ich mich zu erkennen geben oder unerkannt von dannen gehen ſollte. — Ich entſchied mich. Ich ließ mir Papier und Bleiſtift geben und ſchrieb die Worte:

> Auch eurem alten Freunde ergeht es nun beſſer als damals, und büßet er, ſo iſt es Buße der Verſöhnung.

Hierauf begehrte ich mich anzuziehen, da ich mich ſtärker befände. Man holte den Schlüſſel zu dem kleinen Schrank, der neben meinem Bette ſtand, herbei. Ich fand Alles, was mir gehörte, darin. Ich legte meine Kleider an, hing meine botaniſche Kapſel, worin ich mit Freuden meine nordiſchen Flechten wieder fand, über meine ſchwarze Kurtka um, zog meine Stiefel an, legte den geſchriebenen Zettel auf mein Bett, und ſo wie die Thür' aufging, war ich ſchon weit auf dem Wege nach der Thebais.

Wie ich längs der ſyriſchen Küſte den Weg, auf dem ich mich zum letzten Mal von Hauſe entfernt hatte, zurücklegte, ſah ich mir meinen armen Figaro entgegenkommen. Dieſer vortreffliche Pudel ſchien ſeinem Herrn, den er lange zu Hauſe erwartet haben mochte, auf der Spur nachgehen zu wollen. Ich ſtand ſtill und rief ihm zu. Er ſprang bellend an mich mit tauſend rührenden Aeußerungen ſeiner unſchuldigen, ausgelaſſenen Freude. Ich nahm ihn unter den Arm, denn freilich konnte er mir nicht folgen, und brachte ihn mit mir wieder nach Hauſe.

Ich fand dort Alles in der alten Ordnung, und kehrte nach und nach, ſo wie ich wieder Kräfte bekam, zu meinen vormaligen Beſchäftigungen und zu meiner alten Lebensweiſe zurück. Nur daß ich mich ein ganzes Jahr hindurch der mir ganz unerträglichen Polar-Kälte enthielt.

Und ſo, mein lieber Chamiſſo, leb' ich noch heute. Meine Stiefel nützen ſich nicht ab, wie das ſehr gelehrte Werk des berühmten Tieckius, de rebus gestis Pollicilli, es mich anfangs befürchten laſſen. Ihre Kraft bleibt ungebrochen; nur meine Kraft geht dahin, doch hab' ich den Troſt, ſie an einen Zweck in fortgeſetzter Richtung und nicht fruchtlos verwendet zu haben. Ich habe, ſo weit meine Stiefel gereicht, die Erde, ihre Geſtaltung, ihre Höhen, ihre Temperatur, ihre Atmoſphäre in ihrem Wechſel, die Erſcheinungen ihrer magnetiſchen Kraft, das Leben auf ihr, beſonders im Pflanzenreiche, gründlicher kennen gelernt, als vor mir irgend ein Menſch. Ich habe die Thatſachen mit möglichſter Genauigkeit in klarer Ordnung aufgeſtellt in mehreren Werken, meine Folgerungen und Anſichten flüchtig in einigen Abhandlungen niedergelegt. — Ich habe die Geographie vom Innern von Afrika und von den nördlichen Polarländern, vom Innern von Aſien und von ſeinen öſtlichen Küſten feſtgeſetzt. Meine Historia stirpium plantarum utriusque orbis ſteht da als ein großes Fragment der Flora universalis terrae und als ein Glied meines Systema naturae. Ich glaube darin nicht bloß die Zahl der bekannten

Arten mäßig um mehr als ein Drittel vermehrt, ſondern auch Etwas für das natürliche Syſtem und für die Geographie der Pflanzen gethan zu haben. Ich arbeite jetzt fleißig an meiner Fauna. Ich werde Sorge tragen, daß vor meinem Tode meine Manuſcripte bei der Berliner Univerſität niedergelegt werden.

Und dich, mein lieber Chamiſſo, hab' ich zum Bewahrer meiner wunderſamen Geſchichte erkoren, auf daß ſie vielleicht, wenn ich von der Erde verſchwunden bin, manchen ihrer Bewohner zur nützlichen Lehre gereichen könne. Du aber, mein Freund, willſt du unter den Menſchen leben, ſo lerne verehren zuvörderſt den Schatten, ſodann das Geld. Willſt du nur dir und deinem beſſern Selbſt leben, o ſo brauchſt du keinen Rath.

Explicit.

# Muſikaliſche Orthodoxie.

## Von Johanna Kinkel.

Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel.
Stuttgart. Cotta'ſcher Verlag. 1849. 2. Auflage 1851.

---

Johanna, geb. am 8. Juli 1807, Tochter des Gymnaſiallehrers Mockel in Bonn, trat 1823 in eine unglückliche Ehe, die ſofort wieder aufgelöſ't, aber erſt 1840 nach großen Schwierigkeiten rechtskräftig geſchieden wurde, vermählte ſich 1843 mit Gottfried Kinkel (ſ. über ihn unſere Einleitung zu ſeiner Erzählung „Margret“, Bd. 4) und folgte ihm 1851 nach ſeiner Flucht in das Londner Exil, wo im Augenblicke, da den vereinten Anſtrengungen der beiden Gatten die Gunſt des Schickſals zu lächeln begann, ein unglücklicher, durch plötzlichen Krankheitsanfall herbeigeführter Sturz ihrem edeln Leben — am 17. November 1858 — ein raſches Ende machte. Früh entwickelte ſie ein großes muſikaliſches Talent und ſchlug die alte ſtrenge Richtung ein, die ſie in der hier mitgetheilten Novelle (aus welcher muſikaliſch Selbſterlebtes durchblickt) ſchildert, erkannte aber bei reiferer Entfaltung auch den Werth der neueren Muſik, in deren Stilweiſen ſich nunmehr ihre Compoſitionen großentheils bewegten. Sie hat als Componiſtin, Klavierſpielerin, Sängerin und Muſiklehrerin (in letzterer Eigenſchaft praktiſch durch Ausbildung trefflicher Schülerinnen und theoretiſch durch die „Acht Briefe über Klavierunterricht“) gleich Glänzendes geleiſtet. Aber auch als Erzählerin iſt ſie ihren muſikaliſchen Verdienſten durchaus ebenbürtig in dem Roman „Hans Ibeles in London“, welchen Kinkel aus ihrem Nachlaß 1860 im Cotta'ſchen Verlag herausgegeben hat. Die Sicherheit, Kraft und Anmuth dieſer Charakterzeichnungen, der Wechſel von ernſter Lebensanſchauung und drolligſtem Humor, die Darſtellung des Londner Lebens ſelbſt, ſodann aber vorzüglich des

Flüchtlingslebens in London, endlich die Bilder aus Deutſchland, welche die deutſchen politiſchen Flüchtlinge mit einander austauſchen, dies Alles zuſammen ſtellt das Werk nicht bloß den beſten Lebensbildern der Engländer zur Seite, ſondern weiſ't ihm auch in dem Kreiſe der erleſenſten deutſchen Romane eine ſehr hervorragende Stelle an. Keine der kleineren Erzählungen Johanna's kann ſich mit dieſem vortrefflichen Werke meſſen, welches darthut, daß ihr dichteriſches Talent auf größere Geſtaltungen angelegt war: gleichwohl nimmt die „Muſikaliſche Orthodoxie“, die nicht bloß anziehend eingekleidete Belehrung ſpendet, ſondern auch durch bedeutende pſychologiſche Entwickelung die Theilnahme des Leſers feſſelt, gewiß ihren Platz in einer Sammlung ausgewählter Novellen würdig ein.

Beſſer lerne ich die F-Moll-Sonate doch nicht ſpielen, ſagte Ida und ſtand müde vom Klavier auf. Eigentlich geht ſie recht gut, und ſelbſt mein überſtrenger Lehrer wäre damit zufrieden geweſen, fügte ſie hinzu. Was ihr in meinem Gefühl noch fehlt, das, fürchte ich, läßt ſich mit weiterem Ueben nicht herausbringen. Das unbegreiflich Phantaſtiſche des erſten Allegro, das verzweifelte Spielen mit dem Schmerz im Adagio, dies lachend dem Untergang Zuſtürzen im Finale, das hab' ich anfangs beſſer ausdrücken können. Indem ich aber die raſchen Paſſagen zu feilen ſuchte, iſt mir der Vortrag glatter, zierlicher geworden, und ich kann nicht mehr in den großen Stil zurück. Ich ſpiele die Sonate jetzt exact, aber ohne Geiſt, das iſt höchſt fatal!

Sie nehmen auch Alles gar zu pedantiſch ſtreng, antwortete eine bejahrte Dame, die zuhörend in der Sopha-Ecke ſaß, und legen Dinge in die Muſik hinein, die kein anderer Menſch heraushört.

Die Künſtlerin war früh verwaiſ't von entfernten Verwandten in Obhut genommen worden. Ein verſtändiger Vormund hatte ihr kleines Vermögen größtentheils dazu verwendet, ihr hervorragendes Talent für die Muſik ausbilden zu laſſen. Jetzt war ſie ſelbſtändig und hatte den Reſt ihres Eigenthums für einen Flügel von Erard hingegeben. Kaum ſo viel blieb ihr übrig, daß ſie die Reiſekoſten nach ihrem Beſtimmungsort und eine ſehr einfache Einrichtung beſtreiten konnte.

Umherreiſen und Concerte geben mochte ſie nicht, da ihre muſikaliſche Richtung zu ſehr dem herrſchenden Geſchmack des Publicums entgegenſtand; auch hätte ſich ihr abgeſchloſſener Charakter nie zu den tauſend kleinen Demüthigungen hergegeben, die Keinem erlaſſen werden, der noch unbekannt in der Fremde ſeine Erfolge ſucht. Lieber wollte ſie in einer bedeutenden Stadt als Lehrerin ihr Heil verſuchen und, indem ſie das Opfer brachte, Anfänger zu bilden, ſich ſo die Mittel erwerben, um auf jene höchſte Kunſtſtufe zu gelangen, die ihr in der abgelegenen Heimatſtadt unerreichbar war.

Jetzt war ſie bei einer alten Freundin ihrer verſtorbenen Mutter gaſtlich aufgenommen worden. Es war die Frau des Amtmanns Werl in Waldheim, welches eine Stunde von der Hauptſtadt in einem Gebirgsthale lag. So lange ſollte ſie dort verweilen, bis ſie eine paſſende Wohnung und einige Schülerinnen gefunden hätte. Mit großer Gefälligkeit begleitete Frau Werl ſie täglich zur Stadt, um die nöthigen Beſuche zu machen und Erkundigungen einzuziehen, wobei es leider viel vergebliche Schritte gab.

Der Empfang bei den meiſten Kunſtgenoſſen war ziemlich abſtoßend, oder kam doch Ida ſo vor. Weil ſie immer an die traute Umgebung der Verwandten und Jugendfreunde gewöhnt war, erſchienen ihr die großſtädtiſchen Formen unſäglich froſtig und die Kürze wahrhaft erſchreckend, mit der die muſikaliſchen Notabilitäten ihre Fragen abfertigten. Meiſt vertröſtete man ſie damit: es werde ſich wohl machen, wenn ſie es abwarten könne, bis ihre Leiſtungen bekannter würden; doch um dieſe bekannt zu machen, rührte ſich Niemand, obgleich hier Alles auf eine raſche Entſcheidung ankam.

Neben der Amtmanns-Wohnung des Dörfchens Waldheim lag die Villa des Grafen Selvar, die er vom erſten Frühlingswehen bis zu den Novemberſtürmen zu bewohnen pflegte. Der Amtmann und ſeine Frau waren immer gern dort geſehen, und ſo oft der Graf ihnen begegnete, wiederholte er ſeine Einladung, ihn häufiger zu beſuchen; doch ging Frau Werl nur in der ſchlechtern Jahreszeit darauf ein, wenn die Beſuche der vornehmen Welt ausblieben, die in den Sommermonaten ſtets Salon und Garten des Grafen füllten. Um Ida's willen überwand ſie diesmal ihre Scheu vor der großen Geſellſchaft. Im

Selvar'ſchen Hauſe trieb man leidenſchaftlich die Muſik, und hatte ſich dieſe Familie einmal für Ida intereſſirt, ſo konnte es ihr nicht fehlen, daß ſie in den erſten Häuſern Zutritt fand.

Frau Werl theilte Ida ihren Plan mit und ermahnte ſie, nur ja keine Fugen von Johann Sebaſtian Bach im Salon des Grafen vorzutragen, weil ſie damit Alles verderben würde.

Warum ſoll ich denn nicht mein Beſtes leiſten? ſagte Ida. Ich weiß Nichts, was mehr die Aufmerkſamkeit wach erhält, als eine Fuge. Ich möchte deren Stimmengang dem ewigen Wandel der Geſtirne vergleichen. Die wunderlich in einander verſchlungenen Melismen in den Präludien erinnern mich dagegen an die ſeltſamen Mooſe und Steinbildungen, die ich zuweilen geſehen.

Frau Werl theilte der jungen Bach-Enthuſiaſtin ihre eigenen Erfahrungen über das Muſik-Naſchen der Vornehmen mit und brachte ſie glücklich dahin, einige vermittelnde Compoſitionen von Hummel und Carl Maria von Weber friſch einzuüben, die ſo ziemlich die Grenze zwiſchen der gelehrten und ganz trivialen Muſik hielten.

Um die Theeſtunde ging ſie mit Ida hinüber. Die Geſellſchaft ſei heute im entfernteſten Theile des Gartens unter dem neuen Zelte verſammelt, ſagte der Diener.

Das iſt auch eine Liebhaberei des Grafen, erzählte, indem ſie den Garten durchwanderten, Frau Werl, immer friſche Anlagen zu machen, und man muß zugeben, daß er ſehr viel Geſchmack hat.

Ida hatte nie einen ſo reizenden Aufenthalt geſehen, der, wie dieſer, das Elegante mit dem Phantaſtiſchen verband. Immer waren ihr die kleinen Obſt- und Blumengärtchen, die angelegten Promenaden unausſtehlich geweſen, und der wilde Bergwald ihr einzig lieber Spaziergang. Hier trat ihr zuerſt die reiche Poeſie eines geordneten Pflanzenlebens in den ſchönſten maleriſchen Formen entgegen. Das ſchneeweiße, in klaren Verhältniſſen erbaute Landhaus lehnte an eine Partie von hohen dunkeln Linden. Aus dem Gartenſaal trat man in einen weiten Kreis von Aloën und blühenden Orangenbäumen. Der Garten zog ſich wohl eine halbe Stunde weit diesſeit und jenſeit eines kleinen Flüßchens bis zu einem Dorf, das zu der ganzen Anlage zu gehören ſchien.

Durch Arcaden von Clematis und wildem Wein, an den ſchönſten Blumenpartieen, Springbrunnen und Volièren entlang erreichten Ida und ihre Beſchützerin das Zelt, wo eine große Verſammlung von Herren und Damen ſo vertieſt in ſcherzende Geſpräche waren, daß ſie die unſcheinbaren Geſtalten der beiden Ankommenden gar nicht zu bemerken ſchienen. Der Graf war eben mit einigen Perſonen zu einem andern Theil des Gartens hin gegangen. Seine Schweſter, die die Fremden empfing, bot zwar der Nachbarin einen Platz an ihrer Seite an und unterhielt ſich ſehr zuvorkommend mit Ida, doch ſo oft ein neuer Wagen herbeirollte, gab es neues Begrüßen, Vorſtellen ankommender Gäſte, wobei die beiden einzigen bürgerlichen Perſonen am Tiſche nie das gedrückte Gefühl des Verlaſſenſeins los wurden. Die Dame des Hauſes hatte zwar Tact genug, ſich in jedem freien Moment zu ihnen hinzuwenden und ein Geſpräch anzuknüpfen, doch konnte ſie nicht füglich die Rückſicht, die ſie einem großen Kreiſe ſchuldig war, auf zwei Perſonen allein concentriren. Die Andern waren zu egoiſtiſch, um ſich einen Augenblick in ihrer Bequemlichkeit ſtören zu laſſen. Man ſchwatzte mit den Bekannten und beachtete die Verlegenheit der beiden Fremden nicht, die, nachdem ſie ſich eine kleine halbe Stunde lang leiſe unter ſich von der ſchönen Natur unterhalten hatten, die günſtige Minute erhaſchten, um ſich zu empfehlen.

Draußen athmete Ida ſchwer auf und wollte eben gegen ihre Beſchützerin das Gelöbniß ausſprechen, nie wieder dieſe ſchwüle Atmoſphäre zu beſuchen, als ein Mann, den ſie für den Obergärtner hielt, raſch vor ihnen hin über eine Brücke ſchritt, ohne ſie zu ſehen. Er war ſehr luftig in hellgrauen Stoff gekleidet und trug einen großen Strohhut tief in die Stirne gedrückt.

Welch ein merkwürdig ſchönes Geſicht iſt das! ſagte Ida. Ich dachte, ſolche gäb' es nur im Antiken-Muſeum, nicht in der Wirklichkeit.

Ei, das iſt ja der Graf, lachte Frau Werl; nun, eine Antike iſt er freilich, wenn er ſich auch trägt wie ein junger romantiſcher Maler.

Verwundert hörte Ida, daß der Mann, dem ſie kaum vierzig Jahre zugetraut hatte, mindeſtens achtundfünfzig alt ſein müſſe. Es war eine jener unverwüſtlichen Männerſchönheiten, die als Greiſe noch bezaubernd ſein können. In der Jugend höchſt ſchmächtig, hatte er durch die Jahre eine kräftige Fülle geliehen erhalten, die nirgends über das reine Ebenmaß hinausſchwankte. Das Profil mit der Adlernaſe, den graziöſen feingerundeten Lippen über dem etwas vorſtrebenden Kinn, war wirklich majeſtätiſch. Während die entſchieden blauen oder ſchwarzen Augen meiſt im Alter eine trübere Farbe annehmen, hatten ſeine, von einem dunkeln Grau, eine geiſtige Klarheit bekommen, die ſeinem Blick etwas Hinreißendes, Unwiderſtehliches gab.

Welch ein unermeßlicher Vorzug iſt ein ſchönes Geſicht, ſeufzte Ida; dieſem völlig Unbekannten traue ich ſogleich ein Verſtändniß alles Großen und Schönen zu, bloß weil er ſo ſehr geſcheidt ausſieht. Wäre ich ſchön, oder hätte ich nur irgend etwas Impoſantes in Miene und Geberde, ſo hätte mich in dem Kreiſe, den ich mit gepreßtem Herzen verlaſſen, gewiß Einer oder der Andere angeredet, während Niemand daran denkt, daß hinter einem blaſſen Geſicht und einer gebückten Stellung auch eine Seele wohnt.

Nach einigen Tagen kam eine freundliche Einladung an die Amtmannsfamilie und deren Gaſt, einen ſtillen

Abend beim Grafen Selvar und den Seinigen zuzubringen.

Gott ſei Dank, es iſt ein Regentag, ſagte Frau Werl, da bleiben wir wohl allein drüben.

Und ſo war's auch. Außer der verheiratheten Tochter des Grafen und deren Gemahl kam Niemand weiter. Der Amtmann, ein ſehr munterer alter Herr, mit dem Selvar gerne verkehrte, hatte ihn mit Ida's Verhältniſſen und Ausſichten bekannt gemacht, indeß dieſe mit der jungen Gräfin über Bellini und Donizetti disputirte. Gleich den meiſten ariſtokratiſchen Damen liebte die Gräfin dieſe beiden Componiſten über alles Maß und fand Alles von ihnen magnifique, superbe u. ſ. w.

Ida hielt ihr die große Armuth der modernen italieniſchen Compoſitionsweiſe entgegen. Sie erinnerte ſie an die immer wiederkehrenden ſüßlichen, charakterloſen Melodieen, unfähig, das höchſte Entzücken, wie den tiefſten Seelenſchmerz auszudrücken; an die Anſätze zu Kraftſtellen, die ſtets affectirt und lächerlich erſchienen und durch die mindeſte Parodie ſogleich in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt würden; an den monotonen Marſch-Rhythmus; an die Harmonie, die in zwei oder drei verwandten Tonarten im Kreiſe läuft, wie im Tretrad, und an die totale Nichtigkeit der Begleitung und der Zwiſchenſpiele.

Und dennoch entzückt dieſe Muſik alle Welt, ſagte die Gräfin, man hört und ſingt ſie mit Vergnügen alle Tage, während man bei einem Oratorium von Bach oder Händel vor Langeweile einſchläft.

Wer ſich bei dieſen Meiſtern langweilen kann, erwiderte Ida, dem traue ich überhaupt keinen Kunſtſinn zu. Es iſt vielleicht eine Trägheit des Denkens in vielen muſikaliſch begabten Menſchen, die ſie verlockt, ſich mit halbem Ohr und halber Seele dem ſinnlichen Reiz einer ſchmeichelnden Melodie hinzugeben, ohne Rechenſchaft zu verlangen, ob dieſes die wahre und edle Kunſt iſt. Könnten Sie ſich einmal überwinden, Frau Gräfin, den Gang jeder Einzelſtimme in einer Bach'ſchen Fuge aufmerkſam zu verfolgen, oder eine Sonate von Beethoven ſo zu ſtudiren, daß Sie die Unendlichkeit ihrer Tiefe empfänden, Sie würden nach ſolch einem geiſtigen Genießen gar nicht mehr zu jener faden Spielerei mit Tönen zurückkehren mögen.

Die Gräfin lachte und meinte, wozu ſie ſich denn die Mühe eines anſtrengenden Studiums geben ſolle, wenn die leichte Muſik, die ſie von ſelbſt begriffe, eben ſo angenehm klänge. Das mag für die gelehrten Muſiker ſein, fügte ſie hinzu, die den ſogenannten Contrapunkt verſtehen. Für uns genügt eine Melodie, die oben liegt und die vom Baß und den Mittelſtimmen nicht weiter behelligt wird. Die künſtliche Ausarbeitung iſt nur Schuld, daß man das Schönſte nicht mehr klar verſteht. Es iſt gewiß Zeichen eines feinern Geſchmacks, daß die Italiener ſo elegant und einfach componiren.

Der Graf erinnerte jetzt, daß die Zuhörer ſich viel beſſer an wirklicher Muſik, als am Geſpräch darüber, ergötzen würden, und bot Ida den Arm, um ſie ans Clavier zu führen.

Ida wählte Hummel's Es-Dur-Phantaſie, ein Stück, das auf der letzten Grenze desjenigen Gebietes ſteht, welches ein an Sebaſtian Bach gewohnter Spieler nicht überſchreitet, und deſſen anmuthige Verzierungen andererſeits noch eben im Stande ſind, einen Bellini-Fanatiker zu verſöhnen.

Ida's Vorzüge als Spielerin waren beſonders groß in mannichfaltigen Schattirungen des Vortrags. Ward ſie hie und da in Fertigkeit der Finger übertroffen, ſo blieb ſie doch unnachahmlich in dem Intereſſe, das ſie durch die freie Entfaltung ihrer eigenthümlichen Auffaſſung einem Tonſtück zu geben wußte, ſo daß es bald wie ein Drama, bald wie ein Bild erſchien, wobei ſie dennoch nie die Schranken überſchritt, die der Wille des Componiſten vorſchrieb. Kam ſie in Feuer, ſo beflügelten ſich ihre Finger, die Wangen rötheten ſich, und das ſchwarze Auge leuchtete auf.

Selvar betrachtete ſie während des Spiels und wunderte ſich über die Veränderung ihrer Züge, die ihm vorher ſo unbedeutend erſchienen waren. Fein und klug wußte er ihr, als ſie aufſtand, die üblichen Schmeicheleien in einer ganz neuen Weiſe zu ſagen, ſo daß ſie mehr wie eine Beurtheilung, die er an die Anweſenden richtete, und nicht wie Complimente klangen.

BIBL. UNIVERS.

Verſteht denn Ihr Mund auch ſo zu ſingen, wie Ihre Finger? fragte er.

Der Geſang iſt mein Fach nicht, doch ſinge ich gerne Lieder, deren Text meiner Stimmung entſpricht; aber die kann ich nur gut vortragen, wenn ich allein bin; vor Zuhörern glaube ich mein Innerſtes zu verrathen, wenn ich ausdrucksvoll ſinge.

Das iſt eine zu unkünſtleriſche Geſinnung, als daß ich ſie Ihnen zutrauen könnte.

Nach einigen Weigerungen, die ihr übrigens ganz ernſt gemeint waren, ſang Ida mit einer vollen tiefen Altſtimme einige überaus ſchöne Volkslieder fremder Nationen, deren Ueberſetzungen in dieſem Kreiſe noch unbekannt waren.

Selvar war völlig hingeriſſen; ſeine von den Jahren nie herabgeſtimmte enthuſiaſtiſche Natur verleitete ihn zu Ausdrücken der Bewunderung, welche eben ſo begeiſternd auf die Sängerin zurückwirkten. Die verſchloſſene Glut ihrer Seele machte ſich Luft in ſchmelzenden, jubelnden, verzweifelten und ſchalkhaften Liedern, und Blitz auf Blitz entzündeten dieſe noch nicht ganz erloſchene jugendliche Empfindungen im Herzen ihres Zuhörers. So unerſchöpflich ihr Gedächtniß, ſo unerſättlich war er im Belauſchen ihrer ſchönen Lieder. Den Andern ward es denn doch endlich zu viel. Erſt hatten ſie mit um Mehr gebeten; dann zogen ſie ſich aus dem Cabinet, worin das Klavier ſtand, in den anſtoßenden Salon zurück, um verſtohlen neben der

Muſik des Plauderns zu genießen. Dort wurden Lampen hereingebracht. Der Graf verbat das Licht als die reine Wirkung der Muſik ſtörend. Nur durch ein geöffnetes Gartenfenſter blickte zwiſchen duftenden Orangenbäumen der aufgehende Mond herein, und vom Waſſerfalle her rauſchte und plätſcherte es zu dem ewig rührenden, zauberreichen Liede von Goethe:

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz.

Jetzt ſtand Ida auf, weil ſie fürchtete, Frau Werl möchte es tadeln, daß ſie ſich zu ſehr von der Geſellſchaft iſolire. Raſch ergriff der Graf noch in der Thüre ihre Hand, drückte dieſe auf ſein Herz, nannte ſie: liebe, holde Freundin! und ſprach mit ſchmeichelnden Lauten ihr aus, wie ſie ſeine liebſten Träume aus der Verſchollenheit alter Zeiten neu heraufbeſchworen, und wie ihrer Stimme eine Wundergewalt über ſeine Seele verliehen ſei, die er ſich nicht erklären könne.

Bei der Abendtafel war Ida zerſtreut und verlegen. Kein Gedanke erſchien ihr gut genug, um ihn ihm gegenüber auszuſprechen. Der Witz verſagte ihr, wenn ſie in ſeine mächtigen Augen blickte, die er ernſt und zuverſichtlich auf ſie gerichtet hielt.

Ida's Umgang war ſeit ihrer Kindheit auf ſehr ſpießbürgerliche Perſonen beſchränkt geweſen. Eine Ausnahme machte ihr Vormund und ihr Muſiklehrer. Das Publicum der jungen Männer in ihrer Heimath beſtand meiſt aus Handlungsbefliſſenen oder angehenden Landwirthen. Dachte ſie jetzt an die Wenigen zurück, die ihr einſt vorzüglich gebildet und angenehm erſchienen waren, oder deren Artigkeit ſie in eine kleine Aufregung verſetzt hatte, ſo ſchämte ſie ſich vor ſich ſelber. Wie äſthetiſch waren alle Bewegungen, wie ruhig der langſame Sprachton des vornehmen Mannes; welch eine furchtſame Ehrerbietung flößte ſeine edle, prachtvolle Erſcheinung ihr ein! Und dieſer Mann mit der Königsmiene hatte ihre Hand an ſein Herz gedrückt, ſie ſeine liebe, holde Freundin genannt. Alſo hatte auch er denſelben Zug zu ihr in ſeinem Herzen empfunden, wie ſie zu ihm; ſo glaubte ſie mit ſchauerndem Entzücken

Nie an Verſtellung gewöhnt, bemühte ſie ſich nicht im Geringſten, ihre Aufwallung zu verbergen. Daheim ſaß ſie ungeſprächig, oft völlig ſtumm, und ſchaute nach dem weißen Hauſe hinüber, ward glühend roth, wenn der Graf erſchien, und zitterte merklich, als er heraufkam, ſie zu beſuchen. Frau Werl durchſchaute bald ihr Gefühl und ſetzte ſich eifrig vor, ſie von einer ſo unnatürlichen Narrheit zu curiren; denn ſo ſah ſie die Leidenſchaft eines jungen Mädchens zu einem Manne an, der bei aller Liebenswürdigkeit doch immer dem Greiſenalter nahe ſtand.

Sie erzählte Ida eine Menge von Liebesgeſchichten, die er der Sage nach während und nach ſeiner Heirath durchlebt haben ſollte, und warnte, daß ſie ſich nicht lächerlich machen möchte, indem ſie einen zu großen

Werth auf ſeine Freundlichkeiten legte. Das immer wiederkehrende Thema ihrer Tiſchreden, in welche der Amtmann, wenn auch weniger rigoriſtiſch mit einſtimmte, war: Selvar iſt eine männliche Kokette und um ſo gefährlicher, weil er nicht ſelber kalt bleibt. Aber nur ſo lange dauert ſeine Begeiſterung, bis er merkt, daß er einen tiefen Eindruck gemacht hat; dann iſt ſeine Eitelkeit befriedigt, und er iſt wieder kalt höflich und verbindlich, wie immer. Und was begeiſtert ihn nicht Alles! Schönheit, Talent, Eleganz und geniale Nachläſſigkeit, was nur irgend auffallend iſt. Am längſten feſſelt ihn ein kalter, witziger, minutiöſer Verſtand. Wenn er dieſe vornehmen Eigenſchaften einmal in ſeiner Umgebung entbehren muß, ſo läßt er ſich auch wohl herab, dem Talent im Kattunkleidchen zum Spaß den Hof zu machen.

Von all Dieſem glaubte Ida natürlich Nichts und ſah nur die Abſicht ihrer Freunde hindurch. Die Schilderung war auch wirklich nicht in dem Maße wahrhaft, als ſie wohlmeinend gegeben wurde. Es war ein Kern in der Begeiſterung für das Hohe, Geiſtige, bis zum äußerlich Anmuthigen hinab, welche Selvar den Frauen gegenüber empfand. Allerdings wehte ein Anflug von Eitelkeit und vornehmer Leichtfertigkeit drüber hin, doch dieſe waren nicht der Grundinhalt, und jenes liebevolle Element eben ſo wenig eine bloße Färbung.

Die jetzt ſehr häufigen Einladungen des Grafen lehnte der Amtmann unter allerlei Vorwänden ab, konnte aber nicht hindern, daß er deſto häufiger ſein Haus beſuchte und ſich unbefangen neben Ida ans Klavier ſetzte. Es ward für Frau Werl unmöglich, Dasjenige coſequent durchzuführen, was ſie ſich zur Pflicht gemacht hatte: nie einen Augenblick das Paar allein zu laſſen, damit, wie ſie es platt ausſprach, der alte Roué nicht vollends dem unerfahrenen Mädchen den Kopf verrücke. Nur zu oft fand ſich eine unbewachte Minute, wo er ihr einen neuen Funken in die Seele werfen konnte, den ſie in der Einſamkeit tagelang nährte.

Ihre erſte Sorge ward jetzt, ſich der Tyrannei ihrer Beſchützerin zu entziehen, deren ſtetes Verunglimpfen Selvar's ihr unausſtehlich erſchien. Sie erklärte, ſie wolle ihren Beruf als Lehrerin nun endlich friſch antreten. Raſch hatte ſie eine Wohnung in der Stadt gemiethet, und da ſie durch die bekannte Vorliebe ihres Freundes einmal der vornehmen Welt intereſſant geworden war, ſo drängte man ſich dazu, von ihr Unterrichtsſtunden zu erhalten.

Nun begann eine neue Lebensordnung, in die ſich Ida ſehr ſchwer hineinfand. Jedes große muſikaliſche Talent muß im Lehrerberuf anfangs eine Periode der Verzweiflung überwinden. Alle freie Zeit, die Ida ehemals dem Studiren der trefflichſten Werke gewidmet hatte, wurde nun durch größtentheils talentloſe Schüler aufgezehrt, die gar zu gerne ſchwere Compoſitionen ſtotterten, zu denen ſie nicht befähigt waren. Ihr ſelbſt ging noch die Mäßigung und Routine ab, die ein Muſiklehrer vor Allem braucht, um nicht aus übelverſtandener Pflichttreue den Schüler auf einmal mehr zu lehren, als er binnen einer Stunde begreifen kann. Nun kam das Schwerſte hinzu: ihr Gemüth war von einem andern Intereſſe ganz erfüllt, und wenn ſie ſich bewußt ward, daß ſie die Schülerin gedankenlos hatte weiter ſpielen laſſen, weil ſie in ihren Träumen bei dem ſchönen Freunde drüben in Waldheim war, ſo ſchreckte ſie zuſammen und verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit. Mitten im Streben, jene Gewiſſenloſigkeit wieder gut zu machen, ward ihr von Neuem die Seele entführt. Erſchöpft kam ſie nach Hauſe und warf ſich in die Sophaecke, um endlich ungeſtört an ihn zu denken; dann ſcheuchte der Trieb, Neues zu lernen, ſie wieder auf, und mit unglaublicher Anſtrengung zwang ſie ſich, die wenigen Stunden, die ihr bis zur Nacht blieben, redlich auf ihre Fortbildung zu wenden. Aber alle Vorſätze zerriſſen, wenn der Wagen des Grafen draußen hielt, um ſie nach Waldheim zu führen. Dieſe Einladungen waren für ſie unwiderſtehlich, und doch kam ſie nie zu einer reinen Seelenſtimmung, wenn ſie ihnen gefolgt war.

So ſehr ſie ſich ihrer alten Beſchützerin entfremdet hatte, hielt ſie ſich doch verpflichtet, ſie jedesmal zu beſuchen, ehe ſie das Haus der neuen Freunde betrat. Dann konnte Frau Werl ſich's nie verſagen, die junge Künſtlerin, die ſich ihrer Botmäßigkeit entzogen hatte, mit einer Warnung oder einem Spott zu quälen, der ihr den Abend verbitterte. Selten ward ihr der Erſatz eines einſamen, recht herzlichen Geſprächs mit Selvar; denn die junge Gräfin, ſeine Tochter, ließ es abſichtlich nicht dazu kommen. An flüchtige leidenſchaftliche Zuneigungen des Grafen zu dieſer oder jener Weltdame war ſeine Familie gewöhnt und fand ſie ganz in der Ordnung. Hier aber drohte ein ernſtlicher Ausgang, weil die Leidenſchaft mit jugendlicher Heftigkeit erwidert ward.

Dieſe Beſorgniß war indeſſen ungegründet; denn ſo ſehr Selvar manche kleine Neckereien ſchmeichelten, es ward ihm doch etwas ängſtlich dabei, wenn er an Ida's geringe Selbſtbeherrſchung und an ihre Weltunkenntniß dachte. Stets war er in Gefahr, daß ſie ſich durch eine unverhohlene Liebesäußerung vor Menſchen verrieth, die darüber witzelten, während er ſelbſt in den Schranken der Klugheit blieb. Darum ward er immer ſparſamer mit Ausdrücken der Leidenſchaft und ließ ſich nur in ſolchen Stunden den Zügel ſchießen, wo er ſicher war, daß ihm Zeit blieb, ſeine Enthuſiaſtin wieder zu beruhigen.

Die Muſik war hiezu die beſte Vermittlerin. Ida's eigene Seele lechzte nach geiſtiger Nahrung, wenn ſie einen Tag lang die muſikaliſchen Fadaiſen ihrer Schülerinnen durchgeſtanden hatte. Ihre geliebten Melodieen waren ihr nun zugleich Liebesſprache geworden. Selvar fühlte es, wie ſie mit der höchſten Glut ihres

Vortrags ihm ihr ganzes Sein zu Füßen zu legen ſtrebte. Nichts Leichtfertiges lag in dieſem Spiel mit den Tönen. Indem ſie nur das Edelſte, was die Kunſt im leidenſchaftlichen Stil geſchaffen, zum Ausſprechen ihrer Gefühle erwählte, erſchienen dieſe dichteriſch verklärt und geadelt.

Wie ein Donnerſchlag traf es ſie, als Selvar ihr vorſchlug, Variationen von Herz über ein Thema von Roſſini einzuſtudiren. Er hatte ſie in einem Concert gehört und war davon ungemein entzückt.

Die junge Gräfin, die bemerkte, wie Ida ſtutzte, fiel ein: Man iſt doch endlich des langweiligen Beethoven müde, und Ihr Repertoire würde durch etwas Mannichfaltigkeit ſehr gewinnen.

Ida ſprach mit gewohnter Heftigkeit ihre Verachtung aller bloßen Variationen-Schmiede aus und erklärte, daß Herz in der Kunſt auf der unterſten Stufe ſtehe, ja ſtreng genommen er und ſeines Gleichen gar nicht mitzählten.

Der Graf wollte begütigen: Meine Freundin, ſagte er ſanft, Sie ſind allzu extrem. Man muß gegen alle Leiſtungen gerecht ſein. Ich höre ſehr gerne Beethoven, aber Roſſini macht mir eben ſo viel Vergnügen. Vollkommen liebenswürdig würden Sie handeln, wenn Sie mir zu Liebe jetzt die moderne italieniſche Muſik eben ſo eifrig ſtudiren wollten, als ich Ihnen bisher treu in die Labyrinthe der claſſiſchen deutſchen gefolgt bin.

Ida war einen Augenblick erſtarrt. Dann ſagte ſie: Heißt das nicht: laß das Schlechte gelten, ſo wollen wir tolerant gegen das Gute ſein?

Die junge Gräfin entgegnete ſpitz: Auch das größte Talent verliert an Werth, wenn einem Künſtler die Beſcheidenheit abgeht.

Ein mißbilligender Blick ihres Vaters ließ ſie ſchnell abbrechen. Er hatte ſich zwar auch durch Ida's Aeußerung verletzt gefühlt, doch ſah er eher eine ihr längſt verziehene geſellſchaftliche Unbildung darin, die er durch ſeinen Einfluß mehr und mehr abzuſchleifen hoffte.

Ida hatte die Augen voll ſchwerer Thränen. Selvar bot ihr einen Spaziergang durch den Garten an. Es war ſchon herbſtlich kühl geworden; die abfallenden gelben Blätter mahnten an den baldigen Heimzug in die Stadt. Selvar bat Ida, dort ſein Haus wie das eines Vaters anzuſehen, und dabei drückte er ihren Arm noch zärtlicher an ſeine Bruſt, als ein Vater gethan hätte. Ida hatte ſich ſchon im Stillen gelobt, ihm zu Ehren als höchſtes Liebesopfer die verhaßten Variationen einzuüben, obſchon ſie ihre muſikaliſche Religion dabei verleugnen mußte. Sie ſpiegelte ihrem Gewiſſen vor: Wer weiß, ob nicht auch dieſe Art von Muſik ihren Zauber beſitzt, der nur Demjenigen ewig verſchloſſen bleibt, der ſich nicht mit Kindesglauben hinein verſenkt. Ich habe nie ein ſolches Stück geduldig bis zu Ende geſpielt, es gleich nach den erſten Seiten weggeworfen; eine affectirte Paſſage reichte hin, mir eine ganz anmuthige Melodie, die vielleicht nicht ohne Seele war, zu verleiden. Eben ſo ungerecht habe ich ja einem Menſchen mit modiſcher Friſur bisher keinen großen Gedanken zutrauen können.

Dieſem Gedankengange ſchloß Selvar unbewußt noch einige Bemerkungen an, die Ida in ihrem Toleranzentſchluß beſtärkten. Er ſagte: Sie haben in Ihrer ſchönen Begeiſterung mich ſo oft überzeugt, daß Ihr Gluck, Ihr Händel und Ihre anderen Abgötter die heiligſten Menſchengefühle, das größte Geſchick, das Sterbliche treffen kann, uns in Tönen wieder erſchließen. Aber wie wenige Menſchen haben Ungeheures erlebt oder ſind befähigt, es zu verſtehen. Wie fern liegt uns die Sympathie für eine Armida, eine Alceſte! Dieſe Fabelweſen haben kaum einen Anſpruch an unſer Mitgefühl, und wir müſſen uns vorher in eine erhöhte Stimmung ſchrauben, die wir unmöglich jeden Abend zur Theeſtunde heraufbeſchwören können. Sollen wir Salonmenſchen mit unſern Salonſchmerzen, die wahrlich oft nicht geringer ſind als die eines zerſchnürten Herzens, ſollen wir völlig unberechtigt ſein, eine Kunſt zu cultiviren, die eben *unſere* Leiden ausſpricht? So wie die feine Sitte, die Grazie der äußern Erſcheinung jeden rohen Ausbruch der Leidenſchaft verhüllt, ſo umſchleiern Roſſini's und ſeiner Nachfolger reizende Fiorituren die tieferen Ausdrücke eines Wehegefühls, das uns ohne dieſen Schmuck peinlich afficiren würde.

Ida begann zu Hauſe die Variationen und war nach zwei Tagen über die Wahrheit im Reinen, daß es leichter iſt, für ein geliebtes Weſen ſich in Lebensgefahr zu ſtürzen, als eine täglich ſich erneuende Widerwärtigkeit zu ertragen: ein Opfer, das von Demjenigen gar nicht als ein ſolches anerkannt wird, dem man es mit blutendem Herzen darbringt.

Während der größere Theil gediegener Muſikſtücke einem geübten Spieler wenig techniſche Schwierigkeiten in den Weg wirft, und er ſogleich den Genuß ihres geiſtigen Inhalts gewinnt, der ſich beim jedesmaligen Durchſpielen ſteigert, tritt das Gegentheil bei der Salon-Muſik ein. Eine oberflächliche Melodie, die man ſogleich auswendig behält, muß man tagelang unermüdlich wiederholen, weil die abſurden Sprünge und Zierrathen, die ihr zugeſellt ſind, in der ungeheuerſten Raſchheit blindlings getroffen werden müſſen. Auch ein Virtuoſe erſten Ranges wendet mindeſtens einen Monat Zeit an das ſchwierigſte moderne Concertſtück.

Ida verzweifelte an der dritten Variation. Sie ſaß mit heißen Unmuthsthränen am Klavier, weil ſie ſich gelobt hatte, ſie durchzuführen. Ihre wenigen Mußeſtunden vergingen, ohne daß die Sprünge merklich raſcher und reiner gelingen wollten. Dieſes Geklimper lag ihr zu fern; ſie hätte eher das ganze „wohltemperirte Clavier“ vom Blatt geſpielt. Nun ſah ſie von Weitem drohen, daß es bei dieſer Einen Anforderung nicht bleiben werde, daß, je glänzender ſie dies erſte

Stück vortrüge, allen Rondo brillants, Fantaisies sur des thèmes favoris, ja dem ganzen parfümirten Verlage von Schott's Söhnen in Mainz die Schleußen ſo viel weiter eröffnet würden. Ihr treuer Erard'ſcher Flügel erſchien ihr profanirt, und nachdem ſie den „Henri Herz“ erſt in eine Ecke geſchleudert und dann erſchrocken als ein Geſchenk des Geliebten wieder aufgehoben, geküßt und ſanft auf den Tiſch gelegt, nahm ſie die „chromatiſche Phantaſie“ hervor und entſühnte damit die Saiten.

Plötzlich fuhr's ihr durch den Sinn: Dies Opfer iſt nicht durchzuführen und kann gar nicht von mir verlangt werden. Wäre ich über die volle Tageszeit Herr, wie ſonſt, ſo wendete ich ein paar Stunden an dieſe Monſtremuſik und erholte mich nachher am Vortrefflichſten. Aber jetzt, da ich ſechs Stunden unterrichte und faſt jeden Abend in Waldheim zubringe, muß ich geiſtig verſchmachten, wenn mir die wenigen Mußeſtunden geraubt werden. Er wird das begreifen, wenn ich ihm ſchildere, wie dieſer Henri Herz mich ums Leben bringt. Aber das Andere kann ich: italieniſche Opern ſingen lernen. Die koſten weniger Zeit und machen ihm eben ſo viel Freude.

Sie ließ ſogleich Bellini'ſche Arien holen und verſuchte ſie in der modernen Prima-Donnen-Manier zu ſingen. Faſt mußte ſie über ſich ſelbſt lachen; denn ſie kam ſich vor, als probire ſie eine Maskeraden-Toilette.

Wie kann Selvar glauben, rief ſie, daß ſolche

Caricaturen wirkliche Liebe und wirklichen Schmerz ausſprächen! Nur Lüge und Affectation iſt in dieſer Muſik, und was ſollen wir von den vornehmen Empfindungen der Salonmenſchen Beſſeres halten, wenn ſie ſagen: das iſt unſere Sprache. Und Alceſte, Iphigenie ſollen nicht mehr von der Gegenwart verſtanden werden können? Was iſt denn ewig und allen Generationen aufgeſchloſſen, wenn nicht die geheiligten Triebe der Eltern-, Gatten- und Geſchwiſterliebe, für die Gluck die wahrhafteſte und einfachſte Sprache gefunden hat? Der Stolz und die Hingebung Armidens, leben ſie nicht neu in jedem Herzen auf, das von der Leidenſchaft für die Schönheit nach verzweifelten Kämpfen überwältigt wird?

„Ach, wer vertilgt ihn wohl von des Daſeins Spur" — ſtimmte ſie an und vertiefte ſich ſo ſehr in die Rolle Armidens, daß ſie das Klopfen an der Thür überhörte und plötzlich Selvar neben ihr ſtand.

Es war das erſte Mal, daß er ſie in ihrer Wohnung beſuchte. Bisher hatte er vermieden, in die Stadt zu kommen; nun wollte er beim Vertauſchen ſeines Landgutes mit dem Winteraufenthalt ihr einige Zimmer ſeines Hauſes anbieten, wo ſie unter dem Schutze ſeiner Familie, wie er ihr vorſtellte, ſchicklicher in der großen Stadt exiſtiren könne, als ſo allein bei fremden Menſchen.

So reizend es Ida erſchien, mit ihm unter Einem Dache zu leben, ſo ſüß ſie ſich dort in ein innigeres

Verhältniß zu ihm geträumt hätte — in welches, war ihr ſelbſt nicht klar — ſo hatte ſie doch eine unnennbare Scheu, von ihm etwas anzunehmen, das nur den Schein eines Geſchenkes gehabt hätte. Liebe und geiſtige Gaben konnte ſie erwidern, aber womit ſollte ſie die verſchwenderiſche Gaſtfreundſchaft des Reichen lohnen, als indem ſie ihr Talent dem Salon dienſtbar machte? Ihn wollte ſie zu jeder Stunde damit erfriſchen, wenn ihm die durchgenoſſene Welt ſchal erſchien, aber eben aus dieſer faden Welt heraus ſtrebte ſie in kindlicher Unſchuld ihn zu reißen, in den geweihten Tempel eines überirdiſchen Daſeins, wie ihr die Muſik erſchien.

Nachdem ſie entſchieden Selvar's Anerbieten abgelehnt hatte, legte ſie ihm Alles, was ſie heute über gute und ſchlechte Muſik gedacht hatte, in wohlgeordneten Beweiſen vor. Sie führte abwechſelnd Beiſpiele von Gluck und Bellini ſogleich praktiſch auf dem Klavier aus und meinte, heute oder nie werde ſie ihn überzeugen.

Statt deſſen entfremdete ſie ſich ſeiner Neigung, da er dieſe Hartnäckigkeit in einer Sache, die ihm nicht bis zu ſolchem Grade wichtig erſchien, höchſt unliebenswürdig fand. Sein Verſtand war ihren Beweisgründen keineswegs verſchloſſen, aber er hielt ihren Standpunkt für ganz einſeitig, da ſie excluſiv nur wenige Componiſten gelten ließ, welche die wahren Kunſtforderungen erfüllt hätten. Mehr noch als ihr unerſchöpflicher

Liederquell hatte ihn die unverhohlene Liebesglut entzückt, die ihm aus ihren tiefen ſchwarzen Augen, aus dem Erröthen ihrer jugendlichen Wangen entgegenblitzte. Seit langen Jahren hatte er keine ſo unverſtellte Leidenſchaft mehr geweckt, und in einer ſo klaren, echten Mädchenſeele. Jetzt, da es ihr unmöglich war, ihm ein Opfer zu bringen, das er nur als eine Gefälligkeit in Anſchlag brachte, begann er an ihrem Gemüth und zugleich an ihrer Bildungsfähigkeit zu zweifeln. Innerlich verſtimmt, aber mit einer ſehr höflichen Ausrede, brach er ab, küßte ihre Hand und ging, als im ſelben Moment Frau Werl zur Thüre hereintrat.

Dieſe hatte Selvar's Anſtalten zum Umzug aus Waldheim beobachtet und ſich verpflichtet, noch einmal den ehemaligen Schützling vor der ihm jetzt drohenden zwiefachen Gefahr zu warnen.

So, ſo, fing ſie an, der Herr Graf iſt wohl hier ſchon wie zu Hauſe.

Er war zum Erſtenmale bei mir, entgegnete Ida.

Nun, da Sie alle Tage zu ihm gehen, braucht er ſich ja nicht zu Ihnen zu bemühen.

Sie haben mich ja ſelbſt bei ſeiner Schweſter eingeführt und wiſſen, daß ich dem Einfluß dieſer Familie meine ganze Stellung hier verdanke; wie kann ich anders, als mich Denen dankbar anſchließen, die wie für ein Kind für mich geſorgt haben.

Und die jetzt eben ſo ſicher ſorgen, daß Sie dieſe

Stellung wieder verlieren werden. Glauben Sie denn, daß die geſtrengen Mütter Ihnen länger das Lehreramt bei ihren Töchtern anvertrauen, ſobald erſt Ihr Verhältniß zum Herrn Grafen Selvar das Märchen der ganzen feinen Geſellſchaft wird?

Und wie kann man denn ein Verhältniß zu meinem väterlichen Freund mißdeuten?

Ein ſchöner väterlicher Freund, der Ihnen den Hof macht, wie er vor Ihnen einer ganzen Reihe von Schauſpielerinnen und Koketten den Hof gemacht hat!

Sie ſehen's nun einmal von dieſer Seite an. Ich aber glaube, daß ſein feiner Verſtand ihn gewiß nicht mehr als die übliche Galanterie an unwürdige Gegenſtände verſchwenden ließ. Was mich betrifft, ſo bin ich ſeiner wahren Theilnahme längſt gewiß.

Das iſt ja eben der Beweis, wie Sie von Ihrer thörichten Leidenſchaft verblendet ſind, daß Sie vorgeben, ihn in ein paar Monaten beſſer kennen gelernt zu haben, als wir, die wir ihn ein halbes Leben hindurch ſchon beobachten. Ich bin überzeugt, daß ſeine Eitelkeit ein unverantwortliches Spiel mit Ihnen treibt.

Eben hat er mir den Beweis des Gegentheils gegeben, ſagte Ida kalt.

Frau Werl rief eifrig: Wie, er hat Ihnen wirklich einen Heirathsantrag geſtellt?

Ida ſchrak zuſammen und ward bleich und roth. Gott bewahre, welch eine wahnſinnige Vorausſetzung!

rief ſie und hielt beide Hände vor die Augen. Wie können Sie ein ſolches Wort ausſprechen? Der Gedanke hat auch nie von fern meine Seele berührt.

Ach was! Ueberſpanntes Zeug, wie immer! Der einzig vernünftige Abſchluß einer Liebſchaft iſt die Heirath. Sieht man die nicht als Ziel winken, ſo bricht ein vernünftiges Mädchen den Umgang ab, ehe er ihrem Rufe geſchadet hat. Doch laſſen Sie hören, was denn Ihr vortrefflicher, weiſer und väterlicher Freund heute für Sie ausgeſonnen hat.

Ida berichtete unbefangen den Vorſchlag Selvar's, und Frau Werl brach in ein lautes Gelächter aus.

Alſo das iſt der große Beweis von Verehrung, den Sie von ihm erhalten haben. Nun, mit den Folgerungen, die das Publicum aus dieſer Hausgenoſſenſchaft machen würde, will ich Sie verſchonen. Aber ſehen Sie denn nicht den bloßen Egoismus aus der Zumuthung heraus, daß Sie das Amt der Hauskünſtlerin verſehen ſollen, die Klavier ſpielt, wenn langweilige Geſellſchaft da iſt, damit man die Pauſen nicht hört, die im Geſpräch eintreten; oder die die Familie amüſirt, wenn man nicht bei Laune war auszugehen; die bei Geburtsfeſten paſſende Melodieen unter Dilettantengedichte bringt und im Theater die Lieblingsarien aus den neuen Opern auswendig behält und ſogleich zwiſchen dem Souper reproducirt?

Alles dies wäre für einen Mann von Selvar's Bildung ein überflüſſiger Zeitvertreib. Ihm ſteht ja ohnehin zu Gebot, was dieſe Stadt an Kunſtgenüſſen bietet. Was ſollte ihn vermögen, gerade mich auszuzeichnen, wenn es nicht der Zug ſeines gütigen, wohlwollenden Herzens wäre!

Das iſt juſt das Gefährliche, daß wirklich ein Funke in dies alte entzündbare Herz gefallen iſt. Sie verſtehen nur zu ſchlecht Ihren Vortheil und dämpfen den durch Ihr Entgegenkommen, anſtatt ihn anzufachen. Das hätte mir in meiner Jugend vorkommen ſollen, ich hätte die Sache ganz anders angefangen. Dieſer Selvar hat's mit den meiſten Männern gemein: wenden wir uns von Einem ab, ſo verfolgt er uns; merkt Einer, daß unſer Herz ihm nachgezogen wird, ſo erkältet ſich das ſeine. Sobald Sie merkten, daß Sie auf dem Wege waren, ihm unentbehrlich zu werden, da hätten Sie ſich ſelten machen müſſen und gerade dann nicht kommen dürfen, wenn er am dringendſten Sie einlud. Dann wäre ihm endlich der Gedanke aufgeſtiegen: was hindert mich, mir meinen Lebensabend ſo hell wie möglich zu ſchaffen! Und er hätte alle Rückſichten über den Haufen geworfen, um Sie für immer zu feſſeln. Aber nun, was braucht er ſich der Mißbilligung ſeiner Familie, dem Spott ſeiner Standesgenoſſen auszuſetzen, um ein Herz zu gewinnen, das ſich ihm ohne alle Bedingungen zu Füßen wirft?

Ida rief empört: Welche unwürdige Rolle muthen Sie mir zu! Alſo den Egoismus in der Liebe, den Sie am Manne tadeln, empfehlen Sie? mir als Tugend

Nein, lieber verſchmäht werden, lieber lächerlich vor der Welt, als kalt berechnen!

Halten Sie das, wie Sie wollen, nur mit dem Einen Punkte, mit dem Rufe, ſpaßen Sie nicht; dies iſt mein letzter guter Rath.

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich und ließ Ida in einer rechten Seelenfolter zurück. Sie war an dieſem Abend zu keinem hellen Gedanken fähig. Der rauhe Eingriff in ihr Liebesheiligthum hatte ihr die Reinheit der Seele getrübt. Sie war ſo beſchämt, als hätte ſie ſelbſt und nicht Frau Werl vom Heirathen geſprochen. Ihr Klavier mochte ſie nicht anrühren. Die Variationen, die ſie ſich gelobt hatte durch kein neues Studium zu unterbrechen, widerten ſie an; ihre Lieblingsſtücke konnten ſie nicht tröſten, denn die waren es ja, die ſie mit ihm entzweit hatten; und ach, die letzte Zuflucht des wunden Herzens, ſein Bild heraufzubeſchwören, von ihm zu träumen, war ihr genommen. Wohl hatte ſie die Kühle und Förmlichkeit des heutigen Abſchieds empfunden. Es ſtand etwas zwiſchen ihnen, und ſo gern ſie ihn wiedergeſehen hätte, um den böſen Zauber zu zerreißen, nach dem verwirrenden Gerede der Frau Werl wäre es ihr unmöglich geweſen, ſein Haus unbefangen zu betreten.

Diesmal vergingen einige Tage, bis ein Billet des Grafen ihr ankündigte, daß er, durch ein leichtes Unwohlſein ans Zimmer gefeſſelt, ſich ſehr nach ihrer Gegenwart ſehne.

Im ſelben Augenblick war ſie auf dem Wege zu ihm. Da ſie einige Perſonen um ſeinen Theetiſch verſammelt fand, beſchloß ſie diesmal recht an ſich zu halten und die Stimmung der Anderen gegen ſie genau zu beobachten.

Da ließ ſich denn nicht abläugnen, daß Einige mit ſpöttiſchem Lächeln einander anſahen, wenn ihr Blick ſchüchtern den Geliebten geſucht und wieder geflohen hatte; daß Andere ſie zwar fein, aber dennoch verletzend aufzogen; daß die junge Gräfin ſich mühſam bezwang, um ihre Antipathie gegen eine Perſönlichkeit im Zaume zu halten, die ihren Platz im Vaterherzen zu verengen ſchien; und daß — dies war das Bitterſte — er mehr auf ſeiner Hut war, nicht lächerlich zu erſcheinen, als ſie zu kränken. Und ſie war tief gekränkt, daß er nicht mehr ſo hingeriſſen, ſo rückſichtslos ſich zeigte, wie an den erſten unvergeßlichen Abenden in Waldheim.

Mit jeder Zuſammenkunſt ward der Riß tiefer; denn Ida verlor ihre Lebhaftigkeit und erſchien in der Geſellſchaft ſtumpf und unmuthig. Ihre Gegenwart wurde mehr ein Druck als eine Aufheiterung für den Grafen. Daheim weinte ſie unaufhaltſame Thränenſtröme ihrem ſchönen Traume nach, der ſich nicht mehr neu geſtalten wollte. Dann verzweifelte ſie an Selvar's Liebe; dann hoffte ſie die alten Zauberformeln wiederzufinden, die ſie friſch entfachen ſollten. Hatte ſie geſchworen, ihn nicht wieder zu ſehen, ſo ward ſie des Lebens überdrüſſig, und ſie folgte bald wieder dem

Zuge zu ſeiner gefährlichen Nähe. Nun wollte ſie fröhlich, gefällig, unbefangen erſcheinen, und lauſchte doch nur mit bangem Herzklopfen auf ein Zeichen der Sehnſucht, der bangen Leidenſchaftsglut aus ſeinem Munde. Aber wehe, dies Auge blieb immer klar und freundlich, dieſe Stimme blieb mild und herzlich wie die eines Vaters, aber ſie erbebte nicht. Wurde Ida einmal von einer Erinnerung überwältigt, lockte ein Lied, deſſen Worte Selvar einſt als Dolmetſcher ſeiner heimlichen Neigung vorſichtig und nur ihr deutlich wiederholt hatte, ihr Thränen ins Auge, ſo ward er kühlhöflich und lenkte das Geſpräch auf allgemeine Dinge.

Sie verzehrte ſich in Qual. Er war unwiderſtehlich liebenswürdig geblieben, und ſie konnte ſeine Gegenwart nicht mehr entbehren. Daß ſie ihm nicht mehr gefiel, fand ſie natürlich und rechnete es ihm nicht zum Vorwurf. Sie fühlte, daß ſie nicht mehr Dieſelbe war, daß ein verſtummtes, meiſt verweintes Mädchen, unfähig, ihre Stimmung zu beherrſchen, dieſen Mann nothwendig langweilen mußte. Ihre Berufsthätigkeit ward ihr eben ſo aufreibend, als der Liebeskummer. Früher ertrug ſie eine Reihe ohrenzerreißender Klavierſtunden nur in der Hoffnung des holden Abends, der die tagelange Geduld krönen ſollte. Jetzt ſpannte jeder Mißgriff der Schülerin empfindlich ihre überreizten Nerven. In einer Stunde, als ein Mädchen, das alles muſikaliſchen Gehörs entbehrte, immer mit der rechten Hand eine Dur-Terz zu einem Moll-Accord in der linken griff, ſtieg ihr ganz ernſtlich der Gedanke an Selbſtmord auf. Soll man leben müſſen, wenn das unſer Schickſal bis ins Alter ſein ſoll: Anhören falſcher Töne und weiter nichts! ſo murmelte ſie auf dem Heimweg.

Und Selvar? Er läugnete ſich nicht, daß er einen Fehler gemacht, indem er einem kleinſtädtiſch erzogenen Mädchen dieſelbe Leichtigkeit, mit ſeiner Liebe fertig zu werden, zugetraut hatte, als etwa der franzöſiſchen Geſandtin. Doch wie tief der Pfeil gedrungen, dafür hatte er trotz der Fülle ſeiner Liebeserfahrungen keinen Maßſtab. Er meinte, ſobald er ſelbſt die Schranken wiedergefunden, auch ſie wieder durch ein beſchwichtigendes, ſtets ruhiges Entgegentreten in das Geleiſe kindlicher Empfindung zu bannen. Daß der alte Meiſter hier gleich dem Zauberlehrling ſtand, erzürnte ihn faſt gegen Ida, deren langſamen, melancholiſchen Blick er nun am liebſten vermied.

So verging der Winter, und ſchon im März ſiedelte die gräfliche Familie nach Waldheim über. Selvar verreiſ'te auf einige Wochen mit ſeiner Tochter und deren Gemahl. Seine Schweſter blieb allein auf dem Lande und überwachte die [illegible]erungen, die er in Haus und Garten angeordnet hatte. Ida fühlte ihr Herz, wenn es auch ſtill blutete, jetzt leichter, als ſie faſt dieſe ganze Zeit hindurch bei der liebenswürdigen alten Dame zubrachte, die ihr dringend gerathen hatte, ſich einmal kurze Ferien zu gönnen. Dieſe milde Seele berührte ſo lind, ſo heilend die wunde Stelle in Ida's Herzen. Sie verſtand zu ſchonen, zu reden und zu ſchweigen, wenn es Noth that. Sie hatte das ſeltene Talent, zu tröſten, ohne falſche Hoffnungen zu wecken, und eben ſo wenig der Liebekranken letzte arme Zuflucht, das Verſinken in träumeriſches Sinnen, zu ſtören.

Ida durchwandelte mit ihr den öden, weiten Garten, in dem auf vielen Stellen der Schnee noch nicht geſchmolzen war. Der erſte Hauch von warmer Luft aus dem Süden ſpielte ihr heute entgegen. Ein Strauch Veilchen war friſch aufgeblüht, und elektriſch durchbebte es ihr die Bruſt: Nun muß ſich Alles, Alles wenden!

Da — war das nicht ein Reiſewagen, der in den Hof rollte? — Ja — er kehrte wieder! Ihr Herz loderte in Flammen auf — ihm entgegen flog ſie — dann bezwang ſie ſich und hielt den Arm ſeiner Schweſter feſt, um ihre Aufregung unter deren ſtillerer Begrüßung zu verbergen. Da kam noch ein zweiter Wagen; aus dem erſten ſtieg die junge Gräfin, welche mit einem eigenen tückiſchen Lächeln Ida grüßte und dann ein paar heimliche Worte an ihren Gemahl richtete, der ſie auch ironiſch anſah. Selvar ſprang eben geſchäftig und leichtfüßig wie ein Jüngling aus dem andern Wagen und hob eine ſehr hübſche Dame von etwa acht und zwanzig Jahren heraus, die er ſeiner Schweſter als ihren Gaſt vorſtellte. Dann bewillkommte er Ida und ſagte freundlich: Sie dürfen mir dankbar ſein; denn ich bringe Sie in die Nähe der größten Sängerin unſerer Zeit, die Sie oft zu hören gewünſcht. Wir wohnten im ſelben Hotel, da habe ich ſie vermocht, hier Gaſtrollen zu geben, und vorher von den Anſtrengungen des Winters in unſerm Familienkreiſe zu raſten. — Hier, Madame Fioretta, fuhr er zu der Fremden gewendet fort, ſtelle ich Ihnen einen weiblichen Kapellmeiſter vor.

Die Sängerin beantwortete Ida's Gruß nur ſehr flüchtig und richtete das Geſpräch ſogleich wieder an die Herren. Sie theilte die Unart der meiſten Bühnenkünſtlerinnen, ſich den Frauengeſprächen unzugänglich zu machen. Sie hatte nur für den männlichen Theil der Geſellſchaft Auge und Ohr, und nicht etwa darum, weil ſie auf dieſer Seite die tiefere Bildung vorausſetzte; nein, auch mit dem ungebildetſten Manne ſprach ſie lieber, als mit der geiſtreichſten Frau.

Madame Fioretta mußte ſich nach einigen Scenen, die ihr Ida vom Blatt begleitete und auf ihren Wunſch ſogleich in eine andere Tonart transponirte, überzeugt haben, daß dieſe mindeſtens eine ihr ebenbürtige Künſtlernatur war. Dennoch richtete ſie kein Wort, kein Urtheil je an ſie, noch weniger beachtete [illegible] es im Strom ihrer Rede, wenn Ida eine Aeußerung verſuchte und erſchrocken wieder abbrach.

Außer Ida waren Alle von dem Wortgefecht entzückt, das Madame Fioretta bei Tiſche mit dem Grafen hielt und das wie ein buntes Feuerwerk ſchimmerte.

Sie war witzig und bei ziemlicher Kälte des Herzens mit großer Geiſtesgegenwart begabt. Der Graf konnte ſein Behagen an der kecken, philinenhaften Art der Italienerin gar nicht verbergen, und Ida ſah, wie ſich vor ihren Augen die Nacht immer düſterer zuſammenzog, bis endlich die Stunde des Aufbruchs ſie befreite.

Am andern Morgen war ſie nicht mehr zu halten; endlich ließ man ſie zur Stadt fahren, da alles Zureden umſonſt geweſen. Die Sängerin, die ſich nicht gern ſelbſt begleitete, weil ſie gewohnt war, beim Singen zu geſticuliren, ſtimmte aufrichtig in die Bitten der Familie mit ein, daß Ida recht bald, recht oft wiederkommen möge. Sie verſprach es und wollte ſich zur Erfüllung der Zuſage zwingen, weil ſie ſich den wahren Grund ihres Widerwillens nicht geſtehen mochte.

Innerlich unklar und faſt gedankenlos wanderte ſie am folgenden Nachmittage vors Thor, zwiſchen Gärten und Landhäuſern hin, die ſich von der Vorſtadt bis nahe gegen Waldheim zogen. Es dämmerte ſchon ein wenig, als ſie die Plattform des hohen, weißen Hauſes blinken ſah. Zweifelhaft, ob ſie umkehren ſolle, blieb ſie ſtehen, wagte dann einige Schritte weiter und ſtand endlich am Ufer des Flüßchens, das ſie juſt von der Stelle des Gartens ſchied, wo ſie die Fenſter des Muſikſaales ſehen konnte. Dieſe erhellten ſich von vielen Lichtern, ſie unterſchied bei der Stille des Abends die bekannten Stimmen, und bald begann nach einem ungeſchickten Vorſpiel, das die Hand der jungen Gräfin verrieth, eine der Roſſini'ſchen Lieblingsarien des Grafen, um die er Ida einige Male vergebens gebeten hatte. Madame Fioretta ſang ſie ſo, daß ſie einen mit der ganzen italieniſchen Muſik hätte verſöhnen können. Die lang gehaltenen Töne des Adagio in der tieferen Stimmregion bebten und ſchwellten ſich von der lieblichſten Zartheit bis zur unerhörteſten Kraft. Wie ein Spiel kryſtallener Glöckchen ſchlug dann das Rondo hinein, und der Abſchluß, der im höchſten Sopran lag, ließ die Prachtſtimme der Sängerin ihren ganzen Reichthum entfalten. Kein höherer Geiſt war in dieſer Leiſtung, aber ein ſinnlicher Zauber, der auch den ärgſten Rigoriſten auf Augenblicke blenden und berücken mußte.

Ida wußte Alles, was in Selvar jetzt vorging, als wäre ſie zugegen; was er ſagen würde, mit welchem Blick er jetzt nach den Lippen der ſchönen Sängerin hinlauſchte. Sie bog ſich über das Geländer und ließ die Thränen in den Fluß hinabtropfen. Am liebſten hätte ſie ſelbſt ſich hinuntergeſtürzt. Das Waſſer rauſchte munter vorwärts, drüben hörte ſie ein neues Vorſpiel, ſie wollte nicht länger horchen; raſch wandte ſie ſich und ging durch die Dunkelheit der Stadt zu.

Nach einer unſäglich bittern Nacht brachte ihr der erſte Sonnenblick den Entſchluß, der ſie aus ihrer Seelen-Erſchöpfung endlich errettete. Sie ordnete Alles zur Abreiſe, wohin, wußte ſie noch nicht. Erſt als ſie durch eine ſchriftliche Anzeige an ihre Schülerinnen den Schritt unwiderruflich gemacht hatte, ſchlug ſie in der muſikaliſchen Zeitung die Berichte aus verſchiedenen Städten auf und erwählte diejenige zu ihrem Wohnort, wo die claſſiſche Muſik vorherrſchend gepflegt wird. Der ſchwere Gang nach Waldheim ließ ſich nicht vermeiden. Zuerſt nahm ſie Abſchied von Frau Werl, welche gutherzig genug war, ſie diesmal ohne Spott zu entlaſſen. Nur die Sorge ſprach ſie ihr aus, daß ſie ohne alle Empfehlungen in einer fremden Stadt ſchwerlich ſo ſchnell Glück machen werde, als hier. Das galt Ida gleich; ſie dachte: Was iſt es Dem, die Noth des Lebens zu ertragen, dem das Leben ſelbſt nur eine läſtige Gewohnheit iſt!

Die Sehnſucht, Selvar noch einmal zu ſehen, ließ ſie vergeſſen, daß es das letztemal ſei. Sie traf ihn und ſeine Schweſter allein, doch erwarteten ſie Geſellſchaft. Ida wollte keinem fremden Geſicht mehr begegnen, nachdem ſie, wie ſie meinte, das ſchönſte auf Erden mit feſtem Blick lange angeſchaut und ihrer Erinnerung auf ewig eingeprägt hatte. Sie ſprach kurz aus, warum ſie gekommen ſei, und erregte ihren Freunden das höchſte Erſtaunen. Man nannte ihren Entſchluß übereilt und ganz excentriſch, man wollte nicht an ihren Ernſt glauben und forderte vernünftige Gründe. Den wahren Grund konnte ſie nicht ausſprechen, und lügen mochte ſie nicht; ſo ſprach ſie ſtatt aller Antwort nur den Dank für das wirklich Gute aus, das ihr dies Haus geboten, und riß ſich in faſt ungeſtümer Eile los.

Als am andern Morgen früh Selvar in ihrer Wohnung nach ihr fragte, hieß es, ſie ſei ſchon am vorigen Abend mit einbrechender Nacht fortgefahren. Sie war ein ſonderbares Mädchen, dachte er; etwas mehr kalte Beſonnenheit wäre ihr zu wünſchen geweſen, doch hat ſie eigentlich diesmal nichts ganz Verkehrtes ergriffen, wenn ſie ſich doch nicht in ihre geſellſchaftliche Stellung fügen konnte.

Im Spätſommer trafen ſich zufällig Selvar's Schweſter und Frau Werl auf einſamem Spaziergange. Faſt zugleich fragte Jede die Andere: Haben Sie noch keine Nachricht von unſerer Freundin Ida?

Die Gräfin hatte oft eine leiſe Beſorgniß wegen Ida's Gemüthsverfaſſung genährt; dahingegen fürchtete Frau Werl mehr für ihre äußere Lage und ſprach darüber weitläufig mit der vornehmen Dame, welcher das Wort Noth noch nicht eingefallen war. Erſchreckt von ſolcher Möglichkeit mahnte die Gräfin daheim ihren Bruder, ſich doch einmal zu erkundigen, was aus Ida geworden. Dieſer erinnerte ſich, daß ein junger Muſiker, der ehedem Lehrer ſeiner Tochter geweſen war, in Ida's jetzigem Wohnort eine Stelle beim Orcheſter habe, und bat dieſen ſchriftlich, die junge Künſtlerin zu beſuchen und ihm Nachricht von ihrem dortigen Ergehen zu geben.

Der junge Concertmeiſter Sohling ſaß im Kreiſe einiger Collegen, die ſich in einem öffentlichen Garten vertraulich von ihren Verhältniſſen unterhielten. Einer, der zugleich Klavierlehrer war, erzählte Anekdoten von ſeinen Schülerinnen:

Da hatte mich neulich die Baronin zu einer ihrer muſikaliſchen Soiréen gezogen, wo ich ein paar Etüden von Chopin vorſpielte. Bringen Sie mir dieſe Etüden doch morgen, ſagte ſie, ich will ſie auch durchſpielen! Ich, gerade heraus, erwidere: Die ſind zu ſchwer, Frau Baronin, die können Sie unmöglich ſpielen! Sie wollte aber durchaus an die Nr. 11 in Es-Dur mit den unmenſchlich weiten Griffen. Als ſie nun mit hartnäckiger Todesverachtung einen Accord ſo falſch wie den andern hinwürgte, hörte ich mit ſtummer Verzweiflung zu; da ermahnte ſie mich, ſie doch sans gêne zu corrigiren. Ich begann alſo beim nächſten Takt, jede Note zu kritiſiren; denn es kam gar keine reine vor. Da ſagte ſie gleichmüthig: Weiter, weiter! Und ſo wechſelte ſie ab mit: Ei, ſo helfen Sie doch, und ſagen, wo ich falſch greife! und: Weiter, weiter! Als das Stück aus war, ſagte ihr Mann, der kopfſchüttelnd zugehört hatte: Mais c'est un diable de compositeur, ce Chopin là!

Wenn ich nur begreifen könnte, fragte Sohling, auf welche Art ſich dieſe Dame bei den unmuſikaliſchen Leuten in den Ruf einer Muſikkennerin gebracht hat?

Nun, erwiderte der Vorige, den Ruf halten nur die Leute oben, die ſie nie ſpielen gehört haben. Sie hat eine fabelhafte Kühnheit im Beurtheilen.

Leider imponirt ſie damit Keinem vom Fach, ſagte Sohling; denn ſie bringt ſeit Menſchengedenken nur zwei Phraſen vor. Wird eine Sängerin gelobt, ſo ſagt die Baronin: Es iſt nur Schade, daß ſie keine Idee von Portament hat. Und iſt von einem guten Klavierſpieler die Rede, ſo wirft ſie ein: Wie kann man dies Spiel ſchön finden; denn er hat ja einen ſchlechten Anſchlag. Im umgekehrten Falle, wenn eine Anfängerin auftritt, ſo ſagt die Baronin: Sie kann zwar noch nicht viel, aber ſie hat ein natürliches Portament, was man bei mancher großen Sängerin vermißt. Oder: Man mag dieſen Spieler tadeln, wie man will, ich finde aber, daß er einen guten Anſchlag hat, und das iſt die Hauptſache.

Auch mir iſt heute eine gute Probe von weiblichem Kunſturtheil vorgekommen, berichtete ein Dritter. Ich gebe einer kleinen Engländerin Stunde, die vorher nichts als Walzer gelernt hatte. Ich brachte, wie ſich verſteht, die Klavierſchule an die Stelle, und da klagte die Kleine ihrer Mutter bitterlich, daß der neue Lehrer ſie lauter ugly pieces ſpielen ließe. Spielte ich dann ein ſolches richtig, ſo tröſtete die Mutter: Look, my dear child, the ugliest piece is turned in to a fine piece, when it is well practised. Als ich heute zur Stunde kam, fand ich die ganze Familie um die neueſte Etüde verſammelt, und die Mama rief vom

Klavier her mir entgegen, dies ſei aber wirklich ein ſo gräuliches ugly piece, daß man es der poor creature nicht zumuthen dürfe. Sie hatten es Alle probirt, und. die älteſten Miſſes, die im Hauſe für Virtuoſinnen galten, hatten es auch most ugly geſunden. Ich ſetzte mich hin und begann die Etüde, die ganz natürliche, wohlklingende Accorde hatte, da unterbrach mich der gellende Ausruf der Mutter und aller drei Töchter: The treblekey, the treblekey, oh dear, the treblekey! Der alte Herr kam herbei, betrachtete das Notenheft und ſchüttelte ſich vor Lachen, indem er immer im tiefſten Baß wiederholte: O ho, the treblekey, ho, ho, ho, the treblekey! Zu dieſen langſam hervorgeſtoßenen Lauten klang das Gekicher der Weiber wie ein figurirter Contrapunkt in der erſten Violine zum Cantus firmus der Baßtuba; ſie wurden nicht müde, einander zuzurufen: The treblekey, yes indeed, the treblekey! Ich ſtand, als wenn ich in ein Narrenhaus gerathen wäre, und begriff nichts, bis mir die Eine explicirte, daß der Violinſchlüſſel auf Engliſch the treblekey heiße, und daß ſie bei jenem Stück Alle überſehen hätten, daß dieſes Zeichen auch der linken Hand vorgeſchrieben ſei. Da hatten ſie denn freilich eine hölliſche Harmonie hervorgebracht.

Ein Anderer ſagte: Man lacht wohl über dergleichen Dummheiten, aber es bleibt doch wahr, daß ein Klavierlehrer ein gequälter Menſch iſt. Die Anfänger auf einem Streich- oder Blaſeinſtrument können nur einen einzigen Ton falſch ſpielen, indeß Einer auf dem Klavier gleich eine Handvoll Diſſonanzen greift. Man ſchämt ſich vor ſich ſelbſt, daß man eine ſolche Ohrenmißhandlung um des Dings willen aushält, das Exiſtenz genannt wird bei den Philiſtern.

Und dieſe Wuth, die jetzt unter die Satans-Dilettanten gefahren iſt, Klavier und nur Klavier zu ſpielen! ſagte ein Harfeniſt. Alle Klavierlehrer prosperiren in dieſer Stadt, während ich meine Harfe an die Weiden Babylons hängen müßte, wenn ſie nicht hie und da im Orcheſter aus ihrer Verſchollenheit ans Licht gerufen würde!

Man kann nicht behaupten, daß es den Klavierlehrern hier ſo leicht gelänge, wandte der Erſte ein; ich habe als friſcher Ankömmling mein Erſpartes zuſetzen und endlich für einen Spottpreis meine koſtbare Zeit aufopfern müſſen, bis ich in die Mode kam, und da ging's gut. Keiner will es mit einem ungeprüften Lehrer verſuchen, und immer heißt es: man muß erſt ſehen, ob ſich ſeine Methode bewährt. Die alten anſäſſigen Meiſter haben auch dann noch, wenn ſie anerkannt faul neben den Schülern ſitzen, mehr das Vertrauen, als ein junger noch ſelbſtſtrebender. Und doch ſind in der Regel die letztern die eifrigſten und gewiſſenhafteſten Lehrer.

Ob denn wohl die Fräulein Ida Fernhofer Stunden bekommen hat, über deren lakoniſche Anzeige im

Intelligenzblatt wir damals ſo viel lachten? fragte der Chopinſpieler.

Ich habe nichts mehr davon gehört, antwortete der Vorige. Welche Prätention iſt's aber auch, daß ein völlig namenloſes Mädchen, von einem namenloſen Lehrer gebildet, aus einem Winkelſtädtchen gebürtig, gerade hierher kommt, um Unterricht zu geben!

Sohling merkte auf und rief: Denkt euch, heute erhalte ich einen Brief von meinem alten Gönner Selvar, der mir dieſe Ida Fernhofer als ein Genie empfiehlt. Ich fürchte mich eigentlich, die Pathenſchaft über eine muthmaßliche Herz- und Kalkbrenner-Virtuoſin zu übernehmen, doch muß ich wohl hingehen, da ich dem Selvarſchen Hauſe von früher her verpflichtet bin. Weiß denn Einer, wo das Mädchen wohnt?

Der Chopinſpieler antwortete: Ich hätte gar nicht mehr an die Perſon gedacht, wenn ich nicht heute zufällig ihren Namen wieder geleſen hätte. Hiemit zog er ein altes Intelligenzblatt aus der Taſche, in welches er Cigarren gewickelt hatte, und reichte es Sohling, indem er auf Ida's Adreſſe deutete.

In einem entlegenen Stadtviertel wohnte ſie; dort angelangt, wies man Sohling durch zwei Höfe und Hintergebäude hindurch nach einem Gartenhäuschen, das inmitten eines großen Bleichplatzes lag. Eine alte Wäſcherin mit einer jüngern Gehülfin trieb dort ihr Weſen, und die Kübel und Schragen, die in dem Häuschen umherſtanden, ließen den Concertmeiſter bezweifeln, daß hier eine Kunſtgenoſſin wohnen könne. In der Meinung, daß eine Namensverwechſelung obwalte, wollte er eben umkehren, als er ein paar mächtige Accordfolgen auf einem vorzüglichen Inſtrumente hörte, die als Eingang zu einer Toccata von Scarlatti improviſirt wurden. Horchend blieb er ſtehen und fand den Vortrag des ſehr bedeutenden Muſikwerks völlig tadellos. Sobald es geendet, trat er ins Haus und fand Ida in einem niedrigen Zimmer, deſſen Fenſter von einem außen angepflanzten Rebſtock verdunkelt waren. Nur die nothdürftigſten Möbel und Geräthe enthielt der Raum, deſſen geweißte Wände ſehr gegen das prächtige Pianoforte abſtachen. Die Bewohnerin ſah leidend und etwas vernachläſſigt aus und erſchien auf den erſten Blick nichts weniger als anziehend.

Als der Concertmeiſter Selvar's Namen nannte, überzog eine Fieberröthe ihre Wangen, und ſie war ſo verlegen, daß Jener kaum wußte, wie er die Unterhaltung weiter ſpinnen ſollte. Er meinte, mit einem Geſpräch über ihr gemeinſchaftliches Fach müſſe es doch endlich gelingen. Er fragte, was ſie von Mendelsſohn, von Chopin ſpiele? Sie hatte von Keinem je eine Note angerührt. Die Opern von Spohr, Weber, Spontini waren ihr fremd. In ihrem Geburtsorte war keine Bühne, und in der Reſidenz hatte man nur das Modernſte aufgeführt. Aus Clavierauszügen hatte ſie das ſtudirt, was mindeſtens ſeit einem halben Menſchenalter als unübertrefflich galt. Die neueſte Oper, die ſie kannte, war Fidelio.

Sohling blätterte in den Muſikalien, die umher lagen, und fand Namen vom erſten Range, aber nur bis zu einer gewiſſen Zeit. Von den Lebenden auch nicht Einen.

Welche Fülle von Genuß ſteht Ihnen noch bevor, ſagte er, wenn Sie das Treffliche kennen lernen, das unſere Zeitgenoſſen ſchufen. Bei einer Grundlage, wie die Ihre, werden Sie leichter als Andere auffaſſen, wie redlich unſere großen Meiſter auf der Bahn weiter bauten, die jene Unſterblichen vorher geebnet haben.

Ida lächelte bitter: Sie werden doch einem Ohr, das von dieſen unſterblichen Klangen genährt iſt, nicht zumuthen wollen, ſich an ſo ephemerer Muſik zu erfreuen.

Sohling ſah ſie ironiſch an. Sie ſchlug die Augen nieder; denn ſie beſann ſich, daß ſie ja keinen von den Componiſten, die er ihr genannt, je eines gründlichen Studiums gewürdigt hatte. Er ſelbſt war mit Perſonen von dieſer Urtheilsſtufe ſchon zu oft zuſammengetroffen, um ſich daran zu ärgern. Höchſtens ein Lächeln hatte er, wie jeder gebildete Muſiker von weitumfaſſendem Ueberblick, für den beſchränkten Hochmuth der kleinen Gemeinde, die man wohl die muſikaliſchen Pietiſten nennen möchte. Die eine Hälfte beſteht aus Denjenigen, die zu träg waren, mit der Kunſt gleichen Schritt zu halten. Auf einer gewiſſen Stufe zurückgeblieben, erklären ſie dieſe eigenſinnig für die höchſte, weil ſie nur vornehm auf die Gegenwart hinab, nie demüthig zu ihr emporſchauen möchten. Die andere Hälfte ſind ganz jugendliche Talente von wenig eigener Erfahrung, wie Ida. Dieſe ſprechen blindlings dem ſtabilen Urtheil eines Lehrers nach, der das Lernen ſeit dem neunzehnten Jahrhundert aufgegeben, oder ſie laſſen ſich von der Anſicht irgend eines Familienoberhauptes beherrſchen welches bloß in der Jugend Begeiſterung für Muſik hatte und, anſtatt in ſich ſelber, in dem Geiſte der neuen Zeit die Erſtarrung ſpürt.

Ueberzeugt, daß dieſe Kunſtanſicht ſo ſchwer und langſam zu heilen iſt, wie eine fixe Idee, brach Sohling das Thema ab und fragte: Iſt es Ihnen ſchon gelungen, Schülerinnen zu finden?

Auf Ida's verneinende Antwort fuhr er fort: Daran kann Ihre entlegene Wohnung ſchuld ſein. Wir Künſtler ſind mit unſerm Erwerb leider auf die Gunſt der Vornehmen angewieſen und müſſen uns in deren Anforderungen fügen, ſollten uns dieſe auch bloße Vorurtheile dünken. Wohnten Sie mitten in der Stadt in einem eleganteren Hauſe —

So hatte ich's angefangen, unterbrach ihn Ida, aber damals fehlte es mir an der Energie, deren es bedarf, um die erſten Schritte in die Oeffentlichkeit zu thun. Ich blieb immer zu Hauſe und hatte keine Luſt Protection zu ſuchen. Nach ein paar Monaten vergeblichen Wartens ſah ich die Nothwendigkeit ein, zu ſparen, und da habe ich mich bei meiner Wäſcherin eingemiethet.

Sohling beſann ſich einen Augenblick; dann ſagte er: Wollen Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken, ſo will ich für Sie einen paſſenderen Aufenthalt und eine gemäße Thätigkeit ausmitteln.

Ida erwiderte nichts. Sie ſchämte ſich, zu bekennen, daß ſie heute ihr letztes Goldſtück gewechſelt hatte. Jetzt blieb ihr nur noch die Ausſicht, ihren getreuen Erard zu verpfänden, und dann der Troſt, den die Jugend nach einer verlorenen Liebe ſo leicht und naturgemäß findet, der Troſt, daß der Tod der beſte Ausweg iſt, wo man keinen blumenreichen Pfad vor ſich ſieht. Doch hat auch darin die Natur ſo ewig weiſe vorgebaut, daß gerade die Noth es iſt, die ſo eiſern den Menſchen an das liebe verachtete Daſein feſſelt.

Sohling drang nicht weiter in den Sonderling, der ihm mehr ein neugieriges Intereſſe, als Wohlgefallen erweckte. Er bat Ida um die Erlaubniß, wieder zu kommen, ſobald er einen fertigen annehmbaren Vorſchlag hinſichtlich ihres Unterkommens hätte.

Zu einer ihm befreundeten Malerin, die durch den Tod ihrer Schweſter eben vereinſamt geworden, begab ſich alsbald Sohling mit der Aufforderung, daß ſie die junge Tonkünſtlerin in ihren Schutz nehmen möge. Dieſe war bereitwillig und ſuchte zuvorkommend die Fremde auf. Ida's angeborne Scheu, Wohlthaten materieller Art anzunehmen, und das Bewußtſein ihrer düſtern, unheimlichen Stimmung bewirkten, daß ſie ſich lange weigerte; endlich ging ſie auf das Anerbieten ein, als Sohling ihr vorſtellte, daß ſie aufheiternd auf ihre neue Freundin wirken könne und ihr über die erſte ſchwerſte Zeit des Verluſtes hinüber helfen ſollte. Hier wußte ſie ſich an ihrer Stelle; denn ſie war, gleich der Nacht, ſchaurig den Frohen, aber lieblich und mild tröſtend den Leidenden.

Ida ward von ihren jetzigen Freunden vorzugsweiſe bei den Familien eingeführt, die ihren excluſiven Geſchmack theilten oder ſich doch den Schein davon gaben, um für die ſuperfeinſten Kenner zu gelten. Einigen zwar war ſie noch nicht orthodox genug, weil ſie neben Bach und Händel auch Mozart und Beethoven verehrte; doch die meiſten trugen ſie auf Händen, weil ſie mit unermüdlicher Gefälligkeit faſt die ganze klaſſiſch-muſikaliſche Literatur des vorigen Jahrhunderts auswendig producirte. Nebenbei lernte Ida auch ein wenig die Heuchelei dieſer Menſchenklaſſe kennen, welche nur am Namen ihrer Abgötter klebt, ohne deren Geiſt je begriffen zu haben. In einer Anwandlung von Muthwillen myſtificirte ſie einen alten Profeſſor, welcher eine große Verachtung gegen Beethoven zur Schau trug, den er noch vor ſeiner Berühmtheit perſönlich gekannt hatte. Sie ſpielte ihm Melodieen ſeines Händel aus einer wenig bekannten Oper deſſelben für Beethoven'ſche vor und ebenſo umgekehrt, und er nannte die erſteren:

einen erz-romantiſchen Nebel, und von den andern ſagte er: So kann nur Händel ſchreiben!

Als ſie Sohling den Spaß erzählte, erwiderte er trocken: Ganz ebenſo könnte man Sie myſtificiren, wenn man Ihnen einzelne Partieen aus guten neueren Werken für Mozart und Beethoven ſpielen wollte.

Ida meinte, das ſei unmöglich; Sohling drohte, ſie nächſtens auf die Probe zu ſtellen. Die Malerin wandte ein: es ſei doch beſſer, die andere Probe zu verſuchen, ob Ida vorurtheilsfreier ſei als jener Profeſſor, und rieth Sohling, ſie mit guten neuen Compoſitionen ohne Verhüllung des Namens bekannt zu machen. Ida gelobte, ſich nicht dem Schönen zu verſchließen und ehrlich zu prüfen, ehe ſie verwerfe.

Ihre Zuverſichtlichkeit war heute etwas wankend geworden, als Sohling ihr alte Recenſionen aus den Zeiten, da Mozart und Beethoven noch junge Männer waren, verſchafft hatte. Darin wurde beiden Ungründlichkeit, Verſchrobenheit, mit Haaren herbeigeriſſene Originalität vorgeworfen; ja ſogar der liebliche, ſonnenklare Mozart ſollte ſich in ohrenzerreißenden, geſchmacklos gehäuften Diſſonanzen gefallen, und verſtorbene untergeordnete Componiſten wurden dem Heroen als Muſter einfach edlen Stils vorgehalten.

Iſt es nicht, als leſe man einen Beethoven-Fanatiker unſerer Tage gegen die Lebenden eifern? fragte Sohling, als ſie jenes vergilbte Blatt anſtaunte. Ida meinte, der Unterſchied ſei nur, daß der Beethoven-

Fanatiker mehr in ſeinem Rechte wäre, und fragte Sohling, ob er denn Einen Namen unter den Lebenden an die Seite jener Heroen ſtellen könne, deren kleine Schaar ſie einzig verehre?

Sohling erwiderte, daß auch er weit entfernt ſei, zu läugnen, daß die Sechszahl: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven bisher das Vollendetſte geleiſtet; daß in ihren Schöpfungen die Maſſe des Großen bei weitem über das Unbedeutende vorwalte. Aber, ſetzte er hinzu, dies Zugeſtändniß ſchließt nicht aus, daß ſie auf einzelnen Punkten von Andern übertroffen werden können. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Sie den Don Juan höher ſtellen, als etwa den Oberon; aber lächerlich, wenn Sie Ihre Pietät ſo weit treiben, daß Sie die Bravourarien der Conſtanze oder der Königin der Nacht durchſtudiren und es daneben verſchmähen, die Partie der Rezia eines Blickes zu würdigen. Halten Sie es nicht für ihre heilige Pflicht, alle Variationen von Beethoven, ſelbſt die ganz unausſtehlichen — nun, fallen Sie nicht in Ohnmacht — über God save the King zu kennen, indeß Sie Mendelsſohn's Lieder ohne Worte als kleinliche und bedeutungsloſe Spielerei bezeichnen? Die faden muſikaliſchen Scherzſtücke von Bach und Mozart über das „Lieſel und den Coffee," oder „Liebes Mandel, wo iſt's Bandel" finden Sie rührende Reliquien. Gut; aber hätte ein Lebender die Naivetät gehabt, dergleichen herauszugeben, Sie würden denken: an dem Stück haben wir genug, um den ganzen Menſchen darnach zu beurtheilen, und Sie würden kein Heft mehr aufſchlagen, das ſeinen Namen an der Stirne trüge.

Ida lachte: Das iſt ja gerade, als ob Sie einem großen Manne vorwerfen wollten, daß er einmal beim Wein einen platten Spaß gemacht habe.

Das nicht; aber ich würde es ſeinen Verehrern vorwerfen, wenn ſie den Spaß als Orakelſpruch ein Jahrhundert lang weiter trätſchten und ihn über alle Weisheit der Andern erhöben. Die großen Meiſter fördern uns nur, inſofern wir ſie verſtehen, ſie in ihren Mängeln und in ihren Vorzügen richtig und ſcharf beurtheilen. Ihre blinden und verdummten Anbeter aber ſind es, die alle Kunſtentwickelung, wenn nicht in manchen Fällen ertödten, doch ſtets hemmen und verzögern. Selbſt von den Mozart'ſchen Opern iſt noch ein Rieſenſchritt zum Beſſeren und Höheren möglich, wenn er auch noch nicht gethan iſt. Doch zeigen die Verſuche, daß der Pfad richtig erkannt worden. Don Juan und Figaro will ich als Ausnahmen gelten laſſen. Von keiner Nummer darin möchte ich die frevelnde Behauptung wagen, daß ein Anderer ſie beſſer erſchaffen hätte. Doch ſeine anderen Opern haben alle ſchwache Stellen, und gewiſſe Glieder derſelben werden von analogen aus Spohr's und Weber's Opern bei weitem überboten.

Er ſetzte ſich ans Clavier und ſpielte die kleinen Chöre der Krieger aus Cosi fan tutte, aus Idomeneo, und hieß Ida gewiſſenhaft beurtheilen, ob die Kriegerchöre aus Jeſſonda nicht edler, lebhafter ſeien. Sie mußte es zugeben. Er fuhr fort und hieß ſie die Geſänge der drei Knäbchen aus der Zauberflöte mit den verwandten Elfenchören aus Oberon vergleichen. Er führte ihr Kirchenmuſiken von Mozart und Haydn mit anderen von Mendelsſohn in bunter Reihe vorüber. Er gruppirte das Beſte von Spontini neben Verwandtes von Gluck, und wenigſtens mußte Ida geſtehen, daß man es neben einander ertragen könne. Bis ſpät Abends ermüdeten die beiden Zuhörerinnen nicht vor dieſer Muſterreihe, die er aufrollte, und als er weg war, ſetzte ſich Ida nochmals daran, aus dem Gedächtniß die ſchönſten Melodieen zu wiedreholen.

Ein verſtockter Dilettant kann allenfalls ſein Leben mit den Gedanken von ſechs Componiſten friſten. Doch ſei es auch das Auserwählteſte, die Seele Desjenigen, der ſtets in Tönen lebt und athmet, hat es endlich ausgenoſſen. Der Durſt nach Neuem, Unerhörtem wird rege, und Den, der ſich an dem Beſten ſeines Faches gebildet hat, laßt nur ſelbſt dafür ſorgen, aus dem Neuen das Falſche, Alltägliche auszuſcheiden. Ihn wird nur das Edle reizen, das ſich würdig an das ihm vorangegangene Große anſchließt.

Ida's Verſtand war zu klar, ihre Seele dem Schönen zu weit geöffnet, um ſich nicht bald von dem erfahrneren Künſtler überzeugen zu laſſen, daß der Geiſt der Tonkunſt ſich nicht auf einige wenige Häupter in der Friſt eines kurzen Zeitraumes niedergelaſſen hat, um als unwandelbares Sternbild über einer unendlichen Nacht zu glänzen, ſondern daß er wie ein Feuerſtrom durch alle Zeiten ergoſſen hier als Flamme, dort als Fünkchen aufglüht, und daß er, wo ſein reines Licht erſcheint, zünden und ſtrahlen, nicht verlöſcht und zertreten werden ſoll.

Sie verwerfen aber doch die modernen Italiener und ihre Nachahmer? fragte Ida bei der nächſten Zuſammenkunft Sohling.

Ja, weil ſie die Lüge in der Kunſt darſtellen. Aus demſelben Grunde negire ich aber auch die Arie des Sextus, welche das lieblichſte Rondo auf den Text voll „Verzweiflung und Höllenpein“ bringt. Abſtrahiren wir aber vom Text, ſo verſöhnt uns hier das reizende Zuſammenwirken von Melodie, Harmonie und Rhythmus, während die Italiener wenig mehr beſitzen, als eine arme, flitterhafte Melodie. Unſer Flötiſt vergleicht ſie mit einer Waſſerſuppe, auf der oben nur wenige Fettaugen ſchwimmen.

Die Malerin ſagte: Der Vergleich iſt richtig, aber garſtig. Eher ſollte man die Melodie der Italiener eine kokette Dame nennen, die allein ein leichtfertiges Geſpräch führt, indeß unſere deutſche Muſik der Unterhaltung einer gebildeten Geſellſchaft ähnlich alle Stimmen zur Geltung kommen läßt.

Die beiden Damen und der Concertmeiſter waren mehrmal in der Woche bei Geſprächen, zu denen gemeinſchaftlich ausgeführte Muſikſtücke die Grundlage gaben, vereinigt. Ida's leichtes Verſtändniß, das, wie ſie mehr und mehr ihr Vorurtheil abſtreifte, ſich ausbildete, zog Sohling ſehr an. Ihre witzige Laune kehrte wieder, wenn auch durch den heimlichen Schmerz etwas gedämpft. Doch war dies mehr zu ihrem Vortheil; denn ihre allzugroße natürliche Aufregung bedurfte einer Milderung. Nach und nach kehrte mit der Seelenruhe ihr blühendes Ausſehen wieder, und ſie mußte ſich zugeſtehen, daß ſie nicht mehr elend war, trotzdem, daß ſie mit der eigenſinnigen Conſequenz ihrers Alters nie wieder glücklich werden wollte.

Die Malerin, eine vielſeitig gebildete Dame, hatte bald durchſchaut, daß Ida in allen Gebieten außerhalb der Muſik ziemlich unwiſſend geblieben war. Ihre Fragen, wenn ſie ſie mit in die Gemäldegalerie genommen hatte, oder wenn ihr ein bedeutendes Buch in die Hand fiel, zeigten, wie wenig ſie geleſen, und wie ſie, ſtets in das innerliche Behorchen der Töne verſunken, nie die Erſcheinungen der äußern Welt beobachtet hatte. Sie konnte hundertmal an einem merkwürdigen Gebäude, an einer Statue vorbeigegangen ſein, ohne ſich ein deutliches Bild ihrer Einzelheiten im Gedächtniß bewahrt zu haben.

Bei einem Geſpräche mit Ida lobte die Malerin es beſonders an Sohling, daß er nicht wie ſeine meiſten Kunſtgenoſſen ein ſogenannter Stockmuſikus ſei. Sie ſetzte hinzu: Man lernt darum ſo viel von ihm, weil er nicht dem Laien auf bloß techniſchem Wege ſein Fach begreiflich macht, wie jene, ſondern weil ihm bei ſeiner allgemeinen Bildung tauſend Analogieen zu Gebote ſtehen, um Jeden da zu faſſen, wo die lichte Stelle ſeiner Begriffsfähigkeit ſich aufthut. Wüßten Sie zum Beiſpiel ſo viel vom claſſiſchen Alterthum, als er, ſo könnten Sie beſſer Ihren Gluck vor den Laien in die rechte Beleuchtung ſtellen. Kein gebildeter Mann, der den Sophokles geleſen hat, wird noch die Schwäche für niedrige Opernmuſik feſthalten, wenn Sie ihm eine eben ſo ewige und wahre Dramatik in der Tonkunſt vorführen, als die griechiſche war.

Bei einer Ausſtellung, wo die Malerin entzückt vor einem trefflich componirten Bilde älterer Zeit ſtehen blieb, welches Ida wegen ſeiner nachgedunkelten Färbung langweilig und düſter vorkam, und dem ſie einen Edelknaben nach der früheren Manier der Düſſeldorfer Schule bei Weitem vorzog, neckte die Erſtere ſie: Und Sie wollen es den Muſikaliſch-Unwiſſenden übelnehmen, daß ſie lieber Donizetti, als Sebaſtian Bach hören! Hier haben Sie den Geiſt Beider, wie er in Farben ſich offenbaren würde.

Ein Jahr dieſer Umgebung reichte hin, den lebhafteſten Trieb zum Lernen in Ida aufzuſtacheln. Sie machte ſich's zur Pflicht, nicht eine Stunde mehr dem Erwerb zu widmen, als ſie zur Beſtreitung der nächſten Bedürfniſſe mußte. Alle freie Zeit benützte ſie redlich zu ihrer Fortbildung. Sie trat in die geheiligte

Atmoſphäre der großen vaterländiſchen Dichter ein, und mit dem klaren Unterſcheiden der Kunſtformen auf dem Gebiete des Wortes ward ihr zugleich die Beurtheilung und Erkenntniß muſikaliſcher Lyrik, des Epiſchen in der Symphonie aufgeſchloſſen. Sie öffnete den Farben und Formen ihren Sinn, und wie ſich ihre Seele an der Geſchichte der Völker erweiterte, ſo blühte ihrer Phantaſie an deren Sagen ein neues Leben auf.

Sohling ward nun eben ſo lebhaft von ihrem Gedankenaustauſch angeregt und erhielt durch ihre Auffaſſung neue Anſchauungen, wie ſie einſt von ihm. Sie ward der Umgang, der ihn am meiſten anzog, ohne daß ſein Herz die mindeſte Leidenſchaft für ſie empfunden hätte. Er kam bei ihr zu gar keiner träumeriſchen Stimmung, die dem Verlieben ſo günſtig iſt. Ihr Geiſt war zu beweglich, als daß ein junger Mann aus Langeweile nur einen Augenblick dem Gedanken nachgehangen hätte: Du biſt hier am ſpäten Abend mit einem hübſchen Mädchen allein.

Oft kam die Dämmerung, ohne daß ſie es bemerkten, und ſtatt der Lampe ſchienen Mond und Sterne herein. Die blühenden Linden auf dem Platze draußen ſandten ihren Duft hinauf, und der Springbrunnen plätſcherte gar anmuthig. Dennoch fand keine zärtliche Hinneigung Raum, ſich zwiſchen beiden Herzen eine Brücke zu bauen. Es kam kein Moment des Schweigens, ſie hatten immer noch unerſchöpflichen Geſprächsſtoff, wenn ſie ſchieden. Die Gewohnheit des Beiſammenſeins hatte längſt die ſteifen Formen norddeutſchen geſelligen Verkehrs aufgehoben; ihr Verhältniß glich dem zweier Freunde gleichen Geſchlechts, die einander unverhohlen Alles mittheilen, auch die Herzensangelegenheiten.

Sohling hatte ſich oft über ihr ſchnelles Abbrechen gewundert, wenn er ſie an das Selvar'ſche Haus erinnerte. Ihre Bewegung bei ſeinem erſten Beſuche und ihre ſcheue Weigerung, ſeinem Briefe an Selvar einen von ihrer Hand beizufügen, fielen ihm wieder ein. Später hatte ihm wohl geahnt, es ſei ein Herzenskummer im Spiele, doch da er auf den wahren Gegenſtand nie verfiel, ſondern nach Art der jungen Männer (auch der nicht beſonders eiteln) glaubte: nur zwiſchen Zwanzig und Dreißig könne man einem Mädchen gefährlich werden, ſo ſprach er immer ganz unbefangen von dem „alten Grafen“ und erzählte Anekdoten von ihm, die ihm ganz harmlos dünkten, aber ſeiner Zuhörerin die vernarbte Herzenswunde aufriſſen.

Bei einer ſolchen Gelegenheit, als Ida ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte, hatte ſie den jungen Mann zum Vertrauten gemacht. Wie ein tobender Flammenberg eröffnete ſich ihr Herz, und der Strom leidenſchaftlicher Schmerzen breitete ſich gleich der Lava über das ſtille Gartenbild aus, das ſich Sohling von ihrem Leben und Treiben gemalt hatte.

Er verſtand dieſe Liebe zu einem kühlen, halbergrauten Manne nicht, doch intereſſirte ihn die Macht und Wahrhaftigkeit ihrer Aeußerung, da ihm dergleichen bei der Herzensverſchloſſenheit großſtädtiſcher Damen nie vorgekommen war. Ida fühlte ſich zwar am andern Tage beſchämt, weil ſie ihr Herzensgeheimniß verrathen; doch überwog die heimliche Luſt, daß ſie endlich Einen Menſchen gefunden, mit dem ſie von ihm reden konnte, der auch einſt in ſeiner zauberiſchen Nähe gelebt hatte. Sie ſtrebte ihre Erinnerungen vor dem unvermeidlichen Verblaſſen zu bewahren, dem endlich jede Liebe, die ihren Hauptſitz in der Phantaſie hat, vor Mangel an friſcher Nahrung verfällt.

Sohling hatte einen ähnlichen düſtern Punkt in ſeiner Vergangenheit, mit deſſen Enthüllung er Ida's Vertrauen erwiderte. Eine ſchöne vornehme Schülerin hatte er geliebt, die mit einer herrlichen Stimme ein wirkliches Talent verband. Eben aus einer Pariſer Penſion heimgekehrt, hatte ſich das junge kokette Mädchen darin gefallen, mit dem Geſanglehrer ein Vorſpiel der Rolle aufzuführen, die ſie den Winter bei Hofe zu erhalten dachte. Die Mama hatte es nicht übel gefunden, daß die Kleine ſich an den Huldigungen eines ſo unſchädlichen Individuums einübte, um bei den bald zu erwartenden ernſtlicheren nicht linkiſch und verlegen zu erſcheinen.

Sohling hatte lange geglaubt, einer kindlichen Seele erſte Liebe zu ſein; mit bitterer Entſagung bezwang er ſich ihr gegenüber, im Vorgefühle der Hoffnungsloſigkeit ihrer gegenſeitigen Wünſche. Dann wußte die kleine Raffinirte ihn durch ſcheinbar unbefangene Fragen in eine neue Aeußerung ſeiner verhehlten Glut zu verſtricken, bis ihn endlich die Zuthunlichkeit des Fräuleins und das gleichmüthige Zuſehen der Mutter wirklich täuſchte und er an die Möglichkeit der Erreichung glaubte. Nachdem er noch einige Monate gehänſelt worden, beirathete das unſchuldige Kind einen reichen Hageſtolzen, deſſen Häßlichkeit nur von ſeiner Dummheit übertroffen wurde.

Sohling war nicht ſo ſchwach, ſie noch fort zu lieben; ſein Herz war ſo plötzlich abgekühlt, daß er ein paar Jahre fortlebte, ohne es einer neuen Liebe zu öffnen.

Die beiden Künſtler gingen nun ihren Lebenspfad ruhig neben einander hin, mit dem vollen Gefühl der Sicherheit; er, daß er zu gleichmüthig geworden ſei, um je wieder zu lieben; ſie, daß ihre ewige Trauer um Selvar der Talisman ſei, der ihr Herz mit dreifachem Panzer umgebe. Dabei bemerkten Beide nicht, warum ein Abend, in anderer Geſellſchaft zugebracht, ſelbſt bei reichen geiſtigen Genüſſen, ihnen bei Weitem leerer und inhaltloſer erſchien, als das ſtille Beiſammenſein im Hauſe der Malerin. War Ida nicht im Concerte, ſo dirigirte er nur mit halbem Ehrgeiz; erwartete ſie ihn vergebens um die Stunde, wenn er zu kommen pflegte, ſo ward ſie verſtimmt und konnte weder am Klavier noch bei ihren Büchern rechte Ruhe finden.

Ein lang gehegter Wunſch Sohling's ward ihm jetzt unvermuthet wieder nahe gerückt. In einer kleineren, aber ſehr gebildeten Stadt ward ein Muſikdirector geſucht, der zugleich ein gutes Theater und einen trefflich geſchulten Geſangverein zu leiten hatte. Sohling bewarb ſich um die Stelle und erhielt ſie vor vielen nicht unwürdigen Mitſtrebenden. Er eilte mit ſeiner frohen Nachricht zu Ida, die erblich und ſehr trüb und nachdenkend ward. Die Malerin gab ihrer Ueberraſchung die rechten Worte; ſie wünſchte ihm Glück, doch beklagte ſie aufrichtig die unausfüllbare Lücke, die ihrem Hauſe durch ſeine Entfernung entſtehen mußte.

Sohling fühlte beſchämt, daß die erſte Freude ihn dies ganz hatte vergeſſen laſſen. Sein Herz war ſehr warm und treu. Großer Schmerz, das bedachte er jetzt, werde ihm beim Abſchied gewiß nicht erſpart werden. Und dieſe Eine wirſt du am ſchwerſten vermiſſen! ſo ſprach es in ihm, als er Ida anſah, die ſanft die Augen niederſchlug. So lieblich war ſie ihm nie erſchienen, als in dieſer ſtillen, anſpruchsloſen Wehmuth. Sein Herz klopfte unruhig, er ſeufzte und überſann, daß es doch ein recht blindes, vernunftloſes Geſchick ſei, welches nicht gewollt, daß ſie lieber ihn ſtatt jenes Selvar ſo heiß liebte.

Seine Abreiſe mußte ſehr beſchleunigt werden. Nach jeder flüchtigen Stunde, die ſie noch mit Sohling zubrachte, ward Ida'n ihre eigene Empfindung räthſelhafter. Es lag wie Gewitterdruck auf ihr. In ſeiner Gegenwart verſagte ihr die Rede, und auch er ſchien von einer lähmenden Traurigkeit befangen.

Der Abſchiedsabend war da. Noch einmal ſingen Sie mir eines der ſchottiſchen Lieder von Beethoven, bat er ſie. Mein liebſtes wiſſen Sie ſchon: O. Zaubrin, leb wohl!

Der Blick, mit dem er in ihr Auge ſah, war ihr von ihm noch nicht geworden. Sie bebte zuſammen wie vor etwas Fremdem, Unheimlichem. Die liebe bekannte Melodie löſ'te ihr wieder das Herz; es war ja ihr Freund, ihr Bruder, der heute von ihr ſchied, er, dem ihre ſtürmiſche Seele offen lag, der ihr den freien Blick in ſein mildes, ruhiges Innere vergönnt hatte. Sie begann zu ſingen, doch aus dem tiefſten Herzensgrund quollen ihr die Thränen empor, und als die Stelle kam:

O nur ein zärtlich Herz,
Das Liebe will brechen,
Verſteht meine Qual, daß ich dich nicht mehr ſeh' —

da verdunkelte ſich ihr Auge, kein Ton wollte mehr aus der gepreßten Bruſt, ſie mußte plötzlich abbrechen und wandte ihr Geſicht nach der Wand hin. Gott, iſt es möglich, ſprach ihr Herz, ich liebe ja ihn, und keinen Andern!

Sohling ſaß eine Weile ſchweigend neben ihr, dann ſtand er auf und nannte leiſe ihren Namen. Sie faßte ſich und erhob ſich ihm entgegen. Er wollte das Wort: Lebewohl, — das grauſame, troſtloſe Wort, ausſprechen, doch es wollte nicht über ſeine Lippen. Ganz ſelbſtvergeſſen umfaßte er ſie, ſie ruhte mit dem Haupt auf ſeiner Bruſt, dann ein einziger Kuß, in dem ſie ſich faſt unbewußt begegneten, — ſie wollte ſich losringen, er ließ ſie nicht, immer von Neuem preßte er ſie wilder an ſich, bis er laut weinend ſich auf ihre Schulter lehnte. Ich kann dich nicht laſſen, Ida, rief er, ich bin unglückſelig; denn ich liebe dich, nur dich, und wußte es nicht.

Sie fand keine Sprache, ſtill ließ ſie ihn ausweinen, dann richtete ſie ihn empor, ſah ihm mit dem liebevollſten Blick ins Auge und reichte ihm die Hand.

Die Abreiſe ward um ein paar Tage hinausgeſchoben; denn noch mehr Stoff, als einſt die Muſik, gab ihnen nun das gelöſ'te Herzensräthſel, das ſie ſo unermüdlich beſprachen, wie Kinder die überreichen Gaben der Weihnachtsbeſcherung. Auf eine kurze Zeit ward die Kunſt, ja die ganze Welt vergeſſen, bis endlich die verſtändige Malerin erinnerte, daß die Reiſe und häusliche Einrichtung eines Ehepaars mehr beſonnene Vorbereitung bedürfe, als die eines Junggeſellen. Doch ein Glück war's, daß die Freundin dieſe Sorge auf ſich nahm; denn ſonſt wären die Beiden, die in ihrer neuen Aufwallung zu keinem proſaiſchen Alltagsthun mehr im Stande waren, noch heute nicht unter Einem Dache.

---

Zehn Jahre waren verfloſſen, ſeit Ida von Waldheim geflohen war. Des Grafen Selvar Schweſter war ſchon vor langer Zeit geſtorben, er ſelbſt, wenn nicht in ſeinen Neigungen, doch ſehr in ſeiner äußeren Erſcheinung gealtert. Seine Tochter und deren Gemahl, welcher ein Deutſch-Ruſſe war, mußten den ſtrengen Geſetzen des Czaren zufolge, nachdem ſie mehreremale um längeren Aufenthalt in Deutſchland petitionirt hatten, endlich auf ihre Güter heimkehren. So blieb Selvar, der keine nähere Verwandte beſaß, die ſeinen Salon weiblich vertreten hätte, ziemlich vereinſamt in ſeinem Hauſe. Häufigere Reiſen ſollten ihn für die Stille entſchädigen, die jetzt in dem ehemals ſo belebten Waltheim eingezogen war.

In dieſem Sommer war ihm ſelbſt das Theater langweilig geworden; keine neuen Stücke, keine intereſſanten Gaſtſpielerinnen wollten kommen. Er beſchloß ein paar Monate bei ſeiner Tochter zuzubringen. Eine eintägige Raſt von der Reiſeanſtrengung hielt er in einer mitteldeutſchen Stadt, die in einer ſehr lieblichen Gegend lag und, wie die vielen Bauten verriethen, in blühendem Wachſen begriffen war.

Iſt Theater hier? fragte er den Wirth ſeines Gaſthofs.

Heute nicht, war die Antwort, aber ſtatt deſſen ein Concert.

Theater hätte mir mehr zugeſagt, als ein Concert, erwiderte Selvar, doch womit ſoll ich den Abend ausfüllen? Laſſen Sie mir eine Karte holen.

Etwas zu ſpät angekommen, fand Selvar nur einen der entfernteſten Plätze im Saale leer. Das Programm überleſend, fiel ihm der Name Sohling auf. Das iſt ja ein alter Bekannter, ſprach er vor ſich hin, richtig, ich habe ja einmal an ihn geſchrieben wegen der armen Ida; — nun, ſolches Unheil verſchulde ich jetzt nicht mehr! — und ein kleiner Seufzer folgte dieſer Reflexion.

Die Symphonie begann, von Sohling trefflich dirigirt. Faſt überall herrſcht noch im vornehmen Publicum der Aberglaube, als gehöre die Symphonie nicht ſo recht mit zum Concert, ſondern ſei nur eine Art Vorſpiel zu demſelben. Ja, die Damen behandeln ſie oft mit nicht mehr Aufmerkſamkeit, als die Trommel in den Menagerien. Sie finden das vollſtändige Orcheſter eben bequem, um die Bemerkungen zu übertäuben, die ſie halblaut mit der Nachbarin über die Toiletten der Anweſenden machen.

Hier aber ſchien das Publicum beſſer erzogen zu ſein. Bei dem erſten Verſuche Selvar's, der von dieſer ächt-ariſtokratiſchen Unart nicht frei war, während der Muſik eine Converſation mit den Nachbarn anzuknüpfen, erhielt er ſtatt der Antwort nur ein höfliches Zeichen, und die vor ihm ſtehenden Perſonen ſahen ſich faſt erſchrocken nach ihm um. Von den Anweſenden mit lautem Applaus empfangen, trat Ida auf. Trotz ſeiner Lorgnette erkannte Selvar ſie nicht mehr. Die Verwandlung iſt mächtig, die in ſolchen Frauen vorgeht, welche in der früheſten Jugend durch geiſtige Anſpannung und überſtarke Gemüthsaufregung in ihrer Entfaltung geſtört wurden. Kommt ihnen noch zur rechten

Zeit ein Zuſtand des Glücks und der Ruhe, ſo wirkt ein Spätfrühling größere Wunder, als je ein Lebensmai.

Sie berührte leicht präludirend die Taſten, und als wollte ſie die eben erſt verrauſchten Accorde mit den folgenden vermitteln, ging ſie unmerklich aus jenen Anklängen in die Tonart der zauberhaften Nocturnen von Chopin über, die ſie heute zum Erſtenmale ihren Zuhörern vorführte. Wie leiſes Glockenläuten aus einer im Meere verſunkenen Stadt beim ſtillen Abendroth herauftönt, ſo märchenhaft faſſen dieſe ungeahnten Melodieen die Seele in ihren geheimen Abgründen. Es iſt, als ob in dieſe Muſik die Stimmen der Nacht gebannt wären, die uns im einſamen Walde, von den Sternen herab und aus dem See herauf anzurufen ſcheinen.

Wenige vermögen es indeſſen, dieſen Zauber zu beſchwören. Wer mit proſaiſchem Sinne nur Noten abſpielen kann, der löſ't das Räthſel nicht, und verworrene Klänge beunruhigen den Hörer. Ida verſtand, jeder Fingerſpitze Zartgefühl einzuhauchen, hier einen Ton ins Licht, dort einen in die Dämmerung zurücktreten zu laſſen, wie es das Tonbild forderte.

An dieſem Anſchlag, der die Herrſcherin über die Saiten verrieth, die dem todten, ſtarren Metall ein warmes Leben, einen ewig beweg'ten Geiſt einhauchte, erkannte Selvar ſie zuerſt, und noch einmal tauchte der verſchollene Traum jener Tage vor ihm auf. Keinen Blick verwandte er von ihr, bis das Schattenbild aus der Erinnerung mit den Zügen der Gegenwärtigen verſchmolz. Das flackernde Auge war ſanft und ruhig geworden; die ſcharfen Züge, die bleichen Wangen von ehemals blühten nun in weicher, milder Friſche. Ihre Geſtalt ſchien größer, weil ſie ſich der nachläſſigen Haltung endlich entwöhnt hatte.

In der Pauſe beobachtete Selvar, wie lebhaft geſprächig Ida mit dem großen Kreiſe der Befreundeten verkehrte, die ſie umringten. Es waren nicht bloß junge Stutzer, wie ſie ſich ſonſt ausſchließlich an die Künſtlerinnen zu drängen pflegen, ſondern Perſonen jeden Alters. Auch mit den Frauen ſchien Ida in Verhältniſſen der Achtung und Theilnahme zu ſtehen. Sie ſelbſt war lebhaft geſprächig und ſchien verſöhnt und zufrieden mit der Welt, die ſie umgab.

Eine neue Compoſition Sohling's rief am Schluſſe des Abends noch einmal Ida ans Clavier. Sie war für bloß weibliche Stimmen und eine Begleitung von Clavier und anderen Solo-Inſtrumenten geſchrieben, die nur für bedeutende Künſtler ausführbar war. Der Text war ſehr lieblich und beſchrieb den Tanz der Elfen in der Mondnacht auf den erſten Maiblumenkelchen, den das erwachende Sonnenlicht mit ſeinem fröhlichen Waldrauſchen und Lerchengeſchmetter zuletzt überwältigt. Die Feinheit der Compoſition und der Ausführung wetteiferten mit einander Ein Halbkreis von lieben, roſigen jungen Mädchen mit klaren Glockenſtimmen ſangen die Rollen der Elfen und Lerchen.

Faſt ohne merkliches Kopfneigen, nur mit dem Blicke lenkte Ida den Chor, den ſie, wie Selvar von einem Nachbar erfuhr, ſelbſt gebildet hatte.

Sie iſt an ihrem Platz, dachte er, als er den Saal verließ und den heitern Abſchied ſah, den die Sänger von ihrer Dirigentin nahmen. Er ſchwankte, ob er zu ihr treten und ſie begrüßen ſollte, doch eine Art von Verſtimmung hielt ihn zurück, als er ſie ſo ſtrahlend von Freude an Sohling's Arm ſah. Es ſchien ihm aus den Mienen der beiden Glücklichen, als ſchriebe Jeder dem Andern ſeinen Erfolg zu und als dankten ſie einander mit jedem Athemzuge, während er unbeachtet ihr fern ſtand.

In den Gaſthof zurückgekehrt, öffnete Selvar ein Fenſter und lehnte ſich in die kühle Nachtluft hinaus. An dem Hauſe gegenüber fuhr ein Wagen vor, und bei dem hellen Kerzenſchein glaubte er Ida's Geſtalt raſch in den Hausflur ſchreiten zu ſehen. Oben wurden einige Fenſter erhellt; gewiß, ſie war es, die hereintrat im weiß und lichtblau geſtreiften ſchimmernden Seidenkleid, mit den rabenſchwarzen Locken, die über die Wangen herabfielen. Nun konnte er dem Wunſch nicht Schweigen gebieten, noch einmal ihre Stimme zu hören.

Er ſchickte ſeine Karte hinüber mit der Frage, ob er ſo ſpät noch einen kurzen Beſuch wagen dürfe. Eine bejahende Antwort lud ihn zu dem Künſtlerpaare.

Mit unbefangener Herzlichkeit ward er von Sohling und Ida empfangen, obgleich die Wangen der letzteren ſich merklich rötheten. Selvar hatte ſchnell den rechten Ton gefunden; er ſchützte den neugierigſten Antheil an ihren Schickſalen vor, um nicht das Gefühl von Verlaſſenheit zu verrathen, das ihn bei dem Gedanken an ſein eigenes Haus befiel. Bald aber ward das Geſpräch durch ein paar rothwangige Kindergeſichtchen unterbrochen, die ſich ſchalkhaft lauſchend an der Thüre zeigten, und trotz des ernſten Abwehrens ihres Vaters nicht zu Bette wollten, bis ſie von der Mutter noch einen Kuß bekommen hätten. Ida ſtand lachend auf, aber noch ehe ſie die Thür erreichte, ſtürzten die lockigen Schelmchen in ihren Nachtröckchen auf ſie zu und umklammerten ſie. Als dieſe nun endlich beſchwichtigt waren und dem fremden Herrn ein Händchen gegeben hatten, wobei ſie treuherzig den Papa fragten: Iſt das der Großvater, der uns dieſen Sommer beſuchen ſoll? — da fing das Jüngſte im Nebenzimmer an zu lallen und nach der Mama zu weinen. Wollte ſie Ruhe haben, ſo mußte Ida es auf ihren Schooß nehmen, wo es, unbekümmert um den ſchönen Seidenſchmuck, den es zerknitterte, bald einſchlief.

Mit dieſem Bilde von ihr ſchied Selvar. Sie gehörte nun einer Welt, an der er keinen Antheil hatte, und doch, ſprach er leiſe, als er über die Schwelle ſchritt, hat ſie einſt nur mir gelebt!

Als Sohling und Ida wieder allein waren, fragte ſie: Hat es dich denn gar nicht getrübt, dem Manne zu begegnen, den ich vor dir geliebt habe?

Er küßte lächelnd ihre Stirne und ſagte: Soll ich es ihm nicht danken, daß er dich ſo lieben gelehrt? Denn die losgefeſſelte Glut deines wilden Herzens hat mich überwältigt, und nimmer hätte mich die unbewußte erſte Liebe einer unreifen Seele ſo beglückt.

# Der Weinhüter von Meran.

Von Paul Heyſe.

Meraner Novellen. Berlin. Wilhelm Hertz 1864.

Paul Johann Ludwig Heyſe wurde am 15. März 1830 in Berlin geboren, wo ſein Vater Profeſſor der Philologie und Sprachwiſſenſchaft an der Univerſität war, ſtudirte von 1847 bis 1857 zuerſt claſſiſche, dann romaniſche Philologie in Berlin und Bonn, und hielt ſich, nachdem er promovirt hatte, ein Jahr lang in Italien auf, wo er, zu dieſem Zweck mit einem Reiſeſtipendium des preußiſchen Cultusminiſteriums verſehen, die „Romaniſchen Inedita“ auf den Bibliotheken von Rom, Florenz und Venedig ſammelte, die er 1856 herausgab. Im Jahre 1854 wurde er von König Maximilian II. nach München berufen. Seine „Geſammelten Werke“ erſchienen in 10 Bänden 1871 — 73 bei W Hertz in Berlin, 1873 ein Roman in drei Bänden „Kinder der Welt.“

Im September eines Jahres, deſſen Stadt- und Dorfgeſchichten aus Menſchengedenken ſchon entſchwunden ſind, ſaß um die ſchwüle Mittagszeit ein junger Burſch mitten in dem wuchernden Rebenwald, der, dicht an die Stadt Meran herantretend, die Südabhänge des Küchelberges bedeckt. Die übermannshohen Laubengänge, in denen hier der Wein gezogen wird, waren mit dem Segen dieſes Jahres ſo beladen, daß ein dunkelgrünes Zwielicht durch die langen lautloſen Gaſſen ſchwebte, zugleich eine träge ſtockende Glut, in der kein Luftzug Wellen ſchlug. Kaum wo die kleinen Felstreppen zwiſchen den einzelnen Weingütern ſchroff bergan laufen, ſpürte man, daß man ins Freie auftauchte. Denn das Meer von Siedeglut, das in dem weiten Thalkeſſel wogte, ſchlug hier doppelt ſchwer über dem unbeſchützten Haupte zuſammen. Auch ſah man ſelten einen Menſchen des Weges wandern. Nur zahlloſe Eidechſen liefen feuerfeſt treppauf treppab und raſchelten durch das zähe Epheugeſtrüpp, das die Grundmauern der Rebenäcker reichlich umrankt. Die dunkelblauen

Trauben mit den großen dickſchaligen Beeren hingen dichtgedrängt oben an der Wölbung der Laubengitter, und ein ſeltſam perlender Ton ward in der tiefen Mittagsſtille dann und wann hörbar, als kreiſe vernehmlich der Saft und koche am Sonnenfeuer in dem edlen Gewächs.

Der Burſch aber, der in halber Höhe des Berges einſam unter den Reben ſaß, ſchien für dieſe geheimnißvollen Naturſtimmen taub und ganz ſeinen eignen düſtern Gedanken hingegeben. Er trug die uralte abenteuerliche Tracht der Weinhüter oder „Saltner“, die lederne Joppe, ärmellos, mit breiten Achſelklappen, an denen über den Hemdsärmeln die ledernen Manſchetten durch ſchmale Riemen oder ſilberne Kettchen feſtgehalten werden, Kniehoſen und Hoſenträger ebenfalls von Leder und mit dem breiten, daumdicken Gurt umgürtet, auf dem in weißer Stickerei der Namenszug des Eigners ſteht, die weißen Stutzenſtrümpfe mit durchbrochenem Muſter, um den Hals allerlei Zierrath von Kettchen, Eber- und Murmelthierzähnen. Aber die Hauptſtücke ſeiner Amtstracht lagen neben ihm im Graſe: der hohe dreieckige Trutzhut, über und über mit Hahnen- und Pfauenfedern, Fuchs- und Eichhornſchwänzen verbrämt, keine kleine Laſt zur Zeit der Traubenreiſe, und die lange wuchtige Hellebarde, mit der die Saltner ihrer drohenden Erſcheinung Nachdruck zu verleihen wiſſen, wenn ein unbefugter Eindringling in ihr Gebiet nicht gutwillig das Pfandgeld erlegen will.

Tag und Nacht, ohne Ablöſung, ohne Sonntagsruhe und Kirchgang, um einen mäßigen Lohn, durchſtreifen dieſe „lebendigen Vogelſcheuchen“ jeder das ihm zugewieſene Revier, von der Mitte des Juli, wo die erſten Beeren ſüß werden, bis die letzte Traube in die Kelter gewandert iſt. Ihr ſaurer Dienſt in Hitze und Näſſe, obdachlos bis auf den kümmerlichen Schutz ihres Maisſtroh-Schuppens, iſt dennoch ein Ehrenamt, zu dem nur die rechtſchaffenſten Burſche auserſehen werden. Auch haben die gelinden ſternklaren Nächte in der freien Höhe, während in den Häuſern die Tagesſchwüle kaum je verdampft, ihren Reiz, und die Beſitzer der Weingüter laſſen ſich's angelegen ſein, die Wächter mit Wein und Speiſen reichlich zu verſorgen, um ſie bei Kräften und guter Laune zu erhalten.

Es ſchien jedoch dieſes Mittel bei dem finſtern Burſchen, dem wir uns genähert haben, nicht anzuſchlagen. Er hatte den Krug mit rothem Wein, das Brod und die großen Schnitte geräucherten Fleiſches, die ihm eben erſt zur Mittagskoſt ein kleiner Knabe heraufgeſchleppt hatte, unberührt neben ſich ſtehen auf dem platten Stein, der ſeinen Tiſch vorſtellte. Eine ſehr kleine geſchnitzte Pfeife mit ſilbernem Kettchen war ihm ſchon lange ausgegangen, und trübſinnig verbiß er die Zähne in das weiche Holz. Er mochte etwa dreiundzwanzig Jahre alt ſein, der Bart krauſ'te ſich leicht um Kinn und Wangen, die ſcharfen Züge des Geſichts deuteten auf frühe Leidenſchaften; die Stirn aber war, nach der Landesſitte, von den Haaren verhängt, die früh ſchon dicht über den Augenbrauen abgeſchnitten ſich in einzelne Locken gewöhnt hatten und um Schläfe und Nacken ebenfalls gelockt herabhingen. Das gab dem Kopfe alle Jugendfriſche zurück, die ihm die Schatten unter den dunkeln Augen zu nehmen drohten.

Ein langſamer Schritt, der ſich unten auf dem Fußſteige näherte, machte, daß er plötzlich aufſtarrte, den Hut aufſetzte und die Hellebarde ergriff. Man konnte jetzt ſehen, daß ſein Wuchs hinter dem landüblichen etwas zurückgeblieben war, immer noch ſtattlich genug und durch das ſchönſte Ebenmaß der gewölbten Bruſt und der ſtraffen Schenkel auffallend auf den erſten Blick. Nur der Kopf ſchien faſt zu klein gerathen und Hände und Füße gar mit einem Weibe ausgetauſcht. Geräuſchlos glitt die ſchmiegſame Geſtalt unter den Gewölbgittern entlang, ohne auch nur eine Traube zu ſtreifen, und ſpähte vom nächſten Felſenvorſprung hinunter auf den Weg.

Eine ſchmale, ſchwarzröckige Figur mit hohem, ſehr abgetragenem Filzhut kam die breite Gaſſe zwiſchen Weinberg und Wieſe dahergewandelt, im Schatten der Weidenbäume, ein offnes Buch in den gefalteten Händen, über das hinaus der Blick zufrieden und unbegehrlich nach den ſchönen Trauben ſchweifte. Auch ohne den langen Rock, der faſt zu den Knöcheln der ſchwarzen Strümpfe herabreichte, hätte Jeder in dem bedächtigen Spaziergänger alsbald die geiſtliche Perſon erkannt, und zwar an einigen der liebenswürdigſten Züge, die der großen und mannigfaltigen Gattung unter gewiſſen Himmelsſtrichen eigen ſind. Damals war der heftige Parteienhader zu Gunſten der Glaubenseinheit in dem gelobten Lande Tirol, wo die Milch des Glaubens und der Honig des Aberglaubens ſo lauter fließen, noch eine unerhörte Sache, und ſelbſt die Hauptſtadt des alten Burggrafenamts Meran, in der vor Zeiten mancherlei Regungen eines neuen Geiſtes unliebſam die Ruhe geſtört hatten, war wieder in tiefen Frieden zurückgeſunken. Alſo hatten die Diener der Kirche keine Urſach, ihren Hirtenſtab als Waffe zu ſchwingen, und konnten mit aller Gemüthsruhe die idylliſchen Tugenden ihres Standes pflegen. Damals begegnete man nicht ſelten jenen beſcheidenen geiſtlichen Geſichtern, auf denen eine gewiſſe Verlegenheit über ihre eigene Würde deutlich zu leſen war, eine ſtete Sorge, der Majeſtät des lieben Gottes, deſſen Kleid ſie trugen, nichts zu vergeben, und doch ihren ungeweihten Mitgeſchöpfen nicht allzu unnahbar feierlich gegenüberzuſtehn.

Der freundliche kleine Herr im ſchäbigen Hut war nun auch freilich keines der hohen Kirchenlichter, ſondern nur ein Hülfsprieſter an der Pfarrkirche von Meran, der täglich um zehn Uhr eine Meſſe zu leſen hatte und dafür, außer einem Stübchen in der Laubengaſſe und einigen andern Emolumenten, einen Gulden täglicher Einkünfte beſaß. Das Volk, das ihn ſeines milden Gemüthes wegen ſehr in Ehren hielt und nächſt den Kapuzinern ihm das größte Vertrauen zuwendete, nannte ihn nicht anders als den „Zehnuhrmeſſer“ und bewies ihm auf mannigfache Art ſeine Gunſt. Es war kein Haus weit und breit, wo, wenn er anſprach, nicht der Weinkrug und irgend ein Imbiß auf den Tiſch geſtellt wurde, ſo daß es dem wackern Mann gelungen war, im Laufe der Zeit zwar nicht die natürliche Hagerkeit ſeines Wuchſes zu verbeſſern, aber wenigſtens der Würde ſeiner Erſcheinung durch ein ſchüchternes Bäuchlein aufzuhelfen. Daſſelbe nahm ſich, da es ſich mit dem übrigen Zuſchnitt der Figur nur um Gotteswillen vertrug, für ein profaneres Auge ſpaßhaft aus, wie es ſchief und ängſtlich unter dem dünnen Rocke feſtgeknöpft ſaß. Aber zu dem beſcheidenen Ausdruck des Geſichts ſtimmte die verlegentliche Bürde ganz wohl, und es fiel keinem ſeiner Beichtkinder ein, dieſen Spätling der Natur zu belächeln. Auch wußte Niemand dem Herrn Zehnuhrmeſſer eine Unmäßigkeit nachzuſagen, es ſei denn etwa im Almoſenſpenden. Denn daß man allerorten ſich beeilte, ihn mit dem Beſten aus dem eigenen Weinberg zu bewirthen, lag zum Theil an dem Rufe, deſſen er genoß, als ſei viele Stunden weit keine weltliche oder geiſtliche Zunge beſſer im Stande, die Güte des Weins zu ſchätzen, ſeine Dauerhaftigkeit zu beſtimmen, und in Fällen, wo ihm durch ein kleines Mittelchen aufzuhelfen war, das Richtige anzugeben. „Eine Weinzunge haben, wie der

Zehnuhrmeſſer," war noch geraume Zeit das Ehrenvollſte, was man von einem Kenner zu rühmen wußte.

Unter den mancherlei Gaben und Tugenden unſeres Ehrenmannes war aber der Muth nicht eben die ſtärkſte. Seine Nerven, obwohl er aus einer Bauernfamilie im Paſſeier ſtammte, die zu Hofer's Kriegen manchen tapfern Schützen geliefert hatte, ließen ſeine leichterſchütterte Seele bei jeder unverſehenen Probe im Stich, außer wo es eine fremde Seele zu retten, oder ſonſt eine hohe Gewiſſenspflicht zu erfüllen galt. Auch dann zog er es vor, ſeiner moraliſchen Kraft erſt mit einer phyſiſchen Stärkung nachzuhelfen, und ſorgte dafür, daß ein mäßiges Fäßchen voll weißem Terlaner, dem er am meiſten begeiſternde Wirkungen zuſchrieb, im Keller ſeines Hauſes niemals ganz verſiegte. Heute nun, da er von einem Krankenbeſuch im Dorf Algund ohne Labung zurückkehren mußte, war er keiner ſtarken Prüfung gewachſen und erſchrak auf's Heftigſte, als plötzlich dicht neben ihm eine dunkle Geſtalt hoch von der Weinbergsmauer herabſprang und auf ihn zuſtürzend ſeine Hand ergriff.

Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! ſagte er, am ganzen Leibe zitternd.

In Ewigkeit! antwortete der Burſch.

Du biſt's, Andree, mein Sohn? Hab' ich doch gemeint, der böſe Feind komme mir mit Macht über den Hals, der ja im Weinberge des Herrn herumſchleicht, zu ſehen, wen er verſchlinge. Nun, nun, wenn man ſo in Gedanken und Meditationen ſchwebt, kann's einem ſchon begegnen, daß euer Hut einem wie das Hörnerhaupt des Leibhaftigen vorkommt. Biſt alſo hier, Andree? Das iſt ja wohl dein eigener Grund und Boden, den du hüteſt, ich meine, deiner Mutter?

Des Burſchen Augen wurden finſterer, und das Blut ſtieg ihm ins Geſicht. Da ſei Gott vor, ſagte er, daß ich den Fuß ſetzte in die Güter meiner Mutter. Seit ſie mir zu Lichtmeß den Schlag ins Geſicht gegeben hat, weil ſie meint', ich hätte Feuer im Stadel angelegt, bin ich nimmer ihr Sohn und betrete ihre Schwelle weder bei Tag noch bei Nacht.

Der geiſtliche Herr beſann ſich jetzt erſt, daß er einen wunden Fleck berührt hatte. Er ſchüttelte ernſthaft und mitleidig den Kopf und ſagte: Ei, Andree, du ſprichſt, wie es keinem guten Chriſten geziemt. Hat nicht unſer Herr am Kreuz ſeinen blutigen Feinden verziehen, und ein Sohn ſollt' es ſeiner Mutter nachtragen, wenn ſie ihn auch ungerecht gezüchtigt hat? Ich weiß wohl, daß es dir hart ankommen mag, und daß jenes Mal, wo die Mutter ſich vergeſſen hat, nicht das erſte Mal war. Aber ſieben mal ſiebenzig Mal ſollen wir verzeihen, Andree. Haſt du das ſchon vergeſſen ſeit der Kinderlehre?

Nein, Hochwürden, erwiderte der Jüngling feſt. Ich hab' mir's auch angelobt, an jenen Tag nimmer zu denken, und kann's über mich bringen, ſo lang ich vom Hauſe fern bleibe. Aber wenn ich zurückkäme, würde mich die Mutter ſelbſt daran mahnen, weil ſie mich haßt, und nur darauf ſinnt, wie ſie mich plagen und tratzen mag. Sie wird mir auch mein Erbe entziehen im Teſtament, ſelbiges weiß ich gewiß, und frage nicht viel darnach. Ich werd' auch ohne das nicht verkommen, und gönn' es wohl meiner Schweſter. Aber geſchieden ſind wir, und da kann Keiner was dazu thun. Ich hab' mich beim Steirer verdungen, drüben in Gratſch, als Großknecht, und heuer mach' ich den Saltner und hab' mein Auskommen, ohne einen Kreuzer von Haus. Aber die Mutter könnte mir ſieben Boten ſchicken und mich mit vier Roſſen zurückholen wollen, ich ginge nicht. Es hat Alles einmal ein End'.

Der kleine Prieſter ſah nachdenklich vor ſich hin und ſchien der Meinung, daß es gerathener ſei, die Dinge gehen zu laſſen, anſtatt noch weiter mit geiſtlicher Mahnung einzugreifen. Er betrachtete jetzt mit kundigen Augen die Reben oben über der Mauer und ſagte:

Der Steirer hat wohlgethan, ſtatt der Bratreben, die ſonſt hier ſtanden, die Hertlinger anzupflanzen. Sie ſind noch jung, aber im nächſten Jahr werden ſie ſchon das Doppelte tragen.

Die ſtehen nur hier am Rande, erwiderte der Burſch. Droben iſt meiſt rother Farnatſch und Einiges von Geisaugen dazwiſchen. Was er drüben hat, unterhalb Dorf Tirol, ſind rothe Ferſeilen, aber er wird ſie heuer ausnehmen und Setzlinge pflanzen, denn ſie haben ſich ſchier zu Tod getragen.

Auf wie viel Yhren rechnet ihr beiläufig?

Einhundertundvierzig bis ſiebenzig immerhin.

Wie ſteht dir das Saltnern an, Andree? Es mag hart werden auf die Länge.

Ha, es paſſirt, Hochwürden. Noch ſpür' ich's nicht in den Gliedern.

Haſt auch bei Nacht ſein die Augen offen?

Die meinigen wohl. Aber ſind nur zwei, und ich müßt' ein Dutzend haben, um allerorten zugleich nachzuſchauen. Die Weißröcke fangen wieder an, bei Nacht herumzufouragiren; die Weinbeeren ſind ihnen grad ſaftig genug, um ihr Kommißbrod anzufeuchten. Und es kommen ihrer immer Viele auf einmal, aber einzeln, und wenn wir Einen faſſen, haben indeß die Andern das Feld frei, und es hilft uns nichts, vorm Hauptmann iſt doch kein Recht zu erlangen.

Die Stadt ſollte ſich beklagen.

Ja die Stadt! Da müßten wir Zeugen und Beweiſe ſchaffen. Aber wer will's beſchwören, wenn wir am Morgen ganze Strecken lang die beſten Trauben geſtohlen und links und rechts die Reben wie ein Unkraut mit dem Säbel zerhauen finden aus Wüſtheit und Schadenfreude, daß das nur die Soldaten gethan haben können? Faſſen wir einen am Kragen, ſo weiß er ſo wenig von Weinbeeren, wie's Kind im Mutterleib. Da bleibt nichts, als ihn auf eigene Fauſt Spießruthen laufen zu laſſen, daß er's Wiederkommen vergißt. Den Nächſten aber, den hängen wir, mein Eid! an den Beinen auf, da mag er bis an den lichten Morgen in der Luft exerciren.

Es ſind arme Teufel, Andree, und die Verſuchung iſt groß. Ihr ſolltet's menſchlich mit ihnen machen.

Machen ſie's denn nicht wie die Beſtien? Da ſeht, Hochwürden — und er wies auf eine Rebe, die glatt mitten durchgeſchnitten war, daß das Laub ſchon welk und gelb an den Ranken hing — das Herz blutet einem, ſo ein geſundes friedliches Gewächs, das nur auf der Welt iſt, um ſeinem Herrn das Faß zu füllen, von den Hundsfröttern verheert zu ſehen, aus purer Niedertracht, uns zum Poſſen. Find' ich einen einmal beim Werk, ſo gnad' ihm Gott!

Er ſchüttelte, in der Richtung nach der Stadt, drohend die Hellebarde und bohrte ſie dann heftig in den Sand.

Der geiſtliche Herr ſchrak leicht zuſammen, vergaß aber ſeiner Würde nicht und ſagte: Ich will mit dem Hauptmann ſprechen, heute noch, daß er ſtrenger drauf ſieht, nach dem Zapfenſtreich keinen Mann aus der Kaſerne zu laſſen. Du aber bezähme deine Hitze, mein Sohn, und bedenke, daß du hier im Dienſte der Obrigkeit ſteheſt und das Gericht ihr überlaſſen ſollſt. Behüt' dich Gott, Andree. Ich gehe heute wohl noch auf Goyen hinauf, zum Hirzer. Haſt mir was aufzutragen an den Franz oder die Roſina? Einen Gruß etwa?

Nein, Hochwürden. 's iſt immer noch beim Alten zwiſchen dem Bauern und mir. Er will nichts von uns wiſſen, ſo frag' ich ihm nichts nach. Die Andern ſind ganz rechtſchaffen, möcht' ihnen beim Vater keinen Verdruß machen, indem ich ſie grüßen ließ'. Aber wenn Ihr etwa meiner Schweſter begegnet — nein, auch der ſagt nichts, es war nur ein Einfall.

Raſch, wie um ſeine Verwirrung zu verbergen, bückte er ſich nach der Hand des Prieſters, küßte ſie ehrerbietig und ſchwang ſich an dem langen Hellebardenſchaft auf die Mauer zurück, wo er ſogleich hinter dichtem Rebenlaub verſchwand.

Kopfſchüttelnd ſetzte der Zehnuhrmeſſer ſeinen Weg fort, und das Geſpräch mit dem Jüngling beſchäftigte ſein menſchenfreundliches Gemüth noch eine geraume Zeit. Aber die lange, tägliche Uebung einer ausgebreiteten Seelſorge und die geiſtliche Pflicht, das Oel der Geduld in eigene und fremde Stürme zu träufeln, hatten den ſchärfſten Stachel des Mitgefühls bereits abgeſtumpft. Es ahnte ihm nicht von fern, wie es jetzt im Innern des Burſchen ausſah, der oben bei ſeiner Maishütte lag, das Geſicht gegen den Felsboden gedrückt, als wollte er ſich bei lebendigem Leibe in den Schooß der Mutter Erde vergraben, um vor einem übergroßen Kummer Zuflucht zu finden.

Eine volle Stunde mochte er ſo gelegen haben, zuletzt durch einen mitleidigen Halbſchlaf von ſeinen hülfloſen Gedanken erlöſ't, als ein helles Lachen, das unten am Weg erſcholl, ihn jählings erweckte. Einen Augenblick lag er ſtill, ſich zu beſinnen, ob er's nicht etwa geträumt habe. Aber eine helle Stimme drang zu ihm herauf und dasſelbe unſchuldig trillernde und girrende Mädchenlachen, das ſich von fern faſt wie der Geſang eines Vogels ausnahm. Im Nu war der Jüngling aufgeſprungen und an ein Lugloch geſtürzt, das den Blick hinunter frei ließ. Auf dem nämlichen Weg unter den Weiden, den der geiſtliche Herr vorhin gewandelt war, kam, diesmal aber von der Stadtſeite, ein Mädchen, das nicht über ſiebzehn Jahr ſein konnte, blond, eher klein als groß, in der dunklen, ſchwerfälligen Landestracht. Aber die Bewegungen der zierlichen Geſtalt, ſo langſam und behaglich ſie einherſchritt, waren ſo leicht und anmuthig, daß jedes Auge ihr unwillkürlich folgen mußte. Sie hatte die Hände ruhig in einander gelegt, wie es die Art der Mädchen hier zu Lande iſt, wenn ſie nichts zu tragen haben. Der runde Kopf aber blieb keinen Augenblick ſtill auf dem ſchlanken Nacken, ſondern wendete ſich wie bei einem Vogel raſtlos nach allen Seiten, am häufigſten freilich zu ihrem Begleiter, über deſſen ſcherzhafte Reden ſie beſtändig in ein neues Lachen ausbrach. Das war ein gewandter, rühriger Geſell, dem die leinene Soldatenjacke, die eng anſchließenden blauen Hoſen und die ſchiefe blaue Kappe ohne Schirm nicht übel ſtanden. Sein dunkles Geſicht und die ſchwarzen Augen verriethen das welſche Blut. Auch hatte er große Mühe, ſich dem Mädchen in ſeinem gebrochenen Deutſch verſtändlich zu machen. Aber ſchon der Klang ſeiner verſtümmelten und verwelſchten Worte ſchien ſie höchlich zu beluſtigen. Mehrmals warf er forſchende Blicke in der Gegend umher. Einen Bauern, der ein Kalb mit Hülfe ſeines Hundes nach dem nächſten Dorfe trieb, ließ er mit abſichtlichem Zögern vorankommen, und jetzt, da derſelbe um die Ecke des Weges verſchwunden war, rüſtete er ſich offenbar mit dem Mädchen etwas handgreiflicher anzubinden, als ſein ſpähendes Auge plötzlich die drohende Geſtalt des Weinhüters entdeckte, der aus einer Oeffnung des Weinganges herausgetreten war und mit erhobener Waffe, noch ſprachlos, hinunterwinkte.

Der Welſche ſtand unſchlüſſig ſtill. Auch das Mädchen hemmte den gleichmüthigen Schritt und ſah hinauf. Guten Nachmittag, Andree! rief ſie ohne jede Verlegenheit. Es iſt mein Bruder, ſetzte ſie, zu dem Soldaten gewendet, hinzu. Macht, daß Ihr fortkommt; er verſteht keinen Spaß.

Der Soldat ſchien den wohlgemeinten Rath vollkommen zu würdigen, aber durch die Entfernung ſeines Feindes ſich einſtweilen noch ſicher zu fühlen. Nix Furcht, Fraila, ſagte er; ihm geben Kreizer a comprar tabacco; dann ſtill ſein, gut Freund. —

Er griff in die Taſche und holte eben ſeine geringe Baarſchaft heraus, als er die donnernde Stimme des Burſchen droben vernahm: Zurück, Soldat, oder der Spieß fliegt dir an den Kopf, daß du bei Nacht und Tag das Wiederkommen vergiſſeſt.

Der Welſche ſtand wie angewurzelt und maß den Weinhüter mit einem wüthenden Blick.

Deutſche Bär! murmelte er zwiſchen den Zähnen. Maledetto! — Aber noch konnte er ſich nicht entſchließen, umzukehren und ſich vor den Augen ſeiner Schönen in ſo nachtheiligem Licht zu zeigen. Dieſe ſtand, offenbar durch ſeine heftigen und ohnmächtigen Geberden ergötzt, gelaſſen neben ihm und lachte ohne jede Schonung. Aber dem Burſchen oben erſchien der Auftritt nichts weniger als luſtig. In raſchen Sätzen ſprang er, durch ſchmale Oeffnungen der Lauben ſich windend, den Abhang hinab, und ehe der Welſche ſich beſinnen konnte, ſahen zwei funkelnde Augen unter dem wehenden Trutzhut ihm in das entfärbte Geſicht.

Haſt du Ohren, Kamerad? herrſchte der Zornglühende ihn an. Weißt nicht, daß der Weg hier für deinesgleichen verboten iſt? Soll ich dir die Jacke vom Leibe reißen, um ein Pfand zu behalten, welſcher Fuchs? Haſt wohl Weinbeeren vergeſſen zu Nacht, und kommſt nun zur Marend, ſie zu holen? Den Augenblick ſcher' dich heim, oder —

Die Hand weg! knirſchte der Welſche, da er ſich ungeſtüm gepackt und geſchüttelt fühlte. Hätt' ich mein sdégena —

Wurm! rief der Jüngling. Bring nur deinen Degen mit das nächſte Mal, und dein Gewehr dazu; es wär' doch ein Pfand, das der Müh' verlohnte. Aber nun, beim Kreuz! fort mit dir, oder ich ſpieße dich auf, wie einen Froſch, und werfe dich in deinen Kaſernenhof zurück, daß du das letzte Stoßgebet nimmer zu Ende beten ſollſt.

Damit ſchleuderte er den langen Geſellen einige Schritte weit fort, daß er, über einen Stein ſtrauchelnd, in die Kniee fiel. Im Augenblick war er wieder auf den Füßen, und, mit beiden Fäuſten wie ein Weib gegen den Feind drohend und eine Flut von welſchen Flüchen hervorſprudelnd, wich er der Gewalt und trollte hinkend und oft zurückblickend im Schutz der Weiden dem nahen Stadtthor zu.

Du haſt's ihm aber arg gemacht, Andree, ſagte die Blonde, indem ſie dem geſchlagenen Galan ganz kaltblütig nachblickte. Er hat ſo g'ſpaßiges Zeug geredt, daß ich immer hab' lachen müſſen. Warum biſt du gleich ſo wild worden?

Der Bruder gab keine Antwort, ſeine Gedanken waren noch bei ſeinem Zorn. 's iſt noch nicht aus zwiſchen uns! ſagte er vor ſich hin. Er kommt mir ſchon wieder; meinetwegen! ſo heb' ich's ihm auf. — Moidi, fuhr er fort, plötzlich zu dem Mädchen gewendet, und du, immer noch das alte Lied? Wer mir aufſpielt, dem tanz' ich? Schämſt du dich nicht, ſo einem tückiſchen Teufel das Wort zu gönnen und neben ihm her zu gehen? Wenn dir Jeder recht iſt, der dich lachen macht, ſo bleib weg von mir. Denn du weißt wohl, das Lachen iſt rar bei mir, wie der Schnee zu Pfingſten.

Das Mädchen war ſtill geworden und ſah mit zerſtreutem Blick vor ſich hin. Sie ſtrich ſich mit beiden flachen Händen über das Haar, das von allen Seiten glatt über den Kopf zurückgekämmt und im Nacken mit einem großen runden Kamm feſtgeſteckt war, und ihr ſehr zart gefärbtes Geſicht röthete ſich vor Verlegenheit. Andree, ſagte ſie endlich, ohne ihn anzuſehen, ſoll ich wieder gehn?

Nein, bleib! erwiderte er kurz. Biſt du meinethalben gekommen?

Freilich, ſagte ſie eifrig, und wagte es jetzt erſt, ſeinem Blick zu begegnen. Es iſt ja ſchon eine Woche her, daß ich nicht habe abkommen können. Du läßt dich ja gar nimmer ſehen. Die Mutter war eingeſchlafen, es war ſo heiß in der Küche, da hab' ich gedacht, ich will einen Sprung hinaus thun, zu ſchauen, wie dir's geht. Und da, einen halben Weck hab' ich dir mitgebracht; der Hirzerfranz hat ihn mir gekauft, am Sonntag geſtern, nach der Kirch'. Ich mag ihn nimmer, er iſt ſo viel ſüß.

Der Hirzerfranz? Was hat der dir zu ſchenken? Wenn's ſein Vater wüßte, es gäbe einen Teufelslärm. Hat er dich etwa auch zu lachen gemacht?

Der? Dem lacht's nur in der Taſche, wenn er mit ſeinen Gulden klappert. Auch war meine Mutter dabei, weißt wohl; wen die anſchaut, dem vergeht der Spaß, wie den Mäuſen, wenn ſie die Katze ſpüren. Mich wundert's ſelbſt, daß ich noch luſtig ſein kann. Aber ich wär' längſt geſtorben, ohne das Lachen, ſo grauslich iſt mir's manches Mal, mit ihr allein droben in der Hütte.

Sie ſchwiegen eine Weile. — Magſt du den Wecken nicht? ſagte das Mädchen. So leg ich ihn da auf die Bank, er kommt ſchon nicht um. Aber da ſind noch ein paar Feigen, von unſerm Baum droben, die reifſten. Ich hab' ſie für dich abgebrochen. Da! ſie ſind gut in der Hitze.

Ich dank' dir Moidi, erwiderte er. Komm', wir wollen ſie zuſammen eſſen, droben im Schatten.

Er ſchritt voran die Weinbergſtufen hinauf, und ſie folgte ihm, allerlei plaudernd, worauf er die Antwort ſchuldig blieb. Auf ſeinem alten Platz unter dem Rebendach warf er ſich nieder, und ſie ſetzte ſich neben ihn auf den breiten Stein und nöthigte ihn, die Feigen zu koſten. Mit der Zeit, da keine neue Störung kam, ſchien ihm wohl zu werden. Ein leichter Wind machte ſich auf und trug den Schall einer fernen Mühle an der Etſch und das Geräuſch der Paſſer bis zu ihnen herauf, dann und wann auch einen Knall von den Schützen, die im Schießſtande drüben nach der Scheibe ſchoſſen. Die Zeit wurde ihnen nicht lang. Er nöthigte ſie, von ſeinem Wein zu trinken, was ſie bald wieder in die alte luſtige Laune brachte. Auch die Heimlichkeit des ſchattigen Verſtecks reizte ihren Muthwillen, und er, der einſilbig, aber nicht mehr unmuthig, ſie gewähren ließ, verwandte kein Auge von ihr. Endlich ſetzte ſich ſich gar den ſchweren Saltnerhut auf, nahm den Spieß in die Hand und ging mit großen Schritten die Laubengaſſe hinauf und hinunter, mit der Linken die beiden Fuchsſchwänze unter dem Kinn zuſammenhaltend, daß ihr Geſicht ganz davon eingerahmt war. Andree, ſagte ſie, mich ſollten ſie ſchon fürchten, mein' ich, und wenn die Mutter nicht wär', käm' ich alle Nacht zu dir und machte den Saltner, während du dich hinlegteſt, ein paar Stunden zu ſchlafen. Ich wollt' die Spitzbuben, die Soldaten, ſchon in Reſpect halten, gelt?

Der Jüngling lachte zum erſten Mal. Als ſie ſah, daß ſie das Eis ſeines Trübſinns gebrochen hatte, kam ſie raſch zu ihm, ſetzte Hut und Hellebarde beiſeit und ſagte, dicht neben ihm im Graſe kauernd: Nun ſchau, Andree, tauſendmal hübſcher biſt du, wenn du auch einmal lachſt, wie andre Buben, als ſo alleweil Falten in die Stirn ziehſt und dreinſchauſt wie unſer Herr Chriſtus am Kreuz. Biſt du nicht ein junger lebfriſcher Bub und brauchſt dich von Niemand in Sack ſtecken zu laſſen? Mit der Mutter — ja, das iſt freilich eine leide Geſchicht', aber du haſt doch keine Schuld daran, das wiſſen alle Leut', und um mich brauchſt du dich auch nicht zu grämen, ich komm' zu dir, ſo oft ich kann, und vor mir darf die Mutter kein bös Wort auf dich ſagen, wenn ſie mich nicht zur Thür hinaustreiben will, das weiß ſie wohl. Was haſt alſo, daß du alleweil den Kopf hängſt und mir ſelber ſo finſtre Augen machſt, als wär' ich nicht deine liebe Schweſter, ſondern eine Feindin? Und wenn gar ein andrer Bub mir ein Wörtel ſagt, ſo iſt gleich Feuer im Dach. Sag, möchteſt du eine Nonne aus mir machen, oder daß ich bei der Mutter ihr Lebtag die Hennendirn abgeben und eine ſteinalte Jungfer werden ſoll?

Sie war ihm während dieſer Worte zutraulich nahe gerückt und hatte den Arm leicht um ſeinen Nacken gelegt. Aber wie wenn ein Geſpenſt ihn angefaßt hätte, fuhr er auf und ſchüttelte ihre Liebkoſung ab. Seine Bruſt arbeitete ſchwer. Laß mich, keuchte er heftig hervor, rühr mich nicht an, frag mich nichts, geh fort von mir, ſo weit du kannſt, und komm nie wieder!

Er war aufgeſprungen, als wollte er fliehen, aber er konnte ſich nicht von der Stelle rühren. Er mußte ſie anſehen, wie ſie, verſteinert, im Graſe kniete, die Hände im Schooß gefaltet, mit einem Blick, der ihm ins Herz ſchnitt. Die Augen ſchienen größer geworden, der halbgeöffnete Mund in einem ſchmerzlichen Aufſchrei erſtarrt, die feinen Naſenflügel bebten. Es war nicht das erſte Mal, daß dieſes Geſicht ihn an dem Kinde entſetzte. Ja zuweilen mitten in ihrem Lachen, das überhaupt oft kindiſch klang, ward ſie von plötzlichem Schrecken überfallen und für eine Zeitlang wie von einem verſtörenden Krampf entgeiſtert, der ſich dann mehr oder minder heftig zu löſen pflegte. Er ſelbſt hatte ſich bisher nicht vorzuwerfen, einen ſolchen Auftritt verurſacht zu haben. Vielmehr rief man ihm, um den böſen Geiſt zu bannen, und es pflegte ihm ohne Mühe zu gelingen. Als er ſie aber jetzt in dieſer athemloſen Ohnmacht knieen ſah, durch ſeine Schuld, war ihm einen Augenblick ſelbſt die Beſinnung gelähmt.

Er ſchlug ſich vor die Stirn und ſtöhnte tief auf. Dann bückte er ſich zu ihr herab, faßte ihre Hände, die eiskalt geworden waren, und ſah ihr dicht in die Augen. Ich bin's, Maria, ſagte er inſtändig; der Andree iſt's; ſieh mich an, höre mich, verzeih mir, ich bin ein Raſender, aber es iſt vorbei; laß auch du es gut ſein und verzeih mir's; du weißt nicht, wie mir iſt, ſonſt hätteſt du Mitleiden.

Mit ſeinen heißen Händen drückte er die ihrigen, und ebenfalls niedergekniet, dicht ihr gegenüber, wartete er mit leidenſchaftlicher Angſt, daß das Leben in ihren Zügen wieder aufglimmen möchte. Aber noch blieb die Starrheit mächtig über ihr, keine Wimper zuckte, kaum fühlte er einen Hauch aus ihrem Munde gehen, und die weitoffenen Augen ſchienen ihn durch und durch zu blicken, wie leere Luft. Da ſetzten mit tiefem Klang die Glocken der Pfarrkirche ein zum Vespergeläut und löſ'ten den Bann, langſam, aber wohlthätig. Sie ſeufzte ſchwer aus der Bruſt, die Augenlieder ſchloſſen ſich erſt, dann, als ſie ſich wider öffneten und die erwachende Seele ſich der Welt und ihrer ſelbſt beſann, quollen große Thränen hervor, und an ſeine Schulter gelehnt weinte ſie, ohne ein Wort hervorzubringen, die Erſchütterung aus.

Er hielt ſie, ebenſalls ſtumm, mit aufathmendem Herzen an ſich gedrückt und horchte auf den wogenden Ton des Geläuts, verworrene Gebete bei ſich ſelbſt herſagend. Als die Glocken ausgeklungen hatten, griff er nach dem Krug und reichte ihn ihr. Sie näherte ihm die Lippen, wie eine Kranke, die das Gefäß nicht ſelbſt zu halten ſich getraut, und trank einen langen Zug. Dann ſchloß ſie die Augen, ohne ſie zu trocknen, und ſchlief neben ihm ein, immer noch auf den Knieen und die Hände unbeweglich gefaltet.

Als er ſie nach einer Weile ruhig athmen hörte, hob er ſie auf und legte ſie bequem auf dem abhängigen Boden nieder, ſeine Jacke unter ihren Kopf ſchiebend, ohne daß ſie erwacht wäre. Er ſelbſt nach einem raſchen Umblick in ſeinem Revier, lagerte ſich neben ihr, den Kopf in die Hand geſtützt, und ſtarrte ihr in das ſchlafende Geſicht, das nun ganz friedlich wie aus heiteren Träumen lächelte. Wenn ein Blatt ſich bewegte und dann das Licht flüchtig auf ihrer Stirn ſpielte, ſeufzte ſie wohl noch leiſe nach. Aber ihr war wohl, während es in ihm von dunklen Schmerzen und ſchweren Entſchlüſſen gewaltſam gährte und jeder Blick in dieſe friedlichen Züge ihm neue Nahrung für ſeine Qualen eintrug.

Welch ein räthſelvolles Schickſal umgab dieſe Geſchwiſter? — Wir müſſen, um es aufzuhellen, um viele Jahre zurück, in eine Zeit, da die Mutter, die mit ſo ſeltſamer Feindſchaft zwiſchen ihnen ſtand, nicht viel älter war, als das blonde Kind, das dort oben unter den Reben ſchläft, freilich in allem Uebrigen ihr volles Widerſpiel. Die Großeltern der blonden Moidi beſaßen droben auf dem Küchelberg ein ſchlichtes Bauernhaus, das aber ſchön nach allen Seiten in die Thäler hinunter ſah, links ins Paſſeier, rechts ins Vintſchgau hinein, gradeaus über die Stadt Meran weg in die breite Niederung der Etſch bis zu den Bozner Bergen. Der alte Ingram hatte das Anweſen ſchon von Vorvätern ererbt, und die liebliche Lage war ihm freilich als Zugabe werth, mehr aber die ausgedehnten Weingüter, die ſich nach allen Seiten daranſchloſſen und ihm wohl zu Statten kamen, ſeine vielen Kinder zu ernähren. Von denen war die jüngſte, Maria, oder nach dem Landesausdruck „Moidi", ein wahres Sorgenkind, während von den übrigen im Guten oder Schlimmen nichts Sonderliches zu berichten wäre. Dieſe Jüngſte jedoch, nicht allein, daß ſie die häßlichſte war und eher einer Alraune, als einem Meraner Landkinde ähnlich, die meiſt ſauber und wohlgebildet heranwachſen, betrug ſich zudem von klein auf ſo ungehörig, daß ſie viel Schläge und wenig gute Worte von der Mutter erlebte, und auch der Vater, der ein mäßiger und am Hergebrachten hängender Mann war, ſich mehr und mehr dieſer Jüngſten zu ſchämen begann. Mit der Zeit hörten die Schläge auf, da es deutlich war, daß ſie das Uebel nur mehrten, und es ſich obenein nicht verkennen ließ, ſelbſt für ein Bauernauge, es ſei nicht Alles in Ordnung in dieſem armſeligen Kopf. Der Pfarrer hatte ſie zwar genau befragt und ihre Verkehrtheiten nur aus den verwilderten Trieben eines eitlen und ſchwachen Herzens herleiten wollen; und wirklich ließ ſich ihrem Verſtand, wenn man nicht ſorgfältig r zuſah, kein Sprung oder Sparren nachweiſen; denn ſie verſtand, ſobald man ſie katechiſirte, ſich klug zuſammenzunehmen und ſelbſt ihre offenbaren Narrheiten halb und halb zu beſchönigen. Von dieſen nun war die ärgſte eine ganz unzweckmäßige und mitleidswürdige Putzſucht, mit der ſie, wo ſie ging und ſtand, recht gefliſſentlich Aller Augen auf ihre ohnehin ſchon auffallende Häßlichkeit lenkte. Das trug ihr eine Menge der böſeſten Spottnamen ein, und die es am beſten mit ihr meinten, nannten ſie den „ſchwarzen Pfau", oder die „wüſte Moidi" ſchlechtweg. ihre eignen Brüder aber nur „die Schwarze"; denn ſie war nicht nur von ſehr dunkler Geſichtsfarbe und dichten buſchigen ſchwarzen Augenbrauen, ſondern auch ihr Haar krauſ'te ſich durch ein merkwürdiges Naturſpiel wie das der Negerinnen und ſträubte ſich beharrlich gegen Kamm und Flechtenbänder. Ob der König aus Mohrenland unter den heiligen Dreien auf einem Bilde, das die Mutter einmal in Bozen geſehen, dieſe befremdliche Spielart auf dem

Gewiſſen habe, wie Einige behaupteten, laſſen wir dahingeſtellt. Thatſache war, daß die „wüſte Moidi“, anſtatt ihr Schickſal mit leidlicher Miene zu ertragen, auf die lächerlichſten Mittel verfiel, ihm abzuhelfen und durch allerlei Putz und Tand, mit dem ſie ſich, ganz gegen den Brauch, behängte, ihre Perſon anſehnlicher und liebenswürdiger zu machen. Was ſie irgend an Geld zuſammenbringen konnte, nicht immer auf die redlichſte Weiſe, verwandte ſie eilig dazu, ſich bunte Bänder oder gemachte Blumen zu verſchaffen, mit denen ſie ihr wolliges Haar durchflocht und ſo, zum großen Aergerniß der Alten und Geſpött der Jungen, zuweilen ſelbſt am Sonntag in der Kirche erſchien, ungeachtet ihr die Mutter, ſo oft ſie ihr ſo begegnete, den Putz zornig abriß und ſie mit Hunger und Schlägen dafür büßen ließ.

Ein wenig beſſerte ſich dieſer traurige Hang, als ſie in die reiferen Jahre kam und ſich das Gefühl für den Spott der jungen Burſche in ihr ſchärfte. Zum Unglück aber löſ'te eine noch unheilvollere Thorheit jene erſte kindiſche ab, und ſie ließ ihr, freilich mit beſſerer Entſchuldigung, noch haltloſer den Zügel ſchießen. Sie warf nämlich ihre Augen unter den vielen Burſchen, die mit ihren Brüdern verkehrten, gerade auf den Schönſten, der ſie von früh an mit der unverhohlenſten Abneigung behandelt hatte. Das war an Leib und Seele ein Burſch vom guten alten Meraner Schlag, ein etwas träges Gemüth in einem ſtarken, herrlich gebildeten

Körper, ein eifriger Kirchgänger, kundiger Weinbauer, der wenig Worte machte und Gedanken nur für den Hausbedarf ſpann, am wenigſten aber mit unnützen Liebſchaften Zeit oder Geld verthat, da es überhaupt in dieſen romantiſchen Thälern im Punkte der Liebe und Ehe meiſt kaltblütiger und geſchäftsmäßiger zugeht, als flüchtige Reiſende ſich träumen laſſen. Damals, als die ſchwarze Moidi ſich in ihn vergaffte, lebte ſein Vater noch, der Alois Hirzer, der eines der alten Herrenſchlöſſer unterm Iſinger, auf einer Höhe über der Stadt frei gelegen, von dem verſchuldeten letzten Stammherrn gekauft hatte, um dort ſeine Weinbauernwirthſchaft mitten unter den feudalen Trümmern in großem Stile zu errichten. Außer dem Sohne, Joſeph, hatte er noch eine Tochter, die in Innsbruck bei einem Pathen feinere Erziehung genoß und ſich zur Lehrerin auszubilden dachte, als der Vater plötzlich das Zeitliche ſegnete, und der Bruder ſie nun heimkommen ließ, um ihm die neue Einrichtung zu erleichtern. Es war ein ſanftes, blaſſes, ſchönäugiges Mädchen, älter als der Joſeph, ihr Bruder. Deſſen Kameraden, von denen wohl Mancher ein Gelüſten trug, ſich ein Stück Burgland anzuheirathen, wagten ſich an die Anna nicht heran, die ihnen zu fein und leiſe war und bald faſt im Geruch der Heiligkeit ſtand, denn ſie war in allen Kirchen und allen Hütten der Kranken und Dürftigen zu finden und ging an keinem Kinde vorbei, ohne es auf den Arm zu nehmen, ihm ein Bildchen zu ſchenken oder ſeine Gebetlein herſagen zu laſſen. Der Bruder war ſehr wohl mit ihr zufrieden, da ſie ſein Haus, die Gemächer nämlich, die noch in wohnbarem Stande waren, geräuſchlos in Ordnung hielt. Er hatte ſich von je her aufs Beſte mit ihr vertragen. Da er ein guter und durch Herzenswallungen nicht leicht zu verwirrender Rechner war, ſchien es ihm zweckmäßig, daß ſeine Schweſter ledig blieb. Wenn er auf dem Balcon ſtand, der wie ein Schwalbenneſt an der grauen Burgmauer klebte, und in ſeiner Bauerntracht, der rothaufgeſchlagenen Lodenjoppe, den breiten, ſchwarzen Hut mit rother Schnur auf dem Kopf, die gebräunten Hände unter die geſchlitzten Hoſenträger geſteckt, hinausſah ins weite Land, verweilte ſein Blick mit Befriedigung auf den kleinen Kloſterthürmen, die hie und da ihr Kreuz aus dem Duft erhoben, und er gedachte gern daran, daß die früheren, adligen Burgherren dort ihre unverſorgten Söhne und Töchter untergebracht hatten. Es wäre ihm nicht ungelegen geweſen, wenn ſeine Schweſter ebenfalls vor den Gefahren und Anfechtungen der Welt eine beſchauliche Zuflucht geſucht hätte. Da ſie aber hiezu keine Luſt bezeigte, auch fürs Erſte noch im Hauſe nöthig war, nahm er einſtweilen mit dem Abglanz ihres Heiligenſcheins, der auch auf ihn herüberſtrahlte, vorlieb und war nicht wenig ſtolz, wenn geiſtliche Herren, der Schweſter wegen, fleißig auf Goyen vorſprachen und bei einem Glaſe rothen Weins über die Angelegenheiten der Kirche erbauliche Reden führten.

An ſeine eigene eheliche Zukunft dachte er nur gelegentlich, wenn von einer reichen Erbtochter einmal die Rede war, auch dann ohne hitzige und häßliche Habſucht, mit einem ſtillen Pflichtgefühl, daß es ihm wohl zukomme, das väterliche Gut durch einen ſchönen runden Zuwachs zu mehren. Da er, wie geſagt, einer der ſchmuckſten und ſtattlichſten Burſche der Gegend war, trug er die ruhige Zuverſicht mit ſich herum, daß es ihm gar nicht fehlen könne, wenn er überhaupt Ernſt mache. Auch nahm er Anfangs die unverhohlenen Gunſtbeweiſe der ſchwarzen Moidi nur mit einer würdevollen Geringſchätzung hin. Auf die Länge aber, als das Gerede lauter und ſtachliger wurde, als er ſich an keinem Markt, Kirchtag oder bei ſonſt einer öffentlichen Gelegenheit ſehen-laſſen konnte, ohne mit ſeiner Eroberung gehänſelt zu werden, ſtieg ihm der Aerger ernſtlich zu Kopf, und er hielt es für paſſend, durch die verächtlichſten Scherze ſich die zudringliche Liebeswerbung vom Halſe zu ſchaffen.

Manchem Andern wäre dieſelbe vielleicht mitleidswürdig erſchienen; denn ſie äußerte ſich nur in der rührenden Hartnäckigkeit, mit der die Augen des Mädchens, ſobald der Burſch ihr begegnete, wie durch eine Naturgewalt bezwungen an ſeinem regelmäßigen, roth und weißen Geſichte hingen und ihm überallhin folgten, unbekümmert um den Zorn, der ſtatt jedes Zeichens von Gegenliebe ſeine Züge verfinſterte. Selbſt in der Kirche, wenn er hinter ihr ſtand, wußte ſie's einzurichten, daß ſie wenigſtens das halbe Geſicht nach ihm umkehrte, und ſie ſchien dann ſo ſehr in ihre bewundernde Andacht verſunken, daß ſie alles Andere darüber vergaß. Wer die einfachen und kühlen Sitten des Volkes und die ehrbare Gleichgültigkeit, mit der die Geſchlechter ſich hier begegnen, bedenkt, wird das große Aergerniß begreifen, das ein ſolches Betragen erweckt. Auch waren die Meiſten ganz überzeugt, die Moidi ſei nur halb bei ihren Sinnen, und man müſſe ſie gewähren laſſen, da man ſie doch nicht füglich vom Kirchgang zurückhalten könne, ohne den böſen Geiſtern noch größere Macht über ſie einzuräumen. Die jungen Burſche aber dachten minder chriſtlich und hießen ſie einfach mannstoll, und da ſich auch die Mädchen von ihr zurückzogen, war die ſchon von der Natur Gezeichnete deſto auffallender, wenn ſie einſam und ohne Geſellin den Küchelberg herab in die Meſſe ging, mit den durchdringenden Augen weit voraus unter den verſammelten Männern am Kirchplatz nach ihrem Erkorenen ſuchend. Dann geſchah es wohl, beſonders nach der Vesper, wo ſchon der Wein in den Köpfen den Ton angab, daß einer der Hartherzigſten die ſchöne Paſſeirer Altjungfernklage zu ſingen anfing:

Was muß ich armes Madl anheben,
Daß ich grad' einmal bekomm' ein'n Mann?
Die Buben die thun kein Achtung mehr geben,
Vor mir lauft ein jeder davon.

Jetzt iſt mir nimmer wohl,
Weiß nit, was ich thun ſoll,
Daß ich halt nur grad' einen erlang'!

Und wenn der Refrain des Gelächters ein wenig verſchollen war, die zweite Strophe:

Fünfundzwanzig Mal bin ich ſchon kirchfahrten gangen,
Nüchtern, und han mir nicht z'eſſen getraut,
Han gemeint bei Gott die Gnad' zu erlangen,
Daß ich dies Jahr möcht' werden a Braut.
Jetzt — und iſt alles nichts;
Die Faſtnacht iſt auch ſchon für —
Ach, ich arme verlaſſene Haut!

Der Joſeph, wenn er ſich auch zu vornehm hielt, um mit einzuſtimmen, hörte doch mit ſichtbarer Befriedigung zu und hoffte, dieſes ſingende Gaſſenlaufen würde der armen Tollen die verliebten Grillen austreiben. Sie aber ſchien, ſobald ſie ihn nur ſah, ſo völlig taub zu ſein, daß ſie das Schimpflied weder hörte, noch ſich zu Gemüthe zog. Auch für die erbitterten Scheltreden ihrer Brüder war ſie ganz unempfindlich, erwiderte kein Wort, änderte aber um kein Haar ihr Betragen, und ſelbſt das ſcharfe Vermahnen des Pfarrers, dem etwas davon zu Ohren gekommen, vermochte ſo wenig über dieſen ſeltſamen Zuſtand, wie beim Eiſen das Abrathen hilft, wenn der Magnet ihm nahe kommt.

Da übernahm es endlich eine mitleidige unter den Mädchen, der Moidi den Kopf zurechtzuſetzen.

Sie hinterbrachte ihr — wahr oder zweckmäßig erfunden, wiſſen wir nicht —, daß der Hirzerſepp geſagt habe: Wenn's ihm drum zu thun wäre, ſchwarze Pudel in die Wiege zu bekommen, würde er die Moidi heirathen. — Die Predigt über dieſen kurzen und bündigen Text ſcheint eindringlich genug geweſen zu ſein. Denn ſeit dem Tage war „die Schwarze“ wie verwandelt, ließ ſich nirgend ſehen, ſtahl ſich vor Tagesgrauen in die Frühmeſſe, wo ſie im hinterſten Winkel der Kirche kniete, und wenn droben auf dem Berg ein Burſch ihr begegnete, wandte ſie das Geſicht ab und ſchwieg auf alle Anrede. Die Putzſucht war vollends verſchwunden. Das Schlechteſte und Gröbſte trug ſie am liebſten, und ihre krauſen Haare flogen, wochenlang ohne Pflege, ihr um die Schläfen, daß ſie faſt unheimlich anzuſchauen war und Niemand mit ihr zu thun haben mochte.

Im Uebrigen that ſie ihre harte Arbeit ohne Murren, und ſo waren die Eltern ganz wohl mit ihr zufrieden und ließen ſie in Allem gewähren. Der Winter ging ſo hin. Als im Frühling die Wieſen zu grünen anfingen, kam ſie eines Tages zum Vater und bat um ſeine Erlaubniß, auf eine Alpe ziehen zu dürfen, die höchſte und einſamſte im Paſſeier. Der Vater, der von Allen noch die klarſte Ahnung ihres unſeligen Gemüthszuſtandes hatte, willigte unbedenklich ein, und ſo war einen Sommer lang die ſchwarze Moidi völlig verſchollen.

Deſto heftiger erſtaunte alle Welt, als im Herbſt die Heerden von den Bergen heimkamen und das Gerücht mit ihnen ging: des alten Ingrant Tochter habe einen Buben mitgebracht, ein ſo ſauberes, blühweißes und roſenfarbenes Kind, als nur jemals ſich ohne Vater beholfen habe, mit ſchwarzen, aber gar nicht mohrenhaften Härlein, ein wahrer Staatsbub. Auch ſei die Moidi, trotz der Schande, ganz wohlvergnügt, habe die Schläge, mit denen die Mutter ſie empfangen, ohne Klage hingenommen, dem Vater aber auf das härteſte Verhör nicht beichten wollen, wer der Schuldige ſei. In dem Schuppen, wohin die Mutter ſie verſtoßen, damit ſie den Schimpf nicht vor Augen hätte, habe die Tochter ſich darauf, ſo gut es ging, einen warmen Winkel für ihr Kind zurechtgemacht und ſei Tag und Nacht nicht von ihm wegzubringen.

Wem dies Alles, zumal die gerühmte Schönheit des Knaben, unglaublich ſchien, der hatte am nächſten Sonntag Gelegenheit, ſich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen. Denn am hellen Tage kam die Vielgeſchmähte vom Küchelberg herab, das Kind wie im Triumph in den Armen in ihre beſten Linnen und Tücher gewickelt, und trug es mit herausforderndem Mutterſtolz zur Taufe. Wenn einer ſich ihr näherte und neugierig nach dem kleinen Weltwunder ſchielte, ſtand ſie ſogleich ſtill, ſchlug den alten Flor zurück, der das ſchlafende Geſichtlein bedeckte, und ſagte faſt ſpöttiſch: Gelt, möcht'ſt den ſchwarzen Pudel anſchauen? Da, es iſt nix Rares daran. Wo ſollt's auch herkommen? — und dann lachte ſie mit großer Selbſtgefälligkeit in ſich hinein, wenn der Beſchauer, von der Zierlichkeit des Kindes überraſcht, nichts zu ſagen wußte, und ſetzte noch hinzu: 's iſt halt nur ein ſchwarzer Pudel; man ſollt' ihn in die Paſſer werfen, das wär' das Geſcheidteſt'! — und lachte wieder auf eine ſo wunderliche Art, daß es ſchien, als habe der Mutterſegen ihren armen Verſtand nicht eben verbeſſert.

Selten wohl iſt eine Taufe in Meran unter ſo großem Zulauf von Statten gegangen. Als aber der Pfarrer nach dem Taufpathen fragte, fand es ſich, daß die Moidi dieſen wichtigen Punkt gänzlich überſehen hatte. Niemand meldete ſich auf die Frage, wer etwa in der verſammelten Gemeinde dem Kinde dieſen Liebesdienſt erweiſen wolle; denn es drängte ſich Keiner zu einem näheren Verhältniß mit der Mutter, und die Großeltern, der Schande auszuweichen, waren ein paar Stunden weit weg nach Lana zur Kirche gegangen. Da erhob ſich endlich die zu allen Opfern der Nächſtenliebe Bereite, die Tochter des alten Hirzer, die im vorderſten Kirchenſtuhl kniete, trat an den Taufſtein heran und nahm der Moidi das Kind aus den Armen. Dieſe Löſung des bedenklichen Knotens erſchien Allen als die einfachſte, da die Hirzers-Anna mit dem überfließenden Gnadenſchatz ihres frommen Wandels der armen Sünderin am füglichſten zu Hülfe kommen konnte. Und ſo wurde der Knabe, weil der Meßner, ebenfalls aushelfend, ſeinen Namen hergab, Andree getauft und mit großem Gefolge von der glückſtrahlenden Mutter wieder durch die Stadt getragen, hinauf in den elenden Schuppen, wo er in der Nachbarſchaft der Hausthiere ſeine erſten Blicke in die Welt thun ſollte.

Es dauerte nicht lange, ſo ſprach kein Menſch mehr von dieſen immerhin denkwürdigen Ereigniſſen, zumal da die Moidi ſich nirgends ſehen ließ, nur für das Kind lebte und all ihre früheren Narrheiten in die eine Leidenſchaft der zärtlichſten Affenliebe verſammelt zu haben ſchien. Denn wie früher ihre eigene Perſon, ſo putzte und behing ſie jetzt den kleinen Andree mit Allem, was ihr irgend dazu dienlich ſchien. Man konnte ſie droben auf einem ſchattigen Fleck ſtundenlang ſitzen ſehen, Kränze windend für das Kind und aus alten bunten Seidentüchern ſeltſame Kleider für ihn zurechtſtoppelnd, mit denen ſie ihn wie eine Puppe ausſchmückte und ſtolz jedem Vorübergehenden zeigte. Da dies Treiben zwar auffallend, aber doch unſchuldig war, ließ man ſie gewähren. Nur der Joſeph Hirzer legte den größten Abſcheu gegen ſie an den Tag und verbot der Anna aufs Strengſte, mit ihrem Pathenkinde irgend welchen Verkehr zu pflegen.

Die Moidi ſchien wenig danach zu fragen. Als ein Jahr darauf ihr einſt ſo ſchmerzlich Geliebter ſich mit einer ſteinreichen Bauerntochter aus Algund verheirathete, blieb ſie ganz kalt und gab nicht das geringſte Zeichen von Herzweh. Die ganze Vergangenheit bis zur Stunde, wo der Knabe auf die Welt kam, war aus ihrem Gedächtniſſe wie weggewiſcht, und auch von dem geheimnißvollen namenloſen Vater ſprach ſie nie, ſchien auch keinen Verſuch zu machen, ihm Kunde von ſich und dem Kinde zu geben.

Da geſchah es, daß erſt ihre Eltern und dann die Brüder, Einer nach dem Andern, im Lauf eines Jahres hingerafft wurden von einer Seuche, die viele Opfer in dieſen Thälern forderte. Nun war auf Einen Schlag das Schickſal der ſchwarzen Moidi verwandelt. Denn wenn ſie bei Lebzeiten der Geſchwiſter zwar immerhin keine Armuth zu fürchten hatte, ſo war ſie jetzt durch den Alleinbeſitz des Hauſes und der anſehnlichen Weingüter zu einer reichen Partie geworden; Schade nur, daß die Mitgift ihrer dunklen Haut und der noch dunkleren erſten Liebſchaft manchen Wähleriſchen abſchrecken mußte.

Aber der praktiſche Trieb, der hier im Volke mächtig iſt, kam ihr dennoch zu Hülfe; ja ſie hatte nicht einmal nöthig, bei dem Freier, der ſich ihr antrug, auch ihrerſeits ein Auge zuzudrücken. Es war ein ganz ſchmucker Bauernſohn aus dem Dorfe Tirol, das unſern der berühmten Veſte gleichen Namens am Ende des Küchelberges liegt, wo die Wand der Muttſpitze ſteil in die Höhe ſteigt. Sein Vater hatte ihm zugeredet, und obwohl der Sohn nicht von den ſchnellſten Begriffen war, ſo war doch die ganze wichtige Sache mit wenigen Worten ins Reine gebracht.

So auch bei der Moidi. Sie ſchien es ganz in der Ordnung zu finden, daß auch ſie jetzt, trotz allem Vorangegangenen, an die Reihe kam. Sie ſcherzte während der Werbung mit dem kleinen Andree, der ſchon im vierten Jahre war und den fremden Burſchen mit ſcheuen und trotzigen Augen betrachtete. Als aber dieſer, wie ihm ſeine Mutter gerathen hatte, eine große Düte mit Zuckerwerk aus der Taſche zog und dem Kinde reichte, war das letzte Bedenken der Moidi beſiegt. Zwar bei einem Vergleich mit dem Hirzer-Joſeph mußte des Wolfhart's Franz den Kürzeren ziehen. Sein flaches, rundes, behagliches Geſicht, mit weißblonden Haaren eingerahmt, erinnerte ſtark an die Madonnenbilder, die, wie durch die Schablone gemalt, an Häuſern, Thorwegen und vollends in den Kirchen zahlreich begegnen. Aber die Moidi beſaß Schwarz genug, um in ſeine übermäßige Helle Schatten zu werfen, und ſchien nicht zum Wenigſten gerade durch die Werbung des Blonden ſich geehrt zu fühlen. Nach dem raſchen, durchaus geſchäftsmäßigen Gang, den dieſe Dinge hier nehmen, zog der Franz ſchon vier Wochen ſpäter als junger Ehemann in das Haus ſeiner Neuvermählten auf dem Küchelberg, und damit war zum zweiten Mal das wieder erwachte Gerede über die Schickſale der ſchwarzen Moidi verſtummt und verſchallt.

Nicht für allzu lange Zeit. Ueber Jahr und Tag entſproß dieſer Ehe ein Mädchen, das nicht minder, als damals der kleine Andree, den theilnehmenden Nachbarn zu reden gab. Es war das leibhaftige Ebenbild des Vaters, ſchön weiß und roth, mit ſchlichtem blondem Haar, der Mutter in keinem Zuge ähnlich, als daß ſich früh Anwandlungen einer phantaſtiſchen Gemüthsart, einer leicht beweglichen Einbildungskraft und weiblicher Eitelkeit an ihr zeigten, nur weniger ausſchweifend, als bei der Mutter, und durch die große Anmuth ihrer kleinen Perſon ins Liebenswürdige gemildert, aber immerhin gefährlich, da es dem Kinde an einer feſten Hand fehlte, die ſeinen Leichtſinn gezügelt und die ſchönen Wucherblumen aus der jungen Seele ſorgſam ausgereutet hätte.

Denn kaum konnte die kleine Maria die erſten kindiſchen Schmeichelkünſte ſpielen laſſen, ſo ſtahl ſie der Mutter das Herz ſo vollſtändig, daß ſie dem älteren Bruder ſelbſt das Pflichttheil der Barmherzigkeit mit entwendete. Er, der früher der Abgott ſeiner Mutter geweſen, war nun auf einmal nicht allein ihrer Gleichgültigkeit, ſondern einer entſchiedenen Abneigung, die ſich mit den Jahren zu offenem Haſſe ſteigerte, wehrlos preisgegeben. Es half nicht viel, daß der gutmüthige Pflegevater ſich des Knaben annahm. Ja ſelbſt, als die kleine Schweſter heranwuchs und ſich mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit an den Bruder anſchloß, vermochte ſie, die ſonſt Alles durchſetzte, den

Widergeiſt der Mutter nicht zu bezähmen. Vielmehr ſchien gerade ihre Fürſprache den unnatürlichen Haß zu ſchüren, da ſich nun eine Art von Eiferſucht hinzugeſellte, eine harte und böſe Mißgunſt auf die liebliche Vertraulichkeit, mit der die Kleine dem plötzlich Verſtoßenen begegnete.

So viel freilich war durch das Dazwiſchenſtehen der kleinen Maria dem armen Knaben gewonnen, daß er vor leiblicher Mißhandlung geſchützt wurde. Denn das erſte Mal, wo ſich die entartete Mutter an ihrem einſtigen Liebling thätlich vergriff, war auch das letzte. Damals zuerſt wurde die Kleine von jenem ſeltſamen Nervenkrampf befallen, von dem wir im Beginn unſerer Erzählung ein Beiſpiel erlebt haben. Zum Glück war der Vater zu Hauſe, um die widerſinnigen Heilverſuche zu hindern, mit denen die erſchrockene Mutter auf das Kind einſtürmte. Es gelang dem Bruder, durch ſanftes Streichen mit ſeinen zitternden Händen die Starrheit zu bezwingen, bis ihm das Kind ſchluchzend um den Hals fiel und endlich ſchlafend von ihm in die Bettkammer getragen werden konnte.

Seit dieſem Vorfall, dem bei anderen jähen Anläſſen ähnliche folgten, erhob die alte Moidi bis zu jenem verhängnißvollen Tage der Trennung nicht wieder die Hand gegen den Sohn. Ihre Abneigung wurde aber nur finſterer und gewaltſamer, weil ſie nicht mehr in heftigen Scenen ſich Luft zu machen wagte. Sie ſchien das Daſein des Knaben völlig verläugnen zu wollen, um ſich einzig dem Mädchen zu widmen. Für dieſe war ſie unermüdlich, Aerzte und Kräuterweiber zu Rath zu ziehen, Wallfahrten zu machen, Meſſen leſen zu laſſen und durch die ſchrankenloſeſte Nachgiebigkeit ihr womöglich jeden Anſtoß aus dem Wege zu räumen. Der ſchwache und weichmüthige Vater ließ Alles geſchehen. Es war ihm nicht wohl in ſeinem Hauſe. Aber die Stadt lag ja ſo nahe zu ſeinen Füßen, daß er die grünen Büſche vor den Schenkenthüren bis herauf winken ſah. So heiligte er gewiſſenhaft die zahlreichen Bauernfeiertage, von denen der Tiroliſche Kalender über und über roth wird, und erzählte Jedem, der es hören wollte, mit ahnenſtolzer Gemüthsruhe, daß drei aus ſeiner Familie in den letzten funfzig Jahren am Delirium geſtorben ſeien, was nicht die ſchlimmſte Todesart ſei.

Seinem Weibe war er längſt gleichgültig. Sie liebte Niemand auf der Welt, als das blonde Kind. Auch wurde ſie dem Verkehr mit Nachbarn und Verwandten mehr und mehr entfremdet, da ihre unnatürlichen Schrullen den Leuten vollends ein Grauen erweckten. Das Haus lag einſam auf dem nackten Felsgrunde, ganz abſeits von der Straße, die ſich um den Küchelberg hinauf nach Dorf Tirol windet. Niemand ſprach im Vorübergehen an; zu Niemand ging ſie; in der Kirche, die ſie vor Tage beſuchte, blieb der Platz neben ihr leer.

Es war unter ſolchen Umſtänden nicht zu verwundern, daß der Joſeph Hirzer jede Annäherung an die Moidi und ihr Haus von Jahr zu Jahr ſtandhafter vermied, ſeiner Schweſter unerbittlich den Weg abſchnitt, wenn ihr Gewiſſen ſie antrieb, ſich nach ihrem Taufpathen umzuſehen, und ſeinen eigenen Kindern, die mit Andree und der blonden Moidi in der Schule zuſammentrafen, aufs Strengſte verbot, zu Hauſe von ihnen zu erzählen. Er ſelbſt war in allen Stücken mächtig emporgekommen, galt für einen der wackerſten Haushälter, eifrigſten Weinzüchter und rechtſchaffenſten Ehrenmänner, während ſeine Schweſter in gleicher Weiſe zunahm an Gnade bei Gott und den Menſchen, zumal ſie ihr ganzes Vermögen im Teſtament an Klöſter und Kirchen vermacht hatte, wofür die Prieſter ihr verhießen, daß ſie unfehlbar „von Mund auf in den Himmel kommen würde.“ Ihr Bruder hatte da wohl nicht einreden dürfen. Sein Sohn und die drei ſtattlichen Töchter waren auch ohne jede Erbſchaft von der Tante hinlänglich verſorgt durch die blühenden weiten Güter beider Eltern. Und als ihre Mutter, die Erbin von Algund, noch in guten Jahren ſtarb, trat die Tante Anna an ihre Stelle und ſorgte durch liebevolle Pflege dafür, daß ihres Bruders Kinder auch ohne jedes klingende Vermächtniß ſie in gutem Andenken behalten mußten.

Die Kinder aber, obwohl ſie den Vater fürchteten, konnten ihm doch nicht ſo blindlings gehorchen, daß ſie auch in der Schule zu Meran dem Andree und ſeiner Schweſter ausgewichen wären. Moidi, mit ihrem leichten, lachluſtigen Sinn, kam ihnen, wie Allen, die ſich ihr freundlich zeigten, ganz ungebunden entgegen; Andree duldete ſie wenigſtens, da er von der Tante Anna, ſeiner Pathe, wußte, daß ſie ſo heilig ſei und nur der Mutter wegen ſich nicht um ihn bekümmern dürfe. Im Uebrigen war er ein ſchweigſamer, ſinnender, leicht aufbrauſender Knabe, der am liebſten ſein Weſen für ſich hatte und früh eine ganz befremdliche Eiferſucht auf die Schweſter an den Tag legte. Es war ihm am wohlſten an Feiertagen, wenn ſie droben in der luſtigen Einſamkeit ohne fremde Kinder den ganzen Tag beiſammen blieben und die Kleine ſich für Niemand putzte, als für ihn allein. Sie hatten unter einem überhangenden Felsſtück, wo wilde Beeren in Fülle wuchſen und die rauhe Wand dicht mit Epheu verkleidet war, ihre Einſiedelei errichtet, mit vielen wichtig behüteten und nur von den Eidechſen ausgeſpürten Verſtecken für ihre kindiſchen Siebenſachen. Im Hochſommer, wenn das Rebenlaub bis an den Fuß ihres Schlupfwinkels wucherte, ſaßen ſie da halbe Tage lang, und die Kleine reihte unermüdlich mit ſpitzer Nadel die blanken gelben Maiskörner auf lange Fäden, woraus ein luſtiges Geſchmeide entſtand. Waren die Ketten fertig, ſo kniete der Bruder vor Moidi hin und ſchlang ihr den Schmuck in künſtlichen Ringen um Stirne, Hals und Arme. Dabei hatten ſie allerlei confuſe, andächtige Vorſtellungen, und die Geſchmückte fühlte eine dunkle Wonne, ſich angeſchaut und bewundert zu wiſſen, wohl gar etwas vom Heiligenſchein um ihren thörichten Kindskopf zu tragen. Der Bub war noch feierlicher, und wehe dem, der in ſolchem Augenblick dazu gekommen wäre und ſeine Huldigung geſtört hätte. Der Schweſter ſelbſt nahm er es jedes Mal übel, wenn ſie plötzlich zu lachen anfing und aus Uebermuth und Langerweile die gelben Kettchen zerriß, daß die Körner eilfertig den Berg hinabrollten, und ſie ſich nach einem andern Spiel umſehen mußten.

Die erſten Jahre ließ ſie die Mutter bei all ihren Heimlichkeiten und vertrauten Schleich- und Schlupfwegen ungeſtört. Als aber der Andree größer wurde und mit ſeinem ſcharfen Auge und ſeinen fragenden Mienen immer verwunderter und vorwurfsvoller ihrem Haß gegenüberſtand, ſuchte ſie ihn der Kleinen durch allerlei böſe Reden und ſchwarze Verdächtigungen zu verleiden und ergriff jede Gelegenheit, die Kinder zu trennen, mit gehäſſiger Schadenfreude. Sie lag ihrem Mann ſogar an, den unnützen Buben, der doch keine Luſt am Arbeiten habe, zu dem Zehnuhrmeſſer zu thun, daß der ihm Unterricht gebe und einen Geiſtlichen aus ihm mache. Da der Knabe einen aufgeweckten Verſtand und großen Lerneifer in der Schule gezeigt hatte, leuchtete der Plan beiden Männern ein, und Andree zog in die Stadt hinunter zu dem geiſtlichen Herrn. Er war ſehr ſtill und traurig beim Abſchiede von der Kleinen, die aber lachte und von der Trennung nichts begriff. — Der Hülfsprieſter wohnte unten in der langen Laubengaſſe Meran's, die ihren Namen hat von den zwei Reihen ſteinerner Arkaden, in welche die Sonne keinen Zugang findet. Die ſchmalen Häuſer mit winkligen engen Höfen und düſteren Treppenfluren, meiſt uralt und die wenigſten ſauber gehalten, haben eine beträchtliche Tiefe, und an die Hintergebäude ſtoßen nach Norden zu weite Weingärten, bis an den Fuß des Küchelberges, nach Süden öffnen ſie ſich gegen die Stadtmauer. Hier ſind hellere Räume, und man blickt aus den Fenſtern auf die Waſſermauer und über den Fluß hinweg ins breite Etſchthal hinaus. Auch das beſcheidene Quartier des Hülfsprieſters genoß dieſen Vorzug. Aber der Knabe, an die freie Luft oben auf der Höhe gewöhnt, ſchien ſich dennoch ein Gefangener. Ja, er hätte wohl gern ſeine ſonnige Dachkammer mit einem finſteren Nordfenſterchen vertauſcht, von dem aus er den Berg und die kleine Felshöhle oben über den letzten Reben, den Ort ſeiner Kinderſpiele, hätte ſehen können. Er verſtummte noch mehr, als ſonſt, trotz alles Zuredens ſeines freundlichen Lehrmeiſters. Das Lernen war ihm plötzlich verleidet; er aß wenig und ſchlief ſchlecht, ſo daß er in vier Wochen blaß und hohläugig wurde. Und eines Tags kam er zu ſeinem Lehrer und erklärte ihm, er werde ſterben, wenn man ihn länger in der Stadt halte. Den Namen ſeiner Schweſter hatte er nie genannt. Aber es war dem mitleidigen Seelſorger klar, daß ihn ein brennendes Heimweh nach ihr nage, und beſtürzt übernahm er es, der Mutter die Nothwendigkeit der Rückkehr des Knaben vorzuſtellen. Die Alte wüthete und ſchalt und wollte nichts davon hören. Am Abend desſelben Tages aber klopfte der Knabe droben in der Hütte wieder an, und nach einem leidenſchaftlichen Auftritt, der wieder mit einem Krampfanfall der kleinen Marie endigte, ergab ſich die Mutter in das Unabänderliche, unter der Bedingung, daß der entlaufene Student dem Vater Knechtsdienſte thun und ſein Lager in einem Winkel des Schuppens hinter dem Hauſe aufſchlagen mußte.

Die Kleine war ſehr glücklich, ihn wieder zu haben, und er ſelbſt ſchien um dieſen Preis keine Entbehrung und Zurückſetzung zu hart zu finden. Er war nun anſtellig zu Allem, was ihm der Pflegevater auftrug, arbeitete in den Weinbergen, ließ ſich willig über Land ſchicken und ſah die Mutter nur bei den Mahlzeiten, wo zwiſchen Beiden nie ein Wort gewechſelt wurde. Da er kein Geld erhielt und an Kleidern nur das Nothdürftigſte, blieb er von den anderen Burſchen ſeines Alters, von Schenken und Kegelbahnen ein für alle Mal weg und ſchien nichts daran zu entbehren. Denn an den Feiertagen pflegte er mit der Schweſter nach wie vor lange Stunden hindurch zuſammenzuſitzen, und obwohl Beide heranwuchſen, er ein kräftiger Jüngling wurde und ſie längſt den Burſchen ein Ziel mancher zaghafteren oder dreiſteren Werbung, war ihr Verkehr doch noch ein kindiſcher, ihr Geſpräch ein thörichtes Geplauder. Sie that, was ſie nur wußte und konnte, ſein hartes Leben zu erleichtern, brachte ihm von Allem, was ſie etwa an guten Biſſen von der Mutter erhielt, oder, da ſie näſchig war, ſich in der Stadt kaufte, ſeinen brüderlichen Antheil, und wenn er Jenes verſchmähte, nahm er doch ihre eigenen Gaben mit ſichtbarer Freude. Oft nach einem ſchweren Arbeitstag, beſonders in der Zeit der Leſe, wenn die Sonntagsſonne in ſeinem fenſterloſen Schuppen ihn nicht zu wecken vermochte, ſchlich ſie zu ihm hinein und ſaß im Dunkeln neben ſeiner Streu, die nur durch ein ſchlechtes Laken und eine Pferdedecke zu einem Bette wurde. Sie hatte ihren Spaß, wenn er im Dunkeln nicht begriff, daß ſie bei ihm war, und ihre Hand, die ihm in den Haaren zauſ'te, ſchlaftrunken abzuwehren ſuchte, als komme ihm etwa eine Feldmaus zu nahe. Wachte er dann auf, ſo hörte er ihr helles Lachen neben ſich und lag nun wohl noch eine Weile in verſtelltem Schlaf, um ihre Neckereien länger zu erleiden. Sie that es nicht anders, als daß er ſie zur Kirche begleiten mußte, wo er dann von den Burſchen, die ſich ihr näherten und die ſie zu verſcheuchen gar keine Luſt bezeigte, manchen eiferſüchtigen Stich ins Herz empfing. Hier begegnete er auch oft ſeiner Pathin, der Tante Anna, und hätte ſich ihr, da ſie ihn ſtets mit einem ſtillen und freundlichen Auge grüßte, gern genähert. Aber der Joſeph Hirzer, der dann Wache hielt, ließ durch ſein ſtarres Anblicken deutlich erkennen, daß er ſich jede Annäherung des vaterloſen Burſchen verbitte. Und ſo blieb es auch zwiſchen deſſen Kindern bei einem gelegentlichen Gruß, obwohl die Moidi öfters dem Bruder mit Lachen erzählte, daß die Roſina, des Hirzers jüngſte Tochter, die nach der Verheirathung ihrer beiden Schweſtern noch allein im Hauſe blieb, wieder ſo einen langen Blick nach ihm gethan habe und ſicherlich in ihn verliebt ſei.

Jedesmal, wenn hiervon die Rede zwiſchen ihnen kam, oder eine Hochzeit das Tagesgeſpräch war, wurde der Jüngling doppelt nachdenklich und brach eilig ab. Ihm ſelbſt ſchienen alle Mädchen eher unbequem und alle Liebesſcherzreden ein Abſcheu zu ſein. Ob er darüber nachdachte, jemals ein eignes Hausweſen zu gründen, war nicht zu enträthſeln. Aber mit einem ſeltſamen Ausdruck tiefer Angſt ſah er der Schweſter ins Geſicht, ſo oft deren leichtſinnige Gedanken bei ihrer Zukunft verweilten und eine Trennung von ihm ihr als eine Möglichkeit erſchien, die doch wohl zu verwinden wäre. Du biſt ein Kind, ſagte er dann. Wer darf dich heirathen? Die Männer ſind alle ſchlecht, und Ehſtand iſt Wehſtand. Du ſollſt bei mir bleiben, ich will ſchon für dich ſchaffen und dir ein gutes Leben machen. Was ſchwatzeſt du von Anderen? Eh mir einer gut genug iſt für dich, muß die Paſſer den Iſinger hinaufſteßen.

Sie lachte zu ſolchen Reden und ließ ſie ſich gefallen, weil ſie ihr ſchmeichelten. Auch ſchien keine ernſte Neigung in ihrem leichten Sinn wurzeln zu können. Die Mutter that das Ihrige, Freier, die ſich von ferne blicken ließen, zurückzuſchrecken. Und ſo blieb durch viele Jahre droben auf dem Küchelberg die wunderliche Geſellſchaft beiſammen, und keine Aenderung war abzuſehen.

Da erlag eines Tages der Mann dem Einfluße jenes Sterns, der ſchon ſeinen würdigen Vorfahren zu Grabe geleuchtet hatte. Er ſtarb im Säuferwahnſinn. Von dem Tage an war das eifrigſte Beſtreben der Wittwe darauf gerichtet, den Sohn aus dem Hauſe zu ſchaffen. Eine nähere Schilderung jenes böſen wilden Auftrittes, der ihr zum Ziele verhalf, wird uns gern erlaſſen werden. Die Geſchwiſter trennten ſich; die blonde Moidi hatte keinen Muth, dem Bruder zuzureden, ſich einer zweiten Mißhandlung auszuſetzen. Geh nur, ſagte ſie. Es iſt beſſer ſo. Ich verlaß' dich ſchon nicht. Du weißt ja, ich mach' mit ihr, was ich will, und wenn ſie mir das Thürl verſperrt, ſpring' ich zum Fenſter hinaus und lauf' zu dir.

Auch hielt ſie Wort. Aber was half's ihm, daß keine Woche verging, wo ſie ihn nicht aufſuchte, ungerechnet ihr Wiederſehen an den Sonntagen? Täglich, ſtündlich war er ihre Nähe gewohnt geweſen. Jenes kindiſche Heimweh, das ihn vom Zehnuhrmeſſer fortgetrieben hatte, wuchs ihm oft genug, wenn er nach heißer Arbeit unter den Kaſtanienzweigen ſaß, ſo unbezwinglich über den Kopf, daß er den ſchroffen Abhang des Berges dicht über dem Dorfe Gratſch hinanſtürmte, um nur vor Schlafengehen noch das Dach des Häuschens zu ſehen, oder gar Etwas, das dem Mädchen ſelber glich. Auch geſchah es mehr als Einmal, zumal an Feiertagen, wenn ſie an den verabredeten Ort nicht kam, daß er in fiebernder Eiferſucht die Wege nach ihrem Hauſe bewachte, ob etwa ein Beſuch ſie zurückhalte. Er lag dann förmlich im Hinterhalt. Kam ein Burſch vorbei, bergab ſchreitend, ſo ſtellte er ſich ſchlafend, um ſeine Mienen auszukundſchaften. Ihm war unſelig dabei zu Muth. Eine Ahnung dämmerte in ihm auf, dies Alles ſei nicht recht und löblich. Warum gönnte er der Schweſter nicht, was allen Mädchen zukam, Freiheit in Wünſchen und Neigungen? Mit heißer Angſt jagte er dieſe Gedanken von dannen, die immer zudringlicher zurückkamen. Freilich, ihr Vater war nicht der ſeine. Aber waren ſie darum weniger Geſchwiſter?

Oft genug kam es ihm auch, daß er fort müſſe, daß es ihm draußen leichter ums Herz werden würde. Was ſtand ihm auch im Wege? Was hielt ihn? Hier nicht beſſer, als in der weiten Welt, mußte er ſich hart durchs Leben ſchlagen. Und wer weiß, er konnte wohl ſeinen Vater draußen antreffen; es war in aller Weiſe das Rathſamſte, die Luft zu verändern. Wenn er nur zum erſten Schritt die Kraft erſchwungen hätte!

Von Neuem wälzte er dieſe Gedanken, als er heut unter den Reben bei der Schlafenden ſaß und das Spiel des Sonnenſtrahls auf ihrer Stirn bewachte. Die Erſchütterung, von der ſie nun erquicklich und erinnerungslos ausruhte, zitterte ihm noch durch alle Adern, und der Anblick ihrer unſchuldigen Ruhe mehrte nur ſeine Verwirrung. Er ſuchte in ſich nach dem Muth, jetzt ein feierliches Gelübde zu thun, das ihn fortriebe von hier, wo die natürlichſten Bande ſich ſo unheilvoll verſtrickt hatten. Neben ihr begriff er nur zu gut, wie nöthig es ſei, zu fliehen. Aber wenn er dann wieder allein war, fühlte er, daß es unmöglich ſei.

Er rührte die Schlafende nicht an, er hatte ſeit ſeinen Kinderjahren nicht mehr gewagt, ihren rothen lachluſtigen Mund zu küſſen. Aber die Scheu, mit der er ſie betrachtete, war mit einer dumpfen, leidenſchaftlichen Qual gemiſcht, und ihr leichter Athem, der ſein Geſicht ſtreifte, trieb ihm das Blut heftig zum Herzen.

Es ward ſchon abendlicher draußen, denn der Marlinger Berg im Weſten verbirgt die Sonne früh. Die Schläferin ermunterte ſich jetzt, richtete ſich im Graſe auf und ſah mit großen Augen umher. Als ſie den Bruder neben ſich erblickte, lachte ſie ihn freundlich an. Wie lange hab' ich geſchlafen? ſagte ſie verwundert. Wie kam es denn, daß ich mich hier niedergelegt hab'?

Es war heiß, ſagte er. Nun aber geh nach Haus, Moidi. Ich muß drüben nachſchauen, ob Alles in Ordnung iſt.

Sie ſtand auf und gab ihm die Hand. Gute Nacht, Andree, ſagte ſie haſtig, denn eine Erinnerung an das Vorgefallene ſtieg dunkel in ihr auf. Uebermorgen iſt Sonntag. Du kommſt doch in die Kirche?

Nein, Moidi. Du weißt ja, daß ich auf dem Poſten bleiben muß, ſo lang ich den Saltner mache.

Es iſt wahr, erwiderte ſie nachdenklich. Ich komm' aber ſchon wieder zu dir. Gute Nacht!

Er kämpfte mit ſich, ob er ſie bitten ſolle, nicht mehr zu kommen. Aber ehe er ſich entſchließen konnte, war ſie ſchon auf und davon. Am Ausgang der Laube ſtand er und ſah ihr nach, wie ſie behende das ſteile Treppchen hinanſtieg. Der lange hundertfaltige Rock bewegte ſich zierlich um ihre Knöchel, bei jedem Schritt wie ein Fächer die Falten öffnend und wieder zuſammenſchlagend. Von oben winkte ſie noch einmal zurück mit der Hand. Er grüßte nicht hinauf; das Geländer zitterte, an dem er angelehnt ſtand, und ein Seufzer, den er lange verhalten hatte, befreite ihm doch nicht ſeine beklommene Bruſt.

In dieſem Augenblick hörte er einen raſchen Männerſchritt von unten heraufkommen und erkannte einen ſeiner Kameraden, einen langbärtigen ſtarken Burſchen, ebenfalls mit dem Trutzhut ausgerüſtet, ſtatt der Hellebarde eine große Fichtenkeule in der rauhen Fauſt, deren wuchtiges Ende er luſtig winkend ſchwang. Andree! ſagte er, als er ihm nahe genug war, wie iſt's auf die Nacht? Soll ich mit dir wachen? Du haſt mit dem Welſchen zu thun gehabt, hab's wohl gemerkt. Und ſei gewiß, er ſchenkt dir's nicht und bringt auch wohl Verſtärkung mit. Schau', da hab' ich was, um den Hunden den Spaß zu verſalzen! — und er zog aus der Bruſttaſche ſeiner Lederjoppe eine kleine Piſtole, und ließ den Hahn knacken.

Ich dank', Köbele, erwiderte Andree. Der Welſche iſt feige wie die Sünde. Allein kommt er einmal nicht, und wenn's ein ganzer Haufen iſt, ſind wir Zwei doch zu ſchwach gegen ſie. Ich gebe dann das Zeichen, und du magſt's den Andern ſagen, daß ſie fein aufpaſſen. Das Ding da — er wies auf die Taſchenpiſtole — laß aber in Frieden. Bei der Dunkelheit hat's keinen Schick, und du verpuffſt bloß das Kraut. Faſſen wir einen, ſo taugt ihm die Jacke voll Schläge beſſer, als ſo ein Loch in der Haut, das er nachher vorweiſen kann gegen uns.

Wie du meinſt, gab der Burſch zur Antwort. Es iſt halt nur auf alle Fälle. Ich wollt' aber, ſie kämen. Sie haben eine ſchöne Rechnung bei mir auf der Kerbe, und der Hans iſt auch ganz fuchtig auf die Halunken. Einmal müſſen wir's ihnen eintränken.

Andree ſchwieg, und der Bärtige ſtieg mit einem kurzen Gruß wieder hinab. Man war ſchon gewohnt, den Verſchloſſenen gewähren zu laſſen und ſich ihm nicht aufzudrängen.

Nun war die Sonne hinter den Berg gegangen, aber noch Stunden währte es, bis die Nacht die Herrſchaft gewann. Denn zur Rechten hoch aus dem Vintſchgau zuſtrömend und drüben bis an den Gürtel des Iſinger hinab waltete noch die Tageshelle, und ein bläulicher Duft wölkte ſich über dem Fluſſe hin, hie und da von einem Sonnenſtreifen durchſchoſſen, der hinter der Bergwand ſich in die Thäler hereinſtahl. Die Hirten trieben unten in den Wieſen ihre Heerden zuſammen, und alle Wege zu den Dörfern hinauf belebten ſich mit ſchönen falben Kühen, die über Tag an den Bächen unten geweidet hatten. Im Süden aber die Trientiner Berge und die ſchöne, kühn hereinblickende Mendelſpitz verſchleierten ſich unter den feuchten Dünſten, die der Scirocco ins Thal heraufwehte.

Spät erſt kam ein ſchmales Stück des Mondes hervor, warf einen unſicheren Blick in die ſtille Tiefe und verſchwand alsbald hinter der ſchweren Feuchte, die ſich träge an den Bergen hintrieb. Das letzte Geräuſch in der Stadt, wo der Feierabend frühzeitig eintritt, das letzte Geläut von den Thürmen hüben und drüben verklang. Nur die raſchen Bergwäſſer rauſchten, und von ferne ſummte der Südwind daher, trieb den Staub am Wege in leichten Wirbeln auf und raſchelte durch die Blätter des vergangenen Herbſtes. Auch das ward ſtill, als es gegen eilf Uhr ging, und nun hing die regungsloſe ſchwarze Nacht, ohne Sterne, ohne einen Hauch, feucht und warm über der Erde und goß ihren Schlafthau auf die tauſend Augen.

Die Weinhüter ſchliefen nicht, und ſie wußten warum. Es war nicht die erſte mondloſe Nacht, in der freche Diebe Einbruch in die Rebengänge verſucht und ſchweren Schaden verübt hatten. Oben bei ſeiner Maisſtrohhütte ſaß Andree, rauchte aus der kleinen Pfeife und griff im Dunkeln öfters nach dem Kruge, den ſein Herr ihm auf die Nacht friſch hatte füllen laſſen. Die ſchweren Regentropfen, die einzeln durch das Blätterdach auf ihn eindrangen, fühlte er kaum in ſeinen dichten Haaren. Er horchte aber unverwandt nach der Stadt hin, und als es Elf geſchlagen, hob er ſich leiſe empor und ſchlich an eine Stelle dicht über der Straße, wo die Laube durch große Kürbisblätter und ein vortretendes Mäuerchen zu einem Spähewinkel ausgebaut war. Hier duckte er ſich hinter die Steine, die Hellebarde bequem zur Hand, und zündete eine neue Pfeife an. Sein Blut war viel ruhiger, als über Tag. Es that ihm wohl, daß er zu thun bekam, daß er ſeine heiße Unruhe an einer Gefahr austoben konnte. Denn daß der Welſche die Nacht nicht vorüberlaſſen würde, ohne Rache zu verſuchen, ſtand ihm feſt.

Aber der Feind ließ ſich Zeit; er ſchien die Wächter ſicher machen zu wollen. Man hörte die Mitternacht vom Thurm ſchlagen, und noch regte ſich nichts. Einer der Saltner, der das Nachbargut hütete, ſtrich bei ſeiner Runde an Andree vorbei. Heut kommen ſie nicht, ſagte er. Ich geh' hinauf in die Hütten. Paſſirt was, ſo brauchſt nur pfeifen. — Gute Nacht! murmelte Andree. Es war ihm lieb, daß der Kamerad zu ſchlafen vorzog. Er hätte am liebſten ganz allein Mann an Mann mit dem Welſchen zu thun gehabt.

Wieder eine halbe Stunde verging, da horchte plötzlich der Einſame hoch auf. Unfern von ihm, wo ein Bauernhof zwiſchen den Weingütern ſich an den Berg lehnte, erſcholl ein gewaltiges Brüllen, und gleich darauf ſtürmte unter heftigem Krachen zerſplitternder Geländerſtäbe eine dunkle Maſſe heran, die nichts Menſchlichem glich. Der Lauſchende ſprang auf ſeine Füße, das Herz klopfte ihm, unwillkürlich ſchlug er ein Kreuz. Stufen und Mauerwerk trennten ihn von der Laube drüben, im Nu ſtand er auf dem Rande der Bruſtwehr und ſpähte, auf die Hellebarde geſtützt, athemlos in das nachbarliche Revier, aus dem der Lärmen erſcholl. Es kam näher und näher, ein Geheul wie von einem angeſchoſſenen Thier der Wildniß, das wüthend den Jäger ſucht. Und jetzt donnerte es drüben dumpf gegen die Mauer, die Steine wichen aus den Fugen, ſtürzten praſſelnd die Stufen hinab, und nach ſtürzte durch die Breſche, ſich überſchlagend im Fall, das räthſelhafte Ungethüm mit ſolcher Gewalt in den

Treppenhohlweg hinunter, daß die Mauer, auf der Andree ſtand, wie von einem Erdbeben erſchwankte.

Sofort wurde Alles ſtill, nur ein ſchwaches Geſtöhn drang zu den Ohren des Lauſchenden aus der Tiefe herauf, wo die ſchwere Maſſe zuſammengeſtürzt war. Der Burſch war nicht mehr im Zweifel darüber, daß es eine von den Kühen des Nachbarn ſei, deren Stall an den Rebengarten gränzte. Ein grimmiger Verdacht loderte in ihm auf. Er pfiff zweimal gellend auf den Fingern, ſprang dann hinab und ſchwang ſich über die Mauer auf die Straße.

Das geſtürzte Thier lag am Rande des Weges halb zwiſchen den Steinen eingeklemmt und ſchlug mit den Beinen um ſich, die Hörner in den Boden einwühlend. Doch ſchien es von der Qual befreit, die es vorhin durch die Lauben gehetzt hatte; es ſtieß nur dann und wann ein dumpfes Brüllen aus, als wollte es Hülfe herbeilocken, und war zahm und geduldig, als Andree herantrat.

Drei oder vier von den andern Burſchen kamen jetzt von verſchiedenen Seiten herbei, ſie wechſelten heftige halblaute Reden, ehe ſie Anſtalten machten, dem Thier wieder auf die Beine zu helfen. Andree ſchwieg und ſpähte am Boden umher. Plötzlich hob er mit dem Eiſen ſeiner Waffe etwas Glimmendes vom Boden auf. Es iſt richtig! ſagte er, ich dachte mir's gleich und roch es, wie ich herunterkam. 's iſt eins ihrer Bubenſtücke. Da ſeht!

Er hielt ihnen ein Stück Zunder hin, das trotz der Feuchte immer noch fortbrannte. Schandvolk! brauſ'te er auf. Sie haben's der unſchuldigen Creatur ins Ohr geſteckt, um ſie raſend zu machen. Wäre ſie nicht zu Fall gekommen, ſo hätt' ſich's durchgebrannt, bis ins Hirn, und ſie wär' jetzt für den Schindanger reif. So hat ſich's herausgeſchüttelt, und der Bauer kann von Glück ſagen. Hätt' ich den Buben, heiliges Kreuz —!

Der Köbele knackte am Hahn ſeiner Piſtole. Willſt du mit mir kommen, Andree?

Nein. Laß das Ding da in Ruh, gab der Burſch finſter zur Antwort. Macht, daß ihr die Kuh wieder zum Stehen bringt und ſchafft ſie heim. Ich will allein gehen.

Er ſprang mit großen Sätzen geräuſchlos durch die Weiden gegenüber und über das Wieſen- und Sumpfland; eine wilde Kampfluſt glühte in ihm, die all ſeine Sinne ſchärfte. Der Regen fiel jetzt gleichmäßig und mit ſtarkem Rauſchen herab, und der Wind ſauſ'te ſtärker. Dennoch hörte Andree, als er dem Stadtthor näher kam, ferne Schritte unter den Weiden und ſah jetzt auch, weit voraus, zwei fliehende Geſtalten und erkannte mit kaum verhaltenem Jauchzen die weißen Jacken der verhaßten Feinde. Kaum hundert Schritte noch, ſo hatten ſie das Thor erreicht. Aber ſie kamen langſam von der Stelle. Der Eine — er war jetzt nahe genug, es deutlich zu unterſcheiden — hinkte mühſam am Arme ſeines Kameraden hin. Das Thier mochte ſich mit ſeinen ſcharfen Hörnern zur Wehr geſetzt haben. Sie ſprachen im Gehen von ihrer Unthat, der Hinkende lachte eben mit einer Stimme, die dem Rächer vom Morgen her nur zu gut bekannt war. Aber das Lachen ward jählings zu einem Schrei des Entſetzens. Denn von einem wüthenden Schlag der Hellebarde getroffen, ſtürzte der Elende in die Kniee und winſelte um Pardon. Ein neuer Stoß ſtreckte ihn ſtumm zu Boden. Sein Geſelle, der ihm beiſpringen wollte, wurde von zwei ſtählernen Fäuſten gepackt, ein wildes Ringen begann in der Finſterniß, keiner ſprach ein Wort, nur die Zähne der erbitterten Gegner knirſchten, und ſie ſtarrten einander dicht ins Weiße der Augen. Da erſah der Soldat ſeinen Vortheil und drängte den Feind an den Rand des Grabens, daß ihm der Fuß auf dem ſchlüpfrigen Boden ausglitt und er rücklings niedertaumelte. Ehe er ſich wieder aufgerafft hatte, war der Weißrock entſprungen, und Andree ſtand einſam neben dem regungslos daliegenden Welſchen, der auf alles Rufen und Rütteln kein Lebenszeichen mehr von ſich gab.

Er iſt hin! ſagte der Burſch laut für ſich, da ihm die lebloſe Maſſe wieder aus den Armen glitt. Bei dem Ton ſeiner eigenen Worte ſchauderte er unwillkürlich zuſammen. Sein ganzes elendes Leben ſtand ihm plötzlich vor der Seele.

Nicht der Todtſchlag war es, der ihm ſo grauenvoll aufs Gewiſſen fiel. Sie waren als ruchloſe Räuber bei nächtlicher Weile eingebrochen, und was ſie traf, war gerechte Rache für ihre Heimtücke. Wenn der andere Weißrock, der entflohene, der ihm völlig fremd war, ſo vor ihm dagelegen hätte mit zerſchelltem Hinterhaupt, das Geſicht in die Lache ſeines eigenen Blutes gedrückt, wär' es dem trotzigen Burſchen ſchwerlich nahe gegangen. Aber daß es dieſer ſein mußte, den er gehaßt hatte, gehaßt, weil die Moidi ihm freundlich geweſen war — ſeine Schweſter —! — Das Blut ſchien ihm zu Eisklumpen zu gerinnen, wie er es jetzt zum erſten Mal mit unbarmherziger Klarheit vor ſich ſtehen ſah, ſein fluchwürdiges Schickſal. Mit Rache- und Blutgedanken hatte er am Wege gelauert den ganzen Tag und die halbe Nacht. Was war ihm der Frevel an den Rebſtöcken und dem unſchuldigen Thier? Einen ganz anderen Frevel hatte er zu rächen: daß dieſer verwogene Geſell mit dem Mädchen ſchön gethan, daß das Mädchen über ſeine Reden gelacht, daß ſie ihn gegen den Zorn des Bruders vertheidigt hatte. Darum hatte er büßen müſſen, darum lag er jetzt ſo ſtill in ſeinem Blut, und der vor ihm ſtand, war kein Hüter des Geſetzes, ſondern ein Mörder, geächtet von ſeinem eigenen Gewiſſen.

Der Köbele kam jetzt heran, und ſein Schritt ſchreckte den hoffnungslos Brütenden auf. Er ſprach kein Wort auf Alles, was der Andere redete und raunte. Er bedeutete ihm mit ſtummen Geberden, daß ſie den Todten aufheben und in das Kapuzinerkloſter tragen wollten, das hart am Thor von Meran über die Mauer blickt. Erſt dort an der Kloſterpforte, als ſie ihre Laſt auf der Schwelle abluden, ſagte er dumpf: Zieh an der Glocke, Köbele, und wart, bis ſie aufmachen. Kannſt ihnen ſagen, daß ich's gethan hab'. Und behüt' dich Gott; mich wirſt nimmer wiederſehen. — Damit wandte er ſich kurz ab und verſchwand in der dunkeln Straße.

Es war ihm eilig mit dem, was er vorhatte, doch konnte er nur langſam ſeine Glieder weiterſchleppen, ſo ſchwer lähmten ihn ſeine Gedanken. Als er die finſtern Bogengänge der „langen Lauben“ betrat, wo er vor dem Regen geſchützt war, ſetzte er ſich auf einen der Steinſitze und lehnte das ſchwere Haupt gegen den Pfeiler. Hier ſaß über Tag das alte Mütterchen, das auf ſeinem Kohlenofen Kaſtanien briet. Die Erde war noch mit Schalen beſtreut, die unter Andree's ſchweren Nägelſchuhen krachten. Wie oft hatte er hier ſeinen Hunger geſtillt, wenn er zu ſtolz geweſen war, die eigne Mutter um Eſſen zu bitten! Und dort, wenige Häuſer aufwärts, war der Laden des Zuckerbäckers, dem die Moidi ihre Sparkreuzer hinzutragen pflegte. Er ſah noch deutlich das große Herz von Biscuit, das erſte Naſchwerk, das ſie ſich ſelber gekauft. Sie hatte es mit ihm theilen wollen und, da er's ausſchlug, in die Paſſer geworfen, obwohl ſie es ſehr gern gegeſſen hätte; denn ſie weinte, als ſie es gethan hatte. Noch jetzt, da er an dieſe kindiſchen Thränen zurückdachte, fühlte er eine triumphirende Freude, daß er ſo viel Gewalt über ihr leichtſinniges trotziges Herzchen gehabt hatte, und in demſelben Augenblicke erſchrak er über dieſe ſeine Freude. Er ſprang verſtört wieder auf und tappte ſich vorwärts in dem öden Hallengang, bis er an das Haus kam, wo der Zehnuhrmeſſer wohnte. Die Hausthür war unverſchloſſen, der Flur mit der morſchen winkligen Treppe ſo dunkel, daß jeder fremde Eindringling Gefahr lief den Hals zu brechen. Andree ſtieg auf den Zehen hinauf, er kannte jede Stufe. Die Fledermäuſe ſchwirrten auf, als er oben unters Dach trat, wo der geiſtliche Herr ſein Quartier hatte. Da ſtand er eine Weile an der Thür und horchte, ob er ihn drinnen im Schlaf athmen hörte. Dann entſchloß er ſich einzutreten.

Das Zimmer aber war leer; auch in der anſtoßenden Kammer, wo er ſelbſt als Knabe gehauſ't hatte, fand er ihn nicht. Und als ob er ſich jetzt erſt recht von Gott und Menſchen verlaſſen fühlte, ſetzte er ſich auf das unberührte Bett und dachte von Neuem an all die Jahre zurück und brütete über finſtern Entſchlüſſen.

Die große Katze, die Haushälterin des Zehnuhrmeſſers, ſchlich ſacht heran, denn ſie hatte ihn wohl erkannt, und ſchnurrte ſchmeichelnd um ihn herum. Jetzt ſprang ſie ihm auf den Schooß und rieb ihren weichen Rücken gegen ſeine Bruſt. Da ſtürzten ihm die Thränen mit Gewalt aus den Augen und er begrub das Geſicht in das ſeidene Fell des alten Lieblings. Als er ſich ſo erleichtert hatte, hob er das Thier ſanft von ſeinen Knieen herab, richtete ſich auf und taſtete die ſchwanke Stiege wieder hinunter. Denn draußen ſchlug es Ein Uhr und er durfte nicht zaudern, wenn er ſein Vorhaben ungehindert ins Werk ſetzen wollte.

Er ſchlug den Weg ein, den ſein geiſtlicher Freund am Morgen hatte gehen wollen, nach dem Schloß hinauf, wo der Hirzer wohnte. Der Zehnuhrmeſſer war dort beſonders gern geſehen; er mochte ſich droben in geiſtlichen Geſprächen mit der Tante Anna oder bei einer Weinprobe verſpätet haben und über Nacht geblieben ſein. Wenigſtens würden ſie dort wiſſen, wohin er ſich gewendet habe. So durchſchritt der Flüchtling mit freierem Fuße die Laubengaſſe und das Paſſeirer Thor und betrat den ſteinernen Steg über die wilde Paſſer. Der Regen rieſelte jetzt weicher herab, das Gewölk wurde luſtiger und der Wind kam lebhaft von Nordoſt und klärte ſchon ein Stück des Himmels, daß ſchwache Mondſtrahlen in die ſchäumenden Wellen der Felsſchlucht fielen. Da zur Linken den Berg hinauf, eine Viertelſtunde Wegs, und er hätte in das Fenſter ſpähen können, hinter dem ſeine Schweſter ſchlief. Und hier über die ſteinerne Bruſtwehr hinab — ein letztes Gebet und ein raſcher Sprung — und er wäre aller irdiſchen Qual entrückt geweſen. Aber als ob ihm vor beiden Verſuchungen gleich ſehr graute, ſchritt er nun haſtiger über die hallenden Steinplatten der Brücke und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn, als er drüben die Abhänge von Obermais betrat.

Die Saltner riefen ihn an, als er durch Gaſſen und Fußpfade hinaufſtieg. Er wechſelte das Zeichen mit ihnen, ſtand aber nicht Rede auf weitere Fragen. Immer ungeduldiger ſah er zu der Höhe auf, von der die alte Burg herniederwinkte, ein ſchwarzer unförmlicher Steinhaufen, um den die hohen Kaſtanienwipfel rauſchten und ringsum durch die Weingärten die Bäche zu Thale floſſen. Dieſes Weges war Andree nicht mehr gegangen ſeit ſeinem ſiebenten Jahr, wo er einmal die Kinder des Hirzer droben aufgeſucht hatte, im Stillen darnach verlangend, ſeine ſanfte, blaſſe, ſchönäugige Pathe zu ſehen, die Tante Anna. Damals hatte ihn der Bauer mit unholden Worten vom Hofe weggeſcholten und ihm verboten, ſich je wieder blicken zu laſſen. Knirſchend war er gegangen, und nichts hätte ihn vermocht, die Schwelle wieder zu betreten. Aber die Noth, in der er war, ließ ihn all den alten Hader vergeſſen.

Erſt wie er droben war, nach mühſeligen Irrwegen über die Felſen, fiel es ihm aufs Herz, daß er in dem Gewinkel des alten Baues nicht Beſcheid wußte, und er ſtand einen Augenblick rathlos unter dem Bogenthor, das in den untern Hof einführt. Er ſah wohl die ſchmale Holzſtiege, die unter freiem Himmel an der verfallenen Mauer klebte, und die man hinaufſtieg, um in die noch wohnlich erhaltenen Gemächer zu gelangen. Wenn er die feindſeligen Männer umſonſt weckte und den geiſtlichen Herrn nicht fand, in welchem Lichte mußte er daſtehen, und was ſollte er ihnen ſagen, den nächtlichen Beſuch zu entſchuldigen? Sein Kopf war ſo wüſt und leer, daß er Mühe hatte, ſich Alles zurechtzulegen. Und faſt wäre er wieder umgekehrt, wenn nicht das Geheul des Haushundes, der droben auf der Stiege in einem Loch der Mauer geſchlafen hatte, ihn aus aller Verlegenheit gezogen hätte.

Denn kaum hatte der alte Wächter, der mit den Jahren zu träge geworden war, ſich von der Stelle zu rühren, aber in ſeinem leiſen Schlaf jeden fremden Schritt im Hofe vernahm, ein paar Minuten lang verdroſſen vor ſich hin gebellt, ſo öffnete ſich dicht neben ſeinem Lager die kleine Thür, und eine weibliche Geſtalt erſchien oben auf der Treppe. Andree hörte, wie ſie mit dem Hunde ſprach und ihm ſeine unruhigen Träume verwies und den Lärm, der die Tante Anna nicht ſchlafen laſſe. Roſine! rief er hinauf. Das Mädchen erſchrak und trat in die Thür zurück. Einen Augenblick horchte ſie, auch der Hund ſchwieg. Als zum zweitenmal ihr Name gerufen wurde, trat ſie ſpähend an das Stiegengeländer vor. Wer iſt drunten? rief ſie mit zitternder Stimme. Biſt du's, Andree?

Ich bin's, gab der Jüngling zur Antwort. Iſt der Zehnuhrmeſſer droben im Haus?

Sie ſchien die Frage überhört zu haben. Im Nu war ſie in das Haus zurückgeſprungen und ließ ihn in zorniger Ungeduld drunten harren. Roſine! rief er überlaut, daß die Trümmerwölbungen wiederhallten. Da trat ſie ſchon wieder heraus, ein Tuch übergeworfen, und huſchte an dem Hunde vorbei, die ſteile Treppe hinab. Andree! iſt's möglich? flüſterte ſie, haſtig auf ihn zu eilend. Was ſuchſt du hier zu dieſer Zeit? Iſt was paſſirt, mit der Moidi, oder —

Den Zehnuhrmeſſer ſuch' ich, unterbrach er ſie. Sag', ob er droben iſt, oder wo ich ihn finden kann.

Er iſt droben, antwortete ſie raſch. Komm hinauf. Ich bring' dich zu ihm, der Vater ſchläft feſt, Niemand ſoll's wiſſen, als die Tante.

Auch die nicht, herrſchte der Burſch. Ich habe keine Zeit übrig. Gut, daß du bei der Hand warſt. Ich war drauf und dran, umzukehren.

Sie ſtiegen die Treppe hinauf, der Hund winſelte unwirſch, aber ließ ſie unangefochten eintreten.

Ich hab' von dir geträumt, grad' eh du kamſt, ſagte das Mädchen, während ſie in der Küche, dicht neben dem Hausgang, ein Lämpchen anzündete. Es war ſchrecklich. Du lagſt todt auf der Waſſermauer; ſie hatten dich aus der Paſſer gezogen und wollten dich wieder zum Leben bringen, und ich ſtand dabei und ſagte immerfort: Laßt ihn doch, es hilft ja Alles nichts! und dabei wurde ich ſelber eiskalt übern ganzen Leib und erſchrak vor meiner eigenen Stimme, aber ich mußte immer wieder ſagen: Es hilft Alles nichts, er iſt todt — und da bellte der Hund, und nun ſtehſt du lebendig neben mir, Andree, Gott ſei gelobt!

Traum kann Wahrheit werden, murmelte er zwiſchen den Zähnen, aber er wollte ſie nicht noch mehr ängſtigen und ſetzte laut hinzu: Ich lebe noch, Roſine, aber ich muß fort von hier, du wirſt bald genug hören, warum. Und dieſe Nacht noch muß ich gehn, ſobald ich den hochwürdigen Herrn geſprochen habe.

Das Mädchen ließ die Lampe aus der Hand gleiten, daß das Oel auf den Herd floß. Ihr feines blaſſes Geſicht röthete ſich heftig, und die ſchönen braunen Augen blickten verſtört auf, als hätten ſie ein Geſpenſt geſehn. Fort willſt du? ſagte ſie. Iſt es möglich, Andree? Die Moidi willſt du verlaſſen und uns Alle, und wann wirſt du wiederkommen? Was iſt denn geſchehen? Hat die Mutter wieder —

Schweig von der Mutter, fiel er ihr haſtig ins Wort. Frag nicht weiter, es kommt Alles an den

Tag. Und jetzt ſag, wo der geiſtliche Herr ſchläft. Ich habe keine Minute übrig.

Sie nahm das Lämpchen mit demüthigem Stillſchweigen vom Herd und ging ihm voran, durch den reinlichen Flur, von deſſen weißgetünchten Wänden ein paar uralte braune Heiligenfiguren, die der Tüncher geſchont hatte, aus traurigen langgeſchlitzten Augen auf ſie herab ſahen. Eine enge Steintreppe lief hinauf zu den oberen Räumen; Alles war durchduftet von dem Geruch ſchöner reifer Aepfel, die droben im Winkel aufgeſchichtet lagen. Eine alte Wanduhr pickte mit hartem Pendelſchlag und die Mäuſe liefen, durch die nahenden Schritte aufgeſchreckt, kollernd und rappelnd in ihre Schlupflöcher zurück.

Hier! ſagte das Mädchen, auf eine große alterthümliche Thür zeigend. Sie gab dem Jüngling die Lampe in die Hand und blieb draußen im Hausgang ſtehn, bis er eingetreten war. Einen Augenblick fühlte ſie ſich verſucht, das Ohr ans Schlüſſelloch zu legen. Dann ſchüttelte ſie traurig den Kopf und ſchlich die Stufen wieder hinab in die öde Küche, zu warten, bis er wieder käme.

Er aber ſtand droben eine ganze Weile in dem ungeheuren, rings mit dunklem Holz ausgetäfelten Saal, wo in einer Niſche dem geiſtlichen Herrn ein Bett bereitet war, und konnte ſich nicht entſchließen, den friedlich Schlafenden zu wecken. Zum erſten

Male fühlte er es dunkel, daß ſein theurer Lehrer und Seelſorger nicht die Macht hatte, Stürme zu beſchwichtigen, wie ſie in ſeinem Gemüthe tobten. Eine dunkle Angſt, mit ſeinem beladenen Gewiſſen an eine ſichere Stelle zu flüchten, hatte ihn hieher getrieben. Aber der Frieden, der auf dieſem ruhig athmenden, leicht gerötheten Geſichte lag, war nicht für ihn. Wozu ſollte er ſeine Noth klagen, da Niemand ihm helfen konnte.

Er zog ſchon den Fuß zurück, um die Halle ſacht, wie er gekommen war, wieder zu verlaſſen, als der Schlafende, von der Flamme des Lämpchens beunruhigt, eine Bewegung machte und mit noch geſchloſſenen Augen vor ſich hin ſagte: Der heurige wird gut, aber der ferndige war beſſer. Schau' nur fleißig zu, Andree; der rothe Farnatſch —

Hochwürdiger Herr, ſagte der Burſch mit erhobener Stimme; ich bin hier und bitt' um Entſchuldigung, wenn ich Ihre Nachtruh' ſtöre. Aber ich möcht' doch nicht weggehn, ohne Abſchied von Ihnen zu nehmen.

Erſchrocken fuhr der Träumende in die Höhe und ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen den nächtlichen Beſucher an. Himmliſche Barmherzigkeit! rief er, was iſt geſchehen? Andree — biſt du's wirklich, hier oben auf Schloß Goyen, bei nachtſchlafender Zeit, und mit einem Geſicht, mehr todt als lebendig?

's iſt mir auch danach zu Muth, Hochwürden, erwiderte der Jüngling. Ich muß mich fortmachen, wie Kain, ich habe einen Menſchen erſchlagen und keine Ruhe mehr auf Erden.

Andree! rief der entſetzte Hörer. Du haſt — — Das Wort erſtarb ihm auf der Zunge; mit entgeiſtertem Geſicht ſaß er im Bette da und faltete mechaniſch die Hände über der rothgewürfelten Decke. Der Jüngling erzählte mit ſcharfer Kürze, wie ſich Alles zugetragen. Von der Schweſter ſagte er kein Wort.

Er ſchloß damit, daß er nun zunächſt in einem Kloſter Zuflucht ſuchen wolle und den hochwürdigen Herrn bitte, ihm eine Empfehlung mitzugeben, daß man ihn nicht abwieſe, wenn er ohne allen Ausweis anklopfte. Dann ſchwieg er und wartete mit Ungeduld, was ſein Seelſorger dazu ſagen würde.

Der aber ſtarrte in tiefen Gedanken vor ſich hin. Das geht nicht an, mein Sohn, ſagte er endlich mit bekümmerter Miene. Die Gerichte werden keine Auslieferung verlangen, und da du noch keine Weihen erhalten haſt, wirſt du wieder zurückgebracht werden. Und was können ſie dir auch ſo Schlimmes anthun? Du warſt nicht der Angreiſer und haſt im Finſtern zugeſchlagen, und die arme Seele des ſchändlichen Räubers kann dich nicht verklagen vor Gottes Thron. Alſo mein' ich, du gehſt ruhig aufs Amt und machſt Anzeige und warteſt ab, was das Gericht dazu ſagt. Denk', wenn du landflüchtig würdeſt, was ſollt' deine

Schweſter anfangen, die keine Stütze hat als dich, wenn die Mutter die Augen ſchließt.

Die Glut ſchoß dem Jüngling ins Geſicht und er wandte ſich ab. Es iſt einmal nicht zu ändern, ſagte er dumpf. Hier bleiben, Rede ſtehen, beſtraft und bedauert werden? Lieber gleich in die Hölle fahren, — Gott verzeih' mir die Sünde! Wenn Sie mir nicht beiſtehen wollen, Hochwürden, ſo ſag' ich Behüt' Gott! und geh' meiner Wege. 's iſt was — fuhr er zögernder fort — was ich Ihnen nicht ſagen kann, das ſtößt mich fort von hier, daß mir iſt, als müßt' ich grad' erſticken, wenn ich zwiſchen dieſen Bergen noch länger Odem holen ſollt'. Und wenn auch Alles glatt abginge beim Amt, ich bliebe doch nicht, ich ginge ins Kloſter ſo wie ſo, da's unſer Herrgott verboten hat, ſich ſelbſt aus der Welt zu helfen, was ich freilich am liebſten thät'. Aber irgendwo muß ich hin, wo ich für Alle und Jedermann wie todt und begraben bin und auch ganz vergeſſe, daß noch Menſchen auf der Welt ſind. Dann kann ich's vielleicht aushalten, ſonſt nicht, ſo wahr ich hier vor Ihnen ſtehe.

Der Prieſter zog die dünnen Augenbrauen mit einem lauſchenden Ausdruck von Wichtigkeit in die Höhe und wiegte den Kopf hin und her. Was ſind das für secreta und mysteria? ſagte er mißbilligend Auch deinem Beichtvater willſt du's nicht ſagen?

Dem wohl, erwiderte der Jüngling ausweichend und immer tiefer erröthend. Aber erſt wenn ich im Kloſter bin. Und darum bitt' ich inſtändig, Hochwürden, daß Sie mir zur Ruhe verhelfen und mich nicht ohne Empfehlung gehen laſſen.

Mag's drum ſein, armer Sohn, ſagte der kleine Prieſter mitleidig. Du haſt früher einen guten Anfang gemacht in den geiſtlichen Studien, und ich meine, vom Latein wird dir noch Einiges hängen geblieben ſein. Ich will dich an den Pater Benedictus empfehlen — und er nannte ihm den Namen eines hoch im Vintſchgau gelegenen Kapuzinerkloſters, das wegen ſeiner rauhen Luft wenig beſucht ward — dem ſage einen Gruß von mir, und morgen will ich einen Brief nachſchicken, der ihm deine Lage auseinanderſetzt. Und ſo befehle ich dich einſtweilen in den heiligen Schutz unſers Herrn Jeſus und ſeiner gnadenreichen Mutter, und wenn dir's ums Herz iſt, Andree, deine heimlichen Nöthe auszuſchütten, ſo weißt du, daß du mir ſchreiben kannſt und jederzeit eine willige Fürſorge und Theilnahme bei mir finden wirſt. Gott ſei mir dir, mein Sohn!

Er gab ihm in ſichtbarer Bewegung die Hand, die der Jüngling ſtatt aller Antwort ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückte. Dann ging er mit erleichtertem Herzen hinweg und zog die ſchwere Thür ſacht hinter ſich zu.

Aber ſo leiſe er den gewölbten Gang hinunterſchritt — denn er ſcheute ſich, obwohl er ſonſt keine

Menſchenfurcht kannte, dem alten Bauern zu begegnen — unten horchten doch zwei klopfende Herzen auf ſeinen Tritt, eine ſchmale blaſſe Hand öffnete die Thür einer Kammer, die neben der Küche lag, und ein zartes, frühgealtertes Geſicht ſpähte dem Lichtſchein entgegen, der über die enge Steintreppe herunterfiel. Die Tante Anna war aufgewacht, da ſie das Mädchen am Herde hantieren hörte, und hatte ſie zu ſich hereingerufen. Er will Niemand ſehn, als den hochwürdigen Herrn, hatte die Roſine geſagt. — Mich wird er ſchon ſehen müſſen, war die leiſe, aber nachdrückliche Antwort geweſen. Und dann hatte ſich die Tante mit Hülfe der Nichte in Eile angekleidet und, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, auf dem Lehnſtuhl am Bett gewartet, bis der ſpäte Gaſt die Stufen herabkäme. Sie hatten kein Licht in dem engen Gemach, als den ſchwachen Schein des Mondes, der durch die kleinen Scheiben hereindrang. Das Krucifix über dem Bett, der Betſchemel in der Ecke, das ſaubere Geräth, das an den Wänden herumſtand, Alles hatte eine wehmüthige Heimlichkeit, wie ſie eine alte Jungfer um ihr Thun und Weſen zu verbreiten pflegt, wenn ſie mit allen Lebenshoffnungen abgeſchloſſen hat. Dieſe Kammer hatte manche Thränen fallen ſehn und manches heiße Gebet flüſtern hören. Und die Roſine ſah auch jetzt, daß ſich die ſtillen Lippen der Tante bewegten, und wagte nicht, ihre andächtigen Gedanken zu ſtören.

Da erklang droben der Schritt; die Betende ſtand auf und trat in die Thür. Andree! rief ſie leiſe in den Flur hinaus.

Der Jüngling blieb unſchlüſſig an der Treppe ſtehen. Es trieb ihn, ohne Aufenthalt ſeine nächtliche Wanderung anzutreten, und doch konnte er nicht mit einem flüchtigen Gruß vorübereilen, zumal da er dieſe ſtillen, liebevollen Augen nie im Leben wiederzuſehen dachte.

Ihr ſeid wach, Pathe, ſagte er endlich. Ich bat die Roſine doch —

Ich bin von ſelbſt aufgewacht, antwortete ſie. Aber komm herein, Andree — und ſie zog ihn in die Kammer — und jetzt ſage mir, was du vorhaſt, und was geſchehen iſt, daß du zu dieſer Stunde hier heraufkommſt. Biſt du nicht auch Saltner unten am Küchelberg, und wie kommt's, daß du deinen Poſten verlaſſen haſt?

Sie hatte ſeine Hand gefaßt und dieſe Worte haſtig an ihn hingeſprochen, als wollte ſie eine innere Angſt zur Ruhe ſprechen. Er ſah trübſinnig zu Boden und überlegte, wie viel er ihr vertrauen ſollte. Seit Jahren hatte er nicht mehr ein Wort mit ihr gewechſelt, aber viel an ſie gedacht und ſehnlich gewünſcht, ſie einmal allein zu treffen und ihr recht von Herzen zu ſagen, wie er an ihr hänge, und wie es ihm bitter ſei, ſie vermeiden zu ſollen. Und jetzt fühlte er, wenn er ſein heimliches Leiden irgend einem Menſchen vertrauen könnte, ſo wäre es Niemand, als ſie. Aber die Roſine ſtand am Fenſter, und die Zeit drängte, und überdies

— was ſollte es helfen? Auch dieſe Heilige hatte keine Macht, ihm den Frieden wiederzugeben.

Pathe, ſagte er, der hochwürdige Herr wird Euch morgen Alles erzählen, um was ich aus der Gegend fort muß. Ich war ein elender Menſch von Geburt an, ohne Vater und Mutter, ohne Glück und Stern. Es iſt das Beſte, daß ich der Welt abſterbe, ehe ich auch ein ſchlechter Menſch geworden bin. Und darum will ich in ein Kloſter gehn, und es iſt mir lieb, daß ich Euch noch vorher geſehen habe; denn ich habe allezeit eine große Liebe und Verehrung zu Euch gefühlt, und der Himmel weiß, es ſtünde wohl beſſer um mich, wenn ich Euch öfter hätt' ſehen und ſprechen dürfen. Denn bei Euch iſt mir allein auf der ganzen Welt friedfertig und ſtille zu Muth geweſen, und ich dank' Euch, Pathe, daß Ihr mich damals, da ich ein hülfloſes Kind war, aus der heiligen Tauf' gehoben habt, und bitte, daß Ihr für mich beten wollt auch in Zukunft, damit ſich der Herrgott meiner erbarme. Denn wahrlich, ich habe es nöthig.

Damit drückte er ihre Hände und wollte mit einem Behüt' Euch Gott! aus der Kammer. Aber die Alte hielt ihn zurück und ſagte: Ins Kloſter? Und ich ſoll dich nimmer wiederſehn? Ich muß Alles wiſſen, Andree. Geh hinaus, Roſine; hol ihm auch ein Glas Wein, er iſt ganz blaß und kalt wie der Tod. Heilige Mutter Gottes, was iſt geſchehn?

Schickt die Roſine nicht weg, Pathe, erwiderte er ängſtlich, denn er fühlte, wenn er mit der Alten allein bliebe, würde ſie ihm das innerſte Herz auf die Zunge locken, ſo viel vermochte über ihn die ſanfte Stimme und das große ſchmerzliche Auge. Seid mir nicht böſe, fuhr er fort, aber Ihr könnt nichts ändern, und wenn ich denken müßte, daß ich auch Euch das Herz ſchwer gemacht hätte mit meiner Trübſal, würde ich noch elender ſein. Aber wenn Ihr mir was Liebes thun wollt, legt mir die Hand aufs Haupt und gebt mir Euren Segen mit, weil es ein Abſchied iſt für die Ewigkeit.

Er warf ſich vor ihr auf die Kniee, und ſie that, um was er ſie gebeten hatte. Dann hob ſie ihn auf, und wie ſie ihm mit Thränen in das blaſſe Geſicht ſah, hielt ſie ſich nicht zurück, zog ihn feſt in ihre Arme und küßte ihn lange und heiß auf Mund und Augen, daß auch er wie ein Kind in Schluchzen ausbrach. Sie ſtanden eine geraume Weile in dieſer inbrünſtigen Trauer, und über der Wohlthat, ſich ſo zu halten und zu haben, vergaß die Alte ganz, was kommen ſollte, und der Jüngling, was hinter ihm lag.

Pathe, ſagte er endlich, ich werd's nie vergeſſen, wie gut Ihr zu mir geweſen. Vergeßt auch Ihr mich nicht, und ſo ſei's genug. Die Hähne krähen bald. Ich darf nicht weilen.

Andree, mein armes Kind! hauchte die Alte und ſank in den Seſſel zurück, als er über die Schwelle ſchritt. Plötzlich fuhr ſie auf, ein Gedanke ſchoß ihr durch den Sinn, ſie rief ſeinen Namen, als hätte ſie ihm noch etwas mit auf den Weg zu geben; dann fiel ihr Blick auf das Krucifix über dem Bett, ſie ſtand ſtill, wie plötzlich vor einer drohenden Gefahr zurückbebend, ſchüttelte traurig den Kopf und ging mit müden Schritten ans Fenſter, um durch die Nacht zu ſpähen, ob ſie ſeinen Weg verfolgen könnte. Ins Kloſter! ſprach ſie vor ſich hin. Barmherziger Gott, dein Wille geſchehe!

Draußen unter der Hausthür im Dunkeln ſtand die Roſine, die vorhin aus der Kammer geſchlichen war. Andree, ſagte ſie, als der Burſch ſich ihr näherte, du biſt ja ohne Hut und in der Saltnerjacke. Ich habe dir ein Gewand von meinem Bruder geholt und einen alten Hut von ihm. Er iſt in Innsbruck und brauch't's nimmer.

Der Jüngling griff haſtig nach der Lodenjoppe und vertauſchte ſein Lederwamms dagegen. Ich dank' dir, Roſel, ſagte er. Auch du biſt gut, du biſt wie die Tante. Denk ſein an mich, wenn ich fort bin. Die Sachen da ſchick' ich bald einmal zurück.

Das Mädchen ſchwieg, bis ſie ihre ausbrechenden Thränen wieder bezwungen hatte. Weiß es die Moidi? ſagte ſie endlich.

Nein. Du kannſt es ihr ſagen, Roſel. Grüß ſie noch ein letztes Mal und dann — gute Nacht für immer, Roſel!

Und er ſchritt, ihre zitternde Hand flüchtig berührend, die Freitreppe an der Mauer hinunter, eilte über den düſteren Hof und verſchwand in der lautloſen Nacht, die nun klar und abgekühlt über Bergen und Schluchten ſtand und einen heiteren Morgen ankündigte.

---

In aller Frühe ſah man den Zehnuhrmeſſer eilfertig von Schloß Goyen herunterſteigen, die Roſine mit ihm, die der Tante Anna über das blutige Abenteuer der Nacht nähere Nachrichten und der Moidi den letzten Gruß des Entflohenen bringen ſollte. Sie fanden unten in Meran keine geringe Aufregung, das Landvolk ſtand auf der Straſſe beiſammen und wechſelte feindſelige Reden gegen die Soldaten, und Andree's Name war auf aller Lippen. Wo ſich eine Uniform blicken ließ, wurde das Geſpräch leiſer, aber die Blicke wilder und die Fäuſte drohend geballt.

Der kleine Mann des Friedens ſetzte ſeinen Weg mit wachſender Bekümmerniß fort. Aber ſein Geſicht heiterte ſich wieder auf, als er bei den Kapuzinern hörte daß der Welſche nicht todt ſei, vielmehr nach ſtundenlanger Ohnmacht Augen und Lippen wieder geöffnet habe, und daß der Arzt alle Hoffnung gebe, ihn nächſtens wieder marſchfertig auf die Beine zu ſtellen. Auch der Beſcheid, den er auf der Commandantur erhielt, war ſehr befriedigend. Man war dort ſehr geneigt, die Sache niederzuſchlagen, falls der Flüchtling ſich einſtweilen im Kloſter ſtill verhalten oder gar Profeß thun würde. Eine ſchärfere Mannszucht ſollte die Wiederkehr ähnlicher böſer Händel verhüten. Der Spießgeſell des Welſchen ſaß im Arreſt; der Bauer, dem das Weingut verwüſtet war, ſollte entſchädigt werden. Und ſo ließ ſich Alles tröſtlich und verſöhnlich an, und der ſorgenvolle Menſchenfreund konnte der Tante Anna gute Zeitung ſchicken und zwei ſchöne und erbauliche Briefe ins Vintſchgau hinauf entſenden, den einen an ſeinen Freund, den Prior, den andern an ſein Beichtkind, dem er ernſtlich ins Gewiſſen ſprach, falls er ſich mit ſchwerer Sünde belaſtet fühle, nicht zu ſäumen, ſondern dem geiſtlichen Freunde ſeiner Jugend in einem umgehenden Schreiben offene Beichte abzulegen.

Ein ſolches Schreiben aber blieb nicht nur in nächſter Zeit, ſondern alle Wochen und Monate hindurch beharrlich aus. Vom Prior freilich lief bald darauf eine freundſchaftliche Antwort ein, des Inhalts, daß der Andree Ingram richtig eingetroffen, auch bereits in die Laienkutte geſteckt ſei, da er ſeinen Entſchluß, im Kloſter zu leben und zu ſterben, auf die dringendſte Art wiederholt ausgeſprochen habe. Ein ſpäterer Brief, erſt um Weihnachten geſchrieben, erwähnte nur kurz, daß ſich der Noviz Andreas zu Aller Zufriedenheit aufführe, ſchweigſam und beſcheiden ſeinen Dienſt thue und in den Stunden der Muße in den Kloſterbüchern ſtudire, zu einem Schreiben an die Seinigen aber nicht zu bewegen ſei. Von einem gebeichteten Geheimniß ſtand natürlich in dem geiſtlichen Briefe nichts zu leſen.

Ueber dieſe Zeitung ſchüttelte der kleine Hülfsprieſter nachdenklich den Kopf, die Tante Anna ſchloß ſich einen ganzen Tag in ihre Kammer ein, um ungeſtört unter Faſten und Gebet das Seelenheil ihres Pathenkindes dem Himmel zu empfehlen, Roſine ging mit gerötheten Augen und abweſenden Gedanken im Hauſe herum, ſelbſt die Mutter, die ſchwarze Moidi, verrieth, daß ſie eine menſchliche Regung fühlte und ſich im Stillen über ihre Härte und Bosheit gegen den armen Ausgeſtoßenen anklagte. Nur die Schweſter ſelbſt, die doch am meiſten an ihm verlor, ſchien am wenigſten um ſein Schickſal bekümmert zu ſein. Sie behauptete, es ſei ihr zum Todtlachen, wenn ſie ſich den Andree in der Kutte mit geſchorener Platte vorſtellen ſolle. Auch könne ſieh's nicht glauben, daß er wirklich im Kloſter hauſe. Er habe gar keine geiſtliche Gemüthsart, und das Alles ſei nur ausgedacht, um dem Militärgericht Sand in die Augen zu ſtreuen. Er werde droben im Vintſchgau ſitzen, Gemſen ſchießen und neuen Wein trinken, und eines ſchönen Tags wieder zum Vorſchein kommen, ohne langen Kapuzinerbart und ſo weltlich, als er gegangen ſei.

Der Weihnachtsbrief des Priors machte ſie zuerſt ſtutzig. Drei Tage lang ging ſie herum, ohne zu lachen, und ſetzte ſich endlich hin, dem Bruder einen Brief zu ſchreiben, der voller Poſſen war, aber zum Schluß die ernſthafte Mahnung enthielt, bald wiederzukommen, da ſie es „ſehr nothwendig nach ihm habe". Sie zeigte den Brief der Roſine, mit der ſie jetzt öfter zuſammenkam; denn ſeit der Andree ins Kloſter gegangen, hatte der Bauer auf Goyen nichts mehr einzuwenden gegen den Verkehr ſeiner Kinder mit dem einſamen Mädchen, das ihm ganz gleichgültig war. Roſine las den Brief ſtillſchweigend und legte ihn wieder hin. Er war ihr lange nicht herzlich genug. Wenn er *darauf* nicht kommt, ſagte die Moidi, ſo muß er einen Schatz haben, droben in den Vintſchgerbergen. — Wo denkſt du hin? erwiderte die Andere. Der Bote von Algund hat ihn ſelbſt in der Kutte geſehn. — Moidi wurde blaß. Wenn's wirklich wäre, ich grämte mich halbtodt, ſagte ſie. Dann wäre Niemand dran Schuld, als — als die Mutter, wollte ſie ſagen; aber ſie ſchwieg. Denn ſie hörte die Alte im Nebenzimmer huſten und ſtöhnen, da ſie von einem jähen Fall auf dem Glatteis ſchwer darniederlag. Es waren böſe Tage, und jede Nacht kam das Fieber und lockte wilde, wunderliche Reden aus ihr heraus, über denen ihr Kind glücklicher Weiſe einzuſchlafen pflegte. Der Zehnuhrmeſſer ſprach fleißig vor, auch die Tante Anna ſtieg, da es ſich auf das Frühjahr verſchlimmerte, einige Male den Küchelberg hinauf. Dann ging ihr Neffe, der Hirzerfranz, der wieder von Innsbruck zurückgekehrt war, bis an die Thür des kleinen Hauſes mit, und während ſich die Alten drinnen beſprachen, führte er in der üblichen Weiſe anſehnlicher junger Burſche einen nachläſſigen Discurs mit der blonden Moidi, die viel dabei zu lachen fand, obwohl Alles von ſeiner Seite ganz ernſtlich gemeint war. Moidi, ſagte die Roſine eines Tages zu ihr, iſt's wahr, daß du mit dem Franz im Reinen biſt? Er ſagt's, und ich würde es ja gewiß wünſchen, aber ich weiß nicht, ich kann es nicht glauben. — Warum nicht? ſagte die Moidi trutzig und ſtrich ſich mit gleichgültiger Miene die Haare hinters Ohr. Einen muß ich doch einmal nehmen, und der Franz iſt ſo gut wie ein Anderer. Aber das letzte Wort iſt noch nicht geſprochen, und du weißt, Roſel, ich kann nicht fort von der Mutter. Mir eilt's auch gar nicht, 's iſt nur ſo langweilig auf der Welt, ſeit der Andree fort iſt, und wenn der Franz kommt und mir was Neues erzählt, oder auch nur da auf die Bank hinſitzt und mich verliebt anſchaut und ſich dabei die Naſenſpitze faſt verbrennt mit dem Pfeifel, hab' ich doch dabei was zu lachen.

Die Andere hörte das ſtill mit an. Sie begriff nicht, wie einem die Liebe ſo luſtig vorkommen könne.

Darüber ward es Frühling, die Wieſen waren längſt wieder grün, die Kaſtanienbäume trugen friſche Sproſſen, und die Paſſer rauſchte mit ſo hohen Schneewaſſern unten am Damm vorbei, daß man den Lärm bis oben in dem kleinen Hauſe auf dem Küchelberg donnern hörte und die letzten Nächte der ſchwarzen Moidi auch für ihre arme Tochter ſchlaflos vergingen. Sie hatte dem Bruder nicht gemeldet, daß es mit der Mutter trübſelig ſtehe. Sie wußte, er werde doch nicht kommen, und auch die Mutter bezeigte kein Verlangen, ihn vor ihrem Ende noch einmal zu ſehen, obwohl ſie ſeinen Namen in ihren Fieberträumen oft genug nannte. Ja er war faſt das letzte Wort, das von ihren Lippen kam, als ſie in einer ſtürmiſchen Aprilnacht nach ſchwerem Kampfe verſchied.

Ihrem Kinde graute, mit der Todten die einſame Wohnung zu theilen. Sie drückte ihr die Augen zu, betete ein paar Vaterunſer und den engliſchen Gruß und ſchlich dann hinaus mit klopfendem Herzen in die gewitternde Frühlingsnacht. Da ſtand ſie droben und ſah in das weite Etſchthal hinaus, wo über den hochgehenden Strömen das wetterleuchtende Nachtgewölk hinjagte, und fühlte ſich ſo armſelig und allein, daß ſie in bitterliches Weinen ausbrach. Ein heftiger Zorn auf Andree überkam ſie. Er konnte jetzt wohlgeborgen in ſeiner Kloſterzelle ſitzen und die hülfloſe Schweſter, die Niemand in der Welt lieber hatte, als ihn, unter allen Schrecken und Nöthen ihres jungen Lebens allein laſſen! — Der Regen rauſchte ſtärker herab, und der Wind ſtrich kalt um die freien Berglehnen. Zitternd tappte das verwaiſ'te Mädchen an den Wänden entlang bis in den Schuppen, wo Andree als Knabe ſein Lager gehabt hatte. Da in der Finſterniß legte ſie ſich auf dieſelbe Stelle, und wie ſie daran dachte, mußte ſie heftiger weinen und ſchlief endlich ſchluchzend, hungrig und in abergläubiſchem Grauen vor der Nähe der todten Mutter auf dem Maisſtrohlager ein.

Aber ſie verſchlief mit dem Leichtſinn ihrer achtzehn

Jahre Alles, was ſie quälte, und als ſie ſpät am andern Morgen aufwachte, mußte ſie ſich erſt beſinnen, daß die Mutter wirklich geſtorben war. Auch konnte ſie, ſo gern ſie es gewollt hätte, keine rechte Trauer erſchwingen, nur ein unheimliches Gefühl hielt ſie lange zurück, die Thür zu öffnen und das Haus wieder zu betreten. Sie fand aber drinnen den Zehnuhrmeſſer und ihre Freundin, die Roſine, und war froh, daß ihr alle weitere Sorge abgenommen wurde. Am Tage nach dem Begräbniß ſonnte ſie ſich ſchon wieder auf der Bank vor dem Hauſe und lachte hell auf über ihre jungen Katzen, die ſich mit einem Maiskolben auf dem Boden herumtummelten. Vierzehn Tage ſpäter ſaß ſie im leichten Wägelchen neben der Roſel; der Franz auf dem Bock kutſchirte; ſie fuhren die Vintſchgauerſtraße hinauf, und wer ihnen begegnete, ſtand ſtill, um dem ſchönen blonden Mädchen nachzuſehen, das in Trauerkleidern dahinfuhr, aber die luſtigſten Augen von der Welt in der grünen Frühlingslandſchaft herumſchweifen ließ.

Erſt als ſie das alte Kloſter droben am Berg liegen ſah, auf einem kahlen, dunklen Granitkegel, ringsum nur ſpärlicher Baumwuchs, und die Schlucht dahinter ſchon am frühen Nachmittag ſchwarz und ſchauerlich, wie ein Thor der Hölle, wurde ſie ſtill und ernſthaft und ſprach kein Wort mehr mit der Roſine, die nicht minder ſchweigſam zu dem ſchwalbenumflogenen Glockenthurm emporſah. Ein armes Dorf lag unten am Fuß des Abhangs, nicht mehr mit edlen Kaſtanien, Weingärten und Feigenbäumen ſo luſtig umwachſen, wie die Dörfer um Meran. Auch das fiel der Moidi aufs Herz. Sie war nie eine Tagereiſe weit vom Hauſe entfernt geweſen und hatte ſich die Welt je weiter weg, je herrlicher vorgeſtellt. Ganz blöde und traurig ſtieg ſie vom Wagen herab, als ſie vor der Thür der unſäuberlichen Dorfſchenke hielten. Sie mochte nicht erſt hinein, ſondern trieb die Roſine, ſogleich mit ihr den Bergweg hinaufzugehen, um den Bruder noch vor der Nacht zu ſprechen. Franz blieb bei den Pferden zurück. Er war dem Andree ſchon früher lieber aus dem Wege gegangen, als daß er ihn geſucht hätte.

So gingen die Mädchen allein, ihren gleichen, bequemen Bauernſchritt, ſich an der Hand faſſend, aber Beide den Kopf geſenkt und ohne ein Wort zu wechſeln. Nur als ſie dem grauen alten Kloſter ſo nahe gekommen waren, daß ſie das Gras ſehen konnten, das auf dem Dache wuchs, ſtand die Moidi plötzlich ſtill, blickte wie ein furchtſames Kind die kahlen Mauern an und ſagte tief athmend: Möchteſt du da hauſen, Roſel? — Ihre Freundin ſchüttelte nur den Kopf. — Das Herz würde mir's abdrücken, fuhr die Andere fort; nichts Grünes herum, keine Weinrebe, kein Kornfeld. Du wirſt ſehen, es iſt nicht wahr, daß er den Winter über hier geweſen iſt. Wir warte er, daß ſie in den Boden verſinken möchte, wie ein Spukbild, oder er ſelber aus einem Traum erwachen. Sie hatte ſich's wohl ſpaßhaft gedacht, ihn zu necken, wenn ſie ihn wirklich in der Kutte ſähe. Jetzt war ihr das Weinen näher als das Lachen.

Andree, ſagte ſie endlich, du ſchauſt mich ſo wild an. Hab' ich's ungeſchickt gemacht, daß ich ſelber gekommen bin? Da iſt auch die Roſel; ſagſt du ihr nicht einmal „grüß' Gott"? Der Franz hat uns gefahren; morgen wollen wir wieder heim, es iſt ſo wüſt und traurig hier herum, wie haſt du's nur ausgehalten? Freilich, man ſieht dir's auch an, ganz hager und blaß biſt du worden, als hättſt du ſchon einmal unterm Raſen gelegen. Aber es wird ſchon wieder werden, die Luft iſt hier ſo herb, du mußt nun wieder nach Meran kommen, der Zehnuhrmeſſer will's auch dem Herrn Prior ſchreiben, das Jahr iſt ja noch lang nicht um, und dann wohnſt du in unſerm Häuſel droben, denn du weißt noch nicht, Andree, die Mutter iſt todt.

Während ſie ſprach, hatte ſich ihre Beklommenheit wieder gelöſ't und ihre Züge erheitert, daß es wunderlich war, wie ſie das Letzte, die Todesnachricht, faſt mit lachendem Munde vorbrachte. Er ſchien ſich ebenfalls geſammelt zu haben, und ſagte jetzt mit ſeinem alten Ton: Ich danke dir, Moidi, daß du ſelbſt gekommen biſt, und dir auch, Roſine. Aber daß die Mutter todt iſt, ändert die Sache nicht, und heimkommen und wieder in Meran leben, daran iſt kein Gedanke, eher daß ich noch weiter weg komme, in ein Kloſter drüben in Italien, oder gar nach Frankreich hinein. Denn du haſt freilich Recht, die Luft hier taugt mir nicht.

Er ſah düſter und ſcheu vor ſich hin auf den grauen Felsboden.

Andree, fing ſie wieder an, du darfſt nicht ſo ſprechen, wenn du mich nicht ganz traurig machen willſt und böſe dazu. Ich hab' gar keine Freud' gehabt ohne dich den ganzen Winter, und jetzt, ſo bald ich gekonnt hab', hab' ich Alles im Stich gelaſſen und bin zu dir gereiſ't, und nun ſprichſt du von Weggehn nach fremden Ländern, als wenn ich dich gar nichts anging'. Wenn ich ſo Reden von dir hör', könnt' ich faſt denken, die Mutter hätt' Recht gehabt, als ſie im Fieber immer vor ſich hin redete, du ſei'ſt gar nicht ihr Kind, ſie hätt' dich ja nur einer Andern abgenommen, um mit einem ſauberen Buben Staat zu machen, da ſie ſelber ſo wüſt war. Ja denk, davon konnte ſie halbe Stunden lang reden, und wenn ich ſehen muß, wie wenig du 'auf mich hältſt, fang' ich wahrhaftig an zu fürchten, du wärſt gar mein Bruder nicht, weil du ſo hartherzig zu mir ſein kannſt.

Er war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten und ſtarrte ſie mit weit aufgeriſſenen Augen an. Moidi! ſtammelte er mit ſchwerer Zunge, iſt das wahr? Kannſt du's beſchwören, daß das wahrhaftig der Mutter Reden geweſen ſind?

Sie ſuchte ſeine Hand zu ergreifen und wurde von Neuem traurig, als er ſie ihr haſtig entzog. Er warf einen ſcheuen Blick auf Roſine, die vor dem Bänkchen ſtehen geblieben war, um die Beiden erſt allein ſich unterreden zu laſſen. Dann ſah er wieder die Moidi mit einem Blicke an, der ſie zittern machte. Roſel, ſagte er jetzt, ich hab' mit der Moidi was zu ſprechen, wir ſind gleich wieder zurück. — Damit winkte er der Schweſter, daß ſie mit ihm gehen ſolle, ſchritt eilig um die Ecke der hohen Kloſtermauer und trat durch eine andere Thür in einen Krautgarten, wo nur drüben unter den Apfelbäumen ein dienender Bruder grub und pflanzte. Sein Weſen war plötzlich verwandelt, ſein Geſicht glühte über und über, er ſchien wieder um zehn Jahre verjüngt und ſchritt rüſtig aus, wie damals, als er unter den Weinlauben die Wacht hatte.

Jetzt, da ſie allein in dem Gärtchen ſtanden, wandte er ſich zu ihr um. Moidi, ſagte er mit zitternder Stimme, ſag das Alles noch einmal, was du von der Mutter gehört haſt, Alles, und ſo lieb dir deine Seligkeit iſt, thu nichts davon, noch dazu; Tod und Leben hängen daran.

Er hatte jetzt ihre Hand ergriffen und drückte ſie fieberhaft. Ich weiß nicht, wie wunderlich du redeſt, ſagte ſie gelaſſen. Was iſt es denn, wenn ſie es auch geſagt hat? Und geſagt hat ſie's freilich, Wort für Wort und mehr als Einmal. Aber du weißt ja, daß ſie einen Haß auf dich hatte. Vielleicht hat ſie's nur geſagt, damit du keinen Theil an der Erbſchaft bekämſt, weil ſie mir Alles allein gönnte. Vielleicht war's auch nur ſo ein Geſchwätz, weil ſie Reue hatte über das Böſe, das ſie dir ihr Lebtag angethan. Sie hat ſich ſelber einreden wollen, du wärſt ein fremdes Kind geweſen, weil ſie dich nicht wie ihr eigenes gehalten hat. Was liegt aber daran?

Beſinne dich, drängte er; hat ſie nicht geſagt, wer ihr das Kind übergeben hat? Iſt kein Andrer dabei geweſen, als ſie's geſagt hat? War's immer im Fieber, oder auch, wenn ſie Nachts aufgewacht iſt und geglaubt hat, du ſchliefeſt, und ſie ſprach dann mit ſich ſelbſt, wie ſie ja auch ſonſt gethan hat, als der Vater noch lebte?

Wer dich zu ihr gebracht hat? nein, davon hat ſie nie geredet, erwiderte das Mädchen und ſuchte ſich ernſthaft auf Alles zurückzubeſinnen. Aber wart, es fällt mir ein, daß der Zehnuhrmeſſer einmal an ihrem Bette geſeſſen iſt, als ſie grad' wieder ſo irre ſprach, und da iſt ſie aufgefahren und hat ihre Kleider begehrt, ſie wollte zum Herrn Decan hinunter, zum Gericht, bis an den Kaiſer wollte ſie gehen, daß es überall ausgerufen würde, du ſeieſt nicht ihr Sohn. Ich kam aus der Küche hereingelaufen, da ſah ich, wie der hochwürdige Herr ganz erſchrocken bei ihr ſtand und ſie zurückhielt, und als er mich eintreten ſah, hat er ſich zu ihr niedergebeugt und ihr lange was ins Ohr geſagt, was ich nicht hab' verſtehen können; darauf iſt ſie ſtill geworden. Ob es im Fieber geweſen war, oder ſonſt ſo in der Einbildung, was kann es dich kümmern, Andree? Und wenn's wirklich ſo wäre, mußt du mich darum nimmer lieb haben? Sind wir nicht doch wie Bruder und Schweſter geweſen, ſeit wir denken können, und nun wär's auf einmal aus mit uns Beiden? Schau, Andree, ich könnt' mich nit ſo ändern. Und wenn's der Kaiſer ſelbſt ausrufen ließe, wie's die Mutter gewollt hat, du bliebſt doch allezeit mein Bruder, und das Häuſel wär' dein und der Weinberg und Alles. Zudem, ich werde doch nicht da wohnen bleiben. Denn du mußt nur wiſſen, ich hab' mich mit dem Hirzerfranz verſprochen, und auf den Herbſt halten wir Hochzeit, und ich wohne dann droben auf Goyen. Du biſt doch nicht bös darüber, daß ich dich nicht erſt gefragt hab'?

Sie wagte ihn nicht anzuſehn, als ſie das ſagte, ſie wußte ſelbſt nicht warum, aber es ſchien ihr in dieſem Augenblick wie eine ſchwere Sünde, daß ſie dem Franz ihr Wort gegeben, und ſie hätt' es gern ungeſchehen gemacht; denn ſie wußte ja, daß er mit ihrem Bruder nicht gut freund war. Sie ſtand zitternd und demüthig, wie ein Kind, das geſcholten zu werden erwartet. Doch als er immer ſchwieg, wurde es ihr nur banger und trauriger ums Herz. Sie hätte lieber geſcholten ſein wollen, und ſich dann vertheidigen und ihn endlich wieder gut machen. Aber die tödtliche Stille zwiſchen ihnen war ihr ſchauerlich, und endlich traten ihr die großen Tropfen in die Augen und rollten über das junge Geſicht. Da brach er das Schweigen.

Moidi, ſagte er, haſt du's gern gethan, oder haben ſie dir ſo lange zugeredet, ihn zu nehmen, bis du endlich Ja geſagt haſt?

Sie ſah ſchüchtern und immer noch weinend zu ihm auf. Ach, Andree, ſagte ſie, verzeih mir's nur! Ich weiß ſelber nicht, wie es gekommen iſt. Sie haben mich nach Boyen hinaufgeholt, als die Mutter todt war, und da hab' ich bei der Roſel geſchlafen und war wie's Kind im Haus. Und die Tante Anna hat auch geſagt, der Franz wär' ein braver Burſch, und wenn ich ihn nähm', wär's für Alle das Beſte, zumal da er ſo unſinnig vernarrt thut, und du warſt ja nicht da, daß ich dich hätte fragen können.

Und wenn ich Nein geſagt hätte, würdeſt du dich darum gegrämt haben? fragte er haſtig.

Sie legte ihre Arme um ſeinen Hals und ſah ihn mit rührender Heiterkeit und Liebe an. Ich hab' ihn ja nicht ſo lieb, wie dich, ſagte ſie, und thu' lieber, was du mir ſagſt, als was er von mir bittet. Nun iſt es einmal ſo gekommen, Andree, und es gäb' eine neue Todfeindſchaft, wenn ich jetzt käm' und ſagte:

Ich mag ihn nicht. Sei nur wieder gut und komm ſelber herüber, die Tante Anna läßt dich ſo vielmals ſchön grüßen und es verlangte ſie ſehr, daß du kämſt, ſie hätt' dir viel zu ſagen, und ich mein', ſo heilig ſie iſt, wär' ſie doch gar froh, wenn du die garſtige Kutte wieder auszögſt, in der du gar nimmer wie der ſchmucke Andree ausſchauſt, der du ehemals geweſen biſt. Thu mir's zu Lieb', ich hab' doch keine Freud', wenn ich denken muß, du ſeiſt hier ſo traurig, und wenn dir was zuſtößt, Krankheit oder ſo, bin ich nicht da, für dich zu ſorgen. Verſprich mir's, Andree, daß du wenigſtens zur Hochzeit hinunter kommen willſt und Alles mit der Tante bereden.

Sie ſtreichelte ihm bei dieſen Worten zutraulich das Geſicht, und er duldete es mit eingedrückten Augen, während ein leiſes Zittern ſeines Mundes den inneren Kampf verrieth. Kein Wort mehr jetzt! brach er endlich ſchwerathmend heraus. Ich komme morgen früh ins Wirthshaus hinunter, dich noch einmal zu ſehn. Dann ſag' ich dir, was werden ſoll. Thu deine Hände weg von meinem Geſicht. Sei gutes Muths, Moidi. Es wird Alles werden, wie Gott will. Hab gute Nacht!

Er ſah ſie nicht mehr an, ſondern entzog ſich ihr raſch, ging durch den kleinen Garten den Kloſtergebäuden zu und verſchwand in der Thür, ohne nur nach ihr umzublicken. Sie aber ſah ihn nach in ſchweren Gedanken und dachte an die wenigen Worte, die er zu ihr geſagt, ob ſie nicht errathen könne, wie er es meine und was er vorhabe. Kopfſchüttelnd und in großer Betrübniß verließ ſie endlich den Garten und ſuchte die Roſel wieder auf, die in ängſtlichem Kummer draußen gewartet hatte. Daß die Moidi allein kam, der Andree nicht einmal daran dachte, ihr eine gute Nacht mitzugeben, ſchnitt ihr durchs Herz.

Ich weiß nicht, was er hat, ſagte die Blonde. Ich hab's wohl gewußt, ihm iſt's nicht halb recht, daß ich den Franz nehme. Aber was ſoll ich machen? Morgen in der Früh will er hinunterkommen und mir Beſcheid ſagen. Er hat mich kaum angeſchaut und von Heimkehren will er nichts wiſſen. Wenn ich nur wüßt', warum ich mir's ſo annehmen muß? Ich könnt' ihn ja machen laſſen und auch thun, was ich will, ohne ihn zu fragen. Aber ich bin's ſo gewohnt geweſen, ſo lang ich denken kann, und er war immer gut zu mir. Ach, warum hat Alles ſo kommen müſſen!

In ſolchen fruchtloſen Reden ſtiegen ſie mit einander den Berg hinab, und der Reſt des Tages verging beklommen und einſilbig. Der Franz war nie ein großer Redner geweſen, und was mit dem Andree geſchehen würde, kümmerte ihn nicht im Geringſten. Er rauchte und trank noch wohlgemuth mit den wenigen Bauern in der Schenkſtube, als die Mädchen ſchon lange in ihren Betten lagen.

Freilich ſchlief nur die Eine, die Moidi; Roſine that die ganze Nacht kein Auge zu.

Als der Tag noch lange nicht graute, hörte ſie einen Schritt draußen über den Hof kommen und ſich dem niedern Fenſter ihrer Schlafkammer nähern. Die Hunde ſchlugen an, wurden aber ſogleich beſchwichtigt. Ihr klopfte das Herz, und ſie ſprang eilig aus dem Bett in banger Ahnung. Die Moidi ſchlief ruhig fort.

Die Schritte hielten richtig am Fenſter ſtill, und eine Hand pochte leiſe an die Scheiben. Moidi! rief die wohlbekannte Stimme.

Ich bin wach, Andree, erwiderte das Mädchen verſtohlen; die Moidi ſchläft noch. Soll ich ſie wecken?

Thu's, Roſel. Sie ſoll ſich fertig anziehen und geſchwind machen; ich hab' ihr noch Viel zu ſagen, eh ihr heimfahrt.

Eine Viertelſtunde verging, dann öffnete ſich leiſe die hintere Thür der Schenke, und die Moidi trat heraus, das Geſicht zwiſchen Verſchlaſenheit, Neugier und Furcht gegen den Bruder gewendet. Guten Tag, ſagte ſie. Du kommſt aber früh. Wenn du nur Gutes bringſt, Andree, wird mich's ſchon munter machen.

Thu deinen Mantel um, ſagte er ſtatt aller Antwort. Es iſt friſch, und du biſt die Luft hier nicht gewohnt. Wir wollen ein paar Schritte weit gehen.

Sie gehorchte willig und trat lachend in der winterlichen Vermummung wieder zu ihm hinaus. Das Schweigen ringsum, der fremde Ort, die nächtliche Oede über den Bergen, der Bruder ihr gegenüber in der Kapuzinerkutte, Alles kam ihr abenteuerlich vor und weckte ihre alte Lachluſt. Sie zog einen Zipfel des faltigen Mantels über den Kopf. Jetzt bin ich deine Kapuzinerin, ſagte ſie und nickte ihm muthwillig zu. Er faßte ihre Hand und ging ſchweigend mit ihr durch den Hof. Die Pferde im Stalle rührten ſich, das Federvieh ſträubte die Flügel, ein junger Hahn krähte voreilig den Morgen an. Die Menſchen aber in den niedrigen Hütten ſchliefen noch, bis auf eine arme junge Seele, die in Schmerzen durch das trübe Fenſter in den Hof ſtarrte und ſich mit ſchweren Seufzern, glühend und fröſtelnd wieder zu Bett legte, um den Tag heranzuwachen.

Die Sonne ſtand aber ſchon hoch, und noch waren die Geſchwiſter nicht zurück. Der Hirzerfranz ſaß mit gerunzelter Stirn im Schenkzimmer hinter der Flaſche, lief alle Augenblicke auf die Straße hinaus, ob von ſeiner Braut noch immer nichts zu erſpähen ſei, und ſchirrte endlich die Pferde wieder ab, mit drohenden Flüchen gegen den Andree. Die Roſel ſprach kein Wort, es war ihr zum Sterben traurig ums Herz; es mochte nun geſchehen was da wollte, für ſie war es mit aller Freude und Hoffnung vorbei.

Endlich gegen zehn Uhr brachte einer der Kloſterbrüder einen Brief, den Andree ſchon in der Nacht an die Roſel geſchrieben, drin ſtand, daß er einen Bußgang zu einem Gnadenbilde gelobt habe, für die Seele ſeiner Mutter zu beten. Er denke wohl, die Moidi werde ihn begleiten, ſie ſollten daher ihre Zurückkunſt nicht abwarten, ſondern nach Haus fahren. Seiner Zeit werde ſie ſchon wieder in Meran eintreffen.

Als der Franz den Brief geleſen hatte, ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten, und wollte im erſten Jähzorn auf und davon und dem Andree nachſetzen. Da aber die Kirche, zu der ſich der Büßer verlobt, nicht in dem Brief angezeigt war, auch der Kapuziner nichts Anderes wußte, als daß der Prior dem Bruder Andreas Urlaub gegeben habe, mußte der Grimm und Haß des Burſchen ſich auf eine ſpätere Gelegenheit vertröſten und einſtweilen an den Rückzug denken.

Es war eine harte Reiſe für die arme Roſine, neben dem zornmüthigen Bruder, der immer von neuem gegen den heimtückiſchen Verführer loswüthete und ſich hoch verſchwor, wenn die Moidi erſt ſeine Frau ſei, dem Andree die Thür zu verſchließen, wie es auch ſein Vater all die Jahre her gehalten habe. Er habe gleich Einſpruch gethan gegen die dumme Reiſe zu dem nichtsnutzigen Findling, da er ja nicht einmal ſein rechter Schwager werden würde. Aber die Weiber hätten ſich's in den Kopf geſetzt, die Tante Anna an der Spitze. Ein Narr ſei er geweſen, daß er nachgegeben habe. Aber die Moidi würde es noch zu hören bekommen, und der Tante ſchenk' er es auch nicht. Vor Allem aber ſei ſie, die Roſine, daran Schuld; ſie hätte ſchon am Morgen nicht leiden dürfen, daß er mit der Moidi abzog — und dann eine Flut von brüderlichen Scheltreden, die freilich der Schweſter nicht tief gingen. Denn ein viel härterer Kummer hatte ihre Seele gepanzert.

Der Sommer kam, die Reben am Küchelberg hatten längſt abgeblüht, und die Weinbeeren ſchwollen und rötheten ſich, die erſte Feigenernte war vorüber, und noch immer blieben die beiden Wallfahrer aus. Als auch die Weinleſe verging und keine Spur der Entflohenen nirgendwo zu Tage kam, gab es Wenige, die noch geglaubt hätten, ſie würden überhaupt jemals wieder auftauchen. Da Niemand ſo recht ſich vorſtellen konnte, was den Andree in die Welt hinausgelockt habe, auch die Meiſten an ſeinem Thun und Laſſen nur geringen Antheil genommen hatten, war bald von dem Schickſal der Geſchwiſter nicht mehr die Rede. Anfangs freilich hatte man viel darüber hin und her geräthſelt. Denn das Befremdlichſte war nicht die vorgeſpiegelte Wallfahrt, da die Tiroler ein bußwanderungsluſtiges Völkchen ſind, ſondern daß eine Stunde über das Kloſter hinaus jede Spur der beiden jungen Leute wie weggeblaſen war. Der Ziegenhirt des Dorfes hatte ſie noch geſehen, wie ſie langſam und in eifrigem Geſpräch einen Saumpfad die Höhen hinan gingen. Das Paar war auffallend genug, der blaſſe junge Novize mit dem ernſthaften Geſicht und das ſchöne blonde Mädchen im Bauernmantel an ſeiner Seite. Und doch als nach einigen Wochen auf des Zehnuhrmeſſers Andringen in den nächſten Gebirgsdörfern nachgeforſcht wurde, wohin die Zwei ihre Schritte gelenkt hätten, entſann ſich kein Schenkwirth und kein Bauer, daß ein ſolches Paar an ſeine Thür geklopft habe. Die Hülfe der Landpolizei wurde in Anſpruch genommen, mit nicht beſſerem Erfolg. Die Geſchwiſter blieben verſchwunden, als hätte ſich der Berg geſpalten, um ſie für immer in ſeinen geheimen Kammern dem Blick der Menſchen zu entziehen.

Als dieſe wunderſamen Nachrichten von dem kleinen Hülfsprieſter auf Schloß Goyen hinaufgetragen wurden, erregten ſie einen Aufruhr der verſchiedenſten Leidenſchaften. Nur der alte Hirzer trank ruhig ſeinen Wein aus und ſagte, es ſei ihm lieb, daß er nun hoffentlich von der ganzen Ingrams-Sippſchaft ſein Lebtag kein Wort mehr hören werde. Wenn das leichtſinnige Ding, die Moidi, ſich je unterſtünde, wieder über ſeine Schwelle zu treten, ſo ſolle ſie ihn kennen lernen — und ein Fluch dazu, mit dem er ſonſt in der Nähe des Zehnuhrmeſſers ſich nicht gern verſündigte. Dem Sohn befahl er, gleich morgenden Tags ſich aufzumachen und um eine reiche junge Wittwe in der Nachbarſchaft zu freien, deren Güter ihm gerade bequem lagen. Franz nahm die Sache nicht ſo kaltblütig auf. Die Moidi hatte es ihm wirklich angethan; ſie war der einzige Gedanke, der ſeine träge Natur jemals in Flammen gebracht hatte. Alſo ließ er den Befehl des Vaters einſtweilen auf ſich beruhen und lüſtete ſeinen Grimm auf alle erdenkliche Art, ſo daß die Seinigen viel Noth mit ihm hatten. Die Tante Anna verſchwand auf mehrere Tage in ihrer Kammer, legte Trauerkleider an, denn es ſtand ihr feſt, daß die Beiden verunglückt ſeien, wo ſie nicht gar Hand an ſich ſelbſt gelegt hätten, und ſo weinte ſie Tag und Nacht und wollte Niemand ſehen, als den hochwürdigen Herrn und die Roſine. Mit dieſer ſtillen Dulderin ſaß ſie ſchlafloſe Nächte hindurch am Herde, einen Roſenkranz zwiſchen den blaſſen Fingern, halb im Gebet, halb im Geſpräch die Stunden hinbringend. Das Mädchen allein blieb ſteif und feſt dabei, daß die Beiden noch am Leben ſeien, und ſuchte es der Tante immer wieder glaubhaft zu machen. Daß ſie freilich je wiederkommen würden, hatte ſie ſeit dem Abſchied im Vintſchgau keinen Augenblick mehr geglaubt.

Am gelaſſenſten blieb, trotz ſeiner alten ſeelſorgenden Freundſchaft, der kleine geiſtliche Herr. Ja es ſchien förmlich, als wäre ihm durch dieſe Selbſtverbannung ſeines Zöglings eine Laſt vom Herzen genommen. Er ſprach noch immer fleißig vor auf Goyen, hörte Jeden nach ſeiner verſchiedenen Gemüthsart mit Wohlwollen an, ſprach überall zum Guten und wußte das Geſpräch bald auf die heurige Leſe und die Hoffnungen auf einen ausgeſucht edlen Jahrgang zu lenken, ein Gegenſtand, den er mit tiefer Wiſſenſchaft ergründet hatte und ſelbſt den theologiſchen Erörterungen mit der Tante Anna entſchieden vorzog.

Und ſo war es hoher November geworden, das leere Haus oben auf dem Küchelberg ſtand winterlich zwiſchen den kahlen Rebengärten, unten in der Stadt Meran wogte das geſchäftige Treiben eines der jährlichen Schlacht- und Viehmärkte durch die engen Gaſſen, das Samſtagsgeläut war verhallt, und der Zehnuhrmeſſer, der den Abend nicht mehr auszugehen dachte, hatte ſeine alte Geige von der Wand genommen, um in der Dämmerung noch ein Stück vor ſich hin zu phantaſiren, ehe die Magd mit dem Nachteſſen ihm das Licht heraufbrachte. Der Kater lag behaglich ſchnurrend im Lehnſtuhl, ein erſtes Feuerchen kniſterte im Ofen, da die Nacht kühl zu werden verſprach, vom Fenſter her, wo ein paar ſchöne Geraniumtöpfe ſtanden, kam ein ſüßer Duft, den die feine Naſe des geiſtlichen Herrn behaglich einſog, und während er in den glücklichſten Flageolettönen alle

Waldvögel auf ſeiner Geige überbot und taktmäßig zwiſchen ſeinen niedrigen vier Wänden auf und ab ſchritt, hatte er ſo ſeine gottwohlgefälligen Gedanken, wie ihm doch eigentlich zur vollkommenen Glückſeligkeit nichts Weſentliches mangle, zumal da ihm einer ſeiner Amtsbrüder drunten in Sanct Valentin eine Probe des koſtbaren Rothen heraufgeſchickt hatte, den die frommen Brüder in ihrem ſonnigen Thal am Fuß des Iſinger ziehen, und der heute Abend ſein beſcheidenes Mahl verherrlichen ſollte.

Da klopfte es an ſeiner Thür, und in der Meinung, es ſei eben nur die Magd mit dem Gaſt von Sanct Valentin, rief er „herein!“ ohne ſein Spiel zu unterbrechen. Aber der Bogen fiel ihm faſt aus der Hand, als die Thür aufging und wie ein Schatten aus einer andern Welt die Geſtalt des verſchollenen Andree vor ihm ſtand.

Erſchrecken Sie nicht, Hochwürden, ich bin's, ſagte der Jüngling, indem er vollends hereintrat. Da ſehen Sie, der Kater kennt mich wieder, der würde wohl das Fell ſträuben, wenn ich nur ein Spuk wäre. Ich hätte mich angemeldet, aber von wo wir kommen, giebt's halt keine Briefpoſt.

Er beugte ſich zu dem ſchmeichelnden Thier herab, um ſeine Bewegung zu verbergen. Es war eine Weichheit und Sanftmuth in ſeinem Weſen, die ihn ganz verwandelt erſcheinen ließen.

Der geiſtliche Herr war mitten im Zimmer ſtehen geblieben; es überlief ihn kalt und heiß. Alles, was er in der erſten Beſtürzung ſagen konnte, war: Und die Moidi?

Sie iſt auch hier, Sie ſollen Alles wiſſen, denn ich habe Niemand als Sie, und wenn Sie mir nicht rathen können, bin ich ein elender Menſch in dieſer und in jener Welt.

Indem hörten ſie die Schritte der Magd auf der Treppe, und während die Alte, die den Andree mit nicht geringerem Schrecken, aber freudiger, wiedererkannte, den Tiſch zum Nachtmahl rüſtete, die Kerze hinſtellte und ihrer Ueberraſchung in wunderlichen Ausrufungen Luſt machte, hatten die beiden Männer Zeit, ſich zu ſammeln und auf das Geſpräch, das nun folgen ſollte, im Stillen vorzubereiten. Die Magd ging zögernd wieder hinaus. Sie hätte gern auf hundert Fragen Beſcheid gehabt. Indeſſen fürchtete ſie ſich vor der ungewöhnlich feierlichen Miene ihres hochwürdigen Herrn, der hinter dem Tiſche Platz genommen hatte, ſich öfters die Stirn mit dem bunten Taſchentuch trocknete und ſtumm das erſte Glas des rothen Valentiners einſchenkte, aber ohne es mit dem gewohnten Kennerzug an die Lippen zu führen. Denn ſeine Zunge war bitter von dem Vorgeſchmack vieler unliebſamer Worte, die nun in der nächſten Zeit geſprochen werden mußten.

Andree aber brach das Schweigen und ſagte: Sie verzeihen wohl, hochwürdiger Herr, wenn ich mich ſetzen muß. Aber wir ſind heut vierzehn Stunden über die Berge gewandert, und dazu die Angſt und Noth mit dem armen Weib, und Hunger und Kummer, — die Kniee wollen mich nimmer tragen. Wenn Sie wüßten, Hochwürden, was wir ausgeſtanden haben, ſo ſähen Sie wohl nicht ſo ſtrenge von mir weg, denn Sie ſind allezeit ein barmherziger Herr geweſen und haben keinen reuigen Sünder ohne Troſt und Stärkung von ſich gelaſſen.

Der kleine Seelſorger ſchien von dieſen demüthigen Worten getroffen zu werden. Er hob das Glas, ließ es erſt gegen die Kerze in ſeiner rothen Glut ſpielen, trank einen bedächtigen Schluck und reichte es dann ſeinem Zögling, dem er jetzt zum erſten Mal gerade ins Geſicht zu ſehen wagte. Trink einmal, Andree, ſagte er; du wirſt's brauchen können. 's iſt Valentiner aus den beſten Lagen, kaum vier Wochen von der Kelter weg, ich hab' ihn heut erſt bekommen.

Andree nahm das Glas, trank es mit einer ehrerbietigen Verbeugung gegen den geiſtlichen Herrn auf Einen Zug aus und ſagte, indem er es wieder über den Tiſch reichte: Ich dank' Ihnen, Hochwürden. Aber was ich fragen wollte, und worauf Sie mir vor Gottes Angeſicht antworten müſſen: Bin ich der Maria Ingram — Gott hab' ſie ſelig! — ihr Sohn, oder bin ich's nicht?

Damit war er wieder aufgeſtanden; trotz ſeiner Erſchöpfung litt es ihn nicht in der Ruhe, er ſtemmte die geballten Fäuſte beide auf einen Teller, der vor ihm ſtand, und heftete den traurigen Blick geſpannt auf das Geſicht ſeines geiſtlichen Freundes, der in nicht geringerer Unruhe auf ſeinem Armſeſſel hin und her rückte.

Mein Sohn, ſagte er jetzt, wenn du mir verſprechen willſt, keine weiteren Fragen zu thun, will ich die eine dir beantworten: deine Mutter hat nur Ein Kind zur Welt gebracht, die Moidi. Nun du das weißt, gieb dich über alles Andere zufrieden; denn mehr zu ſagen, verbietet mir mein kirchlicher Gehorſam, und würde dir auch zu Nichts frommen.

Die Spannung auf dem Geſicht des jungen Mannes ließ plötzlich nach, und die Züge wurden nur kummervoll und hoffnungslos. Ich dank' Ihnen, ſagte er, aber es hilft mir nicht viel, denn das hab' ich ſchon gewußt. Auch wenn mir's Niemand geſagt hätt', meine Mutter könnt's nicht geweſen ſein. Und ich würde mich auch damit zufrieden geben, denn am Ende, wenn meine Eltern ohne mich fertig werden können, muß ich mich wohl auch ohne ſie behelfen lernen, und hab's ſchon lange genug gethan. Aber das arme Weib, Hochwürden, das Tag und Nacht keine Ruh' hat, weil ſie meint, es wär' Alles nur gelogen, von der Mutter, weil ſie mich zu ſehr gehaßt hat, und von mir, weil ich meine Schweſter zu lieb gehabt hätte, — nein, Hochwürden, da hilft nichts, als Brief und Siegel, ſonſt fürcht' ich, ſie macht's nimmer lang, denn es iſt gar erbärmlich, wie ſie ſich's zu Gemüthe gezogen, und Sie wiſſen wohl, ſie hat eine ſchwache Stelle irgendwo in ihrem Kopf, mit der nichts anzufangen iſt.

Er ſetzte ſich wieder mit dem Ausdruck tiefer Ermüdung. Der Hülfspriester aß und trank mechaniſch, mehr um ſeine Verwirrung zu verbergen, als weil ihn die Speiſen gelockt hätten, von denen er keinen Biſſen ſchmeckte. Erzähl' erſt, ſagte er, wie's ſo weit gekommen iſt. Hernach wollen wir dann ſchauen, was ſich noch gut machen läßt. Wo haſt du die Monate her geſteckt, daß kein Hahn nach dir krähen konnte?

Nicht in der Kutte, hochwürdiger Herr, ſagte der Burſch, und ſeine Züge heiterten ſich in der Erinnerung an gefährliche und liſtige Abenteuer ein wenig auf. Sehen Sie, fuhr er fort, als mir die Moidi zuerſt ſagte, ihre Mutter habe mich als einen Findling oder Gott weiß woher von der Alm mit heruntergebracht, da war mir's, als käme ich plötzlich aus glühenden Ketten und Banden los, die ich allezeit mit mir geſchleppt hatte, und die auch im Kloſter droben nicht von mir abfallen wollten. Denn nicht einmal in der heiligen Beicht' hat mir's über die Zunge gewollt, was ich die letzten Jahre her von wegen der Moidi ausgeſtanden hab', und daß ich's nicht überleben würde, wenn ein Anderer ſie heimführte. Und das wußt' ich ja wohl, daß es eine Todſünde war, wenn ich wirklich der Sohn ihrer Mutter geweſen wäre; und doch konnt' ich's nicht von mir abthun, denn es war ſtärker, als mein bischen Verſtand und Religion und Alles, was ich von Ihnen gelernt und in den heiligen Büchern geleſen hatte. Als ich's aber mit Händen greifen konnte, daß ich mich die langen Jahre unnütz abgehärmt hatte und gar nichts Sündhaftes dabei ſei, wenn ich das Mädchen lieber als mein Leben hätte, da bin ich plötzlich ganz luſtig in mir geworden und hab' mir ſogleich vorgeſetzt, mein müßt' ſie werden, und wenn der Kaiſer ſelbſt uns wollt' auseinanderreißen laſſen. Denſelben Abend aber hab' ich mir noch nichts merken laſſen, nur wie ich in meiner Zellen geſeſſen bin, da hätt' ich ſingen und jauchzen mögen ſo laut, daß man's bis nach Meran hinunter hätte hören ſollen. Ich hab' aber allerhand Sachen herzurichten gehabt, auch den Brief geſchrieben an die Roſine, und ſo iſt die Nacht endlich auch herumgegangen. Und dann, da es noch kaum dämmerig war, ſtand ich ſchon unten und holte das arme Ding ab, das keine Ahnung hatte, was werden ſollte. Ich that auch zu Anfang ganz vernünftig, bis wir ein paar Stunden weit weg waren, redete immer von der Wallfahrt, und ſie war nicht böſe drüber, daß ich ſie mit mir nahm. Denn ſie hätte gern noch ein Stück weiter in die Welt hineingeſchaut. Als wir aber hoch oben zwiſchen den Bergen waren und ſie immer neugieriger fragte, wo's denn hinginge, ließ ich ſie ein wenig niederſitzen ins Moos, trat hinter einen Felſen und kam gleich darauf wieder hervor, aber nicht mehr als Kapuziner, ſondern in der Jacke und Hoſen und

Allem, wie ich's getragen hatte in der Nacht, als ich von Goyen wegfloh; denn die Sachen, die dem Franz gehörten, hatte ich noch immer nicht wieder zurückgeſchickt. Da lachte ſie erſt über die Maßen und ſagte, ich gefiele ihr viel beſſer ſo, als in dem langen Kloſterrock, und wir aßen zuſammen auf, was ich heimlich mitgenommen hatte. Dann aber wurde ſie auf einmal ſtill, und ich mußte ihr wohl ganz beſonders vorkommen, denn ſie nahm mich ſcharf ins Gebet, und als ich endlich in meiner Herzensfreude damit herausplatzte, ich würde nimmermehr in die Kutte zurückkriechen, auch gar nicht wallfahrten gehen, ſondern ſie als mein Weib in die weite Welt entführen, erſchrak ſie gewaltig und fing heftig an zu weinen. Ich aber gab ihr die beſten Worte und blieb ganz ruhig, damit ſie nur nicht wieder einen Anfall bekäme von ihren alten Krämpfen; und ſo, während ihr die Thränen immer langſamer floſſen, ſetzte ich ihr auseinander, daß es gar nicht anginge, erſt wieder nach Meran zu gehen und bei Pontius und Pilatus anzufragen, ob ſie auch nichts dagegen hätten. Das gäbe einen noch viel größeren Lärm, als wenn wir gar nicht wiederkämen, und wenn wir endlich doch einmal das Heimweh nach unſerm Häuſel erleiden ſollten und kämen in Meran wieder zum Vorſchein als Mann und Frau, ſo müßten's eben Alle hinnehmen, wie's wäre. Sie ſollt' nur einmal an den alten Hirzer denken und den Franz, wie die aufbegehren würden, wenn ich plötzlich vor ſie hinträte und ſagte: die Moidi iſt mein, und ich geb' ſie nimmer heraus. Und die Tante Anna und der Herr Decan und die ganze Stadt, die uns ſo lang als Bruder und Schweſter gekannt hatten, und das Geſchrei und Geſchreibe beim Amt und allen Teufeln! Und zuletzt ſpielt' ich den beſten Trumpf aus und ſagte: Wenn ihr freilich der Franz lieber wäre, als ich, ſo möcht' ſie's nur dreiſt ſagen, es wär' noch nicht zu ſpät, umzukehren und dann Abſchied zu nehmen auf Nimmerwiederſehen.

Da hielt ſie's nicht länger aus und fiel mir um den Hals und rief unter Lachen und Weinen, daß ſie keinen andern Willen hätte, als den meinigen, und hernach half ſie mir ſelbſt, große Steine über die Kutte wälzen, daß Niemand ſie finden und unſern Weg darnach ausſpüren ſollte. Und denſelben Tag ſind wir noch viele Stunden weit gewandert, ſeelensvergnügt und immer in der Einſamkeit, und haben manchmal zurückgeſchaut nach der Gegend, wo Meran liegen mußte, und über den Franz unſere Schadenfreude gehabt, der nun ohne Braut nach Hauſe fahren und den Spott aller Leute erdulden mußte. Ich hab' auch wohl an Sie gedacht, Hochwürden, daß Sie mir's übel nehmen könnten, und an meine Pathe und die Roſel, die es immer gut mit mir gemeint haben. Aber das hielt nicht lange vor. Denn wenn ich die Moidi neben mir anſah, die ich nun herzen und küſſen durfte, ſo viel ich wollte, und die geduldig dazu ſtill hielt — nun, Sie können das freilich nicht wiſſen, Hochwürden, wie's einem iſt, wenn er mit ſeinem Schatz ſo mutterſeelenallein unter freiem Himmel hinwandert; aber wenn Sie es auch einmal ſo gut gehabt hätten, zumal nach ſo langer Noth, würden Sie uns Beiden die Sünde nicht ſo ſchwer anrechnen, ſondern uns das bischen Glück wohl gönnen, das ſo nicht lange gedauert hat. —

Er verſtummte wieder und ſah traurig vor ſich hin. Der Hülfsprieſter ſchob den Teller zurück, ſeufzte einmal recht von Herzen auf und ſchenkte das Glas wieder voll, um es ſeinem Beichtkind hinzureichen. Der Burſch trank, ſeufzte dann ebenfalls und fuhr in ſeiner ſtillen eintönigen Weiſe fort:

Die erſte Nacht haben wir auf einer Alm geſchlafen, wo uns der Senner zu eſſen gab, auch nicht weiter fragte, wer wir wären; denn wie es zwiſchen uns ſtand, mochte er leicht errathen. Er hat uns auch am andern Morgen verſprochen, keiner Menſchenſeele zu ſagen, daß er uns in ſeiner Hütte beherbergt habe, und ſo gingen wir gutes Muths weiter im Hochgebirg und waren noch glückſeliger und verliebter, als den Tag vorher. Die Gegend war mir ganz fremd, ich wußte aber, wenn wir immer gegen Weſten zu wanderten, kämen wir zuletzt in die Schweiz, und weil ſie da Freiheit haben, zu leben, wie ſie wollen, und keine Polizei, dacht' ich einſtweilen da zu bleiben, hatte auch keine Furcht, daß ſie uns an der Grenze um unſern Paß fragen würden; denn wo wir gingen, hoch unter der Schneide der Berge hin, von Sennhütte zu Sennhütte, iſt's den Herren Landjägern zu abſchüſſig, und wir ſind auch kein einzig Mal angehalten worden. Nun muß ich aber noch ſagen, daß wir an jenem zweiten Tag an eine Stelle kamen, wo ein ſteiler Grat mitten aus den Wieſen aufſteigt, weit höher, als die Muttſpitz oder der Iſinger. Da redete ich der Moidi zu, hinaufzuklettern, um von da oben in die Welt hinauszuſchauen. Ich hatte aber eine Abſicht dabei; denn um die Ferner und Schneefelder war mir's gar nicht zu thun. Auf der Spitze nämlich ſtand ein Kreuz, und hing auch der Herr Chriſtus daran, ein grobes Schnitzwerk, wie's einmal ein Senner mit dem Brodmeſſer zu Stande gebracht haben mochte. Mir aber war's gut genug. Denn als wir droben waren, und die Moidi ſtill und zufrieden um ſich ſchaute, nehm' ich ſie ſacht bei der Hand und kniee mit ihr vor dem Kreuz hin. Zuerſt beten wir mit einander, hernach wollte ſie aufſtehen. Ich aber ſag': Bleib noch knieen, Moidi; 's iſt noch nicht zu Ende. Und da fang' ich an und ſage auf Lateiniſch Alles her, was nothwendig iſt, um eine richtige Ehe zu ſchließen, und hernach zieh' ich ihren ſilbernen Ring vom Finger und geb' ihr den meinigen dafür und lege meine Hand auf ihren Kopf und ihre auf meinen, während ich den Segen ſpreche; ich dacht' eben, man muß ſich zu helfen wiſſen, und wie's eine Nothtaufe giebt, mag's ja auch einmal eine Nothtrauung geben, nichts für ungut, Hochwürden, und ſpäterhin könnt's immer noch ordentlich und richtig gemacht werden. Sie mochte das auch bei ſich denken, denn ſie ließ mich machen, was ich wollte, und kniete andächtig vor dem Kreuz. Wie ich nun mit meinem Latein zu Ende war, küßte ich ſie von Herzen und ſagte: Nun bin ich dein Mann und du biſt mein Weib, und nur der Tod ſoll uns ſcheiden! — Sie nickte, und das Herz lachte ihr aus den Augen, und darauf ſtanden wir von den Knieen auf und blieben noch eine Weile droben ſtehen, und es war uns wundervoll zu Muth in der großen Stille und Heimlichkeit, wie wir da mitſammen an die hundert Meilen weit auf Länder, Städte und Flüße hinunterſahen, und Niemand war bei uns, als unſer Herrgott, vor deſſen Angeſicht wir uns eben Treue bis in den Tod gelobt hatten.

Sie kennen ja die Moidi, Hochwürden, und daß ſie lieber lacht als weint, auch für ihr Alter noch immer zu viel Kinderpoſſen im Kopf hatte. Aber an unſerm ganzen Hochzeitstag haben wir gar nicht gelacht, auch nicht viel geredt mit einander, ſondern ſind ſo feierlich, als wenn das ganze Gebirg nur eine große Kirche wäre, in der ſchönen Sonne hin gewandert, nur daß die Moidi im Gehen Blumen pflückte und mir einen hochzeitlichen Strauß an die Jacke ſteckte, ſich ſelbſt aber ein Kränzel band und an den Arm hing. Geld hatten wir auch noch und konnten in der nächſten Hütte uns auftragen laſſen, was der Senner nur hergeben wollte. So war's eine ganz luſtige Hochzeit, und weder ſie noch ich dachten mehr daran, was dahinter lag und was noch kommen ſollte.

Das fiel uns Alles zuerſt wieder ein, als unſer Geld auf die Neige gegangen war; es mocht' eine Woche inzwiſchen verſtrichen ſein, und von der Schweiz waren wir noch weit, da wir keine Straße einhielten, ſondern gingen, wo es uns luſtig ſchien. Am erſten Abend, als wir uns mit leeren Taſchen nach einem Nachtlager umſahen und wollten eben in einen Heuſtadel kriechen, fiel mir ein großer Einödhof in die Augen, und ich dacht': da verſuchſt noch einmal dein Heil. Wir fanden da auch richtig ein Unterkommen, aber aus der Einen Nacht wurde ein halbes Jahr. Denn der Hof gehörte einer Wittfrau zu, die dort mit ein paar Knechten und Mägden hauſ'te, und den Oberknecht hatte ſie eben heirathen wollen, da hatte er ſich beim Holzmachen verfallen, und die Bäuerin trauerte um ihn, wie um ihren erſten Mann. Als ich ihr nun erzählte, ich hätte flüchtig gehen müſſen, weil ich einen Welſchen erſchlagen, und meine Schweſter da — denn dafür gab ich ſie aus, weil die Bäuerin ſich mit Eheleuten wohl nicht beladen hätte — die Moidi alſo hätte mich nicht allein ziehen laſſen wollen, und nun ſeien wir ohne einen Kreuzer, da bot ſie mir an, bei ihr in Dienſt zu treten, und für meine Schweſter gebe es auch Arbeit. Das waren wir natürlich zufrieden, und nur die Moidi machte mir hernach Vorwürfe, daß ich ſie nicht für mein

Weib anerkannt hätt', und ich hatte Mühe, ſie wieder zu verſöhnen. Alſo blieben wir, und der Sommer verging, und wir hatten über Nichts zu klagen. Denn daß die Bäuerin ein Auge auf mich geworfen hatte, wie ich nach und nach merkte, und mich zum Oberknecht machte, um mich hernach wohl auch noch weiter zu befördern, konnte ich mir ja ruhig gefallen laſſen und zur rechten Zeit noch immer Nein ſagen. Aber auf einmal wurde es mit der Moidi ſo traurig, daß ich Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Es war vor etwa einer Woche, da mähte ich auf der oberſten Wieſe und ſehe plötzlich mein Weib heraufkommen, mit einem ganz verwilderten Geſicht. Und wie ſie droben iſt, fällt ſie vor mir nieder und beſchwört mich mit aufgehobenen Händen, ich ſollt' ſie umbringen aus Gnad' und Barmherzigkeit, ſie könne nicht leben mit der Sünde auf dem Gewiſſen, ſie trage ein Kind unterm Herzen, und dieſe Nacht ſei ihre Mutter ihr im Traum erſchienen und habe ihr zugeraunt: der Andree iſt doch mein Sohn, und dein und ſein Kind wird verflucht ſein in alle Ewigkeit.

Sie können ſich nun denken, Hochwürden, wie ich erſchrocken bin; denn da ſie ſteif und feſt dabei blieb, iſt mir's ſelber zuletzt ganz angſt und bange worden, weil ich keine rechten und klaren Beweiſe hatte, es ſei Alles doch ſo, wie wir's bisher geglaubt, und der Traum nur eine Einbildung geweſen. Herr Gott, dacht' ich, wenn's dennoch wahr wäre! und es überlief mich eiskalt, und ich dachte wahrhaftig einen Augenblick, wie ich das arme händeringende Weib vor mir auf der Erde liegen ſah: Das Beſte wär', du gingeſt mit ihr auf und davon, und wo's recht jäh in einen Abgrund hinunterſchießt, drücktet ihr die Augen ein und ſpränget geradewegs in die Hölle. Hernach wurde ich freilich für meinen Part wieder ruhig; ich überlegte Alles noch einmal und blieb zuletzt dabei: Es kann nicht ſein! Aber das arme Weib war nicht damit zu getröſten. Sie verlangte nicht mehr zu ſterben, da's eine doppelte Sünde wär' wegen des Kindes, aber nach Meran zurück, und hier müſſe ſich's entſcheiden. Mir ſelbſt war's ein ſaurer Gedanke; ich wußte wohl, daß es ohne Lärm hier zu Hauſe nicht abgehen würde. Aber da die Moidi immer verwirrter aus den Augen ſchaute, zudem auch die Bäuerin was Unrechts witterte und mir antrug, die Schweſter wegzuſchicken, mich aber zu behalten, da war ſchon nichts Anderes zu machen, als unſer Bündel zu ſchnüren und den harten Bußweg anzutreten.

Ich will Sie nicht damit langweilen, Hochwürden, wie jämmerlich uns unterwegs zu Muth war, wenn wir an ſo manche Stelle kamen, die uns vor ſechs Monaten angelacht hatte, und wo nun das arme Weib in jedem Wind Stimmen zu hören glaubte, die ſie anklagten und verdammten. Wenn wir Sünde gethan hatten, daß wir ohne Jemand zu fragen und ohne den Segen der Kirche als Mann und Frau in die Welt gegangen waren, ſo haben wir's auf dem Heimweg hundertfach abgebüßt, zumal ich ſelber, da ich's für ſie mitzutragen hatte. Und denken Sie nur, als wir wieder an die Bergſpitze kamen, wo ich uns im Frühling zuſammengegeben hatte, war das Kreuz verſchwunden. Wahrſcheinlich haben's die Stürme hinuntergeriſſen. Aber der Moidi fiel es aufs Herz, wie wenn das damals nur ein Blendwerk des Teufels geweſen wäre, der uns in die ſündhafte Ehe hätte verlocken wollen, und ſie fiel mir ohnmächtig in die Arme, und eine Stunde lang hatt' ich zu thun, ſie wieder zu ſich zu bringen. — —

Er ſchwieg, und es überſchauerte ihn ſichtbar wie ein Fieberfroſt, in der Erinnerung an alle überſtandenen Drangſale. Der geiſtliche Herr war längſt aufgeſtanden und hatte hin und her wandelnd die Beichte mit angehört, während er in immer kürzeren Pauſen aus ſeinem Döschen von Birkenrinde ſchnupfte. Die letzte Priſe hielt er lange zwiſchen Daumen und Zeigefinger und ſtand dabei ſtill vor einem großen Kupferſtich, die Magdalene in der Wüſte darſtellend, dem einzigen Schmuck ſeiner kahlen vier Wände. Er getraute ſich nicht, dem Rath- und Hülfeſuchenden das Geſicht zuzuwenden, denn der Fall war ſo ſchwierig, daß er wenig Hoffnung hatte, Alles glücklich hinauszuführen.

Wo iſt ſie jetzt? fragte er endlich kleinlaut.

Droben in unſerm Häuſel auf dem Küchelberg, verſetzte der Burſch. Wir ſind vor ein paar Stunden angekommen, über Dorf Tirol, und die Leute haben uns wieder erkannt und mit Fingern auf uns gezeigt, und wie ich allein unten durch die Lauben kam, mochten ſie's ſchon wiſſen, denn ſie ſind mir ausgewichen, als hätte ich eine Seuche und Peſtilenz an mir. Droben aber ſitzt das arme Weib und wartet, daß ich Sie mit heraufbringe, und wenn Sie keinen Troſt für ſie haben, ſteh' ich für nichts. Denn es iſt ein verzweifelter Geiſt, der ihr aus den Augen ſieht, und ihr armer Verſtand hängt an einem dünnen Faden. Noch ein Riß, ſo fällt er ins Bodenloſe; darauf verlaſſen Sie ſich, Hochwürden. Drei Wochen können's weit bringen mit ſo einem armen Weib.

Er ſtand nun auch auf, als wollte er dadurch den ſchweigſamen geiſtlichen Herrn zu einem Entſchluſſe treiben. Der aber blieb noch eine ganze Zeitlang vor dem Kupferſtich, obwohl er kaum einen Strich davon an der dunklen Wand unterſcheiden konnte. Erſt die achte Stunde, die es vom Thurm ſchlug, ſchien ihn zu mahnen, daß Gefahr im Verzuge ſei. Er kehrte ſich von der Wand ab, machte dem Andree ein Zeichen, daß er ſogleich wiederkommen würde, und ſtieg, das einzige Licht vom Tiſche mitnehmend, die Treppe hinab, immer tiefer und tiefer, bis der letzte Schimmer verſchwand.

Aber kein Vaterunſer lang währte es, ſo tauchte der Lichtſchein wieder auf, und der würdige Herr erſchien mit eilfertigem Keuchen und trug eine Maßflaſche, mit einem zartgelben Wein gefüllt, wie einen Säugling im Arm, die Magd hinter ihm mit reinen Gläſern. Siehe, ſagte er zu Andree, der zerſtreut und ungeduldig darein ſchaute, dieſes iſt der wahre Seelentroſt und Mitſtreiter, und ehe wir Andere tröſten, geziemt es, unſer eigenes Gemüth zu kräftigen. Trink', armer Sohn; du wirſt ihn noch wiederkennen. Er iſt herber geworden, ſeit den zehn Jahren, aber reifer und geſetzter; da ſchau, er wirſt keine Bläschen mehr.

Und mit heiterem Geſicht hielt er das reine Gold gegen das Licht, ehe er trank, und ſtieß mit ſeinem bekümmerten Pflegling herzlich an. Ich hoff', es ſoll noch gut werden, ſagte er, denn ſchon übte die Nähe des edlen Trunkes ihre ermuthigende Wirkung. Gaudete in Domino semper, ſtehet geſchrieben, und darum trink, mein Sohn, und hernach wollen wir auch der armen Büßerin ein Fläſchlein füllen, denn ſie wird es brauchen können.

Nun ſprachen ſie kein Wort mehr zuſammen, ſondern der Zehnuhrmeſſer ging immer auf und ab, wie ein General in ſeinem Zelt, der über den Schlachtplan nachdenkt, und trank dazwiſchen in großen Zügen und ſetzte das Glas jedesmal mit einem herzhafteren Ruck wieder auf den Tiſch. Als die große Flaſche halb leer war, nahm er mit einem raſchen Griff die Geige von der Wand und fing an, immer auf und ab wandelnd, eine ſchöne alte italieniſche Cantate zu ſtreichen, mit vielen krauſen Fiorituren verbrämt, ein Stück, das er immer an wichtigen und bedeutſamen Tagen zu ſpielen pflegte, auch des Katers Leibſtück, der mit freudigem Schnurren auf den Tiſch ſprang, um das Licht herumwandelte und mit den großen grünen Augen den Andree anſah, als wollte er ihn auffordern, ebenfalls guter Dinge zu ſein. Dem aber brannte vor Ungeduld der Boden unter den Füßen, und nur ſeine Ehrfurcht und das eigene Schuldbewußtſein hielten ihn ab, den geiſtlichen Herrn in ſeinem Concert zu unterbrechen und daran zu erinnern, daß die Moidi die Minuten zähle, bis er ihr Troſt brächte.

Endlich aber legte der geiſtliche Herr die Geige weg, trocknete ſich mit dem Aermel ſeines Hauskleides die Stirn und fuhr dann raſch in ſein ſchwarzes Gewand. Die Magd kam, goß den Reſt des Terlaners in ein Fläſchchen, das Andree einſtecken mußte, brachte dem Herrn ſeinen Hut und leuchtete ihnen die Treppe hinunter. In der Laubengaſſe war es indeſſen ſtiller geworden, nur aus den Schenken hörte man das Singen und Lachen der welſchen Maurer und Tagelöhner und hie und da Streit und heftige Reden, und die Wächter ſaßen bei den offenen Buden und rüſteten ſich auf die Nacht, die kalt zu werden verſprach. Als ſie auf den Platz kamen, wo die Kirche ſteht, blieb der Zehnuhrmeſſer ſtehen und ſagte: Geh jetzt voraus, mein Sohn; ich hab' erſt noch beim Herrn Decan ein Geſchäft, zu dem ich dich nicht mitnehmen kann. In einer halben Stunde komm' ich nach; und ſag einſtweilen der Moidi, daß ich geſagt hätt', es wird noch Alles gut.

Er reichte dem Andree die Hand, die dieſer ehrerbietig küßte, und ſtand dann noch eine Weile unten am Pfarrhaus, ehe er ſich entſchließen konnte, hinaufzugehen. Aber der Terlaner half ihm, und nur mit einigem Herzklopfen, wegen der ſteilen Steintreppe, langte er droben in der Pfarrwohnung an.

Was er dort an jenem Abend geſprochen, und was ihm geantwortet worden, hat er Niemand verrathen wollen. Als er aber eine Viertelſtunde ſpäter wieder hinunterſtieg, war ſein Weſen ſehr verwandelt, der Geiſt des Terlaners von ihm gewichen und eine tiefe Niedergeſchlagenheit dafür eingetreten. Er ſeufzte oft, während er die rauhe Straße zum Küchelberg hinanſtieg, und als er endlich droben das Häuschen liegen ſah, aus deſſen kleinen Fenſtern ein ſchwacher Lichtſchein dämmerte, ſeufzte er noch ſtärker und wäre am liebſten wieder umgekehrt. Aber wenn er nicht helfen konnte, wollte er die Armen wenigſtens nicht allein laſſen in ihrem Unglück, und ſo öffnete er ohne anzuklopfen die niedrige Thür und trat über die wohlbekannte Schwelle.

Er fand das junge Paar in der Küche, wo die Mutter geſtorben war; der Andree ſtand am Herd und blies eben das Feuer an, um eine Polenta zu kochen, die Moidi ſaß ſtill und theilnahmslos auf dem Bett drüben an der Wand, den Mantel noch umgeſchlagen, in welchem ſie die weite Wanderung gemacht hatte, als ſei ſie noch nicht zu Hauſe und werde auch nirgends wieder eine Heimath finden. Als der geiſtliche Herr an ſie herantrat und ihr guten Abend ſagte, fuhr ſie zuſammen, machte eine Bewegung, als wollte ſie aufſtehn, ſank aber wieder auf das Bett zurück und ſaß, in ſich geſchmiegt, die Hände vors Geſicht gedrückt, ohne einen Laut von ſich zu geben.

Moidi, ſagte der kleine Herr, kennſt du mich nicht mehr?

Sie nickte haſtig vor ſich hin.

Willſt du mir nicht einmal ins Geſicht ſehen, und haſt kein Vertrauen zu mir?

Sie antwortete nicht, aber er ſah, wie ihr ganzer Leib zitterte. Er ſchüttelte traurig den Kopf. Andree, ſagte er, geh einſtweilen in die Kammer, ich habe mit der Moidi allein zu reden.

Der Burſch gehorchte ohne Verzug, trat aber nicht in die Kammer, ſondern ging ins Freie; es war ihm zu eng und ſchwül in dem Hauſe, wo er ſo viel Leids erfahren hatte.

Nun, meine Tochter, fing der Zehnuhrmeſſer wieder an, nun faſſe ein Herz zu mir und höre, was ich dir ſage. Ihr habt freilich Sünde gethan, und wenn es euch hart ergangen iſt, ſo habt ihr's als eine gerechte Zucht und Buße vom Herrn hinzunehmen. Aber ſo ſchwer iſt eure Sünde nicht, daß ihr ſie nicht wieder gut machen könnt, und was dich am meiſten ängſtigt und dein Gewiſſen beſchwert, kann ich — dem Himmel ſei Dank — von dir nehmen, indem ich ſage und bezeuge: Andree iſt nicht deiner Mutter Sohn, und der Segen der Kirche darf und wird euch zu chriſtlichen Eheleuten machen. Alſo ſei getroſt und erhebe dein Angeſicht und betrübe mich und den Andree nicht mit deinen Einbildungen, die das Uebel nur ärger machen und dem böſen Feind entſtammen, der die Seelen verderben will.

Er erwartete, daß ſie auf dieſe Worte ruhiger werden und endlich ein Wort ſprechen würde. Aber ſie blieb unbeweglich ſitzen, als gälte Alles, was er ſagte, nicht ihr. Er trat noch näher zu ihr heran und nahm ihr mit ſanfter Gewalt die Hände, die kalt und feucht waren, vom Geſicht. Da ſah er, daß ihre weichen, kindlichen Züge in den kurzen Monden ſchmerzlich verwandelt waren. Sie hielt die Augen feſt geſchloſſen, die Augenbrauen waren geſpannt, wie von einem heftigen Seelenkampf, die Lippen halb offen, und die blaſſen Wangen, deren Umriſſe feiner und ſchärfer erſchienen, übergoß plötzlich eine tiefe Röthe, als der geiſtliche Herr ihr die Hände wegzog.

Er betrachtete ſie mit tiefem Mitleiden. Sprich ein Wort, Moidi, ſagte er mit Nachdruck. Ich kann dir nicht helfen, wenn ich nicht weiß, wo es dir fehlt.

Iſt es dir nicht genug, daß ich dir betheure, der Andree iſt nicht dein Bruder?

Da ſchüttelte ſie heftig den Kopf und öffnete die Augen mit einem ſtarren, wilden Weſen, das ihn erſchreckte. Ich weiß es beſſer, ſagte ſie dumpf vor ſich hin. Die Mutter hat mir's geſagt, ich ſoll mich nicht irre machen laſſen, ſie hätte Alle betrogen, die geiſtlichen Herrn und das Amt und Alle. Aber den Herrgott betrügt Niemand. Wie ſollt's auch anders ſein? Wo iſt denn ſeine Mutter, und warum hilft ſie ihm nicht jetzt, da er elend iſt? Ich weiß es beſſer, uns hilft Niemand, Niemand wird uns zuſammengeben, als der Tod, und nun geht und laßt mich allein, was ſucht Ihr hier? Ich muß nur erſt das Kind —

Da ſtockte ſie, und es ſchüttelte ſie wieder über den ganzen Leib, und ſie ſchloß die Augen von Neuem. Plötzlich wurde ſie wieder ſtiller, als ſinne ſie über etwas nach. Iſt es wahr, ſagte ſie mit furchtſamem Ton, in die Kirche ſoll ich mit ihm, und Ihr wollt den Segen über uns ſprechen? Ja, wenn das anginge, das wäre wohl ſchön. Aber ich weiß es beſſer, ihr ſeid Alle betrogen; wenn Ihr's thun wolltet und es käm' die Stelle, ob Jemand Einſpruch zu thun hätte, daß der Andree und die Moidi ein Paar werden ſollen, da würdet Ihr's erleben, da würde plötzlich die Mutter am Hochaltar ſtehn und lachen, daß ſie Euch betrogen hat, und Ihr könntet den Segen nicht ſprechen. So wird es kommen; ich weiß es beſſer!

Moidi, ſagte der geiſtliche Herr mit feſter Stimme, du biſt ein unwiſſendes Ding, und was du da ſchwatzeſt, iſt Alles eine Vorſpiegelung des böſen Feindes, um dich in noch größere Sünde zu verſtricken. Iſt es dir nicht genug, wenn ich dir ſage, ich weiß, wer des Andree Mutter und Vater ſind, und ich darf's nur nicht ſagen, weil es mir von Denen verboten iſt, denen ich Gehorſam ſchuldig bin?

Sie ſah plötzlich groß auf zu ihm, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen. Aber in ihrem Geſicht lag ein ſo angſtvolles Flehen, daß er tief davon erſchüttert wurde und ſich abwenden mußte, um ſich wieder zu faſſen. Da hörte er, wie ſie leiſe höhniſch vor ſich hin lachte. Seht Ihr wohl, ſagte ſie, Ihr könnt mir nicht dabei ins Geſicht ſehn, es iſt Alles erlogen, nur damit ich wieder froh werden ſoll; der Andree wird Euch darum gebeten haben, es geht ihm ſo zu Herzen, aber wer kann uns helfen? Wenn Ihr wüßtet, wer ſeine Eltern ſind, würdet Ihr wohl zu ihnen gehn und ihnen davon ſagen, daß man mit Fingern auf die Moidi und den Andree zeigt, weil die Leute ſagen, ſie ſeien Bruder und Schweſter und hätten doch ein Kind. Aber Ihr könnt die Eltern nicht rufen, denn wo ſind ſie? Die Mutter kenne ich wohl, ſie hat mir's im Traum geſagt, mich macht Niemand irre, ich weiß es beſſer! — —

Da widerſtand er nicht länger. Höre mich an, ſagte er und trat dicht an ihr Bette. Ich kann deine armſeligen Reden nicht mehr hören und will dir ſagen, was ich weiß, und was ſo wahr iſt, wie daß ein barmherziger Gott im Himmel wohnt. Aber gelobe mir erſt bei deiner armen Seele, daß du nie einem Menſchen, am wenigſten dem Andree, das wiederſagen willſt, was ich dir gegen meine Pflicht und kirchlichen Gehorſam vertrauen werde, weil dein Geiſt ſchwer verſtört iſt und es noch ſchlimmer werden möchte, wofern ich ſchwiege. Willſt du mir auf das heilige Sacrament verſprechen, es für dich zu behalten?

Sie nickte dreimal mit aufmerkſamer Miene, in der ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung aufdämmerte. Siehe, fuhr er fort, der Andree bedarf's nicht; er hat keine Zweifel und Gewiſſensqual und wird dich ohne Furcht in die Kirche führen. Und ich denke wohl auch, daß dann ſeine Mutter mit unter den Anderen ſitzen und im Stillen den Segen mitbeten wird, aber nicht der abgeſchiedene Geiſt der Maria Ingram, deiner armen Mutter, ſondern — und er neigte ſeinen Mund dicht an ihr Ohr — die Tante der Roſine, die Anna Hirzer, die ihn aus der Taufe gehoben, die wird mitbeten und wahrlich keinen Einſpruch thun.

Er hatte die Worte mit haſtigem Flüſtern herausgeſtoßen und fuhr, wie von ſeiner eigenen Rede erſchreckt, in die Höhe, ob kein Dritter ſie gehört habe. Das junge Weib ſaß ſtill und ſtarr; es war, als hätte die Enthüllung dieſes Geheimniſſes keinen Eindruck auf ihre verſtörte Seele gemacht.

Nun du ſo viel weißt, meine Tochter, fing der kleine Prieſter nach einer Pauſe wieder an, ſollſt du auch wiſſen, wie das Alles gekommen iſt, denn ſonſt dächteſt du, auch das ſei nur eine Vorſpiegelung. Du weißt aber wohl, daß deine Mutter den kleinen Andree damals von der Alm mit heruntergebracht hat. Auf ſelbiger Alm hat ihn die Anna Hirzer geboren. Ein Jahr zuvor nämlich iſt ein fremder Herr aus Deutſchland nach Innsbruck gekommen, ein Offizier, der hatte einen Feldzug gegen den Napoleon mitgemacht, und wie ſeine Wunden geheilt waren, ſchickten ihn die Aerzte ins Tirol hinein, weil die Luft droben, wo er zu Hauſe war, ihm nicht gut that. Nun, da hat er die Anna Hirzer auf der Straße geſehn, und es iſt bald richtig zwiſchen ihnen geworden, denn er war ein raſcher und ritterlicher Herr, und was er ſich in den Kopf geſetzt hatte, das mußte geſchehen, grad wie der Andree es von klein auf gemacht hat. Aber die Sache hatte noch einen ſchlimmen Haken; denn der Offizier — du hörſt doch, was ich ſage, Moidi?

Sie nickte raſch mit dem Kopf und hob beide Hände auf, als wollte ſie ihn bitten, ſich nicht über ihr ſtarres Weſen zu verwundern, ſondern ruhig fortzuerzählen.

Ja ſiehe, Kind, ſagte er, der Herr war ſonſt ein wackrer Herr, von Adel und reich, und gedachte die Anna auch zu heirathen. Aber er war ein Lutheraner und wollte von unſerer heiligen Kirche nichts wiſſen, und die Anna weinte Tage und Nächte, daß ſie ihn in der Verdammniß wiſſen und ihm nicht helfen ſollte.

Und als ſie merkte, daß ihr Bitten und Beten nichts über ihn vermochte, iſt ſie zu ihrem Beichtvater gegangen, der hat ihr gerathen, ihr Herz Gott zum Opfer zu bringen und vor dem Verſucher zu fliehen. Und weil ſie ein frommes und heiliges Gemüth hatte, iſt ſie auch wirklich von Innsbruck weg ganz heimlich, daß es ihr Bräutigam erſt erfuhr, als ſie ſchon wieder auf Goyen angekommen war, bei ihrem Bruder. Der hat ſie ſehr gelobt, daß ſie lieber geflohen war, als das ſchwere Aergerniß zu geben; denn du weißt, daß die Hirzer's allezeit eifrig geweſen ſind für unſern heiligen katholiſchen Glauben, und der Joſeph pflegte zu ſagen, lieber den rechten Arm wollt' er miſſen, als ein Glied ſeiner Familie verloren geben an die Ketzer und Widerchriſten. Die Anna aber hatte ſich doch zu viel zugetraut, denn ſchon nach ein paar Tagen glich ſie ſich ſelber nicht mehr und ging wie ein Schatten herum, nahm auch kaum einen Mund voll Speiſe, daß ich dachte, ſie wird ausgehn wie eine Lampe, der man kein Oel nachſchüttet. Sie hing ſchon allzuſehr an dem Fremden, und Gott weiß, was ich drum gegeben hätte, wenn ſich die armen Leutchen hätten ehelich verbinden können. Ich hab' auch mit dem Herrn Decan damals viel verhandelt, aber zuletzt zerſchlug ſich's immer wieder, weil die Kinder nicht auch verdammt ſein ſollten, das hätte auch die Anna nicht übers Herz gebracht. Und ſo vergingen ſechs oder ſieben Tage; da kommt der Joſeph eines Morgens zu mir, feuerroth vor Wuth und Aerger, und erzählt mir, der Ketzer, der Bräutigam, ſei ihr nun wirklich nachgereiſ't, und wohne auf Schloß Trautmannsdorf, weil er mit dem Grafen bekannt ſei. Was nun werden ſolle? — Ich wieder zum Decan, und wieder der alte Beſcheid; und dann zur Anna hinauf und von der zu dem Fremden — an die Tage will ich denken, ſo alt ich werden mag, die haben mich nicht wenig Schweiß und Herzblut gekoſtet. Aber während wir noch Alle mit Sorgen und Reden und Rathen zu ſchaffen hatten und ich faſt glaubte, wir würden an dem Fremden, der ein ſehr ehrerbietiges Benehmen gegen mich hatte, der Kirche einen verlornen Sohn zuführen, wußte ſich der trotzige und waghalſige Mann heimlich des Nachts auf Schloß Goyen zu ſchleichen und trotz der Wachſamkeit des Joſeph ſeine Liebſte wiederzuſehen. Wohl vier Wochen lang dauerte die Heimlichkeit. Eines Morgens aber, noch lang vor der erſten Meſſe, als er in der grauen Dämmerung eben wieder fort wollte, und zwar wie immer zum Fenſter hinaus, wo neben der rauhen Burgmauer die Fichte ſo dicht ſtand, daß er ſich wie an einer Leiter hinunterſchwingen konnte, da zwar der Joſeph Hirzer früher als ſonſt aufgewacht und ſah die Geſtalt herabklimmen und wußte Alles. Da gab es einen wilden Kampf in der ſtillen Schlucht droben, wo's nach der Naif zu ſteil abfällt, und die Anna mußte aus ihrem Fenſter mit anſehn, wie der Bruder den Bräutigam zuletzt niederrang und ihn mit den Füßen trat. Der Fremde war aber gegen einen Felſen gefallen, und hatte ſich ſo ſchwer verletzt, daß er ſich nur mühſelig, eh es Tag wurde, bis nach Trautmannsdorf ſchleppen konnte und dort elendiglich darniederlag. Er verlangte gleich, ſobald er zur Beſinnung kam, fort, und ſo ließ ihn der Graf in ſeinem eigenen Wagen nach Venedig bringen, und kaum drei Wochen war er dort, ſo kam die Nachricht, daß er geſtorben ſei.

Der kleine Prieſter ſchwieg ein wenig, nahm bedächtig eine Priſe aus dem Rindendöschen und ſagte dann, vor ſich hin blickend: Friede ſei ſeiner Seele! Er war ein feiner und edelmüthiger Cavalier und ſtattlich von Geſicht und Statur. Der Andree iſt ſein wahres Ebenbild, nur daß er kleiner iſt und die Augen von der Mutter hat. Niemals iſt mir's ſo nah gegangen, wie damals, zu denken, warum doch der verſchiedene Glaube unter den Menſchen beſtehen muß und der eine verdammen, der andere ſelig machen. Aber Gott hat es ſo eingeſetzt, und wir kurzſichtigen Menſchen müſſen es hinnehmen. Ich war es ſelbſt, der aus Venedig die Nachricht der Anna bringen mußte. Das war auch ein ſaurer Gang, meine Tochter! Es iſt aber hernach wieder friedlich droben zugegangen, der Joſeph und die Anna haben ſich kein böſes Wort drüber ſagen dürfen, ſie hatten ſich Beide was zu vergeben. Und wie der Sommer kam, iſt die Anna zum Schein nach Bozen abgereiſ't, heimlich aber ging ſie auf die Alm zu deiner Mutter, denn

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Kurz, H.

3-598-51566-9
FNr. 21114 / 036

außer uns Fünfen hat nie eine lebendige Seele erfahren, was in jener Nacht geſchehen. Nicht einmal auf Trautmannsdorf wußten ſie, zu wem der fremde Herr bei Nacht auf Beſuch ging. Und als Alles vorbei war und deine Mutter den Knaben von der Alm mit nach Hauſe gebracht hatte, da ließ die Anna ihr Teſtament aufſetzen und verſchrieb ihr halbes Vermögen der Kirche von Meran und die andere Hälfte der Kirche in Innsbruck, wo ſie ihren Bräutigam zum erſten Mal geſprochen hatte, und ſtiftete jährlich eine Anzahl heiliger Meſſen, für die Seele des Todten, ob der Herrgott ſich ſeiner erbarmen möchte. Das iſt nun Alles ſo gekommen und nicht mehr zu ändern, und iſt beſſer, das alte Aergerniß, das nunmehr eingeſchlafen iſt, nicht aufzuwecken. Auch würde es dem Andree übel anſtehn, das Teſtament anzufechten und die Seele ſeines Vaters der kirchlichen Gnaden zu berauben. Alſo iſt es auch für ihn heilſamer, er erfährt ſein Lebtag nichts von Vater und Mutter, zumal er ja auch kein Verlangen danach trägt. Du aber, meine Tochter, wirſt deſſen eingedenk ſein, was du mir gelobt haſt, und dann wird die heilige Mutter Gottes Fürbitte thun, daß eure Sünden euch vergeben werden und ihr ein friedliches und gottwohlgefälliges Leben mit einander führen könnt nach ſo mancherlei Prüfung. Amen!

Er hatte die letzten Worte in feierlich ermahnendem Ton mit erhobener Stimme geſagt und wartete jetzt, ob ſie noch eine Frage zu thun oder einen Einwand vorzubringen hätte. Sie aber ſaß mit geſchloſſenen Augen ganz ſtill auf dem Bette, den Kopf an die Wand zurückgelehnt, die Hände im Schooß gefaltet. Die ängſtliche Wildheit war aus ihrem Geſicht gewichen, die Stirn unter dem wirren blonden Haar geglättet und heiter, ihre Bruſt athmete friedlich. Nach einer kleinen Weile neigte ſich das Haupt auf die Schulter, und die verſchlungenen Hände löſ'ten ſich. Die Erzählung des kleinen Seelſorgers hatte ſie wie ein Wiegenlied eingelullt, und ſie war nach den Mühen und Beſchwerden der letzten Zeit zum erſten Mal wieder in einen tiefen, traumloſen Schlaf geſunken.

Der Hülfsprieſter ſtand auf, mit zweifelhafter Miene; eine ſolche Wirkung ſeiner Mahnrede hatte er nicht erwartet. Es fiel ihm jetzt erſt wieder aufs Gewiſſen, daß er einem armen geſtörten Weſen, das ſchwerlich ganz zurechnungsfähig ſei, das bedenkliche Geheimniß in die Hand geliefert habe. Und ſie hatte nicht einmal ihr Gelübde, zu ſchweigen, ſelber abgelegt und nur zu Allem genickt mit zerſtreutem Blick und vielleicht tauben Ohren. Aber was geſchehen, war nicht zu ändern, und ſo Viel wenigſtens gewonnen, daß ſie ſchlief und alſo für dieſe Nacht kein Unheil ſtiften konnte. Morgen ließ ſich dann weiter ſorgen.

Leiſe trat er von dem Bette zurück und ging aus der Thür. Andree ſaß noch draußen auf der Bank, ſtand aber nicht auf, als der geiſtliche Freund herauskam. Auch er, da er ſein armes Weib in treuer Hut wußte, hatte die überwachten Sinne nach ſo langer Anſpannung endlich wieder ſich ſelbſt überlaſſen, und ſo war der Schlaf über ihn gekommen, der beſte Seelſorger der Jugend.

---

Zu derſelben Stunde dachte droben auf Schloß Goyen Niemand an Schlaf. Am ſpäten Abend war ein Burſch aus Dorf Tirol, der auch vor Zeiten der Moidi nachgegangen war, zum Franz gekommen und hatte ihm die Neuigkeit von der Heimkehr der beiden Verſchollenen und wie es um die Moidi ſtehe, hinterbracht. Es ſei ein großer Zorn unter allen Leuten und ein allgemeines Gerede, das dürfe nicht geduldet werden, die Geiſtlichkeit müſſe einſchreiten und ſolchen Gräuel mit Bann und Feuer von der Erde tilgen, zum furchtbaren Exempel für alle Zeiten.

Den Franz traf dieſe Nachricht gerade in der übelſten Laune. Er war friſchweg von einem Bräutigamszwiſt mit der jungen Wittwe nach Haus gekommen, und da man ihm droben in ſolchen Stimmungen ſorgfältig aus dem Wege ging, griff er begierig nach dem neuen Anlaß, ſeine Galle zu erleichtern. Er konnte ſich's nicht verſagen, in das

Zimmer zu treten, wo der Vater hinter der Flaſche und einem alten Zeitungsblatt, die Tante und die Roſine an ihren Spinnrädern ſaßen, um hier im derbſten Stil die ſaubere Hiſtorie von den beiden Landfahrern zum Beſten zu geben. Niemand erwiderte ihm ein Wort; es war ihm aber ſchon eine Genugthuung, zu ſehen, daß die Tante todtenblaß wurde und der Roſel in die Arme ſank. Sie hatte immer dem Andree das Wort geredet; nun mochte ſie's erleben, daß er auf die elendeſte Art zu Grunde ging. Mit einem höhniſchen Gute Nacht! ging er aus der Thür und ſtrich mit ſeinem Geſellen die ſteilen Pfade hinab durch die laubloſen Kaſtanienwälder der Stadt zu, um dort die Nacht zu verzechen und finſtere Pläne zu ſchmieden.

Die Drei, die auf Goyen zurückblieben, ſaßen wohl eine Viertelſtunde ſchweigend beiſammen, die Tante, die ſich raſch wieder erholt hatte, ſchien zu beten, Roſel ſah, keines eigenen Gedankens fähig, auf den Vater, der unverändert auf das Zeitungsblatt ſtarrte und heftig rauchte. Endlich ſtand er auf, klopfte die kleine Holzpfeife bedächtig aus und befahl der Tochter, zu Bett zu gehen.

Als er mit der Anna allein war, trat er dicht vor ſie hin und ſagte: Laß einmal das Beten! Man betet Nichts weg, was einem der Teufel auf den Weg gelegt hat. Du haſt gehört, daß der Landſtreicher — ich mag ihn nicht nennen — wieder einpaſſirt iſt.

Kann wohl ſein, daß er Wind davon hat, wie er auf die Welt gekommen iſt, und Lärm machen will, um ſich aus der Klemme zu helfen. Ich ſag' dir aber, über meine Schwelle darf er mir nicht, weder er noch ſeine Dirne. Unſere Familie ſoll nicht an die vierzig Jahre in Ehren beſtanden haben, um über Nacht den Schimpf zu erfahren, daß ſolch ein lutheriſcher Findling ſich bei uns eindrängt und des Joſeph Hirzer eigene Schweſter auf ihre alten Tage in der Leute Mäuler bringt. Wenn all dein Beten und Heiligſein zu weiter nichts gut geweſen wär', als dich nach zwanzig Jahren zum Kinderſpott zu machen, ſo wollt' ich, du — Er ſchluckte die Fluchrede hinunter, die er ſchon auf der Zunge hatte, denn ſie ſah ihm geradeaus und mit ernſthaftem, ſtolzem Blick in die Augen. — Es iſt ſchon gut, fuhr er in etwas gelinderem Tone fort, wir brauchen darüber nicht viel Redens zu machen, du weißt ſo gut wie ich, was Alles kommen wird, wenn du nicht Vernunft behältſt. Ich laſſe morgen früh anſpannen und fahre mit dir nach Lana, erſt in die Meſſe, hernach zu unſerm Vetter, wo du ſo lange bleiben kannſt, bis hier wieder reine Luft iſt. Denn ich denke, es ſoll nicht lange hergehen. Ich will die Hand in die Taſche ſtecken und ihm ein Abſtandsgeld anbieten laſſen, wenn er ſich verpflichtet, das Weite zu ſuchen und nimmer heimzukommen. Allenfalls könnte man ihm das Haus ſammt den Gütern abkaufen und die Dirne in den

Kauf geben, ſo wäre man ihn los und hätte ſich nichts gegen ihn vorzuwerfen. Ich will das noch überlegen, 's iſt Zeit genug morgen auf der Fahrt, und zu Mittag komm' ich dann heim und kann mit dem Zehnuhrmeſſer den Handel abkarten, der vermag noch das Meiſte über den Tollkopf und wird ſelber einſehen, daß aller Lärm vermieden werden muß. Handelſt du aber meinem Willen zuwider, Schweſter, ſo laß dir's geſagt ſein: ich treib's, ſo weit ich kann, damit ich dir nicht einen Kreuzer herauszuzahlen brauch', und müßt' ich mich unter die Erde prozeſſiren. Nun weißt du's, und nun ſei geſcheidt und rede mir nichts drein und ſuch keine Finten und Umwege. Denn es wäre umſonſt; darauf magſt du das Sacrament nehmen.

Er ging aus dem Zimmer, ohne eine Antwort abzuwarten, und ſie hörte, wie er noch einmal in den Keller hinabſtieg, um ſich einen Schlaftrunk zu holen, den er trotz ſeiner feſten und zuverſichtlichen Rede wohl brauchen mochte. Die Roſine ſchlich wieder herein und ſah die Tante mit ſcheuen, verweinten Augen an. Komm, ſagte die Alte, wir wollen in meine Kammer gehen; ich habe dir was zu ſagen.

Sie ſtand ruhig auf von ihrem Spinnrad, und ihre Hand, die das Licht ergriff, um es über den Flur an ihr Bett zu tragen, zitterte nicht. Während der Bruder ihr ſeinen harten Willen eröffnet hatte, war auch in ihr ein unerſchütterlicher Wille erſtarkt.

Sie war auch eine Hirzerin, und der Bruder wußte es wohl. Und darum brauchte er den Schlaftrunk, denn trotz ſeiner drohenden Sicherheit ahnte ihm nichts Gutes. So hatte ihn die Anna nur einmal im Leben angeblickt: als er ihr zum erſten Mal nach jenem nächtlichen Kampf wieder unter die Augen zu treten wagte.

Der Schlaftrunk aber that ſeine Schuldigkeit. Als unten in Meran die Glocken zur Frühmeſſe geläutet wurden, lag der Herr von Schloß Goyen noch im tiefen Schlaf und überhörte es auch, daß der alte Hofhund freudig aufbellte und mit der Kette raſſelte. Auch der Franz konnte es nicht hören, er hatte die Nacht in Meran zugebracht. So ſtiegen die beiden weiblichen Geſtalten in ihren dunklen Sonntagsgewändern unbemerkt die Holzſtufen an der Mauer hinab und traten ihren Weg durch die neblige Winterfrühe ſchweigend und eilfertig an.

Sie hatten Beide die Nacht durchwacht und den Morgen herbeigeſehnt. Denn die Alte hatte der Jungen Alles erzählt, was dieſe bisher nur dunkel ahnte und aus einzelnen aufgefangenen Worten des Vaters, wenn er im Rauſch war, ſich zuſammen reimen konnte. Das geheimſte Fach ihres großen Wandſchrankes war aufgeſchloſſen worden, und alte Briefe, ein kleines Bildniß des Todten und die verblichenen Geſchenke, die ſie von ihm bewahrte, kamen zum erſten Mal vor andere Augen, als die beiden, die nicht müde wurden, über ſie zu weinen. Nur in dieſer Nacht vergoſſen ſie keine Thräne; ſie leuchteten vielmehr von einem ſchönen Heldenmuth, der das ganze Geſicht wunderbar verjüngte, die Wangen röthete und auch jetzt, da ſie durch den Morgen hinſchritt, ihren Gang jugendlich beflügelte, daß die Junge der Alten nur mit Mühe zur Seite bleiben konnte.

Es lag aber ein Nebel über den Thälern der Naif und Paſſer, daß ſie wie in einer Wolke wandelten und drüben den Küchelberg und die Trümmer der alten Zenoburg nur mit den oberſten Zinnen über den Dunſt herausragen ſahen. Noch immer klang das Geläut und dazwiſchen das Toſen der Paſſer, und auf den vielen Fußpfaden links und rechts hörten ſie Kirchgänger, die ihnen im Nebelduft unſichtbar blieben, eifrig mit einander reden und dann und wann die beiden Namen nennen, die ihnen das Herz klopfen machten. Unten am ſteinernen Steg war es bereits lebhaft von Männern und Weibern, die ehrfurchtsvoll grüßten, als die Anna Hirzer, die Heilige, in ungewohnter Haſt durch ſie hindurchſchritt. Auch ſtanden Alle ſtill und ſteckten die Köpfe zuſammen. Denn die Alte wandelte nicht wie ſonſt mit dem Strome der Uebrigen links durch das graue Stadtthor der Kirche zu, ſondern man ſah ſie in die ſteile Straße zur Rechten einbiegen, die auf den Küchelberg führt. Viele gingen ihr nach, zumal die Straße ungewöhnlich belebt war, als ſeien droben wunderſame Dinge zu ſchauen. Stieg doch die Anna Hirzer hinauf, die Heilige, des Andree Pathe. Was wird ſie dem verirrten Paar, das in Schmach und Sünde wieder heimgekommen iſt, zu ſagen haben? Will ſie mit ihrer Heiligkeit die armen Sünder gegen geiſtliches und weltliches Gericht beſchützen, oder ſelbſt das Wort der Verdammniß über ſie ausſprechen?

So raunten die Bauern und ihre Weiber untereinander. Die Anna aber ſah nicht rechts noch links, erwiderte auch die Grüße kaum mit einem leiſen Kopfnicken, ſondern ging die ſteinige Fahrſtraße hinan, als wäre ſie ſchon ein abgeſchiedener Geiſt, der weder irdiſche Beſchwerde fühlen, noch Menſchenrede achten könne. Dicht hinter ihr ſchritt die Roſine mit dem ſtillen Geſicht, das Alle gewohnt waren. Nur war es heute ſo bleich, daß mitleidige Weiber es ſich mit Achſelzucken und Kopfſchütteln zeigten, während das Geſicht der Alten von einem friſchen Roth angehaucht war. Sie nahm ſich auch nicht die Zeit, auf der halben Höhe auszuraſten, wo eine Bank am Felſen ſtand. Es war, als triebe ſie die Ahnung vorwärts, daß ſie keine Minute zu verlieren habe.

Und freilich hatte die Nacht Unheil gebraut und gegen Morgen ein drohendes Gewitter um das kleine Haus auf dem Küchelberg zuſammengezogen. Bald nach Mitternacht war der Schläfer vor der Thür aufgewacht, von der Kälte geſchüttelt. Er hatte ſich ſacht in den Flur geſchlichen, und als er ſein armes Weib ſanft eingeſchlafen fand, vor den Herd geſtreckt, um noch ein paar Stunden auszuruhen. Als er von ſeinen bangen Träumen im Zwielicht des weißen Morgennebels erwachte, hörte er Stimmen vor dem Fenſter und ſah Geſtalten durch die Scheiben hereinſpähen, die dann wieder verſchwanden, um anderen Platz zu machen. Er horchte durch die Hausthür, die er zum Glück in der Nacht verriegelt hatte, und vernahm abgeriſſene Worte, die ihn nicht zweifelhaft ließen, was draußen umgehe. Aber wenn er erſt durch den Nebel hätte blicken und die Straßen und Gärten überſchauen können, wäre ihm vollends das Herz geſunken und das Haar zu Berg geſtanden.

Denn draußen hatte ſich die halbe Bevölkerung der Dörfer Tirol, Gratſch und Algund, durch welche ſie Tags zuvor in ihrem elenden Aufzug gewandert waren, in dichten Maſſen angeſammelt, und Keinem kam es darauf an, die erſte Meſſe zu verſäumen. Was ſie hier ſuchten, und weßhalb ſie das Haus umſtanden, wußte ſo eigentlich Niemand. Bei Allen regte ſich nur das dunkle Gefühl, daß ſich etwas Unerhörtes mit zwei Menſchen ereignen müſſe, die ſo unerhört ſich verſündigt, die Neugier, wie ſich die Obrigkeit dem Gräuel gegenüber benehmen würde, bei ſehr Wenigen das Mitleiden. Denn was die blonde Moidi etwa an Theilnahme der Nachbarn genoß, wurde durch die geringe Gunſt, die ſich der wortkarge Andree erworben, ja durch die Feindſeligkeit, zu der ſein herriſches Weſen die jungen Burſche gereizt hatte, völlig wieder aufgewogen.

Und ſo hörte man unter den Haufen der Neugierigen nur finſtere Reden und ſah nur ſtrenge Geſichter. Von Meran herauf geſellten ſich nicht Wenige hinzu, auch ein ſtattlicher Trupp von den Weißjacken, die des Andree Abenteuer mit ihrem welſchen Kameraden noch nicht vergeſſen hatten, und je länger das Geläut zur Kirche anhielt, deſto zahlreicher strömte drüben aus den Paſſeirer Dörfern das Landvolk die ſteilen Bergpfade herauf. Denn ſeitdem man Reben am Küchelberg gezogen und Wein gekeltert hatte, war manche wilde blutige That und mancher empörende Frevel geſchehen, aber einer Todſünde, die ſo frei und frank ſich vor das Auge der Menſchen gewagt hätte, konnte ſich Niemand entſinnen.

Während nun das Summen und Murren der Volksmenge immer noch anwuchs und doch Keiner wußte, was werden ſollte, hörte man plötzlich, da gerade die Glocken eben verhallten, eine rauhe Stimme überlaut rufen: Schlagt die Thür ein! Mit den Fäuſten will ich ihn herausſchleppen, den Lump, den elenden, in Stücke will ich ihn zerfetzen, hin muß er werden, 's iſt ihm geſchworen, ſo wahr ich der Hirzerfranz bin, mit vier Roſſen ſoll er zerriſſen werden und Glied vor Glied in die Paſſer geſchmiſſen, ſo gehört ſich's dem Höllenhund, und wer was dawider hat, der ſoll's mit mir zu thun kriegen.

Eine lautloſe Stille hatte ſich auf Einen Schlag über die Kopf an Kopf gedrängte Menge gelagert. Die tauſend neugierigen Augen richteten ſich auf die Straße, auf der der Hirzerfranz daherſchwankte, rechts und links von einem ſeiner Zechkumpane geführt, mit denen er die Nacht drunten in der Schenke zuſammengeſeſſen hatte. Er war ohne Hut, das Geſicht ſtark geröthet, aber ſein Gang und Weſen nicht wie eines Trunkenen. Der Haß und das Bewußtſein, der Wortführer der großen Menge zu ſein und eine preiswürdige Rachethat zu vollziehen, hatten ihn nach kurzem Schlaf völlig wieder ernüchtert.

Der Gefangene im Hauſe drinnen hörte die wüthenden Worte deutlich und gleich darauf das orkanartige Brauſen der tauſend Zurufe, die von allen Seiten losbrachen und den Vollſtrecker des Strafgerichts ermunterten. Er hörte, wie das Gewühl näher heranſchwoll, und es überlief ihn todeskalt. Sein eigenes Leben hätte er immerhin darangegeben; die Welt war ihm feindlich geweſen von Jugend auf. Aber das arme junge Geſchöpf, das drinnen ſo ahnungslos von der wochenlangen Mühſal ausruhte, wie konnte er es retten, wie ertragen, daß es um ſeinetwillen ein furchtbares Martyrium erlitt? Sollte er hinaustreten, um ſich zu opfern und alle Schuld auf ſich allein zu nehmen? Aber wer würde ihn anhören, wer ihm glauben, ſelbſt wenn er ſich auf das Zeugniß ſeines geiſtlichen Freundes berief? Und doch mußte es verſucht werden, auf alle Gefahr, denn das Getümmel draußen erhitzte ſich mit jeder Minute mehr. Er hörte jetzt auch, wie ſein alter Geſelle, der Köbele, ſich ins Mittel zu legen und den Franz wegzudrängen verſuchte. Sie ſollten warten, was das Amt beſchließen würde, der Herr Decan ſolle gerufen werden, oder der Zehnuhrmeſſer, der der Beichtvater der ſchwarzen Moidi geweſen ſei, es ſei nicht richtig mit dem Handel, die Gerichte würden's ſchon ausweiſen. Und dann wieder die überlaute Fluch- und Gräuelrede des Franz, und dazwiſchen Geſchrei welſcher Soldaten, das Ruheheiſchen einiger alter Männer, Zeter und Wehklage der Weiber und bis zu den fernſten Gruppen hinüber der dumpfe Wiederhall einer empörten Menſchenmenge, die von blinden Leidenſchaften hin und her geriſſen wurde.

Der Gefangene gab ſich verloren. Schon bedachte er, ob er nicht die Moidi wecken und dann ſeinen Stutzen von der Wand nehmen und ſie und ſich erſchießen ſollte, um ſie vor Aergerem zu bewahren, da wurde es draußen auf einmal ſtiller, und er hörte ein vielfaches Beſchwichtigen und Ruhegebieten, dem nur der Franz nicht gehorchte. Aber auch deſſen Stimme verſtummte plötzlich, und ſtatt ihrer vernahm der Lauſcher drinnen im Flur die ſanfte aber feſte Stimme der Tante Anna, die jetzt nur noch wenige Schritte von dem Hauſe entfernt ſein konnte.

Du ſollteſt dich ſchämen, Franz, hörte er ſie ſagen, hier am heiligen Sonntag zu toben und zu fluchen und die andern Leute aufzuhetzen, die Alle nicht wiſſen, was ſie hier thun. Geh heim, auf der Stelle, und zieh dein Feiertagsgewand an, und dann komm wieder herab zur Kirche und bete zu unſerm Heiland auf den Knieen, daß er dir deine Sünden nicht ſchwerer anrechne, als dem Andree und der Moidi da drinnen, die du armſeliger Menſch zu Gericht ziehen willſt, als wäreſt du der Richter, und biſt ſelbſt nur ein unwiſſender ſündiger Menſch, wie wir Alle ſind. Steh mir hier nicht länger im Weg, fuhr ſie mit erhobener Stimme fort, und ihr Andern geht auch eurer Wege; nur ich habe ein Recht, an dieſe Thür zu klopfen, denn daß ihr es nur wißt: da drinnen wohnt mein Sohn, den ich mit Schmerzen geboren und lange Jahre verläugnet habe, weil ich ein ſchwaches Weib geweſen bin und die Schande vor der Welt gefürchtet habe. Jetzt aber ſage und bezeuge ich vor dem Angeſicht Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes und vor den Ohren Aller, die hier verſammelt ſind: mein iſt er, und wer ihn anklagen oder ſchmähen will, der klage mich an, denn ich habe es verſchuldet, daß er in Schuld und Elend gefallen iſt, weil ich ihn nicht an meiner Hand gehalten habe, wie eine Mutter ihr Kind halten ſoll, ſondern habe ihn einer Fremden überlaſſen, die ihn nicht lieben konnte. Nun wiſſet ihr's, und nun gehet in die Kirche hinunter und betet für eine große Sünderin, die ihr für fromm und gerecht gehalten und geehrt habt, und die von allen Frauen die letzte und unſeligſte ſein muß, wenn Gott ſich ihrer Reu' und Leiden nicht in Gnaden erbarmen will.

Als ſie das geſprochen hatte, blieb Alles ſtumm, und Niemand regte ſich von der Stelle, außer dem Franz, der verſtört zurückwich und jetzt unter der Menge verſchwand. Die Anna aber pochte an die Thür des Hauſes, die ſich alsbald öffnete. Auf der Schwelle ſtand der Andree wie ein Träumender. Da ſah er die Augen der Mutter auf ihn gerichtet und ſah, wie ſie überfloſſen, und wie ihr die Kniee wankten, als ſie einen Schritt ihm entgegen that, und ſie wäre vor ihm niedergefallen, wenn er nicht beide Arme feſt um ſie geſchlungen und ſie wieder aufgerichtet hätte, daß ſie an ſeiner Bruſt ſicher ruhen und ſich ausweinen konnte. Jetzt erſt kam wieder Leben unter die Volkshaufen; aber ſie löſ'ten ſich geräuſchlos auf, unter einander flüſternd, die Weiber drückten ihre Tücher gegen die Augen, die Männer gingen ſchweigſam hinweg, Viele blieben zurück und ſtarrten in die offene Thür, in der die Mutter mit ihrem Sohn verſchwunden war.

Es währte auch nicht lange, ſo traten ſie wieder heraus, die Mutter in der Mitte, der Andree zu ihrer Rechten, die Moidi zu ihrer Linken, alle Drei Hand in Hand. Sie ſprachen nicht mit einander, ſie blickten mit ſtillen Geſichtern wie verklärt vor ſich hin. Und als die Moidi draußen der Roſel anſichtig wurde, ließ ſie auf einen Augenblick die Hand der Mutter los und fiel der Getreuen mit weinenden Augen um den Hals.

Dann zog ſie die Freundin mit ſich fort, und die vier wunderſam verbundenen Menſchen gingen durch die ſtillen Haufen des Volks die Straße hin, die nach der Stadt hinunterführt. Ein lautloſer Strom Andächtiger ſchloß ſich ihnen an.

Unten aber, wo der Marktplatz von Menſchen wimmelte, öffnete ſich ihnen eine breite Gaſſe. Das Gerücht war ihnen vorausgeeilt, an allen Hausthüren und Fenſtern ſtanden die Bürger und Bauern, um die Anna Hirzer zu ſehen, die Heilige, die ihren Sohn einherführte, um ihn der ganzen Stadt zu zeigen und Zeugniß abzulegen, daß ſie große Sünde gethan und der Barmherzigkeit ihres Gottes bedürftiger ſei, als Mancher, der ſie heilig geſprochen.

Und eine Stunde ſpäter, als die Zehnuhrmeſſe eingeläutet wurde, kniete die Mutter mit ihren beiden Kindern ganz vorn zwiſchen den Stühlen auf dem kalten Stein. Der Geiſtliche am Altar ſah ſie wohl. Seine Stimme zitterte, als er die erſten Worte ſprach. Dann tönte ſie immer voller und freudiger durch den hohen Raum, und als die Orgel zum Schluß einfiel, ſah er mit einem Blick nach oben, als wolle er allen Segen des Himmels auf das gebeugte graue Haupt und die beiden jugendlichen ihm zur Seite herabflehen.

# Novellenſchatz.

Dritte Serie.

Sechſter Band.

(Der ganzen Reihe achtzehnter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben
von
**Paul Heyſe**
und
**Hermann Kurz.**

Dritte Serie.

Sechſter Band.

(Der ganzen Reihe achtzehnter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite.
**Debora.** Von Wilhelm Müller . . . . . . . . 1
**Die beiden Tubus.** Von Hermann Kurz . . . . 169

# Debora.

## Von Wilhelm Müller.

Urania für 1828. Leipzig. F. A. Brockhaus. — Vermiſchte
Schriften von Wilhelm Müller. Herausg. von G. Schwab
Bd. 3. Leipzig. Brockhaus.

Wilhelm Müller, der bekanntlich unter den deutſchen Lyrikern eine der erſten Stellen einnimmt, wurde den 7. October 1794 in Deſſau geboren, ſtudirte in Berlin Philologie, Philoſophie, Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften, trat 1813 als Freiwilliger unter die Gardejäger und machte die Treffen von Lützen, Bautzen, Kulm und Hanau mit, kehrte dann nach Berlin zu ſeinen Studien zurück, reiſ'te ſpäter mit dem Freiherrn von Sack nach Rom, von welcher Stadt er eine vorzügliche Schilderung gab, und wurde nach ſeiner Zurückkunft von ſeinem Herzog Leopold Friedrich, der ſeinen Werth zu ſchätzen wußte, als Bibliothekar und Gymnaſiallehrer nach Deſſau berufen. Mit dem geſchmackvollen Philologen, Sprachforſcher und Kritiker vereinigte er den Liederdichter, deſſen Liebes-, Wander-, Trink-, Poſtillons-, Jäger-, Müller- und Hirtenlieder fortleben werden, ſo lange die deutſche Zunge klingt. Seine berühmten Griechenlieder dagegen, die ſo zündend auf die Zeitgenoſſen wirkten, ſind vor veränderten politiſchen Stimmungen in den Hintergrund getreten. Auf der Neige ſeines kurzen Lebens verſuchte ſich Müller auch in der Novelle, aber die Friſt war ihm nicht gegönnt, ſich zu der vollen Selbſtändigkeit zu entwickeln, die er auch auf dieſem Gebiete zu erringen der Mann geweſen wäre. Nach einer glücklichen Erholungsreiſe zu den ſchwäbiſchen Dichtern, zu welchen ihn eine innere Verwandtſchaft zog, ſtarb er zu Deſſau plötzlich in der Nacht auf den 1. Oktober 1827 an einem Herzſchlage, wenige Wochen vor Wilhelm Hauff, mit dem er bei jenem Beſuch in Stuttgart innige Freundſchaft geſchloſſen hatte. — Die jüngere der beiden Novellen, die er hinterlaſſen hat (die erſte erſchien in der Urania für 1827), weiſ't trotz eines ungemeinen Fortſchritts Elemente auf, die ihrem Dichter nicht eigen ſind: zu Anfang begegnen Züge, die man kaum anders als trivial nennen kann, gewiſſer craſſer Geſchmackloſigkeiten, wie des Kirſchkerns, den der alte Herr als Liebesandenken im Munde trägt, ganz zu geſchweigen, — und weiterhin zeigt ſie ſich von dem romantiſchen, katholiſirenden Geiſte der Zeit beherrſcht. Allein deſſenungeachtet verräth das ganze Gefüge der Erfindung eine immer bedeutender hervortretende Kraft, die den künftigen Meiſter ankündigt; und ſo glaubten wir es nicht bloß dem ſchönen Dichternamen, den ſie vertritt, ſondern der Erzählung ſelbſt in ihren Hauptbeſtandtheilen ſchuldig zu ſein, ſie dem Kreiſe auserleſener Novellen einzureihen.

## Erſtes Kapitel.

Das Zimmer fing an dunkel zu werden, und Arthur nahm vor dem Spiegel den Widerſchein einer Laterne, welche ſeinem Fenſter gerade gegenüber unter den Linden brannte, zu Hülfe, um ſeine Abendtoilette mit dem Einſtecken einer goldenen Nadel in den engliſchen Knoten ſeines Halstuches zu beſchließen. Dabei hatte er das Mißgeſchick, das glatte Tuch ein wenig zu verknicken, und darüber ungeduldig und verdrießlich, zog er die Klingel. Aber der helle Ruf der Glocke blieb unbeantwortet, und um ſeinen Unwillen an irgend einem Dinge außer ſich ſo merklich, als es jetzt geſchehen konnte, auszulaſſen, zuckte er ſo lange an der Klingelſchnur, bis ſie zerriß. Eine abſcheuliche Wirthſchaft hier im Hauſe! brummte er vor ſich hin, warf ſich auf das Sopha, ließ ſeine Uhr repetiren und zählte fünf und drei Viertel. Die Madame iſt wieder ins Theater gegangen und das Mädchen hinterdreingelaufen, und nach mir fragt keine Seele. Ich muß ausziehen, wenn das nicht bald anders wird. Es iſt mir hier unter den Linden in der Nähe des Opernplatzes ohnedies zu viel Lärm, und iſt es nicht eine Schande, wie theuer ich dieſe Rumpelkammer, die ſie Chambre garnie nennen, bezahlen muß, und bei einer ſolchen ſpitalmäßigen Aufwartung!

Er trat an das Fenſter und ſchrieb mit nachdenklicher Miene Buchſtaben auf die angelaufenen Scheiben. Wagen auf Wagen rollten unten vorüber und machten das Glas unter ſeinen Fingerſpitzen dröhnen. Was mag es denn heut' Abend in dem großen Opernhauſe für kleine Spectakelkünſte geben? Gewiß irgend eine recht gemeine Curioſität, weil die vornehmen Leute ſo hitzig darnach fahren. Ich begreife die Geheimeräthin nicht, wie eine ſo geiſtreiche Frau ſich von dem neugierigen Strome kann fortreißen laſſen und ein Paar Abende in der Woche daran ſetzen, um in dem großen Guckkaſten zu gaffen und begafft zu werden. Nun, heute habe ich das nicht zu beſorgen. Den Montag hält ſie gewiſſenhaft, und ich nicht minder. Ich verſpreche mir heute einen himmliſchen Abend. Dieſe Nacht habe ich von Schlangen geträumt, und die ſollen ja Ringe bedeuten. Du loſes, liebes Mädchen, daß ich dich doch endlich einmal faſſen kann! Du haſt mir in dieſem Thema ein Bändchen in die Hand gegeben, woran ich dich, wie du dich auch drehen und winden magſt, ſo lange feſthalte, bis ich dir das Loſungswort meines Lebens, das Geſtändniß meiner Liebe, Stirn gegen Stirn, Aug' in Auge, zugerufen. Meine Gloſſe auf dieſes Thema entzückt mich ſelbſt; ſo wahr, ſo warm, ſo innig hab' ich nie gedichtet. Ich dichtete ſie ja aus deinem Herzen heraus.

Inbegriff von meinen Freuden!
Hab' ich das verdient um dich?

Erſt verſchmäht, nun fliehſt du mich?
Wie, du willſt von hinnen ſcheiden?

Nein, nein, ich bleibe bei dir, meine Fanny! Seit du mir dieſes Thema gegeben haſt, denk' ich nicht mehr an die Reiſe nach Italien und an den alten wunderlichen Marquis.

Arthur hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, wenn auch vielleicht zu Ende gedacht, als er draußen auf ſeiner Treppe leiſe Fußtritte, lautes Huſten und ſtarkes Aufſtoßen mit einem Stocke hörte. Ecce, lupus in fabula! rief er aus. Da kommt der alte Narr mir wieder über den Hals. Es iſt um toll zu werden. Aber ich will ihn einmal ablaufen laſſen. Es iſt nur ein Glück, daß er ſchon von Weitem einen ſo vernehmlichen Anmelder hat. Er eilte nach der Stubenthüre, um den Riegel vorzuſchieben: aber ein Stuhl, über den er ſeinen eben ausgezogenen Schlafrock geworfen hatte, ſtellte ſich ihm in den Weg, und ſo ſtolperte er darüber weg und fiel mit vollem Gewicht gegen ſeinen Flügel, von welchem er eine Waſſerflaſche, einen Leuchter und ein Notenpult herunterwarf. Inzwiſchen war der Marquis, ohne anzuklopfen, auf das donnernde Signal, überraſcht und ein wenig erſchrocken, in das Zimmer getreten.

Guten Abend! Guten Abend, meine Herren! grüßte er in ſeiner langſamen und ſcharf gemeſſenen Sprache, der man es auch in jedem richtig gewählten und geſtellten Worte anhörte, daß ſie mehr aus

Büchern, als in lebendiger Schule erlernt war. Laſſen Sie ſich nicht unterbrechen von mir, meine Herren, wenn Sie haben voltigirt oder gefochten. Spielen Sie weiter. Dieſe Exercitien gefallen mir wohl, und als ich war jung und unter den Pagen in Verſailles, da hab' ich die gymnaſtiſchen Künſte getrieben mit großem Eifer. Aber, meine Herren, damals übten ſich dieſe Künſte mit Delicateſſe. Ah, mon dieu, wie machen die Poliſſons es jetzt da draußen vor dem Thor, in dem großen Sand! Sie laufen herum in ſchmutzigen Säcken und brechen ſich die Hälſe. Das iſt, was ſie heißen das Turnen.

Ich bin ganz allein, Herr Marquis, nahm Arthur das Wort, und bitte um Entſchuldigung, daß ich Sie in einer finſtern Stube empfangen muß. Ich wollte eben nach meinem Hute greifen, um auszugehen, als ich über dieſen Stuhl ſtolperte —

Hat nichts zu ſagen, mein Herr Doctor, unterbrach ihn der Marquis. Ich will Sie nicht lange halten. Ich komme, um Sie zu fragen für das letzte Mal, ob Sie wollen reiſen in meiner Begleitung und auf meine Koſten nach Italien. Denn ich muß benutzen die wenigen Tage vor der Eintretung des ſtarken Froſtes, um zu kommen heraus aus den kalten Landſchaften.

Herr Marquis, entgegnete Arthur mit gemachter Verlegenheit, ich weiß in der That nicht, wie ich es verdiene —

Laſſen Sie das, Herr Doctor! fiel ihm der Marquis in das Wort. Sie verdienen gar nichts für Ihre Perſon, aber Sie wiſſen recht wohl, Ihr Herr Vater hat an mir verdient Großes, ſehr Großes, das Gott ihm wird vergelten im Himmel. Er hat mich, als ich kam bettelarm und verwundet nach Mannheim, aufgenommen in ſein eigenes Haus, er hat mich geheilt und gepflegt, er hat mich genährt und gekleidet, bis daß meine Mittel ſind angekommen aus der Schweiz, von meiner emigrirten Familie. Sehen Sie, Herr Doctor, das hab' ich nicht gekonnt abtragen an ihn ſelbſt, darum will ich es abtragen an den Sohn.

Herr Marquis, Sie beſchämen mich mit jedem wiederholten Anerbieten Ihrer Gunſt. Aber Sie wiſſen, daß ich damit umgehe, meinen großen mediciniſchen Curſus zur praktiſchen Habilitation hier in Berlin zu machen.

Erlauben Sie, Herr Doctor, daß ich mich ſetz' auf einen Moment. Ihre Treppe hat mich gemacht ſehr müde, und ich muß einmal huſten.

Der Marquis ſetzte ſich auf das Sopha und huſtete ein paar Minuten lang, daß die Wände zitterten. Arthur ſtand wie auf Kohlen, trippelte in der Stube herum und ſann auf Mittel, ſeines Beſuches ſo ſchnell als möglich ledig zu werden. Es iſt Ihnen zu kalt in meiner Stube, Herr Marquis, hub er nach der Pauſe das Geſpräch wieder an, und das reizt Sie zum Huſten.

Nicht ſo, Herr Doctor. Ich bin gegangen zu ſchnell in den Wind hinein. Sie haben geſprochen von Ihrem großen praktiſchen Curſus. Aber nehmen Sie es nicht auf die böſe Seite, wenn ich Ihnen mache das Bekenntniß, daß die Herren Profeſſoren von der Univerſität mir haben geſagt, Sie machen hier viele kleine Curſus in der Stadt, in der ſchönen Welt, in den belles lettres, kleine Curſus, nicht praktiſch, alle mit einander ideal und poetiſch, und die Sie nicht werden führen zu der Habilitation. Und dieſelben Herren haben mir gegeben die Verſicherung, daß es wäre Ihr gutes Glück, wenn Sie würden mit Gewalt herausgeriſſen aus dieſer berliniſchen Manier zu leben. Und was die gelehrte Geheimeräthin betrifft und ihre kleine Mignon —

Herr Marquis, brach hier Arthur mit wenig beſchönigter Entrüſtung in die Rede des Alten ein. Herr Marquis, wiederholte er und ſteigerte den Ton ſeiner Worte bis zur entſchiedenen Grobheit, die Herren Profeſſoren, die Ihnen das geſagt haben, ſcheinen zu vergeſſen, daß ich bei ihnen für mediciniſche und nicht für moraliſche Vorleſungen pränumerirt habe.

Nicht zu raſch! nicht zu raſch, mein junger Freund! beſchwichtigte ihn der Marquis. Sie werden machen Ihren Curſus medicus in Salerno, und wenn Sie mir curiren meinen Huſten, ſo ſollen Sie von mir genannt werden ein Hippokrates.

Arthur, durch die kleine Zurechtweiſung des Alten um ſo ſchärſer gereizt, je gerader er ſich von ihr getroffen fühlte, war nicht ſo leicht in den Scherz überzuſpielen und fuhr in ſeiner vorigen Stimmung fort: Suchen Sie Ihren Hippokrates unter den hochgelahrten Herren, die mich Ihnen ſo angelegentlich zum Begleiter nach Italien empfohlen haben.

Sagen Sie mir nichts Böſes von dieſen Herren, Herr Doctor. Sie meinen es gut, ſehr gut mit Ihnen. Aber, mein lieber Arthur, verſprechen Sie mir, daß Sie wollen nicht mehr Verſe machen und mit mir reiſen nach Italien. Ich bin ein alter Narr, daß ich Sie ſo quäle, aber ich weiß wohl, warum ich es bin, und ich will es ſein. Ich habe Sie lieb, als ob Sie wären mein eigenes Kind, und ich habe Sie als ein kleines, kleines Ding getragen auf meinen Armen, und da haben Sie mir einmal beſchmutzt einen neuen hellgrünen Rock, und da habe ich Ihrem ſeligen Vater meine Hand gereicht, daß ich wollte ſorgen für Sie, wenn in der Zukunft meine ſchlechten Umſtände ſich hätten verbeſſert. Sehn Sie, darum will ich Ihnen wohlthun, malgré vous.

Herr Marquis, fuhr bei dieſen Worten Arthur heraus, entſchuldigen Sie meine Grobheit; aber ich bin zu einer Geſellſchaft geladen, welcher ich die Stunde halten muß. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen morgen Adieu zu ſagen.

Hiermit nahm Arthur ſeinen Hut in die Hand und ſchickte ſich an, aus der Stube zu gehen, deren Schlüſſel er ſchon lange in der Hand geſchwungen hatte. Der Marquis, ohne ſich zu übereilen oder aus ſeiner gutmüthigen Laune zu fallen, ſtand vom Sopha auf und klopfte dem jungen Mann auf die Schulter. Nächſten Donnerſtag reiſen wir, Herr Doctor! Dieſe Worte, von dem Alten mit einer gewiſſen prophetiſchen Bedeutſamkeit ausgeſprochen, machten den Jüngling betroffen, und er fühlte ſich von ihnen nicht wie bisher unangenehm bedrängt. Er verſtummte, und der Marquis fuhr fort: Und wenn Sie auch nichts wollen zu treiben haben mit meinem alten böſen Huſten, ich nehme Sie doch mit mir als meinen Hippokrates, und was Sie nicht bewirken, das wird bewirken das weiche Klima und die heiße Atmoſphäre. Sehn Sie, und wenn ich alsdann ohne Huſten, aber mit Ihnen, zurückkomme nach Berlin, ſo gehe ich in die Conferenz, wo alle die großen Herren Profeſſoren ſitzen beiſammen, und ſpreche zu ihnen: Da bin ich curirt von dem Herrn Doctor Arthur Lerchenfels! Da werden die Herren machen große Augen und kleine Naſen und werden Ihnen abſtatten ihre Reverenz. Und damit, mein Lieber, haben Sie gemacht Ihren großen praktiſchen Curſus zu der Habilitation.

Arthur, von dem leiſen Anfluge eines halb dankbaren, halb mitleidigen Wohlwollens berührt und einen Stich der Reue über ſein grobes Betragen gegen den Marquis empfindend, faßte den Arm desſelben, ſobald er ſich in Bewegung ſetzte, und führte ihn behutſam über den finſtern Saal und die ſteile Treppe hinunter. Vor der Hausthüre verabſchiedete er ſich mit einem ſtummen, aber herzlichen Drucke der alten, zitternden Hand und wollte ſchnell nach der Richtung des brandenburger Thores entſchlüpfen. Aber der Marquis, deſſen Weg der entgegengeſetzten Straße folgte, hielt ihn noch einen Augenblick zurück und flüſterte ihm vertraulich in das Ohr: Sagen Sie dieſen Abend der Geheimeräthin und ihrer kleinen Tochter das Adieu, welches Sie mir haben zugedacht auf morgen. Sie laſſen ſich herumführen an der Naſe und führen ſich ſelbſt herum. Liebe! Ah mon dieu, nennen Sie das nicht Liebe. Phantaſie, mein Lieber, Phantaſie!

## Zweites Kapitel.

Arthur fand auf dem Wege nach dem Wilhelmsplatze, wo die Geheimeräthin Flügel wohnte, einige Muße, über das nachzudenken, was der Marquis ihm halb im Scherze halb im Ernſte vorgehalten hatte. Die gutmüthige Art und Weiſe, mit welcher der alte Mann ihm, trotz ſeiner rückſichtsloſen Grobheit, zugeſprochen hatte, war nicht ohne Eindruck auf ſein weiches und bewegliches Herz geblieben, und ſeine leicht erregbare Phantaſie ſpielte mit dem ſchönen Klange des Namens Salerno behaglich fort und bildete ſich daraus eine reiche Seelandſchaft, belebt von ſingenden Fiſcherinnen, unter denen ſich die ehrwürdige Geſtalt eines alten ſalernitaniſchen Doctors langſam vorübertrug. Dazu trat auch die Erinnerung an ſeinen verſtorbenen Vater, der ihm noch auf ſeinem letzten Krankenlager in demſelben Sinne, wie der Marquis, wenn auch in andern Worten, das unſtete und oberflächliche Weſen mit drohenden Ausſichten vorgeſtellt hatte, welches ihn ſchon ſeit dem Anfange ſeiner mediciniſchen Studien befangen hielt, und ſeine guten Anlagen in der Uebung leichter Künſte ohne Nutzen für ſich und Andere zerſplitterte. Er fühlte damals und auch jetzt, nachdem er um fünf Jahre älter geworden war, die Wahrheit dieſer Vorſtellungen, aber doch nur mit ſehr beſchränkenden Bedingungen, welche ſeine Eigenliebe vorgeſchrieben hatte. Denn dieſe träumte in manchen ſeligen Stunden davon, daß er einmal ein großer Dichter und nebenher auch wohl noch ein geſchmackvoller Gelehrter werden möchte, oder daß er es gar ſchon wäre, wenn die Leute außer ihm es nur anerkennen wollten. Dieſe Träume wurden ihm am günſtigſten in dem Hauſe der Geheimeräthin gedeutet, und daher kam es, daß er ſich dort wohler fühlte, als irgend wo.

Die ungefähr vierzigjährige Wittwe des Geheimeraths Flügel, zwar nicht aus Berlin gebürtig, gehörte doch zu der in dieſer Stadt vorzüglich heimiſch und eigenthümlich gearteten Claſſe von Frauen des ſogenannten Mittelalters, welche es zu der höchſten Aufgabe ihres geſelligen Lebens machen, jedem ſchönen Geiſte, der nur irgend in ihren Bereich zu ziehen iſt, eine Taſſe Thee zu bereiten und ein Stammbuchblatt zu übergeben. Die Geheimeräthin trieb es ſogar noch weiter in ihrem Antheile an den ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſten. Sie beſaß mehrere ungedruckte Gedichte gedruckter Autoren in eigenhändigen Abſchriften derſelben, auch einige Bücher mit geſchriebenen Zueignungen und endlich ein Manuſcript, welches ihr eine förmlich gedruckte Dedication verhieß, wenn es ihr gelungen wäre einen Verleger für daſſelbe zu finden. Für eine Dame dieſes Charakters mußte der Doctor Lerchenfels ein unſchätzbarer Hausfreund ſein, und ſie ließ es daher auch an keinem Mittel fehlen, ihn an ihr Haus zu feſſeln. Er verſchaffte ihr die neueſten Zeitſchriften und Taſchenbücher, hinterbrachte ihr aus ſeinem Briefwechſel mit namhaften Autoren anziehende Nachrichten und Bemerkungen, machte ihren Vorleſer in größeren Cirkeln, führte ihr berühmte Fremde zu und war überhaupt in allen gelehrten Beziehungen der belebende und ordnende Geiſt ihres geſelligen Lebens. Dafür wurde er aber auch wieder von der Geheimeräthin auf jede Weiſe ausgezeichnet und faſt wie ein liebes Kind verzogen. Sein Urtheil in Sachen des Geſchmacks galt ihr für ein untrügliches Orakel, ſeine Muſe wurde von ihr angebetet, zu allen Stunden des Tages ſtand ihr Haus ihm offen, und die kleine Fanny, ihre witzige und naſeweiſe Tochter, welche die Anſichten ihrer Mutter über die Schöngeiſterei wie über den Vertreter derſelben nicht ganz zu theilen ſchien, mußte ſich manchen Verweis gefallen laſſen, wenn ſie den Doctor nicht mit der Aufmerkſamkeit behandelte, welche deſſen Sorge für ihre höhere Ausbildung zu verdienen ſchien. Ob der Geheimeräthin in dieſem Beſtreben, das Herz ihrer Tochter dem jungen Manne geneigt zu machen, außer dem geiſtigen Zwecke, noch ein anderer von feſterem Gehalt vor Augen ſchwebte, hat ſich nie deutlich erwieſen. Jedoch kann es als wahrſcheinlich angenommen werden, daß ſie ihm die Hand ihrer Fanny nicht verſagt haben würde, wenn er einmal in glänzender Equipage als Rath oder Profeſſor zu einer Werbung vorgefahren wäre; und auch die Tochter hätte ihm dann vielleicht die Langeweile vergeben, die das Vorleſen ſeiner Verſe ihr ſo oft verurſacht haben mochte.

Wenn Arthur auf dem Wege nach dem Wilhelmsplatze manchen ernſten und trüben Gedanken Gehör gab, die ſich ihm in der Betrachtung ſeines gegenwärtigen Lebens und der Pläne für ſeine Zukunft aufdrängten, ſo gewann doch bald ſeine lebhafte Phantaſie, welche nie müde wurde, ihn mit ſich ſelbſt zu täuſchen, den Sieg über die ſcheltende und warnende Vernunft. Er mußte ſich zwar geſtehen, daß ihm faſt ein ganzes Jahr nach ſeiner Promotion ohne irgend eine Förderung ſeines ärztlichen Berufes verſtrichen war: aber er tröſtete ſich darüber mit ſeinen Fortſchritten in der Laufbahn der freien Muſenkünſte. Das mäßige Vermögen, welches ſein Vater ihm hinterlaſſen hatte, war in dieſem Jahre bedeutend verringert worden: aber er hoffte im nächſten auf ein großes Honorar für eine ſchriftſtelleriſche Arbeit. Daß er die Gelegenheit von ſich gewieſen hatte, Italien, die Heimath der ſchönen Kunſt, auf Koſten des Marquis zu bereiſen, auch dafür fand er eine Entſchuldigung in den ſeltſamen Launen und Gewohnheiten des alten Mannes, deſſen Geſellſchaft ihm ſelbſt ein Paradies unerträglich machen müßte. Endlich gerieth er auch auf eine Prüfung des ſchnippiſchen Betragens der kleinen Fanny gegen ſich. Wie oft hatte ſie über ſeine Gedichte gelacht oder gar gegähnt, wie bitter hatte ſie über ſeine kleinmüthige Bedenklichkeit, dem Marquis nach Italien zu folgen, geſpöttelt, ohne auch nur von fern ahnen zu wollen, was ihn an Berlin feſſelte, wie wenig erkannte ſie endlich das in ihm, wodurch er ſich aus dem Schwarme der jungen Welt, die ihr mit ihm huldigte, in glänzender Eigenthümlichkeit hervorzuheben meinte!

Aber! ſo rief er im Alles verſchlingenden Gefühle ſeines Triumphes aus, aber das Thema zu der Gloſſe! Spricht der Inhalt desſelben nicht mit deutlichen Worten ihr lange verheimlichtes und hinter Spott und Laune verſtecktes Gefühl gegen mich aus? Und wenn ich gar noch bedenke, in welcher Stunde und unter welchen Umſtänden ſie mir dieſes Thema niederſchrieb!

Fanny hatte ſich nämlich den boshaften Spaß mit ihrem poetiſchen Anbeter erlaubt, ihm jenes Thema in einer Stunde zu übergeben, als ihm eben in einer plötzlichen Entrüſtung über ihre neckiſche Laune die drohende Aeußerung entſchlüpft war, er wolle morgen abreiſen. Arthur, viel zu gutmüthig und eitel, um die Myſtification durchzuſehen, hatte das Thema als eine Liebeserklärung der endlich Bezwungenen mit einer ſo überſchwänglichen Fülle von Glut und Dampf gloſſirt, daß er nicht zweifelte, ſie ſelbſt werde, ergriffen von ihrer durch ihn ausgeſprochenen Leidenſchaft, ihm gleich nach der erſten Strophe in die Arme ſtürzen und ihre Aufgabe lebendig darſtellen.

Von ſolchen übermüthigen Hoffnungen trunken gemacht, zog Arthur mit ungeſtümer Haſt die Klingel an dem großen Hausthore, welches ihm jetzt die einzige Schranke zu bilden ſchien, die ſeine Sehnſucht von dem ihr winkenden Ziele trennte. Knarrend öffnete ſich durch einen unſichtbaren Druck der ſchwere Thorflügel, ließ ihn eintreten und ſchlug hinter ihm mit lautem Getöſe wieder zu. Er eilte mit beſchwingten Schritten die Treppe hinauf, aber ſchon auf den erſten Stufen legten ſich bleierne Gewichte unter ſeine Sohlen und über ſein Herz, als das an ihm vorbeiſchlüpfende Kammermädchen die Worte fallen ließ: Madame werden gleich ausgehn. — Heute? Heute? frug er ſich ſelbſt ſtatt des Mädchens. Und ohne mir etwas ſagen zu laſſen? Weiß ſie doch, wie gewiſſenhaft ich gerade den Montag halte, und wie keines Miniſters Einladung mich bewegen könnte, mich an dieſem Abend ihrem Cirkel zu entziehen! Es wird gewiß ein Irrthum von der dummen Soubrette ſein.

Noch hatte er die Thüre der Geheimeräthin nicht erreicht, als dieſe ihm ſchon aus derſelben entgegenlief: Mein lieber, guter Doctor, ſein Sie nur gleich recht böſe auf mich! Schelten Sie, ſo ſcharf Sie wollen, aber laſſen Sie meine Vergeßlichkeit damit auch ein für allemal abgebüßt ſein. Nichts nachtragen, nur nichts nachtragen, das müſſen Sie mir verſprechen. — Arthur wußte nicht, was er entgegnen ſollte, ſo tief ſchlug ihn dieſer Empfang trotz aller ſeiner Freundlichkeit nieder. Stumm trat er auf die Einladung der Dame in ihr Zimmer ein und erſtaunte merklich über die glänzende Toilette, in welcher er ſie erblickte. Sie haben mich noch nicht in dem neuen pariſer Anzuge geſehn, Herr Doctor, ſprach ſie ihm zu, und Sie werden glauben, ich gehe zu einem Balle. Aber ſetzen Sie ſich; mein Tänzer wartet ſchon, bis ich komme. Sie ſind mit Recht betroffen, und ich bin Ihnen eine Aufklärung ſchuldig. Die Majorin von Felbel überraſcht mich heute gleich nach Tiſche und kündigt mir einen Beſuch an, einen Beſuch, und rathen Sie einmal von wem? — von Caſimir Delavigne. Stellen Sie ſich meine Entzückung vor oder auch meinen Schreck, wenn Sie wollen. Ich konnte mich kaum faſſen und nur die Frage herausbringen, wie der gefeierte Mann nach Berlin käme. Er ſteht vor der Thüre, ſagte die Majorin dringend, und wartet nur auf Ihren Befehl. Ich laſſe öffnen, und ein junger Mann von der feinſten franzöſiſchen Tournure, gekleidet wie ein Bild aus dem pariſer Modejournal, ſchreitet auf mich zu, küßt mir die Hand und redet mich an mit einem Accent, ich ſage Ihnen, mit einem Accent ohne Gleichen. Aber in demſelben Augenblick fängt er an laut zu lachen, und die Majorin ſtimmt ein. Es war ihr Sohn, der ſeit einigen Jahren in Paris bei unſrer Geſandtſchaft gearbeitet hat und dort in Paris ſelbſt, wegen einer ganz frappanten Aehnlichkeit, oft mit dem berühmten Delavigne verwechſelt worden iſt. Ein höchſt intereſſanter junger Mann. Er hat Delavigne häufig in den Clubs der Liberalen geſprochen, mit Béranger hat er Brüderſchaft getrunken — Sie müſſen ihn durchaus kennen lernen, lieber Doctor. So hat er mir zwei, drei Stunden hinweggeplaudert, und dann haben wir ihm verſprechen müſſen, dieſen Abend bei der Majorin Thee zu trinken. Er hat Fanny ſo geſchwätzig gemacht, wie ich ſie ſeit Jahren nicht geſehn habe, und ſie hat ſich ſogar dazu verſtanden, denken Sie ſich, franzöſiſch mit ihm zu converſiren. Aber nun, lieber Doctor, Ihre Hand und das Verſprechen: Nichts nachgetragen! Sie wiſſen ja, wie ich für Delavigne portirt bin, und ſo iſt es kein Wunder, daß auch der falſche Delavigne einen Theil meiner Bewunderung des echten in Anſpruch genommen hat.

Arthur, faſt von jedem Worte dieſer Erzählung an den empfindlichſten Stellen ſeiner Eigenliebe verletzt, vermochte noch immer nicht einen Ton zu finden, welcher das ausſpräche, was ſein Inneres empörte. Endlich brachte er nicht ohne Beklommenheit die Frage heraus: Kann ich nicht die Ehre haben, Fräulein Fanny auf einen Augenblick zu ſprechen?

Meine Tochter wird noch mit der Toilette beſchäftigt ſein, erwiderte die Dame ziemlich gleichgültig. Liſette, geh doch einmal hinein zu dem Fräulein, der Herr Doctor wünſchen ſie zu ſprechen.

Beſtellen Sie, die Gloſſe wolle ihre Aufwartung machen, rief Arthur dem Kammermädchen nach. Die Geheimeräthin, vor dem Spiegel ſtehend, überhörte dieſen Nachtrag zu ihrem Befehl, und das ſteigerte wieder des Doctors Entrüſtung. Das Kammermädchen kam zurück und meldete: die Madame Kloſſe möge morgen wiederkommen, wenn ſie nicht ſchon heute Nacht abreiſe. Die Dame, ohne den Grund des komiſchen Mißverſtändniſſes zu begreifen, fing an aus vollem Halſe zu lachen, und der gemißhandelte Dichter, unfähig, ſeine innere Wuth länger zurückzuhalten, eilte ſo ſtürmiſch aus dem Zimmer hinaus, daß er ſein trotziges „Leben Sie wohl!“ kaum noch auf dem Vorſaale ausſprechen konnte. Eben ſo ſtürzte er die Treppe hinunter, zog den Drücker des Hausthores in die

Höhe und ſchob ſich durch den zurückgedrängten Flügel hinaus. Dieſer, ſchnell hinter ihm zufallend und einſchnappend, klemmte einen ſeiner Rockſchöße feſt, und er war gefangen. Er wollte nach der Klingel greifen, aber dieſe hing an der Pfoſte des breiten Thores zu weit ſeitwärts, als daß er ſie hätte erlangen können. Aengſtlich blickte er in der Finſterniß um ſich her, ob er nicht eines Menſchen anſichtig würde, welcher ihm in dieſer ſeltſamen Verlegenheit Hilfe leiſten könnte. Aber die Straße über den Wilhelmsplatz führte nicht in den finſtern Winkel hinein, welchen das Haus der Geheimeräthin einnahm, und alle Vorübergehenden waren daher zu weit von ihm entfernt, um ſeine Bitte zu hören, wenn er nicht ein lautes Geſchrei anſtimmen wollte. Je länger er aber auf Erlöſung wartete, deſto quälender empfand er das Lächerliche ſeiner Stellung, und wenn er daran dachte, daß jetzt die Geheimeräthin und Fanny heraustreten und ihn entfeſſeln könnten, ſo wollte er ſich den Kopf gegen das Schloß einſtoßen. Seine mit jedem Augenblicke bis zur Verzweiflung ſteigende Angſt machte ihn ſo beſinnungslos, daß er ſich wie ein Raſender zu geberden anfing und ſchon im Begriffe ſtand, ſeinen Rock mit Gewalt herauszureißen und einen Schooß desſelben im Stiche zu laſſen, als es ihn plötzlich wie eine Eingebung durchleuchtete, daß er ja den Rock nur auszuziehen brauche, um die Klingel zu erreichen. Augenblicklich ſchlüpfte er aus den Aermeln heraus, ließ den Rock in der Thorklemme und hatte eben die Klingel gefaßt, als der Flügel ſich öffnete, ſein Frack auf die Erde fiel und die beiden Damen mit ihrem Kammermädchen heraustraten. Wie ein Wüthender ſprang Arthur nach ſeinem Rock, trat die eine Dame auf den Fuß und ſtürzte noch in Hemdsärmeln gegen die Mitte des Platzes fort. Hinter ihm her ſcholl ein gellendes Gelächter, und ein handfeſter Geſell, den er anlief, faßte ihn unſanft am Arme und brummte in den Bart: Nu, nu, Musjö, renn' er man die Menſchen nicht um!

## Drittes Kapitel.

Wohl eine halbe Stunde trieb ſich der unſelige Arthur, ohne zu ſich ſelbſt kommen zu können, in den entlegenſten Straßen auf und ab. Es wogte ſo verworren und ungeſtüm in ſeiner Bruſt und ſeinem Kopfe umher, daß er keine Empfindung und keinen Gedanken feſthalten konnte, und ſo oft er ſeinen kochenden Ingrimm gegen die Geheimeräthin und ihre Tochter auszulaſſen anfing, ſo oft erhob ſich auch gleich in ihm ein widerſprechender Gegner, welcher ihn ſelbſt einen anmaßenden und närriſchen Menſchen ſchalt. Nachdem er ſich aber einigermaßen geſammelt und beruhigt hatte, wagte er ſich die Frage vorzulegen: Was ſoll ich jetzt beginnen? Unter allen mehr oder minder übereilten Vorſchlägen, die bald ſein Zorn, bald ſeine Eitelkeit, bald ſein Ehrgeiz ihm eingaben, blieb dennoch ein großer Entſchluß, welcher ſchon mit ſeiner Flucht aus der Thorklemme in ſeinem Innern aufgegangen war, unter dem Kampfe der Meinungen unerſchütterlich ſtehen. Er wollte das Haus der Geheimeräthin nie wieder betreten, und ſeine Liebe ſchien durch die Lächerlichkeit der letzten Scenen, welche ſie eben mit ihm geſpielt hatte, ſo beſchämt, daß ſie keinen Widerſpruch gegen dieſen Vorſatz einzulegen unternahm. Italien! Italien! dieſes Looſungswort riß ihn jetzt plötzlich wie ein Zauberſpruch aus den Trümmern ſeiner niedergeſchlagenen Pläne und Hoffnungen empor, und als ob unſichtbare Mächte ſeine Schritte zu dieſem Ziele gelenkt hätten, ſtand er gerade vor der Wohnung des Marquis in der Brüderſtraße, als die Reiſe nach Italien ihn durch und durch wie ein Blitz erleuchtete. Italien! Italien! wiederholte er laut die Stimme ſeines Innern und trat in das Haus ein. In dem Flur ſtand der Diener des Marquis, ein ehemaliger Souffleur des Theaters, welcher den an ihm vorübereilenden Doctor erkannte und ſeiner Frage mit der Meldung zuvorkam, der Herr Marquis ſei ſchon ſchlafen gegangen.

Schlafen? fragte Arthur verwundert. Es kann ja wohl kaum acht Uhr geſchlagen haben.

Ein Viertel auf neun Uhr, wenn der Herr Doctor erlauben. Das iſt ſo die Gewohnheit des Herrn Marquis, nach acht Uhr ſich zur Ruhe zu begeben. Wenn er auch ſo früh nicht einſchläft, er geht doch immer um dieſe Stunde in ſeinen Tempel, und dann darf ich keine Menſchenſeele anmelden.

Aber mein Beſuch iſt ſehr wichtig, guter Freund, ſehr dringend, und der Herr wird mich gewiß annehmen.

Daran zweifle ich nicht, Herr Doctor, aber ich habe die ſtrengſte Ordre, nicht einmal anzuklopfen an den Tempel, wenn der Herr Marquis ſich nach acht Uhr darin eingeſchloſſen hat. Auf ein Wort, Herr Doctor. Der Herr hat mir heute geſagt, Sie werden nun doch mit ihm reiſen. Das iſt mir eine rechte Beruhigung, daß ich ihn unterwegs und in der Fremde in guten Händen weiß. Denn, ſehen Sie, Herr Doctor, ich habe mich anders beſonnen. Man wird auch alt und hinfällig und hat Frau und Kinder hier. Wenn der Marquis in Berlin geblieben wäre, da wollt' ich's wohl bis an ſein Ende mit ihm aushalten. Ich habe mich nun einmal ſo nach und nach in ſeinen Eigenſinn und ſeine Wunderlichkeit gefunden, und ich denke, wir haben Alle ein Bischen davon. Und übrigens iſt er Ihnen ein kreuzbraver Mann. Aber Italien, das iſt mir doch zu weit, und ich hab' es dem Herrn heute gerade herausgeſagt. Man will doch auch wiſſen, wo man ſein Haupt in die Grube legen ſoll, und ich verſchlüge mir obendrein noch einen ſchönen Poſten, den ich da drüben bei der alten Gräfin bekommen ſoll. Jeder iſt ſich ſelber der Nächſte.

Aber das hätt' Er nicht ſo lange verſchieben ſollen, Konrad, dem Marquis den Dienſt aufzuſagen. Der alte Mann kann doch nicht ohne Diener reiſen,

Warum nicht, mein Herr Doctor? Der alte Mann braucht keinen Diener, zu nichts in der Welt, ſag' ich Ihnen. Denn es kann ihm doch Keiner etwas recht machen, und ſo hat er Ihnen eigentlich mehr zu thun, wenn er ſich aufwarten läßt, als wenn er ſich ſelbſt aufwartet. Nicht einmal die Stube kann ihm ein Menſch ſo ausfegen, daß er nicht mit ſeinem kleinen Wedel hinterher noch einmal abſtäuben ſollte. Wenn ich ihm des Morgens den Schuhanzieher unter den rechten Fuß ſchiebe, ſo will er den linken Schuh zuerſt anziehen, und komm' ich ihm mit dem linken zuerſt, ſo ſoll es der rechte ſein. Noch niemals habe ich ihm auch nur einen Knopf zu Danke zuknöpfen können. Und nun vollends in ſeinem Tempel!

Aber, Konrad, ſag' Er mir nur, was meint Er denn mit dem Tempel, von dem Er da ſpricht?

Das iſt das kleine Cabinet, Herr Doctor, hinten heraus, in welches kein Tageslicht hineingeſchienen hat, ſo lange der Marquis hier wohnt, ein kleines Cabinetchen, nicht viel größer als mein Souffleurkaſten im großen Opernhauſe, aber der Marquis nennt's nun einmal einen Tempel. Ihnen, Herr Doctor, darf ich's wohl ſagen, Sie werden's ja doch über lang oder kurz einmal zu ſehn bekommen, wenn Sie erſt mit dem Marquis auf Reiſen gehen. Sonſt ſoll ich eigentlich, ſo zu ſagen, nicht davon ſprechen. Sehn Sie, da hat er das ganze Cabinetchen, Thüren und Fenſter, von oben bis unten mit einer Art von Tapete behangen, mit ſo einem altmodiſchen Zeuge, große bunte Kerls darauf, der König David mit der Harfe und der Bundeslade und die ſchöne Suſanne, und Gott weiß, was noch mehr für Geſchichten. Dann hat er Ihnen eine Maskeradengarderobe rings herum aufgehängt, bunte geſtickte Röcke und Weſten von allen Farben, abgetragene Lumpen, es zöge ſie bei uns kein Statiſt auf den Leib, zerriſſene Degenſcheiden, roſtige Klingen, ſpaniſche Röhre, zerzauſ'te Perücken, ich ſage Ihnen, eine wahre Trödelbude. Aber die Hauptſache iſt ein kleines Häuschen von Pappe, ſo wie's die Buchbinder auf dem Weihnachtsmarkt feil haben, mit Fenſterchen und Thürchen, und aus dem größten Loche guckt eine Frauensperſon heraus, ein Gemälde, ganz fein und niedlich. Die ganze Beſcherung ſteht auf einem Tiſchchen, das heißt er den Altar, und vor dem Tiſchchen liegt ein großes Kiſſen, das iſt mit Erde geſtopft, ich glaube von ſeinen Gütern in Frankreich. Den Tag über ſchläft immer der alte Bologneſer darauf, aber wenn des Abends die großen Lichter auf dem Altar angeſteckt werden, ſo geht das Thier herunter, ohne daß man's ihm heißt, und macht dem Marquis Platz. Aber, Herr Doctor, daß Sie mich auch nicht verrathen! Ich habe einmal durch das Schlüſſelloch geguckt, Gott verzeih' mir's; denn wen ſoll auch die Neugierde nicht plagen, wenn ſo eine Komödie nebenan geſpielt wird? Da lag der Marquis mit ſeinen Knieen auf dem Kiſſen und hatte die Hände gefaltet vor dem Häuschen, und die Thränen liefen ihm immer die Backen herunter; ich hätte nicht geglaubt, daß in dem ganzen Gerippe noch ſo viel Waſſer wäre. Seinen Kirſchkern hatte er aus dem Munde genommen und ihn mit ſammt dem Goldkettchen an das Häuschen angehängt, unter dem Fenſter mit dem Portrait.

Sonderbar! murmelte Arthur vor ſich hin. So ſollte die lächerliche Geſchichte mit dem Kirſchkern wirklich wahr ſein. Ich habe ſie immer für eine Fabel gehalten. Man erſinnt ſo viele wunderliche Dinge auf Koſten des Marquis.

Reine Wahrheit, Herr Doctor, fuhr der Schwätzer fort. An einem kleinen feinen Goldkettchen mit zwei Häkchen trägt er den Kirſchkern im Munde, an zwei Zähnen befeſtigt, ſo lange ich ihm diene, und Gott weiß, wie viel länger ſchon. Was es aber mit dem Kirſchkern eigentlich für eine Bewandtniß hat, das kann ich Ihnen nicht ſagen. Aber fürchten Sie ſich deswegen nicht vor dem alten Mann. Er iſt ein kreuzbraver, herzensguter Herr bei aller ſeiner Wunderlichkeit. Was er im Stillen für Gutes thut, das iſt gar nicht zu ſagen. Sein halbes Vermögen ſchenkt er weg an die Armuth. Und wenn er gleich für ſeine eigene Perſon lebt wie ein Hund, mit Reſpect zu ſagen, ſo läßt er Unſer einen doch deßwegen nicht darben. Man muß ſich nur in ſein Weſen zu ſchicken wiſſen, ſo läßt er ſich um den kleinen Finger wickeln, wie ein Seidenfädchen.

Es ſchellte. Der Souffleur verſtummte und verlor den Faden ſeiner Erzählung. Alle Wetter! rief er aus, das iſt die Glocke des Marquis. Was mag das zu bedeuten haben? Warten Sie noch einen Augenblick, Herr Doctor; jetzt will ich Sie melden.

Mit dieſen Worten eilte er hinein und brachte unverzüglich den Beſcheid zurück, der Marquis wolle den Herrn Doctor ſprechen. Aber lachen Sie nicht! flüſterte er dem Eintretenden nach.

Der Marquis kam ihm entgegen, einen großen ſilbernen Armleuchter in der einen Hand, in einem verblaßten roſenrothen Atlasrocke mit gelber Stickerei von Vögeln und Blumen, die vielleicht einmal weiß geweſen war, einen ſtählernen Patentdegen an der Seite, der ganze Anzug aus dem Zeitalter Ludwig des fünfzehnten. Sein Geſicht hatte einen wunderbar geſpannten Ausdruck von Zerrüttung und Erhebung. Die Augen leuchteten wie in einer Verzückung, über ſeine blaſſen und tiefgefurchten Wangen ſchwebte eine fieberhafte Röthe, ſein ganzer Körper zitterte.

Es war mir wie eine Ahnung, mein lieber Arthur, daß Sie müßten kommen noch heute zu mir, redete er mit ſehr bewegter Stimme den Eintretenden an. Wundern Sie ſich über mich, junger Mann, aber lachen Sie ja nicht in dieſer Stunde. Sie werden mich bald kennen lernen, und dann werden Sie über mich weinen. Dieſer roſenrothe Rock hat eine ſchwarze, ſehr ſchwarze Geſchichte, und wenn ich ſtecke darin, ſo bin ich mein Geſpenſt, das kömmt wieder und geht um an den Stätten, wo es hat geliebt und gelitten. Geben Sie mir Ihre Hand, mein lieber Arthur, und nächſten Donnerſtag reiſen wir nach Italien.

Mit dieſen Worten entfernte ſich die Erſcheinung, wie ſie gekommen war, und Arthur ſchlich in der ſeltſamſten Stimmung zwiſchen Verwunderung, Neugier und ſchauervoller Rührung aus dem Hauſe, ohne auf den Nachruf des geſchwätzigen Dieners zu achten, der noch mehr für ihn auf der Zunge haben mochte.

## Viertes Kapitel.

Arthur hatte eine ſehr unruhige Nacht. Zwar entſchlummerte er dann und wann, aber ängſtliche Träume ſchreckten ihn gleich wieder auf, bald mit einem Sturze, bald mit einer Verwundung, bald mit einer lächerlichen Verlegenheit. Die Geheimeräthin, Fanny, Italien und der Tempel des alten Marquis waren die Gegenſtände, mit denen ſeine Phantaſie wachend und ſchlafend ſpielte und kämpfte. Er führte die Geheimräthin mit ihrer Tochter durch die Logen des Vaticans, und als ſeine Augen ſich einmal von den hohen Kunſtwerken auf ſeine eigene Figur herunterwendeten, bemerkte er, daß er ohne Beinkleider einherging. In Tivoli gerieth er in den Sturz der Cascatellen hinein, und auf dem Veſuv in eine Rauchſäule. Dann war maskirter Ball bei dem Papſte, und der Marquis tanzte als klapperndes Gerippe in dem roſenrothen Rocke eine Menuet mit der kleinen Fanny, die ſich außerordentlich verliebt geberdete. Am lebhafteſten träumte er von dem Pappenhäuschen des Tempels. Das Portrait, welches aus einem Fenſter desſelben herausblickte, wuchs allmälig immer größer und größer aus dem engen Gehäuſe hervor und drängte ſich ihm wie ein chineſiſches Schattenſpiel ſo raſch entgegen, daß es ihm den Athem verſetzte, indem es in ſein eigenes Geſicht überzufließen ſchien. Er fuhr auf und erwachte, aber das Bild ſchwebte noch vor ſeinem innern Auge, und die Züge desſelben erinnerten ihn an die erſte Liebe ſeiner Kindheit. Erſte Liebe, einzige Liebe! rief er aus. Wie wunderbar ſteigt gerade heute das verblichene Bild des kleinen Engels, der mich lieben lehrte, ſo hell und friſch aus der ſchlummernden Tiefe meines Herzens empor! Der Menſch liebt nur einmal, wie er nur einmal geboren wird und nur einmal ſtirbt, und wenn wir dort oben zu einem neuen Daſein erwachen, dann wird auch unſre erſte und einzige Liebe mit uns verklärt werden zu einer himmliſchen Natur. Alles Andre, was wir ſpäter hier noch Liebe nennen, was iſt es? Sinnenluſt, Eitelkeit, Phantaſie oder gar Sitte und Gewohnheit.

Immer wärmer und lebendiger traten die Bilder ſeiner erſten Liebe aus den ungetrübten Fernen ſeiner Erinnerung hervor und drängten ſich, wie jenes Schattenſpiel des Traumes, in wachſender Fülle an ſein Herz. Er begegnete der Angebeteten auf dem Wege nach der Schule, und ſie war das einzige Mädchen, dem er keinen guten Morgen zu wünſchen wagte. Aber ſein Geſicht brannte hochroth von dem Scheitel bis in die Halskrauſe hinein, wenn er an ihr vorüberſtrich. Dann malte er die Anfangsbuchſtaben ihres Namens auf die Rechentafel und zog die ſeinigen darum oder darüber. Und ſein übervolles Herz ſuchte ein andres Herz, um ſich darin auszuſchütten, und er wählte ſich einen Knaben dazu, der oft mit ſeiner Geliebten ſpielte; denn er war ihr Nachbar. Als ſie eines Tages allein beiſammen waren, da zog Arthur den glücklichen Geſpielen an ſeine Bruſt und fragte ihn mit zitternder Stimme: Fritz, haſt du denn gar kein Mädchen lieb? Warum nicht, Arthur? antwortete der andre ganz unbefangen. Die Minna iſt ja meine Braut. Die Minna! die Minna! ſchrie Arthur entzückt. Ach Gott, die Minna hab' ich ja auch ſo erſchrecklich lieb, und nun weiß ich auch, woher es kommt, daß ich dir ſo gut bin. Ach, Fritz, wir wollen ſie beide immerfort ſo herzenslieb behalten! — Einige Tage darauf ſpielten die Kinder Verſteck in einem Weingarten. Minna und Arthur drückten ſich in denſelben Weinſtock hinein, und nur ein Paar Blätter trennten ihre Lippen von den ſeinigen. Da küßte er das Blatt vor ſeinem Munde, welches ihre Wange berührt hatte, aber ſie merkte es und ſprach zu ihm: Arthur, brich doch das Blatt ab und küſſe mich. Von der Zeit an nannten ſich die beiden Kinder Braut und Bräutigam und grüßten und küßten ſich alle Tage. Das grüne Blatt aber legte Arthur in ſeine Bibel und bewahrte es getrocknet viele Jahre als eine heilige Reliquie, bis es ihm in der Folge ſammt dem Buche abhanden kam.

Von ſolchen ſanften Erinnerungen eingewiegt, die ſich in ſeinem Herzen hin und her ſchaukelten, wie ein Boot auf einem ſtillen Fluſſe, entſchlummerte der Jüngling noch einmal und hatte folgenden Traum, den erſt der Strahl der Morgenſonne von ſeinem Haupte leicht hinwegnahm.

Er fuhr in einem kleinen Boote, ohne Steuer und Ruder von dem leiſe bewegten Strome fortgetragen, auf dem Spiegel des Rheins, deſſen Waſſer ſo klar und hell war, daß er jeden Kieſel zählen konnte, welcher in dem tiefen Grunde lag, und die ſchimmernden Fiſche ſchlüpften dazwiſchen hin, wie unter einer Kryſtallſchale. Als er ſich dem Lureleifelſen näherte, erblickte er gerade unter ſich in einer Grotte von Korallen die ſchöne Fei mit Schilf und Muſcheln bekleidet. Sobald ſie das Boot über ſich gewahrte, tauchte ſie auf — und es war ſeine Minna. Aber ſie war viel größer geworden und ſah ernſt und bleich aus, und ihre langen Haare, die rings um ſie her wie ein Schleier herabfloſſen, ſchienen ihm rinnende Thränen zu ſein. Biſt du endlich da, mein Geliebter? redete ſie ihn mit weinerlich eintöniger Stimme an, und bringſt du mir das trockne Weinblatt aus deiner Bibel? Gieb es mir gleich, daß ich es mit mir hinuntersnehme und es wieder grün waſche. Alsdann darf ich auch wieder herauf zu dir und mit dir fahren weit hinaus in das große Meer. Dort weiß ich einen Felſenriff in der Tiefe, daran hängt der goldene Becher des alten guten Königs von Thule, meines Urgroßvaters. Er hängt zwar ſehr feſt und iſt mit vielen Polypen und Korallen verwachſen, aber wenn ich das Blatt mit hinunterbringe, ſo locke ich die Sägefiſche damit aus dem ganzen Meere herbei und laſſe mir von ihnen den Becher losbrechen. Und wenn ich den Becher nun gewonnen habe und wir Beide daraus die Tropfen trinken, die der alte König für uns darin gelaſſen hat, dann wird der nackte Felſen hier wieder in ein Schloß voll Pracht und Herrlichkeit verwandelt, und du zieheſt ein in dasſelbe und biſt König über alle Herzen, die da lieben auf Erden. Und ich, mein Arthur, ich bin deine Königin. — Arthur zitterte und bebte vor Angſt und Schmerz; denn er hatte das Blatt verloren und wagte nicht, es zu geſtehen. Aber die Lurelei hatte es aus ſeinen Augen ſchon geleſen und tauchte mit einem kläglichen Seufzen wieder in die Tiefe hinab, die alsbald trübe und finſter wurde. Minna! Lurelei! rief der Schiffer. Aber nur ein dumpfes Gewühl in den Wogen gab ihm Antwort, und er ſtürzte ſich verzweifelnd in Luſt und Leid über ſein Boot in den wogenden Abgrund hinunter.

## Fünftes Kapitel.

Die Vorbereitung zu der nahen Abreiſe nahm unſern jungen Freund in den beiden folgenden Tagen theils mit eigenen Geſchäften, theils mit verſchiedenen Aufträgen des Marquis ſo ganz in Anſpruch, daß er ſeinen Launen und Träumen weniger nachhängen konnte, als er es ſonſt wohl nach den Abenteuern des vorigen Tages und den Erſcheinungen der letzten Nacht gethan haben würde. Vielleicht machte er ſich auch viel mehr zu ſchaffen, als nöthig war, um ſeine Unternehmung dadurch in ſeinen eigenen Augen wichtiger und größer zu geſtalten, und um ſich mit dem Drange ſolcher Angelegenheiten bei ſich ſelbſt darüber zu entſchuldigen, daß er ſich ſogar ſeinen nächſten Freunden und Bekannten durch Viſitenkarten empfahl. Mit der Geheimeräthin wurde keine Ausnahme gemacht, aber er war dennoch nicht unbefangen genug, um den Beſorger der Karten nicht zu fragen, ob jene Dame oder ihre Tochter ihm ſeine Beſtellung perſönlich abgefordert hätten. Das war nicht geſchehn, und Arthur flüſterte vor ſich hin: deſto beſſer.

Den letzten Abend vor der Abfahrt, welche auf den andern Morgen ſehr zeitig angeſetzt worden war, brachte der Doctor bei dem Marquis zu, der von dem Einpacken, wobei er, wie gewöhnlich, über ſeine Kräfte gearbeitet und noch mehr gemurrt und geſcholten hatte, ſo erſchöpft war, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Auch ſein Huſten war heſtiger geworden, wahrſcheinlich von der Erhitzung und dem Staube, und Arthur äußerte ihm zu wiederholten Malen ſeine Bedenklichkeit, ob er morgen werde reiſen können.

Mein lieber Doctor, entgegnete mit heiſerer Stimme der Marquis, der Menſch kann viel, ſehr viel, wenn er nur will. Ich habe in meinen ſpäten Jahren durchlaufen eine harte Schule, nachdem ich war verzogen worden in einer weichen. Sie werden ſich wundern über mich, wie viel ich kann aushalten und durchſetzen in meinem Alter mit dieſem delicaten

Körper, und ich will Ihnen, obgleich Sie ſind jung und robuſt, nicht zumuthen zu leben einen einzigen Monat gleich mir.

Ich bin nicht verwöhnt, Herr Marquis.

Das iſt gut, Herr Doctor, aber ich bin mehr. Ich bin gewöhnt zu leben als ein Cyniker. Das Unglück hat mich gemacht zu einem großen Philoſophen, zuerſt aus Noth, hernachmals aus Princip. Als ich war jung, da hab' ich gehabt mehr dienende Menſchen um mich herum, als ich habe Finger an meinen Händen, ich habe geſchlafen auf Seide und in Daunen, ich habe geleckt von zwanzig Schüſſeln und Schalen, ich habe mich eingepuppt in Sammet und Pelz gegen die rauhe Luft, und ſo bin ich geworden eine ſchwache, kranke Creatur. Hernachmals hat unſer Herr Gott auf mich gelegt eine ſchwere Hand, und ich bin geweſen todt. Nach dem Tode bin ich wieder aufgeſtanden, und da hat die ſtrenge Noth mich erzogen als ihr Kind mit knappen und bittern Biſſen und auf einem harten Kopfpolſter, und ſie hat mich gelehrt zu frieren und zu ſchwitzen, zu hungern und zu dürſten, mir zu treten die Sohlen wund und die Hände zu ringen ſteif. Das war eine böſe Schule, ſo lange ich lernen mußte in ihr; aber als ich bin geweſen losgeſprochen, da hab' ich mich zum erſten Male in meinem Leben gefühlt als mich ſelbſt, als meinen eigenen Herrn und meinen eigenen Diener, und bin gewandert durch die Welt, wie der Philoſoph ohne Gepäck, und hab' doch bei mir getragen alles Meinige. Das iſt ein großes Ding, Herr Doctor. Anjetzo hab' ich wieder zu verſchwenden ſo viel, daß ich könnte leben delicat und brillant, aber, ſehen Sie, die Gewohnheit macht mir zum Bedürfniß das, was das Bedürfniß mir hat gemacht zur Gewohnheit.

Ich kann mich in der That nicht genug über Ihre Natur wundern, Herr Marquis. Ein ſo zarter Körperbau, Ihr hohes Alter und Ihre harte Lebensweiſe —

Das iſt, was mich erhält, fiel der Marquis ein. Aber ich bin auch nicht ſo alt, wie ich habe das Anſehn. Wie viele Jahre geben Sie mir, Herr Doctor?

Ich habe Sie immer für einen hohen Sechziger gehalten.

Weit gefehlt, weit gefehlt, mein Herr! Ich bin noch nicht herausgegangen aus den Funfzigen, aber bald werd' ich es nun ſein. Mein Geburtstag iſt nicht zu vergeſſen. Es iſt der Tag, als die Helden Soubiſe und Condé ſchlugen bei Johannesberg den Prinzen von Braunſchweig. Mein Vater wurde bleſſirt an dieſem Tage in der rechten Schulter, und ich kam in die Welt mit einem ſchwarzen Maale auf derſelben Stelle. Das war der dreißigſte Auguſt ſiebenzehnhundert und zwei und ſechzig. Sehn Sie, Herr Doctor, da fehlen noch einige zwanzig Monate bis auf die Sechzig. Aber das muß Sie nicht machen irre in Ihrer Schätzung. Warum haben Sie nicht gerathen ſiebenzig oder achtzig? Ich bin geworden alt in einem Tage und in einer Nacht zwanzig, dreißig Jahre, und ich kam nach Mannheim zu Ihrem ſeligen Vater, das werden jetzt ſein mehr als zwanzig Jahre, da war ich ſchon ein Greis, wie ich bin heute.

Darin muß ich Ihnen beiſtimmen, Herr Marquis. So lange ich die Ehre habe, Sie zu kennen, haben Sie ſich nicht im mindeſten verändert, und wenn ich der Erinnerung aus meiner erſten Kindheit trauen darf, ſo ſind Sie noch ganz Derſelbe, der mich ſo oft auf ſeinen Armen geſchaukelt hat, und deſſen weiche ſeidene Röcke mit der bunten Stickerei ich ſo gern betaſtete. Dazu kömmt freilich aber auch Ihre unveränderte Tracht.

Warum ſollt' ich verändern meine Tracht, da ich mich ſelbſt nicht habe verändert in ſo vielen Jahren? Ich trage in mir und auf mir mein Zeitalter und mein Vaterland, und darum bin ich zu Hauſe überall, in China wie in Frankreich. Denn mein Frankreich iſt nicht mehr zu finden in Frankreich. Ich müßt' es auch tragen hinein mit meiner Perſon. Die Bourbons haben ſich wieder geſetzt auf den Thron ihrer Väter, aber rings um ſie herum da herrſcht noch die böſe neue Welt, Charte, Constitution, Légion d'honneur, Ducs de batailles, Code Napoléon. Ah, mon Dieu, est-ce que c'est la France? Die Kinder der Revolution und die Creaturen des Tyrannen haben ſich getheilt in den Boden und in die Titel meiner Väter und verpraſſen auf unſern Schlöſſern die Beute, welche ſie uns haben abgenommen als Sieger in dem Kampfe, den wir haben gefochten gegen die Königsmörder. Mais tais-toi, tais-toi, vieux fou! Du haſt ja ſo viel Erde gerettet von dem Boden deiner Väter, um darauf zu betten dein Haupt im Sarge.

Der Marquis, heftig gerührt von ſeinen eigenen Worten, die er gegen den Doctor gerichtet hatte, als wäre dieſer ſein Opponent, erhob ſich mit dem Schluſſe ſeiner Rede und ſchritt in dem Zimmer haſtig auf und ab. Arthur aber, welcher in der That zu der Partei der Freiſinnigen gehörte, vielleicht mehr aus Mode, als nach innerer Ueberzeugung, hatte doch nicht den Muth, die neue Ordnung der Dinge gegen den Angriff des Alten in Schutz zu nehmen; ſo ſehr überwältigte deſſen wahres Gefühl ſeine angelegte Meinung.

Mein guter Doctor, wendete ſich der Marquis beſänftigt an den etwas betroffen ſcheinenden zurück, gehn Sie jetzt nach Hauſe und ſchlafen Sie aus. Morgen früh um fünf Uhr fahren wir ab. Und packen Sie nicht ein unnütze Sachen. In Rom und in Neapel gibt es auch Märkte, von denen wir können kaufen, was uns fehlt. Ich habe für meinen Leib nur eine ganz kleine Valiſe mitgenommen. In den großen Koffern, die Sie haben geſehen hinten auf dem Wagen, darin iſt eingepackt das Theater meines Lebens, das ich muß führen immer mit mir, wie der Thespis ſeinen Karren. Wo wir uns niederlaſſen zuerſt, um zu halten eine große Raſt, in Rom oder in Neapel, da ſchlag' ich auf meine kleine Bühne, und alsdann will ich Sie führen in meine Tragödie. Sie wird Ihnen gefallen, Herr Doctor, denn ſie iſt in dem wilden, grotesken Geſchmack der engliſchen Literatur, in der Manier von dem Shakſpeare, und meine Stelle iſt der alte Narr, der Hanswurſt, welcher lacht und weint in einem Athem. Noch eins, Herr Doctor! bringen Sie mir nicht eine Hutſchachtel in den Wagen. Ich muß hängen hinein zwei Häuſer mit meinen Kanarienvögeln, und zu Füßen haben wir den alten Fidelin. Schlafen Sie wohl, Herr Doctor.

Arthur empfahl ſich dem Marquis mit dem Verſprechen, allen Anordnungen desſelben zu genügen, und ging nach Hauſe, nicht ohne einigen Verdruß über die ſeltſame Einrichtung des Reiſewagens, welcher in der That das Anſehn hatte, als wäre er für den Kram eines herumziehenden Gauklers gemacht. Er ärgerte ſich im Voraus über die lächerlichen Auftritte, welche ihn an den Thoren und in den Wirthshäuſern erwarteten, wenn der räthſelhafte Kaſten die altfranzöſiſche Maske des Marquis, die zwei elfenbeineren Häuschen der Kanarienvögel und den grauen, in einem Atlasmuffe verſteckten Bologneſer von ſich gäbe. Er dachte darüber nach, ob ſich nicht ein Mittel ausfindig machen ließe, wenigſtens die alte Arche zu beſeitigen. Aber der ſtarre Eigenſinn des Marquis, welcher gerade in ſolchen Sonderbarkeiten am wenigſten zu biegen war, mußte ihm zu bekannt ſein, als daß er ſeinen Vorſchlägen ein beſonderes Vertrauen hätte ſchenken können, und ſein ernſtlich begonnenes Nachſinnen ging endlich in ſpaßhafte Einfälle über. Er unternahm das Aeußerſte und empfahl den Wagen ohne Rückſicht auf ſeinen eigenen Hals dem erſten Poſtillon zum Zerbrechen, oder er balſamirte ihn mit Moſchus ein, welcher Geruch den Marquis aus dem Himmel treiben konnte, oder er ließ gar eine Leiche hineinlegen. Wie komiſch er ſich aber auch dieſe Scenen ausmalen mochte, ſie gewährten ihm doch keine Sicherheit gegen die ernſtliche Beſorgniß, daß der Marquis den Verluſt des alten Wagens durch den Bau eines neuen in unveränderter Form erſetzen ließe.

## Sechſtes Kapitel.

Das Verhältniß der beiden Reiſenden geſtaltete ſich von Meile zu Meile ſchwieriger, und anſtatt ſich näher zu kommen, je weiter ſie ſich von den Thoren der preußiſchen Hauptſtadt entfernten, ſo wurden ſie vielmehr immer fremder und geſpannter gegen einander, je enger gemeinſchaftliche Bedürfniſſe, Beſchäftigungen und Genüſſe ſie zuſammenführten. Arthur, von ſeinen früheſten Jahren an, als einziges von mehreren Geſchwiſtern übrig gebliebenes Kind, verzogen und gelehrt ſich zu überſchätzen, hatte einen hartnäckigen Sinn, wenn es darauf ankam, ſeine Anſichten, Grundſätze und Urtheile über Gegenſtände des Lebens und der Kunſt geltend zu machen, und ſo leicht ſein Herz ſich rühren ließ, eben ſo ſchwer hielt es, ſeinen Kopf zu bewegen. Jedoch kam es in den kleinen Händeln und Zwiſtigkeiten, welche er faſt täglich mit dem Marquis zu beſtehen hatte, niemals zu dem Aeußerſten eines feindlichen Bruches. Ihre beiden Köpfe rieben und ſtießen ſich ſo lange an einander, bis einer von ihnen die Herzen zur Entſcheidung rief, welche dann alsbald ſtatt der Stirnen, ihre Lippen zuſammenführten. Auch bewegten ſich ihre Kämpfe meiſtentheils um geringfügige Veranlaſſungen, die aber deſto häufiger vorfielen und mit jeder Wiederholung peinlicher wurden, oder um allgemeine Aufgaben in dem weiten Felde der Meinungen, deren übereinſtimmende Löſung nicht zu den nothwendigen Bedingungen einer friedlichen Reiſegeſellſchaft gehörte. Aber da der Marquis und der Doctor, bei der Verſchiedenheit ihres Alters und Standes, ihrer Erfahrungen und Gewohnheiten, ihrer Bildung und Sitte, faſt in allen geiſtigen Berührungen vollkommene Gegenſätze waren, ſo ſteigerte der Kampf der Meinungen, welcher ſonſt wohl eine Würze des geſelligen Lebens zu ſein pflegt, ſich unter ihnen zu einer geſpannten Reizbarkeit, welche den Widerſpruch oft nur um des Widerſpruchs willen herausforderte und den Genuß des Friedens durch lauernde Wachſamkeit auf den nahen Gegner vergällte. Arthur, dem der Marquis an gelehrter Bildung und redneriſcher Fertigkeit nicht gewachſen war, ließ dieſen ſeine Uebermacht ohne Schonung empfinden, und der Andre ſtützte ſich mit gleichem Trotze auf ſeine Erfahrung und Weltkenntniß und betrachtete die junge Weisheit ſeines Gegners als einen leeren Dunſt der modernen Philoſophie. Dieſe haßte er aber von ganzem Herzen, als eine Amme der Revolution, und ſchob Alles in dieſelbe hinein, was den Lehren widerſprach, die er als geborener Royaliſt und Ariſtokrat ſchon mit der Muttermilch eingeſogen hatte. Das Gold aus dem Zeitalter Ludwig's des vierzehnten galt ihm für das einzig echte und gediegene in dem Reiche des Wahren und Schönen. Arthur dagegen, der überſpannteſte Verehrer des neueſten Geſchmacks, nannte jenes Gold gelbe Zahlpfennige und vergötterte Namen, welche dem Marquis bis auf ihren Klang fremd waren. Wie hätten zwei Gegner dieſer Art ſich jemals verſtändigen können?

Nachdem unſre Reiſenden die Grenzen Italiens berührt hatten, kam zwiſchen ihnen ein neuer Punkt zur Sprache, welcher hitzigere Kämpfe erregte, als die bisherigen geweſen waren. Sie galten dem Katholicismus, welchen Arthur, ohne ihn gründlich zu kennen, mehr aus dichteriſcher Neigung, als mit innerer Ueberzeugung, begünſtigte, während der Marquis, ein Deiſt, der ſich zu keiner kirchlichen Satzung bekannte und den öffentlichen Gottesdienſt der Proteſtanten nur um der vernünftigen Predigten willen zuweilen beſuchte, mit der leidenſchaftlichſten Heftigkeit die Stiftung des heiligen Petrus beſtürmte. Es lag ihm aber um ſo näher am Herzen, ſeinen jungen Begleiter in dieſem Punkte zu ſeiner Ueberzeugung zu zwingen, da er fürchten zu müſſen glaubte, dieſer werde ſich bald öffentlich zu der Kirche bekennen, deren Lehren und Gebräuchen er ſchon lange in ſeinem Innern huldigte. Daher ließ er auch nicht leicht eine Gelegenheit, dieſen Streit anzuregen, unergriffen entſchlüpfen, während er es doch ſonſt mit ſchonender Vorſicht zu vermeiden ſuchte, die empfindlichen Seiten ſeines Begleiters zu reizen.

Bologna, die erſte größere Stadt des Kirchenſtaates, welche ihr Weg berührte, bot dem Marquis eine beſonders reiche Auswahl von heiligen Gegenſtänden dar, denen er ſeine entheiligenden Gloſſen anhängen zu müſſen glaubte, und Arthur, dadurch in der ruhigen Betrachtung der Alterthümer und Kunſtwerke geſtört, gerieth allmählig in die ärgerlichſte Laune.

Herr Marquis, ſprach er zu dem läſtigen Gloſſator unter dem Herabſteigen von der Wallfahrtskirche der Madonna di San Luca, ich begreiſe Sie in Ihrem Raiſonnement durchaus nicht. Sie überbieten ja in dieſem Punkte die verabſcheuungswürdigen Philoſophen, welche, wie Sie ſo oft behauptet haben, den Samen der Revolution über Ihr Vaterland ausgeſtreuet haben, und ein Voltaire könnte nicht profaner als Sie über die Wunder und Geheimniſſe der offenbarten Religion declamiren.

Haben Sie nicht ein Sprüchwort, Herr Doctor, daß man nicht ſoll ausſchütten das Kind mit dem Bade? entgegnete der Marquis. Wiſſen Sie, ich will Ihnen ſagen, Sie ſind ein Mann, der ſich hat eingegarnet in ein neumodiges Syſtem von Religion, Philoſophie und Poeſie, nach welchem Sie ſich einrichten in allen Ihren Raiſonnements. Es iſt, ſo zu ſagen, das Exercierreglement Ihres Geiſtes, wenn Sie es nicht wollen nehmen auf die böſe Seite. Aber ich habe alle meine Meinungen und Urtheile gewonnen in der Schule des Lebens, und ich laſſe mich nicht beherrſchen von irgend einer Theorie. Wenn ich auch ſtimme überein in der Betrachtung der katholiſchen Kirche mit dem böſen Voltaire, ſo habe ich keine Scham darüber. Aber ich habe Alles, was ich von dieſen Sachen denke und ſage, nicht gelernt aus dem Voltaire, das iſt der wichtige Punkt, mein Herr Doctor, ſondern ich habe es geſchöpft aus meiner eigenen Erfahrung, und ich habe bezahlt ſehr theuer dieſe Erfahrung.

Auch Erfahrungen können trügen, unterbrach ihn der Doctor mit Empfindlichkeit, und beſonders leicht, wenn keine feſte Theorie ſie ſichtet und erläutert.

O mein guter Arthur, ſeufzte der Marquis aus tiefſter Bruſt, dieſe Erfahrung hat mich nicht betrogen! Sie hat ſich bewährt an mir fürchterlich, ſehr fürchterlich. Gott behüte Sie, ſo lange Sie leben, vor einer Ueberzeugung durch eine ſolche Erfahrung! Bei Gott, und werden Sie katholiſch und ein Pfaff dazu, ſo will ich doch nicht wünſchen, daß eine Erfahrung von der Art Sie bringe zurück zu der Vernunft. Sie ſollen noch davon hören.

Mit dieſen Worten drückte der Alte in krampfhafter Rührung die Hand ſeines Begleiters, und der Streit war abgebrochen. Aber eine ängſtliche Beſorgniß, von dem Jünglinge mißverſtanden zu werden, hielt ihn zurück, ſich weiter auszuſprechen, ſo innig er auch das Bedürfniß zu fühlen ſchien, ſein Herz vor irgend einem mitfühlenden Weſen ohne allen Hinterhalt aufzuſchließen. Vielleicht erwartete er auch nach ſo manchen Andeutungen, von ſeinem Begleiter aufgefordert zu werden, ihm das Vertrauen einer unumwundenen Entdeckung deſſen zu ſchenken, was er ihm bisher in einzelnen Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaft verwirrend vorgeſpiegelt hatte. Aber jener, welcher hinter der wunderlichen Außenſeite des Marquis ein ähnliches Geheimniß des Innern verborgen glaubte, vermied lieber jede Veranlaſſung, welche die viel verheißende Aufklärung herbeiführen konnte.

Es wurde Abend, ehe die Wallfahrer das Thor der Stadt wieder erreichten, und der ungetrübte Vollmond warf große Maſſen von Licht und Schatten auf ihren Weg. Sie kamen über die Piazza maggiore, welche heute, an einem Sonntage, unbelebt von der lärmenden Bewegung des Marktes, die hohen Façaden ihrer Kirchen und Paläſte in ſtolzer Ruhe den Strahlen des Mondes entgegenbreitete. Dieſer warf ſein volles Licht gerade auf die große Bildſäule des heiligen Petronius über dem Thore des alten Rathhauſes und auf den bronzenen Neptun des Springbrunnens, deſſen rauſchendes Silber er mit goldenen Sternen beſtreuete. Faſt der ganze übrige Platz lag unter dem Schatten der ehrwürdigen Kirche ſeines Schutzpatrons. Arthur, von ernſter Bewunderung ergriffen, blieb in der Mitte der Piazza ſtehen und verſank in den erhabenen Anblick. Unterdeſſen trippelte der Marquis mit ungeduldiger Beweglichkeit rechts und links umher, und ſeine Neugier lockte ihn auf die Stufen vor der Kirche des heiligen Petronius, an deren Pforte eine kleine Kerze in der Hand einer weißvermummten Figur brannte.

Kommen Sie doch einmal herauf, Herr Doctor! rief er von oben herab dem träumenden Arthur zu, und dieſer, der Einladung folgend, fand den Marquis, welcher das Italieniſche ſchwer verſtand und noch ſchlechter ſprach, in die mühſeligſte Unterhaltung mit einem barmherzigen Bruder verwickelt, welcher ihm ein Almoſen abgefordert hatte.

Wozu ſoll dienen das Almoſen, welches die weiße Maske mit der Kapuze vor dem Geſicht von mir verlangt? frug der Marquis ſchon in halber Entrüſtung. Der Doctor erkundigte ſich bei dem heiligen Bettler auf das Höflichſte nach dem, was ſein Gefährte zu erfahren wünſchte, und erhielt die Antwort, daß er für Seelenmeſſen ſammle.

Und welche Seele wollt Ihr ſingen und klingeln und räuchern in den Himmel hinein? frug der Marquis weiter, und der Dollmetſcher überſetzte den Sinn der Frage in gemilderte Ausdrücke.

Die nächſten Meſſen, antwortete der Verhüllte, zu denen meine Brüderſchaft in dem ganzen Kirchenſtaate Almoſen eintreibt, werden für die Seele eines jungen Schülers der Sapienza in Rom geleſen werden, eines geborenen Spaniers von einer edlen Familie aus Valencia, welcher vor kurzem gewürgt und erſäuft hinter dem Ghetto der Juden gefunden worden iſt. Der arme Schüler iſt ohne Beichte und letzte Oelung dahingefahren, daher bedarf ſeine Seele unſrer Fürbitte zu ihrer ewigen Begnadigung. Im Uebrigen war er ein frommer Jüngling, den gewiß die heiligſte Abſicht in jenen verrufenen Winkel geführt hatte. Er hat eine Ungläubige bekehren wollen, wie es heißt, aber die ganze Geſchichte liegt noch immer im Dunkel.

Der Marquis ſchien von dieſer Erzählung wunderbar betroffen, und Arthur, welcher jetzt eine volle Ladung gewöhnlicher Spöttereien aus dem Munde des Alten erwartete, wußte ſich deſſen plötzliches Verſtummen nicht zu deuten.

Erzählen Sie mir mehr davon, mein Herr, ſprach der Marquis nach einer langen Pauſe in gebrochenem Italieniſch und mit ganz verändertem Tone.

Ich habe Ihnen alles mitgetheilt, was mir von der traurigen Geſchichte bekannt iſt, antwortete der barmherzige Bruder, und ich glaube nicht, daß Sie irgendwo mehr darüber erfahren werden. In Rom erzählt man ſich zwar viele Fabeln davon, aber die gerichtliche Unterſuchung hat keine derſelben beſtätigt.

Als der Bruder dieſe Worte geendigt hatte, griff der Marquis in ſeine Taſche und warf ein paar Goldſtücke in den Todtenkopf, welchen dieſer als Büchſe in der Hand hielt, und Arthur, ſeine Verwunderung nicht länger zurückhaltend, rief triumphirend aus: Ei, ei, Herr Marquis, iſt das Conſequenz?

Conſequenz? Conſequenz? murmelte der Marquis vor ſich hin. Wo iſt Conſequenz auf Erden, mein junger Freund? Dort oben iſt Conſequenz. Sehen Sie an den Mond. Er geht ewig ſeine Straße über uns, aber hier unten laufen durcheinander die Schatten und Lichter kreuzweis und verwirrt.

## Siebentes Kapitel.

Es war zwei Tage vor dem Anfange des Carnevals, als unſere Reiſenden in Rom eintrafen. Arthur hatte ſich eine halbe Stunde vor der Stadt auf der letzten Anhöhe jenſeits der Tiber aus dem Wagen gemacht, angeblich um die Gegend zu überſchauen, vielleicht aber auch, um nicht in dem wunderlichen Aufzuge, den wir oben geſchildert haben, durch die Straßen zu fahren. Denn es war noch heller Tag, als ſie die Thürme und Kuppeln der ewigen Stadt aus der erhabenen Wüſte ihrer gehügelten Ebene emporſteigen ſahen, und die untergehende Sonne ſpiegelte ſich zitternd in den goldenen Kugeln und Kreuzen der beiden Kirchen des Corſo, als Arthur den Wagen an der Porta del Popolo wieder einholte. Hier hatte der Marquis in Abweſenheit ſeines Dollmetſchers ein langes und mühſames Verhör zu beſtehen gehabt, welches eben beendigt ſchien, als der Poſtillon den Fußgänger dicht hinter dem Wagen erblickte. Aber dieſer gab ihm einen Wink, weiter zu fahren, und ſchritt rüſtig hinter drein. Die gutmüthigen Römer, an abenteuerliche Erſcheinungen aus der Fremde gewöhnt, blieben dennoch verwundert ſtehen, als ſie das Reiſegebäude des Marquis durch den Corſo ſchwanken ſahen, und Arthur hörte, wie ſie unter ſich ſprachen: Das Carneval fängt heute ſchon an.

Vor dem deutſchen Gaſthofe des Signor Franz in der Via Condotti hielt der Wagen, und Arthur verdoppelte ſeine Schritte, um dem Marquis im Ausſteigen behülflich zu ſein. Dieſer war aber ein wenig verſtimmt über die Flucht ſeines Gefährten, die ihn an dem Thore in nicht geringe Verlegenheit geſetzt hatte, und ließ ſich durchaus nicht ankommen. Auch blieb er, trotz allen Gegenvorſtellungen, bei dem Wagen ſtehen, bis das letzte Stück ausgepackt war, wobei es, wie ſich vermuthen läßt, an neugierigen Zuſchauern und witzigen Bemerkungen nicht fehlen konnte.

Aus dem nahen Café greco traten mehrere deutſche Künſtler mit ihren rauchenden Taſſen hervor, und einer unter ihnen, ein junger Landſchaftsmaler aus Berlin, welcher den Marquis von dorther dem Rufe nach kannte, nahm das Wort und erzählte, was er von dem Wundermanne in der fabelſüchtigen Stadt gehört hatte. Dies iſt der wunderlichſte Kauz aller wunderlichen Kauze, die jemals das römiſche Pflaſter betreten haben, fing er an. Ein emigrirter franzöſiſcher Marquis, welcher in ganz Berlin nur der Marquis mit dem Kirſchkern hieß. Er trägt nämlich beſtändig einen Kirſchkern im Munde, den ſeine Geliebte ihm einmal auf den Kopf geſpieen hat. Der alte Filz hat über zehntauſend Thaler jährliche Leibrenten zu verzehren und lebt wie ein Arreſtant von Waſſer und Brot; und davon hat er einen Keichhuſten bekommen, den man eine Viertelmeile weit hören kann. Er zählt die Bohnen zu ſeinem Kaffee, und da er jedesmal ſieben und eine halbe zu einer Taſſe braucht, ſo halbirt er die Bohnen. Er legt ſich um acht Uhr zu Bette, um Holz und Licht zu ſparen, und ich wette darauf, er iſt nur deßwegen nach Rom gereiſ't, weil er erfahren hat, daß es ſich hier wohlfeil leben läßt. Und nun ſeht einmal die Equipage und den Anzug!

Der wäre prächtig als Maske für das Carneval zu copiren, bemerkte ein Andrer.

Das iſt ein guter Einfall zu rechter Zeit, ſprach der Berliner. Ich übernehm' es, ſeinen Doppelgänger im Corſo vorzuſtellen. Der weiße Rockelor iſt leicht anzufertigen aus meinen Fenſtergardinen; den hellgrünen Atlasrock find' ich im Kramladen, und ſtatt der Stickerei heft' ich mir bemaltes Papier und Kniſtergold auf. Laßt mich nur machen. Ihr ſollt einen königlichen Spaß davon haben, das verſprech' ich euch. Seine ſpitzige Phyſiognomie iſt ſo leicht nachzumachen, wie die Naſe Friedrich's des Großen oder Kaiſer Maximilian's Unterlippe. Die Mütze wird noch das ſchwierigſte Stück ſein. Der Schirm geht ja wohl bis über die Naſe herunter und hat ein paar gläſerne Fenſter für die Augen? Das Modell muß ich mir doch ein wenig aufzeichnen.

Der luſtige Maler holte ſein kleines Zeichenbuch aus der Taſche und fing an, den Kopf des Marquis mit wenigen kecken Strichen ſo wunderlich ähnlich zu ſkizziren, daß das laute Gelächter der Umſtehenden, die ſeiner Arbeit zuſahen, ihn nöthigte, ſich in das Kaffeehaus zurückzuziehen.

Der Marquis huſtete und zankte unterdeſſen in dem Gaſthofe mit den Hausknechten und Kellnern, von denen Einer den Muff des Bologneſers nicht ſanft genug niedergelegt hatte, ein Andrer ihn mit dem Speiſezettel verfolgte, der dritte ihn als Excellenz anredete, und der vierte endlich ihn mit unaufhörlichen Bücklingen befragte, ob man hoffen dürfe, ihn recht lange als Gaſt zu beſitzen. Der Alte, ein entſchiedener Feind aller Wirthshäuſer und Kellner, fuhr die dienſtfertig läſtigen Leute an, und bedachte in ſeiner Entrüſtung nicht, ſich italieniſch oder franzöſiſch verſtändlich zu machen, ſondern verſchaffte ſich in deutſchen Ausbrüchen Luft. Ich bin keine Excellenz, ſprach er haſtig, und ich bin kein Freſſer, der nach Rom kömmt, um ſich zu verderben den Magen, und ich will danken meinem Gott, wenn ich kann wieder heraus noch heute aus dieſer Wirthſchaft. Und wenn ich brauche einen Menſchen, ſo werde ich ziehen die Klingel, und bis dahin will ich ſein ungeſchoren in meinem Zimmer.

Nur Einer von der Dienerſchaft, ein Landsmann des Wirthes, verſtand die deutſche Abfertigung und gab den Uebrigen einen Wink, ihm zu folgen, indem er ſich hinausdrückte und vor ſich hinbrummte: Das heiß' ich mir einen alten Knauſer und Grobian!

Arthur ſtand während dieſer Auftritte am Fenſter und erboßte ſich über die eigenſinnigen Grillen des Marquis, die ihnen auch hier wieder gleich bei der Ankunft die freundliche Aufnahme vergällten. So wird er mir Rom und ganz Italien verleiden! dachte er bei ſich ſelbſt. Ach, was gäb' ich darum, wenn ich jetzt mein eigener Herr wäre und hier bleiben könnte, das Carneval, die heilige Woche hindurch! Aber da hat ſich der Alte in den Kopf geſetzt, das Klima von Neapel werde ſeinem Huſten zuträglicher ſein, und ich muß es mir gefallen laſſen, durch Rom zu reiſen wie ein Poſtſtück. Es iſt, um toll zu werden! Aber ich will mich auch nicht mehr ſo gewiſſenhaft um ihn bekümmern, wie ich bisher gethan habe. Mag er ſeinen Launen nachlaufen, ich werde meinen eigenen Weg einſchlagen, es folge daraus, was da wolle!

Zwei junge Männer in altdeutſchen Röcken mit langen über die Schulter herabhängenden Haaren ſchlichen Arm in Arm über den ſpaniſchen Platz und ſtiegen langſam die hohe Treppe des Monte Pincio hinauf. Der mißmuthige Doctor verfolgte ſie mit den Blicken, bis ſie oben bei der Kirche verſchwanden, und malte ſich mit den gemüthlichſten Farben die unabhängige Glückſeligkeit des römiſchen Künſtlerlebens aus.

Was träumen Sie wieder einmal, Herr Doctor? Mit dieſer Anrede zerriß der Marquis ſein Bilderſpiel und rief ihn zu ſich ſelbſt zurück. Es iſt mir hier zu viel Wirrwarr und Tumult in dem Hauſe. Ich will nicht auspacken. Machen Sie ſich auf und geben Sie ab Ihren Empfehlungsbrief an den Herrn

Profeſſor, der ſo guten Beſcheid weiß in Rom, wie Sie haben geſagt. Er ſoll uns verſchaffen baldigſt ein reinliches und ſtilles Quartier in einer geſunden Region. Ich will Ihnen thun den Willen, Herr Doctor, und bleiben hier bis Oſtern, aber mit der Bedingung, daß ich morgen kann einziehen in das Quartier. Hören Sie wohl! ſonſt laſſ' ich anſpannen morgen früh und fahre nach Neapel.

Arthur, freudig überraſcht durch die Güte des Marquis, den er ſeit mehreren Tagen vergeblich mit der Bitte beſtürmt hatte, wenigſtens die kurze Zeit des Carnevals hindurch in Rom zu bleiben, und welcher nun aus eigenem Antriebe viel mehr gewährte, als er zu verlangen gewagt hatte, fühlte ſich mit einem Male aus ſeiner gedrückten Stimmung geriſſen und umarmte den Alten mit ſichtbarer Rührung. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Marquis, rief er aus, und will keinen Augenblick verlieren, Ihren Auftrag zu beſorgen.

Gehen Sie nur, Herr Doctor, und ſehen Sie ſich um nach einer ſchönen Narrenmaske, entgegnete mit behaglichem Lächeln der Marquis, den auch der leiſeſte Ausdruck dankbarer Gefühle beſeligen konnte. Gehen Sie und nehmen Sie in Beſchlag ein Quartier nicht zu viele Treppen, hell und trocken, Sie wiſſen ja, wie ich es liebe. Da will ich auch aufbauen mein kleines Carneval. Ich vergeſſe und verliere mich ſelbſt, wenn ich nicht hab' um mich meinen Tempel der Erinnerung.

Ich komme nicht wieder zu Ihnen zurück, ohne ein Quartier für uns gefunden zu haben. Auf Wiederſehn, Herr Marquis, und gute Nacht in Rom, wenn ich bis morgen früh ſuchen muß! — Mit dieſen Worten empfahl ſich der Doctor und eilte in der Dämmerung, von einem Platzbedienten begleitet, die Treppe hinan, auf welcher er eben die beiden Künſtler mit ſehnſüchtigen Augen verfolgt hatte. Denn die Adreſſe ſeines Empfehlungsbriefes wies ihn nach der Via Siſtina auf dem Monte Pincio.

## Achtes Kapitel.

Der Profeſſor, welchem Arthur einen Empfehlungsbrief zu übergeben hatte, war ein geborener Pfälzer, der in ſeiner erſten Jugend ſeinen Eltern entlaufen und als Jockey eines Engländers nach Rom gekommen war. In der Folge hatte ein Bildhauer ſich desſelben väterlich angenommen und einen geſchickten Künſtler aus ihm gebildet. Er verfertigte nämlich kleine Copieen von berühmten Kunſtwerken und Alterthümern in Marmor, Alabaſter und Gyps, leitete eine Moſaikfabrik, die ſich durch geſchmackvolle Arbeit vor allen übrigen auszeichnete, und erwarb ſich durch dieſe vielſeitige Betriebſamkeit nicht nur ein anſehnliches Vermögen, ſondern auch den Titel eines Profeſſors von der Akademie des heiligen Lukas. Seine Lebensverhältniſſe hatten ihn ganz romaniſirt, und er hielt ſich wenig zu den jüngern deutſchen Künſtlern, deren kopfhängeriſche Frömmigkeit und alterthümlichen Geſchmack er mit ſeinem fröhlichen Sinne und ſeiner gemeinnützigen Geſchicklichkeit nicht zu würdigen verſtand.

Signor Bernardino — ſo hieß der Profeſſor in Rom — war eben nach ſeiner Werkſtatt gegangen, als Arthur ihn in ſeiner Wohnung ſuchte. Ein ſchöner Knabe von ungefähr zwölf Jahren ſaß leſend vor einer antiken Lampe in einem großen Zimmer, welches zugleich als Gewölbe diente, worin die fertigen Arbeiten des Profeſſors ausgeſtellt waren. Er empfing den Fremden mit unbefangener Höflichkeit und ließ ſich den Brief einhändigen. Ich will den Vater ſogleich rufen, ſprach er nach kurzem Beſinnen und ſprang mit dem Briefe hinaus, ohne auf Arthur's Widerrede zu achten.

Dieſer ließ ſich auf den Stuhl nieder, welchen der Knabe verlaſſen hatte, und da er es niemals über ſich gewinnen konnte, ein Buch liegen zu ſehn, ohne es aufzuſchlagen, ſo fing er an, das kleine Heftchen zu durchblättern, in welchem jener geleſen hatte. Es war ein einzelner Bogen voll italieniſcher Verſe, ſchmutzig gedruckt und zum fliegenden Buchhandel der Straßenecken gehörig, mit folgendem Titel: Traurige aber erbauliche Hiſtorie von dem Leben und Tode des ſeligen Jünglings Don Alonzo de Floridias aus Valencia in Spanien, Schülers des hochwürdigen Collegiums der Sapienza zu Rom, welcher in der Nacht des erſten Advents von den grauſamen Händen der Ungläubigen des Ghetto ſchmählich erwürgt und erſäuft worden iſt.

Seltſam! dachte Arthur bei ſich ſelbſt. Das iſt ja wohl dieſelbe Geſchichte, die der barmherzige Bruder in Bologna erzählte und von der mein alter Marquis ſo lebhaft ergriffen ſchien? Er las weiter. Die erſten Strophen enthielten eine Anrufung der heiligen Jungfrau mit der Bitte, den Sänger zu einem Liede anzufeuern, welches ihrer Ehre geweiht ſein ſolle. Denn es habe einen Helden zu ſeinem Gegenſtande, welcher ſein Leben als Märtyrer für ſie den Ungläubigen dahingegeben. Dann folgten einige Strophen mit Schmähungen und Flüchen gegen die Juden und Aufforderungen an die Chriſten, jene zu belehren oder auszurotten.

Bis zu dieſer Stelle war Arthur gekommen, als er eilige Tritte auf der Treppe vernahm und ſich dadurch bewogen fühlte, das Heft aus der Hand zu legen und ſich von ſeinem Sitze zu erheben.

Sein Sie mir willkommen, Herr Doctor! redete der eintretende Profeſſor ſeinen Beſuch in deutſcher Sprache ſehr vertraulich an. Ich habe den Brief meines alten braven Freundes gleich unterwegs durchflogen, und Sie ſollen mir gelegentlich mehr von ihm erzählen, als er geſchrieben hat. Denn er iſt ein ſehr lakoniſcher Schreiber, und von dem, was er ſchreibt, kann ich gewöhnlich nur die Hälfte entziffern, ſo eine flüchtige Hand hat er. Nun, ich hoffe, Sie ſind kein engliſcher Schnellſegler. Sie werden doch länger in Rom bleiben, als nöthig iſt, um den Baſi'ſchen Curſus zu abſolviren?

Bis Oſtern, Herr Profeſſor, antwortete der Doctor.

Das iſt brav! fuhr der behagliche Künſtler fort und nöthigte den Empfohlenen zum Niederſetzen, während er ſich ſelbſt mit einer Hüfte auf eine Tiſchecke ſchwang. Das iſt brav! Sie kommen zu einer guten Zeit. Erſt das Carneval, dann die ſtille Faſtenzeit, die hat der heilige Petrus dazu eingeſetzt, damit die Fremden die Wunder ſeiner Stadt hübſch ruhig in Augenſchein nehmen können, und zum Beſchluß die Settimana ſanta. Aber worin kann ich Ihnen dienen, Herr Doctor? Meine Zeit iſt zwar ſehr beſchränkt, aber, unter uns geſagt, ich laſſe mich recht gern zuweilen ein wenig ſtören und abhalten. Sie reiſen nicht allein, Herr Doctor, wie mein Freund mir ſchreibt. Ihr Gefährte ſoll ein wunderlicher Chriſt ſein. Nun, was thut's? Die Welt iſt groß und bunt, ſie braucht vielerlei Creaturen, um ſich zu füllen, und wenn man nur den Deckel danach zu ſchneiden weiß, ſo giebt's kein Gefäß, worauf nicht einer paſſen ſollte.

Mein erſtes Anliegen an Sie, Herr Profeſſor, nahm Arthur das Wort, iſt eigentlich ein Anliegen meines Gefährten, welcher ſobald als möglich eine gute Privatwohnung zu beziehen wünſcht. Können Sie mir vielleicht eine vorſchlagen?

Iſt ſchon beſorgt, Herr Doctor, fiel der Profeſſor ein und zog dazu eine lächerlich geheimnißvolle Miene. Sie wohnen hier in dieſem Hauſe, eine Treppe unter mir, in der Belétage. Eine vortreffliche Wohnung, vier bis fünf Piecen, alles trocken, hell, bequem, ein paar Zimmer mit Oefen und gediehlt. Sie finden in ganz Rom kein behaglicheres Quartier. Hinten heraus eine wundervolle Ausſicht über die ganze Stadt bis an den Gianicolo und Monte Mario und noch weiter hinaus, und vorn heraus gegenüber die niedlichſte Frau dieſes Viertels. Ein frommer Deutſcher hat bloß um dieſer Ausſicht willen, die, wie er ſagte, ihm ſeine Madonnenideale verdarb, ſeine Wohnung im Hauſe meiner Nachbarin geräumt. Sie, der Sie keine Madonnen malen, haben dieſe Rückſicht nicht zu nehmen. Nicht wahr, Herr Doctor?

Arthur lächelte, in den Scherz eingehend, und verſicherte, daß ſein Gewiſſen nicht ſo leicht zu beunruhigen ſei. Aber, fuhr er fort, wann können wir dieſe Wohnung beziehen?

Heute, wenn Sie wollen, antwortete der Profeſſor, in dieſer Stunde, in dieſem Augenblick. Vor acht Tagen hat eine engliſche Familie es geräumt, und unſre fleißige Wirthin wird es gewiß nicht vierundzwanzig Stunden ungeordnet gelaſſen haben. Ich wette darauf, das Nachtlicht ſteht ſchon im Schlafzimmer, und die Bettdecken ſind aufgeſchlagen. Wenn Sie wollen, ſo gehe ich mit Ihnen gleich hinunter zu der guten Frau und mache den Contract für Sie.

Arthur hemmte die Eile des dienſtfertigen Profeſſors durch die Verſicherung, daß der Marquis ſich für dieſe Nacht ſchon in dem Gaſthofe eingerichtet habe, und nachdem er ſich genauer von der Beſchaffenheit der Wohnung und den Bedingungen der Miethe unterrichtet hatte, übertrug er Jenem den Abſchluß des Geſchäfts mit der Wirthin. Während dieſer Verhandlungen hatte er, um das Geſpräch darauf zu lenken, mit dem Heftchen geſpielt, welches vor ihm auf dem Tiſche lag, und ſeine Andeutungen blieben nicht unbeachtet.

Verbrennen Sie ſich die Finger nicht, Herr Doctor, warnte der Profeſſor mit komiſcher Aengſtlichkeit. Sie ſpielen da mit einer verbotenen Waare.

Verboten? frug Arthur betroffen und gab ſich das Anſehn, als ob er jetzt erſt auf das Papier aufmerkſam würde, welches er in der Hand hielt. Was iſt es denn?

Ein kleines Volksbuch, war die Antwort, welches vor einigen Wochen hier gedruckt und bis geſtern Morgen an allen Straßenecken verkauft worden iſt. Dann ſind die Sbirren gekommen und haben es confiscirt. Es iſt eine kurioſe Geſchichte. Ein Schüler der Sapienza hat eine Liebſchaft mit einer ſchönen Jüdin in dem Ghetto gehabt. Das iſt ein böſer Winkel für ſolche Abenteuer. Das ganze ſchmutzige Neſt wird des Nachts mit zwei Thoren verſchloſſen, und da giebt es viel zu klettern, ehe man an das Fenſter eines Eſterchens kömmt. Kurz, der arme Schüler hat ſeinen altteſtamentlichen Geſchmack theuer bezahlen müſſen. Er wurde am Montage nach dem erſten Advent mit einer Schleiſe um den Hals in der Tiber nicht weit vom Ghetto gefunden. Die Geſchichte machte einen entſetzlichen Lärm in der ganzen Stadt, und eine große Unterſuchung wurde darüber angeſtellt. Inzwiſchen bildete das gute Volk ſich eine Menge der ſchönſten Fabeln von dem Tode des jungen Spaniers und verklärte ihn zu einem Märtyrer des chriſtlichen Glaubens. Eine von dieſen Fabeln hat ein Gaſſenſänger in Reime gebracht, und das Blatt ging reißend ab. Aber nachdem das gerichtliche Verfahren geſchloſſen worden iſt, ohne irgend etwas über den Mord ausgemittelt zu haben, ſo hat man für gut befunden, die Reime zu confisciren, welche mehr von der Sache zu wiſſen vorgeben, als der Herr Governatore mit ſeiner ganzen peinlichen Congregation ſich rühmen darf entdeckt zu haben.

Sie machen mich neugierig, das kleine Buch zu leſen, nahm Arthur das Wort, ſobald die lebendige Beredſamkeit des Signor Bernardino es erlaubte. Mein alter Marquis ſcheint auch, ich weiß nicht warum, ein beſonderes Intereſſe an der Geſchichte zu nehmen, von der wir durch einen eigenen Zufall ſchon in Bologna gehört haben. Darf ich Sie bitten, mir das Heftchen auf einige Tage zu leihen?

Nehmen Sie es mit und behalten Sie es in Gottes Namen, erwiderte der Profeſſor. Es gehört meinem Jungen, den ich ſchon dafür entſchädigen will. Aber glauben Sie ja kein Wort von dem, was darin erzählt wird. Nur das kleine Lied, welches hinten angedruckt ſteht, iſt echt und rührt wirklich von dem jungen Spanier her, unter deſſen Papieren man es nach ſeinem Tode gefunden hat. Auch die Ueberſchrift ſoll ihre Richtigkeit haben. Denn das ſilberne Crucifix mit dem Kreuzholze von rothen Korallen, ein koſtbares Erbſtück, welches der junge Menſch beſeſſen hatte, und wovon es in der Ueberſchrift des Liedes heißt, daß er es ſeiner jüdiſchen Madonna mit den Verſen überreiche, iſt in ſeinem Nachlaſſe vermißt worden, und die Sbirren haben wohl acht Tage lang alle Koffer und Kaſten des Ghetto danach durchſtöbert. So viel ſieht man aus dem Gedicht, daß der junge

Menſch von ſchwärmeriſcher Natur war, ein Liebhaber und ein Miſſionär in Einer Perſon.

Der Doctor hatte ſich nicht bezähmen können, während dieſer Erzählung einige verſtohlene Blicke auf das Lied zu werfen, und der Profeſſor, deſſen neugierige Ungeduld bemerkend, bat ihn, ſich keinen Zwang anzuthun.

Wir theilen die Verſe, welche Arthur jetzt mit halblauter Stimme las, in einer Ueberſetzung mit, die er ſelbſt am folgenden Tage davon verfertigte.

Maria möcht' ich dich begrüßen,
Mein Herz hat ſtets dich ſo genannt.
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich ſtill an ſeinen Rand.
Maria, rieſeln ſeine Wogen,
Maria, ſoll dein Name ſein.
Ein weißes Täubchen kömmt geflogen,
Schwebt über mir im Sonnenſchein.

Geliebte, haſt du nichts vernommen,
Wie Orgelton und Waſſerfall?
Der heil'ge Jordan kömmt geſchwommen
Durch Berg und Meer mit Jubelſchall.
Der Geiſt des Herrn ſchwingt ſein Gefieder
Und ruft: Wo iſt die Tochter mein?
Tauch in die Liebesfluten nieder:
Maria ſoll dein Name ſein!

Nun, was meinen Sie dazu, Herr Doctor? frug

Signor Bernardino in einem ſpöttiſchen Tone. Wie behagt Ihnen das Lied?

Schön und wahr gefühlt, erwiderte Arthur.

Mir iſt es zu ſublim, bemerkte der Andre. Aber ich will Ihnen Ihren Geſchmack daran nicht verleiden. Stecken Sie das Heftchen ein und laſſen Sie ſich's wohl bekommen.

Arthur brach ab und empfahl ſich dem Profeſſor unter der Verſicherung ſeiner dankbaren Empfindungen für die gefällige Dienſtfertigkeit, die er ihm in der Uebernahme ſeines Geſchäfts erwieſen hatte. Betrachten Sie die Wohnung als die Ihrige! rief ihm Jener nach, und ziehen Sie morgen ein, je eher je lieber.

## Neuntes Kapitel.

Der Marquis hatte ſich ſchon in ſein Schlafzimmer zurückgezogen, als Arthur wieder in der Locanda eintraf, und dieſer, um den alten Mann, welchen der heutige Tag ſehr erſchöpft zu haben ſchien, nicht zu ſtören, oder um ſelbſt nicht abgehalten zu werden, das Gedicht ohne Verzug zu leſen, deſſen Gegenſtand ſeine leicht erregbare Theilnahme angeſprochen hatte, ließ in ſeiner Stube ein gutes Kaminfeuer anzünden und richtete ſich in einem Lehnſeſſel zu einem bequemen Genuſſe harter Verſe und verworrener Gedanken ein. Luſtig kniſterte das Reisbündel zu ſeinen Füßen, und von der Straße her gaben die leiſen Klänge einer Laute dem Leſenden eine angemeſſene Begleitung.

Nach den Stanzen der Vorbereitung, welche Arthur in dem Gewölbe des Profeſſors geleſen hatte, fing die eigentliche Erzählung an. Die heilige Jungfrau erſcheint in einem wunderbaren Traume dem frommen Schüler Don Alonzo de Floridias und fordert ihn auf, die nach der Erleuchtung und Beſeligung des neuen Bundes ſchmachtende Seele einer ſchönen Israelitin aus den ſchweren Banden des moſaiſchen Geſetzes zu erlöſen. Der Jüngling, begeiſtert von dieſem Auftrage, fragt wer? wo? und wie? und Maria verheißt ihm einen Engel, welcher ihn in der folgenden Nacht, und zwar nach dem Tage des erſten Advents, zu ſeinem gebenedeieten Berufe führen werde. Alsdann ſolle er ein Crucifix mit ſich nehmen, für Weihwaſſer werde ſie ſelbſt ſorgen, und ſie wolle, daß die Bekehrte nach ihr mit dem Namen Maria getauft werde. Der Schüler bereitet ſich den ganzen folgenden Tag mit heiligen Uebungen zu dem großen Werke vor und erwartet, das Crucifix in der Hand, wachend und betend die Ankunft des Engels. Dieſer erſcheint um Mitternacht, umfloſſen von ſilbernen Strahlen, und ſchwebt wie eine Feuerſäule vor ihm her, während er, ohne zu fragen und ſich umzublicken, dem himmliſchen Lichte nachfolgt. Vor einem hohen Thore wird ein Halt gemacht, der Engel zieht mit dem Zeigefinger ſeiner rechten Hand ein Kreuz über das Schloß, und ohne Geräuſch öffnen ſich die beiden Flügel. Sie ſind im Ghetto. Eine niedrige Hütte, finſter und ſchmutzig, wie die ruchloſeſte Judenſeele, thut ſich vor ihnen auf, und eine Jungfrau, ſchön und betrübt, wie Eſther vor dem Throne des Ahasverus, heißt die fremden Jünglinge mit demüthigen Geberden in ihrer Kammer willkommen. Denn auch ihr iſt in einem wunderbaren Traume die Verheißung einer Erlöſung zu Theil geworden, aber ſie weiß nicht, woraus ſie erlöſ't werden ſoll, ob aus den Sclavenfeſſeln ihres todten Glaubens, oder aus den grauſamen Händen ihres Vaters. Der Jüngling verkündigt ihr ſeine Sendung und fragt ſie feierlich, ob ſie die Taufe von ihm annehmen wolle. Nach der Bejahung dieſer Frage beginnt ein kurzes Examen über die Hauptpunkte der katholiſchen Glaubenslehre, welches die Jüdin, erleuchtet von der heiligen Jungfrau, mit ſolcher Weisheit und Salbung beſteht, daß der Miſſionär ſie als würdig erkennt, das Bad der Gnade augenblicklich zu empfangen. Aber es fehlt an Weihwaſſer; da rinnt plötzlich ein reicher Strom von Thränen aus den Augen des entzückten Jünglings, der Engel fängt ſie in ſeinen Händen auf, und Maria wird damit getauft. Während der heiligen Handlung entzündet ſich das Herz des Täufers von inbrünſtiger Liebe zu der ſchönen Getauften, und indem ihre Lippen das Crucifix, welches er ihr zum Kuſſe darreicht, berühren, wird in ihm der irdiſche Wunſch rege, an der Stelle des Gekreuzigten zu ſein. Darüber betrübt und erzürnt ſich die Mutter Gottes, und der Engel verſchwindet. Tiefe Nacht herrſcht nun ringsumher, wilde Stimmen werden laut, ſtürmiſche Tritte toben durch das Haus, und mit kreiſchenden Flüchen und Läſterungen wird die Thüre der Kammer aufgeriſſen. Der Jüngling hält die Jungfrau in ſeinen Armen, aber er widerſteht der lockenden Verſuchung und dem drohenden Schrecken und ſpricht den Segen über das Haupt der Getauften aus. Kaum hat er dieſes vollendet, ſo iſt die Mutter Gottes verſöhnt. Sie wirſt einen Marterkranz aus dem Himmel herunter, und wie dieſer die Schläfe des Jünglings berührt, erwürgt ihn die Hand eines ungläubigen Wütherichs. Sterbend weihet er die Getaufte noch mit folgenden Worten zu ſeiner geiſtlichen Braut: Leide zu Ehren Deſſen, der für dich gelitten, aber wann deine Stunde ſchlägt, ſo werde ich wieder zu dir herabkommen und dich einführen in die himmliſchen Wohnungen. Ave Maria, Amen!

Dies war der Schluß des Gedichts, deſſen überſpannte Darſtellung wir in dem kurzen Auszuge ſeines

Inhalts einigermaßen wiederzugeben verſucht haben. Arthur hatte zwar einen zu gebildeten Geſchmack, um ſich an der Poeſie eines ſolchen Machwerks ergötzen zu können, aber dennoch verfehlte es nicht ganz einen Eindruck auf ſein ſchon befangenes Gemüth zu hinterlaſſen. Seine aufgeregte Einbildungskraft malte die Scenen und Figuren, welche in der unbeholfenen Schilderung des Volksdichters als Caricaturen erſchienen, mit reineren und milderen Farben aus, und obgleich er die ganze Erzählung als eine craſſe Legende erkennen mußte, ſo meinte er dennoch, daß die weſentlichſten Züge derſelben in dem kleinen Liede des jungen Spaniers angedeutet wären. Endlich wurde auch ſein Herz mit in die Theilnahme gezogen, und zwar weniger für den Märtyrer, als für die ſchöne Israelitin, die er ſich in der Gewalt eines fanatiſchen Vaters, eingekerkert und gemißhandelt, zwiſchen kindlicher Liebe und göttlicher Sehnſucht ringend, in dem reizendſten Bilde einer Büßerin vorſpiegelte. Wie jene alten Gläubigen in den Katakomben, ſo ſtellte ſich ihm die Neubekehrte in einem unterirdiſchen Gewölbe des Ghetto dar, den er ſich um ſo ekelhafter und grauenvoller ausführen konnte, da er ihn noch nicht mit eigenen Augen geſehen hatte. Es war ihm dann, als ob er eine innere Ahnung fühle, daß jener Zufall, der ihm zuerſt in Bologna, und dann wieder bei ſeiner Ankunft in Rom die Geſchichte des jungen Spaniers gleichſam aufgedrungen habe, von tieferer

Beziehung für ihn ſein müſſe. Dabei erinnerte er ſich an den Marquis und ſann darüber nach, was dieſer wohl in der Erzählung des barmherzigen Bruders Anſprechendes und Rührendes gefunden haben könnte. In der Geſchichte ſelbſt kann es unmöglich gelegen haben, dachte er bei ſich: die ſchien ihm anfangs vielmehr ein Aergerniß zu geben. Am Ende wird der Name Valencia die einzige Veranlaſſung ſeiner plötzlichen Gemüthsbewegung geweſen ſein. Ich weiß, daß er nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution mehrere Jahre in Valencia zugebracht hat, und ſein Herz iſt unbegreiflich reizbar für jede Berührung aus jener Periode ſeines Lebens. Ich will ihn nicht wieder an die Sache erinnern, vielleicht hat er ſie ſchon vergeſſen. Fragt er aber noch einmal danach, ſo iſt es beſſer, ich erzähle ihm, was der Profeſſor mir mündlich davon mitgetheilt hat, als daß ich ihm die Geſchichte in dieſer poetiſchen Einkleidung vorlege, die ihn nur zu Spott und Schimpf auffordern kann. Auch verſteht er die Sprache des Volks zu wenig, um allein damit fertig zu werden, und wenn ich es ihm überſetzen ſollte, ſo zankten wir uns bei jedem Verſe. Das ſeh' ich voraus, und darum will ich es zu vermeiden ſuchen.

Die Lichter waren mittlerweile niedergebrannt, und Arthur eilte, ſich bei dem letzten Aufflackern derſelben zu entkleiden und ſein Lager zu erreichen.

## Zehntes Kapitel.

Die Wohnung in der Via Siſtina, die Arthur durch den Profeſſor gemiethet hatte, befriedigte alle Anſprüche des Marquis, welcher nicht wieder in den Gaſthof zurückkehrte, nachdem er ſie am folgenden Morgen beſichtigt hatte. Vielleicht trug der Umſtand nicht wenig dazu bei, daß er in derſelben ein kleines rundes Cabinet fand, welches zu der Einrichtung ſeines Tempels recht eigentlich erbauet zu ſein ſchien. Denn dieſen hatte er ſeit der Abreiſe von Berlin ſchmerzlich vermißt, und ſo ſchritt er jetzt um deſto eiliger zu der Anordnung desſelben. Arthur hatte ſich erboten ihm dieſe Arbeit durch ſeine Hülfe zu erleichtern, aber der Alte wies ihn durch die freundliche Entſchuldigung zurück, daß er ihn nach der Vollendung des Tempels mit der Einführung in denſelben überraſchen wolle. Daher zog er einen ganz fremden Gehülfen vor, nämlich einen alten Aufwärter, welcher gleichſam ein unbewegliches Zubehör der Wohnung war und es ſelbſt denjenigen Miethern, die ſeiner durchaus nicht bedurften, als Pflicht aufzulegen wußte, ſich von ihm in irgend einer Sache bedienen zu laſſen. Der gute Cecco hatte, ſeitdem er dieſen auf vier bis fünf Zimmer beſchränkten Poſten bekleidete, doch wenigſtens ebenſo vielen Nationen aufgewartet und von jeder etwas angenommen, ſo daß er einem neuen Herrn immer diejenige Seite ſeines Weſens zukehren konnte, die für den Charakter deſſelben die angemeſſenſte ſchien. Auch hatte er gelernt, ſich in die Launen und Grillen von der Themſe, der Seine, der Newa und der Donau ohne Verwunderung und Widerſpruch zu fügen, und darum hätte der Marquis weit und breit keinen geſchicktern Gehülfen für ſeinen abenteuerlichen Tempelbau auftreiben können, als dieſen Allerweltsdiener. Ohne eine andre Miene zu ziehen, als die zu einem Bücklinge und einem „Wie Sie befehlen“ gehörige, ordnete er den alten heiligen Kram ebenſo unbefangen, als ob er ein engliſches Frühſtück zu ſerviren hätte, und der Marquis war über Cecco's beſcheidenen Gleichmuth ſo entzückt, daß er ihn nach der Vollendung des Werkes mit einer Freigebigkeit belohnte, die dieſer unter keine der ihm bisher bekannt gewordenen Nationaltugenden zu bringen wußte.

Das Carneval begann, ehe der Marquis, welcher, ſchwächlich und leicht erſchöpft, wie er war, täglich nur einige Stunden an ſeinem Tempel arbeiten konnte, die innere Einrichtung deſſelben vollendet hatte. Unterdeſſen trieb ſich Arthur, ſchon im voraus durch die Beſchreibung des großen Dichters für die Maskenluſt des Corſo begeiſtert, von dem Augenblicke des capitoliniſchen Glockenſignals bis zu dem Donner des letzten Mörſers in den dickſten und wildeſten Haufen umher. Den erſten Tag ſaß er als ehrbare Charaktermaske in einem Wagen, den andern miſchte er ſich als Pulcinell unter die Fußgänger, und auch ohne Larve wußte er ſich, gleich einem in die buntſcheckige Narrenwelt verlaufenen Fremdlinge, mit römiſcher Freiheit und Mäßigung zu beluſtigen. Kaum war das Feſt des Corſo geſchloſſen, ſo lockte ihn das Theater oder die Redoute zu einer nächtlichen Fortſetzung der Maskenſpiele des Tages, und ſchlaftrunken ſaß er dann am andern Morgen vor dem Kaffeetiſche neben dem Marquis und rieb ſich die Augen. Dieſer aber zog ihm bald verdrüßliche, bald ſpöttiſche Mienen und ließ ſein Befremden über den unerſättlichen Geſchmack ſeines jungen Freundes an ſolchen ſinnloſen Schwärmereien wohl auch zuweilen laut werden. Arthur blieb dabei geduldiger als gewöhnlich, theils weil er fühlte, daß es nicht recht von ihm ſei, den alten Herrn Tag für Tag ohne Geſellſchaft ſitzen zu laſſen, theils, weil er bei deſſen Declamationen gegen die Thorheit der Maskeraden in ſich ſelbſt einen ſtillen Triumph über die Verblendung desſelben feierte. Iſt er nicht ſelber das ganze liebe Jahr hindurch, in Berlin wie in Rom, die lächerlichſte Maske? frug er ſich dann, und iſt ſein Tempel nicht eine abenteuerlichere Bude als der Karren irgend eines Wunderdoctors im Corſo?

In ſolcher Stimmung befanden ſich die beiden Reiſegefährten eines Morgens ungefähr acht Tage nach der Eröffnung des Carnevals, als Cecco den Signor Bernardino meldete. Der Beſuch ſchien dem Marquis ſehr willkommen, welcher überhaupt den

Profeſſor als einen weltverſtändigen und lebensklugen Mann ſchätzen gelernt hatte. Beſonders aber empfahl ſich dieſer Hausgenoß dem Alten durch die gute Laune, mit welcher er allen Anſprüchen desſelben auf ſeinen Rath und Beſcheid zu genügen wußte. Denn der Marquis war bei ſeiner unbeholfenen Aengſtlichkeit, die er indeſſen ſelbſt für Lebensweisheit anſchlug, in beſtändiger Verlegenheit und hielt es ſogar für ſeine Pflicht, ſich in jeder Stadt bei ſeinem Banquier zu erkundigen, wie viel Trinkgeld man in den dortigen Gaſthöfen einem Kellner und Hausknecht zu geben pflege. Er that dieſes nicht etwa aus Geiz, ſondern aus einer ſeltſamen Grille, auch in den unbedeutendſten Verhältniſſen ſeine Schuldigkeit genau zu kennen; denn faſt immer überſchritt ſeine Freigebigkeit das Maß, welches er als das herkömmliche ausgemittelt hatte. Es läßt ſich aber errathen, daß ſelbſt ſeine näheren Bekannten ſich durch dergleichen Erkundigungen zuweilen beläſtigt fühlten und ihn kurz abfertigten. Der Profeſſor that das nie, ſondern war auf ſchwere und leichte Fragen ſogleich mit einer entſchiedenen Antwort fertig, und dadurch hatte er ſich das Vertrauen des Alten in einem ſo hohen Grade erworben, daß er ſich ſelbſt ſcherzhafter Weiſe das delphiſche Orakel desſelben nennen durfte.

Auch heute war der Profeſſor ſo glücklich, den unausgeſprochenen Wünſchen des Marquis mit ſeinen erſten Worten entgegenzukommen, die das Geſpräch unmittelbar auf das Carneval lenkten.

Was meinen Sie, mein lieber Herr Profeſſor, ſagte der Marquis, den hingeworfenen Gegenſtand ſogleich aufnehmend, wie viele Zeit braucht ein gelehrter Mann, um das römiſche Carneval gründlich kennen zu lernen? Da iſt unſer Doctor, der ſtudirt daran ſchon acht Tage und Nächte lang ununterbrochen, daß er davon hat gewonnen ein blaſſes Geſicht und trübe Augen, und ich glaube, er hat noch nicht abſolvirt ſeinen großen Curſus im Corſo.

Arthur lachte, und der Profeſſor blinkte ihm verſtohlen zu, während er dem Marquis antwortete: Laſſen Sie nur unſern jungen Freund gewähren. Jugend hat nicht Tugend. Er wär' es ſchon überdrüßig geworden, ich ſteh' Ihnen dafür, mein Herr Marquis, wenn Sie nicht ſoviel dagegen predigten. Als ich jung war, und der Spaß noch etwas Neues für mich, da hab' ich es nicht beſſer gemacht. Aber mit den Jahren legt ſich das. Jetzt komm' ich kaum auf ein Paar Stunden in den Corſo, um doch ſagen zu können, ich habe das Carneval mitgemacht. Das gehört zu den Pflichten eines guten Römers. Aber, Herr Marquis, Sie ſollten ſich doch auch entſchließen, das Spectakel einmal anzuſehen. Einmal iſt keinmal, und wer es noch nicht kennt, für den iſt es ſchon der Mühe werth, einen Gang danach zu machen. Ich ſage nicht, daß Sie ſich in das Gedränge des Corſo begeben ſollen, das wäre riſkant für Sie; aber, was meinen Sie dazu, wenn wir heute Nachmittag auf ein Stündchen als Zuſchauer nach dem Corſo gingen? Ein Freund, welcher in der Nähe des venetianiſchen Palaſtes wohnt, hat mir ein paar Plätze auf ſeinem Balcone angeboten. Wollen wir davon Gebrauch machen? Ich höre, das Pferderennen ſoll heute beſonders glänzend werden, die Geſandten fahren auch, und was hat denn unſer lieber Doctor für eine Maske?

Sehen Sie zu, ob Sie mich aus Ihrer Höhe erkennen werden, entgegnete Arthur. Wer wird Ihnen die Geheimniſſe des Corſo ſo unzeitig verrathen?

Der Marquis blickte unterdeſſen nachdenklich in ſeine leere Kaffeetaſſe hinein, und der Profeſſor wiederholte mit dringenderen Worten ſeinen Vorſchlag.

Mein ſehr lieber Freund, ſprach endlich der Alte, nachdem er ſich mit merklicher Anſtrengung zu einem Entſchluſſe aufgerafft hatte, Sie wiſſen, wie gern ich Ihnen folge in Allem, was Sie mir rathen. Aber nehmen Sie es nicht für ungut, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Ihnen nicht würde folgen dieſes Mal zu dem Narrenſpectakel, wenn ich nicht hätte in mir ſelbſt eine ſtärkere Ueberredung dazu. Ich will mit Ihnen kommen, weil ich habe gehabt dieſe Nacht eine dumme Ahnung, eine alberne Phantaſie, die mir will ſetzen in den Kopf ein Unglück, das mir ſoll begegnen unter den Masken. Aber ich haſſe den Aberglauben wie die Peſt, und darum will ich gehen mit Ihnen nach dem Corſo.

Der Profeſſor wollte ſich nach dieſer Erklärung des Marquis mit ſeiner Einladung zurückziehen, und auch Arthur, welcher an Ahnungen glaubte, verſuchte den alten Herrn zu bewegen, den Gang nach dem Corſo auf einen andern Tag zu verſchieben. Aber dieſer blieb mit unerſchütterlicher Feſtigkeit auf ſeinem Entſchluſſe ſtehen und vermaß ſich, es in der Verachtung böſer Vorbedeutungen dem Cäſar gleich zu thun.

Aber Cäſar, bemerkte Arthur, ward ein Opfer ſeines Unglaubens.

Beſſer ſo, entgegnete der Marquis, als wenn er wäre geworden ein Opfer des Aberglaubens. Und wenn zehn Wahrſager ſtänden an der Ecke des Corſo und mir heute ſagten, daß ich ſollte umkehren, ſo würde ich doch gehen, wohin mich weiſen meine Grundſätze.

Der Profeſſor, welcher ſeinen Vorſchlag mehr aus Höflichkeit, als aus abergläubiſcher Furcht vor böſen Ahnungen, zurückgenommen hatte, merkte nunmehr, daß es räthlicher ſei, den grundloſen Widerſtand aufzugeben, und empfahl ſich mit dem Verſprechen, den Marquis gleich nach der Sieſta abzurufen.

## Elftes Kapitel.

Die Schatten bedeckten ſchon beinahe den ganzen breiten ſpaniſchen Platz, als der Marquis und der Profeſſor Arm am Arm die Treppe des Monte Pincio hinunterſtiegen. Während ſie auf einem Abſatze derſelben raſteten und der alte Herr nach einem heſtigen Anfalle ſeines Huſtens wieder Athem ſchöpfte, zeigte ihm ſein unermüdlicher Cicerone gerade gegenüber das Hotel des ſpaniſchen Geſandten. Sehen Sie dort die beiden Fenſter rechts auf der Ecke der oberſten Etage, bemerkte er dabei; da hat der junge Floridias gewohnt.

Floridias! Floridias! wiederholte, in ſich zuſammenfahrend, der Marquis und ſtützte ſich, zitternd an Händen und Füßen, auf die Schulter ſeines Führers. Floridias! hab' ich recht gehört? Um Gottes willen, ſagen Sie mir, lieber Profeſſor, wie kommen Sie auf dieſen Namen?

Ich habe Sie erſchreckt, Herr Marquis, wie ich ſehe; aber es iſt ohne meine Schuld geſchehn. Ich durfte nach dem, was der Herr Doctor mir geſagt hat, vorausſetzen, daß dieſer Name nichts Ueberraſchendes für Sie haben könnte.

Was hat Ihnen geſagt der Doctor? Was weiß er von dem Namen? Nichts weiß er.

Daß Sie ſchon in Bologna von dem jungen Spanier gehört hätten und gern etwas Näheres über ihn zu wiſſen wünſchten. Das fiel mir jetzt eben ein, als meine Augen dem Hotel des ſpaniſchen Geſandten begegneten. Hat Ihnen denn der Doctor das kleine Buch nicht gezeigt, in welchem das Marterthum des frommen Schülers in erbaulichen Verſen beſchrieben iſt?

Um Gottes willen, Profeſſor, ſein Sie ſtill, ſein Sie ſtill nur einen Augenblick! Laſſen Sie mich kommen zu mir ſelbſt!

Mit dieſen Worten ſetzte ſich der Marquis auf das Geländer der Treppe und lehnte ſein ſchwankendes Haupt gegen einen Pfeiler. Ewige Gerechtigkeit! murmelte er vor ſich hin und faltete die Hände gegen ſeine Bruſt. Wär' es möglich? Dieu! Dieu! C'est toi! Mais pour te comprendre, il faut être Dieu, comme toi! Strafſt du ſo fürchterlich an den unſchuldigen Kindern und Kindeskindern die Schulden ihrer Väter und ihrer Mütter?

Dann raffte er ſich wieder ein wenig empor und wandte ſich an den Profeſſor zurück. Sie ſprechen doch von der Ermordung des jungen Spaniers in dem Quartier der Juden? Oder bin ich verwirrt in meinem Kopfe und habe Sie nicht recht verſtanden, mein lieber Freund?

Laſſen wir das jetzt, Herr Marquis. Sie ſind zu erſchüttert, um heute mehr davon zu hören. Hätt' ich nur ahnen können, daß der Name Floridias Sie ſo nahe berührte, er wäre nie über meine Lippen gekommen.

Nicht nahe, nicht nahe, Herr Profeſſor, aber tief, ſehr tief berührt er mich, ſehr ſchwer, ſehr fürchterlich! Kein Freund! Kein Verwandter! Ich hab' ihn nie gekannt, ich hab' ihn nie geſehn, ich habe nie von ihm gehört. Sprechen Sie frei heraus. Wiſſen Sie mir nichts zu melden von der Herkunft des jungen Mannes? Ich verſichere Sie noch einmal, ich habe keinen Verwandten in ganz Spanien. Der Name berührt mich an einem ganz andern Platze meines Innern. Seien Sie unbeſorgt, ich bitte Sie, und ſagen Sie mir alles, was Sie haben, von der Familie des ermordeten Schülers. Sehn Sie, es iſt vorbei, es war eine Folge von dem Huſten, und wir gehen ſogleich weiter nach dem Corſo.

Der Marquis ſammelte mit überſpannter Anſtrengung den kleinen Reſt ſeiner Kräfte, ſtand auf und hing ſich wieder an den Arm des Profeſſors. Gedulden Sie ſich, Herr Marquis, antwortete dieſer, Sie ſollen alles zur Genüge erfahren. Vor der Hand weiß ich wenig mehr als nichts von der Genealogie des Hauſes Floridias. Der ſpaniſche Geſandte iſt, wenn ich nicht irre, ein Oheim des Schülers, oder doch ſonſt ein naher Verwandter. Der hatte ihn auch mit aus Spanien gebracht und war hier ſein Pflegevater. Vor einigen Jahren kam auch die Mutter nach Rom, eine reiche Wittwe aus Valencia. Ein guter Freund von mir hat ſie damals gemalt, der nannte ſie Donna Clara.

Dieſer Name durchzuckte den alten Mann von den Sohlen bis zu dem Scheitel; aber in demſelben Augenblicke ſchien ein andrer Gegenſtand mit noch ſtärkerer Gewalt auf ihn einzudringen und ſein ganzes Weſen zu zerſchmettern. Er ſtürzte mit einem gellenden Schrei zu Boden, die Augen wild vor ſich hin ſtarrend, die rechte Hand halb hinweiſend, halb abwehrend, nach dem ſpaniſchen Platze ausgeſtreckt. Der Profeſſor blickte hinunter und ſah den Marquis, wie er leibte und lebte, in dem buntgeſtickten hellgrünen Atlasrock, mit dem weißen Rockelor und der großen Reiſemütze, durch die Via Condotti hüpfen. Auf einen Augenblick verlor auch er ſeine Faſſung bei dieſer wunderbar überraſchenden Erſcheinung, aber ſobald ſeine Augen ſich auf den Marquis zurückwarfen, gewann er unverzüglich ſeine volle Beſinnung wieder. Dieſer lag wie leblos zu ſeinen Füßen, der Mund zuckte, beide Augen hatten ſich krampfhaft zuſammengedrückt, die linke Hälfte ſeines Geſichts war zum Entſetzen verzerrt, und an derſelben Seite hing der Arm in regungsloſer Lähmung herab. Es blieb kein Zweifel übrig, daß ein Nervenſchlag ihn getroffen hatte, und eine haſtige Bewegung ſeiner rechten Hand nach dem Herzen verrieth, daß er nahe an dieſem vorbeigeſtrichen war. Der Profeſſor ſchrie nach Hülfe, und einige Bettler, die auf der Treppe ſaßen, waren die erſten, welche dem Rufe Gehör gaben. Sie hinkten heran, und wie ſie den alten Herrn erblickten, den ſie alle ſchon als einen milden Geber kennen gelernt hatten, fingen ſie jämmerlich zu heulen an, und Jeder wollte der erſte ſein, ihm eine hülfreiche Hand zu reichen. Der Eine griff ihm unter die Schultern, der Andre hielt ihn bei den Füßen, ein Dritter ſtützte den gelähmten Arm, die Uebrigen gingen betend und weinend nebenher, und ſo wurde der lebloſe Marquis, wie in dem Zuge eines Bettlerbegräbniſſes, nach ſeiner Wohnung getragen.

Der vorausgeeilte Profeſſor hatte unterdeſſen ſchon nach einem Arzte geſchickt und den verzweifelnden Cecco ſo weit beruhigt, daß es ihm gelang mit Hülfe deſſelben die Bettler vor der Hausthüre abzufertigen und ſich den Marquis von ihnen ausliefern zu laſſen. Alsdann vereinigten ſie ſich beide, den leichten Körper die Treppe hinaufzuſchaffen, und legten ihn in ſeinem erſten Zimmer auf ein Sopha nieder. Cecco warf ſich auf die Kniee vor dem Lager hin und hielt mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit einen Faden gegen den Mund des Marquis. Er hat noch Athem, lispelte er, ſeine volle Freude nur mit Mühe in ſo leiſe Töne zuſammenfaſſend. Sehn Sie, mein Herr Profeſſor, der Faden bewegt ſich vor ſeinen Lippen hin und her. Der Andre hatte mittlerweile den Puls deſſelben unterſucht und zuckte ungläubig mit den Achſeln.

Die gewöhnlichen Mitteln, welche man in ſolchen Fällen anzuwenden pflegt, um die erſtarrten Lebensgeiſter wieder zu erregen, wurden der Reihe nach an dem alten Herrn erprobt. Man hielt ihm ſtarke Gerüche unter die Naſe, rieb ihm die Füße mit warmen Tüchern, bürſtete den gelähmten Arm und kitzelte ihm die Fingerſpitzen mit heißen Nadeln. Eine Viertelſtunde mochte unter dieſen erfolgloſen Verſuchen dahingegangen ſein, als der Marquis plötzlich und ganz von ſelbſt die Augen weit aufſchlug und in wilder Ueberraſchung um ſich her gaffte. Er öffnete auch den Mund, aber die Zunge verſagte ihm den gewohnten Dienſt, und in unverſtändlichen Lauten ziſchte der Athem über ſeine Lippen. Da erhob er den rechten Arm und wies mit unruhiger Haſt, ſich immer heftiger und peinlicher geberdend, nach der Thüre des Tempels hin, die ſeinem Lager gerade gegenüber ſtand. Um aller Heiligen willen, jammerte Cecco, wo iſt denn der Schlüſſel? Der Marquis zeigte auf ſeinen ausgezogenen Rock, und der Schlüſſel fand ſich in der Taſche. Jetzt wurde die Thüre eiligſt geöffnet, und der halb todte Mann wollte von dem Sopha ſpringen, als der Tempel ſich vor ihm aufthat; aber er ſank ohnmächtig zurück und konnte kaum noch ſo viele Kräfte aufbieten, um dem Profeſſor durch Zeichen und Geberden ſeinen Wunſch zu erklären, in das Cabinet geführt zu werden. Es geſchah. Als er ſein Heiligthum erreicht hatte, fing er an, ſich die Stirne zu reiben, die geballte Fauſt des rechten Armes gegen ſein Herz zu drücken und mit allen Gliedern, deren Bewegung er noch in ſeiner Gewalt hatte, in hitziger

Geſchäftigkeit zu arbeiten. Sein Inneres rang den letzten Kampf, aber die im Erlöſchen noch einmal aufflackernden Wünſche und Gefühle fanden keinen körperlichen Gehülfen mehr, um ſich mit Lauten oder Geberden auszudrücken. Nur wenige ſeiner Zeichen machten ſich verſtändlich. Er wies auf das Erdkiſſen vor dem Altare, faßte nach einem roſenrothen Atlasrock, der an der Hauptwand gerade hinter dem kleinen Pappenhäuschen hing, als wollte er ihn anziehen, und ließ ſich dann wieder umdrehen gegen das Wohnzimmer zu, nach einem Gemälde hinauswinkend, auf welchem die Pyramide des Ceſtius dargeſtellt war. Aber noch immer ſchien er übervoll von ſolchen Verfügungen und Aufträgen, und es war ſchmerzlich, ihn ohne Hülfe betrachten zu müſſen, wie er ſich ſpannte und quälte, die ängſtigenden Laſten aus ſeinem Buſen herauszuwälzen. Die mitleidige Hand des Todes erlöſ'te ihn bald von dieſem Kampfe, und kaum hatte er ſeine Rechte nach der Pyramide der ewigen Ruhe ausgeſtreckt, da traf der zweite Schlag desſelben das Ziel, welches der erſte verfehlt hatte. Durchzuckt von dem kalten Schauder des zwiſchen ſie herabfahrenden Todes, ließen der Profeſſor und Cecco den Leichnam aus ihren Armen ſinken, und er legte ſich mit ſeinem Haupte auf das Kiſſen ſeiner vaterländiſchen Erde nieder. Der alte Bologneſer hatte ſeinem Herrn Platz gemacht und ſchmiegte ſich dann wieder um die Schläfe desſelben, das gewohnte Lager neben dem Ruhenden einnehmend.

## Zwölftes Kapitel.

Arthur ſchwärmte noch unter der Maske eines Harlekins in dem Corſo umher, während ſein alter Freund die Larve des Erdenlebens für immer abwarf. Er hatte ſich auf allen Balconen in der Gegend des venetianiſchen Platzes nach dem Marquis umgeſehen, und da er keine Spur desſelben entdecken konnte, ſo beruhigte er ſich durch die Vermuthung, der eigenſinnige Herr möchte gegen ſeine Gewohnheit ſich doch einmal haben bewegen laſſen, einen gefaßten Entſchluß wieder aufzugeben. Er dachte ſchon nicht mehr an den Marquis und verfolgte eben eine ſchöne Winzerin, die ihm aus ihrem Fäßchen zu trinken angeboten hatte, als er Jenen in einiger Entfernung gewahr wurde, wie er ſich, mit Confetti um ſich werfend und ſich ſo ausgelaſſen als möglich geberdend, durch den dickſten Haufen hervorarbeitete. Iſt denn der lebendige Faſtnachtsteufel in den Alten gefahren? frug ſich Arthur, und eilte auf die unbegreifliche Erſcheinung los, die von allen Seiten beſchoſſen und ſich wohlgemuth vertheidigend, in einer weißen Staubwolke ſchwebte. Trinken Sie nicht von der Hexe! Trinken Sie nicht! Liebestränke! Liebestränke! ſo ſcholl es dem Harlekin entgegen, und ſein Ohr glaubte die Stimme des Marquis zu vernehmen, aus deſſen Haufen der Anruf herkam. Dazu begrüßte ihn ein voller Wurf der grobſchrötigſten Confetti, deren Ladung ſein Geſicht in ſo ſicherer Richtung traf, daß er einige Minuten brauchte, um ſich die geblendeten Augen auszuwiſchen. Unterdeſſen war jener ganze Schwarm an ihm vorübergeſchlüpft, und ein langer Wagenzug verhinderte ihn die Spuren desſelben augenblicklich zu verfolgen. Vergeblich ſchob er ſich zwiſchen den Caroſſen durch den Corſo auf und ab, ſuchte in allen Kaffeehäuſern, muſterte alle Fenſter und Balcone; der Marquis war verſchwunden. Je länger er aber darüber nachdachte, wo und wie er den alten Herrn erblickt hatte, je mehr ward es ihm wahrſcheinlich, daß irgend ein wunderbares Blendwerk ſeine Sinne getäuſcht haben müſſe. Erſtaunen, Neugier und leiſe Schauer von Ahnung und Furcht beſtürmten ihn wetteifernd und trieben ihn aus dem Corſo fort. Uneingedenk des Charakters ſeiner Maske, ſchlug er, den Kopf nachſinnend auf die Bruſt herabgeſenkt, die Pritſche über die Schulter gelegt, ohne rechts und links zu ſchauen, den nächſten Weg nach der Via Siſtina ein. Seine ängſtliche Ungeduld wuchs mit jedem Schritte, und als er die Thüre des Marquis erreicht hatte, riß er ſie auf, ohne zu klopfen und ſtürmte haſtig in das Zimmer hinein. Es war leer, aber der Rock und Hut des alten Herrn lagen auf dem Tiſche und daneben ein chirurgiſches Beſteck. Jetzt wankte Cecco, behutſam auftretend, aus dem Cabinet des Tempels hervor und winkte der Maske geheimnißvoll mit dem Zeigefinger entgegen. Wo iſt der Marquis? rief ihm Arthur zu. Still! Still! erwiderte der Diener mit ruhiger Bedeutſamkeit: er ſchläft.

Der Jüngling ahnete sogleich den Sinn dieſer Worte und ſchob ſich durch die halbgeöffnete Thüre in das Cabinet hinein.

Da lag der Todte noch eben ſo, wie er niedergeſunken war, auf dem Erdkiſſen hingeſtreckt, in der abenteuerlichen Umgebung ſeines Tempels. Arthur bebte zurück, ohne einen Laut von ſich zu geben, und faltete unwillkürlich ſeine Hände über die Stirne zuſammen. Es war eine Scene von großartiger Wunderlichkeit, die ſich den Augen des Profeſſors und des Arztes, welcher noch immer mit ſeiner Lanzette die Adern des Abgeſtorbenen durchſtach, in dieſer keckẹn Begegnung von Tod und Leben darſtellte. Wie in alten Bildern der Hanswurſt Hand in Hand mit dem Gerippe des Senſenträgers erſcheint, ſo zeigte ſich hier der junge, blühende Harlekin neben der Leiche des alten Mannes, aber in ſeiner Stellung und in dem Ausdrucke ſeines Geſichts glich jener vielmehr einem Genius des Todes, und die aus ſeinen Händen gefallene Pritſche hätte an die umgeſtürzte Fackel erinnern können.

Sobald Arthur ſich einigermaßen gefaßt und mit dem Profeſſor verſtändigt hatte, erprobte er ſelbſt noch einen letzten ärztlichen Verſuch an dem todten Körper und entfernte dann ſeinen geſchäftigen Collegen. Er hat vollendet! ſprach er zu dem Profeſſor. Amen! murmelte Cecco nach. So einen Herrn bekomm' ich nicht wieder.

Ein langes tiefes Schweigen folgte dieſen Worten, aber die Geſichter der drei Lebenden drückten in ſtummer Sprache die verſchiedenen Empfindungen und Gedanken aus, welche der Todte in ihnen unterhielt. Der Profeſſor zeigte die ernſte, aber gemüthloſe Stimmung, in welche der Anblick einer Leiche jeden Sterblichen zu verſetzen pflegt; Cecco hatte ſeine oberflächliche Rührung auf allen Zügen lang und breit ausgelegt, und Arthur ſtarrte gerade vor ſich hin, wie es ſchien, von dem nahen Todten gar nicht berührt, ſondern in einen andern fernen Gegenſtand mit allen ſeinen Sinnen verſunken. Der Erſte, welchen die ſtumme Scene endlich zu langweilen anfing, fühlte ſich dadurch veranlaßt, den jungen Mann zu fragen, woran er denke. Dieſer, wie aus einem Traume aufgeſchreckt, fuhr zuſammen, ſtammelte ein nichts bedeutendes Was und entſchuldigte ſeine Zerſtreuung. Ich frug, woran Sie denken, wiederholte der Profeſſor. Denn ich ſeh' es Ihnen deutlich an, Sie ſind nicht hier. Iſt Ihnen etwas begegnet?

Sie werden über mich lachen, Herr Profeſſor, ſprach Arthur, nachdem er ſich geſammelt hatte. Es iſt mir allerdings etwas begegnet, und etwas ſo Wunderbares, daß es mich auch jetzt noch tiefer erſchüttert, als der Anblick des Todten ſelbſt. Ich habe den Marquis im Corſo geſehn, während er hier geſtorben iſt.

Iſt es weiter nichts als das, Herr Doctor? entgegnete beruhigend der Profeſſor. Dieſelbe Erſcheinung hab' ich auch gehabt, und was noch mehr iſt, der Marquis ſelbſt hat kurz vor ſeinem Tode dieſen ſeinen Doppelgänger geſehn. Aengſtigen Sie ſich darüber nicht. Unſer guter alter Herr iſt in ſeinem ſeltſamen Anzuge den Römern aufgefallen, und da hat Einer den tollen Streich gemacht, ihn für das Carneval zu copiren. Das iſt ſo gewiß, wie zwei mal zwei nicht mehr als vier. Aber freilich iſt der Spaß dieſes Mal ſehr ernſt abgelaufen. Denn ich bleibe dabei, daß der Schreck über die plötzliche Erſcheinung ſeines Doppelgängers auf dem ſpaniſchen Platze den Marquis getödtet hat. Der Name Floridias hatte ihn zwar vorher ein wenig erſchüttert, aber der eigentliche Schlag kam von einer andern Seite her.

Ihre Erzählung, fiel Arthur ein, macht die Sache noch bedeutungsvoller und unbegreiflicher.

Aber um Gottes willen, mein lieber Doctor, fuhr der Andre mit ſteigender Lebendigkeit fort, wie können Sie ſo abergläubiſch ſein? Ich geſtehe Ihnen zu, daß eine ſolche Erſcheinung einen im erſten Moment betroffen machen kann; aber damit muß auch alles abgethan ſein. Was würde Der da ſagen, wenn er Sie ſo ſprechen hörte?

Arthur wandte bei dieſen Worten ſeine Augen auf das Geſicht des Marquis, dem der Tod den geſpannten und peinlichen Ausdruck ſeiner reizbaren Empfindlichkeit wiedergegeben hatte, und ſo ſchien es ihm wirklich, als ob ſein alter Freund eben den Mund öffnen wollte, um ihn zu ſchelten.

Laſſen wir das jetzt dahingeſtellt! nahm der Profeſſor nach einer kurzen Pauſe die Rede wieder auf. Ziehn Sie Ihre Maskenkleider aus und kommen Sie zu mir herauf, ohne Umſtände, zu einem Salat und einer Fogliette ſelbſtgekelterten Albaner. Ich habe Ihnen noch mancherlei mitzutheilen von den letzten Augenblicken des Marquis, deſſen Zeichen und Winke Sie wahrſcheinlich beſſer auszudeuten verſtehen werden, als ich. Unterdeſſen ſchicke ich dem alten Cecco einen Gehülfen von meinen Leuten, um die Leiche auf ein Lager zu bringen. Kommen Sie heraus. Es fängt an, mir unbehaglich zu Muthe zu werden in dem Cabinet.

Arthur folgte ohne Widerſtand dem Profeſſor, welcher ſeinen Arm ergriffen hatte, um ihn aus der dämmernden Klauſe des Todes in das helle Licht des Lebens zurückzuführen. Das große Fenſter mit der freien Ausſicht über die ewige Stadt war hoch aufgeſchoben, und eben ſank die Sonne, mit Gold und Purpur angethan, hinter die Cypreſſen des Monte Mario. Ihre letzten Strahlen löſ'ten ſich wie in ſchmerzlicher Trennung von den Kuppeln und Zinnen, und man hätte ihr noch heute, wie vor achtzehnhundert Jahren, zurufen mögen:

Nährer Sol, deß leuchtender Wagen Tag uns
Offenbaret und hehlet, der ſtets ein Andrer,

Stets Derſelb' aufgeht, es erſcheine Nichts dir
Größer denn Roma.

Der Jüngling blieb vor dem erhabenen Schauſpiele der untergehenden Sonne ſtehen und richtete ſich, je tiefer ſie ſank, immer höher in ſich empor. Die ganze Stadt mit ihrer hügelvollen Ebene erſchien ihm wie ein großes Todtenfeld, tief unten die Aſchenkrüge von Königen, Helden und Veſtalinnen, darüber die zerbröckelten Gebeine von Heiligen und Märterern und obenauf eingeſargte Leichen ohne Wunden und Kränze. Da donnerten die Mörſer von dem Corſo herüber. Der Lauf iſt vollbracht, murmelte Arthur vor ſich hin, der Faſtnachtstag des Lebens iſt geſchloſſen. Nun ziehen wir Säcke über, beſtreuen uns mit Erde und ſchlafen, bis die donnernden Mörſer uns am Morgen der Auferſtehung wieder erwecken.

## Dreizehntes Kapitel.

Arthur konnte die ganze folgende Nacht hindurch kein Auge ſchließen, und gegen ſeine Gewohnheit ließ er eine Lampe in ſeiner Schlafkammer brennen, wahrſcheinlich, weil die Nähe der Leiche ihn in der Dunkelheit beunruhigt haben würde, angeblich aber um zu leſen. Er hatte einige Werke des Lord Byron auf dem Tiſche vor ſeinem Bette liegen und fing an, darin zu blättern. Zuerſt las er die Stanzen über Rom in den Schlußgeſängen des Childe Harold, welche ein Engländer von ſeiner Bekanntſchaft ihm als letzte Neuigkeit aus London geliehen hatte; aber ſie ſprachen ihn nicht ſo tief an, wie er es jetzt verlangte. Hierauf griff er nach ſeiner Bibel, aber auch ſie vermochte nicht, ihn in eine andächtige Stimmung zu verſetzen, und ſeine Aufmerkſamkeit für das, was er las, wurde durch den immer höher ſchwellenden Strom deſſen, was er ſelbſt zwiſchen den Zeilen dachte und empfand, allmählich ganz verſchlungen.

So gab er es denn auf, zu leſen, und überließ ſich der freien Unterhaltung mit ſeinem eigenen Kopfe und Herzen. Wie es zu geſchehen pflegt, daß wir einen Menſchen, der uns im Leben gleichgültig oder gar unangenehm berührte, erſt nach ſeinem Tode höher zu ſchätzen anfangen, beſonders wenn er irgend ein Unrecht, das wir gegen ihn verſchuldet haben, mit ſich aus der Welt genommen hat, ſo erging es unſerm jungen Freunde mit dem Marquis. Er hielt ſich die guten und ſchönen Eigenſchaften desſelben nach der Reihe vor und ſetzte daraus ein Charakterbild zuſammen, welches ſeine ganze Liebe und Verehrung in Anſpruch nahm. Dann verweilte er mit reuiger Beſchämung auf denjenigen Zügen dieſes Bildes, welche ſein näheres Verhältniß zu dem alten Herrn ihm beſonders oft zugekehrt hatte. Auch du haſt ihn verkannt, den von aller Welt Verkannten! ſprach er zu ſich ſelbſt. Auch dich hat die barocke Form ſeiner äußern Schale bewogen, den edeln Kern ſeines Weſens unerbrochen wegzuwerfen! Wie hat er ſich bemühet, von dir verſtanden zu werden! Wie hat er nach deiner Theilnahme an den Geheimniſſen ſeines Lebens gerungen! Aber nicht einmal ſeine väterliche Liebe für dich haſt du dankbar empfunden, und alle ſeine Wohlthaten liegen nun auf dir wie unbezahlbare Schulden und brennen als feurige Kohlen in deinem Herzen fort.

Nachdem er ſich lange mit ſolchen Vorwürfen gequält hatte, führten ſeine Gedanken ihn allmählich von der Vergangenheit in die Zukunft über und ſpiegelten ihm neue Ausſichten und Pläne des Lebens vor. Der Marquis, welcher nach ſeiner Auswanderung den Reſt ſeines Vermögens in eine Familienleibrente umgeſetzt hatte, war außer Stande geweſen, ſeinem jungen Freunde eine Erbſchaft zu hinterlaſſen; aber wie er in Allem, was er anfing, mit faſt übertriebener Vorſicht auf jeden möglichen Fall bedacht war, ſo hatte er auch bei ſeiner Abreiſe von Berlin ſeinen bedeutenden jährlichen Wechſel auf Arthur's Namen übergeſchrieben. Dadurch war nicht allein die Rückreiſe desſelben geſichert, ſondern er hatte ſogar hinreichende Mittel in Händen, um ſeinen Aufenthalt in Italien verlängern zu können. Dieſes nahm er ſich auch vor: er wollte nach der Oſterwoche Neapel beſuchen, dann die heißen

Monate in Florenz und Piſa zubringen und gegen den Winter über Venedig nach Wien zurückkehren, um dort ſeine Reiſe mit einer mediciniſchen Streiferei zu beſchließen. Und was dann? frug er nachdrücklich und konnte oder wollte ſich keine befriedigende Antwort geben. Er ſchweifte wieder hinaus in die nebelblauen Fernen unklarer Hoffnungen und Wünſche, ſpielte mit unglaublichen Erwartungen und unwahrſcheinlichen Zufällen und verlor ſich allmählich in die bunte Wüſte ſeiner abenteuerlichen Phantaſieen.

Da ſchwebte auch das Bild der Lureley, wie jener Traum kurz vor ſeiner Abreiſe aus Berlin es ihm gemalt hatte, in den zu allen Freuden und Leiden der Liebe gereiften Zügen ſeiner kleinen Minna an ihm vorüber und verwirrte ſich, wie damals, mit dem geheimnißvollen Portrait in dem Tempel des Marquis. Dieſes regte jetzt ſeine Neugier bis zu den verwandten Gefühlen einer peinigenden Sehnſucht auf. Es war ihm nicht mehr verſchloſſen, das wunderbare Bild, welches, ohne daß er es jemals mit wachen Sinnen angeſchaut hatte, ſich doch ſchon in ſeinem Herzen abgeſpiegelt zu haben ſchien; jeden Augenblick konnte er die dunkle Tiefe ſeines Verlangens durch die Betrachtung desſelben aufklären; ja, er hatte vor wenigen Stunden dicht neben dem Altare geſtanden, welcher das Pappenhäuschen trug, an deſſen Fenſter das Portrait ſich lehnen ſollte. Hätten nicht die Schauer der Mitternacht ihn zurückgehalten, ſich durch das Zimmer, in welchem das Lager des Todten ſtand, nach dem Heiligthume desſelben zu ſchleichen, ſo wäre wohl der Morgen von ihm nicht erwartet worden, um ſich des ängſtlich erſehnten Portraits zu bemächtigen. Aber kaum fing es an, hinter ſeinen Fenſtergardinen zu dämmern und über ihm in der Wohnung des Profeſſors laut zu werden, als er aufſtand, ſich einen Schlafrock überwarf und mit ſeiner Lampe durch die halberhellten Zimmer nach dem Tempel des Marquis eilte. Dennoch wagte er nicht, im Vorbeigehen einen Blick auf die Leiche zu werfen, welche nicht weit von der Thüre des Cabinets auf einer Bahre lag. Da ſchläft der alte Wächter des Heiligthumes, dachte er bei ſich und bebte zuſammen. Er wird erwachen und ſich aufrichten und den Tempelräuber anrufen.

Haſtig riß er die Thüre des finſtern Cabinets auf. Da heulte ihm der alte Bologneſer jämmerlich entgegen und drängte ſich zwiſchen ſeinen Füßen hinaus, um ſeinen Herrn zu ſuchen. Er leuchtete nach dem Altare und erblickte auf demſelben das kleine Haus, das große Fenſter und dahinter das Portrait. Es lief ihm heiß und kalt durch alle Nerven und Adern von dem Scheitel bis in die Zehen. Eine unergründliche Fülle von Schönheit und Schmerz lag in den Zügen dieſes Bildes; die großen braunen Augen, in einem bläulichen Meere ſchwimmend, wollten ihn mit ſich hinabſchlingen in ihre Tiefe, und die ſchwarzen

Wogen ihrer Locken ſchlugen von oben her über ihn zuſammen. Ich habe ſie gefunden! ſtammelte er und zog das Portrait aus dem Fenſter hervor, es mit ungeſtümer Entzückung bald an ſeine Bruſt, bald gegen ſeine Lippen drückend. Jetzt nannte er es Lureley, dann wieder Minna, und ſeine verworrene Phantaſie erzwang eine Aehnlichkeit desſelben mit jenen Bildern ſeiner Erinnerungen und Träume. Das neue Geſicht erſchien ihm als eine bis zu der höchſten Verklärung irdiſcher Schönheit geſteigerte Copie jener beiden, die in ſeinem Herzen ſchon in eines zuſammengefloßen waren, oder er mußte ſich vielmehr das Gemälde des Tempels als unerreichbares Original vorſtellen, von welchem jene Bilder nur ſchwache und einſeitige Copieen wären. Er verſenkte ſich immer inniger und tiefer in den bezaubernden Anblick, und indem er alle Kräfte ſeines Geiſtes und Herzens aufbot, das todte Bild zu beleben, ſchauete ſeine eigne Sehnſucht ihm aus den großen Augen desſelben entgegen.

Es dauerte lange, bis dieſe ſchwärmeriſche Verzückung ſich in ihm erſchöpfte und ſeine Sinne wieder ſo weit aus ihren Feſſeln ließ, daß ſie ſich auch auf die übrigen Gegenſtände ihrer abenteuerlichen Umgebung richten konnten. Arthur erkannte die ganze Einrichtung des Tempels nach der Beſchreibung, welche der geſchwätzige Diener des Marquis ihm in Berlin davon entworfen hatte. Nur der Kirſchkern fehlte, aber ein zierliches goldenes Häkchen unter dem großen Fenſter ſchien der Beſtimmung zu entſprechen, eine kleine, aber theuer gehaltene Laſt zu tragen. Während er dieſe und andere Dinge auf dem Altare muſterte, fiel ihm ein Papier in die Augen, welches, zuſammengefaltet wie ein Brief, vor dem Pappenhäuschen lag und, nach ſeiner weißen Farbe zu ſchließen, nicht unter die Alterthümer des Cabinets gehörte. Er nahm es auf, entfaltete es und erkannte die franzöſiſche Handſchrift des Marquis. „Vorbereitung meines jungen Freundes Arthur auf die Einführung in meinen Tempel der Erinnerung“ — ſo lautete der Titel, und der friſche Glanz der Tinte wurde durch das Datum beſtätigt, welches die Abfaſſung der Schrift in die erſten Tage des Carnevals ſetzte. Mit ſchmerzlicher Rührung betrachtete Arthur dieſen letzten Nachlaß ſeines Wohlthäters, und die augenblickliche Neugier, welche ihn überreden wollte, die Blätter auf der Stelle zu durchlaufen, wich einem ſtärkeren Gefühle ſeines Herzens. Er ſteckte das Portrait und die Schrift zu ſich und kehrte ruhiger und gefaßter, als er gekommen war, in ſeine Kammer zurück.

## Vierzehntes Kapitel.

Wir geben die kleine franzöſiſche Schrift, welche der Marquis für ſeinen jungen Freund aufgeſetzt hatte, um ihn vor der Einführung in ſeinen Tempel mit den Denkmälern desſelben bekannt zu machen, dem deutſchen Leſer in einer treuen Ueberſetzung.

„Man hat in der neuen Zeit eine Kunſt erſunden, welche die Mnemonik genannt wird. Dieſe Kunſt kömmt der Kraft des Gedächtniſſes dadurch zu Hülfe daß ſie Begriffe, Gedanken, Wörter und Sätze an gewiſſe äußere Gegenſtände, Zeichen oder Zahlen knüpft. Wenn es nun der Mühe werth iſt, eine Mnemonik für den Kopf zu erfinden, um ſein Gedächtniß mit fremden und gleichgültigen Namen und Wörtern vollzuſtopfen, warum ſollte es nicht auch eine Mnemonik für unſer Herz geben, durch welche die Erinnerung vermöge derjenigen Gegenſtände, welche Begleiter oder Zuſchauer längſt vergangener Zuſtände unſrer Gefühle, Neigungen und Leidenſchaften geweſen ſind, viel unmittelbarer in Anſpruch genommen würde?

Mein Tempel der Erinnerung iſt dieſer Mnemonik des Herzens geweihet, und er enthält heilige Denkmäler aus einer Periode meines Lebens, von welcher ich durch einen wüſten und dunklen Zwiſchenraum voll ſtarrer Fühlloſigkeit und bewußtloſer Raſerei ſo weit getrennt bin, daß es mir ſcheinen muß, ich hätte zweimal gelebt und wäre zwiſchen meinem erſten und andern Leben geſtorben, begraben worden und wieder auferſtanden. In mein erſtes Leben gehören alle Denkmäler dieſes Tempels. Jeder Rock giebt mir die Schläge des Buſens wieder, die er einſt unter ſich gefühlt hat; jede Perücke füllt meinen Kopf mit den Gedanken, die unter ihr in erinnerungswürdigen Stunden der Erhebung oder der Zerknirſchung gedacht worden ſind; der Stock führt mich auf die Wege zurück, die ich mit ihm gewandelt, und der Degen durchbohrt mich mit ſeiner Spitze, wie in dem größten und fürchterlichſten Augenblicke meines Lebens, als der jähe Ausbruch der Raſerei den Stoß unwillkürlich vereitelte, welchen ich in bewußtloſer Verzweiflung gegen mein Herz gerichtet hatte.

Die heiligſten Denkmäler meines Tempels ſtehen auf dem Altare, ein kleines ſpaniſches Haus und in demſelben ein weibliches Portrait.

Um die Bedeutung deſſelben zu erklären, muß ich einen größern Theil meiner Lebensgeſchichte in ihrem Zuſammenhange erzählen.

Meine Familie, eine der älteſten, edelſten und reichſten aus der Vendée und ſeit ihrem Urſprunge ausgezeichnet durch unverbrüchliche Treue und Alles aufopfernden Heldenmuth in der Beſchützung und Vertheidigung der königlichen Rechte und Ehren, beſtand vor dem Ausbruche der Revolution aus vier Brüdern, von denen ich der jüngſte war, und einer noch etwas jüngeren Schweſter. Mein älteſter Bruder bewohnte unſer Stammſchloß, in ländlicher Zurückgezogenheit und häuslichem Frieden von den Strapazen und Wunden eines rühmlichen Kriegsdienſtes ausruhend. Der zweite ſtand als Offizier in der Leibgarde des Königs, der dritte, ein Liebling des unglücklichen Ludwig, war Kammerherr desſelben, und meine ſchöne Schweſter lebte in Paris, verheirathet mit einem entfernten Verwandten, welcher heimlich den Grundſätzen und Plänen der Neuerer huldigte. Gott vergebe ihm! Er hat auf der Guillotine ſeine Verblendung gebüßt.

Ich ſelbſt, der ich meine Laufbahn als Page begonnen hatte und in der Folge einigen Geſandten als Cavalier beigegeben worden war, befand mich ſeit 1788 in Madrid, wohin ich von meinem Könige in einer eben ſo geheimen als wichtigen Angelegenheit ohne diplomatiſchen Charakter geſchickt worden war. Denn mein Geſchäft war ein perſönlicher Auftrag meines Herrn und mußte daher auch unmittelbar mit dem Könige von Spanien verhandelt werden. Wäre Ludwig's Correſpondenz nicht damals ſchon bewacht geweſen, ſo hätte es meiner als Zwiſchenträgers nicht bedurft. Indeſſen zeugte doch die auf mich gefallene Wahl meines Königs von deſſen unbegrenztem Vertrauen auf meine verſchwiegene Treue, wenn die Sache ſelbſt auch keine außerordentliche politiſche Geſchicklichkeit erforderte. Aber ich ſchweige davon; denn Ludwig iſt dahingegangen, ohne das Siegel des Geheimniſſes von meinen Lippen zu löſen.

Unterdeſſen fing in meinem Vaterlande das Ungeheuer der Revolution an, ſeine wilde, raubſüchtige und blutige Natur zu entwickeln. Alle Glieder meiner

Familie wetteiferten unter einander auf verſchiedenen Wegen, das rieſenhaft emporwachſende Scheuſal zu unterdrücken. In allen Verhandlungen der Notabeln, in jeder geheimen Unternehmung zu Gunſten des Königs, in jedem offenen Kampfe für das Palladium der Krone prangen die Namen meiner Brüder unter den erſten Vorſtänden. Der Kammerherr gehörte zu den wenigen Begleitern der königlichen Familie auf ihrer verunglückten Flucht nach Varennes und entkam mit dem Grafen von Provence nach den Niederlanden, wohin ſchon früher bei dem erſten Ausbruche der Unruhen in der Hauptſtadt der größte Theil des baaren Vermögens unſerer Familie, jedoch mehr durch zufällige Umſtände, als mit planmäßiger Vorſicht, gerettet worden war. Er iſt, außer mir, der einzige übrig gebliebene, aber auch verſtümmelte und unfruchtbare Zweig unſres einſt ſo ſtarken und reichen Stammes. Eine Kanonenkugel hat ihm in der Schlacht bei Gemappes, wo er als Volontair unter den Fahnen des Herzogs von Sachſen-Teſchen focht, einen Fuß zerſchmettert, und er lebt jetzt mit den beiden Söhnen meiner Schweſter in der Schweiz. Von ihm beziehe ich meine Leibrente.

Zwei meiner Brüder und auch meine Schweſter ſind als Opfer für die heilige Sache, welche ſie bis auf ihren letzten Blutstropfen heldenmüthig verfochten haben, gefallen. Der Offizier der Leibgarde fand ſeinen Tod unter den Händen des wüthenden Pöbels, welcher am ſechsten Oktober 1789 das königliche Schloß von Verſailles erſtürmte. Meine Schweſter, eine zweite Jeanne d'Arc, verließ mit ihren beiden Kindern das Haus ihres Gemahls in Paris, ſobald dieſer ſeine politiſchen Geſinnungen öffentlich an den Tag gelegt und ſich in den Nationalconvent begeben hatte, und flüchtete zu ihrem Bruder nach der Vendée. Hier fand ſie ein ihrer heroiſchen Begeiſterung würdiges Feld. Sie erfocht an der Seite ihres Bruders unter den Fahnen des über alles Lob erhabenen Laroche Jacquelin Lorbeerkränze, die ein beſſeres Zeitalter unſterblich gemacht haben würde, und endlich eine Marterkrone. Von ihrem Tode will ich ſchweigen. Sie hatte ihren Bruder neben ſich fallen geſehn, die Flamme, in welcher die Schlöſſer ihrer Väter aufloderten, hatte ſie aus den Grenzen ihrer Heimath hinausgeleuchtet, keine Noth, keine Qual, keine Schmach des umherirrenden Elends war an ihr vorübergegangen. Mans iſt ihr Grab und der dreizehnte Dezember 1793 ihr letzter Tag. Ihr Schickſal theilten die Wittwe und Waiſen meines Bruders, und nur ihre eigenen beiden Kinder entſchlüpften wie durch ein unmittelbares Wunder des Himmels Carrier's hölliſchen Colonnen.

Ich kehre zu mir zurück. Der Tod meines Königs hatte mein Geſchäft in Madrid beendigt, und ich beſchloß, aufgefordert von meinem älteſten Bruder und nicht minder von meinem eigenen Herzen getrieben, unverzüglich nach meinem Vaterlande zurückzueilen und an dem Kampfe der Vendéer Theil zu nehmen. Aber Gott hatte anders über mein Schickſal verfügt. Eine gefährliche Nervenkrankheit überfiel mich unter den Vorbereitungen meiner Reiſe, und noch ehe meine ſchwächliche Natur ſie nur ſo weit überwunden hatte, daß ich mich der freien Luft wieder ausſetzen durfte, liefen unmittelbar hintereinander die Trauerbotſchaften von dem Untergange meiner Familie in der Vendée, von der Einziehung aller unſrer Beſitzungen und von meiner eigenen Verbannung ein.

Inzwiſchen hatten die Republikaner dem Könige von Spanien den Krieg erklärt, und ich zog es vor, unter fremden Fahnen für mein Vaterland zu kämpfen, als mich in den innern Streit der Parteien zu miſchen, unter denen damals wohl auch kaum noch eine zu finden war, deren Grundſätze und Abſichten ich zu den meinigen hätte machen können, und die es wiederum hätte wagen ſollen, meine Sache als die ihrige zu verfechten. Denn von echten und reinen Royaliſten, die den Tod ihres Königs überlebt hatten, waren um dieſe Zeit nur noch ſehr wenige in Frankreich verſteckt.

Der erſte Feldzug, in dem ich mich als Soldat verſuchte, verleidete mir die Waffen: es war der des Sommers 1794, welcher die Spanier, die unter Ricardos nach Rouſſillon vorgedrungen waren, mit Schimpf und Schande über die Pyrenäen zurückjagte.

Der Feldzug des folgenden Jahres verhieß rühmlichere Tage, und ich pflückte die erſten Lorbeern in der Schlacht bei Figueras. Aber unmittelbar darauf entwaffnete der kleinmüthige Friede von Baſel meinen Arm und ließ mich ſchmerzlich empfinden, wie wenig mein unglückliches Vaterland auf die Redlichkeit und Beharrlichkeit einer fremden Hülfe bauen dürfte. Auch der heilige Kampf der Vendéer war mit der Hinrichtung des Helden Charette ſo gut als beendigt, und die Vertheidigung des gemeinſchaftlichen Vaterlandes gegen die vereinigten Angriffe der größten Mächte Europa's ſchlichtete die Spaltungen der republikaniſchen Parteien, und lockte ſelbſt viele königlich geſinnte Männer unter die Fahnen der Revolution. Ich war entſchloſſen, nicht wieder in die Reihen einer fremden Armee zu treten, indem es mir immer zweifelhafter zu werden anfing, ob die Waffen derſelben für oder gegen Frankreich geführt würden, und mein ausgewanderter Bruder, durch den ich mich in Verbindung mit den Plänen der Royaliſten in Deutſchland und England erhielt, beſtärkte mich in dem Vorhaben, einen günſtigeren Zeitpunkt für unſre Sache in Spanien abzuwarten. In dieſer Abſicht zog ich mich nach Valencia zurück, deſſen mildes Klima meiner Geſundheit beſonders zuträglich ſchien, und lebte dort mehrere Jahre ſo angenehm, als es in meinen Umſtänden nur irgend möglich war. Erſt gegen Ende des Jahres 1799, als der Aufſtand der weſtlichen und ſüdlichen Provinzen Frankreichs gegen die Conſularregierung und die Landung der Abgeordneten des Grafen von Artois in der Bretagne die Royaliſten wieder zu einer gemeinſchaftlichen Unternehmung zuſammenriefen, verließ ich Spanien und ſtellte mich unter die Fahnen des Marquis von Pauzauge, welcher die mittlere Vendée bewaffnet hatte. Ich wollte die Zerſtörung meines Hauſes in dem Blute der Republikaner rächen, und mir dann, mit rühmlichen Wunden bedeckt, ein Grab in dem heimathlichen Boden erringen. Nicht reine Begeiſterung für die Sache meines Vaterlandes trieb mich in dasſelbe zurück, ſondern die Verzweiflung geißelte mich aus dem fremden Lande heraus. Aber ehe ich von den Schickſalen, die mich in Frankreich erwarteten, von meiner Gefangenſchaft in Straßburg und meiner Flucht nach Deutſchland ſpreche, muß ich das größte Abenteuer meines Lebens erzählen, welches meiner Abreiſe aus Spanien unmittelbar voranging.

Ich hatte die Sommermonate in dem reizenden Hafenflecken Grao, eine halbe Stunde von Valencia, zugebracht und die dortigen Seebäder mit dem glücklichſten Erfolge bis gegen den Ausgang des Septembers gebraucht, da geſchah es eines Nachmittags, es war am 30. September 1799 um die ſechſte Stunde, daß ich in der Alameda, einem Spaziergange, welcher von Valencia nach Grao führt, auf einer Raſenbank unter einer Palme eine Frauengeſtalt erblickte, deren Erſcheinung mein ganzes Weſen auf eine Weiſe ergriff und durchdrang, die ich nicht zu beſchreiben im Stande bin, obgleich, ſo oft ich an dieſen Moment zurückdenke, das Wunder desſelben in mir wie der ſchwache Nachhall eines fernen Gewitters wiedertönt. Ich war damals ein Mann von ſiebenunddreißig Jahren, hatte ſchon oft jene Leidenſchaft empfunden, welcher man den Namen der Liebe zu geben pflegt, und ſtand auch gerade jetzt in einem galanten Verhältniſſe mit einer Dame aus Valencia, welches meine Sinnlichkeit in den lebhafteſten Anſpruch genommen hatte; aber der erſte Blick, den ich auf das himmliſche Antlitz meiner Debora richtete, verzehrte wie ein Blitzſtrahl Alles, was von früheren Funken und Flammen in meinem Herzen glimmte, ſo gänzlich, daß mir auch nicht das leiſeſte Nachgefühl desſelben zurückblieb. Ich kann nicht anders ſagen, als daß ich augenblicklich zu einem neuen Menſchen umgeſchaffen wurde, ein neues Leben in mir aufging, meine Sinne in verjüngter Lauterkeit ſahen, hörten und fühlten, und mein Herz wie aus einer finſtern und dumpfen Hülle hervorſprang und geblendet, wie ein Seliger im erſten Anſchauen der göttlichen Glorie, dem erlöſenden Lichte entgegenflog. Aber warum verſuche ich das zu ſchildern, was Sie, mein lieber junger Freund, doch nur verſtehen würden, wenn Sie es nachempfinden könnten? Und das können Sie heute noch nicht.

Debora's Portrait, welches in dem Pappenhauſe ſteht, hat ein geſchickter Maler aus Valencia verſtohlener Weiſe auf dem Spaziergange und an dem Fenſter eines ihrer Wohnung gegenüberliegenden Hauſes für mich gemalt. Es kann für ähnlich gelten, und dennoch gleicht es ihr nicht mehr, als ich einem Antinous. Das Haus, in welchem es aufgeſtellt iſt, habe ich erſt ſpäter aus der Erinnerung dem nachgebildet, welches ſie in Grao bewohnte, und auch das große Fenſter, aus welchem ſie herauszuſchauen pflegte, iſt in demſelben für das Gemälde angebracht. Ich habe ſonſt kein Angedenken von ihr aufzuweiſen, als den Kern einer kleinen kirſchartigen Pflaume, den ich ſeit dem Augenblicke, daß ich ihn unter ihrem Fenſter auffing, faſt unausgeſetzt in meinem Munde trage.“

Die Schriftzüge gaben an dieſer Stelle eine zitternde Hand zu erkennen, und es ſchien auch, als ob die folgenden Zeilen nach einer Unterbrechung mit neuer geſammelter Kraft wieder anſetzten.

„Theodora nannte ſich die ſchöne Fremde unter der Palme, und ſie war für mich, was dieſer Name bedeutet, eine von Gott Gegebene. Von ihren Verhältniſſen erfuhr ich Folgendes. Sie war aus Malta gebürtig und ſeit einem Jahre mit einem reichen Kaufmanne verheirathet, welcher in Perpignan wohnte, aber ſeine größten Geſchäfte in Spanien betrieb. Er reiſ'te faſt das ganze Jahr hindurch in dieſem Lande, begünſtigt durch die Schutzbriefe einiger Geſandten, die ihm, wie es hieß, als einem nachſichtigen Gläubiger, Verbindlichkeiten ſchuldig waren, unterhielt einen Schleichhandel in den Pyrenäen und befuhr die Küſten von Catalonien und Valencia mit mehreren kleinen Fahrzeugen, auf denen er franzöſiſche Fabrikwaaren einführte und dagegen ſpaniſche Producte verlud. Er ließ ſich Aronet nennen, und Jedermann in Valencia wußte, daß er ein Jude war, welcher in Perpignan den Namen Aron führte und dort auch öffentlich zu den Bekennern des moſaiſchen Glaubens gerechnet wurde, deſſen Geſetze und Gebräuche er ſogar mit ſehr fanatiſchem Eifer erfüllen ſollte. Aber ſein mächtiger Schutz in Madrid machte dieſe Sage unſchädlich für ſeine Reiſen und Geſchäfte in Spanien, deſſen Landesordnung bekanntlich jedem Juden den Eintritt in die Grenzen verbietet; und da ſeine Speculationen damals keinen bedeutenden Nebenbuhler hatten und einträglich für den Productenhandel von Barcellona und Valencia waren, ſo drückte man überall die Augen zu, wo man in ſeiner Phyſiognomie den Nationalcharakter der Flüchtlinge von Jeruſalem erkannte. Auch Theodora, oder, wie ſie eigentlich hieß, Debora, konnte ihren orientaliſchen Urſprung in den Formen und Zügen ihres Geſichts nicht verleugnen, aber es war nicht jener an Verzerrung grenzende Ausdruck, welcher die Kinder Iſraels ſeit dem Fluche ihres Geſchlechts gezeichnet zu haben ſcheint, ſondern das reinſte Ideal patriarchaliſcher Schönheit, was mich in ihr eine Eſther oder vielmehr eine Tochter Jephtha's erblicken ließ; und wenn die Palmen und Cedern an dem Ufer des Guadalaviar über ihrem Haupte rauſchten, dann war ſie eine Sulamith an den Waſſerflüſſen Babylons.

Ihren Mann habe ich nie geſehn. Er war damals in Barcellona beſchäftigt und hatte ſeine Gattin unterdeſſen in die Bäder von Grao gebracht, wo ſie ſich nach ihrer erſten Niederkunft, von der ſie nur ſeit Kurzem erſtanden war, in Luft und Waſſer ſtärken ſollte. Ihre Begleiterin war eine Schweſter ihres Mannes, ein Drache bei einer Taube, oder eine Lea neben einer Rahel.

Meine Liebe zu der ſchönen Debora war ſo frei und rein von jedem Wunſche nach Beſitz und Genuß, daß die Kunde von ihren Verhältniſſen meine Gefühle weder erſtickte, noch herabſtimmte. Bettlerin oder Königin, Heidin oder Chriſtin, was frug ich danach, wenn ich mich nur täglich in ihre Anſchauung verſenken konnte? Mehr ein günſtiger Zufall, als meine ſchüchterne Bemühung, ſetzte mich nach einiger Zeit in nähere Berührung mit ihr, und das Schachſpiel, welches ihre liebſte Beſchäftigung war, und worin ich für einen Meiſter galt, führte uns Tag auf Tag in beſtimmten Stunden, bisweilen auch ohne Zeugen, zuſammen und wurde der Vermittler unſrer Herzen.

Ich muß kurz ſein, denn meine Sinne fangen an zu ſchwindeln, indem ſie die Erinnerung an dieſes goldene Zeitalter meines Lebens feſthalten wollen. Ach, ich ahnete in meinem Paradieſe nicht, daß draußen ſchon das flammende Schwert gezogen war, welches mich heraustreiben ſollte! Debora ſchien ſich in mehr als freundlichem Vertrauen zu mir hinzuneigen, ſie war unglücklich in den Feſſeln eines rauhen und leidenſchaftlichen Mannes, an den ihre Eltern ſie wie ein Stück Waare verhandelt hatten, ſie fühlte ſeit lange einen geheimen Drang des Herzens, in ihrem Schöpfer einen milden Vater und nicht einen ſtrengen König zu verehren, ſie wäre Chriſtin geworden und mein vor Gott und den Menſchen: da brach es über uns herein, wie ſoll ich es ausdrücken? ſtürzte der Himmel auf unſre Häupter zuſammen, oder ſtieg die Hölle unter unſren Füßen aus dem Boden empor? Verhüllte Männer, Familiaren der Inquiſition von Valencia, ſprengen um Mitternacht die Thüren ihres Hauſes, reißen ſie aus ihrem Bette, werfen die Ohnmächtige in einen Wagen und fahren ſie nach der Stadt in das Gefängniß der Caſa ſanta. Sie iſt angeklagt als heimliche Jüdin, die es gewagt habe, die Kirche von Santa Faz zu betreten, um die heilige Reliquie des Schweißtuches durch ihre Nähe zu entweihen, und als Zauberin, welche einen Chriſten durch Liebestränke zu blutſchänderiſcher Unzucht verführt habe. Wehe mir! Ich ſelbſt war der Unvorſichtige geweſen, welcher ſie eines Tages überredet hatte, an einem Spaziergange nach jenem berühmten

Wallfahrtsorte Theil zu nehmen, ich ſelbſt der Bezauberte, welcher ſich in den Liebestränken ihrer Augen zu überirdiſcher Seligkeit berauſcht hatte!

Als ich am andern Morgen das himmelſchreiende Ereigniß ihrer Verhaftung erfuhr, eilte ich, von Angſt und Wuth gepeitſcht, nach Valencia und ließ mich bei dem erſten Inquiſitor melden, welcher zu dem Kreiſe meiner Bekanntſchaft gehörte. Ich wurde nicht vorgelaſſen, und auch meine wiederholten und immer dringender werdenden Briefe an denſelben blieben unbeantwortet. Da ahnete ich endlich den ſataniſchen Urſprung und Zuſammenhang der Verſchwörung, welche die Verhaftung meiner Debora bewirkt hatte, und ſchauderte zurück vor dem Abgrunde, den das Licht der Hölle mir zu meinen Füßen eröffnet zeigte.

Donna Clara de Floridias, eine Schweſter jenes Inquiſitors, eine Dame von galantem Rufe, deren Gemahl ſeit einiger Zeit in Mexico einen wichtigen aber nicht beſtändigen Poſten bekleidete, hatte mir unlängſt ihre Gunſt zugewandt, und ich war nicht unempfindlich für dieſelbe geblieben. Aber meine Bekanntſchaft mit der ſchönen Debora brach dieſes Verhältniß augenblicklich ab, und gekränkter Stolz und eiferſüchtige Rachgier machten eine Furie aus jenem Weibe. Sie hatte die ganze Anklage gegen die Unſchuldige geſchmiedet und die nächtliche Verhaftung derſelben bei ihrem Bruder durchgeſetzt; ſie war es, welche alle meine Bemühungen, mich den Richtern der Inquiſition zu nähern, durch das ausgeſprengte Gerücht meiner Geiſteszerrüttung vereitelte, und das Verfahren des hölliſchen Tribunals, welches in Spanien das heilige heißt, gegen ihr unglückliches Schlachtopfer durch alle Mittel, welche der ſchamloſeſten Intrigue nur zu Gebote ſtehen, beſchleunigte und ſchärfte. Ich mußte mich bald überzeugen, daß ich in Valencia nichts für die Rettung meiner Debora wirken könnte, und begab mich daher ohne Verzug nach Madrid, wo ich ſicher war, mächtige Freunde und Gönner zu finden, die mir ihre Verwendung in dieſer Sache nicht entziehen würden. Es gelang mir auch wirklich, einige derſelben für mich in Bewegung zu ſetzen, aber kaum hatten ſie die erſten Schritte gethan, um zu bewirken, daß die Inquiſition von Valencia den Prozeß gegen Debora vertagen möchte, als von dort die Nachricht einlief, daß ſie nach der zweiten Folter in ihrem Gefängniß geſtorben ſei.

Mit dieſem Augenblicke verläßt mich die Erinnerung meines Selbſtbewußtſeins, und es tritt die Periode meines erſten Todes ein. Als ich von demſelben erwachte, war ich ſo, wie Sie mich jetzt ſehen, ein weißköpfiger Greis, in welchem Alles ſchwach, kalt und blaß geworden, bis auf Eines, das durch meine alte Natur mit krampfhafter Jugendſtärke zuckt und ein ſo wunderliches Weſen aus mir macht, daß es mir zuweilen nicht anders vorkömmt, als ob ich damals wirklich geſtorben und jetzt nur ein Geſpenſt wäre, welches nach dem Tode noch eine Zeit lang auf Erden herumirren müßte. Dieſes Gefühl bemächtigt ſich meiner mit beſonderer Gewalt, ſo oft ich den rothen Atlasrock anziehe, den ich trug, als ich in jenen Todesſchlaf verſank, und ich nenne ihn deßwegen mein Sterbekleid und will dereinſt in demſelben begraben ſein. Andre haben mir nach jener Zeit erzählt, ich hätte Hand an mich legen wollen, wäre aber in demſelben Augenblicke ohnmächtig niedergeſunken. Dann hätten laute Raſerei und ſprachloſe Starrſucht ſich abwechſelnd an mir erſchöpſt, bis endlich eine leibliche Krankheit ſich der Zerrüttung meines Geiſtes untergelegt habe."

Hier ſchloß die Erzählung. Als Arthur ſie zu Ende geleſen hatte, ſtürzten die ſchon lange vorher hinter ſeinen Augen zuſammengelaufenen Thränen in großen und ſchnellen Tropfen über ſeine Wangen herab. O du Held der Liebe und der Leiden, rief er aus und preßte das Papier gegen ſein brennendes Geſicht, du heiliger Märterer der Treue, warum iſt dein Herz, dein großes, wunderreiches Herz, gebrochen, eh' ich deſſen vollen Schlag an dem meinigen gefühlt? Warum iſt die reine Opferflamme deines Lebens erloſchen, ohne daß ich mein Inneres daran erwärmt und geläutert habe? O Gott, warum biſt du geſtorben, und ich habe dich nicht geliebt!

Mit dieſen Worten eilte er nach dem Zimmer, in welchem die Leiche des Marquis ſtand, und warf ſich wie ein Verzweifelter vor der Bahre nieder. So fand ihn wohl nach einer Stunde der alte Cecco und rüttelte ihn mit der wohlgemeinten Ermahnung, ſeinen Schmerz in chriſtlicher Ergebung zu tragen und den Kaffee nicht kalt werden zu laſſen, aus der langen Betäubung auf.

## Fünfzehntes Kapitel.

Die Beſtattung des Marquis wurde gewiſſenhaft nach den Andeutungen ſeiner letzten Augenblicke eingerichtet, und Arthur ergänzte das, was unbeſtimmt geblieben war, nach dieſer und jener gelegentlichen Aeußerung ſeines abgeſchiedenen Freundes. Man bekleidete die blaſſe Leiche mit dem roſenrothen Atlasrocke, legte ſie auf das große Erdkiſſen und trug ſie in einer frühen Morgenſtunde, als eben die aufgehende Sonne den Schleier der Nebel von den Gräbern der Via Appia emporhob, nach der Pyramide des Ceſtius hinaus. Arthur wußte zwar, daß der Marquis ein geborener Katholik war, aber er kannte auch deſſen entſchiedene Abneigung gegen alle Gebräuche der römiſchen Kirche, und ſein letzter Wink nach der Pyramide, an deſſen Fuße die ketzeriſchen Chriſten begraben werden, war um ſo weniger mißverſtändlich, da er ſchon bei dem erſten Beſuche dieſes Platzes den Wunſch ausgeſprochen hatte, um einer ſo ſchönen Ruheſtätte willen in Rom zu ſterben. Damit man aber allen Schwierigkeiten, welche von Seiten der Geiſtlichkeit gegen die unkirchliche Beſtattung eines Katholiken zu beſorgen waren, aus dem Wege gehen möchte, hatte ſich unſer junger Freund die öffentliche Lüge erlaubt, den Verſtorbenen für einen emigrirten Hugenotten auszugeben.

Nachdem Arthur ſich der letzten Pflichten gegen ſeinen väterlichen Führer mit eben ſo ernſter als innig gefühlter Theilnahme entledigt hatte, ſo nahm das bezaubernde Portrait ihn wieder anhaltender und ungetheilter in Anſpruch, als die Geſchäfte der vorigen Tage es zugelaſſen hatten. Die Geſchichte des unglücklichen Originals verklärte ihm das Bild, welches ſein Herz auch ohne dieſe Bekanntſchaft ſchon ſo wunderbar befangen hatte, zu einer noch höheren Bedeutung, und er ſaß oft Stunden lang in die Betrachtung deſſelben verſenkt und die Erzählung des Marquis aus den gemalten Augen und Lippen der ſchönen Debora gleichſam lebendig wiederholend. Er trug die Portraitkapſel auf ſeiner Bruſt, wenn er ausging, zu Hauſe legte er ſie ſelten aus ſeinen Händen, und auch auf der Straße überfiel ihn manchmal eine ſo unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem Anblicke der darin verſchloſſenen Schönheit, daß er ein einſames Plätzchen ſuchen mußte, um ſich ungeſtört ſeiner Augenweide hingeben zu können. Ueberhaupt aber war der Zuſtand, in den er ſich ſelbſt allmählich durch dieſen ſchwärmeriſchen Bilderdienſt verſetzt hatte, eine ſo widernatürliche Ueberſpannung des Kopfes und Herzens, daß ſie auch ſeine körperliche Geſundheit angriff. Er fing an, einen gewiſſen Widerwillen gegen die gemeinen Bedürfniſſe des Eſſens und Trinkens zu empfinden, es war ihm läſtig, ſich anzukleiden und nur aus ſeinem Zimmer zu gehen, keine Geſellſchaft konnte ihm ein theilnehmendes Geſpräch abgewinnen oder ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln; er ſaß in ſtummer Zerſtreuung da, abweſend mit allen ſeinen Gedanken und Empfindungen, und wenn Jemand ihn fragte, was ihm fehle, ſo fuhr er auf, wie erſchreckt, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und antwortete in höflicher Eilfertigkeit Ja oder Nein. Alles, was ihn vormals ernſthaft beſchäftigt oder fröhlich ergötzt hatte, war nun nicht mehr vermögend, ihn ſeiner einſiedleriſchen Träumerei zu entführen; das Carneval war vergeſſen, in keinem Buche las er länger, als auf Viertelſtunden, keine Galerie wurde von ihm beſucht, und nur in den dämmernden Abendſtunden konnte man ihn zuweilen zwiſchen den Ruinen des Campo Vaccino umherſchleichen ſehen. Cecco behauptet auch, er wäre manchmal zu den Todtenmeſſen in die Begräbnißkirche an der Porta del Popolo gegangen.

Der Profeſſor, welcher in den erſten Tagen nach dem Tode des Marquis die plötzliche Veränderung, die er an ſeinem Hausgenoſſen bemerkte, von dieſem Trauerfalle herleitete, überließ ihn den ſtillen Wirkungen der Zeit, wohl wiſſend, daß andre Heilmittel einen ſolchen Zuſtand nur zu verſchlimmern pflegen. Nachdem er aber die ſeltſame Stimmung des Jünglings länger und prüfender beobachtet hatte, ſo ward es ihm klar, daß ſie einen andern und tiefern Urſprung haben müßte, und er verfiel, wie natürlich, auf die Vermuthung, daß er ſich verliebt habe. Cecco beſtärkte ihn in dieſer Meinung und erzählte von Seufzern, Thränen in den Augen, verſchloſſenen Thüren und endlich auch von einem Portrait. Dieſes wäre jedoch ſchon mit nach der Wohnung gekommen, wahrſcheinlich das Bildniß der Geliebten, die der Herr Doctor in ſeiner Heimath zurückgelaſſen hätte, und von welcher er nun irgend eine beunruhigende Nachricht empfangen haben möchte. Der arme junge Herr! fügte er hinzu. Man kennt ihn nicht wieder. Sein Geſicht, ſonſt ſo roth, wie eine Oleanderblüte, und ſo rund, wie eine Pomeranze, wird von Tag zu Tage länger und ſpitzer, und ſeinen neuen Rock, er trägt ihn erſt ſeit ſechs Wochen, habe ich geſtern heimlich um ein paar Finger breit einnähen laſſen, ſo erbärmlich hing er ihm um den Leib herum. Wenn er ſo daſitzt, blaß und ſteif, wie eine Leiche, die Hände vor ſich auf dem Pulte zuſammengefaltet, und das Portait der Frauensperſon anſtiert mit einem Paar Augen, die ſich nicht mehr bewegen, als die in dem gemalten Geſichtchen, ſo möchte ich ihn manchmal anſtoßen und fragen: Sind Sie denn noch lebendig? Gott vergeb' es der Creatur, die den hübſchen jungen Mann zu einem ſolchen Geſpenſte macht!

Gerade ſo, wie der alte Cecco ihn geſchildert hat, ſaß Arthur eines Tages in ſeiner Kammer vor dem Götzenbilde des Portraits, ganz untergeſunken in die Anſchauung ſeines todten Ideals, als der Profeſſor, deſſen Klopfen er überhört hatte, plötzlich die Thüre hinter ihm öffnete, zu ihm heranſchritt und ihm auf die Schulter klopfte. Der Jüngling bebte zuſammen, und indem er, ſich umſehend, ſeinen Hausgenoſſen erkannte, verzog er ſein Geſicht zu einer ängſtlichen Freundlichkeit und hieß ihn willkommen. Der Profeſſor faßte ihn bei der Hand und hielt ihm mit ernſter Wärme die unbegreifliche Veränderung vor, die er ſeit mehreren Tagen an ihm bemerkt habe. Was fehlt Ihnen, lieber Doctor? fuhr er fort. Vertrauen Sie ſich mir an. Ihr Zuſtand iſt mir ein Räthſel, und ich wage nicht, Ihnen irgend ein Heilmittel vorzuſchlagen, bevor ich den Urſprung und Sitz Ihres Uebels kenne. Aber, was es auch ſei, Sie müſſen einen Entſchluß faſſen, ſich aus ſich ſelbſt herausreißen, unter Menſchen gehn, Zerſtreuung ſuchen, und vor allen Dingen, Sie müſſen eſſen und trinken. Nicht wahr, Sie haben heute wieder nicht an den Mittag gedacht?

Iſt es ſchon ſo ſpät? frug Arthur, um doch auch ein Wort von ſich hören zu laſſen. Denn er hätte eben ſo gut fragen können: Iſt es noch ſo früh?

Freilich, freilich, Herr Doctor, antwortete der Profeſſor. Es iſt vier Uhr, aber ich bin heute auch länger als gewöhnlich in meinem Studium aufgehalten worden von einer enthuſiaſtiſchen Kunſtfreundin, und Sie ſollen bei mir noch eine warme Schüſſel finden.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, entgegnete Arthur. Sie wiſſen ja, was für einen ſchlechten Gaſt ich jetzt abgebe.

Wir eſſen ganz allein, fuhr der Profeſſor dringend fort, wir bleiben unter vier Augen, und da müſſen Sie ſich mir entdecken, ich laſſe Sie nicht los.

Entdecken? ſprach der Andre mit einem ſchmerzlich bittern Lächeln. Was ſoll ich Ihnen denn entdecken? Weiß ich mir doch ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben von dem, was mich quält und entzückt, und glauben Sie mir, ich wäre gerettet, wenn ich es meinem eigenen Bewußtſein entdecken könnte, was ich habe oder was mir fehle.

Mittlerweile warf der Profeſſor einen Blick auf das Bild, welches Arthur in der Ueberraſchung zu verſtecken vergeſſen hatte. Ei, ei, Herr Doctor! rief er verwundert aus und nahm das Portrait von dem Schreibpulte in die Höhe, um es näher zu betrachten. Da haben wir das Geheimniß! Eine Liebſchaft im Ghetto? Nun, in Gottes Namen. Lieben Sie die ſchöne Debora ſo viel Sie wollen und können, ich mache Ihrem Geſchmack mein Compliment, aber — hüten Sie ſich vor dem Bekehren.

Debora! ſchrie Arthur auf und ſtürzte ſich dem Profeſſor entgegen. Wer hat Ihnen den Namen verrathen?

Mäßigen Sie ſich nur, Herr Doctor, ſprach abwehrend Signor Bernardino. Ich bin ja kein Nebenbuhler. Meine Frau macht zuweilen ein Geſchäftchen mit dem alten Shylock und verkauft ihm abgetragene Kleider und zerbrochenes Silberzeug. Dieſe Handelsverbindung hat mir das Glück verſchafft, die ſchöne Tochter des Juden ein paar Mal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen.

Mir ſchwindeln die Sinne, unterbrach ihn Arthur. Ich bitte Sie um Alles, was Ihnen heilig iſt, ſprechen Sie deutlicher, oder ich werde verrückt. Das Original dieſes Portraits iſt todt, ſeit zwanzig Jahren todt. Ich fand das Bild in dem Nachlaſſe des Marquis, und der hat es vor zwanzig Jahren in Spanien malen laſſen.

Der Profeſſor ſtutzte einen Augenblick, dann erwiderte er entſchieden und wohlgemuth: Nun, wenn ich Ihnen das glauben ſoll, ſo glauben Sie auch mir, daß Gott der Herr eine lebendige Copie dieſes Bildes erſchaffen hat, welche Debora heißt und die einzige Tochter des alten Aron im Ghetto iſt.

Aron? ſtammelte der Jüngling nach. Will die ewige Vorſehung mich zu einem Narren ihrer Launen machen?

Aron, ſag' ich Ihnen, fuhr der Poſeſſor fort. Aber ich nenn' ihn immer Signor Shylock, und er läßt ſich's gefallen, weil er nicht weiß was ich damit meine. Der alte Kerl ſieht mir aus, als ob er ſich von Chriſtenfleiſch nährte, eine heimtückiſch grauſame Judaslarve, wie ich keine zweite auf der Welt kenne. Meine Kinder laufen davon, wenn er in die Stube tritt, aber meine Frau behauptet, es laſſe ſich doch gut mit ihm handeln.

Und die Tochter? frug Arthur mit feuriger Haſt.

Iſt ein Engel, antwortete der Profeſſor, ein Ausbund von Schönheit und Anmuth. Der Ritter Camuccini hat dem Alten unlängſt hundert Scudi geboten, wenn er Sie ihm als Modell zu einer Tochter Jephtha's überlaſſen wollte. Aber Gott bewahre! der Shylock hält ſein Töchterchen ſo koſcher, wie ſeinen Bart, und ich glaube, ſie iſt noch niemals aus den Thoren des Ghetto gekommen.

Wunderbar! murmelte Arthur vor ſich hin und rieb ſich die Stirne. Immer wunderbarer! Wer ſeid ihr denn, ihr geheimnißvollen Mächte, die ihr mein Haupt mit unſichtbaren Zauberfäden umſchlingt und mich an dieſen Zügeln in die chaotiſche Wüſte der blinden Zufälle und Ahnungen hinauslenkt, die mich doch alle mit offenen und bedeutungsvollen Augen anblicken und mir verheißen, die Räthſel meines Lebens zu löſen?

Keine Monologe, Herr Doctor, unterbrach ihn Signor Bernardino, und um die Sache ſo kurz als möglich in das Klare zu bringen, ſo laſſen Sie uns auf der Stelle einen Vertrag ſchließen. Erſtens gehn Sie mit mir zu Tiſche, zweitens erzählen Sie mir ſo viel, als ſich erzählen läßt, von Ihren, wie ſoll ich es nennen? — Verhältniſſen oder Beziehungen zu dem Bilde da, drittens, wie die Sache auch ſtehe oder noch zu ſtehen komme, verſprechen Sie mir keine nächtlichen Expeditionen und Bekehrungsverſuche im Ghetto zu unternehmen, und dafür verpflichte ich mich, Sie ſollen die ſchöne Debora ſehen, mit eigenen Augen, wie ſie leibt und lebt, und wenn Sie Ihren Augen nicht trauen wollen, ſo mögen Sie es ohne meine Hülfe verſuchen, ſich als ungläubiger Thomas durch Berührung von dem Fleiſche und Blute derſelben zu überzeugen. Schlagen Sie ein, und wir machen heute noch einen Gang danach.

Arthur, welcher nicht mehr wußte, ob er träume oder wache, legte ſeine Hand unwillkürlich in die ihm entgegenkommende Rechte des Profeſſors und folgte demſelben, ohne zu bedenken, wohin und weßwegen.

Sein Kopf war wie in Nebel gehüllt, und ſein Herz zitterte, erſchöpft von ſtreitenden Bewegungen.

## Sechzehntes Kapitel.

Alles, was Arthur dem Profeſſor von dem wunderbaren Gemälde und ſeinen namenloſen Gefühlen für daſſelbe erzählen konnte, ſchwebte ſo weit über die Sphäre der Begriffe und Erfahrungen dieſes vernünftigen Mannes hinaus, daß er ſich nicht erwehren konnte, dem Argwohne noch einmal Gehör zu geben, als treibe der junge Mann ſeinen Spott mit ihm und verſtecke dahinter das Geheimniß einer Liebſchaft mit der ſchönen Debora. Bedachte er aber wieder, was Cecco von jenem Portrait und dem närriſchen Götzendienſte des Doctors berichtet hatte, und verglich er damit die altväteriſche Malerei des Bildes, ſo blieb ihm keine Wahl übrig, wohin er ſeinen Glauben zu wenden hätte, und er betrachtete ſeinen jungen Freund als einen Candidaten des Tollhauſes. Die Aehnlichkeit des Portraits mit der Jüdin im Ghetto erſchien ihm nun als eine allerdings ſeltſame, doch ohne übernatürliche Beziehungen erklärliche Zufälligkeit, und er überlegte bei ſich, ob dieſer Umſtand nicht vielleicht auf irgend eine Weiſe zu Arthur's Heilung benutzt werden könnte. Alles, was ihm einfiel, ſchien mißlich, aber noch viel mißlicher war der Zuſtand des Kranken, und ſein gegebener Handſchlag entſchied ohnedies über die Hauptſache, nämlich, daß er dem Doctor die ſchöne Debora von Angeſicht zu Angeſicht zeigen mußte. So entſchloß er ſich denn raſch, wie er pflegte, und forderte ſeinen Gaſt noch einmal auf, gleich nach der Mahlzeit mit ihm einen Gang durch den Ghetto zu machen und dem alten Aron einen Beſuch abzuſtatten. Wenn ich die phantaſtiſchen Gefühle des jungen Mannes, die ſich in der blauen Luft umhertreiben, nur auf einen wirklichen Gegenſtand von Fleiſch und Blut gelenkt habe, ſo dachte er bei ſich ſelbſt, alsdann iſt ſchon viel gewonnen. Die Krankheit geht aus der unſichtbaren Welt in das Leben über, ſie nimmt einen natürlichen Charakter an, und man weiß, wie man ſie anzugreifen hat.

Arthur fügte ſich ohne Widerſpruch, aber, wie es ſchien, ziemlich gleichgültig in den Vorſchlag ſeines Freundes und frug nicht wieder nach dem Vater und der Tochter, deren Namen ihn kurz vorher ſo gewaltſam überraſcht hatten. Man hätte erwarten ſollen, daß die nahe Ausſicht, eine lebendige Copie des angebeteten Bildes zu ſehen, ihn entzücken würde; aber der Taumel der Erſchöpfung, welcher ihn noch immer umfangen hielt, ließ keine ſtarke Regung in ſeinem Herzen aufkommen. Auch konnte er es den Augen des Profeſſors nicht zutrauen, daß ſie mehr als eine oberflächliche Aehnlichkeit mit der unergründlichen Schönheit ſeines Ideals in irgend einem lebenden Weſen entdeckt haben ſollten, und eine ſolche würde für ihn ſelbſt wohl kaum bemerklich ſein. Er wunderte ſich ſogar, wie es nur möglich geweſen wäre, daß ein zufälliges Zuſammentreffen zweier Namen, welche keinesweges zu den ſeltenſten unter den Israeliten gehörten, ihn ſo tief erſchüttert und ſeinen Zuſtand dem Profeſſor ſo lächerlich bloßgeſtellt hätte. Das war nun nicht mehr zu ändern, und er hielt es in ſeiner jetzigen Lage für das kürzeſte Mittel, ſich aus der Sache zu ziehen, wenn er dem Profeſſor den Willen thäte, mit ihm nach dem Ghetto ginge, das Mädchen anſähe und, wie er ſie auch fände, ihre Aehnlichkeit mit ſeinem Bilde geradezu leugnete.

In ſolcher gegenſeitigen Stimmung machten der Wirth und der Gaſt nach einer kurzen Mahlzeit ſich auf den Weg und erreichten den Ghetto, ohne viele Worte gewechſelt zu haben. Arthur hatte den verrufenen Ort noch niemals betreten und kannte ihn nur aus der Schilderung in dem Volksbuche von dem Martertode des Don Alonzo de Floridias, deſſen Leſung auch ſeine eigene Phantaſie in dieſen ſchmutzigen Winkel des Elends und der Schmach hineingezogen hatte. Als er nun vor dem offenen Thore ſtand und in die kleine armſelige Stadt der alten Bürger von Jeruſalem eintreten wollte, aus welcher ein übelriechender Dampf und ein verworrenes Gemurmel ihm entgegenzog, da ſchwebten jene abenteuerlichen Bilder des Kerkers, in welchem die heimlich bekehrte Jüdin ſchmachtete, mit dem verſteckten Crucifix und dem fanatiſchen Alten, wieder an ſeinem innern Auge vorüber und machten ihn ſo befangen, daß er eine Weile ſtehen blieb und ſich mehr als einmal von dem Profeſſor einladen ließ, ihm zu folgen. Es war ihm, als ob der Geiſt des ermordeten Spaniers neben ihm her ginge und ihn bald vorwärts, bald zurück zöge.

Das kreiſchende Geſchrei der zerlumpten Kinder, welche vor den Thüren der ſchwarzgerauchten Hütten einander die Köpfe kratzten und ihn mit ihren zigeunerartigen Geſichtern angrinſ'ten, durchkreuzte dieſe poetiſchen Träumereien und riß ihn in die ekelhafteſte Wirklichkeit herab. Ein paar gelbe, zuſammengeſchrumpfte Sibyllen kauerten an einem Brunnen und zupften Goldfäden aus zerriſſenen Treſſen, und ein alter Weißbart in einem ſchwarzen Kaftan ging mit feierlichen Schritten unter Abſingung eines hebräiſchen Gebetes an den Häuſern entlang und ſchlug mit einer Klapper gegen jedes Fenſter. Der Profeſſor bog in einen halb verdeckten Durchgang ein, welcher von Lumpen und anderm Kehricht faſt verſtopft war. Arthur ließ ſich nachziehen, und ſein Führer ermuthigte ihn durch die Verſicherung, daß ſie jetzt ihrem Ziele ganz nahe wären. Da vor uns, in dem Hauſe mit der niedrigen Thüre, da wohnt die ſchöne Debora, fügte er hinzu, und der Andre erblickte ein überaus ſeltſames Gebäude mit einer Pforte, unter welcher ein zehnjähriges Kind ſich gebückt haben würde, und zugemauerten oder verſchlagenen Fenſtern. Der Profeſſor klopfte erſt an die Thüre, dann gegen die Bretter der Fenſterverſchläge, aber es regte ſich Nichts in dem ganzen Hauſe. Der Alte wird auf den Schacher ausgeflogen ſein, ſprach er zu ſeinem Gefährten, ſeinen Aerger hinter einen Scherz verbergend, aber das Vögelchen, welches wir ſuchen, ſitzt gewiß in dem Käfich. Wir wollen unſern Plan nicht ſogleich bei der erſten fehlgeſchlagenen Recognoſcirung aufgeben. Helfen Sie mir klopfen und rütteln, Herr Doctor, damit Ihnen die Zeit nicht lang werde.

Mit dieſen Worten fing Signor Bernardino ſchon wieder an, das Haus zu beſtürmen, und Arthur, welchen der unnütze Lärm immer verdrießlicher machte, drückte ſich um eine Ecke und bemerkte hinter derſelben ein ganz kleines Nebengebäude, welches durch ein altes Mauerſtück mit dem größern in Verbindung ſtand. Er ging darauf zu, um nur dem Profeſſor aus dem Geſichte zu kommen, und lehnte ſich lauſchend gegen ein rundes dicht verſchlagenes Fenſter, in deſſen ſchwarzen Brettern er eine helle Spalte bemerkt zu haben glaubte. Er hatte ſich nicht getäuſcht: er hörte Fußtritte, die mit einem ſtarken Pochen abwechſelten, und die ſchmale Oeffnung einer auseinandergeſprungenen Planke ließ ihn in eine enge gewölbte Zelle ſchauen, die von mehreren Lampen glänzend erleuchtet war und das Anſehn eines antiken Bauwerkes hatte. Scherben von Gold und Silber und einige zerbrochene Spiegel lagen übereinandergeworfen auf dem Boden, dazwiſchen zerriſſene Uniformen und durchlöcherte Treſſenhüte mit vielem andern Trödel dieſer Art. Der Winkel, aus welchem das Geräuſch herkam, war durch die Spalte mit keinem Blicke zu erreichen, aber der Lauſcher hörte deutlich, daß ein Stein aus der Mauer herausgenommen und wieder hineingeſchoben wurde. Dann trat aus jener verborgenen Ecke eine große, ſchlanke Frauengeſtalt in einem langen weißen Kleide hervor, die ein Crucifix mit beiden Händen über ihrem Haupte in die Höhe trug und in langſamer Bewegung nach der Seite des Gemaches vorſchritt, welche der Spalte gerade gegenüber ſtand. Arthur konnte nur ihren Rücken ſehen, aber das Crucifix war ihm zugekehrt, und er erkannte ſogleich den ſilbernen Gekreuzigten an einem Holze von rothen Korallen. Ein Schauer des Entſetzens und der Ahnung durchrieſelte ihn in dieſem Anblick. Es war jenes Crucifix des ſpaniſchen Schülers, das Geſchenk desſelben an die Getaufte des Ghetto, ganz treu und vollſtändig übereinſtimmend mit der Bezeichnung in der Ueberſchrift ſeines Liedes. Der Jüngling, fieberhaft zitternd an allen Gliedern, mit wirbelnden Sinnen und einem Herzen, welches bald ſeine Bruſt zerſprengen wollte, bald zuſammengepreßt in bewegungsloſer Beklommenheit ſtockte, hatte ſich noch nicht in dieſe erſte Wundererſcheinung hineingedacht, als ſchon eine andre mit unendlicher Uebergewalt ſeine ganze Seele an ſich riß. Die weiße Geſtalt ſetzte das Crucifix auf einen Vorſprung der Mauer, warf ſich mit gefalteten Händen vor demſelben nieder und brachte durch eine plötzliche Wendung des Körpers ihr halbes Geſicht in den Bereich des durch die Spalte zielenden Auges. Es war Debora, das lebendige Original des Götzenbildes ſeiner Liebe, es war das verkörperte Traumbild ſeiner Nächte und Tage, es war Minna, Lureley und Maria, was Arthur's erſter Blick in dieſem einen Antlitz erkannt zu haben wähnte. Und dieſes Wunder offenbarte ſich ihm nicht in der kalten Uebereinſtimmung von Formen und Farben, ſondern in einer aus der innerſten Natur herausgebildeten Gleichheit der Seele, welche ſich in ſchmerzlich ſüßen Mienen und unergründlich tiefen Augen voll Sehnſucht und Ergebung ſpiegelte.

Arthur ſelbſt hat es nicht angeben können, ob er bei dieſem Anblick den Namen Debora ausgerufen, oder mit ſeiner Stirne gegen die Bretter geſtoßen habe. Da ſprang die Betende, wie ein Reh nach dem Fehlſchuſſe des Jägers, in ängſtlicher Haſt von ihren Knieen auf, griff nach dem Crucifix und blies die Lampen aus. Zu gleicher Zeit rief der Profeſſor, und Arthur, welcher in dieſem Augenblicke gerade noch ſo viel Bewußtſein in ſeinem zerrütteten Geiſte zuſammenfaſſen konnte, um zu begreifen, daß die Entdeckung des wichtigen Geheimniſſes, welches er eben belauſcht hatte, nicht übereilt werden dürfe, ließ ſich nicht zweimal einladen, ſeinen Poſten aufzugeben. Es iſt umſonſt, ſprach der Belagerer. Der Shylock iſt auf dem Rialto und hat ſeine Jeſſica eingeſchloſſen. Signor Lorenzo, Sie müſſen ſich gedulden. Arthur zwang ſich zu einem Lächeln, vor welchem der Andere zu erſchrecken ſchien, und ſtrengte ſich auf dem ganzen Heimwege mit ſo übertriebener Aengſtlichkeit an, das toſende Gewühl ſeines Innern hinter eine leichte Unterhaltung vor ſeinem Begleiter zu verbergen, daß dieſer von Schritt zu Schritt immer beſorgter wurde, der Wahnſinn des jungen Menſchen möchte augenblicklich ausbrechen. Denn er redete ihn ein paar Mal Herr Marquis an, frug ihn nach berliniſchen Neuigkeiten und benahm ſich überhaupt ſo verzweifelt geſprächig, daß der ſonſt eben nicht leicht zu beunruhigende Profeſſor doch dem Himmel dankte, als er ihn glücklich nach Hauſe und in ſeine Kammer gebracht hatte.

## Siebzehntes Kapitel.

Wir wollen es nicht verſuchen, unſerm jungen Freunde in das wilde Labyrinth der Gedanken, Einbildungen, Hoffnungen, Wünſche und Entſchlüſſe zu folgen, welches er in den erſten Stunden nach ſeiner Rückkehr aus dem Ghetto durchlief, ohne einen Ausweg finden zu können. Er hatte freilich einen Faden, der ihn zu leiten verhieß, aber auch dieſer war in die Irrgewinde ſeines räthſelhaften Schickſals verflochten. Denn ſo unverwandt alle ſeine Beſtrebungen auf den einen Ausgang gerichtet waren, die unglückliche Debora zu erlöſen, und ſo leicht es ihm auch ſcheinen mußte, mit Hülfe jenes furchtbaren Geheimniſſes, welches er aus dem Ghetto entführt hatte, ſich einen Weg nach dieſem Ziele zu bahnen: er wagte es dennoch nicht, zu vollbringen, was er konnte, und zu wollen, was er mußte. Sollte er den Vater der heiligen Büßerin, um den ſie ſich und ihre Seligkeit opferte, dem Schwerte der Gerechtigkeit übergeben und die nach der Legende zuerſt mit Thränen getaufte zum zweiten Male mit dem väterlichen Blute taufen? Oder ſollte er durch einen Verſuch, heimlich in das Haus des alten Mörders einzubrechen und ſich der Eingekerkerten als ein Geſandter des Himmels zu offenbaren, ſein eigenes Leben auf das Spiel ſetzen? Oder ſollte er Jenem den Tod in der Entdeckung des blutigen Geheimniſſes androhen, und dann als den Preis des Schweigens die Tochter von ihm fordern?

Der letzte Vorſchlag erſchien ihm endlich als der beſte, und er beſchloß, ihn ſogleich am nächſten Morgen auszuführen, ohne irgend eine fremde Hülfe dabei in

Anſpruch zu nehmen. Debora ſollte alsdann nach einem Kloſter gebracht, in dem Chriſtenthume weiter unterrichtet und hernach öffentlich getauft werden. Seine Hoffnungen flogen zwar noch weiter in die Zukunft hinaus, aber die ernſte und heilige Aufgabe, deren Löſung das Schickſal ihm auf eine wunderbar dringende Weiſe vorgelegt hatte, ließ ihn nicht lange mit eitlen Liebesträumereien ſpielen. Denn je deutlicher er jetzt den Weg zu erkennen glaubte, auf welchem die göttliche Vorſehung, und nicht die Laune des Zufalls, ihn ſeit der Abreiſe von Berlin zu ſeinem großen Berufe geleitet hatte, deſto tiefer mußte er auch die Verpflichtung empfinden, ſich nicht durch eigene Nebenzwecke von demſelben ablenken zu laſſen. Er fühlte ſich ſtärker und klarer in dem ungetheilten Blicke auf dieſes Ziel; er konnte wieder mit inbrünſtiger Andacht beten, ſeitdem er es dem Himmel ſagen konnte, was ihm fehle und wonach er verlange, und die folgende Nacht ſchloß zwar ſeine Augen zu keinem Schlummer, aber ſie blieb doch ungeſtört von wachen Träumen und ſchlaftrunkenen Phantaſieen.

Mit gehaltener Sehnſucht erwartete Arthur den Anbruch des verhängnißvollen Morgens und erhob ſich mit den erſten Strahlen der Sonne von ſeinem Lager. Er ſchlich mit leiſen Schritten die Treppe hinunter und zu der Thüre hinaus, um durch den geſchwätzigen Gruß des alten Cecco nicht in ſeiner feierlichen Stimmung unterbrochen zu werden. So trat er in den hellen Morgen hinaus, der ihn mit einem ſcharfen Winde ermunternd anblies, und die Glocken, welche zu der Frühmeſſe läuteten, klangen ihm wie Stimmen der Engel aus den Wolken, einladend und begeiſternd zu ſeinem heiligen Werke. Als er an der Kirche Santa Trinità de' Monti vorübergehen wollte, zog es ihn wie mit unſichtbaren Händen in das Innere des Tempels hinein. Ein Prieſter ſang an einem Nebenaltare die kleine Meſſe, und zwei Bettler knieeten hinter ihm auf deſſen Stufen. Arthur war nicht vermögend, der heiligen Handlung als neugieriger Zuſchauer beizuwohnen. Er griff in das Weihwaſſer hinein, beſprengte ſich Bruſt und Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes und warf ſich zwiſchen den Bettlern nieder. Ein inbrünſtiges Gebet um den Beiſtand des heiligen Geiſtes auf dem Wege, den er eben antreten wollte, flog von ſeinen Lippen empor, und er wähnte ſich in ſeinem Herzen wunderbar erhört zu fühlen, als er wieder aufſtand und ſich zum zweiten Male aus der geweiheten Schale benetzte.

Wie kann eine Kirche ein Haus Gottes ſein, dachte er im Heraustreten bei ſich ſelbſt, wenn ſie den Menſchen nicht zu allen Stunden offen ſteht? Iſt doch Gottes Herz uns immer aufgeſchloſſen, ſo oft wir das Verlangen fühlen, uns ihm zu nahen: warum ſoll denn ſein Haus uns nur dann geöffnet werden, wann der Prieſter fertig iſt mit ſeiner Predigt und der Cantor mit ſeiner Orgel? Welche ſelige Stärkung iſt mir in dieſem Augenblicke zu Theil geworden, weil der Augenblick danach verlangte und der Augenblick ſie gewährte! Hundert lange Sonntagspredigten könnten mir eine ſolche augenblickliche Gabe des Himmels nicht erſetzen.

Unter ähnlichen Betrachtungen erreichte der Jüngling das Thor des Ghetto. Er trat hinein und erſtaunte über die lebendige Bewegung auf der Gaſſe in einer ſo frühen Stunde. Männer, Frauen und Kinder liefen aus einem Hauſe in das andre, ſteckten die Köpfe zuſammen und geberdeten ſich untereinander, als ob irgend ein Unfall ihre gemeinſchaftliche Theilnahme ängſtigend anſpräche. Denn einige Weiber zerrauſten ſich die Haare, der ziegenbärtige Greis in dem ſchwarzen Kaftan riß dieſen von oben bis unten auseinander, und die kleinſten Kinder verkrochen ſich heulend unter die Mäntel ihrer Mütter. Arthur ließ ſich durch dieſe abenteuerlichen Begegnungen nicht zurückhalten, ſein Ziel zu verfolgen, und wandte ſich in den bedeckten Gang hinein, welcher nach der Wohnung des alten Aron führte.

Aber kaum hatte er ſeinen Fuß in dieſe enge Straße geſetzt, als eine rauhe Stimme ihm ein herriſches Halt! entgegenrief. Er fuhr zuſammen, blickte auf und erkannte zwei Soldaten, die den Paß mit gekreuzten Bajonetten geſperrt hielten. Halt! wiederholte der Erſte und ſtreckte das Gewehr gegen den Vorſchreitenden aus. Arthur, deſſen Inneres ſich noch ſträuben wollte, zu errathen, was hier vorgefallen ſei, ſtand eine Weile ſtill, ohne zu wiſſen, was er beginnen ſolle, und entdeckte nun in dem Hintergrunde mehrere Sbirren, welche emſig beſchäftigt waren, das fenſterloſe Gebäude zu lichten. Sie brachen Steine und Bretter heraus und warfen durch die wiederhergeſtellten Oeffnungen Kleider und Geräthſchaften auf die Gaſſe. Andre zählten und muſterten die Stücke, und ein Barigello ſchien ein Regiſter derſelben in ſeine Schreibtafel einzutragen. Was iſt denn hier geſchehn? frug Arthur endlich die Wachen und erhielt eine Antwort, die er ſich ſelbſt hätte geben können. Der alte Aron war als der Mörder des jungen Spaniers entdeckt und eingezogen worden, und ſeine Wohnung wurde jetzt auf den Befehl des Governatore ausgeräumt. Der Bericht des Soldaten war ſehr lakoniſch und fertigte jede neue Frage des Jünglings, wie dringend ſie ihm auch vorgelegt werden mochte, mit einem immer barſcher werdenden „Ich weiß nicht“ ab. Aber der ungeſtüme Frager war dadurch nicht zu beſchwichtigen, und der Soldat mußte Anſtalt machen, ſich durch einen handgreiflichen Beſcheid Ruhe auf ſeinem Poſten zu verſchaffen.

Unterdeſſen hatte der laute Wortwechſel einen Sbirren herangezogen, und dieſer erwies ſich bereitwilliger, dem Unbekannten zu dienen. Er erzählte ungebeten, daß geſtern Abend der alte Bluthund ſeine Tochter bei der Anbetung eines Crucifixes überraſcht und ihr in ſeiner jähzornigen Wuth ein Meſſer in die Bruſt geworfen habe. Der Tumult, welcher dadurch in der Nachbarſchaft entſtanden ſei, habe die Sbirren in das Haus des Mörders geführt und ihnen das Crucifix des frommen Schülers in die Hände geſpielt. Darauf ſei der Schuldige ſogleich ergriffen und in Ketten gelegt worden, und ſeine unglückliche Tochter befinde ſich, dem Tode nahe, in dem Hospital der Santa Catarina de' Funari.

Arthur ſchien von einem Donnerſchlage gerührt und wäre augenblicklich zu Boden gefallen, wenn nicht eine Wand ſeinem Rücken eine Stütze geboten hätte. So blieb er angelehnt ſtehen, einem Menſchen ähnlich, den das Geſicht der Meduſa in eine todte Bildſäule verwandelt hätte. Auch ſein Herz wurde Stein und fühlte nichts mehr, als den erſtarrenden Druck dieſer Verwandlung. Er ſah und hörte nicht, was um ihn vorging, der Boden unter ſeinen Füßen war in den tiefſten Abgrund verſunken, und der Himmel über ſeinem Haupte hatte ſich in die Oede des unendlichen Raumes verloren.

Der freundliche Sbirre, welcher den Eindruck bemerkt hatte, den ſeine Erzählung auf den jungen Fremdling gemacht, hielt es für ſeine Pflicht, ſich desſelben anzunehmen, und ſchleppte ihn mit großer Anſtrengung bis an das Thor des Ghetto. Hier begegneten ihm zwei Franziscaner aus dem Kloſter Santa Trinità de' Monti, welche den Hülfloſen als ihren Nachbar aus der Via Siſtina erkannten und ſich antrugen, ihn nach ſeiner Wohnung zu ſchaffen.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Kaum fühlte Arthur ſich nur einigermaßen aus ſeiner ſtarren Betäubung gelöſ't, als er ſich ohne Verzug in einer Sänfte nach Santa Catarina de' Funari tragen ließ. Angelangt auf dem kleinen Platze vor der Kirche dieſer Stiftung, mußten die Träger Halt machen und die Portechaiſe niederſetzen. Denn ein wimmelndes Gedränge des Pöbels, welcher das heilige Haus zu beſtürmen ſchien, hemmte dem Kaſten jeden Durchgang, und auch ein einzelner unbelaſteter Mann würde nicht vermögend geweſen ſein, bis an die Pforte der Kirche oder des Kloſters vorzudringen. Arthur ergab ſich in die Nothwendigkeit, zu warten, bis der zuſammengelaufene Schwarm ſich wieder zerſtreuet hätte, und befahl den Trägern, ſich unterdeſſen nach der Veranlaſſung des Tumultes zu erkundigen. Dieſe miſchten ſich unter die Menge und kehrten alsbald mit der Nachricht zurück, daß die verwundete Jüdin, welche geſtern Abend in das Hospital des Kloſters gebracht worden wäre, dieſen Morgen gegen Sonnenaufgang als eine gute Chriſtin nach dem Genuſſe der Hoſtie und dem Empfange der letzten Oelung aus dem Leben abgeſchieden ſei. Ein armes Mädchen aus der Anſtalt ſei durch die zufällige Berührung ihrer Hand in dem Augenblicke ihres Todes von dem Veitstanze geheilt worden, und ſobald der Ruf eines ſolchen Wunders ſich verbreitet habe, ſei das Volk haufenweiſe nach dem Kloſter geſtrömt, um die heilige Leiche zu verehren. Endlich habe die Polizei ſich in das Mittel gelegt und die Eingänge des Gebäudes beſetzt, und von der Zeit an werde keine Menſchenſeele mehr zugelaſſen. Nachdem die Träger dieſe Erzählung beendigt hatten, ſank der Jüngling, ohne einen Laut von ſich zu geben, in die Sänfte zurück und faltete die Hände über ſeine Bruſt zuſammen. Dann winkte er mit ſeinem Taſchentuche aus dem Fenſterſchlage, und als die beiden Männer um ſeinen Befehl baten, ſprach er mit nachdrücklicher Betonung: Nach Hauſe!

Es ſchien mit dieſem Augenblicke eine wunderbare Faſſung über unſern Freund gekommen zu ſein, und der Tod Debora's hatte die kämpfenden Bewegungen ſeines Innern mit einem großen und entſcheidenden Streiche geſchlichtet. Er hatte abgeſchloſſen mit ſich und dem Leben, Hoffnung und Furcht, Sehnſucht und Abſcheu rannen friedlich ineinander, aufgelöſ't in das Gefühl jener Ergebung, die nichts mehr bedarf, nachdem ſie Alles verloren hat, und ſo beugte er ſich, umhergeworfen und zerſchlagen, wie er war, vor der unſichtbaren Hand der ewigen Gerechtigkeit, wie ein Kind, welches grauſam geſtraft, ohne noch zu wiſſen, warum, dennoch die züchtigende Rechte des geliebten Vaters mit Küſſen und Thränen bedeckt. Man hätte dieſen Zuſtand, wie er ſich von Stunde zu Stunde immer ſicherer in ihm entwickelte, für eine krankhafte Erſchlaffung der Nerven halten können, ſo unempfindlich erſchien ſein ganzes Weſen gegen alle Berührungen, die ihn ehemals angezogen, oder zurückgeſtoßen hatten. Selbſt die Ergebniſſe, welche der Prozeß des Mörders ihm zu einer völligen Aufklärung der Räthſel ſeines eigenen Schickſals lieferte, konnten ſeinem Geſichte keinen Zug der Bewunderung oder des Entſetzens abgewinnen, und überhaupt nahm er Alles, was er Neues und Wichtiges hören, ſehen oder erfahren mochte, nicht anders auf, als ob er damit ſchon längſt bekannt und vertraut wäre. Auch zog er ſich nach und nach aus allen Verhältniſſen des geſelligen Lebens zurück, und um die letzte Verbindung mit dem Profeſſor, welcher durchaus ſein Seelenarzt werden wollte, ſo entſchieden als möglich abzubrechen, gab er ſeine große Wohnung auf und miethete ſich eine Zelle in dem Kloſter Santa Trinità. Hier ließ er ſich von einem alten Franziscaner in der Lehre des katholiſchen Glaubens unterrichten, ſtudirte die Kirchenväter und nahm Theil an den geiſtlichen Uebungen der Mönche. Alſo vorbereitet und geweihet, trat er am nächſten Charfreitage in der Taufkapelle des Conſtantinus zu der römiſchen Kirche über und kehrte unmittelbar nach der feierlichen Handlung als Novize in das Kloſter der Franziscaner zurück.

Mittlerweile hatten die Geſtändniſſe des alten Aron vor dem Richterſtuhle des Governatore den wunderbaren Zuſammenhang nachgewieſen, welcher die Liebe des Marquis mit der ſeines jungen Freundes und die mörderiſche Schuld der Donna Clara de Floridias mit dem Tode des unſchuldigen Don Alonzo verknüpfte. Alles, was uns bisher in dieſer Erzählung als ein launenhaftes Spiel des Zufalls erſchienen iſt, wird dadurch zu einem ernſten Plane des Schickſals erhoben, deſſen Ziel wir in dem Fortgange und Verbande der Begebenheiten deutlich erkennen müſſen, ohne jedoch in die Tiefe der bewegenden und lenkenden Weisheit und Gerechtigkeit ſchauen zu können.

Der alte Mörder war eine und dieſelbe Perſon mit jenem Aronet oder Aron aus Perpignan, und ſeine Tochter Debora das kurz vor dem Tode ihrer unglücklichen Mutter geborene einzige Pfand ſeiner Ehe mit der ſchönen Malteſerin, die wir aus der Lebensbeſchreibung des Marquis kennen gelernt haben und im Innern wie im Aeußern, das treueſte und vollſtändigſte Abbild derſelben. Aron hatte nach der Verhaftung ſeiner Gattin, um ſich der auch ihm drohenden Inquiſition zu entziehen, Spanien ſogleich geräumt; und ſein wenn nicht angeborener, doch ſchon mit der Muttermilch eingeſogener und durch einen ſchwärmeriſchen Religionseifer geſtärkter Haß gegen die Chriſten ſteigerte ſich nunmehr, verbündet mit ſeinem hülfloſen Schmerze, zu einem rachgierigen Ingrimme. Aber ſeine natürliche Feigheit ließ die grauſamen Wünſche und Vorſätze, welche ſein Herz mit unerſchöpflicher Erfindſamkeit gegen die ganze Chriſtenheit ſchmiedete, zu keiner Ausführung gedeihen, und er büßte ſeinen Blutdurſt damit, daß er in Gedanken und Träumen marterte und würgte. Es ſchien auch aus allen ſeinen Aeußerungen hervorzugehen, daß der Verluſt ſeiner ſchönen Gattin ihn an und für ſich nicht ſo tief getroffen haben würde; denn er hatte nur ihren Körper gekannt und geliebt; aber daraus erwuchs ihm eine unverlöſchbare Qual, daß ſie als ein Opfer der chriſtlichen Religion gefallen war.

Er begleitete in der Folge die Armee der franzöſiſchen Republik in Lieferungsgeſchäften nach Italien, und hier war es, wo ſein arges Mißgeſchick ihn mit einem zweiten Streiche noch unmittelbarer, als durch den Tod ſeiner Gattin, daniederſchlug. Sein chriſtlicher Compagnon beraubte ihn durch einen eben ſo liſtigen als frechen Betrug ſeines ganzen Vermögens und machte in einer Stunde den reichen, handelsluſtigen und habſüchtigen Mann zu einem hülfloſen Bettler. Er mußte ſein elendes Leben durch die Almoſen ſeiner Glaubensgenoſſen friſten und bettelte ſich auf dieſe Weiſe wohl ein halbes Jahr lang von Stadt zu

Stadt, bis endlich eine alte entfernte Verwandte, die er in dem Ghetto von Rom entdeckt hatte, ſich ſeiner erbarmte und ihn zu ihrem Geſchäftsführer in einem Handel mit abgenutzten Kleidern und Geräthen annahm. Bald darauf ſtarb ſeine Wohlthäterin und übergab ihm durch ihren letzten Willen die Mittel, ihr Geſchäft in ſein eigenes zu verwandeln.

Seit dieſer Zeit galt Aron für einen der vornehmſten Bürger des Ghetto und machte ſich beſonders durch ſeine ſtrenge Beobachtung der moſaiſchen Sitten und Geſetze in dieſem kleinen Jeruſalem allgemein verehrt. Aber in ſeinem Innern brütete die Rachſucht, die ſich ſeit Jahren von ſeinem eigenen Fleiſche und Blute genährt hatte, auf ihren ſchwarzen Entwürfen fort, und während die Wunden zu verharſchen anfingen, welche die Erbfeinde ſeines Glaubens ihm ſelbſt geſchlagen hatten, fühlte er deſto ungetheilter den nie vernarbenden Schmerz, der ſein heiliges Volk unter dem Joche der Nazarener in den Staub drückte. Mitten in der großen Hauptſtadt der Chriſtenheit in einem engen Winkel eingekerkert, ausgeſchloſſen von allen bürgerlichen Rechten und Freiheiten und verdammt zu den ſchimpflichſten Leiſtungen der Sclaverei, mußte er jetzt ingrimmiger als jemals die Demüthigung der Seinigen und den Uebermuth ihrer Tyrannen verknirſchen. So oft er den Ghetto verließ und an den prächtigen Tempeln und Paläſten der Meſſiaspriester vorüberging, oder gar, von einer

Proceſſion in ſeinem Wege gekreuzt, das Haupt vor den verabſcheuten Götzenbildern beugen mußte, eben ſo oft kehrte er mit neuen, oft bis zu der kühnſten Abenteuerlichkeit geſteigerten Plänen des Mordes und der Zerſtörung in ſeine Höhle zurück. Er wollte die Peterskirche in Brand ſtecken, die Brunnen des Quirinals vergiften, und es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß er einige Tage damit umgegangen ſei, den Papſt in der großen Proceſſion des Frohnleichnamsfeſtes zu erſchießen.

Das milde und klare Weſen ſeiner Tochter, die er aus Perpignan nach Rom gezogen hatte, ſobald er ſich vermögend fühlte, die Pflichten eines Vaters an ihr zu erfüllen, konnte dieſen böſen Geiſt in ſeinem Buſen nicht beſprechen, und je deutlicher ſie ſich zu einem Abbilde ihrer Mutter in Geſtalt, Zügen, Augen, Sprache und ſelbſt in kleinen Angewöhnungen und Eigenheiten entwickelte, um ſo aufregender ſchien ihre ſonſt ſo beruhigende Nähe für ſeine Leidenſchaften. Der Engel des Friedens war ihm eine Furie der Rache, welche ſich in die Geſtalt ſeines gemordeten Weibes gekleidet hatte, um ihn als ſtumme Mahnerin zu der Erfüllung ſeiner blutigen Gelübde anzuſpornen.

Indeſſen war der alte Aron, wie ſchon bemerkt worden iſt, von einer ſo zaghaften Natur, wenn es darauf ankam einen gewagten Vorſatz in eine That zu verwandeln, und hing noch immer mit einer ſo muthloſen Liebe an ſeinem elenden Leben, daß die hölliſche Glut ſeines Buſens ohne Zweifel in ſich ſelbſt verkocht ſein würde, ohne nach außen in Flammen aufzuſchlagen, wenn nicht durch eine ſeltene Schickung der Sohn jener Donna Clara de Floridias, welche die ſchöne Debora in die Hände der Inquiſition geliefert hatte, von Valencia nach Rom geführt worden wäre. Dieſer Sohn war nämlich, wie der Marquis in ſeiner letzten Stunde richtig geahnet hatte, der Schüler der Sapienza, Don Alonzo de Floridias.

Das Dunkel, welches über dem Verhältniſſe dieſes jungen Mannes zu der ſchönen Debora ſchwebt, wird durch die Bekenntniſſe des Juden nicht ganz aufgehellt; aber ſo viel geht aus denſelben hervor, daß der Mörder, welcher durch zufällige Umſtände von der Herkunft des Schülers unterrichtet worden war, dieſen liſtiger Weiſe in ſein Haus gelockt hatte. Er benutzte dabei ſogar das Geſicht ſeiner Tochter, welches er ſonſt, als ob es dadurch verunreinigt würde, vor den Blicken chriſtlicher Augen ſorgfältig zu verſtecken pflegte, als Köder des ausgeſtellten Netzes, und einige alte ſpaniſche Papiere, die er aus dem Schiffbruche ſeines Vermögens gerettet hatte, gaben ihm den erſten Vorwand, unter dem er ſich mit ſeinem Schlachtopfer in Berührung ſetzte. Wie ſich aber in der Folge das heimliche Verſtändniß zwiſchen Don Alonzo und Debora entwickelt haben mag, und ob der Schüler, nachdem er der Apoſtel der geliebten Jungfrau geworden war, das Herz derſelben von der

Liebe zu dem Glauben oder von dem Glauben zu der Liebe geführt habe, darüber iſt uns keine ſichere Kunde geworden. Indeſſen hat man in Santa Catarina de' Funari erzählt, daß Debora in ihrem letzten Kampfe den Namen Don Alonzo ausgeſprochen und dabei ihre Augen und Arme, wie nach einer himmliſchen Erſcheinung, emporgerichtet habe, was um ſo wunderbarer iſt, da es dem Mörder gelungen war, den Tod des Schülers vor ihr verborgen zu halten. Er hatte ihn nämlich in der Nacht des erſten Advents in jener oben beſchriebenen Kammer des alten Nebengebäudes bei ſeiner Tochter überraſcht, ohne in dieſer geheimen Zuſammenkunft etwas mehr zu vermuthen, als einen gewöhnlichen Liebeshandel. Der Augenblick forderte dringend zu der Vollſtreckung ſeines mörderiſchen Vorhabens auf: er warf den Jüngling aus der Thüre, zog ihn in den verdeckten Gang, welcher durch die Ruinen einer Kloake mit der Tiber zuſammenhing, erdroſſelte ihn hier und ſchleppte dann die Leiche durch das unterirdiſche Gewölbe in den Fluß hinab. Debora wurde von jetzt an gleich einer Gefangenen eingeſchloſſen und durfte nicht über die Schwelle ihres Hauſes treten. So erfuhr ſie nicht das Mindeſte von den Unterſuchungen wegen jenes Mordes, was freilich nur durch ein mit Blindheit geſchlagenes Verfahren der päpſtlichen Juſtiz begreiflich werden kann, und daß ſie ihren Jüngling nicht wiederſah, mußte ihr unter ſolchen Umſtänden als eine leicht erklärliche Nothwendigkeit erſcheinen. Aber in ihrer ſtillen Klauſe, vor ſeinem Crucifixe, welches ſie in einer Oeffnung der alten Mauer hinter einem großen Steine verſteckt hielt, ſetzte ſie die chriſtlichen Betrachtungen und Gebete fort, zu denen er ſie angeleitet hatte, des erlöſenden Augenblickes mit Sehnſucht und Ergebung harrend, wo ſie, ohne ihren alten Vater zu verleugnen, ihren neuen Glauben frei bekennen dürfte. Der Himmel hatte anders über ſie beſchloſſen, und ſie unterzog ſich der grauſamen Prüfung desſelben, ohne auch nur auf einen einzigen Augenblick das ſelige Vertrauen in den Erlöſer zu verlieren, welcher ſich durch ſeinen Dornenkranz mit ihr vermählte. Man wollte ſie auf ihrem Sterbelager taufen, aber ſie betheuerte, das Bad der Gnade ſchon empfangen zu haben, und verlangte nur noch die letzten Sacramente. Nachdem ihr dieſe gereicht worden waren, entfernte ſie jeden geiſtlichen Beiſtand aus ihrer Zelle und verſchied unter ſtummen Gebeten.

Arthur hatte es zu vermeiden gewußt, als Zeuge in den Prozeß gezogen zu werden, deſſen Ergebniſſe ihm jedoch bald nach den erſten Verhören bekannt wurden, aber, wie wir ſchon bemerkt haben, ohne einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Nachdem er ſein Noviciat in Santa Trinità vollendet hatte, ließ er ſich in das Kloſter Palazzuolo am Albanerſee aufnehmen, welches demſelben Orden angehört. Hier beſuchte ihn vor zwei Jahren einer ſeiner Jugendfreunde aus Berlin, dem ich die Mittheilungen verdanke, auf welche dieſe Erzählung gegründet iſt. Kaum erkannte dieſer den lebhaften, veränderungsluſtigen und launigen Schwärmer in dem ſtillen, abgeſchloſſenen und ganz in ſich zurückgeſunkenen Mönche wieder, deſſen Geſicht ebenfalls die ſtarre Ruhe ſeines Innern angenommen hatte. Nur dann und wann blitzte noch ein alter phantaſtiſcher Funke aus der ſpiegelglatten Eisfläche ſeines neuen Menſchen hervor. Er hatte das Portrait der Debora mit einer goldenen Glorie eingefaßt und betete in demſelben die heilige Jungfrau an. Wann er vor dieſem Bilde läge, ſo erzählte er ſelbſt, da ſchiene es ihm zuweilen, als ob auf einer Seite der Marquis in dem roſenrothen Sterbekleide, und auf der andern ein blaſſer Jüngling mit einem Strange um den Hals neben ihm knieeten. Ein andermal äußerte er: Es giebt nur eine Liebe, in welcher die erſte und die letzte ſich als eine und dieſelbe begegnen und umfangen. Der Tag der Liebe hat nur eine Sonne, welche aufgeht, in die Höhe ſteigt und unterſinkt, und doch zu allen Stunden dieſelbe iſt. Minna, Lureley, Debora und Maria ſind nur verſchiedene Strahlen desſelben himmliſchen Lichtes, in deſſen unſichtbarem Mittelpunkte die Königin der ewigen Liebe thront.

# Die beiden Tubus,

oder

## Denkwürdiger Blick-, Brief- und Wortwechſel zweier Deutſchen.

Von Hermann Kurz.

Erzählungen von Herm. Kurz. 2. Bd. Stuttgart. Franckh'ſche
Verlagshandlung. 1859.

Mit dem Gefühle herber Wehmuth übergebe ich hier den Leſern unſeres Novellenſchatzes eine hochergötzliche, vom ſeltenſten und echteſten Humor überſprudelnde Erzählung. Sie ſtammt aus der Feder meines theuren Freundes, des Mitherausgebers dieſer Sammlung, der die Freude nicht mehr erleben ſollte, dieſen ſeinen Liebling, der in einer wenig verbreiteten Sammlung kleinerer Erzählungen bisher ſo gut wie verſchollen war, nun in größeren Kreiſen eingeführt und gewürdigt zu ſehen. Ein plötzlicher Herzſchlag hat nach wenigen Tagen der Krankheit Hermann Kurz am 10. Oct. hingerafft, im noch nicht vollendeten ſechzigſten Jahre ſeines Lebens, das in Wahrheit „Mühe und Arbeit“ geweſen, und deſſen herandämmernder Abend ihn durch mancherlei Freuden und eine ſorgenloſere Exiſtenz für lange Kämpfe zu entſchädigen verſprach.

Als der Aeltere von zwei Brüdern wurde Hermann Kurz am 30. Nov. 1813 in Reutlingen geboren. Sein Vater, Gottl. David Kurz, der als ein Mann von geiſtiger Begabung, lebhaftem Humor und freiſinnigem Charakter geſchildert wird, war dort als Kaufmann anſäſſig, verlor in unglücklichen Unternehmungen ſein Vermögen und wurde den Seinen durch einen frühen Tod entriſſen. Unter der Leitung der trefflichen Mutter blieb der Sohn bis zur Vollendung ſeiner Schuljahre, worauf er nach Maulbronn in das niedere Seminar und von dort in das Stift zu Tübingen kam. Er ſelbſt hatte die Theologie zu ſeinem Studium gewählt. Bald aber gerieth er mit dem klöſterlichen Zwang, dem er ſich fügen ſollte, in heftigen Widerſtreit, und da es zu jener Zeit noch nicht möglich war, freiwillig wieder auszutreten, brachte er es durch ſatiriſche Ausfälle, beißende Epigramme und Verletzungen der ſtrengen Regel endlich dahin, daß man ihn aus dem Stifte wies.

Seine Mutter war ſchon vor Jahren geſtorben, den Reſt ſeines kleinen Vermögens wandte er dazu an, in Stuttgart ſeine Studien zu vollenden, worauf er das Examen beſtand und in Eningen bei einem Oheim, der dort als Pfarrer angeſtellt war, die Vicarsſtelle übernahm. Aber ſchon nach kurzer Zeit gab er dieſes Amt wieder auf, das ihn mit ſeinen innerſten Ueberzeugungen mehr und mehr in Zwieſpalt brachte, und ſiedelte nach Stuttgart über, wo er mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1813 lebte, nur von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten lebend und oft in der bitterſten Noth. Aus dieſer Zeit ſtammen ſeine meiſten Ueberſetzungen, der mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und congenialer Freiheit gleichſam aus dem Stegreif hingedichtete Arioſt, Verſchiedenes von Byron und Thomas Moore, Chateaubriand's Atala, (1868 noch die Zwiſchenſpiele des Cervantes) und Anderes, was mehr den Stempel der Noth- und Brodarbeit trug. Weit darüber erhaben, ein Werk der ſchönſten Liebe und Begeiſterung, war die Nachdichtung von Gottfried v. Straßburg's Triſtan und Iſolde, die durch die freie Vollendung des fragmentariſch überlieferten Originals einen neuen, für alle Kenner in hohem Grade bedeutſamen Werth erhielt. Zugleich hatte er ein Bändchen ſeiner Gedichte herausgegeben und ſeinen Roman „Schiller's Heimathjahre“ begonnen, und der Kreis von geiſtvollen Männern, mit denen er in naher Freundſchaft verkehrte — Ludwig Seeger, Eduard Mörike, Guſtav Schwab, Juſtinus Kerner, Graf Alexander von Württemberg, Lenau, u. A. — zugleich mit dem wachſenden Gefühl ſeines eignen Dichterberufes machten dieſe Jahre trotz aller,äußeren Noth zu den glücklichſten und fruchtbarſten ſeines Lebens.

Im J. 1813 folgte er einer von Carlsruhe aus an ihn ergangenen Einladung, ſich an der Redaction einer illuſtrirten Zeitſchrift zu betheiligen. Hier, wo er bis zum Jahre 1848 blieb, kam er in Verkehr mit Hecker, Baſſermann und den andern Führern der politiſchen Bewegung und wurde dadurch veranlaßt, ſich mit der Politik, gegen die er früher eine entſchiedene Abneigung gefühlt, ernſter zu befaſſen. In Folge davon übernahm er 1848 die Redaction des „Beobachters“, die er zuerſt mit Ludwig Weißer zuſammen, dann 1849 nach deſſen Flucht in die Schweiz ſieben Jahre lang allein fortführte und nur wieder aufgab, weil die Vollendung ſeines

„Sonnenwirth“ ſeine volle Dichterkraft in Anſpruch nahm.

Im Jahre 1853 ſchrieb er die kleinere Erzählung „der Weihnachtsfund“ und hatte bald darauf die Freude, an eine neue Auflage von „Schiller's Heimathsjahren“ Hand anlegen zu können. Drei Bände „Erzählungen“ erſchienen im Jahre 1858. Aber allzu angeſtrengte Arbeit trug ihm ein ſchweres Nervenleiden ein, das erſt langſam in der Zurückgezogenheit von Obereßlingen, wo ein Freund ihn gaſtlich aufnahm, wieder von ihm wich, ſeitdem aber immer drohend im Hintergrunde ſtand. Die Sorgen um ſeine Exiſtenz — er hatte ſich im Jahre 1851 verheirathet und fünf Kinder wuchſen ihm heran, — der Unmuth über mancherlei fruchtloſe Unternehmungen und der heimliche Schmerz, ſeine dichteriſchen Leiſtungen nicht nach Verdienſt durchdringen zu ſehen, zerrütteten ſeine phyſiſche Natur und lähmten ihm die Kraft zu neuen poetiſchen Schöpfungen. Er flüchtete in die Wiſſenſchaft. Unterſuchungen über geſchichtliche Fragen*), Shakespeare**), Gottfried v. Straßburg,***) Probleme der deutſchen Literatur†) und Mythologie††) zeugen von dem Ernſt, mit dem er jede Aufgabe, auch wenn ſie wenig äußeren Lohn oder Erfolg verſprach, zu erfaſſen pflegte.

Zu dieſen Unterſuchungen regte ihn mächtig das reiche Material an, in welches er ſich durch ſeine Anſtellung als Bibliothekar an der Univerſitätsbibliothek zu Tübingen (1863) verſetzt ſah. Aber ſo friſch und ſchlagfertig auch ſein geiſtiges Weſen in dieſen Arbeiten ſich zeigte, ſo erfreulich nach der langen Lebensdürre der Quell des Humors wieder hervorſprudelte: — ich erinnere nur an den Text, den er zu Konewka's Schattenriſſen „Falſtaff und ſeine Geſellen“ ſchrieb, ein faſt übermäßig reicher goldener Rahmen um die geiſtvollen Bilder — ſeine eigentliche Dichterkraft hatte einen unheilbaren Schlag erlitten, und der letzte Verſuch, wieder die alten Bahnen zu betreten, endigte mit völliger Erſchöpfung und bereitete einen neuen Ausbruch ſeines Nervenleidens vor, das im Sommer dieſes Jahres mit großer Heftigkeit ihn überfiel, dann einige Monate lang zurücktrat, bis es in der letzten Woche vor ſeinem Ende ſich wieder ankündigte.

---

*) Der griech. Bundestag. Deutſche Jahrb. 1864. — Aus den Tagen der Schmach. (Stuttgart. Kröner.)

**) Zu Shakespeare's Leben und Schaffen. Altes und Neues. (München 1868. Carl Merhof) — Nachleſe zu Shakespeare.

***) Zum Leben Gottfr. v. Straßburg's (Wien, Gerold's Söhne 1870).

†) Der Simpliciſſimus. 1865 in der Beil. der Allg. Zeitg.

††) Die Wochengötter. Noch ungedruckt.

Die Aufgabe, das Bild des theuren Verewigten aus treuer Erinnerung zu zeichnen, den Seelenadel und die unerſchöpfliche Güte des Menſchen, die Tiefe und Feinheit, den Ernſt und die heitere Grazie, die volksthümliche Naivetät und reiche Bildung des Dichters auch nur in raſchen Umriſſen zu ſchildern, würde den hier vergönnten Raum weit überſchreiten. Auch verſagt in der friſchen Trauer um einen ſo ſchweren Verluſt dem Ueberlebenden die Fähigkeit, das ihm perſönlich Werthvolle von dem zu ſcheiden, was Fremderen überliefert zu werden verdient. Bei der Herausgabe der Geſammelten Werke des Freundes hofft er das hier Verſäumte nachzuholen. Nur über die Novelle, die hier mitgetheilt wird, glaubt er ein Wort der Rechenſchaft dem Dahingeſchiedenen ſowohl wie den Leſern ſchuldig zu ſein.

Die Novelle findet ſich in ihrer erſten Faſſung im 2. Bande der „Erzählungen“, der unter dem beſonderen Titel „Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten“ im J. 1859 erſchien, und wurde dort nach mancherlei literariſch-ſatiriſchen Humoresken zwiſchen dem ſechsten und ſiebenten Buch als ein kleiner „Roman“ eingeſchaltet. Wer ſie in jener Form geleſen hat, wird ſich erinnern, daß der tragiſche Humor, der in dem Tode der beiden Väter gipfelt, wieder ins Gemüthlich-Idylliſche ausklingt, indem die Tubus, welchen die Väter ihre ſo gewaltſam zerſtörte Freundſchaft verdanken, die Kinder endlich wieder zuſammenführen. Mit dieſem Schluß, der theils im Ton, theils in der Erfindung nicht auf der Höhe des Uebrigen ſteht, war der Dichter ſelbſt nicht mehr zufrieden. Er begann eine neue Fortſetzung, die ſich aber ſo weitläufig anließ, daß eine Doppelnovelle entſtanden wäre, die nicht minder die Einheit des Tons gefährdet haben würde, und da die Arbeit wieder ins Stocken gerieth und bei der ſchwer erſchütterten Geſundheit des Freundes Alles zu vermeiden war, was eine ſtarke Anſpannung der dichteriſchen Kraft erfordert hätte, machte ich den Vorſchlag, die Novelle überhaupt ein für alle Mal mit dem Lebensende der beiden Pfarrer abzuſchließen. Hiergegen wandte K. ein, „im ganzen Gebiete der Kunſt dürfte die humoriſtiſche Diſſonanz leichtlich die allerſchlimmſte ſein.“ Ich entgegnete, daß ich dieſen Satz im Allgemeinen zugäbe, ſeine Anwendung aber auf unſeren beſonderen Fall beſtreiten müſſe. Wenn eine Freundſchaft, die auf Fernrohrweite entſtanden und fortgeführt worden, bei der erſten Gelegenheit einer perſönlichen Berührung ein Ende mit Schrecken nähme, ſo ſei das gerade „der Humor davon“, und Niemand werde ſagen können, daß eine ſolche Diſſonanz, die ſo recht zum eigentlichſten Weſen des ganzen Motivs gehöre, unkünſtleriſch wirke. Auch ich könne mir eine Fortſetzung denken, die auf eine heitere Weiſe die Kinder mit Hülfe derſelben verhängnißvollen Inſtrumente wieder zuſammenführe, deren ſich das Schickſal bedient, um die Väter einander zu nähern. Aber wenn dieſe Wendung nicht in der glücklichſten Stunde von der heiteren Muſe eingegeben würde, wäre zu beſorgen, daß die Geſchichte der zweiten Generation ſich auf die humoriſtiſche Höhe der erſten nicht hinaufzuſchwingen vermöchte, ſo daß in der unvermeidlichen Doppelnovelle ein Abſinken der Wirkung gegen den Schluß ſich fühlbar machen würde.

Ueber dieſem Hin und Wider, das vor der Hand zu keinem Austrag kommen konnte, überraſchte den Freund der Tod, und faſt erſcheint es nun als eine Verletzung der Pietät gegen einen letzten Willen, wenn die Geſchichte von den beiden Tubus nun dennoch mit der „Diſſonanz“ am Schluſſe dem Novellenſchatz einverleibt wird. Wäre nur die Form, in welcher die Novelle in jener erſten Ausgabe zu Ende geführt wird, nicht ebenfalls von dem Verfaſſer verworfen worden, oder wäre von der neuen Fortſetzung ſo viel vorhanden, um wenigſtens durch die Mittheilung des Plans die Erzählung verſöhnender im Sinne des Dahingeſchiedenen abzuſchließen! Nun aber bleibt nichts übrig, als die Frage vor das Tribunal des Publicums zu bringen und, falls ſich dieſes gegen den Herausgeber erklären ſollte, als letzten Rechtfertigungsgrund anzuführen, daß dieſe Novelle nicht nur dieſem, ſondern allen Freunden der Kurziſchen Muſe als ſeine glänzendſte novelliſtiſche Leiſtung von jeher gegolten hat, und da er die ernſten, tief ergreifenden Töne, deren er mächtig war, nur in ſeinen Romanen angeſchlagen, der Novelliſt Hermann Kurz in dieſer Sammlung, der er ſelbſt drei Jahre lang ſeine ganze Kraft und Liebe gewidmet, durch nichts Geringeres vertreten werden dürfe, als durch dieſes Kabinetsſtück humoriſtiſcher Darſtellung, mag auch ein unſeliges Geſchick demſelben die letzte Vollendung von der Hand des Dichters verſagt haben.

München, im October 1873.

P. H.

## 1.

Es war ein ſchöner, ſtiller Aprilmorgen, ſtill wie er nur im Deutſchland der zwanziger Jahre, in welches wir uns hiemit zurückverſetzen, und in einem einſamen hochgelegenen ſchwäbiſchen Bergdörfchen gedacht werden kann.

Am Fenſter ſeines Pfarrhauſes ſtand der Pfarrer von A . . . berg, der zu dieſer Stunde ſeiner vieljährigen und alltäglichen Morgenbeſchäftigung oblag. Er ſah nämlich ſpazieren, indem er einen langen Tubus vor das Auge hielt und über die Ferne hin und her bewegte. Derſelbe war weder ein Dollond noch ein Frauenhofer, ſondern ein ſelbſtverfertigtes Rohr aus ſteifem Papier, worin er die teleſkopiſchen Gläſer nach freundſchaftlicher Anleitung des berühmten Mechanikus Butzengeiger in T......., der ſein Vetter war, eingeſetzt hatte. Dieſes Spar-Fernrohr bildete neben ſeinem Sohne Wilhelm, von deſſen Entwicklung er ſich Wunderdinge verſprach, ſeinen größten Stolz und, wie ſchon geſagt, ſeine tägliche Morgenergötzlichkeit. Es trug wohl zwanzig Stunden weit und ließ in der Landſchaft die wellenförmigen Hügelreihen, die dichtgeſäeten Dörfer mit den blinkenden Kirchenthürmen, in den Bergen aber, die ſich links und rechts in langer Front an den hohen Standpunkt unſeres Beobachters anſchloßen, die verſteckteſten Thaleinſchnitte, die abgelegenſten Felſenzacken und die verborgenſten Ruinen ſehr deutlich vor das Auge treten.

Was jedoch das bewaffnete Auge des Pfarrers von A... berg heute gänzlich gefangen nahm und ihn ſelbſt gleichſam zur Statue entgeiſterte, war nicht der längſt gewohnte Anblick der Morgenlandſchaft, obwohl er ſich demſelben ſtets mit Liebe hinzugeben pflegte. Es war etwas Neues, Ueberraſchendes und, wie wir wohl vorausſchicken mögen, eine verhängnißvolle Epoche in ſeinem Leben heraufzuführen Beſtimmtes.

Während er nämlich von Morgen gegen Abend gerichtet zwiſchen den am Fuße des Gebirges nach dem untern Lande hinziehenden Hügeln, die ſchon vom jungen Grün des Lenzes überflogen glänzten, ein ſonderbar ſchiefes Thürmchen aufſuchte, nach welchem er jeden Morgen theilnehmend hinſah, ob es noch nicht eingefallen ſei, trat eine Erſcheinung in ſein Sehfeld, die ihn beinahe erſchreckt hätte, bald aber mit einer faſt närriſchen Freude erfüllte.

Er hatte bei ſeinen bisherigen Beobachtungen ein kleines Haus überſehen, deſſen Obertheil in einiger Entfernung von dem wehmüthig geneigten Thürmchen über eine von Bäumen halb verſteckte Mauer hervorragte. Erſt heute machte er deſſen Entdeckung. Aber eine noch größere war ihm vorbehalten: er entdeckte nämlich am Fenſter des Häuschens einen Mann, der genau wie er ſelbſt ein Fernrohr handhabte und, ſo ſchien es ihm wenigſtens, gerade jetzt ſeine eigene

Perſon recognoſcirte. Er glaubte in einen entfernten Spiegel zu blicken oder gar einen Doppelgänger wahrzunehmen. Bei näherer Unterſuchung jedoch fand er, daß dieſes „zweite Geſicht“, das ihm aufgeſtoßen, in Wirklichkeit ein zweites war, das heißt, ein anderes. Wenn ihn nämlich ſein Butzengeiger, wie er das Inſtrument zu nennen pflegte, nicht trog, ſo erkannte er ziemlich deutlich eine ſchwärzliche Complexion und einen eckigen Knochenbau mit harten düſteren Zügen, während er ſelbſt blond und glatt wie Hamlet, dabei aber freundlich und gemüthlich wie der liebe Vollmond ausſah.

Kein Zweifel, das Wunder löſ'te ſich in Natur, der Doppelgänger ſich in einen Kunſt- oder vielmehr Liebhabereigenoſſen auf. Und dennoch blieb es wunderbar, daß dieſe verwandten Seelen, wer weiß nach wie langem unbewußtem Umherſuchen, ſich in ſo ſeltener, vielleicht noch nie dageweſener Weiſe begegnen und eine optiſche Schäferſtunde feiern ſollten! Indeſſen verſchob der Pfarrer von A . . . berg das Nachdenken auf eine bequemere Minute, da es ihm für den Augenblick vor Allem darum zu thun ſein mußte, die ſo unerwartet gefundene teleſkopiſche Freundſchaft hand-, oder wenn man will augenfeſt zu machen und ſich ihrer dauernd zu verſichern. Er holte daher, den ſchwerfälligen Tubus für eine Weile einhändig regierend und vor Mühe keuchend, ſein Taſchentuch aus dem Schlafrocke hervor und ſchwenkte es wiederholt, wobei es ihm nicht wenig Schweiß koſtete, den Gegenſtand ſeiner Beobachtung vor dem Glaſe zu behalten, oder wenn er ihn von Zeit zu Zeit verlor, ſchnell wieder vor daſſelbe zurückzuführen.

Doch aller ſeiner Bemühungen ſchien ein neidiſches Geſchick ſpotten zu wollen, denn der Unbekannte gab kein Zeichen der Erkennung, obgleich in ſeiner Stellung und der Richtung ſeines Fernrohrs keine Veränderung ſichtbar geworden war. Sein Entdecker knieete auf den Boden, legte die angeſchlagene Augenwaffe auf das Fenſtergeſims und begann das Taſchentuch mit Macht zu ſchwingen; da er aber bedachte, daß durch dieſes Verfahren gerade das breiteſte Object des Geſehenwerdenkönnens, nämlich ſein wohlgerundetes Selbſt, dem Bereiche einer Gegenentdeckung entrückt ſei, ſo band er mit eben ſo viel Kunſt als Anſtrengung die Signalflagge um den unausgeſetzt in Arbeit begriffenen Tubus feſt, ließ das freie Ende flattern und nahm ſeinen früheren Standpunkt in dem Fenſter, das er vollkommen ausfüllte, wieder ein.

Das Fernrohr jetzt mit beiden Händen, wie vorher, zu bequemeren Evolutionen beherrſchend, ſchüttelte er es von Zeit zu Zeit, um die daran befeſtigte Flagge tanzen zu laſſen. Allein dies war gleichfalls ein mißliches Manöver, worin er jeden Augenblick inne halten mußte, um den durch die Schwankungen geſtörten Geſichtswinkel herzuſtellen, ehe die in demſelben befindliche Erſcheinung unwiederbringlich verſchwinden konnte. Da kam ihm endlich der ſteifer werdende Morgenwind zu Hülfe und blähte das Taſchentuch auf, ſo daß es luſtig zu wehen und ordentlich zu rauſchen begann. Der Pfarrer beugte ſich jetzt mit dem beflaggten Tubus weit aus dem Fenſter, um ſich ſo bemerklich als möglich zu machen, und ſuchte ſeinen Doppelgänger gleichſam im Geiſt auf die Naſe zu ſtoßen, die, weil deſſen Sehrohr in die Höhe gerichtet war, ganz merklich unter demſelben zum Vorſchein kam.

Vergebens jedoch! Der Andere rührte ſich nicht, und er hielt ihn nachgerade für einen Gliedermann, den irgend ein Spaßvogel aus unbekannter Abſicht dort ans Fenſter geſtellt habe. Etwa gar um ihn ſelbſt und ſeine unſchuldige Liebhaberei, die man dort bemerkt haben mochte, zu parodiren? Dieſer Gedanke, der nahezu an eine Regung von böſem Gewiſſen hinſtreifte fuhr unſerem Beobachter einen Augenblick durch den Kopf; aber der Pfarrer war zu gutmüthig, als daß er bei ihm verweilt hätte. Auch unterbrach ihn ein plötzlicher Scenenwechſel auf dem Schauplatze ſeiner Forſchungen; der Doppelgänger ſetzte das Fernrohr ab, zog ſich zurück, und gleich darauf war das Fenſter geſchloſſen. Er war alſo kein Gliedermann geweſen. Dafür war er aber jetzt weg, vielleicht auf Nimmerwiederſehen, und der Pfarrer von A . . . berg hatte Zeit und Mühe umſonſt verſchwendet.

Reiſen Sie glücklich nacher Aſia und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin! ſagte er ärgerlich hinter ihm drein. Dieſes aus dem Leben gegriffene Citat wurzelte mit dem Urſprung ſeines Daſeins im Complimentirbuch eines coulanten Poſthalters der Umgegend. Derſelbe hatte einſt einem türkiſchen Geſandten, der, den nächſten Weg von Paris nach Konſtantinopel über den Aalbuch und Birngrund einſchlagend, bei ihm vorfuhr, Relais für ſeinen Wagen, für ſich ſelbſt aber, als Surrogat des Scherbets, ein Glas Zuckerwaſſer zu nehmen, beim Wegfahren mit abgezogener ſeidener Zipfelmütze und unter einem tiefen Bückling die angeführten goldenen Beurlaubungsworte nachgerufen. Sie waren, von ſeinen Gäſten verbreitet, nach und nach landläufig geworden und wurden von allen geiſtreichen Leuten, mit anderem Wort alſo von allen „Honoratioren“, bei mehr oder weniger paſſenden Gelegenheiten beharrlich angewendet.

Der Pfarrer hatte inzwiſchen eine vorübergehende gemäßigte Verzweiflung über den unbefriedigenden Ausgang ſeines Abenteuers bald überwunden und ſtieg nun ziemlich ſelig zu ſeiner getreuen Gattin in das Wohnzimmer hinab, um derſelben die unerhörte Ueberraſchung, die ihm ſo eben geworden war, mitzutheilen.

Will man ſich hier einen Begriff von den Zuſtänden des Pfarrhauſes in A . . . berg bilden, ſo verſetze man ſich einfach in die Geſchichte des Landpredigers von Wakefield, nur daß man ſich Allerlei wegzudenken hat, zum Beiſpiel die beiden Mädchen mit ihren Liebhabern und ſo weiter und ſo weiter, vor Allem aber den theologiſchen Tractat. Von Arbeiten letzterer Art war unſer Pfarrer nun ganz und gar kein Freund, und ſchon bei der Wahl ſeiner magern Pfarrſtelle hatte ihn neben dem Wunſche, die Erkorne ſeines Herzens ſchnell heirathen zu können, der weitere Lebensplan beſtimmt, auf dem erſten beſten Anfangsdienſte das Ziel ſeiner Tage heranzuſitzen und jedem Beförderungsanſpruche zu entſagen, der ihn nur genöthigt haben würde, ſeine dogmatiſchen Bücher abzuſtäuben und ſich als alter Knabe noch einmal zur Prüfung zu melden.

Dieſer Lebensplan beruhte auf der breiten Grundlage eines ganz ſtattlichen Vermögens, das beide Eheleute zuſammengebracht hatten, und das ihnen ihr Gericht Kraut nicht bloß mit Liebe, ſondern mit jedem beliebigen Genuß des Lebens zu würzen geſtattete. Und zu all dem Behagen kam noch, daß der gefürchtete Oekonomiebeamte des Bezirks, der die Aufſicht über die öffentlichen Gebäude zu führen hatte, mit dem Pfarrer im dritten und mit der Pfarrerin ſogar im zweiten Grade verwandt war, welches Verhältniß die angenehme Folge hatte, daß das Pfarrhaus von A . . . berg mit Recht unter den Pfarrhäuſern des Landes als eines der ſchönſten geprieſen wurde — in der dürftigſten Umgebung ein allerliebſter und comfortabelſter Felſenſitz für ein wohlhäbiges Paar, das Hände genug zur Verfügung hatte, um ſich die Nützlichkeiten und Süßigkeiten einer wohlbeſtellten Haushaltung von allen Seiten die ſchroffen Bergwege herauftragen zu laſſen.

Fällt hienach mit ſo manchen anderen Vergleichungspunkten zwiſchen A . . . berg und Wakefield auch noch der der Armuth hinweg, ſo bleiben doch immerhin Mr. und Mrs. Primroſe übrig, denn das waren die beiden liebenswürdigen Pfarrhälften durch und durch, ein wenig vielleicht ſchon darum, weil ſie ſich in ihrer Jugend mit Vorliebe in dieſe Rolle hineingeleſen hatten. Das Behagen, in welchem ſie ſchwammen, theilte ſich Allen mit, die ſie berührten, und da ſie ſehr mittheilend waren, ſo erſtreckten ſich dieſe Berührungen in ziemlich weite Kreiſe. Die Gaſtfreundſchaft unſerer Primroſes war ſo groß, daß Niemand ihr ſteiles Schwalbenneſt unzugänglich fand und die Gemeinde ſelbſt, obgleich ſie nicht erwarten durfte, einen Steinriegel in eine Kornkammer und Dornſträuche in Feigenbäume verwandelt zu ſehen, befand ſich doch wenigſtens bei dem Wohlſtand ihres Pfarrers weit beſſer, als wenn ſie, wie es in ähnlicher Lage meiſt der Fall iſt, zu ihrem eigenen Mangel an Wolle auch noch einen kahlen Hirten gehabt hätte.

Sonach, wenn der geneigte Leſer den Pfarrer von A . . . berg vielleicht auf den erſten Anblick wegen ſeines Papierfernrohrs für einen armen Schlucker oder gar für einen Filz gehalten hat, ſo iſt dies nur einer von den vielen Beweiſen für die Wahrheit des Sprichworts, daß der Schein zu Zeiten trügt. Der Spar-Tubus ſtellte bloß ein Stückchen Robinſonade im Studirzimmer vor.

Mit unbeſchreiblicher Ueberraſchung und grenzenloſem Vergnügen vernahm die Pfarrerin, was ſich ſo eben zwiſchen Morgen und Abend zugetragen hatte. Als eine Frau, die eine Freude des Gatten zu ihrer eigenen Freude machte, intereſſirte ſie ſich höchlich für den unbekannten Seelenverwandten ihres Mannes und ſprach mit Hochachtung und Freundſchaft von ihm, jedoch nicht ohne zugleich ihrem Verdruſſe Luft zu machen, daß der „dumme Kerl“, wie ihr ihm Eifer entfuhr, „keine Augen im Kopfe gehabt“ habe. Sofort eröffnete ſich eine lebhafte Berathung über die Fragen, wer derſelbe ſein möge, wo er wohne und wie es komme, daß er dem regelmäßigſten aller Beobachter bisher entgangen ſei. Die letztere Frage zerfiel wieder in mehrere Unterfragen: war der Fremde vielleicht erſt ſeit geſtern oder heute in der Gegend ſeßhaft, in der er ſich hatte entdecken laſſen? oder, mochte er nun ſtändig oder vorübergehend ſeinen Aufenthalt dort unten haben, entſtammte ſeine heutige Recognoſcirung bloß einer flüchtigen Laune oder einer ſoliden Gewohnheit? Konnte man alſo darauf rechnen, ihm künftig abermals auf dem heutigen Wege zu begegnen, oder nicht? Oder aber, hatte er vielleicht ſchon längere Zeit, wohl gar Jahre lang, jeden Morgen und nur zu einer andern Stunde als der Seher von A . . . berg, aus jenem Fenſter heraufgeſchaut?

Denn „die Menſchen lieben ſich zu ungleichen Stunden," ſagt Rahel.

Eine geheime Ahnung flüſterte der Pfarrerin zu, daß die letztere Hypotheſe die richtige ſei, und mit gewohntem Scharfſinn machte ſie ihren Mann auf die Fügung aufmerkſam, die es mit ſich gebracht hatte, daß er ſeine gewohnte Morgenandacht heute zur ungewohnten Zeit verrichtete, nämlich eine ganze Stunde ſpäter als ſonſt. Da die Urſache dieſer Verſpätung auch vom ſpitzfindigſten Leſer wohl ſchwerlich errathen werden würde, ſo dürfte es angezeigt ſein, einen kurzen Bericht darüber hier einzuflechten.

Das Pfarrhaus von A ... berg hatte geſtern die Ehre gehabt, den neuen Decan auf ſeiner erſten Parochialviſitationsrundreiſe zu bewirthen. Unſer Freund nun, der das wünſchenswerth richtige Verhältniß zwiſchen Pfarrer und Decan beſſer als wir zu definiren verſtand, war von ganzer Seele darauf bedacht geweſen, gleich bei dem ſo entſcheidenden erſten Zuſammenſein den rechten Ton zu treffen. Sofort nach Empfang der Ankündigung des Viſitationsbeſuches hatte er an ſeinen Nachbar, den Pfarrer von Sch......ingen geſchrieben, von dem er wußte, daß er ein Jugendfreund der noch unbekannten Größe war, und denſelben dringend eingeladen, dem Erwarteten Geſellſchaft zu leiſten, mit dem Erſuchen, wo möglich etwas früher einzutreffen und ihm ſelbſt über Charakter, Temperamentsqualitäten, Gemüthsneigungen, Angewöhnungen des Fraglichen, beſonders jedoch über deſſen etwaige Eigenheiten dienſame Auskunft zu geben, oder, im Fall einer bedauerlichen Verhinderung, ihn über dieſe Wiſſenswürdigkeiten mit Wendung des Boten ſchriftlich aufzuklären.

Der Abgeſandte kam mit einem Briefe zurück, worin der Nachbar unter Entſchuldigung, daß er abgehalten ſei, an dem beſtimmten Tage zu kommen, den gewünſchten Beſcheid ertheilte. Decanus, ſchrieb er, ſei ein ſehr humaner Mann, unter Umſtänden ſogar ein cordiales, ja, wenn desipere in loco ſtatthaft, ein kreuzfideles Haus. Beſondere Kennzeichen wiſſe er Decano keine beizulegen, maßen ſelbiger in Amtsſachen mit Gewiſſenhaftigkeit facil, in allen andern Dingen aber abſolut tractabel und demgemäß beim Tractament im eigentlichen Sinne des Worts, je nachdem Gott es beſchieden, mit Wenigem und auch mit Vielem content ſei. Uebrigens habe er allerdings eine individuelle Eigenheit, eine etwas ſonderbare, mit deren Hülfe man jedoch ſein Herz erobern könne. Er putze nämlich für ſein Leben gern Lichter. Könne man daher, was ja in Betracht der ſchlechten Wege leicht zu bewerkſtelligen, Decanum über Nacht feſthalten, und wolle man ihm Gelegenheit geben, Abends das Licht oder vielmehr die Lichter fleißig zu putzen, ſo werde er ganz „in ſeinem Esse ſein“.

Unſer Pfarrer war nicht ſo einfältig, ſich zum Opfer dieſer plumpen Lüge zu machen, da er, wie alle Welt, ſeinen Amtsbruder von Sch ...... ingen als loſen Vogel und Myſtificator kannte.. Er wunderte ſich nur, daß dem geriebenen Kopfe in der Geſchwindigkeit nichts Geſcheidteres eingefallen ſei. Aber gerade darum hieß er die Eulenſpiegelei, von der er eine Probe halb und halb erwartet hatte, höchlich willkommen: denn ſie verhalf ihm zu dem Tone, den er zu treffen wünſchte. Er ging alſo mit Vergnügen in die Falle und ſtellte ſich, als ob er die Myſtification blindlings glaube, hielt es jedoch für gerathen, die Pfarrerin, deren er ſich zu ſeiner Operation zu bedienen gedachte, nicht in die Tiefe der Verwicklung und auf den Boden ſeines Planes blicken zu laſſen. Indem er ihr daher die Charakteriſtik des Decans mittheilte, verſchwieg er, daß der Urheber derſelben ein Duzfreund des Geſchilderten ſei, der ſich etwas gegen Dieſen erlauben konnte, und brachte ſo die ſonſt recht leidlich kluge Frau dahin, daß ſie ſeinen ſcheinbaren Glauben in Wirklichkeit theilte. Hiedurch gewann er einerſeits, daß ſie ihre Rolle, die nicht durch heimliche Zweifel oder gar Gewiſſensbiſſe beeinträchtigt ſein durfte, mit natürlichſter Unbefangenheit ſpielte, und andererſeits hielt er ſich ſelbſt für alle Fälle einigermaßen rückenfrei.

Die Viſitation ging zur Zufriedenheit beider Theile vorüber. Nachdem die geſchäftliche Seite des Beſuchs erledigt war, legte der Decan ſeine Amtsmiene ab, um der Frau Pfarrerin die Aufwartung zu machen. Trotz ſeiner Verſicherung, daß er nur die Kirche und Schule, nicht aber die Küche zu viſitiren gekommen ſei, mußte er einem altehrwürdigen Brauch zufolge ihre Einladung zu Tiſche annehmen. Mit Gewandtheit wurde ſodann die Tafelzeit verlängert, bis man erklären konnte, daß es einem Morde gleich zu achten wäre, wenn man den verehrten Gaſt bei ſchon ſinkendem Abend die halsbrechende Felſenſteige hinabfahren ließe. Nach langer und lebhafter Weigerung mußte er ſich endlich in das Unvermeidliche fügen. Der Pfarrer ſchlug zur Ausfüllung der Zwiſchenzeit einen kleinen romantiſchen Spaziergang vor und führte dann den Gaſt zum Abendimbiß zurück.

Der Decon ſtarrte verwundert in das Lichtermeer, das ihn hier empfing. Die Pfarrerin hatte aber auch nicht bloß ihren eigenen Leuchterſchatz, der nicht klein war, in voller Heerſchau aufgeſtellt, ſondern auch ſämmtliche disponible Prachtſtücke der Revierförſterin, ja ſelbſt ein paar Antiquitäten von der Schulmeiſterin — im Hauſe des Ortsvorſtehers gab es nur autochthoniſche Ampeln — ins Feuer geführt. Zur Entfaltung aller dieſer Schlachtreihen war es nöthig geweſen, mehrere Tiſche zuſammenzurücken.

Der Decan unterdrückte ein Lächeln über die vermeintliche Geſchmackloſigkeit, und man ſetzte ſich. Während der Hauptſchüſſeln gönnte man ihm Ruhe; doch hatte er auch da ſchon in ſeinem angeblichen Lieblingsſache genug zu arbeiten, weil Niemand der Kerzen in den beiden größten, faſt Candelabern zu vergleichenden Leuchtern, die vor ſeinem Platze ſtanden, ſich annahm, und er als Mann von Erziehung ſie fort und fort allein bedienen mußte. Die kurzen, ſcharfen, ſicheren

Bewegungen, womit er in dieſer Verrichtung die Lichtputze handhabte, verriethen übrigens in der That eine gewiſſe Virtuoſität, und der Pfarrer, der beſtändig in ſich hineinlächelte, begann zu ahnen, daß der Charakteriſtiker denn doch vielleicht eine Art von ſchwacher Seite aufs Korn genommen haben könnte.

Mit dem Nachtiſch eröffnete ſich ein ganzer Sternenhimmel voll Beglückung für den Decan. Die Pfarrerin manövrirte ſehr geſchickt, indem ſie mitten in der lebhafteſten Unterhaltung zwiſchen die beiden Rieſenleuchter die kleineren Contingente einzudirigiren, die von dem dienſtfertigen Gaſte abgefertigten hinter die Schlachtordnung zu bringen und, Alles in größter Geräuſchloſigkeit, friſche Truppen nachzuſchieben verſtand. Der Decan hatte eine Zeit lang gar nichts zu thun, als Lichter zu putzen. Endlich aber wurde ihm das Ding zu arg, und da er nicht auf den Kopf gefallen war, ſo merkte er nachgerade, daß irgend eine verborgene Abſicht dabei mit im Spiele ſein müſſe.

Verbindlich, doch mit etwas ſpitzem Tone, wendete er ſich an den Pfarrer und bemerkte, die Frau Pfarrerin ſcheine ihm in ſymboliſcher Weiſe über die Kirchenlichter der Diöceſe eine regulative Gewalt einräumen zu wollen, ſo wie er ſie keineswegs beanſpruche. Der Pfarrer, in gutgeſpielter Verlegenheit und Unſchuld, aber nicht ohne ſchlaues Augenzwinkern, erwiderte, ſeine Frau befaſſe ſich ſonſt nicht mit Symbolik, im gegenwärtigen Falle aber dürfte ſie vielleicht ihre Vernunft etwas zu ſehr unter den Glauben an den Herrn Collega in Sch...... ingen gefangen genommen haben. So, der Vocativus? rief der Decan, bereits einer Enthüllung gewärtig: was hät Der wieder für einen Trumpf ausgeſpielt? Der Pfarrer ſetzte mit Glück ſeine Rolle als Unparteiiſcher fort und berichtete, wie ſeine Frau, angeblich ganz ohne ſein Zuthun und gegen ſeine beſſere Ueberzeugung, von dem argen Schelm in den April geſchickt worden ſei.

Der Decan brach in ein homeriſches Gelächter aus, das er erſt mäßigte, als er den Todesſchrecken der Pfarrerin gewahrte, die ſich zum erſten Mal von ihrem Mann verlaſſen und verrathen ſah. Sie war wie vom Donner gerührt. Da ſie jedoch, durch einen geheimen Wink des Pfarrers verſtändigt, den vernünftigen Ausweg ergriff, plötzlich in das Lachen der beiden Herren einzuſtimmen, ſo nahm ſolches einen neuen Aufſchwung, und in glücklicher Stimmenmiſchung wurde ein rauſchendes Lachterzett aufgeführt. Als die erſchöpften Kräfte eine Pauſe forderten, erzählte der Decan eine Reihe luſtiger Streiche ähnlichen Schlages, die ſein Freund während ihrer gemeinſamen Jugendjahre ausgeheckt hatte, und für jeden gab der Pfarrer ein Seitenſtück aus dem neueren Leben desſelben zum Beſten, ſo daß die Munterkeit immer wieder friſche Nahrung erhielt. Alsdann bedurfte es nur von Zeit zu Zeit eines Blickes auf die Lichter, eines gegenſeitigen Anſchauens, und die Lachmuſik ging mit erneuter Stärke fort. Der Pfarrer machte endlich den Vorſchlag, noch zu dieſer ſpäten Stunde an den Miſſethäter ein Citatur ad Magnificum zu erlaſſen, und der Decan ertheilte wohlgelaunt der Maßregel ſeine Genehmigung.

Kaum war jedoch der Bote zum Haus hinaus, ſo klopfte es an der Thüre, und der Delinquent trat herein. Er hatte den vermuthlichen Erfolg ſeiner Anſtifterei erlauert, ſich ſchon von ferne an dem Lichterglanz des Parrhauſes innigſt erfreut, und kam nun der vorausgeſehenen Citation zuvor. Sein Erſcheinen erregte ungeheure Heiterkeit. Die Pfarrerin ſtellte ſofort den Antrag, ihn für die ganze Dauer des Abends zum ausſchließlich alleinigen Lichterputzen zu verurtheilen, und der Decan trat dieſem Strafantrage bei, doch erſt nachdem er eine anſehnliche Reduction der aufgeſtellten Heeresmaſſen beantragt und durchgeſetzt hatte. Hierauf bereitete die Pfarrerin einen Punſch, als in welchem Artikel ſie weit und breit berühmt war.

Zuletzt, als dem Lachen der Nachlaß der Natur ein Ziel ſteckte, wurde der luſtige Abend durch ein Tarok zu Drei, das Feinſte für ausgeſuchte geiſtliche Spieler, gekrönt. Dieſes Spiel wollte jedoch nicht regelrecht zu Ende kommen; es ſcheiterte noch vor der geſetzten Zeit an vielfachen und allſeitigen Verſtößen, als da ſind „Vergeben“, „Verzählen“ und dergleichen mehr, und man brach es daher ab in gütlichem Einverſtändniß und mit der Verabredung, ſich an einem gelegeneren Tage Revanche zu geben. Die Lichtputze war zuletzt in die Hand der Pfarrerin gewandert, nachdem der Decan, der dem Sträfling bei deſſen zunehmender Ungeſchicklichkeit den Dienſt abgenommen, einmal um das andere mit allzu knapper Präciſion das Licht, dem er ſeine Kunſt widmen wollte, ausgelöſcht hatte. Indeſſen verſchmähte der Pfarrer von Sch . . . . . . ingen das angebotene Nachtlager: Niemand ſollte ihm nachſagen, daß er ſich nicht habe nach Hauſe finden können. Mit ihm oder auf ihm! rief er mit einem ſpartaniſchen Geſichtsausdruck und donnerndem Gelächter. Um jedoch nur die erſtere der beiden heroiſchen Chancen zuzulaſſen, beorderte die Pfarrerin den vorhin ſchnell zurückgerufenen Boten zu ſeiner Begleitung, und die Sage meldet nicht, daß ihm auf dem Heimwege ein Abenteuer zugeſtoßen ſei.

Und dies war der Grund, warum der Pfarrer von A . . . berg heute ſeinen Poſten am Fenſter eine Stunde ſpäter als gewöhnlich eingenommen hatte. Wie leicht zu erachten, war der Decan nicht ſo früh aus den Federn gekommen und zur Abreiſe fertig geworden, als er geſtern beſtellt; ſodann hatte man beim Scheiden auch der wiederholten Zwerchfellerſchütterung über den „köſtlichen Spaß“ eine gute Zeitfriſt einräumen müſſen, ſo daß es acht Uhr längſt vorüber war, als der Gaſt endlich in ſein Chaischen gelangte. Der Pfarrer begleitete ihn ſorgſam mit dem Tubus vom Fenſter aus den Berg hinab, um wenigſtens mitfühlender Augenzeuge zu ſein, falls dem gebrechlichen Fuhrwerk auf der Via mala etwas Menſchliches widerführe, und erſt, als er es glücklich unten angelangt ſah, ließ er ſeinen Butzengeiger die gewohnten luſtigen Pfade wandeln, bei welcher Gelegenheit er die große Entdeckung machte, zu der wir nunmehr zurückkehren.

Ob die Pfarrerin, welche die erlittene Scharte durch einen Triumph ihres Scharfſinns auszuwetzen ſtrebte, dieſe Gabe Gottes richtig angewendet hatte oder nicht, das mußte der folgende Tag entſcheiden.

In der Nacht, die dieſem Tage vorausging, thaten Pfarrer und Pfarrerin vor Erwartung kein Auge zu Endlich graute der Morgen.

Punkt acht Uhr ſtand der Pfarrer, der auch das Ueberflüſſige nicht verſäumen wollte, auf ſeinem Poſten, und zwar, wie er emphatiſch bemerkte, „harrend ohne Schmerz und Klage, bis das Fenſter klang.“ Auch war ihm in der That Geduld vonnöthen, denn er mußte die ganze Stunde vergebens harren.

Erſt um neun Uhr geſellte ſich die Pfarrerin, ihrer Theorie gemäß, zu ihrem Manne, um ſeinen ſchon etwas erlahmenden Eifer wieder zu befeuern.

Und ſiehe da, nach kurzer Weile that er einen hellen Freudenſchrei.

Er ſah den Unbekannten, wie geſtern, an dem Fenſter in der Gegend des baufälligen Thürmchens erſcheinen. Er ſah, wie derſelbe ein wenig mit ſeinem Tubus in der Welt umherſchweifte, dann aber ihn gerade herauf richtete und, ſo zu ſagen, gegen das Pfarrhaus von A . . . berg im Anſchlage liegen blieb.

Wedle, wedle! rief er der Pfarrerin zu. Dieſe legte ſich, weil ſie keinen Raum neben ihm im Fenſter hatte, mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf ſeine rechte Schulter und wedelte mit dem bereit gehaltenen Schnupftuch, ſo weit ſie nur konnte, in die Lüfte hinaus.

Vergebens, der Unbekannte nahm keine Notiz von dem Signal.

Der Pfarrer gab der Pfarrerin den Tubus, um ihn auf ſeiner Schulter aufzulegen und die Beobachtungsrolle zu übernehmen, während er ſelbſt mit Hand und Tuch alle ſeine verfügbaren Kräfte aufbot, um endlich die Aufmerkſamkeit des hartnäckigen Blinden zu erobern. Aber was ſie auch vornehmen mochten, um ihren Zweck zu erreichen, es blieb alles fruchtlos, und eine ſaure Stunde war verſtrichen, als der Pfarrer mit einem tiefen Seufzer ſeinen Doppelgänger vom Fenſter verſchwinden ſah.

Wo möglich noch unzufriedener, als er, war ſie, die ihre Hypotheſe in dem Augenblicke, da ſie ſo glänzend beſtätigt werden ſollte, für zwecklos und jedes praktiſchen Werthes entkleidet erkennen mußte.

Daß dieſer Tag im Pfarrhauſe von A . . . berg nicht ſo heiter wie der vorgeſtrige und nicht ſo bewegt wie der geſtrige verlief, kann unter den angegebenen Umſtänden wohl keinem Zweifel unterliegen.

Am dritten Morgen, diesmal aber erſt um neun Uhr, machte der Pfarrer ſeinen letzten Verſuch. Den letzten: denn nicht bloß hatte er geſchworen, ſich kein einziges Mal ferner narren zu laſſen — o daß ein freundlich Geſchick dieſes Gelübde begünſtigt hätte! — ſondern auch die Witterung ſchien, für einige Zeit wenigſtens, mit ſeinem Vorſatz im Einverſtändniß zu ſein, und der April begann ein ſo launiſches Geſicht zu machen, daß man dem Fernrohr kaum für heute, geſchweige noch für morgen, eine ungeſtörte Entfaltung ſeiner Thätigkeit prophezeien konnte. Auch hatte ſich ein ungeſtümer Wind erhoben, der jedoch die von dem Pfarrer trotz ſeiner Hoffnungsloſigkeit getroffenen Anſtalten kräftig unterſtützte. Denn als der ſonderbare Gegenäugler durch ſein Erſcheinen auch heute wieder der Pfarrerin Recht gab, ſo flogen zwölf an einander gebundene Taſchentücher in die Lüfte, einen flatternden Baldachin über dem Pfarrer und ſeinem Tubus bildend, und ein Stockwerk höher wehte ein großes Leintuch, mit welchem die Pfarrmagd an das Dachfenſter poſtirt worden war.

Victoria! rief da der Pfarrer auf einmal aus; denn er glaubte bei dem Unbekannten eine kleine Wendung des Inſtrumentes und dann in ſeinem Geſicht einen Ausdruck des Stutzens und der Neugier wahrgenommen zu haben. Mit fliegenden Worten hieß er die Magd ihr Topſegel reffen und die Frau ihre Thränenflagge einziehen, die jedoch, von dem umſpringenden Winde wie eine Schlange umhergewirbelt, ſich an einem Haken verfangen hatte und vorderhand in der

Geſchwindigkeit ihrem Schickſal überlaſſen werden mußte. Die Pfarrerin gebrauchte ihre nunmehr frei gewordenen Hände, um rechts und links vom Pfarrer nach der Richtung ſeines Tubus hin zu winken. Ueber dieſem Beſtreben wurde er bedeutend gequetſcht und vermochte nicht alles und jegliches Stöhnen zu unterdrücken, aber als ſtandhafter Märtyrer ermahnte er ſie, ſeiner Ungemächlichkeit nicht zu achten und mit ihren Signalen fortzufahren. Er ſelbſt, ſo oft und ſo lang er eine Hand vom Tubus entfernen konnte, bediente ſich derſelben, um gleichfalls zu winken, auch mit dem Finger abwechſelnd bald auf das Werkzeug, bald auf den Gegenſtand der Entdeckung zu zeigen und letzterem hierdurch anzudeuten, wen und was dieſe vehementen Winke beträfen.

Solcher Aufwand von Zeichen und Kundgebungen durfte nicht unbelohnt bleiben, und es ereignete ſich, was der Pfarrer während des Schauens in raſchen Mittheilungen ſeiner Frau berichtete. Der Doppelgänger erkannte, daß die endlich zu ſeiner Wahrnehmung gelangenden Ferngrüße ihm galten. Ueberraſcht erwiderte er die Aufmerkſamkeit mit einer Verbeugung, wobei er zugleich in nicht uneleganter Manier den Tubus ſenkte, gerade wie der Offizier den Degen oder der Wagenlenker von Welt die Peitſche ſalutirend ſenkt. Aber gleichbald ſchien er eingeſehen zu haben, daß dieſe Courtoiſie die eingegangenen optiſchen Beziehungen aufrecht zu erhalten nicht geeignet ſei. Er erhob daher ſchnell ſein Inſtrument zu der früheren Lage, indem er ſich bemühte, gleich ſeinem Entdecker den Händen eine Arbeitstheilung anzuweiſen und mit der einen zu winken, während die andere den Tubus hielt.

O weh! rief der Pfarrer von A . . . berg und unterrichtete ſofort ſeine Frau über die Urſache dieſer ſchmerzlichen Interjection. Dem Andern war, ſei es nun, daß das Inſtrument zu ſchwer oder die Hand zu ſchwach war, der Tubus entfallen! Mitten in der beſten Freude alle Freude, für immer vielleicht, verdorben! Die Pfarrerin ſchrie laut vor Schreck und Jammer auf.

Der Pfarrer war unwillkürlich mit weit auslangendem Blick dem verunglückten Inſtrumente gefolgt, als ob er es im Sturz aufhalten müßte und könnte. Auch ſchien er in der That mit ſeiner Sympathie dem Tubus ein guter Engel geweſen zu ſein; denn er ſah den Obertheil desſelben über das ſchon geſchilderte Mäuerchen hervorragen und ſogar, wunderbarer Weiſe! ſich weiter bewegen. Die Bewegung ging ſodann aufwärts, indem mit dem Tubus ein Kübel und unter dem Kübel eine weibliche Figur zum Vorſchein kam. Alle Drei ſchwebten an der Seite des Hauſes eine von dem Beobachter bis jetzt überſehene dunkel beſchattete Linie empor, in welcher er nun mit der äußerſten Anſtrengung ſeiner Sehkraft eine Stiege erkannte, dergleichen an den Bauernhäuſern außen angebracht ſind. Aus dem Schwanken des nur theilweiſe ſichtbaren Tubus war mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit zu errathen, daß derſelbe zum Glück in einen eben vorbeigetragenen Kübel mit Waſſer gefallen und hiedurch dem Verderben, dem ganzen wenigſtens, entgangen war.

Aber war er auch gänzlich unbeſchädigt geblieben? Die Spannung des Pfarrers und der Pfarrerin wuchs von Secunde zu Secunde.

Jetzt trat auch der Inhaber des Tubus in den Schatten der dunkeln Linie und nahm ſein Inſtrument aus dem Kübel in Empfang. Bald ſtand er wieder am Fenſter, mit Putzen, Unterſuchen, Herſtellen und Richten des Fernrohrs beſchäftigt, das in ſeinem Aeußern, wie der Beobachter nunmehr deutlich genug wahrnahm, dem Butzengeiger gegenüber wahrhaftig der reiche Mann im Verhältniß zum armen Lazarus war. Darauf griff er weit hinaus, zog einen Gegenſtand herbei, worin ſich eine an der Wand des Hauſes lehnende, bis in das Fenſter ragende Baumſtütze zu erkennen gab, legte den Tubus bequem in die Gabel derſelben und nahm die unterbrochene Zwieſprache wieder auf.

Der Pfarrer von A . . . berg ahmte das gegebene Beiſpiel nach, ſofern er ſich von ſeiner Frau im Halten des Fernrohrs unterſtützen ließ, und machte mit der ledigen Hand allerlei phantaſtiſche Geſticulationen, durch welche er anzufragen beabſichtigte, ob die Gefahr ohne Schaden abgelaufen ſei. Sein Gegenüber ſchien die Frage zu verſtehen, denn er ſah eine Weile neben dem Tubus hervor, deutete durch vergnügtes Nicken an, daß derſelbe keine Noth gelitten habe, und ſchaute dann wieder eifrig hinein. Ein gegenſeitiges jubelvolles Händeſchütteln erfolgte, zum Zeichen und zur Feier, daß die raumbeherrſchende Verbindung der beiden Fenſter nunmehr vollſtändig ins Leben gerufen ſei.

Im gleichen Augenblicke jedoch begann es durch die Luft zu flirren und zu rieſeln, der Himmel verdunkelte ſich, und ein ſchwerer Wolkenvorhang ſchied den Doppelſchauplatz des noch im erſten Act begriffenen vielverſprechenden Drama's in ſeine entlegenen, einander plötzlich unſichtbaren Hälften.

Indeſſen fühlte ſich unſer Pfarrer durch dieſe Störung keineswegs entmuthigt. Die Bahn war ja gebrochen, und am nächſten hellen Morgen konnte, darüber gab es keinen Zweifel mehr, der zweite Act des optiſchen Dioskurenſpiels in Scene gehen. Heiter geſtimmt ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb ſeinem auswärts in eine lateiniſche Koſtſchule gegebenen Sohne Wilhelm einen langen Brief, worin er ihm die ſo eben erlebte wunderbare Begebenheit berichtete, mit dem Verſprechen, ihm, ſobald die Stillung ſeiner eigenen brennenden Neugier es geſtatte, mitzutheilen, wer der Mann ſei, der, mit der gewiß nicht bäuriſchen Liebhaberei des Ferneſehens behaftet und im Beſitze eines allem Anſchein nach wunderſchönen Inſtruments in einem Bauernhauſe wohne.

Am folgenden Tage, der Regen und Schnee in lebhafter Abwechslung brachte, griff er abermals zur Feder, um den Pfarrer des muthmaßlichen Orts, das er erſpäht hatte, um die gewünſchte Aufklärung anzugehen. An dem hängenden Thurme von Piſa, ſchrieb er, glaube er unwiderleglich das Dorf Y . . . burg erkannt zu haben. Das fragliche Häuschen ſelbſt, ſetzte er (vorſichtig für alle Fälle) hinzu, befinde ſich in einer der Beobachtung nicht ganz günſtigen Lage, indem es durch verſchiedene Gegenſtände dem Fernrohr etwas minder zugänglich gemacht ſei; indeſſen ſei der Bewohner desſelben durch den Charakter der wahrgenommenen Beſchäftigung als Mann von wiſſenſchaftlicher Bildung feſtgeſtellt. Da nun, ſchloß er, ein Pastor loci in geiſtlichen nicht nur, ſondern auch in zeitlichen Angelegenheiten Vertreter ſeiner Gemeinde ſei, ſo richte er an den Herrn Collegen die vertrauensvolle Bitte, den intereſſanten Unbekannten zu erkunden und ſeiner herzinnigen Freude über die auf ſo beiſpielloſe Weiſe gemachte Bekanntſchaft zu verſichern, für ſich ſelbſt aber die wahre amtsbrüderliche Hochachtung zu genehmigen, womit er im Voraus dankend verharre u. ſ. f.

Schon den nächſten Abend brachte der Bote, den die Pfarrerin zur Vervollſtändigung ihrer Hausapotheke abgeſendet hatte, nebſt dem beſtellten Meliſſenöl einen Brief, der, als er eröffnet wurde, die Unterſchrift des Pfarrers von Y . . . burg trug. Dieſer Brief war und konnte noch keine Antwort auf das ſoeben erſt erlaſſene Schreiben ſein, ſondern er führte, man denke ſich zu welcher Ueberraſchung des Empfängers! den genannten Pfarrer ſelbſt als den fraglichen Doppelgänger ein, der ſeinerſeits gleichfalls und gleichzeitig die Initiative im Schreiben ergriffen hatte. Auch er drückte großes Vergnügen über das optiſche Pas de deux, wie er es nannte, aus. Mit wem er dasſelbe aufzuführen die Ehre gehabt habe, ſchrieb er, brauche er nicht zu fragen, denn Jedermann wiſſe ja, daß das in die Lande glänzende Schlößchen neben dem mit blauen Ziegeln ausgelegten Kirchthurme das Pfarrhaus von A . . .berg ſei. Er müſſe eigentlich um Verzeihung bitten, daß er ſeit zehn Jahren, denn ſo weit datirten ſeine täglichen Ocularreiſen zurück, an dieſem der Beachtung ſo würdigen Hauſe gewiſſermaſſen vorbeigeſehen habe. Allein ſeine Aufmerkſamkeit ſei ſtets durch einen nahe gelegenen Felſen in Anſpruch genommen worden, deſſen höchſt ſinguläre Formation, darſtellend einen Kopf mit vorſpringender Naſe von ſcharſem Schnitt und einen aus dem Rumpfe der Geſteinsmaſſe hervorwachſenden, aufwärts wider die Naſe auſtrebenden Finger, auffallend eine alte Univerſitätserinnerung, deren der Herr Collega wohl auch noch eingedenk ſein werde, vergegenwärtige. Er ſchloß mit dem Wunſche, zu erfahren, ob das plaſtiſche Gebilde in der Nähe den gleichen naturwahren Eindruck mache, der ihn jeden Morgen aus der Entfernung labe.

Die beiden Briefe hatten ſich gekreuzt.

Der Pfarrer von A . . . berg verfügte ſich zur Stunde, ungeachtet des ſtrömenden Regens, zu dem nach allen Anforderungen der Ortsbeſtimmung genau bezeichneten Felſen und antwortete umgehend, ſo lebhaft auch in ihm die angedeutete Erinnerung ſchon bei dem erſten Worte wieder aufgegangen ſei, ſo habe er doch in der Nähe keine Idee von einer Aehnlichkeit finden können, freue ſich aber nur um ſo mehr, zu vernehmen, daß er unter ſeiner Felſengarde eine ſo unvergeßliche Geſtalt beſitze. Indem er jedoch fortfahren wollte, empfand er eine nicht geringe Verlegenheit im Gedanken, daß das Häuschen, das er der ganzen Sachlage nach jetzt als das Pfarrhaus von Y . . . burg anerkennen mußte, in ſeinem geſtrigen Briefe, wenn auch ſehr ſchonend berührt, ſo doch mehr mit Schatten- als Lichttönen behandelt war. Er entſchuldigte ſich mit der weiten Entfernung desſelben von dem Thürmchen, die ihn nicht habe ahnen laſſen, daß es mit der Kirche in näherem und nächſtem Grade verwandt ſei. Um jedoch über dieſen kitzlichen Punkt raſch wegzukommen, unterbrach er die Erörterung durch die in ſeinem erſten Briefe zu ſtellen vergeſſene Frage, ob der Tubus wirklich in einen Kübel mit Waſſer gefallen ſei, und verweilte zum Schluſſe auf dem Ausdruck ſeines freudigen Hochgefühls, in den beiden Individuen, zwiſchen welchen er geſtern ſeine Geſinnungen theilen zu müſſen geglaubt, ein einziges gefunden zu haben, dazu einen Standesgenoſſen, der ſomit gebeten werde, dieſelben doppelt für einfach gutzuſchreiben. Ein kaufmänniſcher Zug, der in Familienverbindungen des Briefſchreibers begründet war.

Die Briefe kreuzten ſich abermals.

Der Pfarrer von Y... burg antwortete dem Pfarrer von A... berg auf deſſen erſte Anfrage, die Identität ſeines Ich und Nicht-Ich, die dem Herrn Collegen eine Neuigkeit geweſen ſein werde, wolle freilich auch ihm ſelbſt mitunter beinahe zweifelhaft erſcheinen. Derſelbe würde ihn mit bloßen Augen noch ungünſtiger ſituirt finden, als durch das Fernglas; denn ſeine Behauſung (dies auf den Fühler) ſei eine Hütte „ſtill und ländlich", nämlich ein veritables Bauernhaus. Seit ſeinem Amtsantritt laſſe ihn die Oberkirchenbehörde in dieſer Baracke ſchmachten, deren Umgebung zudem ſo beſchaffen ſei, daß er bei ſchlechtem Wetter den weiten Weg zur Kirche nur in hohen Stiefeln, einer Art von Kothgondeln, durchſegeln könne. Folgten bittre Bemerkungen und Ausfälle, bei deren Leſung den Pfarrer von A... berg eine Gänſehaut überlief, jedoch nicht ohne ein gewiſſes Wonnegrauſen; denn welcher Pfarrer hätte nicht zuweilen eine Klage über das Conſiſtorium auf dem Herzen und fühlte nicht bei dem Naturlaut einer gleichgeſtimmten Seele dieſes in ſolchem Falle von Mitverantwortlichkeit freie Herz erleichtert?

Er ſchrieb einen theilnehmenden und zugleich begütigenden Brief, in ſo durchdachten Wendungen, daß derſelbe ein kleines Kunſtwerk genannt werden durfte. Gleich darauf kam aus Y... burg die Antwort auf ſein zweites Schreiben, mit der Beſtätigung, daß der gewandte Tubus richtig in einen dem Hauſe zuwandelnden Waſſerkübel gefallen ſei und, eine leichte Verſtauchung am Metall abgerechnet, keine Verletzung davongetragen habe. „Ein merkwürdiges Beiſpiel von Rettung durch Schwimmen!“ hatte der Pfarrer von Y... burg hinzugefügt.

Zum dritten Mal hatten die Briefe ſich gekreuzt.

Glücklicherweiſe fiel jetzt beſſere Witterung ein, und es ſchlug die Stunde des Wiederſehens. Da bezog der Pfarrer von A... berg ſeinen Poſten mit einem mächtigen Briefe in der Hand, auf den ein beinahe tellergroßes Siegel gedruckt war. Er hielt ihn hoch und holte mit einer kühnen Bewegung aus, als ob er ihn geradewegs in Einem Schwung über Hügel und Thäler dem ebenfalls präſenten Gegenſeher zuſchleudern wollte, der auch alsbald die Hand ausſtreckte, wie um den Brief aufzufangen. Er aber zog den Brief zurück und ſteckte ihn in die Botentaſche, die ſeine Frau neben ihm zum Fenſter herausbot, worauf er mit einer Handbewegung andeutete, daß der Brief nunmehr ungeſäumt ſeiner Beſtimmung entgegengehen werde.

Der Pfarrer von Y... burg telegraphirte ſogleich zurück, daß ihm der Rebus vollkommen klar geweſen ſei. Er verließ das Fenſter auf einen Augenblick und war ſofort wieder mit einem ſymboliſchen Blatt Papier zur Stelle, das er, nachdem er es gleichfalls in die Höhe gehalten hatte, langſam in ſeiner Bruſttaſche begrub. Hiedurch verſinnlichte er die Erwiderung, daß er ſeinerſeits mit Abſendung eines Briefes zuwarten wolle, bis er den ſo eben ſignaliſirten in Empfang genommen haben würde.

Der auf dieſe Weiſe telegrammatiſch geregelte Briefwechſel wurde nunmehr mit großer Lebhaftigkeit fortgeführt, und die zierlichen Einfälle des Pfarrers von A...berg wie die kauſtiſchen Auslaſſungen des Pfarrers von Y...burg gaben auf beiden Seiten eine immer friſch ſprudelnde Quelle des Vergnügens ab. Man verabredete nach und nach eine Zeichenſprache, in der man ſich an jedem günſtigen Morgen unterhielt und deren Lücken nachher durch den ſchriftlichen Verkehr ausgefüllt wurden. Eine lange Controverſe entſpann ſich von Anfang an über die Entfernung der beiden Standpunkte, wobei es ſich zugleich um die Güte der beiden Fernröhren handelte. Bei der Hartnäckigkeit des Pfarrers von A . . . berg, der in majorem gloriam ſeines Butzengeigers die gerade Linie ſo viel als möglich zu verlängern ſuchte, konnte man ſich nicht völlig vereinigen; doch näherten ſich die Anſichten einander zuletzt bis auf die Diſtanz einer halben Stunde.

Die Freundſchaft, die ſich auf ſo ungewöhnlichem Wege entſponnen hatte, wurde immer inniger, und beſonders der Pfarrer von A . . . berg hätte nicht mehr ohne dieſes Verhältniß leben zu können geglaubt. Die Vertraulichkeit ſeiner Mittheilungen ſtieg von Brief zu Briefe. Er verſäumte nicht, ſeine Frau „als unbekannt“ ſich empfehlen zu laſſen, worauf auch die Pfarrerin von Y... burg, der er er ſich ſelbſt in gleicher Eigenſchaft zu Füßen legte, in den Austauſch der freundſchaftlichen Gefühle und Geſinnungen gezogen wurde.

Im Verfolge ſeiner Herzensergüſſe vertraute er dem Freunde, ſein aus mehrjährig kinderloſer Ehe geborner einziger Sohn Wilhelm werde auf den Herbſt das Landexamen in dritter Inſtanz mitmachen; und obgleich er ſich anſtellte, als ob er wegen des Ausgangs der Bataille in tauſend Aengſten wäre, ſo that er dies doch in ſo ſcherzhaften Ausdrücken, daß deutlich der Vaterſtolz durchſchimmerte, der alle Beſorgniſſe nichtig hieß. Der Pfarrer von Y... burg antwortete darauf, merkwürdigerweiſe werde ſein Schlingel Eduard zu gleicher Zeit auf derſelben Wage gewogen und in demſelben Siebe geſiebt werden, des einer wohlberechneten Sonnenfinſterniß gleichenden Schickſals gewärtig, zu leicht erfunden zu werden und dennoch trotz dieſes Gewichtsmangels mit einer Geſchwindigkeit von fünfzehn Pariſer Fuß auf die Secunde durchzufallen. „Bei Philippi alſo ſehen wir uns wieder“, ſchloß der Brief.

Das Landexamen? Nenne mir, Muſe —! Wenn Freund Zelter bei Freund Goethe aus Anlaß „byzantiniſcher Kunſt“ mit der Frage in Haus fallen durfte: „Was war Byzanz? wo war es? kannſt du mir darüber nach deiner und meiner Art in kurzen oder wenigen Worten Aufſchluß geben, ſo laß dich meine

Unwiſſenheit nicht verdrießen und belehre mich!“ — alsdann iſt gewiß auch die Frage dieſes oder jenes freundlichen Leſers nach dem Was und Wo des Landexamens eine wohl aufzuwerfende. Das Wo nun haben wir bereits geographiſch angedeutet; und wenn wir in Beantwortung des Was hinzufügen, daß ſelbſt von des belobten Landes Landrecht eine unverwerfliche Autorität geſagt hat, ſelbiges ſei „auf den Decalogum gebaut“, das will ſagen, auf die moſaiſchen zehn Gebote: ſo dürfte der Einſichtige leicht ermeſſen, wo es mit dem Landexamen hinaus will, oder vielmehr wo hinein. Nämlich ins Kloſter. Man hatte allhierlands vor dreihundert Jahren zwar, wie man ſich rühmte, den alten Sauerteig gründlich und reinlich ausgefegt, aber Klöſter und Kutten hatte man belaſſen, nur daß jetzt in den Kutten und den Klöſtern junge lutheriſche Mönchlein ſtaken. Der Geiſt (oder der Zahn?) der Zeit ſorgte dafür, daß unter dieſen Kuttenträgern dereinſt Namen wie Magiſter Hegel, Magiſter Hölderlin, Magiſter Schelling aufblühten (die Ordnung war beim Eintritt alphabetiſch); und bekanntlich wäre auch der junge Schiller in die heilige Schaar eingetreten, hätte nicht ſein Herzog jene Vorſehung über ihm gemacht, welche ſchließlich das Nachſehen haben ſollte. Zu der Zeit, worin unſere Begebenheiten ſpielen, war die Kutte unlängſt dem Schwarzrock gewichen, jedoch vorerſt noch dem Schwarzrock von der ſtricten Obſervanz; der gleichwohl Manchem gar weich und warm däuchte. In jeder Lateinſchule des Landes wurde fürnehmlichſt auf dieſes Ziel losgedrillt; es gab einzelne vor andern berühmte Drillmeiſter, zu welchen fernher Eltern ihre Früchtlein in Koſt und Lehre brachten; auf eine Kette von Prüfungen folgte eine dreimalige Hauptprüfung in der Hauptſtadt, und die dreißig Sieger in dieſem Geplänkel, dieſem Scharmützel und dieſer „Bataille" galten für die Quinteſſenz der Jugend,, für die eigentliche geiſtige Landmiliz. Sie wurden abwechſelnd in eines der vier ſogenannten niedern Klöſter und aus dieſem nach erfüllter Zeit in das am Sitze der Landesuniverſität belegene Oberkloſter „eingeliefert", worin ſie ihrem Beruf entgegen reiften. Prüfung aber, um zu einem anderen Ausdruck überzugehen, heißt im landüblichen Deutſch Examen (Plural indeclinabel); und das Examen, zu welchem die junge, mehr oder minder waffenfähige Mannſchaft aus dem ganzen Lande nach der Metropole zuſammenſtrömte, das Examen, das (aus oben Geſagtem landespſychologiſch unſchwer zu errathen) eine allgemeine Landesangelegenheit bildete, wurde eben darum bedeutſam das Landexamen genannt. Quod erat demonstrandum.

Dies war das Philippi, bei welchem der Entdecker ſeinen Entdeckten wiederſehen oder vielmehr zum erſten Mal mit bloßen Augen ſehen ſollte. Denn gingen die Söhne ins Landexamen, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß die Väter ſie begleiteten.

Welche Wonne für den Pfarrer von A . . . berg, der die ſiniſtre Prophezeiung des Freundes für eben ſo wenig ernſtlich gemeint hielt, als die ſeinige! Und wie noch viel weniger ahnte er, daß er mit der Eröffnung der Ausſicht auf ein perſönliches Zuſammentreffen den erſten Nagel in den Sarg der neuen Freundſchaft geſchlagen hatte! Um uns über dieſes Seelengeheimniß klar zu werden, müſſen wir uns, nicht eben gerne, von A...berg in das entgegengeſetzte Pfarrhaus hinunterbegeben.

## 2.

Der Pfarrer von Y...burg war ein dunkler Charakter. Nach einer heiter verlebten Univerſitätszeit, während welcher er den Muſen und Grazien geopfert, und einem beneidenswerthen Bildungsjahre, das er als Hofmeiſter in den günſtigſten Verhältniſſen und zum Theil auf Reiſen zugebracht, hatte er, da ſich eine ſeinen höheren Anſprüchen genügende Verſorgung für den Augenblick nicht finden wollte, einen abgelegenen Winkel der Heimath, den ihm nicht leicht Jemand ſtreitig machte zu ſeinem Herde gewählt, um eine jener frühen Brautſchaften, die der geiſtlichen Laufbahn vorzugsweiſe anzukleben ſcheinen, wenn auch längſt nicht mehr im erſten Grün, ſo doch nicht ganz als dürres Heu unter Dach und Fach zu bringen.

„Bumps, da hat der Herr eine Pfarre!“ ſagte der zweite Preußenkönig, wie erzählt wird, zu dem Candididaten, der ihm mit den Worten „Bumps, da hat der Herr Feuer!" die Tabakspfeife angezündet hatte. Faſt ebenſo prompt ging es bei der Vergebung des Pfarrdienſtes von Y . . . burg her. Zwar will die Sage wiſſen, es habe ſich um denſelben die unglaubliche Menge von zwei Bewerbern gemeldet, und der Glücklichere der Beiden ſei vom dortigen Gemeinderathe in dubio „herausgeknöchelt", das heißt, durch Befragung des Würfelſpiels gewählt worden. Allein dieſe Sage iſt reiner Mythus, ſintemal in jenen Tagen des beſchränkten Unterthanenverſtandes eine Gemeinde den Hirten ihrer Wahl oder ihres auch nur laut geäußerten Wunſches conſiſtorialgrundſätzlich erſt recht nicht bekam.

Indeſſen wie dem ſein möge, die Pfarre war jedenfalls darnach. Eine vormals adelige Niederlaſſung, aus zuſammengelaufenen Leuten gebildet, um die Einkünfte der Grundherrſchaft durch Schutzgelder zu erhöhen, war das zerſtreut liegende Dörfchen in den Beſitz des Staates gekommen, der es unter ſtrengere Aufſicht nahm, ohne ſeinen Zuſtand fühlbar verbeſſern zu können. Die Markung die kleinſte, die ſich von einer Gemeinde denken läßt, dazu ſchlechter Grund und Boden, meiſt in Einbuchtungen von Hügelzügen eingeklemmt.

Wohl konnte man dieſen Aufenthalt abgelegen nennen, denn keine Straße berührte ihn, und die Wege waren troſtlos. In geringer Entfernung freilich umgab ihn lachende Ebene, reizendes Thal, blühender

Wohlſtand, „rings umher ſchöne grüne Weide,“ wodurch indeſſen die Traurigkeit der Einöde nur verſtärkt wurde. Daß die Beſoldung mit der ganzen Beſchaffenheit dieſes Pfarrdienſtes in Einklang war, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Die beiden Pfarrer von A...berg und Y...burg waren ſomit ziemlich ähnlich geſtellt, nur mit dem großen Unterſchiede, daß Jener etwas zuzuſetzen hatte und Dieſer nicht. Doch fühlte er in den Honigmonaten der Ehe den Druck der Armuth wenig; er lebte ſeiner Liebe und fand, wie der Jüngling am Bache, daß für ein glücklich liebend Paar Raum ſei in der kleinſten Hütte. Denn viel mehr als eine ſolche war das Pfarrhaus von Y...burg nicht, und nicht mit Unrecht mochte man es einem Bauernhauſe vergleichen, obwohl, wenn man der Wahrheit die Ehre geben wollte, die Freitreppe etwas breiter war und im Innern noch eine zweite, allerdings ſehr enge Stiege nach einem kleinen Oberſtübchen führte.

Die Geburt eines Sohnes, den er auf die Bitte ſeiner Gattin nach ſeinem eigenen Namen Eduard taufte, erhöhte für einen Augenblick ſein Glück; aber mit ihr zugleich begann auch eine Reihe von Enttäuſchungen und Ernüchterungen, die, wie immer ſie geſtaltet ſein mochten, doch alle von der Grundlage ausgingen, daß das Einkommen nicht mehr reichte. Schon bei der Geburt des zweiten Kindes, einer Tochter, ließ ſich der Humor des Pfarrers ſo ſcharf und ſchartig an, daß er ſie Kunigunde taufte, bloß um das Spottlied „Eduard und Kunigunde“ in ſeiner Familie verkörpert zu beſitzen.

Die Hoffnung, ſeinen Anfangsdienſt mit einem beſſeren zu vertauſchen, ſchlug zu wiederholten Malen fehl, ſo daß er ihr zuletzt entſagte. Finſterer Mißmuth bemächtigte ſich ſeiner Seele, er zerfiel mit der ganzen Welt wie mit ſich ſelbſt, die Quellen ſeines Gemüths verſiegten. Innerlich verſauert, äußerlich verbauert, hatte er nur ſeinen Humor noch übrig behalten, der aber über der Vergleichung einſtiger Lebensausſichten und jetzigen Entbehrens bis zur Ungenießbarkeit herb geworden war.

Wenn die phyſiologiſche Lehre Grund hat, daß von dem, was der Menſch zu ſich nimmt, ſeine geiſtigen Ausflüſſe bis zu einem nicht unbedeutenden Grade bedingt ſind, ſo kann uns dieſe Ungenießbarkeit nicht Wunder nehmen. Der Pfarrer von Y . . . burg pflegte ſich ſein Bier ſelbſt zu brauen. Er verwendete hiezu den ſchlechteſten Theil vom Fruchtzehnten, nämlich eine mit Schwindelhafer ſehr reichlich vermiſchte magere Gerſte, die ihm ſeine Frau gerne überließ, weil die Kinder ſchon mehrmals davon erkrankt waren, und ſtatt des Hopfens nahm er die Spitzen von Weidenſchößlingen. Dieſen Trank, dem es weder an Narkoſe noch an Bitterkeit gebrach, nannte er mit ſchneidendem Hohne, auf die Worte des Tacitus anſpielend, welchem das Bier der Deutſchen ein „humor in quandam similitudinem vini corruptus“ iſt, und unwiſſend, daß das letzte Wort vielmehr in aller Unſchuld „gegohren“ bedeutet, ſein „Corruptionsgeſöff.“

Noch abſchreckender als die flüſſige Einfuhr war der feſte Import, der, wenn ein ſonſt bloß im uneigentlichen Sinn gebrauchter Ausdruck hier zuläſſig iſt, ſeinen Hauptnahrungszweig ausmachte. Einige Familien des Orts, die nur Wieſen und keine Aecker beſaßen, verfertigten eine Art Backſteinkäſe von ſehr zweifelhafter Qualität, womit ſie einen kümmerlichen Handel trieben, und wovon ſie, in Ermanglung des Getreides, den Zehnten an das Pfarrhaus ablieferten. Dieſen Käſezehnten hatte der Pfarrer, der mit der Küche ſeiner Frau auf geſpanntem Fuße ſtand, für ſich in Beſchlag genommen und das Product zu einer Veredlung, wie er behauptete, gebracht, die aber von Tacitus ſicherlich mit einer noch abſchätzigeren Bezeichnung belegt worden wäre, als das braukünſtleriſche Verfahren unſerer germaniſchen Vorvordern. Man urtheile.

Seiner düſtern Sinnesart gemäß liebte unſer Käſeveredler dunkle Thaten und peinliche Seelengemälde, wie ſie vornehmlich in Criminalgeſchichten zu finden ſind. In einer derſelben nun ſtieß ihm ein Casus tragicus von ſonderbarer Gattung auf, darin beſtehend, daß in einer großen norddeutſchen Stadt ein Freund den andern in der Trunkenheit mit einem Häringsbratſpieß erſtach.

Ueber dieſer Lectüre erwachte in ihm die Erinnerung, daß er ſelbſt jeweils im Norden unſeres Vaterlandes, wo dieſe Speiſe beliebt iſt, gebratene Häringe gegeſſen und nicht eben unſchmackhaft befunden hatte. In ſeinen damaligen Verhältniſſen hatte er auf dieſes populäre Gericht vornehm herabſehen können: in ſeinen jetzigen wäre es für ihn ein Leckerbiſſen, ein Luxusartikel geweſen. Da ihm dieſe nicht erlaubten, Häringe überhaupt und irgendwie zubereitet zu genießen, ſo erfand er für die genannte Bereitungsweiſe ein Surrogat, indem er auf den Einfall gerieth, ſeine Käſe zu braten. Zu dieſem Ende machte er ſich eine alte abgebrochene Klinge vom Univerſitätsfechtboden her zurecht, gebrauchte ſie als Bratſpieß und ſprach fortan die unerſchütterliche Ueberzeugung aus, daß der Käſe durch dieſe norddeutſche Behandlung nicht bloß wohlſchmeckender, ſondern auch nahrhafter werde. Jedenfalls erreichte er dadurch Zweierlei: einmal gönnten Frau und Kinder, die das Kunſterzeugniß zu pikant fanden, um es hinunterzubringen, ihm den ganzen Vorrath unverkürzt, und dann hielt der entſetzlich muffige Geruch, der Jahr aus Jahr ein im Hauſe herrſchte, alle und jede Beſuche fern.

Mit ſeinem corrumpirten Schwindelhaferweine begehrte gleichfalls Niemand bewirthet zu werden; und ſo ſaß er Abend für Abend im oberen Stübchen, ſeinen Käſebraten verdauend, einſam hinter ſeinem Kruge, und rauchte dazu ſeine gleichfalls ſelbſtbereitete Hanfcigarre, mit Leſen von Criminalgeſchichten beſchäftigt, oder auch in dumpfem Brüten, das er nur zuweilen durch ein grimmiges Auflachen unterbrach.

Hier erhebt ſich nun aber die billige Frage, wie ſo denn unſer Y... burger Angeſichts der Umſtände, worin wir ihn gefunden, zum Beſitze eines Tubus kommt, der nicht bloß, was wir bereits wiſſen, aus edlerem Stoffe beſteht, als der ſchlichte Butzengeiger des bemittelten X... bergers, ſondern, wie wir hinzufügen können, in der That und Wirklichkeit zu den ſchönſten und ausgezeichnetſten ſeiner Art gehört. Ach, und auch dieſes Ereigniß, das wir jetzt rückblickend berichten müſſen, es war ja nur eine der vielen Bitterkeiten, war die höchſte, letzte, fortan durch Nichts mehr zu überbietende Tücke geweſen, welche das Schickſal an ihm ausüben wollte.

Es war an einem ſtürmiſchen, nachtrabenſchwarzen Herbſtabend zu ſpäter Stunde, zehn Jahre vor den Eingangs erzählten Begebenheiten, daß das Pfarrhaus von Y... burg in der Perſon des Erbprinzen von ***, der, aus Italien an das Krankenbette ſeines Vaters heimeilend, durch einen ungeſchickten Poſtillon von der gebahnten Straße auf die verhängnißvolle Y... burger Markung abgeführt und in einem nahen Hohlweg umgeworfen worden war, einen höchſt unerwarteten Gaſt erhielt.

Der Pfarrer, der damals bereits jeden Gedanken an ein Vorwärtskommen auf gewöhnlichem Wege aufgegeben hatte, begrüßte in dem hohen Obdachſuchenden eine himmliſche Erſcheinung, ein Werkzeug des Glücks. Er bot ſeine halbe Gemeinde auf und verpfändete ſeinen ganzen Zehnten, um aus einem Umkreiſe von mehreren Stunden die ausgeſuchteſten Speiſen und Getränke nebſt den erſinnlichſten Bequemlichkeiten jeder Art herbeiſchaffen zu laſſen. Mittlerweile ſtellte er alle noch vorräthigen Schätze ſeines Geiſtes aus, um den fürſtlichen Gaſt würdig zu unterhalten. Durch ſeinen Aufenthalt in den nördlichen Staaten Deutſchlands mit der Reſidenz desſelben und ihren Verhältniſſen oberflächlich bekannt, zog er die dortigen Beziehungen, wie ſie ihm beifielen, eine nach der andern ins Geſpräch, und die Gewandtheit, mit der er dies that, erfüllte ihn ſelbſt, den ſo lange von der Welt Abgeſchiedenen, innerlich mit Erſtaunen, beſonders im Gegenſatze zu ſeiner Frau, die gleichſam nur in halber Lebensgröße umherging, da ſie vor ehrfurchtsvollem Schrecken beſtändig wie in den Boden geſunken war.

Er ſah ſich bereits in * * * auf weithin ſichtbarem Poſten angeſtellt, ein Monument der Blindheit ſeiner engeren Heimath, die eine ihrer beſten Kräfte nicht zu ſchätzen gewußt. Die ſchon halb eingeroſtete Technik ſeines einſt beweglichen Kopfes kam immer beſſer in Gang — er ſprühte — ſprühte vielleicht etwas zu ſtark für einen ermüdeten und von dem erlittenen Unfall noch angegriffenen Reiſenden, der nicht bloß Fürſt ſondern auch Menſch war und zuletzt mit melancholi=

ſcher Energie zu Bett verlangte. Die Verzweiflung ſeines Geiſtesfeuerwerkers, dem hohen Gaſte ein ſchlechtes Nachtlager anweiſen zu müſſen, während modernſte Matratzen, geſteppte Decken, franzöſiſche Teppiche, um ſchweres Geld und die beſten Worte aus einem berühmten Gaſthofe der Umgegend gemiethet, im Anzuge waren — ihn ungegeſſen zu Bett zu ſchicken, während ein pfarrhäuslicher Nahrungsſtand für Monate zu einem einzigen Souper homöopathiſirt herangeflogen kam — mit Worten iſt dieſe Verzweiflung nicht zu ſchildern.

Aber auch dem Prinzen, dem ohnehin nicht auf Roſen gebettet war, folgte die Strafe für ſeine Ungeduld auf dem Fuße nach; denn kaum mochte Se. Durchlaucht eine Stunde zu ruhen geruht haben, ſo war es mit der Nachtruhe gänzlich vorbei. Der erſte Vortrab der Lieferungsemiſſäre erſchien, von Viertelſtunde zu Viertelſtunde langten andere an, je nach den Entfernungen und den Geſetzen ihrer eigenen Bewegung, und das Getrappel und Getrampel hörte die ganze Nacht nicht auf. Die Pfarrfamilie war aufgeblieben, um die beſtellten Gegenſtände, man denke ſich mit welchen Gefühlen! nach und nach in Empfang zu nehmen.

Mit dem früheſten Morgen traf das fürſtliche Gefolge auf dem Schauplatz ein. Es hatte ſeinen Herrn die Nacht hindurch nach allen Richtungen geſucht, mancherlei Abenteuer beſtanden, und erſt im

Dämmerungsgrauen durch einen der letzten Nachzügler zurechtgewieſen, die Fährte des edlen Wildes aufgeſpürt. Der Prinz, froh, aus den Federn oder vielmehr aus der Spreu und dem Seegras zu kommen, eilte zu den Seinigen hinab, die ihn mit froher Begeiſterung umringten, ſo daß er die Wohnſtube, in der eine ganze Chriſtbeſcherung ihm erzählt haben würde, wie hoch man ihn zu ehren beſtrebt geweſen, gar nicht mehr zu ſehen bekam. Er bedeutete dem nachſtürzenden Pfarrer, daß er jetzt doppelte Eile nöthig habe, um die verſäumte Zeit einzubringen, und da er zugleich in der Weiſe mancher Großen, die das Wort ſehr geſchickt von der That abzuſchälen wiſſen, den größten Eifer bezeigte, die Dame des Hauſes aufzuſuchen, ohne jedoch einen Fuß zu rühren, ſo blieb dem Pfarrer nichts übrig als ſeine Frau herabzurufen.

Der Abſchied wurde am Fuße der uns ſchon bekannten Freitreppe genommen. Der Prinz ging zu ſeinem Wagen und winkte ſeinen Reiſemarſchall heran, der nach kurzer Unterredung zu dem Pfarrer kam und ihm einige Goldſtücke „für die Dienerſchaft“ einhändigen wollte. Der Pfarrer verbeugte ſich ablehnend, indem er mit anſtändiger Freimüthigkeit erklärte, daß er weder Knecht noch Magd habe, und daß die Bedienung in ſeinem Hauſe rein patriarchaliſch ſei. Excellenz zog ſich paralyſirt zurück und erſtattete dem Gebieter Rapport, worauf der Pfarrer an den fürſtlichen Wagen gerufen wurde. Der Prinz drückte ihm wiederholt ſeinen Dank in den gnädigſten Worten aus und reichte ihm ſodann nach einem verlegenen Zaudern von ein paar Secunden aus einer Niſche des Wagens ſein koſtbares Reiſefernrohr mit der Bitte, es zum Andenken zu behalten, dar. Eine graziöſe Handbewegung, die Pferde zogen an, die andern Wagen folgten, und der Pfarrer ſah, den Tubus in der Hand, jedoch mit bloßem Auge der Erſcheinung nach, die trotz der Grundloſigkeit des Weges bald wie ein Traum entſchwunden war.

Darauf kehrte er zu dem unterbrochenen Opferfeſte der Gaſtfreundſchaft zurück. Da lagen ſie nun, die Koſtbarkeiten alle; das Meiſte war gekauft, das Wenigſte konnte zurückgegeben werden. Ein Theil der Eßwaaren forderte ſchleunigſt in Angriff genommen zu werden, wenn er nicht verderben ſollte. So war denn im Pfarrhauſe von Y . . . burg der Luxus eingezogen, freilich für ein paar Tage bloß, und in den paar theuer erkauften Tagen gedachte der Pfarrer alter unnennbarer Stunden, und ging der Frau und den Kindern ein Begriff vom Paradies der Reichen auf.

Wie aber die feinen Genüſſe auch auf die Verfeinerung der Seelenvermögen, beſonders der Vorſtellungskraft, einwirken, ſo kam dem Pfarrer bei Gänſeleberpaſtete und Bordeaux, bei Rehbraten und Champagner, plötzlich ein Gedanke an, der glücklich genannt zu werden verdiente, falls er nämlich begründet war.

Der Erbprinz von * * * galt für einen Fürſten von Geiſt, idealer Richtung und duftig zartem Gemüth.

Die beiden letzteren Eigenſchaften hatte er ſicherlich bewieſen, als er ſeinem Wirth, anſtatt einer Erkenntlichkeit ſubſtantiellerer, zugleich aber auch gemeinerer Art, ſeinen Tubus zum Geſchenk gemacht hatte. Wie aber, wenn man auch die erſtere der drei Eigenſchaften mit in Rechnung nahm, war dann nicht noch eine weitere Deutung des Geſchenks erlaubt, ja geboten? War's nicht möglich, war's nicht wahrſcheinlich, daß der hohe Geber, der ja gegenwärtig ſelbſt noch nicht freie Hand hatte, dem Pfarrer durch dieſe Blume ganz leiſe ſagen wollte, er ſolle in die Ferne blicken, er ſolle ſich als auf die Zukunft angewieſen betrachten? Je länger er dem Gedanken nachhing, deſto mehr wurde ihm derſelbe zur Gewißheit und durfte daher auf alle Fälle mit Recht ein glücklicher heißen, weil er ſeinen Urheber glücklich machte, aber auch freilich nur ſo lang er dies that.

Leider jedoch wurde der Pfarrer ſchon nach wenigen Tagen aus ſeinen Himmeln herabgeſtürzt. Die Zeitungen brachten aus jenem nördlichen Staate die Nachricht vom Hintritt des regierenden Fürſten, vom Regierungsantritt des Erbprinzen und einem zugleich damit eingetretenen großen Syſtemwechſel, wobei die neuen Ernennungen, ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Aemtern, dem Pfarrer ſogleich klar machten, daß jetzt oder nie die Anweiſung auf die Zukunft, wenn er ſie richtig verſtanden habe, ſich verwirklichen müſſe. Während er aber ſtündlich auf eine Vocation wartete, kam ein

Schreiben vom Privatſecretär des auf den Thron gelangten Prinzen, das in verbindlichen, jedoch nicht verbindenden Ausdrücken noch einmal den nunmehr allerhöchſt kahlen Dank ſeines gnädigſten Herrn für die freundliche Beherbergung ausſprach. Der Blick in dieſes Schreiben glich dem Blicke in ein Fernrohr, deſſen anderes Ende mit einem Deckel verſehen iſt.

„Durlach!“ ſagte der Pfarrer von Y. . . burg und leerte mit Einem trotzigen Zuge ſein letztes Glas Bordeaux. Der Name der vormaligen markgräflichen Haupt- und Reſidenzſtadt, den er bei dieſem Anlaß im Munde führte, trug für ihn eine ſprichwörtliche Bedeutung. Er hatte in ſeinen Univerſitätsjahren einen alten blödſinnigen Spitaliten gekannt, der ſich auf den Gaſſen herumtrieb und beſonders den Studenten zu ihrer Beluſtigung diente. Dieſem hatte vor unzählig vielen Jahren einmal ein Student verſprochen, ihn in den Ferien auf eine Reiſe nach der genannten Stadt mitzunehmen, eine Ausſicht, die fortan die Wonne ſeines Lebens blieb. Was dem liebenden Herzen die Erfüllung des ſchönſten Traumes, dem ringenden Forſcher die Entdeckung der höchſten Wahrheit iſt, Alles was das Leben ſchmückt, was werth iſt ein Ziel des Wünſchens und Hoffens zu ſein, das ſtellte ſich dieſem kindlichen Gemüthe in dem einen Worte „Durlach“ dar. Er rief es jedem Begegnenden zu, wobei er den Mund bis zu den Ohren verzog. Daß der Traum nie zur Wirklichkeit wurde, kümmerte ihn nicht; ihm genügte!

ihn beſeligte der bloße Gedanke, und er lebte und webte darin ſein ganzes, an die achtzig Jahre füllendes Leben lang, bis er zur ewigen Ruhe, und wie ein frommer Student in der Leichenrede hinzufügte, in das himmliſche Durlach einging.

Die Erinnerung an dieſen glücklichen Idioten war es, bei welcher der Pfarrer den Ausdruck borgte, um in bitterſter Selbſtverhöhnung eine zerplatzte Seifenblaſe und ſeinen Glauben an ſie zu bezeichnen.

Das Haus erholte ſich niemals wieder von dem ökonomiſchen Schlage, den es durch jene Seifenblaſe erlitten hatte. War es ja doch ſchon vorher in einer Verfaſſung geweſen, von der man ſich nur ſchwer erholt! Der Pfarrer hatte ſich mit der ihm eigenen finſtern Entſchloſſenheit gleich vom letzten Herrenmahle weg auf die Bereitung der corrupten Conſumtionsmittel geworfen, die wir bereits geſchildert haben. Wovon Frau und Kinder ſich nährten, iſt uns ein Geheimniß geblieben. Wir wiſſen nur, daß Letztere im Sommer einen großen Theil des Tages im nahen Walde verbrachten, wo der liebe Gott — oder nach anderer Anſicht, die gütige Natur — verſchiedenerlei Beeren wachſen ließ.

Das ſonderbare Geſchenk des norddeutſchen Prinzen hatte unſer ſeit dieſem Erlebniß vollendeter Timon erſt unwillig in eine Ecke geworfen, und als es ihm wieder in die Augen fiel, ſo fehlte wenig, daß er es an dem nächſten beſten harten Gegenſtand zerſchmetterte. Indeſſen beſann er ſich doch eines Beſſeren; er begnadigte den Erinnerungszeugen getäuſchter Hoffnung und bediente ſich desſelben fortan zu den Ausflügen ſeiner ſelbſtpeinigenden, weltverachtenden Ironie, indem er jeden Morgen, ſobald er aufgeſtanden war, was, wie wir bereits wiſſen, etwas ſpät der Fall war, ſich darin gefiel, mit dem prinzlichen Fernrohr ſpöttiſch durch die leere Luft nach den „beſſeren künftigen Tagen," nach dem „glücklichen goldenen Ziele" auszuſpähen, ſodann aber alle Mängel, die ihm die Erde darbot, ſchiefgewachſene Bäume, ſchlechtgeſtellte Zweige und Blätter, plumpgeformte Berge und häßlich knopfige Thürme aufzuſuchen, kurz, die ganze Schöpfung recht erbärmlich und ganz und gar ſchuſtig zu finden. Eine Art Univerſalrecenſion, der er, wie geſagt, täglich oblag, und nach deren Beendigung er ſich jedesmal mit herabgezogenen Mundwinkeln vom Fenſter abwandte, gleichwie man einem mißrathenen Poem, das man ſo eben geleſen, den Rücken kehrt.

Wie ſich dieſes Recenſirhandwerk mit ſeiner dem Preiſe des Schöpfers gewidmeten Lebensſtellung vertrug, iſt eine Frage, die wir beſſer aufzuwerfen als zu beantworten vermögen. Von den Predigten dieſes mit Gott und der Welt zerfallenen Pfarrers hat ſich keine einzige erhalten. Schade: ſie würden vielleicht einen beachtenswerthen Beitrag zur Geſchichte der Kanzelberedſamkeit geliefert haben. Vielleicht auch nicht; denn nicht immer iſt der Zwieſpalt ſichtbar, der zwiſchen dem innern Leben und der äußern Berufstreue eines Mannes klaffen kann, und es mag wohl auch vorkommen, daß Sauer und Süß aus Einem Brunnen quillt.

Eine tägliche Gewohnheit, und wäre es auch die des Haſſes, prägt gleichwohl der Seele des Menſchen eine gewiſſe Spur von Liebe ein. Der durchlauchtige Tubus oder vielmehr, wie er ihn höhniſch zu nennen pflag, der hohe Seher war dem Pfarrer trotz der gallenbitteren Eindrücke, die am Urſprung ſeines Beſitzes hafteten, bald unentbehrlich geworden, und das Vergnügen, das er jeden Morgen empfand, wenn er, mit Blicken der Verachtung zwar, die Welt muſterte, hatte ſich, obwohl er dies ſtandhaft abgeleugnet haben würde, zu einem Theile ſeines Weſens ausgebildet. „Etwas muß der Menſch haben,“ ſagt die Weisheit der Völker, und wir ſehen an dem vor Augen liegenden Beiſpiele, daß ſie die Wahrheit ſagt.

Die unbewußte Befriedigung unſeres ſchwarzſichtigen Rundſchauers erreichte jedoch noch einen höheren Grad, als er eines Tages, von Abend nach Morgen zielend, jene Felſennaſe in der Nähe von A . . . berg entdeckte, von welcher bereits die Rede geweſen iſt. Er erkannte in dieſem Naturgebilde das überraſchend treue Conterfei eines einſtigen Kloſtervorgeſetzten, von dem er ſeiner Zeit der Naſen manche erhalten hatte, und gegen den er aus dieſem Grunde eine übrigens ungerechte Abneigung bewahrte. In dieſem plaſtiſchen

Portrait concentrirte ſich nun Alles, was ihm die Erde Haſſenswerthes enthielt. In rauhe Bergesöde gebannt, entſprach dieſes Phantasma für ihn einigermaßen dem Sündenbocke, den das auserwählte Volk Gottes zu den Zeiten des alten Bundes, mit allen Miſſethaten Israels beſchwert, zum böſen Geiſte Aſaſel in die Wüſte zu jagen pflegte. Die übrige Welt konnte jetzt gleichſam von dem Alpdruck ſeiner täglichen Strafblicke aufathmen, — gleichviel ob ſie ſich dieſe Vergünſtigung zu Nutzen machte — während er die ganze Laſt ſeines Grolles gegen das ſteinerne Geſicht entlud. Jeden Morgen zog er es zu ſich heran, gab ihm, Stimme und Mienenſpiel nachahmend, die Allocutionen, die der wohlmeinende Vorſteher einſt an ihn gehalten, zurück und überhäufte die arme, wehrloſe Felſenbüſte mit Schmähreden ohne Zahl und Ende.

Auf dieſe Weiſe war es gekommen, daß er die ganze Zeit über täglich das Pfarrhaus von A...berg mit dem Tubus hart geſtreift hatte, ohne von demſelben nähere Notiz zu nehmen, bis endlich die bei heftigem Winde weitflatternden Signalflaggen, die wir in Thätigkeit geſehen haben, an dem beobachteten Gegenſtande eine leichte Ellipſe bewirkten, wodurch die Aufmerkſamkeit des Beobachters auf deren Urſache gelenkt und ſo jener Blick-, Zeichen- und Briefwechſel zweier Deutſchen herbeigeführt wurde, der wohl in der Zeitgeſchichte kaum ſeines Gleichen finden dürfte.

Das menſchliche Herz iſt und bleibt ein unergründliches Räthſel. Der Pfarrer von Y...burg, dieſer verbiſſene Einſiedler, dieſer eingefleiſchte Hypochondriſt, dieſer unheilbare Miſanthrop, war durch die lachende Erſcheinung des ihm in A...berg aufgegangenen Vollmondes hingeriſſen und, für einige Zeit wenigſtens, völlig umgewandelt. Der deutlichſte Beweis hiefür war, daß er ſich entſchließen konnte, oder vielmehr ſich gedrungen fühlte, ſein vertrocknetes Dintenfaß aufzufriſchen und aus eigenem Antriebe von der entfernteren Bekanntſchaft durch das Sehrohr zu der näheren Befreundung durch die Schreibfeder überzugehen. Der friſchen Dinte bedurfte er nämlich, weil er ſeine Predigten aus dem Stegreif zu halten und auch ſonſt, amtliche Anläſſe ausgenommen, von der Erfindung des Thot wenig Gebrauch zu machen pflegte, ſo daß ſein Dintenfaß anhaltenden periodiſchen Trockniſſen unterworfen war.

Aeußerlich brachte indeſſen dieſe vorübergehende Umwandlung in der Lebensweiſe des Stubenvogels von Y...burg keine Aenderung hervor. Doch verſpürte ſeine Umgebung etwas von dem Freudenſchimmer, der in dieſes verdüſterte Daſein gefallen war; ſie verſpürte es aber nur an dem Umſtande, daß er ſich etwas weniger mürriſch gegen Frau und Kinder anließ, als ſonſt. Der Grund dieſer flüchtigen Aufhellung ihres ſonſt ſtets bewölkten Lebenshimmels blieb ihnen verborgen. Wenn daher der Pfarrer von Y...burg, durch die Höflichkeit des Pfarrers und der Pfarrerin von

A . . . berg genöthigt, ſeine Frau in dem angeknüpften Briefwechſel mit auftreten ließ, ſo war dies pure Fiction. Er hätte ihr nicht den hundertſten Theil der Worte gegönnt, die erforderlich geweſen wären, ihr zu erklären, warum ſie ſich dieſem unbekannten Paare zu empfehlen habe, und die gute Seele hat vermuthlich während ihres ganzen Erdenwallens niemals eine Silbe davon erfahren, daß einmal eine Zeit lang ein lebhafter und inniger Verkehr zwiſchen den beiden Pfarrhäuſern beſtand.

So verhielten ſich die Dinge, als in Y . . . burg jener Brief des Pfarrers von A . . . berg ankam, der die dieſem ſelbſt noch nicht geoffenbarte Ausſicht auf ein perſönliches Zuſammentreffen beim Landexamen eröffnete. Der Pfarrer von Y . . . burg las, und ein Gewitter ſtand auf ſeiner Stirne. Er warf den Brief zu Boden, Worte ausſtoßend, die im Munde eines Exorciſten am Platz geweſen wären. Darauf hatte er nicht gewettet! Von Weitem, mit dem Tubus oder mit der Feder in der Hand, in abstracto, wenn man ſo ſagen darf, konnte er den großen Wurf, eines Freundes Freund zu ſein, zur Noth an ſich herankommen laſſen — aber ein concretes Menſchenweſen in die Arme ſchließen, Stunden oder wohl Tage lang in ſeiner Atmoſphäre aushalten, ſich ſeinen Gewohnheiten fügen, den eigenen Gewohnheiten Zwang anthun müſſen — nein, das war zu viel für ihn! Dazu die Figur, die er in ſeines irdenen Nichts durchbohrendem Gefühle neben dem eiſernen Topfe von A . . . berg zu ſpielen verurtheilt war! Er verfluchte den Dämon der Menſchenliebe, den er längſt aus ſich ausgetrieben zu haben glaubte, und der ihn nun ſo unverſehens in den Gänſedr . . ., wie er ſich auszudrücken beliebte, geführt hatte.

Ausweichen konnte er der Begegnung nicht, das war ihm klar.

Sein Eduard mußte dieſes Jahr ins Examen. Schon zweimal hatte er's mit ihm verſäumt und ſich dadurch in die verdrießliche Lage gebracht, um beſondere Erlaubniß einkommen zu müſſen, daß der Knabe die dritte und letzte Prüfung mit ſeiner Altersklaſſe gleichſam in Pauſch und Bogen erſtehen dürfe. Dies war eine Ausnahme, die nicht gern geſtattet wurde und in einer Welt, in der alles Exceptionelle anſtößig iſt, ſchon im Voraus ein der Entſcheidung ungünſtiges Vorurtheil erweckte.

Allein das kümmerte den Pfarrer von Y . . . burg wenig, dem es nur um das Examen ſelbſt zu thun war, nicht um deſſen Erfolg.

Daß er den letzteren mit der Zuverſicht des Aſtronomen, der eine Naturerſcheinung berechnet, vorausgeſagt hatte, war ſein völliger Ernſt geweſen. Er hatte aber auch zu dieſer Sicherheit des Vorherwiſſens weder einer Wiſſenſchaft noch einer Kunſt bedurft: Eduard's Erziehung bürgte hinlänglich für das Eintreffen ſeiner Prophezeihung. Auf das ſo häufig undankbare Auskunftsmittel des Selbſtunterrichts und auf ſeine eigenen Kenntniſſe, die zwar in ihren Trümmern noch „ſchön" ſein mochten, beſchränkt, hatte er in ſeiner mißlauniſchen Unluſt an ſeinem eigenen Fleiſch und Blut ein wahres Miethlingswerk gethan und den übelberathenen Schüler wenig über das buchſtäbliche Verſtändniß von Typto hinaus gefördert, indem er ihn nämlich aus den ſpärlichen Lehrſtunden, die er ihm ertheilte, faſt regelmäßig unter Verabreichung etwelcher Ohrfeigen fortjagte, um ihn, wie man ſagt, auf der Weide laufen zu laſſen.

Zu einiger Rechtfertigung des unnatürlichen Vaters darf indeſſen nicht verſchwiegen werden, daß der Sohn in der That auch gar kein Organ für jene Höhen des Lebens zeigte, die man Humaniora nennt. Im Freien aufgewachſen, von Kindheit auf wind- und wetterhart, wußte er Pferde zu tummeln, Ochſen zu bändigen, ſämmtliche Hantierungen, die in dem Orte getrieben wurden, hatte er ſpielend erlernt, aber im Lateiniſchen war er, was ein gewiſſer großer Philoſoph laut Schulzeugniß im Fach der Beredſamkeit geweſen ſein ſoll, haud magnus, das Griechiſche bot ihm nur Einen homogenen Dialekt, der zum Unglück nicht in den Lehrplan taugte, den böotiſchen, und für das Hebräiſche hatten ihm die Götter ein ehernes Band um die Stirne geſchmiedet. Wenn ſein Vater ausnahmsweiſe gut auf ihn zu ſprechen war, ſo konnte er ſagen, es ſtecke vielleicht in dem Jungen ein Mann der That, der mehr werth wäre, als ein Dutzend Gelehrte zuſammen, aber bei einer Nation, die nach Hölderlin's Ausſpruch thatenarm und gedankenvoll ſei, möge er zuſehen, wie er ſich mit dieſer Eigenſchaft durchſchlagen werde.

Und dennoch mußte er den Durchfallscandidaten ins Examen ſchicken. Warum? Es giebt einen Druck der öffentlichen Meinung, der auch den trotzigſten Eigenwillen zwingt. Die öffentliche Meinung aber huldigte nicht bloß der Heiligkeit des geiſtlichen Berufes, ſondern in faſt höherem Grade noch der zeitlichen Wohlfahrt, die mit dieſer Beſtimmung in Perſpective ſtand. Nahrung, Kleidung, Behauſung und Heranbildung der jungen Leute auf öffentliche Koſten — ſpäter, wenn auch nach mehr oder minder langem Warten, ein ſicheres Brod — mit Einem Wort, Verſorgung vom zurückgelegten vierzehnten Jahre an auf Lebenszeit, eine herrliche Sache, wenn Wahl oder Wechſel des Berufes frei geweſen wäre — dazu noch, wie nun einmal die öffentliche Meinung glaubte, und wie es wohl auch nicht anders als billig war, möglichſte Bevorzugung der Pfarrersſöhne, der Kinder vom Stamme Levi, vor der übrigen dem Tempeldienſte zuſtrömenden Jugend des Landes — alle dieſe Vortheile für ſeinen Sohn zu vergeben, ja unverſucht in den Wind zu ſchlagen — das ging nicht an. Er lief Gefahr, anſtatt des Sohnes ſelbſt in einer Geiſtesanſtalt untergebracht zu werden, nur in keiner bildenden. Von einem Handwerk, falls er nämlich das Lehrgeld aufbrachte, konnte, ohne Empörung aller Standesgefühle, erſt dann die Rede ſein, wenn ſich der Junge zum Studiren unfähig gezeigt hatte, und das einzige unentgeltliche Studium war das, zu welchem der Weg durch das Landexamen führte. Der Verſuch mußte alſo gemacht werden, das ſtand feſt. Fiel der Junge durch — wohl ihm! Blieb er im Siebe liegen, wie es der Zufall manchmal wunderlich fügt, daß der Menſch die paar Brocken Wiſſen, die an ihm hängen geblieben ſind, verwerthen kann — dann noch beſſer oder ſchlimmer! Im einen wie im andern Falle, Cardinal! — ſo apoſtrophirte der Pfarrer von Y . . . burg die unſichtbare Gewalt, die ihn drängte — habe ich das Meinige gethan.

Unter dieſen Umſtänden konnte er es nicht vermeiden, mit dem bisherigen Geiſtesfreunde nun auch körperlich zuſammenzutreffen; denn ſelbſt wenn es ihm gelang, jeder perſönlichen Begegnung vorzubeugen, ſo mußte Jener doch ſeine Anweſenheit, die in keiner Weiſe verborgen bleiben konnte, erfahren, und der Widerſpruch zwiſchen dieſem unfreundſchaftlichen Betragen und dem mit faſt leidenſchaftlicher Freundſchaft geführten Briefwechſel war zu groß, zu auffallend, zu unerklärlich, als daß er ſich denſelben hätte zu Schulden kommen laſſen dürfen.

Hatte er einmal A geſagt, ſo mußte er jetzt B ſagen. So ſchrieb er denn, wie wir bereits wiſſen, anſcheinend höchſt vergnügt zurück, daß er gleichfalls einen Sohn ins Examen bringen und daß hieraus auch den Vätern die Gelegenheit, ſich zu ſprechen, erblühen werde. Im Herzen aber war er über dieſes bevorſtehende Freudenfeſt voll Gift und Galle, und manchen Morgen, wenn er nach A . . . berg hinauf telegraphirte, begleitete er ſeine Signale mit ſchandbaren Reden, jenen ähnlich, die er vordem an den ſteinernen Nachbar des Freundes zu richten gepflegt hatte. Ahnungslos, wie ſeiner Zeit die Felſennaſe, nahm Der die Invectiven entgegen und ſchrieb ihm zum Danke dafür manch wohlgeſinnten Brief. Aber auch er ſelbſt hatte in dem Briefwechſel zu viele Unterhaltung gefunden, als daß er dieſe Form des Verhältniſſes gar und gänzlich zu den Raben hätte wünſchen können. Im Gegentheil war es ihm eine tröſtliche Ausſicht, nach überſtandenem Martyrium der Mündlichkeit dereinſt zu dem waſſerdichten ſchriftlichen Verfahren zurückzukehren.

---

## 3.

„Die Zeit kam heran, welche niemals ausbleibt“ — ſagt Cervantes gerne, wenn er eine Zwiſchenzeit überſpringen und mit ſeiner Erzählung zu dem angekündigten Zeitpunkt übergehen will. Zum gleichen Zwecke bietet ſich eine in Schwaben geläufige Redensart: „Man ſpricht das ganze Jahr von der Kirchweih', endlich iſt ſie."

So ging es nämlich auch mit dem Landexamen. Es kam heran, es trat in die Reihe der ſeienden Dinge ein.

Die Straßen der Hauptſtadt füllten ſich mit alten und jungen Schwarzröcken verſchiedenen Schnitts, die einander nur darin gleich waren, daß ſie von dem Reſidenzſchnitte bedeutend abwichen.

Ahnungsgrauend ſchritten die Alten, todesmuthig die Jungen einher, um vorerſt die zum Theil noch nie genoſſenen Herrlichkeiten, beſonders die Wachtparade, in Augenſchein und Ohrenſchmaus zu nehmen.

Die Reſidenzjugend war gleichfalls auf den Beinen und beluſtigte ſich, die „Landpomeranzen", wie ſie die Fremdlinge nannte, auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Mancher würdige Vater eines hoffnungsvollen Sohnes mußte es ertragen, daß ſich der beliebte Gänſemarſch an ſeine Ferſen heftete. Mancher hoffnungsvolle Sohn eines würdigen Vaters mußte ſich mit dem inſolenten Cujas es? anſchreien laſſen.

Die Jungen waren betäubt, die Alten betrübt über die Ruchloſigkeit dieſer Jugend; entrüſtet Beide; Beide aber auch zugleich von ganz geheimer Bewunderung ihrer freien, kecken Manieren erfüllt.

Der erſte der Entſcheidungstage war angebrochen.

Schon am frühen Morgen war das als Local des

Examens dienende Gymnaſiumsgebäude, von dem gebildeteren Theile der weiblichen Bevölkerung damals das „Gennaſium“ genannt, ein Schauplatz lebhafter Bewegung. Die Gruppen, die es umringten, beſtanden aus Vätern und Verwandten der Prüfungscandidaten. Sie hatten dieſe ihre Säuglinge nach der Hauptſtadt und bis an die Schwelle des Gymnaſiums geleitet, wo dieſelben ſtreng abgeſperrt wurden, um eine Reihe von Aufgaben in verſchiedenen Fächern zunächſt ſchriftlich zu löſen; und gingen nun hier ab und zu, um wo möglich an der Luft zu ſpüren, wie die Examenswitterung beſchaffen ſei. Man ſteckte die Köpfe zuſammen und theilte ſich murmelnd die Vermuthung mit, daß die Aufgaben dieſes Jahr ſchwieriger ſein würden, als je zuvor, weil die Prüfungsbehörde wegen des großen Andranges der Bewerber beſchloſſen habe, es diesmal mit den Anforderungen an ſie haarſcharf zu nehmen. Dazwiſchen trafen ſich alte Bekannte und redeten von ihren Jugendtagen, wo ſie ebenfalls hier geſchwitzt hatten, oder erzählten einander ihre gegenſeitigen Familienerlebniſſe in Freud und Leid.

Am Mittag wurden dieſe Gruppen voller und drängten ſich dichter um das Haus. Wer von den jungen Leuten mit ſeinem Penſum zu Ende war, wurde gegen Zurücklaſſung der Reinſchrift in Freiheit geſetzt. Der Erſte, der herunter kam, erregte allgemeines Aufſehen. Er mußte ſehr geſchickt oder ſehr leichtſinnig, jedenfalls ſehr zuverſichtlich ſein, daß er es gewagt hatte, Allen zuvorzukommen. Man riß ſich um ihn, las die Aufgaben vor, kritiſirte ſie, fand ſie unbillig ſchwer, und die Spannung wuchs mit jedem Augenblicke. Allmählich kamen Andere nach, und ihre Angehörigen ſäumten nicht, ihre Sudelſchriften in Empfang zu nehmen und aus dieſen ſibylliniſchen Blättern die Zukunft der jungen Verfaſſer zu erforſchen. Die verſchiedenen Abſtufungen des Mienenſpiels, welche hier zu beobachten waren, vom höchſten Entzücken bis zur äußerſten Entmuthigung hinab, boten ein belebtes Bild, das wohl einer maleriſchen Darſtellung würdig geweſen wäre.

Unter dieſen Gruppen, doch außerhalb des dichteſten Gedränges, befand ſich ein Mann von vorgeſchrittenem Umfang und lebensfrohem Geſichtsausdruck, worin keine Spur einer Runzel an Bedenklichkeiten oder Zweifelsqualen erinnerte. Er trug einen Rock von ſehr dunkelblauer Farbe, die zur Noth, obwohl nicht ganz ordnungsmäßig, die ſchwarze erſetzen konnte, und war unſer alter Freund, der Pfarrer von A . . . berg. Ein kleines Reiſemißgeſchick hatte zwar ſeine Heiterkeit etwas getrübt. Er war nämlich ungemein begierig geweſen, das Felſengeſicht, das er in der Nähe nicht ſein nennen konnte, ſich aus der nöthigen Entfernung anzueignen, und zu dieſem Zwecke hatte er ſeinen Butzengeiger mitgenommen. Unſer deutſcher Himmel aber hatte ihm unterwegs den Streich geſpielt, ſich in Unklarheit zu hüllen, was ihn für einige Zeit ganz unglücklich machte. Doch tröſtete er ſich mit der

Hoffnung, auf der Rückreiſe beſſeres Glück zu haben, und das Gleichgewicht ſeines Gemüths war bald wieder ſo vollkommen hergeſtellt, daß ſämmtliche Staaten des Continents, beſonders diejenigen, welche ſo eben auf dem Wege von Laibach nach Verona waren, ihn um dasſelbe hätten beneiden dürfen.

„Ich werde ihn ſehen, aber jetzt nicht, ich werde ihn ſchauen, aber nicht von nahe“, ſagte er zu Wilhelm's ausnehmendem Ergötzen mit den Worten jenes wunderlichen Propheten, deſſen Eſelin unfehlbarer war als ihr Herr.

Heute jedoch kam das A . . . bergiſche Gleichgewicht abermals ein wenig ins Schwanken, ſo daß unſer unterſetzter Freund ſich genöthigt ſah, ſeinen Schwerpunkt in die Zehen zu verlegen. Sein Sohn Wilhelm erſchien nämlich im Portale des Gymnaſiums, und da von dort ein paar Stufen herunterführten, ſo mußte er ihn unter der Menge im Auge zu behalten ſuchen. Vater und Sohn lächelten ſich von Weitem an, wie ein Mond den andern anlächeln würde, und der Sohn glich auch dem Vater, wie ein Ei dem andern. Auf der hohen weißen Cravatte ruhte behaglich dasſelbe rothbackige Geſicht, rund und voll wie ſein Aſcendent, nur in verjüngtem Maßſtabe, und die ſchneeweißen Vatermörder, die es einrahmten, beeinträchtigten ſo wenig, als bei dem Vater die weiße Halsbinde, das geſunde Roth der Wangen. Mit ruhiger Sicherheit, keinen Schritt beeilend, lavirte der Junge durch das Gewühl auf den Alten zu, der ihm die kurzen Arme entgegen ſtreckte, um mit beiden Händen nach dem Concept ſeiner Ausarbeitungen zu greifen, und als ihre Finger ſich berührten, da konnte man den kurzen wohlgenährten Fingern des Jungen den ernſtlichen Vorſatz anſehen, dereinſt eben ſo dick und fleiſchig zu werden, wie die Finger des Alten waren.

Zuerſt das Arithmetiſche! ſagte dieſer, in dem Sudelhefte blätternd. Um das Uebrige iſt mir nicht bang, aber das Rechnen war nie deine ſtarke Seite. Voilà. „Die Dauer des dreißigjährigen und dann die des ſiebenjährigen Krieges abſteigend in Monaten, Wochen und Tagen zu berechnen" — etwas captiös, doch nicht übermenſchlich! — — Richtig, ich hab' mir's gleich gedacht: du rechneſt den Monat zu vier Wochen — gelt?

Freilich, ſagte Wilhelm. Wie denn anders?

Da bekommſt du ja nur achtundvierzig Wochen aufs Jahr, bemerkte der Vater verdrießlich. Nun, es wird manchem Andern auch ſo gegangen ſein, ſetzte er erleichtert hinzu. Aber halt — was muß ich ſehen! Seit wann hat die Woche acht Tage?

Man redet ja immer von acht Tagen, wenn man eine Woche bezeichnen will, wendete Wilhelm ein.

Der Pfarrer von A . . . berg ließ jenen gelinden Deſperationslaut vernehmen, welcher hervorgebracht wird, wenn man ein Z ein paarmal hinter einander durch die Zähne einwärts zieht. Nach einer Pauſe ſtummen Kopfſchüttelns ſah er wieder in das

Concept, las, nickte von Zeit zu Zeit, und immer mehr klärte ſich ſeine Miene auf. In den Hauptfächern, ſagte er, ſteht es ganz ſo, wie ich's von dir erwartet habe. Beſonders dein Latein iſt wahrhaft blühend. Nun, die Arithmetik iſt ein Nebenfach, mit dem man's nicht ſo ſtreng nimmt — und ich werde die Herren darauf aufmerkſam machen, daß du, von den irrigen Vorausſetzungen abgeſehen, formell richtig gerechnet haſt. Das iſt Alles, was man verlangt.

In dieſer Weiſe wurden die einzelnen Arbeiten von den Intereſſenten durchgenommen, ſo daß in der kleinen Gelehrtenausſtellung ein allgemeines Summen herrſchte. Dasſelbe wurde jedoch durch eine auffallende Scene unterbrochen.

Aus dem Gymnaſium kam einer der jungen Candidaten, den man unwillkürlich näher anſehen mußte. Er war eine hochaufgeſchoſſene, ſpindeldürre Figur mit eckigem Geſichtsbau, ſchwarzen Haaren und dunkeln Augen, welche ſcheu und trutzig über das Gedränge hinſchweiften; aus den Aermeln ſeines fadenſcheinigen ſchwarzen Rockes ragten die Handgelenke nebſt einem Theil der Vorderarme unbedeckt hervor. Während er durch die Verſammlung, die ihm unheimlich zu ſein ſchien, eine Gaſſe ſuchte, ſtürzte ein langer Mann in einem ſchwarzen Rock herbei, welches Kleidungsſtück ebenfalls ſehr abgetragen und zerſchliſſen ausſah, nur daß die Aermel nicht zu kurz waren, und das vermuthlich aus dem einzigen Grunde, weil der

Inhaber nicht mehr wuchs. Dagegen waren die Arme dennoch ſehr lang, und einen wunderſamen Anblick gewährte es, wie er ſpinnenartig über ein halbes Dutzend Leute hinüber griff, um dem Jungen ſein Concept zu entreißen. Daß er deſſen Vater war, konnte Niemand bezweifeln, der ihn ins Auge faßte: dieſelben ſchwarzen Haare und Augen, derſelbe felſige Knochenbau des Geſichts, nur daß die Ecken viel ſchärfer hervorſtachen, die Furchen viel tiefer eingegraben waren, und endlich in der Miene derſelbe dunkle Zug, nur noch weit mehr ſchattirt.

Wie ein Habicht war der Alte auf die Sudelblätter geſtoßen, die der Junge nicht ſowohl hergab, als vielmehr ſich bloß wegnehmen ließ. Und wie der Raubvogel ſeine Beute erhaſcht, ſo hatte das Auge des Vaters auf den erſten Blick eine Stelle entdeckt, die ihn jeder weiteren Unterſuchung zu entheben ſchien. Die Wirkung dieſer Stelle war ſo ſtark, daß ſie ſeine Faſſung überwältigte. Er ließ die Hand mit den Blättern ſinken. Unglücklicher! rief er mit lauter Stimme, faßte den Jungen am Flügel, und — fort war er mit ihm um die nächſte Ecke.

Dieſes Zwiſchenſpiel hatte allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Auch der Pfarrer von A . . . berg, der eben mit ſeinem kritiſchen Geſchäft zu Ende kam, hatte noch den ergreifenden Ausruf gehört und ſah noch die beiden langen, ſteifen, hagern Geſtalten um die Ecke verſchwinden.

Er fragte, und zehn, zwölf andere Stimmen fragten mit ihm, wer dieſer darniedergeſchmetterte Vater ſei.

Der Pfarrer von Y . . . burg! wurde geantwortet.

Der Pfarrer von A . . . berg nahm ſeinen Sohn an der Hand, zog ihn durch das Gedränge und eilte dem Freunde nach. Aber vergebens ſchaute er an der Ecke Straß' ab Straß' auf. Die beiden Geſtalten waren fortgeſchoſſen, wie Ladſtöcke, die manchmal den Gewehren unvorſichtiger Schützen enteilen.

Mißmuthig begab er ſich mit ſeinem Sohne in ſein Quartier, das er bei einem hochgeſtellten Vetter aufgeſchlagen hatte; denn die Reſidenz übte in den Zeiten, die dem völligen Aufhören der Naturalwirthſchaft vorangingen, immer noch den ſchönen Brauch der Hauptſtadt des jüdiſchen Landes, wo an den hohen Jahresfeſten jedes Haus eine Gaſtherberge für Gefreundte und Bekannte vom Lande wurde, nur mit dem Unterſchiede, daß hier das Feſt der ungeſäuerten Brode und dort das Landexamen der Magnet war, der den Landſturm von Gäſten brachte.

Ein treffliches Mittagsmahl erquickte die Lebensgeiſter unſeres Pfarrers. Da ſein Vetter einer der Herren Examinatoren war, ſo konnte er über Tiſch in Form einer Anekdote, die er auf Wilhelm's Unkoſten erzählte, ſeine arithmetiſche Herzensangelegenheit anbringen, was ſehr zu ſeiner Aufrichtung diente. Er fand denn auch gleich beſtätigt, daß der Fehler nicht groß geachtet wurde. Doch mußte der über und über roth gewordene Candidat ſich manche Neckerei gefallen laſſen, daß er zwiſchen der aſiatiſch-ägyptiſch-deutſchen Woche von ſieben Tagen und den Nundinen der Römer einen Vermittlungsverſuch gewagt habe.

Auf den Abend wandelte der glückliche Vater in einen öffentlichen Garten, der, damals der einzige in der Reſidenz, weit und breit eines großen Rufes genoß.

> Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
> Die gaſtlich hier zuſammenkamen?

Die Chargen des Militärs vom Lieutenant aufwärts bis zum General, höhere Kanzleibeamte, alte und junge Richter, Lehrer der Künſte und Wiſſenſchaften, und endlich ſchwere Bürger, welche mehr Geld in der Taſche hatten, als jene Alle mit einander, das waren die allabendlichen Stammgäſte. Hiezu kamen aber noch die Vielen, die das Landexamen in die Stadt geführt hatte, und die nicht Wenigen, welche dieſe Wimmelzeit zum Stelldichein benützten. Beſonders waren es die verſchiedenen Altersklaſſen der Geiſtlichkeit, die ihre regelmäßigen jährlichen Zuſammenkünfte auf dieſe Zeit zu verlegen liebten. Dieſelben wurden im eleganteſten Latein in der geleſenſten Zeitung des Landes ausgeſchrieben, die eben darum manchmal beinahe einem ungariſchen Reichstagsblatte glich, wenn nicht in der Latinität ein merklicher Unterſchied geweſen wäre. Solchen Aufforderungen zum Zuſammenkommen ward von den betreffenden ſtets freudig nachgelebt. Man beobachtete dabei zugleich das werdende Geſchlecht und gedachte mit gerechtem Bewußtſein „der alten Zeiten und der alten Schweiz.“

Daß in dieſem lebhaften Nationalgewimmel unſer Freund von A . . . berg guter Dinge war, brauchen wir nicht erſt zu verſichern. Zwar, wer, wie er, eine ſehr ausgebreitete Bekanntſchaft hatte, dem konnte es begegnen, daß ein Dutzend Freunde zu gleicher Zeit ohne von einander Notiz zu nehmen, ſein Ohr belagerten, und wer, wie er, mit ſeinem ganzen Weſen darauf angelegt war, Allen gerecht zu werden und Keinen vor den Kopf zu ſtoßen, der mußte ſich einigermaßen im Fegfeuer befinden, weil er nicht wußte, wem er zuerſt antworten ſolle. Indeſſen eine tüchtige Natur arbeitet ſich auch durch Centnerlaſten des Glückes hindurch. Unſer Freund lächelte alle zwölf Interpellanten gemüthlich an, nickte in der Runde umher, ſegelte mit dem Glaſe durch die Luft, um gleichſam eine allgemeine Benediction zu ertheilen, und hiemit waren ſämmtliche Fragen und Zurufe dem Hauptinhalte nach beantwortet.

Nur Eines verſetzte ihm den perlenden Kelch der Lebensfreude mit Wermuth: ſein Freund von Y . . . burg, den er beſtimmt hier zu finden erwartet hatte, war nicht da und fand ſich auch im ganzen Lauf des Abends nicht ein. Er fragte Bekannte und Unbekannte, beinahe Mann für Mann, vergebens nach ihm. Niemand wußte auch nur von ihm zu ſagen, wo er ſein Zelt aufgeſchlagen habe. Es iſt mir unbegreiflich! murmelte der Pfarrer von A . . . berg beſtändig vor ſich hin, bis er durch neue Begegnungen und Befreundungen jeweils wieder in den Strudel der heitern Bewegung geriſſen wurde.

Schon am folgenden Morgen erfuhr er zweierlei Gründe, deren einer das räthſelhafte Benehmen des Freundes rechtfertigte, durch den andern aber wieder aufgehoben wurde. Aus den entſcheidenden Kreiſen nämlich, das heißt, aus dem Gremium der Examinatoren, verbreitete ſich die Nachricht, daß Eduard von Y . . . burg merkwürdige Arbeit gemacht habe. Nicht bloß hatte er im Griechiſchen mit den beiden intricanten Verneinungswörtchen, die ſchon firmeren Gelehrten ein Bein geſtellt haben, heilloſes Blindekuhſpiel getrieben, ſondern noch obendrein im Lateiniſchen eine Todſünde begangen, die nur mit der jenes unglücklichen Helvetiers verglichen werden kann, der ſich nirgends mehr in Geſellſchaft blicken laſſen durfte, weil die Rede von ihm ging, er habe ſeinen Grundſtock angegriffen — kurz, er hatte Ut mit dem Indicativ geſetzt! Wenn der Vater dieſen Schnitzer geſtern zuerſt ins Auge gefaßt hatte, dann war ſein kläglicher Ausruf freilich gerechtfertigt. Noch mehr war es ſein Wegbleiben aus der

Geſellſchaft. Der Vater eines Sohnes, der Ut mit dem Indicativ geſetzt, konnte nicht unter die Leute gehen.

Aber dieſem Schaden Joſeph's ſtand ein wunderbarer Triumph gegenüber. Man erfuhr nämlich zugleich, daß der Pfarrersſohn von Y . . . burg hinwiederum der Einzige geweſen ſei, der die arithmetiſch-hiſtoriſche Aufgabe vollkommen gelöſ't habe. Nicht nur hatte er, was von den Wenigſten gerühmt werden konnte, das Verhältniß der Wochen zu den Monaten richtig ausgedrückt, ſondern er hatte auch die wahre Dauer der beiden Kriege, von welchen die Frage geſtellt war, allein genau angegeben. Während alle übrigen Candidaten dem einen dreißig und dem andern ſieben Jahre zuſchrieben, hatte er den erſten vom 23. Mai 1618 bis zum 24. October 1648 und den zweiten vom 29. Auguſt 1756 bis zum 15. Februar 1763 datirt, mithin nothfolglich ein ganz abweichendes Reſultat gewonnen, das obendrein um ſo glänzender war, als die Berechnung unter dieſen Umſtänden weit größere Schwierigkeiten gehabt hatte. Der Fall war unerhört in den Annalen des Landexamens: derſelbe Candidat, deſſen Leiſtungen in den anderen Fächern unter dem Gefrierpunkte geblieben waren, erhielt in der Arithmetik und Hiſtorie je zwei große A. Das will nämlich im Zeugniß ſo viel beſagen, als: Eminent! Und wenn er nun auch dennoch durchfiel — gleichviel, ein Vater eines Sohnes der in ſeinem Teſtimonio vier große A beſaß, dieſer Vater durfte und mußte ſich mit dieſem Sohne ſehen laſſen.

Der Pfarrer von A . . . berg ertheilte ſeinem Wilhelm, als er ihn wieder zum Gymnaſialgebäude begleitete und den Pfarrer von Y . . . burg daſelbſt abermals nirgends erblickte, den Auftrag, den Sohn desſelben beim Hinein- oder Herausgehen aufzuſuchen, ſich nach dem Qartier der beiden Finſterlinge zu erkundigen und ſie jedenfalls für den Abend in „der W . . . in Garten“ zu beſtellen.

Wilhelm that ſein Beſtes. Allein der Löwe des dreißig- und ſiebenjährigen Krieges erſchien ſo ſpät, daß er nur noch knapp ſeinen Platz erreichte, ehe das Dictiren der heutigen Aufgaben begann. Während des pythagoräiſchen Schweigens, das auf dieſe feierliche Handlung folgte, war kein Verkehr ſtatthaft. Noch weniger konnte es am Schluße zu einer Annäherung kommen; denn ehe Wilhelm mit dem dritten Theile der Penſen fertig war, hatte Eduard ſeines Wiſſens Köcher ausgeleert, legte die Feder nieder, überreichte ſeine Arbeit dem wachehabenden Profeſſor, und — ſchnell war ſeine Spur verloren.

Der Tag verging wie der geſtrige.

Vergebens fahndete der Pfarrer von A . . . berg im Abendcirkel nach dem Freunde, der ihm nur in der Ferne, nicht aber in der Nähe ſichtbar ſein zu wollen ſchien. Er ſchüttelte den Kopf einmal über das andere, ließ manches hinterſchlächtige Z durch die Zähne ziſchen und entſagte zuletzt gänzlich der Hoffnung, den Unſichtbaren zu ſehen, den Unbegreiflichen zu begreifen.

Der dritte der Examenstage, der Tag der mündlichen Prüfung, brach an.

Die zum Schwitzen verordnete Jugend ſchnürte ihre Bücher in den alterthümlichen Riemen und eilte dem Schlachtfelde zu, wo der Ausſchlag erfolgen ſollte; denn heute galt es, den ganzen Mann von dem hal- zu unterſcheiden.

Wilhelm, ſagte der Pfarrer von A . . . berg zu ſeinem Sohne, den er heute zum letztenmal begleitete: ſag mir ehrlich, ob dir das Herz nicht klopft. Ein Examinator hat es doch weit beſſer, als ein Examinand, denn Jener iſt auf die Fragen vorbereitet und dieſer nicht. Sieh, ich traue dir zwar ſehr viel zu, aber — der Menſch mag noch ſo Vieles wiſſen, Alles weiß er nicht. Haſt du nie daran gedacht, daß juſt eine Frage an dich kommen könnte, in der du — nicht ſo ganz zu Hauſe biſt?

Freilich, ſagte Wilhelm mit Gleichmuth. In dieſem Fall gedenke ich die Rede auf einen verwandten Gegenſtand hinüberzuſpielen; denn es kommt nicht darauf an, daß man Alles weiß, ſondern darauf, daß man wo möglich keine Antwort ſchuldig bleibt.

Der Vater klopfte den Sohn auf die Schulter. Wilhelm, ſagte er freudig bewegt, an deiner Carrière hab' ich keinen Zweifel mehr.

Mit dieſen Worten ſchieden ſie von der Schwelle des Gymnaſiums.

Im Hinaufſteigen ſah ſich Wilhelm auf der Treppe unverſehens von dem ſchwärzlichen Aufſchößling aus Y . . . burg angeredet, der ihm ſagte, ſein Vater laſſe den Herrn Pfarrer von A . . . berg bitten, ſich doch ja heut Abend in „der W . . . . . in Garten“ einzufinden.

Wilhelm erwiderte ihm ebenſo verwundert als erfreut, der ſeinige habe keinen ſehnlicheren Wunſch, als endlich einmal mit dem Herrn Pfarrer von Y . . . burg zuſammenzutreffen, und erzählte, wie die Bemühungen, dieſes Glückes theilhaftig zu werden, bis jetzt vergeblich geblieben ſeien. — Er fragte ihn, wo denn der Herr Vater logire.

Bei Verwandten auf dem Lande in der Nähe, antwortete Eduard, und fügte hinzu, erſt heute werde ſein Vater von den Abhaltungen frei, die ihn bisher verhindert haben, den Abend in der Stadt zuzubringen.

Sie dürfen auch nicht wegbleiben, ſagte Wilhelm zutraulich zu ihm. Mein Vater wird mich gleichfalls mitnehmen.

Eduard ſagte zu, ſo weit es von ihm abhänge, und die Thüre des Prüfungsſaales ſchloß ſich hinter ihnen.

Die Angabe, daß er bei Verwandten auf dem Lande wohne, war eine Vexirklappe, mit welcher der Pfarrer von Y . . . burg ſeine wahre Adreſſe verdeckte. Er war vielmehr in der obſcurſten Winkelkneipe des winkligſten Gäßchens der innerſten Altſtadt abgeſtiegen. Seine Käſehändler, die er nach einer wohlfeilen Herberge gefragt, hatten ihm dieſe Spelunke verrathen. Hier konnte er ſein Haupt niederlegen, ohne ſeinen Etat zu überſchreiten. Auch wurde er hier von ſeinem Y...burger Käſe, der zum Beſten der Gebrüder Straubinger hieher geliefert wurde, angeheimelt, nur daß er ihn hier ungebraten eſſen mußte. Home, sweet home! Dagegen traf er hier ein Bier, dem er, obgleich es billig genug ſchmeckte, doch den Vorrang vor ſeinem Corruptionsgebräu unbedingt zugeſtehen mußte. Und da er mit ſeinem Sohne ein eigenes „Appartement“ — ein urmals ockergelb angeſtrichenes Kämmerchen von anderthalb Quadratſchuh — inne hatte, ſo konnte er zu dieſem Biere ſeine ſcythiſche Cigarre unangefochten verduften.

Auf dieſe Weiſe hatte er den Abend nach ſeiner Ankunft unter ſtillen Verwünſchungen über den Pfarrer von A...berg, den ſchuldlos unwiſſenden Feind ſeiner Ruhe, deſſen Anweſenheit er ſelbſt in dieſes Verſteck hereinragen fühlte, nicht eben ganz ungemächlich durchlebt, und eine ſeinem Sohne vor dem Schlafengehen verabreichte Ohrfeige hatte ſein durch die ungewohnten Eindrücke der Außenwelt etwas geſtörtes Gleichgewicht vollkommen wieder hergeſtellt. Eduard hatte nämlich auf die Frage, wie es ihm wohl im Examen gehen werde, die allerdings nicht ganz correcte Antwort gegeben: „Mir iſt's Wurſt.“

Und doch trieb es ihn am andern Morgen, am Morgen des erſten Prüfungstages, aus ſeiner Höhle hinaus. Es war Neugier, verbunden mit dem ſeltſamen Drange, der den Menſchen manchmal antreibt, dem Schickſal eine Wette zu bieten. Wenn er dem Pfarrer von A...berg in die Hände fiel, ſo konnte er nicht mehr zurück, konnte ſich ihm über die ganze Prüfungszeit, an den Abenden wenigſtens, nicht mehr entziehen. Und dennoch wagte er den Gang. Wie derſelbe abgelaufen, haben wir bereits erzählt.

Die Hauptſünde wider den heiligen Donat, die ihn bei dem erſten Blick in Eduard's Sudelheft entgegenſprang, hatte ſein nicht ganz eingeſchlummertes philologiſches Gewiſſen in allen Tiefen aufgerührt und ihm jenen Ausruf abgenöthigt, der in den Herzen der Ohrenzeugen nachzitterte. Nachdem er aber um etliche Ecken gebogen, ſtellte ſich die verlorene Faſſung wieder ein, und es wurde ihm klar, daß der Unglücksfall, den er ja doch in der einen oder andern Form als unvermeidlich vorhergeſehen hatte, ihm gerade ſo gelegen komme, wie oft einem jungen Mädchen, das ſich gern in einem ſchwarzen Kleide ſieht, ein Trauerfall.

Er hatte den legitimſten Grund, ſich vor der Welt zu verbergen. Niemand konnte es ihm verargen, wenn er den Indicativ ſeines Sprößlings in Sack und Aſche betrauerte. Er zog ſich daher in ſein göttliches Loch zurück, allwo er ſich hermetiſch verſchloß und ſeinem Eduard in den Freiſtunden, die dieſem das Examen ließ, hänfenen Weihrauch unter die Naſe dampfte. Die übrige Zeit beſchäftigte er ſich mit einem alten, verſtaubten, in Schweinsleder gebundenen Buche, das er im Hauſe aufgeſunden hatte, und das Spitzbubengeſpräche im Reiche der Todten enthielt, Unterredungen nämlich, worin Cartouche, Nickel Liſt, die vom Schwert zum Rade begnadigten Schloßdiebe Friedrich Wilhelm's I. und andere Celebritäten ihres Jahrhunderts ihre Confeſſionen gegen einander austauſchten.

Den folgenden Tag ſchlug die Lage um. Eduard brachte ſeinem Erzeuger aus dem Examen die Neuigkeit mit, daß er vier große A in ſeinem Zeugniß habe.

Woher wußte der Junge dies? Ei, ſein Nebenſitzer im Examen hatte es ihm unter der Arbeit zugeflüſtert. Wie ein Stein, der ins Waſſer gefallen, immer weitere Wellenkreiſe zieht, hatte ſich dieſes und manches andere Examinalgeheimniß aus dem Conclave der Examinatoren zu ihren vertrauteren Freunden in der Schaar der betheiligten Väter und Verwandten fortgepflanzt, von dieſen war es im Wege gleicher Tradition zu den Uebrigen gekommen, die es ſodann unter der Jugend ſelbſt verbreiteten, ſo daß auch der Iſolirteſte im Laufe zweier Tage erfahren konnte, wie ſeine Actien ſtanden. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes, an welchem die theuerſten Intereſſen des Landes hingen, rechtfertigte dieſes geſchäftige Treiben, das der officiellen Bekanntmachung des Ergebniſſes der Prüfung weit vorgriff.

Dies war vermuthlich in Verbindung mit dem compendiöſen Umfange deſſen, was er zu Papier hatte bringen können, der Grund geweſen, der Eduarden geſtern ſo früh, daß Wilhelm ihm nicht mehr beikommen konnte, aus dem Examen getrieben hatte.

Der Pfarrer von Y . . . burg war unerachtet ſeiner in Eſſig eingemachten Stimmung immer noch Menſch, Vater und Lehrer genug, um den Succeß ſeines Sohnes mit einiger Genugthuung aufzunehmen. Ueber den Enderfolg des Examens machte er ſich zwar nicht die mindeſte Illuſion, da er wohl wußte, daß Arithmetik und Geſchichte nicht die Schlüſſel waren, welche die Thüre in das Reich Gottes öffneten. Aber er konnte ihm doch jetzt immerhin jenes Skaldenlied am Heldengrabe ſingen: „Ehrenvoll iſt er gefallen!“

Eben darum aber erkannte er auch, daß ſeine eigene Poſition ſich verändert hatte, und daß die Entſchuldigung, mit der er ſich von der Geſellſchaft fernhalten konnte, nunmehr wieder weggefallen war. Er entſchloß ſich daher, in den ſauerſüßen Apfel zu beißen und ſeine Spitzbubenhölle mit dem Purgatorium eines Honoratiorencirkels zu vertauſchen. Dies ſein eigener cyniſcher Ausdruck, für den wir begreiflicherweiſe nicht verantwortlich ſind.

So gab er denn am Morgen des dritten und letzten Prüfungstages ſeinem Sohne den Auftrag, deſſen Ausführung wir bereits kennen. Dann ſetzte er ſich in dem grauen Kämmerlein mit den antediluvianiſchen Ockerſpuren auf das wackelige, ſchneidend ſchmale Bettgeſtell, baumelte mit den Beinen, die er in dieſer ſchwanken Stellung noch ſehr künſtlich an ſich ziehen mußte, damit ſie nicht auf dem Boden aufſtanden, und ſtudirte mit einer Attention, wie er ſie vielleicht niemals der Vorbereitung einer Predigt gewidmet hatte, auf ſein Benehmen für den Abend. Er wollte ſo genießbar als möglich ſein, freundlich, gemüthlich ſogar, aber dabei ſcharf genug, um Jedermann auf der Zunge zu brennen, alſo ſich ungefähr wie eine mit Zucker und Pfeffer behandelte Melone geben. War dieſes „Auf-das-Seil-gehen“ — ſagte er in der Erinnerung ans Oberkloſter, wo eine und die andre Art von Leiſtung ſo betitelt wurde, — abgethan und das Capital, das er für einen ſolchen Abend in Bereitſchaft geſetzt hatte, aufgezehrt, dann gedachte er alsbald den Staub von den Füßen zu ſchütteln und die zwiſchen den Mühlſteinen des perſönlichen Zuſammentreffens hart bedrohte Freundſchaft wieder auf dem Boden der Abſtraction in Sicherheit zu bringen.

Während aber der Vater dieſe Anſtalten machte, ſchob der Sohn die Lage der Dinge aus dem zweiten Stadium in das erſte, ja noch viel weiter zurück. Von den Examinatoren anfangs wegen ſeiner ſchriftlichen Kriegslorbeeren nicht ohne alle Achtung behandelt, verſcherzte er dieſe im mündlichen Examen ſtündlich mehr und mehr. Nachdem er im Lateiniſchen und Griechiſchen Böcke geſchoſſen hatte, welche wegen ihrer Unglaublichkeit nicht mittheilbar ſind, ſtieß er im Hebräiſchen — denn auch hierin wurde in jenem ehernen Zeitalter ſchon ein Scherflein Leiſtung gefordert — dem Faſſe vollends den Boden aus. Zum Leſen und Ueberſetzen einer Stelle aufgerufen, konnte er weder das eine noch das andere, mußte ſich Buchſtaben für Buchſtaben, Wort für Wort vorſagen laſſen und zeichnete ſich, als es zur Sinnerklärung kam, durch eine, man möchte ſagen, pharaoniſche Verſtocktheit aus.

Die vorhergehenden Examinatoren hatten ihn nach und nach aufgegeben. Der Mann des Semitiſchen aber, ein ſehr hartnäckiger Würmerbohrer, konnte ihn durchaus nicht loslaſſen, ſondern ſetzte ihm erſt mit grammatikaliſchen, dann mit religionsgeſchichtlichen Fragen zu und wollte ſich um jeden Preis rühmen, eine Antwort aus ihm herausgefoltert zu haben. Der altteſtamentliche Vers enthielt unter Anderem eine Anſpielung auf die Erſcheinung, die Moſes im Buſch gehabt. Da nun der Candidat auf alle andern Fragen beharrlich ſchwieg, ſo ſagte der Profeſſor zuletzt verächtlich: Dann werden Sie mir wenigſtens ſagen können, Wer das iſt, der dem großen Geſetzgeber im Buſch erſchien? — der Bewohner des Buſches? — der da wohnete im Buſch? — nun? — nun? — nun? — es iſt eine Kinderfrage — nun?

Der Candidat ſchwieg und machte eine Miene, worauf ziemlich leſerlich die Antwort geſchrieben ſtand, die er vorgeſtern Nacht ſeinem Vater gegeben hatte. Der Profeſſor aber hörte nicht auf, mit dem zum

Marterwerkzeuge geſchliffenen, kurzgeſtoßenen „Nun?“ auf ihn hinein zu dolchen, bis das eckige Geſicht in convulſiviſchen Bewegungen, gleich denen eines Nußknackers, arbeitete.

Der Wohner im Buſche? — nun? — wer iſt das? — nun? — nun? — nun?

Der Haſ'! fuhr Eduard endlich mit finſterer Entſchloſſenheit heraus.

Da erhob ſich ein Gelächter, daß das Haus in ſeinen Grundfeſten wankte. Ja, man will wiſſen, daß zu dem Neubau desſelben, den die Oberſchulbehörde nach Jahr und Tag anordnen mußte, an dieſem Tage der erſte Grund gelegt worden ſei.

Der Profeſſor ging mit großen Schritten im Saale auf und ab. Er bohrte den Kopf in die Cravatte. Dreimal ſetzte er an, um etwas Fulminantes zu ſagen, aber dreimal blieb ihm die Stimme in der Kehle kleben. Zuletzt trat er mit einer raſchen Wendung zu einem andern Candidaten und ſetzte die Prüfung fort, den Verworfenen keines Blickes weiter würdigend.

Eduard von Y . . . burg ſaß von nun an wie gezeichnet da. Auch ſeine Mitcandidaten, nachdem ſie genug gelacht hatten, ſahen ihn nur noch mit ſcheuen Augen an. Eine ſo titaniſche Unwiſſenheit mußte ihren Träger gleichſam von der übrigen Menſchheit abſondern. Er aber kümmerte ſich nichts darum, vielmehr ſchien er froh zu ſein, daß ſeine Ausgeſtoßenheit ihn aller ferneren Prüfungsqualen und Fragepeinigungen überhob.

Für Wilhelm von A... berg war dies eine ſchwierige Lage. Wie ſollte er ſich nunmehr gegen ſeinen neuen Bekannten verhalten, nachdem dieſer zum Paria herabgeſunken war? Er kam auf den ſchlauen Einfall, das geſtrige Benehmen desſelben zu adoptiren. Begünſtigt durch den Platz, den er ziemlich nahe bei der Thüre hatte, drückte er ſich nach beendigter Prüfung ſo raſch als möglich, entkam hiedurch jeder Berührung mit der fatal gewordenen Perſönlichkeit, flog eilends zu ſeinem Vater und erzählte ihm, welche entſetzliche Eule dem Sohne des Pfarrers von Y... burg aufgeſeſſen ſei.

Nun kommt er heut Abend zweimal nicht, verſetzte der Pfarrer von A... berg wehmüthig.

Eduard aber hütete ſich wohl, ſeinem Vater etwas von dem Abenteuer zu ſagen, das er in dem brennenden Buſche beſtanden hatte. Daher, als der Pfarrer von A... berg mit ſeinem Sohne Abends in den uns ſchon bekannten Garten kam, war das Erſte, was Wilhelmen in die Augen fiel, der Held des Tages, der mit großer Gemüthsruhe an der Kugelbahn ſtand und den Wechſelſchickſalen der Neune zuſah. Die ältere Ausgabe desſelben dunklen Textes befand ſich nicht weit davon und ſchaute mit jener eigenthümlichen Art von Behagen, die bei manchen Menſchen mit einem ingrimmigen Geſichtsausdruck vereinbar, ja von ihm unzertrennlich iſt, in das Menſchengewühl, das an und zwiſchen den Tiſchen im Garten hin und her wogte.

Ums Himmels willen, Vater, ſagte Wilhelm ängſtlich, indem er dieſen am Handgelenke preßte, da iſt der Eduard von Y . . . burg! Und das dort muß nothwendig ſein Vater ſein!

Wahrhaftig, ſo iſt's! ſagte der Pfarrer von A . . . berg. Komm, wir wollen gleich auf ſie losſteuern. Nimm du dich des Jungen an, der hier ſehr verlaſſen ſein wird.

Wilhelm ſah ihn fragend und bedenklich an.

Thu's nur! flüſterte ſein Vater. Ich werde es den Herren ſchon im rechten Lichte darſtellen, damit es deinem guten Ruf nicht ſchaden kann.

Nach dieſen heimlich gewechſelten Worten, während welcher Beide ſcheinbar nach andern Seiten hingeſehen hatten, eilte der Pfarrer von A . . . berg, ſo ſchnell ihn ſeine kurzen Beine trugen, mit einem Ausruf der Freude und Ueberraſchung auf den Pfarrer von Y . . . burg zu, der ihn ſeinerſeits ebenfalls ſogleich erkannte. Er öffnete die langen Arme, der Freund ſtürzte ſich hinein, und — zu gleicher Zeit prallten Beide, jedoch nur ganz ſtill im Herzen, vor einander zurück!

Es iſt gefährlich, eine Freundſchaft auf dem Papier anzuknüpfen. Das Papier iſt — wiewohl auch nicht immer — das Reich der ſchönen Formen, die

Körperwelt iſt — wenigſtens ſehr häufig — das Gegentheil davon. Wer hat nicht ſchon einen Schriftſteller aus ſeinen Werken liebgewonnen und ſich die höchſte perſönliche Vorſtellung von ihm gemacht? Es läßt ihm keine Ruhe, er muß ſein Auge durch Anſchauen der Perſönlichkeit erquicken, er reiſ't, er kommt und ſieht — die Kehrſeite der Stickerei! Es giebt, wo nicht Nationen und Völkerſchaften, ſo doch Zeiten und Epochen in der Entwickelung derſelben, wo die vollendete Form nur innerlich, äußerlich nur die vollendete Formloſigkeit oder gar die entſchiedene Un- und Mißform zur Erſcheinung kommt.

Der Pfarrer von A . . . berg war zu dick und beſonders im Geſicht zu fettglänzend, um geiſtreich, der Pfarrer von Y . . . burg zu dürr und beſonders im Geſicht zu gelbtrocken, um liebreich auszuſehen. Der Pfarrer von A . . . berg dachte: „Aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz". Der Pfarrer von Y . . . burg dachte: „In dieſem Talge brennt kein Licht." Eine meilenweite Abſtoßung war an die Stelle der Anziehung getreten, welche die beiderſeitigen Briefe ausgeübt hatten.

Beide verbargen jedoch ihre Empfindungen, Jeder am Halſe des Andern. Beide thaten das Möglichſte, von Glück zu ſtrahlen. Der Pfarrer von A . . . berg nahm den Freund an der Hand und führte ihn ſeiner Geſellſchaft zu, welche mehrere Tiſche füllte. Da er bereits Abend für Abend die ſtaunenswerthe Geſchichte der Geneſis dieſer Freundſchaft erzählt hatte, ſo erkannte Jedermann ſofort den Pfarrer von Y . . . burg, der ſeinerſeits das eigenthümliche Lächeln, das er rings verbreitet ſah, anfangs auf Rechnung eben dieſes Ereigniſſes ſchrieb. Er ließ ſich daher ruhig nieder, die beiden Freunde tranken unverweilt Brüderſchaft, und die Unterhaltung verſprach in den beſten Gang zu kommen.

Mittlerweile war Wilhelm dem Gebote ſeines Vaters nachgekommen. Da jedoch ein Stückchen Diplomat in ihm ſteckte, hatte er Eduarden eingeladen, ſich mit ihm nach dem See zu begeben, wo ſie der zahlreich im Garten anweſenden Jugend, die den Umgang eines der Kröſuſſe des Landexamens mit dem Irus desſelben auffallend finden mußte, ziemlich aus den Augen gerückt waren.

Der See war ein Ententeich an einer minder belebten Seite des Gartens. Er war ſtark mit wackelndem Geflügel bevölkert. Auch befand ſich nicht weit davon das Hauptquartier der Landmacht, beſtehend in einer großen Hühnerſchaar unter den Befehlen eines prächtigen ſchwarzen Hahns. Damals ſah man noch nicht jene cochinchineſiſchen Podagriſten, die zwar von den Eroberungen der abendländiſchen Civiliſation im fernſten Oſten zeugen, dafür aber auch zugleich die ſterbliche Ferſe dieſer Erfolge verſinnbilden, indem ſie, bei jedem Schritt in die Kniee zu ſitzen genöthigt, den ſchönſten Hof zu einer Invalidenanſtalt machen.

Damals herrſchte noch in unſern Höfen und Gärten, friſch, fromm, fröhlich, frei, der deutſche Hahn in ſeinem Jünglings- oder Mannesbewußtſein, in ſeiner goldbraunen, ſeiner bläulichſchwarzen Schönheit, und mit jenem unergründlich dämoniſchen Zuge, der dem Herrn der Ratten und der Mäuſe verwandt genug dünkte, um ſich mit der Feder des wackern Jungen zu ſchmücken.

Ein altergrauer offener Pavillon am Ufer des Teichs nahm die beiden ungleichen Gäſte auf. Wilhelm, den ſein Vater mit baaren Mitteln verſehen hatte, machte den Wirth, ſorgte für Bier, für Wurſt, und trippelte geſchäftig hin und wieder, um der Verlegenheit einer Geſprächsanknüpfung ſo lang als möglich auszuweichen. Nachdem es aber nichts mehr zu ſorgen gab, da fühlte er, daß es an der Zeit ſei, einen ſoliden Redeaustauſch herbeizuführen, und erkannte, daß es am beſten ſein würde, gleich im erſten Anlauf die verwünſchte Barricade von heute mit Sturm zu nehmen.

Aber hören Sie, begann er, Sie ſind ein rechter Strick! — und ſtellte ſich nun, als ob er glaube, daß die dem hebräiſchen Profeſſor gegebene Antwort bloßer Hohn geweſen ſei.

Mochte er nun das Richtige getroffen haben, oder mochte es dem verunglückten Candidaten ſchmeicheln, daß man ſeine Ignoranz für Bosheit hielt — Eduard erwiderte dieſe Auslegung mit einem Blick der innigſten Freundſchaft und ſtieß ein äußerſt vergnügtes Gelächter aus. Nun? — nun? — nun? — rief er wiederholt, indem er mit großem Geſchick die Stimme des Examinators nachahmte und dazu wie dieſer den Kopf in den Hals hinunter bohrte, worüber Wilhelm vor Lachen platzen wollte.

Wilhelm tiſchte jetzt eine Reihe jener gottloſen Anekdötchen auf, durch welche ſich die liebe Jugend bekanntlich allezeit für ihre Schwitzſtunden ſchadlos gehalten hat. Eduard diente darauf mit noch erbaulicheren Proben von der Unterrichtsmethode und Lebensweiſe ſeines Vaters. Dabei kam er auch auf den „hohen Seher“ zu reden, nach welchem derſelbe jeden Tag zu beſtimmter Stunde zu greifen pflege; wer ſchildert aber ſein Erſtaunen, ſeine Luſt, als es ſich zeigte, daß er nur dieſe magere Thatſache kannte, als er erſt jetzt erfuhr, wie die beiden Tubus ſich gefunden und die Herzen ihrer Beſitzer nachgezogen hatten! Er wollte ſich vor Lachen ausſchütten, daß ſein Vater über dieſe ſo ausbündig merkwürdige Geſchichte zu Hauſe nie ein Wort verloren, und zeigte überhaupt gegen deſſen finſtere Eigenheiten, ſo fühlbar ſie ihn ſelbſt berühren konnten, nicht den geringſten Groll. Seine Erinnerung hielt es jedoch nicht lang in jenem dumpfen Oberſtübchen aus, ſondern hüpfte, wie der Knabe ſelbſt ſo oft am Ende ſeiner kurzen Lehrſtunden gethan, fröhlich ins Freie, in Feld und Wald, und Wilhelm bekam nun ebenfalls Dinge zu hören, von welchen er bis jetzt ſo gut wie nichts geträumt hatte.

Eduard erzählte, nicht eben was der Wald ſich erzählt, aber doch was im Walde vorgeht. Er kannte alle Kräuter, Halme, Sträucher, Stauden und Bäume, und letztere nicht bloß von der Wurzel bis zum Gipfel, ſondern auch in ihren wohnlichen Beziehungen und Verhältniſſen, ſoferne es nämlich keinen Baum gab, den er nicht erklettert hatte, um in die Vogelneſter zu gucken. Von jedem Vogel wußte er zu ſagen, wie viele und welcherlei Farbe Eier er lege, und wie er ſein Neſt baue, bis auf jenen Sonderling, der kein eigen Haus hat, ſondern ſich, jedoch ohne Hauszins zu bezahlen, in der Miethe behilft.

Durch Wilhelm's freudige Aufmerkſamkeit angeregt kam er vom Hundertſten ins Tauſendſte. Er erzählte ausführlich von dem Leben der Ameiſen in Wald und Feld. Zu geſchweigen von ihrem Witterungsſinn, der ſie lehre, ihren Vorrath, den ſie zum Trocknen in die Sonne hinaustragen, vor einem Regen ſtets ſo ſicher ins Neſt zurückzubringen, wie jene Reichsbürger ihre Spritzen immer acht Tage vor einem Brande probirten — hatte er einſt einen Zug von Klugheit an ihnen belauſcht, der ſeinen Zuhörer, unter Beihülfe der Weltanſchauung durch die Flaſche, bis zu Thränen rührte. Eine Ameiſenrepublik bot nämlich einmal das Schauſpiel, daß ſie ihr Korn, ſtatt es zu ſonnen, mondete.

er ſich nach der Urſache dieſer ſeltſamen Maßregel umſah, entdeckte er, daß ſich den Tag über Tauben in der Nähe aufhielten, welche den Körnerfrüchten gleichfalls nicht abhold ſind. Er verjagte ſie, und ſobald dies geſchehen, brachten die Ameiſen ihren Vorrath wieder bei Tage auf den Trockenplatz.

Eduard flunkerte zwar ein wenig. Ich hab' einmal, ſagte er unter Anderem, einen Haſen geſehen, dem die Hunde über eine Stunde lang vergebens zugeſetzt hatten. Nun giebt es nicht bloß dumme Haſen, ſongern auch geſcheidte. Denn der, wie ihm der Spaß entleidet war, trieb er einen andern Haſen auf, legte ſich in deſſen Lager und ſah gemüthlich zu, wie die Hunde, ohne die Verwechslung zu merken, dieſen ſeinen Einſteher jagten und am Ende faßten.

Das wäre! rief Wilhelm.

Eduard, der in ſeinem Elemente war, fuhr fort, die erſtaunlichſten Geſchichten aus dem Thierleben preiszugeben. Nachdem er gar von einem Haſen berichtet, der dem verfolgenden Hunde endlich ins Geſicht geſprungen ſei, ſo daß dieſer vor Schrecken Reißaus genommen habe — er ſchien ſehr auf die Verherrlichung des Buſchbewohners bedacht, — ging er auf den Specht über und erzählte, wie dieſer Baumhacker ihn einmal, da er denſelben mit der Flinte gefehlt, unter einem wahrhaft hölliſchen Hohngeſchrei von Baum zu Baum bis an den Ausgang des Waldes begleitet habe, ohne ſich durch das mehrmals nach ihm gerichtete Gewehr aus der

Faſſung bringen zu laſſen, weil er wohl wußte, daß der Schuß aus dem Laufe ſei.

Dann meldete er von den Raben, ſie ſeien zwar ſehr abgeführte Patrone, die auf ſich zielen laſſen, ohne ſich zu rühren, bis ſie den Finger am Drücker in Bewegung ſehen; dann fliegen ſie, eben noch im letzten Augenblicke, weg, den Schützen ſeinem Aerger überlaſſend. Nur zählen können ſie nicht. Er belegte dies mit der Geſchichte eines ſeiner Vertrauten, der den Raben in einem Verſteck am Walde manchen Tag umſonſt aufgelauert hatte. Sie hatten ihn mit dem Gewehr in ſeine Hütte gehen ſehen und kamen nicht auf Schußweite heran. Zuletzt verfiel er darauf, einen Andern, der ebenfalls ein Gewehr tragen mußte, in ſeine Hütte mitzunehmen und nach einiger Zeit wieder fortzuſchicken. Nun glaubten die Raben, die den Mann mit der Flinte hatten fortgehen ſehen, das Feld ſei rein, und ließen ſich ſeitdem nach Bequemlichkeit ſchießen. Auch wurden ſie nicht klug durch Schaden, daß ſie hätten Zwei zählen gelernt.

Da wär's ihnen wohl ſchwer geworden, die Dauer des dreißigjährigen Krieges anzugeben, bemerkte Wilhelm verbindlich.

Eduard, nachdem er dieſe Schmeichelei mit einem dankbaren Lächeln erwidert, fuhr unermüdlich in ſeinen Geſchichten fort. Er erzählte ein wundervolles Beiſpiel von der Schlauheit eines Froſches, der, als eine Gans ihn freſſen wollte, das Gegentheil von der Mechanik des Ulmer Spatzen anwendete. Bekanntlich trug dieſer den Strohhalm im Schnabel den langen Weg durchs Thor, um den Bauleuten zu zeigen, wie ſie es angreifen müßten, um den Balken hindurchzubringen. Der Froſch aber habe im Kampfe ums Daſein ein Stecklein aufgerafft, dasſelbe quer im Maul gehalten und ſo feſt darauf gebiſſen, daß die Gans nicht im Stande geweſen ſei, ihr Vorhaben auszuführen. Auch behauptete er, er habe ein Eichhörnchen über eine zum Ueberſpringen zu breite Stelle eines Waldbaches auf einem großen Schilfblatte ſchiffen ſehen, wobei es ſeinen Schwanz als Segel ausgeſpannt, um den Wind zu fangen, und mit einem Fuße gerudert habe.

Nun lehren freilich die Naturforſcher, daß die Gänſe principiell keine Fröſche freſſen, folglich ſie auch nicht zu Erfindungen in der Mechanik veranlaſſen. Die Ueberfahrt des Eichhörnchens ſodann mochte wohl auch billig zu den vielen fabelhaften Seeabenteuern, woran die Geſchichte der Schifffahrt ſo reich iſt, gerechnet werden. Wilhelm jedoch war kein Naturkundiger, und erfreute ſich der bunten Mittheilungen des neuen Freundes ohne alle Kritik.

Seine lateiniſche Seele, die ihre bisherige Knospenzeit über Vocabeln und Syntax verlebt hatte, ſog die ungewohnten Naturtöne mit ſammt ihrer etwas üppigen Romantik durſtig ein. Der ſo günſtig ſituirte Nutznießer dieſer Seele ahnte heut zum erſten Mal, daß ein voller Schulſack den Menſchen nicht völlig ausfülle. Es überkam ihn wie eine Erleuchtung, daß er neben dieſem Auswürfling der werdenden gelehrten Welt nur etwas Halbes ſei, daß, wenn er ihm allerdings auch mit einer ſchönen Doſis Grammatik auf die Beine helfen könnte, derſelbe doch andererſeits hinwiederum ihn ſelbſt gar weſentlich ergänzen würde.

Animae dimidium meae, rief er in plötzlicher Begeiſterung, wir müſſen nothwendig ſmolliren!

Eduard ſchämte ſich nicht, um eine Ueberſetzung dieſer dunklen Ausdrücke zu bitten. Nachdem dieſelben verdolmetſcht waren, erklärte er, daß er dabei ſei, und die beiden Söhne tranken in ſo kunſtgerechten Formen Brüderſchaft, wie die Väter ſie vorhin getrunken hatten. Es gehörte zu Wilhelm's humaniſtiſcher Bildung, die Formen des Smollis und Fiducit „los zu haben."

Bruderherz, begann er, nachdem die feierliche Pauſe auf dieſen erhabenen Act vorüber war, es iſt doch teufelmäßig ſchade, daß du durchfallen wirſt. Sieh, wir beide, wenn wir in Ein Individuum zuſammengeſchmolzen wären, oder, wenn wir wenigſtens mit einander unſern Lauf durch die Klöſter machen könnten, wir wollten es mit der ganzen Welt aufnehmen. Was ſagt Don Carlos? „Arm in Arm mit dir, ſo fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Ja, das iſt nun nicht anders zu machen, verſetzte Eduard.

Was haſt du denn jetzt vor? fragte Wilhelm.

Eduard blickte ſinnend in das fallende Laub der Bäume. An die tauſend Ohrfeigen, begann er nach einer Weile, hab' ich von meinem Alten nach und nach eingeſtrichen. Ich führe ſtrenge Rechnung darüber. Wenn das Tauſend voll iſt — weit iſt's nicht mehr davon, und da er nach dem Ausgang des Examens nicht weiß, was er mit mir anfangen ſoll, ſo wird er's bald dahin gebracht haben — dann erſpare ich ihm weitere Mühwaltung und warte die tauſend und erſte nicht mehr ab.

Was? du wirſt doch nicht per brennen wollen rief Wilhelm erſchrocken.

Was heißt das? fragte Eduard.

Nun: durch die Latten oder zum Teufel gehen. Was wollteſt du denn in der Welt anfangen, allein und ohne Hülfe?

Das iſt meine geringſte Sorge. Ich freue mich ſchon darauf, dir einmal meine Abenteuer zu erzählen.

Immer höher ſah Wilhelm an dieſem jungen Menſchen empor, aus deſſen Selbſtvertrauen ſchon ein fertiger Mannescharakter ſprechen zu wollen ſchien, neben welchem er ſelbſt, in ſeiner feſtgeſetzten, vorſorgenden, leitenden Laufbahn, ſich faſt wie das Kindlein in der Wiege vorkam. Es war ihm, dem Sohn des Glücks, als ob er in dieſem ſeinem Widerſpiel vielmehr eine Stütze und einen Stab gefunden hätte.

Werden wir uns denn jemals wieder begegnen? fragte er wehmüthig.

Gewiß! antwortete Eduard. Und an Wahrzeichen wird es uns auch nicht fehlen, denn wenn dich die Jahre noch ſo ſehr verändern ſollten, ich werde mir immer gleich bleiben — Eduard, der ſchwarze Prinz! ſchaltete er lachend ein — und ein Steckbrief, den man mir heute ſchriebe, würde noch nach zwanzig Jahren ſeine gute Wirkung thun. Auf Wiederſehen alſo!

Sie ſtießen an und verſicherten einander unter begeiſterten Schwüren eines unauslöſchlichen Andenkens.

Hierauf begaben ſie ſich in die an den Garten ſtoßenden Wirthſchaftszimmer, in die ſich die Geſellſchaft bei der zunehmenden Kühle des Abends ſchon längſt zurückgezogen hatte. Die beiden Knaben ſetzten ſich hinter den Ofen, um im Trockenen mit anzuhören, was von den Erwachſenen inter pocula geſprochen wurde, und des Aufbruchs ihrer Väter zu harren.

Hier hatte ſich der anfangs heitere Horizont nach und nach getrübt.

Dem Pfarrer von Y . . . burg war das ſtehende Lächeln, das ihm die Geſellſchaft entgegenhielt, allmählich mehr und mehr aufgefallen, und das um ſo unangenehmer, als es, bei einzelnen Mitgliedern wenigſtens, mit einem ſtillen Mitleid tingirt erſchien. Er fragte ſeinen Freund von A . . . berg mit großer Schärfe in Blick und Ton, was das ſonderbare Benehmen der Leute bedeuten ſolle.

Dieſer befand ſich in maßloſer Noth. Er wußte nicht ob Eduard ſeinem Vater geſtanden hatte, was ihm im heutigen Examen begegnet war; indeſſen hatte er allen Grund zu glauben, daß dies nicht geſchehen ſei, denn wie hätte der Pfarrer von Y... burg ſonſt ſo ruhig und ſelbſtbewußt auftreten können? Daß aber die Geſchichte mit dem brennenden Buſch bereits zum Stadtgeſpräche geworden war, daß ſämmtliche Anweſende darum wußten — ihm das zu ſagen, war die äußerſte Unmöglichkeit.

Er gab daher vor, es ſei hierorts eben einmal die Art, dem Fremden ein ſolches Geſicht zu machen; dasſelbe bedeute eine gewiſſe Leutſeligkeit mit großſtädtiſchem Selbſtgefühl gepaart, jedoch nicht ganz ohne Verlegenheit, eine Miſchung alſo, für die es keinen andern Ausdruck gebe als dieſe ſtehende Form.

Der Pfarrer von Y... burg brummte dagegen, dieſe Form komme ihm ziemlich blödſinnig vor. Er ſagte es zwar nur halblaut, aber doch mit ſo viel Nachdruck, daß ſeine Worte reichlich in ein halbes Dutzend Ohren fielen. Das Lächeln nahm alsbald von mehreren Seiten einen ſpitzeren Charakter an, wodurch ſeine Gereiztheit nur noch ſtieg. Er glaubte dem Freunde nicht, ſondern fühlte ſich als das Stichblatt einer ſtillen Geringſchätzung, die nach ſeinem Dafürhalten wohl nur daher kommen konnte, daß er vom Lande, unbekannt und nicht in den beſten Umſtänden war.

In ſeinem menſchenfeindlichen Herzen begann die Rache zu kochen.

Er hatte in den paar Tagen ſeines Hierſeins von ſeiner Wirthin, die er häufig vor der Thüre ſeiner Spelunke mit Nachbarinnen und Mägden ſchwatzen hörte, unwillkürlich einen ſtattlichen Vorrath Beiträge zur Scandalchronik der Stadt und des Landes aufgeladen. Von dieſen machte er jetzt zu ſeiner Genugthuung Gebrauch, indem er bei der erſten Gelegenheit ein Kreuzfeuer von Streifſchüſſen, Anſpielungen und Hühneraugentritten eröffnete, welche um ſo furchtbarer wirkten, als ein Mann, der in ſeiner Einſiedelei ſo vieles aus der Welt erfahren zu haben ſchien, für noch weit allwiſſender gehalten werden mußte, als er in Wirklichkeit war.

Es dauerte denn auch nur kurze Zeit, ſo war der dunkelgeſichtige Pfarrer von Y...burg der gefürchtetſte Gaſt am Tiſche; denn wer auch für ſich ſelbſt keine Hühneraugen hat, der iſt doch häufig mit nähern oder ferneren Angehörigen begabt, ſo welche haben. Die ſpöttiſchen Mienen verſchwanden, aber dafür tauchten Blicke des Haſſes auf, die den armen Pfarrer von A... berg auf glühende Kohlen ſetzten und jeden Augenblick eine gefährliche Kataſtrophe beſorgen ließen.

Da ſtürzten zu ſeiner großen Erleichterung ein paar Spätlinge mit einer politiſchen Neuigkeit in die Verſammlung. Wißt ihr's noch nicht? riefen ſie. So eben iſt die Nachricht beim öſterreichiſchen Geſandten angekommen. Der Miaulis hat den Kapudan Paſcha wieder einmal in die Luft geblaſen, zum zweitenmal in Einem Jahr!

Die ganze Geſellſchaft ſprang auf.

Hurrah!

Ein Teufelskerl der Miaulis!

Kapudan hoch! und immer höher!

Vivat sequens! rief ein angehender Vicar, der friſch von der Univerſität herkam.

Und mögen alle die Pumphoſen bis zum Großtürken hinauf hinter ihm drein fahren!

Und der Metternich —

Ein junger Actuarius hatte dieſen Ausruf begonnen, konnte ihn aber nicht vollenden, denn ein vorſichtiger Kanzleirath ſchnitt die Fortſetzung ab mit der Frage: Was macht denn der Alexander Ypſilanti? Und als ihm geantwortet wurde, der ſitze immer noch, wandte er ſich an einen penſionirten Steuerbeamten, der ſich nebenher mit Poeſie beſchäftigte, und forderte ihn auf, dieſem Patrioten ein Muſenopfer zu bringen.

In meiner nächſten Muſelſtunde ſoll's geſchehen! betheuerte der Aufgeforderte mit geſchmeichelten Lächeln.

Eine Bewegung unterdrückter Heiterkeit lief über den Tiſch. Um dieſelbe unmerkbarer zu machen, rief Einer: Es iſt doch ſchändlich von den Oeſterreichern, den griechiſchen Helden ſo mir nichts dir nichts einzuſtecken.

An England wär's, ihnen das zu verbieten! rief ein Anderer. England ſoll ſeine Schuldigkeit thun!

Nein, Rußland! rief ein Dritter. Der Kaiſer von Rußland iſt ja der Griechen nächſter Glaubensgenoſſe.

Ueber dieſen Artikel erhob ſich eine lebhafte Discuſſion, welche, da Jeder nur auf ſich ſelbſt hörte, zu keinem Reſultate zu führen verſprach, bis der Pfarrer von Y . . . burg eine augenblickliche Pauſe des Athemholens benützte, um tückiſch zu bemerken: Ehe wir berathen, welche von dieſen beiden auswärtigen Mächten wir dazu anhalten ſollen, ihre Pflicht zu thun, möchte es vielleicht gerathener ſein, vorher anzufragen, welche von beiden am geneigteſten ſei, unſerem Anſinnen nachzukommen.

Dieſe Aeußerung machte, wie begreiflich, einen unangenehmen Eindruck, und ſämmtliche Debattanten wollten ſich gegen den gemeinſamen Widerſacher vereinigen, als der Pfarrer von A . . . berg mit hochgehobenem Glaſe dazwiſchenſprang, um die Traufe von dem Herausforderer des Schickſals abzulenken. Die edlen Griechen ſollen leben! rief er mit dem ganzen Aufwand ſeiner etwas öligen Stimme. Der Miaulis und ſeine Heldenthat! Hoch, und abermals hoch, und zum Drittenmal hoch!

Mit begeiſtertem Zuruf und Gläſerklang ſtimmte Alles in ſeinen Toaſt. Als er aber mit dem Glaſe an den Pfarrer von Y . . . burg kam, zog dieſer das ſeinige zurück, blieb ſitzen und ſchüttelte ſpöttiſch lachend den Kopf.

Was? rief der Pfarrer von A . . . berg beſtürzt: du willſt nicht auf die Griechen anſtoßen?

Ein Gemurmel der Entrüſtung erhob ſich in der Geſellſchaft.

Sie halten's alſo mit den Türken? fragte Einer geringſchätzig.

Ich bin kein Politiker, antwortete der Pfarrer von Y . . . burg. Was geht der Türk' mich an —?

Das iſt aus dem Wallenſtein! bemerkte ein Referendarius halblaut dazwiſchen, und Einige lachten.

Aber muß ich deßhalb die Partei der Griechen nehmen? fuhr der Pfarrer von Y . . . burg fort. Der Deutſche freilich hält's mit jedem Volk, das für ihn die Kaſtanien aus dem Feuer holt und eine Revolution macht. Warum immer nur Andere vorſchieben?

Wollen ſie damit ſagen, der Deutſche ſolle ſelbſt eine Revolution machen? fragte ein Juſtizbeamter mit ſtrengem Ton, indem er ihn mißtrauiſch anſah.

Nein, entgegnete der Pfarrer von Y . . . burg, ich glaube, er hat kein Genie dazu.

Seien wir außer Sorgen! rief ein Anderer. Der Herr Pfarrer erlaubt ja nicht einmal den Griechen, gegen die Türken aufzuſtehen.

Gegen die Bluthunde! rief Alles zuſammen.

Volkskriege, bemerkte der Pfarrer von Y . . . burg, werden nicht mit Sammthandſchuhen geführt, auf einer Seite ſo wenig, wie auf der andern.

Aber auf der einen Seite ſind's doch Chriſten! rief man ihm zu.

Er blickte ſeine anweſenden Collegen kauſtiſch an. Ich weiß nicht, wie weit wir dieſe Schismatiker als Chriſten anerkennen dürfen, warf er hin. Uebrigens, ſetzte er gegen die weltlichen Mitglieder der Geſellſchaft hinzu, verbietet das Chriſtenthum alle und jede Revolution, und gebietet noch obendrein, auch die Nichtchriſten als Menſchen gelten zu laſſen.

Die wackern Perſer, ja! Es leben die Perſer!

Weil ſie diesmal die Türken angegriffen haben, erwiderte er. Ein andermal geht's vielleicht umgekehrt, dann laſſen wir die edlen Türken gegen die Hunde von Perſern oder dergleichen hoch leben.

Die Wendung, die das Geſpräch nahm, wurde immer ſchlimmer. Ein allgemeiner Sturm ſtand bevor. Der Pfarrer von A...berg fühlte ſich daher von der menſchenfreundlichen Abſicht beſeelt, ſich ſelbſt ſeinem Freunde als Hauptopponent gegenüber zu ſtellen und auf dieſe Weiſe den Streit wo möglich in ein friedlicheres Fahrwaſſer einzuleiten.

Aber warum willſt du denn nicht wenigſtens auf den Miaulis mit mir anſtoßen? fragte er wehmüthig. Du wirſt doch anerkennen müſſen, daß es eine hohe und edle That von ihm war.

Ich kenne den Mann nicht perſönlich, antwortete der Unverbeſſerliche mit einer Trockenheit, die jedes edlere Gemüth zur Verzweiflung bringen mußte. Kann alſo den innern Werth ſeine allerdings heroiſchen Mordbrennerei nicht beurtheilen.

Mordbrennerei! rief Alles mit Einem Schrei der Empörung.

An und für ſich iſt's nichts Anderes, behauptete er. Und obendrein am Admiral ſeines bis jetzt rechtmäßigen Fürſten begangen! Freilich pflegt man das Mittel nach dem Zweck zu beurtheilen, und wieder den Zweck nach dem Mittel, je nachdem es gerade bequem iſt.

Das iſt caſuiſtiſch geſprochen! polterte der Juſtizbeamte, der vorhin auf Miaulis mit angeſtoßen hatte und nun von der Ahnung eines logiſchen Witterungsumſchlags beunruhigt ſein mochte.

Dieſe Ihre Caſuiſtik, wie Sie ſie zu nennen belieben, entgegnete der Pfarrer von Y... burg mit ſchneidendem Spotte, iſt nicht in mir, ſie iſt in den Köpfen der Leute. Wo die Revolution für geheiligt gilt, da wird der Krieg als gerecht, die Brandſtiftung als erlaubt, der Meuchelmord als gottgefällig angeſehen: wo nicht, da verſchreit man die unſchuldigſte Requiſition als gemeinen Raub und Diebſtahl. Was aber dem Einen recht iſt, muß dem Andern billig ſein. Haben wir da erkannt, daß eine revolutionäre Handlung mit Recht ſtattgefunden habe, ſo dürfen wir ihr auch dort das Recht oder mindeſtens den guten Glauben nicht ſo ohne alles Weitere abſprechen. Wohin führt aber das? Dürfen wir bei ſolchen

Grundſätzen — fügte er mit erhobener Stimme hinzu —, wenn zum Beiſpiel ein ſolcher Patriot, zufällig kein griechiſcher, dem Feinde ſeines Volkes, oder wen er juſt dafür hält, den Dolch bona fide für Freiheit und Vaterland in die Bruſt ſtößt, dürfen wir ihn in den Köpfſtuhl des gemeinen Mörders ſetzen?

Er hatte die letzten Worte gegen den Juſtizmann gerichtet, dem er ohnehin ſeine Interpellation von vorhin nachtrug, und blickte nun triumphirend um ſich her.

Dieſe eben ſo behutſame als boshafte Nutzanwendung brachte ein peinliches Stillſchweigen hervor. Der Schatten einer verhängnißvollen That, die eben noch in der friſcheſten Wirkung ſtand, ſchwebte drückend über der Geſellſchaft, und Keiner konnte etwas ſagen, ohne ſich nach der einen oder andern Seite hin zu compromittiren. Allein gerade das hatte der Menſchenfeind beabſichtigt. Ein geſinnungsloſer Widerſacher der edlen Griechenbegeiſterung — ſei es nun aus Zerwürfniß mit den claſſiſchen Studien, ſei es weil dieſe Begeiſterung denen, die ſie ausübten, nicht ſo gefährlich war, wie ſeine Mißgunſt wünſchen mochte, ſei es aus bloßer Bosheit überhaupt — hatte er künſtlich, ja man darf wohl ſagen gewaltſam, auf die Frage vom politiſchen Meuchelmorde zu lavirt, nur um die Geſellſchaft durch ſchadenfrohe Conſequenzenzieherei in Verlegenheit zu bringen.

Der Pfarrer von A... berg fühlte, daß der Moment den Verſuch einer abermaligen Diverſion gebiete. Du biſt vielleicht doch etwas zu ſtreng gegen den Meuchelmord, hob er ſanftmüthig an. Nach deiner Theorie müßte auch die That des Tell verdammt werden, und doch ſtellt man ſie auf dem Theater dar.

Zu meinem Glück habe ich mit der Theatercenſur nichts zu ſchaffen, erwiderte der Pfarrer von Y...burg, und kann nur ſo viel ſagen, daß mich Tell durch ſeine Disputation mit Parricida nicht völlig über die moraliſche Berechtigung ſeines Geßlerſchuſſes aufgeklärt hat.

Die Geſellſchaft athmete leichter und ging auf eine lebhafte Erörterung des neuen Thema's ein, wobei ſich die meiſten Stimmen dahin vereinigten, daß allerdings zwiſchen dieſen beiden Mordthaten ein himmelweiter Unterſchied ſtattfinde, indem ja Geßler nicht Tell's Vetter geweſen ſei, und daß Letzterer alſo von jedem Vorwurfe freigeſprochen werden müſſe.

Der Pfarrer von Y... burg lachte höhniſch vor ſich hin, was jedoch im Geräuſche der allgemeinen Discuſſion überhört wurde. Ueberhaupt ſchien die Unterhaltung jetzt zu einem leidenſchaftsloſeren Gange zurückkehren zu wollen, als der Pfarrer von A... berg in ſeinem unſeligen Vermittlungseifer das eben erlöſchende Feuer von neuem anſchürte, um ſich ſchließlich ſelbſt die Finger daran zu verbrennen.

Er hatte noch ein zweites hiſtoriſches Beiſpiel im Kopfe, durch deſſen Aufſtellung er die Controverſe vollends recht weit von der Gegenwart und ihren epinöſen Fragen hinwegführen zu können meinte. Und, fuhr er daher fort, ſobald eine Pauſe ihm wieder zu reden geſtattete, einen Harmodios, einen Ariſtogiton, deren Preis wir ſchon in der Schule ſangen, willſt du auch ſie als Meuchelmörder brandmarken?

Daß man in unſern Schulen den Meuchelmord predigt, hat in der That etwas Komiſches, bemerkte der Pfarrer von Y... burg mit ſardoniſchem Lachen. Indeſſen bin ich auch hier weder Angreifer noch Vertheidiger. Die Sache ſelbſt iſt mir gleichgiltig, ich frage einfach bloß nach der Conſequenz. Wenn man irgendwo und irgendwann einen Fürſten, ſogar einen liberalen Fürſten, wie jenen Hipparch, durch Meuchelmord aus dem Wege räumen durfte oder darf —

Halt! rief der Pfarrer von A... berg, das waren ganz andere Verhältniſſe!

Nein, nein! unterbrach ihn der conſervative Juriſt, der ſich ſelbſt vielleicht in dem entfernten Verdacht haben mochte, vor Zeiten einmal für jene beiden atheniſchen Fürſtenmörder geſchwärmt zu haben, und der die Gelegenheit zu einer gründlichen Disciplinirung ſeiner eigenen Anſichten nicht verſäumen wollte. Nein, gewiß wäre Athen unter den Piſiſtratiden viel glücklicher geweſen, als unter der Republik, die mit der Zeit einen Gerber Kleon und derlei Hallunken gebar.

Nun war es, als ob an einem Wehr die Floßgaſſe geöffnet wäre und die Fluten donnernd über einander ſtürzten, ſo heftig brach in der Geſellſchaft der Streit über die zujüngſt aufgeworfene Frage aus. Da jedoch die Meiſten künftige „Heuler“ waren, ſo ereignete ſich der ſonderbare Umſtand, daß Harmodios und Ariſtogiton, die armen Jungen, einſt die Sterne der Jugend, jetzt aus politiſchen Rückſichten per majora verdonnert wurden. Die Minderzahl, muthmaßlich aus embryoniſchen „Wühlern“ beſtehend, gab ſich alle Mühe ſie zu retten und bot daher die ganze Kraft der Stimmen auf; allein dieſes Vorbild wurde ſogleich von der Mehrheit nachgeahmt, und ſo war bald vor lauter Hören gar nichts mehr zu vernehmen. Damals ruhte noch im Schoße der Zukunft die Wirkſamkeit jenes berühmten rheiniſchen Kammerpräſidenten, der mit dem durchſchlagenden Worte, das er in die Stürme der parlamentariſchen Debatte ſchleuderte: „Meine Herren, es kann nur Einer zugleich ſprechen!“ bekanntlich ſeither allem und jedem Geſchrei ein Ende gemacht hat.

Mitten in dieſem Chaos und wilden Durcheinanderwogen der Elemente ereignete ſich jedoch auf einmal ein höchſt unerwartetes, ein wahrhaft herzbrechendes Schauſpiel. Die beiden Pfarrer von A . . . berg und Y . . . burg hatten ſich während der allgemeinen

Schlacht in einen Einzelkampf mit einander verwickelt, wobei auf Seiten des Letzteren neben dem Mißbehagen über die heutige Umgebung und ihren Lärm das ſchon von Hauſe mitgebrachte ſchwarzgallige Temperament, auf Seiten des Erſteren aber das Gefühl, daß durch eine ſo verbiſſene Oppoſition gegen alle helleniſche Herrlichkeit alter und neuer Zeiten jegliches Maß des Unbilligen überſchritten ſei, ſo wie bei Beiden der nicht ganz überwundene antipathiſche Eindruck des erſten Anblicks, gleichmäßig mitgewirkt haben mag.

Was eigentlich Gang und Wendung ihres in dem allgemeinen Geräuſche unhörbar gebliebenen Streites geweſen, iſt niemals enträthſelt worden, da der Pfarrer von A... berg es nachher ſelbſt nicht mehr wußte, und der Pfarrer von Y... burg, vielleicht aus dem gleichen Grunde, ein tiefes Stillſchweigen darüber beobachtete. Gewiß iſt, daß Beide in ziemlicher Verwirrung und ſo zu ſagen Auflöſung aus dem Kampfe hervorgingen, gewiß aber auch, daß derſelbe mit großer Erbitterung geführt worden ſein mußte. So bezeugte ſpäter ein wohlwollender Rechnungsbeamter, der ihnen vergebens zugeſprochen hatte, weder um der neuen noch alten Griechen willen Händel anzufangen, ſondern ſich als gute biedere Deutſche mit einander zu vertragen. Ein Protokoll ihres Wortwechſels konnte aber auch er nicht eröffnen; es war im Bier untergegangen.

Als die Geſellſchaft endlich Auge und Ohr dem überraſchenden Zwiſchenfall zuwendete, nahm ſie nur noch das letzte traurige Stadium und den beklagenswerthen Ausgang des Kampfes wahr. Der Pfarrer von A... berg war faſt blauroth vor Aufregung geworden, und ſeine Haare ſchienen nicht abgeneigt, ſich zu ſträuben. Der Pfarrer von Y... burg ſah kälter aus, aber in ſeinen Augen brannte ein giftiges Feuer, daher das Schlagwort, das man jetzt leider aus dem ſonſt freundlichſten, leutſeligſten Menſchenmunde platzen hörte, nicht ganz unbegründet war.

Giftmichel! ſchrie ihn nämlich der Pfarrer von A... berg an.

Schafskopf! gab der Pfarrer von Y... burg zurück.

Der Pfarrer von A... berg holte Athem. Metternichianer! donnerte er dann.

Meuchelmörder! warf ihm der Pfarrer von Y... burg ins Geſicht.

Erſtarrt über dieſe Donnerſchläge aus blauem Himmel ſaß die Geſellſchaft ſprachlos da.

Der Pfarrer von A... berg, gleichfalls ſprachlos über eine ſo ganz unerträgliche, mit Waffen des Geiſtes nicht abzuwehrende Beſchuldigung, machte, obwohl nur ſehr von Weitem, eine etwas kriegeriſche Bewegung nach einer leeren Flaſche, wurde jedoch von ſeinem Nachbar gehalten, welchen Freundſchaftsdienſt er ihm mit einem ſtummen, aber innigen Dankesblick vergalt. Hieran konnte jeder Billigdenkende ermeſſen, daß der ſanfte Mann, ſelbſt in der höchſten und gerechteſten Wuth, mehr nicht als eine bloße Demonſtration beabſichtigt hatte.

Allein der Pfarrer von Y . . . burg nahm Glas und Flaſche, um von ihm auszuwandern. Ich will weder auf moderne noch auf antike Art gemeuchelmordet werden, ſagte er hämiſch und ſetzte ſich mit eiſiger Ruhe an eine andere Stelle des Tiſches.

Die beiden Knaben hinter dem Ofen drückten einander die Hände, zum Zeichen, daß ſie keinen Theil haben wollten an dem blutigen Haß der Häuſer Friedland, Piccolomini.

Die Geſellſchaft war in ſtumme Beſtürzung verſunken. Sie blickte theilnehmend auf den Pfarrer von A . . . berg. Seine Wuth legte ſich, und ſtille Trauer trat an ihre Statt. Die Thränen rollten ihm in das Bier. Seine Wehmuth wurde laut und lauter. Er ſtieß mit den Freunden an, die ihm übrig geblieben waren, umarmte und küßte ſie, tief gerührt, rief, es gebe doch trotz alledem und alledem immer noch gute Menſchen in der Welt, und ſchluchzte unendlich über dieſe tröſtliche Entdeckung.

Der Pfarrer von Y...burg dagegen ſaß bockſteif an ſeinem neuen Platz und trank in finſterem Schweigen ein Glas um das andere. Nur als einmal das langjährige oberkellneriſche Inventarſtück des Hauſes, der nunmehr längſt ſelig heimgegangene krumme Philipp, einen unverlangten Kalbsbraten vor ihn hinſtellte, öffnete er den Mund und hieß ihn einen Eſel. Der gute Philipp, welcher ſehr taub war, nickte ihm mit freundlichem Grinſen zu, nahm den Braten weg und kam gleich darauf mit einer noch einmal ſo großen Portion zurück. Er hatte verſtanden, der Gaſt wolle einen größeren, ein Mißhören, das bei der am Neckar und ſeinen Nebenflüſſen ländlichſittlich gleichen Ausſprache von e und ö einem tauben Gemüthe gar leicht begegnen mag.

Dem Pfarrer von Y . . . burg blieb keine weitere Maßnahme, als ſeinen nagenden Grimm an dem Kalbsbraten auszulaſſen.

Das Schickſal hatte jedoch dafür geſorgt, daß er ihn nicht ungeſtört aufeſſen ſollte. Die poetiſche Gerechtigkeit, die er ſo vielfach herausgefordert, ereilte ihn in dem Augenblick, da er die Rache in der Form, wie er ſie handhabte, ſüß zu finden begann. Ihr Werkzeug war ein kleiner Pfarrer mit ſpitzigem Geſicht, der neben ihm ſaß und ſich an der Seite des unheimlichen Gaſtes nicht behaglich fühlte. Entſchloſſen, ihn für die Angriffe, die er dieſen Abend auf den Frieden einer vergnüglichen Geſellſchaft gemacht, exemplariſch zu beſtrafen, wartete er ab, bis ſein Opfer einige Biſſen verzehrt und den Appetit auf diejenige Stufe gebracht hatte, auf welcher es am weheſten thut, wenn er verdorben wird.

Habe doch recht Bedauern gehabt mit dem Herrn Sohn, begann er nun gegen ihn.

Der Pfarrer von Y...burg ließ den friſchen Biſſen an der Gabel vor dem Munde ſchweben und ſah den Redner befremdet an.

Ich meine das Mißgeſchick, das der Herr Sohn heut im Examen gehabt haben, fuhr dieſer fort, unbarmherzig direct vorgehend.

Wie ſo? was denn? fragte der Andere und ließ Meſſer und Gabel ſinken, unſeligſter Entwicklung gewärtig.

Wie? Sie wiſſen es noch nicht? Merkwürdig! rief der kleine Pfarrer und erzählte ihm hierauf, was Jedermann außer dem unglücklichen Vater wußte. Er hatte geglaubt, nur leicht auf ein Hühnerauge tupfen zu können, und nun war ihm die Genugthuung geworden, dieſes Hühnerauge dem noch unbewußten Träger weitläufig in ſeiner ganzen Größe aufdecken zu dürfen.

Der Pfarrer von Y...burg ſtarrte ihn eine Weile an. Er überſah mit Einem Blicke ſein ganzes Verhältniß zu der Geſellſchaft. Worte nannten es nicht, nicht Pinſel noch Griffel! Weiterhin wurde ihm klar, daß Kalbsbraten für ihn abermals nur in der Erinnerung leben dürfe. Um nicht mit dem tauben Philipp noch einmal in Conflict zu kommen, legte er ſo viel Geld auf den Tiſch, als die Zeche nach ſeiner Rechnung betragen mochte, winkte ſeinem Sohne, der alsbald an ſeiner Seite war, wiegte ſich ein wenig auf dem Stuhle hin und her, um ſeine Kräfte zu erproben, ſtand dann bolzgerade auf, blieb einen Augenblick unbeweglich ſtehen, und — weg war er!

Auch Eduard war eben ſo ſchnell den nacheilenden Blicken Wilhelm's entſchwunden.

Indeſſen hatte die poetiſche Gerechtigkeit ihren Weg auch zu dem kleinen Pfarrer gefunden, durch deſſen Tücke dieſer raſche Abgang bewirkt worden war. Er lag zappelnd mit dem Stuhl am Boden und ſtreckte wehmüthig die Beinchen in die Höhe. Ob ihn der Pfarrer von Y . . . burg bei ſeinem kometenartigen Dahinſtrahlen unwillkürlich oder aber abſichtlich, zum Entgelt für ſeine freundnachbarliche Mittheilung zu Boden geriſſen hatte, hierüber konnte man nur Muthmaßungen hegen; daß er es war, der ihn gefällt, das ſtand außer Zweifel.

Nachdem der kleine Pfarrer wieder ajuſtirt war, erging ſich die Geſellſchaft in unverhohlenen Mißbilligungsäußerungen über den Abgegangenen, und zwar vor Allem und ganz inſonderheitlich über ſeine Unart, ohne Gutenacht fortzugehen. Franzöſiſche Abſchiede waren dazumal noch etwas Seltenes.

Alles war am Ende einig, er ſei ein verkappter Jeſuit.

Indeſſen war und blieb die Stimmung geſtört, der ſchöne Abend verdorben. Vergebens ſuchte man den Pfarrer von A . . . berg zu beſchwichtigen. So oft er wieder bedachte, daß er, ein ſo gediegener Mann, der alle Menſchen liebte, und alle Menſchen ihn, *er*, der bloße *Theoretiker* des Meuchelmords, ein *praktiſcher* Meuchelmörder ſein ſollte, ſo oft wurde er von neuer Rührung übermannt. Aus dieſem Grunde hatte auch Niemand an einen Ausgleichsverſuch gedacht; denn ſelbſt wenn die allgemeine Abneigung gegen den Beleidiger zu überwinden geweſen wäre, ſo war die Beleidigung zu ſchwer, um verziehen, um vergeſſen werden zu können.

Nach verſchiedenen, mehr oder minder mißglückten Anſtrengungen, dem Beiſammenſein die frühere ungezwungene Heiterkeit zurückzugeben, glaubte man den Abend beſchließen zu müſſen und brach auf. Man fühlte die Unheilbarkeit des Riſſes, der zwei auf ſo ſeltene, wo nicht welt- doch landgeſchichtliche Weiſe zuſammengeführte Herzen für immer wieder aus einander geriſſen hatte, man fühlte den Schmerz der Wunde, die in dem beſſern dieſer beiden Herzen — wer weiß wie lange — nachbluten mußte. Man fühlte — doch wozu es ausmalen? Ein Menſchenbund getrennt, in welchem wahrhaftig Berg und Thal zuſammenkamen! eine Freundſchaft zerſpellt, die hoch überm Erdenſtaub ihre luftigen Bahnen weſtöſtlich und oſtweſtlich wandelte! ein Doppelgeſtirn, darf man ja wohl ſagen, auseinandergebrochen! und dieſes — iſt *dein* Werk, Miaulis!

Ein Nachtwächter, der in den abgelegenen Theilen der Stadt die Stunde ausrufen wollte, ſah zwei lange, magere, ſteife Weſen an ſich vorüberſchweben. Das kleinere dieſer beiden Weſen ging voraus, das größere kam hintendrein und hielt das kleinere an den Haaren gefaßt, wobei der Führer geächzt, der Geführte aber geſchwankt haben ſoll. Der Nachtwächter murmelte: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn," und rief die Stunde in einem anderen Gäßchen. Am Morgen erzählte er Jedem, der es hören wollte, von der grauslichen Erſcheinung, die er gehabt.

Wir aber ahnen, wer dieſe beiden Geſtalten waren.

Durch die breite Hauptſtraße bewegte ſich um die gleiche Nachtſtunde eine ſtumme Prozeſſion.

Im erſten Gliede wurde ein Schluchzender unter den Armen geführt. Die Andern folgten gleichſam als Leidtragende.

Der Schluchzende war der Pfarrer von A...berg.

Sein Wilhelm ging nebenher und war ſehr in Nöthen. Die Begleiter tröſteten ihn jedoch. Es ſei nur ein kleiner Circumflex, ſagten ſie, der bis morgen früh vorüber ſein werde.

Hiemit verzog es ſich jedoch bis tief in den Tag hinein; und die Sonne ſtand ſchon hoch über den rauchenden Schornſteinen, an deren Fuße die gaſtfreundlichen Hausfrauen der Hauptſtadt von der gehabten Laſt und Hitze jetzt wieder ausathmen durften, als ein bequemer Wagen Vater und Sohn der Heimath zu durch eines der öſtlichen Thore entführte.

Beide ſahen nachdenklich aus.

Wo die große Südſtraße ſich nach Oſt und Weſten theilt, ſah Wilhelm am ſpäten Nachmittage die beiden Ladſtöcke auftauchen, die ihnen bis zu dieſem Punkte vorausgeſchoſſen waren. Sie ſchickten ſich an, einen holprigen Fußweg zur Rechten einzuſchlagen, an deſſen Spitze ein baufälliger Wegweiſer, aus einem kleinen Gebüſch hervortretend, die weſtliche Richtung nach Y . . . burg, den Weg zum Käſebraten, bezeichnete.

Ehe ſie jedoch denſelben vollends erreichen konnten, drohte ſie ſchon der ſchnelle Wagen der in glücklicherer Lebensſtellung befindlichen beiden Reiſenden einzuholen. Der Hufſchlag und das Rollen der Räder bewog den Pfarrer von Y . . . burg, ſich umzuſehen. Als er die weiland befreundeten Geſtalten erkannte, deren Begegnung ihm bevorſtand, warf er aus den zuſammengezogenen buſchigen Augenbrauen einen wilden Blick auf ſie und riß ſeinen Erzeugten mit ſich in das Gebüſch. Wilhelm jedoch, der ſich aus dem Wagen beugte, ſah im Vorüberfahren, wie die Büſche ſich theilten und Eduard den Kopf mit freundlichem Nicken daraus hervorſtreckte. Zugleich aber wurde er noch Augenzeuge eines weiteren Schauſpiels. In der Lücke des Gebüſches erſchien eine lange, knöcherne Hand und gab dem armen Eduard eine wohlbemeſſene Ohrfeige.

Der Wagen war längſt weitergerollt, und Wilhelm lehnte ſchwermüthig wieder in ſeiner Ecke. Er gedachte der arithmetiſchen Genauigkeit ſeines Freundes, und bange Ahnungen erfüllten ſeine treue Seele. Ob ſein Vater die Erſcheinung gleichfalls geſehen habe, wußte er nicht und hielt es jedenfalls für gerathener, mit ihm nichts darüber zu reden.

Jetzt bog der Wagen nach Oſten auf die kleinere Straße ab, die ſich den heimiſchen Bergen näherte.

Der Pfarrer von A . . . berg hatte ſich bis geſtern Abend unausgeſetzt darauf gefreut, auf der Rückreiſe wo möglich das vielbeſprochene Felſengeſicht zu beaugenſcheinigen. Der Moment war jetzt gekommen, die Witterung konnte nicht günſtiger ſein. Inſtinctmäßig griff er in die Wagentaſche, in welcher ſich ſein Butzengeiger befand, und holte denſelben hervor. Kaum aber hatte er ihn erblickt, als ſein Ausſehen ſich veränderte. Er wurde roth und blaß, ein Schauer überlief ihn, die Erinnerung ſchien mit tauſend Freuden und Qualen in ihm aufzugehen, er ſteckte das Fernrohr wieder an ſeinen Ort und legte ſich mit einem tiefen Seufzer in die Wagenecke zurück.

Er hat das Felſengeſicht, die vornehmſte Merkwürdigkeit ſeiner Gegend, in dieſem Leben nicht mit Augen geſehen! Er mußte ſich mit dem bloßen, ungeformten Material begnügen, das ihm von der künſtleriſchen Bearbeitung durch die Ferne keinen Begriff gab, und mit einer Beſchreibung vorlieb nehmen, an die er nicht denken konnte, ohne daß ihm ein Stich durch das Herz ging.

Inzwiſchen brachte er den erſten Abend, den er wieder im häuslichen Kreiſe verlebte, ſo heiter zu, als ſeine Erſchöpfung von der Reiſe es nur geſtatten wollte. Er mußte ſeiner Frau von dem glücklichen Examen, das Wilhelm gemacht, und von der ſchmeichelhaften Aufnahme bei den Verwandten in der Reſidenz ſo viel erzählen, daß ihm keine Zeit blieb, der Schattenſeiten ſeiner Begegniſſe zu gedenken.

Am andern Morgen jedoch hatte Wilhelm, der ſich bei ſeinem Vater auf deſſen Studierzimmer befand, abermals einen Anblick, der ihm das Herz durchſchnitt.

Mit dem neuerdings gewohnten neunten Glockenſchlage ging der Pfarrer wieder an die Beſchäftigung, die ihm zur andern Natur geworden war. Er ſchritt zu der Schublade, in welche das Fernrohr von den ſorgſam auspackenden Händen der Pfarrerin gleich nach ſeiner Ankunft zurückgebracht worden war. Behaglich ſchob er es auseinander und trat zum Fenſter. Hier aber, die Richtung vor Augen, in welcher Y... burg lag, erwachte er plötzlich wie aus einem Traume. Sein lachendes Antlitz umwölkte ſich, niedergeſchlagen ließ er den Tubus ſinken, ohne nur einmal hinein geſehen zu haben. Dann ſchüttelte er den Kopf, ſchob das Inſtrument langſam zuſammen, legte es wieder in die Schublade und verließ das Zimmer.

Der gute Sohn ſah ihm traurig nach. Er

konnte ſich denken, daß der Vater jetzt zur Mutter hinabgehen werde, um ſein gepreßtes, gekränktes Herz bei ihr auszuleeren. .

Wilhelm konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ſich zu vergewiſſern, wie der Pfarrer von Y . . . burg in der ſonſt von beiden Seiten jeden Morgen ſo ſehnlich erwarteten Begrüßungsſtunde ſich verhalte.

Er holte daher das Fernrohr und blickte hinab.

Der Parrer von Y . . . burg ſtand ſo gleichmüthig wie immer an ſeinem Fenſter und ſah herauf, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Bei näherer Recognoſcirung entdeckte Wilhelm jedoch, daß der Wegelagerer an ſeinem Fernrohr eine ſonderbare Vorrichtung angebracht hatte, welche an der einen Seite ein Stück weit über dasſelbe hinausragte. Wilhelm ſah genauer hin und zerbrach ſich den Kopf; doch wurde er ſeiner Sache immer gewiſſer und konnte zuletzt nicht mehr zweifeln, daß es ein — Scheuleder war. Er hatte Verſtand genug, um ſich zu ſagen, daß Niemand im Ernſte daran denken könne, einem Fernrohr durch eine Augenklappe die Beſchränkung aufzuerlegen, welcher man ein Pferdsauge unterwirft, daß alſo die angebliche Vorkehrung nichts anderes ſei, als ein Werk ſchwarzer Bosheit und phantaſtiſch abgefeimter Tücke, ein Symbol, durch welches der Unhold den Bewohnern des Pfarrhauſes von A . . . berg inſinuiren wolle, daß ſie aus dem Focus ſeines Blickes ausgeſchloſſen ſeien und ſich nicht beigehen laſſen dürften, denſelben auf ſich zu beziehen, mit Einem Worte, daß er wieder, wie ehevordem, an ihnen vorüber ſehe.

Wilhelm war jetzt doppelt froh, daß ſein Vater nicht hingeblickt hatte. Dieſer Anblick würde ihm vollends das Herz abgedrückt haben.

Sehnſuchtsvoll ſpähte er an allen ſichtbaren Theilen des Hauſes und ſeiner Umgebung herum, allein von Eduarden war nichts wahrzunehmen. Der mochte wohl im Walde ſtecken.

Während er noch mit dem Tubus am Fenſter ſtand, trat ſein Vater wieder ins Zimmer.

Du kannſt ihn behalten, kannſt ihn mit ins Kloſter nehmen, ſagte er mit weicher Stimme.

Wilhelm wußte, daß dem König von Thule jener goldene Becher nicht lieber ſein konnte, als dem Vater dieſes Inſtrument. Er nahm das Geſchenk mit unausſprechlicher Wehmuth in Empfang, trug jedoch Sorgfalt, es mit guter Art ſogleich aus dem Studierzimmer zu entfernen, um den geliebten Vater auf alle Fälle vor dem teleſkopiſchen Dolchſtoße zu bewahren, der ihm von Y...burg aus zugedacht war. Nein, Meuchelmörder du ſelbſt! dir ſollte nicht die Genugthuung werden, mit dieſem Stoße getroffen zu haben.

Wilhelm begrub in ſeinem Herzen, was er geſehen. Nicht einmal ſeiner Mutter ſagte er etwas davon.

Es war aber kaum eine Woche ſeit der Rückkehr Landexamen vergangen, als im Pfarrhauſe von A...berg ein an Wilhelm adreſſirter Brief eintraf, der in der Familie Aufſehen erregte, da er durch ſeine äußere Form verrieth, daß er in nicht gar faſhionabler Umgebung geſchrieben ſei. Das Aufſehen ſtieg, als der Brief, den der Empfänger in Gegenwart der Eltern öffnen mußte, ſeinen Inhalt von ſich gab.

Derſelbe war ſehr kurz und lautete ſo: „Wilhelm, adieu, das Tauſend iſt voll. Auf Wiederſehen. Dein Eduard.“

Wilhelm mußte ſeinen Eltern dieſe Runen erklären, und er that es mit ſchwerem Herzen, erſtens weil die in dieſem Herzen ſo feſt eingewurzelte Freundſchaft für den lieben Flüchtling durch die erhaltene Nachricht einen zwar vorhergeſehenen, aber darum nicht minder harten Schlag erlitt, und zweitens weil er ſeinem Vater einen Namen nennen mußte, den er lieber nicht vor ihm ausgeſprochen haben würde, den Namen des Pfarrers von Y . . . burg.

Nach wenigen Tagen jedoch brachte dieſer ſich ſelbſt auf eine in die Augen ſpringende Weiſe in Erinnerung; denn die in keinem Hauſe fehlende Zeitung enthielt ein höchſt bitteres Inſerat von ihm, worin er Männiglich kund und zu wiſſen that, daß ſeinen Eduard die Luſt angewandelt habe, den verlorenen Sohn zu ſpielen. Der etwaige ehrliche Finder des Juwels, war beigefügt, möge demſelben eröffnen, daß er bei ſeiner allfälligen Heimkehr auf alles Andere eher als auf ein gemäſtetes Kalb zu rechnen habe.

Dieſe Demonſtration ſtieß ihrem Urheber übel auf.

Die frivole Herbeiziehung einer nicht anzutaſtenden Parabel erregte den gerechten Unwillen der Oberkirchenbehörde, und die unanſtändige Anſpielung auf die ſchlechte Dotation ſeiner Pfarrſtelle mag dieſen Unwillen nicht wenig geſchärft haben. Ohne Zweifel war auch noch ein Nachhall von jenem neulichen öffentlichen Auftritt hinzugekommen, bei welchem er ſich als Reactionär vom reinſten Waſſer aufgeführt hatte; denn das Conſiſtorium war zwar keineswegs dem Liberalismus hold, hörte es aber doch auch nicht gerne, daß einer ſeiner Untergebenen durch das entgegengeſetzte Extrem auffiel, und verbot ihnen überhaupt bei vorkommenden Anläſſen jeden Antheil an der Politik. Genug, an den Pfarrer von Y . . . burg gelangte ein unermeßlicher Wiſcher herab, der wohl auch nicht zur Verlängerung ſeines Lebens beigetragen haben mag. —

Zwiſchen Morgen und Abend war, wenigſtens von Seiten des Pfarrers von A . . . berg, der Vorhang für immer gefallen. Er hat diesſeits nicht wieder durch ſeinen Butzengeiger hindurchgeſchaut, niemals, niemals, niemals!

Die Folgen dieſer Entbehrung blieben nicht aus. Man hätte ihm eben ſo gut ein Glied unterbinden können. Er lebte noch eine kleine Reihe von Jährchen fort, wie er gelebt hatte, menſchenfreundlich, wohlwollend, heiter; aber in ſeiner „Maſchine“ war ein verborgenes Rädchen gebrochen. Erſt litt er an periobiſchen Augenentzündungen, worin ſich die wie durch eine Erkältung zurückgeſchlagene Lebhaftigkeit ſeiner expanſiven Augen krankhaft kundgab. Sie waren begleitet von intermittirendem Herzklopfen. Dieſes weite Herz krampfte ſich oft zuſammen, weil ihm in dieſer Welt ein Fleck zugeſchloſſen war, für den es nicht mehr ſchlagen durfte, wohin es nicht mehr ſchreiben konnte, woher es keine Briefe mehr empfangen ſollte! Der ſorgſamſten Pflege und rationellſten Behandlung gelang es zwar, dieſe Affectionen zu heben; aber das Uebel zog ſich jetzt tiefer in den Organismus zurück, wo es eine Zeit lang verſteckt lauerte, um dann mit einer alle Wiſſenſchaft überflügelnden Heftigkeit hervorzubrechen. Die bewährteſten Aerzte wurden gerufen. Leider konnten ſie über die Diagnoſe nicht einig werden. Der Eine ſuchte die Krankheit in der Milz, der Andere in der Leber, der Dritte fand ſie in den Nieren, der Vierte im Pankreas. Da der Patient ſich im Voraus die Section verbat, ſo iſt dieſe Streitfrage ungelöſ't geblieben, und die Meiſter der Divinationskunſt haben alle Recht behalten.

Er erlebte nicht mehr die erſte Predigt ſeines Wilhelm's!

„Multis ille bonis flebilis occidit!“ rief dieſer in der Traueranzeige, die er in die große Landeszeitung einrücken ließ.

Armer Pfarrer von A . . . berg, die Stunde iſt gekommen, da wir dir Valet ſagen müſſen. Wir können jedoch nicht von dir ſcheiden, ohne deinem tragiſchen Geſchick noch eine kurze Betrachtung gewidmet zu haben.

Unglückliches Tubusſpiel, das dir nie hätte einfallen ſollen!

Wir meinen nicht das einfach-kindliche Spiel, dem du in deinen glücklicheren Tagen um die achte Morgenſtunde obzuliegen pflageſt; denn „hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel.“ Nein, wir meinen das Doppelſpiel, das dich verleitete, eine lang erprobte Gewohnheit abzudanken und von der achten Stunde zur neunten herabzuſteigen! Hat keine Ahnung dir zugeflüſtert, daß ein Tubus nicht immer die Laterne des Diogenes iſt, daß unter den Roſen deiner Entdeckung eine Schlange niſten konnte?

Warum aber auch, ſo muß bei dieſem Todtengerichte gefragt werden, warum mußteſt du dich verführen laſſen, deinen Decan, dem du als deinem Vorgeſetzten ernſtere Ehrerbietung ſchuldig warſt, zu harceliren und ihm auf den Zahn des Humors zu fühlen? Denn ohne dieſen, mit aller Schonung ſei es bemerkt, doch immerhin vielleicht etwas loſen Scherz wäre jener Abend nicht ſo ſehr in die Länge gezogen, wäre der folgende Morgen nicht um eine Stunde verkürzt, wäre ſomit eine weiſe Weltordnung, die zwei ſo heterogene Individuen, um ſie aus einander zu halten, mit der einzigen ihnen gemeinſamen Neigung auf verſchiedene Stunden angewieſen hatte, nicht freventlich durchbrochen worden. Dies die Moral der Fabel. Ach, auch einem ſo reinen

Gemüthe, wie dem deinigen, war es nicht gegeben, ganz ohne Verſchulden durch dieſes ſündige Leben zu gehen, und „alle Schuld rächt ſich auf Erden.“ Allein du haſt die deine genug, ja, mehr als genug gebüßet, und darum ſei dir die Erde leicht!

Verlag von R. Oldenbourg in München:

# Die Naturkräfte.

Eine

**naturwiſſenſchaftliche Volksbibliothek**

herausgegeben

**von einer Anzahl von Gelehrten.**

**Erſcheint in 33 Lieferungen oder 11 Bänden, reich illuſtrirt.**

**Preis einer Lieferung von 6—7 Bogen:**
8 Sgr. oder 28 kr.

**Preis eines Bandes von drei Lieferungen:**
24 Sgr. oder fl. 1. 24 kr.

**Preis eines Bandes elegant geb.:**
1 Thlr. 2 Sgr. oder fl. 1. 52 kr.

**Jeder Band wird auch einzeln verkauft.**

Bisher erſchienen 10 Bände mit folgendem Inhalte:

### Erſter Band:

**Die Lehre vom Schall.** Gemeinfaßliche Darſtellung der Akuſtik von R. Radau. 21 Bogen Text mit 114 Holzſchnitten.

### Zweiter Band:

**Licht und Farbe.** Eine gemeinfaßliche Darſtellung der Optik von Prof. Dr. Fr. Joſ. Pisko in Wien. 28 Bogen Text mit 130 Holzſchnitten.

### Dritter Band:

**Die Wärme.** Nach dem Franzöſiſchen des Prof. Cazin in Paris deutſch bearbeitet. Herausgegeben durch Prof. Dr. Carl. 19 Bogen Text mit 92 Holzſchnitten und einer Farbendrucktafel.

### Vierter Band:

**Das Waſſer.** Von Prof. Dr. **Pfaff** in Erlangen, mit 21 Bog. Text und 57 meiſt größeren Holzſchnitten.

### Fünfter Band:

**Himmel und Erde.** Eine gemeinfaßliche Beſchreibung des Weltalls von Prof. Dr. **Zech** in Stuttgart. 19 Bogen Text mit 45 Holzſchnitten und 5 Tafeln.

### Sechſter Band:

**Die electriſchen Naturkräfte.** Der Magnetismus, die Electricität, der galvaniſche Strom. Mit ihren hauptſächlichſten Anwendungen gemeinfaßlich dargeſtellt von Prof. Dr. **Ph. Carl.** 20 Bogen Text mit 114 Holzſchnitten.

### Siebenter Band:

**Die vulkaniſchen Erſcheinungen.** Von Prof. Dr. **Friedr. Pfaff** in Erlangen. 20 Bogen Text mit 37 Holzſchnitten.

### Achter und neunter Band:

**Aus der Urzeit.** Bilder aus der Schöpfungsgeſchichte von Prof. Dr. **Zittel** in München. 2 Theile. 38 Bogen Text mit 174 Holzſchnitten.

### Zehnter Band:

**Wind und Wetter.** Eine gemeinfaßliche Darſtellung der Meteorologie von Prof. Dr. **Lommel** in Erlangen. 22 Bogen Text mit 66 Holzſchnitten.

Der Band 11 wird enthalten:

**Der Zuſammenhang der Naturkräfte.** Von Privatdocent Dr. Weber in Berlin.

**R. Oldenbourg,**
Verlagsbuchhandlung in München.

# Novellenſchatz.

Vierte Serie.

Erſter Band.

(Der ganzen Reihe neunzehnter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

---

Vierte Serie.

Erſter Band.

(Der ganzen Reihe neunzehnter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite.
Die Düvecke, oder die Leiden einer Königin. Von Leopold Schefer . . . . . . . . . 1
Der Enten-Piet. Von Walter Teſche . . . . . 221
Hugideo. Von Joſeph Victor Scheffel . . . . . 237
Reich zu reich und arm zu arm. Von Claire von Glümer . . . . . . . . . . 255

# Die Düvecke,

oder

# die Leiden einer Königin.

Von Leopold Schefer.

L. Schefer's ausgewählte Werke. III. Bd. Berlin. Veit u. Co.
1867.

Leopold Schefer, geb. am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlauſitz, beſuchte nach dem Tode ſeines Vaters, der Arzt geweſen, das Gymnaſium zu Bautzen, das er jedoch nach fünf Jahren wieder verließ. Seitdem trieb er in ſeiner Heimath Mathematik, Philoſophie und das Studium der griechiſchen und morgenländiſchen Dichter. Sechs Jahre lang verſah er das Amt eines Generalbevollmächtigten bei dem Fürſten Pückler-Muskau, konnte dann aber ſeinem Verlangen, fremde Länder zu ſehen, nicht widerſtehen und bereiſ'te England, Deutſchland — (ein Aufenthalt von zwei Jahren feſſelte ihn an Wien, wo er ſich der Medicin und Muſik widmete), dann Italien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, die griechiſchen Inſeln und Kleinaſien. Von 1820 bis zu ſeinem am 13. Febr. 1862 erfolgten Tode beſchäftigte er ſich in dem heimathlichen Muskau, in edlem Freundſchaft-verhältniß zu ſeinem fürſtlichen Gönner, ausſchließlich mit dichteriſchen Arbeiten. Seine „Gedichte mit Compoſitionen“ gab im Jahre 1811 der Graf Pückler heraus, der lange für den Verfaſſer galt. Seine Novellen erſchienen einzeln in Zeitſchriften und Taſchenbüchern, dann geſammelt 5 Bände „Novellen“ (1825—29), „Neue Novellen“, 4 Bände (1831—35), „Lavabecher“, 2 Bände (1833) und „Kleine Romane“, 5 Bände (1837—39). Ferner „Die Göttliche Komödie in Rom“ (1846), „Graf Promnitz“ (1846), „Generion von Toulouſe“ (1846) und „Die Sibylle von Mantua“ (1853). Von ſeinen zahlreichen ſpruchartigen oder Lehrdichtungen ſind die bekannteſten „Das Laienbrevier“ (1834) und „Der Weltprieſter“ (1846), denen 1854 zwei Bände „Hausreden“, „Hafis in Hellas“ und der „Koran der Liebe“ folgten

Aus den wunderlichſten Elementen gemiſcht ſteht die Erſcheinung dieſes reichbegabten Mannes vor uns und läßt uns in demſelben Augenblick die lebhafteſte Anziehungskraft empfinden, wo wir uns mit heimlichem Grauen und Widerwillen von ihr abwenden. Tiefe und zarte Weisheit, und eine im Irrgarten alles Wahnwitzes berauſcht herumtaumelnde Phantaſie; eine Fülle von Kenntniſſen in Länder- und Völkergeſchichten, und dabei der Hang, in der novelliſtiſchen Darſtellung überall die richtigen Umriſſe zu verwiſchen und ſtatt der reinen Zeit- und Localfarben ein phantaſtiſches Zwielicht oder eine ungewiſſe bengaliſche Beleuchtung um alle Geſtalten zu ergießen; ſeine Empfindung für das Sittliche, gepaart mit einer wollüſtig fiebernden Sinnlichkeit; ſeltenes Schönheitsbedürfniß und, dicht daneben die naivſte Geſchmackloſigkeit — Gegenſätze, die es hinlänglich erklären, daß die novelliſtiſchen Dichtungen Leopold Schefer's, einſt in den Tagen der Romantik als ein hochbedeutſamer, völlig ſelbſtändiger Nebenſchößling derſelben bewundert, heutzutage faſt vergeſſen, ja ſchlimmer noch, faſt ungenießbar geworden ſind. Und dies in ſo hohem Grade, daß kaum eine Wahl für den Novellenſchatz länger hin und her geſchwankt hat, als die aus der Ueberfülle der Schefer'ſchen Werke, deren Platz in der Entwicklung der deutſchen Novelle doch zu anſehnlich iſt, um in einer Muſterſammlung, die zugleich einen hiſtoriſchen Ueberblick gewähren ſoll, den einſt gefeierten Namen ganz zu übergehen. Auch die endlich zur Aufnahme auserſehene Erzählung leidet an den Gebrechen der Familie, nur daß ſie von der lyriſchen Verſchwommenheit und Ueberſchwänglichkeit anderer ſich freier gehalten hat. Zu ihrem Vortheil iſt ſie ſchon durch den nördlichen Boden, auf welchem ſie ſpielt, und den Hintergrund der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe vor dem Widerwärtigſten bewahrt geblieben, was die Schefer'ſchen Gebilde ſonſt an ſich zu tragen pflegen: vor jener nach Moſchus, Ambra und Sandelholz duftenden ſchwülen und ſchmachtenden orientaliſchen Ueppigkeit, jener von Koranweisheit und geheimnißvollen Sprüchen durchtönten Stickluft, in welcher das geſundere Geſchlecht unſerer Tage nicht mehr zu athmen vermag, während man vor dreißig Jahren dieſes eben Mode gewordene Aroma begierig einſog. Einzelne ergreifende Momente der Handlung, die großentheils feſtumriſſenen Charaktere und die reichlich eingeſtreuten geiſtvollen Reflexionen geben immerhin von dem bedeutenden Talent des Dichters Zeugniß und laſſen deutlich erkennen, wie viel hohe Gaben der Natur hier einem falſchen Kunſtbegriff oder einer Krankheit der Zeit zum Opfer gefallen ſind.

## I.

## Der goldene Elephant von Rothſchild.

Am Ufer und auf der Rhede von Bergen in Norwegen wurde die ſeltſamſte Doppelſcene geſpielt.

Eine davon war dieſe: auf dem Schiffe, das vor dem Hafen lavirte und bei heftigem Morgenwinde ihm nur ſehr allmählich näher zu kommen vermochte, ſtand der Herzog Chriſtian, Kronprinz von Dänemark, mit ſeinem Kanzler, Erik Walkendorp, Probſt von Rothſchild, in vertrautem Geſpräch, die Augen nach der Stadt gerichtet.

Es iſt eine Narrheit! ſprach der Herzog.

Hierherzugehen? Hoheit! Finden Sie auf einmal Bedenken? Es wird Sie nicht gereuen! So ein Schatz iſt unſchätzbar!

Nein, Hochwürdiger, entgegnete der Herzog; ich meine, es iſt eine Narrheit, daß wir unter dem Joche des Regierens nicht frei umherſchauen, unter dem Wuſte von Schein und Scheinen nicht das Weſen ergreifen, die Maſſe von Vergnügen, die uns ſo leicht und ſo gern auf goldenen Tellern überall von den ſklaviſchen Seelen dargeboten wird! Es iſt eine Narrheit, daß wir uns das Leben nicht gerade zu der Zeit ſüß machen, wenn man es uns ſauer macht, nicht gerade das Vergnügen ſuchen, wenn uns die Unannehmlichkeiten bedrängen! Wir müſſen ein Gegengewicht haben, um uns im Gleichgewicht zu halten! Alſo nur vorwärts, nur Land! Nur das ſchöne Mädchen! Laß Andere alljährlich nach Italien, nach Rom und Neapel, Palermo und Iſchia, Nizza und den hieriſchen Inſeln gehen — zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit — auch hier an dem nördlichen Strande waltet der Liebesgott, auch hier kann man ſeine Geſundheit herſtellen! Aber der Wind iſt raſend! widerwärtig, ein Feind, dem man den Hals brechen muß; laßt das Boot ausſetzen, Hochwürdiger!

Zu Befehl! Jetzt iſt mir wieder wohl, verſetzte der Biſchof aufathmend. Aber keine Uebereilung, Gnädigſter! Ich würde rathen, ſelbſt morgen, ja ſogar übermorgen noch nicht in das Haus zu gehen! Denn das herrliche Mädchen iſt ſo ſpröde als — jung, ſo feinfühlend — wie die erſte Liebe oder ihre Ahnung. Sie hört noch kaum der Mutter Sigbritte ſchlau gewogene Worte an, aber im Stillen bedenkt ſie ſich wohl — denn die Mädchen ſind nach Ehre, das heißt, nach Geehrtſein, begierig, und was ſie mit einem König oder Königsſohne verbrechen, das ſcheint ihnen löblich und wünſchenswerth, denn es erregt der andern Thörinnen Neid; und mehr als beneidet ſein will zuletzt Keine. Darum geht heute nicht gleich hin! Laßt eine Sinnesänderung in ihr vorgehen, nämlich, laßt ſie denken: Ihr mögt ſie nicht! laßt ſie denken: Ihr kommt nicht! Und anſtatt daß ſie heut Das ihrer Geſinnung angemeſſen und vielleicht lieb fände, fängt ſie an, morgen Zweifel zu empfinden, ihren Unwerth einzuſehen; und kommt Ihr noch eine Nacht, noch einen Tag und noch eine Nacht nicht, dann fängt ſie wohl an zu weinen, ſich zu ſehnen, und dann kommt Ihr, dann ſeid Ihr da; nahe, Ihr wohnt ihr im Herzen. Durch verlorene Tage gewinnt man Jahre. Setzt die Nacht noch ein, Ihr gewinnt ſie tauſendfach, Gnädigſter!

Ihr habt Recht, Hochwürdiger! Aber iſt ſie denn wirklich ſo ſchön? frug der fünfundzwanzigjährige Herzog, vor Ungeduld glühend.

Ach, daß Eure Augen einen Augenblick Falken- oder Wildenaugen wären; denn — ich irre mich nicht, dort ſteht ſie mit ihrer Mutter Sigbritte auf dem Altan, der in die See hinausſieht! Die Abendſonne beleuchtet gerade das Haus — ihr Gaſthaus. Die Mutter hat es gekauft und mit lauter Aepfeln bezahlt, womit ſie in Holland gehandelt; aber das ſchadet dem Mädchen nicht; denn wie heutige Aepfel noch ſo ſchön ſind wie Wachs und ſo rothwangig wie einſt im Paradieſe — ſo ſchön und friſch, ja friſcher iſt das junge Mädchen hier, als Eva im Paradieſe wäre! Ihr ſtoßt Euch daran nicht, Hoheit!

Narrheit! ſprach der Herzog.

Ihr ſeid ſehr gnädig, und die Mutter wird außer ſich ſein vor Freuden.

Narrheit! ſprach der Herzog noch einmal vor ſich hin.

Die andere Scene war dieſe: Auf dem Altan des Gaſthauſes ſtand die Jungfrau Düvecke, ein ungemein ſchönes Mädchen, mit niedergeſenkten Augen, und ein Anderer hätte gemeint, ſie ſchlage ſie vor dem kraftvollen goldenen Scheine der Abendſonne nieder; aber ihre Mutter wußte, ihre einzige liebe Tochter ſchlage ſie vor dem Anblick des Schiffes nieder; denn Düvecke ſprach leiſe und zaghaft zu ihrer Mutter: Der Himmel will ſelber nicht, daß der leichtſinnige Herr zu uns kommt! Sein Wind drückt ihn zurück! O, wenn er ihn doch verſchlüge, fort, weit zurück nach Island oder unter die Eisſchollen, wo — —

Wo ihn ein Eisbär zerriſſe und fräße! nicht wahr, du junge Närrin! ſprach ihre Mutter Sigbritte vor Unmuth lachend.

Närrin? frug Düvecke gleichſam den purpurnen Abendhimmel und die heilig und rein und groß und göttlich daherſchauende Sonne mehr als ihre halsſtarrige Mutter.

Sigbritte aber ergriff ihre Hand, drückte ſie erſt bis zum Wehthun, ließ dann allmählich nach und ſprach ſich bezwingend: Siehe, mein Kind, du biſt mein Kind, meine einzige Tochter! Wir leben nicht im Himmel, ſondern hier unter den Wolken auf Erden, am unwirthbaren Meer, in der Stadt Bergen, unter Menſchen, die norwegiſch ſprechen und deren Zuſpruch wir brauchen — ſonſt verhungern wir; denn dein Vater hat uns durch kein nachgelaſſenes Vermögen über die Sorge der

Millionen gemeiner Menſchen erhoben, die ohne Hände und Füße den Magen verfluchen müßten, und die Mäglein ihrer Kinder, und den Froſt und den Schnee und den Regen und Wind!

Aber wir haben ja geſunde Hände und Füße! meinte Düvecke.

Wir? frug die Mutter. Du, ja; aber ich nicht. Mir kommen die berühmten Tage ganz leiſe geſchlichen, die mir nicht gefallen und dir nicht gefallen ſollten an mir! Haſt du Sinn für die Wirthſchaft im Hauſe? Schläfſt du gern Morgens, oder biſt du die Erſte auf? Geh' ich Nachts zuletzt zu Bett, oder ſitzeſt du bis tief in die Nacht bei den Gäſten, ſelbſt bei den rohen Matroſen, die ihren Brei oder ihr elendes Leben in aller Welt hier mit Fauſtſchlägen auf unſeren Tiſchen austhun. Muß ich nicht hören, ſehen, riechen, kochen, eſſen, ja verſchweigen, was ich nicht mag! Und wenn die hieſigen alten Götter Bier getrunken haben, ſo ſind es gewiß derbe Flegel geweſen, wie unſere Gäſte tagtäglich und nachtnächtlich beweiſen, die leider nicht die Eigenſchaft an ſich haben, am Morgen mit geſunden Knochen und heiler Haut wieder aufzuſtehen, wenn ſie ſich bei ihrem zum Vergnügen geführten Streit in der Nacht die Hälſe gebrochen! Haſt du denn gar kein Mitleiden mit mir, wenn ich Blut aufwaſche, oder am Morgen nicht reden kann vor Heiſerkeit, wenn ich am Abend zu viel geſchrieen und ſchreien und zutrinken müſſen? Haſt du kein Mitleid mit mir, wenn ich mir die blauen Flecke einreibe, oder wenn ich im Winter am Fenſter ſitze, barme und den lieben Gott bitte: wende doch den paar Bauern da draußen das Herz, daß ſie hereinkommen und ihre Paar Pfennige bei uns verzehren? Mögen ſie doch einen Trödel machen; denn Krieg muß ſein im Ganzen oder im Einzelnen, und der Krieg iſt größer im Frieden als im nur ſogenannten Krieg! Thut dir das nicht leid? Sprich doch, rede etwas, meine gute Düvecke! Für dich will ich ja eben nur ſorgen — und willſt du nicht, je nun, ob ich ein Paar Jahre eher ſterbe oder ſpäter, aus uns wird ja ſo nichts!

O Mutter! bat die Jungfrau.

Mutter hin, Mutter her! zürnte Frau Sigbritte, was bin ich Mutter, wenn mir das Kind nicht folgt!

In allem Guten und Ehrbaren gern, liebe Mutter! Ja, ich will auch die Frau des Schloßhauptmanns werden und treu ſein, treu wie Sie ihrem Manne, meinem Vater geweſen — —

Weißt du etwas von mir? frug Frau Sigbritte, die Tochter groß anſehend. Und wenn du denn auch des vornehmſten Mannes Tochter wäreſt, wenn mein Mann je was Albernes, Eiferſüchtiges geſchwatzt hat, wie ſchwache, alberne Väter kleinen unverſtändigen Kindern oft ihre Noth klagen, könnteſt du nicht deſto eher des vornehmſten Mannes —

Frau ſein — wollen Sie nicht ſagen, gute Mutter, weil Sie es nicht können; denn der Herzog, dem ich zwar gehören ſoll, aber er mir nicht — —

Schweig! rief Frau Sigbritte. Sieh lieber, er winkt dir jetzt mit dem weißen Tuche, da er immer ſchräg fahrend uns jetzt gegenüber gekommen. — Sie verneigte ſich tief und ſprach dann zur Tochter: Kind, welche Ehre!

O, lächelte Jungfrau Düvecke, mit angethanen Ehren meinen die vornehmen Herrn ihre Lüſte gar leicht zu kaufen und ſchwere Dienſte gar leicht und gar reichlich zu bezahlen! Aber die falſche Münze gilt bei keinem redlichen oder vernünftigen Sinne. Eine arme Tagelöhnerfrau iſt reicher und ehrenwerther in ihrer Armuth und höher in ihrem niedrigen Stande, als ich — —

Du? Nun ja, du! trotzte Frau Sigbritte. Herzogin oder Königin gar einmal wäreſt du Närrchen freilich lieber, und ſo eine Närrin wäre ich auch, wenn ich's nicht beſſer wüßte aus Holland und aller Welt Land her! Prinzeſſinnenblut und Thränen ſind bloßer Staatenkitt. Zum Glück ſind der Prinzeſſinnen nur wenige gegen die Unzahl der Mädchen auf Erden. Prinzeſſinnen heirathen nicht, ſondern werden geheirathet. Sie glauben nichts Beſtimmtes, bis ſie einen Gemahl haben; dann treten ſie über zu deſſen Glauben, des lieben albernen Volkes wegen, das da denkt: ein Herz iſt ein Handſchuh oder ein Polyp, der rechts und links gewandt, noch ein Handſchuh oder Polyp iſt und fortlebt; und wenn er umgekehrt iſt — nicht mehr von dem vorigen Leder bleibt! Selbſt die beſten, vernünftigſten Prinzeſſinnen-Väter ſind des Glaubens, weil ſie ſo thun; beſonders auch dieſes: daß ſchöne Töchter in die Ferne geſchickt und den Mann regierend, wie die Weiber überall, ihm wie Delila dem Simſon die Haare abſchneiden, und daß man mit ihnen den fremden Boden pflügen könne. Sie haben nur Prinzen oder Prinzeſſinnen, aber keine Kinder; denn die Oberhofmeiſter und Meiſterinnen haben ſie. Sie verheirathen ſie nicht, wie glückliche Bauern, auf das Nachbargut, wo ſie an der Kinder und Kindeskinder Freuden und Leiden herzlichen Theil nehmen in allen Fällen des Lebens, ſondern ſie verlieren ſie, hin über Länder oder Meere, und ſehen ſie nicht wieder und hören höchſtens, wann und wie elend vor Gram ſie geſtorben ſind mit gebrochenem Herzen, wie verkaufte Sklavinnen. Nun, da iſt kein Rath, denn der Rang will behauptet ſein. Aber die Männer, die Prinzen, wiſſen Rath. Da iſt ihnen Eine die Liebe, Eine die Taube, die Krone, wie der weiſe Salomo ſagt. Und die ſollſt du ſein! und kein Leid von ihm erfahren dein Leben lang. Denn ſchöner und lieber we du kann Niemand ſein, und für alles Andere laß mich ſorgen und Gott im Himmel!

Gott im Himmel! ſprach Jungfrau Düvecke mit gefalteten Händen ſeufzend nach. Der hat ſchon geſorgt! fuhr ſie weinend und bittend fort. Der Torbern Ore, der Schloßhauptmann, beſtürmt mich ſeit geſtern . . .

— Seit er weiß, daß der ihm gefährliche, lebensluſtige, keinen Spaß verſtehende Herzog kommt! ſchaltete Frau Sigbritte ein.

. . . und lieber will ich mich entſchließen, ſeine Frau zu ſein, wozu es ohne das nie gekommen, lieber als — —

Dem Ore bin ich Dank ſchuldig; bemerkte Frau Sigbritte; um mit Anſtand in mein Haus zu kommen und dich tagtäglich oder abendabendlich ſehen und beſchwatzen zu können, hat er es erſt anſtändig und dadurch einträglich zu machen gewußt, daß er die deutſchen Kaufleute der Stadt veranlaßt hat, gleichſam ihre Börſe in meinem Hauſe zu halten und auszuleeren in meine! Dafür verdient er ein gratias oder laus Deo — er ſoll anborgen, ſo hoch er will, denn zehn volle Beutel machen einen Windbeutel paſſirlich — aber meine Tochter verdient er nicht, noch daß ich ihm meine Pläne opfere! Denn, mein Kind, in mir ſteckt mehr als die demüthige, unterthänige Frau Sigbritt, die mit verbiſſener Wuth danziger Goldwaſſer einſchenkt! Ich will nicht hoch hinaus, ſondern ich bin hoch, und denke hoch, und hoch will ich handeln! Das wirſt du mit deinen lieben, himmelblauen Augen mit anſehen und ſagen: meine Mutter hatte doch Recht! — Und mehr als Recht haben ſoll kein Menſch.

Jetzt wollte Jemand die Thür des Zimmers aufklinken, vor welchem Mutter und Tochter auf dem Altane ſtanden. Aber Frau Sigbritte hatte ſie weislich verſchloſſen, weil ſie im Angeſicht des Schiffes mit dem Herzog zuerſt ihrer Tochter die mütterlichen Abſichten mit ihr hatte entdecken wollen, worauf ſie ſonſt nur durch einzelne Reden bei ſchicklicher Gelegenheit angeſpielt.

Jetzt rief es mit ſonderbarer Stimme durch das Schlüſſelloch: Das eine Mal mache nur auf, liebe Düvecke! Ich ſehe dich, du biſt es! Thu auf! Oder ſiehſt du nach dem Herzog?

Es iſt der arme, unglückliche Torbern, ſprach Düvecke leiſe, über ſeinen Verdacht empört.

Torbern Oxe! ziſchelte oder züngelte die Mutter Sigbritt.

Düvecke! im Himmel vor Gott wirſt du an dieſe Stunde gedenken! Ich komme dich zu retten! Der Wind iſt uns günſtig, die Nacht iſt nahe, das Boot liegt fertig. Mein Gott, mir iſt ſo angſt um dich, als rauſchte ein Rieſenhai auf dich zu, und du ſpielteſt im Meerbad und hörteſt und ſäheſt ihn nicht! Doch ich rufe, ich ſchreie dir zu: er kommt, er . . . .

— will dich freſſen! lachte die Mutter vor Zorn laut auf. Nehmt Euch in Acht, lieber Oxe, daß er Euch nicht verſchlingt! Nicht alle Menſchen heißen Jonas!

Aber Jungfrau Düvecke trat an die Thür und ſprach laut zu ihm: Dank Euch Gott, lieber Torbern, für Eure Gutthat an mir! Euch kann es nur gut gehen — auch wenn Ihr leidet! Ich aber bin verloren — durch meine eigene Mutter, der es unvergolten bleiben möge und bleiben wird, da ſie der katholiſche Biſchof Erik Walkendorp umgarnt und verführt hat, der, da er ſelbſt umſonſt nach mir lechzte, nun einen Gewaltigen herführt, der mich bändigen ſoll!

Biſt du raſend! ſchrie die Mutter darein, daß er die Worte nicht verſtehen ſollte. Doch ſie riegelte die Thür auf und hieß den Schloßhauptmann Torbern hereintreten, einen gediegenen, ſchönen, jungen Mann, jetzt vor Adel der Seele noch einmal ſo ſchön, aber vor Glut und Wuth, die er nicht äußern durfte, bald blaß und bald roth. Doch er reichte ſeiner armen Düvecke die Hand von der Seite, lehnte ſich mit dem Arm an die Pfoſte der Thür, ſein Geſicht auf den Arm, und man ſah es nicht, aber man hörte es — er weinte. Dann faßte er ſich, ſtampfte mit dem Fuß auf die Erde, wollte die Mutter Sigbritte an der Kehle faſſen; aber er ſtreckte die Hand aus und griff in die offene See hinaus, als wollte er das klein erſcheinende Schiff da draußen wie eine Meerſpinne faſſen und ohne die Gefahr zu ſcheuen wie einen Skorpion zerquetſchen.

Frau Sigbritte ſah das und verſtand es wohl, doch ſie drohte ihm nur mit dem Finger. Ich habe nichts geſehen! ſprach ſie zu ihm. Aber ich will ſchweigen, weil es mir und meiner Tochter einmal zum Uebel werden könnte, daß ein gewiſſer Jemand erführe: Ihr habt ſie geliebt. Denn Euch brächte es ſichern Untergang! Darum Freundſchaft in Feindſchaft, Zorn in Güte, Liebe in Haß zwiſchen uns, armer Torbern!

Ihr findet tauſend Weiber, und ich gönne Euch die Schönſte und Beſte von Allen, außer meiner Düvecke, ſchon darum: weil ſie Euch nicht will! Fragt ſie ſelbſt! Rede ich wahr?

Und die ſpröde Düvecke ſank in ſeinen Arm; ſie weinte; er weinte; ſie küßte ihn nicht, er ſie nicht. Sie wollte ihn nicht beleidigen dadurch, daß ſie ſich ihm zuerſt entzog; er vermochte ſie nicht von ſeinem Herzen zu ſtoßen. Und ſo blieben ſie in der ſeltſamſten Umarmung, bis die Mutter zu ihnen ſagte: Kinder, vergebt euch! trennt euch! und meinetwegen liebt euch; aber das müßte ſein wie ein Irrlicht am Tage, das Niemand ſieht, und die Sonne gar nicht! Ich bin zwar eiſenfeſt; aber wenn ein ehrenwerther Mann die Tochter liebt, das hält keine Mutter aus; denn ſonſt hätte ich Euch die Augen ausgekratzt! Sie gab ihm nun ſelbſt einen Kuß auf die Stirn und bat ihn heimlich, heimlich ihr Haus zu verlaſſen und in dieſen Tagen ſein Schloß wohl zu hüten!

Indeß waren die Flammen der Abendröthe am Himmel erloſchen, die Sichel des Neumonds blinkte ſchon ſilbern zwiſchen den düſtern Geſtalten der ziehenden Abendwolken, Nachtvögel ſchwirrten ſchon an der Küſte; das Schiff mußte gelandet ſein, denn erſchreckender Jubel erſcholl ganz nahe drunten an den Häuſern; Fackelſchein floß hin und her — Er war da, ſie war nöthig, und ſo riß die Mutter ihre Tochter mit fort; Torbern aber blieb zurück, allein, voll Eiferſucht, Liebe, Rache, Haß und Wehmuth. Er kniete erſt hin, dann ſank er um, und ſo lag er vom Monde beſchienen auf den kalten Steinen des Eſtrichs, unbekümmert um ſich und die Welt. Und eine Eule ſetzte ſich, nach Fraße ſpürend, auf das eiſerne Geländer des Altans. Ihre Augen funkelten, ſie kreiſchte drei Mal. Er erſchrak, ſcheuchte ſie fort und verließ mit Haſt den ihm ſchrecklichen Ort.

Die bei Gelegenheit der Ankunft des Herzogs zuſammengelaufenen Menſchen waren nach ſeiner Begrüßung nicht wieder einzeln in ihre Häuſer heimgegangen, ſondern, aufgeregt wie ſie worden, ſchaarenweiſe in ihren ſonntäglichen Vergnügungsörtern eingekehrt. Und ſo war denn auch der Frau Sigbritte beſtes Haus gedrängt voll bis in die Nacht geweſen.

Jetzt ſaß ſie am Tiſch vor dem Licht und zählte das aus der Taſche ausgeſchüttete Geld. An einer andern Tafel fern hinter ihr ſaßen zwei einfach gekleidete Herren im Dunkeln, die unlängſt erſt gekommen waren. Frau Sigbritte ſchien ſich nicht um ſie zu bekümmern; ihre Züge waren aber ſeelenvergnügt.

Da öffnete ſich die Thür der Nebenſtube, und im weißen Nachtkleide, einen Leuchter mit brennendem Licht in der Hand, trat ihre Tochter Düvecke herein und leiſe an ihren Tiſch. Das Geſicht der Mutter nahm gleichſam eine höchſt unzufriedene, zornige Maske vor, und ſie ſah die Tochter nicht an. Dagegen lächelte das ſchöne Kind ſo ſanft, ſo mild um Verzeihung bittend, auf ſie hin, wartete geduldig, bis die Mutter ſie anſehen würde, und Thränen ſtiegen ihr in die Augen. Ihren Buſen hob die ſchwere Beklemmung leis empor, denn die Mutter ſollte gut ſein, daß ſie gut ſein und bleiben wollte.

Da ſtand der Eine, der jüngere Herr, auf und trat einen einzigen Schritt näher. Düvecke hatte wegen der Stille im Zimmer geglaubt, die Mutter ſei ganz allein. Jetzt verſcheuchte ſie das Geräuſch. Sie blickte ſich nicht um, ſondern verſchwand wieder in ihr Gemach.

Jetzt ſtand die Mutter auf und verſchloß die Thür. Die Herren kamen nun und ſetzten ſich zu Frau Sigbritte. Sie flüſterten dann mit halber Stimme. Sigbritte ſchien viel zu erzählen, vieles ſchwer zu finden. Der Probſt von Rothſchild und Kanzler Erik Walkendorp ſchien mancherlei Rath zu geben; der junge Herzog Chriſtian endlich zu dem Letzten ſeine Einwilligung zu geben. Ja, er reichte zuletzt Frau Sigbritte zum Scheiden die Hand; mit der andern aber ergriff er die Rechte des Erik Walkendorp und ſagte ihm dankbar: Erik, Ihr habt vortreffliche Augen! Ihr habt brüderlich an mir gehandelt! Und zum Danke für den getreuen Dienſt belohnt Euch der Herzog als Probſt von Rothſchild — und zum dankbaren Andenken derſelben an Euch — alle künftigen Pröbſte von Rothſchild mit dem vorzüglichen Ehrenwappen im blauen Schilde, dem goldenen Elephanten der königlichen Brüderſchaft!

Der Probſt küßte dem Herzog die Hand.

Und der König ernennt Euch künftig zum Biſchof von Drontheim! Glaubt mir das. Denn ich und der künftige König ſind Eine Perſon, Ein Herz und Ein Sinn!

Der Probſt war außer ſich vor Begnügung, und ſo ſprach er etwas unvorſichtig die Worte: Hoheit, nehmt die Wahrheit als meinen größten Dank! — In dieſen Zeiten, wo eine Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche unfehlbar bevorſteht, thun die Glieder — gewiß auch das Haupt — ſehr wohl, ſich zeitig die künftigen Regenten, die Kronprinzen und Kronprinzeſſinnen zu verbinden, und Düvecke — —

Düvecke iſt einzig auf Erden! Es giebt keine dergleichen ſchön und ehrbar! lächelte der Herzog. Gebt mir Euern Arm! mir ſchwindeln die Sinne.

Und als der Probſt vor der Ehre anſtand, ſprach der Herzog: Thut mir den Gefallen! Ihr gehört ja zur königlichen Brüderſchaft!

Frau Sigbritte verneigte ſich ſtumm und leuchtete klug dem höchſten Gaſte und dem Freunde nicht hinaus, die Beide draußen im Finſtern einen plumpen Fall thaten und dumpf brummten. Frau Sigbritte aber biß ſich vor heimlichem Lachen die Lippen.

## II.

## Düvecke's Flucht.

Die begründete Scheu, ja der gerechte Abſcheu des ehrbaren Mädchens vor dem als locker bekannten Herzog ſchien für diesmal ganz überflüſſig. Sie getraute ſich nach und nach wieder in die Gaſtſtube, weil ſie gehört hatte — von ihrer Mutter —, der arme Herr ſei krank oder doch unwohl von der Reiſe zur See, weil das ungehorſame, unbezwingbare Element da mit ihm verfahre, wie es wolle, und das ärgere ihn! Sie hörte nun von den Gäſten, der Herr erſcheine nirgends. Nur die deutſchen Kaufleute habe er vorgelaſſen und ihre alten Begnadigungen des Comtoirs neu beſtätigt. In Hedemarken drohe eine Empörung auszubrechen, und ſelbſt der Biſchof Karl von Hammer ſolle ſie anſpinnen und leiten wollen; und da dieſer doch von des Herzogs Vater, dem König Chriſtian I., zum Oberaufſeher über den Sohn ernannt ſei, ſo könne man denken, wie ſehr der junge, trotzige, rückſichtsloſe Wildfang den Haß der Uebrigen verdiene!

Als nun Düvecke eines Abends allein bei ihrer Mutter ſaß, kam ein Offizier in ſeinen Mantel gehüllt herein, grüßte Frau Sigbritte lächelnd, nahm den Schlüſſel zu ſeinem Zimmer von dem ihm bekannten Schlüſſelhakenbrette, zündete das ihm bereitſtehende Licht an dem Lichte des Tiſches an, woran Düvecke ſaß, grüßte, ja bemerkte ſie kaum, ſondern ſah auf das Licht, das nicht anbrennen wollte, und nahm dann kurze gute Nacht.

Dafür hatte Düvecke Gelegenheit gehabt, den ſchönen jungen Mann zu betrachten, wie ſie noch keinen geſehen. Seine Erſcheinung hatte ſie tief getroffen —

daß ſie ein Weib ſei. Sie war erröthet und ſaß jetzt ganz ſtill und ſann einem unergründlichen Geheimniſſe nach, das ihr anbrach wie Morgenröthe eines Feſttages — der Liebe. Sie war ſiebzehn Jahr auf der Erde; die Geſtalt aber, die ſie geſehen, ſchien ſie ewig, ewig, wie einen aus dem unendlichen Himmel herwandelnden Stern erwartet zu haben, und nun war er da, aufgegangen, und das ſonſt nicht genug bedachte und empfundene Wunder, daß zwei Menſchen ſich treffen, war ihr ein Wunder!

Sie ſchwieg aber weislich, obgleich die Mutter darüber ſie mit forſchenden Augen anſah.

Am folgenden Abend kam der Fremde wie vor. Heute aber ſchien er ſehr entrüſtet auf das Leben am Hofe, die Langeweile, das Warten und die erbärmlichen Geſchäfte, die alle Ein Fleißiger *gut* verrichten könnte, und die des Anſtandes wegen von zehn Faulenzern *ſchlecht* verrichtet werden, weil Keiner was thun mag, und Jeder ſich auf den Andern verläßt. Er ſetzte ſich in Gedanken an den Tiſch und richtete ſeine Worte bloß an die Mutter. Da jedoch der ſchönen Tochter vor Allem ſeine Geſinnung innig gefiel, weil ſie, wie ihr Gemüth, feindlich gegen den Herzog war, ſo ſchien er das deſto lieber zu ſagen, was ihn zu drücken ſchien; und ſo fuhr er fort: Unſer einziger, allerbeſter König, Chriſtian I., hat uns das liebe Söhnlein bloß hergeſchickt in das Land, weil er zu Hauſe nicht mehr gewußt, wie er ihn bändigen ſollte! Zu den Wiſſenſchaften hatte der Sauſebraus keinen Gedanken; Waffenruhm, Fauſtthaten, das war ſein Begehr. Und doch dauert mich das arme junge Blut!

Das meine ich auch! ſchaltete Frau Sigbritte ein.

Nicht von Natur war er ſo eigenſüchtig und wollte Alles auf ſeinen Kuchen ſchaben, was in der Welt ſüß iſt; und der Kuchen der Großen iſt groß und ihr Meſſer lang. Aber ſeine erſten Erzieher waren Schwachköpfe, und wenn eines Kindes Gemüth in den erſten fünf Jahren nicht ſchon völlig gerichtet und geſtimmt iſt, ſo helfen alle ſpäteren Helfershelfer nichts. Alſo ſein Kern ward verdorben; denn ſelbſtändige, ſelbſtwollende, großherzige Prinzlein hat man nicht gern, und ſo verdarben ihn die Schmeicheleien und die Reizungen der Hofbedienten und Hofbedientinnen zu Stolz und — Reizen, als wären ſie vom Volke oder von auswärtigen Feinden dafür mit goldenen Bergen belohnt worden! Und ob unſers Herrn Herzogs Erziehung Sr. Majeſtät gewiß tauſend Sorgen gemacht, ſo war ſie doch ſchlecht, wie ausgeſucht. Denn nachdem der Kern vergiftet war, gab ihn ſein mildgeſinnter Vater, der ein Bürgerfreund ſein und ſcheinen wollte, den Knaben, zu dem Bürger Hans Bogebinder in Kopenhagen ins Haus und an den Tiſch, und der Chorherr Georg Hinze leierte ihm Etwas von der Lyra am Himmel vor — aus der neuen Lehre des wahren und bleibenden Gegenpapſtes Tycho de Brahe —, da doch die Sternkunde alle großen Menſchen klein macht, und was ſie ſich etwa einbilden, auf

Erden Wichtiges oder Nachhaltiges vollbringen zu können, in ihrer Seele zu Baldvergangenem und Nichtswürdigem macht. Wäre der Himmel Homers nicht nahe und ehern geweſen, es hätte keinen Götterſohn Achill, oder wie ſie alle heißen mögen, gegeben bis auf den heutigen Tag.

Frau Sigbritte ſah ihn mit einiger Beklemmung an.

Laßt das gut ſein, Frau Sigbritte, fuhr er fort. Wir leben, das iſt gewiß; und wir wollen leben, das iſt noch gewiſſer. Aber der Hinze war zu ſchlecht bezahlt von Seiner Majeſtät, er konnte vom Unterrichten allein nicht leben, und nahm den jungen Wildfang in ſein Haus, um neben ihm ſeine Nahrungsgeſchäfte betreiben zu können; durch dieſe aber war er verhindert, ihn unter ſeinen zwei Augen zu haben, indem der immer neu unartige Burſche tauſend Augen zum Hüten bedurfte, Tag und — Nacht, wo Aller Augen ſchlafen. Und ſo ward er die Beute Derer, die auch des Nachts umherſchwärmten, und ein Geſelle oder Meiſter und Anführer der gemeinen Brut, die mit in dem Neſte jeder Stadt jung wird, und vor der Zeit alt, und niemals was werth. Als ihm aber der ſchlaue Herr Hinze einſt auf die Sprünge gekommen, mußte der junge Patron ihn nun ſtets begleiten, wie ſein kleinerer Mittagsſchatten, und in ſeinen Chorſtunden mit unter den Chorknaben ſingend ſtehen, wo denn dem albernen Volke ſein künftiger König ſo leid that — beſonders aber darum, weil er unter armen Knaben ſingen mußte, die ſich ihr Brot vor den Thüren erſangen — daß ſich der

König dadurch gerührt fühlte und das unfolgſame Thronfolgerlein zweier Königreiche wieder in ſein Schloß nahm.

Da war er zu Hauſe, meinte Frau Sigbritte.

Aber er blieb nicht, wenigſtens nur am Tage, dann ſchlich er aus — und wohin? Ueberall hin! Denn Meiſter Konrad, welchen der Vetter Churfürſt von Brandenburg ausgeſucht und geſandt, war eben — ausgeſucht nachſichtig, oder vermuthete vom Knaben noch nicht, ſo zu ſagen: Junggeſellenſtreiche .... für welche denn der Vater höchſt eigenhändig die Hetzpeitſche in Schwung brachte.

Mein Gott, das arme junge Blut! ſeufzte Sigbritte.

Freilich floß das! Nur bei dem Biſchof Jens Anderſon in Norwegen ward er ſeinem wahren Geiſte und Muthe gemäß erzogen, denn dem Beldenack oder Kahlkopf — ſo war des ſtaats- und kirchenklugen Biſchofs Zuname — fehlte nichts als — die Haare. Und man muß geſtehen, nun ja, da hat der Herzog Andern Anleitung gegeben, einige Tauſend Leute zu erſchlagen ....

Mein Gott! rief erſchrocken Düvecke aus.

Beruhigt Euch, ſchöne Jungfrau! tröſtete ſie Jener, das geſchah nur — im Kriege und gegen bloße Empörer. Aber wehe, wer ihn erzürnt und beleidigt — denn ſeine Rache iſt wirklich furchtbar. Ich habe auch ungefähr — und wer kann das wiſſen — ſieben bis acht in Eiſen maskirte Menſchen hier mit dem Schwerte erlegt . . . ſchaudert nicht, liebes Mädchen . . . .

Ach, ich bewundere Euch nur! entgegnete Düvecke.

. . . . aber den Anführer der Feinde hinſtrecken und halbtodt noch mit den Händen ganz todt würgen, wie der Herzog dem tapfern Herlof Hyddeſad gethan, oder wie er die Beſatzung des Schloſſes Elfsburg — weil ſie ſich gar ſo tapfer ihrer Haut gewehrt — niederhauen laſſen, das thut Faaburg nicht!

Schämt Euch, Herr Faaburg, ſagte Frau Sigbritte. Ihr ſeid ſein Geheimſchreiber, und ſolltet dergleichen bloße Staatsaffairen nicht einmal geheim denken, geſchweige laut ſagen . . . und hier vor dem Mädchen — Ihr wißt nicht, was Ihr mir für Schaden dadurch thut!

O, wenn ich ſo unedel dächte, erſt Alles laut und offenbar zu ſchreiben in die Welt hinaus, da gäb' es viel andere Dinge! Ich aber ſchreibe ſein Weſen ſeiner Frau Mutter zu, die auch erſt mit Atteſtaten ihrer guten Frauenaufführung aus Stockholm nach Hauſe zu ihrem Manne oder Könige kam aus der Gefangenſchaft. Genug, ich bin feſt entſchloſſen — ich nehme den Abſchied . . . . nehme mir ein braves Weib, das denkt wie ich, und bleibe ein braver Mann bei ihr und durch ſie!

Düvecke ſah beſchämt in den Schooß und wagte kein Auge aufzuſchlagen, damit nicht ihr Anblicken ihm zu verſtehen geben möchte, ſie fühle ſich getroffen, ſie werde ein braves Weib ſein. Und doch war ihr ſo zu

Muth. Aber eine beſcheidene Jungfrau ſcheut nichts ſo ſehr, als ihren Werth zu zeigen oder zu ſagen; ſie wäre lieber nicht da, und unſichtbar, und bloß ihren Geiſt, den Geiſt der Liebe fände ein Mann liebenswerth, und er beſchwüre ſie aus ihrem geheimnißvollen Daſein in das ſchöne Leben, und dann erſchiene ſie ihm ſchön und unſterblich, reich ausgeſtattet mit allen Schätzen des Himmels und allen Reizen der Erde zugleich. So ein holder Widerſpruch liegt in dem Herzen der Frauen; und ob die Gewöhnlichen unter ihnen gleich die Schönheit als ihren höchſten Werth ſowohl ſich und Andern anrechnen, ſo liegt doch noch ein Himmliſches in ihnen — nicht der Stolz, ſondern das Gefühl: daß ſie Natur ſind, die ſicher in ihrem Daſein iſt, und ruhig in ihrer ſchönen Erſcheinung.

Düvecke ſchwieg alſo. Aber ihr Schweigen war einer allmächtigen Rede gleich für dieſen Herrn Faaburg, ja es war eine Herausforderung für ihn, da es auch kein Zurückweiſen bedeutete. Denn er ſchien ein großer, das heißt, ein erfahrener Weiberkenner; und dieſe Erfahrung macht nicht groß, höchſtens eitel, frei im Betragen, ja auch wohl frech. Er kam manche Nacht gar nicht aus dem Kloſter, worin der Herzog wohnte, und welches nicht alle ſeine Leute faßte. Er entſchuldigte ſich mit Arbeiten — bei Düvecke. Aber ſeiner Sache ſicher ſchon auf den erſten Blick, ſprach er in den folgenden Tagen zu Düvecke wie ein Doctor mit einer Kranken, deren Leiden er alle aus ihren Worten oder

Verſchweigungen kennt, die er heilen will und kann, weil ſie herzlich Hülfe von ihm begehrt. So, wie aus einem Geheimniß ſprechend, oder von einem Schatze, den ſie bewahrte, und wozu ſie ihm die Schlüſſel anvertraut, traf er oft mit einem Wort das Rechte — ihr Herz; eilig vorſchreitend ſprach er nicht vom kurz vorhergegangenen Zuſtande, noch erörterte er den, der ſich eben gelöſ't, ſondern er ſtellte durch ausgeſprochene Gedanken dasjenige Bild klar und klärer in ihrer Seele — wie in ſeinem Tempel — auf, welches, wie er zu wiſſen ſchien, nun in dem bunten Bilderſaal der Liebe an der Reihe war, betrachtet, empfunden und auch wieder zurückgeſchoben zu werden — zu den ſchon beſchauten, gelebten, belächelten oder beweinten. Ein ſtilles Handreichen, wenn vor den Liebenden ein feſtlicher Brautzug vorüber zur Trauung zieht — ein Lächeln der Geliebten, wenn kleine holde Kinder vor ihr in Blumen ſpielen — das ſind Bilder, ja Thaten, welche ſie in vielen Nächten nicht verwindet, ſondern welchen ſie, wie ein mit dem dreizackigen Eiſen verwundeter Aal, zwar entſchlüpft und ſich ihm entwindet, aber mit der Wunde in den Grund des Lebensſtromes hinunterſteigt, und wo ihr die Sonne darüber Alles wunderlich groß und zauberhaft ſchön das ſüße Geheimniß erleuchtet.

Alſo ſolche kleine Hülfen und Liebesrechtsmittel und Wohlthaten wandte Faaburg redlich an; vor allen aber das größte, die Vorſpiegelung der Ehe; die größte Schandthat und Sünde für den Unrechtſchaffenen, und die himmliſchſte Gefangennehmung der Geliebten von dem Redlichliebenden. Dieſes Alles aber kam noch zu dem Haß und der Furcht Düvecke's, welche ſie ſchon bei Nennung des Namens des Herzogs empfand. Chriſtian bedeutete ihr keinen Herzog, keinen Chriſten, noch Menſchen. Ihr wäre ſchon Jemand faſt unentbehrlich geweſen, dem ſie nur ihre Angſt mittheilen dürfen; aber Jemand, der ſie aus derſelben erlöſen wollte, war ihr mehr; und Alles war ihr der Geliebte durch ſeinen entſchiedenen Willen, ſeine faſt unabweisliche Kraft der Liebe, ſeine kaum anblickbare Schönheit.

Sigbrittens Stillſchweigen zur Anknüpfung dieſes Verhältniſſes, das ihren ſchlauen Vorausſetzungen, die nur der Erfahrene macht, nicht entgehen konnte, hätte der armen Düvecke, als der vorigen Willensmeinung ihrer Mutter durchaus widerſprechend, bedenklich erſcheinen müſſen — wenn ſie nicht geliebt hätte. Und die Mutter ſchien oft zürnend und argwöhniſch ſie zu beobachten. Argwöhniſch ſein will Argwohn unterdrücken. Auch in dem Weſen ihres Hans Faaburg würde ihr etwas Schadenfrohes, Hinterliſtiges, Verſtecktes aufgefallen ſein, wenn ſie nicht geliebt hätte. Ja, ſelbſt eher ergeben hätte ſie ſich dem kühnen Manne, deſſen Blicke ſie ſchon beherrſchten — wenn ſie nicht geliebt hätte; denn es giebt keine zuverläſſigere Freundin der Tugend, als die wahre Liebe, weil ſie ſich und den Geliebten auf ewig verloren glaubt und mit Recht glauben muß, wenn das Antlitz der Tugend nur einmal finſter wird, oder gar ihre Augen ſich mit Thränen füllen.

Daher erſchrak Düvecke, als ſie einmal ihren vorigen Liebhaber, den edlen Torbern Ore, blaß wie einen Geiſt im Zimmer ſah. Er wollte mit ihr reden; aber die Gegenwart der Mutter verhinderte jedes Wort. Er blieb lange. Sigbritte wich nicht. Und ſo konnte der redliche Freund hinter der Mutter Rücken ſeiner Geliebten nur warnend mit dem Finger drohen, und dann einmal flüchtig die Hände brechen, und ſie flehentlich anblicken.

Sie verſtand aber am Morgen das Leid des armen Torbern ſo, als ſei es nur Eiferſucht geweſen über den Hans Faaburg, oder Warnung vor dem Herzog Chriſtian; denn die Vorſteher der deutſchen Kaufleute waren gekommen und unterhandelten mit ihrer Mutter Sigbritte über ein großes Gaſtmahl und prachtvolles Feſt, das ſie aus Dankbarkeit dem Herzog zu Ehren in dem großen Hauſe derſelben geben wollten — in drei Tagen. — Düvecke bebten die Knie; ſie verließ das Zimmer wie eine Kranke. So fand ſie Faaburg, der ihr traurig die Nachricht mittheilte, er müſſe morgen zu Nacht nach Obslo reiſen in wichtigen Geſchäften des Herrn, und ſie beſchwur, ihm treu zu bleiben. Das bedrängte Mädchen empfand die ganze Macht dieſes geforderten Schwures, der, von falſchen Herzen gefordert, die größte Schlauheit und Falſchheit iſt, nicht ſie verräth noch verrathen ſoll. Sie empfand die Schrecken und den Schmerz einer Trennung vom Geliebten mit der Stärke, die alles Erſte auf ein zartes Gemüth übt; ihn zu verlieren ſchien ihr unmöglich; und doch vermochte ſie nicht das Wort zu ſagen: Nimm mich mit! nimm mich mit dir! — ſondern er ſagte ihr mit der weichen, ſchmelzenden Stimme der Liebe, als ſie mit dumpfen Sinnen und düſtern Schmerzen zum erſten Mal an ſeiner Bruſt lag: Komm du mit mir, meine Düvecke! — Und ihr erſter Kuß war ihre ſtumme, ſchwere, bange und ſüß bezaubernde Einwilligung. Und während er ſie an ſich preßte, bedeuteten ſie wenige Worte, die wie erquickender Regen in das erweichte Herz fielen. Sie blickte ſeitwärts von ihm zum Himmel — und auf ſchweren, finſtern Regenwolken ſtand ein prangender Regenbogen — ſie nahm ihn für ein Zeichen der Hoffnung — ſie drückte ihm die Hände — er erſtickte ihre Lippen mit Küſſen — und die Stadt und die Mutter und Torbern . . . . aber auch der ihr entſetzliche Herzog, waren ſchon im Geiſte verlaſſen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Sie ging in die Kirche, gleichſam von dem lieben Gott in Bergen Abſchied zu nehmen, ſtill noch einmal alle guten Freundinnen und Freunde zu ſehen und zu grüßen, auch wohl ſich noch einmal hier ſehen und bewundern zu laſſen, damit ſie in geehrtem Andenken bleibe, und alle Rechtſchaffenen und alle Kenner und Gönner des Schönen ſie entſchuldigten, ja belobten. Sie betete dann inbrünſtig, mit der Gemeinde hinknieend, und bat Gott, ihre

Mutter für Alles zu ſegnen, was ſie Gutes an ihr gethan, und ſie ſelbſt auf ihrem Gang in die weite Welt zu beſchützen, da er überall ſei, und die ihn Liebenden liebe, ja die ihn Haſſenden ſchone und nähre. Und ſie ſchied aus dem Gotteshauſe, das ſie nie wieder betreten ſollte, mit dankbarer Innigkeit und ſeliger Wehmuth.

Zu Hauſe fiel ſie der Mutter um den Hals, wie im Scherz; und wenn ſie ihr nachher ſo unbemerkt nachſah, brach ſie in Thränen aus, die ſie gewaltſam unterdrücken mußte. Die Mutter frug ſie am Nachmittag, was ihr fehle, nahm ſie in ihre Arme und tröſtete ſie. Dann gab ſie ihr einen Brief mit den Worten: Vom Herzog an dich! Er hat dich in der Kirche geſehen!

Düvecke nahm ihn, aber ſie las ihn nicht. Denn ein Weib, die Liebesbriefe erbricht und lieſ't, hat Luſt zu ſündigen, denn ſie hat Freude an thörigem Lob von einem Sünder. Düvecke aber betrachtete ſich als Faaburg's Weib; und jede ehrbare Jungfrau betrachtet ſich ſchon als das Weib eines ehrbaren Mannes, dem ſie einſt gehören wird, auch wenn ſie ihn noch nicht geſehen. Das iſt der Unterſchied zwiſchen gemeinen und reinen Seelen.

Endlich nahte der Abend der Flucht heran. Ein Gewitter verhing den Himmel wie ein ſchwarzer Mantel. Es donnerte nicht, aber es wetterleuchtete breit und ſchwebend und verzuckend, als ſpielten himmliſche kleine Götterkinder mit Flämmchen, zündeten ſie ſchnell an und blieſen ſie ſich einander aus. Auch der Wind war nicht ſtärker, die Nacht nicht furchtbar, ſondern erhaben und für eine reine, heitere Seele ſchön. Die Stunde war beſtimmt, in welcher Düvecke am Strande ſein ſollte. Faaburg hatte ihr ſeinen Mantel und Hut dagelaſſen, auch ſchwediſche Halbſtiefeln, die Stulpen breit und umgelegt, wie welke Tulpenblätter. Sie zog ſie über die Schuhe an. Es kam ihr während dem vor, als hätte die Mutter durch die Spalte der kaum geöffneten Thüre geſehen. Aber ſie konnte ſich aus Furcht getäuſcht haben. Doch auch ihre Wäſche lag fertig, zwar nicht ausgewählt und in ein Tuch geſchlagen, aber auch das Tuch fehlte nicht. — Sie nahm das für glücklichen Zufall.

Und ſo kniete ſie noch einmal in ihrem Stübchen nieder und dankte Gott, der ſie erlöſe aus der Hand ihres Feindes. Sie glühte, aber ſie weinte nicht. Sie ſteckte einen Brief für die Mutter an den Spiegel, ergriff noch zum Andenken an ſie das Bruſttuch derſelben, warf den Mantel um, ſetzte das Federbarett von Faaburg auf, beleuchtete ſich vor dem Spiegel und nahm von ihrer eigenen Geſtalt in Bergen Abſchied, wo ſie nie mehr erſcheinen würde, drückte die Augen zu, löſchte das Licht aus und tappte und fühlte ſich leiſe aus dem Mutterhauſe.

Ihr däuchte, als ſei ihr Jemand nachgeſchlichen. Sie ſtand. — Es ſtand. — Sie ging. — Es folgte. — Sie ſtand wieder. — Da kam es langſam auf ſie zu.

Der Schein aus den Fenſtern der Strandhäuſer bewarf ihre Geſtalt mit Licht. Niemand Anderes umher zu ſehen. Sie ſchauderte, wandte ſich um und ging haſtig, wo ſie das Schiff zu finden gewiß war, das ſie fortführen ſollte. Die vermummte Geſtalt aber kam ihr nach, verſchwand aber um eine Ecke rechts in ein Gäßchen. Als Düvecke aber deſto mehr eilte und weiterhin gleichfalls rechts um die Häuſer bog und längs derſelben hinſchritt, trat ihr die vorige Geſtalt entgegen, und ohne ein Wort zu reden, ſtieß ſie Düvecke ein Meſſer in den Leib, daß ſie rückwärts hinſank.

Düvecke verrieth durch ihren Schrei, daß ſie kein Mann ſei, ja durch ihre Stimme ſogar, wer ſie ſei; denn der Vermummte ſprach dumpf in größter Beſtürzung: Düvecke! Du! Biſt du es? — Nur noch das eine Wort rede in Bergen, — nein, doch auf Erden!

Ich bin's! antwortete Düvecke. Aber Torbern! — — Biſt du Torbern?

Da war aber Niemand mehr zu ſehen und zu hören. Die vermummte Geſtalt war wie verſchwunden oder in die Erde geſunken. Dafür ſtanden zwei andere bei ihr. Es war Faaburg mit dem Probſt von Rothſchild.

Biſt du gefallen, meine Düvecke? frug ſie Faaburg. Wir ſind dir ganz von fern und langſam gefolgt. Du warſt auch zu haſtig in der finſtern Nacht!

Düvecke wunderte ſich, daß ſie lebte. Sie ſchöpfte Athem; Nichts ſchmerzte ſie wo. Sie gab das Päckchen an Faaburg, das ſie unter dem Mantel vor ſich an der Bruſt getragen wie ein Windelkind, und das den tödtlichen Stoß aufgefangen hatte.

Das Päckchen kann nicht ſterben! ſprach ſie.

Wie denn das? frug Faaburg ſie fortführend.

Man hat mich ermorden wollen.

Man? Dich? — Du haſt meinen Mantel und trägſt mein Barett — man hat geglaubt, ich ſchleiche von dir! Mir hat es gegolten! ſprach Faaburg.

Vielleicht hat der Herzog den Mörder dir nachgeſandt! Du weißt! ſprach Düvecke.

Aber Faaburg lachte und murmelte dem Propſt von Rothſchild ein Wort oder einen Namen ins Ohr; er frug aber die über die Unbeſonnenheit ihrer Aeußerung erſchrockene Düvecke nicht weiter, da ſie ſoeben am Strande von den Matroſen angerufen wurden, welche die Eingeſtiegenen raſch zu dem Schiffe hinüberruderten, das ſchon mit aufgezogenen Ankern wie eine Taube in der Hand auf den Wellen zuckte. Jetzt gaben ihm die Matroſen die Flügel, und hinaus in die Nacht ſegelte es fern und ferner von den Lichtern und den Strahlen aus der Stadt Bergen, bis ſie ihnen unterging wie ein dunſtiger Stern im Meere.

## III.

## Du ſollſt nicht Abſchied nehmen ohne Zeugen.

Sie kamen glücklich in Obslo an. Um nicht ſeine Düvecke jemals dem Herzog Chriſtian zu verrathen, —

meinte Faaburg zu ihr — ſei es gut, daß ſie in Obslo ganz verborgen und eingezogen lebe. Und da ſie gehört hätte, daß der Herzog ſogar öfters und lange in dieſer ſchönen Stadt verweile, ſo folgte ſie gern und bezog ein kleines einſames Haus, während ihr Faaburg ſeines Amtes wegen, und um nicht Verdacht zu erwecken, hier wieder auf dem Schloſſe wohnen ging. Düvecke ſchien es hier doch wohler und ſicherer im Schutz eines liebenden Mannes, als im Verrath einer herrſchſüchtigen Mutter. Die Einſamkeit war ihr geringſter Kummer, denn ein liebendes Weib iſt nie allein, ihre Hoffnungen, Befürchtungen, Wünſche und zärtliche Sorgen ſind ihr wie eine vom Himmel geſandte Geſellſchaft von kleinen Genien, die ſogleich ſie umſchweben, wenn ſie nicht ſchwere irdiſche Menſchengeſtalten bei ihr gewahren. Ihr Kummer war nur um ihre Mutter, der ſie doch weh gethan als Tochter, da dieſelbe nun einmal ſo war wie ſie war; und ihre Gedanken ſchwebten oft um Torbern Ore, deſſen Eiferſucht ſie zwar kannte, aber ihn auch keiner böſen That fähig hielt, am wenigſten einer, die ihr Schmerz machen mußte, wenn ſie Den liebte, den er zu den Schatten ſenden wollte. Das konnte er nicht thun! Das war er nicht geweſen!

Ein anderes Bedenken quälte ſie mehr: daß der Probſt von Rothſchild, der Erik Walkendorp, der mit dem Herzog nach Bergen gekommen, auch ein Freund ihres Faaburg war. Konnte der Mann erſt ſo ſchlecht, dann ſo falſch ſein? Sie frug ihn einſt, als er ſie in der Abenddämmerung beſuchte; aber er nannte ſie nur, wie zuvor ſchon immer, ſeine liebe Tochter und verſicherte ſie ſo herzlich und glaubbar, daß er immer wie ein Vater für ihr beſtes und ſchönſtes Glück ſorgen werde. Es ſei noch nicht aller Tage Abend, und Ueberflüſſiges erfahre man noch immer zu zeitig.

Die den Jungfrauen eigene Sprödigkeit und ihr Anhalten gegen den Geliebten kam ihr jetzt gleichſam *nach* gegen Faaburg, da der Drang der Umſtände ihr vorher nicht dazu Raum und Zeit gelaſſen. Denn faſt immer iſt ein Mädchen den erſten Augenblick ſchon geneigt oder abgeneigt, entſchieden zu gewähren oder zu verweigern, auf den Fall, wenn der junge Mann, den ſie ſieht, ſie ſelbſt von ihr fordern ſollte auf jene zarte Weiſe, die man Liebe nennt. Es könnte nun auch wohl Ehre ſein, ihn gleich zu beglücken mit ihrem holden Ja; aber ſo gut und beſſer als irgend ein anderer Vorgang in der Welt, eine That, ein Werk, ein Kunſtwerk, oder die herrlichſte Prachtblume, iſt auch die Liebe eine Erſcheinung des Himmels, die Zeit zum Erſcheinen bedarf, und ihre Auseinanderlegung und reizende Entfaltung iſt eben der ſchönſte Theil ihres himmliſchen Lebens in irdiſcher Luft, wie der ſchönſte Theil des Lebens einer Königin der Nacht ihr Aufbrechen und Oeffnen des duftenden großen Kelches iſt, der eben auch Liebe ausgießt als Nektargeruch.

Der Schritt — übers Meer —, den Düvecke aber mit Faaburg gethan, ließ ſich bei *ihm* nicht mit dem

Drange nach Rettung verkleiden; denn ſie hatte ihm erlaubt, ſie zu retten — ja, ſie ſich zu retten; und das war ihm Grund des Beweiſes ihrer Neigung zu ihm genug, auf welchen er fein und unmerklich, aber unhinderlich und getroſt fortbaute — ohne eine zarte Schonung edler Menſchen, die nicht mit Worten, noch Vorausſetzungen, geſchweige mit Anſprüchen und Forderungen je Das berühren, was ſie dem Andern Gutes oder Werthes gethan, ſondern ihm ſtillſchweigend den Dank dafür überlaſſen und ſelber den Undank nicht gewahr zu werden ſcheinen und nie ihn auch noch ſo leiſe belächeln.

Faaburg ſtellte aber ſeiner Düvecke klar ihre Lage vor, wenn auch nur in Gleichniſſen, aber vielleicht dadurch deſto augenſcheinlicher. An ſeiner Liebe konnte ſie nicht zweifeln. Denn ob ſie ſeine Glut und Weiſe höchſtens nur mit Torbern's beſcheidenem, edlem und ſtillem Hoffen, mit dem Anſchmachten ſeiner Augen vergleichen konnte, ſo ſchien ihr Faaburg's Liebe doch einzig wahr, zuverläſſig und unübertrefflich, wenn nicht unwiderſtehlich — denn er begehrte Alles, Alles von ihr, und ſie ſelbſt, auf immer und einzig nur ſie. Er durfte ihr nicht erſt geloben, ſie zu heirathen — er konnte nichts Anderes, nichts Einzelneres oder Geringeres wollen. Nur ohne die Einwilligung ſeines Vaters in Kopenhagen ſchien es ihm nicht wohlgethan, in einen Stand zu treten, der des größten Segens bedürftig ſei. Jeder Morgen, jeder Tag, jeder Abend ſchien ihm verloren; ſie hätte ihn nicht an die Heirath erinnern dürfen, auch wenn ein Mädchen ſich für ſo werthlos halten könnte, es zu thun. Und ſo reiſ'te er denn bald.

Am Abend der Abreiſe nahm er Abſchied von ſeiner Liebend-Geliebten. Er brachte ihr ſchon die koſtbaren Trauringe, er ſteckte ihr den mit ſeinem Namen ſchon an den Finger; ſie trug ihn ſchon. Ihr weißer, voller Nacken war ſchon von dem herrlichen Perlenhalsband umſchlungen, und das große Demantkreuz ruhte ſchon, oder wiegte ſich ſchon auf ihrem Buſen. Ihre reizenden Arme waren ſchon von den goldenen Spangen umarmt und umarmten den reizenden Bräutigam ſchon wieder: denn wer reizend iſt und ſchenkt, reizt zehnfach. Das Brautkleid, das der Diener zugleich gebracht, hing ſchon entfaltet und bewundert über die Sammetlehne des Seſſels. Ihre Augen leuchteten ihn an. Die ſeinen beſtaunten wie ſchwelgend ihr ſchönes freudiges Antlitz. Sie waren im Paradieſe.

Aber ſie blieben nicht darin.

Er war daraus fort. Sie ſchlief noch und wonnig eine Nacht darin, die ihr ſüßer, genügevoller Sinn bis tief in den Vormittag verlängerte.

Da ſchlug ſie die Augen auf. Sie ſtreckte die Arme aus, als wolle ſie Jemanden umfangen, und hielt ſie ſo. Denn Niemand war da. Aber ſie erblickte die goldenen Spangen daran wie Feſſeln. Der Diamant des Traurings ſpielte einen matten blauen Strahl in ihr Auge. Auf der Lehne des grünen, mit goldenen

Zwecken beſchlagenen Seſſels hing das roſenfarbene Brautkleid. Aber der Schein der Sonne kam matt, gelb und bleich unter Gewitterwolken hervor, und die Beleuchtung war ängſtlich, ja grauenhaft. Sie ſprang aus dem Bett — ſie rührte das Kleid an wie ein Geſpenſt und ſchauderte vor dem leiſen Geräuſch des Atlaſſes zurück — die Perlenſchnur um ihren Nacken war zerriſſen und verſchüttete die Perlen, die auf dem Boden hart und ſcharf in die Ecken rieſelten und ſchurrten — — nun war es todtenſtill. Sie horchte. Sie blickte auf das Meer hinaus. Was ſie Einem ſtreng aus weiblicher Ehre verweigert, das hatte ſie einem Andern aus Furcht und Liebe zugeſtanden! Ihre Bruſt war beklommen, ſie brach in Thränen aus, verdeckte ihr Geſicht mit den Händen und warf ſich aufs Bett, weinte ſich aus, ſchlief endlich und träumte ſich wieder ein, und am folgenden Morgen erſt begann für ſie der geſtrige Tag.

Sie ging in die Beichte. Und nachdem ſie der geiſtliche Herr abſolvirt, ſagte er ihr für die Zukunft: Du ſollſt nicht Abſchied nehmen ohne Zeugen, meine Tochter! Keine Jungfrau ſoll das, und kein Weib von einem Andern als ihrem Manne, Vater oder Bruder; von keinem ſonſt! Der Scheidende iſt eine Art Sterbender. Aber er lebt und bleibt noch! Der Frauen Herz aber iſt in der Scheideſtunde wie zum Tode betrübt und erweicht. Nichts ſcheint ihnen wichtiger, als den Geliebten ganz zu beglücken, damit er ruhig ſcheide. Die Scheideſtunde hebt die Zukunft auf, und wer die Zukunft nicht bedenkt, dem iſt nichts mehr ſo wichtig und groß, wie immer wohl ſonſt, ſelbſt die eigene Tugend nicht und die Tugend des Andern, wie man einem ſterbenden Kinde noch alle Süßigkeiten giebt — denn es kann ſich den Magen nicht mehr verderben. Aber die Seele iſt ein zarterer, geiſtiger Magen, der nicht Alles verdaut und die Sünde nie! Und wer auch immer zuvor anhielt in Würde und Anſtand, wer nie zuvor an die Möglichkeit dachte, der begeht die Sünde im Scheiden, denn ſein Herz iſt gelöſ't und betrübt und tauſend milder Gedanken voll. Darum nicht allein Abſchied nehmen von Männern, das iſt ein Rath, den jede wohlwollende Frau oder Mutter den Mädchen und Frauen und ihren Töchtern geben muß und wird, gleichſam als eilftes Gebot, oder als Erläuterung und Numero B, oder als N. B. zum ſechsten! — Gehe hin in Frieden, meine Tochter! Aber du wirſt keinen Frieden haben noch finden, denn du kennſt deinen Hans Faaburg noch nicht! —

## IV.

## Das Castrum Doloris.

Dieſe letzten Worte bekümmerten Düvecke ſehr und gaben ihr Vieles zu denken, zu zweifeln, zu argwöhnen, mitunter zu weinen. Da ſie zum erſten Mal in ihrem Leben erfahren, was Gram ſei, da ihr Faaburg über die geſetzte Zeit um das Doppeltlange ausblieb, ſo bildete ſie ſich den Schmerz ein und aus, den ihre Mutter um ſie empfinden müßte, die obendrein nicht wiſſen könnte, was aus ihr geworden, ob und wohin ſie geflohen, und ob ſie ihr jemals wiederkehre. Sie ſchrieb alſo unter vielen Thränen einen Brief an dieſelbe, zwar reuig aber nicht verändert; denn ſie wollte ja nicht wieder zu ihr, wo ſie die Wiederholung der alten Gefahr befürchtete, oder neue Schande . . . wenn es nicht anders ſei, wenn ihr Faaburg ein Falſcher geweſen! Dann erntete ſie dort in Bergen Spott und Verachtung zum Unglück! Sie ſchrieb ihr jedoch Alles aufrichtig und bat ſie um ihren Rath, wenn ſie der einzigen und ſonſt ſo geliebten Tochter nicht Hülfe und Beiſtand gewähren wolle.

Sie litt indeß faſt Noth, da ſie mit Gelde von Faaburg nur wie von ungefähr auf kurze Zeit verſehen worden. Und wer würde ihr geholfen haben, als etwa der Probſt von Rothſchild, der Kanzler des Herzogs — und von dem mochte ſie nichts, auch ſeine vielleichtigen Vorwürfe nicht. Daher verkaufte ſie ohne richtige Kenntniß des Werthes der Gegenſtände und um das ihr leicht gebotene Geld heimlich an fremde Schiffer zuerſt die goldenen Armſpangen, Stück nach Stück; dann die Perlen; dann den Trauring; ja, es hätte zuletzt faſt Noth gethan, ſie hätte das Brautkleid auf alle Tage getragen. Dazu kam ihre innere Angſt, ihre Unpäßlichkeit, ſpäter die Sorge, womit ſie ihr Kind kleiden und pflegen, und wer ihr beiſtehen werde in ihrer Verlaſſenheit.

Wer, außer Einem, konnte ihr alſo willkommener ſein, als Torbern Ore, der eines Abends bei ihr eintrat. Sie war in der höchſten Verlegenheit. Sie zündete kein Licht an, daß er ihre Geſtalt nicht ſehe, ſie nicht ſeine Blicke! Aber er war ganz ſtill und faſt ſtumm. Er ſagte ihr nur, daß er als Schloßhauptmann nach der Hauptſtadt der drei Königreiche, nach Kopenhagen, verſetzt ſei und auf der Dahinreiſe ſie doch ſehen, hören, ſprechen müſſen!

Sie wunderte ſich, woher er ihren Aufenthalt erfahren.

Von deiner Mutter, murmelte er. Als er aber ihre Lage vernahm, murmelte er für ſich nur einige Worte von ſchlauem Plan, ſicherer Rechnung, ſich unentbehrlich zu machen, und hoher Schändlichkeit, die ſie nicht zu deuten vermochte, ob ſie gleich die Wirkung wie von ſo Etwas eben erlebte. Sie konnte kein Wort mehr über die Zunge bringen. Als er ſchied, gab er ihr nur die Hand, aber Keines drückte ſie dem Andern. — Nach langer Zeit zündete ſie ihr Lämpchen an und entdeckte auf dem Seſſel, worauf er geſeſſen, ſeinen mit Geld gefüllten Beutel — den ſie ihm einſt als ein Andenken geſtrickt, mit den darauf befindlichen Worten: „SEI RUHIG!“ —

Sei ruhig! wiederholte ſie ſich nun zum Troſt. Aber wer machte die Thüre auf? Wer ſteht und tappt im Flur umher? — Sie that auf; ſie leuchtete — und ihre Mutter ſtand vor ihr.

Meine Tochter! meine liebe Tochter, hab' ich dich wieder! rief Frau Sigbritte und drückte ihr Kind an das Herz. Düvecke gab ſich ihr hin und war froh, daß ihre Mutter, mit ihr zufrieden über ihre Flucht, über ihre Verbindung mit Faaburg, ſie nun ſelber tröſtete und beruhigte! Sie ſah ſich im Zimmer um, und ehe ſie, von der Reiſe ermüdet, ſich niederſetzte, ordnete ſie erſt die Gegenſtände beſſer, und richtete Alles nach ihrem Sinne als gute verſtändige Wirthin ein. Sie ließ ſich darauf alles inzwiſchen Vorgefallene ausführlich erzählen, hörte geſpannt zu, und die Tochter verſchwieg ihr nichts, wenn ſie auch das, was ihr heimlicher Gram und ihre gefürchtete Hoffnung war, ſie nur errathen, aber doch ließ.

Da ſprang Frau Sigbritte auf und ſagte ihr wie begeiſtert: Mein Kind, meine kleine Mutter, nun biſt du glücklich! Nun bin ich eine Frau, wie ich immer ſein wollen! Du kennſt das mächtige Geſchlecht der Faaburge nicht! Er liebt dich wahrhaft und redlich. Das glaube allein. Alles Alte ſei vergeſſen! Der Herzog Chriſtian war kein Mann für dich — ich habe ihn mir aus dem Sinne geſchlagen. Der Probſt von Rothſchild hat uns angeführt und mir nur was vorgeſpiegelt. Mein Gaſthaus hab' ich verkauft. Hier iſt das Geld! Aber halte dich fein inne! Denn ich habe mich bei Torbern erkundigt: — Faaburg's Vater wird ſchwerlich einwilligen, daß du öffentlich als ſein Weib erſcheinſt. Aber der brave Alte iſt — alt, und nach der Väter Tode erben die Kinder das Reich . . . oder wollt' ich ſagen, machen ſie, was ſie wollen, mit dem Lande, den Gütern, dem Gelde und mit ſich ſelbſt. Höchſtens geht hin und wieder ein Saatkorn auf, das die guten alten Leute in ihrer Kinder Herz geſäet, als der Boden noch weich war. Aber die Welt tritt ihn hart ſchon bei ihren Lebzeiten und unter ihren Augen. Und wird auch nun Manches unterlaſſen, was der Aeltern Vorſicht zu thun gerathen, ſo geſchieht auch dagegen Manches nicht nur, was ſie widerrathen haben, ſondern, was ſie auch vorausſehen können. Denn jedes Geſchlecht muß eigene Augen haben und ſehen, was ihm gut iſt. Wie viel mehr jeder Menſch, jeder Mann — und alſo auch Faaburg! Ich wünſchte von Herzen, du hätteſt ſeiner Aeltern Segen! Nun — das kann nicht ſein. Aber du wirſt auch ihren Fluch nicht haben — und das iſt genug. Alles für ein billiges Weib aber iſt des Mannes ganze und treue Liebe. Laß uns alſo harren und dulden; der Tag der Freude kommt unverhofft. Und — ſage ich dir aus meiner Erfahrung — ein Mädchen wartet gern ihr halbes Leben lang ſchon auf den Bräutigam; und eine Braut gern ſtille Jahre lang, bis der Bräutigam ihr Mann iſt — denn jede möchte gern die Ehre erleben, das Gefühl: daß ſie allen Weibern auf Erden gleich iſt. Und du ſollſt mehr erleben! Heiße ihn alſo freundlich willkommen, auch wenn er düſter wiederkommt, und lies ſeinen Brief — ſo — wie es ſich nun für dich geziemt. Denn du biſt ſein. Und du biſt Schuld!

Das war nun ſo gut. Nach mehreren Tagen kam endlich Faaburg mit Nachrichten, wie ſie Frau Sigbritte vorausgeſagt. Er kam düſter, und Düvecke empfing ihn freundlich. Er blieb einige Tage bei ihnen, ohne ein Wort von neuem Scheiden zu ſagen, um ſich und ſeiner Düvecke nicht die Freude des Zuſammenſeins zu verbittern.

Am vierten Morgen war er wieder fort. Diesmal hatte er Geld genug dagelaſſen. — Er hat ſeinen Abſchied vom Herzog Chriſtian nicht erhalten, ſagte ihr die Mutter, ſondern muß mit ihm in den Krieg; denn der ſchwediſche Reichsrath Aage Johanſon iſt in Holland und Schonen eingefallen, wofür ihn übrigens ſchon der brave Tyge Krabbe im Hohlweg Pſante Hule geſchlagen . . . aber der Herzog muß das doch ſelber rächen und wird die Stadt Lödeſe verwüſten, verbrennen oder ſonſt etwas. Und wo der Herzog iſt, muß dein Faaburg auch ſein, denn ſie ſind ein Herz und eine Seele!

Es würden nun weniger Soldaten und Offiziere, unbeſorgt um ihrer Weiber Treue daheim, in den Krieg ziehen können, wenn die Furcht: daß ihre Männer tagtäglich ſterben können und jeder Brief die Nachricht von ihrem Tode enthalten kann, nicht die weibliche Liebe bis an ihre Grenzen ſteigerte und mit Angſt und Sorgen miſchte, und dieſe ſind das Element der zarten Frauen. — So hatte nun Düvecke ſtille Beſchäftigung ihrer Gedanken genug, beſonders aber, als Frau Sigbritte nun auch Eins nach dem Andern aus lieblichen Fächern hervorzog und ihrer Tochter vor die wehmüthigen Augen hielt, was ihr der verſorgende liebende Faaburg mitgebracht: ein koſtbares Taufhäubchen für den kleinen Hans Faaburg; ein weißes feines Weſterhemdchen in die Taufe, von brabanter Spitzen, ſchön wie für einen Engel, nur zu klein; kleine, faſt lächerliche Strümpfchen für die kleinen Füßchen Deſſen, der die Erde betreten ſollte; ja ſchon kleine goldgeſtickte Jahresſchuhe und den in Silber gefaßten Wildenſchweinszahn, ſeine Zähnchen damit herauszufühlen; ein Herz von Bernſtein, ein Schreckſteinchen in Brillanten, dem Kinde umzuhängen; ſogar eine große Schachtel voll allerhand zarter bunter Spielſachen aus der unvergleichlichen alten Stadt Nürnberg, von welcher manche Kinder allein nur wiſſen und erfahren und im Himmel erzählen, wenn ſie auf der Erde ihren Müttern frühe weggeſtorben! — ſagte Frau Sigbritte. Düvecke mußte weinen und legte ſich auf das Bett.

Sie hat ſich ergeben! ſprach die Mutter fröhlich für ſich. Sie iſt gefangen mit goldenen Ketten. — Sie trug ihre Tochter bald auf den Händen; keine Mutter kann liebreicher gegen ihr Kind ſein. Es fehlte an nichts, was ihr Herz nur wünſchte, als lange an Faaburg, der ſelten auf kurze Zeit kam, und als er einſt wiedergekommen, einen, ſeinen kleinen Hans Faaburg fand, die lieblichen Kleidchen an und den Schreckſtein um.

Du haſt den kleinen armen Schelm geſehen, ſprach Düvecke zu ihm, nun will ich gern ſterben, von Herzen gern!

Aber die reine wahre Freude Faaburg's am Kinde, die Liebkoſungen, womit er die Mutter deſſelben überſchüttete, machten ſie glücklich. Denn jedem Weſen gewährt ein guter Gott in ſeinem Leben einmal die höchſte Wonne des Daſeins, damit es Alles vergeſſe, was es je gewünſcht. Denn das iſt himmelhoch dadurch übertroffen, was Er ihm wirklich gegeben hat. Und ein Kind iſt die größte, die ſeligſte Gabe! Der Menſch hat ſeine Wünſche weggeſtrichen wie eine bezahlte Rechnung, und auf der leeren ſchwarzen Tafel läßt er nun ruhig den Finger des Gottes hinſchreiben, was ihm gefällt. —

So lebte Düvecke lange wieder getrennt von ihrem erhofften Gemahl. Die Freude am Kinde war ihre einzige, und da dieſe ſchon außerdem die größte iſt, ſo war ſie bei ihr unausſprechlich. Und erſchien ihr ja Etwas hart, ja oft ſonderbar, ſo war es die mit niedergeſchlagenen Augen lächelnde oder widerwillige Höflichkeit der wenigen Menſchen, wenn ſie einmal in die Kirche ging oder an die See; und die Sonne ſchien ihr dann in ihrem Blute zu ſterben oder in dem Schmucke und Golde zu erſticken!

Da vernahm ſie mit Freuden die Nachricht oder den Befehl von ihrer Mutter: es ſei ein Brief angekommen. Der König, der alte Chriſtian I., ſei todt —

Faaburg komme nun nicht mehr hierher, und ſie müßten zu ihm auf die Inſel Fünen, nach Odenſee! —

Liegt nicht auf der Mittagſeite der Inſel ein Ort Faaborg? frug ſie die Mutter und hielt denſelben für das Eigenthum ihrer Schwiegereltern und freute ſich endlich dahin, nicht, weil ihr Frau Sigbritte zugleich entdeckt, ihr Schwiegervater ſei auch geſtorben und ihre Schwiegermutter werde nun in ein Kloſter gehen — ſondern weil ſie nun ehrlich werden ſollte; denn wie gern hätte ſie den Großeltern den kleinen Enkel gebracht! Aber auf des Großvaters Grabe ſollte er doch ſitzen, die Händchen falten und ein Vaterunſer beten!

Die Einſchiffung war bald beſorgt. Denn Frau Sigbritte ſchien eine Zauberin, ſo ſchnell ward ihr Alles erfüllt, was ſie nur wünſchte. Auch hatte ſie Alles längſt dazu in Bereitſchaft. Der Nordwind war gut, aber ſcharf, denn es war zu Ende des Monats Februar 1513. Es konnte nicht fehlen, daß die freimüthigen Schiffer ſich unterwegs auf der offenen See in Volkes Weiſe aufrichtig über die Reichsveränderung äußerten, und als ſie ganz nahe vor Odenſee waren, ſprach der Eine: Da in dem Dome liegt nun der König .... Parade und iſt todt! Wir müſſen dem Herzoge Vieles zu Gute halten! Kronprinzenſtand, ein ſchwerer Stand; alle Luſt ohne eine Laſt, die der König hat! Das giebt ſich aber! Der Ernſt kommt mit der Sorge, aber die Kraft nur aus der Leidenſchaft.

Du willſt ſagen: die Leidenſchaft aus der Kraft!

ſprach der Zweite. Und der Herzog ſoll das letzte Jahr über, das er bei unſerem Höchſtſeligen zugebracht — denn der brave Mann iſt gewiß ſelig, da er die Kirchenvereinigung mit den Moskowitern vorhatte und das latrariſche Concilium in Deutſchland abgeſungen wiſſen wollte — ſich barbariſch gut auf allen Seiten gewieſen haben, ſo daß den Leuten vor Erſtaunen die Augen ſtehen geblieben ſind; und zuletzt hat er gar mit dem Vater eine Reichsreiſe gemacht, um ihm zu helfen beim Richten.

Ich hab' es gehört! ſprach ein Dritter.

Warum auch der alte Herr ſo lange gelebt! Wie ſie von Ripen abreiten, kommen ſie an ein geſchwollenes Waſſer. Der Herzog giebt ſeinem Schimmel die Sporen und will hinüber ſetzen. Der alte Herr ſchreit, daß ſein Rappe mit durchgehe! aber der Herr Sohn reitet und ſetzt. Weiter alſo hat er nichts gethan! Er hat alſo ſeinen Vater nicht geradezu erſäuft! Aber der Rappe darf nicht ſetzen, und iſt doch im Rennen, und rennt mit dem alten Vater bis an den Hals in das eiskalte Waſſer — —

Daß mir die Haut ſchaudert! — ſprach der Erſte.

In Aalburg iſt er geſtorben, drei Viertel auf Sechs; ich habe die erſten erſchrecklich barmherzigen Glocken läuten gehört! Er hat es im Kalender geleſen: Es wird dies Jahr ein Großer ſterben — und da hat er denn müſſen ſterben!

Der Kalender trifft ein. Gott gebe das Neujahr uns nur gnädig! Der Herzog ſoll wo eine heimliche Königin ſitzen haben, aber wo? das weiß kein Reichsrath!

Du biſt ein Narr! ſagte Sigbritte. Fort! ſetzt das Boot aus! Wir haben Eil!

Düvecke hatte dieſe Reden gleichgültig mitangehört; denn was ſchien ſie das anzugehen, was die Könige thun oder leiden. Bald darauf entdeckte ſie ihren Faaburg am Ufer; ſie ſah, daß er in Trauer war, und ſie weinte heimlich über ſeinen Schmerz, den er über des Vaters Tod empfinden müßte. Er war der Erſte am Strande, ihr aus dem Boote zu helfen; ſie ſchien einen Fehltritt zu thun und that ihn wirklich, aber nur damit ſie einen Augenblick dem Geliebten, des Vaters Beraubten, ans Herz ſinken könne.

Faaburg geleitete ſie dann in ihr Haus, das ſie indeß bewohnen ſollten; aber es war über alle ihre Erwartung ausgeſchmückt, Alles im Ueberfluß, und Frau Sigbritte lächelte nur. Er blieb indeß bei der Mutter, bis ſich ſeine Düvecke umgekleidet; denn er wollte ſie zum Caſtrum Doloris führen, den todten König zu ſehen, da die Könige ſterben müſſen — wie Unſereiner, ſetzte er lächelnd hinzu. Düvecke begehrte, wo möglich lieber ſeinen Vater zu ſehen. Aber Faaburg zuckte die Achſeln und ſagte dennoch: Auch das ſoll geſchehen! Du ſollſt Ehrenerklärung haben. — Und ſo eilten ſie. Es war ſchon dunkel geworden und in den Häuſern der Reichen hie und da Licht angezündet, als Faaburg und

Düvecke durch die Gaſſen der ihr neuen Stadt nach dem Schloſſe gingen.

Obgleich noch nicht die Zeit angegangen, wo das Volk ſeinen guten todten König zum letzten Mal ſehen durfte, ließen doch alle Wachen ſie mit dem kleinen Hans Faaburg durch die Vorhalle, die Corridors, die noch ſchwach erleuchteten ſtillen Zimmer, bis in den gewölbten, ſchwarz ausgeſchlagenen Saal. Düvecke ward geblendet von dem Glanz der vielen Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern, die ſich ſtufenweiſe erhoben — um eine traumähnliche Geſtalt, die ſie erſt ganz nahe erkannte als die letzte Entpuppung eines Menſchen, der einer ihrer Könige geheißen; denn zu ſeinen Füßen ſtanden die Wappenſchilder der drei Königreiche, und zu ſeinem Haupte auf ſammtenen Kiſſen hier die Krone, dort Scepter und Schwert.

Wer aber ſteht auch dort mit dem ſchönen blaſſen Geſicht, das blanke Schwert nachläſſig oder lebensmüde im Arm? frug ſich Düvecke. Und mit einer Miſchung von Schreck und Bedauern, worein ein himmliſcher Funken von Neigung fiel, ſah ſie . . . es war ihr guter oder böſer Geiſt . . . es war ihr Torbern!

Ihr Begleiter winkte ihm, und Torbern ging ab von ſeiner Wache, ging ſchweigend fern und trat an die Thüre des Saales. Jedoch blieb noch eine verhüllte weibliche Geſtalt, die Wittwe des Königs, die ſie in ihrem Schweigen und verdeckt von den Vorhängen des Fenſterbogens nicht bemerkten.

Und Faaburg hob ſeinen kleinen Hans auf den Arm und ſagte zu ihm: Mein liebes Kind, ſiehe den guten Mann dort dir an, er iſt dein Großvater!

Und der Knabe ſollte ihm eine Hand geben, und er gab ſie ihm, und das Kind küßte ſie und erſchrak, denn ſie war ihm kalt und fiel ſteif und wie eiſern zurück in den Sarg.

Faaburg! ſagte Düvecke erſtaunt und unwillig. Der König war der edelſte, treueſte Mann . . . und ſeine Mutter klagt kein Sohn doch ſelber an!

Die meine iſt viel angeklagt worden, meine Düvecke! Ja, du biſt mein, und ich nur dein, und das will ich bleiben! Schmähe den Biſchof nicht, der mich dir zugeführt — er hat mich gekannt, er hat dich gekannt und durch dich mich errettet! Iſt Herzog Chriſtian nicht ein anderer Mann, und untadelig ſeit er — dein iſt — Düvecke?

Das iſt der König dort ... und dein Vater . . . ſagſt du? ſprach Düvecke in bangſter Beſtürzung.

Nein! ſagte er ruhig; er iſt es nicht mehr. Ich bin der König! Dein gnädiger König! Ich bin dein, und Alles, was ich geerbt in dieſer alten Halle, die man die Welt heißt. Hier vergieb mir! Hier kannſt du mir vergeben . . . . denn einſt liegt ſo die Krone hinter mir und der Scepter, ſo brennen die Kerzen um mich, ſo glänzt das ewige Silber, ſo liegt meine Geſtalt, ſo ruht mein Herz, und in der Stille . . .

. . . richtet dich Gott! — ſprach Düvecke kaum hörbar. Denn ihre Augen ſtarrten auf ihn, wie auf einen Geiſt; ihr Antlitz war blutlos und wie in Verwirrung zu Stein geworden, ſie wollte ihm den Knaben vom Arme reißen, aber ſie ſtürzte vorwärts hin auf die ſchwarzen Tücher, und das Kind ſchrie laut: Meine Mutter! meine Mutter! —

Da erhob ſich die ſchwarze Geſtalt und ſchritt langſam auf den jungen König zu, faßte ihn bei der Hand, zog ihn von Düvecke auf und ſprach zu dem Schaudernden: Lebe wohl, mein Sohn! Ich ſcheide von hier; ich gehe ins Kloſter, das ich hier zu Odenſee der heiligen Clara geſtiftet, im Vorausgeſicht dieſes Trauergerüſtes, und niemals ſiehſt du mich wieder. Ich habe einen Sohn gehabt, und du eine Mutter — bis wir uns im Himmel wieder ſehen . . . und das gebe Gott! Aber daß Er es geben könne — befolge den Rath deines Vaters: befleißige dich wahrer Frömmigkeit, verachte nicht den Rath der Wohlgeſinnten; halte mit deinen Nachbarn einen beſtändigen Frieden; ehre die Reichsſtände; verlaſſe dich nicht auf Schwägerſchaften und Bündniſſe mit auswärtigen, deinem Volke verhaßten Fürſten, ſondern allein auf Gottes Schutz und deines Volkes Treue; ſprich Recht ohne andere Abſicht, Reichen und Armen — Allen gleich; zu Verſchickungen und Stellen nimm bloß geſchickte Leute deines Volkes, und belohne die treuen Diener. — Aber ach, was dieſes arme Weib betrifft, die du elend gemacht und nicht glücklich, wie ich ſehe . . . . die Könige können Fürſten machen, aber nicht Könige; ſie können auch nicht König werden in jedem andern Reiche. Und doch iſt das noch ein Kinderwerk gegen das: König in einem Herzen zu werden, oder Liebe zu nehmen, wo ſie nicht Ehre geben. Dieſer aber haſt du ſie genommen — wenn ſie welche hatte. Aber ſie wird ſie behalten und ſterben vor Schande; denn nicht Alles deckt der Purpurmantel zu.

Mutter! drohte ihr der König. Aber er wandte ſich gewaltſam ab und beſchäftigte ſich mit Düvecke.

Man fürchtet dich, fuhr ſie in gleichem Tone fort, darum wirſt du untergehen, und wenn dich ſechs Könige zögen, wie den Seſoſtris, der hier oben über deines Vaters Sarge an der Decke gemalt iſt. Ich aber gehe ins Kloſter und fürchte und liebe bloß den Herrn. —

So ſprach ſie zwar; aber die edle, ſtrenge Frau war doch auch ein Weib. Sie zog den kleinen Knaben, ihren Enkel, an ſich, küßte ihn herzlich und weinte über ihn auf ſeine Locken. Dann ſammelte ſie ihren Geiſt, und abgezogen von allem Irdiſchen und in die Höhe erhoben, auf welcher ein reines Herz und alle treue Liebe wohnen, kniete ſie hin, als wenn Niemand um ſie und in ihr wäre, als der Geiſt des Gottes, betete, ſtand auf, ſegnete mit drei Kreuzen den Todten ein und mit drei Kreuzen ſich und entwandelte langſam zur Thür, die ihr Torbern aufthat.

Da trat Sigbritte haſtig und froh hinein. Beide Frauen maßen ſich mit den Augen, Jede die Andere verachtend. Die eine war gefallen von dem Ort einer Regentin, die Andere zu ihm emporgeſtiegen.

## V.

## Das Brautgemach der jungen Königin.

Nach den Exequien hatte Frau Sigbritte ihre Tochter und das Kind mit nach Kopenhagen genommen, wo ſie ein großes, prachtvoll geſchmücktes und ſchön gelegenes Haus am Hafen bezogen, das ihr der nunmehrige König Chriſtian II. geſchenkt. Frau Sigbritte trat nun gleichſam als Königin Mutter auf, denn Chriſtian verweilte mehr bei ihr als im Schloſſe, und ſelbſt die Miniſter und Reichsräthe, Couriere und Hilfebegehrenden mußten ihn bei ihr ſuchen und warten, bis es ihr gefällig war, ſie einzulaſſen; und es hing von ihr ab, wen ſie vorlaſſen und wen ſie abweiſen wollte. Sie entwickelte dabei ein Talent, wie man es nur in einem Weibe ſuchen und finden kann. Sie hörte die Vernünftigen an und aus, ſo gut wie die Schwindelmacher, ſelbſt die Goldmacher, und wer ihr irgend Etwas vorſchlug, was dem uralten, hochedeln Volke der Dänen und ihrem großherzigen Könige zum Nutzen gereichen konnte, der war ihr angenehm und wurde eingewieſen als gehendes oder treibendes Rad in der Mühle des Staates. Denn voll von den Vorzügen ihres Vaterlandes, Holland, wollte ſie Dänemark auf dieſelbe Höhe des Handels, der Schifffahrt, des Vermögens, ſelbſt der Reinlichkeit und des vortrefflichen Käſes bringen; und ein ſchlauer Bauer, der ihr einen mühlſteingroßen echten holländiſchen Käſe betrugsweiſe als einen von ihm gemachten däniſchen Käſe verehrte, wurde in den Adelſtand erhoben, und der Käſe zerſtückt an die vornehmſten beſten Landwirthe als Ehrengeſchenk vertheilt — zur Nacheiferung. Ihr Hauptgedanke aber war die Vereinigung der drei Königreiche, ſchon Eins in der alten Fabelzeit der Götter und, ihrer Meinung nach, nur in der Meinung durch Gewalt trennbar, nie in der Sache, der Wahrheit und dem Volke. Im Bunde mit dem Biſchof Erik von Walkendorp, der wieder von Rom aus geleitet ward, ſuchte ſie Großes auszuführen und legte es an. Und ihr Schwiegerſohn Chriſtian, wie ſie ihn nannte, und wie er es der Natur nach war, übertraf alle Erwartungen von einem heldenmüthigen König. Denn er nannte ſie Mutter und war ganz der Mann, ein unbeſchränktes Königthum einzuführen, wie nur Thor oder irgend ein anderer alter Gott in dem Reiche geherrſcht. Sein durchdringender Geiſt, ſein unbezwinglicher Muth, ſein Feuer, ſeine Erfahrung und Kenntniß des Krieges, ſelbſt ſein Stolz und Hochmuth, der ihm aus ſeiner Gemüthsart ſowohl, als aus dem Bewußtſein der eigenen Kraft und Einſicht kam, ſchienen ihr Bürgen für ihr Unternehmen, das Volk von den Reichen und Reichsſtänden frei, reich, durch ſeine Thaten berühmt und groß zu machen. Der König fühlte die Macht, die für ihn bereit in dem armen gedrückten Volke lag; er fühlte ſo glühend und ſtark das Rechte, was er mit dieſem Wirken thue, daß er eine unauslöſchliche Zuneigung auf Sigbritte warf, die ihr um ſo leichter zu erwerben und feſtzuhalten war, da er ihre Tochter Düvecke, ſein armes Täubchen, ſo heftig und rückſichtslos liebte und mit dem noch liebevollen Auge nun auch die Mutter nur noch dankbarer anſah.

Aus allen dieſen Gründen nahm ſie auf ihre Tochter nur wenig oder gar keine Rückſicht. Sie konnte und ſollte Königin ſein in der That, wenn auch nicht dem Namen nach. Düvecke aber war ſeit der Entdeckung, wie ungeheuer ſie betrogen worden, im Herzen todt. Sie war Eine von jenen Millionen Menſchen, die ihr Leben verfehlt, ihr reines Herz voll unabweiſlicher Schuld empfinden und nur fortzuleben ſcheinen, weil ſie nicht ſterben und antheilloſe Zuſchauer der Welt und ihres eigenen Daſeins ſind. Der dem Volke und ihr verhaßte Herzog war ihr Geliebter, oder . . . ihr Geliebter hatte ſie ſchändlich betrogen; ſie alſo nicht, oder doch nicht recht geliebt, denn er hatte ſie nicht geehrt. Dieſe Entehrung empfand ſie mit der Schärfe und Klarheit, der Stärke und Reinheit eines jeden jungfräulichen Weſens, das die Natur gebildet und ihm höhere Anſprüche, größere Ehren angeboren, als ein vergänglicher König ihm geben, geben laſſen oder vorſpiegeln konnte. Ihr Spiegel war der reine blaue Himmel, in welchem ein Gott wohnt, vor welchem alle Creatur nur Creatur iſt; — und Ueberliſtung ärgert ein jedes Weib; auch würde es bei der Fülle von Gütern unzählig mehr Glückliche geben, wenn die Menſchen nicht einem Zuſtande widerſtänden, den ſie nicht herbeigewünſcht und geſchaffen haben.

Torbern kam nun ſeines Herrn wegen oft in Düvecke's Haus. Er ſah ſie betrübt; und der gute Mann ſuchte ihr doch einige Zufriedenheit mehr mit ihrer Lage dadurch zu verſchaffen, daß ſie als Gegenſtück zu ihrem falſchen Faaburg den wahren Faaburg ſähe, und ſich denken könne, wie noch elender ſie mit dieſem geworden wäre! Daher führte er eines Tages den Geheimſchreiber Hans Faaburg mit zu ihr, einen lächerlich großen Mann, geizig und falſch, niedriger Herkunft und ſchlechter Denkungsart, dabei eitel und äußerſt verliebt. Als er die ſchöne Düvecke mit unterdrücktem Seufzen anſchmachtete, — lachte ſie ſeit langer Zeit zum erſten Mal. Dieſer wahre Hans Faaburg lächelte nur; aber er war nun ihr Feind auf ewig.

Keine Erfahrung iſt, bis auf die wenigen Ausnahmen, ſicherer, als daß die nächſten Diener, oft ſelber die Günſtlinge der Großen, heimlich die größten Feinde und Verächter derſelben ſind. Denn nur um ihren Leidenſchaften zu dienen, dienen ſie und halten Jahre lang aus auf ſolchen läſtigen Stellen. So brachte denn der wahre Hans Faaburg, auch ein Günſtling, der ſeinen Herrn kannte, bei einigen unzufriedenen Ständen, die Frau Sigbritte nicht höher befördert, nicht angeſtellt, nicht einmal vorgeſchlagen oder empfohlen, vielleicht ſogar in der Kälte ſtundenlang hatte warten laſſen — eine gefährliche Zeit, die des Wartens, worin mancher Groll und manches Böſe im Gemüth auftaucht, mancher Racheplan geſponnen wird — bei dieſen brachte er die Heirath des Königs wieder in Anregung, welche der Vater desſelben ſchon vorbereitet. Die Abhängigen und Gefälligen hielten dies für ein Wort von oben — dem ſogenannten oben — herab, das von ihrem Hauch belebt werden mußte; die Freien und Widerſtrebenden ergriffen die Verheirathung als eine Erlöſung von der ſie unterdrückenden Sigbritte und von der Schmach ſeiner Verbindung mit Düvecke. Aus Staatsgründen ward ſie dem Herrn vorgeſtellt — und wider Erwartung willigte er ein. Denn wie man eine Heirath an die linke Hand kennt, welche einem Weibe alle natürlichen Rechte des Weibes auf den Mann gönnt und ihr und ihren Kindern alle Anſprüche auf gleichen Rang und gleiches Erbe verſagt, ſo wollte Chriſtian im Gegentheile ſeine Gemahlin ſich gleichſam nur an den Thron antrauen laſſen, ihr alle Anſprüche einer Königin gönnen, aber alle Rechte eines Weibes verſagen. Er wollte alſo heirathen, wie wohl Jemand, der ſich durch das Band der Ehe nicht für gebunden halten will, und ein Weib haben — als habe er kein Weib.

Frau Sigbritte war wiederum gegen ſeine Erwartung hocherfreut über ſein leiſes Aushorchen, was ſie dazu ſagen werde; denn die Braut war die ſehr junge, aber auch ſehr ſchöne Iſabella, des Erzherzogs Philipp von Oeſterreich und Königs von Caſtilien zweite Tochter, eine mit allen Gaben der Natur und allen Vortheilen der Erziehung und dem vortrefflichſten Herzen ausgeſtattete Jungfrau, eine Schweſter des burgundiſchen

Herzogs Karl, des nachherigen Herrn des Königreiches Spanien und des deutſchen Kaiſerthums. Iſabella war alſo ihre Landsmännin und ihr lieber als jegliche Andere der vielen heirathbaren Prinzeſſinnen, deren jede Zeit mehr aufblühen läßt, als Früchte tragen.

Düvecke erröthete über die Worte, die ſie hörte; dann war ſie innerlich froh, hoffte ihre Erlöſung und fiel dem König ſchweigend zu Füßen.

Und ſo ſandte der König aus dem ihm eigenen Hohn nun Erik von Walkendorp, nunmehrigen Erzbiſchof von Drontheim, mit dem Reichshofmeiſter Magnus Göe nach Brüſſel, um ihm ſeine Braut Iſabella zu holen, welche ihm ſein Oheim, der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen, bei dem Großvater derſelben, dem Kaiſer Maximilian I., geworben und einen Brautſchatz von zweimal hundert und fünfzigtauſend Goldgulden bedungen.

Die junge Iſabella war dem Reichshofmeiſter Magnus angetraut worden; jetzt brachte ſie der Erzbiſchof Erik zur See.

Das Schiff mit der aufgeſteckten königlichen Flagge war ſchon zu Huidöer bei Kopenhagen bemerkt worden, als ſich ein plötzlicher furchtbarer Sturm erhob, der dem am Ufer zuſammengelaufenen Volke heut doppelte Angſt machte, weil eine Königin wahrſcheinlich im Sturme umkommen ſollte, und zwar eine, die ſie noch nicht geſehen: denn die Weiber ächzten; wenn wir ſie nur erſt geſehen hätten! Die Gefahr aber war in der That ſo groß, daß das Schiff, ängſtliche Zeichen von ſich gebend, bis gegen die Nacht hin draußen auf den hohen, ſchäumenden, toſenden Wogen und heulenden Stürmen gehalten wurde. Ja, die erfahrenſten Schiffer und Fiſcher ſchlugen jede Belohnung, ſelbſt dem Könige aus, der die Männer gewaltſam in die Boote trug und darin anband. Zwei ſolcher gepreßten Retter gingen nahe vom Ufer ſelbſt rettungslos unter, und ihre Leichen kamen mit Holz und Brettern und Schaum und Trümmern vermiſcht und in langes, grünes Meergras gewickelt ans Ufer getrieben, wo ihre Frauen und Kinder aus Furcht vor der Gegenwart des Königs zwar laut ſchrieen und weinten und die Todten in ihre Hütten trugen, aber ohne ein Wort — bis dahin — zu reden.

Da, ſchon in ſinkender Nacht, kaufte Torbern Ore die drei nächſten Hütten am Ufer, bezahlte alles, was die Leute darin hatten, doppelt und dreifach und zündete ſie *der Erlöſerin ſeiner Geliebten* als drei Leuchtthürme an, die breiter, heller und höher und weiter hinausleuchteten in die wüſte, grauſende Nacht, als dreißig Leuchtthürme. So war das Schiff denn wieder zu ſehen und ſahe; denn es lag ein purpurrother ruhiger Schein, wie ein göttliches Oel aus der Sonnenblume der Sonne gepreßt, auf der göttlichen See hinausgegoſſen, und der purpurrothe ruhige Schein richtete ſich an den ſchwarzen, gethürmten und wieder zerriſſenen Wolken auf und ſchien ſie zu beſänftigen, und die Nacht ſchien ſich zu ſchämen wie vor dem, dem Mohnöl gleichen, beruhigenden und milden Lichte des blutroth aufgehenden Mondes. Aber dem war nicht ſo. Man hörte jetzt die hohlen, aus Sprachröhren herbrauſenden, wie aus Beryllus Ochſenkehlen kläglich erſchallenden Stimmen der Hülferufenden. Der König wollte ohne Weiteres noch die entfernteren Hütten ſelbſt mit einem ergriffenen Brande anzünden; aber ſo widerſtanden ihm die Leute mit Fiſchhaken, Stecheiſen und Aexten und glaubten auf ſeine Worte nicht, daß er der König ſei, weil er ſo eigenmächtig und ungerecht handeln wolle. Er durfte nicht, und mußte ſich bequemen. Die gekauften Hütten waren niedergebrannt, und die Gefahr war aufs Höchſte geſtiegen. Da trat Düvecke zu Torbern bei Seite und ſprach zu ihm, indem ſie ſeine Hand an ihren Buſen drückte: Torbern! lieber Torbern! Alles kann ſich zu meinem und alſo zu Eurem Beſten ändern — wenn Ihr die Königin rettet!

Er ſtöhnte ſchwer und tief, zog ſeine Hand von dem Feuerherde der Liebe zurück, aber ging zu den Männern, und kurze Zeit darauf fuhr er nach dem Schiffe hinaus, und Düvecke weinte ihm nach und warf ſich an die Erde und betete.

Alles ward finſter. Es war nicht auszuwarten. Niemand kam bis nach Mitternacht, verzweifelnd ging ſie zu Bett. Aber am Morgen ſah ſie das zerriſſene und beſchädigte Schiff am Ufer und hörte, die Königin ſei am Lande. Sie eilte zu Torbern, ihm zu danken. Aber er ſchlief und ſchlief den ganzen Tag; am folgenden war er mit König und Königin fort nach Kopenhagen.

Düvecke wollte nun gehen, hinweg nach Obslo, Bergen oder nach Holland; aber die Mutter bedeutete ſie, und Düvecke ſchwieg ſchon ſeit jener Entdeckung ihres Betrogenſeins zu Allem, was ihre Mutter befahl. Wie Hippolyt gegen ſeinen Vater Theſeus die Schuld ſeiner Mutter verſchwieg, ihre Schuld auf ſich nahm und lieber in einem falſchen, ihm verderblichen Lichte erſchien, als dem Vater die Augen der Seele aufzuthun, daß er offen und klar ſchaute, wie er betrogen werde: ſo wollte Düvecke ihrer Mutter durch keine Silbe, durch keine Klage merken laſſen, wie ſchwer ſie die eigene Tochter betrogen. Der König hielt überhaupt wenig oder nichts von Pracht, Aufwand für Kleidung, äußere Dinge und Feierlichkeiten, und ſo war die Hochzeit der armen Iſabella faſt armſelig und freudelos.

Der König, Düvecke's treuer Beſchützer und Freund, hatte ſich zeitig vom Feſte zurückgezogen, als ſeine junge Gemahlin Iſabella ins Brautgemach mit den Wachsfackeln geleuchtet war, und ſaß bis nach Mitternacht bei ſeiner geliebten Düvecke. Er bekam den Einfall, ihr die ſchlafende junge Frau Jungfrau zu zeigen; und ohne Weigerung ging ſie mit ihm, um auch das zu ſehen und zu erfahren.

Erſt ließ er ſie den Mahlſchatz beſehen, den er erhalten, und ſchenkte ihr alles Schönſte davon, was ſie nur etwa freundlich oder neugierig angeſehen; denn ſie begehrte nichts. Dann erkundigte er ſich, ob die Königin ſchliefe, und als ihre Kammerfrau auf ſeinen Befehl noch einmal leiſe nachgeſehen, ſich davon überzeugt und ihn darüber verſichert hatte, hieß er ſie ſich entfernen, rief ſeine Düvecke leiſe und zog ſie heimlich bis hin vor das Bett der reizenden, ſein weiß und lieblich gekleideten Schläferin, die den Myrtenkranz noch im Haar trug und die Hände vom Nachtgebet noch auf der purpurnen Decke gefaltet liegen hatte, und lächelnd ruhig ſchlief.

Iſt ſie ſchön? fragte er.

Himmliſch! ſprach ſie, und hatte desgleichen die Hände gefaltet.

Sie iſt auch gut und geduldig, und liebt mich . . . unſäglich! ſprach er wieder.

Düvecke ſchwieg, denn ihre Seele fand das Letzte unmöglich, und ſagte nur: Dann iſt ſie unglücklich! Doch ein Engel an Unſchuld und Güte und Duldung iſt immer glücklich.

Sei du mir nur glücklich! ſprach er. Sie ruht hier gut, und ich will ſie ehren! doch lieben nur dich! Sei du nur mein! So lange du mein biſt, bleibt ſie die Königin der Jungfrauen.

Er zog ſie an ſich. Dabei mochte der Schein der Lichter vom Armleuchter auf das Geſicht der königlichen Schläferin gefallen ſein. Ihre Wimpern zuckten, und ehe ſie noch die Augen aufſchlug, löſchte er die Lichter aus. Sie ſetzte ſich auf im Bett, ſie ſah die glimmenden Punkte der Dochte, ſie hörte leiſe Geſtalten ſich raſch und raſchelnd entfernen; zwiſchen Traum und

Wachen ſchrie ſie Hülfe, und Düvecke weinte draußen im Dunkel die bitterſten Thränen.

Im Hauſe der Frau Sigbritte fanden ſie noch den Erzbiſchof von Drontheim, Erik von Walkendorp, Torbern von Ore und Hans Faaburg. Der Erzbiſchof hatte vom Herzog Karl in Brüſſel einen geheimen Auftrag an den König, ſeinen Schwager, erhalten und ſollte ihn jetzt vor allen Anweſenden ihm ſagen. Der Erzbiſchof entſchuldigte ſich nach langen Umſchweifen damit, daß der Auftrag Frau Sigbritte und ihre Tochter betreffe, und er alſo ihn unmöglich hier . . .

Aber der König befahl, gerade vor dieſen Alles zu ſagen, denn er wolle kein Geheimniß wiſſen, das ſie beträfe, damit er doch vor Jemand aufrichtig und wahrhaft erſcheine.

Nun war der Erzbiſchof in jener Sturmnacht in der vielſtündigen Todesgefahr bekehrt worden. So wenig ſonſt auf Bekehrungen zu halten iſt, welche ihren Grund in Angſt und Noth haben, denn ſie gehen mit dieſen vorüber; ſo war dieſe nicht aus Furcht vor dem Tode entſtanden, ſondern im Anblick des Todes hatte der in die Verwirrungen des Lebens geriſſene und mannichfach darein verflochtene Mann endlich einmal wieder, wie in ſeiner Jugend, die wahren Güter des Lebens von ſeiner Spreu geſichtet; er hatte das Gute als dauernd und bleibend erkannt, das heißt: das Dauernde und Bleibende als gut, und das Unzuſammenhängende, Abgeriſſene, nichts wieder Hervorbringende als bös. Darum ſchloß er jetzt vor dem König und Düvecke aus Scham wohl die Augen, aber er ſprach darum nur deſto freier von der Schmach ſeiner Verbindung mit ihr — wie der Herzog Karl meint — davon, daß den meiſten Menſchen ihr Glück und Unglück ſchon durch die meiſten Menſchen lange vorher bereitet ſei, und daß ſie nur kommen dürfen und in ihren Kreis treten, um es gleichſam einzuernten — als z. B. die Königin Iſabella ... wie der Herzog Karl meint — er wiederholte, wie er es nannte, daß der Menſch nicht doppelt ſein müſſe, das heißt, nicht ein Schein des Guten und Schönen nach Außen für Andere, und ein wahres Laſtergeheimniß für ſich — wie der Herzog Karl meint — daß es aber aller Schmach die Krone aufſetze, wenn der Menſch, gedrückt von der Empfindung ſeines Doppeltſeins, nun meine, aufrichtig zu werden, ſeine Schandthaten erzähle, belache und ein guter Sünder geworden zu ſein wähne, wenn er ein ſcheuloſer Schelm ſei — wie der Herzog Karl meint — daß aber ein Mädchen wiſſentlich ſündlichen Verkehr fortſetze, wenn ihr Galan ein Mann geworden und ſein Weib ....

Genug, Herr Erzbiſchof! lachte der König. Sprecht nicht länger gegen Euch ſelbſt; denn Ihr habt Düvecke's Schönheit zuerſt erkannt und mich hingeführt! Gegen mich mochtet Ihr ſprechen, denn ich weiß, warum Ihr das thut, und ich erlaube hiermit, um für meine Sünden Ablaß zu erhalten, daß der päpſtliche Legat Archembold dem Volke für ſeine Sünden Ablaß verkaufen darf, damit euer Peter in Rom endlich einmal fertig, und Alles und Jedes von dem coloſſalen Weltſpectakel gegoſſen, gemalt und von Steinen erbaut wird — aus der weiſen Abſicht der Vorſehung: damit Alles recht ſichtbar und die Menſchheit überzeugend auch einfallen kann. Doch ſoll er hier meiner Düvecke eilfhundert Gülden davon ſchenken; und gegen ſie zu reden, will ich hier männiglich widerrathen haben! — wie der König meint! —

## VI.

## Die Kindtaufe.

Die Wirkung dieſer letzten athembeklemmenden Scene war nun in den verſchiedenen Gemüthern verſchieden. Frau Sigbritte, an ihrem liebſten Wirken erſchüttert, faßte einen grimmigen Haß gegen den Erzbiſchof Erik und — machte den Ablaßkram und das Pfaffenthum im Reiche verhaßt, was eine entſcheidende Folge hatte, da Luther in Sachſen aufgetreten war. Torbern ergriff inniges Leid um Düvecke, die ſchwieg wie zuvor. Er hätte ſein Leben gelaſſen, um ſie zu erlöſen aus der Hand des Königs oder der Mutter, deren Opfer ſie war. Dieſe merkte ſeine Stimmung, und zu Zeiten auch manchmal gerührt durch die Freudeloſigkeit ihrer Tochter, da ſie frohlocken ſollte, wie ſie meinte, ließ ſie ihr den Umgang mit ihrem einzigen Freunde, mit Torbern, nach, begünſtigte dieſen, wo ſie nur konnte, ja, ſie äußerte einſt, daß ſie ihm ihre Tochter heimlich zur Frau geben wollte. Was dann werden ſollte — wußte ſie jetzt noch nicht, und ließ es im Unbeſtimmten. Am gefährlichſten ward dieſe Nachwirkung in dem Geheimſchreiber Hans Faaburg. Denn dieſer vierſchrötige Mann fühlte ſich ſchon dadurch an ſeiner Ehre gekränkt, daß der König die ſchöne Düveke auf ſeinen Namen verführt hatte. Auch war der Eindruck der liebenswürdigen Geſtalt und des holdſeligen Weſens der jungen Königin Iſabella auf ihn nicht ausgeblieben. — Etwas ſchön nennen und ſagen: ich liebe es, iſt einerlei — war ſeine Aeußerung. — Denn es iſt erſt ein Kennzeichen eines vollſtändig gebildeten Geiſtes, daß er die Schönheit als etwas Selbſtändiges, Geſchlechtsloſes, von gemeiner Liebe Geſchiedenes betrachtet, daß er darum erſt alles Schöne anſchauen und verehren kann, weil er, zu voll von deſſen Bewunderung, in nichts Einzelnes ſeine Leidenſchaft verborgen — ſich darein verliebt hat.

Ein Verliebter iſt nicht fähig, das Schöne würdig zu ſehen; er ſieht nur Gegenſtände ſeiner Begierden. Ueber dieſe aber war nun eben Hans Faaburg's Liebe noch nicht erhoben, ſondern ſie ſteckte noch darin wie die fruchtbringende Aehre im wankenden Halm oder die hundertblätterige Roſe in der verwickelten, bitterduftenden grünen Knoſpe. Weder ſich ſelbſt noch Andern glaubte er eine Schmach oder ein Unrecht anzuthun, wenn er ſich in Jemand verliebte. Was ſollte es alſo der Königin ſchaden, wenn er ein Thor ſei! Das ſei Jeder nur auf eigene Hand und Gefahr. Er meinte der Königin aber ſogar zu nutzen durch ſeine heimliche Gunſt, die er nicht anders auslaſſen konnte, und den Umgang des Schloßhauptmanns Torbern mit Düvecke dem Könige bei ſchicklicher Gelegenheit pflichtſchuldigſt vorzutragen — nicht nach. Denn an Beobachten und Ausforſchen laut ſeines Amtes gewöhnt, trug er die Amtsaugen und Amtsohren, ſogar die Amtsnaſe auch in gemeiner Stadt und in Häuſern umher, und der Erzbiſchof Erik von Walkendorp theilte ihm Vorfälle aus Obslo und Vermuthungen aus Bergen mit, die ihm ſeinen Vorgeſetzten, den Schloßhauptmann Torbern, für reif zum Fallen erſcheinen ließen. Und Düvecke hatte gelacht . . . und Torbern hatte ihn zu ihr geführt — um ihn auslachen zu laſſen und ausgelacht zu ſehen! Außer in der Herzens- oder Lieblingsſache glaubte Faaburg dem König auch noch in ſeiner Haupt- und Sorgenſache ſehr nützlich zu ſein, wenn er Torbern's Beſtrafung von einer andern Seite herbeiführte, da die von Ore zu den ausgebreitetſten Familien gehörte, die überall mächtigen Anhang hatte und die geheime Unzufriedenheit im Lande nicht nur theilte, ſondern mittheilte. Denn der König hatte nach ſeines Vaters Tode Alles nach ſeiner ſtrengen, ſelbſtwilligen Denkungsart verändert, um zu uneingeſchränkter Gewalt zu gelangen, die Bezwingung und Vernichtung der Hanſeſtädte ins Werk zu ſetzen und ſich des Reiches Schweden zu bemächtigen, deſſen Regierung die Stände deſſelben ſeinem Vater oder ihm zu übergeben angelobt, oder jährlich dreizehntauſend ſtockholmiſche Mark, als den Geldnutzen des Königſeins in ihrem Lande. Er hatte, um nur in Dänemark und Norwegen gehuldigt zu werden, eine Capitulation beſchwören müſſen, welche die Handfeſtningen enthielt, damit das Haupt des Reiches bloß nutzen, aber nie ſchaden könne, und die Reichsräthe hatten ihn dadurch aufs Aeußerſte beleidigt, ſo daß er keinen Rath zu Rathe zog, keinem Widerſpruch, Vertraulichkeit und Zutrauen ſchenkte oder erlaubte und die geringſte Beleidigung Seiner Majeſtät furchtbar beſtrafte. Alles im Gegenſatz ſeines die Verhältniſſe ſchonenden Vaters, der Alle daran gewöhnt hatte, den König gerecht zwar immer, doch immer auch liebreich zu ſehen. Dazu war er in ſeinen Entſchlüſſen wankelmüthig, unvorſichtig, übereilt und dennoch hartnäckig, alſo Schaden-, ja Verderbenbringend und dem Verderben ſelbſt ſchon geweiht. Dagegen galt Sigbritte Alles, welche er den Reichsräthen das Ruder des Staats aus den Händen reißen ließ. Jeden Vorfall beſtrafte ſie in der erſten Hitze ſogleich mit den heftigſten Strafen und Beleidigungen, ohne zuvor die wahre Beſchaffenheit der Sache zu unterſuchen, und bändigte niemals den angebornen Jähzorn, die Rachbegierde alter Weiber, die unverſöhnlich ſind, noch ſelbſt den Blutdurſt und den heftigſten Haß gegen Alles, was nicht gemeines Volk war, das nichts auf ſich habe! Dagegen waren ihre Reichsräthe herumſchweifende Barbiere und Marktſchreier, und wer irgend einmal davon gehört hatte, daß ein Reich regiert werde oder regiert werden müſſe. So ſtimmte denn dieſe Reichsverweſerin von Dänemark — wie Sten-Sture Reichsverweſer in Schweden war, ohne Nebenkönig — den König Chriſtian immer gefährlicher, und ſeine vom Vater geerbte Schwermuth vollendete die Stimmung. So war er denn unbewegt, ſtolz und feindſelig gegen Alles, was ihm widerſtand. Er brach die beſchworenen Handfeſtningen; denn er legte einen hohen Zoll auf alle eingeführten ausländiſchen Waaren, ſwas alle Hanſeſtädte erbitterte, und verbot den deutſchen Kaufleuten den Ankauf von Ochſen und die Einfuhr derſelben in ihr Land, was die dadurch um ihre jährlichen Einnahmen gebrachten Gutsbeſitzer der Sigbritte zuſchrieben, welche überdies eine große Schaar niederländiſcher Bauern von Waterland kommen laſſen und ihnen unter Ertheilung großer Freiheiten das Dorf Magleby auf Amager eingegeben, wo ſie außer Acker- und Gartenbau den Gänſefang und Gänſehandel einführen und betreiben ſollten. Ja, es wurden Seeleute ins Eismeer geſchickt, um den Weg nach den unſchätzbaren oſtindiſchen Inſeln zu entdecken. Und nie ward Rechnung von einem Pfennig abgelegt, was Faaburg ſelbſt am liebſten war, da ſehr vieles Geld durch ſeine Hände floß — und Torbern hatte Rechnung von ihm verlangen wollen! Frau Sigbritte mußte alſo geſtürzt werden, wenn Torbern fallen ſollte. Und unregelmäßige Liebe iſt eiferſüchtig, denn ſie weiß, daß ſie ſelbſt nicht ehrlich iſt. Vielleicht alſo reichte ein zugeflüſtertes Wort hin! Auch erhielt Faaburg von unbekannter Hand eine ſchwere Rolle Gold, mit den Worten im Umſchlage: Thue das, ſo wirſt du leben. Es ſind noch viele Stücke mit demſelben Stempel geprägt. —

Alſo noch mehr ſollte er erhalten! Er war alſo nicht ohne heimliche Freunde und Unterſtützer. Aber näher beſehen, ſchien ihm die Weiſung von Torbern's verſtellter Hand. Das Gold war der Farbe und dem Gepräge nach — ſchwediſch. Er bedurfte es, und meinte, es ſei vom Reichsverweſer Sten-Sture, der dem Könige das Reich vorzuenthalten angeklagt und von den Biſchöfen, welche dieſe Angelegenheit unterſucht hatten, mit dem Banne belegt worden war. Und der König wollte in den ſchwediſchen Krieg! —

Lange Zeit wagte Faaburg kein Wort. Endlich ſahe er eines Tages den König, der eben von Düvecke höchſt aufgebracht in ſein Cabinet gekommen, ſehr mitleidig an, und je länger er ihn anſah, je mitleidiger erſchien ſein Blick, bis er gefragt wurde, warum er ſo erbarmungswürdig und jämmerlich ausſähe?

Ach! ſeufzte er, ich kann nicht länger ſchweigen! es drückt mir mein redliches Herz ab.

Nun ſo rede!

Und ſollte es mein Leben koſten ....

Du weißt, ich verſpreche nichts vorher, und halte nachher, was ich will; denn wenn Jemand frei ſein ſoll, ſo muß es der König ſein. Alſo — je nachdem die Sache ſein wird!

Ich ſollte freilich lieber ſchweigen. Aber meinen immer gnädigen Herrn ſo betrogen zu ſehen, wo . . . .

Betrogen? — möglich! Vielleicht auch von dir! —

. . . wo Er auf Felſen gebaut zu haben glaubt — — aber Weiber ſind keine Felſen . . .

Düvecke ausgenommen und mein Weib.

So erlaube mir mein gnädiger Herr zu ſchweigen von . . .

Wohlgethan!

. . . aber Torbern trägt eine alte Schuld . . .

Du meinſt — er hat mich einmal ermorden wollen? — Ungewiß! Meinen Verdacht beſtraf' ich nicht an Andern.

Aber nicht mehr Verdacht, ſondern ſehr viel mehr als bloß verdächtig iſt ſeine Liebe zu . . . .

Faaburg brach ab und las in des Königs Augen. Dieſer aber ſchwieg, vielleicht um zu hören, und ſchien ganz gleichgültig. Und ſo fuhr er fort: Seine begünſtigte Liebe . . . die Mutter will ſie ihm heimlich vermählen. — Nun habe ich meine Pflicht als Geheimſchreiber erfüllt, der geheim gedacht, geheim bemerkt und jetzt auch geheim — doch deutlich — geſprochen hat. Unterſuchen Sie meine Worte . . . und dann . . .

Der König war noch gelaſſener geworden; er blieb ruhig im Lehnſtuhl ſitzen, hatte Papiere ergriffen, angefangen ſie zu leſen und gab ihm jetzt das Zeichen zum Dictiren.

Faaburg ſetzte ſich, wie es der König immer begehrte, mit dem Geſicht von ihm abgewandt, an den Tiſch in der Brüſtung des Fenſters, legte Papier zurecht, tauchte die Feder ein und erwartete mit Herzklopfen und innigem Frohlocken das gewiſſe Todesurtheil Torbern's.

Zuvor muß ich noch ſagen, ſprach der König, was ich halte, das entreißt mir Niemand. Was ich liebe, das iſt mein — und keines Andern. So kenne ich mich, und Wen ich meine. Jetzt ſchreib! Und nun dictirte er:

> Dem Schloßhauptmann Torbern Ore.
>
> Du ſollſt die Rechnungen des geweſenen Geheimſchreibers Hans Faaburg unterſuchen, und wenn ihm an Gelde fehlt, was nach dem Geſetze einem Veruntreuer königlicher Gelder den Strang verdient, ſo ſoll er gehangen werden.
>
> Chriſtian.
>
> Gegengezeichnet:
>
> Hans Faaburg.

Faaburg hatte mit Zittern und Beben zögernd ſein eigenes Todesurtheil geſchrieben. Nur am Faaburg fehlte der ſonſt immer fröhlich, ja übermüthig daran befindliche Zug des manu propria. Anfangs hatte er den Befehl für eine bloße Androhung künftiger Strafe gehalten, dann waren ihm ſeine Schuld und ſeine Schulden eingefallen, und er hatte nicht mehr eingetaucht, ſelbſt das Papier und die Sonne draußen vor dem Fenſter nicht mehr geſehen, und als ihm der König darauf befohlen, das Blatt ſogleich ſelbſt zu Torbern zu tragen und ſich dann als Delinquent in das bekannte Gefängniß zu ſtellen, zu ſetzen oder zu legen — da war er todtenblaß geworden, mit dem Kopf auf den Tiſch geſunken, und die Kehle war ihm wie zugeſchnürt. So lag er. Endlich kam er zu ſich, er wollte ſich dem König zu Füßen werfen, um Gnade bitten — er ſtand auf, er ſah ſich um — der König war fort — der Befehl war fort, und in die Thüre trat die Wache, der er beſinnungslos zu Füßen fiel, und die ihn forttrug.

Seine Unterſuchung wurde ganz im Geheimen betrieben. Seine Schuld hätte, ihrer Stärke nach, ein Schiffstau verdient — wie der König zu Torbern ſagte, der ihm das Urtheil vorlegen mußte — aber es mag bei dem Strange bewenden. —

Nicht ſchonender wurden auch Hofbediente der Königin beſtraft, welche ſich ihr zu Liebe und Gunſt theils über des Königs Verbindung mit Düvecke aufgehalten, theils das arme Mädchen ſelbſt getadelt. Die verhängten Strafen waren für Manche noch ärger als der Tod; denn den Geizigen und gern Reichen wurden die Güter eingezogen; Die, welche an der liebenswürdigen, ſanften Königin hingen oder die Stadt und das Vaterland liebten, wurden des Landes verwieſen. Denn wenn der König auch nicht, wie er wohl konnte, ſeine Gemahlin Iſabella glücklich machen mochte, ſo wollte er ſie doch auch nicht unglücklich wiſſen durch Kunde von ſeinem Umgange, weil die meiſten Thränen um Schuld und Fehl der Männer vergoſſen werden, und keine Thränen bitterer ſind, als die ein betrogenes gutes Weib weint. Da Iſabella nun Faaburg lange nicht geſehen, fragte ſie ihren Gemahl freimüthig und unbefangen nach der Urſache. Er aber zeigte nur mit dem Finger zum Fenſter hinab, an welchem ſie ſtanden, und unter welchem derſelbe, jetzt ſchon entfernter, hingeführt ward, und ſagte nur lächelnd: Er hatte ſich in dich verliebt, mein Kind!

Mein Gott! — Faaburg!

Siehſt du! er rührt dich doch! Ein Verliebter iſt immer gefährlich, auch ein ofengroßer, unanſehnlicher und kaum angeſehener Faaburg. Denn Alles hat ſeine Zeit, auch jeder Menſch. Und du ſollſt mir ohne Fehl und Verdacht, ſelbſt ohne Nachrede und Nachliebe ſein; denn es macht ein Weib lächerlich, von einem Lächerlichen angebetet zu ſein. Laß ihn nun beten, zu Dem er es Urſache hat, denn er hat viele Menſchen betrogen. —

So ließ er ſie am Fenſter ſtehen und nachſehen. Sie war hoch erröthet. Und wenn etwas Erfreuliches in dieſem Herben lag, ſo war es für ſie die Betrachtung, daß ihr Gemahl ſo ſehr auf ſie halte, wie treu er ihr ſei und ſein müſſe, da er ſolche Worte zu ihr geſprochen, wenn er auch ſonſt ſich ſo gut wie gar nicht um ſie bekümmerte, und ſie ohne Kinder — ohne ein einziges Kind, meiſt einſam und in Gedanken ſaß. — Faaburg, der arme Faaburg, hatte ſich in ſie verliebt — und ſollte darum gehangen werden, dachte und fühlte ſie jetzt voll unerträglicher Unruhe und Angſt. Und aus jenem den Frauen angeborenen Drange, das Furchtbare und Gefährliche mit anzuſehen — vielleicht um dabei des eigenen Lebens und Wohlſeins recht froh zu werden, wie bei den Thier- und Ritterkämpfen und Stiergefechten, — ging ſie mit ihrer Kammerfrau, einfach gekleidet, unter das Volk, nicht ahnend, daß heut eine kleine Tochter ihres Mannes im Hauſe der Frau Sigbritte getauft werden ſollte, da man die kleine ſtille Hausceremonie durch das öffentliche Schauſpiel für am beſten gedeckt gehalten.

Der traurige Zug mit Hans Faaburg war vor der Menge des Volkes in Stocken gerathen; das wogende Gedränge nahm immer zu, und Iſabella ward ſchnell von ihrer Begleiterin getrennt, eben als ſie an eine Ecke gelangt. Rufen wäre vergeblich geweſen, beſonders da Keine der Andern Namen rufen und dieſe ſich verrathen wollte. Sie ſtanden ſich vielleicht noch in der Nähe, aber ihre Blicke trafen ſich nicht. Um nun von den Tritten unachtſamer Füße und roher, platzſüchtiger Ellenbogen nicht noch mehr zu leiden, rettete ſich Iſabella in den Laden, der im Eckhauſe befindlich war, das Düvecke's Wohnung gegenüber lag. Die Königin war wenig bekannt und jetzt nicht zu kennen noch zu vermuthen; denn ein Weib iſt ein Weib, die Natur hat keinen Unterſchied zwiſchen jenen gemacht, welche die Menſchen im Palaſt und mit der Krone auf dem Haupte Königin nennen, und zwiſchen jenen, welche ſie im Bauerhof und mit ſchlichten Kleidern Bäuerin ſchelten. Das freundliche Weſen der lieben jungen Frau und ihre Angſt und Furcht dabei gewannen ihr aber die Aufmerkſamkeit der dicken Krämerin in dem Laden, welche heut, von Kunden und Hausgenoſſen verlaſſen, allein darin auf dem erhöhten Sitze im Fenſterbogen ſaß.

Hier iſt ein Platz noch für Sie, liebes Kind! Kommen Sie her! ſprach die Alte und ſchlug mit der fleiſchigen Hand auf das Polſter ihr gegenüber.

Iſabella ſetzte ſich zu ihr.

Aber zu ſehen iſt nichts! durch die Rücken und Köpfe kann man nicht ſehen; doch vorbei iſt der arme Menſch kaum, denn er muß durch die lange Hauptſtraße herum, und drüben ſehen die Leute noch erſt entgegen, ſelbſt unſere Frau Reichsverweſerin ſieht einmal heraus.

Die Reichsverweſerin? frug Iſabella.

Nun ja! die Frau Sigbritte; Sie ſind wohl nicht lange hier, oder gar fremde, liebes Kind! ſonſt müßten Sie ja die rechte Hand unſers Chriſtian kennen, oder ſein Haupt — denn die Tochter iſt ſein Herz.

Chriſtian! welcher Chriſtian? frug Iſabella betroffen.

Nun, unſer Aller allergnädigſter Chriſtian, oder der König, antwortete die Alte ſich bekreuzigend.

Der König? frug die Königin wieder.

Ja doch, ja! Heut können wir laut reden, denn der arme Geheimſchreiber Hans Faaburg muß auch nur ſeinen beſten Hals darum geben, weil er zu viel geredet. Nur die Großen dürfen den Großen die Wahrheit ſagen; was die Kleinen ſagen, iſt Lüge und bekommt ihnen übel bei ihnen; aber alle Kleinen haben ſie darum auch deſto lieber.

Nun was hat er denn geſagt? frug Jſabella.

Sie ſprechen mir ſo gewiß mit niederländiſchem Munde! entgegnete die Dicke. Hat Sie Frau Sigbritte vielleicht mit laſſen aus den Niederlanden kommen, als . . . ich weiß freilich nicht als was — aber Sie wollen mich doch nicht ausfragen? liebes Kind! Jch bin zu dick und ſchwer zum Strick, und Sie thun mir auch ſelber zu ängſtlich. Nehmen Sie mir es nicht übel! Es ſteht einmal übel im Lande, und ſchlechter Anfang nimmt kein gutes Ende!

Jch bin die ehrlichſte Frau von der Welt, ſprach Jſabella faſt mit Thränen; aber was hat der Faaburg geſagt?

Der Torbern wolle ſeine Düvecke heirathen.

Seine?

Nun ja, des Königs . . . Düvecke. Der Name klingt beſſer als ihr Titel beim Volke. Es iſt eine Schande!

Düvecke? frug Jſabella immer bleicher und zitternder, aber ſich haltend, ſo viel als möglich.

Wenn ſie nur auch an das Fenſter käme, da könnten Sie ſie ſehen! Es iſt eins der ſchönſten niederländiſchen Mädchen, die ich all mein Lebtage geſehen, das muß wahr ſein! ſprach die Dicke; aber es bleibt eine Schande! Denn unſere blutjunge Königin ſoll auch ein herzensgutes, gar ſauberes Weib ſein! — Sie lächeln? aber ſo niedergeſchlagen! Mir wäre es auch nicht recht! Der Thron will Erben — das Land will Kinder und eine Frau auch. Unſere Frau Iſabella hat noch keines gewiegt — und die Düvecke wiegt zu ihrem Unglück jetzt ſchon das zweite; es iſt ein Mädchen; wie ich gehört habe, iſt heute Kindtaufe da drüben. Da hat ſie gewiß mit dem Kinde zu thun und kann nicht zum Fenſter hinaus ſehen. — Aber ſehen Sie! ſchnell! — da war ſie! das war ſie! —

Iſabella ſaß ohne Regung da, von Schmerzen zerriſſen, und hatte, ſtatt jetzt zu ſehen, die Augen vor Scham geſchloſſen; aber unter den Augenlidern quollen Thränen hervor.

Was iſt Ihnen, mein Kind? frug die Alte zwiſchen Lachen und Angſt. Was ficht Sie an? Was geht das mich und Sie an? — Gott ſei Dank, nichts! Laßt den Großen ihre Freuden und uns laßt ehrliche Leute ſein und bleiben, wie wir geweſen, ſeit Seeland eine Inſel iſt! Ich habe meinen alten Mann noch ſo lieb, als wäre er zwanzig Jahre, und meine ſiebzehn Kinder und Enkel erwürgen mich bald vor Liebe! Ich muß mir alle Taſchen vollſtecken, daß jedes was findet, wenn ſie die Großmutter ausſuchen! So geht es, knapp, doch voll Freuden, bis ſie mich tragen! Ich gebe redlich und reichlich Gewicht und verkaufe rechtſchaffene Butter und Käſe — und ſo wird mir der liebe Gott wieder wiegen himmliſche Manna und Labſal der Frommen! Amen! Aber mein Kind, wenn Ihnen nicht wohl iſt, da ſteht ungariſch Waſſer, ich will Sie anſtreichen, oder ſtreichen Sie ſich ſelber an! Ich kann ſo was gar nicht gut! Hat Sie der Delinquent ſo angegriffen? Nun, darum wird ja gehangen! Oder haben Sie ſonſt was auf dem Herzen? Reden Sie doch! Iſt es vorüber? Nicht wahr, es iſt beſſer!

Ja! ſagte Iſabella mit erzwungenem Muthe, und ſie mußte ſogar lächeln über das Ja, daß ihr beſſer ſei. Sie fühlte ſich aber von ihrer vermeinten Höhe und Größe, von ihrer Jugend und Schönheit, von ihrem beneideten Zuſtande bis unter das Glück dieſer alten dicken Frau geſunken, und ſie drückte ihr mit dem kleinen zarten Händchen voll Gönnen des Glückes die volle fleiſchige Hand. Alſo darum hatte ſie ſo einſam leben müſſen am Tage! ſo verlaſſen die Abende! Darum entbehrte ſie, weil eine Andere es hatte, was ſie wünſchte — Gemahl und Kinder!

Aber ſie mußte ihre ſchöne Feindin doch einmal ſehen, ſie mußte ſeine Kinder doch einmal an ihren Buſen drücken, und koſte es ihr das Herz; denn die Ruhe konnte es nicht mehr gelten. Vielleicht gab es ihr Ruhe und ſtilles Beſcheiden wieder. Sie ſagte alſo mit dem Tone der Wahrheit kleinlaut zu der Alten: Sie haben nicht ganz Unrecht, mich drückt wohl etwas ſehr, ſo jung ich bin; denn ich bin ſchon eine Wittwe, oder mein Mann will mich dazu machen — oder ſich zum Wittwer — o Gott! und wenn ich wüßte, daß die da drüben mir könnten behülflich ſein und ein gutes Wort für mich bei meinem . . und unſerem Könige einlegen, ſo faßte ich wohl den Muth, hinüber zu gehen! Da ihnen der liebe Gott heut ſo viele und große Freude vom Himmel beſchert, vielleicht gönnen ſie mir einen Tropfen! Iſt das älteſte Kind ein Knabe, oder auch ein Mädchen? ſetzte ſie leiſer hinzu.

Ein ſchon recht hübſches Häuschen! ſagte die Alte. Aber Ihr Gedanke iſt gut. Gehn ſie hinüber mit Gott, ſobald nur der Weg frei iſt. Der Herr iſt nicht da, denn ſolche Herren kümmern ſich um dergleichen, als Kindtaufe und ſo weiter, dann nicht. Und Zutritt hat alles Geſindel, Zigeuner und Hexen, Pfaffen und Chriſten, und Sie gewiß viel eher. Und die Düvecke iſt gut, recht gut! Unſere gnädige Königin Iſabella läßt auch durch ſie faſt tagtäglich große Wohlthaten unter die Armen austheilen, und alle Bettler kommen fröhlich aus dem Hauſe und ſegnen die Königin für ihre Milde! — Düvecke behält alſo gewiß nichts von dem Gelde und den Gaben, welche die Königin gewiß deßwegen durch Düvecke's Hand austheilen läßt, damit ihre Sünde des Ehebruches geringer werde.

Iſabella, ſich nicht bewußt, daß ſie dergleichen Wohlthaten ausſpende, erröthete faſt vor Beſchämung. Sie ließ ihren Schleier nieder und hätte es lieber beweint, daß ſeine Düvecke ſo gut und wohlthätig ſei, wenn ſie ſich nicht dieſer Thränen geſchämt.

Der dumpfe Lärm auf der Straße unterbrach jedes weitere Geſpräch; und als endlich die Menge bis auf einige nachlaufende Buben vorübergewogt und ſie Muth und Beſonnenheit — wie ſie meinte — wieder erlangt, ſchwebte oder ſchwankte vielmehr das edle Weib, welches das Unglück übernommen, das ihr Andere bereitet — wie der Herzog gemeint — in das Haus hinüber, ſo leis, als ſolle ſie Niemand hören, und ſo mit eingezogenen Sinnen, wie die Schnecke mit eingezogenen Fühlhörnern, als könne ſie ſich dadurch unſichtbar machen.

Niemand hielt ſie im Hausflur auf; Niemand begegnete ihr auf der Treppe; ſie ſah Niemanden auf dem Saale. Sie mußte ſich erinnern, welche mächtige Verwandten ſie habe, unter deren Schutze ſie hier in der Ferne ſo ſicher ging, wie an goldenen Ketten geleitet. Und doch ſtand ſie angſtvoll mit klopfendem Herzen, und die höchſte Freude und der ſtechendſte Schmerz durchzuckten ſie, als ein kleiner Knabe mit goldenen Locken und roſigen Wangen aus der nur wenig geöffneten Thüre ſah, herausſprang, ſie an der Hand faßte und bat: Wenn du was willſt von meiner Mutter oder von meinem Herrn Vater, komm nur herein und fürchte dich nicht! Meine Mutter putzt die kleine Iſabella an! Das ſollſt du einmal ſehen! Bei uns iſt heute Taufen! Ich kann es ſchon und habe es Vormittags mit den Kindern geſpielt. Komm nur herein! Ich bitte dich! Iſt es aber was Wichtiges, ſo ſtecke dich nur hinter die Großmutter; die hilft dir gewiß aus der Noth. Sie iſt aber jetzt im Garten, nach den kleinen Bettchen!

So freundlich bittend zog ſie der Kleine hinein.

Drin im Zimmer war ſie angenehm überraſcht. Es war die Wohnung einer anſcheinend glücklichen Mutter, die heut ihr ſchönſtes Feſt begeht und ein Geheimniß der Liebe, ein Werk der heiligen Natur, das ſie verborgen durch all ihrer Kräfte Wunder gebildet, den Menſchen zeigen und es einweihen will zu einem frommen Leben auf der Erde, die es für kurze Tage betritt. — Hier hingen breite bunte Bänder über die grüne Lehne des Seſſels; dort ſaß ein Spitzenhäubchen auf einer angegoſſenen Flaſche Wein, daraus ſie das Kleine gewaſchen, und ſelbſt in dem noch halb vollen Weinglas ſtanden einige Blumen, die wahrſcheinlich der kleine Hans darin aufbewahrt und die er zuvor dem Schweſterchen gebracht.

Sehen Sie nur den kleinen Schelm, ſprach Düvecke zürnend und doch lächelnd, hat er nicht dem kleinen Windelkinde das ganze kleine Mündchen voll Zuckerbrot geſteckt aus Wohlmeinen! — Aber das Kind wäre bald erſtickt — und ich wäre vor Schrecken und Kummer geſtorben! Da ſehen ſie nur, wie es ſchläft!

Düvecke ging auf leiſen Zehen zur ruhenden Wiege, hob mit den Fingerſpitzen den Schleier empor, und darunter blühte im Schlaf ein liebliches Mädchen. Dieſe ward es nicht müde, es zu zeigen, Iſabella nicht müde, es zu ſehen, denn der Anblick zündete eine unerſättliche Begierde, eine heilige Sehnſucht in ihr an. Dann ſahen ſich beide Frauen in die Augen, und beiden gingen ſie über; dann ſchloſſen ſie ſie beide und athmeten kaum.

Denn einfacher und lieblicher war die Königin nie empfangen worden, als mit dieſer ſtillen Sprache der Natur und den Zeichen eines wirklich gelebten Lebens. Schöner hatte ſie nie ein Weib geſehen, das tauſend Mal ſchöner war durch den empfundenen Neid, daß ſie alle das Ihre beſitze oder alles Glück des Lebens ſtatt ihrer. Düvecke ging nur in einfachem weißen Kleide, aber ihr Wuchs beklomm ihr den Athem; Nacken und Hals und Bruſt umfloß das weichſte, reichſte blonde Haar, und die blauen Augen hatten ſo ſchwermuthſelig geblickt! Aber die Wangen waren ſo blaß wie Blüthenſchnee, ihre Lippen nur leiſe roth wie ein weißes Roſenblatt im Purpurſchein des Abends! Sie faßte ſo viel Reiz, ſo viel überdrängende Wehmuth nicht. Sie mußte ſich ſetzen — und der Kleine brachte ihr ein großes Stück Kindtaufenkuchen auf dem kleinen Handteller, der feingewirkt und ſchöner und koſtbarer, als ein goldener Teller, ſanft blühte wie ein Lotus. Sie zog den Knaben zwiſchen ihre bebenden Kniee, in ihre Umarmung, küßte ihn unerſättlich und preßte zum erſtenmal ein Kind ihres Mannes an ihre ſtürmiſch-klopfende Bruſt, an ihr getäuſchtes, leeres Mutterherz. O, wie liebte ſie ihren Gemahl in dem Kinde! Und gleich einem guten Weibe aus der homeriſchen Welt, wie wenig konnte ſie der verwünſcht-ſchönen Mutter desſelben zürnen — weil Er ſie liebte — und ſie nicht! O, das war nur ein Schmerz über alle Frauenſchmerzen, aber kein Haß und keine Rache — bloße bitterſüße Wehmuth einer guten, wahrhaft liebenden Seele.

So waren ihre Empfindungen.

Aber Düvecke hatte ihre Augen geſchloſſen, denn ſie hatte die Königin auch in der einfachen Kleidung erkannt. Frau Sigbritte, ihre Mutter, war indeß durch das Zimmer gegangen und hatte nur die an der warmen Sonne auf blühendem Roſengeſträuch im Garten geſonnten weißen Bettchen für das Taufkind leicht zu Füßen der Wiege gelegt. Das Kind war aufgewacht. Düvecke nahm es aus der Wiege auf, drückte es noch einmal feſt an ſich und küßte es wie mit dem letzten Kuſſe; dann legte ſie es in die von der Mutter gebrachten weißen Bettchen, band ſie mit den Bändern zu, nahm es auf ihre Arme und kniete ſo mit dem Kinde auf einmal vor der Königin hin und ſprach mit geiſterhafter Stimme, das gute Weib überraſchend:

O Königin! nehmt das Kind von mir — es iſt mein — und es ſollte Euer ſein! Nehmt es nur einmal auf Eure Arme, Euch und mir zum Troſt! Mir brennen die Hände von dem kleinen Engel, den ich nicht verdient, der ſo unſchuldig iſt, wie ſeine Mutter ſchuldig — ſcheint, und doch nur unglücklich iſt; wenn das kurze, bald geſprochene Wort, das die Luft ſo leicht trägt wie Nachtigallengeſang, ach, wenn das Wort einen Zuſtand ausdrückt, deſſen Elend unabſehbar tief und unabwerflich ſchwer iſt! Ich bin nur getäuſcht und betrogen — wie Ihr! Aber Ihr ſeid nicht ſo elend, wie ich — denn Euch fehlt nur das Glück — ein Glück, das mich zu Boden drückt! Tödtet mich und die Kinder — auch das Kind! —

Bei dieſen Worten ſank das Kind mit ihren Armen auf den Schooß der Königin, und ihr Haupt ſank nach und ruhte auf den Knieen der erſchütterten Iſabella, die kein Wort hervorzubringen wußte und doch dem kleinen Kinde zureden mußte, weil es auf einmal ängſtlich und laut zu ſchreien zwar anfing, aber auch nicht mehr aufhörte, bis es erſchöpft keinen Athem mehr hatte, dann eine Weile ruhig ſchien, bis es wieder jämmerlich aufſchrie und nicht zu beruhigen war.

Die Königin war mit ihm aufgeſtanden, und ſich in die Unruhe und Sorge und Angſt einer Mutter träumend, ging ſie mit ihm die längſte Zeit im Zimmer umher und wiegte es auf den Armen und klopfte mit flacher Hand nach Weiſe der Wärterinnen das Bettchen, um es zu beruhigen. Umſonſt. Es ward nur ſchlimmer; und aus Angſt tanzte ſie ſingend ſogar mit ihm oder zerſchlug faſt mit den zitternden Fingern der rechten Hand die Scheiben des Fenſters, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Umſonſt. Und Düvecke lag indeß bewußtlos mit dem Geſicht auf dem Seſſel, von welchem die Königin aufgeſtanden. Der kleine Hans weinte und hing ſich bald an die Mutter, bald in die Gewande der Königin, deren Angſt immer ſtieg. Das Kind ſchrie noch einmal auf aus ſeiner Erſtickung, dann war es ruhig und hatte keinen Athem mehr; denn es ward blaß, es ſtreckte ſich aus — es ward ſteif wie von Holz in dem Bettchen; — ſie ſtand — ſie ſahe — ſie horchte — es athmete nicht mehr — — das Blut ſchoß ihr ins Geſicht — ſie ſtarrte — ſie hörte, ohne mehr zu hören — — — das Kind war todt.

Das Kind iſt todt! rief ſie entſetzt.

Auch dieſes für ſie gräßliche Wort hatte Düvecke nicht gehört — nur der kleine Knabe war fortgeſprungen. Und ſo ſaß denn die Königin auf einem Seſſel, gedankenlos und rathlos das Kind auf ihren Knieen ſanft hin und her wiegend. Sie hatte die Augen zu vor dem Anblick, und ſie und das kleine Mädchen ſchienen beide nur ſanft und leicht zu ſchlummern.

Da trat der König ein.

Sein erſter Blick fiel auf die ſchöne Schlummernde mit ſeinem Kinde; und mit leiſen Tritten ging er näher und blieb vor ihr ſtehen und ſah ſie lange an.

Erwache! ſprach er mit ſeiner gebieteriſchen Stimme. Schlage die Augen auf! Sieh mich an!

Iſabella hatte kaum den Muth, den Kopf in die Höhe zu heben. Sie erkannte ihren Gemahl, den König. Aber gehorſam ſchlug ſie die Augen auf, und gehorſam ſahe ſie ihn mit ihren treuen Augen groß und unbewegt an — und die Geiſter ſpielten in dieſem gegenſeitigen Blicke ein geheimnißvolles Spiel des Himmels und der Hölle, und auf dem Blicke der Königin ſtiegen wie auf einer Brücke aus Regenbogen Engel auf und nieder; und auf ſeinem Blicke — wie aus der verfinſterten Sonne, die zwiſchen ſchwarzen Gewitterwolken herniederſtrahlt — zuckten die Geſpenſter, die Reue, das Mitleid, der Betrug, der Zorn und die Wuth, aber alle gefeſſelt von der Scham.

Sie wendete ihr Auge, ſenkte den Blick auf das Kind, unhemmbare Thränen ſtürzten hervor; beide, Mann und Weib waren wieder aus jener Entfernung und Entfremdung der Geiſter auf der Erde, hier in dem Zimmer eingekehrt, und der Himmels- und Höllentraum war vorüber.

Wie kommſt du hierher? Was machſt du hier? herrſchte er ſie an. Doch davon nachher! Gieb mir das Kind!

Sie ſtand mühſam auf, kniete hin, ſah nieder, hielt es ihm empor und ſprach mit kaum hörbarer Stimme: Da haſt du dein Kind! — Das Kind iſt todt.

Todt! ſchrie Düvecke, die wieder zu ſich gekommen, und fuhr dämoniſch empor. Aber ſie konnte nur herſehen, nicht herbeikommen, denn die Füße verſagten ihr den Dienſt.

Todt! wiederholte der König und ſtampfte mit dem Fuße. Zittre!

Todt? ſchrie Frau Sigbritte, die leiſe genaht war und hinter dem König geſtanden. Sie riß es ihm von den Armen, legte es auf den Tiſch und band ſeine Bettchen auf.

Es iſt todt; ſagte die Königin ruhig. Aber ich zittere nicht. Es erſtickte vor Angſt und Geſchrei.

Die Bettchen waren inwendig voll Blut. Frau

Sigbritte hob es daraus; aber es war keine Wunde an ihm zu ſehen, und es blutete doch.

Die Frau hat mein Schweſterchen todt gemacht! ſagte der kleine Knabe, und ich habe ihr doch Kuchen gegeben! Aber die Mutter hat es ihr geſagt, ſie ſoll das Kind todt machen und ſie dazu! Ich hab' es gehört; und als Schweſterchen anfing zu ſterben, lief ich nach Hülfe zu Euch, denn die Mutter war auch ſchon todt. Ach, mein Vater, mein Vater! Du kannſt ja ſonſt Alles, Alles! Mache mein Schweſterchen doch auch wieder lebendig! Ich bitte dich und bin dein lieber Sohn — ich gebe dir Alles, was du mir gegeben haſt, ſelber die Trommel! — Und nun lief er herum, las die Spielſachen auf und häufte die kleinen, lieblichen, ſtummen Bilder des Lebens um das kleine, liebliche, ſtumme Bild des Todes.

Die Königin ſtand da in einem unglaublichen und doch ſchrecklichen Verdacht und ſprach kein Wort. Aller Augen waren auf ſie geheftet; nur Düvecke hatte ſich über ihr Kind gebeugt, faltete ihm die kleinen noch warmen Händchen und bettete es ein wie zum Nachtſchlaf, und ſprach aus mütterlichem Irrſinn laut und inbrünſtig und doch troſtlos die jetzt erſchütternden Worte: Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes! Gehe ein in deines Vaters Reich! — So kommen ſolche Kinder um! Früher oder ſpäter, und Niemand hoffe Freude zu erleben aus der Sünde! Gehe zu deinem wahren Vater und meinem, weine dort nicht und klage mich nicht an, denn ſage ihm, du kleiner Engel, ich käme bald nach!

Plötzlich fuhr ſie auf: Eine Otter! eine Otter!

Und in der That ſchlüpfte eine ſchwarze, ſelber ermattete Otter, giftig und gräßlich genug für das kleine zarte Kind, aus ſeinen Bettchen hervor, die in der warmen Sonne auf den Hecken gelegen. Sie fiel vom Tiſch auf die Erde, und der König trat ihr den Kopf entzwei. Dann ſank er ſeinem Weibe in die Arme, die ihm wehrte. Er küßte ſie auf die Stirn, aber ſie wehrte ihm auch das. Denn von dem Allen im Herzen zerriſſen, führte Sigbritte ihre arme Tochter fort; der König und die Königin ſahen ihr nach; der Knabe ſtand zwiſchen Vater und Mutter bedenkend — dann lief er der Mutter nach, und der König ſeinem Knaben.

Die Königin aber ſtand allein im Zimmer, drückte noch einmal, ſich langſam umſchauend, das Bild des Ganzen und aller ſeiner Theile ſich tief in die Seele, wie eine Scene vom fernſten, äußerſten Sterne, oder aus einem Geiſterſchloß, das ſie einmal betreten und nie wieder; dann verließ ſie es langſam und ſahe ihren Weg kaum vor Thränen.

## VII.

## Die Kirſchen.

Nun wäre es ſchwer zu ſagen geweſen, welche von den beiden Frauen in der auf dieſen Tag folgenden Zeit mehr gelitten, ob die Königin Iſabella, oder ſein wahres Weib Düvecke, für welche er Alles that, was ſelbſt der gemeinſte, ehrlichſte Mann für ſein Weib nur zu thun vermag, und keinen Begriff davon hatte, daß ſie, von ſolcher und ſeiner Gunſt umgeben und wie auf Händen getragen, ſich unglücklich fühlen könnte. Die Königin ſah ſich an der Ehre gekränkt, auf welche das gemeinſte Weib die gerechteſten Anſprüche macht; ſie ſah ſich ein Glück vorenthalten, das ſie über Alles mit Wonne erfüllt hätte, und ſie war nichts, da ſie gleichſam nur eine Puppe war, die ſich ſogar ſelber an- und auskleiden, Speiſe und Trank genießen und in eine mit ſechs Pferden beſpannte Staatskutſche ſetzen und die Hand zum Kuſſe ausſtrecken konnte, und eine Puppe Demjenigen war, deſſen Weib mit allen ſeinen Titeln und Würden, natürlichen Freuden und Segnungen ſie ſein ſollte. Aber *ſie war unſchuldig*, weil ſie das Alles nicht that, was ihr geſchehen, ſondern nur litt, aber ſehr ſchmerzlich litt, weil ſie *Den* liebte, von welchem ihr die Leiden *bereitet worden* waren und noch gehäuft wurden.

Düvecke war an einer andern Ehre der Frauen gekränkt und darum betrogen; ſie litt unſchuldig auch, aber doch in Schuld geriſſen und ſchuldig fortwährend

— aus Mutterliebe. Sie war aber obendrein ſchuldig um einen Ungeliebten, der ihr täglich grimmiger verhaßt wurde, durch ſeine Sicherheit im Unrecht, und jede ihrer Klagen verlacht hätte, die eine, um das Kind, ausgenommen, das auch ſein Kind geweſen. In dieſer Klage verbarg ſie ſich vor ihm.

Aber der höchſte Schmerz iſt nicht der Schmerz um uns; das tiefſte Leid empfinden wir um das Weſen, das wir lieben, wenn es leidet; ſo wie wir hingegen das höchſte Entzücken genießen, wenn es glücklich iſt, glücklich durch uns, oder überhaupt nur ſchön und rein da in dieſer Welt, die Jeder ſeine Wohnung nennt und nennen darf. Und ſo hatte Torbern eine Schwermuth eingenommen, ein Gram um ſeine arme Düvecke wie giftiger Thau ſich um ſein Herz gelegt, und ſeine Gedanken und Gefühle ſo verdüſtert, daß bei ſeinem ſtolzen und reinen kräftigen Weſen irgend eine gewaltſame That daraus reifen mußte. Er fühlte die alte Liebe, aber auch den neuen Haß, der ſein Weſen ganz durchbeizt hatte, und die annahende Rache an Dem, der ſie ſchon um ſeinetwillen verdient, wenn nicht um ſein ganzes Vaterland. Und wenn Sigbritte nicht Düvecke's Mutter geweſen, ſo hätte Dieſe am erſten die Rache verdient — — — aber ſo lange ſeine Geliebte lebte, die er am heiligſten ſchonen wollte . . .

Da kam ihm ein Gedanke! Ein rettender für ſie, für ſein Vaterland, und darum auch nicht ſo verderblich für ihn — wenn er auch mit unterging! Er hätte ihn aber vielleicht wieder aufgegeben oder bedingt und geändert, wenn das Geſchick ihn nicht übereilt. Denn alle Menſchen gleichen Liebenden darin, daß ſie Gedanken um Gedanken faſſen, aber nicht feſthalten, nie aber ſich ſelbſt, nur ihre Entwürfe tadeln und gewöhnlich denjenigen von ihnen ausführen, welcher zu der Zeit erſcheint, wenn ſie die Umſtände drängen, zu handeln. Daher überall ſo viel Uebereiltes, Ungeprüftes und durch Mangel an Vorbereitung übel Ausgeführtes — und hinterher ſo viel Mißvergnügen und Reue, bis dieſe durch neues, eben ſolches Handeln zurückgeſtellt werden in die ungeheuren Räume der Seele, die von dem größten Tyrannen ſeiner ſelbſt — von dem Menſchen, zu einem großen Bagno voll allerhand Geſindels gemacht wird. Ein Liebender aber will und wählt das Alles noch raſcher und heftiger.

Er war bei Düvecke geweſen. Denn ſie hatte immer mehr eingeſehen, daß ein Mädchen nicht beſſer thun kann, als Den zu heirathen, der ſie liebt, weil ihr bei ihm am weichſten gebettet iſt; indeß ſie gewöhnlich ſich ſelber betrogen hat, wenn ſie Den nimmt, den ſie liebt, denn gewöhnlich mißbraucht er ihre Güte und Treue. So war ſie nun faſt zärtlich gegen ihn, aber ſchweigſam. Sie hatte bei ihm geſeſſen, mit ihrem Haupt auf ſeiner Schulter geruht, während er ſie umſchlungen gehalten, und hatte vielleicht auch ſtill geweint. Endlich hatte ſie ihm geſagt: Torbern! — zum Leben habe ich dir nichts geholfen — aber zum Tode hilfſt auch du mir nicht? Ihr ſeid doch ſchwache Männer! Männer, denen am Ende Alles gleichgültig wird, oder die es gefällig ſogar ertragen, wenn ihrem Liebſten auf Erden ſelbſt das Leben zur Laſt geworden. Gehe, du biſt nicht beſſer als Alle! Du weißt es, oder ich ſage es dir: die Frauen thun wenig von ſelbſt, was ihnen Noth thut, aber ſie dulden Alles, und laſſen es freudig geſchehen! . . . Du haſt mich nie geliebt! . . . Ach, wer ſterben könnte! . . . Aber ich ſehe es von Tag zu Tage, ſelbſt an den tiefſten Leiden ſtirbt ſelbſt eine Mutter nicht! — ſie begräbt, was zu begraben iſt, und lebt ſo fort — wenn das nicht ſchlimmer als Tod iſt, wie ich lebe! . . . O Torbern, Torbern! ich habe wahrlich edler von dir gedacht — und hätte dich bald geliebt — aber freilich . . . ich bin es nicht mehr werth! — —

Sie hatte ſich demüthig und kleinlaut von ihm abgewandt und war, was ſie nicht geahnet, zum letzten Mal ſchlafen gegangen, und hatte ihren Knaben aus ſeinem Bettchen zu ſich in ihr Bett genommen — wie Torbern, noch ſitzen bleibend, aus dem Nebenzimmer gehört. — Sie achtete alſo auch ihn nicht mehr! Und dies und ihren Schmerz ertrug er nicht länger, und wußte ihn auch nicht zu enden.

So geſtimmt hatte er am Morgen ſeine Schweſter beſucht. Sie wußte, daß er alles Artige und Schöne der Düvecke hintrug, um ihr ein Lächeln abzugewinnen und ihr Freund zu ſcheinen; denn er fühlte zu rein, um es ohne Bedingung zu ſein. Heute hatte ſie in einem niedlich gearbeiteten zarten Blumenkörbchen eine reichliche Hand voll Kirſchen daſtehen, die erſte Frucht des Jahres von den Bäumen; denn die frühſte, die Erdbeere, trägt noch die Erde faſt unmittelbar. Dieſe wunderſchönen lieblichen Gaben und Werke des Himmels und der Erde waren vergiftet. Er ſelbſt, wußte ſie wohl, würde keine davon eſſen, und ſie durfte ihn alſo nicht warnen. Auf Dürecke aber war die Vergiftung gemünzt; denn die Familie der Torbern war der Meinung, er werde ſie heirathen, ſie dem König entziehen und mit ihr heimlich irgend wohin gehen — wo er unbedeutend, ja Nichts war; denn ſelbſt jeder Pfennig gilt nur da am meiſten, wo er geſchlagen iſt, einen Pfennig; und der Schulmeiſter am meiſten da, wo er ſchlagen darf, in der Schule. Torbern nahm in ſeiner Weiſe auch wirklich das kleine Körbchen in Anſpruch, und die Schweſter ſchlug es ihm nicht ab — aus Adelſtolz, ſelber aus Vaterlandsliebe. Denn ſo lange die Frauen alle, oder nur die Mütter in einem Lande nicht willig ſich unterjocht fühlen, ſo lange bleibt es frei, oder ſteht wieder auf, und lägen eiſerne Balken über das ganze Land. Torbern hätte nun kaum einen Verdacht gefaßt, wenn nicht das Töchterchen der Schweſter eine Kirſche [illegible]hen wollte. Die Mutter aber hatte es geſehen, [illegible]aß geworden vor Schreck, aber mit größter Faſſung hinzugetreten und hatte nur dem Kinde die Unart verwieſen. Sie hatte in der nachwirkenden Rettungsangſt das ganze Körbchen zum Fenſter hinauswerfen wollen, aber auch das unterlaſſen, und war erſt nach mehrmaligem Hin- und Herziehen desſelben zufrieden geweſen, daß ſich Torbern desſelben für ſeine Düvecke bemächtige. Sie war hochroth dabei geworden, war ihm noch einmal nachgeeilt, als er damit geſchieden, und hatte dann in Gedanken die Hände gefaltet.

Er wußte nicht, aber ihm war das recht, was er ahnete. So ging er zu Düvecke und lächelte höhniſch das Bild des Königs an, das in ihrem Zimmer hing, und ohne helfen oder ſchreien oder das Schwert ziehen zu können, ſtill Dem würde zuſehen müſſen, was nun geſchehen mochte.

Düvecke kam; und kalter Schauer durchrieſelte ſein Gebein. Er ging dem ſchönen, edeln, hohen und doch ſo zarten Gebild mit der heftigſten Auffiedung aller Gefühle entgegen. Sie erhob die Hand vor ihm. Sie ſenkte die Hand, ſenkte das Köpfchen mit dem vollen blonden Haar, ſie ſenkte das große blaue Auge — und er umſchlang ſie, und drückte ſie einen kurzen Augenblick — aber für ihn eine Zeit, die der Ewigkeit der Liebe gleich galt, an ſein blutendes Herz. Er empfand das vollſte reinſte Lieben — nicht Liebe, denn ſeine Gedanken waren hoch über dieſe erhoben; es war etwas Anderes, was ihn wie Geiſt der Welt durchfloß und durchwehte — eine unausſprechliche Milde und Strenge, ein unausſprechliches Achten und Verachten zugleich.

Torbern! lispelte ſie, es iſt genug.

Es iſt genug! wiederholte er betrübt und doch beſonnen; es iſt genug, es wird genug ſein. Genug iſt das Wort, was allein mit der Welt zu verſöhnen vermag. Denn alle, alle Freuden, alle, alle Leiden finden endlich ihr genug! — und die Welt iſt ſchön! — und ihr Erdenker und Meiſter ſei hochgeprieſen!

Düvecke hatte zu dieſen wie ein Gebet von ihm feierlich geſprochenen Worten die Hände gefaltet, ſeufzte unwillkürlich und lächelte ihn dann unwillkürlich lange an. So vergingen ihre Seelen in einander, verbunden durch ein Großes, Ewigſchönes und Liebevolles, voll einer Liebe, unahnbar höher, als was Menſchen gemeinhin darunter meinen: — ihre kleine Leidenſchaft für einen kleinen Kreis gemeſſen, den noch nicht der Tauſendſte ganz damit ausfüllt und beglückt.

Darauf erging es ihm, wie es ſeiner Schweſter ergangen, welche, angeſtiftet von ſeiner ganzen ſtolzen Familie, als die Waffe derſelben gegen ihn erſchienen war. Nämlich auch hier bei Düvecke langte ihr kleiner Knabe zuerſt aus Kinderluſt nach den Kirſchen — er ſprang auf, er riß die kleine Frucht von dem kleinen Munde des Kindes, mit welcher es vor demſelben ſpielte, indem es ſie an dem Stiele davor rollte und wiegte. —

Um Gotteswillen nicht! — Du nicht! hatte er, von ſich ſelbſt übereilt, dazu ausgerufen — und Düvecke, noch ihr geſtriges Geſpräch mit Torbern im Sinn, und ſeine heutige Feierlichkeit und ſeinen düſtern Ernſt, ſein inneres Glühen und ſeine Unſicherheit vor Augen

— erſchrak jetzt vor dem Wort einen Augenblick, erröthete, erblaßte, ſtand auf, ging ſtill im Zimmer umher, blickte das Bild des Königs ſtarr an, ſetzte ſich dann wieder zu Torbern und gab ihm die Hand.

Und ſo aß ſie von den Kirſchen.

Torbern empfand die tödtlichſte Angſt; denn auch er ſollte und wollte von dem kräftigen, friſchen, jungen ſchönen Leben ſcheiden; er ſtand auf, trat an das Fenſter, legte die heiße Stirn an die kühlen Scheiben, vergaß ſich aber in der tiefen, dunkeln Höhle des Jammers, worin er verſunken war, und als er ſich endlich raſch umwandte — hatte Düvecke alle Kirſchen gegeſſen.

Alſo für mich iſt keine geblieben? fragte er tief betreten.

Keine! antwortete ſie; du haſt ſie ja mir gebracht.

Dann ſetzte er ſich zu ihr. Sie ſprachen von gleichgültigen Dingen — von des Königs Zukunft — von der Königin — von dem neuen Glauben, gegen welchen Frau Sigbritte hatte verbieten laſſen zu ſchreiben und zu lehren — von dem großen, einzigen Verdienſt ihrer Mutter, welche Gott vielleicht bloß deßhalb an ihre hohe Stelle geſtellt, um dem wahren Licht zum Leuchter zu dienen — daß ſie ihr Schickſal erfüllt — von ihrem künftigen Geſchick — von ihrer wohl möglichen Heimkehr ins Vaterland — von Düvecke's Vaterlande — von ihrem Vater — ihrer Kinderſtube — ihren Kinderſpielen — ihrer Wiege. Düvecke war erweicht und zerfloß in Thränen. Sie empfand eine eiſige Kälte in den

Fingerſpitzen; dann ließ ſie ihn ihre weißen, ſchönen Arme anfühlen — ſie waren eiskalt. So nahm die Kälte ſie nach und nach ein; ſonſt fühlte ſie keine Schmerzen, ſondern nur eine Müdigkeit und eine Schläfrigkeit, voll eines unſäglichen, nie mehr gehofften Wohlſeins, das zuletzt bis zu den ſeligſten Träumen ſich ſteigerte, die ſie ihm erſt vernehmlich, dann immer unzuſammenhängender und leiſer — wie einem einſchlafenden Kinde erzählte. Und das Kind war ihr eigenes einſchlafendes Leid, das ſie in der Welt von ihren geliebteſten Angehörigen erfahren.

Torbern ſtand Unausſprechliches aus. Seine Vermuthung war nun ſo gut wie Gewißheit geworden; und er erſchrak nun, als hätte ihn der Donner mit ſeinem Strahle berührt, der eben jetzt nur irgendwo da draußen in die See niedergefahren war; aber der Donner rollte furchtbar über ihren Häuptern, und das Haus ſchütterte von ſeinem dröhnenden Halle und verrollenden Nachhall.

Da ſtürmte es eilend die Treppe herauf, es pochte an die Thür haſtig und bebend, und Torbern's Schweſter ſelbſt trat bleich herein — ſie wollte reden und konnte nicht, denn ſie verſtummte vor dem Anblick. Düvecke war aufgeſchreckt von dem Wetterſchlag — ſie ſah, ſie begriff. — Torbern's ihr wohlbekannte Schweſter war raſch an den Tiſch getreten, Düvecke aber nickte ihr, wie ſehr verbindlich dankend, zu und reichte ihr das leere Körbchen hin.

Der Donner entlud ſich wieder mit einem furchtbaren Schlage — die bleiche, geſpenſterhafte Geſtalt war verſchwunden — die himmliſchen Regen rauſchten hernieder, erquickten das Land, und Düvecke athmete auf in der Friſche und fühlte ſich friſch erquickt — einen Augenblick — den letzten.

Er wollte Hülfe rufen — einen Arzt herbeiholen — wenigſtens ihre Mutter Sigbritte rufen. — Aber ſie wehrte ihm Alles durch leiſe Zeichen.

Nun trat ſeine Kraft ein. Die That war entſchieden, die Wirkung mußte groß und gewaltig ſein. Er bereute nicht — ſeine Düvecke ſchien endlich wieder glücklich, ja ſie ſollte bald ganz ſelig werden — denn ſie war ja ohne Sünde, wenn auf Mutterliebe und Verehrung der Aeltern die alte Verheißung ruht — dachte er. Er freute ſich nun ſogar, daß die Geliebte in ſeinen Armen ſterben würde, daß ſie ihm noch zuletzt erſt, ganz zuletzt, wenn kein Augenblick der Beſchämung für ſie mehr darauf folgen konnte — daß ſie ihm dann als rein, allein wahr und ewig geltend das Wort als Vermächtniß ſagen werde: Torbern — ich habe dich geliebt! —

Aber es kam anders. Düvecke begehrte nach ihrer Mutter! — Es iſt billig und kindlich, daß ich da den letzten Augenblick des Lebens vollbringe, wo ich den erſten angefangen — wo ich ſo ſelig war — an der Mutter Bruſt! Ich bin glücklich, vor Tauſenden glücklich, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; wenn es andern Kindern gut geht und in der Ordnung der Natur, ſo ſterben ihnen die Aeltern erſt, und ſie ſterben in der Kinder Armen — wenn es ihnen ſo wohl geworden! — Ich, ich kann da ſterben, wo ich zuerſt gelebt — und nach mir bleibt die Welt noch voll und ganz — es bleibt Alles übrig und da, was ich je gekannt, und ich — nur ich war ein Traum! — Torbern, leb wohl! Auf Wiederſehen! Dort will ich dir danken — hier haſt du mir nicht Zeit gelaſſen — deine Kirſchen ſind gut!

Sie reichte ihm die Hand, aber konnte ſie, oder wollte ſie nicht drücken. Er war außer ſich. Sie mochte ſich fühlen, ſie eilte wankend und ſchwach von ihm weg — zur Mutter, bei der ihr Knabe ſchon war.

Es war düſter geworden. Der Mond ſchien ihm hier in das Zimmer, wie er ihm dort in Bergen in Sigbritte's Hauſe vom Meere herein in das Zimmer geſchienen, und, kam es ihm ſo vor, ſo ſaß auch die Eule wieder auf dem Hauſe und kreiſchte, ihn ſchmählich an ſein verlorenes Leben erinnernd.

*Und wie damals ſtürzte er fort.*

Frau Sigbritte hatte nach dem Könige geſchickt. Er kam. Er ſchien nicht raſend, ſondern er raſete wirklich. Und der fortdauernde Tod ſeiner geliebten Düvecke, ohne die ihm Reich und Leben und Welt keinen Werth mehr hatten, erhielt ihn in fortdauerndem Wahnſinn, durch den er ſich willig, ſichtlich, ja freudig ſein Grab wühlte.

Jetzt zuerſt ließ er die Königin holen — ſie ſah, wie er die Todte immer wieder aufriß und an ſeine Bruſt preßte — ja ſie ſah ihn weinen und mußte endlich das Wort von ihm hören: Das haſt du gethan! ihr gethan — und mir gethan — und . . . . wiſſe es, dir gethan . . . durch deinen Beſuch. — Jetzt geh!

Dann blieb er bei ſeiner Düvecke, beſorgte Alles ſelbſt, was zu dem prachtvollen Begräbniß gehörte, in welches ſehr Viele ihren Schmerz und ihr Unrecht an den Lebenden verſtecken und verbauen, und verließ die holde Geſtalt nicht eher, bis ihr ſchönes Geſicht in die Erde geſenkt war. Wenn aber bei den meiſten Todten endlich der heitere Kern ihrer Seele nach den überſtandenen Schmerzen des wirren Lebens wieder als Heiterkeit und als ſeliges Lächeln auf ihrem Antlitz und um ihre Lippen auftaucht, zur ſchönſten Beruhigung, ſo war hingegen auf der jungen, ſchönen, blaſſen Düvecke zwar nun ruhevollem Antlitz, das bei ihrem Leben immer mild und geduldig gelächelt hatte, nun ein Schmerz und eine Bitterkeit, gleichſam aus dem tiefſten, verborgenſten und verhüllten Herzen aufgeſchlagen, die den Beſchauenden je länger je mehr beſtürzten und ihrem Schickſal die heißeſten Thränen erregten.

## VIII.

## Der König ſoll Burgemeiſter werden.

In der Mitternacht nach ihrer Beſtattung ließ der König den Schloßhauptmann Torbern Ore im Bett ergreifen und vor ſich führen. Er dachte durch die Ueberraſchung — denn Furcht kannte Torbern nicht — ein Geſtändniß von ihm zu erhalten, vollends in dieſer erſten Nacht nach dem Begräbniß, wo der Schmerz um einen dahin geſchiedenen Lieben am größten iſt, die Welt uns am wenigſten werth und die Seele wunderbar geſtimmt, zu Aufopferungen jeder Art, wie zur Wahrheit geneigt und bereit, immer aber weich und der ſonſtigen Stärke baar. Für die Vorausſetzung aber, daß die Königin Iſabella, ihre entfernten Anverwandten oder ihre nahen Diener und Liebediener Etwas oder Alles um Düvecke's Hinopferung wüßten, hatte der König ſeiner Gemahlin befohlen, ungeſehen gegenwärtig zu ſein; und ſie ſaß auf ſeinem Bett hinter den grünſeidenen, langen Vorhängen desſelben verborgen in ſtiller Angſt.

Als Torbern in des Königs Schlafzimmer getreten, das nur eine Kerze mehr zu verdüſtern ſchien, als erleuchtete, blieb der König mit dem Rücken gegen ihn gewandt am Fenſter lehnen, mit den Augen unter dem geſtirnten Himmel ſuchend und forſchend. So blieb er lange, Torbern zu lange, und dieſer ſchüttelte unwillig ſeine Ketten an den Händen.

Nur Geduld! ſprach der König, kehrte ſich endlich um, trat ihm bis unter die Augen und frug ihn ſtreng und eintönig: Was haſt du gethan?

Ich meinte es hier zu erfahren, warum ich, als Mitglied des Reichsrathes und vom alten privilegirten

Adel, ohne Anklage, ohne Unterſuchung, gegen alles Geſetz ſchon in Ketten ....

Was Geſetz! fuhr der König auf. Ich kann ſie aufheben und geben — Ich bin alle Geſetze!

Torbern lächelte und ſprach dann wie ſich beſcheidend und achſelzuckend: Freilich, ſtatt aller.

Das wird ſich finden! trotzte der König, ſeinen Kopf in den Nacken zurückwerfend. Indeß, Torbern, du haſt mir immer treu und aufrichtig gedient, ich will wieder aufrichtig ſein ... du haſt die Kirſchen vergiftet, woran meine Düvecke geſtorben! — Er mußte eine Zeit lang ſchweigen vor der ihn überkommenden Wehmuth, aber er hörte doch Torbern's entſchiedenes: Nein! — Das hätte in Bergen geſchehen ſollen — meinetwegen! .... jetzt war das ja mir ganz überflüſſig!

Aber der arme Narr Faaburg hat mir geſagt: du habeſt Düvecke geliebt?

Ja! antwortete Torbern gelaſſen.

Wie? Du haſt dich unterſtanden! donnerte ihn der König an. Sie war ja mein.

Niemals! ſagte Torbern ſicher, aus Düvecke's Seele. Sie hat Euch gehaßt — wie die Sünde. Dem König Gehorſam! und dieſer treibt ſehr Viele in ſeinen Kreis — aber Liebe iſt frei, ſelbſt in ſeinen Armen.

Der König fuhr auf vor Zorn; aber er mäßigte ſich, als Torbern hinzuſetzte: Beruhige ſich Eure Hoheit — Düvecke hat auch mich nicht geliebt, ſondern fortwährend verſtoßen — bis ans Ende.

Alſo Neid! Rache!

Die kenne ich gegen keinen — Menſchen!

Menſchen? — Menſch! Du haſt ſie heirathen wollen, mit ihr in ein anderes Land gehen — aus meiner Schule — wo ich kein Schulmeiſter mehr ſei und keinen Knaben mehr ſchlagen — ihm den Kopf abſchlagen könne! Menſch! Frau Sigbritte hat mir das geſagt, leugne alſo nicht erſt!

Und wenn es wahr wäre, hätte ſich Frau Sigbritte wohl gehütet das zu ſagen! Ich aber ſage zu meiner und meines Geſchlechtes . . .

. . derer von Ore . . .

. . . zu meines Geſchlechtes, des alten, mächtigen, verbreiteten Geſchlechtes derer von Ore Ehre, daß ich nie eine Entehrte . . .

Der König verſtand, aber ſprach in höchſter Entrüſtung: Ich ehre blos, auch wenn ich ſchlage! — und ſchlug Torbern auf den Mund, und ſeine Lippen bluteten.

. . . Mitleid aber und Erbarmen habe ich herzliches mit ihr gefühlt! fuhr Torbern unbewegt fort. Mein Geſchlecht aber iſt das alte ſtolze Geſchlecht derer von Ore! — Mehr weiß ich nicht, und mehr ſage ich nicht; denn meine Vermuthungen ſind mein — und ich wünſche den Tod bald . . .

Er ſteht ſchon hinter der Thür!

. . . damit Viele leben. So ſchloß Torbern und ſprach kein Wort mehr, als höchſtens zu allen Androhungen und Bitten, Verſprechungen und Fragen dasſelbige Wort: Ich habe Alles geſagt, mir kann nichts geſchehen, als was mir lieb iſt, und am liebſten der Tod. Denn freilich, ſo bald ich begraben bin — ſteht Düvecke wieder auf! So glauben die Menſchen bei allen Hinrichtungen!

Und ſo blieb nichts übrig, als daß der König ihn ins Gefängniß führen ließ. Darauf mußte ſein anderer Geheimſchreiber, Steffen Hopfenſtein, nebſt ſeinem vertrauteſten Rathe, Klaus Holſt, vor ihm erſcheinen. Beide aber wußten oder hatten richtig vermuthet, was im Werke ſei, und hatten ſich dahin vereinigt, Torbern's Todesurtheil zu hintertreiben, damit ſie ihren Gebieter vor dieſer geſetzloſen Gewaltthat bewahrten, wodurch er, bei Mangel an allen Beweiſen, ſich ſeine wenigen Freunde im Lande, beſonders alle, die ſich noch für mächtig und frei, für ſelbſtändig oder doch für ſicher hielten, zu Feinden machen mußte. Auf ſeine Frage um ihren Rath antworteten ſie alſo, daß es nach reiflicher Ueberlegung am beſten gethan ſei, Torbern vor dem Reichsrath als Verletzer des königlichen Ehebettes anzuklagen.

Da ſtöhnte es leiſe hinter dem Vorhang, und er zitterte. Die beiden Räthe ſahen ſich nur betroffen um; doch es blieb ſtill, und ſie glaubten, ſie hätten ſich getäuſcht. Indeß, meinte Klaus Holſt, könnten Unſinnige die Anklage ſo verſtehen, als wenn die Königin gefehlt hätte, und die Unſchuldige für ſchuldig halten!

Es ſtöhnte wieder; und er brach ab.

Der König aber ergriff den Gedanken und befahl ihn auszuführen. Steffen Hopfenſtein aber freute ſich innerlich, daß der Reichsrath den Torbern auf dieſe Anklage freiſprechen werde und müſſe.

Die Freude der beiden rechtſchaffenen Männer war edel und wurde nicht zu Waſſer oder — Blut, ſondern ging wohl aus, wie ein Kindertraum; denn die Reichsräthe ſprachen Torbern von dem angeſchuldeten Verbrechen frei — weil es keines wäre, heirathen wollen; und da die Königin des Königs Ehefrau ſei, könne und dürfe er keine zweite gehabt haben.

Darauf aber war ein wunderlicher Aufzug zu ſehen: zwölf Bauern kamen in zwölf königlichen Staatswagen aus zwölf Dörfern um zwölf in die Stadt und auf das Schloß gefahren, wohin ſie der König hatte als Richter preſſen laſſen, um Torbern zu richten, der ihm tödtlich verhaßt war. Seinen Feinden und Verleumdern war durch den Haß des Königs — die Zunge gelöſ't worden; Frau Sigbritte war nur beſorgt, ſich ſelbſt zu erhalten; denn ihrer Tochter konnte Torbern nichts mehr nützen, ihr ſelbſt aber nur ſchaden, wenn er verriethe, daß ſie ihm Düvecke wirklich habe zum Weibe geben wollen. Sie war auch überzeugt, daß nur ſeine Verwandte deßhalb ihr die Tochter aus den Händen in die Hand des Todes geſpielt — und ſie durfte dem Könige nur klagen, daß ihre arme Düvecke ſo nicht geachtet, ſo ungerächt dahingegangen; ſelber nur leiſe durchſchimmern laſſen, daß ſie ſelbſt ſich nun auch zurückziehen wolle — um ſicher zu bleiben. Denn der König zählte den zwölf halbverſteinerten armen Schelmen von Bauern — die alle reiche Freibauern werden ſollten — eine Menge Thaten von Torbern vor, und ſie hielten ſich dadurch über den Reichsrath geſetzt und für ſehr ſpitzfindig, als ſie das Urtheil ſprachen: Den Oxen verdammen ſeine Thaten. Und dieſes unbeſtimmte Urtheil ließ der König — durch die ſchnellſte Enthauptung Torbern's vollziehen — während die Königin an der Spitze des Adels und der Reichsräthe ſammt dem Legaten Archembold in corpore vor ihm auf den Knieen lagen und baten.

Ihr kommt einzige fünf Minuten zu ſpät! ſagte er ihnen; und leider wird aus euch allen keine Düvecke — und kein Torbern mehr! Und im Himmel freien ſie nicht und laſſen ſich nicht freien — nicht wahr, ſo heißt es irgendwo, Herr Legat? Denn ihr Päpſtlichen glaubt das neue Teſtament nicht mehr, oder erſt halb . . . um nicht ganz zu fallen.

---

Mit dieſem Morde des Königs aus Liebe zu Einer war nur die Liebe Aller zu ihm aus. Wer und was nicht mehr in der Meinung der Menſchen als geglaubt oder gebilligt, für wahr gehalten oder doch da, als wünſchenswerth und erhaltungswürdig beſteht, Das und Der darf nicht erſt fallen — er iſt ſchon geſtürzt. Chriſtian II. hatte Torbern's Enthauptung*) gerade während des Reichstages — zum heilſamen Schrecken — vollziehen laſſen und wirklich die Abſicht erreicht, alles Vertrauen zu Vorſtellungen und Einreden dabei ſtumm zu machen. Dafür wurde von den heimkehrenden Mitgliedern desſelben die ingrimmigſte Unzufriedenheit wie eine Drachenſaat in das ganze Land geſäet, das ſie, gleich dem Acker, ſtill und ſtumm und lange nur keimend und ſchwellend in ſich behielt — bis zu günſtiger Witterung vom Himmel. Gehaßtſein iſt Allen unerträglich, aber die Mittel dagegen ſind bei dem Böſen und Guten verſchieden. Der König wandte den Aberglauben dawider an, und zwar den, daß auf dem Haupte der Unſchuldigen und Märtyrer Flammen erſcheinen. Und ſo erſchienen mehrere Nächte hintereinander auf des noch am Galgen hängenden Hans Faaburg Haupte Flämmchen, die Frau Sigbritte gerathen und vermittelſt Stangen und Werg und Pech ſelbſt in finſterer Nacht im Galgen allein — des Geheimniſſes wegen — auflodern laſſen. Hans Faaburg war alſo im Wahne des Volkes unſchuldig hingerichtet worden, und nun war Torbern durch das über Faaburg gefällte Urtheil ſchuldig! Faaburg ward alſo feierlich abgenommen und faſt königlich begraben; auf Torbern's Hügel aber warf das Volk einen großen Haufen Steine, zum Zeichen, darunter liege ein ſchwerer Verbrecher, nicht werth, daß ihn die Hunde ausſcharren.

---

*) 1517 den 29. November. S. Jo. Svaningi Christianus II. Daniae rex, speculum regis magni crudelis, infelicis exulis exemplum ceteris. Francof. 1658. 12.

Auf dem Reichstage waren aber die Schatzungen und die von Frau Sigbritte gerathenen Einziehungen der Landkirchengüter durchgegangen — das Geld zum Krieg, um Schweden zu unterjochen, war alſo beſorgt. Der beleidigte päpſtliche Legat Archembold ging aber nach Schweden. Der König gab ihm eine Liſte der ihm dort ergebenen heimlichen Anhänger mit und ließ den Legaten Verſchwiegenheit darüber mit heiligem Eide beſchwören. Der Legat aber brach den Eid und übergab das Verzeichniß dem Feinde des Königs, dem Reichsverweſer von Schweden, Sten Sture — gegen die Ernennung zum Erzbiſchof und jährliche 700 Ducaten. Was der König alſo von nun an that, war untergraben und flog zu ſeinem Schaden auf. Er wollte Helſingör aus Rache zerſtören und vernichten, weil er es nicht den holländiſchen Bauern einräumen dürfen; er verlegte alſo den Zoll aus ſeiner neugegründeten Stadt Engelholm nach Kopenhagen, und Frau Sigbritte ward Reichszolleinnehmerin; dadurch ward auch der Handel beſchwert und vernichtet und die Einnahmen zu Waſſer. Er bezahlte alſo keine Zinſen noch Gelder wieder, zog

Anderer Güter ein und erklärte: Er ſei Herr des Vermögens aller ſeiner Unterthanen. Dazu ließ er die ſchlechteſte Münze ſchlagen, die Jeder bei Lebensſtrafe für gute voll annehmen mußte. Aber daran ſah er, daß Macht Grenzen habe, und daß nichts Großes geſchehen kann, was die Kaufleute nicht wollen. Dagegen erlangte er des Papſtes Leo Bannfluch über ganz Schweden, und daß er ihn vollziehen ſolle. Er vermochte aber nicht Schweden zu bezwingen, ſo, daß es ihm ſicher bliebe, ob er gleich Stockholm erobert, und beſchloß auf den Rath der Frau Sigbritte, den Reichsadel daſelbſt zu ermorden, die Macht der Biſchöfe aufzuheben und Luther's Lehre einzuführen, um Schutz und Anhang und Liebe von der Maſſe der vernünftigen Schweden zu haben. Nach einem dreitägigen großen Gaſtmahl in Stockholm nahm er alſo die große Hinrichtung im Namen des Papſtes als Ausführer des Bannes vor, und der Reichsrath Niels Lykke mußte nachher auf öffentlichem Markte dem Volke nochmals verſichern, der König habe nur als verordneter Richter des Papſtes gerichtet. Und ſo erreichte Frau Sigbritte vielleicht ihren alleinigen Zweck: Luther's Lehre in den drei Königreichen auf ewigen Abſcheu zu gründen und ſie nun durch ihre eigene Reinheit und Wahrheit ſich feſtſtellen zu laſſen. Dabei widerſprach der Biſchof Mathias von Strengnäs der Beſchuldigung, daß man den König durch Pulverfäſſer habe in die Luft ſprengen wollen; und wegen dieſer Freimüthigkeit ward der Mann, dem der König

BIBL. UNIVERS. LIPS.

allein den Beſitz von Schweden verdankte, ergriffen und noch redend enthauptet. Darauf ließ der König das Land entwaffnen, — ſelbſt Klaus Holſt mußte überall darin Galgen errichten. Er ſchickte den treuen Steffen Hopfenſtein nach Worms, um Dr. Luther zu bewegen, in ſeine Dienſte zu treten, und erlaubte den Prieſtern, ein Weib zu nehmen. Er reiſ'te von Kopenhagen nach Amſterdam zum Kaiſer, ſeinem Schwager, traf dort den ihm verhaßten und verwieſenen Erzbiſchof Erik Walkendorp an und hätte ihn ermordet, wenn dieſer ſich nicht nach Rom gerettet, wo er von der ausgeſtandenen Angſt ſtarb. Der Kaiſer aber ließ ſeinen Schwager ſo gut wie hülflos gegen die in Schweden ausgebrochene Empörung des Guſtav Waſa, deſſen Vater der König mit den Andern in Stockholm hatte ermorden laſſen. Der König verachtete dieſen Mann und ſeine Macht — und ſo ward er Reichsvorſteher, und Schweden ging verloren, und durch die Hülfe der Schweden — auch Norwegen. Dänemark hätte er vielleicht erhalten, wenn er nicht auf einem Tage der Sühne mit dem Herzoge von Schleswig-Holſtein einen Brief vom Kaiſer empfangen, der ihm befahl, ſeine Gemahlin Iſabella beſſer als bisher zu behandeln und ſie wirklich dazu anzunehmen. Er dachte an Düvecke, ward ingrimmig und zerſchmetterte den vom Kaiſer erhaltenen Orden des goldenen Vließes am Boden und erklärte ſich laut für ſeinen heftigſten, ewigen Feind. Die Stadt Lübeck hatte ihm den Krieg erklärt, ihre Flotte zerſtörte Helſingör, was

Frau Sigbritte lieb war, als Rache dafür, daß ſie ihre Bauern nicht aufgenommen. Einige flüchtende Einwohner ergriffen ſie aber und ſtürzten ſie in einen Landſee, woraus ſie der König ſelber errettete und nach der Stadt fuhr, während Schüſſe auf ſie fielen. Sie ließ aber die Bauern hinrichten. Da nun der König auch den jütländiſchen Adel wie den ſchwediſchen in Stockholm ausrotten wollte, wählte ſich Jütland, auf das Bündniß der Biſchöfe geſtützt, einen andern König und kündigte ihm urkundlich den Gehorſam auf, und Magnus Munk ließ ihm bei einem Beſuch den Abſagebrief in einem — vergeſſenen — Handſchuh zurück.

So war denn ſein Muth gebrochen; denn aus Schuldbewußtſein und Befürchtung ließ er, ja warf er, ſeinem Charakter gemäß, gleich Alles, auch Das noch mit Stolz aus den Händen, was vielleicht zu erhalten war. Nur ſeine Gemahlin Iſabella ſuchte noch Hülfe bei ihrem Bruder, dem Kaiſer Karl, und bei Frau Margaretha, Statthalterin der Niederlande. — Umſonſt. — Die geduldig liebende Iſabella hatte Unſägliches ausgeſtanden — aber Alles war gut, denn ihr Gemahl ſchien ſie zu lieben, da ſie ihm in den wenig Jahren, ſeit Düvecke todt war, ſelbſt in einem Jahre drei Kinder geboren, ſeinen Hans im Februar und die Zwillinge Maximilian und Philipp im December — und das Jahr darauf noch eine Tochter. Sie war alſo doch ein Weib und eine glückliche Mutter, wenn ſie auch keine Königin mehr ſein ſollte. Denn ſie hatte den Unterſchied zwiſchen einer bloßen Königin und einem Weibe erfahren und war nicht in Zweifel, was mehr und beglückender ſei.

Als daher der neue König Friedrich, im Bunde mit der Stadt Lübeck, ihrem Manne für ſeine Perſon allein Krieg angeſagt und das ihm angetragene Reich mit gewaffneter Hand einzunehmen kam und ſchon nahte, und der Vertriebene ſich zur Flucht aus dem Lande mit Haſt bereitete — da athmete Iſabella auf; denn nun war ihm die Möglichkeit abgeſchnitten, verderblich zu wirken und traurige Thaten zu thun, die ihr faſt das Herz gekoſtet.

Zwanzig Schiffe lagen im Hafen ſegelfertig, und wurden Tag und Nacht mit dem Reichsarchiv und den Koſtbarkeiten, ſelbſt mit dem Schloßgeräth, das nun Hausrath werden ſollte, auf Befehl des Königs beladen, und es wimmelte von neugierigem lächelndem Volke dabei. Iſabella aber, nur in die unentbehrlichſten Reiſekleider gehüllt und durch die gedrängte Reihe von Menſchen ſcheidend, nahm nichts mit als ihre Tochter Dorothea, die ſie auf dem Arme trug, und ihren kleinen Sohn Hans an der rechten Hand; links aber neben ihr ging Düvecke's Knabe, der ſie Mutter nannte, und ſie ihn mein Kind. Ehe ſie aber noch in das Schiff ſtieg, vertheilte ſie noch ihre gewaltſam zerbrochene goldene Kette unter drei arme Weiber, welche ſie ſchmähten, weil ihre Söhne durch den König umgekommen; und Iſabella that das aus demſelben Gefühl, mit welchem ſie das Unrecht ihres Mannes überall ſtill gut zu machen geſucht — ſo weit ihre Kräfte reichten — was er laut und ungeſcheut böſe gemacht. Dann ſtand ſie am hohen Bord des Schiffes und ſah bei untergehender Sonne ans Land in die Scene.

Sie konnte vor Wehmuth kaum hinſehen. Denn als der Letzte von Allen, allein und mit trotzigen Schritten kam der König, ſchlicht gekleidet, nur ſein Schwert an der Seite und im linken Arme ein verſchleiertes Gefäß. Seine wenigen Freunde, die Amt und Würde ſeinetwegen verlaſſen, waren ſchon im Schiffe; nur ungefähr hundert Schritte vor ihm ging der Erzbiſchof von Lund, Hans Weß, und der Bürgemeiſter von Malmoe, der das neue Teſtament ins Däniſche überſetzt hatte. Zwiſchen ihnen und dem Könige trugen vier Männer eine Tonne, in welche er ſeine unſchätzbare Frau Sigbritte verborgen, um ſie ſicher ins Schiff zu bringen, weil er fürchtete, das Volk möchte ſie in Stücken zerreißen, wenn es das Weib ſähe, um deren Tochter Düvecke und ihrer ſelbſt wegen der König von Stufe zu Stufe vom Throne herabgeſtiegen und nun dieſen traurigen Gang ging.

Die Tonne aber war den Männern zu ſchwer geworden; ſie ſetzten ſie nieder und rollten ſie nun auf dem ebenen Wege zum Strande. Der König ſah es, doch er ſchwieg. In der Tonne aber fing es an gewaltig zu ſchelten und halt! halt! zu rufen — ich bin weder Wein noch Bier, ſondern ein Menſch. — Die Buben liefen herbei, klopften an die Tonne, und die Schlauern im Volke vermutheten ſchon die verwünſchte Frau Sigbritte darin. Der König aber hatte ſein Schwert blank gezogen, kam herbei, und Alt und Jung fürchtete ſeine letzte Gewaltthat. So kam Frau Sigbritte glücklich ins Schiff, ward droben ausgepackt und trat dann neben die Königin, froh und zornig, an Bord.

Was der König aber auf ſeinem linken Arme trug, war eine goldene Urne. Als auch er hinaufgeſtiegen, übergab er ſie ſeiner Iſabella und ſprach gerührt zu ihr: Sieh hinein! es iſt die Aſche meiner Düvecke! — Sie hat mich ſo viel gekoſtet — bewahre ſie koſtbar dir und mir! — Und das gute Weib ging ſelbſt und bewahrte ſie an dem bewachteſten Orte, am Bette zu ihrem Haupte. Und um mit einigem Anſehen zu ſcheiden, feuerte alles Geſchütz von den Schiffen zugleich den Abſchiedsſchuß, und im Rauche verhüllt zogen ſie hin.

Die meiſten und gerade die reichbeladenen, ſcheiterten aber in einem Sturme, und auch von den wenigen aus dem Lande geretteten Schätzen wurden nur wenige aus der See gerettet, als ſie bei ter Veer auf Walchern landeten. Frau Sigbritte aber tröſtete den König wieder, wie ſchon vor der Abreiſe, und verſprach ihm, ihn zum Burgemeiſter in Amſterdam zu machen und verſicherte ihn, daß er dem Amte wohl würde vorſtehen können, ob es gleich viel ſchwerer und ſchwieriger ſei, nach den Geſetzen Anderer mit ſtrengvorgeſchriebenen kleinen Mitteln große Dinge zu thun; aber ſie wolle ihm beiſtehen.

Er fiel darauf gleichſam innerlich zuſammen wie ein Vulcan und war nur von Außen die hohe, ſchwarze Geſtalt eines Berges. Seine Gemahlin Iſabella hatte ſich in Allem ſo ſehr nach ihm gerichtet, daß ſie auch das Evangelium angenommen oder anerkannt hatte, das Luther wieder zu Ehren gebracht. Sie reiſ'ten ſelber zu Luther nach Wittenberg, wo der Kurfürſt von Sachſen dem Könige die Pfründe eines Diaconates zum Lebensunterhalte angewieſen hatte, und wo man ihn wirklich für einen Diaconus hielt.

Iſabella aber grämte ſich über den Gram ihres Mannes, der nun keine treue Seele mehr hatte als ſie, und ſie fühlte, daß auch ſie ihn bald verlaſſen müßte. Ihre Kraft war erſchöpft; ihr Troſt langte nicht aus oder ſchlug nicht an; ihre Hoffnung ging nicht in ihn über; ihr Glaube erquickte nur ſie, und ihre Liebe war ihm nicht genug — und ſo war das Alles auch ihr endlich Nichts oder wenig mehr, wie das Leben. Sie ſtarb in einem kleinen, faſt dürftigen Hauſe bei Gent, als ſie eben ſich zu ſehr angeſtrengt hatte, um mehrere, von der Stadthalterin Margaretha wegen ihres Glaubens zum Tode verdammte Lutheraner zu retten; und ſchon ohne Regung und ohne Sprache, mußte ſie ſelbſt noch die letzte Oelung nehmen, damit ihr ketzeriſcher Tod nicht den kaiſerlichen Hof beſchimpfe und ſie ehrlich begraben werden könne. Aber in ganz Dänemark wurden für ſie die Glocken geläutet. So war ſie am Unrecht, am Unglück und am Leben ihres Gemahls geſtorben. Denn:

Für Andre fürchten und für Andre ſorgen,
Statt Andrer leiden und unglücklich ſein,
Den bittern Kelch, den ihren Lieben ſtrafend
Das Schickſal vollgegoſſen — heimlich leeren
Und ſchweigen . . . ja ſtatt Andrer ſelber ſterben,
— Das kann ein edles, zartgeſinntes Weib!

# Der Enten-Piet.

Von Walter Teſche.

Schilderungen aus Holland von Walter Teſche. Breslau.
J. Urban Kern. 1852.

Walter Teſche wurde im Jahre 1795 geboren, lebte als Rittergutsbeſitzer auf Ottmuth bei Coſel und ſtarb am 20. April 1848.

Trotz vielfacher Bemühungen iſt es uns nicht gelungen, Näheres über das Leben und den Entwicklungsgang des talentvollen Mannes zu erfahren, von deſſen erzählenden Dichtungen das Meiſte bereits verſchollen iſt, ſo zwar, daß auch das Charakterbild des Schriftſtellers ſchwer aus dem zerſtreuten Nachlaß ſich zuſammenſtellen ließe. Im Allgemeinen ſcheint ſein Naturell ſich am glücklichſten in kleineren Aufgaben, wie die von uns ausgewählte Novelle, entfaltet zu haben, wo ein ſtark ausgeprägter landſchaftlicher Hintergrund und charakteriſtiſche fremdartige Culturformen die Stimmung erhöhen. Die größeren ſocialen Lebensbilder ſind nicht frei von einer gewiſſen Trivialität, während eine Novelle, wie „der Enten-Piet“, dem Beſten in dieſer Gattung verglichen werden darf. Wir erwähnen von Walter Teſche hier noch die „Erzählungen aus dem Bergiſchen“. 2 Theile (Peſt. Heckenaſt 1847); „Walowna“ (Breslau. U. Kern. 1847); „Bilder aus Schleſien. Die Roſe von der Pzerwa“ (Brockhaus 1847); „die Majorats-Urkunde“. Novelle (Breslau. U. Kern 1818) und „Eine Renten-Speculation“. Novelle. (Breslau, Graß Barth und Co. 1850).

## I.

## Die abgeſchlagene Bitte.

Unſern Blick auf einen weiten Landſee in dem waſſerreichen Holland richtend, betrachten wir jenen kleinen Nachen, der, von kräftigen Ruderſchlägen eines jungen Landmannes getrieben, über den glatten, im Sonnenglanze blendend ſchimmernden Waſſerſpiegel dahin fliegt. — Das Auge vermag die niedrigen, mit den Fluten am fernen Horizont verſchwimmenden Ufer kaum zu erkennen, und der Beſchauer zweifelt, ob die Spitzthürme der Stadt Gouda — welche dort rechts aus einer Bucht in den blauen Aether ragen — aus dem Waſſer auftauchen oder in den niedrigen Wieſengründen dahinter liegen. Viele langarmige Windmühlen und ſpitzige Dorfkirchthürme neben rothen Hausdächern umgürten den ruhigen See. Außer dieſen reizloſen Punkten wird die Monotonie der holländiſchen Waſſerlandſchaft nur von einigen buſchigen Baumkronen, welche das nickende Schilfrohr überragen, unterbrochen, und der einzige Schmuck des Bildes iſt ein ſonnenleuchtender Himmel, deſſen lichtes Blau ſich dunkler in dem klaren, aber von ſeinem ſchlammigen Grunde braun ſchimmernden Waſſer ſpiegelt. So kann unſere Aufmerkſamkeit ungeſtört bei dem ſchönen jungen Ruderer im kleinen Nachen verweilen. Wir bemerken zuerſt ſeine überaus einfache, reine Kleidung; ſie beſteht aus einer ſchwarzen Mancheſterjacke und weißen Pantalons, ohne Weſte; denn das blendend weiße Hemd iſt um den Hals nur mit einem bunt ſeidenen Halstuch geſchlungen. Ihn genauer betrachtend, ruht unſer Blick mit Wohlgefallen auf dem kräftig blühenden Jünglingsantlitz, das unter einem breit umrandeten ſchwarzen Hute, von langen blonden Locken bis auf den Nacken umhangen, mit hellblauen Augen und treu und gradherzig anſchaut. Seine dunkelrothen freundlichen Lippen und das markige bräunliche Kinn ziert ein blonder lockiger Bartflaum, den noch kein Raſirmeſſer berührte. — Auf der Bank vor dem raſtlos Rudernden liegt, über den Rand des kleinen Bootes hinaus ragend, eine lange Entenflinte ſchußbereit. Die Gewandtheit, womit der Jüngling das Boot regiert, und ſein hübſches Matroſencoſtüm könnten ihn als Seemann bezeichnen; aber ſein Auge hatte das Meer noch nicht erblickt und ſein Fuß außer den Baken und Schuiten des Goudaſee's noch kein Schiff betreten; denn er war ein Sohn des reichen Polder Bauern Hendrik Zorg, deſſen Käſefabrik eine der feſteſten Stützen im Rufe der berühmten Goudaer Käſe bildete.

Der Nachen erreichte jetzt ein Labyrinth kleiner, mit hohem Schilfrohr bedeckter Inſeln, die, in der Mitte des Landſee's liegend, durch viele ſchmale Waſſerpfade von einander ſich trennten. Der Jüngling ſchien mit dieſen verſchlungenen Pfaden ſehr vertraut; denn er trieb ſein Boot an einer Stelle in das hohe Röhricht, wo ein Unkundiger kaum eine Lücke in der grünen Wand entdeckt hätte. Der beengte Raum geſtattete jetzt nicht mehr den Gebrauch der weit über Bord ausgreifenden Ruder; aufſtehend, handhabte der Jüngling eines der Ruder als Stange, womit er, auf den ſeichten Waſſergrund ſtoßend, den Nachen vorwärts bewegte; das nickende Schilf wölbte ſich über ſeinem Haupte, daß er wie in einem Laubgange dahin fuhr. — Ein ſchrilles, lang gedehntes Pfeifen gellte in der Luft; der Jüngling horchte, und mit blitzenden Augen ſpähend, hielt er ſein Boot an. Ein Regenpfeifer, groß wie ein Reiher, zog hoch oben heran; unſchlüſſig ergriff der leidenſchaftliche Jäger ſeine lange Flinte; doch die Verſuchung, den ſeltenen, ſcheueſten aller ſchnepfenartigen Vögel zu erlegen, und der Zweifel, ob ſein gutes Gewehr die Schroten ſo weit hinauf tödtend tragen möchte, waren zu reizend — mit der blitzſchnellen Fertigkeit eines Becaſſinenſchützen legte er an, gab zugleich Feuer, und mit gebrochenen Schwingen ſtürzte der köſtliche Vogel, ein Todesgekreiſch ausſtoßend, herab. Aufgeſchreckt von dem Schuß und dem ſchrillen Angſtruf, erhoben ſich plötzlich rauſchend aus dem ſtillen Röhricht viele tauſend Enten unter betäubendem Gebrauſe und Schreien, die Sonne wie eine Wolke verfinſternd. Dadurch war jedoch des Jünglings Achtſamkeit von dem Regenpfeifer nicht abzulenken; er verfolgte ſeine herabſtürzende Beute mit Falkenblicken, und, genau die Stelle im Auge behaltend, wo der Vogel ins Röhricht gefallen, ſtieß er ſein Boot durch das dichte Schilfrohr dorthin. Plötzlich ſchrie neben ihm eine rauhe, grollende Stimme:

Halt da! — Oder du nichtsnutziger Stöber haſt zum Letztenmal ſtillen Leuten das Tagwerk verdorben!

Piet! rief der Jüngling, verwundert um ſich blickend; aber erſt nach einigem Suchen entdeckte er die auf einem Schilfneſte hockende Geſtalt des ſcheltenden Mannes. Ah, da ſitzt er! Wahrhaftig, wie der Schilfmann! — Gut, daß ich dich finde, Piet, das ſpart mir die Fahrt zu deiner alten Mutter Lora.

Er hatte während dieſer Rede ſein Boot mühſam bis zu dem Neſthocker vorgeſchoben; die Beiden befanden ſich jetzt in dem Rohrdickicht neben einander. Piet ſaß mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Waſſer unbeweglich in ſeinem trockenen Schilfneſte; ſeine kleinen, runden Augen funkelten grimmig unter einem ſtrohgelben Haarwulſt, der wie ein Türkenbund den unbedeckten Kopf umgab. Eine grasgrüne, wetterverſchoſſene Jacke war die einzige Bekleidung des gedrungenen Oberkörpers; ſie ließ die rauh behaarte, breite Bruſt unbedeckt. Er ſtützte ſein rothes, ſonnenverbranntes Geſicht mit hohen Backenknochen und mächtigen Kinnladen auf ein Paar gewalt'ge Fäuſte, die mit dem Ellbogen auf dem untergeſchlagenen Knie ruhten. — Wer dieſe zuſammengeklappte Geſtalt aus einiger Entfernung betrachtete, konnte ſie leicht für einen Stubben halten, wie man dergleichen moosüberwachſene Wurzelſtöcke in Schilfmooren oft findet. — Peter Waterhout aber ſaß hier beim Entenfange; Bertold's Schuß hatte den Beuteſchwarm gerade im günſtigſten Moment vor den Netzen verſcheucht.

Auf was lauerſt du denn hier? fragte der Jüngling heiter.

Was? ſchrie Piet wild, mit der Elaſticität eines Tigers aufſpringend, — die breite, ſtämmige Figur war kaum fünf Fuß hoch; grüne, wollene, weite Beinkleider reichten nur bis ans nackte Knie und ließen die muskulöſen Waden frei. — Was? du willſt mich noch foppen? — Wart, ich will dich in meinem Revier ſchießen lehren!

Nimm's nicht vorübel, Piet; hätt' ich gewußt, daß du hier —

Nicht gewußt! rief der Entenjäger dazwiſchen du weißt auch wohl nicht, daß morgen Kirmes in Gouda iſt —

Laß gut ſein, Bruder Piet, ſagte Bertold freundlich, dem grimmigen Waſſermanne die Hand bietend, — den Kirmesgäſten ſoll's an fettem Entenbraten nicht fehlen. Ich helf' dir zur Nacht oder morgen früh beim Einfall — du haſt mir's ja gelehrt, und ſchlimmſten Falls ſteh' ich für deinen Schaden.

Das ſchwatzt 'mal wieder wie 'n Rohrſpatz! Schaden! — Der Burſch' will für den Schaden ſtehen, wenn der Piet nicht Wort hält!

Und du brummſt 'mal wieder wie 'n alter Rohrdommel, lachte Bertold; ich ſage dir, daß ich lieber der Frau Padbrügge mit fünfzig Gulden deinen Enten-Contract abkaufen will, als mich noch länger mit dir im Rohr hier herum zanken. — Komm, Piet, in mein Boot. Ich brauche deine Hülfe in einer wichtigen Geſchichte; darum bin ich herübergerudert.

So? — unterbrach ihn Piet grinſend, haſt wohl wieder einem hochbuſigen Dinge zu tief in die Augen geguckt und fürchteſt Klopfe von den Jungen, denen du ins Netz gelaufen — nicht wahr? — und da ſoll der Piet helfen? Nichts da; mach, daß du fortkommſt!

Wenn's bloß das wäre, ſeufzte Bertod, da wollt' ich gern dich hier ſitzen laſſen. Aber, lieber Peter, diesmal iſt es Ernſt.

Horch! rief der Entenjäger halb laut, ducke dich!

Mechaniſch drückte Bertold ſich auf den Boden ſeines Bootes, während Piet in das Neſt niederhockte. Der verſcheuchte Entenſchwarm zog hoch über ihnen, wie eine dunkle Wolke, heran. Piet nahm ſeine Lockpfeife und ſtieß einen leiſen Ton aus; ſogleich antworteten nahebei im Rohr die gezähmten Lockenten; ein Paar derſelben flatterten laut quackend aus dem Schilf hervor und flogen hin zu dem Schwarm in der Luft, welcher die Gefährten wieder lockend begrüßte. Piet nickte zufrieden und verfolgte, vorſichtig lugend, den Schwarm, wie er in der Höhe den See umkreiſ'te und endlich, weit entfernt einfallend, verſchwand.

Na, jetzt biſt du doch zufrieden! rief Bertold aufſpringend, ſie kommen dir zur Nacht gewiß zurück und fallen in dein Netz. Du kannſt dich auf den alten Lockhans mit ſeiner Quakruſche verlaſſen; die werden ihnen ſchon den Weg hierher zeigen.

Ja, das Paar iſt ein Capital werth! gab Piet zu; nicht für hundert Gulden möcht' ich's laſſen.

Und ich möcht' das Paar nicht für einen Gulden, ſchmeichelte Bertold; denn wer könnt' ſie halten? Der Piet und ſeine Lockenten ſind ein Herz und eine Seele; wer ſie kauft, muß ſie zuſammen nehmen, ſonſt fliegt Eins immer wieder zum Andern zurück. -- Doch jetzt thu mir erſt Beſcheid, Piet, und dann hör mich an.

Piet that zwar einen langen Zug aus der angebotenen Geneverflaſche, dann aber gebot er dem läſtigen Jüngling, auf der Stelle das Röhricht zu verlaſſen. Bertold erkannte endlich, daß er hier von dem Entenfänger nichts erlangen werde, nahm freundlich Abſchied, ohne zu äußern, wohin er rudern wolle, und trieb ſein Boot mühſam aus dem Rohrdickicht ins offene Waſſer. Piet ſchüttelte bedenklich den Kopf, weil Jener den Regenpfeifer liegen ließ. Dem Jungen muß klamm ums Herz ſein, meinte er.

Bertold ruderte zur alten Lora, dort wollte er den Entenjäger erwarten. Ein ſchmaler Waſſerpfad führte zu einer kleinen grünen Inſel, welche Piet mit ſeiner Mutter einſam mitten im Goudaſee bewohnte. Bald traten die grünen Schilfränder zurück, und Bertold erblickte vor ſich die maleriſche Hütte, mit ihrem moosüberwachſenen Rohrdache unter den ſchützenden Aeſten eines hohen Birnbaumes, auf einem grünen Raſenteppich mitten aus dem ſtahlblauen Waſſerſpiegel ſich erheben. Auf dem Giebel der Hütte ſtand ein Storch, einſam im platten Neſte, wie ſinnend über ſeine baldige Abreiſe in wärmere Himmelsſtriche. Ein kleines Gemüſegärtchen mit einigen Obſtbäumen und Blumen ſchloß ſich hinten an das Häuschen; der übrige kleine Inſelraum beſtand aus üppigem Raſen, auf deſſen ſaftigem Grün eine ſchöne, braun und weiß gefleckte Kuh mit großem, tief hängendem Euter weidete. Auf der niedrigen Giebelbank vor der Hütte ſaß die greiſe Mutter Lora, im warmen Sonnenſcheine fleißig ſpinnend. Dieſes kleine Eiland in golden ſtiller Herbſtbeleuchtung, ohne allen weitern Schmuck, als ſein ſchönes Grün auf glänzendem Waſſergrunde, machte ein Bild, ſo ſtilltraulich, wie es ein der Ruhe und Einſamkeit bedürfendes Herz nur immer ſehnſüchtig verlangen mag.

Dieſe kleine Raſenſcholle konnte unmöglich einen Menſchen ernähren; aber ihr eigentlicher Werth beſtand in den darauf ruhenden Privilegien der freien Jagd und des Fiſchfangs auf dem ganzen Goudaſee, ſo weit deſſen Waſſer die Ufer beſpülte.

Bertold landete vor der Hütte; aus dem Boote ſpringend, fiel ihm ein ſchwarzer, drei bis vier Fuß breiter, ſchlammiger Rand auf, welcher die grüne Inſel rings umgab; augenſcheinlich war das Waſſer, wie zur Ebbezeit am Meeresufer, zurückgetreten. Dieſe Bemerkung frappirte den jungen Holländer ſo ſtark, daß er, alles Andere darüber vergeſſend, der ihm entgegenkommenden alten Frau zurief:

Was iſt denn das, Mutter Lora? Seit wann habt Ihr Ebbe auf Piet's Eiland?

Ei, was ich ſehen muß! rief die Alte, freudig die runzligen Hände zuſammenſchlagend, Bertold! — Ich dachte ſchon, Ihr drüben im reichen Zorgenhofe hättet uns arme Fiſchersleute ganz und gar vergeſſen, — ſo lange — lange iſt es her, daß ich dich nicht geſehen habe!

Ja, Mutter, es iſt mir auch hart aufgegangen, entgegnete Bertold, mit der Hand über die Stirn fahrend; aber ſagt doch, woher kommt dieſer ſchwarze Ebbeſtreifen?

Wo anders her, als aus den fünf langen Schornſteinen, die da drüben uns zum Aerger Tag und Nacht ſeit Urbani rauchen. Sie zeigte dabei auf den fernen Waſſerhorizont, wo in der That fünf ſchwarze Rauchſäulen gegen den hellblauen Himmel aufſtiegen.

Alſo doch! rief Bertold, wir haben an unſeren Wieſen-Ufern noch nichts bemerkt. — Wer hätte das gedacht!

Aber weiter bringen ſie es auch nicht, verſicherte

Lora in ruhiger Zuverſicht auf den unerſchöpflichen Waſſerreichthum ihres großen Goudaſee's. Siehſt du die weißen Stäbchen dort am Raſenufer? Die haben die Ingenieurs rings um die Inſel geſteckt, als das Waſſer anfing zu fallen, und bei ſchwerer Strafe iſt es uns verboten, dieſe Stäbchen zu verrücken. Seitdem kommen die Herren alle Wochen herüber und meſſen und meſſen; aber der ſchwarze Streifen will ſchon ſeit drei Monaten nicht breiter werden. Das ärgert ſie dann immer, und der Piet hat ſeine Luſt daran. Doch was ſchwatze ich denn da ein Langes und Breites und laſſe dich, mein Jungchen, mit trockenem Munde vor der Thüre ſtehen. Komm, du mußt mir erſt ein bischen ſchnabeliren und dann erzählen, was dir ſo hart aufgegangen iſt.

Und als ſei der hochgewachſene Jüngling noch wie vordem ein Knabe, faßte die Alte ſeine Hand und führte ihn in die Hütte.

Dieſe enthielt neben der niedrigen Hausthür bloß zwei Stübchen; rechts hauſ'te der Piet mit all ſeinem Jagd- und Fiſchereikram, und links trat Bertold in Mutter Lora's wohlbekanntes Zimmerchen. Hier glänzte Alles in äußerſt netter Reinlichkeit, welche den fehlenden Luxus und raffinirte Bequemlichkeiten erſetzte; dennoch würde ein excluſiver Engländer dieſes Stübchen zu einem Stillleben höchſt comfortable gefunden haben, weil jeder Eintretende ſich darin augenblicklich heimiſch und behaglich fühlte.

Bertold blickte der alten Frau nach, wie ſie in gerader Haltung zur Thüre hinaus ging. Es war noch dieſelbe ſtill freundliche Mutter in ſchneeweißer Kranzhaube und weißem Halstuch, deſſen Zipfel, dreieckig auf dem Rücken glatt gezogen, bis in das bunte Schürzenband nett hinab reichte, — ein Muſterbild häuslicher Ordnung und Reinlichkeit. Ihr blaſſes Geſicht mit dem gutmüthigen Lächeln auf den dünnen, eingefallenen Lippen erhielt einen eigenthümlich klugen Ausdruck durch die noch friſchen Augen, welche unter buſchigen, ſilberfarbigen Brauen einen klug anſchauten. Gerade ſo hatte die Mutter Lora ausgeſehen, wenn Bertold mit der ſchwarzaugigen Galinda als Kinder zu ihren Füßen geſeſſen, die Köpfe auf den Schooß der Matrone geſtützt, lauſchend auf das Märchen von der Prinzeſſin Goldkarpfe und dem Prinzen Silberhecht, die in einem kriſtallenen Schloſſe auf dem ſchwarzen Grunde des Goudaſee's, mitten in einem Zaubergarten voll ſchöner Tulpenbeete, reinlichen, mit Goldſand beſtreuten Wegen zwiſchen ſchön beſchnittenen grünen Smaragdhecken ſpazieren gingen und ſich dabei die wunderbarſten Geſchichten erzählten. — Das Alles pflegte die alte Lora zur Winterszeit in ihrem Sorgenſtuhle, bei glimmendem Torffeuer am Kamin, mit halblauter Stimme zu erzählen, wobei ihre friſchen Augen und das blaſſe, ſcharfe Geſicht ſich ſo ſeltſam belebten, daß es den Kindern ſchauerlich über die Haut rieſelte. Wenn dann Bertold mit Galinda heimkehrend über den ſpiegelglatt gefrornen See auf Schlittſchuhen dahinflog, ſtrebte Galinda's kleine Elfengeſtalt nicht, wettlaufend ihrem Geſpielen vorauskommen zu wollen; denn Mutter Lora's Märchenbilder umgaukelten noch die Phantaſie beider Kinder, daß ſie ſich die Hände reichten und mit ſcheuen Blicken vor den Geſtalten, welche unter dem kriſtallenen Eiſe zu ihren Füßen heraufnickten und winkten, windſchnell davon liefen.

Bertold wunderte ſich, woher dieſe Erinnerungen aus ſeiner Knabenzeit jetzt in dieſem ſtillen Stübchen ihm beifielen. — Es mag wohl daher kommen, daß ich um Galinda's willen hergerudert bin, dachte der Jüngling, ſich ermannend, als Lora wieder eintrat und auf glänzenden Zinngeſchirren Milch, Butter, Käſe, Brod und Obſt ihm vorſetzte.

Du mußt ſchon ſo vorlieb nehmen, mein Bertoldje; denn ich weiß wohl, daß dir Unraſt die Zeit zu lang würde, bis ich dir einen fetten Aal oder Bars backen könnt'! — Aber jetzt lange zu und laß mich ſehen, ob es dir noch ſo gut bei mir ſchmeckt, wie ſonſt, wenn du mit dem wilden Dinge, der Galinda, dich herum gejagt hatteſt. — Wie geht's ihr denn? Hab' ich ſie doch ſeit Jahr und Tag nicht geſehen. Warum beſucht ſie mich nicht mehr? Sie weiß doch, daß die alte Mutter Lora die Wirthſchaft auf Piet's Eiland nicht verlaſſen kann. Iſt die Galinda noch immer ſo trotzköpfig und flink vorweg? Aber ſchön muß ſie geworden ſein mit ihren langen, ſchwarzen Ringelhaaren und großen, ſchwarzen Augen, womit ſie einen ſo verblirt anſehen kann, daß man all ihr Wildern vergißt und dem Unband gut ſein muß.

Das iſt es ja eben, daß man ihr gut ſein muß! rief Bertold ſo leidenſchaftlich, daß die Alte erſchrak. Und ſchön? — Oh, Ihr ſolltet ſie nur ſehen, wie hoch und ſchlank und ſtolz und ſchön die Galinda geworden iſt!

Nur ſachte — ſachte, beſchwichtigte Lora; darum brauchſt du nicht gleich wie 'n Franzoſe in Hitze zu gerathen. Wir können ja mit gemächlichem Blute vernünftig und ſtill über die Galinda reden. Ja, ja, ſie hat dich ſchon von Kindesbeinen an mit ihrem jähen Weſen angeſteckt. Das thut nicht gut — nicht gut.

Piet kam vom Entenfange heim und trat jetzt wie ein Unhold in ſeiner fahlgrünen Jacke und Hoſen, offener Bruſt, nackten Beinen und mit ſeinem buſchigen Haarkranz ſtatt Mütze auf dem Kopfe in das Stübchen. Er trug den erlegten Regenpfeifer in der Hand.

Richtig, da ſitzt er und ſchnabelirt wie ein Maisje! ſpottete Piet. Erſt verdarb er mir den Fang, und dann läßt er gar den theuern Vogel im Rohr liegen. — Aber 's war ein braver Schuß, das muß man ſagen.

Den kann Jeder mit meiner ſchönen ſpaniſchen Flinte machen, warf Bertold hin.

Ja, es iſt die beſte Flinte in ganz Holland, geſtand Piet brummend; ein ächter Spanier, wie keiner ſchärfer ſchießen kann, und den du Gelbſchnabel mir vorm Munde, wie 'n Schnapphecht, weggefiſcht haſt.

Die Stadt Gouda hatte nämlich dieſe koſtbare Flinte beim letzen Wett-Schlittſchuhlaufen als erſten Preis ausgeſetzt und Bertold den Schnellläufer Piet um einen halben Strich beſiegt.

Wenn dir die Flinte denn ſo ſehr ans Herz gewachſen iſt und du mir einen Gefallen thun willſt, ſo iſt ſie dein, Piet. — Wart, ich will ſie holen.

Bleib nur ſitzen, zankte der Entenjäger weiter, ich habe ſchon für ſie geſorgt. Es iſt eine Schande, wie du mit dem Gewehr umgehſt; naß und ungeputzt läßt er ſie draußen im Boot ohne Aufſicht in der Sonnenhitze liegen!

Ich ſage dir ja, ſie iſt dein, wenn du willſt. Dann kannſt du ſie putzen, begucken und gebrauchen nach Herzensluſt.

Und was iſt denn das für ein Gefallen, den ich dir dafür thun ſoll? fragte Piet mißtrauiſch.

Für dich und die Mutter Lor[illegible] — denn die gehört auch dazu — iſt es eine Kleinigkeit; aber für mich und Galinda gilt es Herz und Leben.

Alſo gehört die Galinda auch dazu? forſchte der Entenjäger noch mißtrauiſcher.

Ja, ſie iſt die Hauptſache dabei, geſtand der Jüngling, wie ein Mädchen erröthend; ihr dürft es uns auch nicht abſchlagen, ſonſt iſt Alles — Alles vorbei!

Mein Gott, was fehlt dir denn? fragte die alte Frau gerührt von dem tiefſchmerzlichen Klageton des Jünglings; ſag es mir, und wenn ich kann, ſo iſt mein Herzblut mir nicht zu gut, wenn ich dir, mein Jongje, damit helfen ſoll. Erzähl es mir, was dir fehlen thut.

Ja, aber mach es kurz, ſtimmte Piet derb und gutmüthig bei, und was ich dazu thun kann, ſoll geſchehen, ſo wahr ich der Entenpiet heiße!

So leicht geht das nicht zu ſagen, ſeufzte Bertold; Ihr habt doch gehört, daß ein reicher Baas um die Galinda geht und ſchon um ſie angehalten hat?

Das wäre! rief Lora ſtaunend, was das Ding für Glück hat in dieſer ſchlimmen Franzoſenzeit! — Wer iſt denn der Baas?

Denkt euch — es iſt der Meiſter Jan von Amſterdam.

Was? ſchrieen beide Zuhörer, zurückfahrend.

Der iſt für die hoffährtige Linda gerade recht; da kann ſie in Kutſchen fahren, verſicherte Piet lachend.

Ja, ſo Einer mußte kommen; dem paßt die wilde Jungfer wie angemeſſen; der wird ſie ſchon zahm machen, gab Lora zu.

Ich aber leid' es nicht, und wenn es mir den Hals koſtet! drohte Bertold entſchloſſen.

Was haſt du denn dagegen? fragte Piet, du wirſt doch deiner Schweſter Glück nicht im Wege ſein wollen?

Hört mich an, ſagte Bertold entſchieden; ich habe es mit meiner Linda ſchon abgemacht, daß ſie Der aus Amſterdam in ſeine Hände nicht kriegen ſoll —

Jonge, ſprich nicht ſo entſetzlich! ſchrie Lora dazwiſchen.

Sagtet Ihr nicht, ſie ſei für ihn gerade gemeſſen? warf ihr der Jüngling grimmig vor; aber jetzt ſeht Ihr doch, daß die ſchöne Galinda nicht für den Meiſter Jan von Amſterdam paßt. Das wußt' ich wohl, und darum bin ich hergekommen, um euch zu bitten, daß ihr Beide mir helfen ſollt, daß er nicht Hand an ſie legt.

Ich ſag' es noch einmal, was ich dazu thun kann, ſoll geſchehen, verſprach Piet nachgebend.

Und daß meine gute Mutter Lora mir nichts abſchlagen kann, das weiß ich ſchon lange, ſchmeichelte der Jüngling, indem er die dürre Hand der Alten ſtreichelte. Die Galinda wird bei euch am ſicherſten aufgehoben ſein. Wir wollen vorher noch einmal Alles probiren, um die Eltern auf andere Gedanken zu bringen, und wenn ſie dann nicht von ihrem Willen laſſen, ſo bringe ich die Linda heimlich zu euch. Hier ſucht ſie kein Gottesmenſch, und wenn auch, ſo wird mein Bruder Piet die Galinda ſchon zu verſtecken wiſſen.

Das geht denn doch nicht ſo geſchwind, meinte die Alte kopfſchüttelnd; erſt muß ich wiſſen, ob du es auch ehrlich meinſt, und was du mit der Linda eigentlich im Sinne haſt.

O gewiß, ſo gewiß ich vor Euch ſtehe — ich meine es ehrlich mit ihr! Ich will ſie heirathen, ſobald es angeht.

Heirathen! rief Lora erſchrocken, und dazu ſoll ich helfen! — Haſt du vergeſſen, daß die Linda ſo gut wie deine Schweſter und ein Findelkind iſt? — Wie kann ein ehrlich getaufter Holländer daran denken, einen Bankert zu heirathen. Und nun gar der Sohn vom Zorgenhof!

Hört, Mutter, ſcheltet mir die Linda nicht! drohte Bertold; in dem Punkt verſteh' ich keinen Spaß! — Ja, ſie iſt uns als Wickelkind ins Haus gebracht; aber es war ein rechtſchaffener alter Klerk Baas, der ſie brachte. Und wenn wir auch zuſammen aufgewachſen ſind, ſo iſt ſie darum doch nicht meine Schweſter.

Herr Gott, was würden die Leute dazu ſagen, fuhr die Alte, ſich ereifernd, fort, — und ich ſollte zu dem Spectakel helfen? — Nun und nimmermehr!

Heirathen! ſpottete Piet; ſeit wann heirathen denn am Goudaſee die Jungen, ehe ſie flügge ſind? Laß deinen Flaum am Kinn erſt reif werden, und dann ſprich vom Heirathen, mein Söhnchen. Dummes Zeug; mich darum hier ſo lange aufzuhalten. — Damit ging der Entenjäger hinaus, und man hörte ihn draußen noch lachend wiederholen: heirathen — heirathen!

Bertold verſtummte vor dieſem Hohn und dem unerhörten Eifer der Alten, die er niemals ſo aufgeregt geſehen. Erkennend, daß hier jede fernere Bitte fruchtlos bleiben werde, nahm er kurz und trotzig Abſchied und verließ raſch das Eiland.

Bedachtſam trat auch die Greiſin vor die Hütte zu ihrem Sohne, der ſich anſchickte, zu dem geſtörten Entenfange zurückzukehren.

Morgen früh um fünf Uhr, Piet, will ich zum Zorgenhof fahren; mache mir dein Boot dazu hübſch rein und blank zurecht.

Soll geſchehen, Mutter; ich werde das große Marktboot einrichten, damit ich zugleich die Enten für die Frau Padbrügge mitnehmen kann.

Und ohne ſich weiter darüber zu verwundern, daß ſeine Mutter ſeit zehn Jahren zum erſtenmal das Eiland verlaſſen wollte, ruderte Piet davon und verſchwand in dem hohen Röhricht; die Alte aber ſetzte ſich wieder ſtill zur Arbeit vor die Hütte und ſaß hier noch lange ſinnend im goldenen Schein der untergehenden Sonne. Nur zuweilen ward die einſame Abendſtille unterbrochen von lockenden Rohrſperlingen und bohrenden Rohrdommeln, deren dumpfes Brüllen von den fernern Schilfufern über den See herklang.

## II.

## Der Zorgenhof.

Am frühen Morgen des nächſten Tages lag der weiße Herbſtnebel gleich einem dichten Schleier über den Wieſen, aus denen die tüchtigen Gebäude des Zorgenhofes mit ihren rothen Dächern wie aus einem weiten Meere hervorragten. Ein friſcher Morgenhauch rollte den Nebel vor ſich hin über den See und trieb die Ballen auf eine Reihe Windmühlen, die, mit ihren langen Flügeln arbeitend, gegen die Dunſtmaſſen zu kämpfen ſchienen. Darüber leuchtete die aufſteigende Sonne aus wolkenleerem Himmel, deſſen dunkle Bläue die weiß belegte Erde glänzend überwölbte und einen heitern Herbſttag verkündete. In dem wirthſchaftlichen Zorgenhof herrſchte ſchon die gewohnte regſame Thätigkeit. Viele Knechte ſchritten rüſtig in langer Reihe über die Kanalbrücke in den Hof; ſie trugen in glänzenden Meſſingkübeln, welche gleich Wagſchalen an Tragbalken von den Schultern hingen, die friſch gemolkene Milch von den Triften herbei; denn hier verrichteten Knechte das Geſchäft des Melkens. In dem geräumigen Milchhauſe liefen Mägde geſchäftig hin und her, ohne daß irgend eine Verwirrung oder Stockung in dem emſigen Treiben ſtörend eintrat. Die ſtämmigſten der Dirnen holten von jenen großen Haufen, welche gleich braunen Heuſchobern den Hof umſtanden, Torf, den ſie in großen Körben auf dem Kopfe in das Milchhaus trugen. Hier ſchürten andere Dirnen die Glut unter ungeheuern Milchkeſſeln, während die Knechte die friſch gemolkene Milch aus den vollen Kübeln hinein ſtürzten. Der ſtattliche Polderwirth Hendrick Zorg und ſeine Hausfrau Sara führten ſelbſt die Aufſicht über das wichtige Geſchäft der Milchwärmung, indem ſie mit ſorglicher Kennermiene, öfter den Finger in die Keſſel tauchend, den Wärmegrad prüften, wovon die Güte des Käſes abhängt. Fanden ſie die Milch „op den rechten Ponkt", dann wurden die Keſſel in große Gerinnbottiche geleert, das Lab hineingeworfen und nun die Milch in Ruhe dem Gerinnen überlaſſen. Dies vollbracht, ſchritten Alle zu andern Bottichen, welche die gelabte, jetzt geronnene Milch von geſtern Abend enthielten. Man zapfte die Molken ab, und die Mägde ſchütteten die weiße Käſemaſſe ſogleich in die ringsum durchlöcherten, inwendig mit reinen Linnen belegten Preßkaſten. Sobald dieſe gefüllt, drückten breitſchultrige Knechte den genau paſſenden Deckel auf, packten aldann mit nervigen Fäuſten die Kurbelſtöcke der Schraubenpreſſe und quetſchten drehend die Molken bis zum letzten Tropfen aus der dadurch compact werdenden Käſemaſſe.

Inzwiſchen hatte die ſteigende Sonne den Nebel vertrieben, und im reinlichen Zorgenhofe funkelte jetzt Alles im Schmucke blitzender Thauperlen. Alsbald benutzte der Polderwirth auch die warmen Sonnenſtrahlen, indem er den Knechten befahl, die Klappen an den ſchmalen Schuppen zu öffnen, die vor dem Milchhauſe in langen Linien hinliefen. Unter den ſchirmenden Klappen wurden Reihen von vielen Hundert orangegelben Käſen gleich großen, runden Kürbiſſen ſichtbar, welche hier trocknend ihre Vollendung zum Verkauf erhielten. Nachdem auch dieſe letzte Frühmorgenarbeit gethan, gingen Alle zum Frühſtück, das Geſinde in ein abgeſondertes Leutehaus und der Baas mit ſeiner Familie in das große, ſchmucke Wohngebäude. Dieſes beſtand aus einer langen Parterre-Etage von zehn Fenſtern Fronte. Es war von dunkelbraunen, kleinen Ziegeln mit ſchneeweißen Fugen gebaut; zwei hohe, ſchöne Schnörkelgiebel ſchmückten an beiden Enden das mit ſchwarzbraunen glaſirten Ziegeln gedeckte Dach. Hellgrüne Jalouſieen ſchützten die ſpiegelnden Fenſter, und auf der grünen Hausthüre prangte ein blinkender, ſchön geſchweifter, meſſingner Löwenmaulklopfer. Die Vorderſeite des blanken Hauſes zierte überdies noch ein nettes Blumengärtchen mit ſorgſam gepflegten Beeten hinter einem zierlichen Zaune, der mit ſeiner himmelblauen, roth geſpitzten Staketerie das große und doch äußerſt niedliche Haus einfaßte. Nur an Sonn- und Feſttagen ſchritt die Familie durch dieſes Gärtchen und durch die ſchmucke Hausthüre in das Wohnhaus; denn an Wochentagen, wie heute, durfte bloß die Hinterthüre benutzt werden.

Die charakteriſtiſche Verſchiedenheit der holländiſchen Wirthſchaft gegenüber anderen Bauerhöfen, wie man ſie anderwärts zu ſehen gewohnt iſt, erſchien auch auffallend in dem Mangel an allem Fuhrweſen; da war weder Wagen noch Pflug, weder Eggen noch Karren zu erblicken; denn all dergleichen Ackergeräth bedarf der Polderwirth nicht; er beſitzt kein Land für den Pflug und keine Wege für die Wagenfahrt. Die ſchmalen Kanalbrücken ſind nur für Fußgänger, höchſtens für Reiter berechnet. Anſtatt Straßen beſitzt der Polderwirth ſchmale Kanäle, welche ſeine Wieſen durchſchneiden, und ſein ganzer Reichthum entſpringt aus dem unbedeutendſten aller Gewächſe, aus Gras — wovon er jeden Halm in Milch, Butter, Käſe und Gold verwandelt.

In zufriedener Ernſthaftigkeit ſchritt der Baas Jorg neben ſeiner Frau von dem Käſeſchuppen auf das Haus zu; ihnen folgte Drudje, Bertold's runde und geſund wie eine Kirſche ſtrotzende Schweſter. Verwundert blieb ſie ſtehen, bedachte ſich ein wenig, dann rief ſie, auf einen Kahn zeigend, der eben am Kanalufer beim Hausgärtchen anlegte:

Schaut doch 'mal hin, Vater, wer da kommt!

Es iſt der Enten-Piet, ſagte Jener, gleichmüthig hinblickend.

Hat nur eine Hand breit Bord, bemerkte Frau Sara, ſo ſchwer iſt ſeine Ladung. Aber ich mach' ſie ihm heute nicht leichter — kann ſeine Enten nicht brauchen.

Während dieſe vernünftigen Bemerkungen gemacht wurden, kam ein ſchlankes Mädchen durch das Gärtchen gelaufen, ſprang im Fluge über die niedrige bunte Staketerie und war mit einigen Sätzen in dem entengefüllten Boote; es drohte zu kippen — darauf nicht achtend, fiel das Mädchen der alten, ſehr ordentlich gekleideten Mutter Lora um den Hals, zerknitterte ihr dabei die ſteife Halskrauſe und Haube, ohne ſich dadurch abhalten zu laſſen, die Alte mit ungeſtümer Herzlichkeit zu küſſen. — Es war Galinda; haſtig fragend und ſchwatzend, half ſie der Greiſin aus dem Boot und führte ſie, an der Hand haltend, vor die ſtumm zuſchauende Familie.

Du biſt mir doch nicht böſe, liebe, liebe Mutter Lorje? ſchmeichelte Linda bittend; aber auch gewiß nicht böſe, daß ich dich ſo lange nicht beſucht habe? Ich konnte wahrhaftig nicht daran denken, fuhr ſie mit einem Seufzer fort und rief, ſich plötzlich abwendend: Was denkt Ihr denn, Vater Dirk, wen ich da bringe? Ihr werdet Euern Augen nicht trauen; aber mir könnt' Ihr's glauben; es iſt die Mutter Lora vom Piet's Eiland!

So ſchnell vergeht mir das Geſicht von guten Freunden nicht, verſicherte der Baas, ernſthaft die Hand hinreichend; willkommen, Frau Nachbarin. Ihr habt Euch in den paar Jahren, daß wir uns nicht geſehen, auch nicht ein bischen verändert.

Ein paar Jahre! — rief Galinda lachend dazwiſchen; ich war noch ſo ein kleiner Dibbeldox von acht Jahren, als Mutter Lorje uns zuletzt beſuchte, und jetzt bin ich achtzehn Jahre!

Da ſollteſt du wenigſtens vernünftig geworden ſein, ſchalt die Hausfrau Sara, ſtatt mit deinem Plappern unſere liebſamen Gäſte zu moleſtiren, und lieber — —

Das iſt auch wahr! fiel das ungebundene Mädchen ein, — ich will lieber meiner alten Lorje geſchwind was Gutes zurecht machen! Damit lief ſie davon und tummelte die Mägde in der Küche.

Der Baas und ſeine Frau erkannten wohl, daß dieſer ungewöhnliche Beſuch am frühen Morgen eine wichtige, keinen Aufſchub leidende Veranlaſſung haben müſſe; aber der Stolz des reichen Zorgenhofbeſitzers hielt die Neugierde in ernſten Schranken, und die Sitte verbot, einen achtbaren Gaſt mit vorlauten Fragen ſtatt mit guter Bewirthung zu tractiren; daher führten ſie nach biederer Einladung die geehrte Nachbarin in das Haus.

Das kluge Drudje blieb zurück; es wollte ſeine brennende Neugierde von Piet ſtillen laſſen und dabei zugleich den Genuß ſich verſchaffen, nach Art der Mädchen, die ſich der Macht ihrer Reize bewußt ſind, den Entenjäger ein wenig zu necken.

Guten Morgen, lieber Piet, ſprach Drudje mit ernſthafter Miene, an das Boot tretend, worin Piet mit ſeiner Entenladung hantierte, iſt mir doch, als ob Euch das pludrige Vogelzeugs da lieber iſt, als Eure Freunde im Zorgenhof.

Hum, machte Piet mit einer abwehrenden Handbewegung, ohne ſich ſtören zu laſſen, weit davon iſt ſicher vorm Schuß.

Danke ſchönſtens für das Compliment! Das muß ich doch gleich dem Vater ſagen, was der Nachbar Piet von uns hält.

Und ich möchte das mit anſehen, gab Piet mit einem pfiffigen Augenzwinkern zurück, wenn die Jevrouw Drudje ihrem Vater ſeine guten Freunde ſo lobeſam ſchildert.

Ach, jetzt verſteh' ich erſt, das kommt ja immer beſſer. — Mich allein meint der lobeſame Mosjöh Piet mit ſeinem ſichern Schuß!

Mosjöh? — Mosjöh? rief der getroffene Entenjäger plötzlich zornroth, ſich gerad' aufrichtend; ſeh' ich denn aus wie ein windiger Mosjöh Franzmann oder wie ein rechtſchaffener Holländer?

Drudje blieb ernſthaft; nur aus ihren freundlichen Augen blitzte muthwilliger Triumph, als ſie den vor ihr ſtehenden ſtämmigen Mann von oben bis unten muſterte. Wenn man Euch ſo recht betrachtet, wie Ihr da ſteht im kurzen, ſchilfgrünen, breitſchooßigen Rock und der braunen, langen Weſte mit großen ſilbernen Knöpfen und grasgrünen Pumphoſen, dazu den breitkrämpigen Hut auf dem Haarwulſt, der wie ein ſchöner gelber Käſekranz um den Kopf herum liegt, und darunter Euer rechtſchaffenes rothes Kerngeſicht mit blitzböſen kleinen Augen — ja, man muß es ſagen, ſo baaſig ſieht ein Mosjöh Franzmann nicht aus.

Wenn ich nun die ehrſame Jevrouw Zorg auch einmal ſo manierlich lobte und ſie wie eine leichte Mamſell Drudje tractiren thäte?

Seh' ich aus, wie eine luſtige Mamſell Franzöſin? fragte Drudje, ihrerſeits ſich in die Bruſt werfend.

Der Enten-Piet betrachtete mit blinzelnden Augen das dralle Poldermädchen; das Herz ſchwoll ihm bei dieſer Muſterung; er mußte ſich geſtehen, ſolch glänzend braunes Haar mit goldenem Pfeil durch den dicken Flechtenknoten, ſo friſche apfelrunde Wangen und kirſchrothe Lippen, deren muthwilliges Lächeln ihm zwei Reihen ſchneeweißer Zähne zeigte, — und ſolchen untadeligen Wuchs in dem vollen Buſen, in Armen und Hüften — nein, etwas Appetitlicheres hatte er niemals geſehen. Piet konnte den Blick des ſchalkhaften Mädchens länger nicht aushalten; ſich den Mund wiſchend, wendete er ſich brummend ab.

Dummes Zeug das — hab' mich ſchon zu lange hier aufgehalten.

Aber Drudje faßte ohne Umſtände ſeine harte, breite Fauſt mit ihren beiden kleinen Händen. Iſt das auch recht, mein lieber Peter? Nachdem Ihr mit mir gezankt, heißt Ihr mich eine Mamſell, und zuletzt wollt Ihr gar meines Vaters Haus und meiner Mutter Koſt verachten und davonfahren? Nein, ſo geht das nicht; kommt erſt mit zum Frühſtück; unterwegs ſollt Ihr mir erzählen, was es Neues auf Piet's Eiland giebt.

So gefaßt, mußte Piet folgen; doch Drudjens neugieriges Forſchen nach der wahren Urſache dieſes Beſuches blieb ohne Befriedigung; der einſilbige Jäger verwies ſie an die Mutter Lora, weil er von der ganzen Geſchichte weiter nichts wiſſen wollte.

Sie fanden die Familie in einer großen Hinterſtube, beim reichlichen Frühſtück an einem ungedeckten weißen Tiſche ſitzend; nur Bertold fehlte. Ohne aufzuſtehen, forderte der Hausherr ſeinen Gaſt auf, mit ihnen vorlieb zu nehmen. — Während Piet ſich dieſer Einladung mit ernſtem Anſtande und tüchtigem Zulangen würdig zu bezeigen ſuchte, nahm Drudje mit ehrbarer Geſchäftsmiene neben ihrer Mutter Platz, und nun wurde das Frühmahl mit derſelben gemeſſenen und aufmerkſamen Beharrlichkeit eingenommen, als ſei dieſer Genuß eine der wichtigſten Tagesarbeiten.

Noch war dieſe ſtärkende Arbeit nicht ganz vollendet, und die Frau Sara verſuchte von neuem, die Frage über Bertold's Abweſenheit ins Geſpräch zu bringen, als draußen Hufſchlag ertönte. Dieſes Geräuſch war zur Sommerszeit im Zorgenhof ſo ungewohnt, daß Alle, erſchrocken aufſpringend, an die Fenſter eilten. Seit der Zeit, daß die franzöſiſchen Revolutionsheere Holland plündernd überſchwärmten, verkündete ſolcher Hufſchlag den Polderwirthen gewöhnlich die Ankunft habſüchtiger Marodeurs. Diesmal wurde jedoch dieſe bange Erwartung getäuſcht; ein ſtattlicher Mann ſtieg von einem mächtigen ſchwarzen Hengſt, deſſen Sattel und Zaumzeug mit maſſivem Silber ſchwer verziert prunkte; ſogar das Gebiß und die breiten Steigbügel waren aus dieſem koſtbaren Metall kunſtreich geformt.

Ungeachtet der vornehmen Erſcheinung des Reiters, ging der Polderwirth doch nicht von der Stelle, ihn zu empfangen. Mit unbeweglichem Ernſt ſah er hinaus wie der Fremde ſeinem wohlgekleideten Diener den Zügel überließ und der Burſche alsdann die Gäule nicht in den Stall, ſondern vor dem Wohnhauſe auf- und abführte. Einen Moment darauf trat der Reiter grüßend herein; bei ſeinem Anblick zogen ſich die Frauen ſcheu in einen Winkel des Zimmers zurück.

Der Eintretende war ein ſtattlicher, groß und breit gebauter Mann von etwa vierzig Jahren; ſeine einfache, aber ſchwarze Bürgerkleidung zeichnete ſich durch glänzend feines Tuch, große, faltige Reiterſtiefeln und ſcharlachrothe Tuchweſte aus. Noch auffallender als dieſe grellrothe Weſte erſchien das blaſſe, ſcharf geſchnittene Geſicht, zumal in Holland, wo man gegen die fieberfeuchte Nebelluft ſtark erhitzende Getränke genießen muß, wodurch die Geſichter roth colorirt ſind, ſo daß ein geſunder blaſſer Mann unter den Niederländern faſt unheimlich abſticht. — Als der eintretende Fremde, den Hut abnehmend, höflich grüßte, zeigte er eine hohe und breite Stirn, von kurzen, ſchwarzen, glatten Haaren eingefaßt; auch dieſes platt anliegende kurze Haar war abſonderlich; denn der holländiſche Landmann pflegt ſein Haar um Kopf und Nacken lang verſchnitten zu tragen. Die gerade Haltung und der feſte Blick des Reiters würden ihm ein gebieteriſches Anſehen gegeben haben, wenn dieſer Charakter nicht durch eine gewiſſe Zurückhaltung in ſeinem ganzen Weſen bis zum Abſtoßenden geſunken wäre.

Es war der Scharfrichtermeiſter Jan von Amſterdam. —

In Holland, wo die Vorurtheile noch tiefer in dem feſtern Sinne wurzeln, als dies in deutſchen, mehr zur weichen Sentimentalität geſtimmten Gemüthern ſtattfindet, würde jeder Hausherr ſeine Schwelle befleckt halten, wenn ſie ein Scharfrichter ohne unabweisliche Nothwendigkeit überſchreiten möchte, weil deſſen Handwerk und Gemeinſchaft für unehrlich machend gilt.

Nehmt mir's nicht übel auf, ſagte Meiſter Jan nach den erſten Begrüßungen, daß ich ſo früh komme und ohne anzuklopfen hereintrete. Ihr wißt, daß unſer einer nur da Unglück bringt, wo wir gehörig angeſagt kommen und holen müßen. Wenn wir aber unerwartet erſcheinen, folgt uns das Glück überall auf dem Fuße, und das will ich dieſem ehrbaren Hauſe nicht nur bringen, ſondern es mir auch daraus holen, wenn Ihr nichts dawider habt.

Es iſt wahr, gegenredete der Wirth, ich hatte Euch ſobald nicht erwartet. Bei unſerer letzten Negotie in Amſterdam meintet Ihr, erſt nach Martini zu kommen.

Das iſt wohl wahr, fuhr der Freimeiſter in ſeiner wohlgeſetzten Rede fort, indem er einen Brief hervorzog; aber Mynheer Verkolyn will dies Geſchäft abſonderlich beſchleunigt haben. Er ſchickt Euch dieſen Avisbrief, den ich ſelbſt bringe, eben weil ich vorher angemeldet nicht zu Euch kommen wollte.

Der Mann führt eine grausliche Rede, flüſterte die alte Lora.

Aber er ſieht aus, wie 'n ſcharfer Richter ausſehen muß, ſtattlich und mannhaft, daß man Reſpect haben muß, bemerkte Piet.

Der hat wirklich mit eigener Hand ſchon Leute abgethan? flüſterte Drudje unter Schauern.

Da reichen kein halbes Hundert Köpfe, ziſchelte Piet, die er ſo nett abgehackt haben ſoll, als wären's Diſtelköpfe; ich hab' es ein paarmal mit angeſehen, wie meiſterlich er das Beil zu führen verſteht; er haut aufs Haar, daß unſere beſten Kuchenhacker ſich vor ihm verſtecken müßten, wenn ſie anders mit ihm wetthacken dürften.

Unterdeſſen hatte der Wirth widerſtrebend das Schreiben angenommen und bedächtig betrachtet; er vermuthete, daß es Galinda's Verlobungsbrief ſei; dieſe Angelegenheit war doch zu wichtig, als daß man ſie hier in der ordinären Wohnſtube abmachen durfte; die große Frage war aber, ob die Hausfrau geſtatten werde, ihre Prunkzimmer durch den Fuß eines zweideutigen Mannes entweihen zu laſſen; — das ſollte ſie ſelbſt entſcheiden, beſchloß der Wirth.

Sieh, Mutter, dies iſt hier der Beſcheid von Mynheer Verkolyn, von dem ich dir bereits geſagt habe. — Was meinſt du, können wir die Ehre, welche unſerem Hauſe geſchieht, hier annehmen?

Nur eine holländiſche Hausfrau kann begreifen, in welche bekümmerte Verlegenheit die Mutter Sara durch dieſe Frage gerieth. Alle die Unheil verkündenden Ahnungen und Bedenklichkeiten aus jener Zeit, wo Mynheer

Verkolyn das Baſtardkind Galinda ihrer mütterlichen Pflege anvertraute, erneuten ſich in Sara's Herzen. — Wie wird das Alles noch enden? fragte ſie ſich, tief ſeufzend. Dabei fiel ihr Blick auf die beſchmutzten großen Reiterſtiefeln des Freimeiſters. Unmöglich durfte er den Glanz ihrer Putzſtuben, die ſie vor jedem Sonnenſtäubchen wie ihr Auge bewahrte, mit ſeinen moraſtigen Stiefeln beſlecken, und Pantoffeln, groß genug, um ſie über ſeine beſtiefelten Rieſenfüße zu ziehen, beſaß die Hausfrau nicht. Dieſe ſchwerſte Sorge erſtickte alle übrige Bedenklichkeiten, daß die Frau, an dieſer Unmöglichkeit ſich aufrichtend, ihrem Eheherrn antworten konnte:

Wir können ja nicht anders, als die zugedachte Ehre hier in der unreinen Alltagſtube annehmen, denn mit ſeinen großen Stiefeln da wird Meiſter Jan doch nicht wollen — —

Vergebt mir das, Mevrouw Zorg, fiel der Meiſter artig ein, bei uns in Amſterdam haben die Franzoſen die blanke Reinlichkeit ſchon aus der Mode gebracht; aber ich habe nicht vergeſſen, daß die alte gute Ordnung hier noch zu Hauſe iſt, und habe mir deßhalb, wie ſich's gebührt, reine Schuhe mitgenommen. Nehmt's nicht übel, daß ich meine Stiefeln nicht gleich vor der Thüre ausgezogen habe. — Nun ging er hinaus, kehrte aber ſogleich in ſchwarzſeidenen Strümpfen und glänzenden Schnallenſchuhen zurück. — Damit war jeder Vorwand, den gemiedenen, aber achtbaren Mann, den man überdies einige Tonnen Goldes werth ſchätzte, nicht ins Ehrenzimmer zu führen, beſeitigt.

Sara lud mit echt holländiſcher umſtändlicher Gravität die drei Gäſte ein, ihr die Ehre zu erzeigen, im Viſitenzimmer Platz zu nehmen, winkte Drudje und Galinda, ihr zu folgen, und nun gingen ſie in ein ſchön aufgeputztes Nebenzimmer, wo Alle die Schuhe auszogen und bereit ſtehende geſtickte Pantoffeln anlegten. So vorbereitet, als gelte es, eine geheiligte Moſchee zu betreten, ſchritten ſie in das prächtige Viſitenzimmer. Ein weicher türkiſcher Teppich bedeckte den getäfelten Fußboden, ſchwere Damaſttapeten die Wände, an denen einige gute Oelgemälde, holländiſche Genrebilder, Stillleben und Waſſerlandſchaften, in breiten goldenen Schnörkelrahmen prangten. Ein drei Fuß hoher, mit Leiſten von gediegenem Silber eingefaßter Lambris von Mahagoniholz lief rings um und ſchloß ſich an den großen Kamin von weißem Marmor, auf deſſen breit vorſpringendem Sims eine alterthümliche Stutzuhr zwiſchen zwei großen Armleuchtern von maſſivem Silber ſtand. Den Kaminſchmuck vollendete deſſen innere Bekleidung von Meſſingplatten; ob darin jemals ein Feuer den ſpiegelnden Goldglanz beräuchert, war an der ſchimmernden Politur nicht zu erkennen. Von der gleichfalls bunt getäfelten und gebohnten Zimmerdecke hing ſtatt Kronleuchter ein großer Spiegelballon. Unter den Spiegeln an den beiden Fenſterpfeilern ſtanden große geſchweiſte und bunt ausgelegte Komoden, bedeckt mit chineſiſchen Atlasdecken und mit allerlei indiſchen Nippſachen, Muſcheln, Porzellanfiguren, Theebüchſen, Perlmutterkäſtchen und dergleichen beladen. Schwere Vorhänge von Purpuratlas und gleich prächtige Lehnſtühle von Acajou, ringsum an der Wand ſtehend, und, wie das breite Kanapee, mit rothſeidenen Damaſtpolſtern belegt, vollendeten das Bauernprunkzimmer, wie ſie in Holland zu den Merkwürdigkeiten gehören, die kein aufmerkſamer Reiſender unbeſucht läßt.

Wir müſſen hier die Umſtändlichkeit unſerer Erzählung mit deren Schauplatz entſchuldigen; denn in Holland können wir ſchicklicherweiſe nicht umhin, der etwas breiten und gemeſſenen Landesſitte zu folgen, welche alle haſtige Redweiſe oder gar einen leidenſchaftlichen Aufſchwung des Gefühls mit ernſthaftem Phlegma zügelt und in wohlanſtändigen Schranken hält. — In dieſer Stimmung ſehen wir die Geſellſchaft in der Mitte des Staatszimmers an dem großen runden Acajoutiſch auf Seſſeln ringsum Platz nehmen; der Entenpeter verzog keine Miene, als er im Spiegelglanz der rund polirten Tiſchplatte ſein breit verzogenes Antlitz betrachtete. Drudje präſentirte den Männern zuerſt lange weiße Thonpfeiſen aus Gouda's beſter Fabrik, ſetzte das Quispeldortje (vaſenförmiger Spuckbecher) mitten auf den Tiſch und nahm erſt neben ihrer Mutter Platz, als die duftenden Kanaſterwölkchen aus den ernſten Männergeſichtern dampften.

Galinda ſtand am Fenſter und trommelte mit den Fingern ungeduldig an den Spiegelſcheiben.

Nachdem der Baas vom Hauſe dieſe Tafelrunde überſchaut hatte und Alles gut conditionirt fand, öffnete er den empfangenen Brief, las bedachtſam und ſprach dann mit feſt betonten Worten:

In dieſem Briefe aviſirt uns Mynheer Verkolyn, daß der wohlhabende Freimeiſter Jan in geziemender Art angehalten hat, ihm unſere Pflegetochter Galinda Floor als eheliche Hausfrau zukommen zu laſſen. Obzwar nun eigentlich Mynheer Verkolyn über dieſes Findelkind allein zu disponiren hat, weil Mynheer es uns zur Pflege anvertraut und dafür eine gute Penſion ſtets pünktlich bezahlt — die ich aber nicht angenommen, ſondern für das Kind zur Ausſtattung ausgethan und Zins auf Zins geſpart habe, — ſo will Mynheer Verkolyn dieſe Negotie doch nicht anders als mit unſerem Zuſchlag abſchließen, angeſehen, daß die Galinda in meinem Hauſe aufgewachſen und unſeren Herzen ſo lieb und werth wie das eigene Kind iſt. Alſo, Mutter Sara, ſprich du zuerſt, ob du deine Pflegetochter Linda dem ſcharfen Meiſter Jan hier geben willſt?

Geben? Ich ſoll mein liebes Herzenspflegekind dem Scharfrichter geben? rief Sara mit mütterlicher Entrüſtung; nun und nimmermehr!

Aber zugeben wirſt du doch, fuhr der Baas ruhig rauchend fort, daß deine wilde Linda einen Mann, und einen ſtatthaft tüchtigen Mann, haben muß, der ihrem Hitzkopf gewachſen iſt. — Und nun ſage mir einmal, Mutter, ob du dafür einen beſſeren Mann finden könnteſt, als dieſen ſoliden und gefürchteten Meiſter von Amſterdam?

Die ehrwürdige Sara ſchwieg betroffen; denn ſie konnte dagegen keinen triftigen Grund aufbringen; doch traten ihr die Thränen in die getrübten Augen.

Nach einer Pauſe richtete der Baas das Wort an Piet.

Was meint Ihr dazu, Gevatter Waterhout? Die Galinda iſt Eure Pathe, und ſo ſteht Euch ein Wort mitzureden wohl an.

In ſeinem Leben hatte Piet ſich nicht ſo beklommen gefühlt; er verwünſchte, daß er mit ſeinem Entenboot nicht weit von hier zur Frau Padbrügge gefahren, ſtatt ſich von Drudjens Reizen in den Zorgenhof ziehen zu laſſen. — Als ein wilder Burſch von achtzehn Jahren hatte er den Säugling Galinda mit einer wildfremden Amme von Amſterdam hierher gerudert. Nachdem er des Kindes Taufzeuge geworden, war ſeine kleine Pathe ihm täglich mehr ans Herz heran gewachſen; dazu wußte er, wie lieb Bertold und Galinda ſich hatten, und Piet ſollte jetzt rathen, ſie dem Freimeiſter zu überliefern! Doch vor Allem mußte er ein vernünftig Wort ſprechen; aber Piet war ein ſchlechter Redner; ſtockend ſagte er:

Alles, was Recht iſt — das muß ich ſagen, und einen Mann muß die Jungfer Galinda auch haben.

Welcher ehrlich getaufte Holländer nimmt aber eine Baſtardjungfer zur Frau? — Das thun nur wilde Seeſchiffer und Freimeiſter; dieſe haben das rechte Privileg zu den Findelkindern. Seit der Franzos im Lande und unſere Schiffe aus Furcht vor den Engländern abgetakelt im Hafen verfaulen, iſt es mit den Seeſchiffern aus. Alſo hat die Galinda nur die Ausſicht auf einen Freimeiſter, und das muß man auch ſagen, der Meiſter Jan von Amſterdam iſt der Hauptbaas aller Scharfrichter von Holland.

Ihr ſprecht mir aus der Seele, Gevatter, ſtimmte der Hausherr bei; unſere Galinda kann in der Welt nicht beſſer verſorgt werden. Das verſteht auch Mynheer Verkolyn beſſer, als wir, und da Ihr, Meiſter Jan, das Wort vom Mynheer ſchon habt, ſo will ich Euch das meinige nicht verſagen. Wenn es Euch convenirt, ſo kann die Verlobung jetzt gleich geſchehen.

Euer Wort acceptire ich mit Dank, ſagte der Freimeiſter aufſtehend; indeſſen erlaubt, ehe wir weiter negotiren, daß ich mein Wort geziemend bei der Jevrouv Braut anbringe; — und wie er jetzt zum Fenſter ſchritt, folgten ihm die Blicke der ſchweigſam ſitzenden Bauerfamilie.

Galinda trat ihm keck einen Schritt entgegen; ſie wollte den widerwärtigen Mann kurz und bündig abfertigen; aber wie nun ſein durchbringend kalter Blick ihr blitzendes Auge traf, fühlte ſie ihr Herz wie von einer Zange umklammert; das zornglühende Mädchen überrieſelte es kalt beim Anblick des blaſſen, ſchwarzen Scharfrichters in blutrother Weſte, — der ſie holen wollte.

Meine liebe Jevrouw, ſprach der Meiſter, Ihr habt gehört, wie Euch der Familienrath mir zugeſprochen hat. Obgleich Ihr jetzt von Gott und Rechtswegen mir angehört, ſo daß fortan kein Menſch mehr, als ich allein, Gewalt über Euch habe, ſo muß ich doch bitten, daß Ihr es mir nicht übel nehmen wollt, wenn ich meine Werbung erſt nach dem Spruch anbringe, und daß Ihr mir willig und ohne Haß in mein Haus folgen mögt.

Das will und thue ich nun und nimmermehr! rief Galinda trotzig, wie ein verzogenes Kind, mit ihrem kleinen Fuße ſtampfend; nehmt Euch in Acht, Meiſter Kopfabſchneider, und kommt mir nicht zu nahe, ſonſt kratze ich Euch die Augen aus!

Mein liebes Kind, begütigte der kalte Mann, wir müſſen vernünftig ſein. Auf Euren Willen kommt es hier gar nicht mehr an; darum ergebt Euch in meinen Willen; dann führe ich Euch heim in mein prächtig Haus, worin Ihr wie eine wohlmögende Mevrouw regieren und Alles haben ſollt, wonach das Herz nur verlangt.

Ich will aber nicht! fuhr ihn das Mädchen noch heftiger an; Ihr mit ſammt Eurem prächtigen Hauſe ſeid mir bis in die Seele widerwärtig! Und ehe ich leide, daß Ihr mit Euren Händen, womit Ihr den Leuten die

Köpfe abhackt, mich anrührt — lieber ſpringe ich in den See, wo er am tiefſten iſt!

Schweig! rief plötzlich der Scharfrichter mit donnernder Stimme, indem er zugleich das erſchrockene Mädchen mit aller Gewalt ſeiner Fauſt packte; ich will dir zeigen, daß du mein biſt und mir gehorchen mußt; hier faß' ich dich feſt, und aus meinen Händen ſoll kein Menſch dich los machen, ſo wahr ich der ſcharfe Meiſter Jan von Amſterdam bin! Und ſeine Beute feſthaltend, wendete er ſich mit herrſchendem Tone und Anſtand zu der erſchrockenen Familie. Laßt mich mit dieſem wilden Trotzkopf hier allein; — ich habe die Macht und Gewalt, noch trotzigere Köpfe ſtill und zahm zu machen.

Erſchrecken vor dem plötzlich ausbrechenden Zorn des gefürchteten Mannes waren Alle aufgeſprungen; die Frauen und Trudje flohen zur Thüre, während der Hausherr und Piet unſchlüſſig ſtehen blieben. Mit einem bezeichnenden bittenden Wink gegen den Wirth fuhr der Freimeiſter fort: Bedenkt Euch nicht lange; ich bin hier in meinem guten Recht und hole mir die Braut nach altem holländiſchem Brauch, wenn ſie wie ein ungezogenes Kind ſich geberdet. Geht nur; ich muß meine Verlobte unter vier Augen beſprechen, und ihr ſollt gleich ſehen, wie ſie den eigenſinnigen Kopf willig vor mir beugen wird.

Mit einem Gefühl, als ſei der Nachrichter gekommen, eine verurtheilte Sünderin auf ihr entſetzliches Schickſal vorzubereiten, verließ die Familie das Zimmer.

— Allein mit Galinda geblieben, änderte der fürchterliche Mann ſeinen Ton und Geberde; ſeine Miene wurde freundlich, und ſeine milde Stimme klang bittend.

Meine liebe, ſtarke Galinda wird ſich gewiß, ſo nicht vor mir fürchten, wie die ſchwachen, abergläubiſchen Menſchen da draußen. Ich will dich weder beſprechen, noch dir das Herz beugen; aber bitten will ich dich, daß du mich nur ein paar Augenblicke geduldig anhören möchteſt. Wenn du alsdann noch willſt, ſo verlaſſe ich auf der Stelle den Zorgenhof, und wir ſehen uns niemals wieder.

Wenn es ſo iſt, ſagte Galinda, ſcheu wie eine wilde Taube vor dem Habicht zurück weichend, da kann ich Euch wohl anhören; aber ich ſag's vorher, daß ich Euch im Leben nicht mehr ſehen will.

Und ich halte Wort, wenn du mir dies nachher noch ſagſt. — Ich wollte dich bloß fragen, ob du nicht als kleines Kind ſchon gemerkt haſt, wie alle Leute, ja wohl die Kinder in der Schule, oft höhniſch lachend mit Fingern auf dich gewieſen, dich verſpottet und dich gar für unehrlich geboren erklärt haben, weil du keine Eltern aufzuweiſen haſt?

Was wollt Ihr damit ſagen? fragte Galinda in tiefer Schamröthe.

Antworte mir erſt, ob ich recht vermuthet habe, oder nicht?

Schweigend ſenkte das beſchämte Mädchen das Antlitz.

Du fühlſt alſo, fuhr der Bewerber fort, daß ſie dich nun und nimmermehr für ſo gut wie andere Leute halten, ja, die geringſte Magd für ehrlicher als dich betrachten und dich niemals in eine Familie als Tochter aufnehmen werden? — Iſt das nicht Unrecht von den rechtſchaffenen Leuten?

Es iſt abſcheulich — abſcheulich! rief Galinda mit funkelnden Augen.

Es iſt noch ſchlimmer, es iſt unchriſtlich! fügte Jener einſtimmend bei; aber die böſe Welt iſt nun einmal nicht anders, und ich denke, daß die ſchöne und ſtarke Galinda nicht ſo weichmühtig ſein und ſich lebenslang von den dummen Bauern über die Schulter anſehen laſſen wird. Meine Linda wird ihnen gewiß lieber kühn und ſtolz entgegentreten, daß alle Menſchen Achtung vor ihr haben müſſen. Iſt das nicht wahr?

Ja, das will ich, und das thu' ich alle Tage!

Und ich habe meine Herzensluſt daran, wie hübſch die kluge Linda dabei ausſieht. Doch es hilft dir Alles nichts; denn zum Dank wollen ſie dich dem Scharfrichter überliefern. Ich kenne aber das rechte Mittel womit du deinem Herzen gut thun und den Leuten Achtung gebieten kannſt.

Was iſt das für ein Mittel? fragte ſie mit naiver Haſtigkeit, im Glauben, er wolle ihr eines jener Geheimzaubermittel geben, in deren Beſitz man die Scharfrichter wähnt.

Denke dir einmal, wenn du in Amſterdam einer prächtigen Kutſche begegneſt, darin eine köſtlich geſchmückte Dame, die mit ihren großen ſchwarzen Augen ſtolz auf das Volk herab ſiehet und doch dabei ſo herzenslieb lächelt, daß ihr alle Leute gut ſein müſſen, weil die Dame accurat ſo ſchön iſt, wie meine Galinda im Zorgenhof, — und wenn du dann fragſt, wer die ſchöne vornehme Mevrouw iſt, ſprechen die Leute mit Reſpect: dieſe und die Königin haben Männer, wie keine andere Frau im ganzen Lande; denn die ſchöne Galinda iſt die achtbare Frau von des Königs ſchärfſtem Richter von Amſterdam. Was meinſt du, würden da wohl die Leute auch noch mit den Schultern über dich zucken?

Das iſt nichts. Wenn Ihr kein anderes Mittel habt, ſo gebt Euch weiter keine Mühe; damit fangt Ihr mich nicht! rief das Mädchen lachend; denn der ſchmeichelnde Mann hatte bereits ſeinen furchtbaren Nimbus in ihren Augen verloren.

Ich denke auch gar nicht daran, verſetzte er wegwerfend, dich wilde Hummel damit zu fangen. Du mußt erſt zahm werden, dann wirſt du einſehen, wie ich dir jetzt wahrhaftig den einzigen deiner würdigen Platz gezeigt habe, und den ich dir offen halten werde, bis du ſelbſt darnach verlangſt.

Da könnt Ihr lange warten! ſpottete Galinda.

Das wollen wir gleich ſehen. — Ich weiß, daß du den Platz als meine ſtolze Hausfrau wohl annehmen möchteſt, wenn der junge Bertold nicht wäre; aber wenn der ſelbſt dazu rathet, dich zur Frau Freimeiſterin zu machen, wie dann?

Ich verſtehe Euch nicht, maulte das betroffene Mädchen.

So will ich es dir erklären. Du glaubſt, weil der Bertold um dich freit und du dem hübſchen Jungen auch von Herzen gut biſt, darum wird er dich auch zur Frau nehmen. Aber ehe er ein unehrlich getauftes Mädchen heirathet, lieber nimmt er ſich die gemeinſte Magd von ſeinem Hofe, — ja, lieber giebt er ſelbſt dich einem Scharfrichter zur Frau.

Das iſt eine Lüge und ſchändliche Nachrede!

Es iſt leider die reine Wahrheit, entgegnete der ſtattliche bleiche Mann, in ſeinem liebreichen Tone fortfahrend; kurz, wenn Bertold ſelbſt dir den Rath giebt, meine Frau zu werden, willſt du mir dann das Jawort geben?

So ſchlecht kann Bertold nicht ſein!

Wenn er aber doch ſo altrechtſchaffen denkt, daß er dich, ſchönes Findelkind, lieber einem Freimeiſter geben, als dich heirathen will?

Dann — dann — Oh — das iſt gar nicht möglich!

Wenn er es aber doch thut? beharrte der kalte Brautwerber.

Dann ſollt Ihr mich haben! rief Galinda unwillig, wie um den läſtigen Peiniger los zu werden, ſetzte aber ſogleich hinzu: wenn aber der Bertold mich lieber ſelbſt zur Frau nehmen will, ſtatt zu rathen, daß ich Euch heirathen ſoll, wie dann? — Wollt Ihr mich dann in Ruhe laſſen?

Wenn der Bertold bei Mynheer Berkolyn und beim Vater Zorg ordentlich um dich anhält, dann will ich dich frei laſſen und das Jawort zurückgeben.

Frohlockend über dieſe leichte Art, von dem widrigen bleichen Manne befreit zu werden, ließ Galinda ſich das Verſprechen noch einmal wiederholen. Der Freimeiſter that dies mit einem ſtillen Lächeln der Freude über den glücklichen Erfolg ſeiner Ueberredung; doch machte er noch die Bedingung, daß Galinda noch drei Tage dieſes Abkommen geheim halten ſollte; erſt nach dieſer Zeit dürfe ſie es Bertold mittheilen, der ſich alsdann beſtimmt erklären müſſe. — Das leichtfertige Mädchen verſprach auch, dieſe Bedingung mit Vergnügen zu erfüllen, und freute ſich ſchon in ihrem Herzen darüber, wie es den eiferſüchtigen Bertold necken und Alle im Zweifel über dieſes Einverſtändniß mit dem Freimeiſter laſſen wolle.

Während dieſer Unterhaltung wartete die Familie in der Wohnſtube mit einem ſo bangen Gefühle, wie es die Verwandten eines Angeklagten vor einem Criminal-Gerichtshofe empfinden mögen, wenn die Geſchworenen im Nebenzimmer ſich berathen. Dieſe Erwartung verwandelte ſich in mitleidiges Erſtaunen, als die ſchlanke Galinda mit freudeſtrahlendem Antlitz an der Seite des hohen, zufrieden lächelnden Scharfrichters hereintrat.

Dieſen Ausgang hatte Keiner vermuthet; man erwartete das Mädchen mit geſenktem Haupte, wie ein in ihr Schickſal ergebenes Opfer eintreten zu ſehen, und Galinda erſchien triumphirend! Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen — gewiß hatte der Freimeiſter dem Mädchen eines jener geheimen Mittel beigebracht, deren furchtbare Kenntniß und Beſitz ausſchließlich den Scharfrichtern von dem Volksglauben zugeſchrieben wird.

Bertold ſtand neben Piet am Fenſter; das blaſſe, verſtörte Antlitz des Jünglings, ſein verworrenes Haar und ungeordnete Kleidung deuteten auf eine ſchlaflos vollbrachte Nacht. In der That hatte Bertold, nachdem geſtern ſeine Hoffnung auf Piet's Eiland geſcheitert, die Nacht dazu verwendet, einen andern ſichern Zufluchtsort für Galinda zu finden. Es war ihm nicht gelungen, und wie er jetzt erſchöpft zu Hauſe kam, empfing ihn die Kunde von der Ankunft ſeines gefürchteten Nebenbuhlers. — Piet ſuchte den verzweifelnden Jüngling mit der zugeflüſterten Verſicherung ſeines Beiſtandes zu beruhigen.

Mein angenehmes Geſchäft in Eurem Hauſe iſt vorläufig glücklich abgeſchloſſen, ſprach der Freimeiſter, mit freundlicher Zuverſicht zu dem Baas vom Hauſe tretend; meine ſchöne und ſehr kluge Braut hat ſich nur noch drei Tage Bedenkzeit ausgemacht, und wer könnte einer ſittlichen Jungfer die kurze Friſt verſagen? — Ich will die paar Tage auf der Goudaer Kirmes vergnügt ſein. — Wird man den Baas vom Zorgenhof mit ſeiner Familie auch dort ſehen?

Das verſteht ſich von ſelbſt! rief der Wirth munter im Vorgefühl der Kirmesfreuden; morgen iſt Sonntag und der letzte Goudaer Kirmestag; da darf man nicht fehlen. Es ſind ſtarke Hackwetten geſchloſſen, und ich denke, mein Bertold wird dabei nicht das ſchlechteſte Beil führen, und ich ſelbſt will Auge und Fauſt auch noch einmal auf dem Kuchenblock probiren.

Schade, daß ich als Meiſter vom Beile nicht dabei ſein darf, entgegnete der unliebſame Gaſt, indem er ſich höflich an Bertold wendete, ſonſt möchte ich wohl eine Partie mit Euch verſuchen; denn Ihr ſeid gewiß einer der beſten unter den landberühmten Hackern von Gouda?

Dazu müßt Ihr freilich einen andern zu Euch paſſenden Kopfabhacker ſuchen, verſetzte Bertold verächtlich.

Junger Mann, entgegnete der Freimeiſter ernſt verweiſend, es ſcheint nicht wohlanſtändig, daß Ihr einen Gaſt unter Eures Vaters Dach mit Zweideutigkeiten kränken wollt; ſonſt möcht' ich es Euch gedenken und einen gefeiten Spruch auf Euch legen, der Euren Starrkopf über kurz oder lang unter die Fauſt eines Kopfabhackers bringen könnte. Laßt Euch das geſagt ſein und hütet Euch, künftig einen meines Gleichen zu reizen.

Zufrieden mit dem Eindrucke dieſer Worte auf die abergläubiſche Bauernfamilie, nahm der gewichtige Freimeiſter Abſchied, und gleich darauf ſah man ihn ſtattlich auf ſeinem ſchwarzen Hengſt aus dem Hofe reiten.

## III.

## Ein Kuchenhacken.

In den reinlichen Straßen von Gouda wogte am nächſten Tage eine bunte, geputzte Volksmaſſe in der Luſt des letzten Kirmestages. Die Stadt prangte in feſtlichem Schmuck; denn die ſoliden, meiſt fünf Stock hohen Bürgerhäuſer mit ihren ſpitzigen bunten Giebeln waren ſogar von außen gewaſchen und blank geſcheuert. Aus allen Fenſtern ſchauten geſchmückte, rothwangige, lachende Mädchen oder ſteif geputzte, wohlgenährte Frauen neben ihren Eheherren, die aus langen Gipspfeifen mit ernſthaftem Behagen ſchmauchten. — Ueber vielen Hausthüren ragten grell gemalte hölzerne Rieſenarme weit in die Straße vor; daran hingen die Embleme der Goudaer Induſtrie: ungeheure hölzerne Käſe, gleich Kürbiſſen aufgereiht, und noch größere weiße Tabakspfeifen, gekreuzt wie weiße Lanzen, Alles mit flatternden Bändern und dicken Blumenkränzen bunt behangen. — Zu den zwölftauſend wohlhabenden Einwohnern der kleinen, aber dicht bevölkerten Stadt hatte ſich das tüchtige Landvolk aus allen Poldern und Gauen weit umher eingefunden; man erblickte unter den verſchiedenen Trachten ſogar viele goldbrokatene hohe Flügelmützen auf den Köpfen breit gewachſener Bauerfrauen aus der Provinz Nordholland, friſch einher ſtolzirend an der Seite mächtig gebauter Männer, die in ihren ſchwarzſammetnen Pluderhoſen, dreifach über einander gezogenen

Weſten, Jacken und breiten Schoßröcken, reich mit platten, maſſiv ſilbernen Knöpfen beſetzt — in behaglichem Kirmesgenuß ſchwitzten.

Auf dem Marktplatz drängte ſich das Volksgewühl Kopf bei Kopf durch einander. Seiltänzer ſchwebten und ſchwangen ſich hoch über dem Getümmel. Charlatane, Zahnbrecher, Marktſchreier und Bajazzos ſchrieen von Gerüſten herab mit Stentorſtimmen ihre einladenden Rodomontaden. Eine Doppelreihe hölzerner und Segeltuchbuden mit Fahnen und großen Aushängeſchildern umgaben gleich Zelten den Platz und zogen ſich weit in die Hauptſtraßen hinab. In dieſen Zelten ward gejubelt, gezecht und jauchzend getanzt; mit dieſer Tanzmuſik vereinigten ſich die Töne vieler Leierkaſten und das Geſchrei und Brüllen wilder Thiere aus den Menageriebuden. Die Atmoſphäre war geſchwängert von dem fettigen Speiſen- und Bratendunſt der Garköche, welche ihr Weſen unter freiem Himmel trieben. Gleiches Lärmen und Getöſe ſchallte aus vielen, bis unter die Dächer gefüllten Häuſern, deren Fenſter ringsum den Marktplatz mit eleganten Zuſchauern, darunter viele prächtige franzöſiſche Uniformen, beſetzt waren. Auch in dem Volksgewühl ſtolzirten gewandte, kecke Soldaten, die mit ihren gebräunten, mageren Geſichtern, ſchwarzen Augen und Bärten und mit ihrer ſüdlichen Fröhlichkeit gegen die ernſte, dickleibige Genußſucht der Holländer ſcharf contraſtirten. Aber ſchon hatte hier, wie überall, wo die heitern Franzoſen längere Zeit weilten, ihre liebenswürdige Fröhlichkeit das junge Volk angeſteckt. Denn die hübſchen holländiſchen Bürgertöchter liebäugelten und tanzten lieber mit den galanten, leichtfüßigen Winzerſöhnen aus der Provence, als mit den derben Goudaer Käſemachern und Thonpfeifendrehern. Daher das junge holländiſche Geſchlecht im Jahre 1809, zur Zeit, wo der Meiſter Jan von Amſterdam um die ſchöne Galinda Floor warb, ſchon viel von ſeiner Gravität abgelegt hatte.

Vor der langen Fronte der ſchönſten Zeltlinie ſtand eine Reihe niedriger runder Holzblöcke, gleich Fleiſchhauerklötzen; jeden derſelben umſtand ein dicht gedrängter Kreis leidenſchaftlicher Wettkämpfer, deren geſpannte Aufmerkſamkeit auf die Geſchicklichkeit der Beilhauer gerichtet war. — Jeder Haublock bildete nämlich einen Kampfplatz für zwei beilgeübte Männer, welche mit kleinen glänzenden Beilen, nicht drohend gegen einander, ſondern auf dünne Lebkuchen haarſcharf einhauten. Die auf dem Block liegenden braunen Kuchen hatten die Größe und Form von platten Dachziegeln, und die Geſchicklichkeit der Kämpfer beſtand darin, dieſe Kuchen im Zickzack mit drei, vier oder mehr Hieben, je nach den verſchiedenen Wettaufgaben, ſo durchzuhacken, daß in dem Zickzackſchnitt kein Fäſerchen des zähen Kuchens mehr zuſammen hing. — Die Sieger gewannen entweder das gegen einander geſetzte Geld oder die Preiſe, welche der Eigenthümer der Kuchenblöcke, nach Verhältniß der Einſätze mehr oder weniger koſtbar, beſtimmt hatte.

Dieſes Kuchenhacken iſt ein Lieblingsſpiel des Volkes auf den holländiſchen Kirmeſſen.

Bei einem der ausgezeichnetſten Haublöcke ſehen wir im Gedränge die Familie vom Zorgenhof, eifrig an dem Spiele Theil nehmend. Der Vater Zorg hatte trotz ſeiner feſten Fauſt ſchon manchen Silbergulden verloren, dagegen Bertold bereits viele zierliche Kirmesgaben, goldene Ohrgehänge, ſilberne Löffel und Schmuckſachen gewonnen, die er ſogleich ſeinem Mädchen Galinda und Schweſter Drudje ſchenkte. — Da ſchritt der blaſſe Freimeiſter Jan von Amſterdam in ſeiner feinen ſchwarzen Kleidung und blutrothen Weſte heran. Er hatte aufmerkſam jeden Haublock beſucht, und wo er nahte, theilte ſich die Volksmaſſe, ſcheu vor der Berührung des Scharfrichters zurückweichend. Der Meiſter wurde zwar oft in zweifelhaften Fällen als Kampfrichter gewählt; aber er ſelbſt rührte das Beil nicht an, weil er nur mit ſeines Gleichen kämpfen durfte, indem jeder Andere ſeinen Ruf durch ein Wetthacken mit dem Nachrichter befleckt hätte.

Sichtlich gerieth der Polderwirth Zorg und ſeine Ehefrau Sara in Verlegenheit, als Meiſter Jan zu ihnen trat; die Gemeinſchaft mit dieſem unehrlichen Manne drohte den guten Ruf des Zorgenhofs anrüchig zu machen; ſchon war ſeine Brautwerbung bekannt geworden, und dieſes in den Poldern unerhörte Ereigniß hatte den Läſterzungen einen willkommenen Anlaß zu Mißbilligung und höhniſchem Achſelzucken gegeben. Nur

Wenige billigten die Wahl und das Glück des ſchönen Findelkindes mit dem heidniſchen Namen und unbekannter Herkunft. — Einige dieſer theilnehmenden Nachbarn ſtanden jetzt neben dem Haublock in ſtummer Neugierde auf das Benehmen und die Unterhaltung des Freimeiſters von Amſterdam mit dem Baas vom Zorgenhof.

Laßt uns gehen, drängte die ängſtliche Frau Sara, ich bin ſchon müde vom langen Stehen.

Du haſt Recht, Mutter, gab der Baas zu, mich verlangt nach einem friſchen Trunk, und unſeren Mädchen wird eine Schüſſel Zuckerwaſſeln auch nicht ſchlecht ſchmecken.

Der Meiſter Jan vertrat ihnen, höflich grüßend, den Weg. Ei, wie freut es mich, Euch endlich zu finden. Ihr dürft mir unmöglich die Freude verſagen, dabei zu ſein, wie ich zur Ehre meiner ſchönen Braut einen Kuchen hacke.

Der Zorgenwirth verſuchte, mit Entſchuldigungen dieſer verdächtigen Gemeinſchaft zu entgehen; aber der Scharfrichter ließ ihn nicht los; nach wiederholt dringendem Zureden zog der Freimeiſter ſeine Börſe, hielt ſie hoch und rief mit gewaltiger Stimme: Wer will gegen den Meiſter Jan von Amſterdam hacken? Ich wette hundert Dukaten, daß die Jevrouw Galinda Floor die ſchönſte und ehrbarſte Jungfrau in ganz Holland iſt! Damit warf er die goldklingende Börſe auf den Haublock.

Allgemeines Schweigen folgte dieſer Herausforderung; nach einer Pauſe trat aus dem Gedränge ein kurzer, gedrungener Mann von braunrothem Geſicht und rothen Haaren an den Block; an ſeiner Seite erſchien eine niedrige, ſtämmige, dreiſt auftretende Frau von vollbackigem Geſicht, mit glänzendem Teint, kleinen verſchmitzten Augen und mit goldenen Ketten, großen Ohrgehängen und bunten Bändern übertrieben herausgeputzt.

Es war der Scharfrichtermeiſter Balzer von Gouda, der ſich hier, wahrſcheinlich verabredet, auf die Ausforderung ſtellte. Gleichfalls ſeine rothſeidene Börſe auf den Block werfend, ſchrie er mit einer heiſeren Gurgelſtimme:

Wenn kein Einziger die Courage hat, für die Schönheit ſeiner Liebſten zu hacken, ſo thu' ich's! Hier liegen hundert Dukaten dafür, daß meine Frau die allerſchönſte und noch hübſcher als die ſchöne Jevrouw Galinda vom Zorgenhof iſt!

Herbei! Hierher, ihr Leute! ſchrie der Eigner des Blocks im Jubel über den ihm blühenden reichen Gewinn. Wer will Part halten und ſetzen für oder gegen die dicke Meiſterfrau Balzer von Gouda und die feine Jevrouw Linda vom Zorgenhof?

Der Kreis neugieriger Zuſchauer drängte ſich enger um den Block. Viele betrachteten mit höhniſchem Lächeln oder mitleidigen Blicken die ſchöne Galinda; doch Niemand wettete für ſie; denn Keiner mochte für oder gegen die Geſchicklichkeit eines Nachrichters pariren; es wäre ja um die Reputation des ehrlichen Namens geſchehen geweſen.

Galinda, bleich, wie eine weiße Wachsmaske, zitternd in Scham und Entrüſtung, trat zu Bertold, faßte krampfhaft ſeinen Arm und flüſterte:

Wenn du es leideſt, daß dieſe Beiden da um mich hacken, ſo iſt es mit uns für immer und ewig vorbei.

Es hätte dieſer Anreizung nicht bedurft; Bertold war ohne dies ſchon entſchloſſen; er trat barſch an den Block.

Halt! Ich leide dies Hacken nicht. — Wer giebt euch Henkern hier das Recht, ehrbare Jungfrauen zu beſchimpfen?

Sachte — ſachte, mein junges Blut! verſetzte der Meiſter Jan mit ſeiner unerſchütterlichen Kälte; fragt erſt Euren Vater, ob Ihr hier mitreden dürft; der wird Euch ſagen, daß die Jevrouw Linda mir ſchon lange von Rechtswegen gehört und verſprochen iſt. Wenn ſie Euch ſo ſehr am Herzen liegt, warum wollt Ihr ſelbſt nicht um ſie hacken?

Der Jüngling blickte mit Verachtung auf ſeinen Gegner. Wollt Ihr vergeſſen, daß hier die Gemeinſchaft mit Euch unehrlich macht?

Laßt Euch ſagen, entgegnete Jener halblaut, Ihr freit um die ſchöne Linda — mir iſt ſie aber ſchon feſt verſprochen. Wollt Ihr mit mir um die Braut hacken? Wer gewinnt, überläßt ſie dem Andern.

Stutzend wich Bertold ſcheu zurück; in ſeiner Bruſt wogte ein Kampf des Ehrgefühls mit der Liebe — ein Blick auf Galinda entſchied. Nachgebend antwortete er: Und wenn ich gewinne, verſprecht Ihr dann, von Galinda abzulaſſen?

Ja. Ich gebe dann Mynheer Verkolyn und Eurem Vater das Wort zurück. Dagegen müßt Ihr aber, wenn ich gewinne, der Linda ſelbſt abſagen und ihr rathen, daß ſie mich nehmen ſoll. Wollt Ihr das? So ſchlagt ein. Er hielt ihm die Hand hin.

Abgemacht! rief Bertold einſchlagend und zum Block tretend. Heda, Kuchen und Beil her!

Bis jetzt hatte der Vater Zorg mit gerunzelter Stirn und finſtern Blicken ſtumm die Scene betrachtet; doch jetzt ſehend, wie ſein Sohn im Begriff ſtand, ſeinen guten Namen zu beflecken, trat der ſtattliche Baas abwehrend an den Block. Der Meiſter Jan hielt ihn zurück.

Stört uns nicht, flüſterte er haſtig dem Vater ins Ohr; es geht um die Ruhe in Eurem Hauſe. Der Bertold courtoiſirt die Galinda; er will mit ihr davonlaufen, wie Ihr ja ſelbſt von der alten Lora wißt. Ich habe ſein Wort, daß er von dem Mädchen abläßt, wenn ich gewinne — und das geſchieht gewiß. Alſo nehmt lieber den kleinen Verdruß, als die große Schande, eine unehrlich getaufte Schwiegertochter zeitlebens im Hauſe zu haben.

Dieſe wohl berechneten Vorſtellungen wirkten; zudem ſchien Bertold in blinder Leidenſchaft zum Aeußerſten entſchloſſen. — Der Baas trat vom Block zurück zu ſeiner Frau Sara in den dichten Kreis der Zuſchauer, die mit derſelben Spannung, als gelte es hier einen ritterlichen Turnierkampf, den Ausgang des Kuchenhackens erwarteten. — Man wußte, der Meiſter Jan könne ein Haar mit ſeinem Beile ſpalten.

Jetzt wählte der Scharfrichter mit Kennermiene zwei der größten, ganz gleichen Kuchen und ein dazu paſſendes breites, glänzendes Beil, deſſen ſcharfe Schneide er am Nagel prüfte. Damit zufrieden, maß er mit dieſer Schneide die Länge des Kuchens und fand die Verſicherung des Blockeigners: der Kuchen habe genau zweimal die Länge der Schneide, beſtätigt. — Zum allgemeinen Erſtaunen erklärte nun der Freimeiſter: Er wette, mit zwei Hieben den Kuchen der Länge nach durch zu hacken. — Dies war die äußerſte Kunſt des Hackens; denn, während man gewöhnlich im Zickzack mit wenigſtens drei Hieben den Kuchen theilt, galt es hier, auf einer ſchnurgeraden Linie daſſelbe mit zwei Hieben zu vollbringen. Bertold konnte nicht umhin, dieſen Vorſchlag anzunehmen.

Nach dieſen wichtigen und umſtändlichen Vorbereitungen ergriff der Freimeiſter mit beiden Fäuſten das Beil, nahm eine feſte Stellung und hackte, nach ſcharfem Zielen, zweimal in den, auf dem Blocke platt liegenden Kuchen.

Sogleich traten der Meiſter Balzer und der Blockeigner als Kampfrichter heran und beſchauten prüfend den durchhackten Kuchen, indem ſie deſſen zwei Theile mit großer Vorſicht von einander trennten. Die Hiebe waren tadellos geführt; weder in der Mitte, noch an beiden Enden des Kuchens fand ſich ein zuſammenhängendes Fäſerchen; die zähe Maſſe war glatt in zwei Stücke getheilt; beſſer zu hacken, ſchien unmöglich. — Galinda verlor alle Farbe aus ihren milchweißen Wangen.

Jetzt iſt die Reihe an mir! rief Bertold, muthig an den Block tretend; ich kann freilich den einen Kuchen nicht ſchöner hacken, ſo wollen wir's einmal mit zweien probiren!

Mit dieſen Worten legte er ſeinen Kuchen auf dem Blocke zurecht, bedeckte ihn mit den zwei Stücken, welche ſein Gegner getrennt, und paßte ſie ſo genau an einander, daß es nur Ein dicker Kuchen ſchien und der haarſcharfe Schnitt in der oberſten Platte nicht mehr zu erkennen war.

Ich wette, rief Bertold, beide Kuchen mit zwei Hieben zu hacken in derſelben Linie, welche der Freimeiſter Jan gemacht! Nun ſchwang er das Beil mit einer Hand und hackte mit graziöſer Leichtigkeit zweimal in den Kuchen; dann das Beil auf den Block werfend, ſagte er lachend zu ſeinem ſtaunenden Gegner: Ihr denkt Euch Wunder was mit Eurer Hackekunſt. Für uns Goudaer Jonges iſt das nur Spaß! Da wird nicht lange mit beiden Fäuſten gezielt!

Die Kampfrichter fanden jeden der beiden Kuchen wunderſchön in zwei Theile geſpalten. Ein Beifallgeſchrei der Zuſchauer belohnte den geſchickten Jüngling.

Um die Wette zu entſcheiden, mußte jetzt der Freimeiſter es ſeinem Gegner gleich thun; doch wie ſorgfältig Meiſter Jan auch die zwei Kuchen auf einander legte und wieder, ſcharf zielend, mit beiden Fäuſten hackte — es gelang ihm nicht. Als die Kampfrichter die durchhackten Kuchen von einander trennten, fiel aus dem Spalte der oben liegenden Tafel, welche Bertold vorher durchgehauen, eine dünne Kuchenſchnitte heraus. — Der berühmte Meiſter Jan hatte verloren.

Ein fröhlich ſchallendes Hohngelächter verkündete den Volksjubel über die Niederlage des Freimeiſters von Amſterdam. Dieſer ging ſogleich mit mühſam gehaltener Faſſung zu dem Baas vom Zorgenhof und löſte ſein gegebenes Wort.

Euer Sohn hat wahrhaftig eine Fauſt und kaltes Blut dazu, daß er werth iſt, ein Freimeiſter zu werden. Wenn unſer alter Handwerksglauben nicht trügt, ſo muß der wackere Bertold es auch noch dahin bringen; denn er hat es mir, dem oberſten Landſcharfrichter, mit dem Beile auf dem Blocke zuvor gethan. — Na, ich freue mich von Herzen der Ausſicht auf die Kameradſchaft und überlaſſe Eurem Sohne meinen Platz bei der Jungfer Galinda. Er hat die Braut mir abgewonnen, und meine beſten Wünſche ſollen dem ſchönen Paare Glück bringen.

Dieſe anzügliche Rede ward in dem allgemeinen

Freudenlärm nur von dem Vater Zorg und ſeiner Frau gehört. Bertold, Galinda und das kluge Drudje drängten in ihrem ſtürmiſchen Herzensjubel zum Tanzſaale, wo Bertold ſein gewonnenes Mädchen im Tanze ſo hoch ſchwang, daß ſelbſt die alten Holländer ihre Freude daran hatten.

Die Kuchenhacker in Gouda ſprechen heutigen Tages noch mit traditioneller Bewunderung von dem unerhörten Wetthacken des jungen Baas vom Zorgenhof mit dem Freimeiſter Jan von Amſterdam.

## IV.

## Die Entführung.

Durch die unerwartet glückliche Abwendung der Gefahr, Galinda durch den Scharfrichter zu verlieren, waren die Gemüther der Familie im Zorgenhof in eine übereinſtimmende Freudigkeit verſetzt. Befreit von dem drückenden Gefühl, das geliebte Mädchen ſchuldlos in die Arme eines Mannes zu legen, deſſen verachtetes Gewerbe auch ſeine Frau von jedem Umgange mit ehrlichen Leuten ausſchloß, wendete ſich jetzt die Zuneigung der Hausgenoſſen mit verdoppelter Zärtlichkeit auf Galinda, damit ihr das zugemuthete Unrecht zu verſüßen und vergeſſen zu machen. Unter dem Schirme dieſer allgemeinen Aufmerkſamkeit fühlte ſich die bisher verheimlichte, ſchüchterne Liebe des jungen Paares ſo ſicher und geborgen, daß Beide ihre ängſtliche Zurückhaltung mehr und mehr ablegten und ihre innige Zärtlichkeit unverhohlen unter tauſend Neckereien, Scherzen und Tändeleien offenbarten. Aber an dem heitern Himmel dieſes ſorgloſen Glückes zogen die Elemente eines zerſtörenden Gewitterſturmes herauf. Der ſtrenge Hausvater beobachtete mit täglich finſtrer werdender Miene ſeine fröhlichen Kinder. Der verſtändige, aber in althergebrachten Vorurtheilen ſtarre Baas fand wenig Bedenken dabei, ſein Pflegekind einem reichen Freimeiſter zu vermählen; — aber mit dieſem unehrlichen Kinde ſein eigenes Haus — den makelloſen Ruf ſeines Namens zu beflecken? Nimmermehr! und wenn Galinda die natürliche Tochter des Statthalters von Holland wäre — die untadelige Ehefrau eines rechtſchaffenen Polderbauern konnte ſie nicht werden.

Lange ging der beſorgte Vater mit ſich zu Rathe, wie er am ſicherſten und ſchnellſten dieſes Unheil von ſeinem Hauſe abwenden könne. Sein richtiges Gefühl ſagte ihm, daß er nicht verſuchen dürfe, mit Gewalt dieſe lodernde Leidenſchaft zu erſticken; denn ſie würde, unter dem Drucke fortglühend, endlich zum entſchloſſenſten Widerſtande gereizt, ihre Feſſeln rückſichtslos zerbrechen. — Den kürzeſten und ſicherſten Weg zum Ziele glaubte der vorſichtige Baas in einer ſchnellen, unerwartet und für immer eintretenden Trennung zu finden. Dieſes Mittel ſtand ihm leicht zu Gebot. Nachdem er noch einmal den wichtigen Schritt von allen Seiten überlegt, ſtopfte der verſtändige Mann ſich eines Morgens eine Extrapfeife, ging in ſein Arbeitsſtübchen, wo ihn Niemand ſtören durfte, legte bedachtſam einen feinen Bogen Papier zurecht und ſchrieb an Mynheer Verkolyn:

Ew. Wohlmögenden

thue ich hiermit aviſiren, daß die beſtellten und accordirten hundert Centner Käſe fertig und gut zur Uebernahme im Zorgenhof bereit liegen. Bei neben dem Käſe iſt auch das Pflegekind von Mynheer, die Galinda, nunmehr ſo weit fertig und groß gezogen, daß es zum Transportiren in die Stadt für ſie die höchſte Zeit iſt, als warum ich hiermit bei unſerem gerade jetzt zu Michael abgelaufenen Penſionscontract erſuchen muß. — Ja wohl, Mynheer, geht es mir hart an, das übrigens geſund und flink conditionirte Maisje abgeben zu müſſen; aber es läßt ſich anders nicht prakticiren, abgeſehen, weil ſeit der Zeit, daß die Geſchichte mit dem Freimeiſter Jan ſich zerſchlagen hat, nun gar kein Auskommen mit der Galinda mehr iſt; denn da hat ſie in ihrer Freude meinem Sohne Bertold einen Liebeswurm ins Herz geſetzt, der mir, darin wie in einem Käſe heckend, bald den ganzen Jungen verderben, ja leicht mein ganzes Haus mit freſſendem Unglück anſtecken möchte. — Alſo wollte ich Mynheer erſuchen, am beſten den ehrenfeſten Herrn Baldus Sachtervanſt ſelbſt hierhin zu expediren, daß er die hundert Centner Käſe und die Galinda von mir abnehmen thue.

Verbleibe mit allem Reſpect von Mynheer
der gehorſamſte Diener Hendrick Zorg.

Zorgenhof, am 26. September 1809.

Nachdem er dieſen wichtigen Brief mit ſchwerem Herzen vollendet, ergriff der Baas Hut und Stock und ſchritt in ſeiner gewöhnlichen, heute mühſam erzwungenen ruhigen Haltung hinaus nach Gouda, wo er den Brief ſelbſt auf die Poſt gab. Der behutſame, entſchloſſene Mann wollte ſeinen unwiderruflichen Entſchluß raſch und ſo ſicher wie möglich ausgeführt wiſſen; deßhalb erfuhr auch die Mutter Sara nichts von ſeinem Vorhaben.

Und die Vorausſetzung auf die Geſchäftspünktlichkeit des reichen Handelsherrn Verkolyn täuſchte nicht. Am frühen Morgen des Michaeltages ſteuerte ein ſchön gemaltes Segelboot mit flatterndem Wimpel, pfeilſchnell vor dem Winde auf den Wellen tanzend, gerade über den See dem Zorgenhof zu, ſchnitt mit einer ſcharfen Wendung in den ſchmalen Wieſenkanal und legte ſogleich beim Hofe an. Zwei Matroſen ſprangen ans Land und halfen einem alten, äußerſt ſauber im altmodiſchen Schnitt gekleideten Herrn ausſteigen. — Es war ein ſtürmiſcher, grauer Herbſtmorgen, ſchwere Regenwolken hingen grau über der platten Landſchaft, einige Möven zogen in ihrem ſchwanken Fluge kreiſchend über den Hof und ſchwebten gleich weißen Sturmvögeln über dem See. Der ſtoßweis wehende Wind drohte dem ausſteigenden alten Herrn den kleinen dreieckigen Hut von der Zopfperrücke zu reißen; doch den Hut feſthaltend, und mit im Winde flatternden breiten Rockſchößen, ging er feſten Schrittes, auf ein ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopf geſtützt, in das Wohnhaus.

Hier empfing die überraſchte Familie den Eintretenden wie einen alten, herzlich geliebten Freund. Galinda flog ihm vor Allen entgegen.

Ah, da kommt der Papa Sachtervanſt! Willkommen, lieber Papa Baldus! rief das ungeſtüme Mädchen, ergriff mit beiden Händen die weiße, von breiten Spitzenmanchetten umfaßte Hand des alten Herrn, küßte ſie einigemal herzlich, hielt ſie feſt und ſchaute fragend mit großen, freudeblitzenden Augen dem lächelnden Papa ins Geſicht.

Wie freue ich mich, meinen lieben Papa Baldus zu ſehen! Du biſt doch geſund und wohlauf? Gewiß bringſt du mir wieder was Hübſches mit aus Amſterdam — und in dieſem garſtigen Wetter!

So laß doch den Herrn Sachtervanſt zu Worte kommen! ſchalt Drudje, ihre Milchſchweſter beim Arme ziehend; dann ſtellte ſich das drolle Poldermädchen graziös vor den alten Herrn, machte einen zierlichen Knix und ſprach:

Guten Morgen, Herr Papa Sachtervanſt; wir freuen uns ſehr über die Ehre Ihres Beſuches bei ſo ſchlechtem Wetter; laſſen Sie es ſich im Bergenhof gefallen und bleiben wenigſtens ein paar Tage als unſer liebſter Gaſt bei uns.

Nun bewillkommte Bertold auch den vieljährigen Hausfreund, und erſt, nachdem das junge Volk ſeine vordringliche Freude ausgelaſſen, kam die Reihe an die ruhig wartenden Eltern. Der Baas ſchüttelte mit biederer Herzlichkeit die Hand des bewährten Geſchäftsfreundes, und Mutter Sara bat ihn, ihr Haus als das ſeinige zu betrachten und mit dem Wenigen, was es vermöge, vorlieb zu nehmen. Dann mußte der Gaſt Platz nehmen und ſich gefallen laſſen, vorerſt ein tüchtiges, wärmendes Frühſtück mit ſeinen erfreuten Wirthen zu theilen.

Während des Frühſtücks bewegte ſich das Geſpräch über alltägliche Gegenſtände; man war gewohnt, jedes Vierteljahr einen Commis von Mynheer Verkolyn im Zorgenhof zu ſehen, um den regelmäßigen Bericht über Galinda und die Geſchäftsabſchlüſſe zu machen. Selten erſchien dazu der erſte Buchhalter Sachtervanſt; dieſer glaubte alſo, der Familie einige Erklärungen über ſein ungewöhnliches Erſcheinen ſchuldig zu ſein.

Ich habe auch die Dampfmühlen am See beſucht, erzählte der freundliche Gaſt; denn Mynheer Prinzipal will ſich dabei intereſſiren. — Ich denke, es iſt eine gute Landſpeculatie dabei zu machen.

Was Sie ſagen! rief der Baas, über den wichtigen Wink ſtaunend, Mynheer Verkolyn will auf dem See ſpeculiren? Darf man ohne Indiscretie fragen, was Mynheer dazu bewegen thut?

Im Vertrauen geſprochen, Mynheer hat mir Ordre gegeben, ſeinem Freunde, dem Baas vom Zorgenhof, über die Seeſpeculatie reinen Wein einzuſchenken. Mynheer hat den Auspumpeplan durch den erſten Ingenieur der Admiralität unterſuchen laſſen, und deſſen Bericht iſt ſo günſtig ausgefallen, daß Mynheer Verkolyn alle, jetzt unter ſiebzig ſtehenden Actien allein unterzeichnen will.

Das verſtehe ich nicht, zweifelte der Baas; der Maſchinenmeiſter ſagte mir doch neulich, das Project ſei ſo gut, wie geſcheitert.

Da hatte der Maſchinenmeiſter auch Recht, mit ſeinen fünf Mühlen allein geht es nicht. Aber wenn noch zehn dazu kommen und dann alſo fünfzehn Mühlen arbeiten, ſo garantirt der Admiralitätsingenieur den glücklichen Erfolg. Mynheer Verkolyn hat alſo gleich die Actien für die zehn Mühlen allein gezeichnet und ein gut Geſchäft damit abgeſchloſſen.

Schade, daß man dies nicht eher gewußt, beklagte der nachdenkende Wirth.

Mynheer Verkolyn iſt ſeinem Freunde, dem Baas Zorg, zu ſehr vielem Dank verpflichtet und wird ſich freuen, Gelegenheit zu haben, dieſe Schulden etwas abzutragen. Vielleicht würde er ſeinem Freunde die Actien von einer Mühle ablaſſen.

Jetzt begriff der induſtriöſe Wirth die ganze Wichtigkeit dieſer großmüthigen Andeutungen. Er wußte, daß jedes Wort aus dem Munde dieſes Mannes gewichtig wie Gold ſei und Mynheer Verkolyn ohne Zweifel eine gute Gelegenheit ergreifen wolle, für die Erziehung ſeines Pflegekindes ſeinen Dank zu bezeugen. — Eine dieſer

Mühlen koſtete hunderttauſend Gulden; davon bot ihm der Buchhalter Actien mit der gewiſſen Ausſicht auf wenigſtens dreißig Procent, das heißt auf dreißigtauſend Gulden Gewinn. — Wie viel Käſe mußte der Baas kneten laſſen, um eine ſolche Summe zu verdienen! Er legte haſtig, mit freudig geröthetem Geſicht, die Gabel hin, und, aller Sitte entgegen, den Gaſt drängend, ſagte er:

Darf ich bitten, darüber mit Mynheer im Kabinet abzuſchließen?

Steh' mit Vergnügen zu Dienſten, gewährte der lächelnde Buchhalter, nahm behutſam ſeine Serviette aus der Halsbinde, damit ſein Spitzenjabot nicht befleckt werde, und erhob ſich dankend mit dem Wunſche, daß es allerſeits wohl bekommen möge.

Dann gingen beide Männer in das Kabinet.

Was iſt das für eine Mühlengeſchichte? fragte Galinda.

Du weißt ja, ſie wollen damit unſeren See auspumpen, antwortete Bertold ſpöttiſch.

Auspumpen! rief das lachende Mädchen, auspumpen unſeren See, der ſo groß iſt, daß man mit den Augen ſein Ende nicht finden kann! Da können ſie lange pumpen. Ein paar Tage Regenwetter gießt mehr Waſſer hinein, als ſie mit hundert Mühlen herauspumpen können. — Nein, nein, glaube mir, Bertold, der Papa Baldus iſt nicht der Mühlen wegen gekommen. Mir iſt bange davor, was ſie da drinnen jetzt abmachen.

Der Vater war die letzten Tage her ſo mild und gut zu mir; er hat meine tollen Streiche nicht geſcholten und mich ſogar ein paarmal geſtreichelt, wobei er mich ſo liebherzig anſah, daß mir jetzt Angſt und Bange davon wird.

Das Geplauder unterbrach die Stimme des Vaters, der im Kabinet nach der Mutter Sara rief; dieſe ging ſogleich hinein, und die drei jungen Leute traten, in neugieriger Erwartung ſich berathend, zuſammen. Drudje verſicherte, daß ſie jetzt auch dem Frieden nicht länger traue.

Nach einer kleinen Weile kam die Mutter zurück. Sie war blaß; aus ihrer verſtörten Miene ſprach der Schrecken; Thränen füllten ihre Augen, als ſie mit bewegter Stimme zu Galinda ſprach: „Meine liebe Tochter, ich ſoll dir ſagen, daß du dich bereit halten mußt, in einer halben Stunde mit dem Herrn Sachtervanſt nach Amſterdam zu reiſen.

Wie lange ſoll ich von hier fortbleiben? fragte Linda erſchreckt.

Du wirſt künftig in einem prächtigen Palaſt bei deinem Pflegevater Mynheer Berkolyn wohnen und unſern ſtillen Zorgenhof da wohl nicht vermiſſen, tröſtete die gutmüthige Mutter unter rinnenden Thränen.

Sagt mir, Mutter, fragte der blaß gewordene Bertold, iſt das unabänderlich gewiß, daß meine Linda fort, für immer fort aus unſerm Hauſe ſoll?

Ja, die Männer haben es eben im Kabinet ſo beſchloſſen.

Ich denke, wir Beide haben auch ein Wort dabei zu ſprechen, ſagte Bertold entſchieden, indem er Galinda's Hand feſt ergriff; komm, Linda, jetzt will ich halten, was ich dir verſprochen habe.

Er zog das erſchrocken ſich ſträubende Mädchen in das Kabinet; die Mutter und Drudje folgten mit zögernder, banger Neugier.

Vater, ſagte Bertold, vor den Baas tretend, ich habe gehört, daß unſere Linda fort nach Amſterdam reiſen ſoll. Aber ich muß Euch, eh' ſie aus dem Hauſe geht, ein geziemend Wort ſagen.

Ich habe jetzt nicht Zeit, deine dummen Kindereien anzuhören. Geh und ſtöre mich nicht im Geſchäft.

Mein Anliegen, lieber Vater, iſt kein Kinderſpiel und viel wichtiger, als Eure Negotien. — Ihr wißt wohl ſchon, Vater, daß — daß ich und Linda — — uns einander lieb haben, und darum komme ich —

Ja, ja, ich weiß ſchon Alles, unterbrach der Baas mit ſcheinbar peinlicher Geſchäftsungeduld und nur halb hinhörend, denn er wollte jede Erklärung vermeiden; laß mich in Ruh'; nachher kannſt du ſprechen, ſo viel du willſt.

Nein, Vater, beharrte der Jüngling, durch dieſe Nichtachtung gereizt; ich gehe nicht eher von der Stelle, bis Ihr mich angehört und mir geſagt habt, ob Ihr nichts dawider habt, daß die Galinda meine Frau wird?

Was? ſchrie der Baas auffahrend, der Junge will mir — mir trotzen? Den Augenblick mach, daß du hinaus kommſt!

Nicht eher, bis Ihr ja oder nein geſprochen habt, erklärte der Sohn.

Was meinen Sie, Mynheer Sachtervanſt, zu einem bartloſen Jungen, der ſeinem Vater vor fremden Gäſten kommandiren will?

So kommt Ihr mir nicht davon, Vater, beſtand Bertold; wenn Ihr mir nicht Beſcheid geben wollt, ſo geh' ich auf der Stelle mit meiner Linda zum Maire und laſſen uns einſchreiben, daß Euch der Huiſſier ſtatt meiner fragen ſoll, ob Ihr darein willigt, daß ich die Galinda heirathen kann. Denn ich merke ſchon, worauf es hier bei Euch abgeſehen iſt.

Nun denn, ſo will ich es dir ſagen, ungerathener Bube, verſetzte der Baas plötzlich mit furchtbarer Kälte: ehe ich darein willige, daß mein Sohn einen Bankert heirathet, lieber jag' ich dich wie einen räudigen Hund aus meinem ehrlichen Hauſe!

Sachte, ſachte, lieber Freund, ſagte der geſchäftskundige Buchhalter beſchwichtigend, laßt uns nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten und nicht die kalte Vernunft im Feuer eines Hitzkopfes verbrennen. Ich ſollte meinen, die Pflegetochter des wohlmögenden Mynheer Verkolyn wäre ein Gut, ſo viel werth, daß auch andere Ehrenmänner als Euer Bertold darnach Verlangen tragen möchten.

Ja, ſolche Ehrenmänner, wie der Meiſter Jan von Amſterdam, warf der Baas ſpottend hin.

Vergönnt mir noch einmal das Wort, flehte Bertold ehrerbietig, ohne Galinda's Hand zu laſſen, laßt mich nicht umſonſt bitten und ſtoßt mich nicht meiner Braut willen aus Eurem Hauſe, lieber Vater. Seht, ich habe der Linda verſprochen, ſie zu nehmen, und ſie hat mir Hand und Wort gegeben, keinen Andern als mich zu heirathen. Dabei bleibt es, denn ein ehrlicher Mann hält ſein Wort, und wie es in der Bibel geſchrieben ſteht, eher verlaß' ich Vater und Mutter und geh' unter die Franzoſen — als daß ich meine Linda aufgebe. Laßt Euch erbitten, Vater, und gebt es zu.

Der Baas drehte dem flehenden Sohne kalt den Rücken und ſagte zum Buchhalter: Ich denke, Herr Sachtervanſt, Ihr Boot wartet; nehmen Sie es nicht übel, daß ich unter ſothanen Umſtänden um ſchnelle Ausführung unſeres Geſchäfts erſuchen muß.

Soll geſchehen, entgegnete der ſteife, höfliche Herr, und ſich mit einer einladenden Handbewegung freundlich an Galinda wendend: Jevrouw, als Ihnen beliebt, bitte ich anzunehmen, daß ich Sie jetzt mit nach Amſterdam führe.

Und wenn ich nicht will? fragte das Mädchen mit blitzenden Augen.

Warum ſollte Mynheer Verkolyn's Tochter nicht wollen? Ich denke, es will ſich nicht recht ſchicken, daß meines Herrn Prinzipal's Pflegekind länger unter einem

Dache bleibt, wo ſie nicht mehr gern geſehen wird. — Alles Uebrige, auch mit Bertold, wird ſich in Amſterdam beſchließen laſſen.

Du haſt recht, Papa Baldus! rief Galinda; dann zu Bertold gewendet, ſchmeichelte ſie bittend: Laß mich immerhin nach Amſterdam; du mußt mit meinem Vater Berkelyn reden, und wie es auch kommen mag, ich bleibe dir und meinem Worte treu.

Unter dieſer Aufregung plötzlich bei dem Gefühle der Trennung in Thränen zerfließend, warf Galinda beide Arme um der Mutter Hals, bat unter Küſſen, ihr alles, alles Unrecht und tolle Streiche, die ſie begangen, zu verzeihen und ſie lieb zu behalten. Ohne die Antwort zu erwarten, riß ſich das leidenſchaftliche Mädchen los, um gleich zärtlichen Abſchied von der ſtill weinenden Drudje zu nehmen. Nachdem beide Mädchen ſich das Herz unter dem Abſchiedskuß voll Weh geſättigt, wendete ſich Galinda zu dem ſtrengen Baas, und ihre Thränen trocknend, ſprach ſie mit ihrer ſüßen, vollklingenden Stimme:

Ihr habt mich gelehrt, Vater, niemals zu lügen, und ſo muß ich Euch ſagen, daß mir iſt, als ob Ihr ſchwer kränkendes Unrecht an mir thut. Es iſt nicht meine Schuld, wenn meine Eltern ſich verſündigt und mir nicht einmal einen ehrlichen Namen gegeben haben. Ihr ſeid aber noch ſchlimmer, daß Ihr mich lehrt, meine Eltern zu haſſen, indem Ihr mir deren Sünde vorwerft und mir Dinge offenbart, wovon mein Sinn nichts ahnte. — Mit dieſem Stachel im Herzen ſchickt Ihr mich aus dem Hauſe. — Ich gehe gern und wünſche nur, daß Ihr Euch ſniemals Eurer Kinder zu ſchämen braucht.

Das tief betrübte Mädchen ließ den betroffenen Baas ſtehen und ſchritt, dem Buchhalter die Hand reichend, raſch hinaus. — Die Mutter und Drudje folgten; Berteld drängte ſich an Galinda's Seite und flüſterte zu ihr in leiſen, dringend bittenden Worten. Das Mädchen hörte ſchweigend mit ſinnend geſenktem Kopfe; doch bei der Hausthür angelangt, blickte es dem Geliebten mit dem vollen Ausdrucke der Gewährung ins Auge und nickte ihm ſtumm die Einſtimmung. Zufrieden verließ der Jüngling die Hinausgehenden und ſprang über den Flur in ſein Zimmer.

Der Sturm tobte jetzt heftiger, wie am Morgen, über den See, deſſen hohe, ſchäumende Wogen ſich donnernd am Ufer brachen; einzelne ſchwere Regentropfen ſchlugen aus den jagenden Wolken herab, und in dem brauſenden Winde ſchritten die Abreiſenden mit flatternden Gewändern ſchweigend zu dem ſchaukelnden Boote. Beſorgt wollte die Mutter Sara die gefährliche Fahrt über den wild aufgeregten See verhindern; aber die Matroſen verſicherten lachend, der Wind ſei vielmehr günſtig und an Gefahr nicht zu denken. — Noch einen letzten Abſchiedskuß, und Galinda ſprang leicht mit der Sicherheit, welche die Gewohnheit giebt, in das ſchaukelnde Boot und half dem ſchwankend einſteigenden alten

Herrn Baldus zu dem beſten Sitze. Sogleich blähte ein Windſtoß rauſchend das große Segel, das Boot neigte ſich gehorſam unter dem treibenden Drucke, und mit der Spitze die hoch aufſpritzenden Wellen zertheilend, ſah man es bald fern, auf den Wogen auf und nieder tauchend, pfeilſchnell davon fliegen.

Trauernd und mit ſchweren Herzen kehrten Sara und Drudje zurück in das verödete Haus.

Während nun der Baas vom Zorgenhof, unbekümmert um ſeinen Sohn, ſich mit Verſendung der Käſelieferung beſchäftigte, müſſen wir uns auf den wild aufgeregten See in das Boot begeben, welches Galinda ſo plötzlich entführte. Einem Unerfahrenen hätte in dem flachen, langen Fahrzeuge, mitten in den hoch gehenden, oft ins Boot ſpritzenden Wogen bange werden mögen; aber die damit vertrauten Holländer ſchauten mit ihrem gewohnten Kaltmuthe in dieſe Gefahr. Nur Galinda ſchien gewaltſam ihre innere Aufregung zu zügeln; ſie ſpähte unverrückt mit ihren ſcharfen Augen nach den immer mehr und mehr verſchwindenden Ufern am Zorgenhof; endlich belebten ſich ihre feſtgeſchloſſenen Lippen; denn ein weißer Punkt tauchte fern in den dunkeln Wellen auf und nieder. Nicht lange, und auch die Matroſen bemerkten jenes kleine Segel, das, raſch mit Vortheil verfolgend, ſie in Kurzem einholen mußte.

Der Kerl muß ſein Leben keinen faulen Strick werth halten, bemerkte ein Matroſe, daß er auf ſeiner Nußſchale ein Beſanſegel aufhißt und bei dieſen Windſtößen damit in See ſteuert.

Er ſcheint uns einholen zu wollen, ſagte der alte Buchhalter, beſorgt hinſchauend; zieht das Segel ein und legt bei.

Das geht nicht an, widerſprach der Steuermann; ohne Segel iſt das Boot auf dieſen Schlagwellen nicht zu regieren; es möchte leicht kentern. — Reff' das Segel auf drei Viertel.

Dieſer Befehl wurde raſch ausgeführt; das Segel zog weniger Wind, und das Boot mäßigte ſeinen fliegenden Lauf. Jetzt ſchoß der kleine Nachen windſchnell heran; unter ſeinem großen Segel ſaß ein Mann mit tief ins Geſicht gedrücktem Hut. Ehe man ſich's verſah, fuhr der kühne Segler windwärts an das große Boot, und mit einem Hakenruder ſich Bord an Bord ziehend, rief Bertold im Moment offenbarer Todesgefahr:

Zu mir, Galinda, raſch!

Und das kühne Mädchen war mit einem Sprunge bei dem Geliebten. — Der kleine Nachen ſchwankte, Waſſer ſchöpfend, — doch Bertold ſtieß mit dem Hakenruder kräftig ab — und — davon flog er mit ſeiner köſtlichen Beute auf Sturmesflügeln.

Das Alles war das Werk weniger Augenblicke; dem alten Herrn Baldus ſchauerte das Herz in ſtarrem Schrecken.

Das iſt ein waghalſiger Teufelskerl! meinte der verblüffte Steuermann.

Er hat uns die Ladung unter den Händen fortgekapert, ſtimmte ein Matroſe bei.

Schnell hinterdrein! rief der Buchhalter; jagt ihnen nach. Herr Gott, wenn dem Kinde ein Unglück paſſirte!

Das Segel wieder aufreffen und das Boot ſcharf an den Wind ſetzen, war in einem Nu geſchehen, und nun begann auf dem Wellen ſchlagenden See in Sturmesbrauſen ein jagendes Wettſegeln, wobei der kleine Nachen augenſcheinlich mit jeder Minute mehr Vorſprung gewann; Bertold ſteuerte gerade auf die Schilfinſeln, welche Piet's Eiland umringen.

Wenn er vor uns zwiſchen die Rohrinſeln gelangt, ſagte der Steuermann, dann haben wir das Nachſehen; denn in den ſeichten Untiefen würde unſer ſchweres Boot bei dieſem tiefen Wellenſchlage ſtranden.

Und ſo kam es; Bertold verſchwand mit ſeinem leichten Nachen in der grünen Schilfwand — noch glänzte ſein weißes Segel eine Weile über dem wogenden Rohr, dann verſchwand auch die fliehende Maſtſpitze, und der alte Buchhalter mußte rathlos vor dem bergenden gefährlichen Röhricht ausweichen.

Hätten wir nur den Enten-Piet am Bord, ſo wäre uns geholfen! rief der Steuermann ärgerlich.

Wer iſt das — wo wohnt der Entenmann? fragte Balbus.

Es iſt der Pieter Waterhout; ſein Haus liegt dort mitten im See hinterm Schilf. Er hat ein federleichtes

Boot und kennt alle Schliche. Wenn Einer, ſo kann der allein hier helfen. — Nehmen wir einen Umweg, dann können wir hinſteuern; ich kenne das Fahrwaſſer zum Piet's Eiland.

Der Buchhalter erinnerte ſich, wie der Baas im Zorgenhof erzählte, daß Bertold auf der Inſel des Entenjägers die Galinda hatte verbergen wollen; wahrſcheinlich entführte er ſie jetzt dorthin. Baldus befahl alſo, gleich nach der Inſel zu fahren.

Seine frohe Erwartung ward getäuſcht; Bertold's kleines Boot lag nicht an der Inſel. Wohl fanden ſie den Entenjäger bei ſeiner Mutter Lora zu Hauſe, doch betheuerten Beide, daß ſie weder Bertold, noch das entführte Mädchen geſehen. Piet war zur Hülfe bereit; ſein Jagdboot wurde bemannt, und damit begann das Nachſetzen; aber nach einigen Stunden kehrten ſie zurück, ohne daß eine Spur von dem unbegreiflich verſchwundenen Paare gefunden war — die wüthenden Wellen ſchienen es ſammt dem kleinen Kahn verſchlungen zu haben.

Troſtlos mußte der unglückliche Buchhalter gegen Abend auf den Zorgenhof zurückkehren; ſeine Trauerkunde ſetzte die Familie in Verzweiflung. — Man unterſuchte Bertold's Zimmer und fand den Schreibtiſch offen, und alles darin enthaltene Geld, des Jünglings bedeutende Erſparniſſe, fehlte; er ſchien alſo mit vorſichtiger Ueberlegung den Entführungsplan ausgeführt zu haben, um das elterliche Haus für immer zu verlaſſen.

Alle Nachforſchungen, welche in den folgenden

Tagen nach dem Entflohenen in der Umgegend angeſtellt wurden, blieben ohne Erfolg, und ſo gewann die Ueberzeugung immer mehr Grund, daß das unglückliche Paar von der Gewalt des tobenden Herbſtſturmes in dem See begraben ruhe.

## V.

## Der Frei-Lehrling.

An einem kalten Morgen des folgenden ſtrengen Winters ſaß Mynheer Verkolyn in ſeinem Palaſte zu Amſterdam, behaglich frühſtückend, neben dem großen Marmorkamin, worin ein glühender Haufen Torf Wärme in dem bequem und mit gediegener Pracht ausgeſtatteten Zimmer verbreitete. Der Kaufherr ſaß gemächlich ruhend in ſeinem hochgelehnten Großvaterſtuhle von dunkelm Mahagoniholz; vor ihm auf einem maſſiven Tiſche duftete in goldenem Service echter Mocca, ein damals zur Zeit der Continentalſperre kaum zu erlangendes koſtbares Getränk. Mynheer war ein hochgewachſener Greis von beinahe achtzig Jahren; ſein ſilbern ſchlichtes Haar fiel geſcheitelt bis auf die breiten Schultern herab; ſein kräftig gefärbtes Antlitz und die noch glänzenden blauen Augen zeugten von ungeſchwächter Lebenskraft; er las ohne Brille aufmerkſam eine Morgenzeitung.

Geräuſchlos öffnete ſich die glänzend polirte, mit vergoldeter Bronce geſchmückte Stubenthür, und ein betagter, gepuderter Diener in ſchwarzem Kleide von altem

Schnitt, ſeidenen Strümpfen und Schnallenſchuhen meldete mit gedämpfter Stimme:

Der Meiſter Jan von Amſterdam läßt um Vergunſt bitten, Mynheer aufwarten zu dürfen.

So früh am kalten Morgen? bemerkte Mynheer mit leichtem Kopfſchütteln. Der brave Meiſter Jan iſt mir immer willkommen.

Der Diener verſchwand und trat nach einigen Augenblicken hinter dem Angemeldeten wieder in das warme Gemach. Der Freimeiſter erſchien in ſeiner ſchwarzen Kleidung, bleich, wie immer. — Mynheer erhob ſich und ging dem Eintretenden einige Schritte entgegen — eine ehrende Achtung, welche der ſtolze Millionär nur Wenigen bewies. — Nach dem Empfangsgruß befahl der ernſte, freundliche Greis:

David, einen Seſſel für den Herrn. Der Diener ſtellte gehorchend einen Seſſel zum Kamin und ſchritt geräuſchlos über den koſtbaren bunten Fußteppich aus dem ſtillen Zimmer.

Hätt' ich doch kaum erwartet, unſern wackern Meiſter Jan ſobald in meinem Hauſe wieder zu ſehen, nachdem Sie mir einen Korb für mein unglückliches Pflegekind gegeben.

Aufrichtig geſtanden, entgegnete der Scharfrichter, fürchtete ich mich, durch die fatale Erinnerung Mynheer unangenehm zu werden, und doch iſt es gerade wieder meine verlorene Braut, um derentwillen ich ſo früh ſtören muß.

Haben Sie Nachricht — wiſſen Sie, wo das Kind iſt? rief lebhaft der ſonſt unerſchütterliche, gleichmüthige Greis.

Zuverläßige Nachricht habe ich wohl; doch weiß ich ihren Aufenthalt noch nicht. Um Ihr ganzes Intereſſe zu contentiren, muß ich ein wenig weit ausholen. — Es war vor beinahe drei Monaten, juſt um die Zeit, wo die Jevrouw Galinda unter den Händen des ſeitdem in Kummer ſich abgrämenden Herrn Sachtervanſt entführt worden, da trat eines Abends ein junger, ſchöner Menſch in meine Stube und ging mich mit der dringenden Bitte an, ihn als Freilehrling für meine freie Kunſt anzunehmen. Ich muß geſtehen, Mynheer, daß ich mich bei dieſem Anliegen und dem Vertrauen des jungen Mannes geſchmeichelt fühlte; denn ich kannte dieſen kühnen Trotzkopf; er hatte mir die Braut in Gouda abgehackt — kurz, es war der junge Bertold Zorg.

Was Sie ſagen! — Warum theilten Sie mir das nicht auf der Stelle mit? — Sie hätten mir viel Kummer erſpart — und Galinda?

Sie ſei gut aufgehoben, verſicherte mein Freilehrling; mehr konnte ich bis jetzt über dieſen Punkt von ihm nicht herausbringen. Aber daß er wahr ſpricht, beweiſ't der Umſtand, daß er aus reiner Liebe zu dem Mädchen, und um ſie gewiß zu kriegen — ein Freimeiſter werden will.

Ich verſtehe nicht recht; erklären Sie mir deutlicher — der junge Menſch ſcheint ein verſtockter

Starrkopf zu ſein; aber er möchte an meinem Sinne brechen.

Sie wiſſen, Mynheer, fuhr der Scharfrichter in begütigendem Tone fort, daß wir Freimeiſter ein Privilegium haben, wonach wir berechtigt ſind, jedes uneheliche Mädchen — und wenn es von der allervornehmſten Familie wäre — zu heirathen. Ein uneheliches Mädchen dürfen die Eltern einem Freimeiſter nicht verſagen, wenn anders das Mädchen ſelbſt in die Heirath willigt; denn wo ſollten wir Freimeiſter ſonſt wohl Frauen hernehmen? Auf Grund dieſes Rechts habe ich auch bei Mynheer um Ihr Pflegekind Galinda geworben.

Sie halten das Mädchen doch nicht für mein Kind? ſcherzte der ehrenfeſte Kaufherr.

Das kann ich ſchon deßhalb unmöglich vermuthen, verſetzte der Freimeiſter mit einem beobachtenden Blicke, deſſen Schärfe Jenen in Verlegenheit ſetzte, weil Mynheer Ihre Tochter nicht unter Bauern aufwachſen laſſen möchten. Aber es giebt Leute, welche mit Bertold und dem alten Baas Zorg glauben, daß die ſchöne Galinda aus Italien her Ihnen nahe verwandt iſt und Mynheer vielleicht Großvaterſtelle bei dem Mädchen vertreten.

Das ſind alberne Märchen! Sie, lieber Meiſter, wiſſen doch, daß meine einzige Tochter Gertrud gerade an dem Tage, wo Galinda geboren wurde, ſich hier in meinem Hauſe mit Mynheer van Ernswaard vermählte. Meine Galinda kann mithin unmöglich meine Enkelin ſein. — Aber das gehört nicht hierher. — Darf ich fragen, warum Sie mir erſt jetzt die Abſichten des jungen Zorg mittheilen?

Bertold hat ſich in den Kopf geſetzt, erklärte der Meiſter ausweichend, daß Mynheer ihm, wenn er auch Freimeiſter iſt, die Galinda nicht verſagen werden, weil Sie dies nicht dürfen und Mynheer mir das Mädchen auch verſprochen hatten.

Der junge Menſch dürfte ſich mit ſeinem Kopfſetzen irren, entgegnete der unerſchütterlich feſte Kaufherr. Als ich Ihnen das Kind verſprach, wußte ich, daß Sie ein ehrenhafter Mann ſind, der ſein ſchreckliches Geſchäft niemals mit eigener Hand betreibt, und in deſſen Hauſe jeder Vater ſein Kind ruhig als Frau placiren kann. Doch mit einem tollen, leidenſchaftlichen jungen Burſchen, der einem Menſchen den Kopf abhacken will, um als Freimeiſter mich zu zwingen, ihm mein Pflegekind in die entſetzlichen Fäuſte zu geben, nicht wahr, mit dem iſt es ein Anderes?

Ich bin ganz Ihrer Meinung, gab der Meiſter zu, und darum wollte ich verſuchen, den jungen Tollkopf anderen Sinnes zu machen, bevor ich Mynheer von ſeinen Plänen unterrichtete. Aber ſein Entſchluß ſchwankte keinen Augenblick; er ſagt, daß ſeine Liebe und die Gewißheit, ſein Mädchen auf dieſem Wege heimzuführen, ihm Alles leicht ertragen machen. — Da verſuchte ich endlich das Aeußerſte. Um Freimeiſter zu werden, müſſe er einen Menſchen kunſtgerecht hinrichten — ſagte ich ihm — dazu ſei in Gouda, alſo in ſeiner Vaterſtadt, künftige Woche eine ſchöne Gelegenheit; dort könne er ſein Meiſterſtück machen. Und, Mynheer, der junge Mann iſt auch dazu willig und bereit.

Das iſt entſetzlich — abſcheulich! rief der empörte Greis aufſpringend und heftig auf- und abſchreitend. Ich habe viel romanhafte Hiſtorien von der blinden Liebesleidenſchaft geleſen und erfahren — aber daß Einer vor allem Volke das Schaffot betreten und ſich die Geliebte durch Köpfen verdienen will — pfui, das iſt unmenſchlich!

Würden Mynheer Ihre Pflegetochter dem braven jungen Manne verſagt haben, wenn er Polderwirth geblieben wäre?

Daran iſt jetzt nicht mehr zu denken. — Ich geſtehe, ich hatte dieſen Gedanken früher, als ich die albernen Vorurtheile des alten Baas im Zorgenhof noch nicht kannte — er hätte wahrhaftig ein gutes Heirathsgeſchäft gemacht. Aber jetzt, nachdem ich den fühlloſen Charakter des jungen Menſchen erkannt habe, jetzt iſt daran nicht mehr zu denken.

Wollen Mynheer nicht lieber dieſen charakterfeſten Jüngling vorher ſelbſt ſprechen, ehe Sie ihn verdammen?

Nein, ich will nimmermehr! — Doch ſich mäßigend und faſt beſchämt, daß er vor dem ruhig gebliebenen Gaſte erhitzt, übereilt, ungerecht erſcheinen könne, fragte der Kaufherr: wo iſt der junge Mann?

Er wartet in meinem Wagen vor Mynheers Palaſt.

Nach einer langen Pauſe ſagte der wieder kalt gewordene Greis, die Klingel ergreifend: Ich will ſeinen Beſuch annehmen.

Erlauben Sie, daß ich ihn hole, bat der Freimeiſter und ging, ohne Antwort zu erwarten.

Allein geblieben, fühlte der weltkluge und geſchäftserfahrene alte Menſchenkenner, daß der Freimeiſter einen wohl überlegten Plan auszuführen im Begriff ſei. Dieſe Ueberzeugung ſchadete Bertold, indem der alte Verkolyn nicht gewohnt war, ſich lenken zu laſſen, und jede Intrigue verabſcheute. Er war entſchloſſen, dieſe unwürdigen Machinationen mit geradem Sinne zu vereiteln — als Bertold in das trauliche Gemach trat.

Er war ſehr bleich und augenſcheinlich durch geiſtige Aufregungen abgeſpannt; doch ſein Auge glänzte friſch und muthig; es widerſprach ſeltſam der beſcheiden ruhigen Haltung des Jünglings; er ſagte, ehrerbietig bittend:

Mein Lehrmeiſter Jan hat mir geſagt, daß Mynheer ſchon wiſſen, was mich hierher führt. Oh, ſeien Sie wohlmögend auch zu mir, wie Sie es immer für meine Linda geweſen, und nehmen Sie es nicht zum Argen, wenn ich erſt jetzt komme und geziemend um Ihre Pflegetochter anhalte; ich bitte, geben Sie mir die Galinda zur Frau.

Und wenn ich Ihnen dies nun feſt und unwiderruflich abſchlage — was werden Sie dann beginnen?

Wenn Mynheer mir aus vernünftigen Gründen zeigen, warum Galinda meine Frau nicht werden kann, ſo will und muß ich mich in mein Unglück geduldig ſchicken — anders aber nicht.

Sie ſchreiben mir alſo Bedingungen vor, anſtatt ſolche von mir zu vernehmen? Wenn ich alter Mann nicht nach Ihrem eigenwilligen jungen Kopfe vernünftig rede, ſo wollen Sie mich — den alten Verkolyn, den noch kein Menſch jemals zu irgend Etwas gezwungen — mich wollen Sie zwingen, Ihrem kindiſchen Willen zu gehorchen?

Das verſtehe ich nicht. Ich bitte ja nur, daß Mynheer erkläre, warum Sie mir die Galinda nicht zuſagen wollen.

Und wenn ich nicht für nöthig finde, das zu ſagen?

Dann würde ich Mynheer für eigenſinnig und unbillig halten, weil Sie Ihre Pflegetochter und mich ohne Urſache unglücklich machen. Aber Mynheer ſind ein hochmögender, ehrenfeſter holländiſcher Mann, der ſo was nicht ohne vernünftigen Grund thut und ſich nicht ſcheut, zu ſagen, warum er ſo handelt.

Ich will meine Pflegetochter nicht unglücklich dadurch machen, daß ich ſie einem unverſtändigen, ungehorſamen Sohne gebe, der ſeinen ehrwürdigen Vater ſo gering achtet, daß er mit Trotz erzwingen will, was jeder Vater nur einem bittenden Kinde gewährt. Dieſer Grund wird, denke ich, hinreichend vernünftig für Sie ſein.

Nein, das iſt er nicht! rief Bertold, ſich vergeſſend, doch ſogleich ſich mäßigend: ich habe meinen Vater geziemend gebeten — er weiß es, daß ich ohne Galinda nicht leben kann, und doch ſagte er mit kaltem Blute, daß er mich lieber wie einen räudigen Hund aus ſeinem Hauſe jagen wolle, als darein willigen, daß ich die Galinda heirathe. So hat mich der Vater verſtoßen und mich zum eigenen Herrn gemacht.

Junger Menſch, ſagte der ehrwürdige Greis mit hohem Ernſt, lernen Sie erſt Ihrem Vater gehorchen, ehe Sie kindiſch den Herrn ſpielen wollen.

Soll ich einem hartherzigen Vorurtheil unterliegen? Kann ich Achtung vor der Unvernunft haben, die lieber den Sohn umkommen laſſen will, als ihn mit einem braven Mädchen glücklich zu machen, und die befiehlt, daß zwei Unſchuldige für die Sünde ungeſegneter Eltern büßen ſollen?

Sie vergeſſen, Bertold, ermahnte der Freimeiſter, daß jeder vernünftige Menſch Rückſichten nehmen muß, die —

Die ich aber auf Unkoſten meines Lebensglücks nicht nehmen will! rief der Jüngling entgegen; ich berückſichtige nur den Spruch, den mein Vater mich gelehrt: Thue recht und ſcheue Niemand.

Iſt das auch recht, ein ehrloſes Gewerbe ergreifen und ohne Scheu vor der ganzen Welt auf dem Schaffot mit dem Henkerbeil ſich entehren? fragte der ehrwürdige Greis; er konnte jedoch ein Gefühl der Achtung für dieſen charakterfeſten jungen Rechthaber nicht unterdrücken.

Mynheer, meine Liebe zu Ihrer unehrlich getauften Pflegetochter hat mich gelehrt, was Vorurtheil iſt. Der große Kaiſer Peter, deſſen Hütte drüben in Saardam gezeigt wird, führte hier die Zimmermannsart und in Moskau mit gleich kräftiger Fauſt das Henkerbeil, ohne ſich zu entehren. Die Muſelmänner halten das Nachrichteramt für eine Ehre, um die ſie ſich bewerben; — ich bin aus treuer Liebe ein Freiknecht geworden und glaube, es wird mir keine Schande machen, wenn ich dem dummen Vorurtheil und allen Vätern zum Trotz mir mein Mädchen mit dem Beil vom Schaffot hole, wenn ich es auf andere Weiſe nicht erlangen kann.

Halten Sie den Weg dahin für ſo leicht? fragte bedeutſam der mächtige Kaufherr.

Ich weiß, was Mynheer ſagen will; aber ich fürchte Ihre Macht nicht. Sie haben kein Recht, mich zu hindern; denn Sie ſind ja nicht der rechte Vater meiner Linda.

Sie iſt mir ſo lieb, wie meine Tochter.

Nein, Mynheer, das kann ich auch nicht glauben, widerſprach der kühne Jüngling immer in beſcheidenem Tone; oh, wenn ſie meine Galinda, die ſo treu und ſchön wie ein Engelsbild iſt, wie Ihre Tochter liebten, dann hätten Sie Ihr Kind wenigſtens einmal im Leben ſehen wollen; aber Mynheer kennen ja das Mädchen gar nicht.

Daran ſind Sie Schuld, verſuchte der kluge Greis ſchmeichelnd; warum haben Sie mir das Mädchen entführt? Wollen Sie, daß ich mein Pflegekind nicht kennen und ſie nicht auch lieben lernen ſoll?

Wie könnte mir ſo was einfallen! — Gerade Sie, Mynheer, müſſen die Galinda ſehen. Oh, gewiß, dann können — dann werden Sie ihr nichts abſchlagen!

So wollen wir ſie gleich holen laſſen — wo iſt ſie?

Dieſer Verſuch ſcheiterte an dem bedachtſamen Sinne des Jünglings; nach einigen Augenblicken Ueberlegung antwortete er: Nein, Mynheer — ich kann Ihnen nicht trauen. Sie wollten mir mein Mädchen heimlich nehmen laſſen — was Sie einmal gethan, könnten Sie leicht wiederholen, und das ſoll nicht geſchehen. Sehen Sie, ich traue jetzt keinem Menſchen, als meiner Linda und meinem Freimeiſter Jan, der mir bewieſen hat, daß er alle Vorurtheile verachtet und ein Ehrenmann wie Keiner iſt — und doch hab' ich ihm verſchwiegen, wo Galinda ſich aufhält. — So lange Mynheer mir nicht Ihr Wort geben, daß Linda meine Frau werden ſoll, ſage ich nicht, wo ſie iſt.

Mein Wort läßt ſich nicht erzwingen; bedenken Sie das, junger Mann.

So ſind wir fertig. — Leben Sie wohl, Mynheer, und mit einer ehrerbietigen Verneigung verließ Bertold das Zimmer.

Suchen Sie dieſen Starrkopf von Thorheiten abzuhalten, lieber Meiſter, bat Verkolyn, entlaſſend; ich werde Ihnen nach der Börſe meine Entſchließungen mittheilen.

Der Scharfrichter ging, und Verkolyn verſank in unruhig qualvolles Nachdenken. Der ſtolze, mächtige Mann fühlte ſich beſchämt durch die Nachgiebigkeit und den zweideutigen Schein, welche er vor dieſem unausſtehlich rechthabenden Jüngling anzunehmen gezwungen war. Mit ſeinem Reichthum und der Macht ſeiner Verbindungen konnte der einflußreiche Handelsherr vielleicht erreichen, daß Bertold ſeinen Plan, Freimeiſter zu werden, aufgeben möchte; aber unmöglich war es, dabei den Scandal zu verhüten, wodurch ſein Verhältniß zu Galinda offenkundig und zum Stadtgeſpräch werden müſſe. — Dann lag ſein mit großer Sorgfalt bewahrtes Familiengeheimniß offen vor den Augen der hohnlachenden Welt. — Dann haftete an ſeinem und ſeines Hauſes unbeflecktem Namen ein ſchmachvoller Makel.

Der unangemeldet eintretende Buchhalter Sachtervanſt unterbrach dieſes tiefe, rathloſe Ueberlegen. Wie immer erſchien der alte Geſchäftsführer des Hauſes höchſt ſauber in gepuderter kleiner Zopfperrücke, zimmtfarbenem Schoßrock mit großen Stahlknöpfen und blendend weißer Wäſche.

Sie konnten mir nicht gelegener kommen, lieber Baldus; hören Sie, was mir begegnet iſt.

Und nun erzählte Mynheer dem bewährten Diener und Vertrauten, was er ſo eben erfahren, und wie das Unerhörte geſchehen, daß ein junger Bauer es wage, ihm gerade ins Geſicht beſcheidentlich zu trotzen. Ich bin überzeugt, ſchloß der alte Millionär ſeinen Bericht, dieſer kaltblütig verliebte Polderburſche wird ſein Wort halten und mit dem blutigen Henkerbeil in der Fauſt, feſt auf ſein Privilegium trotzend, von mir mein Pflegekind fordern. Dann kömmt über mein altes Haus und auf meine Kinder Schimpf und Schmach, die mich in das nahe Grab ſtürzen werden.

Ich darf ſagen, Mynheer, tröſtete Sachtervanſt gerührt, daß mir die Sache nicht ganz ſo ſchwarz angethan ſcheint. Wir wiſſen wenigſtens, daß die beiden Liebesleute nicht ertrunken ſind, und ſo iſt der größte Kummer glücklich überſtanden. Für das Uebrige iſt Rath zu ſchaffen. Soll ich vielleicht Ihrem Herrn Schwiegerſohn, Mynheer van Eernswaard, jetzt Avis geben?

Beileibe nicht! Sein Hausfrieden darf nicht turbirt werden!

Es iſt eine vertrackte Aufgabe, meinte Sachtervanſt mit ſanftem Kopfſchütteln, wenn man im Liebeshandel Geſchäftsführer ſein muß; die Herzensbilanz will niemals ſtimmen. — Ich habe auf meinen Reiſen im heißen Spanierland und bei den hitzigen Italienern viel Aventüren und Hiſtorien vom Liebesgott Amor erfahren und geleſen, aber daß er als Scharfrichter aufgetreten, um die Liebſte zu gewinnen — das kann nur vorkommen, wenn die glühende Liebesflamme einer Südländerin mit dem eisfeſten Sinne eines verliebten Holländers in Compagnie tritt. — Und ſo iſt es hier geſchehen; das italiſche Blut und die ſchwarzen Augen der Galinda, die — man muß es ſagen — noch ſündlich ſchöner iſt, als ihre italiſche Mutter war, die haben dem jungen Bertold ſein Herz entzündet.

Ich finde wenig Beruhigung in Ihrer Betrachtung, ſagte der unmuthige Großvater.

Dieſe Heirathsaffären ſind wohl nicht ſo preſſant, entgegnete Baldus mit unerſchütterlicher Geſchäftsruhe, daß ich nicht erſt die Pariſer Poſt expediren könnte. Mich bedünkt, wir müſſen in der Sache auf den Grund gehen und beim Vater im Zorgenhof ſondiren. Ich möcht' hinfahren. Leider iſt der Baas noch hartſinniger, als ſein übrigens gut gerathener Sohn. — Auch ſcheint Meiſter Jan ſich für dieſe verhenkerte Liebesnegotie zu intereſſiren. Jedoch — hm — ja, nach der Börſe gedenke ich Mynheer Vorſchläge machen zu können.

Und ſich das gewohnte Vorrecht eines verwöhnten Hausbeamten nehmend, verließ Sachtervanſt das Zimmer.

Verkolyn lächelte beruhigt; er kannte dieſe Manier ſeines alten Buchhalters, der damit einen gewonnenen ſichern Ausweg in verwickelten Zuſtänden andeutete.

## VI.

## Eine Actien-Speculation.

An einem der folgenden hellkalten Wintertage hielten zwei raſch anfahrende Kutſchen bei den Schöpfmühlen am Goudaſee. Der ausſteigende Buchhalter Sachtervanſt ſchien von einigen Herren erwartet, welche ihren umſtändlichen Empfangscomplimenten die verbindliche Einladung hinzufügten, daß Mynheer in einer der rauſchend arbeitenden Mühlen, deren jede einen breiten Bach aus dem See zog, das Gabelfrühſtück einnehmen möge. Doch der alte Herr entſchuldigte ſich äußerſt artig mit der unaufſchiebbaren Eile ſeiner Reiſe und ſchritt raſch zu einigen am Ufer wartenden Stuhlſchlitten. Hier begrüßten ihn der Freimeiſter Jan und Bertold, welche unterdeſſen den zweiten Wagen verlaſſen hatten und ſich zur Eisfahrt rüſteten. Beide verſchmähten die bequemen, gepolſterten Seſſelſchlitten, indem ſie ſich ſelbſt mit kräftigem Geſchick hochgeſchnäbelte Schlittſchuhe anſchnallten. Dabei wurde nicht viel Rede gewechſelt; kaum ſaß Herr Baldus, wohl in Pelze gehüllt, auf dem kleinen Schlitten feſt, als ein ſtark gebauter Stuhlſchieber die Rückenlehne mit beiden Händen faßte und vorwärts immer ſchneller und ſchneller den Buchhalter von dannen ſchob. — Dieſe Art, zu reiſen, iſt auf den Kanälen in Holland und Friesland gebräuchlich, wo man bei glatter Eisbahn, von tüchtigen Schlittſchuhläufern geſchoben, leicht zwei deutſche Meilen ſtündlich zurücklegt.

Der See war dieſes Jahr bei windſtillem, heiterem Wetter ſpiegelglatt gefroren; die Eisdecke glänzte ſtrahlend, wie Kriſtall im Sonnenlichte. Bertold war hier auf ſeinem Elemente; er hatte als Sieger in den jährlichen Wettläufen ſchon manchen ſchönen Preis und Triumph errungen, indem er flüchtiger, als die berühmteſten engliſchen Rennpferde, bei gutem Wind im Rücken, in acht Minuten eine deutſche Meile auf Schlittſchuhen zurück gelegt. Nur allein der kraftvolle Enten-Piet lief ihm gleich und war im Stuhlſchieben bei langer Dauer dem muskelſchwächeren Jüngling überlegen. — Meiſter Jan hielt ſich auch für einen tüchtigen Eisläufer; aber Bertold erkannte mit gutmüthigem Lächeln beim Anblick der ſchülerhaften Bogenzüge des Meiſters, daß dieſer den rechten Wettläuferſtrich nicht kenne, der vom Bogenlaufen ſo verſchieden iſt, wie die lancirende Carriere eines trainirten Renners von dem wiegenden Galopp eines Schulpferdes.

Als die beiden Läufer ſchnell den vorangeſchobenen Schlitten erreichten, rief Bertold:

Adieu, Papa Baldus, ich werde Sie anmelden!

Halt, das iſt überflüſſig! Ich will zuerſt — ſchnell, Meiſter Jan, holen Sie ihn ein! Der Junge ſpielt mir ſonſt wieder einen Streich.

Der Meiſter ſtrengte zwar die ganze Muskelkraft ſeiner mächtig gebauten Schenkel an, um den entlaufenden Jüngling einzuholen, doch ohne den Schlitten verlaſſen zu können. Während Bertold, die Hände auf den Rücken gelegt, weit vorgebeugt, auf ſchnurgerader Linie mit jedem Stoße dreißig und mehr Fuß zurück legend, pfeilſchnell dahinſchoß, lachte der Stuhlſchieber über die zierlichen, aber ſchlecht fördernden Bogenſchritte des Meiſters; dann ſein Tempo beſchleunigend, ließ der Schlittenfahrer auch den athemloſen Amſterdamer Spazierläufer weit hinter ſich.

Die Fahrt ging gerade auf Piet's Eiland; Bertold war in der Richtung dorthin längſt wie ein kleiner Punkt auf der ſchimmernden Eisbahn verſchwunden, und noch immer konnte der verdrießliche Buchhalter das Schilfdach von Piet's Hütte nicht entdecken; dagegen ragten in der Gegend vom Zorgenhof, rechts am Horizont, viele bunte Zelte mit flatternden Fahnen aus dem Eiſe in die blaue Luſt.

Nun mußte Herr Baldus anhalten, um den zurückgebliebenen Meiſter herbeikommen zu laſſen: als der erhitzte Mann endlich anlangte und, ſich die Stirne wiſchend, verſchnaufte, rief der Stuhlſchieber:

Als Ihnen beliebt, Mynheeren, zu ſchauen! Dort ſtößt der junge Baas wieder auf uns zu — es iſt 'ne Luſt, anzuſehen! Kein Sturmvogel ſchießt ſo ſchnell!

Und Bertold war ſchon da; ſein Antlitz glühte in friſcher Luſt und Herzensfreude. Piet iſt zu Hauſe, lieber Papa Baldus; er hat uns erwartet, will aber mit Ihnen ganz allein ſprechen. Wenn es Ihnen alſo recht iſt, laufe ich mit dem Meiſter zu den Zelten; wir wollen Sie bei der Frau Padbrügge erwarten.

Dagegen konnte der beſorgliche Sachtervanſt nichts einwenden; es war zwar ein Anſtoß in ſeiner Rechnung, doch mußte er ihn überſehen, und ſo willigte er in die Trennung.

Wir laſſen die beiden Schlittſchuhfahrer in das Menſchengewühl bei den Zelten laufen und begleiten den Buchhalter nach Piet's Eiland.

Die unerwartete Trennung und Bertold's wahrſcheinlich abſichtliches Vorlaufen durchkreuzten Baldus' Pläne; er war gewohnt, in Geſchäften langſam, Schritt vor Schritt, mit vorher wohl durchdachter Sicherheit zu gehen; doch hier lief Alles in ſtürmiſcher Eile wirr durch einander. Bevor überlegt werden konnte, ob es auch rathſam, daß Bertold bei dieſen kritiſchen Zuſtänden ſich in die zahlreiche Geſellſchaft begebe, war der Jüngling dahin geflogen, und Baldus wurde ſo raſch fortgeſchoben, daß ihm keine Zeit blieb, ſeinen Sinn ordentlich, wie es einem bedachtſamen holländiſchen Geſchäftsmanne ziemt, vorzurichten — denn ſein Schlitten hielt ſchon vor Piet's Hütte.

Piet und die Mutter Lora, beide im Sonntagsſtaat, empfingen den ehrenden Beſuch unter vielen umſtändlichen Achtungsbezeugungen, welche der Buchhalter mit unterdrücktem Unmuth über die Zeitverſchwendung annehmen mußte. In Lora's Zimmer ſtand der Tiſch bereits gedeckt, und nicht eher durfte der durch und durch gefrorene alte Herr ans Geſchäft denken, bis er der Sitte gegen ſeine gaſtfreien Wirthe Genüge geleiſtet und, reichlich Speis und Trank genießend, für alle Ehre ſich erkenntlich bewieſen hatte. — Piet beobachtete mit pfiffigen Blicken und ernſter Miene den alten Herrn, deſſen mühſam verhaltene Ungeduld der Entenjäger nicht zu bemerken ſchien. — Nicht eher, bis auch dem ſchönen Käſe und den Goldreinetten zum Deſſert ihr Recht geſchehen, glaubte Baldus das Geſpräch aufs Geſchäft lenken zu dürfen.

Wie ſteht es denn mit unſerm Handel, lieber Piet? Haben Sie den Brief von Mynheer Verkolyn in Betracht gezogen?

Freilich hab' ich mir die Sache überlegt, verſetzte der Jäger trocken, und ich denke auch den Punkt darin gefunden zu haben. — Mynheer will den See auspumpen und Grasland daraus machen laſſen. Das koſtet viel Geld; damit dies aber nicht unnütz ins Waſſer geworfen wird, darum muß und will Mynheer meine Inſel kaufen, weil die Pumpenſpeculation ſonſt in die Brüche geht.

Davon iſt hier gar nicht die Rede, belehrte Baldus, lächelnd über den Mißverſtand des unkundigen Inſulaners.

Ich ſollte doch denken; Mynheer kann mein Jagd- und Fiſchereiprivilegium, was ich gut verbrieſt und beſiegelt auf dem ganzen See beſitze, nicht fortpumpen laſſen.

Der Buchhalter verſtummte, blaß vor Schreck. Niemand hatte die Rechte dieſer kleinen Inſel beachtet;

Piet konnte damit Einſpruch gegen das Austrocknen des Sees anbringen und dem Geſchäft vielleicht unüberſteigliche Hinderniſſe legen. Mit verſtellter Nichtachtung ſagte Baldus: Das ſind Bagatellen, nicht der Betrachtung werth; Mynheer will die Inſel als Mitgift für ſein Pflegekind Galinda kaufen, wie ich Ihnen geſchrieben habe.

Ei, das wäre freilich eine Mitgift, die wohl gar dem Baas im Zorgenhof den harten Sinn zu Linda's Gunſten weich machen könnte. — Aber ſehen Sie, Herr Baldus, offen geſprochen, kann ich mir die Mitgiftgeſchichte ſo leicht nicht aufbinden laſſen. Wir kennen die Kaufherren von Amſterdam beſſer und trauen unſern Augen mehr, als ihren Worten. Mich bedünkt, daß ein Mynheer, der ſein Kind bei den Bauern unterbringt und es einem Scharfrichter geben will, nicht eine halbe Million Ausſteuer geben wird, um den jungen Bertold zu heirathen.

Eine halbe — das Wort erſtarb auf des Buchhalters Lippen.

Million, ergänzte Piet, indem er kaltblütig auf ſeine Doſe klopfte und dem alten Herrn eine Priſe bot. Mein Privilegium auf dem Goudaſee iſt verbrieft und von den Staaten beſtätigt. Mynheer Verkolyn weiß ſo gut wie ich, was das in Holland zu bedeuten hat, und daß kein Menſch und keine Actiencompagnie in der Welt mir mein Recht auf dem See antaſten darf. — Ich habe mit gutem Bedacht gewartet, bis die Actien auf alle Seemühlen gezeichnet ſind, und ich kann Ihnen leicht hier auf dem Tiſche ausrechnen, daß die klugen Herren in Amſterdam an den vielen tauſend Morgen Ackerſeeland über eine Million profitiren wollen. Die müſſen ſie aber mit mir theilen, oder — und hier ſchlug er mit der Fauſt krachend auf den Tiſch — ſo wahr ich der Enten-Piet heißen thue, die Mühlen ſollen ſtracks aufhören, zu pumpen.

Gemach, lieber Baas Waterhout; laſſen Sie uns das Geſchäft mit Ruhe beſprechen. Sie können doch nicht mehr verlangen, als was die Inſel mit Jagd und Fiſcherei einbringt; rechnen wir das zu Capital, und Sie ſollen es haben.

Ich will und mag kein Capital. Fiſchen und Jagen, das iſt mein Pläſir, das ich um keinen Preis verkaufen will — verſtehen Sie mich, Mynheer — ich will die Inſel nicht verkaufen. Damit will ich aber nicht ſagen, daß ich ſie nicht an meinen Freund Bertold unter gewiſſen Umſtänden abtreten möchte.

Verkaufen oder abtreten, iſt egal, ſtimmte Baldus erfreut bei; Bertold ſoll die Inſel und ſeine Galinda haben, das iſt die Hauptſache, worin wir einig ſind. Machen Sie ohne Umſtände die Nebenbedingungen.

Sachte — ſachte, entgegnete Piet zaudernd, dazu gehören noch andere Stimmen. Sie kennen jetzt meine Meinung über den Inſelkauf. Nun möchte ich wiſſen, was Mynheer mir von der Copulirung ſeiner Tochter Galinda mit Bertold zu ſagen hat.

Nach dem, was Sie mir eben declarirten, hat das Geſchäft ein ganz ander Geſicht bekommen, daß ich es faſt nicht mehr wiedererkenne. Sie wiſſen doch, was Bertold im Schilde führt?

Wie ſollt' ich's nicht wiſſen? rief Piet mit verhaltenem Lachen; habe ich doch ſelbſt dem wackern Jungen eingegeben, daß er Freimeiſter werden ſoll, um ſicher ſeine Galinda zu bekommen.

Was? — Sie haben ihm gerathen —

Ja wohl, Mynheer, ich, der Piet Waterhout. Wie hätte ſonſt der unerfahrene Junge auf ſolche Gedanken kommen können?

Mit jedem Wort ſtieg des Buchhalters Erſtaunen und Achtung vor dieſem Entenjäger, dem er doch ſo viel praktiſche Geſchäftsbeurtheilung nicht zugetraut. — Nach einer Pauſe ſagte Baldus:

Wenn die Sache ſo ſteht, dann wiſſen Sie auch wohl bereits von Bertold, in welcher Abſicht ich dem Baas im Zorgenhof meine Viſite heute machen will?

Da könnten Mynheer Recht haben — ich weiß, Sie ſind hier in der Abſicht, den alten Baas zu zwingen, daß er einwilligen ſoll, ein unehrlich gebornes Kind von dem hochmögenden Mynheer van Eernswaard als Schwiegertochter anzunehmen, oder zu gewahren, daß Bertold ein Freimeiſter wird.

Van Eernswaard? rief Baldus, was wollen Sie damit ſagen?

Als ich die kleine Galinda in Amſterdam vom Mynheer Verkolyn bekam, um ſie in den Zorgenhof zu transportiren, da habe ich erfahren, wer des Mädchens Vater und Mutter iſt, und daß dies bis jetzt außer mir und Mynheer Verkolyn Niemand weiß, iſt ein Zeichen, daß Herr Verkolyn und der Piet ſchweigen können.

Dem Buchhalter wurde heiß im Kopf und Herzen. Das wichtigſte Familiengeheimniß und Geſchäftsintereſſe ſeines Hauſes lag in der Hand dieſes unſcheinbaren Entenjägers, — der aber ein feſter Ehrenmann im ſtrengſten Sinne war und Vertrauen verdiente. Baldus fühlte ſich überwältigt von der unerwarteten Wichtigkeit des Geſchäfts; dazu drückte ihn das Bewußtſein, daß hier ſein Principal nicht im ganz ehrenhaften Lichte erſcheine. In dieſem Drange widerſtreitender Einwirkungen verlor der bedachtſame Buchhalter den Stützpunkt, worauf ſeine leicht gebauten Hoffnungen ſich gründeten. Sich die Schweißtropfen von der Stirn mit ſeinem Battiſttuch wiſchend, ſeufzte er:

Es iſt eine verdeukerte Commiſſion, in Heirathsnegotien zu arbeiten. Aber ich ſollte doch meinen, lieber Piet, der Baas im Zorgenhof wird nachgeben und lieber in die Heirath mit meines Principals Pflegetochter willigen, als den Scandal erleben, daß Bertold auf dem Schaffot ſein Meiſterſtück macht?

Da kenne ich den alten Zorg beſſer; ehe der ſich von ſeinem Kinde etwas abzwingen ließe, und noch dazu mit ſolch abſcheulichen Mitteln — lieber läßt er ſich ſelbſt von ſeinem Sohne den Kopf abhacken! Der alte Baas iſt rechtſchaffen, feſt, wie ein echter Holländer ſein ſoll. Er darf ſolche Drohungen nicht fürchten, wie Mynheer Verkolyn, der ſich wohl auch ſchwerlich von einem jungen Burſchen vorſchreiben laſſen würde, ſtände es bei Mynheer gut und feſt im Herzen und Gewiſſen.

Was iſt aber zu machen? fragte Baldus verlegen.

Wie können Sie noch fragen? — Die Wahrheit müſſen Sie dem Baas nicht verhehlen und ihm gerad' heraus Alles ſagen, was Mynheer Verkolyn und Bertold und Galinda und — und — ich wünſchen.

Sie? was wollen Sie denn eigentlich, mein guter, braver Piet?

Ich — ei nun, herzlich gern möcht' ich das nette Trudje und mit ihr den ſchönen Zorgenhof bekommen.

Das will ich glauben! rief Baldus betroffen; der Wunſch iſt wenigſtens nicht zu klein. — Wie können Sie nur daran denken, ein ſo groß Geſchäft mit Ihren kleinen Mitteln zu machen?

Ich ſollte denken, für einen Amſterdamer Negocianten, denen doch nichts zu ſchwer ſein ſoll, müßt es leicht ſein, mit den kleinen Mitteln, welche ich Ihnen ſo eben groß und breit angeboten habe, das doppelte Heiraths-Geſchäft zu machen.

Was für Mittel? — Ich begreiſe nicht — Herr Gott, nun gar ein doppelt Heiraths-Geſchäft!

Aber Mynheer doppelter Buchhalter, warf ihm Piet unwirſch vor, hab' ich Ihnen nicht lang und breit demonſtrirt, daß ich meine kleine Inſel mit allen Privilegien an Bertold abtreten will, wenn ich dafür Drudje mit dem Zorgenhof bekomme?

Ah ſo! ſprach Baldus, endlich die diplomatiſchen Umgehungen des jungen Piet durchſchauend. Nach einem minutenlangen ſcharfen Nachdenken ſagte der alte geſchäftserfahrene Herr, indem er ſich befriedigt erhob: Ich mache Ihnen, lieber Herr Waterhout, mit Dank für die freundliche Bewirthung mein Compliment. — Sie haben uns Alle in dieſer verwickelten Negotie übertroffen. Schade, daß Sie kein Kaufmann geworden ſind. — Ich glaube, Ihr proponirtes Geſchäft machen zu können.

Und ich denke in meinem Jägerſinn, verſetzte der höchſt wohlgemuthe Piet — den der Buchhalter ſchon zu einem Herrn Waterhout erhob — daß wir den alten Baas nicht eher ins Netz bringen, bis wir ihm die ſchöne Galinda als Lockvogel hinſchicken.

Wenn wir ſie nur erſt hätten. Sie wiſſen doch, Bertold hält das Mädchen in Amſterdam, wahrſcheinlich im Freimeiſterhof, verſteckt, wo ihm nicht beizukommen iſt.

Was Sie ſagen! entgegnete Piet mit großen Augen, ſtaunend die Hände zuſammenſchlagend: ich weiß einmal herein, Papa, es iſt gar hübſch und heimlich in dem Cabinetje. Die Wand iſt doppelt, und das Bett ſowohl für dies Zimmer, als für das Cabinet eingerichtet. — Ich habe mich nur verſteckt, wenn wir einen Fremden über den See kommen ſahen; ſonſt hab' ich mich immer auf der Inſel herumgetrieben, der Mutter Lora in der Wirthſchaft beigeſtanden und dem Piet in ſeiner Speculatie auf Drudje überlegen helfen.

So, ſo, ſprach Baldus mit freundlichem Kopfſchütteln; freilich, wo du überlegen hilfſt, da kömmt gewiß eine vernünftige Speculation zu Stande. — Alſo weißt du ſchon?

Alles weiß ich! rief Linda eifrig. Bald hätt' ich es da drinnen nicht länger anhören können, ſolchen langen Sermon machte dir der Piet. Ich hätt' es mit drei Worten geſagt. — Wie gefällt dir mein neu Habit, Papa Baldus? Das hat mir Bertold aus Amſterdam geſchickt, und ich habe ihm vorhin, als er hier war, kaum einen Kuß dafür geben können, ſo eilig macht' er ſich wieder fort.

Das neue Habit beſtand aus einem eng die Taille umſchließenden Spenſer von ſchwarzem Sammet mit ſilbernen Knöpfen, um Hals und Aermel mit Pelz verbrämt. Der faltige kurze Rock von ſilbergrauer ſchwerer Seide reichte kaum bis zum Knöchel und zeigte ſchwarzſammetne bauſchige Pantalons, welche über ſchwarz lackirte Stiefelchen fielen. — Der Buchhalter konnte nicht umhin, dieſes Eisläuferinnen-Coſtüm mit Wohlgefallen zu betrachten.

Doch der kurze Tag und die bevorſtehende Entſcheidung drängten zum Aufbruch; Galinda drückte einen warmen grauen Kaſtorhut mit flatternden Bändern auf die ſchwarzen Locken und geleitete mit Piet den Papa Sachtervanſt zum wartenden Schlitten. Während der alte Herr ſich bequem zurechtſetzte, ſchnallten Piet und Linda ſich die Schlittſchuhe an, und im Fluge waren Alle den Augen der nachſchauenden Mutter Lora entſchwunden.

Es war beſchloſſen, daß der Buchhalter zuvor allein in den Zorgenhof fahren und den alten Baas zur Verſöhnung geneigt ſtimmen ſollte. Alſo trennten ſie ſich mitten auf dem See, und Baldus ſchaute mit Vergnügen dem Paare nach, wie es auf dem Spiegel-Eiſe in anmuthigen Schwingungen, wie zum Tanze einander gefaßt und Schritt haltend auf die Zelle zulief.

Hier war viel munteres Getümmel und reich bewegtes Leben; die ſchöne Welt und rüſtiges Volk, Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen, Alle auf Schlittſchuhen, fuhren, liefen und tummelten ſich durcheinander; denn es ſollte in einigen Tagen das große Wettlaufen auf dem See gefeiert werden; dazu wurden immer lange vorher Uebungen und Luſtfahrten gehalten und für die Erquickung der Läufer viele bunte Zelte wie zu einem Feldlager aufgeſchlagen. — Die Franzoſen, deren Auge nicht gewöhnt war, Frauen auf

Schlittſchuhen ſchweben zu ſehen, betrachteten mit Entzücken, wie die ſchlanken und drallen Holländerinnen ihre biegende Taille und runden Hüften unter Beugungen und Schwenken beim Laufen und Bogenziehen in den reizendſten Stellungen zeigten. Die Eisläuferinnen ſind ſich dieſer Vortheile im Verein mit den Wirkungen, welche die Bewegung in kalter Winterluft auf den friſchen Teint und Augenglanz hervorbringt, wohl bewußt und begreifen die Bequemlichkeit, oder Furchtſamkeit ihrer deutſchen Schweſtern nicht, welche dieſe Vortheile nicht benutzen.

Galinda und Piet liefen durch das wogende Getümmel in das große Zelt der Frau Padbrügge; hier ſaßen auf dem glatten Eiſe viele Gäſte in Schlittſchuhen, zechend und ſchmauſend an kleinen Tiſchen. Berteld empfing freudig die längſt Erwarteten und erzählte, wie der ſtolze Meiſter Jan, nachdem er die günſtige Lage der Zuſtände erfahren, ſeine Gegenwart nicht mehr erforderlich und ſtörend haltend, nach Gouda gelaufen ſei.

Wir verlaſſen auch das geräuſchvolle Luſtlager auf dem Eiſe und folgen dem Buchhalter in den ſtillen Zorgenhof, wo die Familie ſchon lange in ihrem Wohnzimmer den angekündigten Beſuch erwartete. — Als dieſer endlich ſpät am Nachmittage eintraf, empfing ihn der Baas vom Hauſe zwar mit ſchuldiger Höflichkeit, aber ein finſterer Ernſt drohte auf ſeinem ſonſt immer wohlmeinenden Angeſicht.

Nach den unerläßlichen Bewillkommnungs-Formeln eröffnete Herr Baldus ſogleich die wichtige Verhandlung mit der Frage, ob der Baas den Avisbrief von Mynheer Verkolyn empfangen und wohl erwogen habe.

Ja wohl, Mynheer Baldus, iſt das geſchehen, antwortete der Baas in zornigkaltem Tone; die Urſachen, welche ihren Herrn Prinzipal bewogen haben mögen, ſeine Pflegetochter meinem Sohne nothgedrungen zu geben, walten bei mir nicht ob. Ich laſſe mich durch ſolche unwürdige Scharfrichterkniffe zu nichts zwingen. — Mein Entſchluß iſt genommen. Wenn mein ungerathener Sohn ſich ſelbſt und ſeiner Familie Schande machen will, ſo ſollen dieſe meine Augen ver — ſein, wenn ich ihn jemals wieder als Sohn betrachte. — Ich wandere dann aus zu den Boers auf Cap de bonne espérance; den Weg dahin werde ich durch meinen Käſe-Commiſſionär in Cadix trotz der Continentſperre zu finden wiſſen.

Vater Hendrick — du wirſt dich beſinnen, flehte die Frau Sara ſanft, und mir als Mutter deines Sohnes auch ein Wort gönnen.

Schweig! donnerte der Baas, während ihm die Stirn-Adern ſchwollen.

Ich kann nicht anders, als Ihnen beipflichten, ſagte Baldus beruhigend; Mynheer Verkolyn will ſich ſo wenig, wie Sie, durch verhaßte, abſcheuliche Operationen zwingen laſſen. Aber es ſind ganz andere Dinge vorgefallen, die ſo ganz verſchieden, ja, ich kann es betheuern, ſo großmüthiger Natur ſind, daß mein Principal und Sie, lieber Baas, ſich davon gewiß beſänftigen und gezwungen fühlen werden, Ihren braven Sohn — ja, ich ſage es noch einmal, ob Sie auch ſauer ſehen — *Ihren ſehr braven Sohn* glücklich zu machen.

Und was ſind das für abſonderliche Dinge? fragte der Baas verächtlich.

Sie kennen doch das Privilegium von Piet's Eiland? Damit drohte Herr Waterhout unſer ganzes Austrocknungs-Project zu verderben. Ich habe Vollmacht, ihm mit dreihunderttauſend Gulden die kleine Inſel abzukaufen. Der wackere Piet hat dies Gebot zu Gunſten ſeines Freundes Bertold ausgeſchlagen; Piet will ihm ſogar die Inſel umſonſt abtreten, wenn Mynheer van Eernswaard die Galinda als ſein Tochter anerkennen und ſie dem Bertold zur Frau geben will. — Denn Sie müſſen wiſſen, lieber Baas, daß der Baas Piet Waterhout ſchon ſeit Galinda's Geburt weiß, wer ihr Vater iſt.

Iſt Galinda die *ehrliche* Tochter von einem Mynheer? fragte der Polderwirth.

Sie iſt die Tochter aus einer Jugend-Verbindung von Mynheer van Eernswaard mit einer italieniſchen Dame; — nach Galinda's Geburt wurde dieſe Verbindung getrennt, und Mynheer wird nicht Anſtand nehmen, ſeine Tochter anzuerkennen. — So umging der ſchlaue Geſchäftsmann den kritiſchen Punkt.

Der Tauſend! rief der Baas verblüfft, das läßt ſich hören. Aber wie kömmt der Enten-Piet dazwiſchen?

Mit vorſichtigen Anſpielungen erklärte nun der Buchhalter das bedeutende materielle Intereſſe des Geſchäfts und lenkte dann erſt die Aufmerkſamkeit auf die noch wichtigern Herzens-Angelegenheiten, indem er, Piet lobend, fortfuhr: Der Herr Waterhout kennt aber, außer dem Gewicht ſeiner Inſel, auch recht gut, wie viel Galinda werth iſt, und daß ihre Mitgift in den Goudaſee-Actien von Mynheer Verkolyn beſteht. Herr Waterhout würde ſchwerlich einen Korb bekommen, wenn er mit ſeinen Inſel-Privilegien vor meinen Herrn Principal treten und um die Galinda werben wollte. Kein verſtändiger Vater dürfte ſolchen Schwiegerſohn abweiſen. Aber daran denkt der Baas Waterhout nicht; denn er will als ein Ehrenmann ſeinem Freunde Verteld Wort halten, dem er zu helfen verſprochen hat und ihm ſogar die Inſel abtreten will, wenn Sie, mein lieber Herr Zorg, den beiden Freunden Ihren Vaterſegen geben wollen.

Bei Gott! rief der Baas hingeriſſen, der Enten-Piet iſt ein wackerer holländiſcher Mann, wie ich meinen Sohn zu ſehen wünſchte!

Ich hab' es Euch ja immer geſagt, Vater, gab Drudje zu, daß der Piet es Allen zuvor thut. — Schön von Angeſicht iſt er nicht, das muß wahr ſein — aber er hat ein treues, offenes Herz, wie Keiner.

Wie können wir ihm ſo viel Gutes vergelten und genug danken? ſagte die Mutter, fromm die Hände faltend.

Wenn Sie allſeits meinem Freunde Waterhout ſo gut das Wort reden, ſtimmte der Buchhalter mit einer freundlich bittenden Verneigung bei, ſo darf ich nicht zurückbleiben. Und die günſtige Stimmung benutzend, trat Baldus jetzt als Brautwerber für Piet auf, indem er die Vortheile auseinanderſetzte, welche die Familie beglücken würde, wenn Bertold mit der Galinda die Inſel erhielte und Drudje dagegen den Zorgenhof mit dem ganzen väterlichen Vermögen dem wackern Piet zubrächte. Noch hatte der Buchhalter ſeine eindringliche Rede nicht vollendet, als Bertold, Galinda und Piet plötzlich hereintraten.

Niemals hatte man im ruhigen Zorgenhof eine ſo aufgeregte Scene geſehen. — Mutter Sara ſprang mit einem Freudenſchrei auf und drückte den geliebten, verloren geglaubten Sohn freudetrunken an die Mutterbruſt. Drudje flog ihrer Schweſter Galinda entgegen und überſchüttete ſie mit Fragen und Küſſen — denn Baldus hatte Galinda's Verſteck nicht verrathen — und der Baas reichte die Hand mit herzlichem Willkommen und heiterem Antlitz dem wackern Piet, der ein wenig verlegen und nicht recht wiſſend, wie er ſich benehmen ſollte, doch treuherzig einſchlug.

Sobald Mutter Sara ihr erſte überwallende Freude an ihres Sohnes Buſen ausgeweint, ergriff ſie Bertold und Galinda bei der Hand, und zwiſchen Beiden vor den Baas tretend, bat ſie für ihre Kinder.

Ich bringe dir, Vater, unſern reumüthigen Sohn und dazu eine Tochter, der du ſelbſt manchmal geſagt haſt, daß ſie dir lieber als das ſtille Drudje wäre. — Nicht wahr, mein Dirk, wenn ich dich ſo herzlich bitte und dich erinnere, wie es uns am Verlobungstage ums Herz geweſen, dann wirſt du meine Fürbitten nicht hart abſchlagen und deinen Sohn ſo glücklich machen, als du mit ſeiner Mutter biſt.

Vater, verzeiht mir, wenn ich Euch weh gethan, bat Bertold mit ſeinem gewohnten beſcheidenen, feſten Tone; ich glaubte, nicht unrecht zu thun, als ich meine Galinda aus der Gewalt des Meiſter Jan und der Amſterdamer wohlmögenden Mynheer's befreite; denn ich habe dem Mädchen das Wort gegeben, und wie ein Mann ſein Wort halten muß, das habt Ihr mich gelehrt, Vater. — Aber ohne Eure Liebe kann es uns nimmer gut gehen, und ſo bitt' ich Euch, daß Ihr allem Groll entſagen und uns Euren Segen geben wollt.

Der Buchhalter bemerkte den günſtigen Eindruck, welchen dieſe verſtändig bittende Rede auf den Baas machte, und den Moment benutzend, führte Baldus ſeinen Freund Waterhout vor Drudje — Piet ward roth unter gewaltigem Herzklopfen.

Hier bringe ich Ihnen, Jevrouw Drudje, ſprach der Buchhalter, einen Mann, der eine halbe Million ausgeſchlagen hat, damit er um die ſchöne Tochter im Zorgenhof werben darf. Er hat Ihnen alſo ſchon bewieſen, wie viel Drudje ihm werth iſt, und — ich verſichere es hier, als rechtſchaffener Brautwerber, auf mein Wort — er hat Sie ſo lieb, daß er es gar nicht ausſprechen kann; aber beweiſen wird er Ihnen lebenslang, daß es keinen treuern Ehemann in ganz Holland giebt, wenn Jevrouw Drudje ihn dazu nehmen will.

Als der Buchhalter ſchwieg, nahm Drudje ſich zuſammen und antwortete mit züchtiger Ehrbarkeit: Mynheer thun mir viel Ehre an; es würde ſich ja nicht ſchicken, Sie abzuweiſen. Ich kenne den Piet als einen Mann, wie mir keiner in den Poldern anſtändiger iſt, und wenn — ja, das mach' ich mir aus — wenn er ſich den dicken Bart und das Haar abſchneiden will, daß ſie ihm nicht wie 'n Türkenbund auf den Augen liegen, ſondern hübſch ordentlich geſcheitelt die Stirn zeigen, dann möchte ich nicht nein ſagen.

Baldus blickte den Bräutigam fragend an; aber das Entzücken ſchnürte dem wortkargen Piet die Kehle zu, und ſein Herz wollte ihm vor Scham zergehen, daß er kein vernünftig Wort vorbringen konnte; mit einer Armenſünder-Miene reichte er zagend die Hand hin. Baldus kam ihm zu Hilfe, indem er Beider Hände vereinigte und das Paar ſogleich vor die Eltern führte, deren Zuſtimmung mit herzlicher Bereitwilligkeit erfolgte.

Jetzt fiel es der Hausfrau Sara ſchwer in den Sinn, daß dieſe Doppel-Verlobung in der Wohnſtube wider alles Herkommen begangen worden. Sogleich forderte ſie Alle auf, ſich in das Viſitenzimmer zu begeben, welches ſchon lange zum Empfange für Mynheer Sachtervanſt bereit ſtehe.

Der Abend war inzwiſchen hereingebrochen, und ſo fanden ſie das glänzende Prunkzimmer ſchon feſtlich erleuchtet. Auf der gedeckten Tafel prangten mit flammenden Wachskerzen große ſilberne Armleuchter, und im Kamin verbreitete ein glühender Torfkohlenhaufen behagliche Wärme in dem reich geſchmückten Zimmer.

Schon lange hatte die goldene Stutzuhr auf dem Kaminſims Mitternacht geſchlagen, als die fröhliche Familie, in aller Weiſe befriedigt, ſich von der Tafel erhob, und niemals hatte der Zorgenhof glücklichere Menſchen beherbergt, als dieſe Nacht unter ſeinem gaſtlichen Dache in wonnigen Träumen ruhten.

Wir laſſen einige Jahre vorübergehen, bevor wir an die grünen Ufer des Gouda-Sees zurückkehren. Die Gegend iſt nicht wieder zu erkennen; an der Stelle des unabſehbaren Waſſerſpiegels prangen jetzt grüne, von ſchmalen Kanälen durchſchnittene Wieſen; nur dort, wo der See am tiefſten geweſen, liegt noch ein ſchilfumkränzter Waſſerſpiegel, den man in Deutſchland doch noch einen Landſee nennen würde.

Die fünfzehn Schöpfmühlen hatten ihr Werk vollendet, und eine der größten Aufgaben des menſchlichen Geiſtes wunderbar gelöſ't. — An der Stelle, wo früher Piet's Eiland wie eine grüne Raſenſcholle auf dem klaren Waſſer lag, prangte jetzt ein großer Wirthſchaftshof mit weiß gedehnten Gebäuden hinter einem ſtattlichen Wohnhauſe, wozu faſt ein Drittheil des ausgetrockneten fetten Seelandes gehörte. Dort wirthſchaftete der junge Bertold Zorg mit ſeiner muntern Hausfrau Galinda, während Piet und Drudje dem gleichfalls vergrößerten Zorgenhof vorſtanden.

Wie aber kein Glück zur ungetrübten Vollkommenheit gedeiht, ſo wurzelte auch in den Zuſtänden dieſer harmloſen Familie ein giftiger Wurm, der in den empfindlichſten Herzensnerven des ehrenfeſten Baas vom Zorgenhof unaufhörlich, langſam, aber unvertilgbar, nagte. Denn der Buchhalter Sachtervanſt hatte zwar verſprochen, daß Mynheer van Eernswaard ſeine Tochter Galinda öffentlich anerkennen werde, dies wurde jedoch ſtets unter allerlei Ausflüchten hinausgeſchoben. Dann trat eine ſchlimme Zeit mit böſer Krankheit herein; aus dem moraſtigen Schlamme des ausgeſchöpften Sees, durch Kanäle noch nicht trocken gelegt, ſtiegen faulige Dünſte in die dicke Nebelluft und erzeugten bösartige Fieber. Unter den vielen Opfern erlagen auch der ſtarke Baas Hendrik mit der Mutter Sara vom Zorgenhof der tödtenden Krankheit, und Beide erlebten nicht mehr die Freude, ihre liebe Schwiegertochter von ihren Eltern anerkannt und dadurch den zweideutigen Makel, welchen eine uneheliche Schwiegertochter in die Familie gebracht, vertilgt zu ſehen.

Einige Tage nach der beglückenden Entwickelung der Begebniſſe, welche wir von Idola erzählt haben*), ſaß Bertold und Galinda im Schatten des großen Birnbaumes, welcher ehemals auf Piet's Eiland das bemooſ'te Strohdach der Hütte überragte und jetzt am Ende eines Raſenplatzes ſtand, deſſen friſches Grün bis zu dem Hauptkanal herablief. Ein breiter, reinlicher Weg, mit weißem Sand beſtreut, durchſchnitt den grünen Raſen und lief bis an den Ausſteigeplatz ins Waſſer. — Wohlgemuth und in glücklicher Befriedigung ſeines Herzens koſ'te Bertold mit ſeiner jungen Ehefrau, während ihre lieblichen Kinder, ein derber fünfjähriger Knabe und ein kleineres lockiges Mädchen mit Galinda's ſchwarzen Augen, zu ihren Füßen ſpielten. Der muntere Bube zeigte jetzt mit ſeiner kleinen, rundlichen Hand auf den Kanal und rief; Sieh doch, Vater, was da für'n ſchönes großes Schiffboot herſegelt! Und ohne die Antwort abzuwarten, lief er über den Sandweg hinab ans Ufer, um das Boot näher zu beſchauen.

In der That war es ungewöhnlich, daß um dieſe

---

*) In einer Novelle, welche die Geſchichte von Galinda's Eltern erzählt. Siehe den erſten Band der „Schilderungen aus Holland“.

Abendzeit ein großes Boot mit weißem Segel, von einem langen Wimpel umflattert, glänzend im goldenen Schein der ſinkenden Sonne und ſchön auf dem grünen Wieſengrunde abſtechend, auf dem Kanale von den Schöpfmühlen, deren ſchwarze, hohe Schornſteine ſchon lange nicht mehr rauchten, heranſegelte. Bertold bemerkte den ſtattlichen Schwager Piet am Steuer, und Galinda ſtaunte über zwei elegante Damen im Boote zwiſchen vier Mynheers ſitzend; doch darunter alsbald den Papa Baldus erkennend, lief ſie ihm bis an die Anlandetreppe entgegen, und hier ſtand die ſchlanke Geſtalt am Ufer mit ihren blühenden Kindern neben dem kräftigen Bertold und empfing ein lange erwartetes Glück, deſſen Größe ihre kühnſten Ahnungen überflügelte; denn außer dem erſehnten Vater führte dieſes Boot noch eine Mutter, Bruder und eine holde Schweſter dem einſamen Paare zu.

Es waren der greiſe Großvater Berkolyn, Mynheer van Eernsward mit der Mutter Gertrude, nebſt Edward und Idola, welche, vom Papa Baldus geführt und von dem außerordentlich vergnügt blickenden Baas Enten-Piet gefolgt, das überraſchte glückliche Ehepaar begrüßten und mit herzensfreudiger Liebe überſchütteten.

Nun lachte ihnen eine neue glänzendere Zukunft. Galinda fand mit den Eltern und der guten Mutter Gertrud zugleich in Edward und Idola eine nie geträumte herzliche Theilnahme, welche die lange erduldeten Zurückſetzungen vergeſſen machten.

Bertold und Galinda lebten fortan abwechſelnd auf ihrem reichen Eilandshof und in den Paläſten ihrer Eltern in Amſterdam, wo der treue Baas Enten-Piet oft als ein lieber Gaſt die gemüthliche Heiterkeit vermehren half.

# Hugideo.

Von Joſeph Victor Scheffel.

Weſtermann's illuſt. Deutſche Monatshefte. III. Bd. 1857.

Joſeph Victor Scheffel wurde am 16. Febr. 1826 zu Karlsruhe geboren, wo ſein Vater als badiſcher Major und Baurath lebte. Nachdem er von 1843—47 in München, Heidelberg und Berlin Jura und germaniſche Philologie ſtudirt hatte, promovirte er 1848 in Heidelberg als Doctor der Rechte und brachte ein paar Jahre im Staatsdienſte zu Säckingen am Oberrhein zu. Aber ſeine künſtleriſchen Neigungen lockten ihn von der Beamtencarrière weg nach Italien, wo er eine Zeitlang zwiſchen der Landſchaftsmalerei und der Poeſie ſchwankte, bis ſein liebenswürdiger „Trompeter von Säckingen“ (1853) die Schale der letzteren ſinken machte. Ein Aufenthalt in München, Studien, die er 1858 und 59 als Vorſtand der Bibliothek des Fürſten von Fürſtenberg in Donaueſchingen machte, die Eindrücke, die er in den Jahren 1859 und 60 auf der Wartburg empfing, beſtärkten ihn in ſeinen auf das Mittelalter gerichteten poetiſchen Neigungen, die am ſchönſten und reinſten in ſeinem Romane „Ekkehard“ ihren Ausdruck gefunden haben, während „Frau Aventiure“, eine Sammlung Lieder im Sinn und Ton der Minneſingerzeit, nicht ganz frei von Manier iſt. Wir erwähnen hier noch die klaſſiſchen Trink- und Studentenlieder ſeines „Gaudeamus“, die Scheffel’s Popularität in den weiteſten Kreiſen gegründet haben.

Ein Zeit- und Schickſalsbild von eigenſtem Gepräge iſt dieſe „alte Geſchichte“, mit der wir den Dichter des „Ekkehard“ auch unter die Novelliſten einreihen; eine culturhiſtoriſche Novelle oder vielmehr das letzte Kapitel einer ſolchen, deren eigentlicher Verlauf zwiſchen den Zeilen bleibt und nur gegen den Schluß in kurzer Recapitulation erkenntlich genug durchſchimmert, um vom Leſer rückdichtend ergänzt zu werden. Der neue epiſche Ton aber, den Scheffel in ſeinem trefflichen Roman angeſchlagen, die kühne und glückliche Miſchung von innigem Ernſt und groteskem Humor, von hiſtoriſcher Treue und dichteriſcher Freiheit, klingt auch in dieſer epiſodenartigen Erzählung ſo ergreifend durch, daß wir es lebhaft beklagen, von dem Dichter nicht mehr ſolcher „kleinen Skizzen mit ſcharfumriſſenem hiſtoriſchem Hintergrund“ — wie er ſelbſt ſeinen „Hugideo“ nennt — erhalten zu haben, wie es denn leider überhaupt den Anſchein hat, als ob er in jeder der von ihm verſuchten Dichtungsarten ein auctor unius libri zu bleiben gedächte.

Der jugendliche Vater Rhein, nachdem er bei Baſel ſeinen Lauf verändert und in rechtwinkliger Biegung ſeine Stromwanderung gen Norden fortſetzt, hat dortlands wenig Berge und ſtolze Höhen mehr zur Seite, die ihn an ſeine alpenumthürmte Heimath gemahnen. Doch ſchickt ihm der Schwarzwald einen ſeiner Ausläufer gleichſam als dienſtthuenden Kammerherrn entgegen, daß er den Stromgewaltigen ehrerbietig empfange und ihm einen Gruß mitgebe an das, was jenſeits Mainz wieder als fröhliches Gebirge ſeine Ufer umſäumt.

Selbiger Ausläufer iſt eine ſenkrecht und ſteil in die Rheinflut abfallende Kalkwand, ein einzelner vorgeſchobener Poſten jener großen Heerſchaar, die der Belchen und der Blauen befehligen, hat keine ſehr anmuthige Form und wird von den Leuten ſeines gröblichen Aeußern halber mit nicht ſchmeichelhafter Benennung der „Klotz von Iſtein“ geheißen. Wächſ't übrigens heut zu Tag ein guter Tropfen Weines darauf.

Als man zählte nach unſers Herrn Erſcheinen vierhundert und funfzig Jahr, war's ein ſpärlich bewohnter, wilder Strich Landes, was dort am rechten Rheinufer ſich hinzog. Drüben am ſtädtereicheren linken Ufer galt römiſch Recht und römiſch Weſen, diesſeits aber ſaßen und ſchweiften die Alamannen, ein rauh, ſtreitbar, bärbeißig, dreinſchlagend Volk — und war ſomit am Iſteiner Klotz das alte Sprichwort „auf einen groben Klotz ein grober Keil“ bezüglich der Landeinwohner ziemlich eingetroffen. Sie lebten in wenigen zerſtreuten Gehöften, trieben Jagd im Schwarzwald und Fiſchfang in Bach und Strom, verſchliefen manch lieben langen Tag auf der Bärenhaut, vertranken manch liebe lange Nacht beim Bierkrug und harrten, bis das Heerhorn blies und ſie zu keckem, wildwüthigem Raubzug in des feineren Nachbars Land hinüberrief.

Zu ſelber Zeit kam einſtmals ein Mann den Rhein entlang geſchritten, der ſah trüb und traurig drein, war auch eine hoch aufgeſchoſſene blondlockige, rothwangige Geſtalt, aber kein Landbürtiger, trug ein faltig Gewand, wie Einer, der bei den Römern drüben gehauſ't, und ſchien einen ſchweren Kummer als Reiſegepäck mit ſich zu führen, denn er ſchaute oftmals in des Rheines grünflutende Wogen, als zög' es ihn zu ihnen hinunter, und möcht' er am liebſten auf kühlem Stromgrund ſein Quartier nehmen.

Wie er aber auf einſamer Wanderung jene Kalkwand erſchaute und über Stein und Fels pfadlos bergan ſchritt, gefiel ihm der Platz; denn in der Bergwand war ein ſchattiger Höhlenraum, wo ſich ungeſtört in den Rhein hinunter und zum Vogeſenwald hinüberſchauen ließ; kein Menſchenlärm umtönte ſein Ohr, und friedlich und groß trug der Strom ſeine rauſchende Flut vorüber.

Der Mann hieß Hugideo und ſprach: Hier will ich ein Neſt in den Fels bauen, wie eine Mauerſchwalbe, und in Frieden geharren, bis mein Tag ſich neigt, das ſoll meine letzte Kunſt ſein!

Am Rhein drunten fand er einen alten Salmenfiſcher, der hieß Nebi und gab ihm Beſcheid, daß Niemand einen Zwing und Bann über den Klotz von Iſtein übe, und daß Neſter bauen könne, wer da Gelüſt trage und des Mauerns kundig ſei.

Da hub der Fremde an, ſich einzubauen in die Höhlung des Felſens; er ſchien den Römern ein Stück ihres Architekturweſens abgeſehen zu haben: in kurzer Friſt ſtund ein ſteinern Gelaß keck und wohlgeſchirmt in ſchier unnahbarer Abgeſchiedenheit errichtet — ein Klausnerhäuslein, wie dazumal an manchem italiſchen und galliſchen Berg manches eingeklebt ſtund, denn ein anſtändiger Menſch hatte in ſelbiger Zeit eher Drang und Grund, die Welt zu fliehen, als ſie zu ſuchen.

Wie es fertig war, ging der neue Siedel auf etliche Tage von dannen über den Rhein hinüber, und wie er wieder kam, trug er einen Korb mit Fiſch- und Jagdzeug auf dem Rücken und eine ſchneeweiße Marmorbüſte auf dem Haupt, und trug Geräthe und Marmor den Berg hinan in ſeine Klauſe.

Die Büſte aber war das Abbild einer jugendſchönen Römerin, einer von jenen Köpfen, deren Anblick anderthalb Jahrtauſende ſpäter den Altmeiſter Wolfgang von Frankfurt anmuthete wie ein Geſang des Homerus: — das Haar in loſer Flechte am Nacken geknüpft, frei, edel und groß das Antlitz, ein güldener Reif um die Stirn.

Jenſeits des Steinhäusleins, da wo ein Felsvorſprung Raum giebt in der Biegung des Berges, hämmerte der Mann eine Niſche in die Wand und ſtellte das fremde Frauenbildniß darein, als ſollt' es der ſchirmende Geiſt des Ortes ſein und Aller, die unten vorüber ruderten.

Und auf daß kein ungeweihter Fuß ſich jener Stelle nahe, ſteilte er die Felswand ſenkrecht ab und baute aus Tannenſtämmen eine Zugbrücke, auf welcher er allein aus der Klauſe Rückfenſter hinüber wandeln mochte. Was er ſonſt trieb, ward nicht viel ruchbar im Land; Schiffer und Fiſcher, die in leichtem Kahn rheinab fuhren, ſahen ihn oftmals bei ſinkender Sonne droben ſitzen und hinausſchauen gen Süden; es war damals nicht Brauch, daß Einer ſich viel drum kümmerte, was der Andre that, und noch viel weniger, daß von Obrigkeitswegen einem Jeden der Deckel von ſeinen Töpfen gelupft ward, — ſo ließen ſie ihn gewähren.

Der Rhein aber ſchuf dem Klauſenmann eine Arbeit eigener Art, denn er hält beſondere Ordnung in Betreff der Todten, die ſeine Wellen fortragen ſollen.

Wer fern im Bodenſee oder an helvetiſchem Ufer ihm zur Beute wird, den behält er und trägt ihn gelaſſen weiter durch rauſchenden Fall und Strudel und Höllhacken hindurch, bis er den weſtwärts gewendeten Lauf umkehrt; aber zur Wanderung gen Norden und in des Rheingau fröhlich Rebengefild nimmt er die Leichen des obern Landes nicht mit, und in der ſtillen Bucht am Klotz von Iſtein. ſpült er ſie ſorgſam ans Ufer.

Da kam oftmals Rebi, der Salmenfiſcher, zum Klausner geſtiegen und rief ihn herab, den ſtillen, unbekannten Gäſten die letzte Ehre zu erweiſen, und ſie ſchaufelten Manchem ein Grab, den bei Schaffhauſen oder im toſenden Strudel von Laufenburg die Wellen verſchlungen, und Manchem, den an der Aar oder Reuß der Fiſchfang ins Verderben geführt; — kam auch Mancher geſchwommen, deſſen Schädel von alamanniſchem Schwerthieb klaffte, oder deſſen Bruſt noch eine abgebrochene Speerſpitze trug . . . Alte und Junge, Nackte und Bekleidete, wie Solche, die nur noch einen Bundſchuh am rechten Fuß oder ein zerriſſen Lederwamms am Leibe trugen, Alle wurden ſie mit gleichen Ehren empfangen und in gleicher kühler Erde eingeherbergt.

Im vierhunderteinundfünfzigſten Jahre war ein milder Frühling aufgegangen, und hatten nicht viele Leute Muße, dem Sproſſen der Schlüſſelblumen und Sang der Nachtigallen zu lauſchen. Vielmehr war ein Drang in Alle diesſeits des Rheins gefahren, als müßten ſie ſelber Zugvögel werden und gen Süden und

Weſten ausſchwärmen, nicht Singens halber, ſondern bewehrt und beſchildet auf Beute, Raub und Völkerſchlacht.

Und wieder kam Nebi, der Salmenfiſcher, herauf und ſprach: Hängt Euer langes Gewand an den Nagel, Hugideo, und rüſtet Euch zur Heerfahrt: ſchon ſteht der König Etzel mit ſeinen Hunnenreitern unten gegenüber von Worms, und ſein heller Haufen wird über den Rhein ſchwimmen, daß Denen drüben Hören und Sehen vergeht. 's iſt noch manch Stück Beute zu holen und manch römiſch Mutterſöhnlein todt zu ſchlagen. Wir ziehen auch mit im großen Hunnenſchweif: Alles muß ruinirt ſein! ſagt Herzog Krokus' ſelige Großmutter.

Aber der Klausner ſchüttelte ſein Haupt und ſprach: Nein! Da ſagte Nebi: So beſorgt ſtatt meiner den Salmenfang.

Mählich ward's lebhaft und kriegslärmend am Rhein, die Volksgemeinden beſchloſſen auf ihren Malſtätten, ſich den Hunnen zuzugeſellen und mit ihnen den großen Vernichtungszug ins Herz von Gallien zu thun; im Schwarzwald klang die Axt, und viel Flöße kamen rheinab geſchwommen, Kahn und Brückenholz zum Rheinübergang zu beſchaffen; wer ein roſtig Schwert hatte, ſchliff es blank, wer eine Neige Weins im Keller barg, trank ſie aus — die mongoliſche Gottesgeißel wirkte wie Magnet und zog das germaniſche Eiſen an.

Einſtmals kam ein Schwarm des jungen, reiſig ſtreitbaren Volkes zu Hugideo's Klauſe, ihn zwangsweiſe mitzunehmen zur Heerfahrt, und ſie ſprachen: Heraus, du Höhlenſitzer, Bergſpaltmeiſter, Zeitverträumer! heraus und mit uns! der Etzel ſoll leben, der große Held! Kannſt drüben im Gallierland auch Todte begraben, dafür ſoll dir geſorgt werden. Er aber ſprach wieder: Nein! und wie ſie einen Grund wiſſen wollten, ſprach er: Ich bin ein freier Juthung und eurer Cent am Rhein nicht pflichtig, und wenn ich Nein geſagt, ſo weiß ich Niemand im Himmel und auf Erden, der mich zwingen ſoll, einen Grund dafür anzugeben!

Da ſchalten ſie ihn ein unmännlich Herz, einen Abtrünnigen, der, wie einſt Serapion der Alamann, von fremder Prieſter Witz bethört, Vaterland, Heerpflicht und den eigenen Namen vergeſſen.

Hugideo aber fuhr unter ſie, wie ein Bär unter die Rüden, und ſcheuchte die Schelter mit blutigen Köpfen zur Klauſe hinaus; und wie ſie in ganzer Schaar anſtürmten, trat er an das Klauſenfenſter, ſchwang ſich über die Zugbrücke zum Fels mit dem Steinbild, zog die Tannenſtämme an ſich und ſtand nun jenſeits des unnahbaren Abgrundes wie ein Gewaltiger. Da belagerten ſie ihn zwei Tage, er aber vertheidigte ſich kühnlich, und manch ein Felsſtück flog wohl geſchleudert von ſeiner Hand in den tobenden Schwarm, ſo daß ſie letztlich ſprachen: Das iſt ein ſonderbarer Heiliger — wirft mit Steinen, die ſonſt kaum ihrer Drei erſchwingen möchten, ſtatt mit Gründen um ſich — laſſen wir ihn auf ſeinem Klotz!

Bald ſchallte in der Rheinebene Hornruf und der alte Kriegsgeſang vom Herzog Krokus; ſie zogen auf die Heerfahrt, die Einen zu Roß, die Andern auf wohlgeſchirrten Ochſenwagen, wieder Andere in ſchmalen Nachen, ein wenig bekleideter, aber mit Schwert, Axt und Schild gewaffneter wilder Kriegerſchwarm — Alle landab zum großen hunniſchen Rheinübergang.

Jetzt war's lange ſtiller und einſamer um den Klotz von Iſtein, als je, und Hugideo ſaß wieder wie ſonſt auf ſeinem Felſenvorſprung.

Die Welt war ein klirrendes, ſchwirrendes Kriegslager geworden, deſſen Lärm den Kaiſern zu Ravenna und Byzanz manch ſchlafloſe Nacht bereitete, — die Wogen der großen Völkerſündflut ſchlugen über dem armen Gallien zuſammen — er hörte Nichts davon.

An einem nebligen Herbſtabend ſtand ſein Freund, der Salmenfiſcher, wieder vor ihm; er trug eine Hand weniger, als da er ausgezogen, und ſonſt noch etliche namhafte Spuren von Zerhackung und Zerſäblung, aber einen Gürtel um den Leib, ſchwer von römiſchen Goldmünzen, und ein vornehm goldgriffig Schwert an der Seite.

Bei der Seele meiner Mutter, das war das Aergſte, ſeit die Welt ſteht und bis ſie wieder untergeht! ſprach er ... und erzählte ihm die Völkerſchlacht auf den catalauniſchen Feldern, wo die Alamannen auf

Attila's rechtem Flügel mit Franken und Gepiden wider des Aötius Legionen geſochten. Waffen und Weh! fuhr er fort, Waffen und Weh! König Etzel's Kapp' iſt zerſchnitten, ſein Mantel abgeſägt, unſere Beſten ſind todt, was übrig blieb, hat Kehrt gemacht, in wenig Tagen kommt das Heergefolg heim ... es ſteht unterwegs noch Etliches zu verwüſten, ſonſt wären ſie ſchon da, wie ich.

Hugideo aber ging wieder hinüber auf ſeine Felsplatte, und wie er jetzt nach ſeinem theuern Steinbild ſchaute, war der Marmor roſtfleckig und eiſenfarbig überlaufen von dem aus den Steinritzen träufenden Kalkgewäſſer. Darum nahm er's heraus und ſtellte es auf die Mauer der Felsterraſſe und reinigte es ſorgſam — und wie er davor ſtand und ſeinen Blick darauf haſten ließ, als wolle er ſich ganz verſenken in die Pracht der Züge, da ward ihm plötzlich, als ob dies Haupt voll ſtiller Majeſtät auch zu ihm herüberblicke mit beſeelten Augen, ein ſeliger Schauer zog durch des einſamen Mannes Herz, und er drückte einen Kuß auf die ſteinerne Stirn. Da wich die Büſte von dem Mauerrand und ſtürzte hinab, ſchlug an die Felskanten auf, ohne zu zerſchellen, ziſchte in die Rheinflut und verſank ...

Lange blickte ihr Hugideo nach, bis daß die letzten Waſſerringe auf dem Spiegel der Wellen zerronnen waren, dann lächelte er vor ſich hin, ging in ſeine Klauſe hinüber, griff Schaufel und Hacken und grub ein Grab am Abhang ſeines Berges — ſeitwärts von der Rheingeſtrandeten gemeinſamen Ruheſtatt.

Wie er aber nach vollendeter Arbeit wieder zur Klauſe heimgekehrt war, kam plötzlich ein Gedanke über ihn, als habe er Etwas zu thun vergeſſen — noch Etwas, ſprach er, noch Etwas! . . . Wie ſteht geſchrieben in dem Liederbuch, deſſen Sprache ſie mich einſt gelehrt?

Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu . . ."

Und er ſtieg abermals hinab und grub ein zweites Grab neben das erſte. Und ſeine Arbeit dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Wie er müde und ſpät ſeinen Berg hinaufſtieg, ſtand ein greller Feuerſchein am ſüdlichen Himmel, und die Röthe nahm nicht ab, die ganze Nacht hindurch. Hugideo aber ſchritt unruhig auf ſeinem Fels auf und nieder, als ſcheuchten ihn alte Erinnerungen, er ſpähte und ſpähte durch den Schimmer der Nacht und ſprach haſtige, abgeriſſene Worte vor ſich hin, und ſein Herz klopfte beim fernen Feuergefunk.

Es waren die Flammen von Augusta Rauracorum, der reichen, hochberühmten Römercolonie, die Munatius Plancus einſt als Vormauer gegen die Alamannen unweit Baſel am Rheinesufer gegründet, prächtig in Tempeln, Waſſerleitungen und Theatern, aber dem beutehungrigen Grenznachbar wie ein lockendes Schaugericht vor Augen geſtellt und jetzo dem Untergang verfallen.

Der hochaufſchlagende Feuerſchein zeigte, daß die von den catalauniſchen Feldern heimkehrenden Alamannenſchaaren ihren Rückweg dort vorüber genommen.

Frühmorgens kam Nebi, der Fiſcher. Habt Ihr geſehen? ſprach er. Wieder ein Städtlein weniger und ein Trümmerhaufen mehr! Augſt, was taugſt?... er blies über die hohle Hand weg . . . Waſſen und Weh! Waſſen und Weh! Nehmt Eure Schaufel und kommt, es giebt Arbeit!

In der Bucht des Rheines auf dem weißen ſchimmernden Uferſande lag angeländet einer Jungfrau Leiche, die weiße römiſche Tunica waſſerſchwer um die ſchlanken Glieder geſchmiegt, das Haar in Flechten über den ſtolzen Nacken wallend, die Stirn von goldenem Reif umfaßt. Unter der linken Bruſt klaffte ein leiſer Riß im Gewand, wie vom Stich einer ſchneidigen Waffe.

Merkwürdig, ſprach Nebi, der Fiſcher, wie die blaſſe Maid dem Marmorbilde gleicht, das Ihr auf dem Berg droben aufgeſtellt.

Ja wohl... merkwürdig! ſprach Hugideo. Lang und ſtarr ſtand er vor der Leiche . . . :

„Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu.“

. . . Er hob ſie empor und trug ſie mit ſtarkem Arm den Berg hinauf.

Was habt Ihr geſagt, Hugideo? halt an, Hugideo! wohin, Hugideo? rief Nebi, der Fiſcher, und ließ erſtaunt ſeine Schaufel fallen. Die Gräber ſtehen ja dort zur Rechten.

Begrabe ſie heut Nacht! ſprach Hugideo.

Und er trug ſie hinauf in ſeine Klauſe und ſetzte ſie ſorgſam auf die ſteingehauene Bank der Zelle und ſetzte ſich ihr gegenüber und hielt ſchweigend Todtenwache, und flocht vom Epheu, das den Fels umrankte, zwei Kränze, und ſchmückte das Haupt der Leiche und ſein eigenes damit, und füllte ſich einen Becher Weines und nickte ihr zu, da er ihn leerte, und wich nicht mehr von ihr.

Um Mitternacht aber trug er ſie hinab, wo die zwei Gräber von ſeiner Hand aufgeworfen, zum Empfang gerüſtet ſtanden, und ſenkte ſie ein und warf drei Schollen alamanniſcher Erde als letzten Gruß auf die todte Römerin, und begrub ſie in einſamer Stille der Mondnacht und wälzte einen Stein auf das Grab. Dann ging er zu des Fiſchers Hütte und rief hinein: 's iſt beſorgt, alter Schaufelbruder, und der Ruheplatz neben ihr iſt für mich, merk dir's!

Des folgenden Tages trug der Rhein Manchen ans Ufer, an deſſen Leichnam der Mauerkampf und Fall und Mordbrand von Auguſta Rauracorum mit blutigen Zügen geſchrieben ſtand.

Auch du, Junius Meſſianus, alter Baumeiſter, Freund und Lehrer! ſprach Hugideo, da ſie einen ehrwürdigen, wundenbedeckten Graukopf aus den Fluten zogen.

Aber bei einem Anblick ſchütterte er zuſammen: ein trotzig keckes, axthiebdurchfurchtes Männerhaupt tauchte auf, ungerührt zog Nebi, der Fiſcher, mit langem Schiffshacken den Todten ans Land, Rüſtung und Schmuck zeigten die Leiche eines Centurio der zweiundzwanzigſten Legion, der primigenia pia fidelis, noch hing im Gürtel ſein zweiſchneidiger Dolch.

Da flog ein höhniſch Lächeln über Hugideo's Antlitz, er löſ'te die reichgeſchmückte Waffe vom Gürtel des Todten und beſchaute ſie lange — ein großer Onyx prangte im Griff, „fortes adjuvat ipsa Venus“ ſtand um das feingeſchnittene Bildwerk geſchrieben.

Hugideo ſteckte den Dolch zu ſich und ſprach grimmig zum Fiſcher: Alle hier! . . . nur Dieſen nicht!

Und ſie ſchleiften den Erſchlagenen an ſeinem dunkeln, ſtellenweiſe brandverſengten Lockenhaar in den Nachen, verdeckten ihn mit übergeworfenen Netzen, fuhren ihn weit von dannen aus der Bucht in den reißenden Thalweg des Rheines und warfen ihn ohne Segen und Fahrwohl wieder in die Fluten, auf daß er landab ſchwimme, weit, weit aus ihrem Revier.

Es iſt gut! ſprach Hugideo. Dann fuhren ſie heim. Schau morgen früh ein wenig bei mir nach, rief er zum Abſchied dem Fiſcher zu.

Wie Nebi, der Salmenfiſcher, des nächſten Morgens zu Hugideo's Klauſe kam, ſaß der aufrecht auf der Steinbank und hatte ſich den Dolch des Centurio durchs Herz gerannt, daß er bis zum Griffe im Körper haftete; ein ſtolzes Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen.

Da begrub ihn der Fiſcher an der Seite der Jungfrau, die der Rhein gebracht.

Die Todte hieß Benigna Serena und war die Tochter des Aſinius Abundantius, eines reichen, vornehmen Mannes und kaiſerlichen Steuereinnehmers zu Auguſta Rauracorum. Sie hatte den prieſterlichen Schleier genommen und der Göttin Kybele geheimnißvoll Bild im Tempel unten am Rheine gehütet; aber erſt ſeit Friſt eines Jahres. Früher war ſie ein heiter Weltkind, die Schönſte im Reigen der Jungfrauen, von Vielen umſchwärmt, von den geiſtreichen Pflaſtertretern der Provinzialſtadt als „Perle des Rheines“ beſungen.

Hugideo, der Juthung, war vormals auch in Augſt geweſen bei den Römern . . .

Heutigen Tages iſt unweit jener Strandgrabſtätte ein Tunnel in den Berg gebrochen, und die Locomotive ſauſ't quer durch den Iſteiner Klotz. Von Auguſta Rauracorum ragen noch wenige verwitterte Backſteinmauern aus dem Wieſengrunde, darüber ſtatt römiſcher Imperatoren jetzt die weiſen Väter des Canton Baſellandſchaft herrſchen; aber dann und wann pflügt der Bauersmann einen güldenen Ring oder eine gewundene Armſpange oder einen ehernen Hausgötzen aus den Furchen heraus, und ein ſpätgeborner alamanniſcher Nachkomme denkt dabei an jene Zeiten, denn im Greiſenalter fallen den Menſchen wie den Völkern die Geſchichten der Kindheit lebhafter ins Gedächtniß, als ſonſt, wo noch Thaten der Männer zu thun ſind.

# Reich zu reich und arm zu arm.

Von Claire von Glümer.

Salon, red. von Julius Rodenberg. Band VIII.

Claire von Glümer, aus einer alten braunſchweigiſchen Patricierfamilie ſtammend, wurde am 18. Oktober 1825 zu Blankenburg am Harz geboren, als die älteſte Tochter des Advocaten Carl Weddo von Glümer, welcher bald durch den lebhaften Antheil, den er an den politiſchen Kämpfen der dreißiger Jahre nahm, zu einem unſtäten Wanderleben gezwungen wurde. Von Straßburg, wo die Familie zuerſt ihren feſten Wohnſitz zu nehmen gedacht, wandte ſie ſich nach der Schweiz, dann wieder nach Frankreich. Lyon, Bayonne, Toulouſe, die Pyrenäen, Paris waren die Stationen dieſer an vielfachen Prüfungen reichen Flüchtlingsſtraße, bis man wieder im Elſaß anlangte. Die Sorge für den Unterricht der Kinder — in Toulouſe hatte man ſich geweigert, die Ketzerkinder in den Schulen aufzunehmen — machte es nöthig, ſich in Weißenburg niederzulaſſen, wo Claire eine Penſion, ihr um zwei Jahre jüngerer Bruder das Gymnaſium beſuchte. Hier verloren ſie die treffliche Mutter, die mit aufopfernder Liebe dem Manne unter ſo viel Schickſalen zur Seite geſtanden und mit ihrem novelliſtiſchen Talent die Erhaltung der Familie mit ermöglicht hatte. Nach ihrem Tode blieb die Tochter bis zu ihrem 16. Jahre in der Weißenburger Penſion, lebte dann fünf Jahre bei ihrem Großvater Major Weddo von Glümer in Wolfenbüttel und nahm darauf die Stelle einer Erzieherin in einer hannoverſchen Familie an. Hier begann ſie im Stillen, der von der Mutter ererbten „Luſt zu fabuliren“ nachzugeben, verbrannte aber faſt alle ihre novelliſtiſchen Verſuche. Das Jahr 1848 riß ſie aus dieſem ſtillen Kreiſe heraus. Ihr Vater war nach Deutſchland zurückgekehrt und hielt ſich als Berichterſtatter für eine deutſche Zeitung in Frankfurt beim Parlament auf. Dorthin rief er ſeine Tochter zu ſeiner Unterſtützung, ſo daß unſere Dichterin vom 5. Oct. 1848 bis 29. März 1849 Parlamentsberichte ſchrieb, mit lebhafteſtem Antheil an den Kämpfen und Stürmen der Zeit, die ihre zarte Natur freilich durch ſchwere Krankheit zu büßen hatte. Wieder wurde ihr Wolfenbüttel ein Aſyl, aus welchem ſie die Sorge um ihren Bruder aufſchreckte. Derſelbe war bei dem Maiaufſtande in Dresden mit den Waffen in der Hand gefangen, zum Tode verurtheilt, dann zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden. Das heroiſche vierundzwanzigjährige Mädchen ſetzte zweimal allen Muth und alle Kraft ihrer Seele an das ſchwierige Unternehmen, dem Bruder zur Flucht zu verhelfen, beide Verſuche mißlangen, der zweite zog der Schweſter ſelbſt eine langwierige Unterſuchung zu, die mit einer Verurtheilung zu dreimonatlicher Haft endete. Nach deren Verbüßung im J. 1852 aus Sachſen verwieſen, erhielt ſie erſt 1859, nachdem auch der Bruder begnadigt worden war, die Erlaubniß zur Rückkehr und lebt ſeitdem in Dresden, mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, die ſchon in der Zeit ihrer ſchwerſten Leiden und Kümmerniſſe ihr beſter Troſt geweſen waren. Ueberſetzungen, Reiſe-Skizzen, Sagen, Novellen kamen in den verſchiedenſten Zeitſchriften zum Abdruck. Selbſtändig erſchienen: „fata morgana“ (1850), „Aus den Pyrenäen“ 2 Bde (1854), „Mythologie der Deutſchen“ (1856, erſter Band einer bei O. Wigand erſchienenen Frauenbibliothek), „Berühmte Frauen“ (6ter Band derſ. Bibliothek), „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient“ 1862. Dann ein Bändchen Novellen „aus der Bretagne“ (Wien, Hilberg), drei Bändchen „Novellen“ (Berlin, R. Leſſer), eine Reihe Erzählungen aus dem Béarn (im Salon) „Frau Domina“ (Stuttgart, C. Simon) und eine ſtattliche Reihe von Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen, Ruſſiſchen, die ſämmtlich durch Gewandtheit und Feinheit des Stils aufs Erfreulichſte aus der Maſſe der landüblichen Ueberſetzungsliteratur hervorragen.

Zu dieſen formellen Vorzügen geſellt ſich in den eigenen Arbeiten Cl. v. Glümer's eine große Anmuth und Klarheit der Zeichnung, die, obwohl ſie im beſten Sinne weiblich zu nennen iſt, doch nicht der Kraft und Tiefe entbehrt. Die Charakteriſtik z. B. in der größeren Novelle „Frau Domina" würde durch ihre Schärfe und Conſequenz jeder männlichen Feder Ehre machen. Dazu kommt, daß die Dichterin in der That ſich alles Techniſchen mit ernſter Arbeit bemächtigt und wie Wenige die eigentliche Form der künſtleriſch durchgebildeten Novelle begriffen hat. Eine gewiſſe Gleichartigkeit des Grundmotivs iſt in ihren franzöſiſchen Volksgeſchichten allerdings zu bemerken; ſie theilen dieſe Schwäche mit den meiſten Dorfnovellen, die ſich im Kreiſe der wirklichen Zuſtände halten. Und ſo kehrt das Thema der von uns ausgewählten Erzählung aus dem Béarn in mehrfacher, immer freilich anmuthiger Variation wieder. Wo aber, wie in „Frau Domina", andere Lebensſphären den Hintergrund bilden, ſteigert ſich auch die Phantaſie der Erzählerin zu überraſchend neuen und glücklichen Erfindungen, die ein echtes, geſundes Talent und eine kraftvolle geiſtige Natur erkennen laſſen.

# I.

Es hatte gewittert, aber vom Winde getrieben zogen die Wolken ins Land hinaus, und während es noch von allen Zweigen tropfte und die Vögel ſich mit lautem Geſchrei von dem ausgeſtandenen Schrecken erzählten, brach die Abendſonne ſiegreich hervor und blitzte durch das dichte Laubdach der Eichen, die den Platz von Jurançon beſchatten.

Pierre Barbet, der dicke Weinbauer, der ſich kleidet wie ein Stadtherr, und von dem weit und breit geſagt wird, daß er ſo reich iſt, als ſchwer, trat auf die Schwelle ſeines Hauſes, um zwiſchen den Baumkronen nach dem Himmel zu ſehen, und gab, als ihm das reinſte Blau entgegenleuchtete, durch leiſes Pfeifen ſeine Zufriedenheit zu erkennen.

So vergnügt, Nachbar? ſagte eine ſchrille Stimme neben ihm, und als ſich Pierre Barbet umwandte, ſah er in das runzlige, neugierige Geſicht des alten Hauſirers Cabuchon. Er war von Wind und Regen übel zugerichtet, ſchaute aber luſtig drein, wie immer, und ſchickte ſich zum Ausruhen an, indem er dem ſchweren Kaſten, den er auf dem Rücken trug, ſeinen Stechpalmenſtock als Stütze unterſchob.

Vergnügt! wiederholte Pierre Barbet mit unverkennbarer Herablaſſung in Ton und Miene. Nun ja, ich freue mich, daß wir morgen zu unſerm Feſte gutes Wetter haben werden.

Das ſcheint mir nicht ſo gewiß, meinte der Andere. Gewitter giebt's jetzt alle Tage, und wenn morgen mitten in die Luſtbarkeiten ein Regen kommt, wie heute ... Bei dieſen Worten nahm er das fadenſcheinige Barett vom Kopfe und ſchüttelte das lange, graue Haar, daß ihm die Tropfen ums Geſicht flogen. Seht mal an, fuhr er fort, am ganzen Leibe Nichts trocken, als die Kehle.

Wenn der Cadet Cabuchon erwartet hatte, auf dieſe Andeutung hin zu einem Glaſe Vorjährigen eingeladen zu werden, ſah er ſich getäuſcht. Barbet runzelte die Stirn und ſagte verdrießlich:

Begreiſe nicht, wie man über dergleichen Spaß machen kann. Wenn ein Feſt, wie das von Jurançon verregnet, iſt's wirklich keine Kleinigkeit. Ihr habt freilich keinen Begriff davon, was ſich's Unſereins koſten läßt, damit es nachher heißt: ſo prächtig wie das Feſt von Jurançon iſt kein anderes im Lande von Pau. Geld für die Muſikanten, Geld für die Kletterſtange, Geld für eine neue Fahne ... Das Sammeln nimmt kein Ende, und außerdem hat man noch das ganze Haus voll Gäſte. Wenn die kein Vergnügen haben, fallen ſie wie die Heuſchrecken über Keller und Speiſekammer her.

Ihr habt Recht, unſer Herrgott muß Rückſicht nehmen, ſpottete der Alte. Aber was die Gäſte betrifft, ſo werdet Ihr es noch am Beſten aushalten. Wer kommt denn? wohl die ganze Verwandtſchaft?

Natürlich die ganze Verwandtſchaft, antwortete Barbet, indem er die fetten Hände tief in die Hoſentaſchen ſchob und ſich förmlich aufzublaſen ſchien. Das ſind ſchon elf Perſonen: mein Bruder kommt mit der Frau und vier Kindern, der Vetter Roubin, die Baſe aus Gélos mit ihrem Jungen, mein Schwager Vidal aus der Obermühle mit der Claudine. Aber es kommen noch andere Leute . . . z. B. der Baſil Henriet aus Areſſi . . .

Oho! rief der Cadet Caduchon, indem er den zahnloſen Mund von einem Ohre zum andern zog; der reiche Henriot und die ſchöne Claudine! da ſoll's wohl eine Hochzeit geben?

Dummes Zeug! . . . macht mir kein Gerede! brummte der Weinbauer, aber ſein Geſicht ſagte deutlich: Uebers Jahr gehört auch der reiche Henriot zu meiner Verwandtſchaft.

Der Cadet Caduchon wollte das jedoch nicht verſtehen.

Alſo keine Hochzeit, ſagte er; aufrichtig, Nachbar, es hätte mir auch leid gethan um die Claudine. Der Henriot iſt ja mit allem ſeinem Gelde nur ein armer Tropf, der jahraus, jahrein nicht einen richtigen Gedanken im Kopfe hat.

So, was wißt Ihr davon! ſchrie der Weinbauer roth vor Zorn. Der Alte ließ ſich jedoch nicht einſchüchtern.

Andere Leute wiſſen freilich noch mehr davon, als ich, erwiderte er, indem er ſeinen Kaſten wieder ſchulterte und ſich zum Gehen anſchickte. Fragt nur in Areſſi, da weiß jedes Kind, daß der Henriot, nachdem ſein Bruder geſtorben iſt, nur noch beſtehen kann, weil er den François Badou zum Knecht hat. Der François iſt's, der die Wirthſchaft commandirt und Alles zuſammenhält. Der Henriot weiß das auch ... paßt mal auf, ob er nicht dem François nachläuft, wie das Fohlen der Stute.

Mit dieſen Worten ging der Caduchon davon, und den frommen Wunſch des Barbet, daß der Teufel alle boshaften alten Landſtreicher holen möge, beantwortete er mit einem herzhaften: Ataou sio! (ſo ſei es!)

Zum Glück bog in demſelben Augenblick ein hübſcher, von Schimmeln gezogener Korbwagen um die Ecke; Barbet erkannte Henriot's Geſchirr und ſagte ſich zum Troſt, daß bei einem Manne, der mit ſolcher Pracht durchs Leben kutſchirt, auf richtige Gedanken ſehr wenig ankommt.

So war denn nichts als Sonnenſchein auf ſeinem breiten Geſicht, als der Wagen hielt. Selbſt dem François Badou, der heute als Kutſcher fungirte, nickte er freundlich zu, obwohl er ihn eigentlich nicht leiden konnte und ſprach, während er ſeinem Gaſt beim Abſteigen behülflich war, ſo viel von Ehre, Vergnügen und Vorliebnehmen, daß ſich der Henriot noch mehr eingeſchüchtert fühlte, als gewöhnlich. Am Liebſten wäre er gleich wieder umgekehrt! Wenn ihm nur der François beigeſtanden hätte — er war ſonſt immer ſo aufmerkſam —; aber heute kümmerte er ſich nur um ſeine Pferde und ließ es geſchehen, daß der Henriot ins Haus geſchoben wurde, wo ihn Madame Barbet empfing, die noch dicker, noch ſelbſtgefälliger, noch wortreicher war, als ihr Eheherr. Sie hatte ſchon viel vom Henriot gehört, und ſeinen Vater, Gott habe ihn ſelig! hatte ſie in Pau bei der Frohnleichnamsprozeſſion geſehen, als ſie ſelbſt noch ein Kind war, und die Leute hatten ſich zugeflüſtert: Da geht der reiche Henriot von Areſſi. Wer ihr damals geſagt hätte, daß ſie den Sohn dieſes Mannes nicht nur in ihrem Hauſe bewillkommnen würde, ſondern . . . Ein vielſagendes Lächeln vervollſtändigte die Andeutung, und dann wurde Monſieur Henriot aufgefordert Platz zu nehmen.

Da ſaß er denn, drückte das neue rothe Barett zwiſchen den Knien zuſammen, hielt ſich mit beiden Händen am Sitze des Schemels feſt, ſah ängſtlich in allen Winkeln umher, ließ die Fragen ſeiner Gaſtfreunde über ſich hinrauſchen, antwortete ohne zu wiſſen, was er ſagte, und beſann ſich vergebens, wie er auf den unglücklichen Einfall gekommen, dieſe Brautfahrt anzutreten. Dabei wurden ſeine hellen, gläſernen Augen noch ſtarrer als gewöhnlich, ſein Lächeln ſah noch ein-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
**Kurz, H.**

3-598-51566-9
**FNr. 21115 / 037**

fältiger, ſeine große, ungeſchlachte Geſtalt noch linkiſcher aus, als ſonſt.

Eine Schönheit iſt er nicht, dachte Madame Barbet, indeß ſie Wein, Maisbrod, Käſe und Speckkuchen zum Vesperbrod auftrug. Aber ein Mädchen, das dreiundzwanzig Jahre alt iſt, wie die Claudine, kann von Glück ſagen, wenn ſich noch ſolch ein Freier findet, und geſund iſt's der hochmüthigen Närrin, wenn ſie einſehen lernt, daß man nicht Alles auf einmal haben kann. Die beſten Anträge hat ſie ausgeſchlagen ... ſoll mich wundern, was ſie zu dieſem ſagt? Nun, ich hoffe, daß Barbet und der Schwager Wort halten und ihr diesmal zeigen, wer zu befehlen hat. Jeſus Maria! ſchrie ſie plötzlich auf, denn eben trat Claudine in die Thür mit beſchmutzten Kleidern und erhitztem Geſicht, das aufgelöſ'te Haar nachläſſig unter das Kopftuch zurückgeſtrichen . . . ſo kam ſie zur Brautſchau! Und ſtatt der Baſe zu folgen, die ihre Hand faßte, um ſie in die Nebenkammer zu führen, machte ſie ſich los, ging geradeaus an den Tiſch, wo der Henriot ſaß, ſank mit den Worten: Bitte Oheim, laßt anſpannen, unſer Wagen iſt zerbrochen! — auf die Fenſterbank, grüßte den Henriot mit einem Kopfnicken, wie jeden andern gleichgiltigen Menſchen und berichtete dann von ihrem Unfall, als ob nichts Anderes auf der Welt von Wichtigkeit für ſie wäre.

Sie waren früh aufgebrochen, der Müller hatte ſelbſt gefahren, und ſie waren ſchon über die St. Aventiuskapelle hinaus, als das Gewitter zum Ausbruch kam. Bei einem der grellen Blitze hatte der Braune geſcheut, den Wagen in wilder Flucht mit fortgeriſſen und ihn endlich gegen einen Felsblock geſchleudert, daß er umgefallen war. Claudine war mit dem Schrecken davon gekommen, aber der Müller hatte ſich den Fuß verletzt, ſich nur mühſam bis in die Hütte der Kräuterfrau geſchleppt, die dort am Waldbache wohnt, und Claudine war fortgeeilt, um Hülfe zu holen. Das Pferd war, nachdem es das Unheil angerichtet, zitternd ſtehen geblieben und hatte ebenfalls in der Waldhütte Unterkunft gefunden.

Pierre Barbet kratzte ſich hinter den Ohren.

Das iſt eine dumme Geſchichte, ſagte er; mein Knecht, der André, iſt noch nicht aus Pau zurück . . . was fangen wir an?

Laßt mich fahren! fiel der François ein, der während Claudinens Erzählung unbemerkt in die Thür getreten war.

Das Mädchen ſchrak zuſammen; ein düſterer, beinahe böſer Blick der braunen Augen ſtreifte den jungen Mann, der ſich dem Tiſche nähernd in der freimüthig zuverſichtlichen Weiſe, die dem Barbet ſo verhaßt war, fortfuhr:

Nichts für ungut, daß ich den guten Abend vergeſſen habe. Der Müller lag mir im Sinne. Nicht wahr, Henriot, du läßt mich fahren; die Schimmel halten es ſchon aus, und den Weg kenne ich gut genug

. . . von Alters her. Bei dieſen Worten ſah er die Claudine an, aber ſie ſchlug die Augen nieder, preßte die Lippen zuſammen und hatte den ſtarren, ſtolzen Geſichtsausdruck, den er ebenfalls von Alters her kannte. Es war gut, daß ihm nicht Zeit blieb, ſich länger um ſie zu kümmern; alle bitteren Erinnerungen, die er für überwunden gehalten, wachten wieder auf. Aber der Henriot half ihm drüber hinweg.

Du kannſt fahren, und ich will dich begleiten, es wird für uns Beide zu thun geben, ſagte er, indem er ſich erhob und trotz der Einwendungen ſeiner Wirthe hinausging, um beim Anſpannen zu helfen. Pierre Barbet folgte den Beiden, und die Hausfrau trug ihnen ein Glas Wein nach. Es war gegen allen Brauch, einen Gaſt, wenn er auch ein Knecht war, trocknen Mundes wieder fortzulaſſen.

Als ſie zurückkam, hatte Claudine die Arme auf den Tiſch und das Geſicht auf die Arme gelegt. Sie war wohl müde von dem weiten, ſchnellen Gange. Baſe Barbet konnte darauf aber keine Rückſicht nehmen.

Das muß ich ſagen, fing ſie an und war ſo ſehr von ihrem Zorne hingenommen, daß ſie, als Claudine in die Höhe fuhr, nicht einmal ſah, wie heftig dieſe geweint hatte. Das muß ich ſagen, für ein kluges Mädchen willſt du gelten und benimmſt dich, wie das albernſte Kind! Iſt es erhört, ſich in ſolchem Aufzuge vor dem Manne zu zeigen, den man heirathen ſoll? Aber ich merke ſchon . . . denn wenn ich auch nicht den Beinamen die Kluge habe, ſo weiß ich doch, daß es brennen muß, wo Rauch iſt. Darum ſag's nur gleich, ich weiß es ja doch . . . Du willſt den Henriot nicht und weil du einſiehſt, daß du diesmal mit deinem Nein nicht durchkommen möchteſt, ſuchſt du es ſo zu drehen, daß er Nein ſagt, und kommſt da her wie eine Landſtreicherin . . . beſchmutzt, zerriſſen, mit einem Kopfe, der ausſieht wie eine Vogelſcheuche.

Habe ich den Wagen etwa umgeworfen? fragte Claudine, deren Geſicht während der Vorwürfe der Baſe wieder den frühern ſtolzen Ausdruck angenommen hatte.

Und wenn ich nur begreifen könnte, was du eigentlich willſt? fuhr die Zürnende fort, ohne den Einwand des Mädchens zu beachten. Der Schönſte iſt dir nicht ſchön, der Reichſte nicht reich genug . . . ſoll etwa ein Prinz kommen? So was Apartes biſt du denn doch nicht, und das Ende vom Liede wird ſein, daß du, in Gemeinſchaft mit allen armen und häßlichen Mädchen im Lande, die heilige Katharine friſiren mußt.

Das wäre nicht das Schlimmſte, antwortete Claudine mit bitterm Lächeln. Aber ſeid ruhig, Baſe, ich nehme den Henriot . . .

Wenn er dich nimmt! fiel die Baſe ein. Sieh dich nur mal an . . . ein Mann, der was auf ſich hält, noch dazu Einer, der in ſeinem Orte der reichſte iſt, will mit ſeiner Frau Staat machen können . . .

Nein! rief Claudine, indem ſie aufſtand. Ein richtiger Mann will nur eine Frau, die ſich ſelbſt auch mal zu vergeſſen weiß, und der es mehr am Herzen liegt, zu helfen, wo es noth thut, als Staat zu machen. Wenn mich der Henriot nicht will, weil ich mehr daran gedacht, wie ungeduldig der Vater wartet, als wie mein Kopftuch ſitzt, ſo iſt er freilich nicht der Mann, den ich heirathen kann, und ihr Alle mögt den Heiligen danken, daß ſie mich vor ſolcher Ehe beſchützt haben . . . Jetzt aber will ich mich zurecht machen, damit ich ordentlich bin, wenn er wiederkommt.

Mit dieſen Worten ging ſie in die Nebenkammer; die Baſe ſah ihr kopfſchüttelnd nach.

Die ſoll klug ſein! ſagte ſie zu ſich ſelbſt . . . Nichts als verdrehte Gedanken hat ſie im Kopfe! Ein Glück für ſie, daß der Henriot ſo einfältig iſt, da wird er's nicht merken.

## II.

Der Vorabend des Dorffeſtes, der zu einer Art Vorfeier der Verlobung auserſehen geweſen war, ging im Bardet'ſchen Hauſe voll Unruhe und Unbehagen zu Ende.

Während der Müller Vidal, deſſen Fuß zwar nur verſtaucht war, aber große Schmerzen verurſachte, ingrimmig in der Nebenkammer lag und ſich naſſe Tücher auflegen ließ, wußten die übrigen Gäſte, die ſich nach und nach eingeſtellt hatten, nichts zu finden, was ſie für die getäuſchte Erwartung entſchädigt hätte. Pierre

Bardet machte dem Mißmuth Luſt, indem er ſich mit ſeinem Bruder Philipp über Politik zankte; Philipp Bardet's Frau ſchalt unaufhörlich mit ihren vier Kindern, die mit dem wilden Henri der Baſe Jeanneton einen Heidenlärm vollführten; die Baſe Jeanneton lamentirte wie gewöhnlich über ihr trauriges Wittwenloos, für das ſie den Henriot zu intereſſiren ſuchte; der Vetter Roubin ſteckte ſeine Spürnaſe in alle Winkel und fiel dann ebenfalls in ſeiner neugierigen Weiſe über den Henriot her, der ſich in dieſer Umgebung wie verrathen und verkauft fühlte; der François war einſilbiger als man ihn je geſehen hatte, die Claudine ließ ſich kaum blicken, weil der Stiefvater ihrer Pflege bedurfte, und ſo war's der Hausfrau eine wahre Erlöſung, als ſich endlich die ganze Geſellſchaft zur Ruhe begab.

Nur für Claudine war von Ruhe nicht die Rede. Sie hatte ſich's nicht nehmen laſſen, bei dem Stiefvater zu bleiben, der einmal an ſie gewöhnt war und ſie mit ſeinen tauſend Wünſchen und Befehlen die ganze Nacht wach erhielt. Gegen Morgen endlich ſchlief er ein.

Claudine trat ans Fenſter; es war dumpfig in der engen Kammer, aber draußen winkte die Morgenfriſche; über den Eichen lag ein roſiger Schimmer, zwitſchernde Schwalben flogen hin und her, von den leichtbewegten Weinranken am Fenſter tropfte der Thau; ſie konnte der Lockung nicht widerſtehen, ſchlüpfte vorſichtig hinaus und ging in den Garten.

Die Luft war kühl, der Himmel klar, Alles athmete Erfriſchung; die Lavendeleinfaſſung der Beete miſchte ihren Duft mit dem der Roſen und Nelken, die blauen Glocken des Convolvulus wiegten ſich im Windeshauche; über dem Felde, jenſeit der Buchsbaumhecken ſang eine Lerche, weiterhin rauſchte der Gave und am Bergabhange des jenſeitigen Ufers ſchimmerten die weißen Häuſer von Pau im Morgenlicht, das aus dem Purpur des Frühroths in goldige Tinten überging. Es war ein Glanz, der Claudinens müden Augen weh that. Unwillkürlich lenkte ſie die Schritte nach der Kirſchlorbeerlaube am Ende des Gartens, aber am Eingang der Laube blieb ſie mit einem leiſen Aufſchrei ſtehen, denn aus dem dämmerigen Hintergrunde trat ihr François entgegen.

Warum erſchrickſt du? Fürchteſt du dich vor mir? fragte er bitter.

Fürchten, nein! antwortete ſie und ihr Ton war faſt noch bitterer, als der ſeinige.

Aber du wollteſt allein ſein . . . ich werde dich nicht ſtören, fuhr er fort, indem er ſich anſchickte, an ihr vorüberzugehen.

Das ſieht ja beinahe aus, als ob du dich fürchteteſt! ſagte ſie, indem ſie ſich auf der Ecke der Steinbank niederließ.

Er zuckte die Achſeln. Ich gehe, weil ich glaube, daß das Zuſammenbleiben für uns Beide nicht angenehm iſt, ſagte er.

Wir werden uns doch daran gewöhnen müſſen, da du des Henriot's Knecht biſt.

Sein bleiches Geſicht wurde noch bleicher, und ſeine Augen blitzten.

Noch immer der alte Hochmuth! rief er aus. Aber ſpare die Mühe, du demüthigſt mich nicht! Ich bin arm und diene dem Henriot . . . doch frag ihn nur ſelbſt, ob ich ſein Knecht bin oder ſein Freund . . .

So biſt du wohl als ſein Freund mit hergekommen, um die Verlobung zu feiern? fiel ſie ein.

Ich bin gekommen, um mich zu überzeugen, wie viel man, trotz allem Stolz, aus Berechnung thun kann, gab er zur Antwort.

Jetzt wurde Claudine bleich, und einen Augenblick ſchien ihr der Athem zu ſtocken.

Aus Berechnung? wiederholte ſie dann: ſoll mir das gelten?

Wem denn ſonſt? rief François. Der Henriot iſt weder ſchön noch klug und was er Gutes und Schätzbares hat, kannſt du nicht wiſſen, denn du kennſt ihn nicht; aber er iſt reich, und ſo nimmſt du ihn . . .

Wenn es mir um Reichthum zu thun geweſen wäre, — fiel ſie ein, ſchwieg aber plötzlich und fuhr in ruhigerm Tone fort: Auf das, was hätte ſein können, kommt es nicht an . . . Du weißt ja auch, daß ich für mich ſelbſt keinen Reichthum brauche. Aber weil ich denke, daß wir Freunde ſind und bleiben wollen, liegt mir daran, dir zu erklären, wie es gekommen, daß ich zu dem Antrage des Henriot Ja geſagt habe.

François ſchlug die Arme über die Bruſt zuſammen und lehnte ſich an den Eingang der Laube. Claudine ſah ſchweigend vor ſich nieder. Nach einer Pauſe ſagte François:

Du wollteſt mir erklären, wie es gekommen iſt, daß du den Henriot heiratheſt?

Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich gar nicht geheirathet, begann Claudine ohne aufzuſehen; mit der kranken Mutter und der Wirthſchaft habe ich ja vollauf zu thun . . .

Sie brach wieder ab und ſtrich die Schürzenbänder glatt; auch François blieb ſtumm. Nach einer Weile fuhr ſie fort:

Seit Lichtmeß iſt mein Bruder Jacques wieder zu Haus. Der Vater giebt ihm einen Antheil an der Mühle, und er hat um die Cadette des Galouchet aus Nérac angehalten. Sie ſind in Allem einig, nur verlangt die Mutter Galouchet, daß ich aus dem Hauſe gehe. Eine Schwägerin, die ſo lange das Regiment geführt, ſcheint ihr für ihre Tochter unbequem. Der Stiefvater, der mit mir zufrieden iſt, hat nichts davon hören wollen; aber zu derſelben Zeit iſt der Oheim Barbet mit dem Antrage des Henriot gekommen, und da hat mich die Mutter mit Thränen gebeten, ich ſollte dem Glücke des Jacques nicht im Wege ſtehen. Er iſt ihr Herzblatt, iſt der rechte Sohn vom Hauſe . . . Du ſiehſt alſo, daß mir nichts Anderes übrig bleibt . . .

François richtete ſich auf.

Das ſagſt du mir! rief er mit ausbrechender Heftigkeit. Dazu haſt du das Herz — und du weißt doch, daß ich ſeit Jahren und Jahren keinen andern Gedanken gehabt habe, als dich . . . Claudine, fuhr er fort, noch iſt's Zeit! Bezwinge deinen Stolz, ſag, daß du mich nehmen willſt, und auf dieſen Händen will ich dich durchs Leben tragen . . .

Claudine war abwechſelnd roth und blaß geworden.

Sei ſtill, François, das ſind alte vergeſſene Geſchichten, antwortete ſie mit bebenden Lippen und ſtand auf, um fortzugehen.

Er trat ihr in den Weg.

Vergeſſen! wiederholte er; wie kannſt du davon ſprechen! Du haſt ſo wenig vergeſſen, als ich, und wirſt es niemals können, denn wo du gehſt und ſtehſt, in Haus und Garten, im Wald und auf der Wieſe mußt du dich an die guten Stunden erinnern, die wir mit einander verlebt haben, von deiner Kindheit an, bis . . .; er verſtummte plötzlich, brach einen Zweig von der Laube und riß die Blätter davon ab.

Du haſt Recht, vergeſſen war ein falſches Wort, erwiderte Claudine; aber magſt du es nennen wie du willſt, gewiß iſt, daß es mit dem, was früher war, aus und vorbei ſein muß. Sieh nicht ſo wild und trotzig aus, fuhr ſie fort, indem ſie ihm näher trat und die Hand auf ſeinen Arm legte . . . Erinnere dich lieber, wie viel auch ich darum ausgeſtanden habe! Vor fünf Jahren, zum heiligen Dreikönig war's, als du anfingſt mir zu ſagen, daß du mich lieb haſt . . .

Und du lachteſt mich aus! fiel François ein.

Ich lachte, weil ich ein einfältiges Kind war und immer nur an gute Kameradſchaft zwiſchen uns gedacht hatte. Aber mit dem Lachen nahm's gar bald ein Ende. Du weißt es ja ſelbſt, es geſchah, als hier in Jurançon das große Feuer war und am andern Morgen das Gerede war, du wärſt dabei verunglückt und würdeſt ſchwerlich wieder aufkommen. Als ich das von den Leuten erzählen hörte, die in die Mühle kamen, lief ich fort trotz Regen und Sturm und hatte keine Ruhe, bis ich dich beim alten Caduchon gefunden und mich überzeugt hatte, daß deine Brandwunden nicht gefährlich wären. Von Stund' an hab' ich gewußt, daß ich dich lieb hatte, aber auch ebenſo gewiß, daß wir nie zuſammenkommen können.

Rühme dich nur, daß dein Hochmuth immer ſtärker geweſen iſt, als dein Herz! ſagte François.

Du biſt ungerecht, gab ſie traurig zur Antwort. Iſt das Hochmuth, wenn man ſich ſelbſt bezwingt, um zu thun, was Schuldigkeit iſt? Arm zu arm und reich zu reich, heißt's im Sprüchwort. So iſt's von jeher geweſen, und in jeder guten Familie wird darauf gehalten. Wie das die Barbets thun, zu denen meine

Mutter gehört, und die Vidals, die meines Vaters und meines Stiefvaters Verwandtſchaft ſind, weißt du! Kann ich allein mich gegen ſie Alle ſetzen?

Wenn deine Liebe von der rechten Art geweſen wäre, hätteſt du's gethan.

O, François, ſolche Liebe wäre eine Sünde. Ich habe dir damals ſchon geſagt, daß ich, weil die Mutter zu krank war, um bei ihr Rath und Troſt zu ſuchen, zur Beichte gegangen bin, und daß mir der Herr Pfarrer den Beſcheid gegeben hat: ein Jeder müſſe auf dem Platz, den ihm die Heiligen angewieſen haben, leben und ſterben.

Und mit dem Beſcheid haſt du dich zufrieden gegeben und haſt vergnügt weiter gelebt, während ich ...

Vergnügt! fiel ſie ihm ins Wort, und es war etwas in ihrem Ton, das ihm das Herz bewegte und ihn faſt unwillkürlich zu der Frage trieb:

Wenn du nun aber arm und niedrig geboren wäreſt?

Dann hätten wir mit einander glücklich ſein dürfen, antwortete ſie mit trübem Lächeln.

Und wenn du jetzt auf einmal arm und niedrig würdeſt, könnteſt du das für ein Glück halten? fuhr er fort, faßte ihre Hand und ſah ſie mit dunkel glühenden Augen ſo ſeltſam an, daß ſie ſich vor ihm fürchtete, ſich losmachte und mit erzwungener Ruhe ſagte:

Was kann es helfen, darüber nachzugrübeln! Ich muß, wie der Herr Pfarrer geſagt hat, auf dem Platze leben und ſterben, den mir die Heiligen angewieſen haben ... François, fügte ſie nach einer Pauſe hinzu, während er mit zuſammengezogenen Brauen und einem böſen Zuge um die Lippen daſtand, es iſt nun über ein Jahr, daß wir uns nicht geſehen haben; ich hoffte, daß du in dieſer Zeit verſtändiger geworden wärſt ... gieb dir jetzt Mühe darum ... thu's mir zu Liebe! Willſt du?

Mit dieſen Worten bot ſie ihm die Hand; aber er nahm ſie nicht, lachte bitter auf und blieb unbeweglich ſtehen, als Claudine fortging.

Erſt als ihre Schritte verklangen, brach ſein Trotz zuſammen. Stöhnend warf er ſich auf die Bank und drückte die geballten Hände an die heißen, überquellenden Augen. Das Wiederſehen hatte die vergangenen Zeiten wachgerufen, und vergebens ſchalt er ſich feige und thöricht — er konnte die Gedanken nicht davon abwenden.

Er erinnerte ſich, wie ſchnell Claudine und er gute Freunde geworden waren, als ſie mit ihrer Mutter nach der Obermühle kam. Sie war damals ein wildes, ſcheues Kind von etwa fünf Jahren, das dem Stiefvater überall im Wege ſtand. Ihre Mutter ſah es darum gern, wenn ſie der François mit fortnahm, deſſen Großmutter ſeit Menſchengedenken in der Mühle gedient hatte und jetzt vom Müller Vidal das Gnadenbrod bekam. Auch der François war ſeit dem Tod ſeiner Eltern in der Mühle, wo er nach Kräften in Feld und

Stall zu helfen ſuchte, und mochte etwa elf Jahre alt ſein, als ihn die Heirath des Müllers zum Spielkameraden und Wächter Claudine's machte. Schon damals hatte ſie's ihm angethan, ſo daß er keinen andern Gedanken hatte, als ſie. Er wußte, ohne daß ſie es ſagte, ob ihr Laufen oder Stillſitzen, Plaudern oder Schweigen, Sonnenſchein oder Schatten Noth that. Jede Blume oder Beere, die er pflückte, jeder Vogel, den er ſing, war von vornherein für ſie beſtimmt, und wie oft hatte er, als ſie ſpäter nach Jurançon zur Schule ging, die kleine, leichte Geſtalt in Schneegeſtöber und Gewitterſturm in ſeinen Schaaffellmantel gehüllt und über die ſchlüpfrigen Steine der Aventinsſchlucht getragen, durch die ſie gehen mußte, weil der Fahrweg zu weit war. Dafür hatte ſie denn auch Keinen ſo lieb, als ihn; jeden guten Biſſen mußte er mit ihr theilen; wenn Sanct Sylveſter die Neujahrsgaben brachte, mußte ſein Holzſchuh neben dem ihrigen im Kamin ſtehen, und ſelbſt als ihre zwei Brüder geboren wurden, die ſie wie ihre Puppen liebte und hätſchelte, hieß es in der Aufzählung ihrer Lieblinge: Zuerſt kommt der François.

Wann und warum war das anders geworden?

Bei dieſer Frage ſprang François auf.

Es iſt eine Schande, ſagte er zu ſich ſelbſt, ich will mich nicht mehr um ſie grämen; aus dem guten, warmherzigen Kinde iſt ein kaltes, hochmüthiges, eitles Geſchöpf geworden. Reichthum und Anſehen iſt's, was ſie verlangt. Um mich und meine Liebe kümmert ſie ſich nicht . . . und ich Narr konnte ſie noch fragen . . . konnte mir einbilden . . . aber das ſoll und muß ein Ende haben! Mag ſie glücklich werden, wie ſie's verſteht — ich will auch nicht mehr einen Liebesgedanken an ſie verſchwenden.

## III.

Das Frühſtück war vorüber; die Glocken riefen zur Meſſe, und Madame Bardet im höchſten Staat wandelte, von ihren Gäſten begleitet, der Kirche zu. Nur der Müller Vidal, dem ſein Fuß das Gehen nicht erlaubte, blieb zurück, und mit ihm der Hausherr, der ihm Geſellſchaft leiſten und die Heirathsangelegenheit zum Abſchluß bringen wollte. Der Henriot, der unter ſeiner Verwandtſchaft Niemand beſaß, den er mit dem Ehrenamt des Unterhändlers betrauen konnte, hatte Pierre Bardet gebeten, ſein Fürſprecher zu ſein, und dieſer war bereitwillig darauf eingegangen.

Ich will mich nicht rühmen, hatte er geſagt, aber daß Ihr von einem Gave zum andern*) Keinen findet, der ſich beſſer dazu paßt, könnt Ihr mir glauben — weiß ich doch am beſten, welch ein zäher Burſche der Schwager iſt und wie feſt er ſeine Geldſäcke zuknotet.

---

*) In der Gegend von Pau werden alle Flüſſe Gave genannt.

Leider hatte der Henriot darauf den Beweis gegeben, daß er wirklich nur ein armer Tropf war, denn er hatte Pierre Barbet gebeten, um ein paar tauſend Francs mehr oder weniger nicht erſt zu ſtreiten. Aber Barbet wußte, was ſich für einen Hochzeitsunterhändler ſchickt, hier zumal, wo es nicht heißen durfte, daß die Schweſtertochter des reichen Barbet als Bettlerin in das Haus des Henriot's gekommen ſei.

Laßt mich nur machen, mein Junge, ſagte er ſelbſtgefällig. Wenn ich dem Prosper Vidal nicht den letzten Sou abpreſſe, den die Claudine zu fordern hat, will ich barfuß von hier nach Saint-Gaudens laufen. Mit Heirathsangelegenheiten weiß ich beſſer Beſcheid, als mancher Notar — das werdet Ihr noch einſehen.

Und nun ſaß er dem Schwager gegenüber am großen Eichentiſch; zwiſchen ihnen ſtanden zwei friſch gefüllte Litreflaſchen, in den Gläſern funkelte der dunkelrothe Wein von Jurançon, und der Kampf begann.

Vorſichtig ihre Kräfte meſſend gingen die Streiter auf einander los; Jeder bot weniger, als er zu geben Willens war; Jeder brach über die Forderungen des Andern in Klagen und Verwünſchungen aus; Jeder rief Himmel und Hölle zum Zeugen, daß er nicht mehr geben könne, als er zuerſt geſagt — dann legte der Eine hier, der Andere dort etwas zu; dabei wurde getrunken, geflucht, auf den Tiſch geſchlagen; die Geſichter wurden immer röther, die Stimmen immer lauter. Pierre Barbet bedauerte nur, daß Niemand da war, ihn in ſeiner Glorie zu bewundern, und vielleicht hätte er die Unterhandlung noch hinausgezogen, aber der Müller verlor die Geduld, denn er fürchtete ſich vor der Dazwiſchenkunſt der Schwägerin und gab, als er die Meſſe ausläuten hörte, Alles zu, was der Schwager noch verlangte.

Noch einmal wurde aufgezählt: ſo und ſo viel bekommt die Claudine als Heirathsgut an Geld, Aeckern, Wieſen, Vieh, Hausrath und Leinen; ſo und ſo viel, wenn die Mutter ſtirbt; ſo und ſo viel wird ihr als Witthum zugeſchrieben; ſo und ſo viel hat ſie zu beanſpruchen, wenn ihre Ehe kinderlos bleibt.

In Gottes Namen denn, das iſt ſo ausgemacht und ſoll ſo bleiben, ſagte der Müller. Pierre Bardet wiederholte die Worte, ſie gaben ſich einen Handſchlag und athmeten auf — das Werk war vollbracht.

Haſt's mir ſchwer gemacht, Schwager, ſagte Bardet, indem er die heiße Stirn trocknete.

Du mir auch, antwortete der Müller, aber ein anſehnliches Stück Arbeit iſt's geworden; denke wohl, daß der Henriot und die Claudine zufrieden ſein können! Auf eine fröhliche Hochzeit, Schwager; wir haben's verdient!

Sie tranken und waren mit ſich und der Welt zufrieden. Daß den Brautleuten bei ſo wohlgeordneten Vermögens- und Familienverhältniſſen zum Glück der Ehe noch etwas fehlen könnte, hätten ſie nicht für möglich gehalten.

Inzwiſchen waren die Glocken verſtummt, ein Zeichen, daß die Proceſſion, die zur Vorfeier jedes Dorffeſtes gehört, die Kirche verlaſſen hatte. Bald darauf ließ ſich fernes Singen vernehmen, es kam näher und näher, und Alle, die nicht zur Meſſe gegangen waren, traten vor die Hausthüren, um wenigſtens den Zug zu ſehen.

Auch François war unter den Zuſchauern; er hatte gethan, was er konnte, um ſich ſelbſt Wort zu halten. Mit ſteigender Erbitterung hatte er ſich an jedes kränkende Wort erinnert, das ihm Claudine je geſagt, war ihr vor der Kirche ausgewichen, hatte während der Meſſe ſeinen Platz hinter einem Pfeiler gewählt, der ſie ſeinen Blicken vollſtändig verbarg, und war, als die Gemeinde zur Proceſſion antrat, davongegangen. Andächtig konnte er heute doch nicht ſein, und er wollte ſich die Pein erſparen, Claudine wie in vergangenen guten Zeiten in der Reihe der Mädchen vor ſich hergehen zu ſehen.

Aber er ſah ſie doch und ſah nur ſie, als jetzt der Zug mit ſchimmernden Fahnen, von Weihrauch umwallt, von der Dorfſtraße unter die Bäume des Platzes bog. Ihr weißes Capuchon war zurückgeſunken, goldige Sonnenfunken lagen auf dem braunen, geſcheitelten Haar und der geſenkten Stirn. Mit ernſter Miene und niedergeſchlagenen Augen, den Roſenkranz in den gefalteten Händen, ging ſie dahin, als wäre ſie allein, indeß ihre Gefährtinnen neugierig kokett umherblickten und mit Lächeln und Augenwinken dankten, wenn aus den Gruppen der Zuſchauer, unter denen ſich eine Menge fremder Gäſte befanden, der Ausruf: héro béroyo! (ſehr ſchön!) gehört wurde.

Die jungen Mädchen hatten ſich dem Feſt zu Ehren nach Kräften geputzt; ſie trugen grellfarbige Kleider und Kopftücher, große Ohrgehänge, Broſchen und Kreuze von Gold oder Silber, aber François hatte keinen Sinn für dieſe Pracht. Claudinens dunkler, ſchmuckloſer Anzug gefiel ihm beſſer, und die blühendſten Wangen, die lachendſten Augen, die anmuthigſten Farben erſchienen ihm nicht ſo reizend, wie ihre hohe, ſchlanke Geſtalt, ihr ernſtes, blaſſes Geſicht mit den ernſten, dunklen Augen.

Sie war nicht immer ſo geweſen. Seine Erinnerung zeigte ſie ihm roſig, neckiſch, übermüthig wie nur Eine. Immer hatte ſie ein Lied auf den Lippen gehabt, und wenn ſie ging, ſah es aus, als ob ſie tanzte.

Plötzlich war es anders geworden. François preßte die Hände zuſammen. Heilige Mutter Gottes! hatte er nicht die erſte Veränderung an ihr bemerkt, als er, von ſeinen Brandwunden geneſen, zum erſten Mal wieder in die Mühle gekommen war? Und damals, das hatte ſie ihm heute geſtanden — war ihr klar geworden, daß ſie ihn lieb hatte und daß ſie ihn aufgeben mußte. War es möglich, daß er ihr mit ſeinen Vorwürfen Unrecht gethan? War ſie unglücklich, wie er, und hätte er mit dem rechten Muth und dem rechten Zutrauen ſie und ſich ſelbſt erlöſen können? Wenn er es noch verſuchte! Wie ein Fieber kam es über ihn — er hätte die Geliebte gleich jetzt vor Aller Augen an ſich reißen mögen!

In dieſem Moment ſtieß ihn Jemand in die Seite, und die wohlbekannte Stimme des alten Hauſirers Cadet Caduchon raunte ihm zu:

He, François, weißt wohl nicht, wo der Henriot ſteckt?

François fuhr auf.

Ich habe ihn ſeit der Kirche nicht geſehen, gab er zur Antwort. Wenn Ihr ihn ſprechen wollt, kann ich ihn ſuchen . . .

Nein, mein Junge, habe nichts Beſonderes mit ihm zu thun, ſagte der Alte. Ich war nur der Meinung, es müßte ihn freuen, wenn er ſähe, daß ſeine Braut — denn das iſt doch die Claudine — von anderen Leuten mit den Augen faſt verſchlungen wird.

François erſchrak . . . Den Henriot hatte er vergeſſen; den armen, guten Henriot, der ihn für ſeinen beſten Freund hielt . . . und der Caduchon hatte ihn daran mahnen müſſen! Es war ihm lieb, daß der ſpöttiſche Alte nichts mehr ſagen konnte; eben erreichte die Proceſſion den Stationsaltar unter den Eichen, der Pfarrer erhob das Allerheiligſte, das Glöckchen ertönte, die Anweſenden knieten nieder und beugten das Haupt.

Als das Gebet vorüber war, trat die Proceſſion den Rückweg an, und die Zuſchauer zerſtreuten ſich. Auch François ging dem Bardet'ſchen Hauſe zu und hatte es faſt erreicht, als er abermals von Cabuchon angerufen wurde. Athemlos kam der alte Mann hinter ihm her.

Was ſoll's? fragte François nicht in der freundlichſten Weiſe.

Ich hatte vergeſſen, daß ich einen Auftrag an dich habe, keuchte der Alte. Der Maire von Gélos, dem du am letzten Markttag die Ochſen verkauft haſt, läßt dir ſagen, wenn du dich 'mal verändern wollteſt, ſo wäre bei ihm immer ein Platz für dich. Eigentlich wollt' ich's nicht beſtellen, denn du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib, Knecht, Magd, Vieh . . . aber vielleicht kannſt du die Nachricht gebrauchen.

Mit dieſen Worten ging der Cabuchon ſeines Weges.

François biß die Zähne zuſammen.

Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib, wiederholte er in Gedanken, und ſo gern er es abgeleugnet hätte, er mußte ſich geſtehen, daß er in Gefahr war, das Gebot zu verletzen. Was ſoll nun werden? fragte er ſich ſelbſt, indem er am Bardet'ſchen Hauſe vorüberging und den Wieſenweg einſchlug, der nach dem Fluſſe führt; er hätte jetzt weder mit dem Henriot, noch mit der Claudine zuſammentreffen mögen.

Auch zur Mittagszeit kam er nicht. Madame Barbet erklärte ihn für einen unhöflichen Menſchen, auf den auch nicht einen Augenblick gewartet werden ſolle; ihre Gäſte ſtimmten eifrig bei, ſetzten ſich zu Tiſch, und bald war der Sünder vergeſſen, denn köſtliche fette Kohlſuppe, Rindfleiſch mit ſtark gepfefferter Tomatenſauce, Lammbraten, Hühner, Omeletten und der beſte Wein aus Bardet's Keller nahmen die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Nur der Henriot ſah immer wieder von ſeinem Ehrenplatz verſtohlen nach der Thür, ob der François nicht noch käme, während Claudine dem Himmel dankte, daß ſein Platz am Tiſche leer blieb. Seine Augen würden ihr dieſe Stunde ſehr erſchwert haben.

Jetzt aber wechſelte ſie kaum die Farbe, als ſich ihr Stiefvater beim Auftragen des Kuchens erhob und die Verlobung ſeiner Tochter Claudine mit dem Baſil Henriot von Areſſi verkündigte; ruhig gab ſie dem Bräutigam den Handſchlag, und ruhig nahm ſie neben dem verlegen lächelnden Henriot die Glückwünſche der Verwandten in Empfang, die — wie es der Gebrauch verlangte — einzeln herantraten, um Braut und Bräutigam die Hand zu ſchütteln.

Aber dies war nur der erſte Act der Feierlichkeit! Nicht umſonſt hatte Pierre Bardet die Verlobung auf den Tag des Dorffeſtes verlegt — ganz Jurançon ſollte gratuliren und ihn um die Verwandtſchaft mit dem reichen Henriot beneiden.

Macht, daß wir hinauskommen, mahnte er. Hört nur, wie luſtig es ſchon zugeht. Vorwärts, Henriot, gebt der Claudine den Arm, wir Anderen folgen euch. Es wird freilich ſchwer halten, daß wir beiſammenbleiben.

Pierre Barbet hatte Recht, wie immer: auf dem Dorfplatz herrſchte bereits das luſtigſte Jahrmarktsgewühl. Da waren in Eile Verkaufsſtände aller Art unter den Bäumen aufgeſchlagen; Bänder und Tücher, Schmuckſachen, Hausrath und Eßwaaren, Roſenkränze und Heiligenbilder lagen verlockend ausgebreitet, Puppentheater, Akrobaten, Stelzentänzer aus den Landes, eine wahrſagende Gitana, ein Savoyarde mit Leier, Murmelthier und Affe, Taſchenſpieler, Würfelbuden und Roulette waren bereit, für die Unterhaltung Jurançon's zu ſorgen. Der unſterbliche Wunderdoctor mit dem rothen Rock und der Allongeperrücke hatte auf ſeinem Maulthierwagen an einem Ende des Platzes Poſto gefaßt und ſchrie die Wirkungen ſeiner unfehlbaren Mittel in das Gewühl hinein, während am andern Ende der Maſt aus Schlaraffenland, die mit ſchwarzer Seife überzogene Kletterſtange, mit ihren Würſten, Schärpen und Baretts ſtumm-verführeriſch winkte. Und der Tabulettkrämer mit dem gellenden: Deux sous et demi la pièce! — der kleine Schwefelholzhändler, die Orangenverkäuferin, der Kuchenmann mit rothbebändertem Korbe und dem allen Kindern wohbekannten Ausruf: Bon—bon, bon—bon—bon, Paris! Paris! ſuchten ſich an Kraft der Lunge zu überbieten . . , und zwiſchen allen den Herrlichkeiten drängte ſich eine lachende, ſchwatzende Menge, denn aus ſtundenweitem Umkreis, aus Dörfern, Städten, Schlöſſern und einſamen Gebirgshütten waren Gäſte herbeigeſtrömt.

**Adichat**, Pierre Barbet, wie geht's Euch? hieß es bald hier, bald da; dann ſchmunzelte er und gab beſcheiden zur Antwort:

Je nun, Gevatter, man muß zufrieden ſein. Haben viel Unruhe im Hauſe gehabt. Meiner Schweſter Tochter, die Claudine Vidal, hat ſich heute mit dem Baſil Henriot von Areſſi verlobt.

**Diou di Diou!** mit dem reichen Henriot, der die Kalköfen hat und die Weinberge bei Coaraſſe?

Freilich . . . er iſt der letzte von der Familie, und wenn Ihr Alles aufzählen wollt, was ihm gehört, könnt Ihr noch lange reden, erwiderte Pierre Barbet und nahm die Glückwünſche der Freunde herablaſſend an.

Auch der Cabuchon unterbrach ſeine Handelsgeſchäfte, um zu gratuliren.

**Qui l'aurès jamai di**, begann er mit den Worten des alten Weihnachtsliedes, da hat die Claudine gewartet und gewartet, daß wir Alle meinten, ſie würde gar nicht mehr heirathen, und nun nimmt ſie noch der reichſte Mann im Lande von Pau . . . Das muß wahr ſein, Glück haben die Barbets . .

Glück? Nun ja, aber es wird wohl auch ein bischen Verdienſt dabei ſein, erwiderte der dicke Weinbauer und warf ſich in die Bruſt. Glaubt mir, Cabuchon, wenn es dem Einen beſſer geht, als dem Andern, ſo geſchieht's, weil er beſſer iſt . . . vorſichtiger, klüger; weil er die Augen offen hält und zur rechten Zeit die Hände rührt.

Mit dieſen Worten ließ er den unverſchämten Alten, der es ſein Lebelang zu Nichts gebracht hatte, ſtehen, drängte ſich mit kräftigen Ellnbogenſtößen dem Brautpaar nach, und ſeine Miene ſagte deutlich: Ich möchte wiſſen, was in einer Familie, wie die Barbet'ſche iſt, jemals mißlingen könnte.

## IV.

Einige Stunden waren dem Brautpaar im Feſtgewühl vergangen. Man hatte Sehenswürdigkeiten bewundert, Einkäufe gemacht, Bekannte begrüßt. Dem Henriot ſchwindelte der Kopf vom vielen Sprechen, Lachen und Händeſchütteln; aber trotz aller Glückwünſche, die er empfangen und beantwortet hatte, war es ihm noch immer wie ein Traum, daß das große, ſtille Mädchen an ſeinem Arm ſeine Braut ſein ſollte.

Von ſelbſt würde er auch nie darauf gekommen ſein, ſich um ſie zu bewerben, oder überhaupt ans Heirathen zu denken. Auf dem letzten Markttag zu Pau hatte ſich's jedoch gefügt, daß er allein im Wirthshaus geblieben, während der François ein paar Ochſen verkaufte, und da war Pierre Barbet gekommen, hatte ſich zu ihm geſetzt, ihn ausgefragt, ihm eingeredet, daß er durchaus heirathen müſſe, und hatte ihm endlich die Claudine angetragen.

François, den der Henriot wegen der Angelegenheit um Rath gefragt, hatte weder Ja noch Nein ſagen wollen und nur verſichert, Claudine wäre das bravſte, fleißigſte, klügſte Mädchen weit und breit, und als dann auf dem Markt von Nay der Barbet noch einmal angefragt, hatte der Henriot — er wußte ſelbſt nicht wie — ſein Jawort gegeben.

Was er damit auf ſich genommen, wußte er freilich ſeit heute erſt. Dem Anſchein nach gefiel ihm die Claudine zwar recht gut, und da ſie der François lobte, mußte wohl was an ihr ſein. Auch daß ſie wenig ſprach, war dem Henriot angenehm, denn zungenfertige Frauen, wie Madame Barbet, machten ihn völlig confus; aber das rechte Zutrauen hatte er doch nicht zu dem Mädchen. So oft er etwas geſagt hatte, ſah er ſie verſtohlen an, ob ſie ihn nicht auslache, und wenn er ſie dann ernſthaft fand, war er überzeugt, daß er ſie langweile. Dabei wollte heute die Sonne nicht von der Stelle rücken, und vor ihrem Untergang aufzubrechen hätte ſich doch nicht geſchickt.

Aber das Maß ſeiner Leiden war noch nicht voll. Aus dem Toſen der Menſchenmenge klang es plötzlich wie von Brummbaß und von Geigen, und Pierre Barbet, der das Brautpaar eine Weile aus den Augen verloren hatte, drängte ſich heran und ſchlug den Henriot auf die Schulter.

Hört Ihr nicht! rief er mit ſchallender Stimme; die Muſikanten ſind da, den erſten Contretanz dürſt Ihr nicht verſäumen.

Der junge Mann erſchrak. Alle Tanzverſuche, die er als halberwachſener Burſche gemacht, waren kläglich ausgefallen. Später hatte ihn der Tod ſeiner Eltern und Geſchwiſter jahrelang von allen Luſtbarkeiten fern gehalten, und ſo war man in Areſſi daran gewöhnt, daß er nicht tanzte.

Aber hier, vor allen den fremden, ſpöttiſchen Augen geſtehen, daß er nicht tanzen könne! — Ihm ſank das Herz. — Ein Jahr ſeines Lebens hätte er darum gegeben, wenn ihm eine Entſchuldigung eingefallen wäre, und wenn's auch eine Lüge war. Er konnte ſich jedoch auf nichts beſinnen, und der François, der ihm ſonſt immer aus der Noth half, ließ ſich nicht ſehen. Wie im Traum führte er Claudine dem Tanzplatz zu, der unter den Eichen in der Mitte des Dorfplatzes abgeſteckt war und ſchon von tanzluſtigen Burſchen und Mädchen umdrängt wurde, indeß die Muſikanten — Geiger, Dudelſackbläſer und Flötiſt — die auf umgeſtürzten Tonnen Poſto gefaßt, noch immer vergebens nach einer Art von Uebereinſtimmung in Tact und Tonart ſuchten.

Die Claudine Vidal! . . . Die Claudine mit ihrem Bräutigam! ging es flüſternd durch die Gruppen, und Aller Augen wandten ſich dem Paare zu.

Dem Henriot wurde immer ſchlechter zu Muth.

Sein Herz ſchlug, ſeine Schläfen pochten, es brauſ'te ihm vor den Ohren, der Boden unter ſeinen Füßen ſchien zu ſchwanken — aber jetzt klang mitleidslos aus dem Chaos von Tönen die Tanzmelodie hervor. Jeder Tänzer erfaßte die Hand ſeiner Tänzerin, um mit ihr anzutreten; auch Henriot that es . . . aber plötzlich verlor er das Gleichgewicht, ſtolperte, ein Krach, ein Schrei, ein lautes, vielſtimmiges Auflachen . . . und als er ſich auf ſich ſelbſt beſann, lag er am Boden. Claudine wurde von ein paar jungen Mädchen umfaßt, und ihr ſchönes, dunkelblaues Tibetkleid hing in Fetzen an ihr nieder.

Der Henriot war mit beiden Füßen hineingetreten und hatte ſich dann beim Fallen noch daran halten wollen. Allerlei ſchmeichelhafte Bezeichnungen, wie Tolpatſch, Eſel, Meiſter Ungeſchickt, ſchlugen an ſein Ohr, während er ſich aufraffte, — und ſo groß war ſeine Verwirrung, daß er, ſtatt ſich bei Claudine zu entſchuldigen, die mit einem Troſtwort auf ihn zutrat, wie toll und blind davonlief.

Der Barbet, der Alles mit angeſehen hatte, eilte ihm nach, Claudine aber bat die Umſtehenden, ſich nicht länger im Tanzen ſtören zu laſſen, nahm ihr zerriſſenes Kleid zuſammen und ging mit der ruhigſten Miene von der Welt dem Barbet'ſchen Hauſe zu.

Die Gevatterinnen ſteckten die Köpfe zuſammen.

Den ungeſchickten Menſchen will ſie heirathen? ſagte die Eine. — Das ſollte mir paſſirt ſein, ich wollte ihm zeigen, was ſich ſchickt, vor allen Leuten ſollte er mich um Verzeihung bitten! meinte die Andere. Eine Dritte erinnerte an das Sprüchwort: Der reiche Freier braucht nur ein Auge, und Baſe Jeannetton, die ſich dem Kreiſe zugeſellt hatte, erklärte, daß ſie ſich für nichts in der Welt zu dieſer Partie entſchließen würde, und wenn der Henriot zehnmal reicher wäre.

Erſt der umgeſtürzte Wagen und nun das wieder! rief ſie und ſchlug die Hände zuſammen. Wem ſolche Vorzeichen nichts zu denken geben, dem iſt freilich nicht zu helfen!

Das war mit Claudine der Fall; ſie hatte die Vorzeichen gar nicht beachtet. Der Henriot that ihr leid; ſobald ſie ihn wiederſah, wollte ſie ihn zu tröſten ſuchen, für den Augenblick aber war es ihr lieb, vom Tanz und aus dem Feſtgewühl erlöſ't zu ſein, denn ſie war müde von der ſchlafloſen Nacht und dem unruhigen Tag. Aufathmend trat ſie in das dämmerig-kühle Zimmer, deſſen geſchloſſene Fenſterläden das Feſtgeräuſch dämpften, ſetzte ſich in des Onkels Seſſel am Kamin, legte den Kopf an die hohe Lehne, ließ die Hände im Schooß ruhen und dachte darüber nach, wie ſehr ſie ſich vor dieſem Tag gefürchtet, wie weh ihr noch heute früh bei der Unterredung mit François das Herz gethan, und wie ruhig ſie geworden war, ſeit ſie ſich mit Wort und Handſchlag gebunden und ſich ſelbſt gelobt hatte, im vollen Sinne des Wortes ihre Pflicht zu thun, dem Henriot eine treue Gefährtin zu werden und ſein

Hausweſen in Ordnung zu halten, wie bisher das des Stiefvaters. Die Gewißheit, zu dem, was ihr künftiges Leben von ihr verlangte, tüchtig zu ſein, gab ihr ſogar eine gewiſſe Freudigkeit.

Der Herr Pfarrer hat Recht, ſagte ſie zu ſich ſelbſt; es kommt nur darauf an, daß man mit gutem Willen auf ſich nimmt, was Gott und die Heiligen verlangen, dann haben Zweifel und ſündhafte Wünſche von ſelbſt ein Ende. Wenn das nur der François einſehen wollte.

Sie dachte ſich aus, wie ſie es anfangen könnte, ihn zur Vernunft zu bringen, als ſie darüber einſchlief und träumte, ſie ginge in ſtrömendem Regen mit dem Henriot den Waldweg von Jurançon zur Obermühle hinauf. Der Bach war angeſchwollen, der Steg zitterte. Henriot bot ihr die Hand, um ſie hinüberzuführen, aber nach den erſten Schritten brachen die morſchen Planken ein. Claudine fiel wie in bodenloſe Tiefe, bis François' Stimme ihren Namen rief und ſie mit jähem Schreck erwachte.

Als ſie die Augen aufſchlug, ſtand er wirklich vor ihr.

Verzeih, daß ich dich ſtöre, ſagte er; aber fortgehen, ohne dich noch ein einziges, letztes Mal geſehen zu haben, kann ich nicht.

Ein einziges, letztes Mal! wiederholte ſie; was ſoll das heißen?

Daß ich fort will, Claudine, in die weite Welt…

unter die Soldaten … was weiß ich! aber fort! fort! Hier bleiben darf ich nicht.

Sie ſtarrte ihn an. Was war mit ihm vorgegangen? Sein langes, dunkles Haar hing wirr um das bleiche Geſicht, ſeine Augen glühten. Schärpe und Halstuch waren verſchoben; in ſolchem Zuſtand hatte ſie ihn nie geſehen.

Du willſt fort? fing ſie an, ohne recht zu wiſſen, was ſie ſagte. Was ſoll denn aus dem Henriot werden ohne dich?

François lachte bitter auf.

So weit biſt du ſchon gekommen, daß du zuerſt an den Henriot denkſt! rief er aus. Beruhige dich … bis du ins Haus kommſt, bleib' ich bei ihm … nachher bin ich ja nicht mehr nöthig; dann wirſt du nach dem Rechten ſehen. Wenn ich bliebe, ging's doch nur, wie es im Sprüchwort heißt:

Junge Frau und alter Knecht,
Keines macht's dem Andern recht.

Er hatte das mit erzwungener Luſtigkeit geſagt; aber ſeine Augen wurden immer wilder. Claudinen ſchlug das Herz.

Das iſt nicht dein Ernſt, antwortete ſie mit mühſam behaupteter Faſſung. Kenne ich dich nicht ſo gut, als der Henriot? Weiß ich nicht ſo gut als er, was du werth biſt? … Und magſt du bei ihm nicht Knecht bleiben — gut, das kann ich verſtehen … aber brauchſt du darum weit fortzugehen oder gar Soldat zu werden?

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf und trat ans Fenſter. Der François ſollte nicht ſehen, daß ihr Thränen ins Auge ſtiegen; aber die zitternde Stimme verrieth ihre Bewegung und that François zugleich wohl und weh.

Rede nicht zu, daß ich bleiben ſoll! rief er aus. Der Henriot hat mich gehalten, als ob ich ſein leiblicher Bruder wäre . . . ich will nicht zum Schurken an ihm werden. Stundenlang bin ich heute herumgelaufen; habe mir ſelber zugeredet und endlich gemeint, ich wäre vernünftig geworden wie du . . . Aber dann habe ich dich mit dem Henriot gehen ſehen, und da war wieder Alles aus . . . Und wenn du gar erſt ſein Weib biſt . . . wenn ich mir vorſtellen muß . . . Nein, Claudine, ich muß fort! Es giebt ein Unglück, wenn ich bleibe.

Claudine hatte die Stirn an das Fenſter gedrückt und blieb unbeweglich ſtehen. François trat zu ihr.

Willſt du mir zum Abſchied nicht die Hand geben? fragte er.

Sie wendete ſich um. Ihr Antlitz war von Thränen überſtrömt, und im nächſten Augenblick — ſie wußten Beide nicht, wie es geſchah — lag ſie in ſeinen Armen und ſträubte ſich nicht, als er ſie mit heißen Lippen küßte.

Der Schmerz der Trennung hatte ihren Stolz beſiegt, ſie vergaß, was zwiſchen ihnen ſtand, wußte nur noch, daß ſie ihn liebte, und wenn François jetzt das rechte Wort fand, war vielleicht die Macht der Verhältniſſe und Traditionen auf immer beſiegt. Aber es ſollte nicht ſein.

Biſt du hier, François? rief die Stimme des Barbet an der Hofthür.

Der Zauber war gebrochen. Erſchreckt, beſchämt, verwirrt machte ſich Claudine aus François' Armen los und flüchtete in die Nebenkammer, während er nach Faſſung ringend hinausging.

Pierre Barbet war in der grimmigſten Laune. Der Henriot hatte ſich nicht dazu entſchließen können, der Claudine heute wieder unter die Augen zu treten. Er hatte ſeine Entſchuldigung dem Barbet aufgetragen, hatte verſprochen, nächſten Sonntag in die Obermühle zu kommen, um Claudinen mit dem Brautring ein neues Kleid zu bringen, und war trotz alles Zuredens fortgegangen. Der François würde ihn mit dem Wagen ſchon einholen, meinte er — und dann war Barbet umhergelaufen, um den François zu ſuchen; der Eine wollte ihn am Gave, der Andere in der Schenke, der Dritte im Hauſe des Caduchon geſehen haben.

Wärſt du bei der Hand geweſen, wie ſich's gehört, und wärſt ihm gleich nachgelaufen, ſo hätteſt du ihn vielleicht dazu gebracht, wieder umzukehren, um das Abendbrod mit uns zu eſſen, wie das bei Verlobungen einmal Gebrauch iſt, ſagte er verdrießlich, indem er ſich die glühende Stirn trocknete. Jetzt iſt's zu ſpät, du mußt anſpannen und ihm nachfahren. Halt' ihn nun wenigſtens dazu an, daß er Sonntag nach der Obermühle kommt. Eine nette Wirthſchaft! Das muß ich ſagen! Der Herr läuft fort, der Knecht iſt nicht zu finden . . . Da mag der Teufel den Freiwerber ſpielen!

Mit dieſen Worten ging er ins Haus und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

François hatte ihn kaum gehört. Er zog die Pferde aus dem Stall, ſpannte ſie ein und fuhr davon. Claudine ließ ſich nicht mehr ſehen.

Sie iſt vernünftig, wie immer! ſagte François voll Bitterkeit zu ſich ſelbſt. Was einmal geſchehen muß, thut ſie, ohne ſich zu beſinnen und ohne daß es ihr ſchwer fällt . . . ich will's auch ſo machen!

Dabei trieb er die Pferde raſcher vorwärts, und bald war der Jubel des Dorffeſtes hinter ihm verklungen.

## V.

François that Claudinen Unrecht; während er in zornigen Gedanken fortfuhr, hatte ſie der Oheim Bardet aufgefunden, und dieſer benutzte die Gelegenheit, ſeinen Mißmuth über ſie auszugießen.

Er gab zu, daß ſich der Henriot dumm und ungeſchickt benommen habe, aber Claudine, ſagte er, hätte ihre Sache nicht beſſer gemacht. Anſtatt hier zu ſitzen und zu weinen — was weder den Spott der Leute verhinderte, noch ihr zerriſſenes Kleid wieder herſtellte — hätte ſie ihre geprieſene Klugheit dadurch beweiſen ſollen, daß ſie den Henriot feſtgehalten und ihm über ſeine Verlegenheit fortzuhelfen geſucht.

Du haſt zum Voraus gewußt, daß er nicht der Klügſte iſt, ſchloß der Weinbauer ſeine Rede. Dafür iſt er aber ſo reich, daß er überall, wo er anklopft, die freundlichſte Aufnahme findet, und thuſt du albern, ſo erlebe ich's noch, daß er dich ſitzen läßt. Wenn das aber geſchieht, ſo magſt du ſehen, wie du zu einem Mann kommſt . . . ich rühre nicht mehr weder Hand noch Fuß für dich. Das laß dir geſagt ſein!

Schweigend, mit niedergeſchlagenen Augen und ruhiger Miene hatte Claudine die Vorwürfe des Oheims angehört, aber bei den Worten: ich erlebe noch, daß er dich ſitzen läßt — eine Warnung oder Prophezeiung, die ſie nun ſchon zum zweiten Male hörte — hätte ſie aufjauchzen mögen. Das war's, was ihr helfen konnte! Seit ſie François' Lippen auf ihren Lippen gefühlt hatte, wußte ſie, daß ſie den Henriot nicht heirathen konnte, ihn nicht und keinen Andern! Ihr Stolz war auch jetzt nicht beſiegt, ihre Liebe nicht kühn genug, um dem Zorn der Ihrigen und dem Tadel des Kreiſes, der ihre Welt war, zu trotzen. — Aber indem ſie dem Geliebten entſagte, hatte ſie, wie ihr jetzt zum Bewußtſein kam, das höchſte, letzte Opfer gebracht. Weiter gehen konnte ſie nicht mehr.

Dieſen Entſchluß offen zu bekennen, fiel ihr jedoch nicht ein. Dazu war ſie zu ſehr Béarnerin, das heißt, von jeher gewöhnt, den Schein zu retten, und immer bedacht, nicht zu zerreißen, was gelöſ't werden kann. So ließ ſie denn den ganzen Abend Vorwürfe und Sticheleien der Verwandten — die Alle der Anſicht waren, ſie hätte den Henriot feſthalten müſſen, — über ſich ergehen, machte keine Einwendungen, als der Stiefvater die ganze Familie auf den nächſten Sonntag zur Nachfeier der Verlobung nach der Obermühle einlud, war aber, ehe ſie einſchlief, vollkommen mit ſich im Klaren, daß aus dieſer Nachfeier nichts werden dürfe.

Und kaum war am nächſten Morgen die Sonne aufgegangen, als Claudine, in ein dunkles Capuchon verhüllt, aus dem Hauſe ſchlüpfte, zwiſchen den leeren Buden quer über den Dorfplatz eilte und das Seitengäßchen einſchlug, das zwiſchen Kirſchlorbeer- und Buchsbaumhecken zu einer elenden, kleinen Hütte führte. Das einzige Fenſter derſelben war, ſeit ein Sturm den Laden zertrümmert hatte, mit Brettern vernagelt — den neumodiſchen Luxus eines Glasfenſters hatte dies Häuschen nie gekannt; aber wenn, wie jetzt, die Thür geöffnet war und im Kamin ein flackerndes Rebholzfeuer brannte, konnte man, wie ſein Eigenthümer, der Cadet Cabuchon, behauptete, in dem verräucherten Raum deutlich genug ſehen, um den Keſſel von der Pfanne zu unterſcheiden, und was brauchte er mehr?

Der luſtige Alte hatte das auch jetzt geübt; er ſtand am Feuer, rührte ſeine Broyo (Maismehlbrei) zum Frühſtück und ſummte ſein Lieblingslied, vom Gevattersmann Larbi, der allen Gäſten guten Wein vorſetzt und

„Uo bèro trancho de jambou
Per goustairo sio bèro bou.“
(„Und zum Koſten, wie's Gebrauch,
Ein Stück guten Schinken auch.“)

da klang ein ſchüchternes „Adichat“ von der Thür her; er wendete ſich um und brach in einen Ausruf des Erſtaunens aus, als er Claudine Vidal erblickte.

Ei, ei, was werden die Nachbarn denken, wenn um dieſe Stunde ſchöne junge Mädchen bei mir aus- und eingehen! ſagte er in ſeiner neckiſchen Weiſe; aber als Claudine das Capuchen zurückſchlug und er ihr blaſſes, ernſtes Geſicht ſah, fuhr er in völlig verändertem Ton fort:

Komm, ſetz dich ans Feuer und ſag mir, was dich herführt . . . du ſiehſt aus, als ob du was auf dem Herzen hätteſt?

Das hab' ich, Cadet Caduchon, antwortete Claudine, und ich komme, um zu fragen, ob Ihr mir helfen wollt?

Frag, ob ich kann, fiel der Alte ein. Daß ich will, wenn ſich's um dich handelt, verſteht ſich von ſelbſt. Ich hab's nicht vergeſſen, Claudine, welch alte Freunde wir ſind . . . kaum zwei Jahre alt warſt du, als ich dich zuerſt bei der Schweſter ſah, ein wildes, luſtiges Kind . . . haſt mir oft genug mit den kleinen Händen meinen ganzen Kram durcheinander geworfen.

Ja, das weiß ich auch noch! ſagte Claudine, indem ſie ſich auf den Schemel ſetzte, den ihr der Cabuchon ans Feuer ſchob. Ich weiß auch, wie ich weinte, als die Mutter kam, mich von der Amme wegzuholen, und wie oft ich in der erſten Zeit geſtraft wurde, weil ich behauptete, ich hätte die Amme lieber, als die Mutter, und den luſtigen Cadet Cabuchon lieber, als den Vater, der mit abgezehrtem Geſicht im Bett lag und kein lautes Wort ertragen konnte.

Der Cabuchon ſeufzte.

Ja, ja, es war für uns Alle ein ſchlimmer Tag, als du abgeholt wurdeſt, ſagte er; wie ſchlimm, kannſt du gar nicht wiſſen und wirſt uns bald genug vergeſſen haben.

Nein, Cadet Cabuchon, das habe ich nicht! rief Claudine. Die Mutter hat freilich nie erlauben wollen, daß ich die Amme beſuchte, aber vergeſſen habe ich ſie nicht und Euch nicht . . . die alten Erinnerungen ſind's auch, die mich jetzt herbringen, denn was ich Euch ſagen will, kann man nur einem wirklichen Freund anvertrauen.

Claudine hatte eifriger geſprochen, als ſonſt ihre Art war. Vielleicht wollte ſie ſich Muth einreden, oder ſcheute ſich, ihr eigentliches Thema zu beginnen — der Cabuchon aber ſchien ihre Verlegenheit nicht zu bemerken; er rührte ſeinen Brei, wobei er die ſeltſamſten

Geſichter ſchnitt, und ſagte erſt, nachdem Claudine eine Weile geſchwiegen hatte:

Nun alſo, was iſt's denn, das dir auf dem Herzen liegt?

Ihr wißt wohl, daß geſtern der Baſil Henriot mit mir Verſpruch gehalten hat? fragte Claudine.

Natürlich, Alles hab' ich erfahren, erwiderte der Alte; den Verſpruch, das zertretene Kleid, das Fortlaufen und was alle Gevatterinnen von Jurançon darüber denken. Das braucht dir aber keinen Kummer zu machen . . . Sonntag kommt der Henriot nach der Obermühle, und dann . . .

Er ſoll nicht kommen! fiel Claudine ein.

Soll nicht kommen? wiederholte Cadet Caduchon.

Nein, und Ihr ſollt ihn daran verhindern, fuhr Claudine fort, denn ich kann und will den Henriot nicht heirathen.

Diou di Diou, das iſt wohl nicht dein Ernſt! rief der Alte, indem er ſeinen Keſſel vom Feuer nahm, um ſich mit ungetheilter Aufmerkſamkeit Claudinen zu widmen. Haſt du dem armen Jungen das zertretene Kleid ſo übel genommen? fuhr er fort und ſetzte ſich ihr gegenüber. Wird es deine Verwandtſchaft zugeben, daß du aus ſolchem Grund den reichen Henriot ausſchlägſt? Es iſt auch kein Grund . . . ich hätte dich für verſtändiger gehalten.

Claudine war roth geworden.

Das zertretene Kleid iſt es nicht, ſagte ſie; bitte, fragt mich nicht weiter, erklären kann ich nichts . . . aber ebenſowenig kann ich den Henriot heirathen.

Haſt du etwa einen Andern im Sinn, und wird der deiner Verwandtſchaft recht ſein? fragte der Alte.

Sie ſchüttelte den Kopf.

Von einer andern Heirath iſt nicht die Rede, gab ſie ausweichend zur Antwort; ich will nur vom Henriot loskommen, und damit das gelingt, wollte ich Euch bitten, zu ihm zu gehen und ihm Alles ſo vorzuſtellen, daß ihm die Heirath leid wird. Sagt ihm, daß ich nicht für ihn paſſe, daß ich die Wirthſchaft nicht verſtehe, daß ich zänkiſch bin, hochmüthig, verſchwenderiſch . . . ſagt ihm, ich hätte über ſein Ungeſchick laut geſpottet . . . was Ihr wollt, Caduchon, nur macht mich ihm ſo zuwider, daß er nichts mehr von mir wiſſen will.

Aber Kind, Kind, bedenkſt du denn nicht, welche Schande das für dich iſt? Nachdem ihr den Verſpruch gefeiert und euch vor ganz Jurançon als Brautleute gezeigt habt! Der Barbet vergißt dir das nie, und was dein Stiefvater dazu ſagen wird und das hochmüthige Ding, die Cadette Galouchet, die, wie ich höre, deinen Bruder Jacques heirathen ſoll, kannſt du dir allenfalls denken. Keine gute Stunde wirſt du haben.

Darüber macht Euch keine Sorge, antwortete Claudine mit trübem Lächeln. Zu Haus bleibe ich auf keinen Fall . . . nur um fortzukommen, hatte ich den Antrag des Henriot angenommen.

Aber was willſt du nun anfangen? fragte der Caduchon.

Ich gehe vorläufig zu meiner Baſe nach Nay. Sie hat mich ſchon oft eingeladen und wird mich wohl behalten, bis ich eine Stelle gefunden habe . . . arbeiten will ich gern. Sprecht nur mit dem Henriot, Cadet Caduchon, das Uebrige wird ſich dann auch wohl machen.

Der alte Mann hatte den Kopf in die Hände gelegt, die Ellnbogen auf die Kniee geſtützt und ſah nachdenklich vor ſich nieder.

Verſuchen will ich's, ſagte er endlich; daß ich was ausrichte, kann ich aber nicht verſprechen. Der Henriot kennt mich zu wenig. Aber da iſt ja der François, der führt ihn wie am Schnürchen . . . am beſten iſt's, ich ſtecke mich hinter Den . . .

Nein, nein! Dem François dürft Ihr nichts ſagen. Er darf nicht wiſſen, daß ich die Verlobung aufgeben will, fiel Claudine ſo ungeſtüm ein, daß Cadet Caduchon erſtaunt in die Höhe fuhr.

Aber der François iſt doch dein Freund, ſagte er, wird dir gern was zu Liebe thun, und verſchwiegen iſt er auch.

Claudine ſtrich eifrig die Schürze glatt.

Es geht nicht! antwortete ſie in großer Verlegenheit; er könnte glauben . . . er würde meinen . . . ſeht, Caduchon, die Heirath des Henriot war ihm nicht recht. Er wollte fort, ſobald ich dort ins Haus käme.

. . . Nun dächte er vielleicht, ich machte mir ein Gewiſſen daraus, ihn zu vertreiben.

Oh que nenni! rief der Caduchon mit ſchlauer Miene; ſo gewiſſenhaft ſind die Mädchen nicht, wenn's ans Heirathen geht, und ſo was bildet ſich der François auch nicht ein. Alſo wirklich . . . er hat fortgewollt? Wohin denn? Und woher weißt du's? Geſtern Mittag war davon noch nicht die Rede.

Er hat's mir ſelbſt erzählt, antwortete Claudine. In die weite Welt wollte er gehen, unter die Soldaten. Das ſoll er aber nicht . . . Ihr müßt's verhindern. Er kann ja nun beim Henriot bleiben. Und indem ſie das Geſicht abwendete, fügte ſie mit bewegter Stimme hinzu: Mich braucht er darum doch nicht wieder zu ſehen; ich gehe fort, wer weiß wie weit . . . Das ſagt ihm, Caduchon . . .

Sag's ihm nur ſelber! rief der Caduchon und Claudine fuhr von ihrem Schemel auf, denn in dieſem Augenblick trat François ein.

Claudine! rief er, aber nicht in einem Freudenton, und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle ſtehen, während ſie abwechſelnd blaß und roth wurde und ſich zitternd an den hinter ihr ſtehenden Tiſch lehnte. Die Augen des Caduchon flogen von Einem zum Andern.

Ei, ei, auch mit der Claudine ſteht es ſo! ſagte er zu ſich ſelbſt. Cadet Caduchon, du biſt der kurzſichtigſte alte Kerl in ganz Jurançon! Dann aber erinnerte er ſich ſeiner Pflichten als Wirth.

Nur herein, mein Junge, und ſchönen guten Morgen! rief er mit der unbefangenſten Miene von der Welt. Qui l'aurès jamai di — geſtern Abend erſt fortgefahren und mit der Sonne ſchon wieder da . . . was hat das zu bedeuten?

Nichts Beſonderes, antwortete der junge Mann, indem er näher trat und dem Cabuchon die Hand ſchüttelte. Der Jean Limérac von St. Benoît iſt geſtern wegen einer Kalkbeſtellung in Cereſſi geweſen, hat aber Niemand gefunden. Nun muß ich nach St. Benoît hinauf, und da wollte der Henriot, daß ich beim Vorüberfahren der Claudine nochmals ſeine Entſchuldigung brächte. Es war mir aber noch zu früh, zum Barbet zu gehen . . .

Und da ſollt' ich's ausrichten? fiel ihm der Alte ins Wort. Wie ſich das trifft . . . eben hat mir die Claudine einen Auftrag an dich gegeben. Nein, nein, ich ſage nichts, was ich nicht ſagen ſoll, fuhr er zu ihr gewendet fort, als ſie ihn heimlich anſtieß. Aber eine Frage möcht' ich von dir beantwortet haben, und für dich wie für Andere wär's gut, wenn du mir offenherzig Beſcheid gäbſt. Du weißt ſo genau als ich, daß dich ſeit Jahren und Jahren ein hübſcher, braver Burſche lieb hat, der freilich nichts auf der Welt beſitzt, als ſeine fleißigen, geſchickten Hände und ſeinen hellen Kopf. Nun will ich nur von dir wiſſen, ob er an dem, was du mir vorhin geſagt haſt, irgend welchen Theil hat, ich meine, ob dir jemals der Gedanke gekommen iſt, daß du ihn heirathen möchteſt?

Claudine hatte die Farbe gewechſelt, während er ſprach, aber mit feſter Stimme gab ſie zur Antwort, und dabei flog ein raſcher, vorwurfsvoller Blick zum François hinüber:

Nein, Cadet Caduchon, der Gedanke iſt mir nie gekommen. „Ehre Vater und Mutter“, heißt es im Katechismus, und „reich zu reich und arm zu arm“ iſt von jeher der Brauch geweſen . . . dagegen kann ich mich nicht auflehnen.

Ja freilich, wenn das deine feſte Meinung iſt! rief der Caduchon, und es war ein Gemiſch von Hohn und Zorn in ſeinem Ton und in ſeiner Miene. Du willſt doch nicht fortgehen? fragte er, als er ſah, daß Claudine ihr Capuchon zuſammenzog. Iſt nicht daran zu denken . . . ſetzt euch mal da an den Tiſch; ich will euch eine Geſchichte erzählen, die euch beide angeht. Du, François, wirſt ſo gut ſein, nicht dreinzureden.

Der Caduchon hatte die letzten Worte mit ſo großer Ernſthaftigkeit geſagt, daß Claudine und François unwillkürlich gehorchten, indeß der Alte ſeine kurze, ſchwarzgerauchte Pfeife vom Kaminſims herunterlangte und in Brand ſteckte, worauf er ſich neben Claudine ſetzte.

Ich muß euch noch ein paar Worte von mir ſelber ſagen, fing er an; lange werde ich mich nicht dabei aufhalten. Daß ich von hier gebürtig bin, wißt ihr wohl. Meine Eltern waren arm, hatten das Neſt — dies Prachtgebäude war’s — voll Kinder, und ſo hieß es denn, ſobald eins von uns nur einigermaßen flügge wurde: geh und hilf dir ſelber!

Ich war hier, bis ich Soldat werden mußte, und als meine Jahre um waren, blieb ich im Dienſt. Was ich damals erlebt habe, geht uns jetzt nichts an; ich will euch nur ſagen, daß ich plötzlich das Heimweh bekam, meinen Abſchied nahm, mein Bündel ſchnürte und mir keine Ruhe gönnte, bis ich wieder in Jurançon war.

Ja, Jurançon fand ich wohl wieder, aber das war auch Alles. Eine fremde Frau machte mir die Thür auf, als ich hier anklopfte. Die Eltern waren todt, die Geſchwiſter zerſtreut, und die Nachbarn konnten ſich kaum auf mich beſinnen. Einen Augenblick wär' ich am liebſten gleich wieder umgekehrt! Aber dann erfuhr ich, daß meine jüngſte Schweſter, die Mariannette, die noch ein Kind war, als ich fortging, nach St. Benoît geheirathet hatte, und ſo machte ich mich auf, um bei ihr einzukehren.

In St. Benoît wohnte ſie jedoch nicht, ſondern oben im Walde. Ihr Mann war Holzhauer und Waldaufſeher geweſen, war plötzlich geſtorben und hatte ſie mit einem kleinen Kinde in Armuth zurückgelaſſen. Da ſtand mir alſo auch kein fröhliches Wiederſehen bevor!

Die Leute von St. Benoît hatten mir den Weg zur Mariannette genau beſchrieben. Immer aufwärts ging's; bis zur Aventinskapelle auf der Fahrſtraße, dann links in den Wald hinein, und endlich kam man auf eine kleine Lichtung, wo die Hütte ſtand.

Vor der offnen Thüre ſaß die Mariannette und ſpann. Ich erkannte ſie gleich an der Aehnlichkeit mit unſerer Mutter. Im Graſe, ihr zu Füßen, ſaß ein kleines Mädchen mit einem Napf auf dem Schooße, aus dem es abwechſelnd einen Löffel voll für ſich und einen für den großen Wolfshund ſchöpfte, der wedelnd vor ihm ſtand. Aber ſobald ich aus dem Walde auf die kleine Wieſe trat, machte das Thier Kehrt, ſtürzte mit wüthendem Gebell auf mich zu, und die Mariannette mußte lange rufen, bis mich der treue Wächter heranließ, ſo daß ich meinen Namen nennen konnte.

Das war eine Verwunderung, eine Freude! Und dies iſt dein Kind? ſagte ich endlich, indem ich das kleine ſtrampelnde Geſchöpf vom Boden aufnahm. Aber da ſchüttelte die Mariannette den Kopf, wurde blaß und traurig und erzählte mir, daß vor einem Jahre auch ihr Kindchen geſtorben ſei; dieſe kleine gehöre den Vidals in der Aventinsmühle, die — wie das bei wohlhabenden Leuten Gebrauch iſt — meine Schweſter als Amme und Pflegerin für das Kind angenommen. Jetzt, in ihrer Einſamkeit, ſagte ſie, wäre die kleine Claudine ihr einziger Troſt. Dabei drückte ſie das Kind an ſich und weinte ſo heftig, daß das arme kleine Ding ebenfalls in Thränen ausbrach und ich von der Verſtändigkeit der Schweſter einen ſchlechten Begriff bekam.

Dieſe Meinung wurde denn auch nicht beſſer, als ich länger mit ihr zuſammen war. Unnützes Klagen habe ich niemals leiden können, und die Mariannette lamentirte vom Morgen bis zum Abend: über ihre Armuth, über ihre Einſamkeit, über die Schlechtigkeit der Menſchen, über Kälte und über Hitze, über zu ſchwere Holzſchuhe und zu dünne Kleider. Trotzdem blieb ich bei ihr wohnen, das heißt, ich kehrte immer bei ihr ein, wenn ich in der Umgegend war, denn ich fing damals gleich meinen Hauſirhandel an und verdiente ſo viel, daß ich ihr das Leben erleichtern konnte. Es will doch auch Jeder irgendwo zu Hauſe ſein, und dann freute ich mich vom Weggehen bis zum Wiederkommen auf das Kind, die Claudine, und wenn ich mit ihr zuſammen war, freut' ich mich erſt recht . . . du, François, wirſt das wohl begreifen . . . nicht?

Eine Weile ging es ſo fort. Im Winter war es bitter kalt da oben, aber von meinem Vorſchlag, nach St. Benoit oder Jurançon zu ziehen, wollte die Mariannette nichts wiſſen, die Leute wären zu ſchlecht, ſagte ſie, und außerdem wünſchte die Müllerin Vidal ihr Kind in der Nähe zu erhalten. Der Müller, der die Schwindſucht hatte und wie alle Kranken voller Launen war, verlangte oft plötzlich die Claudine zu ſehen; dann kam ein Bote über den Berg herüber, und in weniger als einer Stunde konnte ſie bei ihm ſein. Die Müllerin kam auch zuweilen, nach der Kleinen zu ſehen. Sie war eine blaſſe, ſtille Frau, aber in den Augen hatte ſie was vom Hochmuth und der Selbſtgefälligkeit ihres Bruders, des Bardet . . . Nimm's nicht übel, Claudine, daß ich ſo von ihr rede, und höre mir geduldig noch ein Weilchen zu.

Faſt ein Jahr war ich wieder zu Haus in den Bergen. Der Sommer hatte heiße Tage gebracht, und ganz erſchöpft kam ich eines Nachmittages bei der Waldhütte an. Von der Mariannette und dem Kinde war nichts zu ſehen, nur Pierret der Wolfshund, lag vor der Thür, und ich hätte keinem Fremden rathen wollen, ſich derſelben zu nähern. Mich ließ er natürlich paſſiren; ich ſuchte mir einen Biſſen Metturo (Maisbrod) und warf mich dann auf meinen Laubſack in der Nebenkammer, wo ich ſogleich einſchlief.

Als ich aufwachte, war die Mariannette nach Haus gekommen; ich hörte ſie lamentiren, und dann antwortete eine andere Stimme, in der ich die der Müllerin Vidal erkannte. Aber meine Schlaftrunkenheit war ſo groß, daß ich eine ganze Weile nicht verſtand, was geſprochen wurde, bis die Mariannette ſagte: Das iſt wider die Abrede Müllerin; Ihr habt verſprochen, mir das Kind zu laſſen, bis es fünf Jahre alt iſt.

Nehmt doch Vernunft an! fiel die Müllerin ein, mein kranker Mann verlangt nach der Kleinen, und wir müſſen ihm den Willen thun.

Ich kann's nicht! ich will's nicht! rief die Mariannette und brach in Thränen aus. Wie wollt Ihr mich zwingen, wenn ich Euch den Handel aufſage? wenn ich erkläre, daß Eure Claudine auf dem Kirchhofe liegt und daß dies mein Kind iſt?

Die Müllerin antwortete durch ein häßliches, hartes Lachen.

Verſucht's! ſagte ſie dann; wer wird's Euch glauben?

Jetzt hielt ich's nicht länger aus.

Ich glaub's ihr! rief ich, indem ich aus meinem Verſchlage hervortrat. Beide Frauen ſchrieen laut auf, aber die Müllerin faßte ſich ſchnell, und während Mariannette auf den nächſten Schemel ſank und ihr Geſicht in die Schürze drückte, ſagte ſie ſpöttiſch: Macht keinen Unſinn, Cadet Caduchon! Eure Schweſter iſt, ſeit ſie das viele Unglück gehabt hat, etwas verwirrt im Kopfe. Fragt nur die Leute von St. Benoît, da werdet Ihr zum Beiſpiel hören, daß ſie eines ſchönen Tages Hausgeräth, Kleider, Leinwand und ſogar eine Kuh gekauft hat, unter dem Vorgeben, ſie hätte eine kleine Erbſchaft gemacht. Als die Verkäufer dann aber Geld haben wollten, hatte ſie nichts. Ein anderes Mal erzählte ſie im ganzen Dorfe: der Proſper Badiche, ein wüſter Burſche, der nichts that als trinken, ſpielen und den Mädchen nachlaufen, hätte gedroht, ſich umzubringen, wenn ſie ihn nicht heirathe, und ſo hätte ſie ſich entſchloſſen, ihn zu nehmen. Denſelben Tag ging er aber mit dem Schankmädchen aus der Rothen Ente auf und davon. Wenn die Mariannette heute nun die Behauptung aufſtellte, meine Claudine wäre ihr Kind, ſo würden Vernünftige wiſſen, was davon zu halten iſt. Uebrigens iſt ja das Todtenregiſter da.

Als die Müllerin ſchwieg, fragte ich die Mariannette, was ſie zu ihrer Vertheidigung zu ſagen hätte? aber ſie ſchluchzte nur und drückte die Schürze feſter an die Augen, bis das Kind, das draußen geſpielt hatte, hereinkam, auf ſie zu lief und ſich mit den kleinen Händen an ihren Rock klammerte. Da ſprang ſie auf, ſah mit verſtörten Blicken umher, rief: die Müllerin ſolle die Kleine gleich mit fortnehmen, ſie wolle weder das Kind noch irgend Jemand von der Vidal'ſchen Sippe wiederſehen. Mit dieſen Worten lief ſie zur Thür hinaus und geradeswegs in den Wald hinein.

Ich eilte hinterdrein, weil ich fürchtete, daß ſie ſich ein Leid anthun könnte, und fand ſie im Gebüſch am Boden liegen. Vergebens redete ich ihr zu, bat ſie, mir Alles zu erzählen, verſprach, ihr beizuſtehen, wenn ihr Unrecht widerfahren wäre. Sie ſchien nicht auf mich zu hören, that nichts als weinen, und es währte lange, ehe ich ſie dazu brachte, wieder nach Haus zu gehen. Hier aber, wo ich fürchtete, daß der Jammer von Neuem losbrechen würde, weil inzwiſchen die Müllerin mit dem Kinde fortgegangen war, wurde ſie auf einmal ruhig.

Ich kanns nicht ändern, ſagte ſie; thu du mir nur die Liebe und ſprich nicht mehr davon. Sie hat ſeitdem den Namen Claudine nicht wieder genannt; dagegen erzählte ſie beſtändig von Jeannette; ob ſie das todte Kind oder Claudine damit meinte, habe ich aber nie herausgefunden und habe Jahre und Jahre gemeint, die Müllerin hätte Recht gehabt, als ſie behauptete, meine arme Schweſter wäre durch ihr vieles Unglück etwas verwirrt geworden.

Ihr habt es gemeint? fragte Claudine mit gepreßter Stimme, als Cadet Caduchon nach dieſen Worten ſchwieg. Glaubt Ihr es jetzt nicht mehr?

Der Alte ſchüttelte den Kopf.

Nein, ſagte er; unglücklich und thöricht war ſie, und großes Unrecht hatte ſie gethan; aber verrückt, wie es die Müllerin glauben machen wollte und die Menſchen auch wirklich geglaubt haben, iſt ſie nicht geweſen.

Claudine war noch bleicher geworden, und ihre Lippen bebten.

Ihr meint alſo, ich . . . ich wäre nicht das Kind der Müllerin Vidal? ſtieß ſie hervor.

Caduchon, bedenkt, was Ihr ſagt! rief François. Warum wollt Ihr die Claudine in Verwirrung und Unruhe bringen?

Mein lieber Junge, antwortete der alte Mann, jede Wahrheit muß irgend einmal ans Licht, und warum ſollte ich nicht das Meinige dazu thun? . . . Höre mich zu Ende, Claudine, fuhr er zu dem Mädchen gewendet fort. Eigentliche Beweiſe für meine Anſicht habe ich nicht . . . nichts, als was mir ſpäter die Mariannette anvertraut hat. Das will ich dir jetzt wiederſagen . . . aber wie viel du davon für wahr halten willſt, ſteht ja bei dir.

Als du von uns fort warſt, mochten wir nicht in der Waldhütte bleiben. In St. Benoit wollte die Mariannette aber auch nicht wohnen, und ſo zogen wir denn nach Jurançon, wo es mir mit der Zeit gelang, unſer Elternhaus an mich zu bringen. Ich ging Jahr aus, Jahr ein mit meinem Kaſten im Lande umher, die Mariannette ſpann für Geld. So kamen wir rechtſchaffen durchs Leben, ich mit Lachen und ſie mit Lamentiren, wie das Jedem von uns in der Natur lag.

Ihre Klagen hörte aber Niemand als ich, denn die Mariannette war gewiſſermaßen menſchenſcheu. Ihre Rede war immer: „Die Leute ſind ſchlecht!“ und als ich einſah, daß ſie ſich wirklich am wohlſten fühlte, wenn ſie einſam oder doch mit mir allein war, ließ ich ſie in ihrem ſtillen Winkel.

Nur mit einem Menſchen hat ſie in ihren letzten Lebensjahren eine Ausnahme gemacht, mit dem François nämlich . . .

Mit dir? fiel Claudine ein; warum haſt du mir das nie geſagt?

Weil ſie mich bat, mit keinem Menſchen von ihr zu ſprechen, antwortete François. Sie hatte eine Art Freundſchaft für mich gefaßt, weil ich ſie eines Abends von einer Rotte böſer Carnevalsbuben losmachte, die ſie verhöhnten. Seitdem mußte ich immer bei ihr einkehren, wenn ich des Weges kam, und dann ließ ſie ſich allerhand erzählen, am liebſten von dir, Claudine. Wenn ſie von dir ſprach, redete ſie aber, als ob du noch ein kleines Kind wärſt, und als ich mal fragte: warum ſie keinen Verkehr mit dir hätte? antwortete ſie, das dürfe nicht ſein, und weinte dabei ſo bitterlich, daß ich dergleichen nie mehr geſagt habe.

Damals haſt du ſie natürlich auch für verrückt gehalten, ſagte der Caduchon. Ganz Jurançon hat es gethan. Aber ſei aufrichtig, François: haſt du dieſe Meinung heute noch? Haſt du nicht wenigſtens bei deiner letzten Unterredung mit ihr das Gefühl gehabt, daß Alles, was ſie da ſagte, die lautere Wahrheit geweſen iſt?

Ich weiß nicht, antwortete François, ohne aufzuſehen.

Das Geſicht des Alten verfinſterte ſich.

Ich merke ſchon, du willſt nicht mit der Sprache heraus, ſagte er. Für Andere beſorgt ſein, iſt recht und gut, aber man kann's damit auch zu weit treiben. Eigentlich hab' ich dich bitten wollen, die Geſchichte zu Ende zu erzählen, aber wenn du ſo wenig Courage haſt, muß ich es ſelbſt verrichten. So höre denn, Claudine.

Vor zwei Jahren zu Faſtnacht wurde die Mariannette krank, und als der Sommer kam, ging's mit ihr zu Ende. Sie wußte das auch, betete fleißiger als je den Roſenkranz und hatte oft große Beängſtigungen. Eines Abends, als ich nach Hauſe kam — ich ging natürlich nur auf die nächſten Ortſchaften — fand ich den François bei ihr und ſie ſelbſt ſehr ſchwach.

Gut, daß du kommſt, ſagte ſie; ich habe nur noch wenige Stunden zu leben und habe euch Beiden was Wichtiges zu offenbaren. Dabei faltete ſie die Hände, machte die Augen weit auf und fuhr mit lauter Stimme fort: Die Claudine, die für die Tochter der Müllerin Vidal gilt, iſt mein leibliches Kind, ſo wahr ich auf die Gnade Gottes und der Heiligen hoffe!

Mit einem leiſen Aufſchrei ſchlug Claudine die Hände vors Geſicht.

Sie war eine arme, geiſtesſchwache Frau, fing François an; aber der Caduchon legte die Hand auf ſeinen Arm.

Wenn du mir nicht helfen willſt, verhalt dich wenigſtens ruhig, ſagte er vorwurfsvoll, und dann entſtand eine Pauſe, bis Claudine das Geſicht erhob und fragte: Hat ſie euch weiter nichts geſagt?

Ja, Kind, gab der Alte zur Antwort. In abgeriſſenen Sätzen, von bitterlichem Schluchzen unterbrochen, hat ſie uns ihre ganze Unglücks- und Sündengeſchichte erzählt — aber die Sünde iſt nicht ihr allein anzurechnen!

Die Müllerin Vidal war viele Jahre verheirathet, ohne daß ſie ein Kind bekam. Der Müller ſprach ſchon davon, das Töchterchen einer armen, weitläufigen Verwandten an Kindesſtatt anzunehmen, aber die Müllerin hatte einen Haß gegen die Frau, und ſo war, als ihr endlich die Claudine geſchenkt wurde, ihre Freude an dem Kinde noch verdoppelt durch die Schadenfreude, daß nun die Hoffnungen der Feindin nicht in Erfüllung gingen. Das Müllerskind war übrigens ein armes, ſchwaches Ding, das nur zum Sterben auf die Welt gekommen ſchien. Man gab es der Mariannette, die ſeit ein paar Wochen ein prächtiges kleines Mädchen hatte. In ihrer Pflege und in der guten Waldluft ſchien ſich die Claudine Anfangs auch zu erholen, und der kranke Vater hatte, ſo oft die Mariannette mit der Kleinen in die Mühle kam, ſeine herzliche Freude daran.

Aber der Winter, der in dieſem Jahre beſonders ſtreng war, machte den Beſuchen, wie dem Wohlbefinden des Kindes ein Ende. Als die Müllerin im Frühjahr zum erſten Male wieder in die Waldhütte kam, fand ſie das arme Weſen abgezehrt zum Erbarmen.

Auch der Mariannette ging es ſchlecht. Sie war ſeit einem halben Jahre Wittwe; ihr Mann hatte ſie ſehr lieb gehabt, hatte ihr Alles zu Willen gethan, nun konnte ſie ſich in die Einſamkeit nicht finden und klammerte ſich an die erſte beſte Hand, die ihr geboten wurde. Die ſchlechteſte Hand, hätte ich ſagen ſollen: der Proſper Babiche war ein ebenſo nichtsnutziger als hübſcher Burſche. Aber die Mariannette hatte ſich nun einmal in ihn verliebt und dachte nur daran, wie ſie's möglich machen könnte, ihn zu heirathen.

Das mag ſie — wenn auch nur mit halben Worten — der Müllerin verrathen haben, und darauf baute dieſe ihren Plan. Schon in den nächſten Tagen kam ſie wieder und hatte die Taſche voll Fünffrankenthaler — die ſollte die Mariannette haben, wenn ſie ſich entſchloß, ihr eigenes Kindchen, im Fall die kleine Claudine ſterben ſollte, der Müllerin zu überlaſſen. Die Marianette wollte ſich nicht dazu verſtehen, da gab ihr die Müllerin Bedenkzeit und ließ ihr inzwiſchen das Geld. Das nächſte Mal aber, als ſie wieder kam, lag ihr Kindchen im Sterben, und das Geld war längſt in den Händen des Proſper.

Und nun redete die Müllerin der Mariannette noch eifriger zu; verſprach ihr noch ein paar hundert Francs, ſtellte ihr vor, wie gut es ihre Kleine als reiche Müllerstochter haben würde, und wie viel leichter ſich der Proſper zum Heirathen entſchließen würde, wenn er von der Sorge für das Stiefkind befreit wäre. So habe ich mich vom Teufel blenden laſſen und habe mein eigen Fleiſch und Blut verkauft, ſagte die Mariannette, und man brauchte nur den Ton zu hören, in dem ſie's ſagte, um zu wiſſen, wie ſie's bereute und wie ſchwer ſie dafür geſtraft worden war.

Den Tauſch der Kinder machte die Abgeſchiedenheit, in der die Mariannette gelebt hatte, ſehr leicht. Seit Monaten war keine Menſchenſeele in die Waldhütte gekommen, außer dem Proſper Babiche, und der hatte die kleinen Geſchöpfe kaum angeſehen. So ging denn auch Alles glatt und gut von ſtatten; ſogar der Müller, den die Krankheit auch im Geiſt ſchwach gemacht haben mochte, ließ ſich hinters Licht führen, war voll Freude, daß ſeine Claudine ein ſo kräftiges Kind geworden, und machte der Amme ein anſehnliches Geſchenk. Für die Mariannette folgte aber doch die Strafe der Sünde auf dem Fuße nach. Während ſie Einkäufe machte, um ſich zur Hochzeit mit dem Proſper auszurüſten, borgte er ihr das Geld, daß ſie ihm als etwas kürzlich Ererbtes gezeigt hatte, unter allerhand Vorwänden ab; als ſie es wiederhaben wollte, um ihre eigenen Schulden zu bezahlen, ging er mit einer andern Liebſten davon, und die Müllerin benutzte die Vorgänge und die Verzweiflung der armen Betrogenen, um ſie als halb irrſinnig in Verruf zu bringen.

Das Alles, Claudine, hat uns die Mariannette auf ihrem Todtenbette ſo klar und verſtändlich auseinandergeſetzt, wie ich es hier erzähle; aber freilich war es noch ganz anders, als ſie inzwiſchen klagte und weinte, ſich die ſchlechteſte Creatur unter der Sonne unſeres Herrgotts nannte, verſicherte, daß auch dir der unrecht erworbene Reichthum keinen Segen bringen könne, den François bat, dir Alles zu ſagen — denn ſie war überzeugt, daß du ihn lieb hätteſt, wie er dich — und dann wieder aufſchrie, es wäre doch zu hart, daß ſie ſterben müſſe, wie ſie gelebt, ohne ihr Kind noch ein einziges Mal zu umarmen.

Und das habt ihr anhören können und habt mich nicht geholt! rief Claudine, während große Thränen über ihre Wangen floſſen.

Wärſt du denn gekommen? . . . Glaubſt du's denn? riefen der Cabuchon und François wie aus Einem Munde.

Da brach ſie mit einem Aufſchluchzen in ſich zuſammen; der alte Mann nahm ſie in ſeine Arme, und eine Weile hörte man nichts, als ihr Weinen und die ſchweren Athemzüge des François. Endlich erhob ſie den Kopf und trocknete die Augen.

Freilich glaub' ich's, ſagte ſie dann. Von Wollen oder Nichtwollen kann dabei nicht die Rede ſein. Darum hat die Müllerin nie mit mir ſein können, wie andere Mütter mit ihren Kindern ſind — der Stiefvater war immer herzlicher mit mir, als ſie — darum hat ſie mich, als die Brüder geboren wurden, noch weniger leiden können, als früher; darum hat ſie jetzt ſo darauf beſtanden, daß ich aus dem Hauſe müſſe, Bruder Jacques zu Liebe . . . O, heilige Mutter Gottes! er iſt ja nicht mein Bruder . . . ich habe ja keine verwandte Seele mehr . . .

Nichts als einen alten, ſchäbigen Oheim, Kind, mit dem dir wenig gedient ſein wird! fiel der Cabuchon ein, indem er ſich zum Lachen zu zwingen ſuchte; aber es zuckte dabei verrätheriſch um ſeine Mundwinkel, und als ihm die Claudine mit einem halberſtickten: Verzeiht mir, Oheim! um den Hals fiel, hielt er ſich nicht länger und lachte und weinte wie ein Kind.

Und ich, Claudine . . . haſt du mich vergeſſen! willſt du an mir nicht gut machen, was ich Jahre und Jahre lang um dich ausgeſtanden habe? ſagte der François.

Sie wendete ſich um.

Das hätteſt du uns Beiden erſparen können! flüſterte ſie, und mit einem Jubelſchrei riß er ſie in die Arme.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Das gab ein Kopfſchütteln und Verwundern in Jurançon und weit ins Land hinaus! Mit dem reichen Henriot hatte die Claudine Verſpruch gehalten, und nun wurde ſie mit dem François Vadou aufgeboten, und die Verwandtſchaft that ſie nicht in Bann und Acht! Im Gegentheil! Der Müller Vidal ſagte Jedem, der es hören wollte: ſie wäre das bravſte Mädchen weit und breit, ohne Falſch und Eigennutz, und manche angeſehene Frau könnte ſich an ihr ein Beiſpiel nehmen!

Leider ließen ſich weder die Barbets noch die Vidals auf weitere Erklärungen ein, und wenn man den Caduchon fragte, hatte er immer eine luſtige Antwort bereit, die nichts verrieth.

Aber nach und nach, man wußte nicht, woher es kam, verbreitete ſich das Gerücht von einem Kindertauſch, den die verrückte Mariannette vorgenommen. Es war auch nur zu leicht erklärlich, daß ſie ihrem Kinde zu Ehre und Reichthum zu verhelfen geſucht . . . reiche Leute können nicht vorſichtig genug ſein, mit wem ſie ſich einlaſſen! Wie die Geſchichte herausgekommen, wußte man nicht; vielleicht durch den Caduchon, der eine lange Unterredung mit der kranken Müllerin und der Claudine gehabt hatte — eine Unterredung, bei der es, wie die Dienſtleute ſagten, ſehr heftig hergegangen war.

Daß der Henriot die Tochter der Mariannette, die Nichte des Caduchon, nicht heirathen konnte, verſtand ſich von ſelbſt. Der François Badou, der auch nichts hatte, der war jetzt der rechte Mann für ſie! Nur eins fiel den Leuten auf: der große Schickſalswechſel hatte die Claudine nicht im Mindeſten gebeugt; ſie trug den Kopf ſo hoch und frei, wie nur je, ihre Wangen und Lippen blühten, ihre Augen glänzten — kurz, ſie ſah aus, als ob ihr die Welt gehörte.

Sie wird wohl endlich zur Einſicht kommen, ſagten die Frommen und Demüthigen ſalbungsvoll. Hochmuth iſt der Weg zum Elend, und was Armuth heißt, wird ſie ja in ihrer Ehe kennen lernen.

Sie hätten ihr Mitleid ſparen können: der Henriot hatte dem François ſein Anweſen in Areſſi in Pacht gegeben.

Du verſtehſt die Wirthſchaft und wirſt das Gut beſſer im Stande halten, als ich ſelbſt, ſagte er; ich finde bei meinen Kalköfen genug zu thun und werde mir dazu noch oft bei dir Rath holen müſſen.

Der Henriot war denn auch Claudinens Brautführer und machte ſeine Sache ſo gut, wie ſich's irgend von ihm erwarten ließ, und Claudine nahm es ihm nicht übel, als er erklärte: es wäre ihm geradezu ein Stein vom Herzen gefallen, als er erfahren, wie ſich

Alles gefügt, und daß er ſie nun nicht zu heirathen brauche.

Etwas ſpäter aber, als der gute Wein von Jurançon die Zungen gelöſ't hatte — das Hochzeitsmahl wurde nämlich im Hauſe des Barbet eingenommen, weil die Müllerin, die arme, brave Frau, über die Schlechtigkeit der Mariannette zu krank geworden war, um die Hochzeit auszurichten — beim Glaſe Wein alſo ſetzte ſich der Henriot zum Cadet Cabuchon, den er beſonders ins Herz geſchloſſen hatte, und eröffnete ihm, daß er überhaupt nicht heirathen wolle.

Der François und die Claudine werden ja wohl Kinder kriegen, meinte er; die ſollen meine Erben ſein.

Kgl. Hof- und Univerſitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

München. PROSPECTUS. R. Oldenbourg.

# Novellenſchatz

des

# Auslandes.

Herausgegeben von Paul Heyſe und Hermann Kurz.

---

**Preis eines Bandes (von ca. 20 Bogen) 15 Ngr.**
**oder 54 kr. ſüdd. W.**
Jeder Band wird einzeln verkauft.

---

## Inhalt des I. Bandes.

Colomba. Von **Prosper Mérimée.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Fauſt. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

## Inhalt des II. Bandes.

Eine abenteuerliche Nacht. Von **Anton Giulio Barrili.** Aus dem Italieniſchen von Johannes Kugler.

Das Schönpfläſterchen. Von **Alfred de Muſſet.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Schweigen im Leben, im Sterben vergeben. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner.

Ein Schuß. Von **Alexander Puſchkin.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Das Heimchen am Herde. Von **Charles Dickens.** Aus dem Engliſchen von ***

## Inhalt des III. Bandes.

Wolfert Webber oder goldene Träume. Von **Waſhington Irving.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

Utballa. Von **Helena Hahn.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Der Teufelsſumpf. Von **Georges Sand.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

## Inhalt des IV. Bandes.

Advocat Loubet. Von **Henriette-Etienne-Fanny Arnaud.** (Mad. Charles Reybaud). Aus dem Franzöſiſchen von Leonard Hamm.

Pique Dame. Von **Alexander Puſchkin.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

Die Tauben des heiligen Marcus. Von **Francesco dall' Ongaro.** Aus dem Italieniſchen von Pauline Schanz.

Das Klappenhorn. Von **Pedro A. de Alarcon.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Laiſtner.

Deadly Daſh. Von **Ouida.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

## Inhalt des V. Bandes.

Das Regiments-Album. Von **Edmond About.** Aus dem Franzöſiſchen von Wilhelm Ludwig Herz.

Servil und Liberal oder drei Taubenherzen. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spaniſchen von Ludwig Latſtner.

Tante Franciska. Von **Carl Bernhard.** Aus dem Däniſchen von Fr. von Liliencron.

Die blauäugige Jungfrau. Erzählung eines engliſchen Küſtenwächters. Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

## Inhalt des VI. Bandes.

Das Fräulein von Malpeire. Von **Henriette-Etienne Fanny Arnaud.** (Mad. Charles Reybaud.) Aus dem Franzöſiſchen v. Leonard Hamm.

Erſte Liebe. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Ruſſiſchen von Claire von Glümer.

## Inhalt des VII. Bandes.

Die Montenegrinerin. Von **Francesco dall' Ongaro.** Aus dem Italieniſchen von V. J.

Vierklee. Von **C. A. Wetterbergh.** A. d. Schwediſchen v. L. Paſſarge.

Capitän Paz. **(La fausse maitresse.)** Von **H. de Balzac.** Aus dem Franzöſiſchen von Auguſte Scheibe.

Standhaft und treu. Aus dem Polniſchen des Joſeph Korzeniowski.

## Inhalt des VIII. Bandes.

Die Blutrache. Von **Honoré de Balzac.** Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Schneegans.

Eine Abendſcene. Von **Chriſtian Winther.** Aus dem Däniſchen überſetzt von Adolf Strodtmann.

Der Vetter vom Lande. Von **J. J. Cremer.** Aus dem Niederländiſchen von Adolf Glaſer.

Die Gattin des Gefallenen. Von **M. Jokai.** Aus dem Ungariſchen von ***

Die kleinen Schuhe. Von **Hégéſippe Moreau.**

## Inhalt des IX. Bandes.

Samuel Titmarſh und der große Hoggarty-Diamant. Von **W. M. Thackeray.** Aus dem Engliſchen von Auguſte Scheibe.

Julia von Trécoeur. Von **Octave Feuillet.** Aus dem Franzöſiſchen von Amélie Godin.

## Inhalt des X. Bandes.

Synnöve Solbakken. Von **Björnſtjerne Björnſon.** Aus dem Norwegiſchen von L. Paſſarge.

Marie. Von **Steen Steenſen Blicher.** Aus dem Däniſchen von F. v. Liliencron.

Theobald. Von Madame **Charles Reybaud.** Aus dem Franzöſiſchen von Max Kalbeck.

Das Alibi. Von **Carlo Mascheroni.** Aus dem Italieniſchen von Marie Helene.

**R. Oldenbourg,**
Verlagsbuchhandlung.

# Deutſcher Novellenſchatz.

Vierte Serie.

Zweiter Band.

(Der ganzen Reihe zwanzigſter Band.)

# Deutſcher
# Novellenſchatz

herausgegeben

von

**Paul Heyſe.**

---

Vierte Serie.

Zweiter Band.

(Der ganzen Reihe zwanzigſter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

München.
Rudolph Oldenbourg.

# Inhalt.

Seite
Scholaſtika. Von A. von Sternberg . . . . . . 1
Vetter Iſidor. Von Julius Groſſe . . . . . . 103
Das Gericht im Walde. Von Julie Ludwig . . . 237

# Scholaſtika.

Von A. von Sternberg.

Urania für 1845. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg, geb. den 10. April 1806 auf dem Gute Noiſtfer bei Reval in Eſthland, wo ſein Vater Landrath war, wurde nach dem Tode desſelben von einem Oheim in Dorpat erzogen, beſuchte dort das Gymnaſium und die Univerſität, auf der er ſich mit der Jurisprudenz, die er ſtudieren ſollte, wenig beſchäftigte. Im Jahre 1829 ging er nach Petersburg, um ſich nach dem Wunſche ſeines Oheims für eine Staatsanſtellung vorzubereiten. Das Mißbehagen an den dortigen Verhältniſſen und ſeine Unkenntniß des Ruſſiſchen vereitelte dieſen Plan. Von der Kaiſerin, die ſich für ſein bedeutendes Zeichentalent intereſſirte, zum Zwecke künſtleriſcher Ausbildung unterſtützt, begab er ſich 1830 nach Dresden. Die von der Bekanntſchaft mit Tieck erhaltenen Anregungen führten ihn zur literariſchen Production, gegen welche die Uebung des anderen Talents mehr und mehr zurücktrat (eine Probe desſelben erſchien 1848 in ſeinen Illuſtrationen zu „Tutu"). 1831 reiſ'te er nach Süddeutſchland, hielt ſich 1832 in Stuttgart auf, wo durch G. Schwab's Vermittlung ſeine Novellen „die Zerriſſenen", die Fortſetzung derſelben „Eduard" (1833), „Leſſing" und „Molière" (1834) im Cotta'ſchen Verlage erſchienen. Von Stuttgart ſiedelte er nach Mannheim über, zu dreijährigem Aufenthalt, kehrte nach Stuttgart zurück (Bekanntſchaft mit Lenau) und wandte ſich dann wieder dem Norden zu, wo er Berlin endlich zu ſeinem dauernden Wohnſitz wählte. Zu Anfang der 50er Jahre verheirathete er ſich mit einem Fräulein von Waldow und hielt ſich meiſt in Dresden auf. Vom Jahre 1862 an durch ein Gehirnleiden in ſeinen geiſtigen Fähigkeiten mehr und mehr gelähmt, ſtarb er im Irrſinn auf dem Gute Dannenwalde in Mecklenburg-Strelitz am 24. Aug. 1868.

Sternberg iſt der Schule Tieck's niemals ganz entwachſen, und in ſo mancherlei Stoffen er ſich verſucht hat, iſt es ihm ſo wenig, wie ſeinem Meiſter, gelungen, ſeinen oft geiſtreich erfundenen Figuren volle Lebenskraft einzuhauchen. Das leichtbewegliche Spiel ſeiner Phantaſie bringt es ſelten zu wahrhafter Illuſion, und ſeltner noch ſcheint es ihm mit den ſittlichen Motiven rechter Ernſt zu ſein; ſo iſt denn auch ſein Stil, bei aller ſcheinbaren Gewandtheit, im Grunde unlebendig und conventionell, der echte Naturlaut ſteht ihm nicht zu Gebote (der Monolog auf S. 36 und 37 unſerer Erzählung!), und nur bei der Beſchreibung äußerlicher Dinge oder Zuſtände kommt ſein Zeichentalent dem Erzähler glücklich zu Statten. Gleichwohl durfte ein ſo vielgenannter Name, wie der ſeinige, in unſerer Sammlung nicht übergangen werden, und der ſehr charakteriſtiſche Hintergrund der hier mitgetheilten Erzählung wird ihre Wahl hoffentlich auch bei ſolchen Leſern rechtfertigen, denen die Durchführung des pſychologiſchen Problems viel zu wünſchen übrig läßt.

In der Nähe von Kiew befindet ſich ein Nonnenkloſter, deſſen Bewohnerinnen ſämmtlich Malerinnen ſind; doch möchten ſie ſchwerlich vor dem Richterſtuhle der Kunſtkritik Gnade finden. Dieſe einſamen und in ſtrenger Zurückgezogenheit lebenden Religioſen führen den Pinſel und die Palette, wie ihre Schweſtern wenige Meilen aufwärts in dem neugegründeten Kloſter die Nähnadeln und die Schere führen: lediglich in mechaniſcher Thätigkeit. Aus den Zellen unſrer künſtleriſchen Nonnen gehen Chriſtusbilder, Johannesköpfe und Magdalenen- und Marien-Geſtalten hervor, wie aus dem benachbarten Kloſter Kattunſchürzen, Florhäubchen und geſtickte Mieder hervorgehen; es iſt dies ein Zweig der Handgeſchicklichkeit wie jeder andre. Rußland hat in ſeinen zahlloſen Kirchen und Klöſtern eine Unmaſſe von Heiligenbildern nöthig; dazu kommt, daß jede Privatwohnung, von dem Palaſt des ruſſiſchen Großen an bis in die Hütte des Bauern hinab, eines „Obras“ (Heiligenbildes) bedarf, und um den Beſtellungen und Nachfragen zu genügen, ſind hier und da im Lande Heiligenbilderfabriken angelegt, wo die Schöpfung dieſer ſtereotypen Gemälde noch viel handwerksmäßiger betrieben wird, als in den Klöſtern. In dieſen letztern Behauſungen kann man doch immer annehmen, daß irgend religiöſer Sinn einwirkt und das todte Machwerk belebt, anders iſt es aber, wo nur leidige Concurrenz zu flüchtigen und gedankenloſen Productionen hintreibt.

Unſerm Kloſter war das Privilegium, Heiligenbilder zu malen, ſchon ſehr frühzeitig gegeben worden. Die darauf bezügliche Urkunde war verbrieft und mit der Unterſchrift des großen Gregorius verſehen, des zweiten Metropoliten dieſes Namens, der ſeine biſchöfliche Behauſung in den Mauern von Kiew aufgeſchlagen hatte, und deſſen Lebensende durch die Streitigkeiten mit dem Mönche Simon getrübt wurde, der anmaßlich als Nachfolger des heiligen Andreas von Nowgorod die Würden dieſes Prieſters ſich aneignete und die Ruhe des Sprengels auf eine höchſt betrübende Weiſe ſtörte. Der ehrwürdige Patriarch wandte, ehe dieſe zänkiſchen Ereigniſſe ſich in den Frieden ſeiner Tage miſchten, einen großen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeiner apoſtoliſchen Liebe den Nonnen des Kloſters der heiligen Anna zu. Er ſchenkte dem Altar ihrer Kirche einige Meßgewänder und Decken von einem, für die damaligen Zeiten, außerordentlichen Werthe; dann ließ er ſich herab, die Bibliothek des Kloſters mit einer Anzahl von Scripturen zu dotiren, die ſämmtlich aus vermorſchten Pergamentrollen beſtanden, deren Schriftzüge Niemand mehr enträthſeln konnte; ein

Umſtand, der nicht wenig dazu beitrug, daß man ſie mit einer andächtigen Scheu betrachtete und ſie gewiſſenhaft den Motten und dem Schimmel preisgab zur Weiterbeförderung ins Reich der Vergänglichkeit. Die Liebe des ehrwürdigen Kirchenfürſten für die Bräute Chriſti ging ſogar ſo weit, daß er ſein eigenes Schlafgemach eines koſtbaren Heiligenbildes beraubte und dasſelbe in einer eigens dazu erbauten Seitenkapelle des Kloſters aufſtellen ließ. Dieſes Gemälde ſtellte den heiligen Georg vor, den Schutzpatron Rußlands und unſeres Patriarchen. Es war hier nicht die Rede davon, zu erkennen, als was und wie der Maler ſich den Gegenſtand ſeines Bildes ausgedacht hatte, das Ganze war ein einziger dintenſchwarzer Grund, eingefaßt in eine Glorie von Goldblech, die ungefähr die Formen eines Ritters zu Pferde angab, jedoch äußerſt unvollſtändig, und zwar in der Art, wie, wenn Kinder aus einem Bilderbogen eine Gruppe herausgeſchnitten haben, die übriggebliebenen Papierreſte noch anzuzeigen fähig ſind, ob der entnommene Gegenſtand ein Pferd, ein Thurm oder ein Triumphbogen war. Die Goldverbrämung dieſes undeutbaren Bildes war auch unſtreitig die Hauptſache; die Perlen, die Diamanten, die im Golde ſchwammen, die fingerlangen Buchſtaben in ſlavoniſcher Sprache, die um den Rand des Bildes herumliefen, und wo ebenfalls kleine ſchwarze Kleze anzeigten, daß einſt kleine Miniaturen ſich hier eingeſchoben hatten, gaben den alleinigen Gegenſtand der Bewunderung und der Verehrung her. Man zählte ſieben große und ſiebenzig kleine Perlen; die erſtern von der Größe kleiner Haſelnüſſe, die letztern wie Erbſen groß, und noch dazu eine Anzahl ſogenannter Staubperlen, die immer zu einer Gruppe von zehn bis dreißig vereinigt einen Edelſtein von glänzender und ſchöner Farbe einſchloſſen und ſomit in den Ecken Roſen bildeten, die aus dem abwechſelnd matt und glänzend gearbeiteten Goldfelde erblühten. Die Martyrkrone des Heiligen, die von zwei noch erkennbaren Engeln in rothen und fleiſchfarbenen Gewändern getragen wurde, beſtand aus einem byzantiniſchen Diadem mit ſiebenzehn Eckzacken in Form von Kreuzen und jede in eine Spitze auslaufend, die ein Rubin vom ſchönſten Waſſer zierte. Der Patriarch, als er auf dieſe Krone wies, machte die Bemerkung, daß drei dieſer Steine ein Dorf von der Größe und Ausdehnung des Kloſtergebiets an Werth aufwögen, und daß man für die übrigen die Gerichtsbarkeit einer kleinen Stadt an ſich kaufen könne. Als das Bild in Prozeſſion ins Kloſter gebracht wurde, ereignete ſich das Wunder, daß eine weiße Taube, den Zug begleitend, mit in die Kirche drang und ihren Platz auf der erſten Altarſtufe einnahm, wo ſie neben dem dienſtthuenden Prieſter und unbekümmert um die Geſchäftigkeit, die um den Altar herum herrſchte, ausharrte, bis die Feierlichkeit der Einſegnung vorüber war, und ſie erhob ſich, als der ambroſianiſche Lobgeſang ertönte, um, auf den makelloſen Fittichen daherſchwebend und gleichſam getragen von den ſüßen, bläulichen Wölkchen des Weihrauchs, in raſchem und lieblichem Fluge die Kirche zu verlaſſen. Die Nonnen, die hinter ihrem Gitter dem Wunder zuſchauten, erklärten die Taube für den Geiſt der heiligen Anna, die da gekommen war, dem herrlichen Wunderthäter Georg, dieſem chriſtlichen Helden und Ritter ohne Furcht und Tadel, ihre Begrüßung in den ihr geheiligten Mauern darzubringen.

Als es bekannt wurde, daß das Bild des heiligen Georg's in dem Beſitze der Nonnen war, gingen aus weiter Ferne Beſtellungen ein, die eine Copie dieſes Bildes forderten. Es war dies eine ſchwierige Aufgabe. Etwas zu malen, was gar nicht exiſtirte, eine Copie von einem Gegenſtand zu geben, der im Original gleichſam gar nicht vorhanden war, — man mußte die guten Nonnen entſchuldigen, wenn ſie in dieſem Falle auf ſeltſame Auswege geriethen. Das heilige Bild durfte nicht herabgenommen und noch weniger ganz in der Nähe mit einer profanen Aufmerkſamkeit betrachtet, wohl gar durch ein Glas unterſucht werden; was man jedoch aus erlaubter Ferne gewahrte, war, wie geſagt, nichts als ein ſchwarzer Klex von einiger Ausdehnung. Wenn das Auge, das ſich an das Dämmerlicht der Kapelle gewöhnt hatte, mit einer leidenſchaftlichen und nicht ermüdenden Anſtrengung hinſtarrte, ſo wurde aus dem Dunkel ein einzelner dürftiger heller Farbenfleck bemerkbar; dies mußte nun das Geſicht des Heiligen ſein. Allein wenn hier ſein Kopf war, ſo wurde damit das Pferd zu einer Größe herabgedrückt, die es wie einen mäßigen Ziegenbock erſcheinen ließ, abgeſehen davon, daß der unter dem Pferde befindliche Drache dann wie ein Hündchen in einer vollgepfropften Poſtkutſche unter den Füßen der Reiſenden zuſammengedrückt zu liegen kam. Dieſe Annahme wurde daher verworfen und der helle Punkt im Gemälde für den feuerſpeienden Rachen der Unthiers erklärt. Aber dieſe Interpretation fand auch ihre Schwierigkeiten; man wußte nicht wohin jetzt mit dem Kopfe des Ritters und mit der Figur des Pferdes; endlich, da alles Grübeln nichts half, überzog man eine Leinewand mit ſchwarzer Farbe und legte dann das Goldblech darauf, das man auf minutiöſeſte Weiſe in allen Ausſchnitten, Ausbeugungen und Beulen wiedergab. Die Käufer waren vollkommen zufrieden. Wir haben dieſen Umſtand ſo ausführlich behandelt, weil ſich hieraus der Standpunkt angeben läßt, auf dem die Kunſt der Bilderfabrication damals in unſerm Kloſter ſtand. Sie iſt ſeitdem nicht viel höher gerückt.

Einige Jahrzehnte nach den obigen Ereigniſſen erlitt das Kloſter einen Brand und eine Plünderung. Durch den Muth und die Aufopferung des weltlichen Schutzherrn wurden dem heiligen Hauſe ſeine Schätze und Kleinodien erhalten, allein die Mauern hatten ſo arge Beſchädigungen hinnehmen müſſen, daß die Bewohnerſchaft auf ein Jahr auswandern und ſich in einem ehemaligen Jagdſchloſſe einquartiren mußte. Die Nonnen mit ihren Farbentöpfen, ihren Paletten und Staffeleien pilgerten mit Geſang aus den Ruinen ihres Kloſters und zogen eben ſo mit Geſang in die Hallen ein, die mit wilden Schweinsköpfen, Rehgeweihen und Bärentatzen geziert waren, und die von dem wilden Lärm einer zechenden Jagdbrüderſchaft einſt widerhallten. Nach wieder hergeſtellter Ruhe wurde in dem darauf folgenden Jahre eine Deputation nach Petersburg geſendet, und dieſe kehrte heim, mit Geſchenken und Ehrenbezeigungen beladen. Der Ankauf von drei gutverſehenen Höfen nebſt einigen Bezirken Waldes war die Folge der ſteigenden Reichthümer des Kloſters. Die Nonnen gaben jetzt das Bildermalen auf und lebten wie reiche Frauen im Schooße des Nichtsthuns und der Ueppigkeit faſt ein halbes Jahrhundert hindurch. Dann traf in jenen unruhigen Zeiten, die der Thronbeſteigung Peter's des Erſten vorangingen, das Kloſter aufs Neue Mißgeſchick und Verfolgung. Es verlor ſeine Schätze, und die Nonnen kehrten zu ihrer ausgeſpannten Leinewand und ihren Holztafeln zurück, indem ſie ſich von Neuem anſchickten, Glorienſcheine von Goldblech und Blumen aus Silberzindel zu verfertigen. Es koſtete Mühe, wieder die alte Kundſchaft zu erlangen und den Ruf des Kloſters zu erneuen, den es in den Jahren des Müßiggangs und der Schwelgerei eingebüßt hatte, allein das glückte dennoch, und die Beſtellungen liefen von Jahr zu Jahr zahlreicher ein.

Bis zu den neueſten Zeiten, in denen unſre Geſchichte ſpielt, war das Glück und die Wohlhabenheit des Kloſters im Steigen; gleichwohl war der Grad der

Vervollkommnung ſeiner Kunſtproductionen ſeit Jahrhunderten immer derſelbe geblieben und iſt es noch an dem heutigen Tage. Ohne Zweifel iſt die altbyzantiniſche Kunſt, wie ſie nach Italien überwanderte und noch den Bildern des Giotto und Cimabue kenntlich ihren Stempel aufdrückte, der Typus der ruſſiſchen Heiligenbilder. Es iſt die gänzliche Entfernung aller freien Bewegung, aller Individualiſirung der Hauptcharakter dieſer frühen Epoche. Ein langes, ſchmales, blaſſes Antlitz, ſtets von vorne aufgefaßt, mit hellbraunen Augen, langer, dünnrückiger Naſe, ſchmalem und geſchloſſenem Munde und einem von einem zierlich gekräuſelten, in hergebrachter Form bald in zwei, bald in Eine Spitze auslaufenden Barte umgebenen Kinne, langem, lichtbraunem, geſcheiteltem Haar — iſt ein Chriſtusbild. Eine ſchmale, langfingerige Hand, deren drei Finger erhoben, zwei in den Ballen der Hand niedergedrückt ſind, gehört ebenfalls unerläßlich zum Bilde, ebenſo wie das rothe Leibgewand und der blaue Ueberwurf. Ein langes, ſchmales, weibliches Antlitz, mit eben ſolch hellbraunen, ausdrucksloſen Augen, derſelben langen und dünnen Naſe, demſelben dünnlippigen, geſchloſſenen Munde iſt die Madonna. Sie trägt das Kind, das mager und unkindlich geformt iſt und nach altkirchlichem Stil die Hand nach oben beſchriebener Weiſe emporhebt. In dieſer Weiſe folgen die Heiligen und Martyrerinnen, genau in demſelben Charakter, wenn man die völlige Charakterloſigkeit Charakter nennen kann, aufgefaßt. Nur der Name und eine dazu gefügte kurze Gebetformel läßt den Beſchauer erkennen, welchen Würdenträger der Legende er gerade vor ſich habe. Dieſe Bilder werden in Kiſten verpackt und zu Hunderten verſendet. Sie haben ihren beſtimmten Preis, wie jede andre Waare, und bei ihrer Beſtellung wird nur über das Beiwerk von Metall und Schmuckſachen, nie über das Bild gehandelt.

Wir treten nun in das Kloſter ſelbſt ein. Es iſt ein niedriges Gebäude mit plattem Dach und rundgewölbter Thür und Fenſteröffnungen, völlig abweichend von dem pittoresken und romantiſchen Bauſtil der mittelalterlichen Klöſter in Deutſchland, England und Frankreich. Nur ein verdeckter Gang, der im Innern des Hofes den Nonnen zum Luſtwandeln dient, kann an die Kreuzgänge jener alten Mönchsſitze erinnern. Die Kirche zeigt eine vergoldete Kuppel in der byzantiniſchen Form, wie ſie die Kirchen Moskau's und aller altruſſiſchen Städte vorweiſen. Die Hauptkuppel iſt von vier kleinern Kuppeln, auf ſchlanke Thürmchen geſetzt, eingefaßt, die eine Anzahl Glocken in ihrem Innern bewahren, welche an den Feſttagen des Kloſters einen betäubenden Lärm erregen. Die Wirthſchaftsgebäude liegen in einem weiten Halbcirkel um die Kirche herum nach Oſten zu; auf der entgegengeſetzten Seite breitet ſich ein Landſee aus; an dieſem hin führt die Straße nach Kiew, die ſich ungefähr auf der Mitte des Weges theilt, um zu dem Landſitz eines Edelmanns hinzuleiten, der der nächſte Nachbar des Kloſters iſt, und mit dem ſich gut zu ſtehen die Kloſterpolitik erfordert. Denn nicht allein, daß es unter den Nonnen Leckermäuler giebt, die das Geflügel und das Wild der Küche des Edelhofes den dürftigen Braten vorziehen, wie ſie ihnen der Kloſterpächter liefert, ſondern die Gunſt des jedesmaligen Eigenthümers des Herrenhauſes kann durch Protection und thätige Verwendung bei den Provinzialgerichten, ja ſogar bei den Gewalthabern der Reſidenz den hülfloſen Frauen, die in eine Einöde verbannt ſind, von großem Nutzen ſein. Der jetzige Bewohner des Schloſſes war den Nonnen perſönlich bekannt, doch wußten ſie ſeinen Namen nicht. Sie nannten ihn nur ſchlechtweg „Väterchen". Nie war es ihnen eingefallen nach ſeinen Titeln und Würden zu fragen, noch kümmerten ſie ſich irgendwie um die Schickſale, die das Väterchen in der Welt betroffen haben mochten. Sie begnügten ſich anzunehmen, daß die Narben, die er auf Stirn und Wangen vorwies, in einem ehrlichen Kampfe, gleichviel welchem, empfangen worden ſeien, und daß das Podagra und die rothe Naſe ihres Nachbars eine natürliche Folge ſeines Alters ſeien. Wenn ſie an rauhen Herbſtabenden die Flintenſchüſſe hörten, die über den einſamen See daherſchallten, freuten ſie ſich darüber, daß jetzt „Väterchen" ſich auf der Jagd befinde, und ſie wünſchten ihm einen guten Fang; wenn in finſtrer Winternacht, beim Brauſen des Sturmwindes und dem Gepraſſel eines eiſigen Schneegeſtöbers an die Kloſterfenſter, das Geklingel eines Schlittens ſich hören ließ, der, von dem See kommend, die Einöde entlang ſich dem Walde zu bewegte, ſo ſchloſſen ſie das Väterchen in ihr Gebet und erſuchten die heilige Anna, den Schlitten des Reiſenden vor Verſinken in den Schneetriſten und vor Irrefahren zu bewahren.

Es war in einer ſolchen dunkeln und ſtürmiſchen Nacht, als in der ſogenannten Speiſekammer des Kloſters, einer kleinen, räucherigen und baufälligen Halle, die einen Theil des Erdgeſchoſſes einnahm und zur Aufbewahrung einiger noch im Rohen befindlichen Speiſevorräthe diente, drei Nonnen noch ſpät beiſammenſaßen. Zwei derſelben ſaßen auf einer Holzbank dem Feuer des Ofens gegenüber, die dritte hatte ſich an die ſchwarze glaſirte Wand desſelben gelehnt und ſchien in Schlummer geſunken. Die beiden vor der Flamme Sitzenden waren liebliche, graziöſe Geſtalten; man hätte ſie für Schweſtern halten können, ein ſolches gleichförmiges Ebenmaß war den feinen, zarten Geſichtern aufgedrückt, derſelbe Zug von Jungfräulichkeit und Sanftmuth verſchönte die wohlgeformten Züge, dieſelbe feine und durchſcheinende Röthe färbte die Wangen dieſer kaum dem Kindesalter entwachſenen lieblichen Mädchen. Noch erkannte man, näher hinblickend, in dem Ausdruck der Einen eine höhere Reife, eine ausgeprägtere Form, es trug dieſes Antlitz ſchon eine Geſchichte zur Schau; es waren Leiden und Freuden auf den Blättern dieſer weißen jungfräulichen Roſe verzeichnet, ein leichter und flüchtiger Schatten war über den Spiegel dieſer ſchönen Stirn ſchon hingeglitten, während aus dem klaren Auge der Schweſter die volle

Friſche der unberührten Seele herausſchaute, mit einer Innigkeit, einem Glanz und einer Unſchuldsfreudigkeit, wie ſie nur dieſes glückliche, noch von den Engeln gehütete Alter gewährt. Beide Nonnen hielten ſich umſchlungen, die feine langgeformte Hand Scholaſtika's, der ältern der Freundinnen, ruhte in der vollen, gerundeten Feodora's. Der Aermelüberwurf von grobem Wollengewebe war aufgeſchlagen und ließ die Arme der Mädchen ſehen. Die Form der Einen zeigte Fülle und Gedrungenheit, die der Andern war zierlich, aber abgemagert, ein leichter bläulicher Streifen unter dem Handgelenk wies die Spur des Malerſtocks; dieſes Zeichen anhaltender und anſtrengender Arbeit fehlte an dem runden Arm Feodora's; dagegen ſchimmerte etwas höher hinauf und unter dem Aermel nur wenig ſichtbar ein goldner Reif, mit einem Schlößchen in Herzform. Die junge Nonne trug dieſen weltlichen Putz nur verſtohlen; es war das Andenken einer geliebten Schweſter, die auf ihrem Sterbelager das Armband, zugleich mit manchem Segens- und Liebeskuß, der Trauernden übergeben hatte. Ein ſolches Geſchenk entweiht auch den Arm einer Nonne nicht.

Du biſt heute ganz beſonders niedergeſchlagen, mein theures Schätzchen, hob Feodora an, indem ſie mit ihren großen, blitzenden Kinderaugen zur Schweſter emporſah. Was iſt dir denn, Scholaſtika? Du erzählſt mir heute keine von deinen ſchönen Geſchichten. Willſt du, daß ich Marſa wecke? Die Stille um uns her hat ſie in Schlaf gewiegt; und in der That, es erregt Grauſen, den Sturm um die alten Mauern heulen zu hören und dabei ein ernſtes und ſchweigſames Menſchenantlitz vor ſich zu ſehen.

Wenn ich heute ſtiller bin, wie gewöhnlich, entgegnete Scholaſtika, ſo iſt der Grund Ermüdung und Abſpannung. Denke nur, wie angeſtrengt ich habe arbeiten müſſen, um das Dutzend Bilder, die morgen in aller Frühe abgehen ſollen, fertig zu haben. Und wenn Anna nicht bald kommt, ſo werde ich dennoch nicht der Aebtiſſin Wort halten können, denn mir fehlt Ultramarin. Das letzte Stäubchen in der Büchſe iſt aufgebraucht, und der Mantel des heiligen Andreas muß noch mit jener Farbe übermalt werden.

Annuſchka wird ſchon kommen, gute Schola! rief Feodora und ſchmiegte ſich liebkoſend an die ernſte und bekümmerte Schweſter. Du weißt, das Wetter iſt bei ihr kein Hinderniß; ſie reitet trotz einem doniſchen Koſaken durch Sturm und Oede. Es wird keine halbe Stunde vergehen, und du haſt dein Ultramarin. Aber, arme Schola, du darfſt nicht ſo fleißig ſein. Es taugt nicht. Deine Augen leiden darunter. Als ich ins Kloſter kam, hatteſt du noch nicht die bläulichen Schatten, und deine Augen befanden ſich nicht ſo tief in ihren Höhlen, wie jetzt. Du lachteſt öfterer, und man hörte dich ſogar zur Balaleika ſingen. Es wäre ein Wunder, wenn dies jetzt noch geſchähe. Die luſtigen Poſſen haſt du mir und Marfa überlaſſen.

Scholaſtika ſah ihre jüngere Genoſſin mit einem kummervollen Blick an und ſagte dann: Du weißt, was mich ernſt und nachdenklich gemacht hat. Warum ſpielſt du jetzt die Unwiſſende?

Ein Traum! rief Feodora.

Still! unterbrach ſie die Nonne. Marfa könnte uns hören; und für die iſt dergleichen nicht.

Aber hörſt du nicht, wie ſie Athem zieht? Sie ſchläft ſo tief und ſicher. Laß uns von deinem Traume ſprechen. Ich höre dergleichen in ſo ſtürmiſcher Nacht ſo gerne. Es kommen Engel und Teufel in deinem Traume vor, nicht wahr? O wie ſchön iſt das!

Scholaſtika war in Nachdenken verſunken, ſie hatte ihr Haupt geſenkt, eine ungewöhnliche Bläſſe hatte Stirn und Wangen überzogen. Doch wie eine Blume ihre ſchwere, thaubeperlte Krone aus den Schatten der Nacht hebt, ſo gewann das Haupt und der Nacken der ſchönen, ſtolzgewachſenen Jungfrau nach und nach ſeine erhabene Haltung wieder. Sie öffnete die Augen weit, und ein Feuer, wie es die erregte Seele in ihrem erſten Aufwallen ſpendet, ſtrahlte aus dieſen großen dunkeln Kreiſen hervor. Es war, als wenn der Engel der Begeiſterung ſeine Fittiche um die Geſtalt der einſamen Nonne ſchlüge und jede ihrer Seelenkräfte um das Zweifache erhöhte. Die Trauer, die Anſtrengung und die Kümmerniß der langen Arbeitsſtunden glitten plötzlich wie ein Schatten von der Geſtalt hinweg, und die ewige Liebe, die ſüße, verzehrende Sehnſucht, die ſtrebende Glut der Andacht, Alles zuſammen hob und umglänzte die Prieſterin.

Ach! rief Feodora ſtaunend. Wie ſchön du biſt! Der Geiſt kommt über dich, Schola!

Haſt du nie die großen Unſterblichen erſchaut, rief Scholaſtika, deren irdiſches Abbild du auf deine Leinwand bringſt? Sahſt du ihre leuchtenden Mienen niemals? Kamen ſie nie, um ſich dir in ihrer Herrlichkeit zu zeigen?

Nie! rief Feodora. Aber wie ſollten ſie auch. Leben ſie nicht im Himmel und ſind wir nicht auf die Erde gebannt. Können ſie und wir wohl mit einander verkehren?

Es iſt ſträflich, dies zu glauben, erwiderte Scholaſtika; aber dennoch, das arme Herz hat Augenblicke, wo es ſo ſtolz und herriſch in ſeiner Liebe iſt, daß es durch ſein unruhiges Pochen den Himmel ſelbſt herabzubeſchwören ſich unternimmt. Es iſt in uns ein Gebet, das ſo glühend und ſo ſtark iſt, daß es unmittelbar an die goldne Pforte rührt, die den Himmelsſaal verſchließt.

Was hat dies aber mit den Bildern zu thun, die wir malen? fragte Feodora.

Höre mich. Ich zählte eilf Jahre, als meine Verwandten, denen mein Daſein ſtörend und läſtig war, in dieſe Kloſtermauern mich begruben. Ich war von der Stunde an für ſie todt. Sie konnten ihre habſüchtigen Plane nach allen Richtungen hin ins Werk richten; niemals trat ihnen mehr das blaſſe kleine Mädchen in den Weg, das flehend um Brod und Kleid die magern Arme ihnen entgegenhielt. Ich war todt. Hier im Kloſter erhielt ich eine andere Mutter, eine andere Familie. Man unterrichtete mich im Malen, und es wurde mir geſagt, je ſchneller und in je größerer Maſſe ich die Arbeit lieferte, um deſto gnadenvoller würden die Heiligen, deren Züge ich malte, auf mich herabſehen. Dieſe Gnade beſtand in Butter und Fiſchen, die man mir aufs trockene Brod gab, und die eine Auszeichnung für die fleißigen Arbeiterinnen bildeten. Jetzt iſt es nicht mehr ſo ſtreng.

Dem Himmel ſei Dank! rief Feodora, ihre runden Händchen betrachtend. Die widrigen Farbenklexe, man kann nie die Finger völlig rein erhalten.

Ein Jahr vorher, ehe du kamſt, fuhr die Nonne in ihrer Erzählung fort, war ich beſchäftigt, ein großes Bild unſerer Schutzheiligen zu malen. Ein Kaufmann in Twer hatte es beſtellt. Auf das Gemälde wurde nur wenig verwandt, ſehr viel aber auf den Rahmen. Ich nahm das alte Muſter und ſchickte mich an, wie es gebräuchlich iſt, die ausgeſchnittene Form mit Farben auszufüllen. Es wurde über der Arbeit Nacht, und ich legte mich aufs Bette. Eine Stunde mochte ich geſchlummert haben, als ein Glanz empfindlich auf meine Augenlider ſich legte. Ich öffnete die Augen nicht, und dennoch ſah ich. Der Glanz floß in einen warmen rothen See zuſammen, auf deſſen zitternden Wellen, die halb durchſichtiges Waſſer, halb Blumenflocken ſchienen, eine weibliche Geſtalt daherflog, mit einer Krone und einem Mantel geziert. Sie kam ſo eilig, daß ſie plötzlich, ehe ich es mir verſah, dicht vor mir ſtand und ein leichter Wind den Zipfel ihres Mantels auf meine nackten Füße heranſpielte. Ihr Antlitz ſchimmerte in einem ſüßen Lächeln, ihre weißen, vollen Schultern blühten wie zwei Schneehügel unter dem dunkelblauen, weichen, wolligen Mantelüberwurf hervor. In ihren Augen lachte eine Schalkheit des Himmels, ſo ungefähr wie man ſich eine junge Heilige, berauſcht von den üppigen Freuden des Paradieſes in glücklicher Wonne erglühend, denken mag. Sie legte ihre Hand auf meine Stirn, und eine holdſelige Stimme rief: Male mich ſo, wie ich bin, nicht wie der traurige Erdentraum mich geſtaltete. Ich bin ſchön, ich bin eine Blume, ich bin ein Engel! — Damit entſchwand ſie. Der Zauber ihrer Schönheit lag noch lange auf mir, wie eine Blütendecke auf dem ſchwarzen Erdreich. Als die Nachtglocke zum Gebet rief, ging die ſchöne Heilige mir zur Seite und färbte wie mit Roſenſchimmer die dunkeln Gewölbe des Kreuzganges; überall ſah ich ſie. Als der Morgen erglühte, ſtand ich, von Kummer und Schrecken erdrückt, vor der Staffelei. Welch ein mattes, farb- und glanzloſes Antlitz ſah mir von der Tafel entgegen! Das ſollte meine blühende Anna ſein? Das die ſchöne Erkorene der Heiligen? Das das hübſche Weib, das durch ihr Lächeln die Thräne von den Wangen des Märtyrers küßte, das mit weicher Hand den ehrwürdigen Bart des Apoſtels koſend berühren durfte? Nimmermehr. Mit raſchem Pinſelzug überfuhr ich die eckigen, gebrochenen Linien, unter denen das ſchöne Bild meines Traumes ſeufzend wie hinter den Gitterſtäben des Kerkers ſich krümmte und wand, und ſetzte es glänzend in Befreiung. Damals lebte noch unſere fromme Aebtiſſin. Sie wußte etwas von der Kunſt. Als ſie in meine Zelle trat und jenes Bild ſah, ſprach ſie zum erſtenmal zornige und drohende Worte zu mir. Du ſollſt eine Heilige malen, ſagte ſie, und du haſt eine Sünderin gemalt. Wie darfſt du ein Geſicht wie dieſes mit der Glorie unſers Herrn umkleiden? Vernichte das Bild; ich dulde es nicht in meinem Hauſe.

Getroffen von ihrem Zorn, erbebte ich und weinte. Ich vernichtete das Bild. Gerührt von meinem Gehorſam, ſchloß ſie mich in ihre Arme, drückte ſie mich an ihren mütterlichen Buſen. Mein Kind, ſagte ſie, die Welt hat der Verführungen eine große Zahl; eine der liſtigſten und verderblichſten iſt die, daß ſie die Kunſt, die wir üben, mit dem falſchen Glanz und Schimmer der Augenluſt bekleidet. Jene Geſtalt, die du geſehen, iſt eine Anfechtung dieſer Art. Möge ſie dir zum letztenmal in deinem Leben erſchienen ſein. Wache, bete und arbeite.

Ich verſtehe dies nicht recht, nahm Feodora das Wort, indem ſie ihr Köpfchen auf den Arm ſtützte und fragend der Freundin ins Auge ſah; ſollten denn die Heiligen wirklich ſo ausgeſehen haben, wie wir ſie malen? Alsdann hatten ſie ohne Zweifel eine ungemein große Familienähnlichkeit unter einander.

Meine fromme Mutter, ſagte Scholaſtika, belehrte mich auch hierüber. Sie zeigte mir, wie das wahre und echte Bildniß der heiligen Jungfrau und Mutter, vom Apoſtel Lucas gemalt, noch vorhanden ſei, und wie nach dieſem Bilde alle die übrigen Copien gefertigt worden. Was die erſten Märtyrer und Wunderthäter der Kirche betrifft, ſo ſind ihre Bildniſſe von inſpirirten Männern gemalt worden, nicht durch irdiſche Mittel, ſondern durch Einwirkung der himmliſchen Mächte. Es wäre demnach Verbrechen, an jenen Formen etwas zu ändern. Daß ſie einander ähnlich ſehen, wäre eine natürliche Folge der Heiligung, die ſie alle auf gleiche Weiſe durchdrungen. Auch die Liebe macht die Geſchöpfe Gottes untereinander ähnlich, und ohne Zweifel lieben ſich die Heiligen mit der feſteſten und unzerſtörbarſten Liebe.

O dann muß auch ich dir ähnlich werden! rief Feodora und ſchlang ihre Arme feſt um den ſchlanken Leib der Nonne. Ich liebe dich ſo ſehr.

Scholaſtika neigte ſich herab und küßte die Stirn ihrer jüngern Genoſſin. Seit dieſer Zeit, fuhr ſie fort, haben Gebet und die ſtrenge Regel des Kloſters jene Verſuchungen fern gehalten. Ueber meiner Staffelei ſchwebt nicht mehr jener gefährliche Geiſt eignen Schaffens und Bildens; ich finde Ruhe und Seligkeit darin, das Werk mit knechtiſchem Sinne zu fördern. Ich male ſo, wie ihr Alle malt.

Nein, nein! rief Feodora lebhaft, nicht ſo — nicht ganz ſo wenigſtens. Deine Bilder haben etwas Durchſcheinendes, ich möchte ſagen, Geiſtiges. Die Form iſt dieſelbe, aber du legſt einen fremdartigen Ausdruck hinein.

Ich kann dir offen bekennen, daß die Augen, die du deinen Bildern giebſt, eine wunderſame Gewalt auf mich ausüben. Ich werde nicht müde, ſie anzuſehen; es kommt mir ein Gefühl wie aus der früheſten Kinderzeit, ich möchte es ein Gebet, eine Thräne, eine Ahnung nennen. Erklären läßt es ſich nicht. Aber während die Heiligenbilder der andern Nonnen mich gleichgiltig laſſen, ſprechen die deinen lebhaft und eindringlich zu meinem innerſten Weſen. Ihre ſanften braunen Augen bergen ſo viel rührende Liebe, es ſind deine eignen Augen, und du weißt, daß deine Augen dir alle Herzen gewinnen. Mit dem meinigen haſt du den Anfang gemacht. Ja, ja, ſo iſt es. Ich war flatterhaft und nichts weniger als ergeben und demüthig, als ich in dies paradieſiſche Eiland kam, dieſe glückſelige Inſel der Farbentöpfe, dies Eldorado der Pinſel, und was haſt du aus mir gemacht in ganz kurzer Zeit! Ich denke nicht mehr an die Welt; ich will nicht mehr fort, ich bleibe bei dir, denn bei dir iſt mein Herz.

Dieſes zärtliche Geſtändniß wurde unterbrochen durch eine rauhe Stimme, die ſich trotz der Stöße des Sturmwindes bemerkbar machte, und die die Strophen eines beliebten Volksliedes ſang. Zu gleicher Zeit geſchah ein Schlag ans Fenſter, wie mit einem dünnen Stock oder einer Reitpeitſche geführt. Die ſchlummernde Nonne wurde dadurch aufgeweckt, und ſie taumelte auf, ſich die Augen reibend und ihre Schweſtern, die unverändert in ihrer ruhigen Stellung blieben, anſtarrend. Nun, rief

Feodora, was blickſt du uns ſo an, als wären wir Nachtgeſpenſter? Beliebt es dir endlich, faule Marfa, aus deinem Schlaf aufzuwachen? Geh und öffne, der Koſak iſt vor der Thür.

Die Geſcholtene, ein junges Mädchen, das die echt ruſſiſche Nationalphyſiognomie zeigte, ein breites, rundes Geſicht, einen lachenden, ſtarklippigen Mund, Grübchen in den Wangen, kleine, ſchwarze, blitzende Augen und ein keckes Stumpfnäschen, ſprang, ohne ein Wort zu erwidern, in die Ecke der Halle, brachte die Laterne hervor, zündete das Stümpſchen Licht an und ging lachend hinaus.

Der Ankömmling, der unter dem Namen „der Koſak“ angekündigt worden, war eine Bewohnerin dieſer heiligen Mauern, aber nirgends hätte man eine Geſtalt wie dieſe weniger geſucht, als gerade hier. Wir wollen ſie ankommen ſehen. Marfa bleibt in einiger Entfernung halb im Thorwege ſtehen, denn die Maſſen flockigen Schnees, die ihr entgegengewirbelt werden, verhindern ihr Vorwärtsſchreiten; ſie begnügt ſich, die Laterne ſo hoch und ſo weit hinauszuhalten, als es ihr Arm vermag. Beim Schein dieſer Leuchte ſehen wir aus dem Schneegewölk und den Nebeln der Nacht eine abenteuerliche Geſtalt ſich entwickeln. Auf einem kleinen, widerſpenſtigen und borſtigen Roſſe hockt ein in Pelze gehülltes Weſen, von dem man nicht erräth, ob es Mann oder Weib iſt. Der Kopf iſt in Tücher gewickelt, die über die Pelzmütze hinlaufen und unten am Kinn geknüpft ſind, ein ſchwarz und roth gewürfelter Shawl von grober Wolle iſt vor den Untertheil des Geſichts gebunden und bildet hinten einen koloſſalen Knoten, deſſen Enden wie zwei Fledermausflügel in die Nacht flattern. Stiefel von grobem Leder und großen Dimenſionen umhüllen die Beine bis übers Knie, Fauſthandſchuhe von Büffelleder bekleiden die Hände. Auf Schulter, Rücken, Kopf und Beinen dieſer Figur liegt hoher Schnee, und die zwei Körbe, die hinten dem Klepper aufgebunden ſind, ſcheinen keinen andern Inhalt zu haben als die Fülle des flockigen, reinen Schnees, der ſich in einen einzigen Hügel vereinigt und aufgethürmt hat. Die Nonne ſchiebt den durchnäßten Shawl vom Munde weg und ſchreit: Aufgemacht das Thor! Ich komme mit meinen Körben nicht hinein. Ihr Katzen, könnt ihr nicht beſſer aufpaſſen, wenn ich komme! Und während Marſa mit großer Mühe den zweiten Thorflügel aufriegelt, zieht die Nonne im Triumph ein, indem ſie ſingt: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden“ —

Der Kloſtername der fünfzigjährigen Nonne war Anna, ihr Taufname jedoch Ljubow. Ihr Vater, der ein heruntergekommener Krämer in Jekatarinoslav war, ließ ſeinen drei Töchtern die Namen der drei chriſtlichen ſymboliſchen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung geben. Er war mit dieſer Wahl nicht glücklich. Die Hoffnung (Nadéschda) kam zuſammt mit dem Glauben (Véra) in ein Zuchthaus wegen einiger Unregelmäßigkeit im Privatleben und wegen der Unfähigkeit, die Begriffe von Eigenthum gründlich einzuſehen. Die dritte, die Liebe (Ljubow), war von einer ſo beleidigenden Häßlichkeit, daß die Verführungen, welchen der Glaube und die Hoffnung ausgeſetzt geweſen waren und denen ſie nicht zu widerſtehen vermocht hatten, an ſie nie ſich heranwagten. Doch ja, um eines Umſtandes nicht zu vergeſſen, man ſagt, daß, während die Franzoſen Moskau einnahmen, ein unglücklicher franzöſiſcher Zahlmeiſter auf den Einfall gerieth, Ljubow zu entführen. Sie blieben beide, Entführer und Entführte, buchſtäblich im Schnee ſtecken, und der Franzoſe, der nicht die ſtarke Natur ſeiner Dame hatte, kam ums Leben, während Ljubow bei den Flammen von Moskau zurückflüchtete, um als eine reumüthige Tochter an die Thür der Wohnung ihrer Tante zu klopfen. Als Niemand öffnete, aus dem natürlichen Grunde, weil Niemand mehr im Hauſe war, bemächtigte ſich Ljubow eines kleinen Säckels mit geſparten Silberrubeln und entfloh. Nach einigen Jahren zweckloſen Herumirrens erſchien Ljubow vor der Kloſterpforte der heiligen Anna und begehrte Einlaß. Sie brachte einen Theil des zerſprengten Waarenlagers ihres Vaters mit, eine Anzahl Flaſchen mit Ocker und Berlinerblau, ein Säckchen Zinnober und eine Flaſche Firniß. Man nahm ſie an, und während Ljubow vor dem Altar kniete, um in die Hände des Prieſters ihre Gelübde niederzulegen, fand man für nöthig, ein Quantum Räucherpulver mehr auf die Pfanne zu ſtreuen, weil ſich ein unerträglicher Duft von Knoblauch und Branntwein im heiligen Tempel zu verbreiten anhob. Die neue Braut Chriſti empfing den Schleier, wie man an heißen Tagen ein Tuch entgegennimmt, um ſich die Stirne und die Wangen zu trocknen, ſie ſetzte den Kelch mit einer erſchreckenden Sicherheit an die Lippen, und eine Stunde nach der heiligen Cermonie ſah man ſie ſchon ihre Stiefeln anziehen und hörte ſie ſtampfend durch den Corridor dahinſchreiten, einen Gaſſenhauer ſingend. Erſt nach und nach gewöhnte ſich die widerſpenſtige Nonne an den Zwang und die Sitten eines Kloſters, völlig und durchaus drang ſie jedoch nie in die weiblichen und ſanften Gewohnheiten ein. Ihre ehrliche und derbe Natur machte ſie geſchickt, diejenigen Arbeiten fürs Kloſter zu übernehmen, die wegen der Mühen und Beſchwerlichkeiten, die ſie erforderten, früher einem Kloſterdiener übertragen waren. Aber Annuſchka, wie ſie jetzt hieß, wog einen, wohl zwei Männer auf. Sie ermüdete nicht und tummelte ſich Tage und Nächte lang auf ihrem Klepper umher. Sie zog in das nächſte Dorf, in die Stadt, ja über Kiew hinaus ſogar an die Grenze des Gouvernements, handelte und unterhandelte, machte Einkäufe, ſchloß Contracte und kam immer bepackt und nach wohlverrichteter Arbeit fröhlich nach Hauſe. Zum Malen ebenſo wie zum Chorſingen konnte ſie nicht gebraucht werden. Ihren großen, rothen und behaarten Händen entglitt der Pinſel, wie der Tatze eines Bären ein Fingerhut und eine Nähnadel entgleiten würden, und was den Geſang betrifft, ſo nannte die fünfzigjährige Nonne die Noten kleine jämmerliche Beſtien, die ihren eignen Kopf hätten und die ihr nie hätten gehorchen wollen. Die Gutmüthigkeit der alten Kloſterfrau war allgemein bekannt; in jedem Dorfe, durch das ſie kam, war ſie ſogleich von Kindern umringt, die ſich an ihre Stiefeln hingen und ſie vom Pferde herabzuziehen verſuchten. Sie theilte Bilderbogen aus und empfing dafür von den Eltern der Kleinen Tabak, Knoblauchpaſtetchen und Branntwein. In einer Schenke, wo ſie oft einkehrte, hatte man ihr Bild an der Wand, und es fehlte dieſem Bilde nie an einem friſchen Kranze, oder an einem bunten Bande. Man nannte ſie den Mönch, den Koſaken, den alten Trinker — lauter männliche Spitznamen, denn in der That, wie hätte man bei einem Weſen dieſer originellen Art an ein Weib und noch dazu an eine Nonne denken mögen.

Wie Annuſchka die Halle betrat, war das Erſte, daß ſie ſich den Schnee von den Kleidern klopfte, ihre Tücher abriß und ihr rothes, gedunſenes Geſicht, deſſen Kinn und Oberlippe ein ſehr kenntlicher Bart zierte, ſehen ließ, dann ſich auf die Ofenbank warf und ihre Hände und Füße dem Feuer hinhielt.

Haſt du meinen Ultramarin gebracht? fragte Scholaſtika.

Ja, mein Kätzchen. Wie ſollte ich die Befehle meiner ſchönen Königin jemals vernachläßigen! Nimm ihn dort aus der Jagdtaſche heraus, die kleine Doſe befindet ſich neben den zwei Birkhühnern.

Ach, rief die junge Nonne unwillig, konnteſt du keinen beſſern Platz finden. Sieh her, das Schächtelchen iſt halb vom Blute der Thiere beſudelt. Sie ging mit ihrem Schatze fort, um ſich noch bei der Lampe an die Vollendung ihres Bildes zu machen. Unterdeſſen verzehrte Annuſchka ein kräftiges Nachtmahl. Einige Nonnen, neugierig auf die Berichte der Ankömmlingin, hatten ſich eingefunden und hörten, die Hände frierend in die Aermel verborgen, halb gähnend und halb lachend den Worten der Erzählerin zu.

Ich will euch eine Neuigkeit ſagen, hob ſie an. Unſer Väterchen hat Beſuch auf ſeinem Schloſſe, Gäſte aus der Zarenſtadt, aus Petersburg. Ich ſah die Fenſter des Flügels erleuchtet, wo die Gaſtgemächer liegen. Man kann nicht wiſſen, ob nicht einige der Herren und Frauen unſer Kloſter zu beſehen kommen werden.

Konnteſt du nicht erfahren, wer ſie ſind? fragte Marfa.

Nein, entgegnete die Nonne; aber es ſind luſtige junge Herren darunter. Heute Morgen, als ich an dem See vorbeiritt und er ſo ſpiegelglatt vor mir lag, kam mir die Luſt an, auf dem Eiſe ein wenig Schlittſchuh zu laufen. Ich band raſch meine Eiſen unter und zog ein paar Kreiſe, die nicht zu den ſchlechteſten gehörten, die der See von mir aufzuweiſen hat. Plötzlich hör' ich lachen. Wie ich mich umwende, ſehe ich einen zierlichen Herrn in einem Pelzüberrocke, der die weißen Zähne zeigt und ſich ausſchütten will vor Lachen. Ein Andrer ſteht neben ihm und zeichnet etwas in ein kleines rothes Buch. Vortrefflich! ruft der Erſte, der die Zeichnung anſieht; das iſt die alte Carikatur, wie ſie leibt und lebt. Ei wahrhaftig, man muß in dieſen Winkel der Welt kommen, um eine Nonne Schlittſchuh laufen zu ſehen! Jetzt merkte ich, daß es auf mich gemünzt war; da ich aber keinen öffentlichen Spaß liebe, ſo kehrte ich beſcheiden um, beſtieg wieder meinen Rappen und zog weiter. Im Dorfe angekommen, erkundigte ich mich nach dem Namen und Stand der jungen Lachvögel, aber man wußte noch nichts von ihnen. In der Schenke ſelbſt begegnete mir noch ein Abenteuer. Ich ſitze mit dem Rücken gegen die Thür, da kommt ein Mann herein und giebt mir ſogleich einen derben Schlag auf die Schulter. Ich wende mich um und ſage ihm, daß dies nicht Sitte ſei; doch vor Schreck will mir beinah das Branntweingläschen, das ich in der Hand hatte, entfallen, denn wen erkenne ich in jenem Eintretenden? Jermack! Wahrhaftig Niemand anders als den Koſaken, der in dem Hauſe meiner Eltern einſt einquartirt war, und von dem es hieß, daß er mich heirathen wolle. Die Geſchichte iſt jetzt ſchon dreißig Jahr alt. Er nannte mich ſeine Braut und wollte mich küſſen. Jermack! ſagte ich ihm, ich bin jetzt die Braut Chriſti. Weſſen Braut? rief er lallend; der Arme, er hatte mich nicht verſtanden, und ſchreiend rief er: O du altes Wunderwerk! fängſt du ſchon gleich ſo an, zweier Männer Braut zu ſein! Ljubow, nimm dich in Acht, es wird ein ſchlimmes Ende nehmen. Das Tändeln ſo alter Mädchen, wie du eines biſt, geräth niemals zum Beſten! Deine morſchen Glieder verſtehen nicht mehr das Gaukelſpiel verſchmitzter Liebe zu treiben.

Es war vergeblich, meinem alten Verehrer begreiflich zu machen, wie die Verhältniſſe unterdeſſen ſich mit mir geſtaltet hatten. Er war ſchon ſeit zwanzig Jahren aus Deutſchland zurück, wo er tüchtige Beute gemacht, aber Alles war auch wieder verthan und verjubelt. Der Jermack wird nie reich, ſo pflegte mein Vater immer zu ſprechen, und er hat Recht gehabt. —

Die Schaffnerin kommt! riefen die Schweſtern und erhoben ſich von ihren Sitzen. Eine großgewachſene, ernſt und ſtreng ausſehende Nonne trat gemeſſenen Schrittes herein und rief die Schweſter Anna bei Namen. Dieſe verbeugte ſich tief, ein altes Ledertaſchenbuch hervorziehend, aus dem ſie einen Bogen Papier langte. Hier, Schweſterchen, ſagte ſie mit einer Stimme, die völlig verſchieden war von der, mit welcher ſie eben ihre luſtigen Abenteuer erzählt hatte, ſind die Beſtellungen, die eingelaufen ſind. Wir werden für den übrigen Winter hinlänglich zu malen haben. Siebzig Madonnen und zwölf heilige Joſephe allein nach Archangel, hundertundfünfzig Apoſtel nach Sibirien, neunzig Magdalenen nach Petersburg für die Erziehungsanſtalten — alle dieſe zu guten Preiſen, dagegen ſechs heilige Georgs für das Invalidenhoſpital in Twer und eine kleine billige Madonna für das Blindeninſtitut zu Roſſnick. Der Schreiber ſeiner Excellenz des Herrn Gouverneurs, der mir dieſe Liſte gab, bemerkte, daß Se. Excellenz ſelbſt noch ein Familien-Obras beſtellen werden, daß er aber verlange, man ſolle es nicht ſo ſchwarz machen, wie das letzte ihm eingelieferte. Schwarze Klexe könne Se. Excellenz ſelbſt produciren; ich ſagte, daß wir daran durchaus nicht zweifelten.

Die Schaffnerin hatte die Liſte genommen und überſah ſie ernſt und prüfend. Was bedeutet dieſes Zeichen unten? fragte ſie nach einer Pauſe.

Dieſes Zeichen hab' ich gemacht, verehrtes Schweſterchen, erwiderte die Gefragte. Du weißt, daß ich nicht zu ſchreiben verſtehe. Zu meiner Zeit unterrichtete man die Mädchen noch nicht ſo fein und zierlich. Wir wuchſen auf wie die jungen Fröſche.

Ich frage, was dies Zeichen bedeutet? rief die Schaffnerin mit einem ſtrengen, durchdringenden Tone.

Schweſterchen, das Zeichen ſoll mich an einen Auftrag des Krämers Iwan Iwannewitſch erinnern. Er hat ein altes Bild, den heiligen Kirchenvater Ambroſius vorſtellend, und er will daraus einen Napoleon machen, indem er verlangt, wir ſollen einen kleinen dreieckigen Hut und eine Generalsuniform darüber malen. Ich ſagte ihm, daß das ſehr leicht ginge; nur der Heiligenſchein müßte fort. Der gute Iwan Iwannewitſch, er hat dem fremden Kaiſer ſein ganzes Vermögen zu danken, denn während der großen Hafenſperre ſchmuggelte er engliſche Waaren ein.

Die Schaffnerin gab die Liſte zurück und ließ ſich die eingekauften Vorräthe vorweiſen. Die Nonnen entfernten ſich gähnend, denn für ſie war keine Freude und keine Zerſtreuung mehr zu hoffen.

Vor ihrer Staffelei ſaß Scholaſtika und malte eifrig bei Lampenlichte an dem noch unvollendeten Gewande. Sie legte den Pinſel und die Palette erſt nieder, als ſie völlig erſchöpft und das Bild vollendet war. Obgleich es gegen Morgen ging, war die finſtere Winternacht noch lange nicht beendet. Der Sturm hatte nachgelaſſen, das Schneegeſtöber war einem klaren Sternenhimmel gewichen. Das Lager der Nonne, auf dem ſie ruhte, ſtand ſo, daß ſie einen großen Theil dieſes mit Millionen funkelnden Lichtpunkten beſäeten Himmels überſehen konnte. Auf dem Gerüſte der Staffelei brannte noch die Lampe und warf ein bleiches Licht auf die Züge der Heiligen. Sie zeigte jene Phyſiognomie, wie Feodora ſie beſchrieben hatte, ſtarr, unbeholfen in den Linien und Formen, aber nicht kalt. Bei dieſer Beleuchtung gewann die Tafel ein eigenthümliches Leben. Die in ganzer Figur dargeſtellte Märtyrin Apollonia von Tyrus ſchien aus dem Dunkel heraustreten zu wollen, ſo glänzend weiß hob ſich das rechte Knie im flatternden Gewande, das der Nachtwind zu bewegen ſchien. Die junge Nonne heftete kummervoll ihre Blicke auf das Werk ihrer Hände. Sollte ich, rief ſie bei ſich, wieder ein thörichtes und mißfälliges Leben in dieſe Geſtalt gebracht haben?

Wäre es möglich, daß ich von Neuem der Verſuchung, meine elenden und irdiſchen Träume dem Urbild alles Erhabenen und Großen aufzudrücken, unterlegen wäre? Iſt dieſes Bild nicht wieder zu feurig, zu lebendig, mit einem Worte zu ſündhaft? O ich bin eine Verworfene; mein Hang läßt ſich nicht bändigen. Ich wähnte auserleſen zu ſein, das Bild einer angebeteten Heiligen zu malen, und gerade ich vermag es nicht. Eine Blödſinnige, eine faſt aller Sinne Beraubte, die vermag es, in der iſt der Geiſt der heiligen Väter wirkſam. Ich, ich bin ausgeſtoßen! — Sie erhob ſich, ſtützte ihr Haupt in die Hände und weinte leidenſchaftlich. Nach einer Pauſe ſprang ſie auf, nahm aus einem Schränkchen eine kleine, ſchwärzliche Kiſte von Holz, öffnete ſie und brachte ein Gemälde an das Lampenlicht. Hier, rief ſie, dies hat die arme Rebecca gemalt. Sie weinte und betete, ehe ſie malte; da ſie nur ſchwach ſehen konnte, ſo hat ſie grobe Striche und grelle Farben gewählt. Und was bedarf es auch der Feinheit und des Geiſtes? O, ich werde mein Bild zerſtören! Es ſei das letzte, das ich geſchaffen habe. Kann ich nicht malen, wie dieſe Blödſinnige malte, ſo will ich gar nicht malen! — Sie legte die kleine Tafel vorſichtig wieder an ihren Platz und trat mit einem Meſſer vor ihr eignes Werk, um die Leinewand zu durchſchneiden; aber wie ſie das Antlitz der Heiligen betrachtete, entfiel ihr das Zerſtörungswerkzeug, und ſie lehnte, einer Ohnmacht nahe, an der Staffelei. Nein! rief ſie, ich kann es nicht. Mein Hoffen und

Lieben, meine einſamen Stunden, meiner Seele Athemzug und Pulsſchlag, mein Schmerz und mein Entzücken — ach, meine Jugend blickt mir aus dieſen Augen entgegen. Es kommt mir wie ein Selbſtmord vor, wenn ich gegen dieſe Geſtalt das Meſſer zücke. Ich kann es nicht! — Wohlan, wenn es ein Verbrechen und eine Thorheit iſt, in der meine arme Seele verſtrickt, ſo werde ich den Anblick des ewigen Himmels nicht ertragen, ſo wird in den Sternen, dieſer goldnen Schrift der Wahrheit, mein Verdammungsurtheil geſchrieben ſtehen. Ich will mich prüfen, ich will den Himmel fragen.

Sie trat ans Fenſter, und die Hände mit Inbrunſt faltend, richtete ſie den Blick mit feſter, unerſchütterlicher Seeleninnigkeit zum Sternendom hinauf. Ein Wonnebeben durchdrang ſie; die Stille und Freudigkeit eines kindlichen und beruhigten Herzens erfüllten ihren Buſen. Was iſt es denn, daß ich zage und fürchte! rief ſie. Iſt nicht der Himmel mein, bin ich nicht ſein? O mein Leben iſt voll Glück! Wie die Fülle der Frucht ſich in goldnen, ſüßen Balſamtropfen ergießt, ſo giebt mein Herz in quellenden Gebets- und Dankesſeufzern die ganze innere Schwere und Reife ſeiner Liebe zu erkennen. Einſam fließen meine Tage dahin, doch auf jeden derſelben, wie auf ein Blumenblatt, fällt ein funkelnder, dunkelblauer Thautropfen des Himmels. Ich erhebe mich vom Lager, und die Geſtalten meiner Heiligen umſtehen mich, ihre Augen blicken mich an, und ihre Mienen, die ich mit verſchämter Demuth betrachte, ihre marmornen Stirnen, denen meine Seele Andachtsküſſe aushaucht, zeigen mir an, wie ich mein Tagewerk einzurichten habe. Ich male, und jeder meiner Pinſelſtriche iſt ein warmer, hüpfender Pulsſchlag meines Lebens, in jede geſchwungene Linie lege ich die Entzückungen und die paradieſiſchen Schmerzen meiner Seele nieder. O, ich bin glücklich! Könnten fünfzig Jahre ſo über mein Haupt dahingehen, jeder Tag, jede Stunde ſo mit einſamer Luſt gefüllt wie dieſe, wie freudig dankte ich dann dem Schöpfer meiner Tage! —

Als die Nonne ſo ſprach, ſenkte ſich ihr Blick auf die Erde — ſie lag kalt, weiß, todt und ſtarr vor ihr hingebreitet; auch eine weiße Stirn, hinter deren harter Decke die Blumen, die Gedanken des Frühlings, verſchloſſen ruhten. Der ferne Nebel bildete Thürme und Zinnen einer großen Stadt, dann einen Fluß, auf dem Kähne ſich ſchaukelten, dann ein weites, wogendes Meer, auf dem Schiffe dahinflogen, dann wieder ein einſames Felſengeſtade, von dem Adler ſich erhoben. Der Geiſt der Erde trat zu der einſamen Nonne und flüſterte ihr zu: Du kennſt den Boden nicht, den du betrittſt; er enthält viel des Schönen! Laß mich! rief die bebende Jungfrau, ich will ihn nicht kennen. Für mich ſei ewig dieſe Schneedecke über die Erde gebreitet. Laß mir nur dieſe Seligkeiten, dieſes Zuſammenſchmelzen mit Gott, dieſes ſüße An-die-Bruſt-ſinken der Heiligen! Und dann ein Tod, wie das Verwelken und Hinſinken der Blume.

Die Morgenſtunden brachten der Ermüdeten einen kurzen Schlummer; ſie wurde aus ihm erweckt durch die

Schaffnerin, die da kam, um das fertige Bild in eine Kiſte einſchließen zu laſſen.

Laßt es mich noch einmal ſehen, Schweſter! rief Scholaſtika; es iſt vielleicht mein letztes Bild.

Woher dein letztes? fragte die Nonne ſtreng.

Zürne mir nicht, entgegnete die Bebende; kann nicht ein ſchneller Tod mich dahinraffen?

Thorheit! dein Anſehen zeugt von Geſundheit und Leben.

Man brachte das geliebte Bild fort; eine Thräne perlte in Scholaſtika's Augen. In dieſem Moment drangen Marſa und Feodora herein. Die Erſtere hielt lachend ein Blatt Papier empor, das ſie Scholaſtika vorwies, doch erſt als ſie ſicher war, die ſtrenge Schaffnerin könne ſie nicht mehr hören. Was iſt das? fragte die Nonne. O allerliebſt! riefen beide Mädchen zuſammen: ein Zerrbild iſt es! Sieh nur; man möchte vor Lachen krank werden, wenn man es betrachtet. Zwei junge Cavaliere, die in der Frühmette in unſerer Kirche waren, haben es verloren. Es lag an der ſechſten Säule vom Altar ab. Das Blatt zeigt die Portraits der Schweſtern Sofia und Eudoxia, unſere beiden Aelteſten, die in einen ſüßen Schlaf verſunken ſind. Kann man etwas Ergötzlicheres ſehen? Scholaſtika nahm das Blatt und zerriß es, indem ſie rief: Du machſt mir Kummer, Feodora, daß du ſo traurige und armſelige Dinge aufzeigſt und belachſt. Marſa, dein Sinn iſt äußerſt kindiſch und verwahrloſ't! — Die beiden Geſcholtenen ſahen ſich einander betrübt und erſchreckt an und brachen dann in Klagen über die zerſtörte Zeichnung aus. Während Marſa die einzelnen Stücke auflas und zuſammenzuſetzen verſuchte, ſagte Feodora, indem ſie die Hände ihrer ältern Freundin ergriff und ſie zärtlich an den Buſen drückte: Nun, ſei nicht böſe, Schola. Was geſchehen iſt, läßt ſich nicht mehr zurücknehmen, ſo unſer Lachen über das ergötzliche Bild. Bei der Gelegenheit will ich dir ſagen, daß dieſe jungen Männer mir ſehr gut gefallen haben. Ich dachte hin und her, wem von meinen Verwandten ſie ähnlich ſähen, aber ich fand keinen; denn Michael, mein Bruder, hat zwar auch einen Schnurrbart, aber ſeine Lippen unter dem Barte ſind nicht ſo roth und ſeine Zähne nicht ſo weiß, als der Jüngere von den beiden ſie aufzuweiſen hatte, und bei dem Aelteren fand ich die Tritte weit ebenmäßiger und zierlicher, als bei Gregor, meinem Vetter, der bei der Garde dient und ein Schnürleib trägt. Du haſt vergeſſen zu bemerken, rief Marſa vom Boden auf, daß der Jüngere fortwährend eine Lorgnette vors Auge ſchob und ſo zu unſerm Gitter hinaufſah, was äußerſt poſſierlich anzuſchauen war. Der Aeltere aber that dies nicht. — Und warum that er's nicht? rief Feodora lebhaft; weil er es nicht für ſchicklich fand, auf dieſe Weiſe zu uns hinaufzuſehen, und ich geb' ihm hierin Recht. Des Jüngern Betragen war durchaus nicht ſo, wie es ſich für den Ort und die Perſonen, in deren Mitte er ſich befand, ziemte. Ich will dies gegen Jedermann behaupten. — Und ich finde, daß er ganz Recht hatte, ſo zu thun, wie er that, rief Marſa. Und, ſetzte ſie etwas erröthend hinzu, ich finde, daß Zar Iwan nicht gut that, ihn zu hindern, in unſern Käfich hineinzuſehen. Zar Iwan? fragte Scholaſtika. Poſſen! lachte Feodora, Marſa hat dieſen Namen für den großen Schwarzen ſich ausgedacht, während ich den kleinen Blonden, der das hübſche Bild gezeichnet hat, den Bojaren Crispin nenne. Du weißt, es giebt eine Komödie, wo ein hübſcher junger Mann unter der Verkleidung des Bojaren Crispin ſich in einem Landhauſe einfindet, wo er tauſend tolle Streiche macht — Mein Bojar iſt aber hübſcher, als dein Zar! rief Marſa. Wie! unterbrach Scholaſtika das Geſchwätz der beiden Mädchen, ihr habt dieſe Herren, die ſich ſehr ungeziemend, wie es ſcheint, in unſere Kirche gedrängt haben, nur wenige Minuten geſehen, und ſchon ſeid ihr ſo vertraut, daß ihr von ihnen ſprecht, wie von alten Bekannten! Auf welche Weiſe war es denn möglich, daß ſie euch überhaupt gewahr werden konnten? war das Gitter nicht vorgeſchoben? O das Gitter! entgegnete Marſa, das iſt längſt ſchon nicht mehr in Gebrauch. Unſere gute alte Aelteſte behauptete einmal, daß die Stäbe ſie verhinderten, friſche Luft zu ſchöpfen, und ſeitdem iſt ein Stab nach dem andern leiſe von ſeinem Poſten gewichen. Jetzt iſt die Loge offen. Wenn du wegen deines Bildes nicht Dispens erhalten und ſo lange aus der Kirche weggeblieben wäreſt, ſo wüßteſt du, wie bequem wir's uns gemacht. Zu welchem Zweck auch die Abſperrung? Es kommt ja doch Niemand zu uns in die Kirche. Die Zeiten ſind vorbei, von denen die alten Chroniken erzählen, wo Kloſterfrauen beunruhigt wurden von gefährlichen und leichtſinnigen Rittern, oder wo Drachen Jungfrauen zum Vesperbrod verzehrten, wie man eine friſche Semmel aufſpeiſ't. Das waren noch Zeiten, wo ein junges Mädchen mit vielem Vergnügen ins Kloſter ging, denn die Mädchen damals, eben ſo wie die von heute, mußten geliebt haben, daß man ſich etwas um ſie kümmerte und ſie nicht ſo gänzlich unangefochten zu alten Damen herunterkommen ließ. Ich, für meinen Theil wenigſtens, will lieber mit einem Drachen irgend ein aufregendes und erhitzendes Zuſammentreffen haben, als die ewige Gleichförmigkeit unſerer Tage erdulden. — Scholaſtika erklärte den beiden Schwätzerinnen, daß ſie allein ſein möchte, Marfa faßte Feodora unterm Arm, und Beide ſchickten ſich zum Gehen an, die Letztere hüpfte aber nochmals zu ihrer Freundin und rief, ſie küſſend: Verſprich mir, daß du heute Abend mit in die Kirche kommſt, du mußt den Bojaren und den Zaren auch ſehen. Gieb Acht, ſie werden deinem ernſten Geſicht auch ein Lächeln des Beifalls ablocken. Beſonders die dunkeln Augen meines Zars werden nicht ohne Eindruck auf dich bleiben! Darauf möchte ich wetten.

Wie haſſ' ich das, ſagte Scholaſtika bei ſich ſelbſt, als ſie allein ſich ſah, jede Erſcheinung ins Thörichte und Lächerliche zu ziehen. Wie wenig Tiefe des Gedankens giebt dies kund. Und doch iſt dieſe ſchwache und verzerrte Lebenskraft recht eigentlich die Puppe, mit der die Welt ſpielt. Sie hielt inne und ſetzte nach einer Pauſe hinzu, indem ſie mit verſchränkten Armen, den Blick ſinnend auf den Boden gerichtet, ſtehen blieb: Die Welt — wie ich ſie mir denke; denn geſchaut hab' ich ſie nicht.

Mehre Tage waren vergangen, und des Vorfalls in der Kirche war in Gegenwart Scholaſtika's von ihren jungen Genoſſinnen nicht mehr erwähnt worden. Eines Morgens befand ſich die Nonne einſam in der Kirche. Die Stunde des Gebets hatte für die übrige Kloſtereinwohnerſchaft noch nicht geſchlagen. Der ſo lang von ihr nicht betretene Tempel übte eine gewaltſame Erſchütterung auf ihr Herz. Sie warf ſich auf den Stufen vor den noch geſchloſſenen Altarthüren nieder, und indem ihre heiße Stirn den Steinboden berührte, machte ihre zitternde Rechte das Zeichen des Kreuzes auf Bruſt und Schultern. Ein Geräuſch in ihrer Nähe ſchreckte ſie auf, ſie erblickte dicht neben ſich einen Mann ſtehen, in einen Mantel gehüllt und den Hut tief im Geſichte. Die Dämmerung der frühen Stunde erfüllte die Halle und bewirkte, daß die düſtere Geſtalt in koloſſalen Umriſſen erſchien: ſie war einem Geiſt ähnlich, der, aus der Nacht der Grüfte emporgeſtiegen, die Friſt, die ihm noch vor vollem Anbruch des Tages geblieben war, dazu anwandte, die Bruſt der Lebendigen mit den ſchauervollen Ahnungen und Gebilden des Jenſeits zu füllen. Scholaſtika, noch immer auf den Knieen liegend, bedeckte ihr Antlitz und ſtieß einen Laut des Schreckens aus. Unfähig, ſich emporzurichten, fühlte ſie ihre Glieder erſtarren und ihr Herz gelähmt. Der Fremde machte eine Bewegung auf ſie zu, und die Furcht, von ihm berührt zu werden, trieb die Zagende mit Gewalt in die Höhe. Die Treppe zum Chor emporeilend, verwickelte ſich ihr Schleier an einer der Schnörkeleinfaſſungen, und das zarte Gewebe wurde von ihrem Haupte geriſſen. O gütige Mutter Gottes! Welch ein furchtbares Zeichen! Der Schleier iſt von meinem Haupte gefallen!

Dieſe Worte, in der Qual und im Entſetzen des Moments und ohne Rückſicht auf den Zuhörer ausgeſprochen, ſchienen einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann zu machen. Ehrerbietig näherte er ſich mit dem gelöſ'ten Schleier und reichte ihn der Erſchreckten. Vergieb mir, frommes Mädchen, ſagte er in dem treuherzigen Tone eines jungen Landmannes, ich habe dich nicht beleidigen wollen. Wenn mein Auge die Reize deines Antlitzes erſchaut hat, ſo betrachte dies nicht als ein Spiel frevelhaften Muthwillens. Gebiete, und ich verlaſſe ſogleich die Kirche. Er wartete Scholaſtika's Wink nicht ab, er ſah an ihrer bewegten Miene, an ihrer zitternden Geſtalt, daß ſein längeres Verweilen ihr Qual verurſachte. Er verſchwand aus der Kirche, und die Nonne ſah ſich bald von ihren Schweſtern umgeben, die ſie um den Grund ihrer Aufregung, ihrer Thränen befragten. Sie entging der Beantwortung dieſer Fragen nur mit Mühe, indem ſie ſich raſch in ihr Zimmer begab, in welches ſie ſich für den Tag über einſchloß.

Mehre Wochen waren vergangen; Scholaſtika ſaß an dem Krankenbette Rebecca's, die langſam dahinſiechte. Das arme, ſchwache, körperlich und geiſtig verkümmerte Weſen ſchien, da es ſich ſeiner Auflöſung näherte, einem neuen Tageslichte entgegenzugehen. Der ſchwere Bann, der auf ihrem Geiſte lag, wurde von der Hand des düſtern Genius gehoben, der mit der andern Hand die Todesfackel ſchwang. Scholaſtika las in den Mienen der Kranken die Geſchichte einer räthſelhaften und ſchnell um ſich greifenden Sinnesänderung; die klare, feingewölbte Stirn zeigte in faſt durchſichtiger Hülle den rapiden Flug der Gedanken, das Zucken und Vorbeirauſchen der Bilder. Alles an dieſem Antlitze, das in ſeinem frühern Zuſtande einer Larve von Gips geglichen, war jetzt zuckender Nerv, geſtaltenbringende Miene. Das Auge, wenn auch geſchloſſen, gab den Eindruck eines ſehenden; man konnte das aufwärts und nieder Bewegen des Augapfels beobachten, je nachdem die phantaſtiſchen Traumbilder, die die Kranke beſchrieb, ihren Schauplatz im Himmel oder auf Erden aufgeſchlagen. Einige dieſer Viſionen waren von dem Athem einer ſo ſtürmiſchen Phantaſie angefacht, daß ſie Hymnen glichen, andere hatten Hüllen von Nebel ſo dicht um ſich geſchloſſen, daß ihre urſprüngliche Deutung ſchwer, ja faſt unmöglich und man in ihnen Orakelſprüche zu hören glaubte, wie ſie in den apoſtoliſchen Zeiten aus dem Munde der Kranken und Inſpirirten tönten. Wenn ſie in ſolchen Momenten den Farbenſtift oder die Feder ergriff, ſo entſtanden myſtiſche Gebilde, von einem fremden, aber wunderbar feſſelnden Geiſte eingegeben. Mehre dieſer Blätter bewahrte Scholaſtika. Auf einem derſelben ſah man einen breiten Strom, der einen Fall jähe Felſen hinab that. Auf dem Spiegel des Waſſers und in einiger Entfernung von ſeinem Sturze erblickte der Beſchauer eine Anzahl Kähne in Form von Särgen. In jedem dieſer Kähne oder ſchwimmenden Särge lag ein bleicher, hingeſtreckter Körper mit enthülltem Antlitz. Dieſes Antlitz zeigte Kälte und ſtarre Ruhe bei denjenigen Schiffenden, die vom Sturze noch entfernt waren, bei andern jedoch, die ſchon nah und immer näher dem Waſſerfalle kamen, ging die lebloſe Todtenmaske der Schläfer in den Ausdruck der Angſt, der Qual, des Entſetzens über, und bei denen, die dem Sturze ganz nahe waren, ſah man Verzerrungen, wie ſie die gräßlichſte Pein nur auf ein Menſchengeſicht zeichnen kann. Der Strom war öde, die Ufer nackt, der Himmel ohne Sterne, ohne Mond, ohne Sonne. Scholaſtika ſah in dieſem Bilde die Geſchicke der Seelen, die, durch Sünde und Thorheit entwürdigt, dem Gerichte entgegeneilen; eine grauſenvolle Hindeutung auf den Tod und den Schlummer im Grabe. Ein anderes Bild zeigte ein Meer von Blut, auf dem drei ſilberne Todtenköpfe ſchwammen. Ein Engel hob einen dieſer Köpfe aus der Blutlake, und ſiehe, es haftete kein Flecken an ihm. Aus Blut und Verweſung, aus Nacht und Grauen geht die ſchöne, helle Stirn des Frommen ungetrübt und ungeſchändet hervor. In einem andern Bilde zeigten ſich zwei Engel, die über der Erde ſchwebten, der eine ſtreute Blumen, die im Fallen zu Steinen wurden, der andere warf Steine herab, die ſich, bevor ſie die Erde berührten, in Blumen verwandelten. So iſt himmliſche Strafe Gunſt, himmliſche Gunſt Strafe; dem kurzſichtigen Sterblichen beides in Dunkel verhüllt.

Während dieſes Dienſtes am Krankenbette ließ die Schaffnerin eines Tages unſere Nonne zu ſich kommen und verlangte einen Dienſt von ihr. Seit einem Monat ſchon, ſagte die ſtrenge Patronin, arbeitet ein Maler von großem Ruf in der Seitenhalle unſerer Kirche. Es handelt ſich darum, das ſchon ſo oft copirte Bild, den heiligen Georg, für einen reichen Sammler und Liebhaber von Gemälden in der Hauptſtadt getreu in Farben und Umriß wiederzugeben. Ich ſelbſt bin zwar Kennerin von Gemälden, allein mein Auge iſt ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo hell und ſcharf wie ſonſt. Unſere alte Oberin fehlt uns jetzt, ſie wußte in ſolchen Fällen Rath. Von allen Schweſtern in unſerm heiligen Hauſe biſt du die Einzige, der ich Sinn und Urtheil zutraue. Begieb dich daher hinab in die Halle, ich habe Befehl gegeben, daß der Künſtler ſich entferne, betrachte ſein Werk und ſtatte mir Bericht ab. Ich werde meinerſeits alsdann unſerm Nachbar, dem Edelmann, der das Bild beſtellt hat, meine Entſcheidung zukommen laſſen, ob ſeine Hoffnungen der Erfüllung nahe ſind, oder nicht.

Nach dieſer ernſten Weiſung war keine Minute des Zögerns möglich. Scholaſtika betrat die einſame, halbverfallene Galerie, wo ſie die Gerüſte aufgeſtellt fand, die Copie auf der Staffelei, kein menſchliches Weſen jedoch zu ſehen. Mit Mühe erkletterte der ungeübte Fuß die ſchwankende Leiter und erſchöpft ließ ſich die einſame Kunſtrichterin vor dem Bilde nieder. Aber wie ward ihr, als farbenglühend, im Zauber der blühendſten Kunſt ein ſchönes, edles Meiſterwerk vor ihren Blicken erglänzte. Sie hatte nie die Werke der Meiſter geſehen, ihr waren nie andere Bilder vor Augen gekommen als die, die im Kloſter gefertigt wurden; ihre Phantaſie hatte daher keine Vorſtellungen von dem, was die ärmlichen, irdiſchen Mittel in der Macht wunderbegabter Geiſter zu wirken vermochten. Staunend, mit verhaltenem Athem, die Hände wie zum Gebet gefaltet, ſaß ſie da, und ihre Blicke ſogen, wie das Auge des aus der Blindheit Erwachten das Licht gierig einſaugt, ſo hier die Fülle der Schönheit ein. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß auf dem Originalbilde auch dem ſchärfſten Auge nichts als eine ſchwarze Fläche ſichtbar war, der Künſtler hatte alſo offenbar das Bild des heiligen Drachenbekämpfers aus eigner Phantaſie hingeſtellt. Scholaſtika's Bewunderung wurde hierdurch maßlos geſteigert. All ihr Träumen, Wollen und Vollbringen bewegte ſich leidenſchaftlich wild in ihrem innern Sinne durcheinander; ein einziger Blitz des Genies, in dieſes dunkle Chaos geſchleudert, erhellte die ſtreitenden Kräfte. Früher hatte die Nonne es nur für möglich gehalten, eine genaue Abſchrift ihres Gegenſtandes zu nehmen, die Kühnheit, einen ſolchen ſelbſt zu erſchaffen, kam ihr faſt wie eine Gottesläſterung vor. Aber in ihren Träumen lebten dieſe ſelbſterzeugten Geſtalten fortwährend, und ſie bewegten ſich in einem unausgeſetzten Kampfe mit dem, was die conventionelle kirchliche Form vorſchrieb. Seit dem Vorfall mit dem Bilde hatte ſie ſich gewöhnt, dieſe Anfechtungen des Böſen, wie ſie den Trieb ihrer künſtleriſchen Production nannte, gewiſſenhaft zu unterdrücken, hier nun ſah ſie, daß andere, höher begabte Geiſter ſich dieſen Anfechtungen ſorglos überließen, und daß Werke voll Schönheit und Heiligkeit dadurch der Welt geſchenkt wurden. Aber nein; dieſe Schönheit konnte, wie bei ihr, eine täuſchende, die Heiligkeit eine betrügeriſche Weltmaske ſein. Der Kampf ihres Innern dauerte fort; immer den Blick auf das Bild gerichtet, es in dieſem Augenblick bewundernd, in jenem verwünſchend, wandte ſie ſich zum Gehen und blieb dennoch. Als ſie einen raſchen Schritt vorwärts that, fühlte ſie den Boden unter ſich wanken und erkannte entſetzt, daß ſie eine Stelle des Gerüſtes betreten hatte, wo dieſes unſicher und ſchwankend war. Eine Stimme in dieſem Momente rief: Um Gottes und der Heiligen willen, nehmt Euch in Acht! Der Laut dieſer Stimme betäubte die Sinne der armen Nonne noch mehr; er weckte Gefühle und Erinnerungen auf, die peinlich und bedrohlich wirkten. Sie wollte den Sproſſen der Leiter zueilen, aber ſie fühlte, daß es ihr unmöglich ſei, dieſen ſchwankenden Steg jetzt zu betreten; ein Nebel ſchwamm vor ihren Augen, ihre Kniee zitterten. Sie ſah, wie ein Mann, in einen groben Leinewandkittel gehüllt, die Leiter hinaufſtieg und ſie zum Seſſel vor der Staffelei zurückführte, ſeine Worte vernahm ſie nicht. Als ſie aus der Betäubung erwachte, fühlte ſie einen warmen Hauch ihre Wange berühren, und der Blick eines dunkeln Auges war auf ſie gerichtet. Sie erkannte jene Geſtalt in der Kirche wieder. Der Gedanke, daß es der Maler des Bildes ſei, daß er durch Farben und Geſtalten bereits vernehmlich und eindringlich zu ihr geſprochen, machte, daß ihr Geiſt ſich raſcher aus dem Taumel emporraffte und ihren Sinnen die Sicherheit und Ruhe gab, um das Ungewöhnliche der Erſcheinung mit Beſonnenheit zu prüfen. Sie ſtammelte, noch mit bewegter Stimme, einen Gruß und einen Dank. Der Künſtler nahm Beides mit einem freundlichen Lächeln auf. Er ſchwieg, und ſein Schweigen, ſeine eigene ſichtliche Befangenheit gab ihr Muth. Eine Pauſe verging, während Beide das Bild betrachteten; dann wandte ſich der Blick des Künſtlers mit leiſer, unbemerkbarer Wendung vom Bilde weg auf die Züge der Beſchauerin, und er ſuchte in dieſer klaren, vom göttlichen Geiſte der Reinheit und des religiöſen Empfängniſſes durchwehten Schrift das Urtheil über ſich und ſein Werk zu leſen. Die Kunſt hatte noch nie ihre Aufgabe würdiger erfüllt, ſie vermittelte hier das Verſtändniß zwiſchen zwei Seelen, die vielleicht auf gleiche Weiſe irre gingen und doch dabei auf gleich eifrige Weiſe die Wahrheit ſuchten. Iſt ſein Herz rein? iſt ſein Herz ſündig? ſo tönte die Frage in Scholaſtika's Buſen. Sie iſt rein, ſie iſt ſündlos; welches Urtheil fällt ſie über mich? ſo fragte ſich der Schöpfer des Bildes, indem er ſie mit Augen betrachtete, die jetzt, da ſie nicht beobachtet wurden, alle Mäßigung und Kälte abgelegt hatten, mit einem ſchwärmeriſchen Feuer auf den Linien des edeln Profils ruhen ließ, das ſich gegen das offene Kirchenfenſter im reinen Blau des Himmels ſcharf abzeichnete. Das dunkle Untergewand der Nonne floß in ſchweren Falten auf den Boden nieder, der weiße Schleier und das blaßblaue Obergewand ließen die Biegſamkeit und Fülle des ſchönen jungfräulichen Leibes errathen. Sie ſtützte den rechten Arm unters Haupt und blieb ſo in nachdenklicher Stellung ſitzen. Endlich entflohen ihren Lippen, wie im Traume geſprochen, die Worte: Iſt's erlaubt, ſo zu malen? Darf man ſolche Geſtalten ſchaffen? Glüht dieſer Abendhimmel nicht in allzu irdiſchem Roth? Iſt dieſer Ritter mit dem frommen und doch ſo irdiſch ſchönen Antlitz nicht ein Sohn der Hölle? Hilft er nicht dem Drachen aus der Tiefe herauf, ſtatt ihn hinabzuſtoßen? Iſt dieſes edle Roß, in der Kühnheit und Kraft ſeiner naturgemäßen ſtolzen Bewegung, nicht eine ungehörige Erſcheinung auf frommem Gebiete? — Sie erſchrak, als ſie den Ton ihrer eigenen Stimme hörte; ſie wandte ſich raſch um und ſah zum Künſtler empor, mit dem furchtſamen Ausdrucke eines Kindes, das ein vorlautes Wort geſprochen und nun den Verweis fürchtet. Als Jener ſchwieg, rief ſie beinah heftig: Sprechen Sie, mein Herr, ſprechen Sie! Ich will von dieſem Platze nicht weichen, bis ich weiß, ob ich dieſes wunderſame Bild verdammen, oder mich anbetend davor niederwerfen ſoll.

Der junge Künſtler zeigte auf das Original und ſagte lächelnd: Ich habe dort nichts finden können, wo nichts iſt, darum nahm ich von dem Meinigen, ſo gut ich es hatte. Auf meinen Streifzügen in Afrika ſah ich einſt einen jungen Araber im Kampf mit einem Tiger. Ich zeichnete die Gruppe flüchtig in mein Skizzenbuch, nicht wiſſend, wo ich ſie vielleicht anbringen könnte; hier bot ſich die Gelegenheit dar. Aus dem mauriſchen Ritter iſt der heilige Georg geworden, aus der ſchönen Tigerkatze der Lindwurm. Wenn die Gruppe Leben und Wärme hat, ſo verdankt ſie es der Natur. Sie iſt die Quelle aller unſerer Schöpfungen. Glaubt mir das, fromme Kloſterfrau.

Die Natur! rief Scholaſtika, die gefallene, die entwürdigte, die von ihrem buhleriſchen Thron geſtoßene?

Der junge Mann erwiderte hierauf nichts. Er fühlte, es waren die ſcharfen Gegenſätze ausgeſprochen, und da er ſich nicht befähigt fühlte, wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht, Kunſt und Kunſteingebungen zu beſprechen, ſo begnügte er ſich, ſeine Blicke reden zu laſſen, und das dunkle Feuer, das in ihnen brannte, machte, daß die ſchüchterne Nonne ſchnell den Gegenſtand der Berathung fallen ließ und nur das Intereſſe des Weibes ſich merkbar machte, und dieſes rieth ihr, auf ſchnelle Flucht bedacht zu ſein. Sie erhob ſich und ſtieg feſten Fußes die Leiter hinab, dann flog ſie mehr als ſie ging durch die Hallen der einſamen Kirche und langte athemlos und erſchöpft in ihrer Klauſe an.

Die ſtarke und urſprünglich energiſche Natur der jungen Nonne machte, daß dieſes Ereigniß zu einem entſcheidenden in ihrem ganzen Daſein wurde. Alle Spuren der Kämpfe ihrer unglücklichen und mit Glauben und Zweifel gleich ſchwer belaſteten Stunden zeigten ſich plötzlich wieder friſch in ihrem Geiſte; doch kam noch ein anderes unerklärliches Gefühl hinzu. Es war durch die Perſon des Künſtlers hervorgerufen. Sie verwechſelte den Schöpfer mit ſeinem Werke, ſie wußte nicht, ob ſie dieſen jungen Mann mit dem beredten Blick, mit der reinen, ſchönen, von dunkeln Locken beſchatteten Stirn, mit dem milden Lächeln des Mundes — ob ſie ihn verehren, anbeten, oder verdammen und fliehen ſollte. Am Eingang zum Allerheiligſten des Lebens und der Kunſt ſtand er, eine räthſelhaft verhüllte Geſtalt, anlockend und wieder abſtoßend. Er war ſein Werk ſelber, oder vielmehr ſein Werk war er. Dieſelbe Kühnheit, dieſelbe Widerſetzlichkeit, dieſelbe Freiheit und dieſelbe Schönheit. Er war auf dem ſtolzen Pferde der Ritter St. Georg, dieſer Ritter nicht der Legende, ſondern des Lebens, des wunderbaren, Flammen und Farben ſprühenden Lebens; und wie er ſo irdiſch prächtig dahergezogen kam, ſo zog eine neue Sonne am Firmament der Einſamen aus Nacht und Dunkel empor; der Abgeſandte einer Welt, die durch Glanz, Reichthum und Schönheit lockt.

Scholaſtika ſtattete der Oberin Bericht ab und erhielt von ihr die Weiſung, fernerhin das Fortſchreiten und Gedeihen des Bildes zu überwachen. Die Nonne hielt es für ihre Pflicht, ihr Zuſammentreffen mit dem Künſtler zu melden, doch machte dies wenig Eindruck auf die ſonſt ſo ſtrenge Kloſtergebieterin. Er iſt ein Leibeigner des Edelmannes, ſagte ſie. Die Vermeſſenheit, die er ſich erlaubt hat, gegen das Verbot in der Galerie zu bleiben, darf nicht geſtraft werden, ohne daß man fürchten müßte, unſern Nachbar zu beleidigen. Ein Leibeigner iſt wie jeder andere Frohnarbeiter zu betrachten, denen zur Reparatur der Kloſterbaulichkeiten die Hallen geöffnet werden.

Scholaſtika fühlte, daß dieſe Bezeichnung ſehr wenig auf den jungen Mann paſſe, deſſen Bekanntſchaft ſie auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe gemacht. Mochte Dimitri, dies war der Name des Künſtlers, immerhin ein Leibeigner ſein, er ſtand auf einer Stufe der Bildung und der geſellſchaftlichen Formen, die ihm eine höhere Achtung und Berückſichtigung zuſicherten, als ſie den bäueriſchen Knechten des Kloſtergebietes zu Theil zu werden pflegte. Die Oberin hatte ihn nie geſehen, ihn nie geſprochen; wäre dies geſchehen, ihrem ſcharfen, beobachtenden Auge wäre das unterſcheidende Merkmal höherer Geſittung und weiterer Lebensſphäre, das der Künſtler eben zur Schau trug, nicht entgangen. Scholaſtika, gezwungen gleichſam, ſich ſeinem Geſpräch, ſeinem Umgang hinzugeben, durchbrach in ihrem Innern eine Schranke der Vorſicht und des Mißtrauens nach der andern, und ihrem Gemüth, ſo wie ihrem ſtill ſchaffenden und brütenden Geiſte, dem es Bedürfniß war, ſich hinzugeben, wurden die Zugeſtändniſſe immer leichter, die vertraulichen Mittheilungen immer ergiebiger und rückſichtsloſer. Es vergingen ganze Stunden, wo ſie an der Staffelei ſaß und Dimitri zuſchaute, wenn er an ſeinem Werke arbeitete. Oft ordnete ſie ihm die Farben auf der Palette, öffnete oder verhängte die Fenſter, brachte die zu copirenden Gemälde in das richtige Licht, kurz, verrichtete das Amt eines Malergehülfen, wodurch ein ſolcher, der die Einſamkeit der beiden Beſchäftigten geſtört haben würde, entfernt gehalten wurde. Sie las ihm vor, Stellen aus den heiligen Büchern, aus dem Legendenſchatz des Kloſters, und zwar enthielten dieſe Auszüge Andeutungen für die Auffaſſung und Behandlung des Gegenſtandes. Dimitri kümmerte ſich aber ſehr wenig um jene Winke. Er malte und ſchuf mit einem leidenſchaftlichen Eifer und einem äußerſt kecken Sinne. Die alten Geſtalten der heiligen Bücher, jene Erzväter und bibliſchen Fürſten wurden von ihm in moderne Emire, in Häuptlinge der ſyriſchen Wüſte umgewandelt. Scholaſtika erſchrak einmal übers andere, und oft hielt ſie ſich die Augen mit beiden Händen in lieblich anmuthiger Weiſe zu, wenn ſich auf der Leinwand wieder ein in einen zottigen Burnus gehüllter, banditenhafter, kaffeebrauner Athlet entwickelte, der einen kanaanitiſchen Hirten repräſentiren ſollte. Ebenſo wenig waren die kleinen hübſchen Frauen der Bibel, dieſe niedlichen Sünderinnen, die ſich nicht damit begnügten, die Köpfe der Männer zu verdrehen, ſondern ſie friſchweg abhieben, in der Auffaſſung Dimitri's nach ihrem Geſchmack. Aber Alles, was er malte, war dabei wunderbar friſch, lebendig und wirkte wie eine kühne, unerwartete That, die vor unſern Augen geſchieht und die den Schauplatz der Dinge und Perſonen um uns her völlig verändert. Scholaſtika ſaß oft noch lange, wenn der ungebundene und ſich um keine Regel kümmernde Künſtler ſchon längſt fort war, in der dämmernden Halle und ſann, das Haupt auf den Arm geſtützt, den fremden Geſtalten nach, die ſich in einer völlig fremden Welt bewegten. Eines Tages ſagte ſie zu Dimitri: Wird man dieſen Heiligen glauben? Werden wir die Welt zwingen können, vor ihnen niederzufallen? — Das iſt auch gar nicht nöthig, erwiderte er trocken. Wenn ſie nicht niederfallen will, mag ſie es bleiben laſſen. So Manches iſt zum Abfallen und Hinaustragen reif. Das Haus, in dem wir wohnen, iſt zu klein, um große, vermodernde Schätze aufzubewahren. Es muß Platz gemacht werden. — Dieſe Worte verſtand die Nonne nicht; wie hätte ſie ſie auch verſtehen ſollen. Man mußte dazu etwas arabiſche Wüſte, etwas Laſter in großen Städten, ein klein wenig Raub und Todtſchlag, einen Tumult und einen Aufruhr, etwas von dem, was die Philoſophen Gott nennen, von alle dem mußte man gekoſtet, oder es in der Nähe angeſchaut haben, um jene Worte zu verſtehen. Ein jungfräulicher Buſen voll ſanfter, aufblühender Roſen in milchweißem Lichte, voll Lilien in roſigem Schimmer, ein Buſen, durch den ein weicher, warmer Flügelſchlag der Gottheit Kühlung weht, in einem ſolchen Buſen ſind jene Worte ſo ſchlecht gebettet, wie der harte, kleine, runde Ball des Knaben in einem Spinnengewebe. Die ſanften Fäden zerreißen, ſie laſſen den Eindringling ſchnell durch, und die Spinne geht daran, ihren zarten Flor von Neuem zu weben. So erſetzte und erneute Scholaſtika's Seele raſch und eifrig die Schleierhüllen ihres jungfräulichen Geiſtes, nachdem ein ſolcher Wurf ſie momentan beſchädigt hatte. Aber Dimitri warf nicht immer ſo epigrammatiſche Aphorismen, ſolche ſibylliniſchen Welterfahrungsſätze hin, er ſprach oft mit jenem ſchönen Enthuſiasmus, der erwärmt und mit ſich fortreißt, von dem, was er auf ſeinen Reiſen erſchaut. Mit ſtürmender Hand riß er die goldnen Thore der Welt vor den Blicken des keuſch und einſam erzogenen Mädchens auf und ergötzte ſich an dem blendenden Lichtglanz, der über Haupt und Schultern der froh Erſchreckten fiel. Er ließ den Schimmer und das Geräuſch großer Städte vor ihr erſtehen, Triumphbogen baute er auf, wölbte kühne Brücken, hob den granitnen Schaft köſtlicher Säulen hoch in die Lüfte. Dann wieder, wenn der Tumult der Städte ſie betäubte, öffnete er ihren Blicken ein ſtilles Schweizerthal und ließ ſie den Gipfel der Alpen in der Glut der Morgenſonne ſehen. Ueber die brauſenden Wellen des ſturmgepeitſchten Meeres führte er ſie an die Küſten Afrika's, leitete ſie an die Quellen des Nils und zeigte ihr den Schatten der Pyramide des Cheops ſich über einen ſtillen See dahinlagern. Ueberall eine wunderſame, eine herrliche Welt. Vor allen waren es die Schöpfungen der Kunſt, die er ihrer Seele vorzuführen ſtrebte, jene Meiſterwerke, die Jahrhunderte entzückten und noch Jahrhunderte entzücken werden. Er nannte die bewunderten Namen und war erſtaunt, dieſe Klänge zum erſtenmal das Ohr der Nonne berühren zu hören. Sie wußte von keinem dieſer Heroen; bis in die Einſamkeit des Kloſters war kein Strahl der Sonne gedrungen, die im feurigen Farbenumſchwunge einen ſprühenden Regen von Poeſie, Glut, Andacht, Schönheit und dichteriſcher Ausgelaſſenheit auf die Paläſte und Hütten der Menſchen niedergleiten ließ; bis hieher keine der capriciöſen Phantaſieen, der ſchimmernden und burlesken Launen, mit denen die Künſtlermuſe den Ernſt und die Schwere des Lebens zu beſänftigen und mit Spottlichtern zu durchblitzen ſich mühete. Dimitri beſchrieb und erzählte, Scholaſtika hörte aufmerkſam zu. So vergingen ſchöne, goldne Stunden. Oft ſaßen ſie noch beiſammen, wenn die Abendröthe ihren Schein auf das alte Gemäuer malte, und die Schatten der beiden Geſtalten bildeten ſich an der gegenüberſtehenden Wand in gigantiſchen Formen ab. Es gab eine Gruppe, ähnlich jenen mächtigen Sibyllen und Propheten Michel Angelo's. Wenn Dämmerung ſich dann in der Halle verbreitete, tönte das beſeelte Wort noch farbengeſchmückter und glühender; in dieſer verſchwiegnen Stunde war es auch, wo die Hände der Liebenden in einander ruhten, wo zum erſtenmal Kuß um Kuß die ſtürmende Empfindung befriedigte, das verzehrende Feuer kühlte.

Eines Morgens betrat Scholaſtika die Galerie und hörte zwei Männerſtimmen im Geſpräch. Sie hielt ihren Schritt hinter einem Säulenvorſprunge an, und indem ſie forſchend ihre Blicke auf das Gerüſt richtete ſah ſie einen jungen Mann auf demſelben in nachläſſiger Stellung ſitzend und dem Madonnenbilde, das gerade auf der Staffelei ſtand, den Rücken zukehrend. Er war elegant gekleidet, ein Stock, mit einem Goldknopf und einem ſchimmernden Edelſtein geziert, diente in ſeiner Hand zum Spielwerk, er ſchlug mit demſelben bald an die Spitze der glänzenden Stiefeln, bald klopfte er zerſtreut auf die Gemälde und Kiſten, die umherſtanden. Das Antlitz zeigte Jugend und eine feine Grazie des Spottes und der Ungezwungenheit; ein zierlicher Bart und blonde Locken ſchmückten Haupt und Lippen. Vor ihm ſaß Dimitri und war beſchäftigt, die Farben auf der Palette zu ordnen. Das Geſpräch der Beiden wurde ſehr laut geführt, und da es überdies noch ſtark im Gewölbe ſchallte, ſo entging der Nonne keines der Worte; aber deren Sinn war ihr öfters unverſtändlich.

Ich wiederhole dir, hob der Jüngere an, daß mich das Leben hier langweilt. Ich habe bereits alle Narren der Umgegend ſtudirt, die in Quart ſowohl, als die in Folio. Ich habe mir zum Uebermaß vor Alter verſäuerte und verſchimmelte Geſchichten erzählen laſſen, zum Bewundern gut kenne ich die ſchlechten Späßchen, mit denen die Elegants beim Regiment zur Zeit Catharinens ſich die Zeit vertrieben, ich gehe ſogar noch weiter hinauf und laſſe mir antediluvianiſche Schwänke erzählen, die ich weiß nicht in welche fabelhafte Periode der Regierungsepoche der Kaiſerin Anna oder Eliſabeth fallen. Kurz, ich leiſte das Unmögliche, und im Vertrauen geſagt, es iſt jetzt genug.

Was mich betrifft, entgegnete Dimitri, ſo langweile ich mich durchaus nicht.

Ich will's glauben, rief der Blonde lachend. Wenn man Abälard und Heloiſe ſpielt, ſo hat man fürs Erſte ſchon eine Beſchäftigung. Aber geſteh mir offen, wie lange willſt du dieſen Roman ausſpinnen? Soll ich darüber zum Teufel gehen?

Sprich ein wenig geſitteter, ſagte Dimitri.

O warum nicht gar! Du ſpielſt wohl den Heuchler. Du denkſt, weil du ein paar ſchlechte Bilder malſt mit Meſſingdrähten um den Kopf, daß du dann den Apoſtel gegen uns ſpielen kannſt. Mein Freund, ich habe dich zu oft am grünen Tiſch geſehen und zu oft in Geſellſchaft von —

Gieb mir die rothe Farbe dort her —

Sehr gern; da haſt du ſie; ſie duftet nach Terpentin und hat mir meine Handſchuh verdorben; doch wovon wollte ich ſprechen? richtig! — Gegen deine Kameraden, liebes Herz, da ſei nur hübſch aufrichtig. Keine Flauſen. Du biſt kein Heiliger, und ich bin keiner. Wenn dir deine Heloiſe nicht zufällig in den Weg gelaufen wäre, ſo hätteſt du nie daran gedacht, Leinwand zu kaufen und ſie zu beſudeln. Es iſt eben ſolch ein Spaß, wie in Florenz vor einem Jahre, wo du der Signora Giuliani zu Liebe plötzlich Muſiker wurdeſt. Man kennt das. Du ziehſt die Talente an und aus, wie unſer Einer ein Paar Handſchuh. Sage mir nur das Eine: wann wird der Roman zu Ende ſein?

Hat er dir ſchon zu lange gedauert?

Das wollt' ich meinen. Drei Monate ſitzen wir ſchon hier. Es geht ſtark auf den Frühling los, und es war mitten im Winter, wie wir kamen.

Dimitri legte die Farbentafel hin, und indem er zum Malerſtock griff, ſagte er: Was verlieren wir, wenn wir einen Monat früher oder ſpäter in Paris eintreffen?

Das will ich dir ſagen, rief der junge Mann lebhaſt. Wir verlieren die ſchöne Fürſtin Uwarkoff aus dem Geſichte; jetzt iſt ſie noch in Paris; eine Woche ſpäter, und ſie iſt nach Spanien hinübergeſchlüpft, oder hat ſich ins ſüdliche Frankreich verloren, wo der Geier ſie auffinden kann. Du weißt, die Fürſtin Uwarkoff iſt meine Flamme, und die kleine Gräſin Fedoroff, die du ſonſt ſo allerliebſt fandeſt, iſt auch jetzt in Paris. Teufel! und dann bedenke, daß ich ſeit einem halben Jahre nicht mehr pointirt habe, daß ich ganz verlerne, wie man eine Karte biegt und wie die Roulettekugel läuft.

Das ſind alles Erbärmlichkeiten! rief Dimitri.

O freilich! entgegnete raſch der Andere, für dich ſind das Erbärmlichkeiten. Es iſt ohne Zweifel auch viel erhabner und einem Fürſten Gluboff angemeſſener, ein junges Mädchen durch ſchlechte Bilder und noch ſchlechtere Schwüre zu bethören.

Halt ein! rief Dimitri und ſah ſich ängſtlich um. Du plauderſt meine Geheimniſſe aus. Uebrigens wenn du es verſtändeſt, in das Innere meines Weſens zu dringen, ſo würdeſt du dieſen Leichtſinn unterlaſſen, du würdeſt dann wiſſen, daß es ſich hier um eine wirkliche, ernſte und große Liebe handelt.

So? rief der Blonde, und ſeine Wangen und Stirn wurden von Zorn geröthet; alſo damit willſt du wohl ſagen, daß du noch drei Monate weiter hier hinſchmachten willſt? Liebſter Dimitri Pawlowitſch, du biſt entſetzlich in deiner Poeſie und Kunſtbeſtrebung. Du fällſt deinem Freunde auf eine grauſame Weiſe auf die Nerven. Ach, ich hätte das wiſſen ſollen, als ich mich mit dir in dieſe Einöde begab! ich hätte das ahnen ſollen, was ſich ereignen würde, wie du mich zur Verzweiflung treiben, mich auf Lebenszeit durch Langeweile ruiniren würdeſt.

Ein Geräuſch hinter der Säule ſtörte das Geſpräch. Geh, geh! rief Dimitri, indem er, ſich an die Staffelei heranſetzend, den Freund bei Seite ſchob; ſie muß ſogleich kommen, und es will ſich wenig ſchicken, daß ſie dich und in dieſem Aufzuge hier erblicke. Geh, ich bitte dich!

Der Blonde entfernte ſich, indem er vor ſich hinmurmelte: Der Geier hole die Klöſter! Sie haben immer für alle romantiſchen Spitzbuben etwas Anziehendes. Ich meines Theils finde ſie höchſt abgeſchmackt und langweilig.

Als er fort war, erſchien Scholaſtika betrübt und mit zerſtreuter Miene. So wenig ſie von dem Inhalt des Geſprächs verſtanden hatte, ſo war ihr der Umſtand doch deutlich geworden, daß Dimitri nicht Der war, für den er ſich ausgab. Ihr Benehmen gegen ihn war daher in den erſten Augenblicken kalt und befangen. Sie hatte verſprochen, eine Partie des Bildes zu übernehmen, aber ſie war nicht im Stande, den Pinſel zu führen, ſie legte ihn nieder und brach in Thränen aus. Geliebtes Mädchen! rief der junge Mann, ſeinen Arm um ihren Leib ſchlingend, was iſt dir? Welch ein Kummer drückt dein Herz? Sprich, vertraue dich mir. Bin ich nicht dein Freund, dein Bruder? Iſt noch irgend ein Geheimniß zwiſchen uns?

Auf alle dieſe Fragen erwiderte die Arme nichts; ſie hatte ihr Antlitz in die verhüllenden Hände gepreßt, und ihre Thränen rannen. Als ſie das Auge wieder erhob, glänzte es in rührender Schönheit, die Wangen überzog ein Roth, das die Flammen der Scham, der Liebesglut und des Schreckens in ſich vereinigte. Sie ſagte nichts als die Worte: Du biſt nicht Der, der du ſcheinſt!

Dimitri warf einen Blick auf die Seite hin, wohinaus der indiscrete Freund ſich entfernt hatte, und murmelte vor ſich hin: Das iſt dein Werk! Ich will es dir gedenken! Dann ſchloß er noch einmal ſo innig die Bebende an ſich und drückte einen Kuß auf ihre Wangen. Was du auch gehört haben magſt, verlaß dich darauf, nur aus meinem Munde kannſt und darfſt du die Wahrheit vernehmen. Ja, allerdings, mein ſüßes Mädchen, ich bin nicht Der, der ich ſcheine; allein was kümmert das dich? Ob Fürſt, Graf oder Bauer, kann ich etwas Anderes und Höheres ſein, als dein Freund? Du kennſt die Welt nicht, Schätzchen; es wäre daher rein vergeblich, dir Verhältniſſe zu erklären, Namen und Titel zu nennen, die für dich keine Bedeutung haben können. Genug, daß wir uns kennen, daß wir uns lieben.

Scholaſtika ſchrak bei dieſem Worte zuſammen: Lieben? rief ſie; ich dich lieben, du mich! Ich, eine Nonne! O Gott! — Sie brach von Neuem in Thränen aus. Unſer Loos iſt einmal geworfen! rief Dimitri. Als ich zum erſtenmal dich erblickte, ſchwur ich, daß du mein werden ſollteſt. Nur deinetwegen hab' ich mich hier als Knecht verdungen, nur deinetwegen mich in dieſe heiligen Mauern gedrängt; ich werde ſie nicht verlaſſen ohne dich.

Scholaſtika blickte ihn entſetzt und mit weit geöffneten Augen an.

So iſt's! rief er, und ſeine dunkeln Blicke ſprühten Feuer; ich entführe dich dieſer beſchränkten Zelle, in der deine Jugend und Schöne wie in Grabeseinſamkeit weilt; ich bringe dich in die Welt, die ich ſo oft deiner Phantaſie vorgeführt; an meiner Hand ſollſt du ſie betreten die Liebe wird dir die Hallen der Kunſt öffnen. O meine Scholaſtika, in dieſen Hoffnungsträumen bewege, ich mich ſchon lange; ich wartete nur auf den günſtigen Moment, wo ich dir meine Plane mittheilen konnte. Die Unvorſichtigkeit meines Genoſſen hat dieſen Zeitpunkt früher herbeigeführt, als meine Vorſicht es mir vielleicht geſtattet hätte. Jetzt kennſt du mein ganzes Herz; entſcheide über mein Glück, über mein Leben!

Er hatte ſich zu ihren Füßen hingeworfen, und ihre Hände, feucht von Thränen, zog er an ſein Herz, preßte ſie an ſeine Lippen.

Wie kann ich? rief ſie, angeſichts Dieſer, die ich verrathen will! Sie zeigte auf das Bild der Mutter Gottes.

O meine Geliebte, entgegnete er, die Schwüre einer Nonne ſind unbewußte Schmähungen auf den Himmel, der alle ſeine Geſchöpfe zu Glück, Freude und Liebe ſchuf. Leiſte andere Schwüre, leiſte den Schwur, deinem Herzen zu folgen, leiſte den Schwur, mich glücklich zu machen. Dies ſind Gelöbniſſe, deiner und des Himmels würdig. — Er zog ſie an ſich und raubte ihr von Neuem Kuß auf Kuß. Erſt in ſpäter Stunde trennten ſie ſich.

Die Nacht, in der Scholaſtika dem Kloſter entführt werden ſollte, war angebrochen. Sichere Maßregeln waren getroffen. Die lauen, ſommerlichen Abende, die ſchon jetzt walteten, begünſtigten das Unternehmen; eine Poſtkutſche, die Gregor, dies war der Name von

Dimitri's Freunde, zu leiten übernommen, hielt in dem Wäldchen am See. Man beſchloß, die zwölfte Stunde nicht abzuwarten, weil man den Mond, der um dieſe Zeit zu ſcheinen begann, vermeiden wollte. Um die Vesperſtunde ſaßen, wie beim Beginn unſerer Erzählung, die drei Nonnen in der untern Halle beiſammen; das Winterfeuer fehlte, dagegen ſtand auf einem ſchmuckloſen Altar eine Vaſe mit den erſten Frühlingsblumen. Die Abendſonne glühte durch die offenen Fenſter herein, und ein leichter Wind ſpielte mit den kleinen Silberglöckchen der Maiblüten. Die Freundinnen hielten ſich wie damals eng umſchloſſen, ihre Hände ruhten in einander, aber viel fehlte, daß das Herz Scholaſtika's ſo friedlich geſchlagen hätte, wie in jener Stunde, wo der Flügelſchlag des Erdgeiſtes ihre jungfräuliche Seele noch nicht berührt hatte. Marſa ordnete aus einzelnen Blättern, die vom Blumenſtrauße abgefallen waren, einen Kranz, ſetzte ihn Feodora auf und rief: So ſieht eine Braut aus! — Aber keine ſchöne, entgegnete Feodora lachend; wenn du eine ſolche ſchauen willſt, ſo komm her und ſieh! Schnell hatte ſie den Kranz auf Scholaſtika's Schleier gelegt und war bemüht, ihn etwas tiefer zur ſchönen Stirn herabzudrücken, als ſie bemerkte, daß eine Todtenbläſſe die Wangen ihrer Freundin umzog. Was iſt dir? rief ſie. — Nichts! nimm den Kranz ab! entgegnete die Nonne. Du weißt, daß wir ihn nicht tragen dürfen! Ich weiß es, rief die kleine Nonne ſeufzend. Ach, die Welt da draußen muß doch ſchön ſein; hätteſt du wohl Luſt, Schola, ſie einmal in Augenſchein zu nehmen? Dieſe Frage, ſo unſchuldig ſie gemeint war und ſo unbefangen ſie geſtellt wurde, machte dennoch einen erſchütternden Eindruck auf Die, an welche ſie gerichtet war. Sie vermied es, darauf zu antworten, und Marſa rief: Haſt du nichts von unſerm Bojaren gehört? — Unſerm? entgegnete Feodora beleidigt; du ververgißt, daß ich nichts mit dem Bojaren gemein habe, daß du dieſen ganz allein behalten kannſt. Frage mich, ob ich von dem Zaren gehört habe, dann will ich dir antworten. Aber ich habe ihn nicht mehr geſehen; er ſcheint verſchwunden, dagegen hatte ich Gelegenheit, dem Malerburſchen zufällig zu begegnen, der in der Galerie arbeitet, und ſollteſt du glauben, Marſa, er ſah meinem Zaren ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. — Wenn du das fandeſt, warum befragteſt du ihn da nicht um ſeinen Namen? rief Marſa lebhaft. — Ich ihn befragen? entgegnete die Nonne entrüſtet; würde ſich dies geziemt haben? Die Tochter eines kaiſerlichen Zahlmeiſters im Geſpräch mit einem Leibeignen! — Ah, alſo dies dein Grund, Feodora. Was mich betrifft, ich ſpreche mit unſerm Holzhacker, wenn ich ihn irgendwo erwiſche. Es iſt gar zu betrübt, immerdar ſeine Einfälle und Redensarten für ſich behalten zu müſſen. Man erſtickt an dem Witze, den man verſchluckt. Horch, iſt das nicht der Koſak, der ſein Lied ertönen läßt? — Du irrſt, bemerkte Feodora. Der Koſak iſt heute wenig aufgelegt, uns ſeine Geſellſchaft zu gönnen. Heut hat er ſeinen tollen Tag, und da iſt er nirgends zu finden; er treibt ſich im Walde oder am See herum. Schon heute ganz in der Frühe ſah ich ihn mit der Branntweinflaſche unterm Arm ausziehen. — Iſt denn ihr Geburts- oder Namensfeſt heute? fragte Marſa. — Nicht doch, tönte die Antwort, es iſt ihr toller Tag; ſie hat im Jahre deren mehre. Alsdann ſagt ſie ſich von aller Arbeit los, ſchwärmt in der Wildniß herum und begeht auf ihre eigne Hand allerlei Thorheiten. Wenn man ſie an dieſem Tage mit Gewalt zurückhält und nicht austoben läßt, ſo taugt ſie fürs ganze Jahr nichts, iſt müßig, träg, ungehorſam, tückiſch und verſtockt. Es iſt, als wenn ſie beſtimmten Rechnungsabſchluß mit der Narrheit und der Tobſucht hielte und ihre Schuld dem Dämon bezahlte, damit er ſie dafür die übrige Zeit unangetaſtet laſſe.

Dieſes Geplauder der beiden jungen Koſtgängerinnen wurde unterbrochen durch einen langgezogenen heftigen Schrei, der ſich auf der obern Galerie, die die Halle umlief, hören ließ. Eine Nonne trat hervor und rief: Betet für die Schweſter Rebecca; ſie liegt im Verſcheiden! Ziehet die Glocke, damit eilig Seelenmeſſen gehalten werden!

Dieſer Ruf ſchreckte Scholaſtika aus ihren Träumereien empor. Sie flog raſch die Treppe hinauf und war in wenigen Minuten vor der Zelle der Kranken und hörte mit Entſetzen die Angſtrufe und das Wimmern der Leidenden drinnen. Wie ſie eintrat, verließen die

Andern das Zimmer, denn die Kranke, der Eintretenden die magern Arme entgegenſtreckend, rief: Da kommt ſie! Sie iſt noch da! der feurige Wagen hat ſie noch nicht in das Flammenmeer getragen! Geht, ich will mit ihr allein ſein!

Als Stille und Einſamkeit in der Zelle herrſchten, richtete ſich die Kranke auf dem Lager empor, und aus ihren weitaufgeriſſenen ſtarren Augen ſprühte ein unheimlicher Geiſt.

So eben, rief ſie, komme ich von dem Orte der Pein zurück, von dem Platze, der den Verdammten eingeräumt iſt. O, mit welchem Namen nenne ich die Schrecken, die ich erſchaut! So höre, daß ich in eine Stadt einging, die ſiebenzig Millionen Thore zählte, und alle dieſe Thore waren nicht genug, um die Zahl derer einzulaſſen, die ſtündlich von der Erde eindrangen, als Verdammte und Ausgeſtoßene. Welches furchtbare Gedränge auf den Straßen dieſer Hauptſtadt des Fluchs! welch ein Stoßen und Treiben, um die Menge in die einzelnen Häuſer und Paläſte einzupferchen, wohin ſie gehörten und wo beſondere Anſtalten von Qualen und Martern ihnen zubereitet waren! In Paläſte gingen Die ein, die in Hütten geſündiget hatten, in Hütten Solche, deren Vergehungen in dem trüben Glanze der irdiſchen Paläſte ſtattgefunden. Es lag ein grauſamer Hohn darin, Jenen, die Verbrechen begangen hatten, um Reichthum und Glanz zu erſtreben, jetzt Paläſte zu ihrem Wohnort zu ertheilen und ſie inmitten dieſer Flammenwände, dieſer goldglühenden Seſſel und dieſer funkenſprühenden Draperien ihre Luſt am Glanze büßen zu laſſen, während die Hartherzigen, die das Elend ihrer Brüder nie hatten mildern wollen, jetzt in den engen, dumpfen, modernden Gruben, die ſie ſelbſt hatten aushöhlen helfen, ſchmachteten. Die Wälle und Plätze dieſer Stadt wurden von Phantomen von grauſiger Geſtalt bewacht. Einige von ihnen trugen feurigglühende Panzer, und Flammenbüſchel brannten über ihren Häuptern, andere ſahen wie Steingeröll aus, wie verwitterte Thurmzinnen, wieder andere hatten die Geſtalt von Thieren und hoben Elephantenrüſſel in die Lüfte. Die Steine des Pflaſters bildeten Menſchenſchädel, in denen ein weißes Feuer noch zuckend brannte, jene verdammten und gottesläſterlichen Gedanken veranſchaulichend, die einſt in dieſen Köpfen gewüthet. Die Plätze und Straßen der Stadt waren mit Monumenten geziert, auf denen mit brennender Schrift irgend eine fluchwerthe That eingegraben war. Um dieſe Denkſteine herum ſchwebten die Seelen der Verdammten in ewiger gräßlicher Klage. Ich betrat einen der Paläſte und hatte Mühe, nicht auszugleiten auf dem Marmorboden, der in Blut ſchwamm. Eine Tafel war bereitet, aber in den goldnen Schüſſeln ſchwammen die ekelerregendſten Speiſen; in Gift gekochte Menſchenherzen, Kindergehirn mit Schwefelflammen durchzuckt, Schlangen und Vipern in Blut ertränkt, und an dieſen Speiſen ſättigten ſich Söhne, die einſt Gift gaben ihrem eignen Vater, um in ſein Erbe zu treten, Mütter, die ihre Kinder tödteten, weil ſie ihrer Verbindung mit dem Buhlen entgegen waren, Brüder, die durch heimlichen oder gleißneriſchen Mord ihre Mitgebornen bei Seite ſchafften. O, und mit welcher Gier verſchlangen ſie ihre eignen Thaten! Prachtvolle Blumenvaſen ſtanden auf dem Tiſch, doch jede Roſe zeigte ein blaſſes Todtenantlitz, aus dem Kelche der Lilien ſtarrten im Todeskampf gebrochene Augen, aus dem Grün der Blätter fuhren kleine zuckende Hände. Ich betrat einen andern Palaſt, da ſaßen die Selbſtmörder beiſammen. Alle Gifte der Erde waren vor ihnen aufgethürmt und in zierliche Schüſſeln geordnet; ſie verſchlangen ſie, wanden ſich unter Todesqualen, ſtarben und erwachten neu zum Leben, um wiederum das ſcheußliche Werk der Selbſtvernichtung vorzunehmen. So war ihre Pein eine ewige. — Ich betrat den Palaſt, wo die Unkeuſchen für die kurzen Thorheiten ihres Erdenlebens büßten. Sie hingen mit gierigen Lippen an den Gegenſtänden ihrer Glut, und dieſe verwandelten ſich während der feurigen Küſſe in gräßliche Larven, in Todtenköpfe, in Thiergeſtalten, und die Lippen, die ſich einmal ans Scheuſal geſchloſſen, konnten nicht wieder fort. Endlich betrat ich den Saal, wo jene Unſeligen verſammelt waren, die gebrochene Schwüre abzubüßen hatten. Es waren Geſtalten darunter, die das Mitleid in der Bruſt des Beſchauers bis zur Folter anſpannten, Geſichter, ſo thränenſchwer, ſo gramgebeugt, ſo hoffnungsleer — wie ſie hienieden nicht zu erſchauen. Unſere Troſtloſigkeit iſt ein roſiges

Kind gegen das magere, hohläugige Greiſenſkelett, das dort ſo heißt.

Halt ein! ſchrie Scholaſtika athemlos. Erkannteſt du mich unter dieſen Geſtalten?

Wie ſollt' ich? entgegnete die Kranke, da du noch unter den Lebendigen weilſt; aber fürchte die dunkle Stunde, wenn ſie kommt, den Schleier von deinem Haupte zu nehmen. Sie fuhr in ihrer Erzählung fort: Als ich noch daſtand und die Stadt des Jammers betrachtete, ſchlugen alle Glocken zuſammen eine furchtbare Mitternachtſtunde an. Das gelbe, zitternde Feuer, das bis jetzt das Gewölbe der Finſterniß erleuchtet hatte, floß in Millionen kleinen ſpitzen Flämmchen zur Erde nieder, und nun entzündete ſich jenes ſchwarzfarbige Feuer, das man nur in dieſen Gründen des Elends und der Verzweiflung kennt und deſſen peinigende Kraft weit die farbigen Gluten übertrifft. Die Stadt ſchwamm jetzt in einem ſchwarzen zitternden Flor, der unmerkbar hin und her wogte und das ſchwarze Feuer bildete. Es war von einer Macht, daß die in tauſenden von Meilen entfernte Kruſte des Gewölbes in Riſſe ſprang und an einzelnen Stellen zerbröckelte. Nur wenig Minuten kann dieſe grauſenvolle Glut dauern, ſonſt verzehrte ſie die Grundfeſten des Weltbaues. Ein Schmerzgeheul aus hundert Millionen Kehlen zerriß jetzt mit einem Sturmwindſtoße die Luft, dann war Alles ſtille, und dieſe Stille, während die Flamme wüthete, war noch um vieles entſetzenvoller, als jener Schrei, der Herz und Ohren zerriß. Ich ſchaute nieder, dort war der Tod, ich ſchaute aufwärts, dort war die ewige Nacht, ich ſchaute zur Seite, ich ſah zu meiner Rechten wie zu meiner Linken die Verzweiflung und die ewige Pein ſitzen, da erhob ich meine Hände und warf einen ewig theuern Namen an die Gewölbe der Decke, es gab einen klingenden Schall, die Felſen wichen, und raſch wie eine befreite Taube aus dem Felsſpalt, in den der Geier ſie geſchleppt, ſchwang ich mich in die helle Bläue des Himmels hinauf. Dort angelangt, that ich einen langen, friſchen Athemzug. Meine Arme waren verdorrt, mein Antlitz entzündet von der Glut, ich badete mich in den Wellen des Aethers, ich ging, um meine brennenden Füße zu kühlen, auf feuchten Morgenwolken lobſingend auf und nieder. Ich hörte die Harfen der Engel, und ihr ſüßer Geſang wehte mich an wie der Morgenwind, der über den Kelch der Roſe daherweht. Es kamen Wolken dahergeſchwommen, ich ließ ihren weißen, kalten Duft an meiner brennenden Stirn branden und ſich zertheilen und hielt dem friſchen Bade meine offene Bruſt entgegen; dann warf ich mich auf das weiche Bette einer Wolke nieder und ließ die Nacht herankommen und ließ über mich hin den Mond wandeln. Er kam durch die kryſtallenen Gemächer der Nacht und ging leiſe, wie ein Freund, der ſeine Freundin aus dem Schlummer nicht wecken will, an meinem Haupte vorüber. Ich ſah ihm nach und drückte mich tiefer in die weiche Wolke hinein, ſelig lächelnd und von allem Schmerz und aller Pein befreit. So glitt ich auf meiner Wolke in die Nacht hin. Als ich aus einem leichten Schlummer erwachte, flogen eben die purpurnen Thore der Morgenröthe auf und ein Gewimmel von weißbekleideten Engeln ſtürzte ſich aus der Pforte hervor; Poſaunenklang und ſüßes Singen wurde durch die Weite des Himmels gehört. Da kam aus der Lichtfülle hervorbrechend, wie eine Blume aus der Knospe, eine Heilige aus der geöffneten Pforte hervor. Es war Anna, die Patronin dieſes Hauſes. Sie begrüßte mich mit ſo holdſeligem Lächeln ihres Mundes, daß Thränen des Entzückens mein Antlitz ſogleich ſtromweiſe überflutet n. Was ſie ſprach, ich vermag es nicht zu ſagen. Wenn hienieden im kühlen Frühlingshaine Baumwipfel rauſchen, wenn der Geſang der Vögel ſich erhebt und zwiſchendurch eine ferne Glocke läutet, ſo war in Wohllaut und Frieden getaucht das Klingen, das über ihre Lippen ging. Der Spruch ſelbſt war eine Ermahnung zum Hoffen und zum Gebet. Als ſie durch den Himmel dahinſchwand, ſah ich ihr flatterndes Gewand, ihre kleinen ſilbernen Füße, die auf den Wellen der Luft dahintanzten, mit Schmerz und Wonne nah. Auf meinen Knieen liegend, mit weit vorgebeugtem Oberkörpe , ſog ich den Glanz ein, der von ihren rückſchauenden Blicken ausging. Die Herrliche! ſie ſah ſich nach mir um; zu viel Gnade, zu viel Güte! Es wurde mir nun angezeigt, daß ich zur Erde zurück ſolle. Zwei Engel nahmen mich, einer unter dieſen, einer unter jenen Arm, und ſchnell wie der Blitz fuhren ſie mit mir in die Tiefe hinab. Ich fühlte und ſah die Nebel der Erde mir entgegenbrodeln und emporwirbeln; ſo eilig es ging, ſo konnte ich doch gewahren, daß mir andere Engel entgegenkamen, die vollendete und den Kampf ausgerungen habende Seelen aufwärts in das Haus des Himmels brachten. Die Antlitze dieſer Vollendeten trieften ſo von Glanz und Seligkeitsſchimmer, daß ich ihre irdiſchen Züge nicht erkennen konnte, doch ſchienen mir Einige bekannt. Siebzigtauſend fliegende Poſten kamen an mir vorüber; ſo viele konnte ich wenigſtens zählen. Auf den Felsſpitzen, in den Klüften ſchwarzen Baſaltgerölls ſah ich andere, aber unſelige Geſtalten; es waren gebrochene Leiber, geſenkte Köpfe, deren triefendes Haar von Angſtſchweiß übergoſſen war. Sie ſaßen und warteten der Boten, die ſie hinabtragen ſollten in den Aufenthalt der Verdammten. Wie ich ſie ſah, zitterte ich, denn ich fürchtete auch hier Bekannte zu finden, allein die Geſichter der Armen waren verdeckt durch das niederfallende Haar. So betrat ich denn die Erde von Neuem, und als mir die Binde von den Augen genommen wurde, fand ich mich hier auf meinem Lager liegend. Zugleich ward mir die innere Kunde, daß ich nicht lange mehr hier weilen würde. Ich ſchrie nach dir, Scholaſtika; mein Herz war um dich und deine kommenden Tage beſorgt. Verſprich mir, daß du dieſe heiligen Mauern nie verlaſſen willſt, daß du nie in die Welt hinaustreten werdeſt, wo deine Seele könnte zu Schaden kommen. Gieb mir deine Hand darauf.

Scholaſtika warf ſich zitternd an dem Lager nieder, ſie ergriff die abgemagerten Hände der Sterbenden und preßte ſie unter Thränen an ihre Lippen. In dieſem Augenblick erſcholl an der Mauer des Klostergebäudes das verabredete Zeichen. Die arme gepeinigte Nonne, der es galt, ſprang auf und ſah mit einem wilden, verzweifelten Blicke vor ſich hin.

Gieb mir die Hand zum Zeichen deines heiligen Verſprechens! rief die Kranke.

Scholaſtika ſtand wie eine Gerichtete da. Das Zeichen ließ ſich noch einmal hören, und mit einem lauten Ausruf: Zu ihm, zu ihm! ſtürzte die Unglückliche aus dem Gemach. Ein Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung tönte ihr nach.

In ihre dunkeln Schleier gehüllt, ſtahl ſich die Fliehende aus der kleinen Kloſterpforte nach der Gartenſeite zu. Die Nacht war ſtürmiſch geworden. Oben aus den Zellen Marfa's und Feodora's blickte noch Lichtſchein. Scholaſtika winkte den Zurückbleibenden ein Lebewohl zu und durchdrang die ſchwarzen, nächtlich rauſchenden Gebüſche mit eilendem Schritte. Als ſie auf eine kleine Anhöhe gelangt war, ſah ſie die dunkle Geſtalt eines Mannes, der rieſig erſchien, weil ſich der Schattenumriß ſcharf gegen den Himmel abzeichnete. Als ſie näher hinzueilte, kam ihr Dimitri entgegen, umſchloß ſie und drückte feurige Küſſe ihr auf Stirn und Wangen. Ohne ein Wort zu wechſeln, eilten Beide raſch vorwärts. Bald erkannte ſich an einem kühleren Zugwinde und an einem leiſen Silberſchimmer durch die Nacht die Fläche des Sees. Wie ſie eben um eine Baumgruppe wendeten, erblickten ſie auf einem der ſchroffen Ufer des Sees zwei Geſtalten, die wunderlich hüpfend ſich bewegten und die der aufgehende Mond nur unſtät und unvollkommen beleuchtete. Wie die Fliehenden näher kamen, erkannte Scholaſtika die alte Nonne Ljubow, die eine Ziege an beiden Vorderfüßen hielt und ſich mit ihr unter lautem Lachen und Singen tanzend herumſchwenkte. Die Nonne und die Ziege, auf der Felsſpitze im Mondſchein um Mitternacht tanzend, gab einen zu wunderlichen, aufregenden Anblick, als daß unſer Paar, trotz der Eile, die es hatte, nicht einige Secunden ſtille geſtanden hätte, um zuzuſehen. Die alte Nonne ließ ſich nicht ſtören, ſie ſang ſchmetternd ihre Lieder ab, und ſobald eine Strophe vollendet war, wirbelte ſie ſich von neuem mit der Ziege herum, ſo daß ihre Schleier im Nachtwinde flatterten und ihre Röcke im Kreiſe herumflogen. — Dimitri! ſcholl es durch die Nacht. Ich komme! entgegnete der junge Mann und zog ſeine ſchöne Beute raſch nach ſich. Als ſie in die Poſtkutſche ſtiegen, auf deſſen Kutſcherſitz Gregor Platz genommen hatte, hörten ſie noch den Geſang der Nonne, unterbrochen von dem Plätſchern der Wogen des Sees und den einzelnen Stößen des Sturmwindes. Der Wagen fuhr eilig über die ſchlechten Holzbrücken eines Nebenweges, und unter Flüchen und Einpeitſchen auf die Pferde erreichte man die Landſtraße, auf der es nun flüchtig dahinging, wie auf Flügeln des Sturmwindes.

Man machte erſt jenſeit Kiew Halt. Dimitri und Gregor mußten ſich bei der Militärbehörde melden. Scholaſtika war allein in dem Gaſthauſe zurückgeblieben. Sie ſaß einſam in ihrem Zimmer, als die Thür ſich öffnete und ein junger Offizier in glänzender Uniform, mit militäriſchen Ehrenzeichen bekleidet, zu ihr eintrat. Entſetzt fuhr ſie in die Höhe, und gleich darauf ſtieß ſie einen Schrei des freudigſten Staunens aus, als ſie Dimitri erkannte. Gleich darauf trat Gregor herein, ebenfalls als Offizier. Er näherte ſich dem jungen Mädchen und ſagte mit einem Lächeln und einer ehrfurchtsvollen Verbeugung: Hier, mein Fräulein, ſtelle ich Ihnen den Fürſten Gluboff vor, Capitän der Garde Sr. Majeſtät, und in mir, verehrungswerthes Fräulein, erkennen Sie Ihren treueſten Diener, Ihren ergebenſten Knecht, und wenn Sie und der Fürſt es geſtatten, Ihren aufrichtigen Bewunderer und Anbeter, Gregor Milowitſch, leider nur Lieutenant bei demſelben Regiment, aber mit der Hoffnung, bald dem Fürſten, meinem erhabenen Freund, in Allem, ſo auch im Range gleich zu ſein.

Genug der Poſſen! rief Dimitri. Ich wiederhole, ob Fürſt, ob Bauer, es entſcheidet hier nichts. Du biſt jetzt mein, Scholaſtika. Lege die düſtern Gewänder, die dich an eine trübe Zeit der Unterdrückung und Geiſtesknechtſchaft mahnen, ab, lege die Kleider an, die die

Putzmacherin dir gebracht hat, ſei, wozu du geſchaffen wurdeſt, eine hübſche, junge Frau, voll Phantaſie, Geiſt und Leben, und laß uns in die Welt hinausziehen, in eine Welt, die dich fortan bewundern und lieben ſoll!

Amen! ſagte Gregor und neigte in verſtellter Demuth und ſpöttiſch lächelnd das Haupt. Dimitri ſchloß ſeine Braut mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit in die Arme.

---

Wir übergehen einen Zeitraum von zehn Jahren und führen den Leſer nach Paris in die Straße Vivienne vor ein elegantes Hotel. Es iſt elf Uhr Morgens; ein junger Mann, den ſein Aeußeres als Künſtler bezeichnet, tritt eben in die Portierloge und fragt, ob Madame Dorval zu ſprechen. Sie iſt ausgefahren, mein Herr, und noch nicht heimgekehrt, giebt der Gefragte zur Antwort; allein ſie hat den Befehl zurückgelaſſen, daß man Sie ins Atelier einlaſſe; wollen Sie mir daher folgen. Der junge Mann empfängt dieſe Weiſung mit ſichtlichem Vergnügen. Während er die breite Stiege hinaufſteigt, ordnet er die Locken ſeines üppig blonden Haares und betrachtet mit Wohlgefallen die Umgebungen der Treppe und des Vorſaales, wie es Einer thun mag, dem Nichts gering und unbedeutend erſcheint, was den Raum einſchließt, den ein geliebtes Weſen bewohnt. Eine hohe, eichene Thür zu einem großen, lichthellen Saale wird geöffnet, und der Eintretende ſieht ſich in dem Heiligthume der Kunſt eingeſchloſſen. Man läßt ihn allein, und er wendet dieſe ihn ſo beglückende Muße an, um die Gemälde zu betrachten, die, theils angefangen, theils der Vollendung nahe, einige bereits vollendet, auf Staffeleien und Gerüſten ſtehen. Es ſind darunter Meiſterwerke, die die Bewunderung von ganz Paris auf ſich gezogen haben. Der junge Künſtler giebt ſich ganz dem Triebe ſeines Gefühls hin, er verweilt in Betrachtung und Entzücken bald vor dieſem, bald vor jenem Bilde, und endlich feſſelt ihn auf längere Zeit eine Gruppe, die mit großer Vollendung eine Scene aus dem Leben der Semiramis darſtellt. Es droht eine Empörung unter dem Heere auszubrechen, und um dieſe im Keim zu erſticken, ſieht man die Königin in der Halle der verſammelten Heerführer erſcheinen und ſie an ihre Pflicht mahnen. Einer der Empörer, ein junger Häuptling, hat zugleich verrätheriſch an dem Herzen der Fürſtin, das ſich ihm zugewendet, gehandelt. Die Frauen- und Herrſchergröße der kriegeriſchen Heldin zeigt ſich in Blick und Haltung, den Männern gegenüber, in ſiegreicher Glorie.

Indem der junge Künſtler noch vertieft in das Anſchauen dieſer Gruppe verweilte, fühlte er einen leiſen Schlag auf ſeine Schulter, und wie er ſich umſchaute, ſtand die ſchöne, königliche Geſtalt aus dem Bilde leibhaftig vor ihm; eine Frau, nahe an Dreißig, groß, mit ſchönen, edeln Formen, durchgeiſtigt und in ihrem Antlitz Züge ſchmerzlicher Melancholie zeigend. Ihre Blicke, indem ſie niederwärts ſahen, nahmen eine einſchmeichelnde Sanftmuth, eine an Zärtlichkeit grenzende Weichheit an. Sind Sie da, lieber Emil, rief ſie. Warum, wenn ich fragen darf, haben Sie ſich die ganze Woche hindurch vergebens erwarten laſſen? Was hat Sie von Ihrer Freundin fern gehalten? — Meine theuere Adele, entgegnete der junge Mann, werden Sie's glauben, wenn ich Ihnen verſichere, daß es der Neid, die Eiferſucht, nennen Sie's, wie Sie es wollen — kurz, ein gehäſſiges Gefühl war, daß mich in dieſen Tagen in meinem einſamen Zimmer zurückhielt. Ganz Paris ſtrömte zu Ihnen, da wollte ich gerade nicht kommen. Sie vermißt dich nicht, rief eine Stimme in mir. Unter den Lobpſalmen, die ihr der Ruhm vorſingt und vorkreiſcht, iſt ein Lobſpruch, wie du ihr zollen kannſt, ein kärglich Ding, das ſich erſt gar nicht aus der verſchwiegenen Kammer der Bruſt hervorzuſtehlen braucht, um draußen von der Menge überhört oder verſpottet zu werden.

Alſo Sie ſind auf das bischen Ruhm, das ich eingeerntet, eiferſüchtig? ſagte Adele.

Ja, ich bin's; entgegnete er raſch.

Adele ſetzte ſich. Das Lächeln, mit dem ſie ihren jungen Freund anſah, ging nach und nach in Ernſt und Nachdenken über. Den Arm auf den Marmortiſch geſtützt, legte ſie die ſchöngeformte Hand an die Stirne, und es war, als beſchwichtigte ſie die Geiſter vergangener Stunden, die ſich zürnend regten. Ihr Buſen hob ſich, und ein Seufzer machte dem gepreßten Herzen Luft.

Eine lange Pauſe herrſchte; endlich fragte Adele: Wie weit ſind Sie mit Ihrem Bilde, Emil?

Wie weit? wiederholte der junge Künſtler ſpottend. So unendlich weit, als ich ſelber von der Hoffnung und der Lebensluſt abſtehe. Er ſetzte in etwas milderem Tone hinzu: Wahrlich, ich hätte meinem guten Oheim gehorſamen, ich hätte dieſe undankbare Kunſt nicht zu meinem Lebensberuf wählen ſollen. Wer ſich ihr widmet, den will ſie ganz, mit allen ſeinen Gedanken und Kräften haben.

Ja, das will ſie! rief Adele mit ſtarker Betonung.

Jetzt wäre ich Advocat, fuhr Emil fort. Ich wäre glücklich. In einer nützlichen, mit Hunderttauſenden gemeinſamen Thätigkeit kann ſolch ein verzehrender Durſt nach Ruhm nicht aufkeimen. Ich kann nicht albern und toll mich geberden, weil ich nicht genannt werde, weil in irgend einer Kunſtausſtellung mein Lob nicht geſungen wird.

Nein, Emil! rief die ſchöne Frau lebhaft; Sie ſind Künſtler und müſſen's bleiben.

Wer ſagt mir dies?

Ich! entgegnete Adele, und in ihrer Miene und ihrer Haltung lag Stolz und Sicherheit. Der Jüngling blickte in ihr Auge, deſſen Strahlen Begeiſterung und Feuer in ſeine Seele ſandten, er warf ſich zu ihren Füßen, ergriff ihre Hände und rief: Ja, Sie ſind meine Muſe! Meine Freundin, meine Geliebte! O ſo lange ich in Ihr Auge ſchauen darf, ſo lange bleibt Verzweiflung und Muthloſigkeit mir ferne. Sagen Sie noch einmal das ſchöne, ſtolze Wort, daß Sie mich ſich ebenbürtig halten.

Sie ſind noch jung, rief Adele ſchmeichelnd. Ihre ganze Zukunft liegt noch vor Ihnen.

Sagen Sie das nicht, rief der Jüngling lebhaft. Ich zähle achtzehn Jahre. Man erzählt von Rafael, daß er ſchon mit dem fünfzehnten Jahre der Welt Meiſterwerke ſchenkte.

Sie ſind zu ſtolz. Nicht jeder Hand iſt's vergönnt, ſich nach dem höchſten Kranze auszuſtrecken.

Und dann die Arbeit, die Mühen, die Qualen, die der widerſpenſtige Stoff verurſacht! rief Emil. Ich möchte ſo leicht, ſo glücklich, ſo ſpielend die Höhe erklimmen, wie Sie es gethan haben, Adele.

Wer ſagt Ihnen, daß ich dies thun durfte? Wiſſen Sie etwas von meiner Prüfungszeit. Hat man Ihnen ſagen können, daß ich den ſtrengen Muſen, die keine Gabe umſonſt geben, meine Schuld nicht zu zahlen brauchte?

Nein, nein! rief der Jüngling; wahrhaftig, ich weiß von alle dem nichts. Ich ſah Sie nur ſchön und unberührt, wie die jungfräuliche Muſe ſelbſt, vor mir ſtehen, und ſo muß ich wohl glauben, daß die derbe Fauſt des Lebens an ſo reine Form nicht taſten durfte. Hab' ich Unrecht?

Der ſchwermüthige Zug im Antlitze Adelens nahm jetzt eine düſtere Färbung an; es war der gewaltſam und aus dem Innerſten der Seele ſich emporbrängende

Schmerz, der ſich auf einem Antlitze, das rein und ſpiegelhell erſchaffen wurde, malte. Sie legte, wie von einem weiten Wege ermüdet, ihren Arm auf die Schulter ihres jungen Freundes, und ihr Haupt ſank auf deſſen Bruſt. Es iſt die Stunde gekommen, begann ſie mit ſchwankender Stimme, wo ich Ihre ſchöne Freundestreue, Ihre Sorge um mein Wohl und meine Ruhe Ihnen vergelten kann, durch ein Vertrauen vergelten kann, deſſen ich Sie für vollkommen würdig halte. Sie ſollen in Kenntniß geſetzt werden von meinen frühern Lebensſchickſalen, Sie ſollen mich auf einem rauhen Pfade wandeln ſehen, und was ich aller Welt zu verheimlichen Grund in meinem zerriſſenen und betrogenen Herzen finde, Ihnen ſoll es kein Geheimniß ſein. Nehmen Sie, mein theurer Emil, das Vermächtniß dieſer Stunde als einen ſchützenden Talisman in den Kämpfen des Lebens, die auch Ihnen bevorſtehen; denn wer rühmte ſich, gelebt und geſtrebt zu haben, ohne dem Feinde geſtanden zu haben!

Sprechen Sie! rief der Jüngling und drückte die Hand der ſchönen Frau mit noch größerer Innigkeit an ſein Herz.

Adele erhob ſich, öffnete ein Käſtchen und nahm daraus ein ſorgſam verſchleiertes Bild hervor. Sie lüftete die Umhüllung und reichte dann die Tafel ihrem Freunde. Dieſer betrachtete aufmerkſam das Gemälde und ſagte dann: Hier ſeh' ich eine Nonne vor einer Staffelei ſitzend und malend. Hat dies Bild irgend eine Beziehung auf Ihre Geſchichte, meine Freundin?

Eine ſehr nahe, entgegnete die Künſtlerin. Ich bin es ſelbſt, die Sie dort ſitzen ſehen.

Wie? Eine Nonne?

Ich war's.

O wie wunderſam iſt das! Wenn Paris wüßte, daß es in einer ſeiner eleganteſten und ſchönſten Frauen, in einer ſeiner erſten Kunſttalente — eine Nonne verehrte! —

Hören Sie mich, Emil. Mein Kloſtername heißt Scholaſtika. Ich war eine arme Waiſe, die von ihren habgierigen Verwandten in ein ruſſiſches Kloſter in der Nähe von Kiew eingekerkert wurde. In die Einſamkeit meines Zufluchtsortes drängte ſich einer jener Weltmenſchen, die räuberiſche Excurſionen auszuführen lieben in jedes ſtille Revier, wo Friede und Frömmigkeit herrſcht. Laſſen Sie mich, junger Freund, über dieſen Theil meiner Geſchichte einen Schleier werfen. Der Mann, der mich dem Kloſter entführte, war ein reicher, junger Ruſſe von vornehmer Familie. Er brachte mich hieher nach Paris. Ich liebte ihn, ich hatte meine Hoffnung, mein ganzes Lebensglück auf ſein Herz geſetzt, er täuſchte meine arme gläubige Seele, er zerriß mein Herz. Schön, jung, reich, von der Welt bewundert, konnte eine Liebe wie die meinige, ein inniges und fortwährendes Anrufen der ſtarken und edeln Kräfte in einem Männerbuſen ihn nicht gewinnen und feſſeln. Er gab mir das, was die

Welt Liebe nennt, und verlangte das, was man im Himmel Liebe nennt. Der Zögling der Welt verſtand mich nicht. Er hatte mich eben von meinem Heimatsboden losgeriſſen, wie man eine Feldblume der Luft und der Erde, die ihr angewieſen, entrafft, um ſie nach einem Augenblicke des Genießens fortzuſchleudern. Wir kamen hier in Paris an und hier entdeckte er mir, daß ich nicht ſeine Gemahlin werden könne, daß ich aber fortfahren möge, ihn als meinen Freund zu betrachten. Voll Unmuth ſchied ich von ihm; aber wo nun hin in dieſer Häuſerwüſte, in dieſem koloſſalen, unermeßlichen Paris? Ohne Obdach, ohne Schutz, irrte ich einige Tage, dem Wahnſinn nahe, umher. Zu ihm, der mich verrathen, den ich haßte, wollte ich nicht zurückkehren, lieber wählte ich den Tod. Es war nahe daran, daß ich dieſen fand. Die Entbehrungen, die ich mir auferlegt hatte, um mit einer kleinen Summe, die ich als mein Eigenthum betrachten durfte, ſo lange als möglich auszureichen, die Zerrüttung, in welcher ſich, in Folge des Kummers und der Hoffnungsloſigkeit, mein Gemüth befand, alles dieſes zuſammen beugte meine Seele und raubte ihr allen Muth. Ich hatte nie eine Ahnung von den Schrecken eines ſolchen Lebens gehabt. Die Kloſtermauern, hatten ſie mir den Glanz und die Schönheit dieſer Welt auch entzogen, ſo waren ſie doch auch zugleich ſchützende Vorhänge geweſen vor den Gemälden der Entſittlichung und des Elends, die ich jetzt ſchaudernd anſchauen mußte. Es kam ſo weit, daß ich vor jeder menſchlichen Berührung zuſammenbebte, weil ich in jeder das Antaſten der beſudelten Hand des Laſters argwöhnte. Endlich ſendete mir der Himmel Rettung, ſie kam, als ich ſchon mit gebrochenem Auge, durchwühlt von den Qualen des Hungers, auf den Treppenſtufen der prachtvollen Kirchen lag, die ihre Kuppeln und Thürme triumphirend über dieſes Häuſerfeld emporſtrecken. Ein ältlicher Mann, feine, gebildete Züge unter dem Schatten dichter, grauer Locken zeigend, erhob mich durch den milden Zuſpruch ſeines Troſtwortes. Ich kränkte auch ihn durch Mißtrauen und abweiſende Kälte, allein ſein warmes Herz blickte durch die ſtarre Rinde des meinigen hindurch. Ich mußte ihm in ſeine Wohnung folgen. Er war Künſtler. Was ſeine Worte, ſeine Bitten nicht vermochten, das bewirkten ſeine Bilder. Ich fühlte mich bei ihm einheimiſch. Wie ſoll ich Ihnen, theurer Freund, erzählen, was Güte und Liebe vermögen? Kann ich's überhaupt? Wie läßt ſich beſchreiben, was im Innern der Pflanze vorgeht, wenn der lang abgehaltene Sonnenſtrahl ſie mit den wonnigen Schauern der Kraft und Wärme durchdringt? So legte und ſammelte ein edler Menſch ganze Schätze der Freundlichkeit und Liebestreue auf mein Herz. Er und die Kunſt, beide wirkten zuſammen, um mein Daſein aus den Trümmern zu heben, um die verblaßte Geſtalt des Gottes, dem ich einſt in Demuth diente, wieder neu aufzufriſchen. Mit dem erſten Bilde, das ich malte, drang auch das erſte Gebet wieder aus meinem Herzen. Ich hatte die Wüſte durchſchritten und befand mich gegenüber einem Palmeneiland mit Quellengerauſche. Mein Vater, ſo nannte ich den Trefflichen, Barmherzigen, den Guten, hatte aus den Stürmen der Revolution ſein kleines Beſitzthum gerettet; ſeine Frau und eine geliebte Tochter, die ſich ſchon den Rang einer Künſtlerin erworben hatte, waren ihm aber von dem Tode geraubt worden, er ſtand jetzt allein, und in den Pauſen, wo die Kunſt ihn nicht erwärmte, durfte meine Liebe es. Mein Arbeitsſtübchen grenzte dicht an das ſeine. Es wirkten und ſtrebten zwei einſame Weſen in gleichem Beruf, es arbeiteten ſich zwei kleine Lichtgeiſter mit Mühe empor auf der Leiter der Geſchöpfe, die in ewigem Aufwärtsſteigen begriffen ſind. Nur wenige Zoll, aber wir kamen doch vorwärts. Ich hatte einen ſchweren Weg. Meine Seele lag zerriſſen und zertreten am Wege, ſie mußte ſich aufrichten und zugleich ihr Gewand, den Körper, neu in Regung und Geſundheit bringen. Wochen, ja Monde lang ſah ich keinen Menſchen, außer meinen Vater, ich mußte wieder mich mit dem Menſchenantlitz ausſöhnen, ich mußte wieder Glauben gewinnen, daß darauf auch edle Züge ihre Lichtſpiele halten konnten, nicht bloß die dämoniſchen Schatten, die ich mit gräßlichem Entſetzen in der Zeit meiner Erniedrigung darauf hatte hingleiten ſehen. Ach, ich glaubte an kein klares Auge mehr; ich hatte verlernt, auf die Süßigkeit eines unſchuldvollen Lächelns meine Zuverſicht zu ſetzen; alles das mußte ich mühſam wieder erobern. Ich that's, indem ich malte, und meine Bilder waren meine Welt. Mein ehrwürdiger Vater ſah, was ich leiſtete, und es freute ihn. Durch ſeinen Unterricht gewann ich Feſtigkeit; ſein Wort und Beiſpiel brachten mich mit der Welt und den künſtleriſchen Erſcheinungen in Einklang, er gab mir ein Ziel, und ich wußte nun, wohin ich die maßlos aufgeregte Begier meines innern Kunſtdranges richten ſollte. So vergingen Jahre; endlich wagte ich es mit meinen Leiſtungen vors Publikum zu treten; ich wurde über Erwarten günſtig aufgenommen. Meine äußere Lage verbeſſerte ſich ſchnell und erreichte bald den Grad von Glück und Reichthum, in deſſen Beſitz Sie mich jetzt erblicken. Was bedarf es hier noch weiterer Zuſätze? Dem, der an äußern Erfolgen hängt, dem dieſe Bürgſchaft ſind des innern Genügens, für den bin ich die Glückliche, die Beneidenswerthe. Gewiß bin ich dem Geſchick dankbar, wenn ich auch erkenne, wie viel Antheil die Laune des Tags, die Willkür eines in der Irre umtreibenden Willens und die Thorheit einer großen, müßigen Hauptſtadt an dem Ruhme haben, deſſen Palme mir zuerkannt wurde.

Erſchöpft und von innerer Pein aufgerieben, ſank der Athem und die Stimme der Sprechenden in eine ſchmerzliche Ermüdung. Ihr Auge füllte ſich mit Thränen, ihre Hand preßte ſich wieder auf die Stirn, als bewältige ſie einen phyſiſchen Schmerz. Emil blickte mit der Theilnahme und der beſorgten Aengſtlichkeit eines Liebenden zu ihr hinauf. Er hatte auf einer Bank zu ihren Füßen Platz genommen.

O dieſer Schmerz! ſeufzte die Erkrankte, dieſes Wühlen im Kopfe! Dieſe Bangigkeit und dieſes Beben im Herzen! Will denn dieſe Pein nie enden? — Sie warf ſich in die Polſter des Lehnſeſſels zurück und ſchloß die Augen.

Soll ich den Arzt rufen? Adele, theure Adele! rief Emil.

Nein; doch gönnen Sie mir einige Minuten Ruhe, mein Freund. Die heftige Migräne, die mich befallen, wird durch Stille und Einſamkeit gehoben. Bleiben Sie hier, bald vielleicht bin ich wieder bei Ihnen. — Sie entfernte ſich, und Emil verweilte in trübem Nachdenken vor dem kleinen Bilde, das die malende Nonne darſtellte. Das Leben der merkwürdigen Frau ſchien ihm jetzt von einer wunderſamen Tiefe und Innigkeit, es ward vom Hineinſtrömen einer ungewöhnlichen Romantik ausgefüllt. Eine Nonne, verführt, dem Kloſter entzogen, dann in Glanz und Fülle in der Welt lebend, und trotz dem, daß Liebe und Glück ſie umgab, dennoch unglücklich, dennoch vom Stachel einer verborgenen Qual, eines unerklärlichen Leidens verwundet, dieſe wunderſame Erſcheinung trat jetzt vor ſeine Seele, und noch mehr als ſein feuriges Herz fühlte ſich ſeine jugendliche Eitelkeit befriedigt durch den Gedanken, daß er dieſer Frau angehören dürfe, daß ſie ihn ihren Freund genannt, daß in ihrem Auge Zärtlichkeit und Mitgefühl für ihn geleuchtet hatten. Er blieb ein paar Stunden; als die Künſtlerin nicht wieder erſchien, entfernte er ſich mit dem

Vorſatz, morgen mit dem Früheſten wieder in dieſen Räumen ſich einzufinden.

Während Emil ſich fortbegab, verließ zu gleicher Zeit eine verſchleierte Dame das Haus und verſchwand, in eine Seitengaſſe einbiegend, mit flüchtigen Schritten. Sie beſtieg einen Miethwagen und ließ ihn vor einem Hauſe in dem entfernten Stadtviertel halten. In einer Manſardenwohnung angelangt, trat ſie an das Krankenbette eines alten Mannes, der ſie mit Zeichen der Ueberraſchung und Freude willkommen hieß. Das iſt nicht hübſch von Ihnen, liebe Tochter, daß Sie jetzt zu mir kommen, da es noch hell iſt und Sie die Stunden zum Malen benutzen können, ſagte der Greis. Ich hätte es lieber geſehen, wenn Sie in der Dämmerſtunde erſchienen wären.

O mein Vater! rief die Eintretende; diesmal führt mich ein beſonderer Umſtand hierher. Ich bin krank zum Tode krank; ſeien Sie mein Arzt, mein Retter!

Der Greis blickte ſie mit ſchmerzenvoller Rührung an und ſagte dann: So ſprechen Sie, Adele!

Nicht dieſen Namen! Nennen Sie mich Scholaſtika, mein Vater. So hieß ich, als ich noch glücklich, noch ſchuldlos war. So hieß ich, als der kühle, weiße Schleier noch dieſes brennende Haupt bedeckte — ach, mit dieſem Namen muß ich die Liebe, die Barmherzigkeit rufen, wenn ſie will, daß ihre ſegnende Stimme mein armes Herz berühren ſoll.

Nun denn, Scholaſtika! rief der Greis.

O dieſer ſüße, heilige Name! ſeufzte mit verklärtem Lächeln die ſchöne, junge Frau, und ihre Blicke und Hände wandten ſich dem Himmel zu. Dann plötzlich gingen die Schatten des Todes über ihr Antlitz, und ſie ſagte dumpf: Ich bin verſtoßen, mein Vater! das Urtheil iſt über mein Haupt geſprochen! Ich bin verloren, ich bin verdammt!

Um Gotteswillen, mein theures Kind! hüten Sie ſich, ſo ſchlimme Worte auszuſtoßen, während die Geiſter des Friedens, der Liebe und des Erbarmens an dem Sterbebette eines alten Mannes ſtehen und Sie hören. Warum immer nur dieſer jammervolle Rückfall in Trübſinn und Mißmuth? Kann der blühende Geiſt der Kunſt, dieſes ſüße, friſche Herz der Schönheit Sie nicht muthvoll und wacker erhalten? Haben wir nicht Beide an dem Altare geſtanden, auf den Himmelsflammen zum Opfer niederwehen, und ſah ich Sie, meine Tochter, nicht vor allen Prieſterinnen begnadigt und auserleſen? O, was kommen Sie jetzt, die letzten Stunden eines armen Alten, der Sie liebt, mit Bitterkeit zu füllen!

Wenn ich's verhindern könnte! rief Scholaſtika mit einem Schmerzensſchrei; wie viel lieber vergöſſe ich mein Blut. Aber es iſt aus mit mir! Ich bin beſiegt und getödtet.

Hat man Sie angefeindet? Hat man Ihre Werke getadelt und herabgeſetzt?

Nein, o nein! Dies wäre Balſam für mein Herz! rief die Weinende. Je mehr dieſe falſche Welt bewundert, je lauter dieſer leichtfertige Ruhm ſeine Schwingen um mein Haupt ſchlägt, um deſto brennender ſpaltet ſich die Wunde in meinem Innern; um ſo lauter klagt mich die Schuld des eigenen Geiſtes und Herzens an. So hören Sie, mein Vater: es iſt mir verſagt, ich darf keine Heiligenbilder mehr malen! Der Himmel iſt mir verſchloſſen. Seitdem ich meinen Schwur gebrochen, iſt die Einfalt und Unſchuld der Kunſt von mir genommen. Gott läßt nicht mit ſich ſpielen! Er will ein reines Herz; ich brachte ihm ein entweihtes; und ſo hat er mich hinausgeſtoßen in die Welt, in das freche, buhleriſche, lügneriſche Treiben voll Unwahrheit und Selbſtſucht, und hier im Strudel geh' ich unter!

Der Greis richtete ſich auf und ſagte lächelnd: Das ſind Nachwirkungen jener Eindrücke, die die Viſionen der kranken Nonne bei Ihnen erzeugten. Doch jene Gebilde waren nichts mehr, als dunkle, abergläubiſche Vorſtellungen. Glauben Sie in der That, daß wir auf eine ſo grell ſinnliche Weiſe Thorheiten und Verbrechen büßen werden, die in der Desorganiſation der feinen und ſubtilen Materie ihren Grund hatten, die wir Seele, Geiſt, Urtheil, Herz nennen? Oder halten Sie dafür, daß die Kunſt, um Gott wohlgefällig und den Menſchen wahrhaft dienlich zu ſein, ſich nicht von den dürren Linien, in die ſie der fromme Glaube, vereint mit dem Barbarismus der Darſtellungsmittel, ſowie des Mangels künſtleriſcher Auffaſſung in jenen frühern Zeiten bannten, befreien müſſe?

Nein, mein väterlicher Freund! entgegnete Scholaſtika. Weder das Eine noch das Andre iſt in dieſem Maße und in dieſer Geſtalt, wie Sie es hier aufführen, Gegenſtand der aufregenden Zweifel und Bewegungen meiner Seele. Ich verabſcheue jene grauſe Höllenphantaſie, obgleich ihre poetiſchen Schrecken meinen Geiſt oft in Erſchütterung bringen. Die Atmoſphäre des Kloſters umgiebt mich noch bisweilen. Ebenſo wenig achte ich die trüben, ungefälligen und trocknen Anfänge der Kunſt von großem Werthe, wie ſie in meinen Heimaträumen Gegenſtand der Fabrikation geworden iſt. Dennoch — ich wiederhole mein erſtes Wort — der Himmel iſt mir verſchloſſen. Die religiöſe Begeiſterung — einſt empfand ich ihren entzückenden Strom durch mein Herz quellen — iſt todt und erſtorben in meinem Buſen.

Die Zeit ſelbſt, ſagte der Greis mit ernſtem Tone, iſt der Schöpfung rein kirchlicher Bilder abhold.

O nicht dieſen Glauben, mein Vater! Keine Zeit iſt leer an Offenbarungen; keine, die nicht den Athem Gottes an ſich heranſtrömen fühlt. Auch unſre Zeit iſt dem Heiligen nicht entfremdet, nicht abgewendet, aber es bedarf nur der Gemüther, die das innere Feuer wach erhalten, die Ernſt und Liebe mitbringen und vor allen Demuth. Als ich in meiner einſamen Zelle ſaß und um mich her die ſtarre, lebloſe, einſame Wüſte, Schnee, Sturm, Winternacht — da lebte und webte in mir das, was den urſprünglichen Nerv aller Kunſtſchöpfung machen ſoll, das innige, unaufhörliche Horchen, Lauſchen, Hinſpähen und Aufmerken auf die innere, von Gott beſchwingte und getragene Stimme. Seitdem ich in der Welt lebte, ſeitdem dieſe brauſenden Wogen mit ihrer betäubenden Brandung fortwährend an mein Ohr ſchlagen, ſeitdem iſt jede innerliche Kenntniß verſchloſſen und verſiegelt.

Meine Tochter, nahm der Greis das Wort, ich kann nicht dulden, daß du dich ſelbſt ungerecht anklageſt. Vieles, auch in dem ernſten und großen Stile iſt dir gelungen. Hat nicht das Opfer Abraham's, das du vor einem Jahre der Beurtheilung der Kenner ausſtellteſt, Lob und Bewunderung derſelben geerntet?

Weil es weltlich und ſinnlich aufgefaßt war, entgegnete Scholaſtika; weil ich den Schmerz des Vaters vor dem heiligen Glaubenseifer des frommen Helden vorgehoben hatte. Und was lobten ſie? Gruppirung, Vertheilung von Licht und Schatten, Effekte — wie iſt dies Alles unwürdig und klein gegen die Schöpfungen einer Seele, die berufen iſt, der Welt mit irdiſchen Mitteln göttliche Geheimniſſe zu enthüllen.

So kehre in dein Kloſter zurück! rief der Greis. Male wieder Heiligenbilder, male ſie, wie du ſie damals malteſt.

Ich kann's nicht, mein Vater. Daß ich's eben nicht kann, iſt mein Unglück. Die vollendetſte Kunſt hält nicht ſchadlos für ein entweihtes Herz. Könnte ich mit den Thränen meiner Kummernächte zurückkaufen, was ich hingab, könnte ich wieder die Unſchuld des Sinnes erobern, den Glauben und die Liebe, dann würde ich auch von Neuem Bilder malen können, wie ich ſie damals malte.

Mit der Erkenntniß, ſagte der Greis, geht die Unſchuld verloren. Wir müſſen uns entſchließen, entweder vollendete, den Forderungen der Schönheit, des Geiſtes entſprechende Werke zu ſchaffen, oder in jenes Alter der faſt noch kindiſchen Kunſt zurückzukehren, wo dieſe Unſchuld eine natürliche, durch die Einſamkeit der Künſtler bedingte, durch Entfernung aller Bildungsmittel hervorgerufen war. Bei uns würde dieſe Unſchuld nur eine erkünſtelte und erzwungene ſein.

Dies beſtreite ich! rief Scholaſtika. Könnte ich Ihnen, mein Vater, einige jener Bilder zeigen, die unſere Nonnen malen, Sie würden mit nur geringer Nachhülfe weltlicher Kunſt in ihnen die ſchönen Zeugniſſe der noch vorhandenen Möglichkeit ſehen, auch in unſerer Zeit chriſtliche Bilder zu ſchaffen. Jene Kindlichkeit und Seeleninnigkeit iſt unumgänglich zur Darſtellung unſerer chriſtlichen Glaubensgeſtalten nothwendig, und ein Grad von Ascetik und Weltentfremdung iſt ebenfalls Bedingniß. Mit dem Schatze gelehrten Wiſſens beladen, mit den Bekenntniſſen der Bekenner ſowie der Zweifler zugleich vertraut, ausgerüſtet mit den Waffen geiſtvollen Spottes und mit dem Bewußtſein der durch Jahrhunderte fortgebauten Skepſis — wie wollen Sie, daß ein Künſtler heutzutage, in der Welt und mit der Welt lebend, jene ſüßen Urkunden der Demuth und Gottesliebe, wie ſie ſichtbar in den Geſtalten der erſten Bekenner und Blutzeugen wandeln, dieſe Wunder und Myſterien, die ein fortgeſetztes Leben in Einſamkeit und Beſchauung erfordern, wie wollen Sie, daß er ſie in Bildern wiedergebe? Nein. Wenn ſie Alle, die innerlich leer und ertödtet ſich fühlen, ſo aufrichtig zu Werke gingen, wie ich, daß ſie den Geiſt nicht zwingen, Geſtalten zu ſchaffen, die er nicht geſchaut, ſo würden dieſe hohlen, nichtsſagenden, das Heilige verhöhnenden Zerrbilder, die wir jetzt als kirchliche bezeichnen, aus unſern Galerien, unſern Gemächern, unſern Kirchen verſchwinden. Warum, wenn es verboten iſt, mit Worten zu lügen, warum es geſtatten, mit Farben? Iſt ein Heiligenbild, das wir lachend und mit Unglauben malen, nicht ein falſcher Eid?

Die junge Künſtlerin war zu erſchüttert, um weiter ſprechen zu können. Sie barg ihr Haupt an der Bruſt des Greiſes, der ihr ſchmeichelnd die langen dunkeln Locken mit ſegnender Hand berührte. Laß dir das Zwitterweſen unſerer Zeit nicht allzuſehr zu Herzen gehen, mein Kind, flüſterte er.

Es koſtet mich das Leben! rief Scholaſtika mit Heftigkeit. Ich kann, da ich einmal das Heilige empfunden und mit Bewußtſein in mir bewahrt, nicht fürder ohne den Himmel leben. Segnen Sie mich, mein Vater, ich verlaſſe Paris.

Wie? rief der Greis; du willſt Glück, Ruhm, Reichthum von dir weiſen?

Ich gebe ſie hin, entgegnete die geweſene Nonne, für eine einzige Stunde des Friedens! -- Eine lange Pauſe herrſchte, man hörte nur das ſchmerzlich erſchütterte Athemholen der jungen Frau und das leiſe Gebet des Greiſes.

---

Es ſtürmte über die Haide. Die lange Winternacht hatte ſchon um die vierte Nachmittagſtunde angefangen. Der Schnee fiel in dichten Flocken vom Himmel und fuhr in wirbelnden Maſſen über die Ebene hin, bald hier, bald dort Hügel bildend, durch die der Schlitten des Reiſenden und der Fuß des Wanderers ſich nur mit Mühe Bahn brach. Der Wind war kalt und ſchnitt empfindlich und verletzend auf die Haut ein, denn er führte eine Menge kleiner, ſchneidender Eiskryſtalle mit ſich, die wie Nadelſtiche wirkten. Dabei machte die Dunkelheit und die fallende Schneelage es unmöglich, den Weg inne zu halten, oder deſſen kaum erkennbare Spuren mit Genauigkeit zu verfolgen. Die Reiſenden, die ſich um dieſe Stunde unterwegs befanden, ſorgten dafür, daß ihre Schlitten ſich ſo nahe wie möglich zuſammenfanden, damit der Schall der Glöckchen am Geſchirr der Pferde gegenſeitig als Warnungs- und Erkennungsſtimme diene. Ein kleiner Zug ſolcher Schlitten bewegte ſich eben über den Kloſterſee, den wir aus dem Anfang unſerer Erzählung kennen, und nahm die

Richtung auf die Poſtſtation jenſeit des Waldes. Ein einzelner Reiter ſuchte durch ſeinen wiederholten Anruf den letzten der Schlitten zu bewegen, anzuhalten, allein vergebens. Entweder wollte der Eigenthümer des ärmlichen Fahrzeugs nicht hören, oder er konnte nicht bei den Stößen des Sturmwindes, der über die Fläche des Sees mit beſonderem Getöſe dahinbrauſ'te. Der Reiter, nachdem er noch ein paar Mal vergebens gerufen, wandte ſein Pferd und kehrte zu dem umbuſchten Ufer zurück, wo im Schutz einiger mit dichter Schneelage bedeckter Weiden zwei dunkle Geſtalten zuſammengekauert ſeiner warteten.

Beim Blut Chriſti! rief die Stimme des Reiters, es bleibt euch kein anderes Mittel, das Kloſter ungefährdet zu erreichen, als daß das Dämchen hinter mir auf dem Pferde Platz nimmt und das Herrchen, ſo gut es geht, unſerer Fährte folgt.

Nein, entgegnete die Frau, das darf nicht ſein. Mein Gefährte iſt in dieſer Gegend, überhaupt in dieſem Lande fremd; er könnte verunglücken. Wenn es Euch recht iſt, ſo laßt ihn aufs Pferd ſteigen, ich gehe.

Das kann mir gleichgültig ſein! rief der Reiter mürriſch. Nur macht ſchnell! Ihr begreift, lieben Leutchen, daß ich euretwillen nicht eine halbe Stunde ſpäter meine Farben im Kloſter abliefern werde, und daß ich ferner dem großen, ſchwarzen Ofen in der Halle lieber Stand halten möchte, als euch.

Der junge Mann wollte den ihm zugewieſenen Platz nicht einnehmen. Sie ſind krank, theure Freundin, ſagte er in einer Sprache, die der Reiter nicht verſtand, Ihre Kräfte verlaſſen Sie; ich muß das Schlimmſte fürchten, wenn Sie ſo nah dem Ziele nicht die Hülfe annehmen, die uns der Himmel ſendet. Beſteigen Sie das Pferd; ich beſchwöre Sie, ich bitte auf meinen Knieen darum.

Halten Sie ein, Emil, ſagte die Dame mit wankender Stimme. Sie wiſſen, daß das Gelübde mich bindet, daß ich einen Eid geſchworen, zu Fuß, als Büßende, den Weg in meine Heimat zurückzulegen. Soll ich jetzt, ſo nahe dem Hafen, treubrüchig werden?

Wohlan; ich weiche nicht von Ihnen! rief der junge Mann. Er gab dem Reiter einen Wink, der dieſem anzeigte, daß er ſich entfernen könne und daß man ſein Anerbieten nicht annehme. Der Koſak — denn der Leſer wird ſchon erkannt haben, wer dieſer einſame Reiter war — hatte ſich bei den Worten der Dame im Sattel aufgerichtet, wie aufmerkſam lauſchend; jetzt ſchüttelte die alte Nonne den Kopf, ſprang vom Pferde ab und lief auf die Reiſende zu. Sie ergriff, ohne ſich Erlaubniß zu erbitten, die Hand, brachte ſie dicht ans Auge und ſuchte ein Muttermaal; als ſie es fand, ſchrie ſie, wie in Wahnſinn ausbrechend und hohe Sprünge machend: Sie iſt's! — Beim heiligen Alexander Newsky! Es iſt Schweſter Scholaſtika! Keine Andere, als ſie, kann es ſein! Ach, mein goldnes Kätzchen, kommſt du endlich nach Hauſe!

Kommſt du, weil die alte Annuſchka die Heiligen bat, daß ſie dich zurückführen möchten, oder kommſt du, weil du eben weiter keine Luſt haſt, in der Welt umherzuſchwärmen? Gleichviel; tritt ein in deine Kammer; du findeſt ſie noch, wie du ſie verlaſſen, und ich bringe dir grade das ſchönſte Blau, das du nur wünſchen kannſt, in meinem Sacke mit. Gleich ſetze dich hin und male, wie du früher malteſt. Feodora und Marfa, die beide unterdeſſen etwas älter und klüger geworden ſind, werden ſich nicht genug freuen können, dich wiederzuſehen. Wir haben auch ſechs neue Nonnen bekommen, die eine iſt ſogar mit mir verwandt, aber ich habe ihr die Geſchichte mit Jermack nicht erzählt. Der arme Jermack, er hat ſich zu Tode getrunken. Noch bis auf die letzte Stunde hat er behauptet, daß ich ſeine Braut ſei; er iſt auch mit dieſem Glauben aus der Welt gegangen. Aber du ſiehſt blaß und abgefallen aus, Schweſterchen. Du ſchließeſt die Augen. Willſt du einen Schluck aus meiner Flaſche thun? Bei meiner Seele, das arme Ding ſieht zum Erbarmen aus.

Der Koſak ſchwatzte und lärmte noch, als Emil in der lebhafteſten Sorge um die ſchwer Erkrankte ſich anſchickte, das Pferd zu beſteigen und ſeine Gefährtin, wenn nicht anders, ſo mit Gewalt auf den Sattel zu heben. Aber die arme Unglückliche widerſetzte ſich dieſem Anſinnen mit dem Reſt ihrer Kräfte; es blieb demnach nichts anders übrig, als daß ſich die Drei zu Fuß auf den Weg machten, Annuſchka und Emil die Kranke führend und die Erſtere zugleich ihr Pferd hintennach ziehend. So kämpften ſie gegen die Gewalt des Schneeſturmes, der von Minute zu Minute ſtärker und tobender wurde. Erde und Himmel waren in eine einzige Wolke Schnees gehüllt, der Weg völlig unſichtbar, und immer von Neuem bildeten ſich Hügel und Abgründe zu den Füßen der langſam Vordringenden. Wäre Annuſchka nicht geweſen, das Unternehmen hätte durchaus mißglücken müſſen; durch ihren Rath und ihre Ortskenntniß geleitet, erreichte jedoch die mühſelige Karavane endlich nach ſtundenlangem Umherirren das Ziel. Schon hallte die Klosterglocke über die Fläche herüber, ſchon bemerkte der alten Nonne ſcharfes Auge Licht in der untern Halle, da — verließen die arme Wallerin Beſinnung und Kraft. Sie ſank zwiſchen ihren zwei Führern zuſammen, und Todesnacht lagerte ſich auf ihre Augen. Sobald dieſe bedrohlichen Zeichen ſich kundgaben, machte Annuſchka ſich ſofort von der Gruppe frei und ſtürzte, eilig ſich auf ihr Pferd ſchwingend, ins nahe Kloſter, um Hülfe herbeizurufen. Während ſie fort war, kam die Sterbende von neuem zum Bewußtſein. Sie ſah das in Kummer und Verzweiflung über ſie gebeugte Antlitz ihres jungen Gefährten, ſie fühlte deſſen heiße Thränen auf ihren erſtorbenen Wangen. Dank, Dank für ſo viel Liebe und Treue! flüſterte ſie. Kehre heim, mein edler Freund! Ich habe, was ich wollte, ein Grab bei den Meinen, in der Heimat! Der Himmel ſei gelobt! — Sie hatte dieſe Worte noch nicht geendet, als man Lichter vom

Kloſter raſch herüberkommen ſah. Die Hülſe kam zu ſpät. Die Leidende hatte ihre irdiſche Laufbahn beſchloſſen. Angeſichts des Hauſes ihrer Jugend, im Arm des Freundes und angeweht von dem Frieden des verſöhnten Himmels waren ihrer Seele Feſſeln gelöſ't worden. Die Nonnen trugen die Leiche ihrer einſtigen Schweſter in die Kloſtermauern heim.

Emil kehrte nach Frankreich zurück. Er brachte ſein Leben einſam und in Erinnerung an die edelſte Freundſchaft, an die uneigennützigſte, keuſcheſte Liebe hin. Sein Name glänzt noch jetzt als der eines der würdigſten Prieſter der Kunſt.

# Vetter Iſidor.

Von Julius Groſſe.

Julius Waldemar Groſſe, geb. zu Erfurt am 25. April 1828, erhielt ſeine Gymnaſialbildung in Magdeburg, wohin ſein Vater als Militär-Oberprediger im Jahre 1833 verſetzt worden war. Den Gedanken, Architekt zu werden, gab er, nachdem er ſchon das Staatsexamen als Geometer beſtanden hatte, wieder auf und widmete ſich 1849—52 in Halle der Jurisprudenz. Auch dieſer Berufswahl machten ihn ſeine künſtleriſchen Neigungen wieder untreu. Von 1852—1854 beſuchte er in München die k. Akademie, um ſich zum Maler auszubilden, bis er als ſein eigentliches Talent das dichteriſche erkannte, das ſchon auf der Univerſität in dramatiſchen Verſuchen ſich angekündigt hatte. Sein Aufenthalt in München, wo er vom Jahre 1855 bis 1869 an der Redaction verſchiedener Zeitungen Theil nahm, wurde im Jahre 1856 durch eine italieniſche Reiſe unterbrochen. Drei Jahre ſpäter erfolgte ſeine Verheirathung mit einer Münchnerin, im Jahre 1870 ſeine Ueberſiedlung nach Weimar, wo Julius Groſſe ſeitdem als General-Secretär der Schillerſtiftung lebt und in raſcher Folge eine große Anzahl epiſcher Gedichte, Romane und Novellen veröffentlicht hat. (Rienzi, ein Trauerſpiel, 1851. Gedichte, 1857. Epiſche Dichtungen, 1861. Untreu aus Mitleid, Roman, 1868. Die Novellen: Maria Mancini, Ein Revolutionär, Eine alte Liebe, Vox populi, 1869. Neue Gedichte: Aus bewegten Tagen, 1869. Dramen, 7 Bändchen, 1870. „Wider Frankreich,“ Gedichte, 1870. Erzählende Dichtungen, der Waſunger Noth, Abul Kazims Seelenwanderung, 1871—1872. Die Romane: Gegen den Strom, 3 Bände, 1871, Der neue Abälard, 1872, Offene Wunden, Novellen, 3 Bände, 1873, Der Stadtengel, 1874.) —

Mit ſo großem Beifall Groſſe's epiſche Dichtungen aufgenommen worden ſind, noch Schöneres und Erfreulicheres hat der Dichter unſeres Erachtens in der Lyrik geleiſtet, was ſicherlich zu allgemeinerer Anerkennung kommen würde, wenn er uns mit einem Bande „ausgewählter Gedichte“ beſchenken wollte, aus welchem alles jugendlich Unreife ausgeſchieden wäre. Wie man ihn auf dieſem Gebiete treffend mit Achim von Arnim verglichen und ihn den letzten Romantiker genannt hat, ſo erinnern auch ſeine Novellen trotz alles realiſtiſchen Bemühens vielfach an die Weiſe der Auffaſſung und Darſtellung, wie ſie in romantiſcher Zeit üblich war.

Die hier ausgewählte Novelle hat den Vorzug vor manchen andern erhalten, nicht nur, weil unſere Literatur beſonders arm iſt an maßvoll gehaltenen humoriſtiſchen Erzählungen, ſondern auch weil bei den ernſten und tieferen Problemen, die Groſſe ſich in ſeinen Erzählungen zu wählen pflegt, häufig ein gewiſſes Mißverhältniß zwiſchen der faſt überreichen Phantaſie und der künſtleriſchen Durchbildung ſich fühlbar macht, jene lyriſche, um die Wirklichkeit unbekümmerte Stimmung, die Groſſe eben mit A. von Arnim gemein hat. Daß in Beiden ein wahrhaft dichteriſcher Geiſt ſelbſt in ihren barocken Unregelmäßigkeiten und phantaſtiſchen Wagniſſen ſich rege, wird Niemand beſtreiten, und in dieſer Hinſicht kann der novelliſtiſche Schwank, den wir hier mittheilen, von dem tiefſten Weſen des reichbegabten Dichters allerdings nur eine ungenügende Vorſtellung geben.

## I.

Die Sonne ſcheint hell herab auf den Strom am Wald, auf den Fahrweg und die Brücke, unter welcher die Enten des Dorfes, oder vielmehr der Vorſtadt, an jedem Morgen hindurchſchwimmen. — Heute umzittern goldene Lichter die grünblauen Schatten auf den breiten, lautlos hinſtrömenden Waſſern, goldene Lichter umſpielen das friſch angeſtrichene Thor des großen „Hofgutes“ und nicht minder das beſcheidene Gärtlein der Frau Conrectorin, das dem Vorübergehenden nur wie eine grüne Wildniß von Himbeerbüſchen erſcheint. Die Obſtbäume ſtehen in dem Gärtchen ſo dicht, daß ſie das ſchindelgedeckte ſaubere Wohnhaus gänzlich verbergen; auch die Bewohnerin, welche mit einer alten Magd auf dieſem Wittwenſitz hauſ't, ſieht von der Welt nichts als grüne Wipfel, flatternde Tauben und ziehende Wolken. Iſt ſie damit nicht zufrieden, ſo muß ſie in das kleine chineſiſche Gartenhäuschen gehen, das vorn am Waſſer liegt und deſſen Fenſter von buntem Glaſe theils auf die Landſtraße, theils auf den Strom und Wald, theils auf die ferne, weithin geſtreckte, im Duft verſchwimmende Hauptſtadt blicken.

Dort ſaß auch heute die Frau Conrectorin in ſauber gebügeltem weißem Häubchen mit ponceaurothen Bändern und ſchenkte ſo eben Kaffee aus ſilberner Kanne, doch nicht bloß für ſich.

Ja, ja, Vetter Iſidörchen, ſagte die Frau Conrectorin, ſehen Sie, ſo lebe ich alle Tage, die Gott giebt, und bin vergnügt und zufrieden, wenn mich die Welt nur in Ruhe läßt, ich will auch nichts mehr von ihr. — Von Ihnen aber iſt's ſchön, daß Sie meine ſtillen Sonntage mit Ihrem Beſuch erfreuen, man hat dann doch eine Anſprache und kann eins plaudern von vergangenen Tagen. — Noch ein Täßchen gefällig, Herr Subſtitut oder Herr Archivar, — wie muß man den eigentlich ſagen? Sie ſind ja wohl avancirt, wenn mir recht iſt?

Sagen Sie immerzu Vetter, Frau Conrectorin, es iſt einmal wieder nichts geweſen.

Ah, das iſt aber ſchade, na denn ein andermal; man muß nie die Courage verlieren, und zuletzt kann's Ihnen ja gleich ſein, Vetter Iſidörchen; mit Ihrem Vermögen können Sie bequem leben. Ich dachte nur, weil Sie heute ſo beſonders — wie ſoll ich ſagen? — ſo feſtlich herausgemuſtert ſind.

Sie ſpaßen, Frau Conrectorin.

Nun, nun, werden Sie nur nicht ſo roth, Vetter Iſidörchen, es war ja nicht böſe gemeint. Die weiße Weſte ſteht Ihnen ganz gut, dazu die weißen Handſchuhe, die ſchöne, feuerrothe Cravatte und der neue

Strohhut — das macht Effect, das imponirt; das zeigt gleich von weitem, daß Sie etwas im Schilde führen, und irgend eine junge Dame wird dann ſchon wiſſen, woran ſie iſt.

O, was denken Sie, Frau Conrectorin! ſagte der „junge“ Mann, welcher ihr gegenüber ſaß, und ſein fahles Geſicht mit den waſſerblauen Augen, mit den weißen Augenwimpern und den langen, hobelſpanblonden Locken färbte ſich wirklich dunkelroth. Er räusperte ſich einigemal und knipſ'te irgend ein unſichtbares Stäublein von ſeinem flohfarbigen Sommerpaletot.

Sie wiſſen, ich bin — ſo zu ſagen, Idealiſt, ſetzte er feierlich hinzu und erhob wie beſchwörend ſeine ziemlich große, ſtarkknochige Hand.

Ja, ja, ich verſtehe ſchon, ſagte die Frau Conrectorin und ſtrickte etwas raſcher, indem ſie den Vetter über ihre Hornbrille hinweg ſchelmiſch anſah. Sie ſchwärmen nur für das Ueberirdiſche, für das Unerreichbare, für das Aetheriſche, o das kennt man ſchon. Aber eigentlich iſt's doch ſehr unrecht von Ihnen, Vetter Iſidörchen. Ein Mann von Ihrem Vermögen und Ihrem Alter — na, machen Sie nur keine Geſichter, Vetter, Sie haben juſt zweiundvierzig Jahre, zwei mehr als ich, wir ſind ja zuſammen in die Schule gegangen — denken Sie, das vergießt ſich ſo leicht? Und im Uebrigen ſind Sie nicht übel gewachſen und haben ſich leidlich conſervirt — wo es noch fehlt, kann immer die Frau nachbeſſern. Ihre Stellung am Archiv kann auch nicht lange mehr ſo unſicher bleiben. Sie ſind ja auf dem beſten Wege, endlich einmal Carriere zu machen, als Gelehrter, als — was weiß ich. Ah, ein ſolcher Mann thut ſchwere Sünde, wenn er —

Ich muß denn doch freundlichſt bitten, Frau Conrectorin, unterbrach ſie der Vetter, dieſes in der That unerquickliche Thema — —

Aber im Ernſt, Vetterchen, worauf warten Sie denn eigentlich?

Ich warte gar nicht, ſagte der Vetter mit ausdrucksvollem Aufſchlag der waſſerblauen Augen, ich habe reſignirt, ich finde doch nichts mehr, Frau Conrectorin.

Weil Sie ſich keine Mühe geben, ſagte die Frau mit etwas ungeduldigem Tone. Glauben Sie denn, die gebratenen Tauben ſollten von ſelbſt kommen? Nein, Vetterchen, ſo kommen Sie nicht zum Ziel.

Keine Mühe gegeben — ich muß ſehr bitten, Frau Conrectorin, ſagte Vetter Iſidor und fuhr durch ſeine Hobelſpanlocken; im Gegentheil, ſehr im Gegentheil. Sie glauben nicht, welche Erfahrungen ich gemacht habe ſeit zwanzig Jahren. Ich mochte meine Wohnung ſo oft wechſeln, als ich wollte, überall dieſelben Verſuchungen, dieſelben Gefahren, derſelbe Abgrund! — O, wenn ich Ihnen alles erzählen könnte, wie man es eingeleitet hat, mir Nachſtellungen zu bereiten, mir Fallen zu legen, mich verkuppeln zu wollen. Man hat mir Briefe geſchrieben, man hat mir Blumen geſchickt und Bildniſſe, weibliche Bildniſſe, Frau Conrectorin, und zwar von allen Arten — Töchter und Frauen, Wittwen und Großmütter — auf ſeine und unſeine, auf alle erdenkliche Art hat man ſich angetragen!

Ihnen? rief die Conrectorin und rückte ihre Hornbrille, indem ſie den Vetter im flohfarbigen Sommerpaletot mit etwas ungläubigem Blicke muſterte.

Ja wohl, meiner Wenigkeit, wenn Sie gütigſt erlauben, ſagte der Vetter mit einem Anlauf von Stolz. O, glauben Sie nicht, Frau Conrectorin, daß man ohne allen Eindruck auf das ſchöne Geſchlecht geweſen ſei. Man hat ſeiner Zeit ſeinen Walzer getanzt, man hat ſeinen Vers gemacht, man hat ſeine Arie geſungen, man hat auch ſein Pfänderſpiel geſpielt — —

Natürlich, und Sie können nichts dafür, wenn Sie unzähligen Schönen das Herz gebrochen haben; aber warum in aller Welt ſind Sie denn nicht angekommen, Vetterchen?

Warum? — der Vetter ſchwieg eine Weile und ſchnellte mit ſeinem gelbſeidenen Tuch den Staub von einen Zeugſtiefeln.

Sehen Sie, Frau Conrectorin, die Weiber verſtehen uns nicht.

Ja, um des Himmels willen, was verlangen Sie denn eigentlich, Vetterchen?

Ein tiefer Seufzer entrang ſich der Bruſt des „Idealiſten“ mit der weißen Weſte, während ſein verwittertes Geſicht einen Ausdruck von Verklärung und Salbung annahm. Das iſt ſchwer zu ſagen, Frau Conrectorin, und Sie würden mich abermals mißverſtehen, wenn ich dieſes Myſterium näher berühren, freier entſchleiern wollte.

Entſchleiern Sie nur, Vetterchen, geniren Sie ſich nicht, ſagte die Conrectorin gutmüthig.

Sehen Sie, meine hochverehrte Frau Conrectorin, das, was ich von einer Frau verlange, es läßt ſich in wenige Silben zuſammenfaſſen: Poeſie vor allen Dingen — das heißt Muth, Freiheit, Seelengröße und Entſchloſſenheit. Daneben natürlich hinreißende Schönheit, ätheriſche, blumenhafte Erſcheinung, Verſtändniß alles Hohen und Erhabenen, dennoch unberührt vom Strahl blaſirter Erkenntniß, geſchmückt vielmehr mit dem Schmelz der Unſchuld und unbewußt des eigenen verborgenen Feuers der Leidenſchaft — mit Einem Wort, Frau Conrectorin, ein Ideal müßte ſie ſein, und ſolche giebt es nicht mehr!

Weiter wünſchen Sie nichts, Vetterchen? ſagte die Conrectorin; nun, das muß man ſagen, Sie ſind recht beſcheiden.

Nein, ſolche Weſen giebt es nicht mehr, fuhr der Vetter fort; höchſtens ſind ſie noch im Reiche der Poeſie und der Kunſt zu finden, aber wie ſind ſie in Wirklichkeit? eitel, putzſüchtig, ſchwatzhaft, launiſch . . .

Proſaiſch, naſchhaft und gefallſüchtig, ja wohl, dieſe alte Litanei kennen wir ſchon —

Ohne wahre Ehre, ohne echte Tugend, ohne innere Ideale, ohne Zucht und Sitte!

Hören Sie nur endlich auf, Vetterchen; — ich weiß es nun ſchon, wir ſind wahre Ungeheuer, ſagte die Conrectorin ſcherzend, aber wo wollen Sie denn hin?

Ich ſehe ſchon, ſagte der Vetter beleidigt, auch Sie wollen mich nicht verſtehen, — und er hatte ſich von ſeinem Stuhl erhoben und zum Strohhut gegriffen, ſowie zum Regenſchirm. Ich muß eilen, daß ich in die Stadt komme, es iſt ſpät geworden, heute Abend wird Romeo und Julia gegeben. — Sehen Sie, Frau Conrectorin, das iſt's, was ich meine, da iſt Poeſie, da iſt Größe, da iſt Leidenſchaft; aber unſere Zeit, unſere Erziehung, unſere Julien, daß Gott erbarm' — ich empfehle mich, Frau Conrectorin.

Die gutmüthige Frau lachte laut auf, als ſie ihm die Hand zum Abſchied gab. Alſo eine Julia ſuchen Sie, alter Romeo, ha, ha, Sie müßten ſich gut ausnehmen auf einer Strickleiter, Vetter Iſidörchen, und erſt im Grabgewölbe, hu, hu! — und die Frau wollte faſt kein Ende finden im Lachen.

Ja, aber was haben Sie denn auf einmal? unterbrach ſie ſich plötzlich und blickte mit Staunen auf den langgewachſenen Idealiſten, der am offenen Fenſter ſtand, und eine tiefe Verbeugung machte, die er noch zwei- oder dreimal wiederholte. Gleichzeitig langte er raſch ſein Opernglas aus den Taſchen des Paletot und ſetzte das rieſige Inſtrument an ſeine waſſerblauen Augen.

Eilig ſchritt die Frau Conrectorin zu dem Nebenfenſter und ſchielte durch die halbgeſchloſſenen Jalouſieen.

Wie war ſie überraſcht, als ſie eine junge Dame an der Seite eines uralten, gichtbrüchigen Mannes vorübergehen ſah. Die junge Dame, welche von Kopf zu Fuß in ſchwarze Seide und ſchwarze Spitzen gekleidet war, ſah noch einmal um. Das kleine Köpfchen mit den großen, glutvollen Augen und dem reichen, phantaſtiſch coeſſirten Haar hatte einen ſüdlichen, man könnte ſagen andaluſiſchen Typus. Damit ſtimmte auch der ſchwarze Schleier, den ſie um den Kopf trug, und der Schmuck der Roſen und Jasminblüten, welche die einzige natürliche Zierde des Haares bildeten.

Aha, deßhalb alſo? ſagte die Frau Conrectorin und legte ihren Strickſtrumpf hin, um ſich wieder zu Vetter Iſidor zu wenden.

Dieſer aber ſtand bereits neben ihr, mit ſeiner großen, knochigen Hand ihren Arm berührend.

Ich beſchwöre Sie, Frau Conkectorin, wer iſt dieſes Weſen?

Die alſo, Vetter Iſidörchen, Die alſo! — und Frau Conrectorin lachte heimlich vor ſich hin. — Nein, liebes Vetterchen — da laſſen Sie ſich nur alle Pläne und Gedanken vergehen, das iſt nichts für Sie, das iſt wirklich unerreichbar!

Aber Vetter Iſidor ſtützte ſich mit beiden Fäuſten auf den Griff ſeines Regenſchirmes und ſagte nicht ohne alle Würde:

Ich muß Ihnen bemerken, meine verehrte Frau Conrectorin, daß Sie mich noch nicht ganz kennen dürften. Wenn ich einmal meinen Willen auf etwas richte, ſo giebt es keine Unmöglichkeit in der Welt — wir haben ſchon andere Schwierigkeiten überwunden, und ich ſage Ihnen, Frau Conrectorin —

Ereifern Sie ſich nur nicht, Vetterchen, beſchwichtigte ihn die Conrectorin. Alles, was Sie wollen, aber nur nichts Unerlaubtes. Es giebt Mädchen genug noch, aber nur nicht dieſe Eine. Vetterchen, ſeien Sie vernünftig, geben Sie mir Ihre Hand — nur näher ich will Ihnen etwas anvertrauen — und ſie näherte ihren Mund ſeinem Ohr, nachdem ſie vorſichtig alle Fenſter des Gartenhäuschens geſchloſſen hatte. — Da drüben, Vetter, fuhr ſie fort, waltet ein Geheimniß, ein ſchweres Geheimniß, laſſen Sie es auf ſich beruhen, das Unglück iſt heilig.

Unglück? — Geheimniß? — Vetter Iſidor hatte ſein Opernglas wieder vom Auge genommen und putzte es mit ſeinem gelbſeidenen Tuche, während er mit ſeinen waſſerblauen Augen die Frau Conrectorin anſtarrte, gleichwie ein Ertrunkener.

Unglück — Geheimniß, das iſt ja höchſt romantiſch, Frau Conrectorin; ich bitte, ich beſchwöre Sie, wer iſt dieſe liebliche Erſcheinung? Sie kennen ſie, Sie dürfen mir nichts mehr verhehlen. Noch nie habe ich das Urbild der Poeſie in ſolcher Verwirklichung geſehen.

Ja wohl, Poeſie, ſagte die ältliche Frau und nickte ernſt vor ſich hin, ja wohl, das iſt Romeo und Julia, wie ſie im Buche ſtehen. Gehen Sie nur ins

Theater, Vetter Iſidörchen, gehen Sie nur, dort ſehen Sie alles, und ich brauche nichts zu erzählen . . .

Aber Vetter Iſidor ſtellte ſeinen Regenſchirm wieder in den Winkel und kreuzte die Arme wie ein Feldherr über die Bruſt.

Sie ſpannen alle meine Nerven auf die Folter, Frau Conrectorin, aber ich gehe nicht von der Stelle, bis ich Alles weiß. Ich beſchwöre Sie noch einmal: reden, ſprechen Sie, reißen Sie mich aus den Qualen der Ungewißheit!

Sie ſind ſchrecklich tragiſch, Vetterchen, ſagte die Conrectorin, indem ſie ſich wieder ſetzte und ihre Schürze glättete, aber es hilft Ihnen nichts. Ja, ja, wenn die Leute drinnen vor den Lampen ſitzen und die ſchönſten Scenen mit anſehen, wie ſie ſich begegnen auf dem Maskenball, wie der junge Herr über den Balkon ſteigt und die Amme ſie verkuppelt, das gefällt ihnen, und wenn der alte Capulet ſammt ſeiner Frau über den Scandal nachher Lärm macht, dann hüpfen alle Herzen vor Schadenfreude über den alten Philiſter. Das iſt das heilige Recht der Leidenſchaft, heißt es, und Julie bleibt ſittenrein, unſchuldig, tugendhaft und nachahmungswürdig vor aller Welt.

Natürlich, weil das Poeſie iſt! rief der Vetter mit ſtarker Stimme.

Ich höre ſchon, Vetterchen, ſagte die Conrectorin. Wenn aber dergleichen im wirklichen Leben vorkommt, genau ſo vorkommt, ſo zeigen ſich dieſelben weiſen und klugen Leute ganz anders. Zuerſt freilich brechen ſie den Stab über Diejenigen, die ein bischen weiter ſehen und fürchten, ſolch eine romantiſche Geſchichte könnte ein ſchiefes Ende nehmen. Da wird von Leidenſchaft gefaſelt und ihrem göttlichen Recht und ähnlichem Unſinn; geht es aber nachher wirklich unglücklich aus und haben die Philiſter wirklich Recht gehabt, dann ſind die Leute verdutzt, und kein Menſch ſpricht mehr von „Poeſie“. Dieſelben Leute, die den Roman romantiſch fanden und auf Seite des Liebespärchens ſtanden, verläumden nachher, kichern ſchadenfroh und treten den Scandal breit, wenn der Ausgang wirklich traurig war. Ja wohl, das haben ſie dann gleich vorausgeſehen, gleich vorausgeſagt, und ſie ſind die Klugen, Tugendhaften, allzeit Gerechten. Ja, ja, ſo iſt's, und gerade Die da drüben iſt ein lebendiges Beiſpiel dafür, wohin die Dinge heute kommen, wenn man einer ſogenannten Leidenſchaft freien Lauf läßt.

Frau Conrectorin, Sie reden ſehr ſinnvoll und ſehr logiſch, allein ich verſtehe wirklich kein Wort davon, rief der Vetter Iſidor unmuthig, und wenn Sie mir kein Vertrauen ſchenken wollen, ſo werde ich anderwärts Erkundigungen einziehen. Ich empfehle mich ganz gehorſamſt.

Na, na, bleiben Sie nur, Vetterchen, bleiben Sie nur und nehmen Sie mir meinen Frieden nicht mit, ſagte die Frau und führte den Vetter zu ſeinem Platz zurück. Ich ſehe ſchon, ich muß Ihnen die ganze

Geſchichte erzählen, damit Sie Alles auf einmal wiſſen. Die junge Dame drüben iſt eine weitläufige Verwandte, eine Stiefenkelin des alten Herrn von Schnorrigl, des alten Generals auf dem Hofgut. Sie ſelbſt iſt verwaiſ't und verarmt, ein bedauernswerthes Geſchöpf. Der alte Herr hat das Gut, das ihren Eltern gehörte, Schulden halber übernommen, mitſammt der Armen; ich mag die Leute nicht und rede ſelten oder gar nicht mit ihnen, wenn auch die arme Julia mein Liebling war und geblieben iſt.

Julia heißt ſie? rief der Vetter mit leuchtendem Auge, und ſeine Hand fuhr abermals durch die hobelſpanblonden Haare.

Ja wohl, Julia heißt ſie und hat das Gnadenbrod bei dem alten General.

Gnadenbrod, ich bitte Sie, wie herzlos, wie proſaiſch, wie unäſthetiſch, Frau Conrectorin!

Nur Geduld, das Poetiſche wird ſchon kommen. Alſo meine Julia kenne ich ſchon von klein auf, früher nämlich beſaßen ihre Eltern das Hofgut, der Vater iſt lange todt, ihre Mutter, die Großnichte des Generals von Schnorrigl, war meine beſte Freundin. Wir ſahen uns alle Tage, und die kleine Julia war grade vier Jahre, als wir vor bald zwanzig Jahren hierher zogen, ich und mein ſeliger Mann, der Conrector.

Wir haben keine Kinder gehabt, aber die kleine Julia gehörte uns beinah noch mehr, als ihren Eltern, ſie war oft wochenlang bei uns und wuchs unter unſeren

Augen auf, wie unſer eigenes Kind. — Es war ein luſtiges, übermüthiges Ding, voll der närriſchſten Einfälle von Jugend auf, dabei grundgut von Herzen, unverdorben, arglos und talentvoll über ihre Sphäre hinaus. — Alles, was ſie begann und unternahm, gelang wider Erwarten, und ſelbſt ihre tauſenderlei kleinen Schalksſtreiche ſtanden ihr gut zu Geſicht. Wenn der Herr Vetter Iſidor vor zehn Jahren uns beſucht hätte, er würde ſeine Freude an dem Kind gehabt haben, und vielleicht wäre dann Alles anders gekommen. Wir hatten eigentlich kein großes Zutrauen zu ihrer Zukunft, denn ſie war als Kind nicht beſonders ſchön; braun und ſchwarz wie ein Zigeunerkind aus dem Wald heraus. Erſt als ſie aus der Penſion kam, wo ſie drei Jahre geweſen, war ſie wunderbar aufgeblüht, ein wildes Waldröschen, herzig zum Küſſen, ich war ſelbſt ganz vernarrt in das Ding und machte mit ihrer Mutter hundert Pläne über ihre Zukunft. — Aber was hilft alle Vorſicht! — Zwar wir ſchloſſen ſie ab vor der Welt, aus Furcht, ihre ſeltene Schönheit könne ihr Verderben werden, und glücklicherweiſe liegt das Hofgut ſo einſam und weltverloren, daß ſich von den ſchlechten Menſchen keiner hierher verirrt. Aber, wie geſagt, was hilft alle Vorſicht! Damals — es war im Winter vor ſieben Jahren — waren Verwandte zum Beſuche da, Mädchen aus der Provinz, die einen Mann ſuchten in der Hauptſtadt, wie das ſo geht. Es gab allerlei Luſtbarkeiten und Feſte. Auch ein großer Maskenball in der Reſſource ſollte mitgemacht werden. Julia war damals erſt ſechzehn Jahre und ſollte auch diesmal noch zu Hauſe bleiben; ſie war überhaupt noch nie auf einen Ball gekommen und galt noch ganz als Backfiſchchen und Gänschen.

Backfiſchchen und Gänschen, Frau Conrectorin, — ich muß bitten, Ihre Sprache zu ändern, ich kann ſolche Ausdrücke wirklich nicht dulden.

Mein Gott, Vetterchen, heute ſind Sie wie von Zucker, — na alſo, als die Lulu hört, daß ſie auch diesmal zu Haus bleiben ſollte, gab es ein großes Lamento, ſie legte ſich aufs Weinen und Bitten und wollte ja auch nichts weiter, als blos zum Zuſchauen mitgehen. Endlich gut — mein Gott, ich bin ſelbſt mit Schuld daran geweſen, denn ich redete zu und ſtand auf ihrer Seite, denn das Kind that mir leid. Und ſo ſetzten wir es durch, daß ſie zum Zuſchauen mitgehen durfte. Aber da es einmal ein Maskenball war, mußte auch ſie maskirt werden. Die fremden Couſinen gingen als Armiden, Marquiſen und Königinnen der Nacht — was weiß ich, die Lulu bekam nichts als ein blaues Röckchen mit Sammet und ein rothes Mieder. Dazu ein Blumenkörbchen, denn ſie ſollte ein Gärtnermädchen vorſtellen. Die Kleine war außer ſich vor Freuden und kam auch zu mir herüber, um ſich zu präſentiren. Da ſah ich erſt, wie reizend das kleine Ding gewachſen war — das kleine Ding, wie wir ſie nannten, obwohl ſie ſtattlich genug war. An dem Abend hab' ich ihr noch einmal und feierlich das Wort abgenommen, nicht zu tanzen, aber wer kann ſich auf die Jugend verlaſſen und auf ein Mädchenherz! — Lieber Himmel, wenn andere Mädchen auf einen Ball gehen, ſo beten ſie vorher zu ihrem Schutzheiligen, daß ſie nicht ſitzen bleiben, und wie viele müſſen die Marter erleben, wie auf einem Sclavenmarkt feil dazuſitzen und wie Waare ausgeboten zu werden — zu harren und zu hoffen, bis endlich ein mitleidiger Käufer kommt, der ſich ihrer erbarmt; — meine kleine Lulu braucht nur in den Saal zu treten, und die Tragödie beginnt.

Tragödie — Sie erſchrecken mich, Frau Conrectorin.

Na, ich meine, das ſogenannte Poetiſche beginnt — das, wie es im Buche ſteht von den Montecchi und Capuletti, von dem ſchönen Pilgersmann und ſo weiter. Kurz und gut, kaum iſt das kleine Gärtnermädchen ſichtbar geworden, ſo drängt ſich ein junger Mann an ſie, um ſie zu engagiren — natürlich weigert ſie ſich, aber der kleine Schlaukopf giebt zugleich den Grund an, das Tanzen ſei ihr verboten. Der junge Mann gleich hin zu den Gardedamen und Couſinen und weiß ſo artig zu ſchwadroniren, ſo elegant zu tanzen mit den fremden Couſinen, daß dieſe endlich ihre Erlaubniß geben. Er führt die Julia zum Walzer, und nun war's um ſie geſchehen.

Mein Gott, was Sie für Ausdrücke wählen, Frau Conrectorin! — „war's um ſie geſchehen,“ — was ſoll das wieder heißen?

Ja, ja, das war nicht zum Spaßen. Es war um ſie geſchehen für heut und immerdar und ihre ganze Lebenszeit. — Einen erſten Schritt machen in die Welt hinein, und gleich den ſogenannten Rechten finden auf den erſten Griff, nicht wahr, Vetterchen, das kommt nicht oft vor, höchſtens in Romanen und auf dem Theater. — In Wirklichkeit müſſen die meiſten Mädchen Jahre lang warten und nachher doch den Erſten Beſten nehmen, denn mit der erſten Liebe verrechnen ſich von Hundert Neunundneunzig — hab' ich Recht, Vetter? fragte die ältliche Frau und warf einen forſchenden Blick auf den langgewachſenen Idealiſten, der mit gebeugtem Haupte vor ihr ſaß und die großen Hände in den weißen Handſchuhen auf dem Knie gefaltet hielt. Nach einer Weile murmelte er etwas Unverſtändliches zwiſchen den Zähnen hervor, es klang wie: Fahren Sie fort.

Was iſt da viel zu erzählen? ſagte die Frau Conrectorin nach abermaliger Pauſe. Gleich am andern Tage kommt der junge Mann zu der Mutter, ſtellt ſich vor und erklärt ſich. Es war ein ſogenannter ſchöner Mann, ganz anders als Sie, Vetter Iſidörchen, groß, ſchlank, mit gebrannten ſchwarzen Locken, ein kleines Bärtchen, feinſte Pariſer Wäſche und neueſtes Coſtüm, kurz, gerade wie die Köpfe, die beim Friſeur im Ladenfenſter ſtehen — na, ich will Ihnen nicht wehe thun, Vetterchen, Sie ſind mir doch noch lieber, als ſolch ein Maikäfer. Die Mutter meiner Lulu und der Vormund, der alte Herr von Schnorrigl, machten natürlich große

Augen, als er um das ſechzehnjährige Kind anhält. Der General wollte den kecken Geſellen gleich aus dem Hauſe werfen, er hätte die Julia auch keinem Anderen gegeben, denn er war ganz vernarrt in das Kind. Nur die Mutter ließ ſich blenden und machte die Derbheit des Alten durch Artigkeit wieder gut. Man ſuchte Ausflüchte, um Zeit zu gewinnen und Erkundigungen einzuziehen. Sie ſehen, Vetter, es ging alles mit rechten Dingen zu. Und übrigens war das Reſultat der Erkundigungen im Ganzen kein ſchlechtes. Man erfuhr zwar allerlei, aber nichts eigentlich Schlimmes. Der junge Mann war Compagnon eines Zuckerfabrikanten und hatte außerdem eine neue große Parfümerie- und Seidenfabrik angelegt. Man konnte es ſchon von weitem riechen.

Schon von weitem — nein, es iſt zu arg, Frau Conrectorin! und der Idealiſt mit der weißen Weſte ſprang auf. Sie ſtellen mein äſthetiſches Gewiſſen auf eine harte Probe.

Du meine Güte, Vetterchen, jede Blume hat ihren Duft, und ſeine eaux de lis und eaux de mille fleurs hatten mehr als einen Preis davongetragen. Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer Zimperlichkeit wollen, ich habe ja nicht von grüner Seife geſprochen. Alſo gut — das war noch die Lichtſeite, im Uebrigen erfuhr man nicht viel Gutes. Der junge Herr Aloys Heiſter, ſo war ſein Name, war ein Lebemann, er fuhr und ritt fleißig ſpazieren, auf dem Eiſe und in der Manège, auf dem Tanzplatz und beim Billard war er der Erſte, er hatte ſeine Loge im Theater und ſeinen Livreebedienten und Jockey, kurz, es war ein Lion, wie er im Buche ſteht. Sonſt konnte man nichts erfahren, was ſeinem Charakter oder ſeiner bürgerlichen Ehre geſchadet hätte, aber das war ſchon genug. Die Mutter zwar war von dem ſchönen jungen Mann und ſeinen Vorzügen geblendet, aber der alte General ſchnob Feuer und Flammen über den Gecken, Windbeutel und Schwindler, denn anders nannte er den Freier nicht. Kurz, es gab heftige Auftritte im Hauſe, bis Julia rundweg erklärte: Den oder Keinen!

Aber das Alles ſind ja langweilige Dinge, Frau Conrectorin, ſagte Vetter Iſidor.

Aha, Sie warten auf die Strickleiter und auf Mord und Todtſchlag; nur Geduld, Vetterchen. Es kommt noch anders. Meine kleine Lulu alſo ſetzt es durch, daß ſie mit ihrem liebſten Romeo verlobt wird. Aber nun ging der Spectakel erſt recht los. Alle Stadtfraubaſen und Philiſter in der Stadt, das heißt, die ſoliden Leute, ſchrieen Zeter und Mordio, daß daraus nichts Gutes kommen werde, und daß es ſchlimm ausgehen müſſe. — Anonyme Briefe kamen, daß der junge Herr bereits anderweitig engagirt ſei und nur das Vermögen Juliens erobern wolle; Warnungen kamen, daß er ein Luſticus ſei und von ſeinem Fache eigentlich gar nichts verſtehe, daß ſein eigener Vater ſich von ihm losgeſagt habe, weil er ſchon Unſummen am grünen Tiſche durchgebracht habe und tief in Schulden ſtecke — kurz, die ganze Litanei des Neides, der Bosheit, der Verleumdung aller Art. Der junge Herr Aloys aber benahm ſich dabei ſehr ſchlau. Es fiel ihm gar nicht ein, ſich zu vertheidigen, er lachte nur über die böſen Zungen, aber er erſchien niemals auf dem Hofgut ohne koſtbare Geſchenke. Bald war es eine Marmorvaſe, bald ein Korb Früchte, bald ſeltene Blumen oder eine Spitzengarnitur — Pariſer Luxuswaaren, türkiſche Teppiche, Südfrüchte, Cameen, Bijouterieen — das waren ſeine Antworten, und damit brachte er ganz die Mutter auf ſeine Seite und auch mich, die er für die zweite Mutter Juliens anſah.

Auch Sie, Frau Conrectorin! ſagte Iſidor mit dem Tone des Entſetzens.

Ja, verzeih' mir's Gott, auch mich. Wenn der Böſe einmal ſeine Hände im Spiel hat, ſo braucht er immer die alten Mittel; ich kann den Fauſt ſeitdem nicht mehr leſen, noch ſehen, denn die Frau Martha iſt — gar zu ſehr nach dem Leben gezeichnet. Alſo gut — um dem alten General auszuweichen, kamen die Liebesleutchen hier zuſammen, im Garten oder hier im Häuschen, und ſo hab' ich mein Theil redlich mitgeholfen. Eigentlich mochte ich den Menſchen nicht recht leiden, er ſprach wenig und ging nie aus ſich heraus, ich bin nie dahinter gekommen, ob er ein Duckmäuſer oder ein Simpel war, es kann auch bloße Unerfahrenheit und Schüchternheit geweſen ſein, aber mich dauerte das junge Blut, und ſo hatte das Unglück ſeinen Lauf.

Frau Conrectorin, Sie werden doch nicht — — ſagte der Idealiſt mit niedergeſchlagenem Auge.

Freilich werde ich nicht — was denken Sie, Iſidörchen, ſchämen Sie ſich! ſagte die Frau und gab dem Vetter einen kleinen, ſanften Schlag auf den mageren Arm. — Nein, um aber das Schlimmere zu verhüten, drang ich auf raſche Heirath, und ſo iſt's auch gekommen, hier im Gartenhäuschen ward die Hochzeit gefeiert.

Wie — ſie iſt verheirathet?! — Das war dem Idealiſten mit der weißen Weſte zu viel. Er ſprang auf, ſein Hals reckte ſich noch einmal ſo roth und noch einmal ſo lang aus der rothen Cravatte, während er die gelben Locken ſchüttelte und die weißen Handſchuhe zuſammenſchlug.

Verheirathet! und ich hielt ſie für ein ſchuldloſes, blumenhaftes Weſen, für eine jungfräuliche Veſtalin, für eine —

Nun, nun, ſuchen Sie nur nicht nach Ausdrücken, Vetterchen; ich glaube, Sie gehören auch zu dem Publikum der Galerie und der Dachſtube, mitunter auch der Salons, wo man einen Roman nur ſo weit lieſ't, bis ſie ſich gekriegt haben, denn nachher hört angeblich alle Poeſie auf. Was ſeid ihr für Menſchen, Vetterchen!

Heirathen iſt eine Infamie! ſchrie der Vetter Iſidor mit Stentorſtimme. Ich habe genug, Frau Conrectorin, leben Sie wohl!

Eine Infamie, ſo, ſo — dann iſt's wohl noch eine größere Infamie, Familie zu haben, Vetterchen? — Ihr verdient eigentlich gar nicht auf die Welt gekommen zu ſein, denn die Welt hätte wenig an Euch verloren, Iſidörchen, und Eure gute Mutter hätte auch beſſer gethan, Nein zu ſagen, ſtatt ſolchem Stockfiſch das Leben zu geben, — da ſehe mir doch Einer! — Die brave Frau Conrectorin hatte ſich faſt in Zorn geredet, der jedoch ſofort verflog, als ſie ſah, daß Vetter Iſidor an der Thüre noch einmal umkehrte; ſie mußte lachen, denn der Vetter ſpielte wirklich eine drollige Figur.

Er hatte bereits ſeinen Strohhut, den ein himmelblaues Band ſchmückte, auf den blonden Locken, als er ſich noch einmal umwandte.

Alſo Die da drüben, und er deutete mit dem Knopf des Regenſchirms auf das Hofgut, hat auch ſchon Familie gehabt?

Sie laſſen einen ja nicht ausreden, Vetter, und zur Strafe ſollten Sie eigentlich nichts weiter hören. Nein, Kinder hat Frau Julia nie gehabt.

Erzählen Sie weiter, Frau Conrectorin, ſagte der Vetter und lehnte ſich nachdenklich an einen altmodiſchen Schrank, auf welchem in chineſiſchen Vaſen alte Blumenſträuße aus Schilfblüten und getrockneten Pflanzen prangten.

Die Frau Conrectorin ſah den wunderlichen Vetter eine Weile über die Brille weg an, und zwar mit ſeltſam ſpöttiſchem, halb mitleidigem Blick. Dann nahm ſie wieder ihren Strickſtrumpf und fuhr weiter fort:

Mit der Heirath hatte es noch eine beſondere Bewandtniß. Es zeigte ſich, daß Herr Aloys Heiſter ein Mennonit war, und da ſie keinen Geiſtlichen finden konnten, der ſie trauen mochte, ſo mußten ſie ſich mit einem Civilact begnügen. Das aber war ein eigentliches Unglück. Denn Juliens Verwandten haben auch dieſe Civiltrauung und damit die ganze Ehe nie anerkannt, und eigentlich iſt's auch keine nach unſerer Manier, ſagte die Conrectorin, na, wir wollen uns nicht von Neuem ſtreiten, darüber ein andermal. — Alſo gut. Eine Weile ging die Sache ganz nach Wunſch. Aloys und Julia triumphirten und lachten die böſe Welt aus, die ſie nicht hatte zuſammenkommen laſſen wollen, und die böſe Welt mußte verdutzt ſtillſchweigen und erſtickte am Neid, ſelbſt der alte Schnorrigl ſagte nichts mehr, er brummte nur und machte Geſten in der Luft. Er war der Einzige, der Herrn Heiſter nie hat verzeihen wollen. Julia durfte nie wieder das Hofgut betreten, und die böſen Zungen ſagten, es ſei bei ihm nur der Zorn geweſen, weil er Juliens Vermögen — und das war nicht klein — hätte herauszahlen müſſen. Das Vermögen aber wurde in die Parfümeriefabrik geſteckt, und zum Theil auch beim Compagnon angelegt. Eine Weile alſo ging es ganz gut. Das junge Pärchen bezog eine prachtvolle Wohnung in der Stadt und lebte herrlich und in Freuden, man ſah ſie auf allen Promenaden fahren und reiten.

Julia bekam das Neueſte und Eleganteſte, was in den Pariſer Modemagazinen aufzutreiben war. Ihr Gemahl trug ſie auf den Händen, denn der leiſeſte Wunſch war ihm Befehl, und daß die junge Frau von allen Seiten um ihr Glück beneidet wurde, war nur natürlich. Im Sommer nahm man Landaufenthalt in einem beſuchten, vornehmen Bade, den Winter füllten Zerſtreuungen aller Art, Concerte, Bälle, Geſellſchaften und Maskeraden; zu ihrem Salon drängte ſich Alles, was ſich zur guten Geſellſchaft zählte — ſehr natürlich, wo Honig iſt, fliegen die Wespen zu, und ſie hielten offenes Haus und lebten auf großem Fuß.

Aha, nun kommt der bekannte Hausfreund —

Nein, der kommt nicht, mein kluger Herr Vetter, den überlaſſen wir lieber den Romanſchreibern. Freunde allerdings hatte Aloys von allen Arten und in allen Ständen, denn er hatte es doch verſtanden, ſich ſehr beliebt zu machen. Seinen Leuten beſcherte er prächtig und überreich zu Weihnachten, ſeinen Freunden gab er ſeine Diners und gemüthliche Feſte, ja ſelbſt ſeine Feinde mußten zugeben, daß er ein ganz beſonderes Genie beſitze, Landpartieen und Waſſerfahrten zu arrangiren, Familienbälle und Maskeraden zu veranſtalten. Seine Frau wie ſeine Schwiegermutter, natürlich auch ſeine Verwandten und Freunde, erfreute er bei jeder erdenklichen Gelegenheit mit den koſtbarſten Geſchenken. Zuletzt begann er auch die Künſtler zu protegiren und legte eine große, koſtſpielige Gemäldeſammlung an. Daß er Pferde, Equipagen, Dienerſchaft beſaß, verſteht ſich von ſelbſt. Kurz, er lebte wie ein kleiner Fürſt und gab der goldenen Jugend der Stadt ein nachahmungswerthes Beiſpiel, wie man ſeine Mittel mit Geſchmack und Eleganz verſchwenden ſolle und könne. Seine Julia, wie geſagt, trug er auf den Händen, und die junge Frau lebte wie in einem glücklichen Traum und Taumel dahin. Es fiel ihr gar nicht ein, zu fragen, woher die Mittel zu dem coloſſalen Aufwande kamen. Du haſt jährlich deine zehntauſend und brauchſt vor keiner Gräfin und keiner Miniſterin zurückzuſtehen, hatte ihr Mann ihr in den erſten Tagen ſchon geſagt, und die junge Frau glaubte an ihn wie an ihren Gott. Nannten ihn auch manche vorſichtige und ſcharfblickende Leute einen Verſchwender, ſo konnte ihm doch Niemand ernſtlich gram ſein, denn je ſinnloſer ſeine Vergeudung, deſto mehr entfaltete ſich ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit. — Wenn ich jetzt an jene Zeit zurückdenke, kommt es mir vor, als ob er ſich mit Abſicht in dieſen Strudel von Zerſtreuungen ſtürzte, um ſelbſt zu vergeſſen, über welchem Abgrund er ſchwebte. Zwar ſeine Zuckerfabrik wie die Parfümeriefabrik gingen glänzend, und ſeine Firma gewann mit jedem Jahr einen verbreiteteren Ruf; nur über ſein Verhältniß zu ſeinem Compagnon konnte Niemand klare Auskunft erlangen.

So ging es ungefähr vier bis fünf Jahre in ungetrübtem Glück. Daß er keine Kinder hatte, mochte der einzige Schatten dieſes Glückes ſein, aber man hörte ihn niemals darüber klagen. — Der plötzliche Tod ſeiner

Schwiegermutter, meiner theuren Freundin, war der erſte Schlag, der den wolkenloſen Himmel verfinſterte, aber dieſer Trauerfall machte es ihm um ſo mehr zur Pflicht, die arme Julia zu zerſtreuen und ſie ihren Verluſt vergeſſen zu machen; man unternahm eine Reiſe nach Venedig. Damals ſchon meinten einige böſe Zungen, die Reiſe ſei nur ein Vorwand, um ſich ſeinen Verbindlichkeiten zu entziehen. Einige Gläubiger meldeten ſich, andere wurden unruhig. Die Kataſtrophe drohte hereinzubrechen, aber Herr Heiſter kam mit ſeiner Frau zur feſtgeſetzten Zeit zurück, heiter und ſorglos wie immer. Einige der Gläubiger wurden ſofort befriedigt, anderen gab man Sicherheit, den dritten Vertröſtungen. Dies genügte für den Augenblick, aber das Mißtrauen war nun einmal erwacht und zu ſtark, um wieder ganz eingeſchläfert zu werden.

Seit dieſer Zeit machte Herr Heiſter öfter kleine Reiſen, er kam aber immer verſtimmt zurück. Fremde wollen ihn in Wiesbaden und Homburg geſehen haben. Während einer dieſer kleineren Reiſen, die er ſtets allein unternahm, wurden Wechſel präſentirt, und das Unglück wollte es, daß Frau Julia zu Hauſe war. Die junge Frau ruft den Kaſſier — er erſcheint und macht ein beſtürztes Geſicht, als er die Wechſel ſieht. Frau Julia befiehlt, ſie auszuzahlen. Der Kaſſier ſucht nach Ausflüchten, ſie wird gereizt und läßt ſich zu einer unbeſonnenen Aeußerung über ſeine Pflichttreue hinreißen. Das verletzt den empfindlichen Mann auf das Aeußerſte,